Aus der Geſellſchaft.

Novelle

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin, 1838.
Verlag von Dunker und Humblot.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

GESCHENK
FRESENIUS

An den Verleger.

Sie fragten mich in Berlin, ob ich eine Vorrede ſchreiben wolle? ich ſagte Nein. Seitdem hab' ich eine Menge Bücher in Händen gehabt, wiſſenſchaftliche, belletriſtiſche, ja gar Gedichte — Alle mit Vorreden. Sie ſind wie Fächer, die zum vollſtändigen Anzug gehören. Wir können zwar ohne Fächer im Salon erſcheinen, aber dann ſind wir nicht elegant und das iſt doch gewiß eine große Schmach. Ich würde alſo gern eine Vorrede ſchreiben, wenn ich nur wüßte, was ich darin ſagen ſollte. Was ich zu ſagen hatte, ſteht im Buche ſelbſt. Haſche ich vorſchnell meine Idee heraus, und tiſch' ich ſie dürr und trocken dem Leſer in der Vorrede auf, ſo iſt er im Stande damit genug zu haben und das Buch wegzuwerfen. Jetzt aber muß er friſch an's Leſen, und das wünſcht doch der Autor. Ich könnte auch vielleicht das Publikum ſein demüthig um Nachſicht bitten für meinen erſten Proſa-Verſuch. Doch, wenn er gut iſt, ſo muß es ſich ja freuen, daß ich ihm denſelben vorgelegt; und taugt er nichts, ſo verdien' ich keine Nachſicht, mögte ſie nicht, und würde ſie nicht finden, hätt' ich auch fußfällig darum gebeten. Etwas Ueberflüſſiges zu thun hab' ich aber immer gehaßt. Endlich könnte ich mich vielleicht mit den Leſern in anmuthige Unterhaltung verwickeln, erzählen wie und wo ich mein Büchlein, und weshalb ich es in Proſa geſchrieben, mich gegen die Muthmaßung verwahren, daß ich darin porträtirt — kurz, Alles thun was der Autor thut, der die Blicke auf ſich ſelbſt ziehen will; aber ich mag nicht das Publikum in ſeinem neugierigen Heißhunger nach Perſönlichkeiten beſtärken! — Und darum wird mein Buch ohne Vorrede bleiben, wenn nicht etwa dieſe Zeilen als ſolche gelten können, was ich Ihrem Gutdünken überlaſſe.

Dresden, den 21. Februar 1838.

Ida Hahn-Hahn.

Aus der Geſellſchaft.

Erſtes Kapitel.

Ein bepackter Reiſewagen fuhr langſam und ſchwerfällig zur letzten Höhe des Wormſer Jochs hinauf. Es war Ende Auguſt, vielleicht ein wunderſchöner Sommertag in den Thälern von Tyrol und Graubündten, aber in dieſer Höhe, zwiſchen dieſen gewaltigen, ſchneebedeckten Bergen, hingen ſchwere trübe Nebel, und wehte ein ſcharfer Wind. Man ſage was man wolle! auf dem Hochgebirge iſt es im höchſten Grade unbehaglich, und wenn man dafür in der Majeſtät des Anblicks Erſatz zu finden hofft, ſo wird man ſehr oft getäuſcht; denn es ſind nicht nur Nebel und Stürme in dieſen Regionen heimiſch und den An- und Ausſichten ſehr nachtheilig, ſondern es fehlen die Kontraſte, es fehlt ein Maßſtab für die Majeſtät. Hier iſt Alles ſo hoch, ſo ſchroff, ſo gewaltig, ſo über den Wolken; hier fehlen ſo ganz liebliche Thäler, tiefe dämmernde Seen, belaubte Hügel und friedliche Dorfſchaften, daß das Auge nicht vergleichen kann, und mehr mit Staunen als mit Bewunderung, mehr mit Grauſen als mit Entzücken, dieſe in Granit ausgeprägte Natur betrachtet.

Gelangweilt durch die Langſamkeit der Fahrt, hatte die Gräfin Schönholm den Wagen verlaſſen und ging raſch voran; neben ihr der junge Polydor. Ein eiſiger Nordwind wehte ihnen gerade entgegen, und wühlte in Schleier und Shawl der Gräfin. Sie preßte ihr Taſchentuch vor den Mund und bog die ſchlanke Geſtalt vornüber, ohne jedoch ihren Schritt zu mäßigen.

„Aber Sie erkälten ſich gewiß," ſagte Polydor. Sie ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt doch nur Eigenſinn das Wormſer Joch erklettern zu wollen." Sie nickte.

„Und wie kann es Ihnen Spaß machen bei ſo unbedeutenden Dingen Eigenſinn zu haben?"

— Weil ich bei großen keinen habe! — Uebrigens iſt es unmöglich hier eine Converſation zu machen. —

Sie gingen ſchweigend weiter.

Die Gräfin Schönholm kehrte nach zweijährigem Aufenthalt in Italien nach Deutſchland zurück. Sie war unabhängig, jung und reich, liebte weder das Clima noch das Leben des Nordens, wäre weit lieber jenſeit der Alpen geblieben; aber ſo wenig frei iſt man trotz ſeiner Unabhängigkeit, daß man ſich vom irdiſchen Beſitz feſſeln, lenken und beſtimmen läßt! Sie kehrte auf ihre großen glänzenden Herrſchaften zurück, wo ihre Anweſenheit zwar nicht nothwendig, aber doch wünſchenswerth war.

Polydor war ein junger Bildhauer gebürtig aus Welſchtyrol, den ſie in Rom hatte kennen lernen, und von dort mitgenommen, weil er nach Wien zu gehen wünſchte.

Auf dem Culminationspunkt ſtand endlich die Gräfin ſtill, kehrte ſich nach Süden und ſagte: „Wenn ich binnen Jahresfriſt nicht todt bin, ſo ziehe ich wieder dort hinab.“

„Und ich mit Ihnen, rief Polydor, denn ich glaube nicht, daß ich's länger in Deutſchland aushalte.“

„Ich gewiß nicht! nur in Italien kann ich glücklich ſein; aber da bin ich es auch ganz, und deshalb thut es mir unſäglich leid es zu verlaſſen. Wer weiß was in der Heimat meiner harrt!“ —

„Was überall Ihrer harrt: Freude und Liebe. Denn wenn Sie auch ein wenig eigenſinnig ſind, ſo bleiben Sie doch ewig ein anbetungswerther Engel.“

„Mein guter Polydor, daß Sie ſo denken iſt natürlich; allein daß Andere nicht ſo denken iſt ebenfalls natürlich.“

Der Wagen hatte ſie erreicht; ſie ſtiegen ein; es ging bergab. Da kam ihnen eine andre bepackte und dicht verſchloſſene Kutſche entgegen. Als die Wagen an einander vorüberfuhren, blickte die Gräfin aus dem Fenſter.

„Mein Gott,“ rief ſie, „das iſt ſeltſam! an jenem Wagen war ein Alliancewappen, und eins derſelben war das meinige. Mein Wappen aber führt niemand als mein Vetter Askanio, und der kann es nicht geweſen ſein, der weiß ja, daß ich zu ihm komme. Er würde mir gewiß geſchrieben haben, wenn er eine Reiſe nach Italien für dieſen Herbſt beabſichtigt hätte."

„Der Wagen iſt noch nicht fern," ſagte Polydor; „befehlen Sie, ſo hält der Poſtillon, und Sie ſchicken Ihren Kammerdiener um ſich nach dem Namen jener Wappenräuber zu erkundigen."

„Sie haben Recht, es iſt kindiſch! Engländer können es ja geweſen ſein, oder weiß Gott wer. Heut' zu Tage reiſt ja alle Welt, und alle Welt hat auch ſein Wappen. Wenn Sie erſt der Baron von Polydoro ſein werden; bekommen Sie auch eins. Bis dahin ſiegeln Sie aber Ihre Briefe mit einem Pettſchaft, das ich für Sie machen laſſen werde. Eine himmelanſteigende Rackete ſoll darauf geſtochen werden, mit dem Motto: da l'ardore l'ardire. Sie ſehen, was ich für Hoffnungen für Sie hege. By the by wüßte ich doch gern wer die Leute in jenem Wagen geweſen."

„Vielleicht erfahren Sie es auf der nächſten Poſt."

„Ach, es iſt ein beklemmendes Gefühl nach jahrelanger Abweſenheit in den Kreis alter Bekannter heimzukehren. Wie viel kann ſich verändert haben, was kann Alles geſchehen ſein, wovon wir keine Ahnung haben. Briefe gehen verloren, und Manches, oft das Wichtigſte, mögen wir keinem Briefe anvertrauen. So tritt man oft als ein Fremdling in den Kreis ſeiner Freunde."

„Darum ſollte man ihn vielleicht nie verlaſſen."

„Ja, wenn es möglich wäre, nie das geliebte Dach des Vaterhauſes zu verlaſſen! Doch iſt das einmal geſchehen, ſo iſt damit auch ſchon der erſte Schritt in die Fremde gethan und die Scheu vor ihr überwunden. Dann zieht ſie uns an, lockend und magiſch, und bleibt es ſo lange bis wir uns mit ihr vertraut gemacht haben. Sind wir heimatlich in ihr eingebürgert, oder vollends bequem eingeniſtet, ſo hat ſie ihren Reiz verloren, und ſieht uns mit ſolchem Alltagsgeſicht von Langweiligkeit an, daß wir über Meere ſchiffen und über Berge klettern müſſen um wieder die Fremde zu ſuchen."

„Aber wie drückend iſt dies Umhertreiben in dem begrenzten Kreiſe, für die unbegrenzte Sehnſucht! Und wenn wir über die ganze Erde dahingewandelt ſind, ſo iſt dieſe Sehnſucht nicht befriedigt, höchſtens ermattet, und wir haben nichts weiter geſehen, als Sonne, Mond und Sterne, auf zwei- und vierbeinige Geſchöpfe herabſcheinend, was wir ganz genau auch ſehen, wenn wir in unſerm heimatlichen Dörfchen bleiben."

„Und warum ſind Sie nicht in dem Ihren geblieben?"

„O, ich! ich bin Künſtler! ich muß in den ewig wechſelnden Formen die Offenbarung der Schönheit ſuchen und finden lernen."

„Sehen Sie wol! weder Sie noch irgend Einer mag ſich mit dem heimatlichen Dörfchen begnügen. Der Gelehrte ſagt: ich muß meine Wiſſenſchaft bereichern; der Staatsmann: ich muß mich erholen von dürren Geſchäften; der Diplomat: ich muß fremde Höfe und Kabinette in der Nähe obſerviren; der Soldat: ich möchte gern wiſſen ob die Peſcherähs auch eine Idee von Fortification und Taktik haben; und jeder Mann: ich muß die Welt ſehen. Die Frauen, die ſich emancipiren ſo gut ſie können, wollen auch die Welt ſehen, nicht um Taktik, Kabinette, Bibliotheken und Muſeen zu ſtudieren, ſondern um ſich zu amüſiren — und ein Grund iſt ſo gut wie der andere."

„Und warum wollen Sie die ganze Welt ſehen?"

„Die Griechen nannten den einen Unglückſeligen, der den olympiſchen Jupiter nicht geſehen. Ich bin ungefähr ihrer Meinung, und mag nicht zu den Unſeligen gehören, die nie das Schneegebirge im Abendroth und das Koliſeum im Mondlicht erblickt haben, nie den St. Stephan, und Madonnen von Rafael und Bettelbuben von Murillo."

„Und nie Thorwaldſen und andere Unſterbliche der Mitwelt."

„Nur, Thorwaldſen gewiß ausgenommen, dieſen liebenswürdigſten und wohlwollendſten aller Menſchen — im Allgemeinen ſollte man nicht die perſönliche Bekanntſchaft ſolcher Männer ſuchen, wenn man nicht zu ihrem Fach gehört und etwa von ihnen zu lernen wünſcht. An der Statue, an dem Gedicht, iſt Alles ſo harmoniſch, ſo edel, ſo kräftig, daß ſie uns durch und durch heben und erquicken; der Bildhauer und der Dichter hingegen können ſo viel Schroffheiten, Launen und Schwächen im Character, oder doch wenigſtens in der augenblicklichen Stimmung haben, daß wir uns nicht von ihnen angeſprochen, ja oft verletzt fühlen. Dann ſchreien wir, als ob uns groß Unrecht geſchähe! iſt aber Logik darin, zu folgern: weil jene Menſchen vortrefflich in ihrem Atelier und an ihrem Schreibtiſch ſind, müſſen ſie auch liebenswürdig in unſern Salons ſein?"

„Die Freundſchaft eines ſolchen Menſchen iſt mehr werth, als alle Berge und Tempel und Bilder der Erde bewundert zu haben."

„Das will ich meinen! aber an ihnen vorüberſtreifen und drei Worte mit ihnen wechſeln, iſt nicht ihre Freundſchaft gewinnen! Ja, über das Glück ein Jünger Platos oder ein Schüler Rafaels geweſen zu ſein, geht doch nichts . . ." —

„Als das Glück Plato und Rafael ſelbſt geweſen zu ſein."

„Kaum! bewundern iſt ſeliger, als bewundert werden. Sie aber als Künſtler dürfen nicht ſo denken. Ueberdies mag es wol himmliſche Befriedigung geben von einer Welt bewundert zu werden. Man muß das erfahren haben um darüber urtheilen zu können und jetzt macht niemand mehr, glaub' ich, dieſe angenehme Erfahrung. Die Welt iſt zu groß, zu getheilt, zu zerriſſen. Wo eine Größe auftaucht, wird ſie gleich gepackt, und gleichſam als Feldherr eines Armeecorps in den großen Krieg der Parteien geſchickt, folglich von den Gegnern gehaßt, und mörderiſch verfolgt. Da hatten wiederum die Alten es beſſer. Griechenland war ihre Welt. Der olympiſche Jupiter und die Oreſtea wurden von der Welt bewundert. Was kümmerte man ſich um die Barbaren rechts und links.“

„Für uns aber giebt es keine Barbaren mehr, und da iſt es wol etwas drückend in Europa eine Sommität, und in Afrika unbekannt zu ſein! wie ungeheuer ehrgeizig Sie ſind! ich würde mich vor der Hand mit der Bewunderung Europa's zufrieden ſtellen.“

„Ich mit gar keiner! — Aber ich freue mich herzlich den Askanio wieder zu ſehen und meine liebliche Ondine und die beiden herzigen Knaben. Was wollen Sie denn eigentlich in Wien, Polydor? kommen Sie mit mir nach Schloß Ohlau, und ſehen Sie dort tüchtige, ſchöne und glückliche Menſchen.“

„Nein, es geht nicht! ich muß verſuchen mir eine ſelbſtändige Exiſtenz zu gründen. Und dann verwöhne ich mich auf der einen Seite bei Ihnen, indeſſen ich mich auf der andern doch etwas beſchränkt durch Sie fühle. Sie ſind zu eminent um nicht den Menſchen, die viel mit Ihnen leben, eine Richtung zu geben, und ich bin noch zu jung und unerfahren, um zu wiſſen, ob dieſe Richtung auch die meinige iſt.“

„Keine Mutter kann die Erziehung ihres Sohnes vollenden und muß ihn ziehen laſſen — wie ſollt' ich Sie bei mir behalten können! Nur ängſtigt es mich, daß Sie nach Wien gerade gehen, wo man nur vermittelſt einer coloſſalen Reputation, oder einer eben ſo mächtigen Protection ſeinen Weg macht. Nur hätte ich Ihnen die Freude gegönnt, einmal recht nahe an das Bild des Glücks heranzutreten. Mich hat es immer in tiefſter Seele erquickt. Mein Vetter iſt ein durch und durch tüchtiger Menſch, vom Scheitel zur Sohle nicht blos Edelmann, ſondern von Adel, tadellos in jedem Verhältniß, glücklicher Gatte und Vater mein Stolz und meine Freude."

„Sie lieben ſehr den Grafen Ohlau."

„Wie meinen Vetter und Freund, d. h. wir ſind uns gegenſeitig von Herzen gut und zählen in Noth und Trübſal auf einander. Uebrigens aber bin ich ihm etwas zu genial, wie er es artiger Weiſe nennt; denn ich glaube es ſoll heißen excentriſch. Wir ſind oft in kleine Fehden verwickelt, allein die ſtören uns nicht. Mir iſt doch ſtets bei ihm zu Muth, als ob ich die Zweige einer Eiche über mir rauſchen hörte, und er betrachtet mich mit verwunderten, freundlichen Augen, wie irgend ein buntes, ſtachlichtes Tropengewächs in ſeinem Garten. Und ſeine Frau! o dies holdſelige Weſen würde Sie entzücken. Ich begreife nicht, wie irgend ein Mann ſie erblicken und nicht von ihr hingeriſſen ſein kann. Zum Glück lebt Askanio immer auf ſeinem Schloß; dieſe dunkeln, zauberhaften Augen würden viel Unheil in der Männerwelt ſtiften."

„Meinen Sie, daß man ſich auf dem Lande nicht in eine ſchöne Frau verlieben könne?“

„O ja, aber man ſieht ſich nicht ſo viel; in der Stadt hingegen täglich, wenn man will. Uebrigens iſt mein Vetter dieſen Winter hindurch mit ſeiner ganzen Familie in der Reſidenz geweſen. Wie es ihnen gefallen hat, weiß ich nicht. Ondine hat mir nur einmal geſchrieben, wir correſpondiren nicht eifrig.“

„Aber mir werden Sie oft und viel ſchreiben, nicht wahr?“

„Wie's kommt! vorher verſprechen kann ich nichts, weil ich nicht weiß ob ich's halten kann.“

„Sie müſſen doch wiſſen was Sie thun werden?“

„Nein; denn ich weiß nicht was mir begegnen wird.“

„Alſo wär' es möglich, daß Sie mich über einen andern Gegenſtand oder eine neue Idee total vergäßen?“

„Nein; aber in den Hintergrund können Sie allerdings geſtellt werden.“

„Frau Gräfin, Sie ſind von einer deſolanten Aufrichtigkeit.“

„Wenn Sie wahr ſein wollen, ſo fühlen Sie ganz daſſelbe.“

„Möglich; aber ich ſag' es Ihnen nicht.“

„Ich aber ſag' es Ihnen abſichtlich, damit Sie Sich nicht etwa jugendlich einbildeten, Sie wären mir lieber, als Sie es wirklich ſind.“

„Gräfin, warum ſagen Sie mir ſo harte Dinge?“

„Weil Sie ein Mann ſind, mein armer, guter Polydor, folglich ein wenig eitel und ſelbſtvertrauend. In jedem Verhältniß zwiſchen Frauen und Männern halte ich es für das Beſte, wenn beide Theile ſo genau und klar wie möglich wiſſen, was ſie einander ſind. Sonſt kommen leicht Mißverhältniſſe und Mißſtimmungen, die ſehr weh thun können.“

„Ich bewundere eine neue Vollkommenheit an Ihnen: die Verſtändigkeit.“

„Ja, mein Lieber, für Andere bin ich die Verſtändigkeit und Vernunft ſelbſt“ — ſagte die Gräfin lachend, und gab freundlich ihrem Gefährten die Hand. Er ſchüttelte ſie zwar, doch mit einem kühlen Lächeln. Er hatte nie an die Möglichkeit eines Herzensverhältniſſes zur Gräfin gedacht, er wußte, daß ihre Liebe einem andern Gegenſtande geweiht war; allein daß irgend etwas Neues ihn in den Schatten rücken könne, oder eigentlich, daß ſie es ihm unverholen erklärte — war ihm verletzend, für ſein Gefühl: ſo meinte er — für ſeine Eitelkeit: ſo meinen wir.

Sie kamen in Landeck an, ermüdet, erfroren, verdüſtert vom langen Nebel-Reiſetag. Auch der Gaſthof war unbehaglich, ſchmutzig, mit wüſten, großen Zimmern. Der Wind ſauſte und der Nebel löſte ſich in ſchwere Regentropfen auf, die klirrend an die Fenſterſcheiben ſchlugen. Die Gräfin nickte Polydor eine gute Nacht zu, ging in das ihr angewieſene Zimmer, wickelte ſich feſt in ihr großes Shawl, ſetzte ſich auf den erſten beſten dürren, lederbeſchlagenen Stuhl, und lehnte den Kopf zurück an die weiße Kalkwand.

Es war ein ſeltſamer Kopf, gar nicht ſchön, doch ſehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguirte Züge, die auf mehr als ſieben und zwanzig Jahr ſchließen machten, und ein durchſichtiges, wechſelndes Colorit, das den Hauch erſter Jugend über ſie zauberte; Augen, wechſelnd im Ausdruck wie die eines Kindes, und verſchieden im Glanz ſchillernd wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwiſchen den Augen, und im Aufſchlag der langbewimperten Augenlieder, ein Zug von unausſprechlicher Schwermuth. Lauter Kontraſte und doch Harmonie, wie in den großen Bildern, welche die Natur vor uns aufrollt. Das war der Kopf von Ilda Schönholm; das war die analoge Form, welche ihre Seele nicht verhüllte, ſondern leicht umfloß.

Ein alter Kammerdiener, der ſeit zehn Jahren daran gewöhnt war auf allerlei Weiſe für ſie zu ſorgen, war geräuſchlos ab und zu gegangen, hatte eine Decke auf den Tiſch gebreitet, Wachslicht angezündet, das Theegeſchirr nicht blos hingeſtellt, ſondern auch den Thee eingeſchüttet und das Waſſer darauf gegoſſen. Nun legte er ein Polſter auf einen der unbequemen Stühle, rückte ihn an den Tiſch, legte einen zierlich geſtickten Fußſack unter denſelben und ein großes Portefeuille von Maroquin mit Stahlbeſchlag rechts, eine ſilberne Handſchelle links vom Sitz auf ihn, überzeugte ſich mit einem Blick, daß Alles zweckmäßig geordnet ſei, und fragte mit einer Verbeugung:

„Gnädige Grafin haben weiter nichts zu befehlen?“

„Ich danke,“ ſagte ſie mit maſchinenmäßiger Gewohnheit.

„Gnädige Gräfin befehlen morgen keine Pferde?“

„Ja wol! um acht Uhr früh nach Inſpruck. Und dann erkundigen Sie Sich doch, was für Reiſende die letzte Nacht hier zugebracht haben, und bringen Sie mir ſogleich die Antwort.“

Sie ſetzte ſich an den Theetiſch. Albrecht ging und brachte nach wenigſtens zehn Minuten erſt Antwort:

„Bitte unterthänigſt um Verzeihung; aber es hält ſchwer ſich mit dieſen Leuten zu verſtändigen, denn ſie ſprechen kein gutes Deutſch und gar nicht franzöſiſch; daher hat es ſo lange gewährt.‘‘

„Nun, wer war hier?“

„Eine vornehme Herrſchaft mit zwei Kindern.“

„Wie hieß ſie? wohin reiſte ſie?“ rief lebhaft die Gräfin.

„Den Namen wußte die Wirthin nicht; aber die Reiſe ging aus Italien an den Bodenſee.“

„Ah ſo!“ ſagte ſie erleichtert; „und weiter?“

„Vier junge Studenten aus Baiern; und ganz ſpät iſt noch gekommen eine Dame in tiefer Trauer mit mehreren Domeſtiken in tiefer Trauer ...“ —

„Es iſt gut. Ich danke Ihnen.“

„Wünſche unterthänigſt wol zu ruhen.“

Albrecht ging leiſen Trittes. Die Gräfin legte den Kopf in ihre aufgeſtützte Hand, und ſah ſtill in die ruhige Flamme des Lichts. Nichts regte ſich, es herrſchte eine Todtenſtille im Zimmer.

„Aber es iſt unheimlich hier,“ ſagte ſie plötzlich laut, wie es mitunter ihre Gewohnheit war — „ich will an Askanio ſchreiben.“

Da fuhr plötzlich ein heftiger Windſtoß an das Fenſter, riß einen ſchlecht verwahrten Flügel auf, pfiff ſchneidend durch das Zimmer und löſchte eins der Lichter aus.

Ilda ſtand ruhig auf, ſchloß das Fenſter, zündete die Kerze wieder an und ſchrieb an Graf Ohlau:

Lieber Askan!

„Im Junius hab' ich vom Comerſee Ondinen ge„ſchrieben, mich für die erſten Septembertage bei „Euch angemeldet und keine Antwort erhalten. Dar„aus ſchloß ich, daß ich Euch willkommen ſein würde; „denn wenn ich es nicht wäre, müßtet Ihr es mir „freilich ſagen. Jetzt ſage ich Dir genau den Tag „meiner Ankunft, damit Ihr Alle hübſch zu Hauſe „ſeid, und ich auf einmal Eure lieben Geſichter ſehe. „Es wird der vierte September ſein; denn da ich „Inſpruck, München, und alle bedeutende Städte „kenne, die ich auf meiner Heimreiſe berühre, ſo „werd' ich mich nirgends lange aufhalten, z. B. in „München nur: um die Pinakothek kennen zu lernen

und

„und mit meinem geliebten Adonis von Thorwaldſen „ein Liebeswörtchen zu plaudern; in Nürnberg: um „Lebkuchen für Deine Kinder zu kaufen und um „mich zu erquicken an dieſer in Stein ausgehauenen „Blüte der deutſchen Städtezeit. Das iſt das Angenehme beim vielen Reiſen: man ſieht nicht, was „der Guide und der Lohnlakey uns empfehlen, ſondern das, was uns anſpricht."

„Ich habe viel Euch zu erzählen und zu zeigen, „und ich hoffe auch viel zu hören. Sollte Ondine „mir zürnen, daß ich ihren Brief vom November „erſt im Junius beantwortet habe? Nun, das wird „ſich Alles bald ausgleichen. Bis dahin küſſe ich „ſie und die Knaben, und drücke Deine gute, feſte „Hand. Wenn ich Euch nicht hätte, wie viel ginge „mir verloren! — Ade, lieber Menſch! Ich ſchreibe „Dir vom Unwetter umtobt, im wüſten Zimmer eines „unſaubern Tyroler Gaſthofes, nachdem ich heute ſchon „dem Himmel ſehr viel näher geweſen bin, als Du, „nämlich 8000 Fuß über dem mitteländiſchen Meer auf „dem wormſer Joch, dieſem koloſſalſten aller Alpenpäſſe. Deutſchland hat mich ſogleich mit dem unfreundlichſten ſeiner Abgeſandten, dem Nordwind, „empfangen, der eben, wie der Arm eines böſen „Geiſtes mein Fenſter aufriß. Ich finde, Deutſchland „könnte graziöſer ſein für eine ſeiner „berühmten „Frauen," um ſo mehr, da ich es im Lauf des Winters „mit einem ſehr intereſſanten Album erfreuen werde.

„Aber kann ich denn nie aufhören mit Dir zu „plaudern? ich nehme den Brief bis Inſpruck mit, „dann macht er ſeinen Weg allein, wie meine opera „omnia, und ich komme bald ihm nach.

Ida.

Zweites Kapitel.

Der ſchönſte Sommermorgen weckte die Reiſenden. Nicht mehr dicke graue Wolken, ſondern leichte ſilberne Nebel hingen um die Berge, welche Landeck und das Innthal einfaſſen. Sie flatterten in der Morgenluft hin und her, kokett wie ein Schleier um ein ſchönes Antlitz, und zertheilten ſich endlich ganz, als die Sonne hoch genug geſtiegen war, um ſie mit ihren ſtrahlenden Geſchoſſen in die Höhlen der Nacht zurückzuſcheuchen.

Polydor hatte ſeine Empfindlichkeit verſchlafen und die Gräſin jene trübe Stimmung, welche unfreundliches Wetter ſtets in ihr erzeugte. Sie ließ den Wagen zurückſchlagen und fuhr fröhlich in der grünen Landſchaft dahin.

O, es iſt ſehr lieblich am ſchönen Sommermorgen durch eine anmuthige Gegend raſch zu fliegen wie ein Vogel, der auch nichts von der Welt will, als über ihr ſchweben. Das Fahren iſt wirklich die höchſte Annehmlichkeit des Reiſens. Das Gaſthofleben iſt unruhig; das Durchſtreichen der Städte iſt ermüdend; das Bewundern der Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten iſt eine Sache, von der man ſich gern durch einen Tag Holzſägen oder Waſſertragen loskaufen würde. Aber ſich unbeweglich in den Wagen zurückzulehnen, indeſſen er leicht und bequem auf einer guten Chauſſee rollt; vor den Augen bunte Bilder zu haben, die wechſelnd, wie Träume, nie lang genug hängen bleiben um uns zu langweilen; durch den Sinn Gedanken fliegen zu laſſen, die ſich bald an jene Bilder knüpfen, bald durch die wunderlichſten Ideenverbindungen erzeugt werden; von keiner irdiſchen Bedürftigkeit gebunden zu ſein, weil man weiß daß man überall einen gedeckten Tiſch findet, und — ſollte man einmal kein Bett finden — recht gern à la belle étoile, vom Wagen, wie von einer Wiege geſchaukelt, ſchläft; immer das Rollen der Räder zu hören, das, gleich dem Rauſchen eines Bachs, und dem Klappern einer Mühle, und dem Plätſchern des Ruderſchlags, durch ſeine Einförmigkeit ein beruhigendes Accompagnement für die in's Unendliche ſchweifenden Gedanken wird; das iſt eine Wonne, an die, wie der Liebende an die Liebe, nur der ächte Reiſende glaubt. Und außer ächten Liebenden iſt gewiß nichts ſeltener auf der Welt zu finden, als ächte Reiſende. Denn wer da reiſt aus Neugier, oder aus Langerweile, oder der

Geſundheit und Mode wegen, oder um Bücher darüber zu ſchreiben — der gehört nicht zu ihnen und weiß nichts von jenem ſeligen Quietismus.

Ehe man Inſpruck erreicht, fährt man an der Martinswand vorüber. Ilda wies hinauf und ſagte:

„Sehen Sie, da oben hat gewiß der gute Kaiſer Max, den die Hiſtoriker ſo verachten und den die Dichter ſo lieben, betend geſtanden und ſeine Seele dem Herrn empfohlen. Und drüben, jenſeit des Inn, verſammelte ſich das geängſtigte, theilnehmende Volk, ſchrie und zeigte empor, und wußte tauſend unausführbare Rathſchläge zu geben. Und als der Kaiſer an jeder Hülfe verzagt und auf den Tod gefaßt war, und als der Prieſter unter ihm die Monſtranz hoch empor hielt, und alle Glocken dazu läuteten, und alles Volk ſich auf's Angeſicht warf, und er ſelbſt ſein Knie vor dem Allerheiligſten beugte — da kam der Engel und rettete ihn auf unbekannten Wegen vom gräßlichen Hungertode. Lieber Polydor, das iſt doch eine wunderhübſche Geſchichte!“

„Ich bekenne Ihnen, daß ich ſie eben ſo hübſch finde, wenn der Hirt, Jäger, Bergmann, oder wer ſonſt der fremde Retter geweſen, darin figurirt ſtatt des Engels. Ja, ſie gewinnt durch die menſchliche Einwirkung des Unbekannten, durch den Gedanken an die Gefahren, denen er ſich dabei ausgeſetzt haben mag, durch ſein ſpurloſes Verſchwinden, welches jeden Dank ablehnt, vielleicht ein höheres Intereſſe.“

„Gewiß! aber mich freut am meiſten, daß man damals in dem Retter ſogleich den Engel erkannte, den Boten einer höhern Macht, deren Reich beginnt, wo der Menſchenwitz das ſeine verliert. Ein Engel war jener Hirt oder Jägersmann für Kaiſer Max und ſein treues Volk, und in dem Bilde iſt die ſterbliche Erſcheinung ganz untergegangen. Dieſer Boden iſt überhaupt intereſſant für die Habsburger. Jenſeit Inſpruck liegt Schloß Ambras auf einer Höhe, jetzt eine Kaſerne, einſt der Ort, wo der Erzherzog Ferdinand in langer glücklicher Ehe mit der ſchönen Philippine Welſer, der Kaufmannstochter aus Augsburg, lebte. Sie war ſo weiß, daß man, wenn ſie trank, den rothen Wein in ihren ſchlanken Hals herabgleiten ſah.“

„Solche ätheriſche Geſtalten findet man nur diesſeit der Alpen; aber der Maler kann ſich mehr an ihnen freuen, als der Bildhauer. Dieſe Zartheit läßt keine prächtige Entwickelung der Formen zu.“

„Das ſieht man recht an den altdeutſchen Gemälden, ehe die Meiſter in Berührung mit italieniſcher Kunſt gekommen waren. Die Formen ſind von ängſtlicher Dürftigkeit. Aber wiſſen Sie, ich kann mir noch gar nicht vorſtellen, daß Sie übermorgen nach Oſten fahren wollen, während ich nach Norden fahre. München würde ſo merkwürdig für Sie ſein, und ich würde ſo gern ſehen, welchen Eindruck die reichſte Kunſtſtadt Deutſchlands auf Sie macht! Ob gar überhaupt einen auf Ihr verwöhntes Auge.!“

„München muß mir bleiben als Troſt, als Hoffnung und Erquickung, wenn es in Wien mir nicht nach Wunſch geht. Und die Trennung von Ihnen iſt mir ja doch gewiß."

Sie fuhren mit dem Abendläuten in Inſpruck ein, das wunderlieblich zwiſchen Maisfeldern und einigen tauſend Fuß hohen Bergen liegt.

Sie verplauderten den Abend, ſprachen Manches von der Vergangenheit und viel von der Zukunft, formten unzählige Pläne zu künftigen Reiſen und Arbeiten, ordneten und ſonderten allerlei Papiere, Bücher und Geräthſchaften, die bei längerem Zuſammenſein und auf der Reiſe unter einander gemengt waren; und als das Alles abgethan war, kniete Polydor vor der Gräfin nieder und ſagte:

„Nun ſegnen Sie mich, denn ich fahre gleich fort, die Poſt geht."

Sie ſah ihn wehmüthig lächelnd an, legte die Hand auf ſeine Stirn, und ſagte:

„Gott behüte Sie, und wende, wenn auch nicht den Schmerz, doch Unglück und Schuld gnädig von Ihrem Haupt. Ich bleibe unter allen Umſtänden Ihre Freundin, die immer ein Aſyl für Sie haben wird."

Er küßte demüthig ihre Hand, ſtand auf und ſprach mit feuchten, verklärten Augen:

„Sie ſind wie eine Gottheit in mein dunkles Daſein getreten. Seit ich Sie kenne, iſt mir das Leben eine Luſt, ſeit ich mit Ihnen zuſammen geweſen bin, eine Wonne geweſen. Das iſt das Himmliſchſte was ein Menſch dem Andern geben kann, und das haben Sie mir gegeben. Wenn die Welt Sie verwundet, wenn die Freunde Sie kränken, wenn das Liebſte Sie betrübt — ſo denken Sie an Ihren armen Polydor, der Sie ſegnet, und das wird Ihnen ein Balſamtropfen ſein.“

Er drückte nochmals ihre Hand an ſeine Lippen, ſeine Stirn, und verſchwand.

Ilda war nun allein, und fühlte ſich ſehr einſam. Sie hatte Polydor lieb wie ihren Schützling, ihr Pflegekind, und die Künſtlerſeelen Beider hätten ſich zuſammen gefunden auch ohne jene Beziehungen.

Polydor war der Sohn armer Landleute bei Botzen. Von früheſter Jugend an mußte er viel arbeiten, in den Weinbergen, auf den Feldern, im Hauſe, und dann, ſtatt auszuruhen, eine Schaar jüngerer Geſchwiſter warten. Aber er that Alles willig, wenn er nur an Sonn- und Feſttagen aus Lehm allerlei Thiere kneten durfte, oder Soldaten mit Gewehr, und hübſche Mädchen mit Blumenſtrauß und Gebetbuch, in weißer Kreide an braune Thüren und Schränke und Wände zeichnen durfte.

Nicht blos ſeine Geſchwiſter und Spielkameraden, ſondern auch die Nachbarn bewunderten ſeine Kunſtfertigkeit.

Eines Tages hatte ſeine Schweſter Walpurge von ihrer Frau Pathe allerlei Herrlichkeiten und darunter auch einen Bogen buntfarbenen Papiers bekommen. Das Band wurde an den Hut geſteckt, die Nadeln ſollten beim Nähen gebraucht werden, und ging eine verloren oder zerbrach ſie, ſo durfte keine neue von der Mutter erbeten werden, die nie eine gab, ohne über die Flüchtigkeit der Walpurge zu ſchmälen. Aber was konnte man mit dem ſchönen, glänzenden, himmelblauen Papier machen?

„Das will ich Dir zeigen“ — ſagte Polydor, nahm ein ſauber zugeſpitztes Stück weißer Kreide, und zeichnete darauf die Walpurge wie ſie die Hühner füttert. Die Aehnlichkeit war ſprechend, die Stellung leicht und natürlich. Walpurge lief triumphirend bei ihren kleinen Freundinnen umher, und ließ ihr Bild bewundern, was ihr ungefähr ſo vorkam, als ob ſie ſelbſt bewundert werde.

Polydor ward ein zweiter van Dyk: alle kleine Mädchen wollten von ihm konterfeit ſein, und verſchafften ſich dazu, oft mit größter Mühe, die unerläßlichen Bogen bunten Papiers. Sein Künſtlerlohn war ihr Dank und ſeine Zufriedenheit, wenn Alles ſchrie:

„Das iſt die Thereſel mit ihrer ſchwarzen Gais!“ — oder: „Das iſt Nannerl wie ſie zur Meſſe geht!“

Die Feld- und Hausarbeit ging inzwiſchen immer ihren tüchtigen, raſchen Gang, und wenn Polydor auch Zeit fand ſeine künſtleriſchen Uebungen zu machen, ſo hatte er doch gar keine um irgend etwas Anderes zu lernen. Bei ſechszehn Jahren war ihm nur eine Wiſſenſchaft bekannt, die Grundwurzel aller übrigen: er konnte nothdürftig leſen.

Eines Feierabends ſaß er vor der Thür und ſchnitzte mit einem ſcharfen Meſſer aus Lindenholz einen ſaubern Löffel, bei dem er ſich viel Mühe gab ihn mit Laubgewinden zu verzieren. Er ſollte die Mutter zum Namenstag erfreuen. Da kam des Nachbars Tochter gegangen, ſchön Trautel, die Braut des reichen Joſeph. Sie trug ein Gefäß mit Waſſer auf dem Kopf und hielt es mit dem rechten Arm. Ihre volle, hohe Geſtalt entwickelte ſich prächtig in dieſer Stellung. Die Anſtrengung ermüdete ſie nicht, ſondern färbte nur ihre Wangen mit glänzendem Roth. Als Polydor ſie kommen ſah, ließ er die Hände ſinken und ſtarrte ſie an. Auf einmal blieb ſchön Trautel vor ihm ſtehen. Ob ſie glaubte, daß er ihr etwas zu ſagen habe, ob ſie geſchmeichelt durch ſeine unverholene Bewunderung ihm Gelegenheit geben wollte ſie noch mehr zu bewundern — kurz, ſie blieb ſtehen, wünſchte ihm freundlich guten Abend und fragte, als er unbeweglich ſitzen blieb:

„Aber was gaffſt mich denn ſo an?“

Nun kam auf einmal Leben in die verſteinerte Geſtalt, er ſprang auf, ſchlug die Hände verwundert zuſammen und rief:

„Heilige Mutter Gottes, was iſt die Trautel ſchön!" — dann wurde er blutroth. Trautel aber ſprach lächelnd und ruhig:

„Willſt Du mich morgen nach der Meſſe auf ein goldiges Papier malen für meinen Schatz?"

„Ich will wol" — ſagte Polydor, und ſchön Trautel ging.

Dies war die erſte ſchlafloſe Nacht ſeines Lebens. Hauptſächlich beſchäftigte ihn der Gedanke wie er die Trautel malen ſolle — ob ſo wie er ſie geſtern geſehen, oder auf ihre Lieblingskuh, die große Braune geſtützt, oder andächtig mit Roſenkranz und Blumenſtrauß, oder gar als Engel mit einem Lilienzweig, wie er ein Bild in der Kirche geſehen. Die Vorſtellung würde ihm am Beſten gefallen haben, wenn Trautel nicht dazu ihre Augen hätte niederſchlagen müſſen — und ihre Augen waren ſo ſchön! Ach, er hätte gern hundert verſchiedene Bilder von ihr gemacht.

Endlich, endlich kam die Stunde nach der Meſſe und er ging hin. Trautel eilte ihm entgegen und bedingte ſich aus mit der großen Braunen zuſammengeſtellt zu werden. Ihr Wunſch machte ſeinen Schwankungen ein Ende. Die Sitzung begann. So aufmerkſam war er nie geweſen; ſo viel Mühe hatte er ſich nie gegeben; ſo feſt und lange hatte er nie ein Mädchen angeſehen — daher war ihm auch noch nie ein Bild ſo gelungen.

„Nun iſt's fertig!" rief er und warf die Kreide fort. Trautel ſprang herzu, ſah es an, brach in ein freudiges: „Ah!“ aus, hüpfte umher und klatſchte in die Hände, einmal über's andre rufend: „Wie wird der Sepperl ſich freuen.“

Endlich als ihr Jubel ſich gemäßigt hatte, ſprach ſie:

„Nun ſchönen Dank und gieb her.“ Sie ſtreckte die Hand aus. Aber Polydor hielt das Blatt feſt, ihre Hand dazu, und ſagte keck: „Du mußt mir einen Kuß geben, ſonſt behalt' ich's.“

„Da haſt Du den Kuß,“ ſagte Trautel, und drückte ihre friſchen Lippen auf ſeinen Mund, nun gieb.“

Alles Blut war ihm ins Geſicht geſtiegen und ſein Herz ſchlug heftig. Schön Trautel hatte das Bild, Polydor den Kuß.

Bald verbreitete es ſich unter den jungen Mädchen, daß Polydor ſich für jedes Bild einen Kuß geben laſſe, und die Anforderungen an ſeine Kunſt wurden nicht dadurch vermindert. Die Bilder waren ſo hübſch und Polydor war auch ſo hübſch.

Indeſſen bat er ſich nur von ſchönen Mädchen ſeinen Lohn aus. Häßliche zeichnete er umſonſt, und weiß der Himmel wie es zuging! ſie waren nie mit dem Bilde zufrieden.

Der Vater fand, Polydor ſei alt genug ſich ſein Brod ſelbſt zu verdienen, und er verdingte ſich als Knecht bei einem Gaſtwirth einige Stunden ſüdwärts von Botzen auf der Straße von Trident. Alle Fuhrleute, die aus Italien kamen, auch geringe Handelsleute kehrten dort ein, und Polydor hörte ihren Erzählungen von Italien mit großen Augen und offenem Munde zu. Sein Talent fand auch hier Beifall: Wie oft ſagten ihm die Italiener, er müſſe in ihr Vaterland gehen und ſehen, was man dort für Bilder in Farben male und in Stein haue! Dann ſeufzte Polydor; und es war nicht der Wunſch allein dieſe geprieſenen Herrlichkeiten in Augenſchein zu nehmen, was ihm dieſen Seufzer auspreßte.

Der Gaſtwirth hatte ein einziges Kind, Apollonie, deren Lieblichkeit nicht wie Trautel ſeine Augen — ſondern ſein ganzes Herz erfreute. Darum hatte er auch noch nie ſie ſo ſtarr, wie einſt jene angeſchaut. Aber er wußte darum doch genau, wie ſie ausſah, wie ſie die Augen ſo lieblich aufſchlug, wie ſie erröthete, wenn ein Fremder — und freundlich lächelte, wenn ein Bekannter ſie anſprach. Er hatte nie ſie angeſprochen. Was hätte er ihr auch ſagen ſollen? allein gezeichnet hatte er ſie wie oft ſchon! aber ganz heimlich und es keinem gezeigt. Ein italieniſcher Tabuletkrämer hatte ihm ſchwarze Kreide und einige Bleiſtifte geſchenkt. Dieſe Schätze wurden für Apollonias Bild verwendet. Höchſtens brauchte er ſie, wenn er eine Zeichnung machen mußte, für die er gewiß war etwas Geld zu verdienen. Zu einer ſolchen Höhe war ſein Ruf ſchon geſtiegen, und er ſann wol darauf etwas Geld zu ſammeln, denn im Hintergrund ſeiner Seele lag, wie hinter fernem Gebirg, Apollonia, oder Italien — vielleicht Beides.

Apollonia war nicht Braut und hieß nicht „die Schöne“ wie Trautel hieß; daher war ſie ſchüchtern und zaghaft dem Polydor gegenüber, der ſie mit ſeinen feurigen ſchwarzen Augen immer nur verſtohlen anſah, — denn das hatte ſie, trotz ihrer Schüchternheit doch bemerkt. Mit einiger Ueberwindung alſo trug ſie ihm eines Tages ihre Bitte vor: er möge doch ihre Schutzheilige für ſie malen; ſie wolle dann das Bild über ihrem Bett aufhängen und Morgens und Abends zu ihr beten. Er verſprach es freudig.

Nach einiger Zeit war Apollonia eines Abends im Weinberg, als Polydor hinaufſtieg und ihr ein blaues Papier reichte. Sie nahm es, und erkannte die heilige Apollonia, in ſchwarzer und weißer Kreide lebendig von dem blauen Hintergrund hervorgehoben, aber — mit ihren eigenen Zügen. Sie ſchwieg vor Freude und Verlegenheit, und wendete beſchämt ihren Kopf von ihm ab. Ihr weiches Profil zeichnete ſich lieblich auf dem goldnen Abendhimmel, und der Wind wehte ihr Haar über die Stirn, daß ſie wie verſchleiert war. Da bog ſich Polydor raſch zu ihr und küßte ganz flüchtig ihre Wange, und in demſelben Augenblick packte ein mächtiger Arm den ſeinen, und ſchleuderte ihn fort, daß er die Weinbergſtiege hinabtaumelte. Apollonias Roſenwange aber, ſo eben erſt ſcheu von den Lippen der Liebe berührt, empfand die Schwere der zürnenden, väterlichen Hand, und in Polydors Ohr tönte der Schrei, den Schmerz oder Schreck dem armen Kinde abpreßte.

Sein Entſchluß war gefaßt. Der Gedanke wieder derjenigen vor Augen zu treten, die unſchuldiger Weiſe ſeinetwegen mißhandelt worden war, vertrieb ihn aus ihrer Nähe. In der Dämmerfrühe des nächſten Morgens wanderte er mit einem Bündelchen auf dem Rücken Italien zu. Da er gehört hatte, daß man einen Paß haben müſſe, um nicht als Landſtreicher verdächtig und eingeſteckt zu werden, ſo ließ er ſich in Trident einen Paß geben, für den er einige Gulden mehr zahlte, als nöthig war — um läſtigen Fragen zu entgehen — und fühlte ſich zum erſten Mal in ſeinem Leben vollkommen frei und ſein eigener Herr. Der Geldbeutel war leer, aber die Bruſt voll Hoffnung und Muth. Bei achtzehn Jahren iſt das genug. Zehn Jahre ſpäter iſt der gefüllte Beutel nothwendig um Hoffnung und Muth friſch zu erhalten, und abermals zehn Jahre ſpäter hat man, trotz aller Geldſäcke der Welt, keinen Jugendmuth und keine Jugendhoffnungen mehr.

Polydor wollte nach Rom. Wie weit das war, auf welchen Wegen man dahin gelange — das wußt' er nicht. Immer nach Süden! hatte ſein Freund der Tabuletkrämer, ein geborner Römer geſagt, und ihm von der Rieſenſtatue des Kaiſer Marcus Aurel und den Roſſebändigern auf Monte Cavallo erzählt, als

Polydor ihm ein liegendes und ein galoppirendes Pferd, beide in Thon geknetet, vorzeigte.

So ging er denn immer nach Süden. Manches Nachtlager, manches Mittagseſſen bezahlte er mit einem Porträt von Menſch oder Thier. Ja, hatte er des Hausvaters ſchöne, junge Frau, oder die hübſchen Kinder der Hausfrau, oder irgend eine garſtige Xantippe von Wirthin recht ſauber gezeichnet, ſo gab man ihm noch einen Zehrpfennig oder ein Frühſtück mit auf die Reiſe. In Schenken und auf Jahrmärkten war er gern. Wenn da die Bauern und Bürger Abends beim Wein zuſammen ſaßen, ſo trat er auf mit ſeiner Kunſt, ward immer gelobt und oft bezahlt. Hatte er dann wieder eine kleine Summe beiſammen, die ihn vor Mangel ſchützte — und dazu brauchte er ſehr wenig — ſo arbeitete er nur, was ihm eben einfiel.

In und vor ſchönen Kirchen konnt' er tagelang ſitzen, und Alles ſo ſauber und genau er's nur vermogte nachzeichnen, oder noch lieber nachkneten. Dann kaufte er ſich Thon beim Töpfer, und formte mit geſchickter Hand Altäre, Säulenreihen, gar Bildſäulen, oder Einzelheiten der Ausſchmückung, die ihm wol gefielen.

Zu Verona ſaß er einſt dem wunderlichen Grabmal der della Scala gegenüber und verſuchte es nachzuzeichnen. Es wollte ihm nicht gelingen, er warf unwillig den Hut vom Kopf, ſein Auge flammte, ſeine

Wangen brannten, er ſah ſehr ſchön aus. Da kamen Fremde mit ihrem Cicerone. Er bemerkte ſie nicht, aber eine junge Dame aus der Geſellſchaft bemerkte ihn, und ſtatt das Grabmal anzuſehen, ſchaute ſie ſeinem emſigen Treiben zu. Endlich redete ſie ihn deutſch an — denn ſein Tyroler-Hut lag neben ihm — richtete mehrere Fragen an ihn, ermunterte ihn zum Fleiß, lobte ſeine Arbeit, beſtärkte ihn darin nach Rom zu gehen. Ach, hätte ſie doch daran gedacht ihm die Mittel dazu zu erleichtern! Aber daran denken die Vornehmen nicht! Doch war Ilda Schönholm dieſe junge Frau. Endlich nannte ſie ihm ihren Namen, fügte hinzu, er möge ſie in Rom beſuchen und ging mit ihrer Geſellſchaft fort.

Eine Stunde ſpäter war Polyder zufrieden mit ſeiner Zeichnung und hatte darüber gänzlich die deutſche Gräſin und ihren Namen vergeſſen.

Er zog weiter, nach Bologna, nach Florenz. Je mehr er ſah, deſto heißer wurde ſein Durſt etwas zu können, zu wiſſen, zu lernen, deſto mehr widerte es ihn an die langweiligen Bilder zu zeichnen, mit denen er ſich ſein kümmerliches Brod erwarb. Oft hungerte er lieber. Oft, wenn er ein Geldſtückchen hatte, kaufte er lieber Thon, als Brod. Sein Anzug war ſo ſchmutzig und zerriſſen, ſo ganz bettelhaft, daß er nicht in die Gallerieen und Muſeen durfte, von deren Schätzen er doch reden gehört hatte auf ſeiner Künſtler-Pilgerfahrt. Aber er lag in der Loggia dé Lanzi, und

der

vor den Thüren des Battisterios, und im Dom und in Santa Croce, überall wo Bettler auch ſein dürfen — und unter ſeinen Lumpen zitterte und bebte er vor Entzücken, daß ſo Schönes auf der Welt ſei.

Seine Sehnſucht nach Rom ſtieg immer höher. Sein einziger Gedanke war: welche Herrlichkeiten werd' ich dort finden. Nie fiel ihm ein: wie wird es mir dort gehen; und fuhr ihm das ja einmal durch den Sinn, ſo dachte er an die deutſche Gräfin, deren Namen er vergeſſen hatte — und das beruhigte ihn.

Seine Wanderung durch die Romagna war entſetzlich. Er kämpfte mit Hunger, Hitze und Ermüdung. Das Porträtiren war ihm theils zuwider, theils fand er nicht hier die frühere Theilnahme. Die Leute waren weniger gaſtfrei — denn er ging jetzt auf der großen Landſtraße, um den nächſten Weg nicht zu verfehlen — er ſelbſt, krankhaft reizbar und matt, war nicht ſo freundlich und traulich wie ſonſt, gefiel nicht mehr den Frauen, dieſer mitleidigen Halbſchied des Menſchengeſchlechts. Die Anſtrengung zehrte ihm das Mark aus den Knochen, die Sonne das Blut aus den Adern. Die verſengende Atmoſphäre färbte ihn braun. Seine Züge wurden welk und ſchlaff, ſein Gang ſchleppend. Aber er ging und ging.

Einſt hob er ſein trübes Auge, und ließ es gedankenlos in der Ferne umherſchweifen. Ein runder Berg am Horizont feſſelte es. Oder war es kein Berg? zu abgezirkelt, zu regelmäßig war die Maſſe.

Er ſtrengte ſeine Sehkraft an — Gott! es war die Kuppel von St. Peter! ſo hatte man ſie ihm beſchrieben. „Rom! Rom!“ rief er und breitete ſeine Arme aus und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. Nun fühlte er keine Erſchöpfung. Er ſah das erſehnte Ziel. Ach, Meilen lagen noch dazwiſchen, aber er wußte, er fühlte, daß er es nun erreichen werde.

Ein alter Hirt gab ihm barmherzig einen Trunk Ziegenmilch. Das war ſein einziges Nahrungsmittel für den Tag. Wenn er eine halbe Stunde gegangen war, mußte er ſich niederſetzen und ausruhen, und immer ſchwerer wurde ihm das Aufſtehen. Ein Reiſewagen kam ihm entgegen. Ein verdrießlich ausſehender junger Mann ſaß darin, und beachtete nicht die Jammergeſtalt am Wege. Ein andrer Wagen mit zwei hübſchen blonden Frauen fuhr an ihm vorüber; ſie wendeten unwillig die Köpfe von dem ſchmutzigen, halbnackten Menſchen ab. Allein der Wagen fuhr nach Rom, und Polydor verſuchte ſich hinten auf die Koffer zu ſchwingen. Es gelang. Er ſaß fünf Minuten oben und dankte ſeinem Glück. Da entdeckte das wachſame Auge des Bedienten am Schatten, den der Wagen warf, den verdächtig ausſehenden Mitreiſenden, und rief dem Poſtillon zu, mit ſeiner langen Peitſche einmal herumzuſchlagen. Polydor ſtieg eilig von ſeinem Sitz. Ein Landmann auf einem zweirädrigen Karren, in dem nur Ackergeräth und etwas Kraut lag, fuhr langſam hinterher, ſah wie mühſam Polydor ſich fortſchleppte, und hieß ihn ſich auf den Karren ſetzen. Er fuhr ihn bis eine Viertelſtunde vor der porta del popolo, dann führte ihn ſein Weg in die Campagna hinein, und Polydor, etwas ausgeruhet, verließ dankbar den Karren, und betrat darauf nun endlich wirklich — Rom.

Da war er! aber in welchem Zuſtand von Elend! Schuh und Strümpfe hatte er ſchon lange nicht mehr gehabt. Ueberflüßigkeiten des Anzugs, wie ein ſeidenes Halstuch, ein Paar bunte Tragbänder, waren verwendet um Nachtquartier und Zehrung zu bezahlen. In den letzten Tagen hatte er auch ſeine verblichene Jacke dafür hingegeben. So beſtand denn ſein Anzug aus zerriſſenen Hoſen, und den Fragmenten eines Hemdes und eines Hutes, die beide von ungefähr derſelben Farbe waren. Dazu war er ſo hungrig wie man iſt, wenn man in vielen Tagen keine ordentliche Mahlzeit, und in zweimal vierundzwanzig Stunden gar keine gehalten hat.

Er fing an in Rom umher zu irren; allein er ſah mehr nach Bäckerladen, als nach Bau- und Bildwerken. Schaaren von Bettlern erblickte er überall, aber Niemand, der ihnen eine Gabe reichte. Hätte er das geſehen, ſo würde er wol auch gebettelt haben. Nun war es ja umſonſt! — Seine Füße waren ſchwer wie Blei, krampfhaft zuckte es ihm durch die Glieder; in ſeinem Kopfe hammerte es, vor ſeinen Ohren ſauſte es. Er taumelte fort. Da war es ihm als ſtellten ſich alle Paläſte in einen Kreis um ihn, fingen an zu wanken, brachen ein — — er verlor die Beſinnung, und lag ohnmächtig im Koliſeum.

Der Mond ging auf, glanzvoll wie er nur am ſüdlichern Himmel ſtrahlt. Gelaſſen, wie das Aug' eines ſeligen Geiſtes, der die Ewigkeit vor ſich hat, blickte er nieder auf die Spuren einer Vergangenheit voll unſäglicher Größe, und einer Gegenwart voll unſäglichen Elends.

Da ſauſte es wieder vor Polydors Ohren, denn er erwachte allmälig aus ſeiner Ohnmacht, und durch das Gebraus ertönten ihm Menſchenſtimmen: italieniſche Bettlerſtimmen, deutſche Männerſtimmen, endlich eine Frauenſtimme. Die ſagte: „Ich kann durch dieſen Frieden in der Natur kein Menſchenweh klagen hören! einer der Herren leiht mir gewiß ſeinen Geldbeutel.“

„Sehr gern, war die Antwort, aber das Bettlervolk wird Sie unverſchämt verfolgen, wenn es weiß, daß Sie geben.“

„Thut nichts!“ ſagte die Frau ein wenig ungeduldig, und die Dankgebete der Beſchenkten ſagten, wie freigebig ſie geweſen.

Da nahm Polydor alle ſeine Kraft zuſammen, ſtreckte die Hand aus und ſprach: „Ich hab' in zwei Tagen nicht gegeſſen.“

„Himmel!“ rief die junge Frau, „das iſt der Tyroler von Verona!“

Sie erkannten ſich. Polydor war gerettet, er bekam ein Stück Brod, das ſie von einem der andern Bettler theuer erkaufte. Ihr Bediente mußte bei ihm bleiben, ihn in ein Wirthshaus führen, die Nacht ihn bewachen, daß er nicht durch unmäßiges Eſſen ſich ſchade, für anſtändige Kleidung ſorgen, für ein Bad, für einen Arzt — wenn es nöthig ſei — ſie bedachte Alles. Am nächſten Morgen ſollte Polydor zu ihr kommen.

„Nun! den Menſchen hat ſein guter Stern hiehergeführt,“ ſagte im höchſten Erſtaunen einer von Ilda's Begleitern; „Sie würdigen dieſen Bettler einer Aufmerkſamkeit, deren ſich Wenige rühmen dürfen.“

„Soll ich einen Menſchen vor meinen Augen Hungers ſterben laſſen?“ fragte Ilda unwillig.

„Und einen ſo ſchönen Menſchen!“ ſagte der andere Herr.

„Richtig, lieber Baron! er hat es ſeinem ſchönen, ehrlichen Geſicht zu danken, daß ich ihn in Verona bemerkte. Solche treuherzige Augen müſſen jeden erfreuen.“

„Haben Sie denn ſo gar tief hineingeſchaut?“

„Tief genug um zu wiſſen, daß ich ihm helfen kann.“

„Ich bewundre nur das außerordentliche Talent der Damen, die Schönheit in Lumpen zu erkennen.“

„Ich habe daſſelbe Talent, nur in erhöhtem Grade, ſtets bei Männern, wenn nicht bewundert, doch gefunden.“

Dies Geſpräch war im ſcherzenden Ton geführt. Da hob der Herr, der zuerſt geſprochen, in etwas ſchulmeiſterndem Tone an:

„Ich muß Sie aufmerkſam machen, meine gute Gräfin, daß Ihre große Menſchenliebe Sie in Gefahr bringt ...“ —

„Moralprediger zu hören,“ ſagte ſie mit einer kurzen, wegwerfenden Kopfbewegung, und ging raſchen Schrittes zu ihrem Wagen.

Andern Tages erſchien Polydor gewaſchen und gekämmt, gekleidet und geſtärkt vor Ilda, und mußte ihr ſein ganzes vergangenes Leben erzählen. Dann ſollte er ihr ſeine Plane und Ausſichten mittheilen. Er hatte keine andre, als Bildhauer zu werden. Sie fragte nach ſeinen Kenntniſſen. Er hatte wiederum keine, konnte nothdürftig leſen und Buchſtaben ſchreiben. Aber zeichnen könne er — fügte er zuverſichtlich hinzu. Sie begehrte Proben, und er brachte einige zerknitterte Blätter zum Vorſchein, die er ſeit Florenz in den Beinkleidertaſchen getragen. Alles war ſo verwiſcht, ſo beſchmutzt und zerdrückt, daß es unmöglich war zu erkennen, geſchweige zu beurtheilen. Sie gab ihm Papier und eine Reisfeder — und mit leuchtenden Augen fing er an zu zeichnen: wie ſie da ſaß in ihrem Fauteuil, den linken Arm über ein Tiſchchen gelegt, worauf Bücher, Blumen und kleine Geräthſchaften lagen, mit der Rechten ein Wachtelhündchen ſtreichelnd, das, die Vorderfüße an ihre Knie geſtemmt, auf den Hinterbeinen ſtand, und ſie verſtändig anſchaute. In leichten, kühnen Zügen, vollkommen ungezwungen, von unverkennbarer Aehnlichkeit war die Zeichnung. Dann zeichnete er noch einmal die Gräfin, größer, doch nur den Kopf, büſtenartig mit einer Draperie umgeben; — dieſelbe freie Hand und dieſelbe Aehnlichkeit! Ildas Herz ſchlug vor Freude über dieſen entſchiedenen Beruf. Sie fragte ihn, ob er nicht eben ſo gern Maler werden wolle; der verdiene leichter ſein Brod, und könne durch Porträtiren ſchnell berühmt werden.

„Nein, ſagte Polydor, die Farben blenden mich.“

„Alſo Bildhauer! Aber nebenbei viel, viel lernen!“ Sie ſetzte ihm auseinander, wie nothwendig es ſei, daß er die Verhältniſſe des menſchlichen und thieriſchen Körpers genau kenne, damit er Rechenſchaft über das Warum ablegen könne, wenn Kunſtverſtändige und Meiſter ihn danach fragten. Eben ſo nothwendig ſei es, daß er die Gegenſtände kennen lerne, die von Malern und Bildhauern dargeſtellt wären, damit er ſelbſt beurtheilen möge, inwiefern die Ausführung und Auffaſſung ihnen gelungen ſei. Dies Alles ſei hauptſächlich in Büchern zu leſen und zu lernen, und er müſſe ſich viel Mühe geben um es zu verſtehen. Wenn er dazu entſchloſſen ſei, ſo wolle ſie ihm Lehrer geben, die ihm dabei behülflich wären, auch ſelbſt ihn von dem belehren, was ſie wiſſe; aber Anſtrengung dürfe er nicht ſcheuen. Polydor ſagte, er ſcheue keine.

Durch die thätige Mitwirkung des deutſchen proteſtantiſchen Predigers in Rom gelang es, für Polydor ein Unterkommen bei einem deutſchen Kupferſtecher zu finden, wo er als ein Glied der Familie aufgenommen und behandelt, und etwas unter Aufſicht geſtellt wurde. Dann wurde für den Unterricht Sorge getragen. Er mußte, wie ein Kind, ſchreiben und rechnen lernen, und er lernte auch leicht und willig wie ein Kind, theils weil er es ſeiner Wohlthäterin verſprochen, theils weil er ſeinen Hauptzweck dadurch zu fördern hoffte. Zuweilen ließ die Gräfin ihn rufen; dann war er ſtolz ihr irgend einen Beweis ſeiner Fortſchritte vorlegen zu können, und ihr Lob war ihm ein neuer Sporn. Oft nahm ſie ihn mit auf ihren Spazierfahrten und in Muſeen, und erzählte ihm von dem Leben und Treiben der alten großen Meiſter, und von den Zeiten des alten großen Roms.

„Es geht mit meinem Tyroler,“ ſagte ſie oft froh zu ihren Bekannten, mit jenem kleinen unwillkürlichen Egoismus des Herzens, der uns den Gegenſtand unſerer Wohlthaten als unſer Eigenthum betrachten läßt.

Nachdem ſie für Polydor Aufſicht zum gründlichen Studium der bildenden Künſte getroffen, ging ſie im November nach Neapel. Aber, obwol Briefe der Lehrer und derjenigen Perſonen, denen ſie ihn empfohlen hatte, von ſeiner Entwickelung und ſeinen glänzenden Fortſchritten ihr erzählten: ſo war ſie doch nicht darauf vorbereitet ihn ſo zu finden, wie er vor ihr erſchien, als ſie im April nach Rom zurückkam. Sein junger Genius hatte die Raupenhülle abgeſtreift, war aufgefahren und wiegte ſich auf friſchen Flügeln. In ſeinem treuen, glänzenden Auge funkelte geiſtiges Licht; ſeine Züge waren edler und feſter, die Geſtalt gehoben, die Bewegung frei. Ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Glück lieh ſeinem Weſen einen eigenen Zauber. Dies war nicht die Heiterkeit, die Zuverſicht, die unbefangene Sorgloſigkeit, die uns auf jungen Geſichtern ſo erquickend und wehmüthig anſprechen, und die ſo lieblich ſind, weil ſie bewußtlos wie die Unſchuld ſind. Polydors Ausdruck war der ruhige des bewußten Glückes. Er wußte, daß er auf der Bahn ging, die die Vorſehung ihm beſtimmt.

Mit einem Eifer, dem nur ſeine Ausdauer gleich kam, hatte er geſtrebt ſich zu unterrichten. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht trieb er ſeine Studien, und fühlte weder geiſtige noch körperliche Ermüdung. Trat je ein Augenblick der Abſpannung ein, ſo ſuchte er in der Praxis der Kunſt wieder die friſche Anregung zu finden, die von der Theorie zuweilen gelähmt wird, und nur als Erholung hatte er den Winter hindurch gezeichnet und modellirt. Da jetzt aber auch die Ausübung der Kunſt in ihre Rechte treten ſollte, führte Ida ihren Schützling zu Thorwaldſen, der ihn mit jenem Wohlwollen aufnahm, das aus dem groſsen Künſtler einen ſo liebenswürdigen Menſchen macht. Unzählig ſind die Züge ſeiner Menſchenfreundlichkeit. Einſt kam ein junger Maler aus den Wäldern von Litthauen nach Rom, fremd, unbemittelt, ohne Schutz. Er wandte ſich an Thorwaldſen, der ſich ſogleich von ihm malen ließ, um ihm dadurch nicht nur eine Unterſtützung, ſondern auch einigen Ruf zu verſchaffen. Wenn man ſo viel von dem Hochmuth und der ſtarren Unzugänglichkeit groſser Künſtler reden hört, ſo erfreuen dergleichen kleine Züge doppelt.

Polydor arbeitete bei Thorwaldſen, Ilda brachte den Sommer in der Schweiz zu, und führte ihn im Winter auf ein Paar Monate nach Neapel und Sicilien, damit ihm die üppige Natur des Südens und die Rieſentrümmer doriſcher Baukunſt nicht fremd blieben. Den letzten Sommer vor ihrer Abreiſe aus Italien war ſie in der Lombardei, meiſt auf einer Villa am Comer-See, wo Polydor ſich einige Zeit bei ihr aufhielt, ehe beide den Weg über die Alpen ſuchten.

Er war jetzt zwanzig Jahr und wollte ſelbſtändig in der Welt ſein. Nicht als ob Ildas Wohlthaten auf irgend eine Weiſe ihn drückten! für natürliche, unverdorbene Menſchen iſt Dankbarkeit keine Laſt; und ihre freie, ſtolze Seele hätte es nie begriffen, daß man mit der einen Hand geben könne, um mit der andern in Feſſeln zu ſchlagen. Sie liebte zu ſehr die eigene Unabhängigkeit, und hatte zu groſse Freude an ſelbſtändiger Entwickelung, um ſie nicht gern andern zu gönnen. Was Polyder als armer Bauerknabe gethan um ſein Leben zu friſten, das wollte er nun im größern Styl fortſetzen: porträtiren, Büſten machen. Sein außerordentliches Talent die Aehnlichkeit zu treffen, ſchien ihm Fortkommen auf dieſer Bahn zu verbürgen, und das Glück einiger Wiener Maler, die für ein in zwei Tagen gefertigtes Aquarel-Porträt 15 Dukaten erhielten, ein ähnliches ihm zu verheißen. Darum ging er nach Wien. Vielleicht zog auch noch ein heimliches Intereſſe, aus der Kindheit mit herüber gebracht, ihn nach der Kaiſerſtadt ſeines Vaterlandes. Ilda kannte niemand dort; alſo konnte ſie nichts weiter thun, als für den Augenblick ſeine Exiſtenz ſicher ſtellen.

Drittes Kapitel.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort der Gräfin Schönholm war ein freundliches Schloß von einem ſehr großen und geſchmackvollen Park umgeben, der unmittelbar vor den Thoren einer bedeutenden Seeſtadt Norddeutſchlands, und an dem Ufer eines vielbeſchifften Fluſſes lag. Der Park war zu jeder Zeit allen

Beſuchern offen. Am großen Eingang, von der Chauſſee aus, lag die Wohnung des Portiers im Geſchmack einer Cottage erbaut. Er hatte ſchon vom verſtorbenen Grafen die Erlaubniß erhalten den Beſuchern des Parks, auf deren Begehr, Erfriſchungen vorſetzen zu dürfen, und machte ein gutes Geſchäft als Kaffeewirth, denn der Park war von jeher der Lieblings-Spaziergang der Stadtbewohner in dieſer an Naturſchönheiten nicht reichen Gegend geweſen. Er war ſo weitläuftig, daß man in den Hauptalleen reiten und fahren durfte, und daß gewöhnlich verſchloſſene und nur an einem Wochentag geöffnete Abtheilungen deſſelben, die Orangerie und der Blumengarten der Gräfin, nicht die Promenade beeinträchtigten. Gräfin Ohlau, Ilda's Mutter, bewohnte immer das Schloß.

Ein Spätſeptembertag mit linder Luft und wolkenloſem Himmel, hatte alle Welt nach Ruhenthal hinausgelockt, und man ging und ſaß, ritt und fuhr unter den dünnbelaubten und allmälig bunt ſich färbenden Lindenalleen und Buchenhainen. Der Platz vor der Cottage war ſehr belebt. Gruppen ſaßen um Thee- und Kaffeetiſche. Herren, mit und ohne Cigarren, hatten ſich in Zeitungslectüre vertieft — denn der Portier war ein Mann von Weltkenntniß und wußte, welch ein Magnet Journale heut zu Tage wären — und manches Frauenauge blickte mit unverhohlenem Erſtaunen zu den Leſern hinüber, nicht begreifend, wie man einen Journalartikel über ſpaniſche Zuſtände ihrer Converſation vorziehen könne, obleich das etwas iſt, woran ſie ſich nach gerade gewöhnt haben ſollten.

Zu einem jungen Mann im blauen Ueberrock, der in einem kleinen Buch leſend einſam daſaß, flogen ſehr oft die Blicke der Frauen. Bemerken mogte er es, aber er beachtete es nicht. Die Geſellſchaft war ihm in dieſer Stadt zu unbeholfen, zu kleinſtädtiſch, zu langweilig. Er miſchte ſich nur gerade genug unter ſie um nicht aufzufallen. Ein Miniſter hatte ihn kürzlich hergeſchickt um ein gewiſſes Archiv zu ordnen und darin zu arbeiten. Einige ſagten, er ſei die rechte Hand des Miniſters; Andere, er ſei deſſen natürlicher Sohn und zu einer glänzenden Carriere beſtimmt; noch Andere gar, er ſei der eines Prinzen des Hauſes. Von Allem war keine Sylbe wahr. Otto hieß dieſer junge Mann.

„Sie kommt! Sie kommt!“ rief ein ältlicher, ziemlich beleibter Herr, aus dem Innern des Parks an einen Tiſch eilend, wo mehre junge Männer plauderten.

Dieſe riefen durcheinander: „Wer? — Wann? — Die Cholera? — Iſt die Königin von Spanien entwiſcht? Kommt die Schröder-Devrient aus England zurück?“ —

„Was Königin! was Sängerin! ſie iſt beides in einer Perſon! kurz ich ſag' Ihnen, Gräfin Schönholm kommt nächſtens. Sie hat es heute früh ihrer Mutter geſchrieben, und ich komme ſo eben von der. Nun, freut ſich niemand?“

Wieder erhoben ſich mehre Stimmen: „Ja, wenn ſie uns gute Diners geben wird. — Wenn die italieniſche Sonne ihren Hochmuthspanzer geſchmolzen hat. — Was geht ſie mich an! — Langweilige Perſon! — Die Schröder-Devrient wäre mir hundert Prozent lieber. — Andre Nachrichten, Baron!“ —

„Weiß nichts!“ brummte dieſer verdrießlich, ſetzte ſich, nahm den Hut ab, um mit einem Foulard die Stirn zu wiſchen, drückte ihn dann tief in die Augen, rief mit Stentorſtimme: „Kaffee!“ und ſchien entſchloſſen zu ſchweigen.

Da ertönte eine Frauenſtimme vom nächſten Tiſch: „Iſt's wahr, lieber Baron, kommt die Schönholm bald?“

Der Baron fuhr herum: „Ja, Gnädigſte, noch im Laufe dieſes Monats!“ — und als die Dame eine winkende Handbewegung machte, — weil ſie ſchon lieber von einer hübſchern jüngern Frau, als gar nicht, reden hören und ſelbſt reden wollte — ſo folgte er dem Wink, und ſetzte ſich zu ihr und ihrer unſchönen Tochter.

„Nun was ſchreibt ſie?“ fragte die Dame weiter.

„Außerordentlich niedergeſchlagen über den furchtbaren Tod ihres Vetters, und vielleicht noch mehr über das Schickſal ihrer Couſine — was ſie Beides erſt in Schloß Ohlau erfahren hat. Dann macht ſie ihrer Mutter leiſe Vorwürfe, daß ſie ihr dieſe Begebenheit verſchwiegen.“

„Wie konnte die Mutter ihr das verſchweigen! Alle Welt wußte es, jeder Zufall konnte es offenbaren!“

„Sie wiſſen, wie die gute Mutter iſt! Ich gab ihr auch meine Verwunderung zu erkennen; da erwiderte ſie mir, ſie habe nicht ihrer Tochter die Trauerbotſchaft mittheilen mögen, weil ſie gefürchtet, daß ſie dann nicht für dieſen Winter nach Deutſchland kommen, oder wol gar, daß ſie zur Gräfin Ondine gehen werde.“

„Und wo iſt dieſe abſcheuliche Frau gegenwärtig?“

„Still, ſtill, ums Himmelswillen! man weiß nichts, ſag' ich Ihnen, gar nichts! man vermuthet nur.“

„Aber auf keinen Fall könnte die Schönholm daran denken zu dieſer Frau zu gehen.“

„Ach, Allergnädigſte, ſie denkt und thut Dinge, die man ſich nicht träumen läßt, und es liegt ganz in ihrem Charakter, daß ſie ihre Couſine aufſuchen würde, weil ſie unglücklich iſt.“

„Sie brauchen ein mildes Wort, guter Baron.“

„Warum ſollt' ich nicht! ich gleiche darin den Griechen, von denen ich einmal geleſen habe, daß ſie aus Liebe für den Wohlklang den Dieb einen Liebhaber genannt hätten. In unſern Tagen ſollte man die Liebhaber Diebe nennen — nicht?“ — Er gab ſich Mühe ſchlau zu lächeln und mit den Augenliedern zu zwinkern, was seinem gutmüthigen breiten Gesicht sehr possirlich anstand.

Die Dame bemühte sich eben so vergeblich imposant auszusehen, und fragte weiter: „Da die Schönholm in tiefer Trauer ist, wird sie wol wenig Gesellschaft sehen?“

„Vor der Hand — wahrscheinlich! indessen — petit à petit l'oiseau fait son nid — um die Mitte des Winters wird doch Alles wieder bei ihr sein, und daher war mein Staunen groß, als die jungen Herren vorhin mit solcher Gleichgültigkeit die Nachricht aufnehmen, daß ein so gutes Haus sich ihnen wieder öffne.“

„Sie wissen, Gräfin Schönholm ist sehr wenig zuvorkommend gegen junge Leute . . . “ —

„Sie ist es gar nicht, was noch mehr ist, und nur für ältere Männer die Artigkeit selbst. Sie findet es artig genug jungen Leuten, die oft noch so ungeschickt sind, ihren Salon zu öffnen. Aber freilich muß man sich da mehr geniren, wie in dem einer Tänzerin! zu meiner Zeit war es doch anders.“

„Nein, guter Baron, es war eben so. Die Männer waren immer am liebsten dort, wo sie à peu de frais für charmant galten. Uebrigens scheint es mir sehr schwer der Gräfin Schönholm zu gefallen. Ausgezeichnete Männer sollen sich umsonst bei ihr bemühet haben.“

„Man sagt es.“

Ich

„Ich kenne ſie wenig, denn Sie wiſſen, daß ich nur ein Jahr vor ihrer Abreiſe nach Italien mich hier etablirte; doch ich habe von einigen Perſonen gehört, ſie wolle eine Inclinationsheirath oder gar keine ſchließen."

„Da würde ſie vollkommen Recht haben."

„Wenn es aber wahr iſt, daß ſie im Fall einer Ehe den Genießbrauch des glänzenden Vermögens ihres verſtorbenen Mannes verliert: ſo müßte ſie bei dieſer Inclinationspartie doch auch andre Rückſichten nehmen."

„Mein Gott, wer redet denn von einer ſolchen?" rief der Baron ungläubig und doch neugierig.

„Ich nicht, denn ich kenne ſie zu wenig. Allein ich habe von einem Künſtler gehört, einem Violinſpieler, glaub' ich, den ſie hat erziehen laſſen — daraus ſoll eine heftige Paſſion von beiden Seiten erwachſen ſein."

„Der kleine Polydor? nimmermehr! Ich war mit ihr in Rom, als ſie ſich ſeiner annahm. Der gute ſteife General Krück auch, der jetzt ſchon todt iſt, und damals noch den Liebenswürdigen zu ſpielen verſuchte, was ihn ſehr unliebenswürdig machte. Polydor? der junge Bildhauer? — ich glaub' es nicht."

„Wie er heißt und was er iſt, weiß ich nicht. Doch Sie ſagten ja Selbſt ſo eben, es läge im Character der Gräfin Schönholm das Ungewöhnliche zu thun."

„Nun ja — doch dies wäre geradezu eine Tollheit. Dieſer Menſch hat nichts, iſt nichts — Sie machen mich ganz unruhig.“

„Alſo halten Sie es nicht für unmöglich?“

„Gott, Napoleon iſt auf St. Helena geſtorben, und der Sohn eines gascogniſchen Advocaten trägt die Krone der Waſa — was iſt unmöglich, Allergnädigſte?“

„Aber gewiß iſt es noch nicht? die Mutter hat noch nicht davon geſprochen?“

„Auf Ehre nicht! keine Sylbe. Der Brief war ſo traurig.“

„Guten Abend, Baron. Es wird kühl, ich fahre.“ Mutter und Tochter gingen mit freundlichem Gruß. Der Baron blieb einſam bei ſeinem Kaffee mit dem Hamburger Korreſpondenten.

„Das lügt Alles durcheinander!“ rief er endlich und ſtand auf. „Ach, mein lieber Otto, Sie noch hier? das iſt gut. Laſſen Sie uns zuſammen gehen und plaudern. Darüber werd' ich meinen Aerger vergeſſen. Ein ſo ſchöner Abend, und die dummen Leute laufen herein, weil es dunkel wird! Sie wiſſen nichts Gutes zu ſchätzen.“

„Doch! wenn es ihnen zu gut kommt.“

„Das Gute kommt gewiſſermaßen Allen zu gut.“

„Aber Keinem excluſiv, und darum gerade iſt es gut, und wird wenig anerkannt.“

„Das iſt wahrhaftig auf ſie anzuwenden! — ich meine auf die Gräfin Schönholm.“

„Gewöhnlich auf das Genie.“

„Aber ſie iſt nicht blos ein Genie, ſie iſt auch ein Engel! man kann mit ihr ſcherzen, ſie nimmt's nicht übel; man kann von ernſten Dingen mit ihr reden, es langweilt ſie nicht; ſie hat ſo viel Unglück gehabt und ſteht immer friſch im Leben da; ſie hat ſo viel geweint und iſt doch nicht larmoyant; ein zartes Herz und eine mächtige Seele! — Ich behaupte nicht, daß ſie keine Schwächen und Fehler habe, z. B. etwas Hochmuth, etwas viel Selbſtvertrauen; aber dennoch iſt ſie himmliſch gut. Haben Sie das Buch geleſen, das ſie unter dem Titel: Ein Denkmal — herausgegeben?“

„Ja, ſo eben noch. Es iſt unvergleichlich an Grazie der Phantaſie und Tiefe des Gefühls. Wem hat ſie dies Denkmal geſetzt?“

„Einem Todten, dem Lord Henry Killarney. Ich weiß die Geſchichte, ich werde ſie Ihnen erzählen — wenn es Sie nicht langweilt. Verdreht und verſtümmelt haben Sie ſie vermuthlich ſchon gehört.“

„Deſto lieber hör' ich jetzt die Wahrheit.“

„Der Vater der Gräfin Schönholm hieß Graf Ohlau, war mein lieber alter Freund, aber ein leichtſinniger Patron. Er ſtarb gerade zu rechter Zeit, nachdem er ſein Vermögen, daß nie bedeutend war, in alle vier Winde geſtreut hatte. Es wurde geordnet und gerettet was irgend möglich war, und ſeine Wittwe lebte eingezogen, aber anſtändig und erzog ihre Tochter aufs Vollkommenſte. Indeſſen vermuthete Keiner von uns, was aus dem Kinde werden würde, und ſie ſelbſt wohl am Wenigſten. Manche Mütter müſſen ſich verwundern, wie ſie zu ſo ganz von ſich verſchiedenen Kindern kommen! Väter weniger — nicht?“

Und wieder machte der Baron die poſſierliche Grimaſſe, die er annahm, wenn er glaubte einen keſken Scherz gewagt zu haben. Otto lachte laut über ſeine komiſchen Mienen und der Baron ſagte:

„Ja, ja, Sie lachen jetzt! dereinſt wird Ihnen die Sache weniger ſpaßhaft vorkommen!“ — dann lachte er ſelbſt herzlich über ſeinen unerſchöpflichen Witz, und fuhr endlich fort:

„Nun, Gräſin Ohlau iſt die Tugend ſelbſt, aber in Sorgen und Mühen iſt ſie jung geweſen und alt geworden, und von dem Geiſt und der Lebhaftigkeit ihrer Tochter hat ſie nichts. Als dieſe ſiebzehn Jahr alt war, war ſie an Schönheit und Huldgeberden eine Wunderſage auf Erden — wie ich geſtern in einem orientaliſchen Gedicht geleſen — und Graf Schönholm ein reicher, braver rechtſchaffener Mann warb um ſie und heirathete ſie ſogleich. Mit einer ſolchen Ruhe und Unbefangenheit, wie die kleine Ilda, hab' ich nie heirathen ſehen. Sie freute ſich nicht, ſie betrübte ſich nicht, ſie zeigte ihrem Verlobten weder Zu- noch Abneigung, ſie äußerte weder Furcht noch Bedauern.

Die Heirath ſchien ihr zum Gang ihres Lebens zu gehören. Aber bald ſtellte ſich die Sache anders, denn die beiden Menſchen harmonirten ſo wenig wie Luft und Erde und die Ehe blieb kinderlos. Darüber war Graf Schönholm ſehr verdrießlich und man kann nicht wiſſen, was für Scenen vorgefallen ſind, denn etwas roh war er. Aber Ilda klagte nie, ſagte kein Wort, obgleich die Mutter in der Stadt lebte; nur verfiel ihre Geſundheit und ſie ward außerordentlich ernſt und immer ſtiller und ſtiller. Auf einmal brach ein unerhörter Jubel aus, ſie ſei guter Hoffnung. Napoleon traf große Anſtalten für die Geburt des Königs von Rom; Graf Schönholm — proportion gardée — desgleichen. Er rechnete auf einen Sohn mit einer Gewißheit, die mich ärgerte, denn wenn der liebe Gott ein Mädchen beſcheerte, ſo hätte die Frau es wahrſcheinlich wieder verſchuldet und Hartes darum gelitten. Ich fragte ihn auch einmal, ob er glaube, daß der Himmel ein eben ſo lebhaftes Intereſſe an der Geburt der Töchter, wie an der der Söhne nähme; ich für mein Theil bezweifelte es, wenn ich ſähe, wie die Väter ſich geberdeten. Er machte ein Paar fürchterliche Augen und ſagte: „Herr Baron, Sie ſind nicht der letzte Ihres Namens und Stammes.“ — Ilda ſprach weder Wunſch, Freude noch Hoffnung aus; ſie war und blieb ſchweigend. Endlich kam ſie nieder und richtig mit einem Sohn. Schönholm triumphirte. Mit ſolchem Jubel iſt wol ſelten ein kleiner Erdenbürger empfangen worden, und ſtellen Sie Sich die Verzweiflung vor, als er nach fünf Wochen ſtarb. Acht Tage ſpäter brachte man Graf Schönholm mit einer tödlichen Kopfwunde nach Ruhenthal. Er pflegte wie ein Wahnſinniger zu reiten, ſein wildes Pferd hatte ſich geſcheut und ihn an den Eckſtein einer Brücke geſchleudert. Er ſtarb binnen vierundzwanzig Stunden. Sein Teſtament bewies Gleichgültigkeit für ſeine Frau und Intereſſe für ſeinen Namen; es gab ihr den Genießbrauch des ganzen Vermögens, ſo lange ſie Gräfin Schönholm blieb; verheirathete ſie ſich aber, ſo ging es gleich an irgend eine entfernte Verwandtenfamilie in Schweden über, gerade ſo als ob ſie todt ſei. — Dies iſt die äußere Geſchichte der drei Eheſtandsjahre der Gräfin. Nun giebt es noch eine innere, von der aber freilich ein Dritter wenig zu erzählen weiß, wie überhaupt von jeder Liebesgeſchichte, bei der es keine Duelle, Scheidungen und Scandal gegeben. Ungefähr ein Jahr vor dem Tode Schönholms kam Lord Killarney nach Ruhenthal. Dies war ein junger Irländer, den der Graf auf einer Reiſe nach England kennen gelernt, und mit ſeiner gewohnten Gaſtfreiheit — ſeine liebenswürdigſte Eigenſchaft — zu ſich eingeladen hatte, wenn er je le grand tour auf dem Continent machen wolle. Aus ſeiner vaterländiſchen Provinz Connaught kam er plötzlich mit dem Dampfſchiff von London herüber. Hab' ich je einen melancholiſchen Menſchen geſehen, ſo war es dieſer Lord Henry. Der Jammer ſeines Vaterlandes nagte ihm am Herzen. Er kam des wohlfeileren Lebens wegen auf den Continent, denn er mogte nicht ſeinen armen Unterthanen das abpreſſen und entziehen, was er in London verbrauchte, wo ſeine Geſchäfte und Verhältniſſe ihn bisweilen in das große Leben der Reichen warfen. Dabei hatte er Augen wie die Porträts von Lord Byron, und ſo ein napoleonfarbenes Colorit, wie die Büſten der alten Imperatoren. — Sie haben ein ähnliches, Sie ſehen, ich bin nicht ganz umſonſt in Italien geweſen. Nun, um es kurz zu machen — Lord Henry und die Gräfin liebten ſich, das war unverkennbar und nicht zu leugnen. So wie ſie ins Zimmer trat, nein, ſo wie nur ihr Name, nur eine Beziehung auf ſie genannt wurde — verklärte ſich ſein Geſicht, und mit ihr war es derſelbe Fall. Er blieb und blieb, ging mit Schönholm auf die Jagd, ſpielte Billard und Schach mit ihm, hielt Schieß- und Reitwetten mit ihm — kurz, die Sache ſchien richtig zu ſein. Sie müſſen wiſſen, daß ich, wenn ich von einem Verhältniß der Art höre, nie und nichts glaube, als bis der Gemahl anfängt ſich mit dem Aspirant zu liiren. Sind die beiden Männer erſt dicke Freunde, dann glaube ich, und unter hundert Fällen habe ich neunundneunzig Mal Recht gehabt. Es iſt ſeltſam, wie der Eheſtand die Männer verdummt und die Frauen klug macht. Letztere werden ſo ſchlau, daß, wenn nicht ihre

Leidenſchaftlichkeit zuweilen die Oberhand gewönne, und wenn nicht die Anbeter durch Unvorſichtigkeit oder Prahlerei Blößen gäben — Alles nur bei vagen Vermuthungen bleiben müßte; nun, das iſt zu begreifen. Warum aber die Männer in eine ſo ſtupende Dummheit verfallen, daß ſie nicht ſehen, nicht hören, nicht ahnen, was weltkundig und doch wahrhaftig für ſie ſelbſt von Wichtigkeit iſt — das habe ich nie begreifen können. Edles Vertrauen! warum nicht gar! länger als die Flitterwochen hindurch hegt es keiner. Eitelkeit und Gleichgültigkeit — voilà! man ſieht die Frau nicht mehr mit denſelben Augen an, aber man meint, ihr Auge müſſe immer daſſelbe bleiben."

„Sie ſind wahrſcheinlich nie oder mit einem Engel vermählt geweſen, um ein ſo eifriger Ritter der Frauen zu ſein, beſter Baron."

„Nie, mein Lieber, nie! eben ſo wenig bin ich ein Ritter der Frauen. Ein Geſchlecht iſt heut zu Tag' gerade ſo verderbt wie das andere, und nur das weibliche hat den Vorzug der Klugheit, denn es gehört zu den mirakulöſen Ausnahmen, daß eine Frau einfältig genug iſt ſich mit derjenigen zu liiren, der ihr Gemahl den Hof macht."

„Alſo war das Verhältniß der Gräfin Schönholm und des Irländers wie alle andre der Art?"

„Ich hab' geſagt: die Sache ſchien richtig zu ſein. Auf einmal aber verſchwand Lord Henry, zum allgemeinen Erſtaunen und zur Betrübniß Schönholms, von dem er nur einen kurzen, herzlichen, ſchriftlichen Abſchied nahm, und den abgebrauchten Vorwand von plötzlicher trauriger Nachricht angab. Am frühen Morgen war er fortgefahren; Abends las Schönholm den Brief einem ziemlich großen Kreiſe vor, der laut in Bedauern über die Entfernung des liebenswürdigen Lord Henry ausbrach und heimlich mit unendlicher Neugier das Ehepaar beobachtete. Einige meinten ſpäter, der Graf Schönholm habe ſeine Rolle vortrefflich geſpielt; aber er war de bonne foi dabei; denn erſtens, wenn er Lord Henry hätte gehen heißen, wie hätte er ihn zwingen können, ein ſo herzliches Billet zu ſchreiben. Und zweitens ſprach er den ganzen Abend ununterbrochen von ihm, fing ſtets von ihm wieder an, ſobald etwas Neues auf's Tapet gebracht wurde — wie das ſeine langweilige Gewohnheit bei allen Dingen war, die ihn intereſſirten; — hätte er etwas gewußt, ſo würde er nicht gewagt haben die Faſſung ſeiner Frau auf eine vierſtündige Probe zu ſtellen. Nein, er war vollkommen unbefangen! Die Gräfin blaß wie ein Geiſt, aber ruhig! Aller Augen wendeten ſich auf ſie, als man nach dem Grund der Abreiſe fragte. Sie ſchlug die ihren groß und feſt auf, und ſagte blos: Ich weiß nur, was Ludwig weiß, und kann keine genauere Auskunft geben. — Nach zwei Monaten erhielt Schönholm einen Brief von Lord Henry aus Norwegen; doch man hatte ihn ſchon ziemlich vergeſſen. Dann kam die Niederkunft der Gräfin, wobei allerdings ſein Andenken wieder aufwachte und viel von ihm geſprochen ward, bis die beiden Todesfälle jedes andre Geſpräch verſchlangen. Ilda war niedergeſchlagen und betrübt über den Verluſt von Sohn und Gemahl, doch nicht faſſungslos. Da erhielt ſie in der letzten Hälfte ihres Trauerjahrs plötzlich die Nachricht von Lord Killarneys Tod; er hatte nach dem Orient reiſen wollen und war bei einem Schiffbruch im atlantiſchen Meer umgekommen. Nun brach ſie zuſammen. Sechs Monat hat ſie in faſt klöſterlicher Abgeſchiedenheit, weiß Gott wie! verlebt, und kaum ihre Mutter geſehen, dann machte ſie mit der eine Reiſe nach England, wobei Schottland und Irland das Hauptziel waren, und von dort kehrte ſie zurück ungefähr ſo wie ſie jetzt iſt: entſchloſſen mit dem Leben fertig zu werden und es auf einer ihr homogenen Bahn zu durchwandeln. Nach und nach kam ſie mit einer Menge Blüthen ihrer Phantaſie zum Vorſchein, Zeichnungen, Gedichte, Novellen, womit ſie im Stillen ſich zerſtreut und getröſtet, und die ſie ſorgſam verborgen hatte, weil Graf Schönholm über dergleichen Beſchäftigungen die Achſeln zuckte; und ſei es die Theilnahme befreundeter, oder der Beifall fremder Perſonen, oder der Drang des Genius, der für eine Welt ſchaffen mögte, oder — was weiß ich! kurz, ſie gab vor drei Jahren dies phantaſtiſche Denkmal heraus, wo Alles ſo arabeskenartig um ein verhülltes Bild gereiht iſt, wie Blumenkränze, Votivbilder, Kerzenglanz und Weihrauch um einen Heiligenſchrein. Dieſe Phraſe hätte ich nicht ſo ſchön erfunden; ich habe ſie mir aus einer Rezenſion gemerkt. Nächſtens kommt ſie und bringt neue Schätze mit, und niemand freut ſich, und man erfindet alberne Geſchichten über ſie."

„Wie kann Sie das ärgern? die Welt iſt weder geiſtreich noch witzig und macht Erfindungen, wie ſie's eben verſteht."

„Ja, wenn ſie nur einigermaßen in dem Sinne und Character der Gräfin wären! aber ſie iſt keine Freundin der Ehe und ſoll heirathen! iſt ariſtokratiſch geſinnt, und ſoll den kleinen Tyroler Bauerbuben heirathen! Sie ſehen wol, das geht nicht."

„Sie ſcheint eine ſtarke Seele zu haben, drum muß ſie mächtiger Liebe fähig ſein, und wenn ſie den kleinen Tyroler Bauerbuben, wie Sie ihn nennen, liebt, ſo mag ſie ſich ja wol über Vorurtheile hinwegſchwingen können."

„Vorurtheile, Beſter? ach, Sie ſind auch junges Deutſchland?"

„Nur halb, denn Widerwille gegen die Ehe ſcheint mir ein Vorurtheil."

„Weiß Gott, ob's auch ihr Ernſt iſt, denn ſie ſagt oft ernſthafte Dinge mit ſcherzhaftem Ton, und luſtige ſo ernſt, daß man nie ſeiner Sache, ich meine ihrer Anſicht, gewiß iſt. Aber das letzte Wort, was ich bei einem Heirathsantrag, den ſie ausſchlug, von ihr hörte, war in Italien, und ſie ſagte: Himmel, iſt's denn nicht thörig genug, daß ich Dichterin bin zu einer Zeit, wo niemand den Dichter achtet? und man verlangt, daß ich mich verheirathe und kein Menſch achtet die Ehe? — Dabei blieb es. Ich glaube, ſie kann Lord Henry nicht vergeſſen."

„Gewiß nicht, ſo lange die Richtung, welche dieſe Liebe ihr gegeben, ihr genügt."

„Mein Gott, kennen Sie ſie etwa? Sie ſprechen ſo beſtimmt."

„Ich kenne nur ihr Buch, aber unwillkürlich formt man ſich das Characterbild eines intereſſanten Schriftſtellers aus und nach deſſen Werken."

„Ach, intereſſant iſt ſie im höchſten Grade! nicht wahr?"

„Sie iſt es durch dieſe glühende und doch ſo zarte Liebe, die ſie mit einer Unbefangenheit ausſpricht, wie einſt Heloiſe es gethan. Aber was mich noch mehr hinreißt, iſt, daß ſie nicht blos auf das Klopfen ihres Herzens hört, ſondern dem Schmerz der Menſchheit und der Klage eines Volkes zugänglich geblieben iſt. Die Geſänge aus Erin ſind vielleicht die ſchönſten der Sammlung, und die Zeichnungen dazu gewiß die tiefſinnigſten."

„Sie können ſich aber auch nicht vorſtellen, welche ergreifende Schilderungen Lord Killarney davon zu machen pflegte."

„Ich will gern glauben, daß ihre Phantaſie durch ihn auf dieſen Gegenſtand gelenkt und erregt iſt; allein, wie ſie ihn in ihrer Seele aufgenommen und dann ihn wiedergegeben hat, das geht aus eigener Kraft und eigener Anſchauung hervor.“

„Mein beſter Otto, ſo wie die Gräfin angekommen iſt, werde ich Sie ihr vorſtellen, und ich glaube, Sie werden ſich Beide gut conveniren.“

Sie ſchüttelten die Hände und trennten ſich. Nach wenigen Tagen traf Ilda wirklich in tiefer Trauer und ſehr niedergeſchlagen in Ruhenthal ein, und beglückte ihre Mutter, den Baron und einige Perſonen ihres engeren Kreiſes durch die Verſicherung, ſie werde den ganzen Winter hier zubringen. Doch vor der Hand wollte ſie keine Geſellſchaft ſehen, ſie wäre zu traurig, zu beſchäftigt, und könne an nichts Theil nehmen, bevor ſie nicht einige Gewißheit über das Schickſal ihrer unglücklichen Couſine habe.

Viertes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr vor dieſer Epoche begann die Wendung von Ondinens ſonſt ſo friedlichem Schickſal. Der Vater ihres Gemahls war ihr Vormund geweſen, und hatte ſie, die elternloſe, arme Waiſe, mit

Liebe in ſeinem Hauſe erzogen. Er ſtarb als ſie vierzehn Jahr alt war. Die Zukunft dieſes einſamen ſchönen Geſchöpfs wäre unausſprechlich traurig geweſen, wenn nicht Askanio ihr ſeine Hand geboten hätte, den Schutz und Schirm ſeines Namens, und die Zuflucht an ſeinem edlen, feſten Herzen, das von inniger Liebe für Ondine bewegt war. Sie warf ſich in ſeine Arme, jung, kindiſch, unerfahren, nichts wiſſend, nichts kennend, nicht einmal Askanio, den ſeine Studien fünf Jahre hindurch fern vom Vaterhauſe gehalten, und am wenigſten ſich ſelbſt. Aus der Kinderſtube trat ſie vor den Altar. Ihre flatternden, lichtbraunen Locken wurden zum erſten Mal aufgeſteckt, damit der Myrthenkranz graziöſer ſitze. Sie ward Gattin wie im Traum, und wie im Traum Mutter. Ihre Söhne waren ihre Puppen, dann ihre Geſpielen; ſie zu erziehen fiel ihr nicht ein; das war Askanios Sache. Von Sorgen und Mühe, von Ernſt und Anſtrengung wußte ſie nichts; ſie flatterte durchs Leben fröhlich und lieblich wie ein Schmetterling.

Askanio war auch erſt einundzwanzig Jahr, als ſein Vater ſtarb, aber er war aus anderm Stoff und nach anderm Zuſchnitt geformt. Er wußte, was er auf ſich nahm, als er ſich entſchloß in ſo früher Jugend das Haupt einer Familie zu ſein, und nicht blos für ſich, ſondern für Frau und Kinder, feſt und ſicher dazuſtehen. Erfahrung hatte er wenig, jedoch den eiſernen Willen das Beſte zu thun und nie zu ſchwanken, wenn eigene und fremde Wohlfahrt auf der Wagſchaale lägen. Mit einem Ernſt, der weit über ſeine Jahre, mit einer Sicherheit, die nur das Erzeugniß ſeines edlen Selbſtbewußtſeins war, nahm er ſeinen Standpunkt in der Welt. Seine Liebe für Ondine war keine vorüberrauſchende Leidenſchaft geweſen. Er freute ſich ihrer Schönheit, aber ihn feſſelte dies weiche, ſchmiegſame, hülfsbedürftige Weſen, das bei jedem Schritt ſeine leitende Hand ergriff. Er empfand für ſie die innige Zärtlichkeit eines Gatten, er handelte für ſie mit der faſt mitleidigen Sorgfalt eines Vaters; aber demonſtrativ war er nicht. Ondine wußte und fühlte ſich geliebt, allein ſie hätte es auch gern von ihm gehört, und Askanio ſagte es nie, weil ihm das Wort überflüſſig ſchien, ſobald die Handlungsweiſe es offenbare. Ach, gegenſeitiges Mißverſtehen iſt ſo leicht! und kaum trägt etwas Anderes die Schuld, als die Verſchiedenheit der Verhältniſſe! Der Mann kann auf hundertfache Weiſe durch Vorſorge und Thätigkeit, handelnd und gebend, ſeine Liebe bezeigen; die Frau empfängt und nimmt nur, kann nichts thun, darum ſpricht ſie von ihrer Liebe. Und weil ſie meint — und mit Recht — ihre Liebe ſei eben ſo viel werth, wie die des Mannes, und habe doch tauſend ſüße Worte, und Schmeicheleien, und Liebkoſungen, ſo findet ſie ihn oft kalt und gleichgültig, während er meint, ſie mache kindiſche Anſprüche. So lange die tiefe, allverſöhnende und ausgleichende Liebe in beiden Herzen lebt, ſo trägt ſie über ſolchen kleinen Zwieſpalt hinweg; aber iſt ſie von einem Blitzſtrahl geblendet oder durch einen Sturm erſchüttert, ſo können aus der Kluft Nebel emporſteigen, die das ganze Leben verfinſtern.

Es giebt ein Buch voll wunderbar tiefſinniger Vorſchriften — bisweilen ſind es nur Andeutungen — für alle menſchliche Zuſtände. Der Himmel mag wiſſen, wer die Schuld trägt, daß es bei einem großen Theil der Menſchen aus der Mode, und bei einem eben ſo großem Theil in die Mode gekommen iſt, und daher theils nicht verſtanden, theils nicht richtig angewandt wird. Dies Buch iſt die Bibel. Darin ſteht: „Ihr ſollt beſitzen, als beſäßet ihr nicht.“ Gewiß iſt das Goldplättchen dieſes Spruches in Predigten, Troſt- und Erbauungsſchriften, Andachtsbüchern ꝛc. zu einem Goldfaden von einigen hunderttauſend Klaftern bereits verdünnt und verbraucht, und beim Verluſt von irdiſchen Gütern und beim Tode von geliebten Menſchen als eine zu ſpäte Ermahnung uns Allen vorgetragen worden und, wie gewöhnlich Troſtgründe, ziemlich am unrechten Ort. Aber wenn zwei Menſchen die ſich lieben und beſitzen, ſich entſchließen könnten, jene Worte zur Richtſchnur ihres Daſeins zu machen — wenn es möglich wäre, die Grazie, die Zartheit, die Sehnſucht, die Flamme des Nichtbeſitzes mit der Glut und Hingebung des Beſitzes zu verbinden — wer wollte dann nicht gern an das Glück in der

der Ehe glauben, und in ihr den Himmel auf Erden ſehen? — Doch nun kühlt der Beſitz nur ab, ohne zu befriedigen.

Ilda und Aſkanio waren ungefähr in einem Alter, und Beider Väter — Brüder geweſen. Aſkans Verheirathung fiel in die Zeit von Ilda's herben Schmerzen, und ſo lernten ſie ſich eigentlich erſt nach der Rückkehr der letzteren aus England kennen. Damals hatte ſie die erdrückende Schwermuth, die wie ein Mehlthau auf der Blüthe ihrer Jugend lag, abgeſtreift, ſich entſchloſſen in jede freundliche Verbindung einzugehen, welche das Schickſal ihr bieten würde, und ſich vor allem dabei ihres Vetters erinnert, der ihr immer ſo wol gefallen hatte, wenn er bisweilen Ferien der Studien zu einem Beſuch in Ruhenthal benutzt. Sie lud ihn herzlich ein ihr ſeine Frau vorzuſtellen, und Aſkanio und Ondine folgten ſo bereitwillig der Einladung, als ob ſie den Gewinn ahnten, der für ſie Beide aus Ilda's Freundſchaft entſpringen würde. Er war groß; denn nicht nur, daß ihr reicher, vielſeitig gebildeter Geiſt für Aſkan ein anziehender Umgang und für Ondine ein Sporn ward, ihr etwas nachzuſtreben — ſondern oft auch ward ſie eine Vermittlerin zwiſchen dem etwas zu gebieteriſchen Gemahl und der zu demüthigen Ondine. Nie war Aſkan ein liebenswürdigerer „Herr," als wenn Ilda neben Ondine ſtand, und weil Letztere das fühlte, und dankbar erkannte, wie Ilda ſie zu heben ſuchte, ſo hing ſie an ihr wie an ihrem Schutzgeiſt, und weinte drei Tage nach jedem Abſchied. Dann aber vergaß ſie ihren Schmerz von ſelbſt. Der Verkehr zwiſchen den Bewohnern von Ruhenthal und Schloß Ohlau war ununterbrochen herzlich. Ilda richtete ihren Reiſeplan ſtets ſo ein, daß ſie kommend und gehend ihre Freunde beſuchte; aber korreſpondirt wurde wenig. Askan hatte keine Zeit dazu; Ondine, wie die meiſten Frauen — nicht Mädchen — liebte nicht zu ſchreiben; und Ilda behauptete, ſie ſchriebe ihren Freunden ſo viel, und ſo viel beſſer en gros, daß ihnen das en détail nicht genügen könne.

Während Ilda's Aufenthalt in Italien traten in der Regierung und in der Landesverwaltung Wechſel ein, die Askanios Gegenwart in der Hauptſtadt erforderten. Keiner hatte ſich ſo eifrig und thätig für das Wohl ſeiner Provinz gezeigt, darum ward er einmüthig als Stellvertreter derſelben bei wichtigen Berathungen ernannt, die während einiger Monate in der Reſidenz gehalten werden ſollten. Die Trennung von Ondinen und den Knaben ſchien ihm eben ſo unmöglich als ihr, darum nahm er ein Haus und richtete ſich vollſtändig für den ganzen Winter in der Reſidenz ein.

Ondine hatte zwar wochenlange Reiſen gemacht, ſie kannte die ſchönſten Punkte Deutſchlands, ſie war in Ruhenthal auf langen Beſuch geweſen; allein dieſe förmliche Ueberſiedelung ihrer Häuslichkeit in eine große, fremde Stadt war ihr, vielleicht der erſten Unbehaglichkeit wegen, nicht lieb, und obwol es Anfangs November, alſo höchſt traurig auf dem Lande war, ſo vergoß ſie doch heiße Thränen, als ſie in den Reiſewagen ſtieg, und der zurückbleibende Theil der Dienerſchaft weinte ihr nach, denn ſie war eine milde und geliebte Herrin. Askanio begriff nicht dieſe Trauer; er war ja bei ihr, die Knaben waren bei ihr! er meinte, das heimathliche Schloß oder der Wigwam eines Indianers müßten unter dieſen Umſtänden Ondinen gleichgültig ſein. Doch ließ er ſie ungeſtört weinen, und begann erſt dann freundlich ihr zuzuſprechen, als ihre Thränen minder heftig floſſen. Sie hörte anfangs nicht ſehr auf ihn; doch als er Vorſchläge für ihr häusliches und geſelliges Leben machte, wurde ſie theilnehmend, und erreichte am nächſten Tage in heiterſter Stimmung das Ziel ihrer Reiſe, wo ein bequem eingerichtetes Haus ſie empfing und ſie vollends ganz zufrieden ſtellte.

Es war nicht ihre Abſicht viel in die Welt zu gehen. Askanio war ſo durch Geſchäfte in Anſpruch genommen, daß ſie die wenigen Stunden des Beiſammenſeins nicht an die Geſellſchaft verſchwenden mogten, ſondern ſich auf den Umgang derjenigen Perſonen beſchränken wollten, mit denen Askan in nähere Berührung kam, oder die ihn beſonders anſprachen. Ondine freute ſich auf das Schauſpiel, das ſie leidenſchaftlich liebte, und Askanios erſte Sorge war, eine

Loge zu nehmen, damit ſie täglich ihre Unterhaltung habe. Als ſie zum erſten Mal das Theater beſuchte, wurde eine der ſchönſten Belliniſchen Opern gegeben; doch weder die hinreißende Muſik, noch das bezaubernde Spiel der Primadonna, noch die ergreifende Stimme des erſten Tenors machten auf das Publikum einen ſolchen Eindruck, als Ondinens Erſcheinung. Alle Lorgnetten hafteten wie verzaubert an ihrer Loge. Eine fremdartigere, feenhaftere Schönheit hatte man lange nicht geſehen. Es herrſchte die Mode des geſcheitelten Haars, die freilich höchſt bequem, aber vortheilhaft nur für ganz junge, oder regelmäßig ſchöne Geſichter iſt, weil ſie die Züge nicht bloß, ſondern zugleich die ganze Form des Kopfes und Nackens enthüllt. Ondine aber trug ihr braunes, wie mit glänzenden Goldfunken beſtreutes Haar, an beiden Seiten des Geſichts in langen, natürlichen Locken bis auf die Bruſt herabfallend. Ihre ſchwarzen, ſammetweichen Augen ruhten ſo friedlich, wie überhüllte Sterne unter den langen Wimpern, und die Grübchen in den Wangen und die geſchwungene kurze Oberlippe gaben den zarten, edlen Zügen einen lieblich kontraſtirenden Ausdruck von Schelmerei. Wie Geſtalt und Anzug waren, konnte niemand beurtheilen; ſie hatte ſich warm und bequem in einen tiefpurpurrothen Shawl gehüllt, und da ſie weder Lorgnette noch Opernglas brauchte, ſo blieb ihre Figur, ſogar ihre Hand, unſichtbar — woraus die Damen den logiſchen Schluß zogen: die

Geſtalt entſpreche nicht der Schönheit des Kopfes. Die Männer hofften das Gegentheil.

In der Loge neben Ondine ſaß Fürſt Caſimir P. Da er während der ganzen Oper eben ſo unbeweglich den Rücken gegen die Bühne kehrte, wie ſie das Geſicht: ſo hatte niemand ſie beſſer und näher geſehen, als eben er, und auf niemand hatte ihre Schönheit einen lebhafteren Eindruck gemacht.

„Gott ſei Dank," ſagte er zu einem Freunde, „da iſt endlich einmal ein neues, frappantes Geſicht. Nun kann man doch wieder acht Tage lang mit Intereſſe in's Schauſpiel gehen!"

„Vielleicht länger."

„Nein, denn entweder ſie reiſt oder bleibt; in jedem Fall ſucht man ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich wünſchte, ſie reiſte ab und ich wäre genug von ihr hingeriſſen um ihr nachzureiſen — denn dies langweilige Leben iſt beim Himmel nicht mehr zu ertragen. Wenn ich nicht meinen Onkel erwarten müßte, wär' ich längſt fort."

„Aber ſeit wenn nimmſt Du ſolche Rückſichten auf den Onkel?"

„Diable! ſeit mein Geld zu Ende geht."

„Excellent! wann haſt Du denn je etwas gehabt?"

„Wenn ich ſage „mein Geld," ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich meinen Credit meine. Vielleicht wird meine Liebe heftig genug, um den Onkel und die Juden zu plantiren, und jenen göttlichen Augen nachzuziehen. Wer kann es ſein? Engländerin? ſie ſieht zu ſchelmiſch aus; Deutſche? zu ungezwungen; Franzöſin? ſie hat keine Toilette gemacht! Polin? Diable, wenn's eine Landsmännin wäre!"

„Du magſt Recht haben! ich mögte den Mann anreden."

„Den Mann, mein Lieber? was geht uns der an?"

„Vielleicht kann der Logenmeiſter Auskunft geben, wenigſtens den Namen nennen." — Ladislav zog auf Erkundigungen aus, und war ſo glücklich zu erfahren, daß der Graf Ohlau dieſe Loge auf ſechs Monate genommen habe und ſich darin befinde.

„Alſo warte ich vor der Hand ſehr gern auf den Onkel," ſagte Caſimir, nachdem ihm der Freund ſeine Nachrichten mitgetheilt.

„Die göttliche Frau wird die Königin dieſes Winters werden." Aber Ladislav's Prophezeihung ſchien nicht wahr werden zu ſollen, denn Ondine kam nicht in die Geſellſchaft, und das Theater war, außer der Promenade, der einzige Ort, wo die Herren Gelegenheit hatten ſie aus der Ferne zu bewundern. Ihre Lebensweiſe war ihrem Plan gemäß, und ſie wünſchte nicht ſie zu verändern.

„Giebt es denn etwas Stupideres auf der Welt, als einen eiferſüchtigen Gemahl?" fragte einſt Caſimir in einem Zirkel ſeine Freunde.

„Ja! einen gefälligen."

„Aber etwas Unbequemeres giebt's nicht."

„Und ſo hors de saison! wer iſt denn jetzt von ſo ſchlechtem Ton eiferſüchtig zu ſein?"

„Und wozu hilft's? über lang oder kurz wird er doch düpirt."

„Gegen wen richtet ſich denn eigentlich dieſe Diatribe?" fragte einer, der noch nicht ſo recht in das Intereſſe des Kreiſes eingeweiht war.

„Quel chinois!" murmelte Caſimir.

„Gegen den Mann der ſchönſten Frau in Europa."

„Bah! bah! nur nicht ſo koloſſale Uebertreibungen."

„Was Uebertreibungen! Caſimir verſteht ſich auf Weiberſchönheit und behauptet die Ohlau ſei das nec plus ultra. He, Caſimir?"

„Ja, rief dieſer, ich bleibe dabei! und ich finde es ſchändlich und barbariſch, daß der Ohlau ſie gleich einer Odaliske in's Serail ſperrt. Aber ich ſetze Himmel und Hölle in Bewegung, ſie ſoll heraus! iſt ſie aber erſt heraus . . ." —

„Oho, nicht vorſchnell! ſie ſoll ihren Gemahl zärtlich lieben."

„Noch immer? der älteſte der beiden deliziöſen Knaben, mit denen ſie täglich ſpazieren fährt, iſt doch wenigſtens fünf Jahr."

„Und wenn auch! L'un n'empêche pas l'autre. Die Frauen, die ihren Gemahl zärtlich lieben, ſind des Liebens ſo gewohnt, daß man am leichteſten bei ihnen reüſſirt."

„Könnte ſie nicht zufällig tugendhaft ſein?"

„Deſto beſſer! ſo iſt man vielleicht der Einzige, und gewiß der Erſte. Ich bete die tugendhaften Frauen an."

„A leur tour! es wäre traurig, wenn das Tugendhaftſein das Angebetetwerden ausſchlöſſe."

„Bah, Caſimir! wozu das Adjectiv? Sie beten die Frauen an."

„Bewahre! vom Anbeten iſt nicht viel bei mir die Rede, wenigſtens nicht lange, weil den Frauen im Allgemeinen nicht damit gedient iſt. Aber da die tugendhaften die Laune haben, daß die Liebe ſich ihnen nur im Gewande der Anbetung nahen dürfe, ſo kann man ihnen wol den Spaß der Maskerade machen."

„Bei der Ohlau lohnt es ſich wenigſtens der Mühe. Sie war heute im violetten Sammetpelz auf der Promenade unvergleichlich ſchön. Da ihr Mann ſie begleitete, ſo verließen ſie den Wagen, und gingen einige Mal in der großen Allee auf und nieder. Sie hat einen ganz ſchwebenden Gang und einen wahrhaften Elfenfuß. Wir drängten uns auch Alle an den Wagen um ſie einſteigen zu ſehen."

„Diable! daß mich die einfältige Euphemie ſo lange feſthalten mußte! Ich habe ſie nicht geſehen! wie ſah ſie aus — ich meine die Ohlau."

„Sie lächelte ein wenig verlegen."

„Das Lächeln war natürlich, die Verlegenheit Koketterie."

„Möglich, obwol es nicht ſo ausſah.“

Ondinens Verlegenheit am Morgen war keineswegs Koketterie geweſen; ſie fand wirklich die Herren außerordentlich unbeſcheiden, ſie mit und ohne Brillen und Lorgnetten anzuſtarren, als ob ſie eine Tänzerin ſei.

„Daran mußt Du Dich gewöhnen,“ ſagte Askanio; „wenn man Dich kennt, wird es aufhören.“

„Es iſt wahr, ich habe nicht bemerkt, daß ſie andre Damen ſo impertinent angegafft hätten,“ erwiderte ſie unbefangen.

Fürſt Caſimir machte aufs Eifrigſte der ſchönen einfältigen Frau des erſten Miniſters den Hof. Sie langweilte ihn aufs Aeußerſte, und er ſann nur darauf, ſie vor der Hand zu ſeinen Abſichten zu brauchen, und wenn dieſe erreicht wären, mit ihr zu brechen. Eines Abends kam er in ihre Loge, ſetzte ſich mit dem Rükken gegen das Publikum und ſchwatzte ihr tauſend Fadaiſen vor, die ſie ſehr amüſirten. Auf einmal ſagte er:

„Ihrer Loge gegenüber ſitzt die Gräfin Ohlau. Sagen Sie mir, ob Sie ſie auch ſo ſchön finden, wie man es hier will.“

Die Miniſterin entgegnete: „Frauen ſind nicht unparteiiſch, wenn es die Beurtheilung ſchönerer Frauen gilt.“

„Schönerer — à la bonne heure! indeſſen —

dieſe iſt Ihnen nicht gefährlich, ſie wird niemand evaſiren. Dulden Sie ſie immerhin neben Sich.“

„Dulden? mein Gott, ich habe gar nichts mit ihr zu thun.“

„Wiſſen Sie wol, daß Graf Ohlau geſagt hat, die hieſige Damengeſellſchaft ſei deshalb ſo wenig zuvorkommend gegen ſeine Frau, weil ſie ihre Schönheit fürchte?“

„Abgeſchmacktes Geſchwätz! wenn er ſeine Frau zu niemand führt, wie ſoll man denn zuvorkommend gegen ſie ſein oder nicht.“

„Ja wol, abgeſchmacktes Geſchwätz! denn ich weiß aus ſicherer Quelle, daß er herzlich froh iſt, wenn ſich niemand um ſeine Frau bekümmert, theils weil er eiferſüchtig wie ein Türk, theils weil ſie von unbeſchreiblicher Gaucherie iſt.“

„Wirklich? woher wiſſen Sie das?“

„Er hat einige gute Freunde, die öfter bei ihm ſpeiſen, und die nicht mehr das allgemeine Entzücken theilen, ſeit ſie die Frau in der Nähe geſehen, und ſie geſprochen haben. So etwas wird denn bald durch die guten Freunde bekannt.“

„Wie ſchade, daß eine ſo hübſche Perſon ſo gauche iſt.“

„Und doppelt muß es neben dem Mann auffallen denn er iſt liebenswürdig und gewandt wie wenige.“

Nach einigen Tagen drang der Miniſter, der häufig in Geſchäften mit Askanio zuſammenkam, lebhaft in ihn, ſeiner Frau doch ſo bald wie möglich die Bekanntſchaft der Gräfin zu gönnen. „Ihre Frau Gemahlin muß ſich hier außerordentlich langweilen, da ſie Ihre Geſellſchaft faſt ganz entbehrt; erlauben Sie uns etwas zu ihrer Unterhaltung beitragen zu dürfen“ — ſagte er, und fügte lächelnd hinzu: „oder ſollte es wahr ſein, was man behauptet, daß jede innige Liebe mit Eiferſucht verwebt ſei?“

Askanio antwortete auch ſcherzend, verſprach jedoch ſeine Frau recht bald zur Miniſterin zu führen, und theilte dann Ondinen dies Vorhaben mit.

„Gut,“ ſagte ſie, „die Frauen ſind hier vielleicht liebenswürdiger wie die Männer; wir wollen ſie kennen lernen.“

Und ſie gingen in eine glänzende Soiree der Miniſterin. Das war der Sprung über den Rubikon. Eine Bekanntſchaft zieht funfzig andere nach ſich. Wer einen Fuß in das Rad der Geſellſchaft geſtellt hat, wird mit fortgewirbelt. Ondine ward es; anfangs unwillkürlich, ſpäter weil dies ganz neue Leben ſie amüſirte. Sie ritt und tanzte, ging auf Bälle und Soireen, putzte ſich und mediſirte ein wenig — ganz wie die andern Frauen, und dennoch ganz anders: abſichtlos. Askanio gönnte ihr gern dieſe Vergnügungen, und freute ſich, daß ſie ſich ſo leicht und unbefangen in dieſer fremden Welt bewegte. Für ihn war ſie immer dieſelbe an Zärtlichkeit und Hingebung. Wünſchte er einen Abend zu Hauſe zu bleiben, ſo blieb ſie, auch wenn der glänzendſte Ball und das friſcheſte Ballkleid ihrer warteten, und war eben ſo heiter und anmuthig ihm allein gegenüber, als umringt von dem eleganteſten Männerkreiſe.

Fürſt Caſimir war natürlich einer der erſten, der ihr ſeine Huldigung darbrachte. Schön und gewandt, und mit jenem Glanz geſchmückt, den das Unglück ſeines Vaterlandes, worin auch das ſeiner Familie verwickelt war, ihm lieh, konnte es nicht fehlen, daß er auch von Ondinen, wie von allen Frauen, bemerkt ward. Sie tanzte gern mit ihm, ſie hörte ihn noch lieber ſingen — allein es blieb bei dieſem geſellſchaftlichen Intereſſe. So lange er von allgemeinen Dingen ſprach, ging ſie theilnehmend in die Unterhaltung ein; ſobald er noch ſo leiſe, noch ſo verſteckt, ſie inniger für ſich zu gewinnen ſuchte, ſah ſie ihn mit Augen voll ſo deſolanter Munterkeit an, daß er bisweilen heimlich ſich ſagte: ſie iſt nicht zu gewinnen, ſie durchſchaut mich. Indeſſen verſuchte er auf anderem Wege zum Zweck zu kommen, und die Ungewißheit ſeines Sieges, ſo wie die Anſtrengung, welche es ihn koſtete, um dies arme kleine Herz zu erringen, gab ihm eine innere Aufregung, die in der That einen Anſtrich von mächtiger Leidenſchaft hatte.

Er zog ſich von Ondinen zurück. Man kann ſicher ſein, daß jede Frau ein ſolches Zurückziehen bemerkt, und was mehr iſt — höchſt ungern bemerkt, ſchon dann, wenn ſie frühere Huldigung gleichgültig oder abweiſend aufgenommen; wie viel mehr, wenn der Mann ihr intereſſant oder angenehm iſt. Gewöhnlich werden dann Minen angelegt um ſeine Verſchanzungen in die Luft zu ſprengen; doch Ondine ließ ſich nicht darauf ein, ſie brauchte keine Argliſt, weil ſie keine ahnte. Sie fragte den Fürſten, weshalb er unſichtbar für ſie werde.

Er antwortete ernſt: „Was ſoll ich bei Ihnen? Sie brauchen mich nicht.“

„O doch! z. B. am Piano. Täglich möchte ich Sie Ihre ſchönen Lieder ſingen hören.“

„Für ein Paar Dukaten ſingt Luigi Ihnen ſchönere vor.“

„Nun gut! aber für ein Paar Dukaten kann ich mir keinen Mazurkatänzer kaufen.“

„Das iſt auch nicht nöthig, weil alle Männer ſich zu dem Glück drängen werden.“

„Sie ſind langweilig!“ ſagte ſie verdrießlich und kehrte ihm den Rücken. Caſimir jubelte heimlich: „Bravo! dies iſt doch endlich einmal etwas anderes, als ihre ewige Munterkeit.“ — er blieb ihr fern. Ondine fing an darüber nachzudenken, ob ſie auf irgend eine Weiſe ihn gekränkt haben könne; allein ſie brachte nichts heraus. Dann fiel ihr ein, er könne üble Nachrichten von ſeine Familie erhalten haben, und ihr Mitleid ward rege. Abends in einer Soiree rief ſie ihn zu ſich, wies auf einen Sitz, der hinter ihr leer geworden war, und fragte ihn ſo freundlich, ob ihm Unangenehmes widerfahren ſei, ſah ihm ſo treuherzig in die Augen, daß Caſimirs innerſtes Herz gerührt worden wäre, wenn er nur ein Herz gehabt hätte.

Er entgegnete: „Mir iſt nichts Unangenehmes begegnet; im Gegentheil! aber .... was fragen Sie mich!“

„Ich frage nicht mehr,“ ſagte ſie erſchrocken.

„Ich dächte auch, es wäre unnütz, und Sie müßten wiſſen, for swift such Knowledge comes.“

„Laſſen Sie doch von der Gewohnheit, ſtets den Byron zu citiren“ — ſagte ſie verlegen.

„Sobald Sie mir einen Dichter nennen, der ein beſſerer Dollmetſcher meiner Empfindungen ſein konnte ...“

„Wie, der tiefe, glühende, melancholiſche Byron? unterbrach ſie ihn ſtaunend; das hätte ich nimmer gedacht.“

„Weil Sie mich nicht kennen.“

„Warum ſind Sie auch ſo verſteckt?“ fragte ſie heiter und wollte in ihren alten Ton der Munterkeit zurückfallen; aber er rief ſchnell: „Darf ich denn reden?“ mit einem ſolchen Ausdruck von Glück in Stimme und Blick, daß ſie unbeſonnen heftig den Kopf ſchüttelte. Hätte ſie kalt geſagt: „Warum denn nicht?“ oder eine ähnliche abweiſende Phraſe, ſo wäre er nicht im Vortheil geweſen. Jetzt nahm er ihn wahr und ſagte traurig:

„Sie heißen mich ſchweigen und wollen mich nicht verſtehen, alſo müſſen Sie fühlen, daß Ihre Nähe, ſogar Ihre Freundlichkeit mich nur elend machen können, und darum halte ich mich fern von Ihnen."

Um Ondinens Lippen ſchwebte ein kleines ſpöttiſches Lächeln, doch es verſchwand, als ſie die Augen aufſchlug und Caſimir anſah. Was die Liebe an Glut, und die Anbetung an Tiefe, und die Wahrheit an Treue hat — das lag auf ſeinem Geſicht. Er liebt mich wirklich — dachte Ondine, und raſch ſtand ſie auf. Jetzt glaubt ſie an mich — dachte Caſimir und verließ den Saal.

Ildas Freund, der alte Baron, hat zwar vollkommen Recht: die Männer ſind einfältig in der Ehe. Hingegen iſt nicht zu leugnen, daß die Frauen in der Liebe wo möglich noch einfältiger ſind. Der Gedanke, wirklich geliebt zu werden, iſt eine Zauberformel, die einen magiſchen Kreis um ſie zieht, innerhalb deſſen ſie blind und taub daſtehen. Kommt noch gar die Vorſtellung hinzu, daß der Liebende ſchweigt, und wie ein Held, ohne Bitte wie ohne Klage, liebt und leidet, ſo niſtet ſich Mitleid in das ſchwache, weiche Herz. Das ſollten die Männer bedenken bei ihren Coquetterieen, und ihre Triumphe nicht bloß der weiblichen Eitelkeit und ihrer eigenen Unwiderſtehlichkeit zuſchreiben. Im Gegentheil! die Frauen werden viel mehr von der Fülle und Wärme des eigenen, als des fremden Herzens hingeriſſen; indeſſen der Mann in der

Liebe allenfalls noch ſich beherrſchen, aber nie der Liebe der Frau widerſtehen kann.

Seit jenem Geſpräch näherte ſich Caſimir wieder der Gräſin, d. h. er erſchien, wo ſie erſchien und behielt ſie unabläſſig im Auge, ſtand auch bisweilen hinter ihrem Stuhl und redete einige banale Phraſen mit ihr; übrigens aber tanzte und ſang er nicht mehr, und war verſunken in ſeine Leidenſchaft. Wohin Ondine den Blick wendete, begegnete ſie dem ſeinen. Sie mogte mit Andern plaudern oder tanzen, er wußte ſich ſo zu ſtellen, daß er ihr auffallen mußte. Dies ruhige Benehmen, und vor allem ſein Schweigen, verfehlten nicht ihre Wirkung. Wie plump, wie ungeſchickt, wie zudringlich erſchienen andere Männer dagegen! „Was thut es denn ob er mich liebt?“ fragte ſie ſich oft heimlich. Sie wollte ſich überreden, daß es ihr vollkommen gleichgültig ſei; und ach! unausgeſetzt flogen die Gedanken zu ihm, und ſie war unruhig und zerſtreut, wenn er nicht in der Geſellſchaft war, und ſo froh, wenn er dann plötzlich erſchien.

Nun wurde er gar krank und mehre Tage unſichtbar. „Was fehlt Ihrem Freunde?“ fragte ſie beſorgt Ladislav.

„Weiß der Himmel!“ erwiderte der; „er ſchweigt, man erfährt nichts. Seelenſchmerz iſt der Grund der Krankheit, davon bin ich überzeugt, und ich nicht allein.“ Er ſah ſie ſcharf an.

Sie rief heftig: „Sagen Sie ihm, er müſſe bis ſten Montag geſund ſein; dann habe ich ein wunderhübſches Concert bei mir, und ich habe auf ihn gerechnet.“

Ladislav richtete dem Fürſten dieſe Botſchaft aus. „Sie war ſehr zerſtreut,“ fügte er hinzu, „die Langeweile war deutlich auf ihr allerliebſtes Geſichtchen gemalt. Ich habe nie ein pikanteres Weſen geſehen. Wärſt Du nicht mein Freund, bei Gott, ich träte mit Dir in die Schranken.“

„Verſuch' es,“ ſprach Caſimir kalt.

Am Montag Morgen ließ ſich der Fürſt bei Ondinen melden. Ein heller Freudenſtrahl überflog ihr Antlitz und blieb in ihrem Auge hängen, als er eintrat. Er bat um Verzeihung, daß ſein Befinden ihm noch nicht geſtatte am Abend zu erſcheinen; er habe ihr aber für ihre freundliche Erinnerung danken müſſen. Das Piano war offen; er ſetzte ſich daran, fing an wunderſchön zu phantaſieren, und endlich zu ſingen. Nie hatte er mit dieſem Feuer, dieſer Innigkeit geſungen. Bald war Glut in ſeiner Stimme, bald fühlte man Thränen darin. Aus Ondinens Augen rollten ſie längſt über die blühenden Wangen.

Da kehrte er ſich plötzlich zu ihr: „Weinen Sie um mich?“ fragte er mit tiefer, gepreßter Stimme Sie antwortete nicht, ſondern legte die Hand über ihre Augen und weinte heftiger. Da ſtand er raſch auf, ergriff dieſe Hand, bedeckte ſie mit heißen Küſſen, und eilte fort. Als Ondine ſich ein wenig erholt hatte, war ihr erſter Gedanke ſich in Askanios Arme zu werfen und ihm Alles zu ſagen; ihr zweiter die Frage: was ſie ihm zu ſagen habe? — Sonſt erzählte ſie ihm lachend alle Fadaiſen, alle Schmeicheleien, die ſie im reichen Maaß zu hören bekam; allein von Caſimir ſagte ſie nichts, es wäre ihr unmöglich geweſen, ihren Mann dabei anzuſehen, geſchweige ſich darüber luſtig zu machen. Das verdiente der arme, edle Caſimir nicht! Und dann — er ſagte ja kein fades Wort!

Das Conzert fand ſtatt; eine berühmte Pianiſtin ließ ſich hören, Luigi ſang himmliſch; alle Welt betete an. Ondine fand, daß die Künſtlerin einen harten Anſchlag, und Luigi noch nie ſo ausdruckslos geſungen habe.

Am nächſten Morgen war ſie in unbeſchreiblicher Unruhe. Sie fing einen Brief für Ilda an; aber Ilda hatte ja kaum den erſten aus der Reſidenz erhalten. Sie nahm ein Pack neuer Muſikalien vor; aber beim geſtrigen Conzert waren zwei Saiten auf dem Piano geſprungen. Ihre Söhne ſollten zu ihr kommen; aber ſie hatten Unterricht. Sie ging aus einem Zimmer in's andere und begoß ihre Blumen. So kam ſie an das ihres Mannes. „Wenn ich ihn bäte eine recht lange Promenade mit mir zu machen!“ fiel ihr ein. Sie klopfte leiſe an, dann ſtärker, dann drückte ſie die Thür auf und blickte hinein. Er war nicht da, und ſein Schreibtiſch ſo arrangirt, daß ſie ſah, er habe nicht daran gearbeitet. „Warum iſt er nicht da, wenn ich ihn brauche!“ ſeufzte ſie, und ging in den Salon zurück. Fürſt Caſimir ward gemeldet. Sie ſetzte ſich ermattet nieder mit jener Abſpannung, die immer auf eine heftige innere Aufregung folgt.

„Muß ich Sie denn ewig um Vergebung bitten?“ ſprach er; „heute geſchieht es der albernen melancholiſchen Romanzen wegen, mit denen ich Sie geſtern ſo traurig machte, wie ich ſelber bin. Es ſoll nicht wieder geſchehen.“

„Ach, ſagte Ondine, die Traurigkeit iſt mir lieber, als alle Fröhlichkeit der Welt.“

„Doch war es das erſte Mal, daß ich Sie traurig ſah und — vergeben Sie dem Egoismus — es that mir wol.“

„Ich war ſonſt auch immer fröhlich, ich bin es noch, nur zuweilen kommt eine unbegreifliche Trauer ohne allen Grund über mich. Ich glaube, daß ich mich langweile, daß mich dies bunte Treiben abſpannt und nervenſchwach macht, und oft ſehne ich mich in die Einſamkeit meines Schloſſes zurück.“

„Aber Sie denken doch nicht daran uns zu verlaſſen?“

„Nein. Mein Mann würde es nicht gern ſehen.“

„Und ich — und wir Alle . . . o Gräfin, wie können Sie Sich fortſehnen, da Sie doch wiſſen, daß mich Ihre Gegenwart beglückt, daß ich nur in den Stunden lebe, wo ich Sie ſehe, daß Sie meine ganze

Exiſtenz durch die Magie Ihres Daſeins verklären? Ondine, Sie dürfen und können Sich nicht fortſehnen."

Er kniete halb ernſthaft, halb ſcherzend auf ein Polſter zu ihren Füßen nieder und fuhr fort: „Ich flehe um Widerruf."

„Frauen gelten nun einmal für inconſequent, alſo kann ich ſchon mein Wort zurücknehmen. Aber ſtehen Sie auf, und ſingen Sie; dann ſind Sie am liebenswürdigſten."

„Man iſt es immer, wenn man ſich ohne Hehl zeigt. Aber ich kann heute nicht, ich habe Bruſtweh, bin ſchon ganz in der Frühe zwei Stunden lang heftig geritten, und es war kalt."

„Wie unvorſichtig! und weshalb?"

„Es zerſtreut mich; in der heftigen Bewegung bin ich keines Gedankens fähig. Doch ich will verſuchen ob . . . "

„Nein, nein! nicht heute! morgen wird es beſſer ſein — dann!"

„Alſo morgen," ſagte Caſimir mit freudeſtrahlenden Augen.

Und ſo kam er täglich, und täglich wurde er Ondinen unentbehrlicher. Die beiden Stunden zwiſchen eins und drei abſorbirten ſie ganz und gar. Sie wußte von keinem Abend und keinem Morgen, von keiner Vergangenheit und keiner Zukunft mehr. Sie dachte nichts, als dieſe zwei Stunden. Die Gegenwart ihres Mannes war ihr peinlich, denn ſie hatte ihm nichts zu ſagen; an Caſimir ſagte ſie Alles, was ihr eben einfiel, er war nachſichtiger, freundlicher, er liebte ſie, wie Askanio ſie nie geliebt hatte, nie lieben konnte. Auch war ihr Mann mehr als je von Arbeiten und geſellſchaftlichen Pflichten in Anſpruch genommen. Auch ihre Söhne ſah ſie weniger. Der Vater wollte, daß ſie früh an ernſte Beſchäftigung ſich gewöhnten und hatte einen Gouverneur bei ihnen angeſtellt. Ob es möglich ſei, daß ſie Caſimir liebe, daran dachte ſie nicht. Wozu auch? er hatte ſie ja nie darum gefragt, und würde es nie thun — deſſen war ſie gewiß.

Weshalb hätte wol Caſimir ſie fragen ſollen? Er wußte längſt, daß ſie ihn liebte — und wie liebte!

Askanio trat eines Abends in das Kabinet ſeiner Frau. Es war unerleuchtet, nur die Straßenlaternen warfen einen röthlichen Schein hinein, ſo daß er Ondine erkennen konnte, die auf der Chaiſe longue lag.

„Biſt Du krank?“ fragte er beſorgt.

„Nein.“

„Weshalb denn ohne Licht? unangekleidet? was fehlt Dir?“

„Ich bin — ich war bei den Kindern, das hat mich aufgehalten.“

„Aber wenn Du mit mir zur Miniſterin gehen willſt, ſo kleide Dich an; es iſt gleich zehn Uhr.“ Er ſchellte der Kammerfrau und ging in den Salon, während ſie ſich zur Toilette begab. Als ſie nach kurzer Friſt eintrat, in lichtblau und Silber gekleidet, ſah ſie aus wie eine Libelle, die im Sommer über dem Waſſer ſchwebt, ſo zart, ſo graziös, daß Askanio den Verſuch machte, ſie zu umarmen. Sie wand ſich aber ſchnell aus ſeinem Arm und ſagte faſt ängſtlich: „Laß mich! laß mich!“ — und als er ſie verwundert anſah, ſetzte ſie hinzu: „Du chiffonnirſt das Kleid.“

„Nun, nun!“ erwiderte er, „es würde nicht das erſte Mal ſein! aber Ondine, Du biſt ſo blaß — was fehlt Dir?“

„Nichts, gar nichts! ich glaube, dies blaſſe Blau ſteht mir nicht, dann iſt es auch ſehr dunkel hier. Komm' nur.“

Sie langten ſpät auf dem Balle an; dennoch war Caſimir nicht da. Ondine hatte mit einem Blick die Zimmer durchſpäht, dann den Tanzſaal — er war noch nicht da. Aber er mußte kommen! Wie konnte er ſie heute warten laſſen — gerade heute, wo er wichtige Briefe von ſeinem Onkel erwartete! O wie wichtig waren ihr dieſe Briefe! wenn der alte General kam, ſo ſtand ihr vielleicht der Abſchied von Caſimir ſehr nah. Das hatte er ihr am Morgen geſagt, und immer, immer wiederholt, weil ſie es gar nicht begreifen konnte. Und jetzt ließ er ſie warten!

Sie ſchlug einen Tanz aus; es ſchien ihr eine Marter in Reih und Glied gebannt zu ſein und Caſimirs Eintritt nicht ſogleich zu gewahren. Dann nahm ſie einen Tänzer an, in der Hoffnung, der lebhafte Walzer werde ſie betäuben. Sie tanzte, ſie ſprach — ohne auf die Muſik noch auf die Unterhaltung ihrer Tänzers zu achten. Plötzlich trat Caſimir in die Thür und lehnte ſich ruhig an den Pfeiler, weil er ſie tanzen ſah. Sie walzte eben, aber ſie nahm ihn doch wahr, und die Freude lieh ihr Flügel, daß ſie wie ein Elf dahin flog; denn Caſimir ſah heiter aus, alſo hatte er gute Nachrichten für ſie.

„Ich weiß Alles, rief ſie, als er nach dem Walzer ſie begrüßte; der Onkel kommt noch nicht — vor der Hand. Nun iſt alles gut.“

Die Liebe kennt keine Zeit, nur eine Ewigkeit; deshalb iſt ihr ein Tag ſo lang wie Jahrhunderte.

„Dreiwöchentliche Friſt hab' ich,“ ſagte Caſimir, „dann . . .“ —

„Still!“ rief Ondine, krampfhaft den Finger auf den Mund drückend.

In dieſen drei Wochen that ſie Alles um ihn zu feſſeln, und Caſimir hätte ſich glücklich nennen können, wenn nicht ein Hauch von Reue oder Mitleid bisweilen ſtörend durch ſeinen Sinn geflogen wäre. Dann ſagte er ſich zwar heimlich, wie zur Beruhigung: ſie iſt ſo ſchwach, ſie wird ſich tröſten und mich vergeſſen, denn was vergißt nicht ein Weib!“ — Doch wenn er zu ihr kam und ſah, mit welchem Delirium von Freude ſie ihn empfing, und hörte, mit welchem Entſetzen ſie jede Möglichkeit einer Trennung abwies, ſo durchrieſelte ein Schauer von Bangigkeit den ſonſt ſo leichtſinnigen, übermüthigen Mann.

„Du kannſt nicht gehen, Caſimir," ſagte Ondine, „jetzt nicht mehr, und Du willſt auch nicht. Hätteſt Du wirklich gewollt, ſo wärſt Du früher gegangen. O Du kannſt nicht wollen! Sprich doch, Caſimir! ſage nein!"

„Lieber Engel!"

„Nenne mich nicht immer ſo! Du könnteſt es am Ende glauben und mit mir umgehen, als ob ich ein Engel wäre, der nichts von Schmerzen und Verzweiflung weiß, und in ſeinem ewigen Himmel keine Hölle ahnt. Ich bin kein Engel! — Aber ſage doch nein, Caſimir! was kann Dir denn an dem armſeligen Wörtchen liegen?"

„Wenn Du mich bitteſt, ſag' ich tauſend Nein, Ondine."

„Recht, o Recht! ſo mußt Du immer ſprechen" — ſagte ſie mit gepreßter Stimme, durch die der innere Jubel herauszitterte, denn ſie glaubte an dies zweideutige Nein, für den Augenblick wenigſtens, und warf ſich mit ſo triumphirender Glut in Caſimirs Arme, daß er ſelbſt unſicher war, ob er herrſche oder beherrſcht werde.

Und Askanio? — Askanio dachte: es iſt nichts! es kann und darf ja nicht ſein! ich müßte ſie verachten, und mein Weib iſt nicht dazu geſchaffen, um von mir verachtet zu werden; aber bei einer ſchicklichen Gelegenheit ſoll ſie fort.“ — Er konnte nicht fragen, noch forſchen — ſein ganzer Stolz lehnte ſich dawider auf, ihr eine Ahnung von Mißtrauen zu zeigen. Aber derſelbe Stolz verhinderte ihn auch auf irgend eine Weiſe mit ſeiner alten Liebe gegen die neue Liebe in die Schranken zu treten. Er mogte ſich keine Mühe geben, um das wieder zu gewinnen, was er als ſein unverlierbares Eigenthum anſah; er mogte es ſich nicht geſtehen, daß er auf dem Punkte ſei es zu verlieren. Aber die Rettung eines geliebten, vom Untergang bedrohten Geſchöpfes ſollte der Ueberwindung des Stolzes werth ſein! Ach, er wird bisweilen überwunden, wenn der rechte Moment verfehlt, wenn es zu ſpät iſt.

Es verging ein Morgen, ohne daß Caſimir bei Ondinen erſchien, ein Tag, ohne ihr Brief oder Botſchaft von ihm zu bringen. Was war ihm geſchehen? ein Unglück? vielleicht fort . . — Kalter Schauer ſchüttelte ſie. Ihre Hoffnung war auf den Abend geſtellt, wo er in der Soiree des ruſſiſchen Geſandten gewiß erſcheinen würde. Eine Stunde vor der Zeit wollte ſie ſchon an ihre Toilette gehen, da trat Askanio in ihr Kabinet und ſagte:

„Ich bringe Dir eine Nachricht, die Dich freuen wird. Ich habe auf einige Wochen mich beurlaubt und in den erſten Tagen können wir nach Ohlau gehen und uns am Frühling erquicken.“

„Himmel, warum ſo plötzlich!“

„Wir bedürfen beide der Erholung, Ondine, wir werden ſie dort finden, freie friſche Luft athmen, grüne Bäume ſehen — Du freuſt Dich nicht?

„Morgen, Askanio, morgen!“

„Morgen? was ſoll das heißen, Ondine? Du delirirſt.“

„Ich meine — morgen wollen wir von der Sache ſprechen und ſie arrangiren — heute bin ich ſo unwohl, das heißt ſo fatiguirt ... und nun muß ich mich ankleiden.“

„Ich verberge Dir nicht, daß ich hauptſächlich Deinetwegen gehe, denn Du biſt in einem Zuſtand von nervöſer Aufregung, der — nicht ſein ſollte. Einſamkeit, Ruhe und Stille werden Dir wol thun, hoffe ich, wünſche ich.“

„Außerordentlich wol! ich, glaub' es auch. Aber mein Kopfweh macht mich heute jedes Gedankens unfähig.“

„So dächte ich Du bliebeſt zu Hauſe und gingeſt zu Bett.“

„Im Gegentheil, ich muß mich betäuben. A revoir.“

Sie entſchlüpfte. Eine Stunde darauf trat ihr im Salon des Geſandten Caſimir entgegen, und flüſterte ihr zu:

„Ich war keiner Minute Herr — darum Vergebung! mein Onkel iſt gekommen.“

Leichenbläſſe legte ſich auf ihr Antlitz und zitternd mußte ſie ſich ſetzen. Um jedoch kein Aufſehen zu machen, ſuchte ſie einen heitern Ton und eine lächelnd Miene anzunehmen und fragte:

„Wohin geht die Reiſe nun?“

„Nach Paris.“

„Wann wird ſie angetreten?“

„Am nächſten Dinstag.“

„Dann gehe ich auch.“

„Wohin?“

„Nun, nach Paris! wohin denn ſonſt? ſeltſame Frage.“

Caſimir prallte zurück. Der Ton war ſcherzend, doch in ihrem Blick lag ein fürchterlicher Ernſt.

„Unmöglich!“ ſtammelte er, „das iſt ganz, ganz unmöglich!“

„Wenn ich aber will, wer kann mich hindern?“

„Ich.“

Sie ſah ihn durchbohrend an, dann ward ihr Auge ſtarr, und mit einem dumpfen Seufzer ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Er entſtand großes Geräuſch, gewaltiges Gedränge. „Was iſt's? was giebt es?“ fragte Alles. Da durchbrach ein junger Mann die zuſammengehäufte Menge, warf ſich nach Luft ſchnappend auf ein Sopha und ſagte zu einigen Eintretenden:

„Es iſt gar nichts. Die Ohlau liegt in Ohnmacht, weil Fürſt Caſimir vom Abreiſen ſpricht.“

Askanio ſtand hinter ihm. — Ondine war in das Schlafzimmer der Frau vom Hauſe gebracht, und lag ſtarr und bleich, mit Blumen bekränzt, wie eine geſchmückte Leiche auf dem Bett. Es dauerte lange, bis ſie ſich erholte. Da trat ihr Mann ein, dankte den ſie umgebenden Damen, warf ihr einen Mantel um, und trug ſie die Treppe hinab und in den Wagen, ohne eine Sylbe zu ihr zu ſprechen. Auch er ſtieg ein und ſchweigend fuhren ſie fort. Auf ihrem einſamen Zimmer, das Askan ſogleich verließ, nachdem er ſie in ſichern Händen wußte, kehrte Ondine erſt zu voller Beſinnung und zum Schmerz zurück. Caſimir wollte ſie verlaſſen — das war ihr klar — wenn durch die fieberhafte Zerrüttung ihres Kopfes ein Strahl von Beſinnung drang.

Caſimir hatte die Soiree gleich nach Ondinen verlaſſen. In ſeinen Mantel gewickelt, ging er die Straße vor ihrem Hauſe hinab. Vielleicht war noch die Thür offen, vielleicht konnte er noch ihre Leute ſprechen, die Kammerfrau, ſie ſelbſt, und ſie wenigſtens ſo weit beruhigen, daß ſie jeden zerſtörenden éclat vermiede. Wie er das bewerkſtelligen wolle, wußte er noch nicht; er vertraute aber ſeiner Gewalt über ſie, wenn er ſie nur ſprechen könne. Ihm folgen, ihm nachreiſen, Alles für ihn verlaſſen, ihre ganze Exiſtenz ruiniren — das durfte ſie nicht; denn was ſollte er mit ihr anfangen. „Hätte ich ahnen können, daß ein Verhältniß dieſer Art ſolch eine diablement ernſte Wendung nehmen könne — nie hätte ich es angeknüpft“ — murmelte er vor ſich hin. Und das ſagen ſehr viel Männer in ähnlichen Augenblicken; als ob ſie, die immer ihre Abſichten verfolgten, wirklich hingeriſſen worden wären!

Ondineus Haus war ganz unerleuchtet, die Vorhalle und ihr Zimmer in tiefem Dunkel; nur in Askanios Zimmer war Licht. „Das hilft mir nichts!“ ſagte Caſimir unmuthig, nachdem er mehre Minuten in Ungewißheit und Erwartung dageſtanden, und ging in ſeine Wohnung.

Kaum war er am nächſten Morgen aufgeſtanden, als Askanio ungemeldet, und den Kammerdiener bei Seite ſchiebend, in ſein Zimmer trat. Er ſah ſehr blaß und ſehr ruhig aus und ſagte: „Ich komme ohne Ceremonie; bei unſerm Geſchäft, mein' ich', wäre ſie überflüſſig.“

Caſimir erhob ſich eben ſo ruhig, trat an einen Schrank, und nahm einige Paar Piſtolen heraus. Aber Askanio rief:

„Nichts da! wenn Blut die Schuld abwaſchen könnte, ſo würde ich Sie auf der Stelle niederſchießen, und Sie ſehen, ich habe keine Waffen mitgebracht.“

„Und was kann ſonſt zu Ihren Dienſten ſtehen?“ fragte Caſimir kalt.

„Ich erſuche Sie auf der Stelle ein Billet an … an die Gräfin Ohlau zu ſchreiben, worin Sie von ihr Abſchied nehmen und ihr ſagen, daß Sie in zwei Stunden dieſe Stadt verlaſſen, und ſie nie wieder ſehen werden. Ferner werden Sie mir ihr Ehrenwort geben, daß dies pünktlich geſchehen wird.“

„Es war meine Abſicht, in einigen Tagen zu reiſen, ich ſehe nicht ein, weshalb ich meinen Entſchluß ändern ſoll."

„Weil es nothwendig iſt" — ſagte Askan eiſig.

„Sind Sie das Fatum!" fuhr Caſimir auf.

„Ich bin die ſichtbare Vorſehung der Frau — die Sie elend gemacht haben. Ich handle nur in deren Intereſſe, und wenn Sie nicht der erbärmlichſte der Menſchen ſind, ſo ſind Sie ihr ein Gleiches ſchuldig."

„Was wollen Sie mit der Gräfin beginnen?" fragte unruhig Caſimir.

„Nichts," ſagte Askanio und lächelte bitter; „aber ſie ſoll die Ueberzeugung gewinnen, daß es unmöglich iſt, Sie je wieder zu ſehen."

„Es mag ſo am Beſten ſein" — ſprach Caſimir nachdenkend, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb haſtig:

„Um Dir die Todesqual des Abſchieds zu ſparen
„und mir die Folter Dich leiden zu ſehen, reiſe ich
„heute, jetzt, gleich, meine geliebte Ondine. Wenn
„Du dieſe Zeilen erhältſt, bin ich ſchon fern, fern
„auf immer, wir dürfen uns nicht wiederſehen.
„Mache mir nicht den unſäglichen Schmerz, mir
„vorwerfen zu müſſen, daß ich Deine äußerliche
„Exiſtenz ſo zertrümmert, wie ich Dein zartes, ſchö-
„nes Herz zerriſſen habe. Vergiß, Du lieblicher
„Engel, den Menſchen, der Dich grauſam aus Dei-

„nem Himmel geſtürzt hat, und vergieb ihm dieſen „neuen Schmerz. Caſimir.“

Er wollte das Blatt ſiegeln; aber Askan, der während des Schreibens im Zimmer auf und nieder gegangen war, rief:

„Das iſt nicht nöthig! ich bringe ihr ſelbſt das Blatt, denn ſie ſoll wiſſen, daß ich Alles weiß.“ Er nahm es, überflog es, ſagte bitter: „Gut ſo!“ und wandte ſich dann zu Caſimir:

„Jetzt Ihr Ehrenwort, daß Sie binnen zwei Stunden die Stadt verlaſſen und nie den Verſuch machen werden die Unglückſelige je wiederzuſehen.“

„Ich geb' es“ — ſagte Caſimir und ohne Gruß ging Askanio.

Der Fürſt ſchellte ſeinem Kammerdiener. „Pferde! Einpacken auf der Stelle! Je ſchneller fort, deſto beſſer!“ — Ihm war eine Centnerlaſt von der Bruſt gehoben; nach ſeiner Meinung war Alles beendet. Er flog zu ſeinem Onkel um ihm zu ſagen, daß er denſelben funfzig Meilen von hier erwarten würde, bat ihn überall Abſchiedskarten für ihn hinzuſenden, ſeine Geldangelegenheiten zu berichtigen, und als der Onkel Alles verſprochen hatte, eilte er zurück um beim Packen ſelbſt Hand anzulegen und die Abreiſe zu beſchleunigen.

Askanio ging während der Zeit zu Ondinen, fand ſie in fieberhafter Aufregung, doch völlig gekleidet, als ob ſie jemand erwarte, reichte ihr das Blatt, ſagte: „Lies, und faſſe Dich; es iſt unwiderruflich“ —

und verließ ſie. Sie entfaltete es mechaniſch, dann erkannte ſie Caſimirs Hand und las, aber zerſtreut; dann wie kam ihr Mann dazu? Sie las es aber einmal, zwei- und dreimal; da hatte ſie es verſtanden. Ihre Hände waren eiskalt, krampfhaft ſchlugen ihre Zähne aneinander, eine kalte Fauſt krallte nach ihrem Herzen; da raffte ſie ſich auf und ſagte: „Es iſt nicht ſein Ernſt, Askan hat ihn gezwungen! ich muß das wiſſen — ehe es zu ſpät iſt.“

Sie holte ſich Handſchuh und Hut, zog den Schleier vor's Geſicht und ſchlüpfte behend die Treppe hinunter, aus dem Hauſe.

In Caſimirs Vorzimmer war Alles in haſtiger Verwirrung. Da ſtanden halbgefüllte Koffer, da lagen Kleider, Bücher, Papiere, Waffen, da kramten die Bedienten aus und ein, und trugen Sachen ab und zu. Da trat Ondine ein und ſah, daß es Ernſt war. Die Leute, an ähnliche Beſuche bei ihrem Herrn gewöhnt, ſahen ſie kaum an. Einer machte ihr flüchtig die Thür des Zimmers auf, und wies nach einem Kabinet. Da ſaß Caſimir den Rücken ihr zugewendet, Kaſſetten und Portefeuille ordnend, und ihren leiſen Tritt nicht beachtend. Sie ſchlug mit der einen Hand den Schleier zurück und legte die andre auf ſeine Schulter; er fuhr empor und erkannte ſie mit Entſetzen. Sein erſter Gedanke war: „Sollte ſie wahnſinnig ſein!“ — denn Aug' und Wange brannten in krank-

krankhafter Glut, und ihre ganze Erſcheinung war vollkommen haltungslos.

„Ondine, Du quälſt mich fürchterlich,“ ſprach er beängſtigt; „was willſt Du hier?“

„Dich ſehen, ſehen, o nur ſehen, Caſimir“ — ſagte ſie mit unendlich ſchmerzvollem Ausdruck, ſchlang den Arm um ſeinen Nacken, lehnte den Kopf an ſeine Bruſt, und ſchien ruhig entſchloſſen ſo zu leben oder zu ſterben. Caſimir war auf der Folter.

„Beſinne Dich, Ondine! Welch gräßlicher Zuſtand ... ich gab Deinem Mann mein Ehrenwort Dich nicht zu ſehen ... Du mußt bei ihm bleiben. Nicht wahr, Engel? Sieh, ich gehe fort, weiß Gott wohin, nach Algier, nach Amerika — Du mußt bleiben ...“ —

„Bei Dir,“ ſagte ſie faſt unhörbar. Da blies der Poſtillon.

„Nun ſo komm' mit mir zu Deinem Mann,“ rief Caſimir in Verzweiflung, „er ſoll entſcheiden.“

Er ließ ſie auf ein Sopha nieder, während er ſein Portefeuille ordnete, dann gab er den Leuten ſeine Befehle, und als der Wagen gepackt war, führte er Ondine hinab, ließ ſie einſteigen, und hielt in wenigen Minuten vor ihrem Hauſe. Askan ſah Beide mit kalter Verachtung in ſein Zimmer treten, und ſagte zum Fürſten:

„Ich hätte mir vorſtellen können, daß Sie Ihr Ehrenwort auf dieſe Weiſe halten würden.“

„Davon iſt gar keine Rede mehr!“ ſagte der ungeduldig.

„Und Sie wollen ein Edelmann ſein!“ rief Askan empört; „der geringſte meiner Stallbedienten handelt nicht ehrloſer!“

„Askanio!“ rief Ondine zu ſeinen Füßen ſinkend, „es iſt nicht ſeine Schuld — ich ſuchte ihn auf! ich ich liebe ihn, ich kann nicht von ihm laſſen.“

„Und das wagſt Du mir zu ſagen?“

„Ich muß es Dir ſagen, damit Du mir meine Freiheit giebſt.“

„Und dieſe Freiheit willſt Du benutzen, um aus den Armen eines Mannes in die eines andern zu ſinken? nimmermehr! das entwürdigt Dich!“

„Und wenn ich ...“ —

„Schweig!“ rief er heftig, und dunkler Zorn flammte in ſeinem Auge; „laß mich nicht vergeſſen, daß Du die Mutter meiner Söhne biſt — denn das bleibſt Du, wenn Du auch aufhörſt meine Frau zu ſein.“

„Ich kann Dir nichts, gar nichts mehr ſein, Askanio; ich war ein Kind, als ich Dich heirathete, wußte von nichts, am wenigſten von der Liebe — gieb mir meine Freiheit.“

„Hab' ich Dich je gekränkt, Ondine? war ich Dir nicht immer ein treuer, ſorgſamer Freund? haſt Du je bei mir eine Ahnung von Kummer gehabt? ruht denn etwas anderes als eine lange, liebliche Erinnerung auf dieſen ſieben Jahren der Blüthenzeit Deines Lebens, wo Du unſchuldig und glücklich warſt?"

„O das iſt ja vorbei, Askanio!"

„Wohl iſt's vorbei, Unglückliche, aber darum trage das Schickſal, das Du Selbſt verſchuldet haſt, und verſuche nicht mit frecher Hand aus dem zertrümmerten Göttertempel Deines Glücks Dir eine klägliche Hütte zu erbauen. Mit Deinen Erinnerungen fängt man kein neues Leben an — fängſt Du keines an, denn Du wirſt bereuen, und dann erſt recht elend ſein."

„Ob elend ob ſelig, gilt gleich — wenn ich nur bei ihm bin."

„Und wäre er ein andrer Mann, ein ſtarker, feſter, der Dich ſchirmte und ſchützte — aber dieſer verläßt Dich und Du gehſt unter. Du mußt enden, wie Du begonnen haſt, denn eine zerriſſene Exiſtenz iſt keine mehr, iſt nur — eine Schmach, und wenn Du ſie auch ertragen könnteſt, ich könnte es nicht."

„Graf," unterbrach ihn Caſimir, „Ihre Ehe iſt zu löſen. Sie ſehen, wie entſchieden die Gräfin iſt, alſo geben Sie ihr die Freiheit, und von demſelben Augenblick an bin ich ſtolz, wenn ſie mir ihre Hand reichen will."

„Ondine, Du ſcheideſt von Allem, von Frieden, Ehre, Glück und Ruhe, von Deinen Kindern . . ." —

„Ich kann nicht Mutter Deiner Kinder ſein, Askanio! Barmherzigkeit! gieb mir die Freiheit!"

„Wolan, ſie ſoll Dir werden . . ." —

„Großmüthigſter, edelſter der Menſchen!“ rief Ondine in Thränen ausbrechend.

Auch Caſimir wollte etwas von Dank ſtammeln, doch Askan ſprach abwehrend:

„O nichts, nichts davon! Es bleibt dabei, daß Sie, Fürſt, vor der Hand reiſen — die kurze Trennung wirſt Du ertragen können, Ondine? — Die Welt hat dann weniger zu reden, und das iſt immer gut. Du bleibſt hier. Ich gehe, wie es meine Abſicht war, nach Ohlau, und von dort leite ich Alles ein, wie Du es gewünſcht haſt. Jetzt reiſen Sie, Fürſt, von dieſem Augenblick an ſtehe ich Ihrer Liebe nicht mehr entgegen.“

Caſimir ſchloß Ondine ſtürmiſch in ſeine Arme und der Wagen rollte mit ihm fort auf dem Wege nach Paris. „Diable, wie wird das enden!“ rief er.

Einige Tage darauf trat Askanio nach kurzem Abſchied von Ondinen ſeine Reiſe an. Sie ſah ihn nie wieder. Mit einem zertrümmerten Glück, einem gekränkten Ehrgefühl, einem vernichteten Lebenszweck, einem zerriſſenen Herzen, einem in Grund und Boden, von Innen und Außen zerſtörten Daſein — mogte Askanio nicht mehr leben. „Ich kann nicht die eine Hälfte meines Lebens durch die andre Lügen ſtrafen“ — das war ſein einziger Gedanke — „kann nicht verleugnen, was ich geliebt, kann nicht verachten, was ich geehrt habe.“

Nach vier Wochen erhielt Ondine die Nachricht, daß der Graf auf der Jagd verunglückt ſei. Es fand ſich keine Zeile des Abſchieds für ſie, keine Schrift, in welcher auf ihre projectirte Scheidung hingewieſen wäre, auch in ſeinem kürzlich abgefaßten Teſtament nichts, was auf eine Spannung zwiſchen ihnen ſchließen ließ. Denn obgleich er ihr nicht die Vormundſchaft und Erziehung der Söhne anvertraute, ſo ſagte er doch nur, es geſchehe, theils um ihr die Sorgen der Geſchäfte zu erſparen, theils weil ihr weicher nachgebender Sinn es ihr unmöglich machen würde, eine Knabenerziehung glücklich zu leiten. Ein glänzendes Witthum, das ſie unter allen Umſtänden behielt, war ihr ſchon früher ausgeſetzt. Niemand konnte vermuthen, daß er ſich ſelbſt den Tod gegeben. Als Ilda im Gaſthof zu Landeck ihm ſchrieb, ruhte er längſt in der Gruft ſeiner Ahnen.

Sein Tod traf Ondinens Herz. Sie war zerſchmettert. Heftige Krankheit befiel ſie. Kaum geneſen übergab ſie ihre Söhne den dazu beſtellten Vormündern, und ging nach Italien, wo ſie mit Caſimir zuſammentreffen wollte. Ihr Wagen war es, deſſen Wappen Ilda auf der Höhe des Wormſer Joches ſo beunruhigte.

Fünftes Kapitel.

Es giebt eine Trauer, die durch die Zeit geſchärft, eine andre, die durch die Zeit geſtillt wird. Ildas Trauer um Askan und Ondine empfand den wohlthätigen Einfluß der Zeit, denn ihr Herz war durch dies unglückliche Ereigniß tief verwundet zwar, doch nicht zerriſſen; und für Wunden giebt es Balſam und Heilung, aber für Zerſtörung nichts. Ilda hatte durch die Geſandtſchaft Ondinens Aufenthalt in Italien erfahren, und ihr ſogleich nach Florenz geſchrieben, wo ſie in einer kleinen Villa am Ufer des Arno einſam lebte. Ondinens Antwort war voll Dank, Rührung und Liebe für Ilda, und da ſie Caſimir erwartete, ſo ſprach ſie hoffende Zuverſicht aus. Ilda wußte nichts von Caſimir, daher hoffte auch ſie, und faßte Vertrauen für die Zukunft ihrer Couſine.

Die Geſellſchaftszimmer im Ruhenthaler Schloß waren glänzend erleuchtet und Ilda empfing die Gäſte, die ſie zum Ball eingeladen und nicht eingeladen hatte, denn ihre näheren Freunde durften heute diejenigen Perſonen einführen, welche ihre Bekanntſchaft wünſchten. Sie ſtand in einem Halbkreis von hohen, prächtigen ausländiſchen Gewächſen, an den Sockel einer großen Marmorvaſe gelehnt, ganz einfach weiß gekleidet. Der leichte Muſſelin, die zarten weißen Federn, ihren Kopfputz bildend, und der Fächer von weißen Federn ließen ihre Geſtalt wie aus einem Nebelwölkchen hervortreten und zeichneten ſie lieblich auf den grünen Hintergrund ab. Figur, Haltung und Bewegungen hatten jene unnachahmliche Grazie, die aus dem vollkommenen Ebenmaß der Geſtalt, und aus der vollkommenen Sorgloſigkeit, ſie geltend zu machen, entſpringt. Sie ſah freundlich aus; es war nicht die banale Freundlichkeit des Salons, die nur hergebrachte Maske für die Gleichgültigkeit iſt, ſondern ſie freute ſich wirklich alle dieſe Menſchen, die ihr theils bekannt, theils befreundet waren, nach Jahren wieder bei ſich verſammelt zu ſehen. Bisweilen lächelte ſie; dann war ſie bezaubernd; aber dies Lächeln war ſelten, wie ein Meteor.

Ein Herr von Werffen war ihr vorgeſtellt worden, ein Mann, von dem ſie viel hatte reden hören als geiſtreich und talentvoll, tüchtiger Muſiker, hübſch componirend, ſchön zeichnend. Er hatte einige ihrer Gedichte in Muſik geſetzt und ſie dankte ihm dafür. Er ſagte:

„Ich ſchmeichle mir in der That, daß mir die Auffaſſung geglückt iſt.“

„Von einem gewiſſen Standpunkt aus — gewiß! entgegnete ſie mehr aufrichtig als ſchmeichelhaft; es iſt eine eigene Sache mit der richtigen Auffaſſung eines Liedes. Zelter, Reichardt und Beethoven haben alle drei „Freudvoll und leidvoll" componirt, und wer die Worte nicht hört, glaubt nimmermehr daß es ein und daſſelbe Lied ſein könne."

„Und wer hat es, Ihrer Meinung nach, am richtigſten aufgefaßt."

„Das entſcheiden Sie Selbſt! Zelters Lied, hausbacken, proſaiſch und kühl, ſingt eine gute Hausfrau, Mutter von ſechs bis acht Kindern, wenn ſie einmal ſingt. Reichardts Lied ſingt das bebende, ſelige, in Jubel und Weh zerſchmelzende, jungfräuliche Herz. Beethovens Lied aber muß die Seele ſingen, vor der ſich die Liebe in ihrer Unendlichkeit wie ein Himmel oder ein Meeresabgrund ausbreitet; da hinein muß ſie, ob zum Untergang oder zur Verklärung — gleichviel! ſie fragt nicht, ſie zögert nicht, ſie ſtürzt ſich in ihr Element, und das wird ihr Triumph, wenn auch ihr Tod, ſein! — Nun?"

„Sie haben ſo eben ein neues Gedicht gemacht, gnädige Gräfin, jedoch ſind Sie ungerecht, wenn…"

„Ach lieber Baron," rief Ilda ihrem alten Freunde zu, „kommen Sie denn heute gar nicht!"

„Brav von Ihnen, daß Sie mich vermißt haben! für graues Haar und ſechszig Jahre haben die Damen ſelten dieſe Aufmerkſamkeit. Nun erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Otto vorzuſtellen, der ſeit

Monaten ſich nach dem Glück Ihrer Bekanntſchaft ſehnt ...“ —

„Um, vielleicht enttäuſcht zu werden“ — ſagte Ilda zwiſchen Spott und Ernſt, und wandte ſich zu Otto. Der trat lebhaft ihr näher und ſagte:

„Unmöglich, gnädige Gräfin! Sie ſtehen längſt ſchleierlos vor mir.“

„Das freut mich,“ erwiederte ſie unbefangen, „ich glaube, daß ich nur dadurch gewinnen kann.“ — Und jenes zauberhafte Lächeln, das einigen Bildern Leonardos ſolche wunderbare Magie verleiht, glitt über ihre Züge. Es war etwas in Ottos Erſcheinung, das ſie außerordentlich frappirte. „Der Menſch ſieht aus wie ein Menſch, nicht wie eine Puppe“ — dachte ſie heimlich.

Das iſt aber etwas höchſt Seltenes; denn der Profeſſor, der Lieutenant, der Kammerherr, der Präſident, ſehen immer ganz genau aus wie Profeſſor, Lieutenant, Kammerherr und Präſident, aber gar nicht wie ein Ich, wie ein beſtimmtes Individuum. Von Rang, Stand und Beruf laſſen ſie ſich einen hergebrachten Stempel aufdrücken, weil ihnen eben Rang, Stand und Beruf mehr gelten als ihre innere Perſönlichkeit, und daher ſind die meiſten Menſchen wie im Atelier die Gliederpuppe, welche disgraziös das Gewand trägt, das ihr der Maler umgeworfen hat, um den Faltenwurf zu ſtudieren. Bei Otto war es unmöglich zu erkennen, welchem Stande er angehöre, welchen Beruf er gewählt. Sein Benehmen hatte eine durchaus ariſtokratiſche Aiſance, ohne die ſchlaffe, langweilige Nachläſſigkeit der Ariſtokratie; ſein Ton war frei und lebhaft, ohne die brüsken, harten, ungalanten, bürgerlichen Manieren. In Gang und Haltung war dieſelbe Friſche und Ungezwungenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen, durchſichtigen Colorit, das blonde Männer nie, und brünette höchſt ſelten haben, und das, mit dunkeln Augen und Haar contraſtirend, den ſtrahlenden Lichteffect hervorbrachte, der auf Gemälden von Rembrandt ſo häufig und ſo magiſch iſt. Wenn er ſchwieg, war der Ausdruck des Geſichts nachdenkend und ſehr ernſt; wenn er ſprach, heiter, faſt übermüthig, weil die ſehr kurze, ſcharfgeſchnittene Oberlippe und die blendend weißen Zähne dem Munde einen leiſen Anflug von Ironie gaben. Dieſer kleine Zug brachte ihn um das Glück von allen Frauen für einen ſchönen Mann erklärt zu werden. Frauen haſſen nichts ſo ſehr, als die Ironie, wahrſcheinlich deshalb weil ſie ihnen nicht zu Gebot ſteht, und ungern laſſen ſie Männer mit dieſem Ausdruck oder dieſer Richtung für ſchön oder liebenswürdig gelten.

Es wurde lebhaft getanzt und jeder unterhielt ſich wie er konnte und wollte. Otto trat aus einer Männergruppe heraus, und ſah mit untergeſchlagenen Armen dem Tanze zu. Ilda die eben durch den Saal ging, blieb vor ihm ſtehen und fragte:

„Warum tanzen Sie nicht?"

„Aber welcher Mann iſt ſo glücklich heut zu Tag' bei dreißig Jahren noch tanzen zu können?" fragte er dagegen; — „man hat einſt getanzt, als man jung war."

„O nur nicht alt ſein! das iſt zu langweilig! — Und langweilen Sie Sich nicht hier?"

„Nein! mit meinen Gedanken langweil' ich mich nie."

„Laſſen Sie hören, ob Ihre Gedanken wirklich unterhaltend ſind; Was dachten Sie vorhin?"

„Wie es möglich iſt, daß alle dieſe Leute ſo munter tanzen, da ſie ja eigentlich in tiefem Schlaf liegen."

„Nachtwandler ſind im Schlaf am geſchickteſten. Und dann?"

„Ich denke nicht ſo viel auf einmal" — ſagte er lachend.

„Seltſam, was die Menſchen ſich für Mühe geben ihre Gedanken zu verbergen!"

„Gar nicht ſeltſam! denn wem liegt daran, daß ich ihm die meinen offenbare?"

„Wenn Alle ſo dächten, würde niemand ein Buch herausgeben."

„Das Genie hat Recht das Gegentheil vorauszuſetzen."

„Dann iſt es immer im Nachtheil! es giebt ſich hin, es enthüllt ſich — und findet keine Wahrheit."

„Sagen Sie: im Vortheil — denn um ſeiner Wahrheit willen wird es angebetet.“

„Da könnte ja ein Jeder für dieſen Preis die Wonne der Vergötterung genießen.“

„Nein, ſo dumm ſind Gottlob die Menſchen nicht, daß ſie vor der Offenbarung einer gemeinen oder alltäglichen Natur knieeten.“

„Doch umtanzen ſie jedes goldene Kalb!“

Herr von Werſſen trat heran und miſchte ſich in das Geſpräch. Otto zog ſich zurück. Im Lauf des Abends hatte die Gräfin nur Gelegenheit ihm flüchtig zu ſagen, daß ſie ſich freuen würde ihn öfter bei ſich zu ſehen.

„Wie gefällt Ihnen Otto?“ fragte ſie der Baron.

„Gut. Er ſpricht. Man braucht nicht jedes Wort mühſelig wie Funken aus dem Kieſel herauszuſchlagen.“

„Und Werſſen?“

„So ſo! Er hat noch nicht ſein Licht leuchten laſſen können. Wir wollen erſt hören, wie er das Piano ſpielt. Es können nicht alle Leute auf dieſelbe Weiſe liebenswürdig ſein, und ich bin ganz froh, wenn ſie es überhaupt auf irgend eine ſind.“

„Er iſt wirklich ein ſehr ſchöner Menſch.“

„Wer, lieber Baron?“

„Nun Werſſen! ich meine Sie ſprechen von ihm.“

„Sie wiſſen ja längſt, daß ich keine Blondins liebe.“

„Und Polydor mit ſeinen ſchönen blonden Locken?“

„Ach meinen Polydor hab’ ich lieb ohne ihn ſchön zu finden. Ich hatte heute Briefe von ihm. Es geht ihm fortwährend gut. Meine kleine Büſte, die er in der erſten Kunſthandlung aufgeſtellt, hat glänzenden Beifall gefunden und alle Frauen wollen von ihm gemeißelt ſind. Er kann fordern, welche Bezahlung er will — man giebt ſie ihm.“

„Wenn er nur nicht übermüthig wird.“

„Wol möglich! doch das iſt bei einem ächten Künſtler nur eine Uebergangsepoche — er muß hindurch.“

„Und wenn ihn die Frauen nur nicht verderben, eitel und fade machen; — ſie haben ein eigenes Talent dafür die Männer zu verderben!“

„Ach die armen, unſchuldigen Männer!“ rief ſie lachend.

„Nun, wenn Sie Polydor als eitlen Gecken, als homme à bonnes fortunes wiederfänden, ſo würden Sie doch den Frauen die Schuld beimeſſen.“

„Nie einem Theil allein! Unkraut kann nur in dem Erdreich wuchern, das ihm zuſagt.“

„Und glauben Sie wirklich, daß Polydor rein und unangetaſtet durch die Welt gehen werde?“

„Was nennen Sie rein? ſoll er keinen Champagner trinken, keine Schulden machen, keine Duelle haben, in keine hübſche Frau ſich verlieben?“

„Nun, gute Gräfin, wenn Sie das Alles Ihrem

Schützling geſtatten, ſo ſeh ich nicht ein, was ihm übrig bleibt, um ſich bei Ihnen in Mißcredit zu ſetzen.“

„Gegen ſeine Ueberzeugung handeln.“

„Man braucht nicht gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln, um doch von Leidenſchaft zerriſſen und befleckt zu werden.“

„O das weiß ich,“ ſagte ſchmerzlich Ilda, Ondinens eingedenk; „aber was haben Sie gegen Polydor?“ ſetzte ſie plötzlich hinzu.

„Nichts, gar nichts ... es iſt nur ... ich ärgere mich ...“ —

„O Himmel, reden Sie! was wiſſen Sie von ihm, über ihn!“

„Gar nichts, auf Ehre! Ich mögte nur wiſſen — ob Sie wirklich geſonnen ſind ihn zu heirathen.“

Ilda trat einen Schritt zurück, ließ die erhobenen Hände ſinken und ſagte mit einer wegwerfenden Kopfbewegung: „Ah bah!“ — Dann ließ ſie den Baron ſtehen, der ſich vergnügt die Hände rieb.

Am Tage nach dem Ball waren Ilda und der Ball ganz natürlich Gegenſtand des Geſprächs. Die Damen fanden, daß die Gräfin doch ſehr verändert ſei. Da ſie aber hofften alsdann weniger von ihr verdunkelt zu werden, ſo lobten ſie ihre Schönheit.

„Es iſt wahr, ſie iſt mager worden, und das pflegt alt zu machen; aber es giebt ihr eine Leichtigkeit, die ihr ſehr gut ſteht;“ ſagte eine Dame von prächtigem Embonpoint.

Eine andre, lang und mager zum Erſchrecken, meinte: „Solche Figuren allein ſind comme il faut.“

„Aber gar nicht ſchön!“ rief ein Herr impertinent dazwiſchen.

„O mit den Herren kann man nie über Frauenſchönheit disputiren“ — ſagte die fette Dame — „die haben ihren eigenen Geſchmack. Was uns gefällt, mißfällt ihnen, und umgekehrt.“

„Fleiſch und Knochen iſt Alles“ — ſagte einer der Männer — „ſchön wird es nur durch die glücklichen Proportionen der einzelnen Theile zum Ganzen.“

„Es iſt entſetzlich, beſter Doctor, bei einer lieblichen Schönheit von ihren Knochen reden zu hören“ — entgegnete eine Dame.

„Wie ſo, Gnädigſte? um ihnen einen Begriff von der Zartheit und Anmuth der Knochen beizubringen, werde ich nächſtens die Ehre haben Ihnen eine ſkelettirte Kinderhand vorzulegen.“

Die Dame ſchrie auf; die übrigen machten Chorus mit ihr. Der Doctor fuhr gelaſſen fort: „Was die Gräfin Schönholm betrifft, ſo hat ſie eine ſehr ſchöne Knochenbildung — ſo weit man es nämlich beurtheilen kann.“

Die Männer lachten; eine geſcheute Frau unterbrach ihn:

„Aber lieber Doctor, der Geiſt, der die Form beſeelt, macht ſie ſchön.“

„Um Vergebung, gnädigſte Frau! wenn die

Seele eines Engels in dem Körper eines Bucklichen wohnt, ſo widerſtrebt doch dieſer Buckel den Begriffen von Schönheit."

„Brav! brav! — Richtig, lieber Doctor! — Und wie er poſſierlich iſt! — Toujours le mot pour rire!" — rief man durch einander, und dann ſagte jemand:

„Aber der Walzer war doch geſtern ſehr poſſierlich in welchem ein Champagnerkork zu gewiſſen Takten ſprang."

„Göttliche Tanzmuſik dieſer Strauß!"

„Nein, es war ein Lanner; die Gräfin hat ihn aus Wien bekommen, und auch den zweiten Galop."

„Der junge Bildhauer, den ſie ſtudiren läßt, hat ihn ihr geſchickt."

„Sie muß doch außerordentlich reich ſein um ſolche Unterſtützung geben zu können."

„Freilich iſt ſie das! aber ſobald ſie heirathet, hat ſie nichts."

„Die Männer ſind doch immer von empörender Grauſamkeit."

„Ganz und gar nicht!" — ſagte ein Mann — „der Schönholm hat ſie glänzend geſtellt, ſo lange ſie ſeinen Namen trägt und, ſo zu ſagen, dadurch noch ihm angehört. Giebt ſie ihn auf, ſo geht ſie ihn nichts mehr an, alle Verpflichtungen ſind gelöſt und ein Anderer mag für ſie ſorgen."

„Aber kann ſie denn nicht einen armen Mann lieben?"

„Um

„Um Verzeihung, Gnädigſte! keine elegante und vornehme Frau liebt einen armen Mann.“

„Läſterung! von den Männern iſt das zu behaupten.“

„Ah, da kommt Herr Otto. Bon soir! nun ſagen Sie, wie hat Ihnen die Gräſin Schönholm gefallen.“

„Gut.“

„Wie? nur gut! — Eine ſo liebliche Erſcheinung! — Eine ſo geiſtreiche Perſon! — Von ſolcher Grazie!“ — riefen die Frauen, heimlich froh, daß ſie nur gut gefallen hatte.

„Sie hat einen gewiſſen Stolz in ihrem Benehmen, in ihren Kopfbewegungen, der nicht anmuthig iſt“ — ſagte Einer.

„Gerade der hat mir ſehr gefallen,“ erwiderte Otto. „Ich liebe den Stolz an Frauen, er zeugt von Selbſtbewußtſein.“

„Nun daran fehlt es der guten Schönholm nicht.“

„Sollte es je einem Menſchen fehlen? Vollends für eine hoch- und einſamſtehende Frau iſt es ein ſtrahlender, ſchützender Schild.“

„Aber er giebt dem Character leicht einen männlichen Anſtrich.“

„Den Eindruck hat die Gräſin nicht auf mich gemacht.“

„Ich glaube, daß es ſehr ſchwer iſt Ihnen zu imponiren,“ ſagte eine hübſche Frau, die keineswegs dies Talent beſaß.

„Schönheit imponirt mir immer“ — ſagte er leicht, und freundlich lächelte ſie ihn für dieſe Fadaiſe an.

Ilda ging ſeit jenem Ball in die Geſellſchaft, und empfing an gewiſſen Tagen der Woche bei ſich. Der Zirkel war bald größer bald kleiner, wie es ſich eben traf. Otto ging häufig hin; ihm war es am liebſten, wenn wenig Perſonen da waren, dann ſetzte man ſich rund um den Theetiſch und die Unterhaltung war oft ſehr lebhaft und angenehm. Im zahlreichen Zirkel hingegen, beſonders wenn viel Frauen da waren, die Ilda und ihren Theetiſch verſchanzten, war es ihm ſelten möglich bis zu ihr zu gelangen, weil er ſich nie verdrängte. Werffen fehlte an keinem Abend; ſein muſikaliſches Talent machte ihm überall und immer einen guten Empfang, und er übte es aus ohne Ziererei und Launen. Einſt rief Ilda Otto zu ſich heran und ſprach:

„Weshalb bleiben Sie an Abenden wie der heutige immer im dritten Gliede ſtehen, da Sie doch wiſſen, daß ich gern mit Ihnen ſpreche?“

„Ich habe keine Gelegenheit mich Ihnen zu nähern.“

„Das iſt aber ſehr unbequem für mich, dann muß ich Sie ſtets rufen — wie eben jetzt. Nun wollen wir plaudern während Werffen ſingt. Die Muſik accompagnirt das Geſpräch ſo angenehm.“

„Wollen Sie die Gnade haben mir eine Frage zu beantworten?“

„Das verſteht ſich — ſo gut ich kann!“

„Es wird in ihrem Salon über alles mögliche Intereſſante und Unintereſſante geſprochen — warum nie, aber wörtlich nie! eine Sylbe über Politik?“

„Weil ich mich höchſt ungern langweilen laſſe.“

„Wie können die Intereſſen, welche jetzt das Menſchengeſchlecht in Bewegung ſetzen, einen Geiſt, ein Herz wie die Ihren, langweilen!“

„Wer behauptet das! aber die geſcheuteſten Leute werden langweilig, ſobald ſie ſich in das Gebiet der Politik begeben; dann ſtürzt ſich jeder in ſeine Partei und kämpft auf Tod und Leben gegen die fremde. In der Hitze des Gefechts ſieht er oft durch die Staubwolken verdunkelt Windmühlen für Rieſen an. Einmal, iſt das lächerlich; wiederholt es ſich, langweilig. Davon hat niemand Genuß ...“ —

„Als die ſtreitenden Parteien.“

„Ich will aber keine Parteien! in meiner Nähe ſoll Friede ſein.“

„Sie decretiren ihn ziemlich despotiſch.“

„Ach, es muß ja irgend jemand in der Geſellſchaft Despotismus üben, welcher Art er ſei, damit ſie einigermaßen in Gang kommen; warum nicht ich ſo gut wie jeder Andre.“

„Sie eignen Sich gewiß beſſer dazu wie jeder Andre, weil Sie, abgeſehen vom Uebrigen, mit Ihrem

Widerwillen gegen Parteien, wahrſcheinlich keiner angehören, ſondern alle verſchmelzen, wie im Sonnenlicht die Farben untergehen."

„Im Salon gehöre ich ſicherlich keiner an."

„Und im Leben . . . ?"

„Bin ich Ariſtokratin vom Scheitel zur Sohle, und danke dem Himmel, daß ich es bin, denn jede edle Seele iſt geboren ariſtokratiſch und hält ſich ſeitab vom Pöbel. Uebrigens ſtehe ich jetzt feſter den je in den Reihen meiner Genoſſen, da die Tage ihres Glückes augenſcheinlich zu Ende gehen und eine neue Aera beginnt."

„Aber die ſtarken, freiheitsdurſtigen Seelen ſollten ſich ihr zuwenden wie dem Morgenroth, und dem jungen Tag ihre Kraft weihen."

„Das mag ſehr verdienſtlich ſein; aber es iſt leichter den alten Göttern treu zu ſterben, als mit den neuen, fremden, zu leben; und Sie werden doch nicht von mir begehren, daß ich mir Mühe geben ſoll?"

„Ich nicht! — wenn das Schickſal es nur nicht verlangt."

„O es hat's gethan, und ich gehorchte, gab mir Mühe — und mißlang."

„Ich glaube doch, daß wir durch Mühe viel erreichen und gewinnen können, nur nichts — gegen unſer Herz."

„Und alle andre Mühe iſt ja keine! aber Anſtrengung überwindet das Herz, obgleich ſie es zermalmen kann!“

„Es muß ſich wunderlich leben mit einem zermalmten Herzen.“

„Kläglich! und dieſe Kläglichkeit iſt nicht zu ertragen. Wer leben will, muß friſch und ganz daſtehen und bereit ſein das Leben am Fuß feſtzuhalten, wenn die Flügel uns aus der Hand ſchlüpfen.“

„Iſt das entſchloſſene Kraft oder — Leichtſinn?“

„O ich bin nicht ſo genau in mir ſelbſt zu Hauſe! Ich weiß nur, daß ich vorwärts muß, daß die Zukunft mein Reich iſt und nicht die todte Vergangenheit, daß mein Auge ſtets offen ſein muß, weil immer neue Erſcheinungen des Lebens an ihm vorüberziehen. Wie dürftig und ungerecht wär’ ich für mich und Andere, wenn ich mein Auge nur einmal hätte öffnen, und dann auf immer ſchließen wollen.“

„Auf die Weiſe ſcheint mir, daß Sie gar keine Ahnung von der Eigenſchaft haben können, die Treue heißt“ — ſagte er lachend.

„Doch!“ entgegnete ſie ernſt, „ich ſuche mir ſelbſt treu zu ſein. Ich muß mich durch die Welt hindurch bringen, ſo frei wie möglich; ich muß mein innerſtes Weſen entfalten, ſo reich wie möglich — das iſt mein Streben. Noch iſt viel Unentwickeltes, viel Unfreies in mir — wenn ich das je vergeſſen könnte, ſo wäre ich mir ſelbſt untreu.“

„Sie haben einen Muth, als ob Sie keine Schmerzen kannten.“

„Ich kenne ſie! aber wie Homers Götter und Miltons Engel; ohne ſie zu fürchten; denn ſie bringen mir nicht den Tod. Ich ſtelle mich auf den Schmerz und er hebt mich höher. Nachdem ich tüchtig mit ihm gekämpft habe, wird er mein Sklave, und als ſolcher der Fußſchemel des Ueberwinders.“

Es lag ein wunderbarer Contraſt in ihren Worten und in dem leiſen, bebenden Ton, womit ſie ſprach; in der innern Entſchloſſenheit, und der weichen, ätheriſchen Geſtalt; Otto heftete verſtummend den glanzvollen Blick auf ſie, und als Ilda ruhig und ſanft ihm ins Antlitz ſah, war ihm, als müſſe er freudig untergehen in das tiefe unergründliche Meer ihres Auges. Plötzlich, wie ſich beſinnend, kehrte ſie haſtig den Kopf ſeitwärts zum Piano, und Otto, um irgend etwas zu ſagen, ſagte raſch:

„Der Werffen hat beſſer als je geſungen!“

Ilda ſprach lachend: „Ich ſchmeichelte mir ſchon Ihr Ohr vollkommen captivirt zu haben; doch der Triumph ſollte mir nicht werden.“

Er entgegnete in demſelben Ton: „Ein Ausgangspförtchen muß immer offen bleiben, wenn auch das Portal geſchloſſen iſt.“

„Ja,“ ſagte Ilda, „ſo ſind die Männer! immer halb, oder dreiviertel, höchſtens ſiebenachtel — nie ganz.“

„Diesmal thun Sie mir Unrecht! ich war ganz . . .“ —

„Nun? ſchnell die Wahrheit! — was?“

„Ganz Ohr für Werffen.“

„Bravo!“ — ſagte ſie mit einer Welt von Heiterkeit im Blick — „das wird ihn freuen, den guten Werffen; gehen Sie ihm es ſagen.“

„Sie ſind boshaft, Gräfin“ — entgegnete Otto und zog ſich zurück. Aber mächtig feſſelte ihn dieſe Frau! Er hatte Viele geſehen, die ſie an Schönheit übertrafen, Einige an Geiſt, Einige auch die an Anmuth ihr gleich waren — und doch ſtand ſie vor ſeiner Seele in einſiedleriſcher Abgeſchiedenheit, mit Keiner zu vergleichen, geſchweige zu verwechſeln. Die ſcharfen Umriſſe, mit denen ihre Weſenheit gezeichnet war, prägten ſich feſt in ſeine Bruſt. Ueber den Spiegel und den hellpolirten Stahl rollen die äußern Gegenſtände ſpurlos hinweg, und die Oberfläche wirft nur ihre bunten Farben und Formen zurück; aber der Diamant gräbt ſich hinein. Otto war feſt und hell wie Stahl. Die Erſcheinungen des Lebens beherrſchten ihn nicht, weil er ſich nicht wollte beherrſchen laſſen. Sie ſpiegelten ſich lebhaft in ihm ab, denn er war von großer Regſamkeit; aber ſie bogen und lenkten ihn nicht. „Es muß noch etwas Anderes aus dem Leben zu machen ſein“ — ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ihm ſchien, daß irgend ein Einfluß zu merklich auf ſeine Richtung wirkte, und dann entzog er ſich ihm, ſei es mit Leichtigkeit, ſei es mit Ueberwindung. Er war ohne Namen, ohne Vermögen und Rang, durch nichts ausgezeichnet, als durch ſeine Perſönlichkeit, aber er ſtellte ſich in der Geſellſchaft mit einer Ruhe, mit einer Sicherheit des Uebergewichts, als habe er die höchſten Siegeszeichen nicht zu empfangen, ſondern zu vertheilen. Die Welt nimmt den Menſchen ſtets für das, wofür er ſich giebt. Jede Ueberlegenheit imponirt ihr; ſo erkannte ſie auch ſtillſchweigend Ottos Autorität an. Seine äußerſt gefälligen Formen machten, daß ſeine Suprematie nie verletzend für Andre wurde. Man gab ihm höchſtens etwas jugendlichen Uebermuth Schuld.

Werffen fand ihn unerträglich; d. h. Werffen, ein Mann de la vieille roche, ärgerte ſich über dieſe Erſcheinung der Zeit. „Vor funfzig Jahren wäre ſo etwas unmöglich geweſen,“ ſagte er einſt zu Ilda; „damals blieb ein Herr Otto in der Schreibſtube oder wo er ſich ſonſt placirt hatte, und figurirte nicht im Salon auf glänzende Weiſe.“

„Warum ſo neidiſch, mein lieber Werffen?“ fragte ſie boshaft.

„Bei Gott nicht!“ rief er lebhaft; „im Gegentheil! dieſer Menſch iſt mir angenehm, achtungswerth, als Menſch; ich will auch gern glauben, daß er durch Wiſſen und Verſtand ausgezeichnet iſt — nur bleibe er in ſeiner Sphäre“

„Wie wollen Sie in unſern Zeiten einen ausgezeichneten Menſchen aus irgend einer Sphäre verbannen, da der Grafenſohn und der Schuſterſohn auf derſelben Schulbank ſitzend für dieſelbe Beſtimmung erzogen werden, und nur dadurch verſchieden ſind, daß der Schuſterſohn gewöhnlich beſſere Fähigkeiten hat?“

„Und iſt das nicht ein ungeheures, gar nicht zu überſehendes Unglück?“

„Ja wol! für die Ariſtokratie, denn ſie hat keine Kraft im Blut mehr und kann ſich nicht regeneriren. Sie vergeht allmälig; gleich den uralten Bäumen des Waldes, und der tiers-état hebt ſich in der Büreaukratie als eine neue Anpflanzung hervor über den mächtigen, kahlen, verdorrten Stämmen. Sie iſt nichts weniger als impoſant, glänzend und vertrauenerweckend, dieſe Bureaukratie, aber ſie hält doch einigermaßen der Herrſchaft des gemeinen Geldſacks das Gleichgewicht.“

„Ich halte es auch für dieſe Leute vom tiers-état für ein Unglück, daß die Schranken des Turnierplatzes ſich ihnen öffnen. Die Zahl der Aſpiranten wird dadurch zu Legionen, mithin auch die der Unzufriedenen, der Unruhigen. Es giebt unter ihnen, wie unter den Ariſtokraten, meiſtens Mittelgut, manche Tröpfe, ſelten ein Genie. Das drängt nun vorwärts, voll Ehrgeiz, voll Vergnügungsſucht, voll Neid. Das erſtickt ſich untereinander, und uns mit, die wir an Zahl ihnen nach- und in ihre Reihen gemiſcht ſtehen. Wenn unter uns ein eminenter Kopf auftaucht, ſo ſtellen ſie uns ſogleich drei bis vier oder noch mehr gegenüber, was ganz natürlich aus dem verſchiedenen Zahlenverhältniß entſpringt; — ſo iſt's unmöglich ihnen den Rang abzulaufen, denn in der Büreaukratie herrſcht, wie in allen Kaſten, der Nepotismus. Das ſtützt ſich, hebt ſich, reicht ſich die Hand gegenſeitig, drängt und ſchiebt, unwiderſtehlich wie die mazedoniſche Phalanx. Wenn das ſieben Söhne hat, ſo müſſen alle ſieben ſtudieren, und ſechs davon wären eben ſo gut mit der Elle und der Muskete an ihrem Platz. Kinder haben dieſe Leute ohnehin in erſchreckender Menge! im vorigen Sommer war ich mit einem Präſidenten im Bade, der ſieben Töchter hatte. Zwei davon bereits verheirathet, fünf ledig, recht hübſche Mädchen, wolerzogen; und ich bin überzeugt ſie verheirathen ſich alle, vielleicht zum Theil in altadelige Familien, deren Söhne eine Carriere im Staatsdienſt machen wollen — denn der Papa kann pouſſiren, und ohne ſolche Hülfe durchbricht Keiner die Maſſe. Die undankbaren Fürſten laſſen den Adel fallen, nachdem er ſich an ihren Höfen ruinirt hat, oder protegiren ihn nur verſtohlen, was noch übler iſt, weil es ausſieht, als ob er es nicht verdiene. Geld hat er auch nicht mehr, um mit der brutalen Pracht der Finanz wetteifern zu können. Die älteſten, edelſten Geſchlechter ſterben aus. Andere opfern den unadeligen Namen und den Vorzug des par sang der Erhaltung ihrer Beſitzungen auf, und verheirathen ſich mit bürgerlichen Mädchen, die reich ſind — kurz, Entartung überall.“

pur

„Aber die datirt aus alter Zeit herüber, guter Werſſen! als der Adel ſo dumm war ſich von den Fürſten aus Eitelkeit und Vergnügungſucht in die Erbärmlichkeit des Hofdienſtes locken zu laſſen — als er die ſtolze Unabhängigkeit ſeines Schloſſes und des Kriegdienſtes mit der Sclaverei am Thron vertauſchte — da begann ſeine Entartung. Als die Könige von Frankreich ihre Pairs hatten — was etwas Anderes iſt, als wenn Louis Philippe Herrn Thiers und Herrn Couſin zu Pairs creirt — als der deutſche Ritter ein Mitglied des heiligen, römiſchen Reichs war: — da war der Glanzpunkt der Ariſtocratie, da hatte ſie Bedeutung, Sinn, Gewicht, Würde. Jetzt kann nur noch die Perſönlichkeit eines Ariſtokraten ihm das geben, was früher ihm ſein Stand verlieh, und es iſt freilich kläglich zu ſehen, wie ſelten ihm das gelingt.“

„Nun, Frau Gräfin, Sie ſind wenigſtens keine blinde Verfechterin Ihrer Partei.“

„Da ich kein Mann bin, keine Kinder habe, und überhaupt nichts dabei zu gewinnen oder zu verlieren, ſo bin ich ohne perſönlichen Egoismus, alſo ziemlich ohne Verblendung in dieſem Punkt. Käme mein liebes Ich auf irgend eine Weiſe dabei in's Spiel, ſo würde ich ſchwerlich meine Leidenſchaftloſigkeit bewahren. Glauben Sie aber nicht, daß meine Mäßigung mich gleichgültig machte gegen den gewaltigen Umſturz der alten, einſt ſo herrlichen Zeit, und gegen das gräßliche Nivellirungsſyſtem der neuen, das nicht aus einem friſchen, allgemeinen Vorwärtsſtreben, ſondern aus einer allgemeinen Erſchlaffung und Ueberreizung hervorgeht. Daher kann ich kein Heil in ihm ſehen. Aber, guter Werſſen, wenn doch einmal der Scepter aus unſerer Hand fallen muß — muß, weil ſie zu ſchwach iſt, um ihn unter neuen, fremden Umſtänden und Zuſtänden zu führen — ſo freue ich mich, ſobald ich geſchickte, feſte, edle Hände auf der andern Seite finde, die ihn vielleicht mit in Empfang nehmen und würdig halten werden."

„O Gräfin, wenn Sie Sich entſchließen könnten mit Ihrem Genius unſer Aller Organ zu ſein!"

„Nein, dazu iſt der Genius mir zu heilig, und bin ich ſelbſt zu unwiſſend. Der Rädelsführer einer Partei muß praktiſch-gelehrt ſein, wenn er nicht ſich und die Seinen lächerlich machen will, und ich bin zu ſtolz um mich dieſer Möglichkeit auszuſetzen — vielleicht auch zu ruhmbegierig. Der Dichter gehört allen Zeiten und Völkern an; der Publiziſt, der Journaliſt — einem Moment. Ihr Ruhm gleicht dem St. Elmsfeuer, das im Sturm auf der Spitze der Maſtbäume flammt und heller iſt als die Sterne; allein, hat das Unwetter ausgetobt, ſo verſchwinden die wunderlichen Flammen, und die alten Sterne treten in ihre Rechte, und lächeln nach wie vor auf die Schiffer herab. Wenn es auch nur ihrer wenige, nur einige erſter Größe ſind, nach denen die Schiffer ihre Bahnen erkennen und lenken: ſo hat doch noch nie ein Stern ihnen Verderben gebracht. Kurz und verſtändlich in Proſa geſprochen: daraus wird nichts.“

„Das iſt zu kurz! geben Sie Gründe an! dieſe waren Poeſie.“

„Ich kann nicht dafür, wenn Sie meine Gründe nicht gelten laſſen. Uebrigens giebt der liebe Gott keine und Falſtaff keine — weshalb ſoll ein armer Weiberkopf ſich damit plagen.“

„Es iſt wirklich traurig, gute Gräfin, daß Sie, wie man zu ſagen pflegt: nie bei der Stange bleiben, ſondern immer rechts und links abſchweifen.“

„Behüte!“ — ſagte Ilda ſehr ruhig — „ich habe keine Abſchweifungen gemacht, ſondern Sie. Ich bin noch mit meinen Gedanken bei dem Punkt, von dem wir ausgingen — bei Otto.“

Sie ſagte da keine Neckerei, keine Naivität, ſondern die Wahrheit. Dieſe beiden Menſchen begegneten und verſtanden ſich in ihrem raſtloſen Streben, und ihre Seelen gingen früher Hand in Hand, als ihre Herzen. Ilda ſagte oft zu Otto:

„Welch ein Glück Sie gefunden zu haben! es iſt bei Ihnen, als ob der Morgenwind durch den Wald ſtreife, und alle Bäume friſch aufblättere und ihnen die Träume der Nacht aus den Zweigen ſchüttele. Ich glaube, ich wäre ohne Sie in einem Quietismus fortgewandelt, der am Ende zur Dumpfheit führt.“

Auf eine ähnliche Aeußerung erwiderte er einſt beinah finſter: „Wer darf ſich ſchmeicheln Ihnen mehr zu ſein, als eine momentane, wohlthuende Erſcheinung! Wie der Morgenwind verweht, wenn die Sonne höher ſteigt, ſo werden Sie mich vergeſſen."

Sie ſah ihn betroffen an und ſprach beſtimmt: „Nie."

Sechstes Kapitel.

Polydor ſchrieb der Gräfin häufig, und mit einer jugendlichen Lebensfreudigkeit, die klarer als ſeine Worte darthat, daß er unverſtimmt und ohne Schwankungen auf ſeiner Bahn wandelte. Das Geſchick war ihm günſtig; was er begann, gelang. Ueber die Dornen ſeines frühern Pfades war längſt weiches Gras gewachſen. Nur ſchrieb er einſt:

„Wenn ich meine Kunſt nicht immer angebetet „hätte, ſo würde ich es jetzt thun, da ſie mir Ge„legenheit giebt die Züge eines Engels in Marmor „feſtzuhalten. O Madonna, wenn Sie wüßten welche „Erquickung es iſt, zwiſchen ſo vielen gemeinen, plum„pen, thieriſchſinnlichen, bewußtloſen Geſichtern eins „zu finden, das in ſeiner reinen Vollkommenheit „der Form und des Ausdrucks, ſelbſt dem Künſtler „nichts zu wünſchen übrig läßt: ſo würden Sie

„mir aus voller Seele, Glück auf! zurufen. Gräfin
„Regine heißt die Frau, die vom Himmel die Krone
„der Schönheit empfing. O wol! das iſt ein Königthum
„von Gottes Gnaden, das Jeder willig
„anerkennt! mit einem ſolchen Vorzug iſt man die
„geborne Königin der Seelen, und die Welt ſinkt
„vor ihr anbetend in den Staub. Ich zuerſt —
„und ich bin glückſelig es zu können. Ich arbeite
„zum zweitenmal ihre Büſte. Die erſte, mit einem
„Blumenkranz, gefiel ihr nicht, als ſie vollendet war,
„hatte einen zu modernen Character. Ich hatte es
„ihr im Voraus geſagt — ſie wollte es nicht glauben,
„meinte, es gehöre antike Schönheit zu der
„antiken Einfachheit, und beſtand auf einige Acceſſoires.
„Nun ſieht ſie ein, daß ich Recht hatte,
„und ich darf ſie ſo modelliren, wie ich es zuerſt
„ihr vorgeſchlagen: das Haar leicht nach rückwärts
„hin aufgeneſtelt, daß die ganze Form des Kopfes
„und die unausſprechlich anmuthige Wendung des
„Halſes ſich degagirt. Ach, ich bin glücklich, ſo
„glücklich wie noch nie. Ich werde mir hier eine
„feſte, unabhängige Stellung gründen können; das
„macht mich über meine Zukunft ſo ruhig. Es
„giebt hier keinen bedeutenden — wenigſtens keinen
„anerkannt bedeutenden Künſtler in meinem Fache.
„Ich kann vielleicht in Wien werden, was Schwanthaler
„in München, Rauch in Berlin iſt. Außer
„meinen verſchiedenen Büſten hab' ich viel Arbeiten

„im Kopf, einige unter den Händen, z. B. ein Bas-
„relief: die Zuſammenkunft Sobieſkys mit Kaiſer
„Leopold I. nach der Befreiung Wiens von den
„Türken. Dann ein junges Mädchen, das einen
„Schmetterling auf ihrer linken Hand betrachtet,
„und den Vorfinger der rechten auf ihre Lippen
„legt, damit ihr Athem ihn nicht verſcheuche; —
„kann ſehr graziös werden, verſichere ich Sie. Dann
„ein Genius, der von einer zerbrochenen Säule eine
„Leier emporhebt und die Schwingen zum Aufflug
„entfaltet hat; das ſoll mein Monument für Beet-
„hoven ſein. Jetzt iſt das Alles nur Thon und
„Gyps. Steht es dereinſt in Marmor da, ſo ſol-
„len Sie Freude erleben an Ihrem Polydor."

Ida antwortete auf der Stelle:

„Sein Sie glücklich, lieber Polydor, dann iſt das
„Leben leicht; beten Sie an, dann iſt das Herz be-
„friedigt; aber denken Sie nicht daran Sich in
„Wien zu fixiren, wenn die Gräfin Regine auch
„nur einen Gran dafür in die Wagſchaale legt.
„Jetzt ſind Sie in der Mode, geehrt, und geſchmei-
„chelt, geſucht und belohnt; aber — Sie können
„aus der Mode kommen, wenn Ihre Kunſt ſich nur
„auf das Porträt beſchränkt; und finden Ihre übri-
„gen Arbeiten Beachtung? Anerkennung? wird et-
„was anderes in Ihrem Atelier bewundert, als die
„Büſte des Prinzen X. und der Fürſtin Z. Auf
„was gründen Sie ihre Hoffnungen für eine ſichere,

„un-

„unabhängige Stellung? Ich kann aus Ihrem Brief
„nicht eine Ausſicht entnehmen, und Ihr Gedanke,
„Sich in Wien zu fixiren, würde mir ſpaßhaft vorkommen,
„wenn er mich nicht ängſtigte. Wie kann
„ein Menſch, ein Künſtler von einundzwanzig Jahren
„ſich ſchon irgendwo Hütten bauen wollen, ohne
„etwas zu wiſſen und zu kennen. Guter Polydor,
„kränken Sie Sich nicht über den Ausdruck. Wie
„gut ich Ihnen bin, welche Freude ich an Ihrem
„ſchönen Talent habe, brauch ich Ihnen nicht zu
„widerholen; aber von der Welt wiſſen Sie nichts
„und die Menſchen kennen Sie nicht, und über
„Sich Selbſt ſind Sie in allen Dingen, die außerhalb
„Ihrer Kunſt liegen, ſo wenig ſicher — wie
„man eben in Ihrem Alter iſt. Darum bewundern
„Sie die ſchöne Gräfin Regine, machen Sie
„ihre Büſte hundertmal verändert, berauſchen Sie
„Ihr Künſtlerauge, dem ſelten ſolche Genüſſe zu
„Theil werden —, doch weiter geſtatten Sie ihr
„keinen Einfluß, nicht auf Ihr Leben, nicht auf
„Ihr Herz. Ich weiß nichts von dieſer Frau; ſie
„iſt vielleicht glückliche Gattin, frohe Mutter, vielleicht
„ein junges unbefangenes Mädchen, ich kann
„alſo durchaus kein Vorurtheil gegen die Perſon
„haben; allein ich will überhaupt keine Gräfin Regine
„Ihnen gegenüber — es ſei denn, daß ſie
„Ihnen Sitzung gäbe. Die Liebe zu einem ſolchen
„Weſen kann Sie grenzenlos elend machen,

„weil Sie dadurch aus Ihrer Sphäre geſchleudert
„werden, und in Zwieſpalt zwiſchen Sehnſucht und
„Beſtimmung kommen können. Das iſt aber der
„Tod für eine Künſtlerſeele! — Ach, ich mag wol
„für eine ſehr leichtſinnige Rathgeberin gelten, aber
„dennoch muß ich Ihnen ſagen, daß es mir weit
„weniger gefährlich für Sie ſcheint, wenn Sie Sich
„zwanzigmal verlieben, als wenn Sie eine heftige,
„unglückliche Leidenſchaft faſſen, an deren Ueberwältigung
„oder Betäubung Sie ihre Kraft verſchwenden
„müſſen. Werden Sie nur nicht unglücklich,
„mein guter Polydor, es iſt ein großes Elend unglücklich
„zu ſein. Denn wenn auch die eine Hälfte
„unſers Weſens, vom Unglück emporgetrieben, Adlerflügel
„findet, mit denen es über die Wolken hinauf
„fliegt, ſo windet ſich doch die andere im Staube,
„und das Herz verblutet, während der Genius triumphirt,
„und durch die Siegeshymnen tönt zuweilen
„ein greller Schrei der Verzweiflung. Einheit,
„Lieber, tiefe, ſelige Einheit, das iſt des Künſtlers
„Element. — Von mir und meinem Leben heute
„nur das eine Wort: es geht mir überraſchend gut.
„— Gott mit Ihnen.“

Von allen ſchönen Frauen Wiens war Gräfin Regine in der That die ſchönſte, ſeit drei Jahren Wittwe von einem ſehr alten und ſehr reichen Mann, mit dem ſie bei ſechszehn Jahren vermält ward, und deſſen Namen ſie tadellos trug. Nicht ein Hauch ge-

geſchweige ein Wort, hatte je ihren Ruf getrübt. Kein Mann konnte ſich der geringſten Auszeichnung von ihrer Seite rühmen. Bei zweiundzwanzig Jahren, in voller Blüthe der Jugend und in unvergleichlicher Pracht der Schönheit, ſtand ſie einſam, kühl, rein in der verderbten Geſellſchaft. Ueber ihr großes, braunes Auge ſenkten ſich die breiten Augenlieder ſo ruhig herab, als gäbe es nichts für ſie zu ſehen, und ihr mildes, ſtilles Lächeln erfreute jedes Herz, weil es friedlich war, wie das eines Kindes oder eines Engels. Nur wer ſie ſehr aufmerkſam beobachtete, hätte bemerken können, daß zuweilen, ganz flüchtig, ganz ſelten, ihr Blick oder ihr Lächeln mit verändertem, faſcinirenden Ausdruck hierher oder dorthin fiel. Auf wen? das war nicht zu ergründen. Aber Jeder, den dieſer Blick traf, glaubte an die Offenbarung, die Verheißung, die in ihm lag.

Keine Eigenſchaft Reginens kam ihrer Schönheit gleich, als nur ihre Eitelkeit, und Beiden wiederum die Kälte ihres Herzens. Man hatte ſie ganz für die Anforderungen der Welt erzogen, gebildet, vermält. Sie hatte keinen andern Begriff von Glück als in dieſer Welt auf einem Thron ſtehen, der aus allen Requiſiten erbaut iſt, deren eine Frau bedarf, um unerreichbar von andern Frauen zu ſein. Dahin gehörte: zu der Schönheit — Anmuth, zu dem Verſtand — Güte, zu dem Rang — Reichthum, zu der Liebenswürdigkeit — Tugend. Einen andern Begriff von Tugend, als den eines makelloſen Rufes hatte Regine nicht. Da ſie aber in der Geſellſchaft ſah, wie ſchwer es für Frauen war dieſe Tadelloſigkeit zu bewahren, ſobald ihr Herz bewegt ward: ſo faßte ſie früh den Entſchluß die Männer nur als Weſen zu betrachten, deren Huldigungen, nein, mehr! — deren Vergötterung ihr als Tribut zukam, und ſich feiern, adoriren, lieben zu laſſen, ohne je in ihrem Buſen auch nur den Schatten einer Neigung zu dulden. Ihr Grundſatz ward: eine Frau, die liebt, iſt eine Närrin, denn ſie kommt gänzlich dadurch aus dem Gleichgewicht, findet immer Unruh und Qual, häufig Entwürdigung, und für tauſend Opfer keinen Erſatz. Da ſie keine Ahnung von der tiefen Seligkeit der Liebe hatte, und nicht das Bedürfniß kannte aus dem Glück eines geliebten Weſens das eigene zu erhöhen und zu verklären: ſo wäre jenes Raiſonnement gut und richtig für ſie geweſen, wenn ſie zu gleicher Zeit nicht hätte geliebt ſein wollen. Allein, da ſie für andere Frauen mächtige Leidenſchaften ſich entzünden und tiefe Neigungen ſich begründen ſah, ſo wollte ſie ähnliche Gefühle erwecken und nur klüger wie jene, die Leidenſchaft nicht erhören, und die Neigung nicht erwidern. Sie ſtieß niemand zurück und begünſtigte niemand; aber niemand war hoffnungslos, obgleich er nicht angeben konnte, weshalb und was er hoffe, denn auch der Kühnſte war nicht kühn genug zu glauben, daß dieſe Lilie ſich vor ihm in den Staub neigen werde.

So trieb die Gräſin Regine ihr Spiel, düpirte alle Männer, überſtralte alle Frauen, und galt für die vollkommenſte ihres Geſchlechts.

In den Bereich dieſer Circe gerieth Polydor, mit ſeinem friſchen Herzen, ſeinem offenen Auge, ſeinem erregbaren Sinn. Leicht entzündlich durch Weiberſchönheit ſank er unbefangen, wie vor einer Göttin, vor Regine nieder. Aber ſie begnügte ſich mit dieſem Cultus nicht. Polydor war ihr eine fremdartige, erquickende Erſcheinung. Sie wollte dieſe kräftige Alpenpflanze in ihre Region verſetzen, wollte, daß die halbgeſchloſſene Blüthe für ſie ihre Blätter entfalte, für ſie ihren Duft aushauche, unbekümmert, ob die Atmoſphäre der Pflanze gedeihlich ſei oder nicht. Anfangs hatte ſie nur, weil es eben Mode war und weil ihre Freunde ſie darum baten, ihm zu ihrer Büſte geſeſſen; aber als ſie ihn öfter ſah und hörte, ſchien der Jüngling ihr hoch über der Maſſe ſeines Gleichen zu ſtehen, ſie ahnte, daß er zu ungewöhnlichem Standpunkt ſich emporſchwingen werde, weil er es mit aller Kraft wolle, ſie betrachtete das Außerordentliche als ihr Eigenthum womit ſie nach Belieben ſchalten dürfe — und ſo begann ſie um Polydor ihre Feſſeln zu winden. Er hatte nie in einer Verbindung mit Frauen geſtanden, nicht weil es ihm dazu an Gelegenheit, ſondern an Zeit gefehlt hatte. Die letzten Jahre waren ſo voll, ſo reich, ſo anregend geweſen, hatten ihn in eine ſo neue, glanzvolle Welt eingeführt, daß er keine Muße hatte, von den lockenden italieniſchen Augen ſein Herz entflammen zu laſſen. Wie einſt im günſtigen Moment Apolloniens Kuß, ſo nahm er auch jetzt die ſüße Gabe des Augenblicks, nur mit etwas mehr Kühnheit — und das genügte ihm. An Liebe dachte er nicht bei den Geſtalten, die ihm bisher begegnet waren. Apollonia war die Einzige, die einſt ſein kindiſches Herz hatte ſchlagen machen; allein ſeitdem waren ſolche Veränderungen in ihm vorgegangen, daß er deutlich fühlte, eine Apollonie könne ihm nicht mehr genügen. Was er begehrte von ſeiner künftigen Geliebten, wußte er nicht, weil niemand das weiß; aber wenigſtens — Alles! aber wenigſtens ein großes, warmes, ganzes Herz! „und dann gebe ich ihr das meine, ohne Rückhalt, wie der Gottheit.“ Das war das résumé und ſo hatte er auch bisweilen in Stunden des Vertrauens zu Ilda geſprochen, die ſeine Hoheprieſterin war, die durch ihre Beſtätigung ſeine Gedanken und Gefühle kräftigte und läuterte. Dann ſah Ilda ihn mit unſäglicher Freudigkeit an und erwiderte: „So iſt's recht! unumſchränkt, wie der Gottheit!“ Aber ſie hätte ſagen ſollen: „nur der Gottheit,“ — denn die Menſchen haben keinen Sinn für die Unermeßlichkeit eines ſolchen Geſchenks; ihre Hand faßt es nicht, ſie laſſen es in den Staub fallen.

Regine hatte ihr Bild im Profil und in ſehr kleinem Maßſtab für eine ferne Freundin von Polydor ausführen laſſen. Es war ein Meiſterwerkchen, der Alabaſter hingehaucht wie Meerſchaum. Im Rahmen von mattem Gold ſah das Bildchen aus wie eine köſtliche Perle. Polydor brachte es Reginen. Sie war ſehr erfreut und rief: „Ach, bin ich denn wirklich ſo ſchön?“

„Einen ſolchen Kopf erdenke ich mir nicht,“ antwortete er, „ich habe Mühe ihn nachzubilden.“

„Wie wird meine gute Leonie ſich freuen! — Es iſt doch himmliſch, Ihr Talent! Sie können Andere ſo glücklich machen, denn nichts vermag die Trennung und Ferne ſo zu verwiſchen, als wenn unſer Auge auf den geliebten Zügen ruht. Und welche Kunſt iſt ſchöner und befriedigender als die, wodurch wir Andere beglücken!“

„Zum Glück bedarf es dazu keiner Kunſt! die reicht nicht aus. Ein ſchönes Sein beglückt mehr und in weiteren Kreiſen, als alle Leiſtungen der Kunſt mittelbar und unmittelbar.“

„O das iſt etwas Anderes!“

„Wol iſt's anders, aber tiefer, aber ſeliger und beſeligender. Wenn Sie in Ihrem Kreiſe Sich umſchauen, und der Wonne gedenken, die Sie verbreiten, nur dadurch verbreiten, daß Sie ſind, ſo ſollten Sie wahrlich den armen Künſtler nicht glücklich preiſen, der nur Freude macht durch das, was er thut.“

„Ich glaube das Thun giebt größeren Genuß als das Sein. Wenn ich glücklich mache, wie Sie ſagen, was weiß ich davon?“

„Wenn Sie nichts davon wiſſen, ſo iſt das nur weil Sie gleichgültig dagegen ſind.“

„Ich gleichgültig gegen das ſüßeſte, menſchlichſte Gefühl? — Wie Sie mir Unrecht thun!“ rief Regine lebhaft, und hob betheuernd ihre ſchöne Hand. Sie hatte groß und frei die immer halbgeſenkten Augenlieder aufgeſchlagen, und die ſtrahlenden Augen hafteten vorwurfsvoll auf Polydor. Ausdruck und Stellung waren ſo edel, wahrhaft, unwillkürlich, daß der geübteſte Menſchenkenner ſich bei dem Gedanken entſetzt hätte, daß dies nur eine beliebige Maske ſei. In Polydors Seele fand ſolche Vorſtellung keinen Eingang. Er ſagte aufgeregt:

„Nein! wenn auch ſiegsgewohnt — gleichgültig ſind Sie nicht! Jeden Moment des Glückes, den ich Ihnen danke, werd' ich mit glühender Dankbarkeit Ihnen vorzählen; dann werden Sie wiſſen, und Sich freuen.“

„O wol werd' ich mich freuen! Mögten es nur viel ſolcher Augenblicke ſein!“

„Es ſteht jetzt in Ihrer Macht, Gräfin! Laſſen Sie mir dies Bild. Ich hab' es mit unſäglicher Liebe gemacht, wie eine Blüthe iſt es unter meinen Fingern empor gekeimt. Mir iſt, als würde es aus meiner Bruſt gebrochen, wie die Perle aus der Muſchel, nun da es in fremde Hände übergehen ſoll. Ich werde es für Ihre Freundin ſo ſchnell wie möglich copiren — wenn Sie es mir laſſen.“

Regine hatte ſchnell überlegt. Sie würde unter keiner Bedingung einem andern Mann ihr Bild gegeben haben; aber erſtens war ſie überzeugt, daß Polydor dieſen Schatz fremden Blicken entziehen werde, und zweitens: wenn ein Zufall ihn offenbarte, was war zu thun, daß der Künſtler nicht die Porträts für ſich machte, die ihm wolgefielen? Sie ſagte alſo:

„Ich begreife, daß der Künſtler ſich vorzugsweiſe an das eine oder andere ſeiner Werke gefeſſelt fühlt! ich will nicht ſo grauſam ſein ihm eine ſolche Spielerei zu mißgönnen. Für Leonie wird die Ueberraſchung und Freude auch nach vier Wochen dieſelbe ſein, alſo . . .“

Sie nahm die elegante Maroquin-Kapſel vom Tiſch und gab ſie an Polydor mit einer ſo unbefangenen Fröhlichkeit, als ob ein Kind ſeinen Kuchen mit dem lieben Geſpielen theilt. Er küßte heftig die Kapſel, heftiger die gebende Hand, die Regine ihm entzog um mit gehobenem Finger ſcherzend zu drohen, als ſie ſprach:

„Aber nun machen Sie Sich auch ſchleunig und mit Liebe an die Copie, denn ich wäre troſtlos, wenn die gute Leonie ein weniger ähnliches Porträt erhielte.“

Doch Polydor war zu fleißig und zu froh um dies außerordentliche Leid über ſie zu verhängen. Das Bild war in überraſchend kurzer Zeit fertig, eben ſo ähnlich, eben ſo ſchön, und er ging eines Abends zu ihr um ſich ihre Befehle wegen des Rahmens zu erbitten.

Er fand ihren Wagen angeſpannt; indeſſen wurde er nicht abgewieſen, ſondern in den Salon geführt, während ein Bediente ging ihn zu melden. „Sie iſt bei der Toilette — wird mich nicht annehmen“ — dachte Polydor. Aber der Bediente brachte die Bitte der Gräfin, nur zwei Minuten zu verziehen. Es dauerte kaum ſo lange, ſo öffnete ſich raſch die Thür und Regine trat ein in roſenfarbenen Flor gekleidet, einen Roſenſtrauß in der Hand, die ſchwarzen Haare von einer goldenen Kette umſchlungen, welche ein großer Diamant über der Stirn feſthielt. Sie ſah aus wie die Aurora mit dem Morgenſtern über dem Haupt. Das weite leichte Kleid, und eine ebenfalls roſenfarbene Echarpe, die loſe um ihre Schultern hing, umflatterte ſie wie duftiges Gewölk, worin ſie mit ihrem fliegenden Gang zu ſchweben ſchien. Der Duft der Roſen — doppelt lieblich, da Eis und Schnee die Erde bedeckten — und der Parfümerien, die in Deutſchland und Frankreich das Zeichen der Elegance, den Römerinnen aber verhaßt ſind, und von den Engländerinnen für unanſtändig gehalten werden — verbreitete eine feine nebelhafte Atmoſphäre um ſie, wie um Götterbilder im Tempel.

Polydor ſtand wie angezaubert, ſprach keine Sylbe, und ſah ſie an.

„Nun, was bringen Sie mir? warum bleiben Sie denn ſo unbehaglich mitten im Salon ſtehen?“ ſagte Regine, ihm freundlich zunickend, und ſetzte ſich auf eine Chaiſe longue am Kamin.

Polydor ſagte, was er zu ſagen hatte; Regine gab ihm ihre Aufträge und fuhr dann fort zu plaudern. Sie war am Morgen mit einer engliſchen Familie im Belvedere geweſen, und ganz ſtolz über dieſen Schatz ihrer Vaterſtadt.

„Von Murillos kleinem Johannes Battiſta konnte ich mich gar nicht losreißen,“ ſagte ſie. Dieſe Verſchmelzung des Propheten und des Kindes hat etwas Ueberirdiſches. Ich liebe Murillo inſtinktmäßig und vielleicht iſt nur das die rechte Liebe. Rafael lieb' ich um ſeiner himmliſchen Grazie willen, Francia wegen ſeiner heiligen Schönheit — da weiß ich Gründe anzugeben. Bei Murillo nicht! aber er ſagt mir immer heimlich tauſend Dinge in's Ohr, die kein Anderer mir ſagt.“

„Es könnte vielleicht ſeine großartige Naivetät, ſeine tiefſinnige Wahrheit ſein, die Sie feſſelten. Niemand iſt weniger als er auf den Effect bedacht, daher machen Wenige einen mächtigeren Eindruck. Von den Legionen Ecce homos, die ich geſehen, hat mir keiner ſo gefallen wie der von Murillo hier in der Gallerie Czernin. Als ich ſie zum erſten Mal beſuchte, war das Gemälde zufällig von ſeinem Platz genommen, und einer Reihe geöffneter Thüren gegenüber an die Wand gelehnt. Es hat vielleicht nur halbe Lebensgröße, aber als ich dies Kruzifix in der Ferne gewahrte, ganz einſam, ganz dunkel, Nacht und Abgeſchiedenheit um den bleichen, göttlichen Sterbenden — da bebte ich zuſammen und beſchleunigte meinen Schritt, um ihm noch einmal in's Auge zu ſehen bevor er ſtürbe."

„Ich will mit Ihnen unſre herrlichen Gallerien beſuchen. Sie werden mich aufmerkſam machen — nicht auf die Schönheit, die erkennt auch der Laie — aber auf einzelne Schönheiten, die nur der Künſtler zu würdigen weiß. Und ich will nicht bloß mit dem Herzen, auch mit dem Verſtande bewundern! Haben Sie aber auch Zeit für mich? woran arbeiten Ihre Hände jetzt, und woran Ihre Gedanken?"

„Die Hände, das Basrelief von dem ich Ihnen ſchon geſprochen, und mehrere Büſten; die Gedanken immer und immer an Ihrer zweiten Büſte."

„Bitte, ſchellen Sie" — ſagte Regine nach der Uhr auf dem Kamin ſehend, und als ein Bedienter auf den Ruf der Glocke eingetreten war, ſagte ſie zu dem:

„Ich bleibe jetzt zu Haus. Um eilf Uhr vorfahren."

„Warum ſchicken Sie mich nicht fort?" fragte Polydor; „iſt es nicht zu viel begehrt, daß ich von ſelbſt gehen ſoll?"

„Ich begehre es auch gar nicht. Ich wollte nur in eine Soiree gehen um den Abend bis zum Ball hinzubringen. Sie ſind jetzt hier, da ſuche ich keine andere Unterhaltung. Ueberdas iſt es zehn Uhr, da dürften Sie wol nirgens mehr Thee finden — als hier. Wir wollen in mein Zimmer gehen; der Salon iſt unbehaglich wüſt für zwei Perſonen."

Sie ging voran. Er folgte, und betrat zum erſten Mal ihr Zimmer. Es war durchaus modiſch und elegant, d. h. dermaßen mit Möbeln aller Art angefüllt, daß es mehr einem Magazin als einem Wohnzimmer glich, und daß man nur in Schlangenwindungen ſeinen Weg von der Thür zum Sopha machen konnte. Eine außerordentliche Profuſion von exotiſchen Gewächſen ſowol, wie von Frühlingsblumen, in Vaſen auf Tiſchen und Etageren machte die Luft heiß und ſchwer.

„Hier wohnen Sie?" ſagte Polydor, befremdet umherblickend.

„Ja, das iſt mein Schreibtiſch! an jenem Tiſchchen hinter dem chineſiſchen Schirm male ich; dort am Kamin frühſtücke ich . . ." —

„Aber ums Himmels Willen, wo athmen Sie? Eine ſolche Wohnung ohne Luft, ohne Licht, würde mich erſticken."

„Sie iſt ſo traulich, ich habe Alles ſo hübſch nah beiſammen. Und Sie — Sie werden Sich an dieſe Enge gewöhnen. Braucht man's denn ſo gar weit und hoch um ſich zufrieden zu fühlen?"

Sie ſetzte ſich und wies auf einen Fauteuil ihr gegenüber. Polydor nahm den Platz ein; aber die Lampe, der Samovar, das ganze Theegeſchirr ſtand auf dem Tiſch, zwiſchen ihm und ihr. Er konnte ihr nicht gerade in's Geſicht ſehen, drum ſprang er auf und ſetzte ſich neben ſie auf ein Tabouret.

„Kein bequemer Platz“ — ſagte ſie.

„Ja, gerade ſehr bequem für mich.“

Sie hatte ihre Handſchuh ausgezogen und zu dem Roſenſtrauß gelegt. Er ſpielte damit, wie die Männer gern thun, wenn ſie eben nichts zu reden wiſſen, und der arme Polydor wußte in dieſem Augenblick gar nichts zu reden.

„Zerpflücken Sie nur nicht die Roſen,“ ſagte Regine, „die Handſchuh gebe ich Ihnen ſchon eher Preis.“

„Polydor wickelte ſchweigend einen Handſchuh zuſammen und ſteckte ihn in ſeine Bruſttaſche.

„Sie ſind unglaublich kindiſch“— ſagte ſie lachend.

„Das iſt möglich! aber glücklich bin ich — o glücklich! das iſt gewiß.“ Er legte ſein Geſicht in ſeine gefaltenen Hände auf den Rand des Tiſches. Regine ſah ihn an; aber ſie ſah nichts als ſeine krauſen, glänzendbraunen Haare, und ſeine friſche junge Stirn. Sie hatte beinah Mitleid mit ihm; ihr guter Genius verſuchte ſie zu warnen vor dem Unheil, das ſie im Begriff war zu ſtiften. Da ſtreifte ihr Blick über ſeine Hand, an der er einen Ring mit Turquoiſen trug. Dieſen Ring hatte nur eine Frau ihm gegeben, und zwar als Andenken, als Erinnerung, als Liebespfand — nicht als Geſchenk; denn er war ſehr einfach. Sie hatte jetzt kein Mitleid mehr.

„Glauben Sie, daß der Türkis die Farbe verliert," fragte ſie, „wenn der Geber eines Ringes, wie Sie ihn da tragen, dem Empfänger treulos wird?"

„Ich habe die Sage nie gehört, aber ſie iſt ſchön wie alle Sagen, welche die Natur in Sympathie mit dem Menſchenſchickſal bringen."

„Um dieſer Eigenſchaft willen tragen Liebende ſo gern den Stein."

„Ich erhielt ihn an meinem letzten Namenstag von dem Schutzengel meines Lebens. Der Stein bringt Glück, ſprach ſie, deshalb gebe ich ihn Ihnen."

„Sie? — wer iſt das?" fragte Regine ſchelmiſch.

„Ach, Sie wiſſen nichts von ihr!" erwiderte er ſtaunend. „Freilich wie ſollten Sie auch wiſſen in welchem Verhältniß ich zu der Gräfin Schönholm ſtehe!" Und er fing an zu erzählen, ſein ganzes Leben, ſeine Kindheit, ſeine Jugend, ſeine Entwickelung, ausführlich, genau und lebendig. Regine hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Den Kopf in ihre aufgeſtützte Hand gelegt, verlor ſie keinen Blick, kein Wort Polydors; ſie mußte wiſſen, ob er, wie er ſie liebe. Als er ſchwieg, fragte ſie theilnehmend:

„Und ſo iſt denn wol dies feenhafte Weſen Ihr Ideal einer Frau?"

„Wenigſtens habe ich keine gefunden, die ich mit ihr vergleichen mögte — bis jetzt! — und jetzt kann ich nicht vergleichen."

„Und iſt ſie ſehr ſchön?"

„Schön wie Eine, und lieblich wie . . . wie Keine,“ ſagte er raſch und dann ſtockend; „aber,“ fügte er betheuernd hinzu, „nicht ſchön wie Sie, nicht mit dieſer Vollkommenheit der Züge, nicht . . . o, ich darf Ihnen das nicht auseinander ſetzen.“

„Es iſt vorgefahren“ — meldete der Kammerdiener.

„Gut!“ ſprach Regine, lehnte ſich in ihrem Sopha zurück, ſchlug die Arme übereinander und ſagte zu Polydor: „Fahren Sie fort mir von Ihrer liebenswürdigen, edlen Freundin zu erzählen. Auf ſolche Frauen darf unſer armes Geſchlecht ſtolz ſein.“

„O wenn Sie Ilda kännten, wie würden Sie ſie lieben um ihres königlichen Herzens willen! Dieſer Reichthum, dieſe Fülle, dies unendliche Haben, dies unermeßliche Geben, das, wie es die Herrlichkeit und Freudigkeit eines Königs ausmacht — beſitzt ſie. Giebt es Menſchen, die eine angeborne Krone tragen, ſo trägt Ilda ſie.“

„Und nie hat man verſucht dieſe Krone in den Staub zu treten?“

„Wie ſo?“ fragte er befremdet und ſah ſie groß an

„Frauen, die auf einer ſolchen geiſtigen Höhe ſtehen, ſind tauſend neidiſchen und ſpähenden Blicken des eigenen wie des fremden Geſchlechtes, und außerdem hundertfältiger Verlockung ausgeſetzt, wovon wir Uebrigen nichts wiſſen. Da wird denn die Strahlenkrone

krone bisweilen leider! ach leider! von der eigenen Schwäche und der fremden Scheelſucht verdunkelt.“

Polydor ſprach nachdenkend: „Möglich, daß ſie irren, und im Irrthum fehlen kann; — aber ich habe nie gedacht, daß man einem ſolchen Weſen aus einem abſichtloſen Irrthum einen Vorwurf machen könne.“

„Polydor“ — ſagte Regine, mit unendlich weicher, ſüßer Stimme — „Sie verſtehen zu lieben.“

„Glauben Sie das?“ rief er, und ſeine Stimme bebte vor dem mächtigen Schlage ſeines Herzens; — „o ja, glauben Sie es nur feſt! . . . allein Ilda lieb' ich nicht, denn unſere Seelen berühren ſich nur ohne in einander zu ſchmelzen.“

„Und iſt das nicht genug?“

„Genug, wenn noch ein Wunſch übrig bleibt? Nein, nein, tauſendmal nein! das iſt nicht genug, denn die vollkommene Liebe iſt: Eins ſein. Das iſt genug, denn es iſt der Himmel.“

„Ach, wie dürfen Sie hoffen, den zu verdienen?“

„Ich weiß wol, daß ich ihn nicht verdiene.“

„Und wie glauben Sie ihn denn zu erringen?“

„Wenn ich recht liebte.“

„Nun ſo lieben Sie nur recht,“ — ſprach Regine und es war als ob eine innere Sonne über ihrem ſchönen Antlitz aufginge. Sie dachte bei ſich: er liebt mich, ich werde ihn feſſeln, es iſt der Mühe werth.

Polydor ſprang auf. „Der Ball erwartet Sie

— die Tänzer ſehen Ihnen mit Ungeduld entgegen, und ich — langweile Sie.“

„O laſſen wir den Ball! ich bin jetzt in einer Stimmung, die weder zur Tanzmuſik noch zum Salongeſchwätz taugt. Wenn eine Seele ſich uns offenbart hat, ſo iſt es doppelt ſchwer mit Larven zu verkehren.“

„Und doch thun Sie es Ihr Lebenlang.“

„Ja, weil ich muß, und aus Gewohnheit, und weil alle meine Freunde in dem Tourbillon leben. Ich bin ohnehin ſchon einſam genug, ohne Eltern, ohne Gemal — ich würde ganz iſolirt ſein, wenn ich mich aus dem Getümmel zurückzöge, und die Einſamkeit iſt nur dann ſüß, wenn unſer Herz befriedigt iſt und ſie mit einem geliebten Weſen theilt.“

„Ich kann nicht glauben, daß Sie Sich ohne große Ueberwindung aus einem Kreiſe entfernen würden, deſſen Herrin Sie ſind.“

„Ich habe keine Veranlaſſung dazu! — doch um Ihnen einen winzigen Beweis zu geben, daß es mir nicht allzu ſchwer wird ...“ —

Sie ſchellte und rief dem eintretenden Kammerdiener zu: „Ausſpannen!“

„Ums Himmels Willen!“ rief Polydor, „meinetwegen entſagen Sie dem Ball?“

„Sie ſehen wenigſtens, daß ich's nicht mit großer Anſtrengung thue.“

„Umſonſt hätten Sie dieſe reizende Toilette gemacht, die Ihnen ſo ſchön ſteht, wie ich Sie nie geſehen zu haben meine?“

„Umſonſt?“ fragte ſie langſam und ſah ihm tief ins Auge. Auf dieſe Frage, mehr noch auf den Blick, wußte Polydor nichts zu antworten. Regine ſagte abbrechend:

„Können Sie nicht einen Tag feſtſetzen an dem wir eine Gemäldeſammlung beſuchen könnten.“

„Beſtimmen Sie, denn ich würde ſagen — morgen.“

„Nun, es iſt doch wol ganz natürlich, daß ich mit meinem nichtsthueriſchen Leben mich nach Ihrem thätigen, beſchäftigten richte, und deshalb bleibt es bei Ihrer Beſtimmung. Ueberdas habe ich morgen zum Diner einige intereſſante Fremde bei mir, die ſich über Ihre Bekanntſchaft freuen würden — dann ſpeiſen Sie mit uns, nicht wahr?“

„Nein, Gräfin, o nein, nur das nicht! Verurtheilen Sie mich nicht dazu, mit andern Perſonen zuſammen bei Ihnen zu ſein.“

„Seltſamer Menſch, was kann es Ihnen ſchaden!“

„O gar nicht ſchaden“ — rief er ſtolz — „aber langweilen, über alle Maßen langweilen, Andere ſehen und hören zu müſſen, wenn Sie da ſind. Nein, ich komme nur zu Ihnen wenn ich weiß, daß Sie allein ſind . . . wenn Sie's erlauben.“

„Wie gern! es plaudert ſich gut mit Ihnen, ſo leicht, ſo bequem, und nicht dies ewige Geſchwätz über

Tagesbegebenheiten, über Vorfälle in der Geſellſchaft. Aber heute müſſen Sie gehen, es iſt ſpät."

„Sie ſagen, es plaudere ſich gut mir mit — und ſchicken mich fort?"

„Nur für heute! — Gute Nacht, lieber Polyder."

Er machte eine Bewegung als wolle er etwas erwidern; da ſie ihn aber anſah mit dem höchſten Befremden, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen ſei, ſo verbeugte er ſich ſchweigend, und ging. Regine ſah ihm nach, horchte auf ſeinen ſich entfernenden Schritt, und ſprach zu ſich ſelbſt: „man muß ſtreng ſein gegen dieſen kleinen Polydor, er hat keine Luſt zu gehorchen."

Siebentes Kapitel.

Die matte Mittagſonne eines Wintertages fiel durch hohe Fenſter und leichte weiße Vorhänge hell in Ildas Gemach. Da war keine Spur von beängſtigender, modiſcher Ueberfüllung, von elegantem Wirrwarr! Alles ruhig, bequem, wie eine unabhängige Seele es bedarf! — Ein Schreibtiſch, auf dem nichts Anderes ſich befand, als was zum Schreiben erforderlich iſt; ein Bücherſchrank, in welchem ein Paar hundert Bücher in verſchiedenen Sprachen Platz fanden; ein breites, niedriges Sopha; im Fenſter ein Tiſch mit Zeichengeräth; ſeitwärts daneben Polydors Büſte, in Marmor ſehr ſchön von ihm ſelbſt gearbeitet, und über derſelben das Porträt eines Mannes; dieſem gegenüber in Lebensgröße das Gemälde ihres verſtorbenen Gemals, wie er mit einem ſeiner Lieblingshunde zur Jagd ging; ein ſehr ſtarker, weicher Fußteppich, der keinen Schritt hörbar werden ließ; — das war Ildas Zimmer. Eine Elegante würde es von ganz ſchlechtem Geſchmack gefunden haben. Ilda ſaß in einem großen Fauteuil, deſſen Lehne, mit ſauberem Schnitzwerk gekrönt, ihren Kopf überragte und gleichſam einen Rahmen um ſie ſchloß. Die geſenkten Augen, das geſcheitelte Haar, das violette enganſchließende Kleid, aus dem die ſchmalen Hände ohne Schmuck von Ringen und Armbändern hervorſahen, gaben ihr etwas von einem altdeutſchen Bilde. Aber das bewegliche Minenſpiel, wechſelnd nach den Worten des Briefes, den ſie in Händen hielt, gab der ſtillen Geſtalt einen erhöhten Reiz. Sie hatte längſt zu leſen aufgehört und war in Nachſinnen verfallen, als ſie ſich plötzlich erhob und halblaut ſprach:

„Es iſt nichts zu machen! er muß hindurch, der arme Polydor.“ Dann nahm ſie ein großes Shawl und ging in den Garten hinab. Es war nicht kalt. Dünner Schnee lag leicht auf die hartgefrorne Erde geſtreut. Die Sonnenſtrahlen fielen ſchräg durch die kahlen Aeſte. Die Natur hat in dieſem Zuſtand etwas unſäglich Karges, Dürftiges. Ildas Bruſt war gepreßt. „O Gott, eine kleine Erquickung!“ ſeufzte ſie — „die Welt iſt ſo öde!“ — Sie bog in eine andere Alle ein, und Otto kam ihr entgegen; er pflegte zuweilen hier ſpazieren zu gehen.

„Willkommen tauſendmal,“ rief ſie, „das iſt mir eine angenehme Ueberraſchung! Erzählen Sie mir etwas, ich bin verſtimmt.“

„Ich bin es auch! einer meiner Freunde ruinirt ſich durch eine wahnſinnige Leidenſchaft und niemand kann ihn retten! er geht in ſeiner Raſerei unter.“

„Sie ſprechen ſehr hart von Ihrem Freunde und von der Liebe.“

„Weil der Mann nicht ausſchließlich für die Liebe geſchaffen iſt.“

„Weil die Männer ſo denken, ſind auch die Frauen es nicht.“

„Eine Frau darf an der Liebe ſterben, der Mann nur für ſie, wie für all ſeine Ideen — darin beſteht ſeine Tugend.“

„Otto!“ ſagte ſie mit leiſem Jubel im Ton.

„Nicht?“ fragte er überraſcht.

„O wol! wol! ich freue mich aber ſo ſehr über Sie.“

„Unſere Ideen ſind unſere Hausgötter,“ fuhr er fort; „die müſſen wir mitnehmen bei jedem Auszug aus Egypten, bei jeder Einwanderung in eine neue Welt, bei jedem Sprung über den Rubikon, ja, auch bei jedem vierzig Jahre langen Zug durch die Wüſte. Die müſſen wir tragen als unſere koſtbarſten Schätze. Sie ſind ſchwer zu tragen! ſie drücken wund, gar todt; die Arme ſinken oftmals herab, die Füße verſagen den Dienſt, der Kopf ſchwindelt, das Herzblut ſtockt — menſchliche Kraft reicht nicht aus. Nun, ſo ſterbe man für ſie, doch nimmermehr ohne ſie."

„Sie ſind ſtark, und ich liebe die ſtarken Seelen. Aber dürfen Sie von Andern das verlangen, was Sie fähig ſind zu thun?"

„Wer wenig von Andern verlangt, gewöhnt ſich an einen ſo kleinen und dürftigen Maßſtab, daß er keinen großen an ſich ſelbſt legen kann."

„Aber die Gaben und Kräfte ſind ſo verſchieden! So wenig man bei phyſiſchen Meſſungen dem Zwerg und dem Rieſen gleiches Gewicht auflegt, eben ſo wenig darf es auch bei moraliſchen geſchehen. Würden Sie von allen Frauen begehren eine Charlotte Corday, von allen Männern ein Brutus oder Timoleon zu ſein?"

„Nein, denn ich glaube, daß es in der ſittlichen wie in der geiſtigen Welt Genies giebt, deren Sphäre nicht zu berechnen, noch zu beſchränken und zu regeln iſt, und daß deren höheren Inſpirationen unſere Einſichten höchſtens folgen können, ohne daß wir im entſcheidenden Moment ſo Herr unſers innerſten Weſens wären, um zu ſagen: ich werde ein Gleiches thun. — Aber fern von mir ſolche Brutusthaten von irgend jemand zu begehren!“

„Doch, doch! Sie wollen von Ihrem Freunde das Opfer eines theuern Weſens — und glauben Sie denn, daß Brutus gleichgültig den geliebten Cäſar mordete, und Timoleon kalt den Bruder ſterben ſah?“

„Ich fordere von meinem Freunde nur das Opfer ſeiner Wünſche, ſeiner Hoffnungen, ſeiner Freuden, kurz — ſeines Herzens, nicht eines anderen.“

„In der Liebe haben aber zwei Menſchen nur ein Herz, und das Elend des einen bedingt nothwendig Elend des andern.“

„Dann ſehe ich wahrhaftig kein Rettungsmittel,“ ſagte Otto lachend, „als ſo verſtändig und glücklich zu lieben, daß ſolche Unfälle unmöglich gemacht werden.“

„Noch ſicherer iſt's: gar nicht zu lieben; denn die neckenden Schickſalsgötter wiſſen die Sachen ſo wunderlich ſchlau zu drehen, daß das Unheil aufſchießt wie Pilze in einer Nacht.“

„Ich habe jetzt erzählt; die Reihe iſt nun an Ihnen.“

„Seltſam, daß unſere Verſtimmung den nämlichen Grund hat! und ach, daß wir ſo viel um Andere leiden müſſen, ohne ihnen helfen, ohne ſie tröſten zu können — denn ihnen bleibt ihr Weh. O, ich würde mich ja gern beſcheiden, und keine Anſprüche an ein beſonderes Glück machen, wenn ich nur die Welt glücklich ſehen könnte! Haben Sie wol je daran gedacht, wie ſelig Gott ſein muß?“

„Niemals.“

„Ich ſehr oft! Sehen Sie, dieſe Zeit, dieſen Raum zu haben, in der und für den er ſchaffen könne — allen Kreaturen einen Balſamtropfen zu ſpenden, wenn auch nur Einen, aber doch Allen — jedem Gebilde des Lebens ſeinen Moment lieblichſter Blüthe und Vollendung zu bereiten — unzählige Hände flehend zu ihm emporgehoben, unzählige Herzen dankbar für ihn ſchlagend, unzählige Weſen, mit und ohne Bewußtſein, erfüllt von ſeinem Geiſt, verſenkt in ſeine Anbetung — das iſt Seligkeit.“

„Und genießen Sie ſie nicht mit Ihrem Herzen, daß das Weltall umfaßt?“

„Nein; mir fehlt dieſe Welt, für die ich ſchaffen, der ich etwas ſein könnte, und darum bin ich in dem Grund meiner Seele melancholiſch, wie alle Weſen die ihre Zeit und ihren Platz verfehlten. Ich ſpreche nicht von meinem gegenwärtigen Standpunkt in der Geſellſchaft, noch von meiner Laufbahn“ — ſagte ſie raſch, als ſie ſah, daß Otto etwas einwenden wollte — „denn in der Gegenwart gab es keine andere Exiſtenz für mich; das iſt meine feſte Ueberzeugung. Aber ich hätte in andern Zeiten leben ſollen! Zwiſchen dem auserwählten Volke Jehovas im Zionstempel hätte ich Mirjam oder Debora, die Prophetin, die Pſalmenſängerin, ſein können; zwiſchen dem Volk der Kunſt und Schönheit eine Diotima, von deren Lippen ſelbſt Socrates liebliche Worte der Weisheit vernahm; — und als chriſtliche Glaubensglut die Herzen entzündete, als das katholiſche Dogma in alter, unangetaſteter Herrlichkeit und Herrſchaft waltete — da war noch ein Moment für mich, da hätte ich eine heilige Therefe ſein können. In ſolchen Epochen hat eine Perſönlichkeit Einfluß. Jetzt" — fügte ſie hinzu und ließ mit ſanftem traurigen Lächeln die Hände ſinken — „jetzt bin ich Staub und nichts."

Sie ſtand ſtill und ſah ſchweigend zu Boden. Otto ſtand auch und ſchwieg auch. Er wußte nichts zu antworten. Er kam ſich ſelbſt dumm, einfältig, ſtupid vor, er hätte ſein Blut für ein paſſendes Wort, für eine richtige Bezeichnung gegeben — umſonſt! Aber Ilda vermißte ſie nicht. Sie hatte geſprochen, wie es bisweilen geſchah, wenn das Herz ihr zu mächtig im Buſen ſchlug, und doch **der** Genius nicht über ihr ſchwebte, der ihre Sprache in Geſang verwandelte. Dann wollte ſie nichts, keine Erwiderung, keine Beſchwichtigung, keine Huldigung, nichts — als eine Seele, vor welcher die ihre frei und unbekümmert um Lob oder Tadel die Kleinodien des Lebens ausbreiten durfte. Sie blickte auf und in ſein Auge, das mit tiefem Ernſt ihrem Blick begegnete.

„Otto," ſprach ſie, „ich will Ihnen etwas ſagen, nur Ihnen! die Menſchen würden Zeter über mich ſchreien, der eine Blasphemie! und der andere: Narrheit! aber es iſt doch wahr. Man ſagt von Chriſtus und ſeinem Tode — ſehen Sie, wenn ein Menſch dadurch glauben oder lieben lernte, ſo laſſe ich mich gleich an's Kreuz ſchlagen."

„Ich muß geſtehen, daß Sie mir andere Dinge zu erzählen wiſſen, als ich Ihnen. Nur müſſen Sie keine Bemerkungen von mir begehren, als höchſtens die Frage: was hat Sie ſo aufgeregt? was iſt Ihnen widerfahren?"

Sie ſtrich haſtig mit der Hand über die Stirn und ſchüttelte den Kopf. „Widerfahren? Nichts! Ich habe nur den Fehler, daß ſo wie manche Menſchen ſich ſelbſt nicht genug ſind, ſo bin ich mir ſelbſt — wenigſtens momentan — zu viel. Wenn der Sommerhimmel zu ſehr von elektriſchen Dünſten erfüllt iſt, ſo hilft er ſich durch Wetterleuchten. Dann iſt er wieder blau und klar, bis neues Gewölk, weiß Gott aus welchen verborgenen Höhlen, an ihm aufzieht. Dies Mirſelbſtzuvielſein hat mich zur Dichterin gemacht, denn wenn ich dichte, mit Feder oder Bleiſtift, ſo bin ich mir ſelbſt gerade genug, und das iſt ein angenehmer Zuſtand von dem man, wie vom Opiumeſſen, nicht laſſen kann. Was für Welten gehen da auf und unter — was für Geſtalten ſchweben da vorüber — was für Ahnungen und Hoffnungen werden da zur Wirklichkeit — mit welcher königlichen Freiheit (ich meine königlich, wie es in alten Zeiten Mode war) ſchaltet man über Leben und Tod . . ." —

„Wie wird die Eitelkeit befriedigt! mit welcher Leichtigkeit ſchreibt man Goldminen aus!“

„Nicht in Deutſchland — vielleicht in London und Paris. Wenn ich nicht eine unabhängige Exiſtenz hätte, die Herren Brockhaus und Mittler hätten ſie mir nicht verſchafft. Und die Eitelkeit? ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß mein kleiner Fuß mir unvergleichlich mehr ſüße Lobſprüche errungen hat, als meine großen Bücher, und daß la femme au beau pied la femme auteur in den Schatten ſtellt.“

„Und mit dieſer Ueberzeugung ſchreiben Sie? laſſen Sie Ihre Bücher drucken?“

„Warum denn nicht? für mich begehre ich ja nichts. Ich bin ſo glücklich mit dem Genius verkehren zu dürfen, daß ich keinen Lohn dafür verlange, ſo wie man ſich nicht für Liebe belohnen läßt. Aber der feſte Glaube, daß es durch die Welt zerſtreut Seelen giebt, denen ich Erhebung, Freudigkeit, Richtſchnur, Troſt bieten — denen ich ein Prieſter an heiligen Altären, ein Organ für ihre Liebe, ihre Wonne und ihren Schmerz ſein könne: dieſer Glaube, ohne den der Beruf zum Handwerk ohne Würde wie ohne Kraft herabſinkt, und an deſſen Seite ich ſicher, wie an der eines Gottes dahingehe, voll Zuverſicht auf mein Recht, voll Muth für meine Zukunft, der, mein lieber Otto, macht, daß ich nicht bloß Bücher ſchreibe, ſondern ſie auch herausgebe. Ich wollte, ich hätte es hiemit allen Leuten geſagt, denn ſchon einige haben mich nach dem Warum? gefragt, und es iſt langweilig immer daſſelbe zu erwidern.“

„Laſſen Sie es drucken, dann iſt's ein für alle Mal abgethan.“

Sie ſtanden am Ende des Parks vor einem Thurm, der als gothiſcher Wartthurm die Gegend beherrſchte, und von ſeiner Zinne einen ſchönen Blick auf den breiten Fluß und das ferne Meer geſtattete.

„Ich kam von hier,“ ſagte Otto, „als ich das Glück hatte Ihnen zu begegnen. Ich liebe dieſe freie, weite, unendliche Ausſicht.“

„Ja, ich auch, aber nur auf drei Minuten. Die Einförmigkeit erdrückt mich. Da ich ſehr träge bin, ſo wird meine Seele zu träumeriſch dieſem Bilde der Unendlichkeit gegenüber. Sie, mit Ihrer Thätigkeit hingegen, ruhen Sich nur dabei aus. Und dann — an den Anblick des Meers knüpfen ſich ſehr ſchmerzliche Erinnerungen — auf ein anderes Mal davon ...“

„O warum nicht jetzt, nicht gleich?“ bat er dringend.

„Es wird kalt, ſpät — aber gewiß recht bald, wenn es Sie intereſſirt, und doch iſt es kaum des Intereſſes werth.“

Sie beſchleunigte heimwärts ihre Schritte.

Otto fühlte ſich nicht glücklich. Ilda feſſelte ihn auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe. Seine ganze frühere Exiſtenz hatte plötzlich jeden Reiz verloren, ſchien ihm dürftig und ſchaal. Nur wenn er ſie ſah, mit ihr ſprach, ja, bloß an ſie dachte, ſo ſtand er da in der alten Energie, und mit dieſer vollen Energie hätte er ſich ihr zu Füßen werfen und ſie anbeten mögen. Allein der Gedanke: „ſie liebt mich nicht, ich bin ihr nichts, als eine freundliche Erſcheinung, an der ſie gern vorübergeht“ — trieb ihm alles Blut nach dem Herzen zurück und ſtreifte wie ein eiſiger Nordwind über ſein Geſicht, daß es zuweilen einen Ausdruck von ſtrenger Entſchloſſenheit annahm, gerade dann, wenn Ilda ihm am Holdſeligſten in voller Unbefangenheit erſchien. Die ariſtokratiſchen Frauen — (man muß dies Beiwort unerträglich oft brauchen, ſeitdem vornehm nicht mehr für die höhern Stände gelten ſoll) — haben eine nur ihnen eigenthümliche Eigenſchaft: es iſt ihr Aplomb im Sichgehenlaſſen. Er fehlt bürgerlichen Frauen; ſie ſind unendlich viel ſteifer und förmlicher, oder gehen auf der andern Seite leicht in ungeſchickte Luſtigkeit über. Die Gewohnheit der guten Geſellſchaft, mit den runden, abgeglätteten Formen, giebt jenen dieſen Aplomb; wohingegen dieſe oft in Berührungen mit Perſonen kommen, deren Herkunft, Erziehung oder Stand ſie nicht fähig macht, in einen leichten Ton einzugehen; ſie würden plump oder zudringlich werden. Jene ſetzen immer voraus, daß die Perſonen, welche ſich ihnen nähern, von den beſten Manieren ſind, denn es kommen keine andere in ihre Geſellſchaft. Dieſe müſſen es erſt abwarten. Es liegt eine außerordentliche Grazie in dieſer ſichern Unbefangenheit, in dieſem Bewußtſein, daß ſie ungefährdet an den Grenzen hinſtreifen dürfe, ohne einem brutalen Feinde zu begegnen. Daß ſie mitunter oder — häufig, in Dreiſtigkeit, gar in Impertinenz ausarte, darf nicht verwundern, denn nicht alle ariſtokratiſchen Frauen ſind edle Naturen.

Ildas Anmuth beſtand größtentheils in ihrem Sichgehenlaſſen. — (Ich würde lieber laisser aller ſagen, aber ich fürchte man wirft mir zu viel Einmiſchung franzöſiſcher Worte vor). — Es ward dadurch ihrem Weſen der Stempel der Natürlichkeit und Wahrheit aufgedrückt; und ein ſolches Weſen, wenn es auch Einzelnen mißfällt, vermag nur allein hinzureißen, zu entzücken und einen unauslöſchlichen Eindruck zu machen. Weil ſie ihre beſondere Eigenthümlichkeit bewahrt haben, ſind natürliche Menſchen unvergleichlich, und nur die unvergleichlichen ſind unvergeßlich. Ilda dachte nicht daran ihr Intereſſe für Otto zu verbergen. Sie meinte: was ſchön, liebenswürdig, herrlich, großartig ſei, gehöre jedem an, deſſen Sinn fähig ſei dies wahrzunehmen und ſich daran zu erfreuen, und ſie habe nie eingeſehen, weshalb ein ausgezeichneter Menſch das Unglück haben ſolle, daß man für ihn eine Ausnahme mache.

„Die Damen haben, wenn auch nicht immer ein großes, doch ein ſo weites Herz, daß dieſer Grundſatz recht für ſie erfunden zu ſein ſcheint“ — ſagte der alte Baron einſt mit ſeiner bekannten pfiffigen Mine.

„Verſteht ſich, lieber Baron!“ erwiderte Ilda; ich folge dem Beiſpiel der Männer, die ſeit ſechstauſend Jahren lauter Prinzipien zum Vortheil ihres Geſchlechts erfunden haben. Warum ſoll ich nicht für mein Geſchlecht ſorgen! wenn man ſich emanzipiren will, muß man vor allen Dingen esprit de corps haben, feſt an einander halten, und da die Männer ihre Hand wider uns aufheben, die unſere drohend wider ſie ausſtrecken. Weſſen Waffen die ſtärkeren ſind, muß die Zeit lehren, nicht der Augenſchein — denn der iſt mit Ihnen im Bunde.“

Sie nahm des Barons fette, breite, ſtarkgliederige Hand, legte ſie auf den Tiſch, und ihre ſchmale, mit ſchlanken Fingern und roſenrothen Nägeln daneben. Der Baron küßte ihre Hand und ſprach:

„Ach, theure Gräfin, die Frauen ſind ſolche Engel, warum wollen ſie durchaus Männer ſein?“

„Warum will der Schulknabe Throne umſtürzen? warum will der Stiefelputzer dem Könige Geſetze vorſchreiben? warum will die Jugend nicht jung mehr und das Alter nicht weiſe ſein? warum iſt unſere ganze verſchrobene Zeit außer Rand und Band? — Wie wär' es möglich, daß ein ſolches Zerfallen und Verachten des Beſtehenden nicht einen heftigen Eindruck auf die Weiberköpfe machte! Wie ſollten ſie unangetaſtet von der Verkehrtheit der Zeit bleiben! wie ſollten ſie nicht unter dem verderblichen Einfluß des Tagesgötzen, der erbärmlichſten Eitelkeit, leiden! In den Zeiten, wo die Männer klein ſind, ſind die Weiber verdorben, und wer verdorben, iſt ſich ſelbſt in der tiefſten Seele ein Greuel und mögte gern ein neues Daſein anfangen."

„Still! wenn das die Frauen hörten! — Welche Felonie! Sie ſtellen Sich nur in ihre Reihen um ſie zu verrathen, und vergeſſen ganz, daß Sie Selbſt zu ihnen gehören, daß Sie wider ſich ſelbſt reden?"

„Da ich gegen mein eigenes Intereſſe rede, ſo wird man einſehen, daß es Wahrheit iſt."

„Und was wird es nützen?"

„Nichts — als daß ich meine Meinung geſagt habe, um welche Sie mich befragten."

„Wir ſcherzten aber, hielten ein kleines unſchädliches Turnier mit ſtumpfen Lanzen und Schwertern und plötzlich machen Sie einen Ausfall mit ſcharfen Waffen! das hat mich erſchreckt. Gönnen Sie doch den Frauen ihre kleine charmante Eitelkeit, die ſie ſo liebenswürdig macht."

Ilda lachte. „Bravo, lieber Baron," rief ſie, Sie ſind ein aufrichtiger Mann! Sie geſtehen ehrlich ein, welche Freude es Ihnen macht, daß all die kleinen Künſte der Eitelkeit für Sie in Bewegung geſetzt werden."

„Nun ich mögte den Mann kennen, der ſich nicht dadurch geſchmeichelt fühlt."

Otto war eben in den Salon getreten; Ilda nickte ihm ihren freundlichen Gruß zu. Er antwortete dem Baron.

„Es wird wol jeder Mann ſich geſchmeichelt fühlen, ſo lange ſein Herz nicht von einer großen Leidenſchaft erfüllt iſt.“

Der Baron ſagte hartnäckig: „Selbſt dann.“

Ilda klatſchte vergnügt in die Hände, und rief: „Immer beſſer! jetzt kann ich Ihnen den Vorwurf der Felonie zurückgeben.“

„Ich dulde ihn gern! ich leide ja, wie ein ächter Ritter, für die holden Frauen, und bleibe dabei, daß ſie Recht haben das zu thun, was uns erfreut und ſie beglückt.“

„Beglückt?“ fragte Ilda langſam und ernſt — „glauben Sie wirklich, daß die kleinen Triumphe der Eitelkeit beglücken können? es ſind ja nur einzelne vorüberfließende Waſſertropfen, und die Eitelkeit leidet tantaliſche Durſtesqualen.

„Nein, liebſte Gräfin,“ ſagte der Baron beruhigend — „ſo arg iſt es nicht! Sie haben immer einen wunderlich koloſſalen Maßſtab in Ihren lieben, feinen Händchen. Einzelne ſeltene Weſen, von gewaltigen Leidenſchaften, wiſſen überhaupt nur etwas von tantaliſchen Qualen; aber die Maſſe n'est pas de l'étoffe dont on fait les grandes passions. Sie begnügt ſich damit, um äußerer vergänglicher Vorzüge und Eigenſchaften willen gefeiert und bewundert zu werden, und weil ſie ſich begnügt, iſt ſie beglückt.“

„Ich glaube aber nicht, daß etwas an ſich Hohles und Leeres beglücken könne," erwiderte Ilda. „Wenn Sie mir ſagen: das indianiſche Weib iſt glücklich im Wigwam ihres barbariſchen Gatten — ſo begreif' ich das, denn ſie ſteht innerhalb der Grenzen ihrer Beſtimmung, und das genügt ihr. Aber mit der ganzen Welt ſchön thun und kokettiren, und ſich in Liebenswürdigkeit abmühen, damit ein Dutzend Fats ſage: Deliziöſe Frau! Charmante Perſon! das befriedigt nicht — und darum eben ſind die Frauen unſerer Zeit ſo unglücklich daran, wie vielleicht noch nie, weil das allgemeine Streben nach Glänzen in der Geſellſchaft hingerichtet iſt — und das iſt nicht ihre Beſtimmung."

„Wollen Sie ſie denn einſperren in das Gynäceum der Alten, oder in den Harem der Orientalen, oder in die Burg des deutſchen Ritters?"

„Eben ſo gern, als ſie in unſere Salons hinausſtoßen!"

„Sollen ſie Sclavinnen ſein oder Mägde?"

„Glauben Sie wirklich, daß Porcia, Arria, Cornelia, Sclavinnen ihrer Gatten waren? und nennen Sie die deutſche Rittersfrau Magd, weil ſie dem Willen ihres Herrn und Gemals gehorchte? Lieber Baron, glauben Sie mir, es iſt für keine Frau ein Unglück, wie Porcia Sclavin des Brutus, oder die Hausfrau eines Götz von Berlichingen zu ſein."

„Barmherzigkeit, theuerſte Gräfin! führen Sie doch nicht dieſe barbariſchen Geſtalten in unſere civiliſirte Welt . . ."

„Wo die Männer vor dem Bilde eines Mannes erſchrecken!"

„Ja, ich bekenne mich der tiefſten Averſion gegen Fauſtrecht und Raubritter ſchuldig" — ſagte der Baron, ſchüttelte ſich mit komiſchem Graus, und verließ ſeinen Platz.

Otto hatte ſchweigend zugehört, ja, im Grunde nicht auf das Geſpräch, ſondern auf Ilda's Ton und Stimme gehört. Nun fragte er:

„Was wollten Sie denn eigentlich dem Baron beweiſen?"

„Daß es wenig glückliche Frauen gebe."

„Frauen? ſagen Sie Menſchen. Ich kenne z. B. eine ſehr glückliche Frau."

„Eine! was will das ſagen! und iſt ſie nicht vielleicht auch in der Manier des guten Barons glücklich?"

„Ganz und gar nicht; denn Sie ſind dieſe Frau."

„Ich?" rief Ilda überraſcht und legte die Hand auf die Bruſt.

„Ja; denn Sie ſind ſicher und klar, wie ein Stern in ſeiner Sphäre."

„So lange nichts Verwirrendes und Dunkles kommt — allerdings."

„Und was könnte Sie verwirren und verdüſtern."

„Schmerzen, Schwäche, Leidenſchaft — Alles was Andre elend macht. Bin ich nicht Menſch wie Sie? Halten Sie den Genius für ein Antidot gegen alle Uebel?

„Ach!“ rief er, wenn ich Sie ſehe, ſo mein' ich Sie müßten unſäglich glücklich ſein. Ich begreife nicht, daß ein ſolches Weſen die Qualen und Sorgen der Erde tragen könnte. Sagen Sie mir, daß Sie glücklich ſind!“

„Ich bin ſehr glücklich jetzt“ — ſprach Ilda mit einem Lächeln, das in ſeinem Herzen verborgene Quellen der Seligkeit aufgehen ließ.

„Und wenn waren Sie es nicht?“ fragte er weiter. Er hatte den Arm auf den Tiſch geſtützt, und hielt die Hand vor die Stirn über die Augen, theils um ungeblendet von den Lampen Ilda anzuſehen, theils um ſein Geſicht vor fremden neugierigen Blikken zu ſchützen. Seine überſchatteten Augen ſtrahlten wie überhüllte Sterne Ilda an. Sie ſagte lebhaft:

„Ich wollte, ich könnte Sie ſo malen, aber ich verſtehe mich zu wenig auf das Porträtiren!“ — Dann fuhr ſie langſam fort: „ich war nicht glücklich, als mein Weſen in eine ihm nicht homogene Richtung gerathen, als ich ohne Liebe verheirathet war, als ich mich nicht in meine Pflicht zu finden wußte, als ich einem Mann begegnete, den ich nicht lieben durfte und doch liebte, als ich dieſen Mann fortſchickte, in den Tod ſchickte ...“ —

„Sie? Lord Henry?“

„Er ging, weil ich es wollte. Er irrte umher und ſtarb — zufällig, ganz zufällig, nicht am Gram, nicht an verzehrender Krankheit, nicht durch die eigene Hand, er ſtarb mit hundert Andern im Schiffbruch — dennoch iſt der Gedanke furchtbar, daß ihn die Liebe zu mir in den Tod gejagt. Aber ich konnte nicht anders; ich mußte mich retten aus dem innern Zwieſpalt. In dem Moment, als ein Geſtändniß ſeiner Lippe entfloh, mußte er mich verlaſſen, wenn ich nicht untergehen ſollte. Er ſah das ein und ging. Nach Jahresfriſt ward mir die Nachricht ſeines Todes durch ſeine Mutter, der er bei ſeiner Abreiſe von Irland einen verſiegelten Brief gegeben, welchen ſie nur im Fall ſeines Todes eröffnen durfte. Dieſer Brief enthielt nichts als die Bitte, mir mitzutheilen, daß er nicht mehr unter den Lebenden ſei. Da ging ich nach Irland, ſeiner geliebten Heimath. Da beſchloß ich dieſem edlen Menſchen vor der Welt ein Monument zu errichten, wie ich es in meinem Herzen gethan. Da gab er meinem Genius die Richtung, und da hörte ich auf unglücklich zu ſein.“

„Und ſeitdem?“

„Geht es mir gut auf der Welt, denn es iſt kein neuer Zwieſpalt über mich gekommen, und das iſt viel, wol gar Alles, für Menſchen wie ich, die immer Unendliches begehren, immer nach der Ewigkeit die Hand ausſtrecken, ſtets heiß verlangend und vielleicht nie zu befriedigen ſind ...“ —

„Denn der Menſch hat nur die Wahl zwiſchen beſchränkter Zufriedenheit und raſtloſer Hoheit.“

„Nein, Otto, die Wahl hat er nicht! das Bedürfniß ſein innerſtes Weſen zu entfalten iſt weit mächtiger für Manchen, als das Bedürfniß ſtiller Zufriedenheit, worin ſeine Kräfte ſtagniren. Ich glaube nicht, daß Napoleon ſeinem gegenwärtigen Schickſal ein anderes vorgezogen hätte, in welchem er es etwa zum Kavallerie-Oberſt gebracht, zum glücklichen Gatten und Hausvater, zum hohen Alter, und zum ſanften Tode allgemein geachtet und geliebt.“

„Ich glaub' es auch nicht; allein er würde vielleicht ſehr unrecht gewählt haben.“

„Nein, wer in ſich fühlt, daß er die Meere durchſchiffen müſſe, der ſpringt in den kleinen, lecken Kahn, und erreicht mit ihm eine neue Welt oder geht unter. Aber er wäre eben ſo wol untergegangen, nur troſtloſer, in der dumpfen Fiſcherhütte am Ufer.“

„Und wer macht denn für uns die Wahl, und leitet uns ſo unwiderſtehlich auf ihr dahin? meiſtens — die Leidenſchaft, häufig — der Egoismus.“

„Das iſt nicht Ihr Ernſt! Es geſchieht in einzelnen Momenten, aber den Gang unſers Lebens, wie er in gewiſſen, ſeligen Augenblicken innerer Klarheit und Beſtimmtheit vor uns liegt, ſo deutlich, daß wir ihn erkennen müſſen, ihn nicht verfehlen können — der ward von einem andern Geiſt, als der unſers Egoismus iſt, uns vorgezeichnet. Nennen Sie ihn die Hand aus den Wolken, die Vorſehung, die Schickung, das Verhängniß — ich nenne ihn Gott.“

Plötzlich trat Herr von Werffen an den Tiſch und bat die Gräfin um ein halbes Dutzend Shawls und Schleier; mehre junge Perſonen wollten Tableaux darſtellen.

„Charmant!“ ſagte ſie, „ich helfe arrangiren, und bringe hier einen unbezahlbaren Rembrandt mit. Kommen Sie, Otto.“

Werffen ärgerte ſich, daß er mit ſeinen Talenten, ſeinem Namen und Vermögen, ſeiner ſchönen Geſtalt, gar keinen Eindruck auf Ilda machte. Sie bewunderte ſeine Zeichnungen, ſie ſagte ihm viel Schönes über ſeinen Geſang — aber es belebte ſich weder ihre Unterhaltung, noch ihr Geſicht ihm gegenüber, er blieb ihr vollkommen gleichgültig und durfte gehen oder kommen, ohne daß ſie hinſah. Sie hingegen intereſſirte ihn außerordentlich, und ſelbſt ihre freundliche Kälte, obgleich ſie ſeine Eitelkeit verletzte, ſpornte ihn zum Verſuch an, ob ſie auf keine Weiſe zu beſiegen ſei. Einſt fragte er den Baron, ob Ilda wol je ſich wieder verheirathen werde. Achſelzuckend antwortete der:

„Verſuchen Sie Ihr Glück, mein Beſter.“

„Nur wenn ich hoffen kann es zu erreichen“ — ſagte Werffen piquirt.

„Nun, nun! ich kann Ihnen ja keine Hoffnungen geben.“

„Warum nicht? Sie kennen die Gräfin ſo lange, ſo genau.“

„Lange? ja. Aber genau — deſſen ſchmeichle ich mir nicht. Welche Frau kann man denn gründlich kennen! die klügſten machen dumme Streiche, die tugendhafteſten erlauben ſich kleine écarts gerade in den Augenblicken, wo man für ihren Verſtand und ihre Tugend die Feuer- und Waſſerprobe machen würde. Darum ſage ich nie, daß ich den Character einer Frau approfondirt habe.“

„Sie ſind diplomatiſch, mein lieber Baron, und weil Sie es ſind, könnten Sie wol einmal bei ſchicklicher Gelegenheit zu ergrüuden ſuchen, wie die Gräfin Schönholm darüber geſinnt iſt.“

„Das kann ich Ihnen ſagen: ſie glaubt nicht an Glück in der Ehe.“

„Im Allgemeinen wol! — aber für einen ſpeziellen Fall . . .“ —

„Kann man allerdings Ausnahmen machen! das wollte ich ja vorhin andeuten.“

„Sie iſt nicht mehr in dem Alter, wo man ein chimäriſches Glück vom Leben verlangt, ſie kennt die Anſprüche der Welt, ſie wird allmälig das Bedürfniß fühlen, einen Kreis um ſich zu bilden, den der Hauch des Zufalls nicht zerſtören kann — den Familienkreis . . .“ —

„Hat ſie je etwas der Art gegen Sie geäußert?“

„Behüte! niemals! — aber ſie muß über kurz oder lang zu dieſer Anſicht kommen, denn ſie liegt in dem Gang unſerer Entwickelung."

„Nun das wollen wir bald erfahren" — und der Baron rieb ſich vergnügt die Hände, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas vor hatte, was ihn amüſirte, und er unterhielt ſich immer, ſobald er mit Ilda in irgend eine Berührung kam. Er ging zu ihr und fand ſie vergraben in Papieren, gelangweilt, ermattet und ziemlich verdrießlich. Sie rief ihm entgegen:

„Dieſe Geſchäfte bringen mich um! Den ganzen Morgen hab' ich damit hingebracht Papiere durchzuſehen, die ich unterſchreiben ſoll. Der Kopf iſt mir ganz wüſt! dieſe Geſchäftsmänner haben einen Styl..."

„Der freilich nicht ſehr poetiſch iſt!"

„Ach, wer begehrt das! aber klar, verſtändlich, bündig ſollte er ſein, damit man wiſſen könne, woran man ſei. Aber das verklauſulirt ſich, wie hinter Barricaden! aber das macht Perioden von einer unabſehbaren Länge, daß man beim Ende den Anfang vergeſſen hat! Wenn ich bei einem Punkt anlange, iſt meine Beſinnung außer Athem und ich ſchnappe nach Luft, wie der Fiſch auf dem Trocknen."

„Solche Geſchäfte ſind nicht für Damen, am wenigſten für Sie."

„Das weiß der Himmel!"

„Sie ſollten auf ein Mittel denken, Sich davon zu befreien."

„Das habe ich wirklich ſchon gethan."

„Wirklich? ei ſieh!“ rief der Baron überraſcht, der nur ein Mittel im Kopf hatte.

„Ja, es iſt — rund heraus! auf Sie dabei abgeſehen!“

„Auf mich? guter Gott!“ rief er voll Schreck.

„Indem ich Sie zu meinem bevollmächtigten Miniſter ernenne und Ihnen carte blanche für alle Unterſchriften gebe.“

„Ah ſo! aber ich weiß noch ein beſſeres Mittel. Ich bin zwar Ihr treuergebener Freund — aber nicht ſo naheſtehend — wie ein Gemahl. Heirathen Sie?“

„Wen denn? Sie haben gewiß jemand im Sinn.“

„Da Sie fragen, geſteh ich's ein. Aber rathen Sie doch wen!“

„Es iſt zu ſchwer Ihre Gedanken zu rathen; alſo?“

„Eine in jeder Hinſicht excellente Partie: Werffen.“

Ilda fuhr zuſammen: „Werffen? welch ein Einfall! er denkt ſo wenig wie ich daran — hoffe ich; oder — haben Sie einen Auftrag?“ — Sie fixirte den Baron.

„Keineswegs!“ erwiderte er gelaſſen; ich würde nur dieſe Partie für beide Theile höchſt vortheilhaft finden.“

„Ich verheirathe mich nicht um des Vortheils willen, ſondern — gar nicht. Und vollends Werffen!“

„Nun, Werffen? ſehr reich, ſehr talentvoll, ſehr hübſch . . .“ —

„Freilich! eine Maſſe guter Eigenſchaften! aber was will das ſagen! Nicht dieſe oder jene Eigenſchaft feſſelt uns, ſondern die ganze Perſönlichkeit."

„Aber er gefällt aller Welt."

„Eben darum nicht mir."

„Das nennen ich Caprice, Eigenſinn, Ungerechtigkeit."

„Wie Sie wollen! aber ich liebe ihn nicht; und da ich einmal ohne Liebe verheirathet und ſehr elend geweſen bin, ſo werde ich nicht zum zweitenmal dieſe Thorheit begehen."

„Es würde jetzt vielleicht keine Thorheit ſein, denn Sie ſind älter geworden, ernſter, feſter."

„Wol bin ich älter geworden," ſagte Ilda, und Thränen traten in ihr Auge — „wol weiß ich, daß ich, ohne Jugend und Schönheit, keine Anſprüche habe, um geliebt zu werden; alſo wird es mir doppelt ſchwer einzuſehen, weshalb ich mich verheirathen ſoll."

Der Baron dachte im Stillen: es iſt doch ſeltſam, wie die Frauen empfindlich im Punkt des Alters ſind. Laut ſprach er:

„Man heirathet um einen feſten Stand in der Geſellſchaft zu haben."

„Wie könnte der der reichen Gräfin Schönholm fehlen."

„Um einen großen Namen glänzend zu tragen."

„Der Name: Ilda Schönholm, hat einen guten Klang."

„Um im Schutz und Schirm eines treuen Freundes zu ſein.“

„Nach außen hin bedarf ich keines Schutzes, und vor mir ſelbſt kann mich niemand ſchützen, als ich ſelbſt.“

„Um die Freuden der Häuslichkeit zu genießen.“

„Sie ſprechen ja wie die Leute in Ifflandſchen Schauſpielen“ — ſagte Ilda allmälig beluſtigt durch den Ernſt des Barons — „die langweilen mich außerordentlich.“

„Um allerliebſte Kinder zu haben“ — fuhr er unermüdlich fort, entſchloſſen ihr alle Vortheile auseinander zu ſetzen.

Ildas Lächeln verſchwand, um ihren Mund zuckte etwas wie Schmerz oder Verachtung; dann ſah ſie den Baron feſt an und fragte: „Verſtehen Sie das, Baron, wenn ich ſage: man kann es ertragen ohne Liebe Gattin zu ſein; aber Mutter — nimmermehr!“

Der Baron ſagte verblüfft: „Weßhalb ſollte ich das nicht verſtehn?“

„Weil die Männer, überhaupt die Menſchen, in dieſem Punkt etwas ſchwer von Begriffen ſind, und meinen, Kinder zu haben, ſei das Höchſte, was eine Frau erwünſchen könne. Wenn Sie mich aber verſtanden haben, ſo iſt unſer Geſpräch zu Ende.“

Der Baron ließ ſeine ernſthafte Miene fallen, lehnte ſich auf dem Sopha zurück, und ſagte erſchöpft:

„Gottlob! ich war mit meinen Gründen zu Ende — ſo trifft ſich das ja recht gut. Ihren Trotzkopf beugt doch niemand."

„Ich bin nicht trotzig, nur feſt."

„So ſagen alle eigenſinnige Leute."

„Die Liebe würde meinen Trotzkopf, wie Sie ihn nennen, doch, und ſogar in's Ehejoch beugen können."

„Was will das ſagen, da Sie Sich ſorgfältig vor der Liebe in Acht nehmen, und die angenehmſten Menſchen langweilig finden."

„Aber man liebt ja nur wen man kann."

„Gräfin! Grafin! nun haben Sie Sich verrathen! nun weiß ich . . ." —

„Nichts! Sie müßten denn mehr wiſſen wie ich."

„Das wäre wol möglich."

„Wenn ich Ihnen aber ſage, daß Sie nichts wiſſen."

„So werde ich verſuchen Ihren Worten zu glauben."

„Das iſt mein Freund!" ſprach Ilda und klopfte den Baron auf die Schulter. Er aber dachte im Stillen: ich werde wahrhaftig ſchweigen und gegen jedermann, denn dabei kann ja doch nur Unheil herauskommen, und das erfahren Alle früh genug. Zu Herr von Werffen ſagte er ſpäter lakoniſch:

„Die Gräfin Schönholm iſt bis jetzt noch nicht zu der Anſicht gekommen, die in den Gang unſerer Entwickelung liegt.“

„Nun, ſo wird ſie dahin kommen“ — ſprach Werſſen ruhig; „mit ſolchen Weſen muß man Geduld haben.“

Aber Ilda hatte nach zehn Minuten ihn und den Baron vergeſſen und ihre Gedanken zu Otto gekehrt. Er war das Licht ihrer Augen, er machte ihr das Leben leicht und die Welt hell. Ob er ſie liebe — daran dachte ſie nicht, denn wenn ſie es that, ſo zweifelte ſie, weil er immer auf der Hut, nie ſo offen, ſo hingebend, ſo vertrauungsvoll war, wie ſie. Aber ſie war glücklich bloß durch ſein Daſein, und lebte wie ein Kind in der Gegenwart. Sie hegte nicht mehr ihre frühere ängſtliche Sorge um Polydor und Ondine. Was kann ihnen Böſes widerfahren? dachte ſie; — ſie lieben ja! dafür kann man wol etwas leiden. — Wenn ſie ihres eigenen Schickſals gedachte, ſo fragte ſie ſich nie: Wie ſoll es werden? — ſondern ſprach ruhig: es iſt gut ſo. Einmal ſagte ſie zu Otto:

„Sie denken doch wol nicht daran im Frühling von hier zu gehen?“

„Ich hänge nicht von mir ſelbſt ab und muß fremden Beſtimmungen folgen; indeſſen iſt meine Arbeit hier noch unvollendet, und ſo lange bleibe ich wahrſcheinlich. — Jedoch Sie, Gräfin, werden gehen, reiſen . . .“

„Und wiederkehren! das iſt der Unterſchied zwiſchen uns. Denn wenn Sie einmal fort ſind, kehren Sie nicht wieder. Ich möchte einen Zauberſpruch wiſſen, um Sie hier zu binden.“

„Sehr gnädig — aber ganz unmöglich!“

„Unmöglich? weßhalb?“ fragte Ilda erblaſſend.

„Weil meine Stellung und Verhältniſſe anderer Art ſind.“

„O die verhaßten ſtörenden Verhältniſſe!“ rief ſie in heftiger Ungeduld.

„Und was liegt Ihnen daran, ob ein Menſch mehr oder weniger Ihren Salon beſucht?“ fragte er kalt; aber ein Ausdruck von tiefer Trauer glitt über ſein ſchönes edles Geſicht.

„Alles — o Alles!“ rief Ilda und legte zuverſichtlich die Hand auf's Herz. Dann verließ ſie ihn ſchnell. Wenn ſie mich liebte! jubelte heimlich ſeine ganze Seele. — Und wenn? — ſetzte eine warnende Stimme beſonnen hinzu.

Achtes Kapitel.

Polydor lebte in der Bezauberung fort, die die Gräfin Regine über ihn verhängte, froh, ſelig, hoffnungsreich. Es iſt doch etwas Wunderliches um die Liebe! Otto, der beobachtende Mann, voll Menſchenkenntniß, voll Selbſtvertrauen, immer der offenen, edlen Ilda gegenüber, die nie daran dachte ihr reines ſtolzes Herz zu verhüllen, aus deren ganzem Weſen unwillkürlich die Liebe wie der Duft aus der Roſe brach, Otto wagte nicht Zuverſicht zu Ildas Liebe zu haben, weil ihm dies Glück unermeßlich ſchien. Und Polydor, eben ſo durchdrungen von dem Himmel ſeines Glückes, den ſchöne falſche Augen ihm mit trügeriſchen Farben vorſpiegelten, zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Regine ſeine Gefühle theile. Sie widerſteht dem nicht, was ich im Herzen habe, rief er ſich oftmals in leidenſchaftlicher Aufregung zu — ſie liebt mich, und darum wird ſie mir angehören, wie ich ihr. — Aber an dieſe Reziprozität dachte Regine nicht. Die ſich ſelbſt aufopfernde Zärtlichkeit einer Frau macht aus dem Liebenden einen Gleichgültigen; — an dieſer Maxime hielt ſie feſt; denn daß Polydor je gleichgültig für ſie ſein könne, der anbeiende Polyder, der ihren Schritten wie den Spuren einer Gottheit folgte — das junge, neue, heiße Herz, das ſich mit jedem Gefühl, jedem Wunſch, jeder Hoffnung an ſie wandte — die Vorſtellung war ihr unerträglich. Daß ſeine Exiſtenz, ſchwebend zwiſchen der ewig unbefriedigten und ewig neu erregten Sehnſucht, darüber in Trümmer gehen könne, glaubte ſie nicht, weil ſie es nicht glauben wollte. Mit dem ſüßeſten Lächeln ſchnitt ſie ihm Wunden in ſein hochklopfendes Herz, und nähte ſie dann ſauber mit roſenfarbener Seide zu. Das konnte ihm doch unmöglich weh thun! — Er ließ ſich Alles gefallen, ertrug jede Tyrannei, jede Laune, jede Härte, wodurch ſie vorgab ſeine Liebe prüfen zu wollen, kehrte mit immer gleicher Demuth und gleicher Wonne auf ihren erſten Wink zurück, breitete immer auf ihr Begehren die Schätze ſeiner Liebe, gleichſam in baarem Golde, ſo feſt, ſo lauter vor ihr aus, und ſie nahm es hin wie ſchuldigen Tribut, ohne Dank, ungerührt. War es denn nicht Glücks genug für ihn, daß ſie ſich lieben ließ? Zuweilen war er muthlos, dann ſchrieb er an Ilda:

„Ich will zu Ihnen kommen; hier gehe ich unter „wie die Verdammten, in Höllenqualen von Glut „und Eis. Die Frauen lieben anders als wir, ſie „haben auch vielleicht ganz Recht, ich ſehe es wenigſtens zuweilen ſehr deutlich ein — aber daß „ſie Recht haben, macht mich elend. Regine liebt

„mich, gewiß! nie hat ſie's mir geſagt, aber dazu „braucht's keiner Worte, ich weiß es doch. Allein „wie kühl liebt ſie mich, wie matt, ohne Vertrauen, „Feuer und Hingebung. Iſt denn das Liebe? Ach, „wenn ich in ihr himmliſches Antlitz ſehe — ſo „ruft meine ganze Seele: es iſt Liebe! — doch „entfernt von ihr klagt mein Herz: ſie wird dich „nie und nie ganz verſtehen. Dann bin ich ſehr „unglücklich. O ſagen Sie mir, ob Sie auch den „Menſchen unglücklich machen, den Sie lieben? — „Tauſendmal hab' ich es ſchon beklagt Sie verlaſſen „zu haben mit kindiſchem Vorwitz. Aber aus der „Hütte unſerer Kindheit, aus dem Tempel unſerer „Jugend müſſen wir ja Alle heraus — und wenn „wir nur in Kämpfe und Schlachten geſchleudert „würden, ſo wär' es ſchon zu ertragen — aber in „die Hölle! . . . Ja in die Hölle! denn da die „Sehnſucht ewig der Seligkeit gewärtig iſt, ſo iſt „ihre Nichtbefriedigung — Hölle. Verſtehen Sie „das, Himmliſche? Ach, wenn nicht Sie — wer „ſonſt auf der Welt! Ich habe früher wol gemeint, „daß die Liebe in ihrer Kühnheit, mit ihrer Unendlichkeit, allein das Verſtändniß der Dinge in „und außer uns erſchließe, aber ſeit ich ſelbſt liebe, „meine ich es nicht mehr. Den Mann verwirrt „ſie und die Frau verdirbt ſie, macht ſie ſchlau, verſteckt, berechnend, liſtig, eitel — bei Gott, ſo iſt's! „Haben will eine Jede — Namen, Rang, Tri-

„umphe, Herzen, kurz die ganze olla potrida von
„niedriger Eigenſucht. Geben will Keine! — denn
„was iſt das: ein Paar Gedanken oder ein Paar
„Stunden, ein ſüßes Lächeln oder ein ſüßes Wort
„dem Geliebten geben? — das tiefſte Weſen, das
„eigenſte Leben geben ſie ihm nicht, und ich glaube
„gar ſie nennen das: Tugend. Dadurch könnte
„man dahin kommen das Laſter anzubeten! — O,
„warum habe ich Sie verlaſſen! Wären wir doch
„geblieben am Comer-See, nirgends konnte es ja
„ſchöner ſein. Wenn wir in den ſtillen Mondnächten
„auf den kühlen Wellen fuhren, was war da
„für ein Friede in mir und um mich. Die Wellen
„rauſchten ſo träumeriſch, als ob ſie ſich Liebesworte
„zulispelten; die Ruder plätſcherten drein, wie Nekkereien,
„die der Liebenden Geflüſter ſtören; der
„Nachtwind hatte immer mit den Bäumen am Ufer
„zu koſen, und oft ſchüttelten die haſtig ihr Laub,
„wie weiche Locken, wenn er ihnen gar zudringlich
„ward und wollüſtiges Grauen ſie überrieſelte. Der
„Mond zerſchmolz zu goldenen, zitternden Gluten
„in der bewegten, dunklen Flut, wie die Liebe in
„der Sehnſucht zerſchmilzt und das ganze Herz verklärend
„überſtrömt. Aber die hohen, ſtillen Sterne
„glänzten wie unantaſtbare Götter, und kümmerten
„ſich nicht um das Rauſchen, Flüſtern, Beben und
„Zerſchmelzen in der Tiefe. Nur zuweilen fiel einer
„aus ſeinem Himmel. Wiſſen Sie noch? ich

„hatte immer großes Mitleid für die armen, heiligen, aus ihrem Himmel gefallenen Sterne. Aber Sie ſagten, der Stern verlaſſe ſeine Sphäre vielleicht nur, um zu einem fernen geliebten Stern hin zu fliegen, um in ihm und für ihn unterzugehen — und wenn Sie ſo ſprachen, wie waren Sie ſchön! wie oft drückte ich dann inbrünſtig den Saum ihres Shawls an meine Lippen, und wie vor einem Gnadenbilde tauchte ich mich in ſeliges Vergeſſen alles Irdiſchen. Aber weil Sie ſo ſprachen und dabei lächelten wie die Heiligen, die in Qualen ſterben: ſo weiß ich, daß Sie mich verſtehen und meine Liebe. Darum werf ich mich jetzt wieder vor Ihnen nieder, Madonna, gnadenreiche, mit meinem wilden, zerriſſenen, gefolterten Herzen, und jammere wie ein Kind oder wie ein Narr, daß ich den Saum Ihres Schleiers verlaſſen habe, unter dem ich ſo ruhig gebettet lag. Ach in den letzten Zeiten war ich glücklich, darum ſchrieb ich Ihnen nicht. Es war ſolch ein heißes, berauſchendes Glück, ſolch ein Tropenklima mit Palmen und brennenden Blumen und leuchtenden Vögeln, ſo fremd Alles, ſo zauberhaft, — daß ich mich auf nichts beſinnen konnte, und auf und über der Erde nichts wußte, als mein Glück. Aber ich bin nur durch eine Oaſe gewandelt um in eine Wüſte zu gerathen, wo die Sonne mich verbrennt, die mir früher durch grüne Palmenzweige gelächelt

„hat. Könnten Sie doch Ihre Hand, ſchmal und „zart wie ein Lilienblatt, auf meine Stirn legen — „es würde mein Fieber kühlen. Darum ſchreibe „ich Ihnen ja. Sie werden und müſſen einen Bal„ſam für Ihren Polydor erſinnen.“

Ilda antwortete ihm ſogleich; aber das Grauenhafte der Entfernung iſt, daß ein Brief faſt nie in dem Moment eintrifft, wo er von guter Wirkung ſein könnte, ſondern erſt dann, wenn die Stimmung längſt vergangen iſt, für die er berechnet war. Daher macht er den Eindruck, den ein Beſchwörer macht, welcher am hellen, luſtigen Tag Geſpenſter zitirt, nämlich — gar keinen. Polydor konnte ſich kaum beſinnen, weßhalb Ilda ihm ſchrieb:

„Zu mir, mein armer Polydor, immer zu mir, „wenn's Ihnen übel auf der Welt geht. Es rührt „mich ſo, daß Sie Ihr wundes Herz an das meine „ſchmiegen, wie an Schwanenfedern, und daß ich „doch gar nichts für Sie thun kann! — Ach, „Menſchen, die viel gelitten haben wiſſen, daß kein „anderer Menſch ihre Schmerzen von ihnen neh„men kann, und das macht ſie verſchloſſen; ſie bie„gen ihre Seele um den Schmerz zuſammen, feſt „und ſtill; aber die Anſtrengung macht, daß ſie die „Zähne übereinander drücken müſſen, und dann kann „man nicht ſprechen. Sie ſind ſo jung, daß Sie „noch Alles hoffen, auch Troſt von der Freundin „hoffen, und ſie kann Ihnen doch keinen geben! —

„Ich kann nicht einmal ſagen: Sie haben Recht
„ſo zu klagen; — weil ich nicht weiß, wie Regine
„mit Ihnen verfährt, denn es iſt eben ſowol möglich,
„daß ſie Ihnen lügt, als daß ſie bang und
„zitternd, von Ihrer Leidenſchaftlichkeit erſchreckt,
„Sie liebt. Es wäre unnütz in Ihrem gegenwärtigen,
„aufgeregten Zuſtand mit Ihnen diskutiren
„zu wollen, ob die Liebe des Mannes oder die des
„Weibes edlerer Art ſei, nur fragen will ich Sie:
„wo iſt der Mann, der fähig iſt ein Opfer wie
„Sie es begehren, wie es Ihnen natürlich ſcheint,
„in ſeinem ganzen Umfang zu begreifen, und —
„zu ehren? Wo iſt der Mann, der nicht unwillkürlich
„bebt vor der rückſichtloſen Hingebung einer
„fremden Exiſtenz an ihn? Wenn Sie ihn mir zeigen,
„ſo werd' ich wahrlich nicht läugnen wollen,
„daß jegliches Opfer ihm gebührt. Jetzt werden
„Sie kühn, die Hand auf die Bruſt gelegt, verſichern:
„ich bin der Mann! Armes Kind! erſt nehmen
„Sie das Opfer und dann antworten Sie
„mir. Wo die höchſte Zurückhaltung, iſt in den
„Augen der Männer die höchſte ſittliche Grazie,
„und wol wiſſen die Frauen dieſe Meinung ſchlau
„zu ihrem Vortheil zu benutzen, und thun ganz
„Recht daran; denn ein geiſtreicher Schriftſteller *)
„ſagt zwar: La femme qui vient à vous est une

---

*) Capefigue: Iacques II. à St. Germain.

„courtisane, ou quelque chose qui n'est pas „vulgaire — allein unter Millionen Männern iſt „nicht Einer edel genug das Letztere vorauszuſetzen. „Glauben Sie mir, Sie haben kein Recht zu klagen, aber ich hatte es, als ich Sie beſchwor: keine „Gräfin Regine! — Möge ſie Ihre Liebe erwidern oder nicht — ſie wirkt verderblich auf Sie, „denn ſie bringt Sie aus Ihrem äußern und innern Gleichgewicht. Sie verzehren Sich in Zweifel, Unruh, Sehnſucht, Furcht, und Ihr Genius „flieht erſchrocken den Tummelplatz ſo unbehaglicher, „zerſplitternder Empfindungen. Können Sie Sich „nicht losreißen? ach, die erſte Leidenſchaft eines „Jünglings wie Sie täuſcht ihn ſo oft, iſt ſo oft „mehr Drang und Durſt der Seele nach Liebe, als „wirklich die Liebe ſelbſt. Verſuchen Sie eine Trennung, ob die Sie nicht heilt. Laſſen Sie lieber „eine Saite in Ihrem Herzen ſpringen, als das „ganze Herz für immer in ſchneidenden Diſſonanzen „ertönen. Und darum ruf' ich: zu mir, armer Polydor! zu mir."

Wie ich den treuen Schutzengel erſchreckt habe — dachte Polydor, nachdem er dieſen Brief geleſen — und wie nutzlos, Regine liebt mich ja, worüber hab' ich denn geklagt? — Und er lehnte ſeine Stirn an die Marmorwange ihrer Büſte, und verharrte ein Paar Minuten ſinnend oder ruhend in dieſer Stellung. Dann warf er den Kopf mit einem Lächeln voll Melancholie und Bitterkeit zurück, und murmelte: ich weiß es wol, Marmor und immer Marmor dort! und hier! ... und hier? — Er ſchüttelte ſo heftig den Kopf, daß ſein dunkelrothes Sammetmützchen mit Goldfaden geſtickt, ein Geſchenk Reginens, von ſeinen Locken zur Erde fiel. Er hob es raſch auf, küßte es und ſagte: lieblich wie ſie, und verſengt mir das Hirn wie ſie! — Er legte es auf den Stuhl, warf den Rock und die Halsbinde ab, zog ein Arbeitsjäckchen von grauem Nanking an, und begann an einem Basrelief zu arbeiten, das er in den letzten Tagen entworfen: Ganymed vom Adler entführt. Dies Werk erfreute ihn. Er dachte: große Gedanken ſind Boten der Götter; ſie tragen uns auf Fittigen des Adlers über den Nebel der Erde empor, und legen uns zitternd aber kühn, demüthig aber jubelnd zu den Füßen der geliebten Gottheit nieder. Darum ſollen wir uns ſorglos ihnen überlaſſen! mächtige Gefühle, erhabene Ideen und große Gedanken heben in den Olymp; tiefe Ruhe, ſelige Unbefangenheit ſoll auf den Zügen meines Ganymedes herrſchen. Er ahnt in ſich den Liebling des Zeus, und was ſchadet es denn, daß die Krallen des Adlers ihm den Buſen blutig reißen! Liebling des Zeus zu ſein, iſt der Triumph des Sterblichen und macht ihn unſterblich — das iſt Alles. Wer am Nektar des Ewigen ſich berauſcht hat, kann der den ſchaalen Wein des Vergänglichen verlangen? Auf, Polydor! — Und die Begeiſterung trug ihn, wie den Adler des Ganymed, zu Regionen in denen das Waffengeklirr der Leidenſchaft verhallte. Er war ein Paar Augenblicke ganz glücklich. Als ob Regine geahnt hätte, daß er etwas Höheres als ſie gefunden — war ſie in ſeiner Nähe.

Man klopfte an ſein Atelier. Auf ſein Herein erſchien der Jäger der Gräfin, meldend, daß ſie ihm auf dem Fuß folge. Wirklich trat ſie ein mit einer andern Dame, und Polydor ſank aus ſeinem Olymp vor ihr nieder. Sie war ſo königlich ſchön, die Wangen lebhaft geröthet von der friſchen Luft, die Geſtalt herrlich gezeichnet in dem Sammetkleid, das die Büſte eng umſchloß, und vom Gürtel an in breiten, vollen Falten bis zur Erde herabſank, ſo daß kaum beim Gehen der ſchmale Fuß ſichtbar ward. Sie ſagte zu Polydor:

„Wie lange war ich nicht in Ihrem Atelier! nun wünſchte dieſe Dame es zu ſehen, da benutze ich denn froh die Gelegenheit. Nicht wahr, Sie zeigen uns Ihre Arbeiten?“

Er gehorchte dem Wunſch, ward gelobt und geprieſen; aber es lag ein ſchwerer Druck vor ſeiner Stirn, auf ſeiner Bruſt; er war blaß wie ſeine Bilder und wenigſtens eben ſo ſchön. Daß ſie ſo plötzlich vor ihm erſchien, und immer mit derſelben lieblichen Unbefangenheit, verſtörte ihn. Sie fragte:

„Sie ſind doch nicht krank? Ihr Auge iſt trübe und die Stirnader geſchwollen.“

„Ich denke nur ſehr ſcharf darüber nach, ob alle mächtige Gefühle uns zum Olymp erheben.“

„Aber Sie deliriren!“ rief Regine erſchrocken, und ihre Gefährtin ſtarrte ängſtlich ihn an.

„O gar nicht,“ ſagte er, „ich habe jetzt meine volle Beſinnung.“

„Sie arbeiten zu angeſtrengt,“ ſagten beide Damen um die Wette, „Sie gönnen Sich keine Erholung, Sie müſſen Sich Bewegung machen, gehen, reiten — wollen Sie mit uns fahren?“ ſchloß Regine.

„Gern!“ rief er; „der Frühling kommt, da bin ich immer in krampfhafter Aufregung, wie der Vogel im Käfig.“ Er wollte herausſtürmen.

„Halt! halt!“ rief Regine lachend; „Sie ſind zwar ein Genie, aber die Hände müſſen Sie Sich doch waſchen und auch das Jäckchen ausziehen. Die Sonne des April iſt warm, die Luft kalt. Wir warten hier.“

Er flog in ſein Zimmer. „Ein wunderbarer Menſch“ — ſagte die andere Dame.

„Nicht wahr? Künſtler vom Scheitel zur Sohle, aber durch und durch brav.“

„Und ein höchſt intereſſanter Kopf von ſeltener Schönheit.“

Als Polydor aus ſeinem Zimmer ins Atelier zurückkam, rechtfertigte er vollkommen den Ausſpruch der Dame. Seine hohe, ſchlanke Geſtalt, die er trotz ſeiner Jugend feſt und kräftig aufgerichtet trug, zeigte ſich auf's Vortheilhafteſte in dem kurzen, ſchwarzen, bis oben hinauf zugeknöpften Ueberrock, und ſein Geſicht mit den großen, etwas tiefliegenden Augen, der geraden ſcharfen Naſe mit breiter Wurzel, über der ſich eine frei entwickelte Stirn erhob, und den prächtigen braunen Locken, war ſo edel, daß ſelbſt die kalte Regine ihn nicht ohne Bewunderung, und mit heimlicher Freude anſah. Aber dieſe Empfindungen ſtimmten ſie nicht weicher. Die Bewunderung galt ſeiner Schönheit; die Freude dem Triumph, daß ein Menſch von dieſer Schönheit, dem unwillkürlich jedes Frauenauge nachfolgte, und der vielleicht nur ſich zu zeigen brauchte um unwiderſtehlich zu ſein — keinen Blick, keinen Sinn, keine Aufmerkſamkeit für das ganze weibliche Geſchlecht hatte, als einzig für ſie.

Aber in Polydors Seele reifte allmälig ein Entſchluß. Er wollte Gewißheit haben, das Geſtändniß ihrer Liebe. Die Unſicherheit war ihm Folter. Ich muß wiſſen woran ich mit ihr bin, ob ſie nie, nie, mir angehören will! ſprach er für ſich, und ging auf und ab in ſeinem Zimmer. Seit ſechs Monaten faſt bin ich nichts, als weiches Wachs in ihrer Hand, und ich weiß nicht einmal, welche Geſtalt ſie mir geben will. Dies Weib kann einen Teufel aus mir machen. Sagt mir denn Ilda nicht, ob das die Art zu lieben aller Frauen iſt? Sie ſollte doch ihr Geſchlecht kennen und mir Wahrheit geben — o nur Wahrheit! — Er nahm ihren letzten Brief; da bemerkte er im Umſchlag ein keines Papier, das er noch nicht geleſen hatte. Haſtig es entfaltend las er:

Vorſchlag.

Du willſt ſein mein eigen?
So höre mich an,
Treu will ich Dir zeigen,
Wie's Schickſal ſein kann,
Treu will ich Dir ſagen
Vom Dunkel, vom Licht,
Und kannſt Du's nicht tragen,
So liebſt Du mich nicht.

Wild ſind meine Pfade
Voll Felſen und Dorn;
Iſt's göttliche Gnade?
Iſt's göttlicher Zorn?
Vom Blitze zerſtöret
Hab' oft mich geglaubt,
Dann hat er verkläret
Mir wieder das Haupt.

Wie fern in den Lüften
Die Lerche hinſchwebt,
Wie einſam aus Klüften
Der Aar ſich erhebt:
So iſt auch mein Leben
Und Daſein, denn ſieh!
Muß ſingen, muß ſchweben
So einſam wie ſie.

Doch ſteig' ich zur Sonne
Oft kräftig empor,
Genieße der Wonne, -
Wenn Glück ich verlor.
Doch bad' ich in Lüften
Beſeligt die Bruſt,
Hoch über den Grüften
Voll irdiſchen Wuſt.

In Leben und Sterben,
Durch Ruhm und durch Schmach,
Durch Sieg und Verderben
Mußt folgen mir nach,
Begegnen dem Hohne
Wie bitter er ſei,
Und tragen die Krone,
Als wär's einerlei.

Und haſt Du die Seele
Voll ruhigen Muth,
Daß ſtill ſie ſich ſtähle
In jeglicher Glut:
Nimm hin denn mein Leben,
Sei mein, ich bin Dein!
Doch fühlſt Du ein Beben —
So laß mich allein.

Ja, ſagte Polydor, das iſt Ilda! ihr Brief iſt nicht ſie, denn er iſt geſchrieben mit Rückſicht auf mich und weiß Gott was! Sobald ſie aber einen Afford auf ihrer Harfe anſchlägt, ſo wird ſie wie durch Zauberwort befreit vom Wuſt der Welt, und ſteht da in ihrer eigentlichen wahren Geſtalt. O warum lieb' ich nicht ſie?

Wird denn nie ein Menſch kommen, ein Denker, ein Dichter, ein Prophet, ein Forſcher — der die Frage: warum liebt man wenn man liebt? genügend beantworten wird. Iſt denn der tiefe dunkle Schatten, der über dieſem Gefühl ſchwebt, wie die Urnacht über der Entſtehung der Welt, durch keine Forſchung und Berechnung zu lichten? Nero ließ ſeine geliebte Caſonia foltern, um von ihr das Geheimniß zu erpreſſen, weßhalb er ſie liebe. Das war — neroniſch. Aber es giebt Augenblicke wo man fühlt, daß das Joch zu eiſern wird, daß man es abſchütteln muß; und wie würde dieſe Anſtrengung erleichtert werden, wenn man wüßte, weßhalb man es getragen, weßhalb man ſich von einem und demſelben Gefühl in den Staub hat beugen, und in ein Paradies erheben laſſen. Sobald der Arzt den Grund der Krankheit kennt, weiß er auch richtige Mittel anzuwenden um ſie zu heben; wo nicht — tappt er im Finſtern und richtet oft großes Unheil an durch verkehrte Arzneien. Ob aber die Liebe etwas Anderes iſt, als eine mächtige Krankheit mit Fieber, Ermattung, wilden Paroxismen, goldenen Phantaſieen, Erſchlaffung, Tod —? — —

Gräfin Regine lag auf der Chaiſe longue und las ziemlich gelangweilt einen engliſchen Roman, der kühl war, wie ihr Herz. Vielleicht langweilte er ſie eben darum. Sie war durch Polydor in eine ſo warme Atmoſphäre verſetzt, daß ihr Alles außerhalb derſelben matt und dürftig vorkam. Wie man im Winter um ſich zu wärmen die Sonne aufſucht, ſo dachte ſie an Polydor. Da flog die Thür auf und er trat ein. Die Stunde war ungewöhnlich früh. Obgleich ſie ſich freute ihn zu ſehen und eine angenehmere Unterhaltung zu haben, als die der engliſchen See-Cadets, ſo war es ihr doch ärgerlich, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß dieſe Freiheit nahm, und ſie ſagte verdrießlich:

„Wie hat man Sie denn im Vorzimmer nicht abgewieſen!“

„Ich gab vor Ihren Befehl zu haben“ — entgegnete Polydor.

„Aber Sie wiſſen, daß ich um dieſe Stunde niemand zu ſehen pflege, und daß es mehr wie auffallend iſt, wenn ich für Sie eine Ausnahme mache.“

„Laſſen Sie nur heute ſie gelten, bat er demüthig, es ſoll nicht wieder ohne Ihre Zuſtimmung geſchehen.“

„Und was giebt es denn?“ fragte ſie milder, verſöhnt durch ſeine bittende Stimme, die faſt zitternd klang. Er wechſelte die Farbe, kniete vor der Chaiſe longue nieder, legte die Stirn auf deren Rand und antwortete nicht. Regine kannte das. Sein Herz war zu voll, zu ſchwer. Sie mußte reden.

„Nun Polydor,“ ſagte ſie ſehr lieblich, „ſoll ich wieder einen Sturm beſchwören, notre dame de la garde? Wenn Sie wüßten, wie Sie mich erſchrecken mit Ihrer brauſenden Heftigkeit. Man iſt in der Welt ſo wenig daran gewöhnt — die Form mäßigt Alles, und das iſt gut. Glichen alle Menſchen Ihnen, ſo könnte gar keine Geſellſchaft beſtehen. Und doch — wer freut ſich nicht einer Ausnahme wie Ihnen zu begegnen? — — Aber ſtehen Sie auf, ſetzen Sie Sich auf den Seſſel und ſagen Sie mir, was Ihnen widerfahren iſt. Stehen Sie doch auf, lieber Polyder.“ Sie ſtreifte leicht mit der Hand über ſeine Locken.

Aber er verharrte in ſeiner Stellung und ſie ſagte ungeduldig:

„Sie werden mich ganz böſe machen mit dieſem ennuyanten Schweigen.“

„Und verſprechen Sie mir, nicht böſe zu werden wenn ich rede?“ fragte er leiſe und hob den Kopf empor.

„Ich bin daran gewöhnt Geduld mit Ihnen zu haben“ — entgegnete ſie freundlich.

Er blieb auf den Knieen liegen, aber er richtete den Oberleib auf, ſchöpfte tief Athem, ſah ihr feſt ins Auge und ſprach beſtimmt:

„Geben Sie mir Ihre Hand.“

„Recht gern“ — antwortete ſie gleichgültig, und ſtreckte aus dem weiten Ermel ihres weißen Morgenkleides gelaſſen ihre Hand. Er nahm ſie mit einem eiſernen Griff, ſo daß ein Ausdruck von Unbehagen über ihre Züge glitt. Dann ſagte er wieder:

„Jetzt geben Sie mir einen Kuß und ſagen Sie: ich liebe dich Polyder!“

„Sie ſind aber in der That zu kindiſch“ — erwiderte die Gräfin, gleichgültig wie vorhin.

„Es iſt mein Ernſt, Regine! ich will es, ich verlang' es. Ich werde Sie nicht eher verlaſſen.“

„Ah!“ ſagte Regine mit ungeheucheltem Erſtaunen. Sie hatte bis jetzt ihre nachläſſige Stellung auf der Chaiſe longue beibehalten; nun richtete ſie ſich auf, ſtützte ſich auf den Elbogen und wartete, was kommen werde. Aber er wiederholte nur:

„Es iſt mein Ernſt.“

„Sie ſollten wiſſen, daß ich dergleichen Demonſtrationen nicht liebe“ — ſprach ſie kalt.

„Dergleichen Demonſtrationen!“ rief er heftig; aber ſich bezwingend fuhr er ruhiger fort: „Sie wiſſen, daß und wie ich Sie liebe! So lange ich Sie kenne habe ich es Ihnen durch Wort und That bewieſen. Ja, durch die That' — wiederholte er, weil ſie ihn fragend anſah — „denn ich hab' Ihnen vertraut, habe mein ganzes Herz zu Ihren Füßen niedergelegt und meine ganze Seele vor Ihnen ausgebreitet, und Sie haben in Beiden nichts gefunden, als Ihr Bild, und ich habe nie gefragt: welch Bild wohnt in Deiner Seele. Ich glaube an Dich, glaube, daß keine Frau ungerührt von einer ſo tiefen Liebe bleiben kann, oder glaube, daß, wenn ſie ungerührt bleibt, ſie doch edel genug ſein wird, um es offen zu ſagen. Du aber biſt freundlich meiner Liebe begegnet, haſt lieblich auf ihre Geſtändniſſe gelauſcht; aber geſprochen haſt Du nie. Nun laß mich zum erſten Mal das einzige Wort hören, das mir zu meiner Seligkeit fehlt: ich liebe dich."

„Die Frauen ſprechen ſich nicht gern ſo unumwunden aus" — ſagte ſie ausweichend — „warum zweifeln Sie denn an mir?"

„Weil ich ein Menſch bin!" rief er mit ausbrechender Heftigkeit, weil ich ohne tiefe, feſte, heilige Gewißheit dieſe Exiſtenz nicht tragen mag."

„Sehen Sie, dieſe Heftigkeit allein reicht hin mich auf ewig einzuſchüchtern. Was hab' ich von ſolcher Raſerei nicht zu fürchten!"

„Fürchten? ach, Sie beherrſchen mich mit einem halben Gedanken! was fürchtet die Königin von ihrem armen Sclaven! — und wenn ich raſend bin — wer trägt die Schuld? Sie können mich ſanft machen, ſanft und fromm wie ein Kind — nur ein Wort!"

„Die ausgeſprochene Liebe nimmt immer einen andern Character an, ſtürmiſcher, leidenſchaftlicher, drum zögert die Frau."

„Ich will es glauben, will Alles, Alles glauben! aber wenn der Geliebte fleht, wie in Todesqual um

Barmherzigkeit fleht, ſo iſt die Frau, die dann noch zögert — ein Ungeheuer."

„Polydor!" ſagte Regine ſanft und traurig.

„O vergieb," rief er, ihre Hand an ſeine Stirn legend — „vergieb und ſchweig, wenn Du nicht reden magſt! Aber ... kannſt Du mir Deine Seele nicht in einem Wort geben, ſo gieb ſie mir ſüßer und ſeliger noch — in einem Kuß."

„Davon iſt vollends gar nicht die Rede" — ſagte ſie die Hand zurückziehend mit Ungeduld. Polydor ſtand auf und ſprach erſchöpft:

„Du weißt, ich war einmal ein armer Bettelknabe, und lag ſterbend vor Hunger und Mattigkeit im Koliſeum; da ſchickte Gott mir einen ſeiner Engel: eine Frau rettete mich. Jetzt bin ich wieder dem Untergang nah und wieder hat Gott mir einen Boten zugedacht. Regine, entziehe Dich nicht dem himmliſchen Beruf, das Geſchöpf zu ſein, hinter welchem der Schöpfer ſich verbirgt — rette mich, gieb mir ein Liebeszeichen."

„Genug!" rief Regine, heftig aufſtehend; — „nichts auf der Welt iſt meiner Natur verhaßter als dieſe Sinnlichkeit."

„Brauch nicht das Wort, Regine, jetzt nicht! — wenn das ganze Weſen in einem Punkt zuſammenbrennt und in einer wehenden Glut ſteht: ſo hat es einen dürftigen Klang! Oder brauch' es," fuhr er fort, vor ihr niederſinkend und ihre Knie umfaſſend, „nennes wie Du willſt, aber ſei gnädig, gieb mir ein Liebeszeichen.“

„Verlaſſen Sie mich auf der Stelle“ — ſprach ſie unwillig.

„Regine!“ rief er außer ſich — „Du erhörſt meine Bitte nicht? nun denn — ich will ein Liebeszeichen.“

„Ich verachte Sie“ — ſprach die Gräfin eiskalt. Wie von einem elektriſchen Schlag getroffen, ſanken ſeine Arme herab, ſo daß Regine zurücktreten konnte. Sie ſetzte ſich wieder gleichgültig auf die Chaiſe longue. Polydor hatte ſeine knieende Stellung verlaſſen und richtete ſich in ſeiner ganzen Höhe vor ihr auf; aber er zitterte ſo, daß der Tiſch bebte, auf den er ſeine Hand legte um Haltung zu gewinnen. Seine Züge waren tief und ſcharf, als habe ihn der Augenblick um zehn Jahr älter gemacht, und es lag auf ihnen ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Schmerz und Zorn. Aber mit ruhiger Stimme, und ernſt ſie anblickend, ſagte er:

„Das ändert freilich Alles — gnädige Gräfin.“ Dann verbeugte er ſich, und verließ das Gemach. Regine ſchöpfte Athem, als ob ihr eine ſchwere Laſt von der Bruſt falle. Himmel, welch’ ein furioſer Menſch, dachte ſie; ich glaube, er könnte mich umbringen! welch’ Glück, daß mir das letzte Wort einfiel.

Neuntes Kapitel.

Ondine lebte in tiefſter Zurückgezogenheit am Ufer des Arno in einer kleinen, freundlichen Villa. Aber Caſimir kam nicht, wie er es ihr geſchrieben und wie ſie ſelbſt gehofft hatte. So lange ſie die erſte Trauer trug, wünſchte ſie nicht einmal ſeine Gegenwart und bat ihn in Paris zu bleiben; allein nach ſechs Monaten, mit dem Beginn des neuen Jahres hätte er kommen dürfen, wollte er kommen, jeder Brief verhieß es — und ein Tag reihete ſich an den andern, ohne ihn zu bringen. Dann traf wieder ein Brief ein, voll Entſchuldigungen, Vorwänden, neuen Verſprechungen, und ſie glaubte und hoffte bis zu dem feſtgeſetzten Zeitpunkt, wo abermals eine Täuſchung ihrer wartete, und wo die Ahnung eines entſetzlichen unabwendbaren Unglücks allmälig ſie beſchlich.

Die Einſamkeit laſtete fürchterlich auf ihr. Es gehört nicht immer ein ſtarker Geiſt oder eine ernſte Beſchäftigung dazu, um lange Zeit hindurch Einſamkeit zu ertragen; auch Menſchen von gewöhnlichen Fähigkeiten haben ſie oftmals gern, entweder weil ſie blaſirt und abgeſtumpft für die Freuden der Geſellſchaft ſind, oder weil ſie auf eine oder die andere Weiſe die Mittel verloren haben, in ihr zu glänzen, oder weil viel Unglück ſie umgetrieben und bedürftig der Stille gemacht hat; ihnen iſt die Einſamkeit bequem, beſchattend, beruhigend. Für Menſchen von großen Gaben und ungewöhnlichen Talenten iſt ſie, von Moſes an bis auf Byron, zu Zeiten ein ſchmachtendes Bedürfniß, ein Durſt, der geſtillt werden muß, weil ſie wiſſen, daß auf Pathmos Offenbarungen geſchrieben werden, und weil das Leben ſie mehr in Anſpruch nimmt und ihre Kräfte mehr anregt und raſcher verbraucht, als es bei der Menge der Fall iſt. Für die Maſſe der Menſchen aber, nicht gewöhnt ſich mit großen Ideen zu beſchäftigen, ſondern am Täglichen hangend, das Nächſte verlangend, mit mannigfachen Wünſchen und Erwartungen, welche nur im beſtändigen Verkehr mit der Außenwelt befriedigt werden können, in ihrem Innern zuweilen unſicher, gar zerfallen — für ſie iſt Einſamkeit nicht erquickend.

Und nun gar für die arme, ſchwache, ſchutzbedürftige, liebende Ondine! Ach, ſie war nicht bloß einſam — ſie war verlaſſen. Sie hatte niemand, als ihre Dienſtboten, treue Seelen zwar — aber Diener! Ihr Kammermädchen, das einige Jahr älter wie ſie mit ihr erzogen, und nie von ihrer Seite gewichen war, ward ihre einzige Geſellſchaft. Mit ihr ſprach Ondine von Deutſchland, von ihren Söhnen, von

Schloß Ohlau, und oftmals netzten heiße Thränen das Auge der Herrin und Dienerin bei ſolchen Geſprächen. Je mehr ihre Hoffnung, den Mann wiederzuſehen, dem ſie ihre ſtrahlende Exiſtenz geopfert, gleich einem bleichen Geſtirn unterging, deſto feuriger erhob ſich am Horizont die drohende Kometenruthe der Reue. Ondine hatte geglaubt, ihr Daſein ſei durch die unüberwindlichſte Liebe ſo innig mit Caſimir verwebt, daß ſie nur in ſeiner Nähe, wie er in der ihren, denken und empfinden, ja athmen und leben könne. Nun war ſie von ihm getrennt — ach, wie lange ſchon! und ſie lebte, und er lebte: alſo war Trennung nicht Tod! alſo war die Liebe nicht mächtig genug, daß ſie ſagen durfte: ich wollte nicht ſterben, darum warf ich mich in ihre rettenden Arme. Bisweilen wollte ſie auf einen Zug den Giftbecher leeren, und freiwillig von Caſimir zurücktreten; dann aber trat er in ſeiner ganzen Anmuth vor ihre Seele, und es ſchien ihr unmöglich, daß dieſer Menſch, der mit ſolcher Innigkeit und ſolcher Glut an ihr hing, durch etwas Anderes als durch Zufälligkeiten, von ihr entfernt gehalten werden könne. Dann entſchloß ſie ſich wieder zu hoffen. Ach nein! nicht zu hoffen — aber zu warten. Wer hat nicht gewartet? wem hat dieſe Folter nicht das Blut mit Fieberangſt, bis zum Wahnſinn, bis zur Ohnmacht, durch die Adern gejagt? Giebt es ein vom Himmel ſo begnadigtes Weſen, ſo wird es freilich nicht begreifen können, daß dieſer Zuſtand, gleich einer umſchlingenden Boa, Ondine aller Kraft, jeder Fähigkeit beraubte, ihr Herz zermalmte, an ihrem Leben zehrte. Ihr Auge wurde trübe, ihre Haltung gebeugt, ihr Gang ſchleppend; das Federwerk ihres Daſeins war zerſtört und das Räderwerk ging noch eine Zeitlang ſeinen Gang fort, bis es langſam und immer langſamer wurde. Ihre Schönheit verblühte. Der duftige, friſche Teint ging über in ein krankhaftes Gelb; Auge und Schläfen ſanken ein, um den Mund legten ſich die unauslöſchlichen Züge des Grams; — ſie glich einer verwelkten, blaßrothen Hyazinthe.

Die treue Hedwig grämte ſich unſäglich über Ondine.

„Sie wird hier ſterben,“ ſagte ſie oft mit bittern Thränen zu dem Kammerdiener, — „hier in der Fremde, in der Verlaſſenheit, ohne Verwandte und Freunde! ach Ludwig — eine ſolche Dame! bedenken Sie nur, wie das ihr wehe thun muß.“

„Ja,“ ſagte Ludwig, „ſeit dem Tode des ſeligen Grafen haben wir kein Glück mehr. Und wären wir nur in Deutſchland geblieben, oder zur Gräfin Ilda gegangen!“

„Ach, Gräfin, Ilda! wenn die unſer Elend kennte, ſie käme.“

„So ſchreiben Sie es ihr doch, Hedwig.“

„Ich habe wol ſchon daran gedacht, aber — ich weiß nicht, es macht mich verlegen, und dann kann ein Brief auf ſo viel hundert Meilen leicht verloren gehen."

„Ich will ihn hinbringen, Tag und Nacht reiſen! in vierzehn Tagen ſollte man doch wol nach Ruhenthal kommen!"

„Ganz gewiß; aber wenn Sie fortgehen, wird ſie ſich nicht betrüben?" fragte Hedwig mit einem Zartgefühl, das weit über ihren Stand war.

„Wenn Gräfin Ilda kommt freut ſie ſich aber gewiß; und die kommt, wenn ich ihr Alles erzähle. Die iſt ſo! ſteigt in den Wagen und fährt nach Florenz, als ob ſie zum Ball führe. Wiſſen Sie noch, wie ſie 'mal in Schloß Ohlau ankam, als der kleine Graf Ulrich auf den Tod danieder lag? Niemand wußte was davon — da war ſie!"

„Ja," ſeufzte Hedwig, „wäre unſere Gräfin wie Gräfin Ilda, ſo würde es uns nicht ſo übel gehen. Die entſchließt ſich wie ein Mann, und ſieht doch aus wie ein Engel ſo zart. Das kommt daher, Ludwig, daß der liebe Gott manche Menſchen ſtark gemacht, und manche nicht — wie er ſie gerade braucht, und das können Sie mir glauben, mit der Gräfin Ilda hat er beſondere Abſichten. Sie ſieht anders aus wie die übrigen Menſchen."

„Das wüßt' ich doch nicht."

„Wahrhaftig! — Hätten Sie ſie geſehen, wenn ſie in das Toilettenzimmer unſerer Gräfin kam — ſie zieht ſich immer ſehr raſch an, ohne ein Wort mit ihrer Kammerjungfer zu ſprechen — und wie ſie ihr dies und das erzählte, ich weiß nicht was, denn ſie ſprachen immer engliſch zuſammen — ſo würden Sie es auch finden. Sie hat ſo etwas Klares, Hohes! ich glaube, ſie gab unſerer Gräfin gute Rathſchläge, denn die hörte meiſtens freundlich zu.“

Ueber den Anzug und die Kleider?“

„Nein, Ludwig, das iſt nicht ihr Fach! — ich meine über Kinder oder dergleichen Wichtiges, weil es immer im Toilettenzimmer war, wohin niemand kommen durfte, ſelbſt nicht der ſelige Graf. Ach, wenn ich an die Zeit gedenke, mögte mir das Herz brechen.“

„Kann ich nicht ſchon morgen abreiſen?“

„Ich will gleich mit ihr ſprechen.“

Hedwig ging auf die Terraſſe, wo Ondine ihre Tage in dumpfer Apathie hinbrütete. Sie ſaß zuſammengeſunken in einem tiefen Lehnſtuhl, und hielt auf ihrem Schooß eine Platte von ſchwarzem, zierlich geſchnitztem Ebenholz, in welche vier Miniatur-Porträts eingelegt waren: ihre Söhne, Askanio und Ilda. Auf einem Tiſchchen neben ihr lag in grünem Maroquin-Etui das Porträt Caſimirs. Nachdem ſie die vier Bilder lange betrachtet, nahm ſie die Platte in die rechte, das Etui in die linke Hand, bewegte ſie langſam gegen einander, als ob ſie ſie wäge, und ließ endlich die Rechte auf der Seitenlehne des Seſſels ruhen, indeſſen die Linke, wie in Ermattung, tief herabſank. Es lag etwas vollkommen Gedankenloſes und unſäglich Troſtloſes in Ondinens Ausdruck und Bewegung. Sie hatte nichts dabei gedacht und gewollt; es war die unwillkürliche Richtung ihrer Seele, die ſich offenbarte. Als die linke Hand herabſank, ward ſie ſich ihrer bewußt, und ein Lächeln von zerreißender Bitterkeit zuckte um ihre Lippen. Da erblickte ſie Hedwig und ſagte:

„Bringe mir recht kaltes Waſſer; die Hitze verzehrt mich.“

„Es iſt ein böſes Klima, gnädige Gräfin“ — verſetzte Hedwig, „der Ludwig iſt auch ganz krank und ſchwach.“

„Was fehlt ihm? er ſoll gleich in die Stadt und zum Arzt gehen.“

„Er will nicht. Er ſagt kein Doctor könne ihm helfen, und er würde erſt in Deutſchland, eigentlich aber in Schloß Ohlau, von ſelbſt wieder geſund werden.“

„Das iſt das Heimweh, Hedwig, daran kann man ſterben, eben ſo gut wie an jeder übermächtigen Sehnſucht — der Ludwig muß fort — gleich! ich brauche ihn nicht. Der alte Gärtner iſt ja hier mit ſeinem Sohn. — Geh, und ſchicke mir den Ludwig.“

Hedwig entfernte ſich und murmelte mit gefalteten Händen:

„Guter Gott, vergieb mir die Lüge.“ Und nach fünf Minuten trat Ludwig vor die Gräfin. Sie ſagte ſehr freundlich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie ſo lange brav und treu in meinem Dienſt gelebt haben, darin ſterben ſollen Sie nicht. Gehen Sie nach Schloß Ohlau zurück, unter den ſchönen grünen Eichen und Buchen werden Sie wieder geſund werden. Ach, ich würde es vielleicht auch.“

„Befehlen gnädige Gräfin abzureiſen, ſo iſt Alles …“

„Nein, mein guter Ludwig, das geht nicht. Reiſen Sie gleich ab, und wenn Sie nach Schloß Ohlau kommen, ſo grüßen Sie alle Leute von mir — die mich noch nicht vergeſſen haben … Alle! und ſagen Sie ihnen …“ —

Ihre Stimme brach in Thränen. Sie drückte das Taſchentuch vor das Geſicht, und winkte ihm zu gehen. Er küßte demüthig ihre Hand und ging mit raſchen Schritten zu Hedwig.

„Hedwig,“ ſagte er zornig, und fuhr mit dem Finger über ſeine naſſen Augen, „Donnerwetter! ich muß heulen wie ein Schulbube. Sie weinte, Hedwig! Nun, ich will nichts ſagen — aber Gott vergebe es dem hündiſchen — Schurken.“

Einige Stunden ſpäter ſaß Ludwig mit einem Reiſegeld von Ondinen verſehen im Eilwagen, der ihn nach Norden führte.

Aber ehe er in Ruhenthal anlangte, entſchied ſich Ondinens Schickſal. Nachdem ſie während ſechs Wochen ohne Nachricht von Caſimir geweſen war, erhielt ſie einen Brief von unbekannter Hand. Der Stempel: Paris, erfüllte ſie mit tödtlicher Beſorgniß. Noch ehe ſie ihn geleſen, ſtand faſt ihr Herz ſtill vor lähmender Angſt. Sie rief:

„Hedwig! bleibe bei mir! mir iſt als ob ich ſterben könnte.“

Dann nahm ſie ſich zuſammen und erbrach den Brief. Er war von Caſimirs Oheim, der ihr in den ehrfurchtvollſten Worten ſagte, daß ſein Neffe von einer verzehrenden Leidenſchaft für eine junge, ſchöne Engländerin, Erbin einer Million, durchglüht ſei, und der glücklichſte Gatte werden könne, wenn ſie — Ondine — dieſem Glück kein Hinderniß entgegenſtellen wolle. Sein Neffe, voll unwandelbarer Verehrung ihrer himmliſchen Güte, habe nicht den Muth, ſelbſt dieſe Worte an ſie zu richten, wol wiſſend, daß er die Gefühle der Huld, welche ſie für ihn hege, durch dieſen Schritt verletze. Daher halte er es für ſeine Pflicht, ohne des Neffen Vorwiſſen, ſie von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, in der feſten Vorausſetzung, daß ihr großmüthiges Herz nicht ſchwanken werde in der Wahl zwiſchen fremdem und eigenem Glück.

Dieſe Geſchichte war richtig, inſofern ſie die Heirath, wenngleich nicht die Leidenſchaft, betraf. Uebrigens hatte der Oheim auf Caſimirs Bitte den Brief geſchrieben.

„Diable!“ ſagte er — „ich muß endlich kurz und gut mit ihr brechen! Lieber Onkel, Sie wiſſen Briefe ſüperb zu tourniren — reißen Sie mich aus dieſer Verlegenheit, denn foi de gentilhomme — um die Betheuerung des großen Frauenverehrers Franz I. zu brauchen — verlegen bin ich, wenn ich an dieſe Frau denke.“

So wie Ondine den Brief geleſen, ſtand ſie auf, ging zu ihrem Schreibtiſch, ſchrieb mit feſter Hand auf ein Blatt Papier: „Fürſt Caſimir P. iſt, was mich betrifft, durchaus frei; möge er glücklich ſein“ — convertirte und adreſſirte mit höchſter Faſſung, ſandte den Brief zur Stelle ab — und ſank in tiefe wolthätige Ohnmacht.

Es iſt gewiß, daß ein Nervenſchlag oder eine in der Bruſt ſpringende Ader, zu Zeiten ſehr à propos wären um eine qualvolle Exiſtenz zu enden; und die Romanciers, obſchon ſie kein Mitleid mit ihren Leſern haben, empfinden es dennoch mit den Gebilden ihrer Phantaſie, und gönnen ihnen gern den Nervenſchlag oder ähnlichen plötzlichen Tod — beſonders wenn ſie nicht wiſſen, was weiter mit ihnen anfangen. — Aber in der Wirklichkeit iſt's anders! da ſterben meiſtens nur die Leute, die nicht gern ſterben wollen, und diejenigen, für welche der Tod eine Wohlthat wäre, leben und leben. Das Schickſal iſt gleichgültiger gegen ſeine Menſchen, als die Romanciers. Ondine erwachte aus ihrer Ohnmacht. Hedwig kniete an ihrem Bette und bedeckte die Hand der geliebten Herrin mit Küſſen und Thränen.

„Weine nicht,“ ſagte Ondine, „nun iſt Alles entſchieden — und gut.“

„Gut?“ rief Hedwig überwältigt von Schmerz — „gut? und Sie vergehen in Kummer? ach, gnädige Gräfin, ſchlecht iſt es vom Fürſten Caſimir!“

„Still, Hedwig, das darfſt Du von niemand ſagen! Jeder folgt ſeinem Herzen, und da es ſchwache, thörichte, ſündhafte Herzen giebt, warum nicht auch harte. Das meine war einſt mehr wie hart — es war verſtockt, und weil es ſich nicht freiwillig opfern wollte, ſo wurde es zermalmt. Siehſt Du, wie das Alles ganz natürlich iſt!“

„Sprechen Sie nicht ſo,“ gnädige Gräfin, rief Hedwig ſchluchzend, „ich kanns nicht aushalten! ich weiß nicht was ich Ihnen darauf antworten ſoll! O, wäre doch erſt Frau Gräfin Ilda hier!“

„Ilda? was fällt Dir ein?“ fragte Ondine befremdet.

„Ach Gott ja, der Ludwig iſt hingereiſt um ihr zu ſagen ... wir fürchteten, daß gnädige Gräfin ihr nicht ſchreiben würden wie krank und niedergeſchlagen Sie Sich hier befinden ... darum ...“ —

„Hedwig, Gott ſegne Dich!“ rief Ondine, und beide Arme um den Hals des Mädchens ſchlingend, zog ſie ſie an ihre Bruſt und weinte ohne Bitterkeit — — ſeit langer Zeit die erſten ſanften Thränen.

„Nicht

„Nicht wahr, das haben wir recht gemacht?“ fragte Hedwig froh.

„O freilich habt Ihr, Ihr treuen Seelen! Ich konnte nicht an Ilda ſchreiben. Hüte Dich vor der Schuld, Hedwig! ſie entfremdet uns von den geliebteſten Weſen, wir haben kein Vertrauen mehr zu ihnen; wir glauben nicht mehr an uns, wie ſollten wir an Andere glauben! ach — kaum an Gott.“

„Das iſt ſündlich, gnädige Gräfin“ — ſagte Hedwig ernſt.

„Ich weiß es, Kind! — aber wo das Leben ſündhaft, da ſind es die Gedanken auch.“

„Die Frau Gräfin Ilda wird kommen und Troſt bringen.“

„Kommen wird ſie — das weiß ich! aber wie lange kann das nicht währen! ich will zu ihr — will ihr entgegen.“

„Ach, in dieſem Zuſtand von Schwäche? ... und es giebt verſchiedene Wege nach Deutſchland ...“ —

„Kühlere Luft wird mich ſtärken; — und der nächſte Weg geht über Inſpruck — den nimmt ſie.“

Was auch Hedwig ſagen mogte, Ondine widerlegte Alles mit nervöſer Heftigkeit, und trieb ſelbſt, in krankhafter Aufregung momentane Kräfte findend, allerlei Vorkehrungen zur baldigen Abreiſe.

Lieblich wehte die Frühlingsluft durch den grünenden Park von Ruhenthal und trug den Duft der Hyazinthen, Tazetten und Tulpen aus dem Blumengarten in den Salon, deſſen Thüren nach der Terraſſe hin geöffnet waren. Es waren außer Ilda und ihrer Mutter nur der Baron, Werſſen und Otto anweſend; aber Alle waren in heiterſter Laune und man ſcherzte und lachte viel. Da trat Ildas alter Kammerdiener, Albrecht, ein, mit einem Geſicht, das Dienſtboten annehmen, wenn ſie etwas Bedenkliches zu verkünden haben, und welches allein ſchon hinreicht das Blut in den Adern gefrieren zu machen, wenn ſie auch nicht hinzuſetzen, wie ſie zu thun pflegen, und wie auch Albrecht that:

„Erſchrecken gnädige Gräfin nur nicht! der Ludwig iſt da.“

„Wer iſt der Ludwig? was will er?“ fragte Ilda; aber ihre Hände zitterten.

„Es iſt der Kammerdiener der Frau Gräfin Ohlau aus Florenz.“

„Sie iſt todt!“ ſchrie Ilda, bleich vor Angſt.

„Nein, Gott behüte, ſie lebt ...“ —

„In mein Zimmer — gleich!“ rief Ilda und verließ den Saal.

Der Baron ſagte phlegmatiſch: „Ich begreife, daß üble Nachrichten kommen müſſen, indem allerlei Unglück auf der Welt geſchieht. Weshalb ſie aber ſtets gerade dann kommen, wenn man vergnügt und guter Dinge iſt und nicht im Entfernteſten an ſie denkt — das werde ich nie begreifen.“

„Iſt auch nicht nöthig,“ meinte Otto, „wenn man nur begreiſt, wie man ſich dabei zu benehmen hat; und dazu gehört wirklich unerhört viel Genie, weil man immer überraſcht wird, ſich nie vorbereiten kann und auf dem Fleck ſeinen Entſchluß faſſen muß.“

„Man kann ſich einigermaßen vorbereiten,“ ſagte Werffen, wenn man ſich in alle mögliche traurige Situationen hineindenkt.“

„Ja,“ erwiderte Otto, „aber man kann ſicher ſein, daß man in die Situation nicht geräth, in die man ſich gedacht hat. Der liebe Gott iſt der geſchickteſte Romancier, den ich kenne! ſeine Stellungen, Wendungen und Auflöſungen zeugen von einem höchſt erfindungsreichen Kopf.“

„Ich bin überzeugt, daß meine Tochter zu ihrer Couſine geht,“ ſagte Ildas Mutter, „und ich geſtehe, es iſt mir ziemlich unangenehm. Die Frau iſt krank und verloren, Ilda kann ihr nicht helfen und vielleicht ſich ſelbſt ſchaden.“

Ilda trat ein, todtenblaß und ſagte mit zitternder Stimme:

„Ondine iſt vollkommen unglücklich nach der Ausſage ihres treuen Dieners; in drei Tagen, liebe Mutter, werde ich reiſen.

„Wir dachten es!“ rief der Baron.

„Das hoffe ich“ — entgegnete ſie freundlich; aber ihr Blick fiel mit unausſprechlicher Trauer auf Otto.

„Liebes Kind,“ ſagte die Mutter, „da Askanio

Dein Freund war, ſo begreife ich nicht, wie Du Dich noch ſo lebhaft für Ondine intereſſiren kannſt.“

„Weil er mein Freund war, liebe Mutter, muß ich in ſeinem Sinn für ſie handeln. Und dann habe ich Ondine geliebt, als ſie glücklich, glänzend, geehrt und tadellos war, und ſehe nicht ein, weßhalb ich ſie nicht mehr lieben ſoll, da ſie das Alles nicht mehr iſt. Ach, wer ſoll denn Nachſicht mit uns haben, wenn nicht die Freunde?“

„Nachſicht wol — auch Entſchuldigung, Erbarmen und Hülfe; aber Ondine darf ſich kaum in Deutſchland ſehen laſſen . . . .“ —

„Drum gehe ich ja zu ihr nach Italien, gute Mutter“ — ſagte Ilda melancholiſch. „Wenn ein geliebtes Weſen auf dem Schaffot — nein, unter dem Galgen ſtände, ich müßte hin und es umarmen.“

„Wie grauenhaft!“ riefen die Mutter und Werffen aus einem Munde.

„Das können Sie nicht im Voraus behaupten,“ rief Otto, „es giebt Verbrechen, die ſolch Erbarmen faſt ſündlich machen würden, andere, die das Erbarmen tödten . . .“ —

„Wer ſpricht von Erbarmen? ich thät' es aus Liebe; die kennt keine Sünde und keinen Tod.“

„Meine tapfre Gräfin,“ ſagte der Baron ſpöttiſch, weil er gerührt war, „Amazonen wie Sie brauchen freilich keinen Beſchützer; aber ein Reiſemarſchall iſt für jedermann eine bequeme Kreatur, und als ſolcher werde ich nach Florenz Sie begleiten, wenn es Ihnen recht iſt. Ich ſähe gern einmal das ſchöne Italien wieder.“

Mutter und Tochter reichten ihm dankbar die Hand. Werſſen ſagte:

„Der Baron iſt beneidenswerth.“ Otto ſagte nichts; ſein Blick hing an Ilda. „Gehen wir in den Park!“ rief ſie, „ich bin ganz nervenſchwach geworden.“ Und raſch eilte ſie über die Terraſſe in den Garten. Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen folgte Otto ihr eben ſo raſch, und ſie gingen durch die langen Alleen mit fliegender Geſchwindigkeit. Nach langem Schweigen ſagte Otto gepreßt:

„Warum eilen Sie ſo, Gräfin? früh genug werden Sie fern ſein.“

„Um mich zu betäuben“ — ſagte ſie; es waren Thränen in ihrer Stimme.

„O,“ rief er, „Sie werden Sich leicht betäuben! aber ich — ich! wenn Sie wiederkehren bin ich fern — und dann . . . vergeſſen!“

Sie ſtand plötzlich ſtill und ſah ihn faſt zürnend an.

„Ja, ja! vergeſſen!“ wiederholte er mit melancholiſchem Lächeln.

„O nur nicht lügen!“ rief ſie, und noch raſcher ging ſie vorwärts bis zum Wartthurm am Ende des Parks.

„Da oben iſt's luftig und frei,“ ſagte ſie. Otto drückte die ſchwere Thür von Eichenholz mit gothiſchem Schnitzwerk verſehen auf, und ſie ſtiegen die Wendeltreppe empor zur Platteform. Es war wunderſchön. Die grünende, duftige Erde mit wehenden Wäldern und wogenden Saaten lag vor ihnen ausgebreitet; der blaue Strom, aus Weſten kommend, ſchien ein Bote der eben untergegangenen Sonne an das Meer zu ſein, das wie ein Gott mit ſtarken Armen die geliebte Erdgöttin umfing; und der Mond ging leiſe wie ein Traum im Oſten auf. Und dann war es Frühling. Im Frühling iſt die ganze Welt ſchön, wie alle Menſchen es in der Jugend ſind.

Ilda lehnte ſich an die Bruſtwehr; ihr Herz ſchlug hörbar; die Meerluft wehte ihr Haar zurück, das hellblaue Kleid, das rothe Shawl; es lag die tiefe geiſtige Glut auf ihren Wangen, die aus der lebhafteſten innern Bewegung entſpringt, und die nur bei Menſchen von äußerſt zarter Conſtitution und äußerſt lebendiger, ja leidenſchaftlicher Empfindungsweiſe gefunden wird. Dieſe Glut gleicht den gemeinhin ſogenannten ſchönen Farben gerade ſo, wie die Roſe von Damaskus der Centifolie. Otto ſtand mit untergeſchlagenen Armen neben ihr, und würde ſich nicht ſehr gewundert haben, wenn ſie auf ihrem rothen Shawl, wie auf Flammen, gen Himmel gefahren wäre. Aber er ſagte kein Wort. Da faßte ſie ihren ganzen Muth zuſammen, trat zwei Schritte zurück, ſah ihm in's Auge und ſagte, die Hand gegen ihn ausgeſtreckt, ſehr entſchloſſen, doch leiſe:

„Sie dürfen nicht von hier gehen, Otto, denn ..“ — (ihre Stimme bebte und ihre Hand zitterte, aber das Auge ſchlug ſie nicht nieder) — „denn ... wir lieben uns.“ — Und es flog ein Lächeln über ihr Antlitz, das ſie himmliſch ſchön machte.

Otto ſtieß ein leiſes heftiges Ah! aus und ſank überwältigt zu ihren Füßen nieder. —

„O,“ rief er mit jener gepreßten Stimme, die ebenſoviel von unterdrückter Klage wie von unterdrücktem Jauchzen hat — „o ſage mir, daß Du mich liebſt, damit ich mein Glück faſſe und daran glaube. Siehſt Du, Ilda, davon kann man ſterben.“

„Nicht ſterben,“ rief ſie, „leben und immer leben, lange Ewigkeiten durch die Liebe leben! — und vor Allem: keine Trennung.“

Er ſprang auf, faßte ihre beiden Hände in ſeiner Rechten, drückte ſie mit dem linken Arm feſt an ſein Herz, und ſagte: „Doch!“

„Wenn ich aber nicht will“ — ſagte Ilda ſorglos.

Er umfaßte mit beiden Händen leicht ihren Kopf und rief: „O dieſer Kopf könnte mich wahnſinnig machen.“

„Sie ſind es, wenn Sie noch jetzt von Trennung reden.“

„Ich rede nichts, denke nichts, will nichts — als hören, daß Du mich liebſt. Sage mir das! dann iſt mir, als hätte ich auf die höchſte Zinne des Lebens mein Panier gepflanzt.“

„Ich kann es wol ſagen, hör' zu — aber ſieh mich an.“ — Er ſah ſie an — doch Ilda fand keine Worte. Sie ſank an ſein Herz. O, ſie war glücklich! — Es war ein Moment, aber ein Moment ganz reinen, ſeligen Glücks! Vorher und nachher ein Leben voll Schmerz und Entbehrung! Auf dem Todbette gedachte Ilda dieſes Moments — und er war vielleicht die einzige Erinnerung, die ſie mit in die Ewigkeit hinübernahm.

„O mein Engel, ſo laß mich von Dir ſcheiden“ — bat Otto.

„Aber Du biſt ein Thor! Liebende ſcheiden nicht ... oder, Herr des Himmels! nein, Otto, das iſt unmöglich — Du biſt nicht verheirathet?“ — Er ſchüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Oder verlobt?“ — Er verneinte abermals ſchweigend.

„Nun dann biſt Du gewiß ein großer Thor!“ ſagte ſie, wieder mit jenem zauberhaften Lächeln. Er hielt ſie feſt, ganz feſt in ſeinen Armen. Ihr Kopf ruhte auf ſeiner Bruſt. Sie ſagte:

„Dein Herz iſt meiner Meinung: es will zu mir, ich fühl' es.“

„Ilda,“ fragte er plötzlich, willſt Du mein Weib ſein?“

„Wenn Du es wünſcheſt“ — erwiderte ſie langſam.

Er ſah auf ſie nieder, und eine leichte Bläſſe bedeckte ihre Wangen.

„Weshalb ſiehſt Du plötzlich ſo bleich aus, Ilda?“

„Vor Schreck, glaub' ich“ — entgegnete ſie unbefangen.

„Ah, Du erſchrickſt vor dem bloßen Gedanken! Dann kannſt Du es ja nicht ſein.“

„Ich will es verſuchen.“

„Verſuchen? und wenn der Verſuch mißlingt? und wenn Du unglücklich Dich fühlteſt vor meinen Augen? . . .“ —

„Ich will nicht unglücklich werden!“ rief ſie lebhaft und trat zurück — „es iſt entſetzlich, unglücklich zu ſein!“

„Und glaubſt Du nicht an Dein Glück in einer Verbindung mit mir?“

„Die Ehe iſt nun einmal deſenchantirt für mich! der Gedanke an die Vergangenheit wird immer wie eine geſpenſtiſche Hand über die Gegenwart ſtreifen und mir mit jenen Schreckniſſen drohen.“

„Du liebſt mich nicht, Ilda.“

„Kann ich mehr thun als es verſuchen wollen?“

„Nein, armer Engel, Du kannſt nicht mehr thun, aber ich darf es nicht auf den Verſuch ankommen laſſen.“

„Deſto beſſer!“ ſagte ſie ruhig. — Nach einer Pauſe fragte er:

„Ilda, willſt Du meine Geliebte ſein?“

„Wenn Du es wünſcheſt.“

„Aber,“ rief er ungeduldig, „wünſcheſt Du denn nichts?“

„Nichts — als Dich zu lieben und bei Dir zu ſein.“

„Und wenn das unmöglich iſt? unmöglich ... auf jede Weiſe?“

Sie hob mit einer ſtolzen Bewegung den Kopf und ſprach zwiſchen Scherz und Ernſt: „Ich liebte einen Mann und befahl ihm unglücklich zu ſein: er gehorchte. Ich liebe einen Mann und befehle ihm glücklich zu ſein: er wird gehorchen. Der, den ich liebe, widerſteht mir nicht.“

„Welche kühne Zuverſicht!“ ſagte Otto überraſcht.

„Ja,“ ſagte ſie, „der, dem man einen goldenen Kelch reicht mit perlendem, funkelndem Purpurwein gefüllt, und nichts von ihm begehrt, weder Dank noch Lohn, nichts, als ihn zu nehmen — der nimmt ihn; aber mein Herz iſt der goldene Kelch. Uebrigens bin ich freilich nur die arme Ilda“ — ſetzte ſie demüthig hinzu — „ohne Jugend, ohne Schönheit, und zu keinen Anſprüchen berechtigt, das weiß ich ſehr wol.“

„O nur nicht lügen!“ rief er ſie parodirend, mit jener Heiterkeit, die das Bewußtſein des Glücks ſogar in ſehr ernſten Momenten giebt.

„Wir wollen gehen,“ ſagte ſie ihr Shawl zuſammenziehend, „es wird Nacht und kalt.“

„Einen Augenblick noch, Ilda! o nur einen einzigen kleinen Augenblick! er kommt nicht wieder, nie, Ilda! — weißt Du, daß das Wörtchen nie! eine gräßliche Bedeutung hat?“

„Wol weiß ich's! aber es paßt nicht auf uns! Wir haben eine andere Deviſe, die heißt: immer — und weil wir ſie haben, ſo wollen wir jetzt gehen.“

„Nicht gehen!“ rief Otto — „ſondern bleiben, hier, auf dieſer Stelle! ſieh mich an, Ilda! o wenn Du gehſt — ſehe ich Dich ja nie wieder.“

„So wollen wir bleiben, ſeltſamer Menſch“ — ſprach ſie ſanft.

Er legte den Arm um ihre Schulter und ſeine brennende Wange auf ihr lockiges Haupt. So ſtanden ſie ſchweigend, unbeweglich, in und an einander ruhend. Endlich fragte Otto:

„Iſt Dir nicht zu kalt, Ilda?“

„Nein, Herz!“ — Er küßte leiſe ihre Locken und Stirn, und rief erſchrocken:

„Aber Dein Haar iſt feucht und Deine Stirn kühl wie Marmor.“

„Es thut nichts — Du wollteſt ja bleiben.“

„Du biſt ein Engel, und ich — ich werde Dich tödten! ſag' mir Ilda, wirſt Du mir vergeben, wenn ich Dich tödte?“

„O Alles, Alles, Herz!“ ſagte ſie ſanft und traurig und ſah ihn mit unſäglicher Liebe an; — aber warum fragſt Du ſo ſeltſam?"

„Komm jetzt," entgegnete Otto gewaltſam ſich faſſend — „es wird Nacht, das könnte Dir ſchaden."

Sie ſtiegen vom Thurm herab. Unten rief er mit einem Ton als ob ſein Herz bräche: „Nun wird es wirklich Nacht!" Dann gab er ihr den Arm, behielt ihre Hand in der ſeinen, drückte ſie zuweilen an Mund und Herz, und führte ſie nach dem Schloß zurück. Sie wechſelten kein Wort. Wenn man ſich verſteht ſind Worte eben ſo überflüſſig, als plump. — Dann ging Otto durch den Park in die Stadt zurück; Ilda in ihr Zimmer. Sie ließ ſich im Salon entſchuldigen.

Werſſen dachte, daß dieſer Zeitpunkt ihm günſtig ſein könne. Wer durfte ihn hindern auch nach Italien zu reiſen? dieſe Ergebenheit mußte Ilda freuen. Die Anerbietung des Barons hatte ſie ſo gerührt! Selbſt die unabhängigſten Frauen fühlen bisweilen das Bedürfniß, die Wohlthat des männlichen Schutzes. Er traf in der Stille ſeine Vorkehrungen.

Der Schlaf mag wol ſelten ein leichteres, ſeligeres Herz in ſein Reich entführt haben, als Ildas in dieſer Nacht. Und golden wie ihr Schlummer war auch ihr Erwachen. Aber es bedeutet Regen, wenn die Frühſtunden des Tages von ſtrahlendem Morgenlicht erhellt ſind! Sie war kaum angekleidet, als ſie einen Brief erhielt, auf dem ſie mit Ueberraſchung Ottes Hand erkannte. Sie las:

„Lebe wol, Engel! hab' ich Dir nicht geſagt,
„daß ich Dich tödten würde? ich halte Wort, Ilda
„— aber Du haſt mir Alles, Alles vergeben. Wir
„werden uns nie wiederſehen. Ich bin nicht wahnſinnig,
„ich habe Alles wohl bedacht, geprüft, erwogen,
„die ganze lange Nacht hindurch. Was
„geſtern Abend eigentlich ſchon unwiderruflich vor
„meiner Seele ſtand, das ſpreche ich Dir jetzt deutlich
„aus: wir ſehen uns nie wieder. Ich will Dir
„Alles aus einanderſetzen, damit Du nicht fürchten
„mögeſt, daß ich dennoch wahnſinnig geworden.
„Meine Frau kannſt Du nicht werden, ſelbſt wenn
„Du wollteſt. Du biſt an Beſchränkung keiner
„Art gewöhnt, biſt frei, reich, gebietend, kurz, das
„Alles, was ich Deiner Exiſtenz nicht ſchaffen kann,
„und was Du mir opfern müßteſt. Du biſt ganz
„unbekannt mit einer Lage, die Dir durch Stand,
„Verhältniſſe und Erziehung fremd bleiben mußte,
„und in die Du Dich nie finden würdeſt, nie!
„trotz Deiner Liebe für mich, trotz Deines guten
„Willens. Das bürgerliche Leben iſt wie ein Hühnerhof,
„geſchäftig, emſig, thätig! armer, weißer
„Schwan, Du biſt an die kühle, friſche Einſamkeit
„auf Deinem blauen See gewöhnt, wo Du in träumeriſcher
„Ruhe von den Wellen Dich ſchaukeln
„läßt. Und ich ſollte Dich einfangen? nimmermehr!

„ich will lieber Schmerzen über Dich bringen, als „Unglück, und Unglück für Dich iſt: in eine Deinem Weſen widerſtrebende Richtung gerathen. So „ſprachſt Du einſt."

„Du könnteſt mir angehören — eben ſo feſt, „eben ſo tief, eben ſo heilig, und nicht mein Weib „ſein! das weiß ich; aber ich will es nicht. Weil „Du ein weißer Schwan biſt, ſo ſoll kein fremder, „unreiner Hauch über Dein lichtes Gefieder ſtreifen. „Daß es meinetwegen geſchähe, würde mein Leben „vergiften. Vergieb mir, ich kann nicht anders! „— Ich kann auch nicht von der Liebe erzählen, „die ich für Dich im Buſen trage. Mir iſt als „wäre dieſe Liebe Eins mit meinem Herzen, als „müſſe es ſtilleſtehn ohne ſie. Schweigend habe „ich Dich geliebt und ſchweigend werde ich Dich „lieben."

„Die Stunden des geſtrigen Abends werden wie „eine unvergängliche Aurora an meinem Horizont „ſtehen. Du biſt die Sonne, die ſie dahin gezaubert hat. Ich mögte den Staub unter Deinen „Füßen küſſen, daß Du mich liebſt, ſo liebſt — „feſt, demüthig, opferfreudig, nichts verlangend. Die „großen, heißen Herzen lieben ſo. Aber ich bin „Deiner Liebe werth, und darum, Engel, ſehe ich „Dich nie wieder, obgleich ich — aus der Ferne — „immer Dich im Auge behalten werde."

„Eines halte feſt, Ida: es iſt unmöglich, daß

„zwei Menſchen wie wir umſonſt ſich könnten begegnet ſein. Der Keim iſt geſtreut, die Blüthe muß ſich entfalten. Wo? — in der Ewigkeit gewiß. Darum laß mir den Troſt, die Hoffnung, daß ſich an dieſer Zuverſicht Dein ſchönes Weſen emporranken werde. Nimm aus meiner Seele den Dorn, daß ich Deine helle Bahn verfinſtert habe. Laß keinen Haß zwiſchen uns ſein, noch Unmuth, Groll oder Bitterkeit. Nur Liebe, meine Ilda. Deine Liebe wird, wie ein Segen des Himmels, für's ganze Leben ſich auf mein Haupt niederlaſſen, und meine Liebe jeden Deiner Schritte ſegnend geleiten. Und nun — fahre wol, mein Engel.“

Ein konvulſiviſches Lächeln glitt über Ildas Lippen, krampfhaftes Zittern durch ihre Glieder; dann blieb ſie unbeweglich. — —

Einige Stunden mogten vergangen ſein, und der alte Baron trat bei ihr ein, um zu fragen, ob übermorgen der Reiſetag ſei. Er prallte entſetzt zurück vor ihrer geiſterhaften Bläſſe, ihren entſtellten Zügen. Er wollte Hülfe rufen. Sie legte den Finger auf die Lippen. Er nahm ihre Hand, ſie war eiskalt. Er ſchrie:

„Um Gottes Willen, ſterben Sie nicht!“

Ilda lachte kurz und hell auf; dann ſagte ſie mit heiſerer Stimme:

„Behüte der Himmel, ich ſterbe nicht! mein Herz iſt nur geſtorben, und das thut weh, weh! — oh! ...“ —

Sie legte einen Finger auf's Herz. Der Brief fiel zu Boden. Der Baron raffte ihn auf:

„Was iſt das für ein Unglücksbrief? darf ich leſen?“

„Warum nicht.“

Er las, faltete ihn zuſammen, legte ihn vorſichtig in ein Portefeuille auf dem Schreibtiſch, drückte dann heftig Ildas Hand und ſagte:

„Er iſt ein edler Menſch.“

„Kann ſein!“ entgegnete ſie mit eiſiger Bitterkeit — „allein er hat einen fürchterlichen Fehler, der ſeinen ganzen Edelmuth zu Schanden macht: er kann kein Opfer annehmen, und wer keins annimmt, iſt unfähig eins zu bringen.“

„O Gräfin, er opfert ſein Herz für das, was er als Ihr Glück erkennt.“

„Mein Glück?“ rief ſie heftig, „guter Baron! nur keinen Spott. Wer von meinem Glück ſpricht, macht ſich luſtig über mich.“

Der Baron ſetzte ſich betrübt, ſchweigſam, aufs Sopha; er wollte ſie jetzt nicht verlaſſen. Sie ſchien ihn gar nicht mehr zu bemerken, ſtand auf und ging im Zimmer hin und her, den Kopf mit beiden Händen haltend, raſchen unſichern Schrittes, leiſe weinend oder ſingend, — es war nicht genau zu unterſcheiden. Plötzlich blieb ſie ſtehen:

„Aber hat mir dieſer Menſch nicht eine unerhörte Schmach angethan?“ fragte ſie den Baron; — „hätten Sie je gedacht, daß man zu mir ſagen könne: ich will dich nicht! — zu mir! — Ich habe doch ſchon viel gedacht, doch das — niemals! — zu mir!“ — Sie richtete ſich hoch und ſtolz auf, ihr Auge flammte vor Zorn. Der Baron glaubte ſie auf irgend einen beſtimmten Weg hinleiten zu können, und ſagte:

„Recht ſo! nehmen Sie Ihre Kraft zuſammen, und verachten Sie den augenblicklichen Schmerz.“

„Den augenblicklichen Schmerz? ja, wenn er augenblicklich wäre! aber kann ich's je verſchmerzen, daß ich dieſen Menſchen verloren habe? Sehen Sie, Baron, wenn ich mich gedemüthigt fühlte oder gekränkt, ſo würde ich mich in den Stolz hüllen wie in ein Panzerhemd, das man auf der Bruſt trägt. Aber, bin ich von Eiſen und nicht in den Staub zu beugen — oder bin ich von Staub und fliege ſo hoch empor, daß keine Kränkung mich erreicht — gewiß iſt's, daß ich mich gar nicht gedemüthigt fühle.“

„Weil Sie auch gar keine Urſach dazu haben.“

„O, Urſach genug! warum weiſt er mein Herz in demſelben Augenblick zurück, wo ich es vor ihm enthülle? — Nein, das iſt's! — enthüllt war es ihm längſt, er iſt ſo klug und kennt ſeine Menſchen! — aber, wo ich es vor ihm niederlege?“

„Weil ihm erſt da die Unmöglichkeit klar worden iſt.“

„Sagen Sie nicht: Unmöglichkeit! — Wenn ſeine Liebe ſo ſtark geweſen wäre, wie ſeine Seele, ſo gab es keine Unmöglichkeit. Ach, bei mir hat die Liebe die Seele abſorbirt, bei ihm umgekehrt. Das iſt der einzige Unterſchied zwiſchen uns.“

Auf einmal ſchwieg ſie, horchte, wechſelte die Farbe — ſie hörte einen raſchen Männerſchritt und Albrechts Stimme, der fröhlich jemand begrüßte.

„O mein Gott, was iſt das?“ fragte ſie ängſtlich.

Der Baron ging zur Thür, öffnete vorſichtig — Polydor ſtürzte zu Ildas Füßen, und wie Bruder und Schweſter hielten ſie ſich umfaßt, und Beide weinten, als ob ſie ihre Seelen in den Thränen ausgießen wollten; Beide weinten zum erſtenmal nach einem vernichtenden Schmerz.

„Gott iſt gnädig,“ ſagte der Baron und ging zu Otto. Der ſaß unthätig, den Kopf in die aufgeſtützte Hand gelegt, auf dem Sopha. Die durchwachte Nacht, Anſtrengung, Kampf und Schmerz, hatten ſeine Züge ſchärfer, ſeine Farbe bleicher noch gemacht. Er ſah körperlich erſchöpft aus; allein auf den fatiguirten Zügen lag eine noch ernſtere Entſchloſſenheit, als gewöhnlich. Eintretend ſagte der Baron:

„Ich komme ſo eben von . . .“ —

„Barmherzigkeit!“ rief Otto, wie durch eine Feder vom Sopha aufgeſchnellt, und ſeine Hand ſo feſt auf des Barons Mund legend, daß der verdrießlich zurücktrat; — „ich ſehe an Ihrer Miene, welchen Namen Sie nennen wollten und daß Sie Alles wiſſen. Aber aus Barmherzigkeit, ſchweigen Sie, denn Vorwurf, Billigung — Alles würde mir weh thun."

„Meiner Meinung nach haben Sie Recht gethan."

„Bleibt es bei der Abreiſe?" fragte Otto, ſeine frühere Stellung nehmend.

„Ich denke, ja. Und eben iſt Polydor überraſchend gekommen."

„Das iſt gut."

„Als er kam, weinte ſie. Bis dahin aber — keine Thräne! ſie ſah aus wie eine Niobide."

Otto drückte heftig ſein Geſicht in die Polſter des Sophas, und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nicht einmal von ihr ſprechen ſoll ich?" fragte der Baron.

„Mit wem Sie wollen! — nur nicht mit mir … nicht jetzt."

„Die Menſchen ſind ſo verſchieden! den einen verletzt, was den andern erquickt. Dieſer findet Troſt, wo jener Bitterkeit. Ich meine es gut mit Ihnen, lieber Otto."

„Das weiß ich" — erwiderte er gleichgültig.

„Und wenn Sie vielleicht Nachrichten haben wollen — wenden Sie Sich nur immer an mich; ich bleibe in ihrer Nähe …" —

„Nichts will ich" — ſagte Otto dumpf — weder jetzt, noch einſt. Die Nektarſchaale habe ich zurückweiſen müſſen; ein Tropfen daraus würde meinen Durſt immer von neuem aufreizen. Mein Herz muß ſchlafen lernen, immer und ewig ſchlafen, und das Gewirr des Lebens iſt ein guter Opiat, den man zur Betäubung nehmen muß; denn wenn es je erwachte ich würde umkehren und eine Luſt darin finden, zu ihren Füßen nicht zu leben, ſondern zu ſterben.“ — Er fuhr mit der Hand über die Stirn um die Gedanken zurückzudrängen.

Der Baron ſagte ängſtlich: „Mein lieber Otto, Sie ſind fürchterlich erſchüttert und im Innerſten aufgeregt — was werden Sie beginnen, wenn wir abgereiſt ſind?“

„Arbeiten.“

„O Gott ja, arbeiten — das iſt ſehr gut, aber … etwas ſteril.“

„O,“ rief Otto ungeduldig, todt arbeiten, todt lieben, todt leben, todt ſchießen — das kommt ja Alles auf Eins heraus!“

Der Baron dachte: Solche heftige Menſchen müſſen auf ihre eigne Weiſe mit ſich ſelbſt fertig werden. Laut ſagte er Ottos Hand herzlich ſchüttelnd: „Morgen nehme ich erſt Abſchied von Ihnen.“

Ilda vergaß ihre Schmerzen, ſo lange Polyder von ſeiner Leidenſchaft für Regine erzählte, und von dem ſeltſamen Ende, das dieſe Leidenſchaft genommen. „Denn ſie iſt vorbei und todt,“ ſagte Polyder; „das letzte Wort dieſer fürchterlichen Frau war ein Dolchſtich, der mich von Wahnſinn befreite. Ich fand meine Kraft wieder in der tödtlichen Kränkung. Das hab' ich nicht verdient."

„Ihr Gefühl hat es nicht verdient," antwortete Ilda, „aber vielleicht Ihr Betragen. Denn da Sie Selbſt von Ihrem Wahnſinn reden, ſo iſt es natürlich, daß ſich Regine entſetzt hat."

„O, was konnte ſie fürchten?" rief Polydor ſchmerzlich; „fürchtete ſie ihre Füße von meinen Thränen benetzt zu fühlen? fürchtete ſie in meinen Augen unausſprechliche Dankbarkeit zu leſen? fürchtete ſie den Anblick eines glücklichen Menſchen, glücklich durch ſie, wie er einſt durch ſie elend war? — O, ein Weſen, das ſich davor fürchtet, ſollte nur nicht Geſtalt und Namen eines Weibes haben, und Sie ſollten ſie nicht vertheidigen."

„Ich vertheidige nie eine kokette Frau, am wenigſten, wenn ſie Ihnen weh gethan. Ich wünſchte nur, daß Sie ohne Haß an ſie denken möchten, denn Haß erzeugt Bitterkeit, und unſere Schmerzen ſollen die Seele läutern, aber nicht vergiften."

„O Madonna," rief Polydor mit tiefer, freudiger Zuverſicht — nun bin ich geborgen! nun ruhe ich wieder unter den Falten Deines Schleiers, und Jammer und Klage weichen vor Deinem Lächeln."

„Nicht ſo, Polydor, ſprechen Sie nicht ſo zu mir!" rief Ilda, und zwei große Thränen fielen wie ſchwere Perlen von den langen Wimpern — „es klingt wie

Hohn! ach, ich habe von mir ſelbſt das Weh nicht fern halten können! — was kann ich, in jeder Empfindung mein Lebenlang verletzt oder zurückgeſtoßen, noch für Andere ſein?“

„Gnadenreiche“ — ſagte Polydor wehmüthig — „der Spruch, der geſchrieben ſteht, lautet: und es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen! — Die Glorreiche unter den Weibern war auch die Schmerzenreiche, aber dennoch liegt eine halbe Welt zu ihren Füßen voll Anbetung, Vertrauen und Liebe.“

„O nur keine Liebe mehr!“ rief Ilda mit heißem Schmerz und verhüllte ihr Angeſicht.

Zehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen, ohne daß Polydor bei Gräfin Regine erſchien. Das fiel ihr auf. Sie war daran gewöhnt ihn täglich zu ſehen, und ſie empfand eine unbeſchreibliche Leere. Ich bin zu hart gegen ihn geweſen — dachte ſie — das hat ihn gekränkt, drum zieht er ſich ſtolz zurück. Er hat Recht! ich muß den erſten Schritt zur Verſöhnung thun. Sie ſuchte das eleganteſte, parfümirteſte, mit Gold und Vignette verzierte Papier, und ſchrieb nichts als:

„Die Zeit wird mir lang ohne Sie. Wenn auch „Ihnen — ſo beſuchen Sie mich heute Mittag. „Regine.“

Am Morgen des vierten Tages ſchickte ſie dies lakoniſche Billet zu Polydor, und harrte in ſchwebender Ungeduld der Antwort. „Die Langſamkeit der Bedienten iſt wirklich zum Verzweifeln!“ rief ſie hundertmal, ohne zu bedenken, daß man Flügel haben müßte um vom hohen Markt nach der Roßau ſchneller als in Dreiviertelſtunde hin und her zu gehen.

„Nun, Joſeph?“ fragte ſie erwartungsvoll den endlich wiederkehrenden Bedienten.

„Herr Polydor ſagte, es wäre gut“ — antwortete Joſeph.

„Es wäre gut?“ wiederholte ſie befremdet; — „und wird er kommen?“

„Das hat er nicht geſagt, gräfliche Gnaden.“

Sie winkte dem Menſchen ſich zurückzuziehen, und dachte bei ſich: natürlich wird er kommen, alſo braucht er es nicht ausdrücklich zu ſagen. Es war erſt zehn Uhr, ſie konnte alſo bis zwölf leſen, malen, ſticken, ſchreiben; aber ſie that nichts, ſie dachte nur: wär' es doch erſt Mittag! ich langweile mich zu ſehr! — Es ſchlug zwölf, und nun ging ihre Langeweile in Ungeduld über, denn es verging eine Viertelſtunde nach der andern und Polydor kam nicht. Aber es kamen andere Beſuche, und ſie plauderte und ſcherzte ſehr liebenswürdig um ihre Zerſtreutheit zu verbergen.

Um vier Uhr dachte ſie: er iſt zu beſchäftigt geweſen und wird heute Abend kommen. Das beruhigte ſie etwas. Sie machte eine ſehr gewählte Toilette und fuhr zum Diner zu einer Couſine.

„Wenn Du nicht in die Oper gehſt, ſo könnten wir eine Spazierfahrt machen" — ſagte dieſe zu Regine.

„Nein, guter Engel," rief Regine lebhaft, „Beliſario iſt meine Lieblingsoper, die Brambilla ſingt und ſpielt hinreißend — verzeih' mir, daß ich Deinen Vorſchlag nicht annehme."

„Freilich wenn ich bedenke, daß die Italiener bald gehen, und daß der Prater uns bleibt, ſo hätte ich auch Luſt den Beliſario zu hören. Ich habe heute meine Loge weggegeben, allein Du nimmſt mich mit, nicht wahr, Liebe?"

„Meine Loge iſt Dir natürlich immer geöffnet; aber mitnehmen kann ich Dich nicht, denn ich muß erſt nach Hauſe fahren und einige Briefe ſchreiben, zu denen ich ſpäter keine Zeit finden mögte."

„Was haſt Du denn heute noch vor, beſter Engel?"

„O nichts! ich meine nichts Beſtimmtes — aber Du weißt das findet ſich gewöhnlich; wenn man dringend beſchäftigt iſt."

„Alſo auf Wiederſehen in Deiner Loge."

Dieſe Converſation hatten beide Damen nach dem Diner und Regine fuhr ſogleich fort.

„Niemand hier geweſen?“ fragte ſie ihren Portier.

„Niemand, gräfliche Gnaden.“

Sie ging in ihr Zimmer, und ließ Joſeph kommen. „Gehen Sie um acht Uhr in meine Loge im Kärnthnerthor-Theater, und machen Sie der Fürſtin Gabriele mein Kompliment, ich hätte die Migräne, könnte nicht ausgehen und niemand ſehen.“

Ihre Vorkehrungen waren nun getroffen zu Polydors Empfang. Aber er kam nicht, und ihre Ungeduld ging in Angſt über. Er mußte krank ſein! Nach zehn Uhr Abends war alle Hoffnung ihn zu ſehen verſchwunden, und ſie überlegte, ob ſie nicht zu ihm ſchicken und ſich nach ſeinem Befinden erkundigen ſolle. Es würde ihn freuen, wenn er krank iſt — aber er ſchläft vielleicht ſchon, und gewiß wenn der träge Joſeph hinauskommt. Morgen ganz früh lieber!

Am andern Morgen ſtand Regine zum erſten Mal in ihrem Leben und zum Entſetzen ihrer Kammerfrauen um ſieben Uhr auf, und ſchrieb an Polydor:

„Ihr geſtriges Schweigen und Nichtkommen, läßt
„mich fürchten, daß Sie krank ſind. In dem Fall
„bitte ich Sie herzlich, lieber Polydor, meinem Be-
„dienten ausführlich zu ſagen, wie es Ihnen geht,
„wenn Sie nicht ſchreiben können. Sind Sie
„aber nicht krank, ſo bitte ich noch herzlicher, daß
„Sie Alles bei Seite werfen und im Laufe dieſes
„Morgens zu mir kommen mögen. Ich habe viel

„Ihnen zu ſagen und vor allen Dingen — Sie „um Vergebung zu bitte."

Nicht der träge Joſeph, ſondern ein anderer Bedienter wurde mit dieſem Billet abgeſendet und die größte Eile ihm empfohlen. Doch auch dieſer kehrte erſt nach Dreiviertelſtunde zurück, und antwortete auf der Gräfin athemloſes: „Nun?" —

„Herr Polydor ſagte es wäre ganz gut."

„Und iſt er nicht krank?"

„Ich glaube nicht, gräfliche Gnaden, er ſchaute recht munter aus."

„Und was that er, als Sie ihm das Billet brachten?"

„Er trank Chocolade, gräfliche Gnaden."

„O Gott nein! als er es nahm!"

„Er las es, legte es auf einen Arbeitstiſch und ſagte: es iſt ganz gut."

Regine ſtarrte den Bedienten an, ſank auf eine Ottomane und rief: „Unmöglich!"

„Was befehlen gräfliche Gnaden?" fragte der Menſch verlegen.

„Nichts! gehen Sie." — Sie begriff Polydor nicht. Er war ganz wol, ſah munter aus, frühſtückte — aber darum muß er ja heute kommen! ſchloß ſie den Gang ihrer Ideen.

Um zehn Uhr ließ ihre Schneiderin ſich melden; ſie brachte neue Muſter zu Sommerkleidern. Es war höchſt unwahrſcheinlich, daß Polydor ſo früh kommen würde, allein Regine hatte keine Zeit für die Schneiderin. „Ich habe zu thun,“ ſagte ſie verdrießlich zu ihrer Kammerfrau, „ſtören Sie mich nicht mit Ihren einfältigen Fragen.“

Was ſie zu thun hatte, war: im Fenſter zu ſtehen und alle Leute ins Auge zu faſſen, die über den hohen Markt gingen um Polydors Ankunft zu erſpähen, damit ſie nicht durch ihn überraſcht würde. Sie verfiel dabei in eine nervöſe Aufregung, die ſie zwang das Fenſter zu verlaſſen und unruhig auf und ab zu gehen.

Als die Beſuchſtunde gekommen und Polydor noch immer nicht erſchienen war, befahl ſie ihre Thür für jedermann, außer für ihn zu ſchließen. Eine Stunde ſpäter dachte ſie: O hätte ich doch die Beſuche angenommen, ſie würden mich zerſtreut haben. — Sie widerrief den Befehl. Zufällig aber kam niemand mehr; und auch Polydor nicht Das Fieber der Angſt packte ſie; ihre Wangen brannten, ihre Lippen waren trocken, die Adern ſchlugen wie Hammer an Hals und Stirn. Sie befahl anzuſpannen und nach ſeinem Atelier zu fahren. Die Pferde flogen, aber nicht raſch genug für ihre flammende Ungeduld. Endlich hielt ſie vor ſeiner Thür und ſchickte den Bedienten hinein. Nach zwei Minuten kam er wieder: das Atelier war verſchloſſen, ſein Zimmer auch, und niemand im Hauſe wußte, wohin er gegangen.

„Zu mir!“ rief Regine ganz laut, und ſetzte hinzu: „nach Hauſe — mein' ich, ſchnell!“ Und mit derſelben Rapidität ging es heim. Sie fragte nicht den Portier, nicht die Bedienten im Vorzimmer; er mußte ja da ſein, er war ja nicht zu Hauſe! — Athemlos ſtand ſie endlich mitten in ihrem Zimmer und ſah ſich um — Polydor war nicht da. Ein dumpfer Schrei drängte ſich aus ihrer Bruſt.

Die Kammerfrau, die nach einiger Zeit erſchien um nach Toilettenbefehlen zu fragen, fand Regine auf der Ottomane, zitternd, glühend, und ſagte:

„Gräfliche Gnaden ſind krank, das kommt vom frühen Aufſtehen.“

„Ja, ich bin krank, ich will zu Bett gehen.“ — Sie ließ ſich halb entkleiden; dann fiel ihr ein, daß es eine große Zögerung verurſachen würde, wenn Polydor käme und ſie ſich wieder ankleiden müßte; — alſo ſagte ſie: „Ich will nicht zu Bett gehen, ſondern mich auf die Chaiſe longue legen. Geben Sie mir nur den Peignoir mit hellrothem Tafft gefüttert und gehen Sie.“ Die Kammerfrau gehorchte, und Regine warf ſich in dumpfer Betäubung auf die Polſter.

Als man ihr meldete, daß ihr Diner bereit ſei, rief ſie: „Iſt es ſchon ſo ſpät? — Ich will nicht eſſen, bin krank!“ — Und Stunde auf Stunde verging, langſam, bleiern, ſchleppend. Die Sonne ſank, die Dämmerung kam, dann die Nacht.

„Ich muß ihn ſehen!“ rief ſie, ſprang auf, ſchellte, und ſagte zur Kammerfrau: „Mich erſtickt die Zimmerluſt, ich will fahren — nach dem Lichtenſteinſchen Palais, und ein wenig im Garten dort ganz einſam ſpazieren gehen.“ Das Mädchen ging den Wagen zu beſtellen, und bald rollte Regine, zum höchſten Erſtaunen ihrer Leute, nach dem Lichtenſteinſchen Palais. Aber der Weg dahin führte an Polydors Wohnung vorbei. Sie ſah hin; — alle Fenſter verſchloſſen und dunkel. Sollte ſie halten, fragen laſſen? — ſie ſchämte ſich vor ihren Leuten.

Am Gitter des Gartens, der das Palais umgiebt, ſtieg ſie aus und ging zehn Minuten darin umher, theils weil ſie es geſagt hatte, theils um zu überlegen, ob es nicht möglich ſei von hier unbemerkt nach Polydors Wohnung zu ſchlüpfen. Ermattet ſagte ſie endlich: „Nein, heute noch nicht!“ — Sie hatte alſo unwillkürlich ihre Hoffnungsloſigkeit ſich eingeſtanden. Beim Heimkehren bemerkte ſie mit Grauen Polydors dunkle Fenſter. „Wenn er fort wäre“ — dachte ſie. Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihr Herz ſtand ſtill. „Unmöglich kann er fort ſein! weshalb ſollte er auch! was iſt denn ein Wort — ein einziges, kleines, armſeliges Wort? O warum habe ich nicht das ausgeſprochen, um das er ſo flehend, ſo rührend, ſo verzweiflungsvoll bat! aber ich liebte ihn ja nicht — damals nicht! o ich Unglückſelige!“ —

Kaum angelangt, ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch und warf mit unſicherer, fliegender Hand dieſe Zeilen auf's Papier:

„Wenn ein Funke von Barmherzigkeit in Ihrer
„Bruſt lebt, Polydor, ſo vergeben Sie mir und
„bringen Sie Selbſt mir Ihre Vergebung. Es
„iſt möglich — o nein! es iſt ganz gewiß, daß
„ich ſehr gegen Sie gefehlt habe, weit mehr, als
„durch das eine, letzte, unglückliche Wort; aber dieſe
„zwei Tage haben mich zur Genüge beſtraft. Laſſen
„Sie Sich verſöhnen, Polydor, ſeien Sie nicht
„grauſam, das ſteht dem ſtarken Mann ſo ſchlecht.
„Die Frauen ſind es, weil ſie ſchwach ſind, ſich bisweilen
„nicht zu helfen wiſſen — o Vergebung!
„Vergebung Ihrer Regine.

Sie ſchellte ihrem Kammerdiener und ſagte:

„Damian, dies Billet iſt von der höchſten Wichtigkeit, darum müſſen Sie es beſorgen. Bringen Sie es morgen früh nach ſeiner Adreſſe, aber ſo früh, Damian, daß ich beim Aufſtehen, um neun — nicht doch, um acht Uhr, Antwort habe, eine ſchriftliche Antwort! — ſagen Sie dem Herrn, Sie hätten den ausdrücklichen Befehl ohne ſchriftliche Antwort nicht zurückzukommen. Wollen Sie das pünktlich ausrichten?“

„Zu Befehl, gräfliche Gnaden!“ ſagte Damian, verſteinert über Reginens Thränen, die in Strömen aus ihren Augen floſſen.

Am nächſten Morgen um ſieben Uhr klopfte Damian an Polydors Thür, und als er öffnete, übergab er ihm das Billet.

„Es iſt gut,“ ſagte Polydor.

„Ich bitte unterthänig um Verzeihung — aber ich habe den Befehl eine ſchriftliche Antwort zurückzubringen."

„Ganz recht! warten Sie einen Augenblick im Vorzimmer;" — und bald brachte Polydor einen verſiegelten Brief, den Damian vergnügt in Empfang nahm — denn die Gräfin würde arg geſchmält haben, käme er mit leerer Hand.

Nach einer qualvollen, halb durchwachten, halb in Fieber verträumten Nacht war Regine endlich eingeſchlafen, als die Sonne hoch am Himmel ſtand. Da ſie aber ſtreng befohlen hatte, man ſolle ſie wecken, ſobald Damian mit einem Brief komme, ſo hatte ſie kaum eine halbe Stunde geruht, als eine Kammerfrau leiſe den Brief auf ihre Decke legte. Mit einer wahnſinnigen Freude rief ſie:

„Vorhänge auf!" und zerriß den Umſchlag. Ihre drei Billets an Polydor fielen heraus, die beiden erſten erbrochen, das letzte — unerbrochen; außerdem — keine Zeile. „Es iſt vorbei!" ächzte ſie und kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Dann zerriß ſie maſchinenmäßig die Billets in tauſend winzige Stückchen und ſtreute ſie auf den Teppich. Dann ſagte ſie: „Vorhänge zu!" und vergrub ſich in ihre Decken um nur nichts — nichts von der Welt zu hören und zu ſehen.

Regungslos blieb ſie den ganzen Tag im Bett. Sie aß nicht, ſie trank nicht, ſie bewegte ſich nicht. Ihre Augen waren geſchloſſen. Aber ſie ſchlief nicht.

Der Gedanke Polydor wiederzuſehen hielt ihre ganze Seele wie auf der Folter wach. Sie mußte zu ihm! — Daß ihre Leute es bemerken, und wenn ſie es bemerkten, daß die Welt es erfahren würde — war ihr ganz gleichgültig. Sie mußte Polydor ſprechen, damit er ſeine Verachtung von ihr nehme. Ungeleſen ihren Brief zurückzuſenden! — das brach ihren Stolz. Aber wodurch bin ich denn plötzlich ſo elend geworden? fragte ſie ſich ſelbſt; — bin ich nicht die ſchöne, herrliche, angebetete Regine? beugen nicht Alle das Knie vor mir? werd' ich nicht gefeiert wo ich erſcheine, weil ich tadellos bin an Leib und Seele? und dieſer Menſch, der von dem Blick meiner Augen lebte, mein Sclav war, mein Geſchöpf — macht mich elend, weil er es wagt mich zu verachten! Aber das ſoll anders werden! er ſoll mich lieben — o lieben, wie ich ihn liebe!“

Es war neun Uhr Abends als Regine aufſtand, ein ſchwarzes Kleid ſich geben ließ und einen ſchlichten Strohhut mit grünem Schleier, und dann befahl, daß der Kutſcher ſie wieder nach dem Lichtenſteinſchen Palais fahre. An Polydors Wohnung vorüber rollend, bemerkte ſie mit frohem Herzklopfen Licht in ſeinem Zimmer; ſo war er denn Gottlob zu Hauſe! — Wieder ſtieg ſie am Garten aus und ging umher. Ihre Leute genirten ſie fürchterlich, beſonders der Bediente, der wie eine Schildwach beim Gitter auf und ab ging. Da fiel ihr ein, daß ſie den ganzen Tag keinen Biſſen gegeſſen! ſie rief ihn, und befahl ihm aus irgend einem

nem Bäckerladen ihr ein Brödchen zu bringen. Er ging. Der Kutſcher ſaß halb eingeſchlafen auf dem Bock — ſie nahm den Moment wahr, und huſchte, als ob ſie Flügel an den Sohlen gehabt, leiſe und geſchwind über die Straße nach Polydors Wohnung Unruh, Angſt, Spannung raubten ihr faſt die Beſinnung. Als ſie die Thür des Ateliers öffnen wollte, war ſie verſchloſſen. Sie hörte aber in Polydors Zimmer reden. O Gott, er war alſo nicht allein! Sie ließ den Schleier fallen und klopfte an die zweite Thür, doch ſo leiſe, daß es niemand hören konnte. Da ging die Thür auf, und ein Frauenzimmer trat heraus. Regine fragte faſt unhörbar nach Polydor. Die Frau maß ſie von Kopf zu Fuß und ſagte: „Der Herr iſt heute Morgen um zehn Uhr abgereiſt; wir richten die Wohnung für anderweitige Vermiethung her.“

Ein Blick in das Zimmer überzeugte Regine von der Wahrheit der Ausſage; es herrſchte darin die ganze Unordnung, welche einer neuen Ordnung voranzugehen pflegt. Bunte Feuerfunken tanzten vor Reginens Augen, die Wände des Zimmers drehten ſich, ein Sauſen wie von heftigem Wind ſchwirrte um ihren Kopf; ſie lehnte ſich an die Mauer, denn ihre Kniee wankten; aber das Bewußtſein ihrer Lage ſchützte ſie vor einer Ohnmacht. Sie raffte ſich auf und entfloh pfeilgeſchwind. Die Frau ſah ihr nach, ſtemmte beide Arme bedächtig in die Seite und ſprach kopfſchüttelnd zu der, welche im Zimmer beſchäftigt war:

„Ein heilloſes Volk, die Männer! Nanny, das ſag' ich Dir, wenn Du Dich je mit einem einläßt, der nicht ſagt: dann und dann iſt die Hochzeit, ſo —. Hier mag wieder mal ein Unglück auf Lebenszeit geſchehen ſein, denn das Frauenzimmer ſah nicht aus, als ob ſie gewohnt ſei Nachts auf den Straßen herum zu laufen. Nanny, merk' Dir das: nur ein Ehemann taugt was; alle andern Männer taugen nichts für die Mädel.“

Nanny ſeufzte; ſie mogte es ſchon gemerkt haben.

Regine langte eine halbe Minute vor ihrem Bedienten beim Gitter an. Er präſentirte ihr zwei kleine Brode, doch ſtatt ſie zu nehmen, löſte ſie die Hutbänder, ſtammelte: „Luft!“ und ſank beſinnungslos vor dem Bedienten nieder. „Sackerment!“ ſagte der, „ſie ſtirbt vor Hunger, denn ſie hat heute und geſtern nichts gegeſſen.“ Er hob ſie in den Wagen, und im geſtreckten Trabe ging es fort.

Es war, als ob die innere Aufregung ihr nicht einmal die Ruhe der Ohnmacht verſtatte. Regine erholte ſich im Wagen, vielleicht durch die Erſchütterung. „Fort! — Wohin?“ das war der Gedanke, auf den ſie ihr ganzes geiſtiges Vermögen richtete, ſo wie ſie es in den letzten drei Tagen auf: „Ihn ſehen!“ gerichtet hatte. Aber war er auch wirklich fort? konnte er nicht bloß die Wohnung gewechſelt haben? Wien iſt ſo groß! —

Zu Hauſe angelangt mußte Damian ſogleich kommen, um auf der Stelle ihre Befehle auszuführen. Er ſollte auf dem Paßbüreau, bei der Polizei, an allen Thoren, auf der Poſt, bei Polydors Hauswirthin, Nachforſchungen machen, wo er geblieben ſei. Damian erwiderte, es ſei fruchtlos um dieſe Stunde, wo alle Büreaus und alle Häuſer geſchloſſen wären. „Es iſt zehn Uhr, gräfliche Gnaden,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu.

„Alſo iſt er ſeit zwölf Stunden fort,“ jammerte Regine, „und gewinnt immer mehr Vorſprung durch dieſe Verzögerung!“

Aber ſie mußte ſich ergeben. — Das war eine Nacht! endlos wie die am Pol. Regine dachte an keinen Schlaf. Sie ließ in allen ihren Zimmern Licht anzünden und wandelte darin umher, raſtlos, einſam, wie ein Geſpenſt oder eine Wahnſinnige. Bisweilen verſagten die Füße den Dienſt, dann ſank ſie zuſammen auf dem Platz wo ſie eben ſtand, willenlos, niedergedrückt von körperlicher Erſchöpfung, und doch unfähig Ruhe zu finden. Einmal, in der tiefen Nacht, ſetzte ſie ſich an's Piano und ſpielte einen raſenden Walzer von Strauß; es klang ſchauerlich; ihr graute vor den wilden Jubeltönen, die wie verkappte Verzweiflung klangen; ſie brach mitten im Satz ab, und die unaufgelöſte Diſſonanz ſchwirrte unheimlich durch den Saal, wie ein aufgeſcheuchter Nachtvogel.

Ein anderes Mal ſetzte ſie ſich ſterbensmüde auf den Teppich, und legte den Kopf vornüber gebogen auf ihre Knie, die ſie mit beiden Armen umſchlang Dabei fiel ihr reiches, ſchwarzes Haar aus einander, und rollte ſchwer über Schultern und Buſen herab. Sie erſchrack fürchterlich, wie man in nervöſer Ueberreizung vor der lindeſten Berührung zu thun pflegt, und ſagte halblaut:

„Das ſind Schlangen, die unter meinem Hirn gewohnt haben und nun nach meinem Herzen kriechen.“ Sie ſtand auf, wickelte das Haar zuſammen, band ein Foulard darüber und murmelte:

„So, ſo, ſo! nun ſind ſie eingeſperrt und können mir nichts thun. Beſſer im Kopf, als im Buſen!“

Mit der Morgendämmerung befiel ſie ein Frösteln. „Es mag ſehr kalt ſein auf dem Poſtwagen, der ihn fährt — weiß Gott wohin!“ dachte ſie. — — Das war eine Nacht! — —

Kaum war es Tag, ſo ſchellte ſie. Ihre Leute mußten auf, heraus, in allen Richtungen ſich zerſtreuen, forſchen, fragen, ſpähen, und wo möglich in drei Minuten Antwort bringen. Die Kammerfrauen beſchworen ſie zu Bett zu gehen, irgend etwas zu nehmen, ſich wenigſtens wärmer zu kleiden, denn ihre Hände und Füße waren eiskalt, weil ſie die ganze Nacht im leichten Peignoir verbracht hatte.

„Sobald ich Nachricht habe, will ich Alles thun.“ Dabei blieb Regine.

Aber es vergingen Stunden darüber, denn alle Bedienten, die ſchnell wiederkehrten, hatten nichts erfahren. Endlich brachte Damian genauen Bericht: Polydor hatte ſich einen Paß über Berlin nach Rom ausfertigen laſſen und war mit dem Eilwagen abgereiſt. — Ueber Berlin — alſo ging er zu Ilda; dann nach Italien! Dies war ein Haltpunkt. Die unerhörte Spannung ihres Weſens ließ nach, die Kraft brach zuſammen, man mußte ſie in's Bett tragen, es wäre ihr unmöglich geweſen den Fuß zu heben, die Hand zu regen — ſie lag wie in Starrſucht.

Ein heftiges Fieber löſte dieſen Krampf und rettete ſie vielleicht vor Geiſteszerrüttung. Es verging eine Woche bevor ſie ſich erholte. Nun fing ſie wieder an nachzudenken über den einen Gegenſtand: ſie mußte Polydor wiederſehen, wiſſen, daß er ſie noch liebe, ihm ſagen, daß ſie ihn liebe. Sie mußte ihn aufſuchen, ihm begegnen. O Gott, wie war die Welt ſo groß und weit. Aber er wollte ja nach Italien. Bei Botzen lebten ſeine Eltern, die er nicht geſehen, ſeit er vor drei Jahren Tyrol verlaſſen! gewiß beſuchte er ſie! vielleicht erſt im Herbſt — aber über Botzen ging er gewiß! Dahin mußte ſie. Von dort aus konnte ſie ja an Ilda ſchreiben, an dieſe Frau, die Polydor nie anders als ſeinen Schutzengel genannt. Ilda wird helfen! —

Regine erklärte ihrem Arzt, daß ſie Wien verlaſſen und ſich nach Iſchl begeben werde. Er fand die Jahreszeit viel zu früh um ſich ſchon jetzt zwiſchen die hohen Berge von Iſchl zu wagen. So wolle ſie einſtweilen in Salzburg und Tyrol etwas umherreiſen, denn Veränderung der Luft und Umgebung ſei ihr durchaus nothwendig. Das fand auch er. Hoffnungsvoll trat Regine ihre Reiſe an.

Elftes Kapitel.

Zu Ildas höchſtem Erſtaunen ließ ſich Werſſen am Tage vor ihrer Abreiſe mit der Bitte bei ihr melden ſie allein zu finden. Erwartungsvoll, und doch innerlich zerſtreut ſah ſie ihn an, als er etwas prätentiös bei ihr eintrat. Ottos Unſichtbarkeit in dieſen letzten Tagen, vielleicht auch eine unvorſichtige Aeußerung des Barons, hatten ihm einen ſeltſamen Muth gegeben.

Er debütirte mit der Bitte, Ilda möge ihm erlauben in ihrer Geſellſchaft die Reiſe nach Florenz zu machen, weil er ſich davon den höchſten Genuß verſpreche. Ilda erwiderte:

„Ich kann Ihnen nicht verbieten Sich dem Baron und mir anzuſchließen, da Sie aber wiſſen in welcher Abſicht ich nach Italien gehe, ſo werden Sie mich entſchuldigen, lieber Werffen, wenn Sie in mir nicht die gehoffte angenehme Geſellſchafterin finden."

„Ich habe auch noch eine andere Abſicht dabei."

„Das iſt denn freilich recht gut" ſagte ſie gleichgültig.

„Es iſt die Hoffnung, daß Sie mich näher — und vielleicht den Mann in mir kennen lernen werden, dem Sie Ihr künftiges Glück anvertrauen."

Ilda ſtarrte ihn ſprachlos mit großen Augen an. Er fuhr fort:

„Warum denn nicht? ich habe eine aufrichtige, innige Verehrung für Sie, Gräfin, das wiſſen Sie längſt; Ihr Herz zieht mich an, Ihr Geiſt feſſelt mich, Ihr ganzes Sein erfreut mich. Ich bin ein Menſch wie Sie ihn als Freund und Stütze brauchen, ruhig, kalt, feſt — geben Sie mir Hoffnung!"

„Nein, denn ich liebe Sie nicht."

„Das weiß ich! aber die Liebe als Leidenſchaft, d. h. als übermächtiges Gefühl, wünſche ich mir nicht in der Ehe, weil es Anſprüche macht, die unmöglich erfüllt werden können. Hingegen dürfen Sie mir Ihre Achtung nicht verſagen, nicht das Vertrauen, daß ich unter allen Umſtänden Sie ſchirmen und ehren werde. Sie aber — abgeſehen von Ihren großen Gaben, Gräfin — können mit dieſer Glut Ihres innern Weſens und dieſem Glanz Ihrer Geſtalt jeden Mann beglücken."

Ein helles Roth flammte über Ildas Wangen, ſie warf einen Blick voll unſäglicher Verachtung auf Werſſen und ſagte kalt:

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, um ſo mehr, da ich ſie nicht von mir habe.‘

Er ſagte traurig: „Ihre Vorurtheile machen, daß Sie ihre Beſtimmung verfehlen und außerhalb — ſei es drunter oder darüber — aber ſtets außerhalb der Sphäre des Weibes ſtehen.“

„Auf die Weiſe wie Sie es mir vorſchlagen, habe ich vor zehn Jahren ſchon verſucht meine Beſtimmung zu erfüllen, und ward nicht glücklich und machte nicht glücklich. Damals konnte man mit meiner Jugend und Unerfahrenheit, mit meiner Unwiſſenheit über die Verhältniſſe und mich ſelbſt, Nachſicht haben; jetzt aber kenne ich mich; was einſt nur Leichtſinn war, würde jetzt Lüge ſein — ich kann nur den Mann beglücken, den ich liebe, und was ich beglücken nenne, iſt ſein Weſen ergänzen, ſeine Sehnſucht befriedigen, ſeiner Richtung mich anſchmiegen, ſeinem Winke folgen, ſein Leben in Noth und Tod durchleben, einen Weg haben, einen Zweck, eine Hoffnung, ein Grab. Es iſt ganz gewiß, Herr von Werſſen, daß ich nie auf dieſe Weiſe einen Mann beglücken werde, aber — ich begreiſe nun einmal keine andere. Endlich — fügte ſie ein wenig ungeduldig hinzu — kennen Sie ja längſt meinen Widerwillen gegen die Ehe. Ich mag nicht den Champagner durch Waſſer nüchtern machen.“

„Ich bewundere Ihre gute Laune, Frau Gräfin;

doch erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß vielleicht in ſpätern Jahren Reue Sie heimſuchen wird, wenn Ihr Herz nicht mehr ſo heiß ſchlägt und Ihr Genius nicht mehr ſo hoch fliegt.“

„Wenn Herz und Genius matt geworden ſind, bin ich die ächte Ilda nicht mehr, und was ich alsdann bereue und bedaure, kann nur gleichgültig ſein. Doch das glauben Sie mir gewiß: nie werde ich bereuen nach meiner Ueberzeugung gehandelt zu haben.“

„Theure Gräfin, beſinnen Sie Sich nur, ob es wirklich Ueberzeugung und keine vorüber rauſchende Leidenſchaft iſt, die Sie ſo ſprechen und handeln läßt.“

„Herr von Werffen,“ ſagte Ilda nach kurzem Beſinnen — „ein Wort wird unſer Geſpräch enden: nicht nur, daß ich Sie nicht liebe — ich liebe einen Andern.“

„Das weiß ich“ — ſagte er ruhig.

Ilda rief in höchſter Ueberraſchung: „Wenn ich Sie begriffe, würde ich Sie vielleicht bewundern — jetzt aber kann ich mich nur verwundern.“

Mit unerſchütterlicher Ruhe entgegnete Werffen: „Sie ſehen, daß eine Liebe, die kein beſtimmtes, erreichbares Ziel hat, zum Unheil oder zum Unglück führt. Das ſollte Sie beſtimmen Sich gegen ähnliche Fälle gleichſam zu verſchanzen in den Schranken des Familienlebens. Sie ſtehen hoch und einſam, wie jede geiſtige Größe; Sie ſind unwiderſtehlich anziehend für Männer d'une certaine trempe; von Liebe und Anbetung wird man Ihnen gern und viel ſprechen ...“

Ilda ſagte halb beluſtigt, halb geärgert: „Sie irren Sich ganz und gar, Herr von Werffen; denn ich bin weder Tänzerin noch Kunſtreiterin, und imponire viel zu ſehr um Liebe einzuflößen.“

„So iſt es doppelt traurig für Sie, wenn Sie lieben ohne Gegenliebe! und deshalb eben mögte ich Sie ſo gern für eine Sphäre gewinnen, wo das Herz des Weibes ſein Genügen hat.“

„Ihre Güte verdient meine ganze Dankbarkeit, aber wir verſtehen einander nicht, unſere Seelen bleiben ſich für alle Ewigkeit fremd; denn Sie meinen das Herz könne je ſein Genügen haben, und das glaube ich nicht. Ach, Werffen, das Herz iſt eine Gottheit! es liebt, es weiß, es ſieht, es verzeiht; es durchdringt die Zukunft, es tödtet, es beſeelt — o es iſt viel zu mächtig für unſere dürftige Erde, und jene unſägliche Melancholie, die in den ſeltenen flüchtigen Momenten unſers höchſten Glückes über das innerſte Weſen ſich ausbreitet — ſagt uns das deutlich genug. Vielleicht haben nicht alle Menſchen ſolche flammende Herzen — ich wünſche und glaube es — und vielleicht haben die es beſſer auf der Welt; aber iſt es denn unſere Beſtimmung es gut und behaglich zu haben? Unſer Weſen müſſen wir durchbringen, retten, aus Kämpfen und Stürmen, das göttliche Gepräge in uns darf nicht abgegriffen werden durch die Betaſtung der Welt, und wem von Gott das flammende Herz gegeben ward, der darf keine Aſche darauf ſtreuen."

„Fern von mir das zu begehren! nur in einer natürlichen Richtung ſoll es flammen" — rief Werfſen, angeregt durch Ildas Lebhaftigkeit, und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber ſie zog die Hand zurück und entgegnete: „Das Geliebte giebt uns die Richtung — für Alles andere iſt man unbeugſam."

„Sie ſind es wirklich! und iſt es Ihr letztes Wort zu mir?"

„Ueber dieſen Gegenſtand — ja."

„So iſt es überhaupt Ihr letztes, denn ohne Hoffnung mag ich nicht in Ihrer Geſellſchaft leben — dann gehe ich morgen nach Paris."

„Mögen Sie glücklich leben." So trennten ſie ſich auf immer — Ilda vollkommen gleichgültig; Werfſen mehr überraſcht als betrübt.

Der Baron ging Abends zu Otto und fand ihn nicht. Wunderlicher Menſch! dachte er; hätte doch wol Abſchied von mir nehmen können. Er ſchrieb auf ſein Viſitenbillet ein Paar freundliche Worte, und die Nachricht, daß die Reiſe am nächſten Morgen um ſechs Uhr angetreten werde. „Wo iſt denn Herr Otto?" fragte er die Leute im Hauſe.

„Spazieren geritten mit mehren Herren — Nachmittags ſchon."

„Spazieren geritten! comme si de rien n'était!"

Otto war der Aufforderung einiger guten Freunde gefolgt, die höchlichſt dadurch überraſcht waren. Sie hatten ſicher geglaubt, er werde den letzten Abend vor Ildas Anweſenheit in Ruhenthal zubringen, und ihn nur aus Neckerei oder Zufall eingeladen. Sie hätten ihn gern gefragt — aber er imponirte ihnen ſo, daß keiner dieſe Verwegenheit hatte. Leiſe Anſpielungen überhörte er mit einem Gleichmuth, als ob ſie ihn ſo wenig wie den Kaiſer von China angehen könnten. Er war in der Unterhaltung ganz wie gewöhnlich, vielleicht etwas ironiſcher. Das geſchärfteſte Auge — das der Liebe ausgenommen, wie ſich von ſelbſt verſteht — hätte nicht ſeinen Seelenzuſtand erſpäht.

Es war Nacht, als er heimkehrte. Die Stille, die Friſche, die Einſamkeit, weckten die heiße, den ganzen Tag zurückgedrängte Sehnſucht, Ilda noch einmal, aus der Ferne wenigſtens, zu ſehen, ihre Stimme zu hören! — er ging nach Ruhenthal. Der Portier am Gitter des Parks öffnete gern, obgleich nach zehn Uhr Abends kein Beſuch mehr erlaubt war, und verſprach auch, nach einem freundſchaftlichen Händedruck, das Gitter offen zu laſſen. Otto ging zuerſt auf den Thurm am Fluß, wo Ilda mit jener heiligen Zuverſicht, die nur eine edle Seele haben kann, geſagt hatte: „Wir lieben uns.“ Doch bald durchſtreifte er die Alleen, und ſtand vor dem Schloß. Der Salon war dunkel, einzelne Fenſter erleuchtet; es hatten ſich alſo die Bewohner in ihre Zimmer zurückgezogen. Er ging nach der andern Seite, die Ilda bewohnte. Da war Licht, und die langen Glasthüren, die in den Blumengarten führten, ſtanden geöffnet. Große Etageren mit Blumentöpfen bedeckt, waren in dieſem Gärtchen, zwiſchen den Beeten und ſeltenen Geſträuchen gruppirt, und verſchatteten leicht eine Geſtalt; er konnte unbemerkt näher treten. Ilda war in ihrem Zimmer mit einem jungen Mann — alſo Polydor! Otto ſah ihn an mit einer leiſen Aufwallung von Neid und Eiferſucht, aber ſie verſchwand als er bemerkte, daß Ilda Polydor ſo ganz anders anſah, als ſie ihn angeſehen. Ilda wählte Zeichnungen aus einem großen Portefeuille, und Polydor legte ſie ſorgſam in ein kleineres. Auf einmal rief er:

„Aber was iſt das für ein Kopf, der nun ſchon auf dem dritten Blatt wiederkehrt, und der Mittelpunkt der ganzen Arabeske zu ſein ſcheint? Ein Porträt — nicht wahr? denn es ſind Nüancen in dieſer Phyſionomie, die man ſchwerlich erfindet.“

„O, nicht fragen!“ — ſagte Ilda bittend; „unterwegs werde ich Ihnen Alles erzählen.“

Polydor ſchwieg betroffen, und ſchweigend vollendeten Beide ihr Geſchäft. Dann nahm er das kleine Portefeuille und ſagte:

„Wir wollen dieſen Bildern einen ſichern Platz beim Aufpacken geben, drum nehm' ich ſie mit. Gute Nacht, Madonna.“

Ilda nickte ihm freundlich zu, und er entfernte ſich. Otto konnte jede Miene ſehen, jedes Wort hören. Er war ihr ſo nah und ſie wußte es nicht. Giebt es denn keinen Zug der Geiſter? fragte er ſich ſchmerzlich; ahnet ſie wirklich meine Nähe nicht? Auf einmal trat er beſtürzt zurück, denn Ilda verließ das Zimmer und wandelte langſam auf dem breiten, mit Hyazinthen eingefaßten Wege vor ihren Fenſtern auf und ab. Es war unmöglich, ſie konnte ihn nicht geſehen haben, im Zimmer helles Licht, draußen Finſterniß, denn die Sterne funkeln nur und leuchten nicht — doch war ihm, als ob ſie zu ihm komme, und er wollte ihr unſichtbar bleiben: darum trat er betroffen zurück. Ach, ſie hatten ſich ja nichts mehr zu ſagen. Und er würde doch ſeine Seligkeit drum geben, noch einmal zu ihren Füßen liegen, noch einmal ſie in ſeine Arme ſchließen zu dürfen. Aber würde ſie es ihm noch jetzt erlauben, wie an jenem Abend? konnte er es in ihren Augen noch verdienen? — — Er drückte die Hand auf's Herz und ſtand regungslos, mit ſeinem Blick auf ihr ruhend, als wolle er ſie in ſeine Seele hineinziehen. Sie ſah ganz feenhaft aus in dieſer tiefen, ſtillen Abgeſchiedenheit, von niemand beachtet ſich wähnend, mit dieſem magiſchen, tiefſinnigen Blick, mit dieſen unbegreiflich graziöſen Bewegungen. Wenn Polydor da geweſen wäre, ſo hätte er jede Stellung nachzeichnen können, mit denen ſie ihre Gedanken begleitete, oder eigentlich: in welche ihre Gedanken ſie warfen. Mitunter vergaß Otto ganz, daß er ſie liebe, und bewunderte ſie nur, wenn ſie wie eine Göttin oder eine Prieſterin, das Haar aus der Stirn ſtrich, den Kopf emporhob, und zu den Sternen hinauf ſah, ſtolz, kühn, beinah herausfordernd. Und wenn dieſer Kopf, wie vom Blitz getroffen, herabſank, und die Hände ſich ſchmerzlich auf Bruſt und Stirn legten, oder wenn ſie in banger Troſtloſigkeit ſie rang, ſo zerſchmolz ſeine Seele in Mitleid, und ihm war, als müſſe er ſie zurückreißen von dem Altar, an dem ſie geopfert werden ſollte. Aber dann ſtand ſie bisweilen da, das Haupt nicht geknickt, nur ſanft geſenkt, weich zur Seite gewendet, lieblich und zart wie eine Perle, träumeriſch lächelnd — o! ſo hatte ſie an jenem unvergeßlichen Abend vor ihm geſtanden! und warum zog er ſie denn nicht an ſeine Bruſt? . . . ſie liebte ihn ja. Und dann hob ſie den Arm, und ſchlang ihn mit einem Ausdruck von endloſer Ermüdung um ihren Kopf, und der andere hing herab, als gebe es für ſie nichts mehr zu thun: ſo glich ſie einem Schwan, der zum Schlaf den Kopf unter den Flügel legt; der weite weiße Ermel verhüllte halb ihr Geſicht. — O komm zu mir! rief ſeine ganze Seele; ruhe bei mir! Aber Ilda hörte ihn nicht. Endlich drückte ſie die Fingerſpitzen ihrer beiden Hände mit einer Inbrunſt an die Lippen, als ob ſie ihr tiefſtes Weſen in dem Kuß aushauchen wolle, und breitete dann ſchnell und heftig die Arme aus, damit die Nachtluft den Kuß von ihren Fingern ſtreifen und zu ſeiner Beſtimmung tragen möge. Otto that einen Schritt vorwärts. Ilda fuhr zuſammen, lauſchte, blickte erwartungsvoll in das Dunkel hinein — Alles ſtill! wehmüthig ſchüttelte ſie den Kopf und trat in ihr Zimmer zurück, die Glasthür hinter ſich ſchließend. Es ſchlug zwölf Uhr und ſie ging in ein Nebenzimmer, deſſen geſchloſſene Jalouſien ihm nicht erlaubten hinein zu blicken; aber es war Licht darin. Otto wartete mit brennender Ungeduld auf ihre Rückkehr, denn ſie mußte wiederkommen — die Lampen brannten noch auf ihrem Arbeitstiſch. Er wußte ſelbſt nicht, was er wünſchte und wollte — vielleicht den Kuß ihr wiedergeben! auf jeden Fall ſie ſehen — zum allerletzten Mal! — Statt ihrer erſchien nach einer Weile ihre Kammerfrau, ordnete die umherliegenden Sachen, verſchloß einige, löſchte dann die Lampen und verließ das verfinſterte Zimmer. Es iſt vorbei! ich ſehe ſie nicht wieder! ſeufzte Otto. Doch entſchloſſen ſetzte er hinzu: Ich will aber! — Der matte Schein hinter den grünen Jalouſien verrieth eine Nachtlampe. Er dachte: Ich werde warten bis ſie ſchläft, und dann noch einmal ſie ſehen! es iſt Raſerei, glaub' ich — aber damit kann man Alles wagen! Er ging auf und ab wo Ilda gegangen war, und pflückte Blumen gedankenlos, oder um die Zeit hinzubringen. Das letzte Viertel des Mondes ſchwebte langſam und melancholiſch am Himmel empor, und hing als Nachtlampe der Erde zwiſchen den Baumwipfeln, die ſich unter dem ſilbernen Nachen wie dunkle Wellen hin und her bewegten.

Otto öffnete die Glasthür und ſtand in Ildas Zimmer. Der Teppich verhehlte jeden Schritt. Er warf ſich auf den breiten, niedrigen Divan und lauſchte. Todtenſtille herrſchte im ganzen Schloß; es war wie ausgeſtorben. Nun, dachte er, ich weiß wol, daß es Raſerei iſt — aber was thut's denn! — Er ſtand auf und legte die Hand an das Thürſchloß des Nebenzimmers. Himmel, wenn ſie erwachte! — ſein Arm ſank kraftlos herab und er hörte ſein Herz klopfen. Dann ſagte er feſt: Sie ſoll aber ſchlafen; — und öffnete vorſichtig. Ilda ſchlief. Das Nachtlicht warf einen matten Perlenglanz, aber zugleich tiefe Schatten auf ihr Geſicht, das, nicht durch die Augen gelichtet und erheitert, unſäglich traurig war, der Mund ſo melancholiſch, und vollends die breiten, langbewimperten Augenlieder! Im Schlaf trägt das Geſicht das Gepräge der gewöhnlichen Seelenſtimmung. O mein Engel, dachte Otto bittend, wenn Du mich anlächeln könnteſt! — Und ſelbſt im Traum ſeinem Wunſch folgend, glitt über ihre Züge ein zauberhaftes Lächeln, wie der Silberblick über das zerſchmelzende Metall. Sein Herz drohte zu brechen in Wonne und Wehmuth. Unhörbaren Schritts nahte er ſich und blieb am Fußende des Bettes ſtehen, ernſt, ſchwermüthig, ſchön wie ein Genius, der den Schlummer der geliebten ſtillen Geſtalt bewacht. Ihre Hände lagen auf der Decke, rein, weich und ſorglos, wie weiße Lilien; wenn auch Herz und Seele — die Hände wenigſtens hatten nie mit dem harten Leben gerungen. Er bog ſich nieder und küßte loſe, leiſe die Hand. Dann blickte er im Zimmer umher — Alles ſo einfach, ſchneeweiß, ruhig, wie die Zelle einer Nonne. Er wollte etwas mitnehmen aus dieſem Zimmer, was ſie oft berührt oder in Händen gehabt. Da ſtanden ihre kleinen ſchwarzen Schuh; auf dem Tiſch vor ihrem Bett lag ein Taſchentuch — das nahm er, ihr Name war darin geſtickt. Aber, o Himmel! wenn er das könnte! warum nicht? ſie ſchlief ganz feſt. Ihr lockiges Haar war in Zöpfen um ihren Kopf gelegt, wodurch Stirn und Schläfen, jung und friſch wie bei einem Kinde, frei waren; aber eine Locke war nachläſſig nicht mit aufgeflochten, hing an der Wange herab — und dieſe Locke wollte er haben. Zwiſchen den kleinen Geräthſchaften auf der Toilette, griff er behend eine Scheere heraus, und ſchnitt mit ſicherer leichter Hand die Locke ab. Nun hatte er Alles! ... Nun konnte er, mußte er gehen! ... Einen Augenblick flog ihm der Gedanke durch den Sinn: Wecke ſie auf, ſie liebt dich ja, du biſt ein Thor, daß du es nicht thuſt — — oder ein Wahnſinniger wenn du es thuſt! Das war der Schluß. Er drückte die geballte Hand vor die Stirn, küßte noch einmal ihre Hand, und verließ das Gemach; ohne ſich umzublicken. Die Thür zwiſchen beiden Zimmern ſchloß er nicht, um

Geräuſch zu vermeiden. Als er die in den Garten führende Glasthür hinter ſich zudrückte, erwachte Ilda und rief, ſei es in Folge eines Traums, ſei es daß ſein Name ihr erſter Gedanke war: Otto! Otto! — Aber er hörte ſie nicht und eilte davon durch die verſchwiegene Nacht.

Als die Kammerfrau in der Frühe eintrat, war ſie nicht wenig überraſcht die Thür geöffnet und den Fußteppich mit zerſtreuten Blumen bedeckt zu ſehen. Das iſt ein wunderlicher Einfall vom Gärtner, dachte ſie. Ilda ſah die Blumen, vermißte die Locke, das Taſchentuch — aber ſie wußte nichts. Ahnen mogte ſie die Wahrheit. — Um ſechs Uhr ertönten zwei luſtige Poſthörner. Der Baron und Polydor fuhren in zurückgeſchlagener Kaleſche voran. Erſterer blickte nach Ottos Fenſter hinauf ohne ihn zu erſpähen, der hinter dem zugezogenen Vorhang ſtand. Ilda folgte im andern Wagen, aber er war verſchloſſen und ihr Schleier herabgelaſſen, damit niemand die Thränen ſehen möge, die in Strömen aus ihren Augen floſſen. So fuhr ſie unſichtbar an ihm vorüber, wie eine verhüllte Gottheit. Und das ſollſt Du mir bleiben, Engel! ſagte er laut, als der Wagen verſchwunden war, und legte Ildas Taſchentuch auf ſeine brennenden Augen.

Zwölftes Kapitel.

Sie reiſten durch den erwachenden Frühling dem heitern Süden zu; aber Keiner war in wirklich heiterer Stimmung. Polydors Leidenſchaft für Regine war wol erloſchen, wie die Rakete, die feurig zum Himmel ſteigt, und wenn ſie ihren Kulminationspunkt erreicht hat, todt zur Erde fällt; aber es war doch, wie Ilda ihm einſt geſchrieben, eine Saite in ſeinem Herzen geſprungen; dieſe Saite war das Bewußtſein der fürchterlichen Täuſchung über ſeine eigene und die fremde Liebe. Wenn das Lüge ſein konnte, wo werd' ich Wahrheit finden? und welch ein vernichtender Gedanke durch die Sehnſucht nach der Wahrheit getrieben, vielleicht von einer Täuſchung in die andere zu fallen! Nein — nichts lieben, als die Kunſt, die lügt nicht, die quält nicht, die lohnt mit himmliſchen Entzückungen, dem der ihr huldigt ... — Aber keine Frauen mehr! — So dachte Polydor.

Auf Ilda lag eine unbeſiegliche Traurigkeit. Sie war zuweilen ſehr munter, ſcherzend, geſprächig — aber von einer zu gewaltſamen Lebhaftigkeit. Sie warf ſich in die Außenwelt, Zerſtreuung ſuchend, Betäubung erſehnend; ſie wollte ſich unterhalten, um die unſägliche Leere in ihrem Buſen auszufüllen, und daß ihr dies mühſame Streben doch mißlang, daß ſie die ganze Kraft ihres Seins aufbieten mußte um ſie nutzlos zu verſchwenden, das drückte ſie zu Boden. „O," ſagte ſie zu Polydor, nachdem ſie ihm Wort gehalten und ihre Liebe ihm erzählt hatte — „das Leben iſt ſo ſchön, *wenn* es ſchön iſt! und jetzt erſcheint es mir wie ein Galeerenſclav, an den ich durch eine Kette geſchmiedet bin. Wir müſſen unſern Weg zuſammen machen, ich muß arbeiten, ringen, flehen, verzweifeln, und immer wieder arbeiten, und der Unhold an den ich gefeſſelt bin, hilft mir nicht, geht pfeifend neben mir, verſpottet mich und mein Elend durch ſeine grelle Luſtigkeit, höhnt mich, indem er ſagt: es wird beſſer werden, du gewöhnſt dich, du biſt ſtark! ... O Polydor, nie hab' ich geglaubt, daß das Leben ein ſolcher Unhold ſein könne."

Der gute Baron ſah Ildas Anſtrengungen an ihrem Schmerz ſcheitern, und betrübte ſich aufrichtig, ohne doch im Stande zu ſein ihr irgend einen Troſt zu bieten, und dieſe Unzulänglichkeit ſehr gut fühlend. Seit zehn Jahren, ſeitdem er aufgehört hatte, gleichſam auf eigene Rechnung ſich mit Frauen zu beſchäftigen, hatte er ſich an Ilda attachirt, anfangs aus langer Weile, ſpäter aus Intereſſe für ihre anmuthige Perſönlichkeit, endlich aus Gewohnheit. Sie war ihm lieb wie ein Kind, vielleicht ſchmeichelte es auch ſeiner Eitelkeit in freundſchaftlicher Verbindung mit ihr zu ſtehen — kurz, ſie war die Sonne um die er ſich als kleiner dunkler, doch treuer Mond drehte. Die Nebel und Wolken, welche ſeine Sonne verdüſterten, ängſtigten ihn, weil er fürchtete, ſie werde nicht Licht genug behalten, um ſie endlich doch zu durchbrechen. Und durchbrechen mußte ſie das Gewölk; das lag in ihrer Natur; das hatte ſie bewieſen nach Lord Henrys Tod. Er ſagte ihr das auch einmal und fügte hinzu:

„Ein Weſen wie Sie iſt nicht von Sich Selbſt noch von Andern zu berechnen; es überraſcht immer; es wird auch jetzt wieder eine neue Wendung machen, die es noch ſchöner, noch vielfältiger darſtellt.“

Ilda entgegnete: „Ich weiß wol, daß wir Statuen gleichen, die der Cicerone langſam auf ihren Poſtamenten dreht, damit gehörig ihr ſchönes Profil und ihr ſchöner Rücken bewundert werde; aber ich bin's entſetzlich müde dieſe Wendungen zu machen, denn an der Bewunderung liegt mir nichts, und ich bemerke, daß man dabei etwas aus dem Gleichgewicht, und in ſo heftige Schwankungen geräth, daß die Welt mitzuſchwanken ſcheint. Und ich verſichere Sie, das iſt ein unbehagliches Gefühl.“

„Sie werden ſagen wie einſt: ich will mit meinem Schmerz fertig werden, — dann hören alle Schwankungen auf.“

„O, ich will nichts mehr! ich will auch nicht ihn lieben, ſondern nur frei ſein, ein Lüftchen im Aether, ein Tropfen im Meer! — Ich denke immer an den alten Götz von Berlichingen, der ſagt: Wen Gott niederwirft, richtet ſich nicht ſelbſt wieder auf. Mich hat Gott niedergeworfen. Ich glaubte mich unverwundbar, wie Achill; ich glaubte der Pfeil des Schmerzes würde von mir abprallen; dieſe Zuverſicht machte mich vermeſſen und ich glaubte mich unwiderſtehlich. Das war Hochmuth und ich bin von ihm geheilt — aber ich habe den Glauben an meine Kraft verloren.“

Sie kamen nach Nürnberg, von der Ilda zu Polydor als von ihrer Lieblingſtadt in Deutſchland geſprochen, und er fand, daß ſie dieſen Vorzug verdiene. Er verlebte zwei ſelige Tage zwiſchen den Gebilden voll Kraft, Anmuth und Phantaſie, die aus den Mirakelhänden von Peter Viſcher und Adam Kraft hervorgegangen — und in der Lorenzkirche, die an Grazie ohne Gleichen zwiſchen ihren deutſchen Schweſtern iſt. Ilda begleitete ihn, verſuchte zu zeichnen, wie er — verſuchte zu ſchreiben — es ging nicht! ſie ſagte:

„Ich habe nicht Seele genug mir zu Gebot, um den Stein zu beleben — und ſo bleibt er mir eben... Stein.“

In München war es daſſelbe. Es giebt Stimmungen, in denen die Meiſterwerke der Kunſt keinen andern Eindruck machen, als die eines Schattenſpiels an einer weißen Wand. Ueber Innſpruck und den

Brenner, kamen ſie nach dem ſchönen, warmen, von ſüdlicher Vegetation umgebenen Botzen — Polydors freundlicher Vaterſtadt, einſt ſeinem kindiſchen Auge die herrlichſte der Erde.

Im Gaſthof empfing ſie eine junge, wunderhübſche Wirthin — wunderhübſch, obwol in einem Zuſtand, welche der Frauenſchönheit höchſt ungünſtig iſt — kurz vor der Niederkunft. Kaum war Polydor aus dem Wagen geſprungen und in die Thür getreten, ſo rief er freudig:

„Grüß Dich Gott, Apollonie!“ und ſchüttelte herzlich ihre Hand. Die junge Frau konnte in dem vornehmen Herrn mit ſchwarzem Reiſemützchen und hellbraunen Handſchuhen, unmöglich den Knecht ihres Vaters erkennen; ſie hielt ihn für einen Reiſenden, der vielleicht ſchon öfter ihren Gaſthof beſucht, denn allerdings kam er ihr nicht ganz unbekannt vor — und ſie machte ihm ihre beſte Verbeugung.

„Aber kennſt Du mich denn gar nicht mehr, Apollonie? ich bin ja der Polydor“ — ſagte er, ihre Hand feſthaltend.

„Jeſus Marie, der Polydor!“ jauchzte Apollonie, und die Freude gab ihren Wangen die früheren Farben zurück, „freilich erkenne ich Dich nun! aber Du biſt groß und ſchön worden!“

„Und Du — glücklich, wie ich ſehe.“

„Ich hab' einen gar braven Mann“ — ſagte ſie zwiſchen Verlegenheit und Stolz ſchwankend.

Ildas Wagen fuhr vor. Polydor ging ihr entgegen und ſagte:

„Hier bring' ich Ihnen Apollonie, meine erſte Liebe! aber geſtehen Sie, daß ich kein ſonderliches Glück mit meiner Liebſten habe; es iſt höchſt verdrießlich, ſie gerade dann wiederzufinden, wenn ſie in Wochen kommen ſoll."

„Ich lobe die Apollonie drum," entgegnete Ilda lachend; „ſo machen es verſtändige Leute."

Aber Apollonie hatte ſich ſchon bei dem Baron entſchuldigt, daß die Herrſchaften nicht ſehr bequem logirt ſein würden, weil ihr Haus bereits Gäſte habe — und wiederholte jetzt auch vor Ilda ihre Entſchuldigung.

„Im Nothfall wohne ich bei meinen Eltern," ſagte Polydor, „und werde gleich hinausgehen, um mir ein Plätzchen auszubitten."

„Nun, die werden eine Freude haben!" rief Apollonie; aber wohnen kannſt Du doch nicht mehr bei ihnen. Ich will ſchon ein Kämmerlein für Dich herrichten."

Polydor eilte zu ſeinen Eltern; der Baron ließ ſich Kaffee geben und bereitete ſich an Ildas Mutter zu ſchreiben; Ilda wollte ſpazieren und in der Stadt umher gehen. Es war ein lieblicher Abend.

Linde Luft thut einem traurigen Herzen ſo innig wol. Wenn das Schickſal es hart angefaßt und blutig gedrückt hat, ſo iſt die linde Luft wie ein Gruß, durch welchen die Natur ihm ſagen läßt: „Ich bin dir gut, du liebes Kind meiner Elemente! verwirf nur nicht die Verwandtſchaft mit mir, denn ſiehe, wenn dein Vater dir ernſt und ſtreng iſt und dich durch eine ſchwere Schule gehen läßt, ſo bin ich ja da wie eine treue Mutter, der ins Auge zu ſehen Troſt und Erquickung iſt.“ — Darum lieben alle Menſchen, die viel gelitten haben, die Natur ſo ſehr, weil ſie ihnen gütig iſt wie eine Mutter, die des Vaters Strenge minder fühlbar machen mögte. Sie haben eine Sehnſucht, einen Drang zu ihr, der Manchen unbegreiflich, Andern übertrieben oder lächerlich erſcheint; aber was wiſſen ſie denn von den Liebesſchätzen, mit denen eine Mutter ihr leidendes, troſtbedürftiges Kind überſchüttet?

Ilda ging an einer Kirche vorbei, durch deren geöffnete Thür ein heißer Strahl der Abendſonne auf ein Madonnenbild mit herrlichen Blumen geſchmückt, wie eine Vergoldung fiel. Sie betrat die Kirche und fand ſie leer; nur eine Beterin lag knieend vor dem Altar dieſes Bildes, den Rücken Ilda zugekehrt, in der Stellung der höchſten Andacht. Und doch war in der prächtigen Geſtalt, mit den ſchönen, nicht ſehr verhüllten Schultern, und mit der ungewöhnlichen Zierlichkeit des Anzugs, etwas ſo Weltliches, daß Ilda unwillkürlich dachte: „Dieſe Magdalene wird große Sünden zu büßen haben.“

Ilda ſetzte ſich auf den Stufen des Chors nieder, urſprünglich in der Abſicht, das Antlitz der ſchlanken Beterin zu ſehen; da es aber vor einem blaßrothen Hut ganz verſteckt war, ſo vergaß ſie ihre Abſicht, und die Gedanken nahmen ihren gewohnten Lauf. Das Kirchlein voll Weihrauchduft und Sonnengold war wie ein einziger Altar. Es wurde auf einen Augenblick Sabbat in ihrer Seele; da zeichnete ſie in ein kleines Buch die Worte:

Es ſteht in der Bibel geſchrieben
Ein ernſtes, gewichtiges Wort:
Den bitterſten Feind ſollſt du lieben,
Dies heiſcht des Geſetzes Spruch dort.

Ich bin bis zum Tode betrübet
Und hing dem Gebot treu doch an —
Er, den ich am meiſten geliebet,
Er hat mir am weh'ſten gethan.

Sie hatte ihren Hut abgenommen. Nun ſchloß ſie die Augen und legte den Kopf zurück an das Gitter, welches den Chor vom Schiff der Kirche trennt. „O," dachte ſie, „iſt denn für mich lieben und klagen, beten und dichten nur Eins?" — —

Plötzlich ſagte eine ſanfte Stimme: „Gräfin Schönholm?" Ilda ſchlug die Augen auf, und ſah die Beterin vor ſich ſtehen. Sie war daran gewöhnt, gekannt zu ſein, ohne zu kennen, und deshalb nicht durch die Anrede, wol aber durch die Schönheit der Redenden überraſcht. Dieſe fuhr fort:

„Ich habe Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrer kleinen Büſte erkannt, und an dem beſchriebenen Blättchen, und an dem Klopfen meines Herzens, als ich Sie ſah, nachdem ich um Rettung mich müde gebetet. Nicht wahr, Sie ſind Ilda Schönholm, Polydors Schutzengel?"

„O," rief Ilda mit lebhafter Bewegung, „gönnen Sie doch dem armen Polydor Frieden — jetzt kenne ich Sie, ohne daß Sie mir Ihren Namen zu nennen brauchten! Aber ich beſchwöre Sie, laſſen Sie ihn gehen, ziehen Sie ihn nicht in die Feſſeln zurück, die er gebrochen, weil ſie ihn wund drückten. Verſuchen Sie es nicht! er glaubt ſich geheilt, vielleicht iſt er's auch — aber Sie dürfen, Sie ſollen keinen neuen Verſuch mit ihm anſtellen."

„Ach," ſagte Regine, ihr Geſicht mit beiden Händen verdeckend, „ich liebe Polydor."

Ilda ſah ſie mitleidig an und erwiderte ſanft: „Das glaub' ich nicht."

„Sie haben ein Recht daran zu zweifeln — aber ich liebe ihn doch. Seit ich ihn nicht mehr ſehe, ſeit er mit ſeiner unbegreiflichen Liebe und ſeinem unerſchütterlichen Glauben mich nicht mehr verſöhnt mit der Kälte und Falſchheit der Welt, ſeit die Furcht auf mir laſtet — nein die Todesangſt, daß dieſer goldreine Menſch nichts in mir ſieht, als ein erbärmliches, gefallſüchtiges Weib — o ſeitdem lieb' ich ihn doch." Sie ſank in Thränen ausbrechend auf die Stufen nieder. Ilda fragte:

„Iſt es denn aber möglich einen geliebten Menſchen zu quälen?“

„O ja,“ rief Regine, immer heftiger weinend, denn gequält hab' ich ihn, aber ich liebe ihn doch.“

„Und was wollen Sie denn jetzt von ihm — mit ihm?“

„Von ihm? mit ihm? nichts! . . . ich will ihn.“

„Das wird Polydor entſcheiden!“ ſagte Ilda kalt, ſtand auf und wollte die Kirche verlaſſen. Aber Regine hielt ſie am Kleide feſt und rief heftig:

„Ich laſſe Sie nicht gehen, denn Sie wollen Sich ſtellen zwiſchen ihn und mich, Sie wollen uns trennen! O Gräfin, ſeien Sie barmherzig und laſſen Sie ihn mir! . . . O wenn Sie wüßten, was ich gelitten, ſeit ich ihn nicht mehr ſehe — welch ein Fieber das Leben geworden — gewiß, gewiß, Sie würden ihn mir nicht rauben.“

„Sie irren,“ entgegnete Ilda kalt, „nicht ich — Sie Selbſt haben Sich Polydors beraubt.“

„Und giebt es denn kein Mittel ihn wieder zu gewinnen?“

„Wenn Sie ihn wirklich lieben, ſo werden Sie vielleicht Mittel finden. Ich weiß keine, mir fehlt — die Uebung.“

„Sie haſſen mich,“ jammerte Regine und ließ

Ildas Kleid los — was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich haſſen?“

„Ich bin zum lieben geſchaffen, nicht zum haſſen,“ erwiderte Ilda ſanft und trübe; aber ich kann nicht wünſchen, daß Polydor wieder eine Verbindung eingehe, die bisjetzt ſo feindlich auf ihn gewirkt hat, und darum beſchwöre ich Sie — gönnen Sie ihm Frieden!“

„Wo iſt er?“ rief Regine, raſch ſich erhebend.

„Bei ſeinen Eltern — armen Landleuten ...“ —

„Ich weiß! ich weiß! ich war draußen bei ihnen, ich habe ihnen geſagt, ſie ſollten mich wiſſen laſſen, wenn ihr Sohn käme, denn ich müßte ihn ſprechen. Seit acht Tagen bin ich hier und warte, aber ich hätte gewartet bis zum Herbſt, bis zum Tode, bis zur Ewigkeit. Wiſſen Sie was warten heißt?“

Ilda ſagte mit gebrochener Stimme: „Ich warte nicht mehr — oder doch! ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu und ſah mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck gen Himmel — ich warte bis zur Ewigkeit.“

Da ſchlang Regine beide Arme um Ildas Nacken und bat mit ſanften Thränen: „O, Vergebung! Vergebung! ich ſehe nun, daß Sie nicht zwiſchen mir und ihm ſtehen.“

Sie verließen die Kirche Hand in Hand. Regine fragte:

„Ob er wol ſchon von den Eltern heimgekehrt iſt? Wann wollte er wiederkommen? Hat er nichts geſagt? Aber er wird doch heute Abend noch wiederkommen, damit ich endlich, endlich einmal ſchlafen könne, denn ich ſinde keine Ruhe bis ich ihn geſehen. Nicht wahr, er kommt bald?“

„Ich weiß nicht“ — ſagte Ilda zerſtreut. Reginens Aufgeregtheit ermüdete ſie, denn es war mehr nervöſe Unruh darin, als mächtige Bewegung der tiefen Leidenſchaft.

Sie nahten dem Hauſe. Apollonie ſtand in der Thür. Ilda ſagte, um Reginens Aufmerkſamkeit anderweitig zu beſchäftigen:

„Sehen Sie, die hübſche kleine Frau iſt Polydors erſte Liebe.“

Regine drückte die Hände vor die Augen und rief: „O das thut weh! ſo hat er mir doch nicht die Wahrheit geſagt, wenn er mir ſo ehrlich verſicherte, ich ſei ſeine erſte Liebe!“

„Beruhigen Sie Sich! dieſe zog nur wie ein roſenrothes Wölkchen an dem Frühhimmel ſeiner Jugend dahin. Mit einem Kuß war ſie beendet.“

„Mit einem Kuß? — So hatte ich wol Recht ihm einen Kuß zu verweigern! ... Doch jetzt ſcheint mir ein Kuß müſſe ſie ins Leben rufen.“

Apollonie war verſchwunden, als ſie die beiden Damen kommen ſah, und hatte den Baron von Ildas Ankunft benachrichtigt. Er kam ihr an der Treppe mit einem ganz verſtörten Geſicht entgegen und ſagte ohne Weiteres: „Ondine iſt hier.“

Ilda rief: „Wo? wo?“ und flog die Treppe hinan.

„Um Gottes Willen!“ flehte der Baron athemlos ihr nachkeuchend, „erſchrecken Sie nur die Arme nicht und nicht Sich ſelbſt, ſie iſt ...“ —

„Was?“ fragte Ilda mit leiſem Schauder ſtillſtehend.

„Krank im Gemüth — verwirrt ...“ —

„Wahnſinnig! allmächtiger Gott!“ rief Ilda, todtenbleich gegen die Wand ſinkend.

„Nein, nicht gerade wahnſinnig,“ entgegnete der Baron, ſie bei der Hand in ihr Zimmer führend; „aber geiſtig zerbrochen, gemüthskrank. Der Kammerdiener der Gräfin Ondine, den Sie wieder mitgenommen haben, erkannte einen kleinen italieniſchen Gärtnerburſchen, den Ondine als Bedienter bei ſich hat, und ſo kamen wir denn ſchnell genug zur Kenntniß ihres deplorablen Zuſtandes. Sie bewohnt die Zimmer im Hof. Ich war ſchon da. Der Ludwig führte mich zu dem Kammermädchen, das mich innig gerührt hat ...“ —

„Kommen Sie, lieber Baron, bringen Sie mich zu ihr! o meine Ondine!“ — ſagte Ilda erſchöpft. Sie ſtand auf; aber ſie zitterte an allen Gliedern und ihre Lippen bebten krampfhaft. Der Baron ſah ſie bekümmert an und ſprach:

„Sie ſind ſo angegriffen, warten Sie noch ein wenig.“

„Nein, wenn ich ſie ſehe, wird mir beſſer ſein.“

Sie gingen. Der Baron klopfte leiſe. Ludwig öffnete. Ilda erblickend ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und er zeigte nach dem zweiten Zimmer. Sie drückte die Hände gefaltet auf die Bruſt und trat gefaßt ein. Ondine ſaß in einem Lehnſtuhl am Fenſter, wachsgelb, mit ſcharfen, eingeſunkenen Zügen, und dem unheimlich zerſtreuten Blick der Geiſteskranken; neben ihr Hedwig, die mühſam ihre Thränen verhielt.

„Ilda!“ ſagte Ondine tonlos und ſchauerlich ruhig, „da biſt Du ja; ich hab' es immer der Hedwig geſagt, daß wir uns hier treffen würden Wann kommt Askanio?“ Sie hatte ihre welke, magere Hand nach Ildas Hand ausgeſtreckt, ergriff ſie, drückte ſie an ihre Lippen und ſprach mit Blick und Ton aus früherer Zeit:

„Meine liebe, vielgetreue Ilda verläßt mich nicht.“

Ilda war vor ihr auf die Knie geſunken, verbarg das Geſicht in ihrem Schooß und ſchluchzte konvulſiviſch. Da ſagte Ondine verdrießlich:

„Ich mag nicht, daß man weint; ich bin des Weinens ganz überdrüßig — und recht luſtig! und wenn Askanio erſt kommt ...“ — Sie ſah zum Fenſter und zum Himmel hinauf und lächelte geheimnißvoll, unbeſtimmt, ſchauerlich; denn nur die Nerven, nicht die Seele bewegten ihre Züge. Die Seele ſchien verbraucht zu ſein. Ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme oder Freude ſaß ſie da und murmelte dann und wann: „Wenn Askanio gekommen iſt, will ich ...“ — — oder: „Askanio wird bald kommen, und dann ...“

— — Es ſtörte ſie gar nicht, daß Hedwig zu Ilda ſagte:

„Gewiß war die fürchterliche Unruh, mit der ſie darauf drang Ihnen entgegen zu reiſen, gnädige Gräfin, ſchon Krankheit; aber, lieber Himmel! wie konnte ich unerfahrnes Mädchen das ahnen! Sie führte wol Reden, die ich nicht verſtand — aber das war mir ſchon den ganzen Winter hindurch paſſirt. So reiſten wir denn in Gottes Namen ab, und nahmen den Carlo mit, als Bedienten, ein guter, williger Burſche! So wie wir in dem Wagen ſaßen, verfiel die Gräfin in ihren gegenwärtigen Zuſtand, ſie war nämlich ganz ſtill und ſprach in drei oder vier Tagen kein Wort. Natürlich wagte ich nicht ſie durch Fragen zu ſtören, ich gönnte ihr die Ruhe. Aber als ſie endlich anfing zu reden, und ſtets von Ihnen, gnädige Gräfin, und vom ſeligen Grafen — doch ſo zerſtreut, und verwirrt — ach, da erkannte ich wel unſer Elend, und Gott weiß, wie ich mich geängſtigt habe! Ich nahm mir auch gleich die Freiheit Ihnen zu ſchreiben, um mir Ihre Befehle zu erbitten, allein der Brief kann lange noch nicht in Ruhenthal ſein. In Innſpruck wollte ich Ihre Ankunft abwarten, denn man hatte mir geſagt, das ſei die nächſte Straße aus Norddeutſchland nach Italien und ich wußte wel, daß gnädige Gräfin die nächſte wählen würden.

Doch als wir vorgeſtern hier anlangten, erklärte die Gräfin ſehr beſtimmt, hier wolle ſie bleiben, und keine Bitten noch Vorſtellungen konnten ſie bewegen ihren Entſchluß zu ändern. Die Wirthin hier im Gaſthof, die wirklich engelsgut iſt, hat Alles gethan, um es uns ſo bequem wie möglich zu machen, auch einen Arzt herbeirufen laſſen — doch der verſchrieb calmirende Pulver, und damit iſt nicht geholfen.“

„Nein, gute Hedwig, damit iſt nicht geholfen! ich werde jetzt an den Comer-See gehen und meine arme Couſine mit mir nehmen. Da iſt reine Luft, ſchöne Gegend, ärztliche Hülfe, Stille, vielleicht wirkt das günſtig. Wo nicht, ſo gehe ich mit ihr nach Florenz oder Rom zu berühmten Aerzten.“

In ſolchen Geſprächen verging die Zeit. Da kam der Baron, wieder ganz verſtört, ins Zimmer und ſagte zu Ilda:

„Es iſt ein Frauenzimmer da, eine Dame, was weiß ich! die mit der größten Heftigkeit Sie zu ſprechen verlangt. Ihre Leute haben ſie zu mir geführt, weil ſie nicht im Stande waren ſie zu beruhigen. Doch ich konnte mich nicht mit ihr verſtändigen, und ich weiß noch nicht, ob ſie eigentlich Sie oder Polydor zu ſehen wünſcht. Dies Botzen iſt ein unruhiger Ort.“

Ilda küßte Ondine auf die Stirn und verließ ſie ſeufzend. An der Thür ihres Gemachs flog Regine ihr entgegen und rief:

„Es wird Nacht und Polydor kommt nicht! Erbarmen Sie Sich und laſſen Sie ihn rufen!

„Es wird das Beſte ſein,“ erwiderte Ilda, und ſie ſchrieb ihm haſtig:

„Durch Ihre Eltern werden Sie wiſſen oder ahnen, daß Gräfin Regine Sie hier erwartet, und ganz entſchloſſen iſt ſich mit Ihnen zu verſtändigen; verſchieben Sie alſo nicht die unabwendbare, peinliche Szene, und kommen Sie gleich, denn ſie iſt wie auf der Folter, aber — wunderbar ſchön.“

„Mein Bedienter ſoll das Billet hinbringen,“ ſagte Regine, er kennt den Weg, er kennt Polydor. Eine halbe Stunde werde ich wol noch warten müſſen — die Kraft habe ich, mehr nicht . . . wenn er kommt ſchicken Sie ihn gleich zu mir — nicht wahr?“

Ilda gab ihr die Verſicherung. Regine ging mit dem Billet. Fünf Minuten ſpäter trat Polydor in Ildas Gemach, und ſagte:

„Regine iſt hier; meine Eltern haben ſie mir beſchrieben, den Namen wußten ſie zwar nicht — aber nur ſie kann es ſein.“

„Freilich harrt ſie Ihrer und hat Ihnen ſo eben Botſchaft geſchickt.“

„Da will ich gleich zu ihr gehen.“

„Sind Sie feſt, mein armer Polydor?“

„Feſt und ruhig.“

„So gehen Sie — und Gott mit Ihnen.“

Regine lag in ihrer gewöhnlichen Stellung auf dem Sopha, als der Bediente Polydor bei ihr einführte. Doch kaum war die Thür hinter ihm geſchloſſen, als ſie vom Sopha herab und auf ihre Knie glitt, und die Arme zu ihm erhebend, flehend ſagte:

„Polydor, können Sie mir vergeben?

„Demüthigen Sie mich nicht, gnädige Gräfin" — ſprach er ſanft, hob ſie auf und ließ ſie auf dem Sopha nieder.

„Ach," ſagte ſie weinend, „da Sie ſo ruhig zu mir reden, ſehe ich, daß Sie mich nicht mehr lieben."

Er ſchwieg.

„Haben Sie denn weder ein tröſtendes noch ein freundliches Wort für mich, Polydor, und ſehen doch, wie ich Ihretwegen leide?"

„Hatten Sie einſt ein tröſtendes Wort für mich?" fragte er hart.

„Nein! aber daß ich es nicht hatte, macht mich ja elend."

„O Gräfin, was kann ich Ihnen ſagen? jedes Wort, mein Anblick ſogar, muß Ihnen weh thun!"

„So iſt die Liebe ganz todt in Ihrem Herzen — dieſe Liebe, die einſt nur mein kindiſcher Triumph war, und jetzt mein Stolz wie meine Seligkeit ſein würde?"

Polydor ſtand wie damals vor ihr, hochaufgerichtet, blaß und bewegt — aber ohne Zorn, und ſo ſagte er auch:

„Der Glaube iſt todt! und was iſt Liebe ohne Glauben? Sie haben mit mir geſpielt, mich gequält, mich tödtlich verwundet, das vergebe ich Ihnen gern —

doch vergeſſen kann ich es nicht, kann kein Vertrauen zu der Frau faſſen, die mich mit kalter Verachtung von ſich wies, nachdem ſie mich mit ſüßer Liebesvorſpiegelung angezogen. Und wenn Sie mir auch jetzt tauſend Zeichen und Beweiſe der Liebe geben — ich könnte Ihnen doch nicht mehr glauben, würde jetzt unter Ihren Schwüren und Küſſen mir ſagen: ſie liebt dich nicht — ſie ſpielt nur mit dir. — Ich muß an das Weib glauben können, das ich lieben ſoll. Mag ſie irren, mag ſie fehlen, mag ſie mir weh thun — ich werde nicht bloß vergeben, ſondern auch vergeſſen; doch reines Herzens muß ſie ſein, ohne Falſchheit, ohne Lüge."

„Sie ſprechen mein Todesurtheil" — ſprach Regine dumpf.

„Nein, Sie ſind ſo jung und ſchön, daß das Leben noch in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor Ihnen liegt, wenn Sie nur dieſe Herrlichkeit erkennen, und nicht Flittergold und Puppenſpiele dafür anſehen wollen. Sie können noch ſehr glücklich werden, ſobald Sie Sich entſchließen glücklich zu machen."

Sie ſah ihn an mit einem ihrer faſcinirenden Blicke, der vor vier Wochen ihn zu ihren Füßen hinabgezogen haben würde. Doch heute glitt er an ſeinem Buſen ab, wie der Blitz an Marmor. Sie verhüllte das Geſicht und winkte ihm mit der Hand ſie zu verlaſſen. Da ſagte er bewegt:

„Gott ſegne Sie" — und ging. Als er an der Thür war, rief ſie:

„Polydor!" — Er blieb ſtehen. Sie flog durch das Zimmer, warf den Arm um ſeinen Hals, drückte ihn heftig an ihre Bruſt, und noch heftiger einen Kuß auf ſeine Lippen, und drängte ihn aus der Thür.

Nachts um zwei Uhr verließ Regine Botzen.

„Ward Ihnen der Abſchied ſchwer?" fragte Ilda am nächſten Morgen Polydor.

„Nein! — Die Liebe iſt todt."

„Aber ihr?"

„Sie war anfangs ſehr niedergeſchlagen, dann ſehr heftig, aber ſie wird ſich faſſen und tröſten."

„Wie ſie mir erzählte, hat ſie wirklich nach Ihrem Verſchwinden Unglaubliches gethan und gelitten."

„Die Ueberraſchung war groß, das böſe Gewiſſen quälte ſie; die Unruh, was aus mir geworden ſei, die Unwiſſenheit, welch Ende die ganze Sache nehmen würde — kurz, die Neuheit der Situation brachte ſie aus der Faſſung. Nun, da Alles und auf immer abgethan iſt, wird ſie ſehr ſchnell ihre frühere Haltung gewinnen."

„Ich glaube auch nicht, daß ſie von dem Stoff iſt, aus dem man die großen Leidenſchaften macht. Schmerzliche Aufwallungen mag ſie haben, aber keinen unvergänglichen Schmerz."

„Jeder Schmerz iſt vergänglich, denn wir ſind glücksbedürftig, und ein Sternchen Glück macht eine ganze Schmerzensnacht hell.“

„Das iſt brav! ſo muß man denken bei einundzwanzig Jahren.“

„Wir ſind ſchon wieder bei unſerer alten Gewohnheit des Disputirens, denn ich behaupte, daß man ſtets ſo denken, und nie ſich einbilden muß, mit Schmerz oder Freude die Rechnung abgeſchloſſen zu haben.“

„Lieber, die Stelle welche vom Blitz getroffen war, blieb den Alten heilig, ſie überbauten ſie nie, ein Gott hatte ſie berührt. So mein' ich ſolle auch der Menſch das Plätzchen heilig achten, das in ſeiner Seele vom Blitz verſengt ward. Auf andern Stellen mögen Blumen erblühen und Altäre ſtehen — auf dieſer nicht. Es können allerlei Freuden und Schmerzen kommen, aber die eine, beſeligende — aber der eine, vernichtende — die kommen nicht wieder, und es iſt gut ſich darüber keine Illuſionen zu machen.“

„Die Reſignation ſteht Ihnen ſeltſam, Gräfin.“

„O, ich bin nicht reſignirt, gar nicht, guter Polydor! ich mag ja nicht meinen Schmerz tragen, ſondern ich mögte zu ihm ſprechen: Du ſollſt meine Wonne ſein und mein Triumph! — und vielleicht gelingt es mir. Wenn ich nur erſt ſo viel Kraft gewonnen habe, um unter den ewigen Freiheitsbaum der Poeſie mich zu flüchten — dann, Polydor, iſt es mir gelungen.“

Der Baron endete nach drei Tagen des Aufenthalts in Botzen ſeinen Brief an Ildas Mutter:

„Und ſo reiſen wir denn morgen früh mit der „armen Kranken an den Comer-See, wo Ihre „Tochter eine Villa zu bewohnen denkt, die ſie „auch im vorigen Sommer bewohnt hat. Polydor „wird nicht lange dort verweilen, ſondern nach Rom „gehen zu ſeiner Kunſt. Ilda hat großes Verlangen „nach Stille und Einſamkeit; gar keins nach „der Geſellſchaft. Ach, theure Gräſin, die Welt „iſt langweilig, kalt und ſchwerfällig, zuweilen grauſam, „wie ein Maſchinen-Räderwerk. Die lieblichſten „Erſcheinungen gehen darin zu Grunde. „Ondine zerbricht; Ilda flieht. Ich bin ganz trübſinnig, „und die Erde iſt doch ſo ſchön!“

Seitdem ſind zwei Jahre vergangen. Polydor ſchreitet fort auf ſeiner glänzenden Laufbahn, und die Kunſt iſt ſeine Geliebte. Ilda lebt in Italien und der Schweiz, bewundert, gefeiert, ſorgſam den Purpurmantel über ihrem Herzen zuſammenhaltend. Ondine ſchlummert an der Pyramide des Ceſtius. Regine ſteht im Begriff eine glänzende Vermählung aus herzlicher, gegenſeitiger Neigung zu ſchließen. Und Otto? — Otto macht ſicher und ruhig ſeinen Weg durch die Welt; der Mann, der ſich ſelbſt beherrſchen kann, iſt geſchaffen um ſie zu beherrſchen.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite 74. Zeile 1. lies: ecraſiren ſtatt evaſiren.
— 96. — 3. — denn, ſtatt dann.
— 109. — 19. — á bonnes fortunes; ſtatt á bonne fortune.
— 115. — 25. — komme, ſtatt kommen.
— 122. — 26. — pur, ſtatt par.
— 130. — 21. — deute, ſtatt deulte.
— 141. — 27. — Samovar, ſtatt Samovor.
— 189. — 1. — kleines, ſtatt keines.
— 191. — 12. — Caeſonia, ſtatt Caſonia.
— 201. — 8. — Teint, ſtatt Taint.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn in Berlin.

Im Verlage von **Dunker und Humblot** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alexis, Willibald (Dr. W. Häring) geſammelte Novellen. Bd. I—IV. 8. 1830. 1831. 5⅓ Thlr.

— — neue Novellen. Bd. I. II. 8. 1836. 3⅓ Thlr.

— — die Geächteten. Novelle. (Steht nicht in den „geſammelten Novellen“). 1½ Thlr.

— — Zwölf Nächte. Roman in ſechs Büchern 3 Theile.

Blum, K., Vaudevilles für deutſche Bühnen und geſellige Zirkel; nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. 2 Bände nebſt Muſikbeilagen. 2⅔ Thlr.

Boccaccio, das Decameron; überſetzt von D. W. **Soltau**. 3 Bände. 4½ Thlr.

Briefe eines Lebenden, herausgegeben von F. F. 2 Bände. 3⅙ Thlr.

Bruchſtücke aus Karl Berthold's Tagebuch. Herausgegeben von **Oswald**. 1⅚ Thlr.

Buntes Leben. Roman, aus dem Engliſchen überſetzt von **Th. Hell**. 2 Bände. 2⅙ Thlr.

Chezy, Helmina v., Aurikeln; eine Blumengabe von Deutſchen Händen. 1½ Thlr.

Eichendorff, J. v., Dichter und ihre Geſellen. Novelle 1⅔ Thlr.

Felicitas. Ein Roman von der Verfaſſerin der Erna. 1⅙ Thlr.

Friedrich, Th. H., dialogiſche Turnſpiele. ¼ Thlr.

Furchau, F., Arkona. Ein Heldengedicht in zwanzig Geſängen. 2⅓ Thlr.

Göthe und Zelter, Briefwechſel in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben v. Dr. F. W. **Riemer**. 6 Thle. 12 Thlr.

Großmann, Julie v., das Haus Torelli. 2 Thle. 8. 1836. geh. 2⅓ Thlr

Hoffmann, E. T. A., die Elixiere des Teufels. 2 Bde. 2 Thlr.

Holtei, K. v., Lenore. Schauſpiel. ⅔ Thlr.

Kotzebue, A. v., Erinnerungen aus Paris. 2 Bde. 1⅓ Thlr.

— — Erinnerungen von einer Reiſe aus Liefland nach Rom und Neapel 3 Thle. 3 Thlr.

Lüdemann, W. v., Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen. 1⅓ Thlr.

Meißner, A. G., das Leben des Julius Cäſar, fortgeſetzt von J. Ch. L. Haken. 4 Bde. 6 Thlr.

Memoiren des Grafen Alexander von T— (Tilly). 3 Bde. 6 Thlr.

Mollien, G., Reiſe nach Columbia. 1⅔ Thlr.

Müchler, K., Anekdoten-Almanach für die Jahre 1810. 1811. 1812. 1813. 1815. 1817 bis 1834. 23 Jahrgänge und Regiſter. 31⅓ Thlr.

Müller, Wilh., Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano. 2 Bände. 2½ Thlr.

(Nicht in der Geſammt-Ausgabe von W. Müller's Schriften enthalten.)

Oſſian's Gedichte; rhythmiſch überſetzt von J. G. Rhode. 3 Thle. 4 Thlr.

Rellſtab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. 4 Thlr.

Rumohr, K. F. v., Deutſche Denkwürdigkeiten. 4 Theile. 4½ Thlr.

Die Schleichhändler, Novelle von J. v. G. 1⅙ Thlr.

Scott's, Walter, Romane, überſetzt von W. A. Lindau und S. H. Spiker.

Der Alterthümler. 3 Bände. . . . . . 3½ Thlr.
Der Pirat. 3 Bände. . . . . 3⅓ Thlr.
Quintin Durward. 3 Bände. . . . . 3 Thlr.

Straparola's Mährchen, überſ. von F. W. V. Schmidt. 1 Thlr.

Streckfuß, K., Geſammelte Erzählungen. 2 Bde. 2 Thlr.

Töpfer's, K., Luſtſpiele. 2 Bände. 3⅔ Thlr.

Trueba, D. T. de, Salvador, der Guerillaführer, überſetzt von G. Friedenberg. 3 Bde. 3½ Thlr.

Voß, Jul. v., Traveſtieen und Burlesken. ⅓ Thlr.

Woltmann, Karoline v., Die Bildhauer. Roman. 2 Bde. 3 Thlr.

Wunderſage, die, von Alroy. Vom Verfaſſer des Vivian Grey. Ueberſetzt von Th. Hell. 2 Bde. 3 Thlr.

Jenſeits der Berge.

Erſter Theil.

Jenſeits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

P. o. germ. [illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

In der Schweiz 1

Eine Idylle 18

In Genua 54

Eine Novelle 61

Der Kapuziner 82

In Florenz 109

In Rom 161

Zwei kleine traurige Geſchichten 240

In der Schweiz.

Zum dritten Male belagere ich die Alpen und mache einen Sommer lang die Schweiz zu meinem Hauptquartier. Es iſt mit Schönheit ſo reich verſehen, daß ich keinen Mangel leide. Dennoch bin ich faſt ängſtlich geſpannt auf die, welche die Mauer des Gebirges verſteckt. Die Erfüllung eines Wunſches macht nur dann glücklich, wenn ſie à propos eintritt: ein gewiſſer Moment der Spannung darf nicht überſchritten werden; die Erwartung darf ſich nicht zum quälenden Warten ausdehnen, das ſehnſuchtvolle Herz nicht mit fieberhaftem Verlangen ſchlagen. Tritt dann die Befriedigung ein, ſo iſt ſie kein himmliſcher Genuß, ſondern eine rettende Arzenei. Müßte ich jetzt vor den Alpen umkehren, ſo wäre der rechte Augenblick verfehlt, und ich würde ſchwerlich mehr mit dieſer Paradieſesgewärtigkeit nach Italien ziehen; deshalb muß ich jetzt nach Italien.

Meine Freunde ſind erwartungsvoll, was ich dort dichten und ſchreiben werde. Ich bin es noch mehr als ſie. Ich meine, es müſſe etwas ganz Extraordinäres werden. Aber ſo iſt es mir immer gegangen! Ich habe einmal gehört, Kometen wären Welten, die nach Ausbildung, Feſtigkeit und Ruhe ſtrebten, und wenn ſie das Alles erlangt hätten, kleine unſcheinbare Sterne würden. Wenn die Gedanken ungeregelt in meinem Kopfe umherſchweifen, ſo kommen ſie mir vor wie leuchtende Kometen, welche aber auf dem Wege durch die Feder auf das Papier immer bläſſer und bläſſer, und zuletzt, als gedruckte Bücher, zu ſtillen, kalten, graugrünen Erden werden. Ich möchte wiſſen, ob große Geiſter ganz zufrieden mit ihren Werken ſind; ob Gott es iſt mit ſeiner Welt. Mir kommt jede Erſchaffung — fremde und eigene — nur wie der Gypsabguß von einer Marmorſtatue vor.

Vielleicht langweilt es mich in Italien, wo ſo wunderſchöne Marmor- und andere Bilder ſind, meine Gypsabgüſſe zu machen, und ſobald es mich langweilt, iſt es mir unmöglich, zu ſchreiben. Das muß ich abwarten. Einſtweilen, bis ich zu dem „Jenſeits der Berge“ komme, bin ich dieſſeits derſelben in einem Patmos, wo es nur Offenbarung der Schönheit giebt — in Elfenau bei Bern, und die großen Schneeberge des Oberlandes liegen mir gegenüber wie eine rieſenhafte, blendende Perlenſchnur. „Monts et merveilles“, ſagen die Franzoſen, „goldene Berge“, ſagen wir; dieſer Sprachgebrauch verkündet, welchen Reiz die Berge für die Phantaſie haben. Hinter jeden Berg, in der geiſtigen wie in der Erdenwelt, hab' ich ſtets das Paradies nicht blos verlegt, ſondern hinter ihm auch gefunden: Ausruhen — dieſen Abglanz von dem uralten Paradieſe: Ruhe. Und aus einem jeden treibt der Durſt nach Allwollen heftiger noch als der nach Allwiſſen, die Unruhe, hinweg. Das thut aber nichts! —

Siehſt Du dort die Berge liegen
 In phantaſtiſch=reicher Pracht,
 Die ſich morgen trübe ſchmiegen
 In die graue Wolkennacht?

Sie, die geſtern hell geſchienen
 Wie des Pharus ſpätes Licht,
 Gleichen morgen den Ruinen,
 Die ein Nebelkranz umflicht.

Aber jene Bergesſpitzen,
 Eiſig und erglüht zugleich,
 Thürmen ſich ja auf, zu ſchützen
 Des gelobten Südens Reich.

Gieb die Hand mir, mein Vielliebер!
Ob ſie lächeln, ob ſie dräu'n —
Fröhlich ziehen wir hinüber
In das goldne Land hinein.

Tage liegen, böſ' und gute,
Alſo vor der Zukunft Thor;
Vorwärts nur mit friſchem Muthe,
Vorwärts, Aug' und Herz empor!

Wenn die Berge uns nicht ſchrecken,
Wenn wir lächelnd ſie umgehn,
Dürfen uns die Tage necken,
Daß wir trüb' in ihnen ſtehn?

An mein Herz, Du mein Vielliebер!
Wie der Lebensſturm uns treibt,
Gut' und Böſes rauſcht vorüber
Und nur unſre Liebe bleibt.

Ja, zu Dir laß mich reden! — Schreiben, weißt Du, iſt für mich nur ein ſtummes Reden; das wird mich in vollkommener Unbefangenheit erhalten. Ich mag gern in ein Paar liebe Augen ſehen, wenn ich ſpreche, und am liebſten in die liebſten. Vor vielen fremden Augen ſpreche ich nicht gern! Was gehen mich all die Leute an, was gehe ich ſie an! Wir haben kein Herz zu einander. Biſt Du aber da und blickſt mich an, ſo vergeſſe ich, daß auch Andere es thun. Du machſt mich frei — wie die Vaſallen in alten Zeiten dem Banner ihres Lehnsherrn folgten, aber ſonſt Keinem, auch nicht dem Kaiſer, dienten. Ich weiß nicht, wie ich mich benehmen würde, wollte ich dem geſammten Publicum erzählen, was mir jenſeits der Berge widerfährt. Wahrſcheinlich würde etwas zum Vorſchein kommen, das den Portraits ähnlich iſt, die von mir gemacht worden, und die ſämmtlich etwas Steifes, Starres, Gezwungenes haben, worüber ich immer lachen muß. Dir gegenüber aber bin ich und fühle ich mich aufgefaßt und geſchützt in meiner Eigenthümlichkeit, welche gerade ſo gut wie jede andere iſt — und dies Bewußtſein macht unbefangen.

Es mag wol eine Art von Tautologie ſein, daß ich Dir, der Du an meiner Seite biſt, erzähle, was ich mit Dir erlebe. Allein Du haſt in meinen Augen, außer Deinen vielen unbeſchreiblichen Vorzügen, noch den einen beſchreiblichen, daß ich Dich nie langweile, daß Du morgen gern vom Papier leſen magſt, was Du heute in meinen Augen geleſen. Solche unlangweilbare Leſer wünſche ich aus tiefſter Seele den Autoren, die das blaſirte Publicum nie friſch und amuſant genug findet. Das erſte Buch eines Schriftſtellers wird neugierig geleſen, und ſteht er darin etwa auf einem Fuß, ſo applaudirt man heftig und begehrt, daß er in dem nächſten nicht auf dem andern, ſondern auf gar keinem Fuße ſtehe. Nun frage ich, ob andere Leute als literariſche Jongleurs dieſe Forderungen erfüllen können und mögen?

Darum ſchreibe ich Dir und für Dich, und ein Büchlein wird nur deshalb daraus, weil ich in der Leſewelt bekannte und unbekannte Freunde habe, die mich durch ihre Theilnahme verpflichten, ihnen Freude zu machen, ſo viel ich kann. Ich weiß, nach langer Zeit, wann vielleicht ich ſelbſt und mein Buch vergeſſen bin, wann wir beide alt und Welt und Leben uns grau geworden ſind, dann wirſt Du noch mit derſelben Freude dieſe Zeilen leſen als in den Tagen, wo ſie geſchrieben wurden, und Dein Herz wird dankbar ſchlagen, daß einſt Welt und Leben uns ſo ſchön, und wir darin ſo glücklich waren.

Ich bedauere nicht, Deutſchland weidlich durchſtreift zu haben, bevor ich nach Italien komme. Ich habe ſeine Schönheiten geſehen und wiedergeſehen und hoffentlich ſo feſt in mein Herz geſchloſſen, daß Italiens Glut und Glanz ſie nicht beeinträchtigen wird. Wenigſtens nicht eine derſelben: ſeine alte kirchliche Baukunſt, die Einige angelſächſiſch, Andere altdeutſch, die Meiſten gothiſch nennen. Ich war kürzlich wieder weiß der Himmel zum wie vielten Male! — in der Lorenzkirche zu Nürnberg, in dieſem ſtrebenden, ſchwebenden Bau, der zwar an Größe, doch nicht an Erhabenheit und Harmonie übertroffen werden kann, und ich bin ſehr neugierig, ob eine Kirche im italieniſchen Styl mich mit dem tiefen Quietismus umwehen wird, den der St.: Stephan, und der Straßburger Münſter, und der Dom zu Freiburg, und dieſe Lorenzkirche aushauchen. Giebt es etwas Süßeres und Erquickenderes als ihn für die bewegte, leidenſchaftliche Seele? Noch eben umbrauſt von der Geſchäftigkeit, dem Treiben, dem Bedürfniß, der Qual des Lebens, bin ich auf einmal unter dieſen himmelſuchenden Gewölben aller irdiſchen Verwirrung entronnen, und das träumeriſche Licht dieſer Fenſter wirft goldene Schleier zwiſchen mich und die Welt. Dann ſetze ich mich auf die Stufen des Altars, und die ſtrahlende Roſe über dem Portal blickt mich an wie ein Gottesauge, und ich verſinke in ihren myſtiſchen Glanz und in den Frieden um mich her und in mir — und ſo möchte ich leben, Ewigkeiten hindurch! — Ach, dann kommt der Schritt eines Fremden, oder körperliche Erſchöpfung, oder irgend etwas Unbedeutendes und doch Störendes; dann ſtehe ich auf, ſchüttle den Staub vom Kleide, die friedliche Stimmung iſt entflohen, ich muß aus dem Schutz und Schirm des Altars in die bunte, harte Welt. Aber die unſäglichen Wohlthaten, die ihr alten, tiefſinnigen Dome mir gethan, die vergeſſe ich euch nie, und ich will euere dunkeln Kreuzgewölbe nicht erdrücken laſſen von der lichten, reichgeſchmückten italieniſchen Kuppel.

Meine Liebe für die alten Kirchen iſt aber kein Fanatismus, und ich halte mich keineswegs für verpflichtet, das anzubeten, was gothiſch iſt. Mißverhältniſſe ſtören mich fürchterlich. Ich habe vor vier Wochen die langweilige Fahrt von Nürnberg nach Schaffhauſen gemacht, nur um den Münſter zu Ulm zu ſehen, auf den ich ganz heißhungrig war. Wie ein Felſen überragt er die kleine Stadt. Der prachtvolle, phantaſtiſch ausgearbeitete Thurm, ein Spitzengewebe von Quaderſtein, iſt nur halb vollendet; die ganze Flèche fehlt, und man hat ſtatt deren ein winziges Dächelchen darauf geſtülpt. Der Thurm ſieht aus wie ein der Mutter entwachſenes Rieſenkind, das man eiligſt unter die Haube gebracht; und das iſt ganz richtig, der Bau entwuchs ſeiner Zeit: 1370 angefangen, wurde er 1494 erſt beendet. Da war die Glaubensglut erloſchen, welche der Heerd iſt, aus dem eine ſolche Girandole emporſchießt. Aber die Unvollendung ſtörte mich nicht, ſowie der Schleier mich nicht ſtört, den Krankheit, oder Gram, oder Anſtrengung über ein ſchönes Menſchenantlitz geworfen. Ich darf denken: ſeine Zeit wird wiederkommen! — und dadurch wird die Wirklichkeit nur zu einer momentanen Beſchränkung der Imagination. Beim Anblick des kleinen Daches durfte ich denken: die Arbeiter hätten es aufgelegt, weil ſie drei Tage hindurch das Pfingſtfeſt oder dergleichen feiern wollten. Sind aber Fehler in den Proportionen, zu kurze Arme an einer Apollogeſtalt — ade die Bewunderung! Das Innere des ulmer Münſters war mir faſt peinlich, trotz ſeiner koloſſalen Größe, trotz des 141 Fuß hohen Mittelſchiffs, trotz der miraculoſen Sibyllen und Propheten im hohen Chor, von Görg Sürlin's Holzſchnitzarbeit; denn die Bogen ſind ſpitz zulaufend wie Fiſchgräten, bohrten ſich förmlich in meine Augen hinein, und wendete ich dieſe ruhebedürftig ab, ſo fielen ſie auf die dürftigen Säulen, welche die beiden Seitenſchiffe theilen und tragen, und welche neben den gothiſchen Pfeilerbündeln ausſehen wie Strohhalme neben Garben. Sie werden zuſammenknicken, dachte ich. Um aus dieſen Gebrechlichkeitsideen herauszukommen, welche unter allen Umſtänden unbehaglich ſind, ſtieg ich auf den Thurm, was ich höchſt ſelten thue, weil mir bei der Landkartenausſicht von Thürmen und Bergen immer die Geographielectionen meiner Kindheit einfallen. Ich bin überhaupt keine Freundin der Erinnerungen, und mögen es die lieblichſten ſein, ſo genügt das Wort: ſie ſind geweſen — um mich kühl gegen ſie zu ſtimmen. Für mich liegt kein Paradies in der Vergangenheit, aber wol in der Zukunft. Daher giebt es auch kein verlornes für mich, nur ein zu gewinnendes. Ich bin ein Genie im Hoffen. In ihre Kindheit verlegen die meiſten Menſchen ein kleines untergegangenes Paradies. Unbegreiflich! Haben ſie denn keine Lectionen nehmen müſſen? Ich habe viel geweint in meinem Leben, und ich glaube die Rechnenlection hat mich damit en train gebracht. Sie war mir tödtlich; ſie zerbrach mir den Kopf, ohne hineinzuſchlüpfen; ſie koſtete mich unzählige Thränen, ſie gab mir unbeſieglichen Widerwillen gegen ſie und Verzagtheit an mir ſelbſt — ich konnte und konnte es nicht lernen. Später, im Leben, giebt es gar viel zu rechnen, zu berechnen, was weiß ich! aber ich wußte, daß ich keine Geſchicklichkeit darin hatte, ich verſuchte es gar nicht, aus Furcht übel zu beſtehen. Ach, da kamen erſt recht die Thränen! Jedoch nicht alle Menſchen ſind ſo ungeſchickt wie ich: ſie lernen hübſch rechnen, ſind kluge Kinder geweſen und werden verſtändige Leute, die nicht zu weinen brauchen. Aber haben ſie denn auch keine Langeweile bei den Lectionen ausgeſtanden, wie ich bei den geographiſchen? Das wäre doch ſeltſam. Es iſt aber ſehr ſchwer, das zu ſagen, was man ſagen will, und nur das. Ich meine, Thränen und Langeweile ſind ziemlich triſte Erinnerungen aus dem Paradieſe der Kindheit, und an letztere ward ich erinnert, als der Thurmwärter begann vom Schlachtfelde von Elchingen zu erzählen und von der Poſition der Oeſtreicher und Franzoſen bei Mack's Capitulation. In dieſem Augenblicke fand ich eine Flucht ohne alle Capitulation vollkommen begreiflich — und ich entfloh.

Das war Alles bei dem berühmten Münſter zu Ulm.

Eine andere unvergeßliche Schönheit Deutſchlands iſt

Der Rheinfall von Schaffhauſen.

„Willkommen, willkommen mein Töchterlein,
Haſt noch nicht vergeſſen Deinen Vater, den Rhein?
Es ſind doch vergangen zwei flüchtige Jahr,
Seit Du Dich geſpiegelt im Auge mir klar.“ —

Mein Vater, wie könnt' ich vergeſſen Dich je,
Und ſelbſt wenn ich nie mehr ins Auge Dir ſeh!
Von Strömen in Deutſchland gar manche ſah ich,
Es hatte doch keiner Dein Auge für mich,
Das tiefſinnig, traulich ins Herze mir lacht
Und augenblicks heimiſch am Ufer mich macht.
Ich war, wo die Wellen der Donau hinziehn,
In Deutſchlands gewaltiger Kaiſerſtadt Wien;
Ich war an der Moldau hellgelblicher Fluth,
Wo Prag, die entthronete Königin, ruht;
Ich war an dem weinlaubumſchlungenen Strand
Der Elbe im freundlichen ſächſiſchen Land;
Ich war auch am ernſthaften Odergeſtad,
Wo Breslau ſein Rathhaus ſo maleriſch hat: –
Das hat mir vertrieben der Jahre nun zwei,
Ich ſchauete freudig, was ſchön war und neu,
Die Stunden und Tage entflohn mir geſchwind —
Doch ſieh! ich komm' wieder, Dein zärtliches Kind,
Und freu' mich der Kraft und der Herrlichkeit Dein,
Du Stolz von ganz Deutſchland, Du herzlieber Rhein!

Ueber den Rhein hinweg — lebe wohl, Deutſchland! Das Land hat eine ganz andere Phyſiognomie, iſt gartenmäßig bebaut, und Dörfer ſind darüber hingeſtreut mit flachen Schindeldächern und frommen Sprüchen auf, und kleinen zierlichen Gärten vor den Bauerhäuſern. Sei das Haus noch ſo ärmlich, dies Gärtchen voll Roſen und Mohn fehlt nie und macht den Eingang in das Haus einladend; doppelt einladend für mich, da ich die ſchaudererregenden Avenuen zu norddeutſchen — nicht blos Bauerhäuſern — kenne. Obgleich ich nicht bedauere, Deutſchland weidlich durchſtreift zu haben, ſo bedauere ich doch noch weniger, es zu verlaſſen. Seine mittelmäßige Natur langweilt mich, wenn ſie mir auch zuweilen ſehr gefällt. Ich kann das nicht leiden, wenigſtens nicht dauernd, was mir nur gefällt. Ich gehe drum herum, beſehe es mir und ſage: wunderhübſch! charmant! — und dann laſſ' ich es fallen, wie ich eine welke Blume nie wegwerfe, ſondern fallen laſſe, ſo von ſelbſt, aus Gleichgültigkeit. Darum pflücke ich nie eine Blume; ich weiß vorher, nach fünf Minuten bin ich ihrer überdrüßig. Die Naturſchönheit Deutſchlands iſt mir eine Blume, die welk wird, und von der ich mich mit vollkommener Gleichgültigkeit wegwende. Nach keinem Berge, nach keinem Fluſſe, nach keinem Thale habe ich das Verlangen des Wiederſehens. Von Dresden und von Heidelberg habe ich geſagt: Hier könnte ich leben! — Hier möchte ich leben! — ſagte ich noch nirgends. Indeſſen trägt wol nicht Deutſchlands Charakter, ſondern mein eigener dieſe Schuld, wenn es eine iſt. Müßte ich Wurzel faſſen in der Welt, in irgend ein

Haus ſchlüpfen und mich darin für's Leben etabliren, ſo würde das Dach dieſes Hauſes mich drücken wie ein Sargdeckel. Das iſt nicht Frauenart. Wer will aber eine Anomalie nicht gelten laſſen, weil ſie nicht zu klaſſifiziren iſt? Wer will eine Laune der Schöpfung controliren? Ich reiſe nicht um zu ſehen und zu hören; nicht um zu bewundern und bewundert zu werden; nicht um mich zu bilden und Kenntniſſe und Wiſſenſchaft zu erwerben; nicht um zu Hauſe mündlich und ſchriftlich allerliebſte Märchen von meinen Reiſen zu liefern; nicht um Menſchen, Sitten, Gebräuche des Auslandes als Stoff zu künftigen intereſſanten Medisancen einzuſammeln: ich reiſe, um zu leben. Sucht nicht Jeder ſein kleines Daſein ſo gut wie möglich durchzubringen? Geſchehen nicht ganz unerhörte Dinge, um das Leben zu friſten? Deshalb ſitzen Menſchen tagelang am Schreibtiſch oder in dumpfen Werkſtätten; deshalb ſtehlen, morden, betrügen ſie, heimlich, öffentlich — wie's kommt; deshalb ſetzen ſie ſich der Möglichkeit aus, am Galgen oder im Kriege zu ſterben; ja, was noch viel grauſiger iſt, deshalb heirathen Frauen unerträgliche Männer. Ich reiſe um zu leben.

Leben! das iſt ein großes, ein geheimnißvolles Wort! davon hat Jeder ſeine eigenen Anſichten wie von Liebe, wie von Glück, und danach richtet auch Jeder ſeine beſondern Anſprüche. Genießen, handeln, ſich ausbilden, erwerben, ſchaffen, herrſchen, Pflicht erfüllen, Beruf nachgehen — das iſt Alles: leben. Aber mein Leben?

Unbeachtet von der Menge,
Ungeſehen im Gedränge,
Durch die Hand nicht zu erreichen,
Aus den Wolken, von den Zweigen,
Wie die kleinen Vögel ziehen,
Singend kommen, ſingend fliehen:
In des Lebens Sommernächten
Nachtigallenſänge flechten;
Trübe, ſchwere, graue Tage
Lichten mit dem Finkenſchlage;
Jubel, Freiheit, Freude krönen
Mit den heitern Lerchentönen;
Fremdem Wunſch und fremder Frage
Sein Organ in Luſt und Klage;
Schönheit mit dem Kranze zieren,
Mit der Größe triumphiren;
Durch das Daſein und die Zeiten
Gleich den Waldhornklängen gleiten,
Wenn ſie Nachts im Wald, im Nachen
Dir das Herz erzittern machen
Und wie Geiſtergruß verſchweben:
Das iſt mein Leben! —

Und ich lebe es in der Reiſefreiheit, wo die Menſchen freundlich mit mir ſind wie mit einem Zugvogel, und wo ich, gleich einem ſolchen, raſch und leicht an ihnen vorüberſtreiſe.

Wie oft höre ich von den Menſchen ſagen, das Leben ſei nicht viel werth, ſei nur gering zu achten, aber ſchwer ſei es, drückend ſchwer. Mir iſt es gerade umgekehrt: unſchätzbar und leicht wie ein Diamant, den man am Finger trägt. Manche auch ſind ganz verblüfft und erbittert, daß ſie in der Muſchel des Lebens nicht die Auſter gefunden haben, die ſie behaglich verſpeiſen wollten, ſondern die ungenießbare ſtolze Perle, mit der ſie nichts anzufangen wiſſen, die ſie in den Staub rollen laſſen und obenein verleumden, weil ſie weder zu kochen noch zu braten iſt. Das iſt Thorheit, die das Koſtbare nicht erkennt, und Schwäche, die es nicht erringen mag. Brächen ſie die Perlen aus den Muſcheln, ſo würden ſie einen prächtigen Schmuck beſitzen. — O, ich liebe das Leben, dieſen donnernden, ſchäumenden Waſſerfall der Zeit!

Laß mich in den Abgrund ſchauen
Von dem jähen Felſenrand;
Meine Seele kennt kein Grauen,
Denn es hält mich Deine Hand.

Sollte ich zu tief mich bücken,
Sollte Schwindel mich umwehn,
Brauchſt mich nur ans Herz zu drücken,
Und die Furcht wird ſchon vergehn!

Aber Du — Du darfſt nicht beben
Vor der drohenden Gefahr,
Denn Dein Arm kann mich entheben
Ihr, ſobald Du nimmſt ſie wahr.

Sieh, mich freut's nach meiner Weiſe,
Daß es drunten tobt und ſtürmt,
Und Dein Blick magnetiſch leiſe
Meine Seele mild beſchirmt.

Eine Idylle.

Da, wo die Lütſchine ihr milchiges Gletſcherwaſſer in den See von Brienz gießt, liegt das Dorf Bönigen. Es iſt, was die Lage betrifft, ein Stiefkind in dem reichen maleriſchen Thale, welches durch die Seen von Thun und von Brienz eingeſchloſſen wird; daher beſuchen Reiſende es gewöhnlich nur auf Spaziergängen von Interlachen aus, oder wenn ſie ſich nach dem Gießbach oder nach Iſeltwald überſchiffen wollen. Gerade dadurch hat dies Dorf einen Reiz, welcher die dafür Empfänglichen unſäglich wohlthuend berührt: es iſt ruhig. In dem Tumult von Interlachen wird man ganz von der Schönheit dieſes lieblichen Ortes entzaubert; denn es verliert allmälig ſeine charakteriſtiſche Phyſiognomie, es fügt ſich der Tendenz der Zeit und wird ganz ſo modern flach und nüchtern, wie es ſich für Alles — Menſchen, Zuſtände, Länder, Völker — ſchickt, was nicht den verächtlichen Vorwurf barbariſcher Unciviliſation auf ſich laden will. Die uralten mächtigen Nußbäume werden umgehauen und dafür Gaſthöfe erbaut, große vierſtöckige Häuſer, weiß angeſtrichen, mit grasgrünen Jalouſien, die neben den hier und da zerſtreuten braunen maleriſchen Bauerhäuſern wie grelle Theaterdecorationen ſich ausnehmen. Reiſende aller Nationen, beſonders aber Engländer, haben von dieſen Gaſthöfen Beſitz genommen, welche faſt alle auf den Fuß organiſirt ſind, der den Engländern gewohnt oder bequem iſt. Interlachen iſt eine Vergnügungsanſtalt für Engländer. Die Einrichtungen ſind ſo fabrikmäßig, daß man nothgedrungen Anſtalt ſagen muß. Der große gemeinſchaftliche Salon, die gemeinſchaftlichen Frühſtücks= und Speiſeſtunden, die langen Corridors, an welchen Schlafzimmer neben Schlafzimmer, klein, aber reinlich, wie Zellen liegen, haben etwas Fabrik= oder Kloſtermäßiges, etwas Syſtematiſches, das mit der Freiheit des Land= und Reiſelebens unbehaglich contraſtirt. Dazu dieſe grauſige Schauſtellung der Erwerbgier! Gefiele es den Reiſenden über die Jungfrau hinweg ſehen zu wollen, würden deshalb tauſend Fremde mehr Interlachen beſuchen, ſo zweifle ich nicht, daß man den Schneeberg, wenn auch nicht wegtragen, doch wegwünſchen würde. Kinder vor Kaleſchen geſpannt zu ſehen, iſt nichts Ungewöhnliches. Iſt man z. B. nach Lauterbrunnen gefahren, ſo braucht man zum Weiterkommen über die Berge nur Pferde; man ſpannt ſie vom Wagen ab und reitet fort, indeſſen Kinder den leeren Wagen drei Stunden weit nach Interlachen zurückziehen. Ich weiß wol, daß ſie, und die Ältern noch mehr, herzlich froh darüber ſind, auf dieſe Weiſe ein paar Francs zu verdienen; aber gerade, daß ſie ſo erſchrecklich froh darüber ſind, macht mich traurig. Wenn die Schweiz während drei Jahren von keinen Reiſenden beſucht würde, in welche Armuth würden dieſe ſchönen Orte verfallen! Wo iſt ihre alte Einfachheit und Genügſamkeit geblieben? wo iſt der Vortheil, welcher dieſem Volk aus dem Verkehr mit der Fremde erwächſt? und mit welchem Recht drängen wir uns neugierig in die Abgeſchiedenheit friedſamer Thäler und bringen ihnen unſere Genußſucht, unſere Zerſtreutheit, unſere Unerſättlichkeit? — Mit dem Recht, das heutzutage gilt: mit dem Recht des Geldes. Kraft dieſes Rechtes macht man mit aller Gemüthsruhe, ſo weit die geldgefüllten Hände reichen, die Menſchen zu Sklaven und radotirt nebenbei von Freiheit und Gleichheit, von der Barbarei der mittelalterlichen Inſtitutionen, von der Ruchloſigkeit des Sklavenhandels und über Alles, was der Fortſchritt einſeitiger Cultur als gehäſſig bezeichnet. Ich bin nicht gern an einem Orte, wo die beiden äußerſten Pole des geſellſchaftlichen Zuſtandes, das Recht des Geldes und die Erwerbgier, verletzend ins Auge ſpringen. Es befällt mich eine unbeſiegliche Schwermuth über die ewig unlösbaren Diſſonanzen des Lebens. Darum haſſe ich den Aufenthalt in großen Städten und einen jeden, der ihre Schattenſeite hat.

Bönigen iſt wunderbar ſtill. Die beiden Wirthshäuſer, die letzten des Dorfs, liegen nur durch einen ſchmalen Fahrweg vom See entfernt, deſſen Wellen plätſchernd ans Ufer ſchlagen und eben ſo magnetiſch einförmig ſind wie das Stampfen der nahen Schneidemühle. Bald verwandelt ſich der Fahrweg in einen Fußſteig, denn die hohen Berge, mit prächtigem Laubholz bedeckt und anfangs mit Matten, ſpäter mit ſchroffen Felſen gekrönt, treten unmittelbar bis an den See heran, und all deſſen Windungen folgend, bald über Geröll, bald über einen ſchäumenden Waldbach, bald durch das ausgetrocknete, ſteinige Bett eines andern, zieht ſich der Fußſteig ziemlich unwegſam, aber ſehr maleriſch bis zum brienzer Gießbach am entgegengeſetzten Ende des Sees hin. Prachtvolle Nußbäume baden an einigen Stellen ihre Wurzeln im

Waſſer, und die blauen Wellen ſchimmern lieblich durch das friſche Grün der tiefherabhangenden Aeſte.

Unter einem dieſer Rieſenbäume ſaß an einem heißen Sommermittag ein Mann in leichter Reiſekleidung und rauchte eine Cigarre, neben ihm ein Mädchen in der zierlichen Landestracht. Sie ſind ſehr hübſch die Mädchen des berner Oberlandes, haben ſchlanke Geſtalten und auffallend edle, feine Züge, mit denen ihre Tracht vollkommen in Einklang iſt; denn dieſe langen, ſchwarzen Röcke, nur mit einem ſchmalen rothen oder blauen Saum, das ſchneeweiße Hemd, welches die Arme bis zum Ellbogen und Buſen und Schultern bis an den Hals bedeckt, das breite ſchwarze Sammetband, welches eng wie eine Binde den Hals umſchließt und durch ſilberne Ketten an das Mieder befeſtigt iſt, haben etwas Einfaches, Züchtiges, Edles, das von ſehr gutem Geſchmack und dem gewöhnlichen bäuriſchen ganz widerſprechend iſt. Volk, Kinder, Wilde lieben grelle, bunte Farben. Frauen, welche ſich einen ſo einfachen Anzug wählten, mußten von ungewöhnlicher Schönheit ſein. Die Frau, welche unter dem Nußbaume ſaß, war es allerdings; demnach hätte man ſie für eine Tochter des Landes halten können, wenn nicht drei Dinge geweſen wären, welche auch das ſchönſte Bauermädchen nicht hat: ein durchſichtiges, morgenröthliches Colorit, blendend weiße Hände und zarte graziöſe Füße. Dieſe Füße, ihrer Hülle entledigt, ſtanden plätſchernd im See und erfriſchten ſich und die Beſitzerin nach einem langen Spaziergange. Sie ſaß ziemlich ſchläfrig auf einem Stein, bequem zurückgelehnt an den Stamm des Baumes. Die dunkeln Wimpern verſchatteten ihre Augen, und ſie ſchien ſich des Schlafes nur dadurch zu erwehren, daß ſie ab und an die Fußſpitzen im Waſſer plätſchern ließ.

„Es kommen Leute, Richenza!" ſagte ihr Gefährte nach einer Weile.

„Was für Leute?" fragte Richenza, ohne ſich zu bewegen.

„Giebt's in dieſem Lande andere Leute als Travellers?" entgegnete er.

Richenza zog haſtig die Füße aus dem Waſſer und verſteckte ſie unter dem Saum ihres Kleides.

„Nicht doch!" ſagte er; „ich irrte mich, es ſind Landleute."

„Ah ſo!" ſprach Richenza, und die Füße ſchlüpften aus ihrem Verſteck in den See zurück. „Du mußt mich aber auch nicht necken, lieber Egon."

„Ich erfüllte nur Deinen Auftrag und warnte Dich vor fremden Blicken."

„Aber es verſteht ſich, daß ich dieſer Warnung nur gegen Deines Gleichen bedarf; denn erſtens ſeid Ihr unverſchämter, und zweitens habt Ihr Zeit. Der arme müde Bauersmann hingegen eilt zum Mittageſſen und iſt mit ſeinem Karren, oder ſeiner Laſt, oder ſeinen Ziegen viel zu ſehr beſchäftigt, um nach meinen Füßen zu ſehen.“

Einer der vorübergehenden Landleute ſchien Richenza's Behauptung Lügen ſtrafen zu wollen, denn er blieb ſtehen und betrachtete das Paar; indeſſen weniger in der Abſicht, ihre wunderſchönen Füße zu bewundern, als um neugierig zu erſpähen, ob etwa das Mädchen unter dem Baume aus ſeiner Bekanntſchaft ſei. Er konnte aber ihr Geſicht nicht durch die Zweige erkennen, deshalb verließ er den ſchmalen Weg, ſtieg ans Ufer herab und ſetzte ſich zehn Schritte von dem Paare unter einen andern Baum. Da ſah er Richenza, denn ohne ſich im Geringſten zu derangiren, blickte ſie ihm gerade ins Geſicht, kehrte ſich dann zu ihrem Mann und ſprach:

„Der Burſche iſt etwas weniger garſtig, als hier die Männer zu ſein pflegen; ſieh ihn doch an, Egon.“

„Er iſt ſogar ungewöhnlich hübſch“, ſagte Egon nach flüchtiger Prüfung; „ich denke alle Mädchen von Bönigen müſſen ſich in ihn verlieben.“

„Gott!“ ſagte Richenza, „wie hart, ſich in einen Menſchen zu verlieben, der nur alle Sonntage ſich den Bart putzt und das Hemde wechſelt! Ich kann es wirklich den hübſchen, ſaubern Mädchen hier zu Lande nicht verargen, wenn ihnen die Reiſenden beſſer gefallen als ihre Dorfgenoſſen.“

„Wäre ich alſo ein Bauer in der Leinwandjacke geweſen, ſo würdeſt Du mich nie beachtet, noch weniger geliebt haben?“

„Deine Schönheit hätte ich beachtet, wie ich ein ſchönes beſtaubtes und geſchwärztes Bild betrachte; denn obzwar ich eine große Vorliebe für reingewaſchene Geſichter und weiße Hände habe, ſo überwindet wirkliche Schönheit doch immer meinen Widerwillen für das Gegentheil. Geliebt aber, mein guter Egon, hätte ich Dich ganz gewiß nicht. Um Dich dazu zu machen, was Du biſt, mußten Erziehung, Gewohnheit, Umgebung, Verhältniſſe ſtattfinden, welche dem Bauer fehlen; ich liebe Dich aber ganz und gar, wie Du biſt, mit all Deinen kleinen Verwöhnungen, die das raffinirte Leben leicht erzeugt.“

„Du willſt mich durch dieſe Verſicherung tröſten, wie es ſcheint.“

„Ganz und gar nicht! Du würdeſt als Bauer irgend eine hübſche Grete oder Lieſe geheirathet haben und an keine Richenza denken.“

„Ich muß Dir doch geſtehen, daß ich, Egon von Stetten ꝛc. ꝛc., in einigen Thälern Tirols und in Rom Weiber vom Volk geſehen habe, an deren Schönheit zu denken ſehr natürlich war.“

„Das bezweifle ich nicht“, ſagte Richenza etwas kurz, aber doch lachend; „Ihr vornehmen Männer ſeht in jeder Frau Euer Eigenthum und lauft für einen Kuß zehn Stunden weit.“

„Tempi passati!“ ſagte Egon gelaſſen.

„Das will ich nicht fürchten“, entgegnete Richenza, ſchmeichelnd den Kopf auf ſeine Knie legend.

Er ſtreichelte ihre zarte Wange, die unter der linden Berührung ſich höher färbte und ſagte:

„Sei ehrlich, Richenza, würdeſt Du dem hübſchen Burſchen da nicht recht gern einen Kuß geben?“

„Nicht um die Welt!“ rief ſie, raſch ſich aufrichtend, und tiefes Roth glühte auf ihren Wangen.

„Aber wenn er Dir das Leben gerettet hätte und dieſen Lohn begehrte?“

„Dann würd' ich es thun; denn ein Kuß, der zur Belohnung, zur Gnadenſache erhoben oder erniedrigt wird, hat ſeine Bedeutung verloren. Alſo: ich würde dem Retter meines Lebens einen Kuß geben, aber unter keiner Bedingung ihm erlauben, mich zu küſſen.“

„Und was bedeutet der ſpitzfindige Unterſchied?“

„Sonderbar, daß die feinſten Männer ſo plump ſein können!“ ſprach Richenza kopfſchüttelnd. Sie ſah ihren Mann lieblich an und fuhr fort: „Lieber Egon, ich erlaube Dir meine Füße abzutrocknen und zu küſſen.“ Sie zog die Füße aus dem Waſſer.

Er warf die Cigarre in den See, trocknete mit ſeinem Foulard ihre weichen, ſchmalen Füße, küßte ſie und ſagte:

„Sie ſind marmorkalt! Wenn Du Dir nur nicht Schaden gethan haſt.“

Er ſuchte ſie in ſeinen Händen und an ſeinen Lippen zu erwärmen. Dann chauſſirte ſich Richenza und ſprach:

„Nur aus ſolcher Erlaubniß entſpringt Dein Recht auf mich. Ich hoffe, Du haſt das verſtanden, lieber Egon?“

An ſeinem Arme kehrte ſie nach Bönigen zurück.

Der junge Bauer, die unſchuldige Urſache dieſes Geſprächs, hatte ſich durch Richenza's Sprache überzeugt, daß ſie nicht aus der Gegend ſei, denn er hatte kein Wort verſtanden. Neugier feſſelte ihn längſt nicht mehr an ſeinen Platz, ſondern ein tiefes freudiges

Gefühl über die Schönheit der Fremden und darüber, daß ſie die Kleidung ſeines Landes trug. Dadurch war ſie ihm ſo bekannt, ſo vertraut, als habe er ſie ſchon irgendwo geſehen. Er beſann ſich ſo tief auf das Wo, daß er erſchrak, als das Paar den Sitz verließ. Dann ſtand er auf und ging langſam hinterdrein. Noch nie hatte ihm ein Mädchen ſo gut gefallen. Er ging noch langſamer an dem Gaſthofe vorüber, in deſſen Thür Richenza verſchwunden war, hoffend, er werde ſie am Fenſter erblicken. Aber es war drückend heiß, die Sonne machte den See zu einem Spiegel von blendendem Stahl; Egon hatte Richenza's Jalouſien geſchloſſen, und ſie lag auf dem Sopha und ließ ſich von ihm pflegen und liebkoſen. Aloys, ſo hieß der junge Bauer, mußte heimgehen, und wußte auf die Fragen ſeiner Ältern über ſein langes Ausbleiben nichts zu antworten, als daß er ſich am See verſpätet habe. Kaum nahm er ſich Zeit zu eſſen; er wollte die Fremde noch einmal ſehen, bevor ſie abreiſte. Ohne zu überlegen, daß dies ſchwerlich in der heftigſten Hitze geſchehen würde, ging er an den Gaſthof zurück, ſetzte ſich in einen der bedeckten Kähne, welche dort immer zum Gebrauche der Reiſenden ſtationiren, und wartete lange, lange, ſo lange, bis ihm der Muth zu ſinken begann, und bis er fürchtete, ſie könne doch wol ſchon fort ſein. Da flog plötzlich eine Jalouſie auf, und Richenza ſtand im Fenſter. Aloys fuhr zuſammen in freudigem Schreck, und dieſer wiederholte ſich im erhöhten Grade, als ſie nach wenig Augenblicken an der Hand ihres Mannes den Kahn betrat und Aloys fragte, ob er ſie fahren wolle. Er antwortete beklommen, das Boot gehöre ihrem Wirthe, und er wolle die Mädchen rufen, die zu rudern pflegten. Das geſchah, und ein Mädchen foderte Aloys auf, mitzufahren und etwas zu ſingen. Er weigerte ſich aus Beſcheidenheit; er wiſſe nicht, ob es den Fremden recht ſei. Richenza, die nichts von dieſem im berner Dialekt geführten Geſpräch verſtand, fragte auf Franzöſiſch das Mädchen, ob dies etwa ihr Liebhaber ſei, und ob ſie ſich mit ihm zanke; als ſie aber vernahm, er ſei ein guter Sänger, machte ſie ihm ein kurzes befehlendes Zeichen einzuſteigen, und er gehorchte. Das Boot ſtieß ab und glitt mit ſanften Ruderſchlägen durch das Waſſer, das vom Abendwinde gekühlt und gekräuſelt ward. Egon ließ das Verdeck aufrollen, Richenza nahm den Hut ab und zog die Handſchuhe aus, um recht die wohlthätige friſche Luft zu genießen; dann ſah ſie tiefaufathmend ſich um, ſagte aus voller Seele: „Wie ſchön iſt die Welt!“ und dann zu Aloys: „Aber ſingen Sie doch etwas.“

Er hatte nur auf dieſen Befehl gewartet und hub an mit einer ſo ſelten ſchönen, reinen Stimme, daß Richenza's Antlitz ſich vor Freude verklärte. Doch nicht den armen Sänger blickte ſie mit ihren glänzenden Augen an, ſondern ihren Mann, weil ihr Herz nur ihm den Ausdruck und den Dank für jede ihrer Freuden gönnte. In einer Pauſe des Geſangs fragte ſie Aloys, wo ſeine Stimme die Übung und ſeltene Biegſamkeit erhalten, und erfuhr, daß der Schulmeiſter in Bönigen einen Geſangverein gebildet habe, deſſen Mitglied er ſei. Ein Mädchen fügte hinzu, er habe die ſchönſte Stimme.

„Das glaub' ich gern", ſagte Richenza, und Aloys, angefeuert durch den Beifall, ſang immer ſchöner.

Nichts iſt lieblicher als Muſik auf dem Waſſer, als eine klingende Menſchenſtimme, die mit dem Säuſeln des Abendwindes und mit dem Gemurmel der Wellen einen Dreiklang bildet, zu dem der Ruderſchlag den Takt angiebt. Das Hineinflüſtern der Natur in die Bebungen des wilden, heißen menſchlichen Herzens hat etwas unſäglich Calmirendes. Der Schmerz wird zur weichen Trauer, die Leidenſchaft zur Sehnſucht umgeſtimmt, und über Glückliche rieſelt die unendliche Melancholie des Glückes herab, welche in der Region der Seelen ein eben ſo ſchwer zu deutendes Phänomen iſt als das Nordlicht in der phyſiſchen Welt. Ueber Richenza's fliegende Seele ſtrömte dieſe namenloſe Melancholie wie Blütenregen herab, und große Thränen hingen ruhig in ihren Augen wie Thautropfen in Blumenkelchen. Sie war wunderbar ſchön. Egon, der ſie umfaßt hielt, drückte ſie feſt an ſeine Bruſt, und Aloys ſchwieg plötzlich, weil er glaubte, ſie weine aus Betrübniß. Sie ſagte gepreßt zu Egon:

„Ich bin nur ſo ſehr glücklich.“ Er verſtand das; Aloys nicht. Aloys grübelte nach, weshalb die ſchöne Frau könne ſo traurig worden ſein, und ward aus ſeinem Nachſinnen, aus ſeinem Mitleid und ſeiner Theilnahme nach fünf Minuten durch ein heiteres Lachen Richenza's geweckt, welche die ganze Beweglichkeit leidenſchaftlicher Charaktere hatte und ſich ſehr darüber amüſirte, daß ihr Handſchuh ins Waſſer gefallen und den haſchenden Rudern entſchlüpft war. Gleich darauf landete das Boot bei dem Dorfe Iſeltwald, dem ſchönſten Punkte des Brienzerſees, wo er kleine, äußerſt maleriſche Buchten macht, an denen Hütten und Gärten zerſtreut liegen, und wo das Land, bald als Halbinſel, bald als felſiges Vorgebirge, immer mit der kräftigſten Bebaumung und den üppigſten Wieſen, in ihn hineindringt. Zu einem dieſer Felſenvorſprünge ſtiegen Egon und Richenza unter Aloys' Leitung hinauf und wurden durch das lieblichſte, wechſelreichſte Waſſer- und Bergpanorama für die Mühe des ſteilen und faſt gefährlichen Pfades belohnt, der ſich in bedeutender Höhe unmittelbar über dem Waſſer ganz ſchmal dahinzog.

Das Herabſteigen von ſolchen Punkten iſt weit unbehaglicher als das Erklimmen derſelben, denn man überſieht die Gefahr jedes Schrittes.

„Nimm Dich in Acht, Richenza!“ warnte Egon.

„Sehr!“ erwiederte ſie. Aber ſie ging unvorſichtig wie Jemand, der nicht an Gefahr glaubt, und doch ſo leicht, daß ſie über dieſelbe hinwegglitt. Aloys war in Bewunderung verſunken, ſie ſo kräftig und gewandt und dabei ſo zart zu ſehen.

„Gieb dem Führer die Hand, Richenza, Du ängſtigſt mich“, ſagte Egon, denn ſie war ſein, und bei dem Eigenthum ängſtigt man ſich über die Möglichkeit des Verluſtes.

„Wenn es Dich beruhigt“, antwortete ſie und gab ihre Hand, deren Handſchuh fortgeſchwommen war, an Aloys.

Dieſe leichte, durchſichtige Hand traf ihn wie ein elektriſcher Schlag. Er hatte kaum den Muth, ſie anzufaſſen, geſchweige denn, ſie feſtzuhalten. Er bebte und ging ſo unſicher wie möglich neben Richenza her.

Sie bemerkte es nicht. Man iſt ſo gleichgültig gegen Gleichgültige, und wie hätte ſie ahnen können, daß der arme Aloys es nicht war? Bei einem Mann aus der Geſellſchaft würde ſie eine ſolche Befangenheit ſogleich wahrgenommen und heimlich oder öffentlich, nach der Eigenthümlichkeit des Mannes, ſich darüber luſtig gemacht haben. Jetzt aber hatte ſie nicht einen einzigen Gedanken für ihren Führer. Auf beſſerem Wege angelangt, ſprach ſie:

„So, ich dank' Ihnen“, zog die Hand zurück, wiſchte ſie ab und ging an der Seite ihres Mannes. Aloys trocknete ſich die feuchte Stirn.

Im Boot ſollte er wieder ſingen. Das Herz ſchlug ihm zu heftig, der Athem verſagte, er konnte nicht. Da ſagte Richenza mit ihrer ſüßen Freundlichkeit:

„Sie ſind zu müde heute; aber morgen, nicht wahr?“

Alſo morgen blieb ſie noch! Das Herz wollte ihm vor Freude ſpringen, und in dieſem Jubel jodelte er ſo freudig wie eine ſteigende Lerche.

Als Richenza das Boot verließ, ſagte ſie ihm freundlich: „Gute Nacht!“ und Aloys ging, aber keiner guten Nacht entgegen. Er ſchlief nicht eine Viertelſtunde. Das Bild dieſer Frau, ihre Stimme, ihr Lächeln, ihre Hand in der ſeinen, hielt ihn fürchterlich wach. Sie trug die Tracht ſeines Landes, ſie hatte holdſelig ihn angeblickt, eben ſo holdſelig zwei Worte zu ihm geſprochen, ſie hatte ihm die Hand gegeben, ihm, der nichts geſagt, nichts gethan, kaum geblickt hatte; weshalb war ſie ſo freundlich gegen ihn? Hübſche Bauermädchen hatten ihm ſchon unverhohlen ihren Beifall zu erkennen gegeben; doch Aloys, wie manche ganz junge Männer, ungerührt und unbeſiegt, hielt ſich von ihnen in halb ſtolzer, halb ſcheuer Ferne. Jetzt war wol noch Scheu in ihm, doch kein Stolz mehr; dieſe Erſcheinung hatte ihn überwunden.

Richenza, todtmüde von ihren Waſſer- und Landpromenaden, umarmte ihren Mann, ſagte: „Mein lieber Egon, welche ſchöne ſtille Tage verleben wir hier“; legte friedlich den Kopf auf ſeinen Arm und ſchlief vortrefflich.

Sie erwachte bei der Morgendämmerung von einem Geſang unter ihren Fenſtern. Sollte das der Sänger von geſtern oder ein anderer ſein? dachte ſie. Eine prächtige Stimme! aber es iſt wol derſelbe! — Sie ſchlüpfte behend aus dem Bett und öffnete ihr Fenſter, um nach ihm zu ſpähen. Aloys ſaß im verdeckten Boot, wo ſie ihn nicht gleich entdecken konnte; aber er ſah ſie, er ſah ihr friſches, vom Schlaf angeglühtes Geſicht, er ſah, wie der Morgenwind ihr Haar hob und zerwühlte, er ſah — — nichts mehr; denn Egon, von dieſem kühlen Morgenwind angeweht, erwachte und rief verdrießlich:

„Aber Richenza!“ Sie ſchloß erſchrocken das Fenſter und ſagte:

„Hörſt Du nicht das allerliebſte Schweizerlied?“

„Sehr deutlich; und eben darum brauchſt Du nicht aufzuſtehen und Dich kindiſch zu erkälten.“

„Wie kannſt Du mit mir zanken, böſer Mann!“ ſagte ſie ſo ſchmeichelnd, daß Egon ihr durch tauſend Küſſe nicht bloß ſeine Verzeihung ausdrückte.

Aloys war glücklich! Sein Geſang hatte ſie erweckt, ſie hatte ihn ganz gewiß erkannt, und er hatte ſie geſehen! wie ſchön geſehen! Das Herzklopfen, welches ihn aus dem Bett und aus dem Hauſe getrieben, vertrieb ihn auch jetzt aus dem Boot. Er trieb ſich umher, gelangweilt, ungeduldig. Er wußte gar nicht, womit die Zeit ausfüllen; Alles ſchien ihm ſo öde und nur das Herz übervoll. Es war Sonntag. Er zog ſich an, um mit den Ältern nach Interlachen zu gehen. Die blaue Tuchjacke, der neue Strohhut ſtanden ihm ſehr gut, und das ſonntägliche Hemd, vor welchem Richenza ſolchen Widerwillen ausgeſprochen, ſah blendendweiß unter den kurzen Ermeln der Jacke hervor. Wenn er vorüberging, ſtießen ſich die Mädchen heimlich an und blickten ihm nach. Er würdigte Keine eines Blickes. Der Gottesdienſt ſchien ihm ſehr lang, und nach deſſen Beendigung mochte er ſich nicht wie ſonſt mit ſeinen Kameraden auf dem Höheweg in Interlaſchen umhertreiben und neugierig dem Treiben der ſchönen Welt zuſehen — er eilte nach Bönigen zurück.

Richenza hatte durch ihre Wirthsleute erfahren, daß der bewüßte Singverein ſehr gut vierſtimmige Sachen ausführe. Sie wollte das hören. Zum Glück kehrte Aloys früh aus der Kirche heim, fand zu Hauſe ein Mädchen aus dem Gaſthof mit dieſem Auftrag, trieb die Sänger und Sängerinnen zuſammen und erfüllte ſchleunigſt Richenza's Begehr. In der ſogenannten Laube, der hölzernen, mit Fenſtern geſchloſſenen Gallerie des Wirthshauſes, fand das Concert ſtatt, das in vierſtimmigen weltlichen und geiſtlichen Liedern beſtand, die glockenrein, von ſchönen kräftigen Stimmen, aber ganz ſeelenloos vorgetragen wurden. Aloys, der Einzige, dem nicht blos die Kehle, ſondern auch das Herz vibrirte, konnte nicht die Maſſe durchdringen. Egon ließ den Sängern Wein geben, um ſie zu erfriſchen und anzufeuern, und als er zuletzt an Aloys die Belohnung bot, welche in dieſer Gegend Niemand ſo leicht zurückweiſt, machte der eine abwehrende Bewegung und zeigte auf eins der Mädchen. Egon glaubte, ſie ſei die Vorſteherin, und gab es ihr ſehr ruhig; aber Aloys verhielt mühſam ſeinen Grimm. Da trat Richenza zu ihm, ohne zu ahnen, wie er ſich verletzt fühlte; nur um ihm etwas Lobendes zu ſagen, ſprach ſie:

„Wenn Sie ganz allein ſingen, gefällt es mir am allerbeſten.“

Weg war ſein Unwille! Er drehte verlegen den Hut, aber ſprechen konnte er nicht. Alle ſeine Fähigkeiten concentrirten ſich im Schlage ſeines Herzens. Nur als Richenza fragte:

„Können Sie heut Abend mit zum Gießbach fahren?“ nahm er alle Kraft zuſammen und brachte heraus:

„Ja.“

Wie freute er ſich auf den Abend! Der Gießbach iſt am andern Ende des Sees. Einige Stunden ſind erfoderlich, um hin und her zu fahren, und während all dieſer Stunden ſollte er ſie ſehen. Vielleicht würde ſie zum Waſſerfall hinaufſteigen und ſich wieder auf ihn ſtützen. Dann wollte er nicht ſo ſcheu ſein, dreiſt ihre Hand faſſen, ſie am Arm halten — er ſchloß die Augen, ſein armer Kopf wirbelte wie im Delirium.

„Egon“, ſagte Richenza, „ſuche doch, bitte, aus Deinem Gelde einen Dukaten hervor; ich will heute unſern Sänger belohnen.“

Als die Sonne zu ſinken begann, war das Boot bereit und Aloys wartete längſt. Richenza hatte auf ihren Strohhut einen Strauß von duftender Erbſenblüte geſteckt und blickte ſo friſch und fröhlich darunter hervor, daß Egon, als er ihr ins Boot half, ſagte:

„Du biſt unerhört hübſch in dieſer Bauertracht.“

„Deshalb trag ich ſie ja“, entgegnete ſie luſtig.

„Du wirſt die Eroberung ſämmtlicher Bauerburſchen des berner Oberlandes machen“, ſagte er neckend.

„Dann zieh' ich ſie aus!“ rief ſie und umfaßte ſeinen Arm.

Wieder ſchwammen ſie Hand in Hand und Aug' in Auge durch die ſchillernde Flut; wieder ſang Aloys in Liebesliedern die Glut und Sehnſucht ſeines erwachten Herzens aus, und wieder drängte ſich Richenza mit der ganzen Fülle des ihren an den geliebten Mann.

Sie ſtiegen beim Gießbach, der in verſchiedenen Abſtufungen in den See ſtürzt, nur bis zu dem Sturz herauf, welcher ſo ſeltſam fällt, daß man zwiſchen dem Waſſerfall und dem Felſen wie in einer Kryſtallgrotte ſteht, und Aloys' Hoffnung, Richenza zu führen, blieb unerfüllt; Egon ließ ſie nicht von ſeiner Hand. Die getäuſchte Hoffnung ſetzte ſich nun in einen brennenden

Wunſch um, und als ſie beim Boot wieder angelangt waren und der Wunſch nicht erfüllt war, faßte Aloys ohne Weiteres einen Entſchluß, und Richenza umſchlingend hob er ſie hinein.

„Der Menſch iſt allzu dienſtfertig“, murmelte ſie verdrießlich.

„Warum wendet Ihr nicht?“ fragte Aloys die rudernden Mädchen.

„Die Herrſchaft fährt nach Brienz und geht morgen über den Brünig“, lautete die Antwort, welche ſeine Wangen mit Leichenbläſſe überzog. Zum Glück dunkelte es bereits. Alſo ſie ging, und er ſah ſie nicht wieder! Alles Blut ſtieg ihm in die Bruſt, er hätte in den See ſpringen mögen. Aus Verzweiflung fing er an zu ſingen — ein bekanntes Liedchen, worin der Sänger um einen Kuß bittet.

„Gebt ihm doch einen Kuß, Ihr Mädchen“, ſagte Egon. Aber ſie ſchüttelten lächelnd den Kopf, und Aloys ward wie vom Blitz durch den Gedanken berührt, daß ſie ihm in einem Kuß den Sängerlohn zahlen ſollte. Woher er die Kraft zu dieſer Bitte nehmen werde, wußte er noch nicht; der letzte Augenblick ſollte ſie ihm geben.

Man landete. Egon bezahlte die Mädchen. Richenza ließ ſich den Dukaten geben, und ehe Aloys ſich beſinnen konnte, nahm ſie ſeine Hand, legte das Goldſtück hinein, ſagte freundlich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir ſo hübſche Lieder vorgeſungen haben“, hing ſich an den Arm ihres Mannes und verſchwand vor ſeinen ſich verdunkelnden Augen. Es brauſte ihm im Kopf; er ſank ohnmächtig nieder. Dieſer totalen Ebbe aller Wünſche, aller Empfindungen, aller Sinne war er nicht ſtark genug zu widerſtehen. Die Mädchen beſprengten ihn halb mitleidig, halb muthwillig mit Waſſer und fuhren den Ermatteten nach Bönigen zurück.

Richenza ſagte zu ihrem Mann:

„Morgen werden wir ſehen, was es am Vierwaldſtädterſee giebt“; und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Man kann ſich doch viel Vergnügen für einen Dukaten machen.“

Der Dom.

Im Lauterbrunnenthale
War ich wie oftmals ſchon
Und ſah im roſigen Strahle
Der Jungfrau Felſenthron.

Mit Adlerhäupten ſtehen
Die Felſen ſich zugewandt,
Und fliehende Waſſer wehen
Herab von ſchroffer Wand.

Als kleine Bäche ſchießen
Eidechſengleich ſie hin,
Und duftende Blumen ſprießen
Aus friſchem Wieſengrün.

Mit ſtillen niedern Hütten
Iſt auch das Thal belebt,
Aus deſſen grüner Mitten
Ein Kirchlein ſich erhebt.

Wozu das Kirchlein dorten?
Iſt nicht das Thal ein Dom
Mit ewig offnen Pforten,
Mit ewigem Weihraucharom?

Herrſcht nicht der ſtille Friede,
Geſuchet nah und fern,
Tief in der Thebaide,
Durchweht vom Geiſt des Herrn?

Warum gehe ich nicht auch nach Mailand zur Kaiſerkrönung, wie doch jetzt alle Welt thut? Warum ſchweiſe ich in den Bergen und Thälern der Schweiz umher und verſäume die Gelegenheit, etwas Seltenes und Merkwürdiges zu ſehen und zu beſchreiben? Ach, ich habe kein Talent für das Handwerk, das jetzt Mode iſt, für das Buchſchreiberhandwerk. Wie die Geſellen von Stadt zu Stadt wandern, um neue Formen von Tiſchen und neue Schnitte von Röcken zu ſehen und heimzubringen, ſo zieht man heutzutage in die Fremde, weniger in der Abſicht ihre Eigenthümlichkeit zu betrachten, ihre Herrlichkeit zu bewundern, als um Alles zu beſchreiben und ein recht amüſantes Buch davon zu liefern. Man geht auf die Jagd von Novellen- und Reiſeſkizzen- oder Reiſebilderſtoff, denn dieſer Schnitt iſt die Mode des Tages. Man fügt ſich ihr ſklaviſch. Vornehm, nach Luſt und Laune ſchreibt Niemand, ſondern das Penſum wird heruntergearbeitet, zuweilen verdrießlich, eben weil es ein Penſum iſt, zuweilen übermüthig, damit wenigſtens der haut goût nicht fehle, wenn auch der gute Geſchmack fehlt. Jules Janin iſt nach Italien geſchickt, eigens um die ganze Kaiſerkrönung zu beſchreiben. Gewiß wird man in Deutſchland dieſem Vorbild gefolgt ſein, und à l'heure qu'il est ſitzen einige berühmte Beſchreiber in Mailand, mit ſcharfem Blick und geſpitzter Feder, und paſſen heftig auf. Uralte, heilige, aus einem Nagel des Kreuzes geſchmiedete lombardiſche Krone, mit deinem Wahlſpruch: „Dio me la diede, guai che la tocca“, biſt du auch etwas verjährt! Es hat Niemand dieſen Glauben mehr; und nur aus ihm ging das Selbſtbewußtſein, der ruhige Stolz hervor, welche jenen Spruch nicht zum leeren Wortgepränge machen. Jetzt iſt man nicht mehr ſtolz wie die Kraft, ſondern hochmüthig wie die Schwäche. Als das vierzehnte Jahrhundert aufging, da war der Ruf zum heiligen Grabe verhallt, der Minneſang verſtummt, der Glanz von Deutſchlands Kaiſerkrone und die Heiligkeit von der Tiare gewichen, das altkatholiſche Dogma angetaſtet: da wich der Glaube, mit ihm die Einheit, mit ihr die Kraft. Oſtentation giebt es noch, aber keine gediegene Pracht mehr; dieſe iſt abſichtslos, jene hat ihre Zwecke. Mit Oſtentation wird eine Kaiſerkrönung abgehalten; daher blendet ſie höchſtens einen Augenblick, ſie ergreiſt nicht die Gemüther, und Diejenigen, welche noch wirklich eine Andacht zu ihr haben, finden einen kläglichen Tod, wie die treuen, heitern Zillerthaler. O, wenn doch das Spiel mit den Kronen unterbliebe! ſie haben kein Glück mehr.

Auf meinen Streifzügen kam ich plötzlich wieder an den Rhein, den ich für lange Zeit verlaſſen zu haben glaubte; aber da er durch Graubündten fließt, oder vielmehr, da Graubündten ſein Bett iſt, ſo war er freilich dort nicht zu vermeiden. Er drückt dem Lande ſeine Phyſiognomie auf, die durchaus verſchieden iſt von der der übrigen Schweiz: feudaliſtiſch-germaniſch. Vielleicht lieb' ich ihn darum ſo. Jede ſtark ausgeprägte Phyſiognomie iſt intereſſant, weil ſie originell iſt, weil ſie von einem ihr eigenthümlichen Charakter zeugt. Menſchen, Epochen, Länder ohne Phyſiognomie ſind fade und nüchtern; man vergißt ſie. Der Rhein, ſo weit ich ihn kenne, von dem Fall der Roſſla in Graubündten bis Köln, iſt romantiſch-mittelalterlich durch die Geſchichte, durch die Kunſt, durch die Erinnerungen, welche an ſeinen Uſern Denkmale zurückgelaſſen haben. Schönere Ruinen und in größerer Menge als in den Thälern von Domleſchg und Schams, zwiſchen Chur und dem Splügen ſind nicht zu finden. Zum Theil ſieht man auch noch alte, bewohnte Schlöſſer mit ſtolzen Namen längſt untergegangener großer Familien, wie Räzüns, das irgend ein wohlhabender Mann billig gekauft hat und friedlich darin ſeinem Gewerbe, oder Geſchäfte, oder Vergnügen nachgeht. Die Urahnin all dieſer Ruinen iſt das Adlerneſt Hohenrhätien oder Realta, die wie ein Wartthurm unfern des Eingangs der Via mala liegt. Aus vorrömiſcher Zeit, von Thusciern, die in die rhätiſchen Alpen gedrängt wurden, ſoll ſie ſtammen. Ihre maleriſche Schönheit gewinnt zwar keinen neuen Reiz durch dieſe Mitgift der Jahrtauſende; allein ich habe einen unwillkürlichen, ſehr altmodiſchen Reſpect vor Allem, was ſo eingerichtet iſt, daß es den Tag von geſtern und von morgen überdauert. Es iſt ſo wunderbar fremdartig in unſerer zukunftloſen, nur für den gegenwärtigen Gebrauch und Genuß ſich abarbeitenden Zeit!

Eine Menge Dorfſchaften liegen verſtreut um dieſe Schlöſſer wie Heerden um den Hirten. Jetzt, wo Jedermann hübſch vereinzelt iſt — frei, wie die Modeſprache es nennt —, taugt der Vergleich nicht. Die Heerden haben ſich emancipirt — wieder um das Modewort zu brauchen —, haben geſagt: Wir dienen dem Hirten, wir wollen ihm nicht dienen, denn wir brauchen ihn nicht; wir können uns ſelbſt beſchützen; Bären und Wölfe, gegen die er uns ehedem beſchützte, giebt es nicht mehr." Und ſo beſchützt man ſich denn ſelbſt; ungefähr wie Kain: Jedermanns Hand wider ihn und ſeine Hand wider Jedermann. Dieſen Eindruck machen aber die Landſchaften gar nicht, ſie haben den alten Charakter bewahrt. Über den Erdboden müſſen mehr Generationen hingehen als über die bewegliche Menſchenſeele, um ihm ſein angeſtammtes Gepräge zu nehmen.

Einigen Thälern Graubündtens eigenthümlich iſt, daß die Gemeinen drei Dörfer beſitzen, worin ſie abwechſelnd wohnen. Im Winter am Fuß des Berges, im Frühling und Herbſt an deſſen Abhang, im Sommer auf der Höhe. Viehzucht, ihr Haupterwerb, giebt ihnen dieſe nomadiſche Lebensweiſe, und ſtatt wie in der Schweiz und Tirol die Sennen mit dem Vieh auf die Alpen zu ſchicken, findet man es hier bequemer, daß die ganze Gemeine mit Weib und Kind, mit Pfarrer und Vorſteher von Dorf zu Dorf ziehe. Im Thal von Schams z. B. findet dies ſtatt. Es liegt am Fuße des Splügen; jenſeits — Como, Mailand, mit Krönungsfeſten. Ich kehrte eilig um und fuhr in einem Zug faſt bis zum entgegengeſetzten Ende der Schweiz, nach Zürich.

Ich liebe nicht Zürich; es ſieht aus plebejiſch wie eine Krämerſtadt — Dank der modernen oberflächlichen Eleganz! wie ein derber Handwerker mit hellgelben Handſchuhen. Auf dem Liederhof ſtand in uralten Zeiten eine kaiſerliche Pfalz; es iſt aber keine Spur von ihr vorhanden. Man iſt jetzt ſehr bemüht, alle Spuren des Alterthums zu verwiſchen: die Wälle werden planirt; der alte Wellenberg — ein Gefängnißthurm mitten im Ausfluß der Reuß aus dem See — iſt abgebrochen. Der Münſter, von Karl dem Großen erbaut, ſteht recht impoſant da; aber im Innern herrſcht die ſchauerliche Öde der reformirten Kirchen, welche alle ausſehen, als wollten ſie dem lieben Gott beweiſen, welche thörichte Verſchwendung er getrieben, als er die Erde ſo reich geſchmückt hat.

Den Zuſammenhang des Bauſtyls der Kirchen mit dem Gang der chriſtlichen Kirche wahrzunehmen, iſt mir außerordentlich intereſſant. Die vier großen Epochen derſelben bis zur Reformation ſind in vier Kirchen der Schweiz gleichſam in Stein geprägt. Die Kirche in Chur aus dem fünften Jahrhundert — nämlich der unterirdiſche Theil derſelben, die Krypta — iſt die chriſtliche Kirche in der Wiege, eng, gedrückt, beſchränkt, aber ſchon felſenfeſt mit ihren niedrigen Rundbogengewölben. Der Münſter in Zürich, aus dem neunten Jahrhundert, zeigt, wie ſie ſich ſtark und kräftig aus der Unterdrückung hervorgehoben und feſten Fuß in der

Welt gefaßt hat. Es iſt noch der Rundbogen, aber aus ſeiner Höhle hinaus und über die Erde hinweg gewölbt; jedoch ungeſchmückt noch, ſchlicht, auf Ausbreitung bedacht, nicht auf Schönheit. Die Kathedrale in Lauſanne, im Jahr 1000 vom Biſchof Heinrich geſtiftet, iſt die chriſtliche Kirche, glorreich, triumphirend, die ihre verachteten Märtyrer zu glänzenden Heiligen verklärt, die kühn und ſiegesfreudig den demüthigen Rundbogen auf den himmelanſtrebenden Spitzbogen ſtellt und ſomit ihren dunkeln Urſprung zu ihrer Krone macht. Dieſe Kathedrale iſt durch die Harmonie ihrer Verhältniſſe und die unglaublich glückliche Verbindung des gothiſchen und byzantiniſchen Styls wie ein Mirakel, das die Seele ganz freudig und gläubig ſtimmt. In ihrem Äußern aber herrſcht nichts von dieſer lichtvollen Klarheit; da iſt ſo viel angebaut, überbaut, wiedergebaut, daß unwiſſende Leute, wie ich, ganz wundervoll überraſcht ſind, mitten in der Steinmaſſe ſolchen Diamant zu finden. Der Münſter zu Bern, 1420 begonnen, am Schluß des Jahrhunderts vollendet, bis auf den plötzlich abgebrochenen Thurm, iſt die chriſtliche Kirche, die durch Pomp und Schmuck erſetzen möchte, was ihr an Kraft, Hoheit und Andacht fehlt. Es iſt keine Begeiſterung mehr da, der Spitzbogen hat nicht mehr den rechten Schwung, das Gebäude ſieht aus wie in die Erde geſunken, weil er zu breit iſt; oder er iſt verletzend ſpitz, wie beim ulmer Münſter, deſſen Bau zugleich mit dem des berner Münſters von Mathias Enſinger und ſeinem Sohne Vincenz geleitet ſein ſoll — kurz, es fehlt der Flügel des Glaubens. Das Äußere hingegen, Portal, Gallerien, Fenſterroſen und Kreuze, Säulchen über den Strebpfeilern ſind Mirakel der Steinmetzarbeit, reich und ſchön in Zeichnung und Ausführung. Damit kann man ſich amüſiren, nicht erbauen.

Nach der Reformation, oder eigentlich mit ihr, begann die neue Aera mit dem Styl der Renaissance; denn die Wiſſenſchaft grub das Alterthum aus ſeinem Schutte und lehrte — nachahmen. Man baute lieber wie die Griechen und Römer als wie die Pfaffen und Finſterlinge des Mittelalters. Die angetaſtete katholiſche Kirche hatte ihr Gleichgewicht verloren. Die Jeſuiten und Theatiner gaben ſich unſägliche Mühe, dies zu verbergen; ihre prächtigen Kirchen ſollten es beweiſen. Was ich bis jetzt davon in Deutſchland geſehen, war mir ganz unbehaglich, kam mir vor wie eine Lockung, nicht wie eine Überzeugung. Ich mag nicht, daß Engel wie Liebesgötter ausſehen, und daß üppige Roſenkränze über dem Kreuz ſchweben. Und ſeltſam üppig ſehen ſie aus, dieſe Jeſuiten- und Theatinerkirchen. Die aber, welche von Proteſtanten nach der Reformation gebaut ſind, ſind nicht minder weltlich, nur in anderer Art. Man weiß nicht, ob in dieſen Sälen ein Concert gegeben, oder ein naturhiſtoriſches Collegium geleſen, oder eine Abhandlung über irgend einen theologiſchen Gegenſtand vorgetragen werden ſoll. Übrigens iſt es gewiß ſehr wahr, daß man eine Predigt mit demſelben Effect in einem Saal und in einer Kirche hören kann, und das finden die Stifter der Conventikel wol auch.

Es iſt möglich, daß Architekten und Theologen durch ihre Wiſſenſchaft ganz andere Dinge aus jenen Kirchen herausleſen und beweiſen dürften; aber ich bin ſo ungelehrt, daß ich mit meinen eigenen Gedanken denken und auf meine Weiſe Betrachtungen machen muß, was mich auch weit beſſer unterhält, als wenn ich aufſchriebe, was Andere dabei gedacht haben.

Um mich von Zürich zu erholen, ging ich nach Luzern. Mit ſeinen Kirchen, ſeinen bedeckten Brücken, in welchen die ganze bibliſche und viele Heiligen- und vaterländiſche Geſchichten ſehr ſchlecht gemalt ſind, mit ſeinen crenelirten Mauern, die wunderlich hoch über den Berg klettern, mit ſeinen alten Thürmen in und um der Stadt liegt es äußerſt maleriſch an dem ſchönen, romantiſchen Vierwaldſtädterſee. Luzern hat ein Kunſtwerk, welches nach meinem Geſchmack eines der ſchönſten der neuen Zeit iſt: den Löwen, der zum Andenken der Schweizer vom 10. Auguſt 1792 in den Felſen gehauen iſt. Thorwaldſen hat es erdacht und modellirt — wie ſich von ſelbſt verſteht, möchte ich ſagen; denn wo es gilt ein glorreiches Andenken durch die bildende Kunſt zu ehren, da muß Thorwaldſen das Denkmal erfinden. Als man von ihm gewünſcht hat, er möge es ſelbſt ausführen, hat er geantwortet: dazu gebreche es ihm an Zeit, aber in Conſtanz wohne ein Mann, Lukas Ahorn, ſein ehemaliger Schüler, der werde es gut ausarbeiten. So wendete man ſich denn an Lukas Ahorn, und für einen brabanter Thaler täglich und freie Koſt, verdingt wie ein Taglöhner, demüthig wie ein alter großer Meiſter aus früherer Zeit, vollendete Lukas Ahorn in achtzehn Monaten dies große Werk und meißelte in die freie Felſenwand die Höhle mit dem ſterbenden Löwen hinein.

Da, auf dem Lilienſchilde, da liegt der alte Leu,
Nicht achtend ſeiner Wunden, hält er's im Tod noch treu;
Wol ward dies Schild zertrümmert, er achtet deſſen nicht,
Stolz auf den Trümmern ſterben iſt hoher Treue Pflicht.

Und was des Todes Grauen und ſeine Schmerzen
ſtillt,
Das iſt vor ſeinen Augen hoch das Helvetier-
ſchild;
Der Ruhm, die Ehre ſtrahlen unangetaſtet, rein —
Der alte Leu kann ſterben, er büßt nur das Leben ein.

Wohl ihm, daß er geſtorben, daß er die Schmach
nicht ſieht,
Die über Schweizerlande in Fremblingskleidern zieht!
Wohl ihm, daß eine Glorie ſein Grab umkränzet
hehr,
Sollt' er ſie jetzt verdienen, es würd' ihm allzu
ſchwer.

O Land, wo einſt die Freiheit ſo licht ihr Aug' erhob
Und aus der eignen Größe ein Diadem ſich wob,
Du drückſt die Narrenkappe der Göttin auf das
Haupt,
Nachdem mit thörigen Händ'en den Kranz du ihr
geraubt.

O Land, in deinem Kopfe ſpukt böſe Krankheit dir
Und deine Sinne lähmet ſie über die Gebühr;
Du ſpäheſt, wo die Krankheit und wo die Hei-
lung ſei?
O mache dich vom Schwindel der falſchen Frei-
heit frei.

Wenn, jenem Schild nachfragend, wovor ſein Auge brach,
Daß er ſo rein gelaſſen — der Löwe würde wach,
Was würde deine Antwort auf ſeinen Vorwurf ſein?
„Wie kann der Leu erwachen? er iſt ja nur von Stein!“

In Genua.

Was ich gewollt hab', das hab' ich erreicht,
Eh' noch der Stern meines Lebens erbleicht;
Was ich gewünſcht hab', das hab' ich erlangt,
Eh' vor Erfüllung die Seele erbangt;
Was ich erſehnt hab', das iſt jetzo da,
Wie es mich lieblich im Traume anſah:
Brauſendes Herz, nun genieße dein Glück,
Hell liegt Italien vor deinem Blick.

Aber das ſag' ich erſt, nachdem ich den Apennin überſchritten. Der immenſe lombardiſche Küchengarten, das elegante Mailand — ſind nicht Italien; dergleichen kann man überall ſehen! Der Comerſee, deſſen Gleichen man freilich in der Welt nicht ſieht, iſt aber auch nicht Italien, ſondern ein europäiſches Thal von Kaſchmir, ein occidentaliſcher Garten Eden, ganz Ruhe, ganz Friede, ganz ſüße, weiche Lieblichkeit, das ſchönſte Weiberantlitz, undurchfurcht von Leidenſchaft, von tiefen Gedanken, von ſchweren Erinnerungen, unwiſſend über tragiſche Schickſale. Und eben darum iſt der Comerſee nicht Italien! O, in der Barke zu liegen und von einem Ufer zum andern zu gleiten, und ein holdſeliges Bild von einem noch holdſeligern verdrängt zu ſehen, ohne Ende, gleich einem Märchen der Scheherezade; die reizenden Villen, die wie Odalisken hinter glänzenden Gittern ſtehen und lächeln und winken; die Waſſerfälle in dunkeln Grotten, wo zur ſtillen Nachtzeit der Seegott die geliebte Najade beſucht; die Dörfer, welche ſo ſchroff auf den grünen, ſteilen Bergabhängen liegen, als wollten ſie, wie kühne Schwimmer, ſich in den See ſtürzen; das Lorbeer-, Feigen- und Myrtengeſträuch, das von der Felſenwand in die Fluth hängt und plätſchert, überragt von dem zarten Ölbaum und der dunkeln, träumeriſch in ſich geſchmiegten Cypreſſe, über die ſich, noch eine Stufe höher, der Nuß- und Kaſtanienbaum erheben — das verdient den Wunſch eines Lebens! Was kann ich vom Lago maggiore nach dem Comerſee ſagen? Er machte mir unglaubliche Freude, wie der Brief eines Freundes, der mir ſeine nahe Ankunft verkündet; aber ſchön iſt er nur noch in Beſchreibungen von Leuten, die ihn niemals geſehen, wie in Jean Paul's „Titan“ — vielleicht weil bei ihm die Phantaſie Spielraum zur Ausſchmückung hat; am Comerſee nicht mehr.

Von Mailand ſchweig' ich; ich bin erbittert gegen Mailand. Man hatte zur Krönung des Kaiſers die Kathedrale in ein gemeines Opernhaus voll kläglicher Lumpendecorationen verwandelt, brauchte Wochen, um all den Plunder herauszuſchaffen, verſagte den Eintritt oder, wenn man ihn dem Fremden erlaubte, verdarb ihm den erſten, den entſcheidenden Eindruck durch dieſen Wuſt von Ungeſchmack, Lärm und Hantierung. Ich begreife, daß es der Kaiſerin Katharine auf ihrer famöſen Reiſe nach Taurien viel Vergnügen machen mußte, Wüſten durch Dörfer von Pappe belebt zu ſehen; aber ich kann mir nicht vorſtellen, daß Kaiſer Ferdinand große Freude gehabt hat, ſtatt eines Marmortempels eine hölzerne Halle zu ſehen, in welcher pappene lombardiſche Könige ſtanden. Nun, mir hat die ganze Kathedrale, Material und deſſen Verarbeitung ausgenommen, nicht recht gefallen; aber wenn ich auf dem Marmordach zwiſchen Statuen umherging wie in einem Muſeum, ſo war ich doch ganz geblendet, vergaß die Geſchmackloſigkeiten und Irregularitäten, welche die vier und ein halb Jahrhundert des Baues über ihn gebracht, und dachte, dieſe Kathedrale ſei ein phantaſtiſcher Charakter, dem man ſeine Fehler zugute halten müſſe wegen ſeiner ſtrahlenden Schönheiten. Dieſe Dachpromenade hat mir herrlich gefallen, iſt ganz ungenirt wie jede andere. Elegante Damen gingen da herum, Kinder, Volk, deutſche Studenten, blickend, plaudernd, kritiſirend und admirirend, weltlich neugierig. Dieſem Weltlichkeitscharakter ſchreib' ich zu, daß ich droben in eine Übertretung der zehn Gebote verfiel. Ich log. Zwei Reiſende kamen, Deutſche, ſprachen dies und das; endlich fragte der Eine, wen die vergoldete Statue auf der höchſten Thurmſpitze vorſtelle, und ich ſagte: den Schutzheiligen von Mailand, St.-Ambroſius; worauf ſich der Herr ſehr bedankte für die Erklärung. Das war aber nur meine Vorausſetzung. Später erfuhr ich, es ſei die heilige Jungfrau. Wer jene beiden Herren waren, weiß ich nicht. Sollten ſie dies leſen, ſo werden ſie es wol wiſſen.

Viel tiefern Eindruck als der ſtolze Marmordom, den Johann Galeaz Visconti in der Angſt ſeines beladenen, gefolterten Gewiſſens 1386 beginnen ließ, hat die alte, abgelegene, demüthige Kirche St.-Ambroſio auf mich gemacht. Da ſind noch die Thüren von Cedernholz, mit einem Drahtnetz überflochten, die der Erzbiſchof Ambroſius vor dem Kaiſer Theodoſius ſchloß, als der vom Blutbad zu Theſſalonich heimkehrte und die Kirche beſuchen wollte. In dieſem

Raum iſt zuerſt das Lied erſchallt, das ſeinen Namen unſterblich machen würde, wenn er auch kein Heiliger geworden wäre: der ambroſianiſche Lobgeſang. Hier ſtand der — damals noch nicht heilige — Auguſtin, mit ſeinem flammenden Herzen, woran Himmel und Hölle riſſen, durſtend nach ewiger Liebe bis zum Verſchmachten; „car on veut trouver la vie dans ce qu'on aime!“ ſpricht er mit lodernder Sehnſucht, die nie, nie befriedigt war, bis hier das Wort des Ambroſius ihn andonnerte und ſeine ruheloſe Seele die Ruhe in Gott fand. Ach, wenn ich einen Ambroſius zu finden wüßte, ſo wollt' ich ja gern wie Auguſtin aus einem Welttheil nach dem andern ſchiffen! Aber die Heiligen haben ſich zurückgezogen von der kalten, ſpöttelnden Welt, und es giebt wol Lehrer genug und Schriftgelehrte, aber keine Heiligen und Propheten mehr und die Welt glaubt ihnen entwachſen zu ſein, und iſt doch nur ihrer unwürdig.

Es darf ſich Niemand einfallen laſſen, dieſe Blätter als einen guide durch Italien zu betrachten. Ich ſpreche nur von den Dingen, die mich frappirt haben, und dazu gehören die Stätten, wo Erinnerungen an große Menſchen und Thaten mich wie Bienen umſummen. Mein Kopf iſt ein portatives Kirchlein voller Altäre; treffe ich auf irgend Einen aus jener großen

Gemeinſchaft der Heiligen aller Zeiten, ſo zünd' ich ihm gern ſeine Kerze an; das iſt meine Liebhaberei. Und darum muß ich doch ein Wort von dem Schönſten ſagen, das Mailand beſitzt. Das iſt nicht ſein ſchwerfälliger Arco della pace, wo oben die 10 Pferde der Victorien keinen Raum haben und unten der wiener Congreß und die heilige Allianz zu ſchauen ſind, womit man ſchon ſo herzlich überſättigt iſt; das iſt nicht ſein deliciöſes Bildchen lo Sposalizio, worauf der zwanzigjährige Rafael wie auf einer goldenen Stufe zu ſeinem Thron emporſtieg; das iſt nicht dies oder das, ſondern das Eine, das Unvergleichliche, das Unnachahmliche: da Vinci's Nachtmahl, dieſe himmliſche Ruine, die nach und nach von der Welt verſchwindet, ohne daß auch nur ein Schatten ihrer Herrlichkeit zurückbliebe. Und ich geſteh' es — das freut mich! Ja, es freut mich, daß das Werk, welches ein Unſterblicher in einem Moment der Begeiſterung ſchuf, einer Region angehört, die dem Menſchenwitz mit ſeiner Kunſtfertigkeit und ſeiner Ausdauer, und wie ſeine Tugenden heißen mögen, unzugänglich iſt. So etwas hat Einer Einmal gemacht, und dann wird es nie wieder gemacht. Und als es in ſeiner Vollkommenheit in der Welt war, da haben Stupidität und Rohheit es mißkannt und mißhandelt. Muß denn alle Größe ein und daſſelbe Schickſal haben? Nun geht dies Bild unter, unrettbar, und wer ſich von dem himmliſchen Chriſtusantlitz die Seele will anſtrahlen laſſen, der eile! denn gerade an dieſem Kopf leiden Griffel und Meißel und Pinſel einen troſtloſen Schiffbruch.

Eine Novelle.

In Mailand lebte einſt ein junger Mann, Namens Signor Luigi, vornehm, reich, hübſch — ſehr hübſch, mit länglichen, dunkeln Augen, ſcharfgeſchnittenen Lippen und einem ſo ſchönen ſchwarzen Barte, wie er auf den Portraits von italieniſchen Meiſtern gefunden wird. Man ſollte meinen, alle Frauen könnten nichts Beſſeres verlangen, als ſich in Signor Luigi zu verlieben. Keineswegs! Signor Luigi hatte einen Fehler. — Einen Fehler! ruft man; einen einzigen Fehler? guter Himmel, das iſt ſehr wenig für einen reichen, vornehmen, ſchönen Mann! — Aber ein Fehler, der den Frauen unerträglich iſt — Signor Luigi war eiferſüchtig. Das verträgt keine Frau! Giebt ſie nicht Veranlaſſung zur Eiferſucht, ſo grämt ſie ſich über den Mangel an Vertrauen und den beſtändigen Hader und wird widerwillig geſinnt; und giebt ſie Veranlaſſung dazu, ſo wird ihr der Eiferſüchtige lächerlich, und einen lächerlichen Mann hat noch Keine geliebt.

Alſo der arme Signor Luigi war mit dieſem großen Fehler behaftet und hatte dabei ein ſo heißes, leidenſchaftliches, liebedurſtendes Herz, daß er die größten Qualen dadurch litt, weil immer ſeine mistrauiſchen Gedanken — zu denen er übrigens immer vollkommen berechtigt war — ihn mitten in ſeinem Liebesglück überfielen und ihn nach drei Tagen mit dem Gegenſtande ſeiner Anbetung entzweiten. Und nun wollte gar jene ſeltſame, unergründliche Macht, welche die Herzen lenkt, daß er ſich aufs heftigſte verliebe in die Simonetta — die reizende, liebliche Sängerin Simonetta.

Wie ſie verführeriſch war mit ihren goldbraunen Locken und ſchillernden Augen, mit ihren roſigen Lippen und ſchneeweißen Armen, mit den flötenden, zitternden, goldenen Tönen, die aus ihrer zierlichen Kehle quollen, ihren Buſen wallen machten und mit ihm den ihrer ſämmtlichen Zuhörer — welche Alle ihre Anbeter waren und ihre Liebhaber zu ſein wünſchten. Welch eine Stille auf den Tauſenden lag, wenn ſie ſang, und welch ein Beifallsorkan losbrach, ſobald ſie ausgeſungen! Die Mitſänger brauchten ſich nicht anzuſtrengen — die Simonetta allein beſchäftigte das

Publicum, und es betrachtete jene nur als die nothwendigen Pauſen, in denen die Simonetta ſich erholen müſſe.

Aber größer faſt als in der Oper waren Neugier, Beifall und Entzücken, wenn ſie auf der Straße oder Promenade am Arm eines Verehrers erſchien. Irgend Jemand von den zahlloſen Nichtsthuern einer großen Stadt erkannte ſie zuerſt, rief: „Die Simonetta!" machte einen langen Schritt und ging hinter ihr drein. Und von Mund zu Mund flog ihr Name, alle Augen wendeten ſich ihr zu, wer ſein Geſchäft aufſchieben konnte, oder wer ſo glücklich war, keins zu haben, folgte ihr nach, bewunderte ihre Anmuth, ſuchte einen Blick, ein Lächeln, ein Wort von ihr zu erhaſchen und rühmte ſich deſſen; kurz, die Huldigung, welche Fürſtinnen empfangen, weil ſie eine Krone tragen, empfing die Simonetta lediglich dafür — daß ſie die Simonetta war. Nur die Männer erwieſen ſie ihr, wie ſich von ſelbſt verſteht.

„Wo iſt denn die Simonetta? Zeigt ſie mir doch!" ſagten die Damen zu ihren Begleitern und thaten, als ob ſie Diejenige nicht kennten, in der ſie doch eine Nebenbuhlerin wußten oder ahnten — folglich haßten.

„Das iſt alſo die Simonetta!" ſprachen Andere wegwerfend, indem ſie über die Achſel von den wunderſchönen Schultern der Simonetta auf ihre eigenen blickten, die etwas weniger zart und weiß, dafür aber etwas mehr enthüllt waren.

Darüber lachte die Simonetta denn herzlich und betrachtete dieſe Aeußerungen keineswegs als Kränkungen, worin die Männer ſie auch aus allen Kräften beſtärkten.

In dieſe nun verliebte ſich Signor Luigi, jedoch nicht ſo oberflächlich wie ſeine Gefährten, ſondern ſo gründlich, daß er ihretwegen zu den größten Opfern, oder, wie gleichgültige Leute ſprechen würden, Extravaganzen, fähig geweſen wäre. Er dachte ſich das Glück ſo unerſchöpflich, dies ſüße, glänzende, ſingende, flatternde Geſchöpf zu beſitzen, daß ihm das ganze Leben nur gerade lang genug dazu vorkam; und in dieſem Tone ſprach er zu der Simonetta. Das war ihr allerdings ſehr befremdlich. Sie glaubte anfangs, es ſei ein matter Scherz, und der ſchien ihr mit Recht ſehr ſchlecht zu ſein; darum behandelte ſie den Signor Luigi gleichgültig und fachte dadurch, ohne es zu wollen, ſeine Leidenſchaft noch mehr an.

„Wie kann ſie meiner Liebe widerſtehen?“ fragte er ſich ſelbſt in der heftigſten Aufregung.

Ach! ſie dachte ja eben ſo wenig an das Widerſtehen, als an das Ewiglieben — die gute Simonetta! Nur war ihr Signor Luigi's ganzes Weſen ſo durch und durch unverſtändlich, daß ſie gar nicht ſich ihm gegenüber zu benehmen wußte und halb eingeſchüchtert, halb geſchmeichelt war. Alle Tage kniete Signor Luigi zu ihren Füßen, brachte ihr die herrlichſten Geſchenke dar und hoffte, ſie werde dann von keinem Andern Geſchenke nehmen, worin er jedoch ſehr irrte. Sie probirte den Schmuck an Buſen und Stirn und ſprach:

„Heute Abend werd' ich alle Welt darin entzücken."

„Du denkſt nicht an mich, Simonetta!" ſprach Signor Luigi traurig.

„Auch an Euch, Signor", erwiderte ſie unbefangen.

Solche Theilung war natürlich durchaus ſeinem Geſchmacke entgegen. Er wollte der Einzige ſein. Das verſtand die Simonetta denn doch, und der übermäßigen Zärtlichkeit und unerſchöpflichen Freigebigkeit Signor Luigi's wegen hielt ſie ihre andern Verehrer in einer Entfernung, die ihr genügend ſchien, um ſeine eiferſüchtige Laune nicht zu reizen, und eine Weile ſtellte ihn das zufrieden.

Schaaren von Männern umlagerten ſtets die Simonetta. Eine Sängerin kann nicht einſiedleriſch leben: Proben, Uebungen, Darſtellungen, Alles iſt gemeinſchaftlich und öffentlich. Wenn Signor Luigi nicht an ihrer Seite war, was ſeine Geſchäfte zuweilen erheiſchten, ſo neckten die Männer ſie ſehr mit ihrem eiferſüchtigen Liebhaber und verſuchten nebenbei ein Wörtchen zu eignen Gunſten anzubringen. Aber die Simonetta war unerſchütterlich und ſagte:

„So lange ich mit dem Signor Luigi nicht ganz breche, bin ich ihm treu; denn er brächte mich um mein ſchönes Leben, wenn ich's nicht wäre."

Man ſieht, ſie hatte recht gute Grundſätze, das liebe Mädchen!

Aber Signor Luigi ſann darauf, ſie gänzlich von einer Bahn zu entfernen, die ſeiner Ruhe und ihrer Tugend ſo bedrohlich war. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß täglich tauſend Augen ſich gleich ihm an ihrem Liebreiz weideten, und tauſend Herzen gleich dem ſeinigen in den Silberwellen ihres Geſanges badeten. Er beſchwor ſie, das leichtfertige Sängerleben aufzugeben. Die Simonetta lachte unmäßig und fragte, womit ſie denn die Tage hinbringen ſollte; ſie ſei nun einmal dafür geboren! Das leugnete Signor Luigi und erklärte ihr, ſie. ſei geboren, um ſeine Gemahlin zu werden, und das ſolle und müſſe ſie werden, auf immer vor Gott und den Menſchen ihm angehören und aus dem falſchen Opernſaal in die Stille und Würde ſeines Hauſes treten. Die Simonetta wurde ernſthaft und immer ernſthafter, je länger und dringender er ſprach. Endlich hub ſie an bitterlich zu weinen und rief in heißen Thränen feierlich aus:

„Signor Don Luigi, wenn ich wirklich ſo ſehr geſündigt habe, um dafür ſtrenge Buße thun zu müſſen, ſo will ich doch lieber eine Kloſterfrau als Euere Gemahlin werden.“

Signor Luigi erſchrak heftig über dieſen hohen Ernſt. Er hatte nicht geglaubt, daß ihr Widerwille, ſeinen Namen zu tragen, ſo groß ſei. Er beruhigte ſie wegen dieſer übertriebenen Anforderung, und ſie rief erheitert:

„Ich bin die Simonetta und will die Simonetta bleiben! Dieſen Namen täglich von tauſend Lippen feiernd, lobend, bewundernd erſchallen zu hören, daß er wie bunte Schmetterlinge um Blumen mich umflattert — das, Signor Don Luigi, iſt meine Wonne, mein Verlangen, mein Triumph, und das kann ich nur erlangen als die Sängerin Simonetta.“

Signor Luigi war plötzlich wie von einem elektriſchen Schlage getroffen; ſein Auge ſtralte, ſeine melancholiſche Stirn erheiterte ſich, um ſeinen Mund ſpielte das ſelige Lächeln der tiefſten Zufriedenheit. Er umarmte ſie feurig und rief:

„Wolan, Simonetta! wenn ich Dich an einen Ort führe, wo du täglich im Uebermaß dieſen Triumph feierſt, willſt Du mir dann gern folgen und für immer einzig mir angehören?“

„Das iſt ja ſchon jetzt der Fall! Laßt mich doch im ſchönen, prächtigen Mailand, mein theuerer Luigi“, bat die Simonetta.

Und er ſchien auch ſie im ſchönen, prächtigen Mailand laſſen zu wollen, und noch dazu freier als bisher, denn er hatte einen unglaublichen Verkehr mit Baumeiſtern, Maurern und allen Leuten, die ſich mehr oder minder mit dem Bauweſen abgaben, führte ſie in das Landhaus, das er eine Stunde von Mailand beſaß, ließ Plane und Riſſe nach ſeinen Andeutungen und ihrer Einſicht machen, prüfte, zweifelte, wählte und begann endlich einen Bau, den er mit brennendem Eifer antrieb. Niemand wußte, warum dieſer Bau — ob er überflüſſiges Geld habe, ob er ſich vermählen wolle? Er ſchwieg allen Fragern. Die Simonetta freute ſich gutmüthig, daß er eine Beſchäftigung gefunden, die ihn ſo ſehr intereſſirte und beiläufig ihr ein wenig mehr Freiheit ließ.

Nach einigen Monaten bat Signor Luigi, ſie möge auf ein paar Wochen vorläufig Urlaub nehmen und ihn, ihrem Verſprechen gemäß, begleiten — auf einer Reiſe. Sie that es gern; ſie freute ſich ſehr zu der Reiſe, war aber hoch erſtaunt, als er ſie nur in ſein Landhaus führte, Abends nach der Oper, wo man ſie mit brauſendem Beifall entlaſſen. Indeſſen war das Landhaus — ein Mittelgebäude mit zwei Flügeln, letztere neu angebaut — ſo prächtig erleuchtet, ſo herrlich geſchmückt und ihr Gemach wie auch der Geſellſchaftsſaal ſo überaus glänzend eingerichtet, daß ſie ſich 24 Stunden hindurch mit Bewundern amüſirte. Darauf aber wollte ſie bewundert ſein und klagte über Einſamkeit.

„Geduld, Simonetta!“ ſprach Signor Luigi, erſuchte ſie, ſich herrlich anzukleiden, kleidete ſich ebenfalls herrlichſt und führte dann die Erwartungsvolle in den Geſellſchaftsſaal, wo die Kronleuchter ſtralten, die Blumen dufteten, und Vorhänge von Purpurſeide zwiſchen den Marmorſäulen und über die Fenſter wallten.

„Sind Gäſte hinter den Drapperien verborgen?“ fragte ſie geſpannt.

„Singe, theure Simonetta", bat Signor Luigi, ſtatt zu antworten, und ſetzte ſich der großen Hitze wegen auf den Balkon, der von einem Purpurbaldachin überwölbt war. Die Simonetta, nicht wiſſend, ob nicht etwa ein Kaiſer oder wenigſtens ein König incognito gegenwärtig ſei, überwand ein Gefühl des Unbehagens und ſang ſo himmliſch wie die Muſe der Tonkunſt ſelbſt. Kaum war ihre letzte Cadenz verhallt, ſo rief Signor Luigi in die Hände klatſchend:

„Simonetta, brava! braviſſima, die Simonetta!" und ein endloſes Klatſchen und Rufen erfolgte, welches er, ſobald es ſchwächer wurde, wieder anfachte. Die Simonetta ſtand ganz betäubt und zitternd vor dieſem geſpenſtiſchen Lärm in dem großen, einſamen Saale. Signor Luigi eilte zu ihr, ſchloß ſie an ſeine Bruſt und fragte:

„Biſt Du mit der Huldigung zufrieden, mein liebes Leben?"

„Mit nichten, Signor Don Luigi!" ſprach ſie kühl; „ich will Eure Geſellſchaft kennen lernen."

„Wozu, Süße? Du hörſt Dich preiſen als die Sängerin Simonetta, und ich liebe Dich unſäglich — was verlangſt Du mehr?"

„Auf der Stelle nach Mailand zurückzukehren", ſprach ſie erbittert, „wo ich mit Männern zu thun habe, nicht mit einem Narren.“ Stolz ſchritt ſie die Treppen hinab, befahl den Leuten anzuſpannen, fuhr nach Mailand, verbreitete dort dieſe Begebenheit und machte den armen Signor Luigi ſo lächerlich, daß er ſpurlos aus der Heimat verſchwand. Sein Landhaus behielt den Namen Caſa Simonetta und das berühmte Echo.

Dieſe Geſchichte ſoll den Männern rathen, ſich nicht zu heftig zu verlieben.

In der Gegend zwiſchen Pavia und Mailand liegt ein ſeltſames Gebäude, rieſenhaft, prächtig, einſam, wie ein Tempel in der Wüſte. Vor Jahrhunderten baute es ein Fürſt und ſchenkte es arbeitſamen Männern, mit der Bedingung, es zu vollenden und das moraſtige Land umher urbar zu machen. Sie erfüllten beide Bedingungen, jenes prangte, dieſes blühte, die Männer freuten ſich des Segens, der ihre Arbeit krönte. Da kam ein anderer Fürſt und jagte ſie fort; und weil dies Gebäude die Certoſa, und dieſe Männer Karthäuſer, und dieſer Fürſt Joſeph II. war, und weil die Zeit, als dies geſchah, den Anfang unſerer glorreichen Aufklärungsepoche bildet, ſo fand man dies ganz vortrefflich. Der arme, wohlmeinende, raſche Joſeph ſtarb vor Schmerz, weil ihm das Aufklären nicht recht glücken wollte. Ich denke, wenn er könnte, würd' er jetzt noch einmal ſterben vor Schmerz, ſehend wie es Andern glückt.

Ueber das Schlachtfeld von Pavia, wo Franz I. fanfaronnirte, nahe bei Marengo vorbei, wo Napoleon nicht nöthig hatte zu fanfaronniren, durch zerfallene Städte, ſchmutzige Dörfer und ein bettelhaftes Volk, kommt man an und über den Apennin, ans Meer, nach Genua „la superba". Da ſitzt ſie wie eine Sultanin, ſchön, üppig, ſchmucküberladen, badet die Füße in den Wellen, birgt ihr Haupt in den Hainen von Ölbäumen und Cypreſſen und hüllt ſich ganz und gar in den Schleier der weichen, ſüdlichen Luft mit transparenten Färbungen, wie ihre Weiber ſich hüllen in den langen weißen Muſſelinſchleier, aus welchem die farbloſen Geſichter mit dunkeln Augen morgenländiſch hervorblicken. Aber mehr als ſie, die Stolze, ergriff mich der Anblick des Meeres. Es war nicht die Überraſchung Desjenigen, der zum erſten Male das Meer ſieht — o nein! ich kenne es ſeit meiner Kindheit; allein dies Meer, das, wie eine Reiſekarte von Poſtrouten, ſo von welthiſtoriſchen Fahrten und Zügen überwebt iſt, kam mir ganz anders vor als meine kleine friedliche Oſtſee, größer, tiefer, weiter. Und dann liegt Afrika drüben, und keine Küſte, keine Inſel hemmt den Blick. Rechts und links ziehen ſich die Rivieren hin, aber über den Hafen mit ſeinen Schiffen hinaus, die luſtig flaggen, weil des Königs Geburtstag iſt, breitet ſich der blaue, bewegte, unendliche Meeresſpiegel aus. Ich ſaß oben auf der Acqua sola, und aus den Stralen, welche die untergehende Sonne ins Meer warf, bildeten ſich leuchtende Geſtalten und zogen vorüber, vom fabelhaften Herkules bis zum fabelhaften Napoleon — zwei Menſchen, die viel Ähnlichkeit haben, denen der ewige Zeus die Arbeit auflegte, die Erde von allerlei Mißweſen zu befreien, und die zum Lohn für ihre Sendung den Scheiterhaufen auf dem Öta und auf St.-Helena fanden. Und Alle, welche die Welt in ihren Grundfeſten erſchütterten, Menſchen ſowol als Zeiten, ſind an dieſem Meere geboren oder haben es berührt. Hier zeigte Hannibal mit ſeinem gutafrikaniſchen Römerhaß der eiſernen Roma zuerſt, daß ihr Panzer Fugen habe. Hier trug ein Schiff „den Cäſar und ſein Glück". Hier zogen demüthige Apoſtel und verbreiteten den Namen und die Lehre Desjenigen, der an Paläſtinas Küſte auf den Wellen dieſes Meeres wie auf einem Teppiche ging. Hier zogen glühender, wilder, ſchwertvertrauter die Völker Mohamed's und ſetzten dem Namen Chriſti den ihres Propheten entgegen. Hier ſtreiften blauäugige Normannen umher und bildeten ihr ſchwankendes Wikingsreich zu dem herrlichſten, begehrteſten Königreiche der Chriſtenheit aus. Hier ſammelten ſich die

Flotten der Kreuzfahrer, und dann, als dies Meer genugſam exploitirt zu ſein ſchien und brach lag, da wurde hier, grade hier in Genua der Menſch geboren, der die alte Welt aus ihren Fugen hob, indem er die neue entdeckte. Großer Columbus, meiner Verehrung deines großen Genies kommt nur mein Haß gegen deine Entdeckung gleich. Dich trieb der Genius — ich meine das Bewußtſein der gottgegebenen Kraft zur Vollendung ungewöhnlicher Dinge —, und verhöhnt, gedrückt, verleumdet, mißhandelt, ſeelengefoltert, hatteſt du keinen andern Genuß als den, deine Miſſion erfüllt zu haben. Du armer, hoher Geiſt! wenn du niederſchauteſt, jetzt, auf jene Welt, zu der Du den Weg gewieſen, wie traurig würdeſt du dein Auge wegwenden! Wo ſind die ſtillen Völker, welche du vorgefunden? wo iſt das Heil, welches du für deinen vaterländiſchen Welttheil geträumt? Friedliche Naturforſcher, mein armer Columbus, ſind die einzigen Leute, welche mit Recht die Vortheile deiner Entdeckung preiſen, und es wäre wol ſchade, wenn Humboldt nicht ſo ſchön von ihren Savannen und Urwäldern geſchrieben. Übrigens aber hat das alte Amerika unwiſſend an Europa Das gethan, was jener ſterbende Centaur ſeinem Mörder abſichtlich that: durch Dejanira gab er dem Herkules ein vergiftetes Gewand; —

durch Goldbeſitz und Goldgier ward raſende Genußſucht das Gift, welches Europa zerrüttet, und dies Fieber gährt in ſeinen Adern. Weil es aber ein gar ſo greiſer, morſcher Wüſtling iſt, das alte úſirte Europa, ſo ſchämt es ſich, die Sache beim wahren Namen zu nennen. Es glüht nicht vor Genußgier, verſichert es, ſondern für die Freiheit, die Wahrheit, die Wiedereinſetzung unterdrückter Rechte! — nun ja! für die Freiheit, unbeſchränkt zu genießen, was die Leidenſchaft begehrt; für die Wahrheit, welche eins iſt mit derber Handgreiflichkeit; für das Recht, welches ein Brevet der Beſtialität ertheilt. Und dann preiſt es Amerika als den Thron der Freiheit, wo alle Menſchen einander gleich ſind — Alle, wohlverſtanden, welche im Beſitz der größtmöglichſten Dollarzahl ſind, Alle, deren Farbe nicht die geringſte Verwandtſchaft mit wilden Halbmenſchen verräth. Amerika iſt die incarnirte finanzielle Speculation, die, weil ſie Glück und Geſchick hat, mit brutaler Geringſchätzung aller andern Inſtitutionen nur in denjenigen Heil ſieht, welche aus dem Handelsgeiſte entſpringen und darauf baſiren. Der Handelsgeiſt iſt durchaus demokratiſch, Erwerb und allgemeiner Wohlſtand ſein Ziel: er öffnet Allen denſelben Spielraum, wenn ſie die Mittel dazu haben. Aber das iſt nur die erſte Stufe. Auf der andern herrſcht die Ariſtokratie und Oligarchie, und erſt wenn demokratiſche Staaten ſich zu ihr erhoben haben, erreichen ſie ihre Glanzepoche, wie das alte Florenz und Venedig. Amerika hält ſich für die Krone der Civiliſation, weil es von den Erfahrungen, Irrthümern, Vorzügen anderer Staaten für ſeine Organiſation profitirt hat; aber Lehrer zu ſein, ohne die Schulzeit durchgemacht zu haben, iſt kein natürlicher Entwickelungsgang, und daß die Vergangenheit fehlt, giebt noch keine Garantie für die Zukunft. Ah bah! was kümmert mich Amerika! Aber die Büſte des Columbus in der Villetta di Negro, welcher ſo ernſthaft auf ſeine Vaterſtadt herabſieht, machte mich auch ganz ernſthaft. Und dann iſt Genua nichts weniger als eine luſtige Stadt, in der man fröhliche Gedanken haben könnte! Am Hafen geht es zwar recht munter zu; Schiffe, Wimpel, das glänzende Meer, die thätigen Menſchen, die Außenſeite der Stadt, ihre graziöſe Lage halten das Auge auf Genuas Glanzpunkte feſt. Sobald ich aber meinen Balkon verlaſſe und das Innere der weitläuftigen Stadt durchſtreife, ſo ſchwindet der erſte Zauber, und Genua ſieht nicht mehr ſtolz aus, ſondern ſtolzierend, wie Jemand, der einen für ſeine Figur zu langen Schritt macht. Es giebt viele Kirchen und Paläſte mit Marmorſäulen, Gemälden und

Vergoldungen; aber alle haben eine Gepräge der Oſtentation, einen Bombaſt der Pracht, welche mich beunruhigen, um ſo mehr, da es oft ganz abgeriſſen iſt und ohne innern Zuſammenhang, wie eine aus einem Buch entlehnte Floskel im gewöhnlichen Geſpräch. Marmorſäulen z. B. dürfen keine Gewölbe von kahlem weißen Kalk tragen. Den Palaſt Durazzo mit ſeiner ſchwebenden Treppe und den Palaſt Brignoli mit ſeinen ſchönen Gemälden ausgenommen, haben die übrigen ein zerfallendes Ausſehen, welches ſich beim Palaſt Sauli bis zur Ruine geſteigert hat. Gras überwuchert die geborſtenen Marmortafeln des innern Hofes, wildes Geſträuch hängt aus den Fenſtern, ein Theil des Porticus iſt vermauert und zu einer kümmerlichen Wohnung für armes Volk umgeſtaltet, und die zarten weißen Säulen lauſchen rührend aus der Lehmwand hervor wie ein ſchöner Leib aus Bettlerkleidern. Der Palaſt Doria wird bald in ähnlichem Zuſtande ſein. Der alte Andreas Doria, der auf einer Fontaine im Garten als Neptun prangt und ſeinen Trident verloren hat, ſieht ganz deſperat aus mit ſeinem ungeheuern zottigen Kopfe, und die Terraſſen, geſchorenen Hecken und Gänge ſind ſo vernachläſſigt, daß ich ſie ganz ruinirt wünſchte; dann macht man doch keine Anfoderungen mehr! Die Wildniß iſt erhaben im Gebirge, und wer tiefe Einſamkeit liebt, kann in ihr frei aufathmen. Wer das aber kann in der Verwilderung eines grandios angelegten franzöſiſchen Gartens, dem die ordnende Menſchenhand fehlt, den beneide ich, weil er ſich von den Eindrücken der Umgebung unabhängig erhalten kann. Das kann ich nicht! was mich traurig, oder langweilig, oder irgendwie anſieht, das ſehe ich mit denſelben Augen an. Freilich iſt es immer die Frage, ob von dem Gegenſtande oder von mir der erſte Blick ausgegangen!

Ein Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung ſind Geiſtliche. Ein Mann in rother Mütze, eine Frau im weißen Schleier und ein Geiſtlicher entweder in der Kutte oder im Weltprieſterhabit, ſo iſt die Miſchung. Die Weltgeiſtlichen ſehen gut aus, lebhaft, gewandt, tragen ihre ſchwarzen Mäntel ſo leicht über dem Arme, wie eine Dame an Hoffeſten ihren Manteau; allein die Mönche ſind mir widerlich, beſonders die Kapuziner, welche ſich ſchmutzig und ſtupid, barhaupt und barfuß in Schaaren umhertreiben; wahrſcheinlich ſind ſie Bettelmönche und deshalb ſo viel auf den Straßen. In der Annunziatakirche verrichten ſie den Gottesdienſt; dann ziehen ſie an ihre nackten Füße goldbeſäumte Schuhe und über die garſtigen Kutten glänzende Meßgewänder und fungiren — und dann plötzlich wird der Schmetterling wieder zur Raupe, aber zu einer Raupe, an deren Pſyche ich nicht glauben kann. Sie ſieht ſo abgeſtumpft, ſo gleichgültig aus in ihrer widerlichen Hülle, als ſei ihr die Unſauberkeit eben recht. Man muß ſich recht elend auf der Welt fühlen, um ſich zu entſchließen Kapuziner zu werden! Ich lobe mir die Mohamedaner, denen die äußerſte Reinlichkeit von der Religion geboten wird. Ich habe kein Vertrauen zu der Seele, die ſich in einen ſo ſchmutzigen Körper logirt; wie leicht nimmt ſie etwas von ſeinen Gewohnheiten an! Das ahnen die armen dummen Kapuziner gewiß gar nicht, daß ſie mit ihren widerlichen Bärten nach der neueſten Mode ſind. Wie kann man nur die Tracht der Kapuziner nachahmen!

Ein zweiter weſentlicher Beſtandtheil der genueſiſchen Bevölkerung ſind Eſel. Da man nur in den allerwenigſten Straßen, vermöge ihrer Enge, fahren kann, ſo ſchaffen ſie die Laſten fort und ziehen in langen Reihen ſäuberlich treppauf, treppab; denn manche Straßen ſind Treppen, und Dächer ſind Gärten, und Brücken ſind Durchgänge — ungewöhnlich iſt Alles. Ein Volk in Ordnung zu halten, das in Neſtern und Höhlen lebt, mag den alten Dogen ſchwer genug geworden ſein; zu ſchwer, daher früh die ausländiſche Obergewalt in Genua. Daher auch der übertriebene Pomp, der ſeinerſeits eine Schranke ziehen und imponiren will.

Ein Fremder, der Genua befriedigt verlaſſen möchte, muß im Golf hin und her fahren ohne die Stadt zu betreten; dann wird er nicht von der „superba“ entzaubert, ſieht nur ihre Kuppeln, ihre ſchwebenden Gärten, ihre warme Vegetation, nicht den Moder, der unter dieſen Marmorgrüften häßlich wuchert — und Entzauberungen ſind für mich die Ferſe des Achilles; daher möchte ich gern einen Jeden dagegen ſchützen, der nicht den Beruf oder die Liebhaberei hat, den Lichterſcheinungen ihre Schattenſeiten abzuringen.

Der Kapuziner.

Ins heitre Reich der Farben und des Glanzes
Bin aus des Nordens Dunkel ich entrückt,
Und mich umblühen Blumen eines Kranzes
Von Wunderpracht, ſo nie mein Aug' erblickt.
Ich ſtehe oft ganz träumeriſch geblendet
Vor der Erſcheinung mir ſo fremd und neu,
Und frage mich: ob auch das Glück geſendet
Im gleichen Maß auf dieſe Fluren ſei;

Ob Einklang waltet zwiſchen Menſchenherzen
Und Schickſal — mit der ſeligen Natur;
Ob Marmorwände gegen tiefe Schmerzen
Beſchützen und verſcheuchen Grames Spur;
Ob Leidenſchaft den Buſen hier zernaget,
Ob Liebe Thränen hier und Trennung kennt,
Ob in der Knechtſchaft hier die Hoheit klaget, —
Ob Alles ſich bei anderm Namen nennt.

In einer Kirche Genuas, der reichen
St.-Annunziata, ging ich ſtill umher,
Erſtaunt ob dieſer Fülle ohne Gleichen
Von Marmor, Bildern, tauſend Schätzen mehr!
Ich rief: „Wie einſt die alten Magier dem Sterne
Von Bethlehem Kleinodien dargebracht,
So werden hier die reichſten Gaben gerne
Demüthig froh dem Altar übermacht.“

Da ſagteſt Du: „Gewiß! die reichſten Gaben!
In buntem Gold ſtrahlt Kuppel und Altar!
Doch ob die ſchönſte ſie geopfert haben,
Und ob ſie Gott die Herzen brachten dar?“ —
Und plötzlich fiel ganz nah in der Kapelle
Mein Blick auf eine ſchaurigſchöne Frau,
Die unbeweglich kniete auf der Schwelle;
Ich ſah ſie ſchon; wo? wußt' ich nicht genau.

Sie trug der Genueſerinnen Schleier
Schneeweiß und zart ums ſchwarze Haar gehängt,
Doch was mir auffiel war das ſeltne Feuer,
In ihrem tiefen Auge eingeengt
Als dunkler Demant; ihre Jugendfriſche
War längſt vor dieſer innern Glut verweht:
Ein Marmorbild in einer dunkeln Niſche,
So lag ſie da im eiſernen Gebet.

Ja, eiſern! denn kein Zug von jenem Frieden,
Der eines Beters Angeſicht verklärt,
War dieſer ſchauerlichen Frau beſchieden.
Sie fragte, ſchien's: Herr, haſt du mich gehört?
Und weder Milde noch Ergebung ſtiegen,
Noch Ruhe oder Kraft zum Sieg herab,
Die Seelenſtarrheit blieb in ihren Zügen,
Die ihr ein geiſterhaftes Anſehn gab.

Ich hätte flehend ihr zurufen mögen:
O weine doch! Ringt ſich die Thräne los,
So nehmen Engel tröſtend ſie entgegen
Und tragen ſorgſam ſie in Gottes Schooß!
O ſchreie doch und klage deine Schmerzen!
Die rechte Klage ſchwebet himmelwärts,
Den Wehelaut aus einem wunden Herzen,
Den leiten Engel an das Gottesherz.

Du beteſt — alſo liebſt du! In die Liebe
Hüll' deine ſtarre Seele ein, auf daß
Erwärmend ſie ſich in der Demuth übe;
Man betet nicht um Rache oder Haß. —
Da ſchlich ein Kapuziner zur Kapelle
Mit langſam ſchweren Schritten ſich heran,
Es war, als ob den Gang zu dieſer Stelle
Mit aller Kraft er mühſam nur gewann.

O welch ein Antlitz! Tiefe Leidenſchaften
Zerwühlten eine hohe Schönheit drin,
Und was nicht ſie zerſtöret hatten, rafften
Verzweiflung, Reue gleich Lawinen hin.
Um Mund und Auge lagen blaue Schatten,
Den hagern Leib umſchlottert' das Gewand,
Der wirre Bart, die nackten Füße hatten
Bequemlichkeit und Pflege längſt verbannt.

Und als er endlich zu des Weibes Seiten
Sich mühſam hingeſchleppt, demüthig, ſtill,
Sah ich ein Lächeln um den Mund ihr gleiten,
Wenn man den Ausdruck lächeln nennen will,
Den die Meduſe Rondanini träget,
Dem Tode lächelnd, höhniſch, grauſig ſchön;
Da wußt' ich auch, was mich zuerſt erreget:
Ich hatte ſie — nie dieſes Weib geſehn.

Nun ſprach der Mönch mit tiefem innern Beben
Und rang die Hände in der Seelenpein:
„Meïna, haſt Du noch nicht mir vergeben?“
Sie ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Nein!“
Sie gingen — er zermalmt, ſie kalt — von hinnen.
Ich ſchlug die Hände vor mein Angeſicht;
Die Überzeugung mußte ich gewinnen:
Ein Weib, das alſo blickt, verzeihet nicht.

Am andern Tag war in der Kirch' ich wieder,
Und wieder fiel dieſelbe Scene vor:
Zur Beterin bog er ſich fragend nieder,
Und auf ihr Nein! ſchlich er zurück zum Chor.
Als Beide ich am dritten Tag geſehen,
Erkannt' ich, daß die Buße fort ſich ſpann;
Ich forſchte nach und wußte zu erſpähen,
Weshalb Meïna nicht vergeben kann.

Meïna war ein Mädchen niedern Standes,
Erwarb durch Handarbeit den Unterhalt
Und glänzte vor den Töchtern dieſes Landes
Durch Sittſamkeit und Schönheit der Geſtalt.
Sie war geſchickt die Blumen nachzuahmen,
Sie formte ſie und machte Kränze draus
Und ſah dabei in ihres Fenſters Rahmen
So lieblich wie ein Bild der Flora aus.

Nach dieſem Fenſter zogen viele Männer
— Die hohe, ferne Gaſſe hindert's nicht —,
Denn Schönheit findet überall den Kenner,
Und Schatten rings umher erhebt ihr Licht.
Da ſtanden ſie, und warteten, und gafften,
Und ſchwatzten laut, auf daß ſie blick' empor;
Allein umſonſt! Meïna's Hände ſchafften
Die Arbeit fleißiger noch denn zuvor.

Die Meſſe ging ſie täglich anzuhören,
Und Manche folgten ihr auch dorthin nach;
Doch Keiner wagte ihren Gang zu ſtören,
Denn dieſer Ernſt, der auf dem Antlitz lag,
Die ſtille Ruh' in Haltung und im Weſen
Bezeugten, daß die böſe Eitelkeit
Und die Gefallſucht nimmer hier geweſen —
Und das verſcheucht die Männermaſſe weit.

Die Sage herrſchte zwiſchen ihres Gleichen,
Sie wolle Nonne werden, und die Schaar
Der Vornehmen, der Eiteln und der Reichen
Sah ein, daß nichts bei ihr zu machen war.
So ging ſie kühlen Herzens durch die Tage,
Begehrte weder Huldigung noch Glanz,
Zufrieden mit der engbeſchränkten Lage
Und fröhlich, wenn geglückt ein ſchöner Kranz.

Doch blieb es nicht alſo! Zwei junge Brüder,
Romero und Vitale, reich und ſchön,
Von edelſtem Geſchlechte, kehrten wieder,
Nachdem die Fremde ſie genug geſehn.
Ihr Vater wünſchte Beide zu vermählen;
Die ſchönſten Frauen ihres Standes ſahn,
Voll Zuverſicht, die Wahl könne nicht fehlen,
Mit heißem Wunſch die ſtolzen Brüder an.

Sie blieben ungerührt; denn leider! leider!
Hat ſie Meïna's Schönheit ſo entzückt,
So hingeriſſen, daß die Seele Beider
In ihr allein das Ideal erblickt.
Sie ſahn ſie im Gebet zum erſten Male.
„Vitale!“ rief Romero, „ſieh! o ſieh!“
Und in dem Augenblick rief auch Vitale:
„Romero, ſolch ein Mädchen ſah ich nie!“

Und Beide blieben an der Kirche Pforten
Geduldig bis zum Schluß der Meſſe ſtehn.
Meïna naht. Ja, Beide ſtehen dorten —
Wie kommt's, daß ſie den Einen nur geſehn?
Wie kommt's, daß an die ſtille, kühle Seele
Der Liebesſtral wie die Aurora rührt,
Die aus der ſchattenvollen Dämmerhöhle
Den Tag in ſeiner Roſenglorie führt?

Wie kommt's, daß ſie jetzt zitternd jeden Morgen,
Nicht ruhig ſo wie ſonſt zur Kirche geht?
Wie kommt's, daß ſie ſich fühlt ſo ſüß geborgen,
Wenn in der Kirche ſeitwärts er nun ſteht?
Sie hat den Blick nicht zu ihm aufgeſchlagen,
Doch weiß ſie, daß der ſeine auf ihr ruht.
Sie lächelt vor ſich hin; dies ſoll ihm ſagen,
Wie wohl der Sonnenſtral der Blume thut.

Romero und Vitale aber wiſſen
Nicht, wem da gilt der ſcheue, zarte Gruß,
Und ſie entſcheiden ſich dahin: ſie müſſen
Gewißheit haben — wie die Liebe muß.
Ich werde Ruh und Faſſung mir gewinnen,
Spricht Jeder, wenn mir ganz die Hoffnung fehlt.
Doch heiße Hoffnung wohnt in Beider Sinnen
Und hat die alte Freundſchaft unterhöhlt.

Es zittert Jeder vor des Bruders Glücke,
Sie, die ſonſt jedes Glück getheilet treu;
Es ſpähet Jeder bang mit ſcheelem Blicke,
Ob nicht der Bruder ſchöner, holder ſei.
Die Ähnlichkeit, woran in andern Tagen
Sie oftmals ſich erfreuet und ergötzt,
Daß Beide gleiche Farb' und Züge tragen,
Vermehrt die Qual der Ungewißheit jetzt.

„Nun komm!“ rief in des nächſten Morgens Frühe
Romero, und ſie gehn zur Kirche hin;
Nach Faſſung ringen ſie mit wilder Mühe,
Nach Kraft und Zuverſicht der ſtolze Sinn.
Da kommt Meïna; auf der heil'gen Schwelle
Erblickt ſie den Geliebten ſchon von fern .
Und ſieht in ſeiner wunderbaren Helle
Zum erſten Mal bei ihm noch einen Herrn.

Und Beide, ſcheint es, wollten ihr vertreten
Den Eingang in die Kirche; ernſt und ſcheu,
Auf ihrer zarten Wange Gluterröthen,
Erwartet ſie, daß man ihn laſſe frei.
Doch als die Brüder feſten Schrittes kommen
Und ehrfurchtsvoll ihr bieten dar die Hand,
Da hat die Hand Romero's ſie genommen
Und von Vitale ſich erſchreckt gewandt.

Er ſtand zerſchmettert. Seine Augen blickten
Den Liebenden nicht nach; die Seele nur
Verfolget Schritt um Schritt die Hochbeglückten,
Sowie ein Raubthier folgt der Beute Spur.
Und als er ſich in voraus ſatt getrunken
An ihren Wonnen, wird ſein Durſt entfacht
Zu einer Raſerei, die jeden Funken
Der Seelenkraft zur Dienerin ſich macht.

Warum, denkt er, kränzt dieſe Wunderblüte
Romero's Haupt? Bin ich ihm ähnlich nicht?
O gleich, ganz gleich an Körper und Gemüthe,
An Gang, Geberde, Stimme, Angeſicht!
Bekannte wiſſen ſchwer zu unterſcheiden,
Mit wem von uns ſie reden; aber ſie,
Sie trennt ſo ſcharf, ſo weit, ſo hart die Beiden,
Daß ſie ihm Himmel, Hölle mir verlieh.

Worin hat ſie den Unterſchied gefunden,
Daß grad' auf ihn ihr Götterauge fiel?
Wodurch iſt ihrem Herzen er verbunden?
Iſt Zufall oder Liebe da im Spiel?
Und wenn es Liebe iſt, warum denn ſprühet
Mein ganzes Weſen Flammen für dies Weib,
Das für Romero's Liebe bangt und glühet
Und ihm zu Füßen ſinkt mit Seel' und Leib?

So peitſchen ihn verſengende Gedanken
Gleich Furien hin und her, und das Warum,
Das er ergründen möchte, bringt nur Schwanken
In ſeine Seele; denn ſein Herz iſt ſtumm;
Denn ihn zerwühlt nur das Vulkanesbeben,
Die Wahnſinnsgier, die den Beſitz erheiſcht,
Und die nur ſelten eines Menſchen Leben
Mit ihrer Eumenidenwuth zerfleiſcht.

An ſeinen Bruder that er keine Fragen
Mit Blick und Wort, verſuchte nie zu ſchaun
Meïna's ſüßes Antlitz; kaum ertragen
Konnt' er's, an ſie zu denken; denn mit Graun
Umfaſſen die Gedanken ſtets nur Bilder
Von ihm und ihr in hoher Liebesluſt,
Sie machen ihn, wie Lanzenſtiche, wilder
Und gießen Gift ſtatt Balſam in die Bruſt.

Und während er ſich vor dem grimmen Geier
Tief in ſich ſelbſt zuſammendrängt und biegt,
Iſt jeder Tag den Liebenden ein neuer
Feſttag, der unverhofft vor ihnen liegt.
Meïna war die aufgeblühte Roſe,
Die kräftig ihre grünen Feſſeln ſprengt
Und ſich in Schönheitsfülle aus dem Mooſe
Mit Ungeduld zum Sonnenſtrahle drängt.

Romero lieben und ihm angehören —
War nur ein Augenblick! doch liebt ſie ihn
So ſtark und tief, daß ſie ſich zu verklären
Im höchſten Sturm der Leidenſchaften ſchien,
Daß etwas ganz Unirdiſches im Feuer
Der Augen glänzet und des Kuſſes brennt
Und um die Stirne weht als Flammenſchleier —
Nichts, wie man ſonſt es bei dem Weibe kennt!

Romero war ihr Leben! doch ein Leben
Ganz innerlich, verborgen vor der Welt;
Er darf ihr nichts von ſeinem Reichthum geben,
Nicht Putz und Schmuck, der Mädchen ſonſt gefällt;
Sie lebt wie ſonſt in ihrem ſchlichten Zimmer,
Gewohnte Arbeit ſetzt ſie ſorgſam fort,
Und nur der Glanz der Blumen und der Schimmer
Der Schönheit ſchmücken dieſen ſtillen Ort.

Allabendlich, wenn Genuas Riviere
Sich darſtellt wie ein dunkler Jaspisſarg,
Worin, entfliehend vor dem Gott der Meere,
Die ſchöne Sonnengöttin ſich verbarg,
Dann ruht Meïna's Arbeit; bei der Cither
Erwartet ſie Romero mit Geſang,
Doch hundertmal eilt ſie ans Fenſtergitter
Und lauſcht und harrt! — wie iſt die Zeit ſo lang!

Und wenn er da iſt, ſchmelzen zum Momente
Die Stunden ein, noch kürzlich mattbeſchwingt,
Wie eines ganzen Gartens Roſenſpende
Nur einen Tropfen Roſenöl darbringt!
Und wenn er da iſt, fühlt Meïna's Weſen,
Sonſt einſam-kühl, ſich überreich und warm,
Als ſei zu großem Werk ſie auserleſen,
Als halte ſie die Welt in ihrem Arm!

Romero, dem die Frauengunſt geſpendet
Schon mannichfache Sorge und Genuß,
Stand anfangs wie im ſüßen Traum geblendet
Vor dieſem weibgewordnen Genius.
Allmälig nur ſieht er, daß eine Seele
Der Quellpunkt iſt, der ihre Flammen nährt,
Wie eine neuentdeckte Demanthöhle
Dem Bergmann ihre Schätze reich gewährt.

Und als er das erkannte, als er fühlte,
Daß tiefer Ernſt in ihrer Liebe lag;
Daß ſie nicht heute mit dem Götzen ſpielte
Voll Andachtsglut, den morgen ſie zerbrach;
Daß ſie fürs Opfer ihres ganzen Lebens
Nichts foderte als nur ſein Herz allein:
Da macht er ſeinen Wunſch zum Ziel des Strebens,
Meïna müſſe ſeine Gattin ſein.

Sie war ein ſchlichtes Mädchen; all ihr Können
Beſchränkte ſich auf Lied und Citherſpiel
Und Handarbeit, und was Gelehrte nennen
Das Wiſſen, war ihr fremd; doch das Gefühl
Der Größ' und Schönheit mit der Liebe tagte
In ihrer Bruſt, ihr Auge wurde frei,
So daß Romero oft erſtaunt ſie fragte,
Durch wen ſie nur ſo tief belehret ſei.

„Durch Dich!" rief ſie und legt' auf ſeine Kniee
Ihr ſchönes Haupt; „wie fragſt Du wunderlich!
Was Du auch fragen magſt, Romero, ſiehe,
Ich hab' die Antwort nur: durch Dich! für Dich!"
Romero dachte, wie die Männer pflegen,
Im Vollgenuß des Glücks der Zukunft doch,
Er wollte Feſſeln ſeinem Glück anlegen,
Der künft'gen Tage Sicherheit fehlt noch.

Meïna aber blickte voll Vertrauen
In ihre Zukunft. „Haſt Du nicht genug
Der Seligkeit“, ſpricht ſie, „um bang zu ſchauen
In ferner Tage leichtgeleſ'nes Buch?
Die Zukunft iſt ja ewiglich die Blume
Der Gegenwart; iſt dieſe Knospe ſchön,
So muß aus dem gepflegten Heiligthume
Uns eine goldne Blüte auch erſtehn.“

Romero hat nur wenig mit Vitale
In dieſer ſtarkbewegten Zeit verkehrt.
Für Beide war die Welt mit einem Male
Aus ihrem alten Gange aufgeſtört.
Den Einen führt ſie zu dem ſchönſten Throne,
Den Andern in der Wüſte öden Pfad;
Dort trägt das Leben eine Roſenkrone,
Hier iſt es leichenfarbig, welk und matt.

Drum gehen ſie auf weitgetrennten Wegen.
Romero ſchweigt, weil er beſorglich denkt,
Daß, wenn er ſpricht von ſeinem Wonneſegen,
Der Bruder ſich doch heimlich darum kränkt;
Allein, den Vater ſucht er zu gewinnen
Für ſeinen Wunſch; der ſcheint nicht abgeneigt.
Vitale ſchweigt, wie der von ſeinen Sinnen
Verlaſſ'ne Fieberkranke ſchaurig ſchweigt.

Zuweilen möcht' er ſich zu Füßen werfen
Dem Bruder und ihm klagen ſeine Noth,
Wie ſich mit jedem Tag die Qualen ſchärfen,
Wie ihn die Leidenſchaft zerwühlt zum Tod,
Wie er nicht ſterben mag, eh' er beſeſſen
Den Schatz, mit dem kein andrer Schatz ſich mißt,
Und wie die heiße Hand ſich ſo vermeſſen
Nach dem ausſtreckt, was ſeines Bruders iſt.

Wie ein Verdammter um das Leben, möchte
Um dieſes Weib er zu dem Bruder ſchrein.
O, wenn Romero es nur tief bedächte,
Wie ſollte er denn nicht barmherzig ſein!
Doch wehe! weh! was hilft all das Erbarmen?
Aus Gnade kann Romero ferne ſtehn. —
Meïna wird aus des Geliebten Armen
Zum fremden Manne nie aus Gnade gehn!

Einſt irrte er, ſowie er oftmals pflegte,
Zu ſpäter Abendſtunde wild umher;
Die Luft war ſchwül, eiſerne Bande legte
Sie ihm um Stirn und Buſen glühend, ſchwer.
Wie Lava floß das Blut in ſeinen Adern,
Und jeder Pulsſchlag war ein Hammerſchlag.
„O“, rief er laut, „wer wagt's, mit mir zu hadern,
Daß ich dies Daſein nicht ertragen mag!“

„Ins Meer, du Herz, mit deinen tollen Gluten,
Dort iſt es friſch, du brauchſt ein kaltes Grab!
Das Meer wird Ruhe über dich hinfluten
Und kühlt den Strom des wilden Lebens ab.“
So eilt er vorwärts. Ha! ein Lampenſchimmer!
Meïna's Fenſter! Gott, er iſt ihr nah!
Bedeutet aber nicht der leiſe Flimmer
In ſpäter Nacht, daß der Geliebte da?

Daß Lieb' und Schönheit ſelig ſich vereinen,
Daß ſie in Wonne baden? Nein, o nein!
Heut kann die Lampe nicht ihr Glück beſcheinen,
Romero iſt aufs Land, und ſie — allein!
Die Erde bebet unter ſeinen Füßen,
Die Wolken zittern über ſeinem Haupt,
Ermattet muß er ſeine Augen ſchließen,
Des Athems iſt die enge Bruſt beraubt.

Meïna weiß nicht, daß vor wenig Stunden
Ein Freund Romero's ihn entführet hat
Zu einem Feſt, wo Freunde ſich gefunden,
In ſchöner Villa, außerhalb der Stadt.
Drum harrt ſie ſeiner ſehnſuchtsvoll und lange,
Weit länger als zu der gewohnten Friſt;
Doch endlich löſcht ſie ihre Lampe, bange
Bedenkend, was ihm widerfahren iſt.

Und als Vitale aufblickt, iſt die Helle
Verſchwunden, und das Böſe keimt aus Nacht.
„O, nur ein einzig Mal an ſeiner Stelle!“
Jetzt iſt der Wunſch zur Möglichkeit gemacht.
Beſinnungslos pocht leis er an die Scheiben
Und hält am Gitter krampfhaft ſich, verſtört.
Meïna wacht; denn ſchwere Sorgen treiben
Den Schlaf von ihrem Aug'; ſie hat gehört!

„Romero!“ ruft ſie, und die Riegel ſpringen
Bei dieſem Ruf wie durch ein Zauberwort,
Und wie im ſchönſten Traume ſo umſchlingen
Ihn ihre Arme, ziehn ihn freudig fort;
Und wie man, wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Nicht weiß, ob Schmerz den Jubellaut durchweht,
So hört Vitale jetzt Meïna ſagen:
„Romero! Süßer! endlich noch! wie ſpät!“

„Was fehlt Dir?“ rief ſie plötzlich aufgeriſſen
Voll Schreck aus ſeinem Arm; „Du zitterſt, ſprich?“
Doch ſie verſtummte unter ſeinen Küſſen,
Die Wellen ihrer Ahnung legten ſich.
Nur als er frühe aufbrach und beklommen
Ins Ohr ihr ſagt: „Meïna frage nie,
Weshalb ich dieſe Nacht ſo ſpät gekommen“,
Da überfiel ein eigner Schauer ſie.

Er floh wie Kain von des Mädchens Schwelle,
Das Antlitz in den Mantel feſt gedrückt.
Was blendet ihn? am Himmel glüht die Hölle?
O nein! er hat ins Morgenroth geblickt.
Was ſehen denn verachtend um die Wette
Die fremden Augen ihn ſo forſchend an?
O nein! der Prieſter denkt an ſeine Mette,
Und an den Fiſchfang denkt der Fiſchersmann

So floh er hin zum heimiſchen Palaſte
Und ſank aufs Lager keuchend, halb entſeelt,
Bis im Gehirn ein Fieber ihn erfaßte
Als Ausbruch dieſer Folter, die ihn quält.
Meïna aber legt mit ſchweren Sorgen
Ihr Haupt in ihre Hand, den ganzen Tag,
Und ſinnet, was Romero ihr verborgen,
Weshalb er ihr nicht Alles ſagen mag.

Der Abend bringt Romero; liebeſelig
Umfängt er ſie, hält ſie auf ſeinem Schooß.
„Nun, Königin der Engel", ruft er fröhlich,
„Mit einem Kuß mach Dich von Feſſeln los!"
„Erſt", ſpricht ſie neckend, „wirſt Du beichten müſſen."—
„Meïna, iſt mein Wunſch Dir noch nicht klar?"—
„O ſchweig!" ruft ſie; „von geſtern will ich wiſſen,
Weshalb Dein Weſen ganz verändert war."

„Ja, geſtern", ſprach Romero ſehr gelaſſen,
„War ich beim muntern Feſte gar nicht froh.
Verzeih, ich konnte Dir nichts ſagen laſſen,
Es kam zu ſchnell; ich war bei Paolo."
„Nun", ſprach Meïna neckend, unbefangen,
„Dein Doppelgänger war auch traurig hier."
Da ſprang Romero auf mit bleichen Wangen
Und ſtieß ſie fort: „Wer, ſagſt Du, war bei Dir?"

„Du, mein Romero", ſprach ſie ſanft und traurig,
„Du ſchienſt mir anders zwar, doch kenn' ich Dich."
„Ich war es nicht", verſetzt Romero ſchaurig,
„Bei meiner Seelen Seligkeit, nicht ich!"
Meïna bebt zuſammen, und ihr Weſen
Nimmt den meduſenhaften Ausdruck an;
Doch ſie verſteht das Räthſel nicht zu löſen
Und ſagt: „Ich kenne keinen andern Mann."

„Du ſcheineſt Keinen recht genau zu kennen",
Verſetzt Romero höhniſch, fürchterlich,
„Sonſt hätteſt Du doch wol gewahren können,
Daß ſich ein Ungeheuer zu Dir ſchlich —
Mein Bruder" — „Schweig, Romero, und erbarme
Dich meiner!" ſchrie ſie, fiel aufs Angeſicht;
Er aber ſagte dumpf: „Weh Dir, Du Arme,
Vitale kennt Dich — und Du kennſt mich nicht."

„Romero!" ſchrie ſie und erhob die Hände,
Doch ohne von der Erde aufzuſtehn,
„Sei gnädig, gnädig! mach der Schmach ein Ende!
Dein Antlitz und das Licht will ich nicht ſehn."
Und convulſiviſch zucken ihre Glieder,
Der Athem ſtockt in der gequälten Bruſt.
Voll tiefem Mitleid blickt er auf ſie nieder,
Die er ſonſt angeſchaut mit Himmelsluſt.

Welch eine Nacht! Das traulich ſtille Zimmer,
Das Liebe, Frieden, Freude nur umſchloß,
Hört Klagen und Verwünſchung und Gewimmer,
Und all den Jammer, der dem Leid entſproß.
Welch eine Nacht! Nach ſo viel ſüßen Nächten,
Worein die Liebe als ein Stern geglänzt,
Kommt dieſe jetzt mit ihren Höllenmächten,
An deren Qual die Qual der Herzen grenzt.

Und lieblich färbt das Morgenroth die Mauer,
Die Lampe ſtirbt im erſten Morgenſtral;
Da ſprechen Beide mit der herbſten Trauer:
„Leb wohl! leb wohl denn! heut zum letzten Mal!"
Und ſchwere Thränen floſſen aus den Augen
Des Manns, der ſeit der Wiege nicht geweint;
Meïna's kalte Lippen aber ſaugen
Die Thränen ein; ihr Auge iſt verſteint.

„Leb wohl!“ ruft er enteilend; ſie umſchließen
Verzweifelnd ſich, ſowie der Tod den Raub;
Dann ſtürzt Meïna ſich mit tauſend Küſſen
Auf ſeines Fußes Spuren in den Staub.
Dort lag ſie lange Stunden. Aus dem Grabe
Erhob ſie ſcheinbar ſich, als ſie erſtand,
Doch nicht als Engel mit dem Lilienſtabe —
Als irrer Geiſt, der keine Ruhe fand.

In Liebe glühet noch ihr ganzes Weſen
Für ihn, der fern jetzt auf dem Meere ſchifft;
Doch von dem Guten kehrt ſie ſich zum Böſen,
Was Nektar war, verwandelt ſich in Gift.
Wie ſie Romero liebt, der Seligkeiten
Des Paradieſes über ſie ergoß,
So haßt ſie den, der ihr das Thor der Freuden
Durch ſeine Frevelthat für immer ſchloß.

Und in der Sonne heißem Scheideſtrale
Betritt ſie ſtolzen Ganges den Palaſt
Und das Gemach, wo Todesangſt Vitale
Bei ihrem geiſterhaften Anblick faßt.
„Romero“, ſprach ſie eiſern, „läßt Dich grüßen;
Ermorden wollt' er Dich! doch ſeine Hand,
Die eines Engels iſt, darf nicht vergießen
Dein teufliſch Blut — drum hat er ſich verbannt.“

„Auch fühlſt Du, hoff' ich, daß der Höllenſchatten
Von Deiner Unthat nimmermehr erbleicht
Und zwiſchen mich ſich legt und meinen Gatten,
Aus meinem Arm ihn in die Welt verſcheucht.
Er iſt ein Engel! Solche Menſchen treten
Nach ihrem Tod in Paradieſeslicht;
Drum will ich glühend ſeinen Tod erbeten,
So glühend wie Dein Leben — Du ſtirbſt nicht!“

„Denn meinen Fluch will ich den Dingen ſpenden,
Die Dir den Tod bereiten könnten! Hör!
Willſt Du Dein Daſein in den Fluten enden?
Den Falſchen ſchaukle lieblich, falſches Meer!
Greifſt Du zum Dolch? O, reiner Stahl behüte
Dich vor entehrter Hand und werde Brei!
Und nimmſt Du Gift? So keime Lebensblüte
Aus Deinem giftverwandten Blute neu!“

„Und ſoll der Schmerz zerbrechen Deine Kette?
Der Schmerz iſt edel, und das ſcheidet Euch!
Nur auf der Erde haſt Du eine Stätte,
Denn auf der Erde iſt des Böſen Reich.
Einſt liegſt du dennoch unterm Leichenſteine,
Doch nimmer wachſe Blume drauf und Moos;
O, gute Erde, ſchleudre die Gebeine
Des Ungeheuers aus dem Mutterſchooß!“

„Und nun erhebe Dich und führ' mich ſchnelle
Zu Deinem Vater, beicht' ihm Deine That
Und ſage ihm, weshalb von ſeiner Schwelle
Sein edler Sohn ſich fortgeflüchtet hat.
Du wirſt die reine Wahrheit ſagen müſſen,
Denn ich, Vitale, bin und bleibe da
Wie ein Geſpenſt, das heißt wie Dein Gewiſſen,
Für Deine ganze Lebenszeit Dir nah.“

Gefolgt von ihr wie von dem Furienheere,
Stürzt er zum Vater, wirft ſich vor ihm hin,
Erzählet ihm die ſchauervolle Märe,
Erfüllt mit herben Gram des Greiſes Sinn;
Denn Beide, die ſein theures Weib geboren,
Die er umfing mit tiefer Vaterhuld,
Sie gehen ihm an Einem Tag verloren,
Und eines Sohnes Frevel trägt die Schuld!

Vitale ruft: „Mein Vater wird vergeben,
Meïna, folge ſeinem Beiſpiel nun!
Den Kapuzinern weihe ich mein Leben,
Ich will die längſte, ſchwerſte Buße thun.“
„Das ziemt ſich ſo“, entgegnet ſie gelaſſen,
„Der Vater muß vergeben, und Du mußt
Nun büßen! aber ich — ich muß Dich haſſen!
So wohnt das Recht in einer jeden Bruſt.“

„Doch höre!" fuhr ſie fort mit tiefem Beben,
„Ich will Dir Hoffnung laſſen! Frage mich
Tagtäglich, ob ich noch nicht Dir vergeben;
Und wenn ich's thue — dann iſt Zeit für Dich
Zum Sterben." — „Dank, Meïna!" jauchzt Vitale
Und drückt die ſchwere Stirn auf ihren Fuß;
Sie ſtößt ihn ſchauernd fort, und aus dem Saale
Eilt ſie hinweg ohn' Blick und Wort und Gruß.

Alſo begann Vitale's Buße. Nimmer,
So viel der Jahre aber auch entflohn,
Zeigt in Meïna ſich der Gnadenſchimmer,
Den ſie ihm zugeſagt mit bitterm Hohn.
Der alte Vater war ſchon längſt geſchieden,
Romero ruhet längſt im Morgenland —
Sie wandelt noch als Rachegeiſt hienieden,
Der täglich eine neue Ruthe band.

Sie hat ihr Daſein an den Mann gekettet,
Der frevelnd ſie zu eigen ſich gemacht;
Was er ſo wild begehrt, davon errettet
Ihn jetzt, wie er auch flehet, keine Macht.
Sie leben grauſig für einander Beide
In Qualen, die kein Friedlicher ermißt,
Bis Gottes Gnade endlich rufet: Scheide!
Barmherziger, als es Meïna iſt.

Auf dem Dampfboot Colombo, zwiſchen Genua und Livorno.

I.

Ich ruhe nun, du blaues Meer,
Auf deiner ſäuſelnden Flut,
Wie auf der Erde Nebeln ſchwer
Der ſchwache Vogel ruht.
Die Sonne breitet Glanz und Pracht
Auf deinem Spiegel aus,
Verzaubert dich durch ihre Macht
Zu einem goldnen Haus.

Du ſollſt bei Nacht ihr Palaſt ſein!
Wenn ſie den Himmel verläßt,
Zieht ſie in deinen Glanz hinein —
Sie hält am Himmliſchen feſt!
So trage mich, du blaues Meer,
Denn weiter, weiter auch,
So weit, wie der Gedanke ſchwer
Nur fliegt, und nie das Aug'.

So trag mich wie einſt der Delphin
Den Dichter durch die Flut,
Fernab von Qualen, Sorg' und Müh'n,
Dorthin, wo Alles ruht;
Wo mich kein Sturmwind aus dem Port
Verſcheucht in Wogendräu'n —
Aus dieſem Erdenhimmel fort
Zum himmliſchen Himmel hinein.

II.

Die Sterne blicken in das Meer,
Sie ſuchen tief, ſie zittern ſehr,
Sie machen mir das Herz ſo ſchwer.
Hat denn am Himmel ſelbſt der Stern
Genügen nicht und möchte gern
In eine ihm verſagte Fern'?
O Sterne, was im Ätherlicht
Euch noch zu eurem Glück gebricht,
Das findet ihr in der Tiefe nicht!

Die Welle ringt die weiße Hand
Sich müde an dem Uferrand —
Sie iſt mit meinem Sinn verwandt!
Sie hat den weiten, ewigen Raum,
Und müht ſich ab und ahnt es kaum,
Und iſt ſich ſelber wie ein Traum.
O Welle, was dich ſo zernagt,
Um was dein ſtetes Seufzen klagt,
Bleibt von der Erde auch verſagt.

Die Ruhe, die du nimmer haſt,
Und die der Stern ſucht ohne Raſt,
Wird nicht in dieſer Welt erfaßt.

In Florenz.

Außer einem prächtigen Sonnenuntergang, der Luft und Waſſer zu Einem goldenwogenden Element machte, und außer einem unnatürlich langen Engländer, der ſich mit ſeltſam flatternden Kleidern wie ein rieſiger geſpenſtiſcher Nachtfalter in die Gallerien des Dampfbootes hing, hab' ich nichts auf der Meerfahrt geſehen; denn es war Nacht und Livorno mit dem Morgen erreicht. Da langweilte ich mich ſehr ein paar Stunden. Für Reiſende, die mit anticommerciellen Neigungen behaftet ſind, giebt es nichts Triſteres als ſolche Handelsſtadt, ſolch monotones Magazin. Und überdies ſchreckten mich bei jedem Schritt die Zwangsarbeiter in ihren ſchmutzig feuerrothen Anzügen, mit ihrem ſchweren, hinkenden Kettenſchritt, welche paarweiſe im Hafen arbeiteten und die Gaſſen kehrten. Auf ihre Jacken iſt mit großen Buchſtaben ihr Verbrechen gedruckt. Einer hatte: „Des Todtſchlags verdächtig", und ein ſo müdes Geſicht, daß ich großes Mitleid mit ihm hatte. Wenn der Mann Handſchuh und einen ſchwarzen Überrock angehabt, würde ich von ſeiner Unſchuld überzeugt geweſen ſein; aber gegen die rothe Jacke hatte mein Herz keinen Muth. Auf allen übrigen Geſichtern lag Verwilderung, mitunter Verthierung. Nie in meinem Leben hab' ich mich in ſo großer ſchlechter Geſellſchaft befunden! Das Härteſte bei dieſer Strafe ſcheint mir die gezwungene Compagnieſchaft. Schwere Arbeit, üble Behandlung, beſtändige Gefangenſchaft ſind leichter zu ertragen, als ſchmachvoll ſterben zu müſſen; aber dies unauflösliche Zuſammenſein von zwei Menſchen, welche nur durch ein Verbrechen aneinandergeſchmiedet ſind, kommt mir härter als der Tod vor. Wär' ich mit dem geliebteſten Menſchen ſo verkettet, daß ich keine einſame Minute, keine freie Bewegung hätte, ſo würd' er mir fürchterlich zur Laſt fallen und mein Leben verbittern; aber nun ein Gleichgültiger, oder Gehaßter, oder Verabſcheuter! Indeſſen, der Lebenstrieb iſt groß im Menſchen! Als wir außerordentlich ſchnell durch die gedrängt vollen Straßen von Livorno fuhren, traten ſogar zwei dieſer Elenden, ſo raſch ſie konnten, bei Seite, um nicht unter die Pferde zu gerathen.

Schon vom bloßen Anblick des unruhvollen, wirthſchaftenden Treibens geängſtigt, ſchöpfte ich tief Athem in Piſa, das in den röthlichen und violetten Bergen wie in einem Iriskranz daliegt. Piſa hat längſt das Schickſal ihrer erſten Überwinderin, Genuas, getheilt und iſt auch an Glanz und Macht verarmt; die getreue Ghibellinenſtadt ſank mit den Hohenſtaufen; aber ſie ſieht würdig aus wie eine Matrone, die ruhig trauernd in die Tage ihrer Jugend und Schönheit zurückblickt, ſie hat nichts von Genuas zerfallender Weltherrlichkeit, und die Monumente ihrer Größe ſind von der Art, daß man Ehrfurcht vor ihrer Vergangenheit hegt.

An dem Marmorkirchlein Maria della Spina auf dem Quai des Arno geht man vorüber. Es ſieht aus wie ein Sacramentshäuschen, das man aus Verſehen nicht in die Kathedrale gebracht. Dann über die Brücke durch viele, viele Gaſſen, an Kirchen vorbei, auch an dem Platz, wo ehedem der längſt niedergeriſſene Thurm geſtanden, in welchem Ugolino della Gherardesca mit Söhnen und Enkeln verhungerte, kommt man endlich auf einen großen grünen Raſenplatz, den Wege durchſchneiden, und auf welchem ſich vier Gebäude erheben, der Dom, das Battiſterio, der Glockenthurm und das Campo Santo. Es war heller Mondſchein, als ich ſie zum erſten Mal ſah. Wie das zauberhaft war, all dieſer Marmor im Mondlicht! Der

Dom, wie ein alter König aus der Patriarchenzeit, würdig, ruhig, vertrauenerweckend; in ſeinem Schutz iſt man geborgen vor den quälenden Anfechtungen der Welt. Und die graziöſe Rotunde des Battiſterios daneben, wie ein Kind aus fremden Landen, das hier eine Heimath gefunden. Und der Campanile mit ſeinen acht Marmorſäulenreihen übereinander, die ſich ätheriſch in den dunkelblauen Nachthimmel hineinheben, obgleich der Thurm ſich ſchauerlich auf die eine Seite neigt. Dieſer Mißſtand macht ihn zwar ſehr merkwürdig, aber ſehr widerwärtig, wenn man nicht den Punkt aufſucht, wo er am wenigſten auffällt. Nicht als ob ich wegen dieſer Senkung für ſeine oder meine Sicherheit ſorgte — er ſteht ſeit Jahrhunderten ſo —; aber ſchiefen Thürmen wie ſchiefen Menſchen fehlt das Ebenmaß, was der Schönheit die Ruhe und mir in ihrem Anblick Befriedigung giebt. Der Baumeiſter muß mehr noch als der Maler und Bildhauer die Gabe des Ebenmaßes haben, da ohne ſie ſeine Schöpfungen ſogleich rettungslos ins wirre Gebiet des Chaos fallen, indeſſen jenen das gute Menſchenantlitz zu Gebote ſteht, womit ſie uns beruhigen oder blenden können, wenn die Geſtalt auch verfehlt iſt. — Aber endlich das Campo Santo! Da iſt Ruhe, ſogar die ewige! Es war ehedem ein Gottesacker, und die Erde iſt vom gelobten Lande in mehren hundert Schiffsladungen gebracht. Jetzt iſt der Boden mit Raſen bedeckt, Cypreſſen ſtehen in den Ecken, ganz eingewickelt in ihre dunkeln, tiefſinnigen Gedanken, träumeriſch wie verzauberte Philoſophen, und in der Mitte erhebt ſich ein Kreuzlein umwuchert von Schlingpflanzen. Das Ganze bildet ein längliches Viereck und iſt mit einer Halle umgeben, welche nach innen offen iſt, indem die innere Mauer aus lauter wunderſchönen, ſcheibenloſen gothiſchen Bogenfenſtern beſteht, die aufs zarteſte durchbrochen und nur durch ganz dünne Pfeiler getrennt ſind. Fresken aus dem 14. und 15. Jahrhunderte bedecken die Hinterwände, und außerdem ſind Grabmäler alter und neuer Zeit an ihr aufgeſtellt, wie auch antike Sculpturen, welche die Piſaner von Kriegs- und Handelszügen aus Griechenland und der Levante heimbrachten. Das Alles konnte ich aber an jenem Abend nicht deutlich ſehen, und ich begehrte es auch nicht. Der Eindruck des Ganzen war ſo magiſch, daß er durch hervortretende Einzelheiten nur geſtört worden wäre. Das Mondlicht legte den Schatten der Arkaden, dunkel und zierlich getuſcht, auf die weißen Marmorvallen des Fußbodens; die Bildwerke ſtanden dämmerlich verhüllt da, wie Schatten aus einer längſtverſunkenen Welt; die Fresken, auch bei Tage ſchwer zu erkennen, ſchienen geſpenſtiſch fortzuhuſchen, je nachdem die Figuren durch Beleuchtung oder Malerei mehr und minder fühlbar wurden; Alles — Schatten! Die Generationen, welche dort unten in der geweihten Erde ſchlummern, wie die Gebilde der Kunſt, welche einige befähigte Hände für kurze Zeit in die Welt hineinzaubern, Alles — Ruinen und Aſche! und wohl dem, der im Stande iſt, die Spur des Genius in dem Staube zu erkennen! Ich ſollte vielleicht ſagen: wohl dem, der eine ſolche Spur dem Staube einzuprägen vermag. Aber — ein paar Menſchengeſchlechter, und ſein Name iſt verſchollen; und noch ein paar Menſchengeſchlechter, und ſein Werk zerfällt in Staub, zergeht in Luft; die getreuen Elemente nehmen ihre Kinder, den Menſchen und ſeine Gebilde, in ihren Schooß zurück. Wer dem Fußtritte des Genius nachgehen mag, der hat in ſeiner Seele ein Glied der elektriſchen Kette, welche durch die Geſchöpfe zum Schöpfer läuft, und wo ein hoher Zauber und eine tiefe Schönheit ihn berühren, da denkt er an Ihn; und an Gott denken heißt wiſſen, daß der göttliche Geiſt nicht aus der Welt geſchieden iſt; und dieſes Wiſſen giebt Ruhe. Darum betrübte es mich auch nicht, daß die üppige Schlingpflanze das Kreuz ſo wild umkletterte; ſie kann es nicht erſticken, als ob es ein Baum wäre. Sie wächſt und gedeiht, ſie umrankt, was ſie vermag, und wenn ihre Zeit aus iſt, welkt ſie und ſtirbt dahin. Allein ich konnt' es doch nicht laſſen, ihr einige Zweige abzubrechen.

Ein himmliſcher Abend! Es war der 4. October zwiſchen 9 und 10 Uhr, die Luft ſo warm, ſo weich. Im nördlichen Klima weiß man gar nicht, was weiche Luft iſt, denn wenn es auch heiß iſt, ſo fühlt ſich doch immer etwas Schweres, Rauhes darin, nicht dieſe ſanfte Schmiegſamkeit, die dem Menſchen wohlthut, die freundlich ſeine Wangen ſtreichelt wie eine zarte Hand. Zum erſten Mal fühlte ich mich ganz und gar in Italien, umringt von der glorreichen Vergangenheit, von der melancholiſchen Gegenwart und der tröſtenden Natur. Als ich am andern Morgen im hellen Sonnenſchein wiederkam, war mir, als habe ich das Campo Santo geſtern im Traum und heute in der Wirklichkeit geſehen. Die Wirklichkeit hat ihre Vorzüge, berichtigt, hebt Schönheiten vor, ſtellt Alles genau in Reih' und Glied; allein der Traum hat ſeine unerklärliche Magie und wirkt eben durch dies Geheimniß ſtärker auf die Seele. Im Grunde iſt Alles unerklärlich, Traum und Wirklichkeit, Leben und Tod, Himmel und Erde; aber der Menſch hat ſich ſo an die Finſterniß um ihn her gewöhnt, daß er die Dinge erklärbar nennt, welche er mit dem Laternchen ſeines

Verſtandes ſchlecht und recht beleuchtet, und nur die unerklärlich, für welche dies Laternchen zu ſchwach iſt.

Wer die Maler ſind, welche all dieſe Fresken gemalt, wiſſen die Gelehrten genau, d. h. Jeder weiß etwas Anderes, und daher wird es den Ungelehrten ſehr ſchwer, irgend etwas zu wiſſen. Übrigens iſt es bei denen, welche die Wand der Eingangsthür bedecken, faſt unmöglich, eine Geſammtdarſtellung zu erkennen; der Seewind hat ſie vernichtet. Die ganze lange Wand gegenüber hat Benozzo Gozzoli mit bibliſchen Geſchichten geſchmückt, und die ſind zu erkennen, ſowie auch das Weltgericht von Andrea Orcagna, das mir durch ſeinen hohen feierlichen Ernſt ſehr auffiel. Wären überhaupt die Fresken nur beſſer erhalten, ſo würd' ich ſie unbedingt den Ölgemälden vorziehen; erſtens, weil ſie nicht den widerlich ſtörenden Firniß haben, und zweitens, weil die ſtumpferen Farben der Form und dem Ausdruck den Vorrang laſſen. Aus dieſem Grunde zieh' ich auch Cartons den Ölgemälden vor, und ich denke, Maler würden über dieſen Geſchmack ſehr mitleidig lächeln.

Bei dem Grabmal Kaiſer Heinrich's VII. verweilte ich lange. Giovanni Piſano hat es ihm ſchön mit den elf getreuen Apoſteln geſchmückt Man braucht nur das edle, ſchwermüthige Antlitz des Kaiſers zu ſehen, um zu wiſſen, daß kein anderes Gift als der Gram ihn getödtet. Er lebte und ſtarb wie Don Quixote, und wirklich für dieſelbe Sache, denn Kaiſerthum und Ritterthum, wie Beide es dachten und es herſtellen wollten, gehen Hand in Hand. Warum klingt Don Quixote den Leuten ſo lächerlich? Das hab' ich nie begreifen können. Mir iſt es ein unſäglich melancholiſches Buch: die Seelenhoheit im Kampf mit der Gemeinheit und Beſchränktheit der Welt und traurig hinſterbend an der Erkenntniß, daß dieſe Feſſeln nicht zu ſprengen ſind. An dieſer unheilbaren Krankheit ſtarb auch Kaiſer Heinrich, und Piſa gab ihm die letzte Ruheſtatt. Wie ſie doch endlich Alle zur Ruhe kommen, die unruhigen Seelen! Im Palaſt Lanfranchi am Lung' Arno hat Lord Byron einige Zeit gelebt.

Es wurde mir ſchwer, Piſa zu verlaſſen. Überhaupt bringt mich eine ſolche Überblicksreiſe, wie ich ſie nenne, ziemlich um all mein Vergnügen, denn ſehen iſt meine Freude, aber beſehen iſt mir ein Abſcheu; jenes macht mich lebendig, dieſes todt. Beim Beſehen macht ſich die Seele ganz paſſiv und hat andere Gedanken, indeſſen die armen Augen ſich umſonſt abmatten. Man wird mir rathen, dies zu vermeiden; aber wie ſoll ich das anfangen? Ich kann nicht in voraus wiſſen, welche Dinge des Sehens oder Beſehens werth ſind, und da meine Reiſezeit beſchränkt iſt, ſo darf ich keine Rückſicht auf meine Stimmung und Luſt nehmen; ich muß handwerkern, damit ich nichts verſäume. Gott weiß aber, wie mir das zuwider iſt! Hier habe ich einige Wochen, und die erheiſcht Florenz, wenn man ſich nicht an der kahlen Überſicht mag genügen laſſen.

Die Stadt iſt ungewöhnlich ernſt, die Gegend ungewöhnlich lieblich; dieſer Contraſt erfriſcht, der Wechſel ruht aus. Ein Ort, der die reichſten Kunſtſchätze enthielte, dem aber die Natur ſtiefmütterlich geſinnt, würde mich nie feſſeln. Umgekehrt wol! Der Himmel, die Berge und Bäume, die Wolken, die Lichteffecte ſehen mich mit andern Augen an als die Götter und Heiligen. Umherzuſtreifen, Lieblingspunkte aufzuſuchen, den Unterſchied zwiſchen Morgen- und Abendbeleuchtung zu finden, was gerade ſo verſchieden iſt als ein holdes Antlitz, das traurig lächelt oder ſelig weint, iſt mir immer ein neuer und reicher Genuß. In der Luft zerflattern alle ſchweren Gedanken, und die Stimmung wird lichtblau wie der friſche Morgenhimmel. In den Muſeen hab' ich auch meine Lieblinge, mit denen ich manches Wörtchen plaudere und in gutem Verhältniß lebe; dennoch giebt es Stimmungen, wo der Marmor mich fröſteln macht, und wo ich ſtatt eines

Gemäldes nur bemalte Leinwand ſehe. Solche ungünſtige Momente kommen, man weiß nicht woher, wie ein Regentag im Gebirg! Man muß ſie geduldig vorübergehen laſſen.

Ein großer Reiz von Florenz beſteht darin, daß, was an andern Orten eine Kunſt, ein Schmuck oder ein Machwerk, hier eine Natur iſt, nämlich die Architektur. Nicht Laune und Geſchmack des Einzelnen, nicht die Phantaſie der Baumeiſter ſchuf dieſe wunderbaren Gebäude, ſondern die immer unruhige, mißtrauiſche, neidiſche Republik geſtattete nur ſolche, die zwiſchen Feſtung, Bürgerhaus und Palaſt mitten inne ſtanden, ihren Bürgern. Sie mußten feſt ſein, um im Nothfall gegen den ſturmlaufenden Plebs zu ſchützen; ſchlicht, um nicht eine mißfällige Aufmerkſamkeit zu reizen; grandios, um unwillkürlich zu imponiren, und um dem Beſitzer zu geſtatten, im Innern alle Pracht und Bequemlichkeit zu entfalten, zu denen ſein Reichthum ihn berechtigte. Dies waren die nothwendigen Erfoderniſſe. Aus dem Bedürfniß des Einzelnen und des Ganzen ging dieſe Architektur hervor; man baute ſo zu ſagen von innen heraus, darum war man originell und zweckmäßig zugleich, wie die Natur. Der toscaniſche Bauſtyl — ich meine, man nennt ihn auch stilo rustico — iſt die Natur der florentiniſchen Republik. Einen größern Contraſt als zwiſchen den Paläſten der Genueſer und Florentiner kann man ſich nicht vorſtellen. Dort Marmor von innen und außen, Terraſſen und ſchwebende Gärten, Treppen und Balkons, Säulen und Portiken, wie eben ein Doria oder Balbi es begehrte; hier ein Viereck von grauen behauenen Quadern, zwei Etagen, neun Fenſter Fronte. So iſt der Palaſt Strozzi, ein Haus, wenn man will, aber ſo impoſant durch das vollendete Ebenmaß ſeiner gigantiſchen Verhältniſſe und durch die Grazie der ſparſam angebrachten, doch nicht kargen Verzierungen, daß man es Palaſt nennen muß, weil es vornehm ausſieht. Dem Palaſt Riccardi, welcher früher das Haus der Mediceer und von Cosmus, dem Vater des Vaterlandes, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erbaut war, hat ſpäterer Anbau das urſprüngliche Ebenmaß geraubt; doch ſieht man deutlich, wo jener beginnt. Der Palaſt Pitti, deſſen Bau der übermüthige Luca Pitti um dieſelbe Zeit aufgeben mußte, weil er vor der ſteigenden Sonne der Medici ſank, iſt zwar die Reſidenz der Großherzoge worden, aber unvollendet geblieben und macht mir einen ſeltſamen Eindruck von Zerfloſſenheit, indem nur die Mitte des Gebäudes ein zweites Stockwerk hat und das erſte wie überlange Arme an der Anhöhe heruntergreiſt. Meine eigentlichen Lieblinge ſind drei Gebäude aus dem 13. Jahrhunderte, der Bargello, welcher der Gerichtshof war, der Palazzo Vecchio, wo die Signoren wohnten und die Rathsverſammlungen ſtattfanden, und endlich der Palaſt Ferroni an der Trinitàbrücke, jetzt den Reiſenden als Hôtel de l'Europe bekannt. Sie ſehen ſo ritterlich behelmt aus, die alten grauen Koloſſe mit ihren crenelirten Mauern, und dominiren ſo ihre Nachbarn durch ein gewiſſes ehrenfeſtes, vertrauenerweckendes Anſehen, daß ich, wenn ich an ihnen vorübergehe — und das geſchieht täglich einige Mal —, immer denken muß: beſſer Ritter, als Handelsherr. Wie ich in dem erzdemokratiſchen Florenz zu dieſen ariſtokratiſchen Geſinnungen komme, weiß der Himmel! Ich habe ſie zwar immer; allein ſollte dieſe prächtige Republik ſie nicht erſticken? Im Gegentheil, ſie weckt ſie auf! Ich bin nicht im Stande, mit dieſen Wollhändlern zu ſympathiſiren mit dieſem Kaufmannsſtaat, der weder einen Feldherrn noch einen Staatsmann hervorbrachte, bis die Oligarchie der Mediceer der Demokratie doch zuletzt das Ende bereitete, welches ihr unausweichlich bevorſteht: Despotie des Einzelnen, wenn auch in ſo anmuthigen Formen, wie Lorenzo il Magnifico ihr zu geben wußte. Piſa, Genua, Venedig, waren auch Handelsſtaaten allein ihre Flotten, ihre Züge über das Meer, ihre Colonien und Eroberungen brachten ein kriegeriſches Element in das rechnende hinein, neben dem Gewinn am Wechſeltiſch ſtanden eben ſo bedeutend Ruhm und glorreiche Siege, und die Nothwendigkeit, ferne Eroberungen zu ſchützen und zu erhalten, veranlaßte den Mutterſtaat zur Entwickelung feſter Inſtitutionen, durch welche Venedig groß wurde, bis es im Übermuth des Mißbrauches durch Willkür ſie untergrub und ſich ſomit ein ſchmachvolles Ende bereitete.

In Florenz war alles Volk Bürger. Die Überbleibſel der altadeligen Geſchlechter, welche nicht verbannt worden, mußten ihre Namen verändern und Gewerbe oder Handwerk treiben; dann durften ſie hoffen, auf zwei Monate in die Signoria gewählt zu werden. Auf ſo kurze Zeit war dies Amt beſchränkt. Wahrſcheinlich hielt man es für unmöglich, in zwei Monaten dem Staat von der Regierung, oder beſſer geſagt, Verwaltung, Schaden zugefügt zu ſehen. Nur vergaß man, daß man ihm in zwei Monaten auch nichts nützen, keinen Plan durchführen, kein Geſetz feſtſtellen konnte; denn obgleich die Ariſtokraten früh unterdrückt wurden, ſo iſt Florenz doch die Stadt der Factionen par excellence, und Guelfen und Ghibellinen, Buondelmonti und Uberti, Weiße und Schwarze ſtehen ſich immer feindlich gegenüber, laſſen den Kampf der Parteien nicht ruhen und treiben einander die Staatsverwaltung wie einen Ball zu, obgleich Jeder ſuchte ihn für die ſeinige wiederzuhaſchen. Dazwiſchen taucht dann bisweilen ein Fremdling, wie der Herzog von Athen oder der Prinz von Neapel, als Dictator auf, den alle Parteien auf gewiſſe Zeit wählen, damit er unparteiiſch ihre Zerwürfniſſe heile und allgemeine Ruhe ſtifte, und den ſie vor der Zeit abſetzen, weil er nicht ihren Erwartungen entſpricht, bald zu tyranniſch iſt, bald zu ſchwach, und immer einer Partei mehr als der andern zugethan. Ein ſcheueres Volk iſt gar nicht zu denken, und es gehörte in der That der höchſte Grad von Mäßigung, Vorſicht, Ruhe und anſcheinender Sorgloſigkeit dazu, verbunden mit der freundlichſten Wohlthätigkeit, um es ſo zu bändigen, daß es ſich das ſtupende Übergewicht der Familie Medici ſeit Johann und Cosmus gefallen ließ, dem kränklichen Piero ſich beugte und Lorenzo den Prächtigen gern als ſeinen Fürſten betrachtete. Nach deſſen frühem Tode, 1494, erwachten die alten Factionen, und die vertriebenen Medici kehrten erſt nach einer Reihe von Jahren mit dem Herzogshut zurück, den Karl V. ſeinem Schwiegerſohn Alexander Medici aufgeſetzt. Hatte ich aber keine ſonderliche Sympathie für die Republik Florenz, ſo hab' ich nicht die geringſte für das Herzogthum Toscana. Ich liebe die Geſchichte der Völker, nicht die der Cabinette, und mit der Reformation verſchwinden allmälig die Völker und machen den Fürſten Platz. Die geiſtige Macht, welche den Fürſten bis zu dieſer Epoche, wenn auch nicht immer die richtige, ſo doch irgend eine Schranke geſetzt, war zerbrochen, der Abſolutismus faßte Fuß, und in ihm ſchlummert der Keim der Revolutionen, die weniger ein friſches, erwachendes Leben bezeugen als die gewaltſamen widerlichen Zuckungen eines abgeſtorbenen Körpers, der die Mora bekommt.

Da es in Florenz keine Ritter gab, ſo fehlt das eigentlich kriegeriſche Element, welches die Feldherren und großen Helden erzeugt; aber die gewaltig gährenden Kräfte fanden die Form, in welche ſich das wogende zerſchmolzene Metall des Genies gießen ließ, und die alten Künſtler ſtehen da wie Giganten von Erz, an deren Knie das heutige Geſchlecht reicht und ſich drängt. Die Kunſt des Mittelalters erhebt ſich ſo friſch aus und auf ihrem eigenthümlichen Grund und Boden, daß die Antike ganz durch ſie in Schatten geſtellt wird. Weder die Niobe mit ihren ſchönen Kindern, noch der Apollin, noch die Venus haben großen Eindruck auf mich gemacht; ſie kommen mir wie Eindringlinge vor; ich mag nicht die Griechen zwiſchen den Florentinern ſehen, der Vergleich beeinträchtigt beide Theile: dieſe erſcheinen ſehr häßlich und jene ſehr fremd; denn etwas Häßlicheres als Benvenuto Cellini's kurzbeiniger Perſeus in der Loggia de' Lanzi iſt kaum zu denken, und etwas Fremdartigeres, Unverſtändlicheres auch nicht als die Aufſtellung der Niobiden rings an den vier Wänden eines Saals. Es iſt gut, daß Jeder, der ihn betritt, die Geſchichte der Niobe kennt, denn in dieſer Aufſtellung iſt ſie nicht zu erkennen. Auch ſind Figuren dabei, die unmöglich zur eigentlichen Gruppe gehören können, nämlich die zweite weibliche Statue zur Rechten der Niobe, welche ſich ganz paſſiv verhält, und der alte ſonderbare Mann, der Niobe gegenüber, der ſich ſehr entſetzt. In dies Schickſal, welches dieſe Mutter mit ihren Kindern trifft, hat der Grieche mit ſeinem Takt nie den Vater verflochten, wohl fühlend, daß der nur die zweite Rolle ſpielen würde; es iſt alſo durchaus nicht anzunehmen, daß der Bildhauer einen Vater hat vorſtellen wollen. Und wie kann man einen Fremdling hier einſchieben? Man wird Gründe für dieſe Aufſtellung haben, und hoffentlich beſſere als den, welcher mir angegeben wurde: man habe den alten Mann bei den übrigen Statuen gefunden; dennoch zweifle ich, daß die beſten Gründe mit ſeiner Anweſenheit verſöhnen. Ich weiß nicht, ob er mich ſtörte, oder ob es das merkwürdig verfehlte rechte Bein der jüngſten Tochter, oder was ſonſt war, genug ich konnte mich nicht ſo recht innig mit der edeln Familie befreunden. Der Venus und des Apollin, geſtehe ich, bin ich ein wenig ſatt! Ich habe ſie wol hundert Mal in Abgüſſen und Copien geſehen und kann mir bei ihren ſchönen Geſtalten durchaus nichts denken, als daß es eben ſchöne Geſtalten ſind. Hingegen iſt eine ganz unvergleichliche Statue in der Tribüne, welche der Schleifer heißt und einen Mann darſtellt, der knieend ein breites Meſſer ſchleift, indeſſen ſein Antlitz todtmüde aufwärts gerichtet iſt. Dieſe Müdigkeit, dieſe unſägliche Erſchöpfung der Seele mehr als des Körpers hat etwas Herzzerreißendes. Ich hätte ihm die Arbeit abnehmen mögen, und doch iſt es eine leichte Arbeit nur! Aber dem Sklaven wird auch die leichte Arbeit ſchwer, weil er in ihr ſeine Knechtſchaft fühlt. Die tiefe Wahrheit und tiefe Poeſie dieſer Bildſäule feſſelte mich unbeſchreiblich; ſie iſt die einzige unter den florentiner Antiken, der ich ins Herz geleſen.

Die Malerei iſt es hier vorzüglich, deren Knospe, Blüte und Verfall man Schritt vor Schritt verfolgen kann. Sonſt kam mir Rafael immer vor, wie ein urplötzlich über alle Grenzen der Menſchheit emporgeriſſener Künſtler; hier ſehe ich, daß er nur die höchſte Stufe auf der Himmelsleiter der Kunſt erſtieg, und daß dieſe ganze Leiter mit Künſtlern beſetzt iſt, die ihn nothwendig machen und zugleich ſeine Vollkommenheit vorbereiten. Ich kann mich für nichts in der Welt gegen meine Herzensmeinung enthuſiasmiren, alſo auch nicht für die Gemälde von Cimabue und Giotto; ich finde ſie ganz ungemein häßlich; dennoch betrachte ich ſie nicht ohne Intereſſe, denn ſie kommen mir vor wie der herbe, farbloſe Kern, aus dem die glänzende Frucht ſich hervorhob. In der Kirche Sta.-Maria Novella iſt eine Madonna mit dem Kinde von Cimabue, die bei den Zeitgenoſſen als ein Wunder galt. Sie hängt noch in derſelben Kapelle, wohin ſie aus des Künſtlers Hauſe in feierlicher Proceſſion getragen wurde, und als der König von Neapel zu derſelben Zeit hier war, wußte man ihm kein größeres Vergnügen zu bereiten, als ihn zu dieſer Madonna zu führen. Ich kann dieſen ſteifen Formen keinen Geſchmack abgewinnen, denn ich fühle noch kein Leben in ihnen pulſiren. Bei Andrea Orcagna, deſſen Weltgericht im Campo Santo in Piſa mir ſchon ſehr auffiel, macht ſich das Leben unter der Mumienhülle der ſteifen Form Platz. In eben der Sta.-Maria Novella iſt eine große Freske von ihm, das Paradies, wo die Engel, die Heiligen und

Seligen zwar in Reih' und Glied wie Regimenter aufgeführt, aber die Köpfe doch ſehr beſtimmt und mitunter ſehr anmuthig und ausdrucksvoll ſind. Ein großes gemaltes Fenſter, welches dieſe Wand beleuchtet, macht es höchſt ſchwierig, das Gemälde deutlich zu ſehen. Überhaupt iſt die ſchlechte Beleuchtung etwas ganz Ärgerliches. Der Chor dieſer Kirche iſt mit zwei großen und gewiß wunderſchönen Fresken von Dominico Ghirlandajo geſchmückt, welche die beiden ganzen Seitenwände einnehmen; nun beſteht aber die Hinterwand aus einem einzigen immenſen, prächtig gemalten Fenſter, und dadurch wird es für mein Auge unmöglich, etwas Zuſammenhängendes zu erkennen. Solche Fülle, welche eine Schönheit durch die andere ohne Rückſicht beſchattet, iſt nur für die Unerſättlichkeit des Gedankens angenehm; in der Wirklichkeit wünſcht man ſie zweckmäßiger geordnet.

Nach dieſen alten, ſtrengen Malern, zu denen noch gar viele andere gehören, theils der Zeit, theils der Schule nach, die ich aber nicht aufzählen mag, weil ihre Nomenclatur eben ſo langweilig als die Beſchreibung ihrer Gemälde ſein würde, kommen einige, denen die Bilder aus dem Pinſel wie Blumen aus dem Stengel blühen. Es ſtralt darin eine ganz lichte, goldene, ſelige Welt, ein wahrer Chriſtbaum von innerer Freudigkeit, etwas ganz Unweltliches von Liebe und Glanz und Glück. Man muß aber ſehen die Bilder von Giovanni da Fieſole und Gentile da Fabriano, um zu verſtehen, was ich meine; denn heutzutage hat man gar keinen Begriff von ſolcher Malerei, die nichts iſt als eine nach Außen gekehrte Seele, ſchon deshalb, weil man von ſolchen Seelen keinen Begriff mehr hat, deren Hoffnung nie von Troſtloſigkeit, deren Glaube nie von Zweifel getrübt ward. Ich muß immer lächeln, wenn ich die Bilder von Fieſole anſehe, ſowie man zuweilen im Schlaf lächelt über die Herrlichkeiten des Traums. Fra Giovanni da Fieſole war ein Dominicanermönch hier im Kloſter zu St.-Marc. Bei ſeinem Leben ſchon wurde er ſeiner engelgleichen Seele wegen genannt Angelico und nach ſeinem Tode Beato. Er malte immer und immer, doch nie für Geld; malen war ihm eins mit beten, denn er ſtellte nur heilige Geſchichten dar. Er malte gewöhnlich auf Goldgrund und verzierte die Gewänder und Teppiche mit den ſauberſten goldenen Arabesken, die ſich auf den hellen heitern Farben, die er vorzugsweiſe liebte, wunderfreundlich ausnehmen. Seine Köpfe ſind wie Miniaturen fein und zart behandelt; viel Abwechſelung haben ſie nicht, denn von Leidenſchaft wußte er nichts, und ſelbſt der Schmerz verlor ſeinen

Stachel durch den tröſtenden Hinblick auf die dereinſtige ewige Seligkeit. In die Angſt des Lebens, in die unruhige Qual der Welt, in die Sehnſucht des unendlichen, unbefriedigten Verlangens hatte er aus ſeinen Mauern nie geblickt, viel weniger ſich hinein gewagt; er kannte nur den Himmel, die Erde nicht; darum ſind ſeine Bilder ſehr einſeitig, und was ihm am beſten gelingt ſind Paradieſe, Krönungen der Jungfrau, Verſammlungen von Heiligen und dergleichen. Ein holdſeliges Paradies iſt in der Akademie, ſtralend im roſigen Freudenglanz wie das Morgenroth, durchwebt von zahlloſen, ſüßen Engelsköpfen. Auch die ganze Geſchichte Chriſti auf vielen kleinen Tafeln. Aber wo heftige Gemüths- und Körperbewegung ſtattfindet, z. B. wenn Petrus dem Malchus das Ohr abhaut, iſt es gar nicht derſelbe Meiſter, ſondern ein kleiner ungeſchickter Schüler; und nun gar ſein zürnender Chriſtus, der ſich im Weltgericht grimmig gegen die Verdammten wendet — iſt eine Fratze; er hat nur den ſegnenden Chriſtus begriffen.

Etwas, nicht weltlicher gerade, aber weltvertrauter iſt Gentile da Fabriano, und daher auch freier, individualiſirender, weniger einſeitig. Seine Anbetung der Könige in der Akademie glänzt von Andacht, Liebe und Pracht wie eine Weihnachtsbeſcheerung, und der ſchöne junge König, der ſich demüthig die Sporen abſchnallen läßt, iſt eine freie ritterliche Geſtalt.

Auf einmal tritt Fra Filippo Lippi mit derber Weltlichkeit und gemeiner Sinnenluſt dazwiſchen! Er war auch Mönch, doch früh dem Kloſter entflohen, in Liebesabenteuer verwickelt, bei Vornehmen wohlgelitten, die Erde verſtehend, den Himmel nicht, und ſo auch malend, kräftig, naturwahr, aber auch gemein, Engel und Madonnen mit breiten begehrlichen Geſichtern, in denen die irdiſche Luſt hübſch Platz hat, gerade wie ſein eigenes Portrait, das er auf einer Epiphania in der Akademie angebracht.

Den Übergang zu Leonardo's hinreißender Grazie macht Lorenzo di Credi. Seine Geſtalten ſind nicht kindlich-ſelig wie die von Fieſole, und nicht irdiſch begnügt wie die von Lippi; ſie tragen den Stempel edler Menſchlichkeit, das Selbſtbewußtſein, und in dieſem Bewußtſein die Feſſel und die Glorie des menſchlichen Weſens, eine Schwermuth, welche nichts iſt als Sehnſucht nach Vollendung.

Lebhaſt contraſtirt mit ihm Dominic Ghirlandajo durch die Verſchiedenheit der Auffaſſung, welche bei Letzterem ganz kräftige Andacht, voll herzlicher Innigkeit, doch ohne jenen Anſtrich von Trauer iſt, der auf Credi's Bildern wie Mondlicht liegt. Ghirlandajo's

Bilder ſind wie der Tag ſo gut, ſo wahr, ſo glänzend und ſo ganz prächtig gemalt. Seine Anbetung der Hirten in der Akademie und der Könige in der Kirche degli Innocenti ſind wahrhaft herzſtärkend. — Wenn ich nun noch Perugino nehme, obgleich er kein Florentiner war, der in ſeinen beſſern Bildern, wie z. B. die Grablegung, im Palaſt Pitti, ohne Haſchen nach Effect und voll edler Einfachheit iſt, ſo iſt hiermit eine Periode der Kunſt abgeſchloſſen, welche durch ihre Seelenfriſche, durch ihre Herzenslebendigkeit, durch die Gewalt, welche ſie allmälig über die Form gewinnt, und durch die Kraft, womit ſie ins Reich der Schönheit eindringt, ohne daß man ihr das mühſame Studium anſieht, einen eben ſo erquickenden Genuß gewährt, als wenn man im Frühling durch einen blühenden, duftenden Garten geht. Darauf kamen zwei Männer, die das Höchſte in der Kunſt der Malerei leiſteten, Leonardo und Rafael, und um ſie gruppiren ſich Viele, die Tüchtiges leiſteten, und die wahrſcheinlich ihre Bewunderer haben; doch in meinen Augen iſt der Zauber erloſchen, welcher um den Pinſel jener alten Meiſter ſchwebt. Die ſpäteren ſtudirten und berechneten, ſetzten zuſammen, ahmten nach, ſuchten zu übertreffen; unbefangen aus ſich ſelbſt heraus ſchuf keiner mehr. Aber es iſt ein ungeheuerer Unterſchied zwiſchen einer Schöpfung und einem Machwerk, und unmittelbar nach Rafael's Tode verfiel die Kunſt in dies troſtloſe Gebiet. Die Zeiten hatten ſich inzwiſchen auch ganz verändert. Die Reformation hatte in ihren Wirkungen auch Italien reformirt, die Glut des Glaubens gelöſcht, die Macht heiliger Traditionen erſchüttert, die Blüte der Andacht abgerupft; und gerade dieſer Heerd hatte mit ſeinem ſanften, unterirdiſchen Feuer die alte Kunſt genährt und erleuchtet. Man hatte jetzt gelernt, Alles vor das Mikroſkop der Speculation und unter das Meſſer der Forſchung zu bringen. Man wollte den alten dumpfen Glauben lichten und reinigen, und man zerſetzte ihn ſo lange ſäuberlichſt, bis nichts mehr für ihn noch von ihm übrig war. So machte man aus den Märtyrern anatomiſche Studien und aus den weiblichen Heiligen reizende Phrynen, wie das an Correggio's Magdalene und Carlin Dolce's Santa Roſa beiſpielsweiſe zu ſehen iſt. Die Päpſte, kunſtliebend und ſchlau, verſuchten dem ewigen Rom eine neue Glorie zu geben und beförderten auf alle Weiſe das Studium der Kunſt und Wiſſenſchaft, indem ungeheuere antiquariſche Nachforſchungen und Ausgrabungen gemacht wurden, an deren Spitze faſt ein halbes Jahrhundert lang Michel Angelo ſtand, der, ein ſehr hochmüthiger und ſehr unterrichteter Gelehrter, aber des ſchöpferiſchen Genies ermangelnd, ſich und ſeine Zeit in das Studium der Antike hineinſtürzte und die Fähigkeit daraus zurückbrachte, die Sehnen, Knochen, Muskeln eines Körpers aufs genaueſte darzuſtellen, aber nicht die Gabe, aus dieſem anatomiſchen Präparate ein ſchönes, lebenvolles Ganze zu bilden; denn das Erdreich, in welchem die Kunſt gedeiht, iſt Begeiſterung, von tiefen Meditationen alimentirt. Michel Angelo iſt mir in der tiefſten Seele zuwider, ſowol in den Werken, die ich hier von ihm geſehen, als in ſeinem Streben, und als auch in ſeiner äußern Erſcheinung. Ein ſo abſtoßendes, wildes, hartes, geſpanntes Geſicht habe ich ſelten geſehen. Die zwei Zimmer voll Malerportraits in der Galerie der Uffizien ſind ſehr intereſſant. Es iſt wunderbar, welch eine Übereinſtimmung zwiſchen den Portraits dieſer Leute und ihren Werken herrſcht! Aber freilich das Antlitz trägt das Gepräge des innern Menſchen, und ſeine Werke tragen es auch; ſo kann die Übereinſtimmung nicht fehlen, um ſo mehr, da die Portraits von Jedem eigenhändig, folglich in ſeiner Manier gemalt ſind. Ich würde gewiß Gian Bellin, Carlin Dolce, Salvator Roſa, Perugin, Titian erkannt haben. Rafael iſt zu knabenhaften, kränklichen Anſehens, als daß ich ihn ſchön finden könnte. Unvergleichlich ſchön hingegen iſt

Leonardo da Vinci; ſeine Augen ſehen zwiſchen den andern Augen aus wie Märchen zwiſchen Tagesgeſchichten. Wie ein Zauberer blickt er mich an, tiefſinnig, wunderbar freundlich. Er hat eine edle Naſe, zarte Lippen und langes weiches kaſtanienbraunes Haupt- und Barthaar. Iſt er alt, iſt er jung? Ich weiß nicht. Ich mein', er müſſe wie ein Jupiter- oder Chriſtuskopf von unvergänglicher, keinem Lebensalter unterworfener Schönheit ſein. Von meinen alten lieben Meiſtern exiſtiren keine Portraits. Das von Maſaccio, eine Freske, iſt das älteſte und ein höchſt melancholiſches Geſicht; er ſoll in jungen Jahren geſtorben ſein, doch nicht zu früh für ſeinen Ruhm, denn die Fresken aus dem Leben Petri in Maria del Carmine ſichern ihm die Unſterblichkeit. Die Sammlung wird noch immer fortgeſetzt, ſogar lebende Künſtler ſind aufgenommen, z. B. Benvenuti, der die Begräbnißkapelle der Medici in San-Lorenzo mit Deckengemälden ſchmückt, oder nicht ſchmückt — ich weiß nicht recht. Deckengemälde ſind für mich unerreichbare Schätze, ich werde nervenſchwach, wenn ich ſie betrachte. Aber dieſe modernen Maler ſind unausſprechlich komiſche Geſtalten, ſo geziert, ſo preziös, daß es ein Vergnügen oder ein Jammer iſt! Der Eine hat ſich gemalt in voller Uniform, prächtig geſticktes Hofkleid, Orden im Knopfloch, Palette in der Hand. Ein Anderer, wahrſcheinlich ein berühmter Blumenmaler, hat um einen Felſen einen mächtigen Kranz gehängt; in der Mitte hat der Fels einen Spalt, und da guckt ſein Geſicht heraus. Liotard iſt im türkiſchen Coſtüm. Mengs geberdet ſich wie ein Feldherr und die Meiſten wie Affen. Der alte ſchlichte Graſſi iſt erquickend dazwiſchen; der muß es verſtanden haben, Portraits zu malen! Zwiſchen all dieſen abgeſchmackten Männern ſehen die Frauen zu meiner Freude recht verſtändig aus. Madame Lebrun zeigt ſehr anmuthig ihre weißen Zähne, und Angelica Kaufmann, „der ein Engel den Namen, den Pinſel und die Seele gegeben“, hat ihre gute, ſtille Geſtalt ziemlich ruhig hingeſetzt. Aber ich bin ganz von Michel Angelo abgekommen! Er hat ein unruhiges Geſicht und zwar deshalb, weil er durchaus etwas Extraordinaires leiſten wollte, und nicht ſowol um ſeinen eigenen Anfoderungen an ſeine eigenen Gaben zu genügen, als vielmehr um Alles, was bereits geleiſtet und bewundert war, in Schatten zu ſtellen. Die himmliſche Anmuth Rafael's ſuchte er durch ſeine Kraft zu ecraſiren, und dabei verfiel er in die Brutalität der Maſſe; neu und originell wollte er ſein, dabei verfiel er in Willkür. Vor dem Palazzo Vecchio ſteht ſein David. Wer vor der Statue etwas Anderes denken kann als: „Das iſt ja recht ein derber ungeſchlachter Burſche!“ den beneid' ich um ſeine glänzende Phantaſie. Aber wo iſt der triumphirende oder der kampfbereite Hirtenknabe? Originell kann die Darſtellung eines Gegenſtandes nur genannt werden, wenn ſie denſelben in einer neuen, ſeinem Charakter entſprechenden Anſchauung auffaßt; widerſpricht aber dieſe Auffaſſung durch und durch dem Charakter und ſämmtlichen Eigenſchaften des Gegenſtandes, ſo iſt ſie zwar neu, aber keineswegs originell, ſondern nur willkürlich, und das iſt Michel Angelo auf eine empörende Weiſe bei den zwei berühmten Grabmalen des Julian und Lorenzo di'Medici geweſen. Auf dem einen Sarkophage liegen die Statuen von Tag und Nacht, auf dem andern von Aurora und Dämmerung, erſte und letzte unfertig; doch iſt der Tag zu erkennen, d. h. eigentlich nicht zu erkennen, denn dieſer bärtige, wildblickende Mann, mit ſeltſam verſchränkten Beinen, der trotzig über die Schulter blickt, iſt doch gewiß nicht der Tag, der Jedem hell ins Auge ſchaut; aber Michel Angelo muß einen andern Tag haben als die übrigen Menſchen. Und nun gar die Nacht! Ich will nichts davon ſagen, daß ſie in einer durchaus gezwungenen Stellung ſchläft, nichts davon, daß die Muskeln an ihrem linken Bein auf eine Weiſe hervortreten, die eines Reiters würdig, aber bei einer ſchönen

Frauengeſtalt, die der Schlaf noch weicher macht, unmöglich iſt; nur Eins will ich ſagen: er hat die ſtille, geheimnißvolle, ſich und die Welt verhüllende Nacht nackt dargeſtellt, was ungefähr denſelben Effect macht, als ob Einer die Madonna nackt darſtellte. Ich war ganz faſſungslos vor Schreck, ſowol darüber, daß ein Künſtler dieſe — ich habe kein anderes Wort als Caricaturen — für etwas Schönes ausgegeben hat, als im Grunde noch mehr darüber, daß es Leute giebt, welche dies auf Treu' und Glauben als etwas Schönes betrachten. Die Dämmerung auf dem zweiten Sarkophag iſt gar nicht ausgearbeitet; ihre Stellung ſchien mir am ungezwungenſten. Die Aurora ſieht äußerſt ſchläfrig aus und liegt etwas aufgerichtet ſo disgraziös wie möglich auf dem rechten Elbogen, indem ſie die rechte Schulter faſt bis ans Ohr hinaufzieht. Indeſſen man kann ſo liegen; unmöglich aber kann die Muskel unter dem heraufgezogenen Arm zu einem ſo widerlichen Auswuchs anſchwellen. Michel Angelo hat ſich ſo in das Gewaltſame, Übertriebene hineingearbeitet, daß er ſich aus dem Labyrinth der Muskeln und Sehnen nicht befreien kann, was denn freilich ſeiner Darſtellung weiblicher Körper nicht ſehr vortheilhaft iſt. Der geſchundene Marſyas in den Uffizien mag wol eine ſehr richtige und mühſame Arbeit ſein; Anatomen müſſen das beurtheilen. Ich ſeh' aber nicht ein, warum die Kunſt nur das leiſten will, was auch die Wiſſenſchaft leiſten kann. Hier iſt eine ſehr berühmte Sammlung von anatomiſchen Präparaten in Wachs gearbeitet, gewiß eben ſo richtig als mühſam und künſtlich; aber es gewährt doch einen unbehaglichen Anblick, die ſchöne Menſchengeſtalt dermaßen zerfleiſcht und zerſetzt zu ſehen, bis die Maſchinerie ihrer wundervollen Harmonie zum Vorſchein kommt. Es iſt ja gerade das ſchöne Vorrecht der Kunſt, die Maſchinerie vergeſſen zu machen und der todten Maſſe eine lebendige Seele einzuhauchen; es iſt ihr Triumph, daß ſie in eine Sphäre emporreißt, die man ohne ſie nimmer betreten könnte. Wie wunderlich muß der Künſtler ſein, der ſeinen Rechten entſagt und im fremden Gebiet ſich auszuzeichnen ſucht, wo ihm ein Handwerker die Palme ſtreitig machen darf!

Ich höre, daß Michel Angelo noch immer den Künſtlern als Studium dient, und daß man ihn grandios nennt. Vielleicht werd' ich ihn in Rom in ſeinen Freskon als grandios kennen lernen; hier find' ich ihn nur brutal, und das Ölgemälde der heiligen Familie in der Tribüne der Uffizien übernatürlich garſtig. Das iſt keine Madonna mit dem Chriſtuskinde, das iſt kein derbes Bauerweib mit ihrem tüchtigen Buben, ſondern ein Brett, worauf Gliederpuppen gemalt ſind!

O genug von Michel Angelo! Warum ſprech' ich nicht von Rafael, der wie ein Sonnenſtral in mein Auge und Herz leuchtet? Aber von der Schönheit iſt eben nichts Anderes zu ſagen, als daß ſie die ewige Schönheit iſt, wie man auch für den Ausdruck des Glücks ſo arm, und für den des Elends, des Jammers und der Verzweiflung ſo reich iſt. Rafael und Michel Angelo ſtehen ſich einander gegenüber wie der Genius des Lichts und der Bote der Finſterniß, und ich denke, ſie müſſen ſich herzlich gehaßt haben. Der Maler der Schönheit hat einen natürlichen Widerwillen gegen den der Unſchönheit, und Michel Angelo's ehrgeizige Seele muß verzweifelt ſein über den Ruhm Rafael's. Wenn ich ein Gemälde von Rafael nennen ſoll, daß mir vorzugsweiſe gefällt, ſo iſt es die ſogenannte Madonna del Gran Duca im Palaſt Pitti und das Portrait Leo's X. zwiſchen zwei Cardinälen ebenda, und die Fornarina, welche aber nicht die wahre Fornarina ſein, ſondern ihren Namen uſurpirt haben ſoll, in der Tribüne der Uffizien; das iſt Alles ſo rein und klar in der Auffaſſung, ſo beſtimmt, edel und natürlich in der Darſtellung, ſo ungemein einfach gedacht und daher ſo impoſant, und ſo wunderbar ſchön gemalt, weich und kräftig, daß man vor Entzücken ſchauert über ein ſolches Menſchenwerk. Und doch iſt es nicht eigentlich dieſer oder jener Vorzug, nicht eine beſtimmte Eigenſchaft, oder etwas, das man nennen oder loben möchte, was den Zauber dieſer Gemälde ausmacht; ſie ſind auch keineswegs alle gleich vorzüglich; an manchen mißfällt mir Manches (z. B. auf der Madonna del Baldachino, die freilich unfertig, ſchauen die Heiligen ſeltſam verſchmitzt drein); es iſt eben die Rafael'ſche Seele, welche ſie durchgeiſtet, verklärt und zu einem Ganzen verſchmilzt, es iſt die Entwickelung eines hochbegnadigten Genius, der ſtets ſeiner Beſtimmung eingedenk war und die ſchöne Form ſich aneignet, weil ſie das einzig paſſende Gewand für ſeine Gedanken iſt. Und dadurch ſind ſie ohne Gleichen in der Vor- und Mitzeit; denn die alten Meiſter ermangelten der Selbſtändigkeit, der techniſchen Fertigkeit, blieben blöd und zart wie Kinder; aber er beherrſchte Form und Farbe, war frei wie ein Mann und mißbrauchte dennoch dieſe Freiheit nie, was all ſeine Zeitgenoſſen hundert Mal gethan. Was ſoll ich ſie neben ihm nennen? Die Gallerien ſind voll ihrer Werke, Jeder kann hingehen und ſehen und vergleichen. Sollte aber irgend Jemand allzu traurig ſein, daß er hinter die Berge in Deutſchland gebannt iſt und nimmer dieſe Schöpfungen des wunderbarſten Kunſtmenſchen ſehen kann, der gehe nach Dresden, in der Madonna Siſtina erblickt er die Glorie Rafael's. Ein ſolches Bild hab' ich noch nicht in Italien gefunden.

Nach Rafael's Tode, unmittelbar, durch ſeine Schüler, den frechen Giulio Romano à la tête, beginnt die Zerſtörung. Sie wollen ſich ſeine Erbſchaft theilen; der Eine wirft ſich auf die Grazie, der Andere auf die Gruppirung, Dieſer auf die ſchöne Zeichnung, Jener auf die Ausführung. Weil Rafael gründlich die Antike ſtudirt hatte, ſtudiren ſie auch die Antike; weil er der König im Reiche der Schönheit war, legen ſie ſich auch auf Darſtellung der Schönheit; aber Alles das ohne den gewaltigen innern Drang und Durſt der Seele, welche ſich ſelbſt genügen und ihre Ahnungen der Vollkommenheit offenbaren möchte. Sie wollen Effect machen oder gefallen, und darin haben ſie an Michel Angelo einen Anführer. Einzelne tauchen mit einzelnen Gemälden aus der Bilderſündflut empor; ich will nicht abſichtlich ungerecht ſein! Da iſt in den Uffizien Saſſoferrato's holdſelige Madonna im dunkelblauen Schleier, die mild und traurig wie ein Stern aus Wolken blickt. Da iſt Guercino's Sibylla Samia, zart und vollendet wie eine Perle; aber dennoch nicht ächt ſibylliſch, nicht ſtark genug, um das Gewicht der Offenbarung zu tragen; ſie wird von der Gegenwart erdrückt werden, wenn keine irdiſche Hand ihre Thränen trocknet; aber eine Sibylle darf wie ein Prophet nur von Gott getröſtet werden. Dann iſt da die ganze venetianiſche Schule, Titian, Tintoretto, Veroneſe; die ſind mir, in ihrer Art und mit ihrer Portraitrichtung möcht' ich ſagen, ſehr angenehm; ſie haben ſich mit ihrem köſtlich natürlichen Pinſel ſo behaglich heimiſch gemacht in der Luſt und Herrlichkeit der Welt, daß ich ſie zuweilen recht beneide um ihre Anſchauung der Erde, die ihnen ſo reich und bunt vorkommt. Da iſt nichts als Glanz und Pracht und Macht, Wein und Früchte, Gold und Sammet, ſchöne Weiber und verliebte Ritter, Bacchus- und Liebesfeſte, Hochzeiten von Kana, die wie ein Schmaus beim Dogen ausſehen, und Anbetung der Könige, die einer Huldigung des Dogen gleicht. Zuletzt langweilen mich dieſe ewigen Feſte denn doch, denn ſie ſind für die Dauer unwahr; das Leben iſt kein beſtändiges Bacchanal und kein beſtändiger Laurentiusroſt; und wenn ich bei den Venetianern nach Erhebung ſuche, ſo werd' ich freilich nicht ſo befriedigt, als wenn ich Amüſement begehre, und eine Kunſt, die nur das ſinnliche Leben verherrlicht, genügt mir nicht. So war aber die Richtung der Zeit! Über den Trümmern des alten Glaubens hielt die Genußſucht ihre Feſte, und der Abglanz der Schönheit des erweckten Alterthums warf einen goldenen Schleier über das, was ohne ihn nur brutal geweſen wäre. Weil es aber doch ganz unmöglich iſt, daß ein ächter Genius unzugänglich bleiben ſollte für die Magie der geiſtigen Schönheit, ſo hat denn auch Titian Einmal ein Bild gemalt, das nicht blos ſchöner als ſeine ſämmtlichen Venusbilder, ſondern auch ſchöner als die der ganzen venetianiſchen Schule, und überhaupt eins der erſten auf der Welt iſt, ich meine den Chriſtus mit dem Zinsgroſchen in der dresdener Gallerie. Ich habe nie ein Chriſtusbild geſehen, das meiner Idee mehr entſprochen hätte! Dieſer Chriſtus trägt den Schmerz der Welt auf ſeinem edlen, melancholiſchen und wunderbar geiſtreichen Antlitz, und iſt ſo klar und feſt in ſeiner Seele, daß nicht ein Schatten von, ich weiß nicht, welcher Herzensweichlichkeit, worein die meiſten Maler gerathen, ihn den übrigen Menſchen gleich ſtellt. Und dieſe Übereinſtimmung zwiſchen der reinen, ſchlanken, vom Irdiſchen abgewendeten Hand und dem Geſicht; und dann wieder Hand und Antlitz des Phariſäers, gierig gekrümmt und gemein, doch nicht carikirt; und über dem Allen der Zauber von Titian's unerreichbarer Farbe! Wie ich mich in die Bilder vertieft habe, oder eigentlich in die Maler, denn ich ſuche immer die Menſchen hinter der Leinwand, ſeine Werke kommen mir vor wie ſeine Thaten, und aus den Bildern möcht' ich Charakter und Sinnesart ergründen. Und die Bilder können am Ende ebenſo trügen als die Thaten; es miſcht ſich ſo viel Fremdes, Falſches, Äußerliches hinein, zwiſchen den Gedanken und die Ausführung ſchlüpft eine ſtörende Sekunde, das Gewollte iſt kaum mehr zu ahnen im Geleiſteten, und unverſtanden, in Wolken gehüllt bleibt uns das innerlichſte Weſen einer bedeutenden Perſönlichkeit! Ach, die Menſchen ſind große Thoren, die ihre Hände zu etwas Anderem brauchen, als zum Säen und Dreſchen! Die ſich damit beſchäftigen, gehen begnügt und unangefochten durch die Welt, indeſſen die Andern raſtlos umgetrieben von äußern und häufiger noch von innern Qualen ſind. Dafür heißen ſie denn nach Jahrhunderten die Großen! die Ewigen! und ſie, die bei Lebzeiten oft keinen Stein hatten, auf dem ſie ihr Haupt ruhen durften, bekommen prächtige Monumente. Da, auf dem Platze an der einen langen Seite des Doms, vor einem modernen Hauſe, liegt ein platter weißer Stein, der Saſſo di Dante. Da hat er oftmals geſeſſen, der alte Dante, das Kinn in die Hand geſtützt, und den Arbeiten am Campanile zugeſehen, die damals Giotto, zum Theil nach ſeinen Anordnungen, leitete. Solch ein wildes, heißes, mächtiges Herz hat auch ſelten in einem Menſchenbuſen geſchlagen. Würd' er glücklicher geweſen ſein, mäßiger von Empfindung, ruhiger von Wünſchen, wenn ihm die Flamme des Genies nicht über der Stirn gelodert hätte, wie der Stern zu Haupt des Dioskuren? Vielleicht! Vielleicht aber hätte ſich ſein wildes Herz dann in unfruchtbarer Verzweiflung aufgezehrt, und jetzt hat er doch die momentane Erleichterung gehabt, einen Klageſchrei auszuſtoßen, der durch die Jahrtauſende klingt wie der der Propheten. Das Brot der Gnade mußte er freilich eſſen lernen und fern vom geliebten Florenz, in Ravenna, ſterben! Nun prangt ſein Cenotaph in Santa-Croce, wo Florenz das Andenken ſeiner großen Männer ehrt. Aber im linken Flügel im Hofe des Palaſtes Pitti, am äußerſten Ende, iſt ein Monument, das mich gegen die in Santa-Croce und überhaupt gegen alle merkwürdig gleichgültig macht; es iſt einem Eſel geſetzt, der beim Bau des Palaſtes vorzugsweiſe viel Baumaterial herbeigeführt hat. Ein Basrelief verewigt ſeine Geſtalt und eine lateiniſche Inſchrift ſeine Verdienſte. Das iſt ganz allerliebſt, ſolche demüthige Meriten müſſen auch anerkannt werden; doch wenn ich jetzt an die großen Männer in Santa-Croce denke, ſo fällt mir ſogleich der kleine Eſel im Palaſt Pitti ein. Es iſt kläglich, in welche Beſchränkung der Menſch ſich fügen muß! Um begeiſterte Lieder auszudrücken, in denen der höchſte Jubel, der tiefſte Schmerz und all die Geheimniſſe ertönen, die in der Seele ſchlummern und ſich regen, für ſeine heiligſten Inſpirationen hat der Dichter nichts als das arme, tauſendmal durch Lüge entweihte Wort. Um ihre ganze Liebe, das Aufgeben ihrer Selbſtändigkeit, das ſtets ſich erneuende Opfer ihres Weſens auszudrücken, hat das Weib nichts als die dürftige, tauſendmal gemißbrauchte Umarmung. Und um die glorreichſte Menſchenerſcheinung zu ehren, hat man nichts als eine Huldigung, die dem Eſel wie dem Genie zu Theil wird.

Die Monumente in Santa=Croce ſind weder geiſt= noch geſchmackvoll. Auf Michel Angelo's Sarkophag ſitzen in ganz unglaublichen Attitüden drei Geſtalten, die wahrſcheinlich Malerei, Sculptur und Architektur vorſtellen ſollen, aber eben ſo gut als drei Parcen, oder drei Grazien, oder drei Ungeheuer figuriren können. Galilei hat ein ſchwerfälliges, buntmarmornes Gebäude mit ſeiner Büſte. Auf Macchiavell's Sarkophag hält eine ſehr kindiſch ausſehende Geſchichte ſein Medaillon. Über Alfieri's beugt ſich trauernd die Tragödie oder Italien — ich kann es nicht erkennen, wie mir das häufig mit Canova geht. Dante ſitzt oben auf ſeinem Sarkophag, zuſammengekauert, Elbogen auf dem Knie, und unten ſteht eine ſchmerzgebeugte Geſtalt und eine ſehr martialiſche mit einem Sterne über dem Haupte; ſie zeigt auf den Alten und ſpricht: „Ehrt den hohen Dichter!“ Dieſe Worte ſind in Gold darauf geſetzt; ich denke mir, daß ſie dieſelben ſprechen ſoll. Die übrigen Monumente im Hauptgebäude der Kirche intereſſirten mich nicht, ſie ſind ohne Geſchmack gelehrten Leuten geſetzt, die mir gänzlich unbekannt. In einer Nebenkapelle ſteht das des Grafen Michel Oginski, deſſen Polonaiſen ihm einen europäiſchen Ruf bereitet haben; er hat ſich aber keineswegs nach Vollendung derſelben erſchoſſen, ſondern iſt hier vor einigen Jahren als Greis geſtorben. Ihm gegenüber befindet ſich das Denkmal der Gräfin Albany, weniger dadurch bekannt, daß ſie die Gemahlin des letzten Stuart, als daß ſie die Frau war, die Alfieri ſo unſäglich geliebt hat.

In dem nüchternen Saale der franzöſiſchen Schule in der Uffiziengallerie fiel mir ein weibliches Portrait ungemein auf, theils weil es merkwürdig gut gemalt, theils weil die Perſon von einer Schönheit iſt, die ich liebe, und die ich die romantiſche nenne. Ich kann nicht genau definiren, worin ſie beſteht, ſie iſt die Eſſenz einer Perſönlichkeit voll Geiſt und Anmuth und liegt weniger in der Form als im Ausdruck.

Dieſer feſſelte mich ſo, daß mich ihr gepudertes Haar und die ſteife Tracht des vorigen Jahrhunderts nicht ſtörten. Ich ſah nur zwei liebliche braune Augen unter ſchwarzen Augenbrauen in einem blumenzart colorirten Antlitze und einen bezaubernden Mund, der ganz wenig die Zähne ſehen läßt. Man kann nicht ſagen, daß er offen ſei; das klingt viel zu plump! aber er ſchließt nicht ganz, und dadurch kommt eine Nachläſſigkeit, eine ſorgloſe Unbefangenheit, ein graziöſer Muthwille in dies Geſicht, deſſen Augen doch beweiſen, daß es den Schmerz gekannt, d. h. die Augen ſelbſt ſind klar, aber in der Höhle über den breiten Liedern liegen dunkler Gram und tauſend Thränen. — Dieſem gegenüber hängt ein männliches Portrait von demſelben Meiſter, Fabre aus Montpellier. Welch ein Kopf! röthliches Haar, große, hellblaue, hochgewölbte Augen, ſchmale Lippen, die Färbung der Haut, welche untrennbar vom rothen Haar und der Männerſchönheit nicht vortheilhaft iſt, kurz, Elemente zu einem ſtupiden Ausſehen, aber der Ausdruck eines Moſes, der mit unermeßlicher Trauer in das geliebte, unerreichbare Kanaan hinüberſieht. Dieſe Melancholie hab' ich nie in zwei Menſchenaugen gefunden! Die Stirn iſt durchfurcht von mächtigen Leidenſchaften, von eiſernen Gedanken, der ſchmale, kühn geſchwungene Mund feſt geſchloſſen, der ganze Kopf von ungewöhnlicher Willenskraft, die Hand ſchlank und weiß, ungekrümmt von Gier, unverbraucht von Arbeit; ein Ring mit dem Danteskopfe ſchmückt die Linke.

Ohne zu wiſſen, wen die Portraits darſtellten, hatte ich ſie ſchon öfter mit Theilnahme betrachtet, bis ich zufällig von andern Beſchauern die Namen hörte. Es iſt Vittorio Alfieri und Aloyſie Stolberg, Gräfin Albany, zur Zeit als dies Bild gemalt iſt, nämlich 1794, bereits Wittwe von Karl Eduard Stuart, dem letzten Prätendenten. Er hatte in frühern Jahren ihr und ſich ſelbſt königliche Ehren geben laſſen, doch die Engländer haben ſie nur genannt: „Königin der Herzen". Für Alfieri iſt ſie eine ſolche geweſen. An ſie knüpft ſich das Erwachen und die Entwickelung ſeines Genius; ſie gab ſeinem brauſenden Herzen Befriedigung, ſeiner ſtürmiſchen Seele Raſt; ſie ſtand liebend und erwärmend und tröſtend ihm zur Seite, im Mittelpunkte ſeines Lebens, ſeine Muſe, ſeine Geliebte. Das Leben ſeines Geiſtes ward durch ſie angeregt, darum lebte er auch für ſie, ihr wie einer Göttin wiederbringend, was er von ihr empfangen. Sie theilten fünfundzwanzig Jahre lang alle Sorgen, Mühen und Beſchwerden und alle Wonnen des Daſeins. Kommt mir eine Frau beneidenswerth vor, ſo iſt es dieſe! Sie war der Pulsſchlag in ſeiner Seele, nicht eine abſtracte, leichenkalte Idee, wie z. B. Laura für Petrarc war. Laura wohnt im Tintenfaß! wenn Petrarc die Feder eintaucht, ſchöpft er die Laura heraus und führt verwunderliche Geſpräche mit ihr. Er drappirt ſich in ſeine Liebe und Anbetung, er ruft ſie an, wie man Apoll und die neun Muſen anruft, in jedem Sonett, jeder Canzone wird zierlichſt, pflichtſchuldigſt ihrer erwähnt, und ſind die Verſe geſchrieben, ſo ſteigt ſie geduldig ins Tintenfaß zurück. Dadurch iſt ſie freilich eben ſo unſterblich geworden als ihr Dichter, und ſeit fünfhundert Jahren ſprechen die Leute von Petrarca's Liebe und von Laura's Triumph. Ich meines Theils wohne lieber im Herzen als im Tintenfaß — der Geſchmack iſt verſchieden! — und die Gräfin Albany ſcheint mir tauſendmal glücklicher geweſen zu ſein, obgleich Alfieri in all ſeinen Schriften kaum ihren Namen mag genannt haben. Nur in ſeiner Lebensbeſchreibung erwähnt er comme de raison häufig ihrer und nennt ſie „la mia donna", Bezeichnung, welche Herrin, Frau, Geliebte, Dame umfaßt. Ich weiß nicht, ob dies von ihm ſelbſt beſchriebene Leben in Deutſchland bekannt iſt. Wenn nicht, will ich es überſetzen. Alfieri's hoher Geiſt und hohes Herz müſſen überall willkommne Erſcheinungen ſein. Starr iſt er, das iſt wahr, ſchroff, wild, unzugänglich und ſeelenſtolz wie Einer! aber eine ſanftere Färbung würde ſeine eiſerne Willenskraft geſchwächt haben. Von den Fehlern unſrer Vorzüge machen wir uns am ſchwerſten los. Und dann war er ſo einſam in ſeiner Seele, zwiſchen ſeinen Genoſſen und in ſeiner Zeit — das macht ſchroff; und ſo zergrämt über Italiens Schickſal — das macht melancholiſch; und Alles aus ſich ſelbſt geworden, durch ungeheure Anſtrengung und Überwindung — das macht gleichgültig gegen die kleinen Marionettentänze der Welt. Er hat das Leben raſch verbraucht. Immenſe Reiſen, von Liſſabon bis Petersburg und von Neapel bis Upſala, und raſende Leidenſchaften füllen es, oder üſiren es, bis in ſein achtundzwanzigſtes Jahr. Dann kam ſeine Liebe für die Gräfin Albany, die ihm mehr Wonn' und Weh bereitete als all ſeine frühern Neigungen, und zugleich eine ununterbrochene geiſtige, meiſt ſchöpferiſche Thätigkeit. So iſt es ziemlich natürlich, daß bei 54 Jahren die Spannkraft zuſammenbrach. Er ſtarb hier in Florenz, wo er ſeit 11 Jahren mit der Gräfin Albany etablirt war, am 8. October 1803. Sie hat ihn um 20 Jahre überlebt.

Meine Liebhaberei für Kirchen findet hier gar keine Nahrung, ſie ſind ſämtlich unſchön und unvollendet.

Sogar der immenſen Santa-Maria della Fiore fehlt die Façade, und unter der Kuppel iſt eine Partie unbekleidet von Marmor geblieben. Sonſt hat ſie ein ganzes marmornes Kleid an, wie auch der Campanile und das Battiſterio, welches letztere ein alter Tempel des Mars ſoll geweſen ſein. Dieſe drei Gebäude erinnern durch Zuſammenſtellung, Größe und Pracht an die ähnlichen in Piſa, ſtehen aber nach meinem Geſchmacke weit hinter denſelben zurück, weil ſie etwas Schwerfällig-Kaſtenhaftes haben. Es fehlt ihnen der Schmuck der Säulen. Der Campanile in Florenz iſt ein viereckiger Thurm, oben gerade ſo breit als unten, mit einer wahrhaften Marmormoſaik, mit Basreliefs und Statuen geſchmückt. Ich ſehe wol, wie prächtig das Einzelne an ihm iſt, dennoch macht mir das Ganze den Effect eines Futterals. Der Campanile in Piſa hingegen, nach oben ſich zuſpitzend, mit den lichten, offnen Säulenhallen, wäre ein Wunder von Grazie ohne ſeine unſelige Senkung. Der Dom in Florenz mit ſeiner ungeheuern Mutterkuppel und ihrer kleinen Kuppelnfamilie iſt ein enormer Marmorberg und inwendig ganz ſchwerfällig und unſchön, Wände und Gewölbe mit weißem Kalk übertüncht und die Pfeiler von einem grünlichgrauen, theefarbenen Stein, der etwas ſehr Kaltes hat und ſich hart abſchneidet von dem widerlichen Kalk. Dies gemeine Material ſtößt mich ab; es iſt mir, als faſſe ich eine harte, grobknochige, haarige Hand an. Und ſo ſind hier alle Kirchen, und außer dem Dom die übrigen troſtlos kahl äußerlich, ohne Marmorbekleidung, von grobem Backſtein, dürftig wie im Hemd. Die Zeit, wo man ihnen herrliche Gewänder anzog, ging während des Baues vorüber, gerade wie bei den gothiſchen Kirchen; hier brach man in der Breite ab, dort in der Höhe.

Die Kirche Santiſſima-Annunziata wird durch einen intereſſanten Vorhof mit einem beſſern Kleide angethan. Andrea del Sarto hat Fresken hineingemalt, Scenen aus dem Leben des heil. Filippo Benizzi und vor Allem einen Zug der heiligen drei Könige, welcher ungemein anmuthig iſt. Die Ölgemäde dieſes Meiſters haben etwas Steifes, Starres, ich weiß nicht, was für gerade Arme und Beine; aber ſeine Fresken, und beſonders dieſe drei Könige, welche ich auch der berühmteren Madonna del Sacco vorziehe, ſind ungleich weicher und zarter; oder läßt die mattere Färbung der Freske die Geſtalten nur weicher erſcheinen? Das verſtehe ich nicht zu beurtheilen. Andrea del Sarto malt ganz beſondre Augen, indem er die Höhle niedrig wölbt und dunkel färbt; das giebt ihnen etwas Stechendes; aber der junge lieblichſchöne König, der aus dem Bilde heraus den Beſchauer anſieht, hat einen ſo innigen, warmen Blick dadurch bekommen, daß ich mich ein paar Mal darauf ertappt habe, ihm wie einem lieben Menſchen zuzunicken. In dieſer Kirche iſt auch ein Wunderbild, welches immer von Kerzen, Lampen, Gold und Blumen funkelt. Der Maler, der es anfertigen ſollte, konnte durchaus nicht in ſeiner Seele das Urbild zum Madonnenkopfe finden und ſchlief tiefbetrübt bei ſeiner Arbeit ein. Erwachend, fand er die Madonna gemalt! ein Engel mußte ſich ſeiner erbarmt haben! Ich habe nie das Bild erkennen und die Kunſtfertigkeit des Engels kritiſch beäugeln können. Aber es iſt auch nicht meine Weiſe, ſolche Engelerſcheinungen zu kritiſiren; dem armen, geängſtigten Maler war die unbekannte Hand gewiß die eines Engels. — Ferner iſt eine prachtvolle Orgel in dieſer Kirche. Wenn nur nicht ſo erſchrecklich weltliche Muſik mit ihr gemacht würde! ihr feierlicher Klang iſt ſo beſchränkt in den lispelnden Fiorituren der Operntändelei, und ſoll donnern wie der Sturm, auf dem der Ewige dahinbrauſt. „Brülle zart, Löwe“, ſpricht Zettel.

Aber die Gegend iſt lieblich und lockend zu Spaziergängen! Eine anmuthige Heiterkeit iſt über das ganze Land gebreitet; es glänzt von Wohlſtand. Doch giebt es viel Bettler und ſehr unbequeme, denn mit klimpernden Sparbüchſen laufen ſie oft ſtraßenweit mit. Zuweilen ſind ſie recht poſſierlich; ein gewiſſer alter Bettler ruft immer: „Una carità, per l'amor di Diavolo!“ und ein Weib bettelt für ihren Sohn, der vom Teufel beſeſſen iſt, und der ganz friedlich an der Mauer lehnt und Armbewegungen macht, als ob er fliegen wolle. Im Ganzen ſcheint mir aber das Volk fleißig und arbeitſam; unzählige Seidenfabriken beſchäftigen es. Begegnet man Weibern, ſogar kleinen Mädchen, außerhalb der Stadt, ſo gehen ſie immer entweder mit der Spindel, oder häufiger Stroh flechtend zu den florentiner Hüten, die ebenfalls ein glänzender Handelszweig ſind. Von der Schönheit der toscaniſchen Bäuerinnen, die ich habe preiſen hören, iſt mir aber nichts vorgekommen. Wüſtes ſchwarzes Haar und gelbe Geſichter! Die Genueſerinnen haben viel ſchönere Augen und ſehen nicht ſo fatiguirt aus — wahrſcheinlich weil ſie weniger arbeiten.

Die Menge der Villen, Campagnen und Dörfer rund um Florenz den Apennin hinan iſt überraſchend, wirklich wie beregnet ſieht das Land aus. Alle Häuſer ſind weiß oder mit hellen Farben bemalt; dadurch funkeln ſie förmlich im Sonnenlicht und ſpringen wie Blumen aus dem Liladuft hervor, der immer auf den Hügeln ſchwebt. Vom Kloſter Montoliveto, das ſich unterhalb Florenz am ſüdlichen Arnoufer erhebt, überſieht man die ganze Ebene und die Berge, welche ſie umſchließen. Belloſguardo iſt ein höherer Punkt, von dem man zugleich die Stadt gut überſieht. Aber am maleriſchſten präſentirt ſich dieſe vom Kloſter San-Miniato oberhalb Florenz, wohin man durch einen Cypreſſenhain bei dem Franziskanerkloſter vorbeigeht. Da liegt Florenz mit ſeinen weichen Kuppeln und geraden Thürmen, nicht ſteinern langweilig wie eine große Stadt, ſondern ſeltſam phantaſtiſch durch die originellen Formen ſeiner Gebäude, die mir ganz wie ſteingewordene Pinien und Cypreſſen vorkommen. Sogar San-Miniato, das friedliche Kloſter, trägt den unruhigen, fehdebereiten Charakter der Stadt; ein mächtiges, crenelirtes Gebäude neben der Kirche verkündet, daß es als Feſtung gedient, und wirklich hat Michel Angelo bei der Belagerung von 1529 neun Monate lang ſie behauptet. Ich meine, Michel Angelo muß beſſer Fortificationen gebaut als Bilder gemalt haben! Die Kirche iſt ein altes, hohes, ehrwürdiges Gebäude, aber ſehr verlaſſen, ohne Altäre, mit zerſtörten Fresken. Das Chriſtusbild iſt auch nicht mehr da, das zu folgender Legende Anlaß gegeben.

Ritter Gualberto ritt von Florenz nach San-Miniato. Auf dem einſamen Wege begegnete ihm ein arger Feind ſeiner Familie, der auch ſeinen Bruder erſchlagen und ihm viel Böſes zugefügt hatte. Jetzt zu Fuß und waffenlos, warf er ſich vor Gualberto nieder und bat um Gnade. Der Ritter gewährte ſie ihm; aber nachdenklich ritt er weiter und ſann, ob er auch recht gethan, ſeines Bruders Blut nicht zu rächen, und der Zweifel beklemmte ſein Herz. Geängſtigt kam er nach San-Miniato, warf ſich in der Kirche vor einem Kruzifix nieder und flehte zum Himmel um Erleuchtung; und das Chriſtusbild neigte mild und bejahend das Haupt gen Gualberto. Sein Zweifel ſchwand; aber in tiefſter Seele gerührt durch die große Huld und Gnade des Heilands, that er das Ritterkleid ab, entſagte der Welt, ging in die Einſamkeit von Valombroſa, ſtiftete dort das Kloſter, das noch jetzt beſteht, und ward ein großer Heiliger.

Florenz hat noch einen Heiligen gehabt, Zenobio den Biſchof. Eine kleine weiße Säule ſteht auf dem Domplatze zum Gedächtniß eines ſeiner Wunder, das Ridolfo Ghirlandajo, Dominic's Sohn, durch ein herrliches Gemälde in den Uffizien auch für Profane unſterblich gemacht hat. San-Zenobio, von Volk und Geiſtlichen umgeben, erweckt das einzige Kind einer Mutter vom Tode. Die Glorie, welche Schmerz, Glaube und Zuverſicht über dies prächtig gemalte und gruppirte Gemälde breitet, iſt unbeſchreiblich.

So hat hier jeder Stein ſeine Erinnerung; und wenn die Kunſt ihn berührt und ihm ihre goldne Faſſung verliehen hat, ſo wird er zum Diamant.

Über die Schönheit eines Gartens läßt ſich eben ſo gut disputiren wie über jede andre; alſo auch über die des Gartens Boboli, der, zum Palaſt Pitti gehörend, an zwei Wochentagen dem Publicum geöffnet iſt. Hecken, Terraſſen, Statuen, Baſſins — was man einen franzöſiſchen Garten zu nennen pflegt; aber Hecken von Myrten und Lorbeer endlos ſich durchſchneidend, hoch, duftend, ſchattig, weitläufig wie ein Labyrinth, ſo daß alles Beängſtigende und Kleinliche ſchwindet, daraus beſteht dieſer Garten, der freilich mit einem engliſchen Parke nicht die geringſte Ähnlichkeit hat. Ich mag ihn gern, denn es iſt mir eine Freude, die fremdländiſchen Bäume ſorglos unter freiem Himmel zu ſehen, die ich ſonſt zu dieſer Jahreszeit nur in Glashäuſern geſehen. Mehr als die Myrten- und Lorbeerhaine intereſſiren mich aber Cypreſſen, Pinien, Cedern, dieſe vom Libanon in den Occident verſetzte melancholiſche Familie, auf deren dunkelm feſten unbewegten Gezweig noch die ganze träumeriſche Stille des Morgenlandes ruht. Wenn ich durch die langen, ſchweigenden Cypreſſenalleen gehe, denk' ich immer, ſie werden mich führen nach Balbeck oder Palmyra. Keineswegs! zu einer Inſel mit Roſen, Orangen und Fontainen! zu einem Pavillon mit fröhlicher Ausſicht! — Im Norden, unter Schnee und Eis, würden ſie einen geſpenſtiſchen Eindruck machen; hier ſtimmen ſie nur nachdenklich. In der großen Promenade der Cascinen, welche täglich von Wagen, Reitern und Fußgängern wimmelt, ſind die Pinien von ganz beſondrer Schönheit dadurch, daß ſich ihr Stamm bis zum Beginn der Zweige in ein dickes Kleid von Schlingpflanzen gehüllt hat und eine Säule bildet, und daß ſie dieſe mit ihrer weichen, ſonnenſchirmähnlichen Kuppe überwölben. Nichts iſt maleriſcher als dieſe ſanften Formen gegen den roſenrothen Abendhimmel. Dazu hat die Pinie eine ſchöne, ſaftgrüne Farbe, nicht ſo ſchwärzlich wie die Cypreſſe und die immergrüne Eiche. Das Laub rieſelt herab von Ahorn und Akazie, Kaſtanie und Katalpa — es iſt Ende October; allein die immergrünen Bäume haben hier die Oberhand, und die Sonne ſcheint ſo warm und funkelnd auf die reiche Erde herab, als wolle ſie es beweiſen, wie lieb ſie Italien hat.

In Rom.

Das iſt wahr, die alten deutſchen Kaiſer hatten herbe Mühſeligkeiten auf ihren Römerzügen zu erdulden, aber doch keine Fahrt mit dem Vetturin, die Glücklichen! — Doch erſt eine Frage. Wär' es nicht möglich, die italieniſchen Regierungen zu beſtimmen, daß ſie die Räuber, welche grade jetzt ſehr impertinent ſein ſollen, öffentlich und unbefangen in Schutz nähmen und auf der Grenze von den Reiſenden ein Gewiſſes erhöben, z. B. 2 Procent. Dadurch hätte man Ruhe, könnte unbeſorgt ſein Reiſegeld mit ſich führen, das man ſich jetzt von Stadt zu Stadt auszahlen läßt, und auch noch Vortheil, indem die Banquiers es nicht unter 3 Procent thun.

Schritt vor Schritt, Hügel auf Hügel ab, durch unendliche Öden, verfallne Städte, ſchmutzige Dörfer, über einen vulkaniſchen geängſtigten, ſchlechtbebauten Boden geht vier und einen halben Tag der Weg über

Siena nach Rom. Ich war in Verzweiflung über dieſe unerklärbare, tödtliche Langſamkeit, da unſer Wagen gar nicht ſchwer bepackt war und der Vetturin bei dem geringſten Maulwurfshügel, alſo wenigſtens drei Viertheile des Weges, zu ſeinen drei Pferden noch zwei andere ſpannte. Hier löſte ſich mir das Räthſel. Die Vetturine dürfen nur eine gewiſſe ſehr geringe Meilenzahl täglich fahren, um der Poſt nicht zu ſchaden.

Der ſchöne Dom von Siena war der Lohn für die erſte Tagereiſe. Er iſt nicht groß, aber von glücklichen Proportionen und vollendet, außen und inwendig mit Marmor, ſchwarz und weiß geſtreiſt, bekleidet. Rein gothiſch iſt er nicht, glaub' ich; in den Verzierungen ſind wol Willkürlichkeiten; gegen die ſchweren und doch ſo dürftigen florentiner Kirchen aber, in denen ich gar keine Ruhe finden konnte, gab er mir Heimatsgefühle. Seine Libreria iſt ſehr berühmt, theils wegen der Meßbücher mit Miniatüren, theils wegen der Freskeu von Pinturicchio, die in großen Feldern die Wände bedecken, ſehr wohl erhalten ſind und das Leben des Papſtes Pius' II (Äneas Sylvius Piccolomini, eines Sieneſen) darſtellen. Eins dieſer Gemälde iſt die Kanoniſation der heiligen Katharina von Siena, derjenigen, die auf ſo viel lieblichen Bildern den Verlobungsring vom Chriſtuskinde empfängt, Kloſterfrau und eine Sieneſin war. Die heilige Katharina mit dem Rade war aus Alexandrien und litt das Martyrthum, und ein Jahrtauſend trennt die Namensſchweſtern. — Auf einem andern Gemälde vermählt der Papſt Kaiſer Friedrich III. mit Eleonore von Portugal. Der Kaiſer iſt in vollem Coſtüm, hat aber einen Stiefel und einen Pantoffel an. Warum nicht zwei Pantoffeln? ſein ganzes Leben war ein Gang in ſchleifenden, matten Pantoffeln. Dieſer eine choquirt mich. Wo einer iſt, hab' ich mir ſagen laſſen, da gebührt er der Frau. — Eine graziöſe Marmorkanzel von Nicolo Piſano erinnerte mich an das unvergeßliche Piſa und eine ähnliche von ihm im Battiſterio dort.

Von den jetzt folgenden drei und ein halb Tagen hab' ich gar keine Erinnerung; ſie ſind aus meinem Leben geſtrichen, geſtohlen; denn ſobald das Einerlei über mich einbricht, verfalle ich in Apathie, in eine Art von geiſtiger Starrſucht — ein recht erbärmlicher, ſchmachvoller Zuſtand! Hätte ich mich nicht freuen können, ſo lange in der Erwartung Roms zu ſein? oder hätte ich mich nicht vor Räubern fürchten können? oder dem Himmel demüthig danken für dieſe Übung meiner übungbedürftigen Geduld? oder irgend etwas? — Aber nein! ich verſank in bodenloſe Schwermuth über die unendliche Monotonie des Lebens, das für uns in allen fünf Welttheilen oder zwiſchen unſern vier Wänden immer daſſelbe bleibt. Dazu erinnerten mich der graue Himmel, der Nordoſt, der ſcharf über den Apennin ſtrich, und die dürftige Vegetation ſo lebhaft an Norddeutſchland, daß ich mir ſelbſt ganz thöricht vorkam, ein paar hundert Meilen zu fahren, um das zu ſehen, was ich mit der größten Bequemlichkeit aus meinem Fenſter ſehen konnte. Mit einem Male ſang eine Lerche und ein ſchmaler Sonnenſtral ſiel auf eine Pinie. Es war bei Viterbo, am 31. October. Das leichte Tiriliren und das blaſſe Licht ſiel in meine Seele hinein wie eine Sternſchnuppe. Ich dachte:

Unter den Kränzen von Dornen, von Roſen
Furcht ſich die Stirn und ermattet die Hand;
Möge die Welle hier liſpeln, dort toſen,
Jegliches Schifflein erreichet das Land.

Biſt du der Freuden ſatt, oder der Thränen,
Endlich doch ſinket die Bürde herab;
Ob der Genuß dich beglückt, ob das Sehnen —
Einerlei iſt's, wenn du ſchlummerſt im Grab.

Haſt du die Erde voll Unruh durchſtrichen,
Meere durchſchiffet, erklommen die Höhn,
Oder du biſt nie der Heimat entwichen —
Hier wie dort haſt du nur Schatten geſehn.

Jauchze im Jubel und zürn' in der Klage,
Beides verhallt wie ein Harfenaccord;
Einer ruft Antwort, ein Andrer die Frage,
Ach, und die Wahrheit ſchwebt mittendurch fort.

Fern aus dem Himmel und nah auf der Erde
Ringſt du nach Grüßen von Frieden und Glück;
Sitzen ſie endlich bei dir an dem Heerde,
Bebſt du vor welken Geſtalten zurück.

Über den Pinien wie über den Eichen
Singet die Lerche ihr fröhliches Lied,
Während der Menſch unter Pinien und Eichen
Nimmer den Feſſeln des Schmerzes entflieht.

Oder ſollte es keine Lerche geweſen ſein, ſondern ein Käuzchen? — Um dieſe einſame Pinie gruppirten ſich Weinberge, und die ſehen hier ganz anders aus als in Deutſchland. Ich kenne nichts Langweiligeres als die deutſchen Weinberge, wo die Stöcke neben einander ſtehen, gerade, ſteif, wohlgeſchnürt wie Soldaten bei der Parade, und wo jeder Berg einem Frauenkopfe gleicht, der ganz friſch aus den Händen des Coiffeurs auftaucht, ein Löckchen wie das andere gedreht, gleich kurz, gleich lang, gleich glatt; das macht mich gähnen. Die italieniſchen mit ihren rankenden und ſchwankenden, muthwillig kletternden, nachläſſig herabhangenden Reben ſind unfriſirte Köpfe voll natürlicher Anmuth und ſehr maleriſch.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter erhob ſich die Kuppel von St.-Peter wie ein Berg über den Leichenacker der Campagna. Ich ſage Leichenacker, nicht weil ſo viele Millionen in Krieg und Sieg hier gefallen ſind, nicht weil das Unbewohnte, Menſchenleere der Gegend den ſchauerlichen Eindruck der Abgeſtorbenheit giebt, ſondern weil wirklich die Campagna ganz genau wie ein immenſer Leichenacker von Hünengräbern ausſieht; Hügel reihet ſich an Hügel, und die ſind mit nichts bewachſen als mit Gras und niedrigem Geſtrüppe. Im Frühling ſoll dies Gras prächtig, mannshoch, mit Blumen durchwebt ſein und große Viehheerden ſollen es durchirren, von Hirten bewacht, die melancholiſche Lieder ſingen; aber jetzt, abgemäht oder verdorrt, hatte der Erdboden die welke, bräunliche Farbe, die das letzte Stadium des Herbſtes bezeichnet und bei uns dem Schnee vorhergeht. Und über dieſen trüben, erdgewordenen Wellen hob ſich die Peterskuppel wie ein Pharus in die Wolken, und das ganze große, weitläufige Rom, mit ſeinen unzähligen Kirchen und Paläſten, lag wie ein Kartenhaus daneben oder darunter; und ich wollte, ich hätte ſie nie anders als in der Entfernung von zwei Meilen geſehen. Denn die Peterskirche iſt wie ein großer Mann! Beide müſſen aus der Ferne beurtheilt werden, ſie des Raums, er der Zeit wegen, da verſchwinden Beider Eitelkeiten, Schwächen und Flecken, und nur die Größe bleibt. Ich aber breitete wie ein echter Pilger, todtmüde, ſehnſüchtig die Arme nach ihr aus.

Das Erſte, was ich that, als ich Rom erreichte, war, daß ich vierzehn Tage krank war, ich, die nie krank bin (unberufen! muß ich aus alter abergläubiſcher Gewohnheit ganz raſch und beſchämt hinterher ſagen); denn der Sirocco wehte! Der Sirocco iſt mein Vampyr, ein geſpenſtiſches Ungeheuer, das mich langſam umbringt. In der afrikaniſchen Wüſte heißt er Samum und ſoll auf der Stelle tödten, wenn man ſich nicht mit dem Geſicht auf die Erde wirft. Ich weiß nicht, ob das Übertreibung iſt, aber ich traue dieſem Winde, ehe der Atlas und das mittelländiſche Meer ſeine ächt afrikaniſche Wuth abgekühlt haben, alles Bösartige zu. Genug, er wehte hier, und wenn er mit ſeinem fieberheißen Krankenhauche ſo viel eiſenfarbige Wolken zuſammengetrieben hatte, daß ſie handgreiflich die Atmoſphäre erfüllten, ſo regnete es, wieder ganz kränklich-lau; dann ſchien die Sonne ein wenig, als wollte ſie all die Trübſeligkeit Lügen ſtrafen, und verſchwand plötzlich von Neuem vor dem Sirocco. Grade dieſer zwiſchen Herbſt und Winter ſchwankende Monat ſoll vorzüglich von ihm beherrſcht werden. Weſſen Nerven nicht geſtählt ſind gegen den Einfluß des Wetters, darf nie in dieſer Zeit herkommen, ſie werden fürchterlich deprimirt. Doch vertheidigte ich mich herzhaft dagegen und ging anfangs überall umher, weil ich immer fürchte, daß die Nerven mich tyranniſiren möchten, wenn ich ihnen nicht zuvorkomme; und ſo ſchleppte ich mich hin, bis eine Krankheit ausbrach. Darauf iſt es gut geworden und beſſer als zuvor. Eine Krankheit iſt nie zu fürchten; ſie hebt Leib oder Seele aus verroſteten Angeln; aber das Kränkeln ſehr, weil es eben dieſen Roſt anſetzt.

Und nun bin ich in Rom, dieſer merkwürdigen Stadt, wo das Todte lebt und das Lebende todt iſt. Zuweilen läßt man ſich Perſonen beſchreiben, für die man ſich intereſſirt, und die man gern kennen lernen möchte, haarklein, von Kopf zu Fuß, ihre Manieren, ihre Gewohnheiten, und danach arrangirt man ſich ein Bild. Dann ſieht man ſie, und, es iſt wahr! ſie haben ſolche Augen, ſie ſtehen ſo, ſie reden ſo; allein der unfaßbare, unbeſchreibliche Hauch des Lebens, den kein Wort wiedergeben kann, macht, daß die Beſchreibung uns gar nicht für den Gegenſtand zu paſſen ſcheint. Ich hatte mir von Menſchen, Bildern und

Büchern ſo viel von Rom erzählen laſſen, daß ich tout bonnement glaubte, ich ſei ſo gut darin zu Hauſe als in Berlin oder Dresden. Ich hab' auch Alles ganz richtig gefunden, das Coliſeum, das Pantheon, die uralten Obelisken, die geſchwätzigen Fontainen, Alles! aber Alles ganz anders, ſchärfer, beſtimmter, Manches grandioſer, Vieles kleiner. Wer nicht geliebt hat, weiß nichts von Liebe, und hätte er tauſend Liebeslieder geleſen; wer nicht in Rom war, hat keine Vorſtellung von Rom.

Es iſt ein Perſepolis, ein Königsgrab, ein rieſenhaftes Monument für alle Kronen, welche von den bleichen Stirnen Derjenigen gefallen ſind, die ſeit den tiefſten, fabelhaft-dunkeln Jahrhunderten in allen Richtungen der Entfaltung menſchlichen Weſens hier geherrſcht haben. Wenn ich im Forum unter den Bäumen gehe, die neben der Via Sacra der alten Triumphatoren eine magere Promenade bilden, auf welcher vorzüglich Kinder, Prieſter und Reiſende zu finden ſind; wenn die todten Blätter mit ihrem welken, papiernen Schalle von den Zweigen mir vor die Füße rieſeln, ſo denk' ich immer an all die Kronen, welche der Sturm oder der Hauch der Zeit alſo in den Staub geworfen hat. Und was für Kronen! Das Diadem des Königs, die Binde des Prieſters, der Kranz des

Bürgers, der Lorbeer des Helden, der Dornenkranz des Märtyrers, die Aureole des Heiligen, die Tiare der Päpſte, die Kaiſerkrone und wieder ein Lorbeerzweig, aber ein anderer, der friedliche des Künſtlers, der mit Roſen und Neſſeln durchflochten ſein ſollte — Gott, welch ein Muſeum! und dazu das der Trophäen, welche dieſe Kronenträger errangen — darin iſt gut Geſchichte ſtudiren! — Und wohl dem, der es kann, der es mag! der Nachforſchungen darüber anſtellt, ob der Tempel des capitoliniſchen Jupiters links vom Capitol unter dem Palaſt Caffarelli, oder rechts vom Capitol unter der Kirche Ara Cöli geſtanden! Der hat doch ein kleines Amüſement, eine Zerſtreuung, was weiß ich! Aber ich ſetze mich im Forum auf irgend ein Getrümmer und hänge zwei traurigen Hauptgedanken nach: der eine iſt eine unermeßliche Sehnſucht nach dem alten Griechenland, denn das Schönſte, was Rom hat, ſind Überbleibſel und Nachahmung helleniſcher Kunſt; und ein unermeßlicher Widerwille gegen dies mark- und thatloſe Jahrhundert, das nur gelehrt iſt und nur thätig, und ſich mit all ſeinem Witze und ſeiner Wiſſenſchaft neben der Vergangenheit ausnimmt wie ein Tertianer neben einem Heros. — Hier, däucht mir, könnt' ich Alles verſchmerzen, das Liebſte entbehren; ſo gleichgültig wird man gegen die Gegenwart, ſo ſchrumpft ſie ein vor dieſen Zeugen der Jahrtauſende, ſo dürftig erſcheint das eigene enge Leben, in welchem nichts groß iſt als der Durſt nach Größe, nach fremder oder eigener — einerlei! aber nach Größe. Es iſt ein melancholiſcher Ort, Rom. Und wie glorreich einſt, als all dieſe Tempel ſtanden und ihre Götter hatten! Wo waren aber die Häuſer, die Wohnungen der Menſchen? Die Kaiſer und Götter, ſeh' ich wol, ſind gut verſorgt. Ach wir, mit unſern hunderttauſend häuslichen Bedürftigkeiten, welche Jeden einſam in ſeine vier Wände ſchließen und ihn fremd und gleichgültig machen für das Leben der Welt, wir begreifen gar nicht dieſe rege, bewegte, mittheilſame Zeit, wo Keiner vereinzelt ſtand, wo Alles in lebendigſter Wechſelwirkung war und, wie die Berührung von Stein und Stahl, Flammen hervorrief, wo das Leben eines Mannes eine That und ſein Haus das Forum war! — Wol braucht das Schickſal immer Flammen, um die verdorbene Atmoſphäre der Welt zu reinigen; aber mir kommt vor, als würden ſie jetzt aus der Reibung von faulem Holz hervorgerufen. — In der großen Zeit Roms — nur die Republik verſteh' ich darunter — war der Mann auf dem Forum zu finden, und das Weib brauchte kein großes Haus, es machte ſich nicht breit, es war beſchränkt glücklich und darum mit der Enge zufrieden. In der Kaiſerzeit deſertirten die Männer vom ernſten Forum in die weichlichen Thermen und gaben den Weibern das Beiſpiel und das willkommene Recht der Üppigkeit, und dann, um die Nerven zu ſtärken und das Blut zu erfriſchen, begegneten ſich beide Geſchlechter bei den wuthzitternden Spielen der Amphitheater.

Trajan hat auch ein Forum gebaut, worauf die prächtige Säule mit ſeinen Siegeszügen prangt. Was das aber für einen andern Charakter hat! Es macht mir den Eindruck einer Parodie des alten. Was konnte denn hier verhandelt werden? Ein paar Rechtsfälle! Was konnte hier geſchehen? Man konnte ſprechen. Sogar die Ruinen dieſes Forums ſehen glatt, anſtändig und wohlerzogen aus, wie ſich das für gehorſame Unterthanen ſchickt. Sie müſſen eine doppelte Colonnade gebildet haben, denn vier Säulenreihen ſtehen gleichmäßig einander gegenüber, alle ungefähr in der Mitte des Schaftes abgebrochen, einige drüber, die meiſten darunter, und die trajaniſche Säule erhebt ſich in ihrer ganzen Höhe hinter ihnen, ſtatt der Statue des Kaiſers die von St.-Peter tragend. Mir fallen dabei immer die Zöglinge der Propaganda ein, die paarweiſe vor ihrem Lehrer her und ſpazieren gehen. Es iſt ſeelenlos, dies Forum. Hingegen das alte, das lebt und webt! Da donnerte Tiberius Gracchus, da überredete Cicero, da bezauberte Cäſar! Da rollten die Scipioniſchen Siegeswagen, da ging Jugurtha, der gefangene numidiſche Löwenkönig, und aus den Feſſeln des Triumphzuges in die nahen mamertiniſchen Gefängniſſe, zum Hungertode. Da ging die ſtolze Zenobia, gefangen, an goldenen Ketten, doch nicht in den Tod, ſondern in eine heitre Villa, wo ſie ihre ferne Heimat und den Verluſt Palmyras verſchmerzte. Es iſt wunderbar, wie gering Frauen eine Krone achten! Dido tödtete ſich wegen der Treuloſigkeit des „frommen Äneas“; Lucrezia, um mit ihrem Blute ihre Schmach abzuwaſchen; Arria, um ihrem Manne Muth zu geben; Porcia, um eine Welt zu verlaſſen, in der Brutus nicht mehr war; um den Verluſt einer Krone hat ſich nie eine Frau getödtet; aber was man verſchmerzen und entbehren kann, das braucht man nicht! wofür wir nicht bereit ſind unſer Leben zu laſſen, das gehört uns nicht.

Ja, die mamertiniſchen Gefängniſſe, welche ſchon Ancus Martius bauen ließ, mit ihrer Treppe der Gemonien, auf die man die Leichname der Hingerichteten warf, die ſchützten auf der einen Seite das Capitol, und auf der andern drohte der tarpejiſche Felſen. Strenge herrſchte gegen Feinde und Verräther. Aber als die Kaiſerpaläſte ſich in unbeſchreiblicher Herrlichkeit drüben auf dem Palatin erhoben und höhnend in das alte Forum hinunterſahen, als Antonin in daſſelbe einen Tempel der „göttlichen Fauſtina“ errichten ließ, da hatte bereits in der unterſten Höhle jener Gefängniſſe der arme alte Fiſcher aus Paläſtina mit ſeiner göttlichen Sendung geſchmachtet und auf dem Janiculus den Kreuzestod, aus Demuth mit dem Kopfe nach unten, erlitten; da fingen die Katakomben an die Stadt der Welt zu unterminiren, und das Reich der Welt baſirte nur noch auf einem Vulkane.

O kommt ins Coliſeum, es iſt ganz nah, man geht vom Forum durch den Triumphbogen des Titus, deſſen Basreliefs die Zerſtörung Jeruſalems, den ſiebenarmigen Leuchter aus dem Tempel, die Vernichtung des alten Geſetzes zeigen; das konnte Rom noch überwinden, das neue nicht mehr. Die Bluttaufe, welche das Chriſtenthum dort im Coliſeum empfangen, hat es ſtark gemacht zur Beſiegung der Welt. Ja, damals hatte es die Welt überwunden und in den Maſſen gezeigt, welche Stärke der Einzelne durch die Gotteskraft empfängt, die Glaube heißt. O! für eine Idee zu ſterben iſt leicht, und in Martern zu ſterben iſt nicht ſchwer! aber gehöhnt, aber verachtet, aber mit Füßen getreten zu werden, und nicht einen Moment das Gefühl ſeiner Würde zu verlieren, nicht einen Moment zu zweifeln an der Hoheit ſeiner Natur und der Gerechtigkeit ſeiner Sache, und in den Tod zu gehen wie ein feſter, ſiegesfreudiger Held, nicht wie ein zitternder Sklave oder ein trotziger Verbrecher, die ſich in einem Rauſche Standhaftigkeit getrunken haben, das iſt ſelten! ſo ſelten, daß man z. B. jetzt, wo man ſich aus Deſperation über ſeine innere Leere in eine unauslöſchliche Lachſucht wirft und alle Dinge lächerlich zu machen ſucht, die man nicht nachahmen kann oder mag, auch über dieſe alte Glorienzeit des Chriſtenthums gelacht hat. Thut nichts! Märtyrer behalten immer recht.

Aber das Coliſeum? — Alle Welt kennt es, Veſpaſian's immenſes Amphitheater, nicht wahr? ſo viel Fuß lang, ſo viel Fuß breit — ich kann nur Jahrszahlen, keine Rechenzahlen behalten — mit den drei Säulenordnungen und ganz oben mit korinthiſchen Pilaſtern, um die äußere Mauer herum, die von Arcaden durchbrochen iſt. Drinnen iſt's lebendig, und wie, das kann Niemand wiſſen, der nicht in der Mitte auf den Stufen des Kruzifixes geſeſſen und mit eigenen Augen Alles geſehen hat. Die untern Arcaden bilden die Behälter für die thieriſchen und menſchlichen Kämpfer, zwei mächtige Eingangshallen ausgenommen.

Da brüllt der Löwe, da fletſcht der Tiger die Zähne, da hofft der Gladiator, da betet der Chriſt. Darüber, in der erſten Balkonreihe, etwas zurückſpringend, ſitzen der Kaiſer, die ſtolzen Senatoren, die zarten Veſtalen; auf der zweiten die Ritter, auf der dritten und vierten das Volk. All dieſe Balkons treten je höher nach oben deſto mehr zurück und geben dadurch dem innern Raume herrliche Freiheit und Weite. All die Köpfe übereinander wogen wie eine ſteigende Meerflut; dann, wenn die Kämpfe beginnen, werden ſie unbeweglich, athemloſe Spannung herrſcht, in hunderttauſend Augen hat ſich der Ausdruck des Lebens concentrirt, wildes, glühendes, wahnſinniges Verlangen nach Blut! Geduld! es fließt ja ſchon in Strömen! der Löwe wird gleich Sieger und der Gladiator eine zerfleiſchte, formloſe Maſſe ſein. Freut euch, er iſt's! der Menſch ſchwimmt in Blut, ſeine Glieder zucken, ſeine Eingeweide rauchen, Knechte ſchleppen den erſtarrenden Leichnam hinweg; die Beſtie triumphirt. Brüllt ihr Beifall, und daß andre Kämpfer kommen!

„Welche ſittliche Entartung! Welche freche Verderbtheit, um an dem blutigen martervollen Tode eines Menſchen ſich zu weiden! Der Roheſte in unſrer Zeit würde ſich empört wegwenden! Barbaren, die Römer!“ Ja wol! Ihr habt ganz recht: Barbaren; mitten in ihrem Luxus, in ihrer Verfeinerung, in ihrer Herrſchaft, in ihrer Genußſucht, in ihrer Kunſt — Barbaren! ungefähr ſo, wie man es heutzutag iſt, aber nicht ganz ſo arg. — „Welche Übertreibung, immer exagerirt bis zum Halsbrechen! wo denn, wie denn, heutzutage?“ — In die Sixtiniſche Kapelle, ich bitte! Geſtern war der Jahrestag von Pius' VIII. Tode, und es wurde ihm eine Seelenmeſſe geleſen in Gegenwart des Papſtes und aller Cardinäle; während der dabei gebräuchlichen Ceremonien hub eine Vocalmuſik an. Alle Welt weiß, wer dieſe Sänger ſind. Sie ſangen! Ich kenne längſt, von der katholiſchen Kirche in Dresden her, dieſe Stimmen, welche mich wie die Glocken einer Harmonika mit eiſigem, ſchneidendem Schauer durchrieſeln. Aber dort ſind zwei oder drei ſolcher Leute; ſie ſingen mit prächtiger Inſtrumentalbegleitung und in einem Chor von Knabenſtimmen, das bricht ihren Effect. Hier ſie, ſie allein — der Baß natürlich daneben, wie ein Troſt, wie eine Stütze. Wenn man ſich die Ader ſchlagen läßt, ſo giebt die Berührung der Lanzette zwar keinen eigentlichen Schmerz, aber eine peinliche, nervöſe Empfindung; dann, wenn das Blut fließt, wird es mir leicht und lieblich zu Sinn. Als der Geſang anhub mit ſchneidender, unirdiſcher Klarheit, griff eine Kralle mir in die Bruſt bis aufs Blut; es floß, und die Seele ward frei und verſank in die Töne. O dieſe Töne! dieſer Wechſelgeſang von Verzweiflung und Wonne, wie ſpricht er die Geheimniſſe jedes Menſchenherzens aus! Bald ſchweben die Töne aus den Chören des Himmels herab, bald gellen ſie empor aus den Qualen der Verdammten! Jetzt flehen ſie um einen glorreichen Platz im Paradieſe, jetzt ſchreien ſie nach der verſiegten Herrlichkeit der Erdenwelt! und dann, wenn ſie ſich beſinnen, welch eine unendliche Klage in dem zitternden Aufſchwung, welch eine tantaliſche Sehnſucht in dem langen, gehaltenen Tone, der wie ein Lichtſtral durch die Finſterniß dringt! Und welche Bilder zogen auf dieſen Klängen vorüber! In ſolchem Ringen und Verlangen lag Franziscus, als er die Wundenmale empfing, und Thereſia, als der Engel ihr Herz durchbohrte, und Alle, Alle, die das Ewige ſuchen und vom Vergänglichen ſich umſchlungen fühlen, oder, wenn ſie es zerriſſen haben, zu jenem Frieden übergehen, von dem nicht zu ſagen iſt, ob er der Schwermuth der Entſagung oder der Schwermuth des höchſten Glückes entkeimt. Denn auch ſolche Töne erſchollen, aus dem Grabe oder über dem Grabe des Herzens, ſüßmelancholiſch wie der Tod oder wie die Seligkeit.

Ob die Muſik auf alle Zuhörer ſolchen Eindruck gemacht, kann ich freilich nicht wiſſen; doch wenn wieder Meſſe in der Sixtiniſchen Kapelle ſein wird, wird der Zulauf eben ſo groß und in der heiligen Woche unerträglich ſein. Man wird ſich drängen, ſchieben, ſtoßen, voll Ungeduld, voll Neugier und Erwartung, wie die Römer in ihrem großen Amphitheater, ſo wir in der engen Kapelle. Sie erniedrigten die Menſchen zu ihrem Vergnügen; wir thun daſſelbe. Wo iſt da der Fortſchritt der moraliſchen Veredlung? Sie tödteten die Menſchen, wir verachten ſie; mir däucht, wir ſtehen tiefer. Kann nicht eine Römerin bei jenen Spielen ihre Gedanken von Kampf und Sieg und Glorie gehabt haben, ſo gut wie ich die meinen hatte während des Geſanges? Aber wir hüllen uns in die roſenrothe Raffinerie der Kunſt und wollen bei unſern ſublimen Genüſſen keine Gemeinſchaft haben mit der handgreiflichen Barbarei des Alterthums. O, wir ſind ſaubre, geſittete Leute, ſo fein, daß ich in das Coliſeum zurückfliehe.

Ich bringe auch wirklich die Hälfte meiner Tage darin zu. Bei Sonnenuntergang muß man es ſehen, wenn das röthliche Geſtein ganz blutroth übergoſſen iſt, und das Gebüſch in den zerfallenen Bogen und Gängen wie grüner Sammet mit goldenem Schimmer glänzt, und die langen Sonnenſtralen neben den mächtigen Schatten liegen, und die einzelnen Arcaden Rahmen um kleine Bilder ausmachen. Eins iſt ganz beſonders lieblich: drei Cypreſſen vom Cölius ſtehen darin, weiter gar nichts, und der reine blaue Himmel bildet den Hintergrund. Ein kleines wunderſchönes Monumentchen! — Aber im Mondlicht muß man auch das Coliſeum beſuchen: dann erſcheint es vielleicht am rieſenhafteſten; dann hebt ſich die gewaltige Maſſe förmlich erdverſinſternd gegen den vaporöſen Himmel empor und ſtreitet wie ein böſer Dämon mit dem zarten Mondlichte; dann iſt Buſch- und Mauerwerk einfarbig, ſchwärzlich-grau; dann liegt, ich weiß nicht welche Deſolation wie ein zerriſſener, profanirter Trauerſchleier über dieſer Stätte, und ſie kommt mir vor wie ein Sarg, um den man wüſte Orgien gehalten. Es war kalt neulich Abends, ſo kalt, daß ich mich fröſtelnd in meinen Mantel wickelte. Der Mond nahm zuweilen eine regenbogenfarbige Wolke wie einen Fächer vors Geſicht; dann wurde es beängſtigend dunkel. Ich fürchtete mich, ſo unbeſtimmt, vor Allem, denn Finſterniß und Kälte ſind die Heimat des Böſen. Und plötzlich tauchte der Mond auf mit hellem, beinah grellem Schein, der ohne Kraft und ohne Wärme iſt und mich immer berührt wie ein Leichenfinger. Der Mond iſt nur gut, wenn man Liebesgedanken hat, weil er die ganze Welt blaß überhaucht und blos das geliebte Auge verklärt; und gerade dies begehrt man. Aber zur Beleuchtung allgemeiner Gegenſtände iſt er mir zu mattherzig.

Einmal waren wir im Coliſeum, als ein Kapuziner darin predigte. Vierzehn Altäre mit den Leidensſtationen Chriſti ſind nämlich im innern Raume errichtet und ſtehen im Oval rings an der Mauer zwiſchen Bruchſtücken von Säulen, die von oben herabgefallen ſind und ihre koloſſalen Trümmer, zum Theil mit graziöſer Arbeit geſchmückt, im Staube liegend ausbreiten. Die vierzehn Altäre mit ihren blaſſen Fresken ſind ganz unſcheinbar, man bemerkt ſie nicht, oder man vergißt ſie. Mich haben ſie nie geſtört. Auch das Kreuz in der Mitte nicht; aber dafür macht es auch nicht den Eindruck wie das Kreuz im Campo Santo zu Piſa, wo Alles zur Ehre und Verherrlichung deſſelben gebaut und gebildet und von Anfang an mit ihm in Harmonie war. Hier mag es wol bedeuten ſollen, daß ſich das Kreuz triumphirend da erhebt, wo man verſucht hat es zu zerbrechen; allein dies nämliche Wort wird uns von ſtummen, gewaltigen Zeugen, von den Ruinen einer Welt, ſo eindringlich zugerufen, daß die kleine äußere Mahnung nichtsbedeutend iſt. Unſichtbar muß das Kreuz über den

Stätten und Tempeln der Götter ſchweben, und es iſt an manchen Orten eben ſo lächerlich als abſtoßend, zu ſehen, wie der geiſtliche Hochmuth und die barbariſche Frömmigkeit ſich bemüht haben, gerade das Gegentheil zu bewerkſtelligen. Da iſt z. B. auf dem Forum, oder, wie es jetzt heißt, Campo Vaccino, der Tempel der Fauſtina geweſen; ſechs korinthiſche Säulen tragen den Fries, worauf noch ihr und Antonin's Name deutlich zu leſen, und eine zierliche Arabeske mit Greifen läuft an den langen Seiten hin. Dieſe armen Säulen ſind zum Periſtyl einer kleinen plumpen odiöſen Kirche gemacht, die immer albern und ſchwerfällig ausſehen würde, doch jetzt wirklich wie eine Kuh in einem Tempel. Das berühmte Zeitalter der renaissance war keine Wiedergeburt, ſondern eine Mißgeburt des guten Geſchmacks.

Der Kapuziner predigte in der Todtenwoche, welche mit dem Tage Aller-Seelen beginnt, und zwar zum Beſten der armen im Fegfeuer ſchmachtenden Seelen. Es war ein junger Mann mit einem wunderſchönen Organe, der ganz langſam und tönend ſprach, drum konnt' ich ihn ſehr gut verſtehen. Er ſagte: „O ihr Barbaren! Wenn euer Bruder im Waſſer läge und euch anflehete, ihm die Hand zu ſeiner Rettung zu reichen, würdet ihr ſie ihm nicht augenblicklich und freudig geben? Warum gebt ihr denn nicht eine Kleinigkeit von eurer Habe zur Rettung der armen Seelen, die euch anbitten, anflehen und anſchreien. Gehört denn mehr Barmherzigkeit dazu, einen Obolus, als die Hand zu reichen? O ihr Leichtſinnigen und Barbaren! Zu euren Feſten und Freuden verſchwendet ihr übermüthig das Eure, und an die armen verſchmachtenden Seelen, deren Zuſtand ihr durch eine Kleinigkeit erleichtern könntet, denkt Keiner! Keiner!" — Es iſt unglaublich, aber wörtlich ſo hat er geredet! Höchſtens drei Dutzend Menſchen hatten ſich um ihn verſammelt, und ich bemerkte nicht, daß ein Einziger durch dieſe Ermahnungen bewogen wurde, ſein Scherflein in die Sparbüchſe zu werfen, welche ein Vermummter von der grauen Brüderſchaft ſchüttelte. Warlich! ein Gladiatorenkampf würde unſrer Zeit nicht fremdartiger ſein als dieſe Predigt. In jener Woche hatten verſchiedene Kirchen Ausſtellungen für denſelben Zweck gemacht, z. B. Moſes, der aus dem Felſen das Waſſer ſchlägt und dergl. Dahin war ein ungeheures Gedränge, und da wir zufällig an einer ſolchen Kirche vorübergingen, traten wir neugierig hinein; doch eine uns unbekannte Heiligengeſchichte von ſchauerlichen Wachsfiguren erbaute uns nicht ſehr. Die Menge gaffte mit großer Theilnahme, und die Almoſen bewieſen ihre Zufriedenheit; der Klang der geſchüttelten Sparbüchſen war ſchwer. Für dieſen Ertrag werden allgemeine Seelenmeſſen geleſen.

Geſtern war ich im Coliſeum und ſaß wie gewöhnlich auf den Stufen des Kreuzes. Leute vom Volk gingen vorüber, und eine Frau ſagte zu zwei kleinen Kindern, ſie ſollten hingehen und das Kreuz küſſen. Da eine Art Böſchung ſich über den zwei Stufen erhebt und den Fuß des Kreuzes umgiebt, ſo war es ziemlich mühſam für die winzigen, vielleicht dreijährigen Geſchöpfe. Das kleine Mädchen beſonders ächzte vor Anſtrengung, eh es einen herzhaften Kuß appliciren konnte. Aber es war gar nett anzuſehen, wie ſie ſich Beide ſo redlich abmühten! Drei, vier Jahr — das mögen wol die beſten Glaubensjahre ſein; denn warum ging die Mutter nicht ſelbſt hin, das Kreuz zu küſſen? Hätte ſie es mit ihren Kindern gethan, ſo wär' es ein wunderſchöner Anblick geweſen. Allein ſie ging weiter, und die Kleinen, nachdem ſie mich mit ihren dunkeln, ſchlauen, ächt römiſchen Augen verlegen angeſtarrt, galoppirten ihr nach.

Aber kann ich mich denn gar nicht aus dem Coliſeum herausfinden? — O ja, ſogleich! denn der ſchwarze Mann kommt und verſcheucht mich. Der iſt buchſtäblich ma bête noire! Sobald ein Fremder im Coliſeum erſcheint, ringelt er ſich langſam heran, zieht ein Päckchen aus der Bruſttaſche, wickelt es los und bietet „antike Moſaik" zum Verkauf an. Dieſe Moſaik ſind einzelne bunte Steine, groß wie ein Nagelkopf. Daß Jemand ſo unverſchämt ſein kann, dergleichen verkaufen zu wollen, iſt hier begreiflich, wo die Unverſchämtheit der Habgier zu Hauſe! Wie aber Fremde ſtupid genug ſein können, ſolchen Plunder zu kaufen, begreift ſich ſchwer. Genug, dies Weſen in einem ſchwarzen geiſtlichen Anzuge ſchlich unermüdlich jedesmal herbei und wickelte ſein Papier los; ich erblickte es nicht immer gleich, ich habe dort andre Dinge zu ſehen; aber auf das Knittern des Papiers war ich eingeübt, und wenn das anhub, ſo ergriff ich die Flucht. Himmel! die bête noire hat mir Ärger gemacht! Wer Handel und Wandel treiben will, lege Magazine und Bazars an, ſo lang und breit wie ganz Rom; die kann man vermeiden! aber dies Nachſchleichen auf jeden Schritt, dieſe Lobeslitanei über Erbärmlichkeiten ſind unerhört läſtig für den Fremden.

Dieſe Klage wäre ein guter Übergang in das moderne Rom, aber ich will noch in dem alten bleiben. Es iſt meine Manier, den beſten Biſſen immer zuerſt zu eſſen, das ſchönſte Gemälde in einer Gallerie immer zuerſt zu beſehen; was mir mißfällt kommt zuletzt oder gar nicht an die Reihe.

Es iſt ein großes Vergnügen, ohne Zweck umherzuſtreifen. Hat man beſondre Abſichten bei den Streifereien, Studien oder dergleichen — ade das Vergnügen! das Herz wird matt, das Auge kalt! In Florenz, glaub' ich, hatte ich vage Ideen von Studien; wenigſtens fühlte ich mich unbehaglich dürr, wie der Fiſch auf dem Trocknen. Hier hab' ich ſie gänzlich aufgegeben, denn es iſt mir wirklich zu gleichgültig, alle römiſchen Kirchen zu beſuchen und alle Inſchriften im Vatican zu leſen. Drum hab' ich hier viel mehr Zeit zu Streifereien und herrliches Vergnügen. Aber wenn man mir das nachmachen will — Frauen mein' ich —, ſo muß man gerade dieſelbe Liebhaberei haben; denn durch Roms ſchlechtgepflaſterte, verwickelte, unendliche, faſt immer feuchte Straßen zu gehen, iſt an ſich kein Spaß. Und das thue ich doch! Ich nehme mein Kleid auf und gehe. Fahren iſt nur gut, wenn man zu beſtimmter Zeit einen Ort erreichen will, oder wenn die Wege langweilig ſind, z. B. vom ſpaniſchen Platz nach dem Vatican. Schlendert man nur ſo — Himmel! was hat man für Überraſchungen. Von den herrlichen Fontainen will ich ſchon gar nicht reden, die man auf jedem Platze zwiſchen Obelisken, Säulen und Statuen findet; auch nicht von der Menge der Paläſte, die alle mehr oder weniger geſchmückt ſind und auf einen flüchtigen Blick recht ſtattlich ausſehen; und von der Kirchenunzahl nun gar nicht, denn die ſind ſämmtlich nicht nach meinem Geſchmack; doch welche Überraſchung, wenn man plötzlich vor das Pantheon hintritt! Klein, rund, lieblich und vollkommen wie eine Roſe — aus welchem geſegneten Erdreiche iſt ſie gekeimt? Man hat dieſem holdſeligen Gebäude wenig zu Leide gethan, als ob man Reſpect gehabt vor ſeiner Schönheit, wie vor der einer Nonne. Die ſchönen Säulen der Vorhalle ſtehen auf ihrem Platze; der Fronton iſt freilich leer, doch beſſer ſo als geſchmacklos decorirt; inwendig aus den Caſſetten der Kuppel hat man die Bronze herausgenommen und zu St.-Peters Hochaltar verbraucht; allein Form und Verhältniſſe ſind unangetaſtet geblieben, die Altäre in den Niſchen, die einſt den Göttern gewidmet waren, ſind es jetzt den Heiligen, und der ewige heilige Himmel blickt durch die Öffnung der Kuppel eben ſo ſegnend als vor 1800 Jahren in den geweihten Raum. Warum ſchließt man bei modernen Kirchen die Kuppel? Keine Freske, keine Sculptur macht den Effect, den der Himmel mit ſeinen fliehenden Wolken macht. Hier iſt Rafael begraben. Wie zur Huldigung dem Meiſter der Schönheit, wurde ihm das ſchönſte Grabmal gegönnt.

Was für ein großes, hohes, von Zeit, Rauch und Schmutz geſchwärztes Rundgebäude! Spuren von Säulen und architektoniſchem Zierrath ſind in den obern Regionen zu entdecken; unten haben ſich lärmende Handwerksſtätten, ſchmutzige Buden und ekelhafte Trattorien eingeniſtet, wie Würmer in einen großen Käſe. Es war das Theater des Marcellus, das Auguſtus dem geliebten und liebenswürdigen Neffen erbauen ließ. Marcellus ſtarb in blühender Jugend; Livia wußte ihrem Sohne Tiber Platz zu machen.

Nahe der ſchachernden Betriebſamkeit des Ghetto und dem ſtinkenden Gewühle des Fiſchmarktes ſtehen Säulen und Arcaden ſtolz und ſtill, als bekümmerten ſie ſich nicht um all die Gemeinheit. Es ſind die Überbleibſel vom Porticus der Octavia, den gleichfalls Auguſtus bauen ließ und ihm den Namen ſeiner Schweſter gab. Sie war die oft und hart gekränkte Gemahlin des Marc Antonius, eine der wenigen Römerinnen jener Zeit, deren Name fleckenlos auf die Nachwelt gekommen; drum freute ich mich recht, ihre Säulen noch ſo hoch zu ſehen, wie ſie ſelbſt war.

Weiter hinunter am Tiber ſtehen 20 ſchlanke Säulen wie griechiſche Tänzerinnen im Rund beiſammen. Man hat ſie mit einem ſchlechten Ziegeldach bedeckt und die Zelle in ihrer Mitte der heiligen Jungfrau geweiht. Einſt war dies ein Tempel der Veſta — auch einer heiligen Jungfrau, die mit ihrem Olymp und dem ganzen ſie anbetenden Volke untergegangen iſt. Ob nach abermals 2000 Jahren ein künftiges Geſchlecht eine dritte heilige Jungfrau hier anbeten wird? — Ein Tempel der Fortuna, deſſen Säulen und Zelle noch gut erhalten ſind, liegt dem Veſtatempel nah; als Ruinen würden beide unvergleichlich ſein; jetzt, als Kirchen, ſehen ſie delabrirt aus. Gegenüber iſt das ſogenannte Haus des Cola di Rienzi, ein kleines, unförmliches, aus antiken Trümmern zuſammengeſetztes Gebäude. Er liebte und verſtand das Alterthum, er hatte die Seele dazu. In minder verworfenen Zeiten würde er ſich den Gracchen an die Seite geſtellt haben; in der ſeinen — äffte er ihnen nach, ſowie dies Haus auch ein nachgeahmtes iſt. Er war ein Mann der Theorie, wie überhaupt die Modernen. Seit 500 Jahren iſt aus Revolutionen und Reformationen ſtets etwas ganz Andres geworden, als was man Anfangs bezweckte. Die Urheber derſelben verſtanden die Maſſen aufzuregen, nicht ihnen die Richtung zu geben, wie z. B. Moſes und Lykurg.

Mitten in der Stadt erhebt ſich eine grandioſe Säulenreihe, die einſt zum Tempel des Marc Aurel gehörte. Die Säulen ſind ſo hoch, daß man ein Haus von drei Etagen hineingebaut; ihr Fries läuft unter dem Dache hin. Dies iſt die Douane. Alle Reiſende ſollen gleich bei ihrer Ankunft vom Thor dahin fahren, um die Koffer viſitiren zu laſſen. Mit einem Piaſter kauſten wir uns auf der Stelle von dieſer Unbequemlichkeit los; nur mußte unſer Wagen in das Gebäude am Thor hineinfahren und im Hofe deſſelben umwenden, als ob die Koffer hier von den Unterbeamten durchſucht worden wären. Ich weiß nicht, welcher Aufſeher durch dieſe Farce getäuſcht werden ſollte.

Drei prachtvolle Säulen gehörten zu einem Marstempel im Forum des Auguſtus und ſtehen jetzt ganz gerade in einer Straße. Zwei zierliche, cannelirte, mit ſauberm Architrav und Basrelief am Fries, ſind wol zur Hälfte eingeſunken und ſtehen ſo vor einem kläglichen Steinhauſen von Haus oder Stall oder Keller — weiß Gott, was es iſt! Und über das, was es einſt war, iſt man auch nicht recht ſicher; die Alterthumsforſcher können tiefe Kenntniſſe in Rom an den Tag legen. Kürzlich hat man ein neues Monument bei der Porta Maggiore entdeckt, wo fleißig gegraben und Schutt weggeſchafft wird, damit es aus der Verſunkenheit und mittelalterlichen Umbauung hervortrete. Ich bin recht neugierig, wofür man es erklären wird. Ich finde, daß es die größte Ähnlichkeit mit einem koloſſalen Ofen hat, und da auf dem obern Basrelief Säcke gewogen und Brot gebacken wird, ſo muß wol das Bäckerhandwerk auf irgend eine Weiſe dabei intereſſirt ſein. Merkwürdig! ſeit 300 Jahren hat man Rom förmlich durchackert nach antiken Monumenten, und noch immer iſt die Fundgrube unerſchöpft!

Über einer Thür im Hintergrunde eines Hofes ſteht mit großen Buchſtaben: „Mausoleo d'Augusto". Man ſteigt viel Stufen hinauf und ſieht ſich oben in einem großen Circus unter freiem Himmel ſehr getäuſcht um, denn dies iſt nichts weiter als der Platz, wo Kunſtreiter ihre Vorſtellungen geben, und wo früher Stiergefechte ſtatt fanden. Dann wird man mit einer Fackel in unterirdiſche Gewölbe geführt, wo der Aſchenkrug des Auguſtus gefunden ſein ſoll. Ich habe kein rechtes Vertrauen zu dieſem Mauſoleum, das man jetzt die Corea nennt.

Das ſind, denk' ich, die bedeutendſten antiken Überreſte mitten in dem modernen Rom, welches ſich vom Capitol bis zur Porta del Popolo ausdehnt; ſie ſind alle umringt vom Gewirr und der Betriebſamkeit des Lebens und gleichen jugendlich-friſchen, längſt verſchollenen Gedanken, die zuweilen in einem abgenutzten, üſirten Kopfe auftauchen. Die großen Monumente, das Coliſeum, die Thermen des Diokletian, Caracalla und Titus, die Kaiſerpaläſte, mehre Tempel und Triumphbogen liegen zwar alle innerhalb der alten Ringmauer, welche Beliſar nach der Invaſion der Gothen wieder aufrichten ließ, aber dennoch in wahrhaften Wildniſſen — theilweiſe —, zu denen man auf ungepflaſterten Straßen mühſelig gelangt. Z. B. vom Lateran nach dem Anfiteatro Caſtrenſe war nach einigen Regentagen der Weg ſo ſchlecht, daß der Wagen umzuwerfen drohte, und nachdem wir doch endlich sains et saufs angekommen, fanden wir im Amphitheater gar nichts als einen Wein- und Kohlgarten; die Ringmauer mag antik ſein. Mönche arbeiteten darin, die zur Baſilika della Croce gehören, denn hier haben die meiſten Kirchen ihre Klöſter, von denen ſie bedient werden; und ſie geſtanden achſelzuckend ein, dies ſei wenig, aber jenſeit der Kirche wären wunderſchöne Ruinen des Tempels von Venus und Cupido. Was ſo lieblichen Gottheiten zur Ehre gebaut iſt, verdient doch wol einen Blick — meinte ich; und ſo folgten wir dem Mönch durch einen Hof, den das liebe Federvieh des Kloſters geſellig mit Schweinen und Ziegen bewohnte, durch einen moraſtigen Krautgarten, vor ein zerfallenes, halbrundes Backſteingemäuer: das ſollte der Tempel ſein. Ich war nicht angenehm überraſcht. Darauf fuhren wir, immer auf denſelben ſchlechten Wagen, zum Tempel der Minerva Medica. Glücklicher Weiſe wurde ein großes Thor geöffnet, als wir Einlaß begehrten; ich ſah wieder einen Krautgarten, wieder einen Moraſt, wieder eine halbrunde zertrümmerte Mauer, auf der oben einiges Grün von Moos und Schlingpflanzen wucherte, und fuhr ohne auszuſteigen befriedigt weiter. Für Architekten mag es ſehr intereſſant ſein, nach ſolchen Bruchſtücken das ganze Gebäude ſich zu conſtruiren; da ich das aber nicht kann, ſo amüſirt mich die genaue Beſichtigung auch nicht, und ſchön iſt der ordinaire rothe Backſtein keineswegs! Bewundernswerth, wie ſo ſchlechtes Material überhaupt ſo lange exiſtiren kann! Steine, dünn wie Chocoladetafeln, durch Mörtel verbunden, dachlos, allem Wetter, allen Zerſtörungen ausgeſetzt, beſtehen nach ſechszehn oder ſiebzehn Jahrhunderten! Urſprünglich ſind ſie wohl mit Travertin bekleidet geweſen, wie das Coliſeum und das Grabmal der Cäcilia Metella, oder gar mit Marmor.

Von den Thermen, dieſen Orten des raffinirteſten Luxus, wo man bei Ausgrabungen die herrlichſten Statuen, Moſaikfußboden, Säulen und Vaſen gefunden, iſt nichts zu ſehen als dies ewige, enorme Mauerwerk. In denen des Titus iſt eine Pulverfabrik; doch erkennt man noch einige Deckenmalereien al fresco; die des Caracalla umſchließen eine höchſt unelegante Vigne und allerlei Gartenwerk; die des Diokletian müſſen von ſtupender Größe geweſen ſein! Die Kirche Maria degli Angeli liegt auf dem Emplacement, im griechiſchen Kreuz mächtig groß von Michel Angelo erbaut, das dazu gehörende Kloſter, eine Caſerne, die Villa Strozzi, ein großer Platz mit Bäumen bepflanzt, eine Oſteria und noch Anderes. Die ovale Vorhalle der Kirche ſoll das Veſtibül der Thermen geweſen ſein. Im Kloſterhof ſind 100 antike Säulen gleichfalls ihnen entnommen. „Kann man ſie ſehen?“ fragten wir den Pförtner. „Si, si!“ ſagte der bereitwillig, „ma non le donne.“ Es iſt auf Reiſen recht unbequem, kein Mann zu ſein! Bisher hab' ich nie gefunden, daß die Männer es beſſer auf der Welt haben, oder, wenn ſie es beſſer *haben*, daß ſie doch gar nicht beſſer *ſind* als die Frauen; alſo iſt's doch warlich nicht der Mühe werth, ſie zu beneiden. Aber auf Reiſen, wenn's etwas zu ſehen gilt, da ſind ſie wirklich beneidenswerth! Erſtens wegen ihres großen Stehtalents. Ich will meilenweit gehen, Regen ertragen, Hunger und Durſt, aber nicht gern zwei Stunden ſtehen; und wie ſchnell verſtreichen zwei Stunden in Muſeen und Gallerien! An all ſolchen Orten ſehen die Frauen auch immer ganz fatiguirt aus und ſetzen ſich ohne Umſtände auf Sarkophage und Stufen, oder wo ſie ein Bänkchen erhaſchen können, während die Männer ſtehen und ſtehen. Solche Körperkraft iſt beneidenswerth. Zweitens haben die Männer an Orten Zutritt, die uns verſchloſſen ſind. Das Kloſter von San Marco zu Florenz beſitzt die lieblichſten Gemälde von Fieſole, der darin Mönch war, und man darf ſie ſehen, „ma non le donne". Die unterirdiſche Kirche von St.-Peter hier, die vielleicht intereſſanter iſt als die obere, darf man beſuchen, „ma non le donne". Bei den Meſſen in der Sixtiniſchen Kapelle dürfen die Männer in die innere Abtheilung, wo ſie, unmittelbar hinter den Cardinälen, Alles aus der erſten Hand ſehen. Wir ſitzen wie ſehr ſchädliche wilde Thiere in der äußern Abtheilung hinter einem fein carrirten Gitter, ſo daß wir die ganze Ceremonie hinter ſich kreuzenden Strichen wie ein Stickmuſter erblicken. Kurz auf Reiſen hat eine Frau allerlei Avanien zu erdulden.

Einen großen Theil der alten Kaiſerpaläſte nimmt die Villa Mils, Beſitzung eines Engländers, ein. Das Haus iſt nicht ſonderlich geſchmackvoll und der Garten ſehr einfach, aber lieblich durch die unglaubliche Roſenmaſſe, die ihn anfüllt. Roſen klettern in die Pinien hinein, Roſen überweben die hohen Mauern wie mit einer Tapete, Roſen bilden Bogengänge, durch welche man alte Trümmer erblickt oder die troſtloſe Öde der Campagne. Es iſt wirklich ſeltſam ſolch ein Umſturz der Dinge, daß dieſelbe Stätte, die einſt von der größten Weltherrlichkeit geſtrotzt hat, jetzt ihren höchſten Schmuck von der kleinen, unſcheinbaren immerblühenden Roſe empfängt! Am andern Ende des Gartens ſchaut man hinab in den alten Circus maximus, der am Fuß des Palatins ſo angelegt war, daß die Kaiſer von ihren Fenſtern den Spielen zuſehen konnten. Er iſt mit Küchengärten angefüllt.

Einen andern Theil der Kaiſerpaläſte nimmt eine weitläuftige Villa Farneſe ein. Wir hielten ſie für die Farneſina und fragten nach Rafael's Galatee und Pſyche. Ein Cuſtode führte uns über naſſe Grasplätze und verfallene Stiegen, durch Felder von ungeheuern Kohlköpfen nach einem Gartenhaus, zu dem man, wie zu einem Schiff, auf einem ſchwankenden Brett gelangt, und zeigte an der Decke einige ſchmutzige Farbenkleckſe, jedoch mit dem beſcheidenen Zuſatz: ſie wären nicht von Rafael. Davon waren wir auch vollkommen überzeugt! Was dieſe modernen Ruinen — nein, den ſchönen melancholiſchen Namen verdienen ſie nicht! — dieſe Verfallenheiten für einen widerwärtigen Eindruck machen, kann ich nicht beſchreiben! Bei den großen antiken Ruinen wundere ich mich nicht und betrübe mich nicht, daß ſie eben Ruinen ſind; ſie hatten ihre große Vergangenheit, das Gedächtniß eines Gottes oder eines Heros, eines Wohlthäters oder eines Zerſtörers des Menſchengeſchlechts knüpft ſich an ſie, ſie behaupten einen würdigen Raum in der Weltgeſchichte, deren eine Epoche des erſten Kaiſers Namen wie ein Diadem an der Stirn trägt, und ihre Zeit iſt vorüber. Sie war glorreich; das genügt, um befriedigt unterzugehen, und dieſe Befriedigung haucht in die Seele des Beſchauenden Ruhe und Stille. Aber dieſe Gebäude des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren ungeheuern Prätenſionen und ihrer prachtvollen Geſchmackloſigkeit, mit ihrem Mangel jenes Tactes, der den Pomp ſichtet, ſtatt ihn zu häufen, ſtehen miſerabel da, wie plötzlich gealterte Koketten, und Niemand hat Reſpect vor ihnen. Das iſt aber ein großes Unglück für den Menſchen wie für den Stein, ſolch ein unehrwürdiges Alter! Und warum ſind ſie überhaupt ſchon ſo gealtert?

Drei Jahrhunderte ſind nichts für ein Kunſtwerk. Rafael's Galatee iſt jung und holdſelig heute wie damals, als Auguſtin Chigi, der reiche Banquier aus Siena, ſie malen ließ und in ſeiner Farneſina dem Papſt Leo X. glänzende Feſte gab. Aber eben dieſe oberflächliche Genußſucht, aus der ſie entſprangen, iſt ein allzu ſteriler Keim, um einer tüchtigen Pflanze Leben zu geben.

Und das ganze moderne Rom mit ſeinen Kirchen und Paläſten, Villen und Muſeen, Gemälden und Statuen iſt eine enorme Seifenblaſe, welche die Oſtentation aus ihren vollen Backen gepumpt hat; iſt eben das Lebendige, was todt iſt, weil kein geiſtiger Hauch es durchweht. Das ging ſo zu.

Als Conſtantin Chriſt und Byzanz die Hauptſtadt des Römerreichs war, floh mit den alten Göttern der alte Glanz von dem greiſen, in verzweiflungsvolle Üppigkeit und vergoldete Erniedrigung verſunkenen Rom. Sogar den occidentaliſchen Kaiſern wollte ſie nicht mehr als Reſidenz paſſen; ſie gingen nach Ravenna und dort unter in eigener Schwäche und im Kampf gegen die nordiſchen jugendſtarken Barbaren. Rom ſank zu einer Provinzſtadt herab, indeſſen aus den ſtillen Katakomben, aus den geheimnißvollen Grabſtätten der zahlloſen verfolgten und hingeopferten Chriſten allmälig eine Macht hervorging, vor welcher dereinſt, wie vor dem alten Kaiſerreich, die Erde zittern ſollte. Doch zu der Zeit hatte ſie weder weltliches noch geiſtiges Übergewicht; dieſes disputirte ihr der Patriarch von Byzanz, jenes Gothen und Longobarden. So gingen Jahrhunderte hin. Wie die junge Saat in Gewittern gedeiht, ſo gedieh das Papſtthum in Kämpfen und Stürmen. Der Patriarch von Byzanz erkannte den Vorrang der unmittelbaren Nachfolger Petri auf dem Biſchofſitz zu Rom an, und dieſe Biſchöfe mußten darauf bedacht ſein, ihre Heerde und deren Gebiet gegen die kriegeriſchen Eroberer Italiens zu ſchützen, denn die troſtloſen morgenländiſchen Kaiſer waren es nicht. Auf dieſe Weiſe faßten die Päpſte feſten Fuß. Karl der Große verlieh ihrer geiſtigen Macht eine Glorie. Der mächtigſte Monarch der Chriſtenheit, als ſolcher, Schirmherr der Kirche, der von Deſiderius' und Wittekind's Stirnen die Kronen wirbeln ließ, kam demüthig nach Rom, um die der alten Cäſaren, gleichſam geheiligt durch die Berührung des Nachfolgers Petri, zu empfangen.

Und nun beginnt der ewig denkwürdige Kampf zwiſchen Papſt- und Kaiſerthum, die ſich gegenübertraten wie gigantiſche Athleten, Himmel und Erde bewegend, Jeder in ſeinem Lager umringt von den Seinen und beſchützt, der Eine vom Krummſtab und dem Schwert des Cherubs, der Andere von der Kriegerlanze und dem Schwert des Cherubs; Jener der Statthalter Chriſti auf Erden, Dieſer der Geſalbte, der Geheiligte, der König von Gottes Gnaden. O, das war ein titaniſches Ringen, in welchem die wunderbarſten Erſcheinungen auftauchten, die ungeheuerſten Kräfte ſich entfalteten; dort das Mönchthum, hier das Ritterthum, beide ſich vereinend und ganze Völker mit ſich fortreißend in den Kreuzzügen, und andere Völker bekehrend und bezwingend, in den geiſtlichen Ritterorden. Es gab wilde Kämpfe, aber keine Zerfallenheit. Trennte ſich auch die Menſchheit in zwei Parteien, ſo hatte doch jede ihr Palladium, das ſie ſchützte, ſtärkte und adelte, dem Thun und Laſſen nicht die Rohheit, aber das klägliche Gepräge des Egoismus nahm und den Einzelnen vor kümmerlicher Vereinzelung bewahrte, indem Jeder ſeinen Orden, ſein Kloſter, ſeine Gilde, ſeine Stadt, ſeine Brüderſchaft hatte, deren Glied er war, für die er wirken konnte. Dies iſt das verachtete Mittelalter, auf deſſen Finſterniß unſer lichtvolles Jahrhundert vornehm-mitleidig herabſieht. Es erreichte ſeinen Culminationspunkt in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Als Conradin's blondes Kinderhaupt in Neapel unter dem Mordbeil fiel und das Papſtthum äußerlich über dem Kaiſerthum triumphirte, als die beiden höchſten Gewalten einander nicht mehr das Gleichgewicht hielten, da verſank das Papſtthum in innern Zwieſpalt, deſſen Zeuge das ganze unſelige 14. Jahrhundert war. Der heilige Stuhl ward nach Avignon verlegt, nach dieſem Geſchenk der Königin Johanna von Neapel — vielleicht als Buße für ihre Sünden —, und die Gegenpäpſte ſchleuderten ihre Bannbullen hin und her, wirkungslos, wie ein kalter Blitzſtral. Rom fiel in die Gewalt der großen Familien. Colonnas und Orſinis riſſen es einander aus den Händen und wütheten mehr darin als Vandalen und Gothen. Das Coliſeum ward in eine Feſtung verwandelt; das Grabmal der Cäcilia Metella trägt noch jetzt über dem zierlichen Fries die créneaux als Wahrzeichen, daß der wilde Krieg ſich auf dieſer Stätte des Friedens verſchanzt. Cola di Rienzi tauchte in dieſen trüben, ſchlammigen Fluten wie ein kühner unglücklicher Lootſe auf, der von dem Wrack zerſchmettert wird, das er durch den Strudel führen wollte. Die Concile zu Baſel, zu Conſtanz machten dem Skandal der Gegenpäpſtlerei ein Ende; Martin V. beſtieg 1419 zu Rom den heiligen Stuhl. Nun ſetzten ſich die Päpſte bequem in dem Genuß und der Üppigkeit zurecht, dachten nur an ihr Vergnügen und die Bereicherung ihrer Familien; der ſchamloſe Nepotismus erhub ſein freches Haupt, die ſchmachvolle Epoche der Riario und Borgia begann. Plötzlich ſchlug der Blitz zu ihren Füßen ein; Luther donnerte.

Das moderne Rom beginnt. Das mittelalterliche hatte ſich ſelbſt und das antike verwüſtet und zerſtört; das neue ſtellte her und bauete auf. Kluge Päpſte erkannten die Zeit, ſahen, daß die Gewalt über die Seelen von Rom gewichen ſei, aber daß Mittel zur Herrſchaft über den Geiſt ihr nicht fehlten. Die Wiſſenſchaft wurde gepflegt und beſchützt; was von Weisheit und Kenntniſſen in den Trümmern des eben untergegangenen morgenländiſchen Kaiſerreichs noch übrig war, gaſtfreundlich aufgenommen; der Kunſt gehuldigt wie nie zuvor. Der Stupidität der Kleriſei traten junge friſche Orden entgegen, Jeſuiten und Theatiner, als Lehrer der Jugend, als Prediger. Rom war des Herrſchens zu gewohnt, um es nicht auf dieſem Wege zu verſuchen. Konnte es nicht mehr überzeugen, ſo wollte es blenden und feſſeln. Jetzt wurden faſt ohne Ausnahme alle Kirchen reſtaurirt, ausgeſchmückt, neu gebaut. Andächtelei und Prunkſucht graſſirten als Kunſt verkappt; es iſt natürlich, daß ſolche Kunſt ſchauerliche Mißgriffe that. Die Façaden der Kirchen, namentlich des Lateran, gleichen der Façade eines Land=

hauſes. Die Seitenkapellen in den Kirchen, welche Cardinäle und reiche Familien anlegen ließen, ſind decorirt wie üppige Speiſeſäle und Schlafzimmer. Das herrlichſte Material zu dieſem Schmuck war vorhanden, wurde aus verſchütteten Tempeln und Paläſten gegraben, in ruinirten altchriſtlichen Kirchen geſäubert, endlich nachgeahmt. Welche Säulenſchätze von Verde, Giallo und Roſſo Antico, von Granit, von weißem Marmor, von orientaliſchem Alabaſter! Man ſtellte ſie auf, Vergoldungen, Gemälde, Sculpturen dazwiſchen, Glanz, daß Einem die Augen übergehen, innere Einheit nirgends, unendliche kraft- und phantaſieloſe innere Leere überall! Sie feiert im St.-Peter ihren Triumph, faſt möcht' ich ſagen ihre Verklärung. Dieſer Bau zeigt, wie weit die Kunſt es bringen kann ohne Begeiſterung. Seine Größe und wahrhaft grandioſen Proportionen ſchützen ihn vor dem Vorwurf der Überladung, obgleich er reich, bunt und funkelnd iſt wie der Schmuckkaſten einer Königin; denn er iſt ſo groß, daß Bernini's berühmte zu ihm führende, vierfache, bogenförmige Colonnade, daß der herrliche ägyptiſche Obelisk zwiſchen den zwei lieblichſten und einfachedelſten Fontainen, daß der ganze ungeheure Platz vor dem Auge zuſammenſchrumpfen, wenigſtens beim erſten Anblick, und daß Alles wie in die Knie geſunken ausſieht. Das verdient die unſelige Villenfaçade gewiß nicht, aber die felſenähnliche Größe erzwingt es. Drinnen iſt's eben ſo. Die Monumente der Päpſte, die Statuen der Heiligen, die Hautreliefs von ſchwebenden Engeln — Alles in rieſigen Proportionen —, die 96 antiken Säulen der Altäre, die Moſaikbilder — Copien berühmter Meiſter — über denſelben, die Moſaiken der Kuppeln, das Gold, der Marmor, nichts, gar nichts tritt hervor, jedes bleibt in ſeinen Schranken, der Raum iſt frei, der Gedanke durchfliegt ihn ungehemmt. Nun kenne ich aber nichts Schöneres als ſolchen geſchmückten durch einen Gedanken geheiligten weiten Raum! Die unendliche Macht des Geiſtes giebt ihm etwas von der freien Ewigkeit! Das Leben iſt lieblich, die Erde iſt ſchön; doch im Schooß der Unendlichkeit ſchwimmen ſie wie Perlen im Meer! Das fühlte, das dachte ich immer in meinen alten, erſt jetzt recht geliebten, gothiſchen Domen. Hier aber, hier im St.-Peter, in der größten und berühmteſten Kirche der Chriſtenheit, in dieſem Weltwunder, über das alle Künſte und alle Schatzkammern ihre Spenden ausgeſtrömt haben, ſtand ich eiskalt und ſah mich um. Ich kam mir vor wie eine Art von König Midas, der vor Hunger umkam, weil unter ſeinen Händen Alles ſich in Gold verwandelte. Gott! ich liebe ja die Pracht wie irgend Jemand, ſobald ſie von einem hohen Zweck durchgeiſtet iſt; ſonſt iſt ſie mir als Teppich unter meinen Füßen gering genug. Sie wird hier durch einen äußern Zügel gleichſam in Ordnung gehalten, durch die Größe des Gebäudes, wie ein unruhiges Volk durch eiſerne Strenge; aber der Zügel kann nur ſeine Dienſte thun, nicht adeln. Dem Adel ſteht die Niedrigkeit gegenüber, und baute ſie ſich auf wie der babyloniſche Thurm, dennoch bliebe ſie niedrig! Für die Seele iſt St.-Peter eben ſo klein, als er groß fürs Auge iſt. Und dann weht in ihm eine widerliche Servilität: er huldigt dem Lutherthum. Die Reformation war aufgetreten, ein Panier ſchwingend, worauf die Worte ſtanden: Licht über den Erdkreis! St.-Peter mit ſeinen hunderttauſend Fenſtern ſieht aus, als wolle er dies Licht ſo recht in Strömen von allen Seiten empfangen und den Seinen mittheilen; dieſe knechtiſche Falſchheit empört mich. Wollte das Papſtthum ein äußerliches Palladium für den Katholicismus errichten, ſo mußte es, mit alter ſtrenger Zuverſicht zu demſelben, im Sinne des feſten, unangetaſteten, unwandelbaren Dogmas ſein: kräftig, tiefſinnig, dunkel, nur durch den Glauben erleuchtet; eine chriſtliche Kirche, kein Gebäude zur Disputation für Luther, Erasmus, Calvin, Heinrich VIII., und wie ſie Alle heißen. Aber ach! weltliche Intereſſen zogen die Reformation groß, weltliche Intereſſen beherrſchten das Papſtthum! Alle Herrſcher wollten Fürſten ſein, die Alleinmacht in ſich vereinigen, ſich in der Willkür feſtſetzen, ſich in ihrer Gewalt zeigen, die geiſtigen Ketten ſprengen, um ihrerſeits die weltlichen deſto feſter zu ſchmieden. Die lutheriſchen Fürſten zogen Kirchen und Klöſter ein zum Vortheil der Schatzkammern, die ſie mit ihren Feſten und Kriegen leerten; die Päpſte bauten Kirchen und Klöſter auf, damit die Herrlichkeit der Tiare ſich über die Welt verbreite. Zur Ehre Gottes geſchah nichts mehr.

Das iſt St.-Peter. Zu ſeinen Altären mögen wenig Pilger mehr kommen; zu denen der Kunſt wallfahrtet die Welt nach Rom. Mit Recht! Für die Schätze des Vaticans allein kann man ſehr gut vom Nordcap herpilgern, nicht Archäologen, nicht Künſtler, Jedermann! Es iſt freilich nicht Alles, vielleicht das Wenigſte griechiſche Sculptur; doch in der erſten Kaiſerzeit hielten ſich die Römer den göttlichen Vorbildern nah und verfielen nur, nachdem ſie die Kaiſerinnen mitſammt ihren Perücken als Anadyomenen und die Kaiſer mit ihren verwüſteten Geſichtern und verbrauchten Körpern als Heroen darſtellen mußten. Von den unendlichen Sälen und Räumen iſt gar nicht zu erzählen! Man wühlt förmlich in Marmor! Unabſehbar ſtehen die Statuen neben einander, über ihnen Büſten, über denen Basreliefs und Inſchriften. Eine lange Gallerie iſt mit Candelabern, Vaſen, Schalen und kleinen allerliebſten armlangen Bildwerken angefüllt. Ein großer Saal mit Thieren; in demſelben iſt eine Gruppe, zu der ich immer und immer zurückkam: ein Triton durchſchneidet mit einer Nymphe die Wellen. Kurz vorher hatte ich im Palaſt Farneſe die berühmte Freske gleichen Gegenſtandes von Annibal Carracci geſehen; ſehr lebendig gemalt, wahr! aber wie brutal, wie ſchwerfällig! Wie packt der große rothbraune Triton mit ausgeſpreizten Fingern die Nymphe an. Indeſſen das iſt nur Annibal Carracci aus der verfallenen Kunſtzeit; aber Rafael zur Epoche ſeines Glanzes hat in der Farneſina gleichfalls eine Freske von Meergöttern, die berühmte Galatee, gemalt, mit all der Grazie und Holdſeligkeit der Form und des Ausdrucks und der Gruppirung, die ſeinem Pinſel zu Gebote ſtand. (Ich kann hier gleich einſchalten, daß ich dieſe Freske denen in den Stanzen bei Weitem vorziehe, weil letztere unverſtändliche Compoſitionen ſind; man weiß voraus, daß z. B. die Philoſophie durch die ſogenannte Schule von Athen repräſentirt iſt; aber iſt die Aufgabe gelöſt mit dieſer Verſammlung von redenden, le ſenden und ſchreibenden Männern? Stört es nicht den Kunſtgenuß, die Bedeutung eines Gemäldes mühſam ergrübeln zu müſſen? Ein Bild muß, wie eine Revelation, plötzlich, hell und verſtändlich vor Aug' und Seele des Beſchauers treten. Die neueſten Maler ſchaden ihren Gemälden ungemein dadurch, daß ſie ſo häufig Scenen aus Novellen, gar aus kleinen Gedichten malen. Erſtens ſind dieſe dem Beſchauer nicht immer gegenwärtig, er räth hin und her, er verwirſt, er ängſtigt ſich ab — ſchlechte Vorbereitung zur Bewunderung. Zweitens, wenn das Gedicht wirklich ſchön und allbekannt iſt — ich will „Erlkönig" annehmen —, ſo kann kein Maler auch nur von fern das Bild erreichen, welches der Dichter in die Phantaſie des Beſchauers geprägt hat. Die Wahrnehmung durch das Auge iſt für ihn nur eine Beſchränkung. Will er den Dichter in Bildern wiedergeben, ſo iſt gewiß die Weiſe am beſten, welche Retzſch gewählt hat: Umriſſe. Jedes Einzelnen Phantaſie führt ſie aus.)

Nun, die Galatee iſt durchaus verſtändlich; es iſt das heitere, ſüße, lebensfrohe Leben und Weben der Waſſerwelt. Aber jener alte Künſtler hat ſeiner Gruppe zu der wonnigen Daſeinsfreude die himmliſche Melancholie gegeben, untrennbar von der höhern Natur. Der Triton, von den Hüſten aufwärts der ſchönſte

Mann, abwärts mit Fiſchſchuppen bekleidet, die in einen delphinartigen Schweif übergehen, zertheilt ſtolz und ruhig mit ſeinen Pferdefüßen die Wellen, hebt mit der Linken ein Muſchelhorn empor und hält die geliebte Nereide mit ganz unglaublicher Anmuth im rechten Arm. Aber er ſieht ſie nicht an, ſondern triumphirend, dankend, ſehnſüchtig aufwärts. Iſt dies nun die Wonne der Götter? fragt er. Die Nereide ſträubt ſich, doch nur vor der Entführung, denk' ich, nicht vor dem Entführer. Sie hat ſich in ſeinem Arm zurückgeworfen, hält ſich leicht mit der Linken an ſeinem vollen lockigen Haar und ſieht ſich um — nach Hülfe? Nach Rettung? Schwerlich; denn zwei kleine Liebesgötter haben graziös auf dem Fiſchſchweif Platz genommen, der Eine gebietet ihr Schweigen, der Andere winkt ihr Beruhigung zu; hier iſt die ganze Üppigkeit der Sinnenwelt; im Triton die ganze Hoheit einer durch die Sinnenwelt unbefriedigbaren Natur. Eine ſublimere Compoſition ſah ich nie. Ein kleines Mißverhältniß an der Hand mag wol der Reſtauration zuzuſchreiben ſein. O, die Griechen waren tiefſinnige Leute! Man ſollte meinen, wenn man es hier ſo kahl beſchrieben lieſt, die Verbindung der Menſchen- und Thiergeſtalt müſſe etwas Monſtröſes haben, weil man gleich an die gräßlichen Tritonen denkt, die faſt alle

Fontainen des vorigen Jahrhunderts verunſtalten. Aber ſo jämmerlich iſt ja eben die Antike, nicht ſtudirt, ſondern nachgeäfft worden, daß man es nur mit der Form, nicht mit dem Geiſt zu thun hatte! Die Pferdefüße, der Fiſchſchweif ſind Symbole der übermenſchlichen Kraft und des Elements, welches ſie beherrſcht, zugleich Andeutung der gewaltigen, tobenden Leidenſchaft, die da am heftigſten, wo ihre Macht unumſchränkt iſt. Auf einmal treten all dieſe gährenden Kräfte und Leidenſchaften in den Schatten, die edle Menſchengeſtalt, das heilige Menſchenantlitz erheben ſich über ſie wie ein Freier über die Knechte und gehen aus dieſer Verbindung nicht erniedrigt, ſondern geadelt hervor. Zugleich kommt durch das Bewußtſein, was Alles den Kräften zu Gebot ſteht, was Alles dem Willen unterworfen werden muß, was Alles beiden unerreichbar bleibt, eine erhabene Schwermuth in den Ausdruck, nicht blos bei dieſem Triton, ſondern bei den ſchönſten Geſtalten des Alterthums, bei dem herrlichen Meleager und bei dem Jüngling, den Einige Antinous, Andere Mercur nennen, und der mir keins von beiden, ſondern ein Heros zu ſein ſcheint, und bei den prächtigen Amazonen. Betrachte ich all dieſe Statuen, ſo begreife ich gar nicht, wie man oft ſagen kann: „die heitern Griechen“ und „die frohe griechiſche Lebensauffaſſung“, und immer ſo, als wäre freudiger Genuß das Element griechiſchen Daſeins und griechiſcher Kunſt geweſen. Es iſt mir unmöglich, das zu finden. Im Gegentheil, die Geſtalten, in welchen üppige Sinnenfreude am hellſten lodert, Satyr und Faun, erhalten durch den Zuſatz der Bockfüße und der zugeſpitzten Ohren eine klare Weiſung, daß ihre thieriſche unbändige Luſt ſich durchaus nicht für den Menſchen ſchicke. Gar die Götter, der triumphirende, siegesſchöne Apoll, der rebengekrönte liebesſchöne Bacchus haben auf der Stirn ein Zeichen, eine Ahnung — wie ſoll ich das Unſichtbare nennen? — daß ſie unter dem eiſernen Finger des Fatums ſtehen. Und giebt Jemand Zuverſicht zum Olymp, ſo iſt es doch gewiß dieſer Apoll. Wie er ſchreitet! als wär' ihm die Erde zu ſchlecht, um ſie mit ſeinem Fuß zu berühren. Wie er blickt! als wär' er gewohnt nur die Sonne freundlich zu ſehen. Er wirft in den Staub nicht den Python allein, ſondern Alles, was ſich mit ihm meſſen wollte, wie die Sonne all die kleinen funkelnden, zitternden Sterne, die man auch Sonnen nennt; aber im Staube ihm huldigen zu dürfen iſt noch eine Ehre. Er ſteht allein in einem runden, von oben beleuchteten Gemach des Vaticans. Vier ſolcher Gemächer umſchließen einen innern Hof und ſind gleichſam die höchſten Ehrenſtellen in dieſem

Marmorreich. Der Laokoon iſt im zweiten, der ſchöne Jüngling Mercur-Antinous, von dem ich vorhin geſprochen, im dritten; aber im vierten Canova's Perſeus und ſeine beiden Fauſtkämpfer. Ich ſagte in Florenz, die Productionen der Maler ſähen ihren eigenen Geſichtern ähnlich; das ſind ich bei Canova recht beſtätigt. Seit ich dort unter den Künſtlerportraits das ſeine geſehen, erſtaune ich nicht mehr über die in Weichlichkeit ausartende Zartheit ſeines Meißels. Dieſen feinen edeln Zügen, dieſer milden, traurigen, kränklich-matten Phyſiognomie ſieht man wohl an, daß dahinter keine tiefe Energie, keine glühende Phantaſie wohnen können. Er iſt der Carlin Dolce der Sculptur, lieblich, graziös, ſüß bis zur Kokketterie, anmuthig ausführend, charakterlos, unfähig Seele einzuhauchen und Phyſiognomie zu geben; daher kennt man auch alle Statuen von Canova, wenn man eine kennt. Bei Frauengeſtalten läßt man ſich dieſe Weichlichkeit noch gefallen; bei ſeiner Venus in Florenz und ſeinen Grazien in München hat ſie mich nicht verletzt, weil im Grunde von der Darſtellung dieſer vier Perſonen nichts weiter zu verlangen iſt, als daß ſie die möglichſt ſchönen Geſtalten haben und ſie auf die feinſtkokette Weiſe präſentiren. Wie weit ihm das gelungen iſt, müſſen Männer beurtheilen; Frauen ſind vielleicht nie gerecht gegen eine Venus, drum hab' ich auch kein Wort von der Mediceiſchen geſagt. Aber wenn Canova Heroen darſtellen will, ſo wird er beängſtigend; ſie gerathen ihm unter der Hand zu Wachsfiguren. Etwas Lebloſeres als den Theſeus in Wien, den Mars in der Villa Sommariva und hier den Perſeus kann man ſich nicht vorſtellen. Dazu hat dieſer arme Perſeus eine frappante Ähnlichkeit in Haltung, Stellung und Geberde mit dem Apoll; er wohnt auch in einem runden Cabinet: das Alles ſchadet ihm; unwillkürlich vergleicht man Beide, da iſt denn der Eine feuriger Wein und der Andere kühle Limonade, oder, da ſie ſich ähnlich ſind, Perſeus iſt wie der zweite Aufguß von Thee, Apoll der erſte.

Ich muß etwas zurücknehmen, was ich in Florenz geſagt, nämlich, daß die Griechen in die Gruppe der Niobiden nicht den alten Mann gebracht hätten, der mich dort ſo ungemein ſtörte; ich hab' ihn gleichfalls auf dem Basrelief eines Sarkophags im Vatican gefunden, beſchäftigt einen Hingeſunkenen aufzuheben. Dadurch iſt ihm aber ſogleich ein anderer Platz angewieſen als in der großen Gruppe, wo er auch die Pfeile zu fürchten ſcheint, als gehöre er mit zu den Verfolgten.

Basreliefs ſind meine Liebhaberei. Nichts ſieht einfacher aus, und welches Talent muß dazu gehören, um in das beſchränkte Format eine lebendige, natürliche Gruppe zu paſſen! Das verſtanden die Alten herrlich! Große Scenen ſind auf den Sarkophagen ohne Zwang, ohne Verwirrung dargeſtellt, z. B. ein Bacchuszug, der die ſchlafende Ariadne entdeckt, die Geſchichte von Admet und Alceſte, Liebesgötter, welche Diana zum ſchlummernden Endymion führen; häufig ſolche Vorſtellungen, als wollten ſie dem Schlaf im Tode ein ungeahntes Glück verheißen. Meleagerjagden und Amazonenſchlachten ſind auch ſehr beliebt. Im Capitol iſt von letztern eine ganz herrliche auf einem ſehr großen Sarkophag: Krieger, Weiber, Pferde, in der heftigſten Bewegung ganz ungezwungen. Eine ſchmale Bordüre läuft arabeskenartig am obern Rande hin, da ſind die Amazonen gefangen, trauernd, Alle ſitzend, mit zerſtreuten und zerbrochenen Waffen wie eine Blumenguirlande hingereiht. Der ſterbende Fechter und zwei große Amazonen, von denen die eine verwundet iſt, die andere den Bogen ſpannen will, ſind die Juwelen des Capitols. Den Fechter haben Abgüſſe und Copien überall bekannt gemacht, wie er dahinſinkt auf dem Schilde und der Tod über ihn kommt; es iſt unmöglich, edler, ruhiger zu ſterben. Warum copirt man aber nie dieſe Amazonen, in Form und Ausdruck die ſchönſten Geſtalten! Ich erinnere mich nicht, ſie irgendwo geſehen zu haben. An ihnen könnten die Künſtler warlich Studien machen! Das zeichnet die Alten ſo ſehr vor den Modernen aus, daß ihre Statuen nicht blos von einer, ſondern von allen Seiten betrachtet werden dürfen, ohne an Schönheit einzubüßen, ohne zuſammengeknickte Knie und dürftig-kurze Beine zu zeigen. Schon die Römer ſcheiterten an den Beinen, kamen gleichſam athemlos bei ihnen an und fertigten ſie dann kurz ab. Die Körperbildung des römiſchen Volks hatte nicht die griechiſche Schlankheit, war gedrungener und mag das Auge der Künſtler verdorben haben. Der ſchönſte Kopf und Oberleib ſind ohne Effect, wenn die Beine nicht mit ihnen Schritt halten; die Figur wird immer wie in die Erde geſunken, wie am Boden klebend ausſehen. Die Griechen hingegen wußten ſie emporzureißen, der untern Geſtalt dieſelbe Freiheit und Friſche als der obern und der ganzen Figur das Schwebende, Aufſtrebende zu verleihen, welches der Menſchenform ſo wohl anſteht, weil es der Menſchenbeſtimmung ſo wohl entſpricht. Sie ließen den Beinen ihr Recht; bei den Roſſebändigern auf Monte Cavallo iſt Energie bis im kleinen Zeh und nirgends, trotz der heftigen Bewegung, übertriebene Spannung und Krümmung. So auch bei dieſen Amazonen. Es heißt, Michel Angelo habe das Studium der Antike eingeführt; ich wünſchte, er ſelbſt möchte beſſer davon profitirt haben. Was ſchon bei den Römern häßlich war, wird bei ihm ein Greuel; die Kurzbeinigkeit wuchert. Sein berühmter Moſes in der Kirche St.-Peter de Vincoli ſitzt; daher mißfällt er mir weniger — obgleich er weit mehr Ähnlichkeit mit einem wilden Mann auf den Harzgulden als mit einem begeiſterten Moſes hat — als der eben ſo berühmte Chriſtus in der Kirche Maria ſopra Minerva. Der ſteht und hat mit der Rechten ein Kreuz umfaßt, indeß er mit der Linken darauf hinzeigt. Dieſe Pantomime giebt mir die Muthmaßung, daß es ein Johannes Baptiſta, kein Chriſtus ſein ſoll; jener kann verheißend auf das Kreuz weiſen, dieſer iſt ja Eins mit ihm. Nun, gleichviel! Ich wollte nur von der Geſtalt ſprechen, weil in ihr die gedrückte, ſchwerfällige Unbeholfenheit der kurzen Beine recht hervortritt und überdies eine Disharmonie der einzelnen Theile, die man bei einem Schüler bitter tadeln würde; bei ihm bewundert man ſie vermuthlich, wenigſtens weiß ich nicht, was man ſonſt ſo bewundern könnte. Der linke Arm dieſes Chriſtus iſt knochig und muskulös wie der eines Athleten, während die kleinen Beinchen fett und wohlgenährt wie bei einem dreijährigen Kinde ſind.

Abſcheulich! Hundert Jahre ſpäter kam Bernini, gleichſam die Reaction von Michel Angelo; was dieſer zu viel an Muskeln und Knochen, hat jener zu viel an Fleiſch, es iſt wie Teig. Auf Michel Angelo's Liebhaberei, keine Figur zu bekleiden, weder die Nacht, noch den Chriſtus, kam Bernini mit einer Überfülle der Gewandung; ſein Meiſterwerk, die heilige Thereſie in Sta.-Maria della Vittoria, ſchwimmt in einem Meer von Kleidern mit ganz unbegreiflichen Faltenwürfen. Endlich legte Bernini ſeine Geſtalten auch auf das Prokruſtesbette; Michel Angelo ſchrob ſie zuſammen, er dehnt ſie aus, lang, dünn, ſtelzenhaft. Zwei Engel auf der Engelsbrücke ſind von ihm, und wahrhaft ſtorchbeinig; die heilige Thereſie nicht minder, welche überhaupt gänzlich verfehlt iſt. Sie war eine ſtarke, hohe Seele, die ſich in voller Kraft der Jugend, des Geiſtes und der Schönheit von der Welt abwendete, nicht um zu büßen — ſie war tadellos —, nicht weil ſie der Welt überdrüſſig und ſatt von ihren Freuden war, ſondern weil ſie ihr von Hauſe aus keine Befriedigung gab. Die wollte ſie. Danach rang ſie in Thränen, Gebeten und Ekſtaſen. Die ward ihr, als jede Schwankung aus ihrer Seele floh, als Liebe zum Ewigen und Freude an der Verherrlichung Gottes ſie allein erfüllte, „als der Engel mit einem Pfeil ihr Herz durchbohrte“. Da ſuchte ſie Andern das zu geben, worin ſie Befriedigung fand, Freiſtätten zu einem beſchaulichen Leben. Sie ſtiftete zahlloſe Klöſter und reformirte von Grund aus die Barfüßer Carmeliter. Nur neun Dukaten waren anfänglich zu dieſen großen Planen ihr Vermögen. Sie ſagte lächelnd: „Thereſie und neun Dukaten iſt ſehr wenig; aber Gott, Thereſie und neun Dukaten iſt genug“. Und wirklich erfüllte ſie ganz Spanien mit ihrer Wirkſamkeit. Vielleicht bedauert man, daß ſie nicht all ihre Kräfte zu nützlichen Stiftungen verwendet, etwa Findelhäuſer und Fabriken eingerichtet habe; allein man muß bedenken, daß dieſe durch die große Civiliſation der letzten Jahrhunderte erſt in ihrer ganzen Nothwendigkeit und Nützlichkeit anerkannt worden ſind. Sie ſtarb am 4. October 1582. Ihren Familiennamen hab ich vergeſſen; ſie war Spanierin aus einem adeligen Hauſe. Dieſe ernſte, feſte Frau hat Bernini in eine arkadiſche Schäferin verwandelt, die den Liebſten erwartet und ſich nonnenhaft vermummt hat, um ihn zu necken, und der Engel mit dem Pfeil ſieht auch ganz ſüß-ſchäferlich aus. An der Mittelmäßigkeit der meiſten Künſtler gewahrt man, welch eine ſeltne Gottesgabe die Kunſtvollendung iſt.

Winckelmann, Leſſing und Herder gaben der Kunſtanſchauung einen gewaltigen Umſchwung; aber Perrücken und Reifröcke waren ſo feſt an die Körper geſchmiedet, daß die Künſtler nicht von wohlfriſirten, bauſchigen Geſtalten ließen, und daß die Revolution dazu gehörte, um die Uſurpation dieſer Paraſiten zu beenden. Da kam Canova mit ſeinem feinen Geſchmack und emancipirte in der Kunſt die Menſchengeſtalt. (Wie bin ich froh, dies beliebte Modewort recht à propos unter meiner Feder gefunden zu haben! Ich hoffe, es erwirbt meinem Büchlein die höchſte vogue.) Mit ihm oder nach ihm bildeten die Franzoſen ſich aus und Rauch und Thorwaldſen. Von Rauch nenne ich nur das Monument der ſchlafenden Königin im Garten von Sansſouci; ich kenne kein ſchöneres, kein heiligeres als dieſe einſame, ſtille Geſtalt, die, wie in einem Himmel, in ihrer eigenen ſeligen Schönheit ruht. Seine ewigen Portraitbüſten und ewigen Blücherſtatuen ſchläfern ſeinen Genius ein, und das iſt ihm nicht zu verdenken. Überhaupt ſcheint mir die gegenwärtige Mode, das Gedächtniß von Königen, Feldherren, Schriftſtellern u. ſ. w. durch eine einzige Statue zu ehren, welche ſie ſelbſt darſtellt, nicht günſtig für die Kunſt, weil die Mitwelt von ihr begehrt, daß ſie den Menſchen, wie er leibt und lebt, mit Frack, Hut und Stiefeln hinſtelle. Welche Freude für den Künſtler, ein

Paar Stiefel zu machen! Ich finde aber, daß die Mitwelt ſowol in dieſem Anſpruch als in ihrer Denkmalmanie grandement Unrecht hat. Wenn man funfzig Jahre nach dem Tode eines ausgezeichneten Menſchen ihm ein Monument errichtete, ſo hätten Huldigung und Dankbarkeit nichts verſäumt und zugleich der Nachwelt keine Mittelmäßigkeit überliefert. Die Größe eines wahrhaft großen Menſchen iſt nach funfzig Jahren ſtralender als nach fünfen; ſie haben erwieſen wie hoch er über der Maſſe war, und dieſer erhabene Standpunkt reiht ihn ſogleich den Heroen des Menſchengeſchlechts an, ſo wie alle Schneeberge der Schweiz noch beiſammen zu liegen ſcheinen, obwol viele Meilen ſie trennen. Solche freie, der ewigen Geſchichte und nicht einer vorüberrauſchenden Epoche angehörende Geſtalten ſind als Statuen eben ſo beengt durch die Kleider ihrer Zeit, als ſie es im Leben durch deren Um- und Zuſtände waren. Warum nicht die typiſche Tracht Marc Aurel's für den Feldherrn, den weiſen und gerechten König? Ich ſah im vorigen Winter in Rauch's Atelier ein kleines Modell zu einer Reiterſtatue Friedrich's II., und zwar in voller Uniform mit dem dreieckigen Hut, und hätte es gern vernichtet, weil mir ahnt, daß gerade dies und nicht das antike zur Ausführung kommen wird. Warum nicht für den Dichter die leichte, anmuthige griechiſche Kleidung? Dieſe matten Schlafrocksgeſtalten erinnern peinlich an Studirzimmer und Schreibtiſch. Das hat nicht Schiller, nicht Byron verdient, und ſo ſind doch beide aus Thorwaldſen's Hand hervorgegangen; eben ſah ich ſie in ſeinem Atelier.

Da konnt' ich meine Vorliebe für Basreliefs befriedigen! Ich glaube, daß kein Bildhauer ſeit den Alten ſolche Meiſterſchaft in dieſem Fach erreicht hat. Der Ruhm des Alexanderzuges klingt wie der des königlichen Heros durch die Welt; aber er hat unzählige andere gemacht, welche zwar nicht an Großartigkeit, jedoch an Grazie und Phantaſie mit ihm wetteifern, z. B. die Geſchichte der Pſyche in einer Reihe einzelner ovaler Medaillons; Scenen aus Diana's und Endymion's verſchwiegener Liebe; andere zum Homer; vier ziemlich große, welche Amor als den Überwinder der Elemente zeigen; ein Handel mit Liebesgöttern — deliciös! Der Greis ſtreckt ſehnſüchtig die Arme nach dem Amor aus, der ihm entflattert, zwei junge Weiber ſchmeicheln und hätſcheln den ihren, ein ernſter Mann ſitzt nachdenklich und gebeugt da, indeſſen der Amor ihn triumphirend über die Schulter anſieht, ein kleines Mädchen drückt gelaſſen den Amor, welcher aus dem Korbe der Verkäuferin zu ihr ſtrebt, unter den Decke zurück. Endlich zwei runde Basreliefs, die ich freilich nur andeuten kann, indem ich die Nacht und den Tag nenne, denn in der Art, wie die Geſtalten ſchweben, liegt ihre zauberiſche Anmuth. Die Nacht trägt zwei Kinder im Arm, über die ſie ſich ſorgſam beugt, und eine Eule fliegt hinter ihr; auf die Schulter des Tages ſtützt ſich leicht der reizende Knabe Lucifer mit der Fackel. Seine Statuen machten wenig Effect auf mich, hier, wo mein Auge ſich an die griechiſchen Meiſterwerke gewöhnt hat, ſogar der Adonis, der mich vor wenigen Jahren in München entzückte.

Wie in Florenz die Statuen neben den Gemälden, ſo verſchwinden hier die Gemälde vor den Statuen, wenn auch nicht an Maſſe. Vatican und Capitol haben freilich nur kleine Bilderſammlungen, aber Kirchen und Privatgallerien liefern eine unendliche Menge von Gemälden. Die Cinquecenten herrſchen vor, die Schüler und Nachfolger Rafael's und Michel Angelo's, Männer von großer Eitelkeit, einigen Studien, mäßigem Talent und gar keinem Genie. Das ſind nicht meine Leute! Man wird das ungerecht und übertrieben finden; man wird ſagen: aber Dominichino, aber Guido Reni, aber Correggio! Ich antworte: ſie laborirten an der Krankheit ihres Zeitalters, an eitler Gefallſucht. Der Künſtler, der bei der Schöpfung eines Werkes nicht einſam iſt mit ſich ſelbſt und ſeiner Idee wie auf einem Stern, wird nie ruhig und unbefangen arbeiten; Seitenblicke und Nebenabſichten ſtören ihn fürchterlich. Er darf nicht an das Nützen denken und nicht ans Gefallen; jenes iſt Sache der Wiſſenſchaft und des Handwerks, dieſes einer Kunſt, welche nur Sklaven üben dürfen, denn eine Odaliske muß allerdings darauf bedacht ſein, daß ihr Tanz dem Sultan, und ein Hofpoet, daß ſein Gedicht dem Fürſten gefalle. Künſtler müſſen bedenken, daß ſie Sterne ſind, die von der großen Gottesſonne ihr Licht empfangen — wie ich das in meinem Aſtralion geſagt habe —, nicht um ſelbſt damit zu paradiren, ſondern um das heilige Licht über die Nächte der Welt zu gießen. Aber um Girandolen in Tanzſälen, Wachslichter auf der Speiſetafel, Alabaſterlampen im Alkoven und Straßenlaternen zu ſein, dazu ſind die Sterne zu groß oder zu klein. Jene Maler ſtrebten nach der Ehre, Alabaſterlampen im Alkoven, wie manche moderne Schriftſteller danach ſtreben, Straßenlaternen zu werden.

Selten, ſelten, vielleicht ehe die Welt ihnen berauſchenden Weihrauch geſpendet, oder in einem Moment jenes kräftigen Selbſtbewußtſeins, das der Weihrauch nicht geben, wol aber umnebeln kann, traten jene Männer mit einer Leiſtung auf, welche ihren übrigen

Leiſtungen ſo ähnlich iſt wie eine ſchöne Handlung einem flachen Leben. Da malte Dominichino den heiligen Hieronymus, welcher ſterbend knieend das Abendmahl von einem Biſchof empfängt. Die magere, halbnackte, cadaveröſe Greiſengeſtalt iſt voll Wahrheit, ohne widerlich zu ſein, und das erlöſchende Auge ſtralt von tiefer Andacht. Da malte Guido Reni die Madalena della Radice einfach, traurig und ganz ſo ſchön, wie dieſe ſchönſte der Heiligen es ſein muß; und Correggio den heiligen Franciscus in der dresdener Gallerie, der, wenn auch nicht ganz unbefangen, doch das unbefangenſte Bild iſt, welches ich von dieſem Meiſter kenne. Er hat ſich, ich weiß nicht in welche ſeltſame, gewaltige Freudigkeit hineingearbeitet, die ſeine Geſtalten zu Caricaturen macht; ſie lächeln, ſie zappeln, ſie drehen, biegen und ſchmiegen ſich, als wollten ſie vor Freude aus der Haut fahren. Bei Tanz und Trunk von Teniers Kirchweihen iſt das an ſeinem Platz; doch Madonnen und Engel dürfen nicht dergleichen Schwenkungen machen.. Im Vatican iſt ein Chriſtus, der auf Wolken thront und die Arme ausbreitet, gerade wie ein hübſcher munterer commis-voyageur, der zu ſeinen Gefährten ſagt: Kommt her, ich will euch guten Wein zu trinken geben. So etwas mögen diejenigen bewundern, welche in rothen

Backen und großen Augen die Schönheit finden. Ach Gott, die arme Schönheit muß ſich ſchrecklich mißbrauchen laſſen von den Künſtlern und iſt, weil alle ſie mit vollen Händen ausgeben wollen, gemein geworden, wie eine Scheidemünze.

Zwiſchen der Unzahl dieſer ſogenannten Cinquecenten finde ich bei Guercino am wenigſten Affectation und am meiſten Kraft, obzwar letztere oft in Gewaltſamkeit übergeht, beſonders in den ganz ſchwarzen Schattenpartien, die wie Tinte über manche Bilder fließen. Die Sibylla Perſica im Capitol hat nicht dieſen Fehler. Weniger reizend als die holdſelige Sibylla Samia in Florenz, iſt ſie auch weniger weichlich; ſie hat ſich entſchloſſen, den Schmerz der Gegenwart für den Troſt der Zukunft anzunehmen. Die Sibyllen waren zu den Heiden geſendet wie die Propheten zu den Juden, um die Erſcheinung Chriſti zu verkünden, von der ſie die Ausrottung des Böſen hofften, welches die Welt überwucherte. Zu dieſer Miſſion gehörten ſtarke Seelen, die das Verderben der Zeit in ſeinem ganzen Umfange überblickten, ohne von ihm angeſteckt zu werden, und den Schmerz darüber empfanden mit heiligem Zorn und erſchütternder Klage, aber ohne Verzweiflung; ſie badeten ihr Herz friſch in dem Gnadenſtrome der Offenbarung. Ob die Geſchichte etwas von den Sibyllen weiß, geht mich nichts an; ich halte mich an die Legenden. Dominichino hat die Cumäiſche gemalt, die ſehr berühmt und durch zahlloſe Copien bekannt iſt. Sie gefällt mir nicht, ſie ſieht ganz bewildert aus; das ſchickt ſich nicht für eine Sibylle, und der Maler thut ihr Schaden, der gerade dieſen Moment feſthält, welcher in einer ſtarken Seele nur vorübergehend ſein kann. Ferner hat ſie eine rothe Naſenſpitze. Dies Unglück haben manche Frauen beim Weinen; wahrſcheinlich rührt daher die Gleichgültigkeit mancher Männer gegen Thränen.

In dieſer Epoche der höchſten techniſchen Kunſtvollendung, wo Pinſel und Farbe auf eine Weiſe behandelt wurden, die das Entzücken und die Verzweiflung der gegenwärtigen Malerei ausmachen muß, gelangte das Portrait zu ſeiner höchſten Blüte. Es iſt unbegreiflich, welch ein Leben die alten Meiſter ihren Portraits einzuhauchen wußten! Bei ihrem Anblick zweifelt man nicht, daß die dargeſtellten Perſonen einen Rücken hatten. Kann man aber dieſe Zuverſicht zu einem modernen Bildniß haben? Da iſt das Vordertheil eines Atlaskleides gemalt und darüber Bruſt und Geſicht, auch glatt wie Atlas; eine Rückenſeite hat dieſe Figur nicht, die graue Leinwand iſt ihr Rücken. Sie ſieht aus wie ein Pilaſter; ein

Portrait von Rafael und den Venetianern wie eine Säule.

Ich habe mir eine charmante kleine Gallerie von Portraits aus den verſchiedenen römiſchen Gallerien angelegt.

Palaſt Borgheſe: ein Mann im enganliegenden, ſteif-glatten, ſchwarzen Sammetrock, der einen weißen Ärmel hat; ſchwarzes Sammetbarett ſeitwärts auf röthlich-gelbes Haar gedrückt; breite blaſſe Stirn und breite Backenknochen; gebogene ſtarke Naſe; das Geſicht in einem ſpitzen Kinn auslaufend, welches durch einen kurzen, röthlich-gelben, in zwei Spitzen ſich theilenden Bart noch länglicher wird; katzenkopfartig, aber nicht gemein, nicht einmal häßlich. In dem farbloſen Geſichte liegen große bräunliche Augen ſeltſam ſtill unter breiten Augenliedern, wie ſchlafende Löwen. Wenn die aufwachen, welche Beute werden ſie begehren? — Das iſt Cäſar Borgia. Der Maler wird Rafael genannt; doch Cäſar-Borgia war todt, wenigſtens hatte er Italien verlaſſen, als Rafael im Stande war ſolch ein Gemälde zu malen. Dieſen Widerſpruch mögen die Kunſtkenner erforſchen! Der eine weiße Ärmel bei dem rabenſchwarzen Anzuge iſt von ſchauerlichem Effect! Der Mann ſieht dadurch aus wie ein Gezeichneter, halb geſpenſtiſch, halb galeerenſklavig.

Palaſt Doria: Liebreizendes Frauenbild, königlich in hochrothen Sammet gehüllt, Kleid, Mantel, Hut — Alles von dieſem ſchweren, einfarbigen Stoff, worauf das zarte Antlitz, Schultern und Hände förmlich beſchützt liegen. Man freut ſich recht, dieſe ſchöne, ſanfte Frau im Schirm und Glanz des Purpurs zu wiſſen. Das geſcheitelte nußbraune Haar fließt lang und glatt über den Nacken, ohne ſich mit dem braunen Pelze des Mantels zu vermengen. Sie lächelt halb kühl und halb bezaubernd. Die Haltung, die feinen Züge ſind vornehm-ruhig. Johanna von Arragonien nennt man ſie und den Maler Leonardo da Vinci.

Palaſt Barberini: drei Frauenportraits, die verſchiedenartigſten in Form und Ausdruck, welche auf der Welt zu finden ſind, durch ein ſeltnes Glück neben einander, in einem kleinen Zimmer, gut beleuchtet. No. 1. Ein ganz junges, höchſtens ſechzehnjähriges Mädchen, mit ganz feinen kindlichen Zügen voll Schüchternheit und Wehmuth, und mit ſchönen Rehaugen, die rothgerändert von Thränen ſind und klagend anblicken, während der Kopf etwas gewendet iſt. Ein weißes Tuch umwickelt ihn; einzelne blonde Haarſtreifen hängen nachläſſig daraus hervor. Ein andres weißes Tuch verhüllt den Nacken und Hals; nur das Antlitz iſt frei, wie bei einer Leiche. Guido Reni's kränkliches Colorit paßt für dies Schneeglöckchen, das vor der Zeit ſterben muß und zwar auf dem Schaffot, denn dies iſt die unglückſelige Beatrice Cenci. Keine Schuld liegt auf dieſen Zügen, nur herzbrechender Schmerz, doppelt rührend bei ihrer großen Jugend. Obwol öffentlich in Rom zu Anfang des 17. Jahrhunderts hingerichtet, ſchweben doch Schleier über ihrer Geſchichte, die wol nie ganz gelüftet werden können, weil mächtige Familien darin verwickelt und von Anfang an bemüht waren die Wahrheit nicht auftauchen zu laſſen. Und ſo iſt denn dieſer arme liebe kleine Kopf mit dem Verbrechen des Vatermordes und der Schmach des Schaffots bezeichnet. Aber war der Mord ein Verbrechen? Iſt Nothwehr, wenn ſie auch zum Äußerſten greift, Sünde? Wenn Cenci ſeiner Tochter, wie ein Fremder, Empörendes zumuthete, weshalb ſollte ſie ihm nicht wie eine Fremde gegenübertreten? Ich denke, in unſrer Zeit würde ſie nicht hingerichtet werden. In dieſem Punkte will ich gern den Fortſchritt der Civiliſation anerkennen! Da ich, Gott Lob! nicht die Jurisprudenz ſtudirt habe, ſo kann ich nicht beurtheilen, ob und was für Veränderungen die alten Geſetze erlitten; aber gewiß ſind die Richter in ihrer Anwendung menſchlicher worden. Sie müſſen ſich ſogar vor dem entgegengeſetzten Fehler hüten, denn man liebt jetzt die Paradoxen und das Vernünftige bis zur Caricatur heraufzuſchrauben. Frankreich iſt noch weiter gegangen; da iſt die allgemeine Ehrloſigkeit ſo hoch geſtiegen, daß die Jury nicht im Stande iſt, Handlungen der Niederträchtigkeit und gemeiner Felonie ſtrafbar zu finden. Und da iſt doch die Grenze! O, es braucht nicht immer eine gemeine, bösartige Seele zu ſein, welche aus Leidenſchaft ein Verbrechen begeht, und wenn der Richter das erkannt hat, ſo mag er wol zaudern das Schuldig auszuſprechen; aber wie kann er das bei einer Ehrloſigkeit? Dagegen hat doch Jedermann von Natur ein guten, loyalen Haß — hoff' ich! — Gott, die zarte Beatrice Cenci hat einen Vatermord begangen, und ich rede von der Jurisprudenz! Les extrêmes se touchent.

No. 2. Nun, da iſt ein andres Bild als ſchneidender Contraſt zum erſten. Ein brünettes Weib, über die erſte Jugend längſt hinaus, vom Gürtel aufwärts entkleidet, mit ſchöner Bruſt und wunderſchönen Schultern; mit weißen Armen und dunkler gefärbten Händen, wie das bei einer arbeitſamen Menſchenklaſſe der Fall; mit einem markirten Geſichte, das durch ſchwarzes, ſtarkes Haar und eine große Naſe faſt hart wird, und das funkelnde ſchwarze Augen erhellen, doch nicht verklären. Denn das Feuer in dieſem Auge hat nicht Liebe angezündet, nicht Sehnſucht, nicht Verlangen, nicht Wolluſt, nicht Üppigkeit, nein! Lüſternheit. Der ſtechende Blick, der aus dieſem brennenden, ſeitwärts gewendeten Auge fällt, macht wie der Funke, der aus dem Kamine ſpritzt, einen ſchwarzen Fleck da, wo er trifft. Der zwiefache Zauber der Liebe und der Kunſtvollendung hat dies Bild geſchaffen, denn es iſt die Fornarina von Rafael's Hand; ſein Name ſteht auf ihrem Armbande. Ich hatte ſchon in drei andern Gallerien Copien des Bildes von Giulio Romano geſehen und wollte nicht an die Richtigkeit des Ausdrucks glauben, indem Giulio Romano das Talent beſaß, einer von Rafael gezeichneten Madonna einen frechen Ausdruck zu geben; doch die Fornarina konnte ſelbſt von ihm nicht übertroffen werden. Es iſt mir ſehr auffallend, daß Rafael nie, nie irgend einem Weiberkopfe die geringſte Ähnlichkeit mit der Fornarina gegeben, obgleich er ſie bis zum Ende ſeines Lebens geliebt hat. Es muß doch ſehr lockend ſein, ein geliebtes Antlitz verherrlicht der Unſterblichkeit zu überliefern! Er hat ſich begnügt ihr Bildniß unverſchönt zu malen, und wenn er andre Geſtalten malte, ſo fand er ihre Züge nicht in ſeiner Seele. Welch ein Widerſpiel zu Petrarca! und Beide wie begreiflich, wenn man die Portraits der zwei Geliebten betrachtet, von denen die

Eine im Gewähren, die Andre im Verſagen ſo weit, weit über die Grenze holdſeliger Weiblichkeit hinaus ſind, daß die Liebe zu jener nur eine Gewohnheit der Sinne und zu dieſer Gewohnheit einer nüchternen Phantaſie war. Übrigens iſt Laura's Bild von Bronzino nicht hier, ſondern in München.

No. 3. Die Cenci und die Fornarina wird man ſich ziemlich treu vorſtellen können; allein, was ich von dieſer Frau auch ſagen möge, wird immer nur ſein, als hätte ich einen Diamant beſchrieben. Ein Kopf, wo die Schönheit der Züge mit der Anmuth, und der Ausdruck hohen Ernſtes mit der ſüßeſten Weichheit verſchmilzt, iſt im Gemälde eben ſo ſelten und eben ſo bezaubernd als in der Welt. Der glückliche Titian hat ihn bei ſeiner Bella gefunden; oder hat er dieſen Typus der Schönheit für ſeine Bella gewünſcht und erfunden? Ich habe ſchon drei geliebte Frauen von ihm geſehen, die ſich alle ähnlich ſind: daſſelbe volle, zarte Antlitz, daſſelbe bräunlich-goldne ſchwere, lange Haar, daſſelbe farbenmatte und lebenskräftige Colorit! Wär' ich ein Mann, ich ginge nach Venedig, um Nachforſchungen anzuſtellen, ob das Geſchlecht der Belle di Tiziano ohne Nachkommenſchaft geblieben. Dieſe zeichnet ſich vor den andern durch einen tiefen Ernſt aus, der ihre warme herrliche

Schönheit hebt wie ſchwarzer Sammet eine Perlenſchnur. Sie iſt faſt ganz en face, und das dicke Haar wellt ſich zu beiden Seiten des Geſichts herab und auf den Nacken; der Kopf ruht darin wie in einer Glorie. Die ganze Perſon gleicht einer matten Goldarbeit, ſo vollkommen an Material, ſo zart in der Ausführung, ſo hoch an Werth. Sie trägt die pomphafte venetianiſche Tracht ihrer Zeit, das ſchwere dunkelrothe Stoffkleid, die langen bauſchigen Ermel, die breite Goldkette vom Gürtel ſeitwärts herabhangend, an der rechten Hand einen Handſchuh; den Buſen bedeckt eine allerliebſte kleine Chemiſette von Battiſt, fein mit dunkelrother Wolle geſtickt. Es bringt dieſem wunderbaren Weſen keinen Makel bei, daß ſie — dennoch iſt es ſchwer zu ſagen, weil ſchwer zu glauben! — daß ſie — ſchielt! ihre goldbraunen Augen blicken nicht in gleicher Richtung.

Palaſt Sciarra: Wieder eine Bella di Tiziano, in der äußern Erſcheinung jener ziemlich ähnlich, im Ausdrucke verſchieden, lächelnder, üppiger. Sie hat ihr langes Haar über die Schulter genommen und faßt es in der rechten Hand zuſammen, nachläſſig, doch mit ſtillen Liebesgedanken; aber die ſind in ihre Anmuth gehüllt, wie der Duft in die Roſe, ſind nicht in Brutalität ausgeartet wie bei der Fornarina. Sie iſt ſchön, daher liebesgewohnt, jene unſchön, daher liebebegehrend. Das macht einen unermeßlichen Unterſchied, giebt der Einen die reizende Nachläſſigkeit, welche ſich nicht die Mühe nehmen mag, den kleinen Finger aufzuheben, und der Andern eine Spannung, worin ein ſonderbares Gemiſch von Angſt und Trivialität liegt. — Die dritte Bella will ich hier nur beiläufig anführen; ſie iſt im Palaſt der Iſola Bella und hat auch ihr Haar zuſammengefaßt, während Titian hinter ihr ſtehend ihr einen kleinen Spiegel vorhalten will. Im Palaſt Pitti führt ein Portrait denſelben Namen, ſtellt aber eine ſteife dümmliche Perſon vor, die gewiß nicht nach ſeinem Geſchmacke war.

Ferner iſt im Palaſt Sciarra ein unbekanntes Männerportrait von Rafael, genannt „der Violinſpieler". Ein junger Mann im grünen Rock mit Pelzkragen ſieht über die Schulter zum Bilde hinaus. Traurige braune Augen, fatiguirte Züge, glatt herabhängendes Haar geben ihm den Ausdruck eines Künſtlers und eine entfernte Ähnlichkeit mit Rafael ſelbſt.

Palaſt Corſini: Großes Gemälde von einem Manne in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, zierlich mit Weiß gepufft und mit Gold beſetzt; über der Halskrauſe ein kleiner glatter dunkelblonder Kopf mit einem bleichen Geſichte, worin der große, breitlippige, von einem ſtarren Lächeln etwas geöffnete Mund mehr hervortritt als das todte Auge. So hat Titian Philipp II. gemalt. Iſt dieſe ſtarre Unbeweglichkeit Maske, oder der Ausdruck einer Natur, welche nur von Außen den Impuls zu ihren Handlungen empfängt? Auf jeden Fall war dies ein Menſch von beſchränkten Fähigkeiten, und die ſind in keinem Widerſpruch mit Philipp's Charakter. Man muß ſich ſchwach fühlen, um grauſam zu ſein.

Der ſchönſte Murillo, den ich in Italien geſehen, iſt hier: ein unbekanntes Männerportrait von jener tiefen Schönheit, welche Murillo's Pinſel charakteriſirt und Männerſchönheit mit zwei Worten umfaßt: Kraft und Klarheit — jene ſich ausſprechend in den edeln feſten Zügen, der ſtolzgebogenen Naſe; dieſe in dem marmorfarbenen Colorit und dem ernſten, tiefbraunen Auge. Ein Kopf, wie man ihn bei einem Freunde wünſcht, ich ſage nicht, bei einem Geliebten; da werden extraordinäre Nüancirungen begehrt.

Das feine geiſtreiche Portrait des Cardinal Caſtiglione in jungen Jahren, von Rafael, würde ich nennen, wenn es möglich wäre, von Rafael'ſchen Portraits anders zu ſprechen als in der Weiſe, die Voltaire bei der Kritik von Racine's Tragödien anwendete: admirable! sublime!

Wie die deutſchen Bilder geſetzt und ehrenfeſt neben den italieniſchen ausſehen! Holbein und Vandyk, ich nehme den Flamländer als einen Transalpinen mit zu den Deutſchen, welche in England und den Niederlanden ſo viel mit Fremden zuſammenkamen und Fremde malten, haben doch etwas — wie ſoll ich ſagen? — Bürgermeiſterliches in ihren Portraits: ſie ſind ſehr lebendig, ſehr wahr, ſehr natürlich, ſehr ſprechend; aber bei Holbein muß ich immer denken, daß ſich die Würde eines Bürgermeiſters von Baſel als Non plus ultra von Männerwürde überhaupt in ſeine junge Seele gedrückt hat; und Vandyk malt ſeinen Rittern ſo prächtige Halskragen und Manſchetten von brüſſeler Spitzen, daß ſie ganz und gar wie ruhige, wohlhabende Handelsherren ausſehen, wenn ihnen auch der kriegeriſche Knebel- oder Zwickel-, oder wie die Bartſorte heißt, nicht fehlt. Ach, der Bart macht es ja nicht! das ſieht man heutzutag. Gott, was haben die Männer raiſonnirt über die Frauenmoden, über falſche Locken, Schnürleib und Ballonermel, über zu kurze und zu lange Röcke, über zu wenig oder zu viel verbrauchten Stoff! wie Kaufleute berechneten ſie die Ellenzahl, wie Ärzte Vorzug und Nachtheil für die Geſundheit! Bücher ſind damit vollgeſchrieben! In Luſtſpielen und Romanen mußte eine ältliche Schöne zeigen, wie abgeſchmackt ſolche Moden ſind! Jetzt können die Frauen ſich rächen und ſagen: Etwas Abgeſchmackteres und Widerlicheres als die jetzigen Bärte iſt nie erdacht worden, dagegen ſind Reifrock und Perrücke anmuthig, denn ſie waren doch in Übereinſtimmung mit der übrigen bauſchigen Tracht. Aber nun gehen die Männer mit Bärten einher wie die alten Patriarchen, wie Plato oder da Vinci, und haben dazu an, ſtatt des großartigen Gewandes, ſtatt Turban oder Sammetbarett mit imponirender Feder, ein kleines, enges, dürftiges, elend-kurzes Röckchen, einen abſcheulichen Hut mit fingerbreitem Rande, ein Spazierſtöcken, dünn wie eine Stricknadel, gelbe Handſchühchen, feſt um die Hand zugeknöpft, und ein Anſehen, als wäre ihre ganze Seele — oder das, was bei ihnen deren Stelle vertritt, ihre Eitelkeit — auf den Bart concentrirt, ihn zu pflegen, zu ſchmücken, zu präſentiren, die Beſchäftigung und die Wonne ihres Lebens, und ihr ganzes Sein nur ein Anhängſel dieſes majeſtätiſchen Bartes. Auf Spaziergängen und in Muſeen ſehe ich zuweilen miraculöſe Bartexemplare, von denen ſich Vandyk's Patricier nichts träumen ließen. Einige gute Portraits von Vandyk und Holbein, der hier „Olbens“ genannt wird, ſind im Palaſt Corſini; auch wird da das Zimmer gezeigt, wo die wunderliche Königin Chriſtine von Schweden geſtorben. Es war mir gerade ſo gleichgültig wie dieſe abenteuernde, bouffonhafte Frau ſelbſt.

Apropos der römiſchen Paläſte! Es wird zuweilen erzählt, ſie wären ſo ſchmutzig gehalten, daß man nicht ohne Ekel über ihre Veſtibüle und Treppen gehen könnte. Das iſt nicht wahr. Die Paläſte Corſini, Doria, Borgheſe ſind durchaus elegant gehalten; andere, wie der Palaſt Farneſe, ſind etwas verfallen, aber von widerlichem Schmutz keine Spur. *Den* kann man ihnen nicht vorwerfen, wol aber den meiſten die geſchmackloſe Überladung, welche den Bauſtyl der letzten Jahrhunderte bezeichnet. Der venetianiſche Palaſt, ein Gebäude aus früherer Zeit, ſieht dazwiſchen aus wie ein ernſthafter geharniſchter Ritter zwiſchen den Höflingen Ludwig's XIV. Der Palaſt Altieri iſt der einzige, der wie ein vornehmer Mann, edel und ruhig ausſieht. Andere Paläſte ſind unvollendet geblieben; irgend ein Cardinal oder Nepote begann ihn nach ungeheuerem Maßſtab, und eh der Bau beendigt war, ſtarb er ſelbſt oder ſein Beſchützer, und die Erben hatten weder Luſt noch Geld, das koſtſpielige Unternehmen fortzuſetzen. Eine ganz widerwärtige Mode war die, Kirchen und andre Gebäude mit bunten, leichtſinnigen Façaden zu verſehen und ihnen übrigens ihre delabrirte Geſtalt zu laſſen. Das Capitol ſelbſt iſt ſo: nach dem vordern Platze hin ſauber zugeſtutzt und die Rückſeite, nach dem Forum Romanum, ganz vernachläſſigt, ein großes Mauerwerk, das unregelmäßig mit Fenſtern durchbrochen iſt. Die beiden Gebäude rechts und links, welche die Kunſtſammlungen enthalten, ſind gerade ſo: vorn Hallen, Säulen und Pilaſter; ein Schritt um die Ecke — confuſes, grobes Gemäuer! Das iſt nicht nach meinem Geſchmacke; ich liebe keine Purpurgardine vor einem unordentlichen Bette, und die Alten waren meiner Meinung und bauten aus einem Guß. Aber freilich — die Alten badeten ſich, die Modernen waſchen ſich; das hat Alles ſeinen Zuſammenhang. — Muß ich vielleicht zuweilen wie Sancho Panſa ſagen: „Gott verſteht mich“? —

Zwei kleine traurige Geſchichten.

Das Blut fließt im Süden mit gewaltiger Strömung durch die Adern, wie der Waldbach durch ein enges, tiefes Bett brauſt. Drum iſt die Leidenſchaft heftig und ungezügelt, wenn nichts ihren Gang hemmt. Wirft das Schickſal ihr aber Klippen entgegen, die ſie mit ihren Wogen und Wellen nicht triumphirend überfluten kann, wird die Sehnſucht zu glühend, die Reue zu nagend, der Schmerz zu giftig, ſo wird das raſche Blut davon aufgehalten und zurückgedrängt wie von einem Damme, ſeine Flut ſteigt und ſteigt, und das Herz geht darin unter, gleich einer blühenden Inſel in den vulkaniſchen Bebungen des Oceans.

1. Die Flucht.

Es war eine ſtille, heiße Mondnacht, ſo ſtill, daß ſogar das nie verſtummende Geſchwirr im Hafen verſtummte, ſo heiß, daß der erquickende nächtliche Meerwind ſich in verſengenden Scirocco verwandelte. Signora Antonina Biondi ſaß auf ihrer kleinen Terraſſe und ſah bald in den Mond, bald auf das Meer, ziemlich gedankenlos, wie das bei großer Ermattung der Fall iſt, und nichts ermattet mehr als der Druck ſolcher ſchweren bleiernen Luft, in welcher die Nerven ohne Elaſticität ſind, wie die Saiten einer Harfe, die lange im Regen geſtanden. Wenn Antonina Biondi aber auch nicht von dieſer allgemeinen Erſchöpfung angeſteckt geweſen wäre, ſie würde dennoch nicht gedacht haben, denn in ihr war Alles — Gefühl, heißes, überwältigendes, beſinnungsloſes Gefühl. Sie ſaß auf einer Marmorbank zwiſchen zwei Cypreſſen, im leichten weißen Gewande, das dunkle Haar nachläſſig von der Stirn geſtrichen, ſo ſchön, daß der Mann, dem ſie angehörte, ſich dieſer Göttin gegenüber unfehlbar zum Gott erhoben gefühlt hätte — nämlich wenn dieſer Mann ein Liebhaber geweſen wäre. Den hatte aber Antonina nicht, ſondern einen Gatten, den ſie innig liebte, und der ſich in ihrem Beſitze ſehr glücklich fühlte, aber nicht wie ein Gott, ſondern wie ein verſtändiger Mann. Jetzt war Don Fortunato Biondi in Geſchäften nach Marſeille gereiſt und ſollte binnen cht Tagen nach Genua zurückkehren.

Antonina fuhr empor. Sie hatte in der Ferne ſeltſames Geräuſch gehört, einen dumpfen Schrei! — nicht doch! Alles blieb ſtill — nur ein flüchtiger Schritt wehte wie ein Lüftchen durch die ſchweigende Nacht, näher — näher! und in der Ferne hub großer Lärm an, viel Tritte, viel Stimmen. Die Wache! Straßenunfug! dachte ſie, erhob ſich und wollte ſich in das Zimmer begeben, das mit zwei großen geöffneten Fenſterthüren den Ausgang auf die Terraſſe hatte; es war ihr Schlafzimmer. Da erſtarrte ihr Blut vor Entſetzen, denn ein Mann war mit Lebensgefahr die ſteile hohe Mauer von der Gaſſe emporgeklettert, ſprang über die Brüſtung auf ihre Terraſſe, ſah ſich wild um und warf ſich ihr zu Füßen, eine Hand auf ſeine Lippen legend, mit der andern auf ihr Haus deutend. Bewußtlos vor Angſt nickte ſie bejahend; der Mann verſchwand in ihrem Gemache, ſie fiel auf die Bank zurück und nahm mit Grauſen wahr, daß die Wache ſich vor ihrem Hauſe aufſtellte.

Donnerſchläge an die Thür weckten die Diener; die Wache gab ſich zu erkennen, begehrte Einlaß: ein

Mörder habe ſich hier verſteckt. Die Weiber ſtürzten kreiſchend in das Gemach der Gebieterin, fanden ſie auf der Terraſſe und bemerkten nicht ihre Verſtörung. Der Anführer der Wache folgte den jammernden Frauen, bat die Signora der Störung wegen ſehr um Entſchuldigung, aber er müſſe ihr Haus durchſuchen, denn ein blutender Leichnam liege unten in der Gaſſe, und der Mörder ſei wie eine Katze dieſe Mauer hinaufgeklettert.

„Sie läuft aber an vielen Terraſſen hin“, entgegnete Antonina gefaßt, „und ich habe auf der meinen Niemand geſehen. Indeſſen thun Sie Ihre Schuldigkeit.“

Stand der Flüchtling während dieſer Durchſuchung Qualen aus, ſo litt Antonina nicht minder Todesangſt; denn, wenn er gefunden wurde, mußte ſie nicht als ſeine Mitſchuldige erſcheinen? und da ſie nicht wußte, wo ſich der Miſſethäter verborgen, ſo bebte ſie bei jeder geöffneten Thür. Aber man fand ihn nicht, obgleich man jeden Winkel, jeden Kamin, ſogar den Alkoven ihres Schlafgemachs durchſtöbert hatte. Die Wache zog ſich zurück und ſtellte ſich längs der verdächtigen Mauer auf. Die Dienſtboten waren beruhigt und ſuchten den unterbrochenen Schlaf einzubringen; nur Antonina's Angſt begann jetzt erſt recht, denn ſie ſah ein, daß dieſer Mörder, dieſer Verbrecher, dies Ungeheuer ſich in ihrem Hauſe, weiß Gott, wie und wo! aufs geſchickteſte verborgen habe. Alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche dieſer Umſtand erzeugen konnte, zogen wie Fieberbilder an ihr vorüber. Sie mochte ſich nicht ſchlafen legen und zitterte doch, allein im Hauſe zu wachen. Endlich warf ſie ſich in ihrem Schlafzimmer vor dem Betpulte an ihrem Bette nieder und betete halblaut:

„Heilige Jungfrau, nimm den Unſeligen in deinen Schutz und verhüte, daß mein Mitleid kein Unheil über mich und Fortunato bringe.“

Bei dieſer ſanften Stimme und dieſen ſchüchternen Worten bewegten ſich leiſe die Vorhänge ihres Bettes, theilten ſich, ein blaſſes Geſicht blickte hervor, und das leiſe Wort:

„Signora, ich bin Ihr Schützling!“ beruhigte Antonina in demſelben Augenblicke, als ſie entſetzt aufſprang.

„Die Gefahr iſt vorüber“, ſagte ſie gefaßt und trat in die Mitte des Zimmers zurück, „ſtehen Sie auf und ſagen Sie mir, ob ich einen Verbrecher beſchütze.“

Eine ſchlanke Geſtalt wickelte ſich aus den Vorhängen, warf ſich zu Antonina's Füßen und küßte den Saum ihres Kleides. Es war ein junger, ſehr ſchöner Mann, mit den feurigen ſchwarzen Augen und der matt-bräunlichen Geſichtsfarbe, welche den ſüdlichen Phyſiognomien einen Charakter von ſo tiefer Leidenſchaft geben. Antonina fühlte ſich beruhigt durch dies ſchöne Geſicht, mehr noch durch ſeine anſtändige Kleidung und ſein Benehmen, als er, vom Boden ſich erhebend, ſprach:

„Ich ein Verbrecher? Signora, der Todte hat vor dreizehn Jahren meinen Vater getödtet, und ich bin ein Corſe.“

„Recht!“ rief Antonina mit leuchtenden Augen. Das verſtand ſie. Sie war eine Corſin. Jetzt wollte ſie ihn nicht blos ſchützen, ſondern retten. Für den Augenblick machte die Wache Flucht unmöglich. Sie ſchloß ein Cabinet neben ihrem Schlafzimmer auf, worin ſich nur einige Schränke mit Silbergeſchirr befanden, ſchob einen großen Lehnſtuhl hinein und wies ihn für die Nacht in dies Gefängniß.

„Hier ſind Sie ſicher, Signor“, ſagte ſie, nachdem ihre Anſtalten beendet waren; „ich allein habe den Schlüſſel zu dieſem Cabinet, und Niemand iſt hier auf Ihrer Spur.“

Der Mann küßte ihre Hände und ging in ſeine Haft. Sie verſchloß die Thür und verwahrte den

Schlüſſel ſo ängſtlich, als ob man ihn ihr abfodern könnte. Dann warf ſie ſich angekleidet aufs Bett, um in der Morgendämmerung, wenn die Wachen übermüdet waren, vielleicht ihren Schützling aus dem Hauſe zu ſchaffen. Aber der unruhige, traumdurchwebte Schlummer, in den ſie zuerſt verfiel, ging über in einen tiefen, feſten Schlaf, und Antonina erwachte nicht eher, als bis die Sonne den langen Schatten der Cypreſſen auf die Marmordallen des Fußbodens legte. Sie rang die Hände über ihre Nachläſſigkeit. Ihre Kammerfrau fand ſie in fieberhafter Aufregung und wollte einen Arzt rufen laſſen; aber Antonina verbot es, ließ ſich ankleiden, begehrte Frühſtück, Thee, Wein, Chocolade — Alles, was ihr einfiel, und ſagte ungeduldig, als das Mädchen ſprachlos vor Erſtaunen ſie anſtarrte:

„Siehſt Du denn nicht, daß ich der Stärkung bedarf? Schlafen konnt' ich nicht nach dem Schrecke von dieſer Nacht, drum will ich eſſen.“

Ihr Befehl ward erfüllt. Sie ſchloß ſorgſam die Thüren ihres Schlafzimmers zu, die des Cabinets auf, bat den Gefangenen, heraus zu kommen und zu frühſtücken, und ſetzte niedergeſchlagen hinzu:

„Signor, bis heute Nacht müſſen Sie ſchon hier bleiben.“

Cinthio Peruzzi hatte aber nachgedacht, daß er nirgends in Genua ſicherer ſein könne, und bat daher demüthig und herzgewinnend:

„Signora, Sie ſind mein Schutzengel, der ſeine Flügel über mich breitet. Wenn Sie mir bis Freitag Abend dieſe Zuflucht gönnen wollen, ſo bin ich geborgen. Denn Freitag geht ein Schiff nach Zante ab, worauf ich ſchon meinen Platz genommen habe; dann gehe ich und kehre nimmer nach Genua zurück. Aber die Erinnerung an Ihre himmliſche Erſcheinung und Ihre himmliſche Barmherzigkeit wird mir heilig bleiben, und Ihnen bleibt die Erinnerung an eine gute That und ein dankbares Herz.“

„Bleiben Sie, Signor“, entgegnete Antonina freundlich; „drei Tage ſind zwar lang, doch die heilige Jungfrau wird uns ſchützen.“

Cinthio warf ſich vor ihr nieder und drückte ihr ſeinen Dank in ſo glühenden Worten aus, daß ſie erröthend mit einer Einladung zum Frühſtück ihn unterbrach. Er war zwar gerührt von ihrer Güte, entzückt von ihrer Schönheit, aber noch nicht genug, um darüber Hunger und Durſt zu vergeſſen, und Antonina freute ſich wie ein Kind über ihren Schützling. Dazwiſchen ſprachen ſie viel von Corſica, und dies heimatliche Land machte Beide vertraut, als wären ſie alte Freunde.

„Heilige Jungfrau!“ rief Antonina plötzlich, „Sie müſſen in Ihre Haft, Signor, denn es ſchlägt eilf Uhr, und ich darf die Meſſe nicht verſäumen.“

Er fügte ſich ihrem Wunſche und ließ ſich geduldig einſchließen, und ſie eilte zur Meſſe. Aber ſie war fürchterlich zerſtreut. Wenn die Leute ihn nur nicht entdecken! dachte ſie immerfort, ohne zu bedenken, daß ſie den Schlüſſel ſeines Kerkers in ihrer Hand hatte, und zwar ſo krampfhaft umſchloſſen, daß er ſie hinderte, die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger gleiten zu laſſen.

Der abräumende Diener verwunderte ſich über den unbegreiflichen Appetit ſeiner Gebieterin, ohne jedoch im geringſten auf einen Helfershelfer zu ſchließen, und erſchrak nicht wenig, als ſie plötzlich wieder da war, entſchloſſen, ein Übelbefinden vorzuſchützen und ihr Haus nicht zu verlaſſen, ſo lange Cinthio ſich darin befand. Als ſie ihr Zimmer erreicht hatte, ſchöpfte ſie Athem. Aber die Thür öffnen wollte ſie nicht. Da war es ihr, als höre ſie ihn ſeufzen.

„Leiden Sie ſehr von der Hitze, Signor?“ fragte ſie theilnehmend.

„Außerordentlich“, entgegnete Cinthio.

Seine Thür öffnete ſich.

„Sie ſind ein Engel!“ rief er gerührt und bedeckte ihre Hand mit Küſſen. Sie machte ſich los und ein Zeichen, das ihm gebot, ſeine Stimme zu mäßigen. Er ſetzte ſich auf eine Ottomane, und da ſie ſich nicht zu ihm ſetzen und überhaupt in ihren gewohnten Beſchäftigungen nichts ändern wollte, ſo nahm ſie ihre Harfe und ſang und ſpielte ſo lieblich, daß Cinthio mühſam ſein Entzücken zu leiſer Bewunderung herabſtimmte. Er war wie im Rauſche, wie im ſeligſten Traume. Das gegen die Sonne verfinſterte Zimmer konnte wol für einen Kerker gelten, allein dann war die ſchöne weiße Geſtalt mit der goldnen Harfe gewiß ein Engel! Er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und verſank in den Zauber der Muſik und der Schönheit. In ihrem Blicke, ihrem Tone war etwas Magiſches, das ſein Herz wie von unterirdiſcher Glut beben machte und eine Lavaflut der Wonne darüber hinſtrömte.

In den Pauſen der Muſik ſprachen ſie zuſammen, aber leiſe, aber flüſternd; das gab dem Geſpräche das Vertrauliche eines Geheimniſſes, das Schüchterne und Innige der Liebe. Cinthio hatte ſich nie ſo glücklich gefühlt; er ſegnete ſeine Flucht, ſeine Gefangenſchaft, vor Allem ſeine Kerkermeiſterin, und er wußte es ihr in tauſend Worten des Danks auszudrücken, die alle wie Liebesbitten und Liebesverſicherungen klangen. Und wirklich — eine glühende Seele kann nicht danken, ohne zu lieben, und vielleicht ſollte es Niemand.

Auch Antonina fühlte ſich wunderbar froh und heiter — über ihre gute Handlung. Dann ſchaffte ſie für ihren Schützling, ſo viel ſie unbemerkt konnte, zum Mittagseſſen herbei, und die unruhige Angſt, womit ſie am Morgen Ähnliches gethan, war jetzt ſchon in gefaßte Sorgſamkeit übergegangen. Ihr Intereſſe für Cinthio war bereits zu groß, um ihr nicht im Nothfall die ſicherſte Haltung zu verleihen.

Als der Abend kam und kühlere Luft brachte, bat Cinthio, Antonina möge ihm einen Gang um die Terraſſe erlauben.

„Nicht um die Welt!" rief ſie erſchrocken; „die Terraſſe iſt zwar nur von dieſem Zimmer zugänglich, aber wenn nicht meine Dienſtboten — andre Leute könnten aus den benachbarten Gärten Sie erblicken; das darf nicht ſein."

„Sie ſind grauſam, Signora! Wenn Sie wüßten, wie das Zimmer mich beängſtigt! In vierundzwanzig Stunden war ich nicht in freier Luft — und Sie werden jetzt gehen und ſich im Mondlichte erquicken."

„Nicht, wenn Sie es tröſtet, daß ich Ihren Kerker theile", ſagte Antonina und verſchloß die Thüren nach der Terraſſe. Cinthio war ganz beſchämt und bat ſie, ſich nicht in ihren Gewohnheiten ſtören zu laſſen, doch ſie erwiderte lächelnd: „Sie würden mich beneiden, das weiß ich, und damit könnte ich keine Freude genießen, um ſo mehr, da ich ſie lieber Ihnen als mir ſelbſt gönne.“

„Sind Sie ſo reich an Glück, daß Sie die Freuden leicht entbehren können?“ fragte Cinthio geſpannt.

„Ich bin wol glücklich“, entgegnete ſie ſanft, „denn mein Mann liebt mich von ganzem Herzen, und ein andres Glück hab’ ich nie gewünſcht.“

Cinthio ſchwieg. Es war ihm zu Muthe, als habe Antonina ihm einen Dolch ins Herz geſtoßen. Er ſchloß unwillkürlich die Augen, ein heftiger Schmerz legte ſich um ſeinen Mund, und als er die Augen wieder aufthat, fielen zwei ſchwere Thränen von ſeinen Wimpern. Sprachlos ſtarrte Antonina ihn an.

„Bah!“ rief er heftig, „Sie ſehen wie nervenſchwach der Kerker mich macht“; und ohne ihre Antwort abzuwarten ging er raſch in ſein Kämmerlein und ſchob von innen den Riegel vor. Das kränkte Antonina. Bildet er ſich ein, daß ich ihn ſtören werde? dachte ſie. Sie that ſehr unbefangen, ſchloß wieder die Terraſſenthüren auf, ſchellte einem Bedienten, ließ ihre Harfe hinaustragen, wie ſie oftmals pflegte, und griff einige Accorde. Aber ſie mochte nicht ſpielen, ſie ging auf der Terraſſe umher, ſah in den Mond, ſah auf das Meer, doch nicht ſo gelaſſen wie geſtern; unabläſſig dachte ſie an Cinthio's Thränen. Sie waren gerade auf ihr Herz gefallen und bohrten ſich darin ein wie zwei Perlen in die Muſchel. O Himmel, wenn es doch erſt Freitag und er fort wäre! ſeufzte ſie und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Cinthio machte ſich unterdeſſen die grauſamſten Vorwürfe, theils über ſeine Heftigkeit, theils weil er Antonina ſo früh ohne Nothwendigkeit verlaſſen. Ich könnte ſie noch hören, noch ſehen! dachte er; doch wagte er nicht, ſein Verſteck zu verlaſſen, alle Thüren waren geöffnet, die Leute konnten zu ihrer Gebieterin kommen. Er lauſchte mit pochendem Herzen auf ihr Harfenſpiel, auf ihren Schritt; aber bald war Alles ſtill. O, nur um Vergebung will ich ſie bitten, meiner Rauhheit wegen, ſprach er zu ſich ſelbſt, ich kann ſonſt nicht Ruhe finden. Leiſe ſchob er den Riegel zurück, leiſe öffnete er die Thür und ſah wie in eine Zauberlaterne hinein. Das große hohe Zimmer war ganz finſter, nur der Alkoven ihm gerade gegenüber, mit purpurrothem Seidenſtoff bekleidet, glänzte wie ein matter Karfunkel im Schimmer einer Alabaſterlampe.

Die ſchweren Drapperien des Bettes, die ihn vor vierundzwanzig Stunden verhüllt hatten, waren aufgeſchlagen, und Antonina lag ſtill und unbeweglich wie ein Marmorbild da, aber wachend, denn ihre großen ſchwarzen Augen ſtralten ſeltſam durch das Helldunkel. Cinthio's erſte Bewegung war, zurückzutreten, die zweite, vorwärts zu gehen, und eh Antonina ſich erſchrecken konnte, kniete er an ihrem Lager. Sie meinte, die Erde bebe unter ihr, allein ſtolz richtete ſie ſich auf und ſagte gelaſſen:

„Signor, Sie mißbrauchen ſeltſam die Gaſtfreundſchaft.“

„O Vergebung, Vergebung für Alles!“ rief Cinthio, wohl fühlend, daß er hier im Nachtheil ſei. „Ich bin unglückſelig, denn ich habe Sie gekränkt, und jetzt — werden Sie mir vielleicht noch mehr zürnen.“

„Ich war nicht gekränkt, nur erſtaunt; aber gehen Sie, gehen Sie! Morgen wollen wir davon reden“, flüſterte ſie beklommen.

„Nun denn — Ihre Hand zur Verſöhnung, zur guten Nacht“, bat Cinthio.

Antonina reichte ſie ihm zitternd, ungeduldig, und kaum hatten ſeine Lippen ſie berührt, ſo riß ſie ſich los und warf ſich heftig zurück, ihre Augen mit der andern bedeckend. Dann, als Cinthio noch immer unbeweglich kniete, rief ſie:

„Aus Barmherzigkeit, verlaſſen Sie mich.“

Er ſtreifte mit ſeinen Lippen über ihren Arm, erhob ſich und ging langſam, zögernd, rückwärts, kein Auge von ihr wendend, in das Cabinet. Sie ſah ſich nicht nach ihm um, doch kaum hatte er die Thür zugemacht, ſo ſprang ſie auf, lief vogelſchnell durch das Zimmer und ſchloß hinter ihm zu; dann ſank ſie halbohnmächtig auf ihr Bett.

Cinthio warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl und ſeufzte: „All ihr Heiligen! Iſt es nicht zu viel, daß ein und daſſelbe Weib zugleich Göttin und Engel iſt? O, ſie liebt mich! ſie muß mich lieben! Zante verdeggiante, fiora di Levante“, ſang er halblaut ein Liedchen, gleichſam als den nothwendigen Schluß dieſes Monologs.

Der nächſte Morgen fand Beide etwas befangen, Dank der nächtlichen Scene. Cinthio ſagte, gleichſam als Entſchuldigung:

„Die Haſt macht mir fürchterliches Kopfweh! ich verliere faſt die Beſinnung.“

„Geduld!“ antwortete Antonina faſt traurig; „morgen ſind Sie frei.“

„Morgen ſchon?“ rief er mit Entſetzen.

„Sagten Sie nicht, Freitag Abend gehe Ihr Schiff?“

„Ja, ja! morgen Abend! Da hab' ich doch noch zwei ſelige Tage.“

„Der Haſt!“ rief ſie neckend, und ihre Augen glänzten froh.

„Werd' ich Sie je wieder ſehen, Holdſelige?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht, Signor! Doch laſſen Sie uns nicht davon reden! noch ſind Sie hier. Wenn die Gegenwart lieblich iſt, denk' ich nicht an die Zukunft.“

„Alſo freut Sie meine Gegenwart?“ fragte er und ſah ihr tief ins Auge.

„Sie amüſirt mich“, entgegnete ſie verlegen.

„Sie amüſirt Sie!“ ſchrie Cinthio auf und ſprang drei Schritte zurück; „meine Haſt, meine Gefahr, meine Anbetung, meine Liebe amüſiren Sie? Eines Menſchen Leben und Glück, ſeine irdiſche und ewige Exiſtenz iſt ihnen Spielwerk? Solch ein himmliſches Antlitz, Augen, die an eine Engelſeele glauben laſſen, und ſolch ein kaltes, egoiſtiſches, auf unwürdige Spielerei bedachtes Herz! Leben Sie wohl, Signora! Es iſt leichter, Kerker und Bande zu ertragen, als die Schmach, Ihnen zum Amüſement gedient zu haben.“

Er wollte fortſtürmen. Antonina, die bis jetzt wie vernichtet von dieſer wahnſinnigen Heftigkeit geweſen war, eilte ihm zuvor, warf ſich vor der Thür auf die Knie und breitete die Arme aus, um den Weg ganz zu ſperren. Es lag ſo viel Schmerz und Demuth in dieſer ſtummen Handlung, daß ſein Zorn dahinſchmolz. Er hob ſie auf und fragte, während er ſie umſaßt hielt:

„Warum brauchten Sie das herbe tödtende Wort, Antonina?“

„Mir wollte kein andres einfallen“, ſprach ſie ſchüchtern.

„Und jetzt?“ fragte er und ſchloß ſie feſt an ſeine Bruſt.

„O jetzt — jetzt noch weniger“, ſagte ſie ängſtlich, machte ſich los und floh zu ihrer Harfe. Sie wollte ſingen, doch ihr Herz ſchlug zu heftig und ihre Stimme verſagte. Sie lehnte ſich wie zerbrochen an ihre Harfe, die ſie mit beiden Händen umſchlang, und kehrte ihr ſchönes, weiches, thränenüberſtrömtes Geſicht ſeitwärts zum Himmel. Sie glich Guercino's Sibylla Samia. Cinthio warf ſich vor ihr nieder und beſchwor ſie, ihm den Grund ihrer Thränen anzuvertrauen. Aber das wäre ſchwer, eigentlich unmöglich für Antonina geweſen, denn ſie hatte keinen beſtimmten Grund, ihr Herz war nur ſchwer. Cinthio's ganzes Weſen und Benehmen ängſtigte ſie, doch nicht genug, um ihr die Waffen der Gleichgültigkeit und des Ernſtes zu geben, die ohnehin ihrer weichen fügſamen Natur widerſtrebten. Und dann ging er ja auch morgen, und ſie ſah ihn nie wieder. Nie wieder! Die Thränen floſſen heftiger. Cinthio war ganz außer ſich. Zum erſten Male ſieht kein Mann gleichgültig die Geliebte weinen; ſpäter wird es ihm herzlich einerlei. Cinthio küßte ihre Füße, den Saum ihres Kleides und rief:

„Was hab' ich geſagt und gethan, um Sie ſo zu betrüben?"

„O nichts!" entgegnete ſie; „ich wollte nur, mein Mann wäre hier."

„Ach, die Sehnſucht nach Ihrem Gemahl erpreßt Ihnen dieſe troſtloſen Thränen?" fragte Cinthio ungläubig und ſpöttiſch. „Er wird ja wiederkehren!"

„Zu ſpät!" ſeufzte ſie. „Wenn er hier wäre, würd' ich mit ihm die Verantwortung theilen, Sie unter unſerm Dache zu beherbergen, und ſicher ſein, das Rechte gethan zu haben. Ohne ihn bin ich ungewiß und ſchwankend, und fürchte ihn und mich ſelbſt und Alles."

Sie war rührend in ihrer Schwäche, in ihrer Trauer. Cinthio fragte:

„Und fürchten Sie auch mich?“

Lebhaft wollte ſie Ja! rufen, beſann ſich aber und ſagte zögernd: „Nein, Sie nicht, denn ich bin Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig.“

„O, was das betrifft“, rief er ſcherzend, „da irren Sie! Ich könnte wohl Rechenſchaft von Ihnen verlangen, warum Sie ſo liebenswürdig ſind.“

„Das iſt mein Gebrauch“, antwortete ſie in demſelben Tone, beruhigt durch Cinthio's heitres Benehmen, welches bald alle Wolken aus ihrer Seele und ihrem Blicke ſcheuchte. Die ſüße Lieblichkeit ihres Weſens gewann wieder die Oberhand, und ihre Grazie, Kindlichkeit und Sanftmuth feſſelten Cinthio wie durch eine magnetiſche Hand immer unbeſieglicher. Am Abend dieſes Tages ſagte er: „In vierundzwanzig Stunden geht mein Glück zu Ende.“

Sie legte zierlich einen Finger auf ſeine Lippen und ſah ihn mit ihren großen glänzenden Augen bittend an. Er küßte den kleinen Finger, nahm ihre Hand in die ſeine und ſagte:

„Warum darf ich nicht einmal klagen, Signora? Ich falle aus dem Paradieſe auf die harte Erde zurück — ſcheint Ihnen ſolch ein Sturz keiner Klage werth, oder meinen Sie, es ſchicke ſich für den Mann, ihn ſchweigend zu verſchmerzen?“

Antonina machte ſtumm eine bejahende Bewegung. Es lag eine ſo gewaltige Leidenſchaft in ſeinem Blick und Ton, daß ſie dumpf fürchtete, mit der Klage werde ein gefährliches Geſtändniß beginnen. Er ſchwieg, ſchlug die Arme unter und wickelte ſich wie in ſeine Gedanken ein. Mächtige Leidenſchaft, ſogar eine glückliche, macht ſchwermüthig; Leidenſchaft iſt der Drang das Unendliche zu gewinnen, und heimlich ahnt die Seele, daß ihr, wie dem Jxion die Wolke, das Endliche untergeſchoben werden könne. Jſt aber gar noch Zweifel und Ungewißheit der Leidenſchaft beigemiſcht, ſo kommt eine verzweiflungsvolle Bitterkeit in das Weſen — und dieſe unmäßige Trauer bemächtigte ſich Cinthio's und legte tiefe Schatten auf ſein ſchönes, ausdrucksvolles Antlitz. Unbeweglich ſaß er da, ohne Antonina zu beachten, die, um ihn und ſich ſelbſt zu zerſtreuen, ihre Harfe nahm und eine heitere Weiſe begann, denn ſie dachte daran, wie zufrieden ſie vor zweimal vierundzwanzig Stunden geweſen war, ehe Cinthio ihr Haus betreten. Dann wurde ihr Spiel unruhig: ſeine Flucht, ihre Angſt, die Nachforſchung lag darin; dann kam ein Dankgebet, ein Freudejauchzen für ſeine Rettung. Doch nun wurde das Spiel unklar, von einem Accord in den andern überſpringend, heftig, bange und ging über in eine ſolche unermeßliche Schwermuth, daß Cinthio, wie umrauſcht von dieſen Strömen der Melancholie, beſinnungslos ſein Haupt zurückfallen ließ, die Augen ſchloß und gepreßt, aber heftig ſagte:

„Du haſt mich gut verſtanden, Antonina.“ Dann raffte er ſich auf, ſchloß ſie gewaltig in ſeine Arme und fragte: „Aber woher wiſſen Sie denn, Signora, daß ich Sie liebe? Ich hab' es Ihnen nicht geſtanden.“

Unausſprechlich beängſtigt ſchüttelte ſie den Kopf, als ob ſie andeuten wolle, daß ſie nichts wiſſe, oder nichts wiſſen möge. Doch ohne ſich ſtören zu laſſen fuhr Cinthio fort:

„Hat Ihr Herz es Ihnen anvertraut, Signora? Aber wie kann das Herz etwas errathen, das es nicht verſteht, noch theilt? Iſt Verſtändniß nicht Erwiderung, Signora?“

„Sie verſtehen zu foltern“, flüſterte ſie.

„Hab' ich Recht, Signora?“ fragte er weiter.

„Wer giebt Ihnen das Recht zur Frage?“ rief ſie und machte ſich los.

„Sie ſelbſt, Signora! Sie nehmen mir die Seele aus dem Buſen und ſpielen Sie mir auf Ihrer Harfe vor; darf ich da nicht fragen, wer Ihnen mein Herz offenbart hat?“

„O Sie ſind grauſam! Hab' ich das um Sie verdient!" rief Antonina mit tiefem Schmerz.

„Engel! Holdſelige!" rief er, „klage mich nicht an! Ich will nur wiſſen, ob Du mich liebſt, und dann" —

„Und dann?" wiederholte ſie geſpannt, als er ſchwieg.

„Und dann gehen, ſelig gehen, mit Dir gehen, weil Du alsdann mir angehörſt!" rief Cinthio mit ſtralendem Entzücken.

„Wie bin ich elend!" flüſterte ſie und ſank auf einen Seſſel.

„Warum?" fragte er zu ihren Füßen.

„Welch ein Verrath, meinen Mann zu verlaſſen!"

„Wen von uns Beiden lieben Sie mehr, ihn oder mich; das müſſen Sie doch wiſſen, Signora. Nun, den Sie am innigſten lieben, dem gehören Sie an, bei dem bleiben Sie. Iſt das nicht Ihr Gemahl, ſo ſind ſie falſcher, wenn Sie bei ihm bleiben, als wenn Sie ihn verlaſſen; iſt er es aber, ſo werden Sie gleichgültig von mir ſcheiden, und wir ſehen uns nimmer wieder."

„Seid mir gnädig, all ihr Heiligen, und rettet mich!" betete Antonina.

„Was thue ich Dir denn für Leid?" fragte er ſehr ſanft; „kannſt Du mir nicht ſagen: ich liebe dich nicht, Cinthio!“

Sie ſah ihn an mit einem einzigen Blicke und ſchlug die Augen nieder.

Er küßte raſch und zart die ſchönen, geſenkten Wimpern und jubelte: „Dank dieſem göttlichen Auge für das Wort der Gnade! Ich gehe ſelig“ —

„Wer hat Ihnen das verheißen?“ unterbrach ſie ihn.

„Der, der Ihnen mein Herz offenbart hat. Wir verſtehen uns nun.“

Sanft, demüthig, gelaſſen, wie Antonina ihn noch gar nicht geſehen, ging Cinthio in ſein Kämmerlein; er war unſäglich glücklich, und das Glück macht ſtill. Allein die Qualen, welche Antonina in dieſer Nacht litt, zerrütteten ihr ganzes Weſen. Sie betete, ſie weinte, ſie ging bis zu tödtlicher Ermüdung im Zimmer umher, und wenn ſie dann erſchöpft auf ihr Bett und der Schlaf auf ihr Auge ſank, ſo zeigte der Traum ihr Fortunato zürnend, drohend, und mit einem Angſtſchrei ſprang ſie auf und begann wieder umher zu irren. Sie hatte nichts gethan, was Fortunato nicht hätte verzeihen können, wenn ſie es ihm erzählte, und doch war ihr zu Muthe, als werde ſein klares hellbraunes Auge ganz unverzeihliche Dinge in ihrem

Herzen entdecken, und dieſe in kein Wort zu faſſende Furcht war eine unüberwindliche Scheidewand zwiſchen ihm und ihr. Was wird er von mir denken? Wird er mir glauben? Wie wird er mich behandeln? Kann er mich noch lieben, und kann ich ertragen, mit ihm zu leben, wenn er mich nicht liebt? So fragte ſie ſich unabläſſig und gerieth in ein ſolches Fieber von Bangigkeit, daß ihre Glieder krampfig zitterten und ihre Zähne aneinanderſchlugen. Zuweilen wollte ſie Cinthio rufen und ihn beſchwören, gleich mit ihr zu fliehen; zuweilen wollte ſie allein fort und in einem Kloſter Schutz ſuchen.

So brach der Tag an. „O welch ein wilder, ſtürmiſcher Tag wird das werden!“ jammerte Antonina. Doch Himmel und Sonne funkelten blau und goldig wie immer, und ſtralend, glückverheißend wie ſie, verließ Cinthio ſeinen Kerker. Er hatte geruht, er hatte geſchlafen, ihn hatten ſüße Träume umgaukelt; ſie ſchienen noch auf ſeiner Stirn und ſeinen Lippen zu lächeln. Todtenbleich, mit aufgelöſtem Haar und müden verweinten Augen, fiel Antonina in ſeine Arme, legte den Kopf auf ſeine Schulter und ſagte kaum hörbar, krampfhaft haſtig:

„Fort, Cinthio! fort, fort! O all ihr Heiligen, nur fort!“

Er ſah ſie beſorgt an. „Ruhe Dich aus, Engel!“ bat er.

„Morgen, Cinthio!“ flüſterte ſie, „oder in Zante, oder in der Erde; denn ſiehſt Du — dies Haus jagt mich fort, die Mauern erſticken mich, das Dach fällt ein.“

„Antonina, bedenke, daß wir hier gefeſſelt ſind, wenn Du erkrankſt.“

„O das wär' ein unermeßliches Unglück“, ſagte ſie. „Ich will nicht krank werden, ſchlafen will ich! Stör' mich nicht, Cinthio, gieb mir Deine Hand — ſie wird mich ſchirmen, nicht wahr? Niemand darf mir ein Leid thun, wenn Du da biſt, auch der Traum nicht.“

„Auch der Traum nicht“, ſprach er gerührt und zuverſichtlich.

Sie ſank auf ihr Lager und entſchlummerte friedlich. Er wachte neben ihr. Weil ſie ſo ſchwach war, liebte er ſie ſo ſtark. Einige Stunden der Ruhe kräftigten ſie, die fieberhafte Aufregung war gewichen, als ſie die Augen öffnete und Cinthio neben ihrem Lager ſitzen ſah.

„Signor?“ fragte ſie erröthend, und erhob ſich.

„Sie haben mir dieſen Platz angewieſen, Signora!“ antwortete er lächelnd.

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, dann reichte ſie ſie ihm und bat:

„Cinthio, verachten Sie mich nur nie.“

„Antonina, nie das Wort auf Ihren Lippen!“ rief er heftig; der ſcharfgeſchnittene Bogen ſeines Mundes bebte, und ſein Auge blitzte.

„Muß ich denn immer zittern?“ fragte ſie beklommen, „mein Lebenlang zittern, und vor zwei Männern?“

„Niemals vor mir“, rief er beſänftigt, „und von dem Moment, wo Sie mir angehören, auch vor keinem Andern.“

Ein Poſthorn ertönte, Peitſchenknall, Pferdegetrappel; ein Wagen rollte raſch daher. „O all ihr Heiligen, das iſt Fortunato!“ rief Antonina mit ſtarrem Blick; „Cinthio, wenn Sie mich lieben — fort! er darf Sie nicht finden.“

Aber der Wagen fuhr vorüber, und mit einem tiefen Athemzuge ſank ſie in einen Lehnſtuhl und ſagte:

„O, ich muß fort! Dieſe Miſſethäterangſt iſt nicht zu ertragen! Aber, Cinthio, wenn Du mich dereinſt verließeſt, wie ich jetzt Fortunato verlaſſe, ſo wäre meine Strafe wol hart, doch nicht ungerecht.“

Sie erhob ſich wie Jemand, der in ſeinem Entſchluſſe ſicher und auf Alles gefaßt iſt.

„Aber liebſt Du mich denn gar nicht, da Du mir ſo wenig vertrauſt?“ fragte er ſchmerzlich.

„Fortunato liebt mich und vertraut mir, und ich — täuſche ihn dennoch“, antwortete ſie; „mir ſelbſt müßte ich vertrauen, wenn ich Zuverſicht zu Dir haben ſollte. Und doch, Cinthio, ſobald ich Dein herrliches, klares, entſchiedenes Antlitz ſehe, ſo dämmert die Überzeugung in mir auf, daß nicht Du mein Racheengel ſein wirſt. Aber von welcher Seite wird Gott ihn ſenden, Geliebter?“

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt; er küßte ihre Locken, ihre Stirn und hob ihren Kopf auf, um ihre Lippen zu küſſen. Aber ſie ſchauerte, drückte ihn mit beiden Händen fort und murmelte: „Nicht hier!“

Der Tag verging, bald zu langſam, bald zu geſchwind für Antonina's Wunſch. Als die Sonne hoch ſtand, fragte ſie:

„Cinthio, wird das Schiff nicht ohne Dich gehen? Nicht vielleicht ſchon fort ſein?“

„Es geht heut Abend um zehn Uhr, Herz“, antwortete er.

Und als die Uhr langſam acht ſchlug, ſagte ſie beängſtigt:

„Cinthio, wir haben uns gewiß um einen Tag verſehen, und Dein Schiff geht morgen ab! Wo wären auch die drei Tage geblieben?"

„Die Liebe hat ſie aufgezehrt, Süße, wie die Sonne den Morgenthau, aber heut iſt der beſtimmte Tag, Freitag" —

„Freitag!" unterbrach ſie ihn faſt ſchreiend; „ah, ſiehſt Du, wenn es Freitag iſt, ſo können wir heut unmöglich fort! der Freitag bringt Unheil."

„Seltſamer Aberglaube! Freitag (venerdì) iſt der Tag der Venus und folglich den Liebenden günſtig. Aber es dunkelt bereits, Antonina, und wir brauchen wol eine halbe Stunde, bis uns ein Boot zum Schiff gebracht hat. Es wird Zeit, komm, mein Engel!"

„Gleich!" flüſterte ſie, glitt aus ſeinem Arm auf ihre Knie und küßte inbrünſtig den Fußboden ihres Zimmers, eilte dann zu ihrer Harfe, drückte ſie wie eine Freundin an ihren Buſen und warf ſich endlich vor dem Betpulte hin.

Mit ſteigender Unruhe bat Cinthio: „Die Zeit drängt, Antonina, worauf willſt Du warten? Du entmuthigſt Dich und folterſt mich."

Sie hörte ihn nicht. Ihr Schutzengel breitete ſeine Flügel über ihr Haupt, um ſie zu retten. Da hob Cinthio ſie auf. „Laß mich!" ſchrie ſie. „So bleib!" rief er und ſchleuderte ihre Hand fort. „Cinthio, nimm mich mit!“ rief ſie und umklammerte ſeinen Arm. — In einer halben Stunde erreichten ſie das Schiff.

Es iſt ſehr einſam in Rom um Santa-Maria Maggiore. Die Kirche liegt eben ſo fern von dem Theile der Stadt, wo Glanz, Reichthum und Genußſucht, als von dem, wo Betriebſamkeit und Erwerbgier hauſen; ſie liegt in einer von den vielen öden Stätten Roms, zwar innerhalb der Mauern, aber wüſt wie in der Thebaide. Es führen Straßen zu ihr, ein Brunnen plätſchert vertraulich unter einem Obelisk zu ihren Füßen, etwas, das einer Promenade gleicht, bezeichnet den Weg — nur Menſchen ſucht der Blick umſonſt, wenn er ſich nicht mit den Bettlern an den Kirchthüren und mit den ſchmutzigen ſpielenden Kindern am Brunnen begnügen mag.

Schwere eiſenfarbige Wolken bedeckten den Himmel, die Luft war dick und heiß wie der Athem eines Fieberkranken, der Scirocco fegte über den weiten Platz und trieb den Staub in grauen, erſtickenden Wirbeln auf. Es war Nachmittags, und die vernichtende Hitze des Auguſts hatte ſogar die Bettler von ihrem Wachtpoſten an den Thüren verſcheucht. Nur die halbnackten Kinder ſpielten am Brunnen — glückliche Geſchöpfe, der Natur noch ſo nah verwandt, daß ſie ihnen weder Schreck einflößen noch Leid zufügen konnte.

Cinthio Peruzzi trat aus der Kirche — auf ſeinen Arm lehnte ſich eine Frau, die er mit zärtlicher Sorgſalt unterſtützte und anblickte; aber ſeine Lippen waren ſchärfer noch als ſonſt zuſammengepreßt und bebten zuweilen wie in nervöſer Aufregung, und tief, ganz tief hinten in ſeinem Auge lag ein großer unterdrückter Schmerz; vorn lag Trauer und Liebe.

Antonina Biondi war bis zur Unkenntlichkeit verändert. Sechs Wochen hatten zu dieſer Zerſtörung hingereicht, denn die Zeit bedeutet an ſich nichts und ſchlägt ihre Wellen träumeriſch wie das Meer. Aber ob der Menſch ſich auf dieſen Wellen fröhlich ſchaukelt, oder in Todesangſt mit ihnen ringt, das giebt ihr Gewicht.

„O Himmel!“ ſeufzte ſie, „ſo erdrückend heiß war es nie in Genua.“

Cinthio ſchwieg; ſeine Lippen zuckten nur. Sie ſtiegen die Treppe hinab. Auf der unterſten Stufe ſetzte Antonina ſich nieder. Cinthio bat:

„Komm nach Hauſe! Der Wind und Staub ſchaden Dir. Nimm Deine Kraft zuſammen.“

„Meine Kraft? Du weißt, ich habe keine.“ Sie legte ihren Kopf vornüber auf ihre Knie.

Cinthio ſetzte ſich zwei Stufen höher als Antonina umfaßte ſie und legte ihren Kopf zärtlich auf ſeinen Schooß. „So wird Dir beſſer ſein", ſprach er, ſtrich ihr das Haar von der welken Stirn zurück, verhüllte ihre Bruſt mit dem weißen Schleier der Genueſerinnen, der von ihrem Haupte zurückgefallen war, und hatte die tauſend Aufmerkſamkeiten, welche die Hand der Liebe zu eben ſo viel Liebkoſungen macht.

„O Cinthio, Du biſt gut!" ſagte Antonina mit tiefer Rührung, und eine Thräne rollte langſam aus dem mattglänzenden Auge.

„Sage das nicht, Antonina! Sage nur, daß ich Dich liebe."

„Ich weiß wol", ſagte ſie faſt gleichgültig; „doch das hilft mir nichts, denn Gott hat uns verlaſſen."

Jener Schmerz, der bisher unterdrückt in Cinthio's Augen geglimmt, fuhr wie ein dunkler Blitz über ſein Geſicht, und er ſagte dumpf:

„Denn Du liebſt mich nicht. Sag' es nur, Antonina, ſprich es aus, was mir längſt klar geworden! O Unglückſelige, warum biſt Du mir gefolgt!"

„Warum? Ja, das iſt ſchwer zu enträthſeln. Mitleid, Überraſchung, Freude an Dir und Deiner Liebe, auch Eitelkeit, Cinthio! vielleicht der Überdruß ſchwacher Seelen an einem ſtillen Glücke, endlich die Furcht, daß Fortunato früh oder ſpät dieſen Überdruß entdecken möge, und die ſeltſame Lage, in welche ich Dir gegenüber gerathen war — das Alles, glaub' ich, hat mich beſtimmt! Oder fühlte mein Herz undeutlich, daß es, ungefeſſelt, Dir gehört haben würde? Ach, mein armer Cinthio! in langen, ſchlafloſen Nächten hab' ich mich müde geſonnen! Und ſiehſt Du, Cinthio, wenn wir glücklich geworden wären! wenn Du mich nach Zante hätteſt führen und dort ein neues Leben mit mir beginnen können! Aber der furchtbare Sturm, die ſchaudervolle Gewitternacht, welche unſer Schiff bei Civita Vecchia ſcheitern ließ, Dich um Dein Vermögen brachte, meine Geſundheit untergrub — das war der Racheengel, welchen der Himmel uns nachſchickte. Ich bin zu ſchwach, um mit innern Qualen und äußern Sorgen zu ringen; ich habe bis jetzt keine Ahnung von Verzweiflung und Mangel gehabt — nun dringt Beides zugleich auf mich ein und tödtet mich."

„Du weißt, daß ich täglich Briefe aus Corſica erwarte und Mittel, um unſre Reiſe fortzuſetzen; iſt das Ziel erreicht, ſo glaube nur feſt, ich ſchütze Dich vor Mangel, und Deine Geſundheit befeſtigt ſich in der Ruhe."

„Aber ich ſage Dir, die Seele iſt geängſtigt! Cinthio", fuhr ſie mit veränderter, ſchmeichelnder Stimme fort, „mein lieber Cinthio, willſt Du etwas für mich thun, das mich ganz unſäglich beruhigen wird?“

Er ſah ſie erwartungsvoll an. „So bringe dieſen Brief auf die Poſt! Du ſiehſt, er iſt an Fortunato Biondi; ich hab' ihn über Nacht geſchrieben und ihn gebeten, mir ſeine Verzeihung zu gewähren, damit ich in Ruhe ſterben könne. In wenig Tagen bringt das Dampfboot dieſe Bitte nach Genua und mir die Erfüllung zurück.“

„Antonina“, ſprach Cinthio entſetzt, und der Brief, den ſie ihm reichte, bebte in ſeiner ſonſt ſo feſten Hand; „wenn Fortunato Biondi ſich rächte“ —

„Was kann er Dir thun, Cinthio?“

„O, mir!“ ſprach er mit einer wegwerfenden Kopfbewegung; „ich gebe mich gern ſeiner Rache preis! Aber er kann Dich zurückfodern, Dich holen, Dich von mir trennen, und welch Schickſal ſteht Dir dann bevor?“

„O Cinthio!“ rief ſie faſt freudig, „wenn er käme und mir meine Verzeihung brächte, ſo wollte ich hinterdrein Alles und Alles ertragen.“

Cinthio's Lippen zuckten fürchterlich; ein Gleichgültiger würde ſich entſetzt haben, Antonina bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Zu ſeinen Füßen mit ihm und mir in Frieden zu ſterben, iſt mein höchſter Wunſch, mein alleiniges Gebet. Glaubſt Du, Cinthio, daß die Heiligen es erhören werden?"

„Ich werde den Brief gleich beſorgen", ſagte er abbrechend; „laß mich Dich erſt nach Hauſe führen, mein Engel."

„Cinthio", ſagte ſie innig und erhob ſich mühſam, „ich hoffe, die Liebe einer andern Frau wird Dir überſchwenglich lohnen, was Du an mir thuſt. Iſt es Liebe, iſt es Erbarmen, ich weiß es nicht! Aber jedes Weib würde ſich dadurch beſeligt fühlen, nur" —

„Nur Du nicht!" unterbrach er finſter.

„Weil ich es nicht verdiene", entgegnete ſie. „Spare Deine Liebe, Dein edles ſchönes Herz für eine edle Frau."

„O nur keine Frauen mehr!" murmelte er noch finſterer, führte ſie in eine äußerſt demüthige Wohnung und eilte dann den Brief zu beſorgen. Als er wiederkam, lag ſie im heftigſten Delirium des Fiebers. Bisher hatte ſie durchaus ärztliche Hülfe verbeten, jetzt ſah Cinthio, daß ſie längſt vielleicht nothwendig geweſen wäre, und der herbeigerufene Arzt bekräftigte das, denn ein Nervenfieber brach mit der größten Gewalt aus. Es währte neun Tage. Cinthio's Kraft ſank mit ſeiner Hoffnung; Antonina war rettungslos.

In der zehnten Nacht, als der Arzt ihm geſagt hatte, daß ſie ſterben müßte, erwachte ſie plötzlich aus ihrer beſinnungsloſen Lethargie und fragte mit klarer Stimme und durchbohrendem Blick:

„Cinthio, bei Deiner Ehre! haſt Du den Brief auf die Poſt gebracht?“

„Bei meiner Ehre!“ rief er und küßte ihre abgemagerte Hand.

„Wie viel Tage ſind ſeitdem vergangen?“

„Drei, mein geliebter Engel.“

„Lüge nicht, mein edler Cinthio! Sind es bei Deiner Ehre nur drei Tage?“

„Oder mehr, Engel! Du biſt krank geweſen, da dehnt ſich die Zeit oder ſchrumpft ein in Furcht oder Hoffnung“ –

„Aber ſage mir die Zahl der Tage.“

„Neun, Antonina.“

„Und kein Brief aus Genua, der doch ſpätſtens am ſechſten hätte hier ſein können, Cinthio!“ Ihre Züge veränderten ſich ſchauerlich.

„Keiner!“ ſprach Cinthio mit dumpfer Troſtloſigkeit, denn er ſah, daß dies Wort ihr den Todesſtoß geben mußte.

„Er hat mir nicht vergeben? So ſei Gott mir gnädig! O Fortunato!“ Ihr Auge wurde ſtarr, der Körper ſtreckte ſich — ſie war todt. Regungslos wie in Genua an ihrem Lager und unter den Purpurvorhängen ihres prächtigen Gemachs, ſaß Cinthio ſtundenlang neben dem ſchlichten Bett, auf welchem die geliebte ſtille Geſtalt den Schlaf ohne Traum ſchlief. Die Sonne ging auf und unter. Da trugen ſechs Männer von der grauen Brüderſchaft mit verhüllenden Kapuzen, den Pilgerhut auf der Schulter, einen ſchmalen Sarg aus dem Häuschen nach dem Gottesacker. Cinthio folgte ihnen.

Eine Viertelſtunde ſpäter fragte ein Fremder in demſelben Häuschen der Frau nach, die hier ſieben Wochen gewohnt. Ein Knabe führte ihn nach dem Gottesacker.

Todtengräber fanden am nächſten Morgen Cinthio's Leiche auf Antonina's Grab. Sein Herz war durchbohrt; doch kein Dolch, kein Meſſer in ſeiner Hand verrieth, daß er ſich das Leben genommen. Wahrſcheinlich ein Anderer! doch ſolche Ereigniſſe werden in Rom nicht beachtet.

Die Nutzanwendung der „Caſa Simonetta" war der Rath für die Männer, ſich nicht zu heftig zu verlieben; hier würd' ich gern für die Frauen eine machen, nämlich ſich nicht zu raſch zu verlieben, wenn ich nur wüßte, daß ſie es mir nicht übel nähmen; denn ich weiß, Frauen ſind keine Freundinnen von guten Rathſchlägen.

2. Mutter und Tochter.

Ich kannte in Rom einen Bildhauer, einen Deutſchen, den aber ein fünfundzwanzigjähriger Aufenthalt in Italien dem Vaterland entfremdet hatte. Er hatte keine Freude an Deutſchland, keine Theilnahme für Deutſchland, keine Sehnſucht nach Deutſchland. Wahr iſt's, daß kein verwandtſchaftliches und Familienintereſſe ihn mit Deutſchland verband. Früh verwaiſt, hatte er ſeine erſte Jugend in den Franzoſenkriegen uſirt, und als deren Erfolge nicht den Erwartungen entſprachen, die ſein brauſender Kopf gehegt, ging er nach Italien, bildete frühentwickelte Anlagen für die Sculptur aus, ſchwang den Meißel eben ſo tüchtig als den Säbel und ſummte gern bei ſeiner Arbeit Körner's „Du Schwert an meiner Linken". Enthuſiasmus brachte er nicht mit auf die neue Laufbahn, aber ein ſcharfes Auge, eine ſtarke Hand, einen eiſernen Willen. Er widmete ſich ganz dem Portraitiren, und Männerbüſten gelangen ihm außerordentlich. Niemand faßte treuer als er einen Charakter auf. Da aber auch Niemand ihn weniger in der äußern Erſcheinung idealiſirte, ſo waren die Frauen weniger mit ſeinen Leiſtungen zufrieden und warfen ihm eine gewiſſe Härte der Behandlung vor. Dagegen vertheidigte er ſich auch weiter nicht. Er hatte ein brüskes Weſen, ein lautes polterndes Wort, eine Rauhheit des Ausdrucks, die zuweilen an Rohheit ſtreifte, lauter Dinge, die mir im Allgemeinen, als Folgen ſchlechter Erziehung betrachtet, tödtlich unangenehm ſind, und die mich mit dem Einzelnen, der ſie als Schild vor ein verwundbares Herz nimmt, immer verſöhnt haben. Gerade dieſe Eigenſchaft Gerhard's, die äußere Härte bei der innern Weichheit, machte ihn mir lieb; vielleicht beſonders deshalb, weil mich ſeine ganze Erſcheinung auffallend an einen Freund erinnerte, einen alten lieben todten Freund, der General war, mit Orden bedeckt, Soldat von der Wiege an, Krieger mit Leib und Seele, und der am Gram geſtorben iſt, Gram über den Tod eines geliebten Sohnes, Gram über eine tiefe, unverdiente Kränkung. — Aber ich liebe die Menſchen, die im Stande ſind an etwas Anderem zu ſterben als an der Zeit! An dieſen Freund erinnerte mich Gerhard. Ich beſuchte zuweilen ſein Atelier und ſah ihm bei ſeiner Arbeit zu. Er war immer thätig, immer beſchäftigt; aber er ſprach doch recht gern nebenher, wenn die handwerkmäßige Ausarbeitung von dieſem Mantel oder jener Falte nur ſeine geübte Hand in Anſpruch nahm, die faſt mechaniſch auf dem Marmor hin und her glitt.

Am liebſten erzählte er von ſeiner Kriegerlaufbahn, und da ich die Menſchen nur dann gern höre, wenn ſie aus vollem Herzen ſprechen, ſo traf ſich das recht gut, und er langweilte mich nicht mit ſeinen Beſchreibungen der Schlacht von Jena, von Auſterlitz, von Vittoria, von Waterloo, die wirklich ein ſehr ſteriles Feld geworden ſind von all dem Ährenleſen der Beſchreiber. Überhaupt ſind jene Jahre, aus denen man für Deutſchland eine ſolche Glorie macht, denn wirklich der Ehre werth? Iſt es wirklich etwas ſo Heroiſches, ein eiſernes Joch abzuſchütteln, das man ſechs Jahr getragen; den übermüthigen Fuß fortzuſtoßen, den man ſechs Jahr auf dem Nacken gefühlt? Welche Erniedrigung muß in der Welt geweſen ſein, um den verzweifelten Aufſtand dringender Nothwehr, unterſtützt von Koſaken und Baſchkiren und von der Wuth der Elemente, zu einer großen, ewig ruhmwürdigen Zeit umzuſtempeln! Für Rußland iſt ſie es, denn Rußland erwarb ſich Lorbeerkränze, die es nicht auf Stigmate der Schmach zu legen brauchte. Ohne ſich zu fürchten, ohne ſich zu beugen, Schritt vor Schritt, Tag um Tag, gelaſſen, gleich jenem alten römiſchen Cunctator, ſcheinbar nur ſchlau und plötzlich groß, zog es den Feind in die Flammen vom heiligen Moskau. Ich denke, wem das Hrz für Thermopylen- und Morgartenſchlachten, für Hannibal- und Alexanderzüge ſchlägt, dem ſchlägt es auch für den Brand von Moskau. Möglich, daß deſſen Licht und Glut mir dasjenige dunkel und matt erſcheinen laſſen, und gleichſam nur als einen Reflex, was in Deutſchland geſchah. Genug, ich kann die Glorie der großen Zeit nur bedingungsweiſe annehmen. Damals aber, als ſie florirte, war ich eine ſo leidenſchaftliche Patriotin, wie man es nur ſein konnte, und die Siege „der Alliirten“ — ſo ſagte man immer — erfüllten mich mit Jubel, weil Roſtock nach einem jeden herrlich illuminirt wurde. Gott, was ſind Kinder glücklich! Die Girandole der Peterskirche würde mich jetzt kaum ſo entzücken als die Illumination von Roſtock nach der leipziger Schlacht damals.

Das iſt eine allgemeine Anſicht über jene Epoche. Einzelne, die ſo recht mit Enthuſiasmus in ihr thätig waren, intereſſiren mich ſehr, weil es ſich bei ihnen nicht wie heutzutag blos um ein Princip handelt, welches ſtets die Menſchen kalt und ſtarr und eiſern, mit einem Worte fanatiſch macht; ſondern ſie griffen über alle Parteien hinaus, ohne ſich um ſie zu kümmern, ohne zu begehren, daß die Begeiſterung der Gegenwart ihnen ein Küchenfeuer für die Zukunft anzünden ſolle. Und ſo ungefähr war Gerhard geweſen. Ich ſage: ungefähr, weil ich nicht weiß, was dazumal in ſeiner Seele vorgegangen. Wahrſcheinlich weiß er ſelbſt es nicht mehr genau. Man vergißt zuweilen die Motive der Handlungen und ſchiebt ihnen andere unter, wie man es gerade braucht, um ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, und zwar ganz de bonne foi. Könnte ich denn wirklich ſo einfältig, oder ſo leichtſinnig, oder ſo egoiſtiſch, oder dies und das geweſen ſein? Nimmermehr. So denkt man. Hannibal zog durch die Welt, um den Römern Feinde zu erwecken. Gerhard zog durch die Welt, um gegen die Franzoſen zu kämpfen, wie die Ritter der Tafelrunde gegen Rieſen und Zauberer.

Eines Tages war ich bei ihm, um eine eben vollendete Büſte zu beſehen. Er nahm ſie von einem kleinen Geſtell herunter, das an der Wand ſtand und immer mit einer grauen Leinwand wie mit einem Vorhang bedeckt war. Beſchäftigt die Büſte in das rechte Licht zu ſtellen, bemerkte er nicht, daß er dieſen Vorhang herabgeriſſen und dadurch zwei Büſten enthüllt hatte, die ich nie bei ihm geſehen. Ich ſagte ſcherzend:

„Ah, da komm' ich hinter liebliche Geheimniſſe!“ und er fuhr herum.

Mit einem derben Fluch und einem langen Schritt ſtand er vor dem kleinen Geſtell, hob die Leinwand vom Fußboden auf und wollte ſie an ihren Platz zurückhängen; allein dabei blieb ſein Auge an den Büſten haften, er vergaß ſeine Abſicht und ſagte halb zu ſich ſelbſt, halb zu mir mit herzbrechend traurigem Ton:

„Das iſt doch ein liebes Geſicht!“

Dies Wort gab mir die Erlaubniß näher zu treten. Ich that es. Gerhard blieb unbeweglich, und ich ſah ſtill die beiden Büſten an. Sie waren von Gyps, doch vollkommen ausgearbeitet, und ſtellten die nämliche Perſon vor, ein ganz junges Mädchen von der zarteſten, regelmäßigſten Schönheit, mit einem ſo gewinnenden Ausdruck von Unbefangenheit, Einfalt und Innigkeit, daß Gerhard's Wort: „ein liebes Geſicht“, wirklich bezeichnender war als das ebenſo paſſende: ein ſchönes Geſicht. Eine dieſer Büſten war in der bekannten Tracht der Weiber von Albano mit dem flachen Tuch auf dem Kopf und dem zierlich gefalteten um den Buſen; die andere trug einen nonnenhaften Schleier und über demſelben einen Blumenkranz. Genauer betrachtet, hatte dieſe einen ganz eigenen Ausdruck; der Grundzug von anmuthiger Kindlichkeit war geblieben, aber mit einem Ernſt und einer Klarheit gemiſcht, wie ſie ſelten in ſo jungen Jahren gefunden werden, weil ſie Frucht und Blüte eines Leides ſind, welches ſo junge Jahre ſelten trifft. Es iſt, als wäre das Erdreich der Menſchenſeele noch nicht durchgearbeitet genug, um das Samenkorn zu empfangen, in dem die große, volle Blume des Schmerzes ſchon ganz fertig daliegt.

„Ja“, ſagte Gerhard wie vorhin, „ſo war ſie, ganz ſo!“ Dann ſchien er ſich plötzlich zu beſinnen, kehrte ſich kurz und haſtig um, machte einen Gang durch das Atelier und ſagte dann in ſeiner gewöhnlichen Manier:

„Sehen Sie ſich nur genau das Bild dieſes Engels an! Sie finden ſo leicht keinen ähnlichen auf der Welt, und bei mir werden ſie es auch nicht wiederſehen, denn ich habe für mich allein die Büſte gemacht und will ſie auch für mich allein in Marmor ausarbeiten, recht zu meiner Erholung, ſowie ich auch zu meiner Erholung nach einem langen Tagewerk mit Aſſunta zu plaudern pflegte.“

Ein banales Lob der vortrefflichen, ihm ſelten glückenden zarten Behandlung, oder eine Bewunderung des holden Kopfes mochte ich nicht ausſprechen; denn es hätte gleichgültig gelautet, während in Gerhard’s Worten ſein Herz vibrirte. Fragen konnt’ ich nicht! Fragen ſind oft, als ob Jemand einem Freunde derb die Hand ſchüttelte; er hat es ſehr gut gemeint, aber dem Freund iſt eben eine Ader geſchlagen, die Binde löſt ſich, das Blut fließt. Dies nicht zu verſchulden iſt immer meine Sorge und oft ſehr am unrechten Ort. Manche Perſonen wollen gefragt ſein, um ſich auszuſprechen; Andern erſcheint man theilnahmlos durch Schweigen. Ach, ſchweigend und redend iſt es leicht weh zu thun!

Als ich mich ſtumm von den Büſten abwendete und zu andern Arbeiten Gerhard's ging, fragte er heftig und mit erhöhter Stimme:

„Aber wiſſen Sie denn, wer Aſſunta war?“

„Sie haben es mir noch nicht geſagt“, entgegnete ich.

Da erzählte er mir ihre Geſchichte und ihr kurzes, trauriges Schickſal.

Roſa war das ſchönſte Modell in Rom, das Ideal einer Pſyche oder Hebe, die Wonne der Künſtler, d. h. der Gegenſtand ihrer künſtleriſchen Wonne darüber, daß der liebe Gott ein ſo herrliches Geſchöpf geſchaffen, und daß ſie es ſtudiren durften, wie man in einem Folianten nachſchlägt oder eine Münzſammlung durchſucht, um ein Werk zu completiren. Damit ihre Nymphen und Göttinnen die ſchönſte Naſe, den ſchönſten Rücken, den ſchönſten kleinen Zeh bekommen möchten, ſchrien ſie nach Roſa und immer nach Roſa, und für einen Piaſter täglich war ſie zu ihren Dienſten, und dies Alles zum Beneſiz der Kunſt. O heiliger

Gott! welche Entwürdigung deiner Menſchen brauchen deine Menſchen zu ihrer Aus- und Fortbildung! Kann denn Keiner ſich erheben, ohne ſeine Fußſohle auf die Stirn eines Andern zu ſtellen?

Dies iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur meine, nicht Gerhard's Bemerkung. Künſtler haben andere Augen, andere Seelen, andere Sinne als wir Übrigen, und Gerhard erzählte dieſen Theil der Geſchichte viel gelaſſener als ich.

Es iſt ein recht troſtreicher, herzſtärkender Gedanke, nicht wahr, daß die arme ſchöne Roſa, erniedrigt, käuflich, mißhandelt, tugendhaft blieb. Unter ſolchen Umſtänden ſcheint das banale Wort: tugendhaft, von großem Gewicht zu ſein. Ja, noch mehr! Nicht Roſa allein war es, das könnte Zufall, Ausnahme ſcheinen; nein, alle ihre Gefährtinnen ſind es. Mirakel! Ja wol, Mirakel, ausgeübt durch den allmächtigen Dämon — Gold. Wären ſie es nicht, ſo würde ihre Schönheit darunter leiden, die Jugendfriſche welken, die Zartheit der Form ſchwinden. Sie verblüht ſo ſchnell, eine Frau, wenn der Scirocco der Leidenſchaften über ihre Stirn weht! und vollends im Süden, wo die Lebenskraft ſo mächtig angeregt wird und ſich in ihrer eigenen Heftigkeit ſo wild verzehrt. Es giebt privilegirte Frauen hie und da in der Welt, die durch eine hohe Leidenſchaft gleichſam in den Styx unvergänglicher Schönheit getaucht ſind; aber das ſind wunderſeltene Ausnahmen, oder eigentlich es ſind Auserwählte. Regel bleibt: Leidenſchaft zerſtört. So ſind denn jene armen Geſchöpfe, deren Schönheit ihnen friedlichen Erwerb verſpricht, für einen Piaſter täglich ſo tugendhaft, wie man es von einer wohlerzogenen Frau begehrt, und die Welt hat Recht, das Geld wegen ſeiner extraordinairen Wirkungen und Wohlthaten ſo anzubeten, wie ſie eben thut. Eine Doſis Tugend, eine Doſis Liebe, eine Doſis Kunſtgenuß, Alles wie man befiehlt für ein paar Piaſter, verſteht ſich zum Benefiz der Männer. O, man ſieht wohl, daß ſie die Geſetze gemacht und ſie handhaben! Mögen ſie auch immerhin! Iſt es ihnen eine Luſt, ſo verwandelt ſie ſich doch zuweilen in eine ſchwere Laſt, und auch ſie ſollen Laſt haben. Aber wenn ſie doch nur hinhören wollten auf den dumpfen Schrei, der leiſe vom Aufgang bis zum Niedergang klingt, ſo würden ſie ſich entſetzen über ihre Benefize, und darum vielleicht horchen ſie nicht auf. Vielleicht können ſie ihn wirklich nicht hören; er kommt nicht frei aus der Bruſt, zitternde Lippen, zuſammengedrückte Zähne verſperren ihm den Weg; denn das Geſchwätz der Eitelkeit iſt nicht dieſer ſtille Angſtſchrei. Die Franzöſin, welche begehrte, der König ſolle ſich nennen

Roi des français et des françaises, iſt Frau und hat ihn nicht verſtanden. Weil ſolche kleine Thorheiten zum Vorſchein kommen — die doch in unſerer Zeit wenig auffallen ſollten, da in ihr Alles Verſuch, Frage, Vorſchlag, und dieſes oft thöricht iſt, wie ſich das aus dem unruhigen Herumgreifen ergiebt —, ſo behandelt ein Theil der Männer dieſe Erſcheinung wie eine Kinderei, und ein Anderer macht es wie jene Franzöſin und ſchleppt die Frage ganz auf ein äußeres Gebiet, wohin ſie nicht gehört; denn ob der Name der Frau hier oder dort mitgenannt wird, ob ſie Deputirte mitwählt und Armengeſetze mitentwirſt, das wird ihr Heil nicht fördern und nicht ſtören; nicht ihr Name, ihr Weſen muß anerkannt und vor Entwürdigung geſchützt werden. Andern Männern iſt dies dumpfe Gemurmel gerade ſo bedeutend wie das Gezwitſcher eines Spatzes; ſie ahnen keinen Sinn dahinter; ſie denken: Frauen mögen ſich gern intereſſant und wichtig machen, man darf ihnen ſchon den Spaß gönnen. Dies ſind die Beſten; ſie ſchaden weder durch Spott noch durch ungeſchickte Vertheidigung. Aber wo die ſind, die ein Ohr haben, zu hören, eine Seele, um zu verſtehen, das weiß ich freilich nicht, und Solche thun doch Noth! Ah bah! was quäl' ich mich. Muß ich mein Brot erwerben, bin ich dürſtig, bin ich vom niedrigen Volk?

Mit nichten. Und die Armen, die Dürftigen, die Niedrigen, alſo gerade die, welche am meiſten Schutz begehren, finden ihn am wenigſten. Bei der Emancipation der Frauen ſind bis jetzt immer diejenigen berückſichtigt worden, welche durch Erziehung, Bildung, Stand, Vermögen oder was weiß ich für Umſtände zu einer eminenten innern Selbſtändigkeit gekommen ſind; dieſen begabten und bevorzugten Weſen will man auch die äußere Selbſtändigkeit gönnen und bereiten und andern ebenſo Begabten den Spielraum zur Entfaltung bieten. Aber gerade die ungewöhnlich Begabten brauchen dieſen Schutz am wenigſten; ſie werden ſich ſchon Platz machen, ſie werden ſchon die Stelle einnehmen, die ihnen zukommt. Die Kaper drängt ſich durch einen haarfeinen Spalt, um ihr Gezweig an der Mauer herabhangen zu laſſen. Die Tanne umklammert mit kahlen Wurzeln den nackten Fels und ſteht und gedeiht. Große Gaben haben primitive Friſche und Kraft, ich möchte ſagen Inſtinkt. Wie die Kaper, wie die Tanne kennen ſie ihr Erdreich. Ich weiß nicht, ob ſolche Weſen es beſſer als andere auf der Welt haben, weiß nicht, ob ſie es beſſer brauchen; allein der Genius iſt, um es gut zu haben, nie auf die Welt geſchickt, das weiß ich! Und er ringt ſich durch, blutend, weinend, kämpfend, aber durch! Und wär' ihm der Platz noch ſo weit gemacht, er würde ihn eng finden, daher neuen Widerſtand treffen und neuen Kampf! Für dieſe Zwei oder Drei unter Tauſenden braucht Niemand zu ſorgen; wol aber für die Tauſende, welche keine Flügel haben, ſondern Hände und Füße, weder Erziehung, Vermögen noch Bildung, ſondern nur das Begehren, ihr Leben in beſchränkteſter Entfaltung durchzubringen. Und gerade an die denkt Keiner, ihrer nimmt ſich Niemand an; und Emancipation der Frauen ſollte doch vor allen Dingen heißen, daß Keine, Keine, aber auch nicht eine Einzige für einen Piaſter zu kaufen und zu verkaufen ſei, wie die arme Roſa es war.

Gottlob, daß mir Roſa wieder eingefallen iſt. Es iſt wahrhaft unerträglich, immer aus dem Einzelnen ins Allgemeine zu gerathen, und rührt bei mir daher, daß mir nichts, aber gar nichts einzeln vorkommt; kein Menſch, kein Stein, kein Zuſtand. Darum iſt es mir gar ſo unbehaglich, was die Menſchen jetzt thun: ſie ſtellen ſich hin wie lauter Einzelheiten, Einer ſoll ſein, was Alle ſind, nicht mehr, nicht weniger; das giebt dann eine Million von Nullen; aber die zählen nicht und bedeuten auch nichts. Wenn es nun zehn Nullen wären und ſie erlaubten Einem, als Nenner ſich vorzuſtellen, ſo könnte das gleich 90000000000 werden.

Aber der Entwickelungsgang der Menſchheit muß wol jetzt beſtimmt ſein in der Vereinzelung ſich zu machen, denn ſelbſt wo man Vereinigung ſieht, giebt dieſe ſich mehr als eine Mauer von Backſteinen, die durch Mörtel zuſammenhängt, als wie eine Pflanze, welche durch die Nothwendigkeit des keimenden Samens in ihrer complicirten Einheit aus der Erde hervorgetrieben wird. Ich will ein recht unſchuldiges, recht reſpectables Beiſpiel anführen. Die deutſchen Naturforſcher halten jährlich eine Verſammlung von einigen Tagen, in der ſie ſich Erfahrungen, Fragen, Forſchungen in ihrer Wiſſenſchaft mittheilen. Sind da nicht Diners, Feſte, Ehrenbezeugungen, herrliche Bewirthung von Seiten der Fürſten, Miniſter und Städte, rendez-vous mit Freunden und Verwandten der Mörtel, welcher die Mauer zuſammenfügt? Wäre die alljährliche Verſammlung z. B. auf der kleinen Inſel Hiddenſö, welche von ihren Einwohnern, aber von ihnen allein, „dat ſöte Länning“ genannt wird, wie viel der Herren würden ſich einſtellen?

Aber kann ich denn gar nicht zu meiner kleinen Erzählung kommen? Wie ein Bonbon iſt ſie in Papier gewickelt. Jetzt kurz und knapp.

Roſa war alſo Modell, weil ſie es von Kindheit auf geweſen, und tugendhaft, weil ihr Stand das mit ſich brachte. Gewählt hatte ſie ihn nicht; ihr darin ergrauter Vater gab ihn ihr. Er war ein roher, gemeiner Menſch; Roſa fürchtete ihn, weil er ſie brutal behandelte, und welche Schmach die Arme auch erduldete, ohne es eben als ſolche zu betrachten, ſo ſchien ihr doch die, von ihrem Vater geſchlagen zu werden, ganz unerträglich, und mit unglaublicher Sanftmuth ertrug ſie ſeine Rohheit, gab ihm alles Geld, was ſie verdiente, und hielt ſich ſo fern wie möglich von allem Verkehr mit den Leuten, denen ihr Schickſal ſie nahe geſtellt. Gerhard kannte Vater und Tochter, und das Mädchen intereſſirte ihn, nicht blos wegen ihrer ſeltenen Schönheit, ſondern auch wegen des ſtillen Ernſtes, der in ihrem Weſen lag und gleichſam ihrem Schickſal log. Doch Beider Beziehung zu einander blieb entfernt, jahrelang.

Gerhard hatte ſein Atelier in dem Hof eines Hauſes, deſſen drittes Stockwerk ihm eine kleine freundliche Wohnung bot. Sein großes Talent für das Portrait war bereits anerkannt worden, und deſſen Folge war Berühmtheit, Beſchäftigung und Belohnung. Er war eines Morgens kaum aufgeſtanden, als ein leiſes Klopfen an ſeine Thür ihn überraſchte; denn er war gewohnt, alle Beſuche von Freunden und Fremden in ſeinem Atelier anzunehmen; man durfte verſichert ſein, ihn immer bei der Arbeit zu treffen. Als er die Thür öffnete, trat Roſa ein, ernſt wie gewöhnlich, allein ungewöhnlich ſchüchtern und befangen. Gerhard errieth, daß ſie als Bittende komme, daher ſagte er freundlich:

„Grüß Sie Gott, Roſetta! Ich ſeh' Ihnen an, Sie wollen mir die Freude machen, mich um etwas zu bitten.“

„Ja!“ ſagte ſie leiſ' und feſt; aber dann ſchwieg ſie.

„Nun was iſt es denn?“ fragte er geſpannt, und als ſie noch ſchwieg, rief er ungeduldig: „Zum Errathen hab' ich weder Zeit noch Luſt! Wenn Sie etwas von mir wünſchen, müſſen Sie mir ſagen, was es iſt; und kann ich es erfüllen, ſo thue ich's; das wiſſen Sie! Sonſt wären ſie nicht zu mir gekommen! Alſo, was wünſchen Sie, Roſetta?“ ſetzte er wieder freundlich hinzu.

„Einen Eid!“ ſagte ſie beſtimmt.

„Oho!“ rief er überraſcht und trat einen Schritt zurück.

„Einen Eid, nie und unter keiner Bedingung einem Menſchen zu verrathen, daß ich dieſen Morgen in Ihrem Zimmer geweſen bin und mit Ihnen geſprochen habe.“

Dieſe Vorſicht ſchien ihm ſo merkwürdig, daß er lachend fragte: „Und dann?“

„Erſt den Eid“, wiederholte ſie, „bei dem Grabe Ihrer Mutter, Signor.“

„Bei dem Grabe meiner Mutter, unverbrüchliches Schweigen“, ſprach er ernſt.

„Und nun“, ſagte Roſa, und dunkle Röthe färbte ihre Wangen, und mit einem Ausdruck von ſtechendem Schmerz legte ſie eine Hand über ihre Augen, „nun ſein Sie ſo barmherzig, mir 50 Piaſter zu leihen.“

„Wie gern!“ antwortete er; „vorgeſtern hab’ ich 200 bekommen.“

„Es wäre möglich“, ſagte ſie dumpf, ohne die Hand von den Augen zu nehmen, „daß Sie mir die 50 Piaſter ſchenken müßten, denn ich kann ſterben, und dann ſind ſie für Sie verloren.“

Gerhard erſchrak, nicht über ihre Worte, doch über ihren Ton. „Sterben?“ fragte er geſpannt; „aber wozu wollen Sie denn das Geld brauchen?“ Er fixirte ſie, er ſuchte ſie zu verſtehen, ihre Abſicht zu ergründen. Sie hatte ſich geſammelt und ſtand ihm wie eine Statue gegenüber. Das ſchien ihm unnatürlich. Er fragte:

„Können Sie mir nicht Ihr Vertrauen ſchenken?“

„Nein“, entgegnete ſie ruhig.

„Ein Freund vermag mehr als eine Handvoll Geld.“

„Nicht für mich!“ ſprach ſie immer ruhig; aber Gerhard wußte nicht ob dieſe Ruhe Faſſung oder Verzweiflung ſei; ſie ängſtigte ihn. Er verſuchte ſie einzuſchüchtern und zu verwirren, um aus der peinlichen Theilnahme in die thätige, hülfreiche zu kommen, und rief heftig:

„Roſa! wer hat Ihnen weh gethan?“

„Sie!“ antwortete ſie, mit Thränen im Auge.

„Ich?“ fragte er ganz bewildert, und tolle Gedanken von einer Neigung Roſa's für ihn wirbelten durch ſeinen Kopf.

„Sie — durch Ihre Fragen“, entgegnete Roſa.

„O, Sie ſind ſchlau!“ rief er verdrießlich.

„Schlau!“ rief ſie außer ſich; „ſchlau! Fühlen Sie denn nicht, daß ich elend bin, um Ihnen, Ihnen, dem einzigen Menſchen auf der weiten Welt, zu dem ich Unglückſelige Vertrauen habe, nicht Red' und Antwort ſtehen zu können!“

Gerhard's Theilnahme wuchs mit ſeinem Erſtaunen. Das Mädchen ſchien ihm verändert, geadelt; er wußte die Umwandlung nicht ſogleich zu deuten, es fiel ihm nicht ſogleich ein, daß die Seele, die viel gelitten hat, hochgebildet iſt, und daß hinter ſolcher plötzlichen Umwandlung immer ein großer Schmerz oder ein großes Glück ſteht, was beides häufig ſynonym iſt. Er nahm Roſa's Hand und ſagte:

„Nur ein einziges Wort noch! Ich kann nichts für Sie thun, Sie ſagen es, ich glaube es; — aber Roſa, Einer könnte es!“

„Sie irren“, antwortete ſie kalt.

„Sie lügen!“ rief Gerhard; „der Eine — will nicht.“

„Er kann nicht“, ſagte ſie mit einem prächtigen Blick.

„Alſo doch — Einer!“ ſprach Gerhard mehr zu ſich ſelbſt als zu ihr.

„Signor“, bat Roſa mit ihrer erſten Schüchternheit, „werden Sie mir die 50 Piaſter auf unbeſtimmte Zeit geben?“

Gerhard nahm eine kleine Rolle mit Goldſtücken aus dem Schrank und reichte ſie ſchweigend dem Mädchen. Eh' er es verhindern konnte, hatte Roſa ſeine Hand geküßt und war zur Thür geeilt. Auf der Schwelle kehrte ſie ſich um, hob die Rechte zum Himmel, legte einen Finger der Linken auf ihre Lippen und ſagte:

„Bei dem Grabe Ihrer Mutter, Signor.“ Dann eilte ſie fort. Er blieb den ganzen Tag in der unbehaglichſten Spannung, weil er in jedem Augenblick der

Schlußſcene gewärtig war, ohne zu wiſſen, wer ſie aufführen würde. Am Abend ging er wie gewöhnlich in ein Café, wo ſich die Künſtler zu verſammeln pflegten, und kaum war er eingetreten, ſo ſtürzte ihm einer ſeiner Freunde entgegen, ergriff krampfhaft ſeinen Arm und rief:

„Gerhard, meine Danaë! meine Danaë! O Gerhard, was wird aus meiner Danaë!“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete Gerhard ſehr verdrießlich, ſchüttelte die Hand ab, die ſeinen Arm umkrallte, und ſchrie nach Kaffee.

„Wie theilnahmlos Du für Deine Freunde biſt“, ſagte Jener geärgert; „weil Du bei Deinen Büſten keine Modelle brauchſt, haſt Du gar keine Ahnung von dem Unglück eins zu verlieren! Ich ſehe nicht ein, was ich mit der Danaë anfangen ſoll ohne Roſa.“

„Iſt ſie todt!“ ſchrie Gerhard todtenbleich.

„Niemand weiß es! Verſchwunden iſt ſie. Heute morgen um zehn Uhr ſollte ſie zu mir kommen; ſie kam nicht. Nachdem ich zwei Stunden gewartet, ſchickte ich zu ihr; ſie war nicht daheim, der alte Lelio auch nicht. Der Hauswirth ſagte meinem Burſchen, Roſa ſei ſchon vor ſechs Uhr ausgegangen, Lelio um acht. Mir ſtand der Verſtand ſtill über Roſa's Unpünktlichkeit. Jetzt, vor einer halben Stunde, gehe ich nach ihrer Wohnung, finde den Alten in Wuth, daß ſie nicht da iſt, und verſetze ihn in noch größere, als ich ihm ſage, daß ſie auch nicht bei mir geweſen. Genug, es kommt heraus — ſie iſt fort.“

„Und mit wem? Oder allein? Aber wohin?“ ſtammelte Gerhard ganz unzuſammenhängend.

„Freundchen!“ rief der Maler und ſchlug ihn plötzlich auf die Schulter, „Du ſiehſt mir aus, als wüßteſt Du etwas von der Kleinen! Ich beſchwöre Dich, laß ſie wieder zum Vorſchein kommen — mit der Zeit, verſteht ſich. Ich nehme einſtweilen andere Arbeit vor, und die Danaë bleibt liegen —; aber zum Teufel! wird ſie denn auch noch brauchbar ſein, wenn ſie wiederkommt? Nicht breit, nicht in Fett zerfloſſen, wie all dieſe römiſchen Weiber nach einem Wochenbett? O Gerhard, Du biſt“ —

Aber Gerhard hörte nicht den angenehmen Scherz ſeines Freundes, ſondern nahm ſeinen Hut und ging ſchleunig zu Lelio, der ſich in einer wahrhaften Raſerei über das Verſchwinden ſeiner Tochter befand und gar keine Anſtalt traf, um irgend eine Nachricht einzuziehen. Gerhard that es, tagelang, wochenlang, umſonſt! Roſa war und blieb verſchwunden und das Warum eben ſo räthſelhaft als im erſten Moment. Nicht die geringſte Spur eines Liebesverhältniſſes! Keine gewaltſame Entführung! Kein Motiv zum Selbſtmord! Nichts war zu entdecken. Die Zeit verging. Allmälig wurde Roſa vergeſſen, Gerhard ging ſeinen Beſchäftigungen nach, und in raſtloſer Thätigkeit ſchwinden ſo leicht flüchtige Erſcheinungen, und nicht blos ſolche, welche uns intereſſirt oder geblendet, ſondern gar uns beglückt haben. Zuweilen, wenn irgend ein Zufall an ſie erinnerte, dachte er, gleichſam zu ſeiner Beruhigung über ihr Geſchick: ſie wird todt ſein, das ſeltſame Mädchen, und ich freue mich, daß ich ihr den letzten Freundſchaftsdienſt erwieſen habe. Dem alten Lelio wich er gern aus, denn der ſprach nur mit Verwünſchungen von der undankbaren Tochter, oder mit rohem Mitleid über ihren Wahnſinn, eine ſo glänzende Laufbahn muthwillig zu verlaſſen. Endlich ſtarb er im Hoſpital.

Neun Jahre waren vergangen, als Gerhard eines Tages mit der Poſt einen Brief und eine Geldrolle empfing. Alles Andere dachte er eher, als daß dieſe Sendung von Roſa ſein könne; doch ſie war es. In dem Briefe ſtanden drei Zeilen des herzlichſten Dankes für ſeine unvergeßliche Güte und für die Gnade des Himmels, welche ſie in den Stand ſetze, ihre Schuld abzutragen. Weiter nichts. Aus Albano hatte ſie datirt. Ihm ſank vor Erſtaunen das Blatt und die

Hand herunter. Wie kam ſie nach Albano? War ſie immer dort geweſen? Unmöglich. Alle Dörfer im Gebirg hatte er ſelbſt nach ihr durchforſcht, und nun lebte ſie plötzlich im allernächſten und erfüllte ihre Verbindlichkeit mit Dank. Das rührte ihn. Es iſt keine gemeine Seele diejenige, welche nach einer Reihe von Jahren an einen geleiſteten Dienſt mit Rührung denkt. Er miethete ein Pferd und ritt nach Albano; dort wollte er in jedem Hauſe nach ihr fragen und nicht ruhen, bis er ſie entdeckt. Gleich vor der Thür des erſten Hauſes ſaß ein kleines ſchönes Mädchen in Bauerntracht auf einem umgeſtürzten Korb und aß Trauben. Es iſt unausſtehlich, Erwachſene, doch ſehr niedlich, Kinder eſſen zu ſehen; das kleine thieriſche Behagen ſteht ihnen ſo gut und färbt ihnen die rothen Bäckchen noch röther. Vor eſſenden Menſchen ſchlag' ich gern die Augen nieder. Mir däucht, ſo gut wie Jeder ſich in der Einſamkeit ankleidet, ſollte er auch in der Einſamkeit eſſen. Gerhard mag nicht ganz meiner Meinung ſein; zur Hälfte war er es: er betrachtete das eſſende Kind mit Vergnügen und fragte nach einer Weile:

„Schmeckt es gut, mein Liebchen?“

„Ja!“ ſagte ſie, that einen langen Athemzug, wie um ſich zu erheben, und hub die Augen von ihren

Trauben zu ihm auf, zwei große, friſche, klare Kinderaugen, deren tiefbraune Iris auf bläulichem Grunde lag.

„Wie heißt Du?“ fragte er, indem er ſich auf ähnliche Augen beſann.

„Aſſunta.“

„Wer iſt Dein Vater?“

„Der liebe Gott.“ Aſſunta ſagte das ganz gleichmüthig; der liebe Gott — der Vater — ſie dachte eben nichts dabei! Aber Gerhard dachte an die Mutter, und welch ein Schmerz durch deren Seele gegangen ſein mußte, als ſie dies Wort zu ihrem Kinde ſprach, und unwillkürlich ſagte er zu ſich ſelbſt halb laut:

„Das muß Roſa ſein.“

„Ja, Roſa heißt meine Mutter!“ rief Aſſunta, ſprang auf, in die Hausthür und die Stiege hinan. Er folgte ihr und ſtand in einem kleinen reinlichen Zimmer vor Roſa. Sie erkannte ihn auf der Stelle, verließ ihre Arbeit, reichte ihm eilig beide Hände und ſagte froh:

„Gott ſegne Sie! Das iſt recht ſchön von Ihnen!“

„Sind Sie immer hier in Albano geweſen?“ fragte Gerhard ganz ungeduldig.

„O nein“, entgegnete ſie, und Aſſunta, die neben ihr ſtand und ſich in ihre Schürze gewickelt hatte, ſagte auch: „O nein.“

Er ſah die Kleine an, dann die Mutter, und Roſa begegnete ſeinen Augen mit einem unendlich traurigen Blick, aber nicht beſchämt, nicht einmal verlegen. Sie bat ihn, ſich zu ſetzen, ſie bot ihm Wein, Brot und Obſt. Er ſetzte ſich, er nahm Wein; ſie faſcinirte ihn durch ihre unerhörte Schönheit, durch ihre plötzliche Erſcheinung, durch ihr ganzes Weſen. Sie war ſtärker als er; das fühlte er auf einmal, wenn auch nicht deutlich; aber es verſtört die Seele, wenn ſie die Übermacht einer fremden ahnt. Roſa war nicht jung mehr, oder, wie die Franzoſen mild ſagen: elle était jeune encore, d. h. ſie war über 30 Jahre. Das wußte Gerhard, und eben darum ſchien ihm ihre Schönheit unerhört, um ſo mehr, da in ihrem Auge ein unauslöſchlicher Schmerz wachte. Er ſaß ganz befangen ihr gegenüber; ſie nicht. Er dachte flüchtig: es iſt ja eine ganz gemeine Perſon, ich will ſie dreiſt nach ihren Schickſalen fragen. Aber ſie ſah aus wie eine ſehr ungemeine Perſon, trotz ihrer gewöhnlichen Tracht und Umgebung, trotz ihres früheren Berufs. Zuletzt fühlte er, daß Roſa ſich mit Recht über ſein zerſtreutes, ſchweigſames Weſen verwundern dürfe, darum ſagte er:

„Liebe Roſa, Sie ſehen, ich bin etwas aus dem

Häuſel, wie man in meiner Heimat ſpricht; allein Sie müſſen mir das nicht übel nehmen. Sie ſind ſo ſeltſam verſchwunden, ſo ſeltſam wieder da — das macht mir Gedanken! Ich meine, das verwirrt mir die Gedanken, und ich möchte mich doch gern ungeſtört über Ihre Wiederkehr freuen. Daher wär' es mir lieb, wenn Sie mir ſagen möchten, wo und wie Sie dieſe neun Jahre hingebracht. Sollten Sie dieſen Wunſch für miſerable Neugier halten" —

„So würd' ich ſchweigen", unterbrach ſie ihn. „Ach Signor, ich bin Ihnen auf ewig verpflichtet, weil Sie mir damals Mitleid bewieſen, und wenn meine alltägliche Geſchichte Sie nicht langweilt, ſo kann ich ſie Ihnen wol jetzt erzählen."

„Eine alltägliche Geſchichte!" rief Gerhard ganz erſtaunt; er erwartete eine ſehr merkwürdige.

„So alltäglich, daß ſie Ihnen vielleicht nicht des Zuhörens werth erſcheinen wird, denn die Begebenheiten ſind nur gewöhnlich, und mein Leid, mein Elend läßt ſich nicht ſo mit deutlichen Worten erzählen. Es beginnt zu früh, denn es beginnt mit der Zeit, in der Sie mich jahrelang gekannt haben, und Sie ſehen wol ein, davon kann ich nicht ſprechen, nicht blos aus unermeßlicher Beſchämung oder Verzweiflung, ſondern weil wirklich meine arme Seele dazumal in eine ſolche

Dumpfheit und Stumpfheit gewickelt war, daß ich mich gar nicht auf mich ſelbſt beſinnen kann. Das war recht glücklich für mich! Hat Jemand einen gelähmten Körper, ſo fühlt er nicht Schmerzen an den erſtorbenen Gliedern; meine Seele war gelähmt, darum ertrug ſie die Mißhandlungen. Männer waren mir ein Greuel, ich verabſcheute alle, meinen Vater mit inbegriffen! Vielleicht ihn am meiſten, weil ich mich tödtlich vor ihm fürchtete, weil er der Urheber meines elenden Berufs war, von dem er gierig Vortheil zog, und mich unwürdig behandelte, ſobald er glaubte, ich hätte irgendwie dieſen Vortheil vernachläſſigt oder einen Gewinn verabſäumt. Die übrigen haßte ich — bis auf Einen! Seinen Namen nenn' ich nicht, vielleicht weiß ich ihn auch nicht! Er war mir — Er! Gott, wie liebte ich ihn. Andere Frauen lieben auch, auch glühend, auch beglückt; aber ſie können nicht wiſſen, was es heißt, ſich auf einmal der Reihe menſchlicher Geſchöpfe einverleibt zu fühlen. Nein, mehr! weit mehr! ſie können nicht wiſſen, was es heißt, von dem Geliebten, wie die Todten von der Hand Gottes, aus der Gruft voll Moder zwiſchen Engelſchaaren geſtellt zu werden. Sehen Sie, ich war wie ein herrenloſer Hund, der am Wege liegt und den Vorübergehenden in die Augen ſieht, ob Einer ihn vielleicht mitlaufen heißt; doch Keiner bemerkt ihn, oder Keiner weiß, daß er herrenlos iſt, bis zuletzt Jemand kommt, der ihm zufällig auch in die Augen ſieht und durch einen Wink ihn mitgehen heißt. Ich ging, wohin dieſe ſchönen Augen mich führten, erſt nur demüthig, dann freudig und immer freudiger, endlich ſelig, als ich glaubte gewahr zu werden, daß ich mehr ſei als ein Hund, ein Weib! ein Menſch — wie Er. Ja, ja! ich ward glücklich genug, um eine ſo hohe Meinung von mir zu haben. O, wenn die Männer betrügen wollen, ſo mögen ſie doch die Weiber betrügen, die etwas ſind und haben in der Welt, und nicht ſolche, die ſie mit der Hand aus dem Staube aufnehmen, um ſie mit dem Fuß in den Staub zurückzutreten. Aber es liegt wol ſo in der Männernatur, ihr Lieben iſt — weh thun; oder liegt es in der Liebe? Auch möglich! Gleichgültiges thut uns nicht weh. — Nun, fünf Monate hindurch war ich glückſelig. Niemand konnte es ahnen; ich hatte mir ſeit vielen Jahren ein ernſtes, ſtilles Geſicht gemacht, und ich behielt es bei, weniger, um mein Herz zu verhüllen, als aus Gewohnheit, wie Leute, die immer ſchwere Laſten zu tragen pflegen, gebückt gehen, ſelbſt wenn auch keine auf ihren Schultern ruht. Aber Nachts, ſobald er kam, ſchüttelte ich die Bürden ab, die Larve, die Qual, die Unempfindlichkeit, und war — ich! Und er kam alle, alle Nacht; aber auch das konnte Niemand ahnen. Mein Fenſter ging auf eine große, weitläuftige Terraſſe, die zu dem Garten eines Palaſtes gehörte, und viele Häuſer lagen um ſie herum. Von dieſer Terraſſe aus hatte ich ihn zuerſt geſehen, über dieſe Terraſſe kam er zu mir. Später iſt mir eingefallen, ob er vielleicht der Beſitzer jenes Palaſtes war; damals nicht. Er nannte mir ſeinen Namen, einen ganz dunkeln Namen, wie Tauſende ihn haben; aber da er mir log, ſo kann er auch wol den gelogen haben. O Signor, wüßt' ich nur, warum er ſo fürchterlich log! Handelte ich denn mit ihm? Sprach ich zu ihm: liebe mich, ſo will ich dich lieben, ſei mir treu, ſo will ich dir gehören, heirathe mich, ſo bin ich ganz dein? Bot ich ihm denn Etwas für Etwas? Sah er denn nicht, daß ich ihm Leib und Leben und Seligkeit gab aus freier unendlicher Liebe, und daß er deshalb ſie nehmen durfte? O Signor! die Männer ſind ſchlecht. Ein Opfer des ganzen Weſens wollen ſie nicht annehmen, es beſchämt ſie, weil ſie keins bringen können. Sie wollen immer kaufen — mit Gold oder Verſprechungen —, um leichten Herzens den Kauf über kurz oder lang brechen und ſagen zu dürfen: Hiefür oder dafür hat ſie mich geliebt. So etwas muß er gedacht haben, denn alles das ſagte er zu mir, er liebe mich, er wolle mich aus meiner kläglichen Lage befreien, mich heirathen, mich nie verlaſſen. Es klang mir Alles wie ein Märchen, und nur das glaublich und verſtändlich, daß er mich liebe. Oft ſaß er in einem großen Lehnſtuhle in meinem Zimmerchen, und ich lag vor ihm auf den Knien und hatte ſeine Knie umſchlungen, ſah ihn an und horchte mit Andacht auf jene Märchen; und Heilige können dem Gruße der Engel nicht mit höherer Entzückung gelauſcht haben. Vermuthlich machte ihm das viel Spaß; ich weiß keine andre Erklärung. — Nach fünf Monaten kam er ſeltener, flüchtiger. Ich bedauerte es, aber anfangs grämte ich mich nicht, weil ich an die Geſchäfte glaubte, die er vorgab; das kam erſt, als ich mir ſeine Kälte und Gleichgültigkeit nicht mehr verbergen konnte, und da, o guter Gott! da mußte ich ihm etwas ſagen, das ihn vielleicht ein paar Monate früher ſehr erfreut haben würde, während er jetzt zornig mit dem Fuße ſtampfte, mich finſter anblickte und ebenſo finſter rief:"

„„Das fehlt mir noch!" Lachen Sie mich doch aus, Signor; dieſen Mann hatte ich geliebt, liebte ich noch jetzt ſo ſehr, daß ich die unendliche Kränkung verſchmerzte und aus dem Wort nur heraushörte, daß ihn noch andere Sorgen bedrückten. Ich weiß nicht, mit welchem Tone ich ihn gebeten habe, mir ſein Vertrauen zu ſchenken, genug, er blickte mich weniger unfreundlich an und ſagte:"

„„Du biſt ein verſtändiges Mädchen, es wird am beſten ſein, um ſo mehr, da wir doch nicht in der alten Weiſe fortfahren können zu leben"; und nun erzählte er mir ganz gelaſſen, er ſei verheirathet mit einer unſchönen, reichen Frau, deren Eiferſucht ihn martere, die ihn bei ſeiner ganzen Familie verklage und ihn dadurch am empfindlichſten für ſeine Kälte beſtrafe, daß ſie ihm hartnäckig die Dispoſition ihres Vermögens verweigere. Um ſie etwas zu beſänftigen, habe er ihr verſprochen, einige Monate in Florenz mit ihr zuzubringen, und ſie würden in einigen Tagen abreiſen. Er ſchloß mit den Worten:"

„„Jetzt hab' ich kein Geld, aber aus Florenz werd' ich Dir ſchicken, was Du brauchſt. Wie viel willſt Du haben?""

„„O gar nichts", antworte ich ſtumpfſinnig. Er antwortete gleichgültig:"

„„Vielleicht irrſt Du auch, das wäre deſto beſſer! Adieu, Roſa!" Er winkte mit der Hand, ſprang auf das Fenſter und glitt an einem Orangenbaume hinab. Aus alter Gewohnheit war ich ihm bis zum Fenſter gefolgt, ſah ich ihm nach, bis er in der Dunkelheit verſchwand, horchte ich auf ſeinen Schritt, nachdem ich ihn nicht mehr ſehen konnte, ſchloß ich vorſichtig mein klirrendes Fenſter und ſetzte ich mich in den großen Lehnſtuhl, den er eben verlaſſen. So that ich immer, ſo that ich auch das Mal. Doch ſtatt des Wortes, das ich ſonſt immer auf meinen Lippen fand: Er iſt ein Engel! — ſagte ich unwillkürlich: Er iſt ein Elender! und erſchrak dann fürchterlich, weil ich nun wieder kein Weib, kein Menſch, nicht einmal ein Hund war, denn den Hund kann man nicht betrügen, der hat ſeinen Inſtinkt — und Er hatte mich betrogen, ſo zum Spaß, um ſich ein recht großes Vergnügen zu machen! ohne die Lüge wär' es nur mittelmäßig geweſen. Dann beſann ich mich, daß ich fort müſſe und wolle, fort von ihm, fort vom Vater, nicht für ein paar Tage oder Jahre — nein, für ewig! Nicht auf, nicht über der Erde mochte ich ihnen mehr begegnen! Ich wollte etwas Andres ſein als dieſe verachtete, entwürdigte Roſa. Ich beſann mich mehre Tage. Da hörte ich eines Morgens den Bruder meines Hauswirths, einen Lohnbedienten, ſagen: eine fremde Dame ſuche eine italieniſche Kammerfrau, und er ſolle ganz raſch eine ſchaffen, weil die Herrſchaft morgen ſchon nach Neapel wolle und die Dame durchaus eine Römerin wegen der ſchönen italieniſchen Ausſprache begehre. Das erleuchtete mich. Ich flog in das Hotel, meldete mich bei der Dame, bot ihr auf drei Monate meine Dienſte unter einem fremden Namen an und wurde angenommen. Am nächſten Morgen ſollte ich mich um 7 Uhr zur Abreiſe einſtellen. Eh' ich das that — kam ich zu Ihnen; denn ich war blutarm. Ich nahm nicht ein Stück von meinen Kleidern mit, aus Furcht, mein Vater könne mich beſchuldigen, ihn beraubt zu haben, und ich brauchte doch Geld, wenn nicht für jetzt, ſo doch ſpäter. Weshalb zu Ihnen? Gott weiß es! Ich dachte alle Menſchen nach, die ich kannte — Sie fielen mir zuerſt und zuletzt ein. Sie waren barmherzig — am barmherzigſten dadurch, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigten. Wiſſen Sie noch, wie Sie damals zu mir ſprachen: „Einer will nichts für Sie thun, Roſa"; und ich antwortete: „Er kann nicht". Das war ſo wahr! Und wär' Er gekommen und hätte ſein Herz, ſeine Hand und alle Schätze des Erdbodens vor mir niedergelegt, dennoch hätte er nichts mehr für mich thun können. Er hatte mich muthwillig hintergangen, abſichtlich belogen, frevelhaft mit mir geheuchelt; folglich konnte er nichts, nichts, gar nichts mehr für mich thun. Nicht wahr, Sie begreifen das? Und den Eid mußten Sie mir leiſten, damit mein Verſchwinden am beſten durch meinen Tod gedeutet werden möge; und meine Anleihe bei Ihnen machte denſelben unwahrſcheinlich. Meinem Vater und ſeinen Nachforſchungen mußte ich mich um jeden Preis entziehen! — Vierundzwanzig Stunden ſpäter war ich in Neapel, und der gnädige Gott hüllte mich gleichſam in ſeine Wolken. Mein Dienſt war leicht, ich lernte ihn ſchnell, ich mußte meine Gebieterin an- und auskleiden und ihr die Dinge auf italieniſch nennen, nach denen ſie durch Zeichen fragte. Sie war reich, vornehm, jung und ſchön, aber ich glaube, ſehr unglücklich — nicht weil ihr Gemahl ſie außerordentlich roh behandelte, ſondern weil ſie einen Mann liebte, der ihre Liebe grauſam erwiderte. Er vernachläſſigte ſie tagelang, kam nicht zu ihr, ſprach, wenn er ihr begegnete, nur flüchtig mit ihr, ſah ſie oft nicht einmal an, ließ ſie ſich grämen und ängſtigen, und dann plötzlich überraſchte er ſie, überſchüttete ſie mit Liebe, Freude und Zärtlichkeit, verſicherte ihr aufs innigſte, ſie ſei die Wonne ſeiner Seele, und es beglücke ihn namenlos, daß er ſie immer auf dieſem Punkte der zitternden Sehnſucht erhalten könne, denn dieſe unſtillbare Sehnſucht ſei ein Beweis ihrer Liebe. Das tröſtete ſie — ſo lange er da war; ging er, ſo begann ſie wieder an einem Gefühle zu zweifeln, das für eigenſüchtigen Genuß das Geliebte auf die Folter legt. Und der Mann hatte kein andres Liebesverhältniß, wie ich glaubte; er war wirklich ehrlich, betrog meine arme Gebieterin nicht — doch weh zu thun iſt Männerart. Da ſah ich zum erſten Male, daß ich nicht deshalb unglücklich war, weil Dürftigkeit und Erniedrigung mich von Kindheit an umringt hatten, ſondern weil es für Frauen faſt unmöglich iſt, nicht unglücklich zu ſein, ſobald ſie ihr Glück von einem Manne abhängen laſſen. Troſt gab mir dieſe Wahrnehmung nicht, aber ſie machte mich ſtill; ich hörte auf, mein Schickſal als eine Ausnahme zu betrachten. Nach drei Monaten verließ ich meinen Dienſt; ich wollte nicht, daß meine Gebieterin Übles von mir denken dürfe, und ging, ehe es mir unmöglich ward meinen Zuſtand zu verheimlichen. Sie entließ mich freundlich mit Lob und Geſchenken, und ich begab mich nach Caſtellamare, wo Aſſunta geboren iſt. Ich beſchwöre Sie, Signor, denken Sie nicht allzu gering von mir! Ich muß Ihnen geſtehen, daß dies Ereigniß, anſtatt wie eine Schmach oder ein Vorwurf, wie eine Ehre mir vorkam. Ich war gewürdigt, Mutter zu ſei[illegible]inem Geſchöpfe Gottes das Leben zu geben, zu erhalten, für andres Daſein als das meinige zu ſorgen, zu hoffen, zu arbeiten. Ich hatte Aſſunta's Vater geliebt — die heilige Jungfrau weiß es! — ohne Nebenabſicht; aber freilich — auf die Wonne der Erwiederung rechnete ich, denn ohne ſie iſt die Liebe zwiſchen Mann und Weib Wahnſinn oder Thorheit. Doch bei dem Kinde rechnete ich auch darauf nicht, und liebte es dennoch eben ſo opferbereit, eben ſo begnügt, und dies Gefühl richtete mich vor meinen eigenen Augen auf: es gab mir die Zuverſicht, daß keine Gemeinheit der Seele mich Ihm in die Arme geworfen — nur Liebe. Jetzt liebte ich mein Kind, und um des Kindes willen verzieh ich ihm — ſo weit es dem ſchwachen Menſchen möglich iſt, zu verzeihen; ich betete, Gott möge ihm ſeine Miſſethat nicht anrechnen."

Bei dieſen Worten ergriff Gerhard Roſa's Hand, ſah ſie wild an und rief:

„O zum Teufel! Sie ſind ein Engel, eine ſchneeweiße Heilige!"

„Ich!" ſagte ſie befremdet und legte langſam die Hand über die Augen; kein Tadel hätte ſie ſo tief gedemüthigt als dies Lob. „Was hab' ich denn ſo Herrliches gethan?"

„Ich habe nicht geſagt: Sie thun wie ein Engel, ſondern: Sie ſind ein Engel, ein Engel, und abermals ein Engel! und nun erzählen Sie weiter."

„Inzwiſchen", fuhr Roſa fort, „war meine kleine

Kaſſe ziemlich erſchöpft, und ich mußte über Mittel zu künftigem Erwerbe nachdenken. Ich war kräftig und ſehr geſund, ich hätte wol arbeiten können; aber ein kleines Kind begehrt ſo viel Pflege, eh' es laufen kann. Wieder kam mir unverhoffte Hülfe. Die Frau, bei der ich wohnte, ein gutes, theilnehmendes Weib, kam athemlos zu mir und ſagte: eine fremde Gräfin ſei in Caſtellmare niedergekommen, man verlange eine junge, geſunde Amme, und ob ich mich nicht melden wolle. Noch heute weiß ich nicht genau, weshalb dieſer Vorſchlag mir ſo unerhört weh that. Ich hatte ja bereits gedient ohne große Überwindung; allein dieſer Dienſt kam mir allzu drückend vor, allzu beſchämend. Und wußte ich denn, ob ich würde Aſſunta bei mir behalten dürfen? Schwerlich! Doch war ich feſt entſchloſſen, mich nicht von ihr zu trennen. Mit der Zuverſicht, man werde gerade das von mir verlangen, gab ich den Bitten und Vorſtellungen jener Frau nach und ließ mich zu der Gräfin führen. Da war Alles in Aufruhr! Sie hatte drei Tage darauf beſtanden, ihren Sohn ſelbſt zu nähren; es ging nicht; dann hatte ſie ihn wieder drei Tage mit Ziegenmilch ernähren laſſen, das bekam ihm nicht. Der Graf ward böſe und beſtand auf eine Amme, die erſte beſte geſunde Perſon. Zwei hatten ſich bereits vorgeſtellt, aber der Gräfin ſo ſehr mißfallen, daß ſie auf keine Weiſe zu bewegen war, ihnen ihr Kind anzuvertrauen. Der Graf gerieth in den heftigſten Zorn und ſchwur, die dritte, wenn ſich noch eine fände, ſolle und müſſe angenommen werden. Da kam ich mit Aſſunta auf dem Arme. Der Graf war im Vorzimmer. Ohne mir ein Wort zu ſagen, faßte er mich bei der Hand, zog mich raſch zu der Gräfin, ſtellte mich vors Bett und ſagte: „Dieſe bleibt".“

„„Nur unter der Bedingung, daß mein Kind bei mir bleiben und daß ich eben ſo ſehr für daſſelbe als für das Ihre ſorgen darf", ſprach ich ſehr beſtimmt.“

„„O", rief die Gräfin und faltete ihre ſchmalen, ſchwachen Hände, „dieſe Frau hat Gott mir geſchickt! ſie wird meinen Sohn lieb haben."“

„Dieſer Ausruf rührte mich tief; ich überwand meinen Schmerz; ich blieb — und wirklich nach kurzer Zeit nicht ungern. Beide Kinder gediehen, und die Gräfin war das holdſeligſte Geſchöpf, das ich je gekannt, ganz jung, ganz ſchön, ganz gut. Der Graf vernachläſſigte ſie aufs äußerſte, obgleich er noch kein Jahr mit ihr vermählt war. Immer ſaß er am Spieltiſche oder war er in Liebeshändel verwickelt, die neben ſeiner lieblichen Frau eben ſo empörend als unbegreiflich waren. Aber das iſt nun einmal Männerart.

Sie blieb immer himmliſch ſanft; ich war faſt immer mit den Kindern um ſie und liebte und bewunderte ſie ganz im Stillen. Zuweilen weinte ſie, dann ſchickte ſie mich aber fort, und wenn der Graf kam, war ſie wieder freundlich und führte ihn zu ſeinem Sohne. Im Herbſt gingen wir nach Neapel, und ſchnell verſtrich ein Jahr. Die Kinder waren entwöhnt, fingen an zu ſprechen, zu laufen; aber ich blieb, weil die Gräfin es wünſchte, und weil es mir und meinem Kinde gut ging. Das ſollte aber nicht dauern. Der Graf fing an mich auf eine Weiſe zu behandeln, die ich nicht ertragen konnte. Einmal ging ich mit den beiden Kindern und einer zweiten Wärterin auf der Villa Reale ſpazieren. Ich trug den prächtigen, auffallenden Anzug, den die Vornehmen in Neapel den Ammen ihrer Kinder geben, einen hochrothen Rock, mit Gold beſetzt, eine feine geſtickte weiße Mouſſelinſchürze, einen violetten Sammetſpenzer, reich mit Gold geſtickt, und goldne Nadeln im Haar. Der Graf begegnete uns mit einigen andern Herren. Er rief mich an und zeigte ihnen ſeinen Sohn. Die Herren bewunderten unverhohlen mich weit mehr als das Kind. Das machte ihn aufmerkſam auf mich, und ſo ſah ich mich genöthigt, ſehr bald die Gräfin um meine Entlaſſung zu bitten. In der Hoffnung, ſie möge die Unwürdigkeit ihres Gemahls noch nicht bemerkt haben, erzählte ich ihr ein Märchen von einer alten kranken Mutter, die mich heim berufe. Sie that mit Worten, als glaube ſie den Vorwand, aber an einer ſanften, verneinenden Kopfbewegung, an den Thränen, die ſie nicht unterdrücken konnte, erkannt' ich wol, daß ſie nicht blind geweſen. Ich küßte tauſend Mal ihre lieben Hände, es wurde mir ſchwerer, mich von ihr zu trennen, als von ihrem Sohne, der mir doch wie an mein Herz gewachſen war. Sie umarmte mich weinend, dankte mir, beſchenkte mich reichlich, und am Abend deſſelben Tages war ich mit meiner Aſſunta auf dem Wege tiefer in das Land hinab. Gern wär' ich in Caſtellamare oder Sorrent geblieben; dorthin drängen ſich im Sommer die Fremden und bieten den Unbemittelten tauſend Gelegenheiten zum Verdienſt; aber, Signor, ich war ſehr ſchön damals, ich fürchtete bemerkt zu werden, wo viele reiche, unbeſchäftigte, verdorbene Leute ſich umhertrieben, und ging bis Salern. Da habe ich ſieben Jahre gelebt von der Arbeit meiner Hände, unbemerkt, ſtill und fleißig — nicht glücklich — o mein Gott, nein! mit meinen Erinnerungen iſt man das nicht, eine ſo tief verwundete Seele heilt nicht ganz —, aber ſtark genug, um einzig auf das Gedeihen und das Wohl meines Kindes die Augen zu richten, und geſund genug, um nicht die Kraft des Willens der Schwäche des Körpers unterliegen zu ſehen. Geſundheit iſt das größte Glück des Armen. Endlich bin ich vor zwei Monaten hierher gekommen, weil ich in einer Zeitung die Auffoderung an mich, die vor neun Jahren Verſchollene, fand, falls ich noch lebe, mich in Albano einzuſtellen, als einzige Erbin einer kürzlich dort verſtorbenen Frau. Sie war die Schweſter meines Vaters; die Auffoderung ſagte mir, daß er nicht mehr am Leben ſei. Ich zögerte nicht, legitimirte mich als rechtmäßige Erbin und ſah mich plötzlich wohlhabend; denn für Jemand, der von täglichem Erwerbe lebt, iſt das geringſte Beſitzthum ein Vermögen; und hier, Signor will ich nun leben und ſterben."

„Das iſt brav!" rief Gerhard; „das freut mich, ich werde Sie oft beſuchen, wir wollen gute Freunde ſein." Er ſchüttelte ihr herzlich die Hand und war vergnügt wie lange nicht. Nun ſprach er viel und unbefangen mit ihr, er tappte nicht mehr im Dunkel, confuſe Vermuthungen ſtörten ihn nicht mehr. Aus einer zufälligen Stockung des Geſprächs fuhr er plötzlich auf:

„Aber der Vater! zum Teufel, ſoll denn der Vater gar nichts für das Kind thun?"

„Signor“, antwortete Roſa mit ſtolzer Ruhe, „das Kind iſt mein, mit meinem Herzblute, mit meinen Thränen hab' ich's zu meinem alleinigen Eigenthume gekauft. Nicht ein Härchen von ihren ſchönen ſchwarzen Locken ſoll Ihm gehören, und wenn er eine Fürſtenkrone daraufſetzen könnte. Beſſer kein Vater als der Vater. Übrigens — bei meiner Seligkeit! ich weiß nicht, wer er war, und hätte ich es gewußt, ich würd' es längſt vergeſſen haben.“

Gerhard fügte ſich ihrem Willen. Er ging; er kam. Dieſe Frau, dies Kind warfen ein erhöhtes Intereſſe in ſein Leben, das bisher immer nur ſtoßweiſe von einem Orkane des Gefühls durchbrauſt worden war. Sein Gehirn kannte tropiſche Entzückungen, welche ſich aber nie in der geſunden Region des Herzens akklimatiſirt hatten. Nicht als wäre ſein Herz in den Wellen der Phantaſie untergegangen! O nein! Es war nur zu heftig, zu raſch; es warf ſich wie die Flut an die Klippe; und wenn es dann gewahr wurde, daß der Fels Fels blieb, ſo ſtrudelte es ſich in ſich ſelbſt zurück und blieb im Innern warm und weich, während die äußern Strudel die Leute abſtießen und ihn wunderlich und excentriſch in ihren Augen machten. Gerade darum, wie ich ſchon ſagte, war ich ihm gut und war auch Roſa es ihm. Wie weit die Theilnahme gegangen, die er für Roſa empfunden, weiß ich nicht. Da er aber kurz darüber hinglitt, ſo vermuthe ich, daß ſie ſehr tief geweſen, und daß ihr plötzlicher Tod ihn um ein ſtilles Glück gebracht. Roſa ſtarb an einer Bruſtentzündung binnen drei Tagen und hatte nur die Zeit, Gerhard zu Aſſunta's Vormund zu machen. Wie ihre Seele im Leben, war ſie im Tode, ſtark und gefaßt. So geht es immer! In Qualen muß der Menſch leben und lebt er; und tritt endlich der Moment der Erholung ein, und ſtreckt er ſich hin, um auszuruhen, ſo ſtirbt er ſtatt deſſen. Was iſt nun beſſer: in Qualen leben, oder ſtill todt ſein?

Gerhard's Entſchluß war augenblicklich gefaßt. Er führte Aſſunta von dem Sterbebette ihrer Mutter in ſeine Wohnung nach Rom und beſchloß, ſich nie von dem Kinde zu trennen, ſo wie Roſa ſich nie von ihr getrennt hatte. Um das durchzuführen, veränderte er ſeine Lebensweiſe und Gewohnheiten. Er ließ ſeine Junggeſellenwirthſchaft fahren, richtete ſich häuslich ein, nahm eine zuverläſſige Frau, welche die Küche und Aſſunta's Pflege beſorgen mußte, ſchickte die Kleine zu den Urſulinerinnen in die Schule und hatte ſie in ihren Freiſtunden immer um ſich. Im Atelier, wenn er arbeitete oder ſeinen zahlreichen Schülern Unterricht gab, mußte ſie ſich ruhig bei ihren Spielwerken verhalten; in den Speiſe- und Abendſtunden hingegen machte es ihm das größte Vergnügen mit ihr zu plaudern, ſie in ihren Studienfortſchritten zu examiniren und ihr ſelbſt Zeichnenunterricht zu ertheilen. Seine Freunde und Bekannte glaubten nicht anders, als daß Aſſunta ſeine Tochter ſei; da er es ruhig verneinte, ohne weitere Auskunft zu geben, ſo glaubten ſie es um ſo mehr und fanden ſeine Zärtlichkeit für das Kind ſehr begreiflich; denn Aſſunta, jetzt zehn Jahre alt, hatte von ihrer Mutter alle Güte und alle Grazie geerbt, und war dabei mittheilender, offner, traulicher als jene und dadurch angenehmer im täglichen Umgange; Roſa konnte nur große Sympathien wecken. Sie war früh der Härte begegnet und hatte ſich in ſich ſelbſt zuſammengewickelt, um deren Berührung ſo viel wie möglich zu vermeiden; dies war anfangs Inſtinkt, dann Bedürfniß, endlich Richtung des Charakters. Aſſunta kannte nur Liebe, daher war ſie ohne Furcht und Scheu. Sie hing an Gerhard, wie ſie an ihrer Mutter gehangen, wenn nicht mit derſelben Zärtlichkeit, doch mit größerer Dankbarkeit, und ſie war zu ſehr Kind ihrer Mutter, um nicht aus dem Danke eine Liebe zu machen. In der erſten Zeit hatte ſie ſich mit einer Heftigkeit über den Tod ihrer Mutter gegrämt, welche bei Kindern ungewöhnlich iſt;

ſie kennen wol einen kurzen, ſtarken Schmerz, ſelten tiefen Gram. Aber Aſſunta grämte ſich. Zuweilen war ſie ſcheinbar ganz aufmerkſam mit ihrer Puppe beſchäftigt, und wenn Gerhard ſie rief oder anſprach, ſo trocknete ſie haſtig die Augen, eh' ſie ſich zu ihm kehrte. Zuweilen beim Eſſen, oder ohne alle äußere Veranlaſſung, wurde ſie auf einmal ganz ſtill, und große Thränen rollten über ihre Wangen. Nachts, erzählte die Haushälterin an Gerhard, wache ſie bisweilen auf von Aſſunta's bitterlichem Weinen. Er ließ ſie weinen, er verdoppelte nur ſeine Zärtlichkeit und beſtand darauf, daß ſie hübſch fleißig in der Schule lerne; und dieſe geſunde Seelendiät that gute Wirkung bei der kleinen Herzenskranken. Sie vergaß nie ihre Mutter, allein ſie vergaß ihren Gram.

Die Jahre verſtrichen; Aſſunta war zu einem lieblichen Mädchen erwachſen. Kein Vater kann ſich mehr ſeines Kindes freuen als Gerhard ihrer. Der volle Schatz ſeiner Liebe, den er nie ganz hatte anbringen können, gehörte ihr. Er war auf dem Wege geweſen, ſein Herz mit Roſa zu erfüllen, doch mehr noch als ihr äußeres Schickſal hielt ihr innerſtes Weſen ſie immer etwas fern von ihm; ſie brauchte ſo gar keinen Schutz, war ſo ganz ſtark und ſelbſtändig. Solche Frauen lieben die Männer nicht gern. Wenn ſie ſie aber einmal lieben, ſo lieben ſie nur ſolche mit hoher Leidenſchaft. Darum nehmen ſie ſich gern vor ihnen in acht; hohe Leidenſchaft hat viel Unbequemes. So raiſonnire aber nur ich, nicht Gerhard; er um ſo weniger, da Roſa geſtorben war, ehe er die Wahrheit des letzten Wortes erproben konnte. Nun liebte er in Aſſunta nicht blos das Kind, ſondern auch die Mutter, und gar eine todte Mutter. Er fühlte ſich recht glücklich! Er war funfzig Jahre alt geworden; Sorgfalt und Aufmerkſamkeit thaten ihm wohl. Er arbeitete immer gern, doch nicht mehr ums Brot; er hatte ſich ein kleines ſichres Vermögen erworben, gerade genug, um ſein Alter und Aſſunta's Zukunft ſicher zu ſtellen. Daher war er zwar aus Gewohnheit und Bedürfniß der Thätigkeit ſtets beſchäftigt, allein er ließ ſich doch recht gern dann und wann von Aſſunta unterbrechen, ſei es, um einen Spaziergang auf Monte Pincio oder Monte Celio zu machen, oder um einem kirchlichen Feſte beizuwohnen, oder um die Ruinen des alten großen Rom zu beſuchen. Das waren Aſſunta's Vergnügungen. Übrigens lebte ſie ſo häuslich und eingezogen, wie die Römer ihre Töchter halten, und kam eigentlich nur zum Vorſchein und zwiſchen viel Menſchen an den drei großen römiſchen Volksfeſten, Pfingſten, am Frohnleichnamstage und an den Octoderſeſten in der Villa Borgheſe. Dann ſchüttet Rom ſeinen Reichthum an Weiberſchönheit aus. Gewöhnlich bietet es nur eine erſtaunenswerthe Fülle der Häßlichkeit dar.

Dennoch hatten gewiſſe Männeraugen alle Muße, Aſſunta zu ſehen und zu bewundern; nämlich Gerhard's Schüler. Seit ſie nicht mehr Kind war, hatte das Atelier freilich aufgehört ihr Spielplatz zu ſein, aber Gerhard hatte auch ſeitdem ſeine Wohnung verändert und eine andere gewählt, in welcher die Zimmer unmittelbar an dem Atelier lagen. Er mochte nicht Aſſunta, die nicht mehr in die Schule ging, den ganzen Tag einſam oder bei der Haushälterin oben ſitzen laſſen. Sie ſollte in ſeiner Nähe ſein, er wollte wiſſen, was ſie that und trieb, zuweilen ſie ſehen und ein Wörtchen mit ihr plaudern. Waren ihre häuslichen Beſchäftigungeu abgethan, ſo ſaß ſie arbeitend oder zeichnend in Gerhard's Zimmer, deſſen Thür faſt immer geöffnet nach dem Atelier blieb.

Gerhard intereſſirte ſich für ſeine Schüler, gab ihnen nicht blos den regelrechten Unterricht, ſondern freute ſich herzlich, ſobald dieſer oder jener ſich mit Bitte um ſpecielle Anleitung und Erklärung an ihn wendete, und ſchenkte gern dem Eifrigen und Wißbegierigen eine Abendſtunde. Dann pflegten ihn auch ſeine Freunde zu beſuchen, ſo daß ſich häufig ein kleiner froher Kreis um ihn verſammelte, in deſſen Mitte Aſſunta heiter und unbefangen wie die Tochter vom Hauſe ſtand. Seit ihrer Kindheit an den beſtändigen Umgang mit Männern gewöhnt, kannte ſie keine Blödigkeit ihnen gegenüber. Die Freunde ihres Vaters (ſie gab ihm den Namen, den ſeine Liebe ihm verdiente) durften ſie ganz ſo viel necken, wie es ältern Männern bei jungen Mädchen ſo großen Spaß macht; und die Schüler ihres Vaters betrachtete ſie ungefähr wie eine Schaar von Vettern, mit denen ein freundlich verwandtſchaftliches Verhältniß recht angenehm iſt. Der Eine ſpitzte ihren Bleiſtift zu, wenn ſie ſich die Finger eben nicht ſchwarz machen wollte; ein Andrer beſorgte ihr einen Blumenſamen, den ſie gerade wünſchte, und noch Einer ſchrieb ihr ein Lied ab, das ihr gefiel, und das ſie ſingen wollte; und dann ſang ſie es am Morgen mit ihrer jungen, klingenden Stimme ſo friſch in das Atelier hinein, daß Gerhard ihr bisweilen zurief:

„Aſſunta, Du ſchmetterſt wie ein Kanarienvogel! uns gellen die Ohren.“

„Soll ich die Thüre zumachen, lieber Vater?“ fragte ſie, ohne ſich über die geringe Anerkennung ihres Talents zu kränken.

„Bleib doch ruhig ſitzen und zeichne einmal zehn Minuten hintereinander!“ rief er.

Aſſunta, die oft ſtundenlang ſehr aufmerkſam an ihrem Arbeitstiſche ſaß, zeichnete fort, lächelte und ſchwieg. Nach einer Weile trällerte Gerhard nicht ſehr melodiſch: „Du Schwert an meiner Linken“, unterbrach ſich dann und rief:

„Aſſunta, wie heißt die zweite Strophe Deines neuen Liedes? Ich vergeſſe ſie beſtändig! — Aber pian pianino, zerſprenge uns nicht das Trommelfell.“

Dann ſang ſie, und alle Hände arbeiteten noch einmal ſo emſig.

Doch ſeit Amaury Derval Gerhard's Schüler war, ſang Aſſunta nicht mehr ſo luſtig. Sie war nicht traurig dadurch geworden — o Gott, nein! — aber wußte ſie denn, ob die Lieder ihm gefielen? und zitterte ihre Stimme nicht vor Befangenheit bei dem Gedanken, daß er ihr zuhöre? — Ob die übrigen jungen Leute zuhörten, kümmerte ſie wenig; ſie ſang zu ihrem eigenen und Gerhard's Vergnügen, und fiel ihr einmal das größere Auditorium zufällig ein, ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Warum ſollten ihnen meine herzigen Lieder mißfallen! und wenn — was ſchadet das meinen Liedern? Aber Amaury Derval! Hätte dem ein Lied mißfallen, ſo würde ſie es ſchwerlich je wieder über ihre Lippen gebracht haben. Übrigens war, wie ſich von ſelbſt verſteht, gerade Amaury Derval Derjenige, dem ſie am wenigſten fürchten durfte zu mißfallen, mit und ohne ihre Lieder.

Seit er da war, war Aſſunta's Stimme leiſer, ihre Bewegung ſchüchterner, ihr Gang ruhiger geworden. „Warum biſt Du denn ſo ſtill?“ fragte Gerhard verwundert.

„Du haſt mir oft geſagt, lieber Vater, ich plaudere zu viel und lache zu laut“, antwortete Aſſunta erröthend; „und da ich nun ſechszehn Jahre alt bin“ —

„Mußt Du Dich wie ein alter Karthäuſer benehmen, nicht wahr? Das verbitte ich mir aber, mein Schätzchen! Wenn man alt wird, hat man gern mit jungen Leuten zu thun, und wo ſteckte die Jugend, wenn nicht in Frohſinn und Munterkeit? Und wie ſoll das zum Vorſchein kommen, wenn nicht durch ſchwatzen und lachen? Sei Du ſo luſtig Du willſt! fröhliche Leute haben überdies keine böſe Gedanken“ —

„Ich habe wirklich keine böſe Gedanken!“ unterbrach ihn Aſſunta tödtlich erſchrocken. Anders, neu und fremd, waren ſie allerdings ſeit einiger Zeit, die Gegenwart kam ihr wichtiger vor, die Zukunft bedeutender, obgleich vor derſelben ein undurchdringlicher

Schleier hing; doch der zitterte bisweilen wie von unſichtbarer Hand bewegt, und dann ſchien er von Goldflor zu ſein. Jeder Tag hatte ſeine ganz beſondere Freude! die hieß Amaury Derval; die brach an, wenn er in das Atelier ihres Vaters trat. Sie ſaß in deſſen Zimmer an ihrem Arbeitstiſche und ſah kaum auf und durch die Thür ins Atelier; allein ſie wußte dennoch, ob Amaury da war oder nicht. Sie kannte ſeine Weiſe, die Thür raſch und weit zu öffnen, ſie kannte ſeinen langen, leichten Schritt. Und war er da, ſo horchte ſie auf ſeine Stimme, deren geringſte Inflexion ihr verſtändlich war. An ſeinem „Guten Morgen, Herr Gerhard!“ hörte ſie, ob er froh war; und wenn er froh war, ſo kam das daher, daß er glaubte, endlich wieder einmal einen Abend bei Gerhard zubringen und mit Aſſunta plaudern zu dürfen. Das hörte ſie Alles heraus, und irrte ſich nicht, und war ſo glücklich, daß gerade der geſcheute, fleißige, liebenswürdige Amaury der tüchtigſte Schüler ihres Vaters ſein mußte!

Es ſchien ein wahres Seelenverſtändniß zwiſchen ihnen Beiden, ſie ſprachen ſich ſelten, ſie ſahen ſich nur und wußten ſo gut, wie Jedem zu Muthe war, als habe ihr Auge, gleich dem der Somnambülen, die Eigenſchaft das Unſichtbare zu ſehen. Eine Zeit war dies Verſtändniß geſtört, als ein Zögling Gerhard's, ein Deutſcher, nach einer halbjährigen Abweſenheit aus der Heimat nach Rom zurückkehrte. Das war eine Freude für Gerhard! Merrem war ſein Liebling, und nicht blos als Schüler, ſondern als Menſch und Künſtler; Familienrückſichten hatten ihn fortgerufen, es war ungewiß, ob ſie ihn nicht in Deutſchland feſſeln würden — und jetzt kam er unverhofft zurück und wollte ſich für die nächſten Jahre in Rom fixiren, nicht mehr als Schüler, ſondern ſelbſtändig.

„Das iſt ein Kopf!“ ſagte Gerhard faſt täglich zu ſeinen Schülern; „aus dem wird etwas Großes werden! Wie der gearbeitet hat, das ſtellt Ihr Euch gar nicht vor! Wochenlang that er nichts“ —

„Das kann ich auch, Herr Gerhard!“ unterbrach ihn der Jüngſte der Geſellſchaft.

„Ich weiß es, mein Söhnchen“, entgegnete Gerhard gelaſſen; „und dann kam er wieder von ſeinen Streifereien im Gebirg und in der Campagne, ganz blaß, ganz tiefſinnig, und arbeitete mit dem eiſernen, anhaltenden, ausdauernden Fleiße, wie nur das Genie arbeiten kann; und war er fertig mit ſeinem Gegenſtande, und wähnte ich, er müſſe ſich matt fühlen von der ungeheuern Anſtrengung, ſo war ſein Auge klar und ſeine Wange blühend geworden. Den

Merrem hat der Genius zerarbeitet, bis er deſſen Meiſter geworden iſt.“

Aſſunta freute ſich über Merrem’s Wiederkehr, weil es ihren Vater ſo beglückte, und weil ſie ſelbſt ihm gut war — mehr als den Übrigen. Doch Amaury Derval gehörte nicht zu den Übrigen. Er glaubte es aber und wurde ganz finſter und ſchweigſam. Er lachte nicht mehr ſo hell und luſtig, daß Aſſunta immer heimlich mitlächeln mußte, wenn ſie ihn hörte. Er öffnete die Thür und ging ſo langſam, daß ſie ſich ſchon mehrmals über ſeinen Schritt getäuſcht hatte. Sie beſann ſich und brachte heraus, dieſe Verwandlung ſei eingetreten mit Merrem’s Rückkunſt, ſeinen häufigen Beſuchen und ihres Vaters Lobeserhebungen. Konnten dieſe nicht in der That etwas Kränkendes für Amaury haben, der ſich plötzlich — wenn nicht aus ihres Vaters Gunſt verdrängt, doch verdunkelt ſah? Aſſunta nahm Partei für Amaury gegen Merrem; aber daß es für Amaury geſchah, errieth Niemand als er allein.

Eines Morgens hatte Gerhard wieder Gelegenheit gefunden, von Merrem’s Gaben und Fähigkeiten zu ſprechen, und Amaury bemerkte mit ſtillem Grimme, daß Aſſunta, wie um zuzuhören, in die Thür getreten war. Als er ſchwieg und Alle ſchwiegen, nahm ſie ganz ſanft das Wort:

„Lieber Vater, warum lobſt Du nur den Merrem ſo unerhört? Er iſt wirklich ein rechter deutſcher Bär!“

„Oho!“ fuhr Gerhard auf; „was weißt denn Du von deutſchen Bären! Bin ich etwa einer? He?“

„Er hat mich vorgeſtern hier im langen Gange faſt über den Haufen gerannt und mich nicht einmal um Verzeihung gebeten.“

„Nun, im langen Gange iſt's ohnehin ſtockfinſter! Kommt man gar von draußen herein, kann das wol paſſiren.“

„Aber man entſchuldigt ſich doch!“ behauptete Aſſunta ganz ſanft.

„Lieber Derval, geben Sie mir doch eins der dünnſten Stäbchen dort“, wandte ſich Gerhard zu Amaury, deſſen Herz ſo heftig ſchlug, daß ihm die Hand zitterte, die das Stäbchen darbot.

Da Gerhard ihr nicht geantwortet hatte, ſo ſchwieg Aſſunta, blieb aber in der Thür ſtehen, lehnte ſich an den Pfoſten und ſtrickte ganz eifrig, ohne aufzublicken. Nach fünf Minuten ſah Gerhard auf und fragte lachend:

„Haſt Du noch mehr Klagen über Merrem zu führen, daß Du unbeweglich daſtehſt wie vor Gericht?“

„O, Klagen gar nicht!“ ſagte Aſſunta faſt ſtolz; „für ihn ſelbſt iſt es am übelſten, wenn er ſchlechte Manieren hat, er mißfällt dadurch.“

Amaury heftete einen raſchen, feſten Blick voll Jubel und Dank auf ſie; ſie fühlte den Blick, denn ihre Wangen färbten ſich höher, wie unter einem Sonnenſtrale, aber ſie ſah unwandelbar auf ihr Strickzeug, indeſſen Gerhard ganz heftig und verdrießlich rief:

„Schlechte Manieren hin, ſchlechte Manieren her! Ich weiß nicht, ob ein kleines Mädchen wie Du im Stande iſt, die Manieren zu beurtheilen. Daß Du aber über ein Genie nicht urtheilen kannſt, ſiehſt Du, Schätzchen, das weiß ich, und daß die Herren hier es anerkennen und ihm nachſtreben mögen, das wünſche und hoffe ich.“

„Bei mir, Herr Gerhard, ſind Sie von beidem überzeugt, nicht wahr?“ fragte Amaury mit dem liebenswürdig traulichen Lächeln, das ſeinem ſchönen, lebhaften Geſichte ſo gut kleidete, und Gerhard nickte ihm freundlich zu, während Aſſunta aus der Thür verſchwand. Von dem Augenblicke an wich Amaury's Trübſinn und nannte Aſſunta Merrem nicht wieder einen deutſchen Bären. Einmal genügt. Amaury ſchloß ſich an Merrem herzlich an, theils um dadurch in Gerhard's Gunſt zu ſteigen, theils um den neuen Freund zu bewachen, der doch vielleicht durch den Vater der Tochter ſich zu nähern hoffte, theils weil Merrem's Umgang wirklich bildend für ihn war, theils endlich, weil er unter deſſen Ägide weit häufiger als ſonſt Gerhard beſuchen durfte. Er fühlte ſich recht glücklich, er ſah Aſſunta's Neigung wachſen und wachſen, ganz leiſe, ganz heimlich, wie ein Veilchen, das nur durch ſeinen Duft ſein Daſein dem Suchenden verräth; und er — er liebte ſie! Wie hätte er nicht ſollen? Sie war ſo ganz liebenswürdig und Alles, was man bei einer Frau vereinigt wünſcht, doch ſelten findet: ſchön und anſpruchslos, intelligent und ſeelenvoll, fröhlich und von tiefem Gefühl. Was hinderte ihn, ihre Zukunft an die ſeine zu knüpfen? Nichts. Seine Ältern waren reich, er der einzige Sohn; er durfte ihrer Zuſtimmung gewiß ſein. Aber er war erſt einundzwanzig Jahr und noch ein unbedeutender Schüler; er wollte noch warten. Aſſunta's war er gewiß. Er hatte ihr nie eine Sylbe von ſeiner Liebe geſagt, dennoch hegte er die feſte Überzeugung, daß ſie jeden andern Antrag abweiſen, und daß der geheime Grund, den ſie vielleicht kaum ſich ſelbſt geſtehen werde, ſei: Ich warte auf Amaury Derval.

Sehr unbehaglich waren ihm die Briefe ſeiner Mutter, die ihm alle acht Tage, aber jetzt ununterbrochen von einer Couſine ſchrieb, deren Vater Baron und ſehr reich, und deren Erziehung eben vollendet war. Sie war aus ihrer pariſer Penſion, ein Wunder von Geiſt und Anmuth, nach Bordeaux, ſeiner und ihrer Vaterſtadt, gekommen. Im vierten Briefe bat ihn die Mutter, den heißen Sommer nicht in Rom zuzubringen, ſondern mit dem Dampfſchiffe nach Marſeille und von dort nach Bordeaux zu kommen. Er ſah wol, dies ſei wegen der Couſine, darum dankte er der Mutter und ſchützte die Nothwendigkeit emſiger Studien vor. In der Antwort bat ihn die Mutter unverhohlen, er möge kommen, um Paulinens Bekanntſchaft zu machen, und im ſechſten Briefe ſetzte ſie ihm weitläuftig die Vortheile und das Glück einer Ehe mit dieſer charmanten Perſon auseinander, und er müſſe kommen.

Amaury fand dies ſehr übel angebracht. Indeß entſchloß er ſich zur Reiſe nach Bordeaux, nicht ſowol um die Couſine kennen zu lernen, weit weniger noch um ſie zu heirathen, ſondern um ſeine Ältern von ſeiner Liebe für Aſſunta zu benachrichtigen, ihre Zuſtimmung zu erbitten, mit ihrem Segen nach Rom zu der Geliebten zurückzukehren und ihr auf einmal ſeine Liebe, die Freude der Ältern und eine ſelige Zukunft mit ſeiner Hand zu bieten.

So ging er Abends zu Gerhard, um Abſchied zu nehmen, denn er wollte ſo ſchnell wie möglich die Sache abthun. Es war in den erſten Tagen des Mai, die Sonne ging ſchon ſpät unter; drum war Gerhard noch im Atelier und zwar mit Aſſunta's Büſte in der Tracht von Albano beſchäftigt. Sie ſaß ihm dazu. Amaury hatte ſie nie ſo reizend geſehen! Das weiße Tuch und die dunkelrothen Bänder hinterwärts auf dem glänzend ſchwarzen Haar hätten den Maler mehr noch als den Bildhauer entzückt, indeſſen Letzterer an den feinen edeln Formen des Geſichts, des Halſes und der Schultern ſeiner Bewunderung und ſeiner Kunſt Spielraum geben durfte.

Amaury war ſo hingeriſſen von Aſſunta's überraſchendem Anblicke, daß er ganz vergaß, weshalb er gekommen; aber ſie hatte ihn kaum ins Auge gefaßt, ſo ſah ſie durch ſein Erſtaunen und Entzücken hindurch etwas Ungewöhnliches in ihm, denn die Plötzlichkeit ſeines Entſchluſſes lag ihm feſt und bleich um Mund und Wangen. Da man genug Übung hat, um die Handſchrift eines Freundes nach flüchtigem Hinblick auf zerknittertem Papiere zu erkennen, warum nicht die Seelenſchrift auf ſeinem Antlitze, wenn Gemüthsbewegungen daſſelbe überſtreifen?

Kurz nach Amaury's Eintritt ſchloß Gerhard die Sitzung und ging in ſein Cabinet, um die Hände zu waſchen; Aſſunta ging in ihres Vaters Zimmer und Amaury folgte ihr, ganz in ihre Schönheit verſunken. Da wendete ſich Aſſunta langſam zu ihm und fragte ganz, ganz leiſe, denn ſie fürchtete ſich vor der Antwort:

„Welche Nachricht bringen Sie uns, Signor?"

Amaury fuhr überraſcht und erſchrocken mit der Hand über die Stirn und ſagte raſch:

„Ich muß morgen zu meinen Ältern nach Bordeaux reiſen, und in drei, ſpäteſtens vier Wochen bin ich wieder hier. Bis dahin vergeſſen Sie mich nicht."

„Bis dahin?" ſagte ſie, ohne zu wiſſen, was ſie ſagte. Ihre Lippen zitterten, und ſie ſchwieg. Sie mußte ſich ſetzen, ihre Füße trugen ſie nicht, ihre Arme hingen ſchlaff herab, ſie ſchien vom Blitz getroffen, gelähmt, beſinnungslos.

„Nein, nein, es iſt nicht wahr, ich gehe nicht, ich bleibe! Ich kann nicht, mag nicht gehen!" rief Amaury halb leichtſinnig, halb mit prüfender Grauſamkeit.

„Sie gehen nicht!“ wiederholte Aſſunta; ein himmliſches, ſeliges Lächeln flog mit einem roſigen Freudenhauche über ihr unſchuldiges, an keine Verſtellung gewöhntes Geſicht; ſie faltete die Hände und ſah empor, nicht zu Amaury — zu Gott. Dann glitt ihr Blick auf ihn herab und mit tödtlichem Schreck rief ſie: „Es iſt nicht wahr! Sie gehen doch.“

„In drei Wochen bin ich wieder hier“, ſagte er; „ich muß fort, meine Mutter will es“ —

Doch Aſſunta hörte nichts mehr und entſchlüpfte in ihr Zimmer, während Gerhard eintrat. Amaury theilte ihm ſeine Reiſeabſicht mit, und Beide unterhielten ſich lange über die herrliche, zeiterſparende Erfindung der Dampfboote, bis Gerhard endlich fragte:

„Wo iſt denn Aſſunta geblieben? Warum hat ſie Sie allein gelaſſen?“

„Ich weiß nicht“, ſagte Amaury verlegen; „mir däucht, ſie klagte“ —

Gerhard ſtand ſchon in Aſſunta’s Zimmerchen; es war ganz dunkel, ſie hatte kein Licht. Er fragte ängſtlich: was ihr fehle? ob ſie krank ſei? weshalb ſie nicht komme? Sie nahm den dargebotnen Vorwand und ſagte ſo ruhig wie möglich aus dem Lehnſtuhle heraus, in welchem ſie ſich auf die Knie geworfen:

„Die Sitzung war lang, lieber Vater, ich ruhte mich ein wenig aus, und dann wollt' ich mich auch umkleiden."

„Gut, gut!" ſagte Gerhard beruhigt; „komm nur hernach gleich herein! Amaury Derval will Abſchied nehmen. Er verreiſt morgen." Damit ging er.

Aſſunta rang ſchweigend die Hände, hauchte hinein und legte ſie dann auf die Augen, um die Thränenſpur zu vertilgen, kleidete ſich um und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich muß mich zuſammennehmen und mir nichts merken laſſen! Was würde mein Vater von mir denken? Was müßte Er denken? Ach Gott, was hab' ich nicht ſchon im erſten Entſetzen gethan? Und weshalb? Sind denn drei Wochen — immer? Er kommt wieder, er hat es geſagt! Er wäre nicht der Amaury — den ich liebe, wollte ſie ſagen; allein das Wort der Liebe wie des Zweifels blieb ſelbſt in Gedanken unausgeſprochen in ihrer keuſchen Seele. Sie kehrte zu ihrem Vater zurück, gefaßt und freundlich, nur leichenblaß, und ſprach theilnehmend mit Amaury von ſeiner Abreiſe und Wiederkehr. Da Niemand Gerhard zu beſuchen kam, ſo fand Amaury keine Gelegenheit, ein leiſes, inniges Wort mit Aſſunta zu wechſeln. Endlich ſtand er auf:

„Ich muß noch von Merrem Abſchied nehmen", ſprach er; „alſo, Herr Gerhard, leben Sie wohl und auf ein baldiges, frohes Wiederſehen!“ Gerhard ſchüttelte ihm herzlich die Hand. Gegen Aſſunta verbeugte er ſich ſchweigend; gegen eine banale Phraſe ſträubte ſich Herz und Mund. Sie ſprach mechaniſch ihren gewohnten Scheidegruß, das liebliche, ſchmeichelnde, klingende „Felicissima notte.“

Als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, legte ſie die Hand an die Stirn, wie um ſich zu beſinnen. Gerhard bemerkte es und fragte, ob ſie Kopfweh habe.

„Nein“, antwortete ſie; „aber etwas drückt mir die Stirn.“

„Geh zu Bett“, ſagte er; „verſchlafe das! Morgen will ich Dich früh wecken, und wir machen einen großen Spaziergang, eh die Arbeit angeht. Das wird Dir gut thun! Was?“

„Mein guter, lieber, herzlieber Vater!“ rief ſie, warf ſich in ſeine Arme, legte ſchmeichelnd ihre Stirn an ſeine Lippen und ging dann in ihr Kämmerlein. Doch kein erquickender Schlaf ſchloß ihr Auge, obgleich ſie ſich todtmüde weinte. Kam ein augenblicklicher Schlummer über ſie, ſo fuhr ſie auf vor ihrem eigenen, wachend unterdrückten Angſtſchrei: Komm wieder! — und als Gerhard am nächſten Morgen an ihre Thür pochte, trat ſie ihm ſchon angekleidet entgegen und ſchreckte ihn durch ihr fatiguirtes Anſehen. Doch der Spaziergang that ihr wohl. Sonne und friſche Luft ſind Grüße der Hoffnung. Es iſt grauſam unmenſchlich, einen Gefangenen im Kerker von Luft und Sonne abzuſperren; worin ſoll er denn Troſt finden, wenn ſie fehlen? Jede Exiſtenz, die ſich nach der Zukunft ſehnt, braucht Sonne und friſche Luft. Ich ſah einmal einen Oleander im Hintergrunde eines Zimmers binnen acht Tagen mattweiß werden wie eine Kamelia. Hat die kleine Leiche mich doch gerührt! Oder eigentlich, daß es keine Leiche war, daß ſich die Blume nicht hinſterben ließ, nur ſich vergrämte und verfärbte, wie ſich das Haar der Menſchen bei großem Grame plötzlich verfärben ſoll — das rührte mich.

Aſſunta fand nicht blos momentane Erquickung in dem Spaziergange. Iſt das Herz nach einem großen Weh nur Einmal dem Troſte, der Beruhigung zugänglich geweſen, ſo ſehnt es ſich immer häufiger nach dem Labſale und findet es allmälig ſtets unter der Hand. Aſſunta dachte: Es ſind ja nur drei Wochen, und er kommt wieder! Was gräm' ich mich? Iſt es nicht himmliſch, daß ich mich ſo zu ſeiner Wiederkehr freuen kann?

Bald fing ſie an nach Tagen zu zählen. Heute noch ſechszehn Tage! ſagte ſie ſeufzend, wenn ſie am Morgen erwachte; und: Jetzt nur noch funfzehn! wenn ſie Abends im Bett die Augen ſchloß. Da machte Merrem ihr einſt einen fürchterlichen Schmerz, als er ſagte: Es ſei faſt unmöglich, daß Amaury in drei Wochen die Reiſe machen könne, indem ſeine Ältern gewiß nicht mit einem ſo ganz flüchtigen Beſuche zufrieden ſein würden, und er habe ihm in ſeinem Sinne Monatsfriſt gegeben. Aſſunta war ſchon bis zu dreizehn Tagen heraufgerückt. O Gott, ſeufzte ſie heimlich, das wäre von übermorgen an noch drei Wochen! Das glaub' ich nicht! — Und wirklich ſetzte ſie noch einige Tage ihre alte Rechnung fort. Doch als nach der Amaury's Rückkunft ganz nahe war, ward ſie plötzlich muthlos, wie man das häufig kurz vor der Erreichung eines glühend erſehnten Momentes wird, und ſprach zu ſich ſelbſt: Es iſt aber ganz unmöglich, in drei Wochen eine ſo weite Reiſe zu machen, und Merrem hat vollkommen recht! — Und ſtatt zu zählen: noch ſechs Tage, zählte ſie: noch vierzehn, mit der leiſen, leiſen, nie vor ſich ſelbſt deutlich gemachten Hoffnung, es ſei nicht unmöglich, daß ſie mitten in ihrer Rechnung durch Amaury unterbrochen werden könne. Allein er unterbrach ſie nicht.

„Ob Amaury Derval zurückgekommen iſt? Geſtern vor drei Wochen reiſte er ab?“ fragte Gerhard im Atelier ſeine Schüler, und ein allgemeines Nein war die Antwort. Aſſunta wunderte ſich über die ſeltſame Frage ihres Vaters; wäre Amaury in Rom, ſo würd' er ja im Atelier ſein. Aber dieſe letzten Tage verſtrichen ihr in den Martern der Erwartung, wo man von nichts weiß, nicht von ſeinen Sinnen, nicht von ſeinen Wünſchen, wo man fühlt, wie das Blut kleine ſeltſame Sprünge in den Adern macht, ans Gehirn ſchlägt und an das Herz, wo man ſich auf einer Stupidität ertappt, wie z. B. einem Hunde nachzuſehen und zu denken: ob jener lange Mann im braunen Rocke wol der Herr des Hundes iſt? — wo der Geiſt zuweilen auf ſeine eigene Hand kleine desperate Verſuche macht, ohne von Gedächtniß und Phantaſie unterſtützt zu werden, und laut lieſt oder ein Gedicht recitirt, bis man entſetzt ſagt: Ich werd' aber wahnſinnig. — Iſt Einer unter uns, der nie ſo gewartet hat? — der wäre ſeltſam glücklich, in ſeiner Art, und würd' es wol nimmermehr begreifen, daß man, nicht blos auf einen Menſchen, ſondern auf ein Ereigniß — ach! ſogar auf einen winzigen Brief ſo warten kann. Ich begreif' es.

Das Pfingſtfeſt war in den erſten Tagen des Junius, ſonſt mit ſolcher Theilnahme von Aſſunta gefeiert und ihr jetzt ganz, ganz gleichgültig, denn am 6. Mai war Amaury gereiſt, am 6. Junius mußte er nach Merrem's Rechnung wiederkommen — und das war zwei Tage nach Pfingſten. Sie ging in die Kirche, ſie ging ſpazieren mit ihrem Vater, mit ſeinen Freunden, ſie ſprach auch etwas, ſie lachte viel, denn es waren luſtige Leute dabei, und ſie that, was ſie die Übrigen thun ſah; allein es wurde ihr ſchwer, eine zuſammenhängende Antwort zu geben. Ein heftiger Regen überraſchte die Geſellſchaft, ſie bemerkte es gar nicht. So vergingen noch achtundvierzig Stunden; dann, als ſie glaubte, jetzt müſſe Amaury nothwendig angekommen ſein, ſetzte ſie ſich nieder und ſchöpfte tief Athem. Gerhard hatte ſchon öfter beſorgt gefragt, ob ſie krank ſei; jetzt fragte er wieder, und wieder gab ſie ihre gewohnte Antwort:

„Nein! aber etwas drückt mich vor dem Kopf oder der Bruſt — ich weiß nicht recht.“

Als Amaury am nächſten Morgen nicht im Atelier erſchien, brach ein heftiges Fieber bei Aſſunta aus, ſie mußte ſich zu Bett legen, der Arzt kam, eine Gehirnentzündung war in vollem Anzuge, und Aſſunta ſchien oder war im Delirium, denn ſie murmelte beſtändig die Hände ringend: „Warum nicht? warum nicht?“ — Gerhard war außer ſich und verfluchte tauſendmal die Promenade am Pfingſtmontage, der er die Krankheit zuſchrieb; auch der Arzt that es und verhieß Geneſung, wenn alle Mittel pünktlich gebraucht und die Kranke vor Gemüthsbewegung gehütet werde.

„Zum Teufel!“ ſagte Gerhard, „woher ſollen ihr Gemüthsbewegungen kommen? Bin ich ein Tiger? bin ich ein Bullenbeißer? ſchreck' ich ſie? thu' ich ihr etwas zu Leide? Ruhe, Pflege und Liebe hat ſie, Doctor, ſchaffen Sie nur die Geſundheit wieder.“

Der Arzt that, was er konnte. Die Gehirnentzündung ging vorüber, Aſſunta ſchien ſich zu erholen. Was ſie in dieſer Zeit litt, ob ſie litt, ob der Körper in ſeiner Hinfälligkeit nicht die Seele paralyſirte, ob ſie ſich gegenſeitig aufrieben — wer weiß das! — Nach einigen Wochen verließ ſie das Bett und ſaß wieder in ihres Vaters Zimmer neben dem Atelier, den ganzen Tag, aber ſie ſang nicht, ſie zeichnete nicht, ſie lag in einem tiefen Lehnſtuhle, unbeweglich, unbeſchäftigt. Sprach man mit ihr, ſo antwortete ſie; unaufgefodert redete ſie nicht. Der Schmerz war immer in ihr wach: Amaury kam nicht wieder und ſchrieb nicht, und zwei Monate waren vergangen! er hatte ſie nie geliebt! weil ſie es gewünſcht, hatte ſie es geglaubt, hatte ſie jeden Blick, jede Miene, jedes Wort vielleicht falſch gedeutet und endlich ſogar —

ihm ihre Liebe verrathen, und nun verachtete er ſie wol deshalb. — Das zerbrach ſie. — Ihre Mutter hatte einſt von dem Geliebten geſagt: „Er iſt ein Elender", und ſich in ihre eigene Liebeskraft wie in einen Panzer gehüllt. Aſſunta dachte nur: Ich bin ſeiner nicht werth! und für die Thorheit, es gewähnt zu haben, ſtraft mich Gott.

Eines Morgens trat Merrem ins Atelier und ſagte: „Endlich Nachricht von Amaury Derval! Er ſchreibt mir einen ziemlich confuſen Brief, aber zuletzt kommt es denn doch heraus, daß er der glückliche Bräutigam eines Mädchens iſt, das ihm ſeine Ältern beſtimmt haben, und daß er ſchwerlich nach Rom zurückkehren wird, welche letztere Verſicherung ziemlich überflüſſig iſt." Er lachte. Aſſunta, die bei Nennung des geliebten Namens gerade aufgeſtanden war, fiel zurück und rief:

„Ich ſterbe, Vater! Mein lieber Vater, ich ſterbe." Gerhard, Merrem, Alle ſtürzten herein. Sie lag im Lehnſtuhle und hielt die Hand am Kopf. Gerhard ſchrie:

„Was iſt geſchehen, mein Kind! Warum willſt Du ſterben?"

„Ein Blitzſtral, mein guter Vater! Ich muß ſterben!" ſagte ſie mit ihrem himmliſchen Lächeln; und als er zum Arzt ſchicken wollte: „Laß das, lieber

Vater! Bleibe bei mir, ich will Dir ſagen, warum er mir nicht helfen kann.“ Gerhard blieb bei ihr, Merrem eilte zum Arzt, die Übrigen zogen ſich zurück. Da erzählte Aſſunta ihrem Vater ihre Liebe, ihr Glück und ihr Leid und ſchloß: „Dies Vertrauen iſt das letzte Liebeszeichen, was Dein armes Kind Dir geben kann, darum geb' ich es Dir. Hab' ich gefehlt, ſo verzeih mir, mein guter Vater, und vergiß nicht Deine Aſſunta — wie Andre gethan haben.“

Dies Wort war ihr letztes und ihre einzige Klage. — „Ein Nervenſchlag hat ſie getödtet“, ſagte der Arzt. Gerhard war vernichtet. Mutter und Tochter, Beide todt! Beide ſo ſchön, ſo gut, und todt! — Von Aſſunta's Leiche im Schleier und Kranz machte er eine Büſte.

So erzählte er mir. Hätten Alle, die dies leſen werden, ihm zugehört, ihn dabei angeſehen, ſie würden Alle gerührt wie ich ſein. Jetzt, kahl erzählt, macht es ſchwerlich Eindruck.

Ich ſagte ihm beim Abſchiede: „Lieber Gerhard, als Freunde ſind die Männer ſo vortrefflich! Warum werden ſie denn Ungeheuer, wenn es ihnen einfällt ſich mit Liebe abzugeben?“

„Es wird wol nicht ihr Fach ſein!“ ſagte er brüsk.

Jenſeits der Berge.

Zweiter Theil.

Jenſeits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Wieder in Rom 1
Die Meſſe des Papſt Marcellus 76
In Neapel 97
Neapolitaniſche Lieder 116
Ein Zwiſchenakt 300
In Venedig 334
Eine Gondelfahrt 375
Schluß 393
Die Longobardin 402
Am Comerſee 431
Nachwort 436

Wieder in Rom.

Hier iſt eine Pauſe von einigen Monaten, welche durch meinen Aufenthalt in Neapel entſtanden iſt. Jetzt, im April, bin ich wieder in der ewigen Stadt. Ah wie grau iſt ſie neben dem goldnen Neapel! Doch verließ ich Neapel ganz leichtſinnig fröhlich; ich freute mich zu der heiligen Woche mit ihren traditionellen Gebräuchen, ihren Weltwunder-Feſten, ihrer impoſanten Muſik; zu letzterer ganz beſonders. Seltſam, daß mit einer Erfüllung immer eine Enttäuſchung verbunden iſt, immer! Zuweilen iſt ſie nicht gleich da; zuweilen zögert ſie gleichſam abſichtlich, um uns zu necken, wenn wir zu glauben anfangen, ſie werde diesmal ausbleiben; zuweilen ſieht ſie der Erfüllung ſchon über die Schulter, wenn wir eben dieſer die Hand geben; zuweilen — aber dann iſt ſie ſehr gnädig, und daher geſchieht es äußerſt ſelten — tritt ſie zwiſchen uns und die Erfüllung. Ich wollte, ſie hätte mir bei dieſer Gelegenheit die Gnade erwieſen, dann wäre ich noch in Neapel.

Ich verließ es am 20. März. Es war ein trüber, regendrohender Tag, an welchem die Sonne von den Wolken beſiegt war. Dennoch machte das ſchöne Land zwiſchen Mola di Gaeta und Terracina trotz der ungünſtigen Beleuchtung durchaus den Eindruck ſüdlicher Natur und erinnerte mich etwas an Sicilien, wenn der Weg zwiſchen Meer und Gebirg fortlief, nur in kleinerem Maßſtab. Der Arm des Apennin iſt nicht ſchroff, hoch und zugeſpitzt wie die Bergfamilie des Ätna, die Orangengärten ſind kleiner und ſeltner, der Johannisbrotbaum auch; aber die Hecken von Aloe und duftenden Myrten, aber die Wieſen voll Tazetten, aber der Ölbaum in voller Kraft und Friſche, aber der bläuliche, wuchernde Kaktus — ſind ſämmtlich Kinder einer ſüdlichen Vegetation. Die kleinen Städte oder Flecken, die ſo elend und ſchmutzig ſind, daß ich ſie am liebſten Dörfer nennen möchte, klettern auch ganz ſicilianiſch bergauf bergab, mit ihren ſchmalen Gaſſen, an denen die Häuſer wie viereckige Schutthaufen liegen. Endlich gegen Abend, bei Itri, nahm die Sonne all ihre Kraft zuſammen, durchbrach die Wolken, glänzte mit einem langen glühenden Stral die ſchöne Erde an und ging langſam, langſam unter. Es war wie der Abſchied von zwei Liebenden! Den ganzen Tag hatte er ſchwer auf ihnen gedrückt, aber im letzten Moment der Trennung ſinken ſie mit einem heißen Kuß einander in die Arme; der verklärt den Abſchied. Und wie ſchön war die Gegend! In den Thälern und Schluchten lag ſchon tiefer, dunkler Schatten, die Bergabhänge waren hell und buntgefleckt von Dörfern, Wieſen, Baumgruppen, junger Saat und Felstrümmern, welche letztern oft weite Strecken bedeckten; die kahlen Höhen der Berge glühten purpurfarben, und die ſchneeigen Spitzen noch höherer und fernerer Berge blitzten zuweilen wie Roſen oder wie Rubinen gleichſam aus dem Himmel heraus, wenn der Weg einen hohen Punkt erreichte. Hart am Wege weideten Kühe ernſthaft und bedächtig, und bewegten ſich langſam um die verſtreuten Felsblöcke herum, welche die Ziegen keck und geſchickt überkletterten. Einzelne Männer kehrten von der Arbeit heim, in groben Sandalen, den braunen Mantel vornehm nachläſſig, wie kein Elegant es ihnen nachahmt, über die Schulter geworfen, den ſpitzen Hut tief auf die ſchwarzen Augen gedrückt, auf ihren Zügen ſchon der ganze Ernſt eines Bergvolks, nicht mehr die grimaſſirende Beweglichkeit des neapolitaniſchen Lazzaronen. Ein junger Hirt ſaß unbeweglich in dieſem dunkeln Anzug wie eine Bronzeſtatue auf einem Felsblock, und ſeine Ziegen ſprangen um ihn her; er ſah ſie nicht an, auch nicht die Gegend, nicht unſern Wagen, nichts! Er blickte gerade aus. Das war ein Bild von ſeltſamer Schwermuth; von jener ächten, die ganz unabhängig iſt von Trauer und Bedauern, und die nur bei Menſchen, dem primitiven Zuſtand nah, ſtattfinden kann, eben weil ſie ganz unbeſtimmt iſt, keine Gedanken hat, kein Ziel, kaum einen Wunſch. Darum ſind die meiſten Volkslieder melancholiſch. Ich habe nur dann Sympathie mit der Schwermuth, wenn ſie wirklich der Ton iſt, auf den die Seele urſprünglich geſtimmt ward, und keineswegeſ wenn ſie mit Bedauern und Beklagen zuſammenhängt. Darin faßt ſie oftmals Fuß, wird ſich ihrer bewußt und verliert ihre Unbefangenheit, indem ſie ſich aus dem, was natürliche Färbung war, ein ganz extraordinaires Colorit zu machen ſucht. Das fiel jenem armen Hirten freilich nicht ein! Und ſo kamen wir nach Terracina, wo urplötzlich der italieniſche Süden aufhört. Wie aus einem Märchen in die platte Wirklichkeit fällt man in die pontiniſchen Sümpfe hinein. Sie werden hier paludi genannt und erſtrecken ſich ganz grün, ganz ſtill, weit und ſeltſam todt bis Rom. Der Weg ſteigt zwar wieder bei Velletri, der alten Volskerhauptſtadt, Coriolan's Geburtsort, in das Albanergebirg, das eine recht ſchöne Bebaumung hat; aber Maulbeeren ſind keine Oliven und Orangen, und Marienblümchen keine Tazetten. Zur Linken behält man immer die Ausſicht auf die Sümpfe, welche vom Meer begrenzt werden, und bei Albano fährt man wieder vom Berg hinab in ſie hinein, oder eigentlich in die römiſche Campagne, die mit ihnen verſchmilzt; fürs Auge giebt es wenigſtens keine Grenze zwiſchen ihnen. Von dieſer Seite präſentirt ſich Rom ungleich majeſtätiſcher, als wenn man es, von Florenz kommend, zuerſt erblickt; denn das moderne Rom hat ſich nach Norden ausgebreitet, das alte, mit ſeinen Trümmern, liegt nach Süden. Die Aquäducte ziehen ihre reinen ſchönen Arcaden in langer Linie in die Berge hinein. Zuweilen ſind ſie eingeſtürzt, und nur einzelne Bogen ſtehen; die ſehen dann aus wie Tempelhallen und unterbrechen maleriſch die Einförmigkeit. Das Erdreich der Campagne iſt niedrig gewellt; ab und an ſtehen auf dieſen kleinen Hügeln hier ein antikes Grab, dort ein mittelalterlicher Wartthurm, dort ein Schutthaufen, weiß der Himmel, aus welcher Zeit, in dem ſich ein Campagnole, um eine Heerde zu hüten, wie eine Eule eingeniſtet hat. Roms alte Ringmauer, wie Kaiſer Aurelian ſie zuletzt hat ziehen und wie Beliſar ſie nach den Gothenkriegen hat herſtellen laſſen, breitet ſich hier um weite, leere Gefilde aus, in denen die Ruinen des Tempels der Minerva Medica, des Cupido und der Venus, und des Amphitheatrum Caſtrenſe, wo die Soldaten ihre Spiele hielten, zwiſchen Gärten liegen, und neben ihnen, zwar nicht zerſtört, aber eben ſo einſam, erheben ſich die alten Baſiliken von Santa=Croce und vom heiligen Johannes zum Lateran, und die Scala Santa, jene Treppe vom Hauſe des Pilatus, von welcher Chriſtus hinab und in den Tod ging. Giebt es einen Menſchen, den ich verachte, ſo iſt es dieſer Pilatus, dieſer Baſtardrömer, mit ſeiner feigen Seele und ſeinen zitternden Redensarten, durch welche man deutlich ſein Zähnklappern hindurch hört. Vielleicht hätte ich ihn nie ſo herzhaft verachtet, wenn ich nicht in Wien in der Gallerie Eſterhazy Rembrandt's unvergeßliches Bild geſehen, wo Pilatus, umringt von Schutz und Herrlichkeit der Welt, in Herzensangſt ſeine Hände wäſcht, während Chriſtus nackt, verlaſſen und gefangen mit göttlicher Ruhe vor ihm ſteht. Was Bilder mir ſchon für Wohlthaten erzeigt, für Verſtändniſſe gelöſt, für Erquickung bereitet haben, das kann ich ihnen nimmer weder vergeſſen, noch danken. Dies Bild ſtelle ich in meinem Sinn oben auf die Scala Santa, welche die Gläubigen nur auf ihren Knien erklimmen. Jch weiß nicht, ob dies blos geſchieht, um ihre Verehrung für Chriſtus auszudrücken; das wäre ſchön! Aber ich bin in dieſem Punkt etwas ſcheu geworden und fürchte ſehr, daß irgend eine Jndulgenz dieſen Act der Demuth bezahlt. Vom Lateran fährt man am Coliſeum fort, über das Forum Romanum, um das Capitol herum, und das iſt freilich eine intereſſantere Einfahrt in Rom, als die über die elegante Piazza del Popolo.

Rom war mit Fremden überfüllt wie ſeit Jahren nicht. Jn einem Zimmerlein, ſo groß wie meine Hand, war ich endlich mit Mühe untergebracht. Ganz gegen meine Gewohnheit ertrug ich dieſe Unbequemlichkeit, die mich ſonſt ſehr leicht deprimirt, wahrhaft ſtoiſch und ſagte mir, ich wolle St.-Peter und die Sixtiniſche Kapelle als mein Zimmer betrachten. So kam der Palmſonntag heran, mit dem erſten großen Feſt, der Palmenweihe. Sie iſt der erſte Act der ganzen Oſterkomödie. Gott weiß, ich dachte damals nicht, daß ich je einen ſolchen Ausdruck brauchen würde! Jch brachte zu dieſen Feſten mein volles, warmes, andachtbegehrendes Herz mit; ich hatte Ehrfurcht vor dieſer Stätte, wo das Chriſtenthum in Blut und Thränen groß gezogen iſt, vor dieſer Stätte, welche Jahrhunderte lang der Gnadenort geweſen iſt, zu dem der Glaube pilgerte, aus dem die Tröſtung quoll; ich hatte Reſpect auch vor der irdiſchen Majeſtät dieſer Theokratie, die bis zu dem Apoſtel hinaufreicht, der vor allen andern mein Apoſtel iſt. Denn eine Johannesſeele hab' ich nicht, ach nein! ich liege nicht immer am Herzen des Heilands; und wie Paulus, der es nie vergeſſen kann, daß er einſt Saulus geweſen, und von dem nie eine majeſtätiſche Traurigkeit weicht, bin ich auch nicht; hingegen mit dem raſchen, heftigen, warmblütigen Petrus, der nie an ſich zweifelt und ſich doch immer hinreißen läßt, mit dem hab' ich große Ähnlichkeit, und wenn ich Einzelheiten aus ſeinem Leben in den Evangelien leſe, ſo denk' ich immer, daß ſie mir begegnet ſind oder mir begegnen werden. O wie oft hab' ich gerufen: „Herr, hilf mir!“ wenn ich verſucht hatte, auf den Wellen zu gehen und in ihnen unterſank. O wie oft hab' ich geweint, wenn der Hahn krähend mich an meine Schwachherzigkeit erinnerte. Und wenn Chriſtus mich fragte: „Haſt Du mich lieb?“ ſo müßte ich wie Petrus traurig ſagen: „Du weißt es, Herr!“ und dürfte mich, auch wie er, nicht über die Zweifel beklagen. Und ſo war ſein Leben bis zu Ende, wenigſtens nach der Legende, die hier darüber exiſtirt. Er wollte vor der grauſamen Chriſtenverfolgung fliehen, die unter Nero in Rom ſtattfand, er fürchtete ſich vor dem Märtyrthum und hatte ſchon die Mauern der Stadt hinter ſich. Da, auf der Via Appia — der alten, die nach Großgriechenland führte —, auf der Stelle, wo jetzt das Kirchlein Domine quo vadis ſteht, oder Maria delle Piante, wie ſie eigentlich heißen ſoll, da erſchien ihm Chriſtus, und Petrus rief ihn mit jenen Worten an: „Herr, wohin gehſt Du?“ Aber Chriſtus ermahnte ihn, ein ſtandhafter Zeuge der Wahrheit zu ſein, wie er ſelbſt es geweſen, und Petrus beſann ſich auf ſich ſelbſt und kehrte gefaßt nach Rom zurück, wo er denn auch im Jahre 66 den Tod erlitt. Die Erſcheinung Chriſti wird durch den Abdruck zweier Füße in den Stein beſtätigt, der im Original in St.-Sebaſtian ſein ſoll und in der Copie jenes Kirchlein ſchmückt. Allem, was Petrus betrifft, gehe ich mit dem lebhafteſten Intereſſe nach, und darum hat mir dieſe Legende ſehr gefallen, ſie iſt ganz in ſeinem Charakter. Ohne jene Erſcheinung hätte er es wie ein gemeiner Menſch gemacht; aber er hat ſie — er iſt nicht gemein. Die Gotteskraft, die in den Augenblicken, wo ſie dringend nöthig iſt, unſerer Schwäche zu Hülfe kommt, blitzt ſo überwindend auf ihn nieder, daß er, der reizbare, ſchwankende Menſch, feſt und ſtark wird und zuletzt gar ein großer Heiliger, der die Schlüſſel zum Himmelreich hält. Ich meine, er wird mir einſt ein Plätzchen darin gönnen! Er muß ja wiſſen, wie mir zu Muthe iſt.

Nun ſollte ich einem Feſte beiwohnen, das in dem größten und prächtigſten Tempel der Chriſtenheit, Petrus zu Ehren errichtet, von ſeinem Nachfolger gefeiert ward. Die Kirche war nach italieniſcher Sitte mit Seidenſtoffen und allerlei pappenem Schnörkelwerk decorirt, weiße, gelbe und purpurrothe goldbeſetzte Vorhänge drappirten ſich um die Bogen, gerade wie um Alkoven; den großen Pfeilern zwiſchen den Bogen hatte man Schürzen von purpurfarbenem Damaſt mit Goldſtreifen vorgebunden und an dieſe große Bouquets von vergoldeten Wandleuchtern befeſtigt, um die mächtige Kränze von hellrothen Papierroſen hingen; gar den Säulen hatte man pantalons collants von dunkelrothem Damaſt angezogen. Es ſah recht ſeltſam aus, doch nicht häßlich, hier nicht. Ich mußt' auch unwillkürlich ſagen: Ein pompöſer Alkovenſtyl, der St.-Peter! — Auf dem Punkt, wo Lang- und Querſchiff ſich durchſchneiden, unter der weltberühmten Kuppel und über dem Grabe des Apoſtels, der in der unterirdiſchen Kirche ruht, erhebt ſich der Hochaltar, an welchem nur bei großen Feſten von Papſt oder Cardinal Meſſe geleſen wird. Vier gewundene Bronzeſäulen halten ihm einen Baldachin, gleichfalls von Bronze, über, welches Material man aus der Kuppel und vom Frontiſpiz des Pantheon zuſammengeſchmolzen hat. Dieſer Baldachin ſoll um zwei Fuß höher ſein als der immenſe Palaſt Farneſe. Vor dem Hochaltar umgiebt eine Baluſtrade, auf der 122 ewige Lampen brennen, eine Vertiefung, zu der eine Treppe in zwei Rampen führt; unten kniet die Marmorſtatue von Pius VI., ein ſchönes Werk von Canova, im andächtigen Gebet vor dem Grabe des Apoſtels, das aber dem Beſchauer unſichtbar iſt. An dieſer Baluſtrade knien immer viele Beter und in der heiligen Woche Pilger mit ihren Wachstuchmänteln und langen Stäben. Rechts und links vom Hochaltar waren ungeheure Tribünen für die Damen errichtet und mit rothen Teppichen behangen; hinter demſelben, im Chor, der Thron des Papſtes, und zu deſſen Seiten Logen für fürſtliche Perſonen und das diplomatiſche Corps. Die Schweizerleibwache in ihrer alterthümlichen Trabantentracht — gelb und ſchwarz geſtreift mit feuerrothen Puffen, die wehende rothe Feder am ſpitzen Hut, die Hellebarde in der Hand — bildete in der Mitte des Hauptſchiffes ein Spalier für die bevorſtehende Proceſſion und zog quer vor daſſelbe eine Linie, damit das Volk nicht zu den Tribünen und zum Hochaltar ſich dränge.

Als ich um neun Uhr Morgens kam, waren die

Tribünen bereits ſo gedrängt voll, daß ich keinen Sitzplatz mehr fand — ein hartes Schickſal, das noch mehre Nachzüglerinnen mit mir theilten. Um einen guten Platz zu haben, hätte ich es ungefähr wie die alten Römer machen müſſen, welche oft ſchon die ganze Nacht, oder wenigſtens vor Sonnenaufgang das Amphitheater oder den Circus belagerten. Dieſelbe wüthende Schauluſt war jetzt über die Fremden gekommen. Wie lange wir warteten, ehe die Proceſſion kam, weiß ich nicht genau; ſobald ich warte wird mir die Zeit zur Ewigkeit. Endlich kam ſie! Die ganze Geiſtlichkeit nach Rang und Würden, die weniger Vornehmen zuerſt, dann die Biſchöfe, die Äbte, die Erzbiſchöfe und Cardinäle, Alle mit ihrem Gefolge, Alle in prächtigen Gewändern; zuletzt der Papſt, von zwölf rothgekleideten Männern auf einem rothen Tragſeſſel getragen. Sein altes, welkes, freundliches Geſicht mit ſeltſam ängſtlichen Augenbrauen hielt ſich unbeweglich über dem ſchweren roth und goldenen Kleide. War dieſe Stille Gleichgültigkeit oder innere Sammlung? Sie beängſtigte mich. Bald dacht' ich an einen irdiſchen Götzen, welches vermuthlich von den zwei ungeheuern weißen Federfächern herrührte, die an langen Stangen in der Höhe ſeines Hauptes gehalten wurden; bald fiel mir eine Beerdigung ein, die ich in Neapel geſehen: ungefähr ebenſo, auf einer goldenen chaise-longue, auf weißen Atlaspolſtern, in voller Uniform, mit Pomp und klingendem Spiel, wurde eine vornehme Militairperſon zu Grabe getragen; die Sonne ſchien der Leiche hell in das Geſicht, aber die ſtillen Augen wurden nicht mehr von ihr geblendet; und gerade ſo ſtill ſah auch der Papſt aus. Man trug ihn zu ſeinem Thron; da vertheilte er die Palmzweige an die Geiſtlichkeit und einige andere fromme oder wichtige Perſonen, empfing dafür Hand- und Fußkuß wenigſtens eine Stunde lang und zog dann abermals mit der ganzen Proceſſion durch die Kirche und wieder zum Thron zurück. Diesmal hatten Alle ihre Palmen in den Händen, und es wurde geſungen — nämlich jener fürchterlich langweilige, ohr- und nervenzerreißende, brüllende, uniſone Geſang, den ich lieber mit Geplärr bezeichnen werde, und der leider eine viel größere Rolle ſpielt als der eigentliche Geſang. Aber die Proceſſionirenden bekümmerten ſich weder um Geſang noch Palmen, ſondern unterhielten ſich lebhaft mit einander, lachten, grüßten Bekannte; Einer muſterte gar mit ins Auge geklemmter Lorgnette die Tribünen. Es war eine Unheiligkeit, eine Schlaffheit, eine Leerheit in dem Ganzen, daß mir das Herz ſank! Sogar die Palmen ſahen unheilig aus! Palmen! dabei denkt Jeder an ſchlanke grüne Zweige, welche die Engel in Händen haben, oder an die, welche das Volk freudig ſchwenkte, als Chriſtus in Jeruſalem einzog — und dies ſollte ja eine Erinnerung an jenen Moment ſein —; aber dieſe Palmen gleichen frappant ſaubergeflochtenen Strohwiſchen; ich hielt ſie auch tout bonnement dafür, allein man hat mir die Verſicherung gegeben, es ſeien dennoch Palmen. Die Familie Bresca hat das Monopol dieſer Palmenlieferung und iſt ſeltſam genug dazu gekommen. Als Papſt Sixtus V. durch Fontana den Obelisk auf dem Petersplatz aufrichten ließ, ward bei Todesſtrafe verboten, einen Laut von ſich zu geben, damit die Arbeiter nicht geſtört oder geſchreckt würden. Papſt Sixtus war ein ſtrenger Mann, der kein Gebot zum Spaß gab; ſo herrſchte denn Todtenſtille auf dem verſammelten neugierigen Volk. Plötzlich erhub ſich eine Stimme und ſchrie: „Waſſer! Waſſer!“ Ein Mann hatte bemerkt, daß die Stricke trocken und heiß wurden, welche den Obelisk in die Höhe zogen; er war der kühne Rufer, und Fontana ward durch ihn aufmerkſam auf die drohende Gefahr, der er ſogleich abhelfen ließ. Aber Wachen packen den Ungehorſamen und ſchleppen ihn fort. Papſt Sixtus, zum erſten und einzigen Mal, ließ nach von ſeiner Strenge, ſchenkte ihm nicht nur das Leben, ſondern erlaubte ihm ſogar, ſich eine Gnade zu erbitten. Da bat jener Mann um die Palmenlieferung und erhielt ſie; er war ein Bresca. In der Bibliothek des Vaticans ſtellt eine Freske jene Scene bei der Obeliskaufrichtung dar. A propos von der Strenge des Papſtes Sixtus V. eine Anekdote, die mir ungemein gefallen hat. Er vertrug durchaus keinen Widerſpruch von ſeinen Cardinälen, und ſie wagten ihn auch nicht. Als er einen drückenden Impoſt auf Wein legen wollte, ſagte Cardinal Albano von Bergamo: „Ich billige Alles, was Ew. Heiligkeit gefällt; doch würde ich es noch mehr billigen, wenn ihr dieſe Auflage mißfiele". Solcher ganz directer und dabei ängſtlich ſcheu ausgedrückter Widerſpruch amüſirt mich immer außerordentlich. Ich habe einmal das Non plus ultra eines ſolchen erlebt, aber freilich nicht von einem Cardinal, ſondern nur von einem Lohnlakai in Salzburg. Ich wohnte einer großen kirchlichen Ceremonie bei, wo Franziskaner in ungewöhnlich prächtigen Meßgewändern fungirten. Eingedenk ihrer Kutte und ihres Stricks fragte ich meinen Lohnlakai, ob die Ordenstracht der Franziskaner nicht ſchwarz ſei. Er ſagte: „Ja wol, ſchwarz!" Und dann mit einer Verbeugung: „Gräfliche Gnaden — eigentlich — braun." Die Franziskanerkutte iſt nämlich braun.

Ach, jenes Pfingſtfeſt in Salzburg war ohne allen

Vergleich andächtiger und würdiger als das Oſterfeſt hier; vielleicht einzig und allein deshalb, weil es dort keine Fremden gab. Das Land- und Bergvolk kam ſechszehn, achtzehn Stunden weit dazu in die Stadt gepilgert; das waren die einzigen Fremden. Ich ſtand mitten zwiſchen ihnen, im Dom, in der Wallfahrtskirche Maria Plain. Da hab' ich prächtige Geſichter geſehen! Ich meine, prächtig durch den Ausdruck von Frömmigkeit, der auf ihnen lag. Einen Mann kann ich gar nicht vergeſſen, welcher an ſeine Bruſt ſchlug mit einem Blick zum Himmel, wie ihn der Zöllner gehabt haben muß, als er ſprach: „Gott ſei mir Sünder gnädig!" — Hier hab' ich nicht einen Hauch von Andacht wahrgenommen. Aber freilich, ich ſaß auf einer Tribüne zwiſchen geſchmückten neugierigen Frauen! Denn ich ſaß wirklich. Viele gingen, nachdem die Proceſſion die Runde gemacht; ich harrte auf das Stabat mater. Ich mußte den ganzen recitativiſchen Vortrag der Paſſionsgeſchichte nach dem Evangelium Matthäi anhören, den einzelne Stimmen ohne Muſikbegleitung in verzweiflungsvoller Eintönigkeit, dürftig verhallend in dem weiten Raume, hielten. Dann kam die Meſſe, und endlich, endlich hub das Stabat mater an, und der eine kleine Satz, der nur daraus geſungen wurde, reichte hin, um mich mit der vierſtündigen

Qual zu verſöhnen. Es war halb zwei Uhr, als ich zu meinem Wagen gelangte.

Auf zwei Ruhetage folgte am Mittwoch Allegri's Miſerere in der Sixtiniſchen Kapelle. Der Ruhm dieſer Muſik und dieſer impoſanten Ceremonie mit den dabei allmälig ausgelöſchten Lichtern hat ſich ſo feſtgeſetzt, daß ich ihn nicht antaſten werde, indem ich beſchreibe, wie ich Alles gefunden habe. Überhaupt iſt es ja nie meine Abſicht, irgend einen Ruhm muthwillig herabzuſetzen, oder aus Widerſpruchsgeiſt das zu tadeln, was die Mehrzahl bewundert. Ich ſehe mir die Dinge mit meinen eignen Augen an und erzähle dann Alles redlich wieder. Es ſind freilich nur ein Paar kleine unbedeutende Augen, aber ſie ſind unbeſtechlich, laſſen nicht den Prunk als Pracht, Ceremonie als Feier, Formeln als Würde gelten. Und wahr bin ich auch — vielleicht in den Einzelheiten nicht ganz exact, d. h. die Reihenfolge mag etwas anders geweſen ſein, oder dergl.; aber wahr bin ich, denn Alles ſehe und erlebe ich noch einmal, indem ich es niederſchreibe. Warum ſollte ich auch nicht wahr ſein? Ich bin ja unabhängig, habe keinen Protector zu ſchonen, keine Partei zu verfechten, keine Gunſt zu erſchmeicheln, keine Abſicht zu erreichen: ſolche Beweggründe ſind der unſichtbare Keim der Unwahrheit; ſie machen befangen. Meine

Vorurtheile mag ich freilich wol überall mit mir umhertragen, aber ſo, wie ich meine Augen oder mein Herz mit mir herumtrage: ſie gehören zu mir. Aber zur Sache!

Mittwoch um drei Uhr wurde ich Bernini's ſchöne Treppe zur Kapelle hinaufgeſchoben, gedrängt, geſtoßen — ich weiß ſelbſt nicht was! Die kleine Kapelle war überfüllt. Ein Herr wurde ohnmächtig. Wir hielten uns tapfer; wir ſaßen, zwar gepreßt wie franzöſiſche Früchte in Schachteln, indeſſen — wir ſaßen. Die Sixtiniſche Kapelle iſt ſo: ein Saal von 120 Fuß Länge — wenn die Zahl nur richtig iſt! — und kaum halb ſo breit, mit gewölbter Decke, unter der auf beiden Seiten ſechs Fenſter ſich befinden. Ein Drittheil des Saales iſt durch ein hohes, feingekreuztes, vergoldetes Gitterwerk von dem größeren Theil abgeſchnitten, und rechts mit Bänken für die Frauen, links für die Männer verſehen; an der ſchmalen Wand, in der Mitte zwiſchen dieſen Bänken, iſt die allgemeine Eingangsthür, und alle Cardinäle müſſen den ſehr engen Gang paſſiren, um durch das Gitter in den größeren Raum zu gelangen. Da laufen ihre Sitze an den Wänden umher, da ſteht auch der päpſtliche Thron und die Tribüne für die Muſik. Ein grüner Teppich bedeckt den Fußboden, ein hochrother Stoff die Sitze; ſtände nicht ein Altar unter einem Baldachin an der ſchmalen Wand — alſo gerade der großen Eingangsthür gegenüber —, ſo könnte der Papſt recht gut in dieſem Saal Soiréen geben. Wer hat ſich je die Sixtiniſche Kapelle ſo vorgeſtellt?

Aber Michel Angelo's Propheten und Sibyllen? wird man fragen; aber ſein Weltgericht? — O, es iſt Alles da! jene zwiſchen den Fenſtern, dieſes über dem Altar, und die ganze Schöpfungsgeſchichte an der Decke. Nachdem er ſein Weltgericht enthüllt hatte, ſagte man, es ſchicke ſich mehr für ein Badezimmer als für eine Kapelle, und Papſt Paul IV. fand all die nackten Geſtalten dermaßen unanſtändig, daß er ihnen von Daniel da Volterra allerlei kleine Gewänderchen anmalen ließ. Dieſer bekam dafür den Spottnamen: il Braghettone, und einige der Figuren ſehen aus, als wollten ſie in die Schwimmſchule gehen. Mir iſt nackt oder bekleidet gleichgültig, wenn es nur für den gewählten Moment paßt, und ich finde dies ganze Gemälde ſo ſchauerlich verfehlt, daß ein Hemdchen mehr oder weniger daran nichts gut machen und nichts verderben kann. Michel Angelo hat das Dies irae darſtellen wollen — ſpricht man —, da muß Angſt, Furcht, Entſetzen, Unruh herrſchen. Gut! ſo zeige er denn die ganze Qual der Erde und, damit wir ſie begreifen, den ganzen Frieden des Himmels darüber, wie Rafael es in der Transfiguration gethan. Michel Angelo hat Chriſtus als Weltrichter darſtellen wollen — ſpricht man —, da kann er weder lächeln noch ſegnen. Gut! ſo zürne er, wie ſich das für den Richter der Welt ſchickt, mit göttlicher Majeſtät, mit erhabener Trauer. Der geringſte Richter würde ſich fürchten, ſeine Würde zu verletzen, wenn er die Beklagten brutaliſirte; und warlich! wie dieſer Chriſtus, mit rohen Geberden, taumelnd wie ein Trunkener — ſo benimmt ſich keiner. Es iſt ein grauer Wirrwar, eine einförmige Confuſion, die weder Menſch noch Heiland, weder Engel noch Teufel, weder Selige noch Verdammte unterſcheiden läßt und in meiner Seele eine unendliche Gleichgültigkeit erzeugt. Wenn es im Himmel gerade ſo tumultuariſch zugeht wie auf der Erde, ſo iſt er nicht der Mühe der Auferſtehung werth. Man ſpricht: die Gruppirung ſei vortrefflich, die Zeichnung meiſterhaft — correct, muß man nicht vergeſſen hinzuzuſetzen; da Michel Angelo zwölf Jahre lang Anatomie ſtudirt hat, ſo will ich gern glauben, daß er den menſchlichen Körper in jeder Attitüde richtig zeichnen konnte, was freilich ein großes Verdienſt iſt! Nur iſt es ſehr übel, daß er für die Wahrheit kein Auge hatte; immer darauf bedacht, Schwierigkeiten zu überwinden, fehlt ſeinen Geſtalten alle Einfachheit. Sie ſind wie Schauſpieler, die einſtudirte Rollen wiedergeben, nicht wie Menſchen, denen in der That dies oder jenes begegnet. Er hat ſich nie zu der Simplicität der Natur erheben können. Ich ſehe recht gut, daß in der ungelenken Steifheit und der incorrecten Zeichnung der ältern Maler auch keine Natur iſt, dennoch finde ich z. B. in Orcagna's Weltgericht im Campo Santo zu Piſa mehr Würde, mehr Adel und Faſſung, folglich einen dem Gegenſtand mehr entſprechenden Charakter als in dieſem ſo hochgefeierten Bilde. Hinge man es in einer Malerakademie auf und ließe man die Zöglinge danach Studien machen, ſo wär' es vollkommen an ſeinem Platz und thäte gewiß gute Dienſte. Die Propheten ſind ihm am beſten gelungen, denn was die Sibyllen betrifft, ſo tritt bei ihnen ſein alter Fehler grauſig hervor: er hat kein Auge für die Wahrheit. Ich rede nicht davon, daß er ſie zu garſtigen Unholden gemacht, welche man allenfalls für Eumeniden oder Macbeth's Hexen halten könnte, wenn nicht ihre Namen untergeſchrieben ſtänden. Ich meine nur, Frauen bleiben Frauen, mögen ſie nun Sibyllen oder Corinnen oder Amazonen ſein, und ſobald man nicht die Abſicht hat, ſie lächerlich zu machen, muß man ſie ihrem geſchlechtlichen Charakter gemäß darſtellen. Welche hohe Grazie haben die Alten den Amazonen verliehen! In Kampf, Zorn, Schmerz und Trauer das wilde, unbändige, ungerührte — nicht unrührbare Weib; aber immer Weib, in Haltung, Stellung, Bewegung, nie mit dem Mann zu verwechſeln, nicht mit dem zarteſten Jüngling. Dieſe Sibyllen ſehen wie vermummte Männer aus, die ſich durch die langen Röcke entſetzlich genirt fühlen und ganz unbefangen ihre gewohnten Männerſtellungen beibehalten, z. B. übereinandergeſchlagene Beine. So ſitzt man nicht, und zwar nicht deshalb, weil dieſe Attitüde nicht wohlgelitten, ſondern weil ſie der Frau nicht natürlich und höchſtens eine ſchlechte Gewohnheit iſt. Man kreuzt die Füße, aber nicht die Knie; die Kleider würden dabei in Confuſion gerathen, und beim Aufſtehen könnte man ſich darin verwickeln. Solche Mißgriffe thut Michel Angelo faſt immer, Titian und Rafael nie: jener folgte der Natur, dieſer der Grazie, welche nichts iſt als eine ſchöne Natur. Doch muß ich ſagen — und ich thue es mit wahrer Freude —, daß Michel Angelo in der Schöpfungsgeſchichte an der Decke eine ſehr anmuthige Eva und einen ganz edlen und majeſtätiſchen Gott Vater geliefert hat. In welcher Stellung aber der Geiſt der Finſterniß vor dem Schöpfer entflieht, werde ich nicht wagen zu beſchreiben.

Außer dieſen Freskén befinden ſich noch andere unter den Fenſtern, bibliſche Geſchichten von verſchiedenen Malern, meiſtentheils ziemlich werthlos. Eine von ihnen iſt meine Erquickung, wenn ich von Michel Angelo ganz unruhig und dumpf geworden bin: Perugino hat in ihr den Moment dargeſtellt, wo Petrus, vor Chriſtus kniend, die Schlüſſel empfängt. Anmuthige Gruppirung, natürliche Stellung, freie Behandlung, Harmonie ohne Einförmigkeit und über dem Allen ein friſcher Hauch von Andacht geben dieſer Freske, von der Niemand ſpricht, und die Niemand beachtet, eine liebliche Glorie.

Ich war mehrmals in der Sixtiniſchen Kapelle geweſen, um all die Bilder gründlich kennen zu lernen; doch ſo aufmerkſam wie an jenem Mittwoch hab' ich ſie ſelten betrachtet; denn es vergingen tödtlichlange Stunden, bis das Miſerere anhub. Es wurde freilich geſungen, und zwar Lamentationen von Allegri — ſo ſtand im Programm —; aber dieſem pſalmodirenden Getön, ohne Melodie, einförmig wie eine Wüſte, kann ich keinen Geſchmack abgewinnen. Nach jedem Verſe wurde eine Altarkerze ausgelöſcht; da es aber heller Tag war, der durch zwölf Fenſter luſtig in die Kapelle ſchien, da überdies ſechs große Kerzen oben auf dem Gitterwerk brennend blieben, ſo machte dies Auslöſchen der Lichter keinen andern Effect auf mich, als freudige

Ungeduld, dem erſehnten Moment allendlich näher zu kommen. Das Miſerere hub an. O guter Himmel! es hub an mit falſchem Einſatz, und die Leute detonirten dermaßen, daß die abſichtlichen Disharmonien des Componiſten in die unabſichtlichen der Sänger übergingen. Das Hauptverdienſt dieſer unnatürlichen Stimmen iſt ihre durchdringende Klarheit, ihre Glasreinheit möcht' ich ſagen, denn Metall haben ſie nicht. Sie ſind eine Art von Maſchine, alſo müſſen ſie auch wie Maſchinen ſingen: präcis, und ich finde es eine Schmach für die päpſtliche Kapelle, daß ſie ihren hohen Ruhm ſo gar nicht mehr rechtfertigt. Wozu hält ſie denn dieſe Leute, wenn ſie nicht mehr ſie zu bilden und zu gebrauchen verſteht? Zum Schluß ſammelten ſie ſich und kamen etwas mehr ins Gleichgewicht; da konnte man denn wunderſame Tonverſchlingungen und überraſchende Löſungen hören; aber ich war matt geworden durch die Hitze, das Gedränge, die Spannung und Enttäuſchung, mein Ohr hörte genau, aber meine Seele hörte nur ſo aus der Ferne zu. Sie wäre mit der Zeit wol näher gekommen, allein das Miſerere iſt kurz, und als nach dem Schluß ein Geräuſch gemacht wurde, wie von zuſammengeſchlagenen Stöcken, „pour exprimer le trouble horrible et la confusion de la nature à la mort du Rédempteur" — wie in dem Programm ſteht —, ſo verließ ich traurig und ernüchtert um ſechs Uhr die Kapelle. O Erwartung und Erfüllung!

Der Donnerſtag hub an mit unerhörtem Tumult. Die Wagen rollten ſchon um ſieben Uhr. Das ſtille träumeriſche Rom war durchlärmt wie bei einem Angriff der Barbaren. O, wol Barbaren! Um halb neun Uhr fuhren wir denn auch nach St.-Peter, wo die Fußwaſchung der Apoſtel im rechten Flügel des Querſchiffes ſtattfinden ſollte, und ihre Speiſung ſpäter in einem Saal des Vaticans. Diesmal waren die Trabanten, welche um die Schranken ſtanden, mit Blechſchienen auf Bruſt und Armen angethan, damit ſie den gehörigen Widerſtand leiſten könnten, nicht ſowol gegen das Volk — das wurde gar nicht herangelaſſen —, aber gegen die ſturmlaufenden Damen. Es waren zwei Gerüſte aufgeſchlagen und mit Teppichen behängt, aber nur einige Fuß über dem Erdboden erhöht, ohne Bänke und nicht allmälig in die Höhe ſteigend, ſo daß nur Diejenigen etwas ſehen konnten, die nah an der Bruſtwehr ſtanden. Nur vermittelſt einer Einlaßkarte gelangte man auf einem ſchmalen Treppchen auf das Gerüſt, und der Zufall ſchenkte mir einen ziemlich guten Platz. Ich war aber dieſer Gunſt nicht würdig; mir fehlte die Kraft, um ihn zu behaupten. Ich glaube, ich hätte mich leichter in Neapel durch das Gewühl des Mercatello drängen können! Da geſchieht einem doch abſichtlich kein Leid! Himmel! bald bohrte ein Elbogen meine Bruſt, bald legten ſich Arme auf meine Schultern! Es dauerte keine Viertelſtunde, ſo war ich von der Bruſtwehr an die Hinterwand zurückgewichen, erſt von Andern gedrängt, dann freiwillig. Meine Hände ſind nicht auf Handgemenge eingeübt. Und welche Impertinenzen die Damen einander ſagten! Ich habe wirklich nie eine ſolche Brutalität geahnt! Dann dachte ich an den Ort, wo wir uns befanden, an Denjenigen, zu deſſen Gedächtniß dieſe Feier ſtattfinden ſollte — und mich befiel eine unmäßige Traurigkeit. Die Zeit verging, die Ceremonie begann immer noch nicht; ohne geiſtige Aufregung kann ich das Stehen nicht ertragen; ich ſah ein, daß Gott mir nicht genug Körperkraft verliehen, um mir einen beſſern Platz zu erboxen; ich verließ das Gerüſt. Das Wort: „Je veux sortir", wirkte zauberhaft, um mir Platz zu machen. Die Frauenflut theilte ſich wie das rothe Meer vor Moſes; ich ging ungefährdet hindurch. — Gewöhnlich ſchiebt man auf die Engländerinnen alle möglichen und unmöglichen Impertinenzen; auf jenem Gerüſt hab' ich nicht ein einziges engliſches Wort gehört, nur Ruſſiſch und Franzöſiſch, und Tags zuvor machten mir zwei Engländerinnen ſehr freundlich neben ſich Platz auf einer Bank.

Nun war ich zwiſchen vielen tauſend Menſchen mutterſeelenallein in der ungeheuern Kirche, denn mein Begleiter ſtand zwiſchen allen Männern, Gott weiß wo! und ahnte meine Flucht nicht. Ich konnte ihn eben ſo wenig finden als allein die Kirche verlaſſen und mußte Geduld haben bis zum Ende der Ceremonie. Leider waren ſämmtliche Altarbilder ſchwarz verſchleiert! Ich hätte mir mit ihrer Betrachtung die Zeit gut vertreiben können. Nun ſetzte ich mich neben einem Weihkeſſel hin, um die Eintretenden zu beobachten, nämlich das Volk; denn Alles, was ſich nicht dazu rechnete, war ſeit Stunden auf ſeinem Platz. Es kam auch ziemlich viel Landvolk, meiſtentheils ſchmutzige, zuweilen zerlumpte Leute, und während ſie mechaniſch die Finger mit Weihwaſſer benetzten und das Kreuz ſchlugen, flogen die Augen ſchon zu den Drapperien und Decorationen empor, und der Kopf drehte ſich rechts und links, während die Lippen Gebete murmelten. Nicht ein einziges ſtilles andächtiges Geſicht! Einige wenige Weiber nahmen ſich recht gut aus in ihrer Tracht: die feuerfarbene, engermelige, mit bunten Schleifen an den Achſeln befeſtigte Jacke war ganz neu, das weiße flache Tuch auf dem Kopf ganz friſch und das geſtickte

Muſſelinhalstuch recht kokett ſo zuſammengefaßt, daß der Nacken unbedeckt blieb und das Korallenhalsband dazu. Wenn aber die Farben verblichen und Tücher und Bänder welk ſind, ſo nimmt ſich dieſer Anzug doppelt traurig aus, eben weil er nicht ohne Koketterie iſt. Ein paar Männer fielen mir wol nur auf, weil ſie recht ſchön waren, nämlich länger, nicht ſo gedrungen als die übrigen. Römiſche Augen mag ich nicht, ſie ſind von einer beinah feindlichen Schlauheit und haben einen harten Blick; doch ihre Umkränzung iſt ſchön, und die ſchwarzen Wimpern und Brauen geben den Augen etwas Bedeutſames, Dunkles, obgleich ſie häufig nur grünlich oder bräunlich, nicht braun oder gar ſchwarz ſind. Übrigens will ich gern glauben, daß es Momente giebt, wo der harte Blick zerſchmilzt, und daß ſie dann bezaubern. Die Männertracht iſt nicht ausgezeichnet, dunkel und einfarbig; der Mantel und der ſpitze Hut ſind die Hauptſtücke. Die Ziegenhirten in ihrem Ziegenfellhabit ſehen ganz unförmlich aus. Beſſer machen ſich die Rinderhirten, welche, da ſie ihre Heerden zu Pferde und mit einer Lanze hüten, ihren übrigen Anzug dazu eingerichtet haben und ſtatt der Sandalen oder Schuhe lederne Kamaſchen tragen, die über das Knie heraufgehen und mit ſechs Schnallen knapp um das Bein befeſtigt werden; auch eine Art von Eitelkeit, wie die Halstücher der Frauen! Aber blank, rein und gut gehalten ſind von 50 Tüchern und Kamaſchen nicht zwei. Das bemerkte ich Alles recht bequem auf meiner Station am Weihkeſſel, wo das Volk vorbeiſtrömte, vom Dandy aus der Campagne bis zum kläglichſten Bettler, hinein, heraus, ununterbrochen. Es fiel mir recht auf, daß Alle, höchſtens kleine Bettelkinder ausgenommen, eine Fußbekleidung hatten; mochte ſie noch ſo dürftig ſein — barfuß, wie in Neapel die allgemeine Volkstracht iſt, war Keiner. Übrigens kann man hieraus ſehen, wie anſteckend das Beiſpiel iſt: ich machte es wie Alle und warf mich aus der Betrachtung der Innerlichkeit auf die Äußerlichkeiten. Dann ſah ich auch die Apoſtel, denen die Füße ſollten gewaſchen werden: dreizehn — warum aber dreizehn? — geſpenſtiſche Geſtalten, weiß angethan, ſogar mit weißen Hüten und Schuhen, den Pierrots im Ballet ähnlicher als den Apoſteln. Zuletzt ſetzte ich mich auf eine Altarſtufe und dachte nach über das Wort Chriſti: „Meines Vaters Haus iſt ein Bethaus, Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht“, und an Guercino's wundervolles Bild in Genua, wo der Heiland mit wahrhaft göttlichem Zorn die Entweiher aus dem Tempel treibt. Wenn er jetzt käme, dacht' ich, wie Viele würden dann in St.-Peter bleiben dürfen? Und ach! dürfte ich wol bleiben? — Solche Gedanken ſind denn auch nicht ſehr luſtig!

Das pſalmodirende Getön benachrichtigte mich von dem Beginnen der Ceremonie. Ich ging nach dem Querſchiff zurück und ſuchte in die Nähe der Schranken zu kommen. Das war aber äußerſt ſchwierig, denn ein Theil der Neugierigen drängte ſich dahin, um wo möglich etwas zu ſehen, und die, welche geſehen hatten, wie der Papſt ſich bei der Fußwaſchung des erſten Apoſtels benommen, ſtürzten fort, um bei der Apoſtelſpeiſung einen guten Platz zu erhaſchen. Die Damen auf den Gerüſten ſind unter den Teppichen der Bruſtwehr durchgekrochen und haben ſich auf den Boden gleiten laſſen, um ſchneller zu den ſie begleitenden Herren zu gelangen, und all dieſe unſchickliche Haſt, während der Papſt functionirte! Ich ſtand an einem Pfeiler und ein Schweizer mit ſeiner Hellebarde vor mir; ich dachte, ich würde ſicher ſein hinter dieſem Koloß. Keineswegs! Es kam eine Welle von Menſchen gegen ihn gebrauſt, und er wich zurück. Ich ſagte demüthig: „Bitte, drücken Sie mich nicht todt, guter Mann.“ Er lächelte mildherzig wie die Kraft und nahm ſich ſehr meiner an, bis mein Begleiter zu mir gelangte.

Ich hatte eine Einlaßkarte in den Saal der Apoſtelſpeiſung; aber hätte man mir dort eine Krone geſchenkt, ſo wär' ich nicht hingegangen! Es war ein Uhr und ich halb todt vor Erſchöpfung, welche durch keinen erhebenden oder erfreuenden Eindruck compenſirt ward. Aus dem wahnſinnigen Getümmel floh ich in die Einöden des alten Rom — erſt ins Coliſeum, dann nach dem Lateran und Sta.-Maria Maggiore. Letztere iſt meine Lieblingskirche, mild und ernſt, mit ſchönen Verhältniſſen: antike ioniſche Säulen tragen das horizontale Architrav, das mit alten Moſaiken auf Goldgrund bedeckt iſt; dadurch hat das Mittelſchiff etwas ungemein Ruhiges; man blickt ſo ungeſtört die ſchöne; lange friedliche Halle herab. Die Decke iſt flach, vergoldetes Schnitzwerk. So war die Form der Baſiliken, der Gerichtsſäle, bei den Alten; in Pompeji iſt die Baſilika ſehr wohl erhalten, da kann man es deutlich erkennen. Auf dem erhöhten Theil, wo die Richter ſaßen, hat man ſpäter, als man den Kirchen ſolche Form gab, oder als man Baſiliken in Kirchen verwandelte, den Chor eingerichtet. — Das erſte Gold, welches aus dem neuentdeckten Amerika nach Rom gekommen, iſt zur Vergoldung der Decke von Maria Maggiore gebraucht worden. Im Lateran ward Conſtantin getauft; doch von ſeiner damaligen Geſtalt iſt nichts mehr übrig als vielleicht die Porphyrſäulen um das Taufbecken im Battiſterio. Die vielen Jahrhunderte, welche bei den meiſten römiſchen Kirchen andachtsvoll oder prunkend thätig geweſen ſind und ſie immer nach dem Zeitgeſchmack ausſtaffirt haben, geben ihnen etwas Unharmoniſches: ſie ſind überladen und doch nicht fertig — nicht rund, nicht aus einem Guß; ſo auch der Lateran. Seine Apoſtelſtatuen werden gelobt, doch nicht von mir.

An jenem Tage war in allen Kirchen ein heiliges Grab eingerichtet, nämlich ein Altar war mit zahlloſen Kerzen bedeckt und zwiſchen denſelben ſtand ein kleiner Sarkophag. Bei einigen waren Tableaux von Wachsfiguren damit verbunden; ich hütete mich, ſie zu beſuchen. Ich fühlte mich erdrückt von all dem Tand, all dem Geſlimmer, all der Oberflächlichkeit, die ſich begnügt buchſtäblich nachzuahmen, Füße zu waſchen, wie Chriſtus gethan, kindiſches Gepolter zu machen, um die Donner der zitternden Welt zu verſinnlichen, die darin kein Symbol erkennt, ſondern Thatſächlichkeiten! Nie iſt mir der Buchſtabe leichenhafter und das Feſthalten an dem Wort ſinnloſer erſchienen. Hinter dem goldenen Schleier, der ſich demüthig an die Form ſchmiegt, ahne ich das Weſen; in ſeinem Durchglanz, in ſeinem Wiederſchein verſtehe ich es, nicht aber, wenn man es mir handgreiflich hermalt und dazu ſpricht:

So iſt es. Da ſehe ich immer nur die beſchränkte Form, und wie kann die Form an ſich etwas ſein? Sie ſtellt nur die Eſſenz vor.

Vielleicht zuckt man bedauerlich die Achſeln und fragt mich: Aber wie haſt du von einem Oſterfeſte in Rom etwas Anderes erwarten können als Ceremonien? — Ich hab' es gethan, weil ich nicht den lutheriſchen Widerwillen gegen die katholiſche Kirche hege. Ich finde in dem Katholicismus weniger Widerſprüche als in dem Proteſtantismus: jener baſirt auf dem blinden Glauben und lehrt demgemäß; dieſer iſt aus der Forſchung entſprungen, darf alſo die Quelle, die ihm das Leben gegeben hat, nicht verſtopfen, und ach, die Forſchung kann eben ſowol zum Zweifel als zum Glauben führen; dennoch predigt die lutheriſche Kirche ſtreng gewiſſe Glaubensſätze; darin liegt keine innere Einheit. Mit aller Demuth muß ich ſagen: das mißfällt mir. Nun habe ich zwar nie ernſthaft daran gedacht katholiſch zu werden, ach nein! ich habe mich zu ſehr daran gewöhnt auf meine eigne Hand zu denken; allein ich meinte doch, die Form könne mir mehr Befriedigung geben, weil ſie nicht einer Richtung des Weſens entſpricht, ſondern vielleicht gerade der Bedürftigkeit des Geſammtweſens zu Hülfe kommt und Verſtand, Herz und Phantaſie in gleicher Weiſe berührt, anregt und beſchwichtigt. Das nenne ich Befriedigung. Aber, o weh! o weh! nicht eine Spur, nicht ein Hauch, nicht den geringſten Anklang von dem, was ich wähnte, hab' ich gefunden. Darum bin ich ſo übermäßig niedergeſchlagen. Nicht weil ich irrte — gewiß nicht! Ein ſo armſeliges kleines Geſchöpf wie ich kann ſich ſchon irren und ſeinen Irrthum eingeſtehn; aber weil ich ſehe, daß keine Form mehr Wahrheit iſt, mehr Befriedigung giebt als die andere, und weil es demnach der Menſch ſchwer auf der Welt hat.

Den ganzen Charfreitag verbrachte ich in der Sixtiniſchen Kapelle; von 9 bis 1 Uhr wegen Paleſtrina's Improperien, von 3 bis 6 Uhr wegen Allegri's Miſerere. Jedes dieſer Muſikſtücke dauert höchſtens eine halbe Stunde; was in den übrigen ſechs Stunden geſchah, habe ich total vergeſſen, nur nicht eine lateiniſche Predigt, welche ein Franziskaner in Gegenwart des Papſtes hielt, denn ſie klang wie ein mißtönendes Recitativ. Aus Paleſtrina's Improperien ſtürzte ein Meer von Traurigkeit über mich; es ſind die Klagen Jehovah's über die Abtrünnigkeit ſeines Volks. Sie wurden mittelmäßig geſungen; aber das Miſerere noch ſchlechter, noch falſcher, wie am Mittwoch. Ich bin dieſer Stimmen auch ganz überdrüſſig und wieder zu meiner alten Abneigung zurückgekehrt. Im vorigen Herbſte entzückten ſie mich, das iſt wahr! vermuthlich war die Muſik der Meſſe ſehr lieblich und weniger ſchwierig auszuführen; oder, was mir noch wahrſcheinlicher iſt, meine Nerven waren nach der Krankheit ſehr reizbar, und jede Berührung wurde zur Rührung. Ich weiß aber nichts, was in die Nerven mehr hineinriſſe, als dieſe Stimmen. Sie ſind ganz unirdiſch und doch nicht göttlich; denn göttlich iſt nichts als die volle mächtige Seele, und ſie ſind ſeelenlos. So bleiben denn die Nerven das Gebiet, worin ſie Anklang finden, und da wüthen ſie drin umher.

Am Sonnabend wurde die Auferſtehung mit Glockengeläute und Freudenſchüſſen gefeiert. Das Schießen ſchien der Hauptſpaß zu ſein. Alte Männer wie kleine Buben knallten in den Straßen die Flinten loß. Am Oſterſonntage fand die große Oſterproceſſion in St.-Peter ſtatt, nach welcher der Papſt ſelbſt am Hochaltar Meſſe lieſt und endlich vom Balcon über dem großen Portal der Kirche den Segen ſpricht auf „Stadt und Welt“. — Ich ging nicht hin. Die Proceſſionen langweilen mich; was frage ich nach Männern in goldgeſtickten Kleidern! und von der Segensertheilung, die ich allerdings gern geſehen haben würde, hielt mich die traurige Erfahrung von dem, was man im Gedränge zu dulden hat, zurück. Ich blieb fein ruhig daheim und ließ mir hinterher erzählen, wie prächtig es geweſen ſei, und wie der Papſt, auf ſeinem Tragſeſſel ſtehend, auf dem Balcon mit vieler Grazie einige Griffe in die Luft gemacht und dann die Arme über das Volk gebreitet habe.

Abends war die Erleuchtung der Kirche. Das iſt unbeſchreiblich ſchön! ich nenne es die Transſiguration vom St.-Peter. Wie eine himmliſche Conſtellation lag das mächtige Gebäude ſammt den Colonnaden ſtralend und verklärt da. Zarte Lampen mit Silberſchein bezeichneten die langen architektoniſchen Linien, z. B. die Rippen der Kuppel, das Capitál der Säulen, das Architrav; feurige Pechkörbe die Punkte, welche beſonders hervorgehoben werden mußten: Anfang und Ende des Säulenſchaftes, das Frontiſpiz, das Kreuz oben auf der Kuppel. Wir ſahen die Beleuchtung zuerſt vom Monte Pincio und dann vom Petersplatze; die Meiſten machen es umgekehrt, ich begreiſe nicht warum! Dort ſieht man nur das Lichtmeer, hier die wundervolle Harmonie in demſelben. Genug, ich hatte dadurch den Vortheil, daß keine Furcht vor den tauſend Wagen und Pſerden mir den Genuß verkümmerte. Unſer Wagen hielt ganz einſam und ganz ruhig auf dem ungeheuern Petersplatze, die Lichter flammten, die Fontainen rauſchten, ſo ſtill Alles, ſo ſchön! Ich war wie bezaubert! die ganze Nacht hätte ich da ſitzen können! Allmälig erloſchen einzelne Lampen. Da fuhren wir fort; ich mag nichts Erlöſchendes ſehen. Bis gegen Morgen haben die letzten gebrannt.

Den Beſchluß ſämmtlicher Feſte machte am Montag die ſogenannte Girandola, das Feuerwerk, welches auf der Engelsburg abgebrannt wird. Das war nun etwas ganz Anderes, doch in ſeiner Art eben ſo Schönes; keine himmliſche Conſtellation, ſondern ein Märchen vom Feuer. Bald war ein phantaſtiſches Schloß von lauter Diamanten aufgebaut; bald rieſelten goldne Cascatellen über einen rubinrothen Felſen; bald ſprangen ſilberne Fontainen, ſeltſam verſchlungen, in allen Richtungen auseinander; bald ſtieg eine koloſſale Ährengarbe empor, und blaue und rothe Schmetterlinge, Mohn- und Kornblumen flogen aus ihr heraus und um ſie her; bald blitzten Millionen Sterne, und zwiſchen ihnen durch ſchoſſen langgeſchweiſte eilfertige Kometen.* Das ſind Schwärmer, Raketen, Leuchtkugeln, hieß es neben mir. Das glaub' ich aber nicht. Es waren all die wunderhübſchen Sachen, die ich beſchrieben habe, doch nur zum kleinſten Theil, weil ich fürchte, man glaubt mir nicht.

Der Glanz dieſer beiden Feuerfeſte hat die Rückternheit der Charwoche abſorbirt. Meine Seele hielt auf ihnen ihre frohe Auferſtehung.

Jetzt ſtreife ich wieder endlos in der ewigen Stadt umher. Wenn ich nur ihr Klima beſſer ertragen könnte! Es iſt entweder gewitterhafte Schwüle, oder eiskalt, ſobald der Nordwind über den Apennin kommt, der noch immer tief mit Schnee bedeckt iſt. Das wechſelt zwei, drei Mal des Tages; man weiß gar nicht, wie man ſich kleiden ſoll! Ich habe immerfort arges Zahnweh von der dicken heißen, oder ſchneidend ſcharfen Luft. Die Vegetation will auch nicht heraus. Die Obſtbäume blühen, die Gebüſche grünen, aber die Bäume ſind ſtarr und knospen nur. Auch ſind ſo wenig Bäume um und in Rom, daß man ſich nicht an dem lieblichen Schimmer erquicken kann, den der junge Frühling einer Schweizerlandſchaft giebt. Auf dem Forum iſt eine freundliche Allee ſchöner Ulmen. Auf Monte Pincio ſind Alleen genug; doch dieſe langweilig prächtigſte aller Promenaden fliehe ich; die Terraſſen ſind ſo breit und die Bäume ſo jung, daß man dem Winde und der Sonne gleich preisgegeben iſt. Auf Monte Mario und in der Villa Borgheſe ſind herrliche immergrüne Bäume, Haine von Pinien, Alleen von Cedern und Cypreſſen. Da hat die römiſche Natur aber auch ihr Äußerſtes an verſchwenderiſchem

Luxus gethan und Oaſen in die Wüſte geworfen. Überdas ſind dies Gärten, und man mag doch auch gern Bäume in der Freiheit ſehen — etwas ſehen, was nicht Anlage von Menſchenhand iſt. Da hat man denn die ganze ſchauerliche Campagne! Sie kommt mir vor wie ein von Gott und Menſchen verlaſſenes Land, denn der freie Schmuck der Wildniß erſetzt nicht die fehlende Cultur. Rom hat die Hand auf dieſen Erdſtrich gelegt, er gehört Rom an, trägt denſelben Charakter, macht denſelben Eindruck, iſt in unbegreiflicher Harmonie mit der ewigen Stadt. Dieſe formidable Gewalt über den Boden flößt mir bangen Reſpect vor ihr ein. Vom Monte Mario iſt eine berühmte Ausſicht auf Rom und die Campagne; allerdings ſieht man da die ganze Stadt mit ihren Kuppeln und Paläſten noch unter ſich; aber man ſieht auch, was für immenſe wüſte Stätten innerhalb der Ringmauer liegen, und das hat etwas Trauriges, wie ein zu weiter Gürtel um einen abgemagerten Leib; und dann ſchwimmt die Stadt in der endloſen Campagne förmlich wie ein Wrack auf dem Meere. Mir iſt die Ausſicht von San-Pietro in Montorio auf dem Janiculus weit lieber; auch lieber als die berühmte unter der Taſſoseiche im Kloſtergarten von San-Onofrio. Von Pietro in Montorio ſehe ich links das moderne, rechts das alte Rom bis zum Grabe der Metella deutlich vor mir, und die Stadt verdeckt die meilenlange Campagne ſo, daß ſie im Schooß der Berge zu liegen ſcheint. Der roſenrothbäckige Bruder Pförtner in San-Onofrio hielt zwar ſeine Ausſicht für ſchöner, weil man zu Pietro in Montorio nicht den St.-Peter ſieht; Jeder hat ſeinen Geſchmack, mir gefällt der Blick auf das Coliſeum und die gewaltigen Ruinen des Tempels della Pace beſſer. Unter jener Eiche ſoll übrigens Taſſo nie geſeſſen haben, ſprechen die Gelehrten; denn todtkrank ſei er nach San-Onofrio gebracht und am eilften Tage daſelbſt geſtorben, ohne je die Zelle verlaſſen zu haben. Immerhin! ich freue mich über die Huldigung, welche dem Genie dadurch gebracht wird, daß man den Zauber der Natur durch den Zauber ſeines Namens zu erhöhen ſucht. Taſſo's demüthiges Grabmal befindet ſich in der Kirche; ſeine Todtenmaske im Kloſter. Ich ſah ſie nicht, weil es dabei heißt: „Ma non le donne!“ und es grämt mich nicht; ſolche Ausdrücke von Leichengeſichtern ſind dem lebendigen Antlitze ähnlich wie ein Geſpenſt dem Weſen. Eine Madonna von Leonardo, al fresco, hätte ich ungleich lieber geſehen! il m'a jeté un sort — der alte wunderſame Magus! — Ich ſchlug dem Pförtner vor, mir eine Kutte zu borgen, ich wollte mich darin bis zur Naſenſpitze vermummen, damit nicht die Clauſur durch eine Frauengeſtalt entweiht werde; aber er blieb ungerührt und ſagte, ich könne nur durch eine Bittſchrift, bei einem gewiſſen Cardinal, an einem gewiſſen Tage eingereicht, die Erlaubniß erhalten. Das iſt mir zu umſtändlich! bis ich die Erlaubniß erhalte, hab' ich vielleicht die Luſt verloren.

Indeſſen ſehe ich doch ein, daß hier die Ordnung eine ganz beſondere Erlaubniß erheiſcht; warum aber eine ſolche zur Erſteigung der Peterskuppel nöthig iſt, das begreif' ich nicht. In der ganzen Welt ſteigt man ungehindert auf die Thürme, und bei St.-Peter, zu dem eine Armee heraufmarſchiren könnte, bei St.-Peter, der ſo wenig wie der Montblanc durch eine Erſteigung leidet — wird man nur zugelaſſen, wenn man einem gewiſſen Monſignor ein Certificat von der Geſandtſchaft und dem Cuſtode den Erlaubnißſchein des Monſignore bringt. Petrus ſelbſt kann ja am Himmelsthore keine größern Umſtände machen! — Die preußiſche Geſandtſchaft ſtellt kein Certificat aus. Warum nicht? — Das weiß ich nicht. Genug, ſie hat es einer meiner Bekannten abgeſchlagen, und ich denke, ſie macht keine Ausnahmen. Mein Reiſegefährte erhielt ſogleich eins von der ruſſiſchen Geſandtſchaft; daher weiß ich, daß es nothwendig iſt.

Bei dieſer Expedition hat man Gelegenheit den Titanenbau in ſeinen Einzelheiten zu betrachten, dabei in Erſtaunen und allmälig in Bewunderung zu gerathen; nicht in die friſche, unmittelbare, bei der man unwillkürlich auf die Knie ſinkt, weil man keinen andern Ausdruck findet, um zu huldigen, ſondern in die überlegende des Verſtandes, die uns zuruft: Beuge das Knie vor dieſer Ordnung, dieſer Einſicht, dieſer Kraft, dieſer weiſen Berechnung. Der Blick von der innern Gallerie unter der Kuppel auf den Fußboden der Kirche herab iſt ſchaudererregend. Hingegen auf dem Dache des Schiffes geht man wie auf der Straße; da liegt ein langes niedriges Haus für die Arbeiter, welche immer dort beſchäftigt ſind; da ſprudelt eine Fontaine mit ſehr gutem Waſſer; da ſteigen die Seitenkuppeln empor wie kleine Kirchen; nur wenn man Stadt und Landſchaft tief unter ſich gewahrt, wird man an die Höhe erinnert, in der man ſchwebt. Die Kuppel erklimmt man auf ſehr ſchmalen, aber ganz hellen, ſichern und bedeckten Treppen; die Laterne auch; nur in die Kugel muß man auf einer ſenkrechten, eiſernen Leiter ſteigen. Ich that es; ich ſtand in der Kugel und ſah mich um; aber länger auch nicht. Es war eine unmäßige Hitze in dem kupfernen Gewölbe, ich kam wie aus einem Dampfbade unten an, und es war doch kein heißer Tag! Das Kupfer iſt aber wie getränkt von den Sonnenſtralen. Bisweilen ſoll das Blei des Daches gar durch ſie geſchmolzen werden. Dies, verbunden mit der ätzenden Eigenſchaft des Scirocco, macht beſtändige Reparaturen nothwendig, und Alles ſieht da oben neu, friſch und wohlerhalten aus, als ſei es geſtern vollendet. Will man ſein Auge einmal in Rom durch den Anblick der Reinlichkeit erquicken, ſo ſteige man auf St.-Peter.

Iſt das Dach dieſes merkwürdigen Gebäudes eine Straße, ſo iſt das Innere ein Muſeum! Warlich, es iſt alles Mögliche, nur keine Kirche, kein Gotteshaus, ich meine, keine Stätte, wo die Gedanken ſich in Gebet verwandeln. Es enthält neunundzwanzig Kapellen; eine jede enthält entweder ein Gemälde oder ein Marmorbildwerk über dem Altare. Zwölf koloſſale Heiligenſtatuen von Marmor ſtehen in den acht Pfeilern des Mittelſchiffes und in den vier, welche die Kuppel tragen. Die verſchiedenen Monumente der Päpſte mit ihren Bronze- und Marmorſtatuen hab' ich nie gezählt. Alles dies iſt in Proportionen ausgeführt, welche genau denen des Gebäudes ſelbſt entſprechen, ſo daß nichts zu groß noch zu klein ausſieht. Thorwaldſen's Monument von Pius VII. macht allein eine Ausnahme, es iſt viel zu klein. Sämmtliche Gemälde ſind Moſaikbilder, in hoher Vollkommenheit, zum Theil nach den vortrefflichſten Originalen, copirt: Rafael's Transſiguration, Dominichino's Abendmahl des heiligen Hieronymus und ſein St.-Franziscus in Ekſtaſe vom Engel unterſtützt; Guido Reni's Erzengel Michael den Teufel beſiegend; Guercino's Grablegung der heiligen Petronille. Die übrigen ſind mir nicht ſo gegenwärtig. Den ſchönſten Effect hat der heil. Hieronymus auf mich gemacht, der dem Eingange des rechten Seitenſchiffes gerade gegenüber prangt; ſeine architektoniſche Scenerie ſchmilzt wunderbar mit der wirklichen Architektur zuſammen; man glaubt wirklich am Ende der Halle jene Handlung zu erblicken und in den Himmel hineinzuſchauen, wo die Engel den Heiligen anlächeln. Dem Eingange des linken Seitenſchiffes gegenüber befindet ſich die Transſiguration; ſigurenreicher und mit landſchaftlichem Hintergrunde, ſteht es dort dem Hieronymus nach. Ein Altar wird durch Michel Angelo's Pietà geſchmückt; ſo nennt man hier den todten Chriſtus mit den Seinen. Michel Angelo's Werk iſt eine Marmorgruppe: die Madonna hält den Leichnam auf dem Schooße. Nun muß ich ſagen, daß ich den Gedanken übernatürlich disgraziös finde, einer Frau einen Mann auf den Schooß zu ſetzen; das macht ſie zur Rieſin und ihn zum Zwerg. Der Mann kann die Frau auf dem Schooße halten, die Frau das Kind; ſo macht es ſich von ſelbſt nach Kraft und Form des Geſchlechts. Doch, wie geſagt, von der Natürlichkeit hat Michel Angelo keinen Begriff, und der Chriſtusleichnam liegt lang und unbehaglich, wie das freilich nicht anders möglich iſt, quer über dem Schooße ſeiner Mutter in ihrem rechten Arme. Ihr linker Arm macht eine ſonderbare Bewegung: es iſt, als zucke ſie die Achſel, und ſie hält die Hand geöffnet, wie um eine Gabe zu empfangen. Dieſe Pantomime hat die Troſtloſigkeit nimmermehr, hat eine Mutter nimmermehr bei ihrem todten Kinde! Sie iſt zerſchmettert, das Herz iſt gebrochen, die Glieder mit ihr — die Hand muß herabhängen. Finde ich fortan nichts, wobei ich aus vollem Herzen rufen kann: Michel Angelo iſt ein großer Künſtler! — ſo ſage ich nie mehr ein Wort über ihn. Er gehört mit zu meinen italieniſchen Enttäuſchungen.

Eine wahrhaft gräßliche Statue iſt die von Petrus ſelbſt. Ob antik oder modern, mag der Himmel wiſſen! Nach Einigen iſt's ein Jupiter geweſen, dem man den Schlüſſel in die Hand gegeben. Auf jeden Fall war die Kunſt in ihrer Wiege, als ſie dieſer Bronzemaſſe eine menſchliche Figur zu geben ſuchte. Die Zehen des rechten Fußes, den Küſſen der Gläubigen preisgegeben, ſind ganz verſchwunden. Die Mehrzahl begnügt ſich, einen ſimpeln Kuß zu appliciren; Einige legen auch noch die Stirn auf den Fuß. Ein alter Monſignor amüſirte mich! Er zog bedachtſam ſein großes, ſchweres, roth und weiß gewürfeltes baumwollnes Taſchentuch hervor, wiſchte den Fuß ſauber ab und küßte ihn darauf mit großer Devotion. Ich mußte lächeln; und warlich! die Vorſicht war dem armen Manne doch gar nicht zu verdenken! Aber ich ziehe daraus den Schluß: es iſt beſſer die Gegenſtände nicht zu küſſen, welche vorher des Abwiſchens bedürfen.

In den Monumenten der Päpſte herrſcht eine große Monotonie: ein Sarkophag oder ein Gebäu, welches ein Grabgewölbe figurirt, auf demſelben die ſitzende Statue des Papſtes, rechts und links zwei allegoriſche Geſtalten, die ſeine Haupttugenden darſtellen, zuweilen Engel, um das Ganze abzurunden, oder Basreliefs, um es zu ſchmücken, das iſt der Typus. Die allegoriſchen Geſtalten ſind auch faſt immer dieſelben: der Glaube, die Stärke, die Wahrheit, die chriſtliche Liebe und andere mit ihren bekannten Symbolen. Wenn ſich doch die Bildhauer ein anderes Symbol für die chriſtliche Liebe ausdenken wollten als die ammenhafte Frau mit Kindern an Bruſt, Armen, Knien — überall.

Die Madonna mit einem Kinde iſt ganz himmliſch! wenn ſich aber die lieben Kleinen gar zu ſehr mehren, ſo wird die Sache ein wenig irdiſch — vollends in den Händen der Sculptur, welche es beſonders mit der Entwickelung der Form zu thun hat. Clemens' XIII. Monument hat zwei prächtige Löwen zu Füßen des Papſtes: der eine wacht, der andre ſchläft; das mag wol die nach außen und innen gerichtete Kraft andeuten ſollen. Allegorien, wenn es nicht die uralt hergebrachten ſind, kann Jeder auslegen, wie er es verſteht. Neben dem einen Löwen ſteht der Glaube, höchſt martialiſch, in der vierten Poſition, auf das Kreuz geſtützt wie auf eine Lanze, in einem Kleide, das zu lang für ein kurzes und zu kurz für ein langes iſt. Und dieſer gewaltſamen Frau gegenüber liegt auf der andern Seite einer von Canova's bekannten Jünglingsgenien! Das iſt ein Contraſt wie eine unaufgelöſte Diſſonanz.

Die Kanzel des Apoſtels von ſchlichtem Holze, verloren in einem Wuſt von Bronze, getragen von den Kirchenvätern St.-Auguſtin, St.-Ambroſius, St.-Athanaſius und St.-Chryſoſtomus, ſteht im Hintergrunde des Chors. Im Fenſter oben darüber iſt gelbes Glas und Goldbronze angebracht: das ſoll ihr eine Art von Heiligenſchein geben, es hat aber mehr Ähnlichkeit mit der bengaliſchen Flamme des Ballets.

In der ſogenannten Chorkapelle iſt dreimal wöchentlich Vespergeſang. Da hört man von dem Sängerchore moderne italieniſche Kirchencompoſitionen. Sie ſind ſchwer von Opernmuſik zu unterſcheiden, und der Vortrag iſt ganz und gar wie auf der Bühne: Staccatos, plötzliche Sprünge aus der Höhe in die Tiefe mit einem gewiſſen Wegſchnellen des hohen Tons, rollende Fiorituren — beſonders ein Tenoriſt würde Furore machen in der Oper. Weshalb Italien für ein muſikaliſches Land gilt, hab' ich noch nicht ergründen können! Kirchenmuſik gehört zum katholiſchen Gottesdienſt, Opernmuſik gehört allen Städten, wo ſich große und reiche Geſellſchaft befindet; dadurch wird das Volk aber noch nicht muſikaliſch. Ich habe nirgends, nicht einmal in der Schweiz, ſo wenig Muſik und Geſang auf den Straßen gehört als in Italien, und Volkslieder nun vollends gar nicht! Sang einmal irgend Einer bei ſeiner Arbeit oder im Herumſchlendern, ſo war es eine Opernarie. Bis zum Weihnachtsfeſt machten die Piferari, die Hirten aus den Abruzzen, hier und in Neapel ihre monotone Dudelſackmuſik, die ſich dem Namen nach an die Madonnenbilder auf den

Gaſſen, aber in Wirklichkeit an fremde Geldbeutel richtet. Der Dudelſack iſt mir gar nicht unangenehm, er klingt wie fernes Glockenläuten, und eine Schalmei begleitet ihn, oder macht eigentlich die Melodie zu ſeinem Accompagnement. Ich vermiſſe ſehr die Piferari, denn jetzt hör' ich keine andre Muſik auf den Straßen als alle Abend ein Abendlied vor dem Muttergottesbilde an der Ecke der Propaganda, meiner Wohnung ſchräg gegenüber. Aber dies wilde, unmelodiſche Gebrüll beſtätigt mich in der Meinung, daß das Volk kein muſikaliſches Ohr hat, denn zu dieſer Andacht finden ſich ungefähr ein Dutzend Leute zuſammen, nicht immer dieſelben, wie mir ſcheint, doch die Disharmonien ſind immer gleich ohrzerreißend. Den Tamburin habe ich in Trastevere einige Mal ſchlagen hören; kleine Mädchen ſprangen nach ſeinem Tact in einer Art von Saltarelle herum. Man wird zugeben müſſen, daß Dudelſack und Tamburin zwei nicht ſehr ausgebildete muſikaliſche Inſtrumente ſind, ungefähr wie Polypen in der Reihe der Thiere.

Vom St.-Peter hab' ich ziemlich ausführlich geſprochen, weil Kirchen zu den Hauptbauwerken Roms gehören, und weil er der Typus Aller iſt; denn haben auch Maria Maggiore, das Pantheon, St.-Stephan in Rotonda ihre alte Form beibehalten, ſo erinnert doch entweder ihre äußere oder innere Ausſchmückung ſtets an ihn. Manche kleine und prachtvolle Kirchen, z. B. Maria della Vittoria und Sta.-Agneſe auf der Piazza Navona, ſehen gar aus, als wären ſie Kapellen aus St.-Peter. Dennoch, trotz dieſer ermüdenden Gleichförmigkeit und dem geringen Genuß, den dieſer Bauſtyl mir bietet, verlaſſe ich ſelten eine Kirche, in der nicht wenigſtens ein ſchönes Gemälde mich erfreut hätte. Dominichino, Guercino, Guido Reni haben fleißig gearbeitet, und mitunter ſo ſchön, daß man ſich die Mittelmäßigkeit mancher ihrer Bilder gar nicht erklären kann, wenn man nicht ihr Leben kennt. Guido z. B. war ein wüthender Spieler; alles Geld, was er verdiente, wurde von ſeiner raſenden Leidenſchaft verſchlungen, ohne ihr zu genügen; daher malte er oft ſo oberflächlich und unwahr. Dominichino war ſein Lebenlang mißkannt, unterdrückt, verfolgt; das hat ihn vielleicht deprimirt, ihn verhindert, ſich ſtets kräftig zu zeigen mit Pinſel und Seele, oder ihn vermocht, hier und da Dasjenige nachzuahmen, was gerade in der Mode war. Von Guercino weiß ich nichts: er iſt ſich ſelbſt auch ſtets unverkennbar treu; ſeine Chriſtusgeſtalten beſonders ſind von einer tiefen, kräftigen Schönheit, die mir ungleich beſſer gefällt als die zarte, ſentimentale; dieſe trägt ſo leicht das Gepräge der Schwäche! Es iſt ſeltſam — Gott Vater wird meiſtens vorgeſtellt wie ein alter, zorniger Herr, und Chriſtus wie ein ſanfter, ſchöner, gedrückter Mann; da nun mein Gott gar nicht furios und mein Chriſtus gar nicht gedrückt iſt, ſo bin ich faſt in beſtändiger Disputation mit den Gemälden. Die Kirchenbeleuchtung iſt ihnen leider ſehr unvortheilhaft! Selten finde ich ein Plätzchen, wo das Licht nicht mir oder ihnen in die Augen ſcheint. Darum ſage ich auch nicht, daß man mit dem guide in der Hand, oder gar mit einem Lohnlakai, die Kirchen der Reihe nach aufſuchen ſolle; kennt man aber Rom einigermaßen, und hat man Zeit zu unbeſtimmten Streifereien, ſo läßt man ſich gern von einem Altar zum andern, von einer Moſaik am Fußboden zu einer am Gewölbe, von einer antiken Säule zu einer Freske locken. Freilich, ehe man ſich damit abgeben kann, muß der erſte Heißhunger nach Rom geſtillt ſein! Anfangs wollt' ich nichts anſehen als das Coliſeum und das Pantheon, die Transfiguration und den belvederiſchen Apoll — alſo die Sculptur, die Malerei, die Architektur und die Ruine in ihrer Vollkommenheit, und meine Augen fühlten ſich förmlich beleidigt, daß von jeder dieſer Vollkommenheiten nur ein einziges Exemplar in der ewigen Stadt exiſtire. Aber dieſes Einzige iſt ja genug, um zu zeigen, was der Genius leiſten könne, und um zu beweiſen, daß er ſelten zu ſolcher Höhe ſich emporſchwinge, und um eine Freiſtätte zwiſchen die Caricaturen der Mode und die Ausgeburten ungeordneter Beſtrebungen zu werfen, wohin man ſich flüchten und wo man in der Atmoſphäre der Schönheit ſo geſichert vor dem Anhauch der Mißgeſtalten ſein könne, wie Oreſt es vor den Eumeniden war im Hain der Göttin. Iſt das nicht genug? Ja, ja! Wenn nur der unbefriedigbare Immerdurſt nicht in der Seele wäre. Man hat mir aber geſagt, ich ſei excluſiv, und zwar excluſiv an meinen übertriebenen Forderungen haltend; darum hab' ich mich aus meinen Belveder- und Pantheonverſchanzungen herausbegeben und ſehe mich um im freien Felde. Entzücken hab' ich nicht dabei, jedoch Vergnügen und die Befriedigung, mir ſagen zu können, daß ich meine Augen nicht abſichtlich gegen das Schöne verſchloſſen habe. Und zuweilen bin ich denn doch auch herrlich belohnt! So kamen wir einmal in die Kirche San-Agoſtino; eine Marmor-Muttergottes von Sanſovino iſt dort in beſondrer Verehrung, und die Kirche iſt faſt austapezirt mit den verſchiedenen ihr dargebrachten Votivgaben. Die meiſten ſind Herzen von Silber oder Blech, dann Roſenkränze und Kreuze, dann

Gemälde, auf denen die Rettung ihres Schützlings aus großer Gefahr durch ihre Erſcheinung zufolge ſeines Gebets dargeſtellt iſt; dann verſchiedene Glieder des Körpers, Augen, Hände, Beine von Metall, durch ihre Fürſprache wunderbar geheilt; endlich Meſſer und Dolche von Mördern und Übelthätern, die ſich vor ihrem Tode bekehrt, oder die einen beſſern Lebensweg eingeſchlagen haben. So etwas intereſſirt mich: da iſt weder Entweihung noch Käuflichkeit; die ſchlichte Gabe iſt ein Symbol des Danks, wie der Beiſtand der Heiligen ein Symbol des immerwachen Schutzes Gottes. St.-Auguſtin, ein ſchönes, ernſtes Bild von Guercino, ſchmückt einen Altar. Plötzlich ward von einem Pfeiler des Mittelſchiffes ein Vorhang weggezogen und der Prophet Jeſaias, eine Freske Rafael's, enthüllt. Er ſitzt, und hält eine aufgerollte Schrift gleichſam der Erde zugekehrt, und zwei Engel, die hinter ihm ſtehen, halten eine Guirlande über ſeinem Haupte. Dieſe Freske hat zwiſchen Rafael's und Michel Angelo's Anhängern endloſe Controverſen angeregt: ob ſie gemalt ſei, bevor oder nachdem Rafael die Propheten in der Sixtiniſchen Kapelle geſehen. Lanzi ſpricht: bevor; Vaſari ſpricht: nachdem. Welch ein unnützer Streit! Will der Eine ſagen, Rafael könne nicht erfinden? Das glaubt Niemand. Will der Andere ſagen, Rafael habe nichts lernen dürfen? Damit iſt Niemand einverſtanden; weshalb ſollten Beſchränktheit und Mittelmäßigkeit allein lernen dürfen? Ich hoffe, das Genie iſt klug genug, um einzuſehen, wie viel es zu lernen habe. Nicht durch Unwiſſenheit wird es groß, ſondern indem es die ſchlichten Bäche des Wiſſens zuſammenlenkt, in ſich aufnimmt und ſie in ſilbernen, farbigen, funkelnden Stralen wie aus einer Fontaine zauberiſch zurückwirft. Das Waſſer erfinden kann auch das Genie nicht. Soll ich nun ſagen, was ich meine? Rafael hat die Sixtiniſche Kapelle geſehen und zu ſich ſelber geſagt: Die wilden, desperaten Männer ſollen Propheten ſein? iſt denn Wildheit Kraft? und muß die Kraft der Schönheit entbehren? wir wollen doch ſehen! — So malte er den Jeſaias, einen mächtigen Greis, deſſen gewaltige Seele eines ſtarken Körpers bedurfte, um ihn nicht aufzureiben; und dem Antlitz gab er die ganze Glorie der Schönheit, welche ein Greiſenantlitz verträgt: Adel der Züge und den unirdiſchen Ausdruck von Seelenhoheit und Seelenkraft, der ſeinem Pinſel wie keinem andern zu Gebote ſtand. In dieſen Augen liegt eine Welttrauer, aber die Trauer des Propheten, eben ſo fern von Grimm als von Mattigkeit, denn er iſt weder erbittert noch entmuthigt. Die

Engel mit ihrer Guirlande machen das Bild ſeltſam viereckig und etwas ſchwer; vielleicht hat man deshalb gemeint, es ſei Michel Angelo nachgeahmt. Nun, bei den vier Sibyllen in dem Kirchlein Maria della Pace, wird Niemand das meinen! Zeichnung, Gruppirung, Ausdruck — Alles ächt Rafaeliſch.

O, dieſer Rafael! er iſt die Wonne meines Herzens! nicht blos darum, weil er der Erde, die ihn gaſtlich aufgenommen, ſo reiche Gaſtgeſchenke gelaſſen; ſondern weil er ein Begnadigter war, einer von den Wenigen, die Gott lieb hat, lieb in Milde und Gewährung, nicht in Ernſt und Verſagung, den er wie auf ſeiner Hand durch die Welt trug, damit ihm nichts Böſes zuſtoße, und den er endlich von der Welt nahm, ſcheinbar vor der Zeit, und darum gerade zu rechter Zeit! Als freudiger Sieger, mit wehender Fahne, mit glänzenden Waffen ſchied er vom Schlachtfelde des Lebens, fühlte nicht ſeine Jugend ſchwinden, ſeine Kraft ermatten, ſeinen Flug erlahmen, ſeine Waffen ſtumpf werden! — O heiliger Rafael, bitte für mich! — Im Lanzi ſind viele Malergeſchichten zu leſen. Gegen deren Schickſale ſind die der Dichter glückſelig. In wilden traurigen Leidenſchaften verzehren, durch Gift, Dolch und Gram beenden die Meiſten ihr Leben, nachdem immer Einer geſucht hat es dem Andern zu verbittern und der Meiſter mit Neid den Ruhm ſeines Schülers ſah. Spagnoletto's Ende iſt recht phantaſtiſch. Er war einer von den neapolitaniſchen Malern, die durch ſchändliche Mittel Annibal Carracci, Guido und Dominichino mißgünſtig aus Neapel vertrieben, um keine Nebenbuhler ihres Ruhms zu haben. Er hatte eine Tochter, die er außerordentlich liebte; durch einen Mann kam Schmach über ſie. Das grämte ihn ſo, daß er zu Schiff ging und fort zog, fort, in die Welt oder ins Meer; man weiß nicht, wo er geblieben. Und zwiſchen all dieſen finſtern, zerrütteten, unſeligen Geſtalten ſteht Rafael bewundert und hochgeachtet, von den Zeitgenoſſen nach Verdienſt anerkannt, von den Großen geehrt, von den Freunden geliebt, von den Schülern angebetet, anmuthige Sitten und den liebenswürdigſten Charakter mit dem Glanze der höchſten Gaben verbindend — die Blüte der Menſchheit. Er ſtarb, ohne die Transfiguration ganz vollendet zu haben; Giulio Romano legte an einige der untern Geſtalten die letzte Hand. Einige nennen dies Bild das herrlichſte, was je gemalt ſei; Andern will es nicht ſo ganz gefallen, ſie finden es fremd; noch Andere tadeln dies und das, z. B. die Perſpective. Das mag Alles wahr ſein! Jeder bringt vor ein Gemälde ſeine Augen, ſeine Seele; Dieſer wird gerührt, wo Der kalt bleibt. Betrachte ich die Transſfiguration, ſo iſt mir's grade, als ob ich in der Bibel läſe: es iſt ebenſo allumfaſſend; es ſtellt mich ebenſo in die Qual der Erde hinein, indem es meinen Blick ſehnſuchtsvoll zur Freiheit des Himmels emporzieht; es zeigt mir ebenſo den Troſt, die Hülfe, das Licht von oben, deren ich bedarf, um das Geringſte zu leiſten; es erfüllt ebenſo meine Seele mit einer geheimnißvollen, unausſprechlichen, ſeligkeitverheißenden Viſion, die über all den trüben, verwirrten Zuſtänden des Lebens einbricht. Denn unten im Gemälde ſind alle Drangſale der Menſchheit: der bekümmerte, hülfeſuchende Vater, der beſeſſene Knabe, von entſetzlicher Krankheit geplagt, ein königlich zürnendes Weib, das den Apoſteln ihre Unmacht vorwirft, und neun Apoſtel voll Mitleid, Schmerz, Theilnahme, unfähig zu helfen, gut, aber ſchwach, wohlwollend, aber beſchränkt, genöthigt das zu ſagen, was Jeder von uns hundert Mal gehört und geſagt hat: Ich kann dir nicht helfen, Gott allein kann es; genöthigt das zu empfinden, was Jeder von uns tauſend Mal empfunden hat: daß der Menſch mit ſeinem herbſten Leid einſam zwiſchen den Menſchen iſt. Zwei von ihnen zeigen, zur Geduld ermahnend, nach dem Thabor; aber ſie blicken nicht dahin, ſie ſind ganz in Anſpruch genommen durch dieſen Vorfall, der ſich gerade ereignet, während Chriſtus mit Petrus, Johannes und Jakobus auf den Thabor gegangen iſt und dort vor den Augen der drei ſtaunenden Jünger mit Moſes und Elias verklärt wird. Der Beſchauer ſieht gleichſam durch eine Viſion dieſe Verklärung, welche die Jünger am Fuße des Berges ſammt dem Volke nicht wahrnehmen, und dieſe Doppelhandlung, dies getheilte Intereſſe wird zuweilen getadelt; ich bemerke das, damit man mir keine Parteilichkeit für Rafael vorwerfe. Aber welch ein Glanz im obern Theile des Gemäldes! und wie hat der Maler dennoch ſo wahr gefühlt, daß der Glanz nicht genüge zur Verklärung! Chriſtus ſchwebt! er ſchwebt im weißen Gewande, lächelnd, ſelig, mit gehobenen Armen, ruhig über dem Thabor, und Moſes und Elias, ihn anbetend, weniger ſtralend, ſchweben ſeitwärts, jedoch tiefer als er. Petrus, Johannes und Jakobus liegen geblendet auf dem Thabor. — So iſt die Transfiguration. — Ich mag von keinem andern Bilde mehr reden.

Es wird mir auch ſchwer, mich immer mit der Kunſt und Geſchichte zu beſchäftigen; aber ich kann mich hier nicht, wie in Florenz und Neapel, in der Natur ausruhen. Sie iſt gar ſo arm! Ihre Vertheidiger ſagen, ſie ſei voll der ſchönſten Blumen. Ich liebe ſehr die Blumen, aber als Beiwerk, wie ich gern Bonbon zum Deſſert eſſe. Vor einigen Tagen war ich ganz charmirt von dem Hain der Egeria: ein Hügelchen mit Steineichen bedeckt, mitten auf einer Wieſe. Das iſt doch gewiß recht wenig; doch für die Campagne iſt es außerordentlich viel. Dorthin ging der weiſe Numa und ſann der Geſetzgebung für ſein Volk nach. Die Liebe für daſſelbe war ſeine Egeria, und da in jeder Liebe etwas Himmliſches iſt, ſo nannte ſein Volk ihre Inſpirationen dankbar Rathſchläge der heiligen Nymphe, deren Quell am Fuße des Hügels in einer gemauerten Grotte leiſe rieſelt. Damals waren gute Zeiten für die Herrſcher: man wähnte ſich nicht erniedrigt durch Gehorſam! und damals waren gute Zeiten für das Volk: es ertrug keine Knechtſchaft! Eine Frau ward beleidigt — Roms Könige fielen. Ein Monument aus der Zeit exiſtirt noch: die Überbleibſel der cloaca maxima, des Abflußcanals, der einen Sumpf zwiſchen dem Palatin und dem Capitolin in den Tiber leitete. Er iſt, wie die Tempel zu Päſtum, aus Steinblöcken ohne Cement errichtet. Die Grotte der Egeria darf ſich aber nicht dieſes hohen Alters rühmen.

Tivoli nun gar hat mir ungemein gefallen. Es iſt die erſte Landſchaft von Claude Lorrain, die ich in der

Wirklichkeit geſehen; eine vollkommne Idylle, nicht grandios, doch äußerſt lieblich. Ein Städtchen am Bergabhange in einem Olivenwalde, unter deſſen Bäumen Hirtenknaben liegen und Vieh weidet; der Teverone, der in einer großen und vielen kleinen Cascaden vom Berge herabſpringt, und über den im Thal eine altrömiſche Brücke geſchlagen iſt; der graziöſe Veſtatempel oben, Ruinen von Mäcen's Villa tiefer herab, und im Hintergrunde die bläulich dämmernde Campagne, über die ein ſchöner, tiefklarer Himmel ſich breitet. Das iſt Tivoli. Von der ſtolzen Wildheit ſchweizeriſcher Waſſerfälle hat der Teverone keine Spur. Die große Cascade iſt in einen gemauerten Canal geleitet; Überſchwemmungen machten es nothwendig. Die Cascatellen ſind allerliebſt, gerade als hätte eine Hirtin ihre Eimer mit ſchäumender Milch umgeworfen.

Die Villa Eſte in, und die Villa Adriana bei Tivoli, dieſe aus dem 2. und jene aus dem 16. Jahrhundert, theilen ein Schickſal: ſie ſind verlaſſen; aber die Villa Adriana hat den großen Vorzug, eine Ruine zu ſein, während die Villa Eſte nur verfallen ausſieht. Ein Cardinal dieſes Namens hat ſie angelegt, mit einem Garten, der damals ſo bewundert ward, daß Taſſo, durch ihn begeiſtert, Armida's Gärten beſchrieb. Das iſt ein großes Glück für dieſen Garten! Dichter beſchreiben in derſelben Art, wie der Diamant den Sonnenſtral zurückwirft. Übrigens, wenn man heutzutag Jemand fragte, ob er den Sommer lieber in Interlachen oder in Armida's Gärten zubringen möchte, ſo würd' er Interlachen wählen; der Deutſche und Engländer gewiß. Der Italiener hat vielleicht noch Freude an dem kindiſch-pomphaften Tand, wenigſtens habe ich bei der ganz neu erbauten Villa des Herrn Torlonia auch ganz neue Ruinen geſehen, Ruinetten — ich erlaube mir eine Verkleinerungsſylbe wie die Italiener —, mit Säulchen, lang und dünn wie mein Finger. Solch Bauwerk iſt überall kindiſch, vollends in Rom! Die Villa Eſte hat auch dergleichen aufzuweiſen, und ganz poſſierliche Waſſerkünſte dazu. Nur ihre rieſigen Cypreſſen ſind ſchön. In der Villa Adriana hat der Kaiſer Hadrian ähnliche Spielereien getrieben, aber im Style eines römiſchen Imperatoren. Von ſeinen Reiſen in dem Orient zurückgekehrt, ließ er hier Gebäude nach dem Muſter derjenigen erbauen, welche ihm beſonders gefallen hatten: Theater, Portiken, Bibliotheken, Thermen, Tempel, von allen findet man Spuren und Überreſte, welche jetzt die Natur in Schutz und Schirm genommen und mit ihrem unſchuldigen Schmuck überſtreut hat. Wo jetzt Vinca und Cyklamen den Boden emailliren, lag einſt der Moſaikfußboden, der Stolz des Vaticans, und in den Niſchen des Serapistempels ſtanden ſtatt der grünen Gebüſche ägyptiſche Bildwerke, welche jetzt ein paar Cabinete des Capitols füllen. Spuren von Stuckatur und Fresken ſind noch wahrnehmbar in unterirdiſchen Gewölben; doch was man nur hat wegſchaffen können, iſt in Muſeen untergebracht. Die bekannte niedliche Moſaik, welche vier Tauben auf dem Rande einer Schaale voll Waſſer darſtellt, ſtammt auch daher. Doch ſind all dieſe Moſaiken nicht mit den modernen zu vergleichen, ſind roher in den Umriſſen, weniger ausgeführt. In dem Moſaikſtudium des Vaticans, wo die Päpſte beſtändig Arbeiter halten, um die trefflichſten Gemälde zu copiren, iſt kürzlich der Jeſaias vollendet und ſehr gelungen; aber er hat auch vier Jahre lang zwei Arbeiter beſchäftigt. In der Sculptur ſind die Alten unerreicht; allein ihre Malereien und Moſaiken kann ich nicht als vollendete Kunſtwerke bewundern, eben ſo wenig wie Giotto's und ſeiner Zeitgenoſſen Leiſtungen. Da iſt die ſogenannte Aldobrandiniſche Hochzeit, eine kleine Freske, welche man ungemein admirirt und ſehr verſchieden explicirt. Ich befaſſe mich weder mit dem Einen noch dem Andern! Zwei verhüllte Frauen mit wilden Augen und ſteifen Gliedmaßen ſitzen auf einem Bette; andere ſind um einen Altar beſchäftigt, und ein junger Mann ſitzt zwiſchen beiden Gruppen auf der Erde und ſieht recht luſtig und ungenirt aus. Ich wundere mich, daß er ſich ſo freut zu dieſer garſtigen Braut; denn er freut ſich, es iſt unverkennbar! — Ach, man möge es hier anfangen, wie man wolle, man geräth immer in den Bereich der Kunſt zurück! Ich liebe ſie wol ſehr, denn ſie iſt ein Troſt; aber die Natur lieb' ich mehr, ſie iſt ein Glück.

Hätte Rom nicht unmittelbar vor der Porta del Popolo die Villa Borgheſe, ſo würde man wirklich nichts vom Frühling ahnen. In dieſem ſchönen Garten, den der Beſitzer mit unſäglich dankwürdiger Liberalität dem Publicum, man kann nicht ſagen geöffnet, ſondern übergeben hat, fährt die elegante Welt zu gewiſſen Stunden täglich ſpazieren. Ich bin lieber früh da, wenn es ſtill iſt, ſtaublos und einſam. Dann iſt es hübſch in den langen Alleen von immergrünen Bäumen zu gehen, oder in dem Pinienwäldchen, oder in dem Hain nordiſcher Eichen, der verſtreut auf einer hügeligen Wieſe und eben jetzt, 26. April, mit dem erſten Grün geſchmückt iſt; oder an den plätſchernden Waſſern, in welche Thränenweiden ihre langen, biegſamen, grünen Zweige ſenken. Da iſt Schutz vor Sonne und Wind, wie man es gerade braucht; da ſingen auch Vögel. In den untern Sälen des Hauſes hat der Prinz Borgheſe eine Sammlung antiker Sculpturen mit Pracht und Geſchmack aufſtellen laſſen; darunter befindet ſich ein junger Faun, ſchön zum verlieben! In den oberen werden moderne geordnet; man iſt gegenwärtig damit beſchäftigt. Sein Palaſt in der Stadt enthält eine treffliche Gemäldeſammlung. Alles wird dem Publicum ohne Umſtände und ohne Zudringlichkeit geöffnet. Im October ſollen in der Villa große Volksfeſte ſtattfinden, jetzt hab' ich niemals Volk dort angetroffen, auch wenig Spaziergänger, entweder Einſamkeit oder lange monotone Wagenzüge. In Italien liebt man ſpazieren zu fahren, wie in Spanien ſpazieren zu gehen. Hängt das vielleicht mit den ſchönen Füßen der Spanierinnen zuſammen? — Überhaupt ſieht man hier das Volk gar nicht ſo bei einander wie in Neapel, wo jede Straße, jeder Platz ein Volksſalon iſt. Auf der Piazza Navona iſt der Gemüſemarkt, und in der Strada di Ripetta der Hafen — wenn man für den Tiber von einem Hafen ſprechen kann —, alſo führt Gewerbe und Nothwendigkeit täglich Volk dort zuſammen; doch die meiſten Straßen ſind todtenſtill! Hier und da ſitzen ein paar Weiber vor der Thür, ſpielen ein paar Kinder, arbeitet ein Handwerker, aber ſpärlich, ausnahmsweiſe; man ſieht wie gering die Bevölkerung der weitläuftigen Stadt iſt, und doch ſoll ſie alljährlich abnehmen. An Sonn- und Feſttagen habe ich ziemlich viel Leute in einen öffentlichen Garten am Fuß des Cölio ziehen ſehen; da ſpielen dann die Männer mit Wuth Morra. Eines Tages, während der Charwoche, war ich im Coliſeum; eine Schaar weißgekleideter Mädchen machte an den 14 Altären der Via crucis unter Geſang einen Umzug; eine Männerſchaar, der ein großes Kreuz vorgetragen wurde, proceſſionirte ihrerſeits unter Gebeten; geputzte Leute gingen im geſticulirenden Geſpräch durch das Coliſeum in jenen Garten und ſahen ſich nach nichts um; Andere unterbrachen das Geſpräch, ihrer Sünden eingedenk, und gingen das große Kreuz in der Mitte der Arena zu küſſen, wofür ſie Indulgenz auf 200 Tage bekommen, wie ein Anſchlagzettel am Kreuz beſagt; in den obern Hallen des Coliſeums ließen ſich Fremde herumführen, und ihre modernen Geſtalten blickten fremdartig zwiſchen den zerfallenen Arcaden herunter; und der Zahlenruf der Morraſpieler tönte aus dem Garten herüber, ein ſeltſamer Takt zu den Litaneien. Das iſt das bunteſte und beweglichſte Volksbild, welches ich in Rom geſehen; es iſt aber auch ganz charakteriſtiſch.

Das Volk hat einen finſtern Ausdruck; es blickt die Fremden an, als wolle es ſie mit den Augen todtſtechen. Iſt es Neid? iſt es Verachtung? Beraubungen fallen häuſig genug in der Stadt und Gegend vor. Seltſam iſt's, wenn unter dieſen hochmüthigen Augen der Mund ſich zum Betteln öffnet; man fühlt ſich geneigt, ihnen den verachtenden Blick zurückzugeben. Von den Weibern in Trastevère ſagte mir Jemand: „Elles sont sauvages comme des louves.“ Andere behaupten das Gegentheil. Die Trasteveriner nennen ſich ächte Abkömmlinge der alten Römer; wenn ihre Frauen den Namen Lucretiastöchter verdienten, ſo wäre dies wol recht merkwürdig für Evastöchter, indem eine einzige Lucretia ſchon wie ein Mirakel durch die Jahrtauſende wandelt. Ich meines Theils glaube nicht an jene sauvagerie, weil beſtändiger Verkehr mit Fremden wilde Sitten bändigt und ſchlichte verdirbt, und weil Rom ſtets mit Fremden überſchwemmt war und iſt; ſonſt waren es oftmals Feinde, jetzt ſind's Freunde, wenigſtens ſcheinbar. Mir kommt ein ſolcher Zuſammenfluß aller Nationen niemals wie ein großes Glück für ein Land oder eine Stadt vor, ſobald kein Handelsverkehr damit verbunden iſt. Ob dieſer hier ſtattfindet, ob Monopole und große Zölle nützliche Rivalität einführen, ſtatt ſie zu erdrücken, ob dieſe unermeßliche geiſtliche Miliz, welche immer bataillonsweiſe, wie in

Deutſchland die kriegeriſche, durch die Straßen zieht, eine Manna oder eine Heuſchreckenheerde für den Staat iſt, das mögen Eingeweihte beurtheilen, die das innere Federwerk einer Staatsmaſchine zugleich mit dem Gang der äußern Räder zu beherzigen verſtehen. Ich ſehe nur dieſe, und da ärgere ich mich denn tout bonnement, daß Herr Torlonia die Salz- und Tabacksregie hat, hier wie in Neapel. Salz iſt freilich für Südländer kein ſo nothwendiges Bedürfniß als für Nordländer, ſie ſind mäßiger, ſie haben andere Speiſen, zu Knoblauch und Maccaroni braucht's kein Salz wie zu Brot und Kartoffeln; aber Taback, ihr Troſt, ihr Genuß, ihr Entzücken, der ihnen das Vergnügen, nur unſchädlicher, gewährt, welches der Branntwein den Nordländern macht, auch für dieſen armen kleinen Spaß müſſen ſie dem Herrn Torlonia ihren Tribut zahlen. Wenn die Poſtillons ſehen, daß ſie kein Trinkgeld mehr erbitten können, ſo bitten ſie um eine Cigarre; kleine Buben, ellenhoch, flehen dringend um eine Cigarre und rauchen wie gravitätiſche Affen, ſobald ſie damit beglückt werden. Gewöhnlich aber raucht das Volk aus kleinen Rohrpfeifen mit einer wahrhaft orientaliſchen Behaglichkeit und Andacht; es ruht ſich ſo recht wundervoll dabei aus. Man ſpricht zwar, es ſei faul und arbeite wenig, bedürfe daher auch wenig des Ausruhens. Mag ſein, daß es nur für die Befriedigung der augenblicklichen Bedürftigkeit arbeitet, das Erworbene aus der Hand in den Mund gehen läßt und an keine Erſparung denkt! Weiß man denn aber auch, ob nicht mißverſtandene oder mißdeutete Lehren von den „Lilien auf dem Felde" und von dem „Einen, was Noth thut" dazu den Grund legen? Weiß man denn auch, ob nicht das Beiſpiel des geiſtlichen Lebens, der unzählbaren Bettelmönche, welche von Reich und Arm Unterſtützung erheiſchen, auf die Trägheit des Volkes einwirken? Die Zeiten ſind nicht mehr, wo die Mönche Wüſten urbar und aus Wäldern und Sümpfen Felder machten. Erziehung und Unterricht, Kranken- und Armenpflege iſt jetzt ihr Gebiet; bedenkt man aber, daß in Rom nur 140,000 Einwohner höchſtens und davon 30,000 geiſtlichen Standes ſind, ſo möchte man fragen: Iſt denn ganz Rom eine Kinderſtube oder ein Hoſpital? Freilich muß man erwägen, daß der ganze päpſtliche Hofhalt und die höchſten Ämter von Geiſtlichen beſetzt werden; dennoch bleiben genug übrig, um die Frage zu veranlaſſen: Was thun ſie? Wovon leben ſie? Warum exiſtiren ſie überhaupt? Hier iſt z. B. ein Orden, deſſen urſprüngliche Beſtimmung war, gefangene Chriſten aus den Händen der Barbaresken und Muhamedaner loszukaufen: ſehr zweckmäßig, ſo lange

Kreuzzüge und afrikaniſche Raubſtaaten beſtanden, aber ſehr unzweckmäßig jetzt, wo ihnen nichts übrig bleibt, als ihre Einkünfte ſelbſt zu verzehren. Die proteſtantiſchen Fürſten gaben den Völkern ein ſehr gefährliches Beiſpiel, als ſie ſich nicht nur erlaubten, die Klöſter ſämmtlich aufzuheben, ſondern auch die Güter einzuziehen; Völker ermangeln nie, ſei es über kurz oder lang, in Momenten der Gährung und Unzufriedenheit von ſolchem Beiſpiel zu vortheilen und die erduldeten Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten auf ähnliche Weiſe an Andern zu üben. Dennoch muß ich geſtehen, das Beiſpiel des geiſtlichen Schlingpflanzenlebens muß nachtheilig auf ein Volk wirken, das ohnehin keine Thatkraft und Energie beſitzt. Rom war immer ungemein klug und geſchickt im Pariren der äußern Hiebe; die Hohenſtauffen- und die Reformationsſtürme brachten es ſtets zur Beſinnung über ſeine Mißgriffe, wenn es auch blutend aus der Fehde hervorging. Ob es aber je innerlich ſo vermorſcht war wie gegenwärtig, ob es Kraft hat, die alte welke Haut abzuſtreifen, ehe es darin abſtirbt, das erleben wir vielleicht bald; vielleicht auch nicht. In Neapel ſind die Häuſer ganze Straßen lang durch Balken geſtützt, welche quer von einer Mauer zur andern gehen und deren Einſturz verhüten. So ſtehen ſie gar manches Jahr und werden manch anderes noch ſtehen, indeſſen das Volk ſeine Hanthierung unbekümmert auf den Straßen forttreibt und die Eigenthümer an keinen neuen Bau denken mögen, weil er ihnen Koſten und Unbequemlichkeit macht. Zuletzt, wenn die ſtützenden Balken auch morſch werden, müſſen die Häuſer dann doch einfallen. Mir däucht, ungefähr ſo ſieht es jetzt überall in der Welt, nicht allein in Rom aus, wo ſogar die Kunſt einen etwas gebrechlichen Charakter hat. Ich meine die moderne Kunſt. Wie immer trägt ſie das Gepräge der Zeit; da nun das Handwerk der große Gedanke unſers Jahrhunderts iſt, ſo werden auch die Künſte etwas handwerksmäßig betrieben. Eine ſo klägliche Kunſtausſtellung an Zahl und Inhalt wie die hieſige, hab' ich in meinem Leben nicht geſehen! Kleine Landſchaften, Hirtenknaben, Volksſcenen in einer Hütte oder Schenke, Anſichten von Rom, Copien en miniature von beliebten alten Gemälden füllten zwei Säle mit ihrer Nüchternheit, aus der zwei oder drei hiſtoriſche Compoſitionen in greller Wildheit herausſtachen. Wenn doch die Maler Titian recht ſtudiren wollten! Ich weiß gar nicht, wo in der Welt ſie die Carnation ſehen, die ſie in ihren Bildern wiedergeben. Blühende Geſtalten haben lila, blaſſe haben grünliche Fleiſchtöne, und beide werden mit ſchwarzen oder braunen Schatten begabt; ſo ſehen doch keine Menſchen aus! In der Wirklichkeit iſt der Schatten farblos. Es mag ſchwierig ſein, ihn ſo zu machen, aber die Malerei iſt ja auch eine Kunſt! Man hat mir geſagt, es ſei eine Manie mancher Künſtler, nichts in die Ausſtellung zu geben; ich wünſche, daß es die beſſeren ſein mögen. An den Vortheil, der allen jungen Künſtlern der Aufenthalt in Rom bringen ſoll, glaub' ich keineswegs. Wer ohne eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Reife herkommt, wird ein Copiſt. Wem eine mächtig regſame und gewaltige Imagination fehlt, wird ein Nachahmer. Die Augen ſehen hier ſo viel, daß der Geiſt nichts hinzuzudenken braucht und es meiſtentheils nicht einmal kann. Der allesüberflügelnde Geiſt, das Genie, iſt ſo ſelten! Nur das müßte in Rom ſtudiren, weil ihm jede Anregung zur Inſpiration wird und es auf eine neue Stufe der Entwickelung hebt. Durch das Nachahmen ſind im Laufe der Jahrhunderte die Griechen — Byzantiner worden. Die Künſtler haben nun aber einmal einen Heißhunger nach Rom, der ihnen nicht zu verargen iſt; hat ihn doch alle Welt! Nur wünſchte ich ihnen, daß es auch wirklich ein Gnadenort für ſie würde, ſo wie ehedem eine Wallfahrt zum heiligen Grabe das Herz erquickte, ſtärkte und hob. Italien iſt ein heiliges Grab der Kunſt, und darum ſo intereſſant, weil jede bedeutende Stadt gleichſam ein originelles, für ſich beſtehendes Monument dieſes heiligen Grabes iſt. Jede hat in der Kunſt ihren Zweig, ihre Epoche, ihre Schule, ihre großen Männer gehabt — Florenz: Giotto, den Grundſtein, Rom: Rafael, den Schlußſtein; wenn man ſolche Weſen an die Stätte knüpfen mag, wo ſie geboren wurden oder gelebt haben! Da ſie aber nie einſam daſtehen — wie kein bedeutender Berg einſam in der Ebene liegt, ſondern eine Hügelfamilie zu Füßen hat —, ſo ſind all die verſchiedenen Epochen durch Lehrer und Schüler, durch Werke und Studien, durch geübten und empfangenen Einfluß zu einem langen, zuſammenhängenden Zeitraum worden, der eine liebliche Kehrſeite zu Italiens wilden, zerriſſenen, trübſeligen Schickſalen bildet. Oft liegt es da wie Jakob, rathlos, müde, den Kopf auf einem Stein, und träumt, und während deſſen ſteigen auf goldner Leiter freiere, ſelige, ſchöne Geſtalten vom Himmel zu ihm herab. Und da wir wie Jakob in der Fremde ungefähr Alle ſind, ſo iſt es ſehr glücklich für uns, daß dieſe Himmelsleiter ſtehen geblieben.

Ich verlaſſe Rom früher, als ich beabſichtigte; das Klima widerſteht mir durchaus, rheumatiſche Zahnſchmerzen wollen mich nicht verlaſſen. Ich bin ſo wenig an körperliches Leid gewöhnt, daß mir immer ſcheint, mir geſchehe großes Unrecht dadurch; denn mir iſt zu Muthe, als müſſe ich Jahrhunderte hindurch in ſtets gleichmäßiger, unverwüſtlicher Kräftigkeit leben, ſobald die Seele nur nichts dawider hat, ſich immerfort dies Leben gefallen zu laſſen. Das iſt freilich nicht zu vermuthen. Indeſſen, ſo lange ſie ſich gefallen läßt auszudauern, muß auch der Körper ſein demüthig mit ihr Schritt halten und ſie nicht mit ſeinen Plagen beläſtigen. Da dies immer in Rom geſchieht, ſo muß die Luft doch wol Schuld daran ſein. Der April gilt hier für den angenehmſten Monat; er iſt zu Ende, ohne ſich im geringſten angenehm gezeigt zu haben. Die letzten Tage waren Sündfluten. Ich ſehe, daß auch in Italien das Klima ſehr durch das Wetter modificirt, d. h. verdorben wird, ſo wie Launen einen urſprünglich ſchönen Charakter entſtellen. Seit Menſchengedenken erinnert man ſich nicht eines ſo ſchlechten Frühlings. Drum reiſe ich und laſſe die Heiligſprechung im Stich, welche in drei oder vier Wochen ſtattfinden ſoll, und zu der im St.-Peter die glänzendſten Vorkehrungen gemacht werden. Man erbaut in der Kirche förmlich eine zweite Kirche mit ihren eigenen Säulen, Gemälden und Basreliefs. Wer dieſe künftigen Heiligen ſind, hab' ich noch nicht erfahren; eins iſt gar eine Heiligin, wie ich aus den Gemälden geſehen. Die Erinnerung an die Ceremonien der Charwoche nimmt mir alles Vertrauen zu der Würde der bevorſtehenden, und da ich zwar eine ſehr neubegierige Seele, doch gar keine neugierigen Augen habe, ſo kann mich eine ſolche Ausſicht nicht feſſeln.

Rom entläßt mich mit einem lieblichen Eindruck. Ich war geſtern in Frascati und der Tag ſo ſchön, mit ſo warmer leichter Luft, wie es ſich ſchickt für einen italieniſchen Frühlingstag. Daher — und auch weil ich mich befreit fühle, ſobald ich aus der Campagne heraus bin — gefiel mir Frascati unſäglich; nicht das winzige Städtchen, ſondern die Villen, die es umgeben, und die auch ſeine eigentliche Schönheit ausmachen; denn die Ruinen des alten Tusculum, oberhalb Frascati — Überbleibſel von zwei winzigen Theatern, von den Stadtmauern, dem Aquäduct, dem Hauſe Cicero's — ſind äußerſt gering und nur belohnend durch die Ausſicht auf eine anmuthige Berggegend. Unter den reichen, tiefen Schatten und an den fröhlichen Fontainen der Villen Ruſinella, Aldobrandini und Conti muß es ſogar im hohen Sommer friſch und grün ſein. In Tivoli ſieht die Natur aus, als ſei ſie von Menſchenhand graziös arrangirt; Frascati hingegen, obzwar ganz aus Villen zuſammengeſetzt, hat einen gewiſſen freien Charakter, der mir in der menſchlichen wie in der landſchaftlichen Natur am beſten zuſagt; man fühlt nur den Zauber ſeiner Schönheit, ohne an ſeine einzelnen Vorzüge und Verdienſte erinnert zu werden. Der Weg von Frascati nach Grotta Ferrata zu Dominichino's köſtlichen Fresken vom heiligen Nilus hat auch dieſe wohlthätige Freiheit, läuft durch die Landſchaft wie durch einen Park, unabgeſperrt durch die haushohen Mauern, von denen man nirgends ſonſt in Italien läßt, vielleicht aus einſiedleriſcher Gewohnheit, um vor fremdem Blick geſichert zu ſein, vielleicht, um das Eigenthum zu ſchützen. Spaziergänge und Fahrten werden dadurch triſt und langweilig. In der ganzen Schweiz giebt's — die Städte ausgenommen — keine andere Umzäunung als eine grüne Hecke, die einem ans Knie reicht; dem Auge wird gern Theil am Beſitz gegönnt. — Der geſtrige Tag war der ſchönſte und angenehmſte meines Aufenthaltes in der ewigen Stadt. Morgen, am 2. Mai, verlaſſe ich ſie. Werd' ich ſie je wiederſehen? Das weiß ich nicht! — Aber nirgends ihres Gleichen — das weiß ich.

Die Messe des Papst Marcellus.

Tauch' unter, Herz, in eignen Andachtsfluten,
Und bade dich in eigner Liebeskraft,
Und wärme dich an eignen Glaubensgluten,
Und ruhe aus an eigner Stärke Schaft.
Und lerne endlich! endlich! daß nur Schranken
Des Seins enthalten ſind in jeder Form;
Daß alle unfrei ſind mit dem Gedanken
Verglichen, der da giebt des Geiſtes Norm.

Daß ſklaviſch in der hergebrachten Weiſe,
Wie die Maſchine und das Mühlrad gehn,
Und wie der Wagen rollt im alten Gleiſe,
Die Formen ſo mechaniſch fortbeſtehn;
Und daß, gleich Wagen, Mühlrad und Maſchine,
Sie ihre Dienſte thun, wenn man nur nicht
Sie anrührt, weil ein Nagel, eine Schiene,
Ein Nichts, wenn's fehlt, die ganze Form zerbricht.

Du aber, Herz, begehrſt zu deiner Wonne
Die Form, entſprechend ihrem innern Kern:
Die Seel' als Liebe und das Licht als Sonne! —
Das wäre ſchön! O ja, ich glaub' es gern.
Doch wär' es nicht die Erde, die wir kennen,
Die alte, mittelmäßige, deren Grün
Beſtaubt iſt, deren Lichter trübe brennen,
Und deren Blumen welken, wenn ſie blühn.

Sie hat doch Licht, die alte gute Erde,
Hat Blumen auch, und ſomit Duft und Glanz!
Und jenes einigt ſie zu einem Heerde,
Und dieſe windet ſie zu einem Kranz.
Der Kranz erquickt uns, wenn wir von dem matten
Und fahlen Grün der Welt gelangweilt ſind;
Das Licht beſchützt uns, daß wir in die Schatten
Des Lebens nicht verſinken ſtarr und blind.

Denn Zionswächter ſtehen auf den Höhen,
Und Sternenkundige halten treulich Wach',
Conſtellationen, welche ſie erſpähen,
Verzeichnen ſie mit treuen Händen nach,
Und Botſchaft, die der Genius ihnen bringet,
Verſtändlich überſetzt in Klang und Wort
Und Farbe — wie er ihrer Bruſt entſpringet! —
Die pflanzen ſie getreu und liebend fort.

Was ſoll denn all das Jammern und das Klagen,
Wie dürftig dieſe Erde ſei, wie matt,
Wie nervlos ihre Freuden, ihre Plagen,
Und ihre Wonne und ihr Weh nur platt!
Wird all die Kläglichkeit nicht aufgewogen
Durch eine Gunſt, die ſchwach der Dank erkennt?
Gott hat dem Wetterſturm den Regenbogen —
Und ſeiner Welt den Genius gegönnt.

Neapel hatte trauernd ich verlaſſen,
Die heilige Woche lockte mich nach Rom.
Der Schmerz des Abſchieds wird doch wol erblaſſen
— So hofft' ich heimlich — in St.-Peters Dom;
Denn wenn ich auch St.-Peter nicht ſehr liebe,
Nicht ſchön ihn finde, ſondern nur verziert,
Wenn all ſein Prunk mich kalt macht oder trübe —
In dieſem Feſt wird er transfigurirt.

So wähnt' ich thöricht — recht nach meiner Weiſe! —
Was fand ich denn? Vergeſſen hab' ich's ſchier!
Gepränge in dem Ceremoniengleiſe,
Statt Würde — Prunk, ſtatt Andacht — Neubegier.
Mein Herz that weh von all den kalten Schlägen
Geraubter Illuſion; es war ganz ſchwer
Von unterdrückten Thränen; keinen Segen
Erquickend ſtiller Andacht hofft' ich mehr.

Ich war in einer Dürre, einer Wüſte,
Durch die kein Bächlein der Erlabung quoll;
Daß ich ſo hart für Illuſionen büßte,
Iſt für die Wirklichkeit zu hoher Zoll.
Da, um mich mit der Qual doch zu verſöhnen,
Die wie ein Gift zernichtend mich durchrann —
Da hub in ſüßen, feierlichen Tönen
Das Stabat mater Pergoleſe's an..

Und wie der Schmetterling, der ſcheu und frierend
In ſeiner Larve eingewickelt liegt,
Bis auf dem Sonnenſtral, der ihn berührend
Erweckt, er freudig zu der Sonne fliegt,
So ſchüttelte ich meiner Seele Schwingen
Vom Staube rein, den all der Wuſt von Welt
Ihr aufgeſtreut — denn dieſes Sphärenklingen
Hat ſie ins Gleichgewicht zurückgeſtellt.

Und andern Tags, als wieder viele Stunden
Vergangen waren in Ceremonie,
Aus denen jede Spur des Geiſts verſchwunden,
Der ihnen eh'dem Würde hat geliehn:
Die Improperien wurden da geſungen,
Jehovah's Zorn- und Klag'- und Trauerwort,
Wie es in Paleſtrina's Ohr erklungen; —
Es riß mich wieder von der Erde fort.

O ihr, ihr Alten, Ewigen und Frommen,
Wenn ihr nicht glänztet in die Welt hinein,
Wie würde dann der Horizont beklommen,
Die Atmoſphäre eng und drückend ſein!
O, ihr habt eure Sendung wohl verſtanden,
Euch war ſie Ernſt, kein buntgefärbter Dunſt,
Euch löſte ſie von niedrer Ehrſucht Banden,
Denn eure Loſung war: Gott! Liebe! Kunſt!

Im Coliſeum hab' ich oft geſeſſen
Und mir ein liebes Bildchen angeſehn:
Durch einen Bogen ſah ich die Cypreſſen
Ganz lind bewegt auf Monte Celio wehn;
Am blauen Himmel zeichneten die Bäume
Wie ein memento mori ernſt ſich ab —
Ach! oft verſank ich dort in meine Träume
Und ſtill mit ihnen in das Zeitengrab.

Denn Rom — das iſt der Ort, wo mir das Sterben
Am leichtſten ſcheint! Da hat der Tod ſein Haus,
Sein Neſt! Da ſingt und brütet er Verderben!
Da bildet er zur Meiſterſchaft ſich aus!
Da hat er unermüdlich alles Große
Zernichtet und in Schutt und Staub zerſetzt,
Die Trümmer dann bewahrt in ſeinem Schooße,
Daß fremder Stahl ſich nicht an ihnen wetzt.

Und wo die Größe nichts iſt als Ruine,
Da iſt das Leben keines Wunſches werth,
Da gleicht in ſeiner Öde es der Mine,
Die längſt von Gold und Silber iſt geleert.
Drum macht mich Rom ſo traurig! Meine Hände
Sind wie gelähmt, mir fehlt der Lebensmuth,
Mich langweilt, und ich wünſche doch — das Ende;
Der hat's am beſten, der am frühſten ruht!

Das denk' ich oftmals. Aber ſo zu ſterben,
So, auf dem Schlachtfeld, nicht in voller Schlacht,
Aus Trauer nur und Graus vor dem Verderben —
Dazu iſt meine Seele nicht gemacht.
Verbluten will ich mich am eignen Leben,
In meine eignen Kämpfe will ich gehn,
In meinen eignen Schlachten will ich beben —
O Gott! iſt das noch nicht genug geſchehn?

Gleichviel! — Ich muß zu meiner Schmach bekennen,
Daß Rom mich weder feſſelt noch entzückt.
Doch von dem Coliſeum mich zu trennen —
Das wird mir ſchwer! Es hat mich oft erquickt,
Und nie in Zukunft werde ich vergeſſen,
Wie es erglüht im abendrothen Schein,
Und wie vom Monte Cölio die Cypreſſen
In die Arcaden träumend ſchaun hinein. —

Auf Monte Cölio ſtand vor langen Jahren
Ein ſchlichtes Häuschen, eine Hütte faſt;
Die Armuth, Einſamkeit und Stille waren
Hier heimiſch — aber wie ein lieber Gaſt;
Sie drückten nicht die Menſchen, die hier weilten,
Den Mann gewiß nicht, und das Weib — vielleicht,
Wenn dann und wann die Sorgen ſie ereilten;
Doch Schmerz und Sorge ward von ihm verſcheucht.

In ſeinem Auge brannte jene Flamme,
Die, ſtarken, hohen Seelen beigemiſcht,
In keiner Noth, an keinem Kreuzesſtamme,
Auf keinem Scheiterhaufen je erliſcht.
Um ſeine Stirn erglänzte jene Würde,
Die der Behauptung glorreich widerſpricht,
Der Genius trage ſeine eigne Bürde,
Die oftmals ihn wie ſchwaches Rohr zerbricht.

Der ächte Genius weiß ſich durchzuringen!
Mit allen Bürden, die man auf ihn legt,
Fliegt er und fliegt, bis er auf ſeinen Schwingen
Sie jubelnd zu dem Gottesthrone trägt.
Und jenes Feuer lag auf ſeinen Wangen,
Das nicht dem Morgenroth der Jugend gleicht
Und ſchnell verliſcht, wenn Wolken es umfangen;
Nein! in der Prüfung iſt es nie erbleicht.

Und nicht das Antlitz, nicht das Auge logen,
Das inn're Weſen hielt dem Ausdruck Wort:
Nie hat es ſich der Menſchenfurcht gebogen,
Gab nie die heilige Freiheit ſchnöde fort.
Wer iſt der Mann, der auf der armen Schwelle
Umringt von Rebengärten friedlich ſitzt,
Als wär' ein Paradies jedwede Stelle,
Wo ihn und ſie der Himmel mild beſchützt?

Papſt Paul der Vierte trug St.-Peters Tiare,
Er war ein ſtrenger und beſchränkter Mann,
Er ſah nicht auf der Dinge Grund das Wahre,
Den Außenſeiten hing er eiſern an.
Weil mancher Vorfahr auf St.-Peters Stuhle
Der ird'ſchen Liebe opferte ſein Heil,
So ſchien die Liebe ihm dem Höllenpfuhle
Entſtammt, und eine jede war ihm Greul.

Ein Meiſter in der päpſtlichen Kapelle,
Der zwiſchen den Gefährten ſich erwies
Wie zwiſchen kleinen Lampen Kerzenhelle
Und Pier Luigi Paleſtrina hieß:
Der liebte mit der vollen Herzensflamme
Ein holdes Weib, das ſein Gefühl verſtand,
Und ohne Rückſicht, was daraus entſtamme,
Gab er ihr am Altare ſeine Hand.

Der Papſt ſprach zürnend: „Meine Diener müſſen
Dem Beiſpiel folgen, das ich aufgeſtellt:
Kein einziger darf von einem Weibe wiſſen
Und ſich beflecken mit der Luſt der Welt.
Wer ſich nicht überwinden kann, der gehe,
Entweihe nicht das fromme Prieſterreich!
Er hat die Wahl; mein Dienſt verbeut die Ehe
Und Liebe." — Paleſtrina ging ſogleich.

Er ging zur Hütte auf dem Cölio drüben
Gefaßt und ſtill; er zürnt dem Schickſal nicht,
Zwei holde Engel ſind ihm ja geblieben,
Die Liebe und die heil'ge Zuverſicht,
Daß hier wie dorten er zu Gottes Ehre
Das Seine könne thun; und mehr verlangt
Er nicht und trocknet tröſtend jede Zähre
Maria's ab, der vor der Zukunft bangt.

„Was weinſt Du?" fragt er; „ſcheint die Gottesſonne
Nicht hell dem Cölio wie dem Vatican?
Iſt hier die Liebe minder eine Wonne?
Geht hier die Kunſt auf einer rauhern Bahn?
Wähnſt Du Dich von der Vorſehung vergeſſen,
Weil ſie Dich prüft? O Kind! ſie denkt ja Dein!
Sie will ja alle Deine Kräfte meſſen,
Geduld und Stärke — nicht die Lieb' allein!"

„Sie haben in das Elend Dich geſtoßen,
Luigi!“ rief Maria weinend aus;
„Um meinetwillen mußt Du mit der großen
Und bittern Armuth ringen! In Dein Haus
Bring' ich nur Leid und Weh“ — „Und ſüße Liebe,
Maria! Hat ſie Dir denn kein Gewicht?
Siehſt Du in Zukunft meine Stirne trübe —
Dann weine, Kind! Bis dahin weine nicht.“

Und wirklich weinte ſie nicht mehr, denn keine
Auch noch ſo leiſe Wolke legte je
Sich von Verdruß und Ungeduld auf ſeine
Verklärte Stirn; er wußte nichts vom Weh
Der Welt; er rang zwar wol mit innern Schmerzen,
Doch waren ſie allein von geiſtiger Art,
Wie ſie oft heimiſch ſind in jenen Herzen,
Wo ſtralend ſich der Genius offenbart.

Sie dürfen licht ſein goldnes Ziel erkennen,
Die Wege auch; allein es iſt ſo fern,
So tiefe Klüfte giebt's, die davon trennen —
Da ſprengten ſie denn manche Feſſel gern;
Da ſehen ſie denn Ketten in den Schranken,
Die jedem Menſchengeiſte ſind geſteckt;
Da ringen ſie ſich ab mit dem Gedanken,
Der ſich nicht in die Form des Ausdrucks ſtreckt.

Da ſtürzen ſie ſich wie ein kühner Schwimmer
Vom Felſen in die dunkle Meeresflut,
Die Perle ſuchend, die mit mildem Schimmer
Tief auf dem Grunde für den Finder ruht;
Und werden ſie nun athemlos dort unten
Und müde von dem Wellenſchlage — was
Entdecken, bringen ſie? Oft einen bunten
Gefärbten Stein, und oft nur ſchlechtes Glas.

O das ſind Schmerzen! Doch es ahnt die Menge
Ihr Daſein nicht, ſie kämpft mit andern Müh'n,
Mit andern Waffen in dem Weltgedränge,
Das jene gern, wie ſcheue Rehe, fliehn.
Drum läßt die Menge ſie denn auch nicht gelten,
Die ſtillen Schmerzen, zuckt die Achſeln nur,
Zeigt Mitleid hier, verſuchet dort zu ſchelten,
Und nennt, was nicht alltäglich — Unnatur.

Drum halte man ſich friedlich von ihr ferne,
Ihr Mitleid tröſtet nicht, ihr Zorn droht nicht:
Ob's auf der Erde blitzt, gilt gleich dem Sterne;
Nicht dunkler oder heller wird ſein Licht.
Drum fühlte ſich auch Paleſtrina wenig
Durch ſeine Abgeſchiedenheit gedrückt;
Das Schickſal macht zum Sklaven oft den König,
Mit einer Krone hat es ihn beglückt.

Denn er trug edel, daß er ganz verlaſſen,
Verabſäumt war von Freunden wie vom Feind,
Daß Alle den Verſtoßenen ſcheinbar haſſen,
Auf den nicht mehr die Gunſt der Hoheit ſcheint.
Er war zu ſtolz, um Reue zu erheucheln
Ob eines Schritts, der ihm kein Fehltritt war,
Zu ſtrenge, um ſich Huld fein zu erſchmeicheln —
Kurz das, was Jeder ſein ſoll: frei und wahr.

Das iſt des Mannes Krone! Keine Gaben
Von Wiſſenſchaft, Verſtand und Witz und Geiſt,
Und wie ſie ferner heißen mögen, haben
Ihn ſo geehrt, als wenn er ſich erweiſt
In dieſer Glorie! Und die Heiligen reichen
Ihm gern die Hand, er iſt aus ihren Reih'n,
Denn ſie auch machten ja die Lüg' erbleichen
Und mochten nicht ſich niedrer Knechtſchaft weihn.

Und ſtand Maria denn nicht allzu dunkel
Bei dieſem Mann, der ſo begnadigt iſt,
Daß ſeines Genius Diamantgefunkel
Sich mit dem Gold der Seelenhoheit mißt?
O nein! Maria trug auch ihre Krone,
Die einen ſilberhellen Schimmer giebt,
Und welche Engel von dem Gottesthrone
Dem Weibe ſenden, das in Demuth liebt.

Sie liebte ihn! Den Staub zu ſeinen Füßen
Bedeckte ſie mit ihrer weißen Hand,
Als müßten Lilien für den Liebſten ſprießen
Auf allen Wegen, wo er ging und ſtand.
Sie liebte ihn mit jener tiefen, zarten
Andacht der Seele, die man nur dem Mann,
In dem ſich Kraft und Milde ſeltſam paarten,
Nach Gottes Ebenbild erweiſen kann.

Es war ein warmer, lichtumwobner Abend,
Wo ſich die Sonne in Demantenſtaub
Bei ihrem Untergang zerſetzt, und labend
Durchweht ein Luftzug lind das Rebenlaub,
Das wie ein Knabe keck ſich aufwärts rankte
Und vor die Fenſter ein Gegitter wob,
Und wie im Tanze auf und nieder ſchwankte,
Wenn es im Wind ſich ſenkte oder hob.

Luigi ſtand auf ſeiner Hüttenſchwelle
Und blickte freudig in die Abendglut.
Maria kam. „Sieh nicht in jene Helle“,
So ſprach ſie ſanft, „dem Auge iſt's nicht gut.“
Er ſchlang den Arm um ihren Hals und legte
Die Wange auf ihr ſchwarzes Lockenhaar.
Es ward ganz ſtill! Kein Blatt, das ſich bewegte!
Still, wie in einer Kirche am Altar!

„Ich bin recht glücklich!“ brach er dann das Schweigen;
„Ich hab' ein liebes ernſtes Werk vollbracht,
Dem ich die Seele lange gab zu eigen,
Und das mich ſchlaflos ließ in mancher Nacht.
Nun iſt es fertig, obwol nicht vollkommen!
Ich that mein Beſtes! Wenn die Kraft gebrach,
So läßt mich das auch weiter nicht beklommen —
Ein Beſſrer macht's dereinſt auch beſſer nach.

Jetzt darf es Schritt mit allem Guten halten,
Was die Muſik bisher geleiſtet hat .... —“
„Und wer erkennt das!“ rief mit Zornesfalten
Auf ihrer Stirn Maria; „Keiner naht
Sich Dir, und Keiner ſcheint davon zu wiſſen,
Daß Paleſtrina noch in Rom verweilt!
Du biſt der Welt wie todt .... — —“ „Mich kann
ſie miſſen“ ....
„Wenn nur Dein Werk nicht gleiches Schickſal theilt!“ —

„O nimmermehr!“ verſetzt er unbefangen.
„Weißt Du das auch gewiß?“ rief ſie entzückt,
Und Freudenroth bedeckte ihre Wangen;
„Und wird es nicht von Zeit und Neid erſtickt?“ —
„Von Zeit und Neid gewiß nicht, ſüße Liebe!
Es wartet nur auf ſeine rechte Zeit!“ —
„Wann wird die kommen?“ ſprach Maria trübe. —
„Vielleicht, mein Herz, iſt ſie uns nicht mehr weit!“

Sie ſchwieg. Sie theilte zwar den feſten Glauben
An ſeinen Genius, doch ihr bangte ſehr,
Daß ihm die Welt die Glorie werde rauben,
Ihn überfluten mit dem bittern Meer
Der tödtenden Nichtachtung; denn ſie wußte
Nicht, daß der Genius unabhängig ſich
Von Lob und Tadel hält. Luigi mußte
Sie oftmals tröſten, wenn ſie Gram beſchlich.

Jetzt ſchwieg auch er; doch endlich rief er: „Sage!
Haſt Du wol je den tiefen Schmerz gedacht,
Die ungeheure, heilige, hohe Klage,
Die ewiglich im Herzen Gottes wacht,
Wenn, eingedenk der ungemeſſ'nen Gnaden,
Die er aus freier Huld den Menſchen ſchenkt,
Er ſieht, wie ſie nur Undank auf ſich laden,
Wie Niemand fromm an ſeinen Schöpfer denkt!

Wie Alle, Alle kalt von ihm ſich wenden,
In Sünde fallen, nach dem Irdiſchen ſpähn,
Sich Götzen bilden mit den eignen Händen,
Aus ſeinem Haus in deren Tempel gehn!
Wie er, der ſie von je und je geliebet
Und ſie aus reiner Güte zu ſich zieht,
Um ihren ſteten Abfall ſich betrübet,
Sie zu gewinnen ewig ſich bemüht!

Haſt Du das je gedacht, Maria! ſage!
Er ſah ſie an, ſein Auge ſtralte wie
Von höherm Licht; ſie lächelte der Frage
Und ſagte ſanft: „So Großes dacht' ich nie.“ —
„Warum denn nicht, Maria? Kleines denken
Macht unſre Seele eng und dumpf und klein;
Wir müſſen immer ſie auf Hohes lenken,
Dabei übt ſie ſich ſelbſt zur Hoheit ein.

Sieh! hätt' ich die Gedanken nicht gewaget,
So wäre ich nicht froh wie eben jetzt;
Denn Alles, was der Gottesſchmerz beklaget,
Hab' ich in meine Sprache überſetzt —
In die unirdſche Sprache reiner Töne,
Wie ſie mein Ohr, mein Herz, mein Geiſt gehört,
Die uns erklingt als Gruß der ewigen Schöne,
Auf der die Seele wie auf Flügeln fährt.

So wird ſie denn an manch Gewiſſen ſchlagen
Und manches Herz zerſchmelzen, das nur kühl
Dem Höchſten ſchlug! wird meine Seele tragen
Durch ferne, lange Zeiten! — Welch Gefühl
Unirdiſchen Triumphs! denn Gottes Ehre
Such' ich allein, ich, Werkzeug ſeiner Hand,
Daß ſie auf Erden ſich wie droben mehre!
Denn dazu, glaub' ich, hat er mich geſandt.“

Maria rief: „Luigi, glaub' es immer!
Mit dieſem Glauben wirſt Du ſicher gehn
Und ungeblendet in den Sonnenſchimmer
Mit Deinem reinen frommen Auge ſehn.
O glaub' es ewig, Freund! Wenn Du's nicht glaubteſt,
Wenn Du Dir wöbeſt Deinen Ehrenſchein
Aus einem Stral, den Du dem Himmel raubteſt —
Du würd'ſt ein abgefallner Engel ſein. —"

Die Zeit verging; für ſie in Glück und Frieden;
Mit Kunſt und Liebe iſt's dem Menſchen leicht
Sich auszuleben, ohne zu ermüden,
Und wenn er Felſenalter auch erreicht.
Jedoch die Welt durchbrauſten wilde Stürme,
Sie lag in Weh'n der neuen Zeit erkrankt,
Dem Glauben fehlt's am alten Schutz und Schirme
St.=Peters; das katholiſche Dogma wankt.

Im Norden hat ein neu Geſetz getaget,
Das unabhängig ſich vom Papſt erklärt
Und weltlichen Gehorſam ihm verſaget,
Wie es auch geiſtig andre Satzung lehrt.
Die Forſchung, die Jahrhunderte geſchlafen,
Und der Verſtand, der auch gefeſſelt lag
An Glaubens= und Gewohnheitsbanden, trafen
Jetzt gutes Erdreich, als ſie wurden wach.

Die Hierarchie ward in dem Grund erſchüttert,
Wie bei Erdbeben oder Eruption
Des feuerſpei'nden Bergs die Erde zittert!
Die transmontaniſche Reformation
Ward ein Trompetenruf, der alle Streiter
Des Papſtthums zu der Muſterung berief,
Ob ihre Wehr und Waffen denn noch weiter
Zu brauchen wären, wenn die Schlacht ſie rief.

Da fand man ſie denn arg von Roſt zerfreſſen,
Und andre wiederum zu kurz gemacht,
Um ſie mit ſtarken Schwertern kühn zu meſſen;
Auf neues Rüſtzeug ward man nun bedacht.
Und auch die Streiter ſollten ihren Waffen
Und ihrer Sache mehr gewachſen ſein,
Anſtatt im Rauſch der Sinne zu erſchlaffen,
Sich einem ernſten, ſtrengen Leben weihn.

Der Papſt, die Prieſter ſollten nicht vergeſſen,
Daß leerer Prunk dem Heile bringt Gefahr,
Und daß der Sitz, wo Petrus einſt geſeſſen,
Ein ſchlichter Stuhl von kahlem Holze war.
Der Glanz des Daſeins, buhleriſche Künſte,
Entſprachen nicht der ernſten Heiligkeit,
Verlockten heimlich nur zum Götzendienſte;
Verbannt ſei Alles, was die Sinne freut!

So lebte ſtreng und dachte Paul der Vierte,
Er, der den Paleſtrina hart verſtieß,
Und jenen Saal, den Rafael verzierte
Mit den Apoſteln, überweißen ließ!
Das tridentiniſche Concil bewegte
Jetzt dieſe Frage: Ob im Haus des Herrn
Muſik ſich ſchicke? — denn es überlegte
Die Nebenſachen ganz beſonders gern.

Dawider wurde und dafür geſtritten,
Der Eine lobt, der Andre ſchmähet ſie,
Doch endlich ward zu dem Beſchluß geſchritten,
Daß, füge ſich dem frommen Texte die
Muſik, wie etwa ein Gewand dem Leibe,
Nur ſchmückend nicht entſtellend, nicht Gebraus,
Wol aber Andacht weckend — nun ſo bleibe,
Wo nicht, ſo fliehe ſie das Gotteshaus.

Doch wem ſoll man die Ausführung vertrauen,
Und weſſen Kunſt flößt ſolche Achtung ein!
Um kalte, ſcharfe Richter zu erbauen,
Dazu muß man ein ſeltner Genius ſein!
Die Sache der Muſik war leicht verdorben,
Gerieth ſie nicht in treue, fromme Hand!
Zu ihrem Glücke war Papſt Paul geſtorben
Und Paleſtrina's Name ward genannt.

Und kaum genannt, ſo flog zum Cöliohügel
Vertrauend und beinah ſchon ſiegeskühn
Die Botſchaft hin. Sein Ruhm verlieh ihr Flügel
Und Zuverſicht; ſie baute feſt auf ihn:
Er ſoll Muſik zu einer Meſſe ſetzen
Und darin zeigen, daß der Töne Kraft
Nicht blos dem Ohr ein flüchtiges Ergötzen,
O nein! Erhebung für den Geiſt erſchafft.

„Das werd' ich!“ rief er froh, „das muß gelingen!
Den Antrag nehm' ich gern und dankbar an,
Denn meine Kunſt will ich zu Ehren bringen,
So hoch ſie ſtellen, wie der Menſch es kann.
Der Glaube ſoll zu ſtarken mächtigen Wogen
Bewegen ihre Harmonienflut,
Auf der, ein Stern über dem Regenbogen,
Alsdann die Melodie der Liebe ruht.“ —

„Luigi!“ rief ſein Weib mit Freudenzähren,
„Der wahre Genius iſt der Herr der Welt,
Das ſeh' ich jetzt! denn man erweiſt ihm Ehren,
Die ſchwer ein andrer Sterblicher erhält!
Sie haben Dich vergeſſen und verſchmähet,
Wie man zu mancher Zeit auch Gott vergißt;
Und jetzt, da's noth thut, wirſt Du angeflehet!
Wo iſt Triumph, der ſich mit dieſem mißt? —“

Doch weder triumphirend noch verzaget
Schrieb Paleſtrina vor ſich auf ein Blatt:
„Erleuchte meine Augen, Herr!“ und waget
Sich nun getroſt auf ſeinen ſchwierigen Pfad.
Bei zwei Verſuchen fühlt er Ungenügen,
Dem Texte dient der Ton nicht als Symbol,
Er muß ſich treuer, demuthvoller fügen,
Wo nicht, ſo bleibet fremd das Werk und hohl.

Er will die Würde ſeiner Kunſt erretten,
Ihr heilig Recht, mit in dem Engelchor
Zu ſtehen, das ſie in den ird'ſchen Ketten
Ohn' edlen Zweck und großes Ziel, verlor.
Darum verliert er nicht den Muth! Der dritte
Verſuch gelingt; jetzt wird die Arbeit Luſt,
Denn ſtärker fühlt er ſich mit jedem Schritte,
Und leichter wird der Athem ſeiner Bruſt.

Und friſcher heben, regen ſich die Schwingen,
Er geht nicht mühſam mehr, er ſchwebt, er fliegt,
Die Qual des Wollens ſtirbt, und das Vollbringen
Iſt reine Seligkeit — er hat geſiegt! —
Er hat geſiegt! Der Kirche iſt geblieben
Die Kunſt, umweht vom neuen Morgenroth,
Und Paleſtrina hat dazu geſchrieben:
„Ohn' Lieb' und Glauben iſt ſie ewig todt.“

In Neapel.

Die Fahrt nach Neapel iſt angenehm, und das will viel ſagen in Italien, wo das Reiſen mir bis jetzt vorgekommen iſt, wie die Handelszüge der Alten durch die libyſchen Wüſten, die viele Tage wandern mußten, bis ſie zum Tempel des Jupiter Ammon, oder nach Theben, oder nach Meroë gelangten. Albano und Lariccia und Genzano liegen freundlich zwiſchen ſchönen Bäumen und Gärten an und auf den Bergen, und dann kommt die immenſe herrliche Wieſe der pontiniſchen Sümpfe, die man ſtundenlang blitzſchnell durchfährt, rechts das Meer, links ſchöngefärbte Berge, wo ſich die Waſſer ſammeln, welche dieſe üppige Ebene durchſchleichen und verderben. In Amerika, hab' ich geleſen, giebt es eine große, lehmfarbene Schlange, die baut ſich ſelbſt zu einem Brunnen auf und täuſcht und lockt auf dieſe Weiſe durſtiges Gethier. Die pontiniſchen Sümpfe kommen mir vor wie eine Rieſenſchlange von herrlichſtem Smaragdgrün, die wol täuſchen und locken könnte, wenn nicht die Menſchen etwas mehr als die Thiere von der Erfahrung vortheilten; außer den Poſthäuſern giebt es keine Stätten für Menſchen in dieſer Ebene, und nur in gewiſſer Höhe an den Bergen liegen Dörfer oder Städtchen. Dem Vieh ſcheint die mal aria nicht zu ſchaden, große Schaaf- und Rinderheerden weideten behaglich im Graſe; aber freilich iſt der Sommer die böſe Zeit! Terracina, die letzte Stadt des Kirchenſtaates und eine uralte Volskerſtadt, liegt wunderſchön am Meer und klettert zugleich an einem heißen, weißen Felſen empor, den eine ſüdlich-fremde Vegetation bedeckt. Jetzt hilft ihr all die Schönheit nichts mehr, ſie iſt der mal aria anheim gefallen; ſonſt hatten hier die Römer herrliche Gärten und Landhäuſer umher, und Theoderich, der Oſtgothenkönig, baute ſich hier ein prächtiges Schloß. In Terracina ſtarb ein zu ſeiner Zeit hochberühmter Mann — und ſeine Zeit dauerte lange —, der heilige Thomas von Aquino. Er war ein Sohn des Grafen von Aquino, 1226 auf deſſen Schloß Rocca Secca geboren, im Kloſter Monte Caſſino erzogen und mit einem ſo entſchiedenen Kloſterberuf, daß er in Neapel das Kleid der Dominikaner nahm, und weder durch die heißen Thränen ſeiner Mutter, noch durch Vorſtellungen, Bitten und Drohungen ſeiner übrigen Familie zu bewegen war, den Orden zu verlaſſen. Er ſtudirte in Köln, in Paris, dann lehrte und ſchrieb er, und ſein Beiname „Doctor angelicus“ zeigt, wie hoch er geſtellt wurde. Bei 48 Jahren, auf einer Reiſe begriffen, ſtarb er in Terracina.

Es war unſere Abſicht, dort die Nacht zuzubringen; da aber andere Wagen weiter fuhren und man uns ſagte, die römiſche Wegeunſicherheit habe hier aufgehört, ſo war ich herzlich froh, weiterfahren zu können, denn die Nachtlager in kleinen Städten ſind mir zuwider. Es war eine liebliche Nacht, Vollmond, ganz laue Luft. Zuweilen ſchlief ich, oder wollte einſchlafen; es kam aber nicht recht dazu, denn in der Schlafvorhalle fiel mir immer ein, wie ſchön die Welt um mich her, und was da in andern Tagen allerlei Seltſames geſchehen ſei. Hier ſtarb Scipio in der Verbannung zu Linternum; ob ihn ſeine Verbannung geſchmerzt haben mag? Ich denke, nicht! Wie groß mußten ſeine Verdienſte um Rom ſein, daß man ihm, dem Goldreinen, mißtrauen konnte! das iſt eine Genugthuung. — Hier floh Marius in den Sumpf von Minturnä und blieb dennoch ſo ehrfurchtgebietend, daß die Mörderhand vor ſeinem Blick und Wort erlahmte. Ich begreiſe das; es geht mir dieſen altrepublikaniſchen Römern gegenüber gerade wie dem Sklaven. Sehe ich, wie ſie in Blut baden, wie ſie mit Feuer und Schwert ſpielen, ſo heb' ich vergeltungsdurſtig die Hand wider ſie auf; und dann thun ſie plötzlich etwas ganz Einfaches oder ganz Wunderbares, wie nur ſtarke Seelen es können, und ich blicke ſie ſtaunend, ehrfurchtsvoll an, wie der Sklave den greiſen Helden. Dies Wort des Marius iſt einzig in der Geſchichte, oder ſollte ſich etwas ihm ähnlich finden, was mir unbekannt geblieben, ſo iſt's ihm nachgeahmt: er hat es erfunden. Sulla, der ſein Leben lang dem Marius gegenüber geſtanden und kein Mittel geſcheut hatte, um zur Dictatur zu gelangen — was that er, nachdem er ſie errungen? Er legte ſie nieder und ſchrieb friedlich die Geſchichte ſeiner Zeit. Sie waren ganz unberechenbar, die alten Römer, wie das große Kraft und ebenfalls große Schwäche immer iſt. — Hier bot Cicero ſein Haupt den Mördern dar, die der wilde Marc Antonius ihm nachgeſchickt; es war eine andere Zeit, ganz, ganz anders, obgleich nur ein halbes Jahrhundert zwiſchen Marius und Cicero liegt. Es galt nicht mehr kräftig zu leben, ſondern mit Würde zu ſterben. Stärkere Seelen als Cicero haben es bewieſen, Brutus, Cato; die Gelenke waren ihnen gleichſam gebrochen, ſie konnten nicht ſtehen, ſie wollten nicht fallen, ſie legten ſich nieder. — Hier wurde eine Stadt um der Schönheit einer Frau willen faſt ganz zerſtört; das war aber im Jahre 1534, als Fondi von einer türkiſchen Flotte genommen ward, welche die wunderſchöne Julia Gonzaga, Gräfin von Fondi, fangen ſollte. Sie war herrlich an Körper und Geiſt, die Perle ihrer Zeit. Als ihr Gemahl, den ſie ſehr liebte, früh ſtarb, nahm ſie als Deviſe einen Kranz von Amaranthen — Blumen der Erinnerung, weil ſie unverwelklich ſind — mit den Worten: „Non moritura". Man hat mir geſagt, dies ſei weder lateiniſch, noch italieniſch, und ganz unverſtändlich. Julia Gonzaga hat es verſtanden; ſie blieb dem Gedächtniß ihres Gemahls treu.

Und zwiſchen den geſchichtlichen Gemälden hingen auch landſchaftliche vor meinen Augen, wenn ich ſie aufſchlug: das große Meer mit ſeinen ſtarken, ruhigen, verſilberten Wellen; der große Himmel, woran der Mond langſam herabrollte; Felſen, ſchroff wie Klippen, und Höhlen darin, zuweilen auch Lichter; vielleicht Steinbrüche, vielleicht Menſchenwohnungen. Der Kaktus, wie ein vielgliedriges, ſpukhaftes Gewürm, umſchlang das Geſtein; die Aloe ſchoß ihre ſpitzigen Blätter wie koloſſale Pfeile empor; zuweilen zeichnete eine Palme ihren ſchlanken Stamm, ihr zartes Gezweig, von der Nachtluft geſchaukelt, am mondhellen Fels ab. Endlich verging die Nacht, der Tag brach an, die Erde wurde überirdiſch ſchön, ſie ruhte in der Morgenröthe wie in einem roſenrothen Schleier, und der Morgenſtern hielt ihn ihr über dem Haupt wie ein Diamant zuſammen. Der Tag zerriß ihn hart und frech. Er kam mir recht brutal vor, der Tag, obgleich er ſonſt mein lieber Freund iſt; der ſchönen, ſtillen Erde gegenüber betrug er ſich brüsk wie ein Ehemann.

Jetzt iſt es in Capua — unſern vom alten — ſchwer zu begreifen, wie das karthagiſche Heer dort hat im Wohlleben untergehen können. Es iſt eine Feſtung und die Gegend nicht mehr ſchön. Averſa, die letzte Poſt vor Neapel, intereſſirte mich als ſolche, und weil dort Andreas von Ungarn, Gemahl der Königin Johanna I., im Jahre 1345 erwürgt wurde — wie Einige behaupten auf ihr Anſtiften; Andere, unter ihnen Giannone, der ausgezeichnetſte neapolitaniſche Geſchichtſchreiber, ſprechen ſie ganz frei. Wie dem nun ſei — Johanna, ſchön, klug und liebenswürdig, Königin bei 16 Jahren, viermal vermählt, kläglich ermordet, ſcheint die Maria Stuart Italiens geweſen zu ſein. Alle Vorzüge und alle Schwächen des Weibes waren, wie bedornte Roſen, in Fülle über ſie ausgeſchüttet, was Diejenigen ſehr bedauern werden, welche der Welt und ſich Roſen ohne Dornen wünſchen. Sie iſt nicht zu verwechſeln mit Johanna II., die, ohne Anmuth und Schönheit, im folgenden Jahrhundert Neapels Meſſalina und die letzte Königin aus dem Hauſe Anjou-Arragon war. Dieſe Krone, von Karl von Anjou aus Blut emporgehoben, ging unter in Schmach. So ſchickt ſich das!

Was mir am allermeiſten in Italien auffällt, iſt die ungeheure Verſchiedenheit ſeiner Hauptſtädte. Ich verſtehe mich nicht auf Federzeichnungen, ich muß es nach meiner Weiſe beſchreiben! — Florenz iſt ein liebenswürdiger, geiſtreicher Mann, mit tief-ernſten Augen und einem freundlichen Lächeln, der die angenehmſte Converſation von der Welt macht und dabei einen gediegenen, zutrauenweckenden Charakter hat. Rom iſt ein Greis, der mit Montaigne ſagt: „Mon monde a failli, je suis tout du passé!“ Die Hände zittern; ſie können nicht mehr recht feſt halten. Die Füße wanken; ſie können nicht mehr recht feſt ſtehen. Der Kopf ſogar weiß in der Gegenwart nicht mehr recht ſich zu finden; aber in der Vergangenheit iſt er zu Hauſe, und was er von der erzählt klingt wie Oſſian's und Homer's Geſänge doppelt wunderbar, weil blinde Augen über dem beredten Munde ſtehen. Neapel iſt ein brauſender, fröhlicher, phantaſtiſcher Jüngling, der ſich Einem ohne Umſtände in die Arme wirft, der, lebendurchglüht, ſchönheitumkränzt, jubelnd den Thyrſusſtab ſchwingt, der fortreißt, ohne zu fragen, ohne zu wollen, dem man liebend und traurig ſeine Seligkeit eines Tages gönnt, weil man keine Zuverſicht zu ihm und zu ſeiner Zukunft hat, denn der phantaſtiſche Zug, der durch ſein ganzes Weſen geht, verheißt ihm nichts Gutes.

Ein Auge iſt wie tauſend Augen, etwas größer oder kleiner, heller oder dunkler, das macht keinen Unterſchied. Der Ausdruck macht ihn; aber die Menſchen bemühen ſich, keinen individuellen Ausdruck zu haben, wie ſich das gehört für eine Zeit der allgemeinen Geiſtesfraternität, welche alle Unterſchiede der Völker, der Stände, der Nationen vernichtet, die Menſchheit auf einen gemeinſamen Punkt der Civiliſation und Bildung ſtellt und ſie von dortaus marſchiren läßt zur unfehlbaren Eroberung der Glückſeligkeit, wie ein wohldisciplinirtes Heer, auf einer Linie, Augen rechts! Und dies „Augen rechts!" macht eben, daß ſie ſich Alle gleichen, daß die Menſchen den Ausdruck anmuthiger Heuchelei wie eine Kokarde annehmen, welche bedeutet: „Ich gehöre zu Euch, daher werdet Ihr wol wiſſen, daß ich in der Stille meine eigenen Zwecke verfolge.“ — Jeder hat le secret de la comédie, und ſoll doch thun, als habe er es nicht; das macht die Menſchen übernatürlich langweilig, ihre Handlungen katzenſchrittlich und ihre Augen zu Fiſchaugen. Wie freut man ſich in der Menge ſelten, ſelten, einmal ein Auge aufblitzen zu ſehen, das mit den übrigen nicht Brüderſchaft gemacht, ſondern ſich eigene Wege geſucht hat, wie eine Sternſchnuppe! Ich ſage nicht, daß man es bei Menſchen findet; was mich auf dieſe Abſchweifung gebracht, iſt der Veſuv, dies phantaſtiſche, glühende Auge Neapels. Ohne ihn wäre die Gegend immer wunderſchön, aber doch zu vergleichen mit Genua und andern ſüdlichen Küſten; jetzt iſt ſie unvergleichlich. Hier das Meer, rauſchend, wogend, mit felſigen Inſeln beſtreut, und unmittelbar an der Küſte der Vulkan, gährend, rauſchend, immer bereit, ſeine Lavaflut der Wellenflut entgegenzuſtrömen. Ich harre mit brennender Ungeduld auf eine Eruption. Ein paar Mal, Abends, glühte ihm ſchon die höchſte Spitze, und die Flamme ſchoß wie eine Schlangenzunge heraus, aber um ſogleich wieder zu verſchwinden; die Maſſe wird noch nicht genug durchgekocht ſein. Bei Sonnenuntergang ſieht er prächtig aus! Die Sonne ſinkt hinter dem Poſilipp, der die eine Küſte des Golfs bildet, der Veſuv mit ſeiner anhängenden Bergreihe bildet die andere; das Abendroth läßt Himmel und Meer in tauſend Farben ſchillern und färbt die Rauchmaſſen, welche dick emporquellen, zu großen goldnen Wolken um, die ſich langſam und majeſtätiſch vom Scheitel des Vulkans ablöſen und wie herrliche Seifenblaſen durch die Luft ſchweben. Allmälig entfärbt ſich Alles; — ich hatte gehört, es gäbe keine Dämmerung in Italien, und die Nacht folge unmittelbar auf den Tag; das iſt nicht wahr. Gerade in der Zeit, die auf den Sonnenuntergang folgt, ſieht man hier, wie an den ſchweizer Schneebergen, die zauberhafteſten Farbenſpiele. Ich weiß nicht, welche Sympathie zwiſchen Licht und Gebirg, und Licht und Meer ſtattfindet; allein ich weiß, daß das Licht wie das Herz des Verſtändniſſes, des Echos gleichſam, bedarf, um ſich in ſeiner vollen Herrlichkeit zu zeigen. Es macht hier Effecte wie niemals in einer flachen, waſſerloſen Gegend; und ein heißes Herz macht auch keinen, wenn es an einen fremden, kühlen Buſen ſchlägt.

Heftig irrt ſich der, welcher denkt, von Neapel müßten die lieblichſten Dinge zu erzählen ſein. Sie ſind da zu ſehen — allerdings! aber ich kenne nichts Langweiligeres, als Naturſcenen zu beſchreiben. Das erheiſcht ein ganz eigenes Talent; Walter Scott hat es zuweilen verſtanden, und in den „Briefen eines Verſtorbenen" herrſcht es häufig vor. Ich wollte, beide Verfaſſer hätten nur Landſchaften geliefert, dann würd' ich ſie mehr goutiren. Die Manie des Einen, aus der Geſchichte eine Garderobe, und des Andern, aus ſeinem Buch eine Schule der Impertinenz zu machen, kann nicht anders als langweilen. Dagegen ſpricht die vogue Beider, wird man ſagen. Keineswegs! Auguſt Lafontaine hatte unerhörte vogue zu ſeiner Zeit. — Ich ſehe wol, daß mir der feine, landſchaftliche Pinſel fehlt. Ich mag gern mit drei Strichen zeichnen und der fremden Phantaſie die Ausmalung überlaſſen, damit wir beide, ich und ſie, uns amüſiren. Beſchreibungen werden leicht unverſtändlich und gleichen dem chineſiſchen casse-tête, ſind einzelne glatte Holzplättchen, die mit vieler Mühe zu einer gewiſſen Figur zuſammengelegt werden müſſen; trifft man die nicht, ſo bleibt eine große Confuſion. Überhaupt neigt ſich die Proſa viel mehr zur Confuſion als die Poeſie, welche durch Vers und Reim lieblich an höhere Geſetze gebunden und doch durch keine beengenden Schranken gefeſſelt iſt, wie auch das Geſtirn nicht beengt iſt in ſeiner Sphäre, ſondern geregelt. Im Proſagebiete hingegen geht es zu wie auf der Erde, giebt es Erdbeben, Schnee, Stürme, Krieg, Revolutionen; und weil man das alles ſelbſt mit durchmacht, wird man zuweilen ganz beängſtigt von dem Wirrſal, ſchnappt nach Luft und denkt: Aber welche fluchwürdige Anordnung! — Am Ende wird denn doch etwas daraus, das wie Ordnung ausſieht. Aber ein Lied ſchreib' ich lieber! das iſt klar und verſtändlich für Jedermann, wie ein Seufzer, ein Kuß, ein Händedruck, eine Thräne, ein Lächeln es iſt; und für mich iſt es gleich jenem Engel, der den Muhamed in einer Sekunde durch alle ſieben Himmel riß.

Glück des Dichters.

Zieht ihm nicht die enge Grenze,
Die das Alltagſein umflicht,
Bietet ihm die kahlen Kränze
Eurer mäßigen Freuden nicht.

Reichet nur nicht eure Becher,
Scherben, halbgefüllt und matt,
Ihm, dem luſtberauſchten Zecher,
Der die Götterſchaale hat.

Eure Krücken, unverhohlen,
Bieten ihm nicht Stützen dar,
Der an Schultern und an Sohlen
Trägt ein luſtig Flügelpaar.

Was weiß er von euren Schranken,
Die dem Mittelmaß ihr zieht,
Da mit Seele und Gedanken
Er durch alle Himmel flieht!

Was weiß er von eurem Glücke,
Das ihr mühſam euch erbaut,
Da mit einem einzigen Blicke
Er der Götter Wonne ſchaut!

Was weiß er von eurem müden
Streben nach der Luſt der Welt,
Da die Frucht der Hesperiden
In die offne Hand ihm fällt!

Was weiß er von Jahr und Stunde,
Die ihr zu berechnen pflegt,
Da ſein Herz in der Sekunde
Voll, wie für Äonen ſchlägt!

Was weiß er von jener Schwere,
Die Beruf und Stand ermißt,
Da in ſeiner Atmoſphäre
Alles Licht und Flamme iſt!

Möge flüchtig er verſchweben
In dem Äther, ſangesmüd';
Lebend — dichtet er ſein Leben,
Todt — wird ſelber er zum Lied.

Freilich, die Eindrücke und Bilder einer Reiſe in Verſe zu bringen, würde weder ich noch irgend Jemand verſuchen — hoff' ich. Der unvergleichliche Genius hat es gethan, der es erfunden hat; aber „Childe Harold" hat außer all ſeinen ſtrahlenden Vorzügen noch den einen, der gar nicht hoch genug zu ſtellen iſt, daß man ihn nicht nachmachen kann.

Man hatte mir geſagt, Bücher nach Italien mitzunehmen ſei läſtig, mache oft große Verdrießlichkeiten, weil viele in dem Index wären. Jetzt bin ich überzeugt, daß man für einige Piaſter die ganze Bibliothek des Index bei ſich haben dürfte; aber damals, fürchtend, man könne mir meinen Byron confiſciren, ließ ich ihn in der Schweiz und bedaure es jetzt tauſendmal. Seit anderthalb Jahren auf immerwährenden Reiſen hatte er mich begleitet, ein einziges großes Buch, ſo ſchwer und unbequem zu handhaben wie möglich; allein ich liebte es. Müde, hatte ich meine Stirn darauf gelegt; nachdenkend, den Arm darauf geſtützt; traurig, die Hände darüber gefaltet: das äußere Buch that mir eben ſo wohl als der Inhalt. Den Byron, und nur ihn, kann ich in allen Stimmungen leſen; ich finde bei ihm immer einen Ton, der zu dem in mir klingenden die Terz macht. Er iſt mein beſter Freund, der mir nie gefehlt, nie mich betrübt hat und wie ein Gott in mein junges Leben getreten iſt. Wie müßte man den Geliebten lieben, der uns ſprechen lehrte! Das ungefähr hat Byron mir gethan. Ich war ſechszehn Jahr alt, ich wollte Engliſch lernen, ich bekam auch einen Meiſter und zugleich Byron's Gedichte; ſie wurden mein Meiſter. An ihnen lernte ich die fremde Sprache, durch ſie trat ich in die fremde, unendliche Welt der Poeſie, und ihr Dichter wurde der König meiner Seele. Sie war ganz dumpf, die arme kleine Seele, ſie wußte nichts, ſie wollte nichts, ſie war noch nicht einmal ſtark genug zum Wünſchen; ſie ſank nur ganz ſtill vor dieſem Genius auf die Knie und bat leiſe: Sprich! ſprich! daß ich dich höre, o nur höre. Seltſam! kein vaterländiſcher Dichter hat je ähnlichen Eindruck auf mich gemacht, wol aber Homer — doch weit früher, als ich gar ein erbärmliches Kind noch war, das nichts kannte als den Robinſon. Man ſagt ſo oft: Dies und das verſtehen die Kinder nicht! Ich glaube da irrt man häufig und raubt ihnen manche Freude! Sie verſtehen recht gut, und ihre feinen empfänglichen Sinne behalten lange, oft ein Leben hindurch, den Glanz, womit ein leuchtendes Bild ſie angeſtralt.

Es war eines Winters, als meine Mutter ſehr zurückgezogen auf dem Lande lebte, wo einige Freundinnen ihr Geſellſchaft leiſteten. Vielleicht war es in der Zeit des großen Krieges; Männer waren gar nicht zu ſehen, es kam auch kein Beſuch — was für Kinder ſo wichtig! — kurz, es war ganz einſam, und die Damen machten viel Lectüre mit einander, beſonders Abends nach dem Thee. Dann trollten wir Kinder ab, ſeelenfroh; denn ich war vielleicht acht Jahr alt, meine Geſchwiſter jünger, dann iſt es hart, ſtillſitzen zu müſſen. Durch welch ein Mirakel ich zugegen blieb, als der Homer geleſen wurde, das weiß ich nicht mehr, allein ich blieb alle Abend und hörte die Ilias und Odyſſee vorleſen von Anfang bis zu Ende, mit geſpannter Aufmerkſamkeit, mit herzklopfender Theilnahme, mit einem Intereſſe, das den alten Homer gefreut haben müßte, und unauslöſchliche Bilder gruben ſich tief in meine Seele, beſonders drei: Nauſikaa's Waſchfeſt und Ballſpiel, Odyſſeus von ſeinem Hunde erkannt, und Hektor dreimal um Trojas Mauern geſchleift. Dies beſonders ſchwebte immer vor meinen Blicken und erfüllte mich mit wildem Zorn gegen

Achilles. Hektors Tod hätte ich verſchmerzt, obgleich er mein Liebling war, aber dieſe Demüthigung zerſpaltete mein Herzchen. Wenn der Schnee uns hinderte in den Garten zu gehen, ſpielten wir Ball in den obern hohen, öden Sälen des Schloſſes, oder auf den Treppen. Ich ſpielte am liebſten für mich allein und ſann dabei auf Rache gegen Achill. Hernach kam der Sommer und ließ mich meine Wintercampagne nach Troja vergeſſen; ſpäter mußte ich dies und das lernen — es iſt zwar nicht viel geworden, damals beſchäftigte es mich indeſſen genug, und der Homer ging unter in meinen ſauern arithmetiſchen und geographiſchen und grammatikaliſchen Studien. Als ich ein wenig zur Beſinnung kam, las ich Schiller und Körner, aber Letzteren, wie mir jetzt ſcheint, nur weil alle Welt ihn las, ohne Entzücken, ohne die ſchwärmeriſche Freude, die ich an Schiller hatte. Gott, der hat mir Thränen erpreßt! und wenn ich recht geweint, war ich recht ſelig. Aber ſowie Byron in meine Hand fiel, war Schiller's Reich zu Ende; ich glaube, ich war meiner Thränen ſatt, oder fing an zu ahnen, daß ich ſie ſparen müſſe. Byron liebte ich nicht mit Schwärmerei, ſondern mit tiefer Leidenſchaft; er machte mich ſtark, nie hat er mich zu Thränen gerührt, oder wenn einmal eine in mein Auge trat oder tritt, ſo ſieht ſie mehr einem Feuerfunken als einem Waſſertropfen ähnlich. Byron war die ſtarke Hand, nach der ich meine ſchwache ausſtreckte. Später, als die Poeſie Wellen in mir ſchlug, aber nur — wie ſoll ich ſagen? — ins Blaue hinein, kurzathmig, ohne ans Ufer zu gelangen: da las ich ſeine Gedichte gleichſam aus meiner Seele heraus, und es war, als würde Öl auf die Wellen gegoſſen; ſie legten ſich. Theſſaliſche Zauberinnen ſangen den Mond vom Himmel: das iſt nicht ſchwerer, als Frieden in eine Menſchenbruſt zu ſingen. Aber jetzt! wie viel Dank bin ich ihm ſchuldig, abgeſehen davon, daß ich ihn ſo tief bewundern muß! Wenn ich müde bin, ich meine, dumpf in der Seele, aber das Bedürfniß der Arbeit fühle und nicht leſen mag, weil das nicht genug zerſtreut, und nicht ſchreiben kann, weil ich über die ſchaffende Phantaſie keine Macht habe: ſo verſuche ich etwas von ihm zu überſetzen, und immer übt er ſeine alte Gewalt. Wie lieb er mir ſein muß, ſehe ich ſelbſt mit Erſtaunen daraus, daß ich ihm meine Seele dermaßen zur Sklavin mache, um ihn zu überſetzen, um ſeine Gedanken in meine Worte zu kleiden; ſolche Unterwerfung kann nur die Liebe einflößen, wenigſtens mir. Jetzt hab' ich ihn nicht und muß mich auf meine eigene Hand zerſtreuen.

Daher werden Lieder an die Reihe kommen, aber ſelbſtgemachte.

Wüßt' ich nur ob meine Lieder
Klingend an die Seelen ſchlagen,
Helle Töne, die da wieder
Nach verwandten Tönen fragen.

Wüßt' ich nur, ob meine Schwingen
Kräftig ſind, die Luft zu theilen,
Nicht allein zum Aufwärtsdringen,
Nein! um ſchwebend drin zu weilen.

Wüßt' ich nur, ob auch mein Herze
Gleichet jenem Wunderſteine,
Der da ſtrahlt wie eine Kerze,
Wenn durchglüht vom Sonnenſcheine.

Wüßt' ich nur, ob all die Gluten,
Denen ich in mir begegnet,
In die fremden Buſen fluten:
Frühlingsluft, die Blüten regnet.

Wüßt' ich nur, ob ſich mein Leben
Leiſe ziehet in die Ferne,
Wie bei Nacht Geſänge ſchweben? —
Was man nicht weiß, glaubt man gerne!

Neapolitaniſche Lieder.

---

1. Sturmnacht.

Drohend kommt der Sturm geflogen
Und durchwühlt die hohle See,
Ängſtlich bäumen ſich die Wogen
An der Chiaja in die Höh'.

Wüſtes Dunkel macht die Erde
Sammt den Fluten chaosgleich,
Und des Himmels goldne Heerde
Schwindet in dem Wolkenreich.

Wenn es Einer noch nicht wüßte,
Ganz verzeihlich fragte der:
Iſt denn dies Neapels Küſte,
Dieſes das Tyrrhenermeer?

Warte nur bis morgen frühe,
Bis das ſtarke Sonnenlicht
Sturmes Macht bezwingt, und ſiehe! —
Morgen früh, da fragſt du nicht.

Denn da breiten ſich die Wellen
Lächelnd aus mit hellem Grün,
Und die Fiſcherkähne ſchnellen
Über ſie behend dahin.

Capris wilder Felſen ſteiget
Draus empor wie ein Sapphir,
Und die reiche Küſte zeiget
Einer Flora Luſtrevier.

Des Vulkanes Wolkenkrone
Iſt vom Frühroth angehaucht,
Während er auf blumigem Throne
Ernſthaft wie ein Sultan raucht.

Um das Meer hat ſich voll Freude
Glänzend bunt die Stadt gelegt,
Wie ein funkelndes Geſchmeide,
Das die Nereïde trägt.

All die Wunder liegen hinter
Dieſer Sturmnacht, die ſie kalt,
Wie den Lenz ein nordiſcher Winter,
Tief verhüllt mit Allgewalt.

Doch mich macht der Sturm nicht beben,
Wenn er mit dem Morgen fällt;
Wie die Schmerzen leicht entſchweben
Von der innern Liebeswelt.

2. Morgentraum.

Steigt die goldne Mythe nieder
Aus dem lichten Himmelszelt,
Kehrt die Zeit der Fabel wieder
Und die bunte Götterwelt?

Schweben liebliche Geſtalten
Feengleich um Land und See,
Segnend ſie mit ſüßem Walten?
Fabelhaft iſt, was ich ſeh'. —

Jedes Element erglühet,
Wie von innerm Licht durchbebt,
Waſſer, Erd' und Himmel ſprühet
Feuer aus, das in ihm lebt.

Aus dem ſeltenen Gemiſche
Springen Wunderbilder vor,
Reihn in Anmuth, Glanz und Friſche
Sich zu einem Schönheitschor.

Durch den Äther ſchwebt Aurore,
Während Tithon nach ihr blickt
Und die Stirne jeder Hore
Sich mit andern Blumen ſchmückt.

Süßes, träumeriſches Klingen
Wallt und wehet durch das Land,
Weil Sirenen lockend ſingen,
Wo Odyſſeus einſt ſie fand.

Schmeichleriſche Wogen ſchaukeln
In der Muſchel Galatee,
Frohe Amorinen gaukeln
Um den Liebling aus der Höh'.

Glühend hält die Nereïde
Feſt umſchlungen der Triton,
Und es wird zum Liebesliede
Seines Muſchelhornes Ton.

Ein Delphin durchzieht die Wellen,
Trägt Arion an den Strand,
Der um ſeine ſilberhellen
Saiten einen Lorbeer wand.

Wie ein Himmelsfreuden⸗Spiegel
Glänzt ſein wunderſchönes Aug',
Seine Locken wehn wie Flügel
Und er ſpricht mit ſüßem Hauch:

„Halte doch die heilige Leier
Feſt an Deine Bruſt gedrückt!
Hat denn andre Daſeinsfeier
So wie ſie Dich je entzückt?

Glaube nur nicht mit der Menge,
Die ſich jetzo Dichter nennt,
Daß die Welt euch iſt zu enge,
Deren Schönheit ihr nicht kennt.

Daß es ſchwer iſt fortzugehen,
In euch wahrend tiefe Glut,
Da die Menſchen nicht verſtehen,
Was ihr leiſtet, wollt und thut.

Dürftige und matte Klagen! —
Wer den Gott im Buſen trägt,
Weiß es froh und wird nicht fragen,
Ob ein Andrer danach frägt.

Und vor dem Bewußtſein fliehen
Alle Nebel ſchwer und bang!
Singe Du auf Deinen Knien
Einen goldnen Wonneſang.

Denn wenn Schmerzen Dich umweben
Haſt, Glückſelige, Du den Tauſch! —
Gilt der Schmerz von einem Leben
Einen Tag von Dichterrauſch?“

3. Du und ich.

Du biſt der ewige Himmel,
Ich bin die heftige See,
Aus deinem Antlitz ſtralet
Mir Wonne oder Weh.

Wenn Wolken dich umziehen,
So bin ich dumpf und todt,
Und wenn du freundlich lächelſt,
Stral' ich von Sonnenroth.

Wirfſt du im Sternenſcheine
Mir ſtille Schwermuth zu,
Hüll' ich in deine Träume
Mich ein zur nächtlichen Ruh'.

Wenn friſcher Hauch des Lebens
Durch deinen Äther zieht,
So rauſchen dir alle Wellen
Ein frohes Jubellied.

Schickſt du den Gruß der Liebe,
Den Mond, hinüber zu mir,
So ſinkt mein ganzes Weſen
An Bruſt und Seele dir.

4. Ernſte Dudelſackmelodie der Pifferari.

Heilige Jungfrau, reich an Gnaden,
Schütze dieſes Haus vor Schaden,
Laß die Engel Wache halten,
Fried' und Freude darin walten,
Laß den Stern darüber ſtehen,
Alles Unheil wird vergehen,
Laß drin fromme Lieder ſingen,
Wie von uns ſie dir erklingen,
Um das Böſe zu bezwingen,
Denn du biſt ſo reich an Gnaden.

Heilige Jungfrau, Gnadenreiche,
Damit deine Huld nicht weiche
Von des Hauſes Dach und Schwelle
Und es falle in die Hölle,
Laß die Menſchen deine Milde
Üben unter deinem Bilde,
Durch die kleinſte aller Gaben,
Die von deiner Hand ſie haben,
Laß ſie arme Hirten laben,
Heilige Jungfrau, Gnadenreiche.

5. Luſtige Dudelſackmelodie.

Ha! in Neapels hellglänzenden Straßen
Geht es ja luſtig her über die Maßen,
Donnern die Pferde und rollen die Wagen,
Brauchen ſich Leut' nicht mit Arbeit zu plagen,
Schauen und gaffen und hören und ſchrein;
Möchte wol auch ſolch ein Faulenzer ſein! —
Aber Signora, nur einen Carlin!

Kommt denn und ſehet, wie luſtig wir ſpringen,
Kommt denn und höret den Dudelſack klingen!
Saht ihr ſo oft was zu eurem Vergnügen,
Könnt ihr aus Mitleid euch wol einmal fügen;
Tanzen wir auch nicht gewandt und nicht ſchön
Iſt es doch munter und luſtig zu ſehn. —
Aber Signora, nur einen Carlin!

Alſo zu blaſen und tanzen indeſſen,
Während wir noch keinen Biſſen gegeſſen,
Iſt doch wol luſtig, ihr vornehmen Leute?
Sahet ihr etwas dergleichen ſchon heute?
War denn ſchon Einer von euch ſo vergnügt,
Daß er im Tanze vor Hunger ſich biegt? —
Aber Signora, nur einen Carlin!

6. Mondlicht auf dem Meere.

So viel tauſend Jahre
Stralſt du ſanft und mild,
Wie auf dem Altare
Ein Madonnenbild,
Und viel tauſend Nächte
Haſt du ſo verwacht,
Haſt den dunkeln Fluten
Deinen Glanz gebracht.

Ihrem finſtern Scheitel
Gabſt du Silberſchaum,
Wie der Schnee ſich leget
Auf den Tannenbaum,
Und ſo lange blickteſt
Hold du in ihr Aug',
Bis die Zornesworte
Wurden Liebeshauch.

In den wilden Locken
Haſt du ſanft geſpielt,
Wie ein zarter Finger
Heiße Stirnen kühlt.
Kam dann deine Stunde,
Gingſt du heim zu ruhn,
Spracheſt, wie zum Liebſten:
„Schlaf bis morgen nun.“

Aber ach, bis morgen
Iſt der Sturm erwacht,
Hat den raſchen Wellen
Alte Qual gebracht.
Wieder hebet mächtlich
Deine Treue an! —
Ach, was du den Wellen,
Haſt du mir gethan.

7. Der Fiſcher von Capri.

„Komm! die ſtarken Wellen breiten
Sehnſuchtsvoll den Arm nach Dir.
Komm, o Süße! leiſe gleiten
Über ihre Schultern wir.

Komm! die raſchen Wellen hadern
Über dieſe lange Friſt,
Und das Blut in meinen Adern
Brauſt, weil Du ſo zögernd biſt.“

Und ſie kommt! Der Fiſcher hebet
Raſch ſie auf, trägt ſie zum Kahn,
Und als der vom Ufer ſchwebet
Blickt er ſie mit Wonne an.

„Dank Dir, Dank, Du liebe Holde,
Fürchte nicht Gefahr noch Graus,
Mit dem erſten Sonnengolde
Biſt Du heim in Deinem Haus.

In der ſtillen blauen Grotte
Sind wir ſicher jede Nacht;
Scheint ſie doch von einem Gotte
Für verborgnes Glück gemacht!“

Liebend, Herz an Herzen ruhten
Selig Beide wie noch nie,
Auf den linden, weichen Fluten
Glitten in die Grotte ſie.

Furcht und Sorge blieben ferne,
Stunden hatten kein Gewicht,
Einſam wie auf einem Sterne
Dachten an Gefahr ſie nicht.

Nur des Donners Zornesſtimme,
Nur der wilden Welle Schaum
Wecken ſie mit drohendem Grimme
Plötzlich aus dem Liebestraum.

Fort nun, fort! Doch hohe Wogen,
Waſſermauern dräun umher;
Wo der Kahn hereingezogen
Giebt es keinen Ausgang mehr.

Und die blaue Zaubergrotte
Wird zum Kerker jetzt gemacht
Wie von einem Rachegotte
Für die Wonne einer Nacht.

Denn drei Tage und drei Nächte
Tobt des Wetters Raſerei;
Was der Kühnſte wagen möchte,
Wird gewagt und macht nicht frei.

Welche Folter ſie gelitten,
Welche Marter ſie zerbrach,
Welche Pein ihr Herz zerſchnitten,
Stammeln nicht die Worte nach.

Dann, nach dreien langen Tagen
Lächelte das blaue Meer,
Und es ward ein Kahn getragen
Aus der Grotte — aber leer.

8. Neujahrstag 1839.

Wie der erſte Tag des Jahres,
Spricht des Volkes alte Sage —
Wie der erſte Tag des Jahres
Sind im Jahre alle Tage.

Und wie hat mein Jahr begonnen?
Darf ich hoffen, muß ich bangen?
Wird mir goldnes Glück geſponnen?
Iſt Genuß da? Iſt's Verlangen?

Der Veſuv iſt bewegt!
Wie ſo lang und ſchwer
Strom von Rauch übers Meer
Tief ſich legt.

Und der Lavafluß glüht,
Der als Schlange ſich leiſ'
Aus dem Krater ganz weiß
Bergab zieht.

Fort! in den Wagen, fort!
Nach Reſina! Das iſt der Ort!
Zu dem Kapuziner hinauf!
Peitſch die Pferde zum ſchnellſten Lauf!

Endlich öffneſt Du das dunkle,
Schaurigſchöne Flammenaug',
Wie mit hohem Zorngefunkle
In der Schlacht nach Kriegerbrauch.
Endlich zeigſt du deine Stärke,
Deine Herrlichkeit, Veſuv,
Und zu Zeugen deiner Werke
Lockſt du uns mit ſtarkem Ruf.

In Reſina welch Gedränge,
Wagen, Fremde, Volk in Menge,
Führer, die den Dienſt anbieten,
Und ſich zanken und ſich ſchlagen
Um die Fremden zu behüten
Vor den Pferden, Eſeln, Wagen;
Welch Gewirr und welch Gebrülle,
Donner iſt dagegen Stille.

Endlich dieſem Knäu'l entkommen
Wird geſtiegen und geklommen.
Um zum Ziele zu gelangen
Kenn' ich weder Furcht, noch Bangen;
Nicht des Weges rauhe Steile
Hemmet unſre Sturmes-Eile;
Über Aſch' und Steine fliegen
Wir hinauf die Lavaſtiegen.

Aber wehe! immer wilder
Tobt und brauſet der Orkan!
In der Tiefe ſchien er milder,
Hier wächſt er zum Rieſen an.
Donnernd fährt er aus der Höhe,
Pfeifend ſchwirrt er durch dem Baum,
Wirbelt dann in unſrer Nähe
Staub wie Regen durch den Raum.
Kämpfend wie ein toller Streiter
Hemmt er uns auf jedem Schritt;
Ach, ich kann und kann nicht weiter,

Sinke um bei jedem Tritt.
Nach zwei Stunden ſolcher Mühen,
Solcher athemloſen Eil',
Mußte ich von dannen ziehen,
Denn es fehlte Kraft und Weil'.
Nicht mehr fröhlich, nicht mehr munter,
Vor der Kälte ſchlecht beſchützt,
Ging ich müde nun bergunter
Auf den treuſten Arm geſtützt.
Sah die Sonne prächtig ſinken
In das roſenrothe Meer,
Abendgold und Sterne blinken
Und dann endlich — Nacht umher.

Fernes gewaltiges Ziel
Doch zu erreichen im Spiel,
Kämpfe und Qual nicht zu ſcheun,
Bis mit allmächtigem Dräun
Höhere Macht es verbeut,
That und verſuchte ich heut.

Iſt es nicht wirklich zum lachen
Endlich ein Lied draus zu machen? —

9. Das Gothengrab.

Um die Stirne der Cäſaren
Schlang noch Rom das Purpurband,
Aber Kron' und Szepter waren
Nur zum Schein in ihrer Hand.

Friedlich füttert ſeine Hühner
Der Monarch vom Occident,
Während keiner ſeiner Diener
Den Barbaren vor ihm nennt.

Den gewaltigen, den ſtarken,
Der mit ſeinen Schaaren ſich
Stürmiſch naht Italiens Marken,
Den Barbaren Alarich.

Endlich zittert doch der Kaiſer!
Armer Jüngling, bange nicht!
Alarich will Lorbeerreiſer,
Die ihm Romas Sturz verſpricht.

Bleib' Du in Ravennas Mauer,
Zieh' Du Deine Hühner groß!
Durch Italien weht ein Schauer,
Wie wenn fällt das Todesloos.

Auf den Flügeln ihrer Siege,
Überwindend, jung und kühn,
Nahn der Gothen friſche Züge
Und die ſchwachen Römer fliehn.

Roma ſieht vor ihren Thoren,
Was nicht ſahn ſechshundert Jahr,
Einen Feind und iſt verloren,
Denn es ſieget der Barbar.

Denn er ſiegt im ſtolzen Muthe,
Unaufhaltſam iſt ſein Lauf,
Und im jungen Heldenblute
Friſcht er Romas Purpur auf.

Weiter dringet er zum Meere,
Drüben lieget Afrika!
Als ob eine Hemiſphäre
Nicht genug des Ruhmes ſah.

Doch gezählt ſind ſeine Schritte
Und der Tod hat ihn entrafft;
In des ſtarken Lebens Mitte
Springt wie Stahl entzwei die Kraft.

Tieferſchüttert ſtehn die Gothen,
Trauernd, mit geſenktem Haupt,
Um den heißgeliebten Todten,
Der der Zukunft ſie beraubt.

Denn ſie kommen, denn ſie ſchwinden,
Sind nicht heimiſch in dem Land,
Und er ſoll ein Grab doch finden
Hier, wo ſeinen Tod er fand.

Und die Römer, die da flohen
Zitternd vor der Lanze ſein,
Soll'n nicht üben ihren rohen,
Feigen Rachdurſt am Gebein.

Ha! gefunden iſt die Stätte,
Sklaven graben Tag und Nacht;
Einem Fluß wird neu das Bette,
Drin der Leiche Grab gemacht.

Dann mit ſeinen Waffen, Roſſen,
Mit dem köſtlichſten der Hab',
Senken ihn die Schlachtgenoſſen
In das dunkle Waſſergrab.

Jene Sklaven müſſen bluten,
Daß Verrath nicht nahe ſich!
Und in des Buſento Fluten
Schläft der große Alarich.

10. Pilgerlied.

Nicht unruhvoll mußt Du mich ſchelten,
Nicht Neugier nennen, was mich treibt,
Nicht Thorheit, die durch alle Welten
Nur ſchweift und nirgends heimiſch bleibt.

Sieh! raſtlos ſind des Herzens Schläge
Und raſtlos iſt die Seele wach,
Der Geiſt ſucht raſtlos neue Wege,
Mein Äußres zieht dem Innern nach.

Man nennet Pilgerfahrt das Leben;
Ich bin die ächte Pilgerin;
Ich kenne nur das eine Streben
Zum ewigen Gnadenorte hin.

Der iſt in keinen Punkt zu zwingen,
Der glänzt wie Gold, bald hier bald dort.
Wo aus des Urbilds Quelle dringen
Der Schönheit Bilder, ... dahin fort! —

Und ſo an meinem Pilgerſtabe
Durchwandre ich die reiche Welt;
Nichts reizet mich von ihrer Habe,
Nicht brauch' ich ſie als Erntefeld.

Doch Schutz hab' ich vor dem Ermatten:
Dein Herz iſt meiner Seele Haus,
Und ſtill in Deiner Liebe Schatten
Ruh' ich vom ſchwülen Wandern aus.

Am erſten Januar 1839 machte der Veſuv ein Präludium, rauchte gewaltig und warf einen Lavaſtrom aus. Ich wollte zur Eremitage, die auf dem Veſuv ſelbſt liegt, aber der Lava und ſomit der Gefahr unerreichbar iſt. Das wollten auch viele andere Leute, ſo daß in Reſina, am Fuß des Veſuvs, ein unerhörtes Gedränge war. Man konnte kaum den Wagen verlaſſen, ſo dicht umdrängten ihn Führer, Kinder, Bettler, Neugierige, mit Fragen, Bitten, Vorſchlägen, Verheiſſungen, Geſchrei und Gezänk. Jeder Führer wollte vor den anderen den Vorzug gewinnen; Jeder ſuchte ſich ſo angenehm wie möglich zu machen; und dies Alles mit napolitaniſchem Gebrüll und napolitaniſchen Pantomimen, d. h. mit der extravaganteſten Heftigkeit. Sie breiteten die Arme aus; ſie winkten mit den Augen, mit den Händen; ſie machten kleine freundſchaftliche Zeichen, als wäre man gut mit ihnen bekannt; der Eine klatſchte auf den Hals eines Pferdes, um es durch dieſe lobende Geberde zu empfehlen; der Andere hob den geſenkten Kopf ſeines Eſels empor, um mir zu dieſer milden Phyſiognomie Vertrauen einzuflößen. Aber ich habe am meiſten Vertrauen zu meinen Füßen, und wünſchte nur ſehnlichſt auf ihnen zu ſtehen und das tumultuariſche Reſina hinter mir zu haben. Endlich kam es denn doch ſo weit; der erwählte Führer machte uns ſtoßend und ſchlagend Platz, ſah ſich zuweilen nach mir um und ſagte: „Courage, madame, allons boire.“ Dieſer Vorſchlag klingt etwas befremdlich, wenn man nicht weiß, daß das napolitaniſche patois ganz eigene Buchſtabenverwechſelungen hat; ſtatt o braucht es u, ſtatt v braucht es b, ſpricht tumba und bapore, ſtatt tomba und vapore; und ſo ſprach der Führer denn auch die einzige ihm bekannte franzöſiſche Phraſe mit napolitaniſchem Accent aus, und ſagte ſtatt allons voir! ganz gutmüthig: allons boire.

Aber das Gehen hatte ſeine Schwierigkeiten. Ich bin des Bergſteigens gewohnt, bin im ſtrömenden Regen und in der Juliusmittagshitze auf Berge geſtiegen ohne unerträgliche Ermüdung. Doch dieſer Sturm, der ſich uns, als wir allmälig auf Höhen kamen, wie eine bewegliche Mauer entgegenſtellte, die man bei jedem Schritt vor ſich her ſchieben mußte, dieſer Sturm worin wir gingen wie in den tobenden, gewaltigen Wellen eines nichtnaſſen Waſſers — überwältigte mich. Und je mehr er zunahm, deſto mehr nahm der Rauch über dem Krater und über dem Lavafluß ab; es wurde dunkel, es wurde kalt, wir kehrten um, und in Neapel angelangt, als es bereits ganz finſter war, zeigte ſich der Veſuv nicht anders als ſeit vierzehn Tagen: ab und an flogen ein Paar dunkelrothe Feuerfunken aus ihm auf. — Nun muß ich geſtehen, daß der Veſuv hier mein Liebſter iſt! was er thut, was er treibt, was er verſpricht, wie er am Morgen ausſieht, wie am Abend, ob er ruhig iſt, ob aufgeregt: das intereſſirt mich unſäglich. Da er mich immer in einer gewiſſen Spannung erhält die keine Langeweile aufkommen läßt, da er immer neu und anders iſt und doch nie ganz ſo wie ich ahne, daß er ſein könnte, da er mir immer den gehörigen Reſpekt vor ſeiner Kraft und ſeinem Zorn einflößt: ſo wird mir Niemand, hoff' ich, vorwerfen ich hätte mein Intereſſe leichtſinnig oder an einen Unwürdigen verſchwendet. Ich ſage ja meine Gründe. Die muß man immer haben und ſagen; immer ſprechen: „ich liebe hierum und darum". Dann entgegenen Andre: „Hierum und darum? ſeltſam! unbegreiflich das! dieſerhalb und deshalb ſollte man lieben! indeſſen" ..... — Doch ſie laſſen es gelten; Gründe, ſo abſurd ſie ſind, imponiren. Die Menſchen ſind geborne Rationaliſten. Wer da liebt ohn' einen beſtimmten Grund, iſt unvernünftig. Wer mag dafür paſſiren? ich warlich nicht. Drum nannte ich gleich die hervorragenden Eigenſchaften meines Veſuvs, und ſchmeichle mir allgemeines Lob für meinen guten und richtigen Geſchmack einzuernten: die Frauen werden mich loben, weil ich von ihm begehre daß er mich nie langweile; die Männer, weil ich mich freue vor ihm Reſpect haben zu können.

Am zweiten Januar ward der Rauch immer ſtärker und ſtärker, hüllte Veſuv und Somma in eine undurchdringliche Wolke, und die Detonationen im Innern des Berges wurden heftiger. Bei Tage ſieht man das Feuer nicht. Ich war mißtrauiſch geworden und wollte nicht wieder nach Reſina eine vielleicht abermals verunglückende Expedition machen, und bin auch jetzt ſehr zufrieden darüber; denn am Fuße des Berges konnte man freilich deutlicher die Lava fließen und die Steine fliegen ſehen, aber man ſah nur den Veſuv, nicht das ganze Bild welches ich, auf dem Parapet der Sta. Lucia ſitzend hatte, und welches ſchöner war, als die bloße Eruption. Dieſe kann nicht zu den großen gerechnet werden, glich nicht der von 1794 wo Torre del Greco in Lavaſtrömen unterging, nicht der von 1822, wo man acht Tage hindurch in Neapel Aſche einathmete und keine Sonne ſah. Sie war nicht verheerend und verwüſtend, obgleich ſie Schaden genug gethan hat, denn die ganze Ebene zwiſchen Neapel und Pompeji iſt ein immergrüner Küchengarten, deſſen Ertrag die Landbewohner nährt; er iſt von Torre del Greco bis Caſtelamare total mit Aſche bedeckt und muß umgearbeitet werden. Zum Glück geht dies zu allen Jahreszeiten in dieſem geſegneten Lande. — Was bei dieſer Eruption ſo magiſch ſchön war, war der tiefe, ſtille Friede in der Natur dem wilden Toben des Vulkans gegenüber. Ich ſaß den ganzen Abend, von ſieben bis ein Uhr, mit kleinen Unterbrechungen, auf dem Parapet der Sta. Lucia — ſo heißt die Straße die das Meer vor ſich hat, aus welchem der Veſuv aufzutauchen ſcheint. Es war eine ganz laue, weiche Nacht; der Himmel war ganz himmelblau, eine Farbe, welche man in nördlichen Gegenden nicht kennt, da iſt er immer ſchwärzlich oder graulich bei Nacht, und grünlich oder hart blau bei Tage, jenes ſcharfe Blau, das der Nordoſtwind bringt, nachdem er alle Wolken fortgetobt hat. Dies war ein durchaus reines Hellblau, der Vollmond ſtand ſilbern darin, und die Sterne glitzerten mit ihrem ſeltſamen, feenhaften Licht wie Edelſteine. Das

Meer war ruhig, aber ruhig daß man hätte auf ſeiner Fläche wie auf dem Eiſe gehen mögen. Gar keine Wellen, gar kein Rauſchen! nur eine ſanfte, faſt unſichtbare Bewegung, ſo wie der Herzſchlag den Buſen heben und ſinken macht, und auch ein ſanfter faſt unhörbarer Ton, wie der Athemzug dieſes Buſens. Und in dieſen friedlichen Himmel hinein flog mit den Detonationen einer Kanonade die Feuergarbe, welche auf ihrem Kulminationspunkt auseinanderſtob, und in einzelnen Funken und Flammen theils zurückfiel, theils in Rauch verwirbelte. Und über die glänzenden zitternden Sterne, und über das reine Blau, legte ſich die eine, mächtige, ſchwere, langſam aus dem Krater aufſteigende Wolke, die ſich erſt wie eine Säule, feurig gefärbt erhob, dann umbrach und mit Wellenform und Bewegung weiterzog. Und über das Meer, vom Ufer von Portici bis vor meine Füße, legte ſich der Widerſchein jener Feuergarbe, wie ein dunkelrother Lavaſtrom. Der Himmel, die Sterne, das Meer — ſie mußten die fremde Gewalt dulden, die ſo wild über ſie einbrach. Aber der Mond nahm ſich ihrer an! gegen das grelle, unterirdiſche Feuer ließ er ſein mildes, unirdiſches ſtralen. Der Himmel wurde nicht blutroth, er blieb blau; die Wolke, welche unterwärts einen breiten, feuerfarbenen Saum hatte, wurde oberwärts ſilbern von ihm beſäumt, und neben den Glutſtreif im Meere legte er ſeinen eigenen Glanzſtreif, und überrieſelte die Wellen, daß ſie unter ihm zitterten, wie unter einem Liebesblick. Ein merkwürdiges, prächtiges, unvergeßliches Schauſpiel! aber Etwas that doch weh darin! Da lag der Vulkan in Qualen, in Convulſionen, und die übrige Natur nahm gar keine Notiz davon; ſo liegt oft ein Menſchenherz in den Ausbrüchen der Verzweiflung, und die anderen Menſchen gehen ihrer Wege, kümmern ſich nicht um ſeine Torturen oder machen ſie ihm noch fühlbarer durch ihr Glück und ihre Heiterkeit. Nun, das empfindet der Veſuv freilich nicht! — Und dann kam er mir wieder vor wie das ganze napolitaniſche Volk, oder richtiger wie die niederen Klaſſen dieſes Volkes, in denen ein ſolcher Vorrath von Brennſtoff und Gährung aufgehäuft liegen muß, daß convulſiviſche Eruptionen Niemand befremden können, daß ſie vielleicht beſtändig drohen, heimlich grollen, und doch nicht eher beachtet werden, als bis ſie Zerſtörung und Verderben bringen. Nirgends hab' ich wie hier den ſchauerlichen Kontraſt des üppigſten Reichthums und des erbärmlichſten Elends geſehen! aber ein Elend, wo die Menſchen vor Hunger ſterben — iſt ein gefährlicher Brennſtoff. Knochen, die ich für meinen Hund nicht kaufen würde, die aus weiß Gott was für Küchen erhandelt ſind, die bilden die mittelbare Nahrung eines Verkäufers, und die unmittelbare eines Käufers. Mehrmals hab' ich dem ekelhaften Handel zugeſehen, der übrigens mit einer gewiſſen Zierlichkeit getrieben wird, denn dieſe Knochen liegen ſortirt und geordnet — nach welchen Rubriken weiß ich nicht — in großen flachen Körben, ungefähr wie man Blumenſträuße zum Verkauf bietet. Auf den Prellſteinen des Theaters von San Carlo ſtehen täglich zwei dieſer Körbe, und die beiden Handelsherren mit ihren Kunden daneben. Da wird um die Waare gefeilſcht und gezankt, da wird ſie betaſtet und berochen, da wird das ſchwere, große, öde Kupfergeld dafür bezahlt und eingeſtrichen, da ziehen Käufer und Verkäufer ab, für heute und vielleicht für morgen wenn nicht vor dem Hunger — doch vor dem Hungertode geſchützt; und dann kommt der Abend und führt in glänzenden Wagen die glänzendſte Welt von Europa in das glänzendſte Schauſpielhaus von Europa — an dieſer Stätte vorüber. Ach, die Kontraſte — ſo zauberiſch in der Natur, ſo anziehend in den Characteren der Individuen, ſind in der materiellen Exiſtenz eines Volkes herzzerreißend. Ich kam mit dem feſten Vorſatz her Neapel heiter zu finden, mich an der lieblichen Natur, dem fröhlichen Volkscharacter, dem milden Klima zu laben und nicht, wie in Rom, über den Trümmern der Vergangenheit in nichtsnutzige Melancholie zu verſinken. Zuerſt ging das auch herrlich. Noch jetzt denk' ich zuweilen auf der Villa reale: „Wie luſtig iſt das Leben". Aber! aber! ich bin geweſen da hinten, tief in der Stadt, nach dem Mercato zu, wo Conradin hingerichtet wurde und wo Maſaniellos Aufſtand begann, und da iſt es warlich bei dem beſten Willen nicht möglich luſtig zu bleiben. O, wir wollen eine kleine Promenade machen, durch ganz Neapel, von Weſten nach Oſten, nämlich von der Grotte des Poſilipp bis zur Magdalenenbrücke auf der Straße nach Portici; da kann man die Stadt in ihrer ganzen Breite kennen lernen.

Die Grotte des Poſilipp iſt das weſtlichſte Thor von Neapel, ein langes, langes, dunkles, durch Laternen ſpärlich beleuchtetes Felſenthor, welches nach Puzzoli führt, und durch den Berg des Poſilipp geſprengt iſt. Er iſt mit Gärten und Campagnen überhängt wie mit einem bunten reichen Teppich. Wenn man in die Grotte einfährt, ſo meint man es gehe in den Tartarus. Das Rollen der Wagen, das Stampfen der Pferde hallt ſchauerlich wieder von den nahen finſtern Felswänden; dazu der eintönige, durchdringende Ruf, womit ſich die Kutſcher warnen, das betäubende Geſchrei der Eſeltreiber, das ununterbrochene Summen, das immer über Bienen- und Menſchenſchwärmen ſchwebt, der enge Raum, nur für zwei Wagen breit genug, die blitzſchnell an einander vorbeifahren, und zwiſchen welche die Fußgänger ſich quetſchen, dies Gewühl von Menſchen und Thieren und Alles in der Finſterniß — denn von einer Laterne bis zur andern iſt's dunkel — iſt unbehaglich wie jeder Lärm zur Nachtzeit. Endlich kehrt man in die Oberwelt zu Licht und Luft zurück; das Gewölbe hat aufgehört, man fährt nur noch zwiſchen Felſenmauern, und auf der zur Rechten bemerkt man, wenn man es ſchon kennt, das Grab Virgils, ein kleines viereckiges gemauertes Häuschen, wie die antiken Gräber ſind. Es liegt in einem ganz gewöhnlichen, unordentlichen Garten, zwiſchen Küchenkräutern, Geſtrüpp und Bäumen; der Lorbeerbaum, den Petrarca daneben pflanzte iſt längſt geſtorben, und der Aſchenkrug, den man hier entdeckte und den Petrarca ins Caſtel Novo ſchaffte, iſt längſt verloren gegangen; die kleine leere traurige Stätte hat nichts als ihren Namen, doch die Welt pilgert zu ihr. Die Felſen haben ſich geſenkt; wir ſind in einer Straße oder, wenn zwei Häuſerreihen zu einer Straße erforderlich, auf einem quay, denn hier ſind nur linker Hand Häuſer, zur Rechten iſt das Meer, und zwiſchen beiden liegt eine prächtige Promenade, die durch eine Mauer vor dem Andrang der Wellen, und durch ein Gitter vor dem ebenſo ununterbrochenen Zudrang der Wagen geſchützt iſt. Die Promenade heißt die Villa reale, die Häuſerreihe die Chiaja; beide laufen auf dem Platz Vittoria aus. Hier iſt der Tummelplatz des eleganten Neapels, und beſonders der Fremden; hier liegen die Gaſthöfe, hier drängen ſich die Hotels garnis, hier mögen nicht zehn Häuſer ſein, welche nicht vermiethet werden. Dies iſt das Reich der Fremden, ſie erobern es mit Gold, ſie erhalten dafür die liebliche Ausſicht, die Sonnenſeite, die friſche reine Meerluft, die herrliche Promenade, mit einem Wort alle Vorzüge des Landlebens in einer Stadt von faſt viermalhunderttauſend Einwohnern. Hier iſt das Volk nicht angeſiedelt, hier zieht es nur vorüber und tiefer in die Stadt hinein mit ſeinen beladenen Eſeln und befrachteten Karren, wenn es vom Lande aus der Umgegend von Puzzoli kommt; hier ſchaffen die Fiſcher nur ihre Netze außerhalb der Mauer der Villa reale an den Strand, leeren ſie, und tragen die Fiſche auf ihre Stapel- und Handelsplätze; hier liegen nur einzelne Lazzaroni in der Sonne, mit der braunen oder feuerrothen phrygiſchen Mütze, ſelig wenn ſie rauchen können. Und eben weil ſie hier ſo ganz vereinzelt nur auftauchen, ſo erſchrecken ſie nicht. Man denkt: „Die Paar armen Menſchen, die nicht einmal betteln, und mit einem Stück Waſſermelone, einer Elle Maccaroni und einem Glas Eiswaſſer zufrieden, mit einer kleinen Tabackspfeife glücklich ſind — was können uns die beneiden? und wenn ſie es thäten, wie leicht könnten wir ſie abfinden!“ — Vielleicht denkt auch Keiner von den Tauſenden die täglich auf der Villa reale ſpazieren gehen an die Lazzaroni, denn es ſind elegante Leute, vornehme Leute, reiche Leute, neugierige Leute, und die pflegen einen andern Kreis von Gedanken zu haben.

Es iſt charmant bei ſchönem Wetter im luſtigen Sonnenſchein auf der Villa reale zwiſchen drei und fünf Uhr zu promeniren. Die eine Hälfte derſelben iſt eine immenſe vierfache Allee, in welcher Marmorcopien berühmter Statuen ſtehen, der Apoll, der ſterbende Fechter, der Raub der Sabinerin, der Faun mit dem Bachuskind, viele Andere, ohne im Geringſten zu überladen. Dann kommt ein großer runder freier Platz vor einem Kaffeehaus, wo an einigen Wochentagen Regimentsmuſik ſpielt; und dann eine Art von engliſchem Garten, in welchem zwei kleine Marmortempel die Büſten Virgils und Taſſos überbauen.

Dieſe Partie iſt jetzt — Ende Januar — wunderhübſch, denn die Geſträuche ſind immerfort grün geblieben und treiben jetzt aus den dunkeln alten Blättern die hellen neuen, und friſche Knospen hervor. Der Raſen iſt auch ganz friſch und die Roſen duften köſtlich. Aber es iſt ein kalter Winter, es friert Nachts; die Palme hat gelitten. Vor dem Virgilstempel ſteht eine ſchöne, einſame Palme; ſie hat zitternd ihr feines Laubgezweig zuſammengefaltet; ich wünſchte ſie und ich wären in ihrer Heimat! da muß es warm und ſonnig ſein! ich, die Palme und die Windſpiele wir friern hier noch.

Man ſieht hübſche Dinge auf der Villa reale. Erſtlich eine Menge Kinder, allerliebſte, friſche, muntre, geputzte Kinder, weit mehr Mädchen als Knaben — müſſen die Knaben etwa immer ſtudieren, oder werden ſie in Inſtituten erzogen, oder werden weniger geboren? — Dieſe allerliebſten Kinder ſind im Grunde höchſt unbequem, denn ſie laufen und fallen einem vor die Füße und treiben ihre Tonnenbänder immer in das größte Gewühl hinein. Aber für die Kinder iſt die Beſchäftigung und Bewegung beſſer, als wenn ſie ſteif und langſam neben ihren Müttern und Gouvernanten ſpazierten und darauf bedacht wären ihren Putz oder ihr Perſönchen gelten zu machen. In

Deutſchland hab' ich nie und nirgends Kinder der höhern Stände auf öffentlichen Promenaden den Tonnenband treiben oder über den Strick ſpringen ſehen. Wünſcht man etwa, daß die Kinder, ſo wie ſie aus der Wiege kommen ſich als geſittete, wolerzogene Leute geriren? Ach, dazu iſt ja noch Zeit genug.

Dann die Menge der eleganten Frauentoiletten. Man ſieht in Neapel ſo viel zerriſſne, ſchmutzige Lumpen, gar einen ſo gänzlichen Mangel der Kleidung, daß das verwöhnte Auge ſich mit einem gewiſſen Behagen auf ſchönen Stoffen, Pelzwerk und Schawls ausruht. Und unwillkürlich ſucht es bei der Elegance die Schönheit, unter dem Atlashut ein liebliches Antlitz. Mein Auge thut es. Außer bei den Bäuerinnen des Berner Oberlandes, die von wunderbarer Schönheit ſind, hab' ich nirgends gefunden, daß die Weiber des Volks ſchöner wären, als die vornehmen Frauen. Und dieſe könnten noch ganz anders ſchön ſein, wenn ſie nicht von Hauſe aus ſo verzärtelt würden, wenn ſie ihre Füße brauchten, ihren Körper trügen, ſtatt ihn zu ſchleppen; tanzen können ſie, gehen nicht; ſie bilden ſich ein die Gewohnheit des Gehens ſei ſchmachvoll; ſie meinen das derbe Volk dürfe Anſtrengung ertragen, nicht die Vornehmen, deren Vorrecht Unthätigkeit und Bequemlichkeit iſt; um nur nicht mit den thätigen gemeinen Leuten verwechſelt zu werden, geberden ſie ſich, als ſei die geringſte Bewegung eine unerhörte Fatigue. Sie ſchleppen ſich langſam fort, ſie ſtellen die Füße ganz zaghaft auf die harte Erde, ſie grüßen mit den Augen, denn mit dem Kopf zu nicken iſt viel zu beſchwerlich; allein dieſe Manie Zartheit und Gebrechlichkeit zur Schau zu tragen, iſt nicht vortheilhaft; ſie üben ſich ſo lange darauf ein, bis ſie wirklich ganz gebrechlich geworden ſind, und Gebrechlichkeit iſt der Wurm der Schönheit, macht ihre Blüte welk vor der Zeit. Das weiß ich ſehr gut, alſo bin ich nicht blind für vornehme Frauenſchönheit eingenommen, aber dennoch überzeugt, daß ſie die der niedern Klaſſen bei Weitem überwiegt, ſogar an Zahl, denn Mangel und ſchwere Arbeit zerſtört ſie eben ſo ſehr, vielleicht gründlicher, als Verzärtelung. Übrigens iſt all mein Spähen nach ſchönen Geſichtern vergeblich geweſen. Die Schönheit flieht von der Welt — vielleicht um die Männer zu ſtrafen, welche jetzt ganz andere Intereſſen haben, als ihr zu huldigen. Das Schönſte bei all jenen Frauen auf der Villa reale iſt ihr Anzug.

Dies ſind die Kinder und Frauen. Die Männer? ja was ſoll ich von den Männern ſagen? — ſie tragen ſorgſam ihre Bärte zur Schau.

Und während es auf der Promenade wogt und wallt von bunten Farben und Geſtalten, wogt und wallt ruhig und einförmig das Meer daneben, und Equipagen und Reiter drängen ſich auf der Chiaja, denn dieſe und die Mergellina, eine Straße die ſich zwiſchen dem Poſilipp und dem Meer fortzieht, iſt zur täglichen Spazierfahrt eben ſo beliebt, wie der Corſo in Rom und Mailand; und über der Chiaja hebt ſich der Vomero bis zum feſten Schloß St. Elmo empor, ganz bedeckt mit Villen und Gärten, die ſich feenhaft aufbauen, wie ungeheure Terraſſen. Wenn man ſich an den ernſten Florentiner und den pompöſen römiſchen Bauſtyl gewöhnt hat, ſo erſcheinen die napolitaniſchen Gebäude, wenigſtens in dieſem Stadttheil, wie Kartenhäuſer, hell, ſauber, luſtig, mit langen Fenſterthüren und Balkons, weiß, blaßroth oder gelb angeſtrichen. Das iſt aber gerade was Fremde verlangen: die möglichſte, reinlichſte Elegance. Kein Handwerker, kein Magazin, keine Reſtauration, nicht einmal eine Modehandlung iſt hier etablirt — nichts was an Betriebſamkeit oder Bedürftigkeit erinnern könnte. Die Leute, die hier leben ſind, wie Götter, nicht bedürfnißlos, ſondern unabhängig von der Bedürftigkeit; denn ob das, was ſie brauchen vom Toledo kommt oder aus China und Mexico gilt ihnen gleich: es kommt.

Der quay Chiatamone hat noch dieſelben Vorzüge, und die unmittelbare Ausſicht auf das Meer dazu; die Wellen ſchlagen an die Mauer, welche den Parapet der Straße bildet. Hier giebt es Momente der Einſamkeit und Stille, die wirklich unglaublich ſcheinen, wenn man bedenkt, daß eine Viertelſtunde weiter Bienenſchwärme von Menſchen ſich tummeln. Doch iſt es ſo. Ich wohne 47 Platz Vittoria, wo er ſchmal zuläuft und an Chiatamone ſtößt; rechts liegt die Villa reale. Des Wagengeraſſels iſt kein Ende. Ich trete auf den Balkon und überſehe beide Küſten, die den herrlichen Golf in ihre Arme locken; linker Hand kann ich bis Sorrent hinab ſehen, wenn der Abendſonnenſtral darauf fällt, und beide Küſten ſind überſäet mit Menſchenwohnungen, die ſich an einander ſchlingen wie Kettenglieder, denn man kommt aus Neapel nach Portici, dann nach Reſina, dann nach Torre del Greco, dann nach Torre dell' Annunziata, ohne recht zu wiſſen wo die eine Stadt aufhört und die andre beginnt. Aber es iſt heute ein Sturm- und Regentag und Sonntag dazu. Das Landvolk iſt am Morgen von Puzzoli kommend hier vorbei gezogen und auf die Märkte, von dort verläuft es ſich weiter, ſieht dem Policinel zu, oder geht in eins der Volkstheater, die Tag und Nacht ſpielen, oder in die Kirchen; am Abend wird es wol wiederum vorbeikommen, jetzt hat es nichts hier zu thun. Bei ſchlechtem Wetter ſpazieren zu fahrem iſt kein Vergnügen; im geſchloſſenen Wagen ſieht man nichts, wird man nicht geſehen, man iſt hier an den zurückgeſchlagenen Wagen gewöhnt, und zu ihm gehört Sonnenſchein, kein Regengewölk: alſo fährt heute die ſchöne Welt nicht ſpazieren, alſo iſt es hier heute ſehr ſtill, und es mögen wol fünf oder zehn Minuten, wol gar eine Viertelſtunde vergehen, ohne daß ein Wagen vorbeifährt. Meine Balkonthür iſt geſchloſſen, und vom Schreibtiſch der ſeitwärts an derſelben ſteht, ſehe ich nichts als das Meer, nicht den quay, nicht die Küſten, nur das große, mächtige, flaſchengrüne Meer, aus welchem am Horizont der wildgezackte Felſen von Capri wie eine immenſe Kriſtalliſation emporſchießt, und Schaaren zahlloſer Möwen, die von der hohen See kommend und in der Strandnähe Schutz ſuchend, Vorboten ſtürmiſcher Tage ſind. Die Wellen brauſen, der Wind geht hohl. Ich könnte mich wähnen auf einer Klippe im Ozean — nirgends Spur von Menſchenwohnung, von Menſchenhand; nur Himmel, Fels und Meer.

Ich bitte ſehr um Verzeihung, daß wir uns in meinem Zimmer ſo lange aufgehalten haben; aber verdient die unbegreifliche Ausſicht nicht den Blick? — An den quay Chiatamone ſchließt ſich der der Sta. Lucia. Hier wohnen die Fremden nicht mehr ſo gern, obgleich ſie die Ausſicht auf den Veſuv haben; denn die Sta. Lucia iſt ein Fiſchmarkt mit Lärm, Gedränge, Schmutz und ſchlechtem Geruch. Hier ſitzt ſchon die ganze Familie des Verkäufers um den Tiſch herum, auf welchem er ſeine Frutti di mare ausbreitet und ſie — wie ſoll ich ſagen? — brüllend, kreiſchend, donnernd, feilbietet; dieſe Leute ſchreien ſo, daß ihnen die Augen aus dem Kopf quellen und die Halsadern ſchwellen. Ihre Weiber ſitzen neben ihnen, oder auch geſellig mit andern im Kreiſe, gewöhnlich an der Spindel ſpinnend, zuweilen nähend, und die Kinder liegen Dutzendweiſe dabei, kleine und große, halbnackt, ganz nackt, wie Schweinchen ſich übereinander wälzend, oder, wenn ſie ſchon etwas geſchickter ſind, mit Wuth das napolitaniſche Volksſpiel ſpielend, eine Art von einfachem Billard: man muß mit ſeiner Kugel eine andre Kugel fortrollen. Dieſe Kinder haben aber keine Kugeln, ſpielen in deren Ermangelung mit Steinchen zuweilen mit Orangen, und werfen ſich die an die Köpfe, wenn ſie ſich verzanken. Sorgſame Familienväter benutzen die Pauſen in ihrem Geſchäfte und beſorgen die Toilette der lieben Kinder: ſie kämmen ſie, gewöhnlich mit den Fingern, aber recht aufmerkſam; und die Mütter nähren ihre Säuglinge, die ſie in Körben mit ſich herumtragen — dies Alles unter freiem Himmel, zwiſchen Hunderten von Menſchen, vor tauſend Augen, geſtoßen, gedrängt, umſchrieen, bedroht von Pferde= und Eſelhufen und Wagenrädern, und ſo unbefangen, ſo ungenirt, als wären ſie im bequemſten Zimmer. Dies iſt unglaublich amüſant zu ſehen! es iſt wirklich nur amüſant, denn hier iſt kein Elend, dieſe Leute haben ihr Gewerbe, ihren Handel, ſie wiſſen wie und wovon ſie leben können, kein Wolhabender hält hier ſeine Mahlzeit ohne Fiſch, wie im Norden nicht ohne Fleiſch. Aber man meint vielleicht es ſei indezent; wenn Jemand das meint, der nie ein Ballet geſehen, ſo verzeihe ich die Frage — ſonſt nicht.

Hier hört Neapel, die Fremdenſtadt, auf. Von der Sta. Lucia führt eine ziemlich ſteile Straße nach dem königlichen Schloß hinauf. Es nimmt eine Seite eines großen Platzes ein, und iſt trotz ſeiner drei Säulenordnungen ein unſchönes, lang ausgefloſſenes Gebäude. Rechts und links liegen Palais von königlichen Prinzen, gegenüber die Kirche von S. Franzisco de Paula eine Rotunde, zu der halbmondförmige Kolonnaden führen. Es iſt ein Unglück wenn die Leute nicht erfinden können! die Rotunde iſt wahrſcheinlich dem Pantheon zu Rom, und die Kolonnade den Säulenhallen vor S. Peter nachgeahmt; allein Proportionen und Zuſammenſtellung ſind auf eine troſtloſe Weiſe mißglückt. Der ganze ungeheuere Platz, auf dem auch noch zwei Bronce Reiterſtatuen von Carl III und Ferdinand I ſtehen, hat etwas Wüſtes, Überlebtes; dazu iſt das Schloß dermaßen von Garden umgeben, daß es wie eine Kaſerne oder eine Hauptwache ausſieht. Solche Wohnung ſchickt ſich nicht für einen König. In ſeiner Reſidenz müſſen Garden um ihn ſein um ihn zu ehren, nicht um ihn zu ſchützen. Neapel, die Königſtadt iſt kleinlich.

An das Schloß ſeitwärts ſtößt San Carlo, das größte Theater in Europa mit ſechs Logenreihen, aber mit einer ſehr unbedeutenden Façade. Auf deſſen Prellſteinen findet der famöſe Knochenhandel ſtatt. Hinter ihnen ſtehen die Tiſche von drei oder vier öffentlichen Schreibern, denn da das Volk die edle Schreibkunſt nicht inne hat und doch zuweilen irgend eine briefliche Nachricht geben muß, ſo wendet es ſich an einen dieſer Schreiber, ſagt ihm ungefähr den Inhalt des Briefes, und der ſtyliſirt ihn und bringt ihn zu Papier. Gern würd' ich einen ſolchen Brief leſen! es ſcheint auch kein großes Geheimniß aus dieſen Correſpondenzen gemacht zu werden, denn oft ſitzen mehre Perſonen wartend um den Tiſch des Schreibers bis die Reihe an ſie kommt, und hören zu was ihre Vormänner dem Schreiber auftragen. Ich verſuchte gleichfalls zuzuhören, doch das patois iſt mir unverſtändlich, und dann zerſtreut mich das unerhört lebhafte Minen- und Geberdenſpiel dermaßen, daß ich mich weit mehr mit dem Zuſehen als Zuhören beſchäftige. Von der Wildheit eines napolitaniſchen Auges macht man ſich keine Vorſtellung. Und dazu brauchen die Leute keineswegs in Zorn zu ſein; ſie ſprechen nur mit einander, ſie erzählen ſich dies und das; Einer ſieht ſich um oder ſchlägt die Augen auf, und es iſt als führe ein Blitz da heraus. Am auffallendſten iſt es bei Kindern. In ihren kleinen Geſichtern, wo kein Zug ausgebildet und feſt iſt, liegt die Leidenſchaft ſchon ganz fertig da, wie ein reißendes Thier, welches ſeine Beute erwartet. Dieſe Glut des Ausdruckes giebt jungen Männerköpfen zuweilen eine hohe Schönheit; aber iſt es die Arbeit, oder das Klima, oder ein Zug von Schlaffheit, der dies Volk charakteriſirt und ihm nur Blut giebt, kein Mark — genug die Schönheit iſt früh verwüſtet, ſie degradirt ſich nicht blos, ſie karrikirt ſich; den verſchrumpften Geſichtern bleibt die Beweglichkeit der Muskeln, und ſie werden fratzenhaft.

Zu der Schönheit der Weiber des Volks hab' ich, wie ich vorhin ſagte, kein Vertrauen, daher forſche ich nicht nach ihr, und ich glaube es würde den determinirteſten Anhängern derſelben ſchwer fallen ſie hier zu entdecken.

An das San Carlo Theater ſchließt ſich das Caſtel Novo, die alte Reſidenz der Könige, eine complette Feſtung mit Graben und Mauern, Thürmen und Thoren, und vor ihr liegt der große Platz Largo del Caſtello. Da hat das Volk ſeine Unterhaltung, ſeine zwei Lieblingstheater, San Carlino und Fenice, welche täglich zwei Vorſtellungen geben; und außerdem eine Menge Policinels, denen nie ein dichter Kreis von Zuſchauern fehlt. „Aber wo iſt denn das Elend? wird man am Ende ganz ungeduldig fragen; auf der Sta. Lucia treibt das Volk Handel und Wandel, auf dem Largo del Caſtello amüſirt es ſich vom Morgen bis zum Abend“.... — Und im Toledo, ſetz' ich hinzu, der ganz nah und die ungeheure Straße iſt, welche die Stadt von Süden nach Norden durchſchneidet, im Toledo, der großen Pulsader Neapels, iſt das allergrößte, das eigentliche Volksleben, und ohne alles Elend. Da liegen Palläſte alter und reicher Familien, aber umgeben von Magazinen, Handlungen, Waarenniederlagen aller Art, die ſich dicht und feſt zuſammendrängen, wie die Beeren einer Weintraube. Da haben die Acquajolen oder Waſſerverkäufer ihre kleinen buntbemalten Buden aufgeſchlagen, worin ſie Waſſer mit Zitronenſaft — im Sommer durch Eis gekühlt — verkaufen. Da fährt neben dem Wagen, der Wappen und Livree hat, der Fiacker, der Gemüſekarren mit zwei Eſeln beſpannt, die kleine, buntbemalte zweirädrige Caleſſine, die ein Pferd zieht, während acht bis zehn Perſonen unbegreiflicher Weiſe auf ihr Platz finden, denn das ganze Dingelchen ſieht aus, als hätte es nicht Raum für zwei. Doch die Leute ſitzen einander auf dem Schooß, auf den Füßen, drei Perſonen ſtehen hinten auf dem Lackeienbrett, der Kutſcher ſchwebt irgendwo über der Gabel, und durch wüthendes Geſchrei und eben ſolche Peitſchenhiebe wird das Pferd zur äußerſten Rapidität angetrieben. Oft ſtürzt es übermüdet auf den breiten, glatten Lavaquadern nieder, womit die Straßen gepflaſtert ſind, und all Augenblick ſieht man ein todtes Pferd wegſchaffen; ſo lange es aber Athem in den Lungen hat, muß es laufen wie ein engliſcher Renner, und iſt dabei mit Glocken und Federbüſchen zierlich aufgeputzt. Im Toledo iſt friſches, wechſelſeitiges, großartiges, reiches Leben, ſehr verſchieden von dem einſeitigen, aber eleganten auf der Chiaja. Dafür kann man hier mit ſeidnen Schuhen gehen, während dort das Gehen für eine Unmöglichkeit gehalten wird, ſo groß und beſchwerlich iſt das Gewühl. Im Toledo und in einigen in ihm auslaufenden Straßen, z. B. Sta. Brigida, wo der Fruchtmarkt — liefern ſich Überfluß und Bedürftigkeit, Reichthum und Armuth keine Schlacht auf Leben und Tod, ſondern ſie haben einen Vertrag mit einander geſchloſſen. Doch nun weiter! Der rieſige Palaſt der Miniſterien, deſſen eine Façade im Toledo, die andre auf dem Largo del Caſtello liegt, und der in ſeiner ganzen Länge von einer Halle durchſchnitten iſt, die zugleich als Durchgang und als Bazar dient, führt uns wieder auf jenen Platz zurück, am Theater Fondo vorbei, nach dem Hafen.

Hier iſt es ſchon ganz anders; der tröſtende, ordnende Gegenſatz fehlt. Schwere Arbeit, wilde Geſtalten, Matroſenvolk, das in allerlei Zungen ſpricht, Bagnoſklaven! — die Brutalität herrſcht vor. Dazu das Getöſe der Hafenarbeiten und das Gewühl von Menſchen, Wagen und ſchwerbeladenen Karren, wodurch man gezwungen wird Schritt vor Schritt zu fahren und oft ſtillzuhalten — beklemmen, wie eine immerdrohende wenn auch ferne Gefahr. Die Garküchen, die Werkſtätten treten aus den Häuſern heraus. Im Freien wird geſchlachtet, gekocht und gegeſſen; im Freien werden Kleidungsſtücke gefertigt und angezogen. Dazwiſchen locken ungeheure, gräßlich bemalte Aushängeſchilde den Müſſigen oder Neugierigen zu irgend einem Schauſpiel in irgend eine dunkele Höle hinein, denn hier, wo man noch einen Gran verdienen kann, muß man auch Gelegenheit finden ihn auf die angenehmſte Weiſe auszugeben, und das iſt nicht für Speiſe oder Trank oder Putz, ſondern für Schauſpiel welcher Art es ſei. Dieſe Wuth zum Sehen iſt wirklich fabelhaft! um die Ankunft oder Abfahrt des gewöhnlichſten Reiſewagens, rollt ſich ein dichter Menſchenknäul; wie viel mehr um ein ſolches reizendes Schild! — Endlich läuft der Hafen in der Strada nova aus, die ihrerſeits am Meer ſich hinzieht bis zur Magdalenenbrücke; da iſt Neapel zu Ende, und die Landhäuſer und Gärten von Portici beginnen.

In der Strada nova wohnt das Volk, was im Hafen arbeitet; und weil die Männer dort, oder mit Fiſchfang beſchäftigt ſind, ſo ſind hier Weiber und Kinder vorherrſchend. Die ganze Straße kommt mir wie eine Fabrik von Fiſchernetzen vor; bei jeder Thür ſitzen die Bewohnerinnen des Hauſes und knüpfen mit raſtloſer Geſchwindigkeit Netze. Man wirft dem Volk Faulheit vor: ich glaube gern, daß es zu Arbeiten in Fabriken kaum zu bewegen ſein würde, weil all ſeine Gewohnheiten auf freie Luft berechnet ſind und ſeine Exiſtenz mit derſelben verwebt iſt. Und dann — ob man verſucht hat tüchtige Fabriken anzulegen, und die Leute durch den Erwerb allmälig in ſie hinein zu zähmen: daß iſt auch noch die Frage. Es ſind zahlloſe Müſſiggänger, das iſt wahr! aber Hafenarbeiter und Fiſcher können nicht Alle ſein, und die arbeiten doch eiſern. Abends um eilf, zwölf Uhr ſeh ich noch die Laternen der Fiſcherkähne weit im Meer blinken, und den ganzen Hafen entlang iſt eine ſolche Thätigkeit, daß mir immer zu Muth iſt, als würde nächſtens Einer in den Wagen hineinrufen: „Heda! Ihr im Wagen, Ihr Trägen, Ihr Müſſigen! Heraus mit Euch! arbeitet!“ — Auf der Strada nova ſieht man mit Beklommenheit, wie wenig all die Arbeit im Stande iſt aus dem Elend aufzureißen, denn hier iſt das Elend, mit ſeinen gräßlichen Lumpen, mit ſeiner verhungerten Geſtalt, mit ſeinem verthierten Antlitz! hier iſt das Elend, und nicht für Einen, nicht für Zehn — nein! für Tauſende. Die Strada nova und die Chiaja ſind die Pole von Neapel, im Toledo neutraliſiren ſie ſich einigermaßen, und mag Neapel, die Hafenſtadt, wilde erſchreckende Bilder darbieten, ſo ſind ſie im Innern der Stadt, um den Mercato und den Dom von San Gennaro herum, Entſetzen erregend.

Bisjetzt waren wir am Meer; da iſt Luft, da iſt Sonne, da weht friſcher Wind, da hat man Raum. Denn nicht die geringſte Laſt des Elendes ſcheint mir der Mangel an Raum zu ſein, dieſe Enge, dieſe Gemeinſchaft, wo die fremde Qual ſich auf meine Schultern legt, wo der fremde Mund mir — ach, nicht mein Brot, ſondern meinen Athemzug wegſchnappt, wo der fremde Fuß ſich auf den meinen ſtellt, wo die fremde Geſtalt mich aus der Sonne in den Schatten drängt! Ach, Raum! wenn man nichts hat, muß ein freier Athemzug viel ſein. Und in der innern Stadt iſt kein Raum; da giebt es Straßen ſchmal und dunkel wie in Felſen geſprengt, wo die Häuſer ſo hoch und ſo baufällig ſind, daß Balken quer und hoch über die Straße von einem zum andern gehend, ſie ſtützen. Ich fürchte immer, daß die Erſchütterung des Wagens ſie zum Einſturz bringt. Hieher dringt kein Sonnenſtral, kein reiner Luftzug; hier iſt das Pflaſter immer feucht und ſchlüpferig; hier brodelt der beſtändige, ſtinkende Qualm, den koloſſale Unreinlichkeit aushaucht, und hier wimmelt es von Menſchen. Gegen dieſe Überfüllung iſt der Toledo leer; gegen dieſen wahnſinnigen Lärm iſt der Hafen ſtill. Fährt man in eine Straße hinein, ſo ſcheint ſie mit Köpfen gepflaſtert. Der Wagen durchſchneidet langſam die Menge, wie ein kleiner Kahn hohe Wellen, und hinter ihm rinnt ſie ſogleich wie Waſſer zuſammen. Und all dieſe viel tauſend Menſchen ringen mit der dringendſten Bedürftigkeit, und nicht etwa gegen Reichthum und Überfluß, nein! gegen einander; Elend, Mangel, Dürftigkeit, Armuth gegen einander; hungrige Wölfe die keine Beute finden gegen einander. Hier ſind Garküchen, Werkſtätten, Fiſch- und Obſtbuden — o ja! aber die Fiſche ſind halb verfault, aber das Obſt iſt unreif, aber ein Blick in ſolche Küche beleidigt alle Sinne, aber die Werkſtätten der Schuſter, der Hornarbeiter verderben eben ſo ſehr die Luft, als die Küchen, und es iſt wirklich nur Gewohnheit der Arbeiter, daß ſie vor den Thüren ſitzen, denn draußen wie drinnen mangeln Luft und Licht O das Elend abrutirt! Dieſe Menſchenrace trägt auf ihrem Antlitz wenig Menſchliches mehr! hie und da Verzweifelung, Angſt, Verworfenheit, Begier; im Ganzen vorherrſchend: Stupidität. Etwas ſo Todtes, Schlaffes, bei der äußerlich zuckenden, krampfhaften Beweglichkeit, iſt ganz unmenſchlich. Sie kommen mir vor, wie galvaniſirte Leichen. Und ſo folgt eine Generation auf die andere; ſo werden ſie geboren, ſo ſterben ſie; nichts ändert ſich in ihrem Zuſtand. Ihr ganzes Leben bietet ihnen vielleicht nicht einen Tag ohne Angſt vor dem Hungertode. Dennoch ſoll ſich aus dem ganzen Lande, Alles was verdienen und erwerben will, nach Neapel drängen. Die Reſidenz mit den vielen Fremden iſt für das unbedachtſame Volk, wie ein trügeriſches Luftbild in der Wüſte, das der Karawane Waſſer und Schatten verheißt. Sie ſtreben danach und verſchmachten indeſſen. Beſonders im Sommer, wenn die Fremden fehlen, ſoll das Elend ohne Grenzen ſein. In Rom iſt das Volk auch arm, hat noch weniger Hülfsmittel wie hier; denn am Ende, Handel und Schifffahrt beſtehen hier doch, wenn ſie auch nicht blühen; aber in Rom ſind faſt alle Klöſter Anſtalten der Barmherzigkeit für Arme, Kranke, Bedürftige aller Art, und die Wohlthätigkeit der großen reichen Familien iſt ohne Grenzen; da kann die Hülfe doch einigermaßen durchdringen! Und wenn dieſe Hülfe auch nicht rechter Art iſt, indem ſie nur beſchwichtigt, nicht hebt, nicht einmal die Mittel zur Hebung andeutet: ſo ſchützt ſie doch vor der letzten Noth. Doch hier trägt der allgemeine Zuſtand einen Charakter der Verwahrloſung, der vielleicht das Schmerzlichſte in der Bedürftigkeit iſt. Hier liegt die Welt des Genuſſes, dort die der Entbehrung — beide mit den hervorſtechendſten Zügen und mit den grellſten Farben. Sucht denn keine Barmherzigkeit, keine Vernunft, keine Berechnung, kein ganz gewöhnlicher Menſchenverſtand, dieſe ungeheure Kluft ein wenig ſchwinden zu machen? Oder verſucht man es, und ſind die Maſſen zu ſpröde, zu ſtumpf? Eins wie das Andere wäre gleich traurig. Und wenn man dieſen Zuſtand vor Augen hat, o! wenn man ihn nur weiß, wie ſoll man da fröhlich bleiben? da ſich zufrieden ſtellen, weil die Sonne lieblich ſcheint?

Nichts muß leichter ſein, als hier einen Aufſtand zu erregen. Ein einziger kühner, leidenſchaftlicher Menſch reißt den ganzen Mercato, den ganzen Hafen hinter ſich her. Dieſe Leute können ja nichts verlieren, als ihr elendes Leben, und in einem Moment der Aufregung halten ſie es der Mühe werth das Leben einzuſetzen um zu einem beſſern Zuſtand zu gelangen. Aber dieſen Aufſtand in eine Revolution zu verwandeln, das muß ſchwer ſein! Die ganze Geſchichte Neapels zeigt das Volk in einer Markloſigkeit, die wirklich ekelhaft iſt. Hat das vielfach gemiſchte Blut des Urvolkes mit den Griechen, Römern, Gothen, Longobarden, Sarazenen, Normannen, die hier ſämmtlich der Reihe nach eindrangen und ſich niederließen, dieſe troſtloſe Wirkung gehabt? oder entnervte der immerwährende Wechſel der Herrſcherfamilien das Volk, indem er daſſelbe in beſtändigen inneren Spaltungen, in Unruh und Schwankung erhielt, und zugleich fremde, widerſtrebende Elemente ihm einzuimpfen ſuchte? — Genug, wie ein Ball fliegt es durch die Jahrhunderte, der bald mit Händen geworfen, bald mit Füßen geſchleudert wird, und der nie widerſtrebt. Höchſtens rollt er einmal aus der Hand und bleibt ſo lange auf der Erde liegen, als der Spieler Zeit braucht um ſich nach ihm zu bücken.

Ich glaube die geiſtige Unthätigkeit macht dieſem Volk die körperliche Agitation zum Bedürfniß. Irgendwo will das Leben doch heraus; irgendwie will es ſich doch äußern: ſo fährt es denn in die Arme und Beine. Auf dem Toledo glaubt man gern, daß dies Volk das glücklichſte unter der Sonne iſt, ſo ſorglos iſt ſein Ausdruck, ſo frei und munter ſind ſeine Bewegungen. Es pfeiſt und ſingt, es ſchwatzt und geſtikulirt den ganzen Tag. Dieſer galoppirt wie toll auf ſeinem Eſel, jener raſt in ſeiner Caleſſine; hier ſpielt einer höchſt geſchickt Ball mit drei Orangen zu gleicher Zeit, dort macht ein anderer Künſte mit ſeinem Stock, gewandt wie ein Jongleur — und zwar zu ſeiner eigenen oder ſeiner Kameraden Unterhaltung, nicht für Geld. Sie kommen mir wie Affen vor, wild, ausgelaſſen, gewandt, nach nichts fragend, leichtſinnig bis zur Hirnloſigkeit, ſchauluſtig, ungenirt. Dazu der Anzug! bis zum Knie nackte Beine iſt Volkstracht, und Luft und Sonne haben dieſe Beine ziegelbräunlich gefärbt; die übrigen Theile des Anzugs ſind äußerſt ſimpel, und nur die rothe Mütze ſpringt wieder hervor, denn bei ihren raſchen Kopfdrehungen macht der Zipfel der Mütze die rapideſten Schwenkungen. Bei ſehr kaltem Wetter oder wenn es regnet, werfen ſie einen dunkelbraunen Capot um, der aber auch nur bis an die Knie reicht, ziehen über den Kopf die ſpitze Kapuzze, welche, wie an einer Mönchskutte daran befeſtigt iſt, und unter der die Augen dunkel und haſtig hervorblitzen, und ſehen, ſo eingewickelt, förmlich wie Orangutangs aus. Man hat eine Menge napolitaniſcher Volkstrachten und Volksſcenen, Lazzaroni in verſchiedenen Stellungen, Garküchen, Acquajolen, Caleſſinen; all dieſe Bilder ſind frappant ähnlich, nur fehlt ihnen etwas Characteriſtiſches, welches außerhalb des Bereichs eines Malers liegt: der unendliche, gründliche Schmutz. Den abgerechnet muß ein Malerauge hier ſchwelgen; es ſieht ſo wunderhübſche Gruppen! Ein Eſel trägt zwei ungeheure Gemüskörbe, einen rechts, den andern links, und einen thurmhohen Sattel, auf dem eine Frau mit einem rothen Tuch um den Kopf, wie auf einem Thron ſitzt, ſo hoch, daß ihre Füße auf dem Nacken des Eſels liegen. Zuweilen hat ſie ein Kind auf dem Schooß; zuweilen treibt ein Mann den Eſel, und ein Paar Kinder nehmen den Sattel ein; zuweilen ſind lange grüne Zweige in die Körbe geſteckt und bilden eine Art von Laube um den Reiter. Die Stirn des Eſels iſt häufig mit dunkelrothen Quaſten, wol gar mit einem Federbüſchchen geziert. Nicht ſo maleriſch, aber ſehr poſſierlich ſieht es aus, wenn ein Geiſtlicher in Schuh und Strümpfen unter dem Regenſchirm auf einem Eſel reitet. Die Mönche gehen zu Fuß. Man ſieht ſie viel, beſonders viel Bettelmönche in ihren hidöſen braunen Kutten, barfüßig in zerriſſnen Sandalen, mit einem Strick um den Leib. In Rom hatte ich mich faſt mit dieſen Bettelmönchen verſöhnt, weil ſie grade ſo elend leben, als ihr Aufzug es verkündet, und das Erbettelte einzig den Armen zuwenden. Aber hier wird es mir ſchwer an die Mildthätigkeit zu glauben, ich ſehe ſo gar nicht ihre Wirkungen. Und wenn Falſtaff ſagt: „Hole der Teufel das Seufzen und Grämen! man ſchwillt davon auf wie ein Sack!“ — ſo könnten vielleicht dieſe dicken und fetten Mönche, deren Wangen auf ihren Hals, und deren Augenlieder auf ihre Wangen hängen, vom Beten und Betteln daſſelbe ſagen. Die weiß und ſchwarz gekleideten Dominikaner ſehen weit beſſer aus, nicht ſo gemäſtet, nicht ſo ſtupid. Zwei ſaßen einmal auf den Stufen eines Kruzifixes, das an den Felſen lehnte, und laſen zuſammen aus einem Brevier: das war ein hübſches Bild! — Am Beſten ſehen die ſchwarzen Benedictiner oder Jeſuiten aus, welche Lehrer, Erzieher und Aufſeher der Schulen und Erziehungsanſtalten ſind, und denen man ſehr häufig mit Schaaren von Zöglingen begegnet. Das Kloſter Monte Caſſino, im Gebirg der Abruzzen, vom heiligen Benedict im Jahr 529 geſtiftet, war das erſte im Occident, welches mit einer neuen Regel der des heiligen Baſilius entgegentrat, die im Orient herrſchte. Monte Caſſino wurde der Sitz der Studien und Gelehrſamkeit, wenn auch nur in der beſchränkten Form der vor-mittelalterlichen Zeit. Die Äbte beſchäftigten ſich mit Geſchichtſchreibung, und ihre Mönche mit dem Copiren der Alten, deren Werke im Lauf der barbariſchen Invaſionen, der Kriege und der Mißachtung der Wiſſenſchaft, herumgeſchleudert und vernichtet wurden. Caſſiodor, des großen Theodorichs Geheimſchreiber, zog ſich im hohen Alter nach Monte Caſſino zurück. Paul Warnefried, der lombardiſche Geſchichtſchreiber und Zeitgenoſſe Carls des Großen, war Mönch von Monte Caſſino. Der heilige Thomas von Aquino erhielt hier ſeine erſte Bildung. Auch Männer welche ſich nur dem beſchaulichen Leben, nicht gelehrten Studien widmen wollten, begaben ſich gern in die Abgeſchiedenheit von Monte Caſſino. Carlmann, der Sohn Carl Martels, überließ früh die Sorgen und Herrlichkeiten der Welt ſeinem Bruder Pipin dem Kleinen, trat in den Mönchſtand, erbaute ſich erſt ein Kloſter auf dem Soracte bei Rom, fand ſich dort zu hoch geehrt, zu ſehr umgeben von irdiſchem Glanz, und floh nach Monte Caſſino, wo denn auch ſo wenig Rückſicht auf ſeine Herkunft genommen wurde, daß er die Heerden hüten und in der Küche dienen mußte. Später, als die Hirarchie ihren Thron erbaut hatte, wurde der Abt von Monte Caſſino ein gewichtiger Baron des Reiches, und die alte Einfachheit mit ihren friedlichen Beſchäftigungen ging unter in der neuen Wichtigkeit. Doch haben ſich die Benedictiner immer bemüht, die gelehrte Richtung, welche ihr Stifter ihnen gegeben, nicht aus den Augen zu verlieren, und ſie ſind weit weniger als Franciscaner, Dominicaner und Jeſuiten in die politiſche Geſchichte der Völker verwickelt.

Nach dem Schauſpiel zu urtheilen, welches eins der größten Kirchenfeſte hier bot, ſcheint das Volk wenig Intereſſe an der Religion, an dem Kultus, wie ſoll man's nennen! zu nehmen. Der 16. Dezember iſt San Gennaros Tag, er iſt Neapels Schutzpatron, und die Liquifaction ſeines Blutes erneut ſich alljährlich an dieſem Tage zum Zeichen daß der Heilige über ſeiner Stadt wacht. Im Amphitheater von Puzzoli ſollte er mit den wilden Thieren kämpfen, allein die Bären welche man auf ihn losließ, legten ſich demüthig zu ſeinen Füßen nieder. Dies Wunder bekehrte auf der Stelle 5000 Anweſende zum Chriſtenthum, doch der Scharfrichter trat in die Stelle der Bären, der Märtyrer wurde geköpft, da wo jetzt das Kapuzinerkloſter bei der Solfatara liegt, und Gläubige fingen ſein Blut in zwei kleinen halbgefüllten Flakons auf.

Die Theilnahme für ein Wunder iſt in unſerm Jahrhundert nicht von einem Volk zu erwarten — wird man ſagen. Ach, ſeit ich in Italien bin hab' ich wol eingeſehen, daß die katholiſche Kirche in ihrer äußern Form eben ſo welk und nüchtern iſt, als die lutheriſche eiſig und nüchtern, und daß katholiſche Wunder und lutheriſche Predigten ungefähr denſelben Eindruck machen, nämlich keinen. Aber ich muß die Gelegenheit benutzen und fragen: Weshalb betrachtet man Wunder wie eine kindiſche Spielerei? Wunder ſind Myſterien, und Myſterien ſind die Atmoſphäre der Religion; wenn das nicht wäre, ſo könnte man ja irgend ein juridiſches Geſetz zur Religion machen. Die Liebe iſt ſüß, weil ſie ein Myſterium iſt; der Tod erhaben, weil er ein Myſterium iſt; in Allem, was dem Menſchen Befriedigung giebt: im Schaffen des Genius, im Erforſchen der Wahrheit, in der Entwickelung des eigenen Weſens, in dem Reiz der tiefen Freuden, in dem Dorn der hohen Schmerzen, in dem Bedürfniß über die Handvoll Jahre und die Handvoll Staub des irdiſchen Daſeins hinauszuleben, das man Ruhmſucht zu nennen pflegt — in Allem was adelt, befreit und tröſtet, denn dieſe drei Bedingungen gehören zur Befriedigung, iſt unergründetes und unergründliches Myſterium, iſt ein Genuß, den weder der Verſtand noch die Sinne haben. Und was thut denn die Religion weiter, als daß ſie ſich mit ihren Myſterien an den Theil unſers Weſens wendet, der ebenſo integrirend als der Verſtand und die Sinne iſt? Und was iſt denn die Religion anders, als die Idee der göttlichen Kraft, welche der menſchlichen Schwäche zu Hülfe kommt? und was ſind ihre Wunder anders, als Symbole der Macht und Gegenwart dieſer unendlichen Kraft? Es iſt möglich, daß die Menſchheit ſtark genug geworden iſt, um dieſe Überzeugung unerſchütterlich feſt zu halten, ohne durch

Symbole in ihr beſtärkt und an ſie erinnert zu werden, und daß folglich die Symbole überflüſſig geworden ſind. Aber die Nationalkokarde, die nichts iſt als ein Symbol der Nationalehre, wird ſo wenig für überflüſſig gehalten, daß ihr Verluſt eine Schmach bezeichnet, daß Millionen eine Andacht zu ihr haben, welche wiederum nichts andres iſt, als das Bedürfniß die überſinnliche Welt hinter der ſinnlichen zu ſehen, und von dieſer zu jener eine fliegende Brücke zu ſchlagen, überall wo ſie ſich anbringen läßt. Mir däucht man könnte der Menſchheit dieſe fliegenden Brücken gönnen! es iſt ſchwer, den Strom der Welt zu durchſchwimmen! — Indeſſen, wenn es möglich iſt, daß die Menſchheit ſo ſtarke Lungen und Arme hat, ſo muß man dann auch conſequent ſein, ſo muß man nicht auf der einen Seite der Alpen lehren, daß der Wein des Abendmahls ſich in Blut verwandle, während man die Achſeln darüber zuckt, daß auf der andern Seite der Alpen San Gennaros Blut flüſſig werden ſoll — was doch Beides denſelben Zweck: Tröſtung der Glaubenden, hat. Wer die Unfehlbarkeit des Papſtes verwirft, darf nicht auf der Unfehlbarkeit Luthers beſtehen, und darf nicht die Augsburger Confeſſion für unumſtößlicher halten, als päpſtliche Bullen.

Auf die Liquifaction war ich nicht neugierig, aber ſehr auf die Art, wie ſich das Volk dabei benehmen würde, und ſo war ich denn um neun Uhr morgens im Dom, in San Gennaros prächtiger Kapelle. Sie iſt achteckig, mit einem Haupt- und zwei Seitenaltären, mit vier großen Gemälden von Dominichino, mit Deckenfresken und Marmorwänden, und mit 35 koloſſalen ſilbernen Büſten von Heiligen und Heiliginnen. Vor jeder Büſte brannten zwei Kerzen, Kerzen auf den Altären, — die Kapelle funkelte wie ein Chriſtbaum. Es waren auch Menſchen darin, aber ſchmutziger, zerlumpter Pöbel, alte Weiber, Kinder, krüppelhafte Männer, die unterſte Volksklaſſe. Innerhalb der Baluſtrade des Hauptaltars, zwiſchen den Prieſtern, ſahen wir ungefähr zwei Dutzend wolgekleideter Perſonen, und als wir unſere Direction dahin nahmen, machten uns ſogleich Lackeien in eleganter Livree Platz und das Thürchen der Baluſtrade auf. Jene Perſonen waren neugierige Fremde wie wir, und dieſe Neugierigen, dieſe Fremden, bekamen den beſten Platz, von dem diejenigen, die wirklich Antheil an der Ceremonie nahmen, ausgeſchloſſen waren, — zwar nur durch die niedrige Baluſtrade, aber doch ausgeſchloſſen; mußte ſie das nicht ärgern, kränken, was weiß ich! — Ich fühlte mich ganz beſchämt, lehnte mich an einen der ungeheueren ſilbernen Kandelaber, und ſah zu.

Drei Schritt von mir, vor dem Hauptalter, wurde ununterbrochen ſtille Meſſe geleſen, und der Geiſtliche dabei auf die gewöhnliche Weiſe bedient, umräuchert und umſchellt. Ein andrer ſtand an der Baluſtrade und hielt ein Medaillon von Bergkriſtall, groß wie eine Untertaſſe, an einem goldnen Griff. Zwiſchen den Gläſern des Medaillons lagen zwei kleine Fläſchchen, jedes halbgefüllt mit einer braunen, feſten Maſſe: das war San Gennaros Blut. Der Geiſtliche legte dies Medaillon an Mund, Stirn und wieder Mund von Allen, die ſich der Baluſtrade und ihm näherten; und dieſe Reliquie zu küſſen, um ſie während des Kuſſes in der Nähe zu ſehen, ſchien das Hauptintereſſe Aller zu ſein. Neugier, nichts als Neugier, lag in den ſtarrenden Augen, und keine Spur von Andacht, Glaube und Zuverſicht. Nun iſt mir aber kein Ausdruck im Menſchenantlitz ſo widerwärtig als Neugier, denn keiner iſt ſo erbärmlich. Vielleicht würd' ich das nie bemerkt haben, wenn ich nicht einmal in van Akens Menagerie zur Stunde geweſen wäre, als die Thiere gefüttert werden ſollten. Gott, wie vornehm ſahen die Thiere neben den neugierigen Menſchen aus! — Jetzt war ich dieſes Anblicks bereits herzlich ſatt, als zum Glück eine andre Scene begann. Das Volk mußte Platz machen, wir mußten unſern Altar verlaſſen, und der Senat kam: acht Herrn in ſpaniſcher Tracht, ſchwarze Seide mit Silberſtickerei, mit weißen Atlasärmeln, mit befiedertem Barett, mit langen Ringellocken im Nacken, was bei den ältlichen Geſichtern ſehr komiſch ausſah. Sie ſetzten ſich auf dunkelrothe Sammt-Lehnſtühle und ihre Füße auf gleichfarbige Polſter, rechts vom Altar; zwei Hofherrn im großen Anzug links; ein neuer Prieſter begann eine neue Meſſe. Dann küßten ſämmtliche Herrn unter vielen Kniebeugungen und Hutſchwenkungen das Medaillon, dann erhielten ſie einen Kupferſtich mit dem Bilde des Heiligen, dann zogen ſie ab, und ihre langen falſchen Locken rieſelten ihnen über die alten, ſchweren Rücken. Es war Alles ſo ſteril, ſo öde, daß mir graute. Indeſſen hoffte ich San Gennaro ſei befriedigt durch die Deputation von König und Senat, und werde ſein Mirakel bald vollziehen; drum gingen wir in den Altar zurück, ich ſetzte mich auf ein Bänkchen und wartete; ſehen mochte ich nicht mehr. Die Küſſe an der Baluſtrade dauerten fort, ein dritter Prieſter kam Meſſe zu leſen; ich verfiel in Langeweile, und da die Langeweile wie die Sonne Krokodilseier ausbrütet, ſo fing ich an den Heiligen, deſſen Silberbüſte prächtig geſchmückt auf dem Altar ſtand, um ein wunderſchönes Smaragdhalsband zu beneiden. Die

Zeit verging; San Gennaros Blut wurde nicht flüſſig, aber das meine begann zu kochen vor Ungeduld. Bei tauſend Gelegenheiten hab' ich ſchon geſagt, welche Folter die Erwartung für mich iſt. Ich duldete ſie ſeit drei Stunden, und ganz umſonſt! denn ich war gekommen das Volk an dieſem Tage zu ſehen, und hier gab es kein Volk. Niemand von der zahlreichen königlichen Familie! Niemand aus der großen Geſellſchaft! Niemand aus dem Mittelſtand! kein Militär! ab und an ein reinlichgekleideter Menſch, der wie ein Handwerker ausſah, aber höchſt ſelten! ſonſt nichts, als die Hefe des Volks, und auch die nicht in der Maſſe, die Neapel aufzuweiſen hat, denn der Dom ſelbſt war faſt ganz leer. Als die Büſte des Heiligen in Prozeſſion nach dem Hochaltar getragen wurde, und das ewige Einerlei dort begann, gingen wir todtmüde und ſehr unbefriedigt fort. Jemand, der zwei Stunden ſpäter da war, erzählte mir die alten Weiber hätten geweint, weil das Blut noch immer nicht flüſſig geworden. Wann es ſich am Ende dazu bequemt hat, hab' ich nicht erfahren, denn da kein Menſch ſich dafür intereſſirte, ſo ſah ich wirklich nicht ein, weshalb ich mich für eine ſo gleichgültige Sache intereſſiren ſollte.

Der geſtrige Spaß ſchien mehr nach dem Geſchmack des Volks zu ſein: es war die erſte Carnevalsfahrt auf dem Toledo. Weshalb es ſich ſo unerhört amüſirte, iſt mir unbegreiflich, denn außer dem königlichen Maskenzug hatte es gar keine Augenweide, die zehn oder zwölf miſerabeln Türken und Pierrots pfiff es ſelbſt aus; und das Wetter war ſo ungünſtig wie möglich, regendrohend, und zuletzt ſtark regnend. Aber es ſprang mit ſeinen nackten Füßen im Koth herum, ſchrie, jauchzte und klatſchte in die Hände, daß die Mauern dröhnten. Von dem Palaſt meines Banquiers aus, der ehedem Eigenthum der Colonna war und ziemlich im Anfang des Toledo liegt, überſah ich die ganze Straße bis zum Largo San Spirito, in den ſie ausläuſt, und wo der Wagenzug wendete; die ferne Perſpective bildet das königliche Luſtſchloß Capo di Monte auf einer Höhe. Da der Toledo ſich im Anfang, wo er aus dem Schloßplatz herauskommt, etwas krümmt, ſo kann man ihn nicht von einem Ende zum andern überſehen. Das iſt ſchade! er verliert dadurch an Großartigkeit. Alle ſeine Häuſer haben vier bis fünf Etagen, alle Fenſter dieſer Etagen ſind Thüren mit Balkons, und alle dieſe Balkons waren gedrängt voll Menſchen, die zum Theil nur zuſchauten, zum Theil Confetti auf die Wagen herabwarfen. Dieſe bunten, lebhaften Menſchenbouquets, die an den Häuſern zu ſchweben ſchienen — denn die dünne Baluſtrade der Balkons bemerkte man nicht — ſahen gar luſtig aus, um ſo mehr da die erſte Stunde, von drei bis vier, Sonnenſchein hatte. In der Mitte der Straße hielten Gensdarmen zu Pferde ungefähr alle zwanzig Schritt, um dafür zu ſorgen, daß alle Wagen hinter einander, und keiner aus der Reihe führe; rechts fuhren ſie hinauf, links herab, bald langſam, bald ſchnell, bald mußten ſie minutenlang ſtillhalten, wie der Raum es eben geſtattete; denn ſie waren umwogt von Volk, welches auch die Mitte der Straße inne hatte, und nur dann gezwungen Platz machte, wenn irgend eine der zahlreichen königlichen Equipagen daher rollte. Dieſe ſind nicht der File unterworfen. Aus den Wagen und in ſie hinein flogen die Confetti, derbe Gipskugeln, groß wie Himbeeren, die ein Wagenfenſter recht bequem zerſchlagen, und mit einem weißen Staube umgeben ſind, damit ſie einen Fleck machen, wohin ſie treffen. Natürlich leiden die Perſonen im Wagen weit mehr von dieſem beſtändigen, kleinen Gewehrfeuer, als die auf den Balkons; einige halten Drahtlarven vor, um ihr Geſicht zu ſchützen; andre hatten ihre Wagen mit Teppichen umgeben, damit der Lack nicht leiden möge. Auf den dunkeln Anzügen der Herrn, hing der weiße Staub wie Schneeflocken. Durch den

Tumult des Geſchreis und Gelächters, der Räder und Pferdehufe, hörte man deutlich den Lärm, den die Confetti machten, wenn ſie auf das Steinpflaſter fielen; ſo heftig wurden ſie geworfen. Manche bedienten ſich dazu eines Bechers länglich wie ein Champagnerglas, um ihnen den gehörigen Schwung zu geben. Das Volk ſammelte ſie eilfertig aus dem Koth auf, und bombardirte die Pferde mit Wuth, und ſich untereinander. Elegante Leute warfen Blumenſträuße. Es war ein wahnſinniges Getöſe! Wo möglich ſteigerte es ſich noch, als der maskirte Wagen des Königs kam: ein Auszug zur Falkenjagd im Koſtüm von Ludwigs XIV Zeit. Vier Piqueurs in grün und Gold auf ſchwarzen Pferden, eröffneten den Zug. Dann folgten zwölf Muſiker mit einem Anführer, in amaranth mit hellgelben Federbüſchen, auf Schimmeln. Wieder vier reitende Piqueurs und acht zu Fuß. Vier Falkeniere in Scharlach und Gold, mit dem Falken auf der Fauſt. Vier Ecuyers cavalcadours in weiß und Silber auf ſchwarzen Pferden. Der Wagen des Königs, lang und offen wie ein Leiterwagen, hellgrün und golden bemalt, hinten mit einem Baldachin von gelbem Atlas überſpannt worunter König und Königin und zwei Damen goldgeſtickt und befedert ſaßen. Zwölf Hofherrn ſtanden in demſelben, ſchöpſten unaufhörlich aus einem Troge, der rund um den obern Rand des Wagens lief, Confetti und ſchleuderten ſie mit Bechern, ſo daß der Wagen wie in einem Schneegeſtöber fuhr. Acht Pferde mit Decken, Blumen Federbüſchen und Bändern geſchmückt zogen ihn, vier Poſtillons lenkten ſie, und die beiden erſten wurden noch außerdem von zwei Stallmeiſtern zu Fuß geführt. Andre Stallmeiſter mit buntgeputzten Reitpferden folgten dem Wagen. Über funfzig Perſonen bildeten den Aufzug, der im Sonnenlicht mit all den Pferden, der Muſik, den heitern Farben, gar luſtig ausſah. Nachdem er ganz langſam den Toledo hinauf und herab gezogen war, was eine Stunde dauern mochte, ſammelten ſich dicke Regenwolken, ſchwere Tropfen fielen, und die Regenſchirme, die hier nie fehlen, ſpannten ſich wie ein buntes bewegliches Dach über die Menge. Der Jubel war unmäßig als der Zug einen zweiten giro machte. Er muß ganz durchnäßt worden ſein, denn als ich um halb ſechs Uhr im ſtarken Regen nach Hauſe fuhr, war er noch tief im Toledo. — Bis zum Aſchermittwoch finden Sonntags und Donnerstags dieſe Fahrten ſtatt. Geſtern war der 27. Januar.

Hat man, wie ich, immer in Deutſchland gelebt, wo faſt Alles Mittelſtand — oder das im Grunde ſelbſt der tiers-état von Europa iſt: ſo fällt es ſehr auf, daß er hier gar nicht zu exiſtiren ſcheint. Lazzarone und Principe, vornehm und gering, reich und arm — die begegnen ſich bei jedem Schritt, oder nein! Begegnung kann man's nicht nennen, wenn zwei Welten an einander vorüber rollen, jede in ihrer Bahn, einſam, abgeſchieden, nicht nach der andern fragend. Denn jetzt iſt, wenigſtens äußerlich, ein friedlicher Moment. Kommt aber ein unfriedlicher, ſo ſtehen ſich dieſe zwei Welten wie todtfeindliche Heere genüber, und kein Mittelſtand kann als Parlementär agiren und zwiſchen ihnen hin und her gehen, und reden und beſchwichtigen, und von Beiden Vortheil haben, und über Beide ſchließlich triumphiren. Dieſen Triumph wünſch' ich ihm zwar keineswegs und nirgends, denn ich bin eine gute Ariſtokratin, und weiß ſehr wol, daß der Liberalismus, unter deſſen Banner und Ägide der Mittelſtand ſich brüſtet, weit weniger die Erhebung des Volkes, als die Erniedrigung des Adels zum Zweck, und die endliche Beſitznahme von deſſen Gebiet zum Ziel hat; aber ich wünſche daß er da ſei, und ſtark und bedeutend da ſei, damit durch ihn gemahnt, der Adel darauf bedacht ſei ſich friſches Blut in den Adern und friſche Gedanken im Kopf zu bewahren, ſtatt in dumpfer Iſolirung zu verkümmern, wie die Merowingiſchen Könige. Das macht den

Mittelſtand bedeutend, daß er eine beſtändige Energie entfalten muß, theils um ſich auf dem einmal errungenen Platz zu behaupten, theils um überhaupt irgend einen zu erringen; das macht ihn ſtark, daß er Zuverſicht zu ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen haben darf. Übermüthig iſt er — comme de raison! denn bei ihm iſt die Macht, jede Macht! Die Finanz ſpricht: bei uns iſt das Geld! — der Gelehrte: bei uns iſt die Wiſſenſchaft! — der Beamte: bei uns das Verdienſt um die Lenkung des Staates! der Künſtler: bei uns das Genie! — und Alle: beim Adel nichts, als alte Vorurtheile. Auf dieſem Terrain verfällt der Mittelſtand in Haß. „In Haß! ruft er und zuckt mitleidig die Achſeln; bah! warum ſollten wir uns die Mühe nehmen den Adel zu haſſen, der uns nirgends beeinträchtigt, der arm, der unwiſſend, der ohne Verdienſte und Genie iſt? wir überwältigen ihn, und Überwundene haßt man nicht mehr." — Doch! er tritt Euch entgegen mit etwas ganz Leerem, Hohlen, Öden — nennt es wie Ihr wollt! — kurz: mit einem Namen! das iſt die Mücke, die zur Wuth bringt, wenn ſie immerfort das Ohr umſummt, nicht zu fangen und nicht zu tödten iſt. — Dann kommt wieder eine Million von Gemeinplätzen und Wahrheiten für und gegen die Bedeutung, die Schwere, die Nichtigkeit der Namen, für die Ehre ſich einen Namen zu gründen, ꝛc. Das iſt auch ganz gut und höchſt ehrenwerth. Aber in der unfaßbaren und unerklärbaren Gewalt eines Namens, der den Träger als zum erſten Stand der Geſellſchaft gehörend, welche ſeit ungefähr 800 Jahren beſtanden hat, bezeichnet — muß eine ſeltſame Magie liegen; denn aus welchem Grunde würden ſonſt Adelsbriefe — ich ſage nicht ertheilt, aber angenommen? aus welchem Grunde tauſchen Financiers und Fabrikherrn, wenn ſie ihr Vermögen in Grundbeſitz niedergelegt haben, gern ihren bürgerlichen Namen gegen den ihrer Güter um? aus welchem Grunde lieben die neuen Mitglieder dieſer „Kaſte“, wie ſie wegwerfend genannt wird, keine Erinnerung an ihre Neuheit? — Weil ſie nicht die kleine unerträgliche Mücke ihr Ohr umſummen hören mögen. Darüber kann der Adel mit Recht die Achſeln zucken, denn es iſt erbärmlich eitel ſich zu denen zu geſellen, die man mißachtet, weil ſie eine am meiſten in die Augen fallende Uniform tragen. Oder vielmehr er dürfte es, wenn er ſich nicht einer ähnlichen Erbärmlichkeit ſchuldig machte: er kriecht theilweiſe vor dem Mittelſtand, er bettelt um Anerkennung, er bietet Waffenbrüderſchaft an, er kämpft in fremden Reihen, damit es von ihm heißen möge: das iſt ein vernünftiger Mann, nicht befangen in den Vorurtheilen ſeiner Kaſte! Ein anderer Theil ignorirt die Beſtrebungen und Eroberungen des Mittelſtandes, wie man in einer belagerten Feſtung den Ausbruch einer Hungersnoth oder Epidemie zu ignoriren ſucht, weil man außer Stand iſt ſich gegen ſie zu vertheidigen *wenn* ſie ausgebrochen ſind. Das iſt freilich nicht eitel, aber beſchränkt, und kein Theil wird das erreichen, was er will: ſeine Stellung behaupten. Der eine iſt Überläufer und hat ſie ſelbſt kleinlich aufgegeben; der andere ſteckt wie der Strauß den Kopf in einen Buſch, und verliert ihn dabei ſammt ſeinem Platz. Wenn ich den gegenwärtigen Adel betrachte, ſo iſt es mir unerklärlich, daß er die Nachkommenſchaft der alten ſtarken Ritterſchaft iſt, zu der die Sickingen und die Hutten gehörten. Von ſelbſt müßte ja die ganze, ſonſt nach Außen gerichtete Kraft ſich nach Innen wenden und Intelligenz werden, wenn da noch ein Funke der alten Energie drin lebte! Von ſelbſt müßte ja das Blut aufwogen und Geiſt werden, ſeit es keine Recken mehr erzeugt, wenn es nicht in Schlaffheit und Indolenz verdorben wär! Die Väter führten das Schwert, weil das Schwert der Zepter ihrer Zeit war, und die Söhne bemühen ſich gar nicht oder verkehrt um in ihrer Zeit die Erſten zu bleiben. Wol mir, daß ich keinen Sohn habe! — Nun, hier ſcheint der Adel im Übergewicht zu ſein; doch nicht weil er ſeinen Platz würdig vertheidigt, ſondern nur weil kein Mittelſtand ihm denſelben ſtreitig machte.

Hat mir doch je Etwas Vergnügen gemacht, ſo iſt es die kleine Reiſe nach Sizilien geweſen, von der wir ſo eben zurückgekehrt ſind. Sie war wunderlieblich — grade wie ein Cactus grandiflorus. Dies ſeltſame Gewächs, rauh, wild, abſtoßend, und dabei ſo zauberhaft ſchön, ſo ſonnenglänzend, ſo anlockend mit ſeinen langen goldnen und ſilbernen Stralen, hat eine Ähnlichkeit mit Sizilien über die Jeder erſtaunen muß, der das Land kennt; und wer es nicht kennt glaube mir: Zwillinge können ſich nicht ähnlicher ſein, obgleich das eine ein großes, vieltauſend Jahr altes Land — und das andere eine kleine vergängliche Blume iſt. Man ſagt das Finden der Ähnlichkeit liege im Auge des Beſchauers; aber es liegt nicht blos da, denn Dinge, die man nicht ſehen kann, ſchließen in meinem Sinne Alliance mit andern ſichtbaren, z. B. die langen, tiefen Töne des Violoncells mit dunkelrothen Nelken, und der Klang des Baſſetthorns mit einem gewiſſen Augenpaar. - So gehören jetzt Sizilien und der Cactus grandiflorus zuſammen. Daß ich nur wenig Tage dort war, nichts von der Langweiligkeit und Ermüdung empfand, die untrennbar von größeren Reiſen; daß ſich der Anblick und Genuß des Schönen faſt in Stunden conzentrirte und kein Moment der Abſpannung ſich ſtörend dazwiſchen einſchlich; trug gewiß viel zur Lieblichkeit des Eindrucks bei; und daß ich dieſen nun ſtark und friſch, wie einen Tropfen Roſenöl, lange, lange unverkümmert aufbewahren kann, iſt mir unausſprechlich lieb — denn ſelten fehlt es an Verkümmerung.

Der Februar fing eben ſo kalt, ſtürmiſch und winterhaft an, wie der Januar aufhörte. Daher war unſer Erſtaunen groß, als plötzlich am neunten das lieblichſte Frühlingswetter eintrat, und Schmetterlinge und Fledermäuſe auf der Villa reale das Ende des Winters verkündeten, der für Neapel beiſpiellos lang und ſtreng geweſen war. Nun wurde zuerſt die längſtbeſchloſſene Beſteigung des Veſuvs ausgeführt; aber das hat mir nicht viel Spaß gemacht. Es iſt wahr, die Ausſicht auf Land, Stadt und Meer iſt unvergleichlich ſchön von oben herab, allein ich hatte gehofft vom Vulkan ſelbſt mehr Merkwürdiges zu ſehen, vielleicht ein wenig in den Krater hineinſteigen zu können — und davon war gar nicht die Rede. Nach der letzten Eruption hat ſich der Rand des Kraters noch nicht feſt ausgebildet; es rollen noch immer Schlacken und Aſche in den innern Trichter hinein, man konnte nicht bis auf den Grund blicken. Der neulich ausgeworfene Lavaſtrom mag wol einige hundert Schritt breit ſein, ging quer über unſern Weg, war noch ganz warm und ſetzte an manchen Stellen Schwefel an; und die mühvolle Erklimmung des Kegels ging auch über dieſe rollenden Lavaſchlacken und loſen Steine. Ich war zwei Stunden von Reſina bis zum Fuß des Kegels geritten, und dieſen zu erſteigen dauerte eine ganze Stunde, in der ich wenigſtens 50 Mal gefallen bin. Man kann ſich heraufſtragen laſſen; aber ich will doch ſchon lieber auf meine eigne Hand fallen, als mich der Möglichkeit ausſetzen, daß die Träger mich fallen laſſen. Genug, es iſt eine ſchlechte Partie und, oben angelangt, deckte ein leichter Nebel die Ferne, ſo daß wir nichts Beſſeres zu thun hatten, als Lacrymä Chriſti zu trinken, und den großen wilden Veſuv als friedlichen Heerd zu brauchen, der für uns Eier kochte. Da ich mich für den Veſuv ſo ſehr angeſtrengt hatte, ſo war es nicht mehr als billig, daß ſeine gewaltige Kraft mir ganz demüthig Sklavendienſt leiſtete. Herunter ging es ſehr luſtig in zehn Minuten über die Aſche; nämlich durch die

Aſche; denn ſie iſt ſo tief, daß man bis über den Knöchel darin verſinkt. Als ich wieder zu Pferd ſtieg, befand ich mich in einem Zuſtand der Zerlumpung wie noch nie: mein Kleid war beſchmutzt und am Saum zerriſſen, meine Handſchuh rabenſchwarz, und was von meinen Stiefeln übrig geblieben, war nicht der Rede werth. Manches Vergnügen ſieht frappant wie ein Ungemach aus; aber ich muß bekennen, mich hat bei dieſer ganzen Expedition nichts ſo ſehr amüſirt, als dieſer deſolate Zuſtand meines Anzugs. Als ich im vorigen Sommer drei Stunden lang im heftigſten Regen über den Brünig gegangen war, hatte ich daſſelbe Gefühl eines unbeſchreiblichen, innigen Vergnügens, das faſt an Übermuth gränzte. Es ſollte mir leid thun, wenn Jemand aus dieſer Äußerung Verdacht gegen meine Reinlichkeits- oder Ordnungsliebe ſchöpfen wollte; da bei mir ein ſolcher gar nicht ſtatt finden kann, ſo bin ich ſelbſt überraſcht woher jenes Behagen kommen kann, und ich weiß nichts Andres zu meiner Entſchuldigung oder Rechtfertigung zu ſagen, als daß ich mich von Regen triefend und ohne Schuh, ganz ſeltſam frei fühle — aber nicht wie ein Vagabond vogelfrei, ſondern wirklich frei wie ein Vogel.

Die Dampfſchifffahrt ging nun eifrig zwiſchen Sizilien hin und her, doch keineswegs regelmäßig; bald gedrängt, bald in großen Pauſen, ſo daß man ſich immer erkundigen muß wann? wohin? In Deutſchland geht das hübſch ordentlich fort, mag da ein oder kein Paſſagier ſein! Es iſt unglaublich wie man ſich in Italien anſtrengen muß, um dieſen allgemeinen Mangel an Ordnung aus eigenen Fonds zu erſetzen. Endlich hieß es der Veloce geht am 16. nach Meſſina und Palermo und iſt am 23. wieder in Neapel. Das war es grade was ich wollte! herrliches Wetter dazu!.... Nun kamen aber böſe Nachrichten über den Veloce: es ſei ein kleines, ſchwächliches Ding — bei ſchlechtem Wetter riskire man weiß der Himmel was — kein Menſch möge mit ihm fahren — kurz, grade ſo viel traurige und beſorgliche „Aber“, als bei einer Verlobung über die bevorſtehende Ehe ſtatt zu finden pflegen. Nur mein Banquier ſagt verſtändig: bei ſchlechtem Wetter ſei es immer ſchlecht auf dem Meer, und übrigens ſei der Veloce zwar ein kleines, aber ganz gut gebautes und ſehr reinliches Schiff. Während dieſer Troſt einlief, beobachtete ich wie ein Augur oder ein Matroſe Vögelflug und Wolkenzug; und zu meinem Entſetzen zeigten ſich Möwen am Strande, denn das pflegt ein ſicheres Vorzeichen eines Sturmes zu ſein. Indeſſen flogen ſie nur umher ohne ſich zu etabliren, und da es bereits der Vorabend der

Abfahrt geworden war, ſo beſchloſſen wir dem Glück zu vertrauen, und fuhren am nächſten Morgen bei herrlichem Wetter ab. Wir fanden nur eine kleine und ſehr bequeme Reiſegeſellſchaft, was in ſo beſchränktem Raum viel werth iſt. Ich legte mich gleich oben auf die Kapſel, die den plafond der großen Kabine ſchließt; da kann ich um mich ſehen, und die horizontale Lage in der friſchen Luft iſt bei mir das einzige Mittel gegen die Seekrankheit. Zwiſchen Capri und dem lieblichen Ufer von Sorrent fuhren wir aus dem Golf von Neapel heraus, und dann immer längs der Küſte von Calabrien. Erſt an den kleinen Inſeln der Sirenen vorbei, wo einſt Ulyß und ſeine Gefährten bezaubert und gefangen werden ſollten, und wo ſpäter andere Weſen lebten, welche die Schiffer auch zu fangen, doch weniger zu bezaubern ſuchten: nämlich Seeräuber. Dann bei Amalfi, dieſer einſt ſo reichen, blühenden Handelſtadt, in der, gleichſam zum Dank für das was die Schiffahrt ihr geleiſtet, wiederum der Schifffahrt der größte Dienſt geleiſtet ward, als Flavius Gioja die Bouſſole erfand. Dann bei Salern, der alten berühmten Hochſchule der Medizin, von den klugen Arabern ſchon zur Normannenzeit glänzend gemacht. Dann bei den Ruinen von Päſtum, wo Rieſentrümmer und die Öde der Wüſte eine Stätte bezeichnen, die üppigen Völkern den Genuß des reichen, bewegten Lebens bot. Nun iſt das Alles todt; auf dieſem Boden blühen Kunſt und Wiſſenſchaft und Handel nicht mehr. Der Glanz des Alterthums, die Kraft des Mittelalters ſind erloſchen gleich ausgebrannten Fackeln, und die moderne Civiliſation hat noch nicht ihre thätigen Hände an dieſen widerſtrebenden Überbleibſeln, an dieſen todten Schlacken eines herrlichen Elementes geübt. Dann kam die Nacht. Das Dampfboot erhielt eine lange ſilberne Schleppe von den leuchtenden Seethieren, welche die Räder auf die Oberfläche wirbelten; ſie ſehen aus wie Flocken von durchſichtigem Silber. Mond und Sterne blickten ganz neidiſch auf den Glanz herunter; beſonders der Mond, deſſen erſtes Viertel wie ein winziges ſilbernes Komma am Himmel ſtand und bald verſchwand. Mit dem Morgen wurde bei Tropea, einem Städtchen an der kalabriſchen Küſte, ich weiß nicht warum, gelandet. Das Meer war ſpiegelglatt, und die runden Köpfe der Delphine tauchten komiſch ungeſchickt daraus empor. Arions wegen intereſſire ich mich für ſie; doch kann ich nicht leugnen, daß ſie wie kleine Ungeheuer ausſehn. Ich dachte immer nun würde ein Triton daher ſchwimmen, oder eine Nereïde auf einem Hippokamp, und ich wunderte mich recht, daß es nicht geſchah, denn dieſes Meer, dieſer Himmel, dies Glänzen und Glühen der Elemente, ſchien mir viel zu ſchön und zu verheißend, um mit nichts zu ſpielen, als mit einem ordinären Dampfſchiff. Aber es ging den Elementen wie mir: wir warteten umſonſt, es kam nichts. Der ſchneeweiße Etna winkte wie eine Marmorpyramide aus den Wolken, und das Dampfboot zog am hohen Felſenſchloß von Scylla vorüber in die Meerenge von Meſſina hinein, die wie ein ſchillernder Gürtel zwei blühendſchöne Länder trennt und verbindet. Gegen dieſen Anblick iſt hernach die Ausſicht von der Terraſſe der Kirche San Gregorio, oberhalb der Stadt Meſſina, nur matt, denn ſie iſt halb, man ſieht nur eine Küſte. Auf dieſer Terraſſe ſoll Göthe „Kennſt Du das Land" geſchrieben haben. Ich wußte es nicht; doch einer von unſern Reiſegefährten, ein Deutſcher in Meſſina anſäſſig, ſagte es. Die Stadt ſieht zum Theil ſeltſam verſtümmelt aus, beſonders am Hafen, wo aber ein muntres, reges Treiben war; bei dem großen Erdbeben von 1783 ſind nämlich die obern Etagen der Häuſer und Paläſte eingeſtürzt, und aus Beſorgniß vor einem ähnlichen Ereigniß hat man ſie nicht wieder in ihrer frühern Höhe aufgebaut, ſondern auf halb abgebrochene Säulen und

Verzierungen haſtig ein Dach geſtülpt. Am andern Tage fuhren wir nach Taormina.

Der ſchönſte Weg! links das Meer, rechts Bergabhänge, die bald bis zur Chauſſee herabſteigen, bald kleinen Ebenen Raum laſſen, aber immer wild und ſchroff wie Kriſtalle empor ſchießen. Auf ihren Gipfeln liegen Dorfſchaften, Kirchen, Klöſter, verfallne Thürme, einſt zum Schutz gegen die Barbaresken erbaut, oder auch Fortifikationen, die noch jetzt erhalten werden, wie die auf San Alleſſio. Aus ihren Schluchten ſtürzen breite Bergſtröme, in deren jetzt trocknem Bett der Oleander wucherte. Die kleinen Ebenen waren mit Orangenpflanzungen bedeckt; die Abhänge hoch herauf mit Öl- und blühenden Fruchtbäumen. Das kräftige Grün und Gelb der Orangen kontraſtirte ſchön mit der zarten weißen und roſigen Baumblüte, und ſeltſam mit dem blühendem Flachs, deſſen Felderchen mit ungeheuern Cactushecken eingefaßt ſind. Dieſer Cactus überzieht wie ein Pelz das Geſtein und wuchert auf den Felſen. In ſeiner unförmlichen Bildung erinnert er mich immer an jene monſtröſen indiſchen Gottheiten, denen Arme und Beine, man weiß nicht wie und woher, anwachſen. Je näher an Taormina, deſto herrlicher wird es! Die Felſen werden wie Dornen, die alle Blüten von ſich ab, und herunter geſchüttelt haben, denn die Vegetation iſt reich wie in einem Urwald, und ſieht auch eben ſo willkürlich aus, weil ſie ſcheinbar ohne Grund mit einem Mal aufhört, und zwar in Höhen, die mit ſchweizeriſchen Alpen verglichen, niedrig ſind. Aber die vulkaniſchen Formationen ſind kapriziös. Es iſt etwas Primitives, Feſſel- und Regelloſes, in dieſer Natur, und dabei etwas Unfertiges; ſie macht hier lauter Sprünge, und ſonſt Übergänge. Der mächtige, einſame Etna, dieſer in einen Gletſcher verkappte Vulkan, ſcheint die ganze Inſel zum Spaß zu ſeinen Füßen hingelegt zu haben, wie ein buntes Bollwerk gegen das Meer.

Diesſeits Taormina verließen wir Wagen und Chauſſee, und ſtiegen auf dem Maulthierwege zur Stadt — und durch dieſelbe noch höher zum alten Theater empor. Da blieben wir einige Stunden, und ich betete an. Alſo iſt die Ruine wirklich ſo maleriſch, oder ſo koloſſal, oder ſo wolerhalten, oder ſo prächtig, wie ſie berühmt iſt? wird man fragen. Maleriſch? nein! ich glaube nicht daß dies Bild in kleinen Dimenſionen Effect machen würde; es verträgt keinen Rahmen. Wolerhalten? nein! die Sitze waren rings umher in den Felſen gehauen; Erdbeben haben ſie zerriſſen und zertrümmert, Gras und Geſträuch bedeckt ſie; von der alten doriſchen Zeit iſt wenig mehr übrig als die Form; der Logenumbau über den Sitzen iſt aus römiſcher Zeit, Backſtein, und die Szene ſelbſt iſt von demſelben Material, doch vielfach reſtaurirt. Prächtig? nein — wenn man unter Pracht die der modernen Baukunſt verſteht, Säulen, Statuen, Marmor; denn, wie geſagt, es iſt in den Felſen gehauen. Koloſſal? ja! aber die brutale Größe imponirt mir nicht: dem Apollo küſſe ich den Fuß, nicht dem Farneſiſchen Herkules; ein Rieſe iſt darum noch kein ſchöner Mann. Aber der großartige Geiſt des Alterthums, der die Menſchen mit den Göttern Schritt halten ließ und ſie, wenn auch überwunden, doch glorreich zeigte; der bei Feſten und Spielen der Menſchen gleichſam Erd' und Himmel zu Zeugen aufrief, die dem Feſt die Würde, und dem Volk Adel gaben — denn einem Volk gehörten dieſe Feſte! — der überrieſelte mich mit Schauer der Andacht. Man ſtelle ſich doch vor — wenn man es kann — dies Felſentheater, auf dem Abhang ſitzend wie auf einem majeſtätiſchen Thron; angefüllt mit Unzähligtauſenden; umringt von einer Szenerie, deren einzelne Culiſſen der Etna bildet, das Meer, die damals blühende Stadt von 150,000 Einwohnern, phantaſtiſche Felſen, die übereinander emporklettern wie Giganten, die den Olymp ſtürmen wollen, die herrlichſte Vegetation köſtlicher Pflanzen und Bäume; mit keinem andern Dach als dem Himmel; mit keiner andern Erleuchtung als der Sonne; und hier nun dem Volk Geſchichten ſeines Volks dargeſtellt, Geſchichten die ſich aufs Tiefſte mit ſeinem Glauben, ſeiner Bildung, ſeinen Kämpfen, ſeiner Entwickelung verſchwiſterten, deren Urſprung oder Folge waren; hier den Prometheus, hier die Perſer, hier den Ödip, hier die Alceſte! und dieſe Darſtellungen nicht angegafft mit ſtupider Neugier, einer pappenen Decoration oder einer geſchminkten Prima Donna wegen, nein! — die alte Sage, die bekannte That, boten den blaſirenden Reiz der Neuheit nicht dar; allein für große Schickſale wurden große Sympathien geweckt, und im Einzelnen das hohe Bewußtſein gepflegt, welches dem ganzen griechiſchen Volk ſeine Herrlichkeit gab. — Da ſaß ich! da ſah ich hinweg über das ioniſche Meer nach dem fernen, fernen Griechenland — nicht ſo fern im Raum, als in der Zeit, denn das moderne Griechenland reizt mich wenig, ich denke immer nur an das alte, und habe nun einmal keine Sympathie für die Modernität. Da kam der alte Wunſch vor 2000 Jahren gelebt zu haben wieder mit ſeiner ganzen Gewalt über mich! — Es giebt Wünſche die liegen in uns wie ſchlafende reißende Thiere, und verhalten ſich ſo ſtill, daß wir lange, lange, gar nicht an ſie denken und fortleben, als ſei ſo zu leben uns grade recht. Auf einmal erwachen ſie, und reißen uns mit ihren Krallen das Herz wund, und nicht blos vor Schmerz zucken wir zuſammen, ſondern auch vor Erſtaunen, daß ſie noch immer da ſind. Solche Wünſche ſind unſre Lieblingsideen, ſind vielleicht eine leichte Art von Wahnſinn, inſofern ſie außerhalb der Grenzen der Möglichkeit ſtehen; allein gerade darum liegen ſie ſo feſt in uns, denn von einem Wunſch der realiſirt worden iſt, verliert man gewöhnlich ſogar die Erinnerung, daß er einſt unſer Wunſch geweſen. Aber es iſt nicht der Mühe werth einen Tag lang zu wünſchen, was nicht das Lebenlang wünſchenswerth erſcheint. — Seltſam iſt's, daß man mir den Wunſch vor 2000 Jahren gelebt zu haben, gar nicht recht glauben will; daß man mir ſtets antwortet: „aber dir würde das Gynäceum ſchlecht behagen! du haſt ja lauter Neigungen, die ihm widerſprechen! die griechiſchen Frauen reiſten nicht in der Welt umher und gingen nicht ſpazieren den lieben langen Tag!“ — Mein Gott, ich muß mich verbrauchen, wie ich eben kann in der Welt, die ich vorgefunden habe! daraus geht keineswegs hervor, daß mir eine andre nicht beſſer zuſagen könnte.

Mit der untergehenden Sonne verließen wir dieſe wunderbare Stätte und gingen auf der andern Seite des Abhangs herunter nach Giardini, einem Dörfchen, das dicht am Meere liegt. Da war unſer Nachtquartier, da wartete der Wagen; denn Taormina iſt nur zu Fuß oder zu Pferd zu erreichen. Ich entſetzte mich, als ich in das Haus trat, wo wir ſpeiſen und ſchlafen ſollten; es ſah fürchterlich ſchmutzig aus; und die Wirthin, barfuß und ungekämmt, und der Wirth im braunwollnen Capot, deſſen Kapuze er immer auf dem Kopfe behielt, verſtärkten dieſen Eindruck und ſahen wie Wilde aus. Aber es war Alles viel beſſer, als wir fürchteten, und dieſe Leute die gutmüthigſten, treuherzigſten, naivſten von der Welt. Der Gaſtwirth in Meſſina hatte uns allerlei Proviſionen mitgegeben, weil er ſagte, zur Faſtenzeit gäbe es nichts als Fiſch in Giardini, und dieſe Vorräthe wußte die barfüßige Wirthin ſo gut zu präpariren, daß ich ſehr überraſcht, und die Herren ſehr zufrieden waren — welche Zufriedenheit gewiß mehr zu Gunſten der Köchin iſt, als meine Überraſchung, denn man weiß daß Männer mehr auf Speis und Trank geben, als Frauen. Der Wirth in ſeinem Fledermaus-Coſtüm ſuchte während der Zeit lebhaft Converſation zu machen, und beſah alle unſere Sachen neugierig wie ein Affe oder ein

Kind. Es müſſen doch nur wenige Reiſende, und beſonders wenige Frauen nach Taormina kommen; die Neugier der Einwohner iſt allzu groß! Nicht blos Kinder zogen durch die Stadt uns nach, auch Erwachſene. Eine Frau mit ihrer Spindel und ihrer kleinen Tochter, folgte uns ins Theater, und bewunderte meinen ganz gewöhnlichen Anzug, meine Lorgnette — Alles; und als ein Knabe gefragt wurde, weshalb ſie denn alle ſo luſtig wären, antwortete er: ſie freuten ſich über die Fremden. Gebettelt wurde gar nicht. Aber komiſche Vorſtellungen von gut und ſchlecht haben die Leute! unſer Wirth empfahl uns ſein „altes Öl“, eben ſo dringend wie man alten Wein zu empfehlen pflegt. Das amüſirte uns ſehr; und eben ſo ſehr eine Magd, die auf die Frage: ob es hier keine Scorpionen gäbe — „Subito! subito!“ rief, und fortrannte den Wirth darum zu fragen, weil ſie glaubte Scorpionen wären eine Frucht oder dergl., die wir zum Deſſert begehrten. Allein dieſe Unwiſſenheit beruhigte mich mehr über meine Scorpionenfurcht, als jede Betheuerung es hätte thun können. Die Betten waren ſehr reinlich. Ein größeres Lob kann gewiß nicht über ein kleines Wirthshaus in einem armen ſizilianiſchen Fiſcherdorf geſagt werden. Als die Sonne friſch und glänzend aus dem Meer aufſtieg, traten wir die Heimfahrt nach Meſſina an, und am nämlichen Abend waren wir am Bord des Dampfboots und auf dem Weg nach Palermo. Hätte ich nicht eine Fahrt zu den Tempeln von Päſtum im Hintergrund, ſo würd' ich mich ſchwer entſchloſſen haben Agrigent nicht zu ſehen; allein die Chauſſee geht von Taormina nur noch bis Catania, und man muß die übrigen Touren längs der Küſte alle zu Maulthier machen; da fürchtete ich mich vor der Ermüdung, weil ſie mich nicht blos müde, ſondern ganz ſtumpf macht. Und auch Syrakus ſah ich nicht, die alte mächtige, ungeheure, kriegeriſche Stadt! Daß ſie die Heimat Archimedes und Theokrits war, ſchätz' ich weniger an ihr, ich Armſelige, die kaum begreifen kann, daß zwei Mal zwei vier macht, und die bei Schäferſpielen gähnt; aber die Arethuſa hätte ich gern, o gern geſehn! Wie die kleine Quelle muß der Menſch es machen, muß die alten Gewohnheiten, den alten Gang, den alten Boden, den alten Schlendrian des Lebens möcht' ich ſagen, raſch und entſchloſſen verlaſſen, und im neuen Erdreich friſch und jung auftauchen können.

Auf der ſiebzehnſtündigen Fahrt nach Palermo dachte ich aber weder an Theokrit noch an Arethuſa, noch an irgend etwas: ich war jämmerlich ſeekrank und das Meer heftig bewegt. Vielleicht ſchickten uns die Lipariſchen Inſeln, welche die Alten die Äoliſchen nannten, dieſen Wind zu, denn wir fuhren zwiſchen ihnen und der Küſte durch, und ich hätte den Stromboli ſehen können, dieſen unerſchöpflichen Vulkan, der ununterbrochen Feuerfunken auswirft; allein — hätte man mir das Paradies gezeigt, ich hätte nicht hingeſehen! ich wünſchte nichts, als auf der guten ſichern Erde, meinetwegen auf Spitzbergen, zu ſtehen. Bei der Ankunft des Dampfboots in Meſſina, und früher ſchon in Livorno, beluſtigte mich es ſehr, daß die Ruderer, die Facchini, die Lohnbedienten, die Kellner in Kähnen an uns heranſchwammen, und während die Päſſe und Schiffspapiere von einem Polizeibeamten unterſucht wurden, durch Zeichen und Geſchrei ihre Böte, ihre Schultern, ihre Dienſte und ihre Gaſthöfe anboten; dann, wenn die Papiere richtig befunden, ſtürzten ſie ſich ins Dampfboot wie Seeräuber die es entern, und auf die Reiſenden und deren Effecten mit einer Art von grimmiger Dienſtfertigkeit. Zwölf Hände greifen nach einem Reiſeſack, ſechs nach einem Regenſchirm; man muß ſich ordentlich vertheidigen um — zwar nicht grade die Perſon — doch die Sachen nicht viertheilen zu laſſen. Das macht nun eine Unordnung, eine Zögerung, einen Wirrwarr, der martervoll iſt, wenn man gern geſchwind ans Land möchte. Und in

Palermo grade war der Zudrang dieſer Leute ganz immens! die Gaſtwirthe ſelbſt kamen. Kaum hatte der Eine mir die Adreſſe ſeines Hotels in die Hand gegeben, ſo kam ein Andrer, nahm ſie fort, und reichte mir mit zierlichem Franzöſiſch ſeine Adreſſe. Unzählige ſchwarze Augen blitzten uns an, nicht wie Bitten, ſondern wie Drohungen; aber wenn die Herrn vertheidigungsbereit ihre Stöcke zeigten, ſo ſenkten ſich die wilden Augen, und das Geſchrei ward ein Gemurmel. Endlich, endlich, war das Land erreicht.

Palermo liegt wunderſchön zwiſchen dem Meer und einer Ebene, die von einem Amphitheater ſchroffer Berge nicht eingeengt, nur warm umſchloſſen wird, und entweder von ihrer Form, oder wegen ihrer üppigen, überreichen Cultur den Namen Conca d' oro, die goldne Muſchel, empfangen hat. Es iſt ein auffallender Unterſchied des Klimas zwiſchen Neapel und Palermo; wir haben dieſen Winter tüchtigen Froſt gehabt, indeſſen in Palermo der Thermometer nicht unter acht Grad über Null fällt, und als wir am 21. Februar früh um acht Uhr auf den Monte Pellegrino ſtiegen war es ſo warm, daß ich im leichten Ginghamkleid mit einem Sonnenſchirm ging, und doch wehte friſcher Meerwind. Dieſer Monte Pellegrino liegt ſchroff und kahl am Meer. Kein Baum, keine Wieſe, nicht der ſpärlichſte Verſuch der Kultur zeigt ſich auf ihm, indeſſen um ſeinen Fuß Hesperidengärten ſich lagern. Die ſcheuen, geſchickten Ziegen klettern auf ihm herum, und ſuchen zwiſchen dem zerbröckelten Geſtein, das ihn von oben bis unten bedeckt, ihr ſpärliches Futter. Ein bequemer Maulthierweg führt bis zu ſeinem Gipfel, wo eine glorreiche Ausſicht die kleine Mühe des Erſteigens vergilt. Etwas unterhalb des Gipfels, ganz vom Fels verdeckt und geſchirmt, liegen Kloſter und Kirche der heiligen Roſalia, Palermos Schutzpatronin, die ſich vor den Leiden und Freuden einer Ehe hieher geflüchtet und dem gottſeligſten Leben gewidmet hat. Neben der Eingangsthür der Kirche iſt ihr Stammbaum al fresco gemalt. Er führt ihr Geſchlecht, das Sinibaldi hieß, bis zu Pipin König von Italien herauf. Daß man eine Heilige durch einen langen Stammbaum zu verherrlichen ſtrebt, iſt eine patriarchaliſche Simplizität, die ich bisjetzt nur in den Geſchlechtsregiſtern der Bibel gefunden habe. Als ich jene Eingangsthür überſchritt, ward ich angenehm überraſcht; denn ſtatt in einer gezierten, bunten, geſchmackloſen italieniſchen Kirche, wie ſie leider ſeit den drei letzten Jahrhunderten alle ſind — befand ich mich in einer dunkeln, ungeſchmückten Stalactiten-Grotte, in derſelben wo die Heilige gelebt und wo man vor ungefähr zweihundert Jahren ihre Gebeine entdeckt hat, die, als ſie in Prozeſſion in Palermo umhergetragen wurden, alſogleich das Aufhören einer Peſt bewirkten. Buntfarbiges Moos bedeckte außerhalb den Fels, lange grüne Schlingpflanzen hingen graziös herab und ſchaukelten ſich langſam hin und her, und tactmäßig und metalliſch fielen einzelne Waſſertropfen und verrieſelten in kleinen Abzugskanälen. Es gefiel mir ſehr; ich hätte hier recht gern wie die Heilige gelebt, nur aber nicht lange Jahre. Unter einem Altar an der Seitenwand liegt hinter dichten ſchweren Gittern ihre Marmorſtatue im vergoldeten Gewande. Es iſt ſchwer ſie zu erkennen, und ich glaube man verliert nicht viel dabei, denn ſie hat eine Attitüde mit zurückgeworfenem Haupt und vorgedrängtem Buſen, die unausſtehlich unheilig iſt.

Von Rom an iſt Italien dermaßen mit Trümmern des griechiſchen und römiſchen Alterthums überſäet, daß es auffällt, keine Spur derſelben in Palermo zu finden. Ich weiß nicht welcher Zeit die eigentliche Gründung der Stadt angehört; ihre Wichtigkeit und Blüte hatte ſie als Reſidenz der normanniſchen Könige, im eilften und zwölften Jahrhundert, und aus dieſer Epoche ſtammen ihre bedeutendſten Monumente, ihre alten Kirchen. Byzantiniſche Kunſt war damals in Malerei und Architektur die herrſchende für Italien, wenigſtens für Unteritalien; die gothiſche war noch nicht hereingedrungen, die italieniſche hatte noch nicht Zeit und Ruhe zu ihrer Entfaltung gehabt; aber mir ſcheint daß die moreske nicht ohne Einfluß auf ſie geblieben iſt. Die Sarazenen hatten ſchon ſeit drei Jahrhunderten ihre Glaubens-, Sieges- und Räuberzüge über alle Küſten des mittelländiſchen Meeres ausgedehnt, und ſich in Sizilien und Kalabrien koloniſirt; ſie beugten ſich freilich unter die normanniſche Herrſchaft, allein in Kunſt und Wiſſenſchaft wolerfahren, benutzten die Sieger gern ihre Kenntniſſe und Geſchicklichkeit. Später, als die Krone der Normannen in das Haus der Hohenſtauffen kam, erbten dieſe gleichſam eine Vorliebe für die gewandten, klugen, tapfern Sarazenen, hatten zugleich Ärzte und Aſtrologen, Krieger und Gaukler aus dieſem Volk, und es war keiner der geringſten Vorwürfe, womit die Päpſte Friedrich II und Manfred überſchütteten, daß die heidniſchen Sarazenen ſo viel bei chriſtlichen Königen galten. Doch hatten die Sarazenen damals ein Depot der alten griechiſchen Weisheit, denn die Khalifen aus dem Hauſe der Abaſſiden, beſonders Haroon-al-Raſchid, hielten Tauſende von Überſetzern für griechiſche Werke, und beſoldeten ſie glänzend. Es iſt ſeltſam, welche Wege die Kultur geht um, wie ein unterirdiſcher Canal, nach und nach alle wüſte Stätten fruchtbar zu machen. Haroon-al-Raſchid ſchickte an Carl den Großen ein prächtiges Uhrwerk, um welches Sonne und Sterne ſich, wie im damaligen Planetenſyſtem um die Erde, wunderſam drehten. Jetzt, 1000 Jahr ſpäter, gehen ähnliche Uhrwerke, auf denen die Vögel zwitſchern und mit den Flügeln ſchlagen, und dergleichen Späßchen, zum Entzücken der Harems aus Genf in den Orient. Es wiederholt ſich Alles; neu iſt nichts, als Jedem — ſein eignes Leben. Um ſich weiß der Menſch gut Beſcheid, kennt die Zuſtände, hat Erfahrungen, die ihn weiſe — Beiſpiele, die ihn klug machen; der Glanz des Alterthums, die Finſterniß des Mittelalters — Alles dient ihm als Licht, deſſen Schein ſeine Zeit und ihre Zuſtände hell beleuchtet. In ſich fängt Jeder beim A-B-C an. Es wär' auch wirklich allzu langweilig, wenn einem das Leſenkönnen angeboren wäre wie das Sprechen. Aber von den Kirchen Palermos wollt' ich eigentlich ſprechen — nämlich von den alten, von denen, die vor 1500 gebaut ſind. Sie reichen bis 1200, ungefähr, die beiden tranſitoriſchen Jahrhunderte, 1300 und 1400, wo der Geiſt des Mittelalters ſeinen Schwung verlor, und der der neuern Zeit ſich zu entwickeln ſtrebte, war kein günſtiges Erdreich für eine Kunſt, welche, wie die Architektur, durchaus einer ſichern Baſis, nicht blos in der ſichtbaren, auch in der überſinnlichen Welt bedarf; denn z. B.: Warum baut man heutzutage ſo jämmerlich dünne, baufällige, wackelnde Häuſer?.... Alles iſt fraglich, ſogar das Eigenthumsrecht, ſogar die Erblichkeit; da miethet man lieber ein Haus, als daß man eins bauet, aus dem nach funfzig Jahren die Enkel mit den Worten vertrieben werden: „Ihr zwei oder drei Menſchen habt ſo lange breit und bequem in dem Hauſe gewohnt, das viel, viel zu groß für euch iſt und wol für zehn Familien Platz hat. Hier ſind die zehn Familien; wir wiſſen ſie nicht anders unterzubringen: alſo ſeid ſo gut, ihnen Platz zu machen.“ — Darum wohnt man lieber zur Miethe, und die Häuſer werden auf Speculation von den Vermiethern gebaut; denn was kümmert es die, ob ihre Miethlinge im Zimmer vom Wind umgeweht, oder vom einſtürzenden Dach erſchlagen werden. — Die Kunſt, jede Kunſt, iſt nicht die Blüte eines individuellen, ſondern eines allgemeinen Lebens; das Individuum, welches ſie ausübt, iſt nichts als das Organ der Menge, ſo wie Volksmaſſen eines Redners bedürfen, der ihren Wunſch und Willen ausſpricht; darum giebt die Kunſtgeſchichte der Völker ſo wichtige Aufſchlüſſe über ihre Bildung. Darum wundre ich mich ſo ſehr, wenn ich unſre Opernmuſik höre und unſre alljährlichen Gemäldeausſtellungen ſehe, daß man dieſer Oberflächlichkeit gegenüber den Muth hat, von dem hohen Stand unſrer Bildung zu ſprechen. Doch hat der Genius nicht unſre Welt verlaſſen, das iſt meine heilige Überzeugung; das iſt die Zuverſicht, um derenthalben ich leben mag. Es iſt nur ein ſolcher Wuſt von Gährung um ihn her, zum Theil auch in ihm, daß ſeine Arena nicht gehörig gelichtet iſt, daß er zum Wettkampf nicht Raum, die Zuſchauer zur Siegeszeichenvertheilung nicht Muße haben; denn ich weiß doch einen Künſtler, der ſich durch ein Werk zum Organ der Zeit gemacht hat, aber nicht, indem er ihre Schellengeläut-Melodien kläglich nachpfeift, ſondern indem er dem Grundton des verwirrenden Geklingels nachhorcht, und denſelben in einem prächtigen Akkord ausbrauſen läßt. Leſſing heißt dieſer Künſtler und ſein Werk iſt ein Gemälde: die Huſſitenpredigt, wie es im Katalog der Berliner Gemäldeausſtellung von 1836 hieß. Ein Fanatiker, eine hingeriſſene Menge, und das Feuer der Zerſtörung — das war dies wunderſame, tiefe, mächtige Bild. Es tröſtete mich für all die Mittelmäßigkeit, wovon es umwuchert war, wie die Eiche vom Mooſe, denn der Mann hat doch den

Schmerz und die Qual der Welt gefühlt. Sein Name iſt mir zuerſt eingefallen; es würden mir wol noch andere einfallen, wenn ich nicht von den Kirchen Palermos ſprechen wollte, zu denen ich gar nicht gelangen kann!

Die ſogenannte Rogers-Kapelle im königlichen Schloß — wo man auch noch einen Thurm den Rogers-Thurm nennt — iſt eine kleine köſtliche Reliquie, ganz funkelnd, glänzend und phantaſtiſch, wie ein arabiſches Gedicht. Einzelne Reſtaurationen, wie z. B. die Bildniſſe der Heiligen an der äußern Mauer im Schloßhof, ſind mit dem Ganzen übereinſtimmend und recht geſchickt gemacht. Die Wände ſind mit weißem Marmor bekleidet, an dem, in Spannenweite, dreifingerbreite Streifen von Moſaik herablaufen. Dieſe Streifen ſehen ungefähr aus wie kleine Borten von türkiſchen Schawls, und bieten die niedlichſten, verwickeltſten Arabesken dar. Faſt kein Streif hat daſſelbe Muſter; es gehörte ganz eigenes Talent dazu, um ſie zu erſinden, und große Geduld, um ſie in Steinchen von der Größe eines Citronenkerns, der aber flach und viereckig geſchnitten iſt, zuſammenzuſetzen. Die vorherrſchenden Farben in dieſen Arabesken ſind: Purpur, Gold, Hell- und Dunkelblau. Die Kanzel, die Baluſtrade, die den Chor abſchließt, ſogar die Stuſen, die zu ihm hinauf führen, ſind in gleicher Weiſe bekleidet. Zierliche Säulen mit krauſem Kapitäl von dunkelm Marmor, tragen den Rundbogen des Gewölbes, welches ganz und gar mit Bildern aus der heiligen Geſchichte, ſämmtlich in Moſaik auf Goldgrund, überzogen iſt. Die Zeichnung dieſer Bilder iſt freilich vollkommen kindiſch und unbeholfen, die Geſtalten ſind nicht blos verfehlt, ſondern theilweiſe ganz unvollſtändig, ſie ſehen recht garſtig aus mit Titians Danae verglichen; aber es iſt doch ein gewiſſer ehrenfeſter Ernſt in ihnen, und zuweilen macht der Ausdruck ſich Platz zwiſchen all der Formloſigkeit; genug — ich verzieh ihnen ihre Häßlichkeit, weil ſie ſo ehrlich und anſpruchlos ausſehen, wie ich manchen Bildern ihre Schönheit nicht vergebe, weil ſie falſch ſind. — Auf den Rundbogen liegt die flache Decke von vergoldetem und bemaltem Holzſchnitzwerk. Nur *ein* Altar iſt in dem Kirchlein, weiter nichts, keine Statue, kein Gemälde. Ich fürchte, Niemand wird ſich eine Vorſtellung von dieſer originellen kleinen Kapelle machen können; ich habe ſie nur beſchrieben, weil ſie gleichſam das Ideal dieſes Styls iſt; denn San Simon und die Kirche in Monreale ſind zwar viel größer, doch nicht von dieſer anmuthigen Vollendung: bei jener iſt der Chor ganz modern, und bei dieſer fehlt die

Marmorbekleidung. Die herrliche Kathedrale hat nur von außen ihre phantaſtiſche Zierlichkeit beibehalten, im Innern iſt ſie ſäuberlichſt von oben bis unten mit blendendem Kalk überweißt. Sie enthält vier intereſſante Grabmäler, vier Sarkophage unter ſäulengetragenen Baldachinen, zwei von Porphyr, zwei von weißem Marmor mit den bewußten Moſaikſtreifen, die ſich aber diesmal wie Blumenguirlanden um die Säulen winden. Da ruhte der große Roger, der die Königswürde annahm, und die abenteuerliche Herrſchaft der Normannen in das blühendſte, geneidetſte Königreich der Chriſtenheit verwandelte; Conſtantia, die normänniſche Erbtochter, welche dieſe Krone in das Haus der Hohenſtauffen brachte; Kaiſer Heinrich VI, ihr Gemal, der dieſe Krone in Blut tauchte, um ſie auf ſeinem Haupt feſtzuhalten, nicht ahnend daß 70 Jahr ſpäter ſein letzter Urenkel ſie unter dem Beil des Henkers verlieren würde; und endlich Beider Sohn, Kaiſer Friedrich II, deſſen Herrſchaft ſo glorreich unglücklich war, daß das Glück ſeiner triumphirenden Gegner dagegen wie eine Gemeinheit ausſieht.

In der Kirche San Simon iſt ein Moſaikbild, welches die heilige Jungfrau darſtellt, die den großen Roger krönt. Für die Madonna bewahrte die Kunſt von Anfang an einen traditionellen Typus, der ſich auch hier zwar nicht erkennen, aber ahnen läßt; jedoch der große Roger hat mehr von der Schildkröte, als vom Menſchen — das iſt unläugbar. Mit dieſer Kirche iſt ein Nonnenkloſter verbunden, welches ſeiner vortrefflichen Confitüren wegen berühmt iſt. Ich wollte ſie verſuchen; wir gingen ins Sprachzimmer. Mir wird immer ganz bänglich in einem Kloſter, obgleich ich zuweilen denke, es müſſe engelhaft friedlich darin zu leben ſein; aber ich muß geſtehen, ich denke dies gewöhnlich nur dann, wenn ich ungefähr 100 Meilen von einem Kloſter entfernt bin. Hier vollends fiel es mir gar nicht ein! Confitüren zu kochen iſt weder im Kloſter noch in der Welt ein Vergnügen für mich! Überdies hatte ich eben in der Kirche die Art und Weiſe geſehen, wie die Prieſter die Beichte der Nonnen hörten, und das hatte mich ſchlecht erbaut. In die Wand der Kirche ſind mehre kleine handbreite Öffnungen angebracht und mit einer Metallplatte bedeckt, die wie ein Sieb durchlöchert iſt. Jenſeits beichten die Nonnen, dieſſeits ſitzen die Prieſter in großen Lehnſtühlen und hören zu. Einer war uralt, ihm wackelte der Kopf, er ſah ganz ſtupide aus, und murmelte immer vor ſich hin; er kann unmöglich das Geflüſter der Beichtenden verſtanden haben. Ein andrer, junger, lag mit übergeſchlagenen Beinen im Lehnſtuhl und muſterte die Fremden neugierig impertinent, als ſei er in einem Salon, wo ihn die Höflichkeit zwinge eine langweilige Unterhaltung anzuhören. Es würde mir ſchlecht gefallen ſolchen Leuten meine Gedanken ſagen zu müſſen, und ich beklagte die armen Nonnen, die vielleicht ſehnſüchtig ein herzſtärkendes Wort erhofften. — Vier breite niedrige Fenſter gingen aus dem Sprachzimmer in ein inneres Gemach, dermaßen vergittert mit doppelten, breiten, dicht gekreuzten Eiſenſtäben, daß man nur dann hindurchſehen konnte, wenn man das Auge an das Gitter ſelbſt legte. Vor dem einen Fenſter ſaß ein eisgrauer Prieſter und ſchrieb ſehr eifrig auf, was ihm eine Nonne zu dictiren ſchien. Vor einem andern ſaßen drei Frauenzimmer, ihrer Kleidung nach aus dem Bürgerſtande, und ſprachen recht luſtig zu den Nonnen. Ich ſah durch das Gitter während wir auf die verlangten Confitüren warteten, und es traten ſogleich ein Paar Nonnen heran, zur Unterhaltung bereit und wunderhübſch; die eine ganz jung, friſch und blühend, mit einem lieblich feinen Geſicht und großen, glänzendbraunen Augen; die andre älter, mit fatiguirten Zügen, mit abgeblühter Schönheit, aber mit noch größeren mächtigeren Augen, die durch die Gitter ſtralten, wie Diamanten in den Schränken der Juweliere. Dieſe beiden, und eine Nonne vom Bambino Gesù in Rom, ſind die ſchönſten Perſonen, die ich in Italien geſehen, und ihre Schönheit muß wol ihr einziger Reichthum ſein, ſonſt hätten die Männer ſie ſchwerlich dem Kloſter gegönnt. Zweimal im Jahr — erzählte dieſe — fahren ſie aufs Land, und an den Feſten der heiligen Roſalia dürfen ſie von vergitterten Balkons aus den Prozeſſionen zuſehen; außerdem ſind ſie immer von ihren Mauern umſchloſſen. Vom letzten Fenſter zogen ſie den Vorhang fort, öffneten eine Thür, und zeigten mir auf dieſe Weiſe ihren Salon, der ſehr freundlich und nett ausſah, und deſſen innere Thüren nach einem Garten geöffnet waren. Mit mir ſprachen ſie ganz lebhaft und neugierig; mit den Männern weniger; aber ich meine, wenn ſich Einer recht glühend in dieſe ſchönen Augen verliebte, ſo dürfte es nicht allzu ſchwer ſein einen kleinen Roman anzuſpinnen: der Confitürenhandel kann ihn bemänteln. Ein altes kugelrundes Nönnchen ſtellte endlich einen Teller mit Früchten auf den Drehtiſch, und drehte ihn ins Sprachzimmer hinein, und die Bezahlung machte denſelben Weg rückwärts. Die Confitüren verdienen ihren Ruf! wer ſie liebt muß nicht in Palermo ermangeln die ſchönen Nonnen von S. Simon zu beſuchen. Jene vergitterten Balkons, die nicht blos ihnen, ſondern auch andern Frauenklöſtern gehören, waren uns ſehr aufgefallen. Nämlich: vor den oberſten Etagen verſchiedener Häuſer liefen Balkons, die bis unter das Dach vergittert waren und den Kaſten wilder Thiere ähnelten. Unterirdiſche Gänge und verborgene Treppen führen aus den Klöſtern in dieſe Häuſer, und ſo können die Nonnen den öffentlichen kirchlichen Feſten beiwohnen, ohne ihren Fuß aus der Clauſur zu ſetzen.

Wer hat nicht von den Katakomben der Kapuziner gehört, wo die Leichen ſich ſo vortrefflich erhalten, als wären ſie einbalſamirt! weil ich von ihnen gehört, wollte ich ſie nicht ſehen! denn ich hab' einen unüberwindlichen Abſcheu vor Leibern ohne Seele. Einer unſerer Reiſegefährten ſagte: „Comment donc! mais tout le monde y va“. Zuweilen fühle ich eine Art von Verpflichtung es zu machen wie tout le monde. Wir fuhren hin. Wenn ich mich doch nie durch Andere beſtimmen ließe! den gräßlichen Anblick, den ich dort gehabt, vergeſſ' ich in meinem Leben nicht, und merkwürdig iſt er gar nicht, denn wenn man von der vortrefflichen Erhaltung der Leichen ſpricht, ſo bedeutet das nichts weiter, als daß die armen Gerippe nicht in Staub zerfallen. Skelette von zerlumpten Kutten umſchlottert, ſtehen zu beiden Seiten breiter, heller, unterirdiſcher Gänge, in ganz ſchmalen Niſchen; der Todtenkopf hängt ihnen welk auf die Bruſt; die Haut iſt meiſtens feſt auf die Knochen getrocknet, doch hie und da iſt ſie abgeplatzt und hängt wie Lederfetzen von Stirn, Wangen, Händen. Ein halbes Jahr wird eine Leiche in eine Niſche gemauert; dieſe Zeit genügt um ſie in dieſen anmuthigen Zuſtand zu verſetzen. Manche, die theurer bezahlen, beſonders Frauen, werden dann in Glaskaſten gelegt, und die Verwandten ziehen ihnen elegante Kleider an und wechſeln jährlich die Toilette des Gerippes. Die übrigen treten in Reih und Glied. Ich gönne den Kapuzinern herzlich die Geldeinnahme, denn täglich ſpeiſen ſie 700 Arme; doch dieſen widerlichen Anblick gönn' ich keinem Reiſenden! es iſt wie ein Schmutzfleck auf dem ſchönen Kleide Palermos. Nein! wenn die Menſchengeſtalt Kraft und Adel verloren hat, und keine höhere Empfindung weckt, als Neugier — dann iſt's Zeit, daß die Erde ſie ſchützend bedecke.

Der Weg nach dem Städtchen Monreale geht durch die Ebene und den Berg hinan, ungefähr eine Stunde zwiſchen Orangenpflanzungen. Die Kirche daſelbſt, außen durch Zerſtörung und unpaſſende Verzierung kläglich verſtümmelt, iſt inwendig eine Rogerskapelle, aber in weit größeren Verhältniſſen und nicht ſo wol erhalten. Man iſt jetzt ſehr mit ihrer Vollendung beſchäftigt; daß man die Moſaikbilder wieder herſtellt und den Wänden die Marmorbekleidung mit den Moſaikſtreifen geben will, iſt vortrefflich; aber man will die Säulen, welche die Bogen tragen, alte ſchöne Marmorſäulen aus einem Stück — abraspeln und hübſch glatt poliren: ich glaube das wird keinen guten Effect machen und ſie können dabei leicht um ihre Proportion kommen. Die Kirche enthält zwei Sarkophage normanniſcher Könige, die aber ganz zerfallen ſind. Sie iſt 1174 gegründet; die Kathedrale 1166, die Rogerskapelle 1129; S. Simon 1113. An dieſe Kirche ſchließt ſich ein großes Benedictiner-Kloſter, deſſen Kreuzgang mit den zierlichſten Arcaden umgeben iſt. Byzantiniſche Säulchen von weißem Marmor, Schaft und Knauf bunt und kraus verarbeitet, paarweiſe wie Zwillinge bei einander ſtehend, tragen die Bogen. Drei Seiten dieſes Kreuzgangs ſind in der Clauſur; die vierte durfte ich betreten, doch iſt ſie ganz genau wie die übrigen und durch nichts Sichtbares von ihnen getrennt. Sie iſt recht geſpenſtiſch, die Clauſur! Im Treppenhauſe des Kloſters befindet ſich ein prächtiges Gemälde von Pietro Novelli genannt Morrealeſe: die Almoſenvertheilung des St. Benedict. Bis an die erſte Stufe durfte ich gehen, aber nicht weiter, denn die Treppe iſt in der Clauſur. Indeſſen bin ich doch herzlich froh, daß man ſo menſchlich geweſen iſt dies herrliche Bild voll Glut Kraft und Schönheit, nicht etwa ins Refectorium oder auf einen ähnlichen Platz zu bringen, wo es wieder heißen würde: „ma non le donne!“ — Vor einigen Jahren iſt hier eine kleine Begebenheit vorgefallen, die mich ſehr intereſſirt hat, weil ich gar gut begreiſe, daß es einem ſo gehen kann. Ein Engländer aus einer großen Familie, der Welt oder der Geſellſchaft überdrüſſig, kommt nach Monreale, findet die Lage des Kloſters ſo ſchön, das Mönchsleben ſo einladend, die Ruhe und Stille ſo lockend, daß er ſich entſchließt in den Orden zu treten und das Benedictinerkleid anzunehmen. Drei Jahr hat er Meſſe geleſen und alle Beſchäftigungen der Brüder getheilt; aber da, der Ruhe und Stille ſatt, hat er ſich wieder aus dem Kloſter in die Welt geflüchtet. Grade ſo würd' ich es auch machen! — Eine ſchönere Ausſicht kann ich mir nicht vorſtellen als die, welche man vom Thurm der Kirche hat. Man überblickt die ganze Ebene, die groß und weit iſt, aber lieblich von Meer und Bergen eingefaßt; ſie zerfließt nicht in die Landkartenbreite, aber man hat Raum in ihr; die unwirthbaren Berge und die reichſte Cultur begrenzen einander; die große Stadt, die Unzahl der Dörfer, Villen, Kirchen und Klöſter ſcheinen alles Erdreich in Beſitz nehmen zu müſſen, und doch iſt dies Erdreich ein ſo üppiger Garten, daß man nicht begreift, wo all die Menſchenwohnungen Platz finden. Der Orangenbaum wird hier ſorgſam gepflegt; die Sonne ſpiegelte ſich förmlich in ſeinem ſaftgrünen Laub; es funkelte wie der Smaragd, und das des Ölbaums ſilbern und waſſergrün, wie der Onyx; und der Johannisbrotbaum hob ſeine ſtarken Zweige und ſein kräftiges Blatt über beide empor. Aber Feigen- und Maulbeerbaum ſtanden kahl dazwiſchen und verhießen einer andern Jahrszeit friſches Grün; und während kleine glänzende Wieſen kühl im Schatten der Bäume lagen, zogen Cactus und Aloe ihr Gedeihen aus dem Felſen und dem Sonnenſtral. Nach Sizilien — erſcheint die Campagna felice arm und kalt, und man begreift, daß die Alten ihre Fabeln, die mit Feuer und Sonne in Beziehung waren, in dies Land verlegen mußten. Hier war die Schmiede des Vulcan, hier lebten die Cyclopen die in ihr arbeiteten, hier war der Sturz des Phaëton, hier laſtete der Etna auf dem gedemüthigten Titanen, hier zog Pluto die Proſerpina in die Unterwelt hinab. Kaum anderthalb Tage war ich in Palermo, aber ſo beglückt und entzückt von der ſeltnen, hohen, überraſchenden Schönheit, daß ich ganz aus meinen trägen Gewohnheiten heraustrat, und ohne Ueberdruß in der kurzen Zeit ſah, was mir ſonſt für eine Woche genug geweſen wäre. Denn ich ſah noch allerlei: die niedliche Villa Wilding ganz duftend von Veilchen, Iris und Anemonen; die Promenade — Villa reale wie in Neapel genannt — voll Orangenalleen und wunderlichen Statuen; den botaniſchen Garten, wo die Dattelpalme zwar ſtolz gedeiht, jedoch ihre Frucht nicht zu eigentlicher Reife bringt; die Gemäldegallerie, die nicht bedeutend iſt — ein Paar Gemälde von Morrealeſe ſind ihr Beſtes, allein ſehr unter jenem Bilde im Kloſter; die kleine Antikenſammlung, wo drei Basrelifs aus dem Tempel von Selinunt merkwürdig ſind, weil ſie einer Epoche angehören in der die Kunſt unbeholfen in Windeln lag; die Kirche der heiligen Catherina, vom Fußboden bis zum Gewölbe durchweg mit Basrelifs und Pietra dura von verſchiedenen ſizilianiſchen Marmorarten bekleidet; die Marina, eine Promenade am Meer, wo die tägliche Corſofahrt ſtatt findet und wo ſehr ungeſchickte Bildſäulen ſizilianiſcher Könige ſtehen. Indem ich dies recapitulire erſtaune ich in eine ſo ungeheure Seh-Thätigkeit gerathen zu ſein. Ich ſehe daraus wie frohangeregt ich geweſen bin. Weil meine Erwartungen ſtets befriedigt, oft übertroffen wurden, weil keine Entzauberungen eintraten, ſo blieb die Neugier friſch und ſchauluſtig. Für eine ſo flüchtige Reiſe iſt eine friſche Neugier eben ſo dankenswerth, als der Wind in den Segeln eines Bootes: man kommt luſtig vorwärts und fühlt keine Anſtrengung. Legen ſich Neugier und Wind — Himmel! welche Qual um mit den Rudern der Reiſeverpflichtung vorwärts zu kommen! und welcher geringe Lohn für ſo heftige Mühe! denn während man ſieht und ſieht, geht die ganze Seele wie Rauch in dem Feuer der Anſtrengung auf. Wenn ich ſehen will ohne Neugier, ſo iſt's grade ſo, wie wenn ich verſucht habe aus der hohlen Hand zu trinken: ich ſchöpfte freilich Waſſer hinein, aber es lief zwiſchen den Fingern durch, eh' es an die Lippen kam.

Was ein wenig mein Vergnügen ſtörte, war die übermäßige Bettlerſchaar, die ſich auf jeder Stelle, wo wir den Wagen verließen, um uns verſammelte und uns umſchwärmte wie Koſaken ein feindliches Heer. Beſonders in Monreale war ihre Zudringlichkeit unerträglich! Bettler halfen uns die Kirche bewundern, Bettler promenirten im Kreuzgang des Kloſters mit uns auf und ab, Bettler leiſteten mir freundſchaftlich Geſellſchaft während ich allein unten an der Treppe ſtand und das Gemälde von Morrealeſe betrachtete. Die Bettelei iſt eine fürchterliche Schattenſeite des Königreichs beider Sizilien! ſie ſteckt den

Menſchen im Blut, möcht' ich ſagen; ſie betteln, wie ſie in andern Ländern guten Tag! ſagen. Kinder ſpringen plötzlich von ihren Spielen an den Fremden heran, und betteln mit der heiterſten Miene von der Welt. Junge Männer, ſtark und hübſch, beſſer angezogen als die Lazzaroni, betteln. Von den ſchauderhaften Krüppeln will ich ſchon nichts ſagen! ſie können einem übel machen vor Ekel und Entſetzen, und doch weiß man nicht einmal, ob ſie nicht Comedie ſpielen mit ihrer abſchreckenden Geſtalt. Einmal ſtiegen wir in Neapel den Vomero hinan, und hörten ein munteres Geſpräch, Gelächter und Geſchrei, wie es hier üblich iſt, aber wir konnten die Sprecher nicht gewahr werden; die Windungen des Weges verbargen ſie und uns. Kaum aber hatten wir eine Rampe erſtiegen, ſo erblickten wir drei Männer, halbnackt, das iſt ihrer fragmentariſchen Kleidung viel Ehre angethan, ihr Gelächter ging plötzlich in einen ſyſtematiſchen Klagechor über, und als wir ungerührt weiter gingen, ſprangen ſie eben ſo ſchnell aus Moll in Dur zurück. Bei Portici und Reſina ſind alle Bettler blind; da wird geſchrien — ich weiß nicht, ob den Deutſchen oder den Engländern zu Ehren — „Ah povero blind cieco!" Am Golf von Puzzoli ſuchen ſie der geſchmeichelten Eitelkeit ein Almoſen abzugewinnen.

Sie ſagen: „Oh, la bellissima signorina! oh, Sior! — ſo kürzen ſie Signor ab — quanto è bella!“ — Die gewöhnliche Bettellitanei heißt ſo: „Un' piccul' munet', 'Cellenz'! mur' di fam'! la Madonna vi accumpagna“. All die Abkürzungen und die beſtändigen Buchſtabenverwechſelungen machen es ſehr ſchwer, das Volk zu verſtehen; doch dies hab' ich verſtehen lernen. Bleibt ihre Bitte unerfüllt, was gewöhnlich der Fall, ſo murmeln ſie unverſtändliche Verwünſchungen, oder machen auch wol verhöhnende Pantomimen. Sieht man dieſe Heerden von Bettlern, ſo freut man ſich über die Menge der Klöſter, welche faſt alle den Zweck der Almoſenvertheilung haben. Die Elenden werden doch nicht vor Hunger umkommen, denk' ich. Auf der andern Seite denk' ich wieder: Es entwürdigt ſie noch mehr, wie Hausthiere gefüttert zu werden, und man könnte ihnen vielleicht mit denſelben Mitteln, anders angewendet, gleichſam ein Recht an die Exiſtenz gründen, ſtatt daß man ſie ihnen jetzt aus Barmherzigkeit friſtet. — So hat mein Herz immer ſeine ſtillen, ſchweren Gedanken!

Es ſoll jetzt ſehr unſicher ſein in Sizilien zu reiſen. Bis vor den Thoren Palermos giebt es Raub-, gar Mordthaten. Früher hat eine ſeltſame Einrichtung dem Lande große Sicherheit in dieſem Punkt gegeben:

alle Spitzbuben und Vagabonden ſind zu einer Art von Gensdarmerie organiſirt und unter einem Anführer geweſen, der 60,000 Scudi von der Regierung bekommen und dafür ſein Heer unterhalten und gezügelt hat, und für alle Räubereien verantwortlich geweſen iſt. Mein Begleiter iſt vor eilf Jahren in der höchſten Sicherheit wochenlang in Sizilien gereiſt. Der gegenwärtige König hat dieſe Gensdarmerie aufgelöſt, und eine andre eingeſetzt, welche deren Stelle aber nicht gut vertritt. Unſer Lohnlakey war höchſt unzufrieden mit dieſer Maaßregel, weil ſie die Zahl der Reiſenden vermindert.

Endlich, am 22. Februar, waren wir wieder an Bord des Veloce. Die Reiſegeſellſchaft hatte ſich bis auf 17 Perſonen vergrößert, unter denen eine war, die mich zu andrer Zeit ſehr beluſtigt haben würde. Allein ich lag während der fünfundzwanzigſtündigen Fahrt in der möglichſten Unbeweglichkeit auf dem Verdeck, und wurde freilich nicht ſeekrank, aber ſo nervenſchwach, daß jedes Amüſement von meiner Kraftloſigkeit abglitt. Jene Perſon war ein Commis voyageur aus Lyon, und ich glaube, man konnte ihn als den Typus dieſer Menſchenklaſſe betrachten, von der ich noch kein Exemplar in der Nähe geſehen, und die auf ihren Geſchäftsreiſen einen oberflächlichen Welt-

und Bildungsfirniß annimmt, der gar nicht recht auf der Unterlage einer ſchlechten Erziehung haften will, und komiſch abſticht gegen die Gewohnheiten der ſchlechten Geſellſchaft, deren erſte die Sucht iſt, ſich durch ein lautes, commandirendes Weſen in Evidenz zu ſetzen, was gewiß jeder Gebildete gern vermeidet. Kläglich lächerlich waren die Verſuche dieſes Herrn, den vornehmen Mann und den Elegant zu ſpielen. Da es ihm ſchien, als mache er damit nicht genug Effect, ſo warf er ſich in das Gebiet der Kunſt, und fing an im Orakelton Urtheile auszuſprechen, die zwar nicht den beabſichtigten, aber auf mich wenigſtens ſo tiefen Effect machten, daß ich zwei derſelben behalten habe. Von der Kirche in Monreale, die eine flache Decke, den Rundbogen und antike Säulen hat, alſo antigothiſch iſt, ſagte er mit Donnerſtimme: „C'est un curieux monument d' architecture, gothique pur!“ — und von dem Gemälde des Morrealeſe: „Cinquante Rafaels ne valent pas ce tableau-là“. — Seine Gefährten hörten ihm andächtig zu. — Himmel! wird man unwillig rufen, wie kann man ſolche Dummheiten niederſchreiben. — Es iſt nur, um ein Beiſpiel zu geben, wie weſentlich Reiſen zur Bildung der Menge beitragen, und was wir für einen hohen Grad von Geſammtbildung zu erwarten haben, wenn erſt Alles auf Eiſenbahnen durch die Welt fliegt — bewußtlos wie ein Weberſchiffchen, und anſpruchvoll wie mein Commis voyageur.

Giebt es meinem Buch nicht ein kleines unordentliches, zerriſſenes Anſehen, daß ich in ſolchen Abſätzen ſchreibe, die ohne Zuſammenhang ſind? Es wäre wol ordentlicher, wenn ich in einem Athem ſchriebe und immer hübſch glatte Übergänge machte. Aber ich kann nur nach meiner Natur ſchreiben: die hat keine Übergänge. Es wär' auch der Unordnung abgeholfen, wenn ich dieſe Abſätze in eben ſo viel Briefe verwandelte, meine Freunde um Erlaubniß bäte, denſelben ihre Namen vorſetzen zu dürfen, und in der Vorrede ſagte: ich hätte alles Perſönliche herausgeſichtet; doch dann wären es ja keine friſche Briefe mehr. Zuweilen fällt mir ein, ich könnte ja die wirklichen Briefe, die ich meinen Freunden ſchreibe, nach meiner Heimkehr wieder einkaſſiren und drucken laſſen; das wäre herrlich bequem! ich habe Zeiten von unbeſieglicher Trägheit! allein ich ſchäme mich ſo geizig zu ſein. — So iſt's denn ſonnenklar, hoff' ich, daß grade dieſe kleinen Bruchſtücke die beſte Form ſind, die ich wählen konnte.

Vom Klima Neapels bin ich nicht ſehr erbaut. Der Sonnenſtral iſt warm, der Wind eiſig, und ein ſolcher Wechſel in der Temperatur, daß man ſich kaum auf die nächſte Stunde, geſchweige den nächſten Tag verlaſſen kann, immer genirt mit der Kleidung iſt, und Ausflüge in die Umgegend auf gut Glück machen muß, wenn ſie zwei, drei Tage dauern ſollen. Am letzten Februar fuhren wir nach Päſtum. Gott, was war es kalt! in deutſchen Winterkleidern froren wir wie in Deutſchland, im Lande „wo die Orangen blühen“. — (Beiläufig geſagt: eine wirklich ſüße Orange habe ich noch nicht erhaſchen können, nicht einmal in Sizilien; ſie reifen ſpäter.) — Die eiſige Tramontane, die über den tiefbeſchneiten Apennin wehte, erzeugte dieſe empfindliche Kälte und ſtörte ſehr das Vergnügen der Fahrt. Wir fuhren am erſten Tage bis Salern. Die Chauſſee iſt ſehr gut, der Weg, welcher einen Arm des Apennins durchſchneidet, läuft zwiſchen maleriſchen Berggegenden, durch ein reichbebautes Land; allein man verläßt das Meer, und ich habe mich ſo mit der grandioſen Meerausſicht verwöhnt, daß ohne ſie — nichts mir gefallen will. Auf der Höhe über Salerno gewinnt man ſie wieder, und man überſieht den ganzen Golf, der viel größer, als der von Neapel, aber viel einförmiger iſt. Das ungünſtige Wetter hinderte uns nach dem zwei Stunden entfernten Amalfi zu ſchiffen, und wir hätten doch gern geſehen, ob es wirlich ſo grottenähnlich iſt, wie die Bilder es malen! — Um etwas zu thun, gingen wir in den Dom, der einige ſchöne kleine antike Säulen hat, welche eine Tribüne mit Moſaik bekleidet tragen; und dann auf das feſte Schloß, wo man jedoch die nämliche Ausſicht wie unten am Meer hat, obgleich es ziemlich hoch über der Stadt liegt. Allein es wird von noch höheren Bergen dominirt, und die Stadt iſt durch ſie ganz gegen Norden geſchützt und müßte, ihrer Lage nach, ein warmes Klima haben, wofür auch einige Palmen zu ſprechen ſchienen, die auf ziemlich freien Stellen ſtanden. Wir merkten nichts davon. Es iſt mir recht lieb aus Erfahrung zu wiſſen, wie das Land des ewigen Frühlings beſchaffen iſt, vom dem die Dichter und Reiſebeſchreiber erzählen. Ich hab' es ſo gefunden: eine graue Erde, kahle Bäume, nackte Weinberge und Gärten, und eine ſchneidende Tramontane — ſo hatten wir Neapel verlaſſen, ſo fanden wir die Küſte von Kalabrien. Am andern Tag ganz früh fuhren wir nach Päſtum, das fünf bis ſechs deutſche Meilen weiter, am Golf von Salern in einer breiten moraſtigen Ebene liegt. Der Weg iſt troſtlos langweilig, und hat nur den einen Vorzug, daß man ihn ſchnell zurücklegen kann. Es überraſchte mich recht, daß die moraſtigen Wieſen, wo Büffel und ſchwarze Schaafe weideten, mit der Tazette überdeckt waren, die man bei uns ſorgſam Winters in Töpfen zieht; hier blühte und duftete ſie in der Wildniß! Die Reiſebeſchreiber und Dichter haben alſo doch etwas Recht! aber nicht ganz; denn die Tazetten wuchſen zwiſchen fahlem Riedgras und ſtruppigem Gedörn, und einzelne Schneeflocken fielen in den kleinen goldnen Becher, den ſie auf ihrem ſternähnlichen Teller tragen. Es iſt quälend, daß Alles nur ſo halb iſt in der Welt, und daß es immer klingt als ob man ſich ſelbſt und Andern widerſpräche, wenn man doch weiter nichts als die Wahrheit ſagen will. —

Endlich kamen wir an einen ziemlich hohen Erdwall — ich kann es nicht anders nennen; — das ſind die alten Mauern von Päſtum. Die Zeit hat ſie mit Erde bedeckt, Gras und Geſträuch wachſen darauf; an manchen Stellen ſind ſie niedriger, an andern ſieht man Schutthaufen des Gemäuers, und das nördliche Thor, Porta Aurea, ſteht noch. Innerhalb dieſes Umkreiſes liegen verſtreut einige jammervolle Hütten, große ſchlechtgehaltene Bohnenfelder, unbebautes ſumpfiges Land, und mitten in dieſer Wüſte, fremd ihrer Deſolation, fremd unſern Jahrhunderten, liegen die

Tempel. — Phönizier ſollen ſich zuerſt hier coloniſirt haben, dann Etrusker, dann die famöſen Sybariten, welche endlich den Römern Platz machten — ſo hab' ich geleſen, und in die heroiſchen Zeiten, zwiſchen den Trojaniſchen Krieg und die Gründung Roms, ſoll die erſte Koloniſation fallen, welche Päſtum, in einer damals fruchtbaren Ebene liegend, zu einer bedeutenden Handelſtadt machte. Deshalb iſt der eine Tempel dem Neptun und der andere der Ceres geweiht; das dritte Gebäude war ein Portikus. Alle drei liegen rechts von der Chauſſee, faſt in einer Reihe, in kleiner Entfernung von einander und vom Wege. Sie ſind ſich ſehr ähnlich, im erſten doriſchen Styl, wo die Säule ſich nach oben zuſpitzt, und ohne Sockel auf der oberſten der drei Stufen ſteht, welche rings umherlaufen. Doch ſieht der Neptunstempel ganz einzig, wunderbar majeſtätiſch aus, vielleicht weil er ſo herrlich erhalten iſt. Vierzehn Säulen ſtehen auf ſeinen langen Seiten, ſechs auf den kurzen; über beide letztere erhebt ſich das Frontiſpiz, ein Fries mit Triglyphen läuft umher. Ein Periſtyl liegt vor der Celle, die um zwei Stufen erhöht und von ſieben Säulen auf jeder langen Seite eingefaßt iſt. Dieſe Säulen tragen noch große Stücke vom Architrav, auf welchem wiederum vierzehn kleine Säulen ſtanden, die das Dach trugen: von dieſen fehlen ſechs. Das Verhältniß zwiſchen den äußern, den innern und den obern Säulen iſt aufs glücklichſte getroffen; ſie ſind verſchieden an Größe und Dicke, doch der zweimal verkleinerte Maßſtab machte mir den Eindruck, als ſähe ich die äußern Säulen in Verkleinerungsgläßern. Sie ſind cannelirt, und die ungeheuern Quadern des ganzen Baus ohne Cement auf einander gelegt. Vier Perſonen mit ausgebreiteten Armen umſpannen die äußern Säulen. Wäre dieſer Bau von Marmor, ſo würde man ſeine Einfachheit arm finden; allein das ſchlichte, unzerſtörbare Material paßt zu ſeiner Schmuckloſigkeit und zu dem ſtrengen Ernſt ſeines Charakters, der alle Imagination ausſchließt; Zierrath wäre unter ſeine Würde. Ich kann nicht beſchreiben mit welcher Ehrfurcht ich dieſen Tempel anſtaunte, der ungefähr halb ſo alt iſt wie unſere Erde; der Roms dunkeln Urſprung und lange Geſchichte geſehen hat; der ſchon uralt war, als das Chriſtenthum anbrach; der zwiſchen Vulkanen und Erdbeben, bei dem Verſchwinden der Generationen und ihrer Stätten, bei dem Wechſel der Kronen, der Völker, der Religionen, unbeweglich geblieben iſt; der ein Zeuge der ganzen, bekannten Hiſtorie war, wenn man die alt-teſtamentliche ausnimmt; und der — Gott allein weiß was noch für Großes und Kleines überdauern wird! — So etwas von Menſchenhand errichtet, hab' ich nie geſehen! — Ich bebte, ich war ganz aus der Faſſung .... aber nicht vor Entzücken, wie in Taormina, wo ich bezaubert von der Herrlichkeit des untergegangenen Griechenvolkes und der ewigſchönen Erde war; nein! ſondern aus Reſpect vor einer Zeit, die dermaßen voll Kraft war, daß ihre materiellen Werke einen Anſtrich von Ewigkeit bekommen, indeſſen die Natur um ſie her dem Wechſel erlegen iſt und die geſpenſtiſche mal' aria den Boden verpeſtet und den Menſchen umbringt, wo die Roſe von Päſtum blühte, und wo ein geſegnetes Land alle Üppigkeit eines genußſüchtigen Volkes begünſtigte. Und ſeltſam! mitunter lehnte ſich meine Seele gegen dieſen Reſpect auf und flüſterte: „Es iſt aber doch nichts, als die rohe Kraft! ſo viel Schönes und Schöneres iſt verſchwunden — wie können dieſe Maſſen ſich ſo breit machen in der Welt der Vergänglichkeit? welcher unſichtbare Geiſt erhält ihr Leben? denn wenn ſie todt wären müßten ſie ja in Staub zerfallen. Ein Menſch ſtirbt und verſchwindet aus der Schöpfung deren Schmuck er war, und dieſe Steine uſurpiren das Recht der Unvergänglichkeit.“ Wie das Fatum kam dieſer Tempel mir vor, mit ſeinen wenigen, ſtrengen Linien, mit ſeiner eiſigen Größe. Und das kann auch nicht anders ſein, denn die Architectur ihrer Tempel iſt ein Symbol des Glaubens der Völker. Sie ſind ſo verſchieden, der griechiſche und der chriſtliche Tempel, wie das harte Fatum und der gnadenreiche Gott ſind, und wie die Unterwerfung unter das Fatum und die Ergebung in den göttlichen Willen den Menſchen machen; dennoch weckt die Betrachtung Beider tiefe Melancholie, denn dieſe ſchwebt nun einmal über den letzten Gedanken und den größten Werken der Menſchen. Ein griechiſcher Tempel ſteht ſo fertig, ſo ſehnſuchtslos, ſo weltſicher da, daß man traurig lächeln muß über die blinde Zuverſicht, die ſich ſo arg verrechnet und umſonſt der Zukunft bemächtigt hat. Und in unſern alten Domen iſt ein Sehnſuchtsdrang, ein ungeſtillter Durſt nach Vollendung, ein Schutzſuchen unter dem Kreuz, daß man den Schmerz und das Bedürfniß der Welt aus ihnen und zugleich aus der eigenen Seele lieſt, und die Hände ringt und fragt: „O Herr und Gott! Du läßt es doch wol nicht zu, daß unſre Sehnſucht ſich verrechnet?“

Die Zahl der Säulen iſt beim Cerestempel dieſelbe, doch in kleineren Verhältniſſen, auch haben Architrav und Frontiſpiz gelitten und von der Celle beſteht nur das Fundament. Zwiſchen dieſem und dem Neptunstempel liegt das alte Theater, von dem kaum die Form zu erkennen iſt, um ſo mehr da die Römer in daſſelbe hinein einen Tempel gebaut hatten; wenigſtens zertheilt das Fundament eines ſolchen das Halbrund der Sitze, und Bruchſtücke vom Fries und von Säulenknaufen zeigen die Arbeit einer ſpätern Zeit. Der Portikus endlich, mit achtzehn Säulen auf jeder langen Seite und neun auf jeder kurzen, iſt im Innern auch um zwei Stufen erhöht und der Länge nach durch eine Säulenreihe in zwei Hälften getheilt. Stånd' er dem Neptunstempel nicht ſo nah, würd' er vielleicht großen Eindruck machen: jetzt verſchwindet er, um ſo mehr, da ſeine Breite ihm ein etwas zerfloſſenes Anſehn giebt. — Zwölf Meilen von Neapel in einer weiten, freien Ebene gelegen, ſind dieſe Tempel doch erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem jungen Maler auf einer künſtleriſchen Streiferei entdeckt. Es iſt wahr, man erkennt ſie nicht in weiter Entfernung, ſie ſehen erdfarben aus, kleine Hügel aus zerfallenem Geſtein mit Geſtrüpp bedeckt, ſind umher geſtreut, und die ganze Gegend iſt ſo öde, ſo wenig einladend und im Sommer durch die mal' aria ſo gefährlich, daß ſich ſchwerlich Menſchen dahin verirren mochten. Jetzt haben ſich doch einige Unglückliche dort angeſiedelt, ſo mager, hohläugig, fieberverzehrt, lumpenumhängt, daß unſre gewohnte Gleichgültigkeit gegen Bettler vor dieſen Jammergeſtalten verſchwand, als ſie wie ein Heer hungriger Heuſchrecken über uns herfielen. Die ganz kleinen Kinder, welche die Mütter auf dem Arm trugen, hatten auf ihren winzigen Geſichtern ſchon die Krankenzüge der Eltern und die antizipirte Leichenfarbe. Ich liebe das farbloſe Colorit des Südens: das Blut wird vom raſchen Pulsſchlag verbraucht und hat nicht Zeit in den Wangen ſich aufzuhalten; wenn es aber von Krankheit verbraucht wird, ſo giebt es ein welkes, abgemattetes Anſehen, das beſonders beängſtigend bei Menſchen iſt, die von ihrer Hände Erwerb leben ſollen. Ich weiß nicht wodurch die mal' aria erzeugt wird, und niemand weiß es genau; aber ich glaube feſt, die Kultur des Bodens könnte ſie wenn nicht ausrotten, doch mäßigen. In Holland herrſcht das Fieber im Frühling heftig; in Manheim auch, das feucht und tief in einer Ebene liegt; wenn man aufhörte den Boden zu bebauen, und ihn am Ende gänzlich verließe, ſo würde auch dort das Miasma des Sumpfes die Luft vergiften, und dieſe wiederum den Einzelnen, der ihrem Einfluß preisgegeben iſt. Mir däucht, ſo gut wie die Engländer ihre Sträflinge nach Botany Bay ſchicken, könnte man ſie hier in den Landſtrichen brauchen, die von der mal' aria verwüſtet ſind.

Auf der andern Seite von Neapel, um den Golf von Puzzoli herrſcht ſie auch, doch nicht in ſo hohem Grad, als um Päſtum. Da iſt Weinbau, da ſind Orangen in den Gärten; aber eine Menge kleiner Seen, halb vulkaniſche Erzeugniſſe, halb Überbleibſel des Meeres, das früher andre Ufer hatte, geben dem Landſtrich ein feuchtes, unbehagliches Anſehen. Und in der letzten Zeit der römiſchen Republik, und unter der erſten Kaiſerfamilie, waren Puzzoli, Bajä, Bauli und Miſene die Orte, wo man ſeinen Sommeraufenthalt machte, und außer der milden Luft und der Raffinerie des Luxus, die Freiheiten und Bequemlichkeiten des Badelebens ſuchte und fand. Die heißen Quellen bei Puzzoli ſollen noch jetzt von armen Leuten mit Wirkſamkeit gebraucht werden; und die Stufe di Nerone bei Bajä exiſtiren auch noch. Ich ging ungefähr zehn Schritt in den gewölbten Gang hinein, aber die erſtickende Hitze trieb mich zurück. An all dieſen Orten ſind eine Maſſe Menſchen bemüht alles Merkwürdige und Nichtmerkwürdige zu zeigen, man möge wollen oder nicht. So ſagte denn auch ein Mann, er wolle mir geſchwind ein Ei kochen, zog ſein Hemd aus und lief nur in Leinwandbeinkleidern, mit einem Eimer, in jenen Gang. Anderthalb Minuten mochten vergangen ſein, als wir ein fürchterliches

Ächzen, wie wenn Jemand Bruſtkrämpfe hat, immer näher kommen hörten, bis zuletzt der Mann herausſtürzte, triefend von Schweiß und nach Luft ſchnappend. Im Eimer rauchte das heiße Quellwaſſer; das Ei hab' ich nicht gegeſſen, ich liebe nicht ſolche Experimente.

Für Ruinen, die blos zerfallne Steinmaſſen, ohne maleriſche und architektoniſche Schönheit ſind, kann ich mich gar nicht intereſſiren; und ſo ſind die meiſten am Golf von Puzzoli; die ganze Küſte bis zum Cap Miſene iſt ein Schutthaufen römiſcher Backſteine, durch vulkaniſche Erſchütterungen mit Erde, und durch die Zeit mit Vegetation bedeckt. Daher muß man in viele gebückt hineingehen, und ſie bei Fackellicht beſehen, z. B. das Grab der Agrippine; die Cente Camerelle, welche Gefängniſſe des Nero ſollen geweſen ſein; die Venuskammern, kleine gewölbte Gemächer, die um einen Venustempel herumliegen, deſſen Rotunde noch ſteht, und die mit hübſchen, ziemlich indezenten Basreliefs bekleidet ſein ſollen. Ich habe weder dezente noch indezente, ſondern gar nichts in dieſen dumpfen Gewölben, beim Qualm der Pechfackel wahrnehmen können. Eine wirklich ſchöne Ruine, obgleich auch unterirdiſch, iſt die Piscina mirabile, eine Ciſterne welche Nero hat bauen laſſen, um einen

Aquaduct mit Waſſer zu verſorgen; ſie beſteht aus fünf Reihen Bogengänge, deren oberes Gewölbe zum Theil eingeſtürzt iſt, und den Himmel hineinſehen und allerlei Schlingpflanzen hineinklettern läßt. Man hält auch noch Auguſtus, Agrippa, Claudius für den Erbauer, wie hier denn überhaupt Alles ziemlich ſchwankend über Namen und Beſtimmung zu ſein ſcheint. Ich nannte Nero; denn in Bauli hatte er ſeine Villa, und hier war ein Hauptſchauplatz ſeiner Feſte und ſeiner Greuel. Aus dieſer Villa begleitete er ſeine Mutter an das Schiff, wo ſie den Tod finden ſollte während der kurzen Überfahrt nach ihrer Villa am See Lucrin bei Bajä. Als ſie ſich aus den Wellen gerettet und ihr Haus erreicht hatte, fiel ſie noch in derſelben Nacht unter dem Dolch. Und dieſer Nero, ſagen die Geſchichtſchreiber, ſei während ſeiner erſten Regierungsjahre mild und menſchlich geweſen! Das werd' ich nie glauben! ein guter Menſch kann wol eine Übelthat thun, aber er kann ſich nicht dermaßen im Böſen feſtſetzen, daß er vor dem Ungeheuerſten nicht erſchrickt. Nero war nur feig: er wartete bis er die Welt ſicher gemacht; als ſie gegen ihn aufſtand, hatte er nicht einmal den Muth ſich den Tod zu geben, ein Freigelaſſner mußte es thun; und dieſen letzten Muth hatte doch ſonſt der erbärmlichſte Römer! —

Und dann weiß man ja, welch ein leidenſchaftlicher Schauſpieler Nero war: er tödtete ſeine geliebte Poppäa durch einen Fußſtoß, als ſie nicht Luſt hatte einer ſeiner theatraliſchen Vorſtellungen beizuwohnen. Er, der ſeinen Ruhm darin ſetzte ein vorzüglicher Dichter, Tänzer, Sänger, Kutſcher des Circus zu ſein, konnte auch zur Abwechſelung wol Luſt haben, die Rolle eines guten Kaiſers zu ſpielen. Übrigens verdiente Poppäa ihr Schickſal grade ſo gut wie Agrippine! es iſt nur ſo gräßlich Unthaten durch noch größere Unthat beſtraft zu ſehen; man entſetzt ſich vor der Verderbniß, der Ausartung der menſchlichen Natur. Durch ſeine Heirath mit Octavia, der edlen Tochter eines Claudius und einer Meſſaline, ward Nero Kaiſer, nachdem er Britannicus, den Bruder ſeiner Gemalin, vergiftet hatte. Als er das erreicht, ſchickte er ſie in die Verbannung. Poppäa verlangte Octavias Tod .... ihren Kopf, um ſich wirklich von dem Tode der Gehaßten, der Unſchuldigen zu überzeugen. Man brachte ihr den Kopf. Poppäa nahm ihn auf den Schooß, hob ihm die geſenkten Augenlieder auf, zog aus ihrem Haar eine goldene Nadel, und bohrte ſie in die gebrochenen Augen.

Welche verborgene Miſſethaten auf dieſen Stätten geſchehen ſind, mag der Himmel wiſſen! ich bin nicht neugierig darauf, denn was die Geſchichte davon aufbewahrt hat, iſt abſchreckend genug. Eine ſolche ununterbrochene Reihe von Unthaten wie in der erſten römiſchen Kaiſerfamilie, findet nirgends ihres Gleichen. Die Annalen der merowingiſchen Könige mögen approximativ ſein. In Bajä ſtarb der Jüngling Marcellus, der geliebte, edle Neffe des Auguſtus, ſein muthmaßlicher Nachfolger, der dem Tiberius den Weg zum Thron vertrat. Livia machten ihn frei, ſie vergiftete Marcellus und Tiber ward Kaiſer — Kaiſer, um 15 Jahr lang ſcheu wie ein Raubthier in ſeiner Höle auf dem Felſen von Capri zu hauſen, und unſichtbar wie die mal' aria die Welt zu verderben!

Und von Bajä nach Puzzoli ließ der hirnverbrannte Caligula eine Brücke quer über den Golf ſchlagen, deren Reſte man noch bei Puzzoli ſieht, und die jene Brücke des Xerxes über den Hellespont nachahmen oder bedeuten ſollte. Als ſie fertig war ging er in zwei Triumphzügen hinüber: einmal zu Pferd, mit dem Eichenkranz auf dem Haupt, einmal im Triumphwagen mit dem Lorberzweig gekrönt. So unterſtand ſich dies Weſen die höchſte Ehre zu verhöhnen, welche das alte Rom den größten Männern angethan! — O wie erleichtert mußte die Welt Athem holen, als die Flavier auf den Thron kamen und die Menſchenwürde der

Kaiſer wieder herſtellten! Und dennoch war es zu ſpät! Titus, Trajan, die hohen Antonine — ſie konnten nur den Sturz des Throns verzögern, nicht ihn verhindern. Hadrian iſt in Bajä geſtorben, doch Monumente aus ſeiner Zeit exiſtiren nicht.

Die ſchönſte dieſer römiſchen Ruinen iſt unſtreitig der Tempel des Jupiter Serapis — wie Andre ſagen: der Nymphen — bei Puzzoli. Drei prächtige Säulen von Marmor cipollino, nämlich weiß und violet gefleckt, ſtehen noch aufrecht und zeigen die gute Arbeit und das herrliche Material. Das Fundament iſt durch Erderſchütterungen mit Waſſer überſchwemmt, doch erkennt man deutlich die innere Rotunde, die Sockel der Säulen welche die Kuppel trugen, die Zellen der Prieſter die wie Niſchen den Tempel umgaben. Auf etwas erhöhten Marmorballen, in Springerzügen, geht man über das Waſſer, frei und bequem, was ſehr angenehm mit den gebückten, dunkeln Expeditionen in die unterirdiſchen Ruinen kontraſtirt. Im Jahr 1750 iſt dieſer koſtbare Tempel, aus dem vorletzten Jahrhundert der Republik, entdeckt, und damals leicht zu reſtauriren geweſen. Statt deſſen hat man ihn förmlich geplündert, ſeine Säulen nach Caſerta, ſeine Statuen und Vaſen ins Muſeum geſchleppt. Man meinte es damals ſehr gut, man wollte die Kunſtwerke retten;

aber man hätte darauf bedacht ſein ſollen ſie an Ort und Stelle zu ſchützen, wie das jetzt geſchieht — nur leider zu ſpät.

Geſchichtliche Momente machen dieſen Boden wichtig; naturhiſtoriſche und poetiſche haben auch ein Recht an ihm. Jener See Lucrin, an welchem Agrippinas Villa lag, und der den Römern ihre beliebteſten Auſtern lieferte, iſt im Jahr 1538 durch ein Erdbeben dermaßen verſchüttet, daß der Monte nuovo ſich über ihm gebildet hat und daß von ihm nur eine kleine Pfütze übrig geblieben iſt. An demſelben Tage ward auch das große Dorf Tripergola, das zwiſchen dem See und dem Meer lag, von letzterem verſchlungen, ſo daß das Meer ein großes Stück Land erobert hat; denn jetzt iſt da nicht viel mehr Raum, als für die Chauſſee. Neapel liegt auf einem unſichern Terrain: die ausgebrannte, doch beſtändig Schwefeldampf aushauchende Solfatara rechts — und der brennende Veſuv links — prophezeihen ihm einen feurigen Untergang; dazu das Meer, das den Boden unternagt und abbröckelt und, wenn die Zerſtörung geſchehen iſt, mild ihre Spuren fortwäſcht! .... — Die poetiſche Verherrlichung jener Gegend hat Virgil unternommen, indem er einige Szenen der Äneïde, dorthin verlegt. Ich kenne die Äneïde nicht genau genug um ſeinen

Beſchreibungen nachzufolgen, und wenn ich es auch verſuchen wollte, ſo würden die Stätten doch nicht zu erkennen ſein, denn der Acheron, über den Charon die Seelen führte, heißt jetzt See Fuſaro und enthält ſehr große Auſtern; die elyſäiſchen Gefilde ſind eine kleine ſumpfige Wieſe; und der See Averno um den finſtre Schreckniſſe hauſten und an dem die Grotte der Sibylle lag, durch die Äneas in die Unterwelt hinabſtieg, iſt allerdings noch jetzt der See Averno, den ein kleiner Bergkeſſel umgiebt, aber nichts weniger als ſchauerlich, nicht einmal impoſant. In der dabei befindlichen Grotte der Sibylle bin ich auch geweſen, wenn man einen ſchnurgraden, ſchöngewölbten, ein Paar hundert Fuß langen unterirdiſchen Gang Grotte nennen will. Ich finde daß ſie viel mehr Ähnlichkeit mit einem jener Canäle oder Waſſerbehälter hat, deren die Römer ſo viele bauten. Jenſeits des Averno und ſeiner Hügelkette liegt Cumä, die älteſte Niederlaſſung der Griechen in Unteritalien, welche aber von Longobarden und Sarazenen dermaßen zerſtört iſt, daß nur noch einige Trümmer davon exiſtiren; unter andern auch eine Grotte der Sibylle, deren wildere unzugänglichere Lage mir ein paſſenderer Wohnort für dies geheimnißvolle Weſen zu ſein ſcheint. Bei dem Amphitheater von Cumä, das in einen Baumgarten verwandelt iſt, hatte man ein Paar Tage vorher, wenig Fuß unter der Erde, zufällig eine Marmorſtatue entdeckt. Sie lag noch auf derſelben Stelle, wo ſie vielleicht 1800 Jahr gelegen; die Erde war weggeräumt, Kopf und Hände fehlen, übrigens iſt ſie wol erhalten und trägt das lange, zierlich drappirte Gewand eines Redners.

Drei Ausſichtspunkte um Neapel gefallen mir ganz beſonders; jeder iſt verſchieden, jeder ſtellt eine gewiſſe Anſicht in beſonders günſtiges Licht, und doch zeigen alle drei ungefähr dieſelben Gegenſtände. Vom Veſuv hat man den herrlichſten Überblick der Campagna felice bis Caſerta hinauf, und des Golfs, an deſſen Horizont die Inſeln Capri, Iſchia, Procida liegen, welche letztere dem Vorgebirg Miſene nahe iſt, und auf dieſe Weiſe den Golf ſchließt. Vom Schloß St. Elmo, einem Fort, das über Neapel auf dem Vomero liegt, ſieht man die Stadt gar ſchön, nämlich den ſchöneren Theil derſelben, der wie eine große, reichgeſchmückte Terraſſe vom Vomero ans Meer hinunter ſteigt, dann rechts mit dem Quay der Mergellina an das Vorgebirg des Poſilipp heranläuft, und links mit Portici und Reſina ſich verbindet, an welche dann das Auge Torre del Greco und dell' Annunziata, Caſtelamare und die liebliche Küſte von Sorrent knüpft. Endlich, von dem Kloſter der Camaldolenſer überſieht man jene zwei Gemälde, nur etwas ferner gerückt, und dazu den ganzen Landſtrich um den Golf von Puzzoli, die Solfatara, die Seen Averno, Fuſaro, Agnano, und die vorhin genannten Inſeln — aber wirklich als Inſeln, d. h. vom Meer umfloſſen, ſtatt daß ſie ſich ſonſt als Begränzer des Meeres darſtellen. Ehedem hieß es bei dieſem Kloſter: „ma non le donne!“ Alle Frauen müſſen dem Grafen Ricciardo Dank wiſſen, daß er unterhalb des Kloſtergartens einen Weg und einen Pavillon eingerichtet hat, der auch ihnen zugänglich iſt. Dieſer Ausſichtspunkt iſt mir der liebſte, weil er die größte Mannichfaltigkeit und Fülle darbietet. Ein ſehr berühmter iſt noch der vom Kloſter San Martino; da ſich aber noch kein Graf Ricciardo für ihn gefunden, ſo kann ich nicht davon mitſprechen.

Und es iſt doch ſehr angenehm von den Dingen mitſprechen zu können! d. h. am ſprechen liegt mir nicht viel, aber am wiſſen deſto mehr; denn wenn ich nur höre, ſo mache ich mir ganz extravagante Vorſtellungen. Meine Seele iſt wie todt, oder was noch übler iſt: ganz konfus, ohne meine Augen. Was ich mir von der blauen Grotte auf Capri vorgeſtellt hatte, weiß ich in der That nicht zu ſagen — wenigſtens ein Mirakel! wenigſtens ein achtes Weltwunder! Was ich gefunden? ....

In der vorigen Woche wollten wir nach Capri, und zwar, um die Seefahrt abzukürzen, zu Lande bis Sorrent, und uns von dort überſetzen laſſen. Auch iſt jene Küſte ſo reizend, daß ſie für ſich allein den Beſuch verdiente. Sie iſt in verſchiedene Buchten abgetheilt, die durch Bergrücken, welche in Vorgebirge auslaufen, von einander geſchieden ſind. Die Bucht von Caſtelamare iſt die erſte, von Vico die zweite, von Sorrent die dritte; dann läuft die Küſte allmälig aus, da liegt Maſſa und da iſt das Ende des Golfs von Neapel. Bis Vico geht eine vortreffliche Chauſſee, die bis Sorrent führen ſoll; es wird eifrig an ihr gearbeitet, doch jetzt muß man ſeinen Weg zu Fuß oder zu Eſel fortſetzen. Vico liegt wunderſchön, ſteil und hoch über dem Meer, in einem engen, wilden Thal, das aber gedrängt voll Menſchenwohnungen und Spuren ihrer Thätigkeit iſt. Es war ein herrlicher Tag, milde Luft, glänzende Sonne, recht frühlingsmäßig! die Felſenwände zwiſchen denen wir gingen, bildeten auch eine Art von blauer Grotte, denn ſie waren überwebt von Veilchen, Vinken und Anemonen. Bald kamen wir auf die Höhe und blickten ins Thal von Sorrent hinein, das wirklich mit ſeinen Orangengärten und ſeinen Dorfſchaften eine Conca d'oro im Kleinen und dadurch ſehr ſeltſam iſt, daß tiefe Schluchten es zerreißen, die vielleicht von Bergſtrömen gebildet, aber trocken, und ganz mit Orangenpflanzungen angefüllt ſind. Die Wanderung durch dies Thal iſt weit weniger angenehm, als durch das von Vico; dort ging man zwiſchen Felſen und über Wieſen; hier — zwiſchen hohen Gartenmauern, die jede Ausſicht verſperren. Nur wenn man an die Brücken kommt, welche über jene Schluchten führen, kann man um ſich blicken. In der Umgegend der Stadt, wo wir nach einem Punkt ſpähten um ſie überſehen, fanden wir keinen günſtigen; zum Erſatz zeigte man uns einen Myrtenbaum der 430 Jahr alt iſt. Dies Alter ſowol, als daß die Myrte ein Baum geworden, da ſie ſonſt nur — wenigſtens in Italien — ein Strauch iſt, ward als große Merkwürdigkeit geprieſen. Ich weiß es nicht! allein, daß eine andre Merkwürdigkeit Sorrents, Taſſos Haus, die nüchternſte aller Reliquien iſt — das weiß ich. Ein ganz modernes Haus, kein Kämmerlein, kein Tiſch, kein Stuhl, nichts das an ihn erinnerte! in einem Saal eine elende Büſte von ihm .... das iſt Alles. Blos die äußern vier Mauern zu ſehen, die einen berühmten Menſchen beherbergt haben, iſt für mich ohne alles Intereſſe. Was ich ſuche ſind die Spuren ſeines Geiſtes, und ſeine Gewohnheiten und Bedürfniſſe, die ſich in den nächſten

Einrichtungen und Umgebungen ausſprechen und den äußern Menſchen verſinnlichen. Ein Zimmer, wenn man es grade ſo ließe wie der Bewohner es ſich arrangirt hat, würde mich ſehr intereſſiren; die Ordnung, die Einfachheit, die Bequemlichkeit, oder das Gegentheil, ſpricht ſich deutlich in dem kleinen Raum aus! Aber man läßt die Zimmer nicht wie ſie waren, man leert ſie aus, irgend ein troſtloſes Überbleibſel wird als einziges Document aufbewahrt, wie in Ferney das Bett Voltaires mit ſeinen zerfetzten Vorhängen. Wer kann dieſer Verwüſtung gegenüber eine andre Empfindung haben, als: „Gott, wenn doch dies Zimmer ab und an gelüftet würde!" — Nicht aus Gleichgültigkeit, ſondern aus tiefer Andacht zu den großen untergegangenen Menſchen wünſche ich, daß mit ihrem Leben jede Spur ihres körperlichen Daſeins von der Welt ſchwinden möge, denn nach höchſtens zehn Jahren haben dieſe Reſte ein moderhaftes Anſehen, erinnern nur an den Tod und nicht an die Unſterblichkeit. Nichts hat mir beſſer gefallen, als die ſchlichte Art wie die alten Florentiner dem Geiſt ihrer großen Männer gehuldigt haben: im Dom hängt Dantes Bild, ſtehen die Büſten von Giotto, Brunelleschi, Marſilio Ficino, Pietro Farneſe ihrem Feldherrn. Ob und wo dieſe Männer ein eigenes Hüttchen hatten, iſt gleichgültig;

das Haus Gottes iſt das ihre! als Boten Gottes ſtehen ſie in ſeinem Tempel, damit man ſtets an den erinnert werde, der ſie geſendet hat. So etwas iſt aber jetzt nicht mehr Mode. Man errichtet den großen Männern eine triſte, einſame Statue, doch man iſt viel zu fromm oder viel zu aufgeklärt um ſich durch ſie an Gott erinnern zu laſſen, und überdas haben die Pariſer Pantheons-Verſuche bereits den andächtigen Gebrauch in das Gebiet der Lächerlichkeit geſchleppt.

Hat man je über das Schickſal eines Menſchen lamentirt, ſo iſt es über Taſſo's geſchehen! alle Dichter haben ihn mehr oder minder ſchön klagend beſungen, alle Leſer haben ihn mehr oder minder gerührt betrauert. Ich finde dieſe ewigen Lamentationen, nicht über Taſſo allein, ſondern über alle Dichterſchickſale, die mit Homers Blindheit anfangen — ſehr befremdlich. Millionen Menſchen haben eben ſo harte Schickſale, und haben nicht den Genius, der ſie wenigſtens momentan darüber erhebt und tröſtet; warum beklagt man die nicht? Man glaube doch nur ja, daß die große Imagination, welche der Dichter nothwendig haben muß, ſelten ſo ſtreng von ihm gezügelt wird, daß er ſie nicht tauſendfach mißbraucht. Aus dieſem Mißbrauch entſpringt ſein Leid. Er trinkt das friſche Waſſer der Lebensreiſe auf einen Zug aus, ganz unbeſangen, weil er eben durſtig war, und hinterher wundert er ſich in der Wüſte zu verſchmachten! Er iſt begierig zu ſchaffen, denn für ihn iſt ſchaffen — leben: gemeinſames, bewußtes Wirken aller Kräfte und Fähigkeiten; weil dieſe erhöhte Thätigkeit Hand in Hand mit den ſtärkſten Emotionen geht, ſo wirft er ſich blindlings in und an dieſe, ſpielt mit ihnen wie indiſche Jongleurs mit Schwert und Dolch, nur ungeſchickter — und hinterher wundert er ſich, daß ihm das Herz dabei wund geworden! Er iſt ſich großer Gewalt bewußt: daher überſchätzt er ſeine Macht, wähnt nicht nur Alles erreichen und überwinden — ſondern auch Alles gut machen zu können, was er geirrt und verwirrt hat, und gelingt ihm das nicht, ſo klagt er über die fremde Schwerfälligkeit, ſtatt über den eignen Leichtſinn. Er iſt ein Anti-Optimiſt: denn wer mit Welt und Menſchen wie ſie eben ſind ganz zufrieden und begnügt iſt, kann ſehr groß, ſehr weiſe und ſehr gut — nur nimmermehr Dichter ſein, weil die Poeſie nichts iſt, als ein Supplement der Lücken, welche Welt und Menſchen laſſen; aber mit dem Anti-Optimismus iſt Unzufriedenheit oder wenigſtens Unbefriedigtheit verbunden, und wer unbefriedigt iſt, kann auch Andre nicht befriedigen — daher immer getäuſchte Erwartungen, unerfüllte Anſprüche, auf der einen Seite Klage über Mißdeutung und Verkennung, auf der andern über Schroffheit, Härte, Gleichgültigkeit, Egoismus. Und der Vorwurf des Egoismus wird wol der gegründetſte von allen ſein! denn da Niemand dem Dichter mehr Vergnügen, höheren Genuß und reineres Glück bereitet, als er ſich ſelbſt, ſo hat er außer der Doſis Egoismus, die allen Sterblichen ertheilt iſt, noch eine ganz beſondere Dankbarkeit und Rückſicht für ſich. Deshalb werden ihm Entſagung oder Überwindung unſäglich ſchwer, ſobald Pflicht und Neigung in Zwieſpalt gerathen, und dieſe trägt faſt immer den Sieg über jene davon. Kommt es aber, nothgedrungen, bis zur Entſagung, ſo wirft er weg oder läßt fallen — er legt nicht nieder! — Wundre ſich doch Niemand darüber, daß dies Bild mit tiefen Schatten gemalt iſt! ich will ja nichts als wahr ſein und ſagen, weshalb der Dichter nicht mehr Mitleid für ſeine Schmerzen verdient, als die übrigen Menſchen: allzuoft verſchafft er ſie ſich muthwillig, wie Jemand der vom Blitz erſchlagen wird, weil er während des Gewitters unter die Wetterſtange trat. Und findet man es unrecht, daß ich eine Menſchenart, zu der ich gehöre, von der unvortheilhaften Seite zeige, ſo will ich meinen oberen Satz auch herzlich gern und mit gutem

Gewiſſen variiren und ſo ſchließen: Millionen haben eben ſo große Fehler, und nicht den Genius, der wenigſtens momentan mit ihnen verſöhnt.

Dies iſt Alles veranlaßt durch Taſſos langweiliges Haus in Sorrent, das nichts Anmuthiges hat, als die Ausſicht auf das Meer. Es gehört einem Herzog, deſſen Namen ich vergaß. Recht hübſche Geſichtsbildung bemerkte ich an den Weibern in Sorrent, und mitunter glattgekämmtes Haar, das man in Neapel nie zu ſehen bekommt. Es hängt dort um die Köpfe wie ſchwarzes Stroh, und der Gebrauch ein Tuch um den Kopf zu legen, erhöht die Unſauberkeit des Anblicks, indem Tuch und Haar vollkommen harmoniren. Die Sorrentinerinnen neſteln ihre Zöpfe im Nacken mit einer großen Nadel auf, was viel ſauberer iſt, als das Tuch, obgleich dies in Bildern maleriſch genug dargeſtellt wird. Ich ſagte abſichtlich: hübſche Geſichtsbildung; denn die gebogene Naſe und das ſtechende dunkle Auge haben etwas Scharfes, Hartes, welches dem Ausdruck: hübſches Geſicht, widerſpricht, und ſind doch nicht edel genug geformt, um: ſchönes Geſicht! zu verdienen. Mit den Geſtalten kann ich mich vollends gar nicht befreunden! ich glaube es iſt Manie, daß die Künſtler ſie ſo hoch preiſen. Für die mächtig entwickelten Schultern und Buſen, iſt der

Rumpf immer zu kurz; ſie ſehen nicht ſowol voll, als breit aus. Ich möchte ſie ein wenig in die Höhe ziehen und ausrecken.

Als wir am andern Morgen die Überfahrt nach Capri antreten wollten, ſagte der Wirth des niedlichen Gaſthofs zur Sirene, er halte es für Pflicht uns zu benachrichtigen, daß der Scirocco wehe und durch ihn die Einfahrt in die blaue Grotte unmöglich gemacht werde. Die Schiffer verſicherten das Gegentheil, obgleich ſie nicht den Scirocco läugneten. Nun huben Fragen und Berathſchlagungen an; wir hatten mehr Vertrauen zu der Unparteilichkeit des Sirenenwirthes, als zu der Erfahrung der Schiffer, und da inzwiſchen der Himmel ganz trübwolkig und das Meer ſehr bewegt ward, ſo entſchied ich gegen Capri, und das Boot führte uns nach Caſtelamare zurück, das wir in anderthalb Stunden erreichten. Dieſe Stadt iſt im Sommer der Aufenthalt aller Fremden, weil ſie kühl am Fuß eines hohen Berges und am flachen Meeresufer liegt, zugleich Schutz vor der Sonne, aber den friſchen Seewind hat. Vortreffliche Gaſthöfe und hübſche Hôtels garnis beweiſen, wie groß der Fremdenzudrang ſein muß. Vom Meer aus — denn es verſteht ſich, daß all dieſe Häuſer am Meer liegen — macht ſich die Stadt recht gut, und ihr Hafen, bei welchem ſich Schiffswerfte befinden, giebt ihr ein muntres, thätiges Anſehen; aber ſie iſt klein; man kann ihrem Schmutz, ihren Bettlern nicht entgehen, wohin man im Innern ſich wende; man ſieht überall die rothen Jacken der Galeerenſclaven; die ſchauerliche Kehrſeite der Verfeinerung des Lebens tritt in dem engen Raum zu grell hervor. Das königliche Luſtſchloß Quiſiſana, das über der Stadt auf dem Bergabhang liegt, verdient wirklich nicht das Heraufſteigen. Es iſt ein gewöhnliches Haus in einem kläglich gehaltenen Garten, deſſen Gänge fußhoch mit der vulkaniſchen Aſche der letzten Veſuvseruption bedeckt waren. Ein italieniſcher Garten, dem die reiche Bebaumung eines deutſchen fehlt, muß dafür Myrten- und Lorbeerhecken, Statuen und Fontänen, Alleen von immergrünen Bäumen haben, wie der Garten Boboli in Florenz; denn ein Garten ſoll einem Mangel in der Natur abhelfen. Bei Quiſiſana hat man aber Bosquets und Alleen von weiß der Himmel was für nordiſchen Bäumen angelegt, welche auf dieſem Boden nie zu ihrer Entwickelung kommen, aber jetzt dürr und kahl zwiſchen der Veſuvsaſche ſtanden und ihrer Zeit harrten; denn ſie richten ſich auch in der Fremde nach dem Frühling ihrer Heimat. Da wir eben aus den Orangengärten von Sorrent kamen, ſo machte uns Quiſiſana einen traurigen Eindruck. Dazu der Scirocco! ich habe ſchon in Rom von ſeiner übeln Wirkung auf meine Nerven geſprochen; man muß ihn aber hier beobachten, um ſeinen ſchauerlichen Einfluß auf die ganze Natur wahrzunehmen. Eine Wolke genügt, um das melancholiſche, ſtille Rom in noch tieferen Schatten der Melancholie zu hüllen; doch es gehört eine wahrhaft dämoniſche Gewalt dazu, um über dies heitre, glänzende, bewegte, funkenſprühende Land einen trüben Character zu breiten. Der Scirocco thut's. Das Meer wogt farblos und trübe wie Galle, den ganzen Himmel überzieht ein wolkiger trüber Dunſt, die Erde wirbelt ſich in Staub zuſammen; die Schöpfung iſt mit einer bleiernen Schattirung überhaucht, und ſcheint bereit ſich in Aſche aufzulöſen, beſonders wenn fahle Blitze, tief am Horizont, gleichſam unterirdiſch aufzucken. Wenn ſolche ſchwüle Bangigkeit in der Natur herrſcht, iſt mir zu Muth, als hätte ſie geſündigt, die arme, friedliche, ſchuldloſe Natur! und Gott ſtrafe ſie durch Angſt vor ihrer Zerſtörung. Eine härtere Strafe als die Angſt kenne ich nicht! Zorn, Drohung und alle Schreckniſſe, ſind Labſal, wenn ſie von der Angſt erlöſen. Sie iſt der vernichtende Scirocco der Seele.

Da ſich der Scirocco zwiſchen mich und Capri gelegt hatte, ſo war ich ganz abgeſchreckt von einer zweiten Fahrt. Überhaupt verſuche ich nicht gern zum zweiten Mal, was mir einmal mißlungen iſt, ſo wie manche Raubthiere nur einen Sprung auf ihre Beute thun und zurückſchleichen, wenn ſie ihn verfehlt haben. Zuverſicht iſt mein Muth. Ohne Siegesgefühl kann ich nichts beginnen, und in verlorner Schlacht würd' ich ein elender Soldat ſein. Mit meinen Arbeiten iſt es eben ſo: ich habe Einiges geſchrieben, was mir nicht geglückt ſcheint, aber umgearbeitet ganz rund werden könnte. Ja, das liegt nun da! es iſt umſonſt gemacht, ich habe keine Zuverſicht zur Umarbeitung. Schwerlich wird irgend Jemand dieſen Verluſt bedauern; doch mir thut es leid meine Zeit nicht für Beſſeres verwendet zu haben. Wenn ich an Taſſo's Manuſkript vom befreiten Jeruſalem denke, das ich in der Wiener Bibliothek ſah, wie das um- und über- und durchgearbeitet war, ſo ſcheint mir dieſe Arbeit ganz genügend, um ihn in Geiſtesverwirrung geſtürzt zu haben. Man hat mir zuweilen Flüchtigkeit und Nachläſſigkeit meiner Arbeiten vorgeworfen; ich will die Gelegenheit benutzen und hier mit meiner gewohnten Aufrichtigkeit ſagen, daß ich mir warlich ernſte Mühe gebe, meine Sache aufs Beſte zu machen, aber freilich immer vor dem Schreiben. Genügt das nicht?

muß man ein geiſtiges Kind wie ein körperliches, nicht blos auf die Welt bringen, ſondern auch noch erziehen? Ich weiß nicht .... ich habe entweder lauter ſtörriſche Kinder, oder ſehr wenig Talent für die Erziehung.

Ich möchte wol wiſſen, ob Cäſar einen zweiten Satz über den Rubikon gemacht, wenn ſein Pferd beim erſten etwa den Hals gebrochen hätte. Das iſt ungewiß. Gewiß — daß ein Paar Tage ſpäter ein ſchöner lügenhafter Tag uns wieder nach Caſtelamare lockte, um in der Frühe des nächſten Morgens Capri zu beſuchen. Auf zwölf Stunden gutes Wetter glaubten wir rechnen zu können; in dieſer Jahreszeit iſt das aber zu kühn. Wir begrüßten freilich den ſchönſten Sonnenaufgang auf dem Meer, doch eine halbe Stunde genügte um Wind und Wellen zu wecken, und zwar ganz andre, als die waren, welche uns neulich zurückgeſcheucht hatten. Doch die Schiffer verſicherten, daß wir ganz gut die Grotte beſuchen könnten, und diesmal war ich feſt entſchloſſen die Sache durchzuſetzen. Nach dreiſtündiger Fahrt landeten wir auf Capri, der ſeltſam zerriſſenen, felſigen Inſel, deren Felſen zu Terraſſen umgearbeitet ſind, die guten Wein tragen. Wir ſtiegen zum Städtchen Capri hinauf, deſſen Häuſer wie Hölen in dem Felſen ausſehen und deſſen Gaſſen ſo ſchmal ſind, daß ich mich auf dem Eſel in acht nehmen mußte, nicht mit den Knien an die Häuſer zu ſtoßen. Es iſt als wohne dort ein Troglodytenvolk — aber ein ſehr hübſches, was die Weiber betrifft! ich war ganz vergnügt über all die hübſchen Geſichter. Zur höchſten, öſtlichen Felſenſpitze ſtiegen wir: da, ſchroff über dem Meer, ſtand Tibers Schloß, und jetzt ſteht da die Einſiedelei und Kapelle eines Kapuziners. Reſte von Moſaikfußböden und von Gemäuer ſind unbedeutend, aber die Meerausſicht mit dem Gewimmel von Schiffchen und Kähnen, und die Anſicht der Küſte von Maſſa ſind äußerſt heiter. Neapel iſt zu fern, und Vomero und Poſilipp zu niedrig um dem Gemälde einen ſchönen Hintergrund zu geben. Endlich nahete der günſtigſte Moment zur Beſichtigung der Grotte, wir ſtiegen hinab, die Sonne durchbrach ſiegreich das Gewölk, die blühenden Mandelbäume glühten, Levkoyen die wild auf den Mauern wuchſen, parfümirten fein die Luft; ich war recht hoffnungsvoll. An der nördlichen Küſte der Inſel, Neapel grade gegenüber, liegt die Grotte, in einer ſchroffen, ſteilen Felswand, die mit vielen Hölen durchlöchert iſt. Der ſtarken Wellen wegen fuhren wir in unſerm Boot, und ſtiegen erſt in den kleinen Fiſcherkahn, als wir der Grotte ganz nah waren. Wir mußten uns platt auf den Boden legen; ein Schiffer ruderte mit zwei Rudern, ein andrer packte ſich an der Felſenwand an, als die Spitze des Kahns in die Grottenöffnung kam, und hielt ihn feſt; geſchwind wurden die Ruder eingezogen und auf eine Welle gewartet, die grade ſo günſtig treffen mußte, daß der Kahn von ihrem Rücken in die Grotte glitt. Sie kam; die beiden Schiffer bückten ſich — wir waren drin. Die Einfahrt iſt allerliebſt, und hat der Grotte ihre Reputation gemacht, denk' ich; denn das Waſſer in ihr iſt freilich wunderſchön blau, und vom Hintergrund betrachtet iſt auch ein mattes Graublau an dem Felſeneingang wahrzunehmen, aber eine Grotta azurra mit blauem Geſtein — wie ich ſie mir vorſtellte — iſt ſie keineswegs, und da wir bei ſtarker Brandung, mit völlig ungünſtigem Winde — die Schiffer nannten ihn Vento di Vesuvio — glücklich in ſie hineinſchlüpften, ſo iſt die Gefahr auch nicht ſo arg, wie man ſie macht. Räthſelhaft iſt uns der Sirenenwirth geblieben! der Scirocco iſt Südwind und die Grotte öffnet ſich nach Norden! — Es ſollen ehedem aus ihrem Innern Felſentreppen und Gänge in die Inſel hineingeführt haben; man ſieht noch ſo etwas wie einen künſtlichen Spalt. — Bei dem ſchönen tiefen Blau des Waſſers fiel mir unwillkürlich der Schweizer Roſenlaui-Gletſcher auf der großen Scheideck ein. Himmel! der iſt ganz anders ſchön mit ſeinem magiſchen Blau, das bald duftig wie Flor, bald feſt wie Lapis lazuli, von der blaſſeſten bis zur dunkelſten Nüance Grotten, Säulen und Blöcke von Eis überzieht! Und welche Umgebung! Felſen, von einigen tauſend Fuß ſtehen umher, und ihre ſcharfen Gipfel ſchauen ſtolz nieder wie Adlerhäupter. Uralte Fichten breiten ihre dunkeln Äeſte aus wie Trauerfahnen, die ſie über dem Umſturz dieſes Feenſchloſſes ſchwenken. Der Roſenbach und der Weißbach, zwei mächtige Waſſerfälle, quellen aus dem Gletſcher und ſuchen, durch ſchmale, wilde, tiefe Schluchten dringend, ein bequemeres Bett. Aber das Thal iſt eng, es hat keinen Raum für ſie; unbedachtſam fallen ſie in den Reichenbach. Und geht man dann mit dem Reichenbach durch grüne Wieſen die große Scheideck hinab, ſo ſieht man ihn in jubelnden Sprüngen in das Thal von Meyringen, den brauſenden Jüngling in die Arme der Geliebten, ſpringen. Gott, was iſt die Schweizer Natur ſchön! Ich glaub' ich habe ein eiſernes Herz; es muß angedonnert werden um Wiederhall zu geben. Wird es angeſungen, ſo bleibt es ſtumm; dort rollen gewaltige Donner! Und doch find' ich eine geheimnißvolle, tiefe Ähnlichkeit zwiſchen dem Berner Oberland und dem Golf von

Neapel, die Seelenähnlichkeit, welche zwiſchen Mann und Frau iſt, die ſich lieben, und die ſich in keinem materiellen Zuge ausſpricht. Dort ſind die ernſten, feſten, gebietenden, ſtarken Berge, hier iſt das liebliche, ſchwankende, leidenſchaftliche, unergründliche Meer. Da iſt keine Ähnlichkeit! .... aber der Zauber des Lichtes ſchwebt verklärend über ihnen, und giebt ihnen Einheit und Verſtändniß, wie die Liebe! — Wem von Beiden ich den Preis der Schönheit ertheile, kann ich erſt entſcheiden, wenn ich gleichweit von ihnen entfernt bin. Jetzt ſcheint mir das Berner Oberland ſchöner, denn ich bin in Neapel und mein Auge verbietet die Nachhülfe der Phantaſie.

Um halb ein Uhr Mittags verließen wir die blaue Grotte und traten direct die Rückfahrt nach Caſtelamare an. Die war unbehaglich! der eiſige Wind peitſchte das Meer zu raſchen, hohen, kurzen Wellen an, wie ein Pferd zu Courbetten, und war uns grade entgegen. Das Boot ſchwankte minutenlang auf derſelben Stelle, und unſre ſechs ſtarken Schiffer arbeiteten doch mit unerhörter Anſtrengung, denn ſie waren in Schweiß gebadet und trugen nichts als ein Hemd und Leinwand-Beinkleider, die bis ans Knie reichen, während ich vor Kälte bebte, obgleich ich in Mantel und Schawl, in einen Schiffercapot und in ein Paar

Segeltücher gewickelt war. So lag ich, obenein todtkrank, auf dem harten, ungleichen Boden des Bootes, und hatte oftmals die größte Luſt mein Schickſal zu beweinen, das mich in ſo perillöſe Unternehmungen lockt. Denn die Sonne war bereits untergegangen, wir noch in der Bucht von Vico, und die Schiffer müde; ſie arbeiteten zwar noch, aber ohne Energie, und auf eine Ermahnung zur Anſtrengung zeigte einer ſeine blutigen Hände. Das war der letzte Tropfen im übervollen Eimer! ich habe nie Hände geſehen, die ſich in meinem Dienſt blutig gearbeitet haben. Ich beſtand darauf in Vico zu landen und lieber zu Fuß nach Caſtelamare zu gehen, als mit den matten Leuten in der Finſterniß auf dem Waſſer zu bleiben. Ich glaube Columbus war nicht froher den Boden Amerikas zu betreten, als ich, während wir von dem Padrone unſers Schiffchens begleitet, den ſteilen Uferfelſen von Vico erklimmten. Dort wurde uns auf der Stelle ein angeſpannter Caleſſino angeboten, und mit dieſem ächt neapolitaniſchen Fuhrwerk — hoch in der Luft auf einem winzigen Sitz über zwei immenſen Rädern ſchwebend, der Kutſcher zu unſern Füßen mit herabhängenden Beinen ſitzend, der Schiffer hintenauf ſtehend, nebſt einem Knaben, einem Jockey in Lumpen, der ebenſo nothwendig zum Caleſſino gehört wie das abgetriebene, todtmüde Pferd, das auch uns nicht fehlte, aber dennoch immer rennen mußte — kamen wir um ſieben Uhr Abends ſturmumbrauſt in Caſtelamare an, wo ich mit dem heftigſten Heißhunger meines Lebens über eine Mahlzeit herfiel; denn zum eſſen hatten wir den ganzen Tag nicht eine Secunde Zeit gehabt. Eine Stunde ſpäter ſaßen wir in unſerm bequemeren Wagen, und waren um eilf Uhr in Neapel. An dieſen zwölften März werd' ich denken! — Der Seefahrten bin ich ſo überdrüſſig, daß ich Iſchia nicht beſuchen werde, denn in ſechs Tagen gehe ich nach Rom: die Charwoche naht! Ihre Muſik erinnert mich an die hieſige, und an eine tragiſche Begebenheit.

In der vorigen Woche iſt Nourrit, erſter Tenor an der großen Oper, in S. Carlo ausgepfiffen, und hat ſich in Verzweiflung darüber aus dem Fenſter todtgeſtürzt. An der Oper in Paris hat er ſich ſeine Stimme zerſungen, und ſie hieher gebracht, als ſie nur noch eine ſchöne Ruine war. Ich weiß nicht ob er ihren Mangel an Kraft und Fülle durch die Vehemenz ſeines Spiels erſetzen oder verbergen wollte, oder ob er immer ſo geſpielt hat; genug, ich hörte ihn hier dreimal, und immer war er ſo übertrieben, ſo grimaſſirend, ſo unwahr in der Leidenſchaft, daß er mir einen widerwärtigen Eindruck machte. Wie denn überhaupt die ganze Oper! Lablache iſt leider in London. Die Primadonna heißt Salvi-Spech; ich nenne ſie, weil ſie, als erſte Sängerin bei S. Carlo, eine Sommität ſein müßte, und weil ich ſie kaum mittelmäßig finde. Aber man verlangt jetzt ſehr wenig von einer Primadonna! nächſt der äußerſten Elegance der Kleidung zwei gewiſſe Manieren, welche ſie in jedem Act einmal anbringen muß. Erſte Manier: auf eine Viertelnote wird eine Fioritur von einigen Hunderttauſendtheilen mit halber Stimme geſungen, dazu der Kopf auf eine Schulter geſenkt und mit den Augen geblinzelt; die Hände ſpielen dabei mit der Gürtelſchnur oder mit nichts; dies bedeutet Grazie, Schelmerei, Zärtlichkeit, Verſchämtheit. Zweite Manier: aus einigen tiefen, gehaltenen Noten, die wie Ernſt und Nachdenken klingen, knattert auf einmal wie eine Rakete oder ein Rebhuhn, eine blitzſchnelle ſchreiende Fioritur auf, die wo möglich mit einem Triller, dieſer Vibration des Herzens, enden muß; dabei wird der Kopf zurück-, und der rechte Arm majeſtätiſch in die Höhe geworfen. Dies bedeutet Heroismus, Verzweiflung, Leidenſchaft. Mit dieſen beiden Manieren, und drei bis vier allabendlich friſchen Atlaskleidern, findet die Sängerin rauſchenden Beifall, überall, in Italien, in Deutſchland. In unſerm Maſchinenanbetenden Jahrhundert wird Alles, auch die Kunſt, nach ihrer mehr oder minderen Ähnlichkeit mit der Maſchinenfertigkeit geſchätzt.

Ein Orcheſter, ſo ſtark zuſammengeſetzt, daß es elf Contrabäſſe hat, ſollte doch wol den Saal von S. Carlo genügend füllen. Bei der italieniſchen Sitte, das Schauſpielhaus zum Geſellſchaftszimmer jedes Einzelnen zu machen, iſt das aber keineswegs der Fall. Die Hälfte der Ouvertüre zu Wilhelm Tell war geſpielt, eh' ich mich überzeugte, daß ſie wirklich begonnen ſei. Übrigens iſt es ziemlich einerlei, ob man die Ouverture hört oder nicht, denn die Oper, zu welcher ſie das Präludium iſt, wird faſt nie gegeben. Auf jene Tells Ouverture folgte der letzte Act der „Nina"; dann die Ouvertüre zu „Fra Diavolo" und darauf der dritte Act des „Giuramento"; endlich ein großes Ballet aus der altrömiſchen Geſchichte, ich glaube es hieß „Brennus". Dieſer Miſchmaſch hat mich nicht amüſirt. Ich will in der Oper die muſikaliſche Ausführung eines Gedankens hören; die ſtückweiſen Darſtellungen ſind unbefriedigend wie eine Phraſe ohne Vorderſatz und Nachſatz.

Das Ballet würde mich amüſiren, wenn es nur nicht ſo ſehr ſchlecht wäre. Decorationen, Verwandlungen, prächtige Anzüge — machen mir ebenſoviel

Vergnügen zu ſehen, als ich mit Vergnügen ein Märchen leſe aus Tauſend und einer Nacht; — verſteht ſich, ein oder zwei Mal im Jahr; nicht öfter! — Da ich nicht das Pariſer Ballet kenne, ſo iſt das Berliner meine Wonne — Dank den Decorationen des Herrn Gropius, die viel ſchöner als manche Gemälde ſind. Hier iſt die ganze Szenerie erbärmlich. Aber in einem Ballet ſollte man ſich doch hauptſächlich für den Tanz intereſſiren! Für den Tanz? ich habe nie in einem Ballet tanzen ſehen, immer nur ſpringen — die beliebte, moderne Maſchinenfertigkeit. Dies bewußtloſe Herumſetzen, dieſe unſinnigen Sprünge ſind kein Tanz, denn er ſoll eine Idee verſinnlichen. Fanny Elsler iſt die einzige Tänzerin bei der ich hievon eine Ahnung wahrgenommen habe. Hier nun nimmt die Pantomime einen großen Raum im Ballet ein, aber ſie iſt eben ſo geiſtlos wie die Evolutionen des corps de ballet und wie die Solotänzer, die gar kein anderes Streben kennen, als leicht und hoch wie Papierſchnitzel in der Luft zu flattern. Dieſe mühen ſich ab in der Leichtigkeit — die Pantomimen mit der Heftigkeit ihrer Bewegungen. Es flimmert mir vor den Augen bei dieſen übertriebenen und immer wiederholten Geſten, die durch ihre Gewaltſamkeit, beſonders in Szenen der Rührung und Liebe, ungemein poſſierlich werden. In einem indiſchen Ballet, welches zum Geburtstag des Königs mit großem Aufwand — von Pracht weniger, als von Geſchmackloſigkeit gegeben wurde, fand nichts ſtatt, als ein beſtändiges Abſchiednehmen. Mütter und Kinder, Gatten und Freunde, Herrn und Diener — Alle glitten mit dem langen, taktmäßigen Balletſchritt herum, und drückten ſich einander ans Herz. Es war wie eine allgemeine Neujahrsgratulation! Die Väter brachten dadurch eine angenehme Variation hinein, daß ſie die Kinder hoch emporhoben, und ſie dann der Mutter zuwarfen, die mit großer Kraft und Geſchicklichkeit ſie auffing. — In Mailand, wo ſonſt ein ſehr berühmtes Ballet war, hab' ich es grade ſo nüchtern gefunden als hier. Die Übertreibung der Kunſtfertigkeit ſchadet der Kunſt, weil ſie an Nebendinge die Kräfte verſchwenden lehrt.

Einen Tag habe ich der Kirchenbeſichtigung gewidmet, und das gefunden, was ich erwartete, nämlich nichts. Doch ſtrotzen die Kirchen von Gemälden, von Altarbildern und Deckenfresken, und in der Sacriſtei von Gerolomini befindet ſich gar eine kleine Gemäldeſammlung, die ihren gedruckten Catalog hat. Alle ſind in der Zeit der Renaissance, zwar nicht gegründet, doch ausgebaut und geſchmückt, und für mich iſt dieſe Wiedergeburt eine Mißgeburt, denn ſie iſt nicht aus einem Seelenempfängniß hervorgegangen. Bei St. Peter in Rom hab' ich genug darüber geklagt; ich würde hier in Wiederholungen und Verſtärkungen verfallen, denn neapolitaniſche Überladung iſt fern von St. Peters majeſtätiſcher Pracht — nur Weltpracht, aber doch Pracht. Die Kathedrale von S. Gennaro, die Kirche S. Dominic Maggiore haben freilich die gothiſchen Pfeilerbündel und Spitzbögen beibehalten; doch was hilft die edle Geſtalt, wenn ein Reifrock ſie entſtellt, und die Decorationen der Renaissance haben durchaus einen Reifrock-Character. Maria del Carmine ſteht auf dem Mercato wo Conradin hingerichtet iſt, und ſeine Mutter hat ſie für das Geld erbaut, das ſeine Auslöſung bezahlen ſollte. Sie brachte es ſelbſt nach Neapel, aber zu ſpät. Eine kleine Tafel hinter dem Hauptaltar ſagt, daß er hier begraben ſei; das iſt das einzig Alterthümliche an ihr. Die neapolitaniſchen Maler, die im 17. Jahrhundert mit den Carracci und ihrer Schule wetteiferten: Lanfranco, Spagnoletto, Luca Giordano, Solimena, Maſſimo, haben die Kirchen mit ihren Werken überfüllt. Wie angelegentlich ſie das betrieben, geht aus dem Beiſpiel hervor, daß ſie die Maurer beſtachen, um ätzende Subſtanzen in den Kalk zu miſchen, worauf Dominichino die Kuppel der S. Gennaros-Kapelle malte. Er ſtarb aus Gram, als er die Zerſtörung ſeiner Fresken ſah, und Lanfranco malte darauf die Kuppel, wie ſie jetzt iſt. Guido Reni war zu großen Arbeiten aus Rom nach Neapel berufen, aber Spagnoletto und Corenzio ſtellten ihm dermaßen mit Gift nach, daß er heimkehrte und ihnen das Feld räumte, für das ſie mit ſo ſchmachvollen Waffen kämpften. Der Figurenreichthum ihrer Compoſitionen iſt der einzige, der mir daran aufgefallen, denn es ſcheint als brauchten ſie all die Geſtalten um die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks zu verſtecken. In der Kirche Gerolomini nimmt eine immenſe Freske von Luca Giordano die ganze Wand über der großen Eingangsthür ein; ſie gehört zu ſeinen berühmteſten Werken und ſtellt die Vertreibung der Handelsleute und Käufer aus dem Tempel vor. Wenn bei dieſem Gegenſtand kein göttlicher Zorn, keine übermenſchliche Hoheit den Chriſtus beſeelt, ſo liegt etwas Brutales darin; und ſo iſt dies Bild. Spagnolettos harter Pinſel macht auch nicht den beabſichtigten Effect: der liegt weder in ſchwarzen Schatten, noch in braunen Tinten, noch in der Menge der Figuren, ſondern darin: ob dies Alles nothwendig und natürlich an ſeinem Platz iſt. Wenn der Maler wie der Schriftſteller keinen guten Styl hat, ſo bleibt jener ein Bildermacher, dieſer ein Wortkrämer; der eine mag ſeine Bilder noch ſo bunt und geſchickt ausſtaſſiren, der andre ſeine Worte noch ſo glatt und gewandt ſetzen — eindringlich werden ſie nicht. Ich nenne guten Styl: den einfachſten unbefangenſten Ausdruck für Gedanken und Gefühle, welche in dem Augenblick wo man ihnen eine Form giebt, die Seele dominiren.

Die kleine Kirche San Severo iſt das Erbbegräbniß der Fürſten Sangro und beſitzt drei merkwürdige Statuen. Chriſtus mit einem Leichentuch bedeckt, liegt todt auf einem Lager; das Tuch, feucht vom Todesſchweiß, ſcheint vom feinſten Battiſt zu ſein, bedeckt ihn ganz und gar, und läßt doch deutlich nicht blos die Glieder, ſondern auch die Geſichtszüge, die Muskeln, die ſtarken Sehnen durchſchimmern. Das iſt zwar etwas Kunſtſtück, aber nicht unangenehm! der Körper und die Stellung ſind einfach und natürlich, und nur an einer Stelle über der linken Seite bildet das Tuch zu ſchwere Falten für einen ſo feinen Stoff. Ein Venetianer, Antonio Corradini, erfand und begann dieſe Statue; da er aber 1751 mitten in der Arbeit ſtarb, ſo vollendete ſie der Neapolitaner Sanmartino. Eine zweite Statue von demſelben Corradini iſt in derſelben Weiſe dargeſtellt. Diesmal iſt es aber eine Frau, der ein dünner Schleier übergeworfen iſt; er klebt nicht an, wie jenes feuchte Leichentuch, er fließt leicht vom Scheitel zur Sohle, und iſt beſonders über dem Geſicht mit bewundernswerther Geſchicklichkeit gemacht. Aber dieſe Frau im durchſichtigen Gewande — was bedeutet ſie? Dasjenige, was man am allerwenigſten vermuthen kann: die Pudicizia! dieſe Tugend iſt die hervorſtechendſte im Charakter einer Fürſtin Sangro geweſen, deshalb hat man ihr Porträt auf ſolche Weiſe gemacht, was gewiß ein recht origineller Einfall iſt, weil er dieſe Tugend in das widerſprechendſte Licht ſtellt. Die dritte Statue iſt das Porträt des Gemals dieſer Fürſtin: ein Mann, der ſich mit der Hülfe eines Genius aus einem großen Netz loswickelt, Kopf und Bruſt ſind ſchon befreit. Mit dieſer Allegorie hat es folgende Bewandniß: nach dem Tode ſeiner ſchamhaften Gattin, hat ſich der Fürſt Sangro von allen Freuden und Genüſſen der Welt abgewendet, die er vermuthlich früher zu heftig geſucht; iſt Geiſtlicher worden, und in dem Ruf großer Tugend geſtorben. Die Abſtreifung des Netzes bedeutet die Losſagung von der Sinnlichkeit. Queirolo, ein Genueſer, war der Bildhauer; das Netz von Marmor, das an einigen Stellen frei und durchſichtig herabhängt, nahm mich ſo ſehr gefangen, daß ich mich gar nicht erinnern kann, wie der Umſtrickte und ſein guter Genius ausſahen.

Die Kirche S. Francesco de Paula, welche dem königlichen Schloß gegenüber liegt, iſt zwar inwendig noch nicht ganz decorirt, hat noch Cartons ſtatt Basreliefs und Candelaber von Holz ſtatt von Bronce, macht aber dennoch einen angenehmeren Eindruck, als man ihn, ihrem ungeſchickten Äußern nach, vermuthet. Ein halbmondförmiger Portikus von doriſchen Säulen führt auf beiden Seiten zu ihr hinan; dieſe Säulen ſehen aber ganz winzig aus gegen die ungeheuern korinthiſchen, welche das Frontiſpiz tragen; es ſteht unmittelbar vor einem Rundgebäude, das auffallend an das Grab der Cäcilia Metella erinnert, und das mit der ſeltſam flachſten aller Kuppeln mehr zugedeckt als überwölbt iſt. So wird man denn an alle möglichen römiſchen Bauwerke erinnert, aber wie durch Parodien an gute Gedichte. Im Innern ſind keine Mißverhältniſſe, daher zwar wiederum eine Erinnerung, aber keine ſtörende, nämlich an die Eingangsrotunde im Berliner Muſeum — der Form nach. Korinthiſche Säulen mit grauem Marmor, die Gallerien welche ſie tragen und das caſſettirte Kuppelgewölbe mit weißem Marmor bekleidet, Altäre von prächtiger und geſchmackvoller Pietra dura, haben etwas Einfaches, Würdiges, was bei einem neapolitaniſchen Bauwerk ſelten iſt. Doch ein Tribut iſt dem ſchwülſtigen Prunk gezollt durch die vier ſchweren goldnen Engel, welche die Loge über dem Hochaltar tragen und ſich grell und plump wie Stockroſen zwiſchen Centifolien ausnehmen.

In dem Kirchlein S. Maria del Parto iſt das Mauſoleum Sannazars. Sannazar, ein Neapolitaner und 1530 geſtorben, war ein berühmter lateiniſcher Dichter, und Geheimſchreiber des Königs Friedrich II aus dem Hauſe Aragonien, der ihm ein Landhaus an der Mergellina ſchenkte. Es wurde zerſtört in den ſpaniſch-franzöſiſchen Kriegen um Neapel, und ein Jahr vor ſeinem Tode erbaute Sannazar auf den Ruinen ſeiner geliebten Villa dieſe Kirche, die er den Serviten gab und der er ihren ſonderbaren Namen ertheilte; del Parto heißt: von der Niederkunft. Er wählte ihn, zur Erinnerung an eins ſeiner Gedichte De partu Virginis, welches er auf dieſer Stätte geſchrieben. Die guten Mönche ſetzten ihm das Monument, das für ſehr ſchön gilt. Es hat die größte Ähnlichkeit mit der Bude eines Acquajolen: ein viereckiger Tiſch oder Altar — denn er hat keine Füße — auf deſſen vier Ecken ſich vier Säulchen erheben, die einen kleinen Baldachin tragen. Beim Acquajolen iſt dies von Holz, bunt bemalt, mit einem Heiligenbild geſchmückt und mit Guirlanden von Citronen und Orangen behängt, was allerliebſt luſtig ausſieht. Hier iſt es weißer Marmor, Sannazars Büſte zwiſchen weinenden Genien ſteht oben drauf, ein Basrelief von Schäfer- Nymphen- und Faunengruppen verſinnlicht die Gattung ſeiner Poeſie, und zwei große Statuen flankiren das Ganze; ſie ſollen Minerva und Apoll vorſtellen, die Mönche haben aber für gut befunden auf die Piedeſtals Judith und David zu ſchreiben; die heidniſchen Götter ſind ihnen anſtößig. Santacroce und Fra Poggibonzi heißen die Bildhauer dieſes wunderlichen Monuments. Ich habe Sannazar auf fremde Autorität einen berühmten Dichter genannt, denn ich verſtehe nicht Latein. Für meine Unwiſſenheit tröſtet mich diesmal der Gedanke, daß ich ſeine Paſtoralen doch nicht goutiren würde. Ich kenne nur die Idyllen von Florian und Geßner, aber ich habe immer gefunden, daß nichts darin natürlich war, als die Schaafe und Ziegen; ich fühle gar keine Sympathie für dieſe Menſchen, denen ſtatt des Bluts Milch und Honig durch die Adern rieſelt; ich liebe nicht die unſchuldigen Menſchen. Catherina II hat mit dem größten Vergnügen und recht zu ihrer Erquickung Geßners Idyllen geleſen: ich lebe nicht in einer Welt und unter Verhältniſſen, wo ich ſolch Antidot brauche.

Geßners liebes, mildes Geſicht im Sihlwäldchen bei Zürch, erfreut mich mehr und giebt mir höhere Achtung vor der Menſchennatur, als ſeine ſämmtlichen Idyllen.

Von der Kirchenviſitation bin ich ganz leer und matt zurückgekommen. Ich habe die Einzelheiten unterſucht, habe die dunkeln Altar=, die unbequemen Deckengemälde, die Grabmäler rundum betrachtet; denn ich möchte gern gerecht ſein, möchte alles Gute und Schöne unparteiiſch würdigen, weil die Partheilichkeit der Sache ſchadet für die man ſpricht; aber ich kann meine Seele nicht umſchmelzen, ſie bleibt eiskalt für die Kunſt der letzten Jahrhunderte; dieſe Kunſt ſteht ihr gegenüber wie die Stiefmutter dem Kinde. Sie iſt ſehr freundlich, die Stiefmutter, gewandt, einſchmeichelnd, ſie hat auch gute Gaben, allein das Kind denkt immer an die liebe, heilige, rechte Mutter, und an die Reliquien, welche es von ihr empfangen. Es thut mir wol leid, daß ich fremde Seelen durch all meine Sympathien und Antipathien ſchleppe, aber ich kann nicht anders darſtellen, als indem ich den characteriſtiſchen Zug der Dinge in ſeiner Wirkung auf mich hervorhebe.

Über den mattherzigen Kirchen hätte ich bald vergeſſen von einem ſeltſam ſchaurigen Ort zu ſprechen:

ich meine von dem Kloſter delle Eremite oder delle Trenta tre. Den letzten Namen hat es, weil 33 die Zahl der darin befindlichen Nonnen iſt. Mitten in dem tobenden Neapel liegt dies Kloſter, ſtill, finſter, unerbittlich, wie eine Klippe an der ſich die Wellen zerbrechen. In Rom und auch wol anderwärts, ſind die Vive sepolte, Klöſter von der ſtrengſten Klauſur; indeſſen iſt's den Nonnen erlaubt zweimal im Jahr ihre Verwandten, wenigſtens die weiblichen, am Sprachgitter zu ſehen. Wer aber dies Kloſter zum Zufluchtsort gewählt, der ſieht nie mehr das liebe Auge einer Mutter, der hört nie mehr die traute Stimme einer Schweſter. Ich glaubte es ſei eine Strafanſtalt; mit nichten! freiwillig treten ſie ein. Nach Oſtern ſoll eine Einkleidung ſtatt finden. Welch ein unermeßlicher Abſcheu vor der Berührung mit der Welt muß ſich der Seele bemächtigt haben, die hier Zuflucht ſucht! oder iſt dies der eigentliche Kloſterberuf, der ehedem die Thebaïde bevölkerte?

Man hatte mir aus Deutſchland geſchrieben, ich möge dies Kloſter beſuchen, die Nonnen wären Wahrſagerinnen; und hier erfuhr ich, daß man ſie allerdings auch „Profetesse" nenne. Ich fuhr recht munter hin, neugierig auf die Zukunft, die ſie mir enthüllen würden. Von Außen ſieht das Kloſter wie eine immenſe Mauer aus; nicht Fenſter, nicht Thür, nicht Kellerloch, nicht Spalte, nichts, nichts, nichts! plötzlich hält man vor einer Pforte, die iſt weit auf, und ein lazzaroniſcher Portier bittet einzutreten. Er führte uns einige Stufen hinauf und dann hinab, auf einen kleinen halbdunkeln Vorplatz, wo ein Paar zerlumpte Weiber ſaßen und mit einer unſichtbaren Perſon ſprachen. Aus einer ellengroßen Wand-Öffnung in der Höhe meiner Knie, die dreifach vergittert und hinter dem Gitter durch ein Brett verſchloſſen war, ertönte eine Stimme, und man ſagte uns dies ſei eine Nonne. Sie desgleichen ward benachrichtigt von der Gegenwart fremder Perſonen, und fing alsbald an zu fragen nach Namen, Stand, Heimat, ꝛc. Aber auf Wahrſagung wollte ſie ſich nicht einlaſſen, und ſagte nur: „Sarà buona, sarà buona!“ als ich fragte, ob ſie meine Zukunft wiſſe. Vielleicht hielt ſie nur gläubige Katholiken ihrer Prophezeihungen würdig. Dann fragte ich nach den Beſchäftigungen der Nonnen. „Sempre in orazione!“ klang die Antwort. Gern hätte ich gefragt wie ſie es anfingen, um ſtets in der tiefen Andacht zu ſein ohne welche mir das Gebet unmöglich erſcheint; allein unſre Converſation ward mir dadurch verleidet, daß ich ſchreien mußte um von ihr verſtanden zu werden, denn Gitter, Brett, und Gott weiß was! hemmten den Schall ſo, daß auch ihre Stimme nur ganz dumpf und hohl herauf klang. Wer kann aber ein Geſpräch im ſchreienden Ton führen? wer mag Lärm machen mit ſeinen Worten? ich gewiß nicht! So wären denn die meinen verhallt, wenn nicht der Portier ſie wiederholt hätte. Die Dolmetſcherei langweilte mich, und nachdem wir der Nonne zugeſagt hatten einen Brief an den neapolitaniſchen Miniſter nach Rom mitzunehmen, führte uns der Portier eine Treppe hinauf in die Kapelle. Das iſt ein winzig kleines Gemach, ganz leer und ungeſchmückt, worin ſich nichts befindet als, den ſchmalen Fenſterchen gegenüber, ein kleiner Altar. Über dem Altar war eine kleine fußhohe eiſerne Thür; der Portier ſchloß ſie auf; ein vielfach verſchlungenes undurchſichtiges Gitter kam zum Vorſchein, und in demſelben abermals eine eiſerne Thür en miniature, vielleicht ſo groß wie ein Finger. Die konnte er nicht aufſchließen: durch ſie empfangen die Nonnen die Hoſtie, indem ſie ihre Lippen an die Öffnung legen. In den Seitenwänden rechts und links neben dem Altar, ſind ähnliche Thüren angebracht; oder ſoll man ſie Fenſter nennen! ſie gehen in die Krankenzellen der Nonnen, und das Thürchen im Gitter iſt grade groß genug daß ſie die Hand hindurch ſtecken und dem Arzt, der zu dieſem

Zweck in die Kapelle kommen darf, den Puls reichen können. Wie es innerhalb des Kloſters — oder beſſer: innerhalb der Klauſur ausſieht, wußte der Portier auch nicht zu ſagen; er fabelte von unterirdiſchen Gemächern und beſtändiger Dunkelheit. Genau kann das freilich Niemand wiſſen, und viel Tageslicht kommt gewiß nicht in die Zellen; aber die Krankenzimmer z. B. ſind nicht unterirdiſch. Doch ohnehin macht das Kloſter einen beängſtigend ſchauerlichen Eindruck. Bei den Carmeliterinnen und den Nonnen von Sta. Clara — beides ſtrenge Orden — darf man doch in ihre Kirchen, hört man ſie doch ſingen; aber hier erfährt man nichts von ihrer Exiſtenz, als was jene unſichtbare Stimme ſprechen mag. Wer kann über dieſe abgeſchiedenen Weſen irgend eine Aufſicht führen, ſobald kein Auge und kein Fuß die Klauſur verletzen darf? was für unrettbare und untröſtbare Verzweiflungen mögen ſich hinter dieſen Mauern abarbeiten! Dennoch: wär' ich einmal zu dem deſperaten Entſchluß gekommen in ein Kloſter zu gehen, ſo möcht' ich lieber mit den Trenta tre „sempre in orazione“ ſein, als mit den Nonnen von S. Simon zu Palermo mein Lebenlang Confitüren kochen. Ach Gott, ich werde wol für keines von beiden Talent haben! ich ſchmachte zwar nach Ruhe, aber die Einförmigkeit erdrückt mich. Ruhe in unendlicher Bewegung — das iſt meine Vorſtellung von der Seligkeit, und zur Seligkeit bring' ichs nicht auf der Erde!

Von dem Museo borbonico werd' ich ſchweigen, oder höchſtens von zwei oder drei ganz extraordinären Sachen ſprechen — denn ſeine Herrlichkeiten blos aufzuzählen, würde ſchon viele Seiten füllen. Es iſt ein großes, unſchönes Gebäude mit zwei innern Höfen, und enthält Kunſtſammlungen, von denen einige nicht ihres Gleichen auf der Welt haben, z. B. die etruskiſchen Vaſen, und all die Pompejaniſchen Collectionen, ſowol der Wandgemälde, als der Utenſilien, Schmuckſachen, Broncen, verkohlten Küchenvorräthen und Lebensmittel. Da Pompeji in Aſche untergegangen iſt, welche fein und unwiderſtehlich Alles überrieſelt hat, ſo iſt Gold- und Silberwerk nicht geſchmolzen, Glas nicht zerbrochen, Eßwaare nicht verbrannt. Obſt- und Kornarten, Eier, Paſtete, Honig, Brot worauf der Name des Bäckers gepreßt iſt, haben ſich vortrefflich in der Aſche erhalten — doch verkohlt. Am meiſten haben die Wandgemälde gelitten. Von der Mehrzahl erkennt man nur noch die Umriſſe, von Einigen die Zeichnung, von den Wenigſten die Färbung. Letztere tritt deutlich hervor, wenn man ſie mit Waſſer benetzt; das geſchieht aber nicht im Muſeum;

wir verſuchten es an einigen unbedeutenden Gemälden, die man in Pompeji gelaſſen hat.

Ich bin ganz beſchämt über den Eindruck, den Pompeji mir macht! Die verſchüttete Stadt! die auferſtandene Stadt! die merkwürdige Stadt, ſo wichtig für die Kunſtgeſchichte, ſo intereſſant durch ihre Denkmale des häuslichen Lebens der Römer! welche Anſprüche an Reſpect und Bewunderung! — Und ach! keine Spur davon in mir. Mir war, als müſſe ich ſtillſchweigend eins von dieſen Häuſerchen einpacken und als Spielzeug für meine kleine Tochter mitnehmen. Dieſe Enge, dieſe Beſchränkung, dieſe Winzigkeit bedrückt mich: Treppen wie Hühnerſtiegen, Zimmer wie Alkoven, Fontänenbaſſins wie Waſchbecken, Altarſchreine für die Hausgötter wie Bienenkörbe, Küchen wie ein Feuerheerd — ſind mir zu klein. Und nicht die Einrichtung der Häuſer allein, auch ihre Verzierung, dieſe Bilderchen, dieſe unendlichen Arabesken, dieſe Fontänen mit kleinen Muſcheln ausgelegt, haben etwas Kleinliches, Kindiſches. Faſt alle Zimmerwände ſind mit glänzend hochrothem Stuck bekleidet: mir däucht nur Wilde mit ihrer Vorliebe für grelle Farben, dürfen in einem feuerrothen Zimmer wohnen. Einige ſind auch goldgelb, und zwei oder drei blau. Man kennt die graziöſen Geſtalten der pompejaniſchen

Tänzerinnen: auf Porzellanteller gemalt find' ich ſie charmant; doch zwölf Figürchen lang wie meine Hand als Decoration eines Zimmers, iſt etwas Unglaubliches, wenn man nicht wirklich dieſe Käfige geſehen hat. Man tröſtet ſich zwar mit dem Gedanken, daß man nur darin ſchlief; aber die Frauen, die nicht auf dem Forum, nicht in der Curie, nicht unter den Portiken ihren Geſchäften nachgingen — wo hielten ſie ſich auf? ich würd' in einer ſolchen Wohnung erſticken. Und neben dieſen verkümmerten Privatgebäuden die grandioſeſten öffentlichen! drei Forums, zwei Theater, ein Amphitheater, eine magnifike Baſilika — Alles weit, geräumig und frei, weder Auge noch Seele einſperrend. Nicht aus Geringſchätzung für das Haus und das Privatleben waren die Häuſer ſo klein: die ſorgfältige Ausſchmückung beweiſt das Gegentheil; man muß gradezu die Enge bequem gefunden haben. Das Haus des Diomedes, der Veſtalen, und des Faun ſind die größten und enthalten eine große Menge Kämmerchen und Corridors — doch ſämmtlich im Pygmäen-Maßſtab. Das Haus des Faun, welches ſeinen Namen von einem allerliebſten tanzenden Faun erhalten hat, der eine Hauptzierde der Bronceſammlung im Museo borbonico iſt — beſitzt eine prächtige Moſaik: die Schlacht Alexanders und Darius, und zwar auf einem Fußboden. Da erſtaunt man wieder über den unerhörten Luxus, denn dies Bild iſt vortrefflich an Zeichnung und Ausdruck; die Farben haben gelitten, auf einer großen Stelle fehlen ſie ganz. In einem Kämmerchen, welches vielleicht das Toilettenzimmer der Dame des Hauſes geweſen, iſt eine kleine aber ſehr niedliche Moſaik im Fußboden: zwei Tauben ziehen eine Perlenſchnur aus einem offnen Käſtchen. Es wäre hübſch, wenn man fortan dieſe Sachen an Ort und Stelle ließe; man verſteht da viel beſſer ihre Bedeutung, ſie nehmen ſich auch beſſer aus in der für ſie beſtimmten Umgebung, und Wächter und Aufſeher ſind ja in Überfluß angeſtellt, um ſie vor Schaden zu behüten. Die Ausgrabung Pompejis wird fortgeſetzt, aber langſam; von Herculanum hat man auch in den letzten Jahren einige Häuſer ausgegraben, da aber Reſina und Portici darüber erbaut ſind, ſo fürchtet man den Boden zu ſehr zu unterminiren; auch mag die Arbeit beſchwerlicher ſein, da ein Lavaſtrom ſich über Herculanum ergoß. — Die Papyrusrollen, welche man bei dieſen verſchiedenen Fouillen gefunden, und die ganz wie verkohlte Holzſtücke ausſehen, füllen einen großen Saal des Muſeums. Mit einer gewiſſen erweichenden Maſſe beſtrichen, laſſen ſie ſich allmälig auseinander rollen, werden dann auf Fiſchhaut geklebt und entziffert. Eine unſägliche Mühe! denn wie geſagt, der Papyrus iſt kohlſchwarz worden und nur mit äußerſter Aufmerkſamkeit unterſcheidet man die Buchſtaben. Das Entzifferte wird überſetzt. Bis jetzt ſollen noch keine Werke von Bedeutung die Mühe belohnt haben.

All die „Farneſiſchen" Bildwerke, ſo genannt nach Papſt Paul III, der ſie in den Thermen des Caracalla zu Rom ausgraben ließ; der Hercules, der Stier, die Flora; dann die Venus Callipyga, der Adonis, die indiſche Bachusbüſte — müſſen durch ihre hohe Vollendung die Wonne kunſtverſtändigerer Leute ſein, als ich bin. Nicht als ob ihre Vortrefflichkeit mich ungerührt gelaſſen hätte! da ich aber immer von der Kunſt begehre, daß ihre Anſchauungen mir den Schlüſſel zu tiefen Myſterien, zu unausſprechlichen Ahnungen geben ſollen, ſo genügt mir nicht die Schönheit, Wahrheit und Regelmäßigkeit der Form und die meiſterhafte Behandlung, wie bei der Venus, und zuweilen iſt mir die Form unangenehm wie beim Hercules. Ich finde man hat ihm Unrecht gethan, indem man ihn ſo ungeheuer maſſiv dargeſtellt hat: dadurch bekommen ſeine Thaten einen völlig materiellen Character: die Körpermaſſe herrſcht vor, und abſorbirt alle geiſtige Kraft. Darum hat ihm auch Glycon ein ſo trauriges Antlitz gegeben! er ſteht ruhend da, und ſinnt nach über die Thaten ſeines Lebens, und fühlt ſich ſo leer, ſo unbefriedigt, daß ich tiefes Mitleid mit dem gewaltigen Mann habe, der ſeine Stärke nur nach Außen geübt und angewandt hat. Er iſt der ſprechendſte Gegenſatz zum Belvederiſchen Apoll: Beide haben überwunden — der Eine durch göttliche Kraft, der Andre durch irdiſche Stärke: drum iſt jener verklärt und dieſer ermüdet durch den Sieg. Ich könnte weinen über den Hercules, der Alles thut, und doch nicht das Eine hat was noth thut: göttliche Kraft. Eine Statue, welche dieſe Wahrheit verbildlicht, würde alſo gewiß meine Forderungen an die Kunſt befriedigen, wenn nicht ihre Form mich abſchreckte; ſie mag wunderwahr ſein, doch dieſe Berge von Muskeln auf einem Menſchenkörper beleidigen mein Auge.

Die Gruppe des Farneſiſchen Stiers, an deſſen Hörner Dirce von den zwei Jünglingen gebunden werden ſoll, müßte durchaus im Freien, auf einem großen Platz ſtehen; denn obgleich ſie ſich allein am Ende einer Gallerie befindet, ſo muß man doch zu ihr emporblicken; man ſieht wol das Einzelne, beſonders den kühnen Jüngling zur Linken — aber den Überblick des Ganzen gewinnt man nicht.

Die Perle all dieſer Marmorſchätze iſt für mich die

Pſyche im Kabinet der Farneſiſchen Flora. Dieſer Pſyche fehlen Arme und Beine und der Hinterkopf. Wär' es doch eben ſo leicht zu ſagen, weshalb ſie dennoch von himmliſcher Vollkommenheit iſt! aber wenn ich ſage: man gebe der ſchönſten Seele die entſprechendſte Hülle, und es wird dieſe Geſtalt daraus! ſo iſt das freilich gar nichts geſagt, und doch kann man ſich bei dieſer ätheriſchen Form unmöglich mit ſchwerfälligen Beſchreibungen befaſſen. Dieſen Ausdruck von Sehnſucht und Reinheit, von Trauer und Liebe, in ihrer unergründlichen Tiefe, in ihrer verklärenden Hoheit — o! was mach' ich denn Worte! ich meine: dieſe Ahnung der Unſterblichkeit, hat nie ein griechiſcher Künſtler einer weiblichen Statue verliehen. Und nun der Zauber griechiſcher Schönheit! die ſchlanke Geſtalt, die weichen Schultern, der zarte Hals, die unnachahmliche Grazie in Wendung und Senkung des Kopfes, der nach der rechten Schulter gekehrt abwärts blickt! Dies iſt die entfeſſelte Pſyche, nicht die beneidete, nicht die geliebte, nicht die verlaſſene und beſtrafte! die Qualen und Wonnen der Erde ſind überwunden, und aus der Ruhe des Olymps blickt ſie ſinnend darauf zurück. So wie ich dies Kabinet betrat, fielen die Thüren der Welt hinter mir zu. Da hätt' ich bleiben mögen, da, bei der entfeſſelten Pſyche! da, wo für die Ewigkeit ohnehin mein Platz iſt! — —

Manche Statuen kommen auch recht unverdient zu ihrer Berühmtheit! hat ein gewichtiger Kunſtkenner ſie geprüſt und gelobt, den Faltenwurf für tadellos erklärt, die treffliche Behandlung des Materials bewundert, ſo wälzt ſich eine Lavine der Admiration zu ihr hinan, und bildet ihr einen Sockel, der ſie in die Wolken hebt. Die Statue des Ariſtides genießt ſolcher fakticen Berühmtheit. Ich will ſehr gern ihre techniſche Vollendung anerkennen, nur nicht Schönheit der Form und des Ausdrucks. Man hat ſie aufs Gerathewol, in prima furia des Entzückens Ariſtides genannt, um ihr den Glanz eines hohen Namens zu gönnen: ich finde ſie ſieht aus wie ein Kammerherr des Perikles, oder wie ein ſerviler Volksredner. Man ſtelle ſich vor: einen kleinen Mann, mit einem niedlich gerundeten Bäuchlein, und einem runden, bereitwilligen, verbindlich lächelnden Geſicht. Seinen Mantel hat er mit der linken Hand ſtraff um ſich herum gezogen, damit er beileibe nur niemand genire! dadurch tritt das Abdomen etwas poſſirlich hervor. Der rechte Arm iſt in den Mantel gewickelt und liegt auf der Bruſt. Der Mann macht ſich dünn um überall durchſchlüpfen zu können. Das iſt wahr! die Natürlichkeit und Lebendigkeit der Stellung und Haltung ſind bewundernswerth. Ich war ſtets ſeiner Verbeugung gewärtig.

Die Gemäldeſammlung füllt zahlloſe Säle in denen man ſich förmlich verirren kann. Die ſchönſten Bilder hat man zuſammen in einen Saal gehängt, wie in Florenz in die Tribüne; aber die Auswahl der ſchönſten iſt durchaus willkürlich geſchehen. Eine Madonna von Rafael, und Schriftgelehrte im Tempel von Salvator Roſa, verdienen mehr die Ehre der Tribüne, als ein hidöſer Silen von Spagnoletto. Titians Danaë iſt auch nicht da, ſondern unter Schloß und Riegel in einem Kämmerchen, wohin die Prieſter ſie verbannt haben, denn ſie finden ſie indezent, die ſchöne Danaë. Darüber iſt nicht zu ſtreiten, weil ſchwer darüber zu ſprechen iſt. Ich habe Titians zauberiſchen Pinſel bei Darſtellung eines profanen Gegenſtandes nie in dieſer Verklärung der holdeſten Grazie geſehen. Aber vielleicht liegt in der Grazie die unwiderſtehlichſte Verführung — meinen die Prieſter, und haben deshalb ein ſüperbes Bild von Annibal Carracci, Bachantin und Satyr, nicht eingeſperrt, und noch weniger eine Verkündigung von Parmegianino, wo freilich die Häßlichkeit ebenſo arg iſt, als die Frechheit. Zwei Magdalenen, eine von Guercino, eine von Titian, ſind merkwürdig verſchieden in einem und demſelben Schmerz. Jene, im hellblauen Kleide mit ſanft herabfließendem Haar, hat ruhig das Haupt in die linke Hand geſtützt und hält auf der rechten ein weißes Tuch mit dem Dornenkranz, in deſſen Betrachtung ſie verſenkt iſt. Ein zartes, ſchönes, lindes Antlitz; Spuren von Thränen, doch nicht von Verzweiflung; verſöhnte Reue. Titians Magdalene: ein großes, prächtiges Weib, ſchön wie die Welt, herrlich wie die Erde, plötzlich überfallen von unendlicher Reue, mit dicken Thränen im Auge und Zorn wider ſich ſelbſt im Blick, eine Hand in die dicken Locken gewickelt, beide Hände gegen die Bruſt gepreßt, Antlitz und Auge nach oben, das ganze Weſen in den Schrei zuſammengedrängt: „Gott ſei mir Sünderin gnädig!“ — o, das Weib wird eine große Heilige werden, wenn ſie den fürchterlichen Kampf durchgekämpft hat! — Schidone, einen Modeneſen, hab' ich hier in einem ſchönen Bilde voll Kraft, Wärme und Einfalt kennen gelernt: eine junge Frau vertheilt Almoſen an einen Krüppel, einen Blinden und ein Kind; während der Erſte empfängt, der Zweite dankt mit ſeinem zum Himmel gekehrten glanzloſen Auge — ſteht das Kind allerliebſt gleichgültig da, ſieht zum Bilde hinaus den Beſchauer an, bittet nicht, dankt nicht, wartet auch nicht, und kratzt ſich nur den Kopf. Aber Kinder wie Lilien auf dem Felde vergißt Gott nicht. Dies naive Bild mit ſeiner kräftigen Färbung und ſeinem klaren Schatten, erinnerte mich an Murillo und Titian. Dennoch hat Schidone nicht die geringſte Ähnlichkeit mit Titian; iſt dunkler, überraſchender, ſchattenreicher. Ich habe jenes Bild, das unter dem Namen der kleinen Pietà bekannt iſt, deshalb genannt weil es ſich mir am eindringlichſten gemacht hat; es ſind hier noch einige, mehre Porträts, ein Amor, eine große Pietà von demſelben Meiſter, deſſen Werke in andern Gallerien höchſt ſelten ſein ſollen, die von Parma ausgenommen, indem er faſt nur für die Familie Farneſe gearbeitet hat. Parmegianino, den ich vorhin nannte, iſt mir ein unausſtehlicher Maler mit ſeinen gereckten und geſpreizten Geſtalten, die alle ausſehen, als wären ihre Glieder auf der Folter in die Länge gezerrt. Die Gallerie iſt voll ſeiner Bilder, unter denen einige Porträts durch die dargeſtellten Perſonen wie auch durch mehr Natürlichkeit und Wahrheit — nicht grade mich intereſſirt, aber doch etwas verſöhnt haben: Columbus und Amerigo Vespucci ſind zwei jener Bilder und die Geliebte des Malers iſt das dritte; letztere ſieht ſehr niedlich, wie eine kleine dümmliche Dienſtmagd, ſteif herausgeputzt aus; Amerigo hat ein ſtark markirtes Geſicht mit deſſen großen ſcharfen Zügen der feine, liſtige, lauernde Blick gar nicht harmonirt. Aber Columbus ſieht unbegreiflich aus! ich glaube auch nicht, daß es ſein ächtes, nach der Natur gemachtes Porträt iſt. Irgendwo müßte doch die Spur ſeiner tiefen Gedanken, ſeines mächtigen Geiſtes zu erkennen ſein! aber nichts! ... aber nirgends! ... eine runde Frauenſtirn, ein Paar klare hellbraune Augen, ein glattes hübſch colorirtes Geſicht — im Grunde ein Weibergeſicht mit einem Bart; kann das Columbus ſein? oder iſt er verſchwächlicht aus dieſem Pinſel hervorgegangen? oder hat man dieſem Gemälde, wie jener Ariſtidesſtatue, durch den Namen des Dargeſtellten eine Glorie machen wollen? — Eine Madonna mit dem Kinde ſoll von Leonardo ſein; deſſen Bilder ſind ſo äußerſt ſelten, daß mir die Übung fehlt um ſie zu erkennen, doch aus ſeiner Schule oder nach ſeiner Zeichnung iſt ſie gewiß. Ich kanns nicht läugnen, ich hab' eine glühende Vorliebe für da Vinci. Warum? ich ſag' es ja! ich hab' eine Vorliebe für ihn! die gedämpfte Färbung, das geheimnißvoll träumeriſche Lächeln, eine gewiſſe himmliſche Zerſtreutheit ganz verſchieden von der innigen, andächtigen Sammlung frommer Heiligen — geben ſeinen Geſtalten eine Unergründlichkeit, die mich nicht blos anzieht, ſondern feſſelt. Beſinnt euch doch, und dann erzählt mir worauf ihr euch beſonnen habt, es müſſen ſelige Räthſel ſein! möcht' ich immer ihnen zurufen. Und dann haben ſie eine Weltnachläſſigkeit, die ich ſonſt nirgends gefunden, und die mir grade unſäglich gefällt! Rafaels Madonnen wiſſen nichts von der Welt, Francias Madonnen verſchmähen klöſterlich die Welt, Correggios Madonnen amüſiren ſich über die Welt; aber die Weltnachläſſigkeit macht die Seele ſo vornehm, weil dazu Erkenntniß und lächelnde Nichtachtung gehört. Von Luini, dem treuen und glücklichtreuen Schüler da Vincis iſt hier ein Johannes der Täufer, der dieſelbe magnetiſche Anziehkraft für mich hat. — Aber ich ſpreche weit mehr als ich wollte von Bildern für die ſich Niemand vielleicht intereſſirt, denn für Gemälde hat Jeder ſein eigenes Auge, weil man viel mehr Gewohnheit und Übung hat mit ihnen umzugehen, als mit Statuen und Bauwerken.

Im Saal der Broncestatuen iſt ein ſitzender Merkur von der leichteſten Haltung, griechiſch ſchlank, bewegt in der Ruhe, nicht feſtgewurzelt auf ſeinem Platz. Der Gedanke, daß ſie für alle Ewigkeit daſitzen, iſt mir faſt bei allen ſitzenden Statuen peinlich eingefallen; dieſer Merkur macht eine Ausnahme. Eins der ſchönſten Bildwerke dieſer Sammlung — ſie gehört zu den pompejaniſchen Ausgrabungen — ſah ich in Palermo, wohin der König es geſchenkt hat: Hercules der einen Hirſch bei den Geweihen faßt und niederwirft; ſo friſch, natürlich und ſchön proportionirt, daß man meint es ſei in Lebensgröße, während es vielleicht 1½ Fuß hoch iſt. Eine Platosbüſte iſt mir aufgefallen wegen der zarten, ſorgfältigen Ausarbeitung des Haars, und eine Sapphobüſte, weil ſie ein wunderſchönes Geſichtchen hat. Ich freue mich daß der Himmel oder der Künſtler gütiger geweſen iſt als das allgemeine Vorurtheil, welches die Frau zu einem mannähnlichen, monſtröſen Weſen macht, die es wagt eine Richtung einzuſchlagen in welcher der Mann ihr nun einmal nicht begegnen mag.

Den glorreichen Luxus römiſcher Palläſte: Privatgallerien, kennt man hier nicht. Es ſollen früher einige exiſtirt haben, doch die Beſitzer haben ſie verwahrloſt und nach und nach verkauft. Der preußiſche Profeſſor Zahn hat die letzten Bruchſtücke dieſer Sammlungen angekauft, worunter einige gute Bilder ſind, namentlich von Guido Reni eine Himmelskönigin, die betend in den Wolken auf dem halben Mond ſteht. Ich liebe die Madonna in der Einſamkeit, ohne Kind, ohne Heilige; ich gönn' es ihr, wenn ſie einmal ganz allein mit Gott iſt. Die obligaten Engelsköpfe ſind auch leider auf dieſem Bilde, aber zum Glück ziemlich niedrig angebracht. Wenn ſie ihr das Haupt überwölben, und ſich unter ihre Füße und Arme drängen, ſo ſind ſie mir in der Seele der Madonna ebenſo läſtig, wie mir der Hofſtaat eine Laſt für eine Königin ſcheint. — Bei einem heiligen Sebaſtian von Spagnoletto fiel mir ungemein auf, daß dies lebensgroße, ſchöngemalte Bild mich an die, jetzt ſo lächerlich beliebten, engliſchen Stahlſtiche erinnerte. Es rührt aber ganz natürlich daher, daß er die geſuchte Schattenvertheilung hat, welche auf dieſen Stahlſtichen ſo frappante Effecte hervorbringt. Das iſt der Nachtheil einer Manier: ſie macht das Große klein! denn gewiß dieſer Sebaſtian könnte ein ſchönes Bild ſein, wenn nicht die glänzende Jünglingsgeſtalt auf übertriebene Weiſe in Evidenz geſetzt wäre. Daß ſie an einen ſchwarzen Felſen gekettet iſt, möchte hingehen, obgleich es keine Felſen von Ebenholz giebt; allein das ſchwarze Sammtband, welches ihm wie eine Binde über die Stirn läuft, iſt ein ganz willkürlicher Schatten, den ſeine Arme nicht werfen können, die hoch über ſeinem Kopf zuſammengebunden ſind. Das ſchwarze Tuch das um ſeine Hüften gebunden iſt, macht vollends einen unnatürlichen Effect, denn ſtatt die ſchöne Carnation zu heben, zerſchneidet es den Leib hart in zwei

Theile und giebt ihm ein wespenhaftes Anſehen. Dies ſoll eins der beſten Bilder von Spagnoletto ſein. Ich finde es hat keinen guten Styl, ſondern nur eine Manier, und dieſe verhält ſich zu jenem, wie die tanzmeiſterliche, zu der natürlichen Grazie, wie ein Calcul zu einer Inſpiration. — Zwei Gemälde von Salvator Roſa, die in Neapel wie überall ſehr ſelten ſind, befinden ſich auch in dieſer Collection, eine Waldpartie mit Landleuten, und Simeon der den kleinen Joſeph an egyptiſche Kaufleute verhandelt. Es geht mir mit Salvator wie zuweilen mit Menſchen, ich möchte ſeine genaue Bekanntſchaft machen, aber ich fürchte abgeſtoßen zu werden; denn Wildheit ſchreckt mich nicht, wol aber Verwilderung. Unruhig ſein iſt noch nicht Imagination haben. Im Gegentheil! man habe mehr, ſo wird man ruhig ſein, wie der Adler, der von allen Vögeln am allerhöchſten — auch am allerruhigſten fliegt. Dieß ſoll nicht heißen daß der wilde, glühende Salvator keine Imagination habe, ſondern nur, daß ſie an die Grenze der Bizarrerie ſtreifen dürfte. Bei dieſem Joſephsverkauf frappirte mich daſſelbe, was auch bei den Phariſäern im Tempel im Muſeum: er macht die Figur unbedeutend um welche ſich das Intereſſe dreht. Die Phariſäergruppe iſt von unnachahmlicher Wahrheit und Leichtigkeit der Gruppirung, und der kleine lehrende Chriſtus mit ſeinem abgerundeten Geſicht verſchwindet zwiſchen ihnen. Hier ſind Simeon und zwei Kaufleute die Gruppe in welcher der kleine Joſeph untergeht, von dem man nichts als ein weinendes Profilchen und eine kleine betrübte Hand ſieht; denn er reicht dem Simeon nur bis an die Hüfte und die Figuren ſind nur halbe Figur.

Ich war unausſprechlich verwundert bei dem Profeſſor Zahn, der die Pompejaniſchen Wandbilder in Farbendruck herausgiebt, nur ſchwarze Zimmerwände zu ſehen, da ich doch in Pompeji ſelbſt nicht eine einzige ſchwarze gefunden. Sie werden wol exiſtiren da er ſie copirt hat, auch erinnere ich mich, daß die Tänzerinnen und die Seiltänzer im Muſeum auf ſchwarzem Grunde ſind; dennoch bleib' ich dabei: die meiſten Zimmer ſind hochroth. Da aber all die kleinen Malereien von Blümchen, Vögelchen, Strichelchen und Pünktchen ſich viel hübſcher von Schwarz abheben, ſo hat der Maler ſehr recht gethan den vortheilhafteſten Grund zu wählen. Übrigens läßt mich in der Copie wie in der Wirklichkeit all dieſe Niedlichkeit ſehr gleichgültig. Man häufe das Hübſche wie man wolle, nimmer wird etwas Schönes daraus. Ich bin dem Geiſt des Alterthums in ſeinen Weltſchöpfungen — nicht in ſeinen Privatliebhabereien befreundet. — —

Morgen fahr' ich nach Rom. Ich bin in der Unbehaglichkeit und Trauer der Abreiſe. Eben kommt mein Paß: das Viſa nach Rom koſtet drei Thaler. Ich ſignalire dieſe Merkwürdigkeit! wenn der Neapolitaniſche Miniſter des Auswärtigen ſeine Sporteln von den Fremden erhebt, wie kann man ſich dann über die Gaſtwirthe beſchweren! — — Ich war drei und einen halben Monat hier. Heute iſt der 19. März.

Ein Zwischenakt.

Ich mache ihn, weil die Reiſe nach Venedig ziemlich lang und ſehr hübſch iſt, und weil mir ahnt, daß ich, dort angekommen, von nichts Anderm als von Venedig werde ſprechen mögen. Der Weg über Foligno und Perugia nach Florenz iſt ungleich anmuthiger, als der über Siena, und hat nichts von der kläglichen Verödung, welche den weſtlichen Theil des Kirchenſtaates in ſeiner ganzen Ausdehnung von Radicofani bis Terracina zu einem ſo armſeligen Landſtrich macht. Dieſer Weg, ſobald man nur erſt die römiſche Campagne hinter ſich hat, die hier vielleicht fünf oder ſechs Meilen lang iſt, führt durch ein ſehr bebautes Land, wo ein und daſſelbe Feld zugleich dem Korn-, Wein- und Seidenbau dient, indem die Reben ſich um Maulbeerbäume ſchlingen, und wo an den Bergabhängen Ölpflanzungen gedeihen, zwiſchen welche ein wunderſchön blühender Baum umhergeſtreut iſt, deſſen deutſchen Namen ich eben ſo wenig als ſeinen botaniſchen kenne; ich hab' ihn nie anders als Arbre de Judée nennen hören; er blüht im brennendſten Roſenroth, blattlos wie ein Obſtbaum, und dieſe feurige Blüte zwiſchen dem ſchattenähnlichen Laub des Ölbaums ſieht elegant aus wie ein Kopfputz von Marabouts und Roſen. Der Apennin läuft hier in kleinen Armen aus die man paſſiren muß; liebliche Thäler, mitunter Bergſchluchten, liegen dazwiſchen; Flüßchen winden ſich hindurch; Trümmer von Aquaducten und anderm Römerwerk tauchen ab und an wie halbvergeſſne Erinnerungen auf; alte Städte beherrſchen die Höhen, z. B. Spoleto, die alte Hauptſtadt des mittelalterlichen Longobardenherzogthums dieſes Namens. Die ganze Nacht war voll Nachtigallenſang wie eine deutſche Frühlingsnacht. In Foligno machten wir Halt: ich weiß nicht recht warum! die Gegend iſt dort weniger abwechſelnd und die Stadt ganz leer; denn mit dem Andenken an Rafaels berühmte Madonna, welche ehedem das Kloſter delle Conteſſe ſchmückte, laſſen ſich öde Kirchen ſchwer ausfüllen. Aber wenn man Aſſiſi ſehen will, muß man in Foligno übernachten; in dem ſchmutzigen Bettlerneſt würde man kein Unterkommen finden. Es iſt der Geburtsort des heiligen Franziscus, welcher im

Anfang des 13. Jahrhunderts daſelbſt von ſeinen Eltern dem Kaufmannsſtande gewidmet wurde, aber früh der Welt entſagte und durch ſein unerhört ascetiſches Leben voll brennender Andachts- und Bußübungen die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen, der Stifter eines ausgebreiteten Mönchsordens und einer der größten Heiligen der katholiſchen Kirche ward. In Aſſiſi ſind über ſeinem Grabe drei Kirchen erbaut — wie man zu ſagen pflegt; aber das kleine gewölbte Gemach, welches ſein Grab umgiebt, kann unmöglich Kirche genannt werden, höchſtens Kapellchen; es iſt ein modern ausſtaffirtes Grabgewölbe, wie man unter vielen Kirchen findet. Da Aſſiſi, wie ein Schwalbenneſt an der Mauer, ſo an dem Felſen klebt und nicht eine einzige wagrechte Straße hat, ſo haben ſich ganz bequem zwei Kirchen über dieſer Gruft anbringen laſſen — beide zu Ende des 13. Jahrhunderts, innerhalb vier Jahre erbaut, im gothiſchen Styl, die untere ſchwerfällig, niedrig und zuſammengedrückt, die obere von leichten anmuthigen Verhältniſſen. Die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts haben dieſe heilige Stätte, wie das Campo santo zu Piſa mit Fresken geziert. Es werden hier wie dort dieſelben Künſtler genannt: Giotto und ſeine Schule, Simon Memmi, Buffalmaco, Benozzo Gozzoli, außerdem noch Cimabue; und es iſt ſeltſam, daß hier wie dort daſſelbe Schickſal ihre Werke getroffen hat: ſie ſind durch Feuchtigkeit und ſcharfe Luft theilweiſe ganz zerſtört. Die obere Kirche hat dadurch ein trauriges Anſehen, ſieht halb zerfallen, halb ſchmutzig aus; hier erkennt man einen Kopf, dort Arme und Beine — es iſt wie ein Schlachtfeld mit verſtümmelten Leichen. Man muß ſich unerhört anſtrengen um dieſe Gliedmaßen in Zuſammenhang, und dann die Figuren in eine Gruppe zu bringen. Ich mühte Augen und Phantaſie dabei ab: das iſt nicht die Art wie ich einen Kunſtgegenſtand betrachten mag. Die untere Kirche iſt dem Winde weniger ausgeſetzt, deshalb haben die Fresken nicht ſo gelitten; aber hier herrſcht eine ſolche Finſterniß, daß man wiederum die Bilder nur ahnen, nicht ſehen kann, und die welche man allenfalls ſehen könnte, werden durch bunte Fenſterſcheiben ſeltſam beleuchtet. Das ſind alles Diſſonanzen! in dem prachtgewohnten Italien häuft man das Schöne bis es unbehaglich und geſchmacklos wird; für das Einfach-Große hat man kein Auge. Nach meiner Meinung ſchicken ſich für eine gothiſche Kirche und in das dämmernde Licht ihrer gemalten Fenſter nur Sculpturen. Der dunkle, ſchön ausgearbeitete Stein empfängt durch die magiſche Beleuchtung ein geheimnißvolles, wunderbares Leben, während Gemälde durch dieſelbe todt, oder zu Karrikaturen gemacht werden.

Von Aſſiſi führt der Weg in die Ebene zurück, zur Kirche Madonna degli Angeli, die neurömiſch, ſtolz und groß von Vignola erbaut iſt, in lateiniſcher Kreuzform mit einer Kuppel unter der die Porziuncula ſteht: das iſt die Kapelle, die der heilige Franziscus für ſich und ſeine erſten Ordensbrüder erbaute; ſie ſieht aus wie ein kleines, längliches Häuschen. Bei dem großen Erdbeben von 1832 iſt die Kirche fürchterlich zuſammengeſtürzt, aber die Porziuncula iſt unbeſchädigt geblieben. Eine anmuthige Freske bedeckt eine ihrer Wände: Chriſtus und die Madonna von Engeln umgeben, blicken ſegnend auf den heiligen Franziscus herab, der im untern Theil des Bildes mit zwei Gefährten in Andacht und Extaſe kniet. Ich ſann hin und her, von wem dieſe Freske ſein könne; Formen, Stellungen, Haltung der Köpfe erinnerten ungemein an Rafael, Manches ſah förmlich wie eine Copie aus, z. B. ein ſtehender und zwei ſchwebende Engel; aber die Färbung war nicht rafaeliſch, ſondern modern bräunlich, härtlich. Ich dachte mir es müſſe ein altes Bild ſein, das durch das Erdbeben gelitten habe und von Camuccini reſtaurirt ſei. Camuccini iſt der erſte und ausgezeichnetſte römiſche Maler, die päpſtlichen Gemäldeſammlungen ſtehen unter ſeiner Aufſicht, Dominichinos Freskeu in Grotta ferrata hat er reſtaurirt, er iſt ein vortrefflicher Zeichner, ſeine Cartons gefallen mir ungleich beſſer, als ſeine ſcharf und doch todt gefärbten Bilder; am Tage vor meiner Abreiſe von Rom war ich in ſeinem Atelier: deshalb gerieth ich wahrſcheinlich auf dieſen Gedanken, und wäre mit ihm weitergefahren, wenn nicht ein Sakriſtan gekommen wäre, der den für italieniſche Lippen ſchwierigen Namen: Overbeck — als Maler dieſer Freske nannte. Overbeck! ein Deutſcher! ich freute mich recht, daß ein Deutſcher hier in Umbrien, wo die Kunſt ſo herrliche Blüten getrieben, etwas geſchaffen hat, das an Perugino den Meiſter der umbriſchen Schule, und zugleich an Rafael, den Meiſter aller Schulen, erinnert. Ich freute mich doppelt, weil mir Alles was ich bisher von Overbeck geſehen, nicht gefallen hat. Vielleicht waren es frühere Werke — dies iſt 1830 auf Befehl irgend eines Kardinals gemalt — denn ſie hatten etwas Steifes, Unbeholfenes, Eingewindeltes, lagen ich weiß nicht an welchen Feſſeln; mit dieſem Bild hat er ſie geſprengt.

Das nahe Perugia, ſehr lieblich aber etwas unbequem auf einem hohen Berge gelegen, der das ganze Tiberthal beherrſcht, hat in all ſeinen Kirchen Gemälde von Perugino oder ſeinen Schülern. Der Ort wo ihre Leiſtungen am Lieblichſten vereinigt ſind, iſt in einem öffentlichen Gebäude ein Gemach, wo das Wechſelgericht war, und daneben die Kapelle Johannes Baptiſtas: Beide mit Fresken bedeckt, Wände und Decken, aber ſo wolerhalten und gut beleuchtet und in einem ſo glücklich kleinen Raum, daß man ſie ohne alle Marter betrachten kann. Die Wände der Sala del Cambio ſind von Perugino ſelbſt mit ſechs Propheten, ſechs Sibyllen und verſchiedenen Repräſentanten kriegeriſcher und bürgerlicher Tugenden verziert, z. B. Leonidas, Horatius Cocles, Numa, Cato, Scipio, Pericles. An der Decke befinden ſich Sonne, Mond und die damals bekannten ſechs Planeten, dargeſtellt durch die ſie beherrſchenden Götter, in einzelnen Medaillons zierlich gemalt, und alle verbunden durch ſaubere Arabesken — oder wie man ſie in Italien nennt: Grottesken, weil dieſe Art der Malerei den antiken Gebäuden entlehnt ſein ſoll, die damals unterirdiſch wie Grotten unter Schutt und Erde lagen und aufgegraben wurden. In den Thermen des Titus entdeckt man bei Fackelſchein noch Spuren dieſer Malerei, welche auch ganz die der Pompejaniſchen Verzierungen iſt. In der Sala del Cambio wird die Luna als ein Werk Rafaels genannt. Die Kapelle daneben — an den Wänden vier Bilder aus dem Leben Johannes Baptiſtas, an der Decke Gott Vater in einer Engelglorie, die vier Evangeliſten, und verſchiedene Heilige, alle in einzelnen Kompartimenten — iſt das Werk von Manni, Adone Doni, Rafael, vielleicht auch Pinturicchio: lauter liebe, herzige Bilder, in deren Anſchauung es einem ſo recht wol wird, als käme man nach langer Abweſenheit in die Heimat zurück und ruhte die müde Seele zwiſchen trauten Freunden aus. Und wirklich, ich komme von der Wanderſchaft durch ein fremdes Kunſtgebiet zurück! Es liegt diesſeits 1520, und herrſcht in Rom und Neapel. Auf jener Grenze ſtarben Leonardo, Perugino und Rafael. Nach ihnen — liebe ich Niemand mehr.

Perugia iſt die Stadt Italiens, wo ich am Meiſten Muſik gehört. Wir waren an einem Sonntag da; es ſchien wirklich als mache ein Theil von Perugia Muſik und als höre der andre zu. Ein Militärcorps und ein Civilcorps ſpielten Morgens und Abends, und die ſchöne Welt von Perugia ging Corſo, wie ſie in den großen Städten Corſo fährt, nämlich in der Hauptſtraße auf und nieder — ein trübſeliges Vergnügen! Die Leute ſahen auch alle fürchterlich gelangweilt aus, wie das immer in kleinen Städten der Fall, weil man Alles was da iſt aus- und inwendig kennt, und weil nichts Neues, Fremdes hinzukommt, um das ſtagnirende Intereſſe in Bewegung zu bringen. Kleine Städte gleichen großen Städten wie Teiche den Seen: es fehlen ihnen die Flüſſe die hinein- und herausſtrömen und das Waſſer friſch erhalten. Weil es in Perugia Mode iſt Corſo zu gehen, ſo gingen die Leute, obgleich ſie ſich herzlich langweilten; und als es tüchtig anfing zu regnen, ſpannten ſie gelaſſen ihre Schirme auf, und fuhren fort auf und ab zu ſchleichen. In Deutſchland, wo die geringſte Stadt ihre Promenade hat, geht höchſtens ein Mann, deſſen Liebſte am Fenſter ſitzt, zweimal hintereinander durch eine Straße. In Italien iſt's das Vergnügen aller Welt. Doch muß ich ſagen, daß keine deutſche Reſidenz mit ſo prächtigen Dallen gepflaſtert iſt, als die Strada del Corso in Perugia.

An dem Traſimeniſchen See geht dann der Weg weiter fort nach Toskana. Da ſchlug Hannibal die Römer. Es war ein gewaltiger Menſch, dieſer Hannibal! gab ihm ſein Römerhaß oder ſein Genie Kraft, Einſicht und Geſchicklichkeit zu ſeinem wunderbaren Zuge über Pyrenäen und Alpen, durch unbekannte Länder, durch feindliche Völker, durch Landſtriche, wo er jeden Fußtritt der Natur oder den Menſchen abkämpfen mußte — bis ins Herz des Römerreichs hinein! — Oder iſt Haß und Liebe das einzige, das wahre Genie im Menſchen? Oder — da Haß doch nichts iſt als die Kehrſeite der Liebe, Hannibals Römerhaß nichts als eine nothwendige Folge ſeiner glühenden Liebe für Carthago — iſt Liebe vielleicht das einzige, das wahre Genie im Menſchen? Hannibal ging, ſeinem Willen vertrauend, mit geringer Unterſtützung, mit dämmernden Kenntniſſen bekannter und unbekannter Schwierigkeiten und Gefahren, wie ein andrer Columbus, doch nicht um eine Welt zu entdecken, ſondern um eine zu zerſtören. Aber die Schöpfung läßt nicht gern im Keim etwas untergehen: Rom war damals im Keim; mehr als ein Jahrtauſend ſpäter kam der Tag der Zerſtörung. Und er kam aus dem Oſten, wohin Hannibal nach Carthagos Untergang pilgerte, um dort Feinde gegen Rom zu wecken. Damals gelang es nicht! Als jede Hoffnung, auch die letzte untergegangen, als man ihn den Römern ausliefern wollte, da erkannte er daß ſeine Zeit aus war, nahm Gift und ſtarb — beſiegt, doch nicht überwunden, mit all ſeiner Wildheit, all ſeinem Stolz' all ſeinem Haß, all ſeiner Freiheit, als ächter Hannibal! Die modernen Heroen kommen immer verfälſcht am Ziel an; Napoleon auf dem Bellerophon iſt ganz aus ſeinem Character gefallen.

Mit dem Eintritt in Toskana werden die Dörfer freundlicher, die Menſchen reinlicher, die Kinder hübſcher, von geſunderem Ausſehen. Man ſieht daß das freundliche, bebaute Land ſeinen Bewohnern zu gut kommt. Die gräßliche Bettelei hört auf, die mir in Aſſiſi und Perugia jeden Schritt verleidete. An die Stelle der viereckigen Lehmkaſten, welche im Kirchenſtaat und im Neapolitaniſchen auf dem Lande Häuſer heißen, weil ſie ein Loch als Thür und zuweilen ein zweites Loch als Fenſter haben, treten Wohnungen wie ſie ſich für Menſchen ſchicken. Ich athmete frei auf in Toskana. Dieſe angenehme Empfindung verſtärkte ſich als ich Florenz erreichte: mir war zu Muth als befände ich mich wieder in gewohnter guter Geſellſchaft nach langem Aufenthalt zwiſchen Wilden. Von Florenz ſag' ich weiter nichts; ich kann nur meine erſten Eindrücke beſchreiben — denn ich habe nur erſte Eindrücke; ſie modifiziren ſich zuweilen, wenn ich die Gegenſtände wiederſehe und genauer betrachte; doch diejenigen, welche wirklich ſtarken Eindruck gemacht haben, modifiziren ſich nicht und behalten ihre erſte Färbung. Rom war beim zweiten Beſuch grade ſo trübſelig wie beim erſten, und Florenz grade ſo angenehm. Im vorigen Oktober gab die herbſtliche klare Färbung der Stadt ein ſchönes, warmes Gewand;

jetzt aber, durch den Frühling, iſt es unſäglich anmuthig worden. Denn in Florenz giebt es wirklich einen Frühling, einen ſolchen wie ich ihn gewohnt bin, wie ich ihn verlange: eine Erneuerung, eine Friſchwerdung der Erde. Leſſing hat geſagt: „Wenn es im Frühling doch einmal roth werden wollte! des Grüns bin ich überdrüſſig!“ — Das begreiſe ich nicht! ich liebe den Wechſel in allen Dingen, er allein befriedigt mich einigermaßen, wenn überhaupt von Befriedigung die Rede ſein kann — aber die Natur muß bleiben wie ich ſie ſeit meiner Kindheit gewohnt bin: ſie iſt meine ſichtbare Gottheit an der nichts aus dem Tact kommen darf. An ihrer Unwechſelbarkeit hält ſie mich feſt ohne mich zu drücken. Sie läßt mir die Freiheit, ſieht mir nur zu und ſpricht lächelnd: „Thu, was du willſt; aber du thäteſt am Beſten, wenn du dich mit nichts als mit mir allein beſchäftigteſt, denn hinter mir ſteht unmittelbar — Gott! das iſt mein großer Vorzug.“ — Ach ja! das iſt ein großer Vorzug!. darum werd' ich ihrer nie überdrüſſig, ich habe nie gewünſcht einen andern Gott zu haben; — aber was ich ſonſt thue und treibe, dies ewige Einerlei von aufſtehn und ſchlafengehen, von den Millionen Langweiligkeiten des Lebens die aus der Exiſtenz ein Handwerk machen, ja ſogar das Einerlei der Gedanken, der Beſchäftigungen, des

Strebens — das Alles hab' ich ſchon oft anders gewünſcht.

Aber in Florenz hab' ich nicht Zeit dazu! die herrliche Promenade der Cascinen iſt mir etwas ſo Neues, ſo Erfriſchendes, daß ich die eine Hälfte des Tages in ihnen zubringe und die andre Hälfte bei meinen alten lieben florentiniſchen Malern, die mir, in ihrer Art, eben ſo frühlingmäßig erquickend ſind. Die Cascinen ſind eine Promenade, ein Garten — wie ſoll man's nennen? im deutſchen Styl, ein Prater en miniature: ſchöne Alleen, Wieſen, Raſenplätze mit einzelnen Bäumen und Baumgruppen, waldartige einſame Partien; aber freilich keine Rehe und Hirſche, keine Donau; nur Haſen und Faſanen, und der Arno — jedoch Ausſichten in die Nähe und Ferne, auf Stadt, Land und Gebirg mit denen der Prater nicht rivaliſiren kann. Am Himmelfahrtstage war ein großes Volksfeſt in den Cascinen, d. h. ſie waren voll Menſchen vom frühen Morgen bis zum Abend, doch eigentlich feſtlich ging es nicht zu, es gab gar keine Muſik, keine Beluſtigungen für das Volk; es ging oder ſtand umher, lag auf dem Raſen, aß und trank etwas bei den fliegenden Küchen, die in Zelten oder unter den Bäumen aufgeſchlagen waren, und betrachtete den großen, langſam ſich fortbewegenden Wagenzug. Der

Großherzog fuhr auch in der Reihe. Ich kann mich gar nicht an dieſen Mangel an Muſik in Italien gewöhnen! wenn in Deutſchland hundert Menſchen in einem öffentlichen Garten beiſammen ſind, ſo giebts gewiß Muſik, und gleich kommt etwas Frohes, Anmuthiges, faſt möcht' ich ſagen Geadeltes, über die Verſammlung. Dieſe Volksmenge ohne Muſik, welche grade in ſolchen Momenten der ächte Repräſentant des Frohſinns iſt, hat etwas Kaltes, Unbelebtes, durchaus Unfeſtliches. Dafür ging es aber auch höchſt anſtändig her! ein kleiner Bube der ein Taſchentuch geſtohlen hatte, dabei ertappt ward und grauſame Prügel bekam, war der einzige, der ein wenig Skandal machte. An gewöhnlichen Tagen ſind die Caſcinen bis auf die Stunden der großen Wagenpromenaden ſtill und einſam; dann ſingen die Nachtigallen und viele andre Vögel, dann laufen die Haſen einem quer über den Weg und die Faſanen fliegen ſchwerfällig im Gebüſch; dann ſcheint es als hätten hier die Thiere des Waldes allein ihr ungeſtörtes Reich. Ich liebe dieſe Thiere, die in der Nähe des Menſchen halb ſcheu, halb unbefangen ſind, wie Kinder. Hausthiere hingegen kann ich ſo wenig wie Dienſtboten leiden! Beide haben etwas ſtupid Abgerichtetes und ſtumpfſinnig Paraſitiſches, das mir durchaus zuwider iſt; Beide ſind der Plebs zwiſchen ihres Gleichen. Niemand wird ſich gekränkt fühlen mit einem Hirſch oder Adler verglichen zu werden; aber ſehr — mit einem Schaaf oder einer Ente. So ſind auch bäuriſche Manieren weniger abſtoßend als Kammerjungfer-Manieren. Ich möchte lieber daß die Jäger Ochſen ſchöſſen als Rehe. — Im Herbſt ſchienen mir die Cascinen hauptſächlich aus immergrünen Bäumen zu beſtehen, und jetzt aus nordiſchen, beſonders aus Eichen, welche ſich in der übrigens ſüdlichen Landſchaft doppelt herrlich ausnehmen. Wer wie ich ſechs Frühlingswochen in Rom zugebracht hat, wird ſich nicht wundern, daß ich mich ſo ſehr über die Bäume in Florenz freue; wer nicht, muß es mir zu gut halten.

Die Fahrt nach Bologna iſt eine ziemlich lange Fahrt über Höhen und Tiefen des Apennin. Hat man ihn hinter ſich, ſo hat man auch Italien hinter ſich; Landſchaft, Vegetation, Klima, Bebauung — Alles kommt mir nordiſch vor. Es iſt in Deutſchland Mitte Mais nicht kälter. Bologna ſieht mir kleinſtädtiſch und todt aus. Erſt ſeitdem ich Neapel und Rom verlaſſen habe, werd ich gewahr an welche rieſige Proportionen jene Städte gewöhnen. Indeſſen ſah doch Florenz keineswegs kleinſtädtiſch aus, denn Städte wie Menſchen die ihre Originalität bewahren, ihre eigenthümliche Weſenheit, ſind nie kleinſtädtiſch. Nun hat freilich Bologna die beiden farmöſen ſchiefen Thürme, den langen Aſinelli und den kurzen Gariſenda; allein in dieſem Punkt dürfen ſich Menſchen und Thürme keine Abweichnng erlauben: ſie müſſen hübſch grade ſein. Doch iſt Bologna intereſſant und wichtig, und demjenigen ſogar nothwendig zu ſehen, der an der italieniſchen Malerkunſt genug Theil nimmt um jede Phaſe ihrer Umbildung zu beobachten. — Nicht funfzig Jahr waren nach Rafaels Tode verfloſſen und die Kunſt war bereits zur Manier herabgeſunken, d. h. die Maler wählten ſich eine beſtimmte Form, ſei es die Rafaeliſche, ſei es die Buonarotiſche, machten ſie ſich geläufig und paßten dann Alles in ſie hinein, ohne ſich um eine Idee oder um die Natur zu bekümmern. Die florentiniſchen alten Maler, und Perugino, und Francia in Bologna, malten freilich auch nach einem gewiſſen Typus, ſo daß ſich ihre Geſtalten ſelten zu einer individuellen Freiheit und Lebendigkeit erheben; aber dafür thaten ſie ihre ganze Seele in die Bilder hinein und gaben der immergleichen Form den Zauber der allgemeinen Wahrheit, daß in der Andacht, Demuth, Hingebung und Selbſtentäußerung die Ruhe der Seelen zu finden ſei. Betrachtet man hingegen Innocenz da Imola, einen Schüler Rafaels, oder Vaſari einen

Schüler Michel Angelos, ſo muß man ſich wundern wie wenig das Wiſſen, die Übung, und die techniſche oder Fingerfertigkeit in der Kunſt zu bedeuten haben. Ihre Bilder ſehen flach, characterlos und hohl wie Wachsfiguren aus. Es kamen auch äußere Umſtände hinzu um den Verfall der Kunſt in ſo kurzer Zeit möglich zu machen. Die Einnahme und grauſame Verheerung Roms durch kaiſerliche Truppen, im Jahr 1527, die große Peſt, der geängſtigte Papſt; ſpäter ascetiſche Päpſte denen die Kunſt ein Greuel war; dann, wie zu Ende des Jahrhunderts Sixtus V, der die Künſtler wie Handwerker betrachtete, welche für den Glanz und Ruhm ſeiner Regierung arbeiten ſollten; endlich in Florenz die Medici als Herzöge, die ſo ſchnell wie möglich ein künſtleriſches Zeitalter demjenigen an die Seite zu ſtellen ſuchten, durch welches ihr Name glorreich geworden war — Alles das muß dieſe Schuld tragen helfen. Im Saal des Palazzo vecchio zu Florenz hat Vaſari grauſenerregende Fresken gemalt, Szenen aus dem Leben der Medici, zwei lange, lange Wände voll, in denen mir nichts deutlich worden iſt als ein Paar Pferdeköpfe. Herzog Cosmus war ungeduldig die Thaten und Verdienſte ſeiner Vorfahren durch die Kunſt unſterblich gemacht zu ſehen; Vaſari war ungeduldig ſich ſelbſt unſterblich zu machen;

aus dieſer Haſt konnte keine ſchöne Blüte erwachſen. Sixtus V ließ einen unabſehbar langen Saal der Bibliothek im Vatikan von Federigo Zucchari mit ſämmtlichen Conzilien bemalen, die bis auf ſeine Zeit ſtatt gefunden; nun kann ſich gewiß ein Maler voll orthodoxer Glaubensglut für den heiligen Athanaſius gegen den ketzeriſchen Arius begeiſtern und das Conzil zu Nizäa mit Kraft und Pracht malen; allein um zehn, zwölf Mal dieſe gleichförmigen Verſammlungen darzuſtellen, wo Biſchofsmütze ſich an Biſchofsmütze reiht — dazu reicht die glühendſte Phantaſie nicht aus, viel weniger die des ſterilen, handwerkernden Zucchari.

Die Carracci, alle drei zu Bologna zwiſchen 1555 und 60 geboren, gründeten daſelbſt eine Schule welche die Kunſt aus ihrer tiefen Verſunkenheit emporriß, und zum Studium der Natur und zur Wahrheit des Ausdrucks zurückführte; wenigſtens bewirkte ſie dies bei ihren drei beſten Zöglingen: Guercino, Domenichino und Guido Reni. Dieſe gebildet zu haben iſt nach meiner Meinung das höchſte Verdienſt der Carracci, viel höher als das, welches ihnen aus ihren eignen Schöpfungen entſpringt, denn in dieſen herrſcht ein gewiſſes Lehrer-Element vor: ſie erſcheinen mir wie gemalte Exempel. Es iſt ſehr bedauernswerth, daß jene drei Zöglinge, die im Anfang des ſiebzehnten

Jahrhunderts die bologneſiſche Schule zur ausgezeichnetſten in Italien machten, ſo ungemein ungleich arbeiteten: beſonders Guido Reni. Obwol Rom, Florenz, viele Kirchen und unzählige Gallerien, Bilder von ihm beſitzen, und zuweilen recht ſchöne, ſo erfährt man doch erſt in Bologna, was er im Stande iſt zu leiſten. Dort in der Pinakothek befindet ſich ſeine Pietà und ſein Bethlehemitiſcher Kindermord, und dies letzte Bild iſt ſo ſchön, daß Guido Reni, wenn er immer ſo gemalt hätte, ein glücklicher Rival Rafaels geweſen wäre. Deſſen heilige Cecilia ſteht freilich in einem winzigen Kämmerchen und ein großes Gerüſt davor, denn Madame Jacotot, die berühmte Emaille-Malerin aus Paris, copirt ſie: man findet keinen günſtigen Punkt um ſie zu betrachten; der Kindermord hingegen hängt in einem von obenherab beleuchteten Saal im günſtigſten Licht — er hat mehr Eindruck auf mich gemacht als die Cecilia. Und doch hab ich einen heftigen Widerwillen gegen dieſen Kindermord, weil die Maler immer eine Metzelei und verzerrte Karrikaturen darzuſtellen pflegen; allein Guido hat verſtanden aus dieſer grauſenhaften Tragödie eine Szene herauszuheben und in die lieblichſte Gruppe zu bringen; ſein Pinſel hat die Gabe der Schönheit! ſogar bei ſeinen häufig verzeichneten und noch häufiger ſchlecht colorirten Gemälden, ſind die Geſichter faſt immer von reiner Form, von zarten edlen Zügen: dadurch beſticht er ſchönheitsliebende Augen, und ich wundre mich recht, daß die meinen ſich nicht haben von ihm blenden laſſen, daß ich oft fand ſeine ſchönen Geſichter wären falſch, weil ſie weder zu den Körpern noch zu den Characteren paßten. Jedoch in dieſem Bilde ſind ſie nicht falſch; Tod und Leben ſind gleich wahr. Fünf Frauen mit ihren Kindern und zwei Henker bilden die Gruppe, die ſich leicht und natürlich zuſammenfügt und ebenſo auseinander geht. In der Mitte des Bildes beugt ſich ein Mörder mit langem Meſſer über eine zuſammengeſunkene Frau und ihr ſchreiendes Kind; zur Linken ergreift der Andre eine entfliehende Frau bei den Haaren und zieht ſie barbariſch zurück; zur Rechten flieht eine ſchöne brünette Frau, bewildert, voll unendlicher Angſt, in ihren großen grauen Schawl das Kind wickelnd, das ganz klein iſt, ruhig in ſeinen Windeln liegt, und mit ſeinem ſtillen, bewußtloſen Geſichtchen das ſchöne Antlitz der Mutter hervorhebt, das durch Schmerz und Zorn meduſenhaft wird. Vorn, links, iſt eine Frau gefallen, ſie ſieht ganz ſtupid aus, ein todtes Kind liegt neben ihr, ein lebendes hat ſie über die Schulter geworfen, ſie verſucht ſich aufzuraffen. All dieſe vier Weiber haben noch lebendige Kinder, verſuchen noch Flucht, denken noch an Rettung; aber zur Rechten, vorn, iſt eine Frau auf ihren Knien zuſammengefallen und ihr todtes Kind liegt vor ihr auf der Erde, die hat kein Kind mehr! Es war ihr einziges und es iſt todt! Über dieſe Geſtalt hat Guido den doppelten Zauber der reinſten Schönheit und des reinſten Schmerzes gebreitet, und eine Wahrheit des Ausdrucks, der Stellung, der Haltung, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich an nichts dachte — als an mein einziges Kind! Dieſe Frau iſt nicht neben dem Kinde niedergekniet, ſondern die Knie ſind ihr eingeknickt, und ſo iſt ſie auf der Stelle hingeſunken. Sie hat nicht die kleine Leiche auf den Schooß oder in die Arme genommen, ſie blickt ſie nicht an, ſie rührt ſie nicht an; die kleine Leiche iſt nicht ihr Kind mehr, ihr liebes, muntres, lebendiges Kind, wie ſie es kennt, wie ſie es gehabt hat: ſie blickt zum Himmel empor und fragt den lieben Gott mit aller Holdſeligkeit und Demuth, aber mit herzzerſchneidender Klage, was aus ihrem Kinde geworden.

Ach, bei recht ſchönen Gemälden verfall' ich immer ins Beſchreiben! ich möchte ſagen weshalb ſie ſchön ſind; doch ich fürchte es gelingt mir nicht. Bologna iſt recht eigentlich die Stadt der Gemälde; ſo viel

Privatgallerien giebt es nirgends. Marcheſe, Grafen, Schuſter — Alles hat eine Gallerie, und ſie ſind ſämmtlich verkäuflich. Ich weiß nicht ob dieſer Handel eine allgemeine Liebhaberei oder eine allgemeine Bedürftigkeit iſt; Beides wäre gleich befremdlich. Es hat etwas Trauriges, dieſe Gallerien wie jedes andre Magazin feilgeboten zu ſehen! die ehmaligen Beſitzer haben ſie mit ſolcher Luſt und Liebe geſammelt, haben ſie vielleicht bei den Malern ſelbſt beſtellt; denn nur bologneſiſche Maler findet man, äußerſt ſelten einen Venezianer, einen Niederländer; Florentiner nun gar nicht! die florentiniſche Schule wird in Bologna ſehr verachtet, ſteif, kalt, leblos genannt. „Unſre Schule!“ ſpricht man triumphirend. Nach meinem Gefühl ermangelt grade ſie des innern Lebens. Nehm' ich die Meiſterwerke der vornehmſten Meiſter aus, alſo vielleicht ein Dutzend Bilder, ſo bleiben Tauſende in Bologna die man Einmal anſieht und nie wieder. In der Gallerie Roſſi iſt aber eins, welches ich nicht müde werde anzuſehn! Es ſcheint als ſollte ich hier von Vorurtheilen geheilt werden: mit dem Kindermord bin ich verſöhnt, und mit den Ecce homos bin ich es auch durch den kreuztragenden Chriſtus in jener Gallerie. Welcher Maler hätte keinen Ecce homo gemalt? ſie ſcheinen wirklich eine Vorliebe für dieſen grauſamen Gegenſtand gehabt zu haben und mit Vergnügen bei der Dornenkrone und den Blutstropfen verweilt zu ſein. Von Guido allein kenn' ich unzählbare. In Rom, in der Sakriſtei der Chieſa nuova iſt ein vortrefflicher, angeblich von Correggio, und ſo fein gemalt, ſo zart und friſch ausgeführt, mit ſo durchſichtigen Augen, daß er dem Namen dieſes Meiſters Ehre macht; allein es iſt und bleibt eine Jammergeſtalt; mit Jammergeſtalten hab' ich Mitleid, und Weſen die ich bemitleide ſtell' ich, ich weiß nicht wie und warum, unter mein niveau — ganz wenig, aber ich thu' es. Große Menſchen bemitleid' ich nie. „Leidet nur! denk' ich, Ihr habt Kraft und Stärke um Alles zu überwinden, Ihr werdet nicht zerbröckelt durch das Leid, Ihr werdet nicht elend, Ihr fahrt nur lebendig gen Himmel, und das iſt eine große Ehre und ein großes Glück." Der Chriſtus in der Gallerie Roſſi iſt ein Bruſtbild von einem unbekannten Meiſter; der Beſitzer ſagte uns, Kunſtverſtändige hätten es für einen Rafael in florentiner Manier gemalt, erklärt; „denn nur Rafael, ſei im Stande ſo zu malen". In einer andern Gallerie ward uns geſagt es ſei eine Copie von einem Correggio, der ſich in Petersburg befinde. Ob die erſte Meinung haltbar, weiß ich nicht! ich denke man kennt Rafaels ſämmtliche Werke zu genau, um nicht irgendwo eine Angabe über ſolch ein Bild zu finden. Aber die zweite beſtreit' ich! Correggio, mochte er einen Chriſtus oder eine Leda malen, einen Engel oder eine Io, hatte immer eine warme, üppige Carnation, immer Fleiſch das man lieber mit den Lippen als mit der Hand überſtreifen möchte, und nie in ſeinem ganzen Leben hat er einen tief ſeelenvollen, geiſtreichen Kopf gemalt wie dieſer iſt. Nun gar eine Copie nach Correggio? Nur ein großer Meiſter wäre im Stande eine ſo vollkommne Copie zu liefern, und die großen Meiſter haben ſich nicht mit copiren abgegeben. Wer der Maler auch geweſen ſei — er hat mit einem feſten Pinſel, mit natürlicher ſchlichter Färbung das geiſtigſte, edelſchönſte Chriſtusbild geſchaffen, welches mir je vorgekommen — den Chriſtus della moneta von Titian nicht ausgenommen. Er trägt ein pfirſichblütfarbenes Kleid, das am Halſe mit einem Purpurſtreif beſäumt iſt; auf der rechten Schulter ruht der Querbalken des Kreuzes, und der herrlich modellirte Kopf hebt ſich rund und beſtimmt davon ab. Nicht die hergebrachte immenſe Dornenhecke liegt auf ſeiner Stirn, ſondern ein dünnes Geflecht, welches doch ganz hinreichend iſt um ſie blutig zu drücken und ihm Schmerz zu machen, wie die Augenbraunen beweiſen, die bei ihrem Anfang leiſe, leiſe in die Höhe gezogen ſind. Eine bräunliche Färbung umkränzt die Augen; aber auch ſie iſt nicht brutal, macht das Auge nicht brechend oder in Jammer ſchwimmend, zeugt nur von großer nervöſer Erſchöpfung; das Körperleid tritt zurück ſo weit es möglich iſt, ohne gegen die Wahrheit zu verſtoßen. Im Blick des Auges liegt ſeine eigentliche, ſeine unnachahmliche Schönheit, Milde, Trauer und Kraft, die Attribute der Göttlichkeit! es iſt kein geſenktes Auge, das die Reſignation überſchattet, es iſt kein emporgeſchlagenes Auge, das ſich klagend zum Himmel wendet: es ſieht den Beſchauer an und ſagt: weine nicht über mich, ich habe die Welt überwunden! — —

Genug von Gemälden! dennoch iſt es verzeihlich daß ich mich etwas bei ihnen aufhalte, denn da ich während meines fünftägigen Aufenthalts in Bologna zwölf Privatſammlungen, die Pinakothek, und Gemälde in zahlloſen Kirchen geſehen habe: ſo iſt Kopf, Auge und Feder umſchwirrt von Bildern, umſomehr da die Gegend — ein fruchtbares, bebautes, grünes Marſchland — nicht mit Naturbildern gegen die Schule der Carracci wetteifern kann. Auch war faſt immer das unfreundlichſte Regenwetter, und nur der Abend des Pfingſttages ſchön, wo wir auf dem Hügel von San Michele in Bosco, einem aufgehobenen Olivetanerkloſter, den herrlichſten Sonnenuntergang und — die Alpen ſahen. Der Wallfahrtsort Madonna della guardia liegt auf einem viel höhern Berge zu welchem ein bedeckter Bogengang emporführt! dort ſoll die Ausſicht noch viel weiter ſein; Nebel verhüllten ſie als wir droben waren. Dies wunderthätige Marienbild iſt altbyzantiniſch, ſchwärzlich, mit krummer Papageiennaſe, angeblich von St. Lucas ſelbſt gemalt, durch einen Pilger nach Conſtantinopel und im Lauf der Zeit hiehergebracht. Die Franzoſen haben ihm ſeinen unſchätzbar köſtlichen Schmuck und Schatz geraubt; doch ſeit 1814 haben ſich wieder Dankbare und Andächtige gefunden, und der Schrein des Bildes iſt ganz mit Koſtbarkeiten gefüllt, von denen mir ein roſenfarbener Rubin, groß wie eine Haſelnuß, mit Diamanten umgeben, und ein Kreuz von Smaragden ſehr gefielen. Auch kleine ſeltſame und koſtbare Spielereien ſind in dieſem Schatzkämmerlein, z. B. eine monſtröſe Perle, die man durch einen kleinen goldnen Menſchenkopf, und Pferdeſchweif und Füße von Gold, zu einem Centauren gemacht hat, kaum ſo lang wie mein kleiner Finger. Die Devotion ſcheint in Bologna zu Hauſe zu ſein; die Kirchen waren gedrängt voll Menſchen! da es 200 Kirchen und nur 60,000 Einwohner hat, ſo dürfen nicht viel Leute daheim bleiben. Wir gingen an einer Kirche vorüber in dem Augenblick als das Schallen des Glöckchens drinnen die Verwandlung der Hoſtie anzeigte: alle Perſonen auf der Straße knieten nieder; das hab' ich nirgends geſehen. In Rom zwar das Kniebeugen — aber wenn der Papſt vorüberfährt. Die äußern Zeichen der Devotion überraſchen mich noch immer angenehm, noch immer mein' ich es ſtecke Andacht dahinter! ich weiß gar nicht was es für eine unſelige Eigenſchaft in mir iſt, die alle Erfahrung überſchwemmt und zunicht macht.

Bedeckte Arkaden führen auch nach dem Karthäuſerkloſter, dem allgemeinen Gottesacker Bolognas, und dem ruhigedelſten, paſſendſten, den ich je geſehen. Grüne Hügel, Blumen und Monumente ſind lieblich — im Sommer; in der ſchlechten Jahrszeit ſehen ſie kläglich aus; Familiengrüfte und dergl. beängſtigen mich! ohne Licht, ohne Luft, abgeſondert von Allem und vom All ſoll auch mein Staub nicht ſein. Dieſer Gottesacker iſt ein immenſes grünes Feld, das in viele viereckige, große, mit Bouquets von Cypreſſen beſtreute Plätze zertheilt iſt. Um dieſe ziehen ſich die Bogengänge, welche man in Bologna ſo ſehr liebt: auf der einen Seite ſind ſie in leichten Arkaden dem Licht und der Luft geöffnet, auf der andern beſtehen ſie aus einer ſtarken Mauer, in welche die Särge eingeſchoben werden. Denkmale, Inſchriften, Fresken bedecken die innern Wände. Alle Jahr werden zehn neue Arkaden gebaut um Todte zu empfangen. Die ganze Anlage iſt ſo würdig, als geſchmackvoll, eine unwandelbare Todtenſtadt, nicht leidend durch den Wechſel der Jahreszeiten, ernſt wie es ſich für die Heimgegangenen ſchickt, mild und friedlich, wie es der Stimmung der Hinterbliebenen entſpricht. Unter den zahlloſen Denkmalen in den unabſehbaren Hallen bemerkte ich das von Righini, der preußiſcher Kapellmeiſter war und Lieder, auch deutſche, ſehr lieblich componirt hat. Roſſini iſt auch in Bologna geboren und befindet ſich ſo eben, wegen des Todes ſeines Vaters hier.

In der Kirche San Domènico ſuchte ich das Grabmal König Enzios, und fand auch an einem Pfeiler ſein Medaillon und darüber auf einer großen Marmortafel ſein trauriges Geſchick von 23jähriger Gefangenſchaft in Bologna, verzeichnet. Da dies erſt vor 100 Jahren errichtet iſt, ſo hat man ſeinem Bilde ein ganz willkürliches ſentimentales Anſehen gegeben. Es iſt eine kleine elende Marmorarbeit. Ein Altar in dieſer Kirche hat Basreliefs von Nicola Piſano, dem Wundermann des 13. Jahrhunderts, der gewiß ebenſo weſentlich als Cimabue zur Auflebung der bildenden

Kunſt beigetragen hat, und ungleich tiefer als dieſer ins Gebiet der Schönheit eingedrungen iſt.

Ein Grabmal ganz andrer Art als König Enzios, erregte meinen heftigſten Abſcheu. Unter allerhand Ceremonien von Namenaufſchreiben ꝛc. wurden wir in ein kleines, prächtiges, kerzenerleuchtetes Gemach im Clariſſenkloſter Corpo di Cristo geführt. Da ſaß auf einem Thron im prächtigſten Stoffkleid die Mumie der heiligen Catherina Vigri, einer Kloſterfrau die hier im 15. Jahrhundert gelebt hat. Ihr Körper iſt von ſelbſt mumienhaft worden: das iſt das Wunder; — aber ein ſehr häßliches. Wie ſie garſtig ausſah! auf dem kleinen, ſchwarzgraubraunen, kahlen Todtenkopf eine goldne Krone! an den verkrümmten, ſchwärzlichen Knochenfingern funkelnde Ringe! die Füße in ein Fußſäckchen von Glas geſteckt, damit die Andächtigen ihnen einen Kuß beibringen können ohne ſie zu beſchädigen! .... ich wollte auf der Stelle umkehren. Da fing unſer geiſtlicher Führer an von ihr zu erzählen, und ihre Reliquien aufzuweiſen. Das ſind Reliquien, wie ich ſie liebe! dieſe Catherina iſt nicht blos ungemein fromm und gottſelig — ſondern auch Künſtlerin geweſen, hat gar ſchön die Violine geſpielt und gemalt — letzteres ſehr gut für ihre Zeit; ſie ſtarb 1463. Drei Glaskaſten, von den Nonnen mit Blumen und allerlei Flitterwerk geſchmückt, enthalten ihre Geige, das Bild der Muttergottes mit dem Kinde, und den Kopf des Jeſukindes, von ihr gemalt, zu dem die Nonnen mit der ihnen eigenen, mir ſehr widerwärtigen Spielerei, einen Puppenleib in ſilbergeſtickten Windeln gefügt haben. So, im Schutz und Schirm ihrer abgeſchiedenen Zelle, ihre Kunſt nur göttlichen Dingen widmend, hat Catherina friedlich, vielleicht ſehr glücklich gelebt, und iſt obenein Muſter der Vollkommenheit worden. Eine andre bologneſiſche Künſtlerin, Eliſabeth Sirani, hat kein ſo ſtilles Schickſal gehabt — lebte aber auch nicht im Kloſter, ſondern bei ihrem Vater Andrea Sirani, der Maler und ein Schüler Guido Renis war, mit dem er ſchwächliche Ähnlichkeit hat. Eliſabeth malte weit beſſer, kräftiger, beſtimmter, wenn auch nicht origineller, und außerordentlich viel: alle Gallerien Bolognas haben mehre Bilder von ihr. Sie ſtarb an Gift, 1665, in ihrem 27. Jahr. So rächte ſich ein Mann deſſen Liebe ſie verſchmäht, und deſſen Porträt ſie im jugendlichen Übermuth karrikirt dargeſtellt hatte.

Dann war ich in einem ſeltſam traurigen Hauſe! Ein großer, ſchöner, geſchmackvoll und prächtig eingerichteter Palaſt, den ein alter einſamer Mann bewohnt von lauter Familienbildern umgeben. Büſten, Statuen, Gemälde — alles Porträts ſeiner nächſten Verwandten! Aber die Marmorwerke ſind von Canova, aber die Gemälde ſind von David und Gérard, und die Frauen waren die ſchönſten in Europa, und die Männer trugen Kronen in Europa, und Einer von ihnen beherrſchte den Welttheil, und mit ſeinem Sturz ging das ganze Geſchlecht unter, wie ein Planetenſyſtem deſſen Sonne verlöſcht! — Prinz Felix Bacciochi, Wittwer von Eliſa Bonaparte, die einſt Großherzogin von Toskana war — iſt der Beſitzer dieſes Palaſts, und hat eben die Nachricht vom Tode ſeiner Schwägerin Caroline — der ehemaligen Königin von Neapel — erhalten, die geſtern in Florenz geſtorben; ſo erzählte der Diener, der uns herumführte. Kardinal Feſch ſtarb auch kürzlich; er lebte noch, zwar in großen-Leiden, als ich in Rom ſeine hübſche Gemäldegallerie beſah. Die Familie ſtirbt hin, einer nach dem andern, und die zweite Generation ſcheint mir nicht mehr dazu zu gehören; die erſte hat für lange Zeit den Geiſt, die Energie, die Thatkraft, die Geſchicklichkeit, das Glück und das Unglück des Geſchlechts erſchöpft. — In einem kleinen halbrunden Cabinet, mit violettem weißbeſternten Atlas drappirt, ſteht in der Mitte, einſam, die Marmorbüſte Napoleons. In einem zweiten, dieſem ganz ähnlichen Cabinet, die Büſte Eliſas, die, von allen Geſchwiſtern ihm in den Zügen am gleichſten war. Ein drittes enthält ſeine Todtenmaske in Bronze gegoſſen; ein großer Saal: die ſitzende Statue von Madame Letitia — ein Meiſterwerk Canovas — Napoleons Statue im Krönungsornat ihr gegenüber, und die Büſten der übrigen Familie umher: alles ſchöne, oder geiſtreiche, oder bedeutende Geſichter, die, wenn auch ohne hohen Ausdruck, wie Louis und Jerôme, doch edle regelmäßige Züge haben. Das freundlich gutmüthige von Joſephine, mit der kleinen Stumpfnaſe — und das ſchwere, maſſive von Marie Louiſe, mit der Botokuden-Unterlippe, ſahen ganz fremdartig dazwiſchen aus. Bei den Porträts der Damen ſtörte mich ihre Tracht in der Bewunderung der ſchönen Köpfe und des Gérardſchen Pinſels. Die damalige Mode den Gürtel unter den Achſeln und ganz winzige, kurze Ermelchen zu tragen, machte die Figur hochſchultrig, indeſſen der Körper unverhältnißmäßig lang in einem completten étui ſteckte; ſo eng und faltenlos trug man damals die Röcke. Sogar der Fürſtin Pauline Borgheſe liebreizender Venuskopf leidet durch den disgraziöſen Anzug. — Ein Wechſel des Schickſals, wie dieſe Familie ihn erfahren, iſt in der modernen Geſchichte ohne Gleichen. Bittre Armuth, Throne und Verbannung — Vergötterung, Haß und Mitleid — traf ſie in kurzen fünfzehn Jahren. Dies melancholiſche Haus iſt das Letzte das ich in Bologna geſehen.

Und warlich der Anblick von Ferrara iſt nicht geeignet heiter zu ſtimmen. Die breiten, ſchnurgraden, langen Straßen, die ſtolzen grandioſen Paläſte, das alterthümliche Schloß inmitten der Stadt von einem Waſſergraben umgeben — verödet! Der glänzende Hofhalt eines hochgeprieſenen Fürſtenhauſes, die Stätte wo herrliche Dichter unſterbliche Lieder ſangen — ſtumm! Außer den Erinnerungen lebte in der Stadt nichts, als der Frühling; die Paläſte haben Gärten, und der Hauptbaum in ihnen muß die weißblühende Akazie ſein, denn Ferrara ſchwamm heut Abend in dem feinen, heißen, erotiſchen Duft dieſer Blüte. Der Platz auf welchem eine weiße Märmorſäule Arioſts Statue trägt, iſt auch rund umher mit dieſen Bäumen bepflanzt. Arioſt! Taſſo! zwei von den wenigen Namen welche die Menſchen unſterblich nennen, Beide — Dichter, Beide der Stolz ihres Vaterlandes und die Bewunderung der Nachwelt: wie verſchieden waren ihre Schickſale, und wie verſchieden wird man hier an ſie erinnert. Dort, im Hospital von St. Anna, das kleine gewölbte, kellerähnliche Gemach in welchem Taſſo ſieben Jahr und zwei Monat ſeines kurzen Lebens verſchmachtete; und da, auf dem Platz der ſeinen Namen führt, Arioſts Statue, in der Bibliothek Arioſts Monument, und endlich Arioſts Haus, worin er gelebt und geſtorben, und welches der Podeſtà Cicognara 280 Jahr nach des Dichters Tode mit den Geldern der Commune gekauft, damit es dem Gedächtniß Arioſts geweiht bleibe. In einem Zimmer ſtand ſeine Marmorbüſte verklärt von der untergehenden Sonne. In Taſſos dunkle Zelle fällt kein Sonnenſtral. Armer Taſſo! konnteſt Du nicht auch ein vernünftiger Mann, wie Arioſt ſein, und Dich lieber in alle Welt als in eine Prinzeſſin verlieben? — —

In Venedig.

Genua, Florenz, Rom, Neapel, Palermo! lieblichlautende Namen, nicht wahr? Namen, die wie Muſik ins Ohr klingen; Namen bei deren bloßer Nennung das Auge auf elyſäiſchen Gefilden zu ruhen meint; Namen bei denen man an ein Füllhorn der Natur, an einen Blumenkorb der Erde, an einen Tempel der Kunſt denkt. Nun ſag' ich: Venedig! — Was denkt ihr bei Venedig? O ich bitt' euch, denkt nur nichts! denn wär es auch das Wunderſamſte, das Phantaſtiſchſte, das Zauberhafteſte, ſo wär' es doch noch lange nicht Venedig! es iſt undenkbar. Ich ſage nicht daß es ſchöner ſei als alles Übrige, nur: es iſt anders, aber dermaßen anders, daß man den alten und gewohnten Maßſtab der Schönheit vergißt und hier einen neuen empfängt. Ich nannte, mein' ich, Florenz, Rom und Neapel: Mann, Greis und Jüngling. Was iſt nun Venedig? o, ich weiß es wol: es iſt der Geliebte, der Einzige, der Unvergleichliche!

Ich muß wirklich um Verzeihung bitten, daß ich Alles was ich ſehe vermenſchliche; aber es hat nun einmal vor meinen Augen ein innerliches Leben, und da doch der Menſch das ſchönſte Leben hat, ſo werden die Dinge, die lebhaften Eindruck auf mich machen, zu Bildern des Menſchen. Dies in Parentheſe. —

Wem Venedig nicht gefällt — und es gefällt Manchen nicht! — kann ſprechen: „Gott, welch eine triſte, herabgekommene, zerfallende Stadt, die gar wie ein Froſch im Sumpf ſitzt!“ — Spricht das gegen mich? o nein! gefällt mein Geliebter allen Frauen? ich hoffe ſtark: Nein. Mich aber hat er verzaubert. Verzaubert iſt das wahre Wort! Venedig reißt mich los von alten Gewohnheiten und Liebhabereien und flößt mir grade die ein, welche ſich für Venedig ſchicken; ich denke an keine anderweitige Promenade, als an die allabendliche auf Markusplatz und Piazzetta, und vollends die Gondelfahrten ſind das größte Vergnügen auf der Welt! Bei kaltem Wetter unter einem kleinen ſchwarzen Verdeck mit Thür und Fenſter — bei Sonnenſchein unter einem buntgeſtreiften Baldachin — in der Abendkühle ganz frei — liegt man auf breiten niedrigen ſchwarzen Saffianpolſtern orientaliſch bequem, und gleitet ſanft gewiegt vom geſchickten Gondolier, in träumeriſcher Schweigſamkeit über die Waſſer. Die Gondel zu verlaſſen, Kirchen und Gallerien inwendig zu beſehen, koſtet mich die größte Überwindung. Ich habe zahlloſe Bilder und Statuen geſehen, aber nirgends einen Canal grande mit ſeinen Zauberpaläſten, nirgends dieſe Marmortreppen, Säulen, Brücken, Façaden, dieſe kryſtalliſirte Fata Morgagna, die man Venedig nennt. So, grade ſo, mein' ich, haben die Meergötter auf dem Grunde des Waſſers ſie erbaut: die runden Kuppeln haben die Wellen glatt gewaſchen, und die Thürme und Maſten ſchlank genagt; in dem Dogenpalaſt, von Muſchelwerk und Korallengezweig zuſammengeſetzt, wohnte Thetis; die eitlen Nereïden ſchmückten ſich mit den Perlen, den haarfeinen Ketten, dem zierlichen Geſchmeide, welches jetzt große Magazine und Fabriken füllt; die Tritonen erfanden die Spiegel um die ſchönen Nymphen verdoppelt zu ſehen; — ich kanns nicht glauben was in der Geſchichte ſteht, daß arme flüchtende Menſchen auf kläglichen Sandbänken den erſten Grund von Venedig gelegt! Welche Anſtrengung, welche unerhörte Mühe um hier nur Fuß zu faſſen, wie viel mehr um über dieſe Stätten ſolche Pracht auszuſchütten! die bloße Exiſtenz ſchon iſt ein Wunder, daher nehmen hier alle Schöpfungen und Leiſtungen, ſei es der Künſte, ſei es der Charaktere, ungewöhnliche Dimenſionen an, die man nur hier begreifen kann, weil ſie einzig in und für die Umgebung paſſen. Dieſe bewegte Stille, dieſe ſchweigſame Thätigkeit, waren vielleicht vom größten Einfluß auf Venedigs Staatsform, wie der Verkehr mit dem üppigen Orient, der Genuß des Reichthums, das Bewußtſein der Herrſchaft — auf Venedigs Künſtler. Die Phantaſie fühlt einen unwiderſtehlichen Drang dieſe geheimnißreiche Stille zu beleben, in welcher ſie doch recht eigentlich ſchwelgt; die Verſinnlichung der Thaten und Freuden des Lebens wird koloſſal, weil hier ſo viel überwunden iſt, was dem Leben Schranken zu ſetzen pflegt und ſeine Ausbildung hindert: die Elemente, die Abgeſchiedenheit; Alles iſt beherrſcht, erſetzt, ausgeglichen. Die Venezianiſche Kunſt iſt kein Blumenſtrauß von Schneeglocken, Veilchen und Hyazinthen wie die Florentiniſche; kein Blumenkranz von Roſen und Ranunkeln, Nelken und Tulpen wie die römiſche und bologneſiſche; — ſie iſt ein Rebengewinde wo Traube ſich an Traube drängt, reich, voll, üppig, lebenathmend. Darum gelingt ihr auch nichts ſo gut als die Carnation und die Pracht der Gewandung und Architektur in ihren Gemälden. Aber nicht Maler allein — auch ſeine Bildhauer hatte Venedig, von

Meiſter Bartolomeo an, der die Hauptthür am Dogenpalaſt, genannt della Carta, arbeitete, 1437, bis zu Canova, dem armen Knaben aus dem Dörſchen Poſſagno, der hier gebildet ward und 1822 hier ſtarb. An dem St. Georg, der außerhalb am Balkon des großen Rath=Saals im Dogenpalaſt ſich befindet, ſoll er gearbeitet haben, als er noch Lehrling im Atelier von Torretti war. Die Familie Lombardi, Palladio und Sanſovino erhoben die Baukunſt auf eine ebenſo hohe Stufe, als die Malerei und Skulptur, und waren auch Söhne der Republik. Aber nicht Künſtler allein — Staatsmänner, Helden und Gelehrte fand Venedig auf eignem Grund und Boden, brauchte ſie nicht der Fremde abzuborgen. Die Lehrſtühle zu Padua beſetzten häufig venezianiſche Patrizier, und in Venedig ſelbſt hielten ſie Schulen der Jurisprudenz. In den Zeiten der großen oberitalieniſchen Städteverwirrung, als die Demokratien in Tyrannei der Einzelnen übergingen oder überzugehen drohten; als überall Factionen herrſchten, und jede einzelne Faction ſogar ihren Führern mißtraute und lieber die Beiſtimmung zur Wahl eines fremden Podeſtà gab, der alle Zerwürfniſſe unparteiiſch beilegen ſollte; da war faſt keine bedeutende Stadt in der Lombardei, die nicht aus Venedig einen Podeſtà erbeten hätte. Die herrlichſten

Heldenthaten, unglaubliche Vertheidigungen, phantaſtiſche Eroberungen vollbrachten die Feldherrn Venedigs, und häufig waren die Dogen ſelbſt dieſe Feldherrn. In allen Gebieten, wo der Menſch groß und glänzend ſein kann, hat es ſeine großen und glänzenden Menſchen gehabt: es iſt durchgebildet. Darum liebe ich die Geſchichte Venedigs — trotz der Bleikammern und der Staatsinquiſition. Ach, eine Staatsform in welcher keine Ungerechtigkeiten vorfallen und keine Grauſamkeiten ſtatt finden, hab' ich, ſoviel ich auch Geſchichte geleſen, nie und nirgends gefunden. Wo die Mehrzahl am befriedigtſten, und am beſten mit dem verſorgt iſt was ſie bedarf — das iſt die beſte, und nie werd' ich glauben, daß das venezianiſche Volk, handeltreibend und kriegsgeübt, wolhabend und rüſtig, ein härteres Loos gehabt habe, als z. B. das Florentiniſche, das in ſeinen ewigen, blutigen Zerrüttungen mehrmals ſo degradirt war, daß es ſich fremde Podeſtàs wählte, wie den Prinzen von Neapel, und jenen Abentheurer, der ſich Herzog von Athen nannte. Das hat Venedig nie gethan! nie durch eine ſolche Handlung ſchweigend erklärt, es halte Keinen von den Seinen für einen Mann von Ehre und Redlichkeit! Die beiden Conſpirationen, welche es in ſeiner langen Geſchichte aufzuweiſen hat, gingen auch keineswegs vom Volk aus und fanden bei demſelben äußerſt geringen Antheil. Doch wird man nicht ſagen können, die Furcht habe es gleichgültig gemacht, denn erſt nach Tiepolos Verſchwörung ward der Rath der Zehn eingeſetzt, und viel ſpäter, nämlich 1539, die Staatsinquiſition, der man ſo viele Grauſamkeiten vorwirft. Damals begann Venedig zu ſinken, ganz unmerklich, denn es ſtand äußerlich in höchſter Blüte; allein der Handel ſuchte ſich ſchon allmälig auf neuentdeckten Wegen zu verſuchen, und die Muſelmänner wurden drohend. Vielleicht ſuchte die Republik, in Vorahnung künftiger Schwäche, durch größere Strenge und Wachſamkeit die Kraft beiſammen zu halten. Streng war ſie übrigens immer; Unglück duldete ſie bei ihren Dienern nicht. Wer Unglück hatte in Feldzügen, Kriegen, Miſſionen, wurde heimberufen und geſtraft. Das iſt hart! aber ihr ward der Vortheil, daß ſie meiſtens trefflich bedient wurde. Und ſie ſcheute ſich nicht gutzumachen! Anton Grimani war aus Venedig verbannt, leiſtete aber der Republik in Rom, wohin er ſich begeben, große Dienſte, ward zurückgerufen und zum Dogen erwählt, was — wenn auch weiter nichts — doch eine Ehre war. — Und welch ein unerſchütterliches Bollwerk war die kleine Republik Jahrhunderte lang gegen das große ottomaniſche Reich! mit welchen Aufopferungen von Blut und Schätzen vertheidigte ſie Schritt vor Schritt jede Eroberung welche die Türken auf dem mittelländiſchen Meere machten! Candia allein vertheidigte es 25 Jahre gegen deren Übermacht! Befehlshaber, die Blüte des Adels, zahlloſe getreue Unterthanen, Ströme von Gold gingen dabei unter — ſie achtete es nicht. Und keine andere Theilnahme weckte dieſe heroiſche Vertheidigung in Europa, als die von jungen franzöſiſchen Edelleuten, in denen damals — in den Jugendtagen Ludwigs XIV — etwas vom alten Ritterſinn erwachte, und ſie zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen nach Candia führte. Doch ſolche vorüberrauſchende Hülfe war ohne Wirkſamkeit: die Republik verlor Candia 1669. Und obgleich der Held Moroſini zu Ende des Jahrhunderts Morea eroberte, ſo ging dieſe Beſitzung doch beim Friedensſchluß von Paſſarowitz, 1718, verloren, die Republik wurde vom Archipelagus ausgeſchloſſen und Öſtreich machte Trieſt zum Freihafen, der Papſt Ancona. Das letzte Jahrhundert iſt unſäglich traurig und demüthigend! Venedig, das herrliche ſtolze Venedig, das gefürchtete, das geehrte — Venedig mußte, wie die übrigen europäiſchen Staaten, den Barbareſken ſchmachvollen Tribut zahlen um einigen Handel führen zu können.

Der Mittel beraubt um eine gewichtige Macht zu ſein, ſuchte es im Frieden und in der Ruhe das Wol der Republik aufrecht zu halten. Aber in der langen Unthätigkeit verlor es ſeine Energie; es war nicht mehr im Stande, ſo ſcheint es, große Männer zu erzeugen wie ehedem, ſich zu regeniren wie ehedem, um weiſe einer Revolution zuvorzukommen. Die Ariſtokratie hatte nur Furcht vor einer Revolution, und im Geiſt dieſer erbärmlichen Geſinnung abdizirte der Doge Manini am 12. Mai 1797, und das vornehme ariſtokratiſche Venedig wurde eine franzöſiſche, demokratiſche, konfuſe Republik! — Es iſt ſeltſam wie das Schickſal ſpielt! Venedig mußte im Lauf der Zeit endlich grade dem Reich einverleibt werden, deſſen Ausbreitung in Italien es Jahrhunderte lang ſtets bekämpft hatte! ſtets war es dem Übergewicht der Kaiſer im Mittelalter — und des Hauſes Öſtreich-Spanien in ſpäterer Zeit, entgegen geweſen, wollte nicht Italien fremden Kronen einverleiben laſſen, und mußte zuletzt das Unerträglichſte ſelbſt ertragen! Es erhöht unbeſchreiblich mein Intereſſe für jede Stätte, wenn ich an ihrer Geſchichte lebhaft Antheil nehme. Die alten Geſtalten werden lebendig, ſehen mich an mit klugen, verſtändigen Augen, erzählen mir von ihren Schickſalen und Thaten, und ich bin froh angeregt und theilnehmend bewegt, als ob ich Alles mit ihnen durchmachte. Hier ſtehen ihre Häuſer, dort in den Kirchen ihre Monumente — jeder Blick weckt eine Erinnerung! Nur den Canal grande heraufzufahren! ....

Aus dem kleinen wunderlichen, umgebauten und überbauten Häuschen, das eine Terraſſe mit wildem grünen Strauchwerk hat, und mehr einer Waldhütte als einer ehmaligen Patrizierwohnung ähnlich iſt — ging Marino Faliero hervor, und in den Dogenpalaſt und auf das Blutgerüſt; der ehrgeizige wilde Greis, der ſo blinden Haß wie ein Jüngling hegte. Und jenes andre unſcheinbare Haus war Heinrich Dandolos, des blinden, neunzigjährigen heldenhaften Dogen, der Conſtantinopel erobern half; und Andrea Dandolos des berühmten Chronikenverfaſſers, des gelehrten Dogen, Petrarcas Freund. Aber der köſtliche Palaſt drüben, eine Filagranarbeit von Stein, gehörte dem Dogen Franz Foscari, deſſen Abſetzung durch ſeine Feinde, die Loredan, bewirkt wurde; nichts konnte man ihm vorwerfen als — ſein hohes Alter! er war ein Achtziger; er hört die Glocke läuten, welche die Ernennung eines neuen Dogen bezeichnet, ihm bricht das Herz — er iſt todt. Im Palaſt Piſani lebte der große Seeheld Victor Piſani, der nach einer allzu gewagten

Schlacht gegen die Genueſer, von der Signoria zur Verantwortung gezogen, allein auf ſtürmiſches Begehren des Volks ſeiner Haft entlaſſen wurde, und Venedig aus großer Gefahr befreite, denn die ſiegreiche feindliche Flotte war das adriatiſche Meer hinauf — und bis Chioggia, der äußerſten Inſel am Eingang in die Lagunen, vorgedrungen. Der Palaſt der „Königin Cornaro" gehörte jener Catherine, die mit dem König von Cypern aus dem Hauſe Luſignan vermält, nach dem Tode ihres Gemals und Sohnes der Republik die Krone abtrat. Ihr wunderhübſches, dümmliches Geſicht, prächtig gemalt, denn es iſt von Titian, hängt in der Gallerie Manfrini und zeigt deutlich, daß das Beſte was ſie mit einer Krone anfangen konnte, ganz gewiß war — ſie abzutreten. Vor dem Palaſt Manini, den doch Sanſovino mit aller Elegance gebaut hat, ſchlag' ich gern die Augen nieder.

Dies Alles fällt mir ſo von ſelbſt ein. Wollt' ich in Büchern nachforſchen, ſo würd' ich vielleicht für jedes Haus am Canal grande einen intereſſanten hiſtoriſchen Moment auffinden. — Und was die Geſchichte begonnen, haben die Dichter vollendet! ſo ſchön wie von Venedig haben ſie von keiner Stadt geſagt und geſungen! Auf der Piazzetta, mein' ich, müſſe der ſiegreiche Othello mit wehenden Bannern das Schiff verlaſſen; über den Rialto ſeh' ich Shyloks hämiſches Antlitz ſchleichen; wo Weiber beiſammen ſind ſuch' ich Porzias kluge, und Desdemonas treue Augen. Der ganze Dogenpalaſt, von der Rieſentreppe bis zur Seufzerbrücke, lebt und webt von Byrons Geſtalten. Auf der Inſel San Lazaro beginnt Schillers ſeltſamer Geiſterſeher. — All dieſe Poeſie webt um Venedig einen goldnen Schleier, einen Prismaſchein. Das Phantaſtiſche iſt ſo vorherrſchend, daß ich an keine traurige Wirklichkeit glauben kann. Es giebt Menſchen — aber wunderſelten — bei denen denk' ich, ſie ſtehen nur zufällig auf der Erde, könnten eben ſo gut in der Luft gehen; und trifft ſie Leid, ſo bemerk' ich nichts weiter an ihnen, als daß ihnen die Flügel größer werden. So, unabhängig von der Realität, einem feinern und freieren Element angehörend, von der Gegenwart nichts empfangend als eine dunkle Folie für den Diamant der Vergangenheit, ſo erſcheint mir Venedig.

Was das für ein Blick iſt hier aus meinem Fenſter im Hôtel de l'Europe, wo der Canal grande und der Canal der Giudecca eins werden und dann vereint an der Piazzetta, dem Dogenpalaſt und dem Quay der Schiavonen fortlaufen, die Marmorſtufen von S. Giorgio maggiore beſpülen, und den öffentlichen Garten mit ſeinen Alleen von duftenden Akazien zu tragen ſcheinen! — Ich ſehe weit darüber hinaus, und das Meer; aber kein Meer wie bei Neapel, mit ſcharfen begrenzenden Küſten und übrigens frei und weit: ſondern Meer mit Land vermiſcht; d. h. Land iſt nicht zu ſehen, nur Städte und Dörfer, die wie das Neſt der Waſſervögel auf der Flut ſitzen; oder wie Zauberſchiffe, die ſich vor Anker gelegt haben, denn die Kuppeln und Campanilen ihrer Kirchen ſind wie Segel und Maſt. Zum Schutz gegen die Meereswellen hat die Natur die feſte Sandbank des Lido aufgeworfen, und Kunſt die Murazzi errichtet, die große Mauer, welche von Malamocco nach Chioggia meilenweit am Ufer fortläuft — ein mächtiges Werk, deſſen Material Marmor von Iſtrien iſt. In der Stadt iſt Leben genug, aber kein Rollen und Trappeln von Wagen und Pferden, und daher kein ängſtigendes Getümmel. In Neapel dacht' ich immer ein Dutzend Lazzaroni müßten täglich von den Pferden zertreten werden. Hier findet Jeder ſein Plätzchen! durch die Canäle gleiten die Gondeln gewandt wie Aale, keine thut der andern ein Leid, ſo geſchickt ſind die Gondoliere, denn wo mehre Canäle ſich begegnen, und Brücken kreuz und quer darüber geworfen ſind, und wo man ganz kurz um ſcharfe Häuſerecken wenden muß, da meint man, die leichte Barke müſſe zerſchellen. Mit nichten! ſie macht ihre Wendung leicht und graziös, wie eine Dame im Contretanz chassez croisé. Spät Abends haben viele Gondeln ein Licht angezündet um einander zu warnen; da ſieht es dann feenhaft aus, wenn droben die Sterne funkeln und in den Häuſern Lichter flimmern, daß auch aus dem Waſſer Licht auftaucht, und wie ein ſchwimmender Johanniswurm darauf fortgleitet. Erſt wenn die Barke näher kommt hört man das Waſſer leiſe unter dem ſanften, flachen Ruderſchlag rieſeln. Wie Tags nicht von der Gondel — ſo kann ich mich Abends nicht von meinem Balkon trennen! Das Auge, die Seele, das ganze Weſen, verſinkt in den Zauber der Umgebung. Kommt dann der Mond, webt er über Himmel und Waſſer ſeine unirdiſche Silberfarbe; ſeh ich nirgends die alte gute wolbekannte Erde, die immer ſo ſchwarz im Mondſchein ausſieht; ſeh ich nur Kuppeln und Thürme und wunderſam geformte Gebäude, glänzend weiß von Marmor oder vom Mondenſtral; hebt dann — täglich um Mitternacht — ein großes Glockengeläut an: ſo mein' ich in dem längſtverſunkenen Wineta, in dem fabelhaften Atlantis zu ſein, denn ihre Märchen ſind nicht lieblicher, nicht lockender, als dieſe Wirklichkeit. Hier möcht' ich immer wachen, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne in ihrem Auf- und Untergang ſehen, Venedig träumend, Venedig wachend ſehen! mein Gott, ich glaub' ich hab' eine große Leidenſchaft für Venedig! — — Auch der Tag iſt ſchön, ſo recht natürlich ſchön. Ich ſage das für diejenigen, welche das Natürliche ſo lieben, daß ihnen das Fremdartige und Ungewöhnliche nur unnatürlich erſcheint, und die da ſprechen: „Alſo aus Gondel und Canälen kann man gar nicht heraus? und tritt man vor die Thür, ſo riskirt man ins Waſſer zu fallen? das iſt ja recht unnatürlich für eine große Stadt!“ — Man kann auch in Venedig ſeine Füße gebrauchen; vielleicht überall zu Fuß hingelangen, wenn auch auf Umwegen; denn die Häuſer, Kirchen, alle Gebäude, ſind zur Hälfte von Waſſer- und zur Hälfte von trefflich gepflaſterten, freilich ſehr ſchmalen Gaſſen umzingelt. Vom Markusplatz bis zur Rialtobrücke ſind dieſe Straßen ein Bazar, gepfropft voll Waaren aller Art; da geht man ganz bequem. Noch bequemer von der Piazzetta, die breite Riva der Schiavonen entlang, nach dem öffentlichen Garten, wo man eine ſchöne Anſicht von Venedig, und Ausſicht auf die Alpen hat. Die Riva der Schiavonen iſt ſehr luſtig, voll Treiben des Volks, wie ich es ſeit Neapel nicht geſehen. Da liegen die

Schiffe und zahlloſe Gondeln, da ſind die Kaffeehäuſer für das Volk, und auf dem Quay ſelbſt Orangenverkäuſer, Aquajolen, Fiſcher die allerlei widerliches Seegethier feilbieten, Policinellkaſten, tanzende und wahrſagende Hunde, Amuletverkäuſer — alle von ihren Kunden, von ihren Auditorien umgeben. Dazwiſchen Schaaren von geputzten Leuten, zu vornehm um ſich zwiſchen dem Volk aufzuhalten, nur hindurchziehend entweder nach dem Markusplatz oder nach dem öffentlichen Garten. Das macht nun ein Gewühl, eine buntfarbige Menſchenmaſſe, ein muntres bewegliches Bild aus, mit dem die Natürlichkeits-Liebhaber gewiß zufrieden ſein werden. Auf dem Markusplatz geht es eleganter her. In die zahlloſen Kaffeehäuſer unter den Prokuratien kommen keine Gondoliere und Fiſcher, keine Frauen, die ſtatt des Hutes nur einen Schleier tragen. Der anmuthige Zendalo iſt von den höhern Claſſen verbannt und dafür die nüchterne Mode des Tages angenommen, und der ſchwarze Schleier, den man ab und an bei Frauen niedern Standes ſieht, iſt auch nicht mehr der ächte Zendalo, der über den Kopf gehängt, auf der Bruſt gekreuzt und hinten zugeknüpft wurde. Wie gut eine nationelle Kleidung ſteht, kann man hier recht an den griechiſchen und armeniſchen Kaufleuten wahrnehmen, die ſich in einem beſtimmten

Café verſammeln und ganz majeſtätiſch ausſehen zwiſchen den übrigen Männern in dürftigkleinen Röckchen. Die Gondoliere haben auch keine eigenthümliche Tracht mehr. Jetzt, da es ſehr heiß iſt, tragen viele Jäckchen von bunter Indienne. Einige ſah ich in einer Kleidung, gegen welche die der Lazzaroni ſehr überladen iſt: ſie trugen nichts, buchſtäblich nichts als ein Hemd. Es iſt aber wahr, daß ſie nur Kühe transportirten. Hier wird das Vieh von Menſchen fortgeſchafft; ſonſt umgekehrt!

Das gute Wetter und zwei Feſte: der kaiſerliche Namenstag und das Frohnleichnamsfeſt, tragen vielleicht dazu bei mir Venedig im heiterſten Licht zu zeigen. Das Volk geht dann ſeinen Vergnügungen nach, und die Sonne ſieht freundlich zu. Sobald in Neapel die Sonne ſchien, kroch der armſeligſte Lazzarone aus ſeinem braunen Capot heraus, und ſchaute ſo vergnügt in die Welt, als gäb' es kein Elend für ihn; doch wußte ich, daß Elend ſeine eigentliche Atmoſphäre iſt. Hier glaub' ich es nicht! Venedig ſieht aus als hätten die Vornehmen mehr durch den Untergang der Republik gelitten, als das Volk. Es giebt zerfallende und ruinirte Paläſte, andre welche die Regierung für ihre Beamten gekauft hat — z. B. das Poſtbüreau iſt im wunderſchönen Palaſt Grimani und der Delegat wohnt im Palaſt Cornaro (nicht der Königin) — dadurch werden die allzu ſchreienden Contraſte etwas gemildert; nicht Alles funkelt für die Einen, nicht Alles iſt trübe für die Andern. Dann mag das Volk auch mehr arbeitsgewohnt ſein, als im übrigen Italien; von jeher war es thätig in Fabriken, auf den Schiffswerften, im Seedienſt, beim Handel; es arbeitet fort! und hat ſich auch das Feld ſeiner Betriebſamkeit gar ſehr verkleinert, ſo hat dafür die Einwohnerzahl abgenommen: ſie können exiſtiren. Das Ungeziefer der Bettler iſt verſchwunden und das der Mönche auch. Gott behüte mich irgend Jemand Unrecht zu thun, alſo auch nicht den Mönchen. Haben ſie aber den Kloſterberuf, ſo müſſen ſie fein ruhig in ihren Zellen bleiben und ein beſchauliches Leben führen; haben ſie ihn nicht, ſo müſſen ſie nicht Mönch werden. Ich habe hier keine andern Mönche geſehen, als Kapuziner bei der großen Frohnleichnamsprozeſſion, und da machten ſie einen guten Effect; denn von der Inſel S. Michel, wo ihr Kloſter und der Gottesacker Venedigs iſt, kamen ſie in zwei große Barken gefahren, machten die Prozeſſion mit, unter Vortragung eines großen Kruzifixes, das mit ſchönen duftenden Blumen ſo umwunden war, daß die Chriſtusgeſtalt darin gebettet lag, und fuhren unmittelbar nach geendigter Prozeſſion aus dem Geräuſch und der Heiterkeit des Lebens zu ihren ſtillen Todten zurück.

Gegen kirchliche Feſte haben mir Rom und Neapel einen Widerwillen beigebracht, eine Art von moraliſcher Seekrankheit; aber dieſes war recht ſchön — vielleicht deshalb weil es unter freiem Himmel ſtatt fand. Rund um den Markusplatz war ein Baldachin auf Säulen gelegt, vor einer Hauptthür der Markuskirche beginnend, vor der andern endend; darunter ging die Prozeſſion, beſtehend aus Abgeordneten der verſchiedenen Kirchen, Kirchſpiele, Corporationen — jede unter Vortragung eines Heiligenbildes oder Kruzifixes oder Banners, begleitet von hohen Altarkerzen, die bunt bemalt, mit Kronen von Blumen und Rauſchgold verziert waren. Dann kamen Gondoliere, Waiſenkinder, Lakeyen in großer Livree, Arme aus Hospitälern, die Kapuziner, zuletzt der Patriarch mit der Monſtranz, von großer Geiſtlichkeit und vornehmen Perſonen umgeben. Dazu flaggten alle Schiffe, aus allen Fenſtern rund auf dem Markusplatz hingen bunte Teppiche nach der heitern italieniſchen Sitte, die Glocken läuteten, in der Kirche tönte die Orgel, das Militär auf der Piazzetta gab eine Gewehrfeuerſalve nach der andern und ſchmetterte zuweilen mit Fanfaren drein; und als die Monſtranz erſchien beugte Alles das Knie, auch die Soldaten mit ihren großen Bärenmützen und blitzenden Waffen und ſtattlichen Uniformen. Ich ſtand oben auf dem Portal der Markuskirche, bei den herrlichen Broncepferden, und ſah und hörte mit großen Freuden zu. Ich mag gern ſehen, wenn die irdiſche Gewalt und Herrlichkeit vor Gott in den Staub ſinkt! — das ſoll auch wol dies Feſt bedeuten; — und ich mag gern hören Glocken und Salven, Orgel und Fanfaren, dieſe majeſtätiſchen Harmonien der Maſſen, zu denen jeder Einzelne die ſtille, nur vor Gott gehörte Melodie ſeiner Andacht ſetzt. Sie ſind mir lieber als die ganze päpſtliche Kapelle zu Rom, und nicht einen Augenblick hab' ich bedauert dort die Kanoniſation nicht erlebt zu haben. Die neugierigen Fremden machen in Rom jede Feier zu einem gemeinen Schauſpiel. Hier giebt es keine — wenigſtens nimmt man keine Rückſicht auf ſie. Das war mir ſehr angenehm. Auf der Kirche waren allerlei Leute, wer dem Pförtner ein Trinkgeld oder ein gutes Wort gegeben hatte: ſie betrugen ſich geſitteter, ruhiger, als die ſchönen Damen auf den Tribünen in St. Peter.

Seit ich die Gondel kennen gelernt, begreif' ich die Auſter! ſie ſitzt in ihrer Muſchel, bekümmert ſich um nichts, und kommt nicht zum Vorſchein Grade ſo mach' ich es auch — oder möchte ich es machen; denn um Tüchtiges zu leiſten; legen ſie ſich aber damit auf die verkehrte Seite, ſo werden ſie tüchtig verkehrt. Aber grämen Sie Sich nicht um den kleinen Taugenichts! Vielleicht beſſert ihn die Erfahrung.“

Als Gräfin Meerhaim nach Hauſe kam, legte Stella ihr in ſo allerliebſter Weiſe ihr Mea culpa vor und beſchrieb ſo lebendig die ruſſiſche Fürſtin, den Greis, den jungen unglücklichen Menſchen, daß ſich die Gräfin ſehr an dieſer Beobachtungsgabe ergötzte und um ſo bereitwilliger die kleine Ausſchreitung verzieh, als Stella verſicherte, ſie ſei für immer von ihrer Neugier geheilt. Der Begegnung mit Triſtan erwähnte ſie nicht; ſo daß ſich der Graf im Stillen höchlichſt über den Takt des jungen Mädchens verwunderte. Wie ſehr wäre ſeine Verwunderung geſtiegen, wenn er geahnt hätte, welche Entdeckung Stella auch ihm verſchweige!

Richenza hatte ihre Tochter und ihren Vater ſogleich am Roulettetiſch bemerkt und wie Schlangen, die ſich in einander wickeln und wimmeln, hatten die widerſprechendſten Empfindungen ihr Herz bewegt. Welche Demütigung, welche Kränkung für eine Tochter und Mutter lag darin, auf dieſe Weiſe ihrem Vater und ihrem Kinde gegenüber zu ſtehen! Welch ein grollender Trotz gegen den Vater, der ſie ſo ganz vergeſſen konnte, rang mit der unwillkürlichen Selbſtverurteilung, die in der furchtbaren Angſt lag, Stella werde ſich nicht beherrſchen können, werde kommen und ſich in ihre Arme werfen! Welche Beſchämung, von dem jungen Mädchen in ihrer wahren Geſtalt, als eine armſelige Spielerin entdeckt zu ſehen. Ach! und welcher ſchneidende Schmerz, als Stella's Selbſtbeherrſchung den Ausbruch kindlicher Zärtlichkeit überwog und als die unglückliche Mutter ihr Kind vor ihr ſich flüchten ſah. Und doch war in der ſchrecklichen Begegnung ein Troſt: Richenza ſah Stella an der Seite ihres Großvaters — und augenſcheinlich war er ſehr freundlich gegen ſie. Richenza folgte beiden mit verſtohlenem Blick, und als ſie den Saal verließen, fiel ihr eine ſchwere Laſt von der Bruſt — während die Laſt, die ſie an ſich ſelbſt zu ſchleppen hatte, immer ſchwerer wurde, ſie immer mehr krümmte und zu Boden drückte, denn dieſe Laſt war ihr eigenes, an die Leidenſchaft gefeſſeltes Herz.

Die Haustür wurde ihr, ſtatt wie gewöhnlich von Frau Hellmig, von deren Magd geöffnet und Richenza fragte nach dem Befinden der Kranken, was ſie gewöhnlich zu tun pflegte. Sie bekam keine Antwort. Als ſie die Frage wiederholte, bemerkte ſie, daß die Magd vor Schlaftrunkenheit wie beſinnungslos ſei und ſetzte hinzu:

„Sie ſind ja recht ermüdet.“

„Das will ich meinen,“ verſetzte die Magd mürriſch: „Arbeit vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend — und dann Nachtwache bei der Kranken .... das iſt zu viel für den Menſchen.“

„Gehen Sie ſchlafen,“ ſagte Richenza, „ich wache recht gern bei der Kranken.“

„Ach, wollten Sie das tun? Gott vergelt's! ich tät' es ja gern, weil ich ſehe, daß Frau Hellmig umfällt vor Müdigkeit; aber ich kann nicht. Fünf Nächte hintereinander hat ſie gewacht und am Tage keinen Augenblick Ruhe. Heute ſchläft ſie.“

„Gut, gut!“ ſagte Richenza, „ich wache ſtatt Ihrer. Was hab' ich zu tun?“

„Nichts Schweres! zuweilen einen Kühltrank reichen, aber nur mit dem Löffel ... und alle drei Stunden zwanzig Tropfen, welche die Schmerzen lindern und Schlaf geben ſollen. Ich wollte, ich könnte der Kranken meinen Schlaf geben. Was ſie zu wenig hat, hab' ich zu viel. Nu, Madame, lohn's Gott! — und um vier Uhr wecken Sie mich. Ich ſchlafe in der Kammer neben der Küchentür.“

Sie ging und Richenza ſetzte ſich am Krankenbett nieder und tat, wie ihr geheißen war. Das junge Mädchen lag ganz ſtill, aber mit dem Ausdruck entſetzlicher Leiden in ihren von Schmerz verzerrten Zügen und bemerkte gar nicht, wer ſich bei ihr befinde; oder es war ihr gleichgültig — wie das bei anhaltender phyſiſcher Qual zuweilen geſchieht. Richenza verſank in dumpfes Hinbrüten, in das ſie gewöhnlich fiel, wenn die ſpannende Aufmerkſamkeit des Spieles die Kralle von ihr zurückzog. Klarer Gedanken war ſie nicht fähig. Ein Chaos von Bildern und Vorſtellungen, ohne Sinn, ohne Zuſammenhang, ähnlich den Träumen eines Fieberkranken, wälzte ſich durch ihre Seele, ſo wie ein Augenblick der Abſpannung eintrat. Keine Arbeit, kein Buch, keine Beſchäftigung feſſelte ihre Aufmerkſamkeit. Das war alles ſchal im Vergleich zu den furchtbaren Intereſſen, welche ihr unſeliges Leben beherrſchten und verzehrten. All' die großen Fragen, welche jetzt die Welt bewegen, all' die heißen Kämpfe, welche die Welt erſchüttern, lagen ihr ſo fern wie auf einer andern Hemiſphäre, deren Sprache ſie nicht verſtand. Nur eines verſtand ſie noch. Nur eines überlebte den Untergang ihrer beſſeren Natur. Das war die Liebe zu ihrem Sohn; das war der verzweiflungsvolle Schmerz, ihn tiefer und immer tiefer ſinken zu ſehen; das waren die nagenden Gewiſſensbiſſe, Schuld an ſeinem Verderben zu ſein, ihn ſich ſelbſt überlaſſen, ihn durch ihr Beiſpiel verführt zu haben. Immer roher wurde er, immer ſtumpfer, immer brutaler. Oftmals kehrte er in tiefer Nacht berauſcht heim. Einmal o — Gott! einmal hatte er in dieſem Zuſtand ſie mißhandelt. O, was ſollte aus dem jungen

Wüſtling werden? — Sie ächzte wie eine Sterbende, wenn eine dumpfe innere Stimme ihr zuraunte: Ein Verbrecher! — oder: Er ſtirbt früh! — Wozu dann alle ihre Anſtrengungen, ihre Qualen, ihre Kämpfe, ihre Ängſte, ihre eigene Zerſtörung, wenn das alles, alles ſcheitern ſollte an einem Gefängnis oder an einem Grabe! Auch das Spiel war nicht mehr für ſie, was es geweſen war: ein Mittel zum Zweck, ein Mittel, um reich zu werden, um ihren Kindern eine Exiſtenz zu gründen; denn ſie hoffte das nicht mehr, wenigſtens nicht immer und nicht in einer beſtimmten Form. Sie ſpielte, weil ſie ſich dazu getrieben fühlte durch eine Macht, die ihrem Willen nicht gehorchte, ſondern ihn beherrſchte und weil es ihr ſchien, als müſſe ſie in Blödſinn oder Verzweiflung verfallen, wenn dieſe ſtachelnde Aufregung ihr fehle. Dazwiſchen blitzte denn auch zuweilen ein Strahl von Hoffnung auf; aber er war matt wie die winterliche Abendſonne. Ihre ſeeliſchen Leiden wurden durch phyſiſche ſchrecklich geſteigert. Sie konnte nicht ſchlafen. Zu der Zeit ihrer Pariſer Spekulationen, als ſie noch Vermögen beſaß und es durch unſinnige Wagſtücke vergrößern wollte, hatte ſie oft halbe und ganze Nächte in fiebernder Angſt mit Berechnungen und Kombinationen hingebracht, um trügeriſche Sicherheit und die Unmöglichkeit eines Verluſtes darauf zu begründen. Und wenn ſie dann tötlich abgemattet Ruhe ſuchte, ſo fand ſie keinen geſunden erquickenden Schlaf; denn ihr überreiztes Gehirn warf in ihre Träume die Spiegelbilder ihres Wachens hinein, und die Schreckniſſe der Verarmung und des Bettelſtabes — oder die wilde Freude über Millionen ſcheuchten ſie aus dem Schlummer auf. Seitdem ſie das Börſenſpiel mit dem Hazardſpiel vertauſchte, hatten freilich ihre großen Kombinationen aufgehört, dafür trat aber die Aufregung jedes Tages, jeder Stunde ein und dieſe unausgeſetzte heftige Gemütsbewegung, dies Verſunkenſein aller Fähigkeiten in überreizter Spannung, zerrüttete furchtbar ihren ganzen Organismus. Sie hatte ſich dermaßen gewöhnt, von und für ihre Leidenſchaft zu leben und volle Befriedigung in ihr zu ſuchen, daß ſich das materielle Leben gleichſam dafür rächte und ſeine Unterſtützung verſagte. Die Sage jenes Vampyrs, der dem Menſchen heimlich ſein Blut ausſaugt und ihn in einen Schatten verwandelt, wurde bei Richenza zur Wahrheit: ihr Vampyr war ihre Leidenſchaft.

Nun ſaß ſie in dem ſchwülen Krankenzimmer bei dem grauen Licht einer Nachtlampe und horchte auf das qualvolle Ächzen eines jungen Geſchöpfes, das dem Tode verfallen war. Ach! war denn nicht auch ſie dem Tode verfallen? rang nicht auch ſie unter namenloſen Leiden ſich einem Augenblick entgegen, welcher der letzte war? Und dafür all dieſe Qualen, dieſe Martern, dieſe inneren Vernichtungen? — Ihr fiel ein, was die heilige Katharina von Genua über das Leben geſchrieben hat — und was ſie geleſen hatte in jener Zeit, als ſie noch wiſſensdurſtig war. Ein Menſch hat eine herrliche Beſitzung, ein Landgut mit allen Annehmlichkeiten von Gärten und Wäldern, von Wieſen und Feldern, die einem ſolchen Beſitztum eigen ſind. Er genießt es, erfeut ſich daran, macht Pläne der Vergrößerung und Verſchönerung. Da erwacht er eines Morgens und findet mit Erſtaunen, daß ihm von ſeinem Beſitz nichts mehr gehört, als das Schloß und der Park. Aber ſie ſind ſo ſchön, ſo geräumig, daß er ſich zufrieden gibt und ſich recht behaglich einrichtet. Doch eines Morgens bei ſeinem Erwachen iſt der Park verſchwunden und er auf ſein Schloß beſchränkt. Indeſſen, man kann in einem Schloß immer noch eine recht frohe Exiſtenz führen. Allein eines Morgens bemerkt er mit Entſetzen, daß ihm nur noch ein Saal im Schloß vergönnt iſt; und bald darauf nur noch ein ganz gewöhnliches Zimmer; dann eine enge Kammer — und endlich findet er ſich in einem licht- und luftloſen Raum: im Grabe. — Dieſe verſchiedenen Stationen macht der Menſch in ſeinem natürlichen Leben unabänderlich durch und wenn er kein übernatürliches Leben kennt, das ihm dieſe allmählichen Beraubungen im Licht des Glaubens, als Stufen ſeiner Befreiung zeigt: ſo muß er freilich entweder mit unausſprechlichem Grauen oder mit brutaler Gleichgültigkeit der Erfüllung ſeines Schickſals entgegen gehen. Dieſer Wechſel von Entſetzen und von Stumpfheit wogte durch Richenza's Seele, als ſie in wachen Träumen bei dem Krankenbett ſaß. Und dann fragte ſie ſich: Wenn ich auf einem ſolchen Schmerzenslager läge — wer würde bei mir ſein? — Ach! kein Kind! — Oder wenn Stella ſo darnieder läge? — Ach! keine Mutter! — —

Sie fuhr auf, denn es wurde heftig und wiederholt an der Haustür geſchellt. Das war Triſtan. Sie nahm haſtig den Hausſchlüſſel, den die Magd auf den Tiſch gelegt hatte, zündete an der Nachtlampe eine Kerze an und eilte hinaus, während die Schelle in ununterbrochener Bewegung blieb.

„Triſtan, wozu der Lärm! Du verſtörſt das ganze Haus!“ ſagte Richenza, während ſie zitternd die Tür aufſchloß und ihn eintreten ließ.

Er war leichenblaß, etwas berauſcht, taumelnd, erkannte ſie aber und rief frech lachend:

„Sieh, da, Mama! — Biſt Du Türhüterin bei Frau Hellmig geworden? — Ein ehrenvoller, einträglicher Poſten! Ha, ha, ha!“

„Nimm das Licht und geh' hinauf — ich bitte

Dich, Triſtan, vermeide den Lärm,“ ſagte die unglückliche Mutter dringend.

Statt zu gehen ſchlug Triſtan plötzlich ein unmäßiges Gelächter auf, das aber durch eine drohende Weiberſtimme übertönt wurde. Frau Hellmig, durch den Lärm geweckt, war ſchreckenvoll aufgeſprungen, hatte ſich in ihre Bettdecke gehüllt, erſchien im Hausflur hinter Richenza und rief mit zorniger Entrüſtung:

„Was iſt das für Geſindel, das in tiefer Nacht lärmend und trunken zu Hauſe kommt! ich dulde dergleichen nicht! ich will nur anſtändige Leute unter meinem Dach!“

„Werte Frau! Sie ſind ſelbſt kein Ideal des Anſtandes in Ihrer Bettdeckenrobe!“ unterbrach ſie Triſtan mit neuem Gelächter.

„Ich bitte Dich, ſchweige und geh, Triſtan!“ flehte ſeine Mutter.

„Junger Laffe! was geht Sie meine Robe an!“ rief Frau Hellmig mit friſcher Entrüſtung: „Und Sie, Madame, wie kommen Sie zu meinem Hausſchlüſſel! wie können Sie Sich anmaßen, den Schlüſſel zu meinem Hauſe in der Nacht zu führen? . . . weiß ich denn, wem Sie öffnen? weiß ich, was Sie im Schilde führen ſamt Ihrem ſaubern Herrn Sohn? — Mir den Schlüſſel! — So! — und nun machen Sie Sich eiligſt herauf und ſein Sie verſichert, daß dies Ihre letzte Nacht unter meinem ehrlichen Dach iſt.“

Mit majeſtätiſcher Geberde wies ſie nach der Treppe und Richenza, um der qualvollen Szene ein Ende zu machen, nahm ſchweigend den Arm ihres Sohnes und führte ihn die drei Stiegen hinauf in ſeine elende Dachkammer.

Mit ihm zu reden war in ſeinem Zuſtand unmöglich. Er faſelte fort:

„Erhabenes Weib! verblühte Schönheit! ſo muß die Judith ausgeſehen haben, als ſie liebevoll dem Holofernes das Haupt abſäbelte und einſackte. Sublime Idee! ächte Frauenidee! .... Es fragt ſich nur, was edler iſt — ſagt Prinz Hamlet .... glaub' ich! aber ich habe ſeine Frage vergeſſen .... ich frage Dich, Mama: Was iſt edler? einem Mann den Kopf zu verdrehen, oder abzuſchneiden? .... ich bin für's Abſchneiden! ich liebe das Tragiſche .. wofür biſt Du?“

„O Triſtan! .... wie Du mich folterſt!“ ſtöhnte ſie.

„Fürchte nichts für mich, Mama!“ fuhr Triſtan fort, halb bewußt, halb berauſcht: „mein Kopf iſt gefeit gegen jedes ſterbliche Weib. Ich habe meine Göttin Rouge, mein Morgenrot, mein Abendrot .... wogegen alle roten Wangen grau — und alle roten Lippen fahl ausſehen.“

ich verlaſſe doch zuweilen die liebe, ſchwarze Muſchel; Venedig hat viel Sehenswürdigkeiten! die ſind mir die liebſten bei denen ich auf ſtundenlange Fahrt rechnen darf. Nach allerlei entfernten Inſeln war ich, die nicht eigentlich mehr zur Stadt gehören: nach Malamocco wo ehedem der Hafen war; nach Torcello mit ſeinem alten Dom aus dem Jahr 1008, der marmorne Fenſterladen hat, was ich nie bei einer Kirche geſehen; nach Murano, wo große Fabriken von Perlen ſind, deren Verfertigung recht complizirt; nach Lido, wo der troſtloſe Gottesacker der Israeliten iſt. Auch Kirchen und Gallerien verſäum' ich nicht, ſehe viel Schönes; aber das Einzelne will hier gar nicht recht bei mir in Betracht kommen, wie ich denn überhaupt nicht Geduld oder Nachſicht genug habe, um mich mit Einzelnem zu begnügen. Der Geſammtcharacter einer Zeit, eines Volkes, eines Buches, eines Menſchen, einer Kunſtleiſtung — ſpricht mich an oder nicht an; die détails nehm' ich obenein. Was muß das für eine Stadt ſein, wo ich die goldene Markuskirche, die marmorne S. Giovanni e Paolo-Kirche, Palma Vecchio, Giorgione und Titian — obenein nehme! wie Bonbon zum Deſſert.

Es iſt auch wirklich nichts hier zu beſchreiben — Manches iſt in zu großer Fülle, Manches von zu gro-

Ach! das war kein Troſt, denn dieſe böſe Göttin hatte ihm ſo wenig Huld bewieſen, daß er, um ſich über ſein Unglück zu zerſtreuen, die Berauſchung ſuchte.

„Kann ich nicht mehr ſpielen, ſo mag ich nicht mehr leben,“ ſagte er ſchließlich. „Erſinne Mittel, um Geld zu ſchaffen, Mama. Wozu iſt Stella in einem reichen Hauſe? Wird man ihr kein Geld geben? — Gewiß! — Nun, ſo teile ſie mit uns.“

Er beruhigte ſich endlich ſo weit, daß er angekleidet aufs Bett ſank und einſchlief. Iſt dies denn noch etwas, das den Namen Menſchenleben verdient? fragte Richenza ſich ſelbſt in kalter Verzweiflung.

Am andern Morgen erſchien Frau Hellmig in aller Frühe bei Richenza und entſchuldigte ſich, da die Magd ihr alles erklärt hatte.

„Es iſt ja ſehr gütig, daß Sie bei meinem armen Kinde wachen wollten,“ ſetzte ſie hinzu. „Aber ſehen Sie, Madame, Ihr Sohn bringt mich ganz aus dem Häuſel. Den ſollten Sie beſſer in Zucht halten.“

„Wenn ich Ihnen damit dienen kann, zuweilen bei Ihrer Tochter zu wachen,“ ſagte Richenza, ohne auf Frau Hellmigs Ermahnung zu antworten: „ſo bin ich gern dazu bereit, denn ich leide an Schlafloſigkeit und freue mich immer, wenn es nachts etwas für mich zu tun gibt.“

Eigentlich hatte Frau Hellmig Richenza erſuchen wollen, ſich eine andere Wohnung zu ſuchen; aber nach dieſem Vorſchlag unterließ ſie es — teils aus einem Gefühl von Dankbarkeit und teils, weil es eine große Erleichterung für ſie war, wenn Richenza einen Teil der Nachtwachen übernahm, denn ſie allein konnte es nicht durchführen und die Magd war dazu unbrauchbar.

„Wollten Sie das wirklich tun, Madame?“ ſagte ſie: „nun, das iſt ja ſehr brav von Ihnen, eine Familienmutter, die tauſend Sorgen und Arbeiten hat, ſo zu unterſtützen.“

„Ich bin ganz bereit, Frau Hellmig und es koſtet mich gar kein Opfer.“

„Aber ſorgen Sie doch dafür, beſte Madame, daß Ihr Sohn nicht wie toll an der Schelle reißt, wenn er nachts zu Hauſe kommt. Man denkt ja an Feuerlärm oder ſonſtiges Unglück .... und die Badegäſte mögen nicht durch ſolchen heilloſen Spektakel im Schlaf geſtört werden. Er iſt ja noch jung ... er muß Raiſon annehmen.“

„Freilich, Frau Hellmig ... gewiß, gewiß!“ ſtotterte Richenza.

Von jetzt an wachte ſie faſt jede Nacht bei der Kranken. Es war, als ob dieſer Liebesdienſt ihre nächtlichen Gedanken minder martervoll mache. Aber ihre Tage waren ſchrecklich! ſie lebte in bitterer Not — und Triſtan auch.

Emanuel ſtand im Vorzimmer und gab dem Kammerdiener ſeines Vaters einige Befehle. Stella kam aus dem Salon und wollte durch das Vorzimmer nach ihrem Zimmer gehen. Da trat von außen ein Diener herein und überreichte ihr einen Brief, mit dem Bemerken, ein junger Menſch habe ihn ſoeben dem Portier gegeben und geſagt, er werde in einer Stunde die Antwort holen.

„Welch ein elegantes Billet!“ rief Emanuel ſcherzend, denn der Brief von grobem grauen Papier, ungleich gebrochen und mit einer dicken Oblatte geſiegelt, ſah auf dem Porzellanteller wie ein großer, häßlicher Fleck aus.

Aber Stella errötete, nahm beſchämt den Brief und ging nicht nach ihrem Zimmer, ſondern in den Salon zurück, wo um dieſe Stunde niemand war. In ihr Zimmer hätte Emanuel ihr nicht folgen dürfen; aber der Salon war für jedermann. Nach zwei Minuten trat Emanuel in den Salon. Stella hatte ihre Hände auf einen Tiſch und ihr Geſicht in ihre Hände gelegt und weinte.

„Was iſt Ihnen widerfahren!“ rief Emanuel beſtürzt.

„Ach . . . leſen Sie dieſen Brief . . . ach! verzeihen Sie nur!“ ſagte Stella, ohne aufzuſchauen.

„Was hab' ich denn zu verzeihen!“ ſagte er befremdet, nahm den Brief und las:

„Schweſterchen! Dein alter Grau- und Murrkopf von Graf hat mich freilich ſehr angeſchnauzt, als ich mich erkühnte, Dich zu fragen, **sorella mia**, ob Du Dich nicht befändeſt wie der Vogel im Hanfſamen. Verblüfft über ſolche Ungebührlichkeit, die wahrhaftig ſehr wenig **gentlemanlike** war, ließ ich den Nachſatz fallen; — ſpreche ihn aber heute, von Not gedrängt, aus und ſage Dir, daß es mir geht wie dem Spatz auf dem Schneefeld — miſerabel. **Vaya! Vaya, hija de mi alma!** das Geldbeutelchen aufgemacht für Deinen Dich zärtlich liebenden **hijo** Triſtan."

„Arme Stella!" ſagte Emanuel mitleidig: „ja! das iſt wohl beweinenswert! Es verſteht ſich, daß Sie nicht antworten. Ich werde es tun. Laſſen Sie ſich unter keiner Bedingung in Korreſpondenz oder Geſpräch mit ihm ein. Schreibt er wieder, ſo geben Sie mir die Briefe. Und ſchweigen Sie gegen meine Eltern, denen Ihre Beziehung zu dem jungen Taugenichts unangenehm ſein würde."

Sie richtete ſich auf und ſah ihn mit ihren tränenfeuchten Augen dankbar an. Auch dafür war ſie ihm dankbar, daß ſie ein Geheimnis mit ihm teilte. Emanuel verließ den Salon, indem er bei ſich ſelbſt dachte: Wie ſchutzlos iſt doch ein ſolch armes, kleines Geſchöpf in der Welt! . . . . und welchen Gefahren ausgeſetzt . . . . beſonders wenn es ſo bildſchön wie die Stella iſt.

Als Triſtan, um ſeine Antwort zu holen, nach einiger Zeit bei dem Portier erſchien, ließ dieſer, wie ihm anbefohlen war, Emanuel benachrichtigen — und ſtatt eines Dieners mit einem Brief, kam Emanuel auf Triſtan zu und ſagte, indem er ihm ein Billet zeigte:

„Hier iſt die Antwort! laſſen Sie uns gehen.“

Sie verließen das Haus, und als ſie im Freien waren, ſagte Emanuel freundlich:

„Sie haben Fräulein Stella in Verlegenheit gebracht, Herr Saint-Clair; denn junge Mädchen haben immer einen großen Kram von Bändern und Blumen und tauſend Chiffons nötig und daher wenig Geld. Ich fand ſie in Tränen, weil es ihr nicht möglich iſt, Ihren Wunſch zu erfüllen. Ich hingegen biete Ihnen ſehr gern ein kleines Darlehen an, das Sie mir in beſſeren Zeiten nach Belieben zurückgeben können.“

Er gab das Papier an Triſtan. Dieſer ergriff es haſtig und ſagte ohne die mindeſte Verlegenheit ſehr erfreut:

„Vielen Dank! . . . Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie mir noch immer Ihre Teilnahme ſchenken.“

„Wie gern geſchieht das!“ rief Emanuel: „Ihr herrliches Talent hat mein ganzes Intereſſe geweckt. Geben Sie mir nur Gelegenheit, es Ihnen zu beweiſen, zeigen Sie mir einige Ihrer Kompoſitionen, Ihrer Arbeiten. Es gelingt mir gewiß, Sie in einer Weiſe bekannt zu machen, die Ihnen pekuniären Vorteil bringt."

„Das wäre mir äußerſt angenehm, denn pecunia iſt gerade das, was mir fehlt," ſagte Triſtan höchſt ungeniert: „nur müſſen Sie weder Kompoſitionen noch Arbeiten von mir erwarten, Herr Graf. Tempi passati! ſagen die Lateiner."

„Und womit beſchäftigen Sie ſich denn hier?"

„O, ich komponiere allerdings . . . aber Berechnungen — und ich arbeite auch . . . . aber in Rouge et Noir! das iſt meine Beſchäftigung, Herr Graf. Spielen Sie nicht?"

„Nein!" ſagte Emanuel ſehr trocken infolge der unangenehmen Eröffnung.

„Kennen Sie gar nicht das Spiel?"

„Doch! und eben deshalb ſpiele ich nicht."

„Whiſt und L'hombre zu kennen und es nicht zu lieben — begreif' ich! Allein das Hazardſpiel zu kennen und es nicht ſo zu lieben, daß man ihm mit Leib und Leben verfällt — iſt unbegreiflich! Es gibt ja gar keine idealere Leidenſchaft, als das Spiel, denn man verfolgt und erſtrebt durchaus keine gemeine Freude, keinen ſinnlichen Genuß, nichts, deſſen man überdrüſſig werden könnte — ſondern eine Göttin, eine Idee, einen Traum: das Glück!" —

„Ja, das Glück in ſeiner gemeinſten Geſtalt — als Geldgewinn!" entgegnete Emanuel kalt.

„Als Gewinn freilich! . . . doch nicht um des Geldes willen."

„Möchten Sie mich überreden, daß es um der Ehre willen ſei?" fragte Emanuel ſcharf.

„Herr Graf," entgegnete Triſtan mit kaltblütiger Frechheit: „die Ehre iſt heutzutage ein Ding, das, wie die berühmte Dulcinea von Toboſo, nur von einem Don Quixote geliebt und bewundert werden kann. Die Welt aber teilt viel mehr des unſterblichen Sancho Panſa Anſichten über die Ehre und findet, gleich ihm, daß alle möglichen Irrfahrten und Kreuz- und Querzüge zu machen ſind, wenn man nur dafür ein hübſches Königreich auf der Inſel Barataria gewinnt — und ein ſolches Königreich iſt in unſeren materialiſtiſchen Tagen . . . . ein ſolider Geldſack. Wer den hat . . . . hat Ehre in Hülle und Fülle, ſo daß der ſchäbigſte Jude mit dem beſternten und betitelten großen Herrn in einer Reihe ſteht und der große Herr die Wege des ſchäbigſten Juden zum erhabenen Ziel: Geldſack — mit niederträchtigem Eifer einſchlägt."

„Ich habe keine Luſt, mich zum Verfechter der Ehre im Sinn der Welt unſerer Tage aufzuwerfen, weil ich allzu gut weiß, wie wurmſtichig ſie iſt," ſagte Emanuel. „Aber nur das eine will ich Sie fragen: Denken Sie je an Ihre Zukunft?"

„Das vermeid' ich!" erwiderte Triſtan lakoniſch.

„Vor fünf Jahren, als ich Sie in Paris in der Kunſthandlung Gerband kennen lernte, vermieden Sie es nicht. Jetzt haben Sie Ihre Zukunft über Bord geworfen . . . . und gehen deshalb in der Gegenwart zu Grunde, wenn Sie nicht energiſch mit Ihrer Leidenſchaft brechen.“

„Aber wie kommen Sie dazu, mir Moralpredigten zu halten?“ rief Triſtan trotzig: „etwa wegen Ihres Darlehens? . . . ich wäre faſt verſucht, es Ihnen zurückzugeben, wenn ich es nur entbehren könnte! Um der Verſuchung zu entgehen — habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“ —

Und mit leichtem Gruß verließ er Emanuel. In einiger Entfernung ſchlug er das Papier auf: zwei Fünfundzwanzigguldennoten lagen darin. „Nicht viel! aber doch etwas!“ murmelte er.

Wie ein ruheloſes Geſpenſt irrte ſeine Mutter in der Umgegend des Geſellſchaftshauſes auf der Promenade umher, wenn ſie kein Geld hatte und es nicht immer im Spielſaal, ohne zu ſpielen, aushalten konnte. Als Triſtan ſie erblickte, zog er ſie auf abgelegene Wege und ſagte:

„Eben hat mir das Glück ein mattes Lächeln zugewendet und ich habe mir vorgenommen, für den nächſten Tag zu ſorgen. Deshalb, Mama, nimm dieſe fünfundzwanzig Gulden. Fünf Gulden ſind Dein, verwende ſie nach Deinem Belieben; allein zwanzig ſind mein. Ich vertraue ſie Deiner

Mutterliebe an. Nimm ſie in Obhut, damit ich in dem Fall, daß ich heute abend Unglück haben ſollte, doch morgen wieder ſpielen kann. Denn wenn ich mich ſo den ganzen Tag in dieſer gräßlichen Leere der Langeweile, ohne Geld und Beſchäftigung, umhertreiben muß: ſo iſt mir zu Mut, als käm' ich um meine fünf Sinne."

Genau in demſelben Zuſtand war Richenza. Es ſchien ihr unmöglich, die Laſt des Daſeins länger zu tragen, ohne geiſtig oder leiblich zu erliegen.

„Kind, Du biſt mein Erlöſer!" rief ſie mit ſchauerlicher Freude.

„Fünf Gulden ſind Dein, Mama! merk' es Dir: fünf Gulden! — mehr nicht. Verbrauchſt Du mehr, ſo entwendeſt Du es mir."

„O Kind, dieſe fünf Gulden werden mich reich machen."

„Willſt Du Dir nicht lieber ein Kleid dafür kaufen? ſieh, wie Dein grauer Tafft verblaßt und verdrückt iſt."

„Gewiß, mein Sohn! ich muß nur erſt das Geld dazu beiſammen haben, dann kaufe ich mir einen grauen Moire antique. Alſo muß ich . . . und werd' ich gewinnen. Komm' nur!"

Und beide eilten in den Spielſaal. Richenza hatte wirklich Glück — und zwar ſo ſehr, daß ſie nicht nur Triſtans zwanzig Gulden, ſondern noch hundert andere mit dem feſten Vorſatz beiſeite legte, ihre Schulden zu bezahlen und einige Notwendigkeiten anzuſchaffen. Triſtan kam ein paarmal an den Roulettetiſch und fand ſie ſo ſehr vom Glück begünſtigt, daß ſie ihm, bei dem das Gegenteil geſchah, fünfzig Gulden gab. Plötzlich aber wendete ſich das Blatt. Richenza verlor mit einem Schlag ihren ganzen Gewinn, weil ſie ihn auf eine Nummer geſetzt hatte. Dann verlor ſie ihren Sparpfennig — die hundert Gulden; und endlich jene zwanzig von Triſtan ihr anvertrauten. Sie hatte ihm ja fünfzig geſchenkt! — Feuerfunken tanzten vor ihren Augen und das Sauſen des Sturmwindes brauſte vor ihrem Ohr, als ſie ſich ſpät vom Tiſch erhob und durch die Promenade ihrer Wohnung zuging. Auf einmal hörte ſie, daß jemand hinter ihr herlaufe. Sie wollte die Allee verlaſſen und einen anderen Weg einſchlagen; — da hörte ſie Triſtan, der mit unterdrückter Stimme atemlos rief:

„Einen Augenblick, Mama! warte! warte!“

Sie ſtand ſtill und fragte tonlos:

„Was willſt Du?“

„Meine zwanzig Gulden.“

„Ich gab Dir fünfzig.“

„Ja, Du ſchenkteſt ſie mir. Aber ich will und muß jetzt die zwanzig haben, die ich Dir anvertraute, die Du mir aufheben ſollteſt.“

ſer Schönheit; bei jenem würde man ermüden, dieſes würde mißlingen. Tintorettos Gemälde nur aufzuzählen, dürfte eine Seite füllen. Er ging mit dem Pinſel um, wie ein guter Krieger mit dem Schwert: wohin das trifft, giebts eine Wunde — wohin ſein Pinſel, eine Figur. Unter 100 Figuren auf einem Bilde thut ers ſelten. Man lobt ſeine Gruppirung, ſeine kühne Phantaſie; ich ſehe immer ſeine geizige Frau neben ihm ſtehen, die ihn ermahnt: „Arbeite, ſei fleißig, verdiene Geld.“ Er iſt wirklich in einen Decorationsmaler ausgeartet; auf 100 Schritt Entfernung macht ſich ſeine Malerei am Beſten. Sie iſt wie ein Urwald: man möchte ſich zwiſchen ihren Gebilden mit der Axt Platz machen. Paul Veroneſe vertieſt ſich in Gewänder, Geſchirre, architektoniſchen Schmuck, Speiſen und Früchte, wie Tintoretto in Figuren; es iſt eine Überfülle davon vorhanden, ganz Venedig könnte damit gekleidet und geſpeiſt werden. Doch können beide Maler ſehr gut ihren Pinſel zügeln, das beweiſt des erſtern heiliger Rochus und des zweiten heiliger Sebaſtian in den Kirchen gleichen Namens. Gian Bellin iſt der venezianiſche Perugino, ſtill, fromm, nur ernſter und weniger ſchön; die Schönheit des venezianiſchen Pinſels lag bei ihm noch im Keim, ward zur Knoſpe bei Palma Vecchio und zur Blüte bei Pa-

„Ich gab Dir fünfzig Gulden, alſo mehr als das doppelte. Jetzt hab' ich nichts mehr.“

„Das iſt nicht wahr! Du haſt noch meine zwanzig Gulden .... und willſt morgen damit ſpielen.“

„Ich habe ſie nicht! — Sieh hier .... einige Kreuzer ſind meine Barſchaft.“

„Ah, Du haſt ſie nicht!“ rief er wütend, faßte ſie an beiden Schultern und ſchüttelte ſie heftig: „Du haſt mir alſo mein Geld geſtohlen, Du Rabenmutter, Du Erzſpielerin. Iſt dergleichen ſchon auf der Welt geſchehen! eine Mutter ſtiehlt ihrem Sohne ſein Geld, ſein eigenes Geld ... um es im Roulette zu verſpielen! Iſt das erhört!“

Er ſtieß ſie ſo heftig zurück, daß ſie gegen einen Baum taumelte. Da trat ein Polizeibeamter heran und fragte höflich, auf Richenza zeigend:

„Mein Herr, hat dieſe Frau Sie beſtohlen?“

„Wer ſind Sie? was wollen Sie?“ fuhr Triſtan ihn an: „laſſen Sie mich in Ruhe! ich unterhalte mich mit meiner Mutter; wer will mir das verbieten!“

„Mein Herr, es iſt polizeiwidrig, eine Unterhaltung in Beleidigung und tätliche Mißhandlung übergehen zu laſſen.“

„Nun, verklage mich meine Mutter bei der Polizei, wenn ſie das Herz dazu hat!“ donnerte Triſtan heraus, brach ſich Bahn durch die Neugierigen, welche ſich immer um ſolche Scenen einfinden, und lief in großen Sprüngen nach dem Spielſaal zurück.

„Das iſt ein ſaubers Früchtel!“ ſagte kopfſchüttelnd der Polizeibeamte: „eine Mutter ſo zu behandeln! Ja, ſehen Sie, Madame,“ wendete er ſich tröſtend zu Richenza, die ſich mit geſchloſſenen Augen halb ohnmächtig an den Baum lehnte: „das iſt hier nun einmal ſo: das Spiel macht die jungen Leute wie raſend. Dafür iſt aber auch Baden im ſchönſten Flor und der erſte Badeort der Welt!“

Richenza raffte ſich auf und floh nach ihrer Behauſung, wo Frau Hellmig ſie mit Sehnſucht erwartete, um ſich zur Ruhe begeben zu können. Sie drang nicht mehr auf Bezahlung für die Dachkammern. Sie geſtand ſich ein, daß der Liebesdienſt der häufigen Nachtwachen die armſelige Wohnung wohl aufwiege. Als Richenza totenbleich mit dem Ausdruck tiefſter Erſchöpfung und namenloſer Angſt eintrat, ſagte Frau Hellmig:

„Heute ſehen Sie aber ſo elend aus, Madame, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, Sie wachen zu laſſen.“

„Ja, ich bin elend,“ ſagte Richenza noch immer bebend vor Entſetzen und fuhr mit ihrer abgemagerten Hand über ihre Stirn, auf welcher kalte Schweißtropfen perlten: „Frau Hellmig, ſehr elend bin ich . . . aber darum eben kann ich nicht ſchlafen. Gehen Sie nur ruhig zu Bett.“

„Nu, wie Sie wollen! Gott vergelt's! Setzen Sie ſich in dem Lehnſtuhl zurecht, Madame, vielleicht ruht Sie das aus.“

„Ja gewiß! der Lehnſtuhl ruht mich gewiß aus!“ erwiderte Richenza zitternd vor innerer Verzweiflung. Und nachdem Frau Hellmig ſie verlaſſen hatte, ſank ſie mit einem ſo wilden, ſchauerlichen Ächzen in ſich ſelbſt zuſammen, daß die Leidensſeufzer der Kranken mild dagegen klangen. Sie fürchtete ſich vor Triſtan. Die Leidenſchaft, das Unglück, die beſtändige übermenſchliche Spannung raubten ihm Beſinnung, Einſicht und Urteil, brachten ihn außer ſich, verſetzten ihn in eine Raſerei, in welcher er ſeiner nicht mächtig war: das hatte ſie heute erlebt! Im berauſchten Zuſtande hatte er ſich wohl ſchon an ihr vergriffen, wenn ſie ihm irgendwie im Wege war; — aber nüchtern und mit Bewußtſein — und ſo ſchamlos auf offener Straße, vor den Leuten und der Polizei: das war zum erſtenmal geſchehen und das machte ihr einen Eindruck, als ob ſie nunmehr zu dem tiefſten Kreiſe der Verdammten hinabſteige. In einem ſolchen Wutanfall war Triſtan fähig, ſie ums Leben zu bringen — und was würde dann aus ihm! Nach ſich ſelbſt fragte ſie gar nicht. So ganz hatte ſie das Bewußtſein ihrer Menſchenwürde verloren, daß der Gedanke gar nicht in ihr aufſtieg: Und wenn du nun ſo in deinen Sünden dahinführſt . . . was würde aus dir? — Leidenſchaft und Inſtinkt, Spiel und Mutterliebe waren die Pole, zwiſchen denen Richenza's unſeliges Daſein ſich krampfhaft bewegte.

Als nach zwei Stunden die Hausſchelle klang, fuhr ſie mit nervoſem Zittern auf. Das war er! Aber in welcher Stimmung . . . in welchem Zuſtand! Der Atem wollte ihr ſtocken, als ſie der Haustür zuwankte und aufſchloß. Triſtan flog herein und an ihren Hals, ſtrahlend, trunken vor Freude.

„Herzensmama, vergib mir!“ rief er frohlockend; — „ich bringe faſt tauſend Franken heim.“

„Wie iſt das möglich!“ fragte ſie geſpannt und in ihrem müden welken Antlitz fingen ihre großen, dunkeln Augen wieder an, unheimlich freudig aufzublitzen.

„Als ich nach dem Spielſaal zurücklief, rannte ich gegen einen Herrn an und, mit unglaublicher Geiſtesgegenwart dieſen Anprall benutzend, rief ich: Herr! geben Sie mir einen Gulden, ſonſt jag' ich mir eine Kugel durch den Kopf! Erſchreckt und verblüfft erfüllte er meinen Wunſch und machte ſich eilig aus dem Staube . . . . ſo eilig, daß ihm nicht nachrufen konnte, ſein Gulden ſei ein Goldſtück . . . ha, ha, ha! und damit gewann ich Geld genug für

Moire antique und für alles, was das Herz wünſcht!“ — — —

Triſtan hatte alſo gebettelt!! Er bemerkte es gar nicht! Richenza aber fragte beklommen:

„Willſt Du nicht morgen dem Herrn ſeine zwanzig Franken zurückgeben?“

„Wenn ich ihn kennte — ſehr gern! da dies aber nicht der Fall iſt, muß er ſich mit dem erhabenen Gedanken tröſten, mir nicht einmal durch einen Gulden, ſondern zehnmal durch zehn Gulden das Leben gerettet zu haben .... ha, ha, ha!“

Sie ſchwieg. Was war da auch zu ſagen und zu machen! Die Hauptſache genügte: Triſtan hatte Geld und um ſein Unrecht gegen ſie gut zu machen, war er großmütig, teilte die Summe und gab ihr fünfhundert Franken. Sie war für die Mißhandlung bezahlt!

Erkennen und Bekennen.

Grazia empfing ein Telegramm aus Kreuzbronn: ihr Vater hatte ſtill ſeinen letzten Atemzug ausgehaucht. Sie wünſchte noch einmal ſeine entſeelte Hülle zu ſchauen, der feierlichen Beiſetzung beizuwohnen und ihrer Mutter zur Seite zu ſtehen. Adrian machte Schwierigkeiten ſie allein reiſen zu laſſen und noch größere, ſie zu begleiten. Er wehrte gern Bilder des Todes von ſich ab — wie das die Eigenheit mancher Kranken iſt; und er wollte ſich doch nicht gern von Grazia auf mehrere Tage trennen. Es war ihm unheimlich, allein mit ſeinen Dienſtboten zu bleiben. Er fürchtete immer, ſie verſtänden nicht ihn in ſeinen Anfällen richtig zu behandeln. Gräfin Meerhaim zerhieb dieſen gordiſchen Knoten durch ein Opfer, das für ſie nicht gering war. Sie ſagte:

„Lieber Adrian, es iſt klar, daß Grazia nach Kreuzbronn gehen muß als Tochter und nunmehrige Herrin. Biſt Du damit einverſtanden, ſo werde ich während ihrer Abweſenheit mein Quarter in Deinem Hauſe aufſchlagen, damit es minder den Charakter der Einſamkeit trage — und Emanuel begleitet Grazia auf der kurzen Fahrt. Dann iſt für alles geſorgt.“

Adrian konnte nicht wohl den Vorſchlag der Großmutter ablehnen. Grazia warf ſich in ſchwarze Gewänder. Emanuel war bereit.

„Wann kommen Sie wieder, Graf Emanuel?“ flüſterte Stella heimlich und tiefbetrübt.

„Wahrſcheinlich binnen acht Tagen.“

Stella ſah aus, als habe ſie Luſt, in Tränen auszubrechen.

„Tut es Ihnen weh, daß ich fortgehe?“ fragte er überraſcht.

„Wie ſollte es nicht!“ ſagte Stella und ihre Tränen floſſen: „wenn Triſtan Ihre Abweſenheit benutzt und mir ſchreibt . . . was fang' ich an? wen hab' ich denn auf der weiten Welt, der ſich meiner ſo annimmt, wie Sie, Graf Emanuel? . . . . Ich bin gewiß ein recht verlaſſenes, unglückliches Geſchöpf, um das kein Menſch auf Erden ſich bekümmert.“

Da dies eine ſehr richtige Bemerkung war, ſo ſprach Stella ſie im Ton der tiefſten Wahrheit und erſchütterte dermaßen Emanuel, daß er ſich heimlich fragte, ob Grazia denn ſeine Begleitung ſo nötig habe, wie dies verlaſſene kleine Weſen ſeine Anweſenheit? Grazia werde ihm kaum danken: Stella

— die innigſte Dankbarkeit empfinden. Ein Strahl von geſchmeichelter Eitelkeit genügte, um ihm Stella im Licht der tiefſten, zarteſten Gemütlichkeit erſcheinen zu laſſen.

So war Emanuel! — Und ſo ſind die Emanuels.

Dies Geſpräch fand ſtatt auf einem kleinen Balkon vor dem Kabinet von Gräfin Meerhaim, die an ihrem Schreibtiſch ſaß und an Euphroſyne ſchrieb. Der Balkon war auf der einen Seite mit einem Gitter von Rohr überwölbt, an dem ſich die prächtige Calliſteria in reicher Blütenfülle emporrankte. Unter ihren roſenroten Glocken ſaß Stella mit einem kleinen melancholiſchen Ausdruck, der zu ihrem reizenden Geſichtchen und der anmutigen Umgebung einen lieblichen Kontraſt bildete. Emanuel ſtand ihr gegenüber auf dem kleinen Balkon, der nur die Breite eines großen Fenſters hatte und war ſo ganz in die Betrachtung dieſes anziehenden Bildes verſunken, daß er auf Stella's Klage nichts erwiderte. Sie hatte aber ein Wort des Troſtes erwartet und fragte nach einer Pauſe:

„Iſt das nicht ſehr traurig,“ Graf Emanuel?“

Das wäre freilich ſehr traurig,“ erwiderte Emanuel lebhaft: „aber ſo iſt es nicht! Bei uns ſind Sie nicht verlaſſen.“

„Nicht verlaſſen . . . aber fremd,“ ſagte Stella wehmütig.

„Emanuel!“ rief Gräfin Meerhaim vom Schreibtiſch herüber, indem ſie den Brief ſiegelte: „hier ſind ein paar Zeilen an Euphroſyne; und nun laß uns zu Adrian gehen, damit Grazia den nächſten Eiſenbahnzug benutzen könne.“

Emanuel hatte auf den Ruf ſeiner Mutter den Balkon verlaſſen. Jetzt flog auch Stella leicht wie ein Schmetterling herein, kniete neben Gräfin Meerhaim nieder und ſagte zärtlich:

„Ach, wie leid iſt es mir, daß Sie nach einem andern Hauſe überſiedeln! Unſer Haus wird dadurch ganz verſtört, gnädige Gräfin!“

„Es iſt nicht zu ändern, mein kleiner lichter Stern,“ erwiderte die Gräfin mit freundlichem Liebkoſen. „Grazia muß nach Kreuzbronn.“

Dawider hätte Stella gewiß keine Einwendung gemacht! Grazia war die Einzige in der Familie, die ſich ganz unzugänglich gegen den Zauber hielt, der von Stella ausging. Es waren eben zwei antipathiſche Naturen, von denen die eine nur die ſchlichte gerade Linie und die andere nur die weiche geſchlängelte Linie kannte. Grazia's in tiefſter Glaubenskraft wurzelnde Seele kannte keinen höheren Wunſch kein ſüßeres Glück, als die Verbreitung dieſes Glaubens. Wozu beten wir denn täglich „Dein Reich komme“ — wenn wir nicht die Vergrößerung und Kräftigung der Herrſchaft der ewigen Wahrheit dabei im Sinn haben? — ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt: und „Dein Name werde geheiligt" — wenn uns nicht die Kirche am Herzen liegt, die uns lehrt, wie dies geſchehen könne! Grazia mußte ſich eingeſtehen, daß für ihre Großeltern nur ein ſchwaches Hoffnungsfünkchen, für die ewige Wahrheit ſie zu gewinnen, in ihrem Herzen glimme; denn die Großeltern, beide alt geworden in ſelbſtgeſchaffenen Raiſonnements, hatten das Bedürfnis nach objektiver göttlicher Offenbarung in ſich abgeſtumpft, indem der Graf ſeine Anſchauungsweiſe „vernünftige religiöſe Überzeugung, die ihm genüge, weil ſie ſeinen geiſtigen Bedürfniſſen entſpreche" nannte; während die Gräfin behauptete: „Alle Konfeſſionen zögen durch ihre Lehren gewiſſe Schranken, welche eine nach dem höchſten Ideal ſtrebende Seele abſtießen und beängſtigen. Über alle Konfeſſionen hinaus exiſtiere dies Ideal und alle diejenigen, welche demſelben huldigten, ohne ſich viel um kirchliche Satzungen und konfeſſionelle Dogmen zu kümmern, ſtänden auf der Höhe des ächten geiſtigen Lebens und bildeten eine Art von Gemeinſchaft der Heiligen in ſublimſter Weiſe und Richtung." Wäre die Gräfin Mann geweſen, ſo hätte ſie mit dieſen Anſichten einen perfekten Freimaurer abgegeben! Daß bei des Grafen eng beſchränktem — und bei der Gräfin ſchrankenlos entfeſſeltem Subjektivismus die Offenbarung ſchwer Eingang finden werde, verhehlte Grazia ſich ris Bordone, Giorgione und Titian — von denen die zwei erſten hauptſächlich im Porträt excellirten, und Titian auch; doch ſein 99jähriges Leben, welches die Peſt 1575 beendete, konnte nicht mit dem einen Fach ausgefüllt werden: er malte auch die herrlichſten Bilder aus der heiligen Geſchichte, wie ſeine Grablegung Chriſti in der Gallerie Manfrini, und ſeine Himmelfahrt Mariä in der Akademie beweiſen — derer in verſchiedenen Kirchen nicht zu gedenken! — Ach, die Himmelfahrt! das iſt ein Triumphlied! eine Gruppe von Engeln und Wolken bildet einen koloſſalen Halbmond; darauf ſteht ſie mit ausgebreiteten, etwas gehobenen Armen, ſchaut den ewigen Vater, und fährt empor zu ihm. Ihr dunkelblauer Mantel, ihr hochrothes Kleid ſcheinen aus dem Himmel und aus dem Abendroth gewebt zu ſein. Und welch ein Kopf! ſolche Glut, ſolche Begeiſterung, ſolche unermeßliche Freudigkeit iſt nie in ein Madonnenantlitz gelegt. „Selig ſind die reines Herzens ſind, ſpricht die heilige Schrift, denn ſie werden Gott ſchauen.“ Doppelt ſelig iſt dieſe Maria: ſie ſchauet Gott und ſie geht zu ihm. In der Stellung der Füße von den Knien abwärts iſt etwas Unfreies woran ſich das Auge erſt gewöhnen muß, und die Jüngergruppe unten läßt, außer an dem heiligen Johannes, mehr Adel wünſchen. — Die nicht. Allein bei Emanuel ſchien es ihr um ſo leichter. Er hatte ja lebhafte katholiſche Sympathien, er war ja unzufrieden mit der Zeit und der Welt, mit der Menſchheit und mit ſich ſelbſt; da hielt es Grazia mit ihrer geraden Logik für unmöglich, daß ſich Emanuel nicht zu dem Licht und zu dem Anker hinwenden ſolle, von denen er oft freimütig bekannte, daß ſie ihm auf dem wogenden Lebensmeer Pharus und Ruhepunkt zu bieten ſchienen. Sie ließ aber nicht ſeine Charakterſchwäche außer Acht und deshalb fürchtete ſie für ihn Stella's Einfluß; denn Stella war in religiöſen Fragen gerade ſo gleichgültig, wie ſie es bei ihrer Erziehung werden mußte. Daß ſie von einem katholiſchen Prieſter getauft werde, hatte ihr Vater angeordnet. Ihre erſte Kindheit brachte ſie in Rom und in Sevilla zu, ganz der Obhut einer engliſchen Wärterin überlaſſen, welche die Kirche und alles, was von ihr ausging, dermaßen haßte, daß ſie ein Kruzifix — ein Idol nannte. In Dresden gab Richenza das Kind in eine proteſtantiſche Erziehungsanſtalt, in Paris aber in eine katholiſche, die einen großen Ruf hatte und ſehr elegant war, wobei ſie der Vorſteherin bemerkte, Stella dürfe ſich ihre Konfeſſion wählen. Da alle Zöglinge des Inſtituts katholiſch — und die meiſten von ihnen vornehm und reich waren: ſo erklärte Stella ſogleich, daß ſie ſich zu dem Glauben ihrer beiden kleinen intimen Freundinnen, den Töchtern des Herzogs von P., bekenne; überdas ſei ſie durch ihre Taufe katholiſch und dadurch aller Wahl überhoben. Sie empfing alſo mit den übrigen Zöglingen katholiſchen Religionsunterricht und die Vorbereitung zu den heiligen Sakramenten der Buße, des Altars und der Firmung, und die Vorſteherin, die dies kleine eitle, leichte Herz wohl erkannte, ſuchte ſie daran zu gewöhnen, die Glaubenslehren in der Praxis zu üben. Aber auf Stella paßten jene Worte der Parabel: Die Vögel kamen und trugen die guten Samenkörner fort. Stella's leichte, ſinnliche, irdiſche, eitle Gedanken wirbelten raſt- und ruhelos durch ihren Kopf, beſchäftigten ihre Einbildungskraft, nahmen all ihre Wünſche für ſich ein und ließen ein tieferes Erkennen und Lieben der Glaubenslehren nicht aufkommen, folglich auch kein Streben, nach deren Richtſchnur zu leben. Bei einer ſolchen Geſinnung und im Meerhaim'ſchen Hauſe zwiſchen Proteſtanten lebend, welche ſie ſämtlich für ſich zu gewinnen wünſchte, konnte Stella ſehr leicht jene Äußerung machen, welche der Meerhaim'ſchen Familie ſo gut gefallen — Euphroſyne und Grazia aber erſchreckt hatte: ſie halte nicht eine Konfeſſion für beſſer als die andere. Seitdem Stella Emanuels Sympathie für alles Katholiſche bemerkt hatte, war ſie vorſichtiger in ihren Äußerungen, aber ihr gänzlicher religiöſer Indifferentismus war von einer ſo ernſtlich frommen Seele wie Grazia ſchnell erkannt, und folglich ein inniges Einverſtändnis zwiſchen ihnen beiden unmöglich.

Grazia freute ſich, daß Emanuel ſie nach Kreuzbronn begleiten werde. Sie meinte, ſchon die Luft in dem lieben Kreuzbronn und bei ihrer Mutter ſei katholiſch und Emanuel, der ſo lange nicht dageweſen ſei, müſſe dort Rieſenſchritte in der Erkenntnis der Wahrheit machen. Emanuel aber wäre lieber in Baden geblieben, und als Grazia ihm ein paar freundliche Worte über ſeine Begleitung ſagte, entgegnete er mit einem Anflug von Verſtimmung:

„Ich meinte, ſie ſei Dir gleichgültig und daher im Grunde überflüſſig, wenn ſie mir dazu dienen ſoll, Adrian über Gefahren zu beruhigen, welche nicht exiſtieren.“

Stella zitterte vor verhaltener Freude, als ſie dies hörte und frohlockte heimlich: Er bleibt hier, er bleibt hier . . . meinetwegen! — Grazia aber ſagte gelaſſen:

„Lieber Emanuel, ich dachte, Du gingeſt wegen meiner Mutter nach Kreuzbronn.“

Daß ſie ſo einfach war und ſo beſtimmt, verſöhnte ihn wieder. Er gab lebhaft ſeine Zuſtimmung und nahm, um einige Grade abgekühlt, von Stella Abſchied, die er in ſeinem Sinn eine kleine reizende Komödiantin nannte. Dies war ſie nun freilich nicht, inſofern ſie nicht mit Überlegung ihre kleinen Szenen aufführte; aber der Inſtinkt der Koketterie beherrſchte ihr ganzes Weſen und ließ ſie beſtändig eine kleine Rolle darſtellen, in der ſie ſich möglichſt vorteilhaft ausnahm.

Zärtlich und mit ſtiller Wehmut empfing Euphroſyne ihre Tochter und ihren Bruder. Um Bernhard hatte ſie ſeit ſo manchem Jahr ſo viel Tränen vergoſſen, daß ſeine Befreiung aus dem dunkeln Kerker ſeines Leibes ihr nicht tränenwert erſchien. Aber von tiefer Wehmut war ſie dennoch erfüllt; denn er, mit dem und durch den ihr Glück begonnen hatte, er ſchloß nun die lange Reihe ihrer Verluſte. Ihn hatte ſie zuerſt geliebt, ihn zuletzt, dazwiſchen ſeine Kinder. Jetzt ging mit ihm ihr Herz, ihr Leben, ihre Tätigkeit, ihr Beruf zu Grabe. Sie war ſo ganz Bernhards Frau, daß ſie ſich fragte, was ſie denn nun anfangen ſolle? — aber nicht aus troſtloſer Entmutigung, oder aus Widerſtreben gegen Gottes Fügung fragte ſie, ſondern ganz einfach, weil ihr ſchien, als habe ſie nun ihre Beſtimmung erfüllt.

„Da liegt nun mein ganzes Glück und alles, was ich auf Erden geliebt habe!“ ſagte Euphroſyne, als ſie Grazia zu der entſeelten Hülle ihres Vaters führte. „O Kind, wie vergänglich iſt das Glück, wie umdornt die Liebe, wenn wir nur mit irdiſchem Auge ſie betrachten!“

Grazia war ungewöhnlich erſchüttert. Ihr kam Kreuzbronn ganz verändert — in einen großen Sarg verwandelt vor, der ihre drei Brüder, ihren Vater und Pater Smaragd umſchloß — und neben dem ihre Mutter, dieſe Turteltaubenſeele, mit ſüßer ſanfter Klage wachte. Und dies verödete, ausgeſtorbene Kreuzbronn war jetzt ihr Eigentum. Es war zwar auch der Witwenſitz ihrer Mutter; doch Herrin von Kreuzbronn war ſie. Überdas war ſie reich. Ihre Mutter hatte in aller Stille die Verwaltung vortrefflich beſorgt. Aber Grazia ſagte traurig zu ſich ſelbſt: So muß es ſein! ausſterben muß das Geſchlecht, ein Grab muß dieſe Stätte werden, ein großes Vermögen muß die alten ſchweren Schulden tilgen: dann iſt das Sühn- und Brandopfer dargebracht! — — — Aber wie eigentümlich ſchwach iſt das Menſchenherz, wenn es ſo recht in den Brennpunkt der irdiſchen Güter hineinblickt, hineintritt! Jetzt, da Grazia die reiche Herrin von Kreuzbronn war, jetzt wollte es ihr ſcheinen, als habe ſie mit ihrem Leben der Entſagung ein allzu ſchweres Opfer darzubringen. Das war nur ein Hauch über den reinen Spiegel ihrer Seele, nur ein Nebelfleck an ihrem innern Himmel; aber er war da und mit ihm — der Kampf. Es ſchien, als habe bis jetzt ein Schleier für ſie jene „Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit" bedeckt, die ſogar dem Welterlöſer als lockender Zauber vom Verſucher gezeigt wurden — und als ſei dieſer Schleier jetzt zerriſſen. Es iſt ſehr ſeltſam und doch ſehr gewiß; der reiche Menſch macht viel größere Anſprüche an Glück, als der nicht reiche; und zwar nicht etwa an jene Freuden und Genüſſe, die mit dem Reichtum in Verbindung ſtehen, ſondern auch an alles Glück, das ganz unabhängig davon iſt. Der Reiche verliert eben allzu ſchnell die Genügſamkeit. Grazia war ja längſt die Frau eines reichen Mannes, denn Adrians Vermögen war nicht geringer als Bernhards; allein er beſaß es und teilte es mit ihr. Jetzt trat ſie in einen ſelbſtſtändigen, unabhängigen Beſitz ein, der viele Anſprüche wecken und einige befriedigen konnte — und der doch nie aufhören durfte, ſie daran zu erinnern, daß ihr Leben ein Opfer ſei.

Am Abend des Tages, da Bernhards Exequien gehalten waren und er ſeine letzte Ruheſtatt bei ſeinen Söhnen in der Gruft der Kirche fand, ſaß Euphroſyne mit Grazia und Emanuel in dem Terraſſentürmchen, das ihr Lieblingsplatz war — und ſie ſagte:

„Wie war das ſchön in alten Zeiten! da zog ſich die Witwe, wenn ihre Kinder verſorgt waren, in ein Kloſter zurück. Die eine trat in den Ordensſtand, die andere lebte nach den evangeliſchen Räten, die dritte ſuchte nur die klöſterliche Einſamkeit. Sie ſagten der Welt und den weltlichen Angelegenheiten Valet und beſchäftigten ſich mit ihrem Seelenheil und den Dingen der Ewigkeit. Und hatten ſie im früheren Leben den Schöpfer über dem Geſchöpf vergeſſen, ſo vergaßen ſie nun die Menſchen bei Gott. Warum tun wir das nicht auch heutzutage? Warum ſchleppen wir uns in der Welt ohne Zweck, ohne Beruf umher?"

„O!" rief Grazia und ſchlang ihren Arm um Euphroſynens Nacken: „wir tun das nicht, weil unſer Kind gar ſehr uns bedarf .... Rat und Tat, Hülfe und Liebe nötig hat."

„Was wollteſt Du mit Deinem zärtlichen Herzen im Kloſter?" fragte Emanuel, der wie ein Träumender in Kreuzbronn umherwandelte — in dieſem Kreuzbronn, wo er als Knabe und als Jüngling ſeine glücklichſten Tage verlebt hatte.

„Ach, Emanuel," ſagte Euphroſyne, „das Kloſter iſt ja die wahre Heimat der zärtlichen Herzen! da blüht die ſüße ſelige Chriſtusliebe auf den Höhen des innern Lebens, wie auf der höchſten Alpenſpitze jene ſammetzarte Blume Edelweiß, die niemals in den niedern Regionen zum Vorſchein kommt und die nur von den allerwenigſten Menſchen gekannt iſt."

„Ich glaub' es!" rief Grazia mit zitternder Stimme, „und ich glaube auch, daß die Blume Edelweiß gar ſchön in Deinem Herzen aufblühen würde! Aber, Mama, wenn Du das tun willſt, ſo warte! . . . . warte . . . . bis auch ich tot bin! . . . . Und laß mich nicht ſo ſchrecklich allein! allein! allein! . . . . in der troſt- und liebeloſen Welt.“

Nie hatte Euphroſyne den Ausbruch einer ſolchen Klage, den unwillkürlichen Aufſchrei eines vereinſamten Herzens, von Grazia gehört. Er ging ihr durch die Seele, die von unſäglichem Mitleid mit dieſem jungen Weſen erfüllt wurde, das auf ſeinem Lebensweg, dem freigewählten, nur entfärbte und entblätterte Roſen fand und nun einmal vor dieſem Pfade zurückbebte.

„Nein, geliebtes Kind,“ ſagte ſie zärtlich, „mein armes Herz iſt der Blume Edelweiß nicht wert, denn die blühet nur da, wo kein Erdreich für eine andere mehr vorhanden iſt. Ich fragte ja nur, warum wir nicht handelten, wie in jenen Tagen, da ein ſtarker Glaube ſtarke Herzen ſchuf? — Ach, die Antwort gebe ich mir ſelbſt: Weil wir verweichlichte Herzen haben, weil wir uns fürchten vor ein paar Tränen — nicht in den eigenen, aber in geliebten Augen.“

„Ah, Gott Dank für ſolche Herzen!“ rief Grazia und bedeckte Euphroſynens Hände mit Küſſen und Tränen. „Das ſind die ſchönen Herzen! nicht wahr, Emanuel? . . . . die wohltuenden Herzen, die wir immer nötig haben. Heroiſche brauchen wir nicht . . . oder doch nur ganz ſelten!“

Emanuel wollte das bekräftigen, aber Euphroſyne rief lebhaft:

„Täuſcht Euch nicht! wir brauchen ſie mehr denn je! Vielleicht nicht gerade in dieſer Form und Richtung — aber ſtarke Herzen, welche die Weltentſagung bis zum Heldenmut treiben, ſind uns ein notwendiges Gegengewicht gegen die feige und feile Weltvergötterung unſerer entnervten Charaktere."

„Du wirſt bei Grazia leben, nicht wahr?" fragte Emanuel abbrechend: „dann beſitzen wir alle Dich."

„Das verſteht ſich!" ſagte Grazia.

„Später vielleicht!" entgegnete Euphroſyne ſanft: „ich komme mir dermaßen verwachſen und verwebt mit Kreuzbronn vor, wie die Schnecke mit ihrem Hauſe — und faſſe noch nicht eine Exiſtenz, die mich davon trennen würde. Während des Trauerjahres verlaſſe ich es gewiß nicht. Und dann — ſetzte ſie lieblich lächelnd hinzu — dann hab' ich hier ja auch meine wichtige Stelle — als Grazias Verwalterin. Man geht nicht auf und davon — und läßt einen ſolchen Beſitz in der Obhut von Mietlingshänden."

„Mir will immer ſcheinen," ſagte Grazia niedergeſchlagen, „als ſei jetzt die Hauptſache, daß Du zu mir kämſt. Alles übrige würde ſich ſchon machen laſſen."

„Willſt Du mir nicht eine Zeit gönnen," fragte Euphroſyne ernſt, „in der ich mich ſammeln könne, um vor Gott einen Abſchluß zu machen mit meiner Vergangenheit, ihm Rechenſchaft darüber abzulegen und mich bereit zu halten, alsdann dasjenige zu tun, was ſein Wille mir als das richtige beſtimmen wird? — Bringſt Du gar nicht für in Anſchlag den Schmerz der Trennung von Kreuzbronn und von der Gruft unſerer lieben Abgeſchiedenen?"

„O doch!" rief Grazia; — „aber ich bin ſo daran gewöhnt, Dich in Opfern leben zu ſehen, daß unwillkürlich meine, ſie koſteten Dich nichts. Und um das zu lernen, möchte ich Dich gern immer neben mir haben."

„Ach Kind! nicht von dem, was neben Dir iſt, lernſt Du das Geheimnis der Opferliebe. Dazu mußt Du über Dich ſchauen, zum Kreuz hinauf."

„Das Beiſpiel tut viel," ſagte Grazia beharrlich.

„Aber gibt es denn auf der Welt gar nichts anderes als Opfer!" brach Emanuel aus: „redet doch auch einmal von einem ſchönen, ruhigen, freudenvollen Glück! miſcht doch nicht in die Ausſicht auf Euer Beiſammenſein immer und ewig Eure Opferideen hinein! Es wäre ja entſetzlich, wenn es keinen glücklichen Zuſtand hienieden geben könnte, der ſich ohne Opfer denken ließe."

Gallerie Barbarigo hat 22 Gemälde von Titian aus allen Epochen ſeines Lebens, darunter Köſtliches! eine Magdalene, der neapolitaniſchen ähnlich; eine Venus halbverhüllt vom rothen Mantel; das Porträt Philipps II, ſitzend; Nymphe und Satyr; und — iſt es zu glauben? dieſe Prachtbilder ſind ſo ſchlecht gehalten, beſtaubt, beſchmutzt, ungepflegt, daß ſie kaum zu erkennen ſind und nothwendig durch die arge Vernachläſſigung Schaden leiden. Ich begreife nicht wie heutzutag eine ſolche Verſündigung gegen die Kunſt ſtattfinden kann! was nicht aus Theilnahme für ſie — pflegt doch wenigſtens aus Oſtentation zu geſchehen. — Sehr gut gehalten und reich an trefflichen Bildern nicht blos aus der venezianiſchen Schule, in einem ſchönen Palaſt mit einem Garten voll Roſen, iſt die Gallerie Manfrini, die ich ſchon ein Paar Mal genannt; und zwar nur klein, aber magnetiſch anziehend, iſt eine andre in der Caſa Craglietto, denn ſie enthält — die Violante!

Wer iſt, wer war die Violante? Geſtern in der Gemäldeſammlung des Herrn Schiavone, der Maler, Kupferſtecher und Kunſthändler iſt, ſah ich ein liebliches blondes Frauenbild von Paris Bordone: das ſollte die Violante, Palma Vecchios Tochter, Titians Geliebte ſein. In der Caſa Craglietto heißt es bei

„Dann mußt Du Dich an das Tier halten," ſagte Euphroſyne: „der Menſch, das heißt der Chriſt, der übernatürliche Menſch, iſt aus dem Opfer geboren: die Erlöſung war das Uropfer und der Chriſt kann und ſoll ſeinen Urſprung nicht verleugnen. Tut er das, ſo ſinkt er unter ſich ſelbſt herab. Es gibt Zeiten, ja ganze lange Epochen im Leben, wo das Glück uns umlächelt wie der Frühlingstag, wo wir alles beſitzen, was wir wünſchen, und wo wir, wenn uns etwas mangelt, mit der inneren Glückesfülle die Lücke ſchließen oder über ſie hinwegſchauen. Wer hat eine ſolche Epoche mehr genoſſen, als ich? — Aber ein Diplom für künftige Opferloſigkeit haben wir dadurch nicht von Gott erhalten und ich begreife auch nicht, wie man ein ſolches wünſchen könnte."

„Wie!" rief Emanuel: „würdeſt Du nicht lieber hier zwiſchen Bernhard und Deinen blühenden Söhnen, als in Trauer und Einſamkeit ohne ſie leben?"

Zwei große Tränen fielen wie Perlen von Euphroſynens Wimpern, als ſie ſagte:

„Wenn ich wählen müßte, ſo würde ich Gott bitten, meine Wahl ſo zu lenken, daß ſie das träfe, was am meiſten nach ſeinem Willen und zu ſeiner Verherrlichung wäre."

„Wie, Euphroſyne?" rief Emanuel faſt mit Entſetzen: „Du würdeſt nicht Dein Glück, das erlaubte, das geheiligte, das gottgefällige wählen? — Aber warum denn nicht?"

„Weil es etwas noch Gott Gefälligeres gibt, als es zu wählen, lieber Emanuel! nämlich: es zu entbehren, ſobald ich annehmen darf, daß mein Opfer mit dem göttlichen Willen übereinſtimmt."

„Mit dieſer Theorie des Leidens werde ich mich nie befreunden! ſie iſt eine Erfindung des Fanatismus."

„Chriſtus hat ſie erfunden, lieber Emanuel. Er hat gezeigt, daß heilige Leiden einen größeren Wert vor Gott haben, als erlaubte Freuden; — Er hat immer das allervollkommenſte getan . . . . und ſein Erdenleben war nur eine lange Kette von Leiden."

„Chriſtus! . . . nun ja, Chriſtus! . . . Aber wer denkt denn daran, ſo zu handeln und zu leben, wie Chriſtus! Man glaubt an ihn, daß er der Gottmenſch, der Erlöſer iſt — und in dieſem Glauben beſteht die Erlöſung."

„Mit nichten, Emanuel, den Glauben haben auch die Verdammten, die ewig Unſeligen! Heißt es doch in heiliger Schrift: „Die Teufel glauben auch — und zittern!" — Glauben können ſie; lieben nicht. Und ohne Liebe keine Erlöſung. Die Liebe muß ihr Herz darbringen, damit es im Blut

Jeſu umgeſtaltet werde nach ſeinem Bilde . . . . nach dem Bilde des Gekreuzigten und ihm zum Kalvarienberg folge.“

„Ah!“ rief Emanuel plötzlich, als ob ihm ein Licht aufginge: „Du biſt aus Pater Smaragds myſtiſcher Kloſterſchule.“

„Nein, lieber Emanuel, ich bin aus gar keiner anderen Schule, als aus der, in welcher die kleinen katholiſchen Kinder den Katechismus lernen. Und der lehrt freilich viel einfacher und viel ſchöner, als ich mich ausgedrückt habe, aber doch das nämliche; denn er ſagt: „Zur Erlangung der Seligkeit — und ſie iſt ja das Endziel der Erlöſung — genügt es nicht, daß wir an die göttliche Offenbarung glauben, ſondern wir müſſen auch die Gebote halten. Das Hauptgebot aber iſt: Gott über alles zu lieben — und das Ziel dieſer Liebe iſt die Vereinigung mit Gott. Das iſt katholiſches Dogma. Übrigens darfſt Du immerhin ſagen, dies ſei myſtiſch; denn alles Übernatürliche iſt myſtiſch, das heißt geheimnisvoll und das Übernatürliche muß der Kern einer Religion ſein, welche es ſich zur Aufgabe macht, den Menſchen mit Gott durch Gnade und Liebe und himmliſche Mitteilungen und Einflüſſe zu vereinigen: ſo iſt denn die Myſtik etwas ganz Berechtigtes und Wahrhaftes.“

„Und das ſollen Eure Schulkinder verſtehen?“ rief Emanuel und hielt ſeinen Kopf mit beiden

Händen: „wenn ich Dich mit ſolcher Gemütsruhe von dieſen Dingen reden höre, iſt mir, als hätte ich eine Schaukel im Gehirn und ich verſtehe gar nichts.“

Grazia hatte ſich ſchweigend und in ſtiller Freude gehalten, daß das Geſpräch endlich dieſe Wendung genommen; jetzt ſagte ſie:

„Der heilige Anſelmus von Canterbury hat eine Antwort für Dich, Emanuel. Er ſpricht: Credo ut intelligam.“*)

Er ſah ſie an, ſah tief in ihr wunderſam lichtes und leuchtendes Auge und rief plötzlich abbrechend:

„Grazia! Du ſiehſt aus wie jene Königin einer berühmten Cour d'amour in der poetiſchen und ritterlichen Provence, als ſie noch Provence und nicht Département du Gard war: wie die Vicomtesse de Cette mit den meergrünen Augen — ſo ſiehſt Du aus.“

„Ach, lieber Emanuel!“ rief Grazia und faltete betrübt die Hände: denke doch an Deine Seele . . . und nicht an grüne oder blaue Augen!“

Gerade das hatte aber Emanuel getan. Er hatte, trotz des ernſten Geſpräches, Stella's dunkelblaues Auge mit Grazia's meerfarbenem verglichen, ohne ſich entſcheiden zu können, welches das ſchönere ſei. Das eine zog an, das andere zog empor. Aber, dachte er, wenn nur ein einziges Mal ein einziger Funke von Liebe in Grazia's Auge aufblitzen würde, ſo wäre es das ſchönere! — Und nun ſprach ſie von ſeiner Seele!

---

*) Ich glaube, damit ich verſtehen könne.

„Meine Seele," rief er, „will glücklich ſein. Ihr habt einen myſtiſchen Glauben und infolge deſſen ein myſtiſches Glück. Da ich aber jenen nicht teile, ſo kann ich mich zu dieſem nicht erſchwingen. Ich ſuche das Glück nicht in höheren Regionen, nicht in der Sphäre der Entſagung, des Opfers, des Leidens, ſondern im Beſitz der ſüßen Freuden, welche die menſchlichen Verhältniſſe und Beziehungen bieten."

„Und haſt Du es da gefunden?" fragte Grazia.

„Nein!" erwiderte Emanuel aufrichtig.

„Warum ſuchſt Du denn weiter in einer Richtung, von der Du weißt, daß ſie Dir das Erſehnte nicht gibt?"

„Ah, das ſind die Rätſel des Menſchenherzens!" rief er: „es hofft . . . denn es iſt glückesdurſtig."

„Armes Herz!" ſagte Euphroſyne.

„Weil es ohne Glück iſt?" fragte Emanuel.

„Nein! — ſondern weil es ohne Gott iſt und daher nicht weiß, wo es ſeinen Durſt befriedigen kann. Das Herz, Emanuel, muß einen Gott haben, und wär' es auch nur, damit es jemand habe, den es lieben könne. Ewige Liebe: — die verlangt es!

unwandelbare, wechſelloſe Liebe — die begehrt es! Und dieſe Sehnſucht hat Gott dem Menſchenherzen eingeprägt, weil er von all den Schätzen und Schönheiten ſeiner Schöpfung nichts für ſich begehrt, als das Herz ſeiner Geſchöpfe. Dadurch begegnen ſich göttliche Anordnung und menſchliche Sehnſucht."

„Aber es gibt einen Ruhepunkt für dieſe Sehnſucht — und der heißt glücklich ſein. Und Du ſelbſt, Euphroſyne, haſt ihn gefunden."

„Ja," ſagte ſie, „weil ich zuerſt Gott fand. Denn das iſt nun einmal gewiß: in jedem Glück, das wir durch ein Geſchöpf und in ihm finden — iſt und bleibt ein Anhauch von Aſche und ein Tropfen von Vergänglichkeit. Nimm Gott hinweg, ſo wächſt der Anhauch zur Wolke an und der Tropfen — zum Meer; und das Herz findet Staub und Nichtigkeit, folglich Elend — gerade dort, wo es auf Glück gerechnet hatte. Iſt Gott da, ſo bleibt der Aſchenanflug und der bittere Tropfen das, was jedes ſein ſoll: eine Mahnung, die vollkommene Liebe und das vollkommene Glück nicht auf Erden und nicht im Geſchöpf zu ſuchen und dann, Emanuel, wird man unausſprechlich glücklich, weil man dann das Geſchöpf gerade ſo liebt, wie Gott will, daß man es lieben ſoll."

„Aber dieſe Sorte von Glück ſieht ja wieder frappant aus, wie Entſagung, wie Beſchränkung, die ich verabſcheue!“ rief Emanuel — und ſetzte dann hinzu: „Das ſind lauter Theorien. Würden die praktiſch durchgeführt, ſo müßten die Katholiken lauter Heilige ſein.“

„Es givt doch auch, Gott Dank! Manche, die aufrichtig nach ihrer Heiligung ſtreben.“

„Wenn ſie aber dieſe Heiligung nicht erreichen, ſo ſehe ich keinen Unterſchied zwiſchen ihnen und uns anderen armen Sterblichen.“

„Iſt das keiner — es zu verſuchen? . . . O ich bitte Dich, verſuch' es einmal.“

„Nun ſoll ich ſogar verſuchen, ein Heiliger zu werden! Grazia ſagte doch wenigſtens nur, ich ſolle an meine Seele denken!“

„Grazia ſagte das erſte Wort und ich ſage das letzte — und eines folgt aus dem andern. Nicht von einem proklamierten und kanoniſierten Heiligen hab' ich geſprochen, ſondern nur geſagt: verſuche Deine Heiligung, d. h. verſuche, Gott mit vollkommener Liebe zu lieben, indem Du Deinen Willen, bei großen und kleinen Dingen, in äußerer und innerer Hingebung, ganz und immer mit dem ſeinen verbindeſt: das iſt das Fundament und der Gipfel der Heiligkeit. Und da wir unſere kleinen Schulkinder mit unſerm Katechismus in der Hand dieſe Liebe als das Endziel des Menſchen lehren: ſo kann ich Dich, den unterrichteten, gebildeten, beleſenen Mann, doch unmöglich auf tiefere Stufen ſtellen.“

„Eines iſt gewiß!“ ſagte Emanuel nach einer Pauſe: „eine Religion, die unbedingt und allgemein gültig eine ſolche Lehre verkündigt, hat eine hohe Auffaſſung von menſchlichem Weſen und menſchlicher Beſtimmung. Aber was hilft's! ihre Anhänger ſind dennoch nicht beſſer, als die, welche ihr nicht anhängen.“

„Wir wollen dies in aller Demut für uns arme Sünder nicht bloß gelten laſſen,“ entgegnete Euphroſyne, „ſondern ſogar ſagen, lieber Emanuel, daß es mit einem böſen Katholiken viel ſchlimmer ſteht, als mit einem böſen Akatholiken, weil jener den wahren Glauben, die wahre Lehre und die wahren Sakramente hat, um ſich gegen die Sünde zu ſchützen — dieſer aber das alles entbehrt. Jedoch dürfen wir dabei nie vergeſſen und nie verſchweigen, daß die Stufe der chriſtlichen Vollkommenheit nur innerhalb der Kirche erreichbar iſt; nur ſie hat Heilige.“

„Gott allein prüft und durchſchaut Herz und Nieren,“ ſagte Emanuel mit leichtem Spott im Predigerton.

„Nur ſie hat Heilige,“ wiederholte Euphroſyne ruhig: „und ich kann Dir auch ſagen, warum. Aber“ —

„Kein aber! ich bitte Dich, rede!“

„Aber Du wirſt mich nicht verſtehen.“

„Sprich nur! ſprich!“ —

„Weil nur die Kirche ihren Kindern in eucharistiſcher Speiſe den wahren Leib des Herrn in ſeiner Gottheit und Menſchheit — mitteilt und ihnen durch dies Mittel die Möglichkeit gibt, durch Gnade zu werden, was Chriſtus von Natur war — und was er von uns verlangt hat, als er ſprach: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.“

Wieder hielt Emanuel ſeinen Kopf mit beiden Händen feſt — und wieder ſagte Grazia:

„Credo ut intelligam, Emanuel.“

Längſt war die Sonne untergegangen, längſt das Abendrot verglommen. Wie ſilberne Schwäne im ſtillen, dunkeln See ſchwammen die Sterne am Nachthimmel herauf. Die blühenden Orangenbäume und große Büſche von Heliotrop tauſchten die ganze Terraſſe in Wohlgeruch ein. Lindes Säuſeln überzitterte Blumen und Blätter. Etwas Süßgeheimnisvolles lebte und webte in dieſer zartverſchleierten Natur.

Alle ſchwiegen und hingen ihren Gedanken nach. Durch Emanuels Seele ging eine Flut von bitterer Trauer. Er ſprach ſo leichtſinnig, ja, er dachte zuweilen ſo leichtſinnig, weil er ſich ganz auf der Oberfläche des Daſeins hielt und halten wollte. Er fürchtete ſich, in die Tiefe zu blicken, weil er fühlte, daß ihm dann das Leben mit einem Ernſt entgegentreten werde, der viel Unbequemes, Läſtiges nach ſich ziehe, der keine Unentſchiedenheit dulde, der die Untätigkeit verdamme, der dem phantaſtiſchen Spiel mit Gefühlen und der Abhängigkeit von Neigungen und Eindrücken des Augenblicks einen Damm ſetzte. Denn in der Tiefe lagen die großen Fragen: Warum? Wozu? Wohin? -- Er wollte ſie nicht beachten, denn wer auf Erden war im Stande, ſie zu löſen! wem auf Erden konnte er eine ſolche Autorität einräumen, die Löſung, als die unfehlbar richtige, als die einzig wahre anzunehmen! Und geſetzt, es gäbe eine ſolche Autorität und ſie wäre ihm erreichbar: ſo würde ſie ihm einen Teil ſeiner Freiheit abfordern und zwar den, an welchem er vor allem hing, ohne ſich klar zu machen, daß das eine glückſelige Erlöſung von Sklaverei ſein würde; — eine Erlöſung von dem Mißbrauch, den er mit der Freiheit getrieben, als er ſein Ich zu ſeinem Idol machte. Und dazwiſchen tauchte der Schmerz auf, daß er in eine moraliſche Erſchlaffung hineingerate, die jede höhere Kraft — erſt abſtumpfe, dann lähme, weil ſie keine große, anhaltende Spannung des Willens auf ein ſchwer zu erreichendes, erhabenes Ziel zulaſſe. Aber woher den Sporn nehmen, der wieder und immer wieder den Willen zu einer ſo mühſeligen Anſtrengung befeuerte? Die Antwort lag auch wieder in jener Tiefe, vor welcher ſich Emanuel fürchtete; denn die oberflächliche Antdem ſchönſten Weiberkopf, der je aus dem Pinſel hervorgegangen: dies ſei die Violante, Titians Tochter, die Giorgione ſo ſehr geliebt, daß er aus Gram geſtorben, weil der Vater dieſer Liebe entgegen geweſen. Von Giorgione iſt nämlich dies Bild. Da aber er und Titian eines Alters waren, und da er 1511 bei 34 Jahren, allerdings um eine Frau ſtarb, ſo läßt ſich nicht vermuthen, daß Titian damals ſchon eine Tochter gehabt, deren Schönheit in vollkommner Entfaltung ſtand, wie das bei dieſer Violante der Fall. Ich glaube man hat ſie ſo genannt, weil ſie ein Paar Veilchen am Buſen trägt. Eine Violante hat gewiß gelebt und ich denke ſie muß Palma Vecchios Tochter und von ſo hoher Schönheit geweſen ſein, daß ſie ſowol ihres Vaters Pinſel, als auch den ſeiner Schüler, Giorgione und Titian, beherrſcht hat — denn in deren ſämmtlichen Frauenköpfen herrſcht unverkennbar derſelbe Typus, welcher auch bei Veroneſe, Bordone und Bonifacio nachklingt. Titians ſogenannte Flora in Florenz hat große Ähnlichkeit mit Giorgiones Violante, aber von einer ſo un-menſchlichen Schönheit iſt ſie nicht. Übermenſchlich kann ich nicht ſagen: man würde ſich etwas Engel- oder Madonnen- oder Venus-ähnliches vorſtellen, und davon iſt keine Spur! .... Zu viel Leidenſchaft für einen Engel, zu viel Sehnwort: Um mit mir ſelbſt zufriedener zu ſein, — mochte er ſich nicht geben, da die Selbſtzufriedenheit faſt immer eine große Täuſchung — und immer ein allzu geringer Lohn iſt. Aber auch ſein Schickſal klagte Emanuel an, das ihm nirgends ein Genügen geboten — und ihm gerade das verſagt habe, was ihm als das größte Glück einſt erſchienen war und gerade jetzt wieder erſchien: Grazia's Beſitz. Mit ihr und für ſie hätte er auch Opfer bringen können! Aber ſie hatte ihn zurückgewieſen, um ſich zu Adrians Krankenwärterin zu machen und die Erinnerung an ſeine Liebe in den Lethe getaucht; denn nie, nie, niemals kam nur die leiſeſte Spur zum Vorſchein, daß ſie das Gedächtnis daran bewahrt habe. Ach und ſie! mit dieſer Glaubenskraft . . . wie mußte ſie lieben können! dieſer himmliſchen Energie der Seele mußte eine himmliſche Energie des Herzens entſprechen. Aber ihr ganzes Weſen war wie von einem zarten Schleier des Schweigens umfloſſen. Dann dachte er weiter: Adrian, der arme Kranke, ſei ja nicht unſterblich — und ob Grazia wohl je daran gedacht habe und was weiter geſchehen könne?! —

Grazia hatte jetzt nur einen Gedanken für Emanuel, aber der füllte ihr Herz aus: Wie rettet man ſeine Seele! Kann der barmherzige Gott ſie in dieſer Verfinſterung laſſen? — Sie dachte, daß ſie ihr Leben ein glückſeliges nennen würde, wenn ſie auch nur ein Atom beitragen könne, daß Emanuel zur Erkenntnis der Wahrheit gelange. Wohl hatte der Wunſch wie die Abſicht einen übernatürlichen Grund; aber Grazia umfaßte den Gedanken mit der ganzen Kraft und Neigung ihres Charakters und ein großer Lehrer des inneren Lebens ſagt: „Das Gute iſt nicht ganz gut mehr, wenn man es aus natürlicher Neigung tut.“ — Denn allzu leicht wirft ſich dieſe zur Herrin der übernatürlichen Abſicht auf — wenigſtens inſofern, daß ſie in die erſte Reihe ſich ſtellt. So wurde Emanuel der erſte und einzige Menſch, für den ſich Grazia aus voller und ganzer Seele intereſſierte. An Liebe, im engeren Sinn, dachte ſie nicht. Der ganze Zuſchnitt ihres Lebens hatte ihrem Herzen eine hohe und ernſte Richtung gegeben, die in Verbindung mit ihrem Glauben — welcher wie ein ätheriſches Öl ihr Weſen durchgeiſtete, ſie ohne Teilnahme für ſolche Empfindungen und Sympathien gelaſſen hatte, die ſich nur allzu häufig unter einem hohen Namen in ſehr niedriger Sphäre der Selbſtliebe und der Phantaſie bewegen. Sie hatte ihr Herz Gott geſchenkt und Gott anverlobt: da war es ſicher! Dort geankert, konnte es alle Seelen und alle Pflichten, die Gott ihr zuwies, ruhig umfangen. Nur mußte ſie wachſam ſein, daß die goldene Ankerkette der heiligen Liebe nie gelockert, nie ein Ring von minder edlem Metall ihren Kettengliedern eingefügt werde. Es iſt immer ganz außerordentlich gefährlich, ſich gerade nur für einen Menſchen in exkluſiver Weiſe — und ſei es auch in edelſter Abſicht! zu intereſſieren. Die gebrechliche menſchliche Natur gerät dadurch in tauſend Wirren und Verſuchungen, wenn ſie nicht mit unbeugſamer Strenge in beſtändiger Selbſtverleugnung ſich abtötet.

Euphroſyne dachte auch an Emanuels Seelenrettung; allein ſie war geübter als Grazia in der Schule der geiſtigen Asceſe und vertrauter mit dem Widerſtand, den die Natur der Gnade — die Verblendung der Wahrheit leiſtet; — war abgetöteter in Hoffnungen und Wünſchen — und legte daher mehr Gewicht auf die ſtillverborgene Arbeit Gottes, als auf äußere Einwirkungen.

„O, was können wir nur für Emanuel tun, Mama?" fragte Grazia ſpäter ihre Mutter, als beide allein waren.

„Beharrlich und ſehr demütig für ihn beten," entgegnete Euphroſyne.

„Und weiter gar nichts?"

„Liebes Kind, das iſt das Höchſte — ja alles! denn das iſt das einzige, wogegen er ſich nicht ſträuben kann. Jede andere Einwirkung veranlaßt zugleich eine gewiſſe Oppoſition, beſonders bei einem ſchwankenden Charakter, der beſtändig die Neigung hat — einerſeits ſich hinzugeben und andererſeits — nicht auszuharren. So iſt Emanuel. Eine Zeitlang war er begeiſtert für die Kunſt, wollte ſich ihr widmen, für ſie leben — und vergaß ſie — und zwar gänzlich! — in ſeinem unſinnigen Treiben auf der Univerſität und in einer gewiſſen umherſchwärmenden Exiſtenz, ohne Zweck, Ziel und Plan. Dann wollte er eine Carriere im Staatsdienſt machen. Ob das je ſein voller Ernſt war? — Gott weiß es! Gewiß iſt, daß er ſich mit Studien und Arbeiten nicht ſehr angeſtrengt hat, und daß in jene Zeit ein paar ganz unſterbliche zärtliche Leidenſchaften fielen, die beide nacheinander friedlich ſtarben. Nun iſt auch die ganze Epoche vorüber — und unſicherer, unkräftiger, untätiger denn je, iſt er zu uns zurückgekehrt."

„Es hat ſich aber auch bisher niemand mit Ernſt ſeiner angenommen, Mama!" rief Grazia. „Man hat ihn gehen laſſen. Die gute Großmutter hat, wenn auch ſeufzend, immer ſeine Schulden bezahlt, immer mit größter Zärtlichkeit ihn behandelt und dadurch all ſein Tun gut geheißen; — und jetzt ſind ſeine Eltern entzückt, daß er bei ihnen lebt und möchten ihn um keinen Preis miſſen. Doch trotz all der Verzärtelung — oder wegen derſelben! — iſt er nicht mit ſich ſelbſt zufrieden. Das iſt doch ein ſehr gutes Zeichen. Das könnte doch der Moment werden, wo die Kirche mit ihrer erleuchtenden, wunderbar erhabenen und wunderbar ſcharfſinnigen Lehre ſich ſeiner bemeiſterte und ihn das höchſte Gut erkennen ließe, dem er ſich hingeben und bei dem er beharren müſſe.“

„Gewiß, geliebtes Kind, das könnte ſein und wir müſſen den lieben Gott darum bitten. Aber ich rate Dir, ſei vorſichtig und laß nur himmliſche Motive auf Emanuel einwirken.“

Grazia verſprach es und bat ihre Mutter dafür zu ſorgen, daß ein Teil ihrer Einkünfte alljährlich zurückgelegt werde, um ein Kapital zu bilden, das dereinſt, mitſamt Kreuzbronn, die alten Schulden tilgen ſolle.

„Ich brauche ja nicht viel,“ ſagte ſie; „ich lebe ja bereits mit Adrian im Überfluß. Für größere Almoſen die Mittel zu bekommen — das freut mich, aber ſonſt finde ich es nicht paſſend, einen großen Aufwand zu machen mit einem Vermögen, das mir nicht gebührt.“

Euphroſyne erinnerte ſie daran, daß Pater Smaragd oftmals auf dergleichen Äußerungen geantwortet habe, es liege ja auch ein Segen auf dem Vermögen.

„Ja, das ſagte der heilige Greis,“ entgegnete Grazia; „aber ob er es nicht ſagte, weil die Sache ihn betraf, weil ſowohl er perſönlich, als auch ſein Orden dabei beteiligt war — das iſt mir nicht klar! Übrigens wirſt Du alles ſo vortrefflich einrichten, Mama, daß niemand etwas von unſerem Kapitaliſieren bemerkt. Adrian iſt in dieſem Punkt ganz mit mir einverſtanden.“ —

Verſchiedene Glieder des Dienſtperſonals wendeten ſich mit Bitten und Anliegen an Grazia, wie das bei einem ſolchen Wechſel der Verhältniſſe ſtattzufinden pflegt. Der eine bat um Penſionierung, der andere um Gehaltszulage, der dritte um eine bequemere Stelle, der vierte für ſeine Kinder. Grazia nahm alle Suppliken liebreich an; verwies aber die Leute an Euphroſyne, die über das alles entſcheiden werde, weil ſie durchaus wollte, daß ihre Mutter die erſte Stelle in Kreuzbronn einnehmen und keine Beeinträchtigung ihrer Autorität erfahren ſolle.

Am andern Morgen bei Frühſtück ſagte Emanuel zu Grazia:

„Heute komme ich als Supplikant zu Dir.“

„Und für wen?“

„Für Dich ſelbſt — um ein anderes Reitpferd.“

„Daraus wird nichts! Lieſe Fiſcher iſt noch immer ſehr brauchbar. Seit ſieben Jahren reite ich ſie und immer haben wir uns gut vertragen.“

„Heißt Dein Reitpferd Lieſe Fiſcher?“

„Ja! haſt Du das nicht gewußt? oder gar . . . es vergeſſen? etwas ſo Intereſſantes!“ ſagte ſie lachend.

„Wie kann eine Dame ihrem Reitpferd den unpoetiſchen, ja höchſt gemeinen Namen Lieſe Fiſcher geben!“ rief Emanuel.

„Ich habe ſie als Lieſe Fiſcher von einem Mann, der Fiſcher hieß, bekommen und als Lieſe Fiſcher behalten,“ ſagte Grazia noch herzlicher lachend.

„Es iſt wahrhaftig unerträglich, den trivialen Namen von Dir ausſprechen zu hören: Lieſe Fiſcher!! Nun, ich kann Dir ſagen, daß Deine Leute im Pferdeſtall Deine Anhänglichkeit für Lieſe Fiſcher nicht teilen, ſondern ſagen, ſie wäre bockſteif, auf einem Auge erblindet, zwanzig Jahre alt — und verdiene das Gnadenbrod. Man hat auch ſchon ein anderes Pferd für Dich in petto, das jung, edel und vortrefflich zugeritten iſt.“

„Nein, daraus wird nichts! ich bin ja ſo ſelten hier, daß es ſchade wäre, deshalb ein ſchönes Reitpferd zu kaufen.“

„Ich meinte, Du ſollteſt es nach Baden nehmen.“

„Du weißt, daß ich in Baden nicht reite.“

„Weißt Du das auch?“ ſagte Emanuel zu Euphroſyne gewendet: „ſie reitet ſo gern, allein ſie behauptet, da ſie nicht in Adrians Begleitung reiten könne, ſei es paſſender, es zu unterlaſſen.“

„Ich denke, ſie hat Recht,“ ſagte Euphroſyne.

„Aber wenn ich ſie begleite!“

„Nein, auch dann nicht!“ ſagte Grazia. „Wie leicht ſchließt ſich bald dieſer Herr und bald jener an! Plötzlich würde ich einen ganzen Schwarm von Reitern um mich haben .... und das wäre mir höchſt läſtig. Ich reite nur dann gern, wenn ich allein — oder zu zweien allein, wie ich es mit Adrian ſein würde — durch Flur und Wald ſtreifen kann; und dazu iſt meine verleumdete Lieſe Fiſcher, die weder blind noch zwanzig Jahre alt iſt, hier gut genug.“

Emanuel war verſtimmt. Es kränkte ihn, daß Grazia für ihn keine Ausnahme machen wolle. Sie ſah ſo ſchön zu Pferde aus, ſo leicht, ſo ſicher, ſo vornehm! es wäre ein Triumph geweſen, in Baden an ihrer Seite zu ſein! ... und darum brachte ſie ihn mit ihren übertriebenen Begriffen von Schicklichkeit! Sein Ohr war zu zart, um den plebejiſchen Namen Lieſe Fiſcher für Grazia's Reitpferd vertragen zu können; aber für die Zartheit ihres Taktes und ihres Benehmens hatte er kein Ohr, ſobald dies mit ſeiner empfindlichen Eitelkeit in Berührung kam. In dieſem Punkt verdient er aber einige Entſchuldigung. Er war in der Geſellſchaft eine brillante und zugleich ſehr angenehme Erſcheinung. Da hatten es ſich denn die Damen dermaßen angelegen ſein laſſen, ihre Bewunderung ihm auszudrücken, daß er unwillkürlich die höchſte Meinung von ſich ſelbſt bekam und es für ſein Recht hielt, ſie anderen vorzuſchreiben. Denn das durfte er doch nicht annehmen, daß ſo viele wohlerzogene, liebenswürdige, elegante Damen in ihrem Urteil über ihn ſich irren ſollten!

Emanuels Verſtimmung ſtieg beträchtlich, als ein Wagen vor das Schloß fuhr und Odo Urſperg erſchien. Euphroſyne reichte ihm bewegt die Hand und Grazia ſagte:

„Ach, lieber Onkel, Du kommſt zu ſpät!"

„Wie ſo . . . . zu ſpät? ich wußte ja das Ableben Deines guten Vaters."

„Zu ſpät für die Exequien und die Beiſetzung, die geſtern ſtattfanden."

„Ich komme nur um euch zu ſehen," ſagte Odo, „und um Dir, liebe Euphroſyne, meine geringen Dienſte für alle möglichen Eventualitäten anzubieten."

Niemand verſtand ihn und niemand ſpürte irgend eine Sympathie mit ſeiner Ankunft. Es war im Gegenteil ein gewiſſes ſtörendes Element in den kleinen Kreis gekommen, welches ſich dadurch äußerte, daß man nicht mehr ſo unbefangen über alle Verhältniſſe ſprach. Euphroſyne erkundigte ſich nach der Baronin Ulrike, die ſich nach dem Tode ihres Mannes in ihre Heimat am Bodenſee begeben und niemals Euphroſynens alljährlich wiederholter Einladung nach Kreuzbronn Folge geleiſtet hatte. Sie grollte, die Baronin

Ulrike. Sie hatte gehofft, im Teſtament ihres Mannes mit einem bedeutenden Kapital bedacht zu werden; ja, ſie wußte ſogar, daß ſie es ſei. Aber von einem Kodizill, welches der boshafte Alte heimlich gemacht hatte, wußte ſie nichts; und grenzenlos war ihr Schreck, als es im Kodizill hieß: nach reiflicher Erwägung ziehe der Baron vor, nur ſeine Nachkommen als Erben einzuſetzen und der Baronin ein Wittum zu beſtimmen. Obſchon es anſehnlich genug war, entſprach es doch nicht ihren Erwartungen und ſie ſchrieb dies Kodizill dem Einfluß Bernhards zu — wiewohl ſie ſich heimlich eingeſtand, es entſpreche vielmehr dem hämiſchen Charakter des alten Barons. Genug, ſie zog ſich höchſt entrüſtet in ihre Heimat zurück — und Odo teilte einigermaßen ihre Entrüſtung. Denn ihm hatte ſie in der Stille zugeſagt, ihn dereinſt zu ihrem Erben einzuſetzen — und dieſe angenehme Ausſicht ſchloß ſich für ihn, als ihr kein Kapital zufiel; denn was ſie von ihrer Jahresrente etwa erübrigen mochte, war ein Minimum ſeiner früheren Hoffnungen. So kam es, daß ſich Odo bei der väterlichen Erbſchaft ebenfalls für übervorteilt hielt, was ihm bei ſeiner großen Anhänglichkeit an irdiſche Güter einen beſtändigen Schmerz verurſachte.

Er ging jetzt nur oberflächlich auf Euphroſynens Fragen ein und bat ſie endlich um ein Zwieſucht für eine Madonna, zu viel Ernſt für eine Venus! .... Es iſt nur eine Frau! aber eine Frau wie die tiefſte innerlichſte Leidenſchaft des Mannes ſie wol träumen — doch nimmermehr finden kann. Hätte Giorgione ſie gefunden, ſo wie ſie da in dem Bilde iſt, von dieſer Alles-verheißenden Vollkommenheit — er wäre nicht bei 34 Jahren am Gram geſtorben. Weil kein Menſch, weder Mann noch Frau, ſein Daſein zu ſolcher Vollendung bringt, weil die Leidenſchaft ihn verwirrt, die Sehnſucht ihn zernagt, der Ernſt ihn umdunkelt — darum nenn' ich die Violante eine un-menſchliche Schönheit. Ihre Kleidung, ihre Stellung iſt äußerſt einfach: ſie trägt ein Hemd, das oben zuſammengezogen iſt, und Schultern und Buſen bedeckt; die weiten Ermel ſind aufgeſchlagen und laſſen die Arme frei. Darüber ein dunkelgrünes Kleid ohne Ermel, vorn zugeheftelt; und einen rothen Gürtel. Es iſt als wolle ſie ſich auskleiden, denn das Kleid iſt ſchon etwas am Buſen geöffnet und die Veilchen hängen nur noch welk und loſe darin; ſie werden gleich ganz herunterfallen, die armen, und ſie wird nicht ſie aufnehmen und ins Waſſer ſtellen, ſie wird ſich gleichgültig ihr ſchönes Haar auskämmen, ſie hält es ſchon in der Rechten und blickt ſeitwärts, wahrſcheinlich in den Spiegel. Dieſe äußere Gleichgültiggeſpräch. Als ſie mit ihm den Frühſtückstiſch verließ, ſagte Emanuel zu Grazia:

„Was will nur der Odo? . . . Er ſieht ja feierlich wie ein Freiwerber aus. Am Ende bietet er Deiner Mutter ſeine Hand an.“

Odo aber ſetzte ſich im Zimmer Euphroſynens ihr gegenüber und begann:

„Die aufrichtigſte Teilnahme führt mich zu Dir! Du haſt an Bernhards Seite ein ſo kummervolles und mühſames Leben geführt und mit ſo liebender Aufopferung ihn gepflegt, daß alle Kronen der Welt zu gering wären, um Dich zu belohnen.“

„Ich hoffe, meine Schuldigkeit getan zu haben,“ entgegnete ſie kalt.

„Und hat Bernhard das anerkannt?“ fragte Odo.

„Bernhard hat mich mit der innigſten und treueſten Liebe geliebt und mir durch viele Jahre den ſchönſten Ausdruck und Beweis dieſer Liebe, Vertrauen und Achtung geſchenkt; — und ich glaube, daß ſeine Krankheit hierin nichts weiter geändert hat, als daß er den Ausdruck für ſeine Geſinnungen und Gefühle nicht wie ſonſt finden konnte.“

„Das bezweifle ich ja nicht . . . . mein Gott, davon iſt ja gar nicht die Rede! ich meinte nur, wie er Dir ſeinen Dank in pekuniärer Beziehung ausgedrückt und Dich in ſeinem Teſtament bedacht habe."

„Gut!" ſagte Euphroſyne eiskalt.

„Alſo Du biſt ganz frei geſtellt? Alſo Du kannſt ſchalten und walten mit Deinem Erbteil? Alſo Du biſt nicht mit einer Jahresrente abgeſpeiſt, wie meine arme Mutter, die noch immer nicht dieſe Ungerechtigkeit verſchmerzen kann?"

„Beſter Odo," unterbrach ihn Euphroſyne, „ich habe geſagt, was ich zu ſagen für nötig fand. Habe jetzt die Güte, mir mitzuteilen, was Dich eigentlich hergeführt hat und worin ich Dir dienen könnte."

„Wohlan! Du ſollſt es wiſſen, denn es betrifft unſere Familie und drückt mich ſeit Jahren."

Euphroſyne bebte; denn ſie dachte, Odo wiſſe um das peinliche Geheimnis und wolle irgend ein Auskunftsmittel vorſchlagen. Odo fuhr fort:

„Es betrübt mich unſäglich, daß unſere Familie ausſtirbt."

„Was hindert Dich, in den Eheſtand zu treten? der liebe Gott würde Dir vielleicht Nachkommenſchaft ſchenken," entgegnete Euphroſyne höchſt überraſcht.

„Was mich hindert . . . . iſt meine Liebe für Grazia."

„Beſter Odo!" rief Euphroſyne in einem Ton, der noch mehr Zweifel als Erſtaunen verriet.

„In meiner erſten Jugend muß ich geſtehen, daß ich etwas blind gegen das Eheſtandsglück war. Mir fehlten teils die pekuniären Mittel und teils die Neigung. Aber ſeitdem Grazia erwachſen iſt, alſo ſeit fünf Jahren, hat ſie meine ganze Liebe gewonnen und gefeſſelt. Sie hat in einer Aufwallung von beklagenswerter Schwärmerei vorgezogen, ſich für Adrian aufzuopfern. Wie Du das geſtatten konnteſt, iſt unbegreiflich .... nicht mir allein, ſondern der ganzen Welt. Um es begreifen zu können, denke ich folgendes: Du haſt die Überzeugung — vielleicht auf ärztlichen Ausſpruch begründet — daß dem armen Adrian nur eine kurze Lebensfriſt gegönnt ſein dürfte. Mit Deinem zärtlichen Familienſinn haſt Du ihn für die wenigen Jahre in innigſter Verbindung für die Familie und zwei Dritteile des Urſperg'ſchen Vermögens beiſammen behalten wollen, deren Beſitzerin, nach Adrians Tode, Grazia ſein würde. Nun iſt aber vernünftigerweiſe anzunehmen, daß Grazia nicht die Abſicht haben werde, im Witwenſtande zu bleiben. Ihre zweite Vermählung aber zieht das Erlöſchen der Familie und die Übertragung des Vermögens der Urſperg in ein anderes Haus nach ſich. Um dieſer traurigen Eventualität vorzubeugen, die Deinem warmen Familienſinn tief ſchmerzlich ſein muß — weiß ich nur ein Mittel: ſage mir Deinen Schutz und Beiſtand für den Fall zu, daß Grazia's Hand frei wird. Ziehe die Vernunft zu Rat. Kreuzbronn bleibt dann für immer das, was es jetzt iſt: ganz Urſpergiſch und mit dem ganzen Vermögen vereinigt. Ich ſollte meinen, dieſer Plan müßte Deine Zuſtimmung haben."

„Wenn er mit dem Plan Gottes übereinſtimmte . . . gewiß, beſter Odo," antwortete Euphroſyne ruhig.

„Du biſt eine viel zu kluge Frau, um nicht zu wiſſen, daß man die Pläne Gottes etwas lenken, etwas in ihre heilſamſte Richtung bringen könne — und daß feine Frauenhände dies am beſten vermögen."

„Aber, beſter Odo, Dein ganzer Plan beruht auf Grazia's Witwenſtand; — folglich iſt er um ſo mehr verfrüht, als die Ärzte nicht ein kurzes Leben, ſondern ein langes für Adrian in Ausſicht ſtellen und als Grazia nicht im entfernteſten an ſeinen Tod denkt, und ſich nur bemüht, ihm ſein Leben möglichſt leicht zu machen."

„Ah, Du weichſt mir aus," ſagte Odo mißtrauiſch: „Du haſt andere Prätendanten im Sinn!"

„Beſter Odo," rief Euphroſyne, „wie namenlos unzart, ja ſündhaft wäre es, wenn eine Mutter an die zweite Ehe ihrer Tochter denken wollte, ſo lange dieſe in der erſten lebt! Das brauche ich Dir doch nicht auseinander zu ſetzen."

„So gib mir wenigſtens Dein Wort, keinen anderen Bewerber zu beſchützen."

„Das iſt nicht nötig — denn ich habe Dir erklärt, daß ich die Sache ſelbſt verabſcheue."

„Sieh, wie Du mir ausweichſt! und ich weiß auch warum!" rief Odo mit geſteigertem Mißtrauen: „Du beſchützeſt die Bewerbung Deines Bruders, dieſes Leichtfußes und Sauſewindes, der katholiſche Sympathien äußert, um euch zu gewinnen!"

„Über dieſe Furcht kann ich Dich vollſtändig beruhigen, beſter Odo. Wäre Grazia frei, ſo würde ich nie ihre Verbindung mit meinem Bruder wünſchen — aus vielfachen Gründen, die aber unnütz anzuführen ſind, da Grazia nicht frei iſt. Übrigens iſt es mir vollkommen unbegreiflich, wie Du Dein ganzes Lebensglück, Deinen Familienſtolz, die Fortdauer Deines Hauſes an einen ſo chimäriſchen Plan knüpfen magſt. Soll ich Dir einen Rat geben, ſo warte nicht länger, Dir ein häusliches Glück zu gründen; denn je älter Du wirſt, um deſto ſchwerer wird Dir die Wahl und der Entſchluß."

„Du würdeſt nicht ſo reden, beſte Euphroſyne," ſagte Odo, „wenn Du wüßteſt, was das iſt — die Liebe."

Hätte Odo nur ganz ehrlich geſagt: „Die Liebe zum Gelde" — ſo würde Euphroſyne ihn ganz leicht verſtanden haben. Jetzt war ihr ſeine Leidenſchaft für Grazia rätſelhaft, denn ſie konnte es ſich nicht vorſtellen, daß Geiz und Habſucht in ſolchem Grade Odo beherrſchten, um ihn zu beſtimmen, ſein ganzes Leben in der unſicheren Erwartung größerer Glücksgüter hinzubringen. Sie ſagte gelaſſen:

„Du tuſt mir leid, denn Du jagſt einer Chimäre nach — und verſündigſt Dich. Grazia iſt vermählt; folglich begreife ich nicht den Sinn unſeres Geſprächs, welches ſich darum dreht: wenn ſie es nicht wäre.“

„Aber geſetzt den Fall, Grazia ginge vor Adrian aus dem Leben,“ ſagte Odo abbrechend, „was würde dann aus Kreuzbronn?“

„Es würde Adrian zufallen.“

„Und wenn Adrian ohne Nachkommenſchaft aus der Zeitlichkeit ſcheidet?“

„Frage Adrian um ſeine Abſichten, beſter Odo, vielleicht teilt er ſie Dir mit.“

„Adrian iſt in dieſer Beziehung ein Buch mit ſieben Siegeln.“

„So wirſt Du es in der Ordnung finden, wenn auch ich es bin, nicht wahr?“

„Sollte Adrian wohl daran denken, ſeine Verwandten mütterlicherſeits zu begünſtigen?“ inquirierte Odo weiter.

„Er hat keine mütterliche Verwandte. Seine Mutter war eine Waiſe aus dem Elſaß, deren Familie teils in der franzöſiſchen Revolution, teils in den napoleoniſchen Kriegen zu Grunde gegangen iſt."

„Demnach wäre ich der einzige rechtmäßige Erbe!" rief Odo freudeſtrahlend.

„Ich weiß nicht, ob der Oheim ein Recht hat, ſeinen Neffen zu beerben, ſobald es ſich weder um ein Majorat noch um ein Lehn handelt," erwiderte Euphroſyne trocken.

„Tadelſt Du mich, wenn ich mich freue, daß Kreuzbronn, ſtatt in fremde Hände, in die meinen kommt?" fragte er aufrichtig verwundert.

„Ich tadle nichts und lobe nichts, da wir bei Beurteilung dieſer Sache auf verſchiedenem Standpunkt ſtehen; denn die Fälle, welche eintreten müßten, bevor Du nach Deiner Meinung zum Beſitz zum Kreuzbronn gelangteſt — tun mir weh."

„Mein Gott, mir auch! . . . wer kann daran denken!"

„Der, welcher davon ſprechen kann," entgegnete ſie, ſtand auf und ſetzte hinzu: „Ich habe Grazia nur für einige Tage bei mir. Darum geize ich mit jedem Augenblick."

„Das begreift ſich," ſagte Odo verbindlich. Er war mindeſtens über ſeine Furcht beruhigt, in Emanuel einen Nebenbuhler für künftige Zeiten, inſofern es Euphroſynens Gönnerſchaft betraf, zu finden.

Am Nachmittag wollte er wieder fort und pries die Eiſenbahn, die einen ſolchen flüchtigen Beſuch möglich mache. Natürlich rief Emanuel ſogleich:

„Sie iſt aber doch affrös — die Eiſenbahn! . . . und ſtupid! Ein paar Millionen Ellen Eiſenbahnſchienen durch ganz Europa — müſſen die nicht ein garſtiges und dummes Anſehen geben.“

„Was! die Eiſenbahnbauten, die Viadukte, die Brücken, die Bahnhöfe . . . garſtig!“ rief Odo.

„Erzgarſtig! es ſind ja alles nur Kartenhausbauten für eine Handvoll Jährchen garantiert. Bei einem großartigen Bau aber iſt es eine Hauptſache, daß er monumental ſei, und ſeiner Zeit und der Idee, die ihn geboren, gleichſam ein Stückchen Ewigkeit zum Denkmal ſetze.“

„Es gibt nichts Erhabeneres als die Idee, welche die Bauwerke der Eiſenbahn in ihren kühnen Konſtruktionen ausdrücken!“ rief Odo: „Dieſe ſchwunghaften Bogen, die Ströme und Täler überwölben — dieſe Tunnels, die Felſen durchbohren — dieſe Bahnen, die ſich um Gebirge hinauf, und herabſchlängeln — ſind ſie nicht der ganz natürliche Ausdruck eines ungeheuren Fortſchrittes im Weltverkehr?“

„Weltverkehr!“ rief Emanuel achſelzuckend: „das iſt auch ſo ein Wort, welches von Hunderten geſchrieen und von Neunundneunzig nicht verſtanden wird! Weltverkehr! Wenn Du ſagteſt: Fortſchritt zur Weltverkehrung — ja, dann würde ich Dir beiſtimmen. Soll es aber ein Fortſchritt ſein, wenn der Menſchheit die Annehmlichkeit geboten wird, vom Dampf umhergewirbelt zu werden, wie die Spreu vom Winde? — das geht über meine Begriffe! Denn wenn man mir ſagt, es würden dadurch raſch Ideen verbreitet und deshalb habe die Eiſenbahn eine civiliſierende Miſſion: ſo muß ich lachen, weil die modernen ſogenannten Ideen feindlich gegen alle Civiliſation ſind. Soll das Streben alle ſittlichen, politiſchen und ſozialen Grundlagen durch Lüge zu zerſtören und dann die entwürdigte menſchliche Geſellſchaft durch Säbelwirtſchaft und durch den Druck des Geldſacks erſt zu zerſtampfen und dann zu beherrſchen — als Verkörperung der Ideen, als Ideal aufgeſtellt werden: ſo lobe ich mir Attila und Dſchingis-Chan als Verbreiter von Ideen! Nein, lieber Odo! der Materialismus, dem unſere ganze miſerable Epoche huldigt, dem dienen Deine geliebten Eiſenſchienenwege und den verbeiten ſie, indem ſie Genußſucht, Geldgier, Neugier, oberflächliches Wiſſen, Hang zur Zerſtreuung, Unzufriedenheit mit ruhigen Verhältniſſen befördert."

„Gerade dieſe materielle Seite, die Du mit Deiner gewohnten Übertreibung hervorhebſt," fiel Odo ein, „hat doch glänzende Vorteile durch den ungeheuern Geldumſatz, den ſie mit ſich bringt und der dem Volk zu gut kommt.“

„Nennſt Du die Aktionäre, die Spekulanten, die Millionäre, welche den Geldumſatz manipulieren, „das Volk“ — ſo haſt Du Recht. Haſt Du aber die arbeitende, taglöhnernde Klaſſe im Sinn, ſo haſt Du glänzend Unrecht! Die hat nicht im geringſten Vorteil von dem raſcheren und ſtärkeren Geldumſatz, der alle Lebensbedürfniſſe verteuert um ſo weniger, als ſie ſo gering wie möglich bezahlt wird, damit ſich die Millionäre nur recht ſchnell in Billionäre umwandeln.“

„Das größte Unglück für die arbeitende Klaſſe — keine Arbeit zu finden: tritt, Dank dem Eiſenſchienennetz, gar nicht mehr ein,“ ſagte Odo. „Es wird fort und fort daran gebaut und jeder Aſt treibt neue Zweige. Wer Arbeit ſucht, findet ſie. Und iſt die Bezahlung nicht ſplendid, ſo iſt es nun einmal der Welt Lauf, daß der Gutsherr mehr hat als ſeine Ackerleute und der Fabrikbeſitzer mehr als ſeine Arbeiter.“

„Was den Landmann betrifft, beſter Odo, ſo mag ſeine Exiſtenz immerhin ärmlich ſein, aber ſie iſt ſicher, unabhängig von Kriegen, Revolutionen, Geldkriſen, ungünſtigen Konjunkturen — denn Brot muß man immer haben und folglich immer das Feld beſtellen; und ich bedaure ſehr, daß der Wahn eines größeren und leichteren Gewinnes keit bei dem innern Flammenleben des Angeſichts macht, daß man die Arme vor Entzücken ausbreitet oder ſinken läßt. Ich breite ſie aus, denn ich bin eine Frau, ich fürchte mich nicht vor ihr; ein Mann, mein' ich, müſſe ſie ganz muthlos ſinken laſſen.

Bei einer reizenden „vornehmen Venezianerin“ von Paris Bordone, hat er es nicht nöthig; ſie ſieht neben der Violante ganz aus, wie ein Roſenkranz neben einer Krone. Die Violante iſt eine Weltſchönheit, keinem Stand, keiner Klaſſe, keiner Erziehung angehörend, ebenſo überraſchend auf dem Thron, als im Salon und in der Hütte; dieſe Frau iſt eine durchaus ariſtokratiſche Schönheit! die Formen ſind weich und zart, nicht reich; die Farben mild und klar, nicht blendend; die Züge von der eleganteſten Regelmäßigkeit; Blick und Ausdruck ſo fein, ſo graziös, ſo anlockend, ſo gewandt, wie es nur bei ſorgfältiger Erziehung, im Schutz und Schirm der guten Geſellſchaft möglich iſt. Bei dieſer Frau muß die Liebe ein reizender Scherz ſein! Perlen ſind durch ihr blondes Haar gewunden, und eine goldne Schnur bildet den Gürtel ihres dunkelrothen Sammetkleides, deſſen lange Ermel nur die weißen Händchen ſehen laſſen. Die Rechte hält einen kleinen Spiegel, die Linke iſt auf die Hüfte geſtützt — eine Stellung, welche man auch manche fleißige Hand der Feldarbeit entzieht, um ſie der precären Eiſenbahnarbeit zuzuführen; denn bei dieſer ſind Stockungen und Störungen, gerade durch Deinen hochgeprieſenen Weltverkehr, vorauszuſehen; bei jener nicht.“

„Nun, für die nächſten fünfzig Jahre geben die Eiſenbahnen noch Arbeit genug.“

„Und dann möge es immerhin heißen: Après nous le déluge! Wir haben dann unſer Gutes genoſſen und künftige Generationen mögen ſehen, wie ſie fertig werden!“ rief Emanuel. „Sieh, dieſe kraſſe Selbſtſucht, die nur an die Gegenwart denkt und keine andere Freigebigkeit als die eines blinden Optimismus kennt, um ſich nur recht in die Behaglichkeit hinein wühlen zu können: iſt ſo recht Frucht und Wurzel . . .“—

„Der Eiſenbahnen!“ unterbrach ihn lautlachend Odo; — „denn ſie ſcheinen Dein Sündenbock zu ſein.“

„Nein! des Materialismus,“ ſagte Emanuel ruhig. „Du hätteſt aber einen weit größeren Effekt gemacht, beſter Odo, wenn Du gerufen hätteſt: des Konkordats! da es jetzt Mode iſt, alles Mißliebige, was auf unſerm Erdball vorfällt, zu einem Kopf des tauſendköpfigen, von den Männern des Fortſchritts erfundenen Monſtrums Conkordat zu machen. Doch, was rede ich da! Du, als guter

Katholik, kannſt Dich ja nicht als deſſen Gegner geberden! . . . nicht einmal im Scherz.“

„Ich bin im Staatsdienſt,“ entgegnete Odo kühl: „da das Konkordat die Rechte des Staates und des proteſtantiſchen Staatsoberhauptes antaſtet: ſo kann ich nicht anders als nach meinem Gewiſſen ein Gegner des Konkordates zu ſein.“

„Aber Onkel!“ rief Grazia, „Du biſt viel länger ein Sohn der Kirche als ein Diener des Staats und verdankſt Deiner Mutter ungleich größere Güter als Deinem Herrn! Warum fühlſt Du Dich denn nicht auch im Gewiſſen verpflichtet, ihre Rechte, die ſchmählich gekränkten, zu verteidigen? Und das wäre doch eines edlen Mannes um ſo würdiger, als ſie wehrlos iſt — während der Staat ſeine Beamten, ſeine Soldaten, ſeine Polizei — kurz, alle äußeren Mittel hat, um ſie zu unterdrücken. Ich geſtehe offen, mich befällt eine unausſprechliche Verachtung aller katholiſchen Männer, die mit ſo leeren Beſchuldigungen und pomphaften Worten heutzutage die mißhandelte Kirche angreifen und den präpotenten Staat zärtlich gegen ſie in Schutz nehmen! Umgekehrt — wäre das Richtige.“

„Liebe Grazia,“ entgegnete Odo gezwungen lächelnd, „Du zeigſt Dich als eine ächte Tochter dieſer ewig nach Deſpotie ſchmachtenden Kirche, indem Du keine Gewiſſenfreiheit einräumen willſt.“

„Verzeih, lieber Onkel!“ ſagte ſie: „aber nimmermehr kann das Gewiſſensfreiheit ſein, was uns veranlaßt, das Niedere über das Höhere zu ſtellen . . . denn das iſt ein Zeichen von Knechtſchaft, von Gebundenſein an das Niedere, von Unfähigkeit, ſich zum Höheren zu erheben. Wer den Staatsbürger über den Chriſten ſtellt, hat ſeine Gewiſſensfreiheit kläglich an ſeine Leidenſchaften und Intereſſen verloren.“

„Es iſt erſtaunlich, welche Neigung die Damen zu übertreibungen haben!“ rief Odo mit ſüßſaurem Ton. „Man kann ſehr gut den Chriſten von den Ultramontanen trennen — und nur um dieſe letzte Richtung handelt es ſich bei den maßloſen Anſprüchen, welche heutzutage die Kirche erhebt und dadurch Konflikte aller Art hervorruft: mit den Regierungen, mit dem Zeitgeiſt, mit der Wiſſenſchaft, mit der Civiliſation. . . .“ — —

„Und mit der Freimaurerei!“ fiel Emanuel ein; „oder eigentlich mit der Auffaſſung und dem Streben, welche die Freimaurerei in all dieſe Dinge hineinlegt. Aber gerade dieſer Konflikt legt ein glänzendes Zeugnis — von höheren Charismen abgeſehen — für den prächtig geſunden Menſchenverſtand ab, der in der katholiſchen Kirche zu Hauſe iſt . . . . und in der übrigen Welt fehlt; denn nur durch deſſen Mangel iſt die lächerliche Devotion erklärlich, mit der man das Freimaurerweſen behandelt. Die Geheimbündlerei iſt ein freſſender Krebsſchaden an der menſchlichen Geſellſchaft. Sie unterwühlt alle Verhältniſſe. Sie zernagt an der Wurzel die Gewiſſensfreiheit, ſchiebt der leeren Stelle den Wechſelbalg eines willkürlichen Subjektivismus unter, macht die Menſchen dadurch zu Sklaven eigener und fremder Leidenſchaften, umnebelt ihren Verſtand, lähmt ihre ſittliche und befördert jede entſittlichende Kraft — beherrſcht die charakter- und gedankenloſe Welt und haßt mit giftigſtem Haß die einzige Macht, welche ihr dieſe Herrſchaft — und zwar mit Ausſicht auf Sieg — ſtreitig macht: die katholiſche Kirche mit ihrem unverwüſtlich lebendigen Glauben an göttliche Offenbarung, deren Trägerin ſie iſt. Schreit nur immerfort: Ultramontane! Klerikale Partei! Prieſter-Clique! Schreit in eurer ſchlechten Preſſe! ſchreit in den Kammern, die Ihr anfüllt und die für Leute eures Schlages mit euren Wahlumtrieben erfunden ſind! ſchreit in den Schenken! ſchreit in Adreſſen! ſchreibt bei Zweckeſſen und bei anderweitigen Demonſtrationen! . . . Aber, mein lieber Odo, all das Geſchrei iſt Lüge! Nicht gegen die Ultramontanen und nicht gegen die Klerikalen richtet ſich dieſe Berſerkerwut, denn jene Worte habt Ihr ja nur aufgebracht, um die Maſſen zu täuſchen. Ihr wütet gegen die eine unzerſtörbare katholiſche Kirche.“

„Emanuel!“ rief Grazia mit namenloſer Freude: „wie mußt Du die Kirche lieben, da Du ihr Weſen ſo gut verſtehſt!“

„Der Geiſt der Kirche iſt weſentlich ein liebender Geiſt,“ erwiderte Emanuel: „und der tut mir wohl. Ich war vor Kurzem in Freiburg, um einmal recht genau und eingehend den Dom zu betrachten, dies Prachtwerk der katholiſchen Baukunſt, dies verſteinerte Spitzengewebe, das fromm, rein und kühn wie ein heiliger Gedanke zum Himmel aufſtrebt und dabei einen eigentümlichen Zauber von Romantik hat. Nachdem ich meinen Zweck erreicht hatte und den Dom wieder verließ, betrachtete ich auch das äußere Portal und fand in deſſen Seitenwand ein paar Zeichen eingemeißelt, die ſo recht verkünden, wie die Kirche das Leben und Treiben des Volkes, von dem wir vorhin ſprachen, in Schutz nahm. Haſt Du es je bemerkt, Grazia? . . . Nichts von Heiligenbild oder Kruzifix oder ſonſtiger frommen Darſtellung! — Nein! die Länge der Elle und die Größe des Brotes iſt in den Quaderſtein eingehauen, iſt auf dieſem Platz gleichſam in den Schutz Gottes geſtellt, damit niemand ſein Gewiſſen beſchwere und zu knappes Maß und zu leichtes Gewicht gebe. Und da ſtaunte ich über die große Zartheit der Mahnung — und der Gewiſſen, an welche ſie ſich richtete. Heutzutage würde ſo etwas ganz umſonſt ſein und keinem Menſchen weder einnoch auffallen; — und da dachte ich weiter, als dies gemeißelt worden, ſei die ganze Welt katholiſch geweſen und habe das verſtanden; und fragte mich, ob die Fortſchrittsideen, die auf der Eiſenbahn rutſchten, auch darauf berechnet wären, die Gewiſſen zu verfeinern; — und da gab ich mir die Antwort: Mit nichten! ſie befreien nicht nur von der Verfeinerung, ſondern möglichſt vom Gewiſſen ſelbſt. — Das iſt moderner Fortſchritt, Odo!“

„Lieber Emanuel,“ ſagte Odo, „wenn Du jetzt ſogar mittelalterlich-romantiſch wirſt, ſo iſt jede Ausſicht auf Verſtändigung zwiſchen uns geſchwunden, denn jene Zeit finſterer Rohheit iſt mir ein Gräuel.“

„Du ziehſt die Brutalität, die ſich, wie jetzt, ungeniert am hellen Tageslicht zeigt, vor? Gut! das iſt Deine Sache und nicht davon ſprach ich! ich leugne gar nicht, daß in der Menſchheit aller Zeiten ein großes Stück von der Beſtie zu finden iſt; aber ich frage, wer behält das Edle, welches neben dem Beſtialiſchen in der Menſchheit liegt, liebevoller im Auge — und wer verſucht wirkſamer das eine zu bezwingen und das andere zu entwickeln: die Kirche — oder der Weltverkehr ſamt freimaureriſchem Ideenfortſchritt zu allgemeiner Gottloſigkeit und Revolution?“

Grazia klaſchte frohlockend in die Hände und Odo entgegnete mit Hohn:

„Dies Ziel gibſt Du, den Ideen der Gegenwart."

„Den Ideen der Geheimbünde — ja! und die Erfahrung gibt mir Recht!" rief Emanuel: „wo ſie die Oberhand gewinnen, tritt der Umſturz ein."

„Bei Übergangsperioden muß ſelbſtverſtändlich alles zuſammenbrechen, was der untergehenden Epoche genügte, aber den Forderungen der aufgehenden nicht entſpricht."

„Eines iſt mir über alle Maßen merkwürdig bei Euch fanatiſchen Staatsdienern und Staatsanbetern," ſagte Emanuel. „Ihr wollt Eurem Idol zu einer allumfaſſenden Macht verhelfen, auf deſſen Gipfel es ruhend throne, wie jene indiſche Gottheit mit tauſend Händen und Füßen, während Ihr im Schatten ſeiner Flügel die Staatsmaſchinerie leitet und ausflickt. Ihr werdet Freimaurer, Ihr huldigt dem Fortſchritt, Ihr ſchwärmt für die zerſtöreriſchen Ideen des Tages, Ihr verleugnet Euren Glauben und Eure Kirche — alles das tut Ihr, damit ſich nur ja kein ſelbſtſtändiges Leben in den Körperſchaften äußere, die Euer Idol mit je pünktlicher Kaltblütigkeit regieren ſoll, als ob es nur das Einmaleins zu überhören hätte. Und dermaßen ſeid Ihr mit Blindheit geſchlagen, daß Ihr gar nicht merkt, mit welchen Leuten Ihr fraterniſiert, welche Tendenzen Ihr unterſtützt, da die Fortſchrittspartei ja eine entſchiedene Feindin der modernen Staatsomnipotenz iſt und Euch nur zu gewinnen ſucht, um in Euch — deren Stützen zu untergraben und dann in ihrer eigenen Omnipotenz zu ſchalten und zu walten. Du und Deine Geſinnungsgenoſſen Ihr werdet Euch erbärmlich zwiſchen zwei Stühle niederſetzen, wenn es vorbei ſein wird mit der Allmacht des bureaukratiſchen Polizeiſtaates, ſobald Eure Fortſchrittsfreunde gegen ihn und nicht gegen die Kirche ihre Mauerbrecher richten, und der Umſturz Euch hohnlachend angrinſt, den Ihr zärtlich beſchützt habt, ſo lange er das Fundament des Staates, die Kirche, angriff. Ihr ſeht das Gras wachſen, Ihr hört die Krebſe nieſen — aber das ſeht und hört Ihr nicht! Die Bureaukratie hat den Kopf verloren, wenn ſie mit dem Fortſchritt gemeinſchaftliche Sache macht — ergo, wird es ihr ſchlimm gehen.“

„Jetzt muß das Maß Deines Zornes erſchöpft ſein, da Du Dich bis auf das Gebiet der Prophezeihungen verſtiegen haſt,“ ſagte Odo bitter lachend: „es ſchlägt auch die Stunde, wo ich auf der Eiſenbahnſtation ſein muß. Aber eine Verſicherung will ich Dir ſchließlich geben. Wunderſt Du Dich, daß ich den Ideen der Gegenwart bis auf einen gewiſſen Grad huldige, ohne doch ein Umſturzmann ſein zu wollen: ſo wundere ich mich, daß Du für kirchlich-mittelalterliche Ideen ſchwärmſt, ohne Katholik ſein zu wollen.“

„Ah, ich will ſehr gern!“ rief Emanuel: „allein das hängt von einem höheren Willen ab.“

Odo nahm Abſchied. Euphroſyne, immer gütig, dankte ihm für ſeinen freundlichen Beſuch, der doch nicht ſehr freundlich gemeint war; und Odo fuhr fort. Grazia aber ſagte zu Emanuel, indem ſie bittend die Hände aufhob:

„Widerſtrebe nicht der Gnade! die ewige Wahrheit iſt Dir ſo nah gekommen! ... Laß Dich gründlich unterrichten — und bekenne ſie.“

„Wenn nur nicht das Bekennen vom Erkennen durch eine ſo formidable Kluft getrennt wäre, daß ein Rieſenwille dazu gehört, um ſie zu überſpringen.

„O ſei verſichert, daß die Gnade und die Belehrung Dir den notwendigen Sporn dazu geben werden.“

„Willſt Du mich unterrichten?“ fragte er lebhaft.

„Nein,“ ſagte Grazia: „das muß ſyſtematiſch und gründlich geſchehen, inſofern es das Dogma betrifft. Das iſt die Sache eines Geiſtlichen.“

„Ich bin aber zu alt, um auf dieſe Weiſe in die Schule zu gehen!“ rief Emanuel: „nein! daraus wird nichts!“

„Wie?“ fragte ſie traurig: „ſcheueſt Du eine ſo kleine Mühe, um zu einem ſo großen Gut zu gelangen?“

„In dieſer ſteifen Form ſcheue ich ſie — ja! Aber bekehren laſſe ich mich gern. Gib mir paſſende Bücher, beantworte meine Fragen, löſe meine Zweifel. Bedenke, daß ich noch gar keinen Entſchluß gefaßt habe, gar nicht klar bin, was mir zu tun obliegt und, vermöge meiner Anſchauungsweiſe, gar keine Neigung habe, mich zu binden. Es iſt entſetzlich, ſo ein Wandelſtein zu ſein, wie ich, der regellos dahin fliegt, während Du, ſchöner Fixſtern, Deine ſichere Sphäre haſt — und wohl einmal umwölkt, aber nicht herausgeſchleudert werden kannſt.“

„O,“ ſagte Grazia ſanft, „durch die Sünde können wir alle aus unſerer Bahn geſchleudert werden.“

„Die Sünde!“ rief er überraſcht: „das iſt freilich etwas, woran man bei Dir nicht denkt!“

„Die Welt denkt überhaupt nicht an ſie und will auch gar nichts von Sünde wiſſen; darum hat ſie keine Furcht vor ihr und ſcheut ſich nicht zu ſündigen — und darum können wir alle Tage ſehen, was der Prophet klagend ausruft: Wie biſt du vom Himmel gefallen, ſchöner Morgenſtern!“

„Was nennſt Du Sünde?“ fragte er nachdenkend.

„Alles, was mich von Gott und ſeiner Liebe trennt,“ ſagte Grazia.

nur im Bewußtſein höchſter Anmuth wagen darf. — Einen ſo feinen Ausdruck bringt nur eine ebenſo feine Auffaſſung hervor, mit der unſre gegenwärtigen Porträtmaler ſich nicht abgeben.

Die Sammlung in der Caſa Craglietto ſoll verkauft werden. Der ehemalige Beſitzer, der ſie aus Liebhaberei angelegt, iſt vor einigen Monaten kinderlos geſtorben, und ſeine Neffen, die andere Geſchäfte treiben, haben nicht ſeine Freude an den Bildern. Sie erzählten, ihr Onkel habe oft ſtundenlang vor der Violante *) geſeſſen. Unbegreiflicher Weiſe verlangen ſie für dies Bild die geringe Summe von 400 Napoleon. Nun wird irgend ein Engländer es fortſchleppen! .... Ich möchte nur ſo lange König von Preußen ſein um den Befehl zu geben, daß es für das Muſeum in Berlin gekauft würde, und die „vornehme Venezianerin" auch — denn beide Bilder gehören zuſammen wie Diamant und Perle. — Es ſind noch andre ſchöne Gemälde da, ich kann ſie aber nicht genau betrachten neben jenen beiden; z. B. ein Gentile

---

*) Ich habe ſeitdem von einem Maler gehört, daß die Violante der Caſa Craglietto eine Copie, und das Original irgendwo anderwärts ſein ſolle; aber wo? das erfuhr ich nicht. Es iſt möglich! ich halte aber dieſe Violante für das Original, bis ich das andere mit meinen Augen geſehen.

„Das iſt eine himmliſche Definition!" rief er gerührt.

„Ich weiß keine andere," erwiderte ſie unbefangen.

So vergingen acht Tage in Kreuzbronn — ſchwer und doch ſüß für Grazia; denn mit ſtrengeren Zügen, als je zuvor, trat ihr die Entſagung entgegen, während die zarteſte Teilnahme, die das Menſchenherz bewegen kann: Liebe zu einer Seele — mit weichem Hauch ihr inneres Leben anwehte. Emanuel meinte wieder- wenn er nur in dieſer Weiſe immer auf Kreuzbronn fortleben könne, ſo ſei er ſtets angeregt und geiſtig beſchäftigt, nie gelangweilt und folglich führe er dann ein glückſeliges Leben; — höher gingen ſeine Begriffe von Glückſeligkeit noch nicht.

Grade und krumme Wege.

Bei ihrer Rückkehr nach Baden wurden Grazia und Emanuel frohlockend empfangen. Alle hatten ſie ſehr vermißt. Adrian ſagte:

„Du biſt die Seele des Hauſes, Grazia! . . . Ohne Dich fällt es auseinader.“

„Seitdem ich acht Tage lang verſucht habe, Deinen Platz einzunehmen,“ ſagte Gräfin Meerhaim zu Grazia, „muß ich Dich und Deinen Heldenſinn wahrhaft bewundern, liebes Kind: ſo ſchwer finde ich Deine Aufgabe.“

Und Graf Meerhaim verſicherte, Stella habe freilich die Möglichkeit in Unterhaltungstalent und Aufmerkſamkeit geleiſtet, aber wenn Emanuel fehlte mit ſeinen Paradoxen und Grazia mit ihrer kühnen Aufrichtigkeit, ſo ſei die Unterhaltung doch weniger munter und er habe nun einmal weiter nichts vom Leben, als Freude an einer muntern Umgebung; deshalb werde er in Zukunft Euphroſyne nach Baden berufen, aber niemand aus Baden nach Kreuzborn ziehen laſſen.

Stella war ſtrahlend vor Freude, als ſie Emanuel wiederſah. Sie ſagte nichts, als er ihr die Hand zum Gruß bot und ſie ihm die ihre gab; allein ſie hatte auch gar keine Worte nötig und Emanuel verſtand ſie vollkommen. Aber auch Grazia verſtand ſie. Behüte ihn, mein Gott! ſeufzte Grazia.

Graf Meerhaim hatte in ſeinem Hauſe die Sitte eingeführt, daß die Familie nach engliſcher Art ſchon zum erſten Frühſtück, um neun Uhr morgens, ſich verſammelte; nach demſelben zog ſich jeder in ſein Zimmer zurück. Die Gräfin, der dieſe Einrichtung höchſt läſtig war, weil ſie ſich nicht gern an beſtimmte Stunden band, fügte ſich mit aller Gelaſſenheit einer negativen Natur, die ſtets von fremdem Impuls beſtimmt wird — und floh gleich nach dem Frühſtück in ihr Schreibkabinett zu ihrer Korreſpondenz und ihrer Lektüre. Graf Meerhaim las in ſeinem Zimmer engliſche Zeitungen, mit denen er Stella nicht langweilen wollte, weil er wohl wiſſe — ſagte er — daß ſo ein kleiner Mädchenkopf von Flor und Muſſelin für die Politik der „Times“ zu ſchwach ſei. Emanuel ging ſeiner Wege und Stella beſchäftigte ſich in ihrem Zimmer, wie ſie eben Luſt hatte. Am Tage nach Emanuels Ankunft hatte ſie aber Luſt mit ihm allein zu ſprechen, und deshalb ging ſie, als ſie alle nach dem Frühſtück das Speiſezimmer verließen, in den

Salon, der in den Morgenſtunden verödet war. Emanuel verſtand das; er folgte ihr und fragte teilnehmend:

„Haben Sie etwas von Triſtan gehört?“

„Gehört nichts; — aber ich habe ihn flüchtig geſehen,“ erwiderte Stella.

„Mein Gott, weshalb denn!“ rief Emanuel unmutig: „hab' ich Sie nicht gebeten, es nicht zu tun? Er kann Sie in die peinlichſte Verlegenheit ſetzen.“

„Nein, nein, ſo war es nicht, Graf Emanuel!“ ſagte Stella eifrig; „ich werde gewiß nie etwas tun, was Sie mir abraten. Ich habe Triſtan nur mehrmals hier am Hauſe vorübergehen ſehen, und immer machte er mir einen peinlichen Eindruck — ſo vernachläſſigt war er in ſeiner Kleidung, ſeiner Haltung. Arm und frech! — das fiel mir ein. Einmal ſaß ich auf dem kleinen Balkon vor dem Schreibkabinett der Frau Gräfin; da wurde er mich gewahr und grüßte mich mit ſeiner vertraulichen Keckheit, die Sie kennen. Ich war ganz beſchämt und drückte mich tief in die kleine Laube hinein. Und das alles tut mir ſo weh und beängſtigt mich unausſprechlich, denn es kann ja nicht immer ſo mit ihm fortgehen! Was wird denn eigentlich aus dem Spieler, Graf Emanuel?“

„Wir wollen hoffen, daß Triſtan ſich beſſert,“ ſagte Emanuel mitleidig. „Bei ſeiner Jugend und ſeinen Talenten iſt das nicht unmöglich. Könnte man nur Einfluß auf ihn gewinnen und ihn beſtimmen, Baden zu verlaſſen.“

„Das hab' ich auch ſchon gedacht! . . . Allein wer wird ſich damit befaſſen mögen! . . . Nur Sie, Graf Emanuel, wären im Stande, ſich dieſe Laſt aufzubürden. Man müßte ſuchen, ihn für einen anderen Aufenthalt zu gewinnen, für Wien, Berlin, und ihm dort Gönner und Beſchützer erwirken, die Arbeiten von ihm verlangen, damit ſein Müßiggang aufhörte. Meinen Sie nicht? Wäre das unmöglich?“

„Keineswegs! nur müßte Triſtan Luſt zu einer Veränderung ſeiner Exiſtenz haben.“

„Ach, ſollte er nicht mit beiden Händen nach Errettung aus dieſem Schlamm greifen? Haben Sie ihm je einen ſolchen Vorſchlag gemacht?“

„Arbeit und Empfehlungen habe ich ihm längſt angeboten. Er lehnte ſie ab. Vielleicht gerät er aber in ſo große Not und Verlegenheit, daß ihm kein anderes Mittel bleibt, um ſich vor dem äußerſten Elend zu ſchützen, als einen ſolchen Vorſchlag anzunehmen. Bei ſeinem großen Leichtſinn und unter dem Joch ſeiner Leidenſchaft dürfen wir nicht erwarten, daß er ohne vorhergehende große Kataſtrophe ſeinen Irrweg verlaſſe. Er iſt auch wenig zugänglich für einen Rat oder den Ausdruck ernſter Teilnahme.“

„Auch Ihnen gegenüber?“ fragte Stella mit ſolcher Verwunderung in ihren ſchönen Augen, daß Emanuel lächelnd ſagte:

„Es haben ſehr wenig Menſchen Vertrauen zu mir; — warum ſollte Triſtan es haben?“

„Ach,“ rief Stella, „nach Gründen müſſen Sie mich nicht fragen! ich empfinde nur — und da leihe ich unwillkürlich der ganzen Welt meine Empfindung: Vertrauen zu Ihnen zu haben . . . zu Ihrer Güte, Ihrem Wohlwollen, Ihrer Bereitwilligkeit, ſich derjenigen anzunehmen, die ſchutzlos ſind — denn das alles habe ich an mir ſelbſt erfahren.“

Sie ſprach mit einem ſolchen Gemiſch von Innigkeit und Wehmut, daß Emanuels Herz davon getroffen wurde, ſo daß er lebhaft ſagte:

„Ach, für Sie intereſſiert man ſich doch in anderer Weiſe, als für den armen Triſtan. Mit ihm hat man Mitleid, Fräulein Stella! Ihnen gegenüber möchte man aber um Mitleid bitten.“

Da lachte ſie fein und ſagte im muntern Ton:

„Nein, Graf Emanuel, wir wollen es beim Alten laſſen! ich habe viel lieber Vertrauen zu Ihnen, als Mitleid mit Ihnen — und ich denke, das muß auch Ihnen lieber ſein; denn Vertrauen — und wenn es auch nur von einer ſo ganz geringen, kleinen Perſon, wie ich bin, geſchenkt wird — iſt ſtets eine Ehre. Mitleid aber kann leicht etwas

Demütigendes haben. Ich ſehe lieber zu Ihnen hinauf als herab.“

Sie ſtand auf, verneigte ſich tief und verließ den Salon. Sie iſt aber klug! rief Emanuel in ſeinem Entzücken halblaut: klug, bildſchön und charmant — eine ſeltene Vereinigung von drei Vorzügen, von denen einer ſchon genügt, um das Weib bezaubernd zu machen. Ihr zu Gefallen muß ich ſuchen, irgend etwas für dieſen Taugenichts Triſtan zu tun. Im Spielſaal werde ich ihn wohl finden.

Triſtan hatte wieder einmal alles bis auf den letzten Heller verſpielt. Er hatte mehrmals den Portier des Meerhaim'ſchen Hauſes gefragt, ob Emanuel zu ſprechen ſei; aber Emanuel war damals in Kreuzbronn. An Stella zu ſchreiben, getraute Triſtan nach dem ſchlechten Erfolg ſeines erſten Briefes ſich nicht. Sie gibt mir nichts und zeigt vielleicht meinen Brief dem alten John Bull-Grafen — und der wäre wohl im Stande, ſich unangenehm zu machen — dachte Triſtan. Er vermutete, daß ſeine Mutter noch einiges Geld habe, obſchon ſie es leugnete. Aber wo verwahrte ſie es? trug ſie es immer am Tage bei ſich? ſehr wahrſcheinlich. Aber nachts — wo ließ ſie es? legte ſie es unter ihr Kopfkiſſen? — oder den Schlüſſel, der es verſchloß? Er ſah ſich in ihrer elenden Dachkammer um: da war ein einziges verſchließbares Möbel, eine alte, wackelnde Kommode; deren Schlüſſel alſo behütete nachts den Schatz! — Er fand ſeine Mutter grenzenlos habſüchtig und egoiſtiſch. Hatte er nicht oftmals ſeinen Gewinn mit ihr geteilt? Freilich . . . auch ſie hatte es getan, aber im geringeren Maß, weil ſie weniger Glück hatte. Er wollte ſich daher für berechtigt halten, einen Teil ſeines Geldes zurückzunehmen, da Bitten und Forderungen unerfüllt blieben. Er mußte mit der Ausführung ſeines Vorhabens auf eine Nacht warten, die Richenza nicht bei der jungen Hellmig zubrachte. Jede Minute des Wartens erſchien ihm wie eine Ewigkeit, in welcher über ſein Heil oder Unheil entſchieden werde; denn in jeder Minute konnte ſeine Mutter das Wenige verlieren, was ſie noch beſaß. Es überfiel ihn bei dieſer Vorſtellung und in dieſer Spannung eine wütende Ungeduld, ſo daß jeder Nerv in ihm bebte, jeder Pulsſchlag ein dumpfer, hörbarer Hammerſchlag in ſeinem Kopf und ſeiner Bruſt ward und die Aufregung ſeines Blutes wie Wellenſchlag in ſein Ohr dröhnte. Er ſtreifte umher . . . gedankenlos, beſinnungslos. Zuweilen lief er ſo raſch bergauf, bis ihm der Atem ausgehen wollte; oder er wälzte irgend einen ſchweren Stein fort — nur um dieſer innerlich tobenden Unruhe einen Ausweg zu geben.

Zwei Nächte hintereinander blieb Richenza bei der Kranken. So mußte Triſtan drei Tage warten! Er ſah ſeine Mutter gar nicht während dieſer Zeit. Er konnte es im Spielſaal nicht aushalten, wenn er nicht ſpielen konnte. Einmal verſuchte er das Spiel ſeiner Mutter, Gewinn oder Verluſt, zu beobachten; allein er hielt es nicht fünf Minuten aus — dermaßen raſte das Verlangen in ihm, ſelbſt zu pointieren. Welch eine unbarmherzige Mutter! dachte er, als er zähneknirſchend aus dem Saal ſtürzte: es heißt, eine Mutter hungere lieber, als daß ſie ihr Kind hungern ließe! ... Iſt nicht wahr! Meine Mutter läßt mich hungern, heißer als nach Brod ... und ſpielt unbekümmert um meine Verzweiflung vor meinen Augen fort! ... Iſt das Mutterart? — — —

Ja, ihren letzten Biſſen Brod hätte Richenza ihrem Sohn gegeben: denn das betraf die natürliche Mutterliebe. Aber dieſe hörte auf, wo die Leidenſchaft begann: das wenige Geld, womit ſie ſpielte, wollte ſie ihm zum Spiel durchaus nicht geben. Vielleicht heilt es ihn von ſeiner traurigen Leidenſchaft, wenn ihm jedes Mittel entzogen wird, um ſie zu befriedigen, ſeufzte ſie, als wolle ſie ſich ſelbſt glauben machen, daß dies ihre Anſicht ſei. Aber ſie ſchlug ihm in Wahrheit nur deshalb Geld ab, um den Genuß zu haben, es ſelbſt zu verſpielen. Er iſt ſo jung, dachte ſie, er kann noch andere

Dinge unternehmen, andere Wege einſchlagen. Ich kann das nicht mehr. Meine Hoffnungen, meine Intereſſen laſſen ſich auf keinen anderen Gegenſtand übertragen: dieſer *eine* entzündet ſie und löſcht ſie aus! — Aber weil ſie dies nur zu deutlich fühlte, hatte ſie über ihre eigene Entwürdigung Anfälle von ſo gräßlicher Verzweiflung, daß ihr das Tageslicht verhaßt war, wenn es ſie aus ihrem Fieberſchlummer weckte. Stille, kühle Ruhe in ewiger Nacht . . . das muß eine Seligkeit ſein! ächzte ſie in ſolchen Augenblicken. Um ſicher zu ſein, wenigſtens auf kurze Zeit im Schlaf das Bewußtſein ihres Elendes zu verlieren, hatte Richenza die Frau Hellmig um ein Weniges von dem Opium der Kranken gebeten, und nahm einige Tropfen in jenen Nächten, wo ſie nicht bei der Kranken blieb.

Dies geſchah auch an jenem Abend, wo Triſtan entſchloſſen war, zu ſeinem Eigentum, wie er es nannte, zu gelangen. Er wollte aber zuvor nochmals die Bitte verſuchen. Er war früher als ſeine Mutter heimgekehrt und als ſie in ihre Dachkammer trat, ſaß Triſtan da. Sie fuhr zuſammen bei ſeinem Anblick. Seine Augen blitzten unheimlich. Seine Lippen zuckten und auf ſeinen bleichen, eingeſunkenen Wangen brannten zwei rote Flecken.

„Biſt Du krank, Triſtan?“ fragte ſie.

„Ja,“ ſagte er mit trockener, heiſerer Stimme, „ich habe Fieber — das Spielfieber, Mama! —

da Fabriano, deſſen Werke unendlich ſelten. Auch Deutſchen und Niederländern begegnet man in den Gallerien Venedigs; aber hilf Himmel! wie dürr und garſtig ſehen die lieben Leute aus! Fieſole, und überhaupt alle frühen italieniſchen Maler, haben auch ungeſchickte Glieder und ſteife Gewandung, doch geben ſie den Frauen ſchöne runde Geſichter, die man gern anſieht. Allein Jene! .... ſpitze Stirnen, breite Backenknochen, lange triſte Naſen, lange Oberlippen: das iſt der Typus für ihre Frauengeſichter! ich bin eben ſo erſchrocken als beſchämt über dieſe hohe Häßlichkeit unſerer Vorfahrinnen. Gewiß hat ſich etwas davon auf uns vererbt! Welch ein Unterſchied: hier die Violante, dort Catherine Bora von Kranach, Beide meiſterhaft gemalt, lebendig zum ſprechen, wie man zu ſagen pflegt, und durchaus natürliche Weibergeſichter; nur liegt zwiſchen beiden die ganze Stufenleiter der Schönheit, ſo wie man einen Froſchkopf in einen Apollokopf verwandelt, nach jenem bekannten Scherz von 24 Copien. Und doch — was bedeutet die Schönheit? für die Violante iſt höchſtens ein berühmter Mann geſtorben; wer weiß ob nicht für Catherine Bora die ganze Reformation gemacht iſt! — „Ich bin auch einmal angebetet worden", ſpricht Junker Tobias. Dies vortreffliche Wort hab' ich mir feſt ein-

Du kennſt es . . . einigermaßen, doch nicht ganz. Denn Du vermagſt, auch wenn Du nicht ſpielſt, am Spieltiſch zu bleiben, Kombinationen für die Zukunft zu machen, Chancen zu ſtudieren . . . lauter Dinge, die ich nicht kann. Ich muß tätig ſein und ſelbſt ſpielen. Iſt mir das unmöglich, ſo befällt mich im Spielſaal eine ſolche Wut, daß ich den erſten, beſten totſchlagen möchte, um mit deſſen Geld zu ſpielen. Drum lauf' ich hinaus. Aber draußen, Mama, verſchmachte ich! . . . da geht mir die Lebensluſt aus, da bin ich dem Erſticken oder dem Wahnſinn nahe . . . habe alſo die Güte mir etwas Geld mitzuteilen, Mama."

„Ich habe nichts!" ſagte Richenza finſter.

„Doch, Mama, Du haſt! ich ſehe Dich ja täglich ſpielen."

„Ja, mit ein paar armſeligen Gulden, die mir dienen mein Leben zu friſten."

„Nun ſo gib mir einen einzigen von dieſen Gulden."

„Nein, ich tue es nicht! Soll ich morgen Dein Mittageſſen bezahlen? . . . Sehr gern! . . . Doch das Spielgeld geb' ich Dir nicht."

„Ich will kein Mittageſſen! einen baren Gulden will ich!"

„Nein, Triſtan! Gott will es nicht!"

„Gott will es nicht?" rief Triſtan mit höhniſchem Lachen. „Ah bah! das muß Dein Gott ſein! . . . Denn mein Gott will es. Wie das drollig klingt, Dich von Gott ſprechen zu hören, Mama.“

Und mit dieſem ſchneidenden, gellenden Lachen verließ Triſtan die Kammer ſeiner Mutter, begab ſich in die ſeine und ſchob den Riegel der Verbindungstür zu. Richenza zitterte vor Furcht und Grauen — aber . . . ihre kleine Barſchaft von zwanzig Gulden war gerettet und ruhte, wie Triſtan es geahnt hatte, Nachts unter ihrem Kopfkiſſen. Das Morphium gab ihr Schlaf.

Triſtan wartete ein paar Stunden, bis ſeine Mutter feſt eingeſchlafen war. Durch die dünne, in ihren Fugen klaffende Tür und in der Stille der Nacht konnte er jeden Atemzug hören. Als er ſich überzeugt hatte, daß Richenza ſchlafe, ſchob er vorſichtig den Riegel zurück und ſchlüpfte lautlos herein. Das Fenſter hatte weder Vorhänge noch Jalouſien, ſo daß die nächtliche Straßenbeleuchtung der Dachkammer hinreichende Dämmerung zukommen ließ, um ſeine Schritte ſicher zu leiten. Am Kopfende des Bettes ſtehend ſchob er vorſichtig ſeine Hand unter das Kopfkiſſen und erfaßte ſogleich die kleine Geldtaſche. Aber wie war ſie ſo fürchterlich leicht! der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn . . . . nicht weil er nahm, was nicht ſein war, ſondern weil er fürchtete, daß da nichts mehr zu nehmen ſei. Behende öffnete er das Täſchchen und fand vier dünne Papierchen darin. Er nahm überglücklich drei derſelben heraus und legte die Taſche auf ihren Platz zurück. Da erwachte Richenza plötzlich, hörte in der Schlaftrunkenheit des Morphiums Schritte, die ſich entfernten, einen Riegel, der ſich vorſchob und rief laut auf:

„O der Unſelige! er beſtiehlt ſeine Mutter!“

Aber das Morphium überwältigte ſie und ſie ſchlief wieder ein. Doch als dieſe Wirkung aufhörte und ſie ganz wach wurde, überzeugte ſie ſich ſogleich, daß kein böſer Traum ſie geängſtigt habe, denn in ihrer Geldtaſche lagen ſtatt zwanzig Gulden — nur fünf.

In den nächſten Tagen ſah ſie Triſtan immer von fern am Spieltiſch; übrigens blieb er dermaßen unſichtbar für ſie, daß er nicht einmal Abends zu Hauſe kam. Sie verſuchte zu denken, er ſei beſchämt über ſeine Handlung. Sie ſah ihn aber am andern Morgen am Spieltiſch, ſo mußte ſie vor ſich ſelbſt bekennen: Ach, er ſieht aus wie ein Menſch, den nichts mehr beſchämt. — Einmal kam Emanuel in den Spielſaal und ging zu Triſtan. Nach kurzem Geſpräch entfernte er ſich wieder. Richenza dachte ob ſie nicht vielleicht ihrem Bruder nacheilen, ihm ihr grenzenloſes Elend offenbaren, ſeine Vermittelung zwiſchen ihr und den Eltern anflehen ſolle? Er war gewiß liebreich, er ſprach ja ſo freundlich mit Triſtan! Aber nein! . . . Es war unmöglich, in dieſer Erniedrigung ſich zu erkennen zu geben, Mitleid zu erregen! Nein! ſagte ſie ſtarr und ſtolz, ich warte bis zu meiner Todesſtunde. Dann ſollen ſie alle erfahren, wie nah Richenza ihnen war. Dem Tode gegenüber gibt es kein demütigendes Mitleid mehr. Und wie lange dauert es, ſo bricht meine aufgeriebene Exiſtenz auf immer zuſammen! —

Triſtan war wieder auf eine Glücksader geraten. Deshalb hatte er zu Emanuel geſagt:

„Jetzt eben lächelt mir die ſchöne Göttin! da darf ich ſie nicht verlaſſen, um mit Ihnen das ernſte Geſpräch zu führen, das Sie mir vorſchlagen. Herr Graf. Wendet ſich Fortuna wieder von mir ab — was ich nicht fürchten will! — ſo ſtehe ich zu Dienſten.“

Dieſe Antwort brachte Emanuel an Stella, die unerſchöpflich in Vorſchlägen war, wie der arme Triſtan zu retten ſei; — und ſo machte es ſich, daß beide die Gewohnheit annahmen, ſich täglich am Vormittag im Salon zu treffen, wo denn in ihren Geſprächen ein Wort das andere gab und Stella tauſendfache Gelegenheit fand, Emanuel ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß ihm ſchien, es ſei ein ganz neuer Zauber mit dieſer Chiara Stella über ihn aufgegangen und daß ſeine Gedanken ſich ganz in ihrem Bann aufhielten. Grazia ſah er auch täglich, denn jeden Abend um neun Uhr, nachdem Adrian ſich zurückgezogen hatte, fuhr ſie zu ihren Großeltern und blieb ein paar Stunden bei ihnen. Daß aber in deren Gegenwart die Geſpräche von Kreuzbronn nicht fortgeſetzt werden konnten, verſtand ſich von ſelbſt. Er hätte wohl zu ihr gehen können — und Grazia erwartete es. Aber Emanuel war nervos wie ſeine Mutter: er konnte den armen Adrian nicht vertragen und mußte doch immer gewärtig ſein, ihn bei Grazia erſcheinen zu ſehen; daher beſuchte er ſie zu der allgemeinen Beſuchsſtunde, wo er auch andere Leute bei ihr fand. Die Hauptſache war eben die: das katholiſche Dogma intereſſierte ihn gar nicht und Stella ganz außerordentlich; da ſetzte es ihn denn in Verlegenheit, vor Grazia bekennen zu ſollen, daß ſeine katholiſche Begeiſterung vor der Hand — erloſchen ſei. Grazia empfand dieſe Veränderung mit tiefem Schmerz. Hat er Komödie geſpielt? fragte ſie ſich betrübt; aber weshalb? aber für wen? und kann man denn ſo warm, ſo verſtändnisvoll für eine Sache ſprechen, ohne von deren Wahrheit überzeugt zu ſein? oder überzeugt ſein und doch nicht die Energie haben, mit vollkommener Entſchiedenheit und ohne Rückhalt auf die Seite der Überzeugung zu treten?

Ach ja, arme Grazia! gerade dies letztere iſt der Grund, weshalb gar manche in dieſer Beziehung auf halbem Wege ſtehen bleiben. Der Verſtand iſt gewonnen, aber der Wille nicht, denn der Wille des Menſchen iſt eins und dasſelbe mit ſeiner Liebe — und die Liebe iſt ſehr oft einem ganz andern Gegenſtand zugewendet, als dem, den der Verſtand, als der Liebe würdig, anerkennt.

Eines Abends, als ſo viel Perſonen im Salon von Gräfin Meerhaim waren, daß keine allgemeine Unterhaltung ſtattfand, fragte Grazia Emanuel, ob er jetzt Zeit und Luſt habe, die Bücher zu leſen, die ſie für ihn zuſammengelegt habe.

„O!" rief er, „wären wir in Kreuzbronn, ſo hätte ich ſie längſt geleſen!"

„Das glaub' ich auch!" erwiderte Grazia: „zum Glück iſt ein Buch etwas, das man überall in die Hand nehmen kann."

„Sehr richtig! — aber nicht überall leſen."

„Emanuel!" ſagte ſie — und ſchwieg, denn ſie fühlte Tränen in ihrer Stimme.

„Mein Gott!" rief er, „wenn Du mit dieſem Ton Emanuel ſagſt, ſo bin ich bereit, hebräiſch zu lernen, um die Propheten des alten Bundes im Urtext zu ſtudieren."

„Nein," ſagte ſie traurig, „auf dem Beweggrund würde keine Gnade liegen."

„Du biſt zu vollkommen, Grazia!" erwiderte Emanuel: „um auf uns gewöhnliche Menſchenkinder einzuwirken, muß man uns nehmen, wie wir ſind und auch kleine Motive in Anwendung bringen. Wenn Du durch eine einzige Inflexion Deiner Stimme mich zu etwas Gutem und Vernünftigen beſtimmen kannſt, weßhalb wollteſt Du das verſchmähen?"

„Weil ich fürchten würde, Du täteſt es mir — aber nicht Gott zu lieb', Emanuel — und da, wo es ſich um himmliſche Dinge handelt, kann die Abſicht nie rein genug ſein."

„Die Frau Gräfin ſchicken der Frau Baronin dieſe ganz ausgezeichneten Feigen," ſagte plötzlich Stella, indem ſie mit einem Teller, auf dem Grazia's Lieblingsfrucht und ein Meſſer von Vermeille lag, vom Theetiſch zu Grazia herantrat.

Die Frau Gräfin hatte nicht daran gedacht, ihrer Enkelin die Feigen zu ſchicken, da ſie in lebhaftem Geſpräch mit den Perſonen war, die in ihrer Nähe ſaßen; allein Stella war erfindungsreich und dachte, daß Grazia eine Sendung ihrer Großmutter nicht zurückweiſen werde, was dann ihr Geſpräch mit Emanuel unterbreche; — und das hatte nach Stella's Anſicht lange genug gedauert. Grazia aber, als ob ſie die Liſt durchſchaut habe, dankte mit kühler Freundlichkeit.

„Dann werden Sie mir die ſchönen Feigen abnehmen, nicht wahr, Graf Emanuel?" fragte Stella.

Auch er dankte; aber er ſtand auf, um ihr den Teller abzunehmen und ihn nach dem Theetiſch zurückzutragen. Das wollte Stella nicht leiden; ſie ließ den Teller nicht los — und ſo trugen ſie ihn beide munter und lachend zurück — — und Emanuel war da, wo Stella ihn haben wollte: neben ihr, am Theetiſch. — Zufällig wendete er ſich um und ſein Blick fiel auf Grazia. Welch ein trauriger Ausdruck, dachte er betroffen: welch ein Schatten über ihrem Auge!

Im Lauf des Abends wollte er ihr ſich wieder nähern und das unterbrochene Geſpräch fortſetzen, denn die Richtung, in der ſie wandelte und auf die ſie ihn zu lenken ſuchte, war ihm keineswegs gleichgültig. Nicht ſtumpf war Emanuel — aber ſchwach und ſchwankend. Doch Grazia vermied ihn. Findet ſie mich zu frivol? dachte er; hat ſie die Unterbrechung durch Stella übel genommen? dieſe kleine Sirene iſt ihr überhaupt nicht ſympathiſch! — dies muß ich ergründen. Und am andern Tage ging Emanuel etwas vor der allgemeinen Beſuchſtunde zu Grazia. Sie war noch nicht im Salon und man führte ihn in ihr Zimmer. Sie ſaß an einem Tiſch und malte. Das erinnerte ihn an frühere Jahre in Kreuzbronn, und als Grazia ihn freundlich und ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, willkommen hieß, rief er:

„Ah! hier wehen Heimatslüfte mich an! hier bin ich zu Hauſe! hier laß uns ſprechen von himmliſchen Dingen.“

„Du haſt Recht,“ erwiderte ſie, „im Salon ſollte man das nicht tun, wo man ſo leicht zerſtreut und betäubt wird . Aber ich tat es geſtern aus Ungeduld, weil Du keine Fortſchritte machſt.“

„Ich will mich beſſern, Grazia, und will auch die Bücher leſen, die Du mir vorſchlägſt. Aber ſage mir, bitte Dein Urteil über Stella.“

Bei dieſer ſo höchſt überraſchenden Wendung flog ein lichtes Rot über Grazia's Antlitz und im erſten Augenblick war ihre Stimme bewegt, als ſie zur Antwort gab:

„Sie iſt eine ſehr hübſche und kluge Perſon, voll Aufmerkſamkeit für meine Großeltern, die ganz für ſie eingenommen ſind. Und das iſt ein ſchönes Lob.“

„Ja, aber wie gefällt ſie Dir?“

„In allem, was ihre Pflichten gegen meine Großeltern betrifft — ſehr gut.“

„Und außerdem?“

„Jenes iſt die Hauptſache, lieber Emanuel. Doch nun laß mich fragen, warum Du mich dieſer kleinen Inquiſition unterwirfſt.“

„Weil mir ſchon einige Male der Gedanke gekommen iſt, Stella mißfiele Dir.“

„Es täte mir leid, dazu Veranlaſſung gegeben zu haben.“

„Mir auch! denn Ungerechtigkeit ſieht Dir nicht ähnlich, Grazia.“

„Ungerechtigkeit!“ rief ſie, legte ihren Pinſel fort und ſah Emanuel feſt an.

„Nun ja . . . halb und halb! Zwei ſo junge liebenswürdige Weſen, wie Ihr beide, die ſich täglich in der Intimität ſehen und die durch die Intereſſen des Hauſes verbunden ſind, müßten ſich näher treten, ſich befreunden, ihre Gefühle austauſchen — und das, mein’ ich, müßte von Dir ausgehen.“

„Allerdings!“ ſagte Grazia kalt; „allein ich habe nicht das Bedürfnis, Freundſchaften zu ſchließen, die auf Austauſch der Gefühle beruhen. Die Erfüllung meiner Pflichten nimmt mich, meine Zeit, meine Gedanken, meine Beſchäftigungen in Anſpruch — und der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen Stella trifft mich nicht, weil ich überhaupt weder Luſt noch Veranlaſſung habe, mit irgend jemand ein enges Freundſchaftsbündnis einzugehen. Aber Emanuel, wozu all dies Gerede?“

„Wozu?“ rief er: „um Dich immer mehr kennen und bewundern zu lernen.“

Sie ſchüttelte ſanft den Kopf, indem ſie ſagte:

„Ich verſtehe Dich wohl nicht, Emanuel, aber mir ſcheint, Du gingeſt nicht gerade zu Werk in dem, was Du willſt und erſtrebſt.“

„Darin kannſt Du recht haben.“

„Nun aber, wie lange ſoll dieſer Zuſtand währen, Emanuel! Der heilige Auguſtinus vor ſeiner Bekehrung war in einem ähnlichen und erzählt das geprägt um mich damit zu beruhigen, wenn ich von ganz unbegreiflichen Anbetungen und Leidenſchaften höre. Vor dem Bilde der Bianca Cappello in Florenz, breit, plump, krebsäugig, mit einem Unterkinn befrachtet, faltete ich meine Hände und dachte: „Ich bin auch einmal angebetet worden“, ſpricht Junker Tobias. Bianca Cappello, die mit Pietro Bonaventuri 1563 aus Venedig entfloh, ward die Maitreſſe des Großherzogs Franz von Toskana, und ſpäter ſeine Gemalin, nachdem die Republik ſie als Tochter angenommen.

Sieht man viel Kunſtwerke großer Künſtler, ſo wird man gewahr, daß die Univerſalität ein Attribut der mittelmäßigen iſt. Die großen haben von der Natur eine Richtung empfangen: die beherrſcht ſie; die iſt mächtiger, hinreißender, als alles Erlernte und Studirte; die iſt die Atmoſphäre die ihrer Organiſation zuſagt, das Material welches bildſam wie Wachs unter ihrer Hand ſich findet. Sie können auch Anderes leiſten, was dieſer Richtung entgegen iſt: dazu ſind Mühe, Fleiß, Studium und Wetteifer für ſie da; es wird auch ſchön, auch bewundernswürdig ſein, aber jene Vollendung, jener Stempel des Unmittelbar-Entſtandenen wird ihnen in dieſen Leiſtungen fehlen. Rafaels Madonnen ſehen aus, als wären ſie vor unſehr lebendig, indem er ſagt, er ſei geweſen wie jemand, der in den hellen Tag hineingeſchlafen habe; das Sonnenlicht habe ihm durch die Wimpern geſchienen; doch anſtatt ſich zu ermannen und aufzuſtehen, habe er im Halbwachen geſagt: Gleich! gleich! . . . Nur noch einen Augenblick! — Doch dieſer Augenblick nahm kein Ende — ſetzt er hinzu.“

„Dann habe ich ja etwas Ähnlichkeit mit einem Heiligen!“ rief Emanuel mit ſeinem abbrechenden Ton.

„Ja . . . vor der Bekehrung!“ verſetzte Grazia.

„Könnte ein Menſch auf Erden mich bekehren, ſo wäreſt Du es!“ rief er.

„Du ſagſt recht, „könnte“! das kann aber kein Menſch — und die Lehrer des inneren Lebens ſagen, das ſei in der übernatürlichen Ordnung immer ein ähnliches Wunder, wie in der natürlichen die Erweckung eines Toten.“

„Aber ein Werkzeug in höherer Hand könnteſt Du doch ſein! Alſo ſei es! Alſo halte mich feſt. Du kannſt es. Ich habe nun einmal etwas Unbeſtimmtes im Charakter, im Wollen und Streben, weil ich nie etwas fand, das ich als das abſolute Rechte und Wahre anerkannt hätte. Mazzini hat einmal dem Miniſter Minghetti geſchrieben: „Das Recht iſt weiter nichts, als das Bewußtſein, Recht zu haben.“ So denkt die Welt. Das Recht modifiziert jeder nach ſeinen Neigungen, Bedürfniſſen, Leidenſchaften und Anſichten: was man tut, iſt recht, was man denkt, iſt richtig. Daran kann kein Charakter ſich entwickeln und ſtark werden! Man muß, wie Du, unter einer himmliſchen Ägide in die Welt hineintreten und kampfgeübt ſein. Das bildet den Charakter! Nicht ohne Schmerz ſpüre ich den Mangel. Alſo hilf mir, Grazia! ringe mich mir ſelbſt ab. Verſprich es mir."

Er bot ihr über den Tiſch herüber die Hand und ſah ihr mit ernſter Bitte tief ins Auge.

„Nein, Emanuel," ſagte Grazia nach einer kleinen Pauſe, in welcher ſie die Neigung, ſeine Bitte zu erfüllen, bezwang: „das kann ich nicht verſprechen, denn ich weiß nicht, was ich da übernehme und in welche Kämpfe ich geraten könnte."

„Und Du willſt meine Seele lieben!" rief er ſchwankend zwiſchen Trauer und Bitterkeit.

Sie ſchwieg — aber es flog ein ganz leiſes Lächeln, deſſen wunderbare Anmut ſie nicht ahnte, über ihr Antlitz. Nie hatte Emanuel dieſes Lächeln bei Grazia geſehen — denn ſie hatte nie ſo gelächelt. Sein Herz wallte in namenloſer Freude auf.

„Alſo doch, Grazia?" fragte er ſanft.

„Weißt Du denn nicht, daß das eine Pflicht iſt?" entgegnete ſie.

„Pflicht!" rief Emanuel und ſprang heftig vom Stuhl auf: „Pflicht! . . . Wie kannſt Du etwas ſo

Himmliſches, wie die Liebe zu einer Seele, zur Pflicht machen!“

„Die Pflicht iſt auch etwas Himmliſches, Emanuel! ſie iſt der goldene Faden, an dem unſer Daſein ankert . . . und der in der Hand Gottes ausläuft.“

„Die Pflicht!“ wiederholte er empört: „ſo wie ich das Wort Pflicht höre, ſehe ich im Geiſt eine Frau im Sommer des Lebens in einem Kleide von dunkelm Kattun, mit einer Schürze, an der ſich zwei enorme Taſchen befinden, die mit Strickſtrümpfen, Schlüſſelbunden, Nähzeugen und dergleichen Monſtroſitäten vollgeſtopft ſind.“

Grazia lachte und ſagte, indem ſie aufſtand:

„Ich finde, daß Du Dich einer großen Parteilichkeit für den dunkeln Kattun ſchuldig machſt, indem Du ihn als den Repräſentanten der Pflicht betrachteſt.“

„Wohin willſt Du?“ fragte Emanuel betroffen, da er ſah, daß Grazia ſich anſchickte, ihr Zimmer zu verlaſſen.

„In den Salon,“ entgegnete ſie. „Es iſt zwei Uhr: die Beſuchſtunde!“

„Ich bitte Dich, Grazia, warte doch hier, bis irgend ein langweiliger Beſuch wirklich im Salon erſcheint. Laß uns noch zuſammen plaudern.“

„Nein, nein!“ rief ſie heiter und unbefangen: „mit Leuten, die aus der Pflicht ſo etwas wie ein

Aſchenbrödel und eine böſe Sieben machen ... mit denen muß man nicht allzu lange plaudern.“

„Grazia, Du verdienteſt dunkeln Kattun zu tragen!“ rief Emanuel ärgerlich und doch entzückt.

„Ich rette die Ehre des Barège!“ entgegnete ſie munter und ging in den Salon, wohin Emanuel ihr nicht folgte, ſondern ſich in ſeine Gedanken vertiefte und mit ihnen einſame Wege und Stege ſuchte. O, wenn ſie wollte! wenn ſie wollte! — ſo lauteten ſeine ſtillen Selbſtgeſpräche — ich folgte ihr bis zum Ende der Welt und der Zeit! ... Aber entwickeln muß ſie ihren Zauber ... leuchten laſſen muß ſie die Holdſeligkeit ihres Weſens, wie es vorhin aufleuchtete in dem lieblich geheimnisvollen Lächeln! — Sie iſt anders, als Frauen zu ſein pflegen! ... aber ... weil ſie anders iſt, wird ſie auch anders wollen und wird immer als unerreichbares Geſtirn über mir ſchweben: das muß ich fürchten. Doch vielleicht könnte ich einlenken in jene Bahnen, die wirklich gebahnt und durch höhere Vernunft, Glauben und Prinzipien beſtimmt und geregelt ſind, und auf welche ſie mich anweiſt. Was hält mich ab, es zu tun? Die Furcht vor Opfern! — Ja, was opfere ich denn? — Überzeugungen! Das klingt ſehr pomphaft und ſehr hohl. Ich bin ein Kind und ein Zögling meiner Zeit und meiner Welt ... und bei denen ſieht es ſchwach aus mit Überzeugungen. Man ſchöpft täglich ſeine Überzeugung aus der Zeitung, die man lieſt und zwar mit ſolcher Inbrunſt lieſt, daß man all ihre Katzenbuckel bald nach rechts, bald nach links, heute vor dem Thron, morgen vor dem Willen des Volks, jetzt für und jetzt gegen das „Königreich Italien“ — ebenſo devot als ſtupide mitmacht. Die Zeitungen und ihre Leſer verdummen ſich gegenſeitig — gerade weil ſie ohne Überzeugungen ſind und ſich ewig im Spreuwirbel ihrer Stich- und Schlagworte und ihrer kleinen, engen, armſeligen Tendenzen bewegen. Eine Zeitung mit Prinzipien von ewiger Gültigkeit ſuche ſich ein moderner Diogenes mit der Leuchte am hellen Tage . . . und deren Leſer detto. Mit ſolcher Milch bin ich nicht aufgenährt worden: folglich ſind meine politiſchen Überzeugungen quasi null. Da habe ich alſo nichts zu opfern. Religiöſe auch nicht. Im Gegenteil! diejenige Religion, die mir nach meinen Ideen und Beobachtungen als die beſte erſcheint, gerade die würde mir Überzeugungen geben, nicht nehmen. Aber nun kommt die große Frage: Will ich ehrlich und aufrichtig Überzeugungen, die auf Prinzipien von ewiger Gültigkeit beruhen? Will ich ſie, ſo muß ich auch ihre Konſequenzen wollen! Und da liegt das Opfer, zu dem ich mich noch nicht ſtark genug fühle. Sind unſere Überzeugungen das, was ſie ſein ſollen: hohe, feſte, uneinnehmbare Punkte, auf die wir uns in der Schlacht des Lebens immer zurückziehen, auf denen wir uns ſammeln, beſinnen und friſch rüſten ſollen — ja, guter Gott, dann iſt es aus und vorbei, wenigſtens dem Willen nach . . . wie Grazia ſagt, mit Streifzügen, mit Marodieren und wie all die kleinen Expeditionen heißen, die man in einer prinzipienloſen Welt mit höchſter Gemütsruhe ſich ſelbſt und anderen geſtattet und doch ein Gentleman bleibt. Und das könnte ja unter Umſtänden zu einem formidabeln Opfer anſchwellen. Überzeugungen wälzen einen Berg von Pflicht zuſammen und die Pflicht — o Grazia, ich muß es dennoch behaupten! — iſt ein ſehr hausbackenes Mütterchen, in einem Kleide von ſehr dunkelm Kattun! . . . Sie iſt eben reizlos . . . und das gefällt nicht! — Und doch! worin liegt denn Grazia's Zauber? — Gerade in der Einheit ihres Lebens, ihres Handelns, ihres Seins, ja ihrer äußern Erſcheinung . . . mit ihren Überzeugungen, welche ihr die Pflichterfüllnug zur Gewiſſensſache machen. Solche Einheit entwickelt den Charakter, erleuchtet den Verſtand, bildet das Herz — und macht aus einem ſo armſeligen Geſchöpf, wie das Weib nun einmal iſt — ein Wunderweſen, dem man vertrauen kann. Sagt Grazia ja, ſo meint ſie ja; ſagt ſie nein, ſo meint ſie nein. Ich wüßte gern, wie viel Frauen in Baden, in Deutſchland in Europa dies Mirakel zu Stande bringen . . . und ob wohl Stella zu ihnen gehört. Nun, man kann nicht alle nach demſelben Maß meſſen! Stella iſt ein äußerſt ſchmiegſames und leicht ſich anſchmiegendes Weſen, das gerade dadurch mir näher ſteht. — — — Und, wie das ſo oft bei Emanuel der Fall war, er ſprang ab von ſeinem urſprünglichen Gedankengang, um leichtere Seitenwege einzuſchlagen.

Und Grazia? was dachte ſie? was für Selbſtgeſpräche führte ſie? — Grazia dachte ebenfalls: Ja, wenn ich wollte, wie ich nicht will: ſo könnte ich Emanuel ſo beherrſchen, daß er ſich von mir auf den Weg des Heils führen ließe. Aber mir würde das zum Unheil werden! . . . vielleicht auch ihm. Mein Pfad iſt mir vorgezeichnet: einſam iſt er, aber er führt zu Gott. Ins Fegfeuer darf ich gehen, um Emanuels Seele zu retten . . . vielleicht bin ich ſchon darin! aber nicht in die Hölle. O Herr, führe mich nicht in Verſuchung! Laß mich nichts anderes vor Augen haben, als daß in dieſer Sache, ſo wie immer, Dein ewig anbetungswürdiger Wille in größter Vollkommenheit in mir und durch mich erfüllt werde.

So ſprach Grazia auf den Knien vor dem Kruzifix in ihrer kleinen verſchloſſenen Zelle und kämpfte da, allein vor dem Auge Gottes, den ſchweren Kampf eines Herzens, das ſich leiſe, ganz leiſe nur, zu einem andern Herzen neigen möchte — und es nicht darf und nicht will, aber immer die Neigung fühlt. Wie war das gekommen? — Ja, wer kann das erklären! Grazia bedauerte Emanuel wegen ſeiner Erziehung, wegen ſeines Charakters, wegen der verkehrten Einflüſſe, die ihn umgaben. Sie hatte Mitleid mit ihm, weil ſie ſeine zerriſſene, unbefriedigte, mark- und zweckloſe Exiſtenz vor Augen ſah. Sie hoffte für ihn auf himmliſche Fügungen, da ſie neben all dem Leichtſinn ſeiner Natur doch ſo viel Schönes, ſo viel Sinn und Empfänglichkeit für das Wahre und Edle fand. So webten und rankten ſich Gedanken und Gefühle, deren Gegenſtand er war, mit Sorgen und Teilnahme verſchmolzen, in ihre Seele hinein. Doch das alles iſt keine Erklärung — und ſo lange es Liebe und liebende Herzen auf Erden gibt, wird die Frage, warum ſie ſich zu einander neigen, immer unerklärt und ohne Antwort bleiben.

Am Abend dieſes Tages war Stella ſehr betroffen, daß ſich Emanuel ſo wenig mit ihr und ſo viel mit Grazia unterhielt. Der ganze Salon war voll Menſchen und das Geſchwirr der vielen Stimmen war betäubend; überdas hatte Stella den Teetiſch zu verwalten, an dem ſich immer einige Herren befanden, welche mit ihr Unterhaltung machten; dennoch wußte Stella ganz genau, wo Emanuel eben ſaß oder ſtand, und ſie meinte, durch all das Geräuſch hindurch den Ton ſeiner Stimme zu unterſcheiden. Ein paar Mal hörte ſie ihn.

lachen; da hätte ſie gern geweint — und ſie war ſo verſtimmt, daß ſie einem Herrn, der ſich bemühte, äußerſt liebenswürdig mit ihr zu ſein, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit höchſt kurze und ſchnippiſche Antworten gab. Auf einmal, als der Salon ſchon leer war, kam Emanuel an den Teetiſch, ſetzte ſich und ſagte ſcherzend:

„Ich bitte um eine Schale Nektar, kleine Hebe.“

„Ich heiße nicht Hebe, ſondern Stella,“ ſagte ſie noch unter dem Einfluß ihrer Verſtimmung.

„Nun, wenn man in eine Göttin und obendrein in die Göttin der ewigen Jugend verwandelt wird, ſo kann man ſich einen ſolchen Namenswechſel gefallen laſſen.“

„Gott!“ ſeufzte Stella, „wie langweilig ſind doch die Herren!“

„Da haben Sie Recht!“ rief Emanuel lachend; „davon bin ich ſo durchdrungen, daß ich nie mit einem Herrn im Salon ſpreche.“

„Das iſt aber ſehr traurig für die Damen.“

„Iſt das Ihr Ernſt, Fräulein Stella?“

„Mein voller Ernſt . . . wenn Sie bei dem Ton der Fadaiſen beharren, Graf Emanuel.“

„Dies „wenn“ beruhigt mich, ſchöner Stern — wenn Sie dies nicht auch als Fadaiſe verdammen, während ich finde, daß es ſo à la Calderon klingt: — ſchöner Stern.“

„Ach, Sie ſcherzen und lachen, Graf Emanuel und ich bin traurig! da harmonieren wir heute nicht.“

„Was iſt geſchehen?“ fragte er in anderm Ton.

„O nichts!“ entgegnete ſie: „ich bin oft traurig, beſonders unter vielen Menſchen. Was ſoll ich unter ihnen anfangen? — Es iſt ein beklemmendes Gefühl, das Sie nicht kennen, elternlos, heimatlos, ſchutzlos zu ſein, ein Weſen, das zu niemand gehört und dem nichts gehört — das weder in der Gegenwart noch in der Zukunft irgend einen Anſpruch an das Schickſal machen darf, weil es ſo gewiß verſtoßen vom Schickſal iſt. Man muß ſich reſignieren, ich weiß das! aber es iſt ſchwer und fällt mir dann am ſchwerſten, wenn ich andere in ſolchem großen Treiben ſo munter ſehe . . . wie Sie heute ſind, Graf Emanuel.“

„Aber wie oft hab' ich Ihnen geſagt und haben wir alle Ihnen bewieſen, daß wir Sie betrachten als zur Familie gehörend! Gibt meine Mutter Ihnen jetzt nicht ſogar das vertrauliche Du . . . wie einer Tochter?“

„Ja!“ ſagte Stella mit ſtrahlender Freude, „das macht mich unſäglich glücklich und ſtolz. Aber in dem großen Geſellſchaftstumult vergeſſe ich es und komme mir vor wie ein Blatt, das, einmal vom Zweige abgeriſſen, keinen Anhalt mehr findet und in der Welt umhergewirbelt wird.“

ſern Augen vom Himmel herabgeſtiegen; Titians Porträts, als wären die Leute vor unſern Augen geboren, erzogen, alt geworden; doch malte dieſer die Himmelfahrt und jener die Galatee — wie herrlich! aber des Einen Fach, worin er ewig unerreichbar, bleibt dennoch die Madonna, wie des Andern das Porträt. So hat Thorwaldſen das Basrelief, ſo Canova die Anmuth des Weibes. Künſtler hingegen, wie z. B. die Carracci, welche von der Natur nicht ſowol ſchaffende als zerſetzende Kraft empfingen, das Talent der Analyſe mehr als das der Poeſie — denen fehlt die große Richtung, die, welche auf den Gipfel eines nieerſtiegenen Gebirges führt; aber alle Hügel rund umher können ſie beſteigen, mit gleichem Glück in allen Fächern ſich verſuchen, tüchtige Lehrer werden, bei Andern viel Gutes ausbilden; kurz, es ſind Leute denen man mit Freuden die Hand drückt, indeß man mit Freuden vor Jenen niederkniet.

Aber in Maſſen muß man Kunſtwerke ſehen, wo möglich Alles ſehen was jeder bedeutende Künſtler geleiſtet hat. Ich habe wol Recht mich mit dem Einzelnen nicht zu begnügen! die einzelnen Werke ſind Quadern zu einer Pyramide: bis man nicht den Stein geſehen, welcher den Schluß und die Spitze bildet, weiß man nicht ob die Pyramide hoch oder

„Ach,“ ſagte Emanuel, „wir alle werden in der Welt und von ihr umhergewirbelt. Bald ſind es äußere Schickſale, bald innere; bei dem einem tun es die Verhältniſſe, bei dem andern der Charakter. Das iſt des Menſchen Beſtimmung.“

„Doch nicht für alle! Sehen Sie die Baronin Grazia. Welch ein gleichmäßiges friedliches Daſein. Sie lebt in dem Kreiſe, wo ſie geboren iſt — und wo ihre Wiege war, wird einſt ihr Grab ſein. Alle Welt huldigt ihr, verehrt ſie, liebt ſie. Kein Wunſch iſt ihr unerreichbar. Wie in Sammt eingewickelt geht ſie durchs Leben.“

„O Kind!“ unterbrach ſie Emanuel, „die Dornen in Grazia's Leben verſtehen Sie nicht! die ſtechen nach innen.“

Stella war im Stillen außer ſich, daß ſie, die Grazia's glückliches Schickſal hervorheben wollte, ſtatt deſſen eine ſolche Äußerung Emanuels veranlaßt hatte. Da rief Gräfin Meerhaim:

„Emanuel! beſchreibe uns das Bild von Giotto, von dem Du mir heute morgen erzählt haſt! ich finde es ſo ſchön, daß man, um es zu ſehen, eigens nach Italien reiſen müßte — und da Gräfin Iſolde mir eben ſagt, ihre italieniſche Reiſe ſei für das Spätjahr entſchieden, ſo nimmt ſie vielleicht ihren Weg über Aſſiſi.“

„Giotto's Fresken zu Aſſiſi in der Kirche, die zu Ehren des ſeraphiſchen Franziskus und über ſeinem

Grabe erbaut iſt, ſind ſehr zerſtört, gnädige Gräfin," ſagte Emanuel, „und ich will nicht behaupten, daß Sie einen befriedigenden Totaleindruck empfangen werden. Aber ich finde etwas Bezauberndes in dieſem St. Franziskus, in dieſem Sohn des ſchwärmeriſchen Umbriens, das auch Perugio und Rafael und den Dichter des **Stabat mater** geboren hat; etwas Bezauberndes in der Liebe, womit Franziskus die Armut zärtlicher umfing, als die Welt den Reichtum — und dieſen charakteriſtiſchen Zug eben hat Giotto ſo ſchön hervorgehoben und hat damit das Grab dieſes Liebhabers der Armut geſchmückt. In ſeinen feurigen Rhapſodien verherrlicht Franziskus die Liebe des Welterlöſers zur Armut — wie er einen Stall zum Obdach, eine Krippe zur Wiege ſich wählte, wie er kein Haus und kein Eigentum hatte, und wie er endlich mit drei Nägeln ſich behalf, um ſich ans Kreuz ſchlagen zu laſſen und in äußerſter Entblößung daran zu ſterben. Dadurch hatte der König des Himmels das, was auf Erden am tiefſten verachtet wird, die Armut — gleichſam zu ſeiner Braut erkoren. Und weil der Meiſter das getan, tat auch Franziskus, als frommer Schüler, dasſelbe. Giotto nun, eingehend in die zärtliche, bilderreiche Phantaſie des ſeraphiſchen Franziskus, malte die Vermählung desſelben mit der „Frau Armut" Da wandelt ſie hin, die Armut, bleich, aber wunderſchön, mit nacktem Fuß und im farbloſen, dürftigen Gewande, die Hunde bellen ſie an, die böſen Buben werfen ſie mit Steinen, die Kinder legen ihr Dornen auf den Weg und unter die Füße; doch mild und demütig nimmt ſie all die Verachtung an, und wandelt weiter und ſchaut mit liebeſeligem Blick auf den Bräutigam, der ihr in ſtiller froher Demut die Hand bietet. Und ſo iſt dies Bild nicht bloß eine wunderſam ſchöne, tiefſinnige Poeſie, ſondern zugleich die einfachſte und wahrſte Lebens- und Seelenbeſchreibung des heiligen Franziskus."

„Iſt das nicht hinreißend ſchön, liebe Gräfin?" rief Gräfin Meerhaim begeiſtert aus.

„Vielleicht als poetiſche Auffaſſung," entgegnete Iſolde eiskalt: „ich liebe nicht dieſe Vergötterung der Armen, deren Neid, Habgier und Dünkel, deren Anmaßung und Unverſchämtheit den Reichen gegenüber dadurch nur geſteigert wird."

„Zum Glück, Gräfin, haben unſere Proletarier keine Ahnung von Giotto's Fresken," entgegnete Emanuel etwas ſcharf: „freilich auch wenig Ähnlichkeit mit Franz von Aſſiſi . . . das muß ich zugeben."

„Solch ein excentriſcher Menſch," antwortete Iſolde trocken, „hat überhaupt mit nichts und Niemand Ähnlichkeit."

„Doch!" ſagte Grazia: „mit Chriſtus, dem Gekreuzigten: und deshalb iſt Franz von Aiſſſi ein

Heiliger — und deshalb iſt Giotto's Bild erhaben — und deshalb iſt die Armut auf ewig geadelt. Aber die Armut, von der es heißt in heiliger Schrift: „Selig die Armen im Geiſt, denn ihnen gehört das Himmelreich.“

„Das iſt ſo recht etwas für unſere ſchwärmeriſche Grazia,“ ſagte Iſolde herablaſſend.

„Merkwürdig iſt es doch,“ nahm Emanuel wieder das Wort, „daß ſeit mehr als ſechshundert Jahren die zahlreiche Nachkommenſchaft des Franz von Aſſiſi freiwillig in ſeiner Armut bleibt.“

„Nein, das iſt gar nicht merkwürdig,“ ſagte weiſe ein Herr, der zum erſtenmal in ſeinem Leben den heil. Franziskus nennen hörte, aber die italieniſchen Namen bemerkte: „dieſe Tagediebe von Italienern mögen nicht arbeiten — folglich bleiben ſie arm. Daß aber im Verlauf von ſechshundert Jahren auch nicht einer es zu etwas gebracht hat — iſt ein Beweis, daß der Fluch Gottes auf dieſer faullenzenden Progenitur liegt.“

„Sagteſt Du nicht eben: Selig die Armen an Geiſt?“ fragte Emanuel zu Grazia gewendet.

„Mein Sohn ſpricht von Ordensleuten!“ rief Gräfin Meerhaim dazwiſchen — etwas betroffen, daß Giotto's Gemälde in ihrem Salon fiasco gemacht hatte: „Ordensleute ſind arm.“

„Ja!“ rief Grazia, reich an Mühen und Arbeiten, reich an innerem und äußerem Kreuz, reich an einer Kutte und an dürftigem Lebensunterhalt, reich an Glauben, Liebe und Barmherzigkeit .... ja, ja! daran ſind ſie reich.“

„Die Geſchichte belehrt uns zur Genüge, was von ihrem Reichtum und von ihrer Armut zu halten ſei,“ erwiderte giftig der weiſe und fromme Herr.

„Die Geſchichte?“ ſagte Grazia: „wahrſcheinlich wollen Sie ſagen: Ein Geſchichtsbuch — und haben dabei irgend ein glaubens- und kirchenfeindliches Werk im Sinn. Denn wenn Sie die Kulturgeſchichte kennen würden, ſo würden Sie mir nicht widerſprechen — es ſei denn, daß Sie die Schuld von Einzelnen dem ganzen Stande aufbürden wollten — was aber der Gerechtigkeit widerſpricht.“

„Gnädige Baronin! wie können Sie, eine junge, edle Frau, einen Stand beſchützen, der ſo furchtbar viel Ärgernis gegeben hat. Klöſter waren ja von jeher bis zu dieſer Stunde wahre Brutneſter von Skandalen gemeinſter Art.“

„Herr!“ ... fuhr Emanuel auf. Aber Grazia legte die Hand auf Emanuels Arm und ſagte:

„Wenn von Skandal bei Ordensleuten die Rede ſein ſoll, ſo werde ich Ihnen einen ſolchen mitteilen, den Sie vielleicht noch nicht hörten. Wollen Sie ihn hören?“

„Ich bin auf alles gerüſtet, gnädige Frau.“

„Ein geiſtlicher Sprößling aus der großen gottſeligen, verehrungswürdigen Familie des heiligen Franz von Aſſiſi, der dritte Ordensgeneral der Kapuziner, Bernardin Occhino, fiel ab vom heiligen Glauben und nahm die Irrlehre des ſechzehnten Jahrhunderts an.“ —

„Ein Weib detto“ — ſetzte Emanuel hinzu.

Allgemeines Stillſchweigen. Grazia verließ ihren Platz, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte den Marſch aus der Norma. Der fromme, weiſe Herr verſchwand. Iſolde ſagte trocken zu Gräfin Meerhaim:

„Schwerlich werde ich nach Aſſiſi kommen, denn ich denke, mein Mann reiſt lieber über Marſeille und dann mit dem Dampfſchiff. Nicht wahr, lieber Felix?“ Graf Felix war kein großer Redner und erregte immer ein gewiſſes Erſtaunen, wenn er ſich vernehmen ließ. In dem vorliegenden Fall konnte er aber beherzt das Wort ergreifen und ſagen — wenn auch nicht genau ſo, wie Iſolde ſouffliert hatte:

„Ich denke, meine Frau reiſt lieber mit dem Dampfſchiff über Marſeille, gnädige Gräfin.“

Iſolde erhob ſich raſch und zog ſich zurück mit ihrem geiſtreichen Gatten, der unter ihrem eiſernen Regiment immer gedankenloſer wurde. Er wußte ja zur Genüge, daß Iſolde alles tadelte, was er denken, tun und ſagen mochte — und ſo begnügte er ſich — nichts zu ſagen, zu tun und zu denken.

„Grazia,“ ſagte Graf Meerhaim, als ſie allein waren, „mir wird immer heiß und kalt, wenn Du in's Feuer gehſt.“

„Sorge nicht, lieber Großpapa! ich werde ſchon mich und meine Sache verteidigen,“ ſagte ſie ruhig.

„Das weiß Gott!“ rief der alte Herr lachend: „Du biſt meine letzte Sorge! ich denke an die anderen Leute. Mit Gräfin Iſolde ſprichſt Du von Chriſtus und mit dem ſtockproteſtantiſchen Herr von Y. von der Häreſie des ſechzehnten Jahrhunderts und dem Skandal, ſich zu ihr zu bekennen, während wir übrigen, Iſolde ausgenommen, auch proteſtantiſch ſind.“

„Ich ſehe nicht ein, Großpapa, weshalb im Salon ernſte und höhere Dinge nicht mit dem gebührenden Reſpekt, ſondern mit oberflächlicher Frivolität oder mit Bosheit beſprochen werden ſollen. Nicht ich habe das Kapitel von St. Franziskus zur Sprache gebracht; — ich hüte mich vor dergleichen! Als es aber geſchah, habe ich mich ſo darüber ausgedrückt, wie es ſich ziemt für eine Katholikin — und wie leider Iſolde es nicht getan hat. Dem Herrn von Y., der auf die Kleinodien meines Glaubens, auf das Leben nach den evangeliſchen Räten, den Kot niederträchtiger Verleumdungen“ ... —

„Beſtes Kind!“ rief Gräfin Meerhaim: „er iſt ein höchſt reſpektabler Mann!“

„Mag ſein, Großmama! — aber ſeine Geſinnung iſt nicht reſpektabel!“ ſagte Grazia und fuhr fort: — — „und boshafter Lüge werfen wollte, . . . dem hab' ich ſo geantwortet, daß er für den Augenblick verſtummte. Nie werd' ich ſchweigen, wenn man auch nur ein Atom angreift, das zu meiner Kirche gehört, nie! und wenn alle Katholiken das täten, alle ohne Ausnahme, wenn ſie jedes freche, unwahre, verleumderiſche Wort, das ihnen von Juden, Heiden, Akatholiken und Ungläubigen zugeſchleudert wird, auf der Stelle, gleichviel wo, furchtlos und entſchieden beantworteten: ſo würde die maßloſe Süffiſance ihrer Gegner etwas gedämpft werden — und das wäre ſehr heilſam für die ganze Welt, denn durch die Übergriffe der unwiſſenden Anmaßung hauptſächlich wird ſie heutzutage betört, beängſtigt und gräulich konfus gemacht! — Ja, Großpapa, ich gehe weiter! ich behaupte, die Katholiken ſollten ſich nicht bloß defenſiv verhalten, denn das gibt ihren Feinden den Schein des Rechts. Die urteilsloſe große Maſſe denkt: den Katholiken werden immer und überall Vorwürfe gemacht: folglich müſſen ſie, wenn auch nicht alle doch einige denſelben verdienen. Bis zur Frage: Wer macht die Vorwürfe? und in welcher Abſicht? . . . erhebt ſich die Borniertheit der Maſſe natürlich nicht! ſie hält ſich zu den Angreifenden und unterſtützt ſie mit ihrem Beifall. Wenn nun die Katholiken agreſſiv gegen Juden, Heiden, Irr- und Ungläubige verführen, ihnen überall entgegenträten und nachwieſen, daß ſie die wahren Fundamente für Glauben und Wiſſenſchaft, für den Staat und die Familie, für Recht und Sittlichkeit untergraben — und gar nicht anders können, als untergraben, ſelbſt wenn ſie es nicht wollten, weil ſie nicht für die ewige Wahrheit, die Chriſtus iſt, und folglich gegen ihn ſind: — dann würde ſich das Blatt wenden, indem man damit anfinge, die wahre Aufklärung, den wahren Fortſchritt, die wahre Freiheit feſtzuſtellen, bevor die große Maſſe durch alle Verfälſchungen der Glaubensgegner betäubt und verwirrt wird. Dann würden die ſchwachen, ſchüchternen Seelen, von denen es Legionen gibt, aus ihren Mauſelöchern hervorkriechen und Mut faſſen, ſich katholiſch zu zeigen — und abermals Legionen von Hohl- und Flachköpfen würden ſich mit ihren trivialen, unwiſſenden Angriffen verkriechen."

„Nun, weshalb verfahrt Ihr denn nicht agreſſiv?" fragte der Graf, faſt wider ſeinen Willen teilnehmend.

„Weil wir über alle Begriffe die Tugend der Nächſtenliebe beſitzen und uns unſäglich viel von der octroyierten Gleichberechtigung der Konfeſſionen gefallen laſſen, um nur den lieben Frieden nicht zu ſtören — eingedenk jenes Ausſpruches des göttlichen Heilandes: Selig die Friedfertigen."

„Früher lebte man wirklich im konfeſſionellen Frieden,“ ſeufzte Gräfin Meerhaim, „ich habe ja mein ganzes Leben, in Schleſien, in Dresden, mit Menſchen zugebracht, von denen ich gar nicht wußte, ob ſie proteſtantiſch, ob katholiſch waren. Darum bekümmerte ſich Niemand! Geſpräche, bei denen dieſe Verſchiedenheit zu Tage gekommen wären, fielen gar nicht vor, weil ſie niemand intereſſierten. Deshalb eine Ehe nicht einzugehen, war undenkbar! Dein Vater tat es ja auch, Grazia.“

„Aber mein Vater machte für alle ſeine Kinder die Bedingung: katholiſch!“

„Er tat es! . . . Aber ſehr Viele taten es nicht.“

„Die Zeit iſt in dieſer Beziehung anders geworden, liebe Großmama, der Glaube tritt mehr in den Vorgrund, wird beſtimmender in ſeinem Einfluß auf’s Leben. Dazu haben wir ihn. Folglich iſt es jetzt beſſer als früher.“

„Aber es iſt und bleibt ſchrecklich, daß Du uns alle zu Ketzern machſt!“

Grazia ſchwieg einen Augenblick und der traurige Ausdruck, der zuweilen wie der Verräter eines innern Schmerzes über ihr Antlitz flog, trat auch jetzt hervor, als ſie erwiderte:

Es iſt ein namenloſer Kummer für mich, daß ſo viele von denen, welche mir die Nächſten und Liebſten ſind, nicht den wahren Glauben beſitzen. Das leugne ich nicht; denn wenn ich es leugnete, niedrig. Guido Renis Pyramide kam mir ſonſt niedrig vor, doch ſeit Bologna ſehr hoch. Mit dieſer Bemerkung ſchneid' ich mir ſelbſt ein Wort über Rubens ab; ich muß warten bis ich in den Niederlanden geweſen. Dort muß ich mich überzeugen, ob er wirklich im Stande iſt etwas anderes zu malen als die Scharren von Menſchenfleiſch, die ich hier und in ganz Deutſchland von ihm gefunden. Die Farbe! die Farbe! das iſt das große Geheimniß der venezianiſchen Maler! ihre blaſſen Geſtalten ſind nicht bleifarben, ihre blühenden nicht roſenfarben, ſondern Alle — lebenfarben. Das iſt eine Farbe, die faſt nirgends exiſtirt als auf ihrer Palette. Sie verſtehen es unter der Haut Blut rieſeln zu laſſen in dem kleinen bläulichen Geäder! ihren Köpfen traut man zu, daß ſie im Zorn erbleichen, in Liebe erröthen! Ich habe zuweilen ſagen hören, ihre Geſtalten hätten nichts Ideales, nicht jene Vollendung der Form, welche die Antike und Rafael erreicht haben: das läugne ich nicht; allein dafür ſind ſie auch ganz frei von conventioneller Carnation. Von ihnen hab' ich erſt gelernt, welch ein Reiz, welch ein Leben in der Farbe liegt, welch eine Verklärung ſie der Form giebt. Bis ich hieher gekommen bin, gefielen mir im Grunde Cartons beſſer als Gemälde; jetzt weiß ich auch weshalb: die Farbe wollte mir nicht genügen!

würde ich aufhören, Katholikin zu ſein, da die katholiſche Kirche nur einen wahren Glauben, aber unzählige Irrlehren kennt. Von Bernardin Ochino, dem Prieſter und Ordensmann, der die wahre und irrige Lehre genau kannte — oder kennen mußte — und genau wußte, was er tat: von ihm habe ich geſagt, er ſei zur Häreſie des ſechzehnten Jahrhunderts abgefallen — denn es gab Häreſien in allen Jahrhunderten des Chriſtentums. Aber die, welche in irgend einer Irrlehre außerhalb der Kirche geboren, unterrichtet und erzogen ſind — nennt der Katholik nicht Häretiker oder Ketzer."

„Nun, wie denn?"

„Irrende Brüder."

„Brüder, ohne den Zuſatz wäre beſſer."

Grazia ſchwieg.

„Hältſt Du gar keinen Irrtum in Glaubenslehren für möglich, Mama?" fragte Emanuel.

„Ich überlaſſe es dem lieben Gott, zu entſcheiden, was Wahrheit und was Irrtum iſt," ſagte die Gräfin.

„Nun, Mama! ſo macht es auch Grazia; — nur mit dem Unterſchied, daß ſie in ihrer Kirche das unfehlbare Lehramt beſitzt, welches an Gottes ſtatt und durch die Erleuchtung des heiligen Geiſtes autoriſiert iſt, über Wahrheit und Irrtum in Bezug auf die Glaubenslehren der Offenbarung zu entſcheiden. Grazia greift nicht vor; ſie folgt einer höheren Autorität.“

„Ein ſolcher Gehorſam iſt Beſchränktheit!“

„Sage Beſchränkung, Mama, und Du haſt Recht! Freiwillige Beſchränkung des vagabondierenden Verſtandes, der träumenden Phantaſie, des eigenmächtigen Willens im Denken und Handeln — um einer göttlichen Norm zu folgen: ich geſtehe, ein ſolcher Gehorſam erſcheint mir als eine wunderbare Vollkommenheit des menſchlichen Willens.“

„In keinem Fall gibt er das Recht, anderen dieſe Beſchränktheit — wie ich nun einmal ſage! — aufzuwälzen.“

„Willſt Du nicht die Berechtigung der Beſchränkung anerkennen, ſo mußt Du auch Reſpekt haben vor den Überzeugungen der Wiedertäufer, die unlängſt nach dem Rummelsberger See bei Berlin und an den Rhein bei Worms zogen und ſich höchſt begeiſtert pêle-mêle in die Fluten ſtürzten, um dort das Sakrament der Taufe zu finden und als chriſtliche Titonen und Najaden aus dem Bade empor zu ſteigen.

„Charmante gottesdienſtliche Handlung!“ rief lachend und höchſt beluſtigt Graf Meerhaim.

„Emanuel!“ ſagte die Gräfin im Tone des Vorwurfs: „es ziehen ſich bei allen Menſchen ganz von ſelbſt Schranken dort, wo Sitte und Anſtand verletzt werden.“

„Keineswegs, beſte Mama! der Katholik ſieht eine brutale Verletzung von Sitte, Anſtand und Schicklichkeit darin, daß der Prieſter beweibt ſei; — der Proteſtant nicht. Ich ſage dies nur beiſpielsweiſe, um darauf zurückzukommen, daß man logiſch kein Recht hat, irgendwo geiſtige Schranken für Überzeugungen zu ſetzen, wenn man nicht jene edle Beſchränkung anerkennt, die aus der freien Unterwerfung unter die gottgegebene Autorität der katholiſchen Kirche in Glaubensſachen hervorgeht. Dann und nur dann ſteht man ſicher, wie Grazia. Dann kann man zärtlich die Seelen lieben und doch mit äußerſter Entſchiedenheit, wenn es nötig iſt, ſagen: „Ihr ſeid im Irrtum! — Dann kann man wahr ſein."

„Lohn's Gott, Emanuel!" rief Grazia in Tränen.

„Baſta! baſta!" ſagte Graf Meerhaim: „ſpare Deine Tränen, meine Tochter, und ereifert Euch doch nicht ſamt und ſonders in dieſem Disput um des Kaiſers Bart! Anſichten ſind eben Anſichten. Der eine hat ſie ſo und der andere ſo. Was ſchadet das? Man kann ja nicht ewig einer und derſelben Meinung ſein. Der erſte trinkt Wein, der zweite Bier, der dritte Waſſer. Wenn's jedem ſchmeckt — wohl bekomm's! man darf auch dem Waſſertrinker ſeinen erbärmlichen Guſto nicht verleiden. Allons! allgemeine Verſöhnung! . . . Vertragt Euch."

Grazia eilte zu Gräfin Meerhaim, küßte ihre Hände und bat demütig um Vergebung, dankte dann dem Grafen zärtlich für ſeine Nachſicht und fuhr zu Hauſe. Zu Emanuel, der ſie zu ihrem Wagen begleitete, ſagte ſie.

„Glaubſt Du das, was Du geſagt haſt?"

„Ich faſſe es," antwortete er.

„Gott helfe Dir weiter."

„Bete für mich, Grazia."

„Oh!" ſagte ſie.

Gräfin Meerhaim war aber nicht ganz verſöhnt. Sie hatte weder Verſtändnis noch Intereſſe für das Poſitive einer Glaubenslehre, hatte auch gar keine Kenntnis der konfeſſionellen Unterſcheidungslehren. Aber eben wegen dieſes Mangels war es ihr unangenehm, daß darauf irgend ein Gewicht gelegt werden ſollte; — und beſonders, daß Emanuel es tat — ihr Emanuel, den ſie für den Kultus aller großen und ſchönen Ideen, aller idealen Erſcheinungen auf allen Gebieten des Lebens . . . . erzogen hatte und der nun, unter Grazia's Einfluß, ſo einſeitig wurde! Vielleicht hätte ſie ihre Aufregung bei der Lektüre von Viktor Hugo's „Misérables", vergeſſen, wenn nicht Stella geweſen wäre. Sie begleitete die Gräfin in ihr Schlafzimmer, bereitete ihr Zuckerwaſſer à la fleur d'orange und konnte in ihrer zarten Teilnahme die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die edle, vortreffliche Grazia ihrem Katholiziſmus jene übertriebene Färbung gebe, die man ultramontan nenne und die von aufgeklärten Katholiken mit nichten gebilligt werde.

„Solche Anſichten widerſprechen ja durchaus dem liebenden Herzen,“ ſagte ſie ſchließlich: „und wenn wir der Einſprache der Liebe nicht folgen dürfen, ſo werden wir kalt und hart.“

Entzückt umarmte Gräfin Meerhaim ihre Chiara Stella, vergaß gänzlich, daß dieſe nur ein Echo der Phraſen war, die ſie täglich von der Gräfin hörte, zog ſie neben ſich nieder auf die Chaise longue und ſagte:

„Süßes Kind, ja! Du haſt die richtigen Anſichten, das liebende Herz bewegt ſich in einer Sphäre, zu welcher der Ultramontaniſmus ſich nicht erſchwingt. Mein größter Kummer iſt, daß ſich Emanuel auf Grazia's Seite ſtellte.“

Dies war auch für Stella nicht bloß der größte, ſondern der einzige Kummer geweſen; aber ſie rief mit ſchöner Begeiſterung:

„Graf Emanuel iſt ein ſo ritterlicher Charakter, daß er für die Baronin Grazia eine Lanze brach, als er ſah, daß ſie unterliegen werde.“

„Aber gegen ſeine Mutter, meine ſüße Stella.“

„Das iſt freilich ein beklagenswerter Einfluß!“ flüſterte Stella ſo leiſe, als getraue ſie ſich nicht, dieſe Bemerkung zu machen.

„Alſo Du findeſt das auch, geliebtes Kind?"

„Kann darüber ein Zweifel ſein, gnädige Gräfin?"

„Mein Gott! wozu wird Grazia ihren Einfluß nicht anwenden wollen! Er muß katholiſch werden ... mein armer Emanuel!" jammerte die Gräfin.

„Natürlich! ... aber das iſt nur der Anfang! die Baronin wird dann einen Bettelmönch aus ihn machen wollen, einen heiligen Franziskus ... oder gar einen Jeſuiten."

„Nein, Kind! ſo unſinnig iſt Emanuel nicht!"

„Das hoffe ich auch, gnädige Gräfin — aber ich bin feſt überzeugt, es wäre der ſeligſte Tag im Leben der Frau Baronin, wenn ſie es dahin bringen könnte."

„Unbegreiflich, Kind! ganz unbegreiflich! — Wie kann Grazia wünſchen, ihn elend zu machen?"

„Das hängt zuſammen mit den übertriebenen Vorſtellungen, welche die Ultramontanen vom Ordensſtande und vom klöſterlichen Leben haben. Und da Graf Emanuel noch immer nicht vermählt iſt, ſo hat die Baronin einige Chance für ihre Abſicht. Wie ſchade, daß Graf Emanuel nicht vermählt iſt!"

„Seit Jahren iſt dies mein ſtummer Schmerz ... und Du errätſt ihn! — Geliebtes Kind, wie nah ſtehſt Du meinem Herzen."

„Vermählt ſich Graf Emanuel, ſo iſt er dem Einfluß der Baronin Grazia entzogen — das iſt klar.“

„Aber unſäglich ſchwer, eine paſſende Frau für ihn zu finden,“ ſagte die Gräfin nachdenklich.

Da Stella dies gar nicht fand, ſo fand ſie es auch nicht nötig, Gräfin Meerhaim bei dieſem Nachſinnen zu unterſtützen. Mit der weichen Anmut und der ſchmeichleriſchen Zärtlichkeit eines Kätzchens tändelte ſie noch eine Weile um die Gräfin herum, bis dieſe ſie liebreich entließ — und ſie die Hoffnungen und Wünſche des Tages in die Träume der Nacht übertrug.

Grazia wachte noch lange in ihrem Kämmerlein und flehte bei den Wunden des Erlöſers, daß Emanuel zum Entſchluß kommen möge, durch den Eintritt in die Kirche Einheit und Übereinſtimmung in ſein Leben zu bringen. Er ſchiffte zwiſchen Klippen — er ſah den rettenden Leuchtturm — und er zögerte, gerade auf ihn hinzuſteuern.

Ein Fortſchritt.

Immer dunkler wurde es um Richenza und in ihr. Ein Wurm ſaß tief in ihrem innerſten Herzen und nagte, nagte, nagte — das war das Gewiſſen, welches in dem Maß wach wurde, als Richenza die Mittel verlor, es zu übertäuben. Und eine Kralle lag auf ihrer Bruſt und zerfleiſchte oder zermalmte ſie — das war die Verzweiflung der ſittlichen Ohnmacht.

Es war Nacht. Sie wachte bei der Kranken. Gerührt durch dieſen Liebesdienſt begehrte Frau Hellmig ſchon längſt nicht nur keinen Mietzins von Richenza, ſondern verſah ſie auch manchmal mit geringen Lebensbedürfniſſen, die dann Richenza's Subſiſtenzmittel ausmachten; denn ihr Geld verſpielte ſie und litt lieber Hunger des Leibes, als Hunger der Leidenſchaft, weil ſie jenen vergaß, wenn ſie dieſen befriedigen konnte; aber nicht umgekehrt. Ein ſolcher Tyrann iſt die Leidenſchaft.

Sie wachte — allein mit ihren fürchterlichen Gedanken, die ſich wie ein Chaos von Atomen, ohne Anfang, ohne Ende, ohne Zuſammenhang, ohne Ziel, durch ihren Kopf wirbelten. Was hatte ſie aus ihrem Leben, aus dem Leben ihrer Kinder, ihres Sohnes, gemacht? Ja . . . was war das Leben? war es ein zufälliges Phänomen in Naturgebilden — oder war es eine geheimnisvolle Gabe, die eine höhere Beſtimmung umſchloß? — Wenn Zufall oder Naturnotwendigkeit: wie gräßlich dann dieſe Leiden, dieſe Qualen, dieſe Martern des Herzens, das umſonſt nach Glück verlangt! und wie könnte man denn überhaupt leiden und glücklich ſein wollen, wenn mit dem irdiſchen Phänomen von fünfzig, ſechzig Jahren . . . . alles aus und vorbei wäre? — Ein Gebilde, das auf ſo niedriger Stufe ſteht, kann niedrige Begierden haben und nach ihrer Erfüllung ſtreben — aber Bedürfniſſe, Sehnſucht und Leiden des Herzens unmöglich fühlen. So wäre denn das Leben etwas anderes! wäre eine Gabe, die einen höheren Zweck hat, die irgend einem größeren Plan angehört und im Zuſammenhang mit einer geheimnisvollen Beſtimmung iſt, welcher der Geber dieſer Gabe anordnete. Denn eine Gabe beſteht nur dadurch, daß ſie einen Geber und einen Empfänger hat und dieſer ſchuldet jenem Dankbarkeit und gewiſſenhafte Verwendung, weil er dadurch in ein abhängiges Verhältnis kommt. Dies Verhältnis offenbart, deutet und lichtet die Religion, und ſie lehrt, daß ein Gott ſei und der Menſch — ſein Geſchöpf; und daß es Pflicht des Geſchöpfes ſei, dem Herrn zu dienen und in den Plan Gottes einzugehen — durch Gehorſam; und daß auf dieſem Wege harte Kämpfe zu finden wären und viele Leiden, aber geſegnete Siege und ewiger Lohn. — Das lehrt die Religion Dieſe Lehre kann der Menſch befolgen oder verwerfen. Verwirft er ſie, reißt er ſich los aus der göttlichen Ordnung, ſpricht er das uralte „non ſerviam“ des gefallenen Engels — was wird aus ihm? welchen Abgründen neigt er ſich zu? kann er ſich wieder emporarbeiten, wieder ſich einfügen in die höhere Ordnung? — — Solche Gedanken erhoben ſich in Richenza, aber verwirrt durch ihre Widerſprüche, verdunkelt durch ihre Leidenſchaften. zerriſſen durch ihre Verneigungen, in Frage geſtellt durch das eine Wort: Am Ende ſind alle Religions- und philoſophiſchen Syſteme doch nur Menſchenmachwerk, und wenn es einen unerſchaffenen Geiſt gibt: ſo kann der geſchaffene ſich nicht zu deſſen Erkenntnis erſchwingen; — das iſt klar.

Freilich ſcheint das dem verblendeten Menſchen klar! Richenza vergaß nur in Anſchlag zu bringen, daß der unerſchaffene Geiſt, der dieſe Erkenntnis wollte, auch das Mittel dazu erfand. Er offenbarte ſich zuerſt in der Natur; und dann in überſchwänglicher Weiſe durch die Menſchwerdung Gottes.

Nun ſeh' ich, daß ein Carton wie ein Menſch ohne Liebe iſt: er hat Anlage zu allem Guten und Schönen, allein er iſt nicht zur Blüte gekommen. — Unglaublich was man viel lernt — blos vom Sehen!

Auch Palladio, Sanſovino, Sammicheli, dieſe großen Architekten des 16. Jahrhunderts hab' ich hier kennen lernen, theils in Palläſten, theils in Kirchen; die von S. Giorgio maggiore und beſonders vom Redemtore — 1576 nach dem Aufhören der großen Peſt erbaut — gelten für Meiſterwerke Palladios. Er baute nach tiefen Studien, im Geſchmack des Alterthums, welchen er mit den Bedürfniſſen der neuern Zeit zu verſchmelzen ſuchte. Die Façaden ſeiner Kirchen ſehen in der That aus wie heitre reichgeſchmückte griechiſche Tempel. Was nun das Innere betrifft, ſo iſt mir die griechiſche Architektur mit ihren klaren, ſtrengen, beſtimmten Linien zu rationaliſtiſch für chriſtliche Kirchen; ſie weiſt der innern Sammlung, der gläubigen Andacht, der tiefſinnigen Myſtik keine Stätte an. Durch ihre großartig einfachen, aber feſten, begrenzten Formen, bei denen man immer Anfang und Ende ſieht, hat ſie etwas Endliches, Beſchränktes. Die Phantaſie kann die ſchönſte korinthiſche Säule nicht höher emporziehen, als grade der Raum zwiſchen Sockel und Kapitäl es geſtattet. Hingegen ein gothi-

Triſtan war an dieſem Abend — was nicht immer geſchah — zu Hauſe gekommen, halb trunken, halb ſtumpfſinnig, ein ſchauderhaftes Bild ſittlicher Verſunkenheit, ſo daß ein Grauen über ihr Herz kroch, als ſie ihn ſah — und überhaupt wenn ſein jammervolles Bild in ihren jammervollen Gedanken auftauchte. Ob es nicht beſſer und glücklicher für ihn geweſen wäre, wenn ich ausgeharrt hätte in der kleinen dunkeln Hinterſtube des Sinkler'ſchen Hauſes? fragte ſie ſich. Doch ſogleich machte ſich das „non serviam“ Platz und ſie ſetzte hinzu: Mein Schickſal heißt zu Grunde gehen! Dort — wäre es bewußtlos geſchehen; jetzt geſchieht es mit Bewußtſein und nach langem Kampf. Wer verbürgt mir, daß Triſtans Schickſal dort eine beſſere Wendung genommen hätte? — Trotz dieſer falſchen Beruhigung verfiel ſie in eine angſthafte Aufregung, und um dieſe endlich zu beſchwichtigen, nahm ſie eine Doſis Morphium, welches immer für die Kranke vorhanden war. Richenza hoffte ein wenig ſchlafen zu können. Die Kranke lag ſtill in ihren Leiden, wie gewöhnlich; das ganze Haus war ruhig: nichts konnte geſchehen; ſie durfte es wagen; — und ſie entſchlief.

Aber Triſtan wachte. Vor kurzem hatte er ein Geſpräch mit Emanuel gehabt und alle Vorſchläge abgelehnt, um ein anderes Leben zu beginnen. „Ich kann nicht mehr, denn mir iſt das Gehirn wie ausgebrannt!“ erwiderte er. „Wenn Sie mir einen Klumpen Ton in die Hand legten und ſprächen: Nun arbeite! nun erfinde . . . irgend etwas! ich gebe Dir tauſend Franken! — — ſo müßte ich antworten: Wäre ihnen Coeur-Dame oder Careau-König gefällig? denn ich ſehe nichts anderes als **Rouge, Rouge** und abermals **Rouge** in mir und um mich her.“

„Aber Sie rennen ja Ihrem Verderben zu!“ rief Emanuel.

„Nein, das iſt keineswegs ausgemacht! wenn ich nur Geld habe, kann ich ja die Bank ſprengen;“ — ſagte Triſtan, wie ein Wahnwitziger auf ſeine fixe Idee zurückkommend.

Emanuel gab ihm Geld. Es war bald verſpielt. Jetzt hatte Triſtan gar nichts mehr und er wußte, daß auch ſeine Mutter gar nichts mehr hatte. In dieſer Nacht hatte er ſich zwar auf's Bett geworfen, aber der fieberhafte Schlummer wurde bald durch ein fieberndes Wachen geſtört. Er ſprang auf und begann in ſeiner Dachkammer zu ſuchen, ob da nicht irgendwo irgend ein Geldſtück verborgen oder verloren ſei — oder ob er nicht irgend etwas verkaufen und zu Geld machen könne. Er riß ſein Lager um und die Auszüge ſeiner zwei Tiſche auf. In dem einen, neben dem Bett, fand er drei Zündhölzchen — und in dem andern ein wenig Wäſche, das Allernotdürftigſte. Die darf ich nicht verkaufen, murmelte er zwiſchen den Zähnen; denn . . . wenn ich allzu bettelhaft ausſehe, darf ich nicht in den Spielſaal. Dann warf er ſich auf den Fußboden und unterſuchte, ob nicht in deſſen Ritzen Geld gefallen ſei. Umſonſt. Als ſich durchaus nichts brauchbares entdecken ließ, begann er in der Kammer ſeiner Mutter dieſelbe gräßliche Unterſuchung. Sie führte zu demſelben Reſultat. Zwar ſtand da eine verſchloſſene Komode; allein deren armſeliger Inhalt war ihm nur zu gut bekannt, da ſeine Mutter ihm vor drei Tagen, als er ſie um Geld oder Geldeswert beſtürmte, ihre erbärmlichen Habſeligkeiten gezeigt hatte. Dieſe waren ſeitdem eher vermindert als vermehrt. Alſo nichts! gar nichts! Die Schweißtropfen perlten ihm auf der bleichen Stirn, er war atemlos von dieſem wirren, verzweifelten, unſinnigen Suchen. Er blickte um ſich, als ob er die Wände hätte umreißen mögen, um nur etwas, etwas zu finden, womit er dieſen lechzenden Durſt des Spielfiebers hätte löſchen können. Aber nichts! Aber nichts! Er hielt es nicht aus in dieſen engen, niedrigen Dachkammern; ſie erſtickten ihn. Auch wollte er ſein Suchen noch nicht aufgeben. Vielleicht fand ſich etwas auf der Treppe — vielleicht hatte ſeine Mutter doch gewonnen. So kam er unten an. Die Tür des Krankenzimmers war nur angelehnt, um etwas friſche Luft einzulaſſen. Triſtan öffnete ſie vorſichtig. Der Türe gegenüber blatt. Halb vier Uhr! Bald wurde es Tag. Bald kam Frau Hellmig und löſte ſeine Mutter ab. Dieſe Gelegenheit fand ſich nie wieder. Ich borge die Uhr — auf einige Stunden nur . . . — Er nahm die Uhr. Seine Hand zitterte. Welche unnütze Nervenaufregung! ich bringe ja alles wieder! dachte Triſtan — und nahm auch den Löffel. Dann ſchlich er rückwärts und den Blick auf ſeine Mutter geheftet, zur Türe — und hinaus. Dort blieb er ſtehen, holte Atem und lauſchte wieder. Dieſelbe Stille. Er ſchlich in ſeine Dachkammer hinauf, ſchloß die Türe hinter ſich zu, verriegelte die Zwiſchentür und legte ſeinen Raub aufs Bett: da klirrte das Metall nicht — denn er meinte immer, es ſei jemand da, der jede ſeiner Bewegungen vernehme. Er riß ſein Fenſter auf, teils um Luft zu ſchöpfen, teils um zu hören, wann die Haustüre aufgeſchloſſen werde. In gräßlicher Spannung wartete er. Wenn ſeine Mutter oder Frau Hellmig Uhr und Löffel früher vermißten, als er das Haus verlaſſen konnte — wenn man Nachſuchung hielt . . . und bei ihm ſie fand . . . was dann? Feuerräder ſchwirrten vor ſeinen Augen. Wäre nur Edmund noch hier! dachte er: der hat Piſtolen.

Die Nacht wich vor der grauen kalten Dämmerung. Dann kam der Tag mit lichtem Morgenrot, friſch und freundlich wie ein Kindergeſicht. Triſtan ſchloß unwillkürlich die Augen. Er mochte das

Licht nicht ſehen. Nur ſo viel Zwielicht wollte er haben, um an ſein Werk zu gehen. Unten im Hauſe öffneten ſich die Türen. Man kam die Treppen herauf. Zu ihm? — Sein Herz ſtand ſtill. Nein! . . . es war ſeine Mutter, die in ihr Zimmer zurückkehrte. Da hörte er, wie der ſchwere Schlüſſel ins Schloß der Haustüre geſteckt und zweimal umgedreht — dann wie der Nachtriegel aufgeſchoben wurde. Jetzt war es Zeit. Er ſteckte Uhr und Löffel in ſeine Bruſttaſche und verließ mit der ſcheuen Vorſicht eines Wildes, das den Jäger fürchtet und ihm ſchleunigſt zu entrinnen ſucht, erſt ſein Zimmer, dann die verſchiedenen Stockwerke, endlich das Haus. Niemand begegnete ihm . Unten in der Küche hörte er Geräuſch. Es war aber nur die harmloſe, häusliche, knarrende Kaffeemühle. Es kam ihm ganz ſeltſam vor, daß ſich ein menſchliches Weſen damit zu befaſſen vermöge.

Auf der Gaſſe wich mehr und mehr ſeine erſtickende Beklommenheit. Er war ja auf dem Wege, Geld zu bekommen, zu gewinnen alles doppelt und dreifach zu erſtatten. Er begab ſich zu einem ihm wohlbekannten Juden, bei dem er nach und nach all ſeine Habſeligkeiten verſetzt und verkauft hatte. Der Jude war an dieſe Geſchäfte gewöhnt. Triſtan legte die Uhr hin und ſagte:

„Ein altes Erbſtück in meiner Familie.“

„Hab' ich Sie je gefragt?“ entgegnete der Jude.

„Ich ſag's, weil es mir ſchwer wird, ſie zu verſetzen," fuhr Triſtan wütend auf.

„Gotts Wunder!" antwortete der Jude mit ſchlecht verhehltem Hohn, „über meine Diskretion wird der Herr rabiat?"

Das Geſchäft war ſchnell abgemacht, Uhr und Löffel in des Juden — einiges Geld in Triſtans Hand. Kaum hatte er dies Geld: ſo verſchwanden Gewiſſensbiſſe, Unruhe und Furcht! Beſinnungslos verfiel er der Gewalt ſeiner Leidenſchaft. — —

Verwundert hatte Richenza die Verſtörung in ihrem Zimmer gefunden. Was hat er hier getrieben, der Unglückliche! dachte ſie: hat er im Rauſch dieſe Unordnung angeſtiftet? Jetzt wird er wohl ſchlafen! — — Sie ordnete ihr Lager, die wenigen Möbel, dann ihren dürftigen Anzug. Dann ſetzte ſie ſich matt nieder. Was nun anfangen? ... heute, morgen, alle Tage — ohne Geld! ... Sterben! ... Ein Schwindel kam über ſie, leiblich und geiſtig. Sie verfiel in dumpfes Hinbrüten. Eines blieb noch übrig: an Stella ſich wenden. Wie wenig auch das arme Kind zu tun vermochte — etwas war es doch! etwas, um ... wieder ſpielen zu können.

Aus ihrem Hinbrüten wurde ſie aufgeſcheucht durch den Eintritt der Magd, welche in Frau Hellmigs Namen mit der Frage kam, ob Madame Saint-Clair die Taſchenuhr, die immer bei den Arzneigläſern liege, anderswo hingelegt habe. Richenza verneinte es gleichgültig und die Magd entfernte ſich wieder. Nach einiger Zeit nahm Richenza ihren Hut. Der Spielſaal war ja auch für die geöffnet, welche nicht ſpielten. Da erſchien Frau Hellmig ſelbſt und ſagte atemlos:

„Die Uhr iſt verſchwunden! Lag ſie nicht geſtern abend, wie immer, auf dem Tiſch, Madame Saint-Clair?“

„Gewiß!“ entgegnete Richenza: „als ich Ihrer Tochter ein paar Tropfen Mandelmilch gab, bemerkte ich, daß es ſechs Minuten vor Mitternacht ſei. So genau weiß ich, daß ſie auf dem Tiſch lag.“

„Womit gaben Sie ihr die Mandelmilch?“

„Mit dem dazu beſtimmten Löffel.“

„Nun . . . auch dieſer Löffel iſt verſchwunden.“

„Wie kann das ſein! Uhr und Löffel mußten ja entwendet ſein, um zu verſchwinden! Niemand betritt das Zimmer.“

„Wann kam Ihr Herr Sohn zu Hauſe?“

„Nach Mitternacht.“

„War er vielleicht bei Ihnen im Krankenzimmer?“

„Frau Hellmig!“ rief Richenza bebend.

„Ja, liebe Madame, ich kann nicht helfen! ich traue Ihrem Sohne nicht von hier bis zur Tür.“

„Mein Sohn hat das Krankenzimmer nicht betreten.“

„Alſo Sie ſagen, er habe das Krankenzimmer nicht betreten. Können Sie darauf einen Eid leiſten?"

„Gewiß!" rief Richenza. Aber in demſelben Augenblick flog ihr der Gedanke durch den Sinn: Ich habe ja geſchlafen . . . Sollte es möglich geweſen ſein? — Und ſie ſetzte hinzu: „Ich habe ihn nicht geſehen."

„Aha! das lautet ſchon anders!" ſagte Frau Hellmig zitternd vor verhaltenem Zorn.

„Was fällt Ihnen ein, Frau Hellmig?" fragte Richenza ſtarr vor Entſetzen.

„Mir fällt ein, daß die Mutter vermutlich den ſaubern Sohn nicht ſehen wollte, als er Taſchenuhr und Löffel einſackte."

„Aber wie kommen Sie auf dieſen gräßlichen Gedanken?"

„Kennen Sie dies, Madame?" rief Frau Hellmig mit Donnerſtimme und hielt zwiſchen der Spitze ihres Daumens und ihres Zeigefingers vor Richenza's ſchreckenvollen Augen — einen Rockknopf; kennen Sie dies? — Dieſer Knopf lag dicht vor dem Tiſch, der Türe zu. Ins Krankenzimmer kommt meines Wiſſens nie eine Mannsperſon, außer dem Arzt; ich laſſe ja nicht einmal meine Buben herein, um alle Störung zu vermeiden. Der Doktor aber war in drei Tagen nicht da und das können Sie mir glauben: ein Rockknopf liegt nicht unbemerkt drei Tage lang bei mir auf dem Fußboden. Überdas iſt der Doktor kein Mann, der ſeine Rockknöpfe verliert. In meinem Hauſe iſt ein einziges Subjekt, auf welches dies Signalement paßt — und das iſt Ihr Sohn. Der Knopf iſt ſein." Richenza vermochte nicht zu antworten. Sie ſank auf einen Stuhl. Sie hatte die Ueberzeugung, daß ſich alles ſo verhalte, wie Frau Hellmig ſagte. Dieſe wiederholte, ingrimmig den Kopf ſchüttelnd:

„Iſt ſein! iſt ſein! — Aber wo iſt er, der Taugenichts? ſoll ich ihn durch die Polizei ſuchen laſſen? oder können Sie mir anderweitig zu meinem Eigentum verhelfen?"

„Barmherzigkeit!" ſtammelte Richenza und glitt vom Stuhl auf die Knie, indem ſie ihre Hände zu Frau Hellmig erhob. „Laſſen Sie mir ein wenig Zeit . . . nur dieſen Vormittag . . . oder dieſen Tag. Ich ſchaffe Ihnen alles wieder . . . alles! aber ich muß doch Zeit dazu haben."

Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihre Lippen waren trocken wie Baumrinde, ihre Stimme ſo heiſer, daß ſie kaum zu verſtehen war.

„Bis heute mittag . . . und auch das nur Ihretwegen! er kann mir ja entwiſchen!" erwiderte Frau Hellmig.

„Es muß doch erſt erwieſen ſein, daß mein Sohn die Tat beging," ächzte Richenza.

ſcher Pfeilerbündel: wie der aufſprießt, empordringt, ſich verzweigt, ſich ausbreitet, ſich verbindet und wieder trennt — das ſind ihr lauter Fäden an welchen ſie ihn und ſich in die Unendlichkeit fortſpinnt: ſo, mit tauſend Armen, greift und ringt der Menſch empor zu Gott; ſo, durch tauſend Nerven und Sinne, hängt er zuſammen mit der Natur; ſo, durch tauſend Adern, ſtrömt ihm das Leben des Alls zu; ſo, in tauſend Richtungen, ohne beſtimmten Anfang noch begrenztes Ende, entfaltet ſich ſein Weſen. Dergleichen Gedanken ſind mir unſäglich erquickend; aber in einer Kirche von Palladio wollen ſie mir nicht kommen. Paläſte giebt es hier nicht von ihm; in Vicenza ſeiner Vaterſtadt, werd' ich deren ſehen. Die von Sanſovino und Sammicheli gefallen mir ſehr; heitre, ſäulengetragene, vornehme Wohnungen, ſchicklich für Menſchen, die das Leben zu würdigen wiſſen, nicht ſeine Genüſſe und Reize überſchätzen, nicht auf Befriedigung der Nothdürftigkeit angewieſen ſind. Des erſtern Palaſt Cornaro — die Delegation — und des letztern Palaſt Grimani — die Poſt — will ich als anmuthigſtes Beiſpiel nennen. Aber man darf nicht meinen, alle Paläſte Venedigs wären ihnen ähnlich. Es giebt auch einige — von Longhena aus dem 17., und von Roſſi aus dem 13. Jahrhundert — die ſchwer und

„Ah, ſteht es ſo mit Ihnen, daß Sie zweifelhaft ſind!“ rief Frau Hellmig: „Nun, dann weiß ich ein probates Mittel, das uns ſchnell aufklären wird: ich zeige den Diebſtahl und meinen begründeten Verdacht auf der Polizei an.“

„Barmherzigkeit!“ ſeufzte Richenza.

„Die übe ich“ — ſagte Frau Hellmig mit hartem Ton, aber mit bebenden Lippen: „denn Sie dauern mich . . . . Sie, als Mutter. Lieber wollt' ich ja meine ſechs Kinder hundert Jahre auf dem Sterbebett haben, als an einem einzigen ſo etwas erleben. Aber ſo weit geht mein Mitleid nicht, um für einen laſterhaften jungen Taugenichts durch die Finger zu ſehen und mein Haus in üblen Ruf zu bringen und in Angſt vor Diebſtahl zu verſetzen“ — fuhr ſie barſch fort. „Ich warte bis zwei Uhr. Iſt dann nicht alles wieder hier, ſo ſoll mir das Gericht dazu verhelfen.“

Sie verließ das Zimmer. Richenza raffte ſich auf, nahm Hut und Mantille und verſteckte ihre Hände, die keine Handſchuh hatten, unter derſelben. Dabei fiel ihr Blick auf den kleinen grünlichen Spiegel, und mit einem namenloſen Schauder trat ſie vor ihrem eigenen Bilde zurück . . . ſo entſtellt waren ihre Züge, ſo unheimlich ihr Ausdruck, ſo verſtört und ruiniert ihre ganze Erſcheinung. Wie alt biſt Du denn? fragte ſie dies traurige Bild: Gerade vierzig Jahr! — Da gibt es Frauen, die noch ſchön ſind — und glücklich ſind! Aber einundzwanzig Jahre des Leidens, wie ich ſie verlebt habe, die zergraben die äußere Geſtalt wie das innere Weſen und bewirken, daß man keinem Alter mehr angehört. — Sie verließ ihre Wohnung und ſchlug den Weg nach dem Meerhaim'ſchen Hauſe ein, um Stella aufzuſuchen. Vor einundzwanzig Jahren, in der Blüte der Jugend, der Schönheit, des übermütigen Selbſtvertrauens hatte ſie ihre Mutter verlaſſen — und jetzt wollte ſie deren Schwelle überſchreiten, verſtohlen, heimlich, zur letzten Stufe der Geſellſchaft, zur Bettlerin herabgeſunken, zur Mutter eines . . . Spielers, ach! das war noch nicht das ſchlimmſte Wort!" —

„Iſt Fräulein Saint-Clair zu ſprechen?" fragte ſie den Portier.

„Sämtliche Herrſchaften ſind vor einer halben Stunde nach Freiburg gefahren und kommen erſt heute abend um neun Uhr zurück."

Als wäre ihr das Todesurteil geſprochen, keines Lautes, keines Gedankens mächtig, entfernte ſich Richenza. So troſtlos ſah ſie aus, daß der Portier ſagte:

„Wenn Sie ein Anliegen bei der Frau Gräfin haben, ſo kommen Sie morgen vormittag um zehn Uhr wieder; dann iſt ſie allein und Fräulein Saint-Clair auch. Dann können Sie beide Damen ſprechen.

Sie verneinte ſchweigend und ging. Morgen war es zu ſpät! Die beiden Damen, die ſie dann hätte ſprechen können ... das war ihre Mutter und war ihre Tochter! — Eine Stimme in ihr hätte aufſchreien mögen vor unausſprechlichem Jammer — und eine andere Stimme hätte ausbrechen mögen in ein verzweiflungsvolles Gelächter. Sie ging nach dem Spielſaal und zum Rouge et Noir-Tiſch wie zum Schafott; — denn wenn Triſtan da war — und verlor: ſo war alles verloren! Sie konnte ſich kaum überwinden aufzuſchauen und ihn zu ſuchen. Sie ſtarrte gedankenlos die verſchiedenen Geldhaufen an, die vor den Pointeurs lagen. Wenn das Triſtan wäre, vor dem die Geldrolle lag! Sie ſchlug die Augen auf, um aus der Folter der Ungewißheit zu kommen. Es war Triſtan in höchſter Aufgeregtheit mit flammendem Blick. Sie ging um den Tiſch, bog ſich über ſeine Stuhllehne und flüſterte ihm zu:

„Auf ein Wort, Triſtan! . . . ein ernſtes.“

„Nicht jetzt! ich bin auf dem Wege, die Bank zu ſprengen!“ ſagte er, ohne ſie anzuſehen.

„Triſtan, wo iſt die Uhr?“ ſprach ſie langſam in ſein Ohr.

Wütend kehrte er ſich um und ſagte zwiſchen den Zähnen:

„Bei Jud Schickel! ſtör' mich doch nicht.“

„Gib mir Geld, Triſtan.“

Er tat es. Richenza ging zum Juden und forderte die Uhr zu kaufen oder auszulöſen, die ein junger Menſch heute früh ihm gebracht habe. Allein Jud Schickel tat, als wiſſe er von nichts. Die fremde Frau konnte ja mit der Polizei zuſammenhängen! Nein, Gott bewahre! alte Kleider kaufte er; davon lebte er kümmerlich! Aber nie Sachen von Wert — und gar von jungen leichtſinnigen Leuten. Nie! nie! — Richenza mochte bitten, flehen, mit der Polizei drohen, mit Geld klimpern — der Jude war und blieb unbeweglich. Die Zeit verſtrich. Richenza kehrte zu Triſtan zurück, deſſen Barſchaft inzwiſchen ſehr geſchmolzen war, und raunte ihm ins Ohr:

„Wenn Frau Hellwig ihre ſilberne Taſchenuhr und ihren ſilbernen Löffel nicht um zwei Uhr hat: ſo zeigt ſie Dich auf der Polizei an. Der Jud gibt ſie mir nicht."

„Verdammtes Schickſal!" ſagte Triſtan zähneknirſchend: „ſeitdem Du mich geſtört haſt, Mama, wich mein Glück."

Er ſtrich ſein Geld ein und fügte hinzu:

„Ich gehe zum Juden und hole die Sachen. Haſt Du denn aber nur zum Schein geſchlafen, Mama, und mich verraten? . . . Das wäre doch ſtark!"

Er verließ den Saal und begab ſich zu Jud Schickel. Richenza taumelte zurück vor dieſer kaltblütigen Frechheit, die gar kein Gewicht auf ein Verbrechen legte. Sie fürchtete ſich, der Frau Hellmig unter die Augen zu treten, bevor dieſe wieder im Beſitz ihres Eigentums ſei — und fürchtete, Triſtan werde vielleicht keine Luſt haben, es zurückzugeben . Sie eilte zum Juden. Aber der verſicherte, ſeiner Taktik gemäß, er wiſſe nichts weder von Triſtan noch von Taſchenuhren. Vielleicht iſt alles ſchon glücklich abgemacht; dachte Richenza, ohne es eigentlich zu denken: — ich will zu Hauſe gehen und ihn dort ſprechen. Sie ſchlug den Weg nach ihrer Wohnung ein. Es war ſchon halb zwei Uhr. Sie meinte, jede Sekunde ſauſe hörbar an ihr vorüber. Als ſie ſich dem Hauſe näherte, ſah ſie von dem andern Ende der Straße Triſtan kommen, der ein rotes Käſtchen in der Hand hielt und ihr das von Ferne zeigte. An der Haustüre wartete ſie auf ihn und ſagte, als er kam:

„Gib her! ich ſtelle es zurück."

„Willſt Du es tun, Mama? ich wollte es ſelbſt mit Entſchuldigung und Dank in dieſem netten Käſtchen abgeben. Es war ja nur geborgt."

Ehe Richenza ihren Abſcheu ausſprechen konnte, wurde die Haustür von innen heftig geöffnet und Frau Hellmig erſchien zum Ausgehen gerüſtet.

„Nun, wie ſtehts!" fuhr ſie Triſtan an, „bekomme ich meine Sachen oder nicht? Wenn nicht, ſo bin ich marſchfertig."

Richenza zog ſie angſtvoll von der Tür und dem Vorplatz hinweg und ins Wohnzimmer hinein. Triſtan folgte kaltblütig.

„Beſte Frau Hellwig,“ hub er an, „ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Gefälligkeit und Nachſicht, und drücke dies nicht bloß mit Worten, ſondern auch durch die Tat aus, indem ich Ihnen die Sachen, welche Ihr Haus mir auf unbeſtimmte Zeit lieh, in dieſem Käſtchen überreiche.“

Sprachlos vor Erſtaunen vernahm Frau Hellwig dieſe Rede. Als aber Triſtan das Käſtchen, das ſie ihm nicht abnahm, auf einen Tiſch legte und Miene machte, das Zimmer zu verlaſſen, rief ſie in ſo gebieteriſchem Ton:

„Halt, junger Herr! ich habe mit Ihnen zu reden!“ — daß Triſtan nicht wagte, von der Stelle zu gehen, denn Frau Hellwig war reſolut genug, ihn nötigenfalls am Kragen zu halten. Sie öffnete das Käſtchen, nahm Uhr und Löffel heraus, erkannte ſie alsbald für ihr Eigentum, ſchloß das leere Käſtchen wieder und warf es Triſtan vor die Füße, indem ſie mit ihrer dröhnenden Stimme rief:

„Wie kann er ſich unterſtehen, einer rechtſchaffenen Frau gegenüber aus einem Verbrechen — einen Spaß zu machen.“

„Beſte Frau Hellwig, es iſt kein Spaß!“ entgegnete Triſtan etwas betroffen: „Sie haben meine Ehre gerettet! . . .“ — —

„Was ſchwatzt er da von Ehre!“ unterbrach ſie ihn mit zürnender Verachtung; „die iſt verloren! Möge der Diebſtahl der Polizei angezeigt werden oder nicht — die Tat iſt und bleibt ehrlos, und daß er das nicht einſieht, iſt ein klarer Beweis, daß er innerlich die Ehre verloren hat.“

„Sie erwarten wohl, daß ich mich als armer Sünder vor Ihnen präſentiere!“ rief er ſpöttiſch.

„Nicht vor mir, aber vor Gott!“

„Gott?“ entgegnete Triſtan: „Gott! . . . das iſt für mich eine unbekannte Größe!“

„Ein Gottesleugner unter meinem Dach!“ rief Frau Hellmig; — und Richenza ſtieß einen unterdrückten Klageſchrei aus.

Da öffnete ſich die Tür zum Krankenzimmer; Schweſter Benigna trat in das Wohnzimmer und ſagte gelaſſen:

„Ruhig, ums Himmelswillen, ruhig! was geht hier vor? was ſagt der junge Herr?“

„Er ſagt, der große Gott wäre ihm unbekannt!“ ſchrie Frau Hellmig außer ſich.

„Nicht ſo trivial hab’ ich mich ausgedrückt,“ ſagte Triſtan übermütig.

„Gleichviel!“ rief Frau Hellmig: „nun weiß ich genug . . . nun hab’ ichs ſatt. Verfüge er ſich stante pede hinauf, packe er ſeine Siebenſachen und die ſeiner Mutter zuſammen und verlaſſe er ungeſäumt mit ihr mein Haus.“

„Das wird für heute nicht möglich ſein," erwiderte er trotzig: „man findet nicht gleich ſolche Prachträume, wie wir hier bewohnen."

„Schweſter, hören Sie die Frechheit!" ſagte Frau Hellmig ganz matt vor Gemütsbewegung.

„Nein, nein, Frau Hellmig!" ſagte Richenza tonlos: „wir gehen . . . gleich."

„Aber wohin willſt Du denn gehen, Mama?" fragte Triſtan hart.

„Ich weiß es nicht!" antwortete ſie mit ſolcher Verzweiflung in Ton und Blick, daß Schweſter Benigna mitleidig ſagte:

„Für Madame Saint-Clair allein würde ich vielleicht ein vorläufiges Unterkommen finden."

„Doch nicht etwa in einem Ihrer Klöſter!" rief Triſtan. „Das mögen wir nicht! wir ſind Proteſtanten — und wollen es bleiben."

„Das kann ich mir denken," entgegnete Schweſter Benigna mild. „Mein Vorſchlag iſt ſo: Zu der Wohnung der Frau Marquiſe gehört ein ganz abgelegenes und unbenutztes leeres Gartenzimmer. Die Frau Marquiſe iſt die Güte und Liebe ſelbſt, immer bereit zu helfen, barmherzig von Natur und noch barmherziger durch ihre großen körperlichen Leiden. Es wird ihr gewiß recht lieb ſein, wenn Madame Saint-Clair vorderhand das Gartenzimmer bewohnt."

„Wer iſt dieſe idealiſche Frau Marquiſe?“ fragte Triſtan hochmütig. „Man muß wiſſen, von welchen Leuten man Gefälligkeiten annimmt.“

„Sie iſt eine Kreolin, außerordentlich reich . . . und Gemahlin des außerordentlich reichen Marquis de Clermont.“

„Clermont!“ rief Triſtan in einem Ton, der alle drei Frauen zittern machte: „heißt er Dagobert?“

„Allerdings,“ ſagte Schweſter Benigna: „der Taufnahme des Herrn Marquis iſt Dagobert.“

„Dagobert von Clermont!“ rief Triſtan und machte in wilder Freude einen Luftſprung, ſo daß ſich Frau Hellmig hinter den Tiſch verſchanzte und auch Schweſter Benigna zu ſich zog, indem ſie ſagte:

„Nun wird er gar irrſinnig.“

„Triſtan! was fällt Dir ein!“ rief Richenza, wie von einem Blitzſtrahl aufgeſchnellt.

„Alles, Mama! alles! . . . Wie wir über das Forum gingen . . . in Rom, vor vierzehn Jahren ungefähr . . . was wir ſprachen, . . . wie wir ſaßen auf der Seitentreppe vor Ara Celi . . . und auf das abendrote Gebirg ſchauten und . . . alles! Jetzt gehe ich“ . . . —

„Nein!“ rief Richenza — und mit ausgebreiteten Armen lag ſie auf den Knieen vor der Tür.

„Laß mich hinaus, Mama! ich muß zu ihm … ich hab' es mir ſelbſt geſchworen, ſo wahr ich Triſtan Saint-Clair bin!“

„Der Schwur gilt nicht! Du biſt nicht Triſtan Saint-Clair … Du biſt Triſtan Sinkler!“

„Sinkler!“ rief Frau Hellmig, und ſah ganz verwildert einer neuen unerwarteten Szene zu, denn Schweſter Benigna verließ ihren Platz hinter dem Tiſch, eilte zu Richenza, kniete neben ihr nieder und ſagte mit himmliſcher Barmherzigkeit:

„O Richenza! dann bin ich ja Deine Schweſter … die arme Salome Sinkler!“

Aber Richenza ſank bewußtlos zu Boden.

In einem ſehr eleganten Salon, zwiſchen einem wahren Boskett der ſchönſten Blumen, ſtand eine Chaise longue, auf welcher eine Dame ruhte, während ein Herr ſehr unruhig im Salon umher ging. Da war der Marquis und die Marquiſe von Clermont. Einen größeren Kontraſt konnte man ſich nicht vorſtellen. Die Marquiſe war eine ſpaniſche Creolin, zart wie ein Kind, weich wie eine Blume, mit ſammtſchwarzem Aug' und Haar und mit der dunkeln und doch ſo feinen Farbe der Creolen. In eine Wolke von weißem Linon, Spitzen und Stickereien verhüllt, aus der nur ihr graziöſer Kopf und ihre kleinen Hände auftauchten,lag ſie ſtill überladen ſind, wie die römiſchen; auch einige Kirchen, deren ſchwülſtiger Prunk mich nach Rom verſetzte, z. B. die der Jeſuiten. Sie ſcheint mit grünem Damaſt ausgehängt zu ſein, und große Drapperien von demſelben Stoff bilden über Kanzel und Altar Baldachine; allein dieſer Damaſt iſt Verde antico in weißen Marmor eingelegt; etwas ſo Prachtvolles hat ſelbſt Rom nicht aufzuweiſen. Eine ganz eigenthümliche Decoration der Kirchen Venedigs ſind die Mauſoleen. Allen Dogen, Feldherrn, großen Männern, iſt eins errichtet, theils von der Republik, theils von ihren Familien, und ſtets in Kirchen. In S. Giovanni e Paolo ſtehen allein vier Reiterſtatuen; in ihren hohen, gothiſchen Räumen macht ſich das ſehr gut; bei der Madonna dei Frari gleichfalls. Eben fallen mir zwei Monumente ein, die nicht in Kirchen ſtehen! im Arſenal des Admiral Angelo Emo, der, früherer Zeiten würdig, kurz vor dem Untergang der Republik ſtarb; und auf dem Platz vor S. Giovanni e Paolo — des Bartolomeo Colleoni, eines Feldherrn aus dem 15. Jahrhundert, der in Venedig zuerſt den Gebrauch der Kanonen eingeführt hat.

Die wunderſamſte aller Kirchen die ich je geſehen iſt St. Mark. Dunkel, ernſthaft, hölenartig, wie aus einem Felſen gehauen — und dabei inwendig mit und friedlich, ein Bild der Reſignation: ſeit fünf Jahren war ſie an den Füßen gelähmt und litt mit unſäglicher Geduld die Schmerzen und Qualen dieſes Zuſtandes. Nichts war lieblicher, als der ſanfte, demütige, unterwürfige Ausdruck ihres Lächelns und ihres Blickes, wenn ſie mit ihrem Mann ſprach: es war wie ein Frühlingslüftchen, das um einen Felſen ſäuſelt. Schroff und hart ſtand der Marquis ihr gegenüber — das Urbild eines Menſchen, der ſtets böſen Leidenſchaften gedient — und von dieſem Dienſt nichts gewonnen hat, als den trockenſten Egoismus. Immer gereizt, immer verſtimmt, immer in nervoſer Aufregung, die keinen anderen Grund hatte, als ſeine innere Zerfallenheit, immer ſcharf im Ton und ſchneidend in den Manieren, zitterte die Marquiſe, wenn ſie nur ſeine Stimme, ja ſeinen Schritt hörte. Jetzt war der Marquis in der übelſten Laune. Die Ärzte hatten die größte Hoffnung gegeben, daß die Bäder von Baden den Zuſtand der Marquiſe wenn nicht heben, ſo doch beſſern würden; — und davon war jetzt, nach drei Monaten, keine Spur wahrzunehmen. Nun litt er zwar in keiner Weiſe durch ihre Kränklichkeit; nicht ſein Herz — denn das hatte die Fähigkeit für reine Gefühle längſt verloren; nicht ſein häusliches Leben — denn er hatte nie eine Häuslichkeit geſchätzt oder gewünſcht; nicht ſeine Freiheit — denn in den vierzehn Jahren ſeiner Ehe hatte er ſie nur als ein Spielwerk und eine Sklavin, ſich ſelbſt aber als den ungebundenen Herrn betrachtet; nicht ſeine pekuniären Verhältniſſe — denn ſie war reicher noch als er; aber der tiefe Groll, den ſolche in niedriger Selbſtſucht verkommene Charaktere — heimlich gegen ſich ſelbſt und ausgeſprochen gegen alles, was ſie nicht ſind, alſo gegen alles Gute hegen: dieſer Groll trat bei ihm am ſchräfſten gegen ſeine Frau hervor. Beſonders deshalb, weil ſie ſehr fromm war. Nun hatte er ſie freilich um manches gebracht: um ihren kindlichen Frohſinn, um ihre Hoffnung auf Glück, um die Selbſtſtändigkeit, die der Frau gebührt; — nur nicht um ihre Frömmigkeit. Im Gegenteil! je mehr ſie ſich in andere Dinge demütig fügte und reſignierte, deſto entſchiedener wurde ſie in dieſem einen Punkt. Das ſah er mit grenzenloſer Erbitterung. Sie gehorchte einem anderen Willen, als dem ſeinen in allem, was ihre Seele betraf. Sie hatte einen Gott — und dieſer Gott war nicht er — und er wollte doch ſein Ich zur oberſten Gottheit machen, nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern für alle, auf die er Einfluß hatte. Dem widerſetzte ſie ſich in aller Demut.

„Wenn Du noch länger hier bleiben mußt, ſo will ich wenigſtens Deine affröſe Schweſter nicht länger vor Augen haben!“ rief der Marquis und blieb vor der Chaise longue ſtehen: „ſie ſoll fort.“

Die Marquiſe ſchlug langſam ihre großen ſchwarzen Wimpern auf und ſagte:

„Dann, lieber Dagobert, wird Deine Mutter die Güte haben, mir eine andere Schweſter zu ſchicken, denn ſie weiß, daß mir das nötig iſt.“

„Nimm ſtatt ihrer noch eine Kammerfrau — noch zwei, noch drei!“

„Ich habe ja ſchon zwei Kammerfrauen.“

„Und die eleganteſten und geſchickteſten, die in Paris zu finden waren . . . hoff’ ich!“

Sie neigte zuſtimmend ihr Haupt.

„Nun alſo!“ fuhr er auf, als ſie ſchwieg.

„Ich brauche jemand, mit dem ich zuweilen von dem lieben Gott ſprechen kann,“ ſagte ſie mild.

„Dolores!“ rief er ingrimmig, „wirſt Du Dir nie dies unſinnige Gerede abgewöhnen?“

„Ich komme nie in eine Kirche, wohne nie der heiligen Meſſe bei, kann nie meinen Heiland im Tabernakel anbeten“ — ſagte Dolores, als habe ſie gar nicht ſeinen Einwurf gehört: „ich kann nicht einmal täglich eine Andacht leſen . . . ſo ſchwach ſind meine Nerven. Was ſollte aus mir werden, wenn ich in meiner Hülfloſigkeit nicht jemand um mich hätte, der mir für ſolche Entbehrungen doch ein wenig Erſatz zu leiſten bemüht wäre.“

„Deine Kammerfrauen ſind gewiß beſſere Vorleſerinnen.“

„Dann brauche ich auch eine Perſon, die den Platz bei den Armen und Hülfsbedürftigen einnimmt, den ich nicht ausfüllen kann."

„Dazu brauchſt Du Geld — weiter nichts!"

„Und endlich iſt mir eine zuverläſſige Seele nötig für meine Korreſpondenz."

„Ich wünſche nie, die Krähenfüße der Schweſter Benigna entziffern zu müſſen! Mademoiſelle Eugénie hingegen ſchreibt einen ganz artigen Brief."

„Du ſiehſt alſo aus meinen Gründen, lieber Dagobert, daß ich — auch abgeſehen von der leiblichen Pflege — eine Schweſter nicht entbehren kann. Wünſcheſt Du aber anſtatt Benigna —"

„O!" rief er hohnlachend, „ob ſie Benigna oder Maligna heiße, darauf kommt mir's nicht an! Die Schweſter! die Schweſter! die will ich nicht. Nur nichts Kirchliches .... nichts Klerikales! das iſt meine **horreur**! damit kannſt Du mich zum T—l jagen."

„Mit dieſem Abſcheu jagſt Du Dich ſelbſt dahin," ſagte ſie ſehr ſanft.

„Soll das witzig ſein?" fragte er; aber ſie ſchwieg. Da fuhr er fort: „Nun, ich gehe nach Paris, wenn Deine Maligna bei Dir bleibt."

„Lieber Dogabert, Du würdeſt nach Paris gehen, auch wenn ſie nicht bliebe ... und dann wäre ich ja ganz verlaſſen."

„Mögteſt Du mich als barmherzigen Bruder agieren ſehen?“

„In andern Zeiten übten die tapferſten und edelſten Ritter der Chriſtenheit als barmherzige Brüder den Krankendienſt, lieber Dagobert! — Aber daß es mir nicht einfallen kann, Dich an mein trauriges Krankenlager zu feſſeln — das weißt Du längſt.“

Dolores ſagte dies im demütigen Ton eines Weſens, das durch Vernachläſſigung daran gewöhnt iſt, ſich ſelbſt gar nicht in Anſchlag zu bringen und das aus tiefer Frömmigkeit es auch gar nicht verlangt. Der Marquis erwiderte:

„Ich weiß, daß ich meine Freiheit Deiner Gleichgültigkeit zu danken habe. Ich gehe alſo in den nächſten Tagen nach Paris — und ich erwarte, daß mir bis dahin Deine Donna Maligna nicht unter die Augen komme.“

Er verließ den Salon. Als die Marquiſe allein war, zog ſie einen Roſenkranz hervor, küßte zärtlich das Kruzifix und ſagte: O gebenedeite, ſchmerzhafte Mutter Gottes, haſt Du mir mit Deinem Namen*) einen gar guten Anteil an Deinen ſieben

---

*) Maria de los Dolores (Maria der Schmerzen). — Nach ſpaniſchem Gebrauch fällt bei den Namen zu Ehren der Mutter Gottes — Maria weg und der Zuname wird Name: Dolores, Mercedes, Conſolacion etc.

Schwertern geben wollen? O bitte für mich um Kraft ſie zu ertragen!

Sie ſchellte nach einiger Zeit. Mademoiſelle Eugénie erſchien und erwiderte auf die Frage, ob Schweſter Benigna zu Hauſe? — daß ſie eben gekommen ſei. Da ließ ſich die Marquiſe auf der **Chaise longue** in ihr Schlafzimmer rollen und die Schweſter zu ſich bitten.

In pace.

Emanuel las mit Verwunderung ein Billet. „Ihre guten Worte und Ermahnungen, Herr Graf, haben nach und nach doch den Weg zu meiner Vernunft gefunden und ich habe mich entſchloſſen, eine Arbeit zu verſuchen. Kann ich nicht erfinden, ſo bin ich doch im Stande, zu kopieren. Einer meiner früheren Gönner wünſcht dringend die Anfertigung eines Stilettgriffs im Stil des Cinquecento. Ich weiß, daß ich einſt einen ſolchen für Sie anfertigte, Herr Graf, weil Sie damals beifällig ſagten — was ich nie vergeſſen habe! er ſei der ſchönen Hand einer Lucrezia Borgia würdig. Jetzt bitte ich Sie, mir das Stilett, oder wenigſtens den Griff ohne Klinge, auf einige Tage anzuvertrauen. Sie erzeigen mir dadurch nicht bloß eine Gefälligkeit, ſondern eine Wohltat, für die Ihnen ſtets dankbar ſein wird Triſtan St.-C."

„P. S. Ich bitte, hinterlegen ſie das Stilett verpackt und verſiegelt bei Ihrem Portier. Dort hole ich es ab, wann ich eben Zeit habe."

Wahrſcheinlich zwingt ihn die drückendſte Not zur Arbeit, ſprach Emanuel zu ſich ſelbſt; nimmt er dieſe Wendung und beharrt er dabei, ſo kann er ſich retten. — Emanuel öffnete ein ſchönes altertümliches Schränkchen mit kunſtvoller eingelegter Arbeit und zierlichem Schnitzwerk. Die Dinge, welche es enthielt, hoben ſich von der Rückwand von braunrotem Sammt ſehr vorteilhaft ab: es waren lauter ſchöne, zum Teil koſtbare und kunſtvolle Arbeiten in Elfenbein und edlem Metall oder Steinen: Bilder in Basrelief, in Niellen, in Moſaik, Schalen, Vaſen, Doſen, Büchereinbände, Dolche; — darunter auch Triſtan's Stilett, woran das Hauptmotiv eine Schlange war. Emanuel verſuchte, ob der Griff von der Klinge abgeſchraubt werden könne; aber ſie war eingelaſſen. Er ſteckte alſo das Stilett in eine Scheide von ſchwarzem Sammt, verpackte es und gab es dem Portier für Triſtan.

Dieſer hatte die Ohnmacht ſeiner Mutter benutzt, um das Haus der Frau Hellmig zu verlaſſen und Herrn von Clermont aufzuſuchen. Was er bei dieſem wollte, war ihm noch nicht klar. Bis er deſſen Wohnung erkundſchaftete, kamen ihm allerhand Gedanken. Sie beſchäftigten ihn dermaßen, daß er, obſchon er Geld hatte, ſich die Zeit nahm, das Billet an Emanuel zu ſchreiben. Da dieſer in Freiburg war, mußte Triſtan bis zum andern

Morgen auf die Antwort warten. Dann ging er ſeinen gewohnten Gang in den Spielſaal und verlor faſt alles, was er am Morgen gewonnen hatte. Zu Frau Hellming's Haus ging er aber nicht zurück. Sie hat mir den Stuhl vor die Tür geſetzt, dieſe Virago! ſprach er zu ſich ſelbſt: mich quaſi fortgejagt! . . . alſo bleib' ich fort. Daß ſie die Mama behalten wird, dafür ſorgt ſchon die Schweſter, die ſich ja als eine wirkliche Schweſter meines Vaters zu erkennen gab, ... eine überraſchende Enthüllung, wahrhaftig! mit ſolcher alten Ordensperſon verwandt zu ſein! Keine Ehre, nach der ich ſtrebe! . . . Aber bei der ganzen Geſchichte bin ich um meinen ehrlichen Namen gekommen — ha, ha, ha! Triſtan Sinkler? . . . . Bringt die Veränderung etwas Erkleckliches ein, ſo bin ich Sinkler . . . das verſteht ſich! denn die Hauptperſon iſt und bleibt ja immer Triſtan.

Mit ſeiner Mutter ging es ſo, wie er ahnte. Schweſter Benigna erklärte in kurzen Worten der Frau Hellmig, Richenza ſei die Witwe ihres Bruders Wilhelm — und Frau Hellmig werde doch jetzt nicht daran denken, ſie aus dem Hauſe zu ſtoßen. Überdas war es unmöglich, denn Richenza war aus ihrer Ohnmacht erwacht, um in Fieberphantaſien zu fallen.

„Ich glaube, eine ſchwere Krankheit iſt im Anmarſch," ſagte Schweſter Benigna. „Der Puls tut wohl hundertundzehn Schläge — und die Kräfte ſind ganz erſchöpft.“

„Das muß wohl ſein bei einem ſolchen Leben, gute Schweſter!“ erwiderte Frau Hellmig. „Keine geſunde Koſt im Magen, keine tüchtige Arbeit in der Hand, kein vernünftiger Gedanke im Kopf, kein ruhiger Schlaf zur Stärkung für Leib und Seele — nichts als Hunger und Kummer, ... die ſchlimmen Karten .... der ſchlimme Taugenichts von Sohn .... dabei müſſen die Kräfte ja mit aller Gewalt herabkommen.“

Beide führten Richenza nach ihrer Dachkammer und brachten ſie auf ihr Lager. Das heftigſte Fieber ſtellte ſich ein. Zum Glück kam der Arzt, der die junge Hellmig behandelte, um ſeine Patientin zu beſuchen. Schweſter Benigna führte ihn zu Richenza.

„Gänzliche Entkräftigung!“ ſagte er: „das iſt merkwürdig! die Frau iſt ja nicht alt.“

Schweſter Benigna ſorgte für alles, was die Kranke bedurfte und bat Frau Hellmig, die beiden Türen des Zimmers zu verſchließen und den Schlüſſel zu behalten, damit niemand die Kranke ſtöre. Sie glaubte, Triſtan werde kommen.

„Ach, für den Taugenichts kann die Mutter ſterben und verderben! vor Mitternacht kommt der nicht heim! Käme er aber heute, ſo würde ihm die

Gold bekleidet, und auswendig geſchnitzt wie ein Spielwerk von Elfenbein! Das chriſtliche Kreuz, überwölbt und ſparſam beleuchtet durch fünf orientaliſche Kuppeln! Köſtliche antike Säulen, zuſammen und aufeinander geſtellt in byzantiniſcher Weiſe! uralt griechiſche Basreliefs in die Außenwände eingeſetzt, und die innern überwebt mit dem alten und neuen Teſtament, die Apokalypſe inbegriffen, aus lauter Moſaikbildern! der Fußboden — nichts als Arabesken in Marmormoſaik, werth als Tiſchplatten zu dienen; aber gefurcht, gewellt und ausgetreten, wie er eben wird, wenn Millionen Füße darauf gegangen ſind, Millionen Knie darauf gelegen haben! Antike Altäre in Weihwaſſer-Keſſel verwandelt, daneben Kapellen dunkel und majeſtätiſch einſam wie die Zellen in der Thebaïs! dies alles von einem bräunlichen Duft oder Farbenton überhaucht, den der Weihrauch und der Qualm der Kerzen erzeugte — das iſt St. Mark. — Zur Vesper, Abends ſieben Uhr, geh' ich faſt täglich hin! draußen der helle Sonnenſchein, der muntere Markusplatz, die weite Ausſicht auf die Lagunen, drinnen ſchon Nacht, Kerzenlicht, eine ſchöne Orgel, viele Andächtige, Stille, Ruhe, Friede — ſo lieb' ichs in Kirchen! da bin ich drin wie im Lorettohäuschen während es von den Engeln durch die Luft getragen ward.

Haustüre nicht geöffnet. Der Patron iſt mir allzu frech!" ſagte Frau Hellmig.

Triſtan kam aber nicht und Richenza brachte die Nacht in der Unruhe und den Phantaſien eines heftigen Fiebers zu, das für ſie eine Wohltat war, indem es einen Schleier über ihr Bewußtſein warf.

Als Triſtan am andern Morgen das Stilett bei dem Portier in Empfang nahm, hatte Emanuel ein ernſtes Geſpräch mit ſeinen Eltern. Sie drangen lebhaft auf ſeine Verheiratung. Gräfin Meerhaim, in romanhafter Angſt vor Grazia's vermeintlichem Plan, hatte dem Grafen anvertraut, daß Grazia zu den Ultramontanen gehöre, zu dieſer der Zahl nach geringen, aber durch Fanatismus furchtbaren Partei innerhalb der katholiſchen Kirche, die nichts im Auge habe, als Bekehrungen und mönchiſches Weſen.

„Der Papſt," ſagte ſie, „ſcheint für dieſe Partei der „Alte vom Berge" zu ſein."

„Was?" rief der Graf lachend: „nun ſollen die Ultramontanen ſogar einen Aſſaſſinenſtaat bilden ... oder nachbilden? — das iſt denn doch des Guten zu viel behauptet, lieber Schatz! Daß die geheimen Geſellſchaften den Dolch gut zu führen wiſſen und eine Art von Aſſaſſinenſtaat unter einem „Alten vom Berge" bilden, der ihnen geheimnisvoll und gebieteriſch die Parole zu ihren Mordtaten und Mordanſchlägen erteilt — das iſt bekannt; denn es liegen die Opfer ihrer Dolche vor. Solche Opfer ſind aber immer entweder ſogenannte Ultramontane oder ſolche, die der ultramontanen Sache günſtig waren. Dieſe Sache iſt aber keine andere, lieber Schatz, als die Verteidigung und die Vertretung des Prinzips der Autorität und der daraus entſpringenden Rechte gegenüber der Revolution. Die Revolutionären wollen nun durchaus nicht ein Prinzip aufkommen laſſen, das, wenn es allgemein zur Geltung käme, ihnen und ihrem Treiben ein Ende machen würde; — darum haben ſie das Wort ultramontan erfunden, welches blinde Glaubensſklaverei bedeuten ſoll, um der ewig unmündigen großen Maſſe einen Abſcheu vor derjenigen politiſchen, religiöſen und ſozialen Richtung beizubringen, welche ſie ſo ſehr fürchten, weil ſie ſelbſt in entgegengeſetzter Richtung die allerblindeſten Sklaven ſind. Und es ſcheint, lieber Schatz, als gehörteſt Du zu dieſen Unmündigen.“

„Zeitlebens war mir Politik antipathiſch,“ ſagte Gräfin Meerhaim: „und nicht über ſie, ſondern über Emanuel habe ich mit Dir zu ſprechen.“

„Statt deſſen ſprachſt Du aber vom „Alten vom Berge!“ ſagte der Graf lachend. „Echt ultramontan müßte es heißen: der Alte jenſeits der Berge. Das wäre verblümt und doch klar — der Papſt. So nannten im vorigen Jahrhundert die Anhänger der vertriebenen Stuart'ſchen Königsfamilie den König Karl II. nie anders, als „Charlie over the water“ — ſo lange er in der Fremde war. Alſo ultramarin.“

„Lieber Meerhaim,“ ſagte die Gräfin bittend, „was hat das mit Emanuel zu tun, dem ich eine gute Frau wünſche.“

„Eine gute Frau!“ rief der Graf überraſcht; „damit bin ich ganz einverſtanden! konnte ich ahnen, daß es ſich darum handle! Freilich . . . eine gute Frau iſt mein größter Wunſch für ihn. Doch was hat Grazia und ihr Ultramontanismus damit zu tun?“

„Ich fürchte ihren Einfluß! Er könnte katholiſch werden!“

„Das wäre kein Unglück! auch Euphroſyne iſt es geworden — und welche kapitale Frau!“

„Ja! aber nach ihrer Verheiratung. Wird Emanuel es vorher: ſo könnte er Mönch werden.“

„O Du Romanleſerin!“ rief der Graf mit einem homeriſchen Gelächter: „Nein, ſo etwas fällt dieſem Sohn ſeines Vaters nicht ein! Wir wollen ihn aber ad coram nehmen.“

Das geſchah. Emanuel erwiderte munter:

„Welch eine ſchnelle Sinnesänderung! bei Damen kennt man das . . . aber Du, lieber Vater! . . . Im Frühling kam ich her. Ihr empfingt mich mit offnen Armen, ich ſollte bei Euch bleiben.

Kaum hab' ich mich eingerichtet, ſo ſeid Ihr meiner überdrüſſig und verbannt mich in den Eheſtand, für den ich gar nicht geſchaffen bin."

Gott im Himmel! dachte die Gräfin mit klopfendem Herzen, jetzt kommt es zur Sprache. Allein der Graf antwortete gelaſſen:

„Dafür iſt jeder vernünftige Menſch geſchaffen, mein lieber Emanuel und beſonders Du; — denn Du verflüchtigſt Dich und verſplitterſt Dein Leben, Deine Zeit, Dein Glück, wenn Du nicht im Hafen des Eheſtandes vor Anker gehſt. Dann läßt Du Dich in Crohnenberg nieder, wo es Dir an Beſchäftigung nicht fehlt — und wir leben abwechſelnd dort bei Dir und Du mit Deiner Frau hier bei uns."

„Beſter Vater, ich habe ſchon ein paar Mal verſucht, mein Herz und meine Hand in Sicherheit zu bringen — und jederzeit iſt es mir mißlungen. Ich habe keinen Mut mehr!"

„O zaghafter Schäferjüngling!" rief der Graf lachend, „nenn' uns nur die Königin Deines Herzens und wir beſorgen das weitere. Für Emanuel Meerhaim findet ſich ſchon eine Frau."

„Ja, wenn ſich nur Emanuel Meerhaim von einer Frau finden läßt!" rief Emanuel launig.

„O Gott, Emanuel! wenn Du doch nicht mit den ernſthafteſten Dingen Scherz treiben wollteſt!" ſeufzte die Gräfin; „Du ſiehſt, wie uns Deine Zukunſt am Herzen liegt: alſo betrachte ſie doch mit ernſten Augen.“

„Ich tue das im höchſten Grade, liebe Mama,“ verſicherte Emanuel: „darum wünſche ich ein Weſen zu finden, das meine Sympathie in Anſpruch nimmt und zugleich eine ſo wahre Neigung zu mir hat, daß es ſich trotz meiner vielen Fehler nicht von mir wendet. Ich ſtehe nicht auf dem Punkt ſtoiſcher Gelaſſenheit und leider auch nicht kindlicher Unterwürfigkeit, um Fräulein A oder Fräulein Z unbedingt aus Eurer Hand anzunehmen. Es muß ſich etwas Zauber, etwas Liebe, etwas Süßgeheimnisvolles, etwas Ahnung von unausſprechlichem Glück um den Anfang eines ſolchen Verhältniſſes weben — ſo ein Frühlingsarom, wie er in der Natur der Blütenzeit vorausgeht — wenn ich den entſcheidenden Schritt tun ſoll.“

„Da haſt Du recht!“ ſagte die Gräfin lebhaft: „ein Rechenexempel ſoll nicht die Grundlage Deiner Ehe ſein.“ —

Ein Diener trat mit verſtörter Miene ein und meldete, daß der Kammerdiener der Frau Baronin Urſperg etwas zu berichten habe.

„Sagen Sie nur gleich, ob der Baron noch lebt?“ rief der Graf dem Eintretenden entgegen: „denn ſo etwas wird wohl Ihre Botſchaft ſein.“

„Noch lebt er!“ war die Antwort, während die

Gräſin nach ihrem Wagen rief und Emanuel davon eilte.

„Wie kam es? was geſchah dem Baron?“ fragte der Graf.

„Er hatte in letzter Zeit ſehr häufig die Anfälle, zuweilen mehrmals im Tage, ſo daß er ſich gar nicht erholen konnte. Aber er mochte nicht, daß man es bemerkte oder davon ſpräche. Frau Baronin mußte immer ſo gleichgültig wie möglich — nie unruhig oder beſorgt ausſehen. Heute war er recht wohl und heiter bei dem Frühſtück, und ſagte, er wolle um elf Uhr ſpazieren fahren. Damit ſteht er auf und da ergreift ihn der Krampf. Er hatte noch die Serviette in der linken Hand — und ſo blieb er ſtehen, eine geſchlagene Stunde von neun bis zehn Uhr, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken — wie gräfliche Gnaden das an ihm kennen. Frau Baronin ſetzte ſich mit ihrer Arbeit neben ihn und ich ging ab und zu. Gewöhnlich kam er ja immer ganz langſam und allmählich zur Beſinnung und Bewegung; heute aber, als der Starrkrampf ſich zu löſen begann und die Frau Baronin aufſtand, um ihn nach ſeinem Zimmer zu führen, zuckt er auf einmal zuſammen, ſchwankt — und wäre rückwärts zu Boden geſtürzt, wenn ich nicht herzu geſprungen wäre, ihn gehalten und mit aller Macht unterſtützt hätte. Die Frau Baronin ſchellte alle Leute zuſammen, ſchickte ein Paar nach dem Geiſtlichen, dem Doktor und Chirurg aus und ließ von uns andern den Hern Baron nach ſeinem Zimmer tragen. Ein Chirurg war ſchnell da — und nun bin ich hier, um den Unfall gehorſamſt zu melden.“

„Was ſagte denn der Chirurg, guter Marſchner?“ fragte die Gräfin beklommen.

„Ich meine, er habe von einem Nervenſchlag geſprochen . . . doch nicht ganz beſtimmt. Vielleicht deshalb nicht, weil Frau Baronin außer ſich waren, denn der Herr Pfarrer war noch nicht erſchienen.“

„Iſt denn noch nicht angeſpannt, daß man zu ihr kann!“ rief der Graf ungeduldig: „gehen Sie nur zurück, Marſchner, und ſagen Sie, wir kämen gleich.“

Stella bemerkte in ihrem Zimmer eine gewiſſe Unruhe im Hauſe, die zu dieſer Stunde ganz ungewöhnlich war. Sie eilte zur Gräfin; ſie dachte, jemand ſei erkrankt.

„Adrian iſt am Sterben, geliebtes Kind,“ ſagte die Gräfin — und ſetzte hinzu, als Stella leichenblaß wurde: „Ja, der plötzliche Tod hat etwas Grauenhaftes.“

„Entſetzlich!“ ſtammelte Stella, denn ſie dachte, daß Grazia nun Witwe ſei und daß Gräfin Meerhaim jetzt vielleicht die paſſende Frau für Emanuel finden werde. „Darf ich mitfahren?“ fragte ſie, als der Wagen gemeldet wurde und die Gräfin freute ſich der warmen Teilnahme ihrer Chiara Stella. — —

Adrian war inzwiſchen zum Bewußtſein zurückgekehrt. Die Sprache wurde ihm ſchwer und noch ſchwerer die Bewegung ſeiner Glieder; allein ſeine Gedanken waren ganz klar und er verlangte ſelbſt die heiligen Sterbſakramente. Grazia pries die Barmherzigkeit Gottes. Der Geiſtliche war allein bei Adrian, als Emanuel in deſſen Vorzimmer trat, wo Grazia einſam auf den Knieen lag und betete, ohne ſich durch den Eintretenden ſtören zu laſſen. Adrians ganzes Leben ging an ihrer Seele vorüber und ſie durfte wohl hoffen, daß in demſelben kein Fleck dunkel genug ſei, um ihn lange der ſeligen Anſchauung Gottes zu berauben. In ſeiner Kindheit wie in ſeiner Jugend — ſtets war er ihr Vorbild geweſen: pflichttreu, opferwillig, edel, fromm und rein; — und wenn in den letzten Jahren kleine Eigenheiten an ihm hervortraten, ſo war das nur nervoſe Aufregung in Folge ſeiner Kränklichkeit; — ſein Wille blieb gut. Wurde ſie nun frei von kleinen Banden, die zuweilen drückend erſchienen, eben weil ſie auf Geringfügigkeiten laſteten: ſo verlor ſie dafür den unſchätzbaren Schild, der ſie nach der Seite der Welt hin unter einen äußern und ſichtbaren Schutz ſtellte — und ſie hatte genug von der Welt erfahren, um zu wiſſen, daß man ſich ihr gegenüber immer im Stande der Verteidigung halten müſſe. Nun ſtand ſie allein, zwanzig Jahre alt, Beſitzerin eines großen Vermögens, Herrin von Kreuzbronn, mitten in einer Welt, welche dies alles als höchſt wünſchenswert betrachtet — während ſie über dies alles hinweg zu ſehen hatte, wie über Dinge, die nicht ihr gehörten. Denn ihre Freiheit, ihre Jugend, ihr Vermögen — nichts gehörte ihr mehr an! Alles war geopfert, alles war ans Kreuz genagelt, alles war eingetaucht in das blutige Sühnopfer der göttlichen Liebe! — Iſt das Opfer nicht allzu groß? fragte das Menſchenherz, das ſtets geneigt iſt, den Anteil Gottes ſo gering — und den Anteil des Ichs ſo reichlich wie möglich einzurichten. Aber die Stimme der Gnade antwortete: Nein! die Genugtuung darf nicht hinter der Schuld zurückſtehen und die Beleidigung Gottes nicht größer ſein, als die Liebe zu Gott. So ihn zu lieben, bis zum vollkommenen Opfer — das iſt eine Gnade, die der irdiſche Menſch, und die Welt, und Fleiſch und Blut nimmer verſtehen, immer bekämpfen, aber nie in der Seele beſiegen, die den Ruf: Folge mir nach! verſtanden hat! — —

Emanuel wagte nicht, ſich zu regen, kaum zu atmen; er blieb an der Tür ſtehen und wartete. Ihm war zu Sinn, als könne dies Ereignis den Horizont des unſäglichen Glückes, von dem er ſo eben zu ſeinen Eltern geſprochen hatte, vor ihm entſchleiern.

Der Geiſtliche öffnete die Tür von Adrians Zimmer. Grazia ſtand auf, ging hinein und winkte Emanuel freundlich zu, ihr zu folgen. Adrian ſprach nicht, aber mit ſeligem Lächeln blickte er Grazia an. Alle Wonnen der Erlöſung ſtrahlten in dieſem Lächeln. So verſtand es Grazia. Sie ſank neben ſeinem Lager auf die Knie und ſprach leiſe in ſein Ohr:

„Bruder meiner Seele! wenn Du in der Anſchauung Gottes ſelig ſein wirſt, ſo bitte für mich um ein ſo friedliches Sterbeſtündlein.“

Adrians liebevoller Blick ſagte Ja. Ein kleiner Altar wurde hereingetragen, die Kerzen angezündet, der Prieſter, bekleidet mit Chorrock und Stola, brachte die heilige Wegzehrung. Da kamen Graf und Gräfin Meerhaim.

„Grade recht, um ihn noch einmal zu ſehen,“ ſagte Grazia. Dann verſammelte ſich die ganze Dienerſchaft, um in anbetender Ehrfurcht den wunderbaren Augenblick zu feiern, wo ſich der König der Ewigkeit mit dem Gebilde des Staubes vereinigt, um eine Seele für das ewige Leben zu gewinnen. Alles lag auf den Knieen; auch Emanuel — deſſen Eltern ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen hatten. Das „Confiteor“ wurde gebetet und Adrian empfing die heilige Euchariſtie. Dann lehnte er den Kopf auf die Kiſſen zurück und ſagte mit vernehmlicher Stimme:

Schöner als die Kirche iſt der Dogenpalaſt daneben. Auf ſeinen doppelten, zierlich durchbrochenen Arkadenreihen, erhebt er ſich, mit weiß und röthlichem Marmor in netzartiger Figur bekleidet. Er ſieht aus wie eine Muſchel, die auf verſteinerten Seegewächſen liegt, oder wie ein Stoffkleid mit einem breiten Volant von Spitzen. Marmorſchnüre, die an den Ecken des Gebäudes herabhängen, können als Gürtelſchnur dieſes prächtigen Gewandes dienen, und die pyramidaliſche Verzierung der ungeheuern Balkonthür nach dem Quay zu — als Broche. Die Façaden des innern Hofes ſind nicht mehr in dieſem Styl, den ich den venezianiſchen nenne, weil ich ihn nur hier geſehen, ſondern in Sanſovinos elegantem, regelrechtem, weniger originellem Geſchmack, der von ihm erbauten Bibliothek ähnlich, die ſich dem Dogenpalaſt gegenüber befindet, und jetzt einen Flügel der königlichen Reſidenz ausmacht. Die Bücher und einige Antiken ſind im Saal des großen Raths im Dogenpalaſt, wo am Fries die Porträts der Dogen herumlaufen. Tintoretto, Baſſano, Paul Veroneſe und Titian haben alle Säle mit hiſtoriſchen und allegoriſchen Wand- und Deckengemälden, auf den Ruhm der Republik bezüglich, ausgeſtattet; die Lombardi und Sanſovino haben die Sculpturen der Kamine, der Plafonds, der Thü-

„Mein Herr und mein Gott!“ —

Da trat der Nervenſchlag wieder ein und mit einem leiſen Seufzer war er verſchieden.

Die Glocken läuteten eben das Ave Maria des Mittags und Grazia dachte unwillkürlich, daß ſie einſt zu derſelben Stunde ihren Brautkranz mit Adrian geteilt hatte. „Hebe Du mir jetzt meinen Anteil an Deiner himmliſchen Krone getreulich auf, Adrian“ — flüſterte ſie ihm nach und der Geiſtliche begann die Gebete für die Verſtorbenen.

Das Haus, die Familie, die Ärzte — alle waren durch die Plötzlichkeit des Ereigniſſes um ſo mehr betäubt; als niemand an Adrians frühen Tod gedacht hatte. Jetzt mußten ſo viel traurige Dinge beſorgt werden und geſchehen! Natürlich ſollte Adrian ſeine letzte Ruheſtatt in der Gruft zu Kreuzbronn finden. Grazia wollte ihrer Mutter ein Telegramm ſchicken; aber Emanuel rief:

„Nein! laß mich gehen! Erfährt ſie es ein paar Stunden ſpäter, ſo kann ich ihr doch gleich die genaue Auskunft geben, die man bei ſolchen Ereigniſſen immer möglichſt ausführlich zu haben wünſcht. Morgen in aller Frühe ſind wir hier.“

Gräfin Meerhaim wollte Grazia bewegen, zu ihr über zu ſiedeln; aber Grazia dankte ihr.

„Ich bleibe bei Adrian ſo lange er in unſerm Hauſe iſt;“ ſagte ſie. „Ich habe keine Furcht vor den lieben Abgeſtorbenen und vor dem Traurigen, das der Tod mit ſich bringt . . . denn ich kenne das alles aus ſchmerzlicher Erfahrung. Heute muß ich bei Adrian beten und wachen — und morgen kommt ja meine Mutter.“

„Kind,“ ſagte Graf Meerhaim nachdenklich: „Ihr umgebt die Todesſtunde mit wunderbar ergreifender Feier. Wenn's einmal mit mir zum Sterben kommt, ſo wünſche ich es genau ſo gehalten zu haben. Verſprich mir, daß es geſchehe.“

„Genau ſo?“ fragte Grazia, indem ſie die Hand ihres Großvaters küßte.

„Ja, meine Tochter, ganz genau.“

„Darum will ich Gott bitten,“ ſagte ſie innig.

„Wenn Gott ſich überhaupt damit befaßt, auf die Bitten der Menſchen zu hören, ſo erfüllt er gewiß die Deinen,“ ſagte der Graf.

In einem Winkel des Vorzimmers ſaß Stella und weinte, als ob ſie ſich in Tränen auflöſen wolle. Ihr war der Tod und die ernſten Bilder, die ihn umgaben, ſo wie die ernſten Gedanken, die er hervorruft, etwas Fremdes, Schauerliches. Sie hatte noch keinen Menſchen ſterben ſehen, noch bei keiner Leiche gebetet. Sie war erſchüttert von dem Ernſt des Lebens, das unwiderruflich ſo endet. Überdas war ſie hier von keinem Menſchen beachtet. Alle Blicke, alle Teilnahme, alle Worte richteten ſich auf das Sterbezimmer und auf Grazia. So wie das aber geſchah, ſo wie Stella bemerkte, daß ſie für gar niemand die Hauptperſon ſei — wurde ſie ſchwermütig und beweinte oder beklagte mehr und minder elegiſch ihr einſames Schickſal, ihre traurige Verlaſſenheit.

Emanuel ging raſch durch das Zimmer, um zur Eiſenbahn zu eilen. Stella ſah ihm ſo melancholiſch nach, daß er es bemerkte, umkehrte und zu ihr ging.

„Ja, der Tod iſt erſchütternd traurig!“ ſagte er.

„Nein! das Leben iſt es!“ rief Stella.

„Sie können Recht haben!“ entgegnete er und verließ das Zimmer.

Stella fühlte ſich ſo maßlos unglücklich, daß ſie daran dachte, das Meerhaim'ſche Haus zu verlaſſen und ſich zu ihrer Mutter zu flüchten. Ihr würde ich doch wohl das Liebſte ſein — wenn es nicht Triſtan wäre! ſprach ſie zu ſich ſelbſt mit der ganzen aufbrauſenden Leidenſchaft eines jungen Herzens, das lieben und geliebt ſein will und nicht weiß, wo es die wahre Liebe zu ſuchen hat. Aber ach! wie und wo lebte ihre Mutter? was tat und trieb ſie? Ach! ſie wollte ja nicht ihre Tochter bei ſich haben! An ihren Bruder konnte ſie nun gar nicht denken ohne Furcht und Beſchämung. So darbte Stella an den natürlichſten Gefühlen, ohne irgend einen Erſatz in der Frömmigkeit, der Nächſtenliebe, der Ergebung und all den lieblichen Tugenden zu finden, die unter dem milden Schatten des Glaubens in einer Seele erblühen, wenn ſie durch das Schickſal oder die Verhältniſſe in die Einſamkeit des Herzens verbannt iſt. Stella hatte ihrer Neigung für Emanuel mit ſolcher Sicherheit ſich hingegeben, daß es nur den Anhauch der Eiferſucht bedurfte, um aus der Neigung eine Leidenſchaft zu machen.

Auf der Terraſſe zu Kreuzbronn ſtand Euphroſyne mit Amandus — Bruder Amandus, wie er gewöhnlich genannt wurde, teils weil er ein ungemein frommes Mitglied des dritten Ordens des heil. Franziskus war, teils weil Pater Smaragd mit ſeinem liebegroßen Herzen ihm zuweilen, beſonders vor andern Leuten, dieſen Namen gegeben hatte. Das war ſein Erbteil! Auch die kleine Wohnung hatte er geerbt. Längſt war ein Pfarrhaus unten im Dorf gebaut, als die Jahre und die Körperſchwäche von Pater Smaragd einen Pfarrverwalter nötig machten. Mit frommer Andacht ließ Amandus die kleine Zelle gerade ſo, wie ſie bei dem Ableben von Pater Smaragd geweſen war; und von ihm mit Euphroſyne zuweilen ſprechen zu dürfen, war ein Freudenfeſt für Amandus. Er war nun auch ſchon ein bejahrter Mann, ſein Geſicht war durchfurcht, wie das gewöhnlich bei Leuten iſt, die nie irgend eine Sorgfalt auf ihren Körper wendeten, ſein dichtes Haar hing wie ſilbergraue Franzen an ſeinen Schläfen herab, aber ſein Ausdruck war kindlich und ſein Lächeln mild. Für Euphroſyne war der demütige Amandus unſchätzbar, denn er beſaß noch ein drittes Erbteil von Pater Smaragd, worauf ſie großen Wert legte: die genaueſte Kenntnis aller Armen, aller Hilfsbedürftigen, aller Krüppel, aller Witwen und Waiſen zehn Stunden in der Runde. Er war ein lebendiges Regiſter für drei Generationen von Notleidenden, die in Kreuzbronn Hilfe und Unterſtützung geſucht hatten. In ſolchen Angelegenheiten beſprach ſich Euphroſyne häufig mit ihm, und da er eine kindliche Freude an Blumen hatte, ließ ſie ihn gewöhnlich auf die Terraſſe kommen, die der Gärtner immer mit den ſchönſten Blumen ſchmückte.

Ja, ja! ſprach Emanuel zu ſich ſelbſt, als er am Fuß des Kreuzbronner Schloßberges den Wagen verließ, der langſam die gewundene Chauſſee hinauffuhr, während er einen Fußſteig einſchlug, der durch das Dickicht ſteil und grade aufwärts führte: — Ja! in den großen Wendepunkten meines Lebens komme ich immer nach Kreuzbronn. Wird es jetzt zu einer glücklichen Wendung ſein? —

Im Schloß angelangt gebot er den Dienern Schweigen und ſuchte Euphroſyne auf der Terraſſe auf, die während der guten Jahreszeit von jeher das große trauliche Familienzimmer ohne

Dach geweſen war. Er ging durch den Billardſaal, wo er ſo manche Partie mit Bernhard, mit Adrian, mit Grazia geſpielt hatte. Da fiel ſein Blick durch die offenen Fenſtertüren auf die Terraſſe. Er ſah Euphroſyne in tiefen Trauerkleidern mit Amandus vor einem Geſtell mit Blumen ſtehen. Dieſer Gegenſatz auf dieſer Stelle: die fröhlichen Bilder ſeiner Kindheit und Jugend in der Vergangenheit — und in der Gegenwart nichts, als die ſtille ſchwarze Geſtalt, wie ein Grabmonument neben Blumen — ergriff ihn ſo, daß er, nervos wie er war, auf einen Stuhl ſank und nach Faſſung rang. Da hörte er, wie Amandus fragte:

„Und dieſe ſchöne blaue Blume, gnädige Frau Baronin, wie heißt ſie?“

„Das iſt die Achimenes, lieber Amandus,“ erwiderte Euphroſyne.

„Ach und hier die kleine krauſe braune?“

„Die Calzeolarie.“

„Achimenes und Calzeolarie! — Untertänigſten Dank! — Woher kommen nur all die ſchönen neuen Blumen, gnädige Frau Baronin? In alten Zeiten gab es nur Lilien und Roſen, Nelken und Tulpen, im Spätjahr die Aſter .... und dann die wilden Blumen in Flur und Wald .... — Ob wohl der liebe Gott immer neue Blumen erſchafft? .... oder ob man ſie in fremden Ländern entdeckt — o das wüßte ich gern! — — Sieh! der Herr

Graf Emanuel!" unterbrach er ſich ſelbſt, als er ſich zufällig nach dem Saal wendete — und demütig zog er ſich zurück.

„Lieber Emanuel! was führt Dich zu mir?" rief Euphroſyne ihm entgegeneilend.

„Adrian!" entgegnete er ſanft.

„Adrian?" ſagte ſie langſam: „o ich verſtehe!" und ſie fiel auf die Kniee und betete mit ſtillem Weinen ein „de profundis."

Dann erzählte ihr Emanuel ausführlich alle Einzelheiten von Adrians letzten Stunden.

„Und ſo hab' ich auch ihn verloren . . . meinen letzten Sohn, der zugleich mein erſter Sohn war," ſagte Euphroſyne: mein Sohn des Kreuzes — wie ich ihn nannte, als ich ihn vor einundzwanzig Jahren bei meiner Ankunft hier im Schloß zu Füßen des Kruzifixes mit ſeinem Sternenkranz von weißen Aſtern fand. O ja! Sohn des Kreuzes! für meinen Bernardin hat er ſich geopfert, . . . der geliebte Adrian! — Er ruhe in Frieden. Aber Du ſiehſt angegriffen aus," ſetzte ſie teilnehmend hinzu: „was fehlt Dir, Emanuel?"

„Was mir fehlt? — Ja, wenn ich das wüßte! . . . . Vielleicht nichts . . . . vielleicht alles!" erwiderte Emanuel, indem er ſich mit einem Ausdruck von Ermüdung, als liege die Weltkugel auf ſeinen Schultern, neben Euphroſyne ſetzte und ihre Hand nahm. „Sieh! mir iſt das Leben ſchwer . . . . und doch iſt das Leben nur ein Schatten. Sieh! als ich Dich vorhin mit dem ſtillen Amandus zwiſchen den Blumen ſtehen ſah und von Blumen reden hörte — Dich mit allen Wunden Deines Herzens, mit Deinen unerſetzlichen Verluſten, mit dem herben Kummer der Witwe, die ihre Söhne in's Grab legt, mit der ſchmerzlichen Sorge um Dein einziges Kind, mit dieſer Kette von Unglück" . . . . —

„Halt ein!" rief Euphroſyne. „Leiden hab' ich wohl viel im Leben gehabt! Kreuz — ja! Unglück — nein!"

„Was nennſt Du . . . Unglück?"

„Das Leiden ohne Gott."

„Nenn' es wie Du willſt, Euphroſyne! genug, eine Kette von Schmerzen der verſchiedenſten Art hat Dich umſchlungen und doch geht Dein Daſein ſo ruhig fort, daß ich vorhin an die ſeligen Schatten dachte, die in den Gefilden Elyſiums über Wieſen voll Asphodelos ſchweben, unbekümmert um die Wonnen des Olymps und die Qualen des Orkus. Und da kam mir dieſe ſchattenhafte Exiſtenz, die über Luſt und Leid dahinſtreift und Schmerz und Freude überdauert, ſo traummäßig vor, ſo indifferent, ſo über alle Maßen gering und nichtsbedeutend, daß ſie mir der Mühe des Lebens nicht wert ſchien."

„Nun, ſo ganz ſchattenhaft iſt das Leben doch nicht, denn es hat ja eine himmliſche Beſtimmung

— und die iſt etwas Weſenhaftes, Bleibendes!“ erwiderte Euphroſyne ſanft. „Betrachte nur einmal genau den ſtillen Amandus, der gewiß nach der Seite der Irdiſchkeit hin ſo gering iſt, wie man nur ſein kann: Ein Sohn der Sünde, das Kind einer unglücklichen Mutter, die ihn verwahrloſte und eines noch viel unglücklicheren Vaters, der ihn verläugnete und verſtieß: — Du hörſt, Emanuel, was ich Unglück nenne! — ſo geriet er auf böſe Wege, fiel in Verbrechen, fand ſeine Erziehung im Korrektionshauſe, kam endlich durch Gottes ewige Barmherzigkeit vor vielen Jahren hieher zu Pater Smaragd — und wurde der arme Diener des armen Ordensmannes. Das alles iſt ſo gering, daß die Welt es verachtet. Nun aber fiel in dieſe arme Seele zum erſtenmal der Strahl der heiligen Liebe und der Dieb, der Vagabonde, der entlaſſene Sträfling bekehrt ſich und wird ein friedlicher, treuer, ſtiller Amandus, der ſeit mehr als vierzig Jahren ganz verſenkt in ſüße Chriſtusliebe und fromme Nächſtenliebe lebt. Findeſt Du nun, Emanuel, daß Amandus und daß Pater Smaragd, der das Werkzeug dieſer Bekehrung war, ein ſchattenhaftes Leben haben?“

„Du ſiehſt immer die Dinge wie von Oben herab an,“ entgegnete Emanuel: „dann kann ich nicht mit Dir ſtreiten. Aber das, um was es ſich handelt im Leben, das, wohin das ganze Leben ringt und ſtrebt, das Glück . . . das iſt ſchattenhaft; und erreicht man nicht dies eine große, vorwiegende, alles beherrſchende Ziel: ſo ſag' ich nochmals: das Leben iſt miſerabel und nicht unſerer ſchrecklichen Anſtrengungen wert.“

„Es kommt nur darauf an, was man Glück nennt.“

„O, liebe Euphroſyne, nur keine ſublime Definition! Glück iſt — glücklich ſein! und weil ich das gern werden möchte . . . bin ich heute hier. Vielleicht iſt es unpaſſend, dies mit der Todesbotſchaft zu verbinden, aber heute bin ich mit Dir allein, kann ungeſtört mit Dir reden, kann Dir das ſagen, was ich in dieſem Augenblick an niemand ſagen mag: ich liebe Grazia! ich liebte ſie immer! Du weißt es! Vor vier und einem halben Jahr zog ſie mir Adrian vor. Ein anderer wäre dadurch verletzt worden . . . ich war es auch! ich will's nicht leugnen! Aber ſie iſt frei . . . ich liebe ſie mehr, denn je . . . alſo gib mir eine Hoffnung, die ich jetzt noch nicht von ihr erbitten kann — nur Hoffnung!“

„Ich kann es nicht,“ ſagte Euphroſyne traurig.

„Du willſt es nicht!“ rief Emanuel — „weil ich nicht Katholik bin.“

„Daran dachte ich um ſo weniger, als ich die Hoffnung habe, daß Du es wirſt. Aber Grazia gib auf.“

ren und Treppen gemacht; und Alles, aus- und inwendig, iſt wol erhalten! nie hat eines Feindes Fuß Venedigs Piazza betreten, noch eines Feindes Hand ſich rache- und zerſtörungswüthig gegen ſeine Monumente erhoben! Da fehlt kein freiſchwebender Schnörkel, keine Naſenſpitze, kein kleiner Finger! Alt und ewigjung, ſteinern und ſeltſamlebendig, in friedlicher Verzauberung ſteht Alles da. Auch noch die drei Maſtbäume ſtehen da auf ihren ſchönen Bronce-Piedeſtals, von denen einſt die Banner wehten, die Venedigs Herrſchaft über Morea, Candia und Cypern bezeichneten; aber die Banner wehen nicht luſtig mehr, wenn der Seewind über die Piazzetta ſtreift: ſie ſind herabgefallen wie welke Blätter. St. Marks geflügelter Löwe war Venedigs Palladium in der Fremde; St. Marks Kirche Venedigs heilige Stätte in der Heimat: vor deren Portal erheben ſich jene drei Maſtbäume, nicht vor dem Dogenpalaſt; über deren Portal ſtehen jene vier herrlichen Broncepferde, die aus Athen ſtammen ſollen — nicht über dem Dogenpalaſt. Der war das Haus der Staatsverwaltung: da wohnte der Doge, da verſammelte ſich die Signoria, da waren die Gefängniſſe. Die unterirdiſchen Gefängniſſe kann man nicht mehr ſehen, ſie ſind voll Waſſer, weil man ſie nicht erhält. Auch zu der Seufzerbrücke, welche aus

„Ah!“ rief er zürnend aufſpringend: „dann gib auch Du meine Bekehrung, meine Seele auf.“

„Iſt denn Grazia . . . Dein Gott?“ fragte ſie ernſt.

„O Du weißt nicht, was Grazia für mich iſt!“ ſagte er beſänftigt.

„Was ſie auch ſei — gib ſie auf, Emanuel.“

„Wie Du das dekretierſt!“ ſagte er lächelnd. „Sieh, heute früh eröffneten unſere Eltern mir ihren Wunſch, ich möchte mich verheiraten, mich in Crohnenberg niederlaſſen; und gerade als ich ihnen auseinanderſetzte, was ich begehre, um den Bund der Ehe zu ſchließen, gerade da trat Marſchner mit der Todesnachricht ein. Es traf mich wie ein Blitz — Gott will es.“

„Du biſt allzu haſtig, lieber Emanuel.“

„Aber ſiehſt Du denn nicht,“ rief er, „daß Grazia jetzt der Gegenſtand von tauſend Bewerbungen ſein wird. O wie viel Männer werden ſich um die ſchöne, reiche Witwe den Rang ablaufen wollen! Ich will mich nur unter Deinen Schutz ſtellen. Du biſt nicht bloß die Mutter — ſondern auch die vertrauteſte Freundin Deiner Tochter. Du kannſt ihr jederzeit ſagen, was ich jetzt noch nicht ſagen kann . . . und doch ſagen möchte . . .“ —

„Emanuel, wenn ich Dir die Verſicherung gebe, daß Grazia fortan unvermählt leben und ſterben wird . . .“ —

„So glaub' ich es nicht!" unterbrach er ſie; „Du haſt vielleicht andere Pläne mit ihr. Eine glänzendere Partie könnte Grazia machen — auch beanſpruchen; denn ich bin nichts und habe nichts . . . allein ich liebe ſie! Und wenn Du auch vergeſſen haſt oder nicht verſtehen willſt, was das iſt: lieben — ſie wird es vielleicht verſtehen."

„Wenn Du das glaubſt, ſo rede ſpäter mit ihr; aber ſei verſichert, daß Du Dir und ihr nur peinliche Beunruhigung bereiteſt."

„Ich glaube alles, was Du ſagſt, Euphroſyne, nur das nicht! Grazia wird über meine Zukunft entſcheiden. Mit ihr — gehe ich aufwärts; ohne ſie — abwärts."

„Emanuel! ſpricht ſo ein Mann? Gibt es nichts Höheres auf Erden, als das Lächeln eines Weibes? Der Mann ſoll die Stütze, der Ratgeber der Frau ſein — nicht umgekehrt."

„Ja, in allem, was die vernünftig-praktiſche Richtung betrifft; aber die ideale Richtung, den Schwung der Empfindung, die Feinheit und Tiefe des Gefühls, das intuitive Verſtändnis alles Guten, Schönen und Großen, die Zartheit und den Adel aller höheren Beziehungen: dieſe Richtung ſoll die Frau vertreten und pflegen. Und ſie kann es; — denn ſie ſteht ferner vom großen Tummelplatz des Lebens, auf welchem die niederen Intereſſen vorherrſchen — und deshalb ferner von der

Gemeinheit als der Mann. Ich ſage nicht, daß alle Frauen in dieſer Richtung ſich bewegen; — ach Gott, die allerwenigſten tun es nur! Aber eben deswegen ſag' ich mit voller Überzeugung: mit Grazia gehe ich aufwärts, denn ſie iſt eine Erzengelnatur: ſie iſt ſtark und ſie iſt rein — und vielleicht hängen dieſe beiden Eigenſchaften enger zuſammen, als es der oberflächlichen Betrachtung ſcheint."

„Wir wollen hoffen, daß Du eine andere Grazia finden werdeſt," ſagte Euphroſyne bewegt: „denn der Wunſch unſerer Eltern iſt ganz gerechtfertigt und das arme, vernachläſſigte Crohnenberg möchte wohl einmal einen Herrn und ein Familienleben ſehen. So erfüllſt Du nach allen Seiten hin fremde Wünſche und eigene Pflichten — und das gewährt auf die Dauer viel mehr Glück, als einer chimäriſchen Leidenſchaft nachzujagen."

„Grazia hat doch nicht etwa Kloſtergedanken?" fragte Emanuel plötzlich.

„Durchaus nicht!" ſagte Euphroſyne.

„Nun, dann wollen wir ſehen, ob ich einer Chimäre nachjage!" rief er: „Grazia wird dem nicht widerſtehen können, was ich im Herzen habe."

„Rege Dich nur nicht ſo ſehr auf, mein armer Emanuel! Du könnteſt wieder, wie vor Jahren, in ich weiß nicht was für einen Gegenſatz ſtürzen, der mit einer ernſten Liebe doch nicht zu vereinbaren iſt. Überhaupt muß ich geſtehen, daß ich nicht faſſe, wie Du von Grazia den Antrieb zu höheren Dingen verlangen — und ihn doch ſo wenig befolgen magſt.“

„Das kommt daher, weil mein Herz nicht ruhig iſt; es ſucht und ſucht ... und findet nicht. Hat es einmal ſeine Ruhe gefunden, ſo werde ich ganz gewiß an meine Seele denken — wie Grazia ſich ausdrückt.“

„Gerade umgekehrt ſollteſt Du es machen! zuerſt ſollteſt Du daran denken, Deiner Seele den höchſten Schatz, der zugleich ihre heiligſte Berechtigung iſt: die Erkenntnis der ewigen Wahrheit zu erwerben; dann würde auch Dein Herz ſeine Ruhe finden; denn es iſt unruhig, weil es in den Feſſeln ſeiner Leidenſchaften liegt. Die Wahrheit aber macht es frei, indem ſie dieſe Ketten ſprengt.“

„Sind denn die Katholiken lauter leidenſchaftsloſe Engel?“ rief er aufgeregt und empfindlich.

„Sie ſind es nicht ... und ſollen es auch nicht ſein. Aber der wahre Katholik — und wenn Du das lieber hörſt: der wahre Chriſt — ſoll ein kämpfender Menſch ſein.“

„Ah bah! Liebſte Schweſter, nichts iſt unfruchtbarer, als der Kampf gegen die Leidenſchaften!“

„Haſt Du ihn ſchon verſucht?“

Emanuel verſtummte. Sie fuhr fort:

„So reden nur die, welche ihn nicht verſucht — oder wenigſtens nicht mit den rechten Waffen verſucht haben. Es liegen gerade auf keinem Kampf ſo große Gnaden, als auf dem gegen unſere eigenen Leidenſchaften.“

„Stille Seele, was weißt Du davon?“

„Davon weiß jedes Menſchenherz, lieber Emanuel; denn wir alle ſind eben keine Engel. Aber im großen Maßſtab wiſſen wir es durch das Leben der Heiligen. Ihren Kämpfen und Triumphen nach außen gehen ihre Kämpfe und Siege nach innen vorher — oder zur Seite.“

„Ich wüßte gar nicht, weßhalb ich mich in ſolche Kämpfe begeben ſollte, mein Schweſterchen. Ich ſage Dir ja, daß ich verſchmachte vor Verlangen, glücklich zu ſein. Leidenſchaften ſind der Ausdruck dieſes Verlangens. Bin ich dereinſt am Ziel, habe ich mein Glück erreicht, hab' ich Grazia dem Schickſal abgerungen: ſo gibt es weiter nichts zu verlangen — und dann geht von ſelbſt die Leidenſchaft in ſelige Befriedigung über.“

„Lieber Emanuel, dieſe Theorie haſt Du erfunden, weil ſie Deiner Neigung und Stimmung eben zuſagt. In der Praxis iſt es anders — wenigſtens in der chriſtlichen, die denn auch freilich eine andere Theorie hat, denn ſie lehrt: die Leidenſchaften müßten durch den Willen gebändigt und durch die entgegengeſetzten Tugenden, unter dem Einfluß der

Gnade überwunden werden. Nie wirſt Du ſie bemeiſtern, wenn Du ihr Ende von äußeren Umſtänden und Ereigniſſen abhängig machen willſt; wenn Du ſie als etwas betrachteſt, das die natürliche Folge einer Entbehrung iſt. Dieſe Theorie iſt verderbt und lügneriſch, wird aber heutzutage von Humanitätspredigern mit dem größten Eifer verbreitet. Sie rufen: Der Menſch ſtiehlt; — ja! aber er tut es nur, weil er arm iſt. Gebt ihm Geld, gebt ihm Brot — und er ſtiehlt nicht mehr. — Darauf antworten wir: Weit gefehlt! nicht Geld und Brot wird dieſer Dieb in Zukunft ſtehlen, aber des Nächſten Ehre und guten Namen, aber des Nächſten Weib — denn die Gelüſte der verderbten Natur ſind unerſättlich und wechſelnd."

„Du haſt mir ſo eben in Amandus ein Beiſpiel gegeben, das Deiner jetzigen Behauptung widerſpricht. Er iſt elend . . . und ſtiehlt; — ſein Elend hört auf und er ſtiehlt nicht mehr und wird ein braver Menſch."

„Ja, denn ſein Elend hört auf, indem er das ſiebente Gebot: Du ſollſt nicht ſtehlen — kennen und beherzigen lernt; — alſo indem er in den Boden einer poſitiven Religion verſetzt und erzogen wird, welche ihm die Mittel an die Hand gibt, ſeinen böſen Hang zu bekämpfen. Und da zwiſchen allen Tugenden ein geheimnisvoller Zuſammenhang iſt — nämlich der, daß ſie ſämtlich

Blüten der Gnade ſind: ſo iſt er nach und nach einer frömmſten und opferwilligſten Menſchen geworden. Ebenſo beſteht auch zwiſchen den Untugenden ein Zuſammenhang, den ihr Urſprung aus der Sünde ſtiftet; — und hätte man ſich damit begnügt, Amandus mit Brod und Geld zu verſehen, ohne ſeine böſe Neigung durch die Religion zu bekämpfen: ſo wäre er — vielleicht auf einer anderen Stufe das geblieben, was er war: ein unglücklicher, laſterhafter Menſch."

„Zufolge Deiner Theorie vom Einfluß der zehn Gebote und überhaupt des poſitiven Chriſtentums auf die Leidenſchaften" — rief Emanuel höchſt beleidigt — „ſcheinſt Du es gar nicht für unmöglich zu halten, daß auch ich es noch zum Stehlen und Rauben bringen könnte."

„Ich habe im allgemeinen geſprochen," ſagte Euphroſyne ſanft; — „und nehme nichts zurück. Im Gegenteil! Wenn Deine Theorie, daß die Leidenſchaft befriedigt werden müſſe, um aufzuhören, bei einem Menſchen die Oberhand hat: ſo ſehe ich durchaus nicht ein, was ihn von irgend einem Verbrechen, zu dem die Leidenſchaft ihn drängt, zurückhalten ſollte. Und was insbeſondere das Stehlen betrifft: ſo habe ich vorhin ſchon geſagt, daß es noch andere Dinge zu ſtehlen gibt, als gerade Geld."

Wieder verſtummte Emanuel einen Augenblick; dann rief er:

„Aber das macht doch einen enormen Unterſchied. Man bleibt ein Gentleman und wird kein gemeiner Verbrecher."

„Für die Welt macht es einen Unterſchied," ſagte Euphroſyne kalt: „Gott ſieht es anders an. Gott läßt die große Welterfindung eines Gentleman, hinter dem ſich ſo viel Gemeines und Verbrecheriſches verbirgt — nicht gelten. Aber auch dies wirſt Du nicht begreifen, da Du von einer poſitiven Religion, die eine poſitive Sittenlehre hat, nichts hören willſt."

„Mein Gott!" rief Emanuel ablenkend, „wohin ſind wir geraten! ich ſprach von Grazia und meiner Liebe — und jetzt ſind wir . . ." —

„Bei dem Glauben, Emanuel! denn Glaube und Liebe dürfen nicht getrennt werden, wenn jener nicht tot und dieſe nicht vergänglich ſein ſoll."

„Und ſo bin ich denn umſonſt gekommen," ſagte er traurig.

„Nein!" rief ſie mit all ihrer Zärtlichkeit: „ich danke Dir, daß Du mir die Nachricht vom Tode meines armen Adrian gebracht haſt. Solch ein Telegramm iſt mir immer wie ein Dolchſtoß. Überdas kannſt Du mir Deinen Rat in einer Sache geben, die ſich leicht zum Prozeß ausſpinnen dürfte — und den wünſche ich zu vermeiden."

Sie ging auf Geſchäfte über und Emanuel fand keine Möglichkeit, das erſte Geſpräch wieder anzuknüpfen, da Euphroſyne eine Menge von Anordnungen wegen Adrians Beiſetzung zu machen hatte. Am andern Morgen fuhr ſie mit Emanuel nach Baden.

„An einem Sarge trennten wir uns und an einem Sarge ſehen wir uns wieder,“ ſagte Grazia, indem ſie ihre Mutter zu Adrians entſeelter Hülle führte, welcher der Tod alle Spuren der Krankheit genommen und dafür die ernſte, harmoniſche Schönheit ſeiner erſten Jugend zurückgegeben hatte. Stiller Friede lag auf dem jungen, marmorbleichen Antlitz und ein Lächeln auf den Lippen, als ob die Seele unter freundlichen Eindrücken ihre Hülle verlaſſen habe — und die wunderbare Majeſtät des Todes überhauchte dieſe Hülle mit dem Abglanz einer höheren Welt, welche ſie dereinſt, verklärt, aufnehmen wird.

Euphroſyne und Grazia gingen am Nachmittag nach Kreuzbronn. Adrians Leiche folgte ihnen.

Die Rache.

Triſtan hatte einige Tage „geopfert", wie er es nannte, um das Haus und die Lebensgewohnheiten des Herrn von Clermont etwas zu ſtudieren — inſofern das von außen möglich war. Darauf gründete er denn einen Plan, deſſen Niedrigkeit der ſittlichen Verkommenheit entſprach, in die er tief und immer tiefer verſank. Während dieſer Tage hatte er zweimal bei Frau Hellmigs Magd nach dem Befinden ſeiner Mutter ſich erkundigt und die Antwort erhalten: der Arzt habe für jedermann ohne Ausnahme den Zutritt unterſagt, da die Kranke vor allem der Ruhe bedürfe; und Schweſter Benigna pflege ſie. Damit gab ſich Triſtan zufrieden. Er trug der Magd auf, ſeiner Mutter gelegentlich in ſeinem Namen zu ſagen, es würden bald beſſere Tage für ſie kommen.

Herr von Clermont hatte gefrühſtückt und langweilte ſich ganz entſetzlich. Wie ſollte er die Zeit hinbringen? was denken, tun, treiben? ſollte er zu ſeiner Frau gehen und ſie quälen? . . . aber um dem Dogenpalaſt in die Staatsgefängniſſe führt, gelangt man nicht ohne beſondre Erlaubniß, denn in letzterem Gebäude ſind Criminal-Gefangene.

Viele Häuſer aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, z. B. der Palaſt Foscari, ſind der Dogenpalaſt en miniature, ſtehen ebenſo Seegewächs-ähnlich über dem Waſſer wie er. Andere ſind aus noch früherer Zeit und der Markuskirche in der Ausſchmückung ähnlich: die Caſa Doro, der Palaſt Dario, und haben reiche Inkruſtirungen von Porphyr und Verde antico auf der äußern Façade. Klingt es nicht wirklich wie eine Beſchreibung aus Feenmärchen? Häuſer von Marmor mit Porphyr eingelegt!

Der Markusplatz iſt auf drei Seiten von den Prokuratien eingefaßt, Gebäude welche ehedem von den Procuratoren von St. Mark — Großwürdenträger der Republik — bewohnt waren. Jetzt gehören zwei Seiten zur königlichen Reſidenz, und die dritte iſt in Privatwohnungen zertheilt. Jede Seite hat aber ihre eigene Façade, ſo daß vier große Gebäude den Markusplatz umgeben: die Kirche und drei Paläſte. Das untere Stockwerk derſelben iſt mit regelmäßigen, hohen Arkaden umgeben, wo nichts zu finden iſt, als Kaffeehäuſer und Magazine, beſonders viel Goldarbeiter. Abends unter dieſen Arkaden zu gehen, wenn's in und dieſe Stunde war ſie im Bade. Da nahm er ſeinen kleinen Wachtelhund bei den ſeinen langhaarigen Ohren und zauſte ihn dermaßen, daß das arme Tierchen winſelte und ihn mit guten, klugen Augen ganz erbärmlich anſah. Verfl— Beſtie! geduldig wie meine Frau! rief er und ſchleuderte das Tierchen mit dem Fuß ans andere Ende des Zimmers, wo es ſich mit kläglichem Geheul hinter ein Sofa verkroch. Ein Diener trat ein und meldete den Herrn Triſtan, einen Künſtler.

„Was für ein Künſtler?“

„Das hat er nicht geſagt,“ entgegnete der Diener verlegen.

„So fragt man, Dummkopf! Wird Er das nie begreifen? wird Er immer in ſtupider Untauglichkeit verbleiben? — Fort! mir aus den Augen! . . . Nehm' Er Mylord mit und führe Er ihn ſpazieren: eine Stunde und drei Minuten; — marſch!“

„Zu Befehl . . . . halten zu Gnaden . . . . es iſt niemand im Vorzimmer . . John iſt mit der Frau Marquiſe ausgefahren!“ ſtotterte der Diener.

„Nehm' Er Mylord und führe Er ihn eine Stunde und drei Minuten ſpazieren — ſag' ich! Ob ein Strohkopf wie Er im Vorzimmer ſitzt oder niemand — das kommt auf dasſelbe heraus.“

Zitternd zog der Diener den zitternden Mylord aus ſeinem Verſteck hervor, ſchob ſich mit dem winſelnden Hündchen auf dem Arm an der Wand fort.

und zur Türe hinaus und ließ mit dem Ausdruck tiefſter Beſchämung Triſtan eintreten; — denn dieſer mußte jedes Wort des Marquis vernommen haben. Triſtan aber war nicht wenig froh, ſie vernommen zu haben und trat mit großer Zuverſicht bei dem Marquis ein.

Herr von Clermont lag langausgeſtreckt in einem tiefen Lehnſtuhl, hob den Kopf etwas auf, fixierte Triſtan und ſagte in einer unausſprechlich inſolenten Weiſe:

„Künſtler?“ — Man konnte dieſem Ton deutlich die Frage „Bettler?“ anmerken.

„Zu dienen,“ ſagte Triſtan mit einer tiefen Verbeugung.

„Komödiant? Tänzer? was?“

„Bildender Künſtler.“

„Bildende Kunſt, wenn nicht erſter Ordnung, iſt Töpferarbeit, Gypsbäckerei.“

„Das ſag' ich auch, Herr Marquis.“

„Nun? Ihre Proben . . . . Ihre Arbeiten? Soll ich etwas kaufen, ſo muß ich es ſehen.“

„Nichts kaufen, Herr Marquis! nur mich gefälligſt in den Stand ſetzen, mit meinen Studien fortzufahren.“

„Schade, daß Sie keine Proben dieſer Studien bei ſich haben! Entſpricht Ihr Talent Ihrer Frechheit, ſo iſt es groß.“

„Ein Stück hab' ich bei mir.“

„So zeigen Sie es, ins — Kuckucks Namen! ich habe keine Zeit zu verlieren!“

„Ich ſage Ihnen, Herr Marquis, daß ich nicht wegen eines unbedeutenden Handels zu Ihnen gekommen bin.“

„Sondern?“

„Sondern deswegen — weil Sie mein Schuldner ſind.“

„Sind Sie bei Sinnen?“ fragte der Marquis, indem er ſich langſam aufrichtete.

„O ich bitte, behalten Sie Ihren Platz! er iſt bequem, um das zu hören, was ich Ew. Gnaden mitzuteilen habe,“ ſagte Triſtan ironiſch und pflanzte ſich vor dem Marquis auf.

„Ich bin wahrhaftig höchſt geſpannt darauf,“ ſagte der Marquis mit apathiſcher Gleichgültigkeit ſich zurücklehnend, obſchon er heimlich dachte, es ſei unangenehm, daß kein Diener im Vorzimmer ſei; denn er glaubte einen Geiſteskranken vor ſich zu haben und deshalb behielt er ihn immer im Auge, ohne die mindeſte Unruhe zu verraten. Triſtan ſagte mit namenloſer Frechheit:

„Alſo, mein Herr Marquis von Clermont, Sie haben mir meinen Vater geraubt.“

„Ah . . . wirklich? Habe ich ihn geſtohlen?“

„Das nicht — aber beſtohlen! Sein Glück, ſeine Ehre, ſeine Familie haben Sie ihm geraubt und ihn dadurch veranlaßt, ſich von ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu trennen, die — während er in die weite Welt ging und verſchollen iſt — allmählich ins tiefſte Elend geſunken ſind.“

Hollah, dachte der Marquis im Stillen, die Sache nimmt eine andere Wendung! vorſichtig aufgepaßt! Laut ſagte er:

„Mein beſter Herr! ſolche Behauptungen beweiſen erſtens gar nichts. Wenn Sie aber auch zweitens irgend einen Vorfall bewieſen, ſo werden Sie wohl die Welt genug kennen, um zu wiſſen, daß dergleichen Begebenheiten zu alltäglich ſind, um irgend einen Eindruck zu machen und daß es am wenigſten die Sache des Sohnes iſt, ſie aus der Vergeſſenheit an's Licht zu bringen.“

„Es kommt darauf an, in welcher Abſicht man es tut! ich will meine Eltern rächen.“

„Ah, wirklich? Nun das iſt aufrichtig geſprochen. Ich bitte, wer waren Ihre lieben Eltern?“

„Mein Vater hieß William Saint-Clair,“ ſagte Triſtan, beinahe aus der Faſſung gebracht durch eine Frechheit, welche die ſeine übertraf.

„Ah, Herr William Saint-Clair! richtig! ein geſchickter Maler! . . . und Madame Saint-Clair ungemein talentvoll! In Rom kannte ich ſie und erinnere mich jetzt dunkel, daß Herr Saint-Clair Rom früher verließ, um in Paris zu arbeiten. Aber ich bitte, wenn das in Folge eines ehelichen

Zwiſtes geſchehen ſein ſollte — was niemand behaupten kann! — was geht das mich an?“

„Ich ſagte es Ihnen.“

„Und ich lehne es ab.“

Triſtan knirſchte vor Wut. Er hatte ſeinen Plan nach ſeiner Leidenſchaftlichkeit entworfen, ohne Clermont in Anſchlag zu bringen, auf deſſen Kaltblütigkeit er nicht gerechnet hatte. Ein heftiger Wortwechſel war hiemit unmöglich. Er ſagte finſter:

„Sie wünſchen eine Probe meiner Arbeit zu ſehen?“

„Nun ja! und ich will ſie kaufen um jeden Preis — denn darauf wird die ganze „Rache“ wohl abgeſehen ſein.“

Triſtan zitterte vor Zorn und Scham, ſich ſo erraten zu ſehen. Er ſprang zwei Schritte zurück und rief mit wildfunkelnden Augen:

„Es iſt ein Dolch, Herr Marquis! und ich fordere fünfundzwanzigtauſend Franken.“

„Ah bah!“ erwiderte Clermont im Ton nachläſſiger Verachtung.

„Fünfundzwanzigtauſend Franken!“ wiederholte Triſtan ingrimmig, zog das Stilett hervor und ließ es vor Clermonts Augen blitzen.

„Sie halten es zu hoch: ich kann die ſchöne Arbeit nicht bewundern,“ verſetzte eifig der Marquis.

„Genug der Phraſen!“ rief Triſtan außer ſich. „Das Geld will ich.“

„Aber Sie ſind ja lächerlich mit Ihrer Forderung.“

„Ich will das Geld . . . und Sie ſehen, daß es in meiner Macht ſteht, Sie zu zwingen. Das Stilett iſt der Schlüſſel zu Ihrer Kaſſe.“

„Ich habe keine ſolche Summe in meiner Kaſſe.“

„Das dachte ich mir. Aber Sie werden hier einen Banquier haben, und deshalb bitte ich Sie, dies Papier mit Ihrer Unterſchrift und Ihrem Siegel zu verſehen.“

„Darf ich dies Dokument leſen?“ fragte der Marquis ironiſch.

Triſtan zog aus ſeiner Bruſttaſche zwei Papiere, entfaltete ſie, ſteckte das eine wieder ein und gab das andere dem Marquis, der ihn ſcharf beobachtete und in ſeiner lakoniſchen Art fragte:

„In duplo?“

„Nein,“ ſagte Triſtan: „dies andere Papier war für den Fall aufgeſetzt, daß Sie das Geld in Ihrer Kaſſe hätten.“

„Bravo! da iſt ja höchſt umſichtig für alles geſorgt. Nun, wie lautet denn mein Dokument?“ — Er entfaltete es und las:

„Ich, Endesunterſchriebener, weiſe den Banquier N. N. an, dem Herrn Triſtan Saint-Clair, Bildhauer, auf der Stelle die Summe von fünfundzwanzig tauſend Franken auszuzahlen, die ich ihm aus großem Intereſſe für ſeine Kunſt ſchenke.“ — Und Sie bilden Sich wirklich ein, daß ich die Narrheit haben werde, dieſe Brandſchatzung mir ſelbſt aufzulegen?“ fügte er hinzu.

„Gewiß, Herr Marquis; dafür bürgt mir mein Stilett,“ erwiderte Triſtan mit einer lebhaften Handbewegung: „und zwar ſogleich . . . damit nicht etwa Mylords Promenade von einer Stunde und drei Minuten früher als unſer Geſchäft beendigt ſei.“

Langſam erhob ſich der Marquis. Auch ſein Plan war gemacht. Er verſuchte einen Schritt gegen die Tür zu tun; aber Triſtan ließ es nicht zu; dann machte er eine raſche Bewegung nach dem Fenſter; aber mit einem Satz ſprang Triſtan dazwiſchen und ſagte:

„Ich bitte Euer Gnaden, meine Langmut nicht zu ermüden, Sich ſofort an den Schreibtiſch zu ſetzen und die Zartheit anzuerkennen, mit der ich dies Dokument als eine freiwillige Schenkung ausgeſtellt habe.“

„Hätten Sie es etwa als einen Erſatz für die beſchädigte Familienehre ausſtellen wollen?“ fragte der Marquis mit ſchneidender Verachtung.

„Nein! aber als eine alte Schuld,“ entgegnete Triſtan frech.

Schweigend ſetzte ſich der Marquis an den Schreibtiſch, unterſchrieb ſeinen Namen und unterſiegelte mit ſeinem Wappen, während Triſtan mit dem Stilett Wache neben ihm hielt und jeden Federzug genau beobachtete. Dann ſtand der Marquis auf, gab das Papier an Triſtan und ſagte:

Der Dolch iſt jetzt mein."

„Doch nicht, Herr Marquis! Vorzeigen kann ich ihn, aber nicht verkaufen. Er gehört meinem intimen Freund, dem Grafen Emanuel Meerhaim."

„Wahrſcheinlich iſt der Graf Meerhaim gerade ſo Ihr Freund, wie ich Ihnen eine Schenkung von fünfundzwanzig tauſend Franken mache," ſagte der Marquis mit unbeſchreiblichem Hohn.

„Herr Marquis, ich will Ihre koſtbare Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen. Ich habe Ihre Schenkung verbrieft und verſiegelt — und ſomit habe ich die Ehre, mich Euer Gnaden zu empfehlen."

Und mit einer tiefen Verbeugung verſchwand Triſtan. Im Vorzimmer war niemand; allein auf der Treppe begegnete er der Marquiſe, die von zwei Dienern heraufgetragen wurde. Höflich grüßend ging er an ihr vorüber und dann eiligen Schrittes zu Clermonts Banquier.

Als der Marquis Bewegung im Vorzimmer hörte, ſchellte er und ſagte zu dem eintretenden John:

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Der Wagen ſoll warten. — Ankleiden! raſch!"

Mit ungewohnter Schnelligkeit machte er ſeine Toilette, fuhr zum Polizeidirektor und teilte dem die ganze Begebenheit mit.

„Ich unterſchrieb, ich wagte mein Geld, damit man dieſen jungen, frechen Gauner, der den Leuten, mit einem Dolch in der Hand, auf's Zimmer rückt und ihre Unterſchrift erpreßt — gehörig beim Kragen nehmen und auf's Zuchthaus ſpedieren könne. Ich hätte mich vielleicht gegen ihn wehren und das Papier nicht unterſchreiben können; aber dann wäre ſeine Gaunerei nicht ſo reif geweſen, wie jetzt, wo ich einen Eid darauf ablegen kann, daß meine Unterſchrift erpreßt war."

Der Polizeidirektor ließ ſogleich einige ſeiner Untergebenen kommen und fragte ſie, ob ſie einen jungen Gauner Namens Triſtan Saint-Clair kennten. Sie erwiderten: Nicht als Gauner, aber als Spieler und als ein Menſch von wüſtem Wandel. Und ob ſie ihn zu finden wüßten? — O ſehr leicht.

In Folge dieſes Geſpräches wurde Triſtan in dem Augenblick feſtgenommen, als er die Schwelle des Spielſaals betrat. Man fand alles, was der Marquis angegeben hatte, bei ihm: Fünfundzwanzig tauſend Franken, den Dolch in einer Scheide von ſchwarzem Sammt und in der Bruſttaſche das zweite Papier mit der eventuellen Schenkung aus der Kaſſe. Triſtan äußerte ſich höchſt beleidigt, das Geld gehöre ihm, ſei ihm geſchenkt; ein Dokument in den Händen des Banquiers N. beweiſe es. Alles umſonſt. Man führte ihn fort. Draußen hielt ein Wagen. Der Marquis ſaß darin und wartete. Als Triſtan erſchien, bog er ſich aus dem Schlage, ſagte zu deſſen Begleitern:

„Ganz richtig, das iſt der Gauner!“ und fuhr von dannen.

Triſtan hub drohend die geballte Fauſt wider ihn auf und ſagte zähneknirſchend:

„Der Schurke! — Aber ich habe doch ſeine Unterſchrift und ſein Siegel, die er nimmermehr verleugnen kann.“

Das Urſperg'ſche Haus war verödet, Adrian tot, Grazia fort; — und in Folge davon war es auch im Meerhaim'ſchen Hauſe ſehr ſtill, ſo lange die erſte tiefe Trauer währte. Die Gräfin benutzte das, um täglich mit Emanuel lange Geſpräche zu führen über die Pflicht, die Zeit nicht zu vergeuden, ſondern möglichſt bald den Entſchluß zu faſſen, zu dem ſeine Eltern ihn drängten. Nach Frauenart dachte ſie, durch vieles Reden ihn zu überzeugen. Er blieb bei ſeinem früheren Ausſpruch: er wolle lieben und geliebt werden — und dann heiraten.

„Nun, ſo ſchau' Dich um,“ ſagte die Gräfin; „es vor den Kaffeehäuſern von Menſchen wimmelt, wenn all die Magazine erleuchtet ſind, wenn die öſtreichiſche Regimentsmuſik auf dem Platz ſpielt, Märſche, Ouvertüren, Walzer, vorgetragen mit deutſcher Präziſion, von der ein italieniſches Orcheſter ſich nichts träumen läßt — das amüſirt mich! Dazwiſchen klimpern Guitarrenmädchen und dergleichen Künſtler, bieten wandernde Handelsleute Schwefelhölzchen, Zahnſtocher, Orangen, Backwerk, aus ihrem ambulanten Pfennigmagazin an, ſchreien Ausrufer ſich heiſer um ins Cosmorama, oder in die Theater von San Benedetto und Apollo zu locken, und Billets und Libretti zu verkaufen. Täglich macht mir das Spaß! doch deſtoweniger goutire ich das italieniſche Vergnügen der Oper. Sie iſt allzu ſchlecht. Freilich iſt die Fenice geſchloſſen, und ihre Sänger in alle vier Winde verſtreut. Die Aufführung von Donizettis langweiligem Marin Faliero, nach Gott weiß welcher nüchternen Dichtung, war in S. Benedetto unter aller Kritik! — Aber ein ſchöner Saal, fünf Reihen Logen, Vergoldung und Malerei, elegant wie in Deutſchland kein Theater erſten Ranges! — —

Keine Stadt hat mir beſſer gefallen als Venedig, und von keiner hab ich weniger geſagt. Ich hatte hier nicht Zeit genug; ich mußte ſo ſehr viel — nichts braucht ja nicht in Baden zu ſein. Dir ſteht Deutſchland offen."

„Richtig! Deutſchland!" rief Emanuel lachend: „das einige uneinige Deutſchland — wir einigen es zu unſerm Zweck."

Gegen Abend brachte ein Diener der Gräfin ein Billet. Sie fand nur die zwei Worte:

Auf Wiederſehen, teure Mutter. Emanuel.

„Er iſt fort! er iſt fort, liebes Kind!" frohlockte die Gräfin und umarmte Stella, die ihr eben vorlas.

„Wer? Graf Emanuel?" fragte Stella ahnungsvoll.

„Fort iſt Emanuel .... auf die Brautſchau! das muß ich gleich ſeinem Vater erzählen."

Eiligſt verließ die Gräfin ihr Kabinet, ſo daß Stella, ihre Kraft zuſammenraffend, nach ihrem Zimmer flüchten konnte. Da ſank ſie betäubt auf ein Sopha und wünſchte zu ſterben. Sie erſchien nicht zur Theeſtunde und ließ ſich entſchuldigen mit dem Ausbruch einer heftigen Grippe.

„Seit Adrians Tod iſt ſie verändert," ſagte die Gräfin: „dies Ereignis, der Anblick eines Sterbenden, einer Leiche, ſcheint ihre Nerven heftig erſchüttert zu haben."

„Ich habe wohl bemerkt, daß ſie in der letzten Zeit ſowohl ihre friſche Farbe als ihre Munterkeit etwas verloren hatte," ſagte der Graf: „allein mit

Adrians Tod brachte ich das nicht in Zuſammenhang."

„Und womit ſonſt?"

„Mit nichts, lieber Schatz! Junge Mädchen haben zuweilen Launen. Die wirken auf den Humor — und der Humor auf das körperliche Befinden. Das geht vorüber."

Dies friedliche Geſpräch erlitt eine ſehr unerwartete Störung, indem eine Gerichtsperſon, die den Grafen Emanuel zu ſprechen verlange, gemeldet wurde.

„Nach meinem Zimmer!" ſagte der Graf, während die Gräfin zitternd rief:

„Gott im Himmel! ſollte er zu einer geheimen Geſellſchaft gehören . . . . mit revolutionären Tendenzen und Umtrieben?" . . . — —

„Kind!" ſagte der Graf, indem er den Salon verließ, „auf geheime Geſellſchaften fahndet in unſerer Zeit kein Menſch! die ſind mit ihren revolutionären Umtrieben ſicher wie in Abrahams Schoß."

Die Gerichtsperſon legte den Dolch vor und fragte, ob der Graf ihn als Eigentum ſeines Sohns erkenne — was alsbald geſchah; und ob Graf Emanuel dieſen Dolch einem gewiſſen Triſtan Saint-Clair geſchenkt habe?

„Schwerlich!" rief der Graf; — „das iſt ein inſolenter Patron, ein Spieler, ein Bettler! Doch genauen Beſcheid kann ich darüber nicht geben und mein Sohn iſt verreiſt. Hat man etwa dieſen Herrn Saint-Clair auf verbotenen Wegen ertappt? . . . es ſollte mich nicht wundern.“

„Er iſt gerichtlich eingezogen und das weitere wird ſich ergeben,“ ſagte der Herr und zog ſich zurück.

So war denn Triſtan in Haft, Emanuel verſchwunden, Stella in Verzweiflung, Richenza im Nervenfieber.

Schweſter Benigna hatte die Marquiſe de Clermont von ihrem ſo höchſt unerwarteten Zuſammentreffen mit ihrer Schwägerin — und von deren unglücklichen Lebensumſtänden in Kenntnis geſetzt, und gebeten, ſo lange Richenza's Krankheit dauere, ſie täglich ein paar Mal beſuchen zu dürfen. Gern gewährte die milde Marquiſe dieſe Bitte.

„O die Arme!“ ſagte ſie: „in welchem Seelenzuſtand mag ſie ſich befinden! und wie hilflos iſt ſie in dieſer Beziehung. Gewiß bedürfte ihr Gewiſſen ebenſo ſehr eines Arztes als ihr leiblicher Zuſtand. Nun, liebe Schweſter, wir wollen einſtweilen für den letzteren Sorge tragen. Nehmen Sie eine Wärterin, damit die arme, ſchwer kranke Frau in ihrem Dachſtübchen nicht ſo verlaſſen ſei.“

Schweſter Benigna wollte danken.

„Nein!“ unterbrach ſie die Marquiſe: „keinen Dank. Ich hab' ein ſo grenzenloſes Erbarmen mit allen Verlaſſenen — beſonders wenn ſie noch gar Gott verlaſſen haben — daß es mir das Herz erleichtert, etwas für ſie zu tun."

So wurde Richenza vortrefflich verpflegt. Von wem? durch wen — darüber war ſie ahnungslos, ſo lange das Fieber ihr die Beſinnung raubte. Aber nach neun Tagen ſtellte ſich das Bewußtſein allmählich wieder ein; nur das Gedächtnis noch nicht. Die ſchrecklichen Szenen, welche ihrer Krankheit vorhergingen, hatte ſie gänzlich vergeſſen, und für niemand äußerte ſie ein Zeichen des Erkennens. Nur zuweilen fragte ſie, indem ſie aus ihrer Apathie plötzlich auffuhr:

„Wo iſt Triſtan?" — aber die Wärterin wußte das nicht zu beantworten — und dann vergaß ſie ihre Frage.

„Haſt Du denn noch nichts von der Sache vernommen, die ganz Baden in Aufregung verſetzt, da Du mir noch immer kein Wort der Teilnahme äußerſt?" ſagte der Marquis zu ſeiner Frau.

„Da ich nicht unter Menſchen komme, weiß ich nicht, was in der Welt vorgeht," gab ſie mit ihrer unverwüſtlichen Sanftmut zur Antwort.

„In der Welt — das begreift ſich! Aber in Deinem Hauſe, unter Deinem Dach."

„Und was iſt da vorgefallen?"

„Ein Mordanfall auf mich."

Die arme Marquiſe ſank halb ohnmächtig zuſammen und war keines Wortes mächtig.

„Nun, ich lebe ja!" ſetzte er barſch hinzu.

„O mein Gott, Dank Deiner Barmherzigkeit!" ſagte ſie und faltete zitternd ihre kleinen Hände.

Daß ihr erſter Gedanke ein Gebet war, erfüllte ihn mit unausſprechlichem Ingrimm.

„Nicht Dein Gott — meine kaltblütige Klugheit hat mich beſchützt!" rief er laut lachend.

„Mein Gott iſt Dein Gott .... und ſeine Hand iſt über Dir und mir, lieber Dagobert ..." —

„Genug! genug! genug!" rief er, ſich die Ohren zuhaltend. „Ja! ein inſolentes Bürſchlein, ein Bildhauerlehrling, wagte das Attentat, mir mit dem Dolch in der Hand eine Geldſumme abzupreſſen. Aber er ſitzt gefangen und wird wohl nächſtens im Zuchthaus ſitzen .... dieſer Monſieur Saint-Clair!"

„Saint-Clair!" rief die Marquiſe mit neuem Entſetzen: „O die arme, arme Mutter!"

„Was weißt Du von der?"

„Nichts .... als daß ſie hilfsbedürftig iſt."

„Du unterſtützeſt alſo die Mutter eines Menſchen, der mich als Räuber und Mörder anfiel?"

„Ich unterſtütze eine kranke, verlaſſene Frau ... und dann, lieber Dagobert, ſind die Mütter auch nicht immer Schuld an der Bosheit oder den Miſſetaten ihrer Kinder."

„Das ſagſt Du, nicht wahr? um meine Mutter zu entſchuldigen,“ fragte er hämiſch.

„Deine liebe, vortreffliche Mutter bedarf keiner Entſchuldigung.“

„Nun! etwas mehr Ernſt und Entſchiedenheit in der Erziehung hätte nach meiner Meinung dem Sohn meiner Mutter nicht geſchadet. Doch jetzt iſt das zu ſpät! . . . — Ich erwarte alſo, daß Du Dich mit dieſer Madame Saint-Clair weiter nicht abgibſt.“

„Erwarte das nicht, lieber Dagobert! Das Gebot der heiligen Schrift: die linke Hand dürfe nicht wiſſen, was die rechte tut — findet hier ihre Anwendung.“

„Das alles ſtiftet Deine Donna Maligna an!“ rief er zürnend.

„Ihr Beruf iſt ja die Barmherzigkeit,“ ſagte ſie.

„Auf anderer Leute Koſten iſt das ſehr leicht!“ rief er immer wilder.

„Die Barmherzigkeit beſteht nicht darin, daß man fremder Not einiges Geld ſpendet, ſondern darin, daß man um der Wunden Jeſu willen ein Herz voll Erbarmen mit allen Leidenswunden des Nächſten habe — und die moraliſchen ſind nicht ſelten größer, als die materiellen.“

„Wenn Du predigſt, Dolores, biſt Du vollkommen unerträglich!“ brach er aus.

Dolores ſchwieg und lächelte. Sie antwortete nie, wenn Dagobert ſie beleidigte. Das war dieſem fürchterlich mit ſich ſelbſt zerfallenen Mann aber höchſt unangenehm. Böſe Geiſter ſpüren mit Widerwillen die Nähe der Engel. Dagobert wollte den Ingrimm gegen alles Gute — dieſen giftigen Bodenſatz, den die Sünde in jedem von ihr beherrſchten Herzen zurückläßt — gern gegen alle Menſchen und die ganze Welt — am liebſten aber gegen das unſchuldige Weſen auslaſſen, welches ein Bild der reinſten Güte war. Einer Frau voll Launen und Übermut, voll Eitelkeit und Eigenſinn, die ihm mit Stolz und Trotz begegnet wäre, hätte er das Leben nicht ſchwer gemacht, weil er ſich mit ihr im Gleichgewicht gefühlt hätte; aber die lieblichſte Tugend mußte er quälen.

Als die Marquiſe ſpäter mit der Schweſter Benigna allein war, fragte ſie angſtvoll, warum die Schweſter ſie nicht hiervon in Kenntnis geſetzt habe und wie ſich die Sache denn eigentlich verhalte, denn der Marquis hatte ihr keine ausführliche Auskunft geben wollen. Die Schweſter tat es, ganz zermalmt von Schmerz, den Sohn ihres Bruders als Verbrecher wieder gefunden zu haben.

„Was wird nun aus ihm!“ rief die Marquiſe: „das Leben kann man ihm nicht nehmen — das iſt gewiß. Vielleicht beſſert er ſich durch die Strafe und bekehrt ſich zu Gott.“

„Sich beſſern im Zuchthauſe . . . ach, gnädige Frau, das iſt ſchwer!“ ſeufzte Schweſter Benigna.

„Kann man ihn denn nicht retten? ihn nach Aſien oder Amerika ſchicken? . . . oder irgend wohin, wo es keine Spielhöllen gibt! Er iſt ja ſo jung, er kann ſich gewiß noch beſſern, wenn ihm die Verſuchung fern bleibt und ſeine Leidenſchaft aus Mangel an Nahrung und unter heilſamen Einflüſſen abſtirbt.“

Schweſter Benigna zuckte traurig die Achſeln. Die Gerechtigkeit mußte ihren Weg gehen.

Wie ein junges wildes Tier litt Triſtan ſeine Haft. Er hatte ſich hinter der Unterſchrift des Marquis in Sicherheit gewähnt und jetzt ſollte ſie, weil erzwungen, nicht gültig ſein! und obſchon man ihm das Geld, woran kein Kreuzer fehlte, abgenommen hatte, ſollte er dennoch zur Rechenſchaft gezogen werden und vielleicht ſeine Freiheit einbüßen. Ja, jetzt ſchon hatte er ſie verloren, während der Marquis reich und frei umherging. O daß ich ihn niedergeſtochen hätte! dann wüßte ich doch, warum ich hier ſitzen muß. Wozu nahm ich den Dolch mit? wollte ich mich nicht rächen? all' den Jammer rächen, den dieſer Menſch über uns gebracht hat? . . . Ja! — aber ans Leben wollte ich ihm nicht . . . nur ihn einſchüchtern, ihn demütigen, ihn beſiegen! — Es iſt mir nicht gelungen. Sogar, als er unterſchrieb, ſah er immer aus, als habe er mit ſeiner kalten Ironie das Spiel in der Hand. Und er hatte es! O das iſt um toll zu werden! — Aber man wird . . . man muß mich frei ſprechen! Niemand leidet durch mich, als ich ganz allein. Und dafür wollte man mich noch extra ſtrafen! — das wäre eine kurioſe Gerechtigkeit, das! — Frei muß ich werden . . . und bald! . . . Hier komm' ich um ohne Fortuna und Bacchus. O meine Götter, hab' ich euch nicht gehuldigt? O ſetzt doch für mich den Olymp in Bewegung . . . rettet mich . . .

Einmal fiel Triſtan voll unbändiger Wut über ſeinen Wächter her, packte ihn bei der Bruſt und ſchleuderte ihn dermaßen gegen die Wand, daß der Menſch, um Hilfe ſchreiend, zu Boden ſtürzte. Da erſchienen zwei andere Wächter, und als Triſtan Miene machte, auch ſie anzufallen, zog man ihm die Zwangsjacke an, die ihn des Gebrauchs ſeiner Hände beraubte. Wie ein Raſender wälzte er ſich auf der Erde umher und zerſchlug ſich den Kopf gegen den Fußboden und die Wände, bis die Tobſucht in äußerſte Erſchöpfung überging. Dann weinte er und bat, man ſolle ihn laufen laſſen; er wolle gewiß nicht in Europa bleiben, ſondern ſich nach Auſtralien oder Kalifornien hinbetteln. Nur frei wolle er ſein. — Entledigte man ihn der

Zwangsjacke, ſo verfiel er wieder dem Paroxismus der Fluchtverſuche. Er wollte den Mörtel und die Steine ſeines Fenſters löſen, damit er die Eiſenſtangen des Gitters herausheben und entfliehen könne. Er hatte aber keine Werkzeuge. Da zerbrach er eine Fenſterſcheibe und begann mit den Glasſcherben vorſichtig Kalk und Mörtel abzuſchaben. Das Blut lief ihm von den Händen herunter, nachdem er eine Nacht ſo gearbeitet hatte und die Glasſcherben zerbröckelten — aber nicht die Mauer. Am Morgen ſah der Wächter ſogleich, was vorgefallen war und drohte mit ſtrengerer Haft. Triſtan fiel vor ihm auf die Knie und bat, man möge ihn auf ſein Ehrenwort frei — oder entwiſchen laſſen. Der Wächter fragte mürriſch, ob Triſtan ihn für blödſinnig halte. Der elende junge Menſch ſagte:

„Nein! aber ich will nicht blödſinnig werden ... und hier muß ich es werden ... ganz allein, ohne Beſchäftigung, ohne Luft, ohne Bewegung — kurz: gefangen!! Das kann ich nicht aushalten. Ich bin gewohnt, mich zu beſchäftigen ... wie es mir eben zuſagt. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich hier blödſinnig werden muß?“

„Warum nicht gar!“ ſagte der Mann gelaſſen: „das iſt hier noch nie geſchehen! Sie ſind ja erſt in Unterſuchung, können frei geſprochen werden ...“ —

thun. Gondelfahrten und Markusplatz verſchlangen die Stunden. Ich machte viel Lieder wenn ich ſo in der Gondel lag, doch die wenigſten hab' ich aufgeſchrieben; die geringſte Arbeit war mir läſtig. Nun geh' ich fort — traurig, wie aus keinem Ort in ganz Italien. Doch hab' ich bei Venedig die Überzeugung, welche ich bei keinem andern Ort hatte, daß ich wiederkommen werde. Zu ihnen Allen ſagte ich: Lebewol! — zu Venedig ſag' ich: Auf Wiederſehen! — Wie zum Geliebten bei dem man weiß, daß Welt und Menſchen, Umſtände und Verhältniſſe vergebens ſich dazwiſchen legen, ſag' ich: Auf Wiederſehen Du unvergleichliches, und deshalb unvergeßliches Venedig.

„Glauben Sie das?"

„Ich weiß nicht."

„Wann beginnen die Aſſiſen?"

„Ich weiß nicht."

„Kann meine Sache nicht gleich, nicht ſchnell, auch ohne Aſſiſen berichtigt werden?"

„Ich weiß nicht."

„Bringen Sie mir Schreibgerät," ſagte Triſtan mit einer Stimme, die vor ohnmächtiger Wut heiſer war.

Er bekam Schreibgerät. Aber wem wollte, wem ſollte er ſchreiben? und was? — Seiner Mutter? ... Nein, das konnte er nicht! ... teils aus Mitleid, teils aus Trotz. Er hatte eine natürliche Liebe zu ihr, aber keine Ehrfurcht, keine Achtung — und ſo wollte er ſich auch nicht demütig vor ihr zeigen. Überdas war ſie auf keine Weiſe im Stande, ihm zu helfen. Wem alſo ſchreiben? Auf der weiten Welt hatte er keinen Freund, keinen Verwandten, keinen Ratgeber — gar niemand! Kann denn aber ein Menſch ſo verlaſſen ſein, wie ich bin? ſprach er zu ſich ſelbſt: wo iſt mein Vater ... warum hat mich mein Vater nicht erzogen? ... Dann ſtünde es ganz anders mit mir — dann hätte etwas aus mir werden können! — Wär' ich nur frei — ich wollte dann alles andere aufgeben, keine Karte anrühren — und meinen Vater ſuchen. Es iſt ja gräßlich, wenn man ſo elend iſt wie ich, keinen Vater zu haben, der einem beiſteht! . . . O dieſer Clermont! . . . warum ſtieß ich ihn nicht nieder! warum war ich durſtiger nach ſeinem Geld als nach ſeinem Blut! — Um meinen Vater hat er mich gebracht und jetzt bringt er mich um meine Freiheit . . . erſt vor die Aſſiſen . . . dann in ein Strafhaus . . . vielleicht auf viele Jahre.

Plötzlich raffte er ſich zuſammen, ſetzte ſich und ſchrieb an Emanuel. Allein der Brief wurde bogenlang und war ſo durchflochten mit Rückblicken auf die Vergangenheit und mit Beſchreibungen ſeines und ſeiner Mutter Jammerleben, daß ihm ſelbſt davor graute, als er ihn überlas. Der Brief wurde zerriſſen und ein ganz kurzer geſchrieben, in welchem Triſtan nur bat, Emanuel möge ihn in ſeiner Haft beſuchen; er ſei kein Mörder. Das habe er bei ſeinem erſten Verhör behauptet und das dürfe und werde er immer behaupten.

„Non serviam.“

Es war ein eigentümlich ſtilles Leben und Weben auf Kreuzbronn. So mögen vor anderthalb Jahrtauſenden Paula und Euſtochium in Bethlehem, ſo Emelia und Macrina in Pontus an den platanenbeſchatteten Ufern des Iris gelebt haben, wie hier Euphroſyne und Grazia in der Eintracht und Innigkeit des Geiſtes und Herzens, der Intereſſen und Beſchäftigungen.

„Ja,“ ſagte Grazia, „hier werde ich meinen Frieden mehr und mehr finden.“

„Im Kampf!“ ſetzte Euphroſyne hinzu.

„Darauf bin ich vorbereitet,“ erwiderte Grazia ernſt. „Was war hier urſprünglich — was wurde daraus — was erlebten wir — was ſoll hier werden? Das alles ſoll nun in mir, nicht bloß durch mich, ſeine Löſung finden. Da muß es Kämpfe geben, ſchwere und heiße Kämpfe .... und wenn Gott uns beiſteht, ſo iſt es ja ein Glück und eine Ehre, ſeine Sache zu führen ... auch gegen uns ſelbſt. Was fingen wir ſonſt mit dem Leben an?“

Sie war froh, dem weltlichen Leben entronnen zu ſein, das immer etwas Erſchlaffendes mit ſich bringt, wie es von dem oberflächlichen Treiben unzertrennlich iſt, wenn man in der vorherrſchenden Gewohnheit Kleider ſtatt Menſchen und Worte ſtatt Gedanken anzunehmen und gelten zu laſſen, fort und fort lebt. Die phyſiſche Atmoſphäre übt ihren Einfluß auf die Körper und die geiſtige auf den Geiſt — ganz unmerklich, ſo daß geraume Zeit vergehen kann, bis man den erlittenen Schaden gründlich wahrnimmt. Ja manche — die ſich nie mit Wachſamkeit auf ſich ſelbſt abgegeben haben, nehmen ihn nie wahr.

Grazia's beſondere Teilnahme war auf Emanuel gerichtet; das verhehlte ſie ſich nicht. Ihr Ideal von Glück wäre es geweſen, ihn für den Glauben und die Kirche zu gewinnen und zu entflammen, ihn mit einer Frau vermählt zu ſehen, die ganz in ſeiner Richtung wäre, und dann mit ihnen — wenn auch zeitweiſe getrennt — eine Familie auszumachen, die durch treue Freundſchaft und gemeinſames Intereſſe für die höchſten Güter und die wichtigſten Fragen der Menſchheit innig verbunden geweſen wäre. So recht ein idealiſcher Glücksplan, wie die Jugend ihn erträumt und wie er phönixſelten in Erfüllung geht, weil er allzu oft auf der Baſis einer feinen Selbſtſucht ruht. Das hatte Grazia aber nicht erkannt und erſt allmählich ſollte ſie lernen, ein falſches Ideal aufzugeben.

Obſchon ſie froh über ihren gegenwärtigen Aufenthalt in Kreuzbronn war, ſo wünſchte ſie doch für den Winter nach Baden zu gehen, um Emanuel nicht ganz aus den Augen, nicht ganz ihren Einfluß auf ihn zu verlieren. Weil dieſer Einfluß nur äußerſt zart ſein und nur aus himmliſchen Motiven entſpringen durfte, mußte er da nicht ununterbrochen ſtattfinden, damit die Weltlichkeit mit ihrem ganzen Ballaſt von Rationalismus und Materialismus ihn nicht allzu ſehr beeinträchtige? So fragte ſich Grazia. Sie hoffte ihre Mutter jetzt um ſo leichter für dieſen Winteraufenthalt zu gewinnen, als ihre Großeltern mit der größten Entſchiedenheit auf ihrer Seite ſtehen würden.

Aber bei ihrer tiefen Frömmigkeit trennte ſie nie von ihrem Leben — das Kreuz und die Gnade; vergaß ſie nie, daß große Erhörungen erbetet und, ſo zu ſagen, erlitten werden ſollen. Weil ſie mit ihrem ungemein lebhaften Charakter ſehr leicht zu raſch und zu entſchieden wollte — auch das Gute! ſo bemühte ſie ſich deſto mehr, dieſen Willen in den Willen Gottes hinein zu ſchmiegen und mit großer Andacht nahm ſie ihre Zuflucht zum Gebet. Täglich beſuchte ſie die Stationen des Kreuzweges, die ihr ſeit ihrer Kindheit beſonders lieb waren, weil Pater Smaragd ſie häufig bei ſeinen Kreuzwegsgängen mitnahm und dann bei jeder Station ſo rührend von dem bittern Leiden des lieben Heilandes ſprach, daß ihr kleines heißes Herz in Wehmut und Mitleid zerſchmolz.

Und mit ähnlichen Empfindungen ſtieg ſie eines Abends zur Kalvarientreppe hinauf. Der Spätſommer ging zur Neige; der September brachte eine gewiſſe melancholiſche Ahnung in die Natur. Es iſt noch ſchön, noch warm, noch grün, noch blumenreich; aber hie und da entfärbt ſich das Laub, ſinkt ein Blatt vom Zweige; aber die Blumen treiben keine friſchen Knoſpen mehr und durch den warmen Sonnenſchein fühlt man einen kühlen Hauch hindurch. Es iſt eben vorbei mit der Jugend und Schönheit. Das Alter kommt, das Hinſterben, der Tod. So wird der Menſch alle Jahr gemahnt an die verrauſchende Zeit und an die Ewigkeit. Und der Menſch ſagt gleichgültig: Das Spätjahr kommt, die Abende werden kühl und lang! — Und er geht weiter in der Zeit. Wohl ihm, wenn er dabei an die Ewigkeit denkt.

In ihren tiefen Trauerkleidern erſtieg Grazia langſam die Stufen und vor jedem Bilde kniete ſie zu ſtiller Betrachtung nieder. Sie trug keinen Hut. Sie hatte einen langen ſchwarzen Schleier über den Kopf geworfen, ſo daß ihr lichtes, ſchönes Antlitz wie der Mond aus dunklen Wolken, aus all den ſchwarzen Hüllen auftauchte. Oben an der

Treppe ſtand Emanuel; aber um Grazia nicht zu ſtören, ſtand er hinter den Gebüſchen, welche jeden Bildſtock umgaben — und wartete. Als ſie aber oben anlangte, nahm ſie nicht den Weg zum Schloß. Sie ſetzte ſich zu Füßen des Veſperbildes auf der Treppe nieder — da, wo ſie einſt mit Adrian über das hohe Glück geſprochen hatte, ohne ſchwere Sünde aus dem Erdenleben zu ſcheiden. Da bemeiſterte Emanuel nicht länger ſeine Ungeduld.

„Grüß' Dich Gott,“ ſagte er ſanft und trat hervor.

„Emanuel! iſt etwas vorgefallen?“ rief ſie und erhob ſich ſchnell.

„Gar nichts! ich bin hier — auf der Durchreiſe. Mein Wagen hält unten am Schloßberg. Ich habe Dir nur zwei Worte zu ſagen,“ ſagte er abgebrochen.

Grazia wollte ihren Weg nach dem Schloß nehmen.

„Bleibe, ich bitte Dich!“ rief er; „ich habe keine Zeit, Deine Mutter zu ſehen.“

„Was haſt Du denn vor?“ fragte ſie freudig bewegt; denn ſie glaubte, Emanuel habe einen großen Entſchluß hinſichtlich ſeiner Bekehrung gefaßt.

„Wäreſt Du nur nicht in Trauer,“ ſagte er verlegen.

„O!" rief Grazia in ihrer lebhaften Weiſe: „was tut's denn, ob ich trauere, wenn Du glücklich wirſt."

„Du biſt mein Glück," ſagte er langſam.

Alles Blut aus Grazia's Herzen trat einen Augenblick in ihr Antlitz, dann erblaßte ſie, lehnte ſich an den Bildſtock und ſagte:

„Seit vier und einem halben Jahr kennſt Du meine Antwort."

„Die Verhältniſſe ſind anders . . . . damals warſt Du ſchon mit Adrian verlobt."

„Jetzt bin ich Witwe — und bleibe es."

„Wie lange? — o ſage mir, wie lange? — Ich warte gern, wenn ich hoffen darf! wie lange?"

„Immer."

„Aus Liebe zu Adrian?" rief er zürnend.

„Nein!" ſagte ſie ernſt: „aus Liebe zu Gott."

„Aber warum liebſt Du ihn ſo?"

„Das iſt mein Glück, Emanuel! . . . und mein Geheimnis — wie ſich das für die Liebe ſchickt," erwiderte ſie, vollkommen gefaßt.

„Alſo Du gibſt meine Seele auf, Grazia?"

„Nie, o nie! was ich für Deine Seele tun kann, ſoll Dir nicht fehlen."

„O Grazia! könnteſt Du denn nicht etwas weniger meine Seele . . . . und etwas mehr mich, wie ich nun einmal bin . . . . lieben?"

Grazia fühlte ihr Herz zittern bei dieſer bedenklichen Frage: Könnteſt du? — Und es zitterte noch mehr, als ſie zur Antwort gab:

„Sei überzeugt, daß die Liebe zu Deiner Seele die beſte iſt, die ich für Dich habe.“

„Grazia! willſt Du mir verſprechen, daß Du immer im Witwenſtande verbleiben willſt?“

„Nein, lieber Emanuel, nicht Dir! nicht Adrian! So etwas verſpreche ich einem Menſchen nicht.“

„Es wäre doch eine Art von Band zwiſchen Dir und mir.“

„Eben deshalb! — Wir ſollen beide frei ſein.“

„Meine Eltern dringen darauf, mich verheiratet zu ſehen . . . und ich — weil ich nie eine andere wahre Liebe gehabt habe, als zu Dir . . . ich hoffte, oder — ich hoffe eigentlich noch. Denn das ganze Leben würde ich weiß nicht was für ein harmoniſcher Akkord für unſere ganze Familie werden und vielleicht uns alle Deiner geliebten Kirche zuführen, wenn meine Hoffnung erfüllt würde. Und ich meine, das müßte Dir wichtig ſein.“

„Wohl iſt es das! Wenn das aber im Plane Gottes liegt, ſo wird er ſchon ſeine Werkzeuge finden.“

„Grazia!“ ſagte Emanuel unausſprechlich traurig, „ſo wie jetzt ſtehen wir uns nie wieder gegenüber! im ganzen langen Leben — ſo, nie! Bedenk' es! Du wirfſt die Würfel nicht bloß über

Dich. Auch mein Schickſal liegt in Deiner Hand. O bedenk' es! Ich verlange nicht von Dir, daß Du mich liebſt, wie ich Dich liebe; — das kann nicht ſein, denn Du biſt ſehr vollkommen und ich bin es nicht. Aber ich fühle, daß Du mich über meine Unvollkommenheit erheben — mich beſſer machen könnteſt, als ich bin und als ich je ohne Dich werden könnte. Und da mein' ich, ein Weſen wie Du, mit Deiner Liebe und Deinem Schwung zu den himmliſchen Dingen, dürfe nicht verſchmähen mir die Hand zu reichen, weil ich nichts ſo heiß, ſo innig wünſche, als mit Dir Schritt zu halten und über mich ſelbſt erhoben zu werden.“

Während Emanuel ſprach und mit jedem Wort ein Echo in Grazia's Herzen weckte, bat ſie Gott mit der ganzen Kraft ihres Willens, er möge ihr Ohr gegen dieſen Syrenengeſang verſchließen — und als Emanuel ſchwieg, antwortete ſie trauriger noch, als er:

„Du biſt über Dich ſelbſt im Irrtum, wenn Du glaubſt, daß Dein höchſter Wunſch der Durſt nach Vollkommenheit ſei. Wäre das der Fall, Emanuel, ſo würdeſt Du den Weg, der zu ihr führt, den Du kennſt und anerkennſt, mit Entſchiedenheit betreten und nicht, wie Du es jetzt tuſt, das Höhere von dem Geringeren abhängig machen.“

„Aber ſiehſt Du denn nicht, daß ich eine hilfreiche Hand nötig habe!“ rief er.

Eine Gondelfahrt.

Er und Sie.

1. Begrüßung.

Wie lange, mein geliebtes Leben,
Harr' ich ſchon in der Gondel Dein!
Das Händchen wolle jetzt mir geben,
Stütz' Dich auf mich .... nun ſchnell hinein!

Erlaube mir Dich zu umfaſſen,
Die Polſter ſind bequem für Zwei,
Doch ſollten dieſe Zwei ſich haſſen,
So wär' es arge Sclaverei.

Nun ſieh mich an mit Deinem langen
Herzſchmelzend ſüßen Zauberblick!
Den ganzen Tag hab' ich Verlangen
Nach ihm .... die Nacht nur bringt mein Glück.

„Gewiß! ich ſehe es, ich habe es immer geſehen. Aber . . . wenn Deine Abſicht zuerſt und geradenweges auf das höchſte Gut gerichtet wäre, ſo würdeſt Du nicht darauf beſtehen, die hilfreiche Hand gerade in der Weiſe zu finden, wie Du es Dir ausgeſonnen haſt. Und darum fürchte ich, daß Du Dich täuſcheſt und ferner von der Wahrheit biſt, als Du Dir einbildeſt."

„O Du unerbittliches . . . Du unbeſtechliches Weſen!" rief Emanuel: „wie ſoll ich es verſchmerzen, Dich geliebt zu haben."

„Liebe Höheres! liebe Edleres! liebe das, was Du in Ewigkeit lieben kannſt," ſagte ſie.

„In Ewigkeit . . . Dich!" ſagte er vor Grazia niederknieend.

Sie trat raſch ein paar Stufen hinab, ſo daß Emanuel vor dem Vesperbild kniete. Da ſtand er auf und ſagte kalt:

„Wozu der Spott!"

„Wir verſtehen einander nicht! . . . Lebewohl, Emanuel!" ſagte Grazia, mühſam ihre Tränen zurückhaltend, erſtieg die Treppe und ging dem Schloß zu. Er wollte ſie wieder zurückhalten, doch ſie ſagte entſchieden:

„Es iſt genug! Du weißt, was Du wiſſen wollteſt. Gott ſei mit Dir."

Sie ging. Er blieb ſtehen, ſchwankend, wozu er ſich entſchließen ſollte. Plötzlich war er an ihrer Seite:

„Ich frage Dich noch einmal: wie lange?“

Sie blieb ſtehen, ſah ihn feſt an und ſagte:

„Immer! Bei den Wunden Jeſu . . . immer.“

Da läutete das abendliche Ave Maria. Noch nie war es ſo ſüß, ſo himmliſch ihr erſchienen. Sie trat in die offene Kirche. Auf der Schwelle der Tür wendete ſie ſich nach Emanuel um. Er ſtand wie eingewurzelt und ſchaute ihr nach. Sie grüßte ihn mit der Hand und mit einem ſeligen Lächeln. Dann verſchwand ſie. Ihm war zu Mut, als ſei die Tür des Paradieſes vor ihm zugeſchlagen. Er flog den Schloßberg hinab. Unten hielt ſein Wagen. Er ſprang hinein und hieß den Kutſcher ſchnell zur Eiſenbahnſtation zurückfahren. Nach einer Weile bog er ſich aus dem Wagen. Der grüne Wald des Schloßberges lag ſchon im tiefen Schatten, während der letzte Schimmer des Tages und der aufgehende Mond auf dem Schloß und den beiden Türmen der Kirche ruhten. Mit ſeinen abendlichen Lichtern tauchte das Schloß aus den dunkeln Waldeswogen wie ein gefriedetes Eiland auf — und mit einer Empfindung, als ob ihm das Herz zerſpringen wollte, ſeufzte Emanuel: Da iſt das Glück! — —

Zu ihrer Mutter ſagte Grazia nur:

„Emanuel war da!“ und Euphroſyne erwiderte:

„Gott ſei mit ihm und gebe ihm Licht und Kraft.“

Aber als Grazia am ſpäteren Abend allein in ihrem Zimmer war, öffnete ſie ihr Fenſter und ſchaute hinaus in die mondbeglänzte Nacht und die Welt kam ihr unausſprechlich weit und leer vor. Und leiſe in der Tiefe des Herzens fragte eine Stimme: „Könnteſt Du?“ — und noch viel leiſer antwortete ſie: O ja, Dich könnte ich lieben! — Aber mit der vollen Energie, welche nie dem entnervenden Druck einer böſen Leidenſchaft nachgegeben hat, richtete ſie wider ſich ſelbſt ſich auf und ſprach halblaut: Können? . . . was kann der Menſch nicht alles! . . . er kann ſich ſtürzen in die ewigen Abgründe. Was er will — für Gott, mit Gott . . . das rettet ihn, das heiligt ihn.

Triſtans Brief traf Emanuel nicht. Er bekam den Beſcheid, Graf Meerhaim ſei auf unbeſtimmte Zeit verreiſt. Da wendete ſich der unglückliche Menſch an Stella, um durch ihre Vermittelung irgend einen Beſchützer zu finden. Er klammerte ſich an den Gedanken feſt, wenn er irgend eine geachtete und angeſehene Perſönlichkeit zum Fürſprecher habe, werde das Gericht glimpflicher mit ihm verfahren, nicht ihn feſtſetzen, nicht ihn einſperren. Das war ſein Schreckbild — eingeſperrt zu werden! ſeine Freiheit zu verlieren! Man laſſe mich entlaufen . . . oder man deportiere mich nach Amerika zu den Hinterwäldlern! . . . ich will fünfzig Jahre dort bleiben und einen ganzen Urwald ausroden . . . nur nicht eingeſperrt werden — ſchrieb er an Stella.

Sein Attentat auf den Marquis Clermont wurde natürlich ſogleich das allgemeine Geſpräch von Baden. Es wurde auch im Meerhaim'ſchen Hauſe erzählt und beſprochen. Stella entging der Pein, dieſe Geſpräche hören zu müſſen; ſie war infolge heftiger Gemütsbewegung wirklich erkrankt und mußte das Zimmer hüten. Als einmal der Graf ſie in ihrer Abgeſchiedenheit aufſuchte, ſagte er:

„Denken Sie nur, wie unangenehm es mir war, als geſtern Abend jemand fragte, ob Sie, liebe Stella, mit dieſem ſaubern Saint-Clair bluts- oder namensverwandt wären? Ich ſagte namensverwandt — und das iſt ja richtig. Daß Sie auch etwas blutsverwandt ſind, verſchwieg ich."

Stella hatte nicht den Mut, dem Grafen zu ſagen, daß Triſtan ihr Bruder ſei. Sie fühlte ſich unendlich beſchämt, unendlich gedemütigt, nach jeder Richtung, in jedem Gefühl. Ihre hochfliegenden Wünſche, ihre eitlen Pläne gingen unter an der Wirklichkeit: Emanuel hatte nur das kühle Intereſſe des Mitleids für ſie und kehrte vermutlich als

Verlobter von ſeiner Reiſe heim; und während es eine Folter für ſie war, unter ſolchen Umſtänden im Meerhaim'ſchen Hauſe zu bleiben, war es ihr doch unmöglich, jetzt zu ihrer Mutter zu gehen, und die innigen Beziehungen zu offenbaren, in denen ſie zu dem jungen Verbrecher ſtehe. Gewiß würde auch dieſer Schritt höchlichſt von ihrer Mutter gemißbilligt werden, da dieſe ſich ja in ſo ungewöhnlicher Weiſe bemüht hatte, ihre Tochter in Baden vollkommen fern von ſich zu halten: mit dieſer Vorſtellung ſuchte ſie ſich zu beſchwichtigen. Allein die Beſorgnis um Triſtans Schickſal und Zukunft lag ihr immer wie Blei auf dem Herzen. Sie konnte nicht atmen, nicht ſchlafen, nicht eſſen, nicht vorleſen: ſowohl in der Ruhe als in der Bewegung hatte ſie die heftigſten Anfälle von Herzklopfen. Dieſer quälende Zuſtand ſteigerte ſich, als ſie Triſtans Brief bekam. In Emanuels Abweſenheit war ſie völlig ratlos. Nur das war ihr klar, daß ſich außer ihm niemand für Triſtan intereſſieren werde — und daß dies Intereſſe, auch bei Emanuel, unmöglich ſo weit gehen könne und dürfe, um Triſtans Richter dahin zu beſtimmen, ihn nach Amerika entlaufen zu laſſen. Da ſie ſo gar nichts Tröſtliches ihm zu ſagen wußte und ſich tötlich beſchämt fühlte, die Schweſter eines ganz gemeinen Verbrechers zu ſein, antwortete ſie ihm nicht und Triſtan, der ſich vor verzweiflungsvoller Ungeduld gar nicht zu faſſen noch zu laſſen wußte, kam nun in ſeiner äußerſten Troſtloſigkeit zu der Bitte, man möge die Ordensſchweſter, die bei der Marquiſe Clermont ſich aufhalte, in ſeinem Namen bitten, ihn zu beſuchen; ſie ſei die Schweſter ſeines Vaters und er fühle ſich krank zum ſterben; er wolle noch einmal irgend jemand von den Seinigen ſehen. Die Gerichtsherren dachten, ein Einverſtändnis zwiſchen dieſen beiden Perſonen ſei nicht unmöglich und ſo wurde denn Schweſter Benigna zu einem Verhör beſchieden. Ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit Triſtan und deſſen Treiben ergab ſich leicht. Man ließ ſie zu ihm, und beauftragte ſie, dahin zu wirken, daß er ſich beruhige, denn ſeine Anfälle von Tobſucht wurden immer heftiger.

Als Schweſter Benigna bei Triſtan eintrat, hätte ſie, die doch in ihrem Beruf an manches Bild des Schreckens gewöhnt war, ſich faſt entſetzt, ſo wild fuhr er auf ſie zu, mit ſolchen fieberglühenden Augen ſah er ſie an, ſo durch und durch verſtört und unheimlich war ſeine ganze Erſcheinung.

„Alſo Sie ſind die Schweſter meines Vaters?“ — ſagte er haſtig und abgebrochen: „das iſt gut: dann werden Sie gern etwas für mich tun . . . . und dann habe ich doch endlich einmal etwas davon, einen Vater gehabt zu haben. Haben Sie alſo die Güte, den Marquis Clermont zu bitten, er möge die Klage gegen Ihren Neffen zurücknehmen. Das kann er Ihnen aus Rückſicht für die Marquiſe, die Sie pflegen, unmöglich abſchlagen. Dann werde ich in Freiheit geſetzt und gehe nach Amerika .... und dort will ich ein neues Leben anfangen. Nicht wahr, Sie tun das?“

„Ich will gern tun, was ich kann,“ verſetzte ausweichend Schweſter Benigna, die den Marquis genug kannte, um zu wiſſen, daß eine ſolche Bitte Triſtans Sache nur verſchlimmern und keinen andern Erfolg, als ihre augenblickliche Trennung von der Marquiſe haben würde.

„Wie kalt Sie mir antworten! .... Ja, ja! ... das ſagte meine Mutter mir immer: dieſe Frommen ſind kalte, liebloſe Herzen. Nun erleb' ich's — und zwar gleich zu erſtenmal, da ich mit ſo einer Ordensſchweſter zuſammen komme. Tun, was Sie können! — Aber ich bin ja Ihr Neffe ... bin eingeſperrt ... ſoll Jahre lang eingeſperrt bleiben. Doch das iſt Ihnen gleichgültig — wenn Sie nur nicht eingeſperrt ſind.“

„Ich war ſechs Jahre in einem Strafhauſe,“ ſagte Schweſter Benigna mild, „und weiß wohl, daß es hart iſt, gefangen zu ſein.“

„Alſo haben Sie auch ſchon einmal gefangen geſeſſen?“ fragte er etwas erſtaunt.

„In anderer Weiſe! ja. In den Feſſeln Jeſu und um ſeiner Liebe willen war ich ſechs Jahre lang in einem Strafhauſe, das von Schweſtern bedient wird.“

„Ah, das iſt etwas anderes! Sie waren alſo freiwillig da! ein kurioſer Geſchmack, das! . . . . Aber was man freiwillig tut, iſt immer angenehm.“

„Dann möchte ich Ihnen raten, daß Sie ebenfalls freiwillig ſich unterwerfen und Ihre Strafe als Buße annehmen.“

Er prallte drei Schritte zurück und ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Wut:

„Was Buße! Mit dem Unſinn verſchonen Sie mich. Um Buße zu tun, bin ich noch nicht mürbe genug.“

„Das ſehe ich leider!“ ſagte ſie ſanft.

„Oder vielmehr — dazu bin ich noch nicht Heuchler genug. Ich habe mich gerächt — und lange nicht genug! an einem Nichtswürdigen . . . . und dafür ſoll ich Buße tun! ſind Sie bei Sinnen? Wiſſen Sie nicht, daß Brutus ſeinen Freund und Wohltäter Cäſar umbrachte — oder wenigſtens umbringen half und ein ſehr großer Mann iſt? — Daß Virginia von ihrem Vater erdolcht wurde? — Daß Arria ſich ſelbſt erdolchte, um ihrem Mann den Mut zu geben, es auch zu tun? —Daß dies alle ſehr große und höchſt edle Menſchen ſind? — Und ich ſollte nicht einmal mit einem Dolch drohen dürfen?“

„Gewiß nicht! denn Sie ſind ein Chriſt.“

„Was Chriſt! ich bin ein Menſch! . . . . und weil ich es bin, lechze ich nach Freiheit — denn für die Freiheit iſt der Menſch geſchaffen.“

„Ja, für die ſittliche Freiheit — und die beſteht in freiwilliger Unterwerfung unter eine rechtmäſſige Autorität, aber nicht in ſündiger Leidenſchaftlichkeit und Empörung gegen die Gebote Gottes.“

„Was Gebote! . . . Andere haben in Bezug auf mich auch nicht die Gebote gehalten!“

„Das mag Sie entſchuldigen, aber nicht rechtfertigen.“

„Iſt mir auch einerlei! ich bin nun einmal ſo, wie mich Gott geſchaffen hat.“

„O nein, das ſind Sie nicht mehr,“ ſagte Schweſter Benigna traurig.

„Laſſen wir die langweiligen theologiſchen Spitzfindigkeiten bei Seite! ich habe mich nie damit befaßt und will es auch jetzt nicht tun. Mein Glaube iſt der, daß jeder Menſch ſein Leben nach ſeinem Charakter, ſeinen Anlagen leben muß und leben ſoll — und daß gerade darin ſeine Freiheit beſteht. Sie glauben etwas anderes und Sie ſuchen Ihrem Glauben gemäß zu leben. Nun wohlan! verſchaffen Sie auch mir dieſe Möglichkeit! ich verlange ja weiter nichts! erwirken Sie, daß der Marquis ſeine Klage zurücknehme, damit ich der Haft entkomme.“

„Und nach Ihrer Mutter fragen Sie gar nicht?“ ſagte Schweſter Benigna, um ihn auf dem Wege der natürlichen Gefühle auf andere Gedanken zu bringen, da ſie wohl wußte, daß die Gerechtigkeit ihren Gang gehen werde, ſelbſt wenn der Marquis auf ſeine Anklage Verzicht leiſtete. Aber da kannte ſie Triſtan ſchlecht! —

„Erſt die Freiheit . . . dann alles Übrige!“ rief er. „Meine Mutter hat mir immer mit großer Bewunderung von der alten heroiſchen Römertugend der Lebensverachtung geſprochen . . . . und was meine Spielpaſſion betrifft — damit hat ſie mich angeſteckt. Wir ſind alſo in ſchönſter Harmonie — ſie und ich — wenn wir uns auch nicht ſehen. Retten kann ſie mich aber nicht — und darauf kommt jetzt alles an. Nun alſo, ſchwören Sie mir, daß Sie mich retten wollen!“

„Wer kann ſo etwas ſchwören!“ ſprach ſie ſanft.

„Aber warum ſind Sie denn hier bei mir?“

„Weil Sie es wünſchten und weil ich hoffte, Ihnen in anderer Weiſe dienen zu können. Wegen irdiſcher Angelegenheiten müſſen Sie ſich nicht an ſo arme, einflußloſe Perſonen wenden.“

„Ich habe nur dieſe eine Angelegenheit! Können Sie das denn gar nicht begreifen?“

„Nein, gar nicht! Sie haben eine unſterbliche Seele, für die Sie Ihrem Schöpfer Rechenſchaft ſchuldig ſind. Sie haben ein ſchweres Verbrechen begangen, indem Sie mit kalter Überlegung Betrug und Diebſtahl, ja Bedrohung eines Menſchen-

Denn gleich der Göttin die zum Schläfer
Herabſtieg von dem Mondesthron,
So nahſt Du mir! allein Dein Schäfer
Schläft nicht wie einſt Endymion.

Und ſchlief ich .... Deines Herzens Schläge
So heiß, ſo raſch an meiner Bruſt,
So ſelig froh, ſo göttlich rege,
Sie machten meiner mich bewußt.

Bewußt? o nein, ich mag nichts wiſſen
Von Allem was ich draußen ließ,
Nur träumen unter Deinen Küſſen
Laß, Holde, mich vom Paradies.

2. Ermahnung an die Gondoliere.

Meine ſtarken Gondoliere
Vorwärts, vorwärts rudert jetzt,
Daß die Gondel ſich verliere,
Wie ein Reh vom Jäger gehetzt.

Über Lidos öde Stellen
Grasbewachſner Gräberflur
Vorwärts, vorwärts in die Wellen,
Auf des Meeres Freiheitſpur.

lebens verübten — und haben dadurch eine ſchwere Beleidigung Gottes auf Ihrem Gewiſſen. Und Sie fühlen gar keine Reue? gar kein Verlangen, ſich mit Gott zu verſöhnen? Gewiß, das iſt unbegreiflich.“

„Erſt meine Freiheit! hernach — wollen wir Verſchiedenes überlegen und zu begreifen ſuchen.“

„Gott iſt unendlich langmütig . . . aber er läßt ſich nicht verſpotten,“ ſagte Schweſter Benigna ernſt.

„Was wollen Sie? ich bin kein Heuchler.“

„Halten Sie alle Menſchen, die an Gott glauben, für Heuchler?“

„Ja, oder für Ignoranten.“

„Aber, Sie Unglückſeliger! Sind Sie denn zwiſchen Heiden aufgewachſen?“

„Keineswegs! ich bin in einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt in Dresden in allen möglichen Wiſſenſchaften unterrichtet worden — auch in der Religion. Bin dort auch konfirmiert worden — wenn Sie wiſſen, was das iſt — vor unſerer Abreiſe nach Paris, weil meine Mutter fand, daß ich dazu vernünftig genug ſei und daß ich in Paris andere Dinge ſtudieren müſſe. Ich bitte alſo recht ſehr, mich nicht mit den Südſee-Inſulanern auf eine und dieſelbe Stufe rohen Heidentums zu ſtellen. Nur habe ich im Lauf der Zeit manche Kenntniſſe, die für meine Karriere als Künſtler überflüſſig waren, wieder vergeſſen, z. B. Mathematik, Religion, Latein u. dgl. mehr. — Dennoch iſt es möglich, daß ich ganz innerlichſt einen gewiſſen Glauben an einen Gott habe. Ja, es iſt mir ſogar höchſt wahrſcheinlich. Denn mein Glaube gibt mir ganz natürlich einen Maßſtab für den Glauben überhaupt. Daher finde ich denn alle Ihre und anderer Leute Glaubensüberſchwänglichkeit entweder heuchleriſch oder ſtupide."

„Denkt Ihre arme Mutter ebenſo?"

„Danach müſſen Sie ſelbſt ſie fragen. Wir haben uns wenig über Gegenſtände unterhalten, die ſo ganz außerhalb des Ideenkreiſes lagen, in welchen die Kunſt uns wies . . . ſpäter aber hatten wir keine Zeit und nicht die mindeſte Luſt dazu. — Aber das alles gehört gar nicht zur Sache. Sie bringen dieſe Fragen nur auf's Tapet, um mich von meiner Lebensfrage abzuziehen. Ich will aber fortan kein anderes Wort mit Ihnen reden, als über meine Freilaſſung. Alles übrige iſt leeres Geſchwätz, das ich nicht reden mag und nicht hören will."

„Und nur darüber könnte ich mit Ihnen reden, denn alles übrige iſt mir fremd."

„Dann fort mit Ihnen! fort! fort! ich kann keinen Menſchen vor Augen ſehen, der aus dieſem Raum heraus in die freie Welt, die freie Luft, die freie Natur hinaustritt und mich in der Haft läßt.

Erwürgen möchte ich ihn . . . . und an ſeiner Statt davon laufen. Alſo fort mit Ihnen! ich kann Sie nicht brauchen — ich habe mich in Ihnen geirrt.“

Tief niedergeſchlagen kehrte Schweſter Benigna zur Marquiſe zurück und teilte ihr das traurige Ergebnis ihres Beſuches mit, fragte auch, ob es geraten ſein dürfe, eine Fürbitte bei dem Marquis einzulegen.

„Nur nicht von Ihrer Seite, gute Schweſter!“ rief die arme Marquiſe beängſtigt: „Sie kennen ja die nervoſe Reizbarkeit meines Mannes. Es iſt beſſer, daß er nicht erfahre, in welchem Verhältnis Sie zu dem unglücklichen Menſchen ſtehen. Ich will gern eine Fürbitte einlegen, aber ach! ich bin hoffnungslos.“

„Ich auch!“ ſagte Schweſter Benigna.

Richenza erholte ſich allmählich körperlich und geiſtig. Ihr Bewußtſein klärte ſich auf, ihr Gedächtnis kehrte zurück. Aber ach! alle Schreckniſſe, welche die Krankheit ihr verſchleiert hatte, traten wieder vor ihre Seele und die namenloſeſte Angſt um Triſtan quälte ſie. Frau Hellmig und die Wärterin antworteten auf ihre Fragen nach Triſtan nur: er habe im Anfang ihrer Krankheit zweimal nach ihr gefragt; ſeitdem nicht mehr; vielleicht ſei er abgereiſt; ſie hofften Richenza's Gedanken dadurch eine andere Richtung zu geben. Aber Richenza dachte: Wohin? Womit? Freilich wußte ſie, daß die Spielbanken manchmal ſolchen Menſchen das Reiſegeld zahlen, die ſich an der Bank ruiniert haben. Triſtan aber hatte kein Vermögen verſpielt, ſondern kam ſchon im Elend nach Baden; — warum ſollte die Bank großmütig für ihn ſein? — Und wenn er abgereiſt wäre, hätte er es ihr gewiß mitgeteilt. War er in der letzten Zeit auch noch ſo ruchlos geweſen — von ſeiner Abreiſe würde er ſie in Kenntnis geſetzt haben. Nein! er war in Baden! er lebte fort wie ſonſt . . . aber die Mittel für das Spiel — wo fand er ſie? ach, wo? Dann fiel ihr der letzten Augenblick ein, wo ſie ihn in Frau Hellmig's Zimmer, bereit ſich auf Clermont zu ſtürzen, geſehen hatte. War das wirklich geſchehen? war irgend eine gräßliche Tat verübt worden? Dann, ja dann erklärte ſich Triſtans Unſichtbarkeit. Eiskalte Todesangſt überkroch ſie und verdunkelte ihr Auge. — — —

Schweſter Benigna kam nicht mehr, weil ſie ſehr gut bemerkte, daß Richenza durchaus nicht wünſche, in Verbindung mit ihr zu ſein. Denn Richenza's geiſtiger Stolz war ungebrochen: ſie ſah den Quell ihres Unglückes noch immer nicht in ſich, ſondern in dem unſchuldigen Sinkler'ſchen Hauſe, deſſen plebejiſcher Zuſchnitt ihr das Herz zum Ekel gemacht habe — und ihre ganze ſpätere Exiſtenz mußte es ſich gefallen laſſen, für den notwendigen Gegenſatz gegen das Joch und die demütigende Beſchränkung zu gelten, welche ſie dort ausgeſtanden habe. Alles, was ſie an jene Zeit erinnerte, war ihr in tiefſter Seele zuwider! wie ſehr mußte Schweſter Benigna es ſein, die mit ſolcher Großmut in einem für Richenza ſo demütigenden Moment, ſich ihr zu erkennen gegeben hatte, um ihr zu zeigen, daß ſie bereit ſei, Schmach und Kummer mit ihr zu teilen. Aber gerade dieſes, daß eine Sinkler ſie und ihren Sohn ſo recht im vollen materiellen und ſittlichen Elend geſehen hatte, war für Richenza eine unerträgliche Laſt. Während des bewußtloſen Stadiums ihrer Krankheit ahnte ſie nicht Schweſter Benigna's häufige Beſuche; doch, ſo wie ſie zur Beſinnung kam, bäumte ſie ſich gegen die freundliche Pflege ihrer Schwägerin auf. Bald verſicherte ſie, nun ſei ſie ganz hergeſtellt und bedürfe keiner Pflege mehr; bald — es ſtänden ihr jetzt die Mittel zu Gebot, für ſich ſelbſt zu ſorgen; der Arzt und die Wärterin wären ihr läſtig. So lange Richenza bettlägerig war, hatte Schweſter Benigna ein taubes Ohr für dergleichen Bemerkungen und begnügte ſich damit, ihre Beſuche zu vermindern und abzukürzen. Sie hatte mit Frau Hellmig die Sache ſo geordnet, daß dieſe alle Auslagen für Richenza's Pflege machte und daß Schweſter Benigna ſie aus der Kaſſe vergütete, welche die Marquiſe ihr zur Verfügung ſtellte.

„Sie haben vor der Hand große Unkoſten durch mich, Schweſter Benigna," ſagte Richenza einmal: „aber es wird Ihnen alles erſetzt werden."

„Nicht doch! ich ſelbſt habe ja nichts! ich kann nichts tun, als die Wohltaten verteilen, die Gott ſchickt," ſagte die gute Schweſter.

„Sie begreifen aber doch, hoffe ich, daß ich kein Almoſen annehmen kann."

„Ich bitte, nennen Sie es nicht ſo! nennen Sie es vielmehr eine Liebesgabe."

„Ah, nur keine Komödie, Schweſter Benigna. Die widert mich an!"

„In der Liebe Jeſu ſpielt man nicht Komödie," ſagte die Schweſter einfach.

Auf ſolche Äußerungen wußte Richenza nichts zu antworten. Sie fand es aber höchſt anmaßend, daß ihr Benigna mit dieſen „klöſterlichen Phraſen" entgegentrete.

Nach einigen Tagen wurde der Arzt entlaſſen und die Wärterin nur auf eine Stunde Abends und Morgens angenommen. Da ſagte Schweſter Benigna zu Richenza:

„Sie ſind jetzt auf dem beſten Wege zur Geneſung und ich kann Ihnen keine weſentlichen Dienſte mehr leiſten. Da iſt es Ihnen vielleicht am liebſten, daß Sie mir ſagen laſſen, wann ich zu Ihnen kommen ſoll.“

„Ja,“ ſagte Richenza froh, wie von einer großen Laſt befreit: „ſo wollen wir es halten. In der Einſamkeit erhole ich mich am ſchnellſten und durch Frau Hellmig und meine Wärterin hören wir ja immer von einander.“

„Daß ſie ſich durch dies letzte Wort auf eine und dieſelbe Stufe mit Schweſter Benigna ſtellte, war die größte Freundlichkeit, zu der ſie es in dieſen drei Wochen gebracht hatte. Die Schweſter aber ſagte, um ihr Fortbleiben nicht auffallend zu machen, ſchonungsvoll zu Frau Hellmig, gerade ſolche Kranke müßten in ihrer Rekonvaleszenz recht viel allein ſein und ſich recht langweilen; das ſei den Nerven äußerſt heilſam. Frau Hellmig hatte einen großen Reſpekt vor Schweſter Benigna bekommen, ſeitdem ſie ſah, über welche Geldmittel dieſelbe verfügte. Daher ſchenkte ſie auch deren Worten gern Glauben und verſprach nach wie vor für Richenza zu ſorgen — während Richenza Frau Hellmig erſuchte, ihr für einige Zeit Kredit zu geben. Ob ſie wieder an's Spiel ſich machen will? dachte Frau Hellmig bei ſich ſelbſt; das wäre doch gräßlich! aber es ſcheint, als ſetze ſie wieder ihre Hoffnungen darauf! —

Tag und Nacht dachte Richenza an Triſtan und an alle traurigen Möglichkeiten, die ihm widerfahren ſein konnten. Wie ſehr ſie an ihm hing, wurde ihr erſt jetzt recht klar. Wie elend ſich auch ihr Leben mit ihm zuletzt geſtaltet hatte — ſie liebte ihn um ſo zärtlicher, je größere Angſt ſie um ihn ausſtand und je weniger ſie ſich verhehlen konnte, daß ſie die Hauptſchuld an ſeinem Elend trage. Nach ihrer Art faßte ſie aber auch dies ſchief auf; ſie hatte keine Schuld; — ſie hatte nur ein tragiſches Schickſal — und dies Schickſal erfaßte nun das, was ſie am meiſten, am innigſten liebte .... ihren Sohn! und riß ihn hinab in die dunkle Tiefe. — Einmal war es ihr plötzlich, als fahre ein Blitzſtrahl durch die Finſternis, die Triſtan umgab. Sie ſagte eines Morgens zu ihrer Wärterin, die pünktlich zweimal im Tage erſchien, ſie langweile ſich ſehr und würde gern Zeitungen leſen. Die neuen wären ſchwer zu bekommen; wenn ſie aber drei, vier Wochen alt wären, frage kein Menſch mehr nach ihnen. Am Abend brachte die harmloſe Perſon richtig ein ungeheures Packet Zeitungen mit, das ihr Sohn, der Kellner in einem Kaffeehauſe war, ihr gegeben hatte. Da fand Richenza den Aufſchluß, den ſie ſo lange vergebens geſucht hatte; da ſtand das Attentat Triſtans; da erfuhr ſie, wo Triſtan ſei.

Emanuel war ſeit drei Wochen ſpurlos verſchwunden. Seine Mutter wußte nicht, ob ſie ſich freuen oder beunruhigen ſolle. Sein Vater ſagte unmutig:

„Er iſt nach gerade zu alt, um immer wieder in ſeinen phantaſtiſchen Unſinn zu verfallen. Gewiß macht er irgend eine extravagante Tour nach Cairo oder Algier und das muß doch nach gerade aufhören.“

„Mein Gott, warum denn nach Afrika?“ fragte die Gräfin.

„Wir müßten ja längſt Briefe von ihm haben, wenn er noch in Europa wäre, das jetzt durch die Eiſenbahn zu einem Lilliput-Weltteil zuſammengeſchrumpft iſt.“

Stella dachte in ihrem Sinn: O wär' er nur in Cairo oder Algier! — dort kann er nimmermehr eine Braut ſuchen! — Sie war auffallend verändert, ſtill, blaß, ſchweigſam, faſt traurig; aber voll zärtlichſter Aufmerkſamkeit und Rückſicht für den Grafen und die Gräfin, die jetzt, durch Grazia's Aufenthalt in Kreuzbronn und Emanuels Abweſenheit, niemand von ihren Kindern in ihrer nächſten und täglichen Umgebung hatten und ſich deſto mehr an Stella anſchloſſen. Stella hatte nach einiger Überlegung erkannt, daß ihr gar nichts anderes übrig bleibe, als im Meerheimſchen Hauſe ſo viel wie möglich feſten Fuß zu faſſen — und wenn ſie auch aus Gram um Emanuel zu Grunde ginge. Denn hätte ihre Mutter auch nur das geringſte Verlangen nach ihr, ſo würde ſich das in dem Augenblick geäußert haben, wo Triſtans Kataſtrophe eintrat; — der Mutter alſo war ſie nicht willkommen. Und das Meerhaimſche Haus zu verlaſſen, um in ein anderes einzutreten, wäre Torheit geweſen, weil ſich ſchwerlich eine zweite Stelle gefunden hätte, die ihr einen ſo töchterlichen Platz im Hauſe anwies. Gräfin Meerhaim behandelte Stella ganz wie ihr Kind, und wenn der Graf zuweilen zu ſeiner Frau ſagte:

„Du verwöhnſt die Kleine aber zu ſehr! ſie hat ja Toiletten wie eine Prinzeſſin:“ — ſo ſagte die Gräfin:

„Du tuſt es nicht weniger! was ſie nur anſieht, kaufſt Du für ſie und magſt ſie keinen Augenblick in Deiner Umgebung entbehren. Sie iſt nun einmal eine von den allerliebſten Perſonen, die von Gott geſchaffen ſind, um von allen verwöhnt zu werden, die in ihre Nähe kommen.“

Es war begreiflich, daß Stella einen ſolchen Platz nicht übereilt verlaſſen wollte. Überdas blieb ihr hier immer die Hoffnung, Emanuel zu ſehen und in Verkehr mit ihm zu bleiben.

Auf den ſauſenden Flügeln der Aquinoktialſtürme zog das Spätjahr ein. Man machte die tägliche Spazierfahrt nicht mehr am Abend, ſon-

Meine treuen Gondoliere,
Sänger ſeid Ihr zwar nicht mehr,
Doch ob der Ruhm ſich verliere,
Der des Schweigens ziert Euch ſehr.

Auf der Riva der Schiavonen
Taſſos Stanze nicht mehr klingt!
Doch ich will Euch mehr belohnen,
Wenn Ihr ſchweigt, als wenn Ihr ſingt.

3. Liebesrauſch.

Wir ſind allein! mit Wonnebeben
Empfinde ich: wir ſind allein!
Es trennet uns von Tod und Leben
Die traute Barke eng und klein.

Sie führt uns, ein erſehnter Retter,
Fernab vom Tummelplatz der Welt,
Indeß ſie ihre ſchwachen Bretter
Als Schild dem Tod entgegen hält.

O, dankbar bin ich ihr verbunden!
Denn glaube mir, nur hier im Kahn,
Hier, Aug in Aug, von Lieb umwunden,
Gehörſt Du ganz allein mir an.

dern am Nachmittag. Einmal, bei der Heimkehr, öffnete Emanuel ſeinen Eltern den Wagenſchlag. Ein Ausruf der Freude begrüßte ihn. Stella ſollte zuerſt ausſteigen; Emanuel bot ihr die Hand. Ihre Hand zitterte ſo — und ſie ſah ſo überraſcht glücklich aus, daß er ganz überraſcht war.

„Wo warſt Du nur, Emanuel?" ſagte die Gräfin.

„In Crohnenberg," erwiderte er.

Stella hörte nichts weiter. Ihr war zu Mut, als verwandele dies eine Wort die Erde in den Himmel. Sie floh in ihr Zimmer, fiel auf die Knie und mit eine Strom von Freudentränen löſte ſich von ihrem Herzen der Druck, der ſeit Wochen wie eine eiſerne Fauſt darauf lag.

„Nun erzähle, wo Du warſt," ſagte der Graf, als Emanuel allein mit ſeinen Eltern ſich befand.

„Da Du mir Crohnenberg als den künftigen Herd meines Familienglücks angewieſen hatteſt, lieber Vater, ſo ging ich dahin, um zu ſehen, ob es ſich auch einigermaßen dazu eigne — und dann ging ich über Wien zurück."

„Nun und weiter?" fragte die Gräfin, durch die lakoniſche Antwort noch mehr geſpannt.

„Weiter hab' ich mich als Nimrod gegen die Repphühner von Crohnenberg geriert. Ich war von jeher ein ſchlechter Schütze, was mich oft geärgert hat . . . . Du weißt es, Papa. Da ich nun gerade mit der Repphuhnjagd in Crohnenberg eintraf, ſo beſchloß ich, mich in dieſer Branche des edlen Waidwerks zu vervollkommnen — und da ich mich leicht mit einer gewiſſen Paſſion in die Dinge vertiefe, die ich gerade treibe, ſo bekam ich denn auch eine kurze, aber höchſt unglückliche Paſſion für dieſe Jagd. Kein einziger dieſer vorſichtigen Vögel ließ ſich ſchießen."

Der Graf lachte von ganzem Herzen. Die Gräfin ſagte etwas empfindlich:

„Iſt das eine paſſende Erwiderung auf den zärtlichen Wunſch Deiner Eltern, drei Wochen lang auf Repphühner zu ſchießen?" . . . .

„Und ſie nicht einmal zu treffen!" ſetzte der Graf lachend hinzu.

„Abends ſetzte ich mich dann hin und zeichnete Pläne, um das Schloß etwas bequemer einzurichten und Parkanlagen zu machen."

„Nun, am Ende kommt doch noch die Braut zum Vorſchein!" ſagte die Gräfin erheitert.

„Nein, Mama! darauf rechne nicht. Für mich muß eine Braut vom Himmel herunterfallen — ſie zu ſuchen verſteh' ich nicht. Bei mir wird das wahr, was der inſolente, aber geſcheidte, humoriſtiſche Jude Heinrich Heine vor dreißig, vierzig Jahren in ſeinen Liedern prophetiſch von mir geſagt hat — dieſer Heine, der nur ſeine Frechheit, aber nicht ſeinen Witz, auf die jetzigen Skribenten vom

Stamm Iſrael und Stamm Juda vererbt hat. Denn ich glaube, daß die zehn Stämme, die bei der Gefangenſchaft in Ninive zwiſchen den Heiden verloren gegangen waren, ſich im neunzehnten Jahrhundert wieder gefunden und in Europa ein Stelldichein gegeben haben, um es mit der Feder und der Elle zu züchtigen, weil es allzu miſerabel geworden iſt, um mit dem Schwert gezüchtigt zu werden, wie das in ſtarken, kräftigen Zeiten geſchieht.“

„Nun was hat denn Heinrich Heine von Dir prophezeit?“ fragte die Gräfin ungeduldig.

„Dieſer neue Iſaias hat von mir prophetiſch Folgendes geſprochen: „Es iſt immer die alte Geſchichte! Sie war liebenswürdig und er liebte ſie. Er aber war nicht liebenswürdig und ſie liebte ihn nicht.“

„Das iſt nicht Dein Ernſt!“ rief ſie.

„Doch, Mama! ich kann mich nicht in die gehörige Harmonie mit dem ſchönen Geſchlecht ſetzen, weil ich, wie mir ſcheint, einige Eigenſchaften desſelben beſitze.“

„Und die wären?“

„Etwas Wankelmut, etwas Eitelkeit, etwas Neigung für das Neue, das Phantaſtiſche, etwas Beweglichkeit der Empfindung, des Urteils, etwas Beſtechlichkeit durch erſte oder äußere Eindrücke“ . .

„Genug! genug! Dein etwas, mein Sohn, wird etwas zu viel!“

„Nun alſo! das Uniſono iſt langweilig, reizlos. Conſone Töne bilden die großen Harmonien. Ich treffe ſie nicht. Daher bin ich bis jetzt — entweder meiner großen Paſſionen ganz von ſelbſt überdrüſſig geworden oder — ich fand kein Verſtändnis. Du ſiehſt, Mama, ich behandle die Sache mit philoſophiſcher Ruhe und daher mit Aufrichtigkeit. Mein Aufenthalt in Crohnenberg war mir dazu höchſt erſprießlich. Die Einſamkeit kühlt ab. Jetzt bin ich bereit, wenn Ihr es wünſcht, Crohnenberg nach meinen Plänen einzurichten — und iſt das getan, ſo wird wohl, da die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, wie das Sprüchwort ſagt — der Himmel mich mit einer Frau verſorgen. Alle die phantaſtiſchen Forderungen von idealem Liebesglück, die ich vor einigen Wochen hier ausſprach, laſſe ich fallen. Crohnenberg hat mich ungemein rationell geſtimmt. Ich werde ein guter Landwirt und werfe mich auf die praktiſche Seite des Lebens. Die Forſtkultur intereſſiert mich außerordentlich. Wälder ſind gleichſam die Lungen des Bodens; man muß ſie pflegen und ſchonen, ſonſt wird er hektiſch. Auch ſehr einträglich iſt der Forſt . . . und kurz, ich niſte mich wie ein Adler in ſeinem Horſt auf Crohnenberg ein und betrachte mir die Welt und ihr Treiben aus der Ferne, was ihr, wie einer Dame, die über dreißig Jahre zählt, höchſt vorteilhaft iſt.“

Die Eltern ſtaunten nicht wenig über Emanuels plötzliche Begeiſterung für das Landleben und ahnten, daß ſich etwas anderes dahinter befinde, als die Repphühner von Crohnenberg. Deshalb ließen beide dieſen Gegenſtand fallen und Graf Meerhaim ſagte:

„Stell' Dir vor, die kleine Stella war krank, ſieht noch elend aus . . . und Du wirſt ſie recht verändert finden.“

Indem öffnete ſich die Tür und Stella trat ein, ſtrahlend, blühend, ſchwebend, — Stern und Roſe in einer Perſon.

„Was iſt Ihnen denn widerfahren?“ fragte Graf Meerhaim ganz verblüfft, „Sie ſehen ja aus, als hätte man Ihnen eine Krone auf's Haupt geſetzt.“

„Wie Sie nur fragen!“ entgegnete Stella, auch ganz im frühern muntern Ton: „der verlorne Sohn hat ſich wieder eingefunden. Da iſt man froh; denn Sie ſind es, Herr Graf und die teure Gräfin.“

„Nun . . . und das Herzklopfen? . . . und die Beklemmung der Bruſt? — Alles das iſt auf einmal verſchwunden?“

„Ah!“ rief Stella lachend, „das weiß ich nicht! ich werde vielleicht noch oft in meinem Leben Herzklopfen haben.“

„Weshalb denn . . . zum Beiſpiel!“

„Zum Beiſpiel, wenn ich fürchten müßte, daß Sie mit mir unzufrieden wären."

„Nein, meine kleine Hexe," ſagte der Graf, „das iſt nicht richtig! ein alter Kauz wie ich macht einer jungen Dame kein Herzklopfen mehr — ſelbſt dann nicht, wenn er einmal etwas poltert. Alſo ein anderes Beiſpiel."

„O Herr Graf, Sie verlangen zu viel! man kann doch nicht von jeder Veranlaſſung zum Herzklopfen reden."

„Immer klug iſt die Kleine — klug wie ein Schlängelchen! — Nun, Stella, niemand iſt froher als ich, wenn Sie ſich wieder ganz wohl befinden, denn Sie erheitern meine Augen und meine Tage," ſagte der Graf.

Stella war glückſelig. Sie hatte Emanuel kaum angeſchaut, keine Silbe mit ihm geredet; doch er war da — und kam von Crohnenberg: was brauchte ſie mehr . . . vor der Hand! Emanuel aber fing an die Sache gründlich zu verſtehen.

Ihm war es in Crohnenberg wirklich ſo gegangen, wie er es ſeinen Eltern erzählt hatte. Nur verſchwieg er, daß er hingegangen ſei, um ſich in der Stille und Einſamkeit zu beruhigen über den Ruin ſeiner Hoffnungen und um für die Zukunft Entſchlüſſe zu faſſen, die ihm gewiſſe Pflichten, Beſchäftigungen und Verbindlichkeiten auflegten, welche ſeiner Nomaden-Exiſtenz ein Ende machen ſollten. Er hatte den Zauber erſchöpft, der ſich für die Jugend an eine ſolche knüpft; er hatte ſie von Kindheit auf geführt; darum lockte ihn jetzt der Gegenſatz: der feſte Wohnſitz, die ruhige Gleichförmigkeit. Das Verweilen an demſelben Ort, die Beſchäftigungen, die ſich auf ihn beziehen und die auf jede Weiſe für mich von großem Intereſſe ſind, werden mir gleichſam einen Anker bieten, an dem ich feſtliege, ſprach er zu ſich ſelbſt — und das gewiſſe ſtille einerlei der Tage, das Leben in und mit der Natur, wird ſehr wohltätig auf mich wirken und allmählich meine allzu bewegliche Phantaſie und Empfindungsweiſe in das richtige Gleichgewicht verſetzen. Das wird um ſo leichter ſein, als ich mit der Liebe jetzt gründlich gebrochen habe. Will man mich lieben — ſo laſſe ich es mir gefallen und mache dann eine Variation auf eine Hälfte des Heine'ſchen Thema's. Sie wird heißen: „Er war liebenswürdig und ſie liebte ihn.“ — Es iſt gut und ſieht ihr ähnlich, daß Grazia mir nicht den leiſeſten Hoffnungsſchimmer ließ. Ja, zuweilen will es mir vorkommen, als wären wir beide doch nicht für einander geſchaffen geweſen. Die ſtarken Charaktere ſind nicht immer biegſam — freilich auch vice versa. Nun vor der Hand ſoll mir das ganze weibliche Geſchlecht äußerſt indifferent ſein. Ich ziehe nach Crohnenberg und pflanze da meine Krautköpfe, wie weiland Kaiſer . . . Aurelian? . . .

Diocletian? . . . Genug ein römiſcher Kaiſer, dem die Herrſchaft über Menſchenköpfe zugeſtanden hatte, erfreute ſich unſchuldig an Kohlköpfen. Warum ſollte mir das nicht umſomehr gelingen, als ich nie über einen Menſchenkopf, nicht einmal über meinen eigenen, geherrſcht habe.

Jetzt beobachtete er Stella und fragte ſich heimlich, ob ſich vielleicht durch ſie jene Variation des Heine'ſchen Themas verwirkliche. Die ganze Gedankenrichtung, die Grazia ihm gegeben — die ganze übernatürliche Perſpektive, welche ſie ſich bemüht hatte, ihm zu eröffnen, waren untergegangen — wie die Sternbilder der ſüdlichen Hemiſphäre auf der nördlichen nicht zu ſchauen ſind.

Am Abend kamen einige Perſonen zur Gräfin. Emanuel war ſehr munter und geſprächig; man unterhielt ſich vortrefflich und ging erſt gegen Mitternacht auseinander. Als die Gräfin in ihr Schlafzimmer ging, erfuhr ſie von ihrer Kammerfrau, daß um neun Uhr Abends eine Ordensſchweſter, welche die Kranken pflege, ſie zu ſprechen verlangt habe.

„So ſpät? das iſt ja ſeltſam!“ ſagte die Gräfin.

„Und noch ſeltſamer war es,“ ſetzte die Kammerfrau hinzu, „daß ein Diener in Livree dieſe Ordensſchweſter begleitete.“

„War ſie jung? . . . ſchön? . . . vielleicht eine vornehme Perſon?“ fragte die Gräfin, die ſchon einen ganzen Roman im Kopf fertig hatte.

„Ich kann's nicht ſagen. Nur der Portier hat ſie geſehen, für heute abgewieſen und auf morgen früh beſtellt.“

Es verſteht ſich, daß die Bitten der Marquiſe, die Anklage gegen Triſtan niederzuſchlagen, keinen andern Eindruck als den einer heftigeren Erbitterung auf den Marquis machten.

„Ganz widerſinnig iſt Deine Bitte!“ rief er. „Dies Verbrechen iſt ja nicht nur gegen mich, ſondern gegen die ganze menſchliche Vergeſellſchaftung begangen worden und iſt durch meine Anklage vor das öffentliche Forum der Juſtiz gebracht. Dieſe muß nicht bloß mich, ſondern die bürgerliche Geſellſchaft ſchützen, indem ſie das Verbrechen ſtraft. Und das würde ſie auch dann tun, wenn ich meine Anklage zurücknehmen wollte. Aber Deine Bitte iſt auch höchſt lieblos! Du willſt alſo andere Leute der Gefahr ausſetzen, von ſeinem Dolch bedroht, an ihrem Leben und Eigentum gefährdet zu werden! Du willſt, daß er auf der Leiter der Verbrechen von einer Stufe zur andern herabſinke! Du willſt ihm nicht die heilſame Strafe gönnen, im Zuchthauſe ein paar Jahre über ſeinen Frevel nachzudenken! Du willſt nicht, daß ſtrenge Aufſicht, ſchmale Koſt und geſunde Arbeit die Bosheit aus ihm vertreibe!"

„Lieber Dagobert, ich wünſche ihm alles, was zu ſeinem Heil iſt," entgegnete die ſanfte Marquiſe. „Nur dachte ich, er könne ſich bei ſeiner großen Jugend beſſern, ohne die entehrende Strafe des Zuchthauſes, wenn man ihm in einem andern Weltteil die Möglichkeit einer rechtſchaffenen Exiſtenz verſchaffte."

„Politik war mit ſeinem Attentat nicht vermiſcht. Sonſt würde ich Deiner Anſicht beitreten und ihm möglichſt ſchnell zu einer neuen Exiſtenz im Pfefferlande, in Cayenne, verhelfen," ſagte der Marquis hohnlächelnd und ſetzte hinzu: „Wie kommſt Du aber auf den Einfall, Dich für dies Subjekt zu fanatiſieren?"

„Ich habe Mitleid mit ſeiner Jugend und mit ſeiner Mutter."

„Aber in welcher übertriebenen Weiſe! Es iſt doch wahrhaftig genug, wenn eine Frau, wie Du, ihr Geld zur Unterſtützung ſolcher Leute hergibt! wozu denn dieſe empfindſame Zärtlichkeit!"

„Solche Leute, lieber Dagobert, ſind vor Gott gerade ſolche Leute wie wir."

„Es ſei Dir überlaſſen, Dich mit ihnen in eine Linie zu ſtellen," ſagte der Marquis verächtlich.

Sieh! draußen wo die Blicke ſpähen
Zerwühlt mir Eiferſucht den Sinn,
Denn Mond und Stern ſelbſt ſoll nicht ſehen,
Daß ich ſo überglücklich bin!

Daß Deine Schönheit iſt mein eigen! ....
O zürne nicht, die Sonne mag
Beſeelend ſich zur Erde neigen,
Bringt etwa das der Sonne Schmach?

Sie ſegnet nur mit Flammenfluten
Den irdiſch durſtigen Planet,
Indeß ſie von den eignen Gluten
Unangetaſtet weiter geht.

---

4. Gehorſam.

Wolan denn, Herz, ich ſchweige,
Weil es Dir ſo gefällt,
Weil Deiner Wang' Erröthen
Mich ſtreng in Feſſeln hält.
Und dann laß Dir geſtehen,
Das Schweigen drückt mich nicht,
Ein ſchönes Weib weiß Alles,
Wovon der Mann nicht ſpricht.

„Das hat weiter keine Folgen, als die, daß die Kluft zwiſchen Dir und mir immer tiefer wird.“

Damit verließ er ſie. Ach, Dolores ſah nur zu deutlich, welche Kluft zwiſchen ihr und dem Marquis lag! —

Nach einigen Tagen ließ Triſtan wieder die Schweſter Benigna um einen Beſuch bitten. Mit betrübtem Herzen ging ſie zu ihm. Ach! dieſer verwilderte, verkommene, verbrecheriſche Jüngling war der Sohn ihres verſchollenen Bruders, der vielleicht in ähnlicher Weiſe zu Grunde gegangen war. Triſtan ſah noch viel elender und unheimlicher aus. Seine Augen waren tief eingeſunken und glühten wie ein paar Kohlen, die ſich in ihre dunkeln Höhlen hineingebrannt hatten. Seine Stimme war rauh und heiſer, ſein Haar verwirrt, ſeine Farbe fieberhaft, und zuweilen flog ein Nervenzucken durch ſeinen ganzen Körper.

„Bringen Sie mir Freiheit?“ rief er der Schweſter Benigna entgegen: „Heute ſind es drei Wochen, daß man mich hier eingeſperrt hat. Wie lange ſoll das denn noch dauern? ... Sehen Sie denn nicht, daß ich hier umkomme?“ Sie faltete die Hände und ſagte bittend:

„O bringen Sie geduldig die Haft als Sühne für Ihre Tat dem lieben Gott zum Opfer.“

Triſtan brach in ein wildes, aber gezwungenes Lachen aus:

„Geduld! Sühne! Opfer! was das für Worte, für unerhörte, ſind! Ha, ha, ha! ... In welchem Lexikon haben Sie denn die gefunden?“

„Im chriſtlichen,“ ſagte die Schweſter gelaſſen.

„Es bleibt mir alſo nur noch eines übrig,“ rief er furchtbar aufgeregt: „die Flucht! Geben Sie mir Ihr Kleid, Ihren Schleier ... und bleiben Sie an meiner Statt hier zurück.“

„Das iſt unmöglich! Ihr Aufſeher wartet draußen, um mich zur Haustüre zurück zu begleiten. Er kennt Sie und mich genau.“

„Man muß ihn für mich gewinnen, beſtechen ... Sie haben gewiß Geld bei ſich.“

„Ja, drei Gulden, die mir nicht gehören und die ich einer armen Familie zu bringen habe.“

„Drei Gulden nur? Nein! ... damit kann man den Aufſeher nicht beſtechen!“ ächzte er.

„Man kann es überhaupt nicht — ach! verſuchen Sie Ihre Haft mit Ergebung zu tragen! ſie wird Ihnen leichter werden,“ bat ſie wehmütig.

„Leicht oder ſchwer, gleichviel! ich will keine Haft! Lieber hacke ich mir den Kopf ab, denn ich verliere ihn doch ... im Wahnſinn.“

Schweſter Benigna ſchauderte, denn Triſtan ſah wohl aus, als ob ihm das begegnen könne. Sie nahm ſich zuſammen und ſagte ruhig:

„Denken Sie doch, ehe Sie ſo reden, an Ihre beklagenswerte Mutter. Laſſen Sie ihr doch die

Hoffnung, daß Sie nach überſtandener Strafzeit als neuer Menſch zu ihr zurückkehren.“

„Aber ich bin ja noch gar nicht verurteilt! vielleicht werde ich freigeſprochen.“

„Wenn Sie das hoffen, ſo haben Sie ja einen Grund mehr zur Geduld.“

„Geduld! und das Fieber der Gefangenſchaft, der Durſt nach Freiheit tobt mir im Kopf, in der Bruſt, im Blut, im Pulsſchlag. Geduld! . . . und da unten im Kurſaal hätte ich vielleicht noch in dieſen drei Wochen ein reicher, glücklicher, geachteter Mann werden können, während man mich jetzt zu den Verberchern geſellen will! — Geduld! . . . das Wort iſt erfunden für Menſchen, denen es gut geht und die es noch beſſer haben möchten; aber nicht für ein Elend, wie das meine.“

„Es gibt ja Menſchen,“ ſagte Schweſter Benigna mild, „die durch ſchwere Krankheit auch ihrer Freiheit beraubt werden und zehn, zwanzig Jahre gelähmt im Bett liegen; — ſie haben Geduld. Und andere Menſchen gibt es, die wieder in anderer Weiſe durch bittere Armut gleichſam ihre Freiheit verloren haben und lebenslänglich zu angeſtrengter Arbeit genötigt ſind; — ſie haben Geduld. Und in der Geduld genießen ſie eine übernatürliche Freiheit, indem ſie ihren Willen mit dem ewig anbetungswürdigen Willen Gottes vereinigen und ſich bereiten, deſſen Fügungen anzunehmen und deſſen Heimſuchungen zu tragen.“

„Ich bin kein Katholik: alſo paßt Ihre Ermahnung nicht für mich.“

„Was ich geſagt habe, paßt für jeden Chriſten.“

„Ach! das iſt ja alles Larifari! übernatürliche Freiheit . . . wer ſpricht von der!“

„So ſagen Sie chriſtliche Freiheit.“

„O das iſt aber alles vollkommen einerlei!“ brach Triſtan aus. „Ich will meine ganz natürliche gewöhnliche Freiheit haben, die darin beſteht, tun und laſſen — kommen und gehen zu dürfen, wie ich es für gut finde. Alles übrige ſind Kinderpoſſen, und wenn Sie zu meiner gar nicht ſublimen, aber in der Praxis göttlich angenehmen Freiheit mir nicht verhelfen können: ſo danke ich fortan für Ihren Beſuch. Übrigens kenne auch ich eine Art von Freiheit, die kein Menſch mir rauben kann.“

Und mit ſtolzer Handbewegung, als habe er eine Audienz an Schweſter Benigna erteilt, deutete er ihr an, daß er allein ſein wolle.

„Haben Sie keinen Gruß, keinen Auftrag an Ihre Mutter?“ fragte die betrübte Schweſter Benigna: „ſie war ſehr krank, erholt ſich langſam . . .“ —

„Weshalb erhielten Sie ihr das Leben?“ rief er mit einem Ausdruck von namenloſer Verzweiflung. „Sehen Sie denn nicht, wie elend wir ſind ... und daß unſer Elend keine andere Grenze als den Tod hat? Darum fürcht' ich ihn gar nicht — den Tod! und meine Mutter auch nicht. In der Beziehung haben wir ganz gleiche Geſinnungen — ganz ſo, wie die großen Menſchen des Altertums ſie hatten. Gibts keine Hoffnung mehr, ſo iſt das Leben eine Folter von jeder Minute und durch jeden Atemzug. Es iſt ſehr unrecht, daß Sie meiner Mutter das kühle Grab nicht gönnten, denn welche Hoffnung bliebe ihr, wenn ich im Zuchthauſe ſitze!"

„Daß Sie ſich zu Gott bekehren," ſagte Schweſter Benigna liebreich.

„Für dergleichen Schattenſpiele hat meine kluge Mutter ebenſo wenig Sinn wie ich. Alſo ... Adieu!"

Ihr traten die Tränen in die Augen, daß ſie ihn ſo gefunden hatte und ſo verlaſſen mußte. Sie empfahl dem Aufſeher, recht wachſam zu ſein und Triſtan mit Schonung zu behandeln.

„Mit Schonung kommt man nicht weit bei dem!" ſagte der Mann; — der iſt wie eine gefangene wilde Katze — möchte einem gleich an die Gurgel ſpringen, um das Weite zu ſuchen."

Die Marquiſe ließ ſich von Schweſter Benigna genau erzählen, wie ſie Triſtan gefunden habe und erſchöpfte ſich in vergeblichen Kombinationen, wie ſie ihm und ſeiner Mutter helfen könne.

„Es ſcheint, als habe das Unglück beide verſteinert, da ſie jedem religiöſen Troſt und jeder Liebe, die aus dem Glauben entſpringt, unzugänglich ſind,“ ſagte die Marquiſe.

Mehr als alles Unglück verſteinert das Unrecht ein Herz, wenn es ſich darin zurecht ſetzt wie in ſeinem Recht, und nie es bereuen, nie es abbüßen will. Das mochte die Marquiſe wohl heimlich denken, weil ſie es täglich an ihrem Mann vor Augen ſah, aber eben deshalb wagte ſie nicht, es auszuſprechen.

„Mir blutet das Herz bei dem armen jungen Menſchen!“ ſagte Schweſter Benigna: „man merkt ihm an, daß er in der ſchrecklichſten Verzweiflung iſt.“

„Zwanzig Jahr und Verzweiflung — welch ein furchtbarer Gegenſatz!“ ſagte die Marquiſe.

„Ach und doch ſo begreiflich! Nie iſt ſein Wille gebrochen worden, nie hat er ihn beherrſcht. Seine arme Mutter, ſelbſt ohne Gott und ohne Glauben, ließ ihn in der Wildnis ſeiner leidenſchaftlichen Natur, nicht aus Gleichgültigkeit, ſondern weil ſie nicht wußte, wie ſie ihn in heilſame Zucht hätte nehmen können. Steht nicht die elterliche Autorität als Stellvertreterin der göttlichen da, ſo haben die Eltern keinen wahren Grund und kein wirkliches Recht, Gehorſam zu fordern — und das merken die Kinder ſehr bald.“

„Der Unglaube haucht, ohne es zu beabſichtigen und zu ihnen, Stickſtoff aus, dem alles erliegt, was unter ſeinen Einfluß gerät — und der Glaube . . . Luft des Lebens, des übernatürlichen Lebens, des ewigen Lebens,“ ſagte die Marquiſe.

„Und ſo wurde ſein Wille dem Böſen untertan,“ fuhr die Schweſter fort, „und kannte kein anderes Geſetz als die Luſt der Leidenſchaft. Und jetzt auf einmal tritt ein fremdes Geſetz unerbittlich drohend ihm entgegen und raubt ihm alles, indem es ihm die Willkür entzieht. Nun wähnt er ſich nur von Ungerechtigkeit, Härte und Grauſamkeit einer ſtärkeren Willkür umgeben und bäumt ſich gegen ſie auf, weil er die Hand Gottes, welche die Sünde ſtraft, nicht kennt. Was ſoll er beginnen? . . . Er fällt einer raſenden Verzweiflung anheim.“

Die Marquiſe erſchauderte. Sie dachte, daß es auch für den Marquis kein anderes Geſetz als das ſeiner Willkür gebe. Wenn ſich das dereinſt rächte — was war ſein Los?

„Frau Hellmig,“ ſagte Richenza zu ihrer Hauswirtin, „ich weiß jetzt, wie es mit meinem Sohn ſteht. Ich habe alles in dieſen Blättern, die mir die gute Frau Wailer verſchafft hat, geleſen — und da ich vor Schmerz und Entſetzen nicht geſtorben bin, ſo beginne ich an meine Unſterblichkeit zu glauben.“

„Haben Sie nicht immer an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt?“ fragte Frau Hellmig ganz verblüfft von Richenza's eiſigem Ton und ſeltſamer Redeweiſe.

„Sagen Sie mir lieber, ob Sie glauben, daß ich meinen Sohn beſuchen dürfe. Er iſt ja erſt in Unterſuchung; da wird man es wohl geſtatten.“

„Ich will Schweſter Benigna fragen. Die weiß das! ſie war zweimal bei ihm.“

„Weshalb denn das! ſie wird ihn doch nicht mit ihren bigotten Anſichten gequält haben!“ ſagte Richenza hochfahrend.

„Schweſter Benigna quält niemanden mit bigotten Anſichten — denn die hat ſie nicht! ſie iſt fromm!“ ſagte Frau Hellmig erzürnt. „Und übrigens hat Ihr Sohn ſie rufen laſſen. Sie drängt ſich wahrhaftig keinem auf — und hat es auch nicht nötig. Die Frau Marquiſe von Clermont, die ein wahrer Engel von Schönheit und Güte iſt, ſieht niemand lieber um ſich, als Schweſter Benigna.“

„Das iſt ſehr ſchmeichelhaft für den Marquis von Clermont. Aber was kümmern mich dieſe Leute. Ich wollte Sie bitten, beſte Frau Hellmig, mir täglich Ihr Zeitungsblatt zu erlauben. Ich finde doch ab und an irgend ein Wort über meinen Sohn.“

„Recht gern!“ ſagte Frau Hellmig: „ich komme zuweilen in vier, fünf Tagen nicht dazu es zu leſen. Sie ſollen es gleich ganz friſch erhalten.“

Im Fortgehen dachte ſie: Nun das muß ich geſtehen . . . wäre mein Sohn ein Zuchthauskandidat, ſo würde ich nicht ſo gefaßt ſein.

Richenza war aber nicht gefaßt. Sie war in ſtarrer Verzweiflung, die Hand in Hand mit gänzlicher Erſchlaffung ihrer moraliſchen Kraft ging. Sie konnte auch nicht mehr denken, nicht nachdenken über Triſtans und ihren eigenen Zuſtand in der Gegenwart, in der Zukunft. Sie litt ſtumpf, wie der Menſch eben leidet, der das übernatürliche Leben in ſich ertötet hat.

Frau Hellmig ſchickte ein paar Zeitungsblätter herauf. Richenza nahm die neueſte Nummer und ihr Blick fiel auf die Worte: Der junge Saint-Clair iſt heute früh leblos in ſeinem Zimmer gefunden worden. Alle Bemühungen, ihn ins Leben zu rufen, waren vergeblich. Ein Gehirnſchlag hat ihn getroffen. — — — Mit einem dumpfen Stöhnen ſank Richenza zuſammen. Triſtan war nicht mehr! Da war es aus und vorbei und ſie fiel in eine Lethargie aller Fähigkeiten, in der ſie nicht bemerkte, wie Stunde auf Stunde verging. Gegen Abend kam Frau Wailer mit Licht. Sie entſetzte ſich, denn Richenza richtete ſich wie eine wandelnde Leiche auf und ſagte:

„Wiſſen Sie es ſchon? . . . mein Sohn iſt tot . . . iſt umgekommen im Gefängnis. Frau Wailer, ſein Sie ſo gut, Schweſter Benigna zu bitten, mich heute noch zu beſuchen."

Frau Wailer entfernte ſich weinend; Richenza weinte nicht. Sie ſprach halblaut: Wie ſagt Oreſt, als er den Hain der Göttin auf Tauris betritt? —

„Reiche mir aus Lethe's Wellen
„Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
„Bald iſt der Krampf des Lebens hinweggeſpült."

— O ja . . . der Krampf des Lebens! — Mit Krampf beginnt es . . . und der reibt ſo auf, daß es mit Krampf endet. Das hat er wohl gewußt — der große Dichter. O mein Triſtan . . . Du haſt ihn überwunden . . . den Krampf des Lebens.

Sie ſetzte ſich und ſchrieb einige Worte. Dann nahm ſie vom Halſe ein Schnur, an der ein ganz kleines Beutelchen hing. Sie wickelte es ein, legte es zu dem beſchriebenen Papier und machte über beides ein Kouvert, das ſie adreſſierte und verſiegelte. — Dann ſtützte ſie den Kopf auf beide Hände, gedankenlos, empfindungslos. Nur zuweilen war ihr, als wolle der Kopf zerſpringen, das Herz ſtill ſtehen — und dann ſeufzte ſie: O mein Triſtan! — Und wie von einem furchtbaren Schwindel ergriffen, fiel ſie wieder in ſich ſelbſt zuſammen wie ein Häuflein Aſche, wenn die letzten Kohlen verglüht ſind . . .

An meine Wange lehne
Getroſt Dein lockig Haupt,
Kein Wort ſoll Dir verrathen,
Daß es die Ruh mir raubt!
Und Deine Händchen lege
In meine Hand ganz leis,
Ich werde Dir nicht ſagen
Wie blendend iſt ihr Weiß!

Ich werde Dir nicht ſagen,
Daß wenn Dein Haar mich ſtreift,
Mich Schauer überrieſeln
Und Wonne mich ergreift,
Und daß Dein Mund ſo lieblich
Magnetiſch-ſtark ſein muß,
Unwiderſtehlich lockend
Zum nimmerſatten Kuß.

Ich ſag nicht, daß Dein Auge
Ernſt, mächtig, tief und mild
Wie alte Zauberſänge
In meine Seele quillt! ....
Du ſenkſt die Augenlieder?
O Herz, doch leſe ich
Aus Deinem ſüßen Lächeln:
„Wie gerne hör' ich Dich!"

Schweſter Benigna kam, bewegt und weich, Aug' und Herz voll Tränen. Allein das Wort der Teilnahme erſtarb auf ihren Lippen der ſtarren Kälte Richenza's gegenüber; vor dieſer Marmorſtatue verſtummte jeder Ausdruck von Schmerz, beſonders der, welcher an höheren Troſt ſich lehnte. Richenza aber bemerkte das gar nicht. Sie war ihr Lebenlang allein geweſen mit ihren Schmerzen, ihren Kämpfen, ihren Qualen; — ſie hatte allein alle Phaſen des Leidens durchgemacht und alle ertragen: ſo fiel es ihr denn jetzt gar nicht ein, aus ihrer Abgeſchloſſenheit herauszutreten. Sind die Faden abgeriſſen, welche das Menſchenherz an die ewige Liebe knüpfen: ſo verſchrumpfen auch die, welche ihn mit dem Nächſten verbinden, während die natürliche Liebe zur Familie oder zu einem Familiengliede nicht ſelten in ein krankhaft übertriebenes Übermaß ausartet.

„Wiſſen Sie, wie er geſtorben iſt?“ fragte Richenza mit tonloſer Stimme.

„An einem Gehirnſchlag, ſagt man,“ erwiderte Schweſter Benigna.

„Und was glauben Sie?“

„Warum ſollte ich etwas anderes glauben? Er war in einem ſo furchtbar aufgeregten Zuſtand, ſeine Hände zitternd, ſeine Augen mit Blut unterlaufen, ſeine Lippen vertrocknet — dazu dieſe Paroxismen von ohnmächtiger Verzweiflung, daß ein

Gehirnſchlag durchaus nicht dieſem Zuſtand widerſpricht."

„Wie muß er gelitten haben, um ſo in drei Wochen aufgerieben zu ſein!" rief Richenza.

„Gelitten hat er unausſprechlich," entgegnete Schweſter Benigna, „aber ſein Nervenſyſtem ſchien mir ſchon zuvor ſo gänzlich zerrüttet zu ſein, daß er wohl nicht mehr viel vertragen konnte."

„Soll das ein Troſt für mich ſein?" fragte Richenza ſcharf.

„Nur inſofern eine Beruhigung, als es Ihre Furcht vor einem . . . andern Tod aufhebt."

„Meine Furcht?" ſagte Richenza mit eigentümlicher Betonung. Nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Ich bitte Sie um die große Gefälligkeit, dieſen Brief hier morgen früh an die Adreſſe zu befördern und ſelbſt abzugeben."

„Gräfin Meerhaim!" rief Schweſter Benigna, einen Blick auf die Adreſſe werfend: „um Gotteswillen . . . iſt denn Gräfin Meerhaim in Baden!"

„Die halbe Welt iſt in Baden; — warum nicht Gräfin Meerhaim!" antwortete Richenza mit einer abwehrenden Starrheit, die jeden Ausdruck des Gefühls hemmte.

„Soll ich den Brief nicht ſogleich jetzt, wenn ich Sie verlaſſe, abgeben?"

„Nein, ich bitte morgen. Es könnten infolge desſelben Veränderungen eintreten, für die ein

Unterſchied von zwölf Stunden nicht von Belang iſt. Ich danke Ihnen, daß Sie auch dieſe Mühe noch zu all der andern Mühe fügen wollen, die Sie mit mir gehabt haben.“

Schweſter Benigna ſah Richenza mit einem Blick voll ſo treuer, frommer Liebe an, daß Richenza in ungewöhnlich weichem Ton beifügte:

„Von ganzem Herzen danke ich Ihnen! . . . Und nun bitte ich Sie, meinen Auftrag nicht zu vergeſſen . . . wenn Sie morgen früh Zeit haben.“

„Zu allen Werken der Nächſtenliebe gibt mir die Frau Marquiſe immer Zeit.“

„Danken Sie auch der Marquiſe von Clermont für ihre Güte. Wie geſagt, ich glaube, es wird nun anders werden — nun, da ich meinen Triſtan, mein höchſtes Glück verloren habe. Alles . . . alles litt ich für ihn, tat ich für ihn! Alles umſonſt!“

Schweſter Benigna wagte nicht, das zu ſagen, was ſie dachte: O hätteſt Du weniger für ihn getan und mehr für ihn gebetet. Sie ſagte laut:

„Wir wollen jetzt recht für ihn beten — das iſt gewiß nicht umſonſt.“

„Wie ſo?“ fragte Richenza gleichgültig.

„Und noch weniger umſonſt iſt es,“ fuhr Schweſter Benigna fort, „wenn Sie Ihren Schmerz, Ihre Tränen, Ihr gebeugtes Mutterherz für ihn opfern — und das alles ans Kreuz hängen, im Blut Jeſu laden und Ihr Opfer, vereint mit dem göttlichen Opfer am Kreuz, dem himmliſchen Vater für dieſe arme Seele darbringen.“

Aber ach! was wußte Richenza von dem ewigen Opfer, welches den Kern des ſtellvertretenden Amtes der Kirche und des inneren Lebens jedes Gläubigen ausmacht! Das Opfer und ſeine ſühnende, aus dem Blut Jeſu geſchöpfte Kraft kann nur von denen begriffen werden, welche den eucharistiſchen Chriſtus beſitzen. Und wo kein Opfer, kann keine Fürbitte ſein; denn ſie iſt ein geiſtiges Opfer.

Richenza hörte gar nicht auf Schweſter Benigna. Ihr war, als ſchlage der Schall von unverſtandenen Worten aus weiter Ferne an ihr Ohr — und ſtatt aller Antwort ſprach ſie:

„Gute Nacht, Schweſter Benigna;“ — und reichte ihr die Hand, ſo daß die gute Schweſter, ganz beglückt durch dies Zeichen des Wohlwollens, woran Richenza ſie nicht gewöhnt hatte, ſich entfernte.

Sollte Gräfin Meerhaim Richenza's Mutter ſein? dachte ſie auf dem Heimweg. O, warum denn nicht gleich den Brief der Tochter ihr bringen! — Vielleicht iſt's eine Schweſter . . . eine Schwägerin! . . . . — ich verſuch' es. — Sie fragte den Diener, den die Marquiſe ihr zur Begleitung gegeben hatte, ob er wiſſe, wo die Gräfin Meerhaim wohne. Er bejahte es und führte ſie dahin. Der Portier aber wies ſie ab und beſtellte ſie auf den andern Morgen.

Richenza blieb allein. Sie holte tief Atem, als falle ihr eine ſchwere Laſt vom Herzen. „Bald iſt der Krampf des Lebens hinweggeſpült“ — ſagte ſie, ging zu einem Tiſch, worauf verſchiedene Medikamente ſtanden, und nahm eine kleine Schachtel, aus der ſie allabendlich, wegen ihrer marternden Schlafloſigkeit, ein paar Pillen zu nehmen pflegte. Jetzt aber leerte ſie die ganze Schachtel. Es waren Morphiumpillen. Nun iſt's geſchehen! ſagte ſie und ein unausſprechliches, namenloſes Entſetzen machte ſie beben vom Scheitel zur Sohle. Mein Gott, gehe nicht in's Gericht mit mir .... ächzte ſie. Aber ſogleich ermannte ſie ſich: Porzia verſchlang glühende Kohlen, als Brutus nicht mehr war. Triſtan war mein Leben. Mit ihm hört es auf. O mein Triſtan. — — Sie entſchlief und erwachte nicht wieder. Aber die wahre Axe ihres Lebens hieß nicht Triſtan, ſondern „Non serviam.“

◆

Kataſtrophe.

Gräſin Meerhaim legte die letzte Hand an ihren Morgenanzug, als ſchon die Schweſter Benigna ihr gemeldet wurde. Mit einer gewiſſen Spannung, die aber mehr die Perſon der Schweſter, als deren Anliegen betraf, ließ die Gräſin ſie in ihr Schreibkabinet führen; — war aber nicht wenig enttäuſcht, als ſie eintretend, ſtatt einer jugendlichen Schönheit, eine Perſon über die Vierzig hinaus, mit ganz gewöhnlichen Zügen vor ſich ſah. Schweſter Benigna bat einfach um Verzeihung wegen der frühen Beläſtigung und übergab das Schreiben. Die Gräſin, auf irgend eine Bittſchrift gefaßt, öffnete den Brief und las:

„Der Tod verſöhnt und löſcht jede Schuld gegen die Lebenden aus. Darum wage ich getroſt, meinen teuern Eltern meine Tochter Stella zu empfehlen. Sie und Triſtan ſind meine Kinder aus meiner höchſt unglücklichen Ehe mit dem Maler Wilhelm Sinkler von Straßburg, deſſen Schweſter dieſe Zeilen überbringt. Triſtan iſt nicht mehr unter den Lebenden. Ich folge ihm. Mein Leben war ein einziger Jammerſchrei, den niemand gehört hat. Jetzt verhallt er — im Grabe! Habe ich gefehlt, ſo habe ich dafür gelitten, wie der Menſch nur leiden kann. Jetzt aber kann ich nicht mehr. Die lange Folter, die jede Faſer meines Herzens zerriſſen hat, hat meine Kraft bis auf den letzten Blutstropfen erſchöpft. Ich bedarf der Ruhe. Und da es einen Erlöſer gibt, der Ruhe bringt, ſo flüchte ich zu ihm. Dieſer Erlöſer iſt der Tod. Das werden meine teuern Eltern begreifen und nicht länger zürnen ihrer armen Tochter Richenza.“

Sprachlos im Sturm widerſtreitender Gefühle gab die Gräfin das Blatt an Schweſter Benigna, während ſie das Päckchen öffnete. Es enthielt Triſtans und Stella's Taufſchein aus Straßburg und Paris, und in dem kleinen Beutel befand ſich ein Stein und ein Zettel. Der Stein war ein Jaspis, auf der einen Seite mit dem Meerheim'ſchen Wappen, auf der andern mit dem Buchſtaben R. M. unter einer Grafenkrone geſtochen. Auf dem Zettel ſtanden die Worte: „Dieſer Jaspis, in Gold gefaßt, bildete ein Petſchaft, das mir meine Mutter am 1. Juli 1839 in Dresden ſchenkte. Das war der Tag, an dem ich neunzehn Jahr alt wurde und das Jahr, in dem mein Elend begann. Längſt hat mich bittere Not gezwungen, die goldene Faſſung zu verkaufen. Doch den Stein ſelbſt bewahrte ich zu meiner Legitimation als Richenza Meerhaim ſorgſam auf und ſchickte ihn heute, den 30. September 1860, meiner teuern Mutter zu."

Wie eine Somnambule hatte die Gräfin dies alles geleſen und betrachtet. Nun ſchien ſie zum Bewußtſein der Wirklichkeit zu erwachen und mit einem herzzerſchneidenden Ton rief ſie, indem ſie mit beiden Händen ihren Kopf hielt:

„Aber um Gottes Barmherzigkeit willen, wo iſt ſie denn? . . . . warum kommt ſie nicht? . . . . am 30. September hat ſie geſchrieben: das war geſtern . . . ſie iſt alſo in der Nähe . . . Aber warum weinen Sie denn ſo traurig? ſagte ſie heftig zu Schweſter Benigna, die bereits Richenza's Tod wußte und ſowohl über ihn als über Richenza's ſchauerlichen Brief bittere Tränen vergoß: ſie kann ja nicht ſo ſchnell geſtorben ſein! geſtern ſchrieb ſie mit dieſer feſten Hand . . . . und heute früh tot? das iſt unmöglich! — Sagen Sie doch, daß ſo etwas unmöglich iſt."

„O könnt' ich es ſagen!" ſeufzte Schweſter Benigna.

Die Gräfin ſchellte und ließ Emanuel rufen. Ehe er kam, eilte ſie zu ihrem Mann, ſo daß Emanuel Schweſter Benigna allein fand. Dieſe benutzte das, um ihm vorbereitend zu ſagen, indem ſie Richenza's Adreſſe aufſchrieb:

„Gräfin Richenza Meerhaim iſt hier, aber ſterbend! ... wohl gar tot! ... ich eile zu ihr. Bereiten Sie die Eltern darauf vor!"

Und ehe er ſich beſinnen und fragen konnte, war ſie fort. Er wollte zu ſeinen Eltern; aber Stella trat raſch ein und fragte haſtig:

„Wiſſen Sie denn ſchon das traurige Schickſal des armen Triſtan?"

„Eben las ich voll Schreck ſeinen Tod," ſagte er in der Meinung, daß ſie bereits davon unterrichtet ſei.

„Tot? ach, das wußte ich noch nicht! ach, mein armer Bruder!" rief Stella und ſank halb ohnmächtig auf einen Stuhl.

Da kam die Gräfin zurück in Tränen gebadet, umarmte Stella und ſagte zu Emanuel:

„Weiß ſie es ſchon!"

„Was denn? was?" rief Emanuel betäubt.

„Daß Richenza ihre Mutter iſt."

„Richenza ... ihre Mutter!!" rief er.

„Gewiß! meine Mutter heißt Richenza," ſagte Stella, ſich an die Gräfin ſchmiegend: „aber mein armer Bruder Triſtan iſt im Gefängnis geſtorben. Meine Mutter wollte mich nicht für ihre Tochter gelten laſſen, als ich hier in's Haus kam; .... aber nun kann ich es nicht länger verbergen, weil meines Bruders Tod im Gefängnis mich allzu tief betrübt! Nun muß ich zu meiner Mutter."

„Im Gefängnis? . . . Kind, wer iſt denn Dein Bruder?" fragte die Gräfin mit neuem Entſetzen.

„Triſtan Saint-Clair, der das Attentat auf den Marquis Clermont begangen hat."

„Richenza's Sohn — ein Verbrecher!" ſtammelte die Gräfin ſtarr vor Entſetzen.

„Richenza, Ihre Mutter, iſt meine älteſte Schweſter," ſagte Emanuel zu Stella.

Dieſe fiel der Gräfin zu Füßen und ſagte in Tränen gebadet:

„Ach, ſo wollen wir denn zu meiner armen Mutter gehen und ſie holen."

„Sie iſt ja ſterbend . . . vielleicht tot," ſagte Emanuel, der ſich an Schweſter Benigna's Auftrag erinnerte.

„Umſomehr," verſetzte die Gräfin; „Dein Vater macht ſich bereit, der Wagen kommt gleich."

„Hier iſt die Adreſſe," ſagte Emanuel, gab ſeiner Mutter das Blatt und eilte zu Fuß nach dem bezeichneten Hauſe.

Dort herrſchte die größte Aufregung. Frau Waiher hatte Richenza ruhig wie eine Schlafende, aber entſeelt, auf ihrem Lager gefunden. Nirgends eine Unordnung — oder die Spur von etwas Gewaltſamen — oder von einer Vorbereitung — oder von einem Nachlaß. Sie hatte ſich niedergelegt, war eingeſchlafen und nicht wieder erwacht. Der Arzt, der ſie in ihrer Krankheit be-

5. Heinrich Dandolo.

Weh mir! Du biſt überdrüſſig
Meiner Liebeständelei,
Andres ſoll ich Dir erzählen —
Wähnſt Du daß es leicht mir ſei?

Denkt der Selige im Himmel
An ſein mattes Erdenglück?
Denket man im Licht der Sonne
An die Kerze noch zurück? —

Aus den alten, fernen Tagen,
Als Venedig groß noch war,
Wüßt' ich Manches zu erzählen,
Doch es langweilt Dich wol gar.

Frauen lieben nicht die Stürme
Rohen Volks und wilder Schlacht,
Nicht des Herrſchers feine Liſten,
Nicht die Klugheit, die ſtets wacht.

Nur die kühne That der Helden
Iſt's die ihnen wolgefällt —
Um nicht Eiferſucht zu fühlen,
Wähl' ich einen greiſen Held.

handelt hatte und nun gerufen worden war, mochte etwas anderes wiſſen und Schweſter Benigna es ahnen. Sonſt aber niemand. Frau Hellmig ſagte zu Emanuel mit größter Aufregung und Beſtimmtheit:

„Herr Graf dürfen es glauben: ſie iſt erſtickt an den Tränen, die ſie um ihren Taugenichts von Sohn nicht geweint hat. Als Frau Wailer geſtern Abend herunter kam und mir ſagte, Madame Saint-Clair wiſſe, daß ihr Sohn tot ſei — ich ſelbſt erfuhr es erſt auf dieſe Weiſe! — aber ſie weine nicht und ſehe nur aus wie eine lebendige Leiche, da ſagte ich: Frau Wailer, das iſt nicht gut! in ſolchem Fall muß man weinen, dazu hat man die Tränen! ſonſt drückt einem der Schmerz das Herz ab. — Ich ging dann gleich zu ihr hinauf und klopfte an. Aber ſie ſagte nicht herein. Und als ich die Tür leiſe öffnen wollte, war ſie von Innen verſchloſſen. Es beruhigte mich aber, daß ſie Schweſter Benigna rufen ließ — und ſo habe ich ſie denn nicht mehr geſehen. Was ich prophezeite, iſt eingetroffen. Elend war ſie lange, ganz ſchlaflos; . . . dann die ſchwere Krankheit . . . nun Gram und Schreck! . . . das konnte ſie nicht mehr aushalten.“ —

Der Meerhaim'ſche Wagen fuhr vor. Stella flog die Treppen hinauf und warf ſich jammernd über die entſeelte Hülle ihrer Mutter. Emanuel ging ſeinen Eltern entgegen, um ihnen zu ſagen, daß Richenza bereits verſchieden ſei. Die Gräfin wollte es nicht glauben und eilte voran. Mühſelig die ſchlechten Treppen erklimmend, ſtumm und ernſt folgte der Graf langſam nach. Als die Gräfin eintrat und ihr Blick dies armſelige, dürftige Zimmer überflog und auf ihrer Tochter haften blieb, die in dieſem Elend, in dieſer Verlaſſenheit ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte, da ſenkte ſich eine ſchwarze Wolke über ihre Augen und beſinnungslos fiel ſie in Emanuels Arme. —

Die Wellen der Aufregung hatten ſich gelegt. Euphroſyne, durch ein Telegramm gerufen, hatte ihre Eltern ſogleich nach Kreuzbronn geführt, während Emanuel das Nötige in Baden beſorgte und bei Schweſter Benigna genaue Auskunft über Richenza's Schickſal ſuchte. Aber Benigna, das Jahr in Straßburg ausgenommen, wußte nichts Genaues. Richenza hatte erſt mit ihrem Mann, dann allein, in verſchiedenen Ländern und Städten gelebt: darauf beſchränkte ſich die Kunde, die Wilhelm Sinkler ſeiner Familie hatte zukommen laſſen. Daß er ſelbſt in London vor fünf Jahren geſtorben ſei, hatte Schweſter Benigna erſt durch Graf Meerhaim erfahren. Und ſo wurden nur die äußeren Umriſſe von Richenza's Leben ihrer Familie bekannt, da Stella teils zu jung war, teils zu wenig mit ihrer Mutter gelebt hatte, um in all die inneren Wechſelfälle dieſer traurigen Exiſtenz blicken zu können.

Emanuel erzählte an Schweſter Benigna, wie er Richenza in Dresden oberflächlich unter ihrem franzöſierten Namen Saint-Clair gekannt und ſich unglaublich von ihr angezogen gefühlt habe, weil ſie eine ungemein intereſſante und talentvolle Erſcheinung geweſen ſei.

„Sie war ein Meteor, das ſich im Selbſtverbrennungsprozeß verzehrte,“ ſagte er.

Davon verſtand Schweſter Benigna nicht eine Silbe. Sie ſagte einfach:

„Ihr Unglück war, daß ſie keine chriſtliche Erziehung bekommen hatte. Wo die Natur große Gaben verlieh, muß man die Gaben der Gnade beſonders aufmerkſam pflanzen und pflegen; — ſonſt behalten jene die Oberhand und ſtürzen in's Elend. Das iſt geſchehen bei der armen Richenza.“

Der Marquis ſagte zu ſeiner Frau:

„Nun, Dein Schützling iſt dem Arm der Gerechtigkeit durch den Tod entrückt. Er verfiel in eine Gehirnentzündung und ſtarb in vierundzwanzig Stunden. Statt des Zuchthauſes — das Grab! Freut Dich das?“

„Mich freut nichts Trauriges, lieber Dagobert . . . umſoweniger in dieſem Fall, da die Mutter des jungen Saint-Clair, kaum geneſen von ſchwerer Krankheit und noch ſchwach an Leib und Seele, vor Gram und Schreck geſtorben iſt.“

„Ah bah! davon ſtirbt niemand!“

„Genug — ſie iſt tot!“

„Tot! iſt es möglich? die ſüperbe Frau . . . . tot!“ rief der Marquis überraſcht. „Sie war der ſchönſten eine und von großen Charakteranlagen . . . aber von unerträglicher, hochmütiger Leidenſchaftlichkeit.“

„Ah, Du kannteſt ſie?“ —

„Vor Jahren . . . in Rom, wo ſie ſteinunglücklich war mit ihrem Pinſel von Mann . . . Alſo ſie iſt tot! . . . Ja, ja! . . . ſo ſtirbt man!“ — —

Stella fand ſich ſehr leicht und ſehr glücklich in ihr neues Verhältnis hinein. Ihre Großeltern machten aus ihr ein Idol, das ſie mit all der Zärtlichkeit überſchütteten, die ſie etwa bei Richenza verſäumt hatten. Stella wurde der Mittelpunkt ihrer Gedanken und die Hauptperſon in der Familie. Stella hatte alſo einen Teil ihrer Wünſche erreicht und zweifelte jetzt keinen Augenblick an der Erfüllung ihres höchſten und liebſten Wunſches.

Kaum in Kreuzbronn angelangt, wo ſie alle von Grazia mit treuherziger Liebe empfangen wurden, begann Stella ihre kleinen Machinationen, um den Aufenthalt daſelbſt möglichſt abzukürzen. Darüber waren alle einverſtanden, daß vor der Hand niemand von der Familie nach Baden gehen werde. Da ſagte Stella zu der Gräfin, wenn ſie mit ihr allein war:

„Aber wir werden doch nicht ſehr lange hier bleiben! nicht wahr, liebe Großmama? Hier käme Emanuel ſo recht unter Grazia's Einfluß. Und obgleich ich ihn — Gott weiß wie gern zwiſchen uns ſehe, iſt es mir doch ganz lieb, daß er in Baden bleiben mußte."

„Glaubſt Du, daß Grazia noch immer ihren Plan mit Emanuel verfolge?" fragte die Gräfin beſorgt.

„Ob ich es glaube! — Aber, liebe Großmama, die Ultramontanen haben ja gar keinen andern Gedanken, als die ganze Welt katholiſch zu machen. Das geben ſie nie auf. Sie warten auf ihre Zeit."

Gräfin Meerhaim war inzwiſchen durch Grazia's liebevolle Teilnahme und durch den neuen Weg, den Emanuel eingeſchlagen hatte, wieder mit Grazia verſöhnt. Deshalb lieh ſie Stella's Befürchtungen nicht unbedingt ihr Ohr, ſondern ſagte:

„Dieſe Behauptung wird jetzt freilich von allen Proteſtanten und von allen Fortſchritts- und Freiheitsmännern aufgeſtellt — und ich bekenne Dir, daß ich dieſe Behauptung, gerade weil ſie aus ſolcher Quelle floß, nicht glaubte. Überdas fand ich ſie ſinnlos und das geiſtige Armutszeugnis, welches man ſich den Katholiken gegenüber ausſtellte, verdroß mich. Iſt denn die akatholiſche Welt ein Steinblock, aus dem die katholiſche gleichſam eine katholiſche Statue machen könnte? Man macht ein paar Schuhe groß oder klein — man macht ein Kleid kurz oder lang — aber man macht nicht einen Menſchen katholiſch oder proteſtantiſch. Wer es wird, der wird es, weil er will."

„Liebe Großmama, wie dürfte ich mit Dir disputieren! das traueſt Du mir gewiß nicht zu. Ich weiß nur, daß in dem katholiſchen Frankreich die gallicaniſche Kirche der römiſchen gegenüber ſteht. Die römiſche Kirche iſt der Mittelpunkt für Diejenigen, welche man in Deutſchland Ultramontane nennt, und daher weiß ich, daß man ſehr gut katholiſch ſein könne, ohne der extremen Richtung zu huldigen. Daß Grazia in derſelben befangen iſt, ſehen wir. Täglich geht ſie in die Meſſe, ſehr häufig zu den Sakramenten. Unverhohlen ſpricht ſie, es gebe eine alleinſeligmachende Kirche, das ſei die katholiſche. Nun, Du weißt ja wie ſie iſt, dieſe ſchöne fanatiſche Seele! Emanuel aber hat eine merkwürdige Anhänglichkeit an Grazia, an Kreuzbronn, an alles, was hier geſchieht und wie es geſchieht. Es wäre alſo ganz widernatürlich, wenn Grazia's Tendenz keinen Einfluß auf ihn übte.“

Stella war ein echtes Kind des Zeitgeiſtes: aus Dingen, welche ſie halb verſtand und welche andere gar nicht verſtanden, machte ſie konfuſe Schlagworte, die ihren perſönlichen Zwecken dienen mußten. Die Gräfin antwortete lebhaft aufgeregt durch Stella's unſinnige Erklärung:

„Was Emanuel betrifft, haſt Du vollkommen Recht! und was Grazia's Richtung — ſo kannſt Du, als Katholikin, ſie am beſten beurteilen. Deshalb denke ich wie Du, daß wir hier nicht allzu lange bleiben wollen.“

Dem Grafen Meerhaim ſtellte Stella die Rückſichten auf ſeine Geſundheit, welche in dem Schwarzwald notwendig leiden mußte, ſo eindringlich vor, als ob ſie ein Arzt ſei, der ſeinen Patienten für inkurabel hält und ihn deshalb hundert Meilen weit wegſchicken möchte.

Der Graf fand, daß ihm ſein Aufenthalt in dem benachbarten Baden, auch im Winter, ſehr gut bekommen ſei; allein Stella behauptete, das Tal von Baden ſei noch nicht der eigentliche Schwarzwald und habe durch ſeine geſchützte Lage ein ſehr mildes Klima, während es hier oben auf dem Kreuzbronner Schloßberg gewiß ſchon im November kamtſchadaliſch kalt ſei.

„Es iſt ſchwer, nach dem Süden zu gehen," ſagte der Graf: „auf der einen Seite wird man von republikaniſchen Aufſtänden bedroht, auf der andern wird man annexiert, auf der dritten von Garibaldi's Banden überfallen — lauter Dinge, die mir verhaßter ſind, als die Novemberſtürme im Schwarzwald."

„Da iſt noch Spanien, das mir aus meiner früheſten Kindheit ganz wunderreizend vorſchwebt," ſagte Stella.

„Nein, liebes Kind," rief der Graf: „Spanien . . . das ſind ſpaniſche Schlöſſer! und für die bin ich zu alt."

„Oder Meran;" ſagte die Gräfin: „das milde Etſchtal! ſo etwas wie ein ſüdlicheres Baden — und doch noch ſo gewiß heimatlich — auch leicht zu erreichen."

„Das iſt kein übler Gedanke," erwiderte der Graf; — „und im Sommer gehen wir nach Crohnenberg."

Grazia bemühte ſich, ihren Großeltern den Aufenthalt in Kreuzbronn ſo angenehm wie möglich zu machen. Bei dem Grafen gelang es ihr. Er hatte überhaupt Grazia ſehr gern. Ihr grader Charakter, ihr einfaches Weſen ſagten ihm zu. Minder bei der Gräfin, welche allzu geneigt war, Menſchen und Dinge nur mit Stella's Augen anzuſehen. Stella und Grazia aber, obſchon ſo nahe

Blutsverwandte, kamen ſich auch jetzt, dem Herzen nach, um keinen Strohhalm näher, als früher. Das kränkte die Gräfin. Sie ſagte zu Euphroſyne:

„Es iſt traurig, daß Grazia ſo wenig Gemüt hat. Welch ein Unterſchied zwiſchen meinen beiden Enkelinnen: Stella — ganz anſchmiegende, opferwillige Zärtlichkeit; Grazia . . . Kälte durchaus nicht . . . Nein! aber ein Mangel an Hingebung, an Ausdruck der Empfindungen! man weiß nie, ob man von ihr geliebt wird.“

„Ja, ja!“ ſagte Euphroſyne lächelnd; „ſie hat etwas von einer Cordelia.“

„Und wem teilſt Du die Rolle König Lears zu? Dir oder mir?“ fragte die Gräfin ſpitz.

„Keinem von uns, liebſte Mutter! ich ſage nur, daß dieſer gewiſſe zarte Schleier der Zurückhaltung über der Tiefe warmer und wahrer Empfindung Shakeſpeare's Cordelia und meine Grazia charakteriſiert. Mir gefällt das. Es verrät ein jungfräuliches Herz.“

„Ein kindliches Herz, wie Stella es hat, iſt mir ſympathiſcher,“ ſagte die Gräfin.

„O wie glücklich bin ich,“ rief Euphroſyne, die Hand ihrer Mutter küſſend, „daß Du in Deiner Enkelin einen Erſatz für Deine Tochter gefunden und ſie gleichſam von ihr geerbt haſt.“

„Sprich davon nicht, liebes Kind!“ ſagte die Gräfin erbleichend. „Du haſt nicht den furchtbaren Eindruck empfangen, nach einundzwanzig Jahren eine Tochter wieder zu finden — als Leiche! und unter Umſtänden und Umgebungen, die es ſehr zweifelhaft machen, ob uns ihr Leben nicht ſchmerzlicher geweſen wäre, als ihr Tod es war.“ —

Emanuel kam nicht nach Kreuzbronn. Er wollte nicht wieder in Grazia's Zauberkreis treten. Er ſchrieb ſeinen Eltern, er habe einiges für Richenza zu beſorgen und ſie möchten ihm nur ihre weiteren Pläne ſchriftlich mitteilen. Er ließ Richenza und Triſtan neben einander beerdigen und den Stein, der dieſe Gräber deckte, mit dem deutſchen Namen Sinkler bezeichnen, ſo daß das traurige Saint-Clair, woran ſo bittere Erinnerungen hafteten, ſpurlos verſchwunden und mit Mutter und Sohn begraben war.

Als ſich Graf Meerhaim für den Winter in Meran entſchieden ausgeſprochen hatte, ging Emanuel ſeinen Eltern voraus, um ihnen eine paſſende Wohnung zu bereiten. Sie folgten ihm mit Stella und der von Stella ſo gefürchtete November ſah ſie bereits ſehr behaglich in dem ſchönen warmen Etſchtal, zu Füßen der ewigen Schneepyramide des Ortles.

Auf Kreuzbronn herrſchte nun wieder das äußerlich ſtille, innerlich tätige und bewegte Leben, welches dort heimiſch geworden war durch Bernhard und Euphroſyne. Im weiten, weltumfaſſen-

Glorreich iſt in Dogenreihen
Wie ich keinen Zweiten weiß,
Heinrich Dandolo der Blinde,
Heinrich Dandolo der Greis.

Alle Kreuzesfahrer ſchirmend,
Sorgend für das ganze Heer,
Zog der neunzigjährige Streiter
Mit der Flotte übers Meer.

Warf zu Boden alle Feinde,
Lähmte jeden Widerſtand,
Und Dalmatien überwindend
Landet er in Griechenland.

Zitternd naht ein Sohn des Kaiſers,
Fleht um Beiſtand in der Noth,
Denn der iſt vom Thron geſtoßen
Und mit ewiger Haft bedroht.

Wollen auch die Kreuzesfahrer
Eingedenk der kleinern Zahl
Ihm die Hülfe hart verſagen —
Dandolo läßt nicht die Wahl!

Selbſt verläßt er ſeine Flotte,
Führet ſelbſt die Seinen an,
Kämpfet wie ein alter Löwe,
Kämpfet wie ein junger Mann.

den und weltdurchdringenden Bereich der Kirche gab es kein Intereſſe, das hier nicht Anklang, nicht Teilnahme, nicht praktiſche Beihilfe, nicht geiſtigen Eifer gefunden oder angefeuert hätte. Dies unendlich vielſeitige, wunderbar reiche Leben kann nur da gelebt werden, wo in der Kirche — Chriſtus lebt: Chriſtus mit ſeinen Leiden, Chriſtus mit ſeinen Lehren, Chriſtus mit ſeinen Gnaden, Chriſtus mit ſeinen Sakramenten, Chriſtus wahrhaft und weſenhaft mit der Fülle ſeiner Liebe. Und ein Funke dieſer Liebe genügt, um die Seele immer tiefer in die Wege des Glaubens einzuführen und um dem Herzen für alle Ewigkeit eine unvergängliche Nahrung zu gewähren. Die Glaubensſchwäche bezweifelt das, die Oberflächlichkeit belächelt das, der brutale Unglaube verwirft das. Welcher Beweis geht aus dieſer dreifachen Verneinung hervor? — Einfach der: daß Schwäche des Herzens, Leerheit des Verſtandes und rohe Selbſtſucht nicht im Stande ſind, auch nur annäherungsweiſe das Leben in und mit Chriſtus zu begreifen.

Gegen Weihnachten erhielt Euphroſyne folgenden Brief von ihrer Mutter aus Meran:

„Geliebtes Kind! Unſere innigſten Wünſche ſind erfüllt! Emanuel hat das Weſen gefunden, nach welchem er ſo lange geſucht, ſo heiß verlangt hat; — das Weſen, das mit unbegrenzter, anbetender Liebe an ihm hängt und dies Gefühl für ihn gehegt hat, lange bevor auf Erwiederung zu hoffen war. Ich brauche Dir nicht Stella zu nennen: Du erräthſt ſie. Mit wahrhaftem Heldenmut hat das junge Geſchöpf gegen ſich ſelbſt gekämpft und die tiefſte Leidenſchaft beherrſcht, ſo lange für ſie, bei ihrer untergeordneten Stellung in unſerem Hauſe, kein glückliches Ziel zu erwarten war. Faſt wäre ſie an dieſer Liebe zu Grunde gegangen — ſo krank wurde ſie, ſo litt ſie. Damals ſahen wir das zwar, allein den Grund ahnten wir nicht. Jetzt, nachdem der große Umſchwung der Verhältniſſe ſie zur Tochter des Hauſes und zwar zu einer ſehr geliebten Tochter gemacht hat — jetzt brauchte ſie dies junge, feurige Herz nicht mehr vor ſich ſelbſt und vor uns zu verbergen. Emanuel iſt namenlos glücklich, ſo geliebt zu werden und wir ſind es für ihn, für Stella und für unſere arme Richenza, der gleichſam eine Genugtuung dadurch geleiſtet wird, daß ihre Tochter in eine noch innigere Beziehung zu uns tritt und aus unſerer Enkelin — unſere Tochter wird. Ein Zug von Stella's zarter Schmiegſamkeit hat mich unausſprechlich gerührt. Ganz von ſelbſt und ohne die mindeſte Aufforderung von unſerer Seite erklärte ſie: wenn Emanuel es wünſche, ſei ſie ganz bereit, proteſtantiſch zu werden, da ſie nun einmal nicht glaube, daß die katholiſche Kirche allein die wahre — und daß es ihr unerträglich ſei, nicht in jedem Gedanken mit ihm übereinzuſtimmen. Es entſpann ſich ein förmlicher Wettkampf edelmütiger Geſinnung zwiſchen Stella und Emanuel, der mich mit Wonne erfüllte. Zwei Kinder zu haben, die ſo hoch über kleinlichen Vorurteilen ſtehen, iſt der ſchönſte Triumph für ein Mutterherz. Stella bleibt katholiſch, weil wir alle es wünſchten, indem ein ſchönes Beiſpiel von Toleranz dadurch gegeben wird. Zum Weihnachtsfeſt beſucht ein proteſtantiſcher Prediger einige proteſtantiſche Familien, die den Winter hier zubringen. Er wird Emanuels und Stella's Herzensbund weihen — natürlich in aller Stille, weil wir ja noch in Trauerkleidern um unſere lieben Verſtorbenen ſind. Dies Jahr hat viele Gräber für uns geöffnet, mein teures Kind, und manchen Schmerz uns gebracht. Dafür ſchließt es mit einer wonnigen Freude, die gerade aus dem Schmerz uns erblüht iſt. Wie ſehr Dein treues Herz über das Glück Deines Bruders frohlocken wird, ſtelle ich mir lebhaft vor und hoffe, daß ſogar die ſtille Grazia darin einſtimmen werde.“ — — —

Euphroſyne hatte ihrer Tochter den Brief vorgeleſen. Nun ſetzte ſie hinzu:

„Dies iſt freilich das Traurigſte, das dem armen Emanuel begegnen konnte. Aber es war zu erwarten.“

„O ſchwaches Menſchenherz!“ ſagte Grazia mit namenloſer Wehmut, aber weniger in Bezug auf

Emanuel als auf ſich ſelbſt, da ja in ihrem Herzen eine Neigung für einen Mann von ſolchem Wankelmut hatte aufdämmern wollen. „O liebſte Mutter! Dem iſt das Los am lieblichſten gefallen, der ſein Glück nicht auf ein ſolches Herz baut! Armer Emanuel! Jetzt wird es ihm ſchwerer denn je werden, ſich zur vollen Erkenntnis der Wahrheit durchzuarbeiten.“

„Auf ſcharfen Dornen wird er ſie fortan ſuchen müſſen, das iſt gewiß!“ ſagte Euphroſyne tief betrübt.

„Aber vielleicht werden ihm die Dornen heilſamer ſein, als es bis jetzt die zerflatternden Blumen ſeines Lebens waren,“ ſetzte Grazia hinzu.

Am heiligen Weihnachtsabend ſchwamm die Kirche zu Kreuzbronn in einem Meer von Kerzenlicht, das ſeinen Glanzpunkt um die Krippe fand, die Amandus ſo lieblich, als hab' er es dem ſeraphiſchen heiligen Franziskus abgelauſcht, errichtet hatte. Alle Schloß- und Dorfbewohner, Jung und Alt, Groß und Klein, waren verſammelt und begrüßten mit den ſüßen Liedern der heiligen Nacht das Wonnefeſt unſerer Erlöſung. Seit Jahren war Grazia nicht an dieſem Tage in Kreuzbronn geweſen: jetzt feierte ſie ihn mit all der ſeligen Liebe, die in ihrem Herzen war. Und als ſie in der Mitternachtsmeſſe vor dem Altar kniete, auf dem die geheimnisvolle Fortſetzung der Incarnation im ewigen Opfer ſich vollzog, da ſtimmte ſie in das „Gloria in excelsis“ der himmliſchen Heerſcharen ein und betete um Frieden für alle Menſchen, die guten Willens ſind und die Erinnerung an Emanuel ſtörte ihren tiefen Frieden nicht mehr.

Aber an jenem Abend trat Stella ſtrahlend in bräutlicher Schönheit vor ihren Spiegel, betrachtete aufmerkſam und wohlgefällig das reizende Bild, das ihr aus demſelben entgegenlächelte und ſprach ganz laut mit unſäglicher Befriedigung: Jetzt bin ich Gräfin Emanuel Meerhaim.

Ein Brief.

Graf Meerhaim an ſeinen Sohn.

Kreuzbronn, 3. Februar 1863.

Lieber Emanuel! Das Schreiben iſt juſt nicht meine Paſſion. Indeſſen muß ich mich doch daran machen, Dir eine gehörige Epiſtel zu ſchreiben, da alle Briefe Deiner Mutter mit ſchönen Redensarten beantwortet, jedoch ohne Erfolg geblieben ſind. Ich, mein lieber Sohn, ziehe jetzt die Fingerhandſchuhe aus und ſchreibe in einem andern Stil, als Deine allzu nachſichtige Mutter: Wenn Ihr nicht bis zum 1. März Paris verlaßt und Euch auf den Weg nach Crohnenburg macht, ſo werden Eure Schulden nicht bezahlt und Ihr könnt dann ſehen, wie es ſich von der Luſt leben läßt. Anderthalb Jahr ſchon ſitzt Ihr jetzt in dem Paris, weil Stella keine Luſt hatte, mit uns nach Crohnenberg zu gehen, ſondern ſich ihren Penſionsfreundinnen, ich weiß nicht was für Prinzeſſinnen! als elegante junge Frau zeigen wollte. Gegen eine Reiſe von vier oder ſechs Wochen nach Paris machten wir durchaus keine Einwendung; wohl aber, daß Ihr ſeit zwanzig Monaten dort lebt! und wie lebt!! — Bedenke, mein Sohn, daß Du bei dem unſinnigen Train, den Du führſt, von anderer Leute Geld lebſt; denn entweder bezahlt Deine Mutter Deine Schulden — und dann entziehſt Du ihr die Mittel, ſo zu leben, wie ſie es gewohnt iſt; oder ſie bezahlt ſie nicht — und dann lebſt Du die gemeine Exiſtenz des Schuldenmachers, ehrlos und verachtet. Leider hab' ich es in meiner Jugend auch ungefähr ſo gemacht! um deſto mehr kann ich Dich warnen, durch mein Beiſpiel und meine Erfahrung. Beſäße ich noch mein Vermögen, ſo würde ich es vielleicht für meine Pflicht halten, Deiner Verſchwendung kein ſo kurzes Ziel zu ſetzen. Da es ſich aber um das Vermögen Deiner Mutter handelt, ſo werde ich Deine Torheit nicht länger begünſtigen. Wohl weiß ich, daß Stella die Hauptverſchwenderin iſt! 40,000 Franken für Spitzen — das iſt in Euren Verhältniſſen ein koloſſaler Wahnſinn. Ich weiß ebenfalls, daß Stella ein ſolides Pantoffelregiment zu führen verſteht; — allein das alles macht mich nicht irre. Du biſt der Mann: an Dich wende und halte ich mich. Und zwar mit eiſerner Entſchiedenheit. Baſta.

Nun das abgemacht iſt, will ich mir meine Laune nicht länger verderben, ſondern von andern Dingen reden, die Dich intereſſieren werden. Wir ſind ſchon ſeit dem Oktober hier bei Grazia. Dank den ungewöhnlichen Ausgaben, die Du Deiner Mutter aufgewälzt haſt, reichte ihr Budget für den Winter zu keinem andern Aufenthalt als in Crohnenberg aus. Da hätten wir denn ganz einſamlich wie ein verlaſſenes Turteltaubenpaar ſitzen und nach ungeſtörter Herzensluſt Sechsundſechzig ſpielen können. Aber ſchau'! wer kommt? Grazia mit ihrer Mutter! — und ſie entführen uns richtig nach Kreuzbronn. Ich ſprach wohl einige Beſorgnis vor den Novemberſtürmen des Schwarzwaldes aus; allein ſie meinten, dieſe wären am heftigſten in Stella's Phantaſie geweſen, und nicht ſtärker in Kreuzbronn, als in Crohnenberg. Kurz, wir ſind hier, es geht uns vortrefflich und meine Rheumatismen ſind hier nicht ſtärker als ſonſtwo. Grazia iſt ein Engel: heiter, zufrieden, tätig, immer ſorgend für irgend jemand, ſei es für ihren alten Großpapa, ſei es für ein armes Kind in ihrem Dorf und ihrer Schule, ſei es für Schulen, Kirchen, Miſſionen, in Aſien und Amerika. Für ſie gibt es auf Erden nur Eines: die katholiſche Kirche! Aber dies Eine nimmt alles übrige in größter Vielſeitigkeit in ſich auf. Ich bekomme durch Grazia eine große Idee von — und einen großen Reſpekt vor der katholiſchen Kirche, die überhaupt um ſo mehr im Preiſe bei mir ſteigt, als alles, was auf Erden gemein, boshaft und niederträchtig iſt, mit einem Wort: der ganze falſche, hohle, lügneriſche Liberalismus unſerer armſeligen Zeit, bald verblümt, bald brutal gegen ſie geiſert. Was dieſe Leute haſſen, muß groß und erhaben ſein — ſo ſchließe ich; — denn das Niedrige und Erbärmliche, ſowohl Individuen als Inſtitutionen, Ereigniſſe als Einrichtungen, findet regelmäßig lobende Protektionen in ihnen. Das habe ich mir früher nie klar gemacht. Aber um auf Grazia zurückzukommen! ſie iſt ganz entſchieden, zu keiner zweiten Ehe zu ſchreiten und ſie kleidet ſich immer in die ſanfte Halbtrauer der Witwe — was zugleich einen lieblichen Kontraſt und eine ſchöne Einrahmung zu ihrer anmutigen Jugend bildet. Es kommt viel Beſuch her, denn alle Welt, Männer und Frauen, ſind gern hier und finden die gaſtfreundlichſte Aufnahme. Auch Odo erſchien vor kurzem — wie mir ſchien mit dem Wunſch, das Urſperg'ſche Vermögen zu vereinigen; denn bei ihm geht die Verbindung der Geldſäcke der Verbindung der Herzen voran — und da er noch nie den Geldſack gefunden hat, der gehörig mit dem ſeinen harmonierte: ſo iſt er auf beſtem Wege, als Hageſtolz und Geizhals zu verkümmern. In der Politik war er höchſt geſchlagen. Vor ein paar Jahren war er ein glühender Fortſchrittler gegen alles und jedes, was nicht die bureaukratiſche Staatsomnipotenz anbetete, alſo hauptſächlich gegen die katholiſche Kirche, die den Fortſchrittlern mehr als alles andere im Wege iſt. Jetzt aber haben die Fortſchrittler Front gemacht nicht allein gegen die Kirche, ſondern auch gegen die kleinen Regierungen und wünſchen, Preußen möge dieſelben verſpeiſen, dann werde der Fortſchritt behaglich Preußen verſpeiſen. Auf dieſe Wendung war der gute Odo nicht gefaßt. Sie bringt ihn in das peinlichſte Dilemma. Bleibt er bei dem Fortſchritt, ſo glotzen ihn deſſen Ziele, Revolution und Republik an, die ihm ein Gräuel ſind; bleibt er nicht dabei, macht er retrograde Bewegungen, ſo weiß er nicht genau, was ihn anglotzt, vielleicht abermals Revolution! etwas Schreckliches gewiß. Er war ganz haltungslos. Das geſchieht heutzutage manchen Leuten, die ſich einbildeten, der Fortſchritt werde auf ihr Kommando Halt oder Kehrt machen. Nivellieren und dann centraliſieren iſt die fixe Idee der Liberalen und da denkt denn jeder von ihnen die Centraliſationsdrähte durch ſeine Hand laufen zu laſſen und iſt höchſt verblüfft, wenn eine ſtärkere Fauſt ſie ihm entreißt. — Welche Fauſt, das heißt welche Zuchtrute Gottes in dem armen, verwirrten Deutſchland Ordnung ſtiften und auf Prinzipien des Rechts und der Wahrheit ſie gründen werde — das wüßt ich gern; und ich glaube, mancher Miniſter, Diplomat und wie alle die klugen Herren heißen! — wüßte es ebenfalls gern. Ich weiß nur das Eine: es gab eine Zeit, wo die Geſchichte des deutſchen Reiches die Geſchichte Europa's war; und in jener Zeit war Deutſchland katholiſch und hatte einen Kaiſer.

Pflanzet ſelbſt St. Markus Fahne
Wehend in dem Siegesglanz
Auf die umgeſtürzte Mauer
Vom erniedrigten Byzanz.

Setzet drauf den alten Kaiſer
In die alten Rechte ein,
Der durch große Huld und Ehren
Suchet dankbar ihm zu ſein.

Führt dann fort als ſchönſte Beute
Des Lyſippus Viergeſpann,
Das für ſeinen Siegeswagen
Er als ächter Held gewann.

Heut noch von St. Marks Portale
Kündet es zu Ruhm und Preis
Heinrich Dandolo den Blinden,
Heinrich Dandolo den Greis.

---

6. Giorgio Barbarelli.

(Genannt Giorgione, der große Georg.)

Jetzt laß mich ruhn! was kümmern mich die Siege,
Was mich die längſtverſunkne große Zeit!
Vielleicht liegt eine neue in der Wiege,
Und träumt ſich reif zu künftiger Herrlichkeit.

Du kannſt Dir nicht vorſtellen, welche gute, gründliche und intereſſante Bücher ich hier finde; meiſtens Geſchichtswerke. Mir gehen dabei die Augen auf über manche Dinge bezüglich der Politik und der Religion, von denen ich mir bisher nichts träumen ließ; denn ich fange an, einzuſehen, daß wir ſeit mehr als dreihundert Jahren formidable an der Naſe herumgeführt worden ſind. Das finden viele Proteſtanten, beſonders gründliche Geſchichtsforſcher — und das iſt wichtig! — ebenfalls! Was nun die gelehrten Herren tun werden — wer kann das ſagen! Vielleicht machen ſie es wie Du, mein Sohn: bewundern das Licht, das ihnen aufgeht und bleiben auf der Schattenſeite. Ich werde es vermutlich anders machen, denn ich war von jeher ganz das, was ich war. Doch baſta. Es iſt beſſer, dergleichen Dinge zu tun, als zu beſprechen. Du weißt jetzt, wie es hier mit uns ſteht. Ich füge nur hinzu, daß Crohnenberg ſehr hübſch eingerichtet und für Euch in Bereitſchaft geſetzt iſt; — denn mit Paris iſts aus und vorbei. Das merkt Euch! beſonders Du, Stella.

Nun Gott befohlen, mein Sohn. Ich bin und bleibe Dein Dich liebender Vater

Ottocar Meerhaim.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Mutter und Sohn 1
Mutter und Tochter 46
Ein leeres Herz 78
Spieler 125
Erkennen und Bekennen 162
Grade und krumme Wege 218
Ein Fortſchritt 264
In pace 293
Die Rache 326
„Non serviam“ 349
Kataſtrophe 402
Ein Brief 422

Loh.

Peregrin.

117,816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie: 7. Band.

Peregrin.

Ein Roman.

> „Wenn Einer dir ſagt: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet, ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenngleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“
>
> Der hl. Anſelm von Canterbury.

Erſter Band.

Regensburg. [1903]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Der Sohn des Hauſes.

Großer Ball. Pechpfannen brennen vor dem Portal des Gorm'ſchen Hauſes. Die Wagen rollen durch den knirſchenden Schnee und in die Einfahrt. Da iſt Frühling! die breite Treppe iſt ein Laubengang und die ſteinernen Stufen bedeckt ein weicher Teppich mit bunten Blumen durchwirkt. Oben in den glänzend erleuchteten Räumen verſammelt ſich die elegante Geſellſchaft. Im erſten Saal empfängt Graf Gorm, ein ſchöner, ſtattlicher Herr, ſeine Gäſte. Im zweiten befindet ſich Gräfin Gorm mit den vornehmſten Damen. Ein Wogen, ein Rauſchen, ein Schwirren, abgebrochene Phraſen, zerſtreute Worte, unruhige Blicke, oberflächliche Freundlichkeit, Maſſen von Flor, Atlas und Blumen, entſprechende Maſſen von ſchwarzen Fracks und bunten Uniformen: das iſt die Quinteſſenz einer großen Soiree. Zum Glück ſollte ſie ſich in einen Ball verwandeln! der Tanzſaal ſtrahlte ein Meer von Licht aus; die Muſik hatte auf einer erhöhten Bühne ihren Platz eingenommen; die eleganten

Tänzerinnen waren bereits alle bis zum letzten Tanz verſagt und harrten erwartungsvoll auf die erſten Bogenſtriche eines Straußiſchen Walzers. Warum erklangen denn nicht dieſe Zaubertöne? worauf wartete man? War denn nicht die ganze ſchöne Welt beiſammen? ſogar jene Damen der Ultraeleganz, die immer auf ſich warten ließen, um durch ihren Eintritt deſto mehr Aufſehen zu machen!

Gräfin Gorm kam aus einem Zimmer, in welchem ſich einige ältere Herren und Damen am Whiſttiſch niedergelaſſen hatten; Graf Gorm kam aus dem Ballſaal. Beide gingen ſchnell auf einander zu und während ſie ſagte:

„Ich bitte Dich, laß den Tanz beginnen!“ — fragte er:

„Wo iſt Peregrin, liebe Lucia?“

„Peregrin!“ rief ſie mit unterdrücktem Schreck und ein Nervenzucken, das ihre ſchönen Züge entſtellte, flog blitzartig über ihr Antlitz.

„Er iſt nicht hier, nicht in ſeinem Zimmer, nicht im Hauſe“ — ſetzte der Graf hinzu.

„Nun ſo warte nicht auf ihn und laß den Tanz von irgend einem der jungen Herren, vom beſten Tänzer, beginnen — ſonſt tritt eine gewiſſe ſtörende Spannung ein,“ entgegnete die Gräfin.

„Du haſt Recht,“ ſagte der Graf, indem er in

Doch bis ſie kommt mußt Du mir Liebe gönnen;
Sie gleicht dem Ruhme wie der Frau die Braut,
Sie iſt von Muth und Stärke nicht zu trennen,
Wer recht geliebt — iſt mit dem Tod vertraut.

Ich ſelbſt, wenn ich unfähig mehr zu fühlen
Vernichtet bin vom Strom der Seligkeit,
Der höchſtens kann die wilden Wünſche kühlen —
Ich denke oft, der Tod ſei mir nicht weit.

Ja, ſieh mich an! Du wirſt nicht Spuren finden
Von Krankheit, denn das Leben ſteht in Kraft;
Doch plötzlich kann die Jugendſtärke ſchwinden,
Wenn ſie zerbrochen wird von Leidenſchaft.

So lange ſich das frohe Glück ihr gattet,
Giebt Leidenſchaft uns immer hohen Flug,
Doch wenn der Gram und Schmerz uns überſchattet,
Wirkt ſie vernichtend, tödtend oft genug.

Dagegen ſchützen uns nicht Schwert und Lanze,
Noch hohe Gaben, noch der Genius!
Das Herz kann brechen unterm Lorbeerkranze,
Kann brechen bei dem ſchönſten Muſengruß.

Du kennſt das Götterbild „die Violante“,
Du weißt, daß es aus Giorgios Pinſel ſproß,
Den man verehrend nur Giorgione nannte,
Weil er an Geiſt und Körper rieſengroß.

den Ballſaal zurückkehrte; — „aber wo in aller Welt kann Peregrin ſein!“

„Vielleicht läuft er wieder einmal Schlittſchuh im Mondſchein! ich will ſogleich jemand an die Elbe hinunter ſchicken und nach dem Teich im großen Garten.“

Der Graf warf ihr einen liebevollen Blick zu und zwei Minuten ſpäter rauſchte vom Orcheſter herab „das Leben ein Tanz“ — dieſer Straußiſche Walzer, der damals alle Füße in Europa elektriſierte.

Zwei Damen ſaßen in einem Zimmer auf einem bequemen Sopha und unterhielten ſich ſehr lebhaft. Die eine war fremd in der Geſellſchaft, wünſchte aber, es nicht zu bleiben, ſondern genau alle Perſönlichkeiten, alle Verhältniſſe, wo möglich alle kleinen Intriguen, Sympathien und Zwiſte kennen zu lernen. Die andere Dame wünſchte ſehnlichſt, über dies alles ihre Mitteilungen zu machen. Die hervorragendſten Perſonen hatten ſchon die Revue paſſieren und ihr Gericht aushalten müſſen; da ſagte die Fremde:

„Eine ganz liebenswürdige Frau iſt aber Gräfin Gorm! und wie ſchwimmt ſie im Glück! Der Mann ſcheint ſie anzubeten und obſchon ſie zwei erwachſene Söhne hat, iſt ſie noch immer ſchön. Dazu dies immenſe Vermögen! . . . Bemerkten Sie die **Points d'Alençon**, womit ihr Kleid beſetzt iſt?“

„Gewiß, eine ſelten glückliche Frau!" war die Antwort; — „reich — enorm! indeſſen macht Geld und Gut nicht glücklich. Schön — ſehr! das heißt eine ſehr gut erhaltene Schönheit; und das iſt ſchon glücklicher, denn es feſſelt den Herrn Gemahl, wie es ſcheint. Es iſt unglaublich, welche Capricen die Männer haben!"

„Ich bitte ſehr, den meinen auszunehmen."

„Ach und den meinen! Wenn Sie wüßten, welch ein Engel mein Mann iſt! Das ändert aber das Faktum nicht: Männer ſind und bleiben kaprizöſe Geſchöpfe. Der nämliche Graf Gorm, den Sie jetzt zu den Füßen ſeiner ſchönen Lucia und quaſi jünglingsmäßig in ſie verliebt ſehen, war vor zwanzig Jahren nahe daran, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen."

„Unglaublich!"

„Und dennoch wahr! Fragen Sie alle Zeitgenoſſen. Die ſchöne Lucia hatte keine Kinder. Das verdroß den Herrn Gemahl auf's Äußerſte. Eine intriguante Ruſſin wußte ſchlau dieſen Verdruß zu benutzen, zu ſteigern und Lucia war einige Jahre ſehr unglücklich. Da kam der Befreiungskrieg und brachte Graf Gorm, der die Feldzüge mitmachte, auf andere Gedanken, die völlig zum Beſſern ſich wendeten, als Lucia, die inzwiſchen in Italien geweſen war, von dort ihren älteſten Sohn mitbrachte, den bärenhaften Peregrin — wo iſt er denn? ich habe ihn heute Abend noch gar nicht geſehen!“

„Bärenhaft? dann muß er ſehr aus der Art geſchlagen ſein!“

„Das iſt er auch — und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß böſe Zungen — natürlich nur ſolche! wir nicht! — daß ſie etwas Luſt und etwas Veranlaſſung zu einigem Gerede gehabt hätten, wenn nicht die Gorm'ſche Ehe von Stund' an ein Ideal von Ehe geweſen und geblieben wäre .... Ach, liebe Lucia!“ rief ſie im veränderten Ton, als die Gräfin ſich den beiden Damen näherte; — „eben ſprachen wir von Dir und von Deinem intereſſanten Peregrin! Wo iſt er denn, dieſer kleine Paganini? bei ſeiner Amata? mein Gott! ſo jung und ſchon ein Genie!“

Gräfin Gorm bemerkte das Erſtaunen, womit die fremde Dame der Verwandlung des bärenhaften Peregrin in einen intereſſanten und genialen zuhörte, und obſchon ſie nicht den Grund des Erſtaunens im vollen Umfang ermeſſen konnte, ſagte ſie lächelnd zu dieſer:

„Glauben Sie nur kein Wort von all den ſchönen Dingen! mein Sohn ſpielt recht hübſch die Geige und da ihm ſein Vater eine ganz ausgezeichnete Geige von dem berühmten Amati geſchenkt hat, ſo nennt Peregrin ſie ſeine Amata. Das iſt das Wahre der Sache.“

Und ihren Pflichten als Hausfrau folgend, ging ſie zu einer anderen Gruppe ihrer Gäſte.

Da war es, als ob ein Wirbelwind durch die Zimmer fahre und vor Gräfin Gorm Halt mache. Ein junger Menſch, ſchwarzaugig, ſchwarzlockig, lebhaft in Ausdruck und Geberden, nicht ſchön von Zügen, ergriff ihre Hand, küßte ſie und ſagte mit ungemein wohlklingender Stimme:

„Da wär' ich! — aber ich bitte um Vergebung.“

„Es iſt gut!“ ſagte ſie kalt. Derjenige, mit dem ſie vor dieſer Unterbrechung geredet hatte, ein bejahrter Herr, der den linken Arm in einer Schlinge trug, ſagte freundlich zu dem Jüngling:

„Woher ſo ſpät, lieber Peregrin?“

„Von einer Wanderung durch's Geiſterreich, Herr General.“

„Oho!“ ſagte der General ſcherzend, „haben Sie eine Geſpenſtergeſchichte oder die „Seherin von Prevorſt“*) geleſen?“

„Nichts von Geſpenſtern und nichts geleſen, Herr General! Auf dem Eiſe war ich! Da wir ſchon einmal Schwellwaſſer hatten, iſt jetzt bei dem klingenden Froſt die Elbe ſpiegelblank zugefroren und gibt eine unvergleichliche Schlittſchuhbahn. Da war ich. Das iſt mir eine Wonne, ſo dahin zu gleiten, zu fliegen, lautlos, weiter und weiter, vorüber an den ſtillen Ufern, von niemand beachtet als von dem Mond, der meinen Schatten auf die weiße Fläche tuſcht, von niemand angeſchaut als von den göttlichen Sternen — frei, leicht, ungehemmt, wie eine Seele ohne Körper. Das nenne ich eine Wanderung durch's Geiſterreich."

---

*) Geſchichte einer Somnambulen von Juſtinus Kerner, die damals einiges Aufſehen machte.

„Und jetzt werden Sie ohne Zweifel ebenſo froh und leicht auf dem Parquet dahinfliegen."

„Nur mit dem Unterſchied, daß im Ballſaal jede Ahnung eines Geiſterreichs aufhört und daß es da im Grunde nur Körper ohne Seele gibt."

„Hat Dein Vater Dich ſchon geſehen?" unterbrach ihn die Gräfin; „er war beſorgt um Dich."

„Er war beſorgt um mich . . . . mein guter Vater!" rief Peregrin und eilte hinweg, um den Grafen aufzuſuchen.

„Sie ſind eine glückliche Mutter, Gräfin!" ſagte der General.

„O ich bitte Sie, laſſen Sie das nicht Peregrin hören!" rief ſie haſtig; „das würde ihn in ſeiner Bizarrerie beſtärken und ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß er ſehr ſchwer zu leiten iſt."

„Das mag ſein! doch bleibe ich dabei, einer Mutter Glück zu wünſchen, deren Sohn ſich froher unter dem Sternenhimmel, als unter dem Kronleuchter fühlt."

„Sie haben Recht, lieber General! ich wäre undankbar; wenn ich mich nicht ſehr glücklich nennen wollte,“ ſagte die Gräfin etwas gezwungen — und ſetzte hinzu: „Sie werden doch Ihre Schachpartie machen? Im blauen Kabinet iſt dafür geſorgt und da ſind Sie ungeſtört!“

Der General verbeugte ſich dankbar und ſagte, er wolle zuvor einen Blick in den Tanzſaal und auf die junge Welt werfen. Während er in die Tür trat und Peregrin unter den Tänzern ſuchte, kam ihm dieſer plötzlich entgegen und ſagte ungemein vergnügt:

„Alle Damen ſind für alle Tänze verſagt! Bin ich unbeſcheiden, wenn ich mich Ihnen zur Schachpartie anbiete, Herr General?“

„Lieber Peregrin, iſt das ein Opfer?“

„Von Ihrer Seite vielleicht, von der meinen nicht. Sie wiſſen ja, was ich von einem Ball halte.“

„Es iſt doch eigentlich unnatürlich, daß Sie bei Ihrer Jugend keine Freude an Tanz haben.“

„Was kann ich dafür? — dieſe Sorte von Freude iſt mir zu hohl. Und dann weiß ich auch gar nicht, was ich mit den Damen immerfort reden ſoll.“

„Nun das beruhigt mich,“ ſagte der General lachend; „dann wollen wir uns an das edle Schachſpiel machen.“

Sie gingen nach dem blauen Kabinet. Da brannte ein trauliches Feuer im Kamin und daneben ſtand der Tiſch mit dem Schachbrett.

„Hier iſt's gemütlich," ſagte der General.

„Wie geht es in Polen?" fragte Peregrin.

„Auf den blutigen Schlachtfeldern von Grochow und Oſtrolenka ſtirbt ein Volk," ſagte der General ernſt.

„Und hier tanzt man — als ob uns das gar nichts anginge!" rief Peregrin.

„So iſt das Leben! — Auch das Leben iſt eine Schlacht; in jeder Sekunde ſtirbt ein Menſch und wir tanzen und ſcherzen, wir ſchlafen und eſſen, als ob uns das gar nichts anginge," entgegnete der General.

„Wahr! doch mit dem Unterſchied, daß die Schlacht, die der Tod uns liefert, auf Naturgeſetzen beruht, denen wir alle ohne Ausnahme unterworfen und mit denen wir vertraut ſind, während die andere ein abnormer, gräßlicher, durch menſchliche Ungerechtigkeit herbeigeführter Zuſtand iſt. Und dieſer Blick auf die menſchliche Ungerechtigkeit iſt es eben, der das Leben bitter macht, ſo daß ich, wenn ich da drinnen ſpielen höre „das Leben ein Tanz" — dazwiſchen rufen möchte: „Ihr lügt! das Leben ein Kampf: ſo heißt es!" — Und welch ein Kampf muß das ſein, wenn darin ein Volk ſtirbt!"

„Es ſtirbt ein Volk — ſagte ich inſofern," erwiderte der General, „als ſich ganz Polen mit Gut und Blut, mit Leib und Seele an dem Kampf beteiligt und in ihm leidet und unterliegt; aber phyſiſch ſtirbt doch nur eine Generation dieſes Volkes und eine ſpätere fängt da wieder an, wo die gegenwärtige aufgehört hat. Völker, die das ewige Recht für ſich haben und dem heiligen Glauben treu bleiben — ſterben nicht. Das haben wir jüngſt an Irland erlebt! Es war geknechtet — oder, da der Glaubenshaß eine ſo bedeutende Rolle in Englands Verfahren gegen Irland ſpielt und da das Leiden um des Glaubens willen den Martyrer macht, — es war martyriſiert, wie nie ein chriſtliches Volk es wurde, ſeitdem das Chriſtentum in Europa herrſcht. Seit Kaiſer Julians des Abtrünnigen Zeit haben wir nichts Ähnliches, ja kaum damals etwas ſo Barbariſches geſehen. Wenn in Irland ein Sohn abfiel vom Glauben, wurde dem Vater das Familiengut genommen — und ihm gegeben. Ich weiß nicht, ob dem heidniſchen Imperator je eingefallen iſt, eine ſolche fluchwürdige Verſuchung vor einen Menſchen hinzulegen. Aber darin ſtimmte er mit dem anglikaniſchen England überein, daß die Chriſten, die Katholiken, keine Bildungsanſtalten, die ihren Prinzipien entſprachen, haben durften. So wurden ſie grundſätzlich zu Heloten ohne Recht, ohne Freiheit, ohne

Bildung gemacht. Für die alten Chriſten hörten dieſe Drangſale mit Julians Tode auf; für die Katholiken Irlands dauerten ſie dreihundert Jahre; aber das, was ſie bezweckten, den Abfall vom Glauben, das erreichten ſie nicht! der Ire blieb katholiſch! ja, er ſetzte vor drei Jahren die Emanzipationsbill im engliſchen Parlament durch und ging ſomit aus dem Zuſtand eines vogelfreien, gehetzten Tieres in den eines Menſchen, wenn auch noch nicht eines Engländers, über. Dies halte ich mir oft vor Augen, um die Hoffnung für mein Vaterland dadurch zu beleben. Auch Polen iſt glaubenstreu und deshalb martyriſiert. Aber Martyrer feiern eine Auferſtehung.“

„Vielleicht ſollen dieſe Völker auf dem Scheiterhaufen der Trübſal ſich verjüngen wie der Phönix, der alt in die Flammen ſinkt und friſch und jung aus ihnen hervorgeht!“ rief Peregrin.

„Das iſt überhaupt der Zweck der Trübſal und jeder einzelne von uns ſoll ſie beſtehen. Allein der Scheiterhaufen, aus dem Polen erneut hervorgehen könnte, wird wohl nur ein allgemeiner Weltbrand ſein, da der nordiſche Eisbär mit ſeinen furchtbaren Tatzen das Ruſſifizieren gründlich treibt.“

„Woher kommt es nur,“ fragte Peregrin offen, „daß es ſo vielfache Vorurteile gegen die Polen und die Iren gibt? daß man ſie leichtſinnig, arbeitsſcheu, unruhig, ſtreitſüchtig und was weiß ich, nennt, ohne neben ihren Fehlern ihrer Tugenden zu erwähnen.“

„Kennen Sie nicht das Wort: „Vae victis!“ Wehe den Beſiegten, den Gebundenen, den Unterdrückten!“ ſagte der General mit einem traurigen Lächeln. „Die Sieger wollen ihre Ungerechtigkeit rechtfertigen, mein lieber Peregrin, indem ſie eine neue Ungerechtigkeit gegen die Beſiegten begehen — und die Tagesmeinung ſtimmt für die Glücklichen, die Mächtigen.“

„Jetzt nicht!“ rief Peregrin; „wer von uns wäre nicht für die Polen begeiſtert!“

„Für die Polen — ja! wegen ihrer Heldentaten. Der Heroismus iſt hinreißend. Aber für Polen, als Nation, als ſelbſtändiges Land und Volk — ſehr wenige. Und deshalb iſt es eben meine Überzeugung, daß nur ein Weltbrand Polen erlöſen wird.“

„Wie freue ich mich, daß ich jung bin!“ ſagte Peregrin; „ich werde gewiß noch viel Großes erleben . . . und mich dürſtet danach.“

Liebevoll ruhte der Blick des Generals auf ihm, als Peregrin fortfuhr:

„Doch lieber noch möchte ich Großes tun, groß werden, als nur es erleben.“

„Da haben Sie recht! werden Sie groß in der Tugend!“

Er liebte dieſes Weib und ihren Zügen
Begegneſt Du in ſeinen Bildern all,
Die, ſelten jetzt, mit Gold ſind aufzuwiegen;
Sie waren ſeines Herzens Wiederhall!

Es giebt im Künſtler Kräfte die wir andern
Nicht haben, und man nennet ſie Genie,
Man kann die ganze Welt danach durchwandern
Dem nur gehört's, dem es der Himmel lieh.

Doch iſt ſein Quellpunkt auch im Gottesherzen,
Die Nahrung trinkt es an der Liebe Bruſt;
Es ſetzt in Blüten Wonnen um und Schmerzen,
Sein Glück und Leid wird unſre Seelenluſt.

Drum glaube mir: wo Dich die Kunſt entzücket,
In Bild und Wort, durch Farbe, Stein, Geſang,
So iſt's weil Liebe Dich daraus anblicket,
Die Liebe, die den Künſtler heiß durchdrang.

Drum zitterſt Du beim Bild der Violante,
Drum bebſt Du, ſiehſt Du in ihr tiefes Aug;
Du fühlſt ihr an wie Giorgio für ſie brannte,
Umweht wie er, von ihrem Blick und Hauch.

Drum möchteſt Du an ihren Buſen fallen,
Dich hüllen in der Locken goldnes Braun,
Die ſchwer um ihre Perlenſchultern wallen —
Und immer, immerfort ihr Antlitz ſchaun.

„Welche Tugenden ſchätzen Sie am höchſten, Herr General?"

„Die Tugend des Chriſten: Selbſtverleugnung; denn ſie begreift Demut und Starkmut in ſich. Damit überwindet man die Welt. Das iſt groß — obſchon es nicht immer mit großen Taten verbunden iſt."

„Mich dürſtet aber auch nach großen Taten!" rief Peregrin. „Sehen Sie, wir ſind ein altes ſkandinaviſches Geſchlecht. Wikinge waren wir, heldiſche Könige der Meere, hochberühmt durch Großtaten. Erſt im dreißigjährigen Kriege kamen wir nach Deutſchland, wo wir zahmer geworden ſind. Aber ich möchte dies heldenhafte Leben wieder auffriſchen. Ich bin ſtolz darauf, ein Gorm zu ſein! Nicht prahleriſch noch hoffärtig ſtolz, ſondern ſo, daß ich meiner Ahnen würdig und meiner herrlichen Eltern Herzenstroſt ſein möchte."

Der General lächelte; Peregrin folgte deſſen freundlichem Auge — und ſein Blick fiel auf ſeine Eltern, die hinter ihm in das Kabinet getreten waren.

„Habt Ihr es gehört, was ich will, wonach ich mich ſehne!" rief er aufſpringend und die Eltern umſchlingend, indem er zwiſchen ſie trat; „iſt das nicht in Eurem Sinn, aus Eurem Herzen geſprochen?"

Die Gräfin ſagte freundlich:

„Piano, piano! man hört Dich in allen Zimmern.“

Der Graf nahm Peregrins Kopf in beide Hände, küßte ſeine ſchwarzen Locken und ſagte tiefzärtlich:

„Mein prächtiger Sohn.“

„Wenn Du nicht am Schachſpiel des Generals ſäßeſt,“ ſagte die Gräfin, „ſo würde ich Dich in den Tanzſaal ſchicken, Peregrin. Du mußt durchaus lernen, etwas verbindlicher mit den Menſchen umzugehen. Nicht wahr, lieber General, das gehört zur Erziehung, zum guten Ton.“

„Und zwar ſo ſehr,“ entgegnete dieſer, „daß ich Peregrin gerne von der Schachpartie dispenſiere, die überdas noch nicht angefangen hat.“

„Ich beginne die Tugend zu üben, die Sie, Herr General, ſo hoch ſchätzen: die Selbſtverleugnung!“ ſagte Peregrin heiter und verließ das Kabinet.

Er trat in den Tanzſaal, ſchlug die Arme über einander und ſah gedankenvoll in das Getümmel. Alſo das ſoll nun ſchön ſein! ſprach er zu ſich ſelbſt; — ich wills glauben, wenn ich muß . . . aber finden kann ichs nicht. Die Tänzerinnen bekommen doch alle ſo etwas von müden Bachantinnen: das Haar löſt ſich auf, die Blumen fallen herab, das Auge wird fieberhaft, die Farbe roh. Länger wie eine halbe Stunde darf keine Perſon tanzen, die einen angenehmen Eindruck machen will. Am Schluß eines Balles iſt die ſchönſte — häßlich, entſtellt durch einen profanen Freudenrauſch. Denn einen edlen Gedanken, ja nur einen vernünftigen, kann niemand in dieſem Getümmel faſſen: um Vergnügen daran zu finden, muß man ſich beſinnungslos fortwirbeln laſſen. Schickt ſich das für den Menſchen überhaupt und beſonders für das zarte weibliche Geſchlecht? — —

Der Walzer war zu Ende; die Muſik verſtummte und Peregrin erſchrack vor der ſcharfen Kritik, die er ſoeben geübt hatte, als ob man ſie hätte vernehmen können.

„Was ſtellen Sie denn für philoſophiſche Betrachtungen an!“ rief ein junger atemloſer Mann und ſchlug Peregrin auf die Achſel; „denken Sie etwa darüber nach, wem Sie den goldenen Apfel überreichen möchten?“

„Da ich kein Paris bin, befaſſe ich mich auch nicht mit deſſen Urteil,“ erwiderte Peregrin lachend.

„O, das bildet ſich von ſelbſt! man hat ja Augen!“

„Eben darum! ſterbliche Weſen ſind keine Göttinnen; was ſollten ſie mit einem goldenen Apfel anfangen? man kann ihn nicht eſſen, nicht ins Haar flechten; — — ich behalte ihn für mich.“

„Sehen Sie, wie ich Ihre Gedanken errate!“ ſagte der junge Mann, und machte Miene, einer Dame zu folgen, die mit einem hübſchen blaſſen

Mädchen den Tanzſaal verließ. Aber die Dame wendete ſich mit einer leichten, doch entſchiedenen Bewegung von ihm ab und ſagte zu Peregrin:

„Lieber Graf, Sie haben gewiß kölniſches Waſſer zur Hand: meiner Tochter iſt nicht wohl.“

Es war dieſelbe Dame, die Peregrin „bärenhaft“ genannt — wozu ſie ihren Grund darin hatte, daß er in vollkommener Gleichgültigkeit gegen ihre Tochter verblieb, obſchon beide, wie die Mutter gerne hervorhob., ſchon von früheſter Kindheit an Geſpielen waren. Dies wäre nun wohl ein genügender Grund geweſen, um Peregrins Gleichgültigkeit zu erklären, da ein tieferes und wärmeres Gefühl unendlich ſelten durch das Längſtgekannte hervorgerufen wird. Die Wünſche der blinden Mutterliebe glitten jedoch darüber hinweg und brachten eine beſtändige Schwankung zwiſchen Unmut und Freundlichkeit hervor, die Peregrin gar nicht bemerkte. Er ſagte nur:

„Kein Wunder bei dieſer Temperatur für Seidenwürmer — nicht für Menſchen!“ — und eilte fort, um kölniſches Waſſer und engliſches Salz zu holen.

„Für Seidenwürmer! . . . wie drollig!“ ſagte das junge Mädchen; „das Allerentfernteſte fällt immer dem Grafen Peregrin ein.“

„Während er von dem Allernächſten nichts weiß,“ ſetzte die Mama erläuternd hinzu.

„Meinſt Du? Ich hörte, er mache ſehr gute Studien,“ entgegnete das junge Mädchen unbefangen.

„Davon rede ich nicht, Kind! — und ich bin weit entfernt, ihm Talent abzuſprechen . . . im Gegenteil! — Aber in der Geſellſchaft iſt ſein Benehmen mangelhaft.“

Sie wurde in dieſem Urteil beſtärkt, als nicht Peregrin, ſondern Gräfin Gorm ſelbſt mit den gewünſchten Eſſenzen kam und ihre freundlichſte Teilnahme ausſprach. Peregrin war bei einer Gruppe von Männern geblieben, welche lebhaft den Wert der konſtitutionellen Verfaſſungen diskutierten und in ihnen das Heil Europa's, die Wohlfahrt der Menſchheit erblicken wollten. Dieſe Form war damals noch neu, hatte keine Probe beſtanden und war durch Louis Philipp, mit Beſeitigung der erblichen Pairswürde, in Frankreich zur Geltung gekommen. Liberale hießen damals in Deuſchland diejenigen, welche konſtitutionelle Verfaſſungen der Staaten wünſchten, und diejenigen, welche es nicht wünſchten, hießen mit einer unglaublichen Verwirrung der Begriffe Ariſtokraten. Merkwürdigerweiſe dachte niemand bei dem Neubau der Regierungsform an die ſtändiſchen Verfaſſungen mit ihrem echtgermaniſchen Kern und Stempel. Man ſchien es für unmöglich zu halten, daß Männer das Herz auf dem rechten

Fleck und redliche Teilnahme für das Wohl des Vaterlandes haben könnten, wenn ſie Abgeordnete ihrer Standesgenoſſen wären. Hingegen wurde ihnen ohne weiteres jede Befähigung zugetraut, ſobald ſie ſowohl als ihre Wähler den feſtgeſetzten Cenſus ſteuerten. Peregrin hörte dem Geſpräche beſcheiden zu; endlich ſagte er:

„Iſt es wirklich ein Zeichen fortgeſchrittener politiſcher und ſozialer Bildung, dem Gelde einen ſo ungeheuren Einfluß, ein ſo immenſes Gewicht zu geben? Macht es nicht einen ſeltſamen Eindruck, daß die Männer, bei denen man nicht bloß die größte Begeiſterung für das Wohl des Landes, ſondern auch die größte Befähigung, um dafür zu wirken, vorausgeſetzt — durch ihren Cenſus gleichſam bekräftigen müſſen, daß dem ſo ſei? Man will die alten Stände nicht — und man ſchafft einen neuen: den Geldſtand. Gibt er eine größere Garantie ſeiner Anhänglichkeit an Land und Volk, und ſeines Verſtändniſſes für das, was der Zeit not tut? — ich glaube kaum.“

„Mit ſtändiſchen Inſtitutionen nach alter Art iſt es unmöglich zu regieren,“ ſagte ein bejahrter Herr, der viele Ordensbänder trug.

„Warum muß denn ſo viel regiert werden, Exzellenz?“ fragte Peregrin unbefangen.

„Nicht gerade ſo viel,“ entgegnete lächelnd die Exzellenz; — „aber ruhig, geordnet, wohl eingerichtet, in allen Branchen geregelt und das Ganze möglichſt leicht zu überſehen: das iſt Regierung — und die war unmöglich bei den alten ſtändiſchen Inſtitutionen mit ihren hunderttauſend Rechten und Vorrechten und Ausnahmsrechten, die jedem geregelten Zuſtand Hohn ſprachen — weshalb ſie denn auch einem anderen Syſtem Platz machten.“

„Ja,“ ſagte Peregrin, „dem Syſtem des Königs Friedrich I. von Preußen: „Iſt ſtabiliere die Souveränetät wie einen Rocher von Bronce.“

„Oder dem Syſtem Car tel est notre plaisir — eines Ludwigs XIV. und XV.,“ ſagte ein anderer Herr; „und dies plaisir und dieſer rocher haben jetzt ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten auf uns gelaſtet und bewieſen, daß ſogar die Schildkrötenſchale der Langmut der deutſchen Völker ſie nicht länger ertragen können. Da alſo weder das ſtändiſche, noch das abſolutiſtiſche Syſtem für uns brauchbar iſt: ſo müſſen wir es mit dem konſtitutionellen verſuchen.“

„So lange es geht!“ ſagte die Exzellenz bedachtſam. „Dieſe konſtitutionellen Monarchien in Frankreich, in Belgien, hier im Lande ſind alle aus einem gewiſſen revolutionären Druck hervorgegangen. Verſtärkt ſich derſelbe — was wohl anzunehmen ſein dürfte, da dieſe Richtung der Zeit ihren Kulminationspunkt noch nicht erreicht, viel weniger überſchritten hat: ſo würde überhaupt die monarchiſche Form nach und nach der republikaniſchen weichen müſſen — oder aber der Staatsabſolutismus ſich mit diktatoriſcher Schwere auf das konſtitutionelle Leben legen. Doch ein paar Generationen wird dasſelbe wohl ausdauern und während derſelben feiern wir unſere Roſenmonde — zwiſchen Regierung und Volksvertretung.“

„Volksvertretung! erhabenes Wort! großer Gedanke!“ rief ein Dritter; „damit beginnt eine neue Ära in der Geſchichte der Menſchheit! Dieſer Gedanke ſtempelt unſere Zeit mit dem Gepräge eines wahren, eines immenſen Fortſchrittes: das Volk kommt zur Geltung. Daran dachte man bei den ſtändiſchen Inſtitutionen nicht.“

„Die Geſamtheit der Stände ſind ja eben — das Volk,“ ſagte Peregrin; „und waren den einzelnen Ständen, ſei es zu viel Vorrechte, ſei es zu wenig Rechte gegeben: ſo war es doch nicht ſchwerer, dieſe Form auf einer paſſenden Baſis zu erweitern, als ohne Baſis eine neue Form in die Welt zu ſetzen. Wenn Sie mit Ihrer Volksvertretung kein Gaukelſpiel treiben wollen, ſo muß jeder Proletarier ohne Umſchweif ſeinen Mann wählen und direkt ins Parlament ſchicken dürfen.“

„Wie! Sie wären für das Syſtem der direkten Wahlen, das der Maſſe des Volkes ein ungeheures Übergewicht gibt?“

„Ich bin weder dafür noch dagegen — ich ſuche mich zu belehren," entgegnete Peregrin. „In meinen Augen bilden alle Stände zuſammen — das Volk; und deshalb ſoll jeder Stand ſeine Vertreter aus ſeinem eigenen Schoß erwählen, damit alle Intereſſen, alle Beſtrebungen, alle Bedürfniſſe des Landes an die Öffentlichkeit kommen; — damit ſie einander kennen lernen und ſich teils begrenzen und beſchränken, teils gegenſeitig forthelfen und unterſtützen — und der Regierung einen richtigen Einblick in Mängel, in Anſprüche und Forderungen gewähren, die überall hervortreten, wo Menſchen ſich regen. Exzellenz finden bei dieſen ſtändiſchen Verfaſſungen zu viel Selfgovernment, das heißt zu viel Freiheit und ſtimmen für abſolutmonarchiſche Formen: ich kann nicht beiſtimmen, aber ich kann das begreifen, denn der Organismus eines Staates mag Auswüchſe haben, die der Mechanismus nicht hat. Sie jedoch finden in den ſtändiſchen Verfaſſungen zu wenig Freiheit. Das Volk, als ein Agglomerat von Einzelweſen, ſoll vertreten werden, — und dann erſchrecken Sie doch vor der Freiheit der direkten Wahlen! Das finde ich nicht logiſch. Gewählte der Wähler der Wählenden haben durchaus keine Verbriefung mehr „Volk" zu ſein oder mehr das Volk zu kennen, zu lieben, zu vertreten als Gewählte ihrer Standesgenoſſen oder beliebig Gewählte jedes einzelnen Wählers ohne Rückſicht auf ſeinen Steuerzenſus."

„Aber, Beſter, Sie müſſen doch einſehen, daß es ſich nicht bloß um eine numeriſche Vertretung der Köpfe, ſondern um das, was in ihnen iſt, handelt. Die Intelligenz des Volkes ſoll vertreten werden."

Die Exzellenz ſpielte lächelnd mit ihrer Doſe und Peregrin rief:

„Ja! aber in praktiſcher Weiſe! anwendbar auf wirkliche, lebendige, ernſte Intereſſen und Bedürfniſſe — nicht durch hohle Theorien und Wortſchwall."

„Dann . . . Adieu Repräſentativſyſtem!" ſagte die Exzellenz, ſchnupfte zierlich eine Priſe Tabak und ging von dannen.

Der Vertreter der Volksintelligenz blickte ihm nach und ſagte achſelzuckend und leiſe:

„Dieſe Sorte, die da meint, mit Akten- und Depeſchenſchreiberei Völker und Staaten zu regieren, hat ihre beſten Tage gehabt. Fortan geht der Zepter auf die Intelligenz über, indem ſie die öffentliche Meinung bildet, beherrſcht, durchdringt und lenkt."

„Königin Intelligenz iſt ein ſo unbeſtimmtes, nebelhaftes Weſen, daß ich mich noch nicht entſchließen kann, ihr unbedingt zu huldigen," ſagte Peregrin munter. „Wenigſtens müßte ſie ſich ein paar ſolide Miniſter zulegen."

Mit jeder Schönheit iſt es ausgeſtattet:
Sorgloſe Grazie, tiefe Liebeskraft
Von wunderſamer Sehnſucht zart umſchattet;
Des Herzens Glut hält Ernſt in holder Haft.

Er liebte ſie! und wie! Du wirſt es hören!
Sie war ſein Weib, ſein Stolz, ſein Himmelreich,
Sie mußte ihn den Reiz der Schönheit lehren,
Sie füllt ihm Pinſel, Herz und Auge gleich!

Und ſie? — Ja, ſie! .... Die Weiber, lieber Engel,
Sind ſeltſam unergründlich! Niemand kann
Sie ganz verſtehn! wir ſchelten ihre Mängel,
Doch wie ſie ſind beſeligen ſie den Mann.

Drum glaube nicht daß ich die Violante
Verdamme; nein! doch ihn beklag' ich ſehr,
Denn er, der nichts als ſie auf Erden kannte,
Er ließ ihr Aug', ihr Herz, ihr Daſein leer.

Er liebte ſie — denn ſie gebot die Liebe;
Sie liebt ihn nicht — denn ihm fehlt der Magnet,
Der mit unwiderſtehlichſüßem Triebe
Von einer Seele an die andre geht.

Sie liebt ihn nicht; im Bilde kannſt Du's ſehen,
Bedenke nur, wenn ich Dein Maler wär,
Du ließeſt mich nicht um Dein Auge flehen,
Du kehrteſt wol von ſelbſt es zu mir her.

„Die hat ſie bereits! Aufklärung und Bildung ſind ihre rechte und linke Hand."

„Genügen mir nicht."

„Sie Ungenügſamer! Das Miniſterium der Erfahrung ſtellt ſich von ſelbſt dazu ein und dann werden Sie doch zufrieden ſein?"

„Keineswegs! vom ſittlichen Gebiet muß ſich die Intelligenz ihre Miniſter holen, wenn ſie eine edle Herrſcherin ſein will. Ein paar von den alten ſogenannten Kardinaltugenden, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Weisheit müſſen ihr zur Seite ſtehen."

„Ah ſo! Sie ſprechen von Tugenden! ich dachte juſt nicht daran, ſie ins Fundament zu bringen, da ich ſie vielmehr für eine Folge der Aufklärung, welche die Intelligenz verbreitet, halte."

„War in Ihren Augen Mirabeau ein Mann der Intelligenz?"

„Im eminenteſten Sinn."

„Und Danton?"

„Immens — o ganz immens intelligent."

„Nun .... und deren Weisheit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit — wo iſt ſie? Zeigen Sie mir eine Spur dieſer Tugenden in ihrem öffentlichen, politiſchen Leben; in ihrer Wirkung auf andere, auf größere Kreiſe! Sie können es nicht! Sie ſehen alſo, daß Intelligenz und Tugend keineswegs von Natur zuſammenhalten wie Mutter und Kind."

„Ah, Sie ſind ein Republikaner nach Cato's Prinzipien, wie ich merke! Das kommt daher, daß den klaſſiſchen Studien, die Sie jetzt vorzugsweiſe treiben, zu großes Übergewicht bei der wiſſenſchaftlichen Bildung eingeräumt wird."

„Aber nein! aber nein!" rief Peregrin ungeduldig; „ich bin kein Republikaner! ich möchte nur gern ergründen, was ich in Wahrheit und mit Ehren ſein könnte oder — richtiger geſagt, werden könnte, denn in meinem Alter hat man noch keine unumſtößliche, politiſche Überzeugung, ſondern meiſtens nur traditionelle — und zuweilen perſönliche Vorliebe und Abneigung."

„Nur Geduld! in einigen Jahren, je mehr Ihr Verſtand ſich entwickelt, werden Sie auf meiner Seite ſtehen und zu meiner politiſchen Farbe halten."

„Ich weiß nicht, ob ich mich zu dieſer Prophezeihung freuen ſoll," ſagte Peregrin nachdenkend.

Das Buch Heliade.

Alles geht zu Ende — alſo auch der ſchönſte Ball. Um drei Uhr morgens fuhr der letzte Wagen fort, die Lichter erloſchen und aus den Geſellſchaftszimmern begab ſich die Familie in ihre Gemächer. Peregrin ſchloß in dem ſeinen die Türe hinter ſich ab, zog die Vorhänge feſt zu, ſchüttete Steinkohlen auf die Glut im Kamin, trat zu einem kleinen Wandſchrank, der in der Dicke der Mauer angebracht und mit einem Türchen von geſchnitztem Eichenholz geſchloſſen war, und öffnete dieſe mit einem kleinen ſtarken Schlüſſel, den er bei ſich trug. In dem Schränkchen befanden ſich nur zwei Fächer: auf dem einen lag ein Buch, auf dem andern ſtand ein Kaſten — und in dieſem befand ſich Peregrins „Amata", ſeine Geige. Er nahm ſie heraus, wie man etwas ſehr Koſtbares zu berühren pflegt, vorſichtig, langſam, leiſe; dann tat er einen Bogenſtrich und zog den langen, ſchwellenden, eigentümlichen Ton hervor, der — je nachdem die Hand begabt iſt, die ihn weckt — wie eine Muſik aus höheren Sphären klingt oder, in tauſend Abſtufungen, bis zum brutalſten Kreiſchen herabſinkt. Andere Inſtrumente werden, wenn ſie ſchlecht geſpielt werden, hölzern, fade, unangenehm, ton- und klanglos; aber nie ſo unerhört gemein, wie eine ſchlecht geſpielte Violine: dafür erheben ſie ſich auch nicht — und wenn der größte Meiſter ſie handhabt — zu jenem überirdiſchen Ton, welcher der Geige und vielleicht auch dem Cello entlockt werden kann. Dieſen Ton rief Peregrin's Bogen hervor. Es war, als berühre ein Zauberſtab die Saiten — als erwache von der zarten Berührung ein ſeelenvolles Weſen, das auf ihnen ſchlafe — als gebe es Kunde ſeines Lebens durch den Ausdruck, welcher der Grundzug jedes Lebens iſt: fliegende, glühende Sehnſucht nach etwas Unendlichen.

So ſpielte Peregrin, und während er ſpielte, ging derſelbe Ausdruck auf ihn ſelbſt über, ſo daß die Geige die Stimme ſeiner Seele zu werden ſchien. Seine Heiterkeit verſchwand, ſein fröhliches Auge wurde ernſt, trat tief unter ſeine Stirn zurück und blickte nach innen und über ſeine Stirn, die feſt und klar wie ein Marmorblock ſich wölbte, flogen ſpielende Lichter — der Widerſchein von tauſend Gedanken, die wie goldene Abendwolkenzüge ſeine Seele durchrankten. Er war einer von jenen ſeltenen, unerhört glücklich begabten Menſchen, denen die Natur eine ſtarke Richtung auf höhere

Dinge — und einen eiſernen Willen gab, dieſelbe zu verfolgen. Mitten in dem glanzvollen Leben ſeiner Familie, der älteſte Sohn des Hauſes, vergöttert von ſeinem Vater, ging er nicht unter an der Verweichlichung, die ſo manche jugendliche Kräfte kläglich lähmt. Das hatte Peregrin nächſt ſeinen ſchönen natürlichen Gaben — ſeiner Mutter zu danken — wenigſtens indirekterweiſe. Seine Mutter hatte eine entſchiedene Vorliebe für ſeinen jüngeren Bruder Alarich, während Peregrin eine grenzenloſe, faſt leidenſchaftliche Liebe für ſeine Mutter hatte. Sie war ſein Ideal und ſein Idol. Ihre Vorliebe für ſeinen Bruder ſchmerzte ihn zuweilen tief, aber ohne ihn zu erbittern; denn weil er ſie für vollkommen hielt, ſo nahm er ganz aufrichtig an, daß Alarich ihre Liebe mehr verdiene und ſein ganzes Streben ging dahin, nicht ſowohl Alarich den Rang abzulaufen; — nein! er gönnte ihm von ganzem Herzen ſein Glück! — aber ſich neben ihn zu ſtellen. So hatte Peregrin einen edlen Sporn, der ſeinen lebhaften Geiſt und ſeine Energie immer in Anregung und zugleich immer in heilſamen Schranken hielt. Ihm war kein Ideal zu hoch, kein Ziel zu fern, keine Ausſicht zu groß, kein Hindernis zu mühſam — er nahm alles an! und mit der ungebrochenen, etwas ſtürmiſchen Kraft ſeiner Jugend und ſeiner Natur wollte er das alles verwirklichen, erreichen und beſiegen.

Dazwiſchen trat dann freilich oft das Bewußtſein der Unzulänglichkeit aller menſchlichen Kräfte, der Unvollkommenheit alles menſchlichen Tuns, der ungeheuren Kluft, die allzu oft zwiſchen dem Willen und dem Handeln liegt. Je ſtärker ſein Drang und ſeine Sehnſucht nach der Vollkommenheit war, um deſto tiefer ging ſein Schmerz, daß ihn Sternenweiten von ihr trennten, um deſto entſchiedener nahm er immer wieder ſeine Kämpfe auf. So war in ſeiner Seele ein Gemiſch und ein Gegenſatz von jugendlicher Schwärmerei und männlicher Energie, von phantaſievollem Talent und von klarem Verſtand, wodurch er zugleich intereſſant und vielverſprechend wurde. Von allen Menſchen, mit denen Peregrin in Berührung ſtand, ſchien ſeine Mutter dies am wenigſten zu finden. Sie hatte beſtändig etwas zu tadeln, zurechtzuweiſen, und machte man ihr darüber eine Bemerkung, ſo erwiderte ſie, ſie müſſe Peregrin „con sordini“ behandeln, damit dieſer Dämpfer ein Gegengewicht werde gegen die allzu große Gunſt, die man ihm allgemein zuteil werden laſſe. Beobachtete man ſie aber genauer, ſo fand man leicht heraus, daß es nicht ein Grundſatz der Vernunft war, nach welchem ſie Peregrin behandelte, ſondern die entſchiedene Vorliebe für ihren jüngeren Sohn.

Dies war auch ein Punkt, der zuweilen die ſchöne Harmonie ihres ehelichen Verhältniſſes trübte. Mochte es wahr ſein, was jene Freundin „der ſchönen Lucia" auf dem Ball geſagt hatte, mochte Graf Gorm in den erſten Jahren ſeiner Ehe nicht ganz tadellos geweſen ſein, ſo war es doch gewiß, daß ſich ſeit Peregrins Geburt nie ein Wölkchen aus jener Vergangenheit mehr gezeigt und nur die zärtlichſte Liebe zwiſchen dem Ehepaar geherrſcht hatte. War es Lucia's hingebende Treue — oder ihre fleckenloſe Tugend — oder ihre ſeltene Schönheit — oder der Sohn, der heißerſehnte, den ſie endlich ihm ſchenkte — oder das alles zuſammengenommen und verſtärkt durch das Bewußtſein, das in edlen Naturen ſo kräftig iſt: die Vergangenheit gut machen zu müſſen: genug, jene Freundin hatte ganz Recht zu ſagen, Graf Gorm liebe quaſi jünglingsmäßig ſeine ſchöne Lucia. Vertrauen, Bewunderung, Zärtlichkeit, Verehrung — die ſüßeſten und edelſten Empfindungen, die das Weib einflößen kann, fühlte er für ſie. Aber während Lucia dadurch einerſeits unausſprechlich glücklich war, empfing ſie, gerade dadurch, andererſeits einen Dorn mitten ins Herz hinein, den ſchlimmen Dorn, der in ſchwachen, leidenſchaftlichen Herzen die fürchterlichſten Wunden macht: den Dorn der Eiferſucht. Peregrins Geburt bewirkte am kräftigſten die Umwandlung des Grafen. Dem Kinde verdankte ſie hauptſächlich die Liebe ihres Mannes: ſo ſtand denn dies Kind auf dem erſten Platz in ſeinem Herzen. Dieſen Kummer konnte ſie nicht überwältigen. Nach einigen Jahren hatte ſie wieder einen Sohn. Es wäre ihr ein Troſt geweſen, wenn ihr Mann den kleinen Alarich zu ſeinem entſchiedenen Liebling hätte machen wollen. Das geſchah aber nicht. Der Erſtgeborne behielt den erſten Platz, obſchon der Vater es dem Kleinen an keiner Liebe fehlen ließ. Lucia aber litt nun für ſich ſelbſt ſowohl, als für ihren Alarich die eingebildete Zurückſetzung, womit die Eiferſucht ihre Opfer martert. Rührte das Nervenzucken, das zuweilen ihre ganze Geſtalt erſchütterte, zuweilen ihr Antlitz entſtellend überflog — rührte der erſchreckte Aufblick ihres Auges, womit ſie zuweilen aus ſtillem Nachdenken auffuhr, von jener Qual her?

Peregrins Adagio verhallte in der ſtillen Nacht. Er legte die Violine in ihren Kaſten zurück und ſagte halblaut: Schlaf wohl, Amata! ach, Amata, ich fürchte . . . . ich fürchte ſehr, daß du ſo etwas wie eine Rivalin bekommen haſt! — Dann nahm er das Buch aus dem Wandſchrank, ſetzte ſich zum Kamin und las:

„Zum ewigen Gedächtnis!“

„So war die Begebenheit. Ein reizender Rauhreif bepuderte die ganze Landſchaft. Alle Bäume des großen Gartens hatten die ſchönſten Perücken von weißem Kandiszucker aufgeſetzt. Aus dem ſpäten Morgenrot des Januars ſtieg die Sonne ſo groß und klar auf, als habe ſie ſich ihr herrliches Auge recht hell ausgeſchlafen.

Er lief hinaus aus der Stadt, um ein paar Atemzüge in der friſchen Morgenluft zu tun, bevor er an die Studien ging — an dieſe Kokosnüſſe mit ſteinharter, rauher Schale, aber angefüllt mit der ſüßen, nährenden Milch des Wiſſens. So heißt es.

Die Zeit war knapp gemeſſen. Er ging im Sturmſchritt und hielt ſich gar nicht mit Betrachtungen auf. Aber ſeine Augen ſchauten ringsumher — und fielen plötzlich auf einen ſeltenen Gegenſtand. Ein kleines ſchwarzes Weſen tummelte ſich ſchlittſchuhlaufend auf dem zugefrornen Baſſin des großen Gartens, in den allergeſchickteſten Evolutionen umher. Was war das für ein Weſen? wars ein kleiner Kamtſchadale — ein Kobold — eine Elf? — Vor Sonnenaufgang auf dem Eiſe — hat der große Garten je eine ſolche Kurioſität geſehen? ſchüttelten die Bäume nicht höchlichſt verwundert ihre Zuckerperücken? — Aber das Dingelchen lief und lief, als ob ihm das Baſſin ganz allein gehöre.

Er ging näher. Das Weſen war allerdings ein kleiner Menſch, ein Menſchenkind, obſchon es nicht ſo ausſah, ſondern vielmehr wie ein Kätzchen; denn es trug — höchſt dezent! — einen Anzug von ſchwarzem Stoff und die weiten Pantalons waren am Fußknöchel — und des Kleides Ärmel waren am Handgelenk mit einem weißen Pelzſtreif zuſammengehalten. Da ſah er denn, in der Nähe, daß dies Figürchen kein ſchwarzes Kätzchen mit weißen Pfötchen, ſondern ein kleines Mädchen ſei. Er ergötzte ſich ein paar Augenblicke an dieſer unglaublichen Geſchicklichkeit. Plötzlich flog die Kleine wie ein Pfeil auf ihn zu; — aber doch nicht auf ihn, ſondern nur in ſeine Nähe, wo er am Uferrand ſtand; und da ſchnallte ſie ihre Schlittſchuhe ab. Während ſie damit beſchäftigt war, ging er ſchnell auf ſie zu und fragte ſcherzend:

„Seit wann laufen Kätzchen Schlittſchuh?“

Da erhob ſie ſich aus ihrer gebückten Stellung und ſah ihn an mit ein paar Augen, die ihn dermaßen an den Sirius erinnerten, daß er geſchwind hinzuſetzte:

„Kleine Fee!“

Aber die Kleine antwortete gleichgültig:

„Das bin ich nicht.“

„Wer ſind Sie denn?“ fragte er etwas voreilig.

Statt zu antworten nahm ſie ihre Schlittſchuh auf und lief von dannen, denn in demſelben Augenblick rief eine ſtarke, faſt rauhe Männerſtimme:

„Heliade!“

Sie aber, unbekümmert ums Gefallen,
Und ob ſie ſo ihn auch befriedigen kann,
Schaut träumeriſch auf ihres Haares Wallen;
Sie läßt ſich anſehn, doch ſie ſieht nicht an.

Und eben drum iſt ſie unſäglich reizend
Für uns, die nicht dabei betheiligt ſind,
Wir lieben Weiber mit den Blicken geizend,
Wenn ihre Augen nur nicht trüb und blind.

Und Violante ward auch fortgezogen
Vom Liebesſtrom, und von dem Gatten fern;
Ein Andrer hebt für ſie die Herzenswogen,
In einem Andern ſieht ſie ihren Stern.

Ein Schüler Giorgios machte ſich zum Meiſter
Von Violantas Seele — Beide fliehn
Wohin iſt unbekannt; Zarotto heißt er,
Und Nebel unſern Blicken ſie entziehn.

Doch Giorgio ſtarb am tiefen Seelengrame,
Am Sehnſuchtsweh bei vierunddreißig Jahr,
Das iſt wol jung! doch uns beweiſt ſein Name
Wie reif in Kunſt und Leben er ſchon war.

Und ſie, die grauſam ihm die Welt verödet,
Sie ſtralt der Welt in namenloſer Pracht!
So treibt's das Schickſal: ſie hat ihn getödtet,
Zum Dank hat er unſterblich ſie gemacht.

Die Stimme erklang aus einem der Pavillons, die am Baſſin liegen und die im Sommer gern und immer — im Winter ſelten bewohnt werden. Er blickte ſchnell ſich um und ſah einen Mann mit eisgrauem Haar am geöffneten Fenſter ſtehen und der Kleinen entgegenblicken. Sie verſchwand im Pavillon und das Fenſter ſchloß ſich . Er aber dachte: Sollte dieſer Eisbär der Vater einer Heliade mit Siriusaugen ſein können?

Er ging noch einige Mal früh Morgens in den den großen Garten. Es war viel Schnee gefallen; Heliade ſah er nicht mehr. Auch die Fenſter ihres Pavillons öffneten ſich nicht und waren undurchſichtig gemacht durch leichte weiße Vorhänge, die unmittelbar auf den Scheiben auflagen.

Die Siriusaugen begannen in den Wolken der Vergeſſenheit unterzugehen.

Da führte ihn ſein Weg einmal gegen Abend in den großen Garten. Es warviel Schnee gefallen; die Landſchaft hatte etwas Totes, Trauriges; der weſtliche Himmel war kupferrot; die Natur war ſtill und melancholiſch, wie ein hartbehandelter Menſch, der ſich in ſein Schickſal ergibt.

Da öffnete ſich ein Fenſter in Heliadens Pavillon. Die kleine Fee erſchien, kehrte den Schnee von der Fenſterbrüſtung ab und begann Brotkrümchen und Samenkörnchen darauf zu ſtreuen.

Und als ob ſie darauf gewartet hätten, — wahrſcheinlich weil ſie es ſo gewohnt waren — ſtürzten ſich förmlich von allen benachbarten Bäumen ganze Scharen halbverhungerter Vögelchen auf die Fenſterbrüſtung, um ein Körnlein zu erpicken. Das war ein Zwitſchern und Zirpen, ein Girren und Quirlen, ein Flügelſchlagen und Schnabelaufſperren, eine Haſt und ein Gedränge, daß Heliade geſchwinde ein paar Handvoll Körner hinaus auf den Schnee warf, um ihre ſämtlichen Gäſte zu ſpeiſen. Dann aber blieb ſie ganz ſtill ſtehen, regte ſich nicht und blickte freundlich auf das Gewimmel der Vögel.

Er ſtand zehn Schritte vom Fenſter auf dem großen Fahrweg und betrachtete die kleine gute Fee; aber ſie bemerkte ihn nicht. Da ging er etwas näher und ſagte halb gedankenlos:

„Heliade!“

Mit unbefangenem Erſtaunen hob ſich ihr ſchönes Köpfchen und wendete ſich zu dem Sprechenden hin. Als ſie ihn gewahrte, vielleicht erkannte, trat ſie zurück, das Fenſter ſchloß ſich und das erſchreckte gefiederte Reich ſtob auseinander und verſchwand mit der Fee.

Er war etwas wütend über ſich ſelbſt, dies liebliche Bild, das einen ſo milden, anmutigen Seelenſonnenſtrahl auf die harte Natur warf, frech und roh verſtört zu haben; aber es war geſchehen und feſt nahm er ſich vor, künftig nie wieder ſo plump und vorlaut mit der Tür in's Haus zu fallen.

Er war nicht gebietender Herr ſeiner Zeit: das waren die Studien. Er kam nicht zu einſamen Spaziergängen im großen Garten. Die Tage vergingen, verflogen. Die Charwoche kam. Er ging immer fleißig in die katholiſche Kirche, wegen der Muſik — und verfehlte nie, die Lamentationen zu hören. Dieſer Ausdruck herzzerreißender, unirdiſcher Schmerzen, dieſe immenſe Klage um etwas, das nicht der Erde angehört, tat ihm unausſprechlich wohl. Obſchon er ſolchen Schmerz nicht kannte und ſolche Klage nicht führte, ſo meinte er doch, daß in ſeinem tiefinnerſten Weſen ein Punkt ſei, von welchem er ſolchen Schmerz und ſolche Klage vollkommen verſtehen, ja — in ſie einſtimmen könne; und dieſer Punkt war nicht aus der muſikaliſchen Erregung und Beiſtimmung hervorgegangen.

Als die Tenebrä am Charfreitag zu Ende waren und er die Kirche verließ, quoll ein Menſchenſtrom mit ihm heraus, während andere noch hinein wollten. So entſtand ein flüchtiges Gedränge, welches zwei Damen auf ihn zurückſchob. Er legte ſeinen Arm zwiſchen ſie und die Leute. Die eine ſah ſich dankbar für die Schutzwehr um.

„Heliade!“ ſagten ganz unwillkürlich ſeine

Lippen, weil er ſo überraſcht war, ſie hier zu finden. Sie gehörte in den Pavillon des großen Gartens, wie eine Perle in ihre Muſchel. Aber ein Blitz von Unmut zuckte in ihren Augenbrauen, auf ihren Lippen; ihre Siriusaugen ſchienen ganz ſchwarz zu werden und zu ſagen: Nun iſt's genug, ſonſt werde ich böſe! — und damit war ſie fort, drinnen in der Kirche. Er wäre ihr gern gefolgt; doch das war umſonſt, denn die übliche Sitte ſchied auf's ſtrengſte Männer und Frauen und wies jedem Geſchlecht eine Seite der Kirche zu. Sollte er warten, bis ſie wieder herauskam? — aber er dachte an ihren ſchwarzen Blick! und dann mußte er ſich ja auch ſagen, daß es unausſprechlich unvernünftig ſei, hier Schildwache zu ſtehen, bis ein kleines Mädchen an ihm vorübergehe. Da fiel ihm ein, daß einſt ein Mann, der größten und berühmteſten einer, daß Dante überſelig geweſen ſei, wenn ihm die neunjährige Beatrice begegnete. Ganz entſchieden war Heliade nicht neun Jahre alt, ſondern wohl dreizehn; aber ebenſo entſchieden war er — kein Dante. Und weil das alles nur ſo halb paßte — oder eigentlich gar nicht paßte! — ſo blieb er da, das heißt er ging vor der Tür der Kirche und in ihrer Nähe hin und her, wohl eine halbe Stunde. Es fing an zu dämmern — ſiehe! da ging der Sirius auf! Am Arm einer Dame trat Heliade in die Tür und ging die Stufen zur Straße hinab, dann über den Platz und dem Neumarkt zu — dem kürzeſten Weg zum großen Garten.

Er wunderte ſich, daß Dante beglückt geweſen ſei, wenn ihm Beatrice begegnete. Er war eher traurig. Heliade hatte ihn gar nicht bemerkt.

Hier endet der erſte Teil des Buches Heliade — und hier beginnt der zweite.

Es war im nächſten Januar. Er ging nach der königlichen Bibliothek, um eine alte Ausgabe des Nibelungenliedes aufzuſuchen. Als er mit einem der Bibliothekare dieſe Entdeckungsreiſe antrat, kamen ſie durch ein großes Zimmer, in welchem an zwei langen Tiſchen mehrere Herren in tiefem Schweigen hinter Wall und Mauer von Büchern ſaßen und laſen, nachſchlugen, verglichen, excerpierten, abſchrieben. Der eine dieſer Herren fiel ihm auf. Wo hatte er dies ſtarke eisgraue Haar ſchon geſehen? der Mann war bleich und hager, mit ſcharfen Zügen und einem ungeheuer melancholiſchen Ausdruck. Im nächſten Zimmer fragte er den Bibliothekar, wer der graue Mann ſei?

„Eine frappante Figur, wie in Erz gegoſſen" — ſagte der Bibliothekar; „und auch ſeine Gewohnheiten ſind wie auf ein Geleiſe von Erz gebannt. Er ſtudiert die hebräiſche Sprache und alte Schriften, um die Ur-Religion zu entdecken — und wandert deshalb von einer großen Bibliothek zur andern. Hier iſt er ſeit etwa einem Jahr und ſeitdem vergeht kein Tag, an welchem er nicht den weiten Weg zum Japaniſchen Palais vom großen Garten, wo er wohnt, zu Fuß macht.“

„Ah! — der Herr wohnt im großen Garten!“ rief er.

„Ja,“ ſagte der Bibliothekar, „im zweiten Pavillon, rechts vom Baſſin, im Winter und Sommer.“

„Und ganz allein?“

„Das kann ich nicht ſagen! indeſſen ſieht der Pavillon aus, als wohne eine Familie darin.“

„Iſt er ein Profeſſor? gibt er Unterricht in den orientaliſchen Sprachen? perſiſch und arabiſch lernte ich gern . . . der Dichter wegen.“

„Nein, damit gibt ſich Herrn von Horburg nicht ab. Das würde ſeine Forſchungen nach der Ur-Religion allzuſehr unterbrechen.“

„Von Horburg? ein fremder Name!“

„Ja, hier fremd. Aber es iſt eine alte Familie im Elſaß, wo überhaupt der alte, alemaniſche, echt deutſche Adel recht zu Hauſe war — im ganzen Rheintal bis hinauf in die Vogeſen. Kürzlich las ich den Namen in einer höchſt intereſſanten Schrift, welche der Kulturgeſchichte des Mittelalters, wenigſtens indirekt, angehört und ein wunderſchönes Licht über die mächtigen geiſtigen Strömungen jener unglaublich verkannten und verleumdeten Zeit wirft.“

„Und darin war der Name Horburg verflochten?"

„Ja; in einer Sammlung von Lebensbeſchreibungen gottſeliger Kloſterfrauen Dominikaner-Ordens, die im dreizehnten Jahrhundert den Konvent zu Unterlinden bei Colmar ebenſo zu einer Stätte des höheren Gebetes und der heiligen Extaſe machten, wie es der Konvent zu Adelhauſen bei Freiburg im Breisgau tat, wo zu derſelben Zeit Kunigunde, Rudolf von Habsburgs Schweſter, unter den gottgeweihten Jungfrauen ſich befand. In der Monographienſammlung von Unterlinden, herausgegeben in Petz „Bibliotheca ascetica". Tom. VIII., fand ich alſo jenen Namen und zwar Heliadis von Horburg."

„Heliade!" rief er in höchſter Überraſchung.

„Ganz richtig — Heliade! ſo würden wir nach jetzigem Sprachgebrauch ſagen, der auch bei Hildegardis, Mechtildis und ähnlichen Namen ſich geltend gemacht hat," erwiderte trocken der Bibliothekar.

Nun wußte er alſo, daß ſie Heliade von Horburg heiße, von altem Adel ſei und daß ihr Vater die Ur-Religion ſuche. Aber er hat ſie nicht wieder geſehen.

Und hiemit endet der zweite Teil des Buches

Heliade — und Heliade iſt wohl ſo etwas wie eine Rivalin der Amata!“ —

Peregrin legte ſein Buch, welches nur dieſe wenigen, von ſeiner Hand geſchriebenen Seiten enthielt, in das Wandſchränkchen zurück, verſchloß es ſorgfältig und ſuchte für kurze Zeit die Ruhe auf.

Die Baroneſſe.

Den ſchneidendſten Gegenſatz zu dem bunten, glänzenden Gewimmel an jenem Ballabend im Gorm'ſchen Hauſe bildete das Haus, welches eine ältere Stiefſchweſter der Gräfin Lucia bewohnte. Fräulein Juſtine von Ruffach war unvermählt und lebte beſtändig auf ihrem Landgut. Es war ſehr groß und ſehr einträglich, lag aber in einer ganz flachen Gegend, mit wenig Bäumen und wenig Waſſer, ſo daß man im Sommer den Anblick von endloſen Getreidefeldern, im Winter von endloſen Schneefeldern ganz ungeſtört genießen konnte. Das große herrſchaftliche Haus, die Wirtſchaftsgebäude, der Garten, die Häuſer des Dorfes — alles war mit muſterhafter Ordnung gehalten. Machte dies einerſeits einen ſehr angenehmen Eindruck, ſo ſteigerte es ſich doch, beſonders im Hauſe, zu einer gewiſſen Pedanterie und hatte ein froſtiges, trockenes Anſehen, — was denn freilich wiederum mit der großen Stille zuſammenhängen mochte, welche im Hauſe herrſchte.

Es war von niemand bewohnt als von der Gutsherrin, Fräulein Juſtine von Ruffach, „der Baroneſſe“, wie ſie gewöhnlich genannt wurde und es lieber hatte. In der Bezeichnung „Fräulein“ fand ſie etwas Jugendliches, das nach ihrer Meinung mit fünfundzwanzig Jahren aufhören und entweder in „Frau“ oder in „Chanoineſſe“ übergehen müſſe. Da ihre Eltern ſie aber nicht mit einer Stiftsſtelle verſorgt hatten, weil ſie ſehr wohlhabend war, und weil ſie gegen alle Erwartung unvermählt blieb: ſo hatte ſie keinen Anſpruch auf eine jener beiden Benennungen und erwählte ſich deshalb die Baroneſſe. Es könnte befremden, daß ein wohlhabendes Mädchen, eine Erbtochter aus gutem Hauſe unvermählt geblieben ſei; aber ein Blick auf Fräulein Juſtine gab genügende Erklärung. Noch jetzt, da ſie einige fünfzig Jahre zählte — ein Alter, an welches niemand die leiſeſte Erwartung von Schönheit knüpft — war ſie erſchreckend häßlich; um wie viel mehr mußte ſie es in ihrer Jugend geweſen ſein! Ihre Jugend fiel in eine Zeit, wo die furchtbare Krankheit der Pocken zahlreiche Opfer des Lebens, der Geſundheit, der Schönheit forderte. Bei neunzehn Jahren war Juſtine von Ruffach eine blendende Schönheit und durch den frühen Tod ihrer Mutter Beſitzerin eines bedeutenden Vermögens. Die Männerwelt lag ihr zu Füßen und ſie wählte nach der Neigung ihres

Das iſt wol eine traurige Geſchichte! ....
Bin ich recht glücklich, kommt die Schwermuth mir,
Ein Kuß, mein Leben, macht ſie ſchnell zu nichte,
Ein Ewigkeitenlanger Kuß von Dir.

7. Zuverſicht.

Eine Sonnenblume iſt mein Herz
Und ſeine Sonne biſt Du,
Denn wenns die Himmelsſonne wär,
So hätt' es zuweilen doch Ruh!

So zög' es nur bei Tageslicht
Deinem glänzenden Schritte nach,
Und ruhte Nachts im Schlafe aus —
Doch nun iſt's immer wach.

Ob Tag ob Nacht ſei, immer ſteht
Nach Deiner Sphäre ſein Sinn,
Schlägt unruhvoll, und klopft und ſehnt
Und drängt zu Dir ſich hin.

Es banget vor dem Welken nicht,
Nicht vor des Todes Hauch —
Wenn Deine Liebe nur ewig iſt,
Blüht ewiges Leben ihm auch.

Herzens den Gatten. Bei den Anſtalten zur Vermählung wurde ſie von den Pocken befallen. Sie kannte an anderen die Verheerungen, welche dieſe Krankheit allzu häufig hinterließ — und zitterte nicht vor dem Tode, aber vor dem Verluſt ihrer Schönheit. Sie war ſchwer krank und brauchte geraume Zeit zu ihrer Geneſung. Als ſie ſich wieder ganz kräftig fühlte, entließ ſie eines Tages ihre Wärterinnen. Sie hatte ſich bis jetzt immer in einem verdunkelten Zimmer, aus Schonung für ihre Augen, aufgehalten — vielleicht auch, um den Moment fern zu halten, vor deſſen Entſcheidung ihr graute. Aber ihr energiſcher Charakter ertrug die Ungewißheit nicht länger. Juſtine öffnete die Vorhänge, die Fenſter. Dann trat ſie vor einen großen Toilettenſpiegel, der zwiſchen den Fenſtern ſtand und ihre ganze Figur von Kopf zu Fuß im hellen Sonnenſchein rückſichtslos ihr zeigen mußte. Aber indem ſie vor den Spiegel trat, hatte ſie unwillkürlich die Hand über die Augen gelegt. „Erbärmliche Feigheit!“ ſprach ſie nach kurzem Beſinnen, ließ die Hand ſinken und ſah in den Spiegel — ſo feſt, daß ihr Blut ſtarr und ihr Herz noch ſtarrer wurde. Und als ſie ſich Zug für Zug gemuſtert und betrachtet — und in dieſem fremden, entſtellten Antlitz keine Spur desjenigen gefunden hatte, das ſie kannte und liebte, da ſagte ſie mit dumpfer Troſtloſigkeit: „Ein gräßlicher Anblick.

Eugen wird vor mir zurückſchaudern!“ — und brach in Tränen zuſammen.

Sie war allein auf ihrem Gut Tannhof, das ſie eben hatte einrichten wollen, um es mit Eugen zu bewohnen, als ihre Krankheit ausbrach. Ihre Stiefmutter und deren kleine Tochter hatten noch nicht die Blattern gehabt und kamen deshalb nicht nach Tannhof. Ihr Vater beſuchte ſie fleißig. Er wußte ſich genug zu beherrſchen, um jede Regung von Mitleid oder Bedauern ihr gegenüber zu unterdrücken; aber er ſagte dem Verlobten, es ſei eine entſetzliche Veränderung mit Juſtine vorgegangen; er müſſe ſich auf das erſte Wiederſehen recht vorbereiten. Juſtine dachte natürlich, daß ihr Vater Eugen unterrichtet habe. Sie fühlte eine ſolche Angſt vor dem Wiederſehen, daß ſie ſich, unter dem Vorwand angegriffener Nerven, Wochen und Wochen nach ihrer Geneſung in Tannhof abſperrte. Vielleicht hoſte ſie heimlich, ihre Entſtellung werde ſich mindern. Das war aber eine vergebliche Hoffnung! Nur alle acht oder zehn Tage blickte ſie einmal in den Spiegel, um ihr Auge nicht abzuſtumpfen durch die tägliche Gewohnheit — und immer ſah ſie dieſelben aufgeſchwollenen groben Züge, die Augen ohne ihre ſchönen langen Wimpern und feinen Brauen die zarte Haut und die glänzenden Farben der Jugendfriſche ſpurlos verſchwunden unter einer Schicht von Narben, welche dem Geſicht ein fahles, fleckiges Ausſehen gaben und den Mund ſchief zogen. „Immer dasſelbe Monſtrum!“ ſprach ſie mit einer Art von Wut zu ihrem Spiegelbilde. Als ſie nach Monaten jede Hoffnung aufgab und die Unmöglichkeit einſah, dieſen Zuſtand fortzuführen, da Eugen ungeduldig und empfindlich wurde: ſo bat ſie endlich ihren Vater, den Verlobten einmal nach Tannhof zu bringen. Sie wünſche aber bei dem erſten Wiederſehen mit Eugen allein zu ſein — ein Wunſch, den Herrn von Ruffach gern gewährte.

In einer fieberhaften Aufregung, die jeden Nerv beben und jede Ader pochen machte, ſah Juſtine dieſem Beſuch entgegen, und als der Wagen in den Hof fuhr und ſie nun dachte, in fünf Minuten werde alles entſchieden ſein: da ſchlug ihr Herz ſo krampfhaft, daß ſie plötzlich mit gewaltſamer Beherrſchung zu ſich ſelbſt ſprach:

„Nur ruhig! ruhig! mehr als zu ſterben kann mir ja doch nicht widerfahren.“

Sie hatte befohlen, daß Eugen in dasſelbe Zimmer geführt werde, in welchem ſie zuerſt vor ſich ſelbſt ſich entſetzt hatte. Die Eingangstür war dem großen Spiegel gegenüber, und vor den Spiegel ſtellte ſich Juſtine, den Rücken der Tür zugekehrt, in einer gewiſſen Entfernung hin. Der eintretende Eugen mußte auf dieſe Weiſe mit einem Blick ihr ganzes Spiegelbild — und ſie im Spiegel ſeinen Ausdruck wahrnehmen. Und ſo geſchah es. Eugen hatte nicht auf dieſe Entſtellung und dieſe Überraſchung gerechnet. Er blickte ſchreckenvoll auf die grauſige Erſcheinung und weil er fühlte, wie alle Farbe aus ſeinem Antlitz wich, ſo machte ihn das verlegen; er blieb an der Tür ſtehen und ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte. Juſtine hatte ihn ſcharf im Spiegel fixiert. Jetzt kehrte ſie ſich um und ſagte gelaſſen:

„Gut! dies wollte ich wiſſen. Sie werden mit mir einverſtanden ſein, daß es zugleich Wahnwitz und Rohheit wäre, wenn ich an eine Verbindung mit einem Manne denken könnte, der unwillkürlich vor mir zurückbebt. Sie tragen durchaus keine Schuld. Sie ſind vollkommen frei und von jetzt an auf immer von mir getrennt."

Sie ging in ein Nebenzimmer. Da brach ihre Kraft in einem heftigen Nervenkrampf zuſammen und wie eine Sterbende ſank ſie in die Arme ihrer Frauen. Eugen ſtürzte betäubt zu Herr von Ruffach und machte kein Hehl aus dem ganzen Vorgang. Er pries Juſtinens Edelmut, erklärte aber zugleich:

„Und wenn ſie die Schätze beider Indien und alle Tugenden bis zum Ideal beſäße: ſo könnte ich mich doch unmöglich mit einer Perſon verbinden, vor deren Häßlichkeit mir graut."

Herr von Ruffach entgegnete:

„Ich kann Ihnen nur dankbar für Ihre Aufrichtigkeit ſein. Ein minder redlicher Mann hätte die arme Juſtine um ihres Vermögens willen friſchweg geheiratet und ſie dann wahrſcheinlich vernachläſſigt und unglücklich gemacht. Wir wollen alſo die beabſichtigte Verbindung aufheben, jedoch immer gute Freunde bleiben.“

Eugen's Betrübnis, eine ſchöne Braut verloren zu haben, trat ganz hinter ſeine Freude zurück, von einer ſo übermäßig häßlichen Frau erlöſt zu ſein. Seine Neigung für Juſtine war nicht tief genug, um über die Verwandlung ihres Äußern hinweg zu ſehen; allein er achtete ſie genug, um — des Vermögens wegen — keine Neigung zu erheucheln. Zehn Jahre ſpäter fiel er in der traurigen Schlacht von Jena, unvermählt.

Juſtine hatte immer eine gewiſſe Starrheit im Charakter gehabt. Sie glaubte überall weniger Liebe zu finden, als ſie verdiene. Der Vater, die Stiefmutter, die kleine Schweſter hingen viel feſter untereinander zuſammen, als ſie mit ihr: das machte ſie abgeſchloſſen und wenig hingebend. Bei ihrem Verlobten hatte ſie auf die innige Herzensneigung gezählt, die ſie für ihn empfand. Wäre er zum Krüppel zuſammengeſchoſſen vor ihr erſchienen oder durch Wunden entſtellt: ſo hätte das ihre Liebe um kein Atom gemindert, während er ſie mit größter Leichtigkeit aufgab. Ihr Herz erſtarrte vor dieſer bittern Erfahrung, die auf einmal über ſie einbrach und ihrem Leben ſeine beſtimmte Richtung gab. Mein Schickſal macht mich einſam, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; wohlan! ich will einſam ſein.

Die gottſelige Katharina von Remchingen, Abtiſſin zu Frauenalb, ſchrieb im Jahr 1518 in ihr Gebetbuch:

„Laß' alle Ding' gewerden
Und laufen bis an's Ziel,
Und lerne Dir abſterben
Und wollen, was Gott will."

Das klingt ſo ſchlicht und einfach, als ob es ſich von ſelbſt verſtände und nichts leichter wäre, als gerade dies. Doch iſt es die ſchwerſte aller Aufgaben! Gewöhnlich verwechſelt der Menſch ſeinen eigenen Willen mit dem Willen Gottes und lebt ſich nur immer feſter in ſein Ich hinein, indem er ſeinen ſelbſtiſchen Willen verfolgt. So ging es der armen Juſtine. Als ſie von der Welt und den Anſprüchen der Jugend zurücktrat, folgte ſie einem ſchroffen Zug ihres Charakters und ihrem tötlich verletzten Selbſtgefühl. Daß ein Wille voll höherer Weisheit und Liebe die Menſchenſchickſale lenke, um die Seelen für eine ewige Beſtimmung zu erziehen, — und daß die höchſte Weisheit und Liebe des Menſchen darin beſtehe, dieſen göttlichen Willen zu erkennen, zu umfaſſen, zu vollführen — dies kam ihr nie in den Sinn. Ihre ganze innere Bildung gehörte durchaus jener unausſprechlich hohlen, dürren Aufklärung an, die am Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des jetzigen graſſierte und, wie der Wüſtenwind, die Welt der Seelen ausdorrte. Weil es nicht die cyniſche Aufklärung eines Voltaire und der franzöſiſchen Encyclopädiſten war, weil ſie ſich vielmehr aus Leſſing's und Kant's trocknen, reiz- und ſeelenloſen Ideen und Anſichten ihre Normen nahm: ſo war ſie nur noch viel gefährlicher, da ſie ſich außerordentlich erhaben und in den höchſten Ideen ſich bewegend dünkte. Denn wenn die höchſten Ideen begabter und geiſtvoller Menſchen nicht in der ewigen Weisheit der Uridee Gottes, der Offenbarung, ihren Quell haben, ſo können ſie ſehr ſcharf, ſehr blendend, auch einſeitig wahr ſein — aber es fehlt ihnen das Gepräge der ewigen Wahrheit und es iſt und bleibt ihnen ein gewiſſer Geſchmack des Todes beigemiſcht, der ihre Adepten in den Staub hinabdrückt, wenn nicht in den dicken Erdenſtaub des groben Materialismus, ſo doch in den Sonnenſtaub ihres Ichs; — und Staub bleibt Staub! —

Juſtine lebte fortan in Tannhof unter dem Schutz einer älteren Verwandten. Sie hatte viel Verſtand und Einſicht, beſonders für praktiſche Dinge. Sie führte klug und gewandt das Regiment ihres Hauſes und die Adminiſtration ihres

Gutes. Dies gab ihr ein Gefühl von Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, das ihr wohl tat und ihr Selbſtbewußtſein ungemein ſteigerte. Sie las viel, beſonders ernſte Schriften, die ſie zum Nachdenken anregten und in denen ſie das fand, was ihrer ſchroffen, herben Natur zuſagte. Die allverſöhnende Liebe des Offenbarungsglaubens hatte nie ihr Herz erleuchtet und das Evangelium von den geheimnisvollen Wonnen des Kreuzes um des Gekreuzigten willen — hatte nie es durchwärmt. Es liegt aber in der Menſchenſeele das Verlangen, einen Meiſter zu haben; denn ſie weiß, daß ſie nicht alles aus ſich ſelbſt lernen kann. Da Juſtine keine Jüngerin Jeſu war, ſo wurde ſie eine Schülerin Kant's. Dieſe Philoſophie ſagte ihr zu, weil ſie lehrt, daß das Beſtimmende für den Menſchen nichts Überweltliches iſt, nichts, was mit Gott und göttlichen Ideen zuſammenhängt, ſondern das, was Kant den „kategoriſchen Imperativ“ nennt, eine gewiſſe moraliſche Nötigung. Juſtine wendete dies auf ihren Willen und ihre Einſicht an. Das waren ihre Gebietiger, ihre unbedingten Befehlshaber und dadurch machte ſie ſich zur Sklavin ihres Egoismus. Aber ſie nannte das: ſelbſtſtändig ſein. Sie hatte ein hübſches muſikaliſches Talent und ſpielte ungewöhnlich gut die Harfe. Jedoch nur, wenn ſie allein war; denn ſie pflegte zu ſagen: an der Harfe dürfe nur eine ſchöne Perſon ſitzen; die häßliche werde es doppelt durch den Gegenſatz zu dem romantiſch-ſchönen Inſtrument. Das Bewußtſein ihrer Häßlichkeit, welche ihr Lebensglück zerſtört und ſie von der Liebe geſchieden hatte, verließ ſie nie und ätzte ſich brennend in ihr Herz.

Die Eltern lebten in der Stadt; dahin ging Juſtine nie. Sie kamen zu ihr und verſuchten auf keine Weiſe, ihren Lebensplan zu ändern. Nach drei Jahren ſtarb Frau von Ruffach und Juſtine erbat von ihrem Vater die Erlaubnis, ihre zwölfjährige Schweſter Lucia nach Tannhof nehmen und erziehen zu dürfen. Das Trauerjahr war kaum zu Ende, als die Schweſtern auf's Neue Trauer anlegen mußten um den Vater, der plötzlich an einem Nervenſchlag in Tannhof ſtarb.

Jetzt begann Juſtinens glücklichſte Lebensepoche. Sie wurde für Lucia Vater und Mutter, Schweſter und Erzieherin, und fand in dem zärtlichen, anſchmiegenden Gemüt der Kleinen eine Fülle von Dankbarkeit, von Vertrauen, von Anhänglichkeit. Da ſie Lucia keineswegs für ein anachoretiſches Leben beſtimmte, ſo entſchloß ſich Juſtine ſogar, aus ihrer Abgeſchiedenheit herauszutreten, Menſchen bei ſich zu ſehen und zu beſuchen. Sie tat es mit dem Takt und dem Anſtand einer Matrone und mit ſo viel Ruhe und Würde, daß ſie überall den beſten Eindruck machte und daß man ihr allgemein hohe Achtung bezeugte. Nebenbei ordnete ſie den verwirrten Nachlaß ihres Vaters und verzichtete auf ihr Erbteil zu Gunſten Lucia's. Sie tat das alles freilich wohl aus Liebe zu der lieblichen Schweſter, aber auch in der Hoffnung, daß ſie mit all dieſen Opfern den erſten Platz in Lucia's Herzen erkaufen und bewahren werde. Wohl ſagte ſie ſich, daß ein ſo anmutiges Weſen, wie Lucia, einen lebhaften Eindruck auf Männerherzen machen müſſe; allein ſie ſchob dieſen Moment in die weiteſte Ferne hinaus. Lucia ſollte nicht in der erſten Jugend den erſten beſten Bewerber wählen. Oder vielmehr: Juſtine wollte dereinſt für Lucia einen vernünftigen Mann wählen, der das innige Verhältnis der Schweſtern nicht ſtören werde. Eine eigene Wahl von Seiten Lucia's kam nie in Juſtinens Sinn, ſo unſelbſtſtändig, ſo willenlos, ſo folgſam war das Kind, das nur mit den Augen der Schweſter ſah und deren Anſichten und Urteile als Evangelium betrachtete. Sechs Monate ſpäter war das Kind — Braut! Ohne Juſtine auch nur im Mindeſten zu befragen, hatte Lucia bei einem ganz kurzen Aufenthalt in Dresden ihr Herz an Graf Alarich Gorm verloren und das ſeine gewonnen. Juſtine war zerſchmettert. Aber die in jeder Beziehung wünſchenswerte und glänzende Partie — und mehr noch die leidenſchaftliche Zuneigung, die ſich auf beiden Seiten ausſprach — geſtattete ihr keine Ausflucht, nicht

8. Brautlied.

Nicht ſoll ich von Liebe Dir ferner erzählen,
Und nicht mit dem Kuſſe vertändeln die Zeit?
Du liebliche Thörin, warum denn verhehlen,
Daß nur dieſe Anwendung gut und geſcheut!

Doch weil Du gebieteſt, ſo muß ich gehorchen,
So ſing' ich das Freudigſte, das ich nur weiß,
Ein Brautlied! ein Brautlied! o ſei ohne Sorgen!
Venedig zum Ruhme, Venedig zum Preis.

Der Meergott ſpricht: „Haſt Du Dich wirklich ergeben,
Dich ganz meinem Schutz, meiner Liebe vertraut,
Empfange denn freudig ein glorreiches Leben,
Venedig, o Schöne! Venedig, o Braut!

Gut haſt Du gewählt, als von Göttern der Erde
Du trennteſt Dein Weſen, Dein Glück, Deinen Leib,
Und mir Dich in Liebe zukehrteſt; ſo werde
Geſegnet durch Liebe, Venedig mein Weib!

Die Schätze des Abgrunds leg' ich Dir zu Füßen,
Korallen und Muſcheln und Perlen ſind Dein,
Der Orient wird Dir ſeinen Reichthum erſchließen,
Ein Wink nur, Venedig! vollbracht ſoll es ſein.

einmal einen Aufſchub. Bei ſiebzehn Jahren wurde Lucia — Gräfin Gorm und während Juſtinen zu Sinn war, als könne ſie die Trennung von der Schweſter nicht überleben, weinte dieſe ein paar Tränen, halblächelnd, wie eben gerührte Kinder weinen — und zog beſeligt mit Alarich in die fremde Welt.

Juſtine verfiel in eine namenloſe Verzweiflung, welche die übertraf, in die ſie vor zehn Jahren durch den Verluſt von Schönheit, Liebe und Glück geriet. Damals ſtand ihr zur Seite die volle Energie der Jugend und jene unbeſtimmte immenſe Macht der Hoffnung, welche nicht ſowohl die Eigenſchaft, als die Atmoſphäre des jugendlichen Menſchen iſt: er atmet ſie ein und weiß es nicht. Damals ſchuf ſie ſich ihre eigene Stellung im Leben und die Orignalität, Freiheit und Selbſtſtändigkeit, welche ſie dadurch an den Tag legte, ſchmeichelte ihrem Stolz. Damals war ſie jung genug, um in ihrer einſamen Trauer die größte Süßigkeit zu finden und um zu wähnen, dies ſüße Gefühl werde immer dem Herzen genügen und deſſen Wünſche befriedigen.

Jetzt war das alles anders — die ſüße Trauer ſpurlos verſchwunden — die Lebensſtellung eine alltägliche, reizloſe Gewohnheit — die Friſche der Hoffnung gedämpft durch die Erfahrung — und die Jugend, die ſchöne Jugend, unwiederbringlich

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20869 / 056

dahin! Bei achtundzwanzig Jahren iſt die Unvermählte nicht mehr jung. Dies iſt die Epoche der ſogenannten Vernunftheiraten und derjenigen Ehebündniſſe, die das Gegenteil von aller Vernunft ſind. Beides verabſcheute Juſtine. Ein Gemiſch von weiblicher Eitelkeit und weiblicher Würde ließ ſie nie vergeſſen, daß ihre äußere Erſcheinung einem Mann nur Widerwillen einflößen könne. Sie hätte ſich ſelbſt aufs Tiefſte verachtet, wenn ſie das je aus den Augen verloren hätte. Was alſo nun beginnen, ohne Jugend, ohne Hoffnung, um die endloſe Leere der Stunden, der Tage, der Jahre des Lebens auszufüllen. Die erſten Jahre einer früheren traurigen Epoche hat Juſtine mit der erſten herben Trauer und mit der Organiſation ihres ganzen Lebenskreiſes ausgefüllt. Später kam Lucia; und mit Vehemenz warf ſich Juſtine auf deren Erziehung und fand einen Mittelpunkt für alle Empfindungen, alle Gedanken, alle Handlungen, alles Streben und alle Wünſche — in der Liebe zu ihr und im Hinblick auf ſie. Die ſelbſtloſe Entſagung der Mutterliebe, die ja bei jeder Tochter, welche in die Ehe tritt, einen ähnlichen Schmerz erfährt, lag Juſtinen fern. Sie kannte überhaupt keine Entſagung; denn es liegen derſelben himmliſche Motive zu Grunde. Was ſie kannte, war ein ſchroffes: ich will nicht! — Ich will mich nicht vermählen, ich will nicht einen Gatten reich machen, ohne ihn glücklich zu machen. Ich will nicht in der Welt leben und in faden Zerſtreuungen meine Beſtimmung ſuchen. Ich will nicht mit einer Geſellſchaft verkehren, in welcher ich der Häßlichſten immer noch als Folie dienen würde. Das kannte Juſtine. Jetzt aber war ſie am Ende mit ihrem: ich will nicht! Am Anfang eines Lebensabſchnittes ſagt ſich das Wort: ich will — oder ich will nicht — ſogar unter großen Kämpfen und Schmerzen nicht allzu ſchwer. Hat man aber zehn Jahre deſſen Bürde getragen — und zwar ohne Gott getragen! — dann ſpürt man, daß das Beharren ſchwerer iſt, als das Beginnen, und dann treten nicht ſelten furchtbare moraliſche Kriſen ein. Juſtinens vorherrſchendes Gefühl war Haß gegen Graf Gorm,der ihr Lucia entführte, der ſie in ihre liebeleere Einſamkeit zurückwies.

„Daß Lucia nur glücklich werde!" hatte ſie ihm öfter faſt drohend geſagt.

Natürlich lächelten Alarich und Lucia ſtatt aller Antwort. Indeſſen konnte Juſtine mit dieſem Gefühl nicht ihre Zeit ausfüllen, ebenſo wenig ſich mit ihrem aktiven Charakter auf ein dumpfes Hinbrüten beſchränken. Lektüre, Studien, Muſik genügten ihr nicht, nahmen nicht alle ihre Gedanken wirklich in Anſpruch; deshalb unterzog ſie ſich der ganzen Adminiſtration von Tannhof und übernahm mit Eifer und Geſchicklichkeit die Geſchäfte eines tüchtigen Verwalters. Dieſe Arbeiten wurden durch die Unruhe und die Laſten der Napoleoniſchen Kriege ſehr vermehrt; allein das war Juſtinen gerade recht. Je mehr praktiſche Tätigkeit, deſto weniger litt ſie.

Die erſten Jahre von Lucias Ehe verfloſſen wie ein Frühlingstag, und wenn Juſtine ihre ſchöne junge Schweſter ſtrahlend von Glück in Tannhof erſcheinen ſah, ſo war ſie geneigt, ſich mit Graf Gorm zu verſöhnen. Aber der hellſte Morgen bürgt nicht dafür, daß kein Ungewitter heraufziehe. Hier war das um ſo mehr zu erwarten, als die große Leidenſchaft, mit welcher dieſe Ehe geſchloſſen wurde, eine unvermeidliche Reaktion nach ſich ziehen mußte. Das Übermaß einer Gefühlsſpannung entſpricht nicht der ernſten Beſtimmung der Ehe. Um dieſe in das rechte Geleiſe zu bringen, muß jenes aufhören und in das richtige Maß zurücktreten, wo die Schwelgerei der Empfindungen einer gewiſſen Ernüchterung und einer klareren Auffaſſung der Pflichten weicht. Gewöhnlich iſt das Interregnum zwiſchen Übermaß und richtigem Maß, wie jedes Interregnum, eine Zeit großer Stürme.

Graf Gorm bemerkte eines Tages, als er wegen der troſtloſen Lage Deutſchlands ſehr verſtimmt war, daß Lucia gar wenig patriotiſchen Sinn, wenig Intereſſe für den Jammer der Zeit habe.

Daran ſchloſſen ſich nach und nach andere Entdeckungen an und er konnte ſich nicht verhehlen, daß Lucia dem Geiſt und dem Charakter nach ein unentwickeltes Kind ſei. Das war auch ganz richtig. Aus der Kinderſtube heraus hatte er ſie geheiratet, hatte ſie zu ſeiner Puppe und ſeinem Idol gemacht, hatte nie etwas anderes von ihr verlangt, als daß ſie ihn bezaubere — und wunderte ſich nun ganz unausſprechlich über ihre geiſtige Schlaftrunkenheit, die doch eine natürliche Folge des ſeelenloſen Lebens war, das er ihr bereitet hatte. Zum Unglück fehlte ihr dasjenige, was jede Frau, möge ſie noch ſo jung und unerfahren ſein, ſchnell entwickelt und reift: — Kinder. Sie hatte ein unglückliches Wochenbett nach dem andern. In dem Augenblick, als ſich die Feſſel des erſten Liebeszaubers von Graf Gorms Herzen leiſe ablöſte, war nicht die Vaterliebe da, um es durch eine ſtärkere und dauerhaftere Feſſel zu binden. Damals lernte er eine Frau kennen, die ihm zuerſt nur als Lucia's vollendeter Gegenſatz auffiel. Es war eine Ruſſin, durchaus nicht ſchön, älter als er, aber von funkelnder Weltbildung und vom feinſten Verſtande, intereſſant in jeder Miene, in jedem Wort, von ihren tartariſch geſchnittenen Augen an bis zu ihrem glühenden Patriotismus. Einem alten kränklichen Gemahl brachte ſie das, nach ihrer Meinung, immenſe Opfer, außerhalb des „heiligen Moskau's" zu leben, weil er der deutſchen Ärzte, der böhmiſchen Bäder und des milderen Klima's bedürftig war. Das Intereſſante ihrer Erſcheinung frappierte Graf Gorm, dann zog es ihn an, dann feſſelte es ihn. Lucia weinte wie ein armes, hilf- und ratloſes Kind, das ſie war. Sie war zu ſchüchtern, um zu klagen und liebte ihren Mann zu ſehr, um ihm zu zürnen. Deſto mehr grämte ſie ſich in der Stille. Aber wenn ſie auch vorſichtig in der Welt ſchwieg — bei ihrer Schweſter ließ ſie ihrem Jammer freien Lauf; und hätte ſie es auch nicht getan, ſo würde Juſtine doch alles in ihrer offenen Seele geleſen haben.

Juſtine verfiel in einen namenloſen Zorn gegen ihren Schwager. Sie empfand ſein Benehmen wie eine tötliche Beleidigung; Lucia — wie einen tötlichen Schmerz. Sie begehrte, daß ſich Lucia von Graf Gorm ſcheiden laſſe, oder wenigſtens trenne und ſich in Tannhof niederlaſſe. Lucia ſchrie laut auf vor Entſetzen und verſicherte, ſie wolle lieber ſterben, als ſich freiwillig auch nur drei Tage von Alarich trennen. Das konnte Juſtine anfangs gar nicht begreifen. Sie hatte faſt Luſt, Lucia deshalb zu verachten. Aber ſie erkannte bald, daß Lucia in dieſem Punkt unverbeſſerlich ſei.

„Wenn Alarich mich nur einmal freundlich anſchaut, iſt alles vergeſſen und vergeben," ſagte Lucia.

„Das iſt aber erbärmlich!“ rief Juſtine empört.

„Daraus mache ich mir gar nichts!“ erwiderte Lucia gleichgültig.

Juſtine liebte Lucia ſo ſehr und ſo ausſchließlich, daß ſie, je länger das traurige Verhältnis dauerte, um ſo mehr Mitleid mit der Schweſter und keinen anderen Gedanken hatte, als den: wie Alarich zur Beſinnung zu bringen ſei. Es waren bis jetzt immer nur einzelne lichte Augenblicke in ihm aufgetaucht. Wenn Lucia hoffte, das Blendwerk zerſtört zu haben, wurde ihr fort und fort die ſchmerzliche Demütigung zu teil, die Circe — wie ſie ihre Nebenbuhlerin zu nennen pflegte — triumphieren zu ſehen. So verfloſſen drei herbe Jahre, als der ſchneidendſte und bitterſte Gegenſatz zu den drei erſten ſeligen Jahren ihrer Ehe.

Der Ausbruch des Napoleoniſchen Krieges mit Rußland im Jahre 1812, dem ſich in Deutſchland die Befreiungskriege anſchloſſen, wurde ein mahnender Weckruf nicht nur für das erſtickte politiſche und öffentliche Leben, ſondern auch für manchen Einzelnen, der zum Bewußtſein kam, daß es jetzt höhere Dinge gelte, als eine Frau zu bewundern. Auch Graf Gorm gehörte zu dieſen. Vielleicht war es die Circe ſelbſt, die ihm den erſten Anſtoß dazu gab; denn ſo wie die Kriegsausſichten aufdämmerten, war ihres Bleibens in Deutſchland nicht länger; ſie wollte Rußlands Geſchicke mitleben und zog den greiſen Gemahl mit ſich fort. Aber auch Graf Gorm folgte ihr, um in ruſſiſchen Kriegsdienſten gegen Napoleon zu kämpfen — und je mehr er an der furchtbaren Wirklichkeit dieſes Kampfes teilnahm, deſto mehr verſchwanden die ſelbſtſüchtigen Täuſchungen der Leidenſchaft.

Als er nach Rußland gehen wollte, verfiel Lucia in tiefe Schwermut. Sie ſah wieder einem Wochenbett entgegen; allein ihre früheren waren ſo trauriger Art, daß ſie ſich keiner frohen Hoffnung hinzugeben vermochte. Dazu der Gram um die Trennung von Alarich, der Jammer, ihn im Gefolge der Circe zu ſehen, die Angſt vor den Gefahren, die ihn bedrohten, die ihm das Leben koſten konnten: das alles verſetzte ſie in einen beängſtigenden krankhaften Zuſtand, in welchem fieberhafte Aufregung und dumpfer Trübſinn abwechſelten.

„Sie muß gerettet werden! . . . ich rette ſie! . . . ſprach Juſtine mit äußerſter Entſchiedenheit zu ſich ſelbſt. Sie redete mit den Ärzten, die einem Winteraufenthalt in Nizza ihren vollen Beifall gaben; ſie redete mit Graf Gorm, der gegen dieſen Vorſchlag nichts einzuwenden hatte. Und ſo brachte ſie den Winter von 1812—13 mit Lucia an der lieblichen Küſte von Ligurien zu. In Genua wurde Peregrin geboren. Juſtine war ſelig. An der Wiege des Kindes trat die innigſte Verſöhnung der Eltern ein. Das hatte ſie erwartet, ſie bewirkt! ſie war noch ſeliger. Die Gorm'ſche Ehe blieb fortan ein Muſterbild des ſchönſten Glücks. Beſonders war es der Graf, den alle Frauen als das Ideal eines Gatten bewunderten und prieſen; denn die ſchöne Lucia hatte kleine Launen, die er gänzlich überſah — wozu allerdings eine ſeltene Geduld gehört. So z. B. war ſie ganz troſtlos, als ſie nach einigen Jahren einen zweiten Sohn hatte. Mit ſo krankhafter Leidenſchaft wünſchte ſie eine Tochter, daß ſie nach der Geburt des Knaben eine Zeit lang tief melancholiſch war und ihre beiden Söhne nicht ſehen wollte. Auch Juſtine wollte ſie durchaus nicht ſehen. Die Welt fand das höchſt abſurd. Die Freundinnen ſagten: Welche Undankbarkeit gegen Gott! welche Liebloſigkeit gegen die allerliebſten Bübchen! wie wenig Rückſicht für den Gemahl! . . . und welch ein unverantwortliches Benehmen gegen die vortreffliche Baroneſſe, die ſich von jeher für Lucia aufgeopfert hat! — Graf Gorm nahm aber lebhaft Lucia in Schutz, deren Verſtimmung nur aus vorübergehender Nervenſchwäche hervorgehe — wie er ſagte. Und da ihr Zuſtand in moraliſcher Weiſe ſich gänzlich veränderte und in die zärtlichſte Liebe für ihren jüngſten Sohn überging — in phyſiſcher Beziehung aber ihr jenes Nervenzucken ließ, das ſich in Augenblicken von Spannung, Unruhe und

In marmornen Kirchen, Arkaden, Paläſten,
Da wohne ſo prächtig wie Rom ſelbſt nicht wohnt,
Vereine dort Schaaren von Fremden und Gäſten,
Laß ſtaunend ſie ſehn wie Venedig ſtolz thront.

Es ſollen nicht Künſtler noch Helden Dir fehlen,
Dir bringen den glorreichſten, ſchuld'gen Tribut,
Der Ruhm und die Kunſt ſind in goldenen Sälen
Geehrt und geſchützt durch Venedigs Obhut.

Und willſt Du die lockenden Wellen durchſchiffen,
Vertraue den Wimpeln und Flaggen Dich an,
Sie führen an drohenden Klippen und Riffen
Vorbei Dich, Venedig! auf ſiegreicher Bahn.

Und willſt Du den Sorgen und Kriegen entweichen,
So bleibe daheim in dem marmornen Haus
Und ruh unter Fahnen von drei Königreichen
Im Segen des Friedens, Venedig, Dich aus.

Und nicht allein werd' ich, Geliebte, Dich ſchmücken:
Ich hauche Dir Kräfte und Klarheit auch ein,
Daß nimmer die funkelnden Kronen Dich drücken! —
Nur Eins, o Venedig! treu mußt Du mir ſein.

Denn ließeſt Du je Dich von Andrem bethören,
Und folgteſt der Lockung, die ſich zu Dir ſchlich,
Vergäßeſt in mir Deinen Gatten zu ehren —
Dann weh Dir, Venedig! o weh über Dich!

Erregung bei ihr einſtellte: ſo ſah man bald ein, wie recht Graf Gorm gehabt habe.

Das Verhältnis der beiden Schweſtern war allerdings ſeitdem minder innig. Doch das kam nur in der Intimität, in Lucia's ſeltneren und kürzeren Beſuchen in Tannhof zum Vorſchein. Die Welt bemerkte nichts davon und hätte ſie etwas bemerkt, ſo würde ſie es in der Ordnung gefunden haben, daß Lucia ausſchließlicher als früher für Mann und Kinder lebe. Juſtine zuckte die Achſeln und lächelte kalt, wenn ſie der Veränderung gedachte, die hinſichtlich ihrer mit Lucia vorgegangen war. Gegen Charakterſchwäche gibt es kein Mittel, ſprach ſie gelaſſen zu ſich ſelbſt; — geiſtiges Chinin ertragen nur ſtarke Naturen. Der kategoriſche Imperativ iſt ein ſolches Chinin. Doch ... was für den einen Nahrung — iſt für den andern Gift.

Sie ſetzte ihr früheres Leben fort. Sie blieb gleichmäßig liebevoll für Lucia, und da ſie ſah, mit welcher Zärtlichkeit Graf Gorm ihre Schweſter auf den Händen trug: ſo bekam ſie für ihn Geſinnungen des Wohlwollens. Gegen die beiden Knaben war ſie freundlich — doch eigentlich nur wegen deren Beziehung zu Lucia. Lucia war das einzige Weſen, das während einer Reihe von Jahren ausſchließlich und unbedingt Juſtine geliebt hatte. Dieſen Eindruck bewahrte ſie: er war der einzige warme Punkt in ihrem Herzen. Ihre praktiſche Tätigkeit ſteigerte ſich. Die franzöſiſche Occupation und dann die ſchweren Kriege hatten jahrelang den Grundbeſitz belaſtet, die Vermögen vermindert, den Geldverkehr gehemmt. Auch Juſtine empfand das. Sie mußte ſich einſchränken. Es wurde ihr nicht leicht; denn ſie hielt eine gewiſſe ſtattliche Exiſtenz für ſtandesmäßig; aber die Notwendigkeit war auch in dieſer Hinſicht der kategoriſche Imperativ, dem ſie ſich mit Ruhe fügte. In dieſer Epoche ſtrikter Ökonomie gewöhnte ſie ſich daran, über das knappe Maß hinter der äußerſten Pünktlichkeit und Ordnung ſo verſchwinden zu laſſen, daß es wie die Frucht dieſer ungewöhnlichen Ordnung erſchien. Ihre Nachbarn und Bekannte nannten ſie im Scherz den Finanzminiſter. Das machte ihr Vergnügen und gab ihr einen Anſtoß zur Steigerung ihrer finanziellen Talente — und da eine Tätigkeit, die man gern und vorzugsweiſe übt, eine gewiſſe Macht über die ganze Richtung und alle Fähigkeiten des Menſchen erhält und dieſelben für ihren Zweck mehr und mehr in Bewegung ſetzt: ſo geriet Juſtine ganz unmerklich auf das Gebiet der Habſucht. Sie freute ſich des Beſitzes von Geld und Gut, ſie freute ſich an Vermehrung und Erwerbung desſelben, anfangs — als eines Zeugniſſes zu Gunſten ihrer adminiſtrativen Gaben; dann — weil ſie eine gewiſſe Zufriedenheit empfand, in dieſer Sache Fortſchritte zu machen; endlich — weil die Sache ſelbſt ihr immer wichtiger und intereſſanter wurde und ihre leere Exiſtenz ausfüllte, indem ſich ihre Gedanken unabläſſig damit beſchäftigten, Vorteile zu erzielen und die praktiſchſten Wege dafür zu erſinnen. Sie war nicht eigentlich geizig, wenigſtens noch nicht — inſofern der Geizige darbt, um Geld zu ſammeln, und Hab und Gut verkommen läßt, um Geldausgabe zu ſparen. Im Gegenteil! ſie ſcheute keine Ausgabe, ſobald nur ein Vorteil damit verbunden war, und ihr Selbſtgefühl faßte den äußern Anſtand viel zu hoch auf, um das, was mit ihr in Zuſammenhang war, in Verwahrloſung geraten zu laſſen. Aber dennoch war der Beſitz — der Beſitz an ſich! — ihr Genuß. Es war etwas Bleibendes, etwas Dauerndes, etwas, das ſich durch die Zeit mehrte, ſteigerte, vergrößerte. Er war etwas Wirkliches: wer beſitzt — hat etwas. Vergänglich ſind alle Empfindungen, wechſelnd alle Verhältniſſe, unſicher alle Bande zwiſchen den Menſchen. Liebe, Vertrauen, Dankbarkeit — alles hört auf. Der Beſitz nicht. Und während ſich die ganze Welt der Gefühle ſehr häufig gerade dann, wenn man ſie am zärtlichſten pflegt, verflüchtigt: iſt der Beſitz, oder wenigſtens die Pflege desſelben, etwas höchſt Dankbares, denn unter ſorgſamer Hand nimmt er zu.

Auf dieſem Standpunkt war Juſtine von Auffach mit all ihrer Philoſophie herabgeſunken. So muß man ſagen, obſchon ſie ein höchſt reſpektables Leben führte und, allgemein hochgeachtet, für das Muſter einer Unvermählten galt. Wollte in ihr ſelbſt der Gedanke zuweilen auftauchen, daß ſie ſich in die Sklaverei des Mammons begebe: ſo machte ſie geſchwinde aus ihrer Neigung eine Tugend, wie die menſchliche Verblendung durch Selbſtgefälligkeit das ſo leicht und gern tut, und ſie ſprach beinahe ſtolz:

Ich kenne kein Leben, das weniger egoiſtiſch als das meine wäre. Ich tue die Arbeit — Lucia wird den Genuß haben.

So vergingen die Jahre, die Zeitepochen. Die Gorm'ſchen Söhne wuchſen heran, Peregrin war ein kräftiger Jüngling; Lucia hatte längſt die Jugendblüte verloren und war in jenes Stadium der Frauenſchönheit übergegangen, das kurz und anmutig wie ein Spätſommertag iſt. Juſtine war ganz unverändert, wie in Eis konſerviert. Ihre große, ſchlanke Geſtalt war nur etwas hager geworden, und an den Händen und im Geſicht trat der Knochenbau etwas ſcharf hervor.

Sie bewohnte im Tannhof ein ſehr großes Zimmer, das, am Ende einer Zimmerreihe liegend, die Ecke des Hauſes bildete und mit zwei Fenſtern in den Hof, mit zwei andern in den Garten ſah, ſo daß man die Tätigkeit, die da und dort herrſchte, vor Augen hatte. Die Wände des Zimmers mit ihren altmodiſchen Tapeten verſchwanden hinter großen Bücherſchränken, durch deren Glastüren man die Werke der deutſchen und franzöſiſchen geſchichtlichen, philoſophiſchen und belletriſtiſchen Literatur aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und aus dem erſten Jahrzehnt des jetzigen in ſchönen Einbänden erblickte. Mitten im Zimmer ſtand ein enormer Schreibtiſch, mit Auszügen und Fächern ringsum und beladen mit Schreibereien und Schreibmaterial. Ein anderer Tiſch voll Journalen, Zeitungen und Broſchüren ſtand vor einem kleinen Sofa neben dem großen Kaminofen. In einer Ecke des Zimmers ſtand Juſtinens Harfe — aber in einem Überzug von grauer Leinwand. Auch der Stickrahmen in dem einen Fenſter war meiſtens dicht verhängt und die Tapiſſeriearbeit in demſelben mußte manches Jahr auf Beendigung warten; zu einer Erholung bei Muſik und Stickerei ließen ihre Geſchäfte ſie höchſt ſelten kommen. Hingegen befand ſich zur Seite des Sofa's ein Spinnrad mit einem großen Rocken des ſchönſten graublonden Flachſes, den ſie aus den Niederungen an der Weichſel kommen ließ. Charakteriſtiſch war es, daß in dem Zimmer — Spiegel fehlten. Da wo ſie ſich gewöhnlich befinden, zwiſchen den Fenſtern, ſtand auf der einen Seite ein Aktenſchrank und auf der andern ein altertümlicher Schrank mit ſchweren Meſſingbeſchlägen, deſſen Schloß ein Geheimnis war, wozu nur Juſtine den Schlüſſel beſaß. Er barg Wertpapiere und einige koſtbare Schmuckſachen, die Juſtine von ihrer Mutter geerbt und nie getragen hatte. Vielleicht konnte man dieſe beiden Möbel ſo etwas als Spiegel betrachten — ihres Innern. Schwarzer Wollenmoor bedeckte Sofa und Stühle, die ſteif, hochbeinig und geradlinig, der vollendete Gegenſatz der gegenwärtigen Mode waren; ein ſtarker Fußteppich das Parquet. Der Eindruck, den das Zimmer machte, war ernſt, ja ſtreng; allein die vier Fenſter mit ſchneeweißen, in vielen kleinen faltenreichen Draperien aufgeſteckten Muſſelinvorhänge machten, daß es nicht finſter ausſah. Und wenn man über das knarrende Parquet der drei davor liegenden Zimmer und durch deren leere Räume, welche durch ſpärliche Sophas und Stühle noch öder erſchienen, gewandelt war, ſo ſah es faſt freundlich aus und man fühlte ſich ganz behaglich darin, weil es Kunde von einem tätigen, arbeitſamen Leben gab.

An jenem Ballabend im Gorm'ſchen Hauſe herrſchte tiefe Stille im Herrſchaftshaus zu Tannhof. Der Kälte wegen, ſowie auch, um jeden Verſuch eines diebiſchen Einbruchs abzuhalten, wurden abends alle Fenſter des Erdgeſchoſſes durch ſtarke Fenſterläden mit eiſernen Querſtangen geſchloſſen. Da nun die bewohnten Zimmer ſämtlich im Erdgeſchoß lagen, ſo ſah das Haus von außen wie ein toter Steinklumpen aus Nirgends gewahrte man ein erleuchtetes Fenſter, das in den kalten, dunkeln Winterabend hinein ein trauliches Märchen vom Licht und von behaglicher Wärme erzählt hätte. Nirgends vernahm man den tröſtlichen Laut menſchlicher Stimmen: ſo gründlich hatte man ſich abgeſperrt.

In Fräulein Juſtinens Zimmer befanden ſich ein Herr und eine Dame. Die Dame war ſie ſelbſt. Sie ſaß auf einem hochbeinigen Lehnſtuhl, den man jetzt fürchterlich unbequem finden würde, und ſpann. Sie trug ein Kleid von karmeliterbraunem Merino und eine Spitzenhaube mit violettem Bande. Dazu die gelbbraune Farbe ihres hagern Angeſichts — und ſie erinnerte an eine ägyptiſche Mumie. Neben ihr ſtand ein Tiſch mit Schreibgerät, Papier und einer großen Aſtrallampe, die das Zimmer ziemlich gut beleuchtete. Am Tiſch ſaß der Herr, ein ſchwarzgekleideter, ſechszigjähriger Mann mit einer kalten und gleichgültigen Phyſiognomie, die ſich jedoch im Sprechen belebte; — es war ihr Rechtsanwalt, ihr Ratgeber für tauſend große und kleine Verwickelungen, ihr Advokat in Prozeſſen. Er lebte in der benachbarten Stadt, hieß Doktor Münzner, und eine mehr als dreißigjährige Erfahrung ſeiner Einſicht und

Rechtlichkeit hatte ihm Juſtinens ganzes Vertrauen erworben.

„Bleibt es dabei, gnädige Baroneſſe?“ ſagte der Doktor und drehte die Feder, mit welcher er eben geſchrieben hatte, zwiſchen den Fingern, als zögere er, ſie wegzulegen.

„Gewiß, Herr Doktor,“ entgegnete Juſtine und ſpann gelaſſen fort.

„Ich begreife vollkommen, daß man ein Vermögen nicht zu gleichen Teilen gehen laſſe, ſondern dort nachhelfe und zulege, wo eine Bevorzugung ausgeglichen werden ſoll. Aber, dem einen berechtigten Erben alles entziehen und dem andern alles geben — gnädige Baroneſſe, das ſieht Ihrer Gerechtigkeit nicht ähnlich.“

„Doch, Herr Doktor! ich gleiche aus.“

„Das ich nicht wüßte! Der Herr Graf bevorzugt Graf Peregrin in keiner Weiſe . . . .“

„Erlauben Sie! er hat Schloß Traun, den alten Familienſitz, der ſeit der Überſiedelung der Gorms nach Deutſchland in ihren Händen iſt und an den ſich Erinnerungen ihrer Heldentaten unter Guſtav Adolf knüpfen — den hat er für Peregrin beſtimmt.“

„Allerdings! aber ohne dadurch Graf Alarichs Erbe zu ſchmälern.“

„Mein Schwager hätte, wie das allgemein bei Beſitzungen üblich iſt, die nicht Majorat ſind, dem

Loſe die Entſcheidung laſſen ſollen. Daß er es nicht getan, ſondern jene Beſtimmung getroffen hat, iſt eine Bevorzugung Peregrins. Dafür will ich Alarich entſchädigen.“

„Aber ich bitte zu bedenken, gnädige Baroneſſe, daß die Frau Gräfin Gorm auch bereits zu Gunſten des Grafen Alarich beſtimmt und Graf Peregrin auf das Pflichtteil geſetzt hat. Es iſt wider alles Herkommen, den Erſtgebornen ohne irgend einen Grund ſo zurückzuſtellen; denn durch dieſe beiden Teſtamente wird der Nachgeborne bei weitem wohlhabender — um ſo mehr, als Schloß Traun mit ſeinen großartigen und weitläufigen Baulichkeiten ſehr koſtſpielig zu unterhalten iſt.“

„Sie hatten von jeher eine Vorliebe für Peregrin.“

„Hätte ich ſie auch nicht, gnädige Baroneſſe, ſo würde ich mir dennoch und unter allen Umſtänden erlauben, in demſelben Sinne zu ſprechen.“

„Nun, es freut mich ſehr, Herr Doktor, daß Sie meine Meinung vollkommen erfaßt und meinen Willen begriffen haben,“ ſagte Juſtine ſo gleichmütig, als hätte ſie die Einwendungen des Doktor Münzner gar nicht gehört. „Sie werden alſo die Güte haben, nach meinem Entwurf das Teſtament zu redigieren.“

Doktor Münzner verbeugte ſich ſchweigend, nahm vom Tiſch einen Bogen Papier, der mit Juſtinens gerader, eckiger Handſchrift beſchrieben war, und wollte ihn in ſeine Brieftaſche legen. Da hielt Juſtine ihr Rad an und ſagte:

„Ich muß noch etwas überlegen . . . und bitte um den Entwurf.“

Sie verſenkte ſich in deſſen Lektüre und Doktor Münzner wagte zu hoffen, daß Juſtinens Nachdenken eine Frucht ſeiner Einwendungen ſei, bis ſie ihn aus dieſer Täuſchung weckte und ſagte:

„Alles wohl erwogen . . . . muß ich doch eine Veränderung vornehmen — und zwar dieſe: ich ſtreiche das kleine Kapital, welches ich für meinen guten Verwalter beſtimmt hatte, und gebe auch ihm eine Penſion, wie den übrigen alten Dienern.“

„Gnädige Baroneſſe, ich erlaube mir zu bemerken, daß die Penſion eine große Wohltat für die Haushälterin, die Kammerfrau u. ſ. w., jedoch eine mindere für den Verwalter ſein dürfte, während ihm ein kleines Kapital die willkommene Möglichkeit bieten würde, eine Pachtung zu übernehmen, vielleicht ein Gütchen zu kaufen. Die übrigen Leute werden durch eine Penſion in eine bequeme, unabhängige Lage verſetzt; er — durch das Kapital.“

Juſtine nahm einen Rotſtift vom Tiſch und durchſtrich mit kräftigem Zug eine Zeile, indem ſie ſagte:

Dann kenn' ich nicht Nachſicht mehr oder Erbarmen,
Ich gebe der Untreu gebührenden Lohn,
Ich laſſe Dich los aus den ſchirmenden Armen,
Du fällſt, o Venedig, vom goldenen Thron.

Fort Sorge und Drohung .... Du biſt ja mein eigen,
Haſt mir Deine herrliche Schönheit vertraut!
Nun laß in die lockende Tiefe uns ſteigen,
Die Seligkeit winket Venedig der Braut!“ —

So ſagte der Meergott und führt ſie zur Grotte
Von Perlen, Kriſtallen und Aquamarin —
Doch warlich ich neide ſein Glück nicht dem Gotte,
Ich weiß daß ich tauſendmal ſeliger bin.

---

9. Abſchied.

(Sie an Ihn.)

Mit Deinen trauten Sängen
Vertändelſt Du die Zeit,
Und ſucheſt wegzudrängen
Den Abſchied der uns dräut.

Doch während Deiner Lieder
Hat ſanft in goldner Pracht
Die junge Sonne wieder
Den Tag zur Lieb entfacht.

„So! abgemacht! . . . . Wird penſioniert. Ich kann unmöglich den armen Alarich plündern. Penſionen zahlt ein Erbe unſchwer — . . . . die Penſionierten ſind ſterbliche Menſchen . . . wie wir alle. Aber Kapital auszahlen, iſt allzu hart! Es können ja Zeiten kommen, in denen das Kapital viel einträglicher wird, als es jetzt iſt . . . dann wäre Alarich gleichſam doppelt beraubt.“

Während ſie ſprach, hatte ſie die Veränderung zu Papier gebracht; dann gab ſie das Blatt dem Doktor, der es in die Brieftaſche legte.

Eine ſchöne, altertümliche Uhr, die den Aufſatz des altertümlichen Geldſchranks bildete, ſchlug mit kräftigen Schlage — acht. Da öffnete ſich die Flügeltür und ein Diener in grauer Livree rollte einen runden Tiſch ins Zimmer hinein, der für zwei Perſonen gedeckt war und auf dem ſich einige Speiſen befanden. Juſtine ſtand auf, legte die ſchwarze Tafftſchürze ab, die ſie bei ihrem Spinnrad trug, und lud den Doktor Münzner ein, das Nachteſſen mit ihr zu teilen. Der Diener ſtellte die Lampe auf den Speiſetiſch und verließ das Zimmer. Dies war die Art, in welcher Juſtine ihre Mahlzeiten nahm. Sie hatte keinen Sinn für die Tafelfreuden, verwendete daher möglichſt wenig Zeit auf dieſelben — und fand es eine törichte Verſchwendung, im Winter ein Speiſezimmer erwärmen zu laſſen. Während des Nachteſſens ſprach ſie lebhaft über ihren Plan, Tannhof durch Ankauf eines Nachbargutes zu vervollſtändigen und abzurunden.

„Das iſt ſo recht ein Waldgut,“ ſagte ſie, „und den Wald kann ich hier gar wohl brauchen. Gut behandelt und geſchont, wird er mit der Zeit ungemein einträglich. Da ich jetzt fünfundfünfzig Jahre alt und bei guter Geſundheit bin, ſo glaube ich vernünftigerweiſe noch auf fünfzehn bis zwanzig Lebensjahre zählen zu können. Käme es zu jenem Ankauf, ſo würde ich während dieſer ganzen Zeit den Wald aufs äußerſte ſchonen, ſo daß Alarich in demſelben eine vortreffliche Jagd und durch denſelben eine vortreffliche Einnahme hätte. Aber der Kaufpreis iſt etwas hoch und ich glaube nicht, daß das Gut — da ich den Wald unberührt laſſen will — diejenigen Zinſen einträgt, die ich haben muß, wenn ich mir nicht durch eine ſchlechte Spekulation die Finger verbrennen will . . . ., wovor mich Gott bewahre!“

Durch dieſen letzten Ausruf gab Juſtine kund, daß ſie auch eine gewiſſe Idee von Gott habe, der übrigens keinen großen Platz in ihrer Exiſtenz einnahm. Doktor Münzner erwiderte:

„An Ihrer Stelle, gnädige Baroneſſe, das heißt mit Ihren Kapitalien -- würde ich mich nicht begnügen, das Waldgut, wie Sie es ſehr richtig nennen, zu kaufen, ſondern lieber eine größere Herrſchaft acquirieren, wo Sie Feld, Wald, Wieſe, den verſchiedenſten Boden — und folglich, bei guter Verwaltung, die Garantie der größtmöglichen Einkünfte haben.“

„Sie ſagen ganz richtig „bei guter Verwaltung“, rief Juſtine lebhaft: — „aber das iſt ja eben der Stein des Anſtoßes für meine Wünſche! Der Grundbeſitz rentiert ſich nur dann dauernd, wenn ſich der Beſitzer demſelben gewiſſermaßen widmet und darin ſeinen Beruf, ſeine Lebensaufgabe, ſein Stück Arbeit erkennt und ausübt. Bei Verpachtungen wird der Boden nie verbeſſert; ſie bringen mit der Zeit — Nachteil. Bei den großartigen Verwaltungen, wo der Beſitzer alles den Angeſtellten überläßt, kommen ganz natürlich und ſelbſt in dem beſten Fall, daß die Beamten treu wie Gold wären, großartige Verſchleuderungen vor. Wenn der Beſitzer ſelbſt nicht Anordnungen macht, deren Ausführung bewacht — wenn er nicht die ganze Verwaltung mit Zweigen und Nebenzweigen in die Hand nimmt und Blick, Verſtändnis und Intereſſe für alle Einzelheiten hat: ſo ſpinnt er keine Seide dabei. Iſt er reich, ſo bleibt er vielleicht reich. Hat er aber nur ein mäßiges Vermögen, ſo wird er nie wohlhabend — und nie wird der Wohlhabende reich werden, wenn er nicht, perſönlich tätig, um Hab und Gut ſich kümmert.“

„Weil man Veranlaſſung hat, dieſe Einſicht und

Tätigkeit an Ihnen zu bewundern, ſo erlaube ich mir eben meinen Vorſchlag, gnädige Baroneſſe.“

„Ja, Herr Doktor, wäre ich nur zehn Jahre jünger, ſo ginge ich gewiß darauf ein. Aber jetzt traue ich mir nicht mehr die Kraft zu, die Adminiſtration einer neuen, großen Beſitzung neben Tannhof zu übernehmen — und nach meinem Tode Geſchäftsverwicklungen zu hinterlaſſen — dagegen ſträubt ſich mein Geiſt der Ordnung und Pünktlichkeit. Nach dem Tode meines ſeligen Vaters habe ich dieſe Laſt getragen, daher will ich nicht dem armen Alarich eine ähnliche aufwälzen. Indeſſen ſoll das nicht heißen, daß ich einem großen Ankauf durchaus abgeneigt wäre, ſondern nur, daß er — je größer, auch deſto vorteilhafter ſein müſſe, ohne mich mit Geſchäften zu erdrücken. Das Waldgut würde ich mit Leichtigkeit übernehmen. Es hat auch die große Annehmlichkeit für mich, kein herrſchaftliches Haus zu beſitzen. Erinnern Sie ſich noch, wie es abbrannte bei der Schlacht von Bautzen? Das Baumaterial wurde ſpäter verwendet, um die Wirtſchaftsgebäude ſehr ſolide aufzuführen — was ein großer Vorteil, die Erhaltung eines unbewohnten Hauſes hingegen ein wahrer Ruin für die Finanzen iſt.“

So unterhielt ſich Fräulein Juſtine den ganzen Abend über Geldangelegenheiten mit Doktor Münzner. Es verſteht ſich, daß ſie dabei nicht müßig war. Nach dem Abendeſſen ruhte nur das Spinnrad, nicht ihre Hand. Sie zerzupfte kleine Läppchen von Seidenſtoff in tauſend Fädchen, um dieſe ſeidene Charpie als eine höchſt angenehme, leichte und warme Wattierung von Bettdecken zu verwenden. Auf Lucia's abgelegte Seidenkleider hatte ſie ein für alle Mal zu dieſem Zweck Beſchlag gelegt. Sie ſelbſt trug höchſtens drei oder vier Mal im Jahre ein ſeidenes Kleid.

Mit dem Glockenſchlag zehn entlockte der Nachtwächter ſeinem Horn einen furchtbaren Ton gerade vor Juſtinens Fenſter, um ihr kund zu tun, daß er ſeinen nächtlichen Rundgang durch Hof und Dorf pünktlich beginne. Doktor Münzner erhob ſich. Juſtine packte ihre Charpie für verwundete Bettdecken vorſichtig bis auf jedes Fädchen in einen dazu beſtimmten Sack. Dann ſchellte ſie. Der Diener erſchien.

„Dem Herrn Doktor leuchten!“ ſagte ſie zum Diener, und zum Doktor Münzner:

„Sie haben die Güte, nicht wahr? das Teſtament hier aufzuſetzen, damit ich es morgen in Ihrer Gegenwart unterſchreiben und behalten könne. Ich hoffe, Ihr Zimmer wird gehörig durchwärmt ſein, Herr Doktor. Schlafen Sie recht wohl!“

Er empfahl ſich. Der Diener mit einer dicken Wachskerze in der Hand leuchtete ſorgſam dem Doktor vor, damit derſelbe auf dem grauen Leinwandſtreif bleibe, der durch alle drei Zimmer von Tür zu Tür den Parquetboden zur Schonung bedeckte und führte ihn die Treppe hinauf in ein warmes und bequemes Gaſtzimmer, das zu denen gehörte, die Lucia bewohnte, wenn ſie nach Tannhof kam. Gern hätte Doktor Münzner ſeine Arbeit verzögert in der Hoffnung, daß der Wind einmal günſtiger für Peregrin wehen werde; allein die Baroneſſe hatte ſich mit einer ſolchen Entſchiedenheit ausgeſprochen, daß er die Unmöglichkeit einſah, ſich ihrem Willen nicht zu fügen, und ſo ſetzte er denn ein Teſtament auf, das den jungen Alarich Gorm zum Univerſalerben ſeiner Tante machte.

Als Juſtine allein war, ließ ſie ſich wieder auf dem kleinen Sopha am Ofen nieder, nahm vom Tiſch eine landwirtſchaftliche Zeitſchrift und las mit großer Aufmerkſamkeit einen Aufſatz über die Drainierung — wie man das engliſche Wort Drainage, Trockenlegung, germaniſiert hat —; ein Verfahren, welches damals noch neu war. Darauf ordnete ſie verſchiedene Papiere auf dem großen Schreibtiſch und ſchrieb in ein dazu beſtimmtes Buch ein paar Notizen über Gegenſtände, die ſie am folgenden Tage teils abmachen, teils beſprechen wollte. Dann ging ſie in ihr Schlafzimmer, ſchellte ihrer Kammerfrau, die neben demſelben wohnte, vertauſchte ihr Kleid mit einem warmen Schlafrock, entließ die Zofe, welche ihr eine kleine angezündete Handlaterne reichte, und durchwanderte nun ihr Haus, um zu ſehen, ob Haustür und Fenſterladen geſchloſſen, das Feuer in der Küche ausgelöſcht, nirgends Kohlendunſt, nirgends ein brennendes Licht, das weibliche Dienſtperſonal im friedlichen Schlaf, kurz alles in gehöriger Ordnung ſei. Nachdem ſie ſich davon überzeugt hatte, kehrte ſie in ihr Gemach zurück — und als bald darauf der Nachtwächter ſein grauſiges Horn erſchallen ließ und die Stunde der Mitternacht ausrief — ſchlief Fräulein Juſtine den Schlaf der Gerechten.

Ein zerriſſenes Leben.

Als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Englands Kolonien in Nordamerika ſich vom Mutterlande losriſſen, unter ſchweren Kämpfen ihre Selbſtſtändigkeit errangen und die Vereinigten Staaten bildeten, frohlockte man in Europa über den Amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg. Nirgends aber konnte das Glück der Befreiung von engliſcher Botmäßigkeit höher geſchätzt werden und ein ſtärkeres Echo der Sehnſucht wecken, als in Irland. England hatte zwar damals, aus Furcht vor revolutionären Bewegungen, den Iren einige Konzeſſionen gemacht, die aber nur zeigten, in welcher unerhörten Knechtſchaft, in welchem Helotismus man das Volk hielt und welches Raubſyſtem man gegen dasſelbe übte — und zwar immer im Schutze und im Namen der Geſetze übte, die noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Exiſtenz der katholiſchen Religion nicht anerkannten. Ire und Katholik fielen aber zuſammen, waren ein untrennbarer Begriff. Der Grund und

Boden von Irland ging für den Iren faſt ganz verloren. Die Krone England, holländiſche und engliſche Herren, der anglikaniſche Klerus — letzterer mit zwei Millionen Acres und mit dem Zehnten aller übrigen Ländereien — wurden Grundbeſitzer. Kein Katholik durfte Güter erwerben, ja, er durfte ſie nicht länger als auf dreißig Jahre pachten. Die Konzeſſionen Englands beſtanden nur darin, daß der iriſche Katholik jetzt „unbenutzbare Sümpfe" pachten durfte und auch zum Untertaneneid zugelaſſen wurde; aber das, was ihm das Höchſte war, Konfeſſionsſchulen und Kollegien für ſeine Kinder zu errichten — das blieb ihm verſagt. In Belgien, in Frankreich, in Rom mußte er ſie erziehen laſſen, wenn er ihre katholiſchen Grundſätze und den Glauben, worin ſie wurzeln, bewahren wollte. Wo von einer Regierung ſo viel Zündſtoff zu berechtigter Unzufriedenheit aufgeſpeichert wird, kann es nicht Wunder nehmen, wenn ſie, angefacht durch die Gährung der Zeit, in Flammen ausbricht. Das geſchah auch in Irland. Aber der Aufſtand unter Lord Edward Fitz-Gerald wurde bald unterdrückt. England mit all ſeiner Macht war zu nah und Irland hatte zu wenig Hilfsmittel, als daß der Ausgang hätte zweifelhaft ſein können.

Einer der Hauptführer des Aufſtandes war Reginald O'Connor. Dennoch traf ihn nicht Lord

Edward Fitz-Gerald's Schickſal, der das mißglückte Unternehmen mit dem Tode büßte. O'Connor entkam, aber freilich beſonders dadurch, daß ſein Bruder für ihn gut ſagte, Reginald werde nie nach Irland zurückkehren, und weil ſich die Regierung auf dieſen Bruder verließ — denn er fiel ab vom Glauben. Dafür erhielt er Reginald's konfisziertes Vermögen. Erdrückt von Gram floh Reginald O'Connor mit ſeiner Frau und zwei Kindern hinweg von der geliebten Heimat und dahin, wo jeder Katholik, wenigſtens geiſtiger Weiſe, ſich zu Hauſe fühlt — nach Rom. Dort lebte er, ein Nachkomme der alten iriſchen Könige, in den beſchränkteſten Verhältniſſen, von dem geringen Vermögen ſeiner Frau. Aber er war durchaus nicht unglücklich, nachdem er den Trennungsſchmerz vom „grünen Erin" — von „der Inſel der Heiligen" — von dem „Smaragd des weſtlichen Meeres" überwunden hatte. Rom war der Ort, der einem Charakter, wie O'Connor, Erſatz für jeden Schmerz, für jeden Verluſt bot. Je weniger Hoffnungen er in der Welt hatte, deſto höher rankten ſie ſich über alles Irdiſche empor und ſtatt dem Vaterlande, das er verloren hatte, wendeten ſie ſich einzig und allein der Kirche zu. Dies übernatürliche Vaterland war unverlierbar. Wer deſſen Dienſt ſich weihte, erlag keiner Tyrannei. Genau, wie er, dachte ſeine Frau. So erzogen ſie ihre Kinder, Reginald

Er breitet ſeine Arme
Entgegen ihr entzückt,
Indeß ſie ihre warme
Bruſt an die ſeine drückt.

Sie ſehn ſich in die Augen
Mit tiefem Flammenblick
Voll Sehnſucht einzuſaugen
Der Liebe Glut und Glück.

Sie ſind ganz Eins, die Beiden!
Was Sonne iſt, was Tag,
Das kann man nicht entſcheiden .....
Sie ahmen uns wol nach? — —

Doch während triumphirend
Sie um den Erdball ziehn,
Und tauſend Freuden rührend
Vor ihrem Gruß erblühn:

Doch während Dank und Segen
Von tauſend Lippen ſchallt,
Und hell auf ihren Wegen
Als Weihrauchwölkchen wallt:

Doch während ihre Liebe
Man ewig wünſchet wach:
So fraget unſrer Liebe
Kein einzig Herze nach.

und Colomba. Beide wurden dem Kloſter beſtimmt und Beide umfaßten mit ganzem Herzen ihren Beruf.

„Da ſeid Ihr ſicher für die Ewigkeit, meine Kinder!“ ſagte O'Connor; „denn da liebt Ihr nur das, was Ihr in Ewigkeit lieben ſollt — unſern göttlichen Heiland. — Freilich geht die Liebe auf unſerer armſeligen Erde Hand in Hand mit dem Leiden — auch im Kloſter; aber Ihr ſeid doch mit Euerer Liebe auf dem ſchnurgeraden Wege durch das Leid hindurch zur himmliſchen Freude. „Per aspera ad astra“ iſt der Wahlſpruch unſeres Hauſes. Was O'Connor heißt, muß ihn inne halten, er möge wollen oder nicht. Die Welt nennt das: Schickſal! Aber wir wiſſen, daß Gott die Schickſale zu unſerm ewigen Heile lenkt.“

„Ich bin eine Braut Chriſti — per aspera ad astra!“ ſagte Colomba, das zehnjährige Kind, nahm den ſchwarzen Schleier der Mutter und umhüllte damit ihr allerliebſtes Geſichtchen. Der ältere Bruder aber ſagte:

„Der Wahlſpruch iſt kein Scherz, Colomba, und das Ordensleben iſt es auch nicht. Damit darf man nicht ſpielen.“

Die Geſchicke der ewigen Stadt, welche O'Connor erlebte und durchlebte, ſeitdem er ſich in Rom niedergelaſſen hatte, waren ſo recht von der Art, um einen gläubigen Sinn in der Hingebung an die Kirche — und in der Zuverſicht zu beſtärken, daß nicht nur ihre Dogmen, ſondern auch ihre Inſtitutionen in höherer Kraft und Weisheit wurzeln, als nur menſchliche Einrichtungen. O'Connor erlebte, daß der Konſul Bonaparte Rom durch den General Berthier als Republik proklamierte daß eine Statue der Freiheitsgöttin, die päpſtliche Tiara mit Füßen tretend, auf die Engelsbrücke geſtellt wurde — jene Brücke, die zu St. Peter und zum Vatikan führt und auf welcher Engelsſtatuen mit den Leidenswerkzeugen des Heilandes in den Händen ſtehen. O'Connor erlebte, daß trotz dieſer Mißhandlungen der herrliche achtzigjährige Pius VI. weder die Flucht ergreifen, noch dem Kirchenſtaat entſagen wollte; — daß Bonaparte ihn in's ſüdliche Frankreich nach Valence ſchleppen ließ, wo der Tod den Qualen des Greiſes ein Ende machte; — daß Pius VII. in all dieſen Stürmen friedlich in Venedig gewählt wurde und nach Rom zurückkehrte, um auch ſeine weltliche Herrſchaft wieder anzutreten, weil die republikaniſchen Gelüſte nach und nach keinen Beſchützer mehr an Bonaparte fanden; daß Pius VII. zweimal von dem Despoten, der nunmehr Kaiſer Napoleon geworden war, nach Frankreich beordert und in den drückendſten Verhältniſſen Jahre lang dort feſtgehalten wurde. O'Connor erlebte, daß Napoleon erlag, als Pius VII. triumphierend in Rom einzog und alle italieniſchen Gebiete des Kirchenſtaates wieder erhielt. Und das alles erlebte O'Connor in dem kurzen Zeitraum von 1798 bis 1815! Immer ſchien das Schifflein Petri in höchſter Gefahr, bald in den Wellen des jakobiniſchen Haſſes unterzugehen, bald an der Felſenklippe despotiſcher Uſurpation zu zerſchellen — und immer wieder legte ſich der Sturm, die Wellen glätteten ſich, das Ungewitter rauſchte vorüber und das Schifflein tauchte friedlich aus den Wogen empor, denn es trug den Nachfolger des Petrus und einen andern! — Wäre nicht der Gram um Irland und um den Abfall des Bruders geweſen, ſo hätte keine Wolke O'Connor's Zufriedenheit beſchattet, denn wie alle Menſchen, die aus ganzer Seele an großen Ideen hängen und in ihnen leben, ſpürte er die Beſchränktheit ſeiner Verhältniſſe durchaus nicht wie ein Unglück. In einer Vigne am Fuß des Celius, zwiſchen dem Coliſeum und dem Lateran, bewohnte er ein kleines Gartenhaus, das die Gärtnersleute nicht benutzten und das der Beſitzer deshalb verfallen ließ. Dieſen Umſtänden entſprach der Mietzins. Überdies war Rom damals keineswegs wie jetzt von Fremden überflutet. Hohe Reiſende, Gelehrte und Künſtler beſuchten zwar die ewige Stadt und hie und da kam es vor, daß irgend ein reicher junger Mann, ſogar eine reiche Familie den Römerzug machte; aber es waren vereinzelte Erſcheinungen.

In jener Epoche beſonders, wo die franzöſiſche Revolution, deren ſchreckliche Kriege, das Zerfallen aller Verhältniſſe, die ſeit tauſend Jahren auf dem europäiſchen Feſtlande beſtanden hatten, die Napoleoniſchen Eroberungen und Uſurpationen, den Weltteil in Unſicherheit, Spannung und Grauen verſetzte: damals beſonders waren Fremde eine Seltenheit, die ſpurlos verſchwand und nicht den geringſten Einfluß hatte. Daraus entſprang für den Fremden der Vorteil, ganz unbeachtet nach ſeinen Verhältniſſen leben zu können. Erſt nach dem Jahre 1815 begann die europäiſche Völkerwanderung der Reiſenden gen Italien und Rom.

Inzwiſchen war der junge Reginald den Weg gegangen, auf den der Vater ihn geleitet hatte. Bei den iriſchen Dominikanern von S. Clemente war er in's Noviziat eingetreten. Des Ordens Beſtimmung, die Predigt des Evangeliums, gab ihm die Hoffnung, dereinſt als Miſſionär unter ſeinen Landsleuten in Irland zu wirken. Colomba blieb allein bei ihren Eltern. Doch war ihr Eintritt bei den Benediktinerinnen von S. Cecilia nur eine Frage der Zeit, da Colomba eine zarte Geſundheit hatte. In Rom, wo ſo zahlreiche Klöſter und alle Inſtitute und Kongregationen von Laien ſo gewiß klöſterlich eingerichtet ſind, iſt das weltliche Leben ſo ſehr vom geiſtlichen umgeben und durchweht, daß der Eintritt eines Kindes in den geiſtlichen

Stand von der Familie als das, was es wirklich iſt, ein gnadenreiches Ereignis, betrachtet wird und nicht als ein gewaltſames Zerreißen der Familienbande, als ein Aufgeben der wahren Beſtimmung — wie das noch ſo häufig diesſeits der Alpen geſchieht. Nach dem großen Raub- und Vertilgungszug gegen die Klöſter, der mit der franzöſiſchen Revolution begann und dann im katholiſchen Deutſchland mit höchſtem Eifer fortgeſetzt wurde und ein Vierteljahrhundert mindeſtens dauerte, wuchs die Generation in Abſcheu und Verachtung der Klöſter — und die darauf folgende in Gleichgültigkeit gegen dieſelben auf. Aber aus dieſer Gleichgültigkeit, die den „überwundenen Standpunkt" nicht der Beachtung wert hielt, entwickelte ſich allmählich die Rückkehr zur richtigen Auffaſſung und mehr und mehr wird aus einer Familie die Verzweiflung ſchwinden, wenn eines ihrer Glieder dem Kloſterberuf folgt. Wo ein geſundes, kräftiges Glaubensbekenntnis herrſcht, betrachtet man überhaupt die Opfer, die der geiſtliche Stand erheiſcht, nicht als unnatürlich, ſondern als übernatürlich, als Wirkung der Gnade — und je größer die Gnade des Berufenen, deſto größer ſein Glück. Nur da, wo der Glaube fehlt, klammert ſich der Menſch für ſich ſelbſt und die Seinen an irdiſche Freuden und Genüſſe — und nennt ſie Glück.

Colomba O'Connor lebte in einer friedlichen

Zurückgezogenheit ungefähr ſo, wie einſt der heil. Hieronymus der edlen Römerin Laeta riet, ihre Tochter zu erziehen: „wie im Tempel und in der Wüſte“ — ſo fromm, ſo abgeſchieden. Die Welt war für ſie ein unbeſtimmter Begriff von Verkehrtheit und Wirrſal, wie wenn man in einer großen volkreichen Stadt auf einem hohen Turm ſteht und von unten herauf ein dumpfes Getöſe des menſchlichen Treibens vernimmt. Sie hatte nicht das mindeſte Verlangen, ſich in dieſen Tumult zu miſchen. Nur die Schickſale der Kirche in der Welt, die Leiden, die Einflüſſe, die Siege, die, gemäß ihrer Beſtimmung ganz untrennbar von ihr ſind; nur die Schickſale der Völker und der Länder und der einzelnen Menſchen, inſofern ſie aus dem Zuſammenhang mit der Kirche ſich entfalten und geſtalten — kannte Colomba; und das genügte ihr. Da gab es genug der Ideale, die für jede edle junge Seele einen namenloſen Zauber haben. Da gab es heilige Liebe und heilige Schmerzen, geheiligten Kampf und geheiligten Triumph; — und wo der Sturz in irgend einen Abgrund erfolgte, zeigte die fromme Reue auch ſchon die Rettung auf dem Dornenweg der gottgefälligen Buße. Zärtlich liebte Colomba ihre Eltern und ihren Bruder; zärtlicher — den göttlichen Heiland und ſeine ſchmerzenreiche Mutter. Zu den Menſchen zog nichts ſie hin, als eine unausſprechliche Barmherzigkeit. Den Armen, den Kranken, den Notleidenden, die in ihren Bereich kamen, ſuchte ſie aus allen Kräften zu helfen, und da die Geldmittel, die ihr zu Gebot ſtanden, äußerſt gering waren, ſo erſetzte ſie das durch perſönliche Dienſtleiſtungen. Die ganze Nachbarſchaft kannte und liebte ſie und nannte ſie zärtlich bei ihrem Namen „la Colomba“, und ſpäter, als ſie in anmutiger Schönheit heranwuchs „la Colombella“. Bei ſechszehn Jahren war ſie eine reizende Erſcheinung; aber ſie wußte es nicht.

Eines Tages kam ein Fremder in die Vigne, fragte den Gärtner nach Herrn O'Connor und ging dann auf das Gartenhaus zu. Vor demſelben begoß Colomba einige Gemüſebeete. Der Fremde fragte, ob ſie wohl einen Brief an Herrn O'Connor abgeben wolle. Sie nahm freundlich den Brief, lief in's Haus und ließ den Fremden zwiſchen den Salatbeeten ſtehen. Herr O'Connor erkannte freudig die Handſchrift eines teuern Jugendfreundes und las:

„Lieber Freund! ich empfehle Dir und Deiner Frau ſo dringend wie möglich den Überbringer dieſer Zeilen, der ein deutſcher Edelmann iſt und Horburg heißt. Ich habe nämlich die Hoffnung, daß er ſich zu unſerm heiligen Glauben bekehren und ſeinen Aufenthalt in Rom benutzen werde, um ſich gehörig zu unterrichten. Du mußt aber ſehr vorſichtig mit ihm umgehen. Er iſt ſcheu und verſchloſſen.“

„Mit dem Bonaparte gehts zu Ende. Er hat den heiligen Vater nach Savona zurückgeſchickt und es heißt, er werde demſelben nächſtens die Heimkehr nach Rom geſtatten: ein ſicheres Zeichen, daß ſein frecher Übermut gebrochen iſt. Er hat wie Jakob mit dem Engel ringen wollen und ein verrenktes Bein davon getragen. Hoffentlich mehr; — denn die Heere der Verbündeten kommen nah und näher. Ich gehe nach Savona, um den heiligen Greis in der Verbannung zu verehren und dann, will's Gott! ihm nach Rom zu folgen. Zuvor hole ich aber meine Frau, die ſeit einem halben Jahre ihren ſterbenden Vater bis zu ſeinem letzten Atemzug gepflegt hat, aus der Bretagne ab. Alſo auf Wiederſehen am Grabe der Apoſtel, wo der Balſamduft des ewigen Lebens weht. Dein Freund Arran. Paris, den 1. Februar 1814.“

„Nun, lieber Vater, welche Antwort ſoll ich geben?“ fragte Colomba, als Herr O'Connor den Brief zuſammenlegte und frohlockend rief:

„Te Deum laudamus!“ — Dann ſetzte er hinzu: „Iſt der Fremde hier?“

„Ja, draußen im Garten,“ ſagte Colomba und folgte ihrem Vater, der ſich beeilte, Herrn von Horburg ins Haus zu führen, während Colomba ihre unterbrochene Gartenarbeit fortſetzte. Aber ſie blickte dem Fremden nach, ſtaunend über das Gebieteriſche ſeiner Erſcheinung. Ältere Männer waren ihr ſonſt immer alt erſchienen; aber dieſer, der doch auch längſt über die Mitte des Lebens hinaus war, kam ihr nicht alt vor. Als er nach einer halben Stunde in Begleitung ihres Vaters aus dem Hauſe kam, durch den Garten ging und ſie grüßte, verneigte ſich Colomba tief — und als ihr Vater dann allein zurück kam, ſagte ſie zu ihm:

„Der Fremde ſieht aus wie ein entthronter König. Iſt er das, lieber Vater?“

„Gewiſſermaßen . . . . ja, mein Kind! Der Glaube iſt unſere Krone, denn er macht uns zu Kindern des großen Königs der Ewigkeit, zu Erben des Himmelreichs. Wer den Glauben verloren hat — hat ſeine Krone verloren und in der Beziehung kann man von dieſem Herrn von Horburg ſagen, daß er ein entthronter König ſei. Aber warum glaubteſt Du das, Colomba?“

„Weil er ſo ſchön, ſtolz und traurig ausſieht. Ich fürchte ihn gekränkt zu haben, indem ich ihn in der Eile im Garten ſtehen ließ.“

„Beruhige Dich! Dieſen kleinen Verſtoß hat Herr von Horburg gewiß gar nicht bemerkt.“

Das war ganz richtig: er hatte nur das liebliche junge Mädchen bemerkt, das mit ihren glänzenden Gazellenaugen unſchuldig und ſchüchtern zu ihm aufblickte. Frühe ſchon waren ſolche Stürme durch ſein Leben gegangen und hatten ſein Inneres ſo verwüſtet, daß ihm die Unſchuld — die Unkenntnis des Böſen — wie ein Märchen vorkam. Rudolf von Horburg war das Opfer verkehrter Elternliebe. Sie hatten das einzige Kind vergöttert, nicht erzogen; hatten nie ſeinen Willen gebändigt, nie von ihm Selbſtverleugnung gefordert. Was der Knabe nicht übte, leiſtete noch viel weniger der Jüngling. Der Strudel der Leidenſchaften, der um ihn und in ihm brauſte, verſchlang ihn. Doch hatte er edle Naturanlagen — und darum fand er nicht das Glück, nicht die Befriedigung, die er verlangte. Es muß Edleres, es muß Höheres geben, ſprach er zu ſich ſelbſt; . . . aber was? aber wo? — Die großen Worte der franzöſiſchen Revolution: Freiheit! Menſchenrechte! ſchlugen an ſein Ohr, als er in Mainz ſtudierte und zogen ihn, trotz des Widerſtrebens ſeiner troſtloſen Eltern, nach Paris. Abermals geriet er dort in den furchtbarſten Strudel der entfeſſelten Leidenſchaften; abermals wurde er nur betäubt, nicht befriedigt und nur kurze Zeit täuſchten ihn die hohlen Deklamationen einer Brüderlichkeit, die auf der Guillotine ihre Wiege haben ſollte und ein permanenter Brudermord war. Sein kalter klarer Verſtand zeigte ihm die grauſige Verirrung eines politiſchen Fanatismus, der um jeden Preis mit der hiſtoriſchen Entwickelung brechen will, damit ſeine Theorien zur unbedingteſten Herr-

Und nur das Herz der Welten,
Das Menſch und Sonne ſchuf,
Läßt unſre Liebe gelten,
Wie jeden Liebesruf.

Vor ſeinem Aug erbleichen
Nicht unſre Luſt und Leid,
Wenn vor dem Tag auch weichen
Sie in die Einſamkeit.

Drum — können wir die Freude
Des Weltenalls nicht ſein,
So zieh denn in uns Beide
Das Glück des Alls hinein!

Du bringſt der dunkeln Höle
Meines Herzens Deinen Tag;
Ich küſſe Deine Seele
Als einzige Sonne wach.

ſchaft gelangen. Als ob die menſchliche Vergeſellſchaftung eine Schachpartie wäre, die man vom Schachbrett herunterwerfen und dann ein neu kombiniertes Spiel flugs aufſtellen könne! — Aber er gewöhnte ſich an ein Leben in den heftigſten Aufregungen. Die Führer der Revolution, die ja alle, — ohne Ausnahme, alle! von ihren Ideen beſeſſen waren, anſtatt ſie zu beſitzen, bewegten ſich eben deshalb nur auf dem Boden ſelbſtſüchtiger Anſchauungen und Beſtrebungen und vielleicht anfangs nach einem gewiſſen Inſtinkt von Gerechtigkeit, der aber bald in dem Tumult der Leidenſchaften ſich verfälſchte und ſie ſchief leitete. Dadurch gerieten ſie in Verirrungen, die, ſogar im Licht der natürlichen Vernunft und ohne einen höheren chriſtlichen Standpunkt betrachtet — außerhalb menſchlicher Handlungsweiſe liegen. Sie wurden wie jene Beſtien, die der Blutgeruch berauſcht und die, wenn ſie einmal Blut gekoſtet haben, unerſättlich darnach ſind. Sie lebten, ſie atmeten, ſie handelten im Blutrauſch und die gräßliche Atmoſphäre dieſes Rauſches ballte ſich in blutroten Wolken um das Gewiſſen, den Verſtand, die Sinne derjenigen, die ihnen nachfolgten, indem ſie die Worte Freiheit und Menſchenrechte gedankenlos nachlallten, während die unerhörteſte Deſpotie und das blutigſte Unrecht gegen die Menſchheit Frankreich terroriſierte.

Bis zum Tode der unglückſeligen Königin blieb Rudolf von Horburg in Paris. Es hieß, er ſei einer ihrer ergebenſten Agenten geweſen und habe mehrere Pläne eingeleitet, um ſie zu retten. Nach ihrer Hinrichtung erfüllte ihn nur noch der bitterſte Haß gegen die Schreckensmänner. Um denſelben Luft zu machen, folgte er der Aufforderung eines jungen Edelmannes aus der Vendée, an dem Kriege teil zu nehmen, den dort das tiefgläubige Volk gegen die Republikaner führte, welche ihm ſeinen König gemordet hatten — und ſeine Religion, ſeine Kirche, ſeine Prieſter rauben wollten. Horburg war weder ein warmer Royaliſt, noch ein treuer Katholik. Nicht die Begeiſterung für eine gerechte Sache, noch für die höchſten Güter des Lebens führte ihn nach der heldenmütigen Vendée, ſondern eine Art von Rachedurſt gegen die Revolution, die ihm vor drei Jahren mit allem Reiz einer **Fata Morgana** erſchienen war und dann in ein blutdürſtiges Ungeheuer ſich verwandelt hatte, das ſogar eine Madame Eliſabeth, eine Marie Antoinette verſchlang. Die kriegeriſche Aufregung tat ihm wohl. Er ſchlug ſich mit ungeheurer Bravour und die eigentümliche Kriegsführung, dieſe Guerillazüge von bewaffneten Bauern und Landedelleuten erhielt ihn in beſtändiger Spannung. Die Vendée wurde beſiegt; ihre Helden fielen fromm und demütig wie die alten Kreuzfahrer;

denn auch ſie kämpften für die heilige Sache des Kreuzes, welches einſt minder durch den Halbmond des Türken, als jetzt durch das „höchſte Weſen" eines Robespierre bedroht war; — und ſie retteten ihr höchſtes Gut: Glauben und Kirche. Ihre Altäre wurden nicht entweiht durch den Kultus der Göttin Vernunft! — Horburgs Freund war an den Folgen ſeiner Wunden geſtorben. Dadurch trat er in nähere Beziehung zu deſſen Familie, denn er hatte ihn treu gepflegt. Die Tochter des Hauſes, Magdalena, war das erſte junge Mädchen, das auf Rudolf von Horburg den Eindruck machte, daß es möglich ſei, ein Weib mit dem Herzen zu lieben. Nach all den entſetzlichen Bildern, deren Zeuge er ſeit Jahren geweſen war, tat ihm das ſchlichte, patriarchaliſche Leben in dieſem kleinen einfachen Schlößchen ungemein wohl und er fing an zu begreifen, wenn er das Walten dieſer vortrefflichen Menſchen beobachtete, daß es ein erlaubtes Glück innerhalb des Kreiſes heiliger Pflichten gebe, welches auch ihm erreichbar ſei.

Als er der Zuneigung Magdalenens ſicher zu ſein glaubte, wendete er ſich an deren Vater und bat um ihre Hand.

„Drei Fragen muß ich Ihnen vorlegen," entgegnete der alte Marquis liebreich, „bevor ich Ihren Antrag beantworte. Wenn Sie nur mein Gaſtfreund wären, würde ich ſie nie ſtellen. Aber Sie wollen Magdalenens Gatte und mein Sohn werden — das ändert die Sache.“

Horburg räumte ihm gern dies Recht ein.

„Sind Sie bei Ihrer Wahl der Zuſtimmung Ihrer Eltern gewiß? Magdalene iſt eine Fremde in Ihrem Lande; deshalb muß ſie im Herzen Ihrer Eltern zuerſt eine Heimat finden.“

„Meine Eltern werden mit offenen Armen die Tochter aufnehmen,“ ſagte Rudolf lebhaft, „die ich ihnen, gleichviel aus welchem Lande, zuführe.“

„Iſt Ihre Familie von altem Adel?“ fragte der Marquis weiter. „In Frankreich ſoll der Adel freilich mit dem Königtum abgeſchafft ſein. Doch in der Vendée denkt man anders! Der Adel hat ſeine Traditionen von Loyalität gegen Kirche und König, und gemäß dieſen Traditionen entwickelt und geſtaltet ſich das Leben. Wer mit uns Hand in Hand gehen will, muß im großen Ganzen eines Sinnes, einer Richtung mit uns ſein.“

„Der Adel meiner Familie, Herr Marquis, iſt ſo gut und ſo alt wie der Ihre, denn wir kennen den Urſprung desſelben nicht.“

„Jetzt die wichtigſte aller Fragen! iſt Ihre Familie katholiſch? . . . . und ſind Sie katholiſch?“

„Die Familie Horburg iſt katholiſch, allein meine Mutter iſt proteſtantiſch,“ entgegnete Rudolf.

„Und Sie? . . . . was ſind Sie?“

„Nun .... ich bin katholiſch — wenn überhaupt von einer äußerlichen Konfeſſion die Rede ſein ſoll.“

„Nein,“ ſagte der Marquis gelaſſen, „nicht von einer äußerlichen Konfeſſion, ſondern von einem Glaubensbekenntnis, in welchem ſich der ganze innere Menſch ausſpricht, mit ſeinen Überzeugungen, mit ſeinen Hoffnungen, mit ſeiner Richtung durch die Zeit auf die Ewigkeit.“

„Da ich ein ſolches Glaubensbekenntnis nicht habe,“ ſagte Rudolf kalt, „ſo werden Sie mich gewiß davon diſpenſieren, es abzulegen.“

„Gewiß!“ entgegnete der Marquis; „aber es iſt auch eben ſo gewiß, daß Magdalena dann nicht Ihre Frau werden kann.“

„Aber ich liebe Magdalene! .... Aber ich bin ihr nicht gleichgültig, Herr Marquis! .... Wozu dieſe Schroffheit der alleinſeligmachenden Kirche des Feudalſtaates in unſerm Jahrhundert der Brüderlichkeit und der Aufklärung!“ — rief Rudolf beleidigt.

„Dieſe Brüderlichkeit und dieſe Aufklärung habe ich mit dem Leben meines einzigen Sohnes — hat die Vendée und ganz Frankreich mit Strömen des edelſten Blutes und der bitterſten Tränen bezahlt,“ entgegnete der Marquis ruhig, aber mit zitternder Stimme. „Sie werden begreifen, daß ein Mann, der jenen Worten huldigt, kein Gemahl für meine Magdalene iſt; alſo laſſen Sie uns hier abbrechen."

„Herr Marquis," rief Rudolf erregt, „ich habe Ihnen durch die Tat bewieſen, daß ich jene Worte verabſcheue — denn ich habe wie ein echter Sohn der Vendée gegen die Vertreter der Guillotinenaufklärung mit Ihnen gekämpft — und Blut und Leben mehr als einmal in die Schanze geſchlagen."

„Ja," erwiderte der Marquis liebreich, „dieſe tapfere Großmut wird Ihnen Gott vergelten und ich will nicht weiter unterſuchen, ob ſie nicht mehr aus dem Tatendrang einer feurigen Jugend, als aus Sympathie für die Vendée entſprang. Daß ich ſie, ſo wie ſie eben iſt, zu ſchätzen weiß, habe ich Ihnen ebenfalls durch die Tat bewieſen, denn Sie leben als Gaſtfreund in meinem Hauſe. Aber wenn Sie auch die Brüderlichkeit und Gleichheit im Sinne eines Marat und Robespierre verabſcheuen, ſo habe ich doch keine Bürgſchaft, daß Sie dieſelben nicht in Ihrem Sinn auf das religiöſe Gebiet verpflanzen, wenn Sie ſich nicht einfach und klar einen Sohn der katholiſchen Kirche nennen, deren Dogmen glauben und deren Vorſchriften erfüllen."

„Aber, Herr Marquis!" rief Rudolf ungeduldig, „das alles hat ja gar keinen Zuſammenhang mit meiner Bitte! nicht auf den kirchlichen Dogmen beruht das Glück der Ehe, ſondern auf der liebenden Eintracht von zwei Herzen."

„Einer ſolchen Auffaſſung der Ehe kann ich nimmermehr das Heil meiner Tochter anvertrauen!“ rief der Marquis bewegt. „Die Eintracht kann in Zwietracht — die Liebe in Gleichgültigkeit . . . ja, in Abneigung übergehen, denn ein Menſchenherz iſt ſchwach und allen Leidenſchaften zugänglich. Wer bürgt mir dafür, daß Sie — wenn Sie mit Ihrer Geſinnung außerhalb der Kirche ſtehen — nicht in der Verblendung der Leidenſchaft der Aufklärung der Jakobiner huldigen, die Frankreich durch eine Geſetzgebung beſudeln, welche die Eheſcheidung erlaubt. Nein, Herr Baron! wenn irgend ein menſchliches Verhältnis — ſo iſt es vor allem die Ehe, die den Boden der Kirche zu ihrem Gedeihen bedarf, denn nur dort hilft Gott ſelbſt in den heiligen Sakramenten ihre ſchwere Pflichten tragen.“

Rudolf verſtummte vor Erſtaunen. Er hatte dieſe Sprache nie gehört. Er dachte mitleidig, der Marquis gehöre gewiß zu einer frommen Sekte und ſagte laut und bittend:

„Wird es mir nicht erlaubt ſein, mit Fräulein Magdalene in dieſer Sache zu reden?“

„Sie denkt wie ich, wie wir alle,“ ſagte der Marquis.

„Aber vielleicht fühlt ſie anders!“ rief Rudolf.

Schweigend ſchellte der Marquis und ließ durch den eintretenden Diener Magdalene rufen. Bis ſie erſchien, gab Rudolf ungefragt einen Überblick des Vermögens ſeiner Eltern, die ein großes Haus in Mannheim und ein ſchönes Gut in der Pfalz beſäßen. Der Marquis hörte wohlwollend zu. Magdalena kam; ein ernſtes Mädchen von zwanzig Jahren, gar nicht ſchön von Zügen, aber mit einem ſolchen Ausdruck von Seelenadel und reinſter Güte, daß ſie wunderſchön anzuſehen war. Sie verneigte ſich tief, als ſie eintrat, küßte dem Vater die Hand und blieb vor ihm ſtehen. Der Marquis ſagte liebreich:

„Magdalene, ſo eben hat ſich Herr von Horburg bei mir um Deine Hand beworben; er wünſcht aber aus Deinem Munde die Entſcheidung zu hören.“

„Das wird nicht nötig ſein,“ entgegnete Magdalene errötend; „ſie gebührt Ihnen, mein lieber Vater.“

„In dieſem Fall mußt Du ſie dennoch ausſprechen, mein Kind; denn Herr von Horburg hat bei den vielen Vorzügen, die wir alle an ihm ſchätzen, ein großes Unglück.“

Magdalene warf einen angſthaften Blick auf den Marquis — und als dieſer hinzuſetzte:

„Das Unglück . . . . kein gläubiger Chriſt zu ſein!“ da glitt eine tiefe Bläſſe über ihr Antlitz, ſie ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie ſanft:

„Wenn Sie das wußten, mein lieber Vater, warum haben Sie mich rufen laſſen? Eine ſolche Verbindung iſt undenkbar.“

„Tor der ich war; zu hoffen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig ſei, Fräulein Magdalene!“ rief Rudolf um ſo ſtürmiſcher, als ihn die Ruhe und Gelaſſenheit reizte, womit Vater und Tochter ſprachen.

„Nein,“ ſagte Magdalene und ließ ihr ſtilles, ernſtes Auge auf ihm ruhen; „Sie waren kein Tor.“

„Und dennoch weiſen Sie mich zurück, Magdalene!“

„Es iſt eine Kluft zwiſchen uns, die durch nichts ausgefüllt werden kann .... als durch Ihre Rückkehr zum Glauben, auf welche Ihre Ausſöhnung mit der Kirche folgen würde.“

„Nein!“ rief er, „um den Preis der Lüge mag ich das Paradies nicht kaufen. Leben Sie wohl!“

Er eilte hinweg, verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, ſchrieb zwei Zeilen des Abſchieds an den Marquis und verließ das Schloß, ohne jemand von der Familie zu ſehen. Einen Diener beauftragte er, ihm ſeinen Koffer nach Paris zu ſchicken und gab ſeine dortige Adreſſe.

Und damit war dieſe Epoche, die beſte und glücklichſte ſeines Lebens, abgeſchloſſen.

Seine vorherrſchende Empfindung war gekränkter Stolz, der ſich Luft machte in Groll gegen die katholiſche Kirche. Er blieb in Paris. Dort war der Blutrauſch verdampft; aber aus dem Niederſchlag von deſſen giftigen Dünſten — und als Gegenſatz zu den Schreckniſſen des Todes, unter denen die Menſchen gezittert hatten — entſprang eine Gier nach den Genüſſen und Freuden des Lebens, welche brutale Entſittlichung verriet und welche nur allzu oft die nächſte Folge großer allgemeiner Kalamitäten iſt, ſobald dieſe nicht im Hinblick auf das Kreuz getragen werden. Seelen, die das tun, fehlen zwar nie; allein auf der großen Schaubühne der Zeit kommen ſie nicht zum Vorſchein. Während des Direktoriums und des Konſulates lebte Paris in einem Rauſch von heidniſcher Genußſucht. Dort verſchwendete Rudolf von Horburg ſeine Jahre, ſein Vermögen und alle Kraft und Luſt, um die guten Anlagen in ſeiner Natur auszubilden. Seine Eltern waren nichts weniger als zufrieden mit ſeiner verkehrten Richtung und wünſchten lebhaft, ihn vermählt zu ſehen. Mehrmals riefen ſie ihn zurück. Er kam auch immer .... jedoch nur, um ſie umzuſtimmen und um ſie zu veranlaſſen, ſeine Schulden zu zahlen. Unter dem Vorwand, daß nur die Schulden ihn in Paris feſſelten und daß ſeine Heimkehr von deren Abtragung abhänge, wußte er immer von neuem bedeutende Geldſummen von ihnen zu erhalten. Als ſein Vater ſtarb, flehte ſeine Mutter ihn an, ſich in der Heimat niederzulaſſen.

Schluss.

Venedig ſoll ihn machen, dacht' ich als ich es verließ, denn ich werde nichts mehr mit Vergnügen anſehen! dagegen iſt Alles todt, matt, charakterlos! — Nun hab' ich aber in den erſten Blättern nachgeſchlagen, und gefunden, daß ich im vorigen Herbſt die ganze Lombardei mit dem Epithet „der lombardiſche Küchengarten" abgefertigt habe, was doch eine ungerechte Kürze iſt. Damals war ich allzu heißhungrig nach Italien, und freilich — die Lombardei hat mehr Ähnlichkeit mit Deutſchland als mit Italien: es iſt ein Übergangsland. Es kann nicht vergeſſen, daß Gothen und Longobarden es Jahrhunderte lang inne gehabt, daß es darauf, zum Erbtheil Carls des Großen gehörend, an deſſen Nachkommen gelangte, und ſpäter zwar in einzelne freie Städte und Landſchaften zerfiel, jedoch immer in Verkehr und Verbindung mit Deutſch-

„Sobald mein ſechsunddreißigſtes Jahr abgelaufen ſein wird,“ ſagte Rudolf, verkaufte ohne Vorwiſſen der Mutter, die ſich jetzt ganz in Mannheim niederließ, ſein ſchönes Gut in der Pfalz und verſchleuderte in gewohnter Weiſe ſein Vermögen binnen drei Jahren in Paris und in Spaa — dem Baden-Baden jener Zeit — wo er mit den Engländern, die es überſchwemmten, aufs unſinnigſte wettete und ſpielte. Das alles machte ihn gar nicht glücklich, allein es zerſtreute ihn fortwährend und betäubte die edleren Regungen, die ſich dann und wann bei ihm einſtellten und die ihm unbequem waren. Und ſo ſtand er denn bei ſechsunddreißig Jahren in der Welt, ohne Vermögen, ohne Beruf, ohne Intereſſe, ohne Stellung, ohne Zukunft, ohne Ausſichten, ohne Gott und ohne Glauben — die kläglichſte Ruine eines urſprünglich ſchönen Menſchenbildes. Seine arme Mutter weinte, jammerte, rang die Hände; Rudolf bat ſie, ſich zu faſſen und ihn lieber recht dringend ihrem Onkel zu empfehlen, welcher in der Herrnhutergemeinde zu Neuwied lebte, unvermählt war und ein ziemlich beträchtliches Vermögen beſaß — und ſehr liebte. Sie tat es.

Dem alten Herrnhuter graute in jeder Beziehung vor dem Großneffen: ein Atheiſt, ein Verſchwender, ein Anhänger Napoleons! Ein ſchärferer Gegenſatz zu dem ſparſamen Mitglied der

Brüdergemeinde, der die legitimen Fürſten und den Frieden der europäiſchen Völker durch dieſen aus dem Jakobinertum herausgewachſenen Kaiſer bedroht ſah — war nirgends zu finden, als in Rudolf von Horburg. Aber Rudolf hatte einen eigentümlich herriſchen Zug im Charakter. Er war gar nicht herrſchſüchtig; dazu verachtete er die Menſchen zu ſehr; er wollte nicht in der feſten Beziehung zu ihnen ſtehen, welche mit der Beherrſchung anderer verbunden iſt. Aber — wie es fügſame Naturen gibt, ſo gibt es auch herriſche. So war Rudolf. Er hatte ſich immer als den Gebieter derjenigen betrachtet, mit denen er in Berührung kam und demgemäß gehandelt. Zuerſt an der Schwäche ſeiner Eltern — ſpäter an der Überlegenheit, welche Geld und viel Geld in gewiſſen Kreiſen — kaltblütiger Mut und ſtolze Unerſchrockenheit überall ausübt — hatte ſich dieſe gebieteriſche Gewohnheit entwickelt und geſtärkt. War er der Guillotine entgangen, hatte er die tauſend Gefahren des Krieges in der Vendée beſtanden: ſo werde er auch ferner als Sieger aus ſeinen Schickſalskämpfen hervorgehen: das war ſeine Überzeugung. Freilich . . . bei Magdalene war er der Beſiegte geweſen. Aber was bedeutet eine Niederlage neben ſo vielen Triumphen? ſprach er hochfahrend zu ſich ſelbſt; während er doch im Stillen dieſe eine Niederlage nicht verſchmerzen, nicht vergeſſen konnte. Jetzt nahm er ſich vor, den alten reichen Onkel zu gewinnen, um ihn zu beerben. Der gute Herrnhuter hatte einen Abſcheu vor der katholiſchen Kirche — nicht weil er ſie kannte, ſondern weil er ſie nicht kannte und die allerkonfuſeſten Anſichten von ihr hatte. Voltaire war ein Katholik: Voltaire war ein Jeſuitenſchüler und zugleich die Incarnation der Gottloſigkeit: folglich hatten die Jeſuiten, die wiederum eine Incarnation der katholiſchen Kirche waren, ihm durch ihre Lehren dieſe Gottloſigkeit beigebracht: folglich war die katholiſche Kirche gottlos. Daß Voltaire's Gottloſigkeit ſich gerade dadurch äußerte, daß er ihre Dogmen, Inſtitutionen und Verhältniſſe mit giftigſtem Haß verfolgte, daß Voltaire's Hauptbeſtreben dahin ging, ſie zu vernichten in ihrem Einfluß auf die Seelen — hätte dem alten Herrnhuter wohl die Augen öffnen und ihm beweiſen können, daß Voltaire nichts anderes ſei, als ein entartetes Kind der großen katholiſchen Familie, deren Mutter die Kirche iſt. Aber ſo weit ging und dachte der gute Alte nicht. Es iſt ſo unbequem, aus dem permanenten Halbſchlaf geweckt zu werden, in welchem man ſein ganzes Leben hingebracht hat! ſo läſtig die Augen an helles Licht zu gewöhnen, wenn die Dämmerung ihnen während ſiebenzig Jahren ſo wohltätig war! — Dennoch war er zu gutmütig, um ſeiner Nichte, der Frau von Horburg wehe zu tun, indem er den Beſuch ihres Sohnes abwies. Allein er empfing Rudolf mit ängſtlicher Zurückhaltung. Dieſer aber ließ ſich nicht abſchrecken, vermied vorſichtig jeden Stein des Anſtoßes und ließ nur diejenigen Punkte hervorleuchten, die dem Onkel genehm waren, nämlich den Widerwillen gegen die katholiſche Kirche und die Kriegszeiten in der Vendée. Dieſe Geſinnungen beruhigten den alten Herrn ungemein, obſchon die Verſchwendung immer noch ein höchſt bedenklichſtes Kapitel in Rudolf's Leben blieb.

„Aber, lieber Vetter,“ ſagte er eines Abends ganz bedächtig zu Rudolf, „wie kommt es nur, daß Sie, der Sie die katholiſche Kirche und deren Produkt, die franzöſiſche Revolution, ſo tief verabſcheuen, dennoch Katholik geblieben ſind?“

„Das kommt daher, Herr Onkel, weil ſich in Frankreich niemand um die Religion des Nebenmenſchen bekümmert und von ſelbſt kommt man nicht darauf, ſie zu wechſeln.“

„Hm! hm! das hat ſein Gutes und ſein Schlimmes. Zur Bruderliebe gehört Glaubenseintracht. Wir ſollen einander im Glauben an unſern lieben Herrn und treuen Heiland befeſtigen. Ihrer Äußerung zufolge wäre es alſo nicht wahr, was man damals behaupten hörte, die Vendée ſei rabbiat katholiſch?“

„Doch, Herr Onkel!“ rief Rudolf; „rabbiat katholiſch, das iſt die wahre Bezeichnung für die

Vendée. Sie wiſſen ja, daß ſtets in Zeiten der Aufregung der Fanatismus nahe liegt. Es war eine ganz natürliche Reaktion gegen das empörende Gebahren der Schreckensmänner mit ihrer „Göttin-Vernunft" und wurde von den Prieſtern ausgebeutet, um ſich den Boden zu erhalten, der ihnen im übrigen Frankreich unter den Füßen weggezogen wurde."

„Welch' ein Glück für Frankreich, wenn die revolutionären Fluten die Prieſter wegſchwemmen wollten," ſagte der alte Herr und faltete andächtig ſeine Hände.

„Ganz Ihrer Anſicht, Herr Onkel!" verſicherte Rudolf.

„Aber um die Vendée tut es mir doch leid, daß das treue tapfere Volk dermaßen in den Stricken der Diener Babels liegt."

„Auch das iſt ganz meine Meinung, Herr Onkel," beteuerte Rudolf in aller Aufrichtigkeit.

„Da wir ſo ſehr eines Sinnes ſind — was mich ebenſo überraſcht als erfreut," ſagte der Großonkel freundlich ſchmunzelnd, „wie wäre es denn, mein lieber Vetter, wenn Sie tatſächlich Babels Heerlager und die Gezelte des Antichriſts verließen und ſich zu uns hielten."

Rudolf ſchwankte zwiſchen der Freude über ſeinen Fortſchritt in der Zuneigung des Onkels und dem Schreck vor dem Gedanken zu den „Stillen im Lande“ — wie die Herrnhuter zuweilen genannt wurden — ſich zu geſellen. Er antwortete zögernd: „Herr Onkel, Sie wiſſen beſſer als ich, daß dazu die Wiedergeburt gehört.“

„Alſo auch das iſt Ihnen ſchon bekannt!“ rief vergnügt der Alte. „Ja freilich, lieber Vetter, die Wiedergeburt gehört dazu; aber an der wird es der treue Gott nicht fehlen laſſen, wenn Sie nur recht feſt an ihn glauben.“

Rudolf hatte eine ſo tiefe Verachtung der göttlichen Offenbarung, daß ihm jeder poſitive Glaube als eine Unmöglichkeit für den denkenden Menſchen, und nur für den Fanatiker und den Selbſtbetrüger als möglich erſchien. Daher fand er die Zumutung, der Brüdergemeinde ſich anzuſchließen, unausſprechlich abgeſchmackt. Magdalenens ernſtes Bild ſchwebte vor ſeiner Seele. Er hatte ſie geliebt, wie man ein edles Weſen zu lieben pflegt — ſo, daß ſie ihm eine beſſere Richtung hätte geben können. Sie hatte ſeine Ausſöhnung mit der Kirche verlangt und er — dieſelbe abgelehnt, weil ihm die Religion ein Wort ohne Wert und Sinn war. Jetzt trat ihm wiederum die ſo ſehr verachtete Religion als die Bedingung entgegen, durch welche ſeinem Schickſal eine günſtigere Wendung zu geben ſei — und ſo tief war ſein ſittliches Bewußtſein geſunken, ſo ſtumpf das Gefühl für Ehre und Würde in ihm geworden, daß er dem gemeinen Zug zum

Gelde folgte, während er dem edleren der Liebe widerſtand. Er ſagte nach einer Pauſe:

„Ihre Einſicht, Herr Onkel, wird Ihnen beſſer als eine Auseinanderſetzung von meiner Seite ſagen, daß mein Leben bisher ein allzu entſchiedener Gegenſatz zu dem Leben der frommen Brüdergemeinde war, als daß ich ohne Bangigkeit an einen ſo totalen Umſchwung der Exiſtenz denken könnte.“

„O lieber Vetter!“ rief der alte Herr ganz lebhaft, „wähnen Sie ja nicht, daß wir Sie hier in Neuwied behalten wollen. Mit nichten! wir brauchen tätige und erfahrene Männer, um neue Kolonien zu gründen, um unſere Miſſionen in fremden Weltteilen zu beſuchen und zu kräftigen, um Verbindungen anzuknüpfen, welche durch Handel und Wandel auch pekuniären Segen über unſere Gemeinden bringen. Sie könnten einen ſehr gottſeligen und dabei tätig bewegten Wirkungskreis erhalten!“

„Aber zuvor die Wiedergeburt!“ ſagte Rudolf ſo ernſthaft, als ſei es ihm Ernſt damit.

Seiner Mutter ſchrieb er jedoch: der Onkel wolle ihn zum religiöſen Commis voyageur der Herrenhuter machen; das überſteige jede erlaubte Forderung. Bei ſeinem Indifferentismus in Glaubensſachen könne er ſich zwar dazu verſtehen, der lutheriſchen oder reformierten Form zu folgen, nimmermehr aber einer ſolchen, deren Ausübung ihn namenlos lächerlich machen würde.

Frau von Horburg war reformiert und obſchon der Katholizismus ihres Mannes und ihres Sohnes ihr nicht im mindeſten ſtörend geweſen war, weil er in den Seelen beider nur als Name exiſtierte, ſo machte es ihr eine, auf ihrem Standpunkt begreifliche Freude, daß ihr Sohn ſich zu ihrem Bekenntnis halten wolle. Vielleicht hoffte ſie dadurch etwas mehr Einfluß auf ihn zu gewinnen. Ihr einſames Alter, ihre beſchränkten Vermögensverhältniſſe, ihre ſchmerzlichen Erfahrungen hatten ſie ernſter gemacht und etwas aufgerüttelt aus ihrem religiöſen Indifferentismus. Sie ſchrieb ihrem alten Onkel, er möge ſich vor der Hand mit Rudolf's Entſchluß begnügen, das reformierte Bekenntnis anzunehmen; man dürfe nicht zu viel von einer Natur fordern, die bis jetzt in allzu großer Unabhängigkeit erſtarkt ſei und der erſte Schritt zum Beſſern werde hoffentlich einen zweiten und dritten nach ſich ziehen. Der Onkel möge ihm deshalb nicht ſein Wohlwollen entziehen, ſondern dieſe Aufrichtigkeit achten.

Der alte Herr ſchien ſich wirklich hiermit begnügen zu wollen. Er nannte den Tag, an welchem Rudolf das reformierte Bekenntnis ablegte, einen der glücklichſten ſeines Lebens und ſetzte dem Neffen ſogleich ein beſtimmtes Jahrgeld aus.

„Künftig das Weitere, lieber Vetter!“ ſagte er mit ſtillzufriedenem Lächeln.

Rudolf glaubte ſeiner Sache ganz gewiß zu ſein, beſonders als er, bei dem Beginn der Napoleoniſchen Invaſion in Deutſchland, ſeine kriegeriſchen Neigungen erwachen fühlte und — zum höchſten Frohlocken des alten Herrn — in preußiſchen Kriegsdienſt trat. Er haßte Napoleon, ſeit derſelbe Kaiſer war, nicht wegen ſeiner Despotie, ſondern wegen ſeines unerhörten Glückes. Ein kleiner Artillerieleutnant binnen zehn Jahren Diktator über die Revolution und franzöſiſcher Kaiſer!! . . . und er? — Nichts? — Da ihm die Mittel fehlten, ſich im großen Weltſtrudel zu betäuben, fiel ſein Blick öfter, wenn auch ungern und gleichſam unfreiwillig, in ſein Inneres, und wenn er den großen Schutthaufen betrachtete, in welchem verwirrt und zerbrochen Grundſätze, Überzeugungen, Leidenſchaften durcheinander lagen, ſo ſchauderte er vor dieſem verwüſteten Daſein zurück und fragte ſich ſelbſt, ob es denn für einen vernünftigen Menſchen möglich ſei, in dieſem Zuſtand zu bleiben. Aber wo war ein Ausweg? wo war ein Licht, eine Kraft, eine ordnende Hand, um dieſe Ruinen zu bemeiſtern? Nicht in ſich, nicht um ſich fand er ſie — und über ſich ſelbſt hinaufzuſchauen und aus der Sphäre des negierenden Verſtandes in den des fragenden überzugehen — dazu fehlte ihm der innere Drang. Man lebt nicht ſechsunddreißig Jahre verloren in die Außendinge, hingegeben der Welt der Erſcheinungen, der Schatten — ohne deren Rückwirkung in ſich ſelbſt zu ſpüren und ihnen ähnlich zu werden. Aber ebenſowenig nimmt der Menſch — er ſei denn zur tiefſten Stufe ſittlicher Entartung oder geiſtigen Stumpfſinnes herabgeſunken! — jene Verähnlichung wahr, ohne daß ihm, wenigſtens zeitweiſe, dabei zu Mut werde, als habe er einen immenſen Schatz verloren; und das macht ihn traurig.

Wie einſt in die Aufregung der Weltfreuden ſtürzte ſich Rudolf von Horburg jetzt in die des Krieges. Der Kampf tat ihm moraliſch ſehr wohl. Der furchtbare Ernſt des Schlachtfeldes voll Leichen, voll Sterbender, voll gräßlichem Weh, voll blutigem Jammer — und mit dem noch furchtbareren Hintergrund eines Meeres von Tränen über die tauſend und tauſend und aber tauſend vor der Zeit vernichteten, zerſtörten Exiſtenzen — entrückte ſeine Gedanken und ſeine Teilnahme der frivolen Oberflächlichkeit und den niedrigen Geldintereſſen: er begann ſich für die Sache zu intereſſieren, für die er ſich ſchlug und ſeinen perſönlichen Egoismus in den Hintergund zu ſtellen. Nach der Schlacht von Jena und nach all der Schmach, die auf ihren Verluſt folgte, ging Horburg in öſterreichiſche Dienſte; und als auch hier Napoleon ſiegte, ging er nach land und den Kaiſern blieb, ſei es feindlich als Guelfen-, freundlich als Ghibellinenpartei. Nachdem der Glanz der Städtezeit vorüber, hatten die Sforza einen bedeutenden Theil der Lombardei als Herzogthum Mailand und als deutſches Reichslehn inne, welches Carl V erledigt erklärte und einzog, nachdem die Sforza nicht mehr ſtark genug waren ſich unabhängig zwiſchen der Übermacht Frankreichs und Öſtreichs zu erhalten; und endlich mußte gar auch noch die Republik Venedig, welche die Lombardei bis Bergamo und Brescia beſaß, mit Öſtreich vereint werden. So iſt's denn ganz natürlich, daß ein deutſches Element ſich neben dem italieniſchen, oder eigentlich über ihm Platz macht — beſonders in den Städten, wo deutſche Beamte, deutſches Militär, deutſche Handwerker, ſich und ihre Sprache heimiſch machen. Auf dem Lande mag der italieniſche Character vorherrſchend ſein: dahin komm' ich nicht. Der Lombardei fehlt ſchon ganz die ſüdliche Vegetation, dies Colorit der Natur; man ſieht ſchon recht traurige ſumpfige Wieſen mit Weiden eingefaßt, wie um Padua; aber man ſieht auch die Alpen mit ihren Seen und Flüſſen. Gott! ſo ein Tiber, ſo ein Arno! das ſchleicht, das kriecht, trübäugig, gelähmt an allen Gliedern, wahre Invaliden. Hingegen die Adige, wie die geſprungen kommt, ein

England und mit den Engländern nach Spanien, um dort den Freiheitskampf gegen den Unterdrücker aller Nationen fortzuſetzen. Endlich ſchlug auch für Deutſchland die Stunde der Befreiung und nun verließ er Spanien und den engliſchen Kriegsdienſt, um wieder auf deutſchem Boden unter deutſchen Fahnen zu ſtehen und allendlich zu ſiegen. Aber mit dem Siege, mit dem Einzug der verbündeten Heere in Paris erloſch ſeine Freude am Kriegsdienſt: er nahm den Abſchied. Und weil er dies binnen kaum acht Jahren zum vierten Mal tat, ſo hatte er nirgends eine eigentliche Karriere gemacht. Orden hatte er; aber keine Zukunft. Seine Raſtloſigkeit machte ihn zu einem Schiff, das ohne Ballaſt und Kompaß auf hoher See treibt.

Der Großonkel war ſchon vor einigen Jahren geſtorben; das Vermögen auf einen andern Großneffen übergegangen, der freilich auch nicht zu den Herrnhutern gehörte, aber den Namen des alten Herrn führte. Rudolf behielt nur ſein Jahrgeld. Indeſſen berührten ihn ſeine beſchränkten Verhältniſſe jetzt weniger tief, als vor acht Jahren, weil er während dieſer ganzen Zeit in der Atmoſphäre hoher Begeiſterung und großer Opfer gelebt hatte — die nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben war. Jetzt ſtarb auch ſeine Mutter. So lange ſeine Eltern lebten, hatte er freilich nur beſuchsweiſe ſich bei ihnen aufgehalten, aber doch ſtets in ſchriftli-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

chem Verkehr mit ihnen geſtanden — doch ſtets jemand gehabt, der ſeine Leiden und Freuden teilte, für ihn ſorgte, für ihn ſich opferte, der für ihn Wege und Stege zu ebnen ſuchte, welche er ſelbſt dann wieder verwirrte — kurz, der mit jener unverwüſtlichen Liebe ihn liebte, die in ſolchem Maß nur im Herzen von Vater und Mutter wohnt. Jetzt hörte das auf. In ſeinem Alter hat gewöhnlich der Mann längſt entweder eine Familie gegründet oder einen Beruf gewählt, der ſeine Tätigkeit in Anſpruch nimmt und ihn in Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft ſetzt. Keines von beiden war Rudolf der Fall. Er war allein; er ſtand allein; er lebte für nichts und für niemand. Er kannte Menſchen in Maſſe, er hatte auch manche gute Freunde — aber alle ſtanden innerhalb ihrer Verhältniſſe, ihres beſondern Kreiſes! Alle gingen ihren Weg, zu ihrem Ziel. Doch er — wo war ſein Ziel? . . . . Und war es denn möglich, in dieſer Weiſe fort zu exiſtieren? . . . Ließ ſich dies verfehlte Leben doch nicht endlich in feſte, ruhige Bahnen lenken? . . . Ließ ſich nicht eine anſprechende Beſchäftigung finden, indem er ſeine Erfahrungen und Erlebniſſe aufzeichnete, die ihm ſeit vierundzwanzig Jahren auf dem Schauplatz aller Weltbegebenheiten zu Teil geworden waren? — Er hatte ſein elterliches Haus verkauft und ſich nach der Schweiz an den Bodenſee begeben, wo er in aller Stille über den letzten Plan nachdachte. Was ihn darin ſtörte, war — daß er nicht einen feſten Standpunkt zu finden wußte, der ihm als Warte diente, um die einzelnen Bilder, Gruppen und Richtungen ſo zu überſchauen, daß ihm deren innerer Zuſammenhang klar wurde. Der Menſch, der nur für ſich ſelbſt die Intereſſen des Augenblicks und die Strömung einer Epoche verfolgt — der nur vorübergehend, weil es gerade zu ſeiner Neigung paßt, mit ſeinem Bedürfnis ſtimmt, von großen Schickſalen berührt, in ihre Entwickelung ſich verflechtet: verliert den Maßſtab für jene große Gemeinſamkeit der Menſchheit, die von einer höheren Ordnung geknüpft iſt und in ihr eine ewige Grundlage hat. So wie Rudolf nachzudenken begann, fiel ihm das auf. In dieſer Stimmung machte er die Bekanntſchaft eines Irländers, der in der nordöſtlichen Schweiz reiſte, um die Stellen kennen zu lernen, wohin die iriſchen Miſſionäre Fridolin und Gallus vor grauen Jahrhunderten das Licht des Chriſtentums brachten und zugleich den Grund zu den Städten Glarus*) und St. Gallen legten. Rudolf war nie mit Männern zuſammengekommen, die in den alten Mönchen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte nicht nur Glaubensboten, ſondern auch Träger der Civiliſation, Beſchützer und Förderer des bürgerlichen Lebens, des Gewerbfleißes, der geiſtigen Bildung ſahen. Dieſe Auffaſſung war ihm ſo neu, daß ſie ihn ungemein intereſſierte — und der Ire, der ſchnell den Mangel einer religiöſen Grundlage in Horburg erkannte, benutzte deſſen Teilnahme, um ihm die Reiſe nach Rom anzuraten und gab ihm, als Rudolf dazu geneigt war, einen Brief an O'Connor mit.

---

*) Fridolin war Abt im Kloſter des hl. Hilarius zu Poitiers. Er weihte in der Schweiz mehrere Kirchen dieſem Heiligen. Um die größte entſtand eine Stadt und die Kehllaute der Schweizer Mundart verwandelten den Namen Hilarius in Glarus. Canton Glarus führt noch jetzt im Wappen St. Fridolin's Bild.

So kam Horburg in das Gartenhäuschen am Monte Celio — in den ſchlagendſten Gegenſatz zu allem, was ihm bisher vorgekommen war! Menſchen, die in der Verbannung ſo zufrieden lebten, wie in ihrem Königreich, und in der Beſchränktheit wie auf einem Thron; — die ſo voll großer und ſchöner Gedanken waren, daß ihnen für die irdiſchen Güter kein Gedanke, viel weniger ein Wunſch übrig blieb; — die kein anderes Streben kannten, als in ſich und um ſich das Reich Gottes auszubreiten: nein! ſolche Mirakelmenſchen waren ihm noch nicht vorgekommen! Die Vendée fiel ihm ein, der alte Marquis und Magdalene. An hochherziger und tiefreligiöſer Geſinnung ließ ſich eine Ähnlichkeit finden; aber was bei ihnen fromme Ergebung in den Willen Gottes war — das war hier frohe Hingebung an dieſen angebeteten Willen; und obſchon ſich Rudolf durchaus keine Rechenſchaft über dieſe zarte Schattierung in der Seelenſtimmung geben konnte, ſo empfand er ſie an dem wunderbar heitern Frieden, in welchem O'Connor, wie in ſeinem eigentümlichen Element, lebte und webte. Für Horburg lag das Häuschen am Celio wie auf einem andern und beſſern Stern — allein der Genius dieſes Sternes war für ihn Colomba.

Er kam oft, dann öfter, dann täglich. Er durchwanderte mit O'Connor ganz Rom und Roms Umgebungen — und im Geſpräch mit ihm Roms Geſchichte, welche unmittelbar die Geſchichte der Menſchheit iſt. Denn eine göttliche Idee liegt dieſer Geſchichte zum Grunde, und der liebevollſte Ausdruck dieſer Idee iſt Rom: Rom iſt die chriſtliche Offenbarung ſichtbar und tatſächlich geworden. Daher iſt es der Kern, aus welchem, und die Axe, um welche die Ausgeſtaltung der Weltgeſchichte vor ſich geht. Rom! das iſt der tiefinnerſte Gedanke aller Menſchen, die ſelbſtſtändig in der Geſchichte auftreten, haſſend oder liebend, abfallend oder aufbauend, Feind oder Freund. Rom! das iſt das Wort, welches die Epochen bewegt, indem ein Blitz, ein Funke dieſer göttlichen Idee neu aufleuchtend, zündend in die Welt hineinſtrahlt. Rom! das iſt der magnetiſche Pol für die Geiſter — anziehend diejenigen, welche in der Richtung der göttlichen Idee wirken und arbeiten, abſtoßend jene, die ihr zuwider denken und handeln. Rom! das iſt das wahre Zeugnis für Chriſtus den Gottmenſchen, denn die erſten Zeugen vergoſſen hier ihr Blut für ihren Glauben an ihn, den Gekreuzigten, den Auferſtandenen, und aus dieſem Blut und dieſem Glauben iſt Rom geboren. Darum hat es auch eine ewige, eine unvergängliche Signatur. Darum heißt es „das ewige Rom“ — nicht aber, weil es die Ruinen von einigen Jahrtauſenden aufweiſt! das tut auch Ägypten; doch niemand ſagt: „Das ewige Theben.“ — Könnte man in die geiſtige Werkſtatt eines jeden denkenden Menſchen hineinblicken, gleichviel zu welcher Zeit, in welchen Verhältniſſen, mit welchen Beſtrebungen er gelebt hat, man würde finden, daß der Herd dieſer Werkſtatt — Rom iſt. Und wer das läugnen möchte, bedenke doch, daß Rom die Hieroglyphe für katholiſche Kirche — und dieſe die Stellvertreterin der göttlichen Autorität iſt.

O'Connor ſprach viel in dieſem Sinn mit Horburg oder beſſer geſagt, zu ihm. Er hatte, ſo wenig wie ſein Freund Arran, eine Ahnung von Horburg's Apoſtaſie. Er hielt ihn für aufgewachſen und altgeworden in der Irrlehre und fand es ganz in der Ordnung, daß deren Bruchſtücke einen denkenden Mann auffordern mußten, dem harmoniſchen und vollendeten Bau, welchem ſie entnommen ſind, nachzuforſchen. Hätte O'Connor Horburg's Apoſtaſie gekannt, ſo würde er ihn freilich noch mehr bemitleidet, aber zugleich gerechtes Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ſeines Charakters und ſeines Strebens geſetzt und ihn nicht in die Vertraulichkeit ſeines Hauſes aufgenommen haben. Horburg beobachtete über dieſen Punkt ſeiner Vergangenheit tiefes Schweigen, während er ſein ganzes buntbewegtes Leben, welches durch den gänzlichen Mangel an Befriedigung für Herz und Geiſt etwas Tragiſches bekam, in tauſend Bildern aufrollte —und natürlich nur in ſolchen, die ihm vorteilhaft waren oder leicht eine Entſchuldigung fanden.

„Sollte ſo viel Mut, Tatkraft, Hingebung an eine edle Sache nicht dadurch in das richtige Geleiſe kommen, daß der wahre Glaube Horburg erleuchtet?“ ſagte O'Connor zu ſeiner Frau — und ſie entgegnete:

„Wir dürfen es hoffen, aber wir müſſen viel für ihn beten, weil er allzuſehr in die Welt verwickelt iſt, um höherer Wahrheit leicht zugänglich zu ſein.“

Colomba fand heimlich, daß die Welt, von welcher Horburg ſo viel zu erzählen wußte, ganz anders und viel anziehender ſei, als ſie ſich dieſelbe bis jetzt vorgeſtellt hatte. Das Anziehendſte darin war aber er ſelbſt, und weil ſie das fühlte, ſchwieg ſie darüber. Ihre Eltern waren dermaßen an Colomba's unſchuldige Offenheit gewöhnt, daß ſie Gedanken und Neigungen, über welche ihre Tochter nicht ſprach, auch gar nicht bei ihr vorausſetzten — und ſo kam es denn, daß ihr junges unbewachtes Herz in aller Stille einem Manne ſich zuneigte, auf den ſie zugleich mit tiefem Mitleid und mit tiefer Bewunderung blickte — mit dieſen zwei Empfindungen, die auf den zarteſten und edelſten Saiten des weiblichen Herzens erklingen. Das Gefühl der Bewunderung allein würde den Mann allzu fern hinſtellen, und das Gefühl des Mitleids allein — allzu hülfsbedürftig; aber wenn beides verſchmilzt, ſo wird daraus eine unſäglich innige Liebe, die zugleich ſich anſchmiegen und tröſten will.

Horburg war ſcharfſichtiger als Colomba's Eltern. Ihm entging nicht dieſe zweifache Regung ihres Herzens. Es war wie ein Frühlingshauch über das ſeine, das ſich erneut und erfriſcht fühlte und im Wiederſchein dieſes unverhofften Sonnenſtrahles ein neues Leben vor ſich aufgehen ſah. Es iſt nicht ganz ſelten, daß Männer, die längſt über die Jugend hinaus ſind und mit dem Leben des Herzens entweder abgeſchloſſen, oder nie es gekannt, oder darauf verzichtet haben — daß ſie, von der heftigſten Leidenſchaft ergriffen, die ſchwierigſten Verhältniſſe beſeitigen und die trennendſten Abgründe überbrücken, um zu dem Beſitz eines

Weſens zu gelangen, das ihnen fern ſteht an Jahren, entgegengeſetzt in der Richtung, fremdartig in Denk- und Sinnesweiſe. Eine ſolche Leidenſchaft entbrannte in Horburg für Colomba. Alle Stürme ſeines Innern legten ſich, alle Ungewitter ſeiner Seele gingen zur Ruhe, all der eiſige Nachtreif von Verachtung der Welt und der Menſchen zerſchmolz vor dem Gedanken, Colomba zu beſitzen. Er ſah ſie monatelang täglich in der Traulichkeit des häuslichen Lebens, immer dieſelbe in ihrer bezaubernden Einfachheit, aus welcher zuweilen, wie ein Stern aus dem ſtillen Morgenrot, die tiefſte Gefühlsinnigkeit auftauchte — und er dachte, das Leben dürfte ja in dieſer Weiſe nur fortgeſetzt werden. Für Colomba's Anſprüche und Gewohnheiten reiche auch ſein Jahrgeld aus, und die Exiſtenz in Rom biete ihm einen Stoff zum Nachdenken, zu anregendem Studium in ſocher Fülle, wie er bei ſeinem Weltleben keine Ahnung davon gehabt hatte.

Einmal, zum erſten Mal, ſeitdem er O'Connor beſuchte, traf er Colomba allein im Garten. Sie ſchöpfte Waſſer am Brunnen in ihre Gießkanne. Er ging raſch auf ſie zu. Als ſie die Schritte hörte, wendete ſie ſich langſam und errötend um, denn ſie hatte Rudolfs Schritte erkannt. Er blieb vor ihr ſtehen und ſagte nur:

„Colomba!“

Er hatte ſchon öfter in Gegenwart der Eltern, und über ihren Taubennamen ſcherzend, Colomba ſie genannt; aber jetzt klang es ganz anders in Stimme, Ton, Ausdruck — ganz anders! Fragend, bittend, beſchwörend, wiederholte er:

„Colomba!“

Sie wollte die Augen zu ihm aufſchlagen, aber zwei große Tränen hingen an ihren langen ſchwarzen Wimpern, und verwirrt bückte ſie ſich, um ihre Gießkanne zu nehmen. Allein Rudolf kam ihr zuvor, ſtellte die Gießkanne auf den Brunnenrand und ſagte:

„Colomba .... ich muß erſt Antwort haben.“

„Ja!“ ſagte ſie verwirrt.

„O!“ rief er, „das iſt gerade das Wort .... genau die Antwort, die ich erſehne! Bleibt es bei dieſem ſüßen, glückſeligen Ja .... Colomba?“

Sie hatte ſich gefaßt und ihre Augen getrocknet, ſah ihn traurig an und erwiderte:

„Meine Eltern wünſchen, daß ich ins Kloſter trete.“

„Die Eltern werden vor allen Dingen wünſchen, daß ihr Kind glücklich ſei,“ entgegnete Horburg. „Glaubt Colomba ihr Glück im Kloſter zu finden?“

„Ach .... ich habe es geglaubt!“ rief ſie in Tränen.

„Und jetzt?“

„Ach jetzt ... jetzt glaub' ich es nicht mehr.“

friſches, ſtarkes Alpenmädchen, mit ſchlanken behenden Füßen, hochgeſchürzt, ein Lied ſummend! oben in ihren heimatlichen Bergen heißt ſie die Etſch, hier hat man ihr den wolklingenderen Namen gegeben. Ich freute mich unmäßig, als ich in Verona endlich einmal wieder einem Fluß begegnete, der herbrauſt, als woll' er ſich einem ans Herz werfen. So wie ich über die Brücke fuhr, war ich gut geſtimmt für Verona. In Padua hat mich Niemand ſo herzlich empfangen, drum weiß ich auch kein Wort mehr von Padua. Schon auf der Hinreiſe nach Venedig bin ich dort geweſen, und habe allerlei geſehen — wahrſcheinlich Alles, was man den Reiſenden zu zeigen pflegt; aber Venedig wirbelte es aus meinem Gedächtniß. Paduas größte Berühmtheit machte die Univerſität aus; wie alle Stätten der Gelehrſamkeit, durch welche nicht mehr der Lebensathem, der friſche, anregende, raſtloſe Hauch des ſchaffenden Geiſtes weht, hat es nun etwas Starres, Spukhaftes. So kommt mir eine große Bibliothek auch immer ſpukhaft vor, und ich kann und kann mich nicht des Wunſches erwehren, es möchte doch Jemand ein Mittel erfinden, um all den Geiſt zu entbinden, der in die Bücher gebannt iſt. Führe der plötzlich heraus und in die Welt, ſo käme ſie vielleicht in einen großen neuen Schwung.

„Nun, ſo wollen wir dies den Eltern ſagen!" rief Rudolf entzückt.

„Ich fürchte, es betrübt ſie!" entgegnete ſie ängſtlich.

„Wenn aber das Kloſter mich betrübt .... in ſolcher Weiſe und ſolchem Maß betrübt, wie das bei Eltern nimmermehr der Fall ſein kann .... was dann, Colomba?" fragte er ſtolz und hart.

„Ich weiß es nicht!" rief ſie und faltete angſtvoll ihre Hände.

„Es verſteht ſich ja von ſelbſt," ſagte Rudolf begütigend, „daß ſo vortreffliche Eltern gern einen Plan aufgeben werden, den ſie nur in der Vorausſetzung machten, das Glück ihres Kindes zu begründen! warum ſollten ſie, die in einer ſo unausſprechlich glücklichen Ehe leben, dieſe ihrer Tochter mißgönnen? .... Nein, Colomba, das iſt ganz undenkbar! das Kloſter mag gut ſein für Perſonen, die mit einem ungeteilten, ruhigen Herzen eintreten. Läßt aber das Herz in der Welt ſeine Liebe zurück, ſo wird ihm das Kloſter zur Hölle, denn es verzehrt ſich in unſtillbarer Sehnſucht. Welche Eltern könnten ihr Kind zu einer ſolchen Tortur verdammen?"

„O die meinen nicht!" rief ſie lebhaft und ermutigt.

„So wollen wir ſie gleich um ihren Segen bitten," ſagte Horburg, nahm Colomba's Hand und ging mit ihr dem Hauſe zu.

Sie zitterte dermaßen, daß ihre Knie wankten und daß ſie ſtehen blieb, um Atem zu ſchöpfen.

„Wenn ich nur nichts Böſes tue!" ſtammelte ſie.

„Seit wann iſt es böſe, einen unglücklichen Menſchen glücklich zu machen?" fragte er mit dem gewiſſen Ton, der ihr Herz vibrieren ließ.

„O!" rief ſie, „das iſt ja ſehr wohlgefällig vor Gott."

„Wäre die Sache nicht ſo ernſt," erwiderte er mit Horburg in das Wohnzimmer, wo O'Connor am Schreibtiſch ſaß und mit ſchmerzlichem Erſtaunen Rudolfs Antrag anhörte.

„Wäre die Sache nicht ſo ernſt," erwiderte er traurig, „ſo würde ich an Ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. Colomba, im Vergleich zu Ihnen, iſt ein Kind den Jahren, der Erziehung, der Bildung nach. Alles trennt ſie von Ihnen — nichts verbindet ſie."

„Nur die Liebe!" rief Horburg.

Die arme Liebe muß viel Verantwortung auf ſich nehmen," fuhr O'Connor fort. „Die unbefangene Colomba hat vielleicht ein gewiſſes Intereſſe für Sie gefaßt — aus Gründen, die uns wohlbekannt ſind und die meine Frau und mich bewogen, Sie gaſtfrei aufzunehmen; allein es iſt nicht edel von Ihnen, dieſe Exaltation eines kleinen, unerfahrenen Mädchens zu benutzen, um eine Liebe daraus zu machen.“

„Colomba!“ rief Rudolf in ſeinem herriſchen Ton, um ſie als Zeugin aufzuſtellen.

Colomba hatte ſich gleich bei ihrem Eintritt neben Mißtriß O'Connor niedergekniet und ihr Geſicht auf deren Schoß verborgen. Jetzt ſtand ſie auf und ſagte lebhaft:

„Nein, lieber Vater, das hat er nie getan! ich ſah ihn, ich hörte ihn, ich betete für ihn, ich dachte an ihn .... daraus iſt ganz von ſelbſt eine Liebe geworden. Aber ich habe erſt jetzt erfahren, daß das Liebe iſt ....“ —

„Nun und jetzt?“ fragte die Mutter angſthaft.

„Jetzt ....“ — ſagte Colomba zögernd, „iſt mein Glück — ſein Glück.“

Mißtriß O'Connor brach in Tränen aus. O'Connor ſagte ernſt:

„Ich vergebe Dir, daß Du den Wunſch Deiner Eltern nicht erfüllſt, Colomba; aber ich kann Dir nicht vergeben, daß Du die trennende Kluft des Glaubens vergeſſen konnteſt. Das iſt ſträflicher Leichtſinn, der keine Berückſichtigung verdient.“

„Ach, wir hoffen ja alle auf ſeine Bekehrung, und beten für ihn,“ rief ſie.

„Ja, das taten wir — und wir werden es ferner tun .... und gibt ihm Gott die Gnade, das Licht des wahren Glaubens zu erkennen und ſich demſelben zuzuwenden, ſo iſt es noch immer Zeit zu einem Ehebündnis. Jetzt aber, da ich in vier Monaten vertrauten Umgangs noch nicht die Überzeugung gewann, daß es dem Herrn von Horburg ernſtlich darum zu tun iſt, die Wahrheit der Offenbarung zu ſuchen — jetzt werde ich nimmermehr Deine Verbindung mit einem Manne zugeben, welcher in der Irrlehre wandelt und folglich prinzipiell ein Todfeind und Verfolger des heiligen katholiſchen Glaubens iſt. Ein ſolche Zumutung darf O'Connors Tochter nicht an ihren Vater machen."

Colomba warf einen flehenden Blick auf Rudolf, um ihn zu bitten, ſich von dem Vorwurf der Todfeindſchaft gegen den katholiſchen Glauben zu reinigen. Aber in Rudolf regten ſich die alten Dämonen des Stolzes und der Eigenliebe. Colomba liebte ihn; das war ihm genug, um an der Durchführung ſeines Planes feſtzuhalten, und daß es Hinderniſſe gebe, reizte ſeine Leidenſchaft nur noch mehr. Wozu alſo dieſem fanatiſchen Irländer Konzeſſionen machen! Er ſagte mit ſtarrer Kälte — und nicht ganz wahrheitsgetreu, aber es machte den Effekt, den er beabſichtigte:

„Dieſe Scene beweiſt mir, daß die Katholiken unverbeſſerlich in ihrem religiöſen Fanatismus ſind. Eine Scene dieſer Art machte mich vor achtzehn Jahren zum Proteſtanten!"

„Zum Proteſtanten? Sie waren alſo Katholik?" rief Mißtriß O'Connor; — und Colomba rief:

„Und dann wird er auch wieder katholiſch!"

O'Connor ſelbſt nahm ſeine ganze Kraft der Selbſtbeherrſchung zuſammen und ſagte ruhig, aber mit flammenden Augen:

„Für den Proteſtanten, der unverſchuldet in der Irrlehre lebt, kann ich Achtung haben und in brüderlicher Geſinnung mit ihm verkehren. Bei dem Apoſtaten, der in reifen Jahren mit vollem Bewußtſein den Abfall vollführt — iſt weder das eine noch das andere möglich . . . . und darum, Herr von Horburg, ſehen wir uns jetzt zum letzten Mal."

„Und was ſagt Colomba?" fragte Rudolf höhniſch.

„Colomba wird ſich auf ihre Pflicht beſinnen!" rief Mißtriß O'Connor, da ſie ſah, daß ihr Mann ſprachlos vor Entrüſtung war. Colomba aber rief:

„Sie leidet und liebt!"

Horburg verließ das ſtille Häuschen, das ihn ſo liebevoll aufgenommen und in welches er ſolche Verſtörung gebracht hatte. Aber ſein Plan war gemacht.

Unter den Söhnen des Gärtners, der dieſe Vigne gepachtet hatte und das größere Haus bewohnte, befand ſich ein Burſche von etwa ſechzehn

Jahren, deſſen verſchlagener Ausdruck ſchon früher von Horburg bemerkt worden war. Er hieß Marco. Als Horburg an einer benachbarten Trattorie vorüberging, trat Marco heraus und Horburg fragte ihn im muntern Ton:

„He, mein Sohn! willſt Du Dir ein hübſches Trinkgeld verdienen?"

Marco lachte und zog die Schultern bis zu den Ohren hinauf, um auszudrücken: „Warum nicht?"

„Es gilt eine Wette! Komm' morgen abend um dieſe Stunde auf den Platz bei S. Clemente und erzähle mir alles, was bei den Leuten in Eurem Gartenhäuschen geſchieht."

„Va bene!" ſprach Marco lakoniſch und ging von dannen.

O'Connor redete inzwiſchen ſehr ſanft und liebreich mit Colomba, weil er meinte, ſie werde leicht die Torheit ihrer Liebe einſehen. Dem war aber nicht ſo. Die kindlich zärtlichen Gefühle, die ſie bis jetzt für ihre Eltern und für denjenigen gehabt hatte, deſſen Braut ſie ſich ſeit ihren kindlichen Tagen unbefangen nannte — waren nicht erloſchen; aber die Fähigkeit und Neigung, die in jedem Menſchenherzen liegt, einem Gegenſtand die Quinteſſenz aller Empfindungen zuzuwenden, war erſt jetzt in Colomba erwacht und hatte ſich unüberlegt, wie die erſte Jugend iſt, und eben daher mit intenſiver Kraft auf Horburg gerichtet.

Colomba erklärte ihren Eltern, ſie wolle gewiß nicht Gott beleidigen und gewiß eine gute Tochter ſein; doch ſei es ebenſo gewiß, daß ſie Horburg liebe — und deshalb unmöglich ein Herz in das Kloſter zu bringen, das zwiſchen Gott und einem Menſchen geteilt ſei.

Darin gab O'Connor ihr vollkommen Recht.

„Das Herz, das im Kloſter ſeinen Frieden finden will, muß ausſchließlich nach der himmliſchen Liebe verlangen," ſagte er, „und nie werden Deine Eltern Dich zu einem Schritt drängen, den nur die Gnade eingibt. Aber nie werden ſie geſtatten, daß Du im Rauſch Deiner jungen Leidenſchaft ein Ehebündnis ſchließeſt, welches Dein Seelenheil gefährdet. Nur da findet die Seele ihren Frieden, ſei es im geiſtlichen, ſei es im weltlichen Leben, wohin die Hand Gottes unter dem Einfluß der Gnade ſie führt. Überlege, ob das bei Dir der Fall iſt, und — wenn Du aufrichtig biſt, wirſt Du ſehr ſchnell zur Einſicht kommen."

„Könnte ich nicht das Werkzeug Gottes ſein, um eine verirrte Seele zurückzuführen?" fragte Colomba ſchüchtern.

„Bei Menſchen, die guten Willens ſind, wäre das möglich," erwiderte O'Connor; — „aber bei einem Apoſtaten, mein Kind, iſt der gute Wille ein Sklave ſo finſterer Leidenſchaften geworden, daß ſeine Bekehrung ein noch größeres Wunder der

Gnade iſt, wie jede andere Bekehrung. Du haſt es ja ſelbſt gehört: verletzter Stolz, die Sünde Lucifers, machte Horburg zum Abtrünnigen — und gerade der Stolz, der eine ungeziemende Überhebung des Menſchen iſt, zieht ihn in die tiefſten Abgründe. Da iſt die Rettung ſchwer! Wer ſie verſuchen will, muß eine unausſprechlich reine Abſicht auf Gottes Ehre und eine heilige Liebe zum Opfer haben."

„Nun, ſo laß mich dies Opfer für ihn ſein!" rief Colomba feurig.

„Für ihn: ſehr gern, mein Kind! An ihn ... niemals!"

Sie ſchlug die Augen nieder; ſie hatte das verwechſelt. O'Connor fuhr fort:

„Unter keinen Umſtänden wäre Horburg der Mann, den ich Dir zum Gatten wünſchen könnte. Er iſt vierundvierzig Jahre alt; Du ... kaum ſiebzehn. Sein gebieteriſcher Charakter bekommt durch die Erfahrung, Menſchenkenntnis und Weltbildung, welche die Jahre mit ſich bringen, ein ſolches Übergewicht, daß er Deinen Charakter erdrücken und lähmen — nicht ausbilden würde. Indem die Natur mehr als ein Vierteljahrhundert zwiſchen Euch gelegt hat, trennt ſie Euch gerade ſo, wie übernatürliche Rückſichten Euch trennen."

Während der Vater ſprach, fühlte Colomba unwillkürlich die Wahrheit ſeiner Worte; aber Rudolf hatte ſich zu ſehr ihres Herzens bemächtigt, um durch vernünftige und religiöſe Gründe daraus verdrängt zu werden; — und als Horburg mit Marco auf dem beſtimmten Platz zuſammentraf, berichtete dieſer, die Signorina ſei nach ihrer Gewohnheit morgens und abends in den Garten gekommen, um ihre Beete zu begießen, habe aber ſehr traurig und verweint ausgeſehen. Zuletzt ſei ſie am Brunnen niedergekniet, habe den Kopf auf den Rand gelegt und bitterlich geweint.

„Brav, Marco! Du haſt Deine Sache gut gemacht!“ entgegnete Horburg. „Nun wollen wir weiter ſehen, ob Du ſchlau biſt. Wenn es dunkel geworden iſt, legſt Du dies verſiegelte Blättchen ſo auf das erſte Beet, daß die Signorina — aber nur ſie! — morgen es findet. Dann kommſt Du morgen abend wieder hieher und berichteſt, ob ſie geweint oder gelacht hat . . . und was ſonſt noch vorfiel.“

Marco empfing den Zettel und ein Trinkgeld, und ſie trennten ſich.

O'Connor überlegte inzwiſchen mit ſeiner Frau, daß es gut ſein werde, Colomba auf einige Zeit zu entfernen, da ein Wechſel der Umgebung leicht einen Wechſel des Gedankenkreiſes nach ſich zieht. Als ſie darüber einig waren, machte O'Connor einen Spaziergang und begegnete bei der Heimkehr

Horburg am Coliſeum, der eben von ſeinem Zwiegeſpräch mit Marco zurückkam. Beide Männer grüßten ſich kalt und fremd. Obſchon es ſtark dunkelte, glaubte O'Connor doch einen ſolchen Ausdruck von höhniſchem Trotz bei Horburg zu bemerken, daß er nicht ohne den tiefſten Schmerz daran denken konnte, ſein Kind durch eine Herzensneigung an dieſen Mann gefeſſelt zu wiſſen. Colomba empfing ihren Vater wie gewöhnlich mit liebevoller Zärtlichkeit; aber ihr Frohſinn war fort. Sie wußte nichts ihm zu erzählen, ſie hatte nichts ihn zu fragen; ihre Gedanken waren mit andern Gegenſtänden beſchäftigt, und als er fragte, ob ſie nicht ein wenig ſingen wolle? — verſuchte ſie es zwar, aber ihre Stimme bebte dermaßen und ſie kämpfte dermaßen mit hervorquellenden Tränen, daß ihm das Herz weh tat. Da ſagte er:

„Komm' her, Colomba! Du biſt zu erſchüttert, um ſingen zu können, mein armes Kind! Sieh, wie verkehrte Neigungen den Frohſinn und den Frieden des eigenen Herzens und der ganzen Familie trüben. Die Leidenſchaft wirkt zerſtörend auf einen ganzen, glücklichen Kreis von Menſchen! Deine Mutter und ich — wir glauben, es werde Dir leichter werden, Dich zu beſinnen, zu ſammeln und zu faſſen, wenn Du Dich auf etwa acht Tage in ein Kloſter begibſt . . . .“ —

„Ich kann aber nicht da bleiben!“ rief Colomba

Sollt' ich mich durch ſolche Faſelei, und durch das Geſtändniß nicht zu wiſſen ob Padua noch jetzt Univerſität iſt, in ſchlechtem Licht zeigen, ſo werf' ich alle Schuld auf Venedig: das hat mich geblendet. Nach den Euganeïſchen Hügeln ſah ich wol hin — aber nur flüchtig; da liegt Arqua, da lebte Petrarca, der Canonikus in Padua war, ſeine letzten Lebenjahre, da ſtarb er, da iſt ſein Grab. —

Mit den Paläſten zu Vicenza wußt' ich gar nicht was anfangen! es waren und blieben graue Steine. Beſſer gefiel mir das äußerſt lieblich bebaute Land, was ſich aus den paduaniſchen Moräſten empor, und zu lachenden Hügeln erhob, hinter denen die Schneeberge der Alpen mich ſo ernſthaft und doch ſo leuchtend anſahen. Dann kam nun gar die Adige und brachte mir Grüße von ihnen — kurz, in Verona war ich umgewandelt. Der Ort verdient es aber auch! ſeine Gebäude machen ihn ungewöhnlich intereſſant. Die Römer, die Gothen, das Mittelalter, die Renaiſſance — all dieſe Epochen ließen Monumente zurück — freilich nicht Alle gleich bedeutend. Mir waren grade diejenigen die liebſten, welche man ſonſt wol nicht in den erſten Rang ſtellt, nämlich die Schutthaufen auf dem Hügel von S. Pietro, wo einſt des großen Theoderich Schloß geſtanden, und die Gräber der Scaliger.

ganz außer ſich und umſchlang verzweiflungsvoll die Mutter.

„Armes Kind, daran denken wir nicht,“ ſagte Mißtriß O' Connor liebevoll. „Nicht zu den Benediktinerinnen von St. Cecilia wollen wir Dich führen, ſondern zu den Ordensfrauen von Bambino Geſù, bei denen man ſich ein paar Tage oder Wochen aufhält, ſei es, um geiſtliche Übungen zu machen, ſei es, um ſich in ſtiller Abgeſchiedenheit vom Weltleben zu erholen. Und einer ſolchen Erholung bedarfſt Du ſehr.“

Colomba ſah in der kurzen Trennung von den Eltern eine günſtige Gelegenheit, um ſich einmal recht ungeſtört auszuweinen und ging nun willig auf den Vorſchlag ein, am andern Morgen ſich dahin zu begeben, da O'Connor ſagte, er habe bereits der Oberin ihre Ankunft gemeldet.

Ihrer Gewohnheit treu, war Colomba's Geſchäft in der Frühe nach dem Beſuch der Meſſe in S. Clemente die Gartenbeete zu begießen. Sie entdeckte ſchnell das Zettelchen, das ihren Namen trug. Krampfhaft ergriff ſie es, blickte ſcheu um, ob niemand ſie beobachte, riß es auf und las die wenigen Worte in engliſcher Sprache:

„Die Liebe wacht und waltet über Colomba.“

Es kam eine tiefe, unausſprechliche Beruhigung über ſie. Wodurch? weshalb? . . . . ſie wußte es nicht! allein ſie fühlte, daß Rudolf ihr im Geiſt nahe ſei. Beinahe fröhlich nahm ſie Abſchied von ihrem Vater und ging mit der Mutter nach ihrem Beſtimmungsort. Am Abend konnte Marco an Horburg erzählen, die Signorina ſei auf acht Tage ins Kloſter zum Bambino Geſù bei S. Maria Maggiore gegangen und habe gar nicht betrübt ausgeſehen; — die Signora hingegen recht traurig. Er habe das gut bemerken können, da er ſie begleitet und ein Säckchen mit ihren Kleidungsſtücken getragen habe.

„Braviſſimo, Marco! vorderhand iſts genug!“ rief Horburg hoch erfreut, ſetzte dann aber raſch hinzu: „Ich denke, daß ich Dich bald wieder brauchen werde.“

Der unbeſtimmte ſüße Ton, den Colomba aus jenen Worten Rudolfs geſchöpft hatte, verſiegte bald. Die Leidenſchaft iſt eine unerſättliche, aufzehrende Flamme, die immer neu genährt ſein will und unbefriedigt durch die Nahrung bleibt. Auf den flüchtigen Troſt folgte um ſo tiefere Entmutigung. Sie hatte für keinen Zuſpruch, für keine Unterhaltung, für keine Beſchäftigung das mindeſte Intereſſe. Sie löſte ſich auf in Tränen und bekam nach drei Tagen ein ſo heftiges Heimweh nach ihren Eltern und ihren gewohnten Umgebungen, daß die guten Ordensfrauen beratſchlagten, ob es nicht beſſer ſei, ſie zurückzubringen. Eine Botſchaft von Mißtriß O'Connor entſchied die Frage! Eine Ordensfrau möchte die Güte haben, Colomba ſogleich nach Hauſe zu bringen, denn der Vater ſei erkrankt; da es ſchon finſter ſei, ſchicke ſie einen Wagen.

Colomba packte haſtig, beängſtigt und doch froh ihre Sachen zuſammen, nahm flüchtig Abſchied von der Oberin und verließ das Kloſter, mehr denn je entſchloſſen, niemals weder dieſes noch ſonſt irgend eins wieder zu betreten. Vor der Pforte ſtand Marco neben dem Wagen und öffnete den Schlag. Colomba fragte ihn, ob ihr Vater ſehr krank ſei. Er entgegnete, das könne er nicht ſagen; er habe nur den Auftrag bekommen, ihr die Botſchaft zu bringen. Er ſchloß den Wagen und ſie fuhren ab — Colomba voll Verlangen nach ihren Eltern, ihrem Hauſe, ihren Umgebungen, ihren Beſchäftigungen, weil das alles voll lebendigſter Erinnerung an Rudolf war.

Nach einiger Zeit hielt der Wagen, der Kutſcher ſtieg ab, öffnete den Wagenſchlag und ſagte, ſein Pferd ſei lahm geworden; die Damen müßten die Güte haben, ſich in den Wagen ſeines Kameraden zu bemühen. Er war Colomba beim Aus- und Einſteigen behilflich; dann ſprang er ſelbſt zu ihr in den andern Wagen — und der Kutſcher jagte davon, der **Porta del popolo** zu und von da gegen **Tor di Quinta** auf dem Wege nach Florenz. Colomba's Entführung war vollkommen gelungen!

Indeſſen ſtand die arme Kloſterfrau beſtürzt und verwirrt neben dem erſten Wagen — und zwar ganz allein. Marco war gleich nach der Abfahrt eiligſt nach Hauſe gelaufen und Horburg, der den Kutſcher geſpielt hatte, war mit Colomba entflohen. Da aber die Kloſterfrau keine Ahnung von dem Zuſammenhang dieſer Ereigniſſe hatte, ſo hielt ſie das Ganze ſo lange für ein unbegreifliches Mißverſtändnis, bis ſie ſich orientiert hatte, wo ſie denn eigentlich ſei. Da aber überfiel ſie ein furchtbarer Schreck — denn ſie befand ſich auf dem weiten, öden, menſchenleeren Platz vor S. Maria degli Angeli in den Thermen des Diokletian! Das konnte kein Mißverſtändnis, das mußte eine böſe Abſicht ſein, denn dieſe Richtung war derjenigen entgegengeſetzt, die ſie hätten einſchlagen müſſen. Die abgelegene Stätte, weit und breit keine Menſchen, keine Wohnungen, die Dunkelheit, die im September um acht Uhr abends vollſtändig iſt und vor fünfzig Jahren durch keine Gasflammen gelichtet wurde, erfüllten die Kloſterfrau mit namenloſem Grauen und ſie eilte, ſo ſchnell die lähmende Angſt um Colomba's Schickſal es geſtattete, zurück zum Kloſter des Bambino Geſù. Nachdem ihre Schritte verhallt waren, tauchte ein Mann irgendwo aus dem Dunkel auf, ging zu dem verlaſſenen Pferde, das geduldig vor dem Wagen auf eine lenkende Hand wartete, klopfte es liebkoſend auf den

Hals, um ſich als Herr kund zu geben und fuhr dann gelaſſen nach Hauſe.

Die Oberin des Bambino Geſù war in Verzweiflung über die entſetzliche Kunde, welche durch die einbrechende Nacht noch ſchauerlicher wurde. Wo war das unglückſelige Kind? bei wem war es? ging es freiwillig mit dem Entführer? war es geraubt? — Sie ließ den Beichtvater des Kloſters, der in der Nachbarſchaft wohnte, zu ſich bitten und teilte ihm den Vorfall mit. Trotz der ſpäten Stunde eilte der Pater ſogleich zu O'Connor. Die Gärtnersleute, durch deren Haus er kommen mußte, ſchliefen längſt. Es dauerte geraume Zeit, bis ſie wach wurden und öffneten. Dem Pater kam jede Minute wie eine Ewigkeit vor. Er dankte Gott, als er im Gartenhauſe durch einen Spalt der Fenſterladen Licht ſchimmern ſah, doch die Angſt gewann wieder die Oberhand, als auf ſein Klopfen und auf die Nennung ſeines Namens — O'Connor ſelbſt die Türe aufſchloß.

„Sie ſind alſo nicht krank?“ ſtammelte er.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?“ fragte O'Connor erſtaunt und ſetzte ſchnell und ahnungsvoll hinzu: „Was gibt es mit Colomba, mein Pater?“

„Sie iſt fort . . . . entführt mit teufliſcher Liſt . . . nach einem durchdachten Plan!“ rief der Pater. „Hören Sie, Signor, dieſe **historia calamitatis**.

Rufen Sie Ihre Frau .... das Kind muß vor dem Verderben geſchützt, das Lamm aus den Klauen des Wolfes gerettet werden."

„Ruhig, mein Pater, ruhig!" ſagte O'Connor tonlos; will Colomba, ſo kann ſie ſelbſt ſich ſchützen; will ſie nicht, ſo vermögen wir alle nichts. Ich bitte, erzählen Sie mir den ganzen Hergang."

Der Pater tat es. O'Connor konnte aber nicht daraus entnehmen, ob Colomba im Einverſtändnis mit Horburg gehandelt habe oder nicht. Für den Augenblick, zu mitternächtlicher Stunde, waren keine Nachforſchungen anzuſtellen. O'Connor beherbergte den Geiſtlichen, um in der Frühe des nächſten Morgens mit ihm auf das Polizeibüreau zu gehen. Es war eine furchtbare Nacht für O'Connor! angſthaftes Mitleid mit Colomba überwog im Vaterherzen alle Entrüſtung, allen Zorn, alle Verachtung gegen Horburg. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Frau zu wecken; ſie erfuhr ja immer früh genug die herzzerreißende Kunde. Er ging hin und her im Zimmer, im Garten, er kniete betend vor einem Kruzifix: er fand keine Ruhe! Wo war ſein Kind? .... Die Botſchaft ihres Todes hätte für ihn nicht dieſe gräßliche Bitterkeit gehabt: er hätte ſie in der Hand Gottes gewußt! ... jetzt war ſie in den Krallen des Satans .... ſie! ſeine Colomba! — — —

Der Jammer der Mutter gab ihm am andern Morgen etwas Faſſung. Er ſprach ihr Troſt zu, den er ſelbſt nicht fühlte, geleitete ſie nach dem Kloſter von Bambino Geſù, das ebenfalls in der größten Verſtörung war — und begab ſich dann zur Polizeibehörde. Seine verſchiedenen Nachforſchungen ergaben, daß Baron Horburg und ſeine Frau Päſſe nach der Schweiz, Frankreich und Deutſchland nahmen und am geſtrigen Abend mit Extrapoſt und mit vorausbeſtellten Kourierpferden auf allen Stationen, nach Florenz abgereiſt waren. O'Connor war gleich entſchloſſen, ihnen nachzuſetzen. Was er tun werde, wenn er ſie gefunden — — das war ihm nicht klar; das gab er Gott anheim. Er reiſte ebenfalls mit Kourierpferden nach Florenz und verfolgte auf jeder Station ihre Spur — denn überall hörte er, daß etwa dreißig Stunden vorher Pferde für eine Kourierchaiſe beſtellt worden wären. Aber in Florenz verſiegte die Spur. Weder die Gaſthöfe, noch Paß- und Poſtbüreau's gaben die mindeſte Auskunft. Die Flüchtlinge waren verſchwunden. Nach drei Tagen voll troſtloſem Suchen, Forſchen und Fragen mußte O'Connor ſich entſchließen, die Rückreiſe anzutreten. Dieſe drei Tage verwandelten den kräftigen Mann in einen Greis. Der namenloſeſte Gram grub Furchen auf ſeine Stirn, in ſeine Züge, die beredſamer als Worte ſein Leid erzählten.

In Rom, in ſeinem verödeten Häuschen, aus welchem die Colombella entflohen war, kam ihm ſeine Frau entgegen mit einem Brief des Kindes. Colomba ſchrieb:

„O meine geliebten, meine ſchwer gekränkten, teuern Eltern, verzeiht mir, ach, verzeiht mir. Ich kann nicht leben ohne Eure Verzeihung. Auf meinen Knieen und in Tränen gebadet bitte und flehe ich, verzeiht mir, daß ich jetzt Horburg's Frau bin. Ach, ich bin es nicht mit Freuden geworden; wenigſtens nicht mit der Freude, die ich wohl nur geträumt habe. Wo Euer Segen fehlt und Eure Liebe — ach, da kann Eure Colomba unmöglich ganz glücklich ſein.

Ich hatte keine Ahnung von Horburg's Plan. Marco brachte Eure Botſchaft in's Kloſter und wir alle glaubten ſie. Als ich den Wagen wechſelte, hatte ich noch kein Arg, denn Horburg ſprach mit verſtellter Stimme. Erſt als er ſich zu mir ſetzte und meinen Namen nannte, erkannte ich ihn und rief:

„Fahren wir zu meinen Eltern?“

„Später, Colomba, ſpäter!“ ſagte er beklommen.

„Nein! ſogleich!“ rief ich, wollte den Wagen öffnen und herausſpringen, denn mich überfiel eine unſägliche Angſt; allein er hielt mich feſt und ſagte, wir gingen nach Florenz, um uns dort auf ewig zu verbinden und dann als Vermählte zu Euch zurückzukehren. Dann würdet Ihr Euch leicht verſöhnen laſſen. Dieſe Entführung ſei das einzige Mittel, um uns alle glücklich zu machen, während wir ſonſt in Trauer und Ungewißheit im beſten Fall manches Jahr verlieren, wahrſcheinlich aber auf immer uns trennen müßten. Das leuchtete mir zwar ein, doch jammerte ich fort und fort nach Euch, bis Horburg ſehr ernſt ſagte:

„Wohlan! es kann geſchehen! aber dann, Colomba, dann ſind wir auch auf ewig getrennt. Eine Liebe wie die meinige begehrt Erwiderung und Vertrauen. Ein Weib, das Vater und Mutter lieber hat, als mich, iſt meiner Liebe nicht wert.“

Auf ewig von ihm mich zu trennen, vermochte ich nicht. Ich ſchwieg und weinte — und hoffte, daß wir bald nach Florenz kommen würden. Ich wußte nicht, wie weit das von Rom ſei! Wir fuhren ungeheuer raſch; aber die Nacht verging und der Tag verging und wir waren noch immer nicht da. Horburg ließ Wein und Früchte und Brot beim Wechſel der Pferde an den Wagen bringen; aber ich konnte weder eſſen noch trinken; ich hatte keinen Hunger, keinen Schlaf. Ich glaube, ich hatte Fieber; . . . in der Seele gewiß! — So kamen wir nach Siena. Da änderte Horburg ſeinen Reiſeplan, obſchon er die Pferde nach Florenz beſtellt hatte. Er ließ ſie im Stich und nahm einen Vetturin nach

Livorno. Die Spannung, die Ungeduld gaben mir Kraft, um die Ermüdung auszuhalten. Ich ſagte ihm, in Livorno müſſe er wegen unſerer Kopulation gleich zu einem katholiſchen Geiſtlichen gehen. Er verſprach es. Als wir in Livorno ankamen, brach ich zuſammen vor Erſchöpfung. Ich ſchloß mich in dem Zimmer, das mir angewieſen wurde, feſt ein und fiel in einen eiſernen Schlaf. Am andern Morgen ging ich in die Meſſe, um den lieben Gott zu bitten, daß er mir und Horburg gnädig ſein und uns die Herzen meiner vielgeliebten Eltern wieder zuwenden wolle. Das beruhigte mich ſehr; ich faßte Mut und Hoffnung. Ich war bis jetzt gar nicht freundlich gegen Horburg geweſen, mochte ihn nicht ſehen, nicht hören, nicht ihm die Hand geben; ich fand es grauſam, daß er mich ſo fortſchleppte vom Vaterhaus. Aber jetzt, da ich nun bald ſeine Frau ſein ſollte, war ich wieder geneigt, ſein gewalttätiges Verfahren zu entſchuldigen und zu glauben, daß wir einem grenzenloſen Glück entgegen gingen. Dann kam Horburg und holte mich ab. Unterwegs ſagte er mir, die katholiſchen Geiſtlichen dürften keine Kopulation vornehmen, wenn, wie bei uns, ausweiſende Papiere und andere Bedingungen fehlten. Er habe aber einen Geiſtlichen einer andern Konfeſſion gefunden, der aus großer Barmherzigkeit, um jedes öffentliche Ärgernis zu vermeiden, uns kopulieren wolle. „Ich

Nach dem Coliſeum kann unmöglich irgend ein Amphitheater Effect machen, und iſt auch die Arena des veroneſiſchen ſammt allen Sitzen und Treppen weit beſſer erhalten als im römiſchen — da fehlen ſie nämlich ganz — ſo hatte ich das von Pompeji bereits geſehen, konnte mir alſo ſehr gut die Einrichtung vorſtellen, und ward hier durch die Umgebung heftig geſtört — denn in die äußern Arkaden des Amphitheaters haben ſich Werkſtätten u. dergl. eingeniſtet, ungefähr wie in das Theater des Marcellus zu Rom, und durch die Werkſtatt einer Nähterin iſt der Eingang zu ſuchen. Übrigens liegt es recht ſchön und frei, von allen Seiten auch dem Auge zugänglich, auf der großen Piazza Bra, hübſche Häuſer umher, und ein herrlicher Palaſt von Sammicheli, genannt della Gran Guardia, ein öffentliches, jetzt unbewohntes Gebäude, gegenüber. Jetzt wird ſeitwärts eine Hauptwache gebaut; aber der griechiſche Styl gelingt auch nicht Allen ſo gut wie dem Palladio! die Säulen ſtehen ſo hoch, ſo geſtreckt da, wie auf Stelzen. Unſer Aug' iſt nicht vertraut mit den griechiſchen Verhältniſſen; neben unſern Thürmen kommen uns ihre Tempel niedrig vor, ſind es auch vergleichsweiſe; an den modernen Nachahmungen kann man ſehen, daß ihr Character nicht die ſchrankenloſe Höhe eines Thurms verträgt.

gebe mein Ehrenwort," ſetzte Horburg hinzu, „daß auch der frömmſte Katholik eine alſo geſchloſſene Ehe nicht als bürgerlich ungültig betrachtet; — und das iſt jetzt für uns die Hauptſache." Mit beklommenem Herzen mußte ich ihm Recht geben, ſo bitter leid es mir auch war, keinen Prieſter bei dieſem heiligen Sakrament zu ſehen — und in der unfreundlichen Sakriſtei von ich weiß nicht welcher Kirche ging unſere Kopulation vor ſich. O meine geliebten Eltern, das war unausſprechlich traurig! . . . ohne Feier, ohne Freude! Hätte ich nur gewußt, wie ich wieder zu Euch kommen könnte, ich glaube ich wäre fortgelaufen, ſo verlaſſen, ſo einſam, ſo beängſtigt fühlte ich mich. Aber nein! ich will nicht lügen! Der Gedanke, Horburg ganz und für immer zu verlieren, war mir ſo unfaßbar, daß ich meine peinliche Verlaſſenheit doch lieber aushalten wollte.

Geſtern bin ich alſo vor Gott und mit ſeinem Segen Horburg's Frau geworden, obſchon kein katholiſcher Prieſter ſich bereit finden ließ, uns zu trauen. Allein ich kann ohne Euren Segen weder Ruhe noch Frieden, weder Freude noch Glück haben. Darum bitte ich auf den Knieen, ſchreibt mir ein Wort des Troſtes hieher, Livorno, post. rest. und laßt Gnade vor Recht gehen für Eure Colomba."

„Welch ein Glück, daß das Gewiſſen dem armen Kinde keine Ruhe läßt," ſeufzte die Mutter; und

O'Connor ſpürte faſt ein Gefühl von Freude über die Art der Entführung und über Colomba's Bericht und Stimmung. Nach ruhiger Überlegung ſchrieb er:

„Eltern ſind immer geneigt, einem geliebten Kinde Kränkungen zu verzeihen, die es ihnen aus Verblendung zufügt. So geht es auch Deiner Mutter und mir, mein teures Kind. In unſern Herzen iſt keine Spur von Zorn oder Groll, ſondern nur ein unausſprechliches Weh über den Schritt, zu welchem Du Dich haſt hinreißen laſſen und deſſen ſträflichen Leichtſinn Du in Deiner gegenwärtigen Betörung nicht gehörig würdigſt. Eltern müſſen immer darauf vorbereitet ſein, mehr oder minder durch ihre Kinder zu leiden, denn ſie ſind bei denſelben die Stellvertreter Gottes — und da Gott ſo vielfach durch uns alle beleidigt wird, ſo iſt es in der Ordnung, daß auf uns, als Eltern, ein Teil dieſer Beleidigungen falle, da wir, als wir Kinder waren, vielleicht unſern Eltern etwas Ähnliches zufügten. Sei alſo getroſt in Beziehung auf Deine Mutter und mich: wir lieben Dich, wir beten für Dich, wir haben für Dich keine andere Geſinnung als die der zärtlichſten Milde und Nachſicht, und wir vergeben Dir vollſtändig den Schmerz, den Du uns bereiteſt haſt.“

„Aber, mein teures Kind, die ſchwere Beſchädigung, welche Du Deiner eigenen Seele, Deiner im

Blut Jeſu erkauften Seele zufügteſt, indem Du Dich gegen Gottes Gebot verfehlteſt — können wir Dir nicht vergeben, denn das liegt außerhalb unſeres Bereiches. Wir können nur Gott bitten, daß er Deine Schuld an uns ſtrafe; wir können uns nur ihm als Opfer darbieten; — Deine Verſöhnung mit ihm mußt Du ſelbſt in Reue und Buße bewirken. Du haſt ſein heiliges viertes Gebot, an welches er ſeinen Segen für das ganze Erdenleben geknüpft hat, mit furchtbarem Leichtſinn verletzt; Du haſt die jungfräuliche Sittſamkeit, dieſen himmliſchen Schleier um die Seele des Weibes, gedankenlos zerriſſen. Du haſt es getan, um Dich mit einem Manne zu verbinden, den ein einziges Wort bis in's Herz hinein brandmarkt: Apoſtat; und nachdem Du das alles tateſt, mein armes Kind, und Dich nun für ſicher und geborgen hältſt, ja ſogar für gerechtfertigt — muß ich Dir erklären, daß Deine Ehe ungültig iſt, daß Du, wenn Du in dieſem Verhältnis bleibſt, von der Kirche und ihren Sakramenten Dich trennſt und daß Dir keine andere Rettung übrig bleibt als zu uns, Deinen Eltern, zurückzukehren. Gültig iſt eine Ehe nur dann, wenn ſie vor dem rechtmäßigen Pfarrer geſchloſſen wurde. Und da ein Ehebund ein Akt des freien Willens iſt, eine Entführte aber, ſo lange ſie unter der Botmäßigkeit des Entführers ſich befindet, nicht als frei in ihren Handlungen betrachtet werden kann, ſo erkennt die Kirche mit hoher Weisheit eine ſolche Ehe nicht als gültig an. Zwei Gründe alſo machen Deine Verbindung zu einer unehelichen und folglich unerlaubten: erſtens hat nicht Dein oder Horburg's rechtmäßiger Pfarrer Deine Verbindung eingeſegnet; und zweitens biſt Du eine Entführte und dadurch der Freiheit Deines Willens beraubt. Wie ſehr Letzteres der Fall iſt, geht aus jedem Wort Deines Briefes hervor! überall unterdrückt die Leidenſchaft die Stimme des Gewiſſens; das iſt ſchmachvolle Sklaverei, mein armes Kind — und die Kirche, die jede Art von Sklaverei verabſcheut, am meiſten aber die ſittliche, erklärt eine Perſon, welche ſich in dieſem Zuſtand befindet, für unfähig, das heilige Sakrament der Ehe zu empfangen. Dies iſt nicht meine Anſicht, nicht mein Urteil, ſondern das unſerer gemeinſamen Mutter, der wir alle, Du und ich, zu gehorchen haben; — der auch Horburg gehorchen müßte, wenn er ſich nicht einen Gott und eine Religion zurechtgemacht hätte, die ſich mit ſeinem Entſchluß vertragen, nur ſeinen Willen als abſolutes Recht, — nur ſeine Anſicht als abſolute Wahrheit — nur ſein Wohlgefallen als abſolutes Geſetz anzuerkennen und zu befolgen. Es iſt möglich, daß er bei ſeinem Abfall nicht klar in ſeine Beweggründe hineingeſchaut habe. Der Hochmut, die Eigenliebe, die Sinnlichkeit, die Ehr- und Selbſtſucht, ach alles Böſe, das ſich ſo gern in unſerer hinfälligen Natur breit macht — alles wird ihn verblendet haben — aber eine ſolche Verblendung, unter dieſen Umſtänden und bei dieſem Schritt, iſt ſchon ſündhaft. Will ich ihn noch ſo gern entſchuldigen, ſo iſt doch eines unleugbar und gewiß: Keiner wird ein Abtrünniger, um eine höhere Stufe der Tugend zu erſteigen, wohl aber, um mit möglichſt geringer Gewiſſensunruhe auf einer niedrigeren es ſich wohl ſein zu laſſen. Und einem ſolchen Mann haſt Du Dich für Dein ganzes Leben unterwerfen wollen! und in welcher demütigenden, das Zartgefühl verletzenden Weiſe! Du haſt ihm bewieſen, daß Du im Himmel und auf Erden nichts Höheres anerkennſt, als ihn! daß Du es unmöglich findeſt, dem Rat Deiner Eltern und der Warnung der Kirche Gehör zu geben! d. h. daß Du es unmöglich fandeſt, Gott zu gehorchen, der durch dieſe Stimmen zu Deiner verblendeten, unerfahrenen Jugend ſprach. — Du haſt alſo durch die Tat, durch Deine Handlungsweiſe gezeigt, daß Deine Seele nicht in der Verfaſſung iſt, um ein ſo großes, ſo heiliges Sakrament zu empfangen. Und deshalb, Colomba, ermanne Dich! Fliehe den Mann, der Dich in eine Stellung gebracht hat, die Gott beleidigt und Dich erniedrigt. Kehre zurück zu Deinen betrübten Eltern, die vor allem wünſchen, Deine Seele zu retten. Kein Vorwurf ſoll Dich betrüben, kein Wort Dich kränken. Wir wollen unſern namenloſen Gram bezwingen und mit unſerer Liebe zudecken, wenn Du zu uns, zu Gott, zu Deiner Pflicht zurückkehrſt. Ermanne Dich, Colomba! wir bitten Gott auf den Knieen um Deine Rückkehr, um Deine Rettung."

Mißtriß O'Connor fügte dieſen Zeilen einige ebenſo zärtliche und ebenſo entſchiedene Worte bei und der Brief ging nach Livorno.

„Und wenn ſie nicht wiederkommt — was dann?" ſeufzte die betrübte Mutter. „Wenn der Geier unſere Taube in den Krallen behält — was dann? — Können wir — dürfen wir ſie ganz fallen laſſen? uns ganz von ihr losſagen? ſie ohne Zeichen der Teilnahme ihrem ſchrecklichen Schickſal überlaſſen? — — Ich vermag das nicht. Reginald! ich werde immer wieder von Zeit zu Zeit an ihr Herz klopfen und ihr die rettende Hand bieten."

„Sie kommt vielleicht!" ſagte O'Connor.

Aber ſie kam nicht! Sie empfing und las auf den Knien das Schreiben der Eltern. Dann aber eilte ſie ſchwimmend in Tränen zu Horburg und fragte ihn, ob ſie denn nicht wirklich ſeine rechtmäßige Frau ſei? ob er ſie in irgend einer Weiſe hintergangen habe?

Er ſchwur ihr tauſend Eide, daß ſie und nur ſie und ſie für immer und ewig ſeine Frau und ſo rechtmäßig ſeine Frau ſei, als habe ihr Pfarrer in Rom die Einſegnung vollzogen.

„Denn die Aſſiſtenz der Geiſtlichen,“ ſagte er, „iſt nur eine Form, iſt nichts Weſentliches. In Frankreich, das doch ſehr katholiſch iſt, ſchließen eine Menge von Katholiken ohne Prieſter und ohne kirchliche Ceremonien ihre Ehe und ſie iſt von der allervollkommenſten bürgerlichen Geltung. Kein Menſch bezweifelt auch nur im Allerentfernteſten, daß die zwei ein Ehepaar ſind. Bei der etwas übertriebenen Anſchauungsweiſe Deiner Eltern, meine ſüße Colombella, iſt es zu erwarten, daß ſie auf die kirchliche Einſegnung der Ehe das größte Gewicht legen werden. Mein Gott! ich hätte mich ja ſehr gern von einem katholiſchen Prieſter — und gewiß am allerliebſten von Deinem Pfarrer in Rom kopulieren laſſen. Aber, wer trägt die Schuld, daß es nicht geſchah? . . . ſind es nicht Deine Eltern? — Und was iſt das für ein ſeltſamer Vorſchlag, daß Du zu ihnen zurückkehren mögeſt, nachdem Du mir Treue und feſtes Ausharren in Leid und Freude gelobteſt und durch die ſüßeſten und ſtärkſten Bande unauflöslich Dich mit mir verbandeſt! Sind nicht die Bande der Natur von hoher Heiligkeit? Mutet man einer Mutter zu, ſich von ihrem Kinde loszuſagen, ſelbſt wenn es ein Verbrechen begangen hätte? Warum denn einem Weibe, den Gatten zu verlaſſen, weil er, von

Liebe hingeriſſen und durch den Widerſtand der Eltern dazu gedrängt, den Schritt tat, welchen ich gewagt habe und mit welchem ſich Deine Eltern allmählich verſöhnen werden, wenn ſie ſehen, daß Du glücklich biſt. Biſt Du es aber nicht, Colombella, ſo gehe zu ihnen zurück . . . ich halte Dich an keiner anderen Kette, . . . als an meiner und Deiner Liebe."

„Ich kann Dich nicht verlaſſen . . . ich fürchte mich vor meinen Eltern — oder eigentlich vor der Beſchämung, die ich jetzt, ihnen gegenüber, empfinden würde," ſagte ſie, indem ſie ſich an Horburg ſchmiegte. „Aber unſer Glück wird ſie verſöhnen . . . . das glaube ich feſt. Ich vertraue dem Faden der Liebe und Verſöhnung, der durch den Brief läuft."

Sie war eben ein unerfahrenes Kind, ein unentwickelter Charakter — und war in den Brennpunkt einer Leidenſchaft geraten, gegen welche ſie gar keine Waffen zu beſitzen wähnte, weil ſie zu ungeübt in der Verteidigung nach der Seite der Welt hin — und ohne jene Einſicht war, die aus Nachdenken und Erfahrung, von der Gnade erleuchtet, hervorgeht. Der Abfall ihres Mannes vom Glauben kam ihr freilich wie ein großes Unglück vor, — wie wenn jemand das Unglück hätte, im Finſtern von einem Felſen zu ſtürzen; ſie ſah ein trauriges Ereignis, keine Sünde darin. Iſt es aber keine Sünde, keine Empörung gegen Gott, der in Bezug auf die chriſtliche Offenbarung zu den Apoſteln, den Trägern der Kirche, geſagt hat: „Wer euch hört, der hört mich!“ — ſo iſt es auch kein trauriges Ereignis, ſondern ein höchſt gleichgültiges, ja im Grunde gar keines. Alle tieferen Beziehungen und höheren Anknüpfungspunkte hören auf, ſobald der Menſch aus dem Glauben, der einerſeits eine Gnadengabe und andererſeits eine chriſtliche Tugend iſt, eine individuelle Meinung macht, welche die indifferenteſte Sache von der Welt iſt. Entweder gibt es keine abſolute und objektive Wahrheit, die ſich in und durch die chriſtliche Glaubenslehre offenbart: — und dann ſteht es dem Narren wie dem Weiſen, dem Laſterhaften wie dem Tugendhaften zu, nach eigenen Normen zu meinen; — oder es gibt eine: dann muß ſie, weil ſie eben die Eine und einzige iſt, in göttlicher Autorität begründet und bevollmächtigt ſein, ihre ewig gültigen Normen dem Weiſen wie dem Toren, dem Tugendhaften wie dem Laſterhaften vorzuzeichnen; und dann tritt der, welcher dieſen Normen widerſagt, als Empörer wider ſie auf. Die Empörung gegen rechtmäßige geheiligte Herrſchaft iſt Sünde, weil durch ſie das Geſchöpf dem Schöpfer den Gehorſam aufkündigt.

Colomba dachte jedoch nicht ſo weit und hoffte, ein ſo herrlicher Mann wie Horburg werde ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden. Horburg aber, nachdem er ſich verſichert hatte, daß Colomba ihn nicht verlaſſen werde, durchlas O'Connors Schreiben nochmals mit dem Auge der Eigenliebe, und da es den Apoſtaten ins Herz hinein kennzeichnete, fand er — eine ungeheuere Beleidigung darin, ſo daß ſein Stolz ihn geneigt machte, in dieſer ganzen Sache keine andere Kränkung zu ſehen, als die, welche er empfing.

„Sieh, wie Deine frommen Eltern mich hart behandeln und Dich rauh zurückweiſen," ſagte er zu Colomba, nachdem er den Brief geleſen; — „deſto beſſer! Du biſt nun ganz mein und haſt nichts auf Erden als mich! das iſt mir ein unbeſchreiblich ſüßes Gefühl."

„Nein!" antwortete Colomba in ihrer kindlich natürlichen Weiſe: „ſie prüfen uns nur und weiſen uns zurecht, ... nicht zurück. Sie werden ſich verſöhnen laſſen."

„Es kommt mir drollig vor," rief Horburg lachend, „eine Zurechtweiſung zu empfangen. Seit mindeſtens vierzig Jahren war davon keine Rede."

„Ich bin nicht ſo vollkommen wie Du!" ſagte ſie lieblich. Was ihr die Eltern über die Ungültigkeit ihrer Ehe geſchrieben hatten, ging unter vor Horburgs Sophiſtik . . . . Er fing an nachzudenken, was denn jetzt wohl zu beginnen ſei. Bisher war ſein Leben eine Kette von Aufregungen, von Be-

Die altrömiſchen Brückenbogen und Thore hat man auch ſchon geſehen, wenn man aus dem ſüdlichen Italien kommt, und das Theater, welches man jetzt ausgräbt iſt noch nicht weit genug herausgefördert um ein zuſammenhangendes Ganzes zu bilden. Es liegt am Fuß des Hügels von S. Pietro, und dieſer ganze Hügel gehört einem Herrn Monga, der ihn nach und nach an ſich gekauft hat, und jetzt alle Häuſer allmälig niederreißen läßt, welche ſeit Jahrhunderten auf und mit den alten Trümmern erbaut ſind, damit die untergegangene Herrlichkeit wieder ans Licht komme. Es mag wol eine Herrlichkeit ſein! zierliche ioniſche Kapitäle, zerbrochene Säulenſchafte von verde antico und von dem köſtlichen lilafarbenen Marmor, den man in Rom „paonazetto" nennt, bezeugen es. Oben auf dem Hügel ſtand das Schloß des großen Oſtgothenkönigs Theoderich, der zugleich König von Italien war, und während ſeiner 38jährigen Herrſchaft dem Lande Ruhe, Recht und Frieden gab, wie es ſeit den Tagen der Antonine ſie nicht genoſſen. Das war der Mann, den die hochmüthigen Römer verachtend einen Barbaren nannten! freilich ſchreiben konnt' er nicht! das Schreiben gehörte damals nicht weſentlich zur Bildung; 300 Jahr ſpäter lernte Carl der Große erſt in ſeinem hohen Alter mühſam dieſe Kunſt. Es gab dawegung der verſchiedenſten Art, doch ſtets nach außen hin, geweſen. Er war jetzt älter geworden, gleichgültiger gegen die Außenwelt; er war durch ſeine Ehe auch zu einem gewiſſen Abſchluß mit ſich ſelbſt gekommen, da er die Notwendigkeit einſah, für eine Familie zu ſorgen, wenn er ſie gründe. Er war mit ſeinem Einkommen auf das Jahrgeld des alten Herrnhuters beſchränkt. Das Erbe ſeiner Mutter war kaum genügend geweſen, um frühere Schulden zu bezahlen. Colomba hatte ſo geringe Bedürfniſſe und war ſo ſehr an eine beſchränkte Haushaltung gewöhnt, daß ſie ſich ganz von ſelbſt in ihren neuen beſchränkten Verhältniſſen heimiſch und zufrieden fühlte. Nur aber mußte er mit ihr im Ausland bleiben. Nach ſeiner Heimat zu gehen, zwiſchen Verwandten und Standesgenoſſen zu leben — und nicht ſo zu leben, wie ſein Vater gelebt hatte und wie er ſelbſt hätte leben können, ohne ſeine törichte Verſchwendung — das fiel ihm gar nicht ein. Er beſchloß alſo, ſich vorderhand in Florenz niederzulaſſen, wo die materielle Exiſtenz außerordentlich leicht und durch die Schönheit der Natur und die herrlichſten Schätze der Kunſt höchſt angenehm war. In einer kleinen Wohnung am Lungh-Arno, mit dem Blick auf den Fluß und auf die Cypreſſen drüben im Garten Boboli, verlebte Horburg ſeine Roſenmonde mit Colomba. Beide fühlten ſich ſehr glücklich. Sie war ein äußerſt bieg- und bildſames Weſen, neu und friſch in allen Dingen, ganz bereit, in ihm ein Orakel der Weisheit und einen Apoſtel der Liebe zu verehren und glücklich, weil ſie ihn wegen ſeiner Überlegenheit bewundern und trotz derſelben lieben durfte. Er war glücklich in dem ſo ganz fremden Genuß einer Häuslichkeit, welcher ein reizendes Weſen ſüßen Zauber lieh. Indeſſen konnte er doch nicht ununterbrochen mit Colomba ſpazieren und in Gemäldegallerien gehen; er nahm alſo ſeinen früheren Gedanken wieder auf, ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beſchäftigen und einen Teil ſeiner Erlebniſſe aufzuzeichnen. Er wählte die Jahre in der Vendée. Es waren die beſten in ſeiner Vergangenheit. Was er am Tage ſchrieb, las er abends Colomba vor und entzückte ſie. Wie alle jungen friſchen Seelen liebte ſie heldenhafte Menſchen und Taten.

„Du mußt aber mehr Nachdruck darauf legen, daß das Volk für ſeine Religion kämpfte,“ ſagte ſie.

„Nein!“ erwiderte er; „das würde den Eindruck von wildem Fanatismus machen; — und den muß man vermeiden.“

Das Kapitel der Religion blieb von allen Geſprächen ausgeſchloſſen. Colomba war viel zu unbefangen, um es abſichtlich zu tun; da aber Horburg kein Intereſſe dafür äußerte, ſo unterblieb es von ſelbſt. Übrigens ſtörte er ſie gar nicht in ihren frommen Gewohnheiten; ſie ging täglich in die Meſſe; ſie hatte ein hübſches Muttergottesbild gekauft, ſtellte es in ihr Schlafzimmer und ließ jeden Samstag eine Lampe davor brennen; ſie verrichtete auf den Knien ihr Abendgebet vor einem Kruzifix; ſie tat das alles mit einer Kindlichkeit und Einfalt, die ihren Mann entzückte, ſo daß er ſich der Anſicht zuneigte, die katholiſche Religion habe etwas Eigentümliches, um Frauen liebenswürdig zu machen — und das ſei kein geringer Vorzug.

Nach einigen Monaten ſchrieb Colomba ihren Eltern, umging die große Frage der Rückkehr und pries ihr Glück und ihren Mann. Mißtriß O'Connor antwortete mit der größten Zärtlichkeit, ſtellte aber wiederum Colomba's Ehe als eine ungültige hin, drang wiederum auf die Heimkehr der Tochter und fragte, ob Colomba denn nicht zu den Sakramenten zu gehen wünſche. Dies war aber noch gar nicht geſchehen! Colomba's Gewiſſen war eingeſchlummert, nachdem ſie für ihren Leichtſinn demütig um die Vergebung der Eltern gebeten und ſich mit ihrer Liebe entſchuldigt hatte. Jetzt war ſie unter die Botmäßigkeit dieſer Liebe geraten und kannte kein höheres Geſetz als das — ihren Mann glücklich zu machen, und keine höhere Aufgabe als die, ſeine Liebe zu bewahren. Die frommen Gewohnheiten, in denen ſie aufgewachſen war, behielt ſie bei — als Gewohnheit und weil ſie einen von Natur frommen Sinn hatte. Aber wie lange konnte das dauern neben einem angebeteten Mann, deſſen eiſige Gleichgültigkeit gegen alles Religiöſe einen Hauch des Todes über jedes innere Leben mit Gott verbreitete! Es war vorauszuſehen, daß Colomba, auf dieſem Wege fortwandelnd, mit der Zeit ſo gleichgültig wie Horburg werden — und da mit der Zeit auch der Rauſch jeder Leidenſchaft verfliegt — äußerſt unglücklich werden mußte.

Dies erkannte ſogleich der Prieſter, zu dem Colomba eilte, um ihrer Mutter mitteilen zu dürfen, daß ſie wenigſtens einmal das Sakrament der Buße empfangen habe. Er ſah in ihr das arme, verblendete, im Strudel der Leidenſchaft berauſchte Kind, das ſie eben war — und behandelte das ſchwache Seelchen, das ohne Arg und ohne Falſchheit ſich offenbarte, nachſichtig genug, um ſie im guten Willen und in der Aufrichtigkeit zu erhalten und dann allmählich ihre moraliſche Kraft zu heben und zu ſtärken. Er ſprach nicht von ihrer Rückkehr zu den Eltern; allein er erklärte ihr ganz einfach, daß die Kirche ihre Ehe mit Horburg nicht als eine gültige anerkenne und zwar aus den Gründen, die ihre Eltern angegeben hatten. Sie müſſe bei Horburg darauf dringen, dieſen heiligen Akt jetzt vorzunehmen, da ſie bereits ſeit drei Monaten in Florenz domiciliert ſei und folglich einer Pfarrgemeinde angehöre und einen rechtmäßigen Pfarrer habe. Er ſelbſt, der Pater Generoſo, ſei gern bereit, die Sache zu vermitteln und ſo bald wie möglich mit dem Pfarrer zu ordnen. Um alle Bedingungen der Kirche zu erfüllen, müſſe ſie ſich von Horburg trennen, bis ſie ſeine rechtmäßige Gattin geworden ſei. Sie werde am Beſten tun, ſich deshalb in ein Kloſter zurückziehen, das er ihr anweiſen und wo ſie ſich auf den Empfang der Sakramente des Altars und der Ehe vorbereiten könne. Erſt dann dürfe er ihr die Abſolution erteilen.

Horburg entſetzte ſich, als er Colomba zurückkehren ſah. Leichenblaß, mit verweinten Augen, mit bebenden Lippen trat ſie ein und ſagte mit zitternder Stimme:

„Rudolf! wenn Du nicht willſt, daß ich im namenloſeſten Elend vergehen ſoll, ſo erfülle die Bedingungen, welche die Kirche macht, um die Rechtmäßigkeit unſerer Ehe anzuerkennen. Dich koſtet dieſer Akt nichts, als eine kleine Selbſtverleugnung, die Gott Dir lohnen wird. Für mich iſt er von der höchſten Wichtigkeit — denn meine ewige Seligkeit knüpft ſich daran. Rudolf, erbarme Dich.“

„Beruhige Dich, Colombella,“ ſagte er zärtlich, „und glaube doch nicht den Worten eines Prieſters.“

„Rudolf! das verſtehſt Du nicht!“ rief ſie außer ſich; „ich glaube an Den, der vom Prieſter geſagt hat: Wer euch hört, der hört mich. Durch den

Prieſter im Beichtſtuhl ſpricht der heilige Geiſt! . . Dem will ich gehorchen."

Er wollte ſie beruhigen, mit Worten, mit Liebkoſungen.

„Schweige! rühre mich nicht an!" rief ſie und trat einen Schritt zurück; — und dann, auf die Kniee fallend, ſetzte ſie hinzu: „O Rudolf, vergib mir! . . . . aber erbarme Dich meiner . . . . vergifte nicht mein Leben und Dein Leben! . . . . Ich habe Dir alles geopfert . . . . aber meine Seele für die Ewigkeit . . . . nein! die nicht!" —

Horburg erkannte, daß hier der Moment eintrete, wo er nachgeben müſſe, wenn er nicht ſein Verhältnis zu Colomba unerträglich machen wolle; vielleicht rührte ihn auch die Todesangſt ihrer verirrten, aber gläubigen Seele. Er entgegnete mild:

„Sei ruhig, Colombella, ich bin bereit, unſere Ehe, die für mich eben ſo gültig als heilig iſt, in der Weiſe einzugehen, die man von Dir verlangt. Frage den Prieſter, was zu tun ſei. Ich willige in jede Bedingung ein."

Ganz beſeligt eilte ſie zu Pater Generoſo zurück, beſprach das Nötige mit ihm und begab ſich dann ſogleich in das Kloſter, das er ihr anwies und das die Beſtimmung hatte, Frauen aus der Welt eine Zeit der Zurückgezogenheit und geiſtlicher Übungen zu gewähren. Inzwiſchen ſetzte Pater Generoſo den Pfarrer in Kenntnis der Verhältniſſe; — und nachdem dieſer von Horburg das Verſprechen erhielt, ſeine etwaige Nachkommenſchaft in der römiſch-katholiſchen Kirche erziehen zu laſſen — und die Verſicherung, daß ſich Horburg für die nächſten Jahre in Florenz niedergelaſſen habe — trat der vom Colomba heiß erſehnte Augenblick ein: ſie empfing das Sakrament der Ehe. Mit dankbarer Freude für dieſe große Gnade machte ſie ihren Eltern dieſe Mitteilung und bat um deren Segen.

„Wir ſegnen unſer geliebtes Kind," antwortete ihr Vater; — „was aber Deine Ehe betrifft, ſo begnügen wir uns, ſie der Gnade Gottes zu empfehlen. Wir halten es für unmöglich, daß Du an der Seite eines ungläubigen Gatten glücklich werden könneſt. Früher oder ſpäter wird der Schmerz Dich heimſuchen und es wird Deine ſchwere Buße ſein, ihn ſanft und geduldig zu tragen. Vergiß nicht, daß es Deine höchſte Pflicht iſt, Deinen Glauben zu bewahren, nach deſſen Lehren und Vorſchriften zu leben, nicht kalt noch lau zu werden und nicht nachzulaſſen mit Gebet für die Bekehrung Deines Mannes. Wir werden das unſrige mit dem Deinen vereinen und Dich immer zärtlich lieben."

Dieſer Zeitpunkt machte einen großen Abſchnitt in Colomba's Leben. Sie war zurückgetreten auf den Boden der heiligmachenden Gnade. An dem Licht und an der Kraft, welche ihr dort entgegenſtrömten, klärte ſich ihre Erkenntnis auf und ſtärkte ſich ihr Wille; — und als auch gar bald der Schmerz mit ſeiner läuternden Weihe hinzu kam, reifte er mehr und mehr ihre Seele und die irdiſche Leidenſchaft wurde allmählich eine heilige Liebe.

Sie empfing von nun an häufig das Sakrament der Buße. Als ſie eines Tages ſtrahlend von innerer Zufriedenheit aus der Kirche kam, rief ſie beſeligt:

„Ach Rudolf! wie gut iſt Gott! Er hat mir alle meine Sünden vergeben!"

„Natürlich!" ſagte Horburg.

„Nein!" rief ſie; „das iſt gar nicht natürlich! Menſchen vergeben nicht einmal immer, wenn ſie beleidigt wurden .... und der große Gott tut es!"

„Armes kleines Geſchöpf!" ſagte er halb zärtlich und halb ſpöttiſch — „Du haſt alſo Gott beleidigt und Sünden begangen?"

„Ach leider, ja . . . und Du auch" — ſagte ſie und faltete betrübt die Hände.

„O Du Taube an Einfalt! Du Colombella Du!" rief Horburg mitleidig: „wenn Du ein Geſchöpf Gottes biſt, wie Du glaubſt es zu ſein, ſo gehen Deine Sünden aus dem Weſen hervor, das Gott Dir gegeben hat. Dann bringſt Du nur die Keime zur Entfaltung, die er in Dich legte; da kann von keiner Beleidigung die Rede ſein. Er muß vergeben, was er veranlaßt hat."

Colomba legte die Hand auf ſeinen Mund und rief:

„O ſchweige doch und unterrichte Dich beſſer! Gott gibt uns die Gnade, um das Böſe, das in unſerer Natur liegt, zu bekämpfen und abzutöten. Verſchmähen wir ſie, ſo ſind wir böswillig und ungehorſam.“

„Welche unnütze Komplikation, mein armes Kind! Man erkennt deutlich, daß ſie nicht aus göttlicher Weisheit hervorging! Die hätte den Menſchen ſo geſchaffen, wie ſie ihn haben will, ſei es vollkommen, ſei es unvollkommen; — nicht aber ihn in einen Zwitterzuſtand verſetzt, wo ihn die Gnade rechts — und die Natur links zieht und der unverſöhnliche Zwieſpalt beider ihn elend macht. Ein ſolches Verfahren iſt der göttlichen Weisheit ganz unwürdig .... denn die muß wiſſen, was ſie will. Und das iſt eben der Grund, weshalb ich nicht an die Welterſchaffung und Weltregierung durch göttliche Weisheit glauben kann. Das Chriſtentum ſtellt in zahlloſen Variationen ſeine Hypotheſen über dieſen Punkt auf; der Islam tut dasſelbe; der Buddhismus auch; — alle Völker des Vor-Chriſtentums haben es ebenſo gemacht. Alle arbeiteten am Faß der Danaiden .... und unverrückt ſteht die Menſchheit auf der Stelle, wo vor Jahrtauſenden die alten Pelasger ſtanden, als ſie auf einen Stein ſchrieben: „Dem unbekannten Gott."

„Wir haben Gott durch und in Chriſtus kennen gelernt," entgegnete Colomba.

„Ja, Kind, ich weiß wohl, daß das Chriſtentum dies lehrt; aber wo iſt die Beglaubigung dafür?"

„In der Kirche!" entgegnete ſie.

„Nun und die Beglaubigung für die Kirche?"

Die arme Colomba, die in ihrem Leben keine Kontroverſe geahnt, viel weniger geführt hatte, wußte weder die äußeren noch die inneren Zeugniſſe dafür anzuführen, ſo daß ihr Mann gelaſſen hinzuſetzte:

„Du ſiehſt, wie die Sache in ſich ſelbſt zerfällt. Mit der Zeit wirſt Du darüber zur Einſicht kommen. Aber einſtweilen glaube Du immerhin das, was Dich glücklich macht."

Dies war das erſte religiöſe Geſpräch, das Colomba mit ihrem Mann führte. Es warf einen Schatten — auf ihren Glauben, wenn er Recht, auf ihr Glück — wenn er Unrecht hatte.

Tage reihten ſich an Tage, wurden zu Monaten, wurden zu Jahren — und Jahre vergehen! Horburg lebte noch immer in Florenz. Er hatte ſeine „Erlebniſſe in der Vendée" nach Deutſchland geſchickt und dort drucken und in den Buchhandel übergehen laſſen. Sie gefielen; — und das gefiel ihm. Sein Feldzug in Spanien bot ihm einen mals kein Papier, Pergament war ein ſehr koſtbares Material, das nur Einzelnen zu Gebot ſtand — ſo koſtbar, daß man ſich nicht die Mühe verdrießen ließ große Werke abzukratzen, um das Pergament für neue Schriften zu gewinnen. In der vatikaniſchen Bibliothek ſah ich eine ſolche: über einen ausgekratzten Tractat des Cicero hatte man einen andern vom heiligen Auguſtin geſchrieben. Ich glaube wirklich daß, ſeitdem das Schreiben ſo allgemein geworden iſt, die Leute ihre beſten Gedanken und all ihre Energie ſich aus der Seele herausſchreiben, ſie auf dem Papier aufſpeichern, und ſie dadurch gleichſam verlieren. Nun gleichviel! Theoderich heißt ein Barbar, und wir heißen gebildete Menſchen. Als er ſtarb, 531, hätte Amalaſuntha, ſeine ſtarke Tochter, wol die Schwere ſeiner Krone tragen können; allein die Gothen wollten keine Frau zum König haben, Amalaſuntha ſtarb kläglichen Todes als Gefangene auf einer Inſel im See von Bolſena, und das Schickſal, vielleicht um ſie zu rächen, ließ es zu, daß Theoderichs männliche Nachfolger ſammt dem ganzen Gothenreich in Italien, vor Beliſar und Narſes erlagen .... vor Narſes, dieſem merkwürdigen Menſchen, der Held und Feldherr, aber kein Mann war! Er vereinigte wieder Italien mit dem morgenländiſchen Kaiſerreich, und griechiſche Exarneuen intereſſanten Stoff. Er durchlebte auf dieſe Weiſe die beſten Momente ſeines Lebens und gab Darſtellungen von Ländern und Völkern, Zuſtänden und Verhältniſſen, welche damals ſehr wenig in Deutſchland bekannt waren. Colomba hatte ihm einmal die Frage geſtellt:

„Fällt es Dir nicht auf, daß zwei ſo durch und durch gläubig katholiſche Länder, wie die Vendée und Spanien, mit einer ſo unüberwindlichen Energie für ihre Freiheit kämpften? Für Freiheit des Thrones und der Kirche gegen revolutionären Terrorismus — die Vendée, für Freiheit des Vaterlandes gegen Fremdherrſchaft — Spanien; und Beide mit ſo unerhörter, beharrlicher Begeiſterung. Das im Glauben vergiftete Frankreich hingegen und das im Glauben zerriſſene Deutſchland leiſteten weder dem Terrorismus noch der Fremdherrſchaft Widerſtand — während er bei dem gläubigen ruſſiſchen Volk zur Feuersbrunſt von Moskau aufflammt. Es muß alſo der religiöſe Glaube etwas ſein, das zu hohen Taten begeiſtert.“

„Gewiß!“ ſagte Horburg gleichmütig; „denke nur an den Islam. Der Muſelmann trug den Koran auf der Spitze ſeines Schwertes durch drei Weltteile.“

„Eroberungen ſind keine Großtaten, ſo wenig wie Räuber Helden ſind,“ ſagte Colomba.

Sie war nicht mehr das Kind, das ſie vor fünf Jahren war. Ihr Charakter, ihr Verſtand waren gereift, ihre Einſicht entwickelt, ihr Urteil gebildet. Das alles hatte ſie einem Mann zu danken, mit welchem die Hand Gottes ſie zuſammengeführt hatte. Dieſen Mann ſah ſie nie in ihrer Wohnung, nie in der Geſellſchaft, nie in den Verhältniſſen und Umgebungen des alltäglichen oder des freundſchaftlichen Verkehrs. überhaupt ſah ſie ihn eigentlich nie; — aber ſie ſprach ihn alle acht bis vierzehn Tage einmal, etwa eine Viertelſtunde im Beichtſtuhl der Kirche von Santa Maria Novella, welche von Dominikanern bedient wird. Pater Generoſo gehörte dieſem Orden an und Colomba hatte eine beſondere Teilnahme für denſelben, weil ihr Bruder Reginald Dominikaner — und deſſen Kirche von S. Clemente in Rom täglich von ihr beſucht worden war. Dieſe fromme Erinnerung hatte ſie, auf die Mahnung von Mißtriß O'Connor, nach Santa Maria Novella — und die ewigwache Barmherzigkeit Gottes zu Pater Generoſo geführt, der ſein Leben im Beichtſtuhl, im mühſamen, aufreibenden, heiligen Dienſt der Seelen zubrachte. In ſeiner tiefen Demut war er ſo leer von ſich ſelbſt, ſo abgetötet in ſeinem Ich, daß alle Gaben des heiligen Geiſtes bei ihm einkehren, in ihm walten und durch ihn auf andere wirken konnten. Er war alſo ein vollkommener Beichtvater und

Seelenführer — und er brachte Colomba's junge Seele, die ſo ganz aus dem Gleichgewicht gekommen war und irre ging, wieder in ihre wahre Richtung — auf Gott! und indem er ihr Herz für die ewige Liebe und ihr Auge für die ewige Wahrheit öffnete, entwickelte ſich unter dem Einfluß dieſes übernatürlichen Sonnenlichtes langſam und nach und nach das ſchwache Kind zum ſtarkmütigen Weibe. Wie er das machte, was er ſprach, was er ihr riet — das gehört dem Gnadengeheimnis an, deſſen Gott ſich bedient, um Seelen an ſich zu ziehen. Bei einer ſolchen Seelenerziehung kann man nur ſagen: „An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen."

Colomba's Roſenmonde verſchwanden, weil es das Schickſal aller Roſen iſt — zu verblühen. Sie begriff das nicht. Sie hatte geglaubt, ein leidenſchaftliches Gefühl behalte ſtets dieſelbe Intenſivität und das Feuer derſelben verbürge ihre Dauer. Nun nahm ſie nicht bloß bei Horburg ein gewiſſes Sinken der Flamme wahr, ſondern auch bei ſich ſelbſt. Sie empfand zuweilen ein leiſes Ungenügen, eine Leere, die ihr unerklärlich waren, denn ſie liebte ja ihren Mann und er liebte ſie — und war die Liebe denn nicht allgenügend? — Auch ein Gefühl von Vereinſamung ſchlich bisweilen an ihr Herz heran. Sie hatte freilich auch bei ihren Eltern von der Welt zurückgezogen gelebt; aber einerſeits verſtand die Zärtlichkeit der Eltern, ſich teilnehmend zu ihrem kindlichen Sinn voll kindlicher Freuden und Gedanken herabzulaſſen — andererſeits erhielt das ganze häusliche Leben durch den ſanften und warmen Hauch gläubiger Frömmigkeit eine überaus innige und kindliche Färbung — endlich bilden die zahlreichen kirchlichen Feierlichkeiten Roms in ihrer tiefſinnigen Erhabenheit und ihrem myſtiſchen Glanz einen beſtändigen Feſtkranz, der den einzelnen und alle umſchlingt und verbindet und der für Colomba Freude, Zerſtreuung und Genuß geweſen war. Dieſe drei Dinge fehlten in ihrer Ehe. Horburg verſtand durchaus nicht, ſich zu ihrem unentwickelten Weſen herabzulaſſen. Er fand ſie reizend, anmutig und ſchön, wenn er eben in der Stimmung war, ſich dieſem Zauber hinzugeben, und dann entzückte ihn ihre ſorgloſe Einfachheit und ihre Unkenntnis von Welt und Menſchen und Leben; allein dieſe Stimmung hielt nicht an, wechſelte, trat endlich in dem Maß in den Hintergrund, als Horburg ſich mehr und mehr an Colomba's Art gewöhnte. Da das häusliche Leben nicht im Glauben gegründet war, ſo ſtand ſie in demſelben traurig allein und dies Alleinſtehen entfernte ſie auch von dem öffentlichen chriſtlichen Leben, das ein Bedürfnis des Menſchen iſt, dem die Kirche mit ihren Feſten ſo glücklich und weiſe entſpricht. Ja! ſie fühlte ſich einſam — und begriff auch das nicht! — War denn Rudolf nicht da? — Sie hatte von einem Menſchen ein vollkommenes Glück erwartet: ſie mußte jetzt nach und nach von dieſer doppelten Täuſchung erwachen. Tritt dieſes Erwachen bei einer Seele ohne feſten Glauben und ohne jene Grundſätze ein, die auf demſelben beruhen, ſo iſt das der gefährliche Punkt, wo ſie verzweifelnd oder leichtſinnig in die Schlingen des Böſen fallen kann. Wird aber nun der Glaube ihr Führer, ſo betritt ſie den innern Kreuzesweg . . . . und da iſt ſie geborgen — nicht vor dem Leid, nicht vor Kämpfen und Stürmen, nicht vor Deſolationen und Tränen, nicht vor bittern Myrrhen und ſcharfen Dornen; aber vor dem Untergang. Das iſt die Kraft des „Mysterium crucis". Sie bewährte ſich an Colomba.

Seit fünf Jahren hatte ſie ihre Eltern nicht geſehen, war aber immer im traulichſten Briefwechſel mit ihnen geblieben. Von Seiten Horburg's erfolgte keine Annäherung. In ſeinen Augen war O'Connor ein wilder Fanatiker — und Colomba's Entführung längſt geſühnt durch ihr Glück: folglich war er im Recht, war er der Beleidigte, war es nicht an ihm, die Hand zur Verſöhnung zuerſt zu bieten — viel weniger eine Bitte um Vergebung auszuſprechen. Jetzt ſchrieb Mißtriß O'Connor, daß ihr Mann an einem zehrenden Fieber hoffnungslos erkrankt ſei, ſeinen Zuſtand kenne und

Horburg bitte, Colomba auf einige Tage nach Rom reiſen zu laſſen. Sie gab ſchweigend den Brief an ihren Mann. Er las ihn und ſagte:

„Sie, wie er unverſöhnlich iſt .... Dein Vater! nur Dich will er ſehen.“

„Um das Sterbebett des katholiſchen Chriſten lebt und webt die Kirche mit ihren Sakramenten, ihren Gebeten, ihren Gnaden, ihren Prieſtern, lieber Rudolf,“ ſagte Colomba. „Wie kann mein Vater Dich dazu einladen?“

„Und das ſoll etwas Heiliges ſein, was die Menſchen ſo ſcheidet!“ rief er bitter.

„O nein!“ erwiderte ſie ernſt, „das Unheilige ſcheidet. Nicht mein Vater ſchließt Dich aus von ſeinem Sterbebett: Du ſelbſt haſt es getan.“

„Wann möchteſt Du abreiſen?“ fragte er nach einer Pauſe; — „bald ... nicht wahr?“

Dankbar und in Tränen lächelnd ſah ſie ihn an. Die Vorbereitungen zur Reiſe waren bald gemacht. Horburg begleitete Colomba bis Siena; dann reiſte ſie allein gen Rom. Das war der Weg, den ſie vor fünf Jahren in entgegengeſetzteſter Richtung mit Horburg zurückgelegt hatte. Wie anders .... damals — jetzt!

Als ſie die Kuppel von St. Peter wie ein Gebirg am Horizont der römiſchen Campagna aufſteigen und mehr und mehr hervortreten ſah, durchbebte ihr Herz eine Freude, welche man nur die katholiſche nennen kann; denn dieſe Kuppel iſt eine Lapidarſchrift jenes Wortes, das der menſchgewordene Gott für alle Zeit geſprochen hat: „Tu es Petrus".*) Und die Freude verwandelte ſich in bittern Schmerz bei dem Gedanken, daß ihr Mann das Wort des Herrn verachtet und die Kirche verlaſſen habe, die Er auf Petrus gründete.

Ein ähnliches Gemiſch von Wonne und Schmerz bereitete ihr das Wiederſehen der Eltern. O'Connor war im letzten Stadium der Krankheit, aufgerieben vom Fieber, zum Skelett abgemagert, jedoch ſo verſenkt in den Willen Gottes, daß ein eigentümlich liebevoller Blick ſeines großen ſchwarzen Auges immer auf dem Bilde des Gekreuzigten am Fußende ſeines Bettes ruhte. Er konnte nur mit ſchwacher Stimme und abgebrochenen Worten reden, als aber Colomba an der Hand ihrer Mutter eintrat, wendete er den Blick auf ſie und breitete ihr die Arme entgegen.

„O mein Vater! wie war es möglich, daß ich dieſe teure Stätte verlaſſen konnte!" rief Colomba in heftigſter Aufregung neben ihm auf die Kniee fallend und bedeckte ſeine Hände mit Tränen und Küſſen.

Er winkte ihr aufzuſtehen und betrachtete ſie ſo durchdringend, als wolle er ihr Bild ſeiner Seele einprägen. Wie ſchön war ſie geworden! wie geiſtig edel ſah ſie aus!

---

*) Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen!

„Der Schleifſtein des Kreuzes tat ſein Werk an meinem Kinde. Sei geprieſen, o Herr!“ ſagte er mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Wehmut und Triumph. — „Es glaubt, es wird Buße tun und Du wirſt es retten aus dem Feuerofen Babylons, in welchen es geſtürzt iſt.“

„Buße für ihn und für mich!“ flüſterte Colomba.

„So iſt's Recht!“ ſagte O'Connor; „Reue verſöhnt und erſtürmt den Himmel.“

Er wurde immer matter; die große Freude hatte ihn erſchöpft und er konnte nicht ſprechen; aber ſein Auge ging von Colomba zum Chriſtusbilde und wieder zurück; er ſtellte ſie in den Schutz des Kreuzes. So lebte er noch einige Tage, immer in der innigſten Vereinigung mit Gott und voll innigſter Liebe zu den Seinen, die er zuweilen mit wenig Worten auf das ſelige Wiederſehen in der Anſchauung Gottes hinwies und vertröſtete. Einmal fragte er Colomba:

„Iſt keine Hoffnung?“

Sie verſtand ihn nur zu gut und ſagte traurig:

„Nach menſchlichen Anſichten .... keine.“

„Bete .... harre aus .... auf der Via dolorosa;“ — er bot ihr die Hand. Sie gab ihm die ihre und ſagte feſt:

„Bis in den Tod . . . . weil es ein Kreuzesweg iſt."

„Tochter meiner Seele!" ſagte O'Connor und ſein Auge leuchtete.

Reginald beſuchte häufig das Vaterhaus. Er war ſeit mehreren Jahren Prieſter und im Begriff, als Miſſionär nach Irland zu gehen, wo O'Connel bereits daran arbeitete, das gemarterte Volk von den erſten und ſchwerſten Ketten bürgerlicher und religiöſer Sklaverei zu befreien. Aber O'Connor ſollte den Troſt haben, ſeine beiden Kinder an ſeinem Sterbebett zu ſehen und aus der Hand ſeines Sohnes den Leib des Herrn zu empfangen. An einem ſchönen Spätſommerabend, als die Sonne dem Untergang nahe, nur noch die höchſten Wipfel der Cypreſſen im Garten anglühte, wie wenn eine Flamme aus einem Aſchenhaufen bricht — da winkte O'Connor ſeine Frau zu ſich heran und ſagte ihr ein paar leiſe Worte, die ſie mehr mit dem Herzen, als mit dem Ohr verſtand. Sie reichte ihm ein indulgenziertes Sterbekreuz und ſagte zu ihrem Sohn:

„Der Herr ruft ſeine Seele! Bete unſere Lieblingslitanei, Reginald."

Mutter und Kinder knieten nieder, Reginald begann die Litanei vom ſüßen Namen Jeſu — und als er die Worte ſprach: „Jeſu, du wahres Licht!" da ſchloſſen ſich O'Connor's müde Augen auf immer für das Erdenlicht; die Sonne verſchwand vom Wipfel der Cypreſſen und der Abendwind flüſterte durch das ſtille, dunkle Gezweig. Eine Seele floh aus dem Aſchenkleide und der Hütte von Staub zur ewigen Heimat. Es ſenkte ſich ein wunderbarer Friede, vor dem die irdiſche Klage verſtummte, auf die Zurückbleibenden; — — — aber dann fuhr ein ſchneidendes Schwert durch Colomba's Herz und mit dem Seufzer:

„O ſeliger Tod im Schoß der heiligen Kirche!“ — — ſank ſie bewußtlos in die Arme ihrer Mutter.

Sie blieb noch einige Zeit in Rom. Reginald reiſte ab — vielleicht für immer.

„Du haſt Dich dem Dienſt Gottes und der Seelen geweiht,“ ſagte Mißtriß O'Connor gefaßt; — „ziehe denn hin als treuer Diener eines ſo guten Herrn und erringe Dir die Krone des ewigen Lebens, mein einziger Sohn. Dir iſt das Loos auf's Lieblichſte gefallen. Zeige Dich desſelben würdig. Keine Mutter kann etwas Höheres wünſchen für ihr geliebtes Kind.“

Er zog dahin, ein reiner Glaubensbote, zum Lande ſeiner Väter, wo ein Volk ihn empfing, das den Ausruf des Propheten verſteht: „Wie ſchön ſind die Füße der Friedensboten.“ Er brachte dieſem Volk den höheren Frieden, den der chriſtliche Glaube verheißt und gewährt.

chen thronten als Statthalter des Kaiſers in Ravenna. Aber die übermüthige Kaiſerin rief Narſes nach Conſtantinopel zurück mit dem Bedeuten, eine Spindel ſchicke ſich beſſer für ſeine Hand, als ein Schwert. Da kam ſeine unmännliche Sclavennatur zum Vorſchein: er gehorchte ihr, aber er reizte die Longobarden an der Donau zu einem Zuge nach Italien auf, und ihr König Alboin, ein wilder, gewaltiger Krieger, drang erobernd und ſiegend tief in die Lombardei ein, und feierte auf dem Schloß zu Verona ein großes, freudiges Siegesfeſt. Da trug ſich eine wilde, ſchauerliche Begebenheit zu! — Ich lag da oben auf dem grünen Raſen, an einen Säulenſchaft von weißem Marmor gelehnt, Kirſchbäume ſtanden umher mit ihren glänzendrothen Früchten, und Pappeln, von denen ſich Weinranken hinüber und herüber ſpannen, und die Weinblüte duftete ſo ſtark, ſo heiß, ſo berauſchend. Im Weſten ſtand der Monte Baldo wie ein rieſiger Scheiterhaufen auf dem die untergehende Sonne und violettes Gewölk als Flamme und Rauch lagen; nach Süd und Oſten breitete ſich das geſegnete Land grenzenlos aus, und zu meinen Füßen brauſte die Adige in raſchen Wendungen fort, während die Stadt ihre gothiſchen ernſthaften Gebäude in den zitternden Goldglanz des Himmels hineinhob. Es war ein ganz ro-

Mißtriß O'Connor blieb in ihrem Häuschen und nahm eine engliſche Konvertitin zu ſich, die von ihrer Familie verſtoßen, hilflos in Rom zurückgeblieben war. In dieſer Weiſe tröſtete ſich Mißtriß O'Connor in all den bittern Trennungen von ihren Lieben. Als aber der Abſchied von Colomba kam .... brach die Kraft ihrer ſtarken Seele zuſammen. Von dem geliebten Gefährten ihres Lebens — von dem einzigen Sohn ihres Herzens und ihres Hauſes konnte ſie ſcheiden in frommer Ergebung, denn beide waren da, wo und wie Gott ſie haben wollte. Aber Colomba! — — Mißtriß O'Connor hatte nur zu gut erkannt, daß Colomba nicht glücklich ſei. Horburg liebte ſie ſehr, aber ohne Verſtändnis ihres innerſten Weſens, das nach und nach wie eine Roſe aus der grünen Knoſpe hervorbrach. Ihre unſchuldige Kindlichkeit hatte ihn bezaubert; ihre fremdartige und weltfremde Erſcheinung ihn gefeſſelt; ſie ruhte ihn aus von dem verwirrten und irren Treiben ſeiner Vergangenheit. Aber der Entwickelung ihrer Seele folgte er nicht und die Liebe, die auf Erden verbindet, um für den Himmel zu heiligen, kannte er nicht. Er blieb in der natürlichen Liebe ſtehen und die genügte ihr nicht mehr. Sie hatte die volle Wucht der Erkenntnis zu tragen, was das ſei: eine Ehe, deren beſtimmender Grund blinde Neigung war, welche kein höheres Motiv und keine Gnade kannte. Und ſie hatte eine noch ſchwerere Wucht zu tragen: der Schmerz um eine Seele, die Gott verleugnet. Berührte Colomba dieſe wunden Stellen auch nur gerade ſo viel, um ihrer Mutter kindliches Vertrauen zu beweiſen: ſo genügte das vollkommen für Mißtriß O'Connor, um einen Blick in die herbe Schule zu werfen, durch welche Colomba's Leben ging. Und würde ſie dazu die Kraft bewahren? würde ſie nicht nach zehn, nach zwanzig Jahren lau und gleichgültig gegen Gott und den Glauben werden — ſei es, um ſich in Harmonie mit ihrem Manne zu ſetzen — ſei es, weil in der Intimität der Ehe die geiſtige Anſteckung gar ſchwer zu vermeiden iſt. Oder konnten nicht andere Gefahren ſie bedrohen? ſie ſtand in der vollen erſten Blüte der Jugend und Schönheit, während Horburg faſt fünfzig Jahre zählte; konnte ihr vereinſamtes Herz nicht den Schwung zu Gott verlieren und ſich einem anderen Herzen zuneigen? — Welch ein Meer von Sorgen für eine treue Mutter!

„Was feſſelt euch an Florenz? kommt nach Rom,“ ſagte ſie zu Colomba.

„Horburg hat in Florenz Geſellſchaft gefunden, die ihm zuſagt,“ entgegnete Colomba; „unterrichtete Männer, wiſſenſchaftlich gebildete Männer bieten ihm einen mannigfaltigen Verkehr und Austauſch der Gedanken — und er ſagt, er bedürfe das für ſeine literariſchen Arbeiten.“

„Und könnte er nicht in Rom dasſelbe finden?"

„Er findet Roms geiſtige Atmoſphäre allzu exkluſiv," ſagte Colomba verlegen und ſetzte zögernd hinzu: „Er fühlt, daß ein trauliches Familienleben zwiſchen ihm und den Meinen unmöglich iſt."

„Dein armer Vater und Reginald haben uns verlaſſen," entgegnete Mißtriß O'Connor mit tiefer Wehmut. „Meine Vorwürfe fürchte Horburg nicht!"

„O meine Mutter!" rief Colomba; „ich glaube, er würde weniger Deine Vorwürfe als Dein Schweigen fürchten. Er will nicht mit Großmut behandelt ſein, weil darin eine Überlegenheit liegt."

„Kind!" ſagte Mißtriß O'Connor, „dann bleibt mir nichts übrig, als den lieben Gott zu bitten, daß er Dein Herz an ſein heiliges Kreuz annagele. Nur da biſt Du mir ſicher genug."

„Tue das, geliebte Mutter . . . . und Gott wird Dich gewiß erhören," ſagte Colomba ſanft und zärtlich.

So trennten ſie ſich und Colomba reiſte nach Florenz zurück. Horburg freute ſich ſehr ihrer Heimkehr; und auch ſie freute ſich. Es war ja ihr Platz neben ihm — und ſie verlangte ſo ſehr danach, in eine tiefere Lebensgemeinſchaft mit ihm zu treten, daß ſie in jedem Ausdruck von Liebe von ſeiner Seite einen Vorboten zu ſehen hoffte, der ein Erwachen ſeiner Seele verkünde. Durch ſeine literariſchen Arbeiten, welche der Zeitgeſchichte angehörten, hatte Horburg Intereſſe für geſchichtliche Studien bekommen, die ihn ſehr beſchäftigten. Sein Tätigkeitsbedürfnis, das ſich in ſeinem früheren Leben nach außen und auf greifbare Dinge wendete, kehrte ſich jetzt mehr dem Kreiſe der Gedanken zu. Er ſuchte ſogar ſein längſt vergeſſenes Latein wieder hervor, um manche alte Quellen und Chroniken zu leſen. Colomba war mehr denn je auf ſich allein angewieſen und mußte zufrieden ſein, wenn ihr Mann Zeit fand, gegen Abend mit ihr einen Spaziergang durch die Cascinen (den großen öffentlichen Park bei Florenz) oder durch die Olivenhaine zum Kloſter von Mont Oliveto; — oder zum paradieſiſchen Kloſterhügel von S. Miniato zu machen. Sie las aber viel und dachte noch mehr, als ſie las. Umgang mit Frauen hatte ſie nicht. Die beſchränkten Geldmittel geſtatteten nicht, daß ſie in der Geſellſchaft, wohin ſie gehörte, ſtandesmäßig hätte leben können. Da ſie aber von Kindheit auf an die Zurückgezogenheit gewöhnt war, in welcher ihre Eltern ſich glücklich fühlten und in welcher ſie und Reginald fröhlich aufwuchſen: ſo ſpürte ſie nicht den mindeſten Trieb zu den Freuden des geſelligen Verkehrs — dieſem künſtlichen Surrogat und Zerſtörer des Familienlebens und der Häuslichkeit, ſobald er, wie heutzutage, ſtatt einer flüchtigen Erholung ein ſtehendes Bedürfnis wird.

„Ich mache Dir ein gar trauriges Leben, Colombella," ſagte Horburg, als ſie einmal durch die herrliche Cypreſſenallee nach S. Miniato hinaufgingen.

„Nur ernſt, nicht traurig!" rief ſie lieblich.

„Der Jugend kommt der Ernſt gewöhnlich wie etwas Trauriges vor," verſetzte er. „Abwechſelung, Bewegung, neue Erſcheinungen, fremde Bilder erfreuen ſie, weil der Drang nach Wiſſen und Kennen in ihr liegt — und die Fröhlichkeit iſt ihr Element."

„O das iſt nicht die rechte Fröhlichkeit, die nur von Außen und durch einen unbeſtimmten Trieb nach Zerſtreuung und Wiſſen angeregt wird!" rief Colomba. „Froh in der Seele können wir bei allem Ernſt der äußeren Verhältniſſe ſein — und dieſe Fröhlichkeit geht nicht, wie ihre falſche Schweſter, mit Leichtſinn und Unbeſtändigkeit Hand in Hand."

„Gute Colombella!" ſagte er mitleidig.

„Warſt Du fröhlich, als Du ſo jung warſt wie ich und alles hatteſt, wonach die unerfahrene Jugend ſtrebt und verlangt?" fragte ſie.

„Ich! fröhlich? . . . Nein, Colombella, dieſe zwei Worte hab' ich nie zuſammengeſtellt! — Munter, ja ausgelaſſen luſtig, voll Scherz und Torheit war ich — und zuweilen enthuſiaſtiſch aufgeregt; aber nicht fröhlich. Der Frohſinn iſt für den Menſchen, was der Frühlingshimmel voll Morgenrot und Lerchengeſang für die Natur iſt. Ich bin zu früh in die Mittagsglut der Sonne geraten .... in das Getriebe der Leidenſchaften, außer mir, in mir. Davon wird man nicht fröhlich."

„Sieh, wie gut Gott es mit mir meint, indem er mich durch Dich fernab von jenem gefährlichen Treiben hält!" erwiderte ſie. „Ein ernſtes, ſtilles Leben iſt doch gewiß viel ſchöner und, auf die Dauer, auch viel genußreicher, als ein ſo tumultuariſches. Es iſt wie dieſer Weg nach St. Miniato: bergan, durch eine Allee von dunkeln Cypreſſen; aber oben angelangt, ſchaut man in's Paradies, in's himmliſche — wovon das irdiſche doch nur ein ſchwacher Abglanz iſt."

Sie waren oben angelangt und ſetzten ſich auf den umgeſtürzten Stamm einer alten Cypreſſe. Colomba nahm ihren breiten Florentiner Strohhut ab, die Mailuft wehte ihre ſchwarzen Locken von ihrer blütenweißen Stirn zurück und färbte ihre zarten Wangen mit einem warmen Roſenhauch. Ihr Auge leuchtete über das wunderbar ſchöne Naturbild hin, das ſich vor ihr entfaltete. Der Charakter von Florenz iſt ganz der des italieniſchen Mittelalters, mit Mauern und Türmen, mit Kaſtellen und Zinnen, das Haus eine Veſte, die Stadt ein Kriegslager. Bewehrt und behelmt ſieht es aus, wie ein alter rüſtiger Kämpe, der in Sang und Sage fortlebt, während er ſich zur Ruhe niedergelegt hat an dem blumenreichen Arno und zu den Füßen von **Santa Maria dei Fiori**, mit dem lieblichen Namen und der majeſtätiſchen Kuppel, Brunelleſchis Meiſterwerk — die einſt Michel Angelo's Adlerauge ſo ſehr an Größe und Erhabenheit gewöhnte, daß ihm der noch kühnere Schwung der Kuppel von St. Peter zu Rom gelang. Das ganze Arnotal weit und breit um Florenz iſt wie ein liebliches Kind: es lacht jeden an, der es anſchaut; die Natur und die Kultur haben es mit ihren Gaben überſchüttet. So ruht es bebaut, gepflegt, geſchmückt im weiten Schoß der Apenninen, die es begrenzen wie ein ſchützender Wall und bei der reichen Beleuchtung des Südens in allen Farben des Regenbogens ſpielen.

Wie alle Menſchen von tiefer und zarter Empfindung, hatte Colomba ein offenes Auge und Herz für die Schönheit der Natur. Ihr Blick ruhte mit träumeriſcher Seligkeit auf dem entzückenden Bilde.

„Colomba!“ ſagte Horburg, „wenn Du ſo hineinſchauſt in dieſe Welt von Schönheit, durchrieſelt dann nicht eine unermeßliche Sehnſucht Deine Bruſt und möchteſt Du nicht glücklicher werden, als Du biſt?“

„Ja gewiß!“ ſagte ſie ſtill.

„Und wenn dieſer intenſive Wunſch, dieſer Atemzug Deines Herzens, der ebenſo unwillkürlich iſt, wie Dein Herzſchlag ſelbſt — wenn er nicht erfüllt wird — was dann, Colomba?"

„Dann lege ich ihn für mein Erdenleben in die Hand Gottes, meines himmliſchen Vaters — und hoffe um deſto feſter auf deſſen Erfüllung im ewigen Leben, denn Gott betrügt uns nicht . . . und ſein Apoſtel hat uns verkündet, es ſei denen, die Gott lieben, dereinſt eine namenloſe Seligkeit bereitet."

„O Du glückliches, gläubiges Kind!" ſeufzte er.

„Ja," ſagte Colomba, „jung, unerfahren und unwiſſend bin ich — und inſofern ein Kind. Wenn Du aber meinſt, der Glaube mache mich zum unwiſſenden Kinde — oder ich ſei ein ſolches, weil ich glaube: ſo irrſt Du, lieber Rudolf. Der Glaube macht die großen Menſchen, die großen Seelen, die großen Charaktere; — der Unglaube macht kindiſch."

Sie erſchrak über dieſe unwillkürliche Äußerung, aber Horburg beachtete ſie nicht und fragte:

„Warum legſt Du dem Glauben die Kraft bei, große Menſchen zu bilden?"

„Weil der Glaube die Seele in eine übernatürliche Gemeinſchaft des Lebens mit Chriſtus bringt — und die wahre Größe von Ihm ausgeht; denn Er iſt das Ideal für alle und jede Vollkommenheit, und Er gibt die Kraft, es zu erſtreben."

„O Kind, wie viel große Männer, die Chriſtus nicht kannten, nicht glaubten!"

„Nach der Ordnung der Natur, durch ſeltene natürliche Eigenſchaften und im Sinn und nach dem Geſchmack der Welt — ja, das iſt richtig, da können ſie groß ſein. Aber ganz gewiß fehlte dann immer in ihrer Seele ein Etwas — und das war denn auch der Punkt, wo ſie nicht groß, ſondern zuweilen erbärmlich waren und ihre Kraftloſigkeit offenbarten. Ohne Ideal — keine wahre Größe der Menſchenſeele — und ohne Chriſtus kein wahres Ideal.“

„Auf Deinem Standpunkt haſt Du recht,“ ſagte Horburg; „aber — iſt er der richtige?“

„Prüfe ihn mit aller Schärfe des Verſtandes, mit aller Einſicht der Intelligenz, mit aller Gewiſſenhaftigkeit des Herzens!“ rief ſie lebhaft und freudig.

„Ja, ja! es ſoll geſchehen, Colombella! . . . . nur nicht in dieſem Augenblick, wo mich die Florentiniſche Geſchichte ſo ungemein beſchäftigt,“ entgegnete er.

Colomba ſchwieg, um ihren Mann weder zu ermüden noch zu reizen; aber ſie faltete ſtill die Hände und bat für ihn um *den* guten Willen für himmliſche Dinge, dem die Gnade nie fehlt.

Ein heller Glücksſtern ging ihr auf, als ſie Mutter wurde. Nicht bloß übertrug ſie auf die kleine Heliade alle Zärtlichkeit ihres Herzens, ſondern ſie hoffte auch, durch dies Kind einen neuen Weg zur Seele des Vaters zu finden. Es ſchien ihr unmöglich, die Pflichten eines Vaters zu erfüllen ohne Gott und ohne Glauben. Horburg hatte eine unausſprechliche Freude an der Kleinen; er gab ihr den alten Namen Heliade, der in ſeiner Familie gebräuchlich war. Er wollte ſie zu einem Genie heranbilden; — Colomba zu einer Heiligen. Einſtweilen war Heliade wie jedes andere Kind.

Colomba's Hoffnung bezüglich ihres Mannes erfüllte ſich durchaus nicht. Im Gegenteil! er widmete ſich den Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mit erhöhtem Eifer, der ſeinen Grund nicht bloß im wiſſenſchaftlichen Intereſſe hatte. Die Bedürfniſſe der Familie vermehrten ſich in dem Maß, als Heliade heranwuchs. Und nicht nur die Gegenwart — auch die Zukunft erfüllte ihn mit Sorgen. Er war um ein halbes Jahrhundert älter als ſeine Tochter, ſo daß er nach dem Lauf der Natur viele Jahre vor ihr und ihrer Mutter aus dieſem Leben ſcheiden mußte. So wie das geſchah, verfielen beide der vollkommenen Armut, da das Jahrgeld, das er durch ſeine Apoſtaſie ſich erworben hatte, mit ſeinem Tode erloſch. Colomba hatte freilich dereinſt das kleine Vermögen ihrer Mutter zu erwarten; aber obſchon die ganze Familie O'Connor davon gelebt hatte, ſo war dies doch nur möglich in der Vigne am Coelius und gab nicht eine Exiſtenz, wie er ſie für ſeine Witwe und Tochter wünſchen mußte. Überdies war Mißtriß O'Conmantiſches Bild, ich mein' ein Bild, welches die Phantaſie anregt. Abends zuvor war ich in der Arena geweſen, hatte dort höchſt gleichmüthig die Reihen der Sitze, die Ausgänge, die Treppen gezählt, wollte mir Alles gründlichſt merken, und hatte nach fünf Minuten Alles vergeſſen! Was ich mir aber auf dem Hügel von S. Pietro dachte, vergaß ich nicht. Es heißt ſo:

nor kaum ſo alt wie er. Dieſe Gedanken marterten ihn! Arbeit wurde ihm mehr und mehr eine Zerſtreuung von quälenden Vorſtellungen und Quelle einigen Erwerbes. Zuweilen ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, durch ſeine Feder zu Vermögen zu gelangen, wenn er nur in Deutſchland und in näherer Verbindung mit dem deutſchen Buchhandel ſein könne. In ſeiner jetzigen Entfernung und Entfremdung von Deutſchland war dieſe Täuſchung zu verzeihen! — Seine beiden erſten Werke, lebhaft und einfach eigene Erinnerungen erzählend, waren beifällig aufgenommen. Minder ein drittes, in welchem er einige Florentiniſche Lebensbeſchreibungen gab, die mit der etwas breiten Feder, welche man in Italien liebt, gezeichnet waren und in Deutſchland wenig Intereſſe erregten. Er meinte, er werde ſich beſſer mit dem deutſchen Geiſt, deſſen Anſchauungsweiſe und deſſen Bedürfniſſe in Harmonie ſetzen — und dieſe würde auf ſeine Arbeiten Einfluß üben, wenn er Florenz verließe und in die deutſche Heimat überſiedelte. Vielleicht wäre dann auch eine Verſtändigung mit ſeinem Vetter zu ermöglichen, daß wenigſtens ein Teil ſeines Jahrgeldes nach ſeinem Tode auf Frau und Kind überginge. Doch war dieſe Hoffnung ganz ſchwach; und die Sache mußte mit der höchſten Vorſicht von ſeiner Seite betrieben werden, damit Colomba nie und nimmer erfahre, welcher trüben Quelle die Subſiſtenzmittel der Familie entſloſſen. Er kannte ſie genug, um zu wiſſen, daß ſie lieber den Hungertod leiden, als von dem Judasgelde leben würde. Und als dieſe Überzeugung ihm klar geworden war, da trat aus ihr ein Stachel hervor und berührte ſein Gewiſſen -- zuerſt ganz leicht, nur die Oberfläche ritzend. Sie würde mich verabſcheuen — dachte er zuerſt bei ſich ſelbſt; und dann mich verachten — dachte er weiter; und ſie hätte ein Recht dazu — dachte er endlich; denn es iſt niederträchtig, eine religiöſe Überzeugung zu verkaufen. Und obſchon ich keine hatte, ſo war es doch nicht weniger niederträchtig, eine andere Überzeugung zu erheucheln oder vorzugeben.

So ſprach das Gewiſſen zu Horburg — und er mußte ſein Ohr dagegen verſtopfen, denn wovon ſollte er mit den Seinen leben, wenn er zurücktrat zur alten Kirche? Sein Vetter wußte nur zu gut, weshalb der alte Herrnhuter das Jahrgeld ausgeſetzt habe, um nicht in der Intention des Onkels einen Vorwand zu finden, dem unglücklichen Überläufer die Penſion zu entziehen. Nein! nie ſoll es dahin kommen! ſprach Horburg zu ſich ſelbſt; — nie ſoll ſie es erfahren .... und nie Heliade! Überdies hatte ich keinen Glauben .... konnte alſo auch keinen verleugnen .... und das Jahrgeld hab' ich nötig für Weib und Kind. Die zu erhalten iſt meine erſte Pflicht! —

Wenn Colomba im Verlauf eines innigen Geſprächs ihn ſanft fragte, ob er nicht ihren religiöſen Standpunkt ſeiner gründlichen Prüfung unterziehen wolle, wie er es ihr einſt zugeſagt; ſo antwortete er:

„Mit der Zeit, Colombella! . . . Das iſt ein Gegenſtand, der ungeheures Studium erfordert. Um ihn zu erſchöpfen, müßte man die Religionsſyſteme aller Völker — und zwar in der Urſprache, nicht in armſeliger Überſetzung kennen lernen . . . . namentlich die indiſchen, ägyptiſchen und perſiſchen.“

„Aber darüber vergeht ein Menſchenleben!“ rief Colomba traurig.

„Vielleicht gäbe eine ſolche Forſchung das Reſultat einer Ur-Religion, oder Ur-Offenbarung, welche dann weiter beweiſen würde, daß alle Religionsſyſteme einen gemeinſamen Grund in einer Ur-Wahrheit haben und folglich weit mehr verwandt ſind, als man geneigt iſt anzunehmen. Und daraus ließe ſich leicht der Schluß ziehen, daß die Glaubensformen nach Epochen und Völkern wechſeln. Iſt es aber dieſen geſtattet, ſich die Form zu wählen und auszubilden, die ihnen homogen iſt: ſo muß das Individuum dasſelbe Recht in Anſpruch nehmen dürfen — um ſo mehr, als die einzelnen immer der großen Maſſe voraus ſind, und dann, Colombella, wäre dasjenige erwieſen, wovon ich ſchon jetzt die Überzeugung habe, daß mein

Standpunkt zur Anſchauung religiöſer Dinge gerade ſo richtig iſt, als der Deine.“

„Es kommt aber nicht auf bloße Anſchauungen an!“ rief Colomba; „ſondern auf Handeln und Sein, auf Grundſätze für die Zeit, auf Ziel für die Ewigkeit — auf Rettung unſerer Seele . . . Rudolf! auf Rettung Deiner Seele. Das alles lehrt Dich der Glaube, von welchem Chriſtus geſagt hat: „Wer glaubt und getauft iſt, der wird ſelig werden“ — und den die Apoſtel in Seinem Namen und Auftrag bis zur heutigen Stunde verkündigen — und Du willſt die Wahrheit der Offenbarung bei Indiern und Perſern ſuchen!“

„Die indiſche Trimurtis und die Triasgötter der Ägypter haben doch etwas, das an die Trinitätslehre erinnert,“ entgegnete Rudolf.

„„Ja . . . . wie die Karikatur an das Ideal!“ ſagte Colomba ſchnell; — „wie jener Apollokopf, der kopiert — und dieſe Kopie wieder kopiert wird und ſo fort, bis die vierundzwanzigſte Kopie — ein Froſchkopf iſt! Wird die Lehre nicht göttlich rein bewahrt, wie ſie göttlich rein offenbart iſt: ſo tun menſchlicher Verſtand, Phantaſie, Klügelei nach und nach ſo viel hinzu, daß aus der Lehre von der Trinität eben ſo richtig eine Trimurtis wird, wie aus dem Apollo- ein Froſchkopf. Da nun die Offenbarung nirgends rein erhalten iſt als da, wo eine göttliche Autorität ſie ſchirmt: ſo gucken außerhalb der chriſtlichen Kirche — Froſchköpfe aus allen Religionsſyſtemen hervor, während uns der Eingeborene Sohn des ewigen Vaters entgegenſtrahlt."

„Das alles müßte ergründet werden, Colombella! .... das koſtet Zeit .... und für den Augenblick bin ich ſehr beſchäftigt mit der Überſetzung von Manzoni's „Promessi Sposi" in's Deutſche."

„Armer Rudolf! wie ſchwer machen wir Dir das Leben!" ſagte Colomba zärtlich.

Ach! nicht die Arbeit drückte ihn! ſie war ihm willkommen als Ausrede und als Zerſtreuungsmittel gegen quälende Gedanken. Seine freie Zeit wendete er auf Heliade. So lange ſie ganz klein war, ſpielte und ſcherzte er mit ihr; als ſie etwas älter wurde, unterrichtete er ſie. Das war ſeine Erholung, ſeine Freude. Wie ihn früher Colomba's Seelenfriſche labte, ſo jetzt Heliade — und um ſo mehr, als er ihr gegenüber weniger egoiſtiſch war. Suchte er den Geiſt des Kindes zu wecken und zu entwickeln, ſo ſtand Colomba ebenſo ſorgſam neben Heliade, um ihrer Seele die Richtung auf das Himmliſche zu geben und das Kind, einſam zwiſchen Vater und Mutter lebend, rankte ſich zu beiden hinan, wie eine Rebe, die ſich von einem Baum zum andern ſchlingt. Colomba vermied den Fehler, den ihre vortrefflichen Eltern bei ihrer Erziehung nicht vermieden hatten: ſie erzog Heliade nicht für dieſen oder jenen Stand, nicht für einen beſtimmten Platz in der Welt, ſondern ſo, daß Heliade ihre Beſtimmung darin finde, im Willen Gottes zu leben, zu handeln, zu denken; das ſollte ihr, ſowohl nach Innen als nach Außen, die Grundlage einer ſtarken ſittlichen Freiheit werden. Horburg wunderte ſich zuweilen im Stillen, wie die ſchmiegſame Colomba von unüberwindlicher Feſtigkeit ſein konnte, um Heliade wieder und immer wieder in ihrem eigenen Willen zu bekämpfen — und nach der Art mancher zärtlichen Väter ſchien ihm, daß die Mutter zu viel verlange. Machte er eine derartige Äußerung, ſo entgegnete Colomba ſanft:

„Das weibliche Geſchlecht kann nie zu früh und nie zu viel in der Selbſtverleugnung geübt werden. Sie iſt das ſicherſte Gegengewicht gegen unſere feine, reizbare, allen Affekten offene Naturanlage. Im kindlichen Gehorſam lernen wir ihre Anfangsgründe und dann, aber auch nur dann — kann ſie ſich allmählich bis zu jenem ſtillen Heroismus, den das ſpätere Leben zuweilen von dem Weibe fordert, ſteigern.“

„Du haſt Recht,“ ſagte er; „und ein in dieſer Weiſe entwickelter Charakter wirkt auch günſtig auf den Geiſt; denn jede beharrliche geiſtige Tätigkeit iſt Arbeit — und oft ſehr mühſame Arbeit, die viel Selbſtverleugnung erheiſcht.“

Dennoch hätte er Heliade mehr nach ihrer Laune oder nach ſeinen Eingebungen des Augenblicks leben laſſen, während Colomba nie vergaß, daß ſie für die Seele ihrer Tochter dereinſt eine ſchwere Rechenſchaft ablegen müſſe. Folglich ging ſie mit einer Gewiſſenhaftigkeit zu Werke, welche unerreichbar für alle iſt, die an kein ewiges Leben mit ſeinen gerechten Vergeltungen glauben.

Immer mehr reifte Horburg's Entſchluß der Überſiedlung nach Deutſchland. Manzoni's „Verlobte" wurde lange zuvor geleſen und bewundert, ehe er mit ſeiner Überſetzung fertig war. Ähnlich ging es ihm mit ſpäteren Arbeiten: entweder war der Gegenſtand bereits behandelt — oder er traf ein Thema, das im Norden der Alpen nicht ſo anſprechend war, als im Süden. Sein ſchriftſtelleriſches Talent war nicht erſter Ordnung. Wie man von Garrik erzählt, er habe das Alphabet mit einem ſo wunderſam tragiſchen Ausdruck ſprechen können, daß die Zuhörer darüber Tränen vergoſſen: ſo beſitzen einzelne ſeltene Federn die Macht, durch ihre Originalität den Leſer zu bezaubern und einem minder intereſſanten Thema durch lebendige Darſtellung, Feinheit des Ausdrucks, Schärfe der Beobachtung, oder worin ſonſt ihre Magie beſtehen möge, Reiz zu verleihen. Eine ſolche Feder führte Horburg aber nicht. Folglich war es für ihn von großer Wichtigkeit, Gegenſtände und Richtungen genau zu kennen, mit welchen ſich das Publikum eben beſchäftigte oder mit welchen es durch einzelne Koryphäen eben bekannt gemacht wurde; denn das Thema ſollte ihn tragen.

Bis er in Florenz dieſe Kunde erhielt und er ſich in den Gegenſtand hineingearbeitet hatte, war die größere Teilnahme vielleicht ſchon wieder erkaltet. Überdies fehlten ihm in Florenz deutſche Bücher, Zeitſchriften, Journale, wovon immer nur weniges und langſam über die Alpen kam; — denn der Umſchwung, welcher durch die vervielfältigten Verbindungsmittel jede Art des Verkehrs ſteigert, war vor einigen dreißig Jahren noch nicht eingetreten. Überdies konnte ſich Horburg des Wunſches nicht erwehren, ſeine Heliode nach Deutſchland zurückzubringen und ihre Zukunft dort begründet und geſichert zu ſehen. Er für ſeine Perſon hatte keine beſondere Sympathie für Deutſchland. Die kosmopolitiſche Richtung der Deutſchen wäre wohl nach ſeinem Geſchmack geweſen, da ſie ſich ſehr gut mit dem weitläufigſten Individualismus verträgt; — aber er fand ſie zu kleinſtädtiſch und ſpießbürgerlich: das langweilte ihn, ſo lange er jung war. Aber jetzt war er alt, jetzt lebte er in geordneten Verhältniſſen, jetzt dachte er an die Zukunft eines geliebten Kindes: da ſtieg auf einmal das gute alte Deutſchland im Preiſe. Doch zögerte er, dieſe Abſicht ſeiner Frau mitzuteilen. Für ſie war Italien die Heimat und Deutſchland ein faſt ſchauerlich unbekanntes Land mit fremder Sprache, fremden Sitten, fremder Natur — rauh, ernſt, kalt. Das ſagte ſie auch, als Horburg doch endlich mit ſeinem Vorſchlag hervortrat. Doch fügſam in allen

Dingen, die nicht gegen Glaube und Pflicht waren, überließ ſie ihrem Mann die Entſcheidung. Ihm wurde Italien verleidet durch die revolutionären Stürme, welche es ſeit dem Jahre 1830 durchbrauſten, und gaben ſich auch ähnliche Erſchütterungen in Deutſchland kund, ſo glaubte er doch mehr an die Beſonnenheit des deutſchen Charakters, aus welcher dann naturgemäß die Überlegung hervorgeht und den revolutionären Tendenzen entgegentritt. Es lag damals noch nicht ſo klar wie jetzt zu Tage, daß geheime Geſellſchaften und Geheimbünde ein großes unſichtbares Netz über Europa ausſpannen, worin ein beträchtlicher Teil der Menſchheit, — manche gefangen ohne es zu wiſſen — zerſtörenden Zwecken dienen. Die Tätigkeit der ſchlechten Preſſe gegen jede höhere Richtung des Menſchen, gegen Glauben, Sitte und Moral — ihre ſyſtematiſche, beharrliche Arbeit, um das Urteil zu verfälſchen, die Einſicht zu trüben, die Leidenſchaften aufzuſtacheln, wenn es ſich um Perſonen, Inſtitutionen, Lehren und Verhältniſſe handelt, die mit chriſtlichen Grundſätzen zuſammenhängen — ihr raſtloſes Bemühen, das Chriſtentum mit ihrem giftigen Atem anzuhauchen und es dann ſo darzuſtellen, als ginge der Gifthauch vom Chriſtentum aus — ihr Streben, die Menſchheit zu verdummen und zu vertieren — ſtand noch nicht in jener offenkundigen Blüte, wie heutzutage. Horburg, wie ſo manche Männer, die ein ſtürmiſches Leben hinter ſich haben, wollte möglichſt in Ruhe ſeine ſpäteren Jahre hinbringen, und da das bei den italieniſchen Konvulſionen nicht möglich war, ſo wendete er ſich dahin, wo er die größten Garantien für friedliche Zuſtände erhoffte. Er wählte Dresden zum Wohnort, weil er den Aufenthalt in Norddeutſchland für ſeine literariſchen Pläne als Mitarbeiter von Zeitſchriften am geeignetſten fand. Überdies war die Gegend freundlich und das materielle Leben nicht koſtſpielig. Im Spätjahr 1831 langten ſie dort an und bezogen den Pavillon im Großen Garten, weil ſoeben auch das friedliche Dresden der Schauplatz einer revolutionären Bewegung — und die ganze Familie froh war, dieſe ruhige Unterkunft zu finden.

Mit welchen Gefühlen Colomba Italien verließ, beſchreiben Worte nicht. Sie mußte ſich von allem losreißen, was mit ihrem Herzen verwebt war. Sie kannte nicht eine umherſtreifende und nach Außen bewegliche Exiſtenz. Sie kannte nur Rom und Florenz und Florenz und Rom — und den Weg, der gleichſam die Axe dieſer beiden Pole ihres Lebens war, und ſie hatte nicht den mindeſten Wunſch, etwas anderes kennen zu lernen, da es ja unmöglich etwas Schöneres ſein konnte. Wenn auch in Pauſen von etlichen Jahren — zuweilen konnte ſie doch die geliebte Mutter beſuchen und die lieben Erinnerungen der erſten Jugend im Häuschen am Monte Celio auffriſchen und wieder

Die Longobardin.

Der Longobardenkönig thront
in ſeiner Feſte Saal
Und freut mit den Gefährten ſich
beim lauten Siegesmahl,
Und halb berauſcht von Sieg und Wein
ruft er dem Schenken zu:
„Den herrlichſten Pokal jetzt her!
Du kennſt ihn, Mundſchenk, Du!“

So ruft er, und ein ſchönes Weib,
das ihm zur Seite ſitzt,
Wird zitternd bleich bei dieſem Wort,
indeß ihr Auge blitzt.
Doch er nimmt ruhig den Pokal
aus ſeines Schenken Hand;
Ein weißer Schädel grinzt ihn an,
gefüllt mit Wein zum Rand.

einmal Kind ſein und ſich ſo lieben laſſen, wie eben nur die Mutter das Kind liebt. Jede andere Liebe in den menſchlichen Verhältniſſen wird mit Opfern bezahlt; die Mutterliebe nicht. Das Kind iſt eben das Kind; es nimmt Opfer hin; es bringt ſie nicht. Sei es, wie es wolle — die Mutter liebt es. Ach, würde es je möglich ſein, von Dresden aus nach Italien zu reiſen, bei beſchränkten Geldmitteln die große Entfernung! — Und bitter wie die Trennung von der Heimat und von der Mutter, ſo war auch die von dem Vater ihrer Seele — wie ſie Pater Generoſo nannte. Er hatte ihren Fuß auf den Weg des Glaubens geſtellt, den der geheiligte Wille feſthält und der weit über der Sphäre kindlicher Gewohnheit, andächtiger Übungen und frommer Gefühle liegt. Er war während ſiebzehn Jahren ihr Führer auf dieſem Wege, deſſen unſichtbare Dornen nur Gott kannte — und er! Die ganze Erziehung ihrer Seele für's ewige Leben hatte er mit einer Weisheit gemacht, die ihr immer himmliſcher erſchien, je mehr ſie im Stande war, den Unterſchied zu würdigen, der die Affekte von den Tugenden trennt. Dieſen heiligen Freund und Ratgeber mußte ſie verlaſſen mit der Gewißheit, ihn nie wiederzufinden und nirgends vollkommen erſetzen zu können! Pater Generoſo war am Ende ſeiner Laufbahn; auf den Abſchied von ihm folgte kein Wiederſehen hienieden. Und dies alles mußte Colomba opfern nicht in der erſten Jugend, wo das Weib ſo bereitwillig und leichten Sinnes dem geliebten Mann über Land und Meer in ſeine Heimat folgt, ſondern zu einer Zeit, wo die elaſtiſche Tragkraft der Jugend gebrochen war und ihr die Überſiedelung in ſo ganz fremde unbekannte Umgebungen grenzenlos ſchwer machte. Dennoch lag ihr tiefſter Kummer in dem Gedanken, daß ſich proteſtantiſche Einflüſſe auf Horburg geltend machen könnten. Seine Seele wieder zu gewinnen für den heiligen Glauben, den ſie verloren und verlaſſen hatte, war der Polarſtern ihres Lebens, der ihr jetzt mehr als je umwölkt vorkam.

Heliade freute ſich auf das Neue, das Unbekannte, das immer einen hohen Reiz für die Jugend hat, die ſo gern kennen und wiſſen mag und nicht ahnet, welche Gefahren um dieſen magiſchen Drang ſchweben. Heliade war nicht umſonſt die Tochter ihres Vaters, war raſtlos, beweglich wie er in ſeiner Jugend; weil ſie aber auch die Tochter ihrer Mutter war, ſo nahm die innere Flamme eine andere Richtung. Einſam bei ihren Eltern aufgewachſen, war Heliade bei zwölf Jahren einerſeits ein vollkommenes Kind gänzlichſt unberührt von allem, was Welt iſt, andererſeits ernſt und klug weit über ihre Jahre hinaus. Sie kannte und teilte die Sorgen ihrer Mutter um die Glaubensloſigkeit ihres Vaters. Colomba hatte dem Kinde die Wahrheit geſagt, wenn es fragte, weshalb der Vater nichts von dem allen tue und beobachte, was die Mutter tue und von ihr verlange. Colomba ſagte mit Tränen im Auge:

„Dein Vater teilt nicht unſern Glauben. Heliade, und weil das ein unbeſchreibliches Unglück iſt, müſſen wir ihn unbeſchreiblich lieben und Gott bitten, daß er ihm unſern Glauben ſchenke."

„Das wollen wir tun!" ſagte die energiſche Heliade, damals ein Kind von fünf Jahren, und ſo tief ſenkte ſich dies mütterliche Wort in ihre kleine Seele, daß ſie zu verſtehen ſchien, wie die Liebe mit ihren heiligen Waffen berufen iſt, das zu beſiegen, was der Gnade Widerſtand leiſtet.

Als ſie älter wurde, tröſtete ſie oftmals Colomba und ermutigte ſie, wenn dieſe Anwandlungen von Verzagtheit über Horburg's Seelenzuſtand hatte. Ihre Tröſtungen entſprangen nicht aus der oberflächlichen Sorgloſigkeit um himmliſche Dinge, welche der Kindheit eigen iſt und allzuoft von ihr in's ſpätere Leben übertragen wird; — ſie hatten ihren Grund in dem unerſchütterlichen Vertrauen, das aus einer feurigen Liebe entſpringt. Oftmals zitterte Colomba, wenn ſie die außerordentliche Liebeskraft in Heliadens Herz wahrnahm, denn wenn ſie ſich nicht auf einen Gegenſtand wendete, der ihrer wert war — welchem Schickſal ging dann ihr Kind, ihr einziges, entgegen! . . . beſonders dann, wenn es etwa die Mutter früh verlieren und allein neben dem glaubensloſen Vater bleiben ſollte! In Italien hätte Heliade für dieſen Fall ihre

Großmutter in der Nähe gehabt — aber in Deutſchland fehlte ihr jede Stütze! — So büßte Colomba für den Leichtſinn ihrer Jugend durch ein Leben voll bitterer Sorge und tiefen Kummer. Aber ſie nahm willig dieſen Schleifſtein ihrer Seele an, weil er ſie übte in der vollkommenen Liebe, die kreuzbeladen dem Gekreuzigten folgt. Horburg hatte auch ſeine bittern Sorgen, ja, noch tiefere, denn im Gewiſſen nagte ein Wurm; da er aber das Geheimnis des Kreuzes verachtete, ſo ſpürte er nur Druck und Laſt — doch nicht den läuternden Segen des heiligen Schleifſteins. Darum ſtanden beide in ihrem innerſten Weſen von einander getrennt. Das war die Nemeſis! ſie hatten ſich gegen den Willen Gottes und gegen den Willen der Eltern verbinden wollen; — ſie hatten ſich verbunden in Frevel und Leichtſinn; — jetzt waren ſie verbunden . . . und Sternenweiten trennten Seele von Seele! Colomba hatte den Glauben bewahrt und richtete ſich von ihrem Sturz wieder auf am Kreuz; Horburg hatte den Glauben aufgegeben und gab ſein Leben und Streben der Beſtimmung durch äußere Verhältniſſe hin, die ihn nicht aufrichteten.

In Dresden ging es durchaus nicht ſo, wie er gehofft hatte. Jung-Deutſchland und Hegelianismus bemächtigten ſich der Preſſe. Mit ihnen zu gehen war für Horburg unmöglich. Jung-Deutſchlands entſittlichten Liberalismus hatte er vierzig Jahre früher in Frankreich durchgemacht und erkannt, daß derſelbe zur Guillotine führte und nur durch Napoleoniſche Despotie überwunden werden konnte. Und den Atheismus in ein Syſtem zu bringen, wie Hegel und deſſen Schüler es taten, um dann den Menſchen ohne Gott in ſich ſelbſt zum Gott zu verwandeln — dieſe armſelige Taſchenſpielerei konnte ihn weder blenden noch verlocken, der er ohne Philoſophie und ohne Syſtem, nur ſeinen Leidenſchaften, Neigungen und Sympathien zügellos folgend, zu demſelben Reſultat gekommen war. Er fand weder Beſchäftigung noch Teilnahme. Die revolutionäre Strömung, die er in Italien verlaſſen hatte und die in Frankreich, in Belgien, in Polen herrſchte und Deutſchland mit einem flammenden Gürtel umgab, kam zu verſchiedenen Ausbrüchen auf deutſchem Boden und unterwühlte ihn. Horburg bedauerte im Herzen ſeine Überſiedelung. Aber was war zu machen? Die Reiſe hatte ſo viel gekoſtet, daß an eine Rückreiſe gar nicht zu denken war, wenn ſich nicht unerwartete Hilfsquellen eröffneten. Horburg ſchrieb, um nicht ganz unbeſchäftigt zu ſein, publiziſtiſche Aufſätze aus dem Italieniſchen und Franzöſiſchen für Zeitſchriften; — ſie wurden aber ſchlecht bezahlt, wie alle Überſetzungen. Fleißig beſuchte er die Bibliothek und ſein alter Gedanke, die Urreligion zu ſuchen, wurde wieder in ihm lebendig. Da er aber die orientaliſchen Sprachen nicht kannte, ſo begann er die lateiniſchen Kirchenväter zu ſtudieren und zugleich bei einem gelehrten Rabbiner hebräiſch zu lernen.

Als Colomba von dieſen Studien Kunde erhielt, bebte ihr Herz vor Freude. Es war die erſte Freude, die ihr in Deutſchland zu Teil wurde. Sie bemerkte, daß Horburg immer ernſter, ſchweigſamer, ja ſchwermütig wurde. Seine hohe Geſtalt, die er noch immer ſtolz und aufrecht getragen hatte, beugte ſich; ſein volles dunkles Haupthaar trug freilich ſchon längſt den Reif des vorwinterlichen Lebens: jetzt trat der Winter ein und beſtreute es mit Schnee. Angſthaft ſah Colomba dieſe Veränderung: welche Seelenkämpfe riefen ſolche Erſcheinungen hervor? was war ihr Beweggrund? wo war ihr Ziel und Ende? . . . Oder machten nur die Jahre ſich geltend? Er äußerte ſich weder über ſeine Studien noch ſeine Gedanken noch ſeine Abſichten. Er ſcherzte auch nicht mehr ſo viel wie ſonſt mit Heliade und übertrug deren Unterricht meiſtenteils an Colomba.

„Du mußt Deinen Vater erheitern und zerſtreuen, Heliade!“ ſagte Colomba; „es ſcheint mir, als beſchäftigte er ſich mit Büchern, die ihm einen übertrieben ernſten Eindruck machen.“

„Ich habe es auch ſchon bemerkt,“ ſagte Heliade; „er iſt hier ganz anders als in Florenz.“

„Er hat wohl nicht alles ſo gefunden, wie er es ſich vorſtellte. Wenn er nur nicht krank wird in dieſem rauhen Winter.“

„O nein!“ rief Heliade tröſtend, „der Winter iſt nicht rauh, nur kalt .... und das gefällt mir .... der ſchöne weiße Schnee, das blanke Eis .... ich hoffe, das wird ihm nicht ſchaden! ... Aber Du huſteſt, Mama!“ .... und ſie heftete mit zärtlicher Beſorgnis ihr großes, liebeſtrahlendes Auge auf Colomba.

Mutter und Tochter führten zuſammen ein Einſiedlerleben zu zweien. Mehr denn je waren ſie auf ſich ſelbſt angewieſen und beſchränkt. In Florenz hatte kein ſtrenger Winter ſie von der freien Natur abgeſperrt, deren Schönheit ihnen immer neuen Genuß bot, wenn ſie Arm in Arm an den Ufern des Arno wandelten. Colomba's Geſundheit ertrug ſchwer das ungewohnte nordiſche Klima; es feſſelte ſie dermaßen an ihre Wohnung, daß ſie ſich nur Sonntags zum Gottesdienſt in die Stadt begeben konnte. Aber ſchweigend und klagelos brachte ſie ihr Opfer und war nur darauf bedacht, Heliade fröhlich und heiter zu erhalten, um durch ſie auf ihren Mann zurückzuwirken. Das erſte gelang ihr: Heliade war fröhlich, wie die Unſchuld iſt — wie die Lerche im Frühling, die ſich ſingend zum Morgenhimmel erhebt, und je höher in den blauen Lüften ſchwebend, deſto heller ihr Sang, der ſogleich verſtummt, wenn ſie auf den Erdenboden zurückkehrt. Heliade war glücklich durch die zärtliche Liebe zwiſchen Mutter und Tochter — eine Liebe, welche durch die zarte Seelenſorge um den Gatten und Vater ein eigentümliches Gepräge von trauter Freundſchaft bekam und Heliade daran gewöhnte, ihr lebhaftes Intereſſe den übernatürlichen Gütern zuzuwenden. Des Vaters Ernſt und Schweigſamkeit ſtörte und drückte ſie nicht: ſie ſah darin nur eine Aufforderung, ihn zu erheitern.

Der kleine Salon des Pavillons war das Familienzimmer, in welchem ſie immer beiſammen waren. Da ſtand ein Tiſch mit Horburg's Schreibereien — und ein anderer Tiſch, an welchem Colomba und Heliade laſen, ſchrieben, zeichneten und arbeiteten. An den Wänden hingen kleine Büchergeſtelle in ſtarken Schnüren. So einfach die Einrichtung, war doch der Eindruck gemütlich gerade durch dieſen Charakter von ſchlichter, edler Häuslichkeit.

„Aber, lieber Papa, jetzt haſt Du ganz gewiß genug ſtudiert!“ ſagte Heliade eines Abends zu Herr von Horburg, indem ſie leiſe aufſtand, den Arm um ſeinen Nacken und die Hand auf das Buch legte, worin er las.

„Man ſtudiert nie genug, liebes Kind,“ ſagte Herr von Horburg, lehnte ſich im Stuhl zurück und ſah ſie freundlich an.

„Nie genug für Dich, Papa! aber für mich iſt es ſchon zu viel. Die Augen ſind mir vor Schläfrigkeit ſo klein wie Pfefferkörner geworden.“

„So gehe ſchlafen, mein Kind!“

„O Papa, nein! dann ſäße Mama ganz allein und ſtill wer weiß wie lange da! Wenn ich hier bin, kann ſie doch zuweilen mit mir ſprechen . . . ganz leiſe und heimlich, um Dich nicht zu ſtören. Aber das iſt doch beſſer, als gar nicht ſprechen.“

„Meinſt Du?“ fragte er lächelnd.

„Meinſt Du nicht, Papa?“ fragte ſie ſehr erſtaunt.

„Was haſt Du denn heute geleſen, Heliade?“

„Etwas, das mir die größte Freude gemacht hat, Papa! nämlich: nicht die Angelſachſen, — die Iren ſind es, die zu den germaniſchen Völkern der Franken, der Alemannen, das Licht des Chriſtentums gebracht haben. Die heiligen Columban, Fridolin und Gallus waren Iren und bekehrten den Elſaß, Schwaben und die Schweiz, und das war über hundert Jahre früher, als der Angelſachſe Winfried-Bonifacius die Sachſen und Heſſen bekehrte.“

„Und warum freut Dich das ſo ſehr, Heliade?“ fragte Herr von Horburg ſanft und traurig.

„Weil die Glaubensboten aus Mama's Land in Dein Land gekommen ſind,“ ſagte ſie eifrig.

„Gutes Kind!“ ſagte Herr von Horburg und ſtreichelte mitleidig Heliadens zarte Wangen.

„Und St. Columban iſt Mama's Schutzpatron, ſie heißt ja Colomba,“ fuhr Heliade fort; — „und die Legende erzählt ſo liebliche Dinge von Columban! Wenn er in den wilden Wald ging, flohen vor ihm die Wölfe und Bären; die Vögelchen aber umflatterten ihn und ſangen dazu, als ob ſie froh wären, ihn zu ſehen — und die ſcheuen Eichhörnchen kamen von den Bäumen herab, kletterten auf ſeine Schulter und ſchauten ihn vertraulich an. Die reißenden Tiere hatten Furcht vor ihm, die unſchädlichen Zutrauen — da muß doch wohl etwas vom lieben Gott in ihm geweſen ſein! — Das habe ich alles heute geleſen .... deutſch geleſen und engliſch aufgeſchrieben! Mama ſagt: Erträglich; aber noch lange nicht gut. Nicht wahr, Mama?“

Am andern Tiſche ſaß Frau von Horburg, eine Erſcheinung von krankhafter Zartheit, beträchtlich jünger als der Gemahl, aber gleich ihm mit einem tieftraurigen Ausdruck, nur gemildert durch unausſprechliche Sanftmut. Sie hatte, während Heliade ſprach, ihre Handarbeit in den Schoß ſinken laſſen, ſtützte den Arm auf den Tiſch und die Wange auf die Hand und blickte mit ein Paar unvergleichlich ſchönen ſchwarzen Augen — iriſchen Augen, keltiſchen Augen, die nichts Europäiſches haben — auf ihre Tochter und deren Vater, die ſich zu einander verhielten wie die Alpenroſe neben einem Felſen. Ihr rabenſchwarzes Haar hob die Marmorbläſſe ihres Angeſichts, ihrer Hand, noch mehr hervor und ihre Augen lagen tiefer in den ſchön geſchnittenen Höhlen und ihre Schläfen waren tiefer eingeſunken, als es in ihrem Alter zu ſein pflegt. Ihre ganze Erſcheinung verriet, daß ein Wurm heimlich an

„Rosmunde, ſpricht er ſtolz zu ihr,
trink aus den Purpurwein,
Mit Deinem Vater ſollſt Du Dich
ob meiner Siege freun."
Sie nahm den Kelch, erhob ſich dann,
und ſagte dumpf und ſchwer:
„So wie mein Vater freu' ich mich
ob Deiner Siege, Herr!"

Und ihres Vaters Schädel hat
ſie an den Mund geſetzt,
Und eine Thräne fällt hinein,
die ihre Wimper netzt;
Dann trinket ſie den dunkeln Wein
und ihre Thräne dazu. —
Wenn ſich der Haß geſellt zum Gram,
ſo hat das Herz nicht Ruh.

Rosmunde iſt in ihr Gemach
vom Feſt zurückgekehrt,
Sie ringt die Hand, ihr Auge glüht,
ihr Innres iſt verſtört.
„Den Vater und die Brüder hat
erſchlagen Alboin,
Mein Volk vernichtet, murmelt ſie,
und ich ..... ſoll lieben ihn!

ihr nage; — war das nur Seelenſchmerz? . . . . oder der Totenwurm?

Auf Heliadens Frage antwortete ſie nur durch ein liebreiches Lächeln. Heliade bemerkte aber, daß ihre Legende vom hl. Columban ihren Vater nicht ſehr beſchäftige, darum ſagte ſie:

„Nun mußt Du auch noch etwas Heroiſches hören, eine alte iriſche Heldenſage, Papa! — Vor grauen Jahren ſchiffte ſich eine Schar kühner Jünglinge von den Inſeln des Weſtmeeres, die ihnen zu eng waren, ein — um ein größeres Land zu finden. Sie machten untereinander ab: wer von ihnen zuerſt mit der Hand das fremde Land berühre — der ſolle König ſein und die übrigen alle zu Siegen und Heldentaten anführen. Als ſie nun ſo dahinſchifften durch die breiten ſchäumenden Wogen, ſieh! da tauchte die Küſte vom grünen Erin vor ihnen auf. Alle jubelten und ſpannten die Segel ſtraffer, und während das Schiff wie ein Delphin dahinſchoß, dachte jeder heimlich, wie er es wohl anſtellen könne, zuerſt das Geſtade zu erreichen. Der eine wollte es mit einem kühnen Sprung erreichen, der andere ſchwimmend. So überlegten ſie und kamen dem Ufer immer näher. Da trat ein Jüngling hart an den Vorderteil des Schiffes. Er legte die linke Hand auf den Rand; in der Rechten hielt er die Streitaxt. Was will er tun? fragten alle geſpannt. Da fuhr die Streitaxt nieder und ſchnitt die linke Hand vom Arm ab; . . .

und der Jüngling ergriff mit der Rechten die Hand und warf ſie mit gewaltigem Schwung hinüber an's Ufer . . . . und alle frohlockten . . . . aber O'Bryan war König!"

„Gefällt Dir der Ehrgeiz ſo ſehr, Heliade?" fragte Herburg.

„O Papa!" rief ſie mit einem Blick leiſen Vorwurfs, ſo ſehr mißverſtanden zu werden; — „nein! das Opfer gefällt mir. O'Bryan vergoß ſein Blut, um König zu werden. Louis Philipp läßt ganz gemütlich andere ihr Blut vergießen. Das eine iſt Heldenſinn und Seelengröße, das andere iſt Ehrgeiz. Mir gefällt die alte Art beſſer."

„Vergiß aber nicht, Heliade," ſagte Colomba, „daß wir alle unter Umſtänden etwas Ähnliches tun und das geringere Gut für das höhere hingeben müſſen, und wenn es uns auch an Blut und Leben geht."

„Und wenn es uns auch an Blut und Leben geht!" wiederholte Heliade nachdrücklich und nachdenklich, um ſich die Worte feſt in's Gedächtnis zu prägen.

Horburg legte die Hand über die Augen und tiefe Stille herrſchte im Zimmer.

Schloß Traun.

Es waren einige Jahre vergangen, ohne in der vom Glück ſo begünſtigten Familie Gorm irgend ein widriges Ereignis zu bringen. Peregrin war nahe daran, ſeine Studien zu vollenden, die er auf des Vaters Wunſch und eigenen Antrieb ſo gründlich machte, als ob ſie ihm zum Broterwerb verhelfen ſollten. Sein jüngerer Bruder Alarich, geiſtig minder begabt als Peregrin, aber ein liebenswürdiges, biegſames Naturell, war im Beginn ſeiner Univerſitätsjahre — und die Ferien ſollten beide Brüder nach Schloß Traun führen, wo die Eltern den größten Teil des Jahres zubrachten. Es war ein großartiger Herrenſitz mit all dem Luxus und Komfort eingerichtet, welchen diejenigen Schlöſſer zu haben pflegen, die ſeit Jahrhunderten im Beſitz einer reichen Familie und deren Lieblingsaufenthalt ſind. Es lag unfern der böhmiſchen Grenze in freundlicher Gegend. In der Nähe war der Oybin mit den Ruinen einer Ciſterzienſerabtei — in der Ferne der blaue Höhenzug des ſchleſiſchen

Gebirges, ein Punkt, der den Blick anzog und feſſelte. Dieſe Magie haben nun einmal die Berge.

Graf Gorm war ſehr gaſtfrei. Er hatte gern viel Beſuch und machte ſeinen Gäſten den Aufenthalt ſehr angenehm. Die Gräfin, mochte in dieſer Beziehung ihr Geſchmack ein anderer ſein, ging viel zu ſehr auf den ſeinen ein, um nicht in liebenswürdigſter Weiſe die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Aber gewiſſe Stunden — und nicht eben wenige — behielt ſie für ſich, um ſie mit ihren Geſchäften und nach ihren Neigungen auszufüllen — und zu den letzteren gehörte weſentlich eine ſtille trauliche Frühſtückſtunde mit ihrem Mann.

So ſaßen denn auch jetzt beide im Kabinett der Gräfin am Theetiſch. Es war ein herrlicher Auguſtmorgen. Die breite Fenſtertür öffnete ſich auf eine kleine Terraſſe, die in einen Blumenkorb verwandelt und mit einer Marquiſe überſpannt war. Die friſche Morgenluft ſtreifte die Blumen und trug ihren Arom in das Kabinet, welches durch das gedämpfte Sonnenlicht ungemein traulich ausſah. Zuweilen verirrte ſich ein Schmetterling oder ein Bienchen hinein und die Papageien, die mit einer Kette am Fuß in großen Ringen zwiſchen den Blumen der Terraſſe ſich ſchaukelten, blickten ihnen mit neugieriger Wendung des Kopfes und mit metalliſch glänzenden, ſeelenloſen Augen nach.

Die heitere Umgebung paßte in dieſem Augenblick keineswegs zu der Stimmung, worin Graf und Gräfin Gorm ſich befanden. Auf ſeiner Stirn lag eine Wolke von Unmut; auf der ihren von tiefer Niedergeſchlagenheit. Sie ſpielte mit dem Theelöffel in ihrer Taſſe und führte ihn an ihre Lippen; aber das Herz war ihr zuſammengeſchnürt und die Nerven bebten: ſie konnte nichts genießen.

„Lucia," ſagte der Graf endlich in dem liebevollen Ton, den er immer ihr gegenüber hatte; — „ſei nicht traurig und zürne mir nicht. Ich kann Deinen Wunſch unmöglich erfüllen. Schloß Traun gehört dem älteſten Sohne, ſo lange es im Gorm'ſchen Beſitz iſt. Die jüngeren Söhne werden in keiner Weiſe verkürzt, da das Allodialvermögen groß iſt. Du biſt ſogar entſchloſſen, Dein Vermögen ganz und gar Alarich zuzuwenden: wie kannſt Du mir zumuten, daß ich Deiner Vorliebe für Alarich Gehör geben und Peregrin ſo tief kränken ſoll, daß ich von dem alten Gebrauch abgehe!"

„Peregrin wird ſich hier nie glücklich fühlen und Alarich ſehr!" rief die Gräfin.

„Das iſt eine ganz willkürliche Annahme," entgegnete der Graf. „Alarich iſt gern hier — aus einer gewiſſen Gemütlichkeit und Hinneigung zu dem Komfort. Das iſt aber noch keine Bürgſchaft für ſpäteres Glück. Ich bin hingegen geneigt zu glauben, daß Peregrin in ſpäteren Jahren, vermöge ſeiner größeren Tätigkeit, mehr Intereſſe für das Landleben entwickeln werde; und von dieſer tätigen Teilnahme hängt ein großer Teil unſerer Zufriedenheit ab.“

Die Gräfin ſchwieg. Ihre Bitten waren erſchöpft, ihre Gründe nicht ſtichhaltig — denn der erſte wie der letzte war eine Umſchreibung ihrer Vorliebe für den jüngeren Sohn. Dem Grafen tat es weh, ſie zu betrüben; allein er hatte ſich vorgenommen, unerbittlich in dieſem Punkt zu ſein, weil ſeine Nachgiebigkeit eine Ungerechtigkeit gegen Peregrin geweſen wäre. Das machte ihn ſtark wider die Beſtürmung, mit welcher Lucia ihn ſeit Jahren von Zeit zu Zeit heimſuchte. Im Durchſchnitt erliegen von hundert vernünftigen Männern neunundneunzig der unerhörten Zähigkeit, mit welcher Frauen oft die allerunvernünftigſten Bitten ſtandhaft wiederholen.

„Wie gefällt Dir die kleine Lydia Hohenfels?“ fragte Graf Gorm, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Lucia ermannte ſich, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle ſie trübe Gedanken und jede Spur von Niedergeſchlagenheit verſcheuchen und ſagte:

„Sehr gut! man kann ſie zu einer vornehmen Frau bilden . . . . ich meine zu einer ſolchen, die nicht die Allüren einer verwöhnten hochmütigen Theaterprinzeſſin oder einer geldſtolzen Jüdin hat. Sie iſt klug und taktvoll, beſcheiden und freundlich in ihrem Benehmen.“

„Das alte bekannte Wort „Noblesse oblige" wird gewöhnlich nur in Bezug auf die Männerwelt angeführt," ſagte der Graf. „Wir ſollen die Tugenden, die Beiſpiele, die Verpflichtungen üben, zu denen eine höhere Stellung und der Einfluß, der in weiteren Kreiſen von ihr ausgeht, uns hinweiſt, ja hindrängt .... und gewiß bin ich der Letzte, der eine ſolche Pflicht verleugnen möchte. Allein ich glaube, daß auch der vornehmen Frauenwelt der Gedanke „Noblesse oblige" recht ſehr abhanden gekommen iſt. Die Frauen vergeſſen allzuſehr, daß ſie es ſind, die in der Geſellſchaft den Ton angeben und beherrſchen ſollen. Dazu gehört aber eine gewiſſe Selbſtbeherrſchung und ſie finden es bequemer, ſich nach Launen des Augenblicks in frivolſter Oberflächlichkeit zu bewegen. Aber die Frivolität der Frauen macht die Männer unerträglich gemein, ſo daß ſie allmählich in ihrem Benehmen gegenüber einer vornehmen Frau und einer Tänzerin kaum einen Unterſchied zu machen wiſſen."

„Du haſt ganz Recht!" entgegnete Lucia; — „niemand will ſich heutzutage den geringſten Zwang anlegen — weder in der großen allgemeinen Geſellſchaft, noch in ihren Unterabteilungen; und wer es in dieſer Zwangloſigkeit am weiteſten bringt und durch Inſolenz andere verblüfft, wird am liebenswürdigſten gefunden. Zu ſolchen Allüren hat aber Lydia weder Neigung noch Anlage."

„Du beobachteteſt ſie genau?" ſagte der Graf lächelnd.

„Man beginnt alt zu werden und ſich nach einer Schwiegertochter umzuſchauen,“ entgegnete Lucia.

„Den Vorderſatz ſtreiche ich unbedingt!“ rief der Graf; „dem Nachſatz ſtimme ich bei .... obſchon ich glaube, daß Peregrin dies Geſchäft ſelbſt übernehmen wird.“

„Peregrin?“ fragte die Gräfin gedehnt.

„Du wirſt doch nicht für Alarich ſchon auf die Brautſchau gehen!“ erwiderte der Graf mit einem Anflug von Unmut.

„Warum nicht?“ entgegnete Lucia ſchnell gefaßt; „Du biſt ja ſo gut wie ich der Meinung, daß Peregrin uns dieſer Sorge entheben werde.“

„Auf jeden Fall iſt es gut, wenn er jetzt hier bei uns junge angenehme Perſonen kennen lernt,“ verſetzte Graf Gorm, „damit er ſich mit dem Gedanken vertraut mache, keine exotiſche Pflanze in unſern heimiſchen Boden zu verſetzen.“

„Ich kann mir Peregrin gar nicht als Ehemann vorſtellen!“ ſagte Lucia.

„Das geht allen Müttern ſo!“ rief der Graf lachend. „Überdies iſt er erſt dreiundzwanzig Jahre alt .... und das iſt offenbar zu jung für einen Ehemann. Wie alt mag Lydia ſein?“

„Kaum achtzehn Jahre .... aber ich rate Dir, lieber Alarich, Dich nicht allzu großer Hoffnung in Beziehung auf Lydia und Peregrin hinzugeben,“ erwiderte Lucia.

„Wie? biſt Du Lydia's Vertraute?" fragte er überraſcht.

„Das nicht .... nein, durchaus nicht! ... aber .... ich kenne Peregrin."

„Nun, in den nächſten Tagen kommt er .... dann wollen wir ihn beobachten!" ſagte der Graf und ſtand vom Frühſtückstiſch auf. „Haſt Du Pläne für heute?" ſetzte er hinzu.

„Einen Spazierritt mit Lydia .... ſonſt nichts — und auch den erſt ſpäter. Jetzt will ich an Juſtine ſchreiben."

„Wie geht es ihr?" fragte Graf Gorm teilnehmend.

„Leider nimmt ihre Augenſchwäche zu."

„Die Ärmſte!" rief er; „was ſoll aus ihr werden, wenn ſie nicht mehr im Stande iſt, ſich zu beſchäftigen und dennoch ihr zurückgezogenes Leben nicht aufgeben will. Lade ſie doch recht dringend ein, jetzt herzukommen, gerade jetzt, Lucia, wenn die Kinder hier ſind! das wird ſie zerſtreuen und unterhalten."

„Mein guter Alarich," ſagte die Gräfin gerührt, „Du biſt der beſte und liebenswürdigſte Mann, den ich kenne."

„O mache mich nur nicht eitel!" rief er, küßte liebreich ihre ſchöne Stirn und verließ das Kabinett.

Lucia blieb allein mit ihren Gedanken. Lydia muß Alarich's Frau werden — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Die reichſte Partie des Landes darf ihm nicht entgehen .... Nur iſt er gar jung, nicht zwei Jahre älter als ſie! ... Faßt ſie keine entſchiedene Neigung für ihn, ſo könnte ſie leicht einem anderen Bewerber Gehör geben, bevor Alarich ſeine Studien vollendete. Und wenn Peregrin dieſer Bewerber würde? ... Nein! das glaub' ich nimmermehr .. ſie paſſen nicht zuſammen .... und ich könnte ihm vielleicht ſagen, daß er meinen Plan für ſeinen Bruder nicht durchkreuzen dürfe. Daran ließe ſich vielleicht auch Schloß Traun knüpfen! .... O Gott .... — wenn das alles nur nicht genau das Gegenteil von dem wäre, was Gorm wünſcht! —

Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und lehnte ſich im Sofa zurück, als ſei ſie müde, ihren Gedankengang zu verfolgen oder erdrückt von deſſen Wucht. So ſaß ſie lange und regungslos da. Mitten in dem Glanz, der ſie umgab, von Tauſenden bewundert, von Tauſenden beneidet, gewiegt vom Glück, getragen von Liebe — war ihr Herz zermalmt .... und niemand durfte es wiſſen. Endlich raffte ſie ſich auf und ſagte:

„Er hatte Recht .... wäre ich ihm gefolgt, ſo wäre ich die glücklichſte Frau auf Erden!" — —

Sie ſchrieb ihrer Schweſter und einige andere Briefe. Dann ließ ſie Lydia benachrichtigen, daß die Pferde geſattelt würden, ging in ihr Toilettezimmer, um ihr Reitkleid anzulegen, und fand, als

Hab' ich auf ſeinen Thron etwa
und in ſein Bett verlangt?
War ich gefangne Sklavin nicht,
der vor dem Sieger bangt?
Nur weil ich ſchön bin und weil ich
Gepidenfürſtin bin,
Zu ſeiner Luſt, zu ſeinem Ruhm
ward ich ihm Königin.

Und daß er mich als Sklavin nur
betrachtet, zeigt er jetzt.
Hat man denn je die Königin,
das Weib ſo ſchwer verletzt?
O, Rache! Rache, Alboin!
nicht trag' ich mehr die Laſt;
Der Weg, die Mittel finden ſich,
wenn man recht liebt und haßt.

Nie hab' ich einen Mann geliebt,
ſo ſey mein Leben der Haß!
Kein Mann verdient es, daß um ihn
die Wange werde blaß,
Kein Mann verdient ein Weib, das ihn
in Lieb und Luſt umſchlingt,
Ich will verſuchen, ob man ihn
durch Haß und Rache bezwingt! —"

ſie damit fertig war, Lydia ſchon ganz bereit im Salon. Lucia's Auge ruhte mit mütterlichem Wohlgefallen auf dem ſchönen Mädchen, deſſen Sylphidengeſtalt durch den langen dunkeln Reitanzug noch größer und ſchlanker erſchien.

„Ich entführe Dich Deiner Mutter, liebe Lydia; .... zürnt ſie nicht?“ fragte die Gräfin liebreich.

„Nie .... wenn es mir Freude macht!“ rief Lydia.

„Dann biſt Du wohl, was man ein verzogenes Kind nennt?“ fragte Lucia neckend.

„Ich glaube ... ja!“ entgegnete Lydia leicht errötend. „Seit dem Tode meines Vaters hat meine gute Mutter ihre ganze Liebe auf mich übertragen — und ich bin wohl ſehr verwöhnt ... in allen Dingen.“

Ein Diener meldete die Reitpferde und ſie ritten von dannen. Nach einiger Zeit ſagte die Gräfin:

„Es wird hier munterer werden, wenn meine Söhne kommen. Jetzt biſt Du ganz allein unter einem halben Dutzend alter Leute, meine arme Lydia. Du tuſt mir leid.“

„Nicht doch, gnädige Gräfin,“ entgegnete Lydia lebhaft; „ich gehe gern mit älteren Perſonen um.“

„Erinnerſt Du Dich noch meiner Söhne?“

„Des älteren ſehr gut! des jüngeren kaum.“

„Und auch das aus Vorliebe für ältere Leute?“ fragte die Gräfin fixierend.

„Diesmal nicht!“ entgegnete Lydia, indem ſie mit eigentümlich ſtolzer Bewegung ihren ſchönen Kopf hob — und dann ſchwieg.

„Du machſt mich neugierig, Lydia!“ ſagte die Gräfin.

Lydia fühlte, daß ſie dieſer indirekten Frage Antwort geben müſſe und die Gräfin fühlte, daß ſie es widerſtrebend tue. Lydia ſagte:

„Es ſind ſchon einige Jahre ſeitdem vergangen .... da ſchickte meine Mutter einmal ihre Haushälterin zu einem armen alten Mann, der das Bein gebrochen hatte. Um einer dahinſauſenden Schlittenpartie auszuweichen, tat er den böſen Fall. Ich weiß nicht wie es kam .... aber ich bat die Haushälterin ſo lange, bis ſie mich mitnahm — heimlich. Denn meine Mutter iſt unausſprechlich gut und wohltätig — doch erlaubt ſie mir nicht zu armen Leuten zu gehen. Als wir in das enge, dumpfe, heiße Stübchen des alten Mannes traten, fanden wir an ſeinem Bett ſitzend ſeine ebenſo alte Frau .... und Ihren älteſten Sohn, gnädige Gräfin — und das iſt mir unvergeßlich geblieben! beſonders deshalb .... weil er da ſaß. Wir ſetzten uns nicht; die Haushälterin ſagte, wir hätten keine Zeit dazu. Ihr Sohn hatte Zeit dazu .... er nahm ſie ſich! Er ſaß ganz traulich da und hörte die Klagen des alten Mannes freundlich an. Da ich etwas Ähnliches nie geſehen noch gehört hatte, und da ich es auch ſeitdem nie wieder ſah noch hörte: ſo iſt das ein unauslöſchlicher Eindruck.“

„Ja, er hat ein goldenes Herz .... der Peregrin!“ ſagte die Gräfin mit lebhafter Zufriedenheit; — „und wenn ich es in dieſem kleinen Zug erkenne: ſo erkenne ich zugleich, liebe Lydia, wie zart das Verſtändnis des Deinigen iſt.“

Lydia, halb dankbar und halb verlegen, neigte ſich ein wenig gegen die Gräfin — und beide Damen ſetzten ihre Pferde in ſchnellere Bewegung.

Als ſie nach einigen Stunden heimkehrten, eilten ihnen zwei junge Männer am Schloßportal entgegen und Peregrin und Alarich hoben frohlockend die Gräfin vom Pferde und führten ſie in den Salon, wo die übrige Geſellſchaft beiſammen war. Lydia folgte ihnen und ſetzte ſich ſtill hinter einen großen, mit Büchern und Albums bedeckten Tiſch, von wo ſie die beiden Brüder mit einiger Neugier beobachten konnte. Mit weiblichem Inſtinkt ahnte ſie, daß man auf beiden Seiten Pläne habe und daß die Anweſenheit ihrer Mutter in Schloß Traun gerade in dieſem Augenblick wohl nicht zufällig ſei. Lydia wußte, daß ſie ſchön und reich ſei. Sie war ſehr wohl erzogen und ſehr beſcheiden, aber das wußte ſie doch, denn ſie hatte bereits einen Winter in der Welt gelebt. Sie war feſt entſchloſſen, ſich nur nach ihrer Neigung zu verheiraten — wobei ſie mit Zuverſicht auf die Zuſtimmung ihrer Mutter rechnete — daher konnte ſie ſich einer gewiſſen beobachtenden Spannung nicht erwehren.

Alarich fiel ihr zuerſt auf. Er hatte frappant ſchöne Züge, fein, regelmäßig und edel, eine große, ſchlanke Geſtalt und eine leichte Anmut in Haltung und Bewegung, die ihn als den Sohn ſeiner Mutter kennzeichnete. Auch ſein Ausdruck war ſehr angenehm, verſtändig und freundlich. Es war unmöglich, ihn nicht ſogleich als eine wohltuende Erſcheinung in einem Salon zu bemerken. War das aber geſchehen, ſo war man zufrieden und er verſchwand neben Peregrin.

Peregrin fiel nicht auf wegen ſeiner Schönheit, ſondern wegen des ungemein geiſtigen Ausdrucks, der ſeine ganze Erſcheinung von innen heraus illuminierte. Obſchon die allzu große Lebhaftigkeit ſeiner früheren Jahre etwas gedämpft und ſein Weſen ruhiger geworden war, ſo bemerkte man doch leicht, daß dieſe Ruhe aus ſeinem Willen hervorging, nicht aus ſeiner Natur — wie das bei Alarich der Fall war. Darum war auch Alarich, obgleich drei Jahre jünger, ihm überlegen in einer gewiſſen vornehmen Haltung. Doch darauf beſchränkte ſich ſeine Überlegenheit. Der Eine gefiel immer und überall. Der Andere gefiel vielleicht nicht immer — aber wenn er gefiel, ſo feſſelte er auch. Die Gäſte ſeiner Eltern waren ihm lauter Bekannte, die er freudig begrüßte; am freudigſten ſeinen alten Gönner, den General. Gräfin Hohenfels kannte er am wenigſten, weil ſie ein paar Jahre nach dem Tode ihres Mannes in großer Zurückgezogenheit gelebt hatte. Sein Benehmen gegen ſie war äußerſt höflich, aber zurückhaltend — und noch mehr gegen Lydia. Seine Mutter bemerkte dies ſogleich, heimlich froh, daß ſie richtig prophezeit habe.

Das Leben auf Schloß Traun ging ſeinen angenehmen Gang fort. Die glücklichen Familienverhältniſſe teilten ſich auch der Geſelligkeit mit und verbreiteten eine allgemeine zufriedene Stimmung. Man tat und trieb zwar ganz gewöhnliche Dinge, die man überall auf dem Lande zu tun und zu treiben pflegt, aber man tat es mit Vergnügen: man fuhr und ritt ſpazieren, man ging auf die Jagd, man ſpielte Billard, man las Zeitungen, man politiſierte und diſputierte — zuweilen machte man Muſik. Gräfin Hohenfels war eine ausgezeichnete Klavierſpielerin, und wenn Peregrin mit ſeiner Violine erſchien, ſo jubelten alle. Am wenigſten froh, innerlich, war Lydia. Gräfin Gorm beobachtete ſie und freute ſich deſſen, denn ſie brachte es in Zuſammenhang mit Peregrins kühler Höflichkeit — und irrte nicht.

Es war beſchloſſen, daß Peregrin jetzt eine größere Reiſe antreten ſolle. Er hatte ſchon in den Univerſitätsferien teils mit ſeinen Eltern, teils mit Freunden nähere Reiſen gemacht, er kannte London und Paris, die Schweiz und Oberitalien; aber das genügte ihm nicht. Er wollte in den Orient, der damals noch nicht ſo offen und leicht erreichbar wie jetzt, aber eben deshalb um ſo anziehender war. Wenigſtens behauptete Peregrin, die europäiſchen Spazierfahrten hätten eine ſo alltägliche Phyſiognomie, daß ſie jeden Gedanken an Abenteuer oder Entdeckungen unmöglich machten. Studieren könne man auf Reiſen in Europa, Land und Leute, Kunſt und Wiſſenſchaft, bürgerliche und politiſche Inſtitutionen; — und das werde er mit der Zeit auch tun; doch jetzt habe er ſeit circa zehn Jahren dermaßen ſtudiert, daß er ein Jahr des Vagabundentums in Anſpruch nehme.

„Ich ſtelle mir den Orient ungemein melancholiſch vor," ſagte der General, der als Pole und frommer Katholik den Verfall des Chriſtentums im Auge hatte.

„Und ich denke ihn mir kindlich träumeriſch," ſagte Peregrin, — „mit ſeinen Nomadenvölkern und ſeinem Hirtenleben."

„Nein, lieber Peregrin!" rief der General, „wenn der Orient träumt, ſo iſt es von ſeiner Vergangenheit .... der großen, herrlichen Vergangenheit, als „der Stern aus Jakob", den der Prophet verkündigt hatte, mit ſeinem wunderbaren Licht aufging. Aber jetzt ſind dieſe Strahlen erloſchen — und ich fürchte ſehr, daß Sie unter der Herrſchaft des Türken eher greiſenhaft kindiſche, als friſche jugendliche Zuſtände finden werden."

„Ja,“ ſagte Peregrin, „Schlaftrunkenheit iſt überall, wo keine großen Ideen herrſchen und Rauſch überall, wo ſie verzerrt und gefälſcht werden . Das letztere geſchieht in Europa. Ich muß mich überzeugen, ob erſteres im Orient ſtattfindet.“

„Nebenbei wirſt Du hoffentlich daran denken, mir aus dem Bazar von Damaskus einen perſiſchen Shawl mitzubringen,“ ſagte Gräfin Gorm.

„Und mir eine Damaszenerklinge als Hirſchfänger,“ ſagte Alarich, der eifrige Jäger.

„Ich bitte um einen arabiſchen Hengſt!“ ſagte der Graf lachend.

„Und ich hätte gern ein kleines Geſchmeide aus einem Mumiengrabe,“ bat Gräfin Hohenfels.

„Nun, Herr General, geben Sie mir keinen Auftrag?“ rief Peregrin ſcherzend.

„Doch! — und zwar ein wenig Erde vom heiligen Grabe.“

„Hat Comteſſe Lydia nichts zu befehlen?“ fragte Peregrin.

„Wenn Sie das bekommen können, was ich wünſche.“

„Es wird doch nicht die Pyramide des Cheops ſein!“ rief Peregrin munter.

„Es iſt ein Talisman,“ ſagte Lydia.

„Entſpringt der Wunſch aus Aberglaube oder Neugier?“ fragte Graf Gorm.

„Ich habe geleſen, die Orientalen trügen kleine Goldplättchen, in welche geheimnisvolle Schrift gegraben ſei — der Name Allah's, glaube ich . . . und ein ſolcher Talisman bewahre ſie vor Unheil. Den hätte ich gern."

„Aber, liebes Kind," ſagte Gräfin Hohenfels, „das iſt ja barer Aberglaube."

„Gleichviel, Mama!" entgegnete Lydia; „ich hätte nun einmal gern ſo einen glückbringenden Talisman."

„Und wenn er kein Glück bringt?" fragte der General.

„Wie ich mich dann mit ihm benehmen würde, weiß ich nicht," erwiderte Lydia munter. „Vorderhand lockt mich der Zauber."

„Man erzählt von der Königin Kleopatra," ſagte Alarich unbefangen, „ſie habe einen Talisman beſeſſen, welcher bewirkte, daß niemand ſie vergeſſen konnte, der ſie einmal geſehen hatte."

„O," rief Peregrin lebhaft, „der Zauber iſt unabhängig von jedem Talisman, lieber Alarich. Seien Sie verſichert, Comteſſe Lydia, ich werde mir alle Mühe geben, ſo ein geheimnisvolles Goldplättchen für Sie aufzufinden."

Einige Tage ſpäter reiſte Gräfin Hohenfels mit Lydia ab und Lucia ſagte triumphierend zu Graf Gorm:

„Aus dem Heiratsprojekt wird nichts!"

„Vielleicht ſpäter," entgegnete der Graf. „Peregrin iſt jetzt ſo erfüllt von ſeinem Reiſeprojekt, daß er an nichts anderes denkt."

Darin irrte der gute Graf ganz außerordentlich und Peregrin ſelbſt klärte ihn darüber auf. Beide Brüder pflegten mit den Eltern im Kabinett der Gräfin zu frühſtücken. Eines Morgens war Peregrin mit ihnen allein und Alarich auf der Jagd. Peregrin ergriff die Hand der Gräfin, küßte ſie zärtlich und fragte:

„Haſt Du wohl je an die Möglichkeit gedacht, liebe Mutter, daß ein weibliches Weſen, außer Dir, das Herz des wilden Peregrin feſſeln könne?“

„In Zukunft — ja! . . . In der Gegenwart — nein! Du biſt noch zu unruhig, Peregrin.“

„Du haſt Recht . . . . es iſt eine ungebändigte — oder wenigſtens nur äußerlich gebändigte Unruhe in mir, die daher kommt, daß ich gern die Welt aus ihren alten Angeln heben möchte — was nicht gut tunlich iſt. Aber dies betrifft nur einen Lebenskreis meines Weſens. Es gibt einen andern . . . . und da bin ich ruhig.“

„Wie!“ rief die Gräfin, „Du hätteſt Dich gebunden!“

„Das iſt verkehrt, Peregrin!“ ſagte der Graf unmutig. „Verlobungen auf der Univerſität gehen äußerſt ſelten in glückliche Ehen über, denn ſie werden von beiden Teilen mit einer allzu ſtarken Doſis Leichtſinn geſchloſſen.“

„Ich bin nicht verlobt und nicht gebunden,“ entgegnete Peregrin ſanft, „denn ich würde nie einen ſolchen Schritt ohne die Einwilligung meiner

Eltern tun. Von einem oberflächlichen, leichtſinnigen Liebesverhältnis iſt noch viel weniger die Rede — wohl aber von einer ernſten Liebe.“

„Und zu wem? . . . Wer iſt ſie? . . . Kennen wir ſie?“ fragten die Eltern

„Ihr kennt ſie nicht . . . und die Welt kennt ſie nicht . . .“

„Peregrin, nur nicht etwa ſo ein unbekanntes, göttliches Bauernmädchen . . . . das verbitte ich mir als Schwiegertochter!“ unterbrach ihn der Graf ſehr lebhaft und beſorgt.

„Wie ſchön das iſt, ſo ungekannt von der Welt — und dabei eine Heliade zu ſein!“ ſagte Peregrin. „Nein, lieber Vater, beruhige Dich: ſie iſt uns ebenbürtig, ſie hat aber kein Vermögen.“

„Das iſt Nebenſache!“ rief der Graf zufrieden.

„Vor fünf Jahren in Dresden ſah ich ſie zuerſt und ſie war damals ein Kind. Da ſie aber für mich jenen Talisman der Kleopatra beſaß, von welchem mein Bruder neulich ſprach, ſo vergaß ich ſie nie, obſchon ich ſie äußerſt ſelten ſah und — mit Ausnahme der letzten Zeit — auch niemals ſprach; und weil etwas unbeſchreiblich Himmliſches in ihr iſt, wurde ſie der geliebte Schutzgeiſt meiner Jugend.“

„Und liebt ſie Dich?“ fragte die Gräfin gerührt.

„Das kann nicht wohl anders ſein — obwohl ich zuweilen dies Glück ſo groß finde, daß ich es bezweifle. Gefragt hab' ich ſie nie.“

Sie tritt ans Fenſter, öffnet es,
verfolgt der Sterne Lauf;
Ein leiſes klirrendes Getön
ſtört ſie im Sinnen auf;
Denn unter ihrem Fenſter wird
ein andres aufgemacht:
„Ich ſchickte meine Frauen fort,
wie kommt's, daß Oda wacht? —"

Rosmunde beugt ſich leiſe vor;
ſie ſieht, daß Oda ſpäht
Nach allen Seiten und dann lauſcht,
ob nichts die Luft durchweht,
Sie ſieht, daß Oda an die Stirn
und Bruſt die Hände legt,
So unruhvoll, wie man wol thut,
wenn bang das Herz uns ſchlägt.

„Was treibt das Mädchen? gehe es
doch ſchlafen über Nacht! —"
Rosmunde ſpricht's; die Stiege geht
herab ſie raſch und ſacht;
So tritt ſie in das Kämmerlein
des Mädchens, das ſogleich
Mit unterdrücktem Schrei vor ihr
hinſinket ſcheu und bleich.

„Alſo noch ganz im Äther?“ ſagte der Graf.

„Nein!“ rief Peregrin, „ganz im Herzen. Aber jetzt, nachdem ich mit Euch geſprochen und Eure Einwilligung habe, jetzt will auch ich ſprechen — oder eigentlich — ſie. An ihr iſt die Entſcheidung. Meine Reiſe wird nicht dadurch geſtört werden. Nur die Ungewißheit würde mich ſtören.“

„Aber wer iſt ſie, Peregrin!“ rief die Gräfin ungeduldig.

„Und wenn ich Dir nun ihren Namen nenne, Heliade von Horburg — was weißt Du denn von ihr, liebſte Mutter?“

„Beſchreibe ſie uns,“ ſagte die Gräfin teilnehmend.

„Das kann ich nicht,“ entgegnete Peregrin und legte die Hand über die Augen. „Als ich ein Kind war, hörte ich Dich zuweilen eine wunderliebliche Melodie ſingen, deſſen Worte ich damals nicht verſtand, die mir aber mit der Melodie im Ohr geblieben ſind: „„Namen nennen Dich nicht! Dich bilden Griffel und Pinſel — Sterblicher Künſtler, nicht nach.““ Das paßt auf Heliade.“

„Biſt Du ein Schwärmer geworden, Peregrin?“ ſagte der Graf liebevoll; denn ihn freute des Sohnes zartes inneres Glück — das ſchönſte, das im Kreiſe der jugendlichen Empfindungen exiſtiert. Wohlverſtanden, n u r der Empfindungen!

alſo nicht in der höchſten Sphäre des inneren Menſchen.

„Nenne das nicht Schwärmerei," antwortete Peregrin bittend. „Ich habe, ſo lange ich denken kann und meiner ſelbſt bewußt bin, ein Etwas vor meinem inneren Auge gehabt, eine Idee, ein Ideal, das zugleich in mir und außer mir lebte — und die damit naturgemäß verknüpfte Sehnſucht, dies Ideal außerhalb meines Weſens zu finden und innerhalb desſelben zu verwirklichen. Heliade iſt dies menſchgewordene Ideal: — was ſie iſt, will ich werden. Du ſiehſt alſo, daß es keine Schwärmerei, keine Gefühlsübertreibung iſt, beſter Vater! Es iſt zwar die intenſivſte aller Empfindungen .... aber verbunden mit einem gewiſſen Licht der Erkenntnis und Tatkraft des Willens. Ich bin nicht bloß für Heliade begeiſtert, ſondern ſie begeiſtert mich für alles, was gut und ſchön und wahr iſt."

„Mein guter Sohn, möge dieſe wunderbare Heliade nicht nur den Talisman beſitzen, der Dich begeiſtert, wohl aber auch den, der Dich dauernd beglückt," — ſagte Graf Gorm. „Deine Mutter und ich werden ſie mit Freuden Tochter nennen, wenn ſie, wie Du ſagſt, einen edlen, fleckenloſen Namen trägt. Ich begreife, daß Du eine Entſcheidung wünſcheſt: alſo ſuche ſie nach. Aber ich wünſche, daß Deine Reiſe weder aufgeſchoben noch abgekürzt werde, da Du vorausſichtlich auf Jahre hinaus nicht über ſo viel freie Zeit wirſt verfügen können, wie eben jetzt vor Deinem Eintritt in den Staatsdienſt."

„Wäre es nicht vernünftiger, Deine Begeiſterung etwas auf die Probe zu ſtellen, Peregrin, und mit Deiner Bewerbung um dieſe wunderbare Heliade zu warten bis nach Deiner Rückkehr?" wendete die Gräfin ein.

„O, es iſt unerhört, daß die Mutter ſtrenger ſei, als der Vater!" rief Peregrin und kniete neben der Gräfin nieder. „Das iſt vernünftig, was mir Ruhe gibt. Bin ich gewiß, daß Heliade mir unverlierbar iſt, ſo reiſe ich getroſt ein Jahr .... auch zwei — wenn Ihr es wünſcht. Muß ich aber bis zu meiner Rückkehr auf Heliadens Entſcheidung über meine Zukunft warten: ſo werde ich unwillkürlich ſuchen, meine Reiſe ſo viel wie möglich abzukürzen."

„Das iſt begreiflich!" ſagte der Graf; — „nein, Lucia, laß ihn gehen und möge er ſich die Gewißheit ſeines Glückes verſchaffen." — —

Peregrin traf alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe in den Orient. Dazu gehörte auch ein Beſuch bei der Tante Juſtine in Tannhof. Es beſtand keine Sympathie zwiſchen ihr und ihrem Neffen — am wenigſten zwiſchen ihr und Peregrin. Ihr trockenes Weſen und ihr erfrorenes Herz befähigten ſie nicht zum Umgang mit der beweglichen warmherzigen Jugend — und da Peregrin beides im hohen

Grade war, ſo war auch die Kluft zwiſchen ihm und ihr beſonders tief. Wegen des unruhigen und ſtürmiſchen Weſens ſeiner früheren Jahre und eingedenk der verſchiedenen Taſſen und Teller, welche ſein Beſuch ihr zu koſten pflegte, nannte ſie ihn nie anders als den „Sauſewind“. Freilich hatte ſich Peregrin in dieſem Punkt außerordentlich gebeſſert, allein ihr blieb eine unvertilgbare Erinnerung an ſeine früheren Untaten — und wäre es nicht eine Verletzung des ſchuldigen Reſpekts von ſeiner Seite geweſen, ſo hätte er ſich leicht getröſtet, wenn er nicht nach Tannhof gekommen wäre — beſonders jetzt, da ihr ſinkendes Augenlicht nicht mehr die frühere ſcharfe Beobachtung von allem, was in ihrem Hauſe geſchah und nicht geſchah, zuließ.

„Ich denke immer an das Märchen von der verzauberten Prinzeſſin, die mit ſamt ihrer ganzen Umgebung hundert Jahre ſchläft, wenn ich nach Tannhof komme,“ ſagte Peregrin zu Alarich, als ſie in den Hof einfuhren.

Alarich lachte hellauf und rief:

„Welche bewundernswürdige Phantaſie, hier an Märchen zu denken, hier .... wo die dürrſte Proſa zu Hauſe iſt!“

„Nein, Alarich!“ entgegnete Peregrin, „ſo ein verſteinertes Menſchenbild, wie die Tante Juſtine, iſt nicht Proſa — ſondern Nachtſeite des Lebens.“

Mit maſchinenmäßiger Pünktlichkeit ging alles auf Tannhof ſeinen alten Gang. Wie jene künſtlichen Uhrwerke, die zu einem beſtimmten Glockenſchlag allerhand Figuren hervorſchieben und in verſchiedene Bewegungen ſetzen, wurden die Geſchäfte und Obliegenheiten von jedem einzelnen vollzogen und die Brüder erinnerten ſich nicht, je ein anderes Geſicht in Haus und Hof geſehen zu haben, als die gegenwärtigen — wobei jedoch Peregrin die Bemerkung machte, die Leute würden dermaßen dreſſiert und geſchult, daß ſie gewiß dieſelben Mienen und Ausdruck — und vielleicht dieſelben Züge bekämen, ohne doch dieſelben Perſönlichkeiten zu ſein.

Das Parquet der drei großen leeren Zimmer knarrte und kniſterte wie ſonſt, als die Brüder hinter einander — auch nach alter Gewohnheit! — auf dem grauen Leinwandſtreif zum Zimmer der Tante ſchritten. Der alte Diener öffnete die Tür und Fräulein Juſtine kam ihnen entgegen — ganz wie ſonſt im karmeliterfarbenen Merinokleide, und nur hagerer und blaſſer wie ſonſt — übrigens unverändert. Kleine grüne Vorhänge an den untern Fenſterſcheiben war die einzige Veränderung in ihrem Zimmer und deutete zugleich ihr Augenleiden an. Aber ſie erwähnte desſelben mit keiner Silbe. Sie wollte nicht bedauert, nicht bemitleidet ſein. Sie ſchloß ſich immer mehr von aller Teilnahme für Menſchen ab, weil die Intereſſen für die toten Güter der Erde wuchſen. Durch den Kauf eines großen Gutes, das ſie mit ihrer ſtrengen Ökonomie ſelbſt verwaltete, hatte ſie ihr Vermögen ſehr vergrößert und ſie fand einen hohen Genuß in dieſer ſteigenden Progreſſion ihrer Einkünfte.

„Nun, Herr Sauſewind,“ ſagte ſie zu Peregrin, „Du beabſichtigſt eine Reiſe in den Orient, wie ich höre. Das iſt ja ein formidables Unternehmen, eine ungeheure Verſchwendung von Zeit und Geld.“

„Das fürchte ich nicht, liebe Tante. Reiſen bilden.“

„Das iſt ſo eine hergebrachte Redensart: bilden! ja, was denn bilden? Man geht nach England und bildet den Geſchmack für Pferde- und Wettrennen — in Paris für franzöſiſche Kochkunſt und Ballet — in Italien für Gemälde und Statuen aus. Iſt das Bildung? ſind dieſe Kenntniſſe der großen Opfer an Zeit und Geld wert, die mit ihnen verbunden ſind?“

„Gewiß nicht, liebe Tante! aber ich denke nicht mit jener Oberflächlichkeit zu verfahren, die Du mit vollem Recht tadelſt. Ich möchte den Menſchen im Zuſammenhang mit der Natur und unter dem Einfluß der Geſetze, der Inſtitutionen und Sitten bei verſchiedenen Völkern kennen lernen, um die Bedingungen herauszufinden, unter denen er am glücklichſten iſt.“

„Und dann?“

„Dann die Erfahrungen in Anwendung zu bringen ſuchen.“

„Um dieſe Erfahrung zu machen, brauchſt Du weder Europa noch Aſien — ja nicht einmal

Deutſchland zu durchſtreifen: das lernſt Du überall, wo Menſchen ſind. Die Bedingung ihres Glückes iſt — ein friedlicher Beſitz, der ihren Bedürfniſſen genügt."

„Gewiß! das iſt die materielle Grundlage ihrer Zufriedenheit .... doch genügt ſie nicht, wenn nicht ein höheres, geiſtiges Prinzip ſie beſeelt. Allein den Fall angenommen, daß jene materielle Grundlage allgenügend wäre — wie fängt man es an, um ſie der Menſchheit zu geben?"

„Ah .... biſt Du auch angeſteckt von den Tendenzen des Sozialismus!" rief Fräulein Juſtine empört; — „dann wird das Ende Deiner Reiſen und Beobachtungen ohne Zweifel darin beſtehen, daß Du Schloß Traun in ein Phalanſtère verwandelſt. Was ſagſt Du dazu, Alarich?"

„Ich ſage, liebe Tante, daß Sozialismus eines — und Staatsökonomie ein anderes iſt."

„Im Prinzip — ja! aber die Staatswirtſchaft ſucht doch auch den Grundbeſitz ungemein auszubeuten. Welche Steuerlaſt müſſen wir Grundbeſitzer nicht tragen und wir ſind doch der Schwerpunkt des Staatshaushaltes. Schont man uns nicht, ſo kann einmal die ganze Maſchine umſchlagen. Nur ein Schiff, das tief geht, iſt ſicher im Sturm und die revolutionären Bewegungen, die in der Zeit graſſieren, wie die Cholera, bringen Stürme."

„Tantchen!“ ſagte Alarich munter, „ſei doch froh über Deine großen Steuern und danke Gott dafür — denn wer nichts hat, kann nichts zahlen.“

„Das iſt ja eben das Traurige!“ rief Peregrin, „daß auch der zahlen muß!“

Fräulein Juſtine brachte das Spinnrad, an welches ſie ſich nach der erſten Begrüßung ſogleich wieder begeben hatte, in einen ſauſenden Schwung, als wolle ſie die Reden ihrer Neffen nicht hören. Indeſſen mochte es ihr doch zweckmäßig erſcheinen, beiden einen Verweis zu geben, denn ſie mäßigte das ſchnurrende Rad und ſagte ſcharf:

„Dies Lamento über die ſogenannte Armut des gemeinen Mannes, mein guter Peregrin, erklingt im Lager der Sozialiſten und iſt der Schlachtruf, mit welchem ſie das Proletariat unter ihre Fahne und gegen den Beſitzenden führen. Ein Gentleman ſollte ſich hüten, in dies rohe Gebrüll einzuſtimmen. Der gemeine Mann iſt an eine gewiſſe Beſchränktheit ſeiner Verhältniſſe gewöhnt und fühlt ſie nur deshalb als einen Druck, weil man es ihm fort und fort wiederholt. Du ſiehſt mich ungläubig an? — Aber ich ſage Dir, ſo iſt es. Eine lange Erfahrung ſteht mir in dieſem Punkt zur Seite. Ich zähle neunundfünfzig Jahre und lebe ſeit vierzig Jahren hier auf Tannhof in unmittelbarem Verkehr mit dem gemeinen Mann. Er hat es nicht ſo ſchlimm, wie die Sozialiſten behaupten, um in unſern Säckel zum beſten ihrer Theorien zu greifen.“

„Jedenfalls hat er es doch beträchtlich ſchlimmer wie wir, trotz all unſerer Steuern," ſagte Peregrin.

„Natürlich!" erwiderte Fräulein Juſtine mit tiefer Gleichgültigkeit.

„Dann wirſt Du es doch ebenfalls natürlich finden, wenn man, ohne im mindeſten den ungerechten und falſchen Tendenzen des Sozialismus zu huldigen, den Druck des Elends, der auf ihm liegt, zu erleichtern ſucht. Und dies zu tun ohne ungerechte Eingriffe in den Beſitz und die Verhältniſſe anderer Stände zu machen, iſt eben das große ſoziale Problem der Zeit."

„Man wird es nicht löſen und nur das Proletariat in Gährung bringen," ſagte diktatoriſch Fräulein Juſtine — und dann zu Alarich ſich wendend: „Dir aber muß ich auf Deine Bemerkung antworten, daß ich mir ſelbſt und meiner Tätigkeit und Sparſamkeit einen großen Teil meines Beſitzes — und keinem andern verdanke."

„Beſte Tante!" rief Alarich beſtürzt, „ich habe nicht entfernt an eine Schmälerung Deiner Verdienſte, Talente und Einſicht gedacht."

„Ganz gut, mein Kind! Du mußt Dich hüten, mit leeren Redensarten zu ſprechen. — Jetzt wollen wir zu Tiſch gehen und dann einen großen Spaziergang im Gut machen. Ich werde Euch zeigen, wie ich mich mehr und mehr arrondiere und noch jüngſt eine ſchöne und ſehr einträgliche Mühle, die ſogenannte Obermühle, gekauft habe.“

„Iſt der Müller tot . . . . der junge Mann?“ fragte Alarich teilnehmend.

„Am Typhus geſtorben,“ entgegnete die Tante. „Er hinterließ eine Frau und acht — ſage acht! kleine Kinder, das älteſte von zwölf Jahren, das jüngſte von drei Wochen.“

„Wie traurig!“ riefen die Brüder.

„Niemand hat ein Brevet der Unſterblichkeit,“ bemerkte Fräulein Juſtine trocken; „folglich laufen dieſe Leute bei ihrer merkwürdigen Neigung, ſich früh zu verehelichen, immer große Gefahr, eine zahlreiche, unverſorgte Progenitur zu hinterlaſſen, aus welcher ſich dann das amöne Proletariat nach und nach vermehrt.“

„Warum verkaufte die Witwe ihre Mühle?“ fragte Peregrin.

„Weil ich ihr ein hübſches Sümmchen bot und ſie in einiger Verlegenheit war,“ entgegnete Juſtine ſelbſtzufrieden.

„So entſteht auch Zuwachs zum Proletariat!“ rief Peregrin. „Nichts ſchützt ſo ſehr dagegen, als feſtes Eigentum . . . . und ſei es noch ſo gering. Aber die Leute ſind oft ſo unbeſonnen und um ſich aus einer vorübergehenden Verlegenheit zu retten, die durch eine kleine Anleihe hätte beſeitigt werden können, opfern ſie ihre eigene Zukunft und die ihrer Kinder.“

Rosmunde fragt befremdet: „Biſt
Du krank? was fehlet Dir? —“
„O Herrin, Gnade! geh, ach, geh!
Er finde Dich nicht hier! —“
„Er! — ſpricht Rosmunde kalt und hoch —
Du harrſt auf einen Mann
Zu dieſer Stunde! wähnſt Du denn,
daß ich es dulden kann? —“

„Nicht dulden, ſagte Oda ſanft,
verzeihen, Königin;
Es iſt das erſte Mal, gewiß!
ſein Wunſch nur riß mich hin.
Ich lieb' ihn ſo! da muß ich denn
auch thun was er verlangt,
Wenn auch mein Innres widerſtrebt,
mein Herz davor erbangt. —“

„So liebſt Du ihn, Du armes Kind!
und wer iſt denn der Mann,
Der übermächtig zauberhaft
Dein Taubenherz gewann? —“
„Ein Ritter aus des Königs Schaar,
ſein Name .... Almachild, ...
Er liebt mich ſehr! —“ „Ich glaub' es! noch
iſt nicht ſein Wunſch erfüllt. —

„Ich bin froh," rief Fräulein Juſtine lebhaft entrüſtet, „daß meine alten Augen nicht mehr das Regiment ſehen werden, welches Du dereinſt auf Schloß Traun führen wirſt. Das wird ein **El-Dorado** für alle Habenichtſe ſein . . . . und nur den einen Nachteil haben, daß Deine Nachkommen in die Kategorie der Junker von Habenichts verfallen. Wer Grundbeſitz hat, muß ihn weiſe vergrößern und fort und fort vergrößern. Je breiter die Baſis, deſto feſter der Sitz. Hat man dieſe Feſtigkeit erlangt, ſo kann man auch etwas für die Leute tun. Du aber ſcheinſt damit anfangen zu wollen . . . . und noch dazu mit Darlehen! die ruinieren Dich . . . . denn Du bekommſt ſie nie vollſtändig . . . . nie mit allen Zinſen zurück."

„Wenn ich nicht damit anfange, ſo höre ich auch nicht damit auf, liebe Tante," ſagte Peregrin unerſchütterlich. „Jede Epoche hat ihre Lieblingsideen. Die unſere beſchäftigt ſich gern mit der Wohlfahrt der unteren Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft. Sie tut es vielfach in verkehrter Weiſe, braucht gefährliche Hebel, verfolgt teils einſeitige Theorien, teils untergeſchobene Zwecke: das alles gebe ich zu! aber das alles iſt durchaus kein Grund, um die Idee ſelbſt zu verwerfen. Im Gegenteil! es iſt ein Grund, um nach ihrer vernünftigen Verwirklichung wenigſtens annäherungsweiſe zu ſtreben . . . . und ich geſtehe Dir gern, daß ſie einen großen Teil meiner lebhafteſten Intereſſen für die Zukunft in Anſpruch nehmen wird, da ich ja dereinſt auf breiter Baſis des Grundbeſitzes — wie Du ſagſt — operieren kann."

„O Schloß Traun! o armes Schloß Traun!" ſeufzte Juſtine und wiegte ſorgenvoll ihr Haupt wie eine Norne in den alten Balladen, die das tragiſche Schickſal eines Hauſes im Geiſt vorherſieht und ſagt.

Zur großen Zufriedenheit der Brüder fuhr ein Wagen in den Hof und Doktor Münzner wurde gemeldet. Sie kannten ihn ſeit ihrer Kindheit und hatten ihn gern. Die Geſpräche nahmen eine andere Wendung und die Brüder ließen ihn und die Tante reden, ſo daß allzu lebhafte Gegenſätze nicht mehr erörtert wurden. Am Nachmittag führte Fräulein Juſtine ihre Gäſte vier Stunden lang ſpazieren durch Feld, Wieſe und Wald — und als ſie bei einbrechendem Abend zurückkehrten, ſchlug ſie ihnen eine Whiſtpartie vor, die natürlich angenommen wurde. Der Schluß des Abends war ein fröhlicher, denn Fräulein Juſtine gewann 2 Taler 19 Groſchen. Doch bemerkte ſie mißbilligend, daß Peregrin zerſtreut ſpiele.

Am andern Morgen verabſchiedeten ſich die Brüder und Fräulein Juſtine entließ ſie mit der gewiſſen Freundlichkeit, die es unbeſtimmt läßt, ob der Gaſt durch ſeine Ankunft oder ſeine Abreiſe die größere Freude macht. Als der Wagen mit den beiden jungen Männern vom Hof rollte, ſah Fräulein Juſtine ihm ſcharfen Blickes nach und ſagte dann zu Doktor Münzner.

„Hätte ich nicht den Alarich ſchon vor Jahren zu meinem Univerſalerben beſtimmt, ſo täte ich es heute. Peregrin iſt ein ſozialiſtiſcher Schwärmer, voll Inſolenz gegen den geſunden Menſchenverſtand und die reiche Erfahrung, dabei zur Verſchwendung geneigt. Und der ſoll Schloß Traun bekommen? .... Nimmermehr, Herr Doktor.“

„Es heißt, es hätten ſchon lebhafte Szenen zwiſchen der Frau Gräfin und dem Herrn Grafen Gorm über dieſe Frage ſtattgefunden,“ entgegnete Doktor Münzner; „allein man ſagt, der Herr Graf ſei unerſchütterlich wie ein Felſen im Meere, gnädige Baroneſſe .... und zwar zu Gunſten des Grafen Peregrin, mit dem er ſehr zufrieden ſein — und der es auch verdienen ſoll.“

„Kann ſein, Herr Doktor! aber der und Schloß Traun? .... — Nimmermehr!“

Vivia Perpetua.

Es war ein ſtiller grauer Herbſttag. Die romantiſche Ruine des Heidelberger Schloſſes in ihrer ſchwermütigen Schönheit erſchien noch melancholiſcher durch den ſtumpfen Farbenton, der ſowohl ihre gebrochenen Mauern und Türme, als die Bebaumung und die Vegetation des Schloßberges in trübe Einförmigkeit ſetzte. Auf der weſtlichen Terraſſe ſaßen zwei Perſonen auf einer Bank. Zur Linken hatten ſie die großartige und ungemein maleriſche Maſſe der Ruine; zur Rechten den einſamen runden Turm, aus deſſen dichter Epheubekleidung zwei ſchöne, traurige Ritterbilder in Stein gehauen hervorſchauen; tief unten zu ihren Füßen die Stadt und den Neckar und die Ebene, die er durchſchlängelt und an deren fernen Horizont, über den Rhein hinweg, an hellen Tagen die gewaltige Maſſe des Domes von Speyer aufſteigt und die Spitze des Donnersberges. Aber die Sonne ging in dichten Wolken unter, die Ferne war verhüllt, das Nahe war reizlos; ſogar der ſchöne, muntere Neckar ſah aus wie geſchmolzenes Blei.

Die beiden Perſonen auf der Bank ſchienen von dem allen gar nichts zu bemerken. Sie waren in tiefer Trauer. Aber die Trauer in ihnen war ungleich tiefer: ſie trauerten um die Gattin und die Mutter. Colomba war nicht mehr bei ihnen. Seit Monaten hatte ſie ſchon das Ziel ihrer irdiſchen Pilgerfahrt erreicht, aber ihrem Mann und ihrer Tochter fehlte ſie, wie im erſten Augenblick ihres Abſcheidens. Horburg war jetzt tief in den Sechszigen, ganz gebeugt, ganz gebrochen, ein Bild der innerlichſten Troſtloſigkeit, ohne Frieden, ohne Hoffnung, ohne Kraft, ein geiſtiger Ödip — blind für das Göttliche im Menſchenleben, im Menſchenſchickſal, in der menſchlichen Beſtimmung. Und neben ihm ſtand ſeine Antigone — Heliade, die treue Tochter, zärtlich bereit ihn zu leiten und zu führen — aber ach! der Schmerz verſteinerte ihn.

Mehrere Jahre hatte die Familie Horburg in Dresden gelebt und ſich mit der Schmiegſamkeit der menſchlichen Natur, welche ihre gewohnten Umgebungen allmählich gern hat, in ihrem Pavillon eingebürgert. Dort wuchs Heliade heran. Sie war zugleich die Sonne und die Roſe im Leben ihrer Eltern, eine holdſelige Schönheit — und ſchöner noch der Seele nach. Colomba vergaß im Anſchauen der Tochter den langen Gram ihres gekreuzigten Herzens, das mehr und mehr die Wucht empfand, mit einem andern Herzen verbunden zu ſein, das ſich von Gott getrennt hat und in der Verleugnung des Göttlichen und im Widerſtreben gegen das Göttliche lebt. Die Oberflächlichkeit tröſtet ſich, wenn ein ſolcher Menſch nur nicht gerade ein Dieb oder ein Mörder oder ſonſt ein ſchwerer Miſſetäter iſt; — ſie ſchlägt den Abfall vom Glauben für nichts an, weil ſie ſelbſt keinen lebendigen Glauben und kein zartes Gewiſſen hat — denn die Zwei gehen immer Hand in Hand: ein ſtarker Bruder, der die zarte Schweſter, die ſich an ihn ſchmiegt, ſchirmt und ſtützt. Aber der oberflächliche Weltſinn hat überhaupt gar wenig Zuſammenhang mit dem Chriſtentum. Er iſt das heidniſche Element, welches nie und zu keiner Zeit vollſtändig vom Chriſtentum vertilgt wurde — wie im natürlichen Leben auch der geſundeſte Körper den Todesſtoff in ſich nicht vertilgt; und das heidniſche Element weiß jetzt ſo wenig von Gott wie vor zweitauſend Jahren und will auch gar nichts von ihm wiſſen! Es hat ſeine ſelbſtgeſchaffenen Götzen, die man annehmen und fallen laſſen kann „nach ſeiner Überzeugung“ — während eine reine, tiefe, unerſchütterliche Überzeugung die Frucht des Gewiſſens iſt, welches der Glaube erleuchtet. Ohne dieſe Grundlage gibt es nur Meinungen und Anſichten, die je nach Stimmung und Leidenſchaft wechſeln.

Colomba war fern von oberflächlichem Weltſinn. Sie büßte für die kurze Verblendung ihrer Jugend durch den tiefſten Kummer, den es auf Erden gibt: Kummer über den Untergang einer

Seele. Sie wußte, daß Apoſtaſie — Todſünde ſei. Sie ſah im Geiſt eine blutige Prozeſſion durch die achtzehn Jahrhunderte des Chriſtentums wandeln, von deſſen Anbeginn bis auf unſere Tage, zahllos, zu Tauſenden, zu Millionen, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Prieſter und Krieger, Reiche und Arme, Hochgeborne und Sklaven. Sie wandelten in einem Strom von Blut, der aus ihrem eigenen Herzen floß; aber um ihre Stirn leuchteten Strahlen und in ihrer Hand trugen ſie die friedliche heilige Palme. Das waren die chriſtlichen Martyrer — und jeder von ihnen ſprach zu Colomba: „Uns wurde die Wahl gelaſſen zwiſchen Apoſtaſie und Tod; und ſo ſchwer iſt die Sünde der Apoſtaſie, daß wir lieber in tauſend Qualen ſterben wollten, als ſie begehen.“ — — Iſt ſie aber ſo ſchwer, was erwartet den Apoſtaten, der nicht zurückkehrt, am großen Tage der gerechten Vergeltung? — Eine Ewigkeit der Trennung von dem Gott, den er in der Zeit verſchmäht hat — eine ewige Verdammnis! Je älter Horburg wurde, deſto größer wurde ihre Sorge, deſto nagender ihre Angſt. Das Alter hat höchſt ſelten die Energie, mit der Vergangenheit zu brechen, faßt höchſt ſelten einen ſolchen Entſchluß, führt noch ſeltener ihn aus. Die Epoche des Handelns, der Tatkraft, iſt vorüber. Und dann: wer ein halbes Jahrhundert lang den chriſtlichen Glaube verachtet hat, verliert die Fähigkeit, ſeinen vererdeten Geiſt nach der Seite des übernatürlichen Lebens voll himmliſcher Lehren und idealiſchen Vorſchriften zu erheben. Die Gedanken haben ſich zu ſehr an materielle — oder wenigſtens rationaliſtiſche Kombinationen und an willkürliche Ungebundenheit gewöhnt, um den Schwung nach einer idealen Sphäre nehmen — und ſich darin halten zu können. Bekehrungen in Horburg's Alter ſind unendlich ſelten. Das wußte Colomba, das ſah ſie ein. Was aber in ihm vorging, wußte ſie nicht — nicht, ob das Licht die Finſternis durchdringen, die Wahrheit den Irrtum beſiegen werde. Denn er ſchwieg. Tat er es, um ungeſtört einen heiligen Einfluß wirken und deſſen Frucht reifen zu laſſen? — oder ſtand er noch immer auf dem Boden der alten Gleichgültigkeit gegen Religion und Offenbarung? — Dieſe Frage, dieſe Ungewißheit nagten an ihrem Herzen, ihrem Leben.

Auch Heliade war nicht zu Hauſe in der Seelenwerkſtatt ihres Vaters. Er ſagte ihr öfter, wenn ſich die Veranlaſſung bot, es ſei ein namenloſes Glück, im katholiſchen Glauben geboren und erzogen zu ſein, wie ſie und wie ihre Mutter. Wenn ſie dann aber ſagte, es müſſe auch ein großes Glück ſein, ihn im ſpäteren Leben mit vollem Bewußtſein und aller Überlegung anzunehmen: ſo ſprach er von unerhörten äußeren und inneren Schwierigkeiten, welche einen ſolchen Schritt faſt unmöglich machten.

Peregrin kam während dieſer Jahre ganz ſelten nach Dresden. Er war auf verſchiedenen Univerſitäten und brachte die Ferien entweder bei ſeinen Eltern auf Schloß Traun oder auf Reiſen zu. Nur wußte er es immer ſo einzurichten, daß ihn ſein Weg ein paarmal im Jahr, an einem Sonntag, durch Dresden führte. Dann ging er in die Hofkirche und da ſah er von ferne Heliade. Zuerſt hatte er es aus einer Art von Neugierde getan — ob ſie wohl noch da ſei, die kleine Fee mit dem blauen Blick und dem ſchwarzen Blick — oder ob ſich ihr Vater vielleicht ſonſtwohin mit ſeinem Suchen nach der Ur-Religion begeben habe. Aber die kleine Fee wurde nach und nach eine große Fee und webte ſich, in einer ihm ganz unerklärlichen Weiſe, in ſein innerſtes Weſen hinein. Er freute ſich von einem halben Jahr zum andern mit einer ganz unausſprechlichen Freude auf die halbe Stunde, wo er ſie während der Meſſe ſehen würde — das zarte, ſchöne Profil, die edle, ruhige Haltung, die ernſte Andacht. Und wenn ſie dann von den Knieen ſich erhob und mit ihrer Mutter das Gotteshaus verließ, ſo ſchaute er ihr nach, als ob ein Stern ſich vor ſeinen Augen in Bewegung ſetze, als ob etwas ganz Wunderbares vor ſich gehe. Aber er folgte ihr nur mit dem Blick. Es genügte ihm zu wiſſen, daß ſie da ſei.

Die Welt wimmelt von jungen Mädchen; alſo ſah Peregrin genug derſelben, wo er ſich auch aufhielt; doch eine Heliade ſah er unter ihnen nicht. Mit ihr verglichen erſchienen ſie alle proſaiſch und gänzlichſt ohne feenhaften Zauber. So war er geſchützt von der Ägide ſeines Ideals.

Eines Tages kam er auf der Rückreiſe von Schloß Traun wieder nach Dresden und wieder ging er am anderen Morgen eiligſt in die Hofkirche. Heliade war nicht da. Auf dem Platz, den ſie einzunehmen pflegte, knieten fremde Geſtalten. Es war Sonntag und früh am Morgen. Sie wird ſpäter kommen! ſprach er beruhigend zu ſich ſelbſt; — und wartete. Heliade kam nicht. Eine Meſſe folgte der andern, das Hochamt wurde gehalten; Stunde verging auf Stunde; Peregrin wartete bald in der Kirche, bald vor derſelben; — Heliade kam nicht. Sie iſt fort! wohin? jetzt entſchwindet ſie mir? ſprach er ganz betäubt zu ſich ſelbſt. Doch ſchnell gefaßt eilte er zu einem Diener, der bei der Bibliothek angeſtellt war und der ihm früher zuweilen Bücher gebracht hatte und fragte ihn, ob er wiſſe, unter welcher Adreſſe ein Brief an Herrn von Horburg abzuſenden ſei. Der Mann verneinte es; ſetzte aber hinzu, Herr von Horburg habe erſt kürzlich Dresden verlaſſen und zu den Herren Bibliothekaren habe er geſagt, er ginge an den Bodenſee, wo ſeine Frau eine Traubenkur gebrauchen ſolle. Das beruhigte Peregrin etwas. Allein dies Verſchwinden mahnte ihn daran, daß er Heliade verlieren könne, durch

Jetzt Oda geh' in mein Gemach,
ich warte hier auf ihn,
Man ſoll nicht wagen meine Frau'n
in ſolch ein Netz zu ziehn. —"
Und Oda ſeufzet ſchwer, ihr bangt,
ſelbſt weiß ſie nicht warum,
Sie zögert und ihr Auge fleht,
Rosmunde winkt ihr ſtumm.

Da geht ſie ſchweigend wie zum Tod,
Verzweiflung in dem Blick;
Rosmunde in Gedanken tief
verſunken, bleibt zurück.
„Als ehrgeizig und muthig iſt
mir Almachild bekannt,
Ob er nicht zu gewinnen iſt
als Werkzeug meiner Hand?

Durch Liebe? — ach, ein Mann! was fragt
denn der nach Liebe viel!
Man geb' ihm Luſt des Augenblicks,
dem Ehrgeiz dann ein Ziel.
Das feſſelt ihn, die Sinne ſind
alleine in ihm wach ......"
Da rauſcht's am Fenſter; Almachild
ſteht vor ihr im Gemach.

den Tod .... oder .... durch das Leben. Wo war denn ein Weſen, das den Vergleich mit ihr aushielt? mußte nicht die ganze Männerwelt der Unvergleichlichen huldigen? .... und wenn ſie, die nichts von ſeinem Daſein wußte oder vielleicht noch die Erinnerung an jene Inſolenz hatte, mit welcher er früher ihren Namen genannt — wenn ſie eine Wahl träfe .... für's Leben .... — Nein! ſprach er entſchloſſen zu ſich ſelbſt, das wird nicht der Fall ſein. Es iſt nichts Zufälliges, daß ſie in meinem Herzen ſteht, wie das Heiligenbild in ſeiner Niſche; — nichts Zufälliges, daß über all' meinen Gedanken, meinen Studien, meinem Wollen und Streben, über meinen Freuden und meinen Hoffnungen .... ein fernes, himmliſches Licht ſchwebt, deſſen Mittelpunkt ſie iſt. Das muß einen Zweck haben, einen inneren Zuſammenhang. Er muß zu Tage kommen, ſo wie meine Lehrjahre vorüber ſind. Die alten Hellenen opferten im tiefen Schweigen den unterirdiſchen Göttern, um deren Ruhe und Stille nicht zu ſtören. So habe ich ihr, der Überirdiſchen, ſchweigend gehuldigt. Aber nun iſt's genug! Noch ein Semeſter in Bonn ..., und dann ſuche ich ſie .... und werde ſie finden!

Dies Semeſter wollte aber gar kein Ende nehmen! jeder Tag hatte mehr als vierundzwanzig Stunden! Er bedauerte unſäglich, nicht von Dresden aus am Bodenſee geweſen zu ſein, um Heliade zu ſuchen. Hatte er ſie gefunden, ſo würde er ruhig ſein: das wußte er. Er war der Zukunft dann gewiß! — Es ging denn doch vorüber . . . dies endloſe Semeſter und er trat ſogleich ſeinen Ausflug an den Bodenſee an. Allein er fand nirgends die leiſeſte Spur von Heliade und ihrem Vater. All' die kleinen Städte und Ortſchaften rings am Ufer durchwanderte er und durchforſchte er. Über alle Bewohner und Beſitzer von Schlöſſern und Landhäuſern zog er die genaueſten Erkundigungen ein — umſonſt! der Name Horburg war unbekannt. Nun fiel ihm ein, daß eine Traubenkur am Genfer See wahrſcheinlicher ſei, als am Bodenſee, oder daß Herr von Horburg das milde Klima von Montreux für ſeine Frau aufgeſucht habe. Er reiſte dahin. Er ſtellte auch dort mit Hilfe von Gaſtwirten, von Lohndienern, von Schiffern, von Nachfragen auf der Briefpoſt und bei Banquiers die genaueſten Forſchungen an. Er durchblätterte alle Fremdenbücher in den Gaſthöfen von Lauſanne bis Montreux und von Montreux bis Genf, um Auskunft über die Reiſenden in den letzten ſechs bis acht Monaten zu erhalten; aber den Namen Horburg fand er nirgends. Heliade war alſo weder jetzt in der Schweiz, noch war ſie im vergangenen Herbſt hergekommen. Sie war alſo noch irgendwo in Deutſchland! Wahrſcheinlich — ja gewiß hatte Herr von Horburg vorgezogen, in Deutſchland zu bleiben, an der Haardt etwa, wo es ja Orte gab, die wegen ihrer Trauben und ihres milden Klima's berühmt waren . . . wie Dürkheim und Deidesheim.

Nachdem Peregrin auch noch die Seen von Thun, Luzern und Zürich umkreiſt und umſpäht hatte, ging er nach Deutſchland zurück, um Heliade zu ſuchen; — und da, wo er ſie nicht ſuchte, fand er ſie: in Heidelberg, auf der Schloßruine. Es war ein ſchöner Maitag, blütenweiß, blaßgrün, himmelblau, ſonnenhell. Die Natur ſtrahlte in der Glorie des Frühlings und mitten in der Glorie erſtrahlte Heliade. Sie ging neben ihrer Mutter, die ſich auf den Arm des Vaters ſtützte und die bleich und vergänglich wie eine Nebelwolke ausſah. Das Gefühl eines unerhörten Glückes durchbebte Peregrin: er faßte wieder Fuß auf der Erde, und Welt und Zukunft waren wieder ſein. Er blieb in Heidelberg, um ſich zu vergewiſſern, daß Herr von Horburg dort lebe. Er entdeckte, daß in dem Hauſe, welches die Familie bewohnte, eine andere Wohnung zu haben ſei — und er nahm dieſelbe auf ein halbes Jahr. Die gutmütige Hausfrau erſuchte ihn, nicht zu viel tumultuariſchen Beſuch zu empfangen.

„Nicht meinetwegen,“ ſetzte ſie hinzu, „ich bin ſeit dreißig Jahren an den Lärm der Herren Studenten gewöhnt und meine Möbel“ . . . . —

„Sind es ſeit fünfzig Jahren!“ unterbrach Peregrin ſie ſcherzend.

„Und meine Möbel werden vom Inhaber der Wohnung vergütet, wenn man ſie allzu arg ruiniert“ — fuhr ſie gelaſſen fort, denn in dem Punkt verſtand ſie keinen Scherz. „Aber Frau von

Horburg, die in dem unteren Stockwerk wohnt, iſt von ſehr zarter Geſundheit, ſo daß ein wildes Heer über ihrem Kopf ihr höchſt läſtig ſein würde."

„Gut," ſagte Peregrin, „ich werde mich ſtill wie ein Mäuschen verhalten und niemand ſtören."

Nachdem er, froher wie ein König, in ſein neues Reich eingezogen war, ſchrieb er an Graf Gorm:

„Lieber Vater! Ein kurzes Sommerſemeſter in Heidelberg voll wenig Studien und vielem dolce far niente vervollſtändigt das deutſche Studentenleben ſo ſchön, um mich nicht hoffen zu laſſen, daß Deine Güte und Liebe es mir gönnen werde. Ich bitte alſo noch um dies halbe Jahr. Daß es mir nicht um Biertrinken und Schlägereien zu tun iſt, brauche ich nicht zu verſichern. Damit fängt man höchſtens an, doch man endet gewiß nicht damit, wenn man, wie ich, Freude an den Studien hat. Doch ebenſowenig behaupte ich, daß dies Semeſter dasjenige meiner eifrigſten Studien ſein werde — obſchon ich es nicht ohne großen Nutzen zu verleben hoffe."

Graf Gorm fand Peregrin's Wunſch viel zu natürlich, um ihn nicht gern zu gewähren; — und er lebte nun nicht bloß an demſelben Ort, ſondern unter demſelben Dach mit Heliade. Anfangs beſeligte und befriedigte ihn dies unerwartete Glück vollkommen. Aber die Wünſche des Menſchenherzens ſind beweglich wie das Herz ſelbſt und ruhen nicht auf einem Punkt. Was half es ihm, in ihrer Nähe zu ſein, wenn er ihr dadurch nicht näher trat! — —

Horburg hatte allerdings wegen Colomba's Geſundheit Dresden verlaſſen. In den Erinnerungen aus ſeiner frühen Jugend tauchte die heimatliche Pfalz in der Anmut auf, womit der Frühling des Lebens die Stätten ſeiner Kindheit ſchmückt. Für Colomba war jeder Wohnort diesſeits der Alpen gleichgültig; ſie fand ſich überall zurecht, doch heimiſch fühlte ſie ſich nirgends. Indeſſen war dieſer Schritt, ein wenig mehr gen Süden, die erſte Annäherung an Italien, ihr doch ſehr willkommen. Die Hoffnung auf ihre Rückkehr nach Rom oder doch nach Florenz war innig verwebt mit der Hoffnung auf Horburg's Rücktritt zur Kirche. Daß ihre körperliche Kraft gebrochen ſei, fühlte ſie; aber für krank hielt ſie ſich nicht.

„Ich werde nur alt!“ ſagte ſie in ihrer lieblichen Weiſe zu Heliade, die gar nicht begriff, wie ihre anmutige Mutter auf den traurigen Gedanken des Altwerdens komme und in der Überzeugung lebte, die Mutter ſei angegriffen in ihrem Nervenſyſtem — vielleicht durch das nordiſche Klima, gewiß durch den Gram um den Vater. Inniger denn je ſtiegen ihre Gebete für ihn zum Throne Gottes empor. Aber was hilft die fromme Fürbitte einer treuen Tochter, ja was hilft ſie von allen frommen Seelen hienieden und allen Seligen im

Himmel, wenn die Seele ſich nicht entſchließen will, das Opfer zu bringen, das zwiſchen ihr und der Gnade Gottes ſteht und deren Einfluß unmöglich macht. Wer ſein ſtaubiges Werktagskleid nicht ablegen will, kann nicht mit dem Feſtgewand bekleidet werden, in welchem man vor dem König der Ewigkeit erſcheint.

Colomba brauchte die Traubenkur in Heidel- und der Winter verging erträglich. Die Perſonen, welche immer um ſie waren, bemerkten nicht, daß ſie ſich langſam aufzehre — wie das ſehr oft den Nächſtſtehenden geht, weil man nicht von einem Tage zum andern den Niedergang wahrnimmt. Als aber der Frühling kam, *der* Frühling, der Peregrin nach Heidelberg führte, da machte die Krankheit reißende Fortſchritte. Colomba wurde nicht in der Weiſe krank, daß ſie das Bett hütete; nur ihr Huſten wurde immer hohler und das Atmen immer beſchwerlicher. Den Schloßberg erſteigen konnte ſie längſt nicht mehr. Es ſtehen aber immer geſattelte Eſel bereit, um ſchwache, kranke oder bequeme Perſonen hinauf zu tragen — und ſo konnte ſie ſich noch einige Zeit an der Frühlingsnatur erfreuen, die zwiſchen den Ruinen doppelt reizend iſt. Aber auf einmal verſagten ihre Kräfte. Der Arzt, der ſie ſeit dem vorigen Herbſt behandelte, glaubte, daß jetzt das Stadium des langſamen Erlöſchens eintreten werde. Sie aber, die bisher nie einen Gedanken an ihren Tod gehabt oder geäußert hatte, ſagte zu Heliade, ſie möge einen Geiſtlichen rufen laſſen.

„Colomba! — — Meine Mutter!“ — — riefen Vater und Tochter voll Entſetzen, denn beide wußten, was dies bedeute.

„O Ihr lieben Toren!“ erwiederte ſie mit ihrem ſchönen, ſeelenvollen Lächeln; — „ich will ja nicht ſterben! . . . . leben will ich.“

Der Geiſtliche erſchien, bei dem ſie zu beichten pflegte. Sie empfing die heiligen Sakramente der Buße und der letzten Ölung mit tiefer Innigkeit. In der Frühe des nächſten Morgens brachte er ihr die heilige Wegzehrung, die ſie freudeſtrahlend und mit frohlockender Seele empfing.

„Leben will ich!“ ſagte ſie, indem ſie ſich in die Kiſſen zurücklehnte.

Und weil der Prieſter nach einigen Minuten feierlicher Stille ſprach:

„Requiescat in pace;“ — —

ſo erfuhren Horburg und Heliade, welches Leben ſie gemeint habe; denn der heil. Bonaventura ſpricht:

„Nur da iſt das Leben, wo kein Tod zu fürchten iſt.“

Colomba war nicht mehr. Dieſe ſtille, ungekannte, geringe Exiſtenz, deren einziger Reichtum in Schmerz, deren einzige Kraft in Glauben und Liebe beſtand — hinterließ eine Lücke, welche ſehr oft andere nicht hinterlaſſen, deren Kreis viel gröſer, deren Wirken viel augenfälliger iſt und deren Verluſt viel unerſetzlicher erſcheint. Denn da, wo ein größerer Kreis von Trauernden iſt, gibt es auch mehr Troſt, mehr Zuſammenhalten, vermehrte neue Pflichten. Dieſe beiden Menſchen jedoch, für welche Colomba der Mittelpunkt geweſen war, ſo daß ſie zu dreien — Eines bildeten, fielen gleichſam in zwei Hälften auseinander, als das Band fehlte, welches ſich ſo weich und ſo ſtark um ſie ſchlang. Nicht als hätte ihnen die Liebe gefehlt; — aber der Ausdruck der Liebe hat ſo unendlich viel Schattierungen, und ſie ſelbſt zweigt ſich in ſo mannigfaltige Äſte von Vertrauen, Verſtändnis, Hingebung, Zärtlichkeit — von ich weiß nicht was für ſympathiſche, beſeelende, anregende, wohltuende Gefühle, aus, daß ſich zwei Menſchen herzlich und aufrichtig lieben — und dennoch in tauſend Empfindungen und Neigungen ihres Herzens darben können.

Für Horburg war Colomba Inbegriff und Verwirklichung des Ideals der Liebe geweſen. Was das Herz wünſchen, was die Vernunft fordern kann — ſie gab es, ſie leiſtete es. Welche blutende Wunde ſie ſeinetwegen in ihrer tiefſten Seele trug — das wurde ihm von Jahr zu Jahr, und je mehr ihr edles, hohes Weſen ſich entfaltete, immer deutlicher; aber trotz dieſes Seelenſchmerzes kannte ſie weder Klage, noch Vorwurf, noch Verſtimmung, noch irgend eine jener Launen, durch welche die Frau dem Mann drückender ſein kann, als durch entſchiedene Fehler oder Untugenden. Colomba war eine jener Seelen, bei der man den Ausſpruch von Chriſtus dem Herrn begreift, daß im Himmel mehr Freude ſein werde über die Bekehrung eines Sünders, als über neunundneunzig Gerechte. Abgeklärt in Glauben und Trübſal wurde das, was Schwäche in ihrem Charakter war, zarte Hingebung, demütige Willfährigkeit — und das, was Eigenwille in ihr war, eine friedliche Energie, die ſich weder durch Schwierigkeiten, noch Mißerfolg überwinden ließ. So ſtand ſie einige zwanzig Jahre an ſeiner Seite, immer lächelnd, wenn auch mit Tränen im Auge, immer liebend, wenn auch die Dornen der Liebe mehr ihr Anteil waren als deren Roſen, immer das liebenswürdigſte, anmutigſte Weib.

Bei ihr hatte er nie gefühlt, welch eine Laſt er — für ſich ſelbſt ſei. Sie trug ihn, ſie ruhte ihn aus, ſie tröſtete ihn, ſie ermutigte ihn. Er konnte nicht ganz an ſich ſelbſt verzagen, denn Colomba hoffte für ihn, auf ihn. Über der chaotiſchen Verworrenheit in ſeiner Seele, zitterte wie ein gebrochener Lichtſtrahl der unbeſtimmte Gedanke, er werde endlich doch durch Colomba ſeinen Frieden finden.

Und nun war ſie dahin, bevor er ſich nur mit der Ahnung ihres Totes vertraut gemacht hatte! Sie, die jüngere Frau, ließ ihn allein, den Greis, mit dem armen jungen Mädchen, das bitter verwaiſt in der weiten Welt nichts und niemand hatte, als nur ihn, den Greis! das an ſeiner Seite einem freudeloſen Leben entgegen ging — und einem noch freudeloſeren, wenn der Tod ihn, wer weiß wie bald! abrief. Dazu der Stachel in ſeinem Gewiſſen — die innere Zerriſſenheit eines Daſeins ohne höhere Grundlage und Ziel — der ſchauerliche Kampf zwiſchen dem Unglauben und der Vernunft, die unerbittlich zu ihrer Befriedigung den Glauben verlangt: und es war nicht befremdend, daß Horburg unter dieſer Wucht, die keine Colomba ihm tragen half, zuammenſank.

Nicht anders, nur in anderer Weiſe, erging es Heliade. Aus Colomba's Herzen quoll ein ſo reicher Strom von Liebe, daß der Mann und das Kind ihr Genügen daran fanden. Überdies verband die tiefſte Seelenſympathie, ein gemeinſamer Schwung zu den Höhen des Lebens, zu deſſen großen Idealen von heiligen Opfern, von himmliſcher Vollkommenheit, von allbeſiegender göttlicher Liebe — Colomba und Heliade. Sie waren nicht immer die eine die belehrende und ermahnende Mutter, die andere das gelehrige, folgſame Kind: ſie waren auch Freundinnen im Austauſch der Gedanken, in traulicher Mitteilung von tauſend Anregungen, welche die Seele empfängt, von tauſend Eindrücken, die von allen Seiten ſie berühren. Das alles verlor Heliade! ſie war auf einmal ohne Mutter und Lehrerin, ohne Schweſter und Freundin! ſie

In tiefes Dunkel hüllen ſich
die goldnen Sterne ein,
Und durch die ſchweren Wolken brach
kein lichter Mondenſchein;
Ein ſtarker Nachtwind ſeufzet hohl
und ſchneidend um das Schloß,
Indeß die Etſch am Bergesfuß
dumpfbrauſend dahin ſchoß.

Doch wie die Nacht auch finſter war,
ſie ſtralt für Almachild;
Nie hat er ſo das Glück geträumt,
ſo übermächtig wild,
Und nie geahnt, daß Oda's Sein
die tiefen Gluten hegt,
Auf denen ſie im Liebesrauſch
ihn in den Himmel trägt.

„Biſt Du denn wirklich plötzlich mein?
— fragt er beklommen ſie —
O Jammer, daß die finſtre Nacht
Dir ſolchen Zauber lieh!
Ich kann Dein ſüßes Auge nicht,
noch Stirn und Lippen ſehn,
Und eh' die Sonne kommt, nicht wahr,
heißt Oda Du mich gehn? —“

erfuhr auf einmal, daß ihr alles fehle! denn der Vater gab ihr nichts, als ſeine äußere Gegenwart und ſeinen Schutz nach der Seite der Welt hin. Das traute Verſtändnis, an das ſie gewöhnt war und das ſie, weil ſie ein ganz innerliches Weſen war, ſo glücklich machte, daß ſie nichts von allem, was die Jugend zu erſehnen pflegt, begehrte: das war zerriſſen! im Grabe das Herz, das für ſie ſchlug, der Mund, der zu ihr ſprach, das Auge, das ſie in ſeinem Blick mit Liebe überſtrömte — im Grabe und tot.

Es war am Abend von Colomba's Beerdigungstag. Sie ſaßen in dem Zimmer, wo ihr Platz leer war, wo noch die Arbeit lag, mit der ſie ſich beſchäftigt hatte. Seiner Gewohnheit gemäß lag ein Buch vor Horburg aufgeſchlagen; aber er hatte keine Ahnung von deſſen Inhalt. Er ſaß unbeweglich da, die Arme über der Bruſt gekreuzt und vor ſich hin ſtarrend, ſo trüben Blickes, ſo bleichen, durchfurchten Angeſichts, daß es Heliadens ſtillen Jammer vermehrte. Sie ſaß ihm gegenüber, auch nach ihrer Gewohnheit beſchäftigt mit Handarbeit. Sie nähte an einem ſchwarzen Flor, auf den zuweilen, wie Silberperlen, ein paar große Tränen fielen. Dann trocknete ſie ſchnell ihre Augen; aber ſie nähte fort, denn ſie durfte nie müßig neben ihrer Mutter ſitzen und überdies zog die Arbeit ihren Blick von dem troſtloſen Vater ab. Keines von beiden ſprach. Jedes fürchtete den

Kummer des andern durch ein lautes Wort zu vermehren. Der Pendelſchlag der Schwarzwälder Wanduhr klang faſt lärmend laut und hart in dieſer Grabesſtille.

Da durchzitterte ein melodiſcher Ton die tiefe Stille — ein Ton von ſo reinem, überirdiſchen Klang, daß Horburg und Heliade aufhorchten, ob das nicht ein Gruß für ſie aus einer beſſern Welt ſei. Und der Ton ſchwoll immer ſüßer und mächtiger an wie ein immenſes, untröſtliches Weh — und brach dann in ſeiner Überfülle in tauſend weichen und reichen Modulationen wie in eine Garbe von Klagen aus. Und dann ſank die Klage zuſammen in einem großen, ſtillen, weiten Tränenmeer. Das dauerte kaum eine Viertelſtunde, dann verſtummte alles.

„Woher kommt dieſe himmliſche Muſik?“ fragte Horburg mit einem tiefen Atemzuge.

Heliade wußte es nicht. Keiner von ihnen beobachtete die Mitbewohner des Hauſes und deren Wechſel.

„O wenn dieſe wunderbare Muſik doch wieder beginnen wollte!“ ſagte Heliade mit ſanften Tränen; — „das iſt eine Sprache, die wir verſtehen.“

Aber ſie begann nicht wieder und Horburg und Heliade ſanken in ihr Schweigen und in ihre trüben Gedanken zurück. Am andern Abend hub ſie jedoch aufs neue an, zuerſt der vibrierende Klageton als

Grundlage aller Modulationen, die dann in Cataracten von Schwermut ausbrachen und verhallten.

„Das iſt ein großer Künſtler,“ ſagte Horburg; „weshalb mag er hier ſo ſtill leben?“

„Vielleicht trauert auch er um eine teure Abgeſchiedene!“ ſagte Heliade.

Das währte einige Tage. Immer erhuben ſich gegen abend die himmliſchen Töne und floſſen wie ein Balſam lindernd über zwei ſchwere Herzen. Bald dauerte die Muſik längere, bald kürzere Zeit; nie lange genug, um zu ermüden. Aber eines abends erklang ſie nicht.

„O weh!“ ſagte Heliade, als die gewohnte Stunde vorüber war — „die Nachtigall iſt verſtummt.“

„Ja!“ ſagte Horburg in ſeiner trüben Weiſe, „das geſchieht den Nachtigallen früh.“

Und er verfiel wieder in das dumpfe Schweigen, das wie Blei auf ihm und auf Heliade laſtete. Sie fragte ſchüchtern, ob ſie ihm etwas vorleſen ſolle, was ihm zuweilen angenehm geweſen war. Er antwortete:

„Ich danke Dir! es würde Dich umſonſt ermüden; ich bin nicht im Stande, den fremden Gedanken zu folgen, die eigenen ſind zu überwältigend.“

Das arme Kind ſchwieg und kehrte auch zu trüben Gedanken zurück.

Am andern Morgen erſchien die Hausfrau bei Herrn von Horburg und ſtellte ihm die Frage, ob ihm das Violinſpiel nicht läſtig ſei.

„Durchaus nicht! Wie kommen Sie darauf?“

„Der Herr Graf hat mir den Auftrag gegeben; denn wenn es Sie ſtört, will er lieber nicht ſpielen.“

„Was iſt das für ein Graf?“

„Ein junger Graf Gorm, der hier ſtudiert und ſeit vierzehn Tagen hier iſt. Seine Violine kam aber erſt vor acht Tagen mit all ſeinen Sachen aus Bonn, wo er ſtudiert hat.“

„Ich danke dem Grafen Gorm ſehr für ſeine freundliche Rückſicht,“ erwiderte Horburg, „und ich bitte ihn, mit ſeinem vortrefflichen Spiel fortzufahren, wann und ſo lange es ihm beliebt.“

„Nun, das freut mich, denn es wird den Herrn Grafen freuen,“ ſagte die redſelige Frau. „Der iſt ganz anders, als die Herren Studioſen zu ſein pflegen! . . . nichts von burſchikoſem Weſen von Trinkgelagen, von Raufereien! Ein paar Collegia, ſeine Bücher, ſeine Violine, ein Spaziergang: das iſt ein Leben, tagein, tagaus. Merkwürdig für einen ſo jungen Herrn! . . . . Und immer allein. Daher ſpricht er auch wenig — ganz außerordentlich wenig,“ ſetzte ſie mit einer bedauernden und bedenklichen Kopfbewegung hinzu; und Horburg benutzte die kurze Pauſe, um mit einem Anflug von Ungeduld zu ſagen:

„In der Tat . . . höchſt merkwürdig! — Haben Sie alſo die Güte, dem Grafen Gorm mitzuteilen, daß ſein Violinſpiel mir viel Vergnügen macht.“

Heliade war zugegen. Als die Hausfrau von einem jungen Mann ſprach, der immer allein und ſchweigſam ſei, fiel ihr unwillkürlich ein, daß ſie ſeit kurzer Zeit jeden Morgen, wenn ſie in die Meſſe ging, einen jungen Mann neben dem Weihwaſſer ſtehen ſah. Sie hatte ihn nie angeſehen und ihr dichter ſchwarzer Kreppſchleier hätte ohnehin ihren Blick gehemmt; aber genug, er war ihr aufgefallen und fiel ihr ein. Wenn ſie kam, war er ſchon da, wenn ſie ging, war er noch da . . . . und immer auf demſelben Platz . . . . und ſeit etwa vierzehn Tagen. Dieſe ruhige Regelmäßigkeit ſtimmte überein mit den Gewohnheiten des Grafen Gorm. Sollte das der Violinſpieler ſein, der täglich pünktlich in die Meſſe ging? der Gedanke freute ſie; — ſie wußte nicht warum.

Abends begannen wieder die himmliſchen Klänge. Peregrin ſpielte ſchöner und länger als je zuvor. Er trat in einen Seelenverkehr mit Heliade. Aus den Tönen baute er eine Brücke im Reich der Geiſter auf, um ſich ihr zu nähern. Dies wurde die liebſte Stunde des Tages für Horburg und Heliade. Der Schmerz, der wie eine Geierkralle ſein Herz umſpannte, löſte ſich in Wehmut auf und war das auch eine vorübergehende Stimmung, ſo empfand er ſowohl als Heliade ſie doch als eine große Erquickung — Maienregen auf vertrocknetem Erdboden.

„Graf Gorm iſt für Dich wie der Hirtenknabe David, der die Traurigkeit des Königs Saul mit ſeinem Harfenſpiel verſcheuchte, mein lieber Vater,“ ſagte ſie zärtlich.

„Armes Kind,“ verſetzte Horburg, „meine Traurigkeit wird nur flüchtig gemildert, doch nie verſcheucht. Neben dem unvergänglichen Gram um Deine Mutter ſteht die Sorge um Dich! Gegenwart und Zukunft ſind ſchwarz.“

„Nicht die Zukunft, mein lieber Vater! Nicht meinetwegen betrübe Dich! — Gott ſorgt für mich . . . . und ich habe ja Dich“ — erwiderte ſie und küßte ſeine Hand.

„Armes Kind! was haſt Du denn an mir und wie lange wirſt Du mich überhaupt noch haben!“

„Sprich nicht ſo!“ rief Heliade; — „ich kann das nicht aushalten! . . . . Meine Mutter iſt bei Gott und mein Vater iſt bei mir: alſo bin ich kein armes Kind.“

Er ſchwieg, um ihr nicht weh zu tun; aber irgend ein tröſtliches ermunterndes Wort wußte er ihr nicht zu ſagen und nicht das peinliche Gefühl von ihr zu nehmen, daß ſie nur ein Gegenſtand der Sorge für ihren Vater — und nicht im Stande ſei, ihm Freude oder Troſt zu bereiten. Dadurch wird einem jungen Weſen, welches das Bedürfnis und das Verlangen hat, mit dem Herzen zu leben — das Herz in der Bruſt zerdrückt.

Peregrin hielt das ſeine mit beiden Händen feſt, um nicht jeden Morgen vor Heliade auf die Knie zu fallen und es ihr anzubieten. So mußte ſie ſein, ſie, die er lieben konnte, ſo vom Himmel herabgeſtiegen, in ſolcher unentweihten Zurückgezogenheit lebend, ein ſolches Ideal von Jungfräulichkeit wie Heliade. Wie ſie ging, wie ſie ſtand, wie ſie ſich regte und bewegte — das alles war ſo einfach, ſo natürlich, ſo ungezwungen und trug gerade in dieſer Einfachheit das feinſte Gepräge einer heiligen Züchtigkeit.

Wie ſoll das werden? fragte er fort und fort ſich ſelbſt: — ich kenne ſie ſo gut und liebe ſie .... natürlich! Kennen und lieben fällt zuſammen — einer Heliade gegenüber! ... Aber einem Peregrin? ... das iſt zweifelhaft. Und doch muß ſie mich kennen lernen.

Täglich gegen abend machte Herr von Horburg einen Spaziergang mit Heliade. Peregrin merkte ſich genau ihre Tageseinteilung, ihre Gewohnheiten und richtete danach die ſeinen ein. Aber was half ihm das! — Ich kann ſie doch nicht auf dem Spaziergang wie ein Wegelagerer überfallen! dachte er. Zuweilen ging er ihnen aus weiter Ferne nach, ſo daß er nur gerade Heliadens ſchlanke, ſchwarze Geſtalt erkennen konnte. Das war ihm angenehm!

ſo erſchien ſie als das Geheimnis der Liebe: fern, dunkel, unwiderſtehlich anziehend, beſeligend.

Zuweilen ging Peregrin ſeinen Gedanken nach, die ihn eines Tages auf den Weg zum Kaiſerſtuhl führten. Bei einer Biegung des Weges ſah er plötzlich Herrn von Horburg vor ſich hergehen aber allein, ohne Heliade. Das ermutigte ihn. Heute oder nie! dachte er — und holte mit einigen ſtarken Schritten Horburg ein. Dieſer blickte auf, als er den ſcharfen Fußgänger hörte. Da grüßte ihn Peregrin und ſagte mit leichter Verlegenheit:

„Ich bin der Violinſpieler . . . . und möchte Ihnen danken, daß Sie mich ermutigt haben, mit meinem Spiel fortzufahren, Herr von Horburg.“

„Ich habe Ihnen zu danken, denn Sie tun mir wohl,“ entgegnete Horburg. „Es iſt eine ſeltene Gabe, die Kunſt auf eine ſolche Höhe zu erheben, daß ſie zu den Wohltätern der Menſchheit zählt.“

„Würden Sie mich unbeſcheiden finden, wenn ich Sie bitten wollte, mir das, was Sie Wohltat nennen, zu vergelten?“

„Gewiß nicht! nur wird die Vergeltung kaum in meiner Macht ſtehen.“

„Doch! . . . und überſchwänglich — wenn Sie mir den Zutritt bei ſich gewähren.“

„Ich lebe ſehr zurückgezogen,“ ſagte Horburg ausweichend; „junge Leute finden bei einem alten Mann keine Unterhaltung.“

„O!“ ſagte Peregrin zögernd, „ich ſuche Höheres, als bloße Unterhaltung.“

„Und das wäre?“

„Die Hand und das Herz . . . . von Heliade!“

„Von Heliade?“ rief Horburg und blieb grenzenlos erſtaunt mitten auf dem Wege ſtehen. „Sie kennen ja gar nicht meine Tochter!“

„Ich kenne ſie beſſer, als ich mich ſelbſt kenne.“

„Nun aber . . . . meine Tochter kennt Sie ganz und gar nicht, Graf Gorm!“ verſetzte Horburg kalt.

„Das iſt leider nur zu richtig!“ rief Peregrin; „und da dieſer Zuſtand für mich unerträglich wird, ſo flehe ich kniefällig um die Gewährung meiner Bitte; denn das iſt das einzige Mittel, um demſelben ein Ende zu machen.“

Horburg blieb abermals ſtehen und ſah ſcharf und kühl in Peregrins Augen.

„Ach, Sie fürchten gewiß, daß ich, weil ich ſo ein Fünkchen muſikaliſchen Genies beſitze, auch in die Extravaganz des Genies verfallen könnte,“ ſagte Peregrin unbefangen.

„Nein!“ ſagte Horburg kalt, „das fürchte ich ganz und gar nicht. Ich weiß nur nicht, ob Sie ein redlicher Menſch ſind.“

Da ſah ihn Peregrin mit zwei ſo guten, ſchönen, ehrlichen Augen an, in denen ſich ein ſo aufrichtiges Erſtaunen über dieſen Zweifel ausſprach, daß Horburg halb gerührt und halb lächelnd ſagte.

„Ja ja, Graf Gorm, das Anſchauen hilft gar nichts! Wer ſind Sie, woher kommen Sie, was treiben Sie, wie kennen Sie meine Tochter? Das ſind Fragen, die mich nahe angehen und die nicht mit einem Blick zu beantworten ſind.“

„Ich bin ja glücklich, wenn ich reden darf!“ rief Peregrin. Und nun entwickelte er ſein Leben und ſeine Verhältniſſe mit den genaueſten Einzelheiten und Umſtänden zur größten Befriedigung Horburgs, der mit tiefem Erſtaunen erfuhr, welchen geheimnisvollen Einfluß die ahnungsloſe Heliade hier geübt hatte. Als Peregrin an die letzte Epiſode, an ſeine raſende Rundreiſe um die Seen der Schweiz kam, ſagte Horburg lächelnd:

„Nun, ich ſehe denn doch, daß die Extravaganz des Genies auch ſeine Rolle bei Ihnen ſpielt.“

„Es kann ſein, Herr von Horburg,“ entgegnete Peregrin; — „aber an dieſem Fall hatte es nicht den geringſten Anteil. Ich ſuchte nur Heliade .... weil ich ſie liebe .... weil meine Seele ihr zugewendet iſt.“

„Das iſt eine ſchöne Liebe,“ entgegnete Horburg mit tiefer Rührung, „und ich hoffe, daß Heliade derſelben wert iſt.“

„Aber wird ſie wohl ſie erwidern können?“ —

„Graf Gorm, dieſe ganze Angelegenheit iſt ſo überraſchend, ſo fremdartig, ſo ungewöhnlich in der ziviliſierten Welt, daß ich ſie weder fördern, noch abbrechen will. Vielleicht entwickelt ſich daraus

An ſeine Wange legte ſie
die Lippen brennend heiß:
„Wenn auch die Sonne kommt, Du bleibſt! —“
ſo flüſterte ſie leis,
Und ihre Locken ringeln ſich
wie Feſſeln um ihn her,
Und ziehen, locken, zaubern ihn
ins wogende Liebesmeer.

Mit einem ſtarken, mächtigen Stral
durchbricht die Sonne das Thor
Der Wolken. Aus dem Hinterhalt
ſpringt ſo der Feind hervor,
Und wie des Gegners Bruſt er ſcharf
mit ſeinem Speer durchſticht,
So wirft ſich über Almachild
das junge Morgenlicht.

Denn ſeine Augen ſehen nicht
das Weib, das er gewähnt,
Nicht Oda hat ihr zartes Haupt
an ſeine Bruſt gelehnt;
Rosmunde macht ſich von ihm los
und ſieht ihn lächelnd an,
Und vor dem leiſen Lächeln bebt
der Krieger und der Mann.

das Glück meines einzigen Kindes . . . und welcher Vater ſollte das nicht wünſchen! Vielleicht aber fühlt Heliade anders; ſie iſt einſam aufgewachſen an der Seite ihrer herrlichen Mutter. Ich weiß nicht, was ihre junge Seele bewegt und verlangt; — ich kann Ihnen alſo durchaus keine Hoffnung geben. Von dieſem ganzen Geſpräch ſoll ſie kein Wort erfahren. Ein junges Geſchöpf könnte ſich blenden laſſen durch die Vorſtellung, eine ſo tiefe Neigung eingeflößt zu haben. Sie ſoll ſich Ihnen gegenüber vollkommen frei fühlen und frei über ſich ſelbſt verfügen. Ich denke, dies entſpricht Ihren Wünſchen, wenn ich hinzuſetze, daß Sie mich beſuchen dürfen.“

„Ich bin der glückſeligſte aller Menſchen!“ rief frohlockend Peregrin.

„Armes Kind!“ ſagte Horburg mitleidig. „Das ſagten tauſende vor Ihnen . . . . und wurden es nicht.“

„Das kommt daher,“ entgegnete Peregrin ſo ernſt, als hätten jene Tauſende nie einen ähnlichen Gedanken gehabt, „weil ſie ihr Glück bei keiner Heliade in Sicherheit brachten.“

Dann bat er um Erlaubnis, den Spaziergang mit Horburg zu Ende zu bringen und führte die Unterhaltung über allgemeine Gegenſtände wie ein gebildeter und denkender Menſch.

„Ich habe auf dem Kaiſerſtuhl unſern Hausgenoſſen kennen gelernt,“ ſagte Herr von Horburg zu Heliade, die an dieſem Abend das Sakrament der Buße empfangen und jene Stunden des Spazierganges andächtig in der Kirche zugebracht hatte.

„Iſt er ſo angenehm wie ſein Violinſpiel?“ fragte Heliade.

„Das will ich nicht behaupten; — aber Du wirſt ihn kennen lernen, denn er wird mich beſuchen.“

„Er iſt Dir gewiß angenehm geweſen, lieber Vater,“ ſagte Heliade, indem ſie den Arm um Horburgs Schulter legte und ihn innig anblickte, „denn Du ſiehſt heute etwas weniger traurig aus. Er kann Dich alſo zerſtreuen und erheitern — was ich nicht kann.“

„Geliebtes Kind,“ ſagte Horburg zärtlich, „wenn ich Dich ſehe, denke ich an Deine Mutter ... und dann blutet mein Herz. Aber ſo ein fremder junger Mann, mit ſeinen Hoffnungen, ſeinen Ausſichten, ſeinem Lebensmut, der mich an nichts erinnert, ja — der zerſtreut mich ... wenn auch nur oberflächlich.“

„Wie dankbar bin ich dem Grafen Gorm,“ ſagte Heliade mit ſchimmernden Augen; — „hoffentlich beſucht er recht oft meinen lieben Vater.“

In Horburgs bekümmertes Vaterherz war allerdings ein glänzender Hoffnungsſtrahl gefallen. Bewährte ſich Peregrin, gewann er Heliadens Zuneigung: ſo war die Zukunft ſeiner Tochter geſichert, ein ſchwerer Druck von ſeiner Bruſt genommen und er ſelbſt freier in ſeinen Handlungen und ſeinem Tun . . . . vielleicht frei genug, um mit ungehemmter Aufmerkſamkeit über eine innere Wendung nachzudenken und für ſie arbeiten zu können . . . . frei genug, um die ſelbſtgeſchaffenen Feſſeln von ſich abzuſtreifen. Je mehr er darüber nachdachte, deſto glückverheißender wurde für Heliade und für ihn dieſe ſo ganz unerwartete Erſcheinung Peregrins. — —

Peregrin kam. Heliade erkannte ſogleich an ſeiner Geſtalt und Haltung den jungen Mann, den ſie jeden Morgen in der Meſſe bemerkt hatte. Und als er ihr näher trat, tauchte die Erinnerung in ihr auf, daß ſie ſchon früher dieſe dunkeln, denkenden Augen, dieſen lebhaften Blick, dies gute freundliche Lächeln geſehen habe. Und plötzlich erinnerte ſie ſich, wo das geſchehen — und daß dies derſelbe junge Mann ſei, der ſie vor Jahren „kleine Fee“ und „Heliade“ genannt habe. Sie errötete und ihr Antlitz, das gewöhnlich etwas bleich war, bekam dadurch einen reizenden Anhauch von Verklärung.

So kamen ſie denn in Beziehung zu einander: Peregrin überglücklich, daß ein Ereignis, welches ſich noch vor wenig Wochen in nebelhafte Ferne verlor, urplötzlich eingetreten ſei; Heliade froh, daß ſie, zum erſten Mal in ihrem Leben, mit einem Menſchen verkehrte, deſſen Jugend mit der ihren im Einklang war und der erſichtlich ihren ſo abgeſchloſſenen, ſo in ſich gekehrten, ſo ſchwermütigen Vater erheiterte. Daß der Umgang mit Peregrin auf Heliade günſtig wirke und eine erhöhte Teilnahme für geiſtige Intereſſen in ihr anrege — zugleich einen friſchen Frohſinn ihr wiedergebe, der in der letzten Zeit von ihr gewichen war — bemerkte Horburg mit Freuden. Heliade dachte nicht darüber nach; ſie war glücklich; ihre alte Zufriedenheit war zurückgekehrt, aber mit einem erhöhten Reiz. Sie freute ſich an Peregrins Sein und Daſein wie an etwas ganz Neuem. Da ſie nie mit jungen Männern verkehrte — von denen die große Mehrzahl, wie bei allen Erſcheinungen auf der mittelmäßigen Erde, mit dem Mittelmaß geſtempelt iſt — ſo war ihr die gewiſſe ſtolze Überhebung fremd, in welche junge Perſonen, denen in der Welt — und nicht immer in zarter Weiſe, ſehr gehuldigt wird, leicht verfallen. Sie war ganz bereit, Peregrin aufrichtig zu bewundern wegen ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Studien, ſeines Talents und wegen ſeiner guten, liebenswürdigen Eigenſchaften, die im Umgang zu Tage kamen. Seine Anhänglichkeit an die Eltern, ſeine Gleichgültigkeit gegen rauſchende Vergnügungen, ſeine warme, lebendige Teilnahme für alles, was in der Menſchheit leidet und Mitleid in Anſpruch nimmt, ſein Verlangen nach hohen Idealen, um ſich nach ihnen zu bilden — dies alles fand Heliade mit einer unbeſchreiblich frohen Überraſchung außerhalb ihres eigenen Herzens und in dem Gewande, welches die männliche Auffaſſungs- und Ausdrucksweiſe ihnen gab Die veränderte Gemütsſtimmung ihres Vaters beſeligte Heliade. Er war viel zugänglicher, geſprächiger und ſie nahm ſich vor, wenn die glückliche Umwandlung etwas feſtere Wurzel in ihm gefaßt habe, ganz ſanft wieder jene Saiten anzuſchlagen, die das Glaubensleben berührten. Einmal ſagte ſie:

„Jeden Morgen beſucht Graf Gorm die heilige Meſſe, lieber Vater — und das freut mich ſehr.“

„Weshalb denn Dich?“ fragte Horburg.

„O, ſeinetwegen! Er nimmt ſich Zeit an Gott zu denken und zu beten. Er iſt nicht ganz verſunken in ſeine Studien, ſeine Violine und ſeine Weltbeglückungspläne, die ihm doch ſehr am Herzen liegen. Das würde der lieben Mutter ſehr gefallen haben.“

„Es gefällt auch mir, Heliade,“ ſagte Horburg, aber wieder in dem kühlen, abwehrenden Tone, der ihr das Wort auf den Lippen tötete.

Peregrin ging ſeinen eigenen Weg. Er wollte nicht durch den Vater die Tochter gewinnen. Er hatte nie wieder mit Horburg über ſeine Liebe und deren Hoffnungen und Wünſche geſprochen. Mit ſeinem Herzen, nicht durch einen Fürſprecher, getraute er ſich die geliebte Heliade zu erringen, denn es ſchien ihm unmöglich, daß ihre zarte Seele einer ſo tiefen Liebe widerſtehen könne. Aber er ſchwieg noch. Seine Eltern ſollten erſt ihre volle, frohe Zuſtimmung geben und Heliade ſelbſt ihn etwas — ach nur etwas ermutigen. Das tat aber

Heliade nicht und hatte auch keine Veranlaſſung dazu.

So vergingen mehrere Monate. Da ſagte Peregrin eines Abends, nachdem er ein wundervolles Adagio von Beethoven geſpielt hatte:

„Jetzt, Fräulein Heliade, nimmt Amata Abſchied von Ihnen.“

„Ja, bis auf morgen oder übermorgen,“ ſagte Heliade; — „länger geſtatten wir ihr nicht zu verſtummen.“

„Doch etwas länger! ich beſuche meine Eltern.“

„Ah, das iſt recht!“ rief Heliade.

„Ihre Studien ſind vollendet?“ fragte Horburg.

„Was die akademiſchen betrifft — ja! Nun kommen andere an die Reihe und ich hoffe eine große Reiſe zu machen,“ ſagte Peregrin.

„Sie gehen doch auch nach Italien . . nach Florenz?“ fragte Heliade.

„Gewiß! auf der Rückkehr. Soll ich Ihnen Grüße aus Florenz bringen?“

„Bitte, tun Sie das . . . und dann ſagen Sie mir, ob Sie irgendwo in der Welt ein Plätzchen gefunden haben, das Ihnen beſſer gefällt als Florenz.“

„Um Ihnen das zu ſagen, muß ich Sie aber auch finden können! — Findet man Sie immer hier, Herr von Horburg?“

„Immer wohl nicht,“ entgegnete Horburg mit ſchwermütigem Lächeln.

„O mein lieber Vater!“ rief Heliade ſchmerzlich; und dann ſagte ſie zu Peregrin: „Ihre Zaubermuſik wird nun verſtummen und mein Vater in ſeine Melancholie zurückfallen.“

„Nein, gutes Kind, beruhige Dich! ich habe mir einen kleinen Vorrat von Frohſinn geſammelt,“ ſagte Horburg; — aber Blick und Ton widerſprachen der Verſicherung.

Peregrin nahm Abſchied und reiſte am andern Morgen nach Schloß Traun. Kaum war er fort, ſo bemerkte Heliade die immenſe Lücke und Leere ihrer Tage. Während ſeiner Anweſenheit war ihr das gar nicht klar geworden. Wenn man jung iſt, nimmt man den Frühling in der Natur hin, ohne daran zu denken, daß er zwiſchen zwei Wintern liegt. So war es ihr mit dem Frühling des Herzens gegangen. Sie wußte jetzt nicht, wie ſie ihre Stunden ausfüllen, wie ſie ihren Vater unterhalten ſollte. Das hatte Peregrin übernommen. Vom Morgen an, wo er nicht mehr am Weihwaſſer ſtand, bis zum Abend, wo er nicht mehr kam und die Geſpräche zu führen wußte, die ihren Vater unterhielten — und nicht mehr dieſe Muſik erklingen ließ, welche ſie über die ſtille Dämmerung ihres Daſeins hinweg in ein ſüßes, ſeliges Leben und Weben im Lichtreich der Geiſter verſetzte — o wie ſehr vermißte ſie Peregrin. Alles kam ihr verändert vor! die romantiſche Ruine alltäglich — die reizende, bewegte Gegend öde; der Vater trauriger wie je. Sie flüchtete im Geiſt zu ihrer Mutter und weinte tauſend Tränen über dem teuren Grabe, Tränen von einer Bitterkeit, wie ſie bis dahin ihr unbekannt geweſen waren, weil ſie mit einer gewiſſen Beſchämung ſich vermiſchten. Es iſt ja nicht möglich! ſeufzte ſie heimlich; — ich werde doch nicht weinen, weil er fort iſt! — Aber ach! es war dennoch möglich! . . . . und wenn ſie ſich das nicht ableugnen konnte, ſo ſuchte ſie ſophiſtiſche Gründe — weshalb. Die Erheiterung des Vaters . . . . ſeine gehobene Gemütsſtimmung . . . . die übernatürlichen Hoffnungen, die ſie daran knüpfte! Und das alles war nun zu Ende und rieſelte in den Staub zu ihren Füßen wie eine zerriſſene Perlenſchnur.

„Glaubſt Du, daß Graf Gorm bald zurückkommen werde, lieber Vater?“ fragte ſie einmal, als Peregrin etwa vier Wochen fort war.

„Er will eine große Reiſe antreten . . . und wer weiß, ob er überhaupt zurückkehrt! Bald — gewiß nicht,“ verſetzte Horburg, deſſen Hoffnungen für Heliadens Zukunft ſehr geſunken waren und den der Gedanke an ſeinen Tod und ihre Verlaſſenheit namenlos folterte.

Täglich machten ſie ſtill und ſchweigſam ihren Spaziergang, häufig zum Kaiſerſtuhl, an trüben Tagen nur zur Schloßruine. Da ſetzten ſie ſich auf der weſtlichen Terraſſe nieder und jeder von ihnen hing ſeinen Gedanken nach. Wenn aber Fremde zu dieſem Platz geführt wurden, ſo frappierte dieſer Greis und dies wunderſchöne Mädchen ſie mehr, als die Ausſicht und die Anſicht und der efeuumrankte Turm mit den traurigen Rittern.

Eines Morgens ging Heliade wie gewöhnlich in die Meſſe. Es wehte ein rauher Herbſtwind und tief verhüllt in Shawl und Schleier betrat ſie die Kirche. Da ſtand Peregrin am Weihwaſſer. So ſchnell ſie auch vorüber und an ihren gewöhnlichen Platz ging — er war es! ſie hatte ihn erkannt! Aber warum freute ſie ſich denn nicht? . . . . Die Überraſchung war ſo groß, daß ſie nur Schreck und eine gewiſſe Unruhe empfand. Sie betete mit großer Zerſtreuung — und um das gut zu machen, blieb ſie eine Viertelſtunde länger nach der Meſſe, als ſie zu tun pflegte. Dann ſtand ſie auf, beklommen und zitternd, und ging zur Türe. Aber Peregrin war nicht mehr da. Könnte ich mich ſo getäuſcht haben? fragte ſie ſich mit erneuter Beklommenheit; — oder . . . . werden meine Gedanken zu äußeren Bildern? . . . Schrecklich! — — Sie eilte heim. Unten an der Treppe kam ihr die Hausfrau entgegen und ſagte geſchäftig:

„Wiſſen Sie es ſchon, gnädiges Fräulein?“

„Nein! . . . . Was?“ rief Heliade erbleichend.

„O kein Unglück! Herr Graf Gorm iſt wieder hier, iſt aber im Hotel abgeſtiegen . . . . und befindet ſich bereits oben bei dem Herrn Papa.“

„Das freut mich!“ ſagte Heliade gefaßt.

Sie ging hinauf und in ihr Zimmer. Eben durchbrach die Sonne den Oktobernebel und erfüllte das kleine enge Gemach mit freundlichem Licht. Der blühende Roſenſtock im Fenſter lachte ihr entgegen und die Amſel im Käfig pfiff melodiſch. Alles ſchien ſie froh und freudig zu begrüßen. Aber Heliade konnte zu keiner Freude kommen. Sie legte ihr Gebetbuch fort, knüpfte ihr Hutband auf und ſank dabei, wie ermüdet, auf einen Stuhl. Ihr kleines Gemach lag neben dem Zimmer, in welchem ſie ſich mit ihrem Vater aufzuhalten pflegte. Da ſie keine Stimmen hörte, ſo mußte Peregrin jenſeits desſelben im Zimmer des Vaters ſein. Nun! ich werde ihn ja ſpäter ſehen! ſagte ſie entſchloſſen, ſtand auf, legte Hut und Shawl fort und trug ihr Reißbrett, Farben und Pinſel zuſammen, denn der Lehrer, der ihr Unterricht gab Blumen in Aquarell zu malen, mußte bald kommen. Da hörte ſie, daß ihr Vater ſeine Tür öffnete und durch das mittlere Zimmer ging. Beklommen und heftig ſchlug ihr Herz. Um der quälenden Spannung zu entgehen, trat ſie ihm raſch auf der Schwelle des ihren entgegen und er ſagte:

„Biſt Du endlich da! ich war ſchon einmal an Deiner Tür! .... Graf Gorm iſt hier und wünſcht mit Dir zu ſprechen.“

Sie folgte ihrem Vater in das mittlere Zimmer

Erſt greifet er zu ſeinem Schwert,
dann ſinkt er vor ihr hin,
Es reizet ihn das ſchöne Weib,
er ſcheut die Königin.
Rosmunde bricht das Schweigen, und:
„Hör' Almachild mir zu,
— Spricht ſie — hör' meinen Vorſchlag an,
die Wahl haſt immer Du.

Der Longobarden König kannſt
und mein Gemal Du ſein,
Wenn meiner Rache Du den Arm
zur kühnen That willſt leihn,
Entweder wird durch Deine Hand
mein Gatte umgebracht,
Wenn nicht, ſo geh' und ſag' ich ihm
die Wahrheit dieſer Nacht.

Dann ſtirbſt Du, Almachild, und ich,
die Dir die höchſte Huld,
Das ſchönſte Glück gewährte, ich,
ſterb' auch durch Deine Schuld. —"
„Du ſollſt nicht ſterben! —" ruft er, ſchlingt
die Arme um ſie wild —
„So ſtirbt denn er in nächſter Nacht,
nicht wahr, mein Almachild?

und ſtand vor Peregrin. Da gewann ſie ſogleich ihre Haltung und ſagte freundlich:

„Grüß Sie Gott! ich dachte, Sie wären auf der andern Seite der Weltkugel.“

Peregrin machte eine verneinende Bewegung und ſagte ernſt:

„Bevor das geſchieht, möchte ich Sie bitten, eine Frage zu beantworten.“

Heliade ſchlug ihre ſtrahlenden Augen zu ihm auf und ein tiefer Ernſt legte ſich über ihr ſchönes Antlitz: ſie fühlte, daß ihre Antwort über zwei Leben entſcheiden werde.

„Herr von Horburg hat mich ermächtigt, dieſe Frage an Sie zu richten,“ ſetzte Peregrin hinzu, und Heliade bemerkte jetzt, daß ſich ihr Vater in ſein Zimmer begeben habe. Dies Alleinſein mit Peregrin ſtimmte ſie noch feierlicher und wie eine Bildſäule ſtand ſie ihm gegenüber. Peregrin faltete die Hände und ſagte leiſe:

„Heliade . . . . ich liebe Sie ſeit Jahren! der erſte Blick beſtimmte über mein Herz. Wäre es möglich, daß Sie mich lieben könnten? . . . . lieben — für das ganze Leben?“

„Für das ganze Leben!“ wiederholte Heliade noch leiſer, aber feſt.

„Ach!“ rief Peregrin und drückte beide Hände vor die Augen; — „iſt das gewiß? vertrauen Sie mir wirklich genug, um mit mir Leid und Freude des Lebens teilen zu wollen . . . . Heliade?“

„Das gehört ja zuſammen," ſagte ſie einfach.

Er hatte nicht geglaubt, ſeinem Ziel ſo nahe zu ſein. Überwältigt von Freude rief er:

„Alſo keine Hoffnung — ſondern eine Gewißheit nehme ich mit mir, Heliade?"

„Gewiß!" entgegnete ſie lieblich.

„Nun dann muß ich fort — jetzt gleich und auf der Stelle fort!" rief er in der ſtürmiſchen Weiſe ſeiner Natur; — „denn wenn ich nicht jetzt ginge, ſo fände ich nie mehr die Kraft, um mich von Heliade zu trennen."

„O nicht in dieſem Augenblick!" ſagte ſie bittend. „Hat mein Vater uns geſegnet, ſo müſſen Sie mit mir zum Grabe meiner geliebten Mutter gehen."

„Wie gern!" rief Peregrin; „aber dann .... dann muß ich fort."

„Und dann müſſen Sie mit mir vor das allerheiligſte Sakrament gehen .... und da wollen wir die aus Liebe verborgene ewige Liebe bitten, unſere Liebe ſo heilig zu machen, wie das nur immer in zwei armen ſchwachen Menſchenherzen möglich iſt," ſagte Heliade mit tiefer Innigkeit. „Und wenn Sie mich ganz glücklich machen .... und Ihr Herz mit unzerreißbaren himmliſchen Banden an das meine knüpfen wollen" ... —

„O Heliade, was ſoll ich tun? .... Da wird das Schwerſte mir leicht und ſüß ſein!" rief Peregrin beſeligt.

„Dann empfangen Sie mit mir in den nächſten Tagen die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Und dann reiſen Sie! dann gehen Sie in die Welt und in die Zeit hinaus! .... Dann ſind wir vereinigt durch die heiligmachende Gnade und durch den Leib des Herrn.“

„O!“ rief Peregrin ſchmerzlich, „warum muß dieſe Bitte die einzige ſein, die ich unmöglich erfüllen kann!“

„Unmöglich?“ ſagte Heliade betroffen.

„Unmöglich, Heliade! denn ich bin kein Katholik.“

Kaum hatte Peregrin dies Wort ausgeſprochen, über deſſen Eindruck auf Heliade er ahnungslos war, als ſie mit der Hand zum Herzen fuhr, leichenblaß wurde und mit einem dumpfen Seufzer zuſammenbrach. Sie wäre zur Erde geſunken, wenn Peregrin ſie nicht aufgefaßt hätte.

„Heliade!“ rief er ſo ſchmerzlich, daß Herr von Horburg eintrat und voll Entſetzen Heliade in Ohnmacht fand.

„Was iſt geſchehen?“ rief er beängſtigt, „ſie hatte nie einen ſolchen Zufall! Kann die Überraſchung ſo heftig wirken.“

Er tauchte ihr Tuch in friſches Waſſer und legte es an ihre Schläfen. Peregrin rang die Hände. Heliade kam zur Beſinnung zurück; die Farbe des Todes wich von ihren Wangen, ihren Lippen; ſie ſtrich ihr feuchtes dunkles Haar von der bleichen

Stirn, richtete ſich auf und ſagte mit dem Ausdruck des tiefſten, ruhigſten Schmerzes:

„Ja, dann .... iſt alles vorbei!“

„Kind, geliebtes Kind!“ rief Horburg außer ſich; „was iſt geſchehen! .... Sprich!“

Peregrin ſtarrte ſie an, ſtumm vor Verzweiflung, denn er glaubte, daß ſie irr geworden ſei. Heliade erhob ſich, lehnte ſich auf den Arm ihres Vaters und ſagte zu Peregrin:

„Habe ich recht gehört? .... Sie wären nicht katholiſch?“

„Ich bin es nicht, Heliade, und ich begreife nicht, wie das Sie ſo erſchüttern kann.“

„Sie hat Sie täglich in der Meſſe geſehen und daraus gefolgert, daß Sie katholiſch ſein müßten,“ ſagte Horburg.

„Ich geſtehe, ich ging hin, weil ich dort Heliade ſah .... und beten ſah.“

„Nun wohlan!“ ſagte Heliade, „dann iſt alles .... alles aus und vorbei.“

Und ſchwere Tränen rollten über ihr trauriges Antlitz. Eine namenloſe Verzweiflung ging zweiſchneidig durch Horburg's Bruſt — wegen Heliade und wegen ſeiner ſelbſt. Peregrin verſtand das alles gar nicht. Er rief:

„Heliade, wie können Sie fürchten, daß ich Sie je in Ihrem Glauben, in Ihrer Andacht ſtören oder beeinträchtigen würde. Ich wußte ja, daß Ihre

Mutter eine iriſche Katholikin, in Rom erzogen, alſo gewiß bis ins Herz hinein katholiſch war; ich wußte es auch von Ihnen — aber ich habe nie einen Grund darin geſehen, der mich von Ihnen trennen oder eine Schranke zwiſchen uns ziehen könnte. Sie können hier im Vaterhauſe nicht freier in Ihrem Glauben und Gewiſſen ſein, als Sie es dereinſt in meinem .... in Ihrem Hauſe ſein werden. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, Heliade."

„O, das iſt aber ſchrecklich!" rief Heliade.

„Was iſt ſchrecklich? oder vielmehr: was erſchreckt Sie, Heliade? Sprechen Sie! ... Erklären Sie mir dieſe unbegreifliche Aufregung," rief Peregrin beängſtigt und erregt.

„Ich bin troſtlos und er verſteht das nicht und er fragt mich, weshalb ich es ſei! .... O mein Gott! iſt ſo etwas möglich, wenn zwei Herzen ſich lieben!" ſagte Heliade in Tränen ſchwimmend.

Peregrin nahm ſeine ganze Kraft zuſammen, um mit Ruhe zu ſagen:

„Faſſen Sie ſich, Heliade. Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen. Ich ſehe, ich fühle, daß ein großer Schmerz durch die Erklärung, ich ſei nicht katholiſch, über Sie gekommen iſt. Allein den Grund dieſes Schmerzes faſſe ich nicht. Alſo ſammeln Sie ſich und reden Sie ganz aufrichtig zu mir. Ich bin feſt überzeugt, wir werden uns verſtehen."

„O, dieſer Wahn iſt ja eben das Schreckliche!" rief Heliade. Dann trocknete ſie ihre Tränen, legte die Hand über die Augen, als wolle ſie ſich ungeſtört beſinnen und ſagte dann, indem ſie Peregrin mit übernatürlicher Ruhe anblickte, mit einer Stimme, durch welche das Erzittern der Natur und der Triumph der Gnade klang: „Fühlen Sie denn gar nicht. was das heißt, wenn zwei Menſchen, die in den ſchönſten und edelſten menſchlichen Empfindungen, Gedanken und Ideen übereinſtimmen, plötzlich auseinandergehen, wenn es ſich handelt um himmliſche, um übernatürliche Dinge — um Lehren, die in's Herz eingreifen, um Vorſchriften, die der Seele ihren Weg vorzeichnen, um Tröſtungen, mit denen kein Troſt hienieden zu vergleichen iſt. Das alles ſoll ich allein beſitzen — und nicht mit Ihnen! Über Kunſt und Poeſie und Menſchenwohl und edles Streben ſoll ich mit Ihnen ſprechen . . . und wenn ich von Gott ſpreche im göttlichſten der Geheimniſſe, von Gott in der heiligen katholiſchen Kirche, von Gott in ſeinem myſtiſchen Leben im Herzen der Gläubigen . . . dann verſtehen Sie mich nicht! dann antworten Sie mir nicht! dann laſſen Sie mich allein im Sonnenlicht und treten in den Nachtſchatten! . . . . Nein, Peregrin! ſo niedrig wohnt meine Liebe nicht! ſie will mit Ihnen zuerſt im Himmel zu Hauſe ſein . . . . und dann erſt auf Schloß Traun."

Peregrin war jetzt leichenblaß geworden. Seine

Augen waren tief unter die dunkeln Brauen zurückgetreten, als betrachteten ſie aus der Ferne prüfend Heliade und langſam ſagte er:

„Engel des Todes! aber immer ein Engel!“

„Ja wohl . . . . Todesengel! auch für mich!“ ſeufzte Horburg für ſich. Er war auf einen Stuhl — und ſein Kopf auf ſeine Bruſt geſunken; die Arme hingen ihm ſchlaff herab; jedes Wort Heliadens zerſchnitt ihm das Herz. Das alles hatte Colomba gefühlt, geduldet, getragen! all dies unausſprechliche Weh gelitten für den kurzen Rauſch der irdiſchen Liebe! Konnte er wünſchen, daß Heliade um denſelben Preis denſelben Jammer ſich erkaufe? — Und dennoch war ein Etwas in ihm, das dieſen fürchterlichen Wunſch nicht aufgeben wollte. Heliade ſetzte ſich neben ihren Vater, nahm ſeine Hand in die ihre, legte die Stirn auf ſeine Schulter und ſchloß die Augen, um Peregrin nicht zu ſehen Es war als legte ſie ſich zu ihrem Vater in's Grab, ſo unerhört traurig war er und ſie und die ganze Szene.

Peregrin kannte große Opfer für große Ideen — in Gedanken und begriff ſie — in der Vorſtellung. Hier ſah er es vor Augen — und begriff es nicht.

„Heliade,“ ſagte er ſanft, „Sie ſind im Mißverſtändnis meiner religiöſen Überzeugung. Ich bin kein frivoler Ungläubiger . . . . ich bin kein

Anhänger des gemeinen Rationalismus. Ich glaube an Chriſtus, den Gottmenſchen, wie Sie an ihn glauben. Dies ſei der Punkt, in welchem unſer beiderſeitiger Glaube ſich begegnet; denn er iſt das weſentlich Notwendige. Die Form, in der er zu Tage kommt, iſt es nicht. Die Meſſe, die Sakramente ſind nicht im weſentlichen Zuſammenhang mit dem chriſtlichen Glauben. Es gibt ohne ſie ſehr viele fromme, vortreffliche Chriſten. Laſſen Sie uns alſo das Weſen aufſuchen, denn es verbindet uns. Nur die Form würde uns, nach Ihrer Meinung, trennen. Das iſt aber nicht die wahre Auffaſſung der Dinge, Heliade! Iſt das Ewige *für* uns, ſo dürfen wir uns nicht an das Vergängliche, das uns trennt, anklammern und es höher ſtellen, als jenes, indem wir ihm eine höhere Wichtigkeit beilegen, die nur aus einſeitiger Auffaſſung entſpringt. Wenn ich Ihnen ſage, daß Ihre Glaubensanſichten mir heilig ſein werden .... ſo müſſen Sie einſehen, daß keine wirkliche Schranke zwiſchen uns liegt und daß die eingebildete ſinken müſſe vor der Wahrheit der Liebe.“

Heliade antwortete keine Silbe. Peregrin hoffte, wenn auch noch nicht ſie überzeugt zu haben, doch ſie überzeugen zu können. Er ſagte:

„Ihr eigener vortrefflicher Vater, an dem Sie ſo kindlich hängen, den Ihre Mutter ſo zärtlich geliebt hat — iſt nicht katholiſch. Sie verleugnen gleichſam die kindliche Ehrfurcht, wenn Sie meinen, einem ſolchen Beiſpiel nicht folgen zu dürfen .... und das iſt Ihnen ſo unähnlich, Heliade!“

Sie richtete ſich auf und ſagte zu Herr von Horburg, indem ſie vor ihm niederkniete:

„Mein lieber Vater, Du weißt, daß ich mich mein Lebenlang bemüht habe, ein gutes Kind zu ſein und in keiner Weiſe die Ehrfurcht und Liebe zu verletzen, die ich Dir, als dem Stellvertreter Gottes, ſchuldig bin. Darum mußt Du mit vergeben, wenn ich jetzt ſo zu Graf Gorm ſpreche, wie ich zu Gott ſpreche.“

Horburg legte mit ſchwermütiger Zärtlichkeit die Rechte auf ihr Haupt. Heliade küßte ſeine Hand und ſagte dann zu Peregrin:

„Sie ſprechen von dem Beiſpiel meiner Mutter. Nun! meine Mutter lief in der erſten Zeit ihrer Ehe Gefahr, lau im Glauben zu werden, d. h. die Hauptaufgabe des Chriſten, die Rettung ihrer Seele, aus den Augen zu verlieren. Und als ſie darüber zur Erkenntnis und durch Gottes Gnade auf den richtigen Weg kam, hat ſie jeden Tag ihres Lebens verzehrt in Gebet und in Tränen, weil ſie meinen teuern Vater nicht auf dem ſichern Pfade ſah, der nur in der katholiſchen Kirche und nur durch ſie .... zum ewigen Leben führt. Dies nämliche Schickſal ſtände mir bevor. Und da ich — wenn ich liebe .... ſtark liebe: ſo würde ich vielleicht dermaßen unter die Macht der Empfindung kommen, daß ich, um mich mit Ihnen in die tiefſte Harmonie zu ſetzen, die Fülle meines Glaubens fallen ließe, um mich mit dem Bruchſtück des Ihren zu begnügen — und dadurch Gefahr liefe, meine Seele zu verlieren. Wer ſich freiwillig und gegen Gottes Gebot in die Gefahr begibt der kommt darin um . . . denn nur ein Wunder der Gnade kann ihn retten. Für meine Mutter geſchah es . . . . aber das iſt kein Grund für mich, um daraufhin zu ſündigen.“

„Heliade!“ rief Peregrin in heftigſter Aufregung, „was iſt das für ein gräßlicher Gedanke . . . und wie unwahr iſt er!“

„Unwahr?“ fragte ſie ſtaunend. „Wenn ein Kleinod mir anvertraut wird, von dem die Exiſtenz eines andern abhängt — und ich übergebe es leichtſinnig an jemand, der deſſen Wert nicht kennt und bei dem es leicht verloren gehen kann und verloren geht — verſündige ich mich da etwa nicht? Nun, Gott hat mir den Glauben gegeben für das Leben meiner Seele: begebe ich mich in Verhältniſſe, wo er gefährdet wird, ſo verſündige ich mich gegen Gott, der ihn mir gab, und gegen meine Seele, die ihn braucht.“

„Aber Heliade, er iſt nicht gefährdet, denn ich teile ihn.“

„Gut!“ ſagte ſie mit traurigem Lächeln; „dann legen Sie das katholiſche Glaubensbekenntnis ab.“

Unwillkürlich trat Peregrin einen Schritt zurück und noch trauriger ſagte Heliade:

Die Longobarden lieben nicht
den ſtrengen Alboin,
Sie werden ſich mit Freud' und Dank
zu dem Befreier ziehn.
Sie bieten Dir die Krone an;
das Longobardenreich
Nimmſt Du und nimmſt die Königin
Rosmunde auch zugleich. —"

Die Krone und ein ſchönes Weib!
wo iſt der Mann, der nicht
Vor dieſer Lockung wie ein Rohr
vor einem Schwert zerbricht?
Berauſcht ſinkt er an ihre Bruſt,
beſeligt auf die Knie;
Vergangenheit iſt todt; für ihn
gab's eine Oda nie.

Rosmunde freut ſich ihrer Liſt,
da öffnet ſich die Thür.
Oda erſcheint. Die Königin
und Almachild noch hier?
In ihrem Zimmer Beide noch!
Ein Schmerzensſchrei durchdringt
Vergiftend ihre Bruſt, indeß
ſie bang nach Athem ringt.

„Sehen Sie . . . das, was Sie ſagen, iſt unwahr."

Peregrin machte eine Bewegung, um zu antworten; aber Heliade rief lebhaft: „Sie legten mir Ihren Glauben dar und ich antwortete Ihnen, er ſei ein Bruchſtück des meinigen. Sie nennen ihn freilich das Weſentliche; aber umſomehr müßten Sie ja auf meinen Vorſchlag eingehen, wenn Sie nicht im tiefſten Gewiſſen die Überzeugung hätten, daß wir nicht eines Glaubens ſind: folglich iſt Ihre Behauptung unwahr."

„Unerbittliches Geſchöpf!" ſagte Peregrin finſter, „Sie werden mich dahin bringen, Ihren Glauben zu haſſen, denn er verzerrt die Lehre des Gottmenſchen, der die Liebe als die Erfüllung aller Gebote pries."

„Ja, als ſie; aber nicht anſtatt ihrer; d. h.: die Liebe, die auf dem Boden und im Schirm des Glaubens erblüht und die Früchte des Glaubens, die Erfüllung aller Gebote hervorbringt — dieſe Liebe iſt die höchſte Stufe der Vollkommenheit. Eine Liebe aber, die abgelöſt von der Glaubenslehre und deren Folgerungen, nur im Irdiſchen ihre Befriedigung ſucht, iſt nicht die, welche Chriſtus im Sinne hatte."

„Das iſt auch die meine nicht!" rief Peregrin.

„Ich weiß es," entgegnete Heliade; „aber es wäre die meine, wenn ich ein Bündnis ſchließen wollte, das nur unter himmliſchen Einflüſſen meine

Seele nicht gefährdet. Daß dieſe nicht außerhalb meiner Kirche zu ſuchen ſind, verſteht ſich von ſelbſt! nur ſie hat die gnadenſtrömende Fülle der Sakramente."

„Und ſo wären wir denn getrennt, Heliade!" rief Peregrin mit tiefem Schmerz. „Habe ich ſo lange Sie geliebt, um in dem Augenblick, wo ich Gegenliebe finde — von Ihnen getrennt zu werden — und mein Ideal wie ein Nebelbild verſchwinden zu ſehen."

„Vielleicht hatte Ihr treues Anhängen an dem Ideal den geheimen Sinn, daß Sie durch dasſelbe der göttlichen Offenbarung einen Schritt näher kommen ſollten," ſagte Heliade ſchüchtern; — „denn meine armſelige Perſon war deſſen gewiß nicht wert."

„In dem Sinn, wie Sie es verſtehen, Heliade, muß ich es verneinen. Was Gorm heißt, iſt proteſtantiſch und muß es bleiben. Es kann wohl eine Katholikin in die Familie eintreten, aber ohne in dem Punkt etwas zu ändern."

„Und woher kommt Ihrer Familie dieſe Entſchiedenheit," fragte Heliade, „da ſie doch vor dreihundert Jahren — wenn ſie damals exiſtierte — ſich vom alten Glauben losſagte! Was zum Unheil geſchah, kann auch wieder zum Heil geſchehen."

Den Punkt des Glaubensabfalls ließ Peregrin unberührt und ſagte lebhaft:

„Mit dem großen Guſtav Adolf haben wir auf deutſchem Boden Blut und Leben an die proteſtantiſche Sache für Deutſchland eingeſetzt. Durch die Tradition, die Familienehre, die Heldentaten der Vorfahren, ſind wir mit dem Proteſtantismus, den wir begründen halfen, ſo verwebt und verſchmolzen, daß ein Glaubenswechſel etwas Undenkbares iſt.“

„Aber das ſind ja gar keine übernatürliche Gründe!“ rief Heliade.

„Was nennen Sie ſo?“ fragte Peregrin.

„Es ſind keine Gründe, die aus dem offenbarten Glauben fließen und ſich auf eine göttlich beglaubigte Autorität ſtützen. Es ſind ganz menſchliche und höchſt irdiſche Gründe. Wenn ich ſage: ich gehöre zu der Kirche, die Chriſtus ſtiftete, die von den Apoſteln verbreitet, von den Martyrern befruchtet, von Bekennern und Lehrern befeſtigt und gebildet, von Heiligen verherrlicht wurde — und deshalb gehöre ich zu ihr — — ſo verhält ſich meine Tradition zu der Ihren gewiß wie das Sonnenlicht über der Öllampe.“

„Sirene!“ ſagte Peregrin in ihren Anblick verloren.

„Nein!“ erwiderte Heliade ſtolz; — „nichts von Sirene! Ich will niemand betören. Sirenen verkünden die Wahrheit nicht.“

„O Heliade!“ rief Peregrin vor ihr niederknieend; — „je mehr ich Sie höre, je mehr ich Sie ſehe, deſto weniger begreife ich, daß wir getrennt werden ſollen . . . . und noch weniger . . . . daß Gott es ſein ſoll, der uns trennt.“

„Nicht er trennt uns,“ ſagte Heliade mit unausſprechlicher Wehmut. „Er hat vielleicht in unſere Seelen gerade dieſen tiefſympathiſchen Zug gelegt. Was uns trennt, ſind menſchliche Anſichten, ſind Ihre Familientraditionen, ſind Meinungen und Lehren, die göttlicher Lehre entgegenſtehen.“

„Und das urewige, heilige Gebot, Heliade: Du ſollſt Vater und Mutter ehren — ſteht es Gott entgegen?“

„Nein! . . . aber die Ergänzung dazu lautet ſo: „„Wer nicht Vater und Mutter verläßt und Mir nachfolgt, iſt Meiner nicht wert.““ Handelt es ſich um Seele und Seligkeit — da muß man Gott mehr gehorchen, als den Menſchen; denn Vater und Mutter können uns nicht ſelig machen.“

„Aber ich ſtehe durchaus auf chriſtlichem Boden und hoffe auf Seligkeit durch meinen Glauben.“

„So mag das für Sie genügen. Für mich — genügt es nicht. Ich habe Ihnen meine Gründe geſagt . . . . und wir verſtehen einander nicht mehr. Das iſt das Vorſpiel von dem, was ohne Zweifel kommen . . . . und uns unausſprechlich elend machen würde. Alſo . . . .“

Sie konnte nicht weiter ſprechen. Ihre Stimme brach in krampfhaftes Weinen. Peregrin war aufgeſtanden und ſagte zu Horburg im Ton des Vorwurfes:

„Warum ſchweigen Sie ſo ganz? Haben Sie ſo wenig Teilnahme für mich, daß Sie nicht eine Silbe zu meinen Gunſten reden, obſchon Sie vor einer halben Stunde mit Freuden bereit waren, mich als Sohn aufzunehmen?“

Horburg raffte ſich zuſammen und erwiderte:

„Dem Willen des Vaters würden Sie die Neigung der Tochter ſchwerlich verdanken mögen. Das haben Sie mir geſagt, bevor Sie in meine Häuslichkeit eintraten . . . . und das begreife ich vollkommen wegen der großen, ſeltenen Liebe, die Sie für Heliade empfinden. Aber dieſe ganze Sache iſt ſo plötzlich, ſo unerwartet gekommen — wir glaubten Sie fern auf hundert Meilen . . . und Sie waren hier! — dazu Heliadens höchſt entſchiedene religiöſe Überzeugungen: das alles hat eine Verſtörung hervorgerufen, die allzu groß iſt, um mitten in derſelben eine Entſcheidung zu treffen. Ich muß mit Heliade ruhig überlegend ſprechen; ſie muß ſich faſſen. Gönnen Sie uns einen Tag Bedenkzeit.“

„Auch zwei, auch drei!“ rief Peregrin. „Die Hoffnung könnte mich eine halbe Ewigkeit hier feſthalten.“

„O lieber Vater, wozu das?“ ſagte Heliade ſanft.

„Damit Du die Beruhigung haſt, nicht in erſter

Aufregung der Leidenſchaft gehandelt zu haben,“ verſetzte er.

Sie ſchwieg befremdet, denn ſie dachte, daß die Leidenſchaft, die immer das Gepräge des Egoismus trägt, anders geſprochen haben würde, als ſie. Peregrin aber rief:

„Das iſt richtig! Heliade muß ruhig überlegen.“

„Täuſchen Sie ſich nicht,“ ſagte Heliade ernſt; „wenn ich hundert Jahre überlegte, würde meine Antwort dieſelbe ſein: ich binde mich nur mit dem Bande des Glaubens, denn nur dieſes knüpft meine Liebe an die Ewigkeit.“

Peregrin wollte ſie unterbrechen; aber ſie fuhr fort:

„Und wenn ich vom Glauben rede: ſo dürfen Sie durchaus keine Fragen ſtellen, ob es dieſer oder jener ſei — und ſich durchaus keine Illuſionen machen, als ob Sie ihn im Weſentlichen teilten und im Unweſentlichen nicht nötig hätten. Ich meine den Glauben, den der Herr in jenem erhabenen, feierlichen Augenblick vor ſeiner Aufnahme in den Himmel im Sinn hatte, als er ſein letztes Wort, gleichſam die Beſiegelung aller ſeiner Worte und den Inbegriff ſeiner ganzen Lehre — zu ſeinen Apoſteln ſprach: „Wer glaubt und ſich taufen läßt, wird ſelig — wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Ein Wort von ſo furchtbarem Gewicht in dieſem Munde und zu dieſer

Stunde . . . mußte ſelbſtverſtändlich die Folge nach ſich ziehen, daß kein Menſch auf Erden darüber in Zweifel ſei, was er zu glauben habe, um ſelig zu werden. Und dieſe Folge war — die katholiſche Kirche, die der heilige Geiſt aufbaute und beſeelte und unter ſeinem Beiſtand zur Glaubenslehrerin aller Völker und aller Zeiten machte. Von ihr empfing auch ich meinen Glauben und keinen anderen erkenne ich als göttliche Offenbarung an.“

Peregrin folgte mit höchſter Spannung Heliadens Worten und als ſie ſchwieg, ſagte er zu Horburg:

„Und wenn ſie recht hätte? . . . Und wenn nur da die Fülle der Offenbarung — die ganze, göttliche Wahrheit wäre?“

„Nun?“ rief Horburg lebhaft, „was würden Sie tun?“

Peregrin aber brach ab und ſprach wie zu ſich ſelbſt:

„Das kann nicht ſein! . . . und nicht an mir iſt es, dies zu prüfen. Ich ſtehe da, wo meine Väter ſtanden und ſie kämpften für das reine Evangelium, wie der große Guſtav Adolf.“

Horburg ſchwieg, um Peregrin nicht noch mehr in den Widerſpruch hineinzutreiben: aber er lächelte mitleidig über dieſe Zuverſicht zu der Guſtav-Adolf-Fabel. Heliade ſagte jedoch in ihrer energiſchen Weiſe:

„Wohlan! Sie führen den Glaubenskampf mit dem Schwedenkönig gegen meine Kirche — und ich ſollte mit Ihnen Hand in Hand gehen?! Sie müſſen einſehen, daß das ſo unmöglich iſt, als der helle Tag um Mitternacht! Genug alſo . . . und keine Bedenkzeit mehr."

„Ich verlange ſie durchaus, Heliade," ſagte Horburg.

„Doch nicht für mich?" entgegnete ſie bittend.

„Es bleibt dabei!" rief Peregrin: „heute keine Entſcheidung."

„Mein Gott!" ſeufzte Heliade, „weshalb muß denn die Agonie verlängert werden!"

„Weil ſie in eine Kriſis übergehen und zum Leben führen kann!" verſetzte Peregrin ſchnell.

„Lieber Vater," ſagte Heliade ermattet, „ich kann dies alles nicht länger aushalten."

„Geh in Dein Zimmer, Heliade," ſagte Horburg ſanft.

Sie ſtand auf, grüßte Peregrin und verſchwand. Er blickte ihr nach und ſagte zu Horburg:

„Und ſo ſollte ſie aus meinem Leben verſchwinden, nachdem ſie deſſen Achſe und Polarſtern war? Das Ideal der Liebe ginge mir unter in dem Augenblicke, als ich durch dasſelbe ein Ideal von Glück zu verwirklichen hoffte? Wozu dann dieſe himmliſche Viſion? wozu dann dieſer unerklärliche und unwiderſtehliche Zug zu ihr? Welt und Leben und Beſtimmung haben fortan keinen Sinn für mich — wenn Heliade aus ihnen verſchwindet.“

„Es gibt andere Frauen,“ antwortete Horburg gedankenlos, weil er in ſeine eigenen Gedanken vertieft war.

„Ja wohl gibt es andere!“ rief Peregrin — „aber keine ähnliche! Können Sie mir keine andere Ausſicht geben?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Horburg mühſam. „Ich werde heute abend mit ihr ſprechen — und morgen um dieſe Stunde erwarte ich Sie wieder.“

So trennten ſie ſich — —

Heliade ſah ſich ganz befremdet alle Gegenſtände in ihrem kleinen Zimmer an. Ihr war zu Sinn, als müßten inzwiſchen die Roſen verblüht und der Vogel entflogen und die Blumenzeichnung auf dem Reißbrett ausgelöſcht ſein. Aber nein! all dieſe Spielereien waren da — und nur in ihr war es ſo furchtbar ernſt geworden — ernſt, wie das Opfer immer iſt. In dem Augenblick, da ſich ihr junges Herz einem andern Herzen zärtlich und glückverheißend zuneigte, trat ihr die flammende Erkenntnis entgegen, daß es etwas Höheres gebe, als in der reinſten menſchlichen Liebe beſeligt zu ſein — und daß dies Höhere das Opfer der Liebe fordere. Wie in einer einzigen Frühlingsnacht plötzlich um alles Gezweig ein grüner Schleier ſchwebt und alle Blüten ſich duftend erſchließen:

ſo hatte der Seelenfrühlingshauch und die Nacht des Seelenſchmerzes ſie aus ihrem mädchenhaft beſchränkten Horizont hinausgehoben und die edlen Blüten der Selbſtverleugnung und der Entſagung in ihr gezeitigt. Alle edlen und ſchönen Gefühle haben aber einen und denſelben Boden: Kraft des Herzens. Daher wurde Heliadens Liebe, eben weil ſie rein und ſchön war, keineswegs ſchwächer durch die Erkenntnis und den Entſchluß, ſie zu opfern — ſondern ſtärker. Sie hatte nur einen Blick in das irdiſche Paradies geworfen: er genügte, um ihr zu zeigen, was ſie verlor — nein, mehr! was ſie freiwillig aufgab. Aber ſie ſchwankte nicht. Es war ihr, als ruhe ſie zu Füßen des Gekreuzigten in den Armen ihrer Mutter und als entnehme ſie aus deren Herzen die Richtſchnur ihrer Worte, ihrer Handlungsweiſe. Nur konnte ſie gar nicht die Abſicht ihres Vaters mit dieſer peinlichen Verzögerung begreifen. Er hatte ihr liebreich geſagt:

„Faſſe Dich, Heliade; nimm Dich in Ruhe zuſammen. Heute abend rede ich mit Dir!“

Wovon? worüber? weshalb nicht gleich? warum mit dieſer feierlichen Ankündigung? .... Sie war durchaus nicht daran gewöhnt, ihren Vater zu fürchten; aber unwillkürlich kam etwas über ſie wie Furcht.

Als es zu dunkeln begann, trat ſie mit der brennenden Lampe aus ihrem — in das mittlere Zimmer. Dann pflegte Horburg auch zu kommen, und

Da ſpricht Rosmunde: „Liebes Kind,
Dein Ritter giebt Dich auf,
Sei künftig nicht ſo vorſchnell und
mach' Keinem Dein Fenſter auf. —"
Sie geht und Almachild folgt ihr
mit Glut in Wange und Blick.
Oda erkennt, daß dieſe Glut
nicht Scham iſt, ſondern Glück.

Gedankenlos, nur ſchmerzbewußt,
mit krampfhaft ſtarker Hand,
Löſt ſie die Gold- und Seidenſchnur,
die ihren Leib umſpannt,
Wirft ſie um ihren Hals und ſich
aufs Lager; und der Tag
Stieg hell und klar am Himmel auf,
als trüb ihr Auge brach.

Und wieder auf Veronas Schloß
liegt eine finſtre Nacht,
Und wieder iſt es Almachild,
der lauſchend ſie durchwacht.
Doch nicht zur Liebſten ſchleichet er,
kein Weib erſehnet ihn;
Er nahet ſich dem Schlafgemach
von König Alboin.

wenn er nicht kam, ſo ging Heliade zu ihm und holte ihn herein. Jetzt, da ſie die Lampe auf den Tiſch ſtellte und deren Schein das Zimmer erleuchtete, wurde ſie ihren Vater gewahr, der unbeweglich am Fenſter ſaß. Sie trat zu ihm heran, umſchlang ſeine Schulter und fragte zärtlich:

„Lieber Vater, warum haſt Du mich nicht hereingerufen?"

Sie beugte ſich herab, um ihm in die Augen zu ſehen. Da gewahrte ſie mit einer Art von Entſetzen — eine Träne an ſeinen Wimpern. Er hatte nie eine Träne vergoſſen — nicht an Colomba's Sterbebett — nicht neben ihrer Leiche, ihrem Sarge, ihrem Grabe. Was mußte das ſein, das ihrem Vater eine Träne entlockte.

„O mein lieber Vater!" ſagte ſie beklommen und angſtvoll, „was fehlt Dir? . . . Leideſt Du? . . ." —

„O fürchterlich, Heliade!" erwiderte er, fuhr mit der Hand über die Stirn und erhob ſich mit ſo ſchwerer Bewegung, als drücke ihn eine unſichtbare Laſt zu Boden. Er ging ein paar Mal im Zimmer auf und nieder, dann ſagte er zu Heliade, die ihm kummervoll zuſchaute:

„Komm her, mein armes, liebes Kind, ſetze Dich zu mir und unterbrich mich nicht. Wie ſchwer es mir auch werden möge — Du ſollſt alles wiſſen, denn es wäre möglich, daß meine Rettung durch Dich bewerkſtelligt werden könnte. Was ich Dir zu ſagen habe, wird Dein Herz zerreißen .... nach allen Seiten hin: um ſo klarer wird es Dir hoffentlich werden, was Du zu tun haſt."

Heliade ſank zitternd und ſprachlos auf einen Sitz neben ihrem Vater nieder und Horburg ſprach:

„Ich bin nicht aus einer proteſtantiſchen Familie, wie Du es bisher geglaubt haſt .... ſondern aus einer altkatholiſchen. Aber mein Vater, der im Zeitalter Voltaire's und der Encyclopädiſten ſeine Jugend in Paris verlebte, glaubte ſeinen Grundſätzen der Aufklärung folgen und bornierte Vorurteile beſeitigen zu müſſen, indem er ſich mit einem reformierten Fräulein aus der Pfalz vermählte, das ihm gefiel. Ich war das einzige Kind dieſer Ehe. Mein Vater verachtete die Religion, weil er ſie nur aus den frevelhaften atheiſtiſchen Schriften jener literariſchen Rotte, die ein ewiger Schandfleck in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bleibt — kennen wollte. Meine Mutter, die mehr religiöſes Gefühl und weniger Verſtand als er .... und ihn dabei ſehr gern hatte, erlag mit ihren etwaigen Glaubensanſichten ſeinen Spöttereien und Neckereien. Zuerſt wird ſie ihre Meinungen wohl nur verſchwiegen haben; — nach und nach vergaß ſie dieſelben und bewegte ſich mit meinem Vater in der Sphäre ſeiner frivolen Anſchauungen.

Auf dieſem Boden erwuchs ich und wuchs ich heran ... und, um mein Unglück zu vollenden, war ich der Abgott meiner Eltern . . . obſchon ich ihnen — die erſten Kinderjahre vielleicht abgerechnet — nie Freude machte. Sie lehrten mich keinen Gehorſam gegen Gott, keine Abhängigkeit von Gott, weder durch Wort noch durch Beiſpiel, und ſo fühlte ich mich denn auch nicht zum Gehorſam gegen ſie verpflichtet und die Abhängigkeit von ihnen drückte mich dermaßen, daß ich mich in beſtändiger Empörung gegen ſie befand, wenn ihre Wünſche, Pläne und Anſichten den meinen entgegentraten. Nie kam es mir in den Sinn, meinen Willen dem ihren unterzuordnen, denn der erhabene Gedanke, auf welchem allein die Würde der Eltern beruht: Stellvertreter Gottes bei der Erziehung einer unſterblichen Seele zu ſein — wurde nicht meinem kindlichen Herzen eingeprägt. Nie ſah ich meine Eltern beten, nie einen Gottesdienſt beſuchen, nie eine andächtige Handlung verrichten. Welche Gedanken muß ſich ein Kind über Religion, Glauben und Kirche bilden, wovon der Lehrer zu ihm ſpricht, wenn es die Eltern leben ſieht, als ob das alles gar nicht exiſtiere. Auf das junge Gemüt macht das Beiſpiel — und beſonders das elterliche, mehr Eindruck, als tauſend Lehren eines Informators. Frivol in den Anſichten — von Grundſätzen war überhaupt keine Rede! — und leidenſchaftsvoll im Herzen verließ ich bei neunzehn Jahren das Vaterhaus, um in Mainz akademiſche Studien zu machen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ich dort Männer hätte finden können, die in Leben und Wiſſenſchaft ernſte Wege gingen, aber die allgemeine Luft, die dort wehte, war triviale Oberflächlichkeit — angefangen beim Churfürſten bis herab zu jenem Georg Forſter, den die verſchrobene Jetztwelt zu einem Heros und Martyrer erhabener Ideen machen möchte, während er in geiſtiger Beziehung kurzſichtig und unklar — in moraliſcher gemein war. Das war überhaupt die klägliche Signatur jener Tage! Erhabene Ideen wurden nur gleichſam in ihrem Wortlaut — nicht in ihrer Tiefe, ihrem Zuſammenhang, ihren Folgen . . . alſo nicht in der Wahrheit, die in Gott iſt — aufgefaßt; denn die Menſchen hatten durch Überſchätzung des raffinierten Verſtandes, der die Außenſeite der Dinge blendend umwirbelt — und durch Hinneigung zum Materialismus, welche dieſe Sorte von Verſtand immer entwickelt und nährt: das Auge der höheren Intelligenz in ſich ſelbſt geſchloſſen. Der Glaube iſt die Lebensverbindung des menſchlichen Geiſtes mit dem Geiſt Gottes. Wird dies Band zerriſſen, dieſer Kanal zerſtört, ſo ſchrumpft der Menſchengeiſt mehr und mehr zuſammen, verliert Schärfe, Schwung und Einſicht und taumelt auf den Boden der ſinnlichen Wahrnehmungen umher, wie ein Schmetterling, dem die Flügel ausgeriſſen wären. In dieſer dreifachen Trunkenheit der Selbſtüberſchätzung, des Nationalismus und der Sinnlichkeit bewegte ſich der Hof des Churfürſten, an welchem ich Verwandte hatte — und der Kreis der Profeſſoren der Hochſchule, unter denen ich meine Lehrer ſuchte. Mit der Vorbereitung, die ich aus dem Vaterhauſe mitbrachte, war das Reſultat vorherzuſehen: ich begeiſterte mich für Ideen, die meinen Leidenſchaften zuſagten.

Trotz dieſer Abrutierung war ich keineswegs zufrieden. Es war etwas in mir, das anderes begehrte. Ich wußte nur nicht was. Ich glaubte, es ſei ein größerer Spielraum, mehr Tat, mehr Bewegung. Gegen den Willen meiner Eltern ging ich nach Paris. Ich hatte Talent, Mut, jenen Enthuſiasmus, der mehr mit der überſchäumenden Kraft der Jugend, als mit hohem ſittlichen Streben zuſammenhängt. Das gefiel. Ich lernte die Partei der Girondiſten kennen, ſchwärmte für ſie und mit ihnen, bankettierte mit ihnen bei Madame Roland, die uns Roſenblätter in die Weingläſer ſtreute — zur Erinnerung an die Sympoſien der alten Hellenen — und hielt mit ihnen feurige Reden voll tönender Phraſen ohne Wahrheit.

Die Guillotine verſchlang den König, verſchlang die Girondiſten. Ich entkam ihr. Daß von Begründung der Freiheit nicht mehr — wohl aber von wahnwitzigſter, beiſpielloſer Tyrannei die Rede ſei, lag zu Tage. Ich fanatiſierte mich für die unglückſelige Königin. Mein Geld, meine Freunde, tauſend Intrigen ſollten mir dienen, um ſie zu retten. Sie hatte glühende Anhänger und ich verband mich mit ihnen bis zur äußerſten Lebensgefahr. Dennoch ſcheiterten unſere Pläne . . . und die Guillotine verſchlang ihr ſchönes, ſtolzes, kummervolles Haupt. Da faßte mich ein Gemiſch von Ekel und Haß gegen ihre Henker und ich floh nach der Vendée, wo ich mit wütender Energie, abermals dem Strom meiner momentanen Leidenſchaft folgend, gegen dies monſtroſe Schreckensregiment kämpfte.

Das war der Augenblick, den die göttliche Vorſehung erwartet zu haben ſchien, um mich auf andere Wege zu leiten. Meine Freundſchaft mit einem jungen Edelmann der Vendée brachte mich in Verbindung mit ſeiner Familie . . . . mit ſeiner Schweſter . . . . der edelſten und reinſten Seele, die mir bis dahin erſchienen war. Ich wurde von ihr und von dem ganzen Hauſe mit der zarteſten Gaſtfreundſchaft behandelt, weil ich ein Waffenbruder war. Aber ich wünſchte mehr . . . . und hoffte mehr. Ich bewarb mich um Magdalene. Sie ſowohl als der Marquis lehnten den Antrag ab, als die Frage nach meinem Glauben zur Sprache kam und ſie frivolen Unglauben entdeckten.

Mein Leben nahm eine furchtbare Wendung. Mein Stolz, mein Selbſtgefühl, meine Eitelkeit bäumten ſich auf gegen dieſe Demütigung. Bis jetzt war mir die Religion ein Ding geweſen, das ſeitwärts vom Pfade lag, wo kluge und gebildete Menſchen gehen, ein Ding, das ihnen gar nicht vor die Augen kommt und ſie daher auch gar nicht beläſtigt. Und plötzlich nahm ſich dies verachtete Ding die Freiheit, mir entgegenzutreten und meinen Lauf nach einem erſehnten Ziel zu hemmen! Dieſe Unverſchämtheit mußte beſtraft und die freche Zumutung mit Fußtritten beantwortet werden. Fortan ſetzte ich eine Ehre darin, mit meinem Atheismus zu prahlen und demgemäß zu leben. Die göttliche Gnade hatte mir die rettende Hand geboten; raſend ſtieß ich ſie fort — und der Stoß hatte die Folge, daß ich einige Stufen tiefer herabtaumelte

In dieſer niedrigen Sphäre verbrachte ich Jahre um Jahre und wurde moraliſch ſo entnervt, daß ich ſogar jene innere Raſtloſigkeit verlor, die mich ſonſt zu keiner rechten Befriedigung kommen ließ. An die Stelle der Raſtloſigkeit war Betäubung und Stumpfheit getreten. Konnte ich nur den Winter in Paris, den Sommer in Spaa zubringen — hatte ich nur Geld vollauf für Pferde und Hunde, für Karten und Wetten, für Theater und Champagner, ſo vergaß ich, daß meinem innerſten Weſen jemals etwas gefehlt hatte.

Meine armen bekümmerten Eltern wünſchten meine Rückkehr, meine Verehelichung. Bei dem Gedanken an Ehe .... lachte ich und an Familienleben .... ſchauderte ich. Dabei blieb es. Auch als mein Vater ſtarb. Nur inſofern trat eine Veränderung ein, als meine Verſchwendung zunahm und zwar ſo ſehr, daß ich nach einigen Jahren das bedeutende väterliche Vermögen gänzlich aufgezehrt und dadurch auch meine Mutter um ihr Einkommen als Witwe gebracht hatte. Nun war ich arm, aber buchſtäblich arm — und zwar mit einer erniedrigten Seele: die fürchterlichſte Vereinigung, die es auf Erden geben kann. Die Armut an ſich iſt ſo wenig ein Unheil, daß manche arme Menſchen mit einer großen Seele die größten geworden ſind, die man je geſehen hat . . . denn ſie wurden Heilige. Aber Armut und eine erniedrigte Seele wird das Treibhaus aller Verbrechen.

Um mir eine kleine Jahresrente und die Anwartſchaft auf ein großes Vermögen zu ſichern, ohne Überzeugung, daß ich die Wahrheit verlaſſe und ebenſowenig überzeugt, daß ich ſie finde — wurde ich . . . . o meine arme Heliade! wurde ich Proteſtant. Meine gute Mutter knüpfte einige Hoffnung für mich an dies Ereignis und erleichterte mir auf jede Weiſe den Schritt. Ich tat ihn mit großer Gelaſſenheit, indem ich ſagte:

„Ich bin ein ächter Proteſtant, denn ich proteſtiere gegen alles und jedes Katholiſche."

Damit war ein proteſtantiſch-rationaliſtiſcher Theolog ganz einverſtanden und begnügt. Mein Großonkel, den ich beerben wollte, zwar nicht; indeſſen ließ er ſich von meiner armen Mutter beſchwichtigen, die ihn mit tauſend Tränen anflehte, mit dem erſten ſchwachen Schritt ihres unglücklichen Sohnes vorlieb zu nehmen und ihn nicht durch höhere Forderungen zu irgend einem verzweifelten Schritt zu treiben. Mein Onkel ſetzte mir alſo eine kleine Jahresrente aus: es iſt die, wovon wir bis zur Stunde leben."

Heliade ſprang auf mit einem Ausdruck des Entſetzens, als halte der Vater ihr das Haupt der Meduſe entgegen. Sie fiel vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und ächzte mit tonloſer Stimme:

„Aber von Stund' an nicht mehr .... o nicht mehr."

„Höre weiter, Heliade!" ſagte Horburg, indem er ſie ſanft aufhob und wieder auf ihren Platz ſetzte: „Mein Geldmangel hatte die Folge, daß mir meine gewohnten Zerſtreuungen fehlten und daß daher wieder eine große Unruhe ſich meiner bemächtigte. Es war aber weder die des Gewiſſens noch des Geiſtes, ſondern nur ein Drang nach lebhafter Beſchäftigung und äußerer Tat. Beides fand ſeine entſprechende Nahrung in den furchtbaren Kriegen, welche Napoleon in Europa entzündete. Während acht Jahren kämpfte ich gegen ihn — immer in demjenigen Lande und unter derjenigen Fahne, die ſeinen Invaſionen Widerſtand leiſteten. Beſeelten mich auch keine höheren Motive, ſo ſchlug ich doch mein Leben in die Schanze — und dieſer

Verſuch, das Leben zu etwas anderem zu verwenden, als zu ſelbſtſüchtigen Genüſſen, tat mir wohl. Sogar auf dieſer unterſten Stufe ſpürte ich die reinigende Kraft der Selbſtverleugnung: wer ſich täglich der Gefahr ausſetzt, ſein Leben zu verlieren, bei dem ſinken die Glücksgüter im Preiſe. Ich machte keine Fortſchritte in jener Richtung, die notwendig geweſen wäre, um mich in des Onkels Gunſt und Erbſchaft feſtzuſetzen. Er ſtarb während der Kriegsjahre. Ein anderer Neffe wurde ſein Univerſalerbe; mir blieb nur meine kleine Penſion. Inzwiſchen war ich vierundzwanzig Jahre alt geworden und mit anderen Menſchen, Gedanken und Beſtrebungen bekannt geworden, als jene, die ich in früheren Lebenskreiſen gefunden. Die unerhörte Nichtigkeit meiner früheren Exiſtenz ekelte mich an. Die unüberwindliche Sehnſucht nach Glück, die ich mit dem Rauſch und den Träumen des Opiums eingeſchläfert hatte, regte ſich wieder in mir. Ich wollte andere Dinge treiben, andere Intereſſen verfolgen, andere Beſchäftigungen ſuchen, als bisher. So kam ich nach Rom .... und in das Haus Deines Großvaters Sir Reginald O'Connor.

Montaigne hat geſagt: „**Il n'y a de satisfaction çà bas que pour les ames ou brutales ou divines.**“ Dieſe Familie war ein lebendes Bild der Zufriedenheit, die himmliſche Seelen hienieden finden. In der knappſten äußern Beſchränkung, in der Verbannung, in beſtändigem Kummer um

Die Wachen ſind gewonnen und
nichts ſtört die grauſe That.
Wo Kron' und Purpur wohnen, ach!
da wohnt auch der Verrath!
Und als geſchickter Kriegesmann,
in Waffen wol geübt,
Mit einem Schlage Almachild
den bittern Tod ihm giebt.

Und zu Rosmundens Füßen legt
er dann das blutige Schwert:
„Für Dich, Du ſchöne Königin,
hab' ich die Hand bewehrt,
Nun lege Deine Hand hinein,
das wäſcht ihr ab das Blut,
Die That, durch die man Dich gewinnt,
o! die iſt ſicher gut. —“

Allein Rosmunde iſt kein Weib,
das man beſiegt, gewinnt,
Sie thut, ſie giebt nur was ſie will,
nicht was der Mann erſinnt.
„Ich ehre Deinen ſtarken Arm,
der mir gehorſamt hat,
Jedoch die Kron' erringe Dir,
dann iſt vollbracht die That.

das Vaterland, im Jammer um einen entarteten Bruder — waren dieſe Menſchen dennoch tief zufrieden, etwa ſo wie die Seligen es ſein mögen, die zwar die Leiden der Welt kennen, doch nur im Widerſchein des göttlichen Willens, der vor ihrem Aug' erſtrahlt, ſie überſchauen. War ich mit ihnen zuſammen, ſo empfand ich, daß diejenige Befriedigung, die ich bis jetzt geſucht und gefunden hatte, mich in die Kategorie von Montaigne's „**ames brutales**" verwies.

Wie Deine Mutter war bei ſechszehn Jahren . . kann ich Dir nicht beſchreiben. Eine chriſtliche Pſyche — ſo ſtelle ſie Dir vor. Später wurde ſie eine Heilige! — Daß ſie ſich mit mir gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern, die vor meiner Apoſtaſie zurückſchauderten, dennoch vermählte . . . hat ſie Dir ſelbſt erzählt, jedoch mit Übergehung meines Abfalls. Demütig wie ſie war, betrachtete ſie ihren Ungehorſam als den Grund, weshalb Gott ihre Gebete um meine Bekehrung nicht erhöre. Dem war aber nicht ſo! der Grund lag in mir. Daß ſich auch jetzt wieder zwiſchen Colomba und mich der katholiſche Glaube ſtellen wollte, wie vor achtzehn Jahren zwiſchen Magdalene und mich — fachte meinen vergeſſenen Groll gegen ihn friſch und feurig an, und mein Stolz blies kräftig die Flammen an. Nur liebte ich Deine Mutter zu ſehr, um meine Verachtung von Glauben und Kirche abſichtlich zur Schau zu tragen. Ich hielt mich in dem allgemeinen Indifferentismus gegen alle Offenbarung, beſchäftigte mich mit literariſchen Arbeiten, mit hiſtoriſchen Studien und lebte in Florenz eine Reihe von Jahren ſo glücklich, wie der Menſch es ſein kann, der nur auf dem natürlichen Boden ſteht und die leiſen Mahnungen ſeines Gewiſſens in der Zufriedenheit ſeines Familienlebens beſchwichtigt. Deine arme Mutter aber hatte längſt ihren Frieden verloren, ſeitdem ſie für meinen Seelenzuſtand zitterte. Sie meinte immer, ein kluger Mann müſſe ganz leicht zur Erkenntnis der Wahrheit der Offenbarung kommen; er ſei gewöhnt an Nachdenken, an Logik; er brauche nur zu wollen, ſo führe ihn der folgerichtige Gedanke zu Gott und zur Offenbarung, die das notwendige Band zwiſchen Ihm und der Menſchheit iſt. Sie brachte nur nicht in Anſchlag, daß der klügſte Mann keineswegs immer den entſchiedenſten Willen zur Erkenntnis Gottes mitbringt. Allzu häufig ſucht er ſeine eigenen Gedanken und ſein eigenes Ich. Abermals ſtieß ich die Gnade zurück, die mir die göttliche Vorſehung darbot, als ſie mich in Verbindung mit Deiner Mutter brachte; und abermals taumelte ich durch dieſen Stoß einige Stufen abwärts — jedoch nicht abwärts in der äußeren Welt, ſondern in mir ſelbſt. Mein äußeres Leben war durchaus geregelt, häuslich, arbeitſam, einfach; ich war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein reſpektabler Mann; ich bekam eine gewiſſe Hochſchätzung meiner moraliſchen Vortrefflichkeit — und dadurch wurde ich blinder über mich ſelbſt, als ich je geweſen war.

Die Sorge um Deine und Deiner Mutter Zukunft nach meinem Tode war ein Punkt, der mich unſäglich peinigte, je älter ich wurde. Er zwang mich, die Quelle ſcharf in's Auge zu faſſen, welche hauptſächlich die Meinen ernährte: meine Jahresrente. Ich hatte mir bis dahin immer vorgeſpiegelt, der Onkel ſei mir dieſelbe ſchuldig geweſen und nur aus herrnhutiſcher Beſchränktheit habe er ſie zu einer Belohnung gemacht. Wollte ich aber ehrlich ſein, ſo mußte ich bekennen, daß dies eine freiwillige Täuſchung meinerſeits ſei. Mein Großonkel hatte nicht die mindeſte Verpflichtung gegen mich und hätte einem katholiſchen Großneffen nimmermehr ein Jahrgeld ausgeſetzt. Ich wünſchte aber ſehnlichſt, daß dasſelbe im Fall meines Todes auf Weib und Kind übergehe. Die Hoffnung, dieſe Angelegenheit bei meinem Vetter zu ermöglichen und ſie in Deutſchland leichter zu betreiben, als in Italien, ließ mir in Florenz keine Ruhe. Aus der Heimlichkeit, mit der ich ſie umgab — aus dem tiefen Schweigen, das ich darüber gegen Deine Mutter beobachtete — drängte ſich mir unwillkürlich meine eigene Verurteilung auf: es handelte ſich um eine ſchmachvolle Sache. Die Vorſtellung, daß Deine Mutter ſie entdecken könne, trieb mir den Angſtſchweiß auf die Stirn — — und ſie hat auch nie dieſe gräßliche Entdeckung gemacht!

Die Hoffnungen, die ich an unſere Überſiedelung nach Dresden knüpfte, erwieſen ſich als taube Blüten. Ich fand keineswegs das, was ich in literariſcher Beziehung erwartet hatte: ich war zu alt, zu fremd, zu wenig vertraut mit der dermaligen Geiſtesſtrömung in Deutſchland, zu unbeholfen, um mich in ſie hinein zu finden, zu entmutigt und wohl auch zu talentlos, um mir ſelbſtſtändige Wege zu ſuchen und Bahnen zu brechen. Meine literariſchen Arbeiten waren ganz untergeordneter Art — eine empfindliche Demütigung für meinen Stolz! — Die Verhandlungen mit meinem Vetter blieben durchaus fruchtlos .... nein, mehr! ſie ließen mich in einen Abgrund ſehen! Mein Vetter antwortete mir ſehr artig, er würde für ſeine Perſon herzlich gern meinen Wunſch erfüllen, da er im Beſitz des ganzen Vermögens ſei. Nach ſeinem Tode gehe es aber auf ſeine fünf Söhne über, denen er unmöglich dieſe Laſt aufladen dürfe — um ſo weniger, als das Teſtament des Großonkels beſage: Rudolf von Horburg ſolle ſein Jahrgeld behalten, ſo lange er proteſtantiſch ſei. Man müſſe daraus wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß ein Jahrgeld für deſſen katholiſche Familie dem Willen des Teſtators gänzlich zuwider laufe. Und ob ich denn nicht die Abſchrift des Teſtamentes ſeiner Zeit erhalten habe?

Gewiß, ich hatte ſie erhalten .... mitten im ſpaniſchen Feldzug. Ich hatte geleſen, daß ich nicht der Univerſalerbe — ſondern auf ein Jahrgeld geſetzt ſei — und ich hatte das Papier zerriſſen, ohne jene Bedingung auch nur beachtet zu haben. Jetzt machte ſie mir einen furchtbaren Eindruck. Wie ſtolz war ich immer geweſen auf meine falſche Freiheit, auf meine verkehrte Selbſtbeſtimmung, auf meine Unabhängigkeit von jeder Feſſel — und plötzlich fühlte ich mich auf dem Punkt, von dem die wahre Freiheit ausgeht: in meinem Gewiſſen . . . . . an eine niederträchtige Kette gefeſſelt . . . . niederträchtig, wie nur immer die Kugel ſein kann, die der Galeerenſklave am Fuß nach ſich ſchleppt! Denn wenn ich Gebrauch machte von dem Recht, welches jedem Menſchen zuſteht — wenn ich forſchen und fragen wollte nach der ewigen Wahrheit, ſo war mir die Möglichkeit geraubt, dieſelbe in der katholiſchen Glaubenslehre zu finden — es ſei denn, daß ich mich entſchloß, mit den Meinen in vollkommene, buchſtäbliche Armut zu verſinken. Und ſeltſamer Weiſe! — von dieſem Augenblick an fühlte ich mich von einer unwiderſtehlichen Macht angetrieben, gerade diejenige Bahn des geiſtigen Lebens einzuſchlagen, die ich bis dahin immer vermieden hatte. Die Arbeiten meiner Feder waren zu gering, um den Kreis meiner Gedanken vollſtändig einzunehmen — und ich begann die Kirchenväter zu ſtudieren. Anfangs behandelte ich die Sache mehr mit dem Intereſſe der Neugier, ob es wohl möglich ſei, aus ihnen genügende Gründe für die objektive Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu ſchöpfen. Der Spiegel meiner Seele war dermaßen getrübt durch verkehrte Anſichten, die immer mit einem verkehrten Willen zuſammenhängen — denn der richtige, auf Gott geſtellte Wille ſchöpft ſeine Erkenntnis am Urquell des Lichtes und ſie geht in ſeine Anſichten über — daß ich Anfangs dem Blinden glich, der keine Ahnung hat vom Aufgang der Sonne. Ich ließ mich aber nicht abſchrecken und las weiter; — da wurde mir wie dem Blinden, dem man den Staar geſtochen: das einſtrömende Licht tut ihm weh und er möchte zurückkehren in die alte Finſternis. Das iſt aber nicht mehr möglich. Er kann freilich die Augen ſchließen, weil er fürchtet, geblendet zu werden; allein er kann nicht mehr leugnen, daß auch ihm die Sonne aufgegangen ſei. Doch ergab ich mich durchaus nicht leicht und ſchnell dieſer Überzeugung. Ich bekämpfte ſie, ich ſtemmte und wehrte mich gegen ſie. Ich wollte mich an die Lehren des Materialismus halten: ſie löſten ſich unter meiner Hand in ich weiß nicht was für einen widerlichen, Prozeß gährenden Stoff auf, durch welchen die tote Katze in derſelben Reihe ſteht, wie der tote Menſch. Ich wollte mich an den Rationalismus klammern; aber er iſt kein lebendiges Glied, ſondern nur eine hohle Geſchwulſt an dem geiſtigen Organismus der allgemeinen Intelligenz — ſeine Markloſigkeit konnte mir weder Kraft noch Halt bieten. Vergebens ſah ich mich um nach einer Rüſtung .... ja nur nach einer Schutzwaffe gegen die chriſtliche Offenbarung — ich fand keine! Wurde ich aber Chriſt: ſo wurde ich ſelbſtverſtändlich Katholik, da eine übernatürliche Offenbarung, wie diejenige iſt, welche das Chriſtentum begründete, nur da rein erhalten werden kann, wo die Tradition im Schoß der apoſtoliſchen Kirche ſie bewahrt. Ich aber durfte nicht zu dieſer Kirche mich bekennen: die Feſſel der pekuniären Verhältniſſe band mich an das tiefſte Elend und die tiefſte Erniedrigung, die es hienieden gibt: ich mußte die heiligſten Überzeugungen verleugnen .. für ein Stück Brot! — und ich durfte deswegen mit niemand hadern und niemand anklagen! .... ich ſelbſt hatte mir dieſe Entwürdigung bereitet — ich war ein Apoſtat! Mit dieſem Brandmal auf der Seele lebt ſich's ſchwer! Es iſt der Grund der Melancholie, die mich ſeit Jahren foltert. Mag Deine Mutter auch geahnt haben, daß ich in den heftigſten inneren Kämpfen ſchwanke: ſo wußte ſie doch nicht, weshalb ich nicht zum Entſchluß kam."

„Das hat Gott ſo gefügt!" ſagte Heliade mit übernatürlicher Ruhe; — „es hätte ſie getötet. Jetzt aber betet ſie für Dich am Throne Gottes, mein geliebter Vater, und die Frucht dieſes Gebetes wird ſein, daß Du zurücktrittſt in die heilige Kirche und dem Jahrgeld entſagſt."

„Und wovon leben, Heliade?"

„Du wirſt wieder literariſche Beſchäftigung beginnen . . . . ich werde arbeiten . . . wir ſchränken uns ein, vertrauen auf Gott — und Er hilft uns."

„In dieſes Elend ſollte ich mein einziges Kind ſtürzen!" rief Horburg in einem Ausbruch von Verzweiflung; — „nein, Heliade! höre mich an . . . es gibt einen Ausweg. Die Kirche mißbilligt immer die gemiſchte Ehe, weil die katholiſche Seele immer durch ſie in Gefahr kommt; aber ſie toleriert dieſelbe unter der Bedingung, daß die Nachkommenſchaft katholiſch werde. Setzeſt Du das durch, ſo haſt Du das immenſe Glück, eine proteſtantiſche Familie in eine katholiſche zu verwandeln. Bei der Liebe, die Graf Gorm zu Dir hat, wird Dir das gelingen."

„Hörteſt Du nicht, lieber Vater, daß er ſagte: Was Gorm heißt, muß proteſtantiſch ſein! — und: Eine Katholikin würde die Konfeſſion der Descendenz niemals ändern. Wie kannſt Du glauben, daß er ein ſolches Zugeſtändnis in den Ehepakten machen würde?"

„Das meinte ich nicht, Heliade!" entgegnete Horburg verlegen nach Worten ſuchend: „aber . . . je reiner das Herz und je edler der Charakter — deſto mehr iſt Empfänglichkeit für die Wahrheiten der Religion vorhanden. Graf Gorm beſitzt jene Vorzüge in ſo hohem Grade, daß Dein Einfluß auf ihn nicht anders als günſtig ſein kann. Du wirſt ihn in der Ehe um ſo ſicherer gewinnen, als Du vorher . . . keine derartige Anſprüche machen wirſt.

überlege alſo, ob es nicht beſſer wäre, ſeinen Antrag anzunehmen. An dem Tage, wo Dir ein ehrenhafter Platz in der Welt geſichert iſt . . . an dem Tage, Heliade, legt Dein Vater das Tridentiniſche Glaubensbekenntnis ab und entſagt jenem Gelde. So würdeſt Du meine Seele retten.“

„Und die meine verlieren,“ entgegnete Heliade.

„Nein!“ rief Horburg — „Gottes Gnade und der Segen Deines Vaters würden mit ihr ſein.“

„Des Vaters Segen iſt unwirkſam, wo Gottes Gnade fehlt . . . und ſie fehlt in einem Ehebündnis, das die Kirche, welche an Gottes Statt Spruchgewalt hat, durchaus verwirft. Ich würde heraustreten aus dem ſeligen Einfluß der heiligmachenden Gnade, wenn ich menſchlichen Stimmen mehr Gehör geben wollte, als der Stimme Gottes.“

„Heliade! . . . . Du ſtürzeſt Deinen Vater in Verzweiflung . . . und Dich . . . ins Elend!“ rief Horburg.

„Im Elend wird Gott mich behüten, mein lieber Vater,“ ſagte das unglückliche Kind mit ruhiger Faſſung; — „in der Hölle nicht.“

„Und wenn ich meinen Fluch auf Dein unkindliches Haupt lege!“ rief Horburg mit zornflammendem Blick.

„Das wirſt Du nicht tun, mein geliebter Vater . . . denn die Hand Gottes liegt auf meinem armen, ſchwachen Haupt!“ ſagte Heliade ſanft; aber ſie war ſo bleich und ihr Auge ſo müde und ihre Haltung ſo erſchöpft, daß ihr Vater mit Grauen bei ſich ſelbſt ſprach: Wenn ſie nur nicht ſtirbt! ſolche junge Weſen ſind noch nicht akklimatiſiert in der Atmoſphäre der Schmerzen, welche die des Lebens iſt. Das Alter iſt der Stürme gewohnt; die Jugend . . . kann durch einen einzigen gebrochen werden.

„Heliade, mein liebes, einziges Kind!“ ſagte er zärtlich, „bedenke doch, daß nichts ſo wohlgefällig vor Gott iſt, als die reine Abſicht. Du würdeſt die Ehe mit Graf Gorm ſchließen, um ihn und Deinen Vater und die ganze Familie in den Schoß der Kirche zurückzuführen: wie kannſt Du zweifeln, daß Dir Gott bei einem ſo ganz himmliſchen Werk nicht beiſtehen werde.“

„Hätte ich die Mittel, um es zu unternehmen, ſo würde ich nicht zweifeln. Und dann hätte ich auch das Recht, aus meiner reinen Abſicht Kraft zu ſchöpfen. Aber ſie fehlen mir durchaus. Graf Gorm hat einen energiſchen Willen und entſchiedene Anſichten. Ich könnte meine Entſchiedenheit nur dadurch ausdrücken, daß ich auf katholiſche Descendenz beharrte. Weil die Sache dadurch ſogleich abgebrochen iſt, meinſt Du, lieber Vater, daß es genüge zu ſchweigen und in der Stille die Entſchiedenheit zu bewahren. Das genügt aber nicht vor Gott! es wäre eine Verleugnung ſeines Willens und meiner Überzeugung aus Liebe zu einem Menſchen. Und dieſe Liebe, die ich ſo hoch über die übernatürliche Liebe geſtellt hätte, würde dann ohne Zweifel

Denn ich bin Königin und will
auch immer Königin ſein,
Sogar in Deinem Arme giebt
die Krone mir höhern Schein.
Die Schönheit ſtralet nie ſo ſchön
als wenn gefaßt in Gold,
Darum die Krone, Almachild,
dann bin ich ganz Dir hold. — "

Der Longobarden Racheſchrei
dringt jetzt in das Gemach,
Wo ſie mit ſtolzem Schmeichelwort
zu Almachild ſo ſprach.
Die Longobarden wollen nur
der Königsmörder Blut,
Sie ſtürmen raſend in das Schloß,
durchſuchen es voll Wuth.

Und das Gerücht der Unthat hat
die Namen ſchnell genannt,
Weh Dir, Rosmunde, Almachild,
weh Euch, wenn man Euch fand!
Und ſtatt des Throns, den Beide ſo
in Frevelthat geſucht,
Erwartet ſie kein andres Heil
als durch die ſchnellſte Flucht.

meine Seele ſo beſchädigen und ſchwächen, daß ſie mehr und mehr ihre Entſchiedenheit verlöre und ihre reine Abſicht vergäße — ja, daß ſie ſelbſt zum Abfall käme. Denn das iſt klar, ſieht Graf Gorm, daß mir die Vorſchriften meiner Kirche nicht heilig ſind, ſo wird er, der einen hohen Wert auf den Proteſtantismus legt, verſuchen, an meinen Dogmen zu rütteln. Nein, mein lieber Vater, die reine Abſicht, unſere Pflichten nach Gottes Willen zu erfüllen, heiligt uns. Aber wenn wir uns gegen Gottes Willen Pflichten aufbürden, ſo kann eigentlich gar nicht mehr von einer reinen Abſicht die Rede ſein."

„Welchen Troſt wirſt Du in dem Gedanken finden, meine Heliade, die letzten Tage Deines alten Vaters mit Gott verſöhnt und ihm den Frieden vermittelt zu haben, der aus dem Glauben fließt," fuhr Horburg unerbittlich fort.

Heliade ſah ihn an mit ihrem dunkeln Auge, das noch einmal ſo groß wie gewöhnlich erſchien. Sie legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Mein Vater! jetzt forderſt Du den Glauben von mir . . . aber ich bin nicht dafür verantwortlich und nicht Schuld daran, daß Du ihn verloren haſt. Wenn nun nach zwanzig, dreißig Jahren meine Söhne zu mir kommen und ſprechen: Sieh das Elend unſerer Seelen! weshalb haſt Du uns nicht im wahren Glauben erzogen! — was ſoll ich dann antworten, ihnen . . . und Gott, der ſie mir anvertraut hat?"

„Geliebtes Kind, das iſt eine ganz willkürliche Annahme . . . . und falſch dazu!" ſagte Horburg immer mit derſelben Zärtlichkeit. „Sind die Mütter fromm und gut, ſo werden es auch die Kinder. Ich ſehe das ja an Dir! in Dir lebt die Seele Deiner Mutter."

„Mein Gott!" ſeufzte Heliade und drückte ihre Hände gekreuzt über der Bruſt zuſammen; — „der Verſucher iſt auch dem Herrn erſchienen und hat ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt. Mir aber erſcheint er in der Geſtalt des eigenen Vaters. O Herr! ſchicke Deine Engel, damit ſie mir beiſtehen."

„Heliade! erbarme Dich meiner Seele!" ächzte Horburg und ſank ihr zu Füßen.

Sie kniete neben ihm nieder und ſagte:

„Nicht um den Preis meiner Seele, geliebter Vater . . . . das darf ich nicht."

Da übermannte ihn ein heftiger Zorn. Er ſtieß ſie von ſich und verließ das Zimmer. Heliade lag zuſammengeſunken am Boden. Da lag ſie lange, lange Zeit, nicht bewußtlos, aber in ſtumpfer Betäubung. Der Wellenſchlag des Lebens ging brauſend über das arme, junge Herz hinweg; — es war auf dieſe Stürme nicht vorbereitet. Allein die Engel, um die ſie Gott angerufen hatte, kamen auch zu ihr, und während ihr Körper und ihre Sinne im Halbſchlaf der Erſchöpfung, welche auf eine übermäßige Aufregung folgt, zuſammenbrachen, gingen durch ihre Seele Gedanken, die wie mit goldnen Buchſtaben geſchrieben vor ihrem innern Auge aufleuchteten und ihr Worte wiederholten, die ſie öfter von ihrer Mutter gehört hatte. „Wenn einer dir ſagt: blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenn gleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“ — Dazwiſchen machte wohl der Jammer ihres Herzens ſich Luft, daß wegen dieſes Gehorſams der Vater ihr zürne und der Geliebte trauere; doch dann flüſterten himmliſche Stimmen ihr zu: Aber Deine Mutter ſegnet dich und der göttliche Liebhaber deiner Seele freuet ſich deiner Treue. Wer das Vergängliche mehr liebt als das Ewige, iſt Seiner ewigen Liebe nicht wert. Und haſt du vergeſſen die Lehre deiner Mutter, die Lehre der Heiligen: Das geringere Gut iſt für das höhere hinzugeben, und wenn es auch Blut und Leben koſtet. — — — Ein tiefer Atemzug entrang ſich Heliadens Bruſt. Sie richtete ſich auf. Ihr Haar rollte aufgelöſt über ihre Schultern herab. Sie wand es zuſammen und um ihren Kopf, drückte beide Hände vor Stirn und Augen und ſeufzte: „Iſt denn ſchon je eine ähnliche Verwüſtung über ein Menſchenleben eingebrochen?“ — —

Sie nahm die Lampe, ging in ihr Zimmer und ſetzte ſich, wie es ihre Gewohnheit war, an einen Tiſch, auf dem unter anderen Büchern auch ein großer Quartband, eine Legende der Heiligen, lag. Darin las ſie jeden Abend. Sie ſchlug auch jetzt das Buch auf; da fiel ihr Blick auf den Namen Vivia Perpetua — und ihr war zu Sinn, als ginge ein Strahl von dieſem Namen aus und mitten in ihre Seele hinein.

Nie hat eine weibliche Hand ſchönere und edlere Blätter geſchrieben, als Vivia Perpetua; aber ach! ſie gehören zu den Akten der Martyrer und deshalb kennt die Welt ſie nicht — oder verachtet ſie. Aber Heliade kannte ſie; ſie wußte, daß dieſe zweiundzwanzigjährige Frau aus einer vornehmen Familie in Karthago die Feſtſpiele verherrlichen mußte, die Kaiſer Septimus Severus im Römerreich veranſtaltete, als er ſeinen Sohn Geta zum Cäſar machte; — und dieſe Spiele beſtanden darin, daß die Chriſten mit wilden Tieren kämpften. Perpetua hat ihre Leidensgeſchichte aufgeſchrieben, ſo ſchlicht und einfach, als ſei es das Tagebuch ihres gewöhnlichen Lebens; — und nur die Begebenheiten ihres Todes- und Siegestages hat ein anderer hinzugefügt — wahrſcheinlich einer der Diakonen, der die Martyrer auf ihrem Triumphwege begleitete. Perpetua hatte durch ihren Vater, der feſt am Heidentum und leidenſchaftlich an ſeiner Tochter hing, die ſchwerſten Prüfungen zu beſtehen

— und mit heißer, unſäglicher Teilnahme las Heliade einige Bruchſtücke von dem, was die junge chriſtliche Heldin vor ſechzehn Jahrhunderten darüber aufgezeichnet hat.

„Ehe man mich und meine Gefährten in den Kerker brachte, hielt man uns in einem anſtändigen Hauſe in der Stadt und ſchickte unſere Angehörigen zu uns, um uns zum Abfall zu bewegen. Mein Vater beſtürmte mich mit Bitten, mit Vorſtellungen, mit Schmeichelworten. Da fragte ich ihn: Kann man die Dinge anders nennen als das, was ſie ſind? — Die Frage ſchien ihm ſeltſam und er antwortete: Nein. — Da ſagte ich: Deshalb kann auch ich mich nicht anders nennen, als das, was ich bin: Chriſtin. — Mein Vater wurde ſo aufgebracht, daß er mich im Zorn ſchlug und mißhandelte, erzürnt fortging und einige Tage ausblieb. Das war eine große Erleichterung für mich. Ich dankte Gott und bereitete mich ungeſtört zum Empfang der heiligen Taufe vor, die uns allen in dieſem Hauſe geſpendet wurde. Ich war darnach ſo erfüllt von Freude, daß ich Leib und Leben, Eltern und Kind im Geiſt Gott aufopferte und ihn fortan um nichts mehr bat, als um Geduld für das Fleiſch.“

Nach einigen Tagen brachte man uns in einen fürchterlichen Kerker, der unter der Erde ausgemauert war. Ein Troß Soldaten ſtieß uns ungeſtüm hinein. Welch ein ſchrecklicher Tag war das!

welche ungeheure Hitze! Es graute mir auch vor der Finſternis, in der wir uns befanden, und die Sorge um mein Kind peinigte mich. Aber die gebenedeiten Diakonen Tertius und Pomponius, die uns dienten, erkauften für Geld die Erlaubnis, daß wir uns einige Stunden in einem freieren Raum des Gefängniſſes erfriſchen durften. Da ſchöpften wir Luft und erholten uns. Da nährte ich mein ſchon halb verſchmachtetes Kind und die Pflege des Knäbchens tröſtete mich. Da fand ich aber auch meine Mutter und meinen Bruder und litt ſehr, weil ich ſie, die ſchon Katechumenen waren, meinetwegen ſo bekümmert fand. Ich verging vor Gram, als ich ſah, daß ſie aus Liebe zu mir ſich vergrämten. Die Mutter ſuchte ich zu beruhigen; dem Bruder empfahl ich meinen Sohn; während vieler Tage ſtand ich dieſe Bekümmernis aus.“ —

„Es verbreitete ſich das Gerücht, daß wir verhört werden ſollten. Nun kam mein Vater wieder zu mir, abgezehrt von Gram, ſuchte mich zum Abfall zu bewegen und ſprach: Erbarme dich meiner grauen Haare! Erbarme dich deines Vaters, wenn du mich noch würdig hältſt, mich Vater zu nennen. Denk’, wie ich dich auf Händen in dein blühendes Leben hineingetragen — wie ich dich lieber gehabt habe, als deine Brüder. Denk’ an deine Mutter, an dein Kind, das ja ohne dich nicht leben kann. Beharre nicht bei deinem Eigenſinn, der mich vor allen Menſchen mit Schmach bedeckt und uns ſämtlich zu Grunde richtet! — So ſprach mein Vater mit größter Zärtlichkeit, küßte mir die Hände, warf ſich mir zu Füßen, nannte mich unter Tränen nicht Tochter, ſondern teure Herrin. Wohl ſchmerzten mich die graue Haare meines Vaters und daß er allein von meinem ganzen Geſchlecht ſich nicht über meinen Martertod freuen würde. Ich ſuchte ihn zu tröſten und ſagte: Auf der Blutbühne wird mir nur das widerfahren, was Gott gefällt. Aber troſtlos verließ er mich.“ — —

„Wir wurden zum Verhör fortgeriſſen. Im Gerichtshof beſtiegen wir die Blutbühne und wurden befragt. Alle legten ihr Bekenntnis ab. Nun kam die Reihe an mich. Da erſchien mein Vater auf den unteren Stufen des Gerüſtes mit meinem Sohn auf den Armen, zog mich eine Stufe hinab und ſagte flehend: Erbarme dich deines Kindes! — Und der Prokurator Hilarian, der zu Gericht ſaß über Tod und Leben, ſagte auch zu mir: Erbarme dich doch deines alten Vaters und deines kleinen Sohnes! — Aber ich antwortete: Das kann ich nicht — — Biſt du denn eine Chriſtin? fragte Hilarian. — Ich bin es! ſagte ich. Jetzt wollte mich mein Vater mit Gewalt vom Gerüſt herabziehen; aber Hilarian befahl, ihn hinwegzureißen und da ward er mit Ruten geſchlagen! Das tat mir weher, als wäre ich ſelbſt geſchlagen worden und mich jammerte ſein gramvolles Alter. Hilarian ſprach über uns alle das Urteil und verdammte uns zu den Tieren und freudig kehrten wir in den Kerker zurück.“ — — —

„Unſere Verwandten durften uns in den letzten Tagen beſuchen. Da kam auch mein Vater wieder. Entſtellt von Gram trat er ein, warf ſich mir zu Füßen, zerraufte ſein graues Haar, verwünſchte ſein langes Leben, das ihm ſolchen Jammer bringe und klagte ſo, daß alle tief erſchüttert wurden. Wohl ging mir ſein Herzeleid durch die Seele, aber ich mußte es aushalten. Und in der Nacht hatte ich einen Traum: ich kämpfte mit einem gewaltigen Mohren und beſiegte ihn. Und der Kampfesherold reichte mir einen grünen Zweig mit goldenen Früchten, gab mir den Friedenskuß und ſprach: Tochter, Friede ſei mit dir! — Und im Triumph ging ich von dannen. Ich erwachte und erkannte, daß ich nicht eigentlich gegen Tiere, ſondern gegen den Teufel zu ſtreiten hätte, aber den Sieg erringen würde. Und dies habe ich bis zum Tage vor dem Feſtſpiel aufgeſchrieben. Was aber an dem Tage ſelbſt geſchehen wird, beſchreibe ein anderer, wer Luſt hat.“

Heliadens gefaltete Hände ſanken auf das Buch und ihre Stirn auf ihre Hände. Möge auch zu mir der Kampfherold ſprechen: Friede ſei mit dir! ſagte ſie halblaut — und es trat eine wunderbare Stille in ihre Seele.

Der Fremdling.

Bleiern ſchwer und trübe war der Tag für Peregrin verfloſſen, jedoch ohne die ſchrecklichen Gegenſätze, die Heliadens Bruſt zerriſſen. Für ihn gab es nur den einfachen Schmerz, ihr entſagen zu müſſen, wenn ſie bei ihrer religiöſen Anſicht beharre. Aber er hoffte, wenn Heliade wirklich eine tiefe Neigung zu ihm habe — und ſein Herz ſagte ihm, daß dies der Fall ſei — ſo werde es dem Vater nicht allzu ſchwer fallen, dieſelbe zu mildern. Für Peregrin war die Konfeſſion eine Beigabe zu einem guten, edlen, rechtſchaffenen Leben — nicht die Grundlage desſelben. Nie und nirgends war er bis jetzt auf einen tiefen innern Zwieſpalt der Konfeſſionen geſtoßen. Die Katholiken lagen damals infolge des Sirenengeſanges von Toleranz, der in allen möglichen Modulationen Deutſchland durchſäuſelte, in einem ſo ſüßen Schlaf, daß die Proteſtanten deren etwaige konfeſſionelle Regungen — als Träume betrachteten, von welchen natürlicherweiſe weder Vernunft noch Wiſſenſchaft, weder die Familie noch der Staat Notiz nehmen könnten. In dieſen Anſichten war Peregrin erzogen, erwachſen, hatte er auch Ehen ſchließen ſehen. Folgten die Söhne der Konfeſſion des Vaters und die Töchter der Mutter: ſo war das im Grunde ſchon ein Verſtoß gegen den Zeitgeiſt, der bekanntermaßen das Recht hat, über Religion und Glauben zu Gericht zu ſitzen und ihnen heilſame Schranken zu ziehen. Bot ſich eine wünſchenswerte Partie, war die Neigung groß, das Vermögen groß: ſo huldigte man dem Zeitgeiſt und ließ auch jene Forderung, die letzte des hinſterbenden katholiſchen Bewußtſeins fallen — indem man der Sache ganz natürlich ein zartes Mäntelchen mit der Behauptung umhing, es ſei beſſer, wenn die Kinder in völliger Übereinſtimmung des Glaubens erzogen würden. Gott Dank iſt dieſer ſchauerliche Standpunkt des Indifferentismus jetzt in ſo weit vollkommen überwunden, daß er im katholiſchen Klerus keine Helfershelfer mehr findet. Vor dreißig Jahren aber war das mit nichten überall der Fall — und Peregrin war einigermaßen berechtigt, vor Heliadens Anſicht zu ſtehen, wie vor dem Rätſel der Sphinx. Zwar hätte er ſich ſelbſt wohl fragen können, weshalb denn er darauf beſtehe, daß alles, was Gorm heiße, proteſtantiſch ſein müſſe? Aber das war ja auch etwas ganz anderes! das hing zuſammen mit Familientradition, mit der Ehre und dem Reichtum ſeines Hauſes. Und dann . . . . fühlte er ſich ſchon in einem verſteckten Winkelchen

Mit großen Schätzen, vielem Gold
und viel Geſchmeide fliehn
Sie nach Ravenna zum Exarch
des Griechenkaiſers, Longin.
Longin empfänget gaſtfrei ſie,
ihn freut des Königs Tod,
Jetzt iſt Italien weniger
von Longobarden bedroht.

Rosmunde aber fühlet ſich
elender als zuvor,
Nicht kann ſie es verſchmerzen, daß
ſie ſo den Thron verlor,
Daß ihre Rache nicht allein
traf den gehaßten Gemal,
Daß ſie davon verwundet ward,
wie von zweiſchneidigem Stahl.

Und Almachild, der vollends gar
mit ſeiner Liebe ſie quält!
Zum Rächer hat ſie ihn erſehn,
zum Liebſten nicht gewählt.
Soll ſie denn wieder Sklavin ſein
und wieder voll Überdruß
Erdulden ſeine Liebkoſung,
erwiedern ſeinen Kuß?

ſeines Herzens nicht ungeneigt, die weibliche Nachkommenſchaft dem Glauben der Mutter zu überlaſſen; denn ſie blieben ja nicht Gorm! ſie heirateten in andere Familien hinein. Die Religion, welche das Herz einer Heliade gebildet hatte, war ganz gewiß eine himmliſche; aber die Eſſenz derſelben war ja in allen übrigen Konfeſſionen: ſo hatten denn auch die Gorm ihren genügenden Anteil — und alles ordnete ſich aufs beſte.

Doch ging er am andern Morgen nicht wie ſonſt in Heliadens Meſſe. Er fühlte, daß dies nach ſeiner geſtrigen Erklärung ſie betrüben müſſe. Auch war er zu unruhig, zu geſpannt, um ſich mit einem andern Gedanken, als dem der Entſcheidung beſchäftigen zu können; er wartete nur, bis es neun Uhr ſchlug. Da nahm er ſeinen Hut und wollte eben das Zimmer verlaſſen, als der Kellner eintrat und ihm einen Brief überreichte. Peregrin nahm ihn gleichgültig, da er Alarich's Handſchrift erkannte und erbrach ihn mit einigem Erſtaunen, was der Bruder, mit dem er eben ſechs Wochen verlebte, ihm ſo eilig zu ſagen habe. In dem Brief las er die wenigen Zeilen:

„Geſtern abend, zwölf Stunden nach Deiner Abreiſe, wurde unſer geliebter Vater von einem tötlichen Nervenſchlag getroffen. In voller Kraft und Geſundheit ſank er plötzlich mitten im lebhaften Geſpräch zuſammen — und war nicht mehr. Die Nacht verging mit vergeblichen Bemühungen ihn ins Leben zurückzurufen. Jetzt, um vier Uhr morgens, ſchicke ich dieſen Brief mit einem Reitknecht zur Poſt, damit er Dich in Heidelberg ereile.“

Peregrin ſank betäubt von Entſetzen auf einen Stuhl. Dieſer Todesfall lag ſo ganz außerhalb ſeines Gedankenkreiſes, als ob ſeinem Vater die irdiſche Unſterblichkeit verbrieft geweſen wäre. Und nun war er tot, der Vater! . . . . ohne Krankheit, ohne Vorboten irgend einer Schwäche oder Hinfälligkeit — tot! und die troſtloſe Mutter, die nicht leben konnte ohne ihn . . . . urplötzlich allein! — Ein Sturm von Schmerz ergriff ihn. Sein Verhältnis zum Vater war immer ſo traulich, ſo innig geweſen wie mit dem beſten Freunde, und dabei ernſt und kräftigend, wie mit dem treueſten Ratgeber — und nun hatte er ihn verloren, ohne Ahnung, ohne Vorbereitung. Sollte er nun auch noch Heliade verlieren? Nein! das war unmöglich. Zwei ſolche Schickſalsſchläge konnten nicht in demſelben Augenblick dasſelbe Herz treffen. Er ging zu Herr von Horburg.

Er fand ihn in der tiefſten Niedergeſchlagenheit. Bevor Heliade in die Meſſe ging, war ſie bei ihrem Vater geweſen, hatte ihn auf den Knien um Vergebung gebeten, daß ſie ſeinen Wunſch nicht erfüllen könne und ihn angefleht, ihr deshalb ſeine Liebe nicht zu entziehen.

„Biſt Du wirklich von der Wahrheit der katholiſchen Glaubenslehre überzeugt,“ ſagte ſie: „ſo mußt Du notwendig meine Handlungsweiſe billigen. Biſt Du aber nicht überzeugt, mein geliebter Vater, ſo kannſt Du auch nicht beurteilen, wie ich nach meinem Glauben zu handeln habe. Sei alſo gnädig . . . . laß mich für Dich arbeiten, für Dich betteln, für Dich ſterben . . . . aber quäle mich nicht mit dieſer Verbindung."

„Du ſollſt nicht arbeiten und nicht betteln — und nicht fort und fort in dieſen engen Verhältniſſen leben," ſagte Horburg, in welchem der Egoismus noch immer die beſſere Überzeugung unterdrückte.

„Iſt das Gottes Wille, ſo werden wir es an ſeinen Fügungen erkennen, mein lieber Vater. Aber zürne mir nicht! vergib mir! ſei wieder mein gütiger Vater — mein zärtlicher Vater!"

Sie bat und flehte und weinte ſo herzbrechend, daß Horburg endlich ſagte:

„Nun wohlan, mein armes geliebtes Kind, ich laſſe die Sache fallen. Handle nach Deinem Gewiſſen."

Er verſprach ihr, die Unwiderruflichkeit ihres Entſchluſſes an Peregrin mitzuteilen und dafür zu ſorgen, daß ſie nicht mehr mit ihm zuſammentreffe. Groß war daher ihr Entſetzen, als ihr Vater nach ihrer Rückkunft aus der Meſſe zu ihr kam, ſie bei der Hand nahm und ſagte:

„Du mußt noch einmal mit Graf Gorm reden . . . . es hat ſich ein Zwiſchenfall ergeben."

Die arme Heliade dachte im erſten Augenblick, die Gnade könne ja Peregrin's Proteſtantismus überwunden haben. Doch als er vor ihr ſtand mit verſtörten Zügen und mit zitternder Stimme ſie fragte, ob er denn in demſelben Augenblick den teuren Vater und die geliebte Braut verlieren ſolle? — da brach ſie in Tränen aus und ſagte:

„Gott ſtärke und tröſte Sie! . . . . Gott wird mit Ihnen ſein!“

„Aber nicht Heliade?“ rief Peregrin mit einem Ton, als trete ihm zum erſtenmal dieſe Möglichkeit voll entgegen.

„Nicht Heliade!“ ſagte ſie ganz leiſe und ganz feſt und machte eine Bewegung, um ſich zu entfernen.

Aber er ergriff ihre Hand — die zarte Hand, die er nie in der ſeinen gehalten hatte, und rief:

„Nein, Heliade, ſo . . . . dürfen wir uns nicht trennen. Sie dürfen nicht den Stab über meine Zukunft brechen. Meine Vergangenheit führte mich fort und fort zu Ihnen — meine Gegenwart feſſelt mich an Sie . . . . und das alles aus reinſter Liebe, weil ich weiß nicht was für ein himmliſcher Strahl Ihr Weſen durchleuchtet — nein, mehr! Ihr Weſen iſt! Und das alles ſollte nun Nichts ſein? ein Märchen meiner Jugend ſein von der kleinen Fee mit den Siriusaugen? . . . . Nein, Heliade, das darf nicht ſein. Wahre Empfindungen beruhen nicht auf den Schmetterlingsflügeln der

Phantaſie, ſondern auf dem, was im Menſchen ewig iſt. So lieb' ich Sie! — Verſtehen Sie das?"

Es ſchien ihm, als beantworte ein leiſer Händedruck dieſe Frage; aber ſo leiſe, als habe ein Roſenblatt ſeine Hand geſtreift.

„O!" rief er, „wenn Sie es verſtehen, ſo laſſen Sie mir für die Zukunft eine Hoffnung."

„Sie wiſſen, was uns trennt — und was uns verbinden würde . . . . auf ewig!" ſagte Heliade, indem ſie ſanft ihre Hand zurückzog.

„O Heliade!" rief Peregrin, „ſtellen Sie doch eine Bedingung, die innerhalb deſſen liegt, was einem Menſchen möglich iſt zu tun."

„Nicht von uns Menſchen hängt unſer wahres Glück ab, ſondern von Gott und ſeiner Gnade. Da ruht meine Hoffnung — nur da! Ich kann nichts anderes ſagen, als was ich denke," entgegnete Heliade. „Eine andere Hoffnung Ihnen geben . . . . hieße lügen."

„Engel des Todes!" rief Peregrin. Er warf ſich ſtürmiſch vor Heliade nieder, ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen, an ſeine Stirn, ſprang auf, ſchüttelte Horburg's Hand — und war verſchwunden. — —

Damals gab es noch keine Eiſenbahnen in Deutſchland. Es währte zwei Tage, bis Peregrin Schloß Traun erreichte, das er vor fünf Tagen unter ſo ganz anderen Eindrücken, Ausſichten, Hoffnungen verlaſſen hatte. Die Beerdigung war noch nicht geſchehen. Man hatte auf Peregrin gewartet. Der Sarg ſtand in einer großen ſchwarz ausgeſchlagenen Halle des Schloſſes zwiſchen Kandelabern und Blumen. Alle Diener waren in Trauerkleidern. Die Gräfin in ihren langen ſchwarzen Gewändern irrte im Schloß umher wie ein ruheloſer Schatten. So wie Peregrin ankam, wurde der Sarg im Grabgewölbe der Schloßkapelle beigeſetzt und verſchwunden von der Erde, ohne Vorbereitung, ohne Übergang war der Vater für den Sohn. Lucia war in einer ſo fieberhaften Aufregung, daß Alarich darauf beſtanden hatte, den Hausarzt täglich kommen zu laſſen. Verſchrieb derſelbe aber auch die beſten kalmierenden Mittel und ermahnte er zur Ruhe und abermals zur Ruhe: ſie verblieb in einem Zuſtand, der ihren Söhnen die peinlichſte Beſorgnis einflößte; denn eine ſolche Erregtheit der Nerven mußte ſich in eine ſchwere Krankheit auflöſen. Machten die Söhne ihr zärtliche Vorwürfe, ſo ſagte ſie:

„Wäre nur erſt die fürchterliche Beiſetzung vorüber!"

Und ſpäter, als dieſer Akt ihr nicht die mindeſte Beruhigung gab:

„Wäre nur erſt das Teſtament eröffnet."

Es wurde eröffnet; es war gerade ſo, wie jedermann es erwartet hatte: Peregrin bekam Schloß Traun mit den dazu gehörenden Beſitzungen und Alarich eine ſchöne Herrſchaft in Böhmen, ſo daß ſich das Erbteil der Brüder vollkommen die Wage hielt. Ein Flügel von Schloß Traun blieb Lucia's Witwenſitz und ſollte demgemäß eingerichtet werden, ſo daß ihr Haushalt in keiner Weiſe durch denjenigen, den Peregrin führen werde — berührt oder geniert wurde. Mit ſeiner gewohnten liebevollen Sorgfalt hatte Graf Gorm bis ins kleinſte hinein alles bedacht, was für Lucia bequem und angenehm ſein konnte; — aber ihr Zuſtand änderte ſich nicht.

„Was fehlt nur der Mama!“ ſagte Alarich einmal faſt ungeduldig zu Peregrin; — „das iſt doch kein Kummer, der ſich ſo äußern könnte.“

„Du weißt ja, wie lieb ſie den teuren Vater hatte,“ ſagte Peregrin begütigend; — „ſie waren ein Herz und eine Seele. Darauf verzichtet man nicht ſo leicht.“

„Ich meine aber, ſie ſei nicht bloß vor Gram und Kummer ſo aufgeregt . . . . ſie habe etwas anderes auf dem Herzen,“ entgegnete Alarich.

„Das iſt nicht wahrſcheinlich,“ verſetzte Peregrin, überraſcht von der Bemerkung des Bruders, die er nicht gemacht hatte, weil er eben jetzt die ganze Welt mit dem Blick der traurigen Liebe betrachtete und in deren Beleuchtung alle Erſcheinungen auffaßte.

„Nicht wahrſcheinlich, aber auch nicht unmöglich,“ erwiderte Alarich; — „ſprich doch einmal mit ihr. Du biſt der älteſte Sohn, jetzt das Haupt der

Familie und ihre Stütze .... mache ihr das recht klar — vielleicht gelingt es Dir auf irgend eine Weiſe zu erfahren, was ſie quält — und ſie zu beruhigen."

„Du haſt recht, guter Alarich, ich ſpreche in dieſem Sinn noch heute mit ihr," ſagte Peregrin, der ſich einen ſtillen Vorwurf machte, daß er im Schmerz um Heliade und um den Vater nicht aufmerkſam genug für die Mutter geweſen ſei, die ihn doch gerade jetzt mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit behandelt habe.

Er benutzte die Zeit, wo ſie müde von ſtundenlangem Umherſtreifen im Park, ſich erſchöpft auf die Chaiſelongue in ihrem Kabinett gelegt hatte — in demſelben Kabinett, wo ſie immer die traulichſten Geſpräche mit ihrem Mann und ihren Söhnen zu haben pflegte. Peregrin ſetzte ſich zu ihr und ſagte, nachdem er von Angelegenheiten, die ihr Wittum betrafen, geſprochen hatte:

„Es verſteht ſich von ſelbſt, liebe Mutter, daß ich jetzt an keine Reiſe denke. Ich vermute, daß Du das Trauerjahr hier wirſt zubringen wollen .... und da wird es hoffentlich für uns beide ein Troſt ſein, wenn wir zuſammenbleiben — nicht wahr?"

„Mein guter Peregrin," erwiderte die Gräfin mit dem Ausdruck herzlicher Dankbarkeit.

„Und wenn Du irgend etwas wünſcheſt, ſo bitte ich Dich, es mir gerade ſo zu ſagen, wie Du es dem lieben Vater geſagt hätteſt; denn ich werde Deine Wünſche gewiß eben ſo gern erfüllen.“

„Mein guter Peregrin!“ wiederholte die Gräfin und ſetzte hinzu: „Ja, die Wünſche zu erfüllen ... das iſt eine eigene Sache ... mitunter nicht leicht ... ich bin ſo verwöhnt! — Aber wie ſteht es mit Deinen Wünſchen und Hoffnungen in Bezug auf die ſchöne Heliade? In all der Trauer hat man gar nicht den Mut, nach Liebesglück zu fragen. Es klingt wie eine Diſſonanz.“

„Diesmal paßt die Frage, liebe Mutter,“ entgegnete Peregrin ernſt; — „meine Hoffnung iſt tot.“

„Wie kann das ſein! ſie war ja ſo zuverſichtlich! .... und wer tut denn einen ſolchen Schritt unbedachtſam! ... das kann nur Peregrin tun!“ rief Lucia gekränkt in Peregrin durch den unerwarteten Ausgang.

Er küßte die Hand der Mutter und ſagte ſanft:

„Ich kannte Heliade nicht ... oder nur unvollkommen.“

„Das ſcheint ſo!“ warf ſie unmutig ein.

„O zürne ihr nicht! ſie handelt nach der geheimnisvollen Richtſchnur ihres Glaubens, ihrer Kirche, und ſie ſieht dieſe Richtſchnur für ſich gefährdet, für ihre Kinder verloren .... in der Ehe mit einem Proteſtanten. Wir verſtehen das wohl nicht — aber eben deshalb dürfen wir es nicht verurteilen.“

„Konnte ſie denn nicht Deine Neigung erwidern?" fragte die Gräfin geſpannt.

„O doch!" ſeufzte Peregrin.

„Waren die Eltern dagegen?"

„Ihr Vater war außerordentlich dafür; denn er iſt bejahrt, ohne Vermögen, die Mutter tot — und Heliade einſam in der Welt."

„Und das alles ſieht ſie, weiß ſie . . . und ſchlägt dennoch eine ſolche Verbindung aus! das iſt ja ganz unbegreiflich!"

„Aber es iſt ſo. Wo zwei Seelen nicht Eins ſind im Glauben — fehlt in Heliadens Augen die echte Grundlage der Liebe und die Bedingung des wahren Glücks — und da dieſe Anſicht nichts willkürliches, ſelbſtgemachtes iſt, ſondern aus der Abneigung der katholiſchen Kirche gegen gemiſchte Ehen, die den Glauben erkälten, hervorgeht — und da das Lehramt der Kirche an Gottes Statt zu ihr ſpricht: ſo iſt ſie ganz unüberwindlich."

„Wie ſchön iſt dieſe Feſtigkeit, die kein Eigenſinn iſt — denn ſie opfert ihre Neigung!" ſagte Lucia nachdenkend. „Aber welche göttliche Richtſchnur und welche immenſe Glaubenskraft gehören dazu, um ſolche Feſtigkeit gegen das eigene und das geliebte fremde Herz zu geben!"

„Weißt Du noch, liebe Mutter, wie Lydia Hohenfels von einem glückbringenden Talisman ſprach? — Heliade beſitzt einen Talisman, der ihr jene Feſtigkeit gibt, die Du an ihr bewunderſt."

Und nicht in Purpur hüllt er ſie,
wie Alboin gethan,
Befriedigung kann nicht ihr Stolz
durch ſeine Liebe empfahn.
Indeſſen hat ſie wol bemerkt
mit welchem Aug' Longin
Auf ihrer Schönheit ruht; ſie weiß
ihn in ihr Netz zu ziehn.

Sie ſpiegelt wieder jenen Thron
ihm vor mit Liſt und Kunſt,
Erkaufen ſoll er durch ihr Gold
der Longobarden Gunſt,
Und wenn er deren ſicher iſt,
vom Kaiſer ſich befrein,
Der Longobarden König und
Rosmundens Gatte ſein.

Durch Eitelkeit und Sinnenluſt
bethöret lauſcht Longin
Auf die Sirenenſänge, die
von ihren Lippen fliehn.
Was aber wird aus Almachild,
der ihr zur Seite ſteht,
Als grimmer Wächter keinen Schritt
von ſeinem Schatze geht?

Peregrin zog aus ſeiner Bruſttaſche einen Brief hervor und aus dem Umſchlag ein Blatt Papier und ſagte:

„In dem Augenblick meiner Abreiſe von Heidelberg erhielt ich dieſen Brief. Die Adreſſe hat Herr von Horburg geſchrieben, den Inhalt — Heliade. Dies charakteriſiert ſie. Da iſt kein Name, kein Datum, keine irdiſche Erinnerung! da iſt nur ein erhabener Gedanke.“

Peregrin reichte ſeiner Mutter das Blatt. Sie entfaltete es, betrachtete die klare, leichte Handſchrift und las halblaut:

„Troſt und Reichtum fürs Leben! — Der heilige Anſelmus von Canterbury ſpricht: „Wenn einer zu dir ſpricht: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer — und wenn Gott dir dies verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenn gleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“

Lucia's Stimme wurde immer ſchwächer; bei den letzten Worten verſagte ſie ganz. Der Nervenkrampf trat ungewöhnlich heftig ein, und brach ſich endlich in einen Strom von Tränen. Das tat ihr wohl. Sie lehnte ſich zurück und weinte immer ruhiger, ließ aber nicht Peregrins Hand aus der ihren. Er ſprach zu ihr wie zu einem kranken Kinde, gab ihr ſüße Namen und zärtliche Worte und begriff nicht den Zuſammenhang zwiſchen jenen Worten und dieſem Anfall. Plötzlich richtete ſich Lucia auf, trocknete ihre Tränen und ſagte:

„Peregrin! Du biſt immer ein guter Sohn geweſen! willſt Du mir ein Opfer bringen?“

„Gern — wenn ich es vermag, liebſte Mutter.“

„Tauſche mit Deinem Bruder .... und gib ihm Schloß Traun!“ rief ſie.

Peregrin verſtummte vor Erſtaunen.

„Denkſt Du daran, Dich zu verheiraten?“ fragte ſie dringend.

„Gewiß nicht!“ entgegnete er traurig.

„Alſo gib ihm Schloß Traun!“ bat ſie dringender.

Peregrins Bedenken ſtieg immer höher.

„Wünſcht Alarich dieſen Tauſch?“ fragte er betroffen.

„Das weiß ich nicht! .... aber ich wünſche ihn!“ rief ſie.

Peregrin konnte ſich des ſchauerlichen Gedankens nicht erwehren, daß ſeine Mutter in vorübergehender Geiſtesverwirrung rede. Um ſie aus ihrem Gedankenkreiſe zu wecken, ſagte er ſanft:

„Wie könnten Alarich und ich uns einfallen laſſen, gegen die ausdrückliche Beſtimmung des lieben Vaters, durch welche er den alten Familienbrauch ſtützt und ſanktioniert, dergleichen vorzunehmen!“

„Wenn es aber doch mein Wunſch iſt — der höchſte Wunſch meines Lebens!“ rief ſie. „Wenn ich Dir ſage, daß ich ſeit Jahren Deinen Vater angefleht habe, dieſe Beſtimmung nicht zu treffen!“

„So beweiſt ſein Teſtament, liebe Mutter, daß er Deinen Wunſch nicht für gerechtfertigt hielt," entgegnete Peregrin ehrerbietig, aber feſt; — „und Du wirſt Deinen Söhnen gewiß nicht zumuten, von den Anordnungen abzuweichen, welche er als die richtigen beſtimmt hat."

„Aber Du denkſt ja an gar keine Vermählung!" rief ſie.

„Liebe Mutter," erwiderte Peregrin mit tiefem Schmerz — „es iſt grauſam, daß Du in dieſem Augenblick dieſen Punkt berührſt. Ich habe Heliade verloren und glaube nicht, daß ein anderes weibliches Weſen ſie in meinem Herzen erſetzen kann. Aber ich bin erſt im vierundzwanzigſten Jahr. Wie kann ich vorherſagen, was ich in zehn — in zwanzig Jahren tun werde? Das wäre vermeſſen und töricht. Es können ja auch ganz unerwartete, himmliſche Fügungen eintreten und mir Heliaden zuführen."

„Glaubſt Du? . . . Ja . . . Du magſt recht haben! . . . . Nichts mehr davon — für heute! ich bin ganz erſchöpft. Laß mich jetzt allein, mein guter Peregrin," ſagte Lucia freundlich und müde und ſank in ihre Chaiſelongue zurück.

Peregrin küßte ihre Hände und eilte zu Alarich, der ihn mit Ungeduld erwartete und ihm entgegenrief:

„Nun? iſt das Rätſel gelöſt?"

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Inſofern ich den Herzenswunſch unſerer Mutter jetzt kenne — ja! Aber der iſt ein neues Rätſel. Sie wünſcht, daß Du, Alarich, Herr auf Schloß Traun werdeſt und ich auf Coſchau."

„Nimmermehr!" rief Alarich lebhaft; — „darauf gehe ich nicht ein."

„Es iſt mir ſehr lieb dies zu hören," entgegnete Peregrin; — „ich kam ſchon auf die Vermutung, Du hegteſt dieſen Wunſch und hätteſt ihn der Mama anvertraut."

„Niemals iſt er mir in den Sinn gekommen!" beteuerte Alarich. „Nein! da ich in öſterreichiſchen Staatsdienſt treten will, ſind mir die böhmiſchen Güter viel lieber, viel bequemer, als Schloß Traun. Unter keiner Bedingung gehe ich auf den Tauſch ein, Peregrin, und wenn die Mama auch noch ſo beweglich bitten ſollte . . . und Du mußt ebenſo ſtandhaft ſein. Sind wir Brüder einig und ſogar einig in dem Willen des Vaters: ſo wird die gute Mama ihren ſchrecklichen Wunſch fallen laſſen. Aber wie kommt ſie darauf?"

„Ja, wie kommt ſie darauf? . . . das iſt eben das Rätſel, das mich beunruhigt," ſagte Peregrin ſinnend.

„Wäre ich boshaft," erwiderte Alarich ſcherzend, „ſo würde ich ſagen, ſie glaubt mit mir mehr Herrin auf Schloß Traun zu ſein, als mit Dir. Man bleibt gern in der gewohnten Lebensſtellung."

„Das wäre möglich!“ ſagte Peregrin tief aufatmend. „Ich geſtehe Dir, dies Rätſel peinigt mich und ich wünſchte, Deine ſcherzhafte Löſung wäre die richtige. Dann wollte ich ihr freudig beweiſen, daß ſie meine Oberlehnsherrin auf Schloß Traun bleibt.“

„Das bezweifle ich keinen Augenblick! Alſo beruhige ſie aufs beſte und weiſe mit Entſchiedenheit jeden Tauſch ab. Ich verlaſſe mich ganz auf Dich! ich muß morgen oder übermorgen ſpäteſtens . . . . nach Göttingen zurückgehen.“

Dies geſchah. Peregrin blieb allein mit ſeiner Mutter. Er ſuchte ſich mit allen Geſchäften und Obliegenheiten bekannt zu machen, welche ein großer Grundbeſitz mit ſich bringt, und da er auch das Gut ſeines Bruders in den Kreis ſeiner Tätigkeit aufnahm, ſo fehlte es ihm nicht an Beſchäftigung. Aber ſein Leben war ein freudenloſes — denn Heliade war nicht darin; und ſeine Mutter, weit entfernt ihm Liebe und Teilnahme zu beweiſen, ſetzte ſeiner zärtlichen Aufmerkſamkeit abſtoßende Kälte entgegen und verſenkte ſich mehr und mehr in ſtummen Trübſinn. Er begann für ihre Geſundheit, ja für ihr Leben zu fürchten und zog den Hausarzt zu Rat, der ſeit mehr als einem Vierteljahrhundert auf Schloß Traun aus- und einging. Der aber konnte nur ſagen, daß keine Krankheitsſymptome zu entdecken wären. Die ganze Organiſation der Gräfin ſei eine vernös überreizte — und daher unkräftige. Schon in früheren Epochen habe ſich das herausgeſtellt und eine tiefe Nervenverſtimmung habe ſie auf längere Zeit in einen Zuſtand von Melancholie verſetzt; — aber das gehe vorüber . . . . hoffentlich mit dem Winter. Der ſo ganz unerwartete und plötzliche Tod des Grafen habe ihr Nervenſyſtem übermäßig erſchüttert; es brauche Zeit, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

Dies war allerdings das Wahrſcheinlichſte; — nur änderte es nichts an der Wolke von Schwermut, die über Schloß Traun brütete und die auf dieſe Stätte etwas ſo Fremdes, ſo Unerhörtes für Peregrin war, daß er oft dachte, er werde ſelbſt in dieſen Trübſinn hineingezogen wie in einen ſchwarzen Abgrund, der eine gewiſſe magnetiſche Kraft übt, wenn der Kopf vom Schwindel erfaßt wird, ſo daß man widerſtandslos in die dunkle Tiefe hinabſinkt.

An einem kalten Mondſcheinabend im Dezember kam er von einem Ritt durch die Forſten zurück. Er kleidete ſich um und ging in den kleinen Salon ſeiner Mutter, wo ſie ſich um dieſe Stunde immer aufhielt. Sie war nicht da und auch nicht in ihrem Kabinet. Das fiel ihm auf, denn ſie hielt genau die Zeit inne, wie ſie es bei ihrem Mann gewohnt war. Peregrin klopfte an die Tür, die aus dem Kabinet in ihr Schlafzimmer führte. Keine Antwort. Totenſtille. Er wartete lauſchend. Da vernahm er einen dumpfen Seufzer. Entſchloſſen ergriff er eine der Lampen und trat in das Schlafzimmer. Aber da war niemand und er hörte nur die Stimmen der Zofen, die in ihrem Gemach, welches durch eine Garderobe von dem Schlafzimmer der Gräfin getrennt war, plauderten und lachten. Dieſe lauten muntern Stimmen gaben ihm eine Art von Beruhigung — er wußte ſelbſt nicht worüber. Aber wo war ſeine Mutter? Er ging in ihr Kabinet zurück, ſtellte die Lampe wieder auf den Schreibtiſch und bemerkte nun, daß ſeine Mutter im Schreiben begriffen geweſen war, denn ein unvollendeter Brief lag in der offenen Schreibmappe. Unwillkürlich fiel ſein Blick auf die letzten Worte. Sie hießen: „Sage ihm das gräßliche" — da hatte ſie abgebrochen. Eine namenloſe Unruhe bemächtigte ſich Peregrin's. Und wieder hörte er ein dumpfes Stöhnen. Er ſchlug den Vorhang zurück, der vor der Fenſtertür herabfiel. Die äußere Schutztür, die Abends geſchloſſen wurde, ſtand offen und auf der kleinen Terraſſe lag die Gräfin, halb knieend, halb zuſammengeſunken, ohne Hut, ohne Shawl, den Kopf an die ſteinerne Bruſtwehr gelehnt. Peregrin eilte hinaus, hob ſie auf, führte ſie in das Kabinet zurück, ſchloß Türen und Vorhang und vergaß ſeine Angſt in der Freude, ſie gefunden zu haben. Er hüllte ſie in einen Plaid ein, erwärmte ihre erſtarrten Hände in den ſeinen und ſagte mit freundlichem Scherz:

„Aber, liebe Mutter, das romantiſche Vergnügen den Park im Mondſchein zu betrachten, genießt man im Dezember beſſer am Fenſter, als auf der Terraſſe.“

„Ach!“ ſagte ſie mühſam; — „ich habe nichts vom Mondſchein bemerkt. Ich ſchrieb .... dabei überfiel mich Beklommenheit — und ich wollte Luft ſchöpfen .... aber die Kälte benahm mir den Atem. — Jetzt iſt es vorüber!“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie raſch aufſtand, zum Schreibtiſch ging, ihre Mappe ſchloß und ſich dann in den Salon begab.

Peregrin folgte ihr. Sein Entſchluß war gefaßt. Als ſie ſich ruhig bei einer Handarbeit niedergelaſſen hatte, ſagte er ſanft und ruhig:

„Ich habe vorhin abſichtslos die letzten Worte bemerkt, die Du geſchrieben haſt, liebſte Mutter; — ſie lauten“ .... — —

„O ſchweige davon!“ rief die Gräfin und drückte beide Hände vor die Augen.

„Ich täte es,“ erwiderte Peregrin zärtlich, „wenn ich nicht hoffte, daß es Dir einigen Troſt geben könnte, Deine Sorgen oder worin nun Deine Leiden beſtehen mögen — meinem treuen Herzen anzuvertrauen. In jenen Worten liegt die Andeutung, daß irgend etwas ſehr Schmerzliches Dich quält. Soll ich es nicht erfahren?“

„Du weißt es bereits!“ ſagte die Gräfin zitternd vor innerer Bewegung.

„Ich weiß Deine Trauer um unſeren lieben Dahingeſchiedenen; — aber nur dies."

„Nein!" rief die Gräfin erregt; — „Du weißt mehr! ich habe Dir ſchon einmal geſagt, daß mein Lebensglück von der Erfüllung eines gewiſſen Wunſches abhänge. Aber Du haſt ſie entſchieden abgelehnt."

„Wie!" rief Peregrin höchſt verwundert: „der Gütertauſch wäre bei Dir — verzeih' den Ausdruck, teure Mutter! .... zur fixen Idee geworden? Ich kann das nicht glauben, denn Du wünſcheſt ja vor allem die Zufriedenheit Deiner Söhne — und wir ſind Beide durchaus gegen dieſen Tauſch; Alarich im Hinblick auf ſeine Karriere; ich, aus Anhänglichkeit an den Familiengebrauch, den des Vaters Wille beſtätigt hat. Es müßten Gründe ſein von ich weiß nicht welcher undenkbaren Wichtigkeit, die uns zu einem Tauſch beſtimmten" .... — —

„Sie exiſtieren!" unterbrach ihn die Gräfin. „Alarich ſoll ſie aber durchaus nicht erfahren! .... nur Du!"

„Nur ich!" rief Peregrin mit ſteigendem Erſtaunen; „nun wohlan, liebſte Mutter, ſprich!"

„Nicht um die Welt!" ſeufzte ſie mit erſtickter Stimme. „Tante Juſtine wir Dir alles erklären."

„Tante Juſtine?" ſagte Peregrin und ein nervöſes Fröſteln kroch über ſein Herz, indem er an dies liebeleere Weſen dachte. Die Gräfin fuhr fort:

„Ich ſchrieb ihr ſoeben ...." —

„Sag' ihm das gräßliche" .... — unterbrach ſie Peregrin in peinlichſter Spannung.

„Ach! willſt Du mich um's Leben bringen!" ächzte ſie.

„Du marterſt mich auf jede Weiſe!" ſagte er wieder gefaßt. „Aber gleichviel! iſt es nur Tante Juſtine, die mich aufklären kann über das, was ich zu tun und zu laſſen habe — ſo gehe ich gleich morgen nach Tannhof .... und ich begreife nur nicht, weshalb Du mir dies nicht längſt geſagt haſt."

„Mein guter Peregrin!" erwiderte die Gräfin — und um ihre hervorquollenden Tränen zu verbergen, ſtand ſie ſchnell auf, ſetzte hinzu: „Dann will ich meinen Brief zu Ende ſchreiben" — und ging in ihr Kabinett.

Peregrin's Gedanken verloren ſich in Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, wie ſich der Blick verliert in der endloſen Wüſte, aus welcher kein einziger Gegenſtand faßbar hervortritt und dadurch einen Wechſel von Anſtrengung, der etwas entdecken möchte — und von Erſchöpfung, die ſich nicht mehr anſtrengen mag — zuwege bringt. Aus den Nebeln und Wolken tauchte zuweilen Heliadens ſchönes Bild auf und alle Gedanken, die mit ihr zuſammenhingen, waren ſo ſtark und kräftigend, daß der Schmerz um ſie ihm ein erfriſchendes Seelenbad war gegen die unbeſtimmten dunkeln Ängſte, die ihn der Gräfin gegenüber umſchlichen.

Als eines Morgens Almachild
vom Lager ſich erhob,
Wo ſie durch ſeltne Gunſt und Huld
mit Liebesrauſch ihn umwob,
Da ſprach ſie zärtlich: „Almachild,
wie biſt Du denn ſo bleich?
Nimm dieſen Morgentrank, er bringt
Dir Kraft und Labung gleich. —“

Und während ſie mit einer Hand
in ſeinen Locken ſpielt,
Reicht ſie ihm mit der andern dar
den Kelch mit Gift gefüllt.
Er nimmt ihn ſorg- und ahnungslos,
trinkt ihn zur Hälfte aus,
Da faßt ihn, er weiß nicht warum,
ein banger, zitternder Graus.

Er wirft Rosmunden einen Blick
voll wilder Frage zu,
Und als ſie unwillkürlich bebt:
„Die Hälfte trinkeſt Du! —“
Spricht er mit ſolchem Eiſenton,
daß ſtarre Kälte ſich
In ihre Adern, ihr Gehirn
mit Todesdrohung ſchlich.

So kam er am andern Tage nach Tannhof. Die Baroneſſe empfing ihn wie immer mit jener trockenen Freundlichkeit, hinter der kein Herz ſchlägt. Ihre Augenleiden hatten zugenommen. Sie wendete ihre ganze Sehkraft ihren Schreibereien zu und las nicht mehr ſelbſt, ſondern ließ vorleſen. Sie hatte dies wenig beneidenswerte Amt zwiſchen ihrer Kammerfrau und ihrer Haushälterin geteilt — und ſie alle Drei hatten vollauf Veranlaſſung, ſich in der Geduld zu üben. Briefe jedoch las Juſtine immer ſelbſt; — alſo auch Lucia's Brief, den Peregrin überbrachte.

„Ich wäre gern zur Beiſetzung Deines Vaters nach Schloß Traun gekommen,“ ſagte ſie in ihrer kalten Weiſe, „aber meine Augenſchwäche macht es mir immer ſchwieriger, im Bunde mit der wachſenden Macht der Gewohnheit, mich von Tannhof zu trennen. Und dennoch droht mein Arzt mir ernſtlich mit einer ſolchen Trennung. Er wünſcht Konſultationen anderer Ärzte, Kuren, Bäder — was weiß ich! Du kannſt Dir vorſtellen, daß ich höchſt ungern mich dazu entſchließen würde. Abgeſehen von meiner Abneigung gegen jede Lokomotion außerhalb Tannhofs Grenzen, bin ich überdies keine Freundin von ungewöhnlichen Ausgaben.“

„Dieſe Rückſicht müßte ſchweigen, liebe Tante!“ fiel Peregrin ein. „Du könnteſt Dich ja ſpäter, mit erneuter Sehkraft, Deiner ganzen Tätigkeit widmen.“

„Das denk' ich auch . . . zuweilen!" verſetzte ſie; — „die Vernunft ſagt mir aber, daß man, wenn man alt iſt, keine junge Augen wieder bekommt. Wozu alſo die Geldverſchwendung?"

„Man muß erhalten, was zu erhalten iſt, liebe Tante."

„Wär' es nicht um Tannhof mehr und mehr in Flor zu bringen," fuhr ſie fort in ihrer kühlen Geſprächsweiſe, welche eigentlich nur ein lauter Monolog war: „ſo wäre ich nicht eben unzufrieden, wenn das Ende käme. Ich bin nun ſechszig Jahre alt. Sei froh, daß Du ein Mann biſt, Peregrin. Ein Mann kann bei ſechszig Jahren noch Manches . . . ja noch ſehr viel leiſten. Es gibt Männer, die erſt bei ſechszig Jahren zu Einſicht und Vernunft kommen und mit ihnen erſt ein tüchtiges Leben beginnen und zehn, zwanzig Jahre fortſetzen. Aber eine Frau von ſechszig Jahren iſt abgenutzt. Ihre Organiſation hält nicht länger eine kräftige Tätigkeit aus. Früher zur Blüte und ſchneller zur Reife gekommen, ſtirbt ſie früher ab. Bei ſechzig Jahren iſt ſie eigentlich nur ein wandelnder Kadaver, der je eher je lieber unter die Erde müßte."

„Beſte Tante!" ſagte Peregrin innerlich empört, ſo von dem Geſchlecht ſprechen zu hören, zu welchem ſeine Mutter und Heliade gehörten; — „mir ſcheint, Du ſchlägſt das äußere Tun des Weibes etwas zu hoch — und ihr inneres Sein viel zu niedrig an. Eine ſeelenvolle Frau, bei der die

Jahre Herz und Geiſt durcharbeitet und abgeklärt haben, iſt ein Schatz in einer Familie, von welchem jedem einzelnen ein Goldkorn zufällt — und wenn ſie auch da ſitzt mit den Händen im Schoß. Eine ſolche Frau von ſechszig Jahren will niemand unter der Erde wiſſen.“

„Du warſt immer etwas ſchwärmeriſcher Natur,“ ſagte Juſtine kalt und fügte abbrechend hinzu: „Wann trittſt Du Deine Reiſe in den Orient an?“

„Dieſen Winter gewiß nicht. Vielleicht im Frühling. Ich muß ſehen, ob meine Mutter, Alarich, Schloß Traun, Menſchen und Verhältniſſe, mich nicht etwa hier nötig haben. Aber in dieſen Verhältniſſen ſcheint ein rätſelhafter .... oder wenigſtens mir unverſtändlicher Punkt zu ſein — und um mich über denſelben aufzuklären, hat meine Mutter mich an Dich gewieſen, liebe Tante, und Dich in dieſem Brief gebeten, mir die notwendige Auskunft zu geben.“

Die Baroneſſe nahm Lucia's Brief, ging damit an das nächſte Fenſter und las ihn ohne Mühe, da ihr die Handſchrift ganz — und der Inhalt einigermaßen bekannt war. Dann kam ſie zu ihrem Platz auf dem kleinen Sopha neben dem großen Kaminofen zurück und ſagte ruhig zu Peregrin, der mit Mühe ſeine fieberhafte Ungeduld bemeiſterte:

„Der Augenblick iſt gekommen, um ein großes Familiengeheimnis Deiner Vorſicht und Verſchwiegenheit — welche für Dich ſelbſt von höchſter Wichtigkeit ſind — anzuvertrauen. Peregrin .... Du biſt nicht der Sohn Deines Vaters!“

„Tante!“ rief Peregrin und ſprang auf mit einem Blick und einer Geberde, die dermaßen dem drohenden Zorn ſeiner Stimme entſprachen, daß die Baroneſſe ihren Arm wie abwehrend gegen ihn ausſtreckte und ſchnell hinzuſetzte:

„Du biſt auch nicht der Sohn Deiner Mutter.“

„Nicht der Sohn meiner Eltern!“ ſagte Peregrin und verſuchte zu lächeln, aber mit dem Ausdruck der tiefſten Ungläubigkeit.

„Nein,“ fuhr die Baroneſſe fort, „Du biſt kein Gorm.“

„Kein Gorm!“ wiederholte er tonlos.

„Beruhige Dich!“ ſagte ſie mit einem Anflug von Mitleid; — „es wird ſich alles in Frieden löſen.“

„Aber ich ſoll kein Gorm ſein!“ rief er.

„Gerade umgekehrt, beſter Peregrin: Du ſollſt ein Gorm ſein, obſchon Du keiner biſt.“

„Das wäre denn doch infam,“ ſagte er ſchaudernd.

„Mäßige Dich!“ ſagte ſie kühl; — „es gibt Notwendigkeiten von gebietender Allgewalt, die zu einem ungewöhnlichen Schritt drängen.“

„Es wäre infam!“ rief er im vollen Ausbruch der Verzweiflung. . „Aber ich glaube dieſe ganze Geſchichte nicht.“

„Wenn Du ſie freilich mit ſolcher Wut betrachteſt, ſo iſt nicht mit Dir zu reden; — und darum will ich Dir Dokumente geben, deren Zeugnis Du anerkennen wirſt: Blätter, welche Deine Mutter geſchrieben hat. Nimm ſie mit in Dein Zimmer, lies ſie; was da an der vollen Klarheit fehlt, werde ich mündlich ergänzen. Zum Nachteſſen laſſe ich Dich rufen.“

Sie war zu dem altertümlichen Schrank gegangen, der hinter einem kunſtvollen Schloß ihre Wertpapiere und Diamanten verbarg. Sie öffnete ihn, nahm ein paar Bücher heraus, gab ſie an Peregrin, der ſie maſchinenmäßig empfing und ſagte:

„Es ſind Tagebücher Deiner Mutter, d. h. meiner Schweſter.“

Er ſtürmte hinweg auf ſein Zimmer. Die Erde bebte ihm unter den Füßen. Er ſchlug das erſte Buch auf. Ja! das war die Handſchrift ſeiner Mutter! — Dies brachte ihn zur Beſinnung. Er ſetzte ſich und las:

Nizza, 20. November 1812.

Iſt Liebe — Sünde? — — Je nachdem ſie erlaubt oder unerlaubt iſt.

Aber wer hat das Recht, ſie zu erlauben oder zu verbieten? — — Das Herz gewiß; das Gewiſſen vielleicht; — vielleicht auch die Geſetze, die bürgerlichen die geſellſchaftlichen, die moraliſchen. Geſetz, Gewiſſen, Herz — werden gekränkt durch eine

Liebe, die fremdes Recht mit Füßen tritt und fremdes Gut ſich aneignet. Das tut Er! —

Aber ſo muß ich fragen: Iſt der erlaubten Liebe alles erlaubt, um ihres Gegenſtandes ſicher zu ſein? um ihn zu wahren, zu retten? Gibt es für ſie unerlaubte Mittel? Ja, Gewalttätigkeit und . . . .

O dies unſelige Und!

23. November.

Ich war im Dom heute gegen abend. Er iſt nicht ſchön, allein es gefällt mir die Stille, die Ruhe, die darin herrſcht. Wir waren am Morgen ſpazieren gegangen, am Nachmittag ausgefahren; die Natur iſt ſo reich, ſo üppig, die Sonne ſo golden, der Himmel ſo blau, das Meer ſo leuchtend — und das alles paßt ſo wenig zu meinem betrübten Herzen, daß ich der bunten Bilder recht müde war. Bei der Rückfahrt ließ ich am Dom halten, ſtieg aus und bat Juſtine, nach Hauſe zu fahren und mir den Wagen zurückzuſchicken. Allein auch ſie wollte den Dom beſehen. Nach all dem blendenden Glanz da draußen erquickte mich drinnen die kühle Dämmerung. Mir gefallen dieſe ſtets geöffneten Kirchen, in denen man ſich allezeit ſammeln und beſinnen kann und in denen man vielleicht auf gute Gedanken kommt. Ich kam auf den Gedanken, daß ich gar gern einmal beichten möchte. Es ſaßen nämlich in einigen Beichtſtühlen Geiſtliche, zu denen die Leute gingen, niederknieten und das ſagten, was ihr Gewiſſen, ihr Herz drückte. Ach, dürfte ich doch auch mein gedrücktes Herz ausſchütten! was kann ich dafür, daß ich nicht katholiſch bin? Wäre Juſtine nicht dabei geweſen, wer weiß, was ich getan hätte. Später ſprach ich mit ihr darüber. Sie entgegnete, die Prieſter wären Intriguanten, die ſich in alle Familienangelegenheiten miſchten und furchtbar viel Unheil ſtifteten; in meinem Fall wäre ein ſolcher Schritt der entſchiedenſte Wahnwitz, der all' unſere Pläne vereiteln und Alarich auf immer von mir trennen würde. Ach, ſie hat Recht!

25. November.

Das Leben ohne Alarich iſt mir verhaßt — und müßte ich denken, daß ich ohne ihn ſo fortvegetieren ſollte, Tag für Tag, Jahr für Jahr — ich legte mich nieder zum ſterben. Juſtine nennt mich ſchwach und feig.

„Denke doch daran, daß Du ihn retten willſt und mußt!“ ſprach ſie heute, als ich ſehr niedergeſchlagen war. Ich brach in Tränen aus. „Weiß ich ja nicht einmal, ob und wie er lebt!“ rief ich.

„So lange der Krieg dauert,“ ſagte ſie „iſt ſein beweglicher Charakter in Tätigkeit und Aufregung: — da haſt Du nichts zu fürchten — und inzwiſchen geht hier alles glücklich vorüber und Alarich kehrt froh zu Dir zurück.“

Juſtine hat, ich möchte ſagen, einen magnetiſchen Einfluß auf mich: ihre Energie gibt mir

Kraft. Können Schweſtern verſchiedener ſein, als ſie und ich? Welch ein herbes Schickſal hat ſie gehabt und wie hat es ſie geſtählt! Sie war auch einſt jung und ſchön, liebte und wurde geliebt, war glückliche Braut. Da bekam ſie die Blattern — und die ſchreckliche Entſtellung, welche ihre Schönheit erlitt, verſcheuchte den Verlobten. Sie merkte ſogleich ſein unwillkürliches Entſetzen und gab ihm gelaſſen ſein Wort zurück. Aber dies unfreiwillige Verzichten auf Glück und auf Liebe wurde ihr ſo ſchwer, daß ſich ihr Herz dadurch wie mit einer eiſernen Rüſtung umſchloß — und nur weil der Menſch nicht leben kann ohne zu lieben — liebte ſie mich. Ich war ein Kind damals, zehn Jahre jünger als ſie. Ihre Mutter war früh geſtorben; jetzt ſtarb auch die meine. Juſtine wurde nun meine Mutter — und als nach einem Jahr auch unſer Vater ſtarb, vertrat ſie Elternſtelle bei mir, leitete meine Erziehung, verwaltete unſer Vermögen, führte mich in die Welt ein, die ihr zuwider war, ſorgte, dachte, lebte für mich, ließ keinen Schmerz, keinen Kummer an mich heran kommen. Wie ein fröhliches Bächlein durch blumige Wieſen dahinfließt, ſo tanzte und ſchäkerte ich durch mein Jugendleben — bis Alarich kam. Da wurde mein unbewußtes Glück ein bewußtes: ich liebte ihn! Bis dahin hatte ich nie gedacht, daß man einen Mann beſonders lieben könne. Aber Alarich kam mir vor, als ſei er für mich vom Himmel herabgekommen, um mich auf der Erde ſelig zu machen. Und er machte mich ſelig in den erſten Jahren unſerer Ehe. In den erſten Jahren!! mein Gott, wie viel Jahre währt denn unſere Ehe ſchon? Ach . . . ſechs Jahre! aber Alarich liebt mich nicht mehr.

30. November.

Heute kamen wir bei unſerem Morgenſpaziergang an einem Bauernhauſe vorüber, das in einem Olivenhain liegt. Blühende Roſen kletterten bis zum Dach hinauf; einige Orangenbäume mit goldenen Früchten ſtanden neben einem rieſelnden Brunnen. Zwei kleine bildſchöne, ſchwarzäugige Bübchen füllten mit wichtiger Geſchäftsmiene einen Krug am Brunnen und leerten ihn in dem kleinen Graben, der den Fuß des Orangenbaumes ſtets umgibt, damit das Waſſer nicht ablaufe. Ein drittes Bübchen, das kaum gehen konnte, ſpielte mit zwei jungen, ſchneeweißen Kätzchen, griff ſie, würgte ſie in ſeiner Zärtlichkeit halb tot, ſo daß ſie ihre feinen Krallen ein wenig brauchen mußten und er ſie nun voll namenloſen Entſetzen über dieſe ſchwarze Untat der winzigen Spielkameraden zu Boden fallen ließ — um ſogleich wieder nach ihnen zu haſchen. Auf einem umgeſtürzten Trog vor der Haustüre ſaß die glückliche Mutter, die Bäuerin, und ſpann, wie es hier zu Lande üblich iſt und ungemein graziös ausſieht — an der Spindel. Mit einer geſchickten Fingerbewegung ſchnellte ſie zuweilen die Spindel in die Katzengruppe hinein und verſetzte dieſelbe damit in die höchſte Aufregung, um das hüpfende Ding zu erhaſchen, das doch ſtets ihnen entwiſchte und unter die geſchickte Hand der Spinnerin zurückkehrte. Solche Bilder von Mutterglück und Kinderfreuden ſind meine wehmütige Wonne. Gerade in dieſem Alter wären jetzt meine drei Söhne.

3. Dezember.

Seit fünf Wochen bin ich hier — und keine Zeile von Alarich! O wäre ich doch in Deutſchland geblieben! Alarich hätte ich freilich nicht abhalten können, nach Rußland zu gehen, da er ſagte: „Mein Herz lechzt nach Krieg gegen Napoleon — und iſt Deutſchland unterjocht und geknechtet: ſo ziehe ich nach jedem anderen Lande, das die Waffen wider den Tyrannen erhebt.“ Schön wie der Kriegsgott Mars ſah er aus, wenn er ſo ſprach, und wie zwei blaue Flammen erſtrahlten ſeine Augen. Ach! warum denn ging er nicht nach Spanien? warum nach Rußland? — weil es ihre Heimat iſt und ſie ihn dahin lockte. Wäre ich in Deutſchland geblieben, ſo bekäme ich doch früher ſeine ſpärlichen Briefe — wenn er mir überhaupt ſchreibt! Ach, mehr und mehr wendet er ſich von mir ab. Nach drei ſeligen Jahren umwölkte ſich die Sonne meines Glücks und hat ſich ſeitdem nie wieder ganz gelichtet, ſondern nach jedem flüchtigen Lichtblick folgte um ſo tieferes Dunkel. Damals begann

Und ehe noch ein Wort, ein Schrei
von ihren Lippen dringt,
Fühlt Almachild ſchon Gifteskraft,
die mit dem Leben ringt,
Und mit der kalten Hand erfaßt
er ihre ſchlanke Geſtalt,
Reicht ihr den Kelch und zwinget ſie
zum Tranke mit Gewalt.

Unwiderſtehlich ſchlingt er dann
den Arm um ihren Leib,
Und ruft: „Mein Todesbette theilſt
Du jetzt, mein ſchönes Weib! —“
Drauf ſinket auf das Lager er
im letzten Kampfe hin,
Und neben ſeiner Leiche ſtirbt
in Qual die Königin.

mein Unglück, als mein zweiter Sohn tot, wie der erſte, zur Welt kam. Das machte Alarich nicht nur ſehr traurig, ſondern es erzürnte ihn, daß ich, die all' ſeine Wünſche, ſo wie er ſie nur dachte, auch ſchon erfüllte — dieſen Hauptwunſch ſeines Herzens unerfüllt ließ. Aber bin ich denn wie Gott, daß ich das entfliehende Leben feſſeln könnte? Während ich meinen Schmerz zu bemeiſtern und Alarich zu tröſten ſuchte, machte er es gerade umgekehrt und ließ mich eine gewiſſe ſchmerzliche Erbitterung fühlen. In dieſer Stimmung traf er jene verführeriſche Frau, jene Circe — und er, der den Eroberer haßt, weil derſelbe unrechtmäßige Herrſchaft übt — er ließ ſich von dieſer Frau erobern und ſcheint nichts Unrechtmäßiges darin zu finden. Welch ein Widerſpruch! — In welcher gräßlichen Beſorgnis, ja Todesangſt ich in der Zeit vor der Geburt meines dritten Sohnes lebte — daran kann ich gar nicht denken, ohne daß all meine Gedanken verwirren. Mir war, als wandelte ich beſtändig unter einem Richtſchwert, obſchon Alarich freundlicher als zuvor gegen mich war. Und es fiel auf mich herab, auf mein Herz, das fürchterliche Schwert! — auch mein drittes Söhnchen war tot! Da ſagte Alarich mit eiſiger Kälte: „Sie tötet meine Kinder!“ — und während der ſchweren Krankheit, die ich durchzumachen hatte, war er in Karlsbad — bei ihr. Juſtine erfuhr durch Freunde, daß es ihre Abſicht ſei, Alarich ſo zu feſſein, daß er ſie heirate nach dem Tode ihres alten gebrechlichen Mannes. Bleibt unſere Ehe kinderlos, ſo wird Alarich unſchwer einen Vorwand finden, um ſie auflöſen zu laſſen. Und was ſollte dann wohl aus mir werden! ich liebe ihn gerade ſo wie vor ſechs Jahren, vielleicht noch mehr, weil ich ihm ſo oft vergeben habe. Aber Juſtine ſagt: „Nein, er darf und wird Dich nicht verſtoßen! Du mußt ihn retten vor ſeiner eigenen Torheit und vor der Ruſſin, die an Alarich nichts höher ſchätzt, als ſeinen Reichtum. Seine Rettung iſt Deine höchſte, Deine erſte Pflicht. Würdeſt Du ihn unter Mördern und Räubern laſſen, ohne zu verſuchen, ihn mit Liſt, mit Gewalt, gleichviel wie! zu retten — und begeht die Ruſſin nicht an Dir den Mord Deines Glückes und an Alarich den Raub ſeiner Ehre, ſeiner Treue, ſeines Vermögens?“ — —

Wir verbrachten einen ſchrecklichen Winter in Dresden, denn die Circe war da — wegen der guten Ärzte, die ihres Mannes Geſundheit herſtellen ſollten — als ob das möglich ſei bei einem Greiſe von dreiundſiebzig Jahren! — Als im Sommer das Gerücht vom Kriege zwiſchen Frankreich und Rußland aufkam und Alarich vor Freude elektriſierte, da faßte ich mir einmal ein Herz und fiel ihm weinend zu Füßen und bat und flehte, er möge mich nicht verlaſſen. Das rührte ihn ein paar Tage; doch kaum hatte ich einige Hoffnung geſchöpft, ſo entſchwand ſie ſchon wieder und Rußland — oder die Ruſſin zog ihn von mir fort! — — Als mir die Ärzte kurz vor Alarichs Abreiſe rieten — um zu tun, als wüßten ſie einen Rat! — ich möchte den Winter im Süden zubringen, willigte er gleichgültig in meine Reiſe ein und ſagte kalt: „Beſſer keine Hoffnung, als unerfüllte.“ Das war im Auguſt. Einige Wochen ſpäter trat ich mit Juſtine meine Reiſe nach Nizza an.

7. Dezember.

Wie ein Alp drückte mich die Ausſicht in die Zukunft: Juſtine wiederholte mir unaufhörlich: „Du haſt eine Liebe, Du haſt eine Pflicht — und Du ſchwankſt, ob Du das tun ſollſt, was ſie gebieten? — Juſtine liebt mich aber ſo ausſchließlich, ſo rückſichtslos, daß ich mich der Sorge nicht erwehren kann, ob ſie nicht verblendet ſei. O dürfte ich doch mit einem andern zuverläſſigen Menſchen mich beraten, der ohne perſönliche Vorliebe für mich wäre und nur die Sache ſelbſt im Auge hätte — mit dem Prieſter zum Beiſpiel, der im Dom im Beichtſtuhl war. Ich habe ihn nicht geſehen und nicht gehört; aber ich kann mir vorſtellen, wie klug, wie erfahren und wie barmherzig ein Mann ſein muß, dem ſo viele ihr Gewiſſen erſchließen — denn wer das tut, will eben kluge, erfahrene, milde Worte und Ratſchläge, und fände man ſie nicht bei jenem Prieſter, ſo würde man ſich nicht an ihn wenden.

12. Dezember.

Mein Gott! — was hab' ich getan! — was ſoll ich tun — o welche Torheit! Aber wenn es nicht Torheit, ſondern höhere Fügung geweſen wäre! — O liebes, ſtilles Buch, du beſter Vertrauter, dir will ich ſagen, was geſchehen iſt. Das pflegt mich ja immer für den Augenblick zu beruhigen und vielleicht gelange ich zu einiger Klarheit und Entſchiedenheit, wenn ich mein Geſpräch aufzeichne, um es deſto gründlicher zu überlegen.

Juſtine iſt ſeit einigen Tagen durch ein Erkältungsfieber an das Bett gefeſſelt und ich mache meine Ausfahrten allein. Der Diener, den ich hier angenommen habe, ein guter freundlicher Menſch, iſt ſehr begeiſtert für ſeine Vaterſtadt und bemüht ſich, mich auf all' ihre Vorzüge und Schönheiten aufmerkſam zu machen. Da er ſchon ein paar Mal von der herrlichen Muſik geſprochen hatte, die jeden Sonnabend zur Veſper im Dom ſtattfinde, ſo fuhr ich heute dahin und dachte an Dresden und an die wunderſchöne Muſik, die ich dort in der katholiſchen Kirche ſo oft gehört hatte — mit Entzücken, wenn Alarich den Genuß mit mir teilte und in namenloſer Traurigkeit, als ſpäter meine Freuden nicht mehr die ſeinen waren. Das alles flutete mir durch die Seele, als ich den Dom betrat und mir war, als müſſe ich der Übermacht ſtreitender Gefühle mit meiner armen Vernunft erliegen. Die Muſik löſte die Geierkralle von meinem Herzen und gab mir Tränen; — aber keinen Frieden. Wie ein ruheloſer Geiſt irrte ich im Dom umher, ſetzte hier und kniete dort mich nieder. So kam ich an den gewiſſen Beichtſtuhl, der ſeit drei Wochen nicht aus meinen Gedanken weichen will. Der Prieſter war darin und einige Perſonen knieten in der Nähe; aber er ſprach gerade mit niemand, ſondern las in einem großen Buch. Ich weiß nicht, wie es kam, was mich trieb, welchem Zug ich nachgab — genug, ich kniete plötzlich zur Seite des Prieſters, durch ein Gitter von ihm getrennt. Meine Tränen ſtockten und mein Herz ſchlug dermaßen heftig, daß mir bange war, er könne es hören und davor erſchrecken. Ich vermummte mich tief in Schleier und Shawl, damit er mich nicht ſehe und ich nicht ihn — und ich bemerkte nur, daß er, als er ſich zu mir wendete, das Zeichen des Kreuzes machte und einige lateiniſche Worte ſagte. Dann ſchwieg er und wartete auf das, was ich zu ſagen hätte. Aber ich war dem Erſticken nah — ich konnte nicht ſprechen; ich ächzte nur und rang nach Atem. Da ſagte er mit ſanfter Stimme und in einem ruhigen, ermunternden Ton:

„Confiteor." —

Das brachte mich zur Beſinnung und ich ſagte ihm in franzöſiſcher Sprache, ich ſei proteſtantiſch.

„Dann iſt es unnütz, daß Sie beichten, denn ich kann Ihnen nicht die Abſolution geben," entgegnete er ſanft.

„Aber doch einen Rat,“ ſagte ich bittend.

„Gern, wenn es Sie beruhigt! Faſſen Sie ſich und reden Sie!“ erwiderte er.

Ich ſagte ihm alles ſo kurz und klar wie möglich. Als ich fertig war, ſagte er immer ganz ſanft, doch ſehr beſtimmt:

„Das dürfen Sie nicht. Es iſt eine Verſündigung gegen das achte Gebot, welches jede Art von Lüge verdammt, indem es heißt: Du ſollſt kein falſches Zeugnis ablegen. Die Lüge iſt eine Verhöhnung der Allwiſſenheit Gottes.“

„Nun und was raten Sie mir denn zu tun?“ fragte ich.

„Zu leiden, ſo lange Gott will, und kindlich zu vertrauen, daß er dabei ſeinem weiſen, väterlichen Plan folge.“

„Und mein Mann?“

„Haben Sie Geduld mit ihm, die Welt iſt verlockend. Seien Sie immer bereit, ihm liebevoll zu verzeihen und beten Sie viel, ſehr viel für ihn.“

„Aber ich gehe ja zu Grunde an meinem Schickſal!“

„Ausharren! ausharren! Gott ſorgt für Sie und für uns alle. Aber es gilt auch uns allen, was der heilige Pſalmenſänger geſagt und getan hat: „Drücke dein Herz nieder und leide.“

„Können Sie denn gar keinen Troſt mir geben,“ ſeufzte ich klagend.

Sie geredet haben. Nehmen Sie Ihr Kreuz aus Gottes Hand, tragen Sie es ſo lange, wie Gott will — und Sie werden, trotz Kummer und Sorgen, inneren Frieden haben.“

Ich bemerkte, daß ſich einige Perſonen genaht hatten und augenſcheinlich warteten, bis an ſie die Reihe käme. Das beängſtigte mich. Ich ſagte nur noch:

„Gottes Lohn für die Güte, mit der Sie mich anhörten, und für Ihren frommen Rat.“

„Befolgen Sie ihn und Gottes Gnade wird Ihnen nicht fehlen,“ erwiderte er.

Ich verließ den Beichtſtuhl, den Dom, ſtieg in den Wagen und ließ mich ein paar Stunden umherfahren, ſo daß es ganz dunkel war, als ich endlich nach Hauſe kam. Ich war wie betäubt, wie im Traum, und ganz abgeſpannt infolge der ungeheuern Aufregung, die mein ungewöhnlicher Schritt veranlaßt hatte. Als ich meine Wohnung, mein Zimmer betrat, die tägliche Umgebung ſah und Juſtine, die ſich etwas beſſer befand und mir liebreich meine Spazierfahrt in der Abendkühle vorwarf: da kam ich wieder zu mir und fühlte ſofort, daß eine neue Angſt und Unruhe in mir geweckt ſei, nämlich die, daß der Prieſter recht habe, daß mein Gewiſſen ihm beiſtimmen müſſe, daß ich am beſten tue, meine Sache in die Hand Gottes zu legen, ohne ſie nach meinem Sinn wenden zu wollen — und daß ich mich zu ergeben hätte, wenn

Alarich für mich verloren ſei. Allein dieſe letzte Möglichkeit ruft in mir ein ſo intenſives Sträuben wach, daß jede Faſer meines Herzens ſich gegen ſie aufbäumt und Einſprache tut. Und ſo bin ich denn elender als zuvor, denn ich habe einen Dorn mehr im Gewiſſen.

14. Dezember.

Eine neue Verſuchung, die mich martert! — ich möchte abermals mit dem Prieſter ſprechen und ihn bitten, mich zu belehren, wie man zur Ergebung in den Willen Gottes kommt — wie man es überhaupt anfängt, um ſo recht innig an Gott zu denken. Ich liebe Gott — im Menſchen! Mein Vater war mir das Ideal der Vaterliebe; Juſtine iſt mir das Ideal der ſchweſterlichen Liebe; Alarich war mir das Ideal aller und jeder Vollkommenheit — ach! er iſt es noch — nur verſchleiert, umwölkt. Gott hat dieſe Weſen geſchaffen und ſie ſo herrlich begabt. Darum liebe ich dankbar ſeine Liebe, ſeine Güte, ſeine Vollkommenheit und Allmacht — in dieſen teuren Geſchöpfen; aber das iſt doch nur eine indirekte, eine mittelbare Liebe; ja, iſt es überhaupt eine Liebe? — Aber wie kann man eigentlich Gott mit dem Herzen lieben? ein ſo immens erhabenes Weſen, das ſo ganz außerhalb unſerer Natur in ſeinem ewigen Himmel lebt und webt — iſt zu hoch, zu groß, zu gewaltig für mein Herz. Und doch hat der Prieſter geſagt: „die liebende Vereinigung Ihres Willens mit dem göttlichen“. Das weiſt doch hin auf eine wirkliche, unmittelbare Liebe. Ach! wie habe ich Alarichs Willen geliebt! ich bemühte mich, ganz willenlos mich zu machen, damit ſein Wille in mir lebe und wir ganz Eins ſein möchten. O Alarich! — —

16. Dezember.

Es iſt etwas Unvergeßliches in den Worten des Prieſters: „Ausharren! ausharren! — Drücke dein Herz nieder und leide! — Das achte Gebot verdammt jede Art von Lüge!“ — —

23. Dezember.

Juſtine liebt mich ſo ſehr, daß ſie leicht alles errät, was in mir vorgeht; darum kann ich ihr nichts verhehlen. Da ſie aber einen dominierenden Charakter hat und ich einen ſehr ſchmiegſamen: ſo nimmt ihre Liebe manchmal eine Färbung von Deſpotie an. Ich fühle das, ich möchte mich verteidigen, aber ich bin wehrlos und leicht unterjocht. Es iſt nun einmal mein Schickſal, durch Liebe zu leiden.

Er, den ich am meiſten geliebet,
Der hat mir am weh'ſten getan! —

Ja — ich hatte eine kleine Scene mit Juſtine. Infolge jenes Rates des Prieſters erklärte ich ihr geſtern, ich wolle die Sache Gott anheim ſtellen.

„Und Alarich dem ruſſiſchen Einfluß überlaſſen?“ fragte ſie ſcharf.

Und es iſt eine buchſtäblich wahre Geſchichte, die ich nicht zu erfinden, ſondern nur zu erzählen brauchte.

Von Ezzelins Herrſchaft über Verona ſind gar keine Monumente übrig. Vielleicht hat das Volk jede Erinnerung an den wilden Tyrannen vertilgt; vielleicht ſind die Scaliger bemüht geweſen ihn vergeſſen zu machen, denn aus ihrer Zeit — vom Ende des 13. bis zu Ende des 14. Jahrhunderts — ſind viele, große Gebäude, z. B. das alte Caſtel, einige Privathäuſer, Thürme, Kirchen, die erſte Glocke, welche in Verona geläutet hat, und ihre Gräber vor der Kirche von Santa Maria antica. Die Familie der Scaliger oder, mit ihrem italieniſchen Namen, della Scala, gelangte zur Herrſchaft über Verona indem das Volk Maſtino I im Jahr 1261 zum General-Capitän wählte, und indem deſſen Verwandte nach ſeiner 16 Jahr ſpäter erfolgten Ermordung, geſchickt und tüchtig genug waren um die Obergewalt nicht aus den Händen

Der Gedanke machte mich zittern und ich antwortete mit ſchwankender Stimme:

„Ich fürchte, Unerlaubtes zu tun.“

„Seit wann ſind Notwehr und Selbſtverteidigung — ſeit wann iſt die moraliſche Rettung eines Gatten unerlaubt?“ fragte ſie weiter.

„Nicht die Selbſtverteidigung und nicht die Rettung; — nur das Mittel,“ ſagte ich zaghaft.

„Weißt Du ein anderes?“ fuhr ſie fort und ſetzte hinzu, als ich ſchweigend verneinte: „Nun, vielleicht brauchen wir es nicht. Aber Lucia, wie kommſt Du zu dieſem Gedanken?“

Ich fühlte, wie mir alles Blut in die Wangen ſtieg. Sie ſagte lebhaft:

„Du haſt mit dem Prieſter geredet, törichtes Kind.“

Ich ermannte mich und entgegnete: „Ja, ich tat es! und alles, was er mir geſagt hat, iſt im Einklang mit meinem Gewiſſen.“

„Auch mit Deinem Glück, Deiner Liebe, Deiner Beſtimmung als Alarichs Frau?“

„Mit Glück und Liebe — nein! mit meiner Beſtimmung — vielleicht!“

„Entſchieden nicht, Lucia! Deine Beſtimmung iſt Dir von der Vorſehung angewieſen; Du mußt ſie feſthalten. Ein Weſen wie Du erträgt nicht herbe Schickſalswendungen, die Dich aus dem

Boden herausſchleudern würden, in welchem Du mit deinem liebenden Herzen Wurzel faßteſt.“

„O, darin haſt Du recht!“ rief ich überwältigt.

„Wozu alſo die Selbſtquälerei!“ fuhr ſie fort. „Stehe ich Dir nicht treu zur Seite? bin ich Dir je etwas anderes geweſen, als ein ſicherer Ratgeber? hältſt Du mich plötzlich für böſe und ſchlecht?“

„Nein, nein!“ rief ich lebhaft und umarmte ſie.

„Warum denn begehſt Du die große Unvorſichtigkeit, Dich einem wildfremden Mann anzuvertrauen? War er jung, war er alt? Fragte er nach Deinem Namen, Deiner Herkunft, Deiner Heimat?“

„Nach nichts hat er gefragt! ob er jung oder alt iſt, weiß ich nicht! einem „wildfremden Mann“ aber hab' ich mich keineswegs anvertraut, ſondern einem Prieſter.“

„Da Du nicht katholiſch biſt, ſo gilt dieſe ſubtile Diſtinktion nicht für Dich.“

„Aber für ihn, Juſtine! Er brauchte den Ausdruck: der Prieſter als Stellvertreter Gottes; — folglich muß er nach höheren Grundſätzen und von einem höheren Geſichtspunkt aus die menſchlichen Handlungen beurteilen.“

„Es iſt ſehr merkwürdig,“ ſagte Juſtine, „welche Gewalt die Idee des Prieſtertums auf kindliche und ſchwache Gemüter übt und immer geübt hat! Nimm doch Deine Vernunft zuſammen, meine arme Lucia, und dann ſage mir einen Grund, auf den Du jenen Ausdruck und Deine Anſicht ſtützen könnteſt.“

Ich mußte ſchweigen, denn ich hatte keine Gründe.

„Wenn wir die Menſchen für das halten wollten, wofür ſie ſich ausgeben,“ fuhr ſie fort, „ſo würden wir aus einer Täuſchung in die andere fallen. Die Weltgeſchichte hat gerichtet über das Prieſtertum: es iſt eine geiſtige Tyrannei, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern von einer gewiſſen Kaſte über geiſtig Unmündige, über ſchwache Charaktere, über zaghafte Gemüter geübt wird. Ob die einzelnen Prieſter den Tempeln von Memphis, dem Hain von Dodona, der großen Pagode von Jagernaut oder dem Vatikan zu Rom angehören — ändert im weſentlichen gar nichts. Knechtung der Geiſter, um ſie zu beherrſchen, Knechtung fremder Selbſtändigkeit, um die eigene Selbſtſucht zu nähren, Knechtung des fremden Willens, um Zeit und Welt nach dem Plan dieſer im Finſtern ſchleichenden und von Werken der Finſternis ſich nährenden Kaſte zu leiten: das war und das iſt bei jedem einzelnen dasſelbe Mittel, dieſelbe Abſicht, dasſelbe Ziel.“

„Ich kann Dich nicht widerlegen,“ erwiderte ich, „denn ich habe nicht ſo viel wie Du geleſen und gedacht. Aber das glaube mir: von dem allen, was Du ſagſt, war nicht die mindeſte Spur in den Worten des Prieſters.“

„Wußte er, daß Du proteſtantiſch biſt?“

„Ja, ich ſagte es ihm.“

„Du biſt ein gutes, naives Kind!“ ſprach Juſtine lächelnd. „Es verſteht ſich, daß er ſich jetzt gehütet haben wird, mit der Türe ins Haus zu fallen. Ach Lucia! was wäre Dein Schickſal, wenn ich nicht neben Dir ſtände!“

Weil das ſo richtig iſt und mich ſo ſchmerzlich an Alarichs Treuloſigkeit mahnte, brach ich in Tränen aus. Juſtine umſchlang mich zärtlich und ſprach tröſtend:

„Wirf all' Deine Sorge auf mich und es wird gut gehen! Du findeſt Dein Glück wieder und ich habe dann nicht mehr den Kummer — den einzigen Kummer, deſſen mein Herz fähig iſt! — Dich leiden zu ſehen.“

So endete unſer Geſpräch. Ich war überwältigt, nicht überzeugt; — und das geſchieht mir öfter Juſtinen gegenüber; — ihr ſtarker Wille beherrſcht meine Unmündigkeit. War es aber nicht ungefähr das, was ſie den Prieſtern vorwarf?

Genua, den 1. Februar 1813.

Juſtine hatte keine Ruhe in Nizza. Ich hatte mich eingewohnt und wäre gern dort geblieben; allein ſie ſtellte mir den Aufenthalt in einer kleinen Stadt als höchſt gefährlich für unſeren Plan vor. Ich glaube, ſie fürchtete den Prieſter! Ach, ich hatte nicht mehr den Mut, mich an ihn zu wenden, da ich ja entſchloſſen war, das Recht der Selbſtbeſtimmung zu üben — wie Juſtine es nennt; das heißt Juſtinens Rat und nicht dem ſeinen zu folgen. Ach! ich folge jedem Rat, der mir die Vereinigung mit Alarich in Ausſicht ſtellt! — Beſonders jetzt, da er mir recht liebevoll geſchrieben hat, teilnehmend, hoffnungsvoll, faſt zärtlich. Es ſcheint, als hätten die Kriegsereigniſſe ihn wirklich mehr beſchäftigt, als die Circe. Wenigſtens atmet ſein ganzer Brief Kriegsluſt und Siegesfreude. Die franzöſiſche Armee vernichtet, Napoleon auf ſchleunigſter Flucht, die ruſſiſche Armee weiter und weiter gen Deutſchland vordringend, wo man nur das Signal des allgemeinen Aufſtandes erwartet: das iſt ſo recht, wie er es immer gewünſcht hat! und ich freue mich darüber. Ich liebe ſeinen Mut, ſeinen Tatendurſt, ſeine warme Vaterlandsliebe. Ich liebe alles, was ihn veredelt, was ſeine ſchöne Natur entwickelt. Aber mein muß er ſein! Deshalb bin ich auch jetzt ganz entſchieden, alles zu tun, was ihn an mich feſſelt. Ich bin jetzt ein halbes Jahr von ihm getrennt. Was ich dadurch leide, ſprechen Worte nicht aus! Es werden noch Monate vergehen, bis ich wieder mit ihm vereinigt ſein werde. Aber dann! — dazu bin ich feſt entſchloſſen — dann trenne ich mich nie wieder von ihm! Mag kommen, was wolle! — mag es gehen, wie es geht! mag ich aufs neue leiden und trauern — ich trenne mich nie wieder von Alarich!

12. Februar.

Unausſprechlich ſchön iſt Genua „die herrliche!*) Magiſch iſt der Blick längs der Riviere nach Porto fino, deſſen Felſen wie eine dunkle Sphinx am Geſtade liegt und ernſt hinausſchaut in das unendliche Meer. Magiſch ſind einige Ausſichten auf der Aqua sola, die ſchon mit den erſten Reizen des Frühlings ſich ſchmückt. Aber was geht das mich an! ich bin getrennt von Alarich! und kein Paradies kann mir gefallen ohne ihn.

15. Februar.

Juſtine iſt faſt entſetzlich in ihrer Liebe, in ihrer Vorſicht, mit ihrer Überlegung. Ich ſagte vorhin, der Gedanke, hier vielleicht zu ſterben, ohne Alarich wiedergeſehen zu haben, quäle mich dermaßen, daß ich zuweilen auf dem Punkt ſei, ihn zu bitten, herzukommen. Sie ſagte gelaſſen:

„Gib den Gedanken auf! die Erwartung des Erfolges würde Dich in eine nervenzerſtörende Spannung verſetzen. Und wie langſam und unſicher geht jetzt ein Brief! Du würdeſt Dich verzehren in Aufregung und Alarichs Tod oder was weiß ich für Schreckniſſe Dir ausmalen, wenn die Antwort lange ausbliebe. Auch muß ich Dir geſtehen, daß ich ſchon vor längerer Zeit an Alarich geſchrieben habe, er möge unter keiner Bedingung kommen, da jede Alteration, auch die freudigſte, für Dich von den übelſten Folgen ſein würde, während wir jetzt die beſten Hoffnungen hätten. Sei alſo überzeugt, daß Alarich, wenn er auch könnte, nicht kommen wird. Übrigens iſt Dein Befinden ja ſo gut, daß ich zu Deinen Todesgedanken nur lächeln kann."

---

*) Genova — la superba; Firenze — la bella; Padova — la dotta; Bologna — la grassa; Roma — l'eterna: nennt der Italiener einige ſeiner berühmteſten Städte.

22. Februar.

Auch hier erzählt mir mein Lohndiener viel von den Merkwürdigkeiten Genua's, mit denen ſich freilich das kleine Nizza nicht meſſen darf. Genua hat nicht bloß die ſtolzeſten Paläſte der Welt für reiche und vornehme Leute, ſondern auch für die Armen. Die Wohltätigkeitsanſtalten ſollen ungemein großartig ſein. Der gute Luigi ſchreibt das dem Einfluß und der Fürbitte einer edlen Genueſerin zu, die vor dreihundert Jahren geſtorben iſt, der heiligen Katharina Fieſchi-Adorno. Sie diente mit übermenſchlicher Aufopferung den Kranken — erſt in der Stadt und dann im großen Spital, wo ſie viele Jahre lebte. Ich fragte Luigi, warum ſie das getan habe? ſie hätte doch wenigſtens in ihrem Hauſe bleiben ſollen.

„Per amore del Nostro Signore e della Gran Madre de Dio, Maria sanctissima," antwortete er ganz ruhig und als ob ihm das gar nicht ſo ungeheuer auffallend ſei, die Dogentochter im Spitaldienſt zu ſehen.

„Es iſt nur zu erklären durch die Schwärmerei, die den Katholiken eigen iſt," bemerkte Juſtine.

„Schwärmerei!" rief ich; — „wie kann man die jahrelange furchtbare Praxis des Krankendienſtes im Spital — Schwärmerei nennen, da er doch in der Tat ein Mittel gegen alle Schwärmerei iſt."

„Ich wollte nur ſagen, der Urſprung dieſer Handlungsweiſe ſei Schwärmerei, d. h. eine verkehrte und überſpannte religiöſe Auffaſſung von Leben und Pflicht. Da die Katholiken durch ihre guten Werke den Himmel erobern wollen: ſo gilt ihnen die Excentricität auf dem Gebiet der Werktätigkeit als die Sturmleiter zur himmliſchen Citadelle."

„Aber welche Himmelsſehnſucht ſetzt es voraus, daß man ein ſolches Leben ſich wählen könne!" rief ich. — —

Heute gab mir Juſtine ein Buch und ſagte:

„Dies iſt die Lebensbeſchreibung der heiligen Katharina von Genua — wie man ſie nennt. Ich durchblätterte es nicht ohne Intereſſe, denn man ſieht hier der Sache auf den Grund. Die arme Frau lebte in einer höchſt unglücklichen Ehe und litt an ſomnambulen Zuſtänden. Das trieb ſie in's Spital!" —

Auch ich habe ſo eben das Buch durchblättert. Ja, es iſt wahr, Katharina war mehrere Jahre höchſt unglücklich, bis ihr Gemahl ſich vollſtändig beſſerte und mit ihr verſöhnte. Allein ich kann durchaus nicht den Zuſammenhang zwiſchen ihrem Unglück und dem Spitaldienſt einſehen. Sollte ich noch zehn Jahre im Jammer um Alarich leben müſſen: ſo würde mir tauſendmal der Gedanke kommen, meinem elenden Leben ein Ende zu machen; aber nicht einmal der: — Krankenwärterin im Spital zu werden.

Den 22. März.

Es iſt geſchehen. Alles iſt vorüber. Alarich wird bereits erfahren haben, daß ſein Sohn lebt, daß ich nicht zum vierten Mal „die Mörderin ſeines Kindes“ bin. Aber ich bin in Verzweiflung. Gott verfährt zu hart mit mir! O Alarich, Deinetwegen, um Dich zu retten, um Dich zurückzuführen auf den Weg der Pflicht und des Glückes — verdamme ich mich zu einem Komödienſpiel, das ſo lange dauern wird, wie mein elendes Leben! — Juſtine hatte alles auf's beſte vorbereitet. Ich ließ ſie gewähren und fragte nicht. Sie verſuchte mich zu täuſchen, aber das gelang ihr nicht. Als man mir das Kind in die Arme legte, ſagte Juſtine:

„Freue Dich, es lebt.“

Ich antwortete mit einem Strom von Tränen.

„Sieh, wie die Vorſehung alles ſo günſtig gefügt hat!“ ſetzte ſie zweideutig hinzu.

Möge Alarich bald kommen. Seine Freude wird mir Kraft geben. Der ſchmerzlichſte Tag meines Lebens war — trotz der vorhergehenden Jahre! — dieſer ſchreckliche 1. März.

Als Peregrin ſo weit geleſen hatte, entſanken ihm die Blätter: der 1. März, der ſeine Mutter zu einem lebenslänglichen Komödienſpiel verdammte, war ſein Geburtstag. Es iſt alſo richtig, murmelte er: nicht der Sohn meines Vaters, nicht der Sohn meiner Mutter . . . kein Gorm bin ich . . . und dies teufliſche Weib — dieſe Juſtine . . . hat das alles zuwege gebracht! Aber wer bin ich denn? wer ſind meine Eltern? — Er fiel über die Blätter her und las weiter:

Genua, den 3. April 1813.

Ich kann dies arme Kind nicht lieben! was liegt mir überhaupt an einem Kinde, wenn es nicht Alarich's iſt! — Ich ſagte heute an Juſtine:

„Ich kann nicht länger auf dieſer Folterbank aushalten! ich gebe den Knaben fort, laſſe ihn ſeiner Herkunft gemäß erziehen, ſchreibe an Alarich, er ſei geſtorben und kehre nach Deutſchland zurück.“

„Tue, was Dir gefällt,“ ſagte ſie mit eiſiger Ruhe; „aber dann ermanne Dich auch und wimmere nicht mehr um Alarich. Du haſt einmal das unerhörte Glück gehabt, Dein und ſein Schickſal zu beherrſchen — das wird Dir zum zweiten Male nimmermehr geboten. Alſo faſſe Deinen Entſchluß und handele.“

Wenn ich aber ſo ganz allein und ohne Rat einen Entſchluß faſſen ſoll, der über mich und Alarich entſcheidet und deſſen Ausführung, nach zwei zu laſſen. Durch den Schutz, welchen Can Grande II dem flüchtigen Dante gewährte, der durch eine feindliche Partei aus Florenz vertrieben in der Verbannung umherirrte und zu Verona eine Freiſtatt fand, ſchwebt um den Namen della Scala der Glanz des Dankes, den der große Dichter in der göttlichen Comödie niedergelegt hat. Übrigens fehlt es in dieſer Familie nicht an Schauderthaten, welche von dem unbändigen Kraftgefühl und dem Drang vehementer und brutaler Leidenſchaften hervorgerufen wurden, und an denen jene Zeit überreich war: Can Grande ſtarb durch die Hand ſeines Bruders Can Signorio. Um große Miſſethaten wie um große Unglücksfälle weben ſpätere Tage häufig ein und daſſelbe Licht, welches einer Glorie ähnlich iſt. Das ſollte wol nicht ſein, aber es iſt doch. Die Augen bleiben auf dem haften, was aus der Maſſe hervorſpringt; nur Großes macht ſich bemerkbar, Frevel wie Tugenden, das Genie des Guten wie des Böſen; da vergißt man dann oft den Frevel und nur das Große bleibt. Die Scaliger, trotz Brudermord und Tyrannei, ſind noch jetzt der Stolz von Verona, und ihre Grabmäler, nämlich das von Maſtino II und von Can Signorio, ſind wirklich einzig in ihrer Art. Letzteres iſt ſo: auf ſechs Säulen liegt eine ſechseckige Platte von Verde antico; ſie trägt den Sarkophag mit

Seiten hin, mich in Meere von Trübſal ſtürzt, ſo faßt mich ein Grauen und ich weiß mir nicht zu helfen. Es ſprechen dann zwei Stimmen in mir. Welche von Beiden iſt die unfehlbar richtige? Jetzt halte ich dieſe dafür und morgen jene — und niemand ſteht mir bei! Ach, ich zittere dermaßen vor jedem wichtigen Entſchluß, daß ich lieber die Dinge gehen laſſe, wie ſie eben gehen. Juſtine kennt genau dieſe Schwäche meines Charakters. Sie ſagte nach einiger Zeit:

„Arme Lucia, quäle Dich doch nicht durch das Raffinement Deiner Gefühle! Es iſt ja keineswegs notwendig, daß Du dies arme Bübchen anbeteſt. Es verhilft Dir dazu, Deinen Mann wieder anbeten zu können und Du verhilfſt ihm dazu, Graf Gorm's Sohn zu ſein. Das ſind zwei Dienſte, die einander wert ſind und die drei Menſchen glücklich machen. Was verlangſt Du mehr? — Mütterliche Gefühle vielleicht? — Sei verſichert, daß ſie erwachen werden, wenn Du Alarich in Jubilo ſehen wirſt, und wenn der genueſiſche Aufenthalt nach und nach in Deiner Erinnerung verblaßt. Für den Augenblick beunruhigt Dich die fremde Situation; doch mit der Zeit wirſt Du Dich vollkommen in ſie hineinleben — darüber habe ich nicht den leiſeſten Zweifel."

Juſtinens Zuverſicht tat mir wohl; ſie enthob mich eines Entſchluſſes: ich folgte dem ihren.

17. April.

Alarich iſt da! ſeine Freude iſt grenzenlos. Auch die meine ... über ihn! Aber ein leiſes Zittern ... ich glaube mehr ſeeliſcher als körperlicher Art, verläßt mich nicht. Öffnet ſich plötzlich eine Tür, höre ich einen ſchnellen Tritt, wird ein Brief gebracht: ſo ſchrecke ich zuſammen und es überläuft mich heiß und kalt. Aber ich bin glücklich und Alarich iſt glücklich: dem Glück muß ich ein Opfer bringen.

28. April.

Hätten wir nur erſt Genua verlaſſen. Ich dringe auf die Heimreiſe. Alarich findet hier alles ſo ſchön und ſich ſelbſt ſo beſeligt, daß er tauſend Gründe weiß, um länger zu bleiben. Wir führen ein paradieſiſches Leben, ohne alle fremde Geſellſchaft. Unſere Villa liegt an einem Felſenabhang. und die friſche Meeresluft trägt den Duft der blühenden Orangen- und Citronenbäume zu uns hinauf. Der Blick ſenkt ſich auf einen Teil der wunderbar ſchönen, maleriſchen Stadt und ſchweift hinaus in die unendliche Ferne des blauen Meeres, deſſen Brandung am zerklüfteten Geſtade zu uns herauftönt. Alle Sinne ſchwelgen. Die junge berauſchende Frühlingsſchönheit hat Erde und Himmel und Meer in Beſitz genommen; — und ich genieße das alles mit Alarich, dem geliebten, dem liebenden Alarich! — Aber ich verließe doch gern all' die Herrlichkeit und ſehne mich hinweg aus ihr nach Schloß Traun.

Schloß Traun, den 26. Auguſt.

Längſt ſind wir heimgekehrt; längſt ging Alarich zur Armee zurück und Juſtine begab ſich gleich nach Tannhof. Ich bin hier allein mit dem Kinde — mit Peregrin.

„Warum nannteſt Du ihn Peregrin? warum nicht Alarich?“ fragte Alarich, als ich ihm zum erſtenmal des Knaben Namen nannte.

„Peregrin bedeutet Fremdling,“ ſagte ich. „Und da ich an einem ſo wichtigen Wendepunkt meines Lebens in der Fremde war, habe ich ihm zur Erinnerung daran den ſchönen, ſanften Namen gegeben.“

Ach, das arme Kind! es iſt mir wohl ein Peregrin. Nichts knüpft mich an ihn, als daß er die Brücke ſchlug, die Alarich wieder zu mir führte — Und wer weiß, ob das nicht auch ohne ihn geſchehen wäre! —

2. Mai 1814.

Mein Gott, bin ich denn für ein immerwährendes Leiden geboren? — ich ertrug es nicht, daß Alarich die Circe liebte; — aber ich kann es auch nicht ertragen, daß er den Knaben ſo übermäßig liebt. Peregrin iſt der Mittelpunkt ſeiner Gedanken. Allerdings immer in der Vorausſetzung, über dieſen Punkt mit mir zuſammenzuſtimmen. Peregrin's Entwickelung und Erziehung, Peregrin's Fähigkeiten und Zukunft, ſind in unſerer Intimität ſein Lieblingsgeſpräch. Wohl liebt er mich zärtlich, wohl zeigt er es mir auf jede Weiſe, ganz ungeſucht; aber der Gedanke, daß es dies Kind iſt, dies fremde Kind, welches mich in ſeine Liebe wieder eingeſetzt hat, erfüllt mein Herz mit namenloſer Bitterkeit, die ich vor jedem menſchlichen Auge tief verbergen muß. O, es gibt eine Nemeſis, eine in der Stille rächende Gottheit, die uns da einen Dorn finden läßt, wo wir die Roſe pflücken wollten, welche uns nicht beſtimmt war. Ich klammerte mich bis zum Wahnſinn an den Gedanken feſt, durch ein Kind Alarich's Liebe wieder zu gewinnen; ich führte den wahnſinnigen Gedanken durch eine eben ſo wahnſinnige Handlung aus; ſie hatte den erwünſchten Erfolg — und jetzt möchte ich verzweifeln, daß ich dieſem Kinde Alarich's Liebe danken ſoll.

1. März 1815.

Peregrin war krank und Alarich in einer ſolchen Aufregung und Troſtloſigkeit, daß ich denken muß, er wäre dem Kinde in's Grab gefolgt, wenn Gott es nicht erhalten hätte. Deshalb zitterte auch ich für dies kleine Leben; ach! nur deshalb! denn mich würde Peregrin's Tod von einer furchtbaren Laſt erlöſen. Armes Kind! Heute iſt er zwei Jahre alt geworden. Ein liebes, früh entwickeltes, glücklich begabtes Kind, ſo recht dazu geeignet, die Wonne eines Mutterherzens zu ſein. Aber mein Herz iſt wie tot für ihn. — —

10. November.

Früher war es mir eine Erleichterung, dieſen Blättern meine Gedanken und Empfindungen anzuvertrauen. Auch dieſer ſchwache Troſt iſt dahin. Ich darf nicht aus der Übung kommen mich zu beherrſchen, denn ich darf ja nie, nie! niemals in mein Herz ſchauen laſſen, muß immer auf der Hut ſein, um mich nicht unwillkürlich einmal zu verraten.

Dresden, den 8. Januar 1816.

Geſtern waren wir im Schauſpiel. Es wurde Macbeth gegeben. Das iſt wohl eine der großartigſten Tragödien — nicht bloß von Shakeſpeare, ſondern überhaupt! So, gerade ſo, geht es her in der Menſchenbruſt! da erwachen die Gedanken, zuerſt nur träumeriſch, dann ganz, ſchlagen die Augen auf, ſehen uns an mit verlockendem Blick und wir ſchauen ſo tief in dieſen betörenden Blick hinein, bis wir uns ganz in ihn verſenken und verlieren und bis er unſer Licht und unſere Leuchte wird. Dann faſſen wir alles auf im Sinne dieſer Gedanken; alles, was uns begegnet, drängen wir in ihre Richtung, deuten wir in ihrem Verſtändnis. Und dann, wenn wir uns innerlich ganz vertraut mit ihnen machten, dann kommen die äußeren Umſtände herzu — und der Gedanke wird zur Tat. Ein Unbefangener hätte die Prophezeihungen der Hexen verlacht oder ſtolz zurückgewieſen; — Macbeth wird tief ergriffen, denn ſie ſprechen die

Sprache ſeiner Gedanken. Kommt dann ein übermächtig drängender Impuls dazu — eine Lady Macbeth — — ſo wird es vollbracht; denn das ſchwache träumende Kind der Gedanken iſt ein Rieſe geworden, der ſich in ihrem Schoß nicht mehr bergen kann und nicht länger tatlos und doch ruhelos verbergen will. — Und nun das, was folgt! .. Mitten in dem Pomp der Majeſtät und dem Glanz des Feſtes — Banco's Schatten! Mitten in der Ruhe der Nacht — die Ängſte des Traumes von der blutigen Hand! — Nie habe ich eine Tragödie ſo mit gelebt wie geſtern den Macbeth! aber es war ein grauſiges Leben — und als der Vorhang fiel, dachte ich: Dort iſt es nun zu Ende, aber .... hier nicht. Marich gab mir den Arm, um mich fortzuführen.

„Wie Du zitterſt!“ ſagte er teilnehmend.

„Ja, es iſt eine grauſige Tragödie,“ entgegnete ich; „und durch die vortreffliche Darſtellung iſt ſie mir ſo lebendig geworden, daß ich ſie durchlebte.“

„O,“ ſagte er ſcherzend, „das Furchtbarſte darin betrifft nicht Dich — ſondern mich.“

„Haſt Du Macbeths-Gedanken?“ fragte ich lächelnd.

„Nein!“ erwiderte er, „ich gönne allen Königen ihre Krone lieber als mir . Aber Macbeth hat mir wieder gezeigt, wie ungeheuer weit der Einfluß eines geliebten Weibes geht .... und wie wir auf der Hut ſein müſſen gegen Euch.“ — —

Schloß Traun, den 15. September 1816.

Wie er mehr und mehr anſchwillt der Kelch, in welchem ich Nektar finden wollte und Wermut finde! Und je mehr das geſchieht, deſto häufiger fallen mir die Worte des Prieſters von Nizza ein: „Nehmen Sie Ihr Kreuz von Gottes Hand an und tragen Sie es, ſo lange Er will.“ Klingt nicht durch dieſe Wort ich weiß nicht was für eine Ahnung, daß Gottes Hand mir zu Seiner Zeit das Kreuz auch wieder abnehmen werde? — O hätte ich das damals verſtanden!

1. Oktober.

Alarich frohlockt über unſere Hoffnungen. Ich bin ſo ſtumpf, daß ich mich über nichts auf Erden freuen kann, am wenigſten über dieſe Ausſicht. Ich bitte Gott nur um das eine: mir eine Tochter zu ſchenken; — denn ein Sohn .... ein Sohn nach Peregrin .... das wäre nicht zu ertragen.

21. Dezember.

Gottes Gerichte ſind furchtbar — beſonders die verborgenen. Mein Kind lebt, geſund, kräftig ... ein Sohn! Ja, ein ſchöner, ſtarker Knabe! — Wer hätte das erwartet nach elf Jahren! nach vier unglücklichen Wochenbetten! — „Ausharren! ausharren!“ ſagte der Prieſter von Nizza. Warum ſetzte er nicht hinzu: „Ich weiß deine Zukunft: folge mir!“ — O ich Unſelige! ich fürchte manchmal den Verſtand zu verlieren — und das darf ich nicht, denn der Irrſinn iſt zuweilen geſchwätzig und plaudert die traurigen Heimlichkeiten des Herzens aus. — Aber welch ein Glück .... oder welch eine Tugend iſt der Glaube! Hätte ich damals geglaubt, was der Prieſter ſagte, daß er als Stellvertreter Gottes zu den Seelen ſpreche, ratend, richtend, warnend, liebend: ſo wäre ich jetzt die glücklichſte Gattin, die glücklichſte Mutter! — Warum habe ich nicht den Troſt eines ſolchen Glaubens? mein Gott, das iſt ungerecht! — Aber um ihn zu üben — dazu gehört doch große Tugend. Denn in der allgemeinen Erkenntnis, daß wir zu glauben haben, liegt weiter nichts Tröſtliches und die ſpezielle Einſicht in jeden beſondern Fall iſt uns nicht gegeben: ſo müſſen wir denn immer unſer Verlangen, unſern Willen, unſere Anſicht im Glauben unterwerfen — und das iſt ſchwer! — — Um mich einigermaßen zu beruhigen, klammere ich mich an den Gedanken an, daß Alarich, ohne Peregrin's Dazwiſchenkunft, für mich verloren geweſen wäre, und wenn ich mir das lebhaft vorſtelle, ſo bin ich mit allem, was ich tat, vollkommen ausgeſöhnt und mein Gewiſſen verſtummt — denn ich durfte Alarich nicht auf ſeinem Wege forttaumeln laſſen.

2. Juli 1817.

Immer dieſe zwei Kinder vor Augen zu haben, beiden gleichmäßig Liebe beweiſen zu ſollen — und das eine, das ſich ganz und gar des Vaters Herz bemeiſtert hat — dies eine beinahe zu haſſen — iſt das nicht, um den Verſtand zu verlieren? — Die Leute ſagen, ich ſei launenhaft, ich ſei melancholiſch, ich quäle meinen Mann — das iſt alles wahr. Mich peinigen die furchtbarſten Gedanken! bald möchte ich Peregrin heimlich verſchwinden laſſen, bald mich Alarich zu Füßen werfen und ihm alles geſtehen, alles, was ich aus Liebe zu ihm verbrochen habe. Aber ich bin nicht fähig, ſolche Dinge zu tun. Die Angſt, wie Alarich eine ſolche Erklärung aufnehmen und was darauf folgen würde, iſt ſo groß, daß ich lieber in meinem Elend verbleibe und mich von Alarich aus einem Badeort zum andern, von einer Zerſtreuung zur andern führen laſſe. Seine Liebe, Güte und Sorgfalt ſind grenzenlos und ſind mir dermaßen ſüß und wohltuend, daß ich ſie um keinen Preis entbehren kann und will. Eine Enthüllung über Peregrin könnte ihn aber möglicherweiſe, ja ſehr wahrſcheinlich, gegen mich erkälten, und da ich gerade dies vermeiden wollte: ſo muß ich ſchon ausharren in dieſem geheimen Zwieſpalt meines Lebens, das ſich nach Außen zwiſchen Roſenhainen — nach Innen zwiſchen Nachtſchatten bewegt.

25. November.

Mein Verhältnis zu Juſtine, früher ſo voll Vertrauen und Zärtlichkeit, iſt ganz geſtört. Ich habe ihr gegenüber alle Haltung verloren und weiß nicht, wie ich mich benehmen ſoll, obſchon ſie immer ſehr liebevoll für mich iſt und mich ungemein freundlich aufnimmt, wenn ich ſie beſuche. Auch gegen die Kinder iſt ſie gut — verſteht ſich, in ihrer kühlen Art, die ihr überhaupt in dieſem Fall ſehr zu ſtatten kommt.

„Wer A geſagt hat, muß B ſagen," ſpricht ſie, „und muß beide Kinder ganz gleichmäßig behandeln."

„Das iſt für Dich leichter, als für eine Mutter," entgegnete ich; „die fühlt nun einmal anders für das eigene Kind."

„Die Gefühle ſind Dir unbenommen," ſagte ſie, „nur dürfen ſie nicht hervortreten."

„Das iſt ungefähr ſo," rief ich mit einiger Bitterkeit, „als wenn Du ſprechen wollteſt: Scheine nur, du Sonne, aber laß es nicht Tag werden."

„Liebe Lucia," entgegnete ſie mitleidig, „wann wirſt Du begreifen, daß Selbſtbeherrſchung allein den Verkehr der Menſchen unter einander möglich macht. Jeder von uns trägt ſeine paar Pfund oder Zentner Blei im Kämmerlein ſeines Herzens mit ſich umher. Nun gut! das gehört zum Leben ſo gut wie der Atemzug und wie der Tod. Davon iſt wirklich nicht ſo viel Aufhebens zu machen. Du haſt gehandelt, wie Du handeln mußteſt, und ich habe Dir geraten, wie ich raten mußte. Jetzt müſſen wir die angenehmen Erfolge ſowohl, als die unbequemen Folgen mit Gleichmut annehmen."

Basreliefs geziert und ein Mäuerchen das zwiſchen ſechs Pfeilern in Niſchen die Statuen „der Heiligen der Familie“ trägt, nämlich diejenigen, welche ſich mit Waffen abgegeben: St. Georg, St. Michael, St. Sebaſtian, St. Hubertus, und noch zwei, deren Namen ich vergeſſen habe. Über den Niſchen tragen wiederum ſechs Säulen ein Thürmchen, eine Pyramide, wie ſoll man es nennen, und auf deren Gipfel ſteht Can Signorios Statue zu Pferd. Das Ganze iſt von weißem Marmor, und ein Eiſengitter, zierlich wie Goldſchmidtsarbeit, lauter Ringe in denen eine kleine Leiter, das Familienwappen, ſteht, umgiebt es bis zur Höhe des Sarkophags. Maſtino II Mauſoleum iſt dieſem ähnlich, dieſelbe pyramidaliſche Form, aber ſchwerer, weil es nur viereckig ſtatt ſechseckig, und weniger hoch iſt. Die übrigen Grabmäler beſtehen in Sarkophagen, die theils freiſtehen, theils in die Kirchenmauer eingelaſſen ſind. — Nach Can Signorios frühem Tode — er ſtarb 1375, 35 Jahr alt — kam Verona an die Carrara, Herrn zu Padua, und nach deren Untergang im Jahr 1405 an die Republik Venedig.

Ein anderes veroneſiſches Grabmal, weltberühmt, obgleich unhiſtoriſch, hat mir einen äußerſt komiſchen Eindruck gemacht. In einem wüſten, abgelegenen Stadttheil, zwiſchen hohen Mauern, öffnete ſich

„Mit Gleichmut! und das Schwert des Damokles, die Entdeckung . . . . ſchwebt über meinem Haupt!“ rief ich; — „und die ganze Zukunft meines Sohnes wird beeinträchtigt! Die Liebe ſeines Vaters, ſein Vermögen — alles muß er teilen . . . . und dieſen Anteil hab’ ich ihm geraubt!“

„Beruhige Dich, beſte Lucia, und bedenke, daß er vielleicht gar nicht auf der Welt wäre und Du keinen Sohn hätteſt, wenn Peregrin ihm nicht vorausgegangen wäre. Und was das Vermögen betrifft, ſo können ja wir, Du und ich, ausſchließlich das unſere ihm zuwenden. Sei alſo vernünftig, nimm das Leben wie es iſt und ergrüble Dir nicht Sorgen für die ferne Zukunft, die Keinem von uns ſicher iſt. Du kannſt ſterben, Du kannſt Witwe werden, eines der Kinder oder alle beide können ſterben: all dieſe Ereigniſſe ſind möglich, denn überall lauert der Tod. Rüttle alſo nicht an dieſem und nicht an jenem. Je ruhiger Du die Verhältniſſe betrachteſt und behandelſt, deſto beſſer wird es für alle Teile und deſto glücklicher wirſt Du ſein.“

So ſprach Juſtine fort und fort zu mir. Wie gern folgte ich ihr! Aber in mir ſpricht eine andere Stimme — und mitten im Beſitz und Genuß von allem, was ein Weib beglücken kann, habe ich nicht eine einzige glücklich ruhige Stunde!! —

Peregrin las dieſe Blätter — und las ſie wieder — und las ſie abermals — und mehr und mehr mit der Empfindung, als werde ſein Herz von einem Dornengeſtrüpp zerfleiſcht und von ſeinen Augen das milde, ſüße Licht hinweggenommen, in welchem er bis jetzt Welt und Leben, und ſein eigenes und fremdes Schickſal betrachtet hatte. In ihm — Todeswunden: keine Eltern, keine Liebe, keine Heimat! Außer ihm — tiefſte Nacht: keinen Namen, keine Zukunft! — Ihm war zu Sinn, als müſſe er ſterben, nach ſterben dem Peregrin Gorm, der ſo eben vor ſeinen Augen in ein fürchterliches Grab verſunken war. — —

Die Baroneſſe ließ ihm das Nachteſſen anſagen. Der Diener, der mindeſtens ein Vierteljahrhundert in Tannhof geweſen war, kam zurück und meldete mit betrübter Miene:

„Graf Peregrin läßt ſich entſchuldigen: er wird erſt morgen früh erſcheinen.“

„Iſt er unwohl?“ fragte Juſtine faſt erſchreckt.

„Wenn er es nicht iſt, ſo muß er es werden, gnädige Baroneſſe .... vor Hunger. Während der Speiſeſtunde war er unterwegs; hier hat er ein einziges Täßchen Kaffee genommen — und jetzt kein Nachteſſen! das ruiniert die Geſundheit.“

„Wie ſieht er denn aus . . . krank? angegriffen?“

„Ich habe ihn gar nicht geſehen, gnädige Baroneſſe. Ich klopfte an ſeine Türe, ein-, zweimal.

Da ich keine Antwort bekam, dachte ich, Graf Peregrin ſei in Schlaf gefallen — und verſuchte leiſe zu öffnen; aber die Türe war von innen geſchloſſen. Da erſchrak ich, rüttelte unſanft am Schloß und rief: Herr Graf! Herr Graf! Nun kam er an die Türe und fragte, ohne zu öffnen, was ich wolle. Ich meldete, daß die gnädige Baroneſſe den Herrn Grafen zum Nachteſſen erwarteten. Da ſagte er: Ich danke; — ich werde morgen zum Frühſtück kommen. Da ſagte ich: Aber Herr Graf werden ja bis dahin vor Hunger umkommen. Da ſagte er nichts weiter und im Zimmer war es mäuschenſtill."

„Ich will ſelbſt hinaufgehen — vielleicht iſt er krank," ſagte Juſtine.

Der Diener ergriff eine Kerze, um ihr vorzuleuchten; aber ſie nahm ihm dieſelbe aus der Hand und ging allein hinauf. Als ihr Anklopfen ohne Erfolg blieb, nannte ſie ſich und Peregrin ſagte nun:

„Ja, morgen früh werde ich kommen, heute nicht."

An der ernſten Beſtimmtheit des Tones hörte Juſtine, daß hier nichts zu ändern ſei. Sie ſagte alſo:

„Nimm Dir die Sache nur nicht übertrieben zu Herzen, Peregrin. Du bleibſt ja das, was Du biſt.

Sei verſtändig. Ich hoffe, die nächtliche Ruhe bringt Dir gute Gedanken."

Sie bekam keine Antwort.

„Er hat eine ſtarke Migräne und folglich keinen Appetit," ſagte Juſtine, als ſie zu dem Diener zurückkam, dem man ſeine getäuſchte Hoffnung anſah.

Sie ſetzte ſich alſo allein zum Nachteſſen, das ſie in ihrer mäßigen Weiſe mit gutem Appetit verzehrte und dabei heimlich dachte: Hätte ich das gewußt, ſo hätte ich wahrlich nicht der Köchin die Mühe gemacht, eine Speiſe mehr zu bereiten.

Als dieſer Akt vorüber war, begann ein neuer. Die unglückliche Kammerfrau erſchien mit dem trübſeligſten Geſicht von der Welt, um ihr Vorleſeramt zu verwalten: ſie mußte diejenigen Artikel aus Zeitungen und Journalen vorleſen, welche Juſtine mit Rotſtift bezeichnet hatte. Die franzöſiſche Staatsweisheit war vor dreißig Jahren die bewunderte und geprieſene der europäiſchen Preſſe. Ihre Doktrinen über das konſtitutionelle Regiment des Bürgerkönigtums erregten in Deutſchland bei derjenigen Partei, die ſich liberal nannte, ein heftiges Verlangen nach ähnlichen glückſeligen Zuſtänden und ſo wurde denn die Doktrin eines Perrier, Guizot, Thiers breit, weitläufig, mit unendlichem und unermüdlichem Wortſchwall in Leit- und ſonſtigen Artikeln dargelegt, beleuchtet, erörtert und erläutert — und die unglückliche Jacobea mußte dieſe abendlichen Vorleſungen halten, die ihr nicht anders vorkamen, als ob ſie hebräiſch mit deutſchen Buchſtaben vortrüge.

„So! nun ſtelle Dir die Lampe ganz nah,“ ſagte Juſtine, „und ſprich die fremden Worte nach meiner Angabe aus. Geſtern haſt Du den ganzen Abend, wenn das Wort „Doktrin“ vorkam, ſtandhaft und regelmäßig geſagt „Doktorin“ — und haſt es immer mit einem Nachdruck ausgeſprochen, als freuteſt Du Dich, Dein tiefes Verſtändnis dieſes Wortes kund zu geben. „Die Doktorin Guizots ſteht der Doktorin Thiers, wenn nicht feindlich, ſo doch auch nicht zuſtimmend gegenüber:“ Das iſt ja Unſinn. Alſo merk' es Dir.“

Jacobea's Vorleſung wurde aber faſt gar nicht getadelt, weil die Baroneſſe ſie heute wenig beachtete. Ihre Gedanken waren mit Peregrin beſchäftigt. Sie ärgerte ſich über den Leichtſinn, womit ſie ihm Lucia's Tagebuch anvertraut hatte. Konnte er nicht einen böſen Gebrauch davon machen? Ungelegenheiten bereiten? — Ein untergeſchobenes Kind . . . war das nicht ſo etwas wie ein Verbrechen . . . und zwar ein ſolches, wovon die Gerichte Notiz nehmen? — Aber was hätte er davon? . . . . Nein! ſein Intereſſe fällt mit dem unſrigen zuſammen und heißt: Schweigen.

Am andern Morgen erſchien Peregrin zum Frühſtück bei der Baroneſſe. Er ſah aus wie ein aus dem Grabe Erſtandener, der noch unter dem

Schauer des Todes ſteht. Ihr verſagte die Stimme bei ſeinem Anblick.

„Was iſt denn jetzt eigentlich Eure Idee?“ fragte er und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Höchſt einfach und kurz: der Gütertauſch — damit Schloß Traun an den rechtmäßigen Erben komme. Deine unglückliche Mutter iſt nämlich von der Vorſtellung gepeinigt, daß ihr Mann ihr in der Ewigkeit zürnen werde, wenn die Succeſſion in der Familie keine regelrechte ſei. Gewiß ein kindiſcher Gedanke! — denn wenn die Toten etwas wiſſen von irdiſchen Angelegenheiten, ſo müſſen ſie dieſelben ganz anders beurteilen, da ſie nicht perſönlich von ihnen berührt werden und folglich die Haupttriebfeder menſchlicher Urteile, die Selbſtſucht — wegfällt. Nun gut! das faßt ſie nicht! Ihr melancholiſcher Zuſtand hat ſeinen Grund in ihrer Angſt vor dem zürnenden Schatten ihres Mannes. Durch Schloß Traun hofft ſie ihn zu verſöhnen. Ich teile nun freilich dieſe Anſicht nicht; dennoch wünſche auch ich, daß Schloß Traun dem ächten Gorm bleibe: es ſcheint mir billig. Deine Mutter und ich . . . . wir glaubten, Du würdeſt, ihren Bitten nachgebend, den Tauſch eingehen; — in dieſem Fall hätteſt Du nie eine Silbe von der Vergangenheit erfahren. Jetzt mußt Du es ſchon ſo einrichten, daß Alarich ſich füge und daß Ihr Beide ein Abkommen treffet, welches Schloß Traun in ſeine Hände bringt, ohne Verdacht in ihm zu erregen.“

„Und dann ſoll ich ihm Coſchau ſtehlen?“ ſagte Peregrin mit eiſiger Ruhe.

„Welcher Unſinn! Du biſt nun einmal der Adoptivſohn der Familie und nimmſt, was Dir gebührt.“

„Mit nichten! ich bin kein Adoptivſohn! als ſolcher hätte ich allerdings die Rechte, die mein Vater geſetzlich auf mich übertragen hätte. Aber nie hat Derjenige, der mich und den ich als den zärtlichſten und beſten Vater geliebt — nie hat er mich adoptiert .... nie den ungeheuern Betrug geahnt, deſſen Opfer er war und ich bin. Mit Abſchen hätte er das untergeſchobene Kind fortgewieſen und nie hätte er eine ſo teufliſche Lüge, die ihr Gift in den Schoß einer Familie ſpeit, durch Adoption gerechtfertigt.“

„Biſt Du wahnſinnig geworden?“ rief die Baroneſſe; — „das arme elternloſe Kind aus dem Waiſenhauſe zu Genua kommt zu Namen und Erziehung, Familie und Vermögen — und nennt das eine „teufliſche Lüge“? Deine wirklichen Eltern haſt Du verloren; andere nehmen ihren Platz ein, überhäufen Dich mit Liebe .... und ſtatt ihnen auf den Knien zu danken, geberdeſt Du Dich, als habe man ein Verbrechen an Dir begangen?“

„Ein fluchwürdiges Verbrechen habt Ihr begangen .... Du und die unglückſelige Mutter!“

rief Peregrin. „Ja, es wäre eine gute Handlung von Eurer Seite und eine große Wohltat für den armen Waiſenknaben geweſen, wenn Ihr ihn erzogen und ſeiner Herkunft gemäß verſorgt und das alles mit Liebe getan hättet. Aber ihn zu dem greulichſten Betrug zu brauchen, der ſich denken läßt: und einen Vater glauben zu machen, es wäre ſein Sohn — das verdient Abſcheu . . . keinen Dank."

„Wo iſt das Tagebuch Deiner Mutter?" fragte die Baroneſſe beunruhigt.

„Ich habe es und werde es behalten."

„Es gehört mir!" rief ſie; — „Deine Mutter brachte es einmal her mit anderen Briefen und Papieren, um alles zu zerſtören. Ich bat ſie um das Tagebuch, weil es vielleicht einmal nützlich ſein könne. Sie gab es mir unter der Bedingung, es vor kein menſchliches Auge zu bringen und es vor meinem Tode zu vernichten. Ich verſprach beides. Als ich Dich geſtern in ſo furchtbarer Aufregung ſah, hielt ich für das Beſte, Dir durch das Tagebuch die Wahrheit kund zu tun. Das iſt geſchehen . . . jetzt gib es zurück."

„Ich behalte es!" entgegnete Peregrin. „Es iſt für mich ein unſchätzbares Dokument. Wer weiß, welche Intrigue Ihr wieder erſinnen, welche Behauptungen Ihr aufſtellen könntet, wenn ich es nicht behielte. Hier habe ich die Wahrheit, aufgezeichnet von der Hand der unglückſeligen Mutter und beglaubigt durch ihren ganzen Charakter, der ſich hier in den klarſten Umriſſen darſtellt. Hier löſt ſich das Rätſel, das zugleich meine Demütigung und mein Sporn war: ihre Vorliebe für Alarich. Hier erklärt ſich ihre Unruhe, ihre nervöſe Aufregung, ihre Melancholie: das Gewiſſen peinigte ſie. Dafür danke ich Gott! es iſt ein Zeichen, daß ſie wenigſtens ein menſchliches Herz behielt."

„Ich aber nicht — willſt Du hiemit ſagen, wie mir ſcheint," entgegnete Juſtine achſelzuckend. „Lebe Du einmal erſt ſechzig Jahre, wie ich gelebt habe ... und dann ſieh zu, was von Deinem Herzen übrig ſein wird! — In dieſem beſondern Fall nun handelte ich nach der Beſtimmung einer höheren Notwendigkeit und aus den edelſten Motiven: das Glück meiner Schweſter, ihre Verſöhnung mit ihrem Mann, eine muſterhafte Ehe, vierundzwanzig Jahre voll Glück und Segen — das alles iſt mein Werk ..." —

„Um den Preis einer Lüge!" rief Peregrin.

„Um den Preis der vortrefflichen Erziehung eines verwaiſten Kindes zu einem vielverſprechenden jungen Mann," ſagte ſie kalt.

„Aber biſt Du denn ſo durch und durch der Wahrheit entfremdet, daß Lüge und Betrug in Deinen Augen keine moraliſche Miſſetaten ſind!" rief er heftig.

„In unſerer ſublunariſchen Welt muß jeder die Mittel anwenden, die ihm eben zu Gebot ſtehen, um ſein Ziel zu erreichen," entgegnete die Baroneſſe. „Der Menſch lebt in Illuſionen — und deſto glücklicher, je roſenfarbener ſie ſind. Dein Vater war zufrieden und froh durch die ſeine. Wie mancher Vater liebt ein Kind, das ihm in minder unſchuldiger Weiſe präſentiert wird.“

„Mir grauet vor Dir,“ ſagte er ſchaudernd.

„Nun, ſo entſetzlich unſchuldig wirſt Du denn doch nicht ſein,“ ſagte Juſtine mit Gleichgültigkeit, „daß Du keine Ahnung von den Dingen haben ſollteſt, die in der Welt vorfallen.“

„Doch gewiß nur, um ſie zu verabſcheuen — und nicht um mich auf ſie, wie auf eine Entſchuldigung für die eigenen Untaten zu berufen,“ ſagte er.

Ein Wagen fuhr vor.

„Iſt es der Deine?“ fragte die Baroneſſe; — und ſetzte hinzu, als Peregrin es bejahte: „Gut! ich werde Dich begleiten! — Iſt meine Geſellſchaft Dir auch nicht ſehr genehm, ſo will ich Dir doch beweiſen, daß ich ein menſchliches Herz habe und will Deiner armen Mutter zur Seite ſtehen bei der Scene, welche Du ihr bereiten wirſt.“

„Ich fürchte, Du langweilſt Dich,“ ſagte Peregrin verſtimmt; „denn ich fahre ſelbſt.“

„Durchaus nicht! im Gegenteil! . . . ich habe ein ganzes Heft voll Gutsrechnungen durchzuſehen.“

Bei dieſen Worten ſchellte die Baroneſſe und ſagte zu dem eintretenden Diener:

ein Thorweg zu einem ziemlich elenden Hauſe. Indemſelben ſtanden und lagen allerlei Wirthſchafts- und Gartengeräthe, die Hühner gingen gackernd darin ſpazieren, eine Katze lag zuſammengerollt auf einem umgeſtürzten hölzernen Gefäß und blinzelte uns an, und an der einen Wand ſtand ein ſteinerner, zerbrochener, deckelloſer Sarkophag „Dies iſt Julias Sarg!“ ſprach pathetiſch unſer Lohnlackey. Wenn die Lohnlackeyen tragiſch werden, ſo werde ich luſtig; meine Luſtigkeit ſteigerte ſich bedeutend, als er uns durch den Thorweg und zwiſchen Gemüſebeete auf einen grünen Platz führte, der ein Mittelding von Obſtgarten und Bleichplatz iſt, und dann vor eine kleine viereckige Pfütze voll Waſſer, worin ſich zwei Fröſche poſſirlich geberdeten. „Hier, fuhr er fort, ſtand Julias Sarg — er wies auf die Pfütze, die allerdings ausſieht wie ein leeres Grab, das man mit Waſſer, ſtatt mit dem Sarge gefüllt hat — und dort iſt die Mauer, die Romeo überſtieg als er von Mantua kam, ꝛc. ꝛc.“ — Ich habe ſonſt eine wahre Andacht zu allen Stätten, an die ſich poetiſche Sagen knüpfen; wenn ſie auch ruinirt oder degradirt ſind, ſo find' ich doch leicht etwas, das mir hilft eine paſſende Szenerie herzuſtellen; doch hier war es unmöglich! Der Bleichplatz, die Kohlköpfe, die Fröſche — Alles war ſo ſpießbür-

„Jakob! heute und morgen geht alles ruhig ſeinen Gang im Hauſe fort — und morgen abend bin ich wieder hier.“

„Befehlen Euer Gnaden nicht, daß ich mitfahre?“ fragte Jakob verblüfft über dies unerhörte Ereignis.

„Nein! Jakobea wird mitfahren,“ entgegnete die Baroneſſe — und in fünf Minuten war ſie pünktlich und ordentlich, wie ein alter Soldat, ſamt ihrer Zofe zur Abfahrt gerüſtet.

„Ich habe auch meine Meriten,“ ſagte ſie mit ihrem kalten Lächeln zu Peregrin. „Wenig Damen würden mit ſo wenig Umſtänden einen kleinen Ausflug machen.“

Er verbeugte ſich ſchweigend und gab ihr den Arm, um ſie zum Wagen zu führen. Im Vorſaal hatten ſich die Dienſtboten verſammelt, um von der Baroneſſe Abſchied zu nehmen, denn ſeit zwanzig Jahren, ſeit Alarichs Geburt, hatte ſie nie eine Nacht außerhalb Tannhof zugebracht. Alle wünſchten glückliche Reiſe und glückliche Heimkehr, und als der Wagen verſchwunden war und jeder zu ſeinem Tagewerk zurückkehrte, wiegte die Haushälterin bedachtſam das Haupt und ſagte prophetiſch:

„Das hat etwas zu bedeuten.“

„Ja wohl . . . . das hat etwas zu bedeuten!“ ſagte Jakob mit Nachdruck.

„Eine Heirat, nicht wahr, Jakob?“ fragte ſie neugierig. „Graf Peregrin iſt in den Jahren. Wer nur die Braut ſein mag? ich hörte einmal von der Tochter eines böhmiſchen Fürſten munkeln.“

„Ach was munkeln! von Graf Peregrins Braut würde man frank und frei ſprechen — nicht munkeln!“ ſagte Jakob ungeduldig. „Aber immer denken die Frauensperſonen ans Heiraten. Gibt es denn gar nichts anderes, was auf Gottes weiter Welt einem Menſchenkind paſſieren kann, als zu heiraten!“

„Nun, nun!“ erwiderte die Haushälterin boshaft, „Heiratsgedanken darf man mit allen Ehren haben — und es iſt gewiß nicht ſehr reſpektabel von den Mannsperſonen, wenn ſie ſie nicht haben.“

„Mamſell!“ ſagte Jakob empört, „Sie verflechten immer Dinge, die gar nicht zuſammengehören. Kann ich dafür, wenn keine Mannsperſon Ihnen gegenüber Heiratsgedanken gehabt hat?“

„Mein guter Jakob, da ſind Sie ſtark im Irrtum,“ ſagte ſie geziert. „Aber was ſind denn eigentlich Ihre Anſichten über dieſe merkwürdige Reiſe?“

„Daß Graf Peregrin krank iſt . . . ſchwer krank. Er hat hier nicht einen einzigen Biſſen genoſſen! Geſtern abend nichts . . . heute früh auch nichts! Einen Zwieback nahm er, als ich ihm zum Kaffee das Backwerk bot — aber auch der Zwieback liegt unberührt neben ſeiner Taſſe. Und wie blaß ſieht er aus!“

„Sehen Sie, Jakob, daß ich recht habe?“ rief triumphierend die Haushälterin; — die Liebe raubt ihm allen Appetit und darum iſt er blaß. Nun, unſere Baroneſſe wird die Sache ſchon in den gehörigen Gang bringen, und nächſtens vermählt ſich Graf Peregrin mit einer böhmiſchen Prinzeſſin.“

„Der Klügſte ſchweigt,“ ſagte Jakob gelaſſen und ging an ſeine Arbeit. Dieſen Ausſpruch hatte er oft von Juſtinen gehört. Trugen die Dienſtboten ihr Zwiſtigkeiten vor, ſo miſchte ſie ſich äußerſt ſelten hinein, ſondern ſprach nur jene drei Worte, die Jakob jetzt mit ſtoiſcher Ruhe und zu ſeiner großen Befriedigung wiederholte: „Der Klügſte ſchweigt.“

Juſtinens Abreiſe von Tannhof erregte nicht größeres Erſtaunen, als ihre Ankunft in Schloß Traun. Lucia war in ihrem Kabinett, das in den Garten ging; aber ſie hörte, wie die ungariſchen Jucker in den Hof hineinbrauſten und wie ſämtliche Hunde anſchlugen und ſich dem Wagen entgegen und faſt zwiſchen die Räder ſtürzten. Nun weiß er alles! dachte ſie und wollte aufſtehen und ihm entgegen gehen. Aber ein Schwindel und ein furchtbares Herzklopfen hielt ſie auf ihrem Sitz zurück. Als aber Juſtine und Peregrin eintraten, raffte ſie ſich mit größter Anſtrengung zuſammen und erhob ſich; — aber nur um zu ſeinen Füßen niederzufallen und mit herzzerſchneidender Klage zu flehen:

„O Peregrin . . . . vergib! vergib mir! . . . . Da es geſchehen war . . . . hätte ich ſchweigen ſollen! Ich habe Dich unglücklich gemacht . . . vergib mir!"

„Ja, Du haſt mich wahrhaft unglücklich gemacht," ſagte er mit tiefem Ernſt, indem er ſie aufhob; „denn Du haſt mir nicht bloß die Mutter, ſondern auch das Ideal der Mutter geraubt, das ich in Dir liebte und verehrte. Dennoch aber iſt es mir ein Troſt, die Wahrheit, die volle Wahrheit zu wiſſen, denn nun kann ich handeln, wie *ſie* es gebietet und mich zurückziehen von dem grauſigen Betrug."

„Deshalb bin ich hergekommen," ſagte Juſtine, die ihren Pelz abgelegt, Lucia umarmt und ſich am Kamin niedergelaſſen hatte.

„Was meint er?" ſagte die Gräfin zu Juſtine.

„Er meint," ſagte Peregrin mit ſchneidender Kälte, „daß die Komödie jetzt zu Ende iſt: Graf Gorm iſt tot; — Gräfin Gorm braucht nicht mehr zu ſorgen, wie ſie ſein Herz zu feſſeln habe; — der einzige Sohn tritt das Erbe an, das ihm gebührt; — und derjenige, der, ohne es zu wiſſen, den Knoten der Komödie ſchürzte, tritt von der Bühne ab, wo er bisher eine Rolle ſpielte, die — wenn er es nicht bona fide getan — ihn ins Zuchthaus geführt hätte."

„So ſpricht ein Menſch, der Dir alles verdankt!“ ſagte Juſtine zu Lucia, mit einem Blick des Haſſes auf Peregrin.

„Und ſo ſpricht mein Gewiſſen!“ ſeufzte die Gräfin.

„Ah bah!“ rief Juſtine hart; „ich bin nicht gekommen, um Eure tugendhaften Expektorationen anzuhören, ſondern um zu handeln, das heißt um zu verhüten, daß die Leidenſchaft etwas unternehme und die Schwäche etwas zugebe, was gegen die Ehre des Hauſes und des Namens wäre. Du, Lucia, biſt immer derſelbe armſelige Charakter, ewig unterjocht von wechſelnden Gefühlen, heute dermaßen die Sklavin einer Empfindung, daß Du beſinnungslos das tuſt, was Du morgen verabſcheueſt — dermaßen kraftlos, daß Du nicht im Stande biſt, Dich zu überwinden und Dir durch Entſagung den Abſcheu zu erſparen. Folglich kannſt Du gar nicht mit Peregrin verhandeln — und ich bin hier, damit dies in Deiner Gegenwart und mit Deiner Zuſtimmung geſchehe.“

„Von Verhandlungen wird keine Rede ſein,“ erwiderte Peregrin gelaſſen. „Ich ſchüttele den Staub dieſes Hauſes von meinen Füßen und bin fortan ein namenloſer Fremdling — nicht bloß hier, ſondern überall auf Erden.“

Wie von Federkraft emporgeſchnellt ſprang die Gräfin auf und zur Tür des Kabinetts. Da ſtellte ſie ſich mit ausgeſpannten Armen hin, um Peregrin den Weg zu vertreten und rief:

„So lange ich lebe, wird das nicht geſchehen!“

Peregrin lächelte traurig. Lucia rief ganz außer ſich:

„Welch' ein Skandal würde das ſein! was würde die Welt folgern! wie würde ſie läſtern! .... welche unverdiente Schmach fiele auf mich ... auf die Familie ... auf den Namen ... auf das Andenken meines Mannes .... auf alles, was mir heilig iſt und Dir heilig ſein ſollte! Nein! das iſt unmöglich! Die pekuniären Verhältniſſe werden geordnet — und dann bleibt alles, wie es iſt.“

„Genau meine Anſicht,“ ſagte die Baroneſſe. „Ja, es bleibt ſo ganz wie es iſt, daß ſelbſt Alarich nichts erfahren darf, damit er in voller Unbefangenheit bleibe ...“

„Und nur ich Euer Opfer ſei!“ ſetzte Peregrin ruhig hinzu. „Ihr wollt von der Außenſeite Eures Lebens die Schmach ferne halten: dafür ſoll ich ſie in meinem Bewußtſein heimiſch machen. Ich ſoll einen Namen ſtehlen, der mir nicht gebührt! .... ich ſoll ein Vermögen ſtehlen, das Alarich zukommt! ich ſoll eine Stellung in der Geſellſchaft ſtehlen, aus der ich jeden Augenblick mit Schimpf und Schande fortgejagt werden kann!“

„Nein, nein! ſo iſt das alles nicht!“ rief die Gräfin in fieberhafter Angſt. „Den Namen Gorm haben wir Dir geſchenkt . . . das Vermögen ſchenkt Dir Alarich — das heißt er würde es Dir ſchenken, wenn er die Verhältniſſe kennte . . . .“

„Und was Deine Herkunft betrifft . . . . ſo iſt ſie unergründlich. Aus dem Waiſenhauſe zu Genua hab' ich Dich geholt,“ ſagte die Baroneſſe, „und habe ein ſchriftliches Verſprechen gegeben, Dich zu erziehen und zu verſorgen Es kommt ja zuweilen der Fall vor, daß man ein fremdes Kind annimmt. Glaube nur nicht, daß wir dort eine Untat begingen, um Deiner habhaft zu werden! Und eben weil das durchaus nicht geſchah, kann auch die Sache niemals zur Sprache kommen; denn die einzige Perſon, die darum wußte — die Frau, welche Deiner Mutter beiſtand — iſt ſeit fünfzehn Jahren tot. Niemand weiß ſonſt um das Geheimnis.“

„Aber ich weiß darum!“ ſagte Peregrin. „In meiner Hand brennt das Vermögen wie glühendes Eiſen — auf meiner Seele liegt der Name, der mein Stolz war, wie ein Brandmal — in meiner Bruſt nagt der Schmerz ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimat — ein Ausgeſtoßener der Menſchheit zu ſein — und in all dieſen Jammer ſoll ich mich finden, ſoll ihn ignorieren . . . . und den Betrug fortſetzen, den Ihr angefangen habt! — Nimmermehr!“

„Peregrin, erbarme Dich meiner!“ rief Lucia mit verſagender Stimme.

„Ja, dadurch, daß ich Dich erlöſe von der eiſernen Maske, die Dich innerlich zerdrückt hat!“ entgegnete Peregrin. „Haſt Du denn nicht bis auf die Hefe den bitteren Kelch geleert, welchen Dein Gewiſſen Dir bereitet hat? willſt Du ihn aufs neue vollſchenken? und ich ſoll ihn mit Dir teilen? Das iſt unmöglich! — Kein Schmerz wird meiner Zukunft erſpart ſein. Urplötzlich von allem ſich enterbt zu ſehen, was dem Menſchen das Daſein lieb und köſtlich macht — das geht nicht ab ohne eine Schmerzenskette, deren erſtes Glied ich bis jetzt nur kenne. Aber ſei ſie ſo lang und ſo ſchwer ſie wolle: leicht wird ſie mir ſein im Vergleich zu dem Druck der Lüge, den I[illegible] mir zumutet . . . denn ſie macht mich nicht ehrlos.“

Die Gräfin ſank auf einen Sitz und wimmerte leiſe. Die Baroneſſe ſprach mit eiskaltem Zorn:

„Herzloſer Menſch!“

„Das bin ich nicht,“ ſagte Peregrin, kniete neben der Gräfin nieder und bedeckte ihre eiskalten Hände mit Küſſen.

„Ah bah!“ rief Juſtine in ihrem harten Ton, „ein Handkuß bedeutet kein Herz! — Der Ausdruck des Herzens iſt Liebe.“

„Ja,“ ſagte Peregrin; „aber das, was Ihr Liebe nennt, iſt keine wahre Liebe. Dein Idol war meine Mutter; und das ihre — mein Vater; — und dieſen Euren Idolen habt Ihr gedient, wie man ſeit Anfang der Welt ihnen gedient hat: blind, knechtiſch, leidenſchaftlich . . . . bis zur Unterdrückung jedes Gefühls für Recht und Wahrheit, bis zur Gewiſſenloſigkeit. Das iſt nicht die Signatur der wahren Liebe! Dieſe gibt dem Herzen hohe ſittliche Ideale und die Kraft, ihnen nachzuſtreben — gleichviel wie die irdiſchen Erfolge ſein mögen und ob ein Paradies erbaut oder zerſtört werde."

Er legte die Hand über die Augen, denn in ſeinem Herzen — aber nicht auf ſeinen Lippen — zitterte der Name Heliade!

„Wem Du dieſe Deine ſublime Liebe zuwendeſt, mögen die Götter wiſſen," antwortete die Baroneſſe. „Deine arme Mutter hat keinen Teil an ihr — das weiß ich."

„Es iſt vergeblich, mit Dir über die Liebe zu ſtreiten," ſagte Peregrin. „Du betrachteſt ſie als eine blinde Nötigung zu jeder Tat, die in ihrem augenblicklichen Intereſſe liegt — ich kann ſie nicht trennen von tiefer Ehrfurcht vor ſittlicher Würde. Nach Deiner Anſicht müßte ich aus Liebe zu meiner Mutter in einen Betrug einwilligen, der uns alle unausſprechlich erniedrigt; nach meiner Anſicht muß ich ihr die rettende Hand anbieten, um ſie aus dem furchtbaren Abgrund heraus zu ziehen."

„Ach, Peregrin, was willſt Du denn eigentlich tun?" jammerte die Gräfin händeringend.

„Meine Reiſe nach dem Orient antreten — und nicht heimkehren," ſagte Peregrin ruhig.

„Nimmermehr!“ rief die Gräfin, ihn leidenſchaftlich umfaſſend. „Dazu hab' ich Dich viel zu lieb.“

„Ja, jetzt . . . in der Aufregung,“ ſagte er traurig.

„Nein, immer!“ beteuerte ſie.

„Arme Mutter! ich las ja Dein Tagebuch — und all' die Qualen, die Dein Herz zerriſſen, weil Du im innerſten Heiligtum Deiner Familie neben dem Gatten und dem Sohn das fremde Waiſenkind als Dein eigenes behandeln mußteſt.“

„Juſtine!“ rief Lucia empört.

„Ah bah! ich gab es ihm in guter Abſicht,“ verſetzte ſie mißmutig; — „doch jetzt verlange ich es zurück. In ſeinen Händen kann es uns kompromittieren. Er iſt ja wie wahnſinnig.“

„O mein armer, lieber Peregrin,“ rief Lucia in Tränen, „das nimmt mich nicht Wunder bei Deinem warmen Herzen, bei Deiner Liebe zu mir und zu dem teuern Abgeſchiedenen. Ich fühle wohl, daß der Schlag allzu hart iſt . . . . aber“ . . . —

„Aber er iſt gefallen!“ unterbrach ſie Peregrin: — „und wenn Du auch meinetwegen jammerſt, daß es geſchah: ſo fühlſt Du Dich doch innerlich von einer ungeheueren Laſt erlöſt, weil Dein Sohn zu ſeinem Recht kommt.“

Die Gräfin fühlte tief die Richtigkeit dieſer Bemerkung. Sie rief:

bürgerlich, ſo ordinär, ſo ſtill behaglich in der Jämmerlichkeit, ſo ungeſtört in der Kleinheit! Hier, das iſt meine feſte Überzeugung, haben ſeit Erſchaffung der Welt Kohlköpfe geſtanden und Fröſche miteinander charmirt, und die topographiſche Charte zu Romeos und Julias Liebestragödie lag in Shakſpeares Kopf, aber nicht in dieſem Baumgarten. Als der Lohnlackey ſah, daß wir durchaus nicht in ſentimentaler Stimmung waren, ſtieg er auch vom Cothurn, und erzählte, daß manche Engländer ſtundenlang bei der kleinen Pfütze verweilten. Wie Dichter doch in aller Unſchuld die Menſchen zum Beſten haben, ſobald man ihnen buchſtäblich Alles glaubt!

Die ſchönen, heitern und edeln Paläſte von Sammicheli und Palladio, ſchließen auf anmuthige Weiſe den Curſus von anderthalb Jahrtauſenden, den man bei den Gebäuden von Verona macht. Ich glaube ſchon in Venedig geſagt zu haben, daß Sammicheli mir ganz beſonders gefällt. Weniger geſchmückt als Palladio und Sanſovino iſt ſein Styl, und auch weniger der Antike ähnlich; aber in ſeiner ſtolzen Einfachheit iſt etwas Reines, Kräftiges, weniger die Feſſel der Regel Tragendes, etwas Mittelalterlich-Phantaſtiſches, das mich ſehr anſpricht. In der Fortifikationskunſt ſoll er ausgezeichnet geweſen ſein; mehre

„Das leugne ich nicht! es würde aber die Laſt wieder auf mich zurückſtürzen, wenn Du jetzt eigenſinnig darauf beharrteſt, nicht mehr für meinen Sohn gelten zu wollen. Mit welcher Stirn ſollte ich vor Alarich hintreten, vor meine Freunde, vor die Welt .... wenn Du — — ich mag das gräßliche Wort gar nicht ausſprechen! .... verſchwinden wollteſt! Auch will es mir ſcheinen, daß Du ſowohl mir, als dem Namen und der Familie einige Rückſicht ſchuldeſt; denn wir haben Dich gehegt und gepflegt, erzogen und gebildet, ſo daß wir uns wohl mit Recht geiſtigerweiſe Deine Eltern nennen können.“

„Deshalb werde ich auch geiſtiger Weiſe Dein Sohn, Dein dankbarer Sohn bleiben,“ entgegnete Peregrin, vor Lucia niederknieend. „Ich danke Dir jetzt und immer für jedes freundliche Lächeln, für jeden guten Blick, für alle liebreiche Sorgfalt und Teilnahme, für alle Ermunterungen, die Du mir ſchenkteſt. Ich danke Dir, daß Dein edles Leben mir ein hohes und beſchützendes Ideal von weiblicher Würde und das Verlangen gab, einer ſolchen Mutter nie Kummer zu bereiten. Ich danke Dir, daß meine Kindheit und meine Jugend unter dem unausſprechlich wohltätigen Einfluß einer glücklichen Ehe, eines zufriedenen, harmoniſchen Familienlebens geſtanden haben. Das ſind unvergeßliche Wohltaten! ſie bilden einen Schatz, der mir auch in der Zukunft von Nutzen ſein wird ...

darauf verlaſſe Dich .... das tröſte Dich. Eine gute Erziehung iſt unter allen Umſtänden eine gute Rüſtung und ein ſtarker Schirm gegen das Böſe.“

„O Kind, Du erquickſt meine gefolterte Seele durch dieſe Anerkennung!“ rief Lucia.

„Ja!“ ſagte Peregrin ſchmerzlich, „ich verleugne keine Wahrheit. Aber eben deshalb darf man mir keine Lüge zumuten.“

„Was wird Alarich ſagen!“ wehklagte Lucia von Neuem; „Ihr lebtet immer als die beſten Brüder in liebevoller Eintracht miteinander!“

„Nicht ich zerſtörte ſie ... aber ſie iſt zerſtört ... auf immer!“ rief Peregrin. „Wollteſt Du die Sache vor Alarich verſchweigen: ſo wäre ich ſein Bruder — durch Betrug! Wollteſt Du ſie ihm mitteilen und ich ſollte dann als Bruder von ihm geduldet werden: ſo kämen wir alle in eine unerträgliche Lage, die ſo ſchief und ſo peinlich wäre, daß wir ſie auf die Dauer nicht ertragen könnten. Für Euch wäre es eine widerliche Komödie, für mich — eine permanente Lüge. Und nun denke Dir den Fall, daß zwiſchen Alarich und mir irgend ein Konflikt entſtände! Denke Dir z. B., daß unſere Neigung auf eine und dieſelbe Perſon fiele, daß ſie mir den Vorzug gäbe: in welche Verzweiflung würdeſt Du geraten .... und mit welchem Jammer müßte es ihn erfüllen! Die Verſuchung läge für Euch Beide ganz nahe, mich als den Störer Eures Glückes zu haſſen.“

Die Gräfin verſtummte, denn ſie dachte an Lydia Hohenfels, und daß Peregrin in dieſem Falle nicht Unrecht habe, inſofern es ſie beträfe.

„Darum iſt es am Beſten, wie ich vorhin ſagte — und wie es die Frucht von tauſend Überlegungen und Kombinationen dieſer ſchrecklichen Nacht iſt: ich ſcheide, ich verſchwinde,“ fuhr Peregrin mit tiefer Wehmut fort. „Das ſoll nicht ſogleich geſchehen .... nicht in einer Weiſe, welche Dich kompromittieren könnte. O nein! .... Es iſt ja nichts Unerhörtes, daß ein Menſch in der Wüſte von Palmyra oder Nubien .... oder im Kampf gegen Abd-el-Kadr verſchwinde.“

„Aber was wird dann aus Dir?“ fragte die Gräfin und rang die Hände.

Dieſe Frage machte einen fürchterlichen Eindruck auf Peregrin: ſie zeigte ihm, daß die Gräfin auf ſeinen Gedanken eingehe. Er wünſchte es, er wollte es; er hatte ja all' ſeine Überredung dazu angewendet! Gleichwohl war es ein namenloſer Schmerz, als diejenige, in der er ſo zärtlich eine Mutter geliebt hatte, den Gedanken erfaßte und ausſprach, daß er ſich von ihr und von der Familie, deren Stolz und Freude er bisher geweſen war — trennen könne und werde. Ihm war zu Sinn, als erfaſſe ihn ein Wirbelwind und ſchleudere ihn von ſeinem ruhigen Pfade in ein ſtürmiſches Meer; denn auf jene Frage wußte er keine andere Antwort zu geben, als ein dumpfes:

„Das weiß ich nicht."

„Und ohne es zu wiſſen willſt Du in die weite Welt gehen?" rief ſie.

„Vor der Hand beruhige Dich . . . . denn ich kann nicht auf der Stelle Schloß Traun verlaſſen," entgegnete Peregrin abbrechend; — „ich werde mich bemühen, in Frieden und Ordnung alles zu löſen, was gelöſt werden muß."

Er küßte die Hand der Gräfin und verließ das Kabinett. Die Baroneſſe ſah ihm nach; dann wiegte ſie beiſtimmend das Haupt und ſagte:

„Er hat freilich Unrecht, mit den Worten Lüge und Betrug um ſich zu werfen, wie ein erhabener Don Quixote; aber darin hat er Recht, daß er geht. Mich hat ſeine Überlegenheit über Alarich längſt verdroſſen. Auch hat er eine gewiſſe Vorliebe für den Pöbel, die mit ſeiner Herkunft zuſammenhängt."

„Für den Pöbel? Peregrin? ich glaube Du träumſt!" rief die Gräfin unmutig.

„Das Volk! Volkswohl! Verbeſſerung der Zuſtände des Volks! . . . . dafür ſchwärmt Peregrin und damit hat er auch ſchon den armen Alarich angeſteckt. Nun aber ſchwimmen die Grenzen zwiſchen Volk und Pöbel dermaßen in einander, daß Peregrin mit dieſem Enthuſiasmus auf falſche Fährte kommt," entgegnete Juſtine.

„Das finde ich gar nicht," entgegnete die Gräfin trocken. „Der Pöbel rekrutiert ſich aus allen

Ständen — natürlich am zahlreichſten aus dem Stande, der überhaupt der zahlreichſte iſt. Niederträchtigkeit, Ehrloſigkeit, Gemeinheit: das iſt das Charakteriſtiſche vom Pöbel .... aber keineswegs vom Volk allein — und ich freue mich ſehr, wenn Peregrin und Alarich ein offenes Herz für dasſelbe haben. — O armer Peregrin! wie namenlos bedauere ich ihn .... und mich."

„Sei verſichert, daß Du nach einiger Zeit ſein Verſchwinden gar nicht bedauern wirſt .... höchſtens ſeine Perſon .... die Lücke, die dadurch im nächſten Kreiſe entſteht."

„Was wird aus ihm!" klagte die Gräfin; „er iſt nicht dafür erzogen, um ſein tägliches Brod ſich zu erarbeiten!"

„Und nicht dafür geboren, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen!" ergänzte Juſtine. „Gib Dich jetzt zufrieden, daß Schloß Traun an den Stammhalter und das ganze Vermögen in eine Hand kommt."

Lucia wickelte ſich feſt in ihre Mantille ein. Kalter Schauder überlief ſie neben der Baroneſſe.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Der Sohn des Hauſes 1
Das Buch Heliade 25
Die Baroneſſe 41
Ein zerriſſenes Leben 79
Schloß Traun 204
Vivis Perpetus 235
Der Fremdling 320

Sch.

114,216.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie: 8. Band.

Peregrin.

Ein Roman.

„Wenn Einer dir ſagt: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet, ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenngleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“
Der hl. Anſelm von Canterbury.

Zweiter Band.

Regensburg. [illegible]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1918

Peregrin.

Thore und Baſtionen Veronas ſind von ihm. Er war in Verona geboren.

In Deſenzano am Gardaſee iſt die Ausſicht auf den großen Waſſerſpiegel und auf das weſtliche, gebirgige Ufer recht ſchön; allein das ſüdliche Ufer iſt flach, ſumpſig und ärmer bebaut als die übrige Lombardei. Ich wollte mit dem Dampſboot die ganze Fahrt bis Riva am nördlichen Ufer hin und zurück machen, um vielleicht verborgene Schönheiten zu entdecken; es wurde aber nichts daraus, denn in einem benachbarten Städtchen war Markt, und Käufer wie Verkäufer aus Tyrol benutzten das Dampſboot um von dieſen Marktfreuden zu profitiren. Da ſie vermuthlich in heitrer Weinlaune nach Riva zurückgefahren wären, ſo wollt' ich ihnen nicht den Raum beengen. Ich bin immer ſehr theilnehmend froh wenn das Volk luſtig und zufrieden iſt, nur muß ich mich in der gehörigen Entfernung befinden. Gedränge beängſtigt mich; jedes Gedränge, ſei es das eleganteſte, das vornehmſte; nicht allein das des Volks! ich muß mein Plätzchen ungefährdet für mich haben — überall! im Herzen, im Dampfboot! — — —

Der Weg nach Mailand über Brescia und Bergamo iſt herrlich. Es liegt ein Segen, ein Reichthum auf dieſen üppigen Fluren, daß man förmlich Luſt zur

Die treue Tochter.

„Mein armes Kind, wie Du Dich ermüdeſt mit Deiner ununterbrochenen und ſo ganz nutzloſen Arbeit," ſagte Herr von Horburg zu Heliade, die emſig und aufmerkſam mit Blumenmalerei beſchäftigt war. Sie warf ſo eben mit leichtem Pinſel einen Zweig von roſenfarbenem Oleander auf graues Papier und die friſche freie Behandlung der Zeichnung und der Farben verriet viel Talent. Ohne von ihrem Blatt aufzuſehen, antwortete Heliade:

„Meine Arbeit iſt nicht unnütz, lieber Vater: ſie verſchafft uns hoffentlich Reiſegeld nach Rom."

„Wie viel haben wir dazu nötig?" fragte er mit traurigem Lächeln.

„Genau weiß ich es nicht; aber doch wohl vier- bis fünfhundert Gulden." erwiderte Heliade.

„Und wie viel haſt Du bis jetzt ermalt?"

„O ſehr wenig, lieber Vater! aber ich fange ja auch erſt an! Mir gelingt noch nicht jedes Blatt. Ich wähle nur das Allerbeſte aus, damit mein kleiner Pinſel einen guten Ruf bekomme."

„Und für Dein allerbeſtes Blatt — was zahlt Dir die Kunſthandlung?“

„O Du mußt nicht fragen, was ſie jetzt zahlt, lieber Vater, denn ein Gulden iſt bitter wenig! Du mußt fragen, was ſie zahlen wird — und das wird mit der Zeit ein Dukaten .... ja das Doppelte und Dreifache ſein! .... und dann ſind wir bald am Ziel.“

„Ja, das iſt richtig: dann ſind wir bald am Ziel,“ ſagte er mit tiefer Schwermut.

„Und in Rom wird ein unausſprechlich ſchönes und glückliches Leben für uns beginnen, mein geliebter Vater,“ antwortete Heliade, ohne auf ſeinen ſchwermütigen Gedanken einzugehen.

Der Schmerz und der Glaube hatten dieſem Kinde eine Heldenſeele gegeben. Heliade rang um ihren Vater mit allen ach, ſo ſtarken Mächten der Irdiſchkeit. Seitdem ſie das jammervolle Geheimnis ſeiner Seele wußte, betrachtete ſie es als die Aufgabe ihres Lebens, das Werk zu beenden, das Gottes Barmherzigkeit an ihm durch ihre Mutter begonnen hatte. Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe: ſo ſpricht die heilige Schrift, — ſagte Heliade zu ſich ſelbſt in dem Gedankengang, den ſie immer verfolgte; — das Auge Gottes allein durchſchaut die Verhältniſſe, die Zeiten, die Einflüſſe, unter denen wir leben und die auf uns wirken; es ſieht alſo auch die entſchuldigenden Gründe, an denen die Jugend meines armen Vaters ſo reich iſt. Und deshalb will ihn die göttliche Barmherzigkeit nicht in ſeinem Elend laſſen. Deshalb hat ſie ihn mit meiner Mutter zuſammengeführt. Deshalb hat ſie mir durch meine Mutter einen ſo unüberwindlichen Glauben an die göttlich offenbarte Wahrheit der katholiſchen Kirche gegeben. Deshalb hat ſie von mir das Opfer meiner Liebe und meines Erdenglücks verlangt — und da ein Opfer, um Gottes Willen gebracht, immer Kraft gibt: ſo verlangt ſie jetzt von mir, daß ich, um meiner Vater von ſeiner ſchrecklichen Kette abzulöſen, für ihn Ketten trage. Es hat Heilige gegeben, die ſich ſelbſt verkauften, um das Löſegeld armer Gefangener zu zahlen, die in Gefahr ſchwebten, bei den Ungläubigen ihren Glauben zu verlieren. So weit mir das möglich iſt, will ich mich auch verkaufen! Meine Zeit, meine Arbeit, mein Talent, meinen Fleiß will ich verkaufen, um die Summe zu erwerben, die unſere Reiſe nach Rom ermöglicht. Sind wir dort, o, dann leben wir bei meiner Großmutter und mein armer Vater wird ſicher dann zum Entſchluß kommen, ſeinen Glauben nicht länger um eines armſeligen Jahrgeldes willen zu verleugnen. Es werden vielleicht Jahre darüber hingehen. aber ich bin jung und mutig — und der liebe Gott, der meinen guten Willen ſieht, wird gewiß die Barmherzigkeit haben, meinen Vater ſo lange leben zu laſſen, bis ſeine arme Seele gerettet iſt.

Und ſo machte ſich denn Heliade an ihr Werk mit einer Geduld, einer Beharrlichkeit, einer Selbſtverleugnung, einer Liebe, von deren hoher Tugend ſie ſelbſt keine Ahnung hatte und die ihr Vater kaum zu würdigen verſtand. Sein Gewiſſen ließ ihm freilich in Betreff ſeiner Apoſtaſie keine Ruhe, aber die lange Einſchläferung hatten es jener Feinheit beraubt, die zur Genugtuung drängt und die um jeden Preis mit der Sünde, mit der Gottesbeleidigung bricht. Er meinte, Heliade ſei eher eine gute Katholikin, als eine gute Tochter zu nennen, weil ſie nur ihre Liebe, nicht ihren Glauben geopfert habe, während die Rückſicht auf ihn und die äußern Umſtände das Gegenteil von ihr gefordert hätten. Dennoch konnte er ſich einer gewiſſen Ehrfurcht vor dieſem jungen Mädchen nicht erwehren, das der Liebe eines edlen Mannes, den heißen Wünſchen des Vaters, der Neigung des eigenen Herzens, der glänzendſten Stellung in der Welt unerſchütterlich widerſtand, weil es eine Trübung des Glaubens, eine Gefahr für die Seele darin erkannte. Welchen unerhörten Wert mußte Heliade auf die idealen Güter legen, um den realen ſo vollkommen zu entſagen. Er begriff noch immer nicht, daß die idealen Güter die wirklichen, die wahrhaften, die unvergänglichen ſind. Ja, zuweilen ſchien es ihm, als ſei Heliadens Anſchauungs- und Handlungsweiſe ein beſtändiger Vorwurf für ihn, eine Verurteilung ſeines Verfahrens — und dann war er bitter und quälend für Heliade, obſchon ſie weit entfernt war, ihn zu richten und nur beſorgt, ihn zu entſchuldigen. Eine gewiſſe Grämlichkeit, die ſich in Folge innerer, andauernder Verſtimmung, des Mißmuts über ſich ſelbſt und der geiſtigen Untätigkeit bei Horburg einſtellte, machte Heliaden das ſchwere Leben noch ſchwerer. Aber ſie dachte: Er iſt ja ſo unausſprechlich unglücklich! das erdrückt ihn! ich muß ihn jetzt mehr denn je lieben und es ihm zeigen.

Ihr Lehrer war ein ausgezeichneter Blumenmaler. Seine Aquarelle gingen in die Kunſthandlungen von Frankfurt und Mannheim und von dort in alle eleganten Albums reiſender Engländerinnen — und auch ſolcher Perſonen über, welche die anmutigen Blätter nach ihrem künſtleriſchen Wert — nicht bloß nach ihrer Modeberühmtheit zu ſchätzen wußten. Herr Willbald hatte viel Freude an Heliadens Talent, das ſich ſchon in Dresden bei einem tüchtigen Meiſter ſehr glücklich entwickelt hatte. Er wiederholte oft, ſie ſei ſeine beſte Schülerin, ſie mache ſeinem Unterricht Ehre, ſie werde ihn dereinſt überflügeln. Als aber Heliade, ermutigt durch dies Lob, ihn einmal fragte, ob er wohl glaube, daß ein Blatt mit einer Handvoll Schneeglöckchen, das ihr beſonders gut gelungen war, einen Käufer finden werde, wenn ſie es einer Kunſthandlung gebe — da machte Herr Willbald große Augen und entgegnete trocken, dazu ſei ſie noch lange nicht reif. Überdas ſei ſie ein unbekanntes Talent und er dürfe natürlich nicht ſeinen Namen auf ihre Blätter ſetzen — das hieße den Käufer betrügen; und ebenſo wenig eine junge Dilettantin als Künſtlerin empfehlen — das hieße die Kunſthandlung betrügen. Heliade erkannte ſofort, daß Herr Willbald nicht die geringſte Luſt habe, ihr ſeinen Schutz angedeihen zu laſſen. Sie ſagte ruhig:

„Ich hätte gern einige meiner beſten Blätter verkauft; denn ich wünſche vier bis fünf Stunden in der Woche bei Ihnen zu nehmen, weil ich mit zwei Stunden, wie bisher, nicht ſo vorwärts komme, wie ich es wünſche. Meinem Vater kann ich aber unmöglich die verdoppelte Ausgabe zumuten."

Herr Willbald zuckte die Achſeln und ſchwieg. Heliade war aber entſchloſſen, wenn nicht von ſeiner Protektion, ſo doch von ſeinem Unterricht ſo viel wie möglich Vorteil zu haben, und ſie nahm wirklich vier Stunden in der Woche bei Herrn Willbald. Das Geld verſchaffte ſie ſich dadurch, daß ſie auf alles verzichtete, was in ihrem Anzug über der knappſten Notwendigkeit lag und daß ſie in den Abendſtunden Stickereien im Auftrag von Weißzeug- und Tapiſſeriehandlungen anfertigte. So war ſie immer angeſtrengt für ihr hohes Ziel in Tätigkeit, und weil ſie dasſelbe mit aller Kraft ihrer reinen Seele umfing, ſo löſte dieſe Energie ſie von dem langen Verweilen der Gedanken bei ihrem eigenen Schickſal ab. Es war ein Sommertraum! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, wenn ihr einmal das junge Herz in dem ernſten mühſamen Leben, das ſie führte, ſo ſchwer wurde, daß es ihr eine Träne in's Auge drängte; — und es gibt ganz andere Dinge hienieden zu tun, als lieblich zu träumen. Ich habe auch in den Adern O'Connor-Blut; darum **per aspera ad astra!** mein Geſtirn geht auf, ſobald mein Vater vor einem katholiſchen Altar knien wird. Bis dahin verzichte ich auf alles, was man Glück zu nennen pflegt. Und dann? — — ja, dann verzichte ich wieder darauf — bis er vor einem katholiſchen Altar gläubig kniet.

So tief hatte ſich mit dem göttlichen Glauben und mit der heiligen Liebe die himmliſche Hoffnung in Heliadens Seele geſenkt! —

Ein Jahr hatte ſie nun in dieſer Weiſe an der Seite ihres grämlichen Vaters verlebt, da kam ſie eines Tages freudig zu ihm und ſagte, indem ſie ihn zärtlich umarmte und ein kleines Papier vor ihn hinlegte:

„Sieh, Papa, dies iſt der Anfang meines Schatzes zur Reiſe nach Rom. Ich habe einige von meinen Aquarellen an eine Mannheimer Kunſthandlung geſchickt — und dies dafür bekommen."

Horburg ſchlug das Papier auseinander: es lagen fünf Gulden darin.

„O mein armes Kind, das für Geld arbeitet!“ ſagte Horburg mit tiefem Schmerz.

„Warum denn nicht, mein lieber Vater? die Arbeit Deiner Feder iſt ja auch bezahlt worden.“

„Ich bin ein Mann, Heliade! dem Manne liegt es ob, für die Seinen ſo oder anders zu arbeiten. Aber ein junges Kind, wie Du .... das iſt ſchrecklich!“

„O gönne mir doch mein Glück!“ ſagte ſie mit liebeſtrahlenden Augen.

Aber nicht immer nahm er die Sache ſo gut auf. Häufig quälte er ſie durch Geringſchätzung ihrer Arbeiten und bittere Bemerkungen über deren ſchwachen Erfolg. Und wenn er es denn dahin gebracht hatte, daß ſich ein Schatten von Wehmut über Heliadens ſchönes ſeelenvolles Antlitz legte, ſo hätte er gegen ſich ſelbſt wüten mögen über ſeine unſinnige Barbarei. Der Unfriede einer zerriſſenen, verwüſteten Natur durchdrang ſein ganzes Weſen und floß in ſeinen Worten über.

Als Heliade mit ſo froher Zuverſicht von ihrem glücklichen Leben in Rom ſprach, entgegnete er:

„Es iſt unbegreiflich, daß Deine Großmutter es nicht möglich macht, für das Reiſegeld zu ſorgen, da ſie doch weiß, daß wir durch die Überſiedelung nach Heidelberg und die Krankheit Deiner armen Mutter beſchränkter denn je in unſern Mitteln ſind.“

„Sie lebt ja auch in großer Beſchränkung,“ ſagte Heliade, „nachdem ſie vor einigen Jahren meinem Onkel Reginald das kleine Erbe gab, das er nach ihrem Tode erhalten hätte, damit er im Stande ſei, auf ſeiner Miſſion in Peru ein Kloſter, eine feſte Station für ſeinen Orden, zu gründen. Noch in ihrem letzten Brief ſchrieb ſie ſo liebevoll, daß ſie zu jeder Stunde bereit ſei, uns ein Plätzchen in ihrem kleinen Hauſe einzuräumen und alles mit uns zu teilen.“

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich je darauf eingehen werde, Heliade. Stelle Dir nur vor, welche beengte Exiſtenz wir da führen müſſen — mit Deiner Großmutter und ihrer frommen Genoſſenſchaft.“

„Sie wird es ſchon ſo einrichten, daß Du, lieber Vater, Dich ganz zufrieden fühlen wirſt,“ entgegnete Heliade. „Und dann mußt Du auch das Glück der inneren Befreiung in Anſchlag bringen. Das wird Dir eine Zufriedenheit geben, die Dich leicht über kleine Unbequemlichkeiten hinweghebt.“

„In wie ganz anderem Maß könnte das bereits geſchehen ſein,“ rief Horburg heftig; „wie könnte ich zufrieden mit mir ſelbſt und mit Deinem Schickſal ſein — ohne Deinen Eigenſinn!“

„Was hätte Dir dieſe Zufriedenheit genützt, mein lieber Vater,“ ſagte Heliade ſanft und traurig, „wenn Gott nicht mit uns zufrieden geweſen wäre.“

Arbeit bekommt. Die reinlichen Dörfer, die großen Städte, die Ordnung und Fülle der Gärten und Felder, die trefflichen zahlloſen nach allen Richtungen ſich kreuzenden Chauſſeen, das Ausſehen des Volks, beſonders die vielen hübſchen Weiber, ſprechen für den allgemeinen Wolſtand; das thut mir unſäglich wol. Als ich im vorigen Jahr aus der Schweiz kam frappirte mich das nicht; ich meinte, wo die Natur mild ſei, müſſe überall ein ſchweizeriſcher Wolſtand herrſchen; aber jenſeits des Apennins hab' ich gelernt, daß ſowol die Adminiſtration eines Landes, als der Character und die Gewohnheiten des Volks, weſentlichen Einfluß auf ihn haben. Man muß ſizilianiſches Elend geſehen haben, um lombardiſchen Wolſtand zu ſchätzen. Der Seidenbau bringt jährlich 70 bis 80 Millionen ein. Nirgends, nicht in der Schweiz, nicht in Holland, ſoll die Viehzucht einen ſo großen Ertrag geben. Auf manchen Wieſen macht man jährlich zwölf Heuernten. Aber freilich, von ſelbſt iſt dieſe Fruchtbarkeit nicht entſtanden! urſprünglich fehlt es der Lombardei in manchen Gegenden, namentlich um Mailand, an Waſſer; künſtliche Bewäſſerung durch meilenlange Canäle und Gräben, erſetzt aber glücklich den Mangel, und hat zugleich den Vortheil, daß ſie nicht, wie die Flüſſe, durch Überſchwemmungen Unheil ſtiftet. Im

„Deine Gewohnheit, mir immer mit „Gott" zu antworten, iſt unleidlich!" brach er aus. „Freilich iſt es ſehr bequem, ſich mit dem Ungehorſam hinter Gott zu verſchanzen — aber es bleibt das Rätſel übrig, was Du gewonnen haſt durch Eigenſinn und Ungehorſam."

Heliade unterdrückte die Tränen, die in ihrer Stimme zittern wollten, und ſagte liebevoll:

„Der Tag wird kommen, der Dir dies Rätſel löſet."

„Ah, Du gibſt alſo zu, eigenſinnig und ungehorſam geweſen zu ſein?"

„Ich ſchweige darüber, lieber Vater."

„Das Schweigen iſt auch unerträglich! es hat in dieſem Falle einen Beigeſchmack von Verachtung."

„So will ich denn ſagen, daß ich die feſte Überzeugung habe, meine Mutter würde mir keine Vorwürfe machen."

„Da haſt Du recht, Heliade!" ſagte Horburg plötzlich beſänftigt. „Nein . . . nicht Dir, wohl aber mir würde Deine herrliche Mutter Vorwürfe machen. O, mein armes Kind! ich bin Eurer nicht wert."

„Sprich nicht ſo, mein geliebter Vater!" rief Heliade, verließ ihre Malerei und kniete vor ihm nieder; — „vergib mir nur den ſcheinbaren Widerſpruch, in welchen ich zuweilen mit Dir gerate! Er iſt gewiß nur ſcheinbar . . . denn in Deinem

Herzen gibſt Du meiner Mutter ja Recht — und weil ich das weiß, ſo habe ich die Kraft, Deine Vorwürfe ſchweigend zu tragen.“

Horburg legte die Hand auf Heliadens Haupt und ſagte, indem er ihr tief ins Auge ſah:

„Eine ſolche Tochter hab' ich . . . ein ſolches Weib hatte ich . . . warum denn geht meine Seele nicht auf ihren himmliſchen Wegen?“

„O verſuche es, teurer Vater!“ rief Heliade freudig; — „o wirf die häßliche Kette ab, die Dich zu Boden drückt, die Deine Schritte hemmt, die einzig und allein Dich unglücklich macht! wirf Dich in die Arme der göttlichen Vorſehung! ihre Barmherzigkeit läßt niemand untergehen . . .“ —

„Aber verhungern, Heliade, verhungern läßt ſie doch zuweilen die Leute!“ ſagte Horburg abbrechend. „An mir läge nicht viel! Daß aber ſein Kind, ſein einziges, ſein vielgeliebtes, nicht verhungere . . . dafür muß der Vater ſorgen. Haſt Du das Reiſegeld nach Rom beiſammen, ſo gehen wir zu Deiner Großmutter . . . und dann ſchüttele ich die Kette ab. Das verſpreche ich Dir! Aber erſt dann! Es wäre Wahnwitz, Dich und mich in den Abgrund der äußerſten Not zu ſtürzen — das kann Gott unmöglich von einem Vater verlangen.“

Heliade erkannte zu klar ihres Vaters Kraftloſigkeit, um ihn zu einem Schritt zu drängen, gegen den er ſich ſo ſehr ſträubte; ſie würde ihn nur mehr und mehr in den Widerſtand hineindrängen. Doch ſagte ſie:

„Meinſt Du aber nicht, daß Du durch Deine literariſchen Arbeiten im Stande ſein könnteſt, uns vor Not zu ſchützen? Sei der Ertrag noch ſo gering — wir nehmen vorlieb! und Du hätteſt dann doch wieder eine geiſtige Beſchäftigung, die Dich zerſtreuen und, um des Zweckes willen, erfreuen würde.“

„Ich habe kein ſchriftſtelleriſches Talent — und wo das fehlt, iſt die Federarbeit eine Marter.“

„Ein wiſſenſchaftliches Werk zu überſetzen, wäre gewiß keine Marter für Dich.“

„Es wäre aber eine jahrelange Arbeit, die ich ſchwerlich zu Ende brächte. Ich bin neunundſechzig Jahre alt: da ſchrumpft der Horizont des Lebens ein.“

Wenn Heliade an das Alter ihres Vaters und an ſeine Neigung zur Untätigkeit dachte, die ein Zeichen iſt, daß ſich bei Menſchen, welche früher ſehr tätig und beweglich waren, die Laſt des Alters fühlbar macht: ſo erſchauderte ſie, weil der Gedanke ihr dann nahe trat, der Tod könne ihn abrufen, ehe die Reiſe nach Rom zu ermöglichen ſei. In heißen Gebeten flehte ſie zu Gott, nur dieſen Kelch von ihr zu nehmen, und ſie verdoppelte ihre Arbeit, ihre Anſtrengung ſowohl, wie ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit für den Vater.

Der Arzt, der ihre Mutter behandelte, hatte eine herzliche Teilnahme für Heliade gefaßt, und obſchon er mit Geſchäften überhäuft war, ſo kam er doch bisweilen zu Horburg, um zu fragen, wie Vater und Tochter lebten. Nach einem dieſer Beſuche ſchrieb er an Heliade, er hätte Herr von Horburg in vier, fünf Monaten nicht geſehen und fände, daß derſelbe während dieſer Zeit auffallend abgenommen habe. Er ſei zwar nicht krank, wohl aber ein erſchöpfter Organismus. Sie möge Sorge tragen, daß er durch ſtarken Wein und kräftige Speiſe geſtützt werde.

Heliade erzitterte bis ins Herz hinein bei dieſer Nachricht. Es war ja ein doppelter Schmerz! Das Leben ihres Vaters ſchien bedroht und es war ihre Pflicht, alle Mittel anzuwenden, zu denen der Arzt riet. Da dieſe aber wahrſcheinlich ihre kleinen Erſparniſſe in Anſpruch nehmen würden, ſo trat die Reiſe nach Rom, die ſie als ſeine und ihre Erlöſung betrachtete, in nebelhafte Ferne. Mein Gott! verlaß uns nicht! ſeufzte ſie aus tiefſter Seele.

Es war wieder Frühling geworden . . . ein Frühling, ſo ſchön wie der, welcher vor zwei Jahren ihre Mutter ins Grab gelegt und Peregrin nach Heidelberg geführt hatte. Trotz aller Pflege, die ſie während des Winters ihrem Vater zugewendet hatte, mußte ſie ſich geſtehen, daß ſeine Kräfte beinahe erſichtlich abnahmen. Der Arzt verordnete ihm, viel im Freien zu ſein, ſpazieren zu fahren.

zu gehen. Das alles tat er nicht ohne Heliade. Sie mußte immer an ſeiner Seite ſein, ihn am Arme führen, ihm vorleſen. Dadurch verblieb ihr ſo wenig Zeit für ihre Aquarellen, daß faſt nichts fertig wurde. Der kleine Erlös deckte kaum die Spazierfahrten, die täglich gemacht wurden. Dem Leibe nach erhielt ſie ihren Vater; doch was wurde aus ſeiner Seele?

Er kannte ſeinen Zuſtand, ohne zu einem Entſchluß zu kommen. Er ſprach öfter von ſeinem Tode, aber immer mit dem Zuſatz:

„Ich hoffe bis zum Spätjahr zu leben. Dann iſt meine Penſion fällig und iſt die einmal ausgezahlt, ſo haſt Du das Reiſegeld nach Rom, armes Kind.“

„O lieber Vater,“ ſeufzte Heliade, „quäle Dich nicht um zeitliche Dinge und denke an die Ewigkeit.“

„Ich denke an ſie, Heliade, und ich will als Katholik ſterben . . . das verſpreche ich Dir.“

„Ach, mein lieber Vater, entſpricht eine ſolche Bekehrung auf dem Sterbebett der großmütigen Liebe, die unſeren göttlichen Heiland in ſein bitteres Leiden und Sterben getrieben hat?“

„Nein, mein armes Kind, ſehr wenig. Aber geſetzt den Fall, daß ich mich jetzt bekehrte, und etwa noch ein Jahr lebte . . . oder zwei — und die Penſion bliebe nun aus . . . dann wären wir ja am Verhungern.“

Heliade rang die Hände in ſtummer Troſtloſigkeit. Konnte ihr Vater nicht eines Abends erſchöpft einſchlafen — und nicht wieder erwachen? Wem iſt die Zuſage gemacht worden, daß er auf dem Todesbett kräftig genug am Körper und klar genug am Geiſt ſein werde, um mit vollem Bewußtſein die Sakramente der Kirche zu empfangen? Geht ein Leben im Glauben dem unvorbereiteten Tode vorher: ſo darf man hoffen, daß der Menſch im Stande der Gnade abgeſchieden ſei und zur ewigen Seligkeit gelangen werde. War aber das Leben vom Glauben abgewendet, ja entſchieden abgefallen: ſo iſt keine Hoffnung vorhanden, daß die unglückliche Seele, die ſich im Erdenleben freiwillig von Gott und ſeiner Liebe getrennt hat, ihn in der Ewigkeit finden und ſchauen werde. All dieſe ſchrecklichen Gedanken beſtürmten Heliade und zuweilen mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie die Verſuchung hatte, an ſich ſelbſt irre zu werden — und ſich fragte: Hätte ich nicht beſſer getan, meine Seele vielleicht in Gefahr zu bringen, um die meines Vaters gewiß zu retten? . . . Habe ich Böſes angeſtiftet, indem ich das Rechte tun wollte? . . . Habe ich umſonſt das Opfer des irdiſchen Glückes gebracht? — — Dann flüchtete ſie zu dem Tabernakel des Gottes, in welchem die Wahrheit und die Liebe untrennbar Eines ſind — und hatte ſie dort ihr Herz in Tränenſtrömen ausgegoſſen, ſo blieb ihr zwar ihr Kreuz mit ſeinen Wunden und Schmerzen, allein ſie fand den Frieden wieder, der denjenigen nie dauernd fehlt, die dem erſten Gebot treu ſind und „keine Götter haben neben Ihm“. Unfriede iſt nur da, wo den falſchen Götzen gedient wird.

Heliadens heißeſter Wunſch ging dahin, ihrem Vater zu beweiſen, daß ſie ohne dies unſelige Jahrgeld leben könnten und daß ſie im Stande ſei, mit ihrem Pinſel und ihrer Nadel den Lebensunterhalt zu erwerben. Mit der Morgendämmerung brach ſie ihren Schlaf ab und arbeitete ungeſtört einige Stunden, bis das Glöckchen erklang, das ſie zur heiligen Meſſe rief. In der halben Stunde ſammelte ſie ſich Kraft und Gnaden für ihr mühſames Tagewerk und heiter und zärtlich begrüßte ſie heimkehrend ihren Vater und ordnete ſich dann ganz ſeinen Beſtimmungen, ſeinen Einfällen, ſeinen Launen unter, was denn freilich ihre Arbeiten ſehr unterbrach und ihnen keinen regelmäßigen Verlauf geſtattete. Beſtellungen, die für eine beſtimmte Zeit fertig ſein mußten, durfte ſie nicht annehmen, weil ſie nicht Herr ihrer Zeit war. Der für ein weibliches Weſen ohnehin unerhört ſchwere Erwerb des Lebensunterhaltes war ihr dadurch unmöglich gemacht. Und ſie durfte nicht einmal äußern, wie ſehr viel ihr an der Arbeit liege, weil ihr Vater alsbald geſagt haben würde, ein ſolches Unternehmen ſei wahnſinnig und führe zu nichts weiter, als zum Ruin ihrer Geſundheit. Sie mußte erkennen daß es ihr unmöglich ſei, den Ausfall des Jahrgeldes durch ihre Handarbeit zu decken — und zugleich einſehen, daß ſich das Leben ihres Vaters immer ſchneller dem Ende zuneige.

In der Mitte des Sommers konnte er das Bett nicht mehr verlaſſen. Er fühlte ſeinen Zuſtand und gab ſich keiner Täuſchung über ſeine zunehmende Schwäche hin. Aber ſeine Hoffnung, bis zum Spätjahr zu leben, war förmlich zur fixen Idee geworden.

„Wenn die herbſtlichen Stürme kommen und die welken Blätter fortfegen, dann nehmen ſie mich mit, mein armes Kind.“

„Leben und Tod liegen in der Hand Gottes,“ entgegnete ſie ſanft. „Er weiß die Stunde, mein lieber Vater . . . nur Er.“

„Sei ruhig, armes Kind! ich verſpreche Dir, daß ich — nicht in Rom, denn dahin komme ich nicht mehr — ſondern in der Stunde, die mir mein Jahrgeld bringt, das Glaubensbekenntnis der katholiſchen Kirche ablegen werde.“

„Geliebter Vater!“ rief Heliade neben ſeinem Bett auf die Knie ſinkend; — „handle edel nach der Seite der Welt hin! handle großmütig mit Gott! Tue das, wozu Dein Gewiſſen Dich drängt ohne Bedingung. Jenes Jahrgeld, das Dir, dem Proteſtanten, ausgezahlt wird, gehört Dir nicht mehr, da Du im Herzen Katholik biſt.“

„Das bin ich vor Gott! vor den Menſchen bin ich es erſt, nachdem ich das trennende Glaubensbekenntnis ausgeſprochen habe.“

„Das iſt ganz richtig . . . und eben deshalb ſollteſt Du nicht zögern, das Äußere mit dem Innern in Übereinſtimmung zu bringen. Mit der Halbheit erringſt Du den Himmel nicht — und die Menſchen würden gering von Dir denken.“

„Wenn die Menſchen ein Kind haben, dem ſie einen Zehrpfennig hinterlaſſen wollen, ſo werden ſie das nicht tun, Heliade.“

„Lieber Vater, Du zwingſt mich, Dir zu erklären, daß ich von jenem Blutgeld Deiner armen Seele, ſobald es Gott gefällt, Dich aus dem ſterblichen Leben zu rufen, nicht einen Kreuzer nehmen oder behalten werde,“ ſagte ſie mit ſanfter Entſchiedenheit.

„O das unſelige Kind! . . . es will in Hunger und Elend umkommen!“ ſeufzte Horburg matt.

„Nein, lieber Vater, das will ich nicht!“ ſagte Heliade beſtimmt. „Ich kann und ich will arbeiten . . . und dann den lieben Gott von einem Tage zum andern für mich ſorgen laſſen. Dann bin ich beſſer verſorgt, als wenn ich Millionen hätte . . . denn die kann ich verlieren, aber die Vaterſorge meines Gottes verliere ich nicht.“

Es trat plötzlich eine große Veränderung in Horburgs Antlitz. Seine Züge verloren den Ausdruck von Erſchlaffung und ſeine Augen die Mattigkeit, die auf ihnen lag. Er tat einen tiefen Atemzug, legte die Hand auf Heliadens Haupt und ſagte:

„Geliebtes Kind, Du ſollſt nicht einen Vater haben, der Deiner ganz unwürdig wäre! Gehe und bitte Deinen Beichtvater ſogleich zu mir.“

Heliade taumelte vor Entzücken, vor Überraſchung. Sie ſprang auf . . . dann blieb ſie wieder ſtehen und ſah ihren Vater halb zweifelnd, halb ſelig an. Eine Frage ausſprechen konnte ſie nicht; die Wellen der namenloſeſten Freude gingen zu hoch in ihrer Bruſt.

„Gehe nur — und bitte ihn, zu mir zu kommen,“ ſagte Horburg liebreich. „Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt . . . aber als Du eben von Deinem Gottvertrauen ſprachſt . . . da ergoß es ſich auch in meine Seele und alle irdiſchen Rückſichten ſind mir plötzlich untergegangen.“

In tiefſter Andacht und Demut fiel Heliade auf die Knie, drückte die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und vollzog dann ſeinen Auftrag.

Der Geiſtliche kam zu Horburg und kam wieder und wieder zu ihm; und je öfter er kam, deſto ſanfter, ſtiller und froher wurde der Kranke, deſto mehr löſte ſich der Wuſt der Welt, der Roſt der Gottentfremdung, der Druck des belaſteten Gewiſſens von ihm ab — und in demſelben Maße traten heller die Züge der Kindſchaft Gottes an ihm hervor. Wie eine Selige, die nichts mehr von Erdenkleinſten Graben am Wege ſieht man fließendes Waſſer, als ob es Bergquellen wären, und doch iſt es eine mächtige Ebene in der man die einzelnen Flüſſe zur großen Pulsader gemacht hat, von welcher das Blut aus- und durch den ganzen Körper nährend und belebend fließt.

Zu Venedig verhält ſich Mailand wie zur Poeſie elegante Proſa; ſie war mir äußerſt willkommen. Bei der großen Hitze und der Abſpannung die am Ende einer langen Reiſe eintritt, hat mich Mailand acht Tage ſehr angenehm ausgeruht. Tags war nichts anzufangen, als höchſtens einen Gang durch den kühlen Dom zu machen, der mich gelehrt hat, daß der St. Peter doch auch ſeine Verdienſte hat, nämlich die wundervolle Harmonie ſeiner ſämmtlichen Verhältniſſe wie ſeiner Ausſchmückung. Beim Mailänder Dom iſt Beides verfehlt. Darum iſt er auch am ſchönſten von Außen im Mondſchein, denn die vage Beleuchtung macht alle Grenzen unbeſtimmt und erlaubt der Fantaſie die Mängel auszugleichen. Abends erholte ich mich auf der ſchönen Promenade, die in Lindenblütenduft getaucht war und ihn über halb Mailand verbreitete; oder in der Oper, welche die wenigſt ſchlechte in Italien iſt; oder beim Gioco di Pallone, das mich ſehr amüſirt hat, wie alle körperliche Übungen zu beleid weiß, webte und waltete Heliade um ihren Vater; — und als der Wonnetag kam, der ihm den Leib des Herrn brachte, da ſagte ſie nur:

„O, könnten wir jetzt zuſammen ſterben! denn etwas Höheres gibt es hienieden nicht.“

Horburg lebte noch mehrere Wochen, faſt immer in großen Qualen, denn die Bruſtwaſſerſucht hatte ſich entſchieden ausgebildet; — aber immer in großem Seelenfrieden. Seine Geſpräche mit Heliade berührten nichts Irdiſches mehr. Demütiges Glauben und Hoffen erfüllten die arme Seele, die ſo lange, lange Jahre in ihrem Hochmut fern von jedem, dem ewigen Leben entnommenen, tröſtlichen und erhebenden Gedanken geweſen war. In Heliadens Bruſt wechſelte die Jubelhymne beſtändig mit dem Klagelied ab. Jetzt, da ſie ſo recht ihren Vater gewonnen hatte — jetzt ſollte ſie ihn verlieren! Es ſchien, als habe er das Bedürfnis, ihr alle Liebe auszuſprechen, an der er ſie, in ſeinen finſtern Zeiten, ſo ſehr hatte darben laſſen und oft verklagte er ſich gegen ſie an und bat ſie um Verzeihung wegen ſeiner bitteren Worte und rauhen Behandlung.

„Ich übertrug die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt auf alles, was mich umgab,“ ſagte er, „und deshalb, mein armes Kind, haſt Du viel leiden müſſen.“

„O nichts, nichts — nichts hab' ich gelitten im Vergleich zu meinem Glück!“ rief Heliade.

„Doch, doch! Du haſt viel gelitten, Kind, ſonſt könnteſt Du jetzt nicht ſo glücklich ſein; denn das übernatürliche Glück iſt eine Blüte, die aus dem Kreuz hervorbricht. Du haſt es getragen für Dich und für mich — und ſieh! nun ſind wir beide glücklich! O, ſolch ein Glück verdanken wenig Väter ihren Kindern!“

„Meine Mutter hat es mir erfleht,“ ſagte Heliade tief bewegt; „ſie hat ohn' Unterlaß vor dem Thron Gottes für uns gebeten.“

Die Flamme des irdiſchen Lebens ſank und ſank, und je näher ſie dem Verlöſchen war, umſomehr faßten Vater und Tochter das Wiederſehen ins Auge — und als es erloſch, war Heliaden zu Sinn, als ſei nicht der friedliche Tod, ſondern das unfriedliche Leben ihrer Tränen wert. — — —

Aber ſie befand ſich jetzt ſowohl in der äußerſten Verlaſſenheit, als in der äußerſten Armut. Die langwierige Krankheit des Vaters und die Koſten des Begräbniſſes hatten ihre Kaſſe vollkommen erſchöpft. Mit der größten Einfachheit teilte ſie dem Arzt, der ein ſehr wohlwollender Mann und ihr ſehr zugetan war, ihre Verhältniſſe mit und ſagte:

„Ich bin darauf angewieſen, mir mein Brot zu erwerben und mit Gottes Hilfe werde ich es ganz gut können. Die Hauptſache wäre nur, daß ich ein anſtändiges Unterkommen fände . . . irgend eine Stelle als Geſellſchafterin, als Pflegerin einer Kranken und dergleichen. — Hab' ich nur erſt Dach und Fach, ſo werde ich ſchon nach und nach mein Reiſegeld nach Rom zuſammenbringen — und bei meiner Großmutter bin ich dann gut aufgehoben. Dahin muß ich ſtreben. Hier ſind ja immer viele Kranke der berühmten Ärzte wegen . . . und auch viel Reiſende und Fremde. Es wäre nicht unmöglich, bei ihnen eine Stelle zu finden. Bitte, denken Sie an mich, Herr Doktor, wenn Sie von etwas Paſſendem hören.“

Der Doktor verſprach es, ganz bekümmert über die tiefe Verlaſſenheit der armen Heliade, die auf der weiten Welt niemand hatte, als eine mittelloſe Großmutter im fernen Rom. Heliade verlor aber nicht den Mut. Das iſt der irdiſche Vorteil der geprüften Seelen: Wo andere verzagen oder ratlos ſein würden, legen ſie Hand ans Werk. Die Hausfrau, bei der ſie gewohnt hatte, ſeitdem ſie in Heidelberg war, gab ihr ein ganz kleines Zimmerchen, in welchem ſich Heliade ſogleich mit ihren verſchiedenen Arbeiten niederließ und vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend durch nichts unterbrochen, als durch ihren Morgengang zur heiligen Meſſe, malte und ſtickte.

Nach zwei Tagen kam der Doktor und ſagte:

„Eine Stelle ſoll beſetzt werden, Fräulein Heliade; aber ob ſie angenehm iſt, weiß ich nicht.“

„Man muß es verſuchen,“ ſagte ſie freundlich.

„Seit einiger Zeit hält ſich hier eine Baroneſſe Ruffach auf, um die Traubenkur zu brauchen. Sie iſt blind und will ſich operieren laſſen, wenn der Star dazu reif geworden iſt. Sie ſucht eine gebildete Lektrize, die ihr vorleſen und der ſie ihre Koreſpondenz diktieren könne — alſo eine anſtändige und zuverläſſige Dame.“

„Das wäre ja vortrefflich, Herr Doktor!“ rief Heliade. „Gewiß werden ſich viele Perſonen für die Stelle melden! Wenn ich ſie nur bekomme!“

„Aber es wird eine gar mühſelige Stelle ſein — bei einer Blinden! Haben Sie das überlegt?“ ſagte er mitleidig.

„Auf einige Mühe muß ich mich freilich gefaßt machen,“ entgegnete ſie ruhig; „aber die gehört nun einmal in den Plan, den der liebe Gott mit mir hat. Bietet ſich mir ein anſtändiges Unterkommen, Herr Doktor, ſo darf ich vor keiner Mühe zurückſchrecken.“

„Dann will ich Ihnen nur ſagen, daß die Baroneſſe Ruffach Sie zu einer Beſprechung erwartet und ſehr geneigt iſt, Ihnen den Vorzug zu geben, weil Sie von adliger Familie und von feiner Erziehung und Bildung ſind. Ich kann Sie ſogleich zu ihr führen.“

Das geſchah. Der Doktor ſtellte Heliade der Baroneſſe vor und empfahl ſich. Heliade blieb allein mit Juſtine. Sie fühlte einen leiſen Schauder, als ſie dieſe unerhörte Häßlichkeit ins Auge faßte. Juſtinens Sehkraft war bis auf einen Schimmer erloſchen — und ſo paßte denn ihr toter ſtumpfer Blick zu der Totenmaske ihres Geſichts, das keine Spur eines Herzens, einer Seele, nicht einmal eines Leidens trug. Ihrer Gewohnheit der Beſchäftigung auch jetzt nach Kräften treu, ſaß ſie ſtrickend auf dem Sopha und ſagte in ihrem trockenen Ton zu Heliade:

„Setzen Sie ſich, Fräulein von Horburg, und haben Sie die Güte, mir einige Fragen genau zu beantworten. Der Herr Doktor hat Sie warm empfohlen. Doch das genügt nicht ganz. Alſo zur Sache. Ich heiße Juſtine von Ruffach. Iſt Ihnen dieſer Name bekannt?“

„Ich hörte ihn heute zum erſten Mal.“

„Sie ſind alſo nie, weder in Dresden noch hier, mit Perſonen zuſammengekommen, die mich gekannt hätten.“

„So viel ich weiß — nie; da ich immer mit meinen Eltern in der größten Zurückgezogenheit lebte.“

„Das paßt mir! ich kann meine Briefe nur diktando abfaſſen und da iſt es denn gut, einen Sekretär zu haben, dem meine perſönlichen Verhältniſſe fremd ſind. Ich zähle alſo auf Ihre Diskretion — und ſie muß ſo weit gehen, daß Sie nie, weder mündlich noch ſchriftlich, eine Äußerung über Verhältniſſe machen, von denen Sie durch meine Korreſpondenz etwa Kunde bekämen.“

„Ich verſpreche tiefes Stillſchweigen über alles und gegen jedermann,“ entgegnete Heliade.

„Gut!“ —

„Nun weiter: Können Sie vorleſen? — anhaltend und deutlich?"

„Mein Vater iſt in dieſem Punkte mit mir zufrieden geweſen."

„Sind Sie muſikaliſch?"

„Leider nein!"

„Das bedauere ich. Es wäre mir eine willkommene Zerſtreuung geweſen. Daß Sie hübſch malen, weiß ich; — aber davon habe ich nichts. Können Sie wenigſtens gehen . . . viel und anhaltend . . . und mir dabei den Arm geben? Ich ſoll mir viel Bewegung machen und meine Kammerjungfer behauptet, ſie könne das nicht aushalten. In meinem hilfloſen Zuſtande werde ich auch noch ſchlecht bedient, obſchon ich die Leute mit Gold aufwiege. Sie ſind gewiß zufrieden, Fräulein von Horburg, wenn ich Ihnen monatlich zwei Friedrichsd'or und ganz freie Station gebe."

„Ich bin dankbar für alles, was der liebe Gott mir ſchickt."

„Der liebe Gott? — Nein, Fräulein von Horburg, der bekümmert ſich nicht um ein paar Friedrichsd'or. Es wäre mir alſo ſehr lieb, wenn Sie gleich heute überſiedeln und Ihre Funktionen antreten könnten. Wir haben heute den 15. Oktober, die Mitte des Monats. Das arrangiert ſich ſo gut, ſo ordentlich. Am 1. oder 15. muß man dergleichen Kontrakte ſchließen. Können Sie ſchon heute bei mir bleiben?"

„Nichts hält mich davon ab. Doch zuvor muß ich bitten, eine kleine Bedingung machen zu dürfen."

„Und die wäre?"

„Täglich einige freie Stunden zu haben."

„Zu welchem Zweck?"

„Um die heilige Meſſe beſuchen und mich in der Malerei fortüben zu können."

„Letzteres iſt verſtändig; erſteres überflüſſig."

„Es iſt ein frommer katholiſcher Gebrauch, den wir nicht als überflüſſig betrachten."

„Ja, die Katholiken mit ihren frommen Gebräuchen! was das für eine Zeitverſchwendung iſt! — Indeſſen verſteht es ſich von ſelbſt, daß Sie freie Stunden haben werden, denn ich werde wahrhaftig nicht die Jakobea füttern und bezahlen . . . und nur ſo daſitzen laſſen! Was Sie alſo mit Ihrer freien Zeit anfangen wollen, iſt mir gänzlich gleichgültig."

„Und dann . . ." —

„Wie? noch mehr? ich erſtaune!"

„Ich habe meiner teuern verſtorbenen Mutter das Verſprechen gegeben, nie ein Buch zu leſen, das gegen den katholiſchen Glauben geſchrieben wäre. Und ich muß dieſes Verſprechen als Ihre Vorleſerin, gnädige Baroneſſe halten dürfen."

„Ah bah, mein Fräulein, Sie machen eigentümliche Anſprüche! Was kümmern mich Ihre katholiſchen Glaubenslehren! Auf dieſe Weiſe wäre es ja möglich, daß ich um die intereſſanteſte Lektüre käme! . . . namentlich um die franzöſiſche; denn Jakobea lieſt nur deutſch und Gott weiß wie ſchlecht.“

„Dann bleibt mir nichts übrig, als auf die Ehre zu verzichten, Ihnen meine kleinen Dienſte zu widmen, gnädige Baroneſſe.“

„Aber das iſt ja ein fabelhaftes Benehmen, mein Fräulein! Der Doktor ſagte mir, Sie wünſchten eine Stelle zu finden. Bei ſolchen Anſprüchen wird das unmöglich ſein.“

„Ich muß es darauf ankommen laſſen, gnädige Baroneſſe,“ ſagte Heliade und erhob ſich gelaſſen.

„Erklären Sie mir erſt, was Ihnen ſolche Bücher ſchaden könnten!“ entgegnete Juſtine lebhaft, da dies Geſpräch ihr etwas ganz Neues war; — „Sie brauchen ja nicht das zu glauben, was Sie leſen.“

„Gezwungen werde ich freilich nicht dazu,“ antwortete Heliade; — „aber durch Scheingründe, oder durch eine ſchöne Darſtellung, oder durch blendende Überredungskunſt könnte ich dazu verführt werden, oder wenigſtens die Verſuchung haben, an meinem Glauben irre zu werden.“

„Nun, wenn Sie einen beſſeren fänden, ſo wäre das ja durchaus kein Unglück.“

„Gnädige Baroneſſe,“ ſagte Heliade ſanft, „es ſcheint, wir verſtehen einander nicht. Mein Glaube iſt mein höchſtes Gut, denn er gibt mir die Anwartſchaft auf die ewige Seligkeit. Da kann von etwas Beſſerem nicht wohl die Rede ſein.“

„Es iſt allerdings ſchwer, daß wir einander verſtehen, Fräulein von Horburg, denn Sie haben ungemein exaltierte Ideen und ich bin proſaiſch oder — wie ich lieber ſage — rationell. Aber Sie legen eine große Pietät für das Andenken Ihrer Mutter an den Tag und das gefällt mir um ſo mehr, als dies bei der heranwachſenden Jugend ſeltner wird. Deshalb ſoll Ihre kurioſe Bedingung mich nicht abſtoßen. Ich nehme ſie an — und erwarte noch heute Ihre Überſiedelung zu mir.“

„Ihre Güte, gnädige Baroneſſe, verdanke ich alſo meiner teuern Mutter,“ ſagte Heliade und küßte dankbar Juſtinens kalte, hagere Hand. Dann entfernte ſie ſich, um ihre geringen Habſeligkeiten zuſammen zu packen und in ihre neue Wohnung ſchaffen zu laſſen.

Sie verließ das Haus, in welchem ſie ihre beiden Eltern — und Peregrin verloren hatte, das Haus, in welchem ſie ſo unausſprechlich großen Schmerz und Kummer — und doch auch wieder die höchſte Freude gefunden hatte, unter tauſend Tränen. Ihr war zu Sinn, als ob ſich ihre ganze Vergangenheit von ihr ablöſe und ſie freundlos, ſchutzlos in die Welt hinaustreibe. Ihre Stellung, ihr Brot, ihre Zukunft — alles ſollte ſie ſelbſt ſich erringen, ohne daß ein liebendes Auge über ihr wache

— eine zuverläſſige Hand ſie führe. Ihr war das Herz zum Zerſpringen voll und als ihre gute Hausfrau in Tränen ſchwimmend von ihr Abſchied nahm, fiel Heliade ihr in die Arme und trennte ſich von ihr, wie von ihrer letzten Freundin auf Erden. Nur vor dem Tabernakel fand ſie die Kraft, nach einigen Stunden gefaßt bei Juſtine zu erſcheinen.

Dieſe hatte inzwiſchen geſchellt und Jakobea erſchien.

„Bringe das kleine Zimmer in Ordnung, worin bis jetzt meine Koffer ſtehen — und dieſe können teils nach Jakobs Zimmer, teils nach meiner Garderobe gebracht werden," ſagte Juſtine, immer nach alter Gewohnheit auch das Geringſte ſelbſt anordnend.

„Kommt das Fräulein denn ſchon ſo bald?" fragte Jakobea mürriſch.

„Das *gnädige* Fräulein kommt noch heute," entgegnete die Baroneſſe mit Nachdruck.

„O Jemine! ein gnädiges Fräulein iſt ſie!" rief Jakobea. „Da wird ſie denn ja wohl leſen, ſchreiben, rechnen und alles können, was dazu gehört — und ich komme dann wieder in meine Ruhe!"

„Wann hätte ich denn je mit Dir gerechnet, Jakobea! dieſe verlorene Mühe gab ich mir nie. In dieſem Punkt iſt Jakob, mit Dir verglichen, ein lumen mundi. Alle Schreiberei übernimmt Fräulein von Horburg. Mit Vorleſen und Spazierennen Kraft, Geſchicklichkeit und Gewandtheit gehört Dies Spiel beſteht darin einen mit Luft gefüllten Lederball über eine 324 Fuß lange Bahn zu ſchlagen. Auf jedem Ende ſteht ein Hauptſpieler mit zwei Secundanten; ein Strich bezeichnet die Mitte; diejenige Partei hat verloren auf deren Seite der Ball niederfällt. Es dauert nicht lange, ſo intereſſirt man ſich leidenſchaftlich für die eine oder die andere Partei, und dieſe Theilnahme ſpricht ſich durch Wetten aus. Der diesjährige Hauptſpieler wird Diavolone (der große Teufel) genannt, ein breitſchultriger, mächtig ſtarker Mann; dennoch hab' ichs nur drei Mal erlebt, daß er den Ball über die ganze Bahn ſchlug. Es mag eine gewaltige Anſtrengung dazu gehören, denn die Spieler welche ſämmtlich nur kurzermlige Jacken und Beinkleider von weißem Perkal tragen, ſind nach zehn Minuten in Schweiß gebadet. Der Ball wird nicht mit der Hand, ſondern mit dem Vorarm geſchleudert, der zu dieſem Behuf mit einem kleinen hölzernen zackigen Muff umgeben iſt. Die Plätze des erſten Ranges ſind durch ein hochgeſpanntes Netz vor dem Ball geſchützt, aber in die Reihen der weniger Zahlenden fliegt er zuweilen hinein, und giebt dann ſtets Veranlaſſung zu unmäßigem Jubel.

Mehr weiß ich nicht von Mailand zu ſagen; Somgehen wird ſie Dich ablöſen — und übrigens wirſt Du nach wie vor tun, was ich befehle.“

„Da es ein gnädiges Fräulein iſt, wird man ſie wohl gar bedienen müſſen und Zuwachs an Arbeit bekommen,“ ſagte Jakobea mit grämlicher Bitterkeit.

„Du haſt mir zu dienen und ſonſt keinem Menſchen,“ ſagte die Baroneſſe; — „und Dein Dienſt beſteht darin, daß Du tuſt, was ich anordne, möge es ſich nun auf meine Perſon oder auf ſonſt jemand beziehen. Merke Dir das, Jakobea. Und bilde Dir nicht ein, daß Du inſolent ſein dürfteſt, weil ich erblindet bin. Die Welt wimmelt von Jakobeen. Ich ſchicke die eine fort und nehme die andere.“

„Das würde ich nicht überleben, gnädige Baroneſſe; ich bin fünfundzwanzig Jahre in Ihren Dienſten. Das wäre eine furchtbare Schande für mich!“ ſagte Jakobea gekränkt.

„Nun ſo betrage Dich danach, meine Tochter,“ entgegnete Juſtine mit ihrer gleichmäßigen eiſigen Kälte. „Gehe jetzt und beſorge die Einrichtung des Zimmers für Fräulein von Horburg.“

Am Abend trat Heliade in dies für ſie ſo ganz neue Abhängigkeitsverhältnis ein und fortan hatte ſie nicht ihren geliebten Eltern zu gehorchen, ſondern einer Fremden, zu welcher keine Sympathie ſie hinzog. Aber in ihr — werde ich Gott gehorchen! ſprach ſie gefaßt zu ſich ſelbſt; — und werde mir die Mittel erwerben, um zu meiner

Großmutter zu gelangen! — Und ſo nahm ſie denn ganz ergeben Beſitz von ihrem kleinen Zimmer, welchem Jakobea die allergeringſte Einrichtung gegeben und die beſſeren Möbel für ihr Zimmer behalten hatte.

Juſtine erſuchte gleich an dieſem erſten Abende Heliade, ihr eine deutſche und eine franzöſiſche Zeitung vorzuleſen, was dieſe mit Geſchick und Leichtigkeit tat, weil ſie ſich bei ihrem Vater daran gewöhnt hatte, und Juſtine konnte ſich eines gewiſſen Wohlbehagens nicht erwehren, eine wohlerzogene, gebildete Perſon in ihrer nächſten Umgebung zu haben. Bisher hatte ſie immer als Herrin zwiſchen Untergebenen geſtanden und bei ihrem tätigen und ſelbſtſtändigen Leben gerade darin eine Befriedigung gefunden. Jetzt aber fühlte ſie doch trotz ihrer ſtoiſchen Ruhe ihre Abhängigkeit von ihren Dienſtboten und die Unmöglichkeit, dieſelben ſo untergeordnet wie früher zu halten, wenn Jakobea und Jakob die einzigen Weſen blieben, auf die ſie ſich verlaſſen konnte. Dieſe Einſicht hatte ſie zum Entſchluß gebracht, eine Geſellſchafterin zu nehmen, was ihr wegen der vergrößerten Geldausgaben höchſt unangenehm war und einen langen Kampf in ihr hervorrief. Jetzt aber begann ſie die angenehme Seite dieſer Neuerung zu ſpüren.

Als ſich Juſtine in ihr Schlafzimmer begeben hatte, begann Jakobea während ihrer gewohnten Dienſtleiſtungen die Unterhaltung:

„Welch ein Jammer, daß die gnädige Baroneſſe nicht ſo recht mehr ſehen können!“

„Ich habe Euch allen hundertmal verboten, ſo abgeſchmackt zu winſeln!“ unterbrach ſie Juſtine. „Der graue Staar iſt eine Krankheit, die ihren Verlauf hat und durch eine Operation geheilt zu werden pflegt. Ich kann dies ſogenannt mitleidige Gejammer nicht vertragen .... Du weißt es, Jakobea.“

„Es iſt nur, weil die gnädige Baroneſſe nicht ſehen können, was wir geſehen haben, der Jakob und ich.“

„Nun, was für ein Weltwunder habt Ihr denn geſehen, Jakobea?“ fragte Juſtine mitleidig.

„Ehe ſich Fräulein von Horburg zum Nachteſſen geſetzt hat, legte ſie ihre Hände ein paar Augenblicke zuſammen und machte ein Kreuzzeichen .... dann ſetzte ſie ſich erſt. Der Jakob hatte Luſt zu lachen .... ich aber fürchtete mich, denn ich dachte, ſie ſähe irgendwo den leibhaftigen Satan.“

Juſtine lehnte ſich auf ihren Sitz zurück, ſchlug die Arme übereinander und ſagte ſtreng:

„Seit fünfundzwanzig Jahren kenne ich Euch, Dich und Jakob, als die einfältigſten Leute unter der Sonne. Wie es möglich iſt, daß Ihr bei mir, wo Ihr doch nichts Unvernünftiges ſeht und hört, ſo einfältig bleiben könnt — das iſt mir ein ewiges Rätſel.“

„Aber, gnädige Baroneſſe, ich hab' es ja mit eigenen Augen geſehen!" verſicherte Jakobea.

„Merkt Euch aber dies, Du und der Jakob" — fuhr Juſtine fort, ohne den Einwand zu beachten: „Fräulein von Horburg iſt katholiſch, hat alſo Gebräuche, die wir nicht haben und die wir überflüſſig finden. Wenn aber jemand von Euch ſich unterſteht, darüber zu lachen, ſo ſchicke ich Euch fort, **stante pede**; denn es iſt eine Schmach für die Herrſchaft, grobe, ungezogene Dienſtboten zu haben!"

„Ich habe nicht gelacht!" beteuerte Jakobea.

„Nein, meine Tochter, Du haſt Dich gefürchtet: das ſieht Dir ganz ähnlich."

„Wenn uns nun aber dies Fräulein katholiſch machen will!" ſagte Jakobea weinerlich. „Ich habe ſchon gehört, daß man hier in der Stadt den Katholiſchen nicht grün iſt. Das muß doch ſeinen Grund haben .... ſie müſſen ſchlecht ſein .... alſo fürchte ich mich vor ihnen .... und auch vor dem Fräulein."

„Nun ſo fürchte Dich, Jakobea," entgegnete Juſtine kaltblütig; „ich werde durch einen neuen Beweis Deiner Beſchränktheit keineswegs überraſcht. Und jetzt ſage ich zu dieſem Kapitel: Punktum."

Jakobea verrichtete ſchweigend ihren Dienſt. Am nächſten Morgen aber ergoß ſie ihre Anſichten und

Befürchtungen in einem Redeſtrom gegen Jakob und ſchloß mit der Beteuerung:

„Wir haben unſere guten Tage gehabt, Jakob! .... jetzt kommen die ſchlimmen. Die Katholiſchen ſtiften Unfrieden! das hab' ich mein Lebtag gehört.“

„Na, ſein Sie doch ruhig und fangen Sie nicht den Unfrieden an! Was brauchten Sie denn zu klatſchen, daß ich geſtern Abend einen kleinen Anſatz von Lachen hatte!“ entgegnete Jakob mürriſch.

Heliade lebte ſich mit der Schmiegſamkeit der Jugend und eines gottergebenen Willens in ihre Verhältniſſe ein. Juſtine nahm ſie freilich ſehr in Anſpruch und auf eine Weiſe, die um ſo ermüdender war, als Heliade nicht das mindeſte Intereſſe für die Zeitungen und für die Journale über Landwirtſchaft und Gartenkunde hatte, die ſie täglich vorleſen mußte. Aber ein paar ſtille Stunden hielt ſie ſich frei: dann ſetzte ſie ſich zu ihren Aquarellen und dieſe anmutige Arbeit erfriſchte ſie und gab ihren Gedanken eine Richtung auf die Wunderwerke der Schöpfung in den zarteſten Naturgebilden, wodurch eine reine Seele immer mehr zu den himmliſchen Dingen hingezogen wird.

Auch Juſtinens Briefe mußte Heliade vorleſen und beantworten. Doch das war keine häufige Arbeit, denn es wurde nur mit Doktor Münzner über die allgemeinen Geſchäfte, mit dem Verwalter über die Gutsangelegenheiten — und endlich mit

Lucia korreſpondiert. Juſtine hatte zu Heliade geſagt:

„Sie begreifen leicht, daß Briefwechſel, die nur durch einen Sekretär ſtattfinden, mit der höchſten Vorſicht und Zartheit zu behandeln ſind. Es kommen darin Vermögensangelegenheiten, Familienverhältniſſe, widerwärtige Geſchäfte zur Sprache, die durchaus für jeden Dritten geheim zu halten ſind. Ich komme nochmals darauf zurück — und erwarte gewiß nicht zu viel von Ihrem Zartgefühl, wenn ich vorausſetze, daß Sie die ganze Korreſpondenz, die Sie für mich zu führen haben, aus dem Gedanken ſich ſchlagen und in ewiges Stillſchweigen begraben — auch an mich keine Frage darüber ſtellen werden.“

Heliade wiederholte ihr feierliches Verſprechen des Stillſchweigens. Sie ſpürte nicht die mindeſte Neugier in Betreff des Vermögens und der Gutsverwaltung der Baroneſſe. Daß ſich überall in der Korreſpondenz deren trockene, kalte, wenig liebreiche Art und Weiſe kundgab, überraſchte ſie nicht. Durch den täglichen Umgang war ſie daran gewöhnt.

Lucia ſchrieb höchſtens einmal im Monat. Ihre Intimität mit der Schweſter war mehr denn je durch Juſtinens Erblindung erſchüttert. Sie beſchränkte ſich meiſtens darauf, allerhand äußere Vorfälle und Begebenheiten mitzuteilen. Nur ein Satz in dem erſten Brief, den Heliade vorzuleſen hatte, riß dieſe mit äußerſter Gewalt aus der Gleichgültigkeit heraus, welche ſie ſich in ihrem Amte zum Geſetz gemacht hatte. Die Gräfin ſchrieb:

„Keine Nachricht von Peregrin! Alles fragt hier, wo er iſt, ob er bald zurückkommt, warum er ſo lange fortbleibt — ſo ſelten ſchreibt? — und ich weiß keine Antwort zu geben! Zuweilen denke ich, er könne vielleicht nicht mehr am Leben ſein und das wäre wohl für uns alle die glücklichſte Löſung.“

Der Brief war nur mit dem Namen Lucia unterſchrieben und hatte zwar ein Datum, doch keinen Ortsnamen. Dennoch ſchien es Heliaden, als ob es nur einen Peregrin auf der Welt gebe — und die furchtbare Grauſamkeit, dieſem einen den Tod zu wünſchen, erſchütterte ſie dermaßen, daß ihre Stimme leiſe zitterte und ſein Bild lebendiger denn je in ihrem Herzen wurde. Sprach dieſe Lucia von Peregrin Gorm? Wo war er? Auf Schloß Traun war er alſo nicht! ſollte er noch immer im Orient ſein? Aber warum ſchrieb er nicht, wenn doch alle ſich für ihn ſo lebhaft intereſſierten? Alle .... bis auf dieſe grauſame Lucia! und wer war dieſe Lucia? — Sie erfuhr es nicht; denn Juſtine ließ die Antwort durch Jakobea ſchreiben, weil ſie in lobenden Worten von ihrer neuen Geſellſchafterin ſprach und nicht Heliaden zumuten wollte, ihr eigenes Lob niederzuſchreiben, nebenbei auch, um Jakobea in heilſamer Demütigung durch Aufzählung von Heliadens Vorzügen zu halten. Das beleidigte aber Jakobea, und obſchon ſie nur Erleichterung ihres Dienſtes durch Heliade hatte, ſo wurde ſie ihr gram, weil Juſtine ſie ſo hoch zu ſchätzen ſchien.

„Gnädige Baroneſſe," hub Jakobea eines Tages an, „ich hätte etwas auf dem Herzen, was ich gern ſagen möchte; . . . . aber ich fürchte mich."

„Schon wieder!" ſagte Juſtine.

„Ja, daß die gnädige Baroneſſe darüber Verdruß haben könnten."

„Ich habe ſo manchen Verdruß in meinem Leben gehabt, daß ich ziemlich abgehärtet dagegen bin. Alſo ſprich, Jakobea!"

„Fräulein von Horburg geht jeden Morgen um ſechs Uhr aus und kommt um ſieben mit verweinten Augen zurück," ſagte Jakobea wichtig.

„Ja, ſie geht täglich zur Meſſe."

„Gnädige Baroneſſe, das iſt unmöglich!"

„Ich bin wirklich neugierig, welchen Grund Du für Deine Unmöglichkeit haben wirſt, Jakobea."

„Hier iſt gar keine Meſſe, gnädige Baroneſſe!" entgegnete Jakobea wichtig; „wenn in dieſem kleinen Neſt von Heidelberg eine Meſſe wäre, ſo würde man das doch merken durch Zulauf von Menſchen, wilden Tieren, Kunſtreitern und dergleichen. Aber hier iſt es ja ſo ſtill wie zu Tannhof! wenn nicht die Studenten manchmal ein bischen ſpektakelten, könnte man die Fliegen nieſen hören — wahrhaftig, ſo ſtill iſt es! Nein, hier gibt es keine Meſſe! . . . alſo kann Fräulein von Horburg nicht dahin gehen."

„Es ſcheint, daß meine Geduld und Nachſicht durch Deine Einfalt geprüft werden ſollen, Jakobea! Der katholiſche Gottesdienſt, den Fräulein von Horburg täglich beſucht, heißt die Meſſe. Ob ſie da lacht oder weint, geht Dich nichts an. Hat ſie Gründe, um Tränen zu vergießen, ſo tut ſie das in der Stille und niemals beläſtigt ſie mich mit einem weinerlichen Ton . . . wie es Deine ſchlechte Gewohnheit iſt."

„Wie kann ich wiſſen, daß der Gottesdienſt der Katholiken wie unſer Jahrmarkt iſt!" ſagte Jakobea höchſt weinerlich.

„Da Du überhaupt ſehr wenig weißt und ſo gut wie gar nichts verſtehſt, ſollteſt Du Dich des Stillſchweigens befleißigen, Jakobea. Seit fünfundzwanzig Jahren gebe ich Dir ſchon dieſen guten Rat; denn es iſt erbarmenswert, wie viel Unſinn über Deine Zunge ſpaziert. Was nun Deine Jahrmärkte betrifft, die in manchen Städten Meſſe heißen, ſo kommt das daher, daß in alten Zeiten, als ganz Deutſchland katholiſch war, große Kirchenfeſte Leute aus der Nähe und Ferne herbeizogen, die, wenn die Feierlichkeiten, bei denen die gottesdienſtliche Handlung der Meſſe immer die Hauptſache iſt, vorüber waren — ihr ſeltenes Zuſammenkommen benutzten, um Geſchäfte abzumachen und Handel und Wandel zu treiben. Allmählich gewann die letzte Richtung die Oberhand und nur der Name, der an ihren Urſprung erinnert, iſt ihr geblieben. Ich gebe Dir dieſe Erklärung, obſchon Du ſie nicht verſtehen wirſt. Aber ich hoffe, Du verſtehſt wenigſtens dies eine: man macht ſich lächerlich, wenn man ins Blaue hineinſchwätzt.“

„Zu Befehl,“ ſagte Jakobea, deren Gedanken ſich während dieſer Auseinanderſetzung längſt verflüchtigt hatten.

Indeſſen hielt es Juſtine für zweckmäßig, zuweilen auch Heliaden heilſame Ermahnungen angedeihen zu laſſen.

„Es iſt recht beklagenswert,“ hub ſie an, „daß Ihre Kirche ſo manche Gebräuche verlangt, welche bei Andersgläubigen Anſtoß erregen. Könnten Sie nicht Einiges davon fallen laſſen? zum Beiſpiel das Kreuzzeichen, das Weihwaſſer in Ihrem Zimmer?“

„Warum ſollte ich das tun, gnädige Baroneſſe?“ fragte Heliade ſanft.

„Ich ſage es Ihnen ja! um Anſtoß zu vermeiden.“

„Wäre es nicht viel einfacher, den Andersgläubigen zu raten, es zu machen, wie Sie, gnädige Baroneſſe, und daran keinen Anſtoß zu nehmen? Wir tun das, was unſere Mutter, die Kirche, uns mer und Hitze machen mich ſchreibfaul; auch bin ich reiſe- und ſehensmüde. Hier, in Cadenabbia am Comerſee, halte ich eine kleine Nachleſe — phyſiſchen Genuſſes, muß ich faſt ſagen; denn ich liege apathiſch unter den Katalpen vor der Villa Sommariva, und es fällt mir gar nicht ein, mir die Villa aufſchließen zu laſſen um Thorwaldſens Alexanderzug und andere Kunſtſachen zu betrachten, die mir im vorigen Herbſt großes Vergnügen machten. Gegen ſie bin ich für den Augenblick durch die Menge der Kunſtſchätze gleichgültig geworden, welche ich ſeitdem geſehen; aber weder die Conca d'oro, noch der Golf von Neapel, noch die Felſen von Taormina, machen mich gleichgültig gegen die Holdſeligkeit dieſer Natur. Der Comerſee beſteht die Probe: er iſt jetzt meinem verwöhnten Auge ebenſo ſchön, als er es damals meinem erwartungsvollen war. Schöner noch! der Sommer giebt ihm eine Faſſung von glänzenderem Gold. Die alten Pythogoräer ſagten: Feuer iſt das Princip des Lebens; darum ſind die Dinge am beſten, in denen am meiſten Feuer iſt. Wie gut muß dann dieſe Natur ſein, ganz zuſammengeſetzt aus Feuerglanz und Feuerglut! Am Tage leid' ich darunter, muß hinter feſtgeſchloſſnen Jalouſien wie eine Gefangene ausharren; die Sonne brennt allzu heftig; aber die Abende haben auf der lehrt — und da wir wiſſen, daß ſie nicht irren kann, tun wir es gern, zuverſichtlich und freudig, wie eben Kinder die Vorſchriften geliebter Eltern in irdiſchen Verhältniſſen zu erfüllen pflegen."

„Wenn Sie ſich aber dadurch läſtig machen!"

„So wäre das die Schuld der Andersgläubigen, nicht die meinige, gnädige Baroneſſe, und ich würde mich nicht verpflichtet halten, auch nur das mindeſte darin zu ändern."

„Aber wenn ich Sie bitten würde, es zu ändern?"

„So würde ich Sie ſo lange anflehen, es nicht zu tun, bis Sie von Ihrer Bitte abſtünden."

„Sie ſind ſehr eigenſinnig, Fräulein von Horburg."

„Ich habe leider viele Fehler," ſagte Heliade demütig.

Juſtine dachte bei ſich ſelbſt: Wenn doch Jakobea ein einziges Mal im Vierteljahrhundert eine ſolche Äußerung getan hätte! — Sie ſagte laut:

„Nun, von mir und bei mir haben Sie keine derartige Zumutung zu fürchten. Ich liebe durchaus nicht die katholiſche Kirche, weil ſie den menſchlichen Geiſt in Feſſeln ſchlägt; allein es iſt nicht an mir, alle Sklaven zu erlöſen. Ich bemitleide ſie jedoch von Herzen. Und dies Gefühl habe ich auch für Sie."

„Gnädige Baroneſſe," erwiderte Heliade ſanft und feſt, „die wahre Erlöſerin der Sklaven iſt die katholiſche Kirche. Vor ihr war das ganze weibliche Geſchlecht in Sklaverei, waren die Kinder in Sklaverei, war überdies der ganze Sklavenſtand da — und die Kirche hat ſie alle befreit . . . hat ſie alle aus einer Sache, die der Herr und Gebieter nach Gutdünken behandeln durfte, zu Menſchen gemacht, die das Recht der Selbſtbeſtimmung haben.“

„Ein illuſoriſches Recht! bis zur Stunde ſind zahlreiche Frauen wahre Sklavinnen ihrer Männer.“

„Das kann ſein! Sünde und Schwäche ſtürzen den Menſchen immer wieder und wieder von der Höhe der Erlöſung herab . . . aber dann iſt die Sklaverei eine anerkannte Frucht des Unrechts und der Bosheit. Sie kann wohl noch als Recht des Stärkeren exiſtieren; doch eine rechtmäßige, auf ewigem Rechte ruhende Exiſtenz hat ſie nicht mehr. Ein Geſchlecht, das ſeine höchſte Ehre in den Stand der Jungfräulichkeit ſetzt, hat die Sklaverei des Weibes unmöglich gemacht — und ein ſolches Geſchlecht hat die katholiſche Kirche erzogen.“

„Niemand ſchätzt die Würde der Unvermählten, wenn ſie es im rechten Geiſte ſind, höher als ich,“ ſagte Juſtine mit großem Pathos; — „aber die Klöſter, die Orden, die Gelübde verabſcheue ich. Nur im freien Willen liegt die Würde.“

„Ja! nur im freien Willen, der für ſeine Selbſtbeſtimmung die Liebe zu Gott zur Richtſchnur hat" — entgegnete Heliade.

„Über dieſe katholiſche Zutat werden wir uns nie verſtändigen!" ſagte Juſtine abbrechend.

Ein anderes Mal fragte ſie:

„Fräulein von Horburg, würden Sie je eine Ehe mit einem Proteſtanten eingehen?"

Mit Purpur übergoſſen bückte ſich Heliade ſo tief über ihre Stickerei, als ob Juſtine nicht blind geweſen wäre und ſagte leiſe:

„Das nicht, gnädige Baroneſſe."

„Ich erwartete dieſe Antwort! ſie paßt ganz für Ihren kleinen, friedlichen Fanatismus! — Aber Sie ſind doch wirklich eine Törin. Sie leben hier in proteſtantiſcher Umgebung und könnten vielleicht eine ganz gute Partie machen. Aber nein! das iſt unmöglich!"

„Sie wiſſen ja, gnädige Baroneſſe, daß es meine Abſicht iſt, zu meiner Großmutter zu reiſen, ſobald meine pekuniären Mittel es erlauben," entgegnete Heliade ablenkend. „Ich bin in Italien geboren und betrachte es als meine Heimat."

„Mein beſtes Fräulein: „Ubi bene, ibi patria" — ſpricht der Lateiner; das heißt: Wo es mir gut geht, iſt mein Vaterland. Es wäre doch nichts Unmögliches, daß Sie in Deutſchland eine zweite Heimat fänden. Ja, es wäre vielleicht ein Glück für Sie. Denn Großmütter pflegen nicht mehr jung zu ſein; iſt alſo Ihre Großmutter Ihre einzige Verwandte in Rom, ſo könnten Sie ſich vielleicht bald eben ſo einſam und verlaſſen dort befinden, wie hier.“

„Um ſo mehr wünſchte ich, daß es Gottes Wille ſein möchte, mich bald nach Rom zu führen, damit ich wenigſtens die letzten Lebensjahre meiner lieben Großmutter mit ihr zubringen könnte,“ ſagte Heliade traurig.

Das nahm Juſtine aber übel auf — und ohne zu bedenken, daß ſie es geweſen war, die Heliade an ihre Verlaſſenheit erinnert hatte, ſagte ſie kalt:

„Es iſt in der Tat etwas unverbindlich, Fräulein von Horburg, daß Sie Ihren Aufenthalt unter meinem Dache als einen läſtigen Durchgangspunkt betrachten und es mir ſogar ausſprechen. Das verrät wenig Takt, wenig Zartgefühl . . . .“ —

Sie würde ihre Strafpredigt noch lange fortgeſetzt haben, wenn nicht Jakob eingetreten wäre und ihr einen Brief überreicht hätte. An der Glätte und dem Wohlgeruch des Papieres erkannte Juſtine Lucias Briefe und Heliade erkannte ihrerſeits die Handſchrift, die vor einigen Wochen über Peregrin berichtet hatte. Treu ihrem Vorſatz, ſich Juſtinens Korreſpondenz aus dem Sinn zu ſchlagen, hatte ſie, nachdem der erſte Eindruck überwunden war, nicht weiter über jenen Peregrin nachgegrübelt. Jetzt erſchrak ſie unwillkürlich und beklommen las ſie den Brief, den Juſtine nach ihrer Weiſe ſelbſt öffnete, um ſich zu überzeugen, daß das

Siegel unverletzt ſei — und dann Heliaden gab. Lucia ſchrieb:

„Liebe Juſtine, ich fange heute mit der Hauptſache an: Alarich hat jetzt durch mich die Wahrheit erfahren. Ich konnte das Stillſchweigen nicht länger ihm gegenüber durchführen, denn er war in der heftigſten Beſorgnis, wollte an die Konſulate der Levante ſchreiben und wenn deren Antworten unbefriedigt ausfielen, perſönlich Nachforſchungen anſtellen. Das hätte die traurige Angelegenheit nur erſchwert und verwickelt. So entſchloß ich mich, ſie ihm zu offenbaren, wie das ja ſelbſtverſtändlich einmal geſchehen mußte. Er iſt jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, hat ſeine Univerſitätsſtudien vollendet und iſt verſtändig und einſichtsvoll genug, um das Familiengeheimnis zu bewahren und niemand zu kompromittieren. Doch wünſcht Alarich ebenſo ſehnlichſt wie ich zu erfahren, was aus dem Pilger — Du weißt, wen ich meine! — geworden iſt; wo er lebt, was er treibt, wie er geſinnt iſt, ja, auch wovon er lebt! denn der Rentmeiſter ſagt, der Pilger habe ſeine Reiſe mit einigen hundert Talern, höchſtens! angetreten und dennoch hat er den Kreditbrief von mir nicht benutzt!! — O Juſtine! ſeit dem Brief aus Marſeille, dem erſten und einzigen, worin er ſagt, er wolle vielleicht in Algerien Land kaufen — keine Nachricht! Hat er das nun getan? Aber womit! Hat er ſich dadurch eine Exiſtenz gegründet? Aber wie! Iſt er überhaupt dahin gegangen oder nicht? das ſind Fragen, die mir bei Tage die Ruhe, bei Nacht den Schlaf nehmen. Ich ſehe ihn immer in meinen Träumen kämpfen mit Löwen und Tigern und Arabern .... oder Schiffbruch leiden .... oder in der Wüſte verſchmachten. Oder er erſcheint mir mit ſchrecklichen Wunden bedeckt und ſagt mir: Sieh! dies Elend verdanke ich Derjenigen, die ſich für meine Mutter ausgab! — O Juſtine, welche Qualen leide ich! ... und nun ſchon ſechsundzwanzig Jahre! Beſtändig liegt mein Herz und mein Gewiſſen auf irgend einer Folter! O, daß ich das Wort des Prieſters in Nizza damals begriffen, befolgt hätte! „Harren Sie aus.“ Damals erſchien es mir zu ſchwer. Jetzt ſehe ich ein, daß es bei weitem das Leichtere geweſen wäre, denn die Wahrheit macht frei und die Lüge ſchlägt in ewige Feſſeln. Alarich war zuerſt außerordentlich niedergeſchlagen. Der Pilger war ihm ſtets ein ſo treuer und teurer älterer Bruder, ein Freund, ein Ratgeber geweſen, daß ihm die Vorſtellung unerträglich ſchien, ihn verlieren zu müſſen. Er fuhr fort, Entdeckungspläne zu machen, damit er wenigſtens in freundſchaftlicher Verbindung mit ihm bliebe. Ich mußte Alarich darauf hinweiſen, daß es vermutlich des Pilgers Abſicht ſei, gänzlich aus dem Kreiſe und dem Gedächtnis ſeiner Landsleute und Zeitgenoſſen zu entſchwinden — und darin müßten wir ihn, wenn auch mit blutendem Herzen, unterſtützen. Sei er dann gründlich für die Welt und für alle äußeren Verhältniſſe verſchollen: ſo könnten wir eher wagen, unter der Hand Nachforſchungen anzuſtellen und dermaleinſt wieder eine Verbindung mit ihm anknüpfen. Für jetzt müßten wir, der Welt gegenüber, die peinliche Komödie fortführen, ihn ſcheinbar zu ſuchen. Alarich ſah dies ein. Jetzt begriff er auch, weshalb ich den Gütertauſch ſo glühend gewünſcht hatte und freute ſich, daß der Pilger vor ſeiner Abreiſe durch einen gerichtlichen Akt dieſen Tauſch vollzog. Die böhmiſche Beſitzung wird jetzt zum Schein eine Reihe von Jahren für den Pilger verwaltet; die Einkünfte werden zurückgelegt und werden allmählich zu einem Kapital anwachſen, das Alarich ſpäter zu gut kommt, während er ſchon jetzt, als rechtmäßiger Erbe, den Sitz ſeiner Väter inne hat. Ihm ſteht eine glänzende Zukunft offen und ich hoffe für ihn auf Lydia. Sie teilt mit großer Ruhe einen Korb nach dem andern aus und mir ſcheint, ſie wartet auf die Rückkehr des Pilgers. Doch glaube ich nicht, daß ſie zu den ſtarken Herzen gehört, die nur auf Einen oder Keinen warten. — Ich fühle mich durch die Mitteilung an Alarich ſehr getröſtet, denn er trägt das Geheimnis mit mir und ich brauche nicht mehr von ſeiner Seite Schritte zu fürchten, die mich hätten kompromittieren können. Aber bis jetzt war es doch ganz unmöglich, einen Studenten von dieſer Sache in Kenntnis zu ſetzen."

Da Peregrin nicht in dem Brief genannt war, Heliade nicht wußte, daß dieſer Name Fremdling und Pilger bedeute, und da ſo manche Verhältniſſe, die ihr unverſtändlich waren, beſprochen wurden: ſo verlor ſie während des Vorleſens ihre Beklommenheit um ſo mehr, als Peregrin nie die Abſicht ausgeſprochen hatte, nach Algier zu gehen. Juſtine ſagte, nachdem die Lektüre zu Ende war:

„Jetzt haben Sie die Güte eine Kerze anzuzünden und den Brief an derſelben zu verbrennen.“

Heliade befolgte die Weiſung und ſagte dann:

„Es iſt geſchehen, gnädige Baroneſſe.“

„Schwören Sie es mir!“ verſetzte Juſtine.

„Wie!“ rief Heliade, „einen Schwur wegen ſolcher Kleinigkeit, wie die Vernichtung eines Briefes iſt?“

„Von der Vernichtung dieſes Briefes kann die Ehre einer Familie abhängen, und das iſt keine Kleinigkeit, Fräulein von Horburg!“

„Ich gab bereits mein Wort des ewigen Stillſchweigens — und ich halte es ſo treu wie einen Eid!“ rief Heliade.

„Dann bin ich zufrieden und begehre keinen Schwur,“ entgegnete Juſtine kaltblütig.

Nach einiger Zeit diktierte ſie die Antwort Heliaden in die Feder und bewegte ſich dabei nur auf der äußerſten Oberfläche der Verhältniſſe. Lucia allein war im Stande, Juſtinens Anſicht, welche diesmal vollkommen zuſtimmend war, aus dem Briefe zu entnehmen.

„Jetzt machen Sie die Adreſſe,“ ſagte Juſtine, „an Frau Gräfin Gorm, geborne Freyin von Ruffach, Schloß Traun, via Dresden.“

Heliade ſchrieb mechaniſch dieſe Worte nieder und ſiegelte den Brief, und dann ſagte ſie:

„Vergebung, gnädige Baroneſſe, mir iſt nicht wohl! .... ich ſchicke Ihnen Jakobea.“ Und mit verſtörten Zügen, blaß wie eine Leiche, verließ ſie das Zimmer, rief die Kammerfrau und ſank dann in ihrem kleinen Gemach auf die Knie, indem ſie ächzte:

„Er iſt es! ach, er iſt es! ... und ſeine Mutter — iſt ſeine Mutter nicht! — Alſo iſt er kein Gorm! ... Aber was iſt er denn!“ — —

Der Abſchied.

Der Pilger, wie Gräfin Gorm ihn nannte, hatte weite Wege durchpilgert; noch weiter innerlich, als in der äußern Welt. Ein halbes Jahr nach jener furchtbaren Enthüllung hatte er noch auf Schloß Traun zugebracht, um alle Rückſichten zu beobachten. Aber es war ein martervoller Zuſtand. Er wußte, daß er nicht der Herr des Hauſes, nicht der Sohn des Hauſes ſei, und er mußte ſich nach der Seite der Welt hin, um keinen Verdacht zu erregen, benehmen, als ob er es ſei. Verſchwinden, ſo bald wie möglich verſchwinden! — dahin ging ſein ganzes Verlangen; und wenn Lucia ihn zuweilen angſthaft fragte, ob er irgend einen Plan für ſeine Zukunft habe und ob ſie ihm nicht dazu behülflich ſein könne, ſo antwortete er nur, es ſei ihm unmöglich, hier einen Plan zu machen. Er müſſe gründlich aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen herausgetreten ſein, bevor er den Gedanken feſt und klar erfaſſen könne, daß das Alte wirklich vorüber ſei. Wegen der tiefen Trauerzeit lebten ſie ganz einſam und Peregrin veranlaßte Alarich, während andern Seite der Alpen ihres Gleichen nicht! die verſengende Sonne iſt verſchwunden, die weiche Wärme der Luft iſt geblieben, und kein ſcharfer oder feuchter Windhauch weht mich plötzlich heimtückiſch an und zwingt mich fröſtelnd nach dem Schawl zu greifen. Ein goldner Mond ſteht am Himmel, und nicht ſilbern, wie ich ihn ſonſt geſehen, nein, ganz golden liegt ſein Stral, ſein Wiederſchein auf den Wellen; ganz lebendig macht ſeine Beleuchtung die Gegenſtände; ſonſt macht es ſie nicht grade todt, aber ſchlaftrunken. Dazu ſchwirren die Johanniswürmer wie Fackeln für Gnom und Elf durch die Gebüſche; dazu verbreiten Orangen-, Linden- und Weinblüte einen wunderbaren Arom, der bald betäubend, bald belebend auf mich wirkt; dazu blicken Granate und Oleander mit ihren heißen Farben durch die dunkeln Myrtenhaine, die Kaper drängt ihre ſchöne weiß und lila Blume durch die engen Mauerſpalten, die Magnolie ſtellt ihre ſtolze Blüte wie eine Alabaſterurne auf ihre ſtarken Blätter; dazu ſchlagen die Nachtigallen, das Geläut der Heerden klingt von den Bergweiden herab, von Vareſe her ſchallt der Sturz des Fiume di Latte in den See, ab und an bellt ein wachſamer Hund, aber Froſch und Grille machen keine Pauſe in ihrem mechaniſchen Getön; dazu iſt es eigentlich dunkel und doch ſo hell der Frühlingsferien eine Reiſe nach Belgien zu machen, denn er fürchtete, das Geheimnis unwillkürlich vor Alarich zu verraten und daß dieſer noch nicht genug Selbſtbeherrſchung haben werde, um es mit Ruhe und Verſchwiegenheit zu bewahren. Auch fand Peregrin es leichter, gar nicht über dieſe unerhörte Sache zu ſprechen, als mit Faſſung; denn wenn er nur an ſie dachte, ſo war ihm ſchon zu Sinn, als werde jede Faſer ſeines Herzens zerriſſen — und ach! er war ja genötigt, unausgeſetzt daran zu denken! Jeder Schritt, den er auf dieſen Boden tat, jeder Blick, den er auf die Umgebung warf, jede Anordnung, die er machte, jedes Geſchäft, das er beſorgte — alles erinnerte ihn daran, daß es in einigen Monaten, Wochen, Tagen damit aus und vorbei ſein werde. Er war wie ein Sterbender, der die unvermeidliche Stunde ſeines Todes vorher weiß. Ja, zu ſterben wäre minder ſchwer geweſen! Einige Augenblicke des Todeskampfs — und das phyſiſche Leben iſt überwunden! Aber ſterben zu müſſen dem Herzen nach, ſterben als Sohn, als Bruder — ſterben für die ganze Richtung, für das ganze Streben, welche Verhältniſſe und Stellung, Erziehung und Bildung der Exiſtenz gaben — und dann fortleben zu müſſen ohne Familie, ohne Vaterland, ohne Himmel, ohne Namen, ohne Laufbahn, ohne Vermögen — ob und wie das zu ertragen ſei, das konnte Peregrin nicht beurteilen, ſo lange er ſich auf Schloß Traun befand, und der phyſiſche Tod erſchien ihm dagegen als etwas Leichtes und Friedliches.

„Verſprich mir nur, nicht plötzlich, nicht ohne Abſchied abzureiſen,“ ſagte Lucia eines Tages. „Ich erwache jeden Morgen mit der Angſt, daß Du in der Nacht fortgegangen ſein könnteſt.“

„Nun, der Morgen wird ganz gewiß eintreten,“ ſagte Peregrin ſchwermütig.

„Aber nicht ohne Abſchied!“ bat ſie.

„Ich kann nichts verſprechen!“ rief er; — „ich tue das, was ich aushalten kann.“

„Nimm nur aus Barmherzigkeit mein ganzes Vermögen,“ ſagte ſie flehend.

„Das gebührt Alarich,“ entgegnete Peregrin finſter. „Du haſt nicht das Recht, es dem Sohn zu entziehen und dem Fremden zu geben.“

„Dem Fremden! . . . . o Peregrin, biſt Du nicht wahrhaft mein Sohn geweſen?“

„Ja . . . ſo lange Du mich nötig hatteſt,“ erwiderte er hart.

„Warſt Du ein Fremder für Deinen Vater!“ rief ſie in Tränen.

„O ſchweige von ihm!“ rief Peregrin troſtlos. „Mein größter Schmerz iſt es, daß er nicht mein Vater iſt — daß ich ſeine Liebe geſtohlen habe! . . Aber er und ich: . . . wir waren ja beide arme, blinde Opfer.“

„Sei barmherzig, nimm mein Vermögen,“ wiederholte die Gräfin.

„Es gehört Alarich: alſo darf ich es nicht nehmen,“ verſetzte Peregrin. „Überdies nützt es mir nichts. Der Verſtoßene, der Namenloſe, dem jede Laufbahn verſchloſſen iſt, braucht kein Vermögen. Er lebt von einem Tage zum andern, als Geigenſpieler, als Tagelöhner . . . was weiß ich! und das Brot kann er ſich allenfalls verdienen.“

„Peregrin! Du . . . als Tagelöhner!“ rief die Gräfin ganz außer ſich.

„Es gibt für mich keinen andern Platz,“ entgegnete er, „und wenn ſich alle Bildung und Weisheit des Jahrhunderts in mir vereinigten. Ganz Deutſchland kennt mich als Graf Gorm, denn ich war auf drei Univerſitäten, ich bin gereiſt, ich habe überall teils die große Geſellſchaft, teils bedeutende Perſönlichkeiten aufgeſucht; ich habe überall Bekannte, Studiengefährten, Univerſitätsfreunde, auch Freunde meines Vaters; man war überall, wenn nicht wegen meiner Perſon, ſo doch wegen des Namens, den ich trug, wohlwollend für mich. Daß ich in Deutſchland unmöglich unter einem andern Namen leben kann, verſteht ſich von ſelbſt. Und in andern Ländern ſind dem Fremdling ohne Namen, ohne Herkunft, ohne Beſchützer alle Wege und Stege verſchloſſen. Ich kann ja nicht einmal einen richtigen Paß vorweiſen. Die europäiſchen Polizeiſtaaten dulden mich nur als

Graf Gorm. In der Geſellſchaft kann ich aber nicht mehr als Graf Gorm exiſtieren, denn ich würde in meinen Augen das Brandmal der Lüge auf der Stirn tragen. Folglich muß ich dieſem Konflikt aus dem Wege gehen . . . und zu den Wilden fliehen.“

„Aber gerade in andern Weltteilen, in Auſtralien, in Amerika, kannſt Du Dir, wenn Du Geldmittel haſt, eine glänzende Zukunft eröffnen.“

„Ich könnte reich werden, wenn ich den Handelsgeiſt hätte und zu ſpekulieren verſtände — das iſt möglich!“ erwiderte Peregrin. „Aber es iſt gewiß, daß mir dazu Talent und Luſt fehlen und daß mir eine Zukunft, die ihren Glanz vom Gelderwerb empfängt, nicht glänzend, ſondern armſelig erſcheint. Wäre ich erzogen als das, was ich bin, ſo hätte ich ein Handwerk gelernt und meine Pflicht und Ehre darin gefunden, mir durch meine Tüchtigkeit — zuerſt mein Brot, und dann mehr und mehr zu erwerben. Aber ich bin als Graf Gorm erzogen. In dieſem Stande verwaltet man ſein Vermögen, vielleicht vergrößert man es auch; allein der Erwerb mit ſeiner Tätigkeit liegt außerhalb ſeiner Sphäre und ich habe das bisher immer als ein außerordentliches Glück betrachtet, weil es mit meiner Neigung und Richtung zuſammenfällt. Für mich gab es nur eine glückliche Zukunft und zwei Worte drücken ſie aus: Meinem Lande dienen und der Menſchheit nützen. Dahin gingen meine

Studien, meine Intereſſen, meine Beſtrebungen. In dieſem Boden wurzelte ich. Auf ſeine Kultur verwendete ich meine ganze Energie, alle Kräfte, alle Gaben, alle Einſicht. Jetzt bin ich ihm entwurzelt und zweifach zukunftslos; einmal durch mein äußeres Schickſal, und dann — weil mir auch innerlich und geiſtiger Weiſe die Grundlage fehlt, um eine andere Zukunft darauf zu bauen, nämlich die Kenntniſſe, die Teilnahme, die Begeiſterung."

„Umſomehr, geliebter Peregrin, brauchſt Du Geldmittel!" flehte Lucia. „O ſtürze mich doch nicht durch Deine Weigerung in den Abgrund der Verzweiflung! Und wenn Du nicht mein ganzes Vermögen willſt, das über hunderttauſend Taler beträgt, ſo nimmt die Hälfte . . . ſo nimm doch wenigſtens den vierten Teil! Ach! das iſt ja eine ſo geringe Summe, daß Alarich und ich es gar nicht bemerken."

„Ich denke, ich werde nicht viel nötig haben . . . oder doch nicht lange," ſagte er.

„Was haſt Du vor?" rief ſie und ergriff ſeine Hand, als ob ſie ihn vor einem verderblichen Schritt zurückhalten wolle.

„Ich würde gern in Algerien Kriegsdienſte nehmen — wenn ich nur nicht für Louis-Philipp gegen Abd-el-Kadr kämpfen müßte," ſagte Peregrin mit traurigem Lächeln. „So ein ſtörendes „Wenn" tritt mir bei jeder Frage von allen Seiten entgegen. Darum wollen wir es ruhen laſſen, bis für mich der Augenblick der Entſcheidung kommen wird.“

So verging ein halbes Jahr. Da ließ Peregrin eines Abends ſpät den Rentmeiſter rufen, der ſeit vierzig Jahren dieſe Stelle einnahm und dem Hauſe grenzenlos ergeben war. Es war elf Uhr; aber der Rentmeiſter, ein kräftiger bejahrter Mann, ſaß noch bei ſeinen Büchern, als der Kammerdiener ihn zum Grafen beſchied und in deſſen Schreibzimmer führte. Peregrin ſaß am Schreibtiſch und adreſſierte einen verſiegelten Brief. Als er damit fertig war, ſtand er auf und der Rentmeiſter, der ihn jetzt in's Auge faſſen konnte, rief erſchreckt:

„Aber, Herr Graf, ſind Sie krank? Sie ſehen ja leichenblaß aus! was fehlt Ihnen?“

„Der grüne Schirm um die Kerzen, den ich noch immer brauche, wie ihn mein Vater gebraucht hat, gibt wahrſcheinlich ein fahles Ausſehen, denn ich befinde mich ganz wohl,“ ſagte Peregrin; — „ſo wohl, daß ich noch in dieſer Nacht meine große Reiſe antreten werde.“

„Ach, Herr Graf, geben Sie doch die lange weite Reiſe auf!“ ſagte der Rentmeiſter bittend. „Das war ganz gut — obſchon immer etwas zu weit in die Welt hinein! — ſo lange wir alle und beſonders die Frau Gräfin den ſeligen Grafen hatten. Allein jetzt, wo uns niemand bleibt, wo Schloß Traun ganz verwaiſt iſt, da ſollten ſich der Herr Graf doch wenigſtens innerhalb Europa's aufhalten, wo es ja gewiß der Merkwürdigkeiten die ſchwere Menge zu ſehen gibt — ſogar wilde Völkerſchaften, die Zigeuner nämlich, von denen ſich jetzt eine Bande an unſerer böhmiſchen Grenze herumtreibt.“

„Es iſt alles überlegt und erwogen; dieſe Reiſe gehört nun einmal zu meinem Lebensplan und meine Mutter iſt ganz damit einverſtanden — alſo machen Sie mir das Herz nicht ſchwer, guter Rentmeiſter. Um meine Mutter zu ſchonen, deren ſchwache Nerven wieder ſehr angegriffen ſind, nehme ich keinen Abſchied von ihr. Sie weiß, daß meine Reiſe auf Anfang Mai feſtgeſetzt war; ſie wird jeden Tag denken: Morgen reiſt Peregrin! wenn ich ihn nur wieder ſehe! u. dgl. mehr; und das würde ſie im höchſten Grade aufregen. Ich beuge dem vor und reiſe heute Nacht in den erſten Stunden des erſten Mai ab. Ich habe Sie rufen laſſen, damit das Haus nicht etwa morgen früh in Schreck gerate. Sie werden den Leuten ſagen, warum ich in dieſer Weiſe abgereiſt bin — und werden Sorge tragen, daß meine Mutter es nur durch Sie und nicht etwa durch ein lamentierendes Kammermädchen erfahre. Dieſen Brief hier geben Sie ihr ebenfalls ſelbſt und ſagen Sie ihr, daß Sie mich wohl und munter geſehen hätten — und nun, mein guter alter Rentmeiſter, Gott befohlen . . . . und auf Wiederſehen.“

„Nein, nein!“ ſagte der Rentmeiſter beklommen, „ich nehme erſt unten am Wagen Abſchied.“

„Nicht doch!“ rief Peregrin, „ich habe den Wagen um zwei Uhr, in tiefer Nacht beſtellt — und zwar ſo, daß er nicht vorfährt, ſondern ich gehe hinunter und über den Ökonomiehof ſtatt über den Schloßhof fahre ich fort.“

„Gleichviel!“ entgegnete der Rentmeiſter; „ich kann in dieſer Nacht unmöglich ſchlafen; alſo müſſen der Herr Graf es mir ſchon erlauben! — Und wer von den Dienern reiſt mit?“

„Kein einziger! es ſind ja nur die Diener meiner Eltern im Schloß und unter ihnen iſt keiner, dem ich eine ſolche Reiſe zumuten möchte!“

„Aber der Kammerdiener iſt doch ſo gewandt und brauchbar auf Reiſen — wie der ſelige Graf immer ſagte.“

„Ja, aber er iſt kränklich und verzehrt viel lieber in aller Ruhe ſeine Penſion hier oder in Dresden. Nein, ich muß mir unterwegs einen paſſenden Diener ſuchen.“

„Das iſt aber entſetzlich, eine ſolche Reiſe ſo anzutreten!“ ſeufzte der Rentmeiſter und zog ſich bekümmert zurück.

Peregrin aber nahm Abſchied von dem teuern Hauſe, unter deſſen Dach er ſo glücklich geweſen war. Er durchwanderte alle Räume: die Zimmer, die er als Kind bewohnt hatte; die Zimmer ſeines Vaters, ſeines Bruders; die Bibliothek, das Billardzimmer, die ſogenannte Jagdkammer: überall lebten und webten die ſüßeſten Erinnerungen und die lieblichſten Bilder des Familienlebens gingen an ſeiner Seele vorüber. Er gedachte des Jubels, mit welchem er die erſte Partie Billard gegen ſeinen Vater gewonnen hatte — und des größeren Jubels, womit er den Tiroler Stutzen empfing, das erſte Gewehr, das der Vater ihm ſchenkte und das noch auf ſeinem alten Platze hing. Er gedachte der tauſend vertraulichen Geſpräche, die er mit ſeinem Vater in der Bibliothek gehabt hatte, wenn derſelbe ihm riet, dieſes und jenes Buch zu leſen oder nicht zu leſen. Dann ging er in den kleinen Salon der Gräfin, wo ihr Flügel ſtand und wo es des Vaters höchſtes Vergnügen geweſen war, eine Beethoven'ſche Sonate für Piano und Violine von Mutter und Sohn vortragen zu hören. Leiſe betrat er ihr Kabinett, das ihm in ſeiner Kindheit wie ein beſonderes Heiligtum erſchien, weil es eine der größten Strafen war, die Lucia verhängte, daß ein ungehorſamer Sohn nicht zu ihr in ihr Kabinett kommen durfte. Davon ausgeſchloſſen zu ſein, galt beiden Brüdern als die herbſte Züchtigung und wenn die Mutter, von der Reue gerührt, endlich das Interdikt aufhob, ſo ſtürzten ſie mit einem Jubel hinein, als wäre dies Plätzchen der Inbegriff aller Herrlichkeit auf Erden.

Mit herzzerreißenden Gefühlen durchwanderte Peregrin dieſe Räume und die vergangenen Zeiten

— und ebenſo herzzerreißend waren die flüchtigen Bilder, die ſeine Phantaſie aus den Nebeln der Zukunft — ach! einer zerſtörten Zukunft! — unwillkürlich hervorrief. Wäre Heliade hier eingezogen — hätte ihr idealiſches Weſen über dieſe Räume ihren Zauber ausgebreitet — hätte ſie die Sternenhimmeltiefe ihrer Seele hier entfaltet: welch ein Leben wäre daraus hervorgegangen! denn eine ſolche Natur iſt nicht bloß für ſich ſelbſt reich und glücklich: — ſie verbreitet eine Fülle von Glück rings um ſich her. Aber ſie liebt mich nicht, denn ſie liebt ihren Glauben mehr als mich! — ſprach er finſter zu ſich ſelbſt. Doch bald gewann er wieder den richtigen Standpunkt. Du haſt ganz recht, Heliade! ſeufzte er; — es iſt entſetzlich, wenn der Menſch nichts Höheres liebt als einen Menſchen und nur unter dem Einfluß dieſer menſchlichen Liebe handelt! das beweiſt meine arme Mutter: um glücklich zu werden in ihrer Liebe, verfiel ſie dem Verbrechen und vergiftete ſie ihr Glück. Nein, Heliade .... nicht um alle Freuden und Kronen der Welt möchte ich dich ſo elend, ſo erniedrigt ſehen! Dein Zauber iſt, daß etwas Himmliſches dich umleuchtet. Iſt das dein Glaube, ſo muß er himmliſch ſein! ... Aber verloren biſt du mir doch. Als ich ein Gorm war, waren wir getrennt .... und wir bleiben es, obſchon ich kein Gorm bin! —

Als der Kammerdiener am nächſten Morgen das Frühſtück der Gräfin brachte, meldete er den Rentmeiſter. Sie ließ ihn ſorglos eintreten, da er

— eigentlich ſtill und doch ſo lebendig — eigentlich abgeſchieden und doch ſo zugänglich — eigentlich Nacht und doch ſo tagſchön. O, hier bin ich glücklich! dies iſt die einzige Stätte in Italien von der ich in Zukunft ſagen darf: dort war ich glücklich! — Wer es nicht iſt hüte ſich an den Comerſee zu kommen; er ſtirbt hier vor Sehnſucht nach Glück! nach Neapel darf er, das betäubt ihn — nach Rom, das melancholiſirt ihn — nach Venedig, das verzaubert ihn — nach Florenz, das belehrt ihn — überall wird er etwas finden das ihn zerſtreut; hier muß er glücklich ſein, in ſich, in ſeinem Herzen! — —

ſtets am erſten des Monats gewiſſe Nadelgelder ihr überbrachte. Diesmal aber reichte er ihr Peregrins Brief. Die Handſchrift ſagte ihr alles. Sie wurde leichenfarben, ihre Lippen bebten und ein erſtickter Schrei war ihre Frage:

„Iſt er fort?"

„Fort!" ſagte der alte Mann tief traurig; — „mutterſeelenallein in die dunkle Nacht und in die weite Welt hinausgefahren! Das hätte der ſelige Graf nun und nimmermehr gelitten! . . . Und er ſah aus, weiß, wie die Kalkwand und verſtört wie durch ein furchtbares Unglück. Gnädige Gräfin werden die Frage verzeihen: er wird doch nicht etwa ein Duell vor ſich haben? — Sein Ausſehen, ſein Benehmen waren wie ein Abſchied für Leben und Sterben."

„Nein, nein! davon iſt er weit entfernt . . . . darüber kann ich Sie vollſtändig beruhigen," ſagte Lucia, den Brief öffnend. „Er hat nur nicht mündlich von uns allen Abſchied nehmen wollen, weil man dabei auf traurige Gedanken kommt."

„Wenn er nur zurückkehrt, gnädige Gräfin! ich erlaubte mir, danach zu fragen; er antwortete: Darüber iſt nichts beſtimmt. Und als ich weiter fragte, wohin die nötigen Gelder zu ſchicken oder anzuweiſen wären, ſagte er, er habe das alles mit Ew. gräflichen Gnaden abgemacht. Ich bitte alſo gehorſamſt um die nötigen Befehle, damit der Herr Graf an Geld nicht zu kurz kommt; denn er hat nicht eben viel mitgenommen, ſeine Privatkaſſe war ziemlich leer."

„Doch nicht!" erwiderte die Gräfin verlegen, „ich hatte eben über ein kleines Kapital zu verfügen, das mir gekündigt worden war."

„Dann wird die Kaſſe der gnädigen Gräfin den Betrag dieſer Summe zurückzahlen," erwiderte der Rentmeiſter, der nicht begriff, weshalb Lucia ein Kapital fortgebe, da ja Peregrin über reichliche Einkünfte verfügen konnte.

„Ja, ſpäter!" ſagte ſie ungeduldig. „Und haben Sie nur keine Sorge," ſetzte ſie freundlich hinzu: „Er ſteht ja überall in Gottes Hand, der gute Peregrin. Dieſe Reiſe war nun einmal ſeine fixe Idee."

Nachdem ſich der Rentmeiſter entfernt hatte, ſchöpfte Lucia Atem und ſeufzte: Werde ich bis zum Grabe Komödie ſpielen müſſen? — — Dann las ſie Peregrins Brief, der mit fliegenden Zügen geſchrieben war.

„Die Zeit iſt gekommen: ich gehe, geliebte Mutter, und mein letztes Wort an Dich, unter dieſem Dach, wo ich Dein Sohn war, ſoll Liebe und Dank ſein. Ich danke Dir für die unzähligen Wohltaten, die Du mir erwieſen, indem Du mich ſorgfältig erzogen und mir ein Beiſpiel und eine Aufforderung zu allem Guten gegeben haſt. Ich danke Dir für die Treue, mit der Du meine Kindheit pflegteſt, meine Jugend bewachteſt und mit meinem heftigen und brauſenden Charakter ſo viel Nachſicht -- aber keine falſche Schonung hatteſt. Ich danke Dir für jedes liebreiche Wort, für jeden freundlichen Blick, für jede gute Ermahnung, die Du mir ſchenkteſt und die ich oft ſo gleichgültig hingenommen habe, als ob ſie mir gebührten. Jetzt, da ich das Gegenteil weiß, ſehe ich erſt recht ein, welchen hohen Wert das alles hatte! Ich danke Dir, daß Du immer ſo gütig für mich warſt und mich nie den Unterſchied fühlen ließeſt, den Dein Herz zwiſchen mir und Alarich machen mußte. Und ich bitte Dich auf den Knieen um Verzeihung, daß ich Dir, teils durch meine Fehler und teils ohne meine Schuld, ſo manchen bittern Kummer, ſo viele ſchwere Sorgen bereitet habe. — Über die Gefühle, mit denen ich für immer dies geliebte Haus verlaſſe, um fortan als ein einſamer Fremdling die Welt zu durchpilgern — ſchweige ich. Es gibt einen Schmerz, der zu mächtig iſt, um ſeinen Ausdruck in Worten zu finden. In meinem Herzen iſt ein Jammerſchrei . . . und weiter nichts. Vergib mir nur, daß ich Dir in dieſen letzten Monaten meinen Jammer oftmals gar zu rückſichtslos und heftig ausgeſprochen habe! Man hat ja Nachſicht mit dem Angſtruf eines Sterbenden, der mit dem Tode ringt. Und ſo war mir zu Mut. — Endlich noch ein Dank, der mir am allerſchwerſten wird. Ich danke Dir, daß Du Dich ſo großmütig eines Teiles Deines Vermögens für mich berauben willſt. Ich nehme es als ein Almoſen an, weil ich weiß, daß Dein mildes

Herz keine Ruhe haben würde, wenn ich es ablehnte; alſo drücke ich mein ſtolzes Herz nieder und danke Dir auch für dieſe letzte Wohltat auf den Knieen. Wie ich ſie anwenden werde, weiß ich noch nicht. Aber dies weiß ich: ich bleibe auf unſerer Hemiſphäre. Erhalte Alarich noch längere Zeit in der Unwiſſenheit; es iſt ihm beſſer, glaube ich, wenn er ſich durch meine lange Abweſenheit allmählich mit dem Gedanken vertraut macht, daß ich nicht wiederkehre, als wenn er plötzlich die wirklichen Verhältniſſe erführe. So lange ich es für nötig halte, ſchreibe ich als Graf Gorm. Dann verſtumme ich; und ob dereinſt nach langen Jahren aus irgend einem Winkel der Welt ein Peregrin wieder auftaucht — das, geliebte Mutter, ſteht in der Hand Gottes, dem ich Dich und mich befehle.“

Lucia konnte ſich einer unausſprechlichen Erleichterung beim Leſen dieſer Zeilen nicht erwehren. Peregrin war fort und mit ihm der lebendige Vorwurf verſchwunden, den ſein Anblick in ihr wach erhielt. Nunmehr konnte alles ins richtige Geleiſe kommen — Alarich nach Schloß Traun und zu ſeinem ungeſchmälerten Erbe; — Peregrin aber mit ſeiner Energie auf irgend eine ungewöhnliche Bahn, die ihn vielleicht zur Eroberung irgend eines unbekannten Königreichs führen konnte. Sie war ruhiger als ſeit vielen, vielen Jahren: Peregrin brachte kein Opfer; von ihm hatte ſie keinen Verrat zu befürchten. Da alle Folgen ihrer verbrecheriſchen Handlung beſeitigt waren, ſo fühlte ſie ſich auch mit dem drohenden Schatten ihres geliebten Mannes ausgeſöhnt und ihr Gewiſſen war beruhigt.

Durch Peregrins Seele aber tobten furchtbare Stürme. Das Leben war ihm verhaßt, weil er ſich mit keiner Hoffnung ſeines Herzens in dasſelbe hineinranken konnte. Wozu leben — ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Ausſicht, als ein Spielball des Schickſals, wie er es bis jetzt geweſen war! — Und wie leben — wovon? womit? in welchen Kreiſen? Mit der Armut, mit der Namenloſigkeit, mit der Vereinzelung ſank er in eine Sphäre äußerer Erniedrigung herab, die ihm viel empfindlicher war, als die Armut ſelbſt. Nicht im Traum fiel es ihm ein, die hunderttauſend Franken, welche die Gräfin ihm zur Verfügung geſtellt hatte, wirklich anzunehmen. Edel bis zum letzten Augenblick gegen ſeine Mutter und ſo lange er ihren Namen trug, wollte er nicht ihre Unruhe über ſein ferneres Schickſal vermehren. Aber ihr Schreiben an ihren Bankier in Dresden, worin ſie denſelben beauftragte, einen Kreditbrief von hunderttauſend Franken für Peregrin zu Anfang Mai in Bereitſchaft zu halten — dies Schreiben wurde nie abgeholt. Um ſein nächſtes Reiſeziel, Genua, zu erreichen, hatte er, was er brauchte — und dann? — — Dann, Amata, Freundin, Geliebte! dann mußt du für mich betteln! ſprach er zu ſich ſelbſt.

Zwei Poſten fuhr Peregrin mit ſeinen ungariſchen Pferden, die Zügel der brauſenden Tiere ſelbſt führend. Das zerſtreute ihn. Er hätte am liebſten ſo dahin jagen mögen bis zum Ende der Welt und dann in irgend einen Abgrund ſtürzen. Aber wo war das Ende der Welt? — — Auf der dritten Poſt ſprang er vom Wagen, ließ ſeinen Koffer und ſeinen Violinkaſten herabnehmen, warf dem Kutſcher die Zügel und ein freundliches Abſchiedswort zu, klatſchte den Hals der Pferde, die den Kopf gegen ihn neigten und ihn verſtändig anſahen — und eilte, einen Platz im Eilwagen zu nehmen, der um dieſe Stunde zur Abfahrt bereit war. Als ſich die ſchwerfällige Maſchine nach einigen Augenblicken in Bewegung ſetzte und gegen Weſten raſſelte, bog ſich Peregrin aus dem Wagenſchlag und ſah zurück. Da ſtand ſein Kutſcher und blickte ihm nach und grüßte ihn noch einmal mit gezogenem Hut; aber Pferde und Wagen waren ſchon wieder gegen Schloß Traun nach Oſten gewendet und jede Sekunde machte die Trennung größer. Genug! ſagte Peregrin zu ſich ſelbſt, indem er ſich in die Wagenecke drückte und die Augen ſchloß; — von nun an wird nicht mehr rückwärts geſchaut, ſondern vorwärts! Habe ich dies überleben können, ſo kann ich auch andere Dinge überleben, und was ich kann . . . . das will ich auch!

Die Familie Torrigi.

In dem ſtolzen, prächtigen Genua mit ſeinen Marmorpaläſten, die von lauter Königen erbaut zu ſein ſcheinen, deren Kunſtſchätze unermeßlich ſind und deren Majeſtät durch die wundervolle Lage der Stadt erhöht wird, welche ſich in unregelmäßigen Terraſſen vom blühenden Abhang des Apennin bis zum warmen, leuchtenden Meere hinabſenkt: in dieſem herrlichen Genua gibt es auch ſehr enge, finſtere Gaſſen mit unfreundlichen, höhlenartigen Häuſern, in welche kein Strahl von all dem Glanz und all der Schönheit fällt. Aus einem ſolchen Hauſe und zwar aus dem fünften Stockwerk ertönte eine Muſik, die keinen Namen hat — dermaßen war ſie ohrzerreißend. Es wurden verſchiedene Inſtrumente geſpielt; doch keines bekümmerte ſich um das andere. Jeder Muſiker machte ſeine Übungen ſo rückſichtslos, als ſei er allein im Hauſe. Drei Perſonen führten dies entſetzliche Trio aus — jede von ihnen in einem beſonderen Kämmerchen, die jedoch alle unmittelbar neben einander lagen.

In dem einen ſaß ein junges Mädchen am Violoncell. Es war eine kräftige, breitſchulterige Geſtalt, mit ſtarken Armen, ſtarkem Nacken, ſtarkem ſchwarzem Haar, das ziemlich unordentlich geflochten und mit einer großen ſilbernen Haarnadel, deren Knopf eine Blume in genueſiſcher Filigranarbeit war — feſtgehalten wurde. Die mühſame Stellung an dem ſo höchſt ſchwierigen Inſtrument ſchien ihr ganz leicht zu werden und in ihrem Bogenſtrich war eine Fülle und eine Weichheit, die ſich nur in einer Meiſterhand vereinigt finden. Dieſe ungewöhnliche Kraftentwicklung war aber auf Koſten der weiblichen Anmut geſchehen. Ihre Züge waren breit und hart, wie von ſchwerer Arbeit ausgeprägt — und der Ausdruck faſt roh, inſofern Roheit Mangel an Erziehung und an Seelenbildung iſt.

In dem andern Kämmerchen ſtand ein anderes junges Mädchen mit einer Violine, gerade ſo fein, ſo mager, ſo ſchwächlich, wie die erſte derb und geſund war. Sie ſah übermüdet aus und hatte in ihrem großen ſchwarzen, von ſchweren Augenlidern und langen Wimpern beſchatteten Auge den unbewußt melancholiſchen Blick von Kindern, die da leiden, ohne zu wiſſen, was ihnen fehlt.

Dieſer Ausdruck trat in verſtärktem Maß bei dem Knaben hervor, der ebenfalls mit einer Violine im dritten Zimmer ſtand und mit der größten Spannung und Anſtrengung ſpielte. Es tat weh, dies Kind zu betrachten, denn es war augenſcheinlich in ſeiner körperlichen Entwicklung zurückgeblieben, um ſeinen Mund zitterte etwas wie Angſt, und das dunkle Geäder, das ſein Auge umgab, verriet die Überreizung ſeiner Nerven.

Plötzlich verſtummte die Violine im zweiten Zimmer; das junge Mädchen horchte auf. Nach ein paar Minuten öffnete ſie die Tür und ſagte:

„Ruh' Dich aus, Ors' Anton! Dein Strich iſt nicht mehr rein . . . und Du hörſt es nicht! Du biſt zu müde, ruhe Dich aus!"

„Iſt der Strich nicht mehr rein? . . . O Marietta, ich bin wohl ſehr müde, aber ich fürchte mich zu ſehr vor dem Vater! . . . ich will lieber etwas anderes üben."

Das unglückliche Kind hatte einen Augenblick den Bogen ſinken laſſen und ſich auf einen armſeligen Strohſtuhl geſetzt. Aber es fuhr auf und ſagte haſtig:

„Der Vater kommt, Marietta! ich hörte ihn unten vor der Haustür huſten. Geſchwind an Deine Violine!"

„Nein, Ors' Anton! ich kann nicht zugeben, daß Du weiter ſpielſt. Du bekommſt wieder Deinen Nervenkrampf."

„Beſſer zehnmal Nervenkrämpfe, als einmal vom Vater geſchlagen zu werden, Marietta."

„Er wird Dich nicht ſchlagen, Ors' Anton! er ſieht ja, daß Du ganz erſchöpft biſt — und ich werde ihm ſagen, ich hätte mich ein wenig ausruhen müſſen und Dich geſtört.“

„Er kommt!“ flüſterte Ors’ Anton zitternd.

Ein harter kurzer Schritt wurde im Gang gehört, auf welchen die drei Kammern ſich öffneten. Eine harte Hand riß Ors’ Antons Tür auf und ein ſtämmiger unterſetzter Mann von mittleren Jahren, mit Geſichtszügen, die alle in die Breite gingen, und mit einem allgemein choleriſchen Ausdruck, trat ein und rief zornig:

„He, was iſt das! Nennt ihr das Übungsſtunden, Ihr Tagediebe? Haltet Ihr Euch für ſolche Genies, daß Euch die Kunſt ohne Übung nur ſo angeflogen käme? Da ſieht man recht, was Ihr für Tröpfe ſeid! Marſch! in Deine Kammer, Marietta! ich nehme den Ors’ Anton vor; er ſoll mir zeigen, ob er ſich dieſen Morgen gut geübt hat.“

„Nimm mich zuerſt vor, Vater!“ ſagte Marietta; — „Ors’ Anton hat vier Stunden hintereinander geſpielt: er muß ſich ein wenig ausruhen.“

„Albernes Käſegeſicht!“ ſagte der Vater, gab im Vorübergehen dem Knaben einen Schlag an den Kopf und ging durch Marietta’s Kammer hindurch nach derjenigen, aus welcher ununterbrochen die prächtigen Töne des Violoncellos in den reichſten und feinſten Übungen erklangen. Da rief er mit neuem Zorn:

„So höre doch endlich einmal auf, Tota, mit

Am Comerſee.

(An meinem Geburtstag: Junius 22, 1839.)

Ich kehre heim! beendet iſt die Reiſe,
Ein Jahr iſt ſturmgeſchwind dahingerauſcht;
Es führte mich in immer neue Kreiſe,
Ich hab' ihm tauſend Bilder abgelauſcht.
Ich ſah die Kunſt im goldnen Blütenregen,
Und die Natur im Überſchwang der Pracht,
Ich folgte den verſchlungnen Schickſalswegen
Voll Offenbarung einer Gottesmacht.

Ich fand die Stätten, wo vergangne Tage
Des Stolzes und der Herrlichkeit gethront,
Und wo jetzt Herrlichkeit wie eine Sage
Von Schätzen in des Bettlers Hütte wohnt.
Ich ſuchte in den Wüſten, in den Oeden,
Die Spur der Geiſter, die in hoher Kraft
Durch alle Menſchen-Kämpfe, Schmerzen, Fehden,
Sich ſelbſt, in Thun und Sein, emporgerafft.

Deinen ewigen Fiorituren, daß man ein vernünftiges Wort reden kann, wenn ich komme."

„Ah bah, Vater, ſei nicht wunderlich!" rief Tota mit ihrer tiefen lauten Stimme; — „ſtudieren wir nicht, ſo brummſt Du — und ſtudieren wir, ſo brummſt Du auch. Das iſt ja ein Hundeleben . . . immerfort angeſchnauzt zu werden! und wir müſſen doch das Brot verdienen!"

„Ja, ja, mein Täubchen, mein Lämmchen," ſagte der Vater plötzlich beſänftigt durch dieſe Bemerkung; — „wir müſſen alle das Brot verdienen — und mehr als Brot, meine Kinder! Geld, Ehre, Berühmtheit, Vermögen — viel Vermögen! Das alles ſollt Ihr haben. Aber natürlich müſſen wir es zuvor erwerben — und ſehr mühſam, beſonders jetzt, da durch den Tod unſerer armen Cecca das Quartett geſtört iſt. Marietta wird es nie über die zweite Violine hinaus bringen; — ſie iſt keine Torrigi! Und der Tropf, der Ors' Anton, der es könnte, der ſchon jetzt ein kleiner Paganini ſein könnte, wenn ſein Fleiß mit ſeinem Talent Schritt hielte — der iſt träg und faul."

Als Ors Anton die geſänftigte Redeweiſe ſeines Vaters hörte, ſchlich er leiſe herbei, und ſagte nun ſchüchtern:

„Nicht träge, aber ſchwach, Vater! Wenn meine Hand könnte, wie das, was in mir iſt, will — dann ſollteſt Du ſchon Deine Freude an mir haben.

Aber mitten drin . . . brech' ich zuſammen. Das iſt nicht meine Schuld — gewiß nicht, Vater."

„Wie alt biſt Du, Ors' Anton?" fragte Torrigi.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Knabe.

„Er iſt genau vier Jahre jünger als ich — und ich bin fünfzehn," ſagte Tota.

„Schau, Ors' Anton, bei elf Jahren war Mozart ein Wunder von Berühmtheit als Klavierſpieler in ganz Europa, wo alle Höfe des Kaiſers und der Könige ihn angafften, bewunderten und prieſen. Und was biſt Du, Ors' Anton? ich frage, was biſt Du?"

„Was ich bin, Vater!" rief der Knabe und ein Blitz von feurigem Stolz belebte ſein kleines, blaſſes und welkes Geſicht; — „Mozart war ein großer Maeſtro . . . und das bin ich nicht; aber ich bin ein Violinſpieler und das iſt etwas ganz anderes, als auf dem hölzernen Klavier zu klimpern."

„Wie kannſt Du nur das Klavier neben unſern Inſtrumenten nennen," rief Tota beleidigt ihrem Vater zu.

„O meine Kinder! o mein Fleiſch und Blut! o Ihr echten Torrigi!" rief der Vater entzückt, riß Ors' Anton in ſeine Arme und ſetzte ihn auf ſeine Knie: — „Ja, das iſt richtig geſprochen, richtig empfunden. Mit der irdiſchen Muſik befaſſen wir uns nicht! uns gehört die himmliſche an. Habt Ihr je auf ſchönen Bildern Engel am Klavier hantieren ſehen? — Niemals! — Hingegen Geigen, Violinen, Harfen . . . das iſt die Muſik des Himmels, des Paradieſes! Ihr ſeid wie Engel, meine Kinder! — Alſo betragt Euch auch gleich den Engeln — gehorſam, fleißig, beſcheiden! Erleichtert die Sorgen Eures Vaters, der Euch ſo mühſam bildet und der durch Cecca's Tod ſo tief gebeugt iſt."

„Warum müſſen wir denn ſo reich werden, Vater?" fragte Ors' Anton unbefangen.

„Um in der Welt zu Anſehen und in ſpäteren Jahren zu Wohlbehagen zu gelangen, mein Sohn."

„Aus dem Anſehen mache ich mir nicht ſo viel!" ſagte Tota und ſchnippte mit den Fingern. „Und ich hätte lieber jetzt einige Annehmlichkeiten des Lebens, als in meinen alten Tagen, die ich vielleicht gar nicht erlebe."

„Nun, ich möchte wahrhaftig wiſſen, wie ſich die Signorina jetzt Annehmlichkeiten des Lebens verſchaffen wollte!" entgegnete Torrigi mit gerunzelter Stirn, indem er Ors' Anton heftig von ſich ſtieß. „Sie ſcheint zu vergeſſen, daß ſie eine Null iſt . . . eine unwiſſende, ungebildete Nullität . . . daß ſie nichts iſt, als das Violoncello im Quartette . . ." — —

„Und wenn ich nichts anderes bin," rief Tota aufbrauſend, „wer iſt daran ſchuld? Wer hat mich zum Violoncello dreſſiert und torquiert, daß nicht bloß ich, ſondern auch die ſelige Mutter Tränenſtröme darüber vergoſſen haben? . . . Hatte ich Zeit, in die Schule zu gehen? Hatte ich Gelegenheit, etwas zu lernen? — Nein! Hat es Marietta .... hat es Ors' Anton? — Nein! Wir ſind zum Quartett verdammt, wie die Galeerenſklaven zur Zwangsarbeit. Aber Gott Dank! durch Cecca's Tod iſt es aus und vorbei mit dem Quartett! Es fehlt die erſte Violine.“

Und frohlockend in die Hände klatſchend wiederholte ſie ein paarmal:

„Es fehlt die erſte Violine! Gott Dank! . . . ſie fehlt.“

Marietta und Ors' Anton hatten ſich in das Nebenzimer geflüchtet, wo ſie mäuschenſtill und bebend das Ende einer Scene abwarteten, die, wenn Tota und der Vater ihren Paroxismus von Wildheit hatten, mit der letzten Brutalität durch tätliche Mißhandlung der Tochter zu ſchließen pflegte.

Hätte Torrigi auch gern dieſen Schluß eintreten laſſen, ſo ſah er doch ein, daß Tota jetzt die Säule ſeiner Zukunftspläne, ſeiner Hoffnungen ſei. Wenn das wilde Mädchen ihm den Gehorſam aufſagte — ihm davon lief — was dann? Um mit zwei kleinen Violinſpielern in der Welt umher zu reiſen, dazu war Ors' Anton zu kränklich und Marietta nicht genialiſch genug. Überdies war es nicht ganz neu. Aber ein Quartett aus Kindern einer Familie gebildet — das war etwas ganz Neues, ganz Unerhörtes, was man noch nicht auf Erden erlebt hatte. Freilich genoſſen damals die vier Brüder

Müller aus Braunſchweig durch ihr wunderbar ſchönes Quartettſpiel den höchſten Ruf in ganz Deutſchland; aber eben darauf hatte Torrigi ſeinen Plan gebaut, als ihm die Kunde von den berühmten Brüdern zu Ohren kam. Was dieſe ausgezeichneten Männer leiſteten, ſollten ſeine Kinder, ſeine kleinen Mädchen leiſten! — und da es muſikaliſche Genies waren, ſo begann er ſchon in frühester Kindheit ſie zu dieſem Zweck zu dreſſieren und zu torquieren — wie Tota ganz richtig geſagt hatte. Als die beiden älteſten Mädchen, ein Zwillingspaar, zehn Jahre zählten, reiſte er mit ihnen umher und gab Konzerte für Violoncello und Violine, die ungeheures Aufſehen machten, denn Antonia Torrigi erſchien als Knabe gekleidet in einer Blouſe von rotem Sammt, um ihr Inſtrument gehörig handhaben zu können — und Franceſca Torrigi, ein wunderſchönes Kind, ſah bei ihrer Violine wie ein träumender Engel aus. Nach einiger Zeit kam auch Marietta dazu; und nun wurden Trios durch die kleinen Mädchen aufgeführt. Marietta war ein verwaiſtes Kind, die Nichte von Torrigi's Frau und ſchon ſeit ihrem dritten Jahr der Familie einverleibt, ſo daß ſie ganz zu derſelben zählte. Wendete die zärtliche Mutter der armen Kleinen alle Sorgfalt und Liebe, wie den eigenen Kindern, zu, ſo tat auch der Vater dasſelbe in ſeiner Weiſe, und Marietta erhielt ihre muſikaliſche Dreſſur ſo gut, wie die Zwillinge. Sie hatte aber nicht deren immenſes Talent. „Ganz natürlich!“ ſagte der

Vater, halb unmutig, halb ſelbſtzufrieden: „Marietta iſt keine ächte Torrigi, nur eine adoptierte! wie käme ſie zum Genie der Torrigi?“ Endlich war auch der kleine Orſo-Antonio ſo weit, daß er im Quartett die Bratſche übernehmen konnte und nun begann Torrigi mit der kleinen Schaar ſeinen neuen Alexanderzug — wie er ihn nannte — um die Welt zu erobern. Er war ein tüchtiger, gründlich gebildeter Muſiker, im Orcheſter der großen Oper zu Genua bei der Violine angeſtellt, aber keineswegs durch die Opernmuſik gegen die Kammermuſik eingenommen. Er wendete der letzteren umſomehr ſein ganzes Studium zu, als ſie das Feld war, auf dem ſeine Kinder Lorbeerzweige mit goldenen Früchten pflücken — und ihm mitteilen ſollten. Ein fiberhafter Durſt nach Berühmtheit und nach Glücksgütern brach jetzt bei ihm aus, da er ſich auf dem Punkt ſah, dieſe Ziele zu erreichen, nach denen er mit ſolcher Mühe, ſolcher Geduld, ſolcher Anſtrengung, ſolcher Beharrlichkeit geſtrebt — und ihnen die ganze Kindheit ſeiner Kinder geopfert hatte.

In Mailand begannen die Quartetts der „kleinen Torrigi's“; denn ſie waren alle klein und ſchmächtig, bis auf Antonia, die wie ein derbes Bauernmädchen ausſah und längſt ihren Knabenanzug abgelegt hatte. Die Kunſtkenner gaben ihrem wundervollen Bogenſtrich entſchieden den Vorzug, während das große Publikum für Franceſca ſchwärmte wegen ihrer idealiſchen Schönheit und ihres ſeelenvollen Vortrags. Alle aber vereinigten ſich dahin, daß die kleinen Virtuoſen aus einem Guß, in einem Geiſt, mit einer Hand ſpielten, ſo daß ihre Quartette den ſo höchſt ſeltenen Genuß der muſikaliſchen Vollendung boten.

Von Mailand gingen ſie nach Florenz, nach Venedig, nach allen größeren Städten Oberitaliens. Immer ſicherer wurde das Zuſammenſpiel der Kinder, immer mehr entwickelte ſich ihre Fertigkeit, immer feiner wurde ihr Ausdruck, immer lebendiger ihr Vortrag. Torrigi ging mit ihnen nach Paris. Er hatte dort gute Freunde bei der italieniſchen Oper und die kleine Geſellſchaft wurde gut aufgenommen. Beifall und Teilnahme ſteigerten ſich, je mehr man ſich mit ihren ſeltenen Leiſtungen vertraut machte und Torrigi hoffte mit immer größerer Zuverſicht, das Rad des Glückes feſt an ſeine Sohle geſchnallt zu haben.

Da traf ihn ein ſchwerer Schlag: ſeine Frau ſtarb mitten im Winter in Paris. Sie hatte auf Reiſen wie in der Heimat die ganze materielle Seite des Lebens, die phyſiſche Pflege der Kinder, ein geordnetes, regelmäßiges Hausweſen — mit großer Sorgfalt in Händen gehabt. Bei dem Bildungsplane der Kinder, den Torrigi mit äußerſter Strenge verfolgte, durfte ſie ihm freilich nicht in den Weg treten; allein ſie konnte ihnen tauſend kleine Erleichterungen zukommen laſſen, tauſend kleine Freuden und Genüſſe bereiten, an die Torrigi nie dachte. Sie war die Vorſehung der Kinder, ſo daß dieſe buchſtäblich in's Elend gerieten, als ihr Platz leer war. Torrigi war nicht geldgierig genug, um die Kinder aus Überlegung darben zu laſſen; jedoch viel zu ſehr mit ſeinen Ideen beſchäftigt und immer ſinnend, wie dieſelbe zu verwirklichen und wo die größere Ausbeute zu machen ſei, fiel es ihm nie ein, zu fragen: „Habt Ihr Hunger, habt Ihr Durſt? Braucht Ihr Kleider, braucht Ihr Schuhe?" Den Kindern aber fiel es wo möglich noch weniger ein, dem Vater ihre Wünſche, ihre Bedürfniſſe auszuſprechen; ſie fürchteten ihn viel zu ſehr durch die tauſend Marterſtunden des muſikaliſchen Unterrichts, den er ihnen angedeihen ließ und bei dem er nie anders als im barſchen, zornigen Ton ſprach, um ihnen jede Anwandlung von Leichtſinn und Flüchtigkeit als ein Verbrechen erſcheinen zu laſſen. Die Mutter hatte für alles geſorgt und trotz beſchränkter Mittel die Kinder nie darben laſſen. Jetzt waren die Mittel größer; aber Torrigi legte lieber das Geld bei einem Banquier an, als es für die Bedürfniſſe der Kinder auszugeben. Litten ſie nun auch nicht gerade Not, ſo war doch keine Ordnung in ihrer Exiſtenz und es fehlten die Erholungen, die kleinen Zerſtreuungen, welche bei ihren nervenangreifenden Muſikſtunden ebenſo notwendig waren, wie das tägliche Brot.

Drei Monate nach dem Tode ſeiner Frau ging

Torrigi nach Brüſſel, um Belgien zu durchwandern und dann nach England zu gehen. In London wurde er bereits erwartet — da erkrankte Francesca und zwar ſo ſehr, daß die Ärzte, die ſogleich das Übel erkannten, unumwunden erklärten, wenn das Kind zu retten ſei, ſo ſei das nur möglich in der Heimat, an der ſonnenwarmen linden Meeresküſte Liguriens.

Torrigi war in wütender Verzweiflung. Nie hatte er an den Tod eines ſeiner Kinder gedacht — jetzt bedrohte er Francesca . . . ſeine erſte Violine, den Mittelpunkt ſeiner ganzen künſtleriſchen Schöpfung, das Fundament und den Schlußſtein ſeines Glückgebäudes! Francesca, die eben ſo zart und anmutig von Charakter als in ihrer äußern Erſcheinung war und keine Ahnung von ihrer tötlichen Krankheit hatte, ſuchte den Vater durch die Verſicherung zu beruhigen, daß vier bis ſechs Wochen in Genua ſie ganz herſtellen würden, und daß ſie dann während des Sommers in England um deſto fleißiger „arbeiten" könne und werde.

„Und die weite, koſtſpielige Reiſe von hier nach Genua und zurück von Genua nach London — rechneſt Du ſie für nichts?" fuhr er ſie an. „Ich ſage Dir, der Verluſt an Zeit, an Geld, iſt immens, Cecca! . . . iſt immens! — Wenn Du doch krank werden mußteſt — warum denn nicht an einer Krankheit, die in England zu heilen iſt!"

„Vielleicht iſt ſie auch in England zu heilen, lieber Vater," ſagte das unglückliche Kind; „nur fürchte ich, daß ich jetzt dort nicht im Quartett zu brauchen wäre."

„Und Ors' Anton, der mir epileptiſch wird!" rief Torrigi und ſchlug ſich ſelbſt mit geballten Fäuſten dröhnend an den Kopf.

„O nicht epileptiſch! . . . der arme kleine Ors' Anton iſt ein paarmal ohnmächtig geworden . . . o ſei ihm deshalb nicht böſe, lieber Vater!" bat Francesca.

„Mit Tota und Marietta allein . . . kann ich nichts anfangen — gar nichts! Wenn Du fehlſt und Ors' Anton auch fehlt, ſo iſt es gerade, als hätte ich gar kein Kind. Du und Tota . . . das ging! Ihr ſteht beide auf gleicher Linie. Aber die Marietta! die Marietta! . . . Im Quartett, wenn Ihr andern ſie hebt, tragt, fortreißt — nun ja, dann iſt ſie zu brauchen . . . doch nur dann! — O verlorene Zeit und Mühe! . . . O ich unglückſeliger Vater!"

Und abwechſelnd zornwütig und jammernd, als hätten ſeine Kinder die größten Miſſetaten begangen, reiſte er mit ihnen nach Genua zurück. Für Francesca war es zu ſpät. Die galoppierende Schwindſucht hatte ſich vollſtändig entwickelt und riß ihr Opfer in's Grab. Torrigi's Verzweiflung war grauſamer als die Krankheit. Dieſe bringt es mit ſich, daß der Kranke ſich nicht ſogleich als verloren betrachtet, daß er die Hoffnung auf Gene-

Und große Achtung vor dem Menſchenwillen
Und großes Mitleid mit der Menſchenmacht
Hab' ich mir von der Reiſe ganz im Stillen
Als unſichtbares Gut zurückgebracht. —
Und wieder ſteh ich auf derſelben Stelle,
Die mich zuerſt vor einem Jahr entzückt,
Als überwältigend in Schönheitshelle
Italiens Reiz zuerſt mich angeblickt.

Nein! nicht Italien! nicht dies Land der Schmerzen,
Wo nur das Seelenloſe Leben hat,
Und wo das Lebende ſich zu vererzen
Und zu verſanden ſcheint an Todes ſtatt.
O nein! Italien nicht! denn nicht zu trennen
Iſt davon ein Gefühl von innerm Weh! ....
Hier iſt die Welt wie wir im Traum ſie kennen,
Voll Glück, voll Ruhe, hier am Comerſee.

Hier iſt die Schönheit — nicht von Qual umgeben,
Hier iſt der Friede — nicht umbrauſt von Krieg,
Hier iſt die Stille — kein Geſpenſterweben,
Hier iſt die Ruhe — nicht des Todes Sieg;
Hier wallt und wogt die tiefe Lebensfülle,
Die der Natur ſo einzig eigen iſt,
Wenn ohne Feſſel, Schranke oder Hülle
Sie ihre Gaben, wie die Liebe, nicht mißt.

ſung oft bis zum letzten Augenblick behält. Iſt mit dieſer Hoffnung die vollkommene Vereinigung des Willens mit dem Willen Gottes in Betreff von Tod oder Leben verbunden — und hält ſie nicht zurück vom Empfang der heiligen Sakramente: ſo iſt ſie eine große Wohltat, die dem Leidenden den ſchweren Kampf durch den Hinblick auf Geneſung erleichtert. Sie ſollte aber nicht der armen Franceſca zu Teil werden. Mit ſehendem Auge ging ſie in den Tod, denn der Vater wehklagte:

„Hab' ich's nicht dem Arzt in Brüſſel geſagt? hab' ich's nicht der ganzen hochweiſen Fakultät prophezeit? ... Es iſt zu ſpät! — Keine heimatliche Luft, keine warme Meeresküſte macht meine Cecca geſund. O Kind, o meine Perle! mit Dir geht meine Hoffnung . . . geht mein Glück zu Grabe! Es bleibt mir nichts übrig, als mich mit Dir unter die Erde zu legen.“

„Was wird dann aus meinen armen Geſchwiſtern?“ fragte ſie mit einer Selbſtverleugnung, die gegen des Vaters Selbſtſucht rührend abſtach.

„Was wird jetzt aus ihnen? . . . ſo, meine Tochter, ſollteſt Du vernünftiger Weiſe fragen. Jetzt iſt das Quartett zerſtört, zum Trio ſind die zwei Kleinen nicht in dem Grade reif, daß ſie Mirakelkinder wären — mein Platz im Orcheſter der Oper iſt beſetzt — ich bin darauf angewieſen, die ganze Geſellſchaft einzig und allein zu erhalten, indem ich

Muſikunterricht gebe! .... Und iſt es ſchon eine Folter, für ein gebildetes Ohr große Talente, ja Genies zu unterrichten: ſo ſprechen keine Worte die Höllenqualen aus, die der Unſelige erduldet, der ſtumpfſinnigen Kreaturen, welche nicht ais von des unterſcheiden können, Unterricht zu geben hat. Was ſagſt Du nun, Cecca!"

„Vergib mir, lieber Vater, daß ich ſterbe," ſagte ſie, faltete ängſtlich ihre abgezehrten, brennenden Hände und eine Träne milderte den Fieberglanz ihres Auges.

„O meine Cecchina, bleibe bei Deinem armen, alten Vater! o ſtirb mir nicht in ſo zarter Jugend, und ſo ſchön, ſo gut, ſo genialiſch wie Du biſt!" ſchrie Torrigi, fiel auf die Knie neben ihrem Lager, bedeckte ihre Hände mit Küſſen und raufte ſich in die Haare.

„Vater, ſteh doch auf! treibe keine Tollheiten!" ſagte Antonia in ihrer barſchen Weiſe, mit der ſie zuweilen dem Vater entgegentrat, ſeitdem die Mutter tot war. „Der Doktor will Ruhe für Cecca haben . . . und ſieh, wie ſie zittert, wie ihre Hände fliegen!"

„Das kommt vom Fieber," ſagte Cecca leiſe.

„Ja, Du biſt ein Lamm!" verſetzte Antonia.

„Was Lamm! ein Engel biſt Du!" rief Torrigi; „ein Engel, der mit den himmliſchen Heerſchaaren ganz bald göttlich muſizieren wird."

„Ach, dann wäre ich ja ſelig!“ ſagte Franceſca mit verklärtem Lächeln.

Der Pfarrer beſuchte ſie häufig und freute ſich, daß ihre kindliche Seele ſo ganz unberührt von dem verderblichen Weihrauch der Welt geblieben war. In der Beziehung war die eiſerne Strenge Torrigi’s ein Glück für ſie geweſen: unter ſeiner Zuchtrute und in der beſtändigen Furcht vor ſeiner Unzufriedenheit erſtarb jede Anwandlung von Eitelkeit. Ihr Kreuz war ihr Heil. Aber ſie ſtarb am Kreuz, wie ſie gelebt hatte — ein kleines, ſtummes, leidenvolles Opfer der Selbſtſucht ihres Vaters.

In den erſten Tagen nach ihrem Tode war Torrigi wie wahnſinnig.

„Keiner von Euch rühre ſein Inſtrument an!“ rief er den Kindern zu; — „keiner von Euch laſſe mich einen Bogenſtrich hören! Er würde mir das Herz und das Gehirn ſprengen. Geht ſpazieren, fahrt auf dem Meer, macht was Ihr wollt . . . ich kann Euch nicht brauchen.“

Antonia ließ ſich das nicht zweimal ſagen, nahm ihre Geſchwiſter bei der Hand, verließ die unfreundliche, himmelhohe Wohnung, und ſtreifte mit ihnen in der teuern Vaterſtadt, in den Kirchen, auf der Aqua sola, auf dem Molo umher. Dabei verzehrten ſie einige Orangen und beklagten nur, daß die liebe Cecca nicht dieſe goldene Freiheit mit ihnen teile.

Inzwiſchen beſuchte der Pfarrer den verzweifelten Torrigi, teils um ihn zu tröſten, teils um ihm das Wohl der Kinder an's Herz zu legen.

„Wenn Ihr es mit den Kindern forttreibt, wie mit der armen kleinen Cecca, ſo bringt Ihr die zwei Kleinen unter die Erde — und die Große, die Tota . . . ſeht Euch vor, was aus der wird! ſie kommt mir vor, wie ein wildes Füllen!“ ſagte der Pfarrer.

„Schrecklich! ſchrecklich!“ murmelte Torrigi. „Zehn Jahre der Arbeit — und welcher Arbeit, Herr Pfarrer! ſind begraben . . . und meine Ausſichten mit ihnen! ich bleibe arm und die Kinder bleiben arm.“

„Vielleicht iſt es ein Fingerzeig Gottes, daß Sie minder heftig nach Glücksgütern ſtreben ſollen,“ verſetzte der Pfarrer.

„Warum hat denn Gott meinen Kindern ihre großen Talente gegeben,“ brauſte Torrigi auf, „wenn ich ſie nicht gehörig entwickeln darf.“

„Gehörig wohl — aber nicht ungehörig,“ entgegnete der Pfarrer; „nicht auf Koſten der Geſundheit, der Jugendfriſche und Freude, ja . . . der unſterblichen Seele Ihrer Kinder.“

„Herr Pfarrer,“ ſagte Torrigi beleidigt, „ich wünſche Ihnen von Herzen, daß Ihnen dereinſt ein Plätzchen im Paradieſe neben meiner Cecca zu Teil werde.“

„Das wünſche auch ich, Herr Torrigi. Allein Sie werden mir eingeſtehen, daß Sie ſich nicht beſtrebt haben, das Paradies für Cecca zu gewinnen. Irdiſchen Glanz — nicht die himmliſche Glorie — dachten Sie ihr zu. Der liebe Gott aber dachte anders und nahm ſie für die ewige Herrlichkeit, denn Ihr Kind iſt auch ſein Kind und er wollte es nicht fahren laſſen.“

„Nun, die drei andern laufen ja jetzt herum nach Herzensluſt, und freuen ſich ihres Lebens, während ich hier in Jammer ſitze!“

„Herr Torrigi, das iſt alles verkehrt! Sie behandeln Ihre Kinder nach Ihrer Laune, wie Sklaven. Heute halten Sie ſie wie Automaten den ganzen Tag bei der Muſik feſt — und morgen laſſen Sie ihnen eine Freiheit ohne Zügel und ohne Aufſicht.“

„Kann ich mich verdoppeln?“ brauſte Torrigi auf; „muß ich nicht Muſikunterricht geben, um das liebe Brot zu verdienen? und nun ſoll ich den Kindern nachlaufen? — O mein Weib, mein armes Weib! ſeit ihrem Tode iſt alles Glück von mir gewichen!“

Der Pfarrer ſah, daß auf dieſen, von unbändiger Selbſtſucht aufgeregten Charakter durch keinen vernünftigen Zuſpruch Einfluß zu gewinnen ſei. Er ſagte nur noch bittend:

„Nicht wahr, Sie halten darauf, daß die Kinder

Sonntags den Gottesdienſt nicht verſäumen . . . . und auch in die Chriſtenlehre gehen?“

„Bin ich ein Jude? bin ich ein Heide?“ rief Torrigi. „Das iſt Verleumdung, Herr Pfarrer! Das muß ich mir höflichſt verbitten! — Ich bin ein römiſch-katholiſcher Chriſt, Herr Pfarrer — und zwar ein ſehr guter . . . daß Sie es wiſſen! Sonntags wird eine Meſſe gehört und in der öſterlichen Zeit zu den heiligen Sakramenten gegangen. Ich bin korrekt . . was wollen Sie mehr?“

„Ich, mein beſter Herr, will überhaupt gar nichts!“ ſagte der Pfarrer mit ſtillem Lächeln über die Zuverſicht, womit ſich Torrigi als einen guten Chriſten pries. „Es handelt ſich nur immer darum, was unſer Herrgott will.“

„Ja, ja, der will mich geißeln! . . und ich muß ſtill halten, bis ich eine erſte Violine gefunden habe.“

Nach einigen Tagen war aber Torrigi's gedrückte Stimmung ſpurlos verſchwunden. Eifrig ſuchte er Schüler, eifrig trieb er ſeine Kinder zur muſikaliſchen „Arbeit“, eifrig ſchrieb er nach allen vier Winden, um Erkundigungen einzuziehen, ob nicht irgendwo in der Welt ein junges genialiſches Weſen, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geſchlechts, aufzufinden ſei, um Cecca's Platz zu füllen. Die Kinder waren ſich gänzlichſt ſelbſt überlaſſen und kämpften oft mit den größten Verſuchungen, um des Vaters Abweſenheit zu kleinen

Spaziergängen zu benutzen. Antonia hatte einmal dies Wageſtück ausgeführt: ſie hatte, anſtatt der Magd, Einkäufe gemacht. Das machte ihr viel Vergnügen, denn es war eine Veränderung, und ſie ſah und hörte andere Leute. Zum Unglück aber prallte ſie, um eine Ecke biegend, gerade gegen ihren Vater an und ihr Schreck darüber war ſo groß, daß ſie vollkommen den Kopf verlor. Sie ſtellte ihm blitzſchnell den Korb vor die Füße, kehrte ſich auf dem Abſatz um und lief nach Hauſe. Als ſie dort atemlos und beſinnungslos ankam, machte ihr die Magd heftige Vorwürfe über ihr unſinniges Benehmen und was denn nun zu kochen ſei. Zum Glück kam während dieſer Verhandlungen ein Knabe mit dem Gemüſekorb, denn Torrigi hatte ſogleich ſeine vorwitzige Tota erkannt — und da er nicht Zeit hatte, den Korb ſelbſt nach Hauſe zu tragen, mußte er ſich, innerlich wütend, entſchließen, einen Träger zu nehmen und zu zahlen. So war denn wenigſtens die Köchin beſchwichtigt. Aber dieſe zitterte mit den Kindern vor dem Strafgericht, das bei des Vaters Heimkehr über ſie ſamt und ſonders einbrechen werde. Es erfolgte aber nichts und Tota, die ſich ſchon zu einer Verteidigungsrede gerüſtet und ermutigt hatte, mußte ſie für ſich behalten. Als aber Torrigi Nachmittags wieder ausging, ſchloß er die Außentüren ab und ſteckte die Schlüſſel zu ſich, ſo daß die Kinder eingeſperrt waren — und zu der Köchin ſagte er:

„Noch ein ſolcher Fall und ich werfe Dich alle fünf Stiegen hinunter . . . und aus dem Hauſe."

Am andern Morgen verſchloß er wieder die Türen, zuerſt bei Ors' Anton, dann bei Marietta; — als er aber an Tota's Tür kam, öffnete ſich dieſelbe, ſeine Tochter trat ihm auf der Schwelle entgegen, ſtolz wie eine Semiramis, und ſagte in demſelben Ton:

„Vater! ich bin weder ein Kind, noch eine Verbrecherin, alſo will ich auch nicht ſo behandelt werden. Einſperren laſſe ich mich nicht. Schließe alſo nicht meine Tür ab, denn ich würde ſie in Deiner Abweſenheit ſprengen — und fortlaufen."

„Biſt Du raſend geworden, Tota?" ſagte der Vater mit gezwungenem Lachen, weil er einſah, daß er das Mädchen nicht allzu geringſchätzig behandeln dürfe: — „Gib mir Dein Wort, daß Du nicht wieder mit dem Korb voll Salat umherlaufen und dadurch an Marietta und Ors' Anton ein ſchlechtes Beiſpiel geben willſt: dann ſchließe ich keine einzige Tür ab."

„Ich ſehe keine Schande darin, etwas Salat über die Gaſſe zu tragen," verſetzte Tota; „die ſelige Mutter tat es oft genug."

„Dafür war ſie eine Hausfrau und ſpielte nicht das Violoncello!" rief Torrigi entrüſtet.

„Wollte Gott, auch ich wäre eine Hausfrau! das Violoncello ſollte vor mir Ruhe haben," ſagte Tota und trat ſtolz in ihre Kammer zurück, denn ſie hatte dem Vater ihre Meinung geſagt und fühlte ſich ſiegreich.

Eine namenloſe Entrüſtung wogte durch Torrigi's Bruſt; aber Tota's Tür blieb unverſchloſſen. O Gott! murmelte er halblaut, was bin ich für ein geſchlagener Mann. Setzt man denn dazu Kinder in die Welt, daß die eine ſtirbt und die andere eine Hausfrau werden möchte? . . . Wie kommt nur Tota auf einen ſolchen Gedanken? . . . Ich muß ſie ſchonen . . . muß ihr Vertrauen beweiſen . . . muß ſie nicht quälen . . . damit ſie nicht davonlaufe. Aber quäle ich denn die Kleinen? . . . ich verhelfe ihnen ja nur zu ihrem Glück. Kann ein guter Vater mehr tun?

Von dieſem Augenblick an behandelte er Tota mit etwas mehr Rückſicht; aber das Mädchen blieb mürriſch und unfreundlich. Der unnatürliche Druck ihres maſchinenhaften Lebens laſtete allzu ſchwer auf ihrer Jugend. Zuweilen wünſchte ſie heftig, ihre Kunſtreiſe wieder anzutreten — nicht wegen der Kunſt oder dem Geldgewinne, ſondern nur, um Veränderung und Bewegung zu haben und Neues zu ſehen an Menſchen und Dingen. Und zuweilen wünſchte ſie noch heftiger, es möchte ſich das geſchwiſterliche Trio auflöſen und nur um's Himmelswillen nicht wieder zum Quartett ſich vervollſtändigen.

„Ich bitte den lieben Gott alle Tage,“ ſagte ſie in ihrem Unmut zu den beiden Kleinen, daß der Vater keine erſte Violine finde.“

„Iſt das auch Recht?“ fragte Marietta.

„Ja, ſehr Recht!“ rief Tota; — „er hat genug an uns Dreien, um uns zu quälen.“

„Aber er quält uns doch nur zu unſerm Beſten,“ wendete der Knabe ein.

„Sieh, Ors' Anton! wenn ich Dich anſchaue, ſo möcht' ich heulen!“ ſagte Tota. „Es iſt ja ein Jammer, wie elend Du biſt! . . . und das ſollte zu Deinem Beſten ſein?“

„Nun, wenn ich ganz elend werde,“ ſagte Ors' Anton freimütig, „ſo ſterbe ich, wie Cecca; . . . . und bin ich brav geweſen, ſo nimmt mich der liebe Gott dann zu ſich und bei Ihm bin ich am beſten aufgehoben — und Cecca auch! der Pfarrer hat's geſagt.“

„Nein!“ rief Tota, indem ihr große Tränen aus dem Auge rollten, „Du ſollſt aber nicht ſterben, mein Ors' Anton! Es iſt ſchon traurig genug, daß wir unſere gute Mutter und unſere Cecca verloren haben, denn für die, welche zurückbleiben, wird es dann immer härter zu leben.“

Sie ſetzte ſich und fing an ſo bitterlich zu weinen, daß Marietta und Ors' Anton nach Kinderart von Herzen einſtimmten und die kleine betrübte Geſellſchaft in Tränen und Schluchzen aufgelöſt beiſammen ſaß, ohne ein wiederholtes Anklopfen an den verſchiedenen Türen zu beachten.

Denn Schönheit, Freiheit, Licht — das iſt die Liebe!
Das iſt ihr Element, ihr Thron, ihr Kleid!
Sie wohnt nicht da wo's bänglich iſt und trübe,
Sie will den Glanz wie ihn der Himmel beut.
Und wegen dieſes Einklangs mit der Seele
Wenn ſie ſich friedlich in die Liebe hüllt
Und durch das Weltall fliegt — darum erwähle
Ich dieſen Platz, der jede Fodrung ſtillt.

Er hat mich hold begrüßet und entlaſſen,
Er nahm das erſt' und letzte Lächeln hin,
Er machte jedes andre Bild erblaſſen,
Zu End' und Anfang feſſelt' er den Sinn
Er glänzet an dem Tag wo ich geboren
Mir Lieb- und Glückverheißung freundlich zu,
Liegt vor den Zukunfts- und den Heimatsthoren
Ganz unerſchöpflich reich an Licht, an Ruh.

Und wie ich jetzt auf das Vergangne ſehe,
Wo ich bald Freude und bald Leid empfand,
Und doch befriedigt in die Heimat gehe,
Weil ich hier eine Lieblingsſtelle fand:
So möcht' ich einſt von dieſer Erde gehen
Und nichts mitnehmen als die Lieb' allein
Zu Dir! zu Dir! Du wirſt mich wol verſtehen —
Ich ſprach vom Comerſee und denke Dein!

Mariano Torrigi.

Plötzlich öffnete ſich die Tür und der weinenden Gruppe gegenüber trat ein junger Mann ein und fragte in ſchlechtem italieniſchen Accent, ob Herr Torrigi zu Hauſe ſei. Antonia warf den Kopf ein wenig in den Nacken und ſchnalzte leicht mit der Zunge. Dies iſt die gebräuchliche und beliebte Pantomime, die „Nein" ausdrückt und die jeder Italiener verſteht. Der junge Mann verſtand ſie nicht und wiederholte ſeine Frage. Als dieſelbe Pantomime, von einem unwilligen Blick begleitet, erfolgte, dachte er, er ſei an drei Taubſtumme geraten, und da er nicht Luſt hatte, unverrichteter Sache die fünf Stiegen hinab zu ſteigen, ſo trat er ein und ſetzte ſich ruhig auf den erſten beſten Stuhl neben der Tür nieder. Tota zog ihre breiten ſchwarzen Augenbrauen verwundert und zornig in die Höhe und wies mit majeſtätiſch ausgeſtrecktem Arm nach der Tür. Dieſe Bewegung verſtand der junge Mann freilich ſehr gut. Doch machte ſie keinen Eindruck auf ihn. Er blieb ruhig ſitzen, ſah

Tota lächelnd an und dachte bei ſich ſelbſt: Seid Ihr alle taubſtumm, ſo bin ich blind.

Nun aber ſprang Tota wie eine Löwin auf, um ihr Haus gegen den Eindringling zu verteidigen und hieß ihn gehen in einem Strom der lebhafteſten Worte, die ſie im genueſiſchen Dialekt und mit der größten Geſchwindigkeit vorbrachte. Der junge Mann, der nicht eine Silbe verſtand, ſagte nur immer ganz freundlich dazwiſchen:

„Cara mia! — Mia Cara.“

Tota verſtummte endlich verzweifelnd; und da ihr Marietta leiſe zuflüſterte, er ſei vielleicht taub, ſo ſchrie ſie ihm ganz langſam und mit wenigen Worten die Frage in's Ohr, ob er etwa hier auf ihren Vater warten wolle. Da ſie langſam und deutlich ſprach, verſtand er ſie und bejahte lebhaft die Frage.

„Dann folgen Sie mir in ſein Zimmer,“ ſagte Tota.

Er folgte ihr über den Gang und nahm einen Kaſten mit, den er neben der Tür hingeſtellt hatte. Als er in Torrigi's Zimmer eingetreten war, ſprach Tota:

„Hier können Sie ſich niederlaſſen und ihn erwarten.“

Damit verließ ſie ihn und kehrte zu ihren Geſchwiſtern zurück, die ſich in tauſend Vermutungen ergingen, wer er ſei, was er wolle und welch eigentümliches Benehmen er habe.

Es war inzwiſchen Abend geworden. Das war ihre Erholungsſtunde; dann durfte die „Arbeit“ ruhen, und kam der Vater gut gelaunt heim, ſo machte er vielleicht einen Spaziergang mit ihnen am Hafen oder auf der Aqua sola — einer der ſchönſten Promenaden der Welt. Der Maiabend war unausſprechlich lieblich. Aus ihrem fünften Stockwerk hatten ſie einen Blick auf's Meer, das im Wiederſchein des glühenden Sonnenunterganges wie ſchmelzendes Gold leiſe wogte, während kleine Barken mit dem lateiniſchen Segel wie weiße Schmetterlinge über die rieſelnden Wellen des Golfs leicht dahin glitten und von den Ortſchaften der Küſte Gartenfrüchte und Geflügel nach Genua brachten. Sie lagen alle Drei in demſelben Fenſter und plauderten über das Vergnügen, das ſie haben würden, wenn ſie einmal in einer ſolchen kleinen Barke nach Oneglia, der Heimat ihrer Mutter, oder gar nach Nizza, Marietta's Vaterſtadt, reiſen könnten — und welch ein ſchauerlicher Spaß das wäre, wenn ſie an die Küſte von Aſien oder Afrika verſchlagen würden —

„Und alle Violinen und Violoncellos untergingen,“ ſetzte Tota hinzu.

„Still,“ rief Marietta plötzlich.

Ein wundervoller Ton durchzitterte die abendliche Stille, ein Ton ſo ſüß und rein, ſo ſchmelzend und energiſch, daß er das Herz erbeben machte, als ob etwas Himmliſches vorgehe.

„Cecca's Geiſt!“ flüſterte Ors' Anton und ergriff ängſtlich Marietta's Hand.

„Still!“ riefen beide Schweſtern und horchten geſpannt auf das unbeſchreiblich ſchöne Geigenſpiel, das ſich wie ein Strom von Melodien immer mächtiger, immer hinreißender ergoß. Atemlos vor freudigem Entzücken ſaßen ſie beiſammen. Da wurde leiſe die Tür geöffnet und Torrigi ſagte mit weicher Stimme:

„O meine Marietta, mein Ors' Anton! wer von Euch erfreut mich mit dieſem göttlichen Spiel?“

Als er ſie aber alle beide ohne ihre Inſtrumente erblickte, rief er erzürnt:

„Was ſind das für Poſſen, Ihr Tröpfe! wer von Euch hat geſpielt? . . . . und ſpielt noch?“

„Es iſt ein Fremder, Vater, der in Deinem Zimmer Dich erwartet,“ ſagte Tota.

„Aber dieſer Ton! .. . o dieſer göttliche Ton! horcht auf, meine Kinder! . . . das iſt meine Violine nicht! Wie heißt er denn, dieſer Fremde?“

„Das wiſſen wir nicht! er iſt taub.“

„Taub? biſt Du närriſch, Tota? — Ein ſolcher Violinſpieler und taub . . . das glaub' ich nicht! . . . in Ewigkeit nicht.“

„Fährſt Du ihn ſo an, Vater, ſo verſteht er Dich nicht und ſagt nur: Caro mio, caro mio! Langſam und deutlich mußt Du mit ihm reden.“

Kopfſchüttelnd verließ Torrigi, von ſeinen Kindern gefolgt, das Zimmer und ging über den

Gang. Das Violinſpiel dauerte fort. „Haben ihm die Engel eine Geige vom Himmel herunter geworfen?“ murmelte Torrigi vor der Türe ſtehen bleibend und horchend.

„Wenn es nun doch Cecca's Geiſt wäre!“ flüſterte Ors' Anton geſpannt Marietta zu.

„Dann wollt' ich, daß er in Dich führe, Du Tropf!“ murrte der Vater, indem er die Türe öffnete.

Da ſtand der Fremde und ſpielte; — und obſchon er die ganze Gruppe mit acht weitgeöffneten Augen vor ſich hatte, ließ er ſich gar nicht ſtören, ſondern ſpielte ſo lange fort, bis ſeine Tonverſchlingungen in ihren eignen Quell zurückſanken, wie der Waſſerſtrahl aus einem Springbrunnen kryſtallklar aufſteigt und dann in tauſend Silbertropfen in das Baſſin zurückperlt. Torrigi hatte alle Zeit, den Fremden genau zu betrachten und zu der Überzeugung zu kommen, daß er ihm nicht unbekannt ſei. Als der letzte Bogenſtrich vibrierend verſchwebte, näherte ſich Torrigi mit tiefer Verbeugung dieſem Meiſter der Töne und ſagte laut und langſam nach Tota's Vorſchrift:

„Mein Herr, wen habe ich die Ehre zu bewundern?“

„Mariano Torrigi“ — lautete die unbefangene Antwort.

„Torrigi!!“ — im vierfachen Echo erſchallte dieſer Name.

„Mein Herr das wäre viel Ehre für uns; allein Mariano Torrigi iſt ſeit langen Jahren tot. Er war mein Bruder.“

Statt der Antwort zog der Fremde ſeine Brieftaſche und aus derſelben ein Schriftſtück hervor das er ſchweigend Torrigi darreichte. Dieſer entfaltete es und las den Taufſchein von Mariano Torrigi, einzigem Kinde des verſtorbenen Mariano Torrigi, Horniſt bei der Muſikbande des erſten Regimentes der Berſaglieri und der gleich nach der Geburt des Kindes als Witwe verſtorbenen Roſina Salvi aus la Spezzia. Geburts- und Tauftag: der 28. Februar und der 1. März 1813. Beſcheinigt vom Pfarrer des Waiſenhauſes zu Genua.

„Mein Neffe! mein Neffe!“ ſchrie Torrigi entzückt, ſtürzte auf den Fremden zu, umhalſte ihn und brach in jubelnde Freudenrufe aus: „Wir haben unſere erſte Violine, meine Kinder! und was für eine!! . . . Jetzt fort nach England! o Glück! o Gnade! Freut Euch doch, Ihr Tröpfe!“ fuhr er die Mädchen an, die ganz verblüfft über die Entdeckung dieſes Vetters waren; — „und Du Ors' Anton, dummer Junge, komm' her und ſage Deinem Vetter Mariano, wie ſehr Du ihn bewunderſt, ihn verehrſt, ihn liebſt.“

„Mein Onkel,“ ſagte Mariano in franzöſiſcher Sprache, „da Sie ein weitgereiſter Mann ſind, werden Sie ohne Zweifel beſſer franzöſiſch verſtehen, als ich italieniſch; alſo wollen wir vorderhand uns auf franzöſiſch unterhalten, bis ich meine ſchöne Mutterſprache gehörig gelernt habe."

„Ja, mein Goldſohn, das wollen wir! Erzähle mir, wie es kommt, daß Du gerade jetzt für Deinen hartgeprüften Onkel vom Himmel fällſt;" — erwiderte Torrigi ſehr geläufig, doch mit ſtarkem Accent.

Als die Kinder die Wendung des Geſpräches ins Franzöſiſche hörten, gaben ſie ihre Mißbilligung und Betrübnis durch ein leiſes Gemurmel zu verſtehen.

„Das iſt Euch ſchon recht, Ihr Tröpfe," fuhr der Vater ſie an: „warum habt Ihr nicht franzöſiſch gelernt!"

„Weil es uns niemand gelehrt hat!" entgegnete Tota trotzig, nahm ihre Geſchwiſter bei der Hand und machte eine Schwenkung zum Zimmer hinaus.

„Nun, mein Sohn, erzähle! erzähle! ich weiß ja weiter nichts von Dir, als daß ſich eine fremde, reiche Familie bei den Vorſtehern des Waiſenhauſes verpflichtet hatte, Dich zu erziehen und für Dich zu ſorgen."

„Und das hat ſie gehalten, Onkel! Ich habe eine Menge Dinge gelernt, die ich nur leider gar nicht anwenden kann."

„Und inwiefern hat ſie für Dich geſorgt?"

„Dadurch, daß ich eine Violine von Amati habe und auf ihr ſpielen kann, prima vista, alles, was Du mir vorlegſt."

„Allerdings! damit iſt Dein Glück gemacht . . . wenn Du willſt.“

„Ich will ganz aufrichtig ſein, Onkel. In der Familie, die mich während vierundzwanzig Jahren wie ihr eigenes Kind behandelte, traten Zerwürfniſſe ein, welche es mir zur Pflicht machten, das Verhältnis aufzulöſen. Es geſchah in aller Liebe. Ich wußte, daß ich ein genueſiſches Waiſenkind ſei und beſchloß, mir meinen wahren Namen wieder zu holen und dann als Geigenſpieler durch die Welt zu wandern. Welche Angſt ich ausgeſtanden habe, bevor ich wußte, ob meine Eltern rechtſchaffene Leute waren — das kann ich nicht beſchreiben.“

„Ach, mein braver Sohn, es waren die rechtſchaffenſten Leute unter der Sonne, aber arm wie die Kirchenmäuſe!“ rief Torrigi.

„Nun, auf Armut kommt mir nichts an!. . .“ —
„Halt, mein Sohn, halt! darauf kommt ſehr viel an!“ unterbrach ihn der geldſüchtige Torrigi. „Arm zu ſein, wenn man eine Familie erhalten ſoll — das iſt ein unerträglicher Zuſtand.“

„Das begreift ſich, Onkel! aber ich für mich allein — was mache ich mir daraus, ob ich arm oder reich bin? Genug! kaum war ich in Genua angelangt, ſo eilte ich nach dem Waiſenhauſe, legte meine Legitimationspapiere, Paß ꝛc. vor, bat, man möge in den Regiſtern des Hauſes den entſprechenden Datum aufſchlagen und fand mich zu meiner unausſprechlichen Befriedigung als Mariano Torrigi, ehrlicher Leute Kind, wieder. Auf meine Frage, ob ich Verwandte in Genua habe? antwortete einer der Herren, er vermute, daß der Muſiklehrer Orſo Antonio ein jüngerer Bruder meines verſtorbenen Vaters ſei; — und ein anderer Herr fragte, ob ich von deſſen muſikaliſchen Wunderkindern nichts gehört habe? Leider mußte ich es verneinen. Aber mein Entſchluß war gefaßt: ich eilte auf die Polizei, brachte auch dort meine Papiere in Ordnung, bezahlte meinen Gaſtwirt mit meinem vorletzten Lire — und ſtelle mich Dir vor mit der Frage, ob man in Genua mit der Muſik ſein Leben friſten kann . . . . denn darauf bin ich angewieſen. Könnte ich in dieſem Hauſe ein Kämmerlein zu meiner Unterkunft finden, ſo wäre ich geborgen! Weil ich gut engliſch und faſt gar nicht italieniſch ſpreche, halten mich die Leute für einen Mylord und laſſen mich demgemäß zahlen — und das verträgt mein Geldbeutel nicht."

Als Torrigi von dem „vorletzten Lire" hörte, flog ein ſchwermütiger Schatten über ſeine Züge, verſchwand jedoch, als Mariano ſagte, er ſpreche fertig engliſch. Nach einigem Beſinnen nahm er das Wort:

„Man kann allerdings mit der Muſik ſein Leben in Genua friſten, Neffe. Als ich im Orcheſter der großen Oper war und zugleich Violinunterricht erteilte, konnte ich meine Frau und vier Kinder erhalten. Aber es iſt ein mühſeliges Stück

Brot und ich weiß auch nicht, ob Du ſogleich einen Platz im Orcheſter findeſt und ob Du guten Unterricht gibſt.“

„Unterricht geben? . . . . Davan habe ich nie gedacht, Onkel! Konzerte wollte ich geben, bis ich eine Anſtellung in einer Kapelle oder einem Orcheſter finde.“

„Braviſſimo, Neffe! unſere Gedanken begegnen ſich. Ja, Konzerte wollen wir geben in allen fünf Welteilen und dann, mit Gold und Ehren beladen, Kapellmeiſter und Konzertmeiſter Seiner Majeſtät des Königs werden. Du findeſt bei mir durch den Tod meiner armen Cecca ein freies Kämmerchen; da kannſt Du wohnen für die paar Tage bis zu unſerer Abreiſe nach London!“

„Ah! wir gehen nach London?“

„Ja, mein Sohn! das Quartett der Torrigi wird dort erwartet; Du trittſt an Cecca's ſtatt auf.“

„Ich . . . ſtatt eines jungen Mädchens?“ rief Mariano lachend.

„Was gibts da zu lachen, Herr Neffe? . . . Ihr ſeid beide Torrigi und beide die erſte Violine; baſta! alles übrige zählt nicht.“

„Oho! da irrt der Herr Onkel ſich ganz gewaltig!“ ſagte Mariano zwar ſcherzend, doch ſehr beſtimmt; — „ich bin allerdings Mariano Torrigi; aber eben darum bin ich ein Menſch . . . und keine erſte Violine.“

Dieſe Zeilen waren die letzten, die ich in Italien ſchrieb. Tags darauf fuhren wir nach dem See von Lugano, der wie eine unbedeutende Fraktion vom Comerſee ausſieht, am 24. Junius paſſirten wir den St. Gotthard, und jetzt bin ich wieder diesſeit der Berge, in der Schweiz, meinem herzlieben Adoptiv-Vaterland.

Auf dem Dampfboot des Vierwaldſtätterſees war eine Franzöſin mit ihren fünf Kindern — das ältſte ungefähr vierzehn-, das jüngſte ſechsjährig. Unermüdlich rief ſie ſie zuſammen, zeigte ihnen hier einen ſchönen, dort einen merkwürdigen Punkt, und langweilte ſie unerhört; denn Kinder haben für Alles eher Sinn, als für Naturſchönheit; dazu iſt ihr Auge noch zu klein. Endlich ſagte die Sechsjährige: „Maman, je suis bien fatiguée" — und die Mutter antwortete: „Tu te reposeras demain toute la journée." Was die Kleine für eine Freude hatte! ſie klatſchte in die Hände

„Gut, gut, mein Sohn! darüber wollen wir nicht disputieren. Mißfällt es Dir, die erſte Violine zu ſein, ſo biſt Du doch vielleicht nicht ungern der erſte Violinſpieler — und als ſolcher wirſt Du in unſerm Quartett Furore machen . . . Zuerſt in London, dann bei dem großen Muſikfeſt zu Liverpool — und dann in ganz England."

„Und wer ſind die Mitſpieler?"

„Wie Du fragſt! Natürlich ſind es meine Kinder . . . . die Wunderkinder!"

„Die muß ich aber auch gleich kennen lernen!" rief Mariano und ſprang auf.

„Sie ſollen Dir ſogleich ihre kleinen Künſte zeigen," ſagte Torrigi mit dem angenehmen heimlichen Bewußtſein, daß ſeinem Neffen eine große Überraſchung bevorſtehe.

Es war dunkler Abend geworden, doch Torrigi hielt es für gänzlich überflüſſig, bei einem Geſpräch Licht anzuzünden. Er führte ſeinen Neffen über den finſtern Gang nach dem Zimmer, worin ſich die Kinder aufhielten. Eine tiefe Altſtimme ſang metallrein, aber unausgebildet die Strophe einer Barcarole:

«Ah, senza amare,
Andare sul mare,
Non può consolare.»

Sie verſtummte vor den eintretenden Männern. Helles Mondenlicht erfüllte das ganze Zimmer. Antonia ſaß auf einem niedrigen Schemel; Ors'

Anton lag vor ihr am Boden, mit dem Kopf auf ihrem Schoß und war dem Einſchlafen nahe. Marietta ſaß neben ihr am Boden und blickte mit ihrem ſchwermütig träumeriſchen Auge auf das ferne Meer, das wie im Silberſpiegel unbeweglich zu ruhen ſchien — und ſummte leiſe: „Ah, senza amare.“

Es lag etwas ungemein Melancholiſches auf dieſer ſtillen, abendlichen Scene, auf dieſen jungen Weſen, die im Mondenſchein ihre Lieder ſangen. Es war eine Poeſie in dieſer Einſamkeit, die mächtig zu Mariano's Herz ſprach, ſo daß es ihn ſehr unangenehm berührte, als Torrigi ſchrie:

„He! he! ſeid Ihr alle eingeſchlafen? ſingt Ihr im Traum? Auf, Tota! Licht! . . . Herbei mit Violine und Violoncello! . . . Zeigt Eurem Vetter Eure kleinen Künſte!“

Tota übereilte ſich keineswegs. Sie richtete zuerſt Ors' Anton auf und ſuchte ihn auf die Füße zu ſtellen; aber er taumelte vor Schlaftrunkenheit, ſo daß Marietta ihn auffing, während Tota hinausging, um eine Lampe zu holen.

„So ſind dieſe Kinder!“ fuhr Torrigi fort; „ſo ſitzen ſie da, träg und ſchläfrig, gaffen in den Mond und aufs Meer und denken an keine Muſik! daraus kannſt Du abnehmen, Neffe, welche Not ich mit ihnen habe.“

„Es ſind eben Kinder!“ ſagte Mariano mitleidig.

Tota kam zurück mit der dreiſchnabeligen kupfernen Lampe, ſtellte ſie auf einen Tiſch und fragte mißmutig:

„Wir ſollen alſo noch ſpielen, Vater?“

„Nein, nein! nicht heute abend!“ rief Mariano, der aus ihrer Verſtimmung und des Knaben Schläfrigkeit den Schluß zog, daß ſie ſich nicht von ihrer glänzendſten Seite zeigen würden; — „nein, morgen iſt auch noch ein Tag.“

Obſchon Tota dieſe rückſichtsvolle Freundlichkeit dankbar empfand, lachte ſie doch laut auf über Mariano's Italieniſch. Torrigi fuhr auf ſie zu, als ob er ſie ſchlagen wolle, und rief wütend:

„Du böſes Geſchöpf! wage nicht, unſern Vetter zu beleidigen!“

„Er ſpricht ja ganz unſinnig!“ ſagte ſie kalt.

„Und ich ſage Dir, es iſt mehr wie unſinnig, daß Du nicht franzöſiſch ſprichſt.“

Tota zuckte ſchweigend die Achſeln und Mariano ſagte freundlich zu ihr:

„Ich werde bei Dir italieniſch lernen, Tota.“

„Sieh, welch ein gutes Gemüt er hat!“ rief Torrigi. „Wie nimmt ſich das ſo ſchön aus bei einem ſolchen Genie! . . . und welche armſelige Figur ſpielſt Du mit Deiner Verſtocktheit neben ihm!“

Tota brach urplötzlich in lautes Weinen aus. Wohl war ſie dagegen abgeſtumpft, von ihrem Vater rauh behandelt zu werden; aber daß es vor dieſem fremden jungen Manne geſchah — daß er bei ſeinem erſten Eintritt über die Schwelle Zeuge dieſer harten Behandlung ſein mußte — das gab ihr einen Stich durchs Herz und ſie weinte ſchluchzend, wie Kinder und unerzogene Leute weinen.

„Signor," ſagte Mariano auf franzöſiſch zu ſeinem Onkel, „wenn Sie wollen, daß ich mit Ihnen nach England reiſen ſoll, ſo müſſen Sie Ihre Kinder freundlicher behandeln und nicht wie Affen und Bären, die man mit der Peitſche zum Tanzen zwingt; ſolche Scenen kann ich gar nicht vertragen. Wiederholen ſie ſich, ſo laufe ich davon . . . ich! die erſte Violine."

„Das Mädchen hat aber auch etwas vom Bären!" murrte Torrigi.

„Gleichviel!" entgegnete Mariano beſtimmt. „Und ſo wollen wir denn für heute alle Muſik ruhen laſſen. Ich bitte Dich, weiſe mir mein Zimmer an."

Torrigi klatſchte in die Hände und rief munter:

„Freuet Euch, meine Kinder, Euer Vetter Mariano Torrigi, Sohn meines verſtorbenen älteren Bruders, bleibt bei uns, wohnt bei uns, reiſt mit uns . . . das wird ein herrliches Leben ſein! — Und nun wollen wir zu Nacht eſſen!"

Tota trocknete ihre Tränen, Ors' Anton verlor ſeine Schläfrigkeit und Marietta lächelte zutraulich den Vetter an, der den Vater ſo heiter geſtimmt hatte. Bei der höchſt frugalen Abendmahlzeit herrſchte eine ganz ungewöhnliche Munterkeit, weil der Vater ſo guter Laune war und weil ſich Mariano ſo gutmütig mit ſeinem ſchlechten Italieniſch necken ließ.

„Aber aus welchem Lande kommſt Du denn, Mariano, daß Du nicht einmal italieniſch ſprechen kannſt!“ rief Tota.

„Aus einem Lande, das ſich für das gebildetſte der Welt hält: aus Norddeutſchland.“

„Norddeutſchland? . . . Ach ja, Norddeutſchland,“ ſagte Tota, als ob ihr plötzlich ein Licht aufgehe: „das liegt freilich am Nordpol.“

„Ich freue mich, daß Du in geographiſchen Kenntniſſen mit Shakeſpeare wetteiferſt, der Böhmen zu einer Inſel macht,“ entgegnete er mit gutmütigem Scherz.

„Nun gut! verſtehe ich nicht Geographie, ſo verſtehſt Du nicht italieniſch!“ ſagte ſie unbefangen. — „und wir ſind quitt.“

Endlich am ſpäten Abend kam Mariano in Cecca's kleinem Zimmer zu ſich ſelbſt und zur Beſinnung über die unglaublichen Ereigniſſe, die ihn in der einfachſten und natürlichſten Weiſe von der Welt aus einem falſchen Gorm zu einem wirklichen Torrigi gemacht — ihm ſtatt des glänzenden Namens, den er verloren, einen andern gegeben hatten, der in anderer Weiſe glänzend zu werden verſprach — ihn, den Verſtoßenen, einer Familie zuführten, welche ihn mit offenen Armen aufnahm

— und endlich ſeine innigſten Wünſche erfüllten, indem ſie ihn in eine Lage brachten, welche ihm vergönnte, trotz ſeiner Armut andern zu dienen, andern zu nützen. Ob es eine gute oder eine böſe Fee iſt, die mich aus Schloß Traun in dieſe Kammer verſetzt hat, ſprach Mariano Peregrin zu ſich ſelbſt — das weiß ich nicht. Dem Äußern nach zu urteilen, hat die böſe Fee die Oberhand. Ein Nachteſſen von Brot, Orangen und Oliven, bei einer dreiſchnabeligen Lampe — ein Schlafgemach mit weißen, getünchten Wänden, zwei Strohſtühlen, einem blinden Spiegel, einem Tiſch von wurmſtichigem Holz: das iſt ein ſchreiender Abſtich gegen Schloß Traun! Aber das weiß ich: ich werde von jetzt an leben, als ob ich in dieſer Kammer aufgewachſen ſei . . . und mein gänzlicher Mangel an Geld wird mir dieſen Entſchluß ungemein erleichtern. Nur muß ich mich hüten, nicht allzu tief in die Botmäßigkeit meines Herrn Onkels zu geraten. Und habe ich das errungen: eine ſelbſtſtändige Exiſtenz, die meine eigene Schöpfung iſt und durch die ich zugleich dieſer meiner neuen Familie hilfreich ſein kann: ſo iſt doch wohl eine gute Fee dabei im Spiel! Es iſt ſchon ein Genuß der eigenen Kraft — mit dem Schickſal zu ringen. Es zu bezwingen . . . muß ein Hochgenuß ſein! . . . Aber nur dann wäre es bezwungen, wenn es mir Heliade zuführte, und das liegt freilich außerhalb . . . nicht meiner Sehnſucht, doch meiner Hoffnung. Als Graf Gorm hat ſie mich zuletzt geſehen und als der Virtuoſe Torrigi ſollte ſie mich mit denſelben Anſprüchen wiederſehen? — Nein, Heliade! dazu bin ich zu ſtolz! . . . ich muß mehr zu Deinen Füßen niederlegen, als mein Herz und die Amata.“ — —

Er trat an's Fenſter, öffnete es und ſchaute lange in die mondbeglänzte Zaubernacht des Frühlings und des Südens hinaus. Über die Dächer und die Häuſer, in denen ein Lichtlein nach dem andern erloſch, fiel ſein Blick auf das unendliche, ſtill ruhende Meer. Ja, ſo iſt es! ſprach er zu ſich ſelbſt: ſo ſteht der Menſch auf der Scheidegrenze von zwei Welten und ſchaut aus der Zeit und über ihre Träume, die ihm ſo bange und ſo wild das Herz durchbeben, ſehnſuchtsvoll in die rätſelhafte und doch ſo lockende ſtille Ewigkeit hinein.“ Er nahm die Violine und begann ohne Vorſpiel, ohne Einleitung Heliadens Lieblingsmelodie, welche ſie immer mit neuem Entzücken hörte, das ſchönſte Liebeslied, das ſich je in Tönen, nicht in Worten, aus einem Menſchenherzen erſchwungen hat: Beethoven's „Adelaide.“ — —

Am andern Morgen ermahnte Torrigi ſeine Kinder und ſprach:

„Jetzt nehmt Euch zuſammen, jetzt zeigt, was Ihr könnt, wer Ihr ſeid! nicht bloß Virtuoſen, ſondern Genies ſeid Ihr . . . wenigſtens Du, Tota und Du, mein Ors' Anton. Alſo ſpielt demgemäß . . . genialiſch, frei, originell! nicht ſo gedankenlos, wie Ihr es zuweilen tut, als ob Ihr mit dem Tamburin raſſeltet. Bedenkt es wohl: von Eurem Spiel hängt es jetzt ab, ob Euer Vetter Mariano ſich herablaſſen wird, in's Quartett einzutreten und mit uns große herrliche Reiſen zu machen . . . Reiſen, auf denen Ihr die ſchönſten Kleider bekommen und alle Tage ſpazieren fahren werdet. Das bedenkt . . und tut Euer beſtes.“

Sie taten es und empfingen Mariano mit einem der wundervollen Trios von Beethoven, welches ſie mit ſo viel Zartheit, Friſche und Kraft, mit ſolchem Schmelz und ſolchem Brio ausführten, daß Mariano ganz hingeriſſen ein Bravo über das andere rief und am Schluß den kleinen Ors' Anton in ſeinen Armen hoch aufhob und fröhlich ſagte:

„Bübchen, Du wirſt mein Meiſter werden.“

Dann ſetzte er ſich zu ihnen und Torrigi rief freudeſtrahlend:

„Jetzt ſollt Ihr alle Euer Meiſterſtück machen und prima vista ſamt und ſonders ein Quartett von Haydn ſpielen.“

„Das wird nicht gehen,“ ſagte Mariano.

„O doch!“ rief Ors' Anton, „wir ſind an einander gewöhnt . . . . und Du kommſt ſchon mit.“

Das Quartett war eines der leichteren. Es gelang bewundernswürdig. Die Kinder wurden ermutigt und angefeuert durch Mariano's Mitſpiel und durch den Beifall, den er ihnen zu erkennen gab. Torrigi ſchwamm in Wonne. Seine Gefühle als Muſiker, als Vater, als Geldliebhaber wurden aufs lebhafteſte angeregt: mit dieſem Quartett ließen ſich die kühnſten Hoffnungen verwirklichen. Nur fort nach England — das war jetzt die Hauptſache. Mariano war ganz begeiſtert. Das künſtleriſche Element, das immer mächtig in ihm, aber immer durch Verhältniſſe, Studien und Stellung aus dem Vordergrund ſeiner Tätigkeit verdrängt war, fühlte ſich auf einmal von all dieſen Banden befreit. Die Schranken fielen, die ihn bis jetzt zurückhielten, ſich ausſchließlich der Kunſt zu widmen. Er trat freudig in die Arena ein.

„Hör' Onkel," ſagte er unter vier Augen zu Torrigi, „wir wollen jetzt unſere Sache in's Klare bringen. Daß mir keine Schätze zu Gebote ſtehen, ſagte ich Dir bereits. Ich bin Dir alſo großen Dank für Deine freundliche Aufnahme ſchuldig und es iſt billig, daß ich ihn Dir nicht bloß durch Worte, ſondern auch durch Handlungen ausdrücke. Ich bin alſo erbötig, mich auf ſechs Monate ganz zu Deiner Verfügung zu ſtellen, inſofern es Kunſtreiſen und muſikaliſche Produktionen betrifft, und ohne dafür irgend eine pekuniäre Entſchädigung in Anſpruch zu nehmen. Wie ein Sohn zu ſeinem Vater werde ich mich Dir gegenüber verhalten. Aber nach ſechs Monaten bin ich ſelbſtſtändig und nicht mehr an Dich und Deine Pläne gebunden. Biſt Du hiemit einverſtanden?"

„Nach ſechs Monaten!" rief Torrigi und ſtreckte wehklagend die Arme gen Himmel; — „aber, mein Sohn, ſechs Monate ſind ein Nichts, ein Garnichts, wenn man auf die Eroberung goldener Lorbeerkränze ausgeht! Ein Jahr mußt Du wenigſtens unter Sohnesbedingungen bei mir bleiben ... und ſpäter wollen wir dann ein anderes Übereinkommen treffen, das Dich ſelbſtſtändig macht, ohne uns zu trennen.“

„Nun wohlan, Onkel! es ſei ein Jahr. Aber ich bitte Dich, nicht zu vergeſſen, daß ich mich nur aus gutem Willen dazu verſtehe. Es freut mich, meine Familie gefunden zu haben — es freut mich, daß ſie eine muſikaliſche und genialiſche iſt — es freut mich, daß ich mich in dieſer Beziehung als ein Ebenbürtiger zu ihr halten kann: deshalb bleibe ich bei ihr. Meine augenblickliche Geldverlegenheit iſt nur ein vorübergehender Grund, weil ich ganz ſicher bin, mit meiner Violine mein Brot zu verdienen ... und mehr als das.“

„Einverſtanden, mein Sohn!“ ſagte Torrigi lebhaft. „Und jetzt will ich dafür ſorgen, daß wir mit dem nächſten Dampfboot nach Marſeille — und dann durch Frankreich nach London gehen können. Gegen Ende Mai ſind wir dort. Dann beginnt ſo recht der Glanz- und Höhepunkt der Saiſon.“

Die Kinder hörten mit Freuden, daß es auf Reiſen gehen und Mariano ihr Gefährte ſein werde.

und rief einmal über das andere mit einem jubelnden Stimmchen: „Toute la journée! oh, toute la journée!“ Ich mach' es grade ſo wie dies kleine Mädchen; nur ſtatt eines Tages ſage ich: „den ganzen Sommer ruh' ich mich aus“.

„Jetzt werden wir etwas mehr Unterhaltung und Vergnügen von unſeren Reiſen haben," ſagte Tota, „und etwas anderes zu ſehen bekommen, als Konzertſäle — und iſt das der Fall, ſo hab' ich mein Violoncello ſehr lieb. Ich verwünſche es nur, wenn ich, wie hier, beſtändig zwiſchen meinen vier Wänden ſitzen und „arbeiten" muß und mit keiner Seele plaudern kann."

„Gefällt Dir der Marian?" fragte Marietta.

„Hm ja! er iſt munter und ſpielt göttlich ſeine Violine. Aber er blickt doch etwas auf uns herab."

„Das finde ich nicht!" ſagte Marietta; — „im Gegenteil! er gibt mir Mut."

„Mir gefällt er ſehr!" rief Ors' Anton; „er iſt ſo gut .... der Mariano .... ich habe ihn ſchon recht lieb."

Gemäß dieſen Eindrücken entwickelte ſich der Einfluß, den der Umgang mit Mariano in dieſem kleinen Kreiſe übte. Tota's barſches, unerzogenes Weſen, ihr trotziger, mißmutiger Ton wurden geſchmeidigt und gedämpft, weil Mariano ihr imponierte — während ſich Marietta durch ſeine Freundlichkeit von ihrer krankhaften Schüchternheit erlöſt fühlte und Ors' Anton in ihm einen Beſchützer gegen des Vaters übermäßige Strenge ahnte und im voraus liebte.

Vier Wochen nach dem Tode der armen Cecca verließ Torrigi mit ſeinem glänzend hergeſtellten Quartett das herrliche Genua und Ende Mai befand ſich die ganze Familie ſtatt unter der goldenen Sonne und dem blendenden Himmel an der blauen Meeresküſte Liguriens — in London, an dem Ufer der trüben Themſe, in einer Atmoſphäre, die aus Kohlenſtaub und Baumwollatomen zuſammengeſetzt ſcheint, und unter einer Sonne, die Glanz und Wärme wie mit einem baumwollenen Schleier verhüllt.

Das erſte Konzert der Torrigi's in den Hanover-Square-Rooms war entſcheidend: ſie wurden „Lyons" der Saiſon.

Im grünen Erin.

In einer Kunſthandlung zu Heidelberg ſaß eine bejahrte Dame in Trauerkleidern und blätterte in einer großen Mappe, aus der ſie einige Anſichten der Schloßruine wählte und bei Seite legte. Ein Mann ihres Alters ſtand neben ihr und ſah andere Mappen durch. Beide hatten keine Spur von Ähnlichkeit in den Zügen; aber im Ausdruck von durchſchmerzter Milde waren ſie einander ſo gleich, daß man auf den erſten Blick ein Ehepaar erkannte, welches mit einem Herzen und einer Seele die Pilgerfahrt durch's Leben im Wechſel trüber und lichter Tage machte. Plötzlich legte der Herr ein Blatt vor der Dame hin und zeigte auf den Namen, der es in feinſter Schrift unterzeichnete. Sie las dieſen Namen. Er hieß Heliade von Horburg.

„Wo lebt die Malerin dieſes ſchönen Blumenſtücks?“ fragte der Herr den Verkäufer.

„Sie lebt hier ſeit einigen Jahren.“

„Und als Malerin von Profeſſion?“

„Das nicht! Sie iſt Dilettantin und hält ſich

BIBL. VNIVERS. LIPS.

ſeit einem halben Jahr nach dem Tode ihres Vaters als Geſellſchafterin bei einer fremden Dame auf.“

Die Dame gab dem Herrn das Blatt zurück und ſagte auf engliſch:

„Da hätten wir ſie ja ganz leicht gefunden! laß uns zu ihr gehen.“

Sie kauften einige Blätter, fragten nach dem Namen der Adreſſe der Dame, bei welcher ſich Heliade aufhalte und fuhren zur Baroneſſe Ruffach. Jakob trat ein und meldete, daß der Graf und die Gräfin von Arran einen Beſuch bei Fräulein von Horburg zu machen wünſchten. Da Heliade freudig ſagte:

„Ein alter Freund meiner Familie, gnädige Baroneſſe!“ ſo mußte ſich Juſtine die Störung gefallen laſſen und den Genuß unterbrechen, den ſie bei Heliadens Zeitungslektüre hatte.

Jakob führte den Grafen und die Gräfin nach dem kleinen engen Zimmer, wo Heliade ſie mit kindlicher Freude begrüßte. Obſchon ſie ihn nie geſehen, wußte ſie, daß der Graf von Arran der beſte Katholik Irland's und der treueſte Freund ihrer Großeltern ſei. So war denn bald eine herzliche Bekanntſchaft gemacht und die Gräfin ſagte zu Heliade:

„Wir haben Ihnen im Namen Ihrer lieben Großmutter einen Vorſchlag zu machen, den ich mit der dringendſten Bitte unterſtütze. Wir möchten

Sie gern zu ihr nach Rom führen . . . aber mit einem kleinen Umweg über Irland, damit Sie die Heimat der O'Connor doch auch kennen lernen.“

Heliade warf einen flüchtigen Blick voll namenloſer Dankbarkeit auf ein kleines Kruzifix, das über einem Tiſchchen hing, auf welchem Gebetbücher, Bildchen und kleine fromme Gegenſtände lagen. In dieſem Blick ſprach ſie die Leidenstiefe aus, in welche ſie ſich ruhig und ſchweigend gefügt hatte, bis es Gott gefallen werde, ſie zu befreien. Die Gräfin verſtand alles, was Schmerz hieß. Sie nahm ſanft Heliadens Hand und ſagte zärtlich:

„Kommen Sie nur! Sie ſollen bei uns eine liebe Tochter ſein.“

„Und im nächſten Jahr bringen wir Sie nach Rom,“ ſetzte der Graf hinzu; „denn wir kehren dahin zurück, weil unſer letzter lieber Sohn dort zur ewigen Ruhe gegangen iſt.“

Heliade kniete ſanft vor der Gräfin nieder, küßte deren Hände und ſagte mit leiſem Weinen:

„Wie viel Tränen auf Erden . . . und wie viel Gnaden.“

„Ja, Kind!“ entgegnete die Gräfin; „aber der Gnaden ſind mehr als der Tränen! . . . wir erkennen ſie nur nicht immer ſo deutlich. Aber das iſt gewiß: ohne Tränen gibt es keine Gnaden!“

„Wie glücklich uns alle die Bekehrung und der ſelige Tod Ihres Vaters machten, können Sie ſich vorſtellen. Das war auch eine Gnade, welche durch Ströme von Tränen errungen iſt," ſagte der Graf.

„Kannten Sie meinen guten Vater?" fragte Heliade.

„Ich kannte ihn genau," erwiderte die Gräfin, „ich heiße Magdalene de Coëtcan. Er war lange der Gaſt meines Vaters und ein treuer Waffengefährte meines Bruders in den Kriegen der Vendé."

„Und meine Empfehlung öffnete ihm das Haus Ihrer Großeltern in Rom," ſetzte der Graf hinzu. „Sie ſehen alſo, daß Sie tauſend Beziehungen zu uns haben, liebe Heliade, und nicht unter Fremden, ſondern unter Ihren älteſten, beſten Freunden leben werden."

„Nicht wahr, Sie kommen ſogleich mit uns?" ſagte die Gräfin zärtlich. „Wir möchten morgen weiter reiſen."

„Ach, dann werde ich Sie ſchwerlich begleiten können!" ſeufzte Heliade. „Die Dame, bei der ich mich aufhalte, muß ſich nächſtens einer Augenoperation unterziehen; — da kann ich ſie nicht verlaſſen."

„Aber, liebes Kind," ſagte der Graf lebhaft, „die Dame wird einſehen, daß es ſich hier um Ihre ganze Lebensſtellung handelt, die ſich fortan anders geſtalten wird, als die einer Geſellſchafterin. Sollte ſie dazu nicht freudig durch Ihre Entlaſſung die Hand bieten?"

„Sie hat ſich an mich gewöhnt," entgegnete Heliade ausweichend; — „und ſie iſt blind und hilflos."

„Sie werden doch nicht glauben, mein Fräulein, daß wir uns Ihretwegen wochenlang hier aufhalten werden?" rief der Graf ungeduldig. „Wir hatten gehofft, Sie würden uns gern begleiten."

„Es würde alle meine Wünſche erfüllen . . . . ach! weit übertreffen," ſagte Heliade ſanft und traurig. „Iſt es denn aber auch recht, eine Blinde in dieſem für ſie ſo beängſtigenden Augenblick zu verlaſſen?"

Die Gräfin ſagte gerührt zu ihrem Mann:

„Ich bitte Dich, mache eine kleine Reiſe nach Paris und laß mich inzwiſchen hier. In einigen Wochen kommſt Du wieder und holſt uns ab."

„Nein, Magdalene!" ſagte er faſt heftig; „dieſer Bürgerkönig, in dem nicht eine katholiſche Ader iſt, ruiniert mir Paris in ſeiner Art ebenſo ſehr, wie die Revolution und der Corſe es getan haben. Tritt in Paris nicht das katholiſche Leben kräftig und entſchieden den Greueln Babylons entgegen, ſo iſt da kein Platz für Patrik Arran!"

„Dann, lieber Patrik," ſagte die Gräfin lächelnd, „weiß ich keinen andern Rat, als daß wir beide ruhig hier warten, bis Heliadens Liebeswerk vollendet iſt."

Er ſchüttelte einen Augenblick ſo raſch den Kopf, daß ſeine weißen Locken flatterten; aber dann beſann er ſich, nahm ſich zuſammen und ſagte gelaſſen:

„Gut denn! wir warten! und wenn Sie, Heliade, in dieſer Zeit ein Liebeswerk üben, ſo übe ich einen langen, heroiſchen Tugendakt der Geduld.“

Heliade war ſo erſchüttert durch dieſen urplötzlichen Wechſel ihrer Verhältniſſe — durch die unerwartete Liebe, welche ſie bei unbekannten Menſchen fand — durch die zärtliche Rückſicht, die man auf ſie nahm, als ob ſie ein Weſen ſei, das wirklich noch mitzähle unter ihres Gleichen, daß ſie faſſungslos in Tränen ausbrach und ſich in die Arme der Gräfin warf. Dieſe ſagte beruhigend und mütterlich:

„Faſſe Dich, mein armes Kind . . . und dann frage Deine Blinde, ob wir ſie beſuchen können; denn wir wollen Dich nicht ſtehlen, ſondern als Geſchenk mitnehmen.“

Die arme Heliade war ſo ergriffen von dieſer ungewohnten Liebe, daß ſie bat, der Beſuch möge auf einen andern Tag verſchoben werden, da ſie in dieſem Augenblick ganz unfähig zu einem ruhigen Geſpräch mit der Baroneſſe ſei. Die Gräfin ging bereitwillig darauf ein, und da ſie bemerkte, daß Heliade alle Fragen nach ihren Verhältniſſen ausweichend beantwortete, ſo erzählte ſie ihr manches von ihrer Großmutter, die in ihrem Häuschen am Monte Celio eine Freiſtatt für hilfloſe Konvertiten eröffnet und eine kleine Schar ſolcher begnadeter

Perſonen um ſich verſammelt habe, welche ihre Familie verloren, weil ſie Chriſtus in Seiner Kirche gefunden hatten.

Endlich erhob ſich die Gräfin und ſagte, indem ſie Heliade umarmte:

„Morgen komme ich wieder."

Und der Graf ſetzte hinzu, Heliadens Hand ſchüttelnd:

„Ich auch . . . denn wir ſind immer beiſammen."

Heliade eilte zu Juſtinen zurück.

„Endlich!" ſagte dieſe mit ihrem eſſigſauren Ton; — „ich war ſchon im Begriff, Sie durch Jakob rufen zu laſſen. Ich vertrage nicht das Geſchnatter, welches Jakobea Vorleſen nennt."

Schweigend und ruhig nahm Heliade die Zeitung wieder auf, die Jakobea mit ſtummer Entrüſtung fortgeworfen hatte, als ſie nach jener Äußerung ihrer Herrin aufſtand und das Zimmer verließ.

„Ich bin jetzt der Zeitung ſatt und überſatt," ſagte Juſtine, als Heliade weiterleſen wollte; — „hier den Brief, den will ich hören."

Zitternd entfaltete ihn Heliade. Dieſe Briefe taten ihr weher als Juſtinens rauhe Behandlung. Der Brief war datiert vom 1. Mai 1839 und lautete:

„Heute, liebe Juſtine, ſind es zwei Jahre, ſeitdem der Pilger mich verlaſſen hat und in die weite Welt gegangen iſt. O wie iſt ſie ſo ſchrecklich weit, die Welt, wenn man in ihr einem Einzelweſen nachſpüren will! Freilich werden für uns alle Schritte erſchwert, weil wir nicht ganz gradeaus auf Entdeckung ausgehen. Würde ſie gemacht, ſo dürfte ſie nicht offenkundig werden; ſie ſoll nur mich beruhigen. Aber bis jetzt iſt ſie nicht gemacht und ſpurlos iſt der Pilger verſchwunden. Im Orient, dem urſprünglichen Ziel ſeiner Reiſe, war er nicht; das wiſſen wir jetzt. Alarich hat an die Konſulate von Smyrna, Alexandrien und Beirut geſchrieben, denn in einer dieſer Hafenſtädte hätte er erſcheinen müſſen, wenn er den Orient bereiſen wollte. Dort aber weiß niemand etwas von einem Grafen Gorm. Hat er einen andern Namen angenommen? .... einen andern Paß? macht dieſer Tauſch ihn unentdeckbar .... oder iſt es der Tod? — Wir wiſſen keine Antwort auf dieſe Fragen! Und wenn man mich fragt — was tauſendmal geſchieht! — ob ich denn gar nichts über dies rätſelhafte Verſchwinden wiſſe: ſo kann ich es mit der aufrichtigſten Beſorgnis und Unruhe verneinen. Eine Perſon gibt es, die ſich im Lauf des Winters über dies Verſchwinden getröſtet zu haben ſcheint ... und das iſt Lydia. Sie weiſt nicht mehr jede Huldigung ſchroff zurück, wie im vorletzten Winter; — und das iſt ein ſicheres Zeichen, daß ſie, wenn der Rechte kommt, ihn erhören wird. Mit großer Zuverſicht hoffe ich, Alarich werde dieſer Rechte ſein. Abgeſehen davon, daß er gegenwärtig die brillan-

Nachwort.

Ich habe dies Buch während des Drucks Bogen für Bogen geleſen und mich recht dabei gefreut. Das paſſirt mir ſonſt nicht; nur für meine noch ungeſchriebenen Bücher intereſſir' ich mich. Aber hier hab' ich ein gutes reiches Jahr meines Lebens eng, rund und feſt beiſammen — etwa wie ein liebes Bild en miniature; das ſieht man gern an. Ich hoffe, auch Andere werden es thun, denn mein Herz pulſirt darin, und jede Zeile, jeder Vers ſind an Ort und Stelle, oder unter dem Zauber des unmittelbaren Eindrucks geſchrieben, z. B. die Blätter über Sizilien bei meiner Rückkehr nach Neapel, und „die Longobardin" nicht in Verona, ſondern in Deſenzano am Gardaſee während eines Gewittertages. — Wie raſch und heftig Alles in meine Seele und aus ihr heraus geſtrömt ſein möge — dennoch könnt' ich nichts ändern, zuteſte Partie im Lande iſt, iſt er ein liebenswürdiger junger Mann geworden, der in Bezug auf Vortrefflichkeit des Charakters, Bildung und edlen Sinn nicht viele Nebenbuhler haben dürfte. Ich übereile dieſe Angelegenheit durchaus nicht, denn junge Leute haben es nicht gern, bei ihrer Wahl beeinflußt zu werden; allein ich freue mich unausſprechlich, daß die Wendung einzutreten ſcheint, auf die ich ſeit Jahren gerechnet habe .... ſelbſt damals, als Lydia dem armen Pilger entſchieden den Vorzug gab, bevor er arm und ein Pilger war."

„So ſind die jungen Mädchen!" rief Juſtine ingrimmig dazwiſchen; — „von Treue, von einer Liebe haben ſie gar keinen Begriff. In Schmeicheleien und Huldigungen, in Eitelkeit und Sinnlichkeit ſchwimmen ſie mit Wonne, wie die Fiſche im trüben Waſſer, welches — wie bekannt! — für die Angler am günſtigſten iſt. Heiraten! nur heiraten! ein höheres Ideal haben ſie nicht! Iſt es auch Ihr Ideal, Fräulein?" ſetzte ſie mit ſcharfer Wendung hinzu.

„O nein, gnädige Baroneſſe! eine treue Liebe ſteht in meinen Augen höher," entgegnete Heliade ſanft und feſt; — „und hätte ich einen reichen und vornehmen Mann geliebt, ſo hoffe ich, daß mir Gott die Herzensſtärke geben würde, ihn fortzulieben, wenn er ein armer Pilger würde — und dann erſt recht."

„Was meinen Sie? . . . Wovon reden Sie?“ fragte Juſtine verſtimmt.

„Von dem Fall, gnädige Baroneſſe, den dieſer Brief beſpricht.“

„Wie!“ rief Juſtine, die ſich freute, ihrem tiefen Unmut über Heliadens Verſäumnis einer Stunde Luft zu machen; — „Sie ſtellen Betrachtungen über den Inhalt meiner Briefe an! . . . das verrät wenig Zartgefühl!“

Seit jenem Briefe Lucia's, der ihr klar ſagte, daß von Peregrin und ſeinem für ſie rätſelhaften Schickſal die Rede ſei, hatte die arme Heliade allerdings außerordentlich viel Betrachtungen über den Inhalt dieſer Schreiben angeſtellt. Da es aber durchaus nicht in der Abſicht geſchah, um Familiengeheimniſſe zu ergründen, ſondern nur in Bezug auf Peregrin ſelbſt, ſo antwortete ſie ruhig:

„Mein Gewiſſen gibt mir das Zeugnis, keine Indiskretion begangen zu haben.“

„Ah bah, Gewiſſen! Gewiſſen und Gummi elaſticum ſtehen auf der nämlichen Stufe der Dehnbarkeit.“

„Nicht für mich, gnädige Baroneſſe,“ entgegnete Heliade kalt.

„Nach und nach wird Ihr Benehmen empörend, mein Fräulein,“ ſagte Juſtine ſchneidend; — „Sie machen meine Briefe zum Gegenſtand Ihrer Studien über Ideale . . . . Sie vernachläſſigen Pflicht und Dienſt, um ſich mit Ihren Freunden zu unterhalten .... Sie ſetzen ſich meinen Bemerkungen gegenüber aufs hohe Pferd Ihres guten Gewiſſens ... — Das alles ſtreift an Inſolenz, die ich mir nicht gefallen laſſe! — Und deshalb kann ich Sie nicht länger brauchen. Welchen Datum haben wir heute?"

„Den 12. Mai, gnädige Baroneſſe."

„Gut! Am 15. Mai iſt Ihr Monat zu Ende: dann ſind Sie entlaſſen, Fräulein von Horburg. Ich kann keine Perſonen um mich dulden, die auf ihr Gewiſſen pochen, um mir zu trotzen. Ich werde ganz leicht eine andere Vorleſerin finden .... und iſt die Operation vorüber und geglückt -- was ich gar nicht bezweifle — ſo brauche ich überhaupt dergleichen Individuen nicht mehr und das wird eine große Gelderſparung und ſonſtige Wohltat ſein."

Juſtine hatte nur die Abſicht, Heliade zu demütigen. Sie verfuhr ſo mit allen ihren Dienſtboten. Baten dieſe aber um Vergebung und Nachſicht, ſo ließ ſie ſich erbitten — und nicht ungern. Auf Heliadens Antwort war ſie keineswegs gefaßt:

„Gnädige Baroneſſe, es betrübt mich tief, Ihre Unzufriedenheit erregt zu haben. Wäre das nicht der Grund, ſo würde ich mit innigſter Dankbarkeit meine Entlaſſung entgegen nehmen, da die Gräfin von Arran hier iſt, um mich erſt nach Irland und dann zu meiner Großmutter nach Rom zu bringen."

„Nun, da gratuliere ich gleichmäßig der Gräfin von Arran, Ihnen, mein Fräulein, und mir!“ erwiederte Juſtine eiſig und bitter.

„Die Gräfin möchte Ihnen gern einen Beſuch machen: — würden Sie es erlauben, gnädige Baroneſſe?“

„Wenn die Gräfin Arran es wünſcht — warum nicht? — Und jetzt ſeien Sie ſo gut, mir Jakobea zu rufen. Da ſich Ihnen nunmehr andere Ausſichten eröffnen, werden Sie jeden Augenblick, der Sie in der untergeordneten Stellung einer Lectrice zurückhält, unerträglich finden — und ich liebe es nicht, von ſolchen Perſonen umgeben zu ſein.“

Dieſe Geſinnung war ſo ganz das Gegenteil von derjenigen, die Heliade hatte, daß ſie einen Augenblick in Verſuchung kam, Juſtine darüber aufzuklären. Doch immer bereit, ſich in der Demut zu üben, ſtand ſie auf, küßte Juſtinens Hand und vollzog deren Befehl.

Als Jakobea erſchien, ſagte die Baroneſſe ſpitzig:

„Was Du zu viel ſprichſt, — ſpricht Fräulein von Horburg zu wenig: das muß man geſtehen!“

„Hat ſie der gnädigen Baroneſſe nichts erzählt von der Herrſchaft, die eben bei ihr war?“ rief Jakobea, augenſcheinlich ſehr vergnügt, daß ſie jetzt dieſe Mitteilung machen konnte. „Der Jakob hat den Lohndiener etwas befragt und der hat geſagt, ſo viel wie er von dem Kammerdiener erfahren habe, ſei es eine ſehr reiche Herrſchaft, die auf lauter Inſeln wohne. Und kinderlos wären ſie .... beide Söhne tot! und der älteſte Sohn — was iſt der geweſen? wenn die gnädige Baroneſſe das raten, ſo will ich nicht Jakobea heißen."

„Ich werde mir nicht die Mühe geben, mir mit Deinen Rätſeln, Jakobea, den Kopf zu zerbrechen."

„Und wenn die gnädige Baroneſſe es täten, ſo würde es Ihnen gar nichts helfen!" erwiderte die unverbeſſerliche Jakobea. „Was iſt er geweſen? .... — Prieſter iſt er geweſen! — Nein, das iſt einzig!"

„Die Katholiken haben Biſchöfe, Prälaten, hohe Würdenträger in ihrer Kirche. Warum ſollte nicht ein Graf dieſe Karriere machen, Jakobea?"

„Warum? ja, das weiß ich nicht. Aber der junge Graf iſt kein Prälat geweſen; — ein Prieſter iſt er geweſen ... und die Prieſter dürfen nicht heiraten. Vielleicht iſt er aus Gram darüber geſtorben! Das wird auf Tannhof kein Menſch begreifen, daß ein Paſtor nicht heiraten darf und daß ein Graf Paſtor wird. Wenn ich mir denke, daß Herr Graf Peregrin ein Paſtor werden könnte — wir würden uns alle halbtot lachen — und nicht heiraten dürfte ... halbtot weinen."

„Jakobea, Du biſt mir durch Deine unerhörte Einfalt dermaßen erbarmenswert, daß meine Geduld unerſchöpflich iſt. Jetzt aber will ich Dir etwas erzählen; — ich fürchte nur Deine läſtigen Tränen."

„Nein, ich werde nicht weinen," verſicherte Jakobea im weinerlichen Ton; „iſt es denn aber ſehr traurig?"

„Wir haben allen Grund zu fürchten, daß unſer lieber Peregrin" . . . —

„Prieſter geworden iſt!" platzte Jakobea heraus.

„Nein, meine Tochter . . . geſtorben iſt."

„Tot!" ſchrie Jakobea laut auf.

„Ja, tot! und Gott allein weiß, welch' ein Ende er genommen hat! Seit zwei Jahren iſt kein Brief von ihm gekommen und in der ganzen Zeit hat ihn keine Seele geſehen."

„Aber das iſt ja ein ſchreckliches Unglück!" wehklagte Jakobea; — „was ſagt denn die Frau Gräfin? . . . Nein, das iſt zu ſchrecklich . . . Graf Peregrin tot! . . ."—

„Lamentiere nicht ſo unangenehm — und rufe mir den Jakob; ich will mit ihm rechnen," ſagte Juſtine.

„Rechnen? . . . dann muß ich wohl Fräulein von Horburg rufen?" fragte Jakobea.

„Wenn ich ſage Jakob, ſo meine ich Jakob," verſetzte Juſtine ſtreng.

Jakobea vollzog mit großer, ſtiller Verwunderung den Befehl. Dann ging ſie zu Heliade und ſagte unter ſtrömenden Tränen:

„Ach, gnädiges Fräulein, Sie haben ja ein mitleidiges Herz . . . es iſt ein ſchreckliches Unglück paſſiert . . ." —

„Ums Himmelswillen!“ rief Heliade und wollte hinauseilen: „die Baroneſſe . . .“ —

„Ja, ſie rechnet mit Jakob . . . zur Abwechſelung heute,“ verſetzte Jakobea.

„Nun, wo iſt denn das Unglück geſchehen?“

„Das wiſſen wir nicht! . . . aber geſchehen iſt es . . . denn Graf Peregrin Gorm iſt tot!“

Sprachlos vor Entſetzen ſank Heliade auf einen Stuhl.

„Nein, es iſt zu ſchrecklich . . . nicht wahr? . . . So jung, ſo gut, ſo reich . . . und nun tot! Welch ein Lamento wird die Frau Gräfin anſtellen! . . . Bei dem allen wird ſie froh ſein, daß es nicht Graf Ularich iſt. Ja, ja! gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen! . . . Aber ich kann es noch immer nicht glauben! . . .“ —

Heliade hatte ſich geſammelt und ſich beſonnen, daß der Brief von Gräfin Gorm durchaus nicht Peregrins Tod als eine Gewißheit ausſpreche, doch wollte ſie auf keine Erörterungen mit Jakobea ſich einlaſſen, und obſchon ſie gern etwas über Peregrins früheres Leben gehört hätte, überwand ſie ſich und ſagte mit einem ſanften, traurigen Lächeln:

„Es wird auch an uns die Reihe kommen.“

„Wie ruhig ſagen Sie das, gnädiges Fräulein!“ rief Jakobea entrüſtet: — „wenn Sie geſtorben wären anſtatt Graf Pregrin . . . ſo würden Sie die Sache nicht ſo ruhig aufnehmen . . . das glauben Sie nur!“ —

Und empört über dieſen Mangel an Teilnahme ging ſie von dannen, während ſich in Heliade die Hoffnung mehr und mehr befeſtigte, daß Peregrins Verſchwinden — kein Tod ſei. Er war kein Gorm — er hatte ſich von der Familie Gorm getrennt — er entzog ſich jeder Nachforſchung: dieſes, aber nicht ſein Tod, ging nach Heliadens Anſicht aus Lucia's Briefen hervor. Und mit jenem Tiefſinn, der aus dem Glauben hervorgeht, dachte Heliade weiter: Und vielleicht muß er alles Irdiſche verlieren! um das höchſte Gut zu gewinnen! Die göttliche Vorſehung hat gewiß einen Plan voll himmliſcher Liebe für ſeine Seele und wird ihn das Ideal finden laſſen, nach welchem er ſich ſehnt. Aber . . . ob wir uns wieder finden hienieden? — — O Herr! rette ſeine Seele . . . und ich verzichte auf jedes andere Glück. — — —

Am nächſten Tage kam die Gräfin von Arran allein zu Heliade und ſagte:

„Mein Mann iſt nach Speyer gefahren, um den Dom und die alten Kaiſergräber zu ſehen und ſich etwas die Zeit unſeres hieſigen Aufenthaltes zu vertreiben. Aber ich komme zu Dir, Heliade, denn meine Augen ſind noch ſo voll römiſcher Bilder, daß mir die transalpiniſchen nicht gefallen wollen.“

Heliade teilte ihr ſo ſchonend für Juſtine wie möglich mit, daß ſie ihre Entlaſſung plötzlich bekommen habe.

„O dafür will ich ihr herzlich danken,“ ſagte die Gräfin; „laß uns gleich zu ihr gehen.“

Dies geſchah. Juſtine empfing Lady Arran äußerſt froſtig, als ob man ſie beleidigt habe; doch dieſe dankte ſo verbindlich für den Schutz, den Heliade bei der Baroneſſe gefunden und für die liebenswürdige rückſichtsvolle Entlaſſung, die ihr jetzt gewährt ſei, daß Juſtinen nichts übrig blieb, als die Rolle der Liebenswürdigkeit fortzuſetzen, welche ihr zum erſten Mal in ihrem Leben oktroyiert wurde. Indeſſen konnte ſie nicht unterlaſſen, einen Augenblick zu benutzen, da Heliade das Zimmer verließ, um zu ſagen:

„Mylady werden Fräulein von Horburgs Charakter etwas ſchwierig zu behandeln finden. Sie hat ihre kleinen Ideen, ihre kleinen Anſichten — und hält daran mit eiſerner Feſtigkeit.“

„Das iſt zuweilen der Fall bei jungen Perſonen von wenig Erfahrung, beſonders dann, wenn ihnen keine Mutter ratgebend zur Seite ſteht,“ ſagte Lady Arran entſchuldigend. „Doch Heliade iſt fromm und klug, und ſo beſitzt ſie zwei Fähigkeiten, durch die man auf ſie wirken und ihre kleinen Unvollkommenheiten mehr und mehr abſchleifen kann.“

„Möge es Ihnen gelingen, Mylady! ich muß mein Unvermögen in dieſem Punkt eingeſtehen.

Sie trieb ihre Glaubenstreue bis zu einem Anſtoß erregenden Fanatismus."

„Dies wird von ſelbſt wegfallen bei uns Katholiken in Irland und Rom."

„Das kann ſein; aber der Charakterzug bleibt . . . und das iſt bedenklich."

„Dürfte man ihn nicht vielleicht Treue nennen? und verbürgt eine ſolche Glaubenstreue nicht Pflichttreue und Treue des Herzens? und gibt es für ein weibliches Weſen eine höhere Tugend und eine lieblichere Eigenſchaft?" fragte Lady Arran ſanft.

„Sie ſind ſehr eingenommen für Fräulein von Horburg, Mylady," verſetzte Juſtine trocken; — „ich geſtehe Ihnen aber, daß rückſichtsvolle Schonung anderer mir auch als eine liebenswürdige Eigenſchaft vorkommt."

„Wer würde nicht mit Ihnen einverſtanden ſein?" entgegnete Lady Arran; — „nur werden auch Sie mir gerne zugeben, daß Rückſicht nach der einen Seite hin nicht nach der andern bis zur Verleugnung gehen dürfe."

Juſtine erkannte, daß Lady Arran ihr gewachſen ſei und daß ſie bei ihr nicht den Ton durchführen könne, den ſie ſich in dem beſtändigen Verkehr mit Untergebenen und Abhängigen angewöhnt hatte. Die omnipotente Herrin auf Tannhof, vor deren Anſicht das ganze Verwaltungs- und Dienſtperſonal ſchweigend ſich beugte, war zwiſchen rücknehmen, auf eine andre Weiſe erzählen, hinzufügen; und ſpräche etwa irgend jemand: „Aber das Buch iſt unvollſtändig, berührt nicht dies, erzählt nicht das“; — ſo erwidre ich: „Ein allumfaſſendes Buch giebt's nicht! und weil ich mich nicht für verpflichtet gehalten habe von Allem zu ſprechen, ſo bin ich auch nicht oberflächlich worden, ſondern habe immer meine ganze Seele zur Anſchauung mitgebracht.“

Eine Anmerkung iſt an ihrer Stelle vergeſſen worden. Ich hole ſie hier nach, denn ſie iſt nöthig. Die „Meſſe des Papſt Marcellus“ heißt nämlich das Muſikſtück, welches Paleſtrina für die Oſternacht des Jahres 1555 in Auftrag einer vom Papſt Pius IV niedergeſetzten Commiſſion ſchrieb, und welches die ſtreitige Frage für die Kirchenmuſik glorreich entſchied. Und die melancholiſchen Improperien — bei denen ich die Hände ringen und fragen mußte: „Mein Gott, wenn Du in Deiner Macht und Stärke ſo traurig biſt, wie ſollen wir es nicht in unſrer Schwäche ſein?“ — die componirte Paleſtrina in ſeiner Verlaſſenheit auf meinem lieben Monte Cölio. Und dies Alles ſteht zu leſen in Ranke's „Geſchichte der Päpſte“.

Eine zweite Bemerkung erlaub' ich mir: ein Gedicht das ich in Neapel ſchrieb und das „Sclavin und Königin“ heißt, gehört eigentlich auch, der Zeit und ihresgleichen nur die Baroneſſe Ruffach, die nach keiner Seite hin den Szepter führen konnte. Dieſe Einſicht hatte Juſtine mehr und mehr dem geſelligen Verkehr abhold gemacht. Kam ſie in Berührung mit Standesgenoſſen, ſo empfand ſie es immer aufs Neue wie eine Art von Beeinträchtigung, daß ſie nur auf Tannhof in jeder Beziehung Autokratin ſei. Sie hatte deshalb ſelbſt in ihrer Blindheit keine Freude an geſellſchaftlichem Umgang, und als Lady Arran am andern Tage anfragen ließ, ob ſie ihren Beſuch wiederholen und Abſchied nehmen dürfe, lehnte Juſtine es ab. Ihr Lebewohl an Heliade war kurz und kühl. War ihr einerſeits deren große Zartheit, Beſcheidenheit und Brauchbarkeit außerordentlich angenehm, ſo war ihr andererſeits deren Unabhängigkeit des Charakters außerordentlich unangenehm, und ſie hatte für Heliadens demütigen und innigen Dank nur einige kalte Worte. Jakobea ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, daß dieſe reichen, vornehmen Leute nach Heidelberg gekommen waren, um Heliade abzuholen.

„Es tut mir um das Fräulein recht leid, Jakob," ſagte ſie; „denn es war für mich eine große Bequemlichkeit . . . ſie tat ja alles . . . und behandelt wurde ſie wahrhaftig nicht beſſer, als Sie und ich."

Und zu Juſtinen ſagte ſie:

„Wie wird das aber nun mit dem Vorleſen, gnädige Baroneſſe? Ich kann wirklich nicht aushalten, wenn Sie mich ſo ſehr dabei verachten.“

„Ich treffe jetzt eine andere Einrichtung,“ antwortete Juſtine, „und nehme mir eine Vorleſerin auf Stunden. Briefe werde ich vor meiner Augenoperation nicht mehr diktieren, und nach derſelben reiſen wir ſobald wie möglich nach Tannhof zurück. Ein Geſellſchaftsfräulein wird nicht mehr meine Schwelle überſchreiten.“

„Nun ſehen Sie ſelbſt, was dabei herauskommt, gnädige Baroneſſe!“ rief Jakobea triumphierend. „Anfangs wollten Sie mich recht unterducken durch das gnädige Fräulein . . . und nun ſind Sie froh, ſie los geworden zu ſein, während ich immer noch da bin und da bleibe!“

„Bleibe?“ erwiderte Juſtine: „ich denke, das wird von mir abhängen, Jakobea. Bin ich mit Dir zufrieden, ſo bleibſt Du; bin ich es nicht, ſo gehſt Du.“

Heliade verließ Heidelberg mit tief bewegter und erſchütterter Seele. Die Jahre in Heidelberg hatten eine ungeheure Umwälzung ihres ganzen inneren und äußeren Lebens hervorgerufen. In ungebrochener, kindlich froher Jugend war ſie mit ihren geliebten Eltern nach Heidelberg gekommen. Wohl ſah ſie an ihrer Mutter, daß das Leben etwas Ernſtes ſei und ſchwere Pflichten auferlege. Wohl ſuchte ſie dieſen Ernſt zu erheitern und dieſe Laſt zu erleichtern; aber unmittelbar wurde ſie nicht davon berührt, nicht dadurch gedrückt: die Mutter ſtand zwiſchen ihr und zwiſchen der Sorge und dem Schmerz des Lebens. Mit Colomba's Tod fiel zuerſt dieſe Schutzwehr für Heliade. Einſam an der Seite des ſchwermütigen Vaters fehlte ihr der ſüße Sonnenſchein der Mutterliebe — und mit ihr dasjenige, was ihr Glück geweſen war. Nun kam freilich eine andere Liebe, aber ſo zart, ſo leiſe . . . die allerinnerſten Saiten ihres Herzens berührend und — eben weil es die innerſten ſind — einen ſolchen Hauch von Wehmut und von eigentümlich ſüßen Schmerzen um ihre Seele ziehend, daß ſie nicht wußte, iſt das Glück? iſt das Leid? Und in dem Augenblick, als ſie erfuhr, daß es wohl ein großes Glück ſei, wenn ſich zwei Herzen zu einander neigen, um ſich ausſchließlich gegenſeitig zu geben und zu nehmen — da verſank dies Glück auf ihr Wort, auf ihren Ausſpruch, und mit eigener Hand mußte ſie ihr Herz — und Peregrins — und ihres Vaters Herz zerreißen. Aber während ſie den herben Kelch der Entſagung annahm, tat ſie einen weiteren Schritt in das ungeheuere Gebiet des Schmerzes hinein, das zwar nicht vor jedem Auge in ſeinem ganzen Umfange offen liegt, aber ſo groß iſt, wie alle Reiche der Welt zuſammen genommen. Dieſer Schritt führte ſie an den Abgrund, der in ihres Vaters Seele drohend lag. Der Schmerz, der ihr daraus erwuchs, war unendlich viel ſchneidender, als der ihrer geopferten

Liebe. Jedes wahre Opfer iſt ein Abſenker des göttlichen Opfers am Kreuz, und hat dadurch Anteil wie am Leiden, ſo an der Gnade des Kreuzes. Unſer eigenes Herzblut, wenn es über das Kreuz rieſelt, wird zum beſten Balſam über unſere Wunden: das fühlte Heliade. Allein die Seelenverfaſſung ihres Vaters war nicht von der Art, um ihr Balſam zu bieten; denn das Eine, das Schrecklichſte, ſtand ihr dabei fortwährend vor Augen: die Gottesbeleidigung! — und das iſt für eine Heliadenſeele ſchwerer als das ſchwerſte perſönliche Opfer. Das Jahr, wo ſie wiſſend an der Seite ihres Vaters ging — das war ihr Kreuzesweg; aber die ewige Barmherzigkeit gab ihm am Ende kein Golgatha, ſondern ein Tabor. Und als dieſer Augenblick ſeliger Verklärung vorüber war, ſtand Heliade gänzlich verwaiſt vor einem zweiten Grabe und vor neuen Prüfungen. Sie mußte lernen, wie hart das Brot der Dienſtbarkeit — und wie unſäglich ſchwer es für die Enterbten der äußern Glücksgüter ſei, ſich durch die Welt zu bringen. Und während ſie dieſen neuen Kampf mit einer Großmut und Demut beſtand, die ſie aus dem Glauben ſchöpfte, mußte ſie erfahren, daß ein rätſelhaftes Schickſal denjenigen aus ſeinen glücklichen Verhältniſſen vertrieben habe, dem ſie entſagt hatte, inſofern es ihr irdiſches Glück — doch nicht, inſofern es ihre Liebe betraf.

Das alles trat in den lebendigſten Bildern jetzt, da ein neuer Lebensabſchnitt begann, vor Heliadens Seele.

„Du biſt ſo ernſt, mein geliebtes Kind!“ ſagte Lady Arran, ihr das mütterliche Du gebend.

„Wie kann ich anders,“ entgegnete Heliade ſanft. „Ich kam hierher als ein glückliches Kind . . . und als eine Waiſe gehe ich.“

„Sieh, wie ſchön uns Gott zuſammenführt!“ ſagte Lady Arran mit himmliſcher Selbſtverleugnung. „Anſtatt meiner Söhne finde ich Dich — und Du ſollſt in uns Eltern finden.“

Heliade fragte nach dem Schickſal dieſer Söhne. Der älteſte war von Kindheit auf mit jener Liebe zu den himmliſchen Dingen erfüllt geweſen, die gleichgültig gegen irdiſche Güter und Freuden macht. Damals gab es noch keine Emanzipationsbill für Irland, keine katholiſche Inſtitute und Seminarien, keine katholiſche Univerſität in Irland. Das prahleriſche, falſche England nannte ſich den Hort der Freiheit, der menſchlichen Würde, des Rechtes für jedermann, und pochte dabei auf ſeine **Magna Charta**, die allerdings ein Palladium für Englands Freiheit — aber aus Englands katholiſchen Tagen iſt. Nimmermehr wären die feilen Höflinge, die um den Thron der beiden blutigen Tyrannen, Heinrich VIII. und Eliſabeth krochen, im Stande geweſen, aus ihrer Apoſtaſie heraus zu dem Bewußtſein ſich zu erſchwingen, aus dem die katholiſchen Barone Englands mit ihrer Magna Charta einſt vor König Johann erſchienen. Wie der Anglikanismus eine ſtarre, tote, beſchränkte, mehr politiſche als religiöſe Anſtalt iſt: ſo machte er aus dem Engländer ein ſtarres abgegrenztes Individuum und aus „merry old England“ ein Land ſo froſtig abgegrenzt, wie der Egoismus für alles iſt, was außerhalb der Inſel ſeines Ichs liegt. Da liegt vor allem die katholiſche Kirche. Sie hat nicht zu exiſtieren. Der Anglikanismus lebt und webt einzig und allein in und von den Traditionen Heinrichs VIII. und Eliſabeths, und da dies blutige Herrſcherpaar die Nichtexiſtenz der katholiſchen Kirche in Großbritannien dekretiert hatte: ſo wurde ſie bis ins volle neunzehnte Jahrhundert hinein, bis in unſere Tage des Lichtes, als eine Sache behandelt, die zu Recht weder beſtehe, noch beſtehen dürfe — und der Graf von Arran konnte nicht in ſeiner Heimat ſeinem Sohn die Erziehung und Bildung verſchaffen, die demſelben als katholiſcher Prieſter nötig waren. Das Kollegium zu Douay in Frankreich, wo die Katholiken Großbritanniens ihre Söhne ſtudieren ließen, war infolge der franzöſiſchen Revolution untergegangen — und ſo erhielt denn der junge Patrik ſeine Erziehung in Rom.

„Wir konnten das!“ ſagte Lady Arran; — „aber wie wenigen Eltern ſtehen dazu Mittel und Verhältniſſe frei! Die Vollendung von Patriks prieſterlicher Erziehung fiel mit der Emanzipationsbill zuſammen — und wir prieſen Gottes Barmherzigkeit, denn jetzt ſtand ihm in Irland ein ungeheurer Wirkungskreis offen. Er empfing die heiligen Weihen in Rom, dann eilte er zu uns, um in der geliebten Heimat ſeine Primiz zu feiern. Das war für ihn und für uns der höchſte Feſttag unſeres Lebens. Mit heiligem Jubel wurde er von allen gefeiert, die mit uns irgendwie in Verbindung waren, und das Volk frohlockte einem Arran als Prieſter entgegen. Wir waren zu glücklich! — aber nur auf kurze Zeit. In einer armen Hütte, am Bett eines Sterbenden, atmete Patrik den Keim des Todes ein . . . und nach neun Tagen weinten wir . . . und war er ſelig! — In unausſprechlichem Frieden entſchlief er zur ewigen Ruhe. Sein kleiner Bruder Arthur, damals ein Knabe von zwölf Jahren, ſagte neben Patriks heiligſchöner Leiche: „Was er war, will ich werden! Prieſter will ich werden.“ Er war unſer einziges Kind . . . der letzte Arran. Aber die Gnade rief ihn und wir verſuchten nicht, ihn zurückzuhalten — den herrlichen Knaben! Die Zeiten waren anders, er konnte in Irland bleiben. Durch ihn und ſeinen Entſchluß wurden auch wir mehr und mehr zur Liebe Gottes hingezogen. Mein Mann lebte und ſorgte für nichts ſo eifrig, ſo gern, als für das arme iriſche Volk und ging ihm dabei mit Freuden zur Hand. Wir wollten eine große Gottesfamilie bilden — und Arthur ſollte dereinſt unſer geiſtlicher Vater ſein. Und wiederum waren wir unausſprechlich glücklich . . . jahrelang. Aber vor drei Jahren fing Arthur an zu kränkeln. Bisher hatte er die kräftigſte Geſundheit gehabt. Die Ärzte glaubten, er ſei zu ſtark, zu ſchnell gewachſen. Genug, er huſtete und war leidend. Er ſelbſt hielt das Übel für unwichtig. Bald aber mußten die anſtrengenden Studien unterbrochen werden und wir gingen mit ihm nach Madeira, wo wir anderthalb Jahre zubrachten und wo Arthurs Geſundheit ſich ſehr beſſerte. Allmählig und in Übergängen ſollte er ſich nun wieder an das europäiſche Klima gewöhnen; deshalb begaben wir uns nach Spanien und brachten den Sommer in Granada zu. Arthur freute ſich unſäglich ſeiner ſcheinbar ganz erſtarkten Geſundheit, denn ſie erlaubte uns nach Rom zu gehen, wo er mit Feuereifer ſeine Studien wieder aufnehmen wollte. Im vorigen Oktober kamen wir nach Rom, alle drei voll froher Hoffnungen. Gottes Ratſchluß war anders! Im Dezember machte ein Blutſturz nach kurzem Krankenlager ſeinem jungen Leben ein Ende, und wir haben die ſeltene Gnade gehabt, unſere beiden Söhne zu einem Doppelopfer darzubringen — zuerſt als Prieſter und dann im Tode."

Lady Arran ſprach ſo friedlich, als ob ſie ſelbſt ſchon mit ihren Söhnen unter den Seligen ſei. Sie war ſo ſtill und ganz durchſchmerzt und in die Wunden ihres Erlöſers verſenkt, daß ſie ein Klagewort nicht mehr kannte. Heliade aber ſchwamm in Tränen. Ihr Herz war zu leidenvoll, um nicht vor ſolchen Prüfungen, wie dieſe Mutter ſie beſtanden hatte, zu erſchauern.

Ohne ſich unterwegs länger aufzuhalten, als nötig war, um nicht allzu ſehr zu ermüden, reiſte der Graf von Arran mit ſeiner Frau und ſeiner Pflegetochter — wie er Heliade liebreich nannte — durch Belgien und über England nach der Weſtküſte von Irland, wo an dem felſigen Klippengeſtade des atlantiſchen Oceans Schloß Arran lag.

„Das grüne Erin“ iſt ein eigentümliches Land. Der Küſtenſtrich ringsum — wunderſchön, mit Buchten und Baien und der breiten Mündung der Flüſſe, bald bebaut und bebaumt, bald mit wilden, großartigen Felſenufern, immer zerklüftet und bewegt, zuweilen von ſüdländiſcher Lieblichkeit, wie im Südweſten der ganze Landſtrich um Cork bis zu den Seen von Killarney; zuweilen großartig phantaſtiſch, wie im Norden vom Vorgebirge Blackhead bis zum Rieſendamm, — dieſer ganz wunderbaren, aus dem Meer auftauchenden Baſaltformation, welche an der Weſtküſte von Schottland in der berühmten Grotte der Inſel Staffa ſich wiederfindet. Das Innere des Landes aber trägt die unverkennbare Spur langer, tiefer Verwahrloſung. Es iſt nicht bloß ſchlecht oder wenig kultiviert; es iſt ruiniert, und ſowie man es erblickt, muß man ſogleich ganz unwillkürlich ſagen: Ein rechtloſes Land!*) — Die wenigen Jahre, ſeitdem Irland einigermaßen aufgehört hat, Großbritanniens Helote zu ſein, können den fürchterlichen Charakter nicht verwiſchen, den Englands Katholikenhaß während Jahrhunderte dem Boden aufgeprägt hat. Ja, ſo brennend, ſo nagend war dieſer Haß, dieſe ruh- und raſtloſe Unterdrückungswut, daß der Boden ausſieht, als wären die drei Reiter der Apokalypſe über ihn hingezogen, die Peſt, die Hungersnot, der Krieg. Und ſie ſind es in Wahrheit. Dieſe Haiden, dieſe Torfmoore, dieſe menſchenleeren, unbebauten Einöden ſind ein gräßlicher Fleck auf der Civiliſation, mit welcher England ſich zu brüſten wagt; — ja er verrät, auf welcher ſchwachen Grundlage dieſe Civiliſation ruht, denn da, wo keine Gerechtigkeit herrſcht, iſt die Civiliſation nur eine oberflächliche Schminke. Und ſo iſt dies „Smaragdene Kleinod“ für England zum zweifachen Brandmal geworden! Es zeigt ein zertretenes Volk — und es zeigt die unerhörte Impotenz des Anglikanismus.

Der Graf von Arran begrüßte mit wehmütiger Freude ſeine heimiſche Inſel. Weil ſie leidenvoll war, liebte er ſie um ſo zärtlicher. Aber ein Schmerz, den ſeine tiefe Frömmigkeit zwar in Frieden tragen lehrte, doch nicht hinwegnahm, lag des Inhalts wegen, in dies Buch, ſteht aber bereits in dem Taſchenbuch „Italia", und nimmt ſich in der fremden Umgebung aus wie Iphigenie zwiſchen den Barbaren. Erlebt dies Büchlein eine zweite Auflage, ſo gedenk' ich ſie in ihre Heimat zurückzuführen.

---

*) Als ich das in Irland ſagte, ſprach ich noch gar nicht vom katholiſchen Standpunkt aus; denn es war im Jahr 1846.

Berlin, März 1, 1840.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

für ihn in dem Gedanken, daß kein Sohn mehr da ſei, um dieſe Liebe für das Volk und für die Heimat als geheiligte Tradition zu empfangen und auf die Nachkommen zu vererben. Die Gräfin trug in ihrem ſtill gekreuzigten Herzen neben dem Kummer der vereinſamten Mutter auch den um ihren Mann, der ſein treues Wirken in ſeinem eigenen Grabe zu Ende gehen ſah.

Der Empfang, der ihnen auf Schloß Arran zu Teil wurde, war herzzerreißend; denn ach! ſie kehrten ohne Lord Arthur zurück! Er war der Liebling, er war das Ideal des ganzen Volkskreiſes; er war „das Kind von Arran", an das ſich tauſend Hoffnungen knüpften, und das durch ſeine hochherzige Weltentſagung bewieſen hatte, daß es höhere Hoffnungen gebe, als die auf Geld und Gut. Wären nicht der Graf und die Gräfin, ſo wie ſie den Reiſewagen verließen, in die Schloßkapelle gegangen, wohin die Menge ihnen nachſtrömte, bis der Raum überfüllt war, ſo hätte die jammernde Wehklage kein Ende gefunden. Jetzt löſte ſie ſich in Gebet und Tränen auf.

Vor Heliade öffnete ſich groß und weit die Welt und das Leben. Hatte ſie früher erkannt, daß es für ſie andere Dinge zu tun gebe, als ſich in ihr Liebesleid zu verſenken, ſo ſah ſie ſich jetzt gleichſam herausgehoben aus dem Boden ihrer alten Exiſtenz und ſie fragte innerlich: Mein Gott, was willſt Du, das ich tun ſoll? Zeige mir, weshalb Du mich hieher geführt haſt. Der plötzliche Wechſel iſt zu groß, als daß er nicht höhere Fügungen verbergen ſollte.

„Wie gefällt Dir Heliade?“ hatte ſchon unterwegs der Graf ſeine Frau gefragt.

„Sie iſt ein Ideal von Selbſtloſigkeit,“ entgegnete Lady Arran.

„Faſt zu ſehr! ſie ſcheint ihren Willen nicht bloß unterzuordnen, ſondern gar keinen zu haben.“

„Ah, das ſcheint nur ſo! Heliade hat einen Willen — aber nur für große Hauptſachen, wie ich glaube.“

„Und dieſe Schüchternheit . . . dies Stillſchweigen! . . . Es iſt wohl ſchön, wenn ein junges Mädchen recht zurückhaltend iſt; aber das hat ſeine Grenzen!“

„Bedenke nur, wie vorſichtig ſich Heliade ihrem Vater gegenüber äußern und benehmen mußte — und in welcher Schule ſie nach ſeinem Tode war. Iſt ein junges Mädchen dermaßen auf ſich ſelbſt angewieſen, ſo muß es bei Heliadens edlem Charakter ſchweigſam und in ſich gekehrt werden. Sie iſt wie eine Blume, über deren Knoſpe viel Sturm und Regen hingegangen iſt, ſo daß ſie ſich noch nicht ſchönheitsfriſch entfalten konnte. Aber das wird kommen. Habe nur Geduld.“

„Geduld iſt nicht das rechte Wort, Magdalene! Ich brauche keine Geduld mit dem herrlichen

Mädchen zu haben. Ich möchte ſie gern glücklich und froh ſehen.“

„Wir wollen ſie wie unſere Tochter behandeln: — dann wird ſie mit ihrem zarten Herzen ſich gewiß ſehr bald glücklich fühlen. Dir ſteht ſie nah als die Enkelin Deines teuerſten Freundes. Mir ſteht ſie nah als das Kind eines Mannes, für den ich unausſprechlich viel gebetet habe — als das begnadete Kind, welches das Werkzeug ſeiner Seelenrettung war. Das ſind freilich keine Bande des Blutes . . . aber es ſind die geheimnisvollen Bande der Gnade, welche die Hand Gottes mit beſonderer Liebe webt.“ —

Und ſo wurde die arme, verlaſſene Heliade eine geliebte Tochter des Hauſes. Und wie die Gräfin geſagt hatte, ſo geſchah es: ſie blühte auf wie eine Blume, die man aus der Schattenſeite an die Sonnenſeite verpflanzt.

Das Schloß war in ſeiner Anlage ſehr alt, aber vom Grafen neu gebaut im normanniſch-gothiſchen Stil, mit Erkern und Söllern, mit Türmchen und Balkons, um überall weit und frei ausſchauen zu können über Land und Meer. Es lag auf einer großen Fläche, die aber beſſer bebaut war und beſſere Menſchenwohnungen trug, als man zwiſchen iriſchem Torfmoor und Haidekraut zu finden gewöhnt iſt. Eine ſchöne Kirche, ebenfalls ganz neu gebaut, mit Pfarr- und Schulhaus, lag eine

Stunde vom Schloß und in der Mitte der Beſitzung. Ihr ſchlanker Turm, der das Kreuz hoch in die Lüfte hob, zog überall den Blick an und wies ihn gen Himmel. Ein weitläufiger, ſehr gepflegter Park umgab das Schloß und deſſen Nebengebäude. Die Bäume waren meiſtens Eichen, die, wegen der furchtbaren Stürme des atlantiſchen Oceans, minder hoch wie die deutſchen, aber von ungemein kräftigem, maleriſch zerzauſten Wuchs und dem friſcheſten Grün ſind. Hohe Eibiſchbäume, mit ihrem breiten und dunkeln Nadelgezweig, und Stechpalmen gruppierten ſich um die Eichen. Aber auf Stellen, die gegen den Weſtwind geſchützt waren, ſtanden blühende Myrthenbüſche in freier Erde, denn die Luft iſt weich und das Klima gelinde. Gegen das Meer zu fiel der Park plötzlich mit einer ſchroffen Felſenwand einige hundert Fuß tief ab, und da unten brandeten die ungeheuern Wellen zwiſchen Klippen, Felsblöcken und Steingerölle. Oben, unmittelbar am Felſenrand, war ein Pavillon im Stil einer kleinen Warte erbaut. Da breitete ſich der unermeßliche Ocean grenzenlos aus, und ein eigentümliches Gefühl von Alleinſein des Menſchen mit Gott brachte dort auch das unruhigſte Herz zu momentaner Ruhe.

Heliade bewohnte im Schloß ein hochgelegenes Erkerzimmer mit weiter Ausſicht auf den Park und das Meer. Bisher war Florenz für ſie das Ideal der Naturſchönheit geweſen — vielleicht deshalb, weil ſich die Erinnerung an ihre glückliche Kindheit damit verwebte; doch jetzt ſagte ſie:

„Ich fange an, dieſe Natur mit iriſchem Auge zu betrachten, und da entzückt ſie mich.“

Eine ſolche Äußerung aber entzückte den Grafen, während die Gräfin durch Heliadens tiefe Demut oft bis zu Tränen gerührt ward. Heliade war ſo gar nicht verwöhnt, daß ſie Anſprüche keinerlei Art machte und nur immer verſicherte, wenn die Gräfin ſie um kleine Wünſche bezüglich ihrer Wohnung, ihrer Kleidung befragte, eine gute Fee ſorge für ſie. Eines Morgens kam Lady Arran zu ihr und ſagte:

„Heliade, Du wirſt hier tauſend kleine Bedürfniſſe, wenn auch nicht für Deine Perſon, haben — denn für die ſorge ich. Du wirſt Almoſen geben, Du wirſt arme Kinder beſchenken, Du wirſt die Kirche ſchmücken wollen. Ich bringe Dir alſo Nadelgeld, denn die Kaſſe eines jungen Mädchens iſt gewöhnlich leer — nicht wahr?“

„Wohl nicht ganz,“ ſagte Heliade errötend; „aber ich möchte gern das Geld behalten, das ich beſitze.“

„Welch ein kleiner, ſeltſamer Einfall, Geld behalten zu wollen, da es doch nur etwas taugt, wenn man es gut auszugeben verſteht,“ ſagte die Gräfin lächelnd.

Heliade nahm aus einem Fach ihres Schreibtiſches einen kleinen Geldbeutel und aus demſelben zwei Goldſtücke und ſagte:

„Dies habe ich von der Baroneſſe für den letzten Monat bekommen und ich möchte es gern behalten, um mich daran zu erinnern, in welchen beſcheidenen Verhältniſſen ich gelebt und mir mein Brot verdient habe. Hier könnte ich das ſo leicht vergeſſen . . . und dadurch weniger dankbar gegen Gott und meine Wohltäter werden. Dies iſt die Erklärung meiner Liebhaberei gerade für dieſes Geld.“

„Nun, ſo behalte es,“ entgegnete Lady Arran, gerührt Heliade umarmend; — „doch glaube ich, daß Du auch ohne daſſelbe Dein dankbares Herz bewähren würdeſt.“

Heliade mußte ſogleich reiten lernen, um den Grafen auf ſeinen Streifzügen zu begleiten. Er beſuchte ſeine Pächter, er behandelte ſie menſchlich, er preßte nicht die Pacht bis zum letzten Heller aus, wenn der Mann irgendwo in Rückſtand war. Er riß ihm nicht die Hütte über dem Kopf ein und jagte ihn nicht weg ohne Kündigung und auf der Stelle, ſobald irgend eine kleine Differenz zwiſchen ihnen ſtattfand. Er war unbeſchreiblich geliebt — ſchon deshalb, weil er, wenn er nicht auf großen Reiſen war, immer auf Arran-Caſtle und zwiſchen ihnen allen lebte.

„Nun ſind Eure Herrlichkeit Gott Dank wieder da,“ ſagte einer der älteſten Pächter, den der Graf einmal beſuchte; „nun iſt der Sonntag wieder ein rechter Freudentag.“

„Und warum das?“ fragte der Graf, der ſich nicht bewußt war, am Sonntag irgend etwas für den alten Mann getan zu haben.

„Da kommt vom Schloß her der Wagen gefahren zum Hochamt und zur Veſper — und Eure Herrlichkeit und Mylady ſind mit uns allen vor dem Herrn der Heerſcharen und vor ſeinem Tabernakel vereinigt,“ war die Antwort.

„Wie ſchön, daß die Kirche uns alle unter ihre Flügel nimmt,“ erwiderte der Graf.

„Und daß man hier zu Lande einen ſo hohen Wert darauf legt, ſie zum wahren Mittelpunkt für alle zu haben,“ ſetzte Heliade hinzu.

„Wenn Eure lieblichen Gnaden*) länger im Lande ſein werden, ſo werden Sie ſchon ſehen, daß der Ire in ſeiner Kirche Wurzel faſſen muß, weil ihm kein anderer Boden gelaſſen iſt,“ ſagte der Alte.

Heliade fühlte ſich mehr und mehr als eine O'Connor in dieſem Lande, zwiſchen dieſem Volk und bei ihren Wohltätern. Sie lernte die iriſche Harfe ſpielen; ſie trug, wenn ſie bei ſchlechtem Wetter ausging, den roten Mantel der iriſchen Frauen, und zog ſie deſſen Kapuze über den Kopf, ſo ſtrahlten ihre ſchönen keltiſchen Augen aus der roten Umhüllung hervor wie ein paar Abendſterne aus dem Abendrot. Sie war für Lord und Lady

---

*) „Your lovely Honour“ — häufige Anrede des gemeinen Mannes Damen gegenüber.

Arran zärtlich wie eine Tochter, aufmerkſam wie eine Dienerin, demütig wie ein Pflegekind. In der liebevollen Umgebung kam die friſche Energie ihres Charakters zur Geltung und Lady Arran überließ ihr gern in tauſend kleinen Vorkommenheiten des häuslichen Lebens bald die Initiative, bald die Ausführung.

„Ich kann gar nicht an den Augenblick denken, wo wir Heliade an Miſtriß O'Connor zurückgeben müſſen," ſagte Lady Arran eines Tages zu ihrem Mann. „Mit ihr iſt wieder die Jugend, die ſo lieblich iſt, wenn ſie unſchuldig iſt, auf Arran-Caſtle eingezogen — und wir haben in unſern alten einſamen Tagen ein Stückchen Frühling durch Heliade."

„Gott läßt den Wind warm wehen, wenn das Lamm geſchoren iſt — ſpricht die heilige Schrift," antwortete der Graf bewegt. „Das trifft für uns und für Heliade zu. Nachdem ihr und uns alles genommen war, führt uns dieſelbe Hand erſatzbietend zuſammen. Und darum denke ich, daß wir zwar mit Heliade Rom und Miſtriß O'Connor beſuchen — aber auf die Dauer ſie behalten werden. Ein ſolches Mädchen und ſpäter eine ſolche Frau können wir in Connaught brauchen."

„Sie wäre wirklich nicht auf ihrem Platz bei ihrer Großmutter — obſchon ich glaube, daß ſie auf jedem Platz vortrefflich ſein würde," ſagte Lady Arran. „Aber Miſtriß O'Connor hat ſich ihr

Leben ſo eingerichtet, daß ſie die Enkelin in keiner Weiſe entbehrt, während Heliade in dieſer halb klöſterlichen Exiſtenz wohl nicht ihren Beruf findet."

„Das gebe Gott!" erwiderte der Graf; „ſie ſchaut mir zuweilen dermaßen über die Welt hinweg, daß mir ganz bange wird, ob ſie nicht etwa in ihrer Art den Weg einſchlägt, den unſere Söhne nahmen."

„In unſerm Krankenhauſe geht ſie den Schweſtern der Vorſehung zur Hand wie eine eifrige Novize und ihre Andacht zum allerheilgſten Altarsſakrament iſt oft ein rührender Vorwurf für mein altes, kaltes Herz" . . . —

„Nein, Magdalene!" unterbrach der Graf ſie lebhaft, „Verleumdungen dulde ich nicht! Ein Herz wie das Deine wird nie alt und nie kalt."

„Lady Arran's ſanftes Auge wurde noch ſanfter, als ſie ruhig fortfuhr:

„Und dennoch meine ich, daß Heliade nicht den Kloſterberuf habe, denn ſie betrachtet die Welt nicht als Etwas, wodurch ſie ſich ſtören laſſen dürfe in der großen Aufgabe ihrer Heiligung. Sie hat nie in ihren traurigen und verlaſſenen Tagen daran gedacht, ihre Zuflucht zum Kloſter zu nehmen, wie das junge, fromme Seelen nicht ſelten tun, wenn ſie ſich in gedrückter Lage befinden. Sie hat immer den Kampf mit der Außenwelt und den Kampf mit ſich ſelbſt zugleich geführt."

„Ha, ſie iſt ein prächtiges Mädchen!“ rief der Graf — „und dabei ſchön, wie nur eine Blume aus keltiſchem Stamm ſein kann! . . . Und das betrifft auch Dich, Magdalena . . . . denn das Volk der Bretagne iſt keltiſchen Urſprungs.“

Am andern Morgen lagen auf dem Frühſtückstiſch, um den ſich die Familie nach der heiligen Meſſe einfand, zwei Briefe mit breitem Trauerrand und ſchwarzem Siegel an die Adreſſe des Grafen, der ſie raſch öffnete und überflog. Dann ſagte er ernſt:

„Fergus O'Connor iſt tot.“

„Und wie mag er geſtorben ſein!“ rief die Gräfin.

„Ohne Zweifel wie er gelebt hat,“ verſetzte der Graf und fügte zu Heliade ſich wendend hinzu:

„Weißt Du, Heliade, daß Dein Großvater, Reginald O'Connor, einen Bruder hatte, der mit Apoſtaſie die O'Connor'ſchen Güter bezahlte, welche vor vierzig Jahren, nach unſerer unglücklichen Revolution, konfisziert wurden?“

„Meine Mutter erzählte es mir.“

„Nun, mein Kind, eben dieſer Fergus O'Connor war Dein armer Großonkel. Jetzt hat er Hab und Gut, die er mit ſeinem Seelenheil erkaufte und die ihm ſo wenig Glück brachten, verlaſſen müſſen. Er heiratete eine querköpfige Engländerin, lebte höchſt unglücklich in kinderloſer Ehe mit ihr und dann lange Jahre getrennt von ihr.

Druckfehler.

Seite 12 Zeile 21—22 lies indiſchen ſtatt irdiſchen.
— 39 — 16 lies nah ſtatt noch.
— 40 — 20 — Abdrücke ſtatt Ausdrücke.
— 45 — 13 — ihm ſtatt ihr.
— 71 — 7 — den allen ſtatt der allen.
— 79 — 18 — Ceremonien ſtatt Ceremonie.
— 80 — 19 — ſinnt ſtatt ſingt.
— 108 — 9 — Unordnung ſtatt Anordnung.
— 108 — 18 — Alltagſein ſtatt Alttagſein.
— 125 — 5 — nächtlich ſtatt mächtlich.
— 148 — 12 — frieren ſtatt friern.
— 153 — 3 — fahren ſtatt fahrem.
— 171 — 13 — Hierarchie ſtatt Hirarchie.
— 187 — 4 — macht ſtatt machte.
— 242 — 9 — machte ſtatt machten.
— 249 — 10 — zu überſehen ſtatt überſehen.

Ich weiß nicht einmal, ob ſie noch lebt. Er adoptierte einen entfernten anglikaniſchen Verwandten, Bryan O'Connor, und ich hörte, er habe dem jungen Mann in England eine ſehr gute Erziehung zu Eaton geben und ihn dann in Oxfort ſtudieren laſſen. In irgend einer Verbindung waren wir ſeit ſeiner Apoſtaſie nicht mehr; darum wundert es mich, daß Bryan O'Connor mir nicht nur den Tod ſeines Adoptivvaters anzeigt, ſondern in dieſem zweiten Schreiben ſagt, er zähle auf meine Erlaubnis, nach Arran-Caſtle kommen zu dürfen, und er werde morgen erſcheinen. Ich kann ihm nicht einmal ablehnend ſchreiben! Der Brief würde ſich mit ihm kreuzen .... und wir müſſen ihn empfangen, Magdalene!"

„Ein unbegreiflicher Beſuch!" ſagte Lady Arran; „er ſcheint ſeines Adoptivvaters Jugendgeſchichte gar nicht zu kennen und will nun deſſen Jugendfreund aufſuchen — denn ſpätere Freunde mag der arme Fergus nicht gehabt haben."

„Aber jedes Kind in Irland hätte ihm ſagen können, was die Jugendfreundſchaft zerriſſen hat," rief Lord Arran mit einer Lebhaftigkeit, welche deutlich verriet, daß ſein heftiger Charakter nur durch beſtändige Wachſamkeit gezügelt wurde. „Indeſſen iſt nichts zu ändern," fügte er gelaſſen hinzu — „und der Sohn von Fergus O'Connor wird, wie jeder andere Gaſt, willkommen in Arran-Caſtle ſein."

Und ſo geſchah es. Am nächſten Abend kam Bryan O'Connor, ein junger Mann von ſehr angenehmer äußerer Erſcheinung und einer ruhigen, ernſten Haltung. Ohne der früheren Beziehungen ſeines Adoptivvaters zu erwähnen, ſagte er, ihm ſei ein Güterkauf in der Grafſchaft Mayo angeboten und da er die Provinz Connaught nicht kenne: ſo wünſche er bei Lord Arran einige vorläufige Erkundigungen einzuziehen. Des Grafen wohlwollendes Antlitz konnte trotz aller Selbſtbeherrſchung eine leichte Verfinſterung nicht bemeiſtern. Das nordweſtliche Irland, von der Galway-Bai bis zur Donegal-Bai, die Provinz Connaught, iſt ſo recht das alte, katholiſche, keltiſche Irland. In den andern drei Provinzen iſt die Bevölkerung gemiſcht mit engliſchen und ſchottiſchen Einwanderern, die teils von der engliſchen Regierung als Koloniſten dahin geſchickt wurden, teils auf ihre eigene Hand ihr Glück verſuchten, da es für alle Akatholiken leicht war, den Grundbeſitz zu erwerben, den kein Katholik bis vor kaum hundert Jahren erwerben durfte. Als der wütendſte religiös-politiſche Fanatismus in Cromwell ſeine Spitze und ſeinen Protektor fand, fiel er mit Feuer und Schwert über Irland her — und der Umzug, den damals die drei Reiter der Apokalypſe in Geſtalt eines Heeres von Republikanern und Independenten durch das grüne Erin hielten, hat ihm den gegenwärtigen Charakter von Öde und Deſolation aufgeprägt, eingeätzt. Mit ihrer Bibel in der einen und dem Schwert in der andern Hand wurden Soldaten die Apoſtel der furchtbarſten, der blutigſten Glaubenstyrannei. Wer von der Kirche abfiel und zur Bibel griff, wurde belohnt; wer ſtandhaft blieb, wurde anfangs niedergemetzelt oder als Sklave nach Amerika verkauft; — ſpäter in die Provinz Connaught getrieben, außerhalb welcher kein Katholik bei Todesſtrafe ſich finden laſſen ſollte. Auf dieſe Weiſe ließ Cromwell ſeine Protektion auch den katholiſchen Iren angedeihen: er ſchlug ihnen vor, „zur Hölle zu fahren oder nach Connaught zu gehen" — verſteht ſich mit Hinterlaſſung von Hab und Gut, von Hof und Haus. Daher iſt Connaught die ärmſte der vier Provinzen, welche einſt Königreiche in Irland waren; — aber ſie iſt am reinſten iriſch.

Für den Grafen von Arran war es ein Stich durch's Herz, daß ein Akatholik ſich in Connaught ankaufen wollte. Er wußte, wie dieſe es trieben! ſie eröffneten Schulen und wieſen ihre Leute an, ihre Kinder dahin zu ſchicken. Geſchah es, ſo wurden ſie belobt und belohnt und die armen Kinder gingen dann auch bald in das akatholiſche Bethaus. Geſchah es nicht: ſo wurde eines Tages dem Vater das Dach über dem Kopf abgeriſſen und er mit den Seinen in's Elend gejagt.

„Warum bleiben Sie nicht lieber in Ihrer Provinz, Sir?" fragte der Graf. „Munſter iſt fruchtbarer dem Boden — und lieblicher der Natur nach, als unſer armes, wildes Connaught; und Ländereien werden ja auch dort zu kaufen ſein, denn nicht das Land iſt rar in Erin, ſondern die Leute."

„Beſonders die rechten Leute," entgegnete Bryan.

„Wen nennen Sie ſo?" fragte der Graf.

„Die Grundbeſitzer, die nicht in Irland leben und die ihre Pächter durch Verwaltungsagenten dermaßen bis auf's Blut ausſaugen laſſen, daß die Kultur des Bodens darunter leiden muß, während ſie dieſe Einkünfte, an denen Schweiß und Blut klebt, in London vergeuden."

„Nun, das iſt eine vernünftige, eine chriſtliche Auffaſſung der Sache, Sir; aber ich ſehe nicht ein, was das mit Connaught zu tun hat."

„Mein armer Vater hinterließ mir nicht nur ſeinen Güterbeſitz, Mylord, ſondern auch noch ein bedeutendes baares Vermögen. Ich wünſchte es ſo anzulegen, daß es vorteilhaft für Viele ſei — und deshalb zieht mich das arme Connaught an."

Sechs Augen ruhten mit inniger Teilnahme auf Bryan O'Connor, als er bewegt fortfuhr:

„Ich bin nicht immer ſo reich geweſen wie jetzt, Mylord. O nein! ich bin armer Leute Kind. Mein Vater war angeſtellt in dem Büreau eines großen Kohlenbergwerkes bei Shrewsbury — und als er ſtarb, erhielt meine arme Mutter ſich und mich durch Handarbeit. Sie war eben ihren Anſtrengungen und einem Zehrfieber erlegen, als Fergus O'Connor Umfrage halten ließ nach Namensvettern, um denjenigen an Sohnesſtatt anzunehmen, der ihm am beſten gefallen würde. Ob ſich noch andere meldeten, weiß ich nicht. Genug, er adoptierte mich. Aber die zwölf erſten Jahre meines Lebens werde ich nie vergeſſen, nie! und daraus entſpringt mein Intereſſe für das arme, oft ſo ſchwer gedrückte Volk — und mein inniger Wunſch, dieſe Teilnahme praktiſch zu machen."

„Für den guten Willen wird Gott Sie ſegnen, Sir," ſagte Lady Arran liebreich — „und in unſerm Connaught finden Sie ein enormes Feld, um ihn zu verwirklichen."

Die einfache Art, in welcher Bryan O'Connor von ſich ſelbſt ſprach, machte auf alle den beſten Eindruck. Man vergaß gänzlich, daß man ihn nicht gern hatte kommen ſehen und die Unterhaltung war leicht und ungezwungen. Als man ſich trennte, ſagte der Graf.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Sir, durch die Glocken, die Sie morgen früh hören werden. Man läutet zur Meſſe. Das Frühſtück iſt ſpäter."

Bryan O'Connor verbeugte ſich und zog ſich zurück.

„Welch ein guter Geiſt hat Fergus O'Connor zur Adoption dieſes vortrefflichen jungen Mannes beſtimmt!" rief Lady Arran.

„Bei dem allen wünſchte ich dennoch, er bliebe dort, wo er zu Hauſe iſt,“ ſagte der Graf; „denn abgeſehen davon, daß es doch ſehr zweifelhaft iſt, wie er hier ſeine Wirkſamkeit unter katholiſchem Volk durchführen wird, erinnert er mich ſtets ſchmerzlich daran, daß ſein Vermögen im Grunde nicht ihm gehört, ſondern Deiner Mutter, Heliade, und Deinem Onkel, dem Dominikaner.“

„Mein Großvater verlor ſein Vermögen in Folge ſeiner Beteiligung an der Revolution,“ entgegnete Heliade; „dürfen ſeine Nachkommen Anſprüche daran erheben? und gibt die ſchreckliche Handlung meines Großonkels uns unſer Recht zurück? .... Nein! Bryan O'Connor beſitzt gewiß mit allem Recht das Vermögen und mein Onkel Reginald wird es ihm ſchwerlich ſtreitig machen.“

„Und Du, Heliade? Du, als die Erbin Deiner Mutter?“ fragte der Graf ſcherzend.

„O ich!“ rief ſie; — „ich kann mich gar nicht als Beſitzerin eines Vermögens mir ſelbſt vorſtellen! Heliade und Reichtum — das paßt nicht zuſammen! in anderer Weiſe ſorgt Gott für mich.“

„Ja, wie für die Lilien des Feldes, denen er ihre eigene Schönheit gibt,“ ſagte der Graf.

„Werde ich gelobt, ſo laufe ich davon,“ erwiderte Heliade, küßte die Hand ihrer Pflegeeltern und lief fort.

„Wäre Bryan O'Connor katholiſch, ſo wüßte ich, was ich täte, Magdalene,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe. „Ich adoptierte Heliade .... und Arran und O'Connor würden ein Geſchlecht bilden!"

„Mir ſcheint die Adoption nicht im notwendigen Zuſammenhang mit Bryan's Glauben zu ſtehen," entgegnete Lady Arran.

„Allerdings nicht! aber es wäre mir ein großer Troſt, daß dereinſt ein O'Connor Herr auf Arran-Caſtle würde .. da es kein Arran werden kann. Doch vor der Hand ſteht die Adoptionsidee auch noch keineswegs feſt in mir. Sie flog mir mehrmals ſchon durch den Sinn, weil Heliade uns ſo recht zu unſerem Troſt an's Herz gelegt iſt — und wurde heute Abend ganz lebhaft, weil dem armen Fergus der Adoptivſohn ſo ſehr geglückt iſt."

„Übereile Dich nicht," ſagte Lady Arran bittend. „Heliade iſt erſt ſeit drei Monaten bei uns."

„Ja, ja!" verſetzte der Graf lächelnd; „aber ich, Magdalene, ich bin achtundſechszig Jahre alt .. zwei Jahre älter als Fergus O'Connor. Da iſt es nicht weiſe, einen Plan, wenn er gut iſt, lange aufzuſchieben."

„Nur ſo lange, bis er gereift iſt," ſagte ſie mit der ſanften Gelaſſenheit, welcher der Graf nicht widerſtehen konnte.

Die Kapelle war der ſchönſte Raum im Schloß. Der Graf hatte auf ſeinen Reiſen die größten Koſtbarkeiten geſammelt, um die heilige Stätte zu ſchmücken. Aus Rom war der Altar von weißem Marmor mit Moſaikbildern ausgelegt. Aus Sevilla das Altargemälde, eine Kreuzigung Chriſti von Morales, zubenannt el divino — teils wegen der Schönheit ſeines Pinſels, teils weil er immer mit ſeinen Gedanken bei himmliſchen Dingen verweilte und nur heilige Gegenſtände malte. Aus Paris waren die Glasfenſter, die den hl. Patrik und die hl. Magdalene verherrlichten. Der Tabernakel, mit koſtbaren Steinen ausgelegt, hatte früher die Hauskapelle eines genueſiſchen Palaſtes geziert. Die heiligen Gerätſchaften, die Meßgewänder entſprachen dem Glanz der Umgebung. Man fühlte ſogleich, daß dieſe Kapelle das höchſte Kleinod der Schloßbeſitzer war. In ihrer Krypta war die Familiengruft; — da ruhte der älteſte Sohn des Hauſes, Patrik O'Connor und die Eltern ſchwankten, ob ſie Arthur's Aſche dem Boden der erſten Martyrer zu Rom entführen und ſie dem Boden der ſpäteren Martyrer in Irland übergeben ſollten. Jeden Morgen um neun Uhr beging der Schloßkaplan, der bei dieſem Heiligtum angeſtellt war, die Feier des heiligen Meßopfers.

Heliade pflegte eine halbe Stunde früher auf einer kleinen Emporbühne ſich einzufinden und in ſtiller Betrachtung vor dem Allerheiligſten zu verweilen. Heute aber wurde ſie unwillkürlich ſehr geſtört, denn bald nach ihr trat Bryan O'Connor unten ein, nahm Weihwaſſer, machte das Kreuzzeichen, eine Kniebeugung vor dem Sanktiſſimum und kniete dann in einer Bank nieder, ſo ruhig wie jemand, der daran gewöhnt iſt, dieſe Dinge zu tun. Heliadens Herz ſchlug höher vor Freude, daß der Sohn des Apoſtaten — ein Sohn der Kirche ſei. Zuweilen ſchloß ſie die Augen und öffnete ſie dann wieder, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie nicht träume; — und immer kniete Bryan ruhig auf demſelben Platz. Nach und nach kamen die Leute zur Meſſe und die Kapelle füllte ſich; aber Bryan ließ ſich nicht ſtören. Die Meſſe begann und Bryan folgte ihr ganz als Katholik. Heliade warf einen freudeſtrahlenden Blick auf Lord und Lady Arran, die eben neben ihr eingetreten waren und nur durch die Heiligkeit der Stätte und des Augenblicks abgehalten wurden, ihr Frohlocken über dieſen ſo ganz unerwarteten Anblick zu äußern. Er war alſo ein Glaubensbruder, dieſer junge Mann, ein ächter treuer Ire! was ſein Vater ſchlimm gemacht, hatte er gut gemacht! Dieſe drei Menſchen, die den katholiſchen Glauben wirklich für das hielten, was er iſt — für den wahren und einzigen Führer der Seele zum ewigen Leben, kannten keine höhere Wonne, als eine Seele mehr auf dieſem Wege zu ſehen.

Als ſie nach der Meſſe die Emporbühne verließen, die an Lady Arran's Zimmer ſtieß, umarmte Heliade die Gräfin und rief:

„Wie gut iſt Gott! . . . ich habe während der ganzen Meſſe ein Tedeum über das andere gebetet.“

Sie gingen zum Frühſtück. Lord Arran eilte ſeinem Gaſt entgegen, führte ihn in den Saal und rief:

„Jetzt ſage ich willkommen in Connaught! Tauſendmal Gottwillkommen!“

„Willkommen in der Kirche!“ ſagten die Gräfin und Heliade.

„Alſo deshalb wollten Sie zu uns kommen?“ rief Lord Arran gerührt. „Dem tiefbetrübten Jugendfreunde Ihres armen Vaters wollten Sie dieſe namenlos frohe Überraſchung machen? Gott vergelt's! Bryan O'Connor. Gottes Segen wird mit Ihnen ſein, wie er mit Ihnen war.“

„Was iſt es doch für ein eigentümlich wohltuendes Gefühl,“ entgegnete Bryan, „eine ſolche Teilnahme zu finden, weil Gott mir gnädig war.“

„Aber das iſt doch ganz in der Ordnung, daß man ſich für einen Liebling Gottes intereſſiert!“ rief Heliade.

Bryan hatte am vorigen Abend Heliade kaum beachtet. In ihrer ſchweigſamen, zurückhaltenden Weiſe miſchte ſie ſich wenig in das Geſpräch mit Fremden. Um ſo mehr überraſchte ihn jetzt dieſe blendende, ſeelenvolle Schönheit. Es war, als habe das Marmorbild einer Pſyche Leben bekommen.

„Wollen Sie ſich denn wirklich in Connaught ankaufen?" fragte Lady Arran.

„Gewiß!" entgegnete Bryan. „Ich hörte von einen großen Güter-Komplex, der zu verkaufen ſei und möglicherweiſe in engliſche, akatholiſche Hände fallen könne; — dem wollte ich vorbeugen."

„Was wird man in Oxford ſagen," rief der Graf ungemein heiter, „wenn man erfährt, daß Sie zur Mutterkirche zurückkehrten!"

„In Oxford kann man ſich darauf gefaßt machen, Mylord, daß ganz andere Leute als ich aus der anglikaniſchen Kirche ausſcheiden werden."

„Hatten Sie ſchon dort ein Intereſſe für den katholiſchen Glauben?"

„Ich muß es wohl immer gehabt haben, denn ich erinnere mich gar nicht, daß es in mir, ſo zu ſagen, erwacht ſei. Nur konnte es ſich bei meiner Erziehung, bei meinen Studien nicht anders äußern, als durch Vorliebe für katholiſche Charaktere und Geſchichtsepochen, die ich jedoch kaum in Zuſammenhang mit dem katholiſchen Glauben brachte. Als ich aber im vorigen Spätjahr nach Rom kam, galt mein erſter Beſuch den Katakomben, in denen P. Marchi*) mich umherführte. Wie es nun möglich iſt, ein Chriſt zu ſein und — wenn man Akatholik iſt — durch die Katakomben nicht zur Mutterkirche geführt zu werden: das, ich geſtehe es, wird mir ewig ein Rätſel bleiben. Daß der Ungläubige hinausgeht, wie er hereingegangen iſt, frech und frivol nicht bloß die Offenbarung, ſondern die Weltgeſchichte, die ſich auf ihr und durch ſie ſeit achtzehn Jahrhunderten entwickelt, leugnend: das begreife ich. Der Ungläubige erniedrigt ſich ſelbſt zu einem Atom der Materie und muß folgerichtig jede übernatürliche Offenbarung leugnen, da ſie vom Standpunkt des atomiſtiſchen Vielerlei's durchaus unfaßlich iſt. Deshalb wittert er überall Prieſterbetrug und Gaukelſpiel. Aber der akatholiſche Chriſt, der an die Offenbarung glaubt, müßte, wie mir ſcheint, ein tiefes Verlangen haben, ſich zu überzeugen, ob die Lehren, die ſeine Reformatoren ihm beibrachten, auch wirklich mit den altchriſtlichen übereinſtimmen. Ob dies der Fall iſt — davon kann er ſich in den Katakomben überzeugen. Ihre Malereien, ihre Inſchriften, ihre ſymboliſchen Zeichen, ihre Einrichtungen, dieſe ſtummen und unwiderleglichen Zeugniſſe für den alten Glauben werden ihn belehren, daß man vor dreihundert Jahren denſelben ſeines Markes beraubt und nur die Schale übrig gelaſſen hat. Als ich in dieſer Gräberwelt die bildliche Darſtellung des geheimnisvollen Opfers — und immer wiederkehrend die Symbole der heiligen Euchariſtie ſo vor meinen Augen ſah, wie man vor ſechszehn oder ſiebzehn Jahrhunderten an ſie geglaubt hat — da ſagte ich zu P. Marchi: Da ich ein gläubiger Chriſt ſei, ſo wünſche ich nicht mit Bruchſtücken der Offenbarung abgefunden zu werden, ſondern ihren vollen Inhalt, all' ihre Dogmen anzunehmen — und könne das nur in der katholiſchen Kirche geſchehen, ſo würde ich mich mit Freuden zu ihr bekennen. Ich wurde unterrichtet — und bin ſeit einigen Monaten Katholik."

---

*) Aus der Geſellſchaft Jeſu, einer der gründlichſten und gelehrteſten Kenner und Durchforſcher der Katakomben, der im Jahre 1858 geſtorben iſt.

„Was! ohne Kampf, ohne Schwertſtreich der böſen Natur?" rief der Graf.

„Welch eine ſchöne, glückliche Seelenſtimmung ſetzt das voraus," ſetzte Lady Arran hinzu.

„Die Wahrheit der katholiſchen Kirche ſtrahlte mir dermaßen ſonnenhell entgegen," ſagte Bryan lächelnd, „daß die böſe Natur ſich in ihre tiefſten Schlupfwinkel flüchten mußte."

„In welchen Zorn wäre der arme Fergus geraten, wenn er Ihren Schritt erfahren hätte," ſagte der Graf.

„Davor habe ich ihn bewahrt, Mylord. Zu ändern war mein Schritt nicht mehr. Gott aber hat es ſo gefügt, daß gerade auf den Platz wieder ein katholiſcher O'Connor kommen mußte, was — nach menſchlicher Berechnung — unmöglich war. Mein Verhältnis zu meinem armen Vater war überhaupt kein inniges, kein vertrauliches; — daß ich tüchtig lernen und ein ganzer Mann werden möge, war ſein höchſter Wunſch. Ich glaube dieſen erfüllt zu haben, indem ich nach meiner tiefſten, auf Vernunft geſtützten, durch Gnade erleuchteten Überzeugung handelte. Daß ſie einen Gegenſtand betraf, der ihm nicht homogen war, konnte mich betrüben, nicht behindern Als ich vor drei Wochen auf die Nachricht von ſeinem Schlaganfall vom Kontinent herüber eilte, waren ſeine geiſtigen Fähigkeiten bereits gänzlich gelähmt und mit unausſprechlichem Schmerz ſah ich ihn bewußtlos ſeiner letzten Stunde entgegen vegetieren."

Bryan wendete zufällig den Blick auf Heliade. Sie ſaß ruhig da mit niedergeſchlagenen Augen, aber unter den langen dunkeln Wimpern drängte ſich Träne auf Träne hervor.

„Mein Gott!" rief Bryon betroffen, „habe ich dieſen Schmerz geweckt?"

„Heliade gedenkt ihres eigenen Vaters, der in ähnlicher Seelenverfaſſung lebte, aber in ſeinen letzten Tagen der Gnade Gehör gab," ſagte Lady Arran.

„Das Fräulein wird beſſer als ich zu beten verſtanden haben," entgegnete Bryan.

„Die Kirche nennt uns „das fromme Geſchlecht"," verſetzte Lady Arran, das Geſpräch von Heliade ablenkend; „da müſſen wir doch etwas zu tun ſuchen, um das zu rechtfertigen."

„Jetzt reiten wir aus, mein Töchterchen und ich," ſagte der Graf. „Sie reiten doch mit uns, Sir? Sie werden ſehen, von welcher wilden

Schönheit unſere zerriſſene und zerklüftete Küſte iſt.“

„Das iſt ſie auch bei uns in Munſter,“ ſagte Bryan. „Zuweilen kommt es mir vor wie ein Symbol für Irlands Schickſal — dies Meer, das wie mit Geierkrallen einzudringen ſucht, aber nur zerreißt, nicht zerſtört.“

„Ja, Irland hält Stand!“ rief der Graf ſtolz. „Die Geierkralle — oder vielmehr die Klaue des Leoparden greift ihm ans Herz heran: Irland leidet — aber es harrt aus.“

„Irlands Wappen iſt auch ſein wahres Symbol,“ ſagte Heliade: „die Harfe! Pſalmen und Hymnen — das ſind ihre Melodien — und ſie ſtrömen aus dem Glauben, der all das reißende Getier der Welt beſiegt.“

„Sind Sie eine Irin?“ fragte Bryon erfreut.

„Mein Vater war ein Deutſcher, meine Mutter war die Tochter von Reginald O'Connor — und in iriſchen Traditionen bin ich aufgewachſen,“ entgegnete Heliade unbefangen.

Bryan wechſelte die Farbe. Der Graf bemerkte es und ſagte freundlich:

„Das iſt alſo eine Namensverwandtſchaft! — Aber jetzt, Heliade, kleide Dich an! die Pferde werden geſattelt!“

Sie ritten durch den Park nach der kleinen Warte, die kühn wie ein Adlerneſt auf dem Felſenvorſprung ſchwebte. Dort war der Blick aufs

Meer am ſchönſten; zur Rechten und Linken tauchte er in die Tiefe der ſchäumenden und brauſenden Brandung hinein, die hier immer, wegen der vielen Riffe und Klippen, ungemein heftig war — während er, über die Meeresweite dahinſchweifend, kein Land, keine Küſte, keine Grenze fand. Dann ritten ſie weiter am Felſenrand durch einen gelichteten Eichenhain. Das Rauſchen der Wogen klang zu ihnen hinauf und der Seewind ſäuſelte um die kräftigen Zweige der Eichen und durch das ſtarke, ſmaragdfarbene Laub.

„Alle dieſe ſchönen Naturſtimmen ertönen auch auf Irlands Harfen,“ ſagte Heliade zum Grafen.

„Gewiß!“ rief er; — die ſüße Liebe zum Vaterland nährt ſich von allem, was es uns bietet. Ja, die tauſend Einflüſſe, die der Glaube, die Natur, die Tradition, das Schickſal der Heimat um unſer Herz webt, bilden ihm die Vaterlandsliebe ein.“

„Bei tauſend kleinen Zügen wird ſie wach,“ ſagte Bryan; — „wenn ich bei den Ruinen am Rhein und Neckar Efeu ſah, dachte ich an das immergrüne Irland.“

Wohl eine Stunde ritten ſie auf der Höhe; dann ſenkte ſich allmählich die Felſenwand bis zum Geſtade herab; und hier hörte die Meeresſchönheit auf, denn hier hub eine Art von Chaos an, indem das Waſſer und das zertrümmerte Geſtein durcheinander gemiſcht war und weder den Eindruck von Meer, noch von feſtem Land machte.

„In meiner Jugend," ſagte der Graf, „war ich ein Waghals und fand großes Vergnügen daran, von einem dieſer Steinblöcke auf den andern zu ſpringen. Zur Zeit der Ebbe war es inſofern nicht gefährlich, als ich mir bei einem Sturz nur Arm und Bein hätte brechen können. Zur Zeit der Flut aber ſtanden manche Blöcke tief unter Waſſer und ich riskierte, vom Ufer abgeſchnitten und von den Wellen mit fortgeſpült zu werden. Dennoch richtete ich dieſe Springerzüge, wie ich als eifriger Schachſpieler ſie nannte, immer ſo ein, daß ich nur gerade Zeit hatte, vor der ſteigenden Flut das Ufer wieder zu erreichen."

„Warum iſt nur die Jugend ſo tollkühn?" fragte Heliade.

„Weil ſie eben Jugend iſt, deren Selbſtvertrauen noch nicht im Kampf mit den Gefahren Schiffbruch gelitten hat," entgegnete der Graf.

Sie ritten nun landeinwärts über einen gewellten Boden, der mit rotem Haidekraut und goldgelbem Ginſter üppig bewachſen war, bis ſie an die kultivierte Region der Felder und zu einzelnen Weilern kamen, die nicht ſo vernachläſſigt ausſahen, wie es im allgemeinen der Fall in Irland iſt.

„Wo der Menſch aufs Ungewiſſe lebt," ſagte Lord Arran, „da hat er keine Veranlaſſung, ſich behaglich einzurichten. Kommt nun gar die Armut dazu, ſo ſinkt die Behaglichkeit der Exiſtenz unter Null herab und man verliert den Maßſtab für alle Bedürfniſſe des mittelmäßigſten Wohlſtandes. So lebt der Ire unter dem Joch ſeiner Peiniger. So haben die Eltern es von ihren Eltern gelernt und ſo lehren ſie es ihren Kindern. So lange wir die Leute füttern müſſen — und wie füttern! — die ſich anglikaniſche Geiſtlichkeit, Erzbiſchof, Biſchof, Dechant ꝛc. nennt: ſo lange frißt dieſe himmelſchreiende Ungerechtigkeit dem iriſchen Volk das Brot vor dem Munde weg und nimmt ihm die Luſt zur Arbeit. Und das iſt ganz in der Ordnung, denn der Menſch iſt darauf angewieſen, durch einen unverwüſtlichen Zug ſeiner Natur zuerſt für die Seinen zu ſorgen. Weib und Kind und die eigenen Prieſter darben — die Diener der Häreſie aber ſchwelgen zu ſehen durch die Mittel, welche jenen gebühren — das nenne ich einem Volk den Haß einimpfen! Und die wunderreiche katholiſche Kirche tut eines ihrer größten Wunder, indem ſie den Iren abhält, in beſtändiger offener, blutiger Revolte gegen ſeine Unterdrücker zu ſtehen. Denn wenn er es täte . . . wahrlich! ſo würde er nur das Recht der Selbſtverteidigung üben — und das iſt erlaubt.“

„Vielleicht ſoll das iriſche Volk einen größeren Anteil am Kreuze Chriſti haben, um Buße zu tun für Englands Abfall,“ ſagte Heliade ſanft.

„Wer weiß, ob Irlands Leiden nicht das Fundament zu Englands Bekehrung ſein werden,“

ſetzte Bryan hinzu. „Je mehr Martyrer, deſto mehr Chriſten, hieß es im erſten Chriſtentum. An Martyrern fehlt es hier nicht — wohl aber dem Anglikanismus an Chriſtentum, durch die Lehre der Vereinigung des geiſtlichen und weltlichen Oberhauptes in der Perſon des Monarchen. Mit dieſem ganz heidniſchen Prinzip muß das, was vom Chriſtentum übrig blieb, ganz allmählich auf ſolche Abwege geraten, daß man ſich in die alte Kirche wird zurückflüchten müſſen, um es vollſtändig wiederzufinden.“

„Sehen Sie,“ ſagte der Graf zu Bryan, als ſie an der Pfarrkirche vorüberritten, die bei einem größeren Dorfe lag; — „dieſe Kirche habe ich gebaut. Früher war es uns nicht erlaubt, Kirchen mit Türmen und Glocken zu haben! das beleidigte Aug' und Ohr unſerer Unterdrücker. Und noch eine Generation früher durften wir auch keinen Gottesdienſt haben — wir! Irlands ureingeborne Katholiken! Der Anglikanismus, der im Vergleich zur katholiſchen Kirche von geſtern iſt, ſetzte auf den Kopf eines Prieſters und auf den Kopf eines Wolfes die Prämie von fünf Pfund. Sie ſind noch fremd in unſeren Verhältniſſen, Sir, fremder noch in unſeren Erinnerungen und Traditionen. Wenn Sie das alles kennen werden, ſo werden Sie erſchauern vor dem Mysterium iniquitatis, das über dem katholiſchen Irland herrſcht. Der Schlüſſel dazu liegt in dem ſataniſchen Haß, den die Häreſie gegen die Kirche Gottes hat.“

„Hier iſt viel gut zu machen und viel zu ſühnen,“ entgegnete Bryan, „und ich könnte Sie beneiden, Mylord, daß Sie und Ihre Vorfahren immer zu den Unterdrückten gehört haben.“

„Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden,“ erwiderte Lord Arran: — „die Verheißung hält uns aufrecht.“ — — —

Als der Abend die kleine Geſellſchaft wieder vereinigte, ſagte Lord Arran:

„Nun, Heliade, wo bleibt Deine Harfe?“

„Sie verſteckt ſich vor einem fremden Zuhörer,“ erwiderte Heliade errötend.

„Kannſt Du Dich nicht ſo weit demütigen,“ fragte Lord Arran ſcherzend, „um einen Fremden hören zu laſſen, daß Du eine Anfängerin biſt?“

„Wenn ich es auf Koſten ſeines Ohres tun darf . . . dann ſehr gern,“ erwiderte Heliade bereitwillig und nahm ihren Platz bei der Harfe.

Sie ſpielte nur iriſche Volksmelodien, Lieder, Kriegsgeſänge, in denen ſämtlich eine klagende Sehnſucht, abwechſelnd mit feuriger Begeiſterung ſich ausatmet — möchte man ſagen, weil ſie aus einer ſolchen Tiefe des Gefühls aufſteigen. Das war es gerade, was Lord Arran entzückte.

„So ſind wir! . . . genau ſo!“ ſagte er zu Bryan. „Wir ſind kein berechnendes, kein reflektierendes und räſonnierendes Volk, ſondern ganz

Die Kinder
auf
# dem Abendberg.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

VINTER
D
FRUCTUS

Eine Weihnachtsgabe.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1843.

Empfindung, ganz Hingebung, wenn unſer Herz getroffen wird und ſich ausſprechen darf — wie in dieſen Liedern.“

„Für dieſe Lieder iſt das ſehr gut,“ wendete Lady Arran lächelnd ein; „übrigens aber iſt ein wenig Reflektieren keine ganz üble Sache, Mylord.“

„Da hören Sie die kalte Franzöſin!“ ſagte der Graf zu Bryan und küßte die Hand der Gräfin.

Bryan hörte aber nur ſehr unvollkommen ſowohl was Lord Arran, als was Lady Arran ſagte. Er war verloren in Heliadens Anblick und jene wunderbaren Jungfrauen der Vorzeit fielen ihm ein, jene Druidinnen, die ihre Jungfräulichkeit den Göttern weihten und um den Preis der irdiſchen Entſagung einen geheimnisvollen Zauber über die ganze Natur übten. Heliade war noch in leichter Halbtrauer; zu ihrem weißen Kleide trug ſie Band und Echarpe von ſchwarz und weißem ſchottiſchen Taffet — und im Haar, gerade über der Stirn, trug ſie eben heute einen Kranz von violetblühender Verbena, welche bei den Druiden eine geheiligte Pflanze war. Unter dem Kranz und unter der klaren Stirn blickte ihr großes, tiefes, ſchwarzblaues Auge über ihre Harfe hinweg, als wolle ihre Seele den Tönen nachziehen, welche durch die Saiten klangen. Wer iſt dies Weſen? dachte Bryan; — warum ſieht ſie ſo wunderbar ſchön aus? Iſt ſie ein geſchmücktes Opfer . . . iſt ſie eine Opferprieſterin? — Und ſie iſt die Enkelin von Reginald O'Connor . . . und das, was jetzt mein Beſitz wäre, wäre der ihre . . . wenn! — — Ein heißer Schmerz zuckte durch Bryans Gedanken wie ein Dolchſtich in ſein Herz hinein. Aber dann dämmerte ein anderes „Wenn!“ zart wie Morgenrot am tiefſten Horizont ſeines Herzens auf, und leiſe ſprach Bryan zu ſich ſelbſt: „Ja, gewiß! hier iſt viel gut zu machen!“

Da er ſehr muſikaliſch war und das Piano ſpielte, ſo mußte er den Flügel, der ſeit Lord Arthurs Tod verſtummt war, wieder ins Leben rufen, und die Muſik blieb die Unterhaltung des Abends.

„Hörten Sie das Quartett der Torrigi, Mylady, die vor zwei Jahren einen muſikaliſchen Triumphzug durch England und Schottland hielten?“ fragte Bryan.

„Wir waren damals mit unſerem Arthur auf Reiſen,“ entgegnete ſie; „doch meine ich, mich aus den öffentlichen Blättern dieſes Namens zu entſinnen.“

„Es war der ſchönſte, der edelſte muſikaliſche Genuß, den ich — kirchliche Muſik abgerechnet — jemals hatte. Stellen Sie ſich die Meiſterwerke Haydn's, Mozart's, Beethoven's, von vier Paar Meiſterhänden einer und derſelben Familie ausgeführt, vor, die in einem Geiſt, mit einem Strich wie ein Mann ſpielten — das waren dieſe entzückenden Quartetts.“

„Und nicht wahr . . . es waren Kinder dabei?“

„Ganz richtig! ein kleiner Knabe, ein halberwachſenes Mädchen; dann ein älteres — und ein junger Mann. Sehr merkwürdig war es auch, daß dieſe muſikaliſchen Torrigi's wie Pilze aus der Erde hervorſchoſſen. Der Vater, welcher der Direktor und Anführer der kleinen Geſellſchaft war, hatte im Frühling ſeine älteſte Tochter verloren, mit der er in London erwartet wurde. Troſtlos geht er nach Genua zurück, um, wo möglich, einen Erſatzmann zu finden; und ſiehe da! er findet ihn in ſeinem eigenen Neffen, den er zwar nie geſehen, ja kaum von ihm gewußt hatte. Möge die Tochter nun geweſen ſein, wie ſie wolle — Vollkommneres konnte ſie gewiß nicht leiſten, als dieſer Mariano Torrigi auf ſeiner Amata.“

„Auf ſeiner Amata!“ rief Heliade.

„So nannte er ſeine Geige, die von der Arbeit des berühmten Violinvirtuoſen Amati war,“ ſagte Bryan.

„Wie ſah er aus!“ rief Heliade geſpannt.

„Wer?“ fragte Bryan erſtaunt über dieſe lebhafte Teilnahme.

Lady Arrans verwunderter Blick gab Heliaden ihre Faſſung zurück und ſie erwiderte:

„Sah er auch ſo abenteuerlich aus, dieſer Mariano Torrigi, wie die Bilder ſeines Landsmannes Paganini?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete Bryan; — „er ſah mit ſeinen ſchwarzen Augen, beſonders beim Spiel, höchſt intereſſant, doch ganz einfach und natürlich, ohne Verzerrung durch Eitelkeit aus und er hatte überhaupt Haltung und Benehmen wie eine ſehr gute Erziehung ſie zu geben pflegen.“

„Er iſt's! . . . So iſt er!“ ſeufzte Heliade im Stillen.

„Eigentlich iſt's doch ein Jammer, daß ſolch ein junger Mann in der Welt umherzieht wie ein Zigeuner mit ſeinem muſikaliſchen Inſtrument,“ ſagte Lord Arran.

„Man kann ſie freilich Zigeuner der Kunſt nennen . . . dieſe Virtuoſen,“ ſagte Bryan. „Aber ſo wie die Welt nun einmal iſt, ſind ſie es doch, welche ihr auf ihrem Gebiet die edelſten Genüſſe bieten. Hätten Sie ihn gehört, Mylord, den Mariano Torrigi, wenn er auf der Geige und die Antonia auf dem Violoncello Beethovens „Adelaïde“ ſpielten, Sie . . . gerade Sie mit Ihrem warmen Gefühl — Sie wären hingeriſſen von Bewunderung und Entzücken geweſen.“

„Wie! ein junges Mädchen am Violoncello! — das iſt ein ſtarkes Gegenmittel gegen alles Entzücken . . . iſt das Widerſpiel zu aller Grazie!“ rief der Graf.

Und da Bryan das zugeben mußte, jedoch behauptete, man vergäße es, — Lady Arran aber auf ihres Mannes Seite trat, ſo blieb Heliade bei dem lebhaften Geſpräch unbeachtet. Als ſie die „Adelaïde“ nennen hörte, da wußte ſie, daß Peregrin — Mariano Torrigi ſei. Wie in einem Blitz ſah ſie, daß die Zeit und die Umſtände, die Bryan angab, genau mit Peregrins Verſchwinden — und die Beſchreibung der äußeren Erſcheinung genau auf ſeine Perſönlichkeit paſſe. Er iſt's! jubelte — und ſeufzte ihr Herz. Er ſpielt hinreißend die Adelaïde! . . . O, er iſt's . . . Die Beſchreibung ſeines Äußeren . . . die Amata . . . die Adelaïde . . . alles ſtimmt zuſammen . . . Er iſt's! Er lebt! . . . aber wo? . . . aber wie!

„Was iſt denn aus dieſer Künſtlerfamilie geworden, Sir? Exiſtiert ſie noch?“ fragte zu Heliadens Freude Lady Arran.

„Gewiß! . . . und in voller Blüte der Berühmtheit. Amerika huldigt ihr mit wahnwitzigem Beifall und mit rationellem Golde.“

„Gerät der Yankee in Begeiſterung,“ ſagte der Graf, „ſo ſprengt ſie ſogar ſeinen Geldkaſten und ſtimmt ihn verſchwenderiſch.“

„Ja, es geht den Torrigi's, laut Zeitungsnachrichten, ſo gut, daß ſie, die ſchon anderthalb Jahre in Amerika ſind, noch mindeſtens ein Jahr dort bleiben werden.“

„Und dann?“ fragte Heliade.

„Wer kann das wiſſen, liebes Kind!“ rief Lord Arran. „Vielleicht ſetzen ſie ihre Kunſtreiſen in Europa fort; vielleicht ziehen ſie ſich ins Privatleben zurück und verehelichen ſich mit goldreichen Bewunderern und mit muſikaliſchen Enthuſiaſtinnen.“

„Ah!“ ſagte Heliade.

„Ja, mein armes Kind, dergleichen geſchieht in der Welt . . . ſo unglaublich es klingt,“ verſetzte Lord Arran.

Heliade ſchwieg. Der Abend verging ihr wie im Halbſchlaf. Was ſie ſah, tat und hörte, war mit einem leichten Schleier umhüllt und als ſie endlich allein in ihrem ſtillen Zimmer war, hielt ſie ihren Kopf mit beiden Händen feſt und ſeufzte halblaut: Graf Peregrin Gorm . . . Mariano Torrigi . . . ein reiſender Violinvirtuoſe . . . eine und dieſelbe Perſon!! O, das iſt aber entſetzlich! der Schickſalswechſel geht über menſchliche Kraft hinaus! Wie wird er ihn tragen? . . . in welcher verlockenden Umgebung, in welcher gefährlichen Welt lebt er . . . immer von Weihrauchwolken der Bewunderung umgeben, die doch nur einer äußeren Kunſtfertigkeit gelten — wie berauſchend muß das auf die Eitelkeit wirken! Kann ſeine gute edle Natur ihr auf die Dauer widerſtehen? — O mein Gott! es wäre mir tröſtliches, ihn durch ſein rätſelhaftes Schickſal in die demütigſten Verhältniſſe, als auf dieſen glänzend gefährlichen Weg verſetzt zu ſehen.

Sie trat auf den Altan hinaus, der vor dem einen Fenſter ihres Zimmers luftig ſchwebte, und atmete die linde Kühlung der Sommernacht ein, die tiefdunkel, und nur von Myriaden von Sternen durchflimmert, über der dunkeln, träumenden Erde lag. Durch die Eichen des Parks ſäuſelte die weiche Seeluft und ſtoßweiſe ſtieg der Duft der blühenden Orangenbäume und des Heliotrops, die in Maſſen vor dem Perron des Schloſſes ſtanden, zu ihr herauf — während die Brandung des Meeres dumpf, tief und majeſtätiſch wie ein ernſter Glockenton durch die nächtliche Stille hallte.

Unten im Park ſtreifte noch Bryan O'Connor umher. Ihm war zu Sinn, als ſei dieſer Tag entſcheidungsſchwer für ſein ganzes Leben. Und warum ſollte ich dieſem Gefühl nicht nachgeben? fragte er ſich ſelbſt; — wie ſchön würde die Vergangenheit geſühnt, wenn die Liebe mit der Sühne zuſammenfiele. — — Er wollte morgen ſeine Reiſe fortſetzen. Lord Arran hatte ihn gebeten, ſeinen Rückweg wieder über Arran-Caſtle zu nehmen — ein Vorſchlag, den Bryan freudig annahm. — Alſo ich gehe morgen . . . aber ich komme wieder! ſprach er zu ſich ſelbſt und wendete ſeine Schritte nach dem Schloß zurück, denn es ſchlug ſoeben Mitternacht. Einzelne Fenſter waren noch ſchwach erhellt; aber die große Fenſtertür da hoch oben hinter dem kleinen Altan war weit geöffnet und ein breiter Lichtſtrom quoll aus dem Zimmer heraus, und in dieſem Licht ſtand Heliade, groß und ſchlank, in ihrem weißen ſchimmernden Kleide. Da ſtand ſie ſchwebend über den Blumen und unter den Sternen wie eine

Sylphide, und Bryan ſchaute zu ihr hinauf mit der ſtillen Frage: Unerreichbar? — Sie aber blickte hinweg über ihn und über den Park und über das Meer und über die Welt, und ſuchte auf der andern Hemiſphäre eine geliebte Seele, für welche ſie zitterte. — Es war eine jener Nächte in der Mitte des Auguſtmonates, in denen die eigentümliche Erſcheinung der zahlloſen Sternſchnuppen ſtattfindet. In einigen Gegenden ſpricht das Volk: Wenn man in dem Augenblick, wo man eine Sternſchnuppe fallen ſieht, die Geiſtesgegenwart hat, einen Wunſch auszuſprechen, ſo geht derſelbe in Erfüllung. Als Heliadens Blick ſich, müde vom Schauen durch Zeit und Raum, einen Ruhepunkt am Himmel ſuchte, da löſte ſich eine prachtvolle Sternſchnuppe vom Firmament ab und ſank groß und ſtrahlend wie ein Stern ins Meer. Heliade faltete die Hände und ſagte: „O Herr, gerettet laß mich ihn wiederfinden . . . gerettet für die Ewigkeit.“

Sie trat vom Balkon zurück; das Fenſter ſchloß ſich, die Vorhänge bedeckten es — und es war Bryan zu Sinn, als ſpräche eine Stimme zu ihm: Unerreichbar! unerreichbar!

* * *

Jenſeits des Meeres.

In dem Salon eines eleganten Boardinghauſes in New-York befand ſich eine ſehr muntere Geſellſchaft — woraus man ſchließen darf, daß ſie nicht allein aus amerikaniſchen Elementen zuſammengeſetzt war. Der Mittelvunkt derſelben war eine ſchöne junge Dame, die ſich nicht im mindeſten verlegen fühlte, die einzige ihres Geſchlechts zwiſchen einem Dutzend Männer zu ſein. Sie war ungemein elegant gekleidet, das roſenfarbene Atlaskleid mit prächtigen Spitzen beſetzt, das rabenſchwarze Haar mit koſtbaren Nadeln aufgeſteckt, die Menge der Armbänder hemmend für die Bewegung der Hände, die zwar etwas groß, aber ſehr wohlgebildet waren. Die ganze Erſcheinung war nicht die einer Dame, war nicht, was der Engländer — unüberſetzbar — „ladylike" nennt; ſondern war die eines Weſens, welches nur inſoweit, als es den Luxus und die Eitelkeiten betrifft, in die Sphäre der Dame geraten war. Sie lag mit der vollen Nachläſſigkeit der Amerikanerinnen auf einer Chaise longue, ſpielte abwechſelnd mit einem wunderſchönen chineſiſchen Fächer und mit einem immenſen Strauß der allerſeltenſten Blumen und rief plötzlich ſo laut und kräftig, daß es alle Männerſtimmen übertönte:

„Was ſind das für langweilige Geſpräche: X. iſt mit dem Dampfboot Plutus in die Luft geflogen! — Y. hat auf der Eiſenbahn den Hals gebrochen! — Z. hat — ich weiß nicht was für ein Glück oder Unglück gehabt! denn hier in dem Amerika ſehen ſich Glück und Unglück ähnlich wie Zwillingsbrüder.“

„Welche Verleumdung, Donna Antonia!“ ſagte einer der Herren; — „Glück iſt Reichtum, Unglück iſt Armut. Sind das Zwillinge?“

„Reichtum beſitzen, genießen . . . im Golde wühlen und ſchwelgen . . . mit vollen Händen es wegwerfen, ja, das iſt Glück, d. h. eine Sorte Glück! — und eine gute Sorte!“ rief Antonia Torrigi. „Aber dieſe fürchterliche amerikaniſche Arbeit, um reich und überreich werden zu wollen, um im Alter, bei fünfzig, ſechszig Jahren, wo aller Lebensgenuß erſtorben iſt, den Reichtum zu genießen — das iſt eine miſerable Sorte von Glück.“

„Es beſitzen nicht alle Sterbliche Donna Antonia's Zauberſtab! ſie winkt . . . und das Gold liegt ihr zu Füßen. Unſereiner muß arbeiten, raſtlos, unermüdlich geſpannt, ausdauernd, bis wir uns den Reichtum in einem Kampf auf Leben und Tod errungen haben.“

„Ja, das iſt eben das Langweilige hier zu Lande, daß überall der Blick auf die Reichtumsjagd fällt.“

„Aber, meine ſchöne Donna Antonia, weshalb ſind denn Sie hier?“ fragte der junge Mann halb beleidigt, halb ironiſch.

„Weil mein Vater mich hergeführt hat wie ein kurios abgerichtetes wildes Tier,“ verſetzte ſie; „und weil es zum guten Virtuoſenton gehört, Kunſtreiſen unter ungeheurem Applaus zu machen. Allein das Gefallen, welches man daran findet, nimmt täglich ab. Man wird älter!“

„Und wie alt ſind Sie denn?“ fragte er lächelnd.

„Achtzehn Jahre — und das iſt den Jahren nach jung genug. Aber ich führe dies Leben nun ſchon ſeit meinem zehnten Jahr — und kann wohl behaupten, daß ich es herzlich ſatt habe.“

„Wie kann eine junge Dame ſo gleichgültig gegen die Bewunderung ſein, die man ihr zollt?“

„Wer ſagt Ihnen, daß ich dagegen gleichgültig ſei?“ rief Antonia; — „kann man denn gar nicht bewundert werden, ohne immerfort am Violoncello zu ſitzen? . . . Und doch iſt es noch das Beſte, was man hier tun kann!“

Sie ſtand raſch von ihrer Chaise longue auf, ging zu Mariano, der am andern Ende des Salons im Geſpräch war, und ſagte auf italieniſch:

„Laß uns Muſik machen! ich ſterbe vor Langeweile."

„Biſt Du närriſch, Mädchen!" fuhr ihr Vater ſie an. „Wenn wir anfangen, in unſerem eigenen Hauſe gratis zu ſpielen — ſo tun wir unſeren Konzerten Schaden."

„Das glaub' ich nicht!" verſetzte ſie gleichgültig und fügte bittend hinzu: „Komm', Marian, laß uns ſpielen . . . die Adelaïde."

Mariano begnügte ſich, eine ſchweigende Verneinung zu machen.

„Ich will aber ſpielen!" brach Antonia aus; — „und gerade die Adelaïde! . . . Wo iſt Ors' Anton? Er ſpielt ſie ſehr gut. Wo iſt Marietta?"

Sie ſchellte heftig und wiederholte dem eintretenden Diener die Frage, während der Vater rief:

„Biſt Du unſinnig geworden, Tota? . . . Willſt Du uns ruinieren? . . . Hat man je ſolche Tollheit erlebt!"

„Gönnen Sie uns doch dieſen Genuß und ſeien Sie nicht minder großmütig wie Donna Antonia," ſagte einer der Anweſenden.

„Herr, es iſt nicht mein Beruf, großmütig zu ſein!" fuhr Torrigi ihn an; — „ich habe für meine Kinder zu ſorgen durch öffentliche Konzerte . . . . und dies tolle Mädchen ruiniert uns."

Der Diener kam mit der Nachricht zurück, Donna Marietta laſſe ſich entſchuldigen und der

Signorino liege bereits im tiefen Schlaf. Ohne ein Wort zu verlieren rauſchte Antonia in ihrem Atlaskleide aus dem Salon, und ehe man Zeit gehabt hatte, ſich zu beſinnen, was nun geſchehen werde, kam ſie zurück, mit Marietta an der Hand, und rief triumphierend ihrem Vater und Mariano zu:

„So! jetzt ſpielen wir die Adelaïde!“

Die fremden Herren applaudierten, die beiden Torrigi ſchwiegen, die Inſtrumente wurden geholt, geſtimmt und die Muſik begann. Es war eine Phantaſie über die Adelaïde, die Mariano für Violine und Cello komponiert hatte; — aber ſo glücklich, daß Beethoven's zauberſchöne Melodien nicht darin verloren gingen. Bei ihrem Inſtrument bekam Antonia einen edleren Ausdruck. Sie ſah ernſt und ſinnend, beinahe tragiſch aus, als ob der Genius, der in ihr war, ſich nun Platz mache über dem Chaos ihrer wilden, ungeordneten Natur. Die zarte, ſchüchterne Marietta mit den ſchwermütigen Augen ſah neben Antonia aus wie ein kleiner, blaſſer Mond neben der ſtrahlenden Sonne; aber gerade dieſer ſcharfe Kontraſt war für beide Mädchen vorteilhaft, hob bei einer jeden die Eigentümlichkeit hervor. Nur eines hatten ſie gemeinſchaftlich; — und das war ein Zug von Traurigkeit, der ihnen ſelbſt unbewußt einer ſtummen Klage glich, welche ihre Seelen gegen ihr Schickſal erhoben.

Mitten im Spiel, als die Zuhörer atemlos vor Entzücken dieſer Sphärenmuſik lauſchten, ſchlug Antonia die Augen auf. Als ſie anfing zu ſpielen, hatte Mariano ihr gegenüber geſtanden. Jetzt war er nicht da. Ihr Blick überflog den Salon; — er war nicht da. Da warf ſie den Bogen fort, ſprang auf und eilte unter ſtrömenden Tränen aus dem Zimmer.

„Was fehlt ihr! warum weint ſie!“ riefen alle erſchreckt durch das unerwartete Intermezzo.

„Sie iſt ſehr nervös,“ ſagte Marietta und folgte ihr.

„Da ſehen Sie, meine Herren, was ich für ein unglücklicher Vater bin!“ wehklagte Torrigi. „Dieſe Antonia iſt der größte Querkopf unter der Sonne — und jetzt wird ſie noch gar nervös und ſtatt ſich zu ſchonen, ſpielt ſie da, wo ſie es durchaus nicht nötig hat. Wenn ſie mir nur nicht ſtirbt!“

„Sterben? . . . das ſchöne, prächtigſchöne Mädchen! . . . In voller Kraft und Jugendblüte ſtirbt man nicht ſo leicht!“ rief man dem betrübten, egoiſtiſchen Vater zu.

„Es wäre auch allzu traurig, denn wir ſollen jetzt nach Mexiko gehen. Was finge ich an ohne Antonia!“ —

So lebte die Familie Torrigi ſeit zwei Jahren in den Vereinigten Staaten, welche ſie von Oſten nach Weſten und von Norden nach Süden durchkreuzt, und wo ſie überall goldene Beute gemacht hatte. Auch an Bewunderern fehlte es ihr nicht. Die einen bewunderten die Kunſt, andere die Künſtler, andere die Perſonen ſelbſt — und noch andere machten die allgemeine Bewunderung mit, als ſei ſie eine eben graſſierende Grippe. Tiefer muſikaliſcher Sinn, zartes Verſtändnis der Muſik — und beſonders dieſer Muſik, die ſich in der hohen Sphäre des Quartetts bewegt — kam ihnen unendlich ſelten entgegen. Und hätte dies Quartett nicht durch ſeine ungewöhnliche Zuſammenſetzung ungewöhnliche Teilnahme geweckt, ſo wäre das Furore der Begeiſterung, das von England herüber ſchallte, doch vielleicht etwas gedämpft jenſeits des Oceans fortgeſetzt worden. Aber jede einzelne Perſönlichkeit, Marietta vielleicht ausgenommen, war dazu gemacht, ſogar Amerikaner hinzureißen. Antonia hatte ſich zu einer impoſanten Schönheit entfaltet. Fehlte es ihren Zügen an Feinheit, ſo fehlte es ihr nicht an einem lebhaften Mienenſpiel und einem klugen Ausdruck, der mehr auf dem Inſtinkt, als auf der Bildung beruhte und ihrer ganzen Erſcheinung eine gewiſſe urſprüngliche Friſche verlieh. Sie war unerzogen. Sie blieb es; — und blieb es gern. Es war dies eine kleine Rache, die ſie dafür nahm, daß ſie bei der Muſik zu viel geſchult und dreſſiert worden war. Übrigens war ſie auch ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden. Wie hätte ſie es nicht ſein ſollen? Alle Welt war es ja!

. . . . und auf deren Beifall war ſie angewieſen. Marietta's zarte, ſchüchterne, ſtille Erſcheinung war in allen Punkten Antonia's Gegenſatz. So wie ſie ihre Violine weglegte, hatte ſie nur ein Bemühen: zu verſchwinden, unbeachtet zu bleiben — und es gelang ihr, denn die Welt liebt es durchaus nicht, daß man kalt bei ihren Huldigungen bleibe, und Marietta war und blieb kalt. Der kleine Orio-Antonio, der nur gerade ſo viel Körper hatte, um dem Genius ein Erdenkleid zu geben, trug das Charakteriſtiſche des frühreifen Kindes, die vorwiegend geiſtige Entwickelung, ſeinem ganzen Weſen aufgeprägt; — während Mariano das hinreißende, das ſympathiſche Element in dieſer Gruppe war, weil er, wenigſtens in der erſten Zeit, das ganze Feuer ſeiner Seele ſeinen Kunſtproduktionen einhauchte, in der Hoffnung, ſeine Zuhörer für die Liebe zum Idealen zu gewinnen. Gerade in dieſer erſten Zeit, in England, ſchwebte er oft in großer Furcht, von irgend einem Bekannten aus ſeinem früheren Leben erkannt zu werden. Es geſchah aber nicht; — ſei es, daß er mit niemand zuſammentraf; ſei es, daß die Bekannten ſicher wußten, Peregrin Gorm ſei nach dem Orient gereiſt; — und was hatte der mit Mariano Torrigi zu tun? — —

Um einige Abwechſelung in die Konzerte zu bringen und durch den Ernſt der Quartette nicht zu ermüden, ließen ſich Antonia, Mariano und

Ors' Anton auch allein auf ihren Inſtrumenten oder in Duos hören — und da bei ſolchen Muſikſtücken die Originalität mehr hervortreten kann, als im Quartett, ſo bot das der Bewunderung neuen Stoff.

Nach Außen hin war alles vergoldet. Aber nach Innen? — — —

Mariano hatte ſich mit ganzer Energie in ſein neues Leben, in ſeinen Künſtlerberuf verſetzt. Die Kunſt ſollte ihm das Mittel werden, veredelnd auf die Menſchen zu wirken — ſo hofft er. In dieſer Sphäre einer ganz idealen Schönheit wähnte er die Seelen feſtzuhalten und gegen allzu materielle Beſtrebungen wenigſtens etwas gleichgültiger ſtimmen zu können. Es war ihm nicht möglich zu leben ohne ein Streben, das über ſein Ich hinausging und ohne die Annahme, daß es auch in andern rege ſei. Fand man ſich zu Gleichgeſinnten, oder entwickelte man ſich an und durch einander; ſo war ja ein Kern gefunden, der nach den verſchiedenſten Seiten hin bildend, wohltuend, ſittigend auf die Zeit wirken mußte. Leider brachte er nicht in Anſchlag, daß dieſer Kern gleichſam in der Luft ſchwebe, wenn er nicht die Baſis feſter Prinzipien für die Richtung und das Ziel der Bildung habe. Durch das Schöne das Gute zu fördern iſt ein ſehr löbliches, aber ſehr dehnbares Programm, ſobald die ganze Welt in dies Bündnis aufgenommen werden ſoll und jeder einzelne dasjenige das Gute nennt, was ihm homogen iſt, oder was ſeiner Anſchauungsweiſe gut erſcheint.

Zuerſt fand Mariano eine wirkliche Befriedigung darin, ſeinem Onkel von großem Nutzen und für deſſen Kinder eine Art von Beſchützer zu ſein. Weil der Vater ohne Mariano nicht fertig werden konnte, ſo hatte er große Rückſichten für denſelben — und nicht leicht ſchlug er deſſen Bitte oder Vorſtellung ab; und weil Mariano nichts für ſich begehrte, ſo benutzten das die Kinder und er mußte ihre Wünſche ausſprechen und deren Erfüllung bei dem Vater durchſetzen. Sie betrachteten ihn als ihren Schutzpatron und ihr Leben nahm eine viel freundlichere Färbung und einen leichteren Gang an. In der Atmoſphäre der Kunſt erwachte aber auch Mariano's Künſtlernatur mit ihren Licht- und Schattenſeiten. Die Glut der Empfindung — wenn ihr Feuer nicht vom Himmel ſtammt, und der Schwung des Gefühls, — wenn deſſen Flügelpaar nicht zum Himmel trägt: ach, ſie ſind gefährliche Gaben — und ſie ſind die Grundierung der Künſtlernatur. Ohne dieſe vibrierende, elektriſche Begeiſterung für das Ideal des Schönen iſt ſie gar nicht denkbar. Reflexion, Studium, techniſche Fertigkeit muß ſie in ſich hineinſchmelzen, mit aller Kraft und aller Selbſtüberwindung; aber ohne jene Naphtaflamme, die aus den irdiſchen Weſenselementen hervorbricht, ſind jene drei dienenden

Geiſter ohne Seele und, was die Kunſtleiſtung, die ſchaffende Phantaſie anbetrifft, auch ohne Macht.

Aber in jeder Macht liegt eine Gefahr für Den, der ſie beſitzt und übt: ſie gibt und ſteigert das Selbſtbewußtſein, ſie gibt und ſteigert die Herrſchſucht — und in Folge davon macht ſie den Mächtigen ſtolz und egoiſtiſch. Es gibt Ausnahmen, ja! aber nur da, wo die Seele, der irgend eine Macht zu Gebot ſteht, ſie dem Dienſt und der Ehre Gottes unterwirft. — Als Mariano noch Peregrin war, waren ſeine Eltern das maßgebende Ideal geweſen, dem er ſich gleichförmig zu machen ſtrebte. Er wollte ein vollkommener Gorm ſein und nichts tun, nichts unterlaſſen, wodurch dieſe Vollkommenheit getrübt worden wäre. Dieſer natürlich-edle Sinn wurde von den Verhältniſſen begünſtigt, indem er, als der ältere Sohn, die Hoffnungen ſeiner Eltern zuerſt zu erfüllen, dem jüngeren Bruder ein gutes Beiſpiel zu geben und inmitten ſeines Kreiſes eine Hauptſtimme zu führen hatte. Aber das hatte aufgehört! — Als Peregrin Mariano wurde, ſtand er für ſich allein auf dem platten und glatten Boden des Lebens und der Kreis der Liebe, der ihn bis dahin hebend, kräftigend, ſchützend umgeben und ihm tauſend Verſuchungen fern gehalten, tauſend Kämpfe erleichtert hatte — war zerſtoben. Er war allein mit ſich ſelbſt. Weil er eine gute, edle Natur hatte, war er durchaus nicht ungläubig; aber auch ſein Glaube hing mit ſeinen früheren

Verhältniſſen zuſammen: er hatte den Glauben des Gorm'ſchen Hauſes — er verabſcheute den Atheismus. Er war wie ein Jünger der Hegel'ſchen Philoſophie geweſen, welche damals in ihrer vollen tauben Blüte ſtand; aber Schelling's Philoſophie war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Die pantheiſtiſche Weltanſchauung hat etwas Blendendes und Verlockendes für ſolche Seelen, die ſich in der Wüſte des Rationalismus und im Schlamme des Materialismus nicht heimiſch fühlen und denen der Glaube an die chriſtliche Offenbarung, als an die abſolute Wahrheit, traurig fehlt. Einem poſitiven Dogma und Bekenntnis ſtand Mariano fern. Aber er hatte vortreffliche Grundſätze über Tugend und Ehre und eine großmütige, wohlwollende Natur.

Im Anfang ſeiner neuen Laufbahn kam es ihm vor, als ſtecke er in dem Mariano Torrigi wie in einem Maskenkleide — und das erleichterte ihm ſein Auftreten vor dem Publikum umſomehr, als die Verzichtleiſtung auf pekuniären Vorteil zu Gunſten ſeines Onkels ihn in dieſer kleinen Selbſttäuſchung beſtärkte. Überdas gab er immer dort, wo ſich die Familie länger aufhielt, er allein — ein Konzert, und zwar ſtets zum beſten der Armen, der Wohltätigkeitsanſtalten; auf dieſe Weiſe förderte er, wenigſtens indirekt, das Gute. Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm Bewunderung auf einem andern Gebiet. In England, wo ſich das

Nachdem ich halb Europa von Gibraltar bis Danemora durchſtreift habe, reiſte ich in dieſem Spätſommer nach der Schweiz, nicht ſowol um das Land, als hauptſächlich um liebe Freunde wiederzuſehen. Doch kaum hatte ich den Jura überſchritten, als das Land ſelbſt, dieſe großartige, mächtige, reiche Natur, ihren alten unzerſtörbaren Zauber über mich übten, ſo daß mir die Schweiz ſchöner erſchien, als irgend ein Land, das ich je geſehen. Der Eine mag Tyrol vorziehen, der Andere die Pyrenäen; dennoch glaube ich, daß Alle eingeſtehen werden: eine ſolche Vereinigung aller Contraſte, aller Bedingungen zu einem vielſeitigen Leben findet man dort nicht; findet nicht ſo viel Städte ſo nah beiſammen und in ſo eigenthümlichem Character ausgeprägt; nicht ſo viel Punkte auf denen man allen Comfort der Civiliſation neben allen Schönheiten der Natur genießt. Wer ſich für den Gewerbfleiß und die ſchöne Geſchlecht durch tauſend Formen von Geldſammlungen eifrig an Werken der Wohltätigkeit beteiligt, war ein Konzert von Mariano Torrigi zum beſten ihrer armen Schützlinge ein Ziel, um welches Wettkämpfe ſtattfanden, indem ihn die Damen mit liebenswürdigen Billets beſtürmten, um ihn zu bewegen, gerade für jene Anſtalt großmütig zu ſein, für welche eine jede von ihnen ſich intereſſierte. Anfangs hatte der alte Torrigi mit ſtiller Verzweiflung Mariano's tolle Verſchwendung verwünſcht. Doch bald ſah er ein, daß er nicht dabei zu kurz komme, da Mariano ſein Violinkonzert immer nur am Schluß eines Aufenthaltes gab, ja, daß Manche die Quartetts eifrig beſuchten, um deſto gewiſſer zu ſein, daß Mariano ſie mit einem Wohltätigkeitskonzert belohnen werde.

In dieſem Leben der ungeheuern Aufregung, — immer einem entzückensberauſchten Publikum gegenüber, immer in geſpannteſter Aufmerkſamkeit auf die möglichſt vollkommene Leiſtung, immer in Verkehr mit Muſikern, mit Muſikfreunden, Muſikkennern, Muſikenthuſiaſten — konnte es nicht fehlen, daß Mariano von der berauſchenden Atmoſphäre, in der er ſich bewegte, allmählich ergriffen wurde. Es war nicht mehr jene reine Freude an der Muſik und an ihrer vollkommenen Ausführung, die Peregrin gehabt hatte, wenn er im Gorm'ſchen Hauſe entweder allein oder mit auserleſenen Künſtlern oder Dilettanten die Werke der großen Meiſter der Muſik ausführte. Wohl wurde ihm auch dort Beifall und Bewunderung zu Teil, aber ſie äußern ſich ganz anders gegen den Dilettanten, als gegen den Künſtler von Profeſſion, den Virtuoſen, der — wenn er auch dem Publikum einen hohen muſikaliſchen Genuß bereiten, ſo doch ebenfalls Effekt machen will. Der Zuhörer fühlt, daß bei einem ausgezeichneten Dilettanten — und gerade je ausgezeichneter er iſt! — die Perſönlichkeit hinter der Kunſt zurücktritt, und daß dadurch nicht die Bewunderung, aber der Ausdruck dafür, in Schranken zu halten iſt, welche dem Virtuoſen gegenüber wegfallen, weil er nicht ſelten durch ſeine Perſönlichkeit ſeine Kunſt frappanter und effektvoller macht. Nahm Peregrin ſeine Violine, ſo war ſie eben wirklich die Amata, der er ſeine Seele anvertraute und ſie ſüß harmoniſch von ihr zurückempfing; — und ob hundert Augen auf ihm ruhten oder kein einziges ... er bemerkte es nicht, er wußte es kaum, ſo gleichgültig war es ihm! — Trat aber Mariano mit ſeiner Violine vor das Publikum — nicht gerade in den erſten Wochen, aber ſo wie er ſich an ſeinen Virtuoſenberuf gewöhnt hatte — blickte er auf dieſe fiberhafte Spannung, auf dieſe unruhige Erwartung, auf dieſe Symptome einer Exaltation, welche die krankhafte Richtung des Geſchmacks in unſern gebildeten Tagen bezeichnet: ſo fragte er ſich unwillkürlich: Kann ich dieſe Erwartung unerhörter Dinge befriedigen? übertrefſen? — Und das mußte ihm gelingen, denn er bedurfte den Beifall. Sobald aber der Applaus — Bedürfnis iſt, geht die reine, unbefangene Freude an der Kunſtausübung verloren. Zuweilen fühlte Mariano das mit Schmerz, und wenn dann ſein Auge dieſe Moſaik von Menſchenköpfen überflog, ſprach er zu ſich ſelbſt: Die wünſchen nun alle, von meiner Amata verdreht zu werden! Gut . . . das ſoll geſchehen! — Und dann überließ er ſich ſeiner muſikaliſchen Laune, und ſeine Capriccio's, ſeine Improviſationen, ſeine Phantaſien taten das, was er ſich vorgenommen hatte und weckten einen Beifall, der ihrer Excentricität entſprach. Zuweilen freute und zuweilen ärgerte ihn das. Iſt dies die Kunſt mit ihrem erhabenen Ziel, die Seelen zu veredeln? fragte er ſich ſelbſt; — iſt dies das Schöne, welches das Gute hervorlocken und pflegen ſoll? Kann man dieſen Rauſch noch Begeiſterung nennen? Iſt es nicht vielmehr ſchauſpieleriſche Übertreibung und — ich weiß nicht was für ein Anflug von bachantiſcher Raſerei? — Dann nahm er ſich vor, dieſer excentriſchen Laune nicht mehr alle Zügel ſchießen zu laſſen, ſondern die Muſik wie einen Kultus zu üben. Doch bald gab es wieder Veranlaſſung, den Vorſatz aufzuheben, da die große Maſſe des Publikums gerade für ſeine möglichſt kapriziöſen Phantaſien ſchwärmte.

Bei dem allen hörte und ſah er viel, und nicht beſinnungslos ließ er ſich vom breiten Strom der

Welt treiben. Heliadens idealiſches Bild ſtand noch in ſeiner Seele; da es aber mit keiner Hoffnung verbunden war, ſo ſtand es, wie die Götterbilder in den altegyptiſchen Tempeln, in der allerinnerſten, dunkeln Zelle. Sie war ihm verloren, aber nicht vergeſſen und unter ihrer Inſpiration komponierte er die Phantaſie über Heliadens Lieblingslied, über Beethoven's Adelaïde, die zugleich Heliadens und Beethoven's würdig war und die er mit Antonia auf's Sorgfältigſte einübte und nicht in jedem Konzert hören ließ. An ſeine Zukunft dachte Mariano gar nicht. Der ungeheure Wechſel ſeines Schickſals hatte ihn mißtrauiſch gegen alle Zukunftspläne gemacht. Während eines Jahres wollte er ſeinem Onkel redlich dienen.

„Für Lia oder Rahel?“ fragte Torrigi einmal.

„Für keine von Beiden!“ rief Mariano. „Der Künſtler darf ſich mit den Feſſeln der Häuslichkeit nicht belaſten.“

„Braviſſimo, mein Sohn!“ jubelte Torrigi; — „Du bleibſt bei uns! da haſt Du Deine Freiheit.“

„Das iſt noch nicht ausgemacht, Onkel! ich will auch meine Freiheit haben, was das Kommen und Gehen betrifft.“

„Nun ja, mein Sohn! . . . Später, das verſteht ſich von ſelbſt, wird auch das kommen! — Doch vor der Hand denkſt Du doch gewiß nicht daran, Dich von Deinem geplagten Onkel zu trennen. Und ſieh' nur, welche außerordentliche Fortſchritte die Kinder machen, ſeitdem ſie Dich hören und mit Dir ſpielen. Ors' Anton iſt ganz aufgelebt, ganz kräftig geworden . . . Nicht wahr, das freut Dich! Du wirſt nicht ſo grauſam ſein, mir allein die Sorge für die Kinder aufzubürden, da Du doch ſo glücklich biſt, keine zu haben."

Torrigi hatte Recht: die Kinder machten große Fortſchritte. Ihr Spiel wurde ſeelenvoller, eigentümlicher, charakteriſtiſcher.

„Wenn es nicht mein Handwerk wäre, ſo wäre es eine Götterwonne, das Violoncello zu ſpielen!" ſagte Antonia.

Dennoch gewöhnte ſie ſich jetzt ſehr ſchnell an die Huldigungen, die ihr Handwerk, wie ſie es nannte, ihr eintrug. Sie wurde auch ſchön in ihrer Art. Beſonders Abends bei vielem Licht, im eleganten Anzug war ſie mit ihrem rabenſchwarzen Haar, ihrem feurigen Auge, ihrem lebhaften Mienenſpiel, ihrem ſchönen genueſiſchen blaßgelben Teint, ihrer ſtolzen Haltung — eine glänzende Erſcheinung, die den Triumph herausforderte. Sie tat das mit großer Unbefangenheit und man fand dieſe Naivetät bei ihrer Schönheit und ihrer eminenten Kunſtfertigkeit höchſt liebenswürdig. Es hing zuſammen mit ihrer derben Natürlichkeit, unter deren Einfluß ſich auch ihr Verſtand entwickelte, der ihr im Verkehr mit ſo vielen Menſchen der verſchiedenſten Art und Richtung gute Dienſte leiſtete. Für geiſtige Bildung hatte ſie keinen

Sinn und alles, was nur entfernt an Studium erinnerte, war ihr unerträglich. Als Mariano ihr einmal riet, ein Buch über Geographie in die Hand zu nehmen, erwiderte ſie:

„Wozu ſoll ich eine Erdbeſchreibung leſen? ich lerne die Erde hinreichend kennen, indem ich ſie bereiſe. Das iſt genug für mich. Ich habe von Kindesbeinen an ſo viel ſtudieren müſſen — freilich nichts anderes als Muſik! — daß ich jedes Studiums überdrüſſig geworden bin.“

„Es müßte eine Abwechſelung, eine Erholung für Dich ſein, ſollt' ich meinen . . . einmal etwas ganz anderes zu denken, als ewig Muſik!“ ſagte Mariano.

„O Du darfſt mir glauben, daß ich meine Gedanken wahrhaftig nicht länger, als nötig iſt, bei der Muſik verweilen laſſe! . . . Aber dann denke ich an angenehme Dinge und nicht an Deine langweilige Geographie, Marian! . . . Die iſt gut für Kinder! Ors' Anton mag ſie lernen! . . . nicht ich.“

„Und was ſind denn das für angenehme Dinge, an welche Du denkſt?“ fragte er lächelnd.

„Hauptſächlich an die wunderſchönen Toiletten der Damen und an die Komplimente, welche die Herren mir machen. Es iſt wohl nur fades Geſchwätz und übertriebene Schmeichelei . . . aber es klingt doch gar ſüß im Ohr . . . und wer weiß im Grunde, ob es übertrieben iſt.“

„Nimm nur all dieſe ſüßen Worte leicht, Antonia, und vergiß nicht, daß ſie genau ſo .... morgen einer Primadonna — übermorgen einer Tänzerin geſagt werden — und daß Ihr alle Drei über einer Kunſtreiterin vergeſſen werdet."

„Aber, Marian, welche Verläumdung! es macht mir ungeheuern Spaß, in Paris Franconi's — und hier Aſtley's Zirkus zu beſuchen, aber von Pferden und Reitern bis zu unſerm Quartett iſt und bleibt denn doch ein himmelweiter Unterſchied!" rief Antonia ſtolz und faſt beleidigt.

„Wenn die Komplimente, welche man Dir macht, nur Deinem Spiel gelten würden, ſo hätteſt Du recht, meine arme Antonia. Gelten ſie jedoch Deiner Perſon, ſo bleibe ich bei meiner Behauptung."

„Und zuweilen denke ich, daß ich eigentlich recht unglücklich bin und gern glücklich ſein möchte!" ſagte Antonia plötzlich.

„Dieſen Wunſch teilſt Du mit allen Menſchen," rief Mariano lachend; — „glücklich will jeder werden; das liegt in unſerer Natur. Es kommt nur darauf an, was man unter Glück verſteht und wie man es erlangen will."

„Ja das weiß ich nicht," erwiderte Antonia; „doch dies weiß ich: ſo wie unſer Leben jetzt iſt, bin ich gar nicht glücklich — und es iſt doch jetzt ſchon viel beſſer, ſeitdem Du bei uns biſt. Manchmal muß ich weinen ohne Urſache, gerade wenn ich recht luſtig geweſen, recht bewundert worden bin. Daraus ſehe ich dann, daß das alles nicht wahres Glück iſt; denn das wahre Glück macht zufrieden, nicht wahr?"

Der arme Mariano konnte ihr nichts anderes geben, als das, was er ſelbſt hatte. Jene Zufriedenheit, welche in der Vereinigung mit dem Willen Gottes das wahre Glück ſieht und welche auf's Innigſte mit dem übernatürlichen Glauben der Offenbarung zuſammenhängt — kannte er nicht. Er antwortete:

„Ob der Menſch zufrieden ſein kann, Antonia, das iſt wohl ſehr die Frage. Wir ſind aus lauter Bruchſtücken zuſammengeſetzt .... aus Seele und Sinnen, aus Leib und Geiſt; dazu die tauſend fremden Bruchſtücke, die von Außen, durch Welt und Schickſal, durch Menſchen und Verhältniſſe auf uns einſtürmen; — da iſt es ſchwer zu faſſen, wie aus dieſem chaotiſchen Zuſtand die Zufriedenheit, dieſe weiße Taube mit dem Ölzweig auffliegen und ſich in unſerer kleinen Lebensarche ein Neſt bauen ſollte."

Antonia ſah ihn fragend und traurig an. Er ſetzte raſch hinzu:

„Die Hauptſache bleibt immer die, daß wir nichts Böſes tun, Antonia! das gibt auch eine Art von Zufriedenheit."

„Eine Art! eine Art!" rief ſie ungeduldig; — „wer kann ſich damit begnügen! ich nicht!"

Ihren Vater fürchtete ſie durchaus nicht mehr.

„Wir verdienen das Geld," ſagte ſie zu Marietta; „wir können einen Teil davon ausgeben."

Dann kaufte ſie ſchöne Stoffe, Hüte und Bänder und ließ die Rechnung dem Vater einhändigen. Seine Vorwürfe hörte ſie mit kaltem Trotz an und ſagte:

„Wir müſſen paſſend gekleidet ſein."

„Eben darum!" rief Torrigi wütend, in jeder Hand eine Rechnung haltend; — „paſſend für junge Mädchen iſt ein weißes Kleid, ein buntes Band. Aber dieſe ſchweren ſeidnen Stoffe ſind eine wahre Lächerlichkeit in Eurem Alter."

„Sind aber viel ſchöner und viel kleidſamer," entgegnete Antonia — „und machen uns mehr Spaß."

„Undankbare Geſchöpfe!" rief er außer ſich; „habt Ihr nicht Spaß genug? Macht Ihr nicht Landpartien? geht Ihr nicht in's Schauſpiel? fahrt Ihr nicht in Hydepark umher, als ob Ihr Mylady's wärt? Glaubt Ihr, daß mir das Spaß macht? — Nicht den mindeſten — das verſichere ich Euch! .... Nur Euch zu Liebe tue ich es."

„Nun gut, Vater, darum wirſt Du uns auch ſchöne Kleider geben."

Dabei blieb Antonia. Marietta hätte mit Freuden auf all die Herrlichkeiten und all die Vergnügungen verzichtet. Mußte ſie „ihr Handwerk" treiben, wie Antonia es nannte, ſo war ſie demſelben noch viel mehr abgeneigt, weil ſie an dem äußern Glanz nicht das Gefallen fand, welches Antonia hatte. Marietta wuchs zu einem ſehr hübſchen Mädchen heran; aber ſie war ſo ernſt, ſo ſtill, ſo in ſich gekehrt, daß man ſich unwillkürlich von ihr entfernte und alle Huldigungen zu Antonia's Füßen niederlegte. Sprach man mit ihr, äußerte man gegen ſie ein Lob, ſo antwortete ſie mit höflicher Freundlichkeit, ohne je das Geſpräch über dieſe Grenze hinaus fortzuſetzen. Gern hätte ſie ſich aufs Einfachſte gekleidet, gern ſich von aller Geſellſchaft fern gehalten; doch erlaubte Antonia nicht, die in ihrer natürlichen Gutmütigkeit darauf beſtand, alle Freuden und Erholungen mit Marietta zu teilen, deren Eingezogenheit ihr lediglich als Furcht vor dem Vater erſchien, obſchon Marietta tauſendmal verſicherte, es ſei eben ihr Geſchmack. Dazu ſchüttelte Antonia bedenklich den Kopf und entgegnete, eine ſolche melancholiſche Stimmung ſei Krankheit, welche nicht überhand nehmen dürfe; — und wie ihrem Vater die Kleiderrechnungen, ſo oktroyierte ſie Marietten die Kleider, den Beſuch des Schauſpiels und alles, was ihr ſelbſt Vergnügen machte. Mariano hatte keine große Teilnahme für Marietta, die er immer nur „das ſtille Kind“ nannte. Doch bemerkte er wohl, daß ſie aufhorchte, wenn einmal ein ernſtes Geſpräch aufkam — mochte es die Kunſt oder einen anderen Gegenſtand betreffen und daß ſie dann wohl ſogar induſtrielle Thätigkeit intereſſirt, gehe nach dem hellen Zürch, dem ernſthaften Baſel, dem eleganten Genf; wer für die Cultur des Bodens, nach dem Canton Bern, der ein üppiger Garten iſt, oder an den Leman, deſſen nördliches Ufer, der Höhenzug des nackten, felſigen Jorat, durch unglaubliche Mühe in ein Rebgelände verwandelt iſt. Wen das raſtloſe Ringen und Treiben der Civiliſation, die keine Ruhe kennt, ermattet, der gehe in die milden Felſenthale des Canton Uri oder zu den grünen Wieſen von Unterwalden, oder in das ſtille Schwytz. Wer die Fremden, die Reiſenden beobachten und ſich mit ihnen unterhalten und zerſtreuen will, ſuche die Orte auf, wo ſie ſich vorzugsweiſe drängen: Luzern, Thun, Interlachen, den Genfer See. Wer die Geſchichte liebt, kann durch die Schweiz wandelnd einen lehrreichen Curſus über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit menſchlicher Inſtitutionen machen, bei Realta in Graubündten beginnend, und wenn ihm die gegenwärtigen nicht gefallen, ſo kann er aus jener Betrachtung den Troſt ſchöpfen, daß auch ſie nicht dauern werden: die Römermacht iſt verſchwunden, die Obergewalt des deutſchen Kaiſers gebrochen, die Ariſtokratie geſtürzt; — die moderne Demokratie wird auch fallen. Wer am materiellen Wohlbehagen ſeine Freude hat, etablire ſich in irgend einem guten Gaſthof, der in der Schweiz eben ſo leicht, als in Deutſchland ſchwer zu finden iſt, irgend wie Fragen zu tun wagte. Sein Leben war aber viel zu zerſtreut und von allen Seiten in Anſpruch genommen, als daß irgend eine Perſönlichkeit ihn beſonders hätte intereſſieren können. Aber der veredelnde Einfluß der Kunſt auf die Menſchen — wo blieb er? — wie äußerte er ſich? — Schon bei ſeiner Kunſtreiſe durch England, alſo im erſten Jahr ſeiner Laufbahn, mußte er ſich eingeſtehen, daß bei einer ſolchen Virtuoſenexiſtenz davon gar nicht die Rede ſein könne.

Als die Reiſe gemacht war und die Familie Torrigi nach London zurückkam, um ſich von dort aus in Southampton nach Amerika einzuſchiffen, gaben ihr einige junge Männer ein Abſchiedsdiner in Richmond und einer der Herren ſagte zu Mariano:

„Nun, wie ſteht's, Sie neuer Orpheus! Sie waren ja in Irland! Haben Sie dort die wilden Beſtien in die Civiliſation hineingezaubert?“

„Von Irland kann ich nichts ſagen,“ entgegnete Mariano etwas ſcharf; — „daß es mir aber nicht in Sheffield geglückt iſt, muß ich eingeſtehen, denn während unſeres dortigen Aufenthaltes fielen zwei Mordtaten und verſchiedene andere Untaten vor.“

Der junge Mann war der Sohn eines ungeheuer reichen Fabrikbeſitzers in Sheffield, welches ebenſo berühmt durch ſeine Stahlarbeiten, als berüchtigt durch eine verwilderte Arbeiterbevölkerung iſt.

„Man geht dort ſo viel mit Meſſern und ſchneidenden Werkzeugen um," entgegnete er gleichmütig, „daß ihr Gebrauch etwas mißbraucht wird."

„Ich habe aber in Irland einen Mann kennen gelernt," ſagte Mariano, „der die Orpheusrolle etwas gründlicher ſpielt als ich."

„Wer iſt das? Wer kann das ſein?" riefen alle.

„Das iſt der Pater Matthew in Cork, meine Herren!"

Ein ſchallendes Gelächter, unterbrochen von dem Ausruf:

„Der Mäßigkeitsapoſtel! — — Sind Sie ein Tea-totaler geworden?" — erklang von allen Seiten.

„Ja," ſagte Mariano, „ich habe den Mann kennen gelernt, der die Axt an die Wurzel legt, um ein Laſter auszurotten, welches das Verderben eines Volkes iſt — und der an dieſe Arbeit ſeine ganze Exiſtenz — Zeit, Tätigkeit, Intereſſe, Geſundheit und Leben ſetzt. Ein ſo uneigennütziges Opfer von jeder Stunde und von dem ganzen Daſein hat mich mit ungeheurem Reſpekt für den Mann erfüllt — und unter den intereſſanten Perſönlichkeiten, die ich in Albions drei Königreichen ſo glücklich war kennen zu lernen, nimmt er vielleicht den erſten Platz ein."

„Dies „Vielleicht" läßt auch noch andern die Hoffnung, glückliche Rivale eines Franziskanermönches zu ſein! Sie ſind großmütig, Don Mariano!“

„Ich ſpreche ſo, wie ich die Sache betrachte, Sir. Ich finde es größer, einen Menſchen vom ſittlichen, als vom leiblichen Elend zu retten. Dieſes erfordert nur ein Stück Brot, welches der eine gibt und der andere verzehrt; jenes — eine ungeheure Willenskraft auf beiden Seiten.“

„Glauben Sie wirklich, daß Ihr Heros das whiskyberauſchte Irland ernüchtern werde?“

„Die ſtatiſtiſchen Angaben beweiſen ſchon jetzt, nach wenig Jahren, daß der Branntweinkonſum in Irland abnimmt. Läßt die gegenwärtige Generation allmählich vom Trunk ab, ſo iſt ihm die nächſte ſchon von ſelbſt entfremdet — und dies Laſter würde dann wohl nicht häufiger in Irland, als überhaupt im nördlichen Europa — und vielleicht ſeltener als hier in London vorkommen, wo Sie in den Sonntagsnächten ganze Trupps von Schwerberauſchten, Weiber und Kinder inbegriffen, aus den Gin-shops hervortaumeln ſehen.“

„Aber, Don Mariano, warum ſtudieren Sie denn auch ſo genau die Nachtſeite von Londons Nächten?“

„Weil es meine alte Marotte iſt, für alles, was menſchliches Elend iſt, phyſiſches und moraliſches, eine namenloſe Teilnahme zu haben. Und eben deshalb ſind meine Sympathien ſo ſtark für ſolche Männer, wie Pater Matthew, die ſich nicht, gleich mir, mit unfruchtbarer Betrachtung des Übels beſchäftigen, ſondern praktiſch Hand anlegen, um es auszurotten oder wenigſtens zu lindern.“

„Gehören Sie nicht einer Geſellſchaft, einer Verbindung . . . oder wie ich es nennen ſoll! an, deren Zweck es iſt, gerade die Übel, von denen Sie ſprechen, teils durch materielle Unterſtützung, teils durch Aufklärung und Belehrung zu mindern?“ fragte ihn ein junger Mann halblaut, der auf der andern Seite neben Mariano ſaß.

„Ich weiß, daß es ſolche Vereine gibt; doch hatte ich früher keine Gelegenheit, ſie kennen zu lernen und jetzt hindert mich mein wanderndes Leben daran.“

„Den Verein, den ich meine, finden Sie überall, hier auf engliſchem Boden ſo gut wie auf dem Kontinent oder in Amerika, und ich wundere mich, daß Sie mit Ihrem Intereſſe für Menſchenwohl und Menſchenbildung, mit Ihrem offenen Sinn für alles, was die Humanität betrifft, ihm bisher fremd bleiben konnten.“

„Ah, Ihr Verein iſt die Loge! nicht wahr, Sir . . . iſt die Freimaurerei?“ rief Mariano. „Nein! der Verein, der das Tageslicht ſcheut, kann unmöglich anziehend für einen vernünftigen Menſchen ſein; denn eine ſolche Geheimniskrämerei iſt entweder lächerlich, wenn nichts dahinter ſteckt als ein wenig Wohltätigkeit — oder verächtlich, wenn die zur Schau getragene Maske der Humanität ein Treiben verbirgt, welches den Tag ſcheut.“

„Das unſchuldige Geheimnis, womit ſich die Loge umgibt, iſt nun einmal ihre äußere Form und da die edelſten und beſten Männer ihr angehören, ſo iſt das eine Garantie für ihre Vortrefflichkeit.“

„Ah ja! die edelſten und beſten Männer!“ entgegnete Mariano lachend; — „kennen Sie auch dieſe Phraſe? ſie ſcheint ſtereotyp für die Bezeichnung der Logenbrüder untereinander zu ſein. Ob aber diejenigen, die außerhalb der Loge ſtehen, derſelben Anſicht ſind — iſt wohl ſehr zweifelhaft.“

„Hat man in Deutſchland Vorurteile gegen die Loge?“ fragte der junge Mann höchſt erſtaunt.

„Nein, Sir, durchaus nicht! ſondern es ſteht ſo: die einen haben ein Urteil, und die anderen haben kein Urteil über ſie. Die ganze Welt der halben Bildung, deren Charakterzug durchgehends Aufgeblaſenheit und Oberflächlichkeit iſt — iſt ein geborener Logenbruder. (Ich ſpreche von Deutſchland, Sir, nicht von England.) Alſo iſt da kein Urteil. Man taumelt in die Humanität und Brüderlichkeit hinein, wie der Nachtſchmetterling in die Flamme der Kerze — weil er die Sonne nicht ſieht.“

„Was nennen Sie die Sonne?“ fragte der Engländer gelaſſen.

„Die Wahrheit.“

„Aber wo iſt die Wahrheit? . . . die abſolute?“

Auf dieſe Frage wußte Mariano nichts anderes zu erwidern als:

„Es iſt leichter zu ſagen, wo ſie nicht iſt: nämlich bei allem Treiben, welches ſich der Öffentlichkeit entzieht.“

„Oh! das iſt aber zu niedrig gegriffen für die abſolute Wahrheit, Don Mariano! die erſten Chriſten entzogen ihre Verſammlungen und ihre Lehren ebenfalls der Öffentlichkeit. Die Loge ſetzt ihr Werk fort.“

„Nein, Sir, das tut ſie nicht . . . ſondern genau das Gegenteil!“ ſagte ein junger Mann, deſſen ernſter, beobachtender Ausdruck ſeine jugendlichen Züge ſehr angenehm machte und der Mariano gegenüber ſaß.

„Wie ſo . . . das Gegenteil?“ rief der Logenbruder.

„Die erſten Chriſten weckten, verbreiteten und pflegten in der Unterdrückung, die der heidniſche Staat auf ſie wälzte, in aller Stille den Glauben an die göttliche Offenbarung durch den Sohn Gottes; — die Loge kennt kein höheres Ziel, als dieſen Glauben zu zerſtören.“

„Woher wiſſen Sie das? das kann Verleumdung ſein!“

„Ich weiß es daher, weil die katholiſche Kirche den Freimaurer exkommuniziert, das heißt die Erklärung abgibt, der Freimaurer ſchließe ſich ſelbſt freiwillig von ihrer Gemeinſchaft aus, indem er ſich der Loge anſchließt: das iſt ein ſicheres Zeichen, daß die Grundſätze, welche in der Loge gelten, dem chriſtlichen Dogma feindlich ſind."

„Was kümmert uns papiſtiſche Anmaßung, Sir!"

„Die katholiſche Kirche iſt aber die Trägerin der chriſtlichen Offenbarung, der abſoluten Wahrheit, nach deren Maß und Geſetz alles zu richten iſt, was darauf Anſpruch macht, die Entwickelung der Menſchheit auf dem Gebiet des Geiſtes und der Sittlichkeit zu fördern. Weil göttliche Vollmacht ihr die abſolute Wahrheit anvertraut hat, ſo ſteht ihr das Schiedsrichteramt über alle Lehren und alle Prinzipien zu, welche in dieſen Bereich fallen — und folglich erfüllt ſie einen Akt ihrer göttlichen Sendung, wenn ſie da, wo ſie Irrtum findet, ihn als das, was er iſt, bezeichnet."

Mariano betrachtete ſchweigend den jungen Mann, der eben ſo ernſt als ruhig ſprach. Aber ſein Nachbar rief:

„Bryan O'Connor, Sie ſind ein Crypto-Katholik!"

„Nein," entgegnete dieſer lächelnd; — „nicht Crypto, denn ich verberge nicht, ſondern ich ſpreche aus, was ich denke; und nicht Katholik, denn dazu gehört das Bekenntnis der vollſten Überzeugung."

Bryan O'Connor intereſſierte Mariano; doch ſein Nachbar, der Logenbruder, wünſchte allzu lebhaft Mariano zu gewinnen, um nicht das Geſpräch mit ihm fortzuſetzen, indem er halblaut ſagte:

„Es iſt merkwürdig, noch immer beſchränkte Köpfe zu finden, welche ſich durch den mittelalterlichen Popanz der kirchlichen Autorität verblüffen laſſen.“

„Und noch merkwürdiger, daß ſo ein Beſchränkter und Verblüffter die Antwort gibt, welche wir ſchuldig bleiben, Sie und ich, Sir — obſchon wir uns gewiß nicht zu den Bornierten zählen; — die Antwort auf Ihre Frage nach der abſoluten Wahrheit.“

„Oh, mein beſter Don Mariano, Sie ſcheinen ein Grübler zu ſein; das paßt nicht für den Künſtler. Laſſen Sie die Philoſophen nach dem Abſoluten ſuchen — ſuchen und nicht finden! — und halten Sie ſich mit uns an kluge Praxis, die uns eine Welt von Brüdern und dadurch tauſend Hände und Füße, tauſend Augen und Ohren, mit einem Wort, tauſend Werkzeuge ſchenkt, die uns mit Freuden dienen.“

„Um welchen Preis, Sir?“

„Umſonſt, Don Mariano! ganz umſonſt! nur aus brüderlicher Freundſchaft.“

„Ich ſagte vorhin, daß es in Deutſchland auch Leute gebe, die ein Urteil über die Loge hätten und die ſagen, es werde ein Preis gefordert — und zwar ein ſehr hoher.“

„Es iſt armſelig, kleine Geldopfer zum Beſten fremder Not einen hohen Preis zu nennen.“

„Nein, nicht von Geld iſt die Rede, Sir! ich will Ihnen eine wahre Begebenheit erzählen, die in etwas den Preis beleuchtet. — In einem kleinen deutſchen Staat waren zwei der „edelſten und beſten Männer“ — ein Miniſter und ein Beamter ſeines Reſſorts — Freimaurer. Jener war ein Meiſter, dieſer ein einfaches Mitglied. — (Brauche ich nicht die richtigen Ausdrücke, Sir, ſo entſchuldigen Sie das gefälligſt mit meiner Unwiſſenheit!) — Nun, der Beamte ſcheint in der Tat einer der „edelſten und beſten Männer“ geweſen zu ſein. Unbedachtſam, wie Jünglinge ſind, war er in die Loge eingetreten. Als er in reiferen Jahren eine Disharmonie zwiſchen ihr und ſich erkannte — ſei es in den Grundſätzen, den Zwecken, der Richtung! — ſo wünſchte er ſich von dieſer Geſellſchaft mit Entſchiedenheit zu trennen und er zeigte dem Meiſter, der zugleich ſein Miniſter und ſelbſtverſtändlich „einer der edelſten und beſten Männer“ war, ſeinen Austritt einfach und offen an. Von dieſem Augenblick war es mit der Karriere des Beamten zu Ende. Die jüngeren Leute um ihn her rückten hinauf, wurden ſeine Vorgeſetzten: er blieb, was er war. Müde dieſer Ungerechtigkeit nahm er ſeinen Abſchied. Er konnte es, weil er Vermögen hatte. Andere können es nicht. — Nun, Sir, wie gefällt Ihnen dieſe ganz wahre und wirkliche Begebenheit? verrät ſie nicht, daß da im Hintergrund ein hoher Preis begehrt wird? ja, der allerhöchſte: die Überzeugung! Denn wenn man nicht erwartete, daß, wie man zu ſagen pflegt, eine Hand die andere wüſche, ſo hätte der Herr Miniſter den Beamten ruhig hinaufrücken laſſen, da der Staatsdienſt ja nicht im mindeſten beeinträchtigt war. Aber die Loge verlor einen Adepten: die Loge rächte ſich.“

„Ja, ſehen Sie, ſo etwas iſt nur in Deutſchland möglich!“ verſetzte der Engländer phlegmatiſch. „Der Büreaukratismus will immer das Heft in der Hand behalten. In dieſem ſpeziellen Fall erwürgte der engherzige Büreaukrat von Miniſter, der ſich über ſeinen Beamten ärgerte, den hochherzigen und freiſinnigen Maurer.“

„Da es aber zum Nachteil des Staates geſchah, der dadurch einen tüchtigen Beamten verlor, ſo iſt es unleugbar, daß gerade in dieſem ſpeziellen Fall der Freimaurer im Miniſter den Bureaukraten erwürgte,“ ſagte Mariano. „Übrigens bin ich der Meinung, daß ſich dieſe zwei Schmarotzerpflanzen der menſchlichen Geſellſchaft, Freimaurerei und Büreaukratismus, in Deutſchland vor der Hand helfen, ſchützen und ſtützen, bis eines guten Tages Revolution kommt, die ganze Sippſchaft der Geheimbündlerei zuſammentritt und der Büreaukratismus mit diverſen Kronen und Thronen über Bord geworfen wird.“

und er wird haben, was der Leib nur begehrt. Er wird auch nicht durch den Anblick fremden Elends aus ſeinem Behagen aufgeſcheucht werden, z. B. nicht in Genf, wo die Armenanſtalten ſo vortrefflich ſind, daß es keine Bettler giebt. So haben Sachkundige mir verſichert, und allerdings bin ich dort nie, auch bei wochenlanger Anweſenheit, einem Bettler begegnet. Genf iſt eine ſehr wohlhabende Stadt, die über 80 Millionärs zählt. Baſel ſoll deren über noch einmal ſo viel haben. Herr Chriſtoph Merian, Handelsherr zu Baſel, beſitzt ein Vermögen von 37 Millionen Fl. rhein. Doch nicht auf den Handelſtand beſchränkt ſich dieſe Wohlhabenheit. Es giebt Bauern im Simmenthal und Emmenthal (Canton Bern), deren Vermögen **100,000** Schweizerfranken überſteigt, und man ſieht es dieſen unglaublich netten, tüchtigen, wohlgehaltenen Dorfſchaften auch an. Solch ein Bauer — der könnte glücklich ſein, glücklicher als jeder andere Menſch! Sein Grundſtück gehört ihm, und iſt frei von jeder Abgabe, wie ſie auch heißen möge. Er kennt weder directe, noch indirecte Steuer. Ungezählt, unüberwacht kann er ſeine Producte verkaufen; kein Zoll beſchränkt Handel und Wandel. Sein Haus, ſein Garten, ſein Vieh, ſein Feld — Alles iſt von der beſten Qualität, das Erdreich wie die Race und wie die Beſtellung, ſo daß ſeine Mühe und Aufmerkſamkeit durch Gedeihen belohnt wird. Er

Wie kommt es, daß Sie Deutſchland ſo genau kennen?“ fragte Bryan O'Connor.

„Wohltäter ließen mir dort meine ganze muſikaliſche Bildung geben und wendeten viel auf meine Erziehung,“ ſagte Mariano ruhig.

„Er ſpricht auch deutſch!“ rief Antonia vom andern Ende des Tiſches herüber. „Das klingt, als ob Bären brummten.“

„Ei was!“ ſagte Torrigi, „ſeine eigentliche Sprache iſt ſeine Violine .... und die iſt von himmliſcher Süßigkeit.“

Alle ſtimmten bei. Man brachte Cheers aus auf Mariano, auf Antonia, auf die ganze Familie.

„Soll ich Ihnen Briefe nach New-York geben?“ fragte Mariano's Nachbar.

„Gern, inſofern Sie mich nur als Muſiker und nicht als Aſpiranten zur Maurerkelle empfehlen wollen,“ entgegnete Mariano.

„Dies wäre gerade die Hauptſache.“

„Aber nicht für mich, Sir! Mir, wie jedem Künſtler iſt es angenehm, wohlwollend empfangen und behandelt zu werden. Doch würde ich lieber darauf verzichten und vorziehen, totgeſchwiegen oder mit Kot beworfen zu werden, als mich durch den Eintritt in einen Geheimbund, möge er Namen haben, welchen er wolle, in meiner Freiheit beſchränken zu laſſen.“

Drei Tage ſpäter befand ſich die Familie Torrigi auf dem Ocean und zog der Neuen Welt entgegen. Ihr Aufenthalt in England hatte zehn Monate gedauert. Es fehlten alſo noch zwei, bis Mariano in ſeine Selbſtſtändigkeit zurücktrat. Davor zitterte Torrigi. Er wollte ganz gern für Mariano mit vollen Händen in die Kaſſe greifen; aber mit ihm zu teilen — das war ein unerträglicher Gedanke. Dennoch mußte er es tun, wenn Mariano es verlangte; denn ohne ihn . . . . fiel das Quartett auseinander, und das war doch noch unerträglicher — wie Torrigi im Hinblick auf die ſoliden Banknoten, die er in England zurückgelegt hatte, wohl fühlte.

Vor fünfundzwanzig Jahren gab es in Deutſchland Menſchen, die ganz aufrichtig für Amerika ſchwärmten. Die perſönliche und bürgerliche Freiheit, die Leichtigkeit, Grundbeſitz zu erwerben und reich zu werden, die völlige Gleichgültigkeit bezüglich religiöſer Anſichten — waren die Motive ihrer Schwärmerei. Der Konſtitutionalismus der Staaten nach franzöſiſchem Revolutionszuſchnitt, dieſe durchaus undeutſche, exotiſche Pflanze, hatte erſt in den wenigſten und kleinſten Staaten Deutſchlands Wurzel gefaßt, ſo daß der Liberalismus noch nicht den feſten Boden der Kammern hatte, um gegen die Regierungen Oppoſition zu machen. Sie wurde daher auf jedem Gebiet, in jeder Richtung, bei jeder Veranlaſſung, auf jede Weiſe — und durch jedes Mittel betrieben — und dazu gehörte auch ein gewiſſer Fanatismus für

Amerika, für die „Neue Welt“, die dem alten, vermorſchten Europa gegenüber als die Heimat der Menſchenwürde und der edelſten Unabhängigkeit geprieſen wurde. Die Verbindung der Vereinigten Staaten mit Europa war damals nicht ſo leicht, ſo häufig und ſo alltäglich, wie ſie jetzt iſt; die Kunde war ſeltener, die von dorther kam — und ſo war es möglich, daß Menſchen, welche keineswegs zur politiſchen Partei des Liberalismus gehörten, dennoch mit Bewunderung auf die Zuſtände jenſeits des Oceans hinüber ſchauten, weil ſie dieſelben nur preiſen hörten — und ſie nicht kannten.

Auch Mariano hatte aus Deutſchland eine gewiſſe bewundernde Hochachtung für Amerika mitgebracht. Er ſtellte ſich unter einem Bürger der Vereinigten Staaten ſo etwas wie einen Senator der alten Republik Rom vor; aber dieſen ernſten und gediegenen Charakter verſchmolzen mit den wärmeren und weniger exkluſiven Ideen der neuen Zeit. Er trug immer ſein Ideal im Sinn: die Vereinigung der Menſchen für höhere Zwecke, als für materielle. Aktiengeſellſchaften mit ihren Erfolgen — und wenn ſie noch ſo glänzend waren, erſchienen ihm nicht als das höchſte Ziel der Kultur. Die unbeſtimmte Vorſtellung von allgemeinem Intereſſe, allgemeinem Glück, allgemeiner Bildung lag in verſchwimmenden Umriſſen im Hintergrund ſeiner Seele — und was er als Peregrin Gorm gehofft hatte, in ſeinem Lebenskreiſe zu bewirken, das hoffte er jetzt in Amerika von andern in einer Weiſe bewirkt oder wenigſtens angeſtrebt zu finden, die mit ſeiner inneren Richtung übereinſtimmte. War es ihm gelungen, ſo viel zu erwerben, wie zu einer unabhängigen Exiſtenz gehörte, und hatten ſich während der Zeit ſeine Sympathien befeſtigt, ſo hinderte ihn nichts, ein Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn lebhaft auf der Reiſe und verſetzten ihn in große Spannung. Seine Virtuoſenexiſtenz betrachtete er nur noch ſo, wie andere junge Leute die ſogenannte Brotwiſſenſchaft, welche ſie für ihr Fortkommen ſtudieren müſſen. Daß die Kunſt in *dieſer* Form nicht veredelnd auf die Menſchen wirke — daß die Welt ſie betrachte als einen Genuß für das Ohr, welcher mit den Genüſſen für Auge und Zunge, mit allem, was Schauluſt und was materielle Freude betrifft, abwechſeln müſſe: davon hatte er ſich zur Genüge bei ſeiner erſten Kunſtreiſe überzeugt.

In New-York ging es der Familie, inſofern es die Konzerte und den Beifall betraf, ſehr gut. Torrigi ſelbſt mußte geſtehen, daß er noch beſſere Geſchäfte mache als in Großbritannien; und alles übrige war ihm gänzlich gleichgültig. Nicht ſo Mariano. Er ſuchte hinter dieſem gewaltigen Treiben der Tätigkeit nach jenen Ideen, welche, wie er meinte, von der höheren Stufe intellektuellen Lebens, auf die er die neue Welt geſtellt hatte, untrennbar wären. Er fand ſie nicht. Seine Stellung brachte ihm in Berührung mit den verſchiedenſten Perſonen, die ſich alle von ihrer liebenswürdigſten Seite zu zeigen ſuchten, weil er eben eine Berühmtheit war und man ihm zeigen wollte, wie hoch Amerika eine ſolche ſchätze und wie es kein Geld ſpare, um dem Genie zu huldigen. Er lernte auch außerhalb ſeiner Kunſtſphäre verdienſtvolle, kluge Männer kennen; allein es war nicht das, was er im Herzen trug — es war kein Leben für uneigennützige Ideen.

„Daß ich hier weniger Bücherweisheit treffen würde, als in Europa — darauf war ich vorbereitet,“ ſagte Mariano zu einigen jungen Männern, mit denen er öfter zuſammen kam. „Deshalb meinte ich aber, die ganze innere Entwickelung müſſe kräftiger — und weil kräftiger, auch höher ſein.“

„Haben Sie denn aber nicht den Eindruck, als ob im Vergleich zu Amerika die Menſchen in Europa ſchliefen?“ fragte ein eingeborener Sohn New-Yorks. „Ich war in Europa, in London und Paris, in Belgien und am Rhein — alſo gerade auf den Punkten, die man dort als Sammelplätze großer Tätigkeit, lebhaften Verkehrs betrachtet. Es kam trotzdem mir vor, als brauchten die Europäer vierundzwanzig Stunden, wo der Amerikaner eine Stunde gebraucht ... ſo langſam, ſchleppend, ſpärlich und ſchläfrig geht alles vor ſich.

Ich kam gar nicht aus der Ungeduld heraus. Man verliert ſo entſetzlich viel Zeit in dem Europa!“

„Aber worauf verwendet man die Zeit in Amerika, die man in Europa verliert!“ rief Mariano; „doch immer nur auf Geſchäfte — und das Geſchäft aller Geſchäfte iſt — reich werden. Wie eine Hetzjagd, wie eine Steeple-chase wird es betrieben! Ob man dabei Arm und Bein bricht, den Nachbar überrennt, von ihm überrannt wird, Leib und Leben dabei wagt . . . gleichviel! die raſende Hetze wird fortgeſetzt! und wofür? Um Geld zu gewinnen!“

„Wie wollen Sie dann aber großartige Unternehmungen, Bauten, Anſtalten, in's Leben rufen ohne Geld? — und gibt es in dieſer Beziehung großartigere Leiſtungen, als bei uns?“

„Zugegeben! aber die Goldſucht ſteht in erſter Reihe, tut ſich überall hervor, und mit ſolcher Vehemenz, daß es unmöglich zu glauben iſt, eine gemeinnützige Abſicht liege ihr zum Grunde. Das kann ausnahmsweiſe bei einem einzelnen der Fall ſein; doch die große Maſſe denkt daran nicht! die arbeitet für ſich ſelbſt.“

„Tut ſie das etwa nicht in Europa auch?“

„Freilich! allein ich glaubte, die neue Welt ſei der alten vorausgeſchritten.“

„Das iſt ſie in Bezug auf die bürgerliche Freiheit.“

„Eine bürgerliche Freiheit, welche die Haupttätigkeit eines ganzen Volkes dahin verwenden läßt, möglichſt ſchnell reich zu werden, gibt dieſem Volke keine große Idee von ſeiner Beſtimmung — und dürfte am Ende nicht das Ideal der bürgerlichen Freiheit ſein.“

„O mein Herr!“ rief der Amerikaner, „wenn Europa längſt eine Wüſte ſein wird, in welcher Eure Throne, Eure ſtehenden Heere, Eure Schreiber und Eure Krämer kleine, traurige, verſandete Ruinen bilden: ſo wird der freie Bürger der Vereinigten Staaten — Beherrſcher aller Meere und ſomit die gewaltigſte Macht des Erdballs ſein.“

„Ja, Sir! . . . wenn er nicht vorher zuſammenſtürzt und an den Tag bringt, daß der Geldſack kein Sockel für die dauernde Größe eines Volkes iſt.“

„Das iſt Ihre ganz willkürliche Annahme! Uns Amerikanern aber gibt unſere Freiheit die ſtolze Zuverſicht auf dauernde Größe, auf wachſende Macht und auf eine Weltherrſchaft, die uns Europa's Pygmäen, Afrika's wilde Horden und Aſiens verzerrte, verbildete und veraltete Kulturvölker nicht ſtreitig machen werden.“

„Der Grund eines Sturzes,“ ſagte Mariano, „liegt häufiger in uns, als außer uns; und was von Individuen, gilt auch von Völkern und Staaten. Ihr nordamerikaniſcher Freiſtaat hat keine Vergangenheit, in der er ſich langſam entwickelte, wie ſollte er eine lange Zukunft haben? Früh reif, früh alt — das geht Hand in Hand.“

Solche Diskuſſionen kamen häufig vor, denn dieſer junge Herr Stronghead beſuchte oft die Familie Torrigi, weil Antonia ihn anzog — nicht die Virtuoſin, ſondern gerade Antonia, denn ſie war genau der Gegenſatz zu den wohlerzogenen, gebildeten, kühlen — wenigſtens im Benehmen kühlen — amerikaniſchen Damen, alſo etwas ganz Neues und Fremdartiges, das einen großen Reiz hatte. Antonia nahm alle Huldigungen mit aufrichtigem Vergnügen an und hörte ſehr gern die Verſicherung, daß ſie wunderſchön ſei.

„Ich habe ſo lange für ein Violoncello gegolten, daß ich eine immenſe Freude habe, jetzt für ein junges Mädchen zu gelten . . . und einem ſolchen ſagt man natürlich angenehme Dinge, was eine höchſt wünſchenswerte Abwechſelung mit den ewigen Lobeserhebungen der Kunſtfertigkeit bildet. Findeſt Du das nicht?“ — So ſprach Antonia zu Marietta.

„Mich freut weder das eine noch das andere Lob,“ entgegnete Marietta, „und ich bitte täglich den lieben Gott inſtändig, daß es ihm gefallen möge, mich von Beiden zu erlöſen.“

„Früher hab' ich das auch wohl getan,“ ſagte Antonia, „und wenn ich wüßte, daß ich auf eine andere Art ganz außerordentlich glücklich würde, ſo täte ich es wieder. Aber ganz gewiß nicht, ſo lange

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20870 / 057

Mariano bei uns bleibt . . . und der hat ſich mit dem Vater wieder auf ein Jahr geeinigt um den vierten Teil der Einnahme, was ſehr großmütig iſt. Sprich, Marietta . . . wie gefällt Dir der Herr Richard Stronghead?"

„Ich habe weder Gefallen, noch Mißfallen an ihm. Er iſt mir gänzlich gleichgültig."

„Mir nur dann . . . wenn er neben Mariano ſteht."

„Denke nicht an Mariano, denn er denkt nicht an Dich," ſagte Marietta ernſt.

„Oho!" rief Antonia mit einer ſtolzen Kopfbewegung — und von Stund' an dachte ſie aus einer Art von Trotz und Hochmut erſt recht an ihn und zog tauſend Vergleiche, welche alle zu ſeinem Vorteil waren — und tat das ſo beharrlich und ſo eifrig, bis ſie ſich in eine Art von Leidenſchaft verſetzt hatte, die ſie hinter ihrem verwandtſchaftlichen Verhältnis verſteckte. Mariano dachte an nichts weniger als eine Neigung zu wecken oder zu erwidern. Er machte ſich, wie er ſelbſt ſagte, zum Amerikaner hinſichtlich des Eifers für Gelderwerb. Er muſizierte, er komponierte, er gab ſogar an zwei junge Leute deutſcher Abkunft, die Talent für die Violine hatten, einigen Unterricht, den die Eltern mit Gold aufwogen. Er hatte weder Zeit noch Luſt, irgend ein Bedürfnis ſeines Herzens zu berückſichtigen, nicht einmal zu ſpüren; denn in dieſem ganz nach Außen gekehrten und auf Außerſelbſt mit den Seinen betreibt die Geſchäfte des Landbauern, beſtellt die Wieſen und Aecker, beſorgt Haus und Heerde. In dieſer geſunden Thätigkeit, welche ſeine Kräfte nicht überſteigt, findet er zweckmäßige Beſchäftigung, die wohlthätige, die ihn ſchützt vor den Selbſtqualen der Phantaſie und vor dem unbefriedigenden Streben des Geiſtes. Aber unſre Zeit iſt nicht die der Zufriedenheit noch der Befriedigbarkeit; es ſind allzuviel Schranken weggeriſſen. Völker, Stände, Einzelne, fühlen das; dumpf die Einen, die Andern klar. Es geht ein großes Suchen durch die Welt, aber das Was, das Wo, das Wie — darüber iſt man nicht einig, wird es auch nicht werden, kaum daß die Parteien ſich untereinander darüber verſtändigen werden. Was in der antiken Welt der Menſchheit einen Halt und Zuſammenhang gab: die Vaterlandsliebe; — und was in der alten: der Glaube; — das iſt in unſrer Welt gebrochen und am Boden, und Jeder arbeitet ſich ab, auf ſeine eigne Hand, für ſeine eigne Rechnung, ohne Vaterlandsliebe, ohne Glauben, ja, ohne Ueberzeugung, nur für ſeine kahle Meinung — die unerquicklichſte Danaidenarbeit! So iſt denn auch das allgemeine, ſchwüle, unruhige Unbehagen bis zu den Bauern der Schweiz gedrungen, und ſie möchten gern etwas Andres ſein, als ſie ſind, und mehr noch haben, als ſie ſchon beſitzen. Wenn Alle — Alles wollen, ſo iſt es ſehr natürlich, lichkeiten gerichteten Leben ging unvermeidlich eine gewiſſe edle Zartheit des Herzens verloren. Oftmals ſprach er zu ſich ſelbſt: Heliade hat meiner Jugend eine ideale Richtung gegeben, von welcher ein Nachhall durch mein ganzes Leben ziehen wird. Aber mein Schickſal weiſt mich vor der Hand auf eine andere Bahn, nachdem es zwiſchen ihr und mir eine Kluft geriſſen hat, die nicht auszufüllen und nicht zu überſpringen iſt. Ob ich dereinſt wieder für höhere Beſtrebungen leben und wirken werde . . . ich weiß es nicht! Jetzt iſt's meine Aufgabe, mir eine Unabhängigkeit zu erringen, die mir ſpäter jede Laufbahn ermöglicht. — Mariano wurde angeſteckt von dem Fieber des Gelddurſtes, das rings um ihn graſſierte — nicht in dem Grade, wie ſeine amerikaniſchen Freunde und noch weniger, wie ſein geiziger Onkel damit behaftet war, doch immer genug, um in der Zartheit der Empfindungen dadurch zu leiden. Und weil das der Fall war, ſo gewann Antonia ganz leiſe und allmählich viel mehr Macht über ihn, als er je geglaubt hätte.

Ein unerwartetes Ereignis brachte ihn zur Erkenntnis, daß er auf einem gefährlichen Pfade gehe. Die Familie hatte von New-York aus größere und kleinere Kunſtreiſen gemacht, war aber immer wieder nach New-York zurückgekehrt. Nachdem über ein Jahr auf dieſe Weiſe verfloſſen war, wollten ſie nach Waſhington und in die Südſtaaten gehen. Da trat Richard Stronghead mit ſeinem

Heiratsantrag vor Antonia. Sie lehnte ihn ab, ohne einen Grund anzugeben. Stronghead ging nun zu Torrigi und ſagte:

„Ich habe Ihrer ſchönen Tochter meine Hand, mein Herz und mein Vermögen zu Füßen gelegt. Da ſie zugleich eine Schönheit und ein Genie iſt, ſo hat ſie das Recht kapriziös zu ſein, — ein Recht, welches ohnehin alle Frauen für ſich in Anſpruch nehmen: ſie hat mich abgewieſen.“

„Was!“ rief Torrigi in ſeiner wütendſten Manier; — „Sie . . . abgewieſen! einen Millionär! . . . das iſt unmöglich, Herr! . . . ganz unmöglich.“

„Das denke ich auch,“ entgegnete Stronghead kalt. „Eine Künſtlerin muß enden mit einem Millionär . . . ſonſt wäre ihre Laufbahn verfehlt.“

„Ganz meine Meinung . . . . ganz!“ jubelte Torrigi.

„Wohin eilen Sie?“ fragte Stronghead, denn Torrigi wollte aus dem Zimmer ſtürmen.

„Dem unvernünftigen Mädchen will ich den Kopf zurechtſetzen!“

„Sie kennen zu wenig die Damen!“ ſagte Stronghead ungeduldig; — „das würde Ihre ſchöne Tochter erſt recht in den Trotz hineintreiben. Nein! wir wollen ihr Zeit laſſen, ſich zu beſinnen. Sie iſt ſehr jung, ſie findet Vergnügen an dieſen Reiſen, dieſen Huldigungen, dieſen Triumphzügen: alſo reiſen Sie noch ein Jahr mit ihr umher; das wird ſie ſchon abkühlen gegen ihre Künſtler-

Karriere, und wenn ſie wieder hierher zurückkommt, beſinnt ſie ſich und ſchlägt eine ſolche Heirat nicht aus.“

„Aber wenn Sie ſich inzwiſchen eines andern beſonnen hätten, Sir?“ fragte Torrigi zweifelnd.

„Nein, das wird nicht geſchehen! ich kenne alle hieſigen Damen: keine einzige gefällt mir. Sie wiſſen, wie rückſichtsvoll der Amerikaner das ſchöne Geſchlecht behandelt, wie er alle Mühe, Sorge und Arbeit im Leben auf ſich allein nimmt und ſeine Frau ungefähr wie einen Paradiesvogel exiſtieren läßt, von dem früher die Sage ging, er habe keine Füße und könne daher die Erde nicht berühren. Bei ſolchen Anſichten, welche bei uns allgemein herrſchen, verlange ich wenigſtens die Satisfaktion, daß ein ſo koſtbarer Paradiesvogel mir außerordentlich gefalle . . . und deshalb iſt meine Wahl fixiert.“

„Das klingt ſehr gut . . . wenn es nur ganz ſicher iſt . . . und bleibt,“ ſagte Torrigi bedenklich.

„Es bleibt Ihnen nichts übrig, als auf dieſen Vorſchlag einzugehen . . . denn zwingen läßt ſich Ihre Tochter nicht . . . und das macht ſie liebenswürdig.“

„Nun, wenn Ihnen der Trotz zuſagt, Sir . . . . damit kann die Tota aufwarten!“

„Er muß ſeine Grenzen haben . . . und er wird ſie haben, Sir! Aber ein junges Mädchen, das ſich durch keine Gewalt zu einer Heirat zwingen läßt, iſt mir ſehr reſpektabel.“

„Wohlan!“ ſagte Torrigi, dem ein Jahr in den Südſtaaten einen neuen Juwel in der Krone der Berühmtheit und einen reichen Goldſtrom in ſeine Kaſſe verſprach; — „wohlan! jetzt die Reiſe und über's Jahr die Vermählung.“

Hatte Stronghead gewähnt, Torrigi werde über die Sache ſchweigen, ſo war er im größten Irrtum. Die Reiſe wurde freilich angetreten und gemacht, allein die Ausſicht, bei der Rückkehr einen Millionär zum Schwiegerſohn zu bekommen, entſprach viel zu ſehr Torrigi's heißeſten Wünſchen und erſchien ihm ſo ganz als Antonia's höchſtes Glück, daß er kaum New-York verlaſſen hatte — wo er ſchwieg, um Stronghead nicht zu verſtimmen — als er auch ſchon die ganze Familie mit dieſer glänzenden Ausſicht bekannt machte.

„Denkt nur, welch eine gute Fee an Tota's Wiege geſtanden hat,“ hub er an in einem Ton, der jeden Widerſpruch verbieten ſollte; — „Herr Richard Stronghead hat mich um ihre Hand gebeten und hofft nächſtes Jahr auf ſeine Vermählung.“

Antonia wurde erſt leichen- und dann purpurfarben und ſagte:

„Da hofft er umſonſt! ich ſagte es ihm.“

„Darf man fragen, warum?“ ſagte Torrigi mit verhaltenem Zorn.

„Weil er mir nicht gefällt,“ erwiderte ſie kurz.

„Du aber gefällſt ihm, und das iſt bei einem Millionär die Hauptſache. Junge Männer gefallen übrigens, wenn ſie rechtſchaffen ſind und ernſte Abſichten auf die Ehe haben, immer den jungen Mädchen, wenn nicht auf der Stelle, ſo doch allmählich. Wird nun gar ihre Vortrefflichkeit durch Millionen unterſtützt, ſo wäre es eine Narrheit und des Einſperrens wert, wenn man da nicht mit beiden Händen zugriffe; — nicht wahr, Mariano? Nicht wahr, wenn eine Millionärin ſich dermaßen für uns begeiſterte . . . wir ließen uns willig finden, ſie zu beglücken?“

„Das weiß ich doch nicht,“ ſagte Mariano verlegen. Obſchon nie ein Wort zwiſchen ihm und Antonia gefallen war, das auf eine Verbindung oder nur auf den beiderſeitigen Wunſch einer ſolchen gedeutet hätte: ſo fuhr ihm doch jetzt ein Blitz durch den Sinn, das ſei der wahre Grund für Antonia's Weigerung. Zwiſchen der Furcht, ſie zu verletzen, und dem Wunſch, ſie umzuſtimmen, ſchwankte er und ſuchte nach paſſenden Worten. Da hub auf einmal Marietta an:

„Weißt Du auch, Vater, daß Herr Richard Stronghead ein Irrgläubiger iſt?“

„Närrin!“ fuhr er ſie an; „hier iſt Religionsfreiheit! hier fragt kein Menſch den andern: was glaubſt du!“

„Gewiß nicht!“ rief Antonia bitter lachend; — „hier heißt es: was haſt du — an Dollars!“

„Wir ſind aber keine Amerikaner," entgegnete Marietta ſanft; — „und wenn Du in New-York einen Prieſter fragen wollteſt, Vater, ſo würde er Dir ſagen, daß die Katholiken in der ganzen Welt bei ihrer Religion und ihrer Kirche bleiben ſollen."

„Miſerikordia!" rief Torrigi kreideweiß vor Zorn, „wo hat dieſe Närrin das Predigen gelernt!"

Mariano ſtarrte das ſtille Kind an. Waren das nicht Heliadens Grundſätze? Wie kam Marietta dazu? Hatten die Prieſter wirklich das Recht, zu ſagen, die Katholiken der ganzen Welt ſollten bei ihrem Glauben bleiben? . . . Alſo hatten ſie wirklich einen und denſelben Glauben, mit denſelben Lehren und Vorſchriften auf beiden Hemiſphären?

„Sie hat ganz recht, Vater!" ſagte Antonia trotzig; „ich heirate keinen Irrgläubigen. Vielleicht iſt Richard Stronghead ein Mormone und hätte ich Kinder, ſo müßten es Mormonen werden. Dafür dank' ich! Möchteſt Du ein Großvater von Mormonen ſein? . . . Gewiß nicht."

„Von Mormonen iſt nicht die Rede, Tota, mein Lämmchen," ſagte Torrigi ſo ſanft wie möglich; „ſondern von Millionen. Dieſe faſſe ins Auge . . . und dann wird es Dir ganz klar werden, daß ein ſo vernünftiger, ſolider Mann, wie Richard Stronghead, auch irgend eine höchſt vernünftige und ſolide Religion — und keine ſo aberwitzige wie die Mormonen haben werde. Die ganze Welt, mein Täubchen, kann nicht katholiſch ſein; das iſt nun einmal ſo. Und weil es ſo iſt, wird es wohl gut ſein und das darf uns in unſern Glückſeligkeitsplänen nicht ſtören.“

„Immerhin! mich ſtören aber Deine Glückſeligkeitsprojekte, denn es ſind nicht die meinen!“ erwiderte Antonia mit Entſchiedenheit.

Torrigi wollte auffahren; Mariano rief:

„Quäle ſie doch nicht, Onkel! laß ihr Zeit!“

„Wozu?“ fragte Antonia; — doch ehe Mariano antworten konnte, verließ ſie das Zimmer.

„Du haſt Einfluß auf ſie, Mariano,“ ſagte Torrigi; „ich beſchwöre Dich, ſtimme ſie vernünftig.“

„Onkel!“ ſagte Mariano plötzlich finſter und hart, weil er mit ſich ſelbſt unzufrieden war: — „es iſt am beſten, wenn wir uns trennen. Halte Du Deine Reiſe inne, kehre nach New-York zurück, tue, was Du willſt — ich gehe nach Braſilien!“

„Seid Ihr denn alle wahnſinnig geworden!“ rief Torrigi, ſtürzte auf Mariano zu und umklammerte ihn mit beiden Armen. „Daraus wird nichts, mein Sohn! Du haſt Dich noch auf ein Jahr mit mir verbunden, Du mußt bleiben! — Du nach Braſilien? ich bitte Dich, das würde meinen Ruf, mein Quartett, meine Kaſſe ruinieren! Wollteſt Du mich in ein ſolches Elend ſtürzen?“

„Und weshalb wollteſt Du jetzt gehen? bleibe, Mariano, Du kannſt vielleicht einen guten Einfluß gewinnen,“ ſagte Marietta ſo ernſt, ſo überlegen, daß er ſtaunend das ſtille Kind betrachtete und ſchwieg.

„Recht ſo, Marietta! halte ihn feſt! und bringt Ihr beide die Tota zur Vernunft. Ich muß an unſere Geſchäfte gehen,“ ſagte Torrigi.

Als beide allein waren, nahm Marietta ſogleich das Wort und ſagte ernſt:

„Du hatteſt Unrecht gegen Antonia. Was für Dich Scherz und Leichtſinn war, Marian, das war für ſie Ernſt. Ich warnte ſie öfter, aber ſie glaubte mir nicht. Eine eheliche Verbindung kann nie zwiſchen Euch ſtattfinden wegen Eurer allzu nahen Verwandtſchaft — und werden auch zuweilen Diſpenſen gegeben, ſo würde das in dieſem Falle ſicher nicht geſchehen, weil Du nicht katholiſch biſt. Überdas haſt Du gewiß nie an eine Ehe mit Antonia gedacht! Warum alſo mit einem Gefühl ſpielen, das Euch dereinſt auseinander, nicht zu einander führen wird? — Es war nicht edel von Dir, Marian.“

„Aber, Marietta, ſtilles Kind, ums Himmelswillen, woher weißt Du das alles?“ fragte er ſtaunend.

„Weil ich ein ſtilles Kind bin, Marian! ich höre und ſehe und denke ein wenig nach — und dann . . .“ —

„Nun . . . und dann?“

„Dann bete ich auch ein wenig und gehe zu den heiligen Sakramenten und halte mich ſo fern ich kann von all dem Treiben, das um uns vor ſich geht — und ſo bleibe ich in meinem Frieden, bis die Stunde der Erlöſung kommt.“

„Was iſt das für eine Stunde, Du liebes, ſtilles Kind?“

„Sieh, Marian, ich bin ein armes Waiſenkind und muß meinen Verwandten und Wohltätern dankbar dienen — und tue es gern . . . Gott zu Lieb'. Aber wenn der Vater einmal findet, daß er reich genug iſt, dann bitte ich ihn um ſeinen Segen und gehe in ein Kloſter, wo ich Gott dienen kann, Gott allein — und das, Marian, wird die Stunde meiner Erlöſung ſein.“

Er legte die Hand über die Augen, weil ihm zu Mut war, als ob ein paar Tränen aufquellen wollten, und er ſagte:

„O Du ſtilles, ſeliges Kind, Du weißt Deinen Weg ſo ſicher zu finden, alſo ſage mir den meinen? Soll ich jetzt bei Euch bleiben? ſoll ich gehen?“

„Es würde den Vater in Verzweiflung und in die allergrößten Unannehmlichkeiten ſtürzen, da er mit ſeinem Quartett ſchon gewiſſe Verpflichtungen übernommen hat, auf welche ſich andere verlaſſen, die ihrerſeits Vorkehrungen treffen, Konzertſäle einrichten — was weiß ich! — Das alles würde verſtört, wenn Du gingeſt . . . . und Antonia käme vielleicht ganz außer ſich. Bleibe alſo und ſei freundlich mit ihr, um ſie nicht zu erbittern. Ich hoffe, ſie kommt noch zur Erkenntnis über ſich ſelbſt — nicht bloß in Bezug auf Dich, ſondern auf ihr ganzes Tun und Treiben mit ſeiner erbärmlichen Eitelkeit. Ich weiß wohl, daß es Dir lieber wäre, jetzt nach Braſilien zu gehen, Marian, aber es iſt Dir recht heilſam, durch Dein Verweilen etwas Buße zu tun" — ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Buße zu tun? — — Höre, Marietta, es wäre mir recht lieb, wenn ich etwas Buße tun könnte. Aber wie fängt man dies an in unſerm bunten, zerſtreuten, konfuſen, windſchiefen, tumultuariſchen Leben!"

„Ganz leicht, Marian! Zuerſt hat man den lieben Gott lieber, als die ganze übrige Welt zuſammengenommen."

„Fange nicht mit etwas an, das über meine Kraft geht! das — kann ich nicht."

„Niemand kann es aus ſich ſelbſt. Aber wolle es .... und wolle es beharrlich .... bitte, bete, flehe darum, und Gott ſchenkt dieſe Gnade."

„Und weiter?"

„Dann bereuſt Du, daß Du Gott nicht über alles geliebt, ſondern armſelige Geſchöpfe, armſelige Freuden ihm vorgezogen haſt — und Deine Reue iſt ſo tief und macht Dich ſo demütig, daß Du Dich im heiligen Bußſakrament Deiner Verfehlungen anklagſt, den Vorſatz faßt, ſie zu meiden — und dann kleine und große Leiden, Widerwärtigkeiten, Prüfungen, die nie ausbleiben, ... dazu anwendeſt, um Dich in Deinen guten Vorſätzen zu daß Niemand zufrieden ſein kann. Dennoch — wie ſie auch ſein möge, die Schweiz, ſo iſt ſie ſchön; denn Gott hat ſie ſchön gemacht, hat ihr die Herrlichkeit ihrer Natur gegeben, eine unvergängliche Glorie. O, man ſieht ſich müde auf der Welt, todtmüde an all den räthſelhaften und herben Geſchicken, und das Auge wird ſo namenlos traurig und das Herz ſo namenlos ſchwer, wenn ſie dazwiſchen haften bleiben. Das iſt ſo herrlich in der Schweiz, daß der Blick nicht untergehen kann im Menſchenwerk, daß die wundervolle Schöpfung Gottes ihn immer und immer wieder anzieht. Von all dem bangen, ſchmerzlichen, wüſten Treiben auf der Erde gleitet er empor zu den Bergen, welche die Jahrtauſende und ihre Kämpfe geſehen haben und in unvergänglichem Frieden, ſchneeweiß und roſenroth, ſtralen; und von den Bergen ſteigt er zum Himmel, und vom Himmel zu Gott. Dann wird der Blick wieder hell, und das Herz wieder freudig; denn die ewige Zuverſicht, die in der Seele wohnt, ſchüttelt die Entmuthigung ab, und liebend und hoffend kehrt man zu den Menſchen zurück, weil man daran erinnert worden iſt, daß Gott über ihnen waltet.

Für mich giebt es einen goldnen Faden, der lichtend durch das Wirrſal der Gegenwart läuft: es iſt das große Erbarmen mit fremdem Leid. Den Armen, den Kranken, den Gefangenen, den Verbrechern, Allen beſtärken, Dich mehr und mehr von Deinen Fehlern zu beſſern und Dich in der Geduld zu üben. Die prieſterliche Abſolution und die heilige Kommunion teilen Dir die nötigen Gnaden dazu mit.“

„Aber Marietta, Du weißt ja . . . ich bin nicht katholiſch.“

„Leider nicht, Marian! Doch Du fragteſt — und da hab' ich Dir geſagt, was wir tun und was Du tun mußt.“

„Könnte ich nicht in anderer Weiſe Buße tun?“

„Darüber mußt Du andere Leute befragen.“

„Glaubſt Du, daß ihr Rat beſſer wäre?“

„Das iſt unmöglich, Marian! in Dingen, die das Seelenheil betreffen, kann es nur eine wahre Lehre geben; und die iſt in meiner Kirche und meine Prieſter verkünden ſie.“

„Dieſe Behauptung kann jeder aufſtellen.“

„Aber er kann ſie nicht begründen, Marian, wenn er nicht katholiſch iſt.“

„Und Du willſt das unternehmen?“ fragte er mitleidig.

Marietta ſah ihn wieder mit ihrem tiefen, ernſten Blick an und entgegnete:

„Ich ſpreche nicht von dieſen Dingen, um mit Dir zu diſputieren — noch weniger, um ſie Dir geringſchätzig zu machen, weil ich ein unbedeutendes Mädchen bin — ſondern nur, weil ich Deine Seele liebe und ſie gerettet ſehen möchte. Haſt Du aber kein Verlangen nach der göttlichen Wahrheit, ſo ſchweige ich."

„Du liebſt meine Seele, Marietta!" rief er freudig. „Das iſt ein wunderbares Wort, ein himmliſches Wort, ein Wort, worin ich weiß nicht was für eine ideale Liebeswelt ſich auftut."

„Aber ganz anders, wie Du es verſtehſt," ſagte ſie ruhig. „Du biſt ein recht guter Menſch, Marian, nur leider etwas konfus."

„Findeſt Du?" rief er überraſcht.

„Ich hoffe, Du kommſt noch zu Licht und Klarheit. Du biſt ſehr gut für den Vater und für uns alle .... ſehr großmütig, Marian! vielleicht belohnt Dich der barmherzige Gott dafür mit dem Beſten, was er einem Menſchen geben kann .... mit dem katholiſchen Glauben! — Jetzt ſei verſtändig in Deinem Benehmen gegen Tota. Ich gehe zu ihr. Addio."

Ganz betäubt blickte Mariano ihr nach. Was bin ich für ein armſeliger Menſch! ſeufzte er; dies Weſen ſtand neben mir ... und ich ahnte es nicht! mein Auge war verſchleiert von Staub und die Begier der Irdiſchkeit nach Irdiſchem wurde immer mächtiger. Wie, wann, wodurch rette ich mich aus dieſem vergoldeten Elend? — —

Antonia war tief gekränkt, daß Mariano zum Vater in Bezug auf ſie und auf Strongheads Antrag geſagt hatte: Laß ihr Zeit, ſich zu beſinnen.

Marietta fand ſie in Tränen und in Zorn und auf ihren ſanften Zuſpruch antwortete Antonia nur:

„Das verſtehſt Du nicht, Marian iſt ein Ungeheuer von Liebloſigkeit . . . und weil er das iſt, will ich Richard Stronghead heiraten und ihm auf der Stelle ſchreiben, ich hätte mich beſonnen und wolle ſeinen Antrag annehmen. Ich ſchreibe nur gar zu ſchlecht, Marietta! Was fang' ich an? Ich will Ors' Anton den Brief diktieren. Er ſchreibt ſo ſchön nach ſeinen Vorſchriften.“

„Haſt Du denn vergeſſen, daß Stronghead nicht Katholik iſt?“ fragte Marietta beſtürzt.

„O das war nur ein Vorwand, weil ſich Marian noch nicht in ſeiner wahren Geſtalt enthüllt hatte! Da er aber vorausſetzt, dieſer Marian, daß ich mich mit der Zeit entſchließen könne, einen anderen Mann liebenswürdiger zu finden, als ihn, ſo will ich ihm beweiſen, daß ich dazu gar keine Zeit brauche und daß es bereits geſchehen iſt.“

„Durch einen ſolchen Leichtſinn ſchadeſt Du Dir ſelbſt, Antonia, aber nicht Marian.“

„Ich weiß es! doch der Vater freut ſich halb ſelig — ich werde eine ſehr reiche, ſehr angeſehene Frau . . . . das iſt alles zu berückſichtigen! Noch ein paar Jahre der Triumphreiſen — und unſer Zauber iſt erſchöpft. Es iſt vernünftiger, den Moment nicht abzuwarten, ſondern ſich zuvor ins Privatleben zurückzuziehen. Du ſiehſt, ich bin ſchon ganz kalt und entſchloſſen . . . . und gar nicht leichtſinnig. Im Gegenteil! — ich berechne.“

Marietta war tief betrübt über dieſen Charakter, der ſich nur von leidenſchaftlichen und launenhaften Aufregungen des Augenblicks beſtimmen — oder beſſer geſagt, hinreißen ließ. Sie ſchwieg aber, denn dadurch wurde Antonia wenigſtens nicht zum Widerſpruch gereizt. Das ganze Quartett — Ors' Anton abgerechnet — ging von nun an innerlich auseinander, während es äußerlich durch die ſchönſten Harmonien eine wahre Sphärenmuſik des Friedens und der Eintracht hervorrief und Tauſende von begeiſterten Zuhörern in eine ſelige Stimmung verſetzte. Antonia warf ſich mehr denn je allen Huldigungen, allen Zerſtreuungen, allen Feſten entgegen. Jeder Tand war ihr willkommen. Sie ſchwamm in Vergnügungen, ſie badete in Schmeicheleien. Gegen Mariano war ſie hochfahrend. Den Vater ließ ſie in Ungewißheit über ihren Entſchluß. Vielleicht ſtand er noch nicht feſt in ihr. Marietta zog ſich mehr und mehr von all dem Tumult zurück. Früher hatte Antonia ſtets Marietta's Gegenwart gewünſcht; jetzt ließ ſie ihr Freiheit, zu erſcheinen oder fortzubleiben. Sie fragte wohl zuweilen:

„Langweilſt Du Dich nicht, mit Ors' Anton oder mit Deinen Büchern allein zu bleiben?“

Und wenn Marietta es lächelnd verneinte, rief Antonia:

„Dann biſt Du glücklicher als ich! Mich wandelt nicht ſelten ſo etwas an wie Langeweile . . . manchmal ſogar auf einem Ball. Es iſt ein ewiges Einerlei, und man wird deſſen recht überdrüſſig. Geſtern fiel mir mitten im Tanz ein, daß ich zur Abwechſelung arm ſein und wieder Salat und Oliven zum Abendeſſen haben möchte . . . . wie früher in Genua . . . . weißt Du noch? Damals gefiel mir das freilich gar nicht, doch beſonders deshalb nicht, weil wir ſo ſklaviſch „arbeiten“ mußten. Im Ganzen genommen iſt man in einem ſchlichten, einfachen Leben doch wohl am glücklichſten.“

„Gewiß!“ ſagte Marietta aus vollem Herzen.

„Und deshalb bin ich auch noch gar nicht der Sache mit Richard Stronghead ſicher! . . . . Ich ginge ſo gern nach Genua zurück! Aber was finge ich dort an? — Was würdeſt Du dort anfangen?“

„Ich würde Gott bitten, es mir einzugeben,“ erwiderte Marietta, die ihr Geheimnis nicht vor Antonia offenbaren wollte.

„Ja, Du biſt ganz anders als ich . . . vielleicht glücklicher, gewiß beſſer,“ ſagte Antonia ſeufzend.

„Wir alle ſollen uns bemühen, immer beſſer zu werden“ — verſetzte Marietta ſanft.

„Ich will es auch verſuchen . . . . ſo wie ich aus dieſem Leben heraus bin. Aber in demſelben iſt es mir unmöglich! ich werde ja förmlich in Eitelkeit begraben, und da ich von Natur eitel bin, kann ich mich nicht dagegen verteidigen.“

Aus jedem Wort Antonia's ſprach eine tiefe Unzufriedenheit, wie ſie aus einem ſo ganz ungeordneten, verfehlten, der Beſtimmung eines jungen Mädchens widerſprechendem Leben hervorgehen mußte. Für Marietta ſtand es anders; ſie hatte ihren Beruf klar vor Augen und in der Seele. Wie es Künſtler gibt, die ſich in der Kindheit und Jugend durch die allermühſeligſten Verhältniſſe nicht davon abbringen laſſen, Bildhauer oder Maler zu werden, weil ein innerer Trieb, der im Einklang mit ihren Fähigkeiten iſt, ſie dazu drängt, ihrem Beruf zu folgen: ſo war es auch mit Marietta. Nur war ihr Beruf — ein Gnadenruf, während jener eine eigentümlich ſchöne Gabe der Natur iſt. Nicht in die äußere Welt hinein ſollte Marietta eine Pſyche meißeln oder malen, ſondern in ſich ſelbſt ihre Seele zur ſchönſten Vollkommenheit, zu allen ſtillen, unſcheinbaren, demütigen Tugenden der Jungfräulichkeit, zu einer chriſtlichen Pſyche voll Glauben, Hoffnung und Liebe — ausarbeiten. Darum ſtand ſie friedlich neben der ſtürmiſch unzufriedenen Antonia und neben Mariano, der mehr und mehr in ſich gekehrt war und von dem kein Menſch ahnen konnte, was eigentlich in ihm vorgehe.

„Wo iſt Dein Animo, Marian, Dein Animo?“ fragte Torrigi. „Bei der Amata biſt Du immer der Alte, immer voll Feuer und Leben . . . aber nur da! Diskuſſionen, Rhapſodien ſind verſtummt, Du läßt die Leute reden, was ſie wollen, diſputierſt über nichts und biſt gleichgültig gegen den Sturm von Enthuſiasmus, den Du heraufrufſt. Was fehlt Dir, mein Sohn? biſt Du verliebt?“

„Mariano verliebt!“ rief Antonia hell auflachend; — „hat er denn ein Herz, Vater?“ — Und während ſie ſo ſpöttiſch ſprach, wollte ihre Eitelkeit ihr zuflüſtern, es ſei nicht unmöglich, daß Mariano bedauere, ihr Herz von ſich gewieſen zu haben. Er antwortete ruhig:

„Du haſt Recht, Antonia, mein Herz iſt nicht aufs Verlieben eingerichtet! — und bin ich ernſter als früher, ſo bringt das die Zeit mit ſich. Ich werde älter — und unſer Leben iſt ein ſolches, bei dem man früh alt wird, weil man ſehr bald deſſen Nichtigkeit einſieht und es doch fortſetzt, aber ernüchtert.“

„Ernüchtert? Mein Sohn, fordere nicht Gottes Strafgerichte heraus, indem Du erklärſt, Du wäreſt einer Laufbahn ſatt, die ſolche pekuniäre Vorteile mit ſich bringt. Der Bravorufe, des Händeklatſchens und all des Mordsſpektakels darfſt Du gern ſatt werden. Das ziemt ſich ſogar für einen verſtändigen Mann. Aber Geld, Geld, Marian — das gehört in eine ganz andere Kategorie!“

„Onkel!“ ſagte Mariano entſchloſſen, „wir kehren jetzt bald nach New-York zurück. Dann werden wir drei Jahre zuſammen geweſen ſein und ich ſchlage Dir vor, daß ſich unſere Geſellſchaft dann auflöſe. Du haſt ein gutes Geſchäft gemacht, ich — kein ſchlechtes. Antonia vermählt ſich, damit fällt ohnehin der ſchönſte Ring aus unſerer Kette; denn mit drei Violinen iſt nichts zu machen. Ich gehe wieder nach Europa."

„Gut!" ſagte Torrigi ſchnell gefaßt; — „mit drei Violinen iſt allerdings nichts zu machen. Deſto mehr mit zweien! Ors' Anton hat ſich in dieſen drei Jahren zu einem Virtuoſen erſten Ranges emporgearbeitet: ich gehe mit ihm und Marietta nach Mexiko."

Marietta erblaßte. Antonia errötete und fragte:

„Wer ſagt Euch, daß ich Richard Stronghead heiraten werde?"

„Die geſunde Vernunft, Tota, mein Täubchen!" erwiderte Torrigi.

„Wer gibt Euch das Recht, über mich hinweg, wie über eine Leiche, Eure Pläne zu machen?" fragte ſie. „Und wenn ich nun auch nach Mexiko gehen will?"

„So kann das meinen Entſchluß nicht ändern," entgegnete Mariano; „denn ich ertrage nicht länger dies Zigeunerleben der Civiliſation. Ihr bildet dann ein vortreffliches Terzett . . . ." —

„Wird aber Richard Stronghead ſo lange Geduld haben, bis wir aus Mexiko zurückkehren?" warf Torrigi ein.

„Wenn ich mich aber noch nicht .... oder überhaupt nicht in dem New-York einſperren laſſen will, das ſo langweilig wie das Einmaleins iſt," rief ſie, „was wollt Ihr machen .... Ihr alle? Der Gedanke, nach Mexiko zu gehen, gefällt mir, weil das eine abenteuerliche Reiſe geben wird. Ich gehe mit, Vater!" Torrigi ſchlug mit verzweiflungsvoller Geberde die Hände über dem Kopf zuſammen. Antonia rief heftig:

„Ich bin kaum achtzehn Jahre alt! warum ſoll ich ſchon heiraten? Liebt mich Richard Stronghead .... ſo warte er."

„Wer hat je einen Millionär in ſolchem Fall warten laſſen, meine Taube?"

„So werde ich die erſte ſein, die ſich zu dieſer Originalität erſchwingt, Vater! Richard Stronghead warte .... bis ich ihn liebe."

„Das iſt billig, Tota, ganz billig! ... ja, ja! ... bis Du ihn liebſt. Aber ſprich! könnteſt Du nicht dazu einen Termin feſtſetzen, mein Täubchen? zum Beiſpiel in drei Monaten — oder in drei Wochen — he?"

„Richtig! das iſt ein guter Einfall, Vater! .... Ich ſetze den Termin ... auf St. Nimmerstag."

Antonia lachte, während ſie ſo ſprach, aber in ihren Augen ſtanden ſchwere Tränen. Marietta hatte inniges Mitleid mit ihr und da ſie in der Verbindung mit dem Millionär kein Glück ſehen konnte, ſagte ſie:

„Vater, könnten wir uns nicht lieber hier einſchiffen und direkt nach Vera-Cruz reiſen, ohne vorher die Rückreiſe nach New-York zu machen?"

Sie waren zu Richmond in Virginien. Aber Torrigi, der nur gegen Antonia gezwungen freundlich war, weil er ſie fürchtete, antwortete barſch:

„Alberner Vorſchlag! ich habe die wichtigſten Geſchäfte in New-York! . . . und ich hoffe, Antonia kommt dort zur Vernunft. Das Weitere findet ſich. Vielleicht beſinnt ſich auch Marian dort anders."

„Nein, Onkel! das tut er nicht!" verſetzte Mariano. „Wir gehen alſo, wenn wir mit Virginien fertig ſind, noch einmal nach Baltimore, um uns dort wieder bewundern zu laſſen — und dann nach New-York. Meines Bleibens wird da nicht lange ſein. Mit dem erſten Dampfſchiff denke ich nach England zurückzugehen — und Euch in Europa zu erwarten."

Mariano's Entſchluß ſtand feſt. Was iſt aus meinen Idealen geworden? ſprach er traurig und niedergeſchlagen in mancher ſtillen Stunde zu ſich ſelbſt; — wo iſt das Gute, das ich getan — das Schöne, das ich gewirkt — die ideale Richtung, die ich andern gegeben, das Edle und Große, das Menſchenbeglückende, das wir miteinander geleiſtet hätten! Ach! ſo wie ich die große Arena des Lebens betrat, ſind meine Ideale mir zerronnen, als hätten ſie weder Kern noch Wahrheit, weil ich ſelbſt immer tiefer in die Region des Staubes geriet.

auf denen ſonſt außer ihrem jammervollen Loos noch der Druck der allgemeinen Vernachläſſigung, gar Verachtung lag, Allen wendet man einen Blick der Theilnahme zu. Man denkt daran, daß ſie Menſchen ſind, und trotz Verſunkenheit oder Strafwürdigkeit doch Menſchen bleiben; in dieſem Sinn behandelt man ſie, gönnt den Armen Unterſtützung, den Kranken Zuflucht, den Gefangenen menſchliche Behandlung; ſammelt man die Verlornen, bewacht man die Kinder. Es könnte in dieſer Richtung wol noch Manches geſchehen, und vor Allem: es könnte beſſer geſchehen, anſpruchloſer, ſchlichter. Jetzt nehmen ſich Einige der Sache an, weil etwa ein König ſich dafür intereſſirt; Andere machen eine Modeſache daraus, und haben ihren Wohlthätigkeitsverein ſo gut wie ihre Loge im Theater oder ihre Soiree; noch Andere, beſonders Frauen mit einem gewiſſen unruhigen Geſchäftigkeitstrieb, füllen damit ihre Zeit aus. Es iſt alſo gar nicht ſo beſchaffen, daß wir uns damit tröſten dürften. Wir fühlen uns nur ſo elend, daß wir bereit ſind, fremdem Elend abzuhelfen; das iſt's! weiter nichts! aber ihnen, den Elenden, den Unglücklichen, den Verabſäumten, wird etwas dadurch geholfen. Bei der Menge werden ſich immer verſchiedene kleinliche Triebfedern finden, welche ſie dem Impuls folgen laſſen, den Einer gegeben, Einer, der keine andere hatte, als Liebe zu den Menſchen um Gottes Willen.

In früheren Jahren trugen mich Verhältniſſe und Erziehung. Dann, als die Verhältniſſe aufhörten, die Erziehung und mein Wille, auf guten Wegen zu bleiben. Aber der Einfluß der Umgebung und das Gewicht der großen Menge, die den Ocean des Alltaglebens bildet, und die eigenen Leidenſchaften und Schwächen ſind ſo gewaltig, daß man von ſeinem geraden Pfade fortgedrängt wird, ohne es recht zu bemerken, wenn man nicht einen Kompaß und einen Polarſtern hat, die objektiv ſind und eine feſte Grundlage den Verhältniſſen, eine feſte Richtung der Erziehung geben — dem Willen aber Ideale vorhalten, die nicht im Zuſammenſtoß mit der Alltagswelt wie Seifenblaſen zerfließen. Ich habe während dieſer drei Jahre gelebt, wie eben die Menſchen leben, die ihren Polarſtern vor ſich und nicht über ſich haben. Bin ich nicht ſo brutal und leichtſinnig geweſen wie andere, ſo iſt das keine Entſchuldigung, denn teils hat meine Natur vielleicht minder niedrige Anlagen — und teils war ich erſt am Anfang meiner Laufbahn. Wer weiß, wohin ich in zehn Jahren geraten würde! Ich muß dies Treiben der Eitelkeit aufgeben. Ich habe nicht Marietta's ſtille Seelengröße, um mich unberührt davon zu halten — ich will es meiden. Aber was dann? . . . und was weiter? — —

In New-York wurden ſie ſämtlich von ihren Verehrern und Bewunderern frohlockend wie alte Bekannte empfangen. Antonia's Bewerber und

Mariano's Schüler fanden ſich ebenfalls ein. Das Leben ging fort in ſeiner rauſchenden Strömung, als ob es kein Ende habe. Die Konzerte begannen wieder und Mariano ließ ſich von Torrigi erbitten, ſo lange bei ihm zu bleiben, bis ſich Antonia's Schickſal und die Reiſe nach Mexiko entſchieden habe. Richard Stronghead erſchien mit der vollen Zuverſicht eines Mannes, der Millionär iſt und doch die Geduld hatte, ein Jahr auf das Jawort zu warten. Allein Antonia ſagte ſehr entſchieden nein. Er begriff das gar nicht.

„Ihre Exiſtenz iſt für immer aufs Glänzendſte geſichert, ſogar im Fall meines Todes," ſagte er.

„Die Ehe iſt für mich keine Sache der Geldſpekulation," erwiderte ſie.

„Wir Amerikaner tragen unſere Frauen auf den Händen, Donna Antonia."

„Ich gehe und ſtehe lieber auf meinen Füßen, Sir."

„Ich weiß, Sie lieben Luxus und Pracht . . ." —

„Nicht genug, um mich dadurch erkaufen zu laſſen!" unterbrach ſie ihn lebhaft.

Dieſe Gleichgültigkeit gegen Millionen erſchien ihm dermaßen merkwürdig, daß er ſagte:

„Vielleicht hat ſich Ihre Geſinnung geändert, wenn Sie die Reiſe nach Mexiko, welche Sie jetzt ſehr beſchäftigt, abgemacht haben."

„In Augenblicken von Überdruß meines muſikaliſchen Vagabundentums wandelt mich oft eine

Sinnesänderung an. Aber was würde es Ihnen helfen, wenn ich in einem ſolchen Augenblick Ihre Frau — und im nächſten ſteinunglücklich würde? Nein, Sir, es geht nun einmal nicht.“

Dabei blieb ſie. Die Bitten, die Drohungen, die Verzweiflung ihres Vaters erſchütterten ſie durchaus nicht. Höchſt gelaſſen ſagte ſie:

„Ich werde mich verheiraten, wenn es mich glücklich macht. Sonſt aber nicht.“

Die Reiſe nach Mexiko wurde fortgeſetzt.

Die Werbung.

Heliade war nach einem Jahr auf Arran-Caſtle Tochter des Hauſes und Gebieterin: ſo ſehr wurde ſie von ihren Pflegeeltern geliebt und geachtet, ſo unvergleichlich füllte ſie die Stelle aus, die ſie bei dieſem vortrefflichen Ehepaar einnahm. Sie fühlte ſich auch ſehr glücklich, denn ſie konnte durch Liebe und Zärtlichkeit die Dankbarkeit ihres Herzens ausdrücken und ſie lebte in einem Kreiſe, in welchem ihr edler, lebhafter Geiſt reiche Nahrung, Anregung und Belehrung fand. Arran-Caſtle war für alle iriſchen Katholiken eine heimiſche Stätte, auf der alle Fragen erörtert wurden, welche ſich an die Kirche knüpften, mochten ſie auf dem Gebiet der Politik, der Literatur, des bürgerlichen oder des innern Lebens aufgeworfen werden. Denn die Kirche war eben das, was ſie ſein ſoll: die Sonne, um welche ſich das Planetenſyſtem des katholiſchen Lebens bewegt. Man begnügte ſich nicht damit, ſehr pünktlich äußere Obliegenheiten zu erfüllen und für ſich ſelbſt im Stillen gläubig zu ſein; — man trat mit ſeinem Glauben hervor, wie mit einem Licht und einem Maßſtab, welche den Ereigniſſen ihre wahre Würdigung zukommen ließen — und die Leiden und Freuden der Kirche, ihr Aufſchwung und ihre Ausbreitung, ihre Verfolgungen und ihr Martertum gehörten jedem einzelnen ſo innig, wie ein Stück ſeines eigenen Lebens an. Daraus entſpringt eine hohe Univerſalität in der Auffaſſung, im Streben, denn je mehr die Grenze des Ichs und die Triebfeder des Egoismus vor der erhabenen katholiſchen Anſchauung, welche in der Kirche den myſtiſchen Leib Chriſti erblickt, zurücktritt, deſto höher und freier ſteigen die Gedanken auf, und deſto reiner wird die Liebe, dieſe ſchöne Mutter zahlloſer Kinder — welche Opfer heißen.

Was die Katholiken Irlands damals aufs Allerlebhafteſte beſchäftigte, war der Plan, aus ihren eigenen Mitteln eine Univerſität zu gründen und zu erhalten, die ihren Söhnen die Garantie darböte, bei dem Studium der Wiſſenſchaft nicht um den katholiſchen Glauben gebracht zu werden — ein Plan, der ſich nach mehreren Jahren durch die Gründung von Maynooth verwirklichte.

Zu den eifrigſten Förderern dieſes großen Werkes gehörte Lord Arran, deſſen Vermögen und deſſen Mangel an Nachkommenſchaft ihm erlaubten, große pekuniäre Mittel beizutragen — und Bryan O'Connor, der alle katholiſchen Intereſſen mit doppelter Liebe umfaßte, weil er ihnen ſo lange fern geweſen war. Er kam häufig nach Arran-Caſtle, wo er ein willkommener Gaſt war und wo auch Heliade ihn ſtets freundlich begrüßte und mit geſpannter Teilnahme allen Geſprächen folgte, welche jenen wichtigen Gegenſtand berührten. Übrigens hatte ſie nicht die leiſeſte perſönliche Teilnahme für Bryan und ſie benahm ſich mit ihm genau ebenſo, wie mit allen übrigen Männern, welche Arran-Caſtle beſuchten. Er betrachtete ſie freilich mit andern Augen — und deshalb wollte es ihm ſcheinen, als könne er in der unendlichen Zartheit ihres Benehmens eine Schattierung entdecken, die ihm günſtig ſei.

Lord und Lady Arran wünſchten von ganzem Herzen dieſe Verbindung. Es war ihnen eine Wonne, zu denken, daß Reginald O'Connors Enkelin in dieſer ſo natürlichen, ſo einfachen Weiſe das Erbe ihrer Väter wieder antreten werde. Sie nahmen ſich vor, Heliade förmlich zu adoptieren und ſie durch einen zwiefachen Grundbeſitz an Irland zu binden. Ginge ſie dann auch zum Beſuch ihrer Großmutter nach Rom, ſo bliebe doch das grüne Erin ihre Heimat und Arran-Caſtle ihr Elternhaus. Freilich nahmen auch ſie nicht den Schatten einer Neigung Heliadens für Bryan wahr, ſo daß der Graf einmal zu Lady Arran ſagte:

„Ich bin ſo unvollkommen, daß ich faſt ungeduldig über Heliadens gar ſo große Zurückhaltung werden möchte. Könnte ſie nicht ein Lächeln, einen

Blick für Bryan O'Connor haben, die ihn ermutigten? Das iſt ja nichts Sträfliches! . . . und ſie müßte doch ahnen, was in ihm vorgeht.“

„Ja, wenn ſie eine Neigung für ihn hätte! ein ſympathiſches Gefühl hat ſolche Ahnung — wo aber Gleichgültigkeit herrſcht, kommt ſie nicht auf.“

„Vielleicht denkt ſie auch, daß ſie, als ein ganz unbemitteltes Mädchen, keinen Anſpruch an eine glänzende Verbindung habe.“

„Das würde ihr ganz ähnlich ſehen.“

„Ich wünſchte daher, Bryan möchte mit ſeiner Bewerbung hervortreten, Magdalene! Junge Mädchen, die bis dahin ganz gleichgültig erſchienen, kommen zum Bewußtſein über ihre ſchöne Beſtimmung — wenn ihnen der Bewerber nicht entſchieden mißfällt . . . und davon kann ja bei Heliade und Bryan nicht die Rede ſein.“

Heliade dachte nicht an den Eheſtand, dachte nicht an Liebesglück. Aber — ſie dachte an Peregrin . . . an Mariano Torrigi. Dies Andenken ſtörte nicht den ſchönen Frieden ihrer Seele, machte ſie weder mißvergnügt in der Gegenwart, noch unruhig über die Zukunft; aber ſie dachte an ihn, und kein Morgen kam und kein Abend verging, ohne daß ſie ſeinen Namen vor Gott genannt und ſeine Wege dem Schirm der ewigen Liebe anbefohlen hätte. So weh es ihr tat, ihn auf dieſen Wegen wandelnd zu wiſſen: ſo bewahrte ſie doch ſtets den Balſamtropfen des Troſtes im Herzen:

Er iſt kein Gorm! er braucht ſich nicht mehr für verpflichtet zu halten, ſich gegen die göttliche Wahrheit abzuſchließen. Kann ein Gorm nicht katholiſch werden, ſo kann es doch ein Mariano Torrigi — ja, es iſt nicht unmöglich, daß ein Mariano Torrigi katholiſcher Herkunft ſei; allein es iſt unmöglich, daß ein Menſch wie er, mit einem ſo offenen, ehrlichen Auge und Herzen für das Wahre, das Schöne, das Gute — nicht durch dieſe Richtung der Gnade zugeführt werden ſollte. — Heliade hoffte gemäß der Eingebung der reinen Liebe. Sie kannte nicht die ungeheuern Verlockungen, mit denen eine materialiſtiſche, frivole Welt auf die Jugend einſtürmt; ſie wußte nicht, wie manches offene Auge ſich von der Betrachtung des Schönen — zum Häßlichen herabſenkt; ſie wußte nicht, wie manches redliche Herz, von der fürchterlichen Lüge der Leidenſchaften umſtrickt, die Wahrheit, die es geliebt hat, allmählich haſſen lernt. Und das alles, weil die Welt entchriſtlicht iſt und die Sünde nicht kennt. Sie kennt Verbrechen, ſie verurteilt und ſtraft ſie im Namen der bürgerlichen Geſetze, welche das Verbrechen verletzt. Aber die Beleidigung göttlicher Geſetze kennt ſie nicht und will ſie nicht kennen — die Welt! ſie will dahin leben in ihrem Rauſch, in ihrem Taumel, in ihren jammervollen Freuden, in ihren leeren Genüſſen, in ihrer Gottentfremdung — und das alles ſoll nicht Sünde ſein. — —

Bryan O'Connor war wieder auf Arran-Caſtle. Lady Arran wollte mit Heliade einen Morgenbeſuch in der Nachbarſchaft machen. Er begleitete ſie an den kleinen offenen Wagen und reichte ihnen die Hand zum Einſteigen. Dann trabten die milchweißen Ponies munter von dannen. Bei einer Wendung des Wagens, der durch den Park ſeinen Weg nahm, grüßte Bryan noch einmal die Damen und Heliade winkte ihm freundlich mit der Hand den Gruß zurück. Ihr hellblauer Schleier ſchwebte wie ein Morgenwölkchen um ihr ſchönes Antlitz. Dann verſchwand ſie. Bryan horchte dem Wagen nach und als er ſich beſann und in das Schloß zurücktreten wollte, ſtand der Graf neben ihm und ſchlug einen Spazierritt vor.

„Ich habe heute Heliade meiner Frau abtreten müſſen," ſetzte er hinzu.

„Und ich ſoll ſie erſetzen?" fragte Bryan lächelnd.

„Allen Reſpekt vor Ihnen!" rief Lord Arran munter, „aber Heliade iſt ſchwer zu erſetzen."

Sie machten einen langen Ritt und kehrten mit einem Ausdruck von Zufriedenheit zurück, den ſie einige Stunden früher nicht gehabt hatten. Lord Arran beſonders ſah ſtrahlend aus und war bei dem Mittageſſen, zu welchem ſich noch andere Gäſte einfanden, ſo ungemein heiter, daß Lady Arran, die ihn genau kannte, bei ſich ſelbſt dachte: Bryan wird ſich erklärt haben! was wird Heliade tun?

Heliade war ahnungslos über das, was ihr bevorſtand. Sie muſizierte und plauderte den ganzen Abend mit einem halben Dutzend junger Männer und junger Mädchen und ſchien ſich ſehr gut zu unterhalten. Als ſich die Geſellſchaft getrennt hatte, beſtätigte Lord Arran der Gräfin ihre Vorausſetzung und wollte gleich am andern Morgen mit Heliade reden. Die Gräfin ſagte etwas beklommen:

„Ich bitte Dich, warte, bis unſere Gäſte fort ſind; denn wenn Heliade Nein ſagte, ſo würde das eine kleine Verſtörung geben. In einem ſolchen Fall haben trotz der höchſten Diskretion die Wände Ohren."

„Wie wird ſie denn Nein ſagen!" rief der Graf mit einem Anflug von Unmut. „Und gar, wenn ſie erfährt, daß es uns betrüben würde! Sie erfüllt ja jeden unſerer Wünſche mit einer rührenden Hingebung. Sie iſt ſchmiegſam, wie ich nie jemand gefunden habe . . . nach Dir, Magdalene."

„Ja, ſchmiegſam wie eine Uhrfeder," ſagte Lady Arran.

„Nun, geſchmeidiger Stahl iſt ein vortreffliches Charakterelement," entgegnete der Graf. „Indeſſen kannſt Du doch Recht haben! . . . wir wollen warten."

Am andern Morgen durchſtreiften die jungen Leute den Park und Heliade führte ſie zu der Stelle, die ihr am liebſten war, zu dem Wartturm

So war im 17ten Jahrhundert Vincent de Paule in Frankreich, der die Findelhäuſer gründete, und alle Hospitäler und Gefängniſſe zu verbeſſern ſtrebte. So war im vorigen Jahrhundert der Abbé de l'Epée, der zuerſt die geiſtige und moraliſche Erziehung der Taubſtummen unternahm. Was ſie thaten, ſcheint uns jetzt ein Kleines, weil die Sache ſo großen und glücklichen Erfolg gehabt, und die ganze civiliſirte Welt zur Nachfolge angeeifert hat. Welche Kämpfe jene Männer zu beſtehen, welche Ausdauer ſie zu beweiſen, welche Vorurtheile ſie zu überwinden, welche tauſend bittere und niederſchlagende Erfahrungen ſie zu machen hatten: das iſt in ihren ſtarken und muthigen Herzen begraben worden, ſo daß wir nichts von ihnen ſehen, als ihre heilbringende, ſegenvolle, lichte Erſcheinung. Die Reihe ſolcher Menſchen iſt nicht geſchloſſen, kann es nicht ſein. So lange es Leid giebt, wird es Helfende geben, und es giebt noch viel, ſehr viel hartes, heißes Leid auf der Welt, und in der ſchönen Schweiz vorzugsweiſe eins der herbſten — den Cretinismus, dieſe traurig geheimnißvolle Krankheit, die ſich freilich überall, und in verſchiedenen Abſtufungen und Graden zeigt, aber doch grade dort wuchert. Wer in der Schweiz geweſen iſt, im Berner Oberland wie in Chamouny, im Canton Uri wie im Wallis, überall wo es hohe Berge und tiefe ſchattige Thäler giebt, wird einen Blick des Erbarmens auf dem Felſenvorſprung über dem Meer. Das Innere desſelben war ein kleiner Saal, der nach drei Seiten ein großes gotiſches Fenſter hatte, aus welchem der Blick abwärts — unmittelbar in die Tiefe der Brandung und Klippen fiel, geradeaus — über die Unendlichkeit des Oceans ſich verlor. Eine kleine eiſerne Wendeltreppe führte auf die Plattform, die mit Zinnen umgeben war und einen noch freieren Standpunkt und Blick gewährte.

Ein junges Mädchen rief ängſtlich:

„Hu! mich überläuft ein Grauen, wenn ich nur hier aus dem Fenſter ſehe. Da oben würde mich der Schwindel faſſen und in den Abgrund ziehen.“

„Komme nur!“ ſagte Heliade; „der Zinnenkranz iſt eine ſichere Bruſtwehr.“

Sie ſtieg hinauf. Einige folgten ihr; andere blieben unten.

„Ich liebe die Höhen,“ ſagte ein junger Mann, der Heliade begleitete. „Die Welt und das Leben ſehen ſchöner aus, wenn man ſie von Oben herab betrachtet.“

„Ich finde es ſehr hochmütig von Ihnen,“ rief ein allerliebſtes munteres Mädchen, „daß Sie das Leben von oben herab betrachten wollen . . . denn vom Betrachten zum Behandeln iſt nur ein Schritt . . . und eine ſolche Behandlung verdient das ſchöne, fröhliche Leben nicht. Trotzdem — liebe auch ich die Höhen . . . wenn ſie intereſſant ſind. Waren Sie in der Kugel von St. Peter in Rom?"

„Waren Sie auf der Pyramide des Cheops bei Cairo, Lady Jane?"

„O nein! zu wilden Völkerſchaften, Beduinen u. dgl. reiſen Damen nicht gern. Und was ſieht man denn auf Ihrer Pyramide?"

„Die unermeßliche Wüſte — und darin, wie einem bunten Teppich, Cairo mit ſeinen hundert Kuppeln und Minareten — und den Nil mit ſeinem ſchmalen bebauten Uferland, wie ein ſilbernes, grün beſäumtes Band. Aber ſonſt nichts! nicht Baum noch Strauch, nicht Feld noch Hütte! nur die Wüſte, gelb, grell, blendend; nach Norden und Süden — unüberſehbar; nach Weſten und Oſten begrenzt durch das lybiſche und arabiſche Gebirg."

„Diesmal teile ich Ihren Geſchmack," ſagte Lady Jane; „die Wüſte ſchaue ich mir lieber von oben herab an, als daß ich unten im Staube und im Sande wühlte."

„Aber, Lady Jane! Sand und Staub ſind ja eben auch die Hauptbeſtandteile des Lebens."

„Nun, und die Seele? Iſt die nicht etwa ein Hauptbeſtandteil des Lebens? — — Ah, Sie ſchweigen! — Ich habe geſiegt."

Heliade hörte nicht auf die Geſpräche, die um ſie her geführt wurden. Sie lehnte ſich auf die Bruſtwehr der Zinnen und verſank in [illegible] gewiſſe träumeriſche Betrachtung, die aus der gleichförmigen Bewegung und dem einförmigen Rauſchen der Wellen leicht hervorgeht. Sie bemerkte auch nicht, daß Bryan O'Connor neben ihr ſtehe. Ihre Gedanken waren auf der andern Hemiſphäre, und als ob ihr ſchönes Auge müde geworden ſei des vergeblichen Suchens, ſchloß ſie es ſanft — und da fiel eine große Träne von ihren Wimpern. Sie drückte das Taſchentuch vor's Geſicht und wendete ſich dann mit hellem Blick nach der Geſellſchaft um. Als aber ihr Auge über Bryan hinſtreifte, begegnete ſie dem ſeinen, das eigentümlich fragend, forſchend, auf ihr ruhte. Sie errötete bei dem Gedanken, daß er ihre Tränen geſehen haben könne — während er ſich ſelbſt fragte: Um wen weint ſie? — Er hätte ſich auch fragen können: Warum weint ſie? — doch das fiel ihm nicht ein, obſchon es ihn viel weniger beunruhigt haben würde.

Der Tag verging wie alle übrigen. Am nächſten Morgen reiſten faſt ſämtliche Gäſte ab; die Zurückbleibenden waren ein paar alte Freunde des Grafen, die keine Störung machten — und ſo wurde denn Heliade zu einer Zeit, wo ſie ſich auf ihrem Zimmer mit Malerei und Lektüre zu beſchäftigen pflegte, in's Schreibkabinet von Lady Arran gerufen. Da war auch der Graf und er eröffnete das Geſpräch, indem er ſagte:

„Heliade, Du weißt, daß es unſere Abſicht iſt, im Oktober mit Dir nach Rom zu Deiner Großmutter zu reiſen. Wäre es Dir unlieb, wenn wir einen Reiſegefährten hätten?"

„Wie kannſt Du nur ſo fragen, lieber Papa?" entgegnete Heliade unbefangen. „Wer Dir und der Mama genehm iſt — wie ſollte er es nicht mir ſein."

„Umſomehr, als es Bryan O'Connor iſt, Heliade."

„Ah! Bryan O'Connor!" rief ſie überraſcht und errötete, denn ſie dachte an den Blick, womit er ſie geſtern betrachtet hatte.

„Wäre Dir das unlieb, Heliade?"

„Es wäre mir lieber, wenn er nicht mitginge," antwortete ſie gefaßt.

„Er wünſcht aber nur deshalb unſer Reiſegefährte zu werden, weil es ſein höchſter Wunſch iſt, der Gefährte Deines Lebens zu werden und er läßt Dir durch mich dieſe Bitte ausſprechen. Willſt Du ſie erhören, ſo machſt Du nicht bloß ihn, ſondern auch uns unausſprechlich glücklich, denn Du bleibſt in Irland und bei uns."

„In Irland und bei Euch, meine teuern Pflegeltern — o mit tauſend Freuden, ſo lange Gott will!" rief Heliade; „aber Bryan O'Connor und ich — das geht nicht an! ich erkenne mit tiefer Dankbarkeit das Ehrenvolle dieſes Antrages und das Vertrauen, das Bryan O'Connor in mich ſetzt — doch eine eheliche Verbindung kann ich nicht mit ihm eingehen."

„Er iſt doch ein junger Mann, deſſen Charakter und Grundſätze Dir eine Garantie für ein friedliches Lebensglück darbieten würden," ſagte Lady Arran ſanft. „Auf dem Boden einer tiefen Übereinſtimmung in allen Dingen, die Kirche und Glauben betreffen, iſt die Heiligkeit des häuslichen Herdes geſichert, Heliade — und wenn dann Verſchiedenheiten des Geſchmacks, der Anſichten, der Neigungen ſich kund geben, ſo entſpringt daraus keineswegs Disharmonie, ſondern ein willkommener Anlaß zu kleinen Opfern."

„Ich begreife das," entgegnete Heliade ſchüchtern; „allein ich muß bekennen, daß mir Bryan O'Connor vollkommen gleichgültig iſt und daß es mir unmöglich ſcheint, eine Ehe einzugehen, ohne eine kleine Neigung des Herzens für den Mann zu fühlen, der mir für's Leben der Teuerſte ſein ſoll. Dies kann Bryan O'Connor nie für mich ſein — und deshalb ſchaudere ich vor dem Gedanken einer Verbindung mit ihm zurück."

„Es iſt durchaus angemeſſen, liebes Kind, daß Du nicht an eine Verbindung mit dieſem oder jenem Mann denkſt, ohne zu wiſſen, ob ſie je ſtattfinden werde," entgegnete Lady Arran. „Das erhält das Herz in ſchöner Ruhe. Aber weil es ruhig iſt, darf es nicht leichthin einen ehrenvollen und in jeder Beziehung paſſenden Antrag ablehnen."

„Manche junge Perſon hat im erſten Augenblick ſo geſprochen wie Du, Heliade," ſagte Lord Arran.

„Dann aber hat ſie den Bewerber genauer beobachtet, die Verhältniſſe gründlicher erwogen — und der Schluß war: eine glückliche Ehe. Betrachte von jetzt an Bryan O'Connor nicht bloß als den vortrefflichen jungen Mann, der er iſt, ſondern auch als denjenigen, der Dich genug liebt, um eine ganze Zukunft von reinem, edlen Glück von Dir zu hoffen — und ich bin überzeugt, Du kommſt zu einem andern Schluß.“

„Bedenke auch, welch ein Troſt für Deine Großmutter es wäre, welch eine Genugtuung für alles, was ihr und ihren Kindern entzogen wurde — und welche Freude für uns alte Leute, die wir in Dir unſer jüngſtes Kind ſehen und mit der vollen Zärtlichkeit des Alters, die ſich nicht mehr über tauſend Gegenſtände erſtreckt, dies letzte Kind lieben,“ ſagte Lady Arran mit ſeelenvoller Innigkeit.

Heliade faltete die Hände und weinte.

„Weine doch nicht, teures Kind!“ ſagte der Graf bewegt. „Ja, ja, Du haſt ganz Recht . . . es iſt namenlos ſchwer für ein junges Mädchen, zu dem Entſchluß zu kommen, ſich einen Herrn und Gemahl zu wählen. Alſo beſinne Dich und lehne nur nicht kurzweg ab. Du weißt, Bryan O'Connor iſt ein edler Menſch, der es nicht darauf anlegt, im Sturm Herzen zu erobern. Er wird nur noch mehr Vertrauen zu Dir faſſen und noch höher Dich achten, wenn er ſieht, wie ernſt Du die Sache nimmſt und wie das, was man eine glänzende Partie nennt, ſo gar nicht Dich blendet."

„Nicht wahr, Heliade, wir dürfen ihm Hoffnung geben?" fragte Lady Arran, liebreich ihre Hände ergreifend und ſie an ſich ziehend.

Da erkannte Heliade, daß ſie die Wahrheit ſagen müſſe. Sie glitt vor Lady Arran auf die Knie und ſagte:

„Nein, geliebte Mutter, nein! . . . Vergebt mir, aber ich muß Nein ſagen."

„Du mußt, Heliade? Wer zwingt Dich dazu?" fragte Lady Arran.

„Mein Herz . . . das nicht mehr mir gehört," erwiderte Heliade leiſe.

„Du biſt bei uns ſeit fünfviertel Jahren, lebſt mit uns in dem intimen Verhältnis einer Tochter, haſt nie die leiſeſte Andeutung der Art gemacht oder erraten laſſen — und trittſt plötzlich mit einer Neigung aus früherer Zeit hervor!" rief Lady Arran befremdet.

„Das iſt ein Vorwand!" rief der Graf.

„Kein Vorwand!" erwiderte Heliade ſanft und ernſt. „Mein Herz iſt gefeſſelt."

„Und iſt Deine Wahl Deiner würdig?" fragte der Graf ſtreng; — „ſteht eine Verbindung in Ausſicht?"

„Da ſie aus früherer Zeit iſt, ſo müſſen Deine Eltern darum gewußt . . . Dein Vater ſie gebilligt haben . . . tat er das?" fragte Lady Arran beſorgt.

Heliade war in qualvoller Bewegung. Im Hinblick auf Peregrin Gorm hätte ſie alle dieſe Fragen ruhig mit Ja beantworten können. Im Hinblick auf Mariano jedoch — war das nicht möglich. Den Zuſammenhang aber zwiſchen Peregrin und Mariano durfte ſie keinem Menſchen offenbaren: das hatte ſie Juſtinen gelobt! Sie wußte dies Geheimnis ja nur in einer Weiſe, die ihr nicht erlaubte, es zu enthüllen! Nannte ſie Peregrin Gorm, ſo verzichtete ſie auf Mariano — und nannte ſie Mariano — ach! in welchem Licht mußte ſie erſcheinen! Sie ſchwieg und blickte flehend zu Lady Arran auf. Dieſe ſagte mitleidig:

„Wenn es ſo iſt, mein armes Kind, daß Du über dieſe Frage in eine kleine Verwirrung gerätſt, ſo wollen wir ſie fallen laſſen, in der feſten Überzeugung, daß Du eine Neigung, an welche Du nur mit Beſchämung denkſt, aus Deinem Herzen verbannen werdeſt.“

Da ſtand Heliade auf und ſagte ruhig, aber mit zitternder Stimme:

„Nein, teure Mutter, es iſt nicht ſo, daß ich mich meiner Neigung zu ſchämen hätte — und eben deshalb und durch manches Leid . . . iſt ſie mir ſo feſt in's Herz gewachſen, daß ich ſie nicht herausreißen kann . . . noch will! . . . Es ſei denn, daß ich den Willen Gottes erkennte, der die Überwindung dieſer Liebe von mir verlangte.“

„Und wird ſie eben ſo innig und treu erwidert?“ fragte Lady Arran.

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete Heliade; „aber ich weiß, daß ſie eine ganze Jugend ausgefüllt hat, bevor ich ſie nur ahnte.“

„Und kann ſie denn zu einem glücklichen Ziel führen, geliebtes Kind?“

„Das weiß ich nicht! Menſchlich geſprochen iſt wohl keine Ausſicht.“

„Und an dieſe Chimäre will meine gute, klare, energiſche Heliade ihr Herz, ihre Jugend, ihr Leben verſchwenden!“ rief Lord Arran ſchwankend zwiſchen Zorn und Schmerz. „Stoße ſie von Dir, dieſe Chimäre! blicke einfach edlen Verhältniſſen in’s Auge! erfülle den Wunſch eines vortrefflichen Mannes! beglücke Deine Eltern — das geziemt ſich für Heliade!“

„Dem einen die Hand . . . dem andern das Herz? . . . Nein, mein lieber Vater, das ziemt ſich nicht für Heliade,“ ſagte ſie tieftraurig.

„Nun denn . . . wo . . . wer iſt der Mann, an dem Dein Herz hängt? — Was kann man für ihn tun? . . . Wie heißt er? . . . — Wie heißt er?“ wiederholte Lord Arran, da Heliade ſchwieg; — „Du biſt es uns ſchuldig, ihn zu nennen.“

„Er heißt . . . Mariano Torrigi,“ ſagte Heliade.

Der Graf fuhr entſetzt zurück. Lady Arran rief angſtvoll:

„Wer iſt es, Heliade?“

„Mariano Torrigi, der Violinſpieler,“ ſagte ſie.

Lady Arran brach in einen Strom von Tränen aus. Stumm und bleich ſaß der Graf da und rang nach Faſſung. Marmorblaß und ſtill ſtand Heliade vor ihnen, als erwarte ſie ihren Urteilsſpruch. Lord Arran faßte ſich zuerſt und ſagte mild:

„Es iſt gut, Heliade! geh' auf Dein Zimmer. Es verſteht ſich, daß von dem allen, was wir mit Dir beſprochen hatten, jetzt nicht mehr die Rede ſein kann. Bryan O'Connor wird noch heute abreiſen.“

Da fiel Heliade auf die Kniee, ergriff ſeine und Lady Arran's Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und Tränen — und verließ ſchweigend das Kabinett. Oben in ihrem Zimmer ſank ſie auf ihren Betſchemel vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehte um Erleuchtung, ob ſie auch in der Überraſchung des unerwarteten Antrags verkehrt geſprochen, gehandelt habe . . . ob ſie dem Wunſch ihrer Pflegeeltern, ihrer Wohltäter Gehör geben müſſe. — — Aber die innere Stimme, die ſtets ſich vernehmen läßt, wenn man ſie hören will, ſprach fort und fort: Nein! nein! . . . Dem einen die Hand, dem andern das Herz — das iſt gewiſſenlos. Was meine Wohltäter nun auch beſchließen und ob ſie mich fortſchicken werden — ich muß wieder meine Welt in Trümmer ſtürzen laſſen und Gott gehorchen! . . . denn durch mein Gewiſſen ſpricht Er zu mir . . . Nein! Nein! — —

oder des Entſetzens für die Jammerbilder gehabt haben, die er dort gewahrt — für die durch den Cretinismus zum Stumpfſinn, ja zur Thierheit herabgeſunkenen Menſchen.

Es mögen jetzt ungefähr zehn Jahr ſein, daß ein junger Menſch aus Zürch bei einer Wanderung durch den Canton Uri einen alten Cretin zu einem Muttergottesbilde wanken ſah vor dem er ein halbvergeſſenes Gebet ſtammelte. Der Anblick ging dem Jüngling durch die Seele, und er dachte: wenn dieſe Jammervollen nur dahin zu bringen wären, daß der Gedanke an Gott in ihrem Bewußtſein aufdämmere, ſo ſei keine Mühe die man an ſie wende verloren. Der Gedanke verließ ihn nicht mehr, und gab ſeinem Leben die Richtung. Er ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaften, und beſonders Alles was den Cretinismus betraf, mit dem ſich theoretiſch ſchon manche gelehrte Männer beſchäftigt, und der Praxis durch Beobachtung und Studium vorgearbeitet hatten. Er durchwanderte die Schweiz um Forſchungen an Ort und Stelle über den Einfluß der Erd- und Luftbeſchaffenheit auf die Krankheit zu machen. Er widmete all ſeine Zeit, ſeine Gedanken, ſeine Beſtrebungen dem Zweck, den er ſich vorgeſetzt. Darauf ward er practiſcher Arzt. Er war ein einſamer Menſch, ohne Eltern, ohne Geſchwiſter, ohne die Bande, welche unſere äußern Verhältniſſe zu beſtimmen pflegen, indem

„Magdalene, was iſt dies für ein furchtbares Rätſel!“ rief Lord Arran, als er allein mit ſeiner Frau war. „Heliade, die edle, die zarte, die ich „das Hermelin“ nennen würde, wenn ich nicht fürchtete, ſie eitel zu machen — Heliade verliebt ſich in einen vagierenden Künſtler, in einen Virtuoſen! Nein, das überſteigt alle Begriffe, alle Erfahrung, alle Menſchenkenntnis meiner grauen Jahre! Heliade läßt ſich von einem genialiſchen Charlatan ſo bezaubern! — Ich bitte Dich, rede! was denkſt Du, was meinſt Du von dieſem unerhörten Ereignis!“

„Ich denke noch gar nichts!“ ſagte Lady Arran, ihre Tränen zurückdrängend; — „ich bin betäubt vom Schreck. Aber ſo wie Du es auffaßt — Heliade ergriffen von einer mächtigen, andauernden Leidenſchaft für einen herumziehenden Virtuoſen — das ſcheint mir unmöglich. Dazu ſind in ihrem Charakter gar keine Anhaltspunkte. Nie iſt eine romanhafte Grille, nie die Sucht nach Ungewöhnlichem, nie eine Vorliebe für Phantaſiegebilde im wirklichen Leben — bei ihr zum Vorſchein gekommen.“

„Es gibt unglaubliche Anomalien im weiblichen Charakter,“ entgegnete Lord Arran. „Man iſt nie ſicher, ob es mit Euch in den Himmel oder in die Hölle geht. In Euren Seelen gibt's Falltüren und Schlupfwinkel, welche unſere Seele nicht ahnt.“

„Da haſt Du ganz recht!“ ſagte Lady Arran; „der weiblichen Natur iſt Scheu und Schüchternheit eingeboren. Gibt ihnen die Gnade keine gute Richtung, ſo geben ihnen die Leidenſchaften eine ſchlimme und das Weib wird verſteckt, unaufrichtig, hinterliſtig und unzuverläſſig. Aber das paßt nicht auf Heliade mit ihrer geraden, offenen Seele.“

„Und was ſage ich an Bryan, dem ich ſo viel Hoffnung gemacht . . . ſo ihn ermuntert habe, als könne die Sache gar nicht fehlſchlagen! . . . Soll ich ganz ablehnen? — Aber wenn Heliade zur Beſinnung käme! — Soll ich vorerſt ablehnen und auf die Zukunft hinweiſen? — Aber wenn ſie ſich nicht beſinnt . . . was dann!“ —

„Sage ihm ganz einfach, Heliade wünſche nicht ſich zu verheiraten und deshalb ſei es beſſer, wenn er uns nicht nach Rom folge.“

„Ich bin wahrhaftig ſo beſchämt dem armen Bryan gegenüber, daß ich mich freue, in zwei Monaten Irland zu verlaſſen und ihn auf längere Zeit nicht wiederzuſehen. Heliade kann dann in Rom bei ihrer Großmutter bleiben . . . denn in unſern Plan paßt ſie mit ihrer abenteuerlichen Neigung doch nicht mehr.“

„Nur nicht zu haſtig, lieber Freund,“ ſagte Lady Arran ſanft. „Vielleicht bringen die großen Eindrücke, die ſie in Rom empfangen wird, auch eine große Wirkung in ihr hervor und löſen ſie ab von kindiſchen Träumereien. Sie hat immer ſehr einſam gelebt, einſam bei ihren Eltern, einſam bei der Baroneſſe Ruffach. Erſt hier bei uns iſt ſie in einen jugendlichen Kreis eingetreten — und auch der umgibt ſie nicht immer. In der Einſamkeit aber lebt das Herz lange von einem ſtarken Eindruck, weil kein neuer da iſt, um ihn zu ſchwächen, zu verdrängen."

So geſchah es denn. Bryan O'Connor reiſte ſogleich nach dem Geſpräch mit Lord Arran ab, während gegen Heliade mit keiner Silbe, mit keiner Andeutung der Sache gedacht wurde. Lord und Lady Arran bewieſen ihr dieſelbe Liebe, dieſelbe Zärtlichkeit wie früher; kein Hauch von Verſtimmung oder Erkältung trübte ihr gütiges Benehmen. Sie fragten auch nicht nach einer Löſung des unbegreiflichen Rätſels. Sie ließen über jene Eröffnung einen dichten Vorhang fallen und behandelten Heliade ganz wie früher. Sie wußten, daß Heliade durch dieſe Güte und dies Vertrauen zu unbegrenzter dankbarer Liebe gerührt werden würde — und knüpften daran unbeſtimmte Hoffnungen. Während der Graf zu Bryan O'Connor ging und ihm Heliadens ablehnende Antwort mitteilte, begab ſich Lady Arran zu Heliade, welche ſie in Tränen ſchwimmend auf ihrem Betſchemel fand. Als Heliade ſtatt der ernſten Vorſtellungen, auf welche ſie gefaßt war und welche ſie in tiefer Demut hinnehmen wollte, das liebreiche Wort hörte:

„Ich fürchtete wohl, Dich traurig zu finden, Heliade, und darum komme ich zu Dir. Gräme Dich nicht, trockene Deine Tränen, Du biſt und bleibſt unſere liebe Tochter, der wir vertrauen und von der wir hoffen, daß ſie nie die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seele über kleine Mädchenlaunen vergeſſen werde;" —

da ſank Heliade mit einem Gemiſch namenloſer Empfindungen in Lady Arran's Arme. Denn ihr Gewiſſen gab ihr das Zeugnis, daß ihr die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seele teurer geweſen ſei, als ein ſüßes Liebesglück. Und während ihr das Vertrauen von Seiten ihrer Pflegeeltern unſäglich wohl tat, ſchmerzte es ſie eben ſo tief, es nicht mit voller, aufrichtiger Offenheit beantworten zu können. Aber es war ja nicht *ihr* Geheimnis! ein fremdes offenbaren . . . das war Verrat des Vertrauens. Sie hatte Juſtinen ihr Wort gegeben, über alles zu ſchweigen, was deren Korreſpondenz betraf: ſie hielt es. Lag es im Plan Gottes, die rätſelhafte Begebenheit zu enthüllen, die aus Mariano Torrigi … Peregrin Gorm — oder auch umgekehrt! — machte, ſo konnte das durch andere Mittel und Werkzeuge geſchehen, als durch ſie. Ihre Aufgabe war — ſchweigen! —

„O meine teure Mutter!" rief ſie mit heißer Inbrunſt: „Gott vergelt's, mit welcher Liebe und Nachſicht Du mich behandelſt! Vielleicht wird Er

Tir dereinſt offenbaren, daß ich deſſen nicht ganz unwürdig bin.“

Damit war der Friede geſchloſſen und Lady Arran ſagte zu ihrem Mann:

„Im Grunde weiß ich gar nicht, warum wir ſo ſehr wünſchen ſollten, Heliade verheiratet zu ſehen! Sie wird ja dadurch von uns getrennt, nicht bloß räumlich, ſondern auch in ihren Intereſſen: Mann und Kinder gehen den Eltern vor. Hat eine Tochter Neigung zur Ehe — nun, ſo freut man ſich, ihr Glück begründen zu können und übergibt ſie mit großer Selbſtverleugnung einem Gatten. Hat ſie aber dieſe Neigung nicht, ſteht ſie ſo ruhig und zufrieden auf ihrem Platz wie Heliade, ſo wollen wir uns doch recht freuen, ſie behalten zu dürfen und die ſchöne, klare Stille ihres Weſens nicht verſtören durch unzeitiges Drängen zum Eheſtande.“

„Du haſt ganz recht, Magdalene!“ entgegnete Lord Arran; „es iſt viel ſchöner, wenn ein junges Mädchen ſich im Elternhauſe glücklich fühlt, als wenn es, kaum erwachſen, ſich ſehnt nach dem eigenen Herd. Allein bei Heliade iſt ja der ſchreckliche Umſtand mit dem Violinſpieler im Hintergrunde; und der macht mir den Eindruck, als ſei unſer ſchneeweißes, zartes Hermelin in das garſtige Netz einer ungeheuern, abſcheulichen Kreuzſpinne geraten.“

„Welche übertriebene Vorſtellung!“ ſagte ſie lächelnd. „Ich habe bezüglich dieſes Punktes große

Hoffnung auf Rom geſetzt. Eine ſolche Reiſe wirkt mächtig auf ein junges, empfängliches Gemüt. Unter dem Schutt und der Größe von Jahrtauſenden faßt der denkende Menſch ſeine Beſtimmung ernſter und höher als nach Jugendeindrücken und Liebesträumen auf.“

„Und des Kontraſtes wegen wollen wir unſern Weg über Paris nehmen. Dann kann ſie Vergleiche anſtellen und ihre Sympathien wählen. Bei ihr — nicht bei allen jungen Perſonen! — kann man das wagen.“

Heliade freute ſich unausſprechlich zu der Reiſe. Für die Jugend hat das fremde Land, das da irgendwo hinter den dunklen Bergen oder jenſeits des blauen Meeres liegt, den vollen Zauber, den das Unbekannte mit all ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten auf die Phantaſie übt, welche noch nicht durch die Enttäuſchungen der Wirklichkeit ernüchtert wurde. Überdies hatte Rom, als Colomba's Heimat, einen ſüßen Reiz für Heliade, die in ihrem Gedächtnis alle Jugenderinnerungen ihrer Mutter bewahrte. Ihr eigener früher Beſuch bei der Großmutter, bevor ſie mit den Eltern aus Florenz nach Dresden überſiedelte, hatte ſich auf einige wenige Tage beſchränkt, welche ſie im Häuschen am Fuß des Celio verlebte, ſo daß ihr Rom für ihre Perſon etwas ganz Neues war. Sie ſtudierte Beſchreibungen, Bilder, Pläne von Rom — und dieſe

Studien ſollten dann an Ort und Stelle ganz gründlich fortgeſetzt werden.

„Wenn uns nur kein Unfall zuſtößt, bis wir dort ſind!“ ſagte ſie zu Lord Arran; — „das Glück, in Rom zu ſein, kommt mir für Katholiken ſo groß vor, daß ich noch gar nicht recht auf die Verwirklichung zählen mag.“

„Freue Dich getroſt, Heliade!“ erwiderte Lord Arran; — „mit Gottes Hilfe erreichen wir wohlbehalten die ewige Stadt. Aber vergiß nicht, daß ſie auf unſerer Erde, auf dieſem kleinen, mittelmäßigen Planeten liegt, und daß dieſe Mittelmäßigkeit ſich überall geltend macht, überall vordrängt, wo Menſchen beiſammen ſind. Als ein Wunder der Gnade tritt uns zuweilen, flüchtig, vereinzelt, die Vollkommenheit entgegen — aber ihre Heimat iſt nicht hienieden, wo überall der Tod, der phyſiſche, der ſeeliſche, ihr drohend entgegenſtarrt. Ihre Heimat iſt „das Land der Lebendigen“ — wie die heilige Schrift ſo ſchön das ewige Leben nennt, das keinen Tod mehr zu fürchten hat. Vollkommenes Glück, vollkommene Tugend, vollkommener Friede für alle und für immer entſpricht nicht der Beſtimmung des Menſchen hienieden; — ſie heißt Kampf.“

„Ja!“ ſagte Heliade, „ſie heißt **per aspera ad astra**.“

◆

„Vergib uns unſere Schuld."

Auf dem Broadway, der eleganteſten Straße von New-York, ging ein katholiſcher Prieſter. Er trug die gewöhnliche ſchwarze Soutane. Der Luxus, die Eleganz, die Frechheit, das Laſter dürfen ſich allüberall in den Livreen ihres Reichtums, ihrer Üppigkeit, ihrer Gemeinheit öffentlich zeigen. Ihnen gehört der Boden, den ſie betreten oder über den ihr Wagen dahinrollt; ihnen gehört die Luft, die ſie umgibt, die Sonne, die über ihnen ſcheint; ihnen gehört die Achtung, die Bewunderung, der ſtille Neid, das Wohlgefallen der großen Menge, welche dieſe bunten blanken Livreen noch nicht trägt, aber um deſto begieriger nach ihnen iſt. Doch das edle Ordenskleid darf ſich in manchen großen Städten nicht öffentlich ſehen laſſen. Das hat nach des Pöbels Meinung — Pöbel in Lumpen, Pöbel in Sammt und Seide — kein Anrecht an Sonnenſchein und friſcher Luft. Das nimmt ſich heraus in ſchweigender Demut, in gelaſſener Armſeligkeit ein Gleichgültigkeitszeugnis gegen die Hoffart und gegen den Prunk abzulegen und zu beweiſen, daß es noch Menſchen gibt, die nicht auf der Fährte des Goldes den Staub lecken. Es iſt freilich wahr: niemand nimmt gern einen öffentlichen Vorwurf hin — und das edle Ordenskleid iſt unter Umſtänden und auf manchen Stätten ein ſo ſchneidender Vorwurf, daß ſich tauſend und abertauſend Augen davor niederſchlagen müſſen — wenigſtens nach innen. Das verſtimmt und erzeugt Groll und Trotz. Daran iſt nun allerdings nicht das Ordenskleid, ſondern das fremde böſe Gewiſſen Schuld; allein jenes muß dafür büßen, indem es durch dieſes in Acht und Aberacht erklärt wird, weil es ſo vermeſſen iſt, durch ſeine Erſcheinung die Alleinberechtigung des Mammonkultus in Frage zu ſtellen. Deshalb durfte jener Prieſter nicht im weißen Ordenskleide der Dominikaner in den Straßen von New-York umhergehen.

Schon jetzt erregte ſein prieſterliches Kleid ein Mißfallen bei einigen jungen Leuten. Sie folgten ihm auf den Fuß nach, mit ſpöttiſchen Bemerkungen und verhöhnenden Geſprächen. Der Prieſter ging ſo ruhig ſeines Weges, als bemerke er gar nicht dieſe Brutalität — und vielleicht bemerkte er ſie wirklich nicht, ſo vertraut ſah er aus mit allem, was Leiden iſt. Das ärgerte aber die Bande! Zwei von ihnen löſten ſich von den übrigen ab, gingen ein paar Schritte vor und nahmen den Prieſter in ihre Mitte, indem ſie Worte des

Hohnes gegen ſeinen Stand und der Läſterung gegen ſeinen Glauben ausſtießen. Kaum hatten ſie aber in dieſer Weiſe einige Schritte gemacht, als ihnen ein anderer junger Mann raſch entgegenkam, ſie mit einem Blick kalter Verachtung maß, den Arm des Prieſters unter den ſeinen nahm und verbindlich zu dieſem ſagte:

„Ich hoffe, nicht unbeſcheiden zu ſein, wenn ich um die Erlaubnis bitte, Sie begleiten zu dürfen;" — und beide ſetzten den Weg fort, den der Prieſter eingeſchlagen hatte.

Die wüſten Geſellen blieben zurück und der eine rief:

„Was zum T—l hat der Mariano Torrigi mit dem verfl— Schwarzrock zu tun!"

„War das Mariano Torrigi, der Violinſpieler?" riefen ein paar andere.

Der Prieſter aber ſagte ruhig zu Mariano:

„Sie ſind ſehr gütig, Sir, ſich meiner anzunehmen; allein wir ſind an dergleichen Scenen gewöhnt und müſſen immer auf ſie gefaßt ſein."

„Im Lande der allgemeinen Freiheit für jede Religion und jeden Kultus? . . . wie iſt das zu erklären!" rief Mariano.

„Dadurch, daß Prinzip und Praxis zweierlei ſind," entgegnete der Prieſter lächelnd.

„Dann wäre die Handhabung des Prinzips eine beſtändige Lüge," ſagte Mariano.

ſie uns an und in einen gewiſſen Kreis weiſen. Er war ganz unabhängig. Da nahm er ſein kleines Vermögen, und kaufte auf dem Abendberg im Berner Oberland, einige tauſend Fuß über dem Meeresſpiegel, ein Stück Land, das groß genug war um ihm Wieſen zum Weideplatz für eine kleine Heerde, Wald zum Holzbedarf, und Raum für einen Garten und für ein Paar hölzerne Häuſer zu geben, die er bauen ließ. Als ſeine kleinen Anſtalten fertig waren, zog er hinauf mit einigen kranken Kindern. Jetzt hat er ihnen nichts weiter zu geben — als ſein ganzes Leben. Seit zwei Jahren ſind ſie auf dem Abendberg.

Gott hat gewollt, daß ich an dieſen umdämmerten und verſchleierten Seelen einen Antheil nehme — für den es keine Worte giebt. Als ich dieſen Sommer nach meiner Rückkehr aus Schweden in einer Zeitung einen kurzen Bericht über die Anſtalt des Doctor Guggenbühl las, beſchloß ich gleich ſie ſobald wie möglich zu beſuchen, und am 12ten September that ich es von Interlachen aus. Es war ein trüber Tag, und kaum auf der Hälfte des Weges fing es an zu regnen, und regnete bis ich wieder am Nachmittage herabkam, ſo daß ich nicht die wundervolle Ausſicht auf die Schneeberge, nicht die kleine Kapelle, nicht die ganze Umgebung des Hauſes geſehen habe — was auch freilich nur Nebenſachen ſind. Ich fand den Doctor Guggen-

„In Europa verſucht man allerdings dergleichen. Man ſchreibt in einem Paragraphen der Staatsgeſetze: Die Kirche iſt frei -- und dann umzingelt man ſie mit anderen Paragraphen, welche es möglich machen, ſie wie eine Sklavin zu behandeln. Das iſt hier durchaus nicht der Fall! der Staat bekümmert ſich gar nicht um uns. Wir können Gotteshäuſer bauen, Schulen eröffnen, Klöſter und fromme Anſtalten gründen, hierarchiſche Organiſation einführen, ganz nach katholiſchen Grundſätzen und Bedürfniſſen, ganz ſo weit und ſo viel der katholiſche Glaubenseifer opferwillig iſt. Bevormundung, Einmiſchung des Staates in dieſe Angelegenheiten iſt etwas ganz Unbekanntes. Die Kirche beſteht auf ſich und durch ſich; ſie iſt arm, aber frei, und geht einer ungeheuren Zukunft entgegen. Was aus Amerika wird — wer kann es ſagen? Wer mag ſich da auf Prophezeiungen einlaſſen? Einige nennen es einen Koloß auf tönernen Füßen. Andere ſagen: Mit nichten! die Füße ſind nicht von gebrechlichem Ton, ſondern von feſtem Gold. Und darauf entgegnen wieder andere: Zum Fundament eines Staates iſt auch das Gold nicht feſt genug. Wie dem nun ſei! ... die Kirche hat eine glänzende Zukunft in Amerika — und vielleicht gerade deswegen müſſen ihre Diener, die durch das Freiheitsprinzip in ihrem Wirken geſchützt ſind, perſönlich hie und da einige Neckereien dulden. Das kann nicht anders ſein! Das

Banner der Kirche — iſt das Kreuz, und das Kreuz ſpricht der Apoſtel St. Paulus — iſt den Heiden eine Torheit. Bei unſern modernen Heiden fällt von der Verachtung dieſer Torheit auch etwas für den Sohn des Kreuzes, den Prieſter, ab."

„Mein Herr!" rief Mariano, der dem Prieſter aufmerkſam zugehört hatte: „wo in der Welt haben wir uns ſchon geſehen?"

„Nirgends, das ich wüßte!" erwiderte der Prieſter und ſah mit ſeinen ſchönen, dunkeln, liebedurchleuchteten Augen freundlich Mariano an.

„Und je mehr Sie mich betrachten, deſto gewiſſer wird es mir!" ſagte Mariano: „ich habe ſchon irgendwo in der Welt Ihre Augen geſehen! aber wo? . . . . wo?

„Augen ſind Augen, Sir!" entgegnete der Prieſter lächelnd; — „hat man deren viele geſehen, ſo täuſcht man ſich leicht."

„Sind Sie ein geborener Amerikaner?"

„Nein, Sir, ich bin ein Ire."

„O . . . Heliade!" rief Mariano mit erſtickter Stimme in grenzenloſer Überraſchung. Er wußte, daß ein Bruder ihrer Mutter Miſſionär in Amerika ſei. Er wußte, welche Augen er vor ſich habe und an wen ſie ihn erinnerten.

Der Prieſter war nicht weniger überraſcht durch Mariano's Ausruf und ſeine Bewegung. Wer war dieſer junge Mann? Von welcher Heliade mochte er ſprechen? Da Mariano ſchwieg, fragte er auch nicht weiter und nur nach einiger Zeit ſagte er:

„Ich bitte, machen Sie ſich nicht länger die Mühe, mich zu begleiten. Wir ſind ganz in der Nähe des Hauſes des Herrn Erzbiſchofs, bei dem ich wohne . . . und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Begleitung.“

Schweigend gab ihm Mariano ſeine Karte. Der Prieſter warf einen Blick auf den italieniſchen Namen, deſſen Berühmtheit ihm gänzlich unbekannt war und ſagte:

„Ein Italiener! . . . ah, ſo ſind Sie Ihrem Prieſter zu Hilfe gekommen!“

„Doch nicht! ich bin nicht katholiſch.“

„Nun, dann bin ich Ihnen um ſo dankbarer, Sir, und kann ich Ihnen auch meine Karte nicht geben, weil ich keine beſitze, ſo kann ich Ihnen doch ſagen, daß ich Reginald O'Connor, Dominikanerordens, bin.“

Sie ſchüttelten ſich die Hände und trennten ſich.

Als Mariano zu Hauſe kam, flog ihm Torrigi wie wahnſinnig entgegen und rief, indem er mit beiden Händen ſein Haar durchwühlte:

„Gefahr! Gefahr! ſie iſt in Gefahr! . . . O meine Tota! ... o ſie wird denſelben Weg gehen, den meine Cecca gegangen iſt — und ich unglückſeliger Vater verliere meine beiden Juwele und ich bin auf ewige Zeiten ein geſchlagener Mann!“

„Was fehlt ihr?“ fragte Mariano entſetzt.

„Ein Nervenfieber iſt im Anmarſch! ... Was ſag' ich! Anmarſch? — iſt bereits im vollen Ausbruch. Der Doktor behauptet, ſie müſſe ſich ſeit Wochen krank gefühlt haben ... und gibt zu verſtehen, daß es bei ihrer kräftigen Organiſation ſehr bedenklich werden könne! ... Marian, dies iſt ein furchtbarer Schlag! ... Statt nach Mexiko zu gehen muß ich hier bleiben und vielleicht hier mein Kind begraben! ... Das wäre zu hart, Marian, zu hart!“

Marian war betäubt vor Entſetzen, daß der Tod ſeine Hand nach dieſem jungen Leben ausſtrecke und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß er eine Mitſchuld an dieſer Kataſtrophe trage. Antonia hatte mit einer gewiſſen trotzigen Freude, als mache es ihr Vergnügen, einem Mann weh zu tun, höchſt entſchieden den überraſchten und gekränkten Richard Stronghead abgewieſen. Keine Bitten, keine Vorſtellungen ihres Vaters fanden Gehör bei ihr.

„Ich will meine Jugend, meine Freiheit genießen! So lange war ich Sklavin des Violoncello's — und nun ſoll ich Sklavin der Launen eines Mannes werden, der heute mich liebt und morgen mich vergißt? Mit nichten! In den erſten zehn Jahren will ich vom Eheſtand nichts hören, Vater! ... und jetzt will ich erſt recht anfangen, munter und vergnügt zu ſein.“

So ſprach Antonia und ſie führte dieſes Vorhaben inſofern aus, als ſie ſich in einen Taumel von rauſchenden Vergnügungen ſtürzte. Sie ritt mit Leidenſchaft den ganzen Tag; ſie tanzte mit Leidenſchaft die ganze Nacht; kein vernünftiger Gedanke kam in ihren Sinn, kein vernünftiges Wort berührte ihr Ohr. Wenn Marietta beſorgt ſagte:

„Antonia, welchem Ziel und Ende ſtürmſt Du zu?“ ſo erwiderte ſie:

„Das weiß ich nicht und iſt mir auch ganz gleichgültig. Wenn ich ankomme, werd' ich es ſchon erfahren.“

„Ja wohl . . . aber zu ſpät.“

„Zu ſpät, Marietta, wäre es nur in dem Fall, daß ich mich eines guten Tages in der Hölle wiederfände. Aber dahin komme ich nicht: ich tue ja nichts Böſes. Überdas iſt es noch gar nicht gewiß, ob es überhaupt ewige Höllenſtrafen gibt — ja nicht einmal, ob eine Hölle! ich bin zweifelhaft darüber.“

Marietta ſagte wehmütig: „Wenn Du als Kirchenlehrer auftrittſt, möchte ich lächeln! aber Eines ſteht feſt: Tota: die Hölle und ihre ewigen Strafen werden nur von denen geleugnet, weelche auf dem Wege ſind, ihnen zu verfallen.“

„Ich wiederhole Dir aber, daß ich nichts Böſes tue,“ rief Antonia ungeduldig.

„Treibſt Du nicht einen unſinnigen Luxus?“ fragte Marietta.

„Unſinnig — nein! Luxus — ja! Der Luxus iſt etwas ſehr Gutes und Vernünftiges: er beſchützt und hebt die Induſtrie."

„Denkſt Du an etwas anderes, als an Kleider und Schmuck, an Tanzen und Reiten, an Vergnügungen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend?"

„Nun, das ſind doch wahrhaftig höchſt unſchuldige Gedanken, Marietta."

„Biſt Du nicht immer umringt von einem Schwarm von Männern, welche Dir weiß der Himmel was alles für Dinge ſagen?"

„Dies kann ich nicht leugnen, Marietta."

„Verrät das nicht Eitelkeit, Leichtſinn, Gefallſucht . . . vielleicht Schlimmeres noch?"

„Marietta!" rief Antonia lachend, „es iſt mein Gaudium, den Männern den Kopf zu verdrehen! und da ſie nur in dieſem Zuſtand erträglich — ſonſt aber ſchwerfällig, trocken, plump und langweilig im Übermaß ſind: ſo müſſen ſie es mir danken, daß ich die Güte habe, ſie einigermaßen liebenswürdig zu machen."

„Nie werd' ich begreifen, was es Dich angeht, ob Herr X. oder Herr Z. langweilig oder unterhaltend iſt," ſagte Marietta traurig.

„Wie? das begreifſt Du nicht? Ich lebe ja zwiſchen ihnen und mag lieber lachen, als gähnen — was höchſt natürlich iſt. Und dann ſind es keineswegs die Herren X. Y. Z. — unbekannte

Größen! ſondern die Herren Frankman und Staunton und Penrith und Miller, ſämtlich ſehr reich und zur beſten Geſellſchaft gehörend. O, ich wähle meine Leute! ich habe Welt- und Menſchenkenntnis! ich bin nicht mehr die ungeſchickte, rohe Tota von früher! Und bin ich auch etwas eitel und alles, was damit zuſammenhängt, ſo gehe ich doch, allen dieſen Herren gegenüber, nicht ein Haarbreit weiter, als ich eben will — und da ich nichts Böſes tun will, ſo tue ich nichts Böſes."

„Nennſt Du einen Zuſtand nicht ſchlimm, in welchem Du nicht eine einzige Tugend übſt, welche ein junges Mädchen haben ſoll?"

„Mein Gott! dieſer Zuſtand iſt nicht meine Wahl. Früher war er mir ein Greuel. Ich mußte dennoch darin bleiben. Jetzt gefällt mir das, was in ihm berauſchend iſt. Nie hatte ich Zeit, mich auf beſondere Tugenden zu verlegen . . . denn ich mußte mich mit all meinen Kräften aufs Violoncell verlegen. Daß man dabei nicht zu hohen Tugenden gelangt, verſteht ſich von ſelbſt. Du biſt freilich ganz anders, Marietta! eine kleine Heilige biſt Du! . . . doch das iſt nicht jedermanns Sache — und die meine gewiß nicht."

So ſprach, ſo dachte, ſo lebte Antonia. Marietta ſah es mit Jammer. Auf dieſer abſchüſſigen Bahn, ohne Zügel, ohne Leitung, nur noch gehalten durch den ſchwachen Überreſt guter Inſtinkte, mußte die Seele zu Grunde gehen. Mariano ſah es mit noch größerem Jammer. Er hätte ſeinen Einfluß auf ſie zu ihrem Heil verwenden können, wenn er ſelbſt beſſer und ſtärker geweſen wäre; — oder er hätte ſich ſo wenig um ſie bekümmern müſſen, wie um „das ſtille Kind"; dann wäre ſie vielleicht ruhiger und gleichgültiger geblieben, hätte Richard Stronghead geheiratet und wäre eine vernünftige Frau geworden. Aber dieſer Traum von Liebe, den er, wenn nicht hervorgerufen, ſo doch nicht ſogleich zerſtört hatte, warf ſie ſo recht in den Strudel hinein. Einesteils wollte ſie ſich zerſtreuen und andernteils ſuchte ſie Erſatz — ohne über das letztere mit ſich im Klaren zu ſein, da ſie niemand fragte, niemand zu Rate zog. In ſeiner peinlichen Beſorgnis um Antonia hatte er einmal Marietta gefragt, ob Antonia noch ihre religiöſen Pflichten erfülle, und die Antwort erhalten:

„Sie macht es wie der Vater und geht in der öſterlichen Zeit einmal zu den heiligen Sakramenten. Da ſie jedoch gar nicht daran gewöhnt iſt, ſich Rechenſchaft über ihr Gewiſſen abzulegen, ſo müſſen ihre Beichten notwendig höchſt oberflächlich bleiben, ohne Reue, ohne Vorſatz der Beſſerung, ohne irgend einen guten, praktiſchen Entſchluß. Vielleicht iſt ihr Seelenzuſtand derart, daß er die Abſolution ungültig macht und auf keinen Fall kann die Wirkung der heiligen Kommunion tief und kräftig ſein."

„Wie glücklich biſt Du, ſolch himmliſche Hilfe zu haben!“ ſagte Mariano. „Es muß ein eigentümliches Wonnegefühl ſein, ſich zu ſagen: Jetzt ſind dir deine Sünden vergeben! — und ich begreife, daß man, nachdem man dieſe Bürde von ſich genommen weiß, ſich zu einem neuen Leben entſchließen könne.“

„Und Du zögerſt noch trotz dieſer Einſicht!“ rief ſie lebhaft; — „o betrübe nicht Deinen heiligen Schutzengel, der Dir all dieſe guten Gedanken zuflüſtert.“

„Auch andere Gedanken kommen mir, Marietta, und rufen dawider: Täuſchung, Irrtum.“

„Glaubſt Du an die Offenbarung?“ fragte ſie; — „glaubſt Du, daß göttliche Wahrheit in der heiligen Schrift niedergelegt iſt?— Glaubſt Du das, ſo wirſt Du finden, daß kein Wort weniger als Täuſchung und Irrtum auf das Sakrament der Buße paßt und daß unſer göttlicher Erlöſer ſich ſelten mit größerer Beſtimmtheit ausſprach als damals, als er zu ſeinen Apoſteln nach ſeiner Auferſtehung ſagte: „Nehmet hin den heiligen Geiſt. Welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen; welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.“

„Sieh, Marietta,“ erwiderte er ſinnend, „es iſt etwas ganz eigenes mit dem Glauben an die chriſtliche Offenbarung, ſobald uns dieſelbe nicht durch ein unfehlbares, untrügendes Organ vermittelt wird, d. h. ſobald wir nicht auf dem Boden einer göttlich beglaubigten Kirche ſtehen. Ich glaube an ein offenbartes Chriſtentum, weil ich deſſen Sittenlehre zu ſchön und deſſen Hoffnungen für Zeit und Ewigkeit zu erhaben und troſtreich finde, um aus menſchlichen Gedanken hervorgegangen zu ſein; — aber einzelne Punkte und Lehren glaube ich auch wieder nicht, finde ſie überflüſſig, nebenſächlich, laſſe ſie fallen, deute ſie nach Gutdünken, lege meinen ſubjektiven Maßſtab an ſie. Genug . . . fragſt Du mich, ob ich an die göttliche Offenbarung der chriſtlichen Religion glaube? ſo muß ich, um aufrichtig zu ſein, antworten: zum Teil.“

„Da biſt Du ganz auf Deinem Platz, Marian! die Irrlehre, in der Du aufgewachſen biſt, macht es ſo. Das iſt Dir in Fleiſch und Blut übergegangen! aber der Chriſt ſoll ſtärker ſein, als das Fleiſch — die Wahrheit ſoll den Irrtum beſiegen. Fange nur endlich einmal an, Dich aus Deiner Gleichgültigkeit aufzuraffen.“

„Ah bei Gott! ich bin nicht gleichgültig! ich bin nur gelähmt durch unſere gräßliche Exiſtenz.“

„Für Dich geht ſie jetzt ja gleich zu Ende,“ ſagte Marietta ſeufzend; — „aber wann für mich? Wann wird der Vater ſeinen Golddurſt . . . wann Antonia ihren Freudendurſt geſtillt haben!“

„Begib Dich in meinen Schutz!“ rief Mariano; „ich geleite Dich ſicher nach Genua . . . oder wohin bühl mit ſeinen eilf Kindern in einem großen Zimmer verſammelt, wo die meiſten an einem Tiſch ſaßen und theils Lectionen nahmen, theils ſpielten. Die Lectionen beſtehen darin, daß ſie ſehr große Buchſtaben kennen und nachſprechen lernen, nachſprechen, indem man ihren Mund in die Stellung bringt, die er beim Ausſprechen jedes Buchſtaben annimmt, und indem man dieſen ſehr laut und unabläſſig wiederholt. Das Spiel beſteht in einer Zuſammenfügung kleiner Holzſtücke zu allerlei willkürlichen Figuren, oder im Bilderbeſehen. Aber man muß Beides mit ihnen treiben, ſonſt verfallen ſie in ein ſtupides unbewegliches Anſtarren der Bilder, oder ſie machen nur einen wüſten Lärm indem ſie mit dem Holz auf den Tiſch ſchlagen. Eins ſaß in einer kleinen Schaukel, ein andres auf einem Wiegenpferd. Ein drittes, drei Jahr alt und vor Kurzem heraufgekommen, lag da, ohne Bewegung, ohne Willen, ohne Kraft. Man hob es auf: Kopf und Glieder hingen ſchlaff herab. Ob es bequem liegt oder unbequem, gleichviel! es verändert nicht ſelbſt ſeine Lage. Es fordert keine Speiſe; es ißt auch nicht allein; es würde umkommen, wenn man ihm nicht Nahrung einflößte. Das ſchauerliche Zeichen des Cretinismus: die Stirn, welche über den Augenbraunen eingedrückt iſt, hatte es in einem ſo hohen Grade, daß man den Finger in die Grube legen konnte. Doctor Guggenbühl

Du willſt! Brauchſt Du im Kloſter eine Mitgift — ich zahle ſie mit Freuden. Dann hätte ich doch etwas Gutes getan, hätte doch einer Seele dazu verholfen, über die armſelige Alltäglichkeit ſich zu erheben! hätte doch die Wonne, bei einem Weſen ein Streben zu fördern, das nicht die Erde und ihre Genüſſe zum letzten Ziel hat! Nimm es an, Marietta . . . und Du wirſt meine größte Wohltäterin ſein.“

„Das ſieht Dir ähnlich, Marian!“ ſagte ſie ſanft und traurig; — aber ich darf nicht! ich muß das Opfer bringen, welches Gott jetzt von mir verlangt, und nicht das, welches ich bringen möchte. Der Vater würde in Zorn und Verzweiflung geraten, Ors' Anton hätte niemand, der ſich ein wenig mit ihm beſchäftigte und ihn möglichſt fern von dem Tumult hielte, der auch ihn bedroht — und Antonia endlich würde ganz verlaſſen ſein und nie ein warnendes Wort hören. Nein, ich muß ausharren! aber Gott vergelte Dir die gute Abſicht und gebe Dir die Gnade, daß die Seele, deren Streben und Verlangen Du fördern möchteſt — Deine eigene ſei.“

Die Abreiſe der Familie Torrigi von New-York nach Mexiko und Mariano's nach England war feſtgeſetzt. Da erkrankte Antonia. Sie hatte längſt das Fieber in ihren Pulſen gefühlt, aber ſich bis aufs äußerſte dagegen gewehrt. Nun brach ſie zuſammen.

„Gott ſei gedankt . . . ich ſterbe!“ ſagte ſie zu der entſetzten Marietta.

Eine barmherzige Schweſter wurde zu Hilfe gerufen und das Krankenzimmer nahm die Beſorgnis und die Teilnahme der ganzen Familie in Anſpruch. Das Fieber war ſo heftig, daß Antonia entweder im Delirium oder in ſtumpfer Betäubung war. Sie erkannte niemand, ſie ſah und hörte nicht, ſie verſtand nichts. Mit namenloſer Angſt harrte Marietta auf einen lichten Augenblick, um einen Prieſter zu rufen. Sie verließ mit keinem Schritt das Krankenzimmer. Sie fürchtete, die barmherzige Schweſter werde minder aufmerkſam das Erwachen von Antonia's geiſtigen Kräften beobachten als ſie. Sie bat Gott nicht um Leben, nicht um Sterben; — nur aber, daß die Seele der Kranken, ſei es fürs Leben, ſei es fürs Sterben — nicht im Torpor verbleibe. Die barmherzige Schweſter bat dringend, Marietta möge ſich doch einige Ruhe gönnen, ein paar Stunden der Nacht durch Schlaf — und des Tages in der friſchen Luft ſich erholen; aber Marietta antwortete nur:

„Es ſoll geſchehen, wenn die Gefahr vorüber iſt.“

Der Arzt hatte erklärt, am neunten Tage werde eine entſcheidende Kriſis eintreten. Es geſchah aber nicht; — die Krankheit trat nur in ein anderes Stadium und der einundzwanzigſte Tag ſollte nunmehr der entſcheidende ſein. Indeſſen gaben ſich alle der Hoffnung hin, daß die größte Gefahr überwunden ſei, denn Antonia war jetzt ihrer Sinne vollkommen mächtig. Das Fieber wütete fort, ließ jedoch ihren Kopf ganz frei. Auf Marietta's ſchüchterne Frage, ob ihr der Empfang der heiligen Sakramente nicht ein Troſt ſein würde, entgegnete ſie:

„Ich bin noch nicht bei dem Viatikum.“

„Das weiß ich!“ entgegnete Marietta.

„Wenn es ſo weit iſt, werde ich es ſagen und einen Prieſter verlangen,“ verſetzte Antonia.

Das war troſtlos, denn ſie konnte ja jeden Augenblick in Bewußtloſigkeit zurückfallen. Marietta hätte gern einen Prieſter gerufen; ſie wußte aber nicht, welchen Eindruck es auf Antonia machen, ob es ſie erſchrecken, ſie verſtimmen werde. Auf eine leiſe Anfrage bei dem Vater geriet dieſer in Wut:

„Warum ſprichſt denn Du ihr das Todesurteil, da der Arzt doch noch Hoffnung gibt!“ rief er.

Endlich wendete ſie ſich an Mariano und ſagte:

„Was fangen wir an! der Vater und Antonia haben die verkehrte Anſicht, daß der Prieſter nur in extremis zu rufen ſei. Aber dann weiß der Sterbende oft gar nichts mehr von ſeinen Sinnen und iſt immer zu ſchwach, um ſich gehörig ſammeln und vorbereiten zu können. Deshalb wäre es ſo wünſchenswert, wenn Antonia jetzt beichtete, da ſie jetzt klar und ruhig iſt.“

„Ich werde einen Prieſter zu mir rufen,“ entgegnete Mariano, „und dann wollen wir ſehen, was ſich weiter tun läßt.“

„Kennſt Du katholiſche Geiſtliche in New-York?“ fragte ſie verwundert.

„Gerade nur dieſen, den ich in Schutz nahm gegen die Brutalität einiger zweibeinigen Beſtien,“ erwiderte Mariano — und begab ſich zu Pater O’Connor.

Dieſer empfing ihn ſehr freundlich und wurde noch freundlicher, als Mariano ihm ſeine Bitte vortrug.

„Gott vergelts Ihnen, dem Akatholiken, daß Sie die Hand bieten, um einer Seele dasjenige Sakrament zuzuwenden, auf welches diejenigen, die außerhalb der Kirche ſtehen, mit Geringſchätzung blicken.“

„Das müſſen Sie ihnen vergeben, mein Pater! ſie hören ja nichts anderes, als daß man ſich ſtillſchweigend vor Gott als großer Sünder bekennen müſſe und daß darauf eine Vergebung erfolge, die viel gewiſſer, als die prieſterliche Abſolution ſei — da die Prieſter ſich nur dieſe Gewalt angemaßt hätten.“

„Glauben Sie das?“ fragte Pater O’Connor lächelnd.

„O nein,“ rief Mariano; „aber für Akatholiken, die keine Prieſter haben, bleibt ja nichts anderes übrig, als ſich mit einer ſolchen Annahme zu beruhigen . . . — ſo lange man es vermag.“

„Wie kommen Sie in Ihren Verhältniſſen, in Ihren Umgebungen auf ſolche Gedanken!“ rief Pater O'Connor mit höchſtem Erſtaunen.

„Sie wiſſen alſo, daß ich der berühmte Violinſpieler bin?“ fragte Mariano.

„Ja, ich erfuhr es, als ich unſere Begegnung in der vorigen Woche erzählte und Ihre Karte vorzeigte. Aber Sie müſſen mir meine Verwunderung vergeben! es iſt ſelten, daß ſich Perſonen, die ſich Ihren Beruf wählen, mit religiöſen Wahrheiten denkend und gründlich beſchäftigen.“

„Mein Beruf mag wohl nicht ganz mein Beruf ſein,“ antwortete Mariano trübe. „Nur die Umſtände brachten mich dazu; nicht freie Wahl. Auf die Wahrheiten der katholiſchen Glaubenslehre bin ich aber aufmerkſam geworden . . . durch zwei junge Mädchen. Edlere Weſen hab' ich nie gekannt.“

„Das wird aber immer merkwürdiger!“ ſagte Pater O'Connor. „Wie ſelten kommt ein berühmter Virtuoſe in Beziehung zu ſolchen jungen Mädchen!“

„Es ſind auch nur zwei, mein Pater: die eine in Europa, die andere in Amerika.“

„Und wenn auch nur zwei . . . ſo iſt es ſchon eine große Gnade, daß Ihnen auf jeder Hemiſphäre ein ſolches Weſen begegnete.“

„Und daß die eine meine Couſine, die Violinvirtuoſin Marietta Torrigi iſt.“

Pater O'Connor ſah Mariano zweifelhaft an, begegnete aber einem ruhigen, ehrlichen Blick.

„Wenn Sie mir die Ehre Ihres Beſuches ſchenken, mein Pater, werden Sie Marietta kennen lernen,“ ſagte Mariano — „und werden noch mehr erſtaunen, daß in unſerem Treibhausleben ein ſolches Veilchen erblühen konnte.“

„Ich komme morgen,“ verſetzte der Pater; — „und hauptſächlich — wie es meine Pflicht iſt! — wegen der Kranken. Aber ich geſtehe Ihnen, daß mich die beiden Geſunden kaum weniger intereſſieren.“

Er hielt Wort und kam. Aber Antonia, welcher Marietta ſagte, daß ein Geiſtlicher bei Marian ſei, entgegnete:

„Das iſt mir gleichgültig . . . ich brauche ihn noch nicht. Aber ich begreife nicht, was Marian mit einem Prieſter anfängt.“

„Sie werden ſich über ernſte oder religiöſe Gegenſtände unterhalten,“ entgegnete Marietta. „Du weißt, Marian liebt das.“

„Ja, er iſt ernſt geworden. Wie war er friſch und mutig, als er in Genua zu uns kam!“

„Unſer Leben macht ernſt, wenn man ein wenig nachdenkt, was das iſt: das Leben — und wozu man es empfangen hat.“

„Ich brauche nicht mehr darüber nachzudenken und das iſt mir ſehr lieb! vielleicht würde ich auch ernſt.“

„O Antonia! das wäre eine große Gnade.“

„Nein!“ ſagte Antonia, „der Tod iſt beſſer! . . . beſſer als ein ernſtes . . . beſſer als ein fröhliches Leben! . . . und Gott ſei gedankt . . . ich ſterbe!“

„Wenn Du das glaubſt,“ ſagte Marietta in Tränen, „ſo weiſe nicht die Hilfe ab, die Deiner Seele geboten wird, um reingebadet im Blut Jeſu vor dem Richterſtuhl des ewigen Gottes zu erſcheinen.“

„Ich kann nicht begreifen, was Marian mit einem Prieſter anfängt!“ ſagte Antonia abbrechend.

„Wenn Du es wünſcheſt, will ich ihn rufen; er kann es Dir ſelbſt ſagen,“ erwiderte Marietta, froh der Veranlaſſung, die ihr einen Bundesgenoſſen verſchaffte.

„Ja, rufe ihn . . . nämlich Marian . . . den Prieſter nicht.“

Zum erſten Mal in ihrer Krankheit wünſchte ſie Mariano zu ſprechen. Sie hatte ſich überhaupt daran gewöhnt, ihn wie einen weſenloſen Schatten zu behandeln, ſeitdem er ſich nach ihrem entſchiedenen Bruch mit Richard Stronghead von der Teilnahme an ihrem Vergnügungsrauſch zurückgezogen hatte. Marietta ſagte ihm:

„Es wird vielleicht von Dir abhängen, Marian, ſie zu bewegen, an Gott und ihre Seele zu denken. Verſuch' es! ich bleibe einſtweilen bei dem Pater."

Mariano ging zu der Kranken. Lautloſe Stille herrſchte in ihrem Zimmer. Sein eigener Schritt erſtarb auf dem dicken Fußteppich. Antonia lag unbeweglich da mit geſchloſſenen Augen. Ihre langen ſchwarzen Wimpern zeichneten ein paar feine Halbkreiſe wie hingetuſcht auf ihre wachsbleichen Wangen. Das Tageslicht wurde durch die dunkelblauſeidenen Vorhänge der Fenſter und des Bettes zu einem dämmerhaften, farbloſen Ton abgedämpft, der über das ganze Bild den Vorſchatten des Todes zu werfen ſchien. Antonia atmete ſo leiſe, daß keine Bewegung an ihr zu bemerken war. Iſt ſie ſchon im Jenſeits, dachte Marian tief ergriffen und leiſe ſprach er ihren Namen aus. Da ſchlug ſie die großen, müden, fieberſchweren Augen langſam auf und ſagte freundlicher, als ſie ſeit einem Jahr zu ihm geſprochen:

„Sieh da, Marian! . . . woher kommſt Du?"

„Marietta ſchickt mich . . . ſie ſagte, Du wollteſt mich ſprechen," verſetzte er unausſprechlich bewegt.

„Richtig! . . . Das Fieber hat meinen Kopf ſo heftig angegriffen, daß ich mich manchmal gar nicht beſinnen kann. Aber jetzt weiß ich ſchon, weshalb ich Dich ſprechen wollte. Marietta quält mich mit dem Prieſter . . . ich ſoll mich mit Gott verſöhnen. Das will ich auch! . . . doch zuvor muß ich mich mit

Dir verſöhnen, Marian . . . und ich war bis jetzt zu angegriffen oder zu betäubt, um das zu verſuchen.“

„Sei barmherzig und ſprich nicht von Verſöhnung!“ ſagte er tonlos.

„Doch! ich habe Dir vielfach weh getan! ich habe den ſchönen Frieden zerſtört, der Anfangs zwiſchen uns war . . . ich habe mich ſpäter nicht darüber tröſten können, daß ich es getan . . . ich habe die Schuld auf Dich geworfen . . . ich habe mich immer mehr in tauſend Torheiten vertieft und innerlich ergrimmt, daß Du ſie nicht mitmachteſt, daß Du immer ernſter wurdeſt; — nun wollen wir das alles fahren laſſen! . . . Marian, vergib mir recht aufrichtig meine Schuld gegen Dich . . . und ſollteſt Du denſelben Wunſch haben, ſo ſei überzeugt, daß ich Dir aus ganzem Herzen vergebe.“

„Das nehme ich an . . . auf den Knieen!“ entgegnete er; „aber ich habe nichts Dir zu vergeben, Antonia. Laß Frieden zwiſchen uns ſein . . . und zerreiße mir nicht das Herz.“

„O nein, gewiß nicht, Marian! Frieden haben iſt beſſer als alles andere. Das ſieht man aber erſt ein, wenn der Tod kommt.“

„Er kommt noch nicht für Dich! er zieht vorüber.“

„Er kommt, Marian! ich hab’ es gleich gewußt und mich ſehr darüber gefreut. Sieh! ſolche arme

Weſen wie wir . . . Marietta und ich . . . was ſoll im ſpäteren Leben aus uns werden? Wir ſind nirgends auf unſerm Platz . . . und können daher auch nirgends zufrieden ſein. Darum ſucht man denn ſich zu betäuben . . . ſo gut es geht — und allmählich gewöhnt man ſich an den Rauſch. Jetzt . . . ſehnte ich mich im Stillen immer nach etwas beſſerem und hatte hinter all meiner Torheit ein trauriges Herz. Wer weiß, ob das nach zehn Jahren noch der Fall ſein würde! . . . ich wäre vielleicht ganz abgeſtumpft — und darum ſage ich: Gott ſei gedankt . . . ich ſterbe, Marian.“

„Nein, nein, Antonia, nicht jetzt! nicht in dem Augenblick, wo wir beide zur Erkenntnis kommen, daß man in einem ſo ganz auf Außendinge gewendeten Leben zu Grunde geht.“

„Ja, jetzt erkenne ich das recht gut. Aber ich könnte es ſehr leicht wieder vergeſſen! . . . ich traue mir ſelbſt nicht . . . . ich bin eitel und wenig geübt in der Selbſtbeherrſchung. Deshalb meint es Gott gar gut mit mir, wenn er mich abruft. Beruhige nur den Vater, Marian . . . . ſorge dafür, daß er Marietta frei gibt und daß Ors' Anton etwas anderes noch lernt. Und dann geht alle heim nach Genua . . . . ich bleibe hier — allein . . . aber in Frieden.“

Sie ſprach ſo ſanft, ihr Blick und ihr Ausdruck waren ſo mild, als habe ſie ſchon von aller Unruh und allem Leiden der Erde ſich losgemacht. Je hat die Ueberzeugung, daß wenn man dieſe Kinder in den allererſten Jahren, oder noch beſſer Monaten ihres Lebens in die friſche, klare, reine Bergluft bringt, ihnen angemeſſene leichte Nahrung giebt, die Glieder ſtärkt durch Bäder und Frictionen, die höchſte Reinlichkeit und auch innere Mittel anwendet, und ſich unabläſſig bemuht ihre Sinne zu wecken, Auge, Ohr, Taſtſinn, welche immer geneigt ſind einzuſchlafen: ſo dürfe man hoffen ſie zum Bewußtſein zu bringen. Sehr kluge und gelehrte Leute därften ſie wol nimmer werden; aber doch geſchickt genug zu einem Handwerk, oder zu häuslichen und mechaniſchen Geſchäften; und auf jeden Fall: Herr ihrer Körper würden ſie werden, und nicht ein menſchlich geformtes Stück Fleiſch bleiben, dem alle und jede Fähigkeit zur Aeußerung einer bewußten Lebensthätigkeit fehlt. Beginnt man aber dieſe Behandlung bei einem ſolchen Kinde erſt nach dem ſiebenten Jahr, ſo hält er dafür, daß ſie wol den körperlichen Zuſtand verbeſſern, Krämpfe, Convulſionen lindern und heben könne, welche ſich mit den Jahren einſtellen und oft eine fürchterliche Höhe erreichen; doch für die geiſtige Entwickelung hofft er deshalb wenig mehr, weil das Gehirn bis zum ſiebenten Jahr die Größe und Conſiſtenz und Beſchaffenheit erlangt hat, welche es für die ganze Lebenszeit des Menſchen beibehalten wird. Der ganze Organismus leidet durch das Leiden oder weniger Mariano darauf vorbereitet war ſie ſo zu finden — je weniger er geahnt hatte, daß ſie ſolche Gedanken, ſolche Auffaſſung haben könne — deſto mehr erſchütterte es ihn zu ſehen, wie die Nähe des Todes, d. h. des ewigen Lichtes, den Schleier von den Dingen der Welt abhob, den das wirre Leben darüber gebreitet hatte — und Mariano ſchwamm in Tränen.

„Warum weinſt Du?“ fragte Antonia.

„O!“ ſagte er, „ich möchte auch gern ſo in Frieden ſterben.“

„Das wird ſchon kommen,“ entgegnete ſie ſanft lächelnd; .... „der Tod gewiß und, wenn Du guten Willens biſt, auch der Friede. Über mich kam dieſer Friede, als ich vorhin an etwas dachte, was ich einmal gehört oder geleſen habe .... wahrſcheinlich gehört .... denn das Leſen war nie meine Liebhaberei.“

„Und was dachteſt Du, Antonia?“

„Die Erzählung vom verlorenen Sohn, wie er ſagt: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Das fiel mir ein ... ich weiß nicht wie. Und da dacht' ich weiter: Dies will auch ich tun! Mariano kommt jetzt, ich will mich mit ihm verſöhnen und dann mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Das erſte iſt geſchehen! jetzt ſei ſo gut und bitte den Geiſtlichen, zu mir zu kommen.“

Mariano war neben ihrem Lager auf die Knie geſunken. Er küßte ſchweigend ihre Hand, die welk und brennend auf ihrer Decke lag und verließ das Krankenzimmer in einer unbeſchreiblichen Bewegung.

Marietta hatte während der Zeit dem Pater O'Connor ein Bild ihres und Antonia's Lebens entworfen und ſie ſchloß mit den Worten:

„Wir gehören gewiß zu den beklagenswerteſten Geſchöpfen auf Erden, denn wir ſind durch Stellung und Beruf fortwährend allen Berauſchungen der Eitelkeit ausgeſetzt und von tauſend Verſuchungen umringt, die um ſo gefährlicher ſind, als ſie ſich nicht unverhohlen an unſere Perſönlichkeit — ſondern an unſer Talent, unſer Genie, unſere Inſpiration .... bewundernd wenden."

„Und doch haben Sie das alles durchſchaut, verurteilt und verachtet," ſagte Pater O'Connor.

„Ja," entgegnete ſie einfach; — „es wurde mir dadurch erleichtert, daß ich nicht ſchön bin und daß die herrlich ſchöne Antonia gleichſam wie ein Blitzableiter für alle Huldigungen neben mir ſtand."

Pater O'Connor pries im Stillen Gottes Gnade, die Marietta's Urteil über ſich ſelbſt in ſolcher Demut hielt. Tauſende an ihrer Stelle hätten ſich ſehr ſchön gefunden — wenn nicht durch die Züge, doch durch den Ausdruck! wenn nicht blendend, doch intereſſant! wenn nicht die Sonne, doch ein Stern!

„Gott war mit Ihnen," ſagte er; — „Er führt die Seinen, die allein auf Ihn ſich ſtützen, oftmals mit wunderbarer Sicherheit auf ſchwindelnden Pfaden. Halten Sie nur feſt an Seiner Hand."

„Sie iſt meine alleinzige Stütze," entgegnete Marietta; „denn von allem, was mir, nach menſchlicher Anſicht, an Rat notwendig wäre, beſitze ich gar nichts. Die Mutter tot, der Vater verloren an ſein Geſchäft; Beichtväter bald hier, bald da, wie unſer Nomadenleben das mit ſich bringt, ſo daß an eine Seelenleitung nicht zu denken iſt; ernſter, bildender Umgang, Verkehr mit edlen Frauen, mit gediegenen Männern — Null! ..... O mein Pater, unter den Menſchen bin ich wohl der verlaſſenſten eine."

Pater O'Connor war halb erfreut und halb erſtaunt, daß ſie Marian gar nicht erwähnte. Er ſagte:

„Wie kommt das? Er iſt kein gewöhnlicher Menſch. Er iſt unterrichtet, gebildet, denkend. Sie müßten in manchen Punkten mit ihm zuſammenſtimmen, ſollte ich meinen ... und von ſeinem Geiſt einigen Vorteil ziehen können."

„Marian Torrigi iſt gut und klug, ja edel," entgegnete ſie ſanft: „in mancher Beziehung bewundere ich ihn aufrichtig, denn er wird von tauſend gefährlichen Schlingen umzingelt .... und nicht gefangen; — oder wenigſtens nur ſo, daß, wenn er ſie erkennt, er die Schlinge zerreißt. Denn das Böſe widert ihn an, weil es gemein iſt. Aber ihm fehlt das eine, was not tut: er iſt nicht gut aus Liebe zu Gott. Folglich iſt er auch nicht feſt — und obſchon ich ihm innigſt dankbar bin, weil er mich und mein eingeſchüchtertes Weſen vor Jahren ſehr gegen den Vater in Schutz nahm, konnte ich doch, je älter ich wurde, deſto weniger Vertrauen zu ihm faſſen, inſofern, als es galt, mir Rat und Troſt zu holen.“

„Gott iſt mit Ihnen,“ wiederholte Pater O'Connor gerührt, „bleiben Sie ihm treu.“

Marian kam zurück. Marietta flog ihm entgegen und rief, als ſie ihn ſo tief bewegt ſah:

„O! es iſt Dir gelungen .... Gott Dank!“

„Mir .... gelungen?“ ſagte er befremdet; — und dann zum Pater ſich wendend: „Unſere liebe Kranke bittet um Ihren Beſuch.“

Wie ein Freudenſchrei erklang aus Marietta's ganzer Seele:

„Sie iſt gerettet!“

„Ja, für den Himmel!“ ſagte Mariano. Er fiel in einen Seſſel und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

„Was gab es denn?“ fragte ſie gelaſſen.

„Du ſprichſt zuweilen von der Gnade, Marietta,“ entgegnete er; — „ich verſtand das nie recht! .... Jetzt aber hab' ich ein Weſen berührt, ergriffen und durchleuchtet von der Gnade geſehen — weil es ſich gedemütigt hat.“

„So iſt es immer," ſagte ſie: „willſt Du hoch bauen, ſo lege ein tiefes Fundament."

Er ſah ſie an, fragend und traurig. Dann ſank er in ſeine vorige Stellung zurück und ſagte:

„Ich baue nicht hoch mehr, ich fliege nicht hoch mehr."

„Das wäre ſchlimm!" rief Marietta. „Werde nur demütig! das gibt Dir den wahren Schwung."

Antonia empfing den Pater O'Connor mit größter Dankbarkeit für ſeinen bereitwilligen Beſuch und mit der Bitte, Geduld mit ihr zu haben, denn ſie wünſche eine Beicht über ihr ganzes Leben abzulegen.

„Die Nähe des Todes hat mich gänzlich umgeſtimmt," ſagte ſie. „Sonſt fand ich die Beicht läſtig; — jetzt ſehne ich mich nach ihr."

Pater O'Connor blieb lange bei ihr. Je länger er blieb, deſto froher wurde Marietta, deſto ernſter Marian. Torrigi kam dazu.

„Warum ſitzt Ihr hier — Ihr beide? was macht Tota? was ſpricht der Arzt? findet er ſie beſſer? — Ich finde ſie entſchieden beſſer .... Ihr doch auch?" rief er haſtig.

„Es iſt ein Geiſtlicher bei ihr, Vater," antwortete Marietta; „ſie iſt recht ruhig."

„Wenn der ſie nur nicht unruhig macht .... zu lange bleibt, zu viel fragt."

„Sie ſelbſt hat ihn begehrt, Vater! gönne der armen, lieben Seele dieſen Troſt des Sakramentes.“

„Wie Du nun ſprichſt! Habe ich Euch je daran gehindert, alljährlich in der Charwoche die heiligen Sakramente zu empfangen?“

„Niemals, Vater.“

„Bin ich Euch nicht in dieſem Punkt immer mit gutem Beiſpiel vorausgegangen?“

„Immer, lieber Vater.“

„Nun alſo! im April hatten wir die Charwoche: jetzt ſind wir Anfang September. Wozu braucht Tota jetzt ſchon wieder zu beichten — ich frage! Solche Aufregung taugt gar nicht im Nervenfieber.“

„Sie wünſchte es, Onkel,“ ſagte Marian. „Niemand weiß, welche Wendung die Krankheit nehmen wird.“ ....

„Schweige ſtill, Du Rabe! Du Unglücksprophet!“ rief Torrigi; „ich will nichts hören von ungewiſſen Wendungen! Hat ſie den neunten Tag überſtanden, wird ſie auch den einundzwanzigſten überſtehen! .... und dann können wir im Oktober nach Mexiko abreiſen.“

„Onkel!“ rief Marian heftig, „Du haſt ſo viel auf Deine Kinder ſpekuliert, daß Du wohl Tota in Frieden ſterben laſſen könnteſt.“

„Biſt Du wahnſinnig!“ rief Torrigi auf ihn zuſpringend und ihn bei den Schultern faſſend:

„ich ſoll meine Tochter ruhig ſterben laſſen? .... Ich ſoll aufhören, für meine Kinder zu ſorgen? ... Was muteſt Du mir zu .... Marian! Herzloſer, Gleichgültiger!“

„Du weißt recht gut, was ich meine, Onkel!“ ſagte Mariano gelaſſen, „und eben darum wüßte ich gern, wie hoch wohl das Sümmchen ſein mag, das Du auf unſerer drei und ein halbjährigen Kunſtreiſe zurücklegteſt.“

„Drei und ein halbes Jahr!“ rief Torrigi und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen. „Was fällt Dir ein, mein Sohn?“

„Im Mai 1837 kam ich nach Genua und gingen wir nach England — und jetzt ſind wir im September 1840.“

„Das iſt doch wahrhaftig kein halbes Jahr ... von Mitte Mai bis September? — Vier Monate ſind es! Nun, daß man in drei Jahren und vier Monaten nicht Cröſus Schätze erwerben kann, verſteht ſich von ſelbſt.“

„Doch gewiß genug, um in Genua anſtändig zu leben.“

„Ich glaube, Du träumſt, Marian? Warum machſt Du mir einen Lebensplan für Genua zurecht, an den ich in den erſten zehn Jahren nicht denke, ſeitdem Tota dieſen Termin für ihre Eheſtandsgedanken feſtgeſetzt hat. So lange ich ſie beſitze, wird gereiſt.“

Marietta ſeufzte im Stillen bei dieſen Worten: Noch zehn ſolche Jahre, wenn ſie am Leben bleibt? — O Herr, führe uns nicht in Verſuchung durch Wünſche, die gegen die Liebe wären!

Mariano aber ſagte entſchloſſen:

„Onkel, ſiehſt Du denn gar nicht ein, wie barbariſch Du mit Deinen Kindern umgehſt? ... und daß Du es biſt, Du allein, der ihnen ein frühes Grab gräbt.“

„Was! ich ein Barbar? Ich der Totengräber meiner Kinder? Du biſt im Delirium, Marian! Laß den Arzt für ihn kommen, Marietta, er deliriert!“

„Nein, Onkel, ich rede weder im Traum noch im Fieber. Ich ſage Dir das, was Du endlich einmal hören mußt: Du reibſt Deine Kinder auf — bei Franceſca die Bruſt, bei Antonia die Nerven; welchem Schickſal Marietta und Ors' Anton entgegen gehen — weiß Gott allein! daß aber der arme Knabe nahe daran war, epileptiſch zu werden — das, Onkel, wiſſen wir alle. Du nimmſt die Kinder, wenn ſie kaum aus der Wiege gekrochen ſind, und ſchmiedeſt ſie an ein muſikaliſches Inſtrument, und beanſpruchſt dermaßen ihre kleinen Kräfte für dieſe anſtrengende Arbeit, daß ſie für jede andere Beſchäftigung ſtumpf ſind und nichts anderes verlangen — als Nichtstun, ſo lange ſie Kinder ſind, oder eine überreizende Aufregung, wenn ſie erwachſen ſind. Damit aber kann der

Menſch nicht leben, nicht phyſiſch, nicht moraliſch. Es gibt Eltern, die ihre Kinder aus der Wiege in Fabriken ſchicken, wo die armen Geſchöpfe an Leib und Seele für ein paar Heller Tagelohn verkommen. Du, Onkel, haſt eine muſikaliſche Fabrik eingerichtet, mit großer Kunſt und großer Mühe, in welcher ſich Deine Kinder für ein Tagelohn, das ihrer höheren Fertigkeit entſpricht, ruinieren müſſen. Das darf ſo nicht fortgehen! — Ich beklage unausſprechlich, daß ich ſelbſt Dir dazu die Hand geboten habe. Ich war damals in dem Irrtum befangen, hier nützen, dort bilden zu können. Aber eine Kunſt, die das im Auge hat, muß auf einer andern Baſis ruhen, als der des Gelderwerbs — denn dadurch ſinkt ſie zum Handwerk herab und wird die Dienerin einer Sinnlichkeit, die man nur in ſo fern eine feinere nennen darf, als das Gehör ein feinerer Sinn iſt, als der Geſchmack — und als der Kitzel des Ohres über dem Gaumenkitzel ſteht und weniger materiell iſt. Du mußt den Entſchluß faſſen und ausführen, Deine Kinder wie Menſchen — und nicht wie Automaten der Muſik leben zu laſſen.“

„Biſt Du am Ende?“ fragte Torrigi eiskalt. „Ich habe Dich ausreden laſſen, um nicht Deinen Wahnſinn zu ſteigern; denn wahrhaftig! wenn man ſieht, wie Antonia gelebt hat, und wie Marietta leben könnte, wenn es ihr Geſchmack wäre: ſo muß man geiſteskrank ſein, um zu behaupten, daß ich meinen Kindern keine menſchliche Exiſtenz gönnte, ſie haben alles, was die Jugend erfreuen kann.“

„Aber ſie haben keine Jugend!“ rief Mariano. „Alle zarten Keime und Empfindungen der Jugend ſind bei ihnen vor der Zeit hervorgelockt, denn kindliche Unbefangenheit iſt nicht in jungen Geſchöpfen zu bewahren, die man öffentlicher Bewunderung ausſtellt. Sie fühlen ihr Elend nur darum nicht, weil ſie betäubt ſind. Kommen ſie zur Beſinnung, ſo ſehen ſie recht gut ein, daß ihr Leben ein Jammerleben iſt.“

„Nun, Marietta!“ rief Torrigi wütend, „wirſt Du denn nicht Deinen Vater gegen die ungerechteſten Beſchuldigungen verteidigen? Was fehlt Dir? was fehlt Euch? .... Habt Ihr nicht Sammt und Seide, Pferde und Wagen, Blumen und Spitzen, Bälle und Feſte?“

„Ach ja, lieber Vater, wir haben das alles,“ entgegnete ſie ſanft; „äußerlich .... viel zu viel! innerlich nur .... zu wenig: keine Ruhe, keine Ordnung, keine einfache Beſchäftigung, kein häusliches Leben. Sieh, das alles fehlt uns wirklich.“

„Ich kann Euch nicht wie Prinzeſſinnen halten, wenn Ihr nichts leiſten wollt.“

„O lieber Vater, nur wie ſchlichte bürgerliche Mädchen, die wir ſind! damit wären wir ſehr zufrieden.“

die Krankhaftigkeit des Gehirns, weil dies im engſten Zuſammenhange mit dem Rückenmark und deſſen Nerven ſteht, und es war mir ſehr intereſſant, daß ich dadurch an die Anſichten über Schädelbildung des Doctor Carus erinnert wurde, von denen Doctor Guggenbühl mit lebhafter Beiſtimmung ſprach. Doch hat er mehre Kinder, über ſieben Jahr alt, aufgenommen, eben um ihren elenden körperlichen Zuſtand zu verbeſſern. Er machte eine Aeußerung, die mir hohes Vertrauen zu ihm gegeben, weil ſie mir gezeigt hat, daß er das Wohl Anderer, aber nicht eine ſogenannte Berühmtheit für ſich ſelbſt bezwecke. Er ſagte: „Große Erfolge habe ich nicht aufzuweiſen und ich ſtrebe nicht danach.“ In Bern hatte ich ihn gleichgültig und kurzabfertigend Charlatan nennen hören. Ich nenne denjenigen Arzt Charlatan, der ſeine Mittel und Behandlungsweiſe als unfehlbar darzuſtellen ſucht und für jede Kur den glänzendſten Erfolg gleichſam auf der Hand trägt. Wer ſich aus der Wiſſenſchaft eine Glorie zu machen ſtrebt, kann ſehr leicht ein Charlatan werden; wer die Menſchheit liebt, und ihr mit ſeinen beſten Kräften bis zur größten Selbſtaufopferung zu dienen und zu nützen ſucht — unmöglich! Ebenſowenig gehört der Doctor Guggenbühl zu jenen unerfreulichen Sectirern, die leider überall heftig graſſiren, und am heftigſten vielleicht in der Schweiz, und die ſtatt Religion — Pietismus haben.

„Frage doch Antonia, ob ſie mit ihrer Exiſtenz als ſchlichtes bürgerliches Mädchen in Genua zufrieden war und zufrieden ſein würde!"

„Sie würde es vielleicht nicht ſein, weil ſie jetzt ſehr verwöhnt iſt. Und ſie war es nicht, weil wir eben nicht wie andere Kinder leben durften, ſondern wie junge Virtuoſen."

„Daraus ſiehſt Du, daß der Menſch nie zufrieden iſt. Beſonders in der Jugend ſehnt er ſich immer nach dem, was er nicht hat. Im Alter, Marietta, wird man vernünftiger; da richtet man ſich ein mit Realität und ſchmückt ſie aus .... ſo weit das Geld reicht. Das Alter dauert länger als die Jugend. Da werdet Ihr mir Dank wiſſen, daß ich Euch zu dem Reellen verholfen habe trotz Eurer Verkehrtheit und Eures Undanks."

Marietta ſchwieg und ihr bittender Blick gebot auch Mariano Schweigen. Überdas kehrte Pater O'Connor von Antonia zurück.

„Wie geht es ihr?" rief Torrigi auf ihn zuſtürzend.

„Sehr gut," erwiderte der Pater.

Marietta verſtand ihn vollkommen; Mariano halb und halb, denn er wollte noch auf Antonia's Geneſung hoffen; Torrigi verſtand ihn ganz und gar nicht.

„Sehr gut! da hört Ihr es!" rief er triumphierend. „Im Oktober gehen wir nach Mexiko!"

„Es wäre doch gut, wenn Sie ſich auf die Möglichkeit vorbereiteten, daß es ohne Donna Antonia ſein könnte,“ ſagte Pater O'Connor ſanft.

Torrigi ſchüttelte mit einer Art von Verzweiflung verneinend den Kopf und ſtürmte hinaus. Marietta folgte ihm, damit er nicht Antonia ſtöre. Marian ſagte traurig zu Pater O'Connor:

„Sie ſind zu recht verwüſteten Menſchen gekommen.“

„Welt!“ entgegnete der Pater freundlich; — „unter ihrem Wuſt liegt das Ebenbild Gottes in den Seelen und arbeitet ſich im Feuer ſeiner Gnade aus den Schlacken heraus.“

„O wie ſehr paßt das auf Antonia!“ rief Mariano. „Ohne dieſen Wuſt, der ſie überſtürzte, bevor ſie zur Beſinnung und Einſicht gekommen war, hätte ſie ein edles Menſchenbild werden können, während ſie jetzt ein roher Umriß geblieben iſt. Aber konnte es wohl anders ſein, bei dieſem Mangel an ſorgfältiger Erziehung?“

„Donna Marietta gab mir einen Überblick ihres Lebens. Es zeigt uns, daß ein von der Gnade geſchützter und getragener himmliſcher Sinn auch unter dieſen ungünſtigen Umſtänden nicht unmöglich iſt,“ ſagte Pater O'Connor. „Kein Stand, keine Verhältniſſe ſchließen abſolut von der Möglichkeit aus, daß der Menſch, der in ihnen lebt, ſich heilige. Was aber unſäglich ſchmerzt, iſt der Gedanke, daß ſo viele, viele Eltern ihre Kinder nur für den Moloch der Welt und ihrer Eitelkeit, ihrer Hoffart, ihrer Augenluſt erziehen. Sie werden ihre Töchter nicht wie Torrigi und nicht mit deſſen unmittelbarer Abſicht an ein Notenpult und ein Inſtrument ketten; aber alles, was die jungen Weſen lernen und wie ſie es lernen, wird darauf hinauslaufen, dadurch glänzen, gefallen, Bewunderung erregen zu wollen, ſie eitel zu machen, ihre Phantaſie aufzuregen. In dieſer Weiſe nur allzu ſehr entwickelt, tritt das junge Mädchen in die heiße, korrumpierte Atmoſphäre unſerer modernen Geſellſchaft hinein, wo alles gefälſcht iſt! Die Liebe — durch Eitelkeit und Sinnlichkeit; der Glaube — durch den zum äußerſten Hochmut entwickelten Verſtand; das Glück — durch Genußgier; die Ehre — durch den Kultus irdiſcher Güter; die ganze Lebensrichtung — durch eine entchriſtlichte, gottentfremdete Zeitſtrömung, die mit einer Art von Blödſinn, welcher dem Abfall immer auf der Ferſe folgt — in die Außendinge, in die Niederungen ſich ſtürzt, wo nur der irdiſche Menſch atmen kann und der himmliſche erſtirbt. In dieſe Atmoſphäre der Welt tritt das junge Mädchen ein, unter dieſen Einflüſſen wählt es den Gatten oder läßt ſich erwählen — und dann will man noch ſtaunen über die unerhörte Leere, Oberflächlichkeit und Frivolität der Frauen — einem ſchrecklichen Übel, an dem unſere Zeit, wie kaum eine andere in der chriſtlichen Weltgeſchichte, krankt und deren unheilbringende Folgen gar nicht zu berechnen ſind; denn, wo keine tüchtige Mütter — da gibt es jene Geſchöpfe, die zu dem armſeligſten gehören, wozu der Menſch herabſinken kann — charakterloſe Männer. Die reinen Seelen ſind die ſtarken Seelen — und die ſtarke Seele eines Weibes hat einen ganz wunderbaren, ja menſchlich unerklärlichen Einfluß deshalb .... weil ihre Stärke übernatürlicher Art iſt.“

„Und was glauben Sie, was zu tun ſei, um dieſem allgemeinen Unheil entgegen zu wirken, mein Pater? .... Denn wahrlich! es iſt allgemein. Eine zweite Violoncell-Virtuoſin wie Antonia Torrigi gibt es freilich nicht! aber übrigens ſind die Antonien nur allzu häufig!“ ſagte Mariano.

„Was zu tun iſt,“ entgegnete der Pater, „das wäre zunächſt die Rückkehr zu den einfachen Grundſätzen des Chriſtentums. Im Familienleben und bei der Erziehung dürfte nicht prinzipiell das Irdiſche den Vorrang haben vor dem Himmliſchen. Es wird ſich ohnehin immer vordrängen wollen und die gefallene Natur wird ihm immer dabei Vorſchub leiſten; allein um ſo mehr müſſen wir das Himmliſche pflegen und die edelſten Fähigkeiten in den Schutz der Gnade ſtellen, damit ſie nicht jener kläglichen Verfälſchung anheimfallen, deren ich erwähnte. Der Rationalismus vererdet den Menſchen, der Materialismus vertiert ihn, der

Pantheismus vergiftet ihn im Opiumrauſch. Das Chriſtentum allein erhebt ihn über ſich ſelbſt und bietet ihm die notwendigen Gnadenmittel an, durch welche er auf dieſem Standpunkt ausharren kann. Iſt die Familie auf dieſe Weiſe gegründet und geordnet, ſo wird es nach und nach die Gemeinde ſein und endlich die menſchliche Geſellſchaft.“

„Das wäre ein idealiſcher Zuſtand!“ rief Mariano; „kann er verwirklicht werden?“

„In uns ſelbſt, in der menſchlichen Natur iſt das Böſe, womit jeder von uns ohne Ausnahme bis zum Ende des Lebens im Kampf liegt und denſelben mehr oder minder kräftig und ſiegreich führt. Somit iſt das Böſe nicht etwas, das radikal aus der Menſchheit auszurotten wäre. Im Gegenteil! es ſoll wieder und immer wieder von jedem Einzelnen überwunden werden! Dazu hat er ſeinen freien Willen: Herr des Böſen ſoll der Wille ſein, nicht deſſen Knecht. Aber es wird immer Schwache und Feige geben — und ach! wir ſelbſt ſind nie ſicher, daß wir nicht in der allernächſten Stunde zu ihnen gehören werden. Das abſolute Ideal iſt alſo auf Erden nicht zu verwirklichen, wohl aber mehr und mehr zu erſtreben und annäherungsweiſe zu erreichen.“

„Ach!“ ſeufzte Mariano, „wenn wir ins Leben eintreten, wähnen wir wohl alle, Flügel zu haben, um unſere Ideale zu erreichen. Aber, o weh! ſie werden beſtaubt und geknickt . . . und wir . . . . entmutigt.“

„Ja, ſehen Sie, das verſteht ſich von ſelbſt!“ ſagte Pater O'Connor ruhig. „Wenn ſich der junge Menſch ohne Umſtände auf Phaëtons Sonnenwagen ſchwingen und mit ihm durch alle Himmel fliegen will, ſo wird er Phaëtons Sturz leiden für ſeine Vermeſſenheit; denn die Sonnenroſſe gehorchen nur der Lenkung des Sonnengottes. Auf dem Wege liegt überhaupt das chriſtliche Ideal nicht. Es iſt nicht etwas, das wir äußerlich erreichten. Nein! wir ſollen es in uns zu verwirklichen ſuchen. Und nicht in Phaëtons Weiſe, ſondern in der Weiſe der Heiligen, mit denen wir ein und dasſelbe Vorbild haben — Chriſtus, den menſchgewordenen Gott, das Urbild unſerer Ideale. Nie und nimmer können wir ſie verwirklichen, wenn dies Urbild nicht zugleich unſer Vorbild iſt! — und der Gott iſt Menſch geworden, damit er unſer Vorbild auch in der Tat ſein könne. Vor ſeiner Mahnung: „Ihr ſollt vollkommen ſein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt“ — dürften wir ſcheu zurückbeben und entmutigt denken, das ſei unmöglich; aber um es uns möglich zu machen, ſpricht er zu jedem von uns: „Folge mir nach! — Nimm dein Kreuz und folge mir.“ — Sehen Sie, der Weg geht nicht im Fluge durch alle Himmel und über alle Geſtirne fort. Der geht durch den Staub und über Dornen, gar mühſelig, gar langſam, unter tauſend Entſagungen und abertauſend Demütigungen, im Schatten und unter der Laſt des Kreuzes. Aber erſchrecken Sie nicht vor dem rauhen Pfade! So wandelte Chriſtus, ſo wandelten die Heiligen! und das chriſtliche Ideal iſt die Gleichförmigkeit des inneren Menſchen mit Chriſtus. Je mehr Sie ſtreben, nicht nach außen hin Großes und Gutes zu tun, ſondern zuerſt im chriſtlichen Sinn gut und groß zu werden, und dann in dieſem Sinn zu handeln — deſto mehr nähern Sie ſich dem Ideal, deſto mehr heiligen Sie ſich; und wird dieſer Sinn in der menſchlichen Vergeſellſchaftung ein allgemeiner, ſo geht daraus nicht eigentlich ein „idealiſcher Zuſtand“, wie Sie ſagten, hervor — wohl aber eine ideale Richtung, die keine andere Grenze, als das Maß der Gnade hat.“

„Welche unermeßliche Fernſicht öffnet ſich dem durſtigen Blick!“ rief Mariano und das Licht des kommenden Tages leuchtete in ſeinem Auge auf. „Aber was fangen wir an, um auf dieſem mühſeligen Wege nicht zu ermatten, nicht zu verſchmachten?“

„Wir genießen das Brot des Lebens und trinken das Waſſer, das auf ewig unſer Dürſten ſtillt,“ verſetzte Pater O’Connor.

„Ja, ſo iſts!“ brach Marian freudig aus; — „das ſind die Mittel, die Chriſtus ſelbſt uns angewieſen, uns bereitet hat. Da ſie aber nur in der katholiſchen Kirche Heilige bilden, ſo müſſen ſie auch nur in der katholiſchen Kirche richtig bereitet, richtig geſpendet werden — und darum ſoll ſie fortan meine Kirche ſein! Ein Wilder ſah einmal das Bild eines Engels gemalt. Da ſprach er mit ſtolzer Freude: Der iſt meines Geſchlechts! Er war glücklich über dieſe erhabene Verwandtſchaft und fühlte ſich durch ſie geehrt. So geht es mir, mein Vater! Der Proteſtantismus kennt nur Heilige in der Kunſtwelt, gemalt und gemeißelt; — aber von den lebendigen Heiligen, die aus der Nachfolge Jeſu geboren werden — von dieſen lebendigen Zeugen für das wahre Brot des Lebens, will er nichts wiſſen. Aber mir genügen die gemalten Heiligen nicht.“

Pater O'Connor legte kein großes Gewicht auf dieſe Worte. Er wußte aus langer Erfahrung, wie häufig in Momenten des Affekts oder der Erleuchtung ſolche Anſchauungen ſind wie ſie dann plötzlich von der Macht der Gewohnheit, des Angebildeten platt zu Boden fallen. Deshalb entgegnete er mit ruhigem Lächeln:

„Sie irren! Einzelne Proteſtanten halten auch etwas auf die katholiſchen Heiligen. Ein proteſtantiſcher Gelehrter von nicht alltäglicher Klugheit und Einſicht ſchrieb einmal ganz ernſthaft und öffentlich: Die Kirche, aus welcher ein Papſt Gregor VII., ein Fénélon, eine heilige Thereſe hervorgegangen — nehme er auch für ſich in Anſpruch. Da der Mann bis zur Stunde proteſtantiſch iſt: ſo ſehen Sie, welchen Reſpekt er vor unſeren großen Heiligen hat, da er ſich wegen derſelben als quasi-Katholik betrachtet. Da jene Äußerung an mich gerichtet war, ſo antwortete ich ihm, wenn er die Kirche der heiligen Thereſe die ſeine zu nennen beliebe, ſo ſei das ein ſubjektiver Anſpruch ohne alle Bedeutung; denn jene Kirche könne nur den als ihren Sohn anerkennen, welcher den Glauben der heiligen Thereſe, Fénélons und Gregors VII. habe und bekenne."

„Ja, mein Pater, wenn Sie mir mit den Anſichten und Meinungen einzelner Proteſtanten entgegentreten," rief Mariano, „ſo hören die Einwürfe für und wider nimmer auf. Aber es iſt durchaus nicht meine Abſicht, mich mit Ihnen oder mit irgend jemand zu disputieren. Ich will etwas ganz anderes, mein Pater! ... Von Idealen habe ich geträumt, ſo tief mein Gedächtnis in die Vergangenheit zurückgeht. Ein unegoiſtiſches Leben, edel in Bezug auf mich ſelbſt und auf andere, wollte ich führen. Vielleicht gelang mir das bis auf einen gewiſſen Punkt, ſo lange die Verhältniſſe mich ſchützend trugen. Als ihre Schranken fielen, habe ich ungefähr ſo gelebt, wie eben die Welt lebt. Aber ich blieb mir bewußt, den Sturz des Phaëton getan zu haben und im Hintergrund meiner Seele webte fort und fort der alte Traum. Jetzt ſprechen Sie zu mir: Demütige Dich; dann kannſt Du Deine Ideale verwirklichen, denn ſie liegen über der Natur und dieſe muß durch die Gnade in Zucht genommen werden: — und ich verſtehe das und antworte Ihnen: Nun wohlan, ich will mich in die Zucht begeben, die göttlicher Autorität entfließt und mit göttlichen Mitteln mir zu Hilfe kommt: — das will ich, mein Pater. Werden Sie mir dazu Ihren Beiſtand verſagen?"

„Gewiß nicht!" entgegnete Pater O'Connor; „aber es gibt nichts Beweglicheres unter der Sonne, nicht einmal eine Frauenſeele! als die Phantaſie eines Künſtlers."

„Der hört auf," antwortete Mariano mit Beſtimmtheit; — „wenigſtens in der gegenwärtigen Art und Weiſe hört er gänzlich auf. Ich kann auf meine kurze Künſtlerlaufbahn gar nicht ohne Jammer blicken! ich wollte die Menſchen bilden, die Seelen veredeln — und ich habe nur einige Köpfe verdreht."

„Sie ſind aber zur Selbſterkenntnis gekommen. Bringen Sie doch auch dies immenſe Reſultat gebührend in Anſchlag. Alles, was uns demütigt, iſt uns heilſam und nichts demütigt ſo gründlich, wie die aufrichtige Selbſterkenntnis."

In ernſten Geſprächen verflog die Zeit. Als Pater O'Connor ſich endlich entfernte, ſagte Marian:

„Uns ſtehen trübe Tage bevor! Nicht wahr, Sie verlaſſen uns nicht? In ſolchen Augenblicken

Ohne einen tiefen Glauben an göttliche Führung, ohne demüthige Bereitwilligkeit ſich der Hand unterzuordnen, welche ſie lenkt, ohne die herzſtärkende Zuverſicht ein Werkzeug dieſer Hand zu ſein — kann Niemand der Menſchheit Heil und Segen bringen. Er mag ohne ſie wohl die Kraft haben, die Alles unternimmt, doch die Ausdauer, die Alles durchführt und die Liebe, die Alles überwindet, hat er nicht; dieſe Blüten gedeihen nur auf dem Grund und Boden der Religion, und wie wäre es möglich ein ſolches Werk der Barmherzigkeit zu beginnen ohne ſie zu pflegen? Dies nenne ich fromm ſein, und ſo halte ich den Doctor Guggenbühl für einen ſehr frommen Mann. Wie er es iſt, wie hoch und frei und weit die Religion ihm das Herz gemacht, geht daraus hervor, daß er in der Verſchiedenheit der Confeſſion kein Hinderniß zu einem gemeinſamen wohlthätigen Wirken ſieht. Er nahm als Pflegerinnen für ſeine Kinder zwei barmherzige Schweſtern aus dem katholiſchen Canton Freiburg. Die liberalen Herrn von Bern, die ihm für ſeine Anſtalt eine kleine Beihülfe von 600 Schweizerfranken gegeben, nahmen ihm nach dem Beſchluß einer Synode die frommen Frauen, aus Furcht vor deren Proſelytenmacherei. Voll ſo heiligen Eifers iſt die reformirte Kirche zu Bern! die unſäglich wohlthätige Wirkſamkeit der Soeur Rose iſt nicht erſetzt, obgleich er zwei Frauenzimmer gefunden hat, die ſich mit Gekann man die weltlichen Freundſchaften gar nicht brauchen. Aber der Prieſter iſt kein Freund im Sinn der Welt.“

„Nun,“ entgegnete der Pater ſcherzend, „Sie haben mich doch gewiß durch einen heroiſchen Akt erobert, ſo daß ich ſogar im Sinn der Welt Ihr Freund ſein müßte. Doch ſeien Sie ganz ruhig! der Prieſter kommt immer gern, wenn man ſeiner bedarf.“

Sie trennten ſich. Mariano ſprach zu ſich ſelbſt: Mir iſt zu Sinn, als hätte ich meinen Fuß auf die erſte Stufe der Himmelsleiter geſtellt. — Als er Marietta ſpäter ſah, fragte er ſie:

„Würdeſt Du Dich ſehr wundern, wenn ich katholiſch würde?“

„Nicht im Geringſten!“ erwiderte ſie.

„Ah!“ rief er erfreut, „Du findeſt mich alſo ganz dazu geeignet, auf die Eroberung der Heiligkeit auszugehen?“

„Abermals — nicht im Geringſten!“ ſagte ſie heiter; „denn Du weißt ja noch gar nicht, was das iſt — die Abtötung! — Aber, Marian, die katholiſche Religion iſt dem Menſchen unmittelbar von Gott gegeben: wie könnte ich mich wundern, wenn ein Menſch ſie annimmt? Nein, ich wundere mich viel mehr, daß nur ſo wenige Menſchen ſie annehmen.“

„Du wirſt doch für mich beten, nicht wahr, Marietta?“

„O Himmel! ſprichſt Du im Ernſt?“ rief ſie entzückt.

„Ja ſieh, Marietta, Pater O’Connor hat mir von unſerer Heiligung geſprochen und auf welchem Wege und mit welchen Mitteln man ſie zu bewerkſtelligen habe. Dabei wurde mir klar, daß dies mir nicht nur not tue, ſondern daß ich es auch aus ganzer Seele wünſche und verlange — und deshalb will ich katholiſch werden.“

„Gott ſegne Deinen Entſchluß!“ rief ſie und ihre Augen ſchimmerten in Freude und Tränen. „O, nicht umſonſt biſt Du mit einem frommen Prieſter zuſammengetroffen. O, bleibe nur ſtandhaft und laß Dich nicht abwendig machen!“

„Ich ſpreche mit niemand darüber, der mich wankend machen könnte, Marietta.“

„Ach, Marian, nicht von außen kommen unſere größten Gefahren! ſie kommen von innen.“

„Kind, woher weißt Du das?“ rief er ſtaunend.

„Von mir ſelbſt!“ ſagte ſie unbefangen.

„Haſt Du denn auch Feinde in Deiner ſtillen Seele?“

„Marian, Du biſt klug, haſt viel gelernt, weißt vieles — aber in manchen Dingen biſt Du erſchrecklich unerfahren,“ ſagte ſie ruhig.

„Ich hab’ einmal ein ſchönes Bild geſehen, Marietta; es ſtellte die heilige Katharina von Alexandrien vor, welche den Weltweiſen die Lehren des Chriſtentums erklärt. Das fällt mir ein, wenn Du von meiner Unerfahrenheit redeſt. Aber Du haſt Recht! ich bin in allen Dingen, die den Glauben betreffen, höchſt unerfahren."

Antonia's Zuſtand hielt die ganze Familie in der peinlichſten Schwankung zwiſchen Furcht und Hoffnung. Bald ſchien ihre junge kräftige Natur die Oberhand zu gewinnen und bald ſchien ſie der Krankheit um ſo mehr Nahrungsſtoff zu geben. Sie ſelbſt tat in dieſer Beziehung keine andere Äußerung mehr als:

„Gott ſei gedankt für alles, was er ſchicken will."

Sie war ſo ſanft, ſo ruhig, ſo freundlich, daß ſie ihnen allen wie umgezaubert vorkam. Pater O'Connor beſuchte ſie täglich. Dann ſagte ſie zu ihm:

„Bitte! ſprechen Sie vom ewigen Leben."

Und mit gefalteten Händen und ſeligem Lächeln hörte ſie ihm zu.

Ihre Bewunderer und Verehrer ſchickten ihr die ſchönſten Blumen, die ſeltenſten Früchte. Sie nahm es dankbar an und gab alles der barmherzigen Schweſter, indem ſie ſagte:

„Laben Sie arme Kranke mit den Früchten und ſchmücken Sie Ihr Muttergottesbild mit den Blumen! ich wollte, ich hätte das ſchon früher ſo gemacht, als es mir ein kleines Opfer geweſen wäre."

„Jetzt haben Sie ein anderes, ein größeres zu bringen," ſagte die Schweſter liebevoll. „Geduld und Ergebung in ſchwerer langer Krankheit üben — das ſind Blumen und Früchte fürs ewige Leben."

Sechs Wochen wehrten ſich Kraft und Jugend gegen den Tod; doch endlich gewann er die Schlacht! Vom Fieber aufgerieben, verſank Antonia zuletzt in Bewußtloſigkeit und entſchlief wie ein müdes Kind ſo leiſe, ſo ſtill, daß, als Pater O'Connor ſagte: „Sie ruhe in Frieden" — Torrigi und Mariano ihn vorwurfsvoll und ungläubig anſahen. Aber Marietta kniete neben dem Sterbebett nieder und ſagte ſtill weinend:

„Und das ewige Licht leuchte ihr."

Torrigi verfiel in wütende Verzweiflung, klagte über Gott, über die drei Ärzte, über ſein Schickſal, über ſeine undankbaren Töchter und kam nur dadurch zu phyſiſcher Ruhe, daß er infolge dieſer Anfälle, die mehr der Tobſucht als dem Schmerz glichen, in eine Art von ſtumpfer Lethargie verfiel, während Mariano und Pater O'Connor alles beſorgten, was jetzt notwendig war, und Marietta und die barmherzige Schweſter die Entſchlafene in das ſchmale harte Bett legten, das allendlich den König aufnimmt, der in Purpurdecken — und den Bettler, der auf einem Bund Stroh verſchied.

Wie ein Marmorbild lag Antonia im Sarge. Weißer Atlas umhüllte ihre Geſtalt, ein Kranz von weißen blühenden Roſen ruhte zart und duftig auf ihrem ſchwarzen Haar. Ihre Züge waren von der langen Krankheit ſeiner ausgearbeitet, eine ernſte Freundlichkeit ſchwebte auf ihrem Antlitz; dazu die wunderbare Majeſtät des Todes, die ihr Gepräge nicht von einer Größe dieſer Welt empfängt — und es war unmöglich, an dies ſtille Bild heranzutreten, ohne von deſſen friedlicher Verklärung ergriffen zu ſein. Sogar Torrigi war es in ſeiner Art.

„Nicht um ſie jammere ich, wenn ich ſie mir betrachte,“ ſagte er; aber um mich! was fange ich an ohne ſie! . . . Für Cecca kam Erſatz durch Mariano . . . aber Marian geht und Antonia iſt gegangen! ich bleibe allein . . . . denn Marietta ſteht nicht auf derſelben Höhe und Ors' Anton würde, als mein Unico in der Kunſt, dies Leben nicht aushalten.“

So ſprach er klagend zu ſich ſelbſt und zu andern neben der ſchönen Leiche, während Marietta für die abgeſchiedene teure Seele betete, Ors' Anton weinte, und ganze Wolkenzüge von Gedanken und Gefühlen, bald ſonnenvergoldet, bald ſturmgepeitſcht, durch Marianos Seele zogen und flogen. Da lag nun die Hülle eines Weſens, das bewundert und gefeiert wie wenige, bei neunzehn Jahren den Schauplatz ihrer Triumphe verließ und auf das erſte Anklopfen des Todes die Antwort gab: Gott Dank, ich ſterbe! — So nichtig erſchien ihr das Leben mit allen Kunſtgenüſſen und Kunſtleiſtungen, daß ſie nicht einmal für dieſe —

wie viel weniger für ihre geſellſchaftlichen Zerſtreuungen! — das mindeſte Bedauern fühlte, nicht die mindeſte Luſt, ſie fortzuführen. Und einem ſolchen Leben hatte er ſich widmen wollen! eine ſolche ſchillernde Seifenblaſenexiſtenz hatte ihm genügen ſollen! wie machte ſie ſo flach und zugleich ſo ſtumpf! Nein! lieber in Mühe und Not das tägliche Brot verdienen! Da gibt es doch eine Anſtrengung, welche moraliſche Kraft entwickelt und zugleich durch ſie getragen und geadelt wird. Da iſt kein Glanz und kein Rauſch und keine Einwirkung auf tauſend Augen und Ohren, um den Sinnentaumel zu vermehren, in welchem die Welt dahinraſet. Da fließt nicht mit ein paar Bogenſtrichen das Gold zuſammen, das, in ſo leichter Weiſe gewonnen, den Übermut und die Oberflächlichkeit nährt. Ja! ſprach Mariano zu ſich ſelbſt, ſo ſoll es ſein! ich gehe nach Eurova zurück und fange dort mein Leben von vorn wieder an ..... von unten auf an: ich will zuerſt mich ſelbſt in die Schule nehmen — und dann erſt ſehen, ob ich für andere etwas tun und leiſten könne. Wo ich auch ſei — überall kann ich mir mein Brot verdienen: ich gebe Unterricht auf der Violine, in fremden Sprachen, in klaſſiſchen Studien. Leicht wird mir das nicht ſein, aber es wird mir dazu dienen, den Wuſt der Welt von mir abzuſtreifen, damit ich von innen heraus an der Verwirklichung meines Ideals arbeiten und anfangen könne, mich zu heiligen .... wie Pater O'Connor es nennt. Deshalb hat mich die göttliche Vorſehung aus meinen alten Verhältniſſen herausgeſchleudert — deshalb in den neuen ein ungeahntes Meer bitterer Erfahrungen mich finden laſſen — deshalb führte ſie mich zurück .... in mich ſelbſt, um von dieſem Punkt aus, unter himmliſcheren Einflüſſen als diejenigen ſind, welche in meiner Natur und in ihrer Richtung liegen, ein neuer, ein beſſerer Menſch zu werden.

Die Exequien waren gehalten. Von Antonia war nichts mehr auf Erden, als die Erinnerung an ſie. Torrigi mußte nun einen Entſchluß faſſen, wie er ſeine Zukunft geſtalten wolle. Mariano riet ihm dringend, nach Genua zurückzugehen.

„Du kannſt bequem dort leben von Deinem Einkommen, Onkel" — ſagte er — „kannſt Muſik treiben nach Herzensluſt und für Ors' Antons Erziehung, außerhalb der muſikaliſchen, Sorge tragen."

„Das wäre mir recht lieb," ſagte Ors' Anton; „ich lernte gern noch manches andere."

„Aber das Vermögen, das ich beſitzen und den Kindern hinterlaſſen würde, entſpräche allzu wenig meiner Abſicht," entgegnete Torrigi.

„Vater," ſagte Marietta, „für Dich und Ors' Anton iſt das Vermögen gewiß genügend ....

und ich habe ja kein Recht darauf; alſo quäle Dich nicht, es zu vermehren. Was mich betrifft, ſo begehre ich nichts von Dir als Deinen Segen für meinen Entſchluß, ins Kloſter zu gehen."

„Nein, Kind, ſo weit darfſt Du die Großmut nicht treiben!" rief Torrigi. „Du ſollſt Dich nicht ins Kloſter ſperren, um Ors' Antons Vermögen zu vergrößern."

„Das fällt mir nicht ein, Vater!" erwiderte ſie; „frage nur Marian."

„Ja," ſagte dieſer, „ich kann bezeugen, daß Marietta mir ſchon längſt ihren Entſchluß mitgeteilt hat und daß demſelben keinerlei irdiſche Rückſicht, ſondern nur das Verlangen ihrer Seele zu Grunde liegt."

„Aber Kind, das iſt ja ſchrecklich traurig!" rief Torrigi: — „nach Genua, der herrlichen Vaterſtadt heimzukehren .... um dort in ein Kloſter zu gehen!"

„O!" rief Marietta, „es gibt ein größeres Opfer, lieber Vater! das iſt: Genua nie wieder ſehen ... und ich habe mich entſchloſſen, es zu bringen ... und hier zu bleiben. Die barmherzigen Schweſtern ſind ganz bereit, mich aufzunehmen. Sie erliegen unter der Menge frommer Arbeit, ſo daß ihnen meine ſchwache Hilfe ſehr willkommen iſt. Darin ſehe ich den Willen Gottes und bleibe hier."

Ors' Anton ſprang auf, umſchlang Marietta und rief unter troſtloſen Tränen:

„Barmherzigkeit .... verlaß mich nicht! wen hab' ich denn, wenn ich Dich nicht mehr habe!“

„Du haſt den Vater, Ors' Anton! ſei ruhig ... es wird nun alles ganz anders werden!“ ſprach ſie zärtlich.

„Alſo auch die dritte Tochter verliere ich!“ rief Torrigi, der immer zuerſt an ſich dachte.

„Ich hätte geſchwiegen und gewartet, Vater, wenn Antonia bei uns geblieben wäre,“ entgegnete ſie, „und wenn ich von weſentlichem Nutzen hätte ſein können; — Marian kann auch dieſes bezeugen! — Aber jetzt, da ich Dir zur Laſt fallen und Deine Exiſtenz noch mehr beſchränken würde — jetzt glaube ich dahin gehen zu müſſen, wohin Gott mich ruft. Ich danke Dir auf den Knieen, daß Du mich, die verlaſſene Waiſe, wie Dein eigenes Kind gehalten und Nachſicht gehabt haſt mit meinem Ungeſchick und meiner Talentloſigkeit. Vergib mir, daß ich Deiner Mühe ſo wenig entſprach .... und mache das Maß Deiner Güte voll, indem Du mir Deinen Segen auf meinen Weg gibſt.“

Sie war ihm zu Füßen gefallen, hielt ſeine Hände in den ihren und ſah flehend zu ihm auf. Torrigi's hartes, wildes Herz wurde heftig bewegt durch ſo viel Demut, ſo viel Liebe. Seit zehn Jahren half ſie ihm bei ſeinem Erwerbszweig — und ſie dankte ihm!! Er riß ſie von den Knieen auf und in ſeine Arme und rief zitternd, ſchluchzend und weinend:

„Marietta, meine liebe Tochter, gehe in's Kloſter, wenn das Dein Weg iſt .... aber komm' mit uns nach Genua .... in die liebe, ſchöne Heimat.“

„O mein lieber Vater,“ ſagte ſie zärtlich, „vergib mir, wenn ich Nein ſage. Mein Opfer beſteht darin, daß ich hier bleibe .... hier in der Fremde .... und daß ich unſere goldene Sonne und unſer leuchtendes Meer nie wiederſehen und nie mehr unſere ſüße Sprache hören werde. In Genua ginge ich in's Kloſter wie zum froheſten Feſte; hier .... wie zum Opfer. Im Lichte des Glaubens ſind die Dornen ſchöner als die Roſen; darum wähle ich mir das Opfer, mein lieber Vater.“

„Geh!“ ſagte er, „wir ſind Deiner nicht wert!“

Am andern Morgen hatte er ſich nun freilich von ſeiner Rührung erholt und dachte bei ſich ſelbſt: Warum gab ich ihr die Erlaubnis? warum geht ſie überhaupt in's Kloſter? wäre es denn nicht wünſchenswert für mich, ein weibliches Weſen, eine Tochter, bei mir zu behalten? .... Wenn ich krank würde, oder Ors' Anton .... wer pflegte uns? Ein Leben im Boardinghouse, wie hier in New-York, gibt es in Genua nicht. — — Er teilte Mariano ſeine Bedenken mit. Der aber ſagte:

duld und Liebe ihrer ſchweren Pflicht bei den Kindern widmen. Er glaubt wie ich: daß ein ſolcher Beruf beſſer durch Frauen ausgeführt werde, die ſich ganz von allen irdiſchen Banden abgelöſt haben, und bei ihrem Wirken nur an die himmliſche Zukunft denken. Darum will er es mit den reformirten Soeurs grises verſuchen, welche jetzt ein methodiſtiſcher Pfarrer zu Lauſanne heranbildet, ſobald ſie ihre öffentliche Thätigkeit beginnen. Die Katholikinnen ſind ihm ſo willkommen wie die Methodiſtinnen, ſobald derſelbe, der alleinige göttliche Geiſt — die Liebe! ſie beſeelt. Außer jenen Frauenzimmern hat er in einem jungen Menſchen, den er dazu herangebildet, einen geduldigen und treuen Helfer gefunden, der mit unglaublicher Sanftmuth den Lectionen und Spielen der Kinder vorſteht. Zwei Mägde, welche die Küche und das Haus, — zwei Knechte, welche Garten und Heerde beſorgen, gehören mit in dieſen Kreis. Die Heerde beſteht aus einem Dutzend Ziegen, vier Kühen, zwei Eſeln, als Laſtthieren, und einem Pferd. Wieſen und Garten ſind ergiebig und die Kirſchbäume gedeihen vortrefflich. Die Einrichtung des Hauſes iſt einfach bis zur Aermlichkeit; hölzerne Wände, Bänke, Stühle; arme kleine Betten. Die beiden engen Zimmerlein des Doctor Guggenbühl ſind wahre Zellen! ein Schreibtiſch, ein Bücher- und ein Apothekerſchrank in dem einen — in dem andern ſein Bett, und ein großer Tiſch

„Mit Marietta iſt es aus und vorbei, Onkel! Du darfſt Deine Erlaubnis nicht zurückziehen. Was Deine Einrichtung in Genua betrifft, ſo rate ich Dir, Ors' Anton in eine gute Erziehungsanſtalt zu geben. Da wird er hoffentlich manches verlernen und vieles erlernen — und beides tut ihm not. Du aber, als einzelner Mann und nicht ohne Vermögen, kannſt Dich ja leicht nach Bedürfnis und Belieben überall einrichten.“

„Wenn mir aber der Bub', der Ors' Anton ganz die Muſik verlernte .... Marian, das wär' ein Jammer!“

„Ganz ſie zu verlernen wird nicht möglich ſein! Hat Ors' Anton das Genie der Kompoſition, alſo das wahre, große muſikaliſche Genie, ſo werden andere Studien es nicht erſticken, ſondern entwickeln helfen; denn das Genie iſt wie die Waſſerquelle: beide werden um ſo klarer und reiner, je mehr ſie ſich durch Felſenblöcke ringen und ihren Weg über Steine ſuchen müſſen. Beſchränkt ſich aber Ors' Anton's Begabung auf die Virtuoſität: ſo iſt es ihm ſehr zu wünſchen, daß nicht ſie allein ſein Leben ausfüllen .... denn ein ſolches Leben iſt eine vergoldete Armſeligkeit.“

„Ja, ja! ſo wollen wir es machen, Marian! ... und während der Bub' dann irgendwo eine höchſt vortreffliche Erziehung bekommt, verfolge ich meinen alten Lieblingsplan und ſuche königlicher Kapellmeiſter in Turin oder Genua zu werden —

wozu mir hoffentlich die Berühmtheit meines Namens, die ich Euch verdanke — und mein imenſes Talent zur Ausbildung von Muſikern, welches ſich an meinen Kindern bewährt hat, verhelfen werden.“

Da die Mittel, den Gelddurſt zu befriedigen, für den Augenblick ihm nicht zu Gebot ſtanden, ſo trat wieder die Ehrfurcht in den Vordergrund von Torrigi's Seele und half ihm durch tauſend neue Pläne Antonia's Verluſt verſchmerzen.

Mariano hatte viele Geſpräche mit Pater O'Connor und war höchſt erfreut zu erfahren, daß ſie mit einander die Reiſe nach Southampton machen würden, da vor der Hand der Zweck von Pater O'Connor's Aufenthalt in Nordamerika — eine Niederlaſſung ſeines Ordens — auf keine Erfüllung rechnen durfte. Seine Oberen riefen ihn nach Europa zurück, nachdem er eine Reihe von Jahren in Peru ſegensreich gewirkt hatte.

Morgen ging das Dampfſchiff ab. Der letzte Abend war gekommen. Marietta ſagte:

„Jetzt will ich noch einmal, zum letzten Abſchied, meine Violine nehmen. Zwar habe ich manche Plage durch ſie ausgeſtanden — aber wenn wir ſo recht ſchön unſer Quartett ſpielten, fand ich doch zuweilen einen Hochgenuß darin.“

Sie nahm ihre Violine und fing an zu ſpielen, wie Marian ſie nie gehört hatte. Es war, als ob ſich; ihr die myſtiſche Tiefe dieſes wunderbaren Inſtrumentes im letzten Augenblick erſchließe. Dabei ſah ſie ſo ernſt, ſo fromm, ſo aufmerkſam aus, wie die Engel, die auf Fieſole's Paradieſesbildern oder auf Lorenzo di Credi's heiliger Nacht andächtig muſizieren. Nach einiger Zeit brach ſie ab, küßte mit tränenfeuchtem Auge die Violine und ſagt:

„Wie iſt es doch ſo eigentümlich, daß alles uns tief ergreift, wovon wir wiſſen, es geſchieht zum letzten Mal .... und wenn's auch nur ein paar Bogenſtriche ſind."

„Weil alles, wobei es heißt „zum letzten Mal" — uns an den Schwanengeſang erinnert, der ein Vorbote des Todes iſt," ſagte Marian.

„Denkſt Du daran, Deine Seele zu retten?" fragte ſie ihn ernſt, beinahe feierlich.

Er neigte ſchweigend das Haupt.

„Nun dann, Marian, trennt uns kein Tod!" rief ſie.

„Nein! aber jetzt trennt uns das Leben, Marietta, und das iſt ebenfalls traurig. Es geht mir durch's Herz, daß Du hier allein bleibſt .... ſo jung, ſo einſam .... daß wir Dich hieher geführt haben und Dich nun Deinem Schickſal überlaſſen, ohne ferner im Stande zu ſein, Dir zu helfen oder irgendwie Dir beizuſtehen."

„Du biſt recht gut, Marian, und ich werde Dir immer dankbar bleiben," ſagte ſie bewegt. „Allein hier iſt nun einmal der Platz, den Gott mir anweiſt, den ich nach meiner natürlichen Neigung nicht gewählt hätte und an den ich durch Seine Hand mich gehalten fühle. Deshalb wird Er auch für mich ſorgen, wird mich leiten und lehren, wird ein treuer Vater und Freund für mich ſein. Und ich habe den namenloſen Troſt, Ihm gerade hier dienen zu dürfen, wo wir bis jetzt ſo viel an die Welt und ſo wenig an Ihn gedacht haben.“

„Das iſt es ja eben, was mich ſo rührt, Marietta! Du bleibſt hier, als Opfer für uns alle, wie Iphigenia unter den Barbaren.“

„Wie wer?“ fragte ſie unbefangen; denn von Iphigenia wußte ſie nichts. Und dann fuhr ſie fort: „Aber keineswegs bin ich unter Barbaren, ſondern bei ſtillen frommen Ordensfrauen, von denen ich lernen werde, ſtill und fromm dem göttlichen Heiland in ſeinen leidenden Gliedern zu dienen. Iſt das nicht ein ſchöner Beruf? . . . oder kannſt Du Dich noch nicht zu unſerer katholiſchen Auffaſſung erheben, die uns antreibt, uns aus Liebe durch die heiligen Gelübde an das Kreuz des Gekreuzigten zu nageln?“

„Doch, Marietta! ich will nicht ſagen, ich faſſe es; — allein ich darf ſagen, ich ahne, daß darin eine Liebe liegt, die alle Lieben der Erde weit unter ſich läßt.“

„So ſei denn meinetwegen getröſtet, Marian, und freue Dich, wie ſo gut der liebe Gott es mit mir und meinen beiden Schweſtern gemacht hat! Er hat uns alle Drei in Sicherheit vor der Welt gebracht .... vor der gefährlichen Welt, in welcher Du leben mußt. Aber er wird Dich nicht verlaſſen, wenn Du ihm treu ſein willſt.“

„Bete für mich, Marietta! meine Zukunft iſt dunkel und vor mir ſelbſt verſchleiert. Ich gehe wie die Iſraeliten, unkundig des Weges, durch die Wüſte und folge einer Wolkenſäule, wie ſie.“

„Und in der Wolkenſäule iſt Gott .... und er führt Dich ſicher nach Canaan“ — ſagte Marietta.

Dies war ihr letztes Geſpräch. Es kam noch viel Beſuch, um Abſchied zu nehmen. Niemand kannte Marietta's Vorhaben. Sie hüllte es, wie ſich ſelbſt und ihr ganzes Leben, in Stille und Schweigen ein. Es wurde nicht beachtet, daß ſie bald aus der Geſellſchaft verſchwand. Sie ging zu Torrigi, der zwiſchen Rechnungen und Papieren in ſeinem Zimmer vergraben war und ſagte zu ihm, indem ſie vor ihm niederkniete:

„Vater, gib mir Deinen Segen! dies iſt die letzte Nacht, die ich unter Deinem Dache zubringe.“

Torrigi hatte nicht umhin gekonnt, an Marietta eine Mitgift von einigen tauſend Franken zu geben; und damit waren denn ſeine väterlichen Gefühle ſehr für ſie abgekühlt. Er fand es unendlich hart, ſchon bei Leibesleben eine ſolche baare Summe einer Tochter auszahlen zu müſſen; allein Marian hatte ihm durchaus keine Ruhe gelaſſen.

Jetzt aber war Marietta aus ſeinem Herzen — wenn ſie überhaupt je darin geweſen war! — gleichſam herausbezahlt und es war ihm ein lieber Gedanke, daß ſein armes hübſches Vermögen fortan keine Teilung mehr zu beſtehen habe, voll bei ihm verbleibe, voll auf Ors' Anton übergehe. In dieſer Stimmung war er, als Marietta bei ihm erſchien. Ganz vergnügt und ohne alle Rührung oder Zärtlichkeit ſagte er, indem er gleichgültig freundlich mit ſeiner Hand leicht auf ihr Haupt klopfte:

„Gott ſegne Dich, Marietta, Du biſt immer ein gutes Kind geweſen. Ich hoffe, es wird Dir recht gut gehen in Deinem neuen Beruf, umſomehr, als Du eine hübſche Mitgift mitbringſt."

Sie hing an ſeinem Halſe und weinte bitterlich.

„Tut es Dir leid, Kind?" fragte er ſchreckenvoll. „Darüber hätteſt Du doch im Klaren ſein müſſen, bevor dies Abkommen getroffen wurde."

„Nein, nein! es tut mir nur ſo leid, Dich nie wieder zu ſehen, lieber Vater!" rief ſie, riß ſich los und eilte hinaus.

„Bete für Ors' Anton .... und auch für mich!" rief Torrigi ihr nach, dem es zuweilen einfiel, daß er „ein guter Katholik" ſei und folglich auch wie ein ſolcher, wenn nicht handeln, doch ſprechen müſſe.

„Für Euch alle!" rief ſie zurück und ging leiſe zu Ors' Anton, der in tiefen Schlaf verſunken war und an deſſen Lager ſie lange kniete und betete und ſeinen Schutzengel anrief, ihren Platz neben dem Knaben einzunehmen. Endlich bog ſie ſich über ihn und hauchte einen Kuß auf ſeine ſchöne Stirn. Da ſchlug er plötzlich die Augen auf und ſagte zärtlich:

„Marietta!“ — Aber der Schlaf war mächtiger und er lag ſogleich wieder im tiefſten Schlummer.

Wohl mir, o Herr, daß ich dich habe! ſprach Marietta zu ſich ſelbſt, erſchüttert bis in's Herz hinein. Bei Dir allein darbt die Liebe nicht! — —

Am andern Morgen erhielt Torrigi ein Blättchen, worauf mit Bleiſtift geſchrieben war:

„Lebewohl, lieber Vater, Ors' Anton, Marian! ich bin in aller Frühe zu den barmherzigen Schweſtern gefahren, weil ich das Abſchiednehmen von Euch nicht aushalten kann. Lebt alle wohl für die Zeit — und auf Wiederſehen in der lieben Ewigkeit. Marietta.“

Als Marian dieſe Worte las, war ſein erſtes Gefühl, zu ihr zu eilen. Allein er beſann ſich und dachte: Wozu? ſie hat ihr Opfer gebracht .... ich will es nicht ſtören. Iphigenie bleibt an fremder Küſte unter den Barbaren. Denn Barbaren ſind dieſe Menſchen, die mit Wohlgefallen im Golde wühlen, oder mit Gier nach Gold verlangen. Und Barbarentum iſt da, wo eine materialiſtiſche Civiliſation nur jenen Zwecken dient, nur ſie fördert. Und es iſt Europa's, d. h. des katholiſchen Europa's, ewiger Ruhm, daß es nach dieſem armſeligen, reichen Amerika ſein beſtes ſchickt — Ordensleute ſchickt, die nach manchen Generationen Gnade und Geiſt da zur Geltung bringen werden, wo jetzt der Materialismus — König iſt.

Sie gingen auf's Dampfſchiff. Pater O'Connor kam ſpäter.

„Marietta grüßt!“ ſagte er zu Marian — „und das letzte heilige Meßopfer auf amerikaniſcher Erde habe ich für Antonia dargebracht.“

„O liebereiches Prieſterherz!“ rief Mariano; „wie ſchmerzlich mir auch immer das Andenken an Amerika bleiben wird — dennoch muß ich Gott danken, daß ich herkam, denn ich habe Sie gefunden.“

„Und vielleicht hätten wir uns nicht gefunden,“ verſetzte der Pater, „wenn Sie nicht dieſe ſchmerzlichen Erfahrungen gemacht hätten. Bleibt der Menſch immer in einer gewiſſen matten Mittelmäßigkeit, in welcher ſeine Verhältniſſe und ſeine Natur ihn ſchützen vor großen Verlockungen: ſo bekommt er ſehr leicht eine übertriebene hohe Meinung von ſich ſelbſt, welche der Tugend viel hinderlicher iſt, als der oder jener Fehler. Es iſt das Eigentümliche dieſer gewiſſen philiſterhaft ſelbſtzufriedenen Mittelmäßigkeit, das Streben nach Vollkommenheit ganz unausſprechlich zu verachten.“

„Das tat ich nie!“ rief Mariano.

„Gott hat Sie immer ſehr lieb gehabt," ſagte Pater O'Connor — und ganz beſonders ſorgſam geführt. Jetzt führt er Sie ſogar dem Sonnenaufgang zu."

Der Anker war aufgewunden. Das Dampfſchiff brauſte dahin.

Gottes Fügungen.

Heliade war in Rom. Sie machte dort eine Erfahrung, die ſehr alltäglich iſt und die doch jedem, dem ſie begegnet, immer unerwartet kommt: ſie heißt: keine Vollkommenheit auf Erden. Heliade hatte ſich den Aufenthalt in Rom wie den Vorhof des Paradieſes vorgeſtellt — und er hätte es ſein können, wenn nicht Rom auf unſerer Erde läge. Lady Arran war ſchwer erkrankt. Die Ärzte ſagten, ſie habe ein Herzleiden, von dem ſie nicht herzuſtellen ſei, obſchon ſie noch längere Zeit damit leben könne, wenn ſie vor jeder Gemütsbewegung, jeder Aufregung, jedem Kummer bewahrt bleibe. Dies brachte eine große Veränderung in Heliadens Leben hervor, das ſo angenehm, ſo genußreich, ſo friedlich in Rom begann und nun ſo voll Bekümmernis und Sorge war.

Sie hatte ihre Großmutter als die Vorſteherin einer kleinen Genoſſenſchaft von Konvertiten in dem Häuschen am Fuß des Monte Celio gefunden, das noch immer für genügſame fromme Seelen groß genug war. Nur hatte es eine gar liebliche vor einem Sopha, der für Fremde beſtimmt iſt — das füllt ſie; und an ſo wenig Bedürfniſſe kann man ſich gewöhnen, wenn man die eigene Perſon einer höheren Idee unterordnet.

Die meiſten Kinder haben blutarme Eltern, die nichts zahlen können. Hauptſächlich lebt und zehrt die kleine Anſtalt von ihrem Eigenthum, ihrem Grund und Boden; Gemüſe, Milch, Brennholz giebt es da oben. Ferner iſt der Doctor Guggenbühl practiſcher Arzt, freilich nur in den Dörfern des Thals von Interlachen; das mag ihm einiges Einkommen verſchaffen. Milde Seelen giebt es denn doch auch in der Nähe und Ferne, die ſich für ein ſo menſchenfreundliches Unternehmen durch Unterſtützung theilnehmend erweiſen, und ein Gotteskaſten ſteht in dem großen Zimmer, wo der Fremde die Kinder beiſammen findet. So exiſtirt die kleine Anſtalt. Gott ſegne und behüte ſie! Hat einſt die heilige Thereſie geſagt als ſie die Reformation des Carmeliterordens unternahm: „Thereſie und 9 Dukaten, das iſt ſehr wenig, aber Gott, Thereſie und 9 Dukaten iſt genug;“ hat einſt der Abbé de l'Epée mit ſeinem geringen Einkommen von 2000 Franken zehn Jahr lang ſeine geliebten taubſtummen Zöglinge erhalten: ſo wird Gott denn auch wol ſorgen für die Kinder auf dem Abendberg. Ich aber habe mir das Wort gegeben die Herzen für ſie zu erwärmen und zu gewinnen ſo ſehr ich

Nachbarſchaft bekommen, indem eine kleine Kapelle angebaut war, wo täglich die Meſſe geleſen wurde und wo immer der verborgene Gott im Tabernakel weilte.

„Du lebſt, wie einſt die heilige Wittwe Marcella lebte, liebe Großmutter,“ ſagte Heliade entzückt.

„Nur alles im beſcheidenſten Vergleich, mein Kind!“ ſagte die milde Frau. „Die reiche Marcella lebte in einem jener prächtigen Paläſte der alten römiſchen Familien; — ich in einem Gartenhäuschen. Die zum Chriſtentum bekehrten vornehmen Römerinnen fanden bei ihr einen Mittelpunkt für alle chriſtlichen Intereſſen und einen Herd aller chriſtlichen Tugenden; — zu mir kommen Neubekehrte, die eben keine andere Zuflucht haben, wenn ihre Familie ſie verſtößt oder enterbt, und wir üben uns gemeinſchaftlich in unſerer Armſeligkeit mit geringen Werken der Barmherzigkeit. Marcella glänzte wie durch Tugend und Frömmigkeit, ſo auch durch Geiſt und ſeltene Bildung; — ich bin der Unvollkommenſten und Unwiſſendſten eine. Marcella's Seelenführer war der große heilige Hieronymus, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit; — der meine iſt nun ſchon ſeit zwanzig Jahren mein demütiger, unſcheinbarer, aber gottſeliger Pater Pius. Du ſiehſt alſo, mein Kind, daß zwiſchen uns kein anderer Vergleich beſteht, als der zwiſchen zwei Wittwen, die Gott zu lieben und zu dienen ſuchen.“

„Alſo genau in der Hauptſache beſteht die Ähnlichkeit!“ rief Heliade und küßte zärtlich Miſtriß O'Connor's Hand. Dieſe ſagte ablenkend:

„Als Dein Großvater ſtarb und ich fern von meinen beiden Kindern fortleben mußte, gab mir Gott den Gedanken, mir eine Familie von recht verlaſſenen Weſen zu bilden. Jedes Menſchenherz hat ja Mitleid mit fremder Not — aber die ſchmerzlichſte Not iſt immer die, welche die Seelen betrifft; und es iſt wohl die allerbitterſte, wenn ſich jemand durch den Rücktritt in unſere heilige Kirche ſeiner Exiſtenz beraubt findet — und verſtoßen, oder brotlos, oder beides zugleich wird. Für einen ſolchen Fall iſt eine ſichere Zufluchtsſtätte eine namenloſe Wohltat .... und ſo bin ich die Mutter dieſer Waiſen um des Glaubens willen geworden. Damit ſie aber nicht vergeſſen, daß jeder, der in die Kirche zurücktritt — unter das Kreuz tritt, ſo üben ſie ſich in dieſem Häuschen im Gehorſam, in der Demut, in der Armut. Unſer Leben iſt nach einer Regel geordnet, für deren Befolgung ich einzuſtehen habe, wie die Mutter für die Ordnung in ihrer Familie — und ſo lange man unter meinem armen Dach iſt, das weiter nichts gewährt als die Notdurft des Daſeins, ſteht man in einem töchterlichen Verhältnis zu mir. Einige dieſer Töchter ſind von ihren Familien wieder zu Gnaden angenommen; einige fanden ihr Fortkommen in der Welt; einige folgten dem klöſterlichen Beruf;

einige hielten nicht aus unter dem Kreuz. Da alle Fäden dieſer Schickſalsentwickelungen durch meine Hand und mein Herz gehen, ſo begreifſt Du, daß es mir in keiner Beziehung an Arbeit und Mühſal fehlt — wofür ich dem lieben Gott ſehr dankbar bin.“

„Wie erfinderiſch iſt die chriſtliche Liebe, die für alles ſorgt .... ſogar für den Anteil am Kreuz,“ ſagte Heliade ſinnend.

„Ja Kind, wenn das Kreuz fehlte, ſo wäre ſie eben nicht chriſtlich,“ entgegnete Miſtriß O'Connor. „Mit dem Rücktritt zum alten Glauben beginnt erſt das Gnadenleben, in welchem der alte Menſch erſterben ſoll — und das iſt eine langſame Prozedur, wie wir alle wiſſen. Da gibt es alſo oberflächliche und hochmütige Konvertiten, die ſich einbilden, es gereiche der Kirche zur größten Ehre, ſo ausgezeichnete Leute gewonnen zu haben. Dieſen Irrtum muß man ihnen benehmen unter dem Kreuz der Demut! Wenn ganz England katholiſch würde, ſo wäre das keine Ehre für die Kirche, wohl aber für die Vernunft und die Charakterſtärke der Engländer. Das muß man den Konvertiten einprägen: Die Kirche kann euch alle entbehren; ſie bleibt, was ſie iſt, die göttliche Gnadenanſtalt für ewige Zeiten, mögen Millionen abfallen, mögen Millionen zurückkehren! aber ihr braucht die Kirche, um eure Seelen zu retten. In dieſem Sinne behandle ich meine Neophiten — und es ſind, Gott

Dank! doch nur die wenigſten, die nicht darüber zur Einſicht kommen.“

Dann ließ ſich Heliade viel erzählen von der Jugendzeit ihrer Mutter und ihres Onkels Reginald, des Dominikaners — und von Irlands früheren Schickſalen, die ihre Großeltern in die Verbannung trieben — wenn man Rom für Katholiken einen Verbannungsort nennen kann. Und mit all den ſchönen Gedanken, den edlen Eindrücken, welche ſie aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit ihrer Familie ſchöpfte, kehrte ſie zu ihren teuren Pflegeeltern zurück und machte mit ihnen und an der Hand der Geſchichte, der Kunſt und der Religion Wanderungen durch die Jahrtauſende und durch die übereinander getürmten Welten, die zuſammengenommen jene wunderbare, jene erdeneinzige Stätte ausmachen — die Rom heißt. Das währte einige Wochen; — dann kam Lady Arrans Erkrankung und das genußreiche Leben hörte nicht nur auf, ſondern machte einem ſorgenvollen und peinlichen Platz. Der Tod, der ſeine teure Magdalene ſo nah bedrohte, erinnerte Lord Arran an den eigenen und nahen Sonnenuntergang ſeines Lebens und lebhafter denn je wurde der Wunſch in ihm rege, ſein Vermögen und ſeinen Namen auf Heliade, die geliebte, die edle Heliade, die ſich immer ſchöner und liebenswürdiger unter ſeinen Augen entwickelte, zu übertragen. Aber dieſer Wunſch war feſt verſchmolzen mit dem zweiten: die Häuſer Arran und O'Connor aufs engſte zu verbinden. Das war iriſch, das war katholiſch, das entſprach allen höheren Forderungen — und folglich mußte Heliadens Glück daraus hervorgehen: dies war Lord Arrans Anſicht. Seit jener ſchmerzlichen Erklärung in Arran-Caſtle war nicht die leiſeſte Andeutung von Seiten Heliadens gefallen, daß ſie ſich irgendwie durch irgend einen flüchtigen Gedanken mit dieſem entſetzlichen Violonſpieler beſchäftige. Das wäre doch unmöglich, wenn die Sache eine tiefe Wurzel hätte. Er war ſo klug — Lord Ararn, und kannte die Menſchen, nicht bloß die Welt, ſo gut, daß er wohl hätte wiſſen können, daß man ſchweigend lieben kann, wenn die ſchönſten Hoffnungen über die Erde hinausgehen. Aber er hing nun einmal an ſeinem Lieblingsplan und wollte ihn ſich durchaus nicht entreißen laſſen. Ein Violinvirtuoſe paßte nicht in dieſen Rahmen hinein: darum nahm er an, daß Heliade ihn notwendigerweiſe fallen laſſen müſſe und werde. Mit Lady Arran durfte er nicht dieſen Gegenſtand beſprechen, da er wohl wußte, wie innig er ihr Herz berühre und jede Gemütsbewegung von dem Arzt als ſchädlich bezeichnet war. Sie war daher auch nicht im Stande, ihren Mann zurückzuhalten und durch ihre Vorſtellungen zu beſchwichtigen. Er machte es ſich zur Aufgabe, Heliade zu beſiegen und erwarb zu dieſem Zweck Miſtriß O'Connor zur Bundesgenoſſin, jedoch ohne ihr das traurige Geheimnis von dem Violinſpieler mitzuteilen. Er fand dasſelbe ſo beſchämend für Heliade, daß er, in ſeiner großen Liebe für ſie, nichts ſagen wollte, was ſie in den Augen der Großmutter hätte herabſetzen können. Heliade geriet aber in ein Kreuzfeuer von Vorſtellungen und Beſtürmungen, dem ſie nichts entgegen zu ſetzen hatte, als ihren ablehnenden Willen. Mochte ſie dies nun auch in der demütigſten Weiſe tun, ſo war es doch immer ein Widerſtand gegen die liebevollen Wünſche derjenigen Perſonen, an denen ſie mit Verehrung, Dankbarkeit und Liebe hing — und ihrem ſtrengen Pflichtgefühl, das den Gehorſam ſo hoch ſchätzte, wurde dieſer Widerſtand namenlos ſchwer.

Sie machte täglich weite Spazierritte in der römiſchen Campagna mit Lord Arran — in der erſten Zeit zu ihrem größten Vergnügen, jetzt — zu ihrer größten Qual; denn in dieſen Stunden war er ſo recht ungeſtört mit ihr allein und er benutzte das, um wieder und immer wieder mit ſeinen Wünſchen und Plänen hervorzutreten und ſie ſo lieblich und lockend wie möglich auszumalen. Dadurch bewirkte er denn, daß ihr Bryan O'Connor unerträglich wurde, obſchon ſie ſich eingeſtehen mußte, ſie tue ihm dadurch Unrecht. Schweigend und traurig ritt ſie an Lord Arrans Seite dahin — und während alle, die ſie ſahen, ſie bewunderten und manche ſie beneideten, dachte ſie über die

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſchmerzliche Eigentümlichkeit ihres Schickſals nach, welches ſie zweimal nötigte, den Wünſchen ihrer Eltern in Bezug auf ihre Verehelichung aufs Entſchiedenſte entgegen zu treten. Aber ihre mutige Energie ließ ſie nicht in Verzagtheit untergehen. Habe ich den erſten Kampf beſtehen können — ſprach ſie zu ſich ſelbſt — und war deſſen Preis die Bekehrung meines Vaters: ſo werde ich auch im zweiten ausharren . . . und der Preis wird ſein — was Gott will.

Es war der 25. Januar, Pauli Bekehrung. Das iſt ſo ſchön in Rom, daß man das wunderbare Jahr der Kirche, in welchem jeder Tag ein heiliger Denkſtein iſt, nicht bloß gottesdienſtlich feiert, ſondern in lebendigſten Anſchauungen durchleben kann. Da ſind tauſend Erinnerungen an die Heiligen, deren Andenken der Tag bewahrt und ehrt. Da hat die Kunſt ihnen herrliche Gotteshäuſer gewidmet und ihr Leben und Sterben durch Meißel und Pinſel verherrlicht. Da hat die Andacht ihre Reliquien geſammelt und auf ſchönen Altären, in prächtigen Schreinen, zu frommer Verehrung ausgeſtellt. Da iſt die Barmherzigkeit ihren Schritten nachgegangen oder ihrem Anſtoß gefolgt und hat unter ihrer Fürbitte und ihnen zu Ehren Denkmale der chriſtlichen Charitas errichtet. Da hat die Geſchichte — oder die Tradition, die eine nicht geſchriebene Geſchichte iſt — auf gewiſſe Stätten einen Namen oder eine Tat oder einen Moment niedergelegt, welche wie Rieſenmonumente durch die Jahrtauſende fortbeſtehen.

Über die majeſtätiſche Baſilika von St. Paul wohl eine Stunde hinaus, tief in der Campagna, liegt zwiſchen nahen Hügeln oder eigentlich in einer etwas tieferen Senkung des gewellten Bodens, welche durch eingeſunkene Katakomben entſtanden iſt, die alte Ciſterzienſerabtei alle tre Fontane oder ad Aquas salvias — eine Stätte fürs beſchauliche Leben, wie man ſie ſich nicht einſamer, nicht weltabgeſchiedener vorſtellen kann. Die niederen Hügel ſind gerade hoch genug, um jede Ausſicht, jeden Blick in's Freie abzuſchneiden. Das enge Tal iſt gerade weit genug, um für eine größere Kirche und zwei Kirchlein den Raum auf einem unregelmäßigen Platz zu gewähren. Der Boden und die Abhänge der Hügel ſind mit dem reichen Graswuchs der Campagna einförmig bedeckt, ohne Abwechslung von Geſträuch und Bäumen. Es iſt eine Stätte, auf welcher das Auge ſich unwillkürlich zum Himmel wendet. Die Feuchtigkeit des Bodens, die auch der Baſilika von St. Paul ſo ſchädlich iſt und von der Nähe der ſumpfigen Ufer der Tiber herrühren ſoll, hat die Ciſterzienſer aus der Abtei vertrieben und es wohnen nur noch ein paar Brüder als Wächter in den ehemaligen Kloſtergebäuden. Auch die Kirchen ſind verödet, ihre Wände feucht, ihre Malereien zerſtört. Die kleinſte, im Hintergrunde des Tales, gab der

Abtei den Namen „zu den drei Quellen.“ Sie iſt auf dem Platz erbaut, wo nach der Tradition St. Paulus enthauptet wurde und wo — wie die Legende weiter erzählt, — ſein abgeſchlagenes Haupt, den Boden berührend, jene Quellen hervorrief.

Dahin war Lord Arran mit Heliade geritten. Sie ſtanden in dem letzten Kirchlein und dachten an das merkwürdig großartige Leben, das hier zu Ende ging. Lord Arran ſagte:

„Dieſer „Gefeſſelte um Chriſti willen“ — wie St. Paulus ſich ſelbſt nennt — hat mehr für die Freiheit des Menſchen getan, als alle, die ihm in der langen Reihe von achtzehn Jahrhunderten gefolgt ſind; denn wenn ſie die wahre chriſtliche Freiheit lehrten, ſo bauten ſie auf ſeinem Fundament. Er faßt den Menſchen ſo recht in der Tiefe ſeiner gefallenen Natur als den „Sohn der Nacht und der Finſternis“ auf, ſtellt ihn mitten hinein in die Arena des Lebens und lehrt ihn, ſtreitend und kämpfend, unter unendlichen Nöten und Mühſalen, immer angefochten und nie überwunden, gebadet im Blut Jeſu und im eigenen Herzblut, gezogen von der Gnade und getragen vom Glauben, jene wunderbare Umbildung in „ein Kind des Lichtes und des Tages“ erſtreben, deren Vollendung „die Krone des Lebens“ gewährt.“

„Zu welcher göttlichen Freiheit iſt der Chriſt berufen,“ ſagte Heliade, „und was machen wir aus uns? — Niedrige Sklaven niedriger Leidenſchaften! .... O! wenn je ein Menſch — ſo durfte St. Paulus mit ſeinem Herrn und Meiſter ſprechen: „Ich habe die Welt überwunden;“ — und zwar lange bevor er auf dieſer Stelle mit ſeinem Martertode ſeinen Sieg beſchloß. Und er war doch, dem Weſen nach, ein Menſch, wie wir alle ſind, d. h. gebrechlich.“

„Aber mit einem immenſen Maß der Gnaden!“ ſagte Lord Arran. „Er iſt ein geiſtiger Säulenſteher, der die ganze Menſchheit überragt und durch Lehre und Leben erſchüttert. Und ſinkt ſie auch immer wieder in den Murmeltierſchlaf der Lauheit und Gleichgültigkeit — oder in den Taumel der Sinnlichkeit zurück: ſo verſtummt die Stimme des Wächters auf der Höhe doch nie und die Pauliniſchen Briefe ſind ſo recht der mahnende Weckruf, den die Kirche von ihren Kanzeln herab erſchallen läßt.“

Sie gingen zu den Pferden zurück, die am Eingang des Tales warteten. Als Heliade aufſtieg, trat ein Mann ihr gerade gegenüber unter die Türe des Kirchleins von S. Maria scala coeli. Heliade ſah nicht ſcharf genug, um ihn zu erkennen, und ihr Pferd machte eine lebhafte Bewegung und zwang ſie, den Blick ſogleich von der Erſcheinung abzuwenden; aber dieſe Geſtalt! aber dieſe Haltung! konnte das jemand anders ſein, als Peregrin? Ihr Herz ſtand ſtill vor Spannung. Doch als ſie nach ein paar Sekunden wieder hinſchaute kann; denn dies iſt eine große und heilige Angelegenheit der ganzen Menſchheit! denn dieſe Armen, dieſe Elenden, dieſe Verſunkenen ſind unſers Geſchlechts! Ja, ja! ſind ebenſogut unſers Geſchlechts als die hohen und großen Geiſter, mit denen die Verwandtſchaft unſerm ſtolzen Geiſte ſo wohl thut, ſind auch mit Schmerzen von ihren Müttern geboren, ſind auch mit Freuden von ihren Vätern begrüßt, ſind auch beſtimmt der Segnungen theilhaft zu werden, die Gott den Menſchen während ihres irdiſchen Lebensabſchnittes ertheilt, ſind auch begnadet mit einer unſterblichen Seele, welche nur nicht der krankhaft irdiſchen Stoffe Herr werden kann, die ſich um ſie ballen, und für welche der Tod, mehr noch als für uns Alle, eine ſelige Befreiung ſein wird. Keines dieſer Kinder war boshaft oder hämiſch; das werden ſie nur da draußen, wenn man ſie neckt und plagt. Im Gegentheil! die, welchen das Bewußtſein aufdämmerte waren freundlichen Gemüths, reichten ihren Pflegern die Hand, ſuchten ſich an ſie zu ſchmiegen, ſuchten ſie anzulächeln, was freilich auf den armen mißbildeten Geſichtern ſehr unlieblich ausſah. Ein kleines Mädchen wurde gar nicht müde uns, den Fremden, die Hand zu geben, und ein ſiebenjähriger Knabe, kaum ellenhoch, kam mühſelig an ſeinem Stock daher gewankt, und ſah mich an ſo freundlich er nur konnte. Ach, ſie haben ja kein andres Mittel um ihr Wohlwol-

— war er verſchwunden. Hatte ſie ſich getäuſcht? .... War er wirklich in Rom? .... Und wenn er da war — und wenn er Mariano Torrigi war .... weshalb hörte ſie nichts von ſeiner Anweſenheit? Lord und Lady Arran ſahen täglich ſo viel Leute und erfuhren durch dieſelben ſo ausführlich und genau alles, was man in der Geſellſchaft tat und trieb und wofür man ſich intereſſierte, daß die Anweſenheit des berühmten Virtuoſen gewiß nicht unerwähnt geblieben wäre. War er aber erſt kürzlich angelangt, wie unwahrſcheinlich, daß er ſich dann ganz allein nach dieſer abgelegenen Stätte begeben werde; d. h. unwahrſcheinlich für Mariano Torrigi, nicht für Peregrin. Dieſe Gedanken durchwirbelten ſich bei Heliade. In ſich verſunken ritt ſie dahin und fuhr erſchreckt auf, als Lord Arran plötzlich ſagte:

„Sieh, wie ſchön das iſt!“

Sie hatten jene tiefere Senkung des Bodens hinter ſich gelaſſen und einen freien Punkt erreicht, wo ſie die ganze, weite Landſchaft überſchauten. Vom Gebirge im Oſten bis zum Meer im Weſten breitete ſich die Campagna mit ihrer geringen Abwechſelung des Bodens wie ein ſtiller, weiter, grüner See aus. Im Vordergrunde lag die Baſilika von St. Paul, aber erſt als unvollendeter Bau und daher ruinenmäßig. Im Hintergrunde lagerte die ewige Stadt mit ihrer Maſſe von Kuppeln und Türmen und Paläſten — alle überragt von der einen Maſſe der Peterskuppel. Die Aquadukte mit ihren ſchönen Bogenſtellungen von rötlichem Stein liefen in zarten, gebrochenen Linien wie Tauſendfüßler von höheren Punkten der Stadt zu. Die Sonne ſtand tief im Weſten und hauchte einen glühenden Farbenton über Himmel und Erde, ſoweit ihre untergehenden Strahlen die Glut des Abendrots nährten, während über dem Gebirge im Oſten ein blauer Duft, der Bote der Nacht — und in ihm die goldene Leuchtkugel des Vollmonds ſchwebte. Es war ein wunderſchönes Bild voll hoher Poeſie, aber durch keinen Pinſel wiederzugeben. Der Zauber der verſchmelzenden Farben — vom zarten grünlichen Schleier an, der den Mond umzittert, bis zu den Roſenflammen, in welchen die Sonne ausglüht — iſt nicht in den Rahmen eines Gemäldes zu bannen.

„Wie ſchön!" wiederholte Lord Arran.

„Daß die Schwermut ſo ſchön ſein kann!" rief Heliade.

„O Kind," ſagte Lord Arran, „wenn wir daſtehen zwiſchen dem Untergang unſerer Sonne und den aufſteigenden Schatten der Nacht; auf dieſer Erde, die ein von Gräbern gewellter grüner Kirchhof und mit tauſend Ruinen beſäet iſt — wie ſollte da nicht eine ſtille Schwermut über die unerhörte Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge das Herz übermannen, welches ſich ſelbſt aus ſeinen eigenſten Tiefen das Lied von der Vergänglichkeit vorſingen muß. Das iſt eine ſchöne Schwermut, die der Menſch nur kennt, welcher ſich als der fremde Pilger auf dem Wege zum Vaterhauſe fühlt; — und ich liebe Rom auch deshalb ſehr, weil es mir dieſe ſanfte Melancholie anhaucht — zugleich aber auch den Pharus vor Augen ſtellt, deſſen Licht den Trübſinn, dieſe unchriſtliche Schwermut, verſcheucht: das iſt das Kreuz über St. Peters Kuppel, über dem Grabe des Galiläiſchen Fiſchers."

Nach einer Pauſe ſagte er:

„Und doch will ſich auch immer der häßliche Trübſinn einſchleichen, wenn nicht alles nach meinen Wünſchen geht!"

„O verleumde Dich nicht ſelbſt, lieber Vater!" rief Heliade; „Du biſt ja vollkommen ergeben in Deinem Kummer um das Leiden der lieben Mutter."

„Nicht immer und nicht ganz, Heliade. Ich bin es in Bezug auf die Gegenwart — nicht auf die Zukunft. Der Gedanke, ſie zu verlieren, iſt mir faſt unerträglich. Ich muß es bekennen, obſchon ich damit meinen Egoismus bekenne. In einer ſo langen Reihe von Jahren iſt mir das innigſte Leben zu zweien dermaßen zum Herzensbedürfnis geworden, daß mir die Vereinzelung ſchmerzlicher iſt, als der Tod. Und darum wäre mir der Gedanke, wenigſtens Dich, als mein Kind, bei mir zu behalten, Dich an Irland zu feſſeln, Dir alles zu übergeben, was mein iſt — mein Vermögen, meinen Namen, meine Pflichten — das alles dereinſt auf Dich zu vererben — Heliade! das wäre ein Troſt, den ich gar nicht müde werde mir auszumalen .... wenn ich auch weiß, daß Du ihn mir nicht gönnen willſt.“

„O mein lieber Vater!“ ſeufzte Heliade; „wüßteſt Du, wie weh Du mir tuſt.... Du würdeſt nicht ſo ſprechen!“

„Und was wünſchen wir denn von Dir?“ fuhr er fort; — „iſt es denn etwas ſo Schweres für Dich, daß Du Dich nennſt Heliade O'Connor, Gräfin von Arran?“

„Ich müßte ſein, wie ich mich nenne, lieber Vater! und Heliade geht nicht zuſammen mit O'Connor.“

„Aber doch noch viel weniger mit Torrigi!“ rief er in einer Aufwallung von Ungeduld.

„Es ſcheint ſo!“ ſagte ſie ſanft.

„Kind, laß uns einmal ganz kaltblütig von dieſer Sache reden,“ verſetzte Lord Arran gefaßt. „Du behaupteſt, Dein Herz wäre nicht mehr frei wegen dieſes Torrigi, der Dich vielleicht oder vielmehr ſehr wahrſcheinlich längſt vergeſſen hat. Biſt Du denn wirklich geſonnen, Dein ganzes Lebensglück an ein Traumbild zu verſchwenden? Sage mir nur aufrichtig, was Du denkſt, was Du vorhaſt, damit ich Dein fabelhaftes Verfahren einigermaßen begreifen könne.“

„Nun wohlan, mein lieber Vater!“ ſagte ſie entſchloſſen: „der höchſte Wunſch meines Herzens iſt der, daß Mariano Torrigi unſerer heiligen Kirche ſich anſchließen möge — denn das war es, das allein, was uns getrennt hat.“

„Dich .... und den Violinſpieler!“ rief Lord Arran grenzenlos erſtaunt.

„Das allein!“ wiederholte Heliade. „Ehe ich darüber eine Gewißheit habe, iſt es mir nicht möglich, mich für einen andern Mann zu intereſſieren, und könnte ich es, ſo dürfte ich es nicht. Meine Seele iſt auf ſeine Seele gerichtet! Sage ſelbſt, ob es edel wäre, inferiore Gedanken und Empfindungen einem andern zuzuwenden.“

„Gewiß nicht! nein, Heliade! Aber ich ſage, Du ſollteſt Deine Seele von einem Gegenſtand ablöſen, der ihrer nicht würdig iſt. Bete für ihn, empfiehl ihn anderer frommer Fürbitte und erfülle den Wunſch Deiner Pflegeeltern: das zieht vielleicht große Gnaden auf ihn herab, weil es Dich ein Opfer koſtet und Gott jedes Opfer ſegnet.“

„Meinſt Du, ich hätte mir das nicht ſchon hundertmal geſagt?“ rief Heliade ſchmerzlich: „nicht hundertmal das Für und das Wider erwogen, und vor Gott geweint und gefleht um Erkenntnis! Meinſt Du, es wäre mir leicht, mir, die ich über alles fürchte, durch Verletzung einer Pflicht Gott zu beleidigen — den Wünſchen geliebter und verehrter Pflegeeltern zu widerſtehen, gegen welche ich die heiligſten, die teuerſten Pflichten habe? Meinſt Du, es läge kein Reiz, keine Verlockung in der Vorſtellung, daß die arme Heliade Gräfin von Arran werden könnte und daß es ja nicht gerade Bryan O'Connor, ſondern auch ein anderer edler Ire ſein dürfte, der ihr zur Seite ſtände! — O, lieber Vater! wenn Du das meinſt, ſo kennſt Du mich nicht. Aber durch all meinen innern, heimlichen Jammer klingt fort und fort ein und dasſelbe Wort: „Harre aus!“ In den jammervollen Zeiten, welche der Bekehrung meines Vaters vorausgingen, ſprach eine Stimme zu mir: „Harre aus!“ In der ſchweren Zeit, die auf ſeinen Tod folgte und die ich bei der Baroneſſe Ruffach zubrachte, ſprach eine Stimme zu mir: „Harre aus!“ Und jedes Mal folgte meinem Ausharren — namenloſe Gnade! ſie brachte meinem Vater das ewige Leben — und ſie brachte mich zu einem zweiten Vater .... zu Dir! — Und jetzt, da ich zum dritten Mal dieſelbe Stimme, denſelben Ruf vernehme: „Harre aus!“ .... jetzt ſollte ich ihr nicht folgen? Nein, mein geliebter Vater, die Stimme iſt von Gott, denn ſie hält mich unter dem Kreuz feſt! .... und deshalb muß ich ihr gehorchen.“

„Biſt Du denn aber ganz ſicher, daß ſich kein Eigenwille, keine feine Selbſtſucht, kein Stolz — mit einem Wort: keine Regung Deiner Natur, die durch ihre große Energie große Gefahren hat, — in Deinen Entſchluß miſcht?“

„Wer wäre davor ganz ſicher, lieber Vater? ich Armſelige gewiß nicht! Deshalb bitte ich Gott immer, daß er Seinen Willen mir ausſpreche und mich befähige, ihn zu verſtehen und zu befolgen. Zeigt er mir klar und deutlich, daß Mariano Torrigi einen Weg einſchlug, der in den Abgrund führt — oder daß er mich nicht als Werkzeug brauchen kann, um Mariano Torrigi für die ewige Wahrheit zu gewinnen: ſo hoffe ich ihn auch dann zu verſtehen und dann mich zu beſinnen, wie ich auf andere Weiſe ſeinem Willen dienen könnte."

„Geſetzt aber den höchſt unwahrſcheinlichen Fall, daß Mariano Torrigi Dich nicht vergeſſen habe, katholiſch geworden und ein guter Menſch . . . . aber freilich ein Violin-Virtuoſe ſei — was würdeſt Du tun, Heliade?"

„Wenn nichts uns trennt .... ſo ſind wir verbunden," entgegnete ſie ſanft.

„Entſetzliche Vorſtellung! ſchauerlicher Gedanke!" rief Lord Arran.

„Ich ſagte Dir nur, was ich denke und empfinde," erwiderte Heliade gelaſſen: — „ob das nun aber der Wille Gottes iſt — weiß ich nicht und was ich auch fühlen möge — ſein Wille iſt die Richtſchnur meiner Handlungen."

„Kind, wie kann man nur ſo fromm und zugleich ſo romanesk ſein!" rief Lord Arran, der nicht mehr wußte, wie und wo er ſie angreifen ſolle; — und ſein Pferd in ſcharfen Trab ſetzend, erreichten ſie ſchnell die Stadt.

Abends verſammelten ſich immer einige Perſonen bei Lady Arran. Da ſie ſeit ihrer Krankheit nicht ausgehen durfte, ſo war ihr das beſonders wegen ihres Mannes und Heliade ſehr lieb. An dieſem Abend ſprach man viel von einem großen Konzert, das zum Beſten der Armen unter Mitwirkung mehrerer Künſtler ſtattfinden ſollte. Heliade dachte an den Mann in der Ciſterzienſer-Abtei und bereitete ſich im Stillen darauf vor, daß man jetzt unter den Künſtlern Mariano Torrigi nennen würde und daß ſie keine Verlegenheit äußern dürfe. Doch niemand nannte dieſen Namen und ſie begann zu glauben, ihre Kurzſichtigkeit habe ſie getäuſcht durch eine flüchtige Ähnlichkeit.

Als ſie ſpät ihr Zimmer betrat, fühlte ſie ſich müde und betäubt von den vielen Stimmen und dem Wirrwarr des Geſprächs, welches alle mögliche Gegenſtände oberflächlich berührt und behandelt hatte. Sie wollte noch einen friſchen Atemzug in der Nachtluft tun, öffnete ein Fenſter und trat auf den Balkon. Er ging auf den kleinen Garten, der zu dem Hauſe gehörte und ein linder Nachtwind durchrieſelte das Laub der Orangenbäume und des Granaten- und Oleandergeſträuches und ſtieg kühlend zu ihr hinauf, während die Sterne mit ſchimmerndem Blick auf die träumende Welt herabſchauten. Es war alles ſo ſchön und ſo ruhig; aber

Heliade empfand das nicht. Durch das Geſpräch mit Lord Arran war ſie ſo lebhaft in Hoffnungen und Wünſchen für Peregrin geweſen! .... und jene Ähnlichkeit! .... und die grenzenloſe Ungewißheit über alles, was ihn betraf! .... und das Zweifelhafte einer glücklichen Löſung ſeines rätſelvollen Schickſals! .... und ihre eigene unſichere Zukunft! .... das alles beklemmte ſie bis zu Tränen.

Da erklang durch die ſtille Nacht ein unausſprechlich reiner, ſüßer, vibrierender, langſam anſchwellender Ton, ſo klagend und zugleich ſo glühend, als ob eine Menſchenbruſt ihn nicht zu faſſen vermöchte; und ging dann, nachdem er lange über jener geheimnisvollen Tiefe ſchwebte, wo ſelige Freude und intenſiver Schmerz ineinander verſchmelzen — in vielfache Modulationen über, aus denen endlich eine Melodie ſich entwickelte und ſich auf ihnen wiegte, wie ein Schwan auf dem ſtillen See.

So wie der Ton anhub, legte Heliade beide Hände auf die Bruſt, hob den Kopf empor, ſtand regungslos und lauſchte. Dann, als die Melodie einſetzte, ſprach ſie unwillkürlich halblaut den Text derſelben: „Einſam wandelt Dein Freund im Frühlingsgarten, Adelaïde" — — und die Beklommenheit ihrer Seele wich vor dieſem Genuß, der über die Kluft der Jahre der Schickſale, der Trennung zu ihr flog. Ah .... er iſt's! .... er war es doch! ....

wer? .... Peregrin? Mariano? — Sie dachte nichts weiter. Aber das war ſchon genug, ja, zu viel! — Er war da! er war allein, ernſt und einſam da! Lag darin nicht eine ganze Welt von Hoffnung? — Als die Violine verſtummte, ſank Heliade auf die Kniee und bat Gott inbrünſtig, ſie auf den Pfad zu führen, der zu ſeiner Ehre und zum Heil ihrer und anderer Seelen ſei.

Am andern Morgen machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie ſich zu einer ſo ſtürmiſchen Aufregung habe hinreißen laſſen. Wir ſind vielleicht gerade ſo getrennt, wie zu jener Zeit, da er bei uns die Adelaïde ſpielte, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Habe ich denn ſo wenig Selbſtbeherrſchung? .... Ich muß den lieben Gott recht darum bitten! — — Sie hatte die Erlaubnis, in den erſten Morgenſtunden mit einer Kammerfrau der Gräfin, einer älteren Perſon, welche alle Reiſen ihrer Herrſchaft mitgemacht hatte, in eine beliebige Kirche zur Meſſe gehen zu dürfen. An dieſem Morgen ſagte Heliade:

„Heute, Miß Bridget, wollen wir unſere heilige Meſſe in Santa Maria Maggiore hören und dann zur Scala ſanta gehen. Ich will ſie erſteigen.“

„O ich auch!“ ſagte Miß Bridget erfreut.

An dem immenſen Lateraniſchen Platz liegt ein uraltes Gebäude, ein Überreſt des ehemaligen, von den Päpſten der früheren Jahrhunderte bewohnten Lateraniſchen Palaſtes, welcher in der alten Kaiſerzeit der römiſchen Familie der Laterani gehörte und len auszudrücken; denn ſprechen konnte Keines. Die Buchſtaben und den eignen Namen nennen konnten Einige, und das hatten ſie erſt da oben gelernt. Aber weil ſie doch wenigſtens das gelernt haben, ſo giebt das Muth um an die Möglichkeit der Erweiterung ihrer Begriffe und Vorſtellungen zu glauben. Die erſten Jahre ſind für die Entwickelung des Cretinismus die gefährlichſten, die entſcheidenden. Sind die Kinder in geſunder Luft und Pflege erwachſen oder auch nur herangewachſen, ſo dürfen ſie in ihre Thäler zurückkehren ohne Furcht der Krankheit zu verfallen, doch freilich nicht mit der Gewißheit dereinſt ihren Kindern ihre Geſundheit zu übertragen, denn es iſt nichts Seltenes, daß die Kinder ganz ſtarker, geſunder Eltern mit dem räthſelhaften Uebel geboren werden. Fährt man aber fort ſich nicht blos theoretiſch, ſondern auch practiſch mit deſſen Bekämpfung zu beſchäftigen, ſo iſt nicht vorauszuſehen wie weit man in der Erkenntniß und Beherrſchung des Cretinismus noch kommen, und zu welchen troſtreichen Reſultaten man gelangen könne.

Mir war es eine unſägliche Erquickung inmitten unſerer Zeit einen Menſchen zu finden, der ſich in Ruhe und Stille der Wohlfahrt ſeiner Mitmenſchen annimmt, keine Verſe und Phraſen über ihr Heil macht, weder eine prunkende Wiſſenſchaft noch eine ſtarre Religioſität zum blendenden Aushängeſchild für die Menge mit dem Chriſtentum an Kaiſer Konſtantin kam. Erſtürmungen und Verheerungen durch Feuer und Schwert, die ſeit anderthalb Jahrtauſenden von Zeit zu Zeit über Rom einbrachen und ganze Quartiere in Schutt und Aſche legten oder in Ruinen verwandelten, haben auch den alten Palaſt und die alte Baſilika vom Lateran — diejenige, deren Türme nie geſchloſſen, ſondern bei Nacht wie bei Tage immer offen ſtanden, längſt zerſtört. In ihrer jetzigen Geſtalt iſt die Baſilika im ſiebzehnten Jahrhundert von dem Baumeiſter Boromini vollendet; die Façade jedoch im Jahre 1734 von Aleſſandro Galilei hinzugefügt. Jenes uralte Gebäude trägt eine Beſiegelung ſeines Altertums in der Moſaik auf Goldgrund aus dem achten Jahrhundert, die eine ſeiner Außenwände ſchmückt. In dem Gebäude ſelbſt, das den Namen **Sancta Sanctorum** führt und deſſen Kapelle und Gottesdienſt den Paſſioniſten übergeben iſt, befindet ſich eine der größten und ergreifendſten Reliquien Roms: die Scala ſanta — die heilige Treppe, die unſer göttlicher Erlöſer in der Nacht ſeines bittern Leidens betrat, als er zweimal zu Pilatus und zweimal hinweggeführt wurde — und die jetzt von keinem menſchlichen Fuß betreten, nur auf den Knieen erſtiegen wird. Zur Rechten und Linken liegen Treppen für den gewöhnlichen Gebrauch. Oben iſt eine Kapelle mit einem uralten, dem heiligen Lukas zugeſchriebenen Chriſtusbilde und ein Oratorium mit den vierzehn Kreuzwegsſtationen; und das Ganze iſt mit einem Portikus überbaut. Die Scala ſanta beſteht aus neunundzwanzig Stufen von Marmor, der im Laufe der Zeit ergraut iſt. Ihre obere Fläche iſt mit Holz bekleidet. Auf einigen Stufen ſind Spuren des heiligſten Blutes: da hat man im Holz einen Ausſchnitt gemacht und ihn durch eine kleine, in Meſſing gefaßte runde Glasſcheibe geſchloſſen. Es gibt keine Stätte in Rom, die mehr zur Andacht aufforderte und ſtimmte, als dieſe. Hier, gerade hier auf dieſen Stufen iſt Der gewandelt, der vom Himmel kam und zum Himmel ging und zu uns allen ſprach: „Folge mir nach.“ Und wohin zunächſt? — Wir blicken auf. Da liegt vor uns die Baſilika von Santa Croce, welche die heiligen Reliquien der Paſſion, das wahre Kreuz, einen Nagel, einige Dornen aufbewahrt: das ſind Siegestrophäen über die Welt und den Tod und die Sünde; — aber eines Sieges, der nur auf Golgatha errungen wurde und wird. Bang und ſcheu im Bewußtſein unſerer Armſeligkeit, die den Thabor dem Kalvarienberg vorzieht, wenden wir unſern Blick ab. Und worauf fällt er nun? — Auf den Platz, wo Tauſende und aber Tauſende ihr Golgatha fanden und für den Sohn Gottes ſtarben, der für ſie geſtorben iſt und der zu ihnen, wie zu uns geſagt hat: „Folget mir nach“ — auf das Koliſeum. So gewaltig ragen dieſe gigantiſchen, übereinander getürmten Arkaden gen Himmel, als ſollten ſie bis zum Ende der Zeit wie mit einem unüberwindlichen Zaubergürtel jene Arena ſchützend umgeben, die das Blut der Martyrer in Strömen trank. Aber die Martyrer ſind unſers Geſchlechts! Nur verſtanden ſie den Zuruf: „Folget mir nach," beſſer als wir; und weil ſie ihn ſo gut verſtanden, errangen auch ſie eine Siegestrophäe: den Lateran! Ja, auf die Baſilika vom göttlichen Erlöſer oder von St. Johannes im Lateran — richtet ſich nun der Blick mit ich weiß nicht was für eine übernatürliche Freude. Sie iſt das Prototyp der „Mater Ecclesiae," die Mutterkirche der Chriſtenheit, die Metropolitankirche der katholiſchen Welt. Ihre Fundamente ſind gekittet mit dem Blut der Martyrer und von ihren Kuppeln und Gallerien ſtiegen gewaltige Bildſäulen der Heiligen in den blauen Himmel hinein, ſinnbildend die triumphierende Kirche, welche über der ſtreitenden wacht und betet. Es gibt keine Stätte auf Erden, die der Seele ſo mit einem Blick das ganze Bild ihrer Geſchichte, ihrer Beſtimmung entrollte — von dieſer Scala ſanta an, über die das Blut des Gottmenſchen zu ihrer Sühne und Erlöſung floß — zu dieſer Arena, wo ſie im Martertum ſich heiligt — zu dieſem Lateran, in welchem ſie, weltbeſiegend, triumphiert. — —

Auf der Scala ſanta wird es nie leer von Betenden — zuweilen ſind es einzelne, zuweilen viele, zuweilen ſo viele, daß auf allen Stufen einige knieen. In letzterem Fall iſt es mühſelig, ſie zu erſteigen, weil man ſich etwas nach ſeinen Nachbarn richten muß und dadurch zerſtreut wird. In großer Stille, den ſchmerzhaften Roſenkranz betend, oder auf jeder Stufe ein Pater oder Ave, oder in Betrachtung des bittern Leidens, ſetzt jeder ſeinen Weg fort. Höchſtens vernimmt man zuweilen ein ſchwaches Flüſtern, das Rauſchen der Gewänder, einen Seufzer, ein erſticktes Gesu mio. Auf den begnadeten Stufen der Scala ſanta hat nie die Neugier ſich bewegt und gegafft, hat nie der Weltſinn ſeine Gloſſen gemacht, nie der Unglaube gehöhnt, nie der Irrglaube geprahlt. In jedem andern Heiligtum, kein einziges ausgenommen, kann das geſchehen; aber vermöge ihres köſtlichen Privilegiums, nur knieend erſtiegen zu werden — nicht auf der Scala ſanta! Zu dieſem äußern Akt der Demut entſchließt der Weltgeiſt ſich nicht. Wer da kniet, wer da betet, iſt ein gläubiger Katholik, der da weiß, daß die Tropfen des göttlichen Blutes auf dieſen Stufen ſeiner Seele in beſonderer Weiſe zu gut kommen, denn es liegt ein Ablaß auf der Erſteigung der Scala ſanta und der Ablaß beſteht ja eben nur darin, daß die Mutter, die Kirche, ihren heilsbedürftigen Kindern aus ihrem Gnadenſchatz ein Tröpflein vom Blut Jeſu zuwendet, das für die Strafe der Sünde genug tut.

Als Heliade das Sancta Sanctorum betrat, war es faſt einſam; nur zwei Männer knieten auf den oberen Stufen. Sie freute ſich dieſer Einſamkeit, welche die innere Sammlung begünſtigt, kniete auf der Vorſtufe nieder, die noch nicht zur Treppe gehört, faltete die Hände und verrichtete ein Vorbereitungsgebet. Dann wollte ſie ſich erheben und ihren andächtigen Weg beginnen. Aber ſie blieb wie gebannt auf ihrem Platz, denn indem ſie ihren Kopf aufrichtete, fiel ihr Blick unwillkürlich auf die beiden Männer da oben. Der eine trug die Tracht, die Jacke, die Schuhe des römiſchen Volkes; — aber der andere — o Gott! wer war der andere? — Und dieſer andere beugte ſich ſoeben zu der einen Stufe herab und küßte, wie die Andacht es zu tun pflegt, das kleine Glasmedaillon über dem heiligen Blut. Bei dieſer Bewegung neigte er ſich ſeitswärts und Heliade ſah ſein Profil. Es war Peregrin. Sie empfand eine ſo unermeßliche Freude, daß ſie bewußtlos für alles Übrige nur Auge war .... nur Auge, um ſich zu überzeugen, ob keine Ähnlichkeit ſie täuſche. Er hatte die oberſte Stufe erreicht. Er ſtand auf. Er mußte nun ſeitswärts gehen, ſei es in's Oratorium, ſei es zu den hinabführenden Treppen. Da ſah ſie deutlich ſein Profil, ſeinen Gang, ſeine Haltung — kein Zweifel mehr! es war Peregrin!

Nun wohlan! frohlockte Heliade in ſtiller Extaſe, er iſt gerettet! nun iſt mir Leben und Sterben ganz gleichgültig .... denn höheres Glück gibt es nicht auf Erden! — Und in einem unentwirrbaren Gemiſch von Jubel und Tränen, das ſie bald wie auf Flügeln über ſich ſelbſt zu erheben und bald alle phyſiſchen Kräfte zu lähmen ſchien — und das in einem Dankgefühl ſich ausflutete, für welches ſie keine irdiſchen Worte fand: erſtieg Heliade die Scala ſanta.

Miß Bridget war früher am Ziel angelangt und bereits im Oratorium. Als Heliade eintreten wollte, trat Peregrin heraus. Ahnungslos, überwältigt von ihrer unerwarteten Erſcheinung, rief er, wie damals vor neun Jahren in Dresden, ganz leiſe:

„Heliade!“

Und noch viel leiſer, ſo daß nur ſein Ohr ſie vernehmen konnte, ſagte Heliade den katholiſchen Gruß:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“

„In Ewigkeit!“ antwortete er feſt.

Sie verſchwand im Oratorium und er verließ die Gnadenſtätte. — —

„Miß Bridget!“ ſagte Heliade, als beide nach einiger Zeit ſich entfernten, „ich habe meine Großmutter in zwei Tagen nicht geſehen. Ich bin hier in ihrer Nähe. Bitte, begleiten Sie mich zu ihr und ſagen Sie zu Hauſe, ich würde bei ihr frühſtücken und den Vormittag bleiben, bis man mich abholt.“

Sie war von den Erlebniſſen der letzten vierundzwanzig Stunden ſo erſchüttert, daß ſie ſich in dem ſtillen Häuschen am Celio etwas erholen wollte — vielleicht auch der Großmutter ſich anvertrauen. Nur trat ihr überall das Gorm'ſche Familiengeheimnis ſtörend entgegen und hemmte jede vollſtändige Mitteilung über ihr Verhältnis zu Mariano. Ach! ſprach Heliade endlich zu ſich ſelbſt — hat Gott die Dinge bis jetzt in ſolche Verkettungen hinein und wieder herausgeführt, um durch ſie verherrlicht zu werden: ſo wird er auch noch das letzte Rätſel, das letzte Kettenglied löſen und den wahren Zuſammenhang von Peregrin's und Mariano's Schickſal enthüllen. Gibt es ein Weſen auf Erden, das an Führung durch Gnade und an himmliſche Fügungen nimmer zweifeln darf: ſo bin ich es .... ich! die glückſelige Heliade!

Miß Bridget begleitete Heliade pünktlich bis in den Weingarten, der das Häuschen umgab und kehrte dann aus der Via di S. Clemente nach der Via Siſtina zurück, während Miſtriß O'Connor ihre Enkelin noch liebreicher wie gewöhnlich empfing.

„Ich habe eine unausſprechliche Freude," ſagte ſie. „Mein Reginald, der ſeit vielen Jahren in Amerika war — Dein Onkel, Heliade, der Dominikaner! — er iſt vorgeſtern nach ſeinem Kloſter von S. Clemente zurückgekehrt. Daß meine alten Augen noch das Glück haben ſollten, ihn wiederzuſehen, nachdem ich ihn aus ganzem Herzen und im vollen Ernſt ſeinem apoſtoliſchen Beruf geopfert hatte — o das iſt eine Freude, die mein ſchwaches Mutterherz wahrlich nicht verdient."

Heliade wünſchte der Großmutter Glück zur Rückkehr ihres Sohnes und ſagte:

„Gott Dank, daß in unſerer Familie ein Prieſter iſt. Der Prieſter kommt mir vor, wie ein lindes balſamiſches Öl, das zwiſchen die Haken, die Schneiden und Schärfen, die es in jeder Familie gibt, mild ſich legt und verhindert, daß ſie ſich nicht gegenſeitig zerreiben."

„Ja! ſo iſt mein Reginald .... ſo recht wie ein balſamiſches Öl!" ſagte Miſtriß O'Connor.

Dann ging ſie ihren Geſchäften nach und Heliade blieb allein in dem kleinen Zimmer von zellenhafter Einfachheit, in welchem ſich das ſo unſcheinbare Leben ihrer Großmutter zu konzentrieren ſchien und doch, vor der Welt verborgen, in ſo weiten Kreiſen wirkte.

Wie das ſchön iſt, dachte Heliade, wie ſie begnadet iſt .... die gottſelige Frau! Andere Frauen ſind zärtliche Gattinnen und vortreffliche Mütter, und haben ſie dieſe Pflichten treu erfüllt, ſo iſt ſchon ihr Leben köſtlich vor Gott. Aber in meiner Großmutter iſt eine ſolche Fülle von übernatürlicher Liebe, daß ſie ſich in einem Alter, wo gewöhnlich die Menſchen nur nach Ruhe verlangen, einen neuen Kreis von frommen Pflichten ſchafft.

Bin ich auch wert, ihre Enkelin zu ſein? — — Mit ſolchen Betrachtungen ſuchte Heliade ihre Gedanken, die wie ein Wildbach aus den Ufern traten, in ihr altes Bett zurückzuführen.

Während dieſer Zeit war Pater Reginald O'Connor bei ſeinem Freunde, der zugleich der Jugendfreund ſeines Vaters war — bei Lord Arran. Im Beginn ſeiner geiſtlichen Laufbahn hatte Pater O'Connor einige Jahre in Irland gelebt und in den ſo unendlich drückenden Verhältniſſen immer Troſt, großmütige Unterſtützung und möglichſte Förderung der katholiſchen Intereſſen bei Lord Arran gefunden. Innige Dankbarkeit verſtärkte ſeine hohe Achtung für den vortrefflichen Mann, der in keiner Lage ſeines Lebens je auch nur um ein Haarbreit von den edelſten katholiſchen Prinzipien gewichen war. Bei ſeiner Rückkehr aus Amerika war er jetzt auch in Irland geweſen, hatte ſeinen Vetter Bryan O'Connor, den Convertiten, beſucht, und ihn ermuntert, ein beharrlicher Streiter für Irlands Glauben und Recht zu werden; — und hatte von ihm erfahren, daß Lord Arran in Rom ſei. Von Heliade ſchwieg Bryan, begreiflicher Weiſe — daher glaubte Pater O'Connor, ſie ſei längſt bei ſeiner Mutter, wie das nach Horburg's Tod beſchloſſen worden war. Seine Korreſpondenz mit ſeiner Mutter war immer ſparſam, in den zwei letzten Jahren aber durch ſeine Reiſen in Nordamerika ganz unterbrochen geweſen; und ſo erfuhr er denn erſt jetzt durch ſie, daß Heliade die zärtlich geliebte Pflegetochter von Lord und Lady Arran ſei. Auf ſeine Frage:

„Und wie biſt Du mit ihr zufrieden?“ entgegnete Miſtriß O'Connor.

„Sie iſt ein gutes, liebes Mädchen, durchdrungen von Frömmigkeit und Pflichtgefühl; allein ſie macht dennoch mir und ihren Pflegeeltern Sorge: ſie will ſich nicht verheiraten.“

„Wenn das ihr einziger Fehler iſt, liebſte Mutter,“ entgegnete Pater O'Connor lächelnd, ſo ſind wir gewiß, daß ſie ihn ablegen werde, wenn der Rechte kommt .... Oder glaubt ſie den Beruf zum Ordensſtande zu haben?“

„Das ſcheint nicht ſo! .... und doch iſt ſie im zweiundzwanzigſten Jahr: da pflegt man doch mit ſich ſelbſt über die Standeswahl einig zu ſein. Genug — in dieſer Beziehung macht ſie mir große Sorge wegen ihrer ungewiſſen Zukunft. Lord Arran muß ſiebenzig Jahre zählen; Lady Arran und ich ſind nicht weit davon entfernt; unſere Tage ſind gemeſſen. Was wird aus Heliade, wenn Gott uns abruft? .... wenn ſie jung und ohne Vermögen, verlaſſen in der Welt bleibt! Könnte ſie ſich entſchließen, Bryan O'Connor's Bewerbung anzunehmen, ſo würden Lord und Lady Arran ſie ſogleich adoptieren.“

„Iſt ſie davon unterrichtet?“

braucht, und nicht philanthropiſch, ſondern barmherzig iſt, d. h. nicht menſchenfreundlich mit einem Rückblick auf das eitle Ich, ſondern menſchenfreundlich mit dem Aufblick zu Gott.

Als wir nach ein Paar Stunden fortgehen wollten hing ein dichter Nebel, der als feiner Regen herabfiel, um den Berg, und verhüllte den ſchmalen ſteilen Fußpfad, indem er ihn zugleich ſehr ſchlüpfrig machte. Der Doctor Guggenbühl gab mir zur Stütze einen Knecht mit, an deſſen Arm ich wohlbehalten herabkam. Dieſer Mann — ebenfalls ein Zürcher, wie auch der junge Lehrer der Kinder — hatte ohne im geringſten ein Geßnerſcher Schäfer zu ſein, ein ſo gutes verſtändiges treuherziges Weſen, daß es mir ſehr angenehm war ihn ſprechen zu hören von dem Leben und den Einrichtungen da oben. Jedes Wort drückte herzliche Verehrung für ſeinen Herrn, und herzliche Theilnahme für die Kinder ganz unbefangen aus, und dazwiſchen lobte er das Gedeihen ſeiner Heerde und ſeiner Gartenfrüchte eben ſo herzlich. »Der Berg giebts gern« — antwortete er auf meine Frage ob der Boden fruchtbar ſei. Als wir durch das große Dorf Matten am Fuß des Abendbergs gingen, riefen ihn die Leute unter ihren Hausthüren an: »Wie gehts auf dem Berg? was machen die Kinder?« und er mußte ihnen Rede ſtehen. Wie dieſe Theilnahme mich freute! Und wer von uns könnte ſie ver-

„Gewiß, mein Sohn! dieſer Liebesbeweis ihrer Pflegeeltern rührt ſie zu Tränen .... allein er beſtimmt ſie nicht."

„Das iſt aber heldenmütig, liebſte Mutter! ganz arm zu ſein, gar keine Zukunft — im Sinn der Welt — zu haben ... und dann eine ſolche Stellung abzulehnen: dazu gehört ein Ernſt in der Richtung, eine klare Entſchiedenheit des Willens, die bei einem frommen und gewiſſenhaften Weſen, wie Du Heliade beſchreibſt, einen tiefen Grund haben muß."

„Vielleicht gelingt es Dir, ihr volles Vertrauen zu gewinnen, mein Sohn. Ich fühle, daß ich es nicht ganz beſitze und ich frage mich oft mit Bekümmernis: woher dieſe Schranke?"

„Sei ruhig, liebſte Mutter, wir werden hoffentlich alle recht bald im Klaren ſein," ſagte er mit ſo gelaſſener Beſtimmtheit, daß Miſtriß O'Connor mit der vollen Zärtlichkeit der Mutterliebe ausrief:

„Ja, mein Reginald! Du wirſt das bewirken .. Dir wird Heliade ihr ganzes Herz aufſchließen!" —

Pater O'Connor kannte Mariano's Leben und Schickſal und den Platz, den Heliade darin einnahm. Jetzt — kannte er auch Heliade .... ohne ſie je geſehen und geſprochen zu haben.

Nachdem Pater O'Connor ein langes Geſpräch über die Verhältniſſe der Kirche in Irland und Amerika gehabt hatte, dankte er Lord Arran für die liebreiche Aufnahme, die Heliade bei ihm gefunden — und ſetzte hinzu:

Ich hoffe, daß meine Nichte einer ſo ſeltenen Güte nicht ganz unwürdig iſt."

„Mein lieber Pater," ſagte Lord Arran, „Heliade iſt eine der edelſten Seelen, die ich kenne. Mögen kleine Differenzen in unſeren Lebensanſchauungen obwalten — wie das ſo leicht zwiſchen Jung und Alt vorkommt! — ſie iſt von einem Adel und einer Reinheit der Geſinnung, die ich immer wieder und wieder mit herzlicher Freude wahrnehme, ſelbſt dann .... wenn ſie damit meinen perſönlichen Wünſchen entgegentritt."

„Sie ſind edel, Mylord, unter dieſen Verhältniſſen die innere Unabhängigkeit ſo hoch zu achten," entgegnete Pater O'Connor.

„Wo bliebe das Verdienſtliche einer Wohltat, wenn ich durch ſie den Empfänger zu meinem Sklaven machen wollte!" rief Lord Arran ſehr lebhaft: „das wäre ja ein Kauf der Seele, des Gewiſſens! Nein, mein Pater! .... vor ſolcher Sünde behüte mich Gott! Ich mache mir ohnehin ſchon Vorwürfe, in dieſem Punkt etwas gefehlt zu haben."

„Nun, Mylord, man kann ja auch nicht immer junge Leute ihre eigenen Wege gehen laſſen. Man muß ſie prüfen, denn ſie ſollen ſich bewähren, ob ſie in der Wahrheit ſind, ob nicht. Es iſt unendlich heilſam für ſie und das Zeichen einer übernatürlichen Liebe, wenn man ihnen ein paar Felsblöcke oder ein paar Dornenzweige auf den Weg des Willens legt."

„Mein Pater," ſagte Lord Arran lächelnd, „ich muß bekennen, daß jene übernatürliche Liebe bei mir mit einer tüchtigen Doſis Selbſtliebe verſetzt war . . . und leider! leider! noch immer iſt."

„Da Sie ſich anklagen, Mylord, ſo habe ich gleich eine Buße bei der Hand," entgegnete Pater O'Connor ſcherzend, indem er ein großes Packet Papiere hervorzog. Sie beſteht darin, daß Sie dieſe Schriften leſen — vorderhand . . . Sie allein! und daß Sie mir Ihre Anſicht über die Sache mitteilen. Es iſt eine engliſche Überſetzung von deutſchen Originalien."

„Geſchieht Ihnen ein Gefallen dadurch? . . . dann ſehr gern, mein Pater. Nur bedenken Sie, falls die Schriften aſcetiſchen Inhalts ſein ſollten, daß mein Urteil in dieſem Fach weniger maßgebend iſt, als das Ihre."

„Sie machen keinen Anſpruch an Aſceſe," erwiderte der Pater.

„Was!" rief Lord Arran, der in den Papieren geblättert hatte: „was iſt denn dies „Das Buch Heliade!!" —

„Nun werden Sie mit Intereſſe leſen . . . nicht wahr, Mylord? — denn ich will gleich hinzuſetzen, dieſe Heliade . . . iſt unſere Heliade."

„Aber, mein Pater, wer in aller Welt verfaßt denn eine Schrift über unſere Heliade?"

„Das hat ein armer Menſch getan, Mylord, der Mariano Torrigi heißt."

Lord Arran ſah ihn verſtört an und ſprach dann kalt und ernſt:

„Sie werden wiſſen, was Sie ſagen, Herr Pater."

„Und Sie werden nicht vergeſſen, Mylord," ſagte der Pater mit ſanftem Lächeln, daß dieſe Lektüre eine kleine Buße iſt."

Als er ſich eben entfernen wollte, trat der Kammerdiener ein und machte Meldung der Botſchaft, die Miß Bridget von Heliade brachte und die dem Pater ſehr willkommen war. Er wünſchte Heliade ungeſtört zu ſprechen.

„Auf baldiges Widerſehen, mein lieber Pater," ſagte Lord Arran, ihm herzlich die Hand bietend, die Reginald ebenſo herzlich drückte, indem er zur Antwort gab:

„Ja, Mylord . . . das kann ich nicht verſprechen! Vielleicht ſchicken mich meine Obern morgen oder übermorgen nach einem andern Weltteil auf Miſſion; aber eben deshalb habe ich die Erlaubnis, jetzt eine Familienangelegenheit zu ordnen, die hoffentlich zur Ehre Gottes gereichen wird." — —

Die Mittagsſonne ſchien warm und golden auf das kräftige Laub der Orangenbäume und durchblinkte mit Lichtfunken die dunkeln Cypreſſen des Gartens am Fuß des Celio. Unter einer Gruppe dieſer Bäume am rieſelnden Brunnen ſaß Heliade. Von einer dichten, hohen Lorbeerhecke, welche ſich, dieſen Platz gegen jeden Luftzug ſchützend, hinter ihr hinzog, hob ſich ihre ſchlanke, große, nymphenhafte Geſtalt in einem ſchlichten Kleide von einfarbigem dunkelblauen Tafft beſtimmt ab. In nachdenkender Stellung, die Hände im Schoß, den Kopf ein wenig geneigt, ſaß ſie da, ſinnender Ernſt lag auf ihrem edlen Antlitz und ein gewiſſes ſchönes Lächeln war wie Frühlingsduft über ihre Züge gehaucht, und gab dem ernſten Ausdruck einen zarten Schmelz. Nichts regte ſich an ihr, als ihre langen weichen Locken, die wie Rabengefieder zu beiden Seiten ihres Angeſichts herabfielen, und die der leiſe Wind hob und ſenkte. Und weil ſie ſo unbeweglich war, kamen die Tauben traulich geflogen, ſetzten ſich auf den Rand des Brunnenbeckens, tranken ein Tröpflein mit ihrem roſigen Schnabel und ſpazierten dann gurrend umher, pickten hie und da nach einem genießbaren Körnchen, oder machten ihre zierliche Toilette und putzten die ſchneeweißen Flügel. Ob ſie das ſah? ob ſie irgend etwas von dieſer lieblichen Scenerie bemerkte? . . . Vor ihrem innern Auge ſah ſie Peregrin auf der Scala ſanta, den Pilger auf dem Wege zum ewigen Leben!

Als Pater O'Connor ſie aus der Ferne gewahrte, ſtand er unwillkürlich ſtill und betrachtete ſie. War das die Tochter ſeiner Schweſter, der weichen, der ſchmiegſamen Colomba? Ja! aber war es auch die Tochter ihres ſtolzen Vaters und — Gott Dank und aber Dank! ſo ſchloß Pater Reginald ſeine Betrachtung — auch die Tochter der Gnade! Wäre das nicht der Fall, wohin würde ſie geraten mit dieſer beſiegenden Schönheit der äußern Erſcheinung und dieſer beſiegenden Energie des Charakters! . . . O, Gott Dank, daß auf einem ſolchen Weſen das ſüße Joch Jeſu, die Frömmigkeit, liegt! — Er ging raſch auf ſie zu und Heliade erkannte alsbald das weiße Ordenskleid, eilte ihm entgegen und kniete mit dem frohen Ausruf:

„Mein Onkel Reginald!“ vor ihm nieder, indem ſie ſeine Hand küßte.

Er machte tiefbewegt das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihre Stirn und ſagte:

„Hier ſah ich zum letzten Mal Deine Mutter bei dem Tode meines Vaters; . . . hier finde ich Dich . . . Welch ein Stück meines Lebens liegt dazwiſchen!“

„O, ein gottgefälliges und ſegensreiches, teurer Onkel!“ rief Heliade.

„Das ſagſt Du, gutes Kind, weil Du mein Ordenskleid ſiehſt!“ entgegnete er demütig.

„Nein, lieber Onkel, ſondern weil ich weiß, was wir alle wiſſen, daß der Ordensmann nicht zum Schein ſein Kleid trägt.“

„Erzähle mir genau, wie Deine Eltern geſtorben ſind, Heliade," ſagte er abbrechend. „Ein ſeliges Sterbeſtündlein, in der vollkommenen Verſöhnung mit Gott, in der vollkommenen Vereinigung mit ſeinem Willen, in der vollkommenen Liebe — das entſcheidet über die Ewigkeit! das alſo iſt die Hauptſache für dieſes Leben. Erzähle, Kind."

Sie tat es. Aber zwiſchen dem Tode ihrer Mutter und dem ihres Vaters — lag ihre Liebe! Es war ihr unmöglich, in ihrer jetzigen Stimmung derſelben nicht zu erwähnen; aber ſie nannte Mariano — und ſtockte.

„Du nennſt Mariano!" rief überraſcht Pater O'Connor; — „er hieß doch damals Peregrin Gorm!"

Heliade ſah ihn ſchweigend in geſpannter Erwartung an.

„Weißt Du denn, fuhr der Pater fort, daß er kein Gorm, kein Graf, nicht reich — ſondern ein armer Menſch iſt, geringer Leute Kind, ein Genueſer, Marian Torrigi!" . . .

„Ah!" rief Heliade mit extatiſcher Freude und breitete ihre Arme gen Himmel aus: „mein Gott, ich danke Dir!"

Dann des erſtaunten Paters beide Hände ergreifend, ſagte ſie:

„Alſo Sie wiſſen dies Geheimnis! nun denn, ſo ſagen Sie es an Lord Arran, lieber Onkel, damit er erfahre, daß ich mich nicht in kindiſcher, frivoler Weiſe in einen Virtuoſen verliebt habe .... und beſonders damit er erfahre, daß dieſer Marian Torrigi, als ich ihn kannte, ein ganz edler Menſch war.“

„Aber Heliade, wenn Du das alles weißt, weshalb haſt Du ſelbſt es nicht an Lord Arran geſagt?“ ſagte grenzenlos verwundert Pater O'Connor.

„Gott wollte es nicht, lieber Onkel! Er wollte hingegen, daß ich die Demütigung ertrüge, die für mich damit verbunden war. Ich muß ſchweigen ... ich verſprach zu ſchweigen! ... aber Sie wiſſen die Wahrheit: o reden Sie! es wird für Lord und Lady Arran eine unausſprechliche Freude ſein, wenn Sie ihnen über dieſen Punkt Aufklärung geben. Ich habe Namenloſes gelitten, weil ich wußte, daß dieſe unvergleichlich guten Pflegeeltern großen Kummer um mich hatten .. und noch haben — Aber ich muß ſchweigen, Gott will es ... auch gegen Sie ſchweigen, lieber Onkel. Sie können aber ſehen, wie gut der liebe Gott für mich iſt, da er ohne mein Zutun Licht gibt.“

„Mir ſcheint allerdings der liebe Gott ganz beſonders gnädig für Dich zu ſein, Heliade! doch Eines wirſt Du mir ſagen können: denkſt Du an Mariano Torrigi noch jetzt ſo, wie Du damals an ihn gedacht haſt?“

Heliade blieb ſtehen, ſah Pater O'Connor feſt an und ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Freude zitterte:

„O nein, lieber Onkel, ganz anders! denn Mariano Torrigi iſt jetzt katholiſch. Das weiß ich ſeit einigen Stunden ... ſeitdem ich ihn auf der Scala ſanta ſah.“

„Ja, katholiſch iſt er, Heliade. Allein dieſe Gnade, die ihm die Anwartſchaft aufs ewige Leben gibt, bereitet ihm keine irdiſche Exiſtenz. Hätteſt Du Peregrin Gorm als Katholiken wiedergefunden, ſo ſtände Eurer Verbindung nichts im Wege .... aber jetzt ſehe ich dieſe Möglichkeit nicht.“

„Lieber Onkel, machen Sie ſich darüber keine Sorgen. Ich will, was Gott will ... möge eine Welt der Hoffnungen in Trümmer ſtürzen oder eine Welt des Glückes ſich geſtalten. Überdas darf ich mit voller Wahrheit ſagen: mir iſt jetzt zu Sinn, als müſſe ich dem lieben Gott ein großes Opfer bringen .... aber nicht irdiſches Glück von ihm verlangen. Eine heiligere Freude kann ich auf Erden nie haben, als die war, da ich Mariano auf Scala ſanta ſah,“ ſetzte ſie mit tiefem Ernſt hinzu, der im Hintergrunde ihres ſtrahlenden ſchwarzblauen Auges lag; — „und andere .... ſind ſie meiner wert? ziehen ſie nicht die Seele aus einer höheren Region in eine tiefere? .... Das fragte ich mich oft, lieber Onkel, wenn mein ſchwaches Herz Anwandlungen von Verſtimmung über die

Verhältniſſe hatte und dies und jenes wünſchen wollte. Immer war die Antwort: Nichts genügt, als heiliges Glück."

„Du biſt ernſt, Heliade."

„Ja, Onkel, ich hatte eine gar ernſte Jugend ſeit dem Tode meiner Mutter und es gab Zeiten, wo ich mich ganz feſt an Gott anklammern mußte, an Gott allein: davon wird man ernſt! und nun iſt mir heute ein ſo wunderbar hohes Glück begegnet — auch das ſtimmt ernſt; aber dabei bin ich recht heiter und hoffe es auch zu bleiben, weil Gott ſo gut und Mariano katholiſch iſt."

„Gottes Gnade bleibe mit Dir, Heliade," ſagte Pater O'Connor; — „ich muß jetzt ins Kloſter von S. Clemente zurückkehren, aber ich vergeſſe Dich nicht." — —

Im Kloſter erfuhr er, daß Mariano ihn erwarte.

„Sie iſt hier!" rief dieſer ihm entgegen.

„Ja . . . ſie iſt hier, als Pflegetochter von Lord und Lady Arran, alte Freunde meiner Familie."

„Geſtern, am Feſttag des größten aller Bekehrten, auf der Stätte ſeines Martertodes, ſah ich ſie mit einem bejahrten Herrn forteilen . . . . das war alſo Lord Arran! — und heute ſah ich ſie . . . ." —

„Auf der Scala ſanta!" unterbrach ihn Pater O'Connor; „Heliade hat es mir ſo eben geſagt. Aber, lieber Mariano, ich begreife zwar, wie ſehr ſagen? Lob, Ehrenzeichen, Beifall, Auszeichnungen, ſind tauſendmal durch Mißbrauch entweiht, und können Keinen freuen, der für eine Idee lebt. Aber ein Wort des Danks, ein Händedruck, ein Zeichen der Theilnahme an ſeinem Werk: das freut ihn, weil es ihm zeigt, daß es eine Gemeinſchaft der Guten auf Erden giebt.

Dresden, im November 1842.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

es Sie freuen mag, Heliade wieder zu ſehen — nur gebe ich Ihnen zu bedenken, ob das nicht für beide gefährlich iſt und beide um ihren Frieden bringen kann, ſo lange nicht die mindeſte Ausſicht auf eine Verbindung ſich entdecken läßt. Ihr Onkel hat den Löwenanteil der amerikaniſchen Kunſtreiſenernte an ſich genommen. Ihren Anteil haben Sie noch mehr dadurch geſchmälert, daß Sie dem geldgierigen Mann den kleinen Ors' Anton gleichſam abkauften und ſich verbindlich machten, für deſſen Erziehung zu ſorgen, das heißt zu bezahlen.“

„Ich war es Marietta und Antonia ſchuldig; beide empfahlen mir das Kind; beide bitten Gott für mich — die eine in der Zeit, die andere in der Ewigkeit. Ich konnte mich nicht darauf verlaſſen, daß mein Onkel nicht wieder ſeine Kunſtreiſen mit Ors' Anton beginnen werde; darum brachte ich ihn in das Jeſuitenkollegium zu Stonyhurſt . . . . und da iſt er gut aufgehoben.“

„Ich freue mich über Ihre Großmut; aber jetzt möchte ich doch fragen, was Sie zu tun gedenken?“

„Heliade zu ſprechen.“

„Das iſt nicht vernünftig, Marian!“

„Heliade zu ſprechen, mein Pater! das übrige findet ſich. Ich wußte nicht, daß ſie hier ſei. Sie hatten mir nichts darüber geſagt . . . .“ —

„Ich glaubte, Heliade lebe in der kleinen Genoſſenſchaft meiner Mutter, abgeſchieden von der Außenwelt. Im Häuschen am Celio wären Sie ihr nimmer begegnet! Von ihrem Aufenthalt bei Lord Arran ahnte ich nichts.“

„Sie ſehen, mein Pater, wie Gott es gefügt hat. Wir ſind uns begegnet . . . . ich muß ihr danken.“

„Wird es bei dem Ausdruck des Dankes bleiben?“

„Mein Pater, ich kann dieſe Frage nicht im voraus beantworten. Allein ich bitte Sie, mir möglich zu machen, daß ich ſie ſpreche.“

Pater O'Connor weigerte ſich lange, dieſe Bitte zu erfüllen. Er fand ein ſolches Wiederſehen unter ganz veränderten Verhältniſſen nicht weiſe, nicht notwendig. Er hatte Mitleid mit Marian und Heliade, und da er keine Ausſicht auf eine Verbindung entdeckte, ſo wünſchte er, daß ſie, um in Frieden bleiben zu können, von einander getrennt blieben.

Seitdem Mariano ihm ſein ganzes Leben anvertraut hatte, in welchem Heliade einen ſo großen Platz, gleichſam deſſen Höhepunkt einnahm, begte er für Mariano, abgeſehen von deſſen Bekehrung, ein lebhaftes Intereſſe. Die Seelengröße, die Mariano bei der Kataſtrophe an den Tag legte, die ſeinem Leben eine ſo gewaltſame traurige Wendung gab — die Selbſtbeherrſchung, mit welcher Mariano alles abwies, wodurch er ſelbſt oder andere an ſeine Vergangenheit erinnert wurden — die Ruhe und Entſchloſſenheit, mit der Mariano ohne die mindeſte Erbitterung in eine ſo ganz ungewohnte Phaſe der Exiſtenz überging — dies alles erfüllte Pater O'Connor mit Achtung und Liebe für einen ſo edel angelegten Charakter, und gern hätte er demſelben eine neue Bahn für ſein Fortkommen in der Welt eröffnen helfen. Von Heliade wußte Pater O'Connor kaum etwas anderes, als das, was er durch Mariano erfuhr und erſt hier in Rom hörte er von ſeiner Mutter Äußerungen über ſie, aus denen er ſchloß, daß ſie ihr Herz nicht von Marian abgewendet habe. Daran knüpfte ſich denn, in Verbindung mit der zärtlichen Liebe, welche Lord und Lady Arran für ſie hegten, ein ganz leiſer Hoffnungsſchimmer. Bei ihrer Ankunft in Southampton hatten ſich die drei Männer getrennt: Torrigi war nach Genua gegangen, Pater O'Connor nach Irland, Mariano mit Ors' Anton nach Stonyhurſt. Torrigi hatte ohne Mühe eingewilligt, für ſechs Jahre die Erziehung des Knaben ſeinem Neffen zu überlaſſen und deſſen großmütiger Entſchluß wurde ihm ſelbſt zum himmliſchen Segen. Er blieb ein paar Monate in ſtiller Abgeſchiedenheit in Stonyhurſt und ſtudierte dort gründlich das katholiſche Dogma. Seine durcharbeitete Seele war gut vorbereitet, um die göttlichen Samenkörner aufzunehmen, welche die Gnade ausſtreute. Mit frohlockender Überzeugung, in der katholiſchen Glaubenslehre die abſolute Wahrheit gefunden zu haben — wurde er Katholik; und da er, wie jeder Katholik, ein Verlangen hatte, Rom kennen zu lernen, ſo ſchloß er ſich gleich nach ſeinem Übertritt an Pater O'Connor an, der dahin zurückkehrte. Alle Schriften, die geeignet waren, über ſeine Vergangenheit und ſeine Gegenwart Licht zu geben, hatte Mariano für Pater O'Connor ins Engliſche überſetzt; und als dieſer in Rom aus dem Bericht ſeiner Mutter entnahm, wie Lord Arran für Heliade geſinnt ſei und daß Heliade Mariano nicht vergeſſen habe: da glaubte er jene Schriften an Lord Arran geben zu ſollen, in der Hoffnung, ihn genug für Mariano zu intereſſieren, um Heliadens Verbindung mit ihm zu ermöglichen durch äußere Sicherſtellung ihrer Zukunft. Aber es war eine ganz unbeſtimmte Hoffnung — und nun beſtand Mariano auf eine Zuſammenkunft mit Heliaden!

„Es wäre allzu unnatürlich, wenn ich ſie nicht ſehen, nicht ihr danken wollte," ſagte er. „Als Peregrin Gorm werde ich nicht vor ſie hintreten. Der durfte andere Anſprüchen machen, als Mariano Torrigi: das weiß ich, mein Pater; . . . . aber ich muß ſie ſprechen."

„Wohlan!" ſagte Pater O'Connor, „ich will Ihnen dieſe Zuſammenkunft vermitteln; aber ich kann Ihnen nicht verſprechen, wann. Sie hingegen müſſen mir Geduld verſprechen."

Marian gab dem Pater die Hand darauf und ſagte lächelnd:

„Muß ich im Purgatorium auf den Himmel

warten lernen, ſo kann ich mich jetzt in einer kleinen irdiſchen Vorſchule darauf einüben."

Er ging aus dem Kloſter in die Kirche von S. Clemente, eine der älteſten und intereſſanteſten von Rom. Sie hat noch die ganze altchriſtliche Einrichtung: den großen Vorhof, rings umgeben von einem ſäulengetragenen Portikus; die Vorhalle für die Katechumenen und die Büßer, welche der Feier des heiligen Meßopfers nur bis zum Canon beiwohnen durften; das erhöhte Presbyterium in der Mitte des Hauptſchiffes, von deſſen zwei köſtlichen Marmorambonen herab die Lektionen und die Evangelien vorgeleſen wurden. Dazu die alte, großartige Moſaik der Tribüne, einen Weinſtock darſtellend, aus dem das Kruzifix hervorſprießt und zwiſchen deſſen weitem Gezweig die Kirchenlehrer und zahlloſe Vögel, dies uralte Symbol der chriſtlichen, zum Himmel aufſtrebenden Seelen, ſich befinden; — und die Kapelle, in welcher Maſaccio's Fresken der heiligen Katharina von Alexandrien ſeinen Namen unſterblich machen. In dieſen wunderbaren Kirchen Roms wird alles geweckt und gepflegt, was in der Menſchenſeele edel iſt. Große Erinnerungen, große Gedanken, großer Glaube ſprechen auf dieſen Stätten, von dieſen Mauern, aus dieſen Kunſtwerken zu ihr. Gäbe es auf Erden nichts zu tun, als nur das Schöne zu genießen, dachte Mariano bei ſich ſelbſt, ſo ginge man in Rom von einer heiligen Stätte zur anderen

— und Geiſt und Phantaſie und Andacht feierten überall die ſchönſten Feſte. Wie tiefſinnig iſt dieſe Auffaſſung der chriſtlichen Kirche, die ſich mit dem Weinſtock identifiziert und den Gekreuzigten im Schoß trägt, und nun ihre Zweige, auf die Chriſtus geimpft iſt, über die Welt ausbreitet, mit ſeiner Kraft, mit ſeinem Wort, mit ſeinem Frieden — die Heimat der erhabenſten Geiſter und des geringſten Seelchens! Und dann ſo ein Maſaccio! in welcher Viſion mag er das Bild dieſes ſeligen Weſens geſchaut haben, dieſer Jungfrau Katharina, welche alle Weisheit der Welt zu Schanden macht und für den Glauben gefangen nimmt. Wo das? — o! nur unter den Rebzweigen des Weinſtocks! Wo die nicht ſich hinbreiten, hört die übernatürliche Schönheit auf — und die natürliche, ihrer Verklärung beraubt, wird vulgär und hört ſomit auf, ſchön zu ſein. — — Und dann gingen ſeine Gedanken zu Marietta, die er einſt mit S. Katharina verglichen hatte, und die jetzt in anderer Weiſe wie die große Heilige durch ihr demütiges Opferleben die Welt beſiegte. — —

Während der Zeit war Lord Arran ganz verſunken in die Schriften, die er von Pater O'Connor erhielt. Er befahl, daß jeder Beſuch abgewieſen werde, damit nichts ihn bei dieſer Lektüre ſtöre, die auf Mariano Torrigi ein ſo vorteilhaftes Licht und auf ſein Verhältnis zu Heliade einen ſo reinen Glanz warf. Drei Hefte hatte Lord Arran geleſen:

das Tagebuch der Gräfin Lucia Gorm, das Buch Heliade und die Wege des Pilgers. Letztere gaben eine Skizze des Lebens von Peregrin-Mariano bis zu ſeiner Konverſion. Der Schluß dieſes dritten Heftes lautete:

„Das natürliche Glück mit allen ſeinen Gaben
„mußte Peregrin verlieren, damit Mariano das
„übernatürliche Glück gewinnen könne. Und das
„Ideal, das Peregrin in ſeiner Seele trug und
„Heliade nannte — fand Mariano, durch die
„Schönheit des Sichtbaren zur Liebe des Unſichtbaren
„hingeriſſen, wie die Präfation des Weihnachtsfeſtes
„ſo tiefſinnig ſagt — in der katholiſchen
„Kirche und in ihr . . . auch Heliade, die nimmer
„für denjenigen verloren iſt, welcher das Ebenbild
„Gottes an ihrer ſchönen, reinen Seele liebt."

Nein! ſprach Lord Arran ganz laut zu ſich ſelbſt, ſie ſoll nicht für Dich verloren ſein, mögeſt Du Peregrin oder Mariano heißen! — und dann nahm er ein letztes Blatt, welches die Ueberſchrift trug: Brief der Baroneſſe Juſtine von Ruffach an Mariano Torrigi; — und las:

Tannhof, den 14. Dezember 1840.

„Mein lieber Peregrin! Deinen Brief aus Stonyhurſt vom 4. ds. Mts. erhielt ich richtig und erſehe daraus, daß ich Dich eigentlich Mariano nennen müßte; — allein ich bleibe aus alter Gewohnheit bei Peregrin. Ich danke Dir recht ſehr für Deinen Brief und für die Aufmerkſamkeit, die

Du hatteſt, denſelben an mich zu adreſſieren, damit ich ihn zu gelegener Zeit meiner armen Schweſter zuſtelle, deren Erregbarkeit und Nervenſchwäche Du nicht vergeſſen haſt. Dieſer leidende Zuſtand iſt auch der Grund, weshalb nicht ſie Dir antwortet, ſondern ich.

Ich freue mich alſo recht ſehr zu hören, daß Dein Talent Dir die Mittel verſchafft, anſtändig zu leben. Es war immer meine Idee — und wenn meine arme Schweſter lamentierte über Deine Hilfloſigkeit, ſo ſuchte ich ſie mit meiner Überzeugung zu tröſten, daß ein junger Mann von Deiner Erziehung und Deinem Charakter ſchon ſeinen Weg machen werde — obſchon ich juſt nicht an die Violine dachte. Tritt aber der kategoriſche Imperativ ein — den ich, die alte Kantianerin, unveränderlich für das Beſtimmende im menſchlichen Schickſal halte: ſo findet man, wenn man energiſch und verſtändig iſt, leicht dasjenige heraus, was die Selbſterhaltung — die moraliſche wie die phyſiſche — von uns verlangt. Das haſt Du mit großer Entſchloſſenheit getan. Ich freue mich darüber und ſpreche Dir gern meine Hochachtung aus. Nie wäre es uns eingefallen, Dich in Amerika zu ſuchen, weil Du Dich ſtets mit großer Abneigung gegen die neue Welt und ihr Treiben erklärteſt. Deshalb wurden Nachfragen nach Peregrin Gorm an die Konſulate der Levante und Algeriens geſtellt, welche aber gar keine — oder die abenteuerlichſten Geſchichten eintrugen. Dies wirkliche und gründliche Verſchwinden, das meine Schweſter einerſeits unausſprechlich beunruhigte, machte ihr andererſeits die Rolle leicht, welche ſie der Welt gegenüber als beängſtigte Mutter des verſchwundenen Sohnes durchzuführen hatte; — denn ſie empfand wirklich dieſe Angſt und die allergrößte Gewiſſensunruhe. Doch hatte ſich die quälende Aufregung im Lauf des letzten Sommers etwas gemindert, teils durch die Zeit, teils durch die große Freude, welche die Erfüllung eines langgehegten Wunſches ihr bereiteten. Lydia Hohenfels, die ſich bis dahin nicht entſchließen konnte, einem ihrer zahlreichen Bewerber Gehör zu geben, weil ſie, wie die Fama ſagt, auf die Heimkehr von Peregrin Gorm warten wollte, Lydia gab endlich dieſe Erwartung auf — und ihr Jawort an Alarich Gorm. Meine arme Schweſter war in einem förmlichen Freudenrauſch. Ich liebe durchaus nicht ſolche Übertriebenheit der Empfindungen, der Anſchauungen. Lydia iſt gut, klug, reich und ſchön — indeſſen wird ſie, wie alle Sterbliche, ihre gehörige Doſis von Fehlern und Schwächen haben; aber für meine Schweſter war es nicht anders, als ob nun Alarich mit beiden Füßen in's Paradies hineinſpringen werde. Schloß Traun wurde neu eingerichtet mit einem, wie mir ſchien, ganz übertriebenen Luxus; allein es hieß, Lydia's fürſtliche Ausſtattung und Mitgift erheiſche das. Im Spätjahr ſollte die Vermählung ſein und eine Reiſe nach Italien, ein Winter in Neapel, ihr folgen. Da trat die furchtbare Kataſtrophe ein, die ich Dir jetzt mitteilen werde und die Dein gutes Herz, lieber Peregrin, tief erſchüttern wird. Ich bin keine Freundin der Dichter; es ſind unrationelle Phantaſten — ein Greuel in meinen Augen. Dennoch haben ſie mitunter luzide Momente — und in einem ſolchen hat Schiller geſagt: „Doch mit des Geſchickes Mächten — Iſt kein ewiger Bund zu flechten“ — und das hat ſich denn durch das gräßliche Ereignis bewährt, welches ich Dir nicht verſchweigen will, und welches plötzlich alle Freude, alle Hoffnung, alles Glück mit einem einzigen Schlag auf immer zerſtörte.

Alarich war in Geſchäften nach Leipzig geganden. Er ſpeiſte mit einigen guten Freunden an der table d’hôte, wo auch mehrere Fremde ſich befanden. Dieſe Fremden kamen, weiß der Himmel wie! auf Kaspar Hauſers geheimnisvolle Perſönlichkeit zu ſprechen — und in Folge davon auf das Verſchwinden von Kindern aus den Familien. Alarich und ſeine Freunde beachteten dies Geſpräch erſt dann, als der Name Gorm darin vorkam und als man das Verſchwinden des älteſten Sohnes dadurch zu erklären wußte, daß er zwar ein Sohn der Gräfin, jedoch nicht des Grafen Gorm ſei. Das Teſtament des Grafen habe ihm nicht die Erbfolge zugeſtanden und um all der Schmach vorzubeugen, habe ihn die Gräfin mit einem beträchtlichen Ver-

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünſtraße 18.

mögen nach Oſtindien geſchickt, wo er in Pondichery einen Diamantenhandel mit ſo immenſem Glück betriebe, daß er in drei Jahren Millionär geworden ſei. Alarich erhob ſich und erklärte das für Lüge; aber jene blieben bei ihrer Behauptung mit dem Zuſatz, dies ſage die halbe Welt. Alarich's Freunde legten ſich in's Mittel, indem ſie ſagten, dies ſei der Sohn der Gräfin Gorm und ein Bruder des Verſchollenen. Als die Gegner hörten, daß dies der Sohn der Gräfin Gorm ſei, erklärten ſie, ſie wollten gern alles zurücknehmen, denn die Welt könne ja irren. Nur einer erklärte, es tue ihm ſehr leid, in Gegenwart des Sohnes von dem Fehltritt der Mutter geſprochen zu haben; allein von Zurücknahme könne bei ihm nicht die Rede ſein, und irre die Welt zuweilen, ſo habe ſie auch oftmals ganz recht. Der arme Alarich kam dermaßen aus der Faſſung und fühlte ſo ganz ſein Unvermögen, ſeine geliebte und verehrte Mutter ſiegreich zu verteidigen, daß er von Wut und Verzweiflung hingeriſſen jenem in's Geſicht ſpie mit den Worten: „Niederträchtiger Verleumder!“ — Das Ende dieſer ſchrecklichen Begebenheit war, daß Alarich im Piſtolenduell mitten durch's Herz geſchoſſen wurde und leblos zu Boden ſank. — Seine beklagenswerte Mutter iſt ſeitdem in eine Schwermut verſunken, von der Du Dir eine Vorſtellung machen kannſt durch den Zuſtand, in welchem ſie vor vier Jahren nach dem Tode ihres Mannes war. Nur ſind die Ärzte jetzt viel beſorgter, weil die fixe Idee, die Mörderin ihrer beiden Söhne zu ſein, alle übrigen Gedanken paralyſiert.

Ich fuhr mit Deinem Brief zu ihr nach Schloß Traun, wo ſie in tiefer Abgeſchiedenheit, ohne Beſchäftigung, ohne Intereſſe — mehr vegetiert als lebt. Der Brief machte ihr einen flüchtigen tröſtlichen Eindruck, ſo daß ſie ſagte: „Gottlob! Einer lebt!“ Dann fiel ſie jedoch gleich wieder unter die Herrſchaft der fixen Idee zurück und ſetzte hinzu: „Aber den andern habe ich doch gewiß umgebracht.“ Du ſiehſt, die Ärzte dürfen mit Recht ſehr beſorgt ſein. Lydia Hohenfels iſt in dieſen Tagen mit ihrer Mutter nach Italien gereiſt.

Was aus dem Gorm'ſchen Vermögen wird, iſt unbeſtimmt. Man hat noch nicht ermittelt, ob es in Schweden Verwandte gibt, die begründete Erbanſprüche erheben dürfen. Wenn nicht: ſo zieht der Fiskus es ein — und mit den Gorm iſt es aus und vorbei.

Von meiner Wenigkeit, nach der Du freundlich fragſt, kann ich ſagen, daß ich, den Kummer um meine arme Schweſter abgerechnet, mich körperlich und geiſtig bei guter Geſundheit befinde. Vor anderthalb Jahren wurde der graue Staar, an dem ich laborierte, ſehr glücklich in Heidelberg operiert. Seitdem trage ich eine ſogenannte Staarbrille, leſe Zeitungen und Journale, ſehe Rechnungen durch, beſorge meine Korreſpondenz ohne die mindeſte Anſtrengung — und ſtehe nach alter Art und Gewohnheit meinem lieben Tannhof mit all ſeinen Geſchäften vor.

Als ich Deinen Brief las, deſſen Herzlichkeit mir ſehr wohl tat, hatte ich einen Augenblick den Gedanken, Dich im Fall meines Todes zu meinem Erben zu machen, da ich keine nahe Verwandte habe; allein der Schluß Deines Briefes hindert mich daran. Du ſagſt nämlich, Du hätteſt einen jungen Anverwandten in das Jeſuiteninſtitut von Stonyhurſt gebracht und hielteſt Dich daſelbſt einige Zeit auf, um die katholiſche Glaubenslehre recht genau kennen zu lernen, bevor Du in die alte Mutterkirche zurückträteſt. Ich kann dieſen Schritt nur tief beklagen — wahrlich nicht aus zelotiſchem Proteſtantismus, der meiner Natur fern liegt — ſondern ganz einfach, weil es mir leid tut, einen ſo tüchtigen Menſchen wie Dich unter den religiöſen Überläufern zu ſehen. Gerade die tüchtigſten Menſchen aller Völker und Länder ſollten behaupten, daß alle Konfeſſionen gleichgültig ſeien und daß man, gleichviel in welcher, ſo wie auch ohne irgend eine, brav und vortrefflich ſein könne. Dies würde großes Gewicht haben und wahre Aufklärung gründen und verbreiten. Jetzt wird dieſe Behauptung nur von ſchäbigen Demokraten gemacht und von wüſtem Jakobinergeſindel — wie man in meiner Jugend ſagte; jetzt nennt man ſie Kommuniſten; es iſt aber immer dieſelbe Clique blinder Anhänger und Werkzeuge der Freimaurerei und anderer nicht minder revolutionären geheimen Geſellſchaften. Ich bin aber aus meinem Satz herausgekommen und ſage alſo: Wenn nur ſchäbige Demokraten ſo etwas behaupten, glaubt ihnen natürlich kein Menſch, der noch ein Fünkchen von geſundem Menſchenverſtand beſitzt. Dieſe Sorte kann unmöglich die wahre Aufklärung fördern, ſondern nur die Revolutionsmacherei, um im Trüben zu fiſchen. Davon bin ich ſo überzeugt, wie vom Einmaleins. Aber eben darum müſſen tüchtige, geſcheute Männer, klare Köpfe, die Sache der Aufklärung in die Hand nehmen und vor allen Dingen das ganze Konfeſſionsweſen über Bord werfen. Du aber, obſchon Du energiſch wie einer biſt und vortrefflich auf eigenen Füßen ſtehen kannſt, Du klammerſt Dich höchſt unnützer Weiſe an eine Konfeſſion! und gar an die katholiſche!! Peregrin, ich muß es Dir dennoch ſagen und vorſchlagen! ich habe einen natürlichen Reſpekt, ja eine gewiſſe Sympathie für jeden energiſchen, kräftigen Charakter, der ſeinem Schickſal gerade in's Geſicht ſieht und es annimmt, ohne viel Umſtände zu machen. Das haſt Du getan. Gib Deinen konfeſſionellen Rückſchritt auf — und Du ſollſt mein Erbe ſein. Ich hoffe zwar ein hohes Alter zu erreichen; indeſſen iſt eine ſolche Ausſicht, auch wenn man zwanzig Jahre auf ihre Erfüllung warten muß, immer willkommen. Der Gedanke iſt mir unerträglich, daß ein Menſch wie Du, deſſen Erziehung und Bildung bei uns gemacht iſt, der bei uns nur gute Beiſpiele geſehen hat und der uns Ehre macht — dem Hyper-Katholizismus, nämlich dem Jeſuitismus, in den offenen Rachen ſtürzt. Wie ſo etwas möglich — iſt für mich unfaßbar! Schwache, unſelbſtſtändige Menſchen, weibiſche Charaktere, die nach allem greifen und nichts feſthalten, mögen immerhin katholiſch werden! dawider habe ich gar nichts. Im Gegenteil. Es beweiſt, daß die Inferiorität der Konfeſſion bedarf. Das ſchreckt manchen Tüchtigen zurück; denn wer mag ſich in den Augen der Welt zu der Inferiorität halten. Aber eben wegen all dieſer Gründe ſchlage ich Dir nochmals vor, was ich vorhin ſagte. Überlege es Dir. Ich kann mit meinem Vermögen nach Belieben ſchalten und walten. Es wäre mir ein Gaudium, wenn ein tüchtiger Mann wie Du es dem Fiskus vor der Naſe wegfiſchte — und ein eben ſo großes, wenn ich Dich aus dem Katholizismus heraus fiſchte. Nur müßte alles ein Geheimnis zwiſchen uns bleiben, damit die Leute nicht ſagen, Du wäreſt alſo doch der Sohn der Gräfin Gorm, und deshalb machte ich Dich zu meinem Erben. Fünfzehn bis zwanzig Jahre hoffe ich, wie geſagt, noch zu leben — und bis dahin hat dies alberne Gerede irgend einem andern ebenſo albernen Platz gemacht und iſt vergeſſen. Bis zu meinem Tode aber ſchweigen wir, und es verſteht ſich, daß Du nicht die leiſeſten Anſprüche an Unterſtützung, unter welchem Namen es auch ſei, an mich machen wirſt. Ich hoffe, Du gibſt der Vernunft Gehör, die durch mich zu Dir ſpricht. Es iſt mir durchaus unmöglich, den kategoriſchen Imperativ zu entdecken, der Dich zu einem Schritt, welchen nur Schwächlinge tun und welcher nur ihrer würdig iſt, hindrängt. Überlege reiflich und weiſe.“ — —

Nun wahrhaftig .... er hat weiſe gehandelt, der Mariano, daß er ſich von dem Geldgeklimper dieſer rationaliſtiſchen Sirene nicht betören ließ! ſprach Lord Arran zu ſich ſelbſt, nachdem er dies letzte Blatt zu Ende geleſen hatte. Dann nahm er alle Schriften zuſammen und ging damit zu Lady Arran.

„Hier bringe ich Dir die Löſung des Rätſels, das Heliade uns aufgab, Magdalene!“ ſagte er. „Nur kann ich noch immer nicht den Grund ihres Schweigens entdecken. Hätte ſie einfach geſagt: So und ſo ſteht es mit dieſem Violinſpieler und mir: ſo würden wir ſie ja nimmer mit Bryan O'Connor geplagt, ſondern vielmehr einiges getan haben, um über Mariano Torrigi Nachrichten einzuziehen. Daß dieſer ſich jedoch ohne unſer Zutun und ohne Ermunterung von Heliadens Seite zum wundervollen Licht des katholiſchen Glaubens durchringe — gehörte in den weiſeren und ſchöneren Plan Gottes. Lies dieſe Blätter und Du wirſt mir beiſtimmen. Ich fahre jetzt zu Pater O'Connor.

mit dem ich Verſchiedenes beſprechen muß. Dann laſſe ich Heliade bei ihrer Großmutter abholen. Aber ich bitte Dich .... ſchweige gegen ſie."

„Was ſoll ich ſagen, da ich ſelbſt nichts weiß!" erwiderte Lady Arran lächelnd.

„Lies nur dieſe Blätter; ſie geben Dir Aufſchluß über Mariano," verſetzte Lord Arran, „und ſie werden Dir wohl tun. Was Menſchen an ihm verſchuldet haben, indem ſie ihn zum Spielzeug ihres Egoismus und ihrer Leidenſchaften machten — das hat Gottes Barmherzigkeit gut gemacht, die darin Anknüpfpunkte für das Wirken der Gnade fand. Und es gibt ja nichts Tröſtlicheres hienieden, als den wunderbaren Wegen zu folgen, auf denen die göttliche Gnade, oft mitten durch die verwickeltſten Schickſale, dem einzelnen wie der ganzen Menſchheit liebend nachgeht."

Heliade wurde ſo ſpät aus dem Häuschen am Celio abgeholt, daß ſie nur Zeit hatte, ſich zum Diner umzukleiden, welches immer um ſechs Uhr Abends genommen wurde. Lord Arran hatte einige Perſonen eingeladen — und nach dem Eſſen kamen noch andere dazu. Heliade erfuhr alſo nicht, ob Pater O'Connor bereits ihren Pflegeeltern über Mariano Auskunft gegeben habe. Sie wünſchte es ſehnlichſt; allein es wurde elf Uhr und man ging auseinander, ohne daß Lord und Lady Arran eine Silbe geäußert hätten. Die ungeheure Spannung und freudige Erregung, worin ſie den Tag hingebracht hatte, ließ jetzt nach und machte einer gewiſſen Traurigkeit Platz — wie das oft nach hohen Freuden geſchieht. Sie hatte mit ihrem Onkel ſo ruhig, ſo gehoben über ihre Zukunft geſprochen; — jetzt ſchien es ihr doch ein ſchweres Opfer, von Peregrin getrennt bleiben zu ſollen. Er war nun da, wohin ihr Gebet ihn ſeit Jahren verſetzte — konnte es nun im Plan Gottes liegen, daß ſie einander fern blieben, während ſeine Bekehrung doch die eigentlichſte Bedingung ihrer Vereinigung war? Ihre Liebe zu Peregrin, die ſie ſeit Jahren in den Hintergrund ihrer Empfindungen gedrängt hatte, ſo lange zwiſchen ihren Seelen die trennende Kluft beſtand und nur die Herzen ſich zu einander neigten, erwachte mit alter Innigkeit und ſchlug die Augen gleichſam auf einer neuen Erde und unter einem neuen Himmel auf. Aber .... welch Loos ſtand ihr bevor? — — —

Da erklang wieder in der Stille der Nacht der überirdiſche Ton, den Mariano ſeiner Violine zu entlocken wußte — und es ſchien Heliaden, als ob auf dieſen Tönen ein himmliſcher Stern aus einer myſtiſchen Tiefe, wie aus einem Meer von Schmerzen, auftauchte — und je höher er ſteige, deſto glänzender werde — und auch über dies trübe Meer nach und nach ſchimmernden Glanz verbreite. Sie trat auf den Balkon hinaus und horchte und lauſchte, und dachte an ihren Vater, der ſo oft bei Peregrin's Spiel geſagt hatte: Das iſt die Harfe

David's, die dem ſchwermütigen König Saul Frieden gibt. Auch für Heliade kam der Friede. Sie kniete nieder auf dem Balkon und betete leiſe: In Deine Hände, o Herr, befehle ich mein Herz! —

Am andern Morgen ging ſie zur Meſſe mit Miß Bridget nach S. Andrea delle Tratte, die ihrem Hauſe ganz nah war — und wünſchte und fürchtete, Mariano wieder dort zu begegnen. Aber er war nicht da. Er wußte jetzt, daß Heliade ihm gegenüber wohne; er hätte ihr leicht folgen können; er wollte es nicht. Sehe ich ſie, ſo denke ich an ſie! ſprach er zu ſich ſelbſt; aber bei der Meſſe will ich an meinen Erlöſer denken. Und er ging zu den Kapuzinern am Platz Barberini.

Lord und Lady Arran konnten kaum Heliadens Rückkehr erwarten, um ihr alles zu ſagen, was ſie im Herzen hatten. So wie ſie in Lady Arran's Zimmer trat, rief ihr der Graf entgegen:

„Heliade, Du haſt vorgeſtern ſo ernſt abgelehnt, Gräfin von Arran zu werden, daß ich kaum wage, heute meinen Vorſchlag zu erneuern.“

„Da haſt Du in jedem Fall recht, liebſter Vater,“ entgegnete ſie zweifelhaft, wie ſie ſeine Worte zu deuten habe: „der Name iſt zu hoch für mich.“

„Auch dann, wenn er lautete: Heliade Torrigi, Gräfin von Arran?“

„O!“ .... rief ſie überwältigt von Freude;

aber ſchnell gefaßt ſetzte ſie hinzu: „Auch dann, mein Vater! — Heliade Torrigi iſt genug für mich."

„Ja, für Dich .... aber nicht für uns!" ſagte er, und die Gräfin ſetzte hinzu:

„Wir wiſſen alles, Heliade. Aus den verſchiedenen Urkunden, die Peregrin-Mariano zuſammengeſtellt hat und die ſich zu einem unbezweifelbaren Ganzen abrunden — tritt ſein Schickſal und ſeine Geſchichte klar hervor und offenbart das wunderbare Walten der göttlichen Vorſehung und der göttlichen Gerechtigkeit. Ein armer Waiſenknabe wird dem Schoß der Kirche entriſſen und in glänzende Verhältniſſe verſetzt, die er als Jüngling wieder aufgeben muß, um durch die Schule des Lebens zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Kirche zu gelangen — o welche Barmherzigkeit iſt das! — Und dieſe beklagenswerte Gräfin Gorm, die auf den Betrug, den ſie ſich erlaubt, ihr Glück und das Glück ihrer Familie zu gründen meint, verbringt ihr Leben in Gewiſſensqualen und führt durch jenen Betrug mittelbar den Tod ihres einzigen Sohnes, den Untergang der ganzen Familie herbei! O welch ein unzerſtörbarer Keim der Rache liegt in jeder Tat, die Gott verbietet, und wie Recht hatteſt Du, Heliade, lieber die Welt in Trümmer ſtürzen zu laſſen, als ſo etwas zu tun! Du haſt Peregrin aufgegeben gegen Deines Vaters Wunſch, weil Gott es wollte — feſtgehalten

gegen unſern Wunſch, weil Gott es wollte; — und dadurch haſt Du ihn Dir jetzt errungen!“

„Wir aber brauchen ſtarke Herzen in unſerer Zeit, in unſerem Lande, in unſerer heiligen, ſchwer verfolgten und bedrängten Kirche!“ rief Lord Arran. „Nur Gottesfurcht macht ſie ſtark! wo dieſe fehlt, tritt Menſchenfurcht ein und macht ſchwach und verächtlich. Woher hätteſt Du, armes Kind, in Deinen Trübſalen die Stärke genommen, wenn nicht aus der Gottesfurcht? — Darum ſollſt Du unſere Tochter ſein, Heliade, und dereinſt zur Stunde, da es Gott gefallen wird, Erbin unſeres Namens, unſeres Vermögens.“

Heliade lag längſt zu Füßen der Gräfin und zerſchmolz in Tränen der Rührung und Freude.

„Iſt es denn wirklich wahr?“ fragte ſie; — „iſt die Familie Gorm wirklich ausgeſtorben?“ — O, dann darf ich ja ſagen, daß ich aus der Korreſpondenz, die ich für die Baroneſſe Ruffach zu führen hatte, Peregrin's und Mariano's Identität kannte.“

„Das hätteſt Du früher ſagen ſollen!“ rief Lord Arran: „es hätte uns manche Sorge, manche trübe Stunde erſpart.“

„Ich gab der Baroneſſe das Verſprechen zu ſchweigen, mein lieber Vater. Durfte ich ein fremdes Familiengeheimnis verraten, um andern eine beſſere Meinung von mir beizubringen?“

Lady Arran küßte ſchweigend Heliadens Stirn

— dieſe reine Stirn, über welche nie der Schatten einer gemeinen Geſinnung geflogen war — und der Graf ſagte:

„Du haſt wiederum recht, Tochter Gottes! Aber mir ſcheint, Du haſt Martyrerblut in den Adern und deshalb ſollſt Du feſt und gründlich nach Irland verſetzt werden.“

Heliade fand einen ſüßen Troſt darin, ihren Pflegeeltern jetzt alles mitzuteilen, was ſie über ihr Verhältnis zu Peregrin zu ſagen wußte — und es ſtimmte ſo genau mit Mariano's Bericht zuſammen oder vervollſtändigte denſelben ſo genau, daß in dieſer Klarheit die beſte Bürgſchaft für volle Aufrichtigkeit lag.

„Nun iſt auch nicht ein unverſtändliches Pünktchen mehr in mir! .... nicht wahr?“ frohlockte Heliade.

Ein Diener unterbrach das trauliche Geſpräch, indem er leiſe eine Meldung dem Grafen machte. Dieſer ſagte zu Heliade:

„Es iſt jemand im Salon, der Dich zu ſprechen wünſcht.“

Sie erhob ſich, verließ Lady Arran's Zimmer und ging in den Salon. Da ſtand Peregrin. So wie ſie eintrat, kniete er nieder und ſagte das eine Wort, das er ihr nun ſchon ſo oft wie eine Beſchwörung zugerufen hatte:

„Heliade!“

Aber zum erſtenmal antwortete ſie ſo, als ob ſie ihn verſtanden habe. Sie ſagte:

„Mariano!“ —

Er war gekommen mit ſchweren Gedanken. Er wußte ja gar nicht, ob und wie ſie ſich ſeiner erinnere. Er hatte ſie ſehen wollen, ihr ſagen wollen von der inneren Umbildung ſeines Lebens, zu welcher ohne Zweifel ihr Gebet ihm die Wege bahnte. Aber da wieder anzuknüpfen, wo ſie ſich in Heidelberg getrennt hatten — das fiel ihm nicht ein, denn er hatte nicht, wie damals, ihr eine Stellung in der Welt zu bieten, die ihrer würdig geweſen wäre. Nun aber ſagte ſie: „Mariano!“ — und vor dem einen kleinen Worte verſchwanden all ſeine Entſagungsgedanken wie Morgennebel vor der aufgehenden Sonne — der Sonne der Liebe; denn das kleine Wort drückte vollſtändig aus, daß ſie ihn gerade ſo annehme, wie er eben war — als Mariano Torrigi. Heliade ſah ſeine tiefe Bewegung und rief:

„Wie gut iſt Gott! Als wir uns vor mehr als vier Jahren zuletzt in Heidelberg ſahen, ſagten Sie: Kein Gorm wird katholiſch! — Gott aber, dem gar nichts daran lag, daß Sie Peregrin Gorm hießen und ſehr viel, daß Sie zur Erkenntnis des wahren Glaubens kämen — machte Sie zu Mariano Torrigi. O was für eine begnadete Seele ſind Sie.“

„Ja, das bin ich! Ja, das weiß und erkenne ich!" rief Mariano mit ſtrahlendem Auge; — „mein Wollen und Streben hat nach Innen Baſis und Ziel bekommen und ich kenne das Feld, das arme, kleine Feld meiner Seele, das ich für ſeine immenſe Zukunft bebauen muß. Aber es iſt erkauft durch irdiſche Opfer — und das, was Peregrin verlor, hat Mariano noch nicht zu erringen verſtanden. Ich bin arm" .... —

„Wir ſind nun beide arm!" unterbrach ſie ihn lieblich. „Ich habe in dieſen Jahren gelernt, was das heißt, ſich ſein Brot erwerben und das Brot der Dienſtbarkeit eſſen zu müſſen. Das iſt eine gute Schule für das ſpätere Leben ... wenn man Glauben hat; denn es macht geſchmeidig und demütig unter der Hand Gottes."

„Würden Sie nicht zurückſchrecken vor der Enge der Verhältniſſe, die ich Ihnen anbieten könnte ... vor der untergeordneten Stellung, in die ich Sie verſetzen würde?"

„Nein! .... denn ich bin Lebenslang in beſchränkten Verhältniſſen geweſen .... und nur jetzt iſt es anders, weil es meinen lieben Pflegeeltern ſo gefällt. Und dann, Mariano, hat uns ja nicht der Reichtum zuſammengeführt: folglich kann uns die Armut nicht trennen. Uns trennte nur eines — und das eine beſteht nicht mehr."

Überwältigt von all der Freude und all dem Glück, das ſich ſo überraſchend in dieſen paar Tagen zuſammendrängte, verſtummte Mariano.

Schweigend bot er Heliaden die Hand — und ſchweigend und mit dem tiefen Ernſt, der ihr eigen war, legte ſie ihre Hand in die ſeine.

Einige Monate ſpäter lag ein Dampfſchiff im Hafen von Civita vecchia, das nach Marſeille gehen und von dort die Küſte Spaniens bis Kadix umfahren ſollte. Auf dem Verdeck ſtanden die Neuvermählten — Marian und Heliade, während Lord und Lady Arran ihnen vom Quai aus mit jener Wehmut nachſchauten, die hienieden unzertrennlich von der Liebe iſt. Eine Liebe, die keine Tränen kennt, iſt das Vorrecht der Seligen. Für uns liegen ſie ſo nah, daß das Lächeln der Liebe ach! wie oft! in Tränen untergeht.

Langſam ſetzte ſich das Dampfſchiff in Bewegung. Lady Arran verhüllte ihre Augen und rief ſchmerzlich:

„Da ziehen ſie hin!“

„Ja .... auf Wiederſehen in Irland!“ ſagte Lord Arran, der noch einige Zeit in Rom verweilen und dann die Rückreiſe durch Frankreich machen wollte.

Und ſchneller rauſchte das Dampfſchiff durch die weichen Wellen, die im Abendrot wie ſchmelzendes Gold leiſe wogten. Marian und Heliade ſtanden Hand in Hand. Nach und nach traten die Küſten zurück; die Erde hörte auf; ſie ſtanden da zwiſchen der Unermeßlichkeit des Himmels und des Meeres — und Mariano ſagte:

„Sieh, Heliade, hier iſt alles ſo groß, ſo weit, ſo ſchrankenlos wie die Ewigkeit — und ſo ſoll auch unſere Liebe ſein.“

„Ja,“ ſagte Heliade ſanft, „mit Gottes Gnade.“

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Die treue Tochter 1
Der Abſchied 49
Die Familie Torrigi 66
Mariano Torrigi 90
Im grünen Erin 112
Jenſeits des Meeres 178
Die Werbung 242
Vergib uns unſere Schuld 286
Gottes Fügungen 328

4011.

117,816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Geſammelte Werke.

1. Serie: 9. Band.

Eudoxia,
die Kaiſerin.

Ein Zeitgemälde aus dem fünften Jahrhundert.

Erſter Band.

Regensburg. [illegible]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Eudoxia, die Kaiſerin.

Im Vorzimmer.

Es war im Jahr des Heils 399.

Tiefe Stille herrſchte im Hebdomon-Palaſt zu Konſtantinopel. Wer zu ſprechen hatte, ſprach mit gedämpfter Stimme; wer zu gehen hatte, ging mit behutſamem Schritt; wer irgend ein Geſchäft, eine Arbeit zu beſorgen hatte, verrichtete ſie ſo leiſe wie möglich. Eine gewiſſe Spannung, die Erwartung irgend eines Ereigniſſes, ſchien drückend auf allen Bewohnern des Kaiſerpalaſtes zu liegen.

In einem Saal, dem erſten von einer ganzen Reihe von Gemächern, ſaßen drei Männer in einem Winkel auf bequemen Polſtern beiſammen. Die Stille und die Langeweile hatten an ihnen ihr Werk getan: der eine ſchlief, der andere war dem Einſchlafen nahe, der dritte gähnte. Da wurde ein leiſer Schritt, aus den innern Gemächern kommend, hörbar. Dann wurde der ſchwere ſeidene Vorhang, der die Türöffnung ſchloß, nicht auseinander geſchoben, ſondern nur etwas aufgehoben und ein vierter Mann ſchlüpfte in den Saal.

„Amantius!“ rief der Gähnende mit unverkennbarer Freude ſo laut, daß die beiden Schlafenden entſetzt auffuhren und verſtörten Blicks um ſich ſchauten und daß Amantius mit der Hand ein Zeichen des Stillſchweigens machte.

„Nun, wie ſteht's? haſt Du ſie geſehen?“ fragte der andere flüſternd.

„Ich — ſie geſehen!“ entgegnete Amantius lächelnd; ich glaube, Du träumſt, Hylas! Sie will niemand ſehen als zwei oder drei ihrer vertrauteſten Frauen, welche allein den Dienſt zu beſorgen haben.“

„Und wie lange wird dieſes währen, Amantius? Schweigend wird den unterirdiſchen Göttern geopfert. Mir ſcheint, unſer Opfer währe ungebührlich lange.“

„Hier gibt es keine unterirdiſchen Götter mehr, Hylas,“ entgegnete Amantius ernſt.

„Nein, ganz Recht! nur irdiſche Gottheiten; — aber mit denen kommt der Menſch zu kurz. Wenn Du nicht hier wäreſt, Amantius, ſollte auch meines Bleibens hier nicht ſein und ich würde dem Arſenius folgen.“

„So bin ich hier zu Deinem Glück!“ ſagte Amantius lächelnd. „Drei ſtille Tage ſind Dir ſchon unerträglich und Du wollteſt Dich zu den ewig ſchweigenden Einſiedlern begeben? Nein, mein Hylas, der Beruf iſt nicht für Dich.“

„Auf ſolche Einfälle kommt man, wenn man ſich langweilt!“

„Ja, Du vielleicht! Arſenius iſt auf einem andern Wege zu ſeinem Entſchluß gekommen.“

„Und wie denn? kannteſt Du ihn? ich bitte Dich, erzähle! erzähle mir etwas Großes von Menſchen und Dingen; etwas, wonach man ſich ſtrecken könne. Ich fühle förmlich, wie ich verſchrumpfe. Alſo fang an: Arſenius war der Erzieher des erlauchten Cäſar-Auguſtus Arcadius . . . .“ —

Bevor Amantius ſeine Erzählung aufnehmen konnte, wurde das Geflüſter des Hylas durch Bewegung und Geräuſch in den äußeren Vorſälen unterbrochen. Die vier Kämmerlinge erhoben ſich und eilten der äußeren Türe zu, um Ruhe zu gebieten. Aber die Vorhänge rauſchten auseinander und eine ſtolze Frauengeſtalt erſchien auf der Schwelle. Sie war nicht mehr jung, aber mit Spuren von großer Schönheit, und ihr dunkles Auge hatte einen ſo gebieteriſchen Blick, als ſei ſie die Herrſcherin im Kaiſerpalaſt. Die Kämmerlinge wichen zu beiden Seiten zurück und verharrten wie Bildſäulen in ehrerbietiger Stellung, während die Dame in ihrem ſchleppenden, faltenreichen Gewande vom feinſten Wollenſtoff und in einem ähnlichen Mantel, an ihnen vorüberging wie ein Schatten an Schatten. Als aber einige andere Damen auf der Schwelle erſchienen, um der erſtern zu folgen, trat Amantius ihnen einen Schritt entgegen, denn die Kämmerlinge hatten den Eingang der inneren Gemächer zu hüten, und Amantius wußte, daß dieſer Eingang ſeit einigen Tagen für jedermann geſchloſſen bleiben ſollte. War nun auch für die erſte Dame eine Ausnahme zu machen: ſo ſchien ihr Gefolge doch ganz unzuläſſig zu ſein; aber die erſte wendete ſich um, als ſie ſich der Tür am andern Ende des Saales näherte und blitzſchnell, ohne daß Amantius oder ein anderer Kämmerling es hindern konnte, eilten zwei junge Mädchen der Gebieterin nach, überholten ſie, waren vor ihr an der Tür und ſchlugen den Vorhang auseinander, damit ſie bequem hindurchgehen könne.

„Ich nehme es auf mich,“ ſagte die Dame über die Schulter zu Amantius; — und der Vorhang fiel hinter ihr und ihren Begleiterinnen zuſammen.

Nachdem ihre Schritte verhallt waren und alles in die frühere Stille zurückſank, ſagte Hylas:

„O wenn ſie doch nicht vorgelaſſen würde! wie ſollte dieſe Demütigung mich freuen!“

„Einer Mutter iſt immer der Zutritt zur Tochter frei gegeben,“ ſagte Amantius.

„Einer Mutter — ja! aber ſie iſt nur die Pflegemutter unſerer erhabenen Herrin.“

„Sie hat jedoch alle Liebe und Sorgfalt einer Mutter für die erlauchte Eudoxia gehabt und das zarte, ſchöne, früh verwaiſte Fräulein wie eine eigene Tochter gehalten.“

„Wer kennt ihre Abſichten! vielleicht ſah ſie den Platz voraus, den die alleredelſte Eudoxia jetzt einnimmt.“

„Nein, Hylas,“ entgegnete Amantius ernſt, „hier iſt kein Boden für weitausſehende Plane. Und dieſer vollends würde damals für eine Unmöglichkeit gegolten haben.“

„Sie aber hat ihn möglich gemacht! es ſieht ihr ähnlich!“

„Du irrſt! . . . nicht ſie!“

„Sondern . . . nun, wer denn? ſprich!“

„Eutrop.“

Hylas ſah ungläubig Amantius an; nach einer Pauſe ſagte er noch leiſer als bisher:

„Der Palaſt, das Hoflager, ganz Konſtantinopel weiß, daß zwiſchen der alleredelſten Eudoxia und dem . . . Eutrop keine Freundſchaft beſteht.“

„Dennoch iſt es ſo, wie ich ſage — und auch das weiß Konſtantinopel. Allein man ſpricht nicht mehr davon, weil der Konſul nicht beliebt iſt.“

„Nicht beliebt!“ rief Hylas mit ſpöttiſcher Geberde; — „nicht beliebt? Das iſt wahrlich eine wohlklingende Redeweiſe: nicht beliebt! Eutrop!"

Da er ſeine Stimme etwas erhoben hatte, ſo nahm der dritte Kämmerling das Wort und ſagte:

„O doch! ſehr beliebt bei ſeinen Freunden."

„Er hat keine Freunde!" entgegnete Hylas, „er hat nur Genoſſen und Kreaturen."

„Mag ſein! genug, ſie hängen ihm an und Leo der Wollhechler und Alexander der Wurſthändler, die durch ihn Oberſt der Reiterei und Rechner bei der Schatzkammer geworden ſind, ſchwören bei ihm."

„Wäre ich Auguſtus, ſo ſollte all dies Gewürm bald verſchwinden!" ſagte Hylas entrüſtet. „Nur muß ich ſtaunen, daß Eutrop nicht die Tochter des Wurſtkrämers auf den Thron beförderte. Das wäre viel mehr in ſeinem Sinn geweſen.

„Es war damals eine ganz andere Konſtellation der Einflüſſe, der Rückſichten," entgegnete Amantius; „und dann geſchieht es auch zuweilen, daß ſich der beſte Rechner verrechnet und zwar — trotz aller Schlauheit, zu ſeinem Nachteil."

„Die Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes ſei geprieſen, wenn das auch einmal dem Konſul Eutropius geſchehen iſt!" ſagte Hylas. „Du biſt zu beneiden, Amantius, Du haſt eine Zeit gekannt, wo er noch nicht die Hauptperſon im morgenländiſchen Reich war."

„Was Hauptperſon!" ſagte der dritte Kämmerling beſtürzt. „Das iſt und bleibt der erhabene Auguſtus, unſer ewig ſiegreicher Gebieter Arcadius."

Hylas ſchien etwas erwidern zu wollen; allein Amantius ſagte gelaſſen:

„Du haſt ganz Recht, Theophan; Hylas läßt ſeiner Zunge ſo viel Freiheit, daß ſie zuweilen, gleichſam beſinnungslos, durchgeht. Was er auch ſagen möge — in ſeinen Augen iſt derjenige die Hauptperſon im morgenländiſchen Reich, der es für Dich, für mich, für uns alle iſt: Arcadius Auguſtus. Und Du, Hylas, beneide mich nicht, weil ich ſchon andere Tage geſehen habe! Jeder Tag bringt ſeine Sorgen mit ſich."

„Aber Du haſt ja auch die Tage des großen Theodoſius geſehen," erwiederte Hylas; „der trug wie der Rieſe Atlas die Welt mit ihren Sorgen und — was noch mehr iſt — der wußte ſie zu lindern. Erzähle uns doch etwas von ihm und von Älia Flaccilla, der heiligmäßigen Kaiſerin, Deiner erſten Herrin; ſo etwas erfriſcht das Herz. Du biſt gewiß ſo fromm geworden, weil Du zu jenem Hofſtaat gehörteſt. Das Beiſpiel von Oben tut gar viel, im Guten und Böſen."

„Hätte ich das Beiſpiel und die Güte von Älia Flaccilla benutzt, ſo hätte ich wohl frömmer werden können, als ich bin," entgegnete Amantius.

„Mein Vater war ihr Freigelaſſener auf ihren Ländereien zu Tibur, wo die Älier großen Grundbeſitz haben und wo Kaiſer Hadrian, der dieſem erlauchten Geſchlechte entſproß, eine prachtvolle Villa erbaute. Mein Vater blieb Verwalter dieſer Villa, obſchon Älia Flaccilla ihm mit der Freiheit auch eine Geldſumme gab, die ihm eine unabhängige Exiſtenz ſicherte. Mich ließ ſie erziehen mit andern Kindern ihrer Diener und trug eifrig Sorge für unſern Unterricht im chriſtlichen Glauben. Da ich gelernt hatte, griechiſch zu ſprechen und zu ſchreiben — und da ihr, der Römerin, dieſe Sprache nicht geläufig war, als Kaiſer Gratian ihren Gemahl, den Grafen Theodoſius, den berühmten Feldherrn, zum Auguſtus (Kaiſer) des Morgenlandes ernannte: ſo nahm ſie mich unter ihre Dienerſchaft auf und ich hatte das Glück, der gottſeligen Frau meine geringen Dienſte widmen zu können und in ihr ein Weſen zu bewundern, das alle Eigenſchaften beſaß, um geliebt und verehrt zu werden. Fromm bis ins Herz hinein, ſuchte ſie nichts anderes in all ihren Handlungen, als Gott zu dienen. Sie war von unbeugſamer Energie, wenn es ſich darum handelte, den katholiſchen Glauben irgendwie gegen den damals ſo mächtigen Arianismus zu vertreten — oder wenn ſie ihren von Natur aufbrauſenden Gemahl zurückhalten, aufklären, ihm die Wahrheit ſagen

Zwei Frauen.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

mußte, die er ſonſt ſchwerlich erfahren hätte. Wer ſie aber ſah am Bette der Kranken, in den Hütten des Elends, wo ſie ſelbſt pflegte, ſelbſt tröſtete, ſelbſt Hülfe leiſtete, der nahm nur ihre zarte Liebe, ihre holde, demütige Freundlichkeit wahr."

„Daß ſolche Weſen ſterben müſſen!" ſagte Hylas teilnehmend.

„O gönne ihr die früh erlangte ewige Krone!" fuhr Amantius fort. „Sie ſtarb in jungen Jahren. Der Tod ihres einzigen Töchterleins, der kleinen Pulcheria, die ſie ſo lange gepflegt hatte, immer mit der Hoffnung, welche ein Mutterherz bis zum letzten Atemzug feſthält, griff ihre Geſundheit heftig an. Wer den Trauerzug geſehen hat, der ſich vom Konſtantiniſchen Palaſt nach der kaiſerlichen Gruft in der Apoſtelkirche bewegte und die goldene Tragbahre umgab, auf welcher wie ein Bild von Alabaſter das Kaiſerkind zu ſchlummern ſchien — wer die Trauer geſehen hat, die ſich über die ungeheure, wogende Volksmaſſe legte, ſo daß die tauſend Kerzen des Zuges gleichſam verdüſtert wurden: der begreift, welchen Eindruck die Kaiſerin davon empfangen mußte. Die Leibärzte rieten ihr, die erſchütterte Geſundheit durch den Gebrauch der warmen Heilquellen von Scotumin herzuſtellen. Sie begab ſich dahin; doch bald nahm ihr Leiden in der rauheren Bergluft von Thracien eine gefährliche Wendung und ſie kam nach Konſtantinopel — als Leiche zurück. Der ganzen Bevölkerung war zu Sinn, als ob die Sonne für immer untergegangen ſei."

„Und Du?"

„Nun ich . . . ich blieb im Dienſte der gottſeligen Flaccilla."

„Das heißt?"

„Ich ging in den Hofſtaat ihres älteſten Sohnes über, ſo wie ſie es angeordnet hatte, weil ſie in ihrer allzu großen Huld glaubte, meine Dienſte könnten dem jungen Kaiſer, der damals acht Jahre zählte, irgendwie nützlich ſein. Bei kaum ſechs Jahren hatte ihn Theodoſius ſchon zum Auguſtus erklärt und mit dem Purpur bekleidet und ſo war er denn ſchon damals Mitbeherrſcher des Morgenlandes. Konnte ich ihm auch nicht ſo nützlich ſein, wie ſeine erhabene Mutter vielleicht hoffte, ſo war er mir doch ſtets ein huldvoller Gebieter und reihte mich ſpäter dem Hofſtaat ſeiner Gemahlin ein . ."

„Die für Amantius in Flaccilla's Fußſtapfen tritt!" unterbrach ihn Theophan gezwungen verbindlich, denn die griechiſche Eitelkeit regte ſich dem Römer gegenüber.

„Sie tut wohl daran," erwiederte Hylas. „Zum Almoſenſpender verwendet ſie ihn. Das muß ein bewährter Mann ſein, der für ſich ſelbſt geringe Bedürfniſſe hat; — ſonſt könnte ihn die Luſt anwandeln, für ſich ſelbſt einige Spenden zu verwenden. Nun weiter in der Erzählung Deiner vergangenen Tage, Amantius, in denen ich wahrlich keine Sorgen wahrnehmen kann."

„Kennſt Du denn nur perſönliches Leid, o Du ſelbſtſüchtiger Hylas?" fragte Amantius halb ſcherzend und fuhr dann fort: „Der große Theodoſius vermählte ſich wieder mit der edlen Galla, Schweſter des Kaiſers Valentinian, dem er die Herrſchaft des Abendlandes bewahrt hatte. Da kam eines Tages die gräßliche Kunde: Valentinian, der herrliche Jüngling, ſei in Gallien ermordet — wie ſein älterer Bruder, Kaiſer Gratian, ermordet worden war: mächtige Feldherren ſtützten ſich auf die Gunſt des Heeres und ſtrebten nach dem Thron."

„Was muß das ſein: der Kaiſerthron — um zu ſolchen Verbrechen an der geheiligten Perſon der Kaiſer hinzureißen," ſagte Hylas nachdenkend.

„Für Theodoſius war der Thron der Sitz der Gerechtigkeit," entgegnete Amantius. „Aber ach! die Tage des großen Kaiſers waren gezählt und ſeine Kräfte vor der Zeit durch ungeheure Anſtrengungen aufgerieben. Kaum fünfzig Jahre alt, ſtarb er zu Mailand an der Waſſerſucht."

„Der Tod und immer wieder der Tod, Schlag auf Schlag, für Kaiſer und für Bettler!" ſagte Hylas, „nur mit dem Unterſchied, daß der Bettler nicht vor dem Mörder ſich zu fürchten braucht."

„Wer iſt nun glücklicher?“ fragte Theophan, „der Bettler, der, von niemand beneidet, in ſeinem Elend zu grauen Jahren kommt und ſo armſelig ſtirbt, wie er gelebt hat — oder ein Cäſar-Auguſtus, deſſen beneidetes Daſein inmitten ſeines Glanzes durch blutige Gewalttat verkürzt wird?“

„Ich bin nicht für die extremen Richtungen,“ antwortete Hylas; „ſicheres Glück liegt in den Verhältniſſen, die nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig haben.“

„Sicheres Glück iſt unabhängig von den Verhältniſſen,“ ſagte Amantius. „Hochherzige Seelen ringen es Gott und ſich ſelbſt ab. Das kann ein Bettler — und kann ein Cäſar-Auguſtus tun.“

„Das iſt eine mühſame Sorte von Glück!“ ſagte Theophan. „Heiteren Lebensgenuß — und ſei er auch kurz nur, — den wünſche ich mir und blitzte mir dann auch plötzlich der Mordſtahl entgegen!“

„Biſt Du ein Chriſt?“ fragte Amantius ſanft.

„Nun, das verſteht ſich doch wohl!“ entgegnete Theophan erſtaunt. „Wer wäre es nicht am Hoflager? . . . die Barbaren ausgenommen, die arianiſchen Gothen. Aber wir!“

Er ſprach das mit unbefangener Selbſtgefälligkeit. Da rief Hylas:

„Sie kommt zurück; — der Beſuch war kurz.“

Gleich darauf erſchien die ſtolze Dame wieder mit ihren Begleiterinnen im Saale der Kämmerlinge. Sie ſah mißvergnügt aus und die Falten ihres Mantels — den man heutzutage Shawl nennen würde — waren nicht mit jener Berechnung gelegt, die ihre Geſtalt am vorteilhafteſten zeichnete. Unzufriedene Gedanken erfüllten ſie. Sie ging durch den Saal der Kämmerlinge und durch zwei andere Säle, in welchen ſich Diener niederen Ranges befanden; und durch die Vorhalle der Leibwachen in den Säulengang, der einen inneren Hof umſchloß. Dort hatten ſich ihre Sänftenträger, ſechs kräftige Kappadozier, alle von derſelben Größe und in Blau gekleidet, mit ihren übrigen Dienern an dem rauſchenden Springbrunnen gelagert, deſſen volle Waſſergarbe in ein weites Porphyrbecken zurückperlte. Als ſie erſchien, geriet alles in Bewegung und eilte dem Tragſeſſel der Herrin zu, der in Form eines Ruhebettes von Cedernholz mit zierlicher Einlegung von Elfenbein, mit ſeidenen Polſtern und von leichten Taftvorhängen umgeben ihrer harrte. Sie ließ ſich auf den Polſter nieder, die Kappadozier hoben im Takt die Sänfte auf und trugen ſie gleichmäßigen elaſtiſchen Schrittes hügelauf, hügelab, durch das Straßengewirr, das ſich vom Hebdomonpalaſt bis zum Hafen wie ein Netz ausbreitete, bis endlich der ganze Zug in einem Palaſt am Bosporus verſchwand.

Hylas hatte geſagt, als die Dame den Saal der Kämmerlinge verließ:

„Welch ein Uebermaß von Farben!“

„Marmorweiß, ein Purpurſaum — nennſt Du das farbig?“ fragte Theophan.

„Die Farben, die den Gewändern fehlen, erblühen auf ihrem Antlitz als künſtlicher Frühling!“

„Warum ſollte eine Frau nicht dieſen falſchen Blumenflor pflegen,“ bemerkte Theophan gleichmütig, „da ſogar der Konſul Eutropius ſich leidenſchaftlich damit abgibt, und unter verſchiedener Schminke die Häßlichkeit ſeiner verfallenen Züge zu verbergen ſucht. Mit den Farben der Blumen ſuchen die Damen auch deren Arom zu verbinden. Bemerkſt Du nicht, welche Wolke von Wohlgeruch den Gewändern und dem Haare der Dame entſtrömte? iſt es nicht, als ob das ganze glückliche Arabien durch den Saal gezogen ſei?“

„Und das ſteinige dazu — wenn ich an den ſtrengen Ausdruck und das ſtolze Auge denke,“ erwiderte Hylas.

Ein Kaiſer.

Es war im letzten Jahr des vierten Jahrhunderts, das mit einem Kaiſer Konſtantin auf- und und mit einem Kaiſer Theodoſius zur Neige ging. Jetzt hatte Kaiſer Arcadius, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, den Traum der Herrſchaft über den morgenländiſchen Teil des römiſchen Reiches. Vom Adriatiſchen Meer bis zum Euphrat, von den Katarakten des Nils bis zur Donau gehorchten die Völker ſeinem Szepter, brachten die herrlichſten, die reichſten Länder, ihre Schätze, die Erzeugniſſe ihres Bodens, ihrer Kultur, ihres Gewerb- und Kunſtfleißes ihm dar. Der Orient war damals nicht das, was er unter Muhameds Söhnen, unter dem Halbmond und dem Koran, allmählich geworden iſt: eine Ruine, die mehr und mehr in einen Schutthaufen ſich verwandelt. Er ſtand im Höhepunkt ſeiner Blüte — und ſomit denn auch auf deſſen Wendepunkt. Zwei Todfeinde hatte er: äußerlich — die barbariſchen Völkerſchaften, die ringsum aus dem Innern von drei Weltteilen, in Afrika, Aſien und Europa, ſeine Grenzen bedrängten; und innerlich das tiefe Sittenverderben, das Jahrtauſende des üppig verfeinerten, von keinem höheren Geſetz beſchränkten Heidentums erzeugten und das durch das junge Chriſtentum bis jetzt nur in Einzelnen, nicht in den Maſſen überwunden war.

Von dem erſten Todfeinde hatte Arcadius allerdings Kunde inſofern, als die nordiſchen Barbaren, die Gothen, ihn ſogar in ſeiner Reſidenzſtadt bedrängten. Den zweiten aber begünſtigte er in gewiſſer Weiſe, ohne es zu beabſichtigen, denn er nahm ihn auf in ſeinem Palaſt und in ſeiner nächſten Nähe — in der Form der Günſtlingsherrſchaft! Es gab keine Gerechtigkeit mehr; alles war käuflich — das Recht, das Amt, die Würden, die Auszeichnungen; alles mußte dem Günſtling mit Gold und mit huldigender Schmeichelei bezahlt werden. Dadurch kam das Gemeine obenauf und das Tüchtige verſchwand, teils freiwillig, teils gezwungen, und die Erniedrigung der Charaktere gab ſich durch untrügende Symptome kund: Geldgier, Luxus und Genußſucht waren die Idole, die ſo reichliche Opfer empfingen, als ob die alten Götzentempel nicht geſchloſſen wären. Doch war Arcadius kein böſer, nicht einmal ein leichtſinniger junger Mann. Er war mild und gütig, ſittenrein und fromm; allein er war von einer ſo grenzenloſen Charakterſchwäche, daß er ſich nie zu einer ſelbſtändigen Handlung ermannen konnte und lebenslang ein Unmündiger blieb, weniger aus Mangel an Verſtand, als an Willenskraft. Freilich iſt es ſchwer ein tüchtiger Mann zu werden, wenn man wie er ſchon in früher Kindheit Kaiſer des Morgenlandes war und als ſolcher behandelt wurde — behandelt mit jener abgöttiſchen Ehrfurcht, an welche ſich die Römer in einer Zeit gewöhnt hatten, da ſie vor den entſetzlichen Göttern Nero und Heliogabal zitterten und welche die Orientalen ihren Beherrſchern widmen. Schwer iſt's den Charakter zu ſtählen, wenn er nie auf Widerſtand ſtößt, ſchwer das Herz zu kräftigen, wenn nie ein göttlicher Bote in der Geſtalt von Schmerz und von Prüfung ihm naht. Das war fern gehalten von dem kleinen Kaiſer. Seine Mutter ſtarb ſo früh, daß ſeine Trauer nicht tief war. Die Grundlage eines feſten Glaubens an die Heilslehren des Chriſtentums hatte ſie ihm beigebracht und er bewahrte ihn treu, aber unfruchtbar für ſein Leben. Sein Vater war jahrelang fern von Konſtantinopel, teils in Italien, teils in den Gothenkriegen. Sein Erzieher, Arſenius, ein Mann von ausgezeichneten Gaben des Geiſtes und Charakters, ſah ſich und ſeine Stellung gelähmt in Einfluß und Wirkſamkeit durch die Höflingsatmoſphäre, verließ den

Hof und begab ſich zu den Einſiedlern Egyptens. So geriet Arcadius in die Hände derjenigen, die, anſtatt ihn zum Herrſcher zu bilden, kein anderes Ziel hatten, als ſtatt ſeiner zu herrſchen. Er ließ es ſich gefallen, ohne Gegenwehr, und ließ trotz ſeines milden Gemüts die größten Greuel- und Freveltaten geſchehen.

Jetzt war er von peinlichem Unbehagen gequält, denn die Spannung zwiſchen ſeiner Gemahlin und ſeinem Günſtling wuchs mehr und mehr, und er konnte nicht den einen Teil beſänftigen, ohne den andern zu erzürnen — eine entſetzliche Wahl! Er liebte mit aufrichtiger Zärtlichkeit die ſchöne Eudoxia und hielt den Eutropius für den treueſten Diener ſeines Reiches. Jetzt war ſie krank vor Gram, vor Zorn über die Beleidigungen, die der allmächtige Günſtling ihr zugefügt hatte, und ſie rächte ſich dafür an dem Kaiſer. Schon ſeit drei Tagen war ſie unſichtbar, auch für ihn! ſie hatte ihn anflehen laſſen, ihr eine kurze Friſt zu gönnen, um ſich von der Demütigung zu erholen, die ihr neuerdings widerfahren war — und dieſe Zurückgezogenheit in ihre innerſten Gemächer, dieſer Kummer, dieſe Verſtimmung verſetzte den Kaiſer in Trauer und den ganzen Hofſtaat in Verſtörung.

Es war um die Zeit des Sonnenuntergangs im hohen Sommer. Arcadius wandelte in einer

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Säulenhalle auf der höchſten Terraſſe des Hebdomonpalaſtes auf und nieder. Dieſe Halle war nach Weſten geſchloſſen und die Wand war verdeckt durch rieſenhafte Käfige, die mit blühenden Gebüſchen abwechſelten, ſo daß die Vögel, die hinter dem zierlich geflochtenen Gitter gehalten wurden zwiſchen Laub und Blumen ſangen und zwitſcherten. Nach Oſten war die Halle offen und von Säulen getragen, und gewährte eine Ausſicht von unvergleichlicher Schönheit auf die Stadt, das Land und das Meer. Der Hebdomon lag am äußerſten Ende von Konſtantinopel landwärts und auf der Höhe; der Konſtantiniſche Palaſt am entgegengeſetzten Ende, ſeewärts, auf dem Punkt, wo der Bosporus in die Propontis mündet, und zwiſchen dieſen zwei Punkten die Stadt mit ihren Prachtbauten über Hügel gelagert, vom Meer umfangen. Jenſeits des Bosporus breitete ſich die blühende Küſte von Bythinien aus, mit Calcedon ſchon im Vorgrund und im Hintergrund der Olymp mit ſeiner Pyramide von ewigem Schnee. Es war ein wunderbarer Reichtum der Natur in dieſem Bilde. Sie ſchien ihren vollſten Schmuckkaſten mit all ihren Kleinodien umgeſtürzt zu haben; denn landeinwärts rauſchten die Eichenwälder von Thracien und die Platane und der Nußbaum breiteten ihr ſchönes Laub ſchattig über die Villen aus, die ſtundenweit um die Stadt verſtreut waren. Zwiſchen ihnen hindurch lief die große Heerſtraße nach Theſſalonich, wo die Kaiſer zuweilen ihre Reſidenz nahmen — und dann weiter gegen Weſten zum adriatiſchen Meer und dem Abendland zu.

Doch nicht dorthin blickte Arcadius. Er ſah vor ſich nieder, wie er langſam auf und ab ſchritt, und die ſtrahlende Abendſchönheit entlockte ihm kein Lächeln, keinen Blick. Und doch flammte die Schneeſpitze des bythiniſchen Olymps, angeglüht von der ſinkenden Sonne, wie ein Rubin zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend; und doch erglänzten die kleinen Eilande, die zerſtreut in der Propontis liegen, wie Edelſteine in einem ſilbernen Becken, und ſchienen durch ihre Anmut die zahlloſen Nachen und Barken, die von Küſte zu Küſte glitten, gaſtlich zur Einkehr einzuladen. Allein dieſe ſchwebten raſtlos geſchäftig hinüber und herüber und kümmerten ſich um die ſeligen Inſeln ſo wenig wie Arcadius. Wenn ſein Auge zufällig nach Bythinien blickte, ſo bekam es einen noch trüberen Ausdruck; denn dort, in Kleinaſien, machte Tribigild, der Gothe, einen Aufſtand, einen Raubzug — und war Leo, der Feldherr, im Stande, den Gothen zu beſiegen? Krieg und Krieg, im Palaſt, im Reich, mit Freund und Feind! Er hatte wohl recht bekümmert zu ſein der arme Kaiſer! Ein anderer hätte verſucht, aus dieſer Lage herauszukommen, hätte einen Schritt getan, vielleicht einen gefährlichen, vielleicht einen verkehrten, aber wenigſtens einen Schritt! Das tat Arcadius nicht. Er ließ ſeine Lage über ſich ergehen. Seine äußere Erſcheinung war durchaus nicht einnehmend. Unſchöne Züge bekommen zuweilen einen überraſchenden Zauber, wenn der Ausdruck eines geiſtigen Lebens ſie durchleuchtet; doch dieſes Licht ging in ſeinem Antlitz nicht auf, und nichts verſöhnte mit der Unregelmäßigkeit desſelben. Seine Geſtalt war klein und dürftig, ſeine Haltung ohne Würde. Nirgends eine Spur von der wohlwollenden Majeſtät ſeines Vaters, die zugleich Ehrfurcht und Vertrauen einflößte und ſomit den Kaiſer ſelbſt und alle, die ſich ihm nahten, in die paſſende Stellung verſetzten. Arcadius trug eine Tunika von gelbweißer Seide mit leichter Goldſtickerei und purpurfarbene Halbſtiefel, dies beſondere Abzeichen der kaiſerlichen Würde, deſſen ſich niemand außer ihm im ganzen Römerreich bedienen durfte. Ein Jahrtauſend ſpäter verrieten die Purpurſtiefel das Schickſal des letzten römiſchen Kaiſers des Morgenlandes. Bei der Erſtürmung Konſtantinopels durch die Türken fiel Conſtantin Paläolog und ein Haufen von Leichen umgab und bedeckte ihn. Als man ſpäter nach ihm ſuchte und forſchte, zeigten die Purpurſtiefel, daß ein entſtellter Leichnam — der letzte oſtrömiſche Kaiſer geweſen ſei.

Arcadius befand ſich zwar auf der oberen Terraſſe allein; aber an ihren Zugängen ſtanden Kämmerlinge verſchiedenen Ranges, ſtets bereit, vor ihrem Herrn zu erſcheinen, wenn er ihrer bedürfen würde. Arcadius klatſchte einmal in die Hände; — dies war das allgemein übliche Zeichen, um einen Diener zu rufen. Ein Kämmerling eilte die Marmorſtufen zur Halle hinauf, ließ ſich auf ein Knie nieder, vernahm den Befehl, daß Elpidius zu rufen ſei, und verſchwand lautlos und eilfertig wie er erſchienen war. Arcadius ſetzte ſeinen einſamen und einförmigen Spaziergang fort und ſein Antlitz bekam mehr und mehr den ſchwermütigen Ausdruck, den zuweilen Weſen haben, die ſich mehr inſtinktmäßig als ſelbſtbewußt außerhalb ihres Gleichgewichtes und der Aufgabe ihres Lebens nicht gewachſen fühlen.

Nach geraumer Zeit erſchien eine ſtattliche Männergeſtalt am Fuße der Marmorſtufen und Arcadius winkte ihm durch eine lebhafte Handbewegung Willkommen zu. Es war Elpidius, ein Verwandter des Theodoſius, Spanier wie er, und durch dieſe Verwandtſchaft und durch die Gunſt, die der große Kaiſer ihm ſchenkte, auch in Gnaden bei deſſen Nachfolger. Elpidius war in der Mitte der Dreißige, eine gebieteriſch ſchöne, kühne Erſcheinung. Man hätte Vertrauen zu ihm faſſen können, wenn nicht ein Zug von abſtoßender Härte zuweilen wie eine Wetterwolke über ſein Antlitz geflogen wäre. Auch er war reich gekleidet in einer lichtgelben Tunika mit golddurchwirktem Saum und Gürtel, über die ein weiter weißer Mantel geworfen war. Goldene Buckeln in der Geſtalt von Löwenknöpfen befeſtigten ſein Schwertgehänge und hielten ſeine braunen Halbſtiefel knapp zuſammen. Mit leichtem Schritt erſtieg er die Stufen und begrüßte den Kaiſer mit der üblichen Kniebeugung.

„Nun, Elpidius, wie ſtehen die Dinge?“ fragte Arcadius langſam und zweifelhaft.

„Die Nachrichten lauten verſchieden, mein Gebieter. Das phrygiſche Landvolk ſoll im vollen Aufſtande ſein. Ob aber für, ob wider die Gothen . . . das weiß man nicht.“

„O dieſe Gothen! werde ich denn nie etwas anderes hören, als von den Gothen!“ ſagte Arcadius mißmutig. „Deine Angelegenheit meinte ich, Elpidius.“

„Meine Angelegenheit!“ rief dieſer und ein Zornblitz trat in ſein großes feuriges Auge; — „ſchau hinüber, mein Kaiſer! . . . Der Olymp dort iſt ihr Bruder! er hat ihren Namen, ihre Schönheit, ihre unüberwindliche Eiſeskälte.“

„Doch fehlt die Ähnlichkeit in einem Punkt, Elpidius: der Olymp wird von der Sonne warm und roſig angeſtrahlt, während Olympia's Leben von Trübſal umringt iſt."

„Sie kann es ändern . . . mit einem einzigen Wort; aber ſie ſpricht es nicht aus! Iſt ſolch ein Starrſinn zu dulden bei einem Weibe? Wohin käme die Welt, wenn die Weiber ihren Willen immer durchſetzten!"

„Dahin, wohin Gott die Welt lenkt, mein Elpidius; denn am Ende kann der Menſch, Mann oder Weib, doch nicht weiter gehen, als Gott es zuläßt."

„Innerhalb dieſer letzten Schranke iſt der Spielraum jedoch ſo groß, daß der Einzelne viel ſchaden oder viel nützen kann; und da ſollte ich meinen, o Herr, es ſei kein gutes Beiſpiel, das Olympia gibt; — ſie bietet Dir Trotz, Dir, dem Cäſar-Auguſtus."

Arcadius bewegte verneinend das Haupt und entgegnete:

„Die Leidenſchaft verblendet Dich; Olympia iſt eine hochherzige Seele und kennt keinen Trotz. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ſie mir vorhin eingefallen iſt; ihretwegen hab' ich Dich rufen laſſen, Elpidius, denn . . . ſie dauert mich.

Glaubſt Du auf dieſem Wege zum Ziel zu kommen und ihre Einwilligung zu erzwingen?"

„Ich will es glauben!" rief Elpidius.

„Das wäre vortrefflich, ja ein Tugendakt, wenn es ſich um ein geheimnisvolles Dogma unſerer heiligen Kirche handelte," verſetzte Arcadius mit einem Anflug von Spott. „In dieſem Fall iſt jedoch der Wille nicht auf ſeinem Platz. Er iſt ein Uſurpator und ſollte der Ueberlegung, dem ruhigen Urteil weichen. Meinſt Du nicht?"

„Ich meine," entgegnete Elpidius kalt, „daß Eutrop Deine Anſicht ausſprach, mein Gebieter, als er ſagte, Olympia gebe ein gefährliches Beiſpiel durch die Verſchleuderung ihres Vermögens an Kirchen, Prieſter, Nonnen und Mönche, Spitäler, Klöſter — und wie die Anſtalten heißen mögen, die früher ihr Einkommen verſchlangen. In unſeren kriegeriſchen und unruhigen Zeiten gibt es viele Witwen und viele Frauen, deren Söhne in Deinen Feldzügen, o Herr, das Leben verloren. Soll es dieſen erlaubt ſein, in Anwandlungen von trübſinniger Frömmigkeit ihr Vermögen gleichſam unfruchtbar zu machen, es dem Staate zu entziehen und durch übertriebene Almoſen zu vergeuden? Frauenköpfe ſind excentriſch. Zu ihrem eigenen Heil muß man ihnen Schranken ſetzen, ſie bewahren vor ſpäter Reue und nicht dulden, daß die Hilfsquellen des

Reiches verſtopft und die Goldbäche abgegraben werden. War dies nicht Deine Anſicht, o Herr? ... und wenn ſie es war — weshalb iſt ſie es nicht mehr?"

„Sei es wie Du ſagſt, Elpidius!" entgegnete der Kaiſer trübe; — „ich finde es hart für eine Frau wie Olympia, die immer durch die reinſte Tugend und den höchſten Edelſinn geglänzt hat, ſie wie eine Törin unter Vormundſchaft zu ſtellen, ja, ſie ihrer perſönlichen Freiheit zu berauben."

„Sie hat ſich ſchwer genug gegen Dich vergangen, mein hoher Herr, um dieſe Zurechtweiſung zu verdienen."

„O, gegen mich!" ſagte der Kaiſer mit einem Ton, der deutlich verriet, daß er nicht daran gewöhnt ſei, darauf ein Gewicht zu legen.

„Gewiß, gegen Dich, mein Kaiſer! Du läßt Dich herab, meine Bewerbung bei ihr zu unterſtützen, Du legſt Dein mächtiges Fürwort für Deinen Vetter, für einen Mann, der ihr an Reichtum und Herkunft gleich ſteht, gnädig ein — und ſie verſchmäht mich ... und in mir — Dich, den kaiſerlichen Willen. Wo Tauſende ſich geehrt gefühlt — wo abermals Tauſende der Majeſtät gehorcht hätten — da lehnt ſie ab."

„Aber mit welcher Demut!"

„O mein Kaiſer! wenn Du auf Worte Gewicht legen willſt, ſo mußt Du die Handlungen unterſagen!" rief Elpidius; „denn allzu oft ſteht Wort und Tat im grellſten Widerſpruch und hinter der demütigen Rede verſteckt ſich der trotzigſte Sinn."

„Nicht bei Olympia, Elpidius! ſie hat ihre demütige Geſinnung bewährt."

„Wie das?" fragte Elpidius geſpannt und ein Hoffnungsſchimmer ging in ſeinem Auge auf.

„Als ſie die Verwaltung ihres Vermögens und der Verfügung über ihre Einkünfte beraubt, bis zu ihrem dreißigſten Jahr unter die Vormundſchaft des Präfekten der Stadt geſtellt wurde — was tat ſie da? haſt Du es vergeſſen?"

„Ich weiß nicht, was Du im Sinne haſt, o Herr," entgegnete Elpidius unmutig.

„Da ſchrieb mir Olympia und dankte mir für die Verwahrung ihrer Güter, weil ſie ſchon längſt gefürchtet habe, in Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit zu verfallen — wie das ſo leicht geſchehe, wenn man große Almoſen ſpende. — Genug, Elpidius, dieſe Frau kommt mir bewundernswert vor . . . und ich ließ Dich rufen, um zu fragen, ob Du irgend Hoffnung hätteſt, zum Ziel zu gelangen; wenn aber nicht, ob es nicht verſtändiger und großmütiger ſei, die Unterdrückung eines wehrloſen Weibes aufzugeben."

„Wie Du befiehlſt, mein Kaiſer!" antwortete Elpidius ſcheinbar ruhig. „Ob ich hoffe oder nicht, darauf kommt es durchaus nicht an, ſondern nur auf Deine Mißbilligung der Maßregel. die gegen Olympia bisher in Anwendung kam. Ich trete alſo vor meiner Bewerbung zurück — jedoch nur unter der Bedingung, daß Du die Gnade haben werdeſt, Deinen Willen gegen Eutrop kund zu geben, damit Olympia auch wirklich frei werde."

„Ich betrachte die Sache etwas anders, Elpidius," ſagte Arcadius verlegen. „Deinetwegen iſt ſie angeregt worden; folglich muß von Dir der entgegengeſetzte Schritt ausgehen. Sei daher ſo gütig, an Eutrop mitzuteilen, Du wäreſt der undankbaren Bewerbung müde und wünſchteſt: Olympia's Befreiung von der Vormundſchaft."

„Hoher Herr!" rief Elpidius, „wollte ich auch, um Deinem Wunſch nachzukommen, dieſe Unwahrheit ſagen, ſo wird Dir doch nicht unbekannt ſein, daß ſie nicht die mindeſte Berückſichtigung bei Eutrop finden würde. Er gehorcht nur Dir. Erſpare mir alſo die vergebliche Demütigung, anders zu ſprechen, als ich denke, und rede Du ſelbſt über dieſe Angelegenheit mit Eutrop."

Der Blick des Kaiſers wurde noch trüber im Bewußtſein ſeiner Ohnmacht Eutrop gegenüber — und plötzlich abbrechend fragte er:

An Bertha

Freifrau von Marenholz geborne von Bülow

in Hannover.

„Wie kommt es, daß die Nachrichten aus Phrygien ſo verſchieden lauten? Es iſt doch wahrlich nicht ſchwer zu ergründen, ob das Landvolk für oder gegen die Gothen ſich erhebt!“

„Die kaiſerlichen Sendboten kennen freilich den Stand der Dinge genau; allein es werden keine öffentliche Mitteilungen darüber gemacht — vielleicht um die Bevölkerung nicht aufzuregen.“

„Steht es ſo ſchlimm, Elpidius?“ fragte der Kaiſer lebhaft.

„Das wird mein hoher Herr beſſer als ich wiſſen; denn nicht zu mir kommen die Sendboten,“ erwiderte Elpidius kalt.

„Ich fürchte zuweilen,“ ſagte der Kaiſer befangen, „daß Leo der Mann nicht iſt, der es mit einem Tribigild aufnehmen könnte.“

„Dieſe Befürchtung iſt ziemlich allgemein,“ verſetzte Elpidius. „Nicht wegen ſeines Mutes und ſeiner Tapferkeit nennt man ihn den orientaliſchen Ajax; nur wegen ſeiner Leibeslänge und Stärke. Wo aber der moraliſche Mut fehlt, haben dieſe körperlichen Eigenſchaften kein Gewicht.“

„Es iſt genug, Elpidius, ich danke Dir . . . und ich bitte Dich, meinen Wunſch in Betreff Olympia's gründlich zu erwägen,“ ſagte Arcadius und machte eine grüßende Handbewegung, welche andeutete, daß er allein ſein wolle, und Elpidius entfernte ſich mit derſelben Ehrfurchtsbezeugung womit er gekommen war. Doch nur äußerlich war dieſe Ehrfurcht. In ſeinem Innern ſchätzte er Arcadius gering genug, um zu glauben, daß Eutrop ihn in dieſe neue Richtung verſetzt habe und zwar aus eigennützigen Abſichten. „Mich will er von Olympia entfernen, der ſchamloſe Günſtling," murmelte Elpidius, „und dann irgend ein Mittel finden, um ſie des Hochverrats oder eines andern beliebigen Verbrechens anzuklagen, welches, wenn nicht Todesſtrafe, ſo doch Verbannung und Verluſt des Vermögens nach ſich zieht — und dies Vermögen würde dann in den Rachen ſeiner Habgier fallen. Hat er es doch ebenſo mit Abundantius und Timaſius gemacht. Ich bin ihm im Wege bei dieſer Abſicht. Deshalb ſtiftet er den Kaiſer an, mich zu bewegen, daß ich freiwillig das Feld räume; . . . denn wie käme Arcadius ſonſt auf dieſen Gedanken: . . . Nun gleichviel! möge er ihm von Eutrop beigebracht ſein oder nicht — ich gehe nicht darauf ein."

Arcadius ſetzte noch eine kleine Weile ſeinen Spaziergang fort. Nicht Eutrop hatte ihm ſeine milde Geſinnung für Olympia eingegeben, ſondern Eudoxia — aber indirekter Weiſe und ganz ohne ihre Abſicht. Die Art, wie ſie eine Kränkung ertrug, bildete einen ſo ſchreienden Gegenſatz mit

Olympia's friedlich demütiger Ergebung in eine unerhörte, andauernde Ungerechtigkeit, daß in Arcadius der Gedanke erwachte, er müſſe ſeine Schuld gegen Olympia ſühnen, um dadurch göttlichen Beiſtand zu ſeiner Verſöhnung mit Eudoxia zu gewinnen. Willenlos aber, wie er Eutrop gegenüber war, wünſchte er den allmächtigen Günſtling durch Elpidius umſtimmen zu laſſen. Weil er nicht daran gewöhnt war, die Verhältniſſe und die Lage der Dinge in ihrer Wirklichkeit zu betrachten, ſondern zuweilen ſo, wie ſeine eigene Stimmung, — und gewöhnlich ſo, wie fremde Leidenſchaft es ihm eingab, hatte er gar kein Urteil über das, was in jedem beſonderen Fall zu erreichen ſei — und was nicht. Jetzt wünſchte er Olympia's Wiedereinſetzung in ihre Rechte und trotz aller Unwahrſcheinlichkeit vor dem Forum der Überlegung, erſchien ſie ihm bereits als ausgemachte Tatſache. Das erheiterte ihn, denn — ſeinem Gemüt nach — hätte er nie irgend ein Geſchöpf betrübt oder gekränkt. Er hob ſein geſenktes Haupt und blickte freier umher — und auf die herrliche Stadt, die ſich zu ſeinen Füßen lagerte. Ein Prachtbau drängte ſich an den andern. Kaiſer Konſtantin hatte in ſeiner Reſidenzſtadt mit Rom wetteifern, Rom überbieten und alles leiſten wollen, was in Rom viele Jahrhunderte und viele Kaiſer geleiſtet hatten. Der konſtantiniſche Palaſt war von märchenhaftem Reichtum, wie die Behauſung eines Geiſterkönigs. Das Forum Konſtantins mit Gerichtsſälen und Säulenhallen umgeben, in denen ganze Reihen von Porphyr-Bildſäulen ſtanden, hatte als Mittelpunkt, ähnlich dem Forum Trajans zu Rom, eine prächtige Porphyrſäule mit vergoldeten Lorbeerkränzen um ihre Fugen, die Konſtantins vergoldetes Standbild hoch in die Lüfte erhob, und die jetzt, im Abendſonnenſchein wie ein Meteor erglänzte. In dem großen Hippodrom, wo die Wagenrennen ſtattfanden, waren die berühmteſten Kunſtſchätze aus den erſten Städten des Reiches aufgeſtellt. Rom allein hatte ſechzig ſeiner ſchönſten Marmorbilder abgeben müſſen; Alexandrien ſeinen ſchönſten Obelisk von roſenfarbenem Granit; Delphi — das Denkmal des Sieges bei Platäa: drei in einander gewundene Schlangen, deren Häupter den berühmten Delphiſchen Dreifuß trugen; Athen — das Meiſterwerk des Lyſippus, die vier Pferde von Bronce, die jetzt über dem Portal der St. Markuskirche zu Venedig ſtehen. Große Aquadukte liefen mit ihren ſchönen Bogenſtellungen aus den wald- und quellenreichen Bergen von Thracien in die Stadt hinein und führten den zahlreichen und geſchmackvollen Brunnen friſches Waſſer in Fülle zu. Prächtige Bäder mit verſchwenderiſchem Luxus ausgeſtattet, waren jedem, auch dem Geringſten, zugänglich; und aus den ungeheuern Speichern, welche die Kornkammer Egyptens füllte, wurde dem Volk umſonſt das Getreide verteilt. War alles, was ſich auf materielles Wohlbehagen bezog, von kaiſerlicher Pracht, ſo wurde ſie doch noch von zwei Gotteshäuſern übertroffen, die Konſtantin zu Ehren der göttlichen menſchgewordenen Weisheit und der heiligen Zwölfboten gebaut hatte; die St. Sophia- und die Apoſtelkirche. In der letzteren ſtanden die Bildſäulen der Apoſtel von Porphyr — und zu ihren Füßen befand ſich die Kaiſergruft, die ſich auch für den Mächtigſten der Erde öffnet und unwiderruflich ſeinen Purpur in Staub verwandelt.

In dieſe dunkle Gruft war auch jener gewaltige Kaiſer eingegangen, wie ein Meteor in der Nacht verſchwindet. Arcadius blickte von dem ſtrahlenden Standbild im Circus nach der Apoſtelkirche. Auch ſeine Bildſäulen prangten in allen größeren Städten ſeines Reiches; auch ihn erwartete die Kaiſergruft. Auf welchem Wege ging er dahin? — Er wendete ſich ab und der Richtung zu nach dem goldenen Tor. Dies befand ſich landeinwärts, unfern des Hebdomons. Es öffnete ſich auf die große Heerſtraße, die nach den Abendländern führte. Durch dieſes Tor zogen die Kaiſer ein, wenn ſie von ihren Siegen heimkehrten, und bei einem Triumphzug des Theodoſius hatte man es mit Goldplatten bedeckt. Arcadius war noch nie ſiegesfreudig durch das goldene Tor gezogen und nur eine grauſige Erinnerung knüpfte ſich für ihn daran. Er ſchauderte in ſich zuſammen, verließ die Halle und begab ſich in ſeine Gemächer.

Die Waiſe.

Der große Theodoſius wählte häufig ſeine Feldherren unter den Barbaren, wie die Römer ſagten; d. h. ſie waren von nicht-römiſcher Abſtammung, wenngleich ihre Nationen längſt dem Scepter der römiſchen Kaiſer unterworfen waren. Recht im Herzen eines der edelſten Stämme Germaniens, bei den Franken, befand ſich ſeit etwa hundert Jahren, und ſeitdem die Krone für eine Stirn zu ſchwer wurde, ein kaiſerliches Hoflager. Trier war ſeit den Konſtantinen die Reſidenz eines Auguſtus oder wenigſtens eines Cäſars — eines Mitregenten, — und an den lieblich romantiſchen, ächtdeutſchen Ufern der Moſel war, wie am leuchtenden Geſtade des Bosporus und wie in der fruchtbaren Ebene Lombardiens, ein Thron für die römiſche Weltherrſchaft aufgeſchlagen, und mit allem Pomp, allen Ränken, allen Intriguen, allen Gewalttaten und allen Blutſtrömen umringt, welche damals deſſen unzertrennliche Beigabe ausmachten. Eine krankhaft üppige, ſchwelgeriſch grauſame Zeit, die ihre

Luſt gehabt hatte an den Qualen der chriſtlichen Martyrer, an den Blutſpielen der Gladiatoren, an der zügelloſen Frechheit der heidniſchen Schaubühne, an der noch größeren Schamloſigkeit des heidniſchen Götterdienſtes — dieſe Zeit ging erſt eben und langſam unter und in dieſem Zerſetzungsprozeß, den ſie durch neue, kräftig auf ſie eindringende Elemente erlitt, hauchte ſie Miasmen aus, welche erſt nach Jahrhunderten allmählich überwältigt werden konnten. Die fremden Nationen, die mit der römiſchen Kultur und Hyperkultur in Berührung kamen, verachteten ſie und wurden dennoch von einem brennenden Ehrgeiz geſtachelt, auf gleichem Fuß mit dieſen ſtolzen Römern zu ſtehen. — Die Rohheit kühner Eroberer, gepaart mit der Sucht nach Herrſchaft und Reichtum — doch nicht ſelten auch gepaart mit großen Talenten, machte dieſe Barbaren gefährlich und gefürchtet, aber brauchbar und geſchickt, wenn ſie wie bei Theodoſius, den Herrn fanden, der ihnen die Zügel ſtraff hielt.

Einer ſeiner zahlreichen und tüchtigſten Feldherren war Bauto, ein Franke von edler Herkunft, der manchen glücklichen Feldzug an der Seite des Kaiſers gemacht hatte und demſelben unentbehrlich geworden war. Bauto vertauſchte die germaniſche Heimat mit dem Morgenlande. Er brachte Weib und Kind aus Trier nach Konſtantinopel, um die kurzen Friedenspauſen mit ihnen verleben zu können, denn der Sinn für häusliches Leben und Glück war ihm nicht untergegangen im Getümmel des Feldlagers und der Schlachten. Selbſt voll Geiſt und Bildung, hatte er große Freude an der Begabung, die ſein einziges Kind von der Natur empfangen hatte. Eudoxia hieß die Kleine, die durch ihre Schönheit und ihren lebhaften Geiſt ſein Vaterherz entzückte. Es war ihm aber nicht vergönnt, dieſe Knoſpe zur Blüte entfaltet zu ſehen. Er ſtarb im kräftigſten Mannesalter, nachdem er zuvor den Schmerz gehabt hatte, ſeine Frau zu verlieren, die ſich immer heim ſehnte nach den nußbaumumſchatteten Ufern der Moſel. Er ſtarb nicht in der Schlacht, ſondern nach einem längeren Krankenlager. Es geſtattete ihm für die Erziehung und die Zukunft ſeiner Tochter zu ſorgen. Er übergab ſie einem anderen Feldherrn des Theodoſius, ſeinem Freunde und Waffenbruder Promotus, der kinderlos war und dem Sterbenden verſprach, für Eudoxia, wie für eine eigene Tochter zu ſorgen. Da ſtarb Bauto beruhigt, und Eudoxia, die bei zehn Jahren ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimat war, kam in das glänzende Haus des Promotus und wurde dort mit offenen Armen empfangen. Promotus war römiſcher Konſul geweſen. Zur Erinnerung an Roms größte Zeiten, als die Liebe zum Vaterlande eine idealiſche war, welche ſeine Bürger zu Tugend und Hochſinn verpflichtete, hatte man den Schatten jener alten republikaniſchen Konſularen feſtgehalten, obſchon das römiſche Reich längſt nichts anderes war, als eine von glücklichen Feldherren despotiſch beherrſchte Monarchie. Alljährlich wählte der römiſche Senat zwei Konſuln — natürlich immer Perſönlichkeiten, die den Kaiſern nicht nur genehm, ſondern häufiger noch von ihnen beſtimmt waren, ſo daß auch ſchon Barbaren zu dieſer Ehre und Würde gelangt waren. Dies eine Jahr des Konſulates verlieh auf immer einer ganzen Familie Glanz und Anſehen, und konnte ſie mehrere Mitglieder aufzählen, welche dieſe Würde bekleidet hatten, ſo zählte ſie zu den erlauchten Geſchlechtern. Ließen ſich doch die Kaiſer ſelbſt wählen! doch mit dem Unterſchied, daß ihr Konſulat lebenslänglich und gleichſam ein Ober-Konſulat neben dem eigentlichen und gewöhnlichen war, das alljährlich wechſelte. Doch weder die kaiſerliche Gunſt, noch ſeine eigenen Verdienſte, noch ſeine glänzende Laufbahn verbürgten dem Promotus perſönliche Sicherheit; denn er hatte denjenigen Mann zum Feinde, der bei Theodoſius in ſo hoher Gunſt ſtand, daß er ihn, den Barbaren von geringer Herkunft, zu den erſten Würden des Hofes und des Reichs beförderte und ihm die Regierung des Morgenlandes anvertraute, während er ſelbſt,

Theodoſius, im Abendland ſein mußte und Arcadius noch unmündig war. Dieſer Günſtling und Emporkömmling hieß Rufinus und war ein Gallier von niedriger Geburt. Theodoſius hatte mit ſcharfem Blick deſſen Energie und Klugheit aus der Maſſe der untergeordneten Offiziere ſeines Heeres herausgefunden und ihn auf einen Platz geſtellt, der ſeinen Fähigkeiten angemeſſener war. Rufinus wurde der mächtige Staatskanzler zu Konſtantinopel. War Theodoſius dort, ſo zeigte Rufinus ſeine Lichtſeiten: Einſicht, Tatkraft, Mut und Scharfſinn — und das alles in tiefſter Unterwürfigkeit vor dem kaiſerlichen Herrn, ſo daß dieſer, beſtochen und geblendet, ein unbedingtes Vertrauen zu den ausgezeichneten Eigenſchaften eines Mannes faßte, der mit ſolcher Begabung ſolche Ergebenheit verband. Deſſen Schattenſeiten blieben ihm aber verborgen, teils weil er nicht glauben wollte, was ihm von Rufinus Geldgier und Erpreſſungen zu Ohren kam, teils weil ſich Rufinus aus Furcht vor dem Kaiſer, beſonders wenn derſelbe in Konſtantinopel war, in Schranken hielt. Doch ſeine Habſucht machte ihn dem Volk verhaßt und ſein aufgeblaſener Hochmut den Großen unerträglich. In einer Sitzung, welche die kaiſerlichen Räte hielten, zu denen Promotus und Rufinus gehörten, betrug ſich dieſer mit ſo übermütiger Nichtachtung fremder Anſicht, daß Promotus dem frechen Emporkömmling, von zorniger Verachtung hingeriſſen, einen Schlag in's Angeſicht gab. Rufinus ſchwieg zu dieſer Beleidigung; allein dies Schweigen war ein Todesurteil für Promotus. Als ſich bald darauf in jenem Teil von Thracien, wo die Gothen ihre Anſiedelungen hatten, Unruhen zeigten und der Kaiſer den Promotus zu ihrer Bekämpfung ſchickte, ſorgte Rufinus dafür, daß er nicht heimkehre. In einem Hinterhalt wurde Promotus überfallen und erſchlagen.

So verlor Eudoxia nach ihrem Vater auch ihren Pflegevater. Doch deſſen Witwe, Marſa, eine kluge, ſtolze, ränkevolle Frau, blieb ihr gerade ſo mütterlich geſinnt wie früher — und indem ſie ihr ganzes Haus mit demſelben fürſtlichen Glanz fortführte, der dem Reichtum, dem Anſehen und der Stellung ihres Gemahls entſprochen hatte, ſorgte ſie für Eudoxia's Erziehung und Ausbildung, als ob ſie geahnt hätte, welchen Plan die göttliche Vorſehung mit dieſem heranwachſenden, ſchönen Weſen habe. Eudoxia bekam eine gründliche Kenntnis der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſo daß ſie ſich in beiden mit Gewandtheit ausdrücken konnte — und gründliche Unterweiſung in den Lehren der chriſtlichen Religion, die durch ihren tiefinnerlichen Zuſammenhang das Nachdenken wecken, während ſie durch ihren himmliſchen Inhalt den Geiſt erleuchten und das Herz göttlichen Einflüſſen zugänglich machen. Eudoxia beſaß alle Fähigkeiten, um ſich unter günſtigem Einfluß zu einem ſehr edlen Charakter zu entfalten. Aber der Unterricht iſt nur ein Teil der Erziehung. Der andere Teil iſt das Beiſpiel. Möge die Atmoſphäre worin der Geiſt ſich bewegt, noch ſo fein ſein — weht aber in den Verhältniſſen, Geſinnungen und Beiſpielen der Umgebung eine ganz andere Luft: ſo wird dieſe allmählich die Oberhand gewinnen und die niederen Eigenſchaften auf Koſten der höheren pflegen und entwickeln.

Die Witwe des Promotus kannte kein höheres Streben, als das: in der Welt zu glänzen; — durch Schönheit, durch Geiſt, durch Reichtum, durch Macht, durch Einfluß, durch Luxus glänzen — in erſter Reihe die Erſte ſein: dies war das Feld, worauf ſie ſich bewegte, war der Leitſtern der ihr Leben regelte. Marſa war durchaus keine Frau, an der ein ſittlicher Tadel haftete; allein es wäre auch ebenſo unmöglich geweſen, ihr ein Lob zu ſpenden, welches ſie auf gediegene Eigenſchaften bezogen hätte. Sie brachte den größten Teil des Tages in ihrem Toilettenzimmer mit einem Schwarm von Dienerinnen zu, um die unermeßliche Menge von Erforderniſſen, welche ihre Toilette erheiſchte, anzuordnen, zu wählen, zu beſtimmen. Sobald vornehme Frauen öffentlich in der Stadt erſchienen, war ihr Kleid und Mantel weiß, mit einem goldgeſtickten Purpurſtreifen umſäumt. In farbigen Kleidern erſchienen öffentlich nur Frauen von niederem Stande und von mehr oder minder zweifelhaftem Ruf. Allein im Innern ihrer Häuſer, oder wenn ſie auf dem Lande lebten, rächten ſich die Damen durch alle Farben des Regenbogens an der edeln Einfachheit ihres offiziellen Anzugs. Das tat auch Marſa. Sie wechſelte unaufhörlich ihre Kleider, ihren Kopfputz, ihren Schmuck, bevor ſie für den Tag ihre Wahl traf. Eine zweite Beſchäftigung war der Einkauf der Gegenſtände, die zur Ausſtattung ihrer Perſon und ihrer Gemächer gehörten. Die ſchwerſten Seidenſtoffe, die zarteſten Wollwebereien, Edelſteine und Perlen, koſtbare Eſſenzen, Salben und Räucherwerk, Gefäße, Schalen, Käſtchen von edlem Material und in ſchönen Formen, auch Schönheitsmittel und verſchiedenfarbige Schminke: all dieſe Sachen waren unentbehrlich und waren der Gegenſtand endloſer Beratung und genaueſter Ueberlegung. Kam nun der Beſuch von und bei anderen Frauen hinzu, oder der Beſuch des Cirkus, oder auch wohl der einer Kirche, beſonders wenn jemand predigte, der ein berühmter Redner war: ſo war der Tag mit den wichtigſten Geſchäften überfüllt und mit großer Selbſtzufriedenheit begab man ſich am Abend zur Ruhe.

So lebte Marſa; ſo lebten ihre beiden vertrauten Freundinnen Eugraphia, die Witwe eines Großwürdenträgers des Hofes, und Caſtricia, Gemahlin des Feldherrn Saturnin. Sie gaben für die vornehme Frauenwelt von Konſtantinopel den Ton an, wetteiferten in Luxus, Pracht und Verſchwendung und taten unendlichen Schaden, weil eine Menge Frauen ſich bemühten, es ihnen gleich zu tun, um ebenſo wie ſie bewundert und angeſtaunt zu werden.

Unter dieſen Einflüſſen wuchs Eudoxia zu einer blendenden Schönheit heran.

Der Brautzug.

Theodoſius war tot; ſeine Söhne Kaiſer; der Knabe Honorius im Abendland, der achtzehnjährige Jüngling Arcadius im Morgenland. Dieſem hatte Theodoſius den Rufin zum Ratgeber an die Seite geſtellt; aber Rufin war der eigentliche unumſchränkte Gebieter. Sein Ehrgeiz und ſeine Habſucht hatten nie Grenzen gehabt, nur ſie von außen gefürchtet. Dem jungen Arcadius gegenüber fiel dieſe Furcht weg. Rufin ſtrebte nach dem Purpur, der ſchon manchem Emporkömmling in einen Cäſar-Auguſtus verwandelt hatte, und beabſichtigte die Vermählung ſeiner einzigen Tochter mit dem Kaiſer. Das ganze Morgenland ſeufzte unter ſeiner Bedrückung, ſeiner grauſamen Ungerechtigkeit, ſeinen Gelderpreſſungen, ſeinem tyranniſchen Verfahren gegen alle, die ihm nicht in ſklaviſcher Unterwürfigkeit gehorchten. Aber — wie ein reißender Tiger dem Stich einer kleinen Schlange erliegt, ſo ging es dem gewaltigen Rufinus. Er war der Herr des Kaiſers; doch deſſen

Günſtling war er nicht. Das war ein Freigelaſſener, ein Armenier, der jahrelang als Sklav in dem kaiſerlichen Marſtall als niedriger Knecht gedient hatte, dann in den Dienſt des Feldherrn Arinthäus kam und eine große Geſchicklichkeit im Kräuſeln des Haares entwickelte. Arinthäus ſchenkte ihn deshalb ſeiner Tochter, als dieſe ſich vermählte, und Eutrop, ſo hieß der Sklav, mußte nun das Haar ſeiner Gebieterin kämmen und in Locken legen. Doch ſie wurde ſeiner überdrüſſig, und da ihn wegen ſeiner Häßlichkeit und ſeines Alters niemand mehr kaufen mochte, ſo gab ſie ihm die Freiheit — und überließ ihn der Armut. Doch Eutrop fand einen Beſchützer an dem Feldherrn Abundantius, der ihn früher bei Arinthäus geſehen hatte und nun des Elenden ſich erbarmte, indem er ihn in den kaiſerlichen Palaſt zu geringen Dienſtleiſtungen empfahl. Jetzt fühlte ſich Eutrop auf ſeinem wahren Boden. In dieſem an Leib und Seele mißgeſtalteten Weſen brannte eine Eitelkeit, die nie ihre Befriedigung gefunden hatte und nun dieſe Möglichkeit vor ſich ſah. Er wußte ſich ſo zu drehen und zu wenden, zu gleiten und zu gleißen, daß er ſich in den unterſten Rang der perſönlichen Umgebung des Kaiſers Arcadius hinein ringelte und durch eine Aufmerkſamkeit, die jedem Wort, jedem Wink zuvorkam, es dahin brachte, von dem gutmütigen, argloſen Jüngling bemerkt zu werden. Eutrop ſah ſein Spiel als gewonnen an. Er bat um die Gunſt, die Kleiderkammer zu verlaſſen, in welcher er bisher angeſtellt war, und den kaiſerlichen Leibdienern beigezählt zu werden — was Arcadius ihm gern gewährte. Nun hatte Eutrop feſten Fuß gefaßt, und in dieſem warmen Neſt der Gunſt des Kaiſers ſchwoll ſeine Eitelkeit in dem Maß auf, als er mehr und mehr das erlangte, was ſie begehrte — und was, anſtatt ſie zu befriedigen, ſie nur reizte.

Rufinus in ſeinem hochfahrenden Uebermute beachtete nicht die kleine Viper, die im Schatten des Thrones nach ihm züngelte, und ſchritt fort auf dem Wege rückſichtsloſer Gewalttat, welche ihm den glühendſten Haß des ganzen Volkes, der Vornehmen wie der Geringen, der Armen wie der Reichen zuzog. Das kümmerte ihn nicht. Er war Präfekt des Prätoriums zu Konſtantinopel geworden und bekleidete ſomit die höchſte Würde im Reich. Seine Mitſchuldigen, die ihre Ämter und Stellen von ihm erkauft hatten, bildeten eine ungeheure Zahl von Anhängern, die ihn ſtützten und trugen. Ein paar Monate nach dem Tode des Theodoſius ſchien es ihm an der Zeit, die Vermählung des Arcadius mit ſeiner Tochter in's Werk zu ſetzen, und er ſuchte die Höflinge, die alles von ihm zu hoffen wie zu fürchten hatten, für ſeine Abſicht zu gewinnen, damit der kaiſerliche Jüngling beſtimmt werde, ſeine Wahl auf Rufins Tochter zu lenken.

Die Höflinge gingen eifrigſt auf den Plan des mächtigen Mannes ein, und Arcadius hörte einen Chor der Bewunderung und des Lobes über die tauſend Vorzüge des jungen Fräuleins. Er hatte aber nicht die mindeſte Neigung weder für die Perſon, noch für die Verbindung; denn Sylvina gefiel ihm ebenſowenig, als er ihren Vater liebte. Er hielt Rufinus für einen tüchtigen Staatsmann und hatte eine hohe Meinung von ſeinem Verſtand, doch nicht das Vertrauen, das die Jugend gern einem erfahrenen Freunde ſchenkt. Deshalb wünſchte er auch nicht Rufins Schwiegerſohn zu werden. Ueberdas hatte ihm Eutrop von einem andern jungen Fräulein erzählt, welches unvergleichlich an Schönheit und Geiſt — und das einzige Weſen ſei, das mit dem Kaiſer den Thron des Orients zu teilen verdiene. Durch tauſend Liſte und Beſtechungen und ohne irgend jemand ſeine Abſicht ahnen zu laſſen, hatte Eutrop ſich ein Bild Eudoxia's zu verſchaffen gewußt. Er zeigte es dem Kaiſer. Arcadius war hingeriſſen von dieſer Schönheit, unter deren Zauber er vollſtändig geriet.

Es fügte ſich, daß Rufin eben abweſend war, um perſönlich eine Miſſetat auszuführen. Nach

Antiochien war er gereiſt, wo der edle Graf Lucian, Befehlshaber des Heeres in Syrien, nach den Grundſätzen von Pflicht und Gewiſſen handelte und gegen ungerechte Anſprüche taub, für Beſtechung unzugänglich war. Der Mann mußte aus dem Wege geſchafft werden! Kaum war Rufin nachts in Antiochien angelangt, ſo ließ er den Grafen gefangen nehmen, vor ſeinen Richtſtuhl führen und ohne irgend eine Anklage dermaßen geißeln, daß er ſeinen Geiſt unter den Henkershänden aufgab. Die Stadt geriet in heftige Aufregung über den Frevel. Um ihn zu ſühnen, ließ Rufin einen Säulengang bauen, der an Pracht alle Gebäude des prächtigen Antiochien übertraf. Dann reiſte er zurück und vernahm bei ſeiner Heimkehr mit großer Befriedigung, daß das Hoflager und die Stadt mit Zurüſtung zur kaiſerlichen Vermählungsfeier beſchäftigt ſei, die Arcadius plötzlich auf den 27. April angeſetzt habe. Der Name der künftigen Kaiſerin war unbekannt. Rufin mochte das wohl etwas ſeltſam finden. Seiner Gemahlin war nicht die leiſeſte Kunde von den Abſichten des Kaiſers zugekommen und auch gegen ihn verharrte Arcadius in tiefem Schweigen. So weit ging ſchon Eutrop's Einfluß, der ſich an der gründlichen Niederlage des mächtigen Mannes weiden und ihm zeigen wollte, daß er einen glücklichen Nebenbuhler in der Herrſchaft

Liebe Bertha, ich weiß nicht ob Sie Sich vorſtellen können was für eine angenehme Sache es iſt ein Buch zu ſchreiben; — welche anregende Geſellſchaft man dadurch hat, wie viel Gedanken man in ſich aufdämmern und klar werden ſieht, was für überraſchende Blitze der Erkenntniß und des Verſtändniſſes man in ſich ſelbſt und in Anderen wahrnimmt, wie man ſeine beſten Kräfte und Fähigkeiten verbraucht ohne daß man ſich dadurch ärmer fühlt. Aber dies Alles würde nur ein einſeitiger Genuß ſein, wenn nicht der Gedanke ihn erweiterte und über die Grenzen der Perſönlichkeit hinausführte: du ſchreibſt für verſtehende Leſer! Andre werden auf dem Wege fortgehen, in der Richtung weiter denken, den Faden fortſpinnen, welche du angedeutet haſt. — Und ſehen Sie, das iſt eigentlich meine Hauptfreude! mit dieſem Gedanken ſchlägt mein Geiſt gleichſam eine fliegende Brücke zu andern Geiſtern, und ein Lichtelf läuft geſchäftig und raſtlos über ſie hinüber und von Einem zum Andern, und bringt über den Kaiſer bekommen habe. Dennoch kam kein Zweifel in Rufins ſtolzen Sinn. Er war ein ſtrenger Gatte und Vater, der es nicht zu ſchätzen wußte, daß alle Frauen ſeiner Familie, Gattin, Tochter und Schweſter, zu den edelſten weiblichen Weſen gehörten, die durch ein Leben voll Tränen, voll Gebet und voll Werke der Barmherzigkeit ſeine Frevel gut zu machen ſuchten. Sie gehörten in jenen Kreis ausgezeichneter Frauen, die damals in Konſtantinopel wie in Rom, im Herzen und im Leben wahrhaft durchdrungen vom Geiſt des chriſtlichen Glaubens, ganz idealiſche und deshalb unendlich tief wirkende Erſcheinungen in einer Zeit waren, wo die große Strömung mehr dem heidniſchen Materialismus als dem Chriſtentum ſich zuneigte.

Rufinus befahl ſeiner Gemahlin, Sylvine ſo zu ſchmücken und ein ſolches Gefolge für ſie bereit zu halten, wie es ſich gezieme für die kaiſerliche Braut, welche die Abgeſandten des Kaiſers zu empfangen habe. Sylvine und ihre Mutter, und Sylvia, Rufins Schweſter, zitterten vor der Höhe, nach welcher Rufin trachtete; aber ſie gehorchten in demütiger Unterwerfung ohne zu fragen oder zu klagen. Ueberdas war es etwas Undenkbares die Brautwerbung des Cäſar-Auguſtus abzulehnen.

Der beſtimmte Tag brach an: — ein ſo lieblicher Frühlingstag, wie er je dem Geſtade der

Propontis gelächelt hatte. Land und Meer und Firmament ſtrahlten in Farbenpracht und verſchmolzen in Licht. Ganz Konſtantinopel war in feſtlicher Bewegung. Straßen und Plätze voll Neugieriger und von Chalcedon und der ganzen bythiniſchen Küſte ruderten überfüllte Nachen der Kaiſerſtadt zu. Um Rufins Palaſt ſammelte ſich die Maſſe des Volkes und im Palaſt diejenigen, die es ſich angelegen ſein ließen, die erſten zu ſein, um dem Schwiegervater des Kaiſers ihre Glückwünſche darzubringen, und zugleich mit dieſem Ausdruck ihrer Ergebenheit Wünſche für ihr eigenes Glück auszuſprechen. Im innern Hof und im Portikus, der ihn umgab, ſtanden Gruppen dieſer Untertänigkeitsbefliſſenen, während Männer von höherem Rang, aber von derſelben niedrigen Geſinnung zu den Gemächern Zutritt hatten, jedoch nicht zu Rufins Perſon. Er wollte erſt dann unter ihnen erſcheinen, wenn er ihre Huldigungen entgegennehmen konnte.

Nur zwei Perſonen im Palaſt hatten ganz andere Gedanken und Gefühle als die Menge: Sylvine und ihre Mutter: In frommer Hingebung an den Willen Gottes, den Lenker der Schickſale harrten auch ſie der Entſcheidung — doch ohne Unruhe, ohne Spannung und beſonders ohne frohe Hoffnung. Was Sylvine durch ihren Vater vom Kaiſer, vom Hoflager, von der Umgebung des

Thrones gehört hatte, flößte ihr kein Vertrauen, keine Ehrfurcht ein, und der Glanz dieſer Vermählung konnte ihre edle Seele nicht blenden und nicht tröſten.

Vom Kaiſerpalaſt aus hatte ſich ein Zug in Bewegung geſetzt, den der Oberkämmerling anführte. Dies war Eutrop: der Stallknecht war zum Hofmarſchall geworden. Eine Schar von prächtig gekleideten Edelknaben trug die kaiſerlichen Brautgeſchenke offen vor aller Augen. Auf goldenen Schalen lagen Schnüre von orientaliſchen Perlen, milchweiße und roſenrote; — lagen Diamanten und Smaragden, ſeltene Gemmen, Juwelen in allen Farben, Geſchmeide für den Nacken, die Arme, das Haar, Ringe, Nadeln und Spangen — maſſenhaft. In zierlich gearbeiteten ſilbernen Käſtchen ſtanden Phiolen von egyptiſchem, rötlich ſchimmernden Alabaſter voll duftender Eſſenzen von fabelhaftem Wert, für die Kleider, das Haar, die Hände, und mit dem köſtlichſten Räucherwerk für die Zimmer. In größeren Kaſten wurden die Stoffe getragen, von Seide, Wolle, Byſſus, geſtickt, durchwirkt, verziert, einfach, allen Launen des Geſchmacks und der Phantaſie genügend. Der Hofſtaat folgte, und eine Schar der Leibwache geleitete die Brautgeſchenke und deren Träger. Alle waren der Ueberzeugung, welche die Unmaſſe der Schauluſtigen teilte, daß der Zug ſich zum Palaſt Rufins begeben werde: ſo vollkommen hatte Eutrop ſein und des Kaiſers Geheimnis bewahrt. Aber man kam nicht ſo weit. Plötzlich ließ Eutrop vor dem Palaſt der Witwe des Promotus Halt machen, und ſtrahlend in ſeinen Feſtgewändern, in ſeiner Schadenfreude und ſeiner Schminke, gebot er dem Türhüter das äußere Tor zu öffnen — und der Zug verſchwand vor den Augen der verblüfft gaffenden Volksmenge.

Rufin hörte ihn nahen, hörte das ſummende Gewoge, das dumpfe Getöſe von vielen tauſend Fußtritten. Auf einmal ſtockte alles. Was war geſchehen? — Wahrſcheinlich ein kleiner Unfall, der alsbald beſeitigt ſein würde. Aber nein! der Zug ſetzte ſich nicht wieder in Bewegung, kam nicht näher — und die Zeit verging. Das unermeßliche Freudejauchzen, das Eutrop begrüßte, als er ohne die Brautgeſchenke Marſa's Palaſt verließ, löſte wie mit einem Donnerſchlag Rufins furchtbare Spannung. „Getäuſcht! betrogen!" murmelte er zitternd vor Zorn. Aber er nahm ſich zuſammen, bemeiſterte den Ausdruck von Haß- und Rachegefühlen, die in ſeiner Bruſt kochten, ließ allen Ergebenheitsbefliſſenen Muße, ſich leiſe zu entfernen, und begab ſich dann erſt mit ſeiner gewohnten ſtolzen Miene und Haltung zu ſeiner Gemahlin. Kein Diener wagte die Augen aufzuſchlagen, als Rufin durch die Vorhallen ſchritt. Es war, als fürchte jeder von einem Blitzſtrahl getroffen zu werden. Aber er gab einige Befehle im gewöhnlichen ſtrengen und kalten Ton und alle atmeten erleichtert auf, als ſei ein Ungewitter abgezogen, da er in den Gemächern ſeiner Frau verſchwand.

Dieſe hatte bereits durch ihre Frauen die ſchnell verbreitete Kunde erhalten daß Eudoxia die auserwählte Kaiſerbraut ſei — und mit Freudentränen ſank Sylvine in die Arme ihrer Mutter und dankte Gott mit gerührtem Herzen.

Da trat Rufinus ein und überraſcht von den Tränen ſeiner Tochter ſprach er finſter:

„Du weinſt? — Tröſte Dich! . . . Wir ſind noch nicht am Ende . . . und Du ſollſt dennoch Auguſta werden“

„O Herr . . . ich bitte . . . nein“ . . . — ſtammelte Sylvine entſetzt und ihre Tränen ſtockten.

„Wer ſagt nein, wenn ich ja ſage,“ entgegnete Rufin in einem Ton, der wie Hammerſchlag klang. „Ich habe nur ein Kind; dies Kind ſoll eine Krone tragen. Dies iſt mein unwiderruflicher Wille.“

Von den heftigſten entgegengeſetzten Gefühlen beſtürmt, wurde Sylvine bleich und immer bleicher und ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Rufin klatſchte in die Hände; eine Schaar von Dienerinnen ſtürzte herbei.

„Präge ihr ein," ſprach er eiskalt zu ſeiner Gemahlin, „daß der Wille des Vaters das Geſetz für die Tochter ſei. Wozu ſeid Ihr Chriſtinnen, wenn Ihr das nicht wißt!"

„Sie hat nicht gegen den Gehorſam gefehlt, Herr," entgegnete die Mutter bewegt und ſanft; — „und ſie wird auch ferner gehorchen. Habe nur Nachſicht mit dieſer vorübergehenden Schwäche, die eine Folge ungewohnter Aufregung ihres ſtillen Lebens iſt."

„Weshalb führt Ihr ein ſo ſtilles Leben, daß das geringſte Ereignis Euch erſchüttert?" fragte Rufin hart.

„Weil wir in der Zurückgezogenheit ſehr zufrieden ſind, Herr."

„Haltet das, wie Ihr wollt. Aber eines merke Dir: Sylvinens Beſtimmung iſt ein Thron. Dabei bleibt es." — —

Eine Aufregung anderer Art herrſchte in Marſa's Palaſt. Mit grenzenloſer Überraſchung hatte Eudoxia — mit grenzenloſer Befriedigung Marſa die kaiſerliche Botſchaft empfangen, die kaiſerlichen Geſchenke angenommen.

„Es iſt mir wie ein Märchen," ſagte Eudoxia, als ſie in dem Saal umherging, wo all die Herrlichkeiten aufgeſtellt waren.

„O nein, kein Märchen!" rief eine von Eudoxia's dienenden Frauen, und hob mit beiden Händen eine Schale auf, worin die ſchönſten orientaliſchen Perlen ſchimmerten.

„Kein Märchen!“ ſagte eine andere und entfaltete einen Purpurſtoff, durchwirkt mit goldenen Palmen.

„Kein Märchen!“ rief die Dritte frohlockend; „denn noch heute wirſt Du, o Herrin, Kaiſerin des Morgenlandes.“

„Freueſt Du Dich nicht?“ fragte eine Vierte. „Wenn mir ſo etwas widerführe, würde ich ganz außer mir vor Wonne und Entzücken ſein. Das biſt Du nicht.“

„Ich bin nicht mit Dir zu vergleichen, arme Aglaë,“ ſagte Eudoxia gelaſſen. „All dieſe Herrlichkeiten ſind ſchön, märchenhaft ſchön; aber freuen werde ich mich erſt dann, wenn ich Kaiſerin bin.“

„Und wenn das ganze morgenländiſche Reich huldigend zu Deinen Füßen liegt,“ ſagte Marſa, die in den Saal trat. „Ueber Edelſteine und koſtbare Stoffe freuen ſich die Niedriggeborenen und Niedriggeſinnten. Ein Weſen wie Du, von edler Abkunft und von hoher Sinnesart, betrachtet die größten Schätze als etwas, das ihm mit Recht gebührt; — nicht als einen erſtaunlichen Glücksfall. Jetzt aber kommt Ihr alle und laßt uns unſere Kaiſerin ſchmücken. Nur noch drei Stunden und der Brautzug erſcheint und führt ſie zur Vermählungsfeier nach der Sta. Sophia und dann in den Konſtantiniſchen Palaſt.“

Maria ſchloß Eudoxia zärtlich in ihre Arme, führte ſie in die inneren Gemächer und ſprach:

„Wahrlich, das hat Promotus, mein Gemahl, nicht geahnt, als er Dich, die Tochter ſeines edeln Freundes, in unſer Haus brachte, daß Du ihn an ſeinem Todfeind rächen würdeſt, indem Deine Schönheit Rufins ſtolzen und teuerſten Plan durchkreuzt und ſeine Tochter von dem Platz verdrängt, den ſeine Unverſchämtheit erſtrebte."

„Das iſt nun etwas, das mich ſehr freut!" rief Eudoxia. „Wie ich nichts dazu getan habe, um in Deine mütterliche Obhut zu kommen: ſo habe ich auch jetzt nichts tun können, um den Mann, der Dir mit Recht tief verhaßt iſt, gründlich zu demütigen. Es iſt Gott ſelbſt, der dieſe Vergeltung herbeigeführt hat — und nie werde ich es vergeſſen, daß Dein Haus der Weg war, auf dem ich zum Thron des Kaiſers Arcadius gegangen bin."

Nach einigen Stunden ſtand Eudoxia im ſtrahlenden Brautſchmuck, den ihre Schönheit überſtrahlte, an der Seite des Kaiſers in der prachtvollen Sta. Sophia, und der Patriarch Nectarius vollzog den Ritus, der dem Ehebund den Segen der Kirche gibt. Rufinus, als der erſte Großwürdenträger des Reiches, durfte nicht fehlen bei der heiligen Ceremonie. Er war ein ungewöhnlich ſchöner Mann, und in ſeiner großen, majeſtätiſchen Geſtalt lag eine gebietende Würde. Mit ruhiger Haltung wohnte er der Cermonie bei und nicht einen Augenblick verlor er ſeine ſtolze Faſſung, obſchon er wußte, daß er der Gegenſtand des Hohns, der Neugier und der Schadenfreude für all die Tauſende ſei, welche ſich in dem Gotteshauſe zuſammendrängten. Er wollte keinem die Befriedigung gönnen, zu glauben, daß er ſich durch irgend ein Ereignis gedemütigt fühlen könne. In der Tat war es auch nicht dieſe Empfindung, die in ihm vorherrſchte. Ein Charakter, wie der ſeine, hält ſich dabei nicht auf. Je mehr man ihn unterdrücken mögte, deſto mehr treibt man ſeinen verwegenen Hochmut hervor.

Enttäuſchungen.

Eudoxia war die Gemahlin des Kaiſers Arcadius. Die erſten Tage, die erſten Wochen vergingen in der Berauſchung, welche dieſe neuen Verhältniſſe für ihre ſechszehn Jahre hatten. Dann aber fing ſie an, ſich in dieſen Verhältniſſen umzuſchauen, und das geſchah nicht, ohne einige Tropfen Wermut in den Becher ihrer Freuden zu miſchen. Arcadius liebte ſie mit der ausſchließlichen Liebe, die keiner Zweiten gilt; deſſen war ſie ſich vollkommen bewußt und vollkommen entſchloſſen, ſich dieſe Liebe zu bewahren. Warum denn aber war ſie nur ſeine Gemahlin und nicht Kaiſerin? Es war noch ein Überreſt der heidniſchen Weltanſchauung, die, weil ihr der eine Gott fehlte, ſich dafür eine Art von Stellvertreter in dem Herrſcher ſchuf und ihm quaſigöttliche Attribute beilegte. Alle Macht, alle Würde war in ihm geſammelt. Von ihm ging ſie wie ein Abglanz aus und auf diejenigen über, denen er für gut fand, ſie zu verleihen. Des Kaiſers Sohn war nur dann Auguſtus — des Kaiſers Gemahlin

Botſchaft von der großen Gemeinſchaft aller ſtrebenden Geiſter. Wenn ich dann zuweilen vom Denken und Schreiben auf- und in die weite Welt vor mir hinausblicke, tritt mir wol aus der Maſſe der fremden und befreundeten Geſtalten — Eine beſonders lebendig entgegen, ſieht mich gedankenvoll an, winkt mir freundlich zu, ſagt mir wol gar: Ja, ich verſtehe dich! ſchreibe nur, ſchreib! ich freue mich dazu. — Und bei dieſem Buch war es nun grade Ihr Bild, theure Bertha, das mir immer und immer begegnete, wenn ich die Augen aufſchlug und von Innen nach Außen blickte. Es war die Conſtellation unter der dies Buch geboren iſt, laſſen Sie darum immerhin Ihren Namen wie einen Stern über demſelben ſtehen. Wie lieb mir das iſt werden Sie, obgleich Sie ſonſt Alles begreifen, doch niemals begreifen.

Berlin, den 29. Dezember 1844.

Ida Hahn-Hahn.

nur dann Auguſta, wenn er ihnen dieſen Titel verlieh. Und Arcadius hatte ihn nicht an Eudoxia gegeben! ſie hieß nur „Epiphanestate,“ die Allerедelſte. Dies war ihr um ſo empfindlicher, als ſie erfahren hatte, daß die Kaiſerbrüder nach dem Tode des Theodoſius ihre kleine Stiefſchweſter Galla Placidia zur Auguſta ernannt hatten; und nun vermählte ſich der Kaiſer des Morgenlandes und gibt ſeiner Gemahlin dieſen Titel nicht! — Und warum nicht? — Was konnte ihn hindern? —

Sie kannte noch nicht die Feſſeln, in welche ſein ſchwacher und träger Charakter ihn ſchlug. Hätte er ſeiner Neigung folgen dürfen, ſo wäre der Titel Auguſta Eudoxia's Morgengabe geweſen; aber das gab Eutrop nicht zu.

„Etwas Geduld, o Du mächtigſter Kaiſer!“ ſagte er ſchmeichelnd. „Laß der allereдelſten Eudoxia Zeit, Dir einen Sohn und Nachfolger zu ſchenken. Dann erſt wäre ſie in den Augen Deiner Völker würdig, Kaiſerin zu ſein.“

„Aber ich würde ſie ſchon jetzt gern mit dem Titel Auguſta ſchmücken,“ entgegnete Arcadius mißmutig.

„Der Kaiſer iſt es ſeinen Völkern, iſt es dem ganzen Reiche ſchuldig, uns mit Nachkommenſchaft, mit einem Sohne zu beglücken,“ ſagte Eutrop mit großer Ehrfurcht.

„Was hat das mit dem Titel der Kaiſerin zu tun!“ rief Arcadius.

„O Herr, ſehr viel!“ verſetzte Eutrop lächelnd. „Ein Sohn, ein Nachfolger, iſt ein Unterpfand künftiger Ruhe des Reichs, iſt eine Schutzwehr gegen freche Beſtrebungen ehrgeiziger Thronräuber, iſt ein Band gegenſeitiger Anhänglichkeit bis in die fernſte Zeit hinab, iſt gleichſam eine Notwendigkeit neben dem Thron des erhabenſten Kaiſers. Hätte die alleredelſte Eudoxia nun das Unglück — denn man muß auch inmitten des Glücks an traurige Möglichkeiten denken! — nicht Mutter eines Thronfolgers zu werden: ſo würde ſie leichter in das Privatleben zurücktreten, wenn ſie noch nicht zur Auguſta ernannt wurde. Deshalb wäre dies glückſelige Ereignis auf jeden Fall abzuwarten.“

„Du biſt unſinnig, zu wähnen, daß irgend etwas mich beſtimmen könnte, Eudoxia zu verſtoßen!“ rief Arcadius erregt.

„Auch der unüberwindliche Kaiſer des römiſchen Reichs im Morgenlande hat ſeine Pflichten gegen dieſes Reich,“ ſagte Eutrop mit großem Pathos.

Und dieſes Wort „Pflicht“, das für ihn ein leerer Schall war, genügte dem frommen Sinne des Kaiſers, um Eutrops Rat bezüglich der Titelverleihung vorderhand zu befolgen.

Eutrop aber dachte minder daran, ob Eudoxia Mutter eines Sohnes werden — als ob ſie in ſeiner Hand gefügig wie der Kaiſer ſein würde den er mit großen Worten einſchüchterte.

Rufin war keineswegs geſonnen, ſeinem glücklichen Nebenbuhler freie Hand zu laſſen. Er dürſtete nach Rache, nach einer großartigen, durchgreifenden Rache. Nicht der Günſtling — ſondern der Kaiſer ſelbſt ſollte ſie fühlen. Er knüpfte bei den Goten heimliches Einverſtändnis zur Empörung an. Sie bildeten unter Feldherren ihrer Nation beſondere Abteilungen im kaiſerlichen Heere und waren dieſen Feldherren viel anhänglicher und ergebener, als dem Kaiſer. Durch ſie wollte Rufin zum Purpur gelangen.

Aber Eutrop war wachſam. Seine Späher verloren Rufin keinen Augenblick aus dem Geſicht und der Verrat, den dieſer am Kaiſer üben wollte, umringte und umſtrickte ihn ſelbſt. Der gotiſche Heerführer Gaïnas, mit dem Rufinus im Einverſtändniſſe zu ſein wähnte, fand es zweckmäßiger, für diesmal auf des Kaiſers Seite zu ſtehen und im Bunde mit Eutrop zu handeln.

Gaïnas führt die gotiſchen Truppen aus dem Abendlande zurück, wo Theodoſius mit ihnen kurz vor ſeinem Tode die Empörer Arbogaſt und Eugenius beſiegt hatte. Es war in Konſtantinopel üblich, daß der Kaiſer ſeinem ſiegreich heimkehrenden Heere entgegen gehe. Das geſchah auch jetzt. Im feſtlichen Zuge begab Arcadius ſich vom Hebdomonpalaſt zum goldenen Tore. Sein Hofſtaat umringte ihn, der Präfekt des Prätoriums ging ihm zur Seite, ſtolzer und majeſtätiſcher denn je, ſtrahlend von kühner froher Hoffnung, deren Erfüllung er ſicher erwartete.

Als die Begrüßung des Kaiſers vorüber war, drängte ſich Gaïnas mit ſeiner Leibwache an Rufinus heran. Dieſer glaubte, ſie wollten ihn zum Kaiſer ausrufen — aber Gaïnas gab den Seinen ein verabredetes Zeichen und ſie töteten ihn zu den Füßen des entſetzten Kaiſers.

Ungeſtraft war der Mord geblieben, den Rufinus an dem edlen Grafen Lucian beging; ungeſtraft blieb Rufins Mord, da Eutrop und Gaïnas dem Kaiſer deſſen hochverräteriſchen Plan darlegten und auf das freudejauchzende Volk deuteten welches ſie als Befreier begrüßte und mit unbeſchreiblichem Jubel den Untergang des verhaßten Mannes feierte. Der Kaiſer war einen Augenblick heftig erſchüttert. Dieſer Verräter, dieſer Ermordete war derſelbe Rufinus, dem ſein großer Vater einſt die Vormundſchaft des Arcadius und die Regierung des Morgenlandes anvertraut hatte — und ein Grauen überfiel ihn vor den Wechſelfällen des Lebens und vor der Unzuverläſſigkeit der Menſchen. Aber der Eindruck ging vorüber, ohne ihn auf die Notwendigkeit weiſer Vorſicht hinzuführen.

Rufins Witwe war von Schmerz gebrochen, ihren Gatten ſo zu verlieren. Er war Chriſt, wie ſo viele am Hofe es waren: weil der Kaiſer es war. Daß ſeine Geſinnungen und Handlungen nur allzuſehr das Chriſtentum verleugneten, wußte ſie; — und nun hatte er, ganz erfüllt von dieſen Geſinnungen, den Tod gefunden! — Der Aufenthalt in Konſtantinopel, wo ſein Andenken mit Fluch beladen war, wurde ihr unerträglich. Sie bat den Kaiſer um Erlaubnis, ſich nach Jeruſalem begeben zu dürfen. Paläſtina übte damals einen namentlichen Zauber über alle ernſte Gemüter, alle denkenden Geiſter, alle frommen Seelen aus. Es war etwas in der Luft der Zeit, was furchtbare Stürme, welterſchütternde Kataſtrophen ankündigte. Einige glaubten an eine heidniſche Prophezeiung, daß im Jahre 399 das Chriſtentum untergehen werde. Andere beängſtigte der Verfall des Szepters in den Händen von zwei Unmündigen. Noch andere die Zerfallenheit des Reiches den barbariſchen Völkern gegenüber, die aus der Erde zu wachſen ſchienen, und wie eine unaufhaltſam ſteigende Merresflut über die Grenzen des Reiches quollen. Und wieder andere beängſtigten die Mißſtände, welche Sektengeiſt und Häreſie, kaiſerliche Einflüſſe und weltliche Elemente in die Kirche hineingebracht hatten. Es war niemand ruhig als zwei Klaſſen von Menſchen: die Oberflächlichen, die ſich im Weltgenuß verloren, und die glaubensſtarken Seelen, die ſich in der Hand Gottes und am Fuße des Kreuzes ſicher wußten. Dieſe letzteren führte ein mächtiger Drang nach Paläſtina zu den heiligen Stätten, die durch das Leben und Sterben des göttlichen Erlöſers für immer geweiht ſind. Trotz der unſäglichen Mühſale der Seereiſen, machten nicht bloß Männer, ſondern auch vornehme, verwöhnte Frauen die Pilgerfahrt nach Paläſtina, und manche von ihnen, angegriffen von der Macht heiliger Erinnerungen und von dem Frieden ſtiller Abgeſchiedenheit, blieben für immer dort und entſagten der Welt für den Umgang mit Gott. Zu dieſen gehörte die Witwe des Rufinus und ſeine Tochter. Sie gründeten in Jeruſalem ein Spital für arme kranke Pilger und widmeten ſich allen Werken der chriſtlichen Nächſtenliebe.

In Konſtantinopel aber hörte man bald auf, Rufins Tod zu bejubeln, als man merkte, welchen Nachfolger er bekommen habe. Rufinus war doch ein Mann voll Verſtand und Energie, voll Mut und Geſchicklichkeit geweſen. Er begriff doch ſeine Stellung, wußte ſich zu benehmen und zu reden, wie es ſich ziemte, wenn er bei öffentlichen Handlungen erſchien. Er vertrat doch das kaiſerliche Anſehen, die Würde des Reiches. Aber Eutrop! Alle Schattenſeiten Rufins und keine einzige ſeiner Lichtſeiten waren in ihm zu finden. Man haßte ihn nicht nur wegen ſeiner Habgier, Ungerechtigkeit und Feilheit; man verachtete ihn auch wegen ſeiner brutalen Eitelkeit und gänzlichen Unfähigkeit zu dem ſchweren Geſchäft der Regierung des Reiches.

Niemand haßte ihn mehr, als Eudoxia. Trotz ihrer großen Jugend hatte ſie ſtarke Anwandlungen von Herrſcherlaunen. Sie ſelbſt hätte gern ſtatt Arcadius die Zügel der Regierung geführt. Sie fühlte ſich gedemütigt für den Kaiſer, verletzt für den Gemahl, beleidigt für ſich, durch die unwürdige tyranniſche Herrſchaft des Günſtlings, der von einer Stufe der Ehre zur andern ſtieg und in dem Reichtum ſchwelgte, den er durch tauſend Frevel ſich erwarb. Eutrop ſah nur zu gut ein, daß ſein Anſehen in dem Augenblicke ſchwinden werde, wo Eudoxia vom Kaiſer zu den Regierungsgeſchäften zugelaſſen und ſomit zum Uebergewicht gelangen würde. Je mehr ſie dahin ſtrebte, deſto befliſſener war er, ſie zurückzudrängen. Sein ſtärkſtes Argument gegen jede Einmiſchung von ihrer Seite war: daß das Reich bei den ſchwierigen Zeitläuften, ringsum bedroht von kriegeriſchen, eroberungsdurſtigen Völkern, gar nicht genug tüchtige und mutige Männer an der Spitze haben könne. Dies war ganz richtig. Da er aber den Kaiſer Arcadius zu dem falſchen Schluß zu bringen wußte: Eutrop ſei der Mann, der jene Eigenſchaften genügend beſitze, ſo blieb der Günſtling feſt in ſeiner bevorzugten Stellung.

Um ſich nach einer anderen Seite hin als Kaiſerin zu fühlen, lebte Eudoxia in grenzenloſer

Und ſieh nur, wie das gearbeitet und zuſammengeſetzt iſt: Roſen von Rubinen und die Blätter — Smaragd und das feine Gezweige — Diamanten! Das iſt etwas wunderbar Herrliches. Schau' nur her!"

Mit tränenfeuchten Augen betrachtete Eudoxia den Schmuck.

„Nun wollen wir ihn Dir anlegen!" rief Marſa.

„Dann müßte das Haar anders geordnet werden . . . . und dazu bin ich nicht aufgelegt," entgegnete Eudoxia zögernd.

„Das wird Dich zerſtreuen, meine Tochter, und angenehme Zerſtreuung iſt Dir notwendig," ſagte Marſa ſchmeichelnd. Und ohne Eudoxia's Antwort abzuwarten, klatſchte ſie in die Hände und berief einige dienende Frauen, beſonders die, deren Amt es war, den glänzend polierten Silberſpiegel der Herrin vorzuhalten.

Für einen Augenblick war Eudoxia getröſtet, denn ihr Stolz trat hinter ihrer befriedigten Eitelkeit zurück — um jedoch bald wieder die Oberhand zu gewinnen.

Dann kam Kummer anderer Art. Sie wurde Mutter einer Tochter — und dann abermals einer Tochter. Bei der Geburt des erſten Kindes hatte ſie gehofft, das Ziel ihrer Wünſche, den Titel Auguſta, zu erreichen. Aber nein! Arcadius —

oder vielmehr Eutrop! — blieb unbeweglich; nur ließ er die Hoffnung durchſchimmern, daß dies bei der Geburt eines Sohnes geſchehen könne. Allein ſtatt des erſehnten Sohnes kam eine zweite Tochter auf die Welt. Eudoxia begrüßte ſie traurig und gedemütigt. Sie ahnte nicht, daß auf dieſem Kinde — dem einzigen in der ganzen Nachkommenſchaft — der Geiſt des großen Theodoſius ruhen werde. Dies Kind war Pulcheria, die Heilige im Purpur. Doch es war kein Sohn! —

Vielleicht war einer meiner Leſer im Sommer 1826 im Seebad zu Doberan. Vielleicht erinnert er ſich, daß jene Saiſon durch eine Menge hübſcher junger Frauen ausgezeichnet war, und daß zu den allerhübſcheſten zwei neuvermälte Zwillingsſchweſtern gerechnet wurden, die Gräfin Sambach und Frau von Elsleben. Die Ehe mit einer Badereiſe zu beginnen wäre ein trübſeliger Anfang, wenn nicht Doberan damals zu jenen Bädern gehört hätte, welche mehr der Unterhaltung, als der Geſundheit wegen, und zahlreicher von Lebensluſtigen als von Kranken beſucht werden. Was jezt daraus geworden, weiß ich nicht; ich habe es nicht wieder geſehen; aber ſeit achtzehn Jahren haben ſich um alle Höhenpunkte damaliger Zeit ſo viele rivaliſirende Höhen heraufgebildet, und der Civiliſationsprozeß, der weſentlich auf dem Streben nach neuen Dingen beruht, iſt dermaßen in Umſchwung gerathen, daß, was dazumal glänzend war, heutzutage nur noch gewöhnlich genannt wird — weshalb denn auch ſchwerlich Neu-

Eutrop.

In dem Palaſt des Patriarchen von Konſtantinopel befanden ſich in einem entlegenen, ſehr einfachen Zimmer zwei Geiſtliche. Der eine war jung; der andere hatte kein Alter. Die ſchmächtige, faſt gebrechliche Geſtalt, die feinen Züge, das dunkle, tiefeingeſunkene Auge machten es ungewiß, ob Krankheit oder die Jahre ihn zum Greiſe gemacht. Wenn er ſchwieg, mußte man ihn für ungemein ſchwach und hinfällig halten. Wenn er ſprach, kam ein wunderbar kräftiges Leben in Blick und Ton, Ausdruck und Haltung. Jetzt ſprach er zu dem jungen Geiſtlichen, der in Ehrfurcht vor ihm ſtand:

„Gehe zu ihm, Serapion, und ſage ihm genau alles, was ich Dir aufgetragen habe: ich ließe ihn bitten, anflehen, warnen, dies grauſame Geſetz zurückzunehmen. Er würde mir noch einſt ſelbſt für meine Bitte Dank ſagen; — wenn nicht jetzt, ſo doch gewiß in ſeiner Todesſtunde. Sag' ihm das."

„Ich werde es ſagen, heiliger Vater; aber zürne nicht dem Boten, wenn Deine Botſchaft kein Gehör finden ſollte," erwiderte Serapion.

„Sollte ich ſo ungerecht ſein, mein Sohn? Nein! der Erfolg ſteht bei Gott. Doch wir müſſen das unſere tun, um Unmenſchliches zu verhüten, ſo weit es in unſerer Macht ſteht."

Es war der Patriarch Johannes, mit dem Beinamen, der ſein gewöhnlicher Name geworden iſt — Chryſoſtomus, Goldmund, welcher ſeinen Diacon Serapion an den Konſul Eutrop ſendete Denn dies Jahr, das letzte des Jahrhunderts, hatte der Welt die Ungeheuerlichkeit gebracht. einen Sklaven, der ſeine Jugend als Stallknecht und ſeine ſpäteren Jahre als Haarkräusler verlebte, und der ſich nie anders als durch Untugenden auszeichnete, unter den Nachfolgern des Fabius und der Scipionen zu ſehen. In Rom wurde er aber nicht anerkannt. Der Senat verwarf ihn und die Annalen der Republik führten für dieſes Jahr nur einen Konſul, Mallius Theodorus, auf. Eutrop tröſtete ſich über dieſes Mißgeſchick. Für Konſtantinopel war er Konſul, ſeine Bildſäule prangte auf dem Forum und wurde, vervielfältigt durch Erzguß, in die Provinzen entſendet, und Rang und Würde eines Patrizius ſicherten ihm für die Zukunft eine hohe Stellung. Merkwürdiger Weiſe war Eutrop es geweſen, der den frommen Prieſter und berühmten Prediger Johannes Chryſoſtomus aus deſſen Vaterſtadt Antiochien auf den Patriarchenſitz berufen hatte. Der Ruf ſeines heiligen Wandels und ſeiner ſeltenen Geiſtesgaben war längſt nach Konſtantinopel gedrungen; das Volk verlangte ihn, der gutgeſinnte Teil des Klerus erſehnte ihn; alle kamen darüber überein, daß ein ſo hochbegabter Mann der Reſidenz zur Ehre und Zierde gereichen werde; und Eutrop, herzlich froh, ſich durch die Erfüllung eines allgemeinen Wunſches ſo leicht Dank erwerben zu können, hatte den Kaiſer vor etwa zwei Jahren unſchwer zu dieſer Berufung bewogen. Er rechnete auf die Art von Dankbarkeit, wie niedrige Seelen ſie verſtehen; nämlich auf blinde Ergebenheit. Der Patriarch dankte ihm nach der Art der großen Seelen: er ſagte ihm die Wahrheit. Der ganze Hof, die ganze Stadt haßte und fürchtete Eutrop — und unterwarf ſich ihm. Eudoxia haßte und fürchtete ihn, ohne ſich zu unterwerfen. Der Patriarch tat nichts von dem allen, ſondern ſuchte ihn vom Böſen zurückzuhalten, wo ſich ihm die Gelegenheit dazu bot. Er wußte, wie gefährlich die Weltluft ſei, die von dieſem Throne der unumſchränkten Schwäche herabwehte; — wie hätte ein Eutrop ſich frei von Schwindel in ihr halten können!

Lange mußte Serapion warten, bis er dazu gelangte, Zutritt bei dem Konſul zu erhalten, der zugleich Staats-, Kriegs- und Haus-Miniſter war — drei Ämter, die jedes für ſich einen tüchtigen

Mann erfordert hätten. Die Vorzimmer waren mit Menſchen überfüllt, welche ihr Dienſt, oder perſönliche Anliegen herführten. Möglichſt ſchnell, möglichſt reich zu werden: dies war der Leitſtern derjenigen, die durch Eutrop ihr Glück zu machen ſuchten. Man wurde es am leichteſten als Statthalter der Provinzen des Reiches, deren Bewohner wehrlos gegen die Erpreſſungen eines Prokonſuls waren. Das wußten aber nicht nur die Aſpiranten; — das wußte auch Eutrop. Deshalb hatte er die römiſchen Provinzen vom Balkan bis zum Tigris wie ein Makler taxiert, und wer eine Statthalterſchaft erhalten wollte, mußte an Eutrop einen verhältnismäßigen Preis zahlen. Er nahm alles an! wer nicht mit Gold zahlte, konnte doch ſein Landhaus oder die Juwelen ſeiner Frau — verſteht ſich nur für die kleinen, minder einträglichen Provinzen, hergeben. Für den Reichtum Phrygiens, Syriens, Egyptens waren freilich ganz andere Summen notwendig.

Ein ſolcher Bewerber wurde eben von dem allmächtigen Günſtling entlaſſen, deſſen breite, ſchwammige Geſtalt ſich in überladen reichen Gewändern höchſt unvorteilhaft ausnahm und an einen großen buntfarbigen Pilz erinnerte. Man hätte ſie lächerlich finden können, wenn nicht das Antlitz, das über ihr ſich erhob, abſchreckend geweſen wäre — mehr noch durch den Ausdruck von Gemeinheit, als durch die Häßlichkeit der Züge.

Auf den fahlen Wangen lag glänzendes Roſenrot und die grauen Augenbrauen, mit ſchwarzer Farbe getränkt, ſtanden hart wie Stacheln über zwei Augen voll Hinterliſt und Bosheit.

„Du wirſt begreifen, mein werter Euſtathes, daß Dein Vorſchlag unannehmbar iſt,“ ſagte er geringſchätzend zu einem Manne von vornehmer Herkunft, der ſeine Vermögensumſtände zu verbeſſern ſuchte.

„Die Provinz iſt ſo klein!“ entgegnete der Bewerber.

„Iſt ſie für Deine Tätigkeit zu klein, ſo kann ich Dir Paphlagonien vorſchlagen,“ ſagte Eutrop hämiſch.

„Lydien iſt der Reſidenz des glorreichen Kaiſers näher .... und hat ein milderes Klima als das rauhe Paphlagonien, erlauchter Eutropius“ ..... —

„Und hat zwei Goldgruben, die Städte Sardis und Smyrna, werter Euſtathes! Alle Provinzen Joniens, Bythinien, Lydien, Carien — alle! ſind wahrlich Juwelen des Reiches, die man nicht verſchleudern darf. Iſt es Dir alſo nicht genehm, dem Reichsſchatz Dein Landgütchen bei Cyzicus für die Statthalterſchaft von Lydien abzutreten: ſo muß ich ſehr bedauern, Deine Familienſorgen nicht erleichtern zu können.“

Eutrop ſprach in ſo kaltem und harten Tone, daß der Bewerber einſah, hier ſei nichts anderes mehr, als Ja oder Nein zu ſagen.

„So ſei es denn!“ ſprach er mit Ueberwindung. „Mein Landgut bei Cyzicus iſt das letzte, das mir von meinem väterlichen Erbe übrig blieb, und es wird mir ſchwer, mich davon zu trennen. Auch ſind die Einkünfte nicht ſo gering, wie Du, erlauchter Eutropius, zu glauben ſcheinſt“ . . . —

„So begnüge Dich mit ihnen!“ ſagte Eutrop hochfahrend.

„Das kann ich nicht: denn meine Frau braucht viel . . . und ich muß an die Zukunft meiner Söhne denken. Ich nehme alſo Deinen Vorſchlag an.“

„Und ich werde Dich benachrichtigen laſſen, wenn unſer Geſchäft zum Abſchluß kommen wird,“ entgegnete Eutrop und wendete ſich, unmerklich grüßend, vom künftigen Prokonſul von Lydien ab.

Während dieſer ſich entfernte, meldete ein Diener, daß der Diakon Serapion ſchon ſeit drei Stunden mit einem Auftrag des Patriarchen auf eine Audienz warte. Froh ſeines guten Maklergeſchäftes, ließ Eutrop den Serapion vor, ging ihm entgegen und ſagte:

„Eine Botſchaft vom Patriarchen, unſerm heiligen Vater, iſt mir ſtets willkommen und würde allen andern vorgehen, wenn ich nicht wichtige Nachrichten vom Heer empfangen hätte. Ueberdies bin ich beſtändig mit Geſchäften beladen und von Bittſtellern gequält. Worin beſteht alſo die Botſchaft des frommen Johannes?"

„Er läßt Dich flehentlich bitten, erlauchter Herr, das Geſetz zurückzunehmen, welches das Aſylrecht der Kirche aufhebt."

„Der Kaiſer hat es erlaſſen," erwiderte Eutrop eiſig; — „da iſt nichts zu ändern."

„Deine Fürſprache vermag es," ſagte Serapion flehend.

„Es iſt eine notwendige Maßregel. Dieſer Schutz für Verbrecher muß aufhören."

„Ja, Herr! . . . ſobald der Schutz für Unſchuldige, für Witwen und Waiſen irgend eine andere Sicherſtellung gefunden hat. Aber in unſeren vielfach betrübten, wilden Zeiten, voll Feindſchaft und Verfolgungsſucht, iſt das Aſylrecht der Kirche eine namenloſe Barmherzigkeit; — nicht nur für den Verfolgten, ſondern auch für den Verfolger, indem er Zeit zur Ueberlegung bekommt, — nicht bloß für den Schwachen, ſondern auch für den Starken gegen den noch Stärkeren."

„All dieſer Lärm iſt ja nur durch Pentadia erhoben!" rief Eutrop.

„Meinſt Du Pentadia, die edle Witwe des Timaſius?" fragte Serapion erſtaunt.

„Wen ſonſt? ſie haßt mich. Timaſius war ein Hochverräter" . . . . —

„Das war er nicht! Balbus, dem er ſein volles Vertrauen ſchenkte, war ein Judas, ein falſcher Ankläger.“

„Großer Irrtum, Freund Serapion! was ich ſage, iſt das Richtige. Timaſius verdiente den Tod; er wurde aus großer Milde nur in eine Wüſte Afrika's verbannt . . . wo er freilich umkam; denn man iſt dort nicht minder ſterblich als hier. Pentadia floh in eine Kirche . . . lächerlich! ſie war ſo wenig bedroht, daß der erhabene Kaiſer das ganze Vermögen des Timaſius ihr ließ! Aber ſie haßt mich! ſie hat das Gerücht ausgeſprengt, ich weiß es! — ich ſei der Urheber des Geſetzes gegen das Aſylrecht; ich könne nicht verſchmerzen, daß ſie damals gerettet worden und im Beſitz des Vermögens geblieben ſei; ich wolle einen Riegel vorſchieben, damit dergleichen nicht wieder geſchehe. Ja, ja, Weiber ſind rachſüchtig.“

„Ich kann nicht leugnen, daß jene Gerüchte im Umlauf ſind, erlauchter Eutrop. Mehr noch! mein ehrwürdiger Vater Johannes hat mich ausdrücklich beauftragt, ſie Dir mitzuteilen, damit Du erfahren mögeſt, daß ſich die allgemeine Stimme ſcharf gegen das Geſetz ausſpricht. Allein die edle Pentadia hat gewiß nicht ſolche Gerüchte ausgeſtreut; denn ſie lebt nur für ihren Beruf, ſo daß alles, was außerhalb ihrer Zelle, des Gotteshauſes und der Hütten der Armut vorgeht, ſie nicht berührt.“

„Und der Patriarch wähnt, ich würde wegen jener Gerüchte das Geſetz aufheben?“ rief Eutrop höhniſch.

„Nein, Herr! ſondern wegen der chriſtlichen Barmherzigkeit,“ ſagte Serapion ruhig. „Schließe nicht die letzte Freiſtatt gegen einen Verfolgten ab.“

„Niemand wählt dieſe Zuflucht, der ſich nicht ſchuldig eines Verbrechens fühlt.“

„Iſt es ein Verbrechen, mächtige Feinde zu haben?“

„Du redeſt, als ob die Welt nur von Unſchuldigen und Unglücklichen bevölkert ſei.“

„Sie iſt es nicht, erlauchter Eutrop; aber gerade dieſen, und mögen ſie auch nur in der Minderzahl ſein, gebührt Rückſicht und Schutz — und ſelbſt der Verbrecher darf nicht in blinder Wut hingemordet werden! ein leidenſchaftsloſer Richterſpruch überweiſe ihn der gerechten Strafe.“

„Jedes Wort in dieſer Sache iſt unnütz. Das Geſetz gegen das Aſylrecht der Kirche iſt gegeben und bekannt gemacht. Es wäre eine Verhöhnung der Geſetzgebung, wenn man es widerrufen wollte. Vermelde alſo dem ehrwürdigen Patriarchen meinen Reſpekt und mein Bedauern.“

„O Herr! er hat mich beauftragt, fußfällig Dich um Gnade anzuflehen .... Dich zu erinnern, barmherzig zu ſein, damit Du einſt Barmherzigkeit finden mögeſt!“ rief Serapion.

„Ich bin ein viel zu guter Chriſt, mein ſehr frommer Serapion, um mich nicht mit Vertrauen vor meinen dereinſtigen Richter zu ſtellen,“ ſagte Eutrop mit Salbung, klatſchte in die Hände und fragte den eintretenden Diener: „Wer iſt an der Reihe zur Audienz?“

„Ein Bote vom Feldherrn, erlauchter Eutrop.“

„Und der wird mir nicht ſogleich gemeldet? und man läßt mich meine koſtbare Zeit vergeuden, um Klatſchereien anzuhören, die von alten Weibern ausgehen? . . . Herein der Bote!“

Serapion hatte ſich zurückgezogen; aber er vernahm noch dieſen Ausbruch von Eutrops Zorn, und als er an dem Boten vom Kriegsſchauplatz vorüberging, bemerkte er deſſen verſtörte Miene, maß ſie der Furcht bei, vor dem zürnenden Machthaber erſcheinen zu müſſen und ſagte freundlich: „Sei ruhig, das galt mir, nicht Dir!“

„Ich glaub' es! meine Botſchaft wird ihn aber nicht beſänftigen,“ erwiderte leiſe der Mann und ging dahin, woher Serapion kam.

* * *

vermälte ihre Hochzeitsreiſe nach Doberan richten werden, wenn ſie nicht grade Mecklenburger ſind.

Genug man unterhielt ſich lebhaft im Sommer 1826 zu Doberan, und Pferderennen, Bälle, Waſſerfahrten und Landpartbien wechſelten mit einander ab. Die hübſchen Zwillingsſchweſtern verſäumten kein Feſt, keine Luſtbarkeit, und waren ſo munter und beweglich, ſo zu jedem Vergnügen aufgelegt, wie man das bei neunzehn Jahren und einem unabhängigen, glücklichen Eintritt in die Welt zu ſein pflegt. Die beiden Gatten ſchienen ganz eines Sinnes und Geſchmacks mit den jungen Frauen zu ſein. Herr von Elsleben war ein ſehr hübſcher, lebhafter, liebenswürdiger Menſch, von ungefähr ſechsundzwanzig Jahren; Graf Sambach, den Vierzigen nahe, war eine der brillanteſten Erſcheinungen in der Geſellſchaft; Beide hatten Vermögen und eine freie Stellung. Man konnte unter keinen günſtigeren Auſpizien Ehen geſchloſſen haben.

Frau von Elsleben gefiel im Allgemeinen weit mehr als ihre Schweſter. Sie war äußerſt reizend, dieſe liebliche Aurora! ein Gemiſch von jungfräulicher Schwärmerei und kindlicher Fröhlichkeit, von überſtrömendem Gefühl und erwachendem Verſtand machte ſie ſehr anziehend, während die Gräfin Sambach für außerordentlich hübſch aber ein wenig einfältig

Eudoxia's Kummer.

Sie war allein in ihrem Zimmer. Sie ſaß auf einem niedrigen Ruhebett, hatte den Arm auf das Knie geſtützt, die Stirn auf die Hand und ſah ſtarr zu Boden. Eine leichte Bewegung der Fußſpitze verriet zuweilen etwas Ungeduld; aber ſie ſaß da tief in ihre Gedanken verſunken, und all ihr Leben ſchien ſich nach Innen geſammelt zu haben. Sie war von wunderbarer Schönheit, die ſich eben zur vollkommenen Blüte entfaltete. Alles ſtrahlte an ihr: das blaue Augenpaar, die weiche Fülle der blonden Locken, das Lächeln, der friſche Farbenſchmelz der Jugend, die hohe ſchlanke Geſtalt. Poeten nannten ſie einen verkörperten Sonnenſtrahl. Und dieſe Schönheit hatte neben der Regelmäßigkeit eines Marmorbildes, den feinſten Ausdruck und die anmutigſte Bewegung, eine gewinnende Freundlichkeit und eine gebietende Hoheit.

Es war, als ob ſie eben bei ſich ſelbſt all ihre Vorzüge überlegt habe, denn plötzlich richtete ſie ſich hoch auf, ſchüttelte ihre blonden Locken von der Stirn zurück und ſagte halblaut: Und ich bin nicht Kaiſerin!! — Sie erhob ſich von ihrem Sitz und wandelte durch das prächtige Gemach, deſſen Marmorwände mit ſeidenen Tapeten verhängt waren und deſſen Marmorfußboden ein perſiſcher Teppich bedeckte, ſo daß eine Koſtbarkeit die andere verbarg. Das Geſtell der Ruhebetten — die man heutzutage Chaiſelongue nennen würde — und der Seſſel war von Elfenbein und die Polſter waren bezogen mit ſchwerem, buntblumigen Seidenſtoff aus den berühmten Webereien von Damaskus und Antiochien. Der Fuß der Tiſche war von Bronce, in den verſchiedenſten, geſchmackvollſten Formen; die Platte von ſeltenem Holz oder Marmor mit zierlicher Auslegung von Metall oder bunten Steinen. In durchbrochenen ſilbernen Rauchfäſſern glimmte fortwährend der Weihrauch und ſtieg in kleinen bläulichen, geſchlängelten Wölkchen, duftend im feinſten Arom, aus den Oeffnungen des Deckels. Auf einem Tiſch lag Eudoxia's Schreibgerät: Tafeln von Wachs in verſchiedener Größe, die ſtatt des Papiers — goldene Griffel, die ſtatt der Feder dienten; auf einem andern Tiſch ſtanden Büchſen und Käſtchen mit Wohlgerüchen, um die Rauchfäſſer zu nähren.

Eudoxia war an all die Pracht gewöhnt. Sie beachtete es nicht; viel weniger erfreute es ſie. Sie verſank wieder in ihre Gedanken, und in der lautloſen Stille, die ſie umgab, war nichts vernehmbar, als das leichte Rieſeln ihres lichtblauen Seidenkleides, das in weichen breiten Falten mit einem goldgeſtickten Saum über den Teppich ſchleifte. Zuweilen nahm ſie im Vorübergehen aus einem offenen Käſtchen ein Balſam- oder Storaxkügelchen und warf es in eines der Rauchfäſſer.

Die Zeit verging. Müde ließ ſich Eudoxia auf einen Seſſel ſinken und ſeufzte: Und ich bin nicht Kaiſerin!! — Dieſer Gedanke verſchlang jeden andern.

Da hob eins der Fräulein, die ſich beſtändig, unter einander abwechſelnd, in Eudoxias Nähe befanden, den Türvorhang auf und meldete:

„Amantius iſt zurückgekehrt.“

„Endlich!“ rief Eudoxia und als er eintrat und das Knie vor ihr beugte, ſetzte ſie hinzu: „Du biſt ſo lange ausgeblieben, als hätteſt Du große Mühe gehabt Dich zu verſtändigen.“

„Du rieteſt recht, hohe Herrin,“ entgegnete Amantius, während ſich Eudoxia auf ihrem Ruhebett niederließ und ihn erwartungsvoll anſah.

„Nun alſo?“ fragte ſie geſpannt.

„Dein Vorſchlag, Alleredelſte, iſt mit demütigem Dank für Deine Teilnahme . . . abgelehnt.“

„Amantius!“ ſagte Eudoxia mit drohendem Ton, und ihr Auge wurde noch größer vor zürnender Ueberraſchung.

„Ich wagte es vorher zu ſagen, edelſte Herrin.“

„Aber warum? . . . aber das iſt ja ganz unbegreiflich! . . . Wirklich abgelehnt, Amantius?“

Äußerſt demütig und äußerſt entſchieden.“

„Dann haſt Du Deinen Auftrag ſchlecht ausgerichtet! . . . Und ich zählte auf Dich! und ich vertraute Dir! . . . und nicht einmal das bringſt Du zu Stande. Auf wen darf ich rechnen, wenn nicht auf Dich und Deine Treue!“

„Immer auf meine Treue, edle Herrin,“ ſagte Amantius mit tiefer Ehrfurcht und ließ ſich vor Eudoxia auf ein Knie nieder; „aber Du mußt mir in Gnaden vergeben, daß ich dieſen Widerſtand nicht zu brechen verſuchte.“

„Aber weshalb nicht . . . . wenn ich es will und wenn Du ein treuer Diener zu ſein behaupteſt!“ rief Eudoxia heftig. Dann ſetzte ſie raſch hinzu: „Erzähle den Hergang, damit ich ihn verſtehen könne.“

„Es währte ziemlich lange, bevor die edle Olympia mich vorließ,“ begann Amantius.

„Wurde ihr nicht geſagt, daß Du einen Auftrag von mir hätteſt?“ unterbrach ihn Eudoxia.

„Dir iſt vielleicht unbekannt, Allereдelſte, daß Olympia in ihrem Hauſe ein kleines Spital eingerichtet hat, wo ſie arme Kranke verpflegt. Einer derſelben lag in der Agonie und ſie wollte ihn nicht verlaſſen.“

„Ach! das war recht!“ rief Eudoxia beſänftigt.

„Ich hatte alle Zeit, mir das Haus in ſeiner jetzigen Einſamkeit und Stille zu betrachten, welches in früheren Jahren als Aniſius Secundus es bewohnte, das glänzendſte in Konſtantinopel war,“ ſagte Amantius, „denn die edle Olympia hat kaum die notwendigſte Dienerſchaft behalten können, ſo beſchränkt iſt ſie in ihren Einkünften. Um den Armen mehr geben zu können, ſchickte ſie faſt alle ihre Leute auf ihre Güter, wo deren Unterhalt weniger koſtet. Einſam war es im innern Hof und unter dem Portikus. Einſam in der Vorhalle. Hätte der grämliche Türhüter an der äußern Pforte mir nicht geſagt, ich möge nur weiter und weiter gehen, ſo würde ich mir nicht getraut haben in dieſe Abgeſchiedenheit einzudringen. Nun betrat ich die Zimmer und hörte mit einer gewiſſen Befriedigung das Geklapper eines Webſtuhles, denn es verkündete die Nähe menſchlicher Weſen. Ich ging durch eine Reihe von Zimmern, welche andeuteten, daß ſie einſt prächtig eingerichtet waren, deren Wände von Cedernholz-Getäfel oder von Marmor die ſchönſten Inkruſtationen zeigten, jetzt aber einen ſchneidenden Gegenſatz zu dem gänzlichen Mangel an Gerätſchaften, an Teppichen, an Vorhängen, bildeten. Endlich erreichte ich das Gemach mit dem Webſtuhl, an welchem eine ältere Frau beſchäftigt war, während ein junges Mädchen ein Kleidungsſtück von demſelben Wollenſtoff anfertigte, den jene webte. Ich mochte wohl mein Erſtaunen nicht unterdrücken, im Vorzimmer der Herrin ein Handwerk betrieben zu ſehen, welches man gewöhnlich in die letzten Räume der Dienerſchaft verlegt; denn nachdem die Weberin zu dem jungen Mädchen geſagt hatte:

„Geh, Theone, und melde dem Kämmerling der allereddelſten Eudoxia;“ — wendete ſie ſich zu mir und ſprach wie jemand, dem es ein Bedürfnis iſt, über ungewöhnliche Dinge ſein Herz auszuſchütten.

„Ja, ſo weit ſind wir gekommen! dahin hat es die Verfolgung gebracht! In den Räumen, wo Aniſius Secundus ein fürſtliches Leben führte, wo ſeine einzige Tochter und Erbin mit Nebridius ihrem Gemahl, ſo lebte, wie es ſich ziemt für den Abkömmling ſo großer Herren — herrſcht jetzt die Dürftigkeit, über welche Du mit Recht erſtaunſt, denn eine ſolche Behandlung einer vornehmen Frau hat Konſtantinopel noch nicht geſehen. Immer neue Quälereien, neue Chikanen! — Erſt das Vermögen unter fremde Verwaltung geſtellt . . . dann mehr und immer mehr beſchränkt, ſo daß, wie Du ſiehſt, die Einrichtung des Hauſes zu Geld gemacht werden mußte, da meine edle Gebieterin lieber alles andere, als ihr kleines Spital aufgeben wollte . . . und jetzt die Beſchränkung ihrer perſönlichen Freiheit, ſo daß ſie kein Gotteshaus beſuchen darf . . . iſt das nicht über alle Maßen empörend?“

„Ja! über die Maßen!“ rief Eudoxia. „Aber derjenige, deſſen Frechheit vor der Gemahlin des Kaiſers nicht zurückſcheut. wird alle anderen Frauen mißhandeln. Erzähle weiter.“

„Ich fragte“ fuhr Amantius fort, „wie die edle Olympia die Verfolgung ertrage.“

„O Herr!“ antwortete die gute Dienerin, „der irdiſchen Abſtammung nach iſt ſie eine Tochter großer und ſehr großer Herren, denn Olympia, die Königin von Perſien, war die Schweſter des Aniſius Secundus; — aber dem Geiſt nach iſt ſie eine Tochter Gottes, d. h. eine willige Kreuzträgerin. Aus Liebe zu ihm unterwirft ſie ſich mit großer Geduld jeder Trübſal, denn ſie ſagt, daß Gott ihr dieſe Prüfungen ſchicke und daß ſie ihr folglich heilſam ſein müßten. Außer den Bedrückungen des Konſuls Eutropius und den ebenſo peinlichen Bewerbungen des Feldherrn Elpidius — hat ſie auch noch den Tadel ihrer ganzen Verwandtſchaft zu ertragen. Alles macht ihr Vorwürfe, alles ſchilt ſie verkehrt, eigenwillig, töricht daß ſie lieber eine ausgeplünderte, mißhandelte Gefangene, als die Gemahlin des Elpidius ſein will.“

„In der Tat . . . das iſt merkwürdig!“ unterbrach Eudoxia die Erzählung ihres Kämmerlings.

„Ich wußte nicht, daß die Bedrückung auf der einen Seite und die Ergebung auf der anderen ſo weit gehe. Um ſo unbegreiflicher iſt es aber, daß ſie meinen Vorſchlag ablehnt. Nun, kamſt Du endlich zu ihr?“

„Theone kehrte zurück,“ fuhr Amantius fort, „und brachte die Antwort ihrer Herrin, ich müſſe entweder warten bis dieſelbe das Sterbebett verlaſſen könne, oder an einem andern Tage wiederkommen. Ich wählte das Erſtere um ſo mehr, als beide Frauen mir ſagten, ein Todesfall ſei etwas Alltägliches in dem kleinen Spital, weil es die ſchwerſten Kranken aufnehme, bei deren Agonie die edle Olympia ſtets ausharre. Ich blieb alſo und hörte mit großer Teilnahme alles, was die gute Weberin von der edlen Olympia zu erzählen hatte — und das war nicht wenig, da ſie mit deren Mutter in das Haus des Aniſius Secundus gekommen war. Jedes Wort bezeugte, daß ein ganz himmliſcher Sinn, eine ganz ideale Richtung ſich früh in Olympia entwickelten, obſchon ihr Vater in der vollen Weltlichkeit des Heidentums lebte und ſtarb — und ihre Mutter, die ſie früh verlor, erſt auf dem Todbett ſich taufen ließ.“

„Iſt es wahr, daß die Schweſter des abſcheulichen Rufinus Olympia erzog?“ fragte Eudoxia.

„Das nicht alleredelſte Frau,“ entgegnete Amantius. „Nach der Erzählung meiner geſprächigen Weberin war Aniſius Secundus ein kluger, verſtändiger Mann, der es mit ſeinem Kinde wahrhaft gut meinte, und mit vielen frommen Chriſten, ſogar mit Biſchöfen, in Verbindung ſtand. Einen derſelben bat er um eine chriſtliche Frau, die im Stande ſei, bei der zweijährigen Olympia Mutterſtelle zu vertreten; und der Biſchof, gerührt von dieſem Vertrauen eines Heiden, gab ihm ſeine eigene Schweſter, Theodoſia, ein gottſeliges Weſen, in deren Obhut das Kind ſo ſicher wie am Mutterherzen geborgen war. Während hier in dieſen Gemächern, ſagte die Erzählerin, glänzende Gaſtmähler ſtattfanden und Beſuche vornehmer Weltleute kein Ende nahmen, bewohnte Theodoſia mit der kleinen Olympia die ſtillen Zimmer im Hinterhof, den die Armen, die Krüppel, die Kranken, kurz das menſchliche Elend, betreten durfte und pflanzte Mitleid und tätiges Erbarmen mit ſo großem Jammer in die junge Seele. Rufins Schweſter, Sylvia, die ſich bei der Chriſtenverfolgung durch die Arianer zur Zeit des Kaiſers Valens heldenmütig der Verfolgten angenommen, ſie beherbergt, verſteckt, gepflegt hatte — Sylvia war eine Freundin Theodoſiens; und ſo hatte Olympia auch deren Beiſpiel vor Augen."

„Daß ein Rufin und eine Sylvia Zweige eines und desſelben Stammes ſein können!" rief Eudoxia.

„Wildling und edle Frucht, o Herrin!“ ſagte Amantius.

„Er war doch Chriſt.“ entgegnete ſie.

„Wer war es nicht im Palaſt des großen Theodoſius?“ fragte Amantius. „Als ſich die Kaiſer zum Chriſtentum bekannten, flutete die Strömung der Welt in die Kirche hinein und . . . blieb Welt.“

„Eutrop iſt Chriſt — warum nicht auch Rufin!“ ſagte Eudoxia bitter. „Übrigens wünſchte ich, Olympia früher gekannt zu haben. Aber als Gemahlin des Nebridius beſuchte ſie nie Marſa's Haus.“

Amantius überhörte die letzte Bemerkung und erzählte weiter.

„Meine Berichterſtatterin ſagte: Als Aniſius Secundus ſtarb, glaubten wir alle, daß ſich die edle Olympia dem jungfräulichen Leben weihen werde; allein ihr Vormund Procopius, der damals Präfekt von Konſtantinopel und bei jedermann im höchſten Anſehen war, drang ſo lebhaft und mit ſo väterlicher Wärme und Autorität auf ihre Vermählung mit dem edlen vortrefflichen Nebridius, daß ſie ſich gegen den Gehorſam zu verfehlen fürchtete, wenn ſie ihren Willen dem ſeinen vorziehe. So ward ſie die Gemahlin des Nebridius; aber ach! . . . nach anderthalb Jahren — deſſen Witwe. Und nun, da ſie frei und ihr eigener Herr war, hielt nichts mehr ſie zurück.

galt. Sie hatte noch nicht ſo ganz feſten Fuß in den Verhältniſſen gefaßt um immer ohne Schüchternheit auftreten zu können; zuweilen fehlte ihr das rechte Wort, zuweilen verſtieß ſie gegen die hergebrachte Form. Nicht fragend oder forſchend ſah ſie ſich im Leben um, denn ſie war noch gar nicht auf deſſen Antworten vorbereitet, ſondern — entweder gar nicht oder erſtaunt. Das gab ihr einen Anſtrich von Phlegma und Einfalt. Neben ihrem weltvertrauten und gewandten Gemal fiel das doppelt auf, und in dem Urtheil das ſich über ſie bildete, wünſchte man ihr ſtets Glück, daß grade ſie den geſcheuten Mann bekommen habe, dem ſie ſich auch mit liebender Unterwürfigkeit und als ob es gar nicht anders ſein könne demüthig und freudig unterordnete. Er hingegen trug ſie auf Händen. Was er that und ſprach, immer hatte er ein Auge auf Cornelie, nie verlor er ſie aus dem Geſicht; er wußte daß ſie ſeiner Weiſung und Anleitung bedurfte.

Mit den letzten Tagen des Auguſts verſchwanden nach und nach die Badegäſte, und die Zwillingsſchweſtern, die bis dahin nie getrennt, zugleich geboren, zugleich verheirathet waren, nahmen nun Abſchied von einander und gingen in die neue Heimat mit zuverſichtlichem Herzen.

Dies iſt der höchſt gewöhnliche Anfang der meiſten ſich ausſchließlich der Liebe und dem Dienſt Jeſu Chriſti zu widmen, und bei achtzehn Jahren ſagte ſie auf ewig der Welt und ihren Freuden Lebewohl. Die drei erſten Jahre verſtrichen in Ruhe und Frieden, und ſie hatte kein anderes Kreuz, als ihre zarte Geſundheit, welche durch das ungewohnte rauhe Leben, das ſie zu ihrer Abtötung führte, ungemein litt und ſie häufig auf's Krankenlager warf. Aber in den letzten drei Jahren ſind die Kreuze auf ſie eingeſtürmt. Die fromme Theodoſia ſtarb . . . und Olympia iſt jetzt kaum etwas anderes, als eine arme Sklavin im Hauſe ihrer Väter."

„Welche Standhaftigkeit!" rief Eudoxia.

„Endlich kam eine Dienerin, die mich zur edlen Olympia geleitete," fuhr Amantius fort. „In einem ſehr einfach eingerichteten Zimmer empfing ſie mich" . . .

„Wie ſieht ſie aus?" fragte Eudoxia geſpannt.

„Es ziemt mir nicht, meinen Blick auf die hohe Frau zu richten, um ihre Schönheit zu prüfen," ſagte Amantius ernſt. „Sie trug ein Kleid von dem groben, dunkelbraunen Wollenſtoff, den ich auf dem Webſtuhl geſehen hatte und den auch ihre Dienerinnen trugen — und gütig in Blick und Ton fragte ſie nach meiner Botſchaft. Ich richtete ſie aus . . . genau ſo, wie Du ſie mir auftrugſt, alleredelſte Frau: Es müßten ſich alle diejenigen vereinigen, die unter der grauſamen

Bedrückung des Konſul Eutropius litten und einen gemeinſamen Schrei nach Gerechtigkeit zum Cäſar-Auguſtus erheben. Je lauter, je vielſtimmiger — deſto ſicherer ſei der Sturz des böſen Günſtlings.“

„Ruhig hörte die edle Olympia mir zu; aber als ich zu Ende war, antwortete ſie ſanft und feſt:

„Wenn es ſich nicht um mich handelte, wenn ich hoffen dürfte, irgend ein unterdrücktes Weſen zu retten, ſo würde ich nicht zögern die Gerechtigkeit des Cäſar-Auguſtus anzurufen. Doch für meine armſelige Perſon iſt mir das wirklich nicht möglich.“

„Findeſt Du es nicht erlaubt, der Ungerechtigkeit zu wehren, wenn wir es vermögen, gleichviel wo ſie uns begegnet?“ fragte ich.

„Wiſſen wir denn, ob das, was wir in Beziehung auf uns ungerecht nennen, nicht in der Hand Gottes eine höhere, eine verborgene Gerechtigkeit iſt?“ fragte ſie zurück.

„Ich ſchwieg einen Augenblick, weil ich auf eine ſo ſchlichte Demut nicht zu antworten wußte; aber ich durfte Deinen Auftrag nicht ſo leicht ablehnen laſſen und ſagte:

„Nun wohlan! Bei Deinem Hochſinn wird es Dir nicht ſchwer werden, Dich und Dein Geſchick aus den Augen zu verlieren. Klage über die Unbilden, welche Dich treffen, als ob ſie einer andern Perſon widerführen."

„Das ſind Spitzfindigkeiten! ich bin gewöhnt, einfach zu Werk zu gehen," ſagte ſie gelaſſen.

„Ich will Dir nicht verhehlen," ſprach ich weiter, „daß die alleredelſte Eudoxia einen großen Wert auf Deine Zuſtimmung legt. Der Cäſar-Auguſtus kennt nicht in vollem Umfang die Mißhandlung, welche Du erduldeſt, und niemand kann ihn darüber aufklären, als Du allein, weil Eutropius jedes andere Zeugnis Lüge und Verleumdung nennen würde. Erfährt er, was Eutrop ſich gegen etwas ſo Ehrwürdiges, wie eine edle, ſchutz- und wehrloſe Frau iſt, erlaubt, ſo wird ſich ſein ganzes Gemüt gegen den Günſtling empören und ſeinen Sturz ſichern."

„Und womit wird er enden . . . dieſer Sturz?" fragte ſie.

„Das liegt in der Hand des Cäſar-Auguſtus, der großmütig wie immer ſein wird," ſagte ich.

„Aber Eutropius hat Feinde," ſprach ſie weiter, „ja, die ganze Bevölkerung der Stadt . . . des Reiches, mögt' ich ſagen, iſt ihm feindlich geſinnt . . . die einen haſſen, die andern verachten ihn. Glaubſt Du, daß dieſer allgemeine Abſcheu nicht zu einem andern Reſultat drängen und die kaiſerliche Großmut überfluten werde?"

Da ich dies ſehr beſtimmt glaube, ſo verſtummte ich abermals, und ſie ſagte ſanft und entſchieden:

„Du wirſt begreifen, daß ich daran keinen Teil haben mögte . . . und das iſt der zweite Grund, weshalb ich auf den Vorſchlag der alleredelſten Eudoxia nicht eingehen kann.“

„Du biſt alſo entſchloſſen, in einer Gefangenſchaft zu verharren, welche Dir ſogar den Kirchenbeſuch verſagt, ſo lange es Eutrop gefällt?“ fragte ich, um ſie zu erregen.

„O nein!“ erwiderte ſie lächelnd, „wohl aber ſo lange es Gott gefällt.“

„Damit war denn freilich das letzte Wort in dieſer Sache geſagt. Sie trug mir auf, Dir ihren Dank für Deine Teilnahme zu Füßen zu legen und Dich zu bitten, Elpidius auf andere Gedanken zu bringen. „Nicht meinetwegen,“ ſetzte ſie hinzu, wie jemand der niemals klagt, „ſondern ſeinetwegen.“ — Und dann entließ ſie mich.

„Ich meine, Du hätteſt mehr ſagen, mehr auf ſie eindringen ſollen, Amantius,“ ſagte Eudoxia verſtimmt. „War das wirklich Euer ganzes Geſpräch, ſo war es von Deiner Seite ſehr dürftig.“

„Gern gebe ich das zu, o Herrin,“ ſagte Amantius, indem er ſich wieder auf ein Knie niederließ. „Aber was konnte ich einer Frau ſagen, welche in den einfachſten Worten mit ſchlagenden Gründen ſich ausſprach — und dabei in aller

Freundlichkeit ſo erhaben ausſah, daß ich nicht ein Wort mehr wagte, als ſie geſtattete.“

„Es iſt gut, Amantius,“ entgegnete Eudoxia; „biſt Du auch nicht immer ſehr geſchickt, ſo biſt Du doch treu und kannſt ſchweigen. Es verſteht ſich, daß Du über dies alles ſchweigſt. Übrigens aber werde ich auch ohne Olympia zum Ziel kommen — und das ſoll mir deſto lieber ſein.“

„Herrin!“ ſagte Amantius noch immer kniend. „Du biſt nicht mit mir zufrieden und haſt Recht. Alſo ſtrafe mich“ . . . —

„Du biſt ein Tor, meine Worte ſo ernſt zu nehmen,“ unterbrach ihn Eudoxia. „Was vermagſt Du gegen eine fanatiſch fromme Frau!“

„Wenn Du mir erlauben wollteſt, eine Pilgerfahrt in's heilige Land zu machen, ſo würde ich ſie im Geiſt der aufrichtigſten Buße antreten und vielleicht etwas gebeſſert zurückkehren.“

„Oder auch gar nicht zurückkehren, ſondern in Jeruſalem bleiben, bei den Mönchen am Ölberg -- oder in Bethlehem im Kloſter des frommen und gelehrten Hieronymus . . . und mit ihm die heiligen Schriften ſtudieren: das würde geſchehen!“ erwiderte Eudoxia freundlich. „Nein, Amantius, dieſe Erlaubnis gebe ich Dir nie . . . Du weißt es! ich habe ſie Dir ſchon einmal verſagt. Den Gedanken gib alſo gründlich auf. Ob Du vor Gott nötig haſt, Dich zu beſſern, weiß ich nicht. Für mich genügt es, daß Du bleibſt, wie Du biſt.“

„Alleredelſte Eudoxia,“ ſprach eine junge Stimme außerhalb des Türvorhangs.

„Komm herein, Gunild . . . was haſt Du zu melden?“ ſagte Eudoxia.

Ein junges, ſchönes Mädchen von ungemein ſtolzer Haltung trat ein und ſprach mit fremdländiſchem Accent:

„Es iſt ein Bote meines Vaters gekommen, um zu fragen, wann Du befiehlſt, den Feldherrn zu ſprechen.“

„Iſt Dein Vater in der Stadt?“ fragte Eudoxia erſtaunt.

„Ich weiß es nicht, Herrin,“ ſagte Gunild.

„Geh, Amantius, und frage Du ſelbſt den Boten,“ ſprach Eudoxia. „Sollte Gaïnas wirklich hier ſein, ſo komme er ſogleich; denn nur etwas ſehr Wichtiges könnte ihn beſtimmt haben, das Heer in Theſſalien zu verlaſſen.“

Amantius gehorchte.

„Komm her, Gunild,“ ſagte Eudoxia liebreich und ließ das junge Mädchen zu ihren Füßen auf einen Polſter ſitzen. „Sprich, wie ſteht es mit Dir?“

„Ich denke, recht gut,“ entgegnete Gunild.

„Haſt Du Dich entſchloſſen, Dich unterrichten zu laſſen?“

„Das doch nicht, meine Herrin.“

„Und Du wagſt zu ſagen, es ſtehe gut mit Dir, während Du ungehorſam und irrgläubig biſt," rief Eudoxia heftig.

„Wenn ich ſage gut, ſo verſtehe ich darunter feſt," erwiderte Gunild ruhig.

„Undankbares Herz!" rief Eudoxia empört.

„Nein, ich bin nicht undankbar, o Herrin! aber ich kann nicht anders ſprechen, als ich denke. Und deshalb wollte ich Dich bitten . . . mich zu meinem Vater zurückzuſchicken."

„Der Platz eines fünfzehnjährigen vornehmen Fräuleins iſt nicht im Feldlager, Gunild. Weil Dein Vater faſt immer im Dienſte des Cäſar-Auguſtus bei dem Heere ſein muß, hab ich Dich zu mir genommen und Du lebſt mit meinen Edeldamen. Was fehlt Dir hier?"

„Mein Volk und die Freiheit!" rief Gunild.

„Kleine Barbarin!" ſagte Eudoxia lächelnd.

„O laß mich fort!" bat Gunild; „nicht in's Feldlager will ich . . . o nein! laß mich meine Heimat, die waldigen Ufer der Donau wieder ſehen!"

Männerſchritte nahten. Amantius trat ein, öffnete den Vorhang und ſagte leiſe:

„Herrin, der Bote iſt er ſelbſt."

Eine hohe Geſtalt in der Kleidung eines gemeinen Soldaten ſtand auf der Schwelle.

„Mein Vater!" rief Gunild, ſprang auf und eilte auf ihn zu. Aber der Krieger machte eine abwehrende Bewegung und Eudoxia ſagte ſchnell:

„Geh' zu meinen Kindern, Gunild" — und deutete auf eine Tür, welche dem großen Eingange gegenüber lag. Kaum hatte Gunild ſich entfernt, ſo winkte Eudoxia den Feldherrn der Goten zu ſich heran und ſagte mit gedämpfter, bewegter Stimme:

„Es muß ein großes Unheil oder ein großer Glücksfall ſein, der Dich ſo herführt, edler Gaïnas."

„Leo iſt tot, edle Herrin," ſagte Gaïnas ruhig.

„Ha!" rief Eudoxia mit unterdrückter Freude und lehnte ſich auf die Polſter zurück, als ob ihr eine ſchwere Wucht abgenommen ſei. Jetzt müſſen wir handeln! Weiß es der Cäſar-Auguſtus?"

Gaïnas zuckte ſchweigend die Schultern.

„Wie ſtarb der Elende?" fragte ſie haſtig.

„Aus bleicher Furcht. Er ſetzte mit ſeiner Heeresabteilung über den Hellespont und harrte ratlos und ſchreckenvoll, was Tribigild beginnen — ob er ſich nach Jonien oder nach Syrien wenden werde. In der Angſt der Unfähigkeit und der geſpannten Erwartung fand er den Tod. Jonien iſt ohne Zweifel eine leichte Beute Tribigilds."

„Du wirſt es ſchützen, edler Gaïnas, wirſt Konſtantinopel und den Thron ſchirmen," entgegnete Eudoxia ſchmeichelnd.

„Den Cäſar-Auguſtus — ja! und Dich, hohe Herrin, mit Deinen Kindern — ja! Aber einen Thron, auf deſſen Stufen Eutrop den Kaiſer ſpielt — nein!“ erwiderte der ſtolze Gothe. „Nachdem ich das morgenländiſche Reich von der grauſamen Bedrückung Rufins befreite, habe ich vier Jahre lang zuſehen müſſen, wie alle Ehren, Würden und Reichtümer des Staates auf Rufins erbärmlichen Nachfolger übergingen, während ich mißtrauiſch behandelt und karg belohnt, das blieb, was ich war — Feldherr der Gothen. So lange Eutrop am Ruder iſt, laſſe ich die Dinge gehen, wie ſie wollen. Möge Tribigild Jonien nehmen, möge er Konſtantinopel nehmen! Dann führe ich Dich und den Kaiſer zu meinem Heere nach Theſſalien . . . da ſeid Ihr ſicher! Eutrop aber ſehe zu, wie er das Reich rette und Tribigild beſiege. Soll ich gegen Tribigild mich wenden, ſoll ich überhaupt handelnd auftreten: ſo muß Eutrop verſchwinden.“

„Er ſoll verſchwinden!“ ſagte Eudoxia entſchloſſen. „Es iſt genug der Schmach.“

Eine Botſchaft.

Das Gemach, in welchem Olympia den Amantius empfangen hatte, war nur ein Beſuchzimmer und nicht das, welches ſie bewohnte. Es war noch einigermaßen ſo eingerichtet, wie man es in der Welt gewohnt war, weil Olympia den Verwandten, die ſie zuweilen beſuchten, nicht zumuten mochte, ihr Zimmer zu betreten, das ſtatt der Fußteppiche eine grobe Strohmatte — und ſtatt der bequem gepolſterten Seſſel und Ruhebetten, Stühle von geflochtenem Rohr hatte. Sie hatte ſich auf die äußerſte Notdurft des Lebens beſchränkt, um imſtande zu ſein, wenigſtens das einzige Werk der Barmherzigkeit zu üben, das ihr in ihrer Beſchränkung und Gefangenſchaft noch möglich war: die Pflege einiger Kranken. Sie hatte in den Räumen, welche früher ein Teil ihrer Dienerſchaft bewohnte, ein kleines Spital eingerichtet und in deſſen Nähe lag ihr Zimmer.

Dahin kehrte Olympia zurück, nachdem ſie Amantius entlaſſen hatte. Sie nahm aus einem Kiſtchen feine Leinwand und nähte emſig daran, Ehen, welche durch ein gegenſeitiges Wolgefallen, und eine Uebereinſtimmung der Anfoderungen an Glück, Rechte und Pflichten geſchloſſen werden. Nun kommt es nur darauf an, daß man bei näherer Bekanntſchaft zum Verſtändniß über die beiderſeitigen Charactere komme, welche dieſe Anfoderungen machen, und bei dieſem Beſtreben kommen denn zuerſt faſt immer die ungeheuerſten Mißverſtändniſſe zum Vorſchein.

Die Schweſtern waren von einer vortreflichen Mutter erzogen, deren Kränklichkeit ſie ziemlich fern von dem Kreiſe hielt, welchem der Vater durch ſeine Stellung angehörte. Er war Hofmarſchall bei einem der Prinzen des königlichen Hauſes in Berlin. Da er kein anderes Einkommen als dasjenige hatte, welches ſeine Stelle ihm brachte, und ſeine Frau auch kein bedeutendes Vermögen beſaß, ſo wuchſen die Mädchen nicht in der Ueppigkeit des Ueberfluſſes und des Luxus auf, ſondern die Hofmarſchallin gewöhnte ſie an Einfachheit und Häuslichkeit, an Sparſamkeit in der ökonomiſchen Verwaltung des Hausweſens, an Geſchick zu wirthlicher Einrichtung bei ihren kleinen Toilettenangelegenheiten. Dies war vielleicht der beſte Theil der Erziehung, welche die Mädchen erhielten, aber auch an dem glänzenden ließ die Mutter es nicht fehlen, und keine Spardenn es waren Altartücher, die ſie an arme Kirchen verſchenkte. Früher gab ſie ihnen die reichſten Altargerätſchaften; jetzt ſchlichtes Linnen; aber immer dieſelbe zärtliche Liebe.

Sie war eine ungemein edle und liebliche Erſcheinung. Von Kindheit an hatte ſie, mitten im Glanze der äußeren Verhältniſſe, den Schmerz gekannt und das Kreuz getragen. Alles, woran ihr junges Herz ſich anlehnte — ſtarb dahin: die Mutter erſt; dann der Vater — um den ſie zweifach trauerte, weil ihm das Licht des Chriſtentums nicht aufgegangen war; dann der Gemahl, dem ſie demütig zugetan — weil er ihr Gemahl, und liebreich und gütig für ſie war; dann die treue Erzieherin ihrer Jugend: ſo daß ſie bei achtzehn Jahren vollkommen allein ſtand. Und nicht bloß äußerlich! Die Welt begriff nicht dieſe junge Witwe, die durch Schönheit und Reichtum glänzen konnte — und die allen Glanz verſchmähte. Die Welt hätte dieſe Zurückgezogenheit leichter begriffen, wenn ſie aus Olympia's untröſtlicher Trauer um Nebridius hervorgegangen wäre; — aber jetzt? Die Welt iſt wie eine eitle Frau: ſie hält ſich für unübertrefflich ſchön und für unwiderſtehlich reizend; gibt jemand ihr zu verſtehen, daß dem nicht ſo ſei, ſo ſpürt ſie einen Anflug von Empfindlichkeit — und zeigt es. Allein Olympia ließ ſich durch keine Mißbilligung, durch keinen direkten und indirekten Tadel, durch keine Bitten und durch keine Vorwürfe von dem Wege abbringen, den ſie als den ihren erkannt hatte. Sie war ein zurückhaltender, entſchloſſener Charakter. Iſt ein ſolcher klar in ſich und über ſich: ſo ſteht er feſt und geht er weit. Olympia kannte genug die Welt und ihren betörenden Einfluß, um nicht die gefährliche Stellung einer achtzehnjährigen, kinderloſen Witwe einzuſehen; — kannte genug die Ueppigkeit des Lebens ſo vieler Frauen, um nicht den Rückſchluß auf ſich ſelbſt zu machen: was ihnen begegnet, kann auch mir begegnen, wenn ich nicht die Gefahren des Weges meide. Dabei blieb ſie. Aber nicht ſtarr; denn in ihrem Herzen war eine unausſprechliche Liebesfülle und in ihrer Seele eine ganz ideale Richtung, welche ihr andere Intereſſen, andere Freuden, andere Genüſſe, andere Ziele zeigten und anboten; — ſie liebte Chriſtus in ſeiner Kirche; ſie liebte die Kirche als das Paradies der erlöſten Menſchheit hienieden. Sie lebte für das, was ſie liebte. — So war Olympia — unter den herrlichen Frauen des chriſtlichen Altertums der herrlichſten eine; — kein Gebilde der Phantaſie.

Es dämmerte bereits in dem kleinen Gemach, das nach orientaliſcher Art kein anderes Licht empfing als durch die geöffnete Tür; denn Oberlichter hatten nur die großen Gemächer, die herrſchaftlichen Zimmer. Dieſe Türe ging in einen engen, inneren Hof, der mit bunten, gebrannten Steinen gepflaſtert war und in deſſen Mitte ein kleiner Springbrunnen plätſcherte. Olympia ließ das Linnentuch auf ihren Schoß ſinken und die Hände auf die Arbeit, und ihre ſchönen dunkeln Augen ruhten auf dem tanzenden Waſſerſtrahl mit einem Ausdruck von ſanfter Melancholie, dieſem Schatten, welche die Dinge des Lebens auf ihre Seele warfen. Sie vernahm nicht ein leichtes Geräuſch im Hof und plötzlich ſtand eine Frauengeſtalt in der Tür, die ihren Schleier zurückwarf und fragte:

„Biſt Du die edle Olympia?“

Theone folgte ihr auf dem Fuß und ſagte:

„Verzeih', o Herrin! die Dame ließ ſich nicht abweiſen, obſchon ich ihr ſagte, es ſei nicht Deine Gewohnheit zu ſo ſpäter Stunde Beſuch anzunehmen. Sie kam in geſchloſſener Sänfte . . . —“

„Bringe uns eine Lampe, Theone,“ ſagte Olympia; und dann zu der Fremden: „Wer biſt Du und was wünſcheſt Du von mir?“

„Ich bin von der alleredelſten Eudoxia zu Dir geſendet und heiße Gunild. Ich ſoll Dir ſagen, der Sturz des Mannes, der Dich quält, ſei unvermeidlich. Deine Klage bei dem Cäſar-Auguſtus würde ihn nicht ſtürzen; aber ſie würde mehr Gewicht haben, als manche andere.“

„Wer biſt Du," fragte Olympia erſtaunt, „daß Du ſo jung noch und eine Fremde, wie Deine Sprache verrät, mit einer ſolchen Botſchaft des Vertrauens zu mir geſendet wirſt?

„Da mein Vater in den Plan der edelſten Eudoxia eingeweiht iſt, ſchien es ihr paſſend, niemand ſonſt, als ſeiner Tochter dieſen Auftrag zu geben. Mein Vater aber iſt Gaïnas, der Feldherr der gotiſchen Legion . . . und fremd bin ich freilich ſehr in dieſem Lande und unter dieſem griechiſchen Volk."

„Armes Kind!" ſagte Olympia mitleidig.

„Nein, das nicht!" verſetzte Gunild ſtolz, „die Tochter meines Vaters iſt *kein armes Kind.* Du aber, ſcheinſt mir wohl recht arm zu ſein, denn Dein ſchöner Palaſt iſt leer und verödet und dies Zimmer kaum bewohnbar für eine geringe Dienerin."

„Es geht mir wie Dir," entgegnete Olympia mit ſanftem Lächeln: „die Tochter meines Vaters iſt nicht arm."

Theone hatte eine Lampe von Ton gebracht und auf den Tiſch geſetzt.

„Ja," ſprach Gunild, „ich weiß, daß Du eigentlich ſehr reich biſt, denn am Hof ſpricht man oft von Dir, weil man Deine Vermählung mit Elpidius wünſcht. Doch für den Augenblick biſt Du doch ſehr arm! . . . eine Lampe von Ton haben nur ganz arme Leute! und deshalb wirſt Du das Deine tun, nicht wahr? um Dich von Deinem Peiniger zu befreien.“

„Vor einigen Stunden habe ich dem Kämmerling Amantius meine Antwort gegeben,“ ſagte Olympia.

„Aber eine unbefriedigende, denn ſonſt wäre ich nicht hier!“ rief Gunild.

„Meinſt Du, daß die Geſinnung mit den Stunden wechſele?“ fragte Olympia.

Es erging Gunilden wie Amantius: ſie verſtummte. Nach einer Pauſe aber ſagte ſie zögernd:

„Aus meinem Auftrage zu ſchließen, könnte ſich Dein Standpunkt in dieſer Sache jetzt verändert haben.“

„Nicht weſentlich . . . . und deshalb bleibe ich bei meiner Antwort. Es werden genug und übergenug Klagen und Zeugen ſich erheben, deren Wort ebenſoviel gilt, als das meine.“

„Du biſt ſehr großmütig,“ entgegnete Gunild fragend, . . . „oder ſehr ſtolz.“

„Das weiß ich nicht,“ ſagte Olympia; „allein ich weiß, daß geſchrieben ſteht: Liebet die, welche euch haſſen und verfolgen; — und ich weiß“ . . . — aber ſie ſchwieg plötzlich.

„Warum ſchweigſt Du! laß mich Deine Gründe wiſſen!“ rief Gunild bittend.

„Du biſt Gotin . . . . folglich Arianerin?“ fragte Olympia.

„Gotin und Arianerin,“ ſagte Gunild ſtolz.

„So würdeſt Du den letzten Grund doch nicht verſtehen; denn die Chriſtusliebe, die den Verfolger nicht haßt, entſpringt aus dem Chriſtenglauben . . . — und den haſt Du nicht.“

„Den habe ich nicht,“ ſagte Gunild ernſt; „aber Eudoxia hat ihn . . . . und denkt und handelt doch ganz anders wie Du.“

„Ein Jeder von uns hat dereinſt über die eigenen Handlungen Rechenſchaft abzulegen . . . nicht über fremde. Daher dürfen wir das, was Andere tun, ebenſowenig richten, als es unbedingt zu unſerer Richtſchnur machen“ entgegnete Olympia mild. „Eudoxia tut das, was ſie verantworten zu können glaubt; deshalb wird ſie mir gern dieſelbe Freiheit der Ueberzeugung gönnen.“

„Ach! warum kommſt Du nie an den Hof?“ rief Gunild. „Verwandte von Dir gehen mit vielen anderen Damen bei der Herrin aus und ein. Du aber erſcheinſt nie.“

„Ich führe ſeit dem Tode meines Gemahls das ſtille zurückgezogene Leben der Witwe, wie es eben für mich ſich ſchickt. Ueberdas bin ich ſeit drei Jahren in der Ungnade des Cäſar-Auguſtus. Und endlich . . . wie würde ſich mein Kleid ausnehmen zwiſchen Euren goldgeſtickten Gewändern!“

„Seltſam . . . . aber ſchön!" rief Gunild. „Ich weiß nicht, wie es kommt, . . mir iſt zum weinen hier bei Dir."

„Das tut mir leid," ſagte Olympia freundlich.

„Mir nicht, edle Frau, mir nicht," entgegnete Gunild und ihre Augen ſchimmerten von Tränen. „Ich muß nun fort . . . . aber ich danke Dir."

„Wofür? Du haſt doch meine Antwort richtig verſtanden?" ſagte Olympia.

„Ich danke Dir, daß Du biſt wie Du biſt," ſagte Gunild und ſah ringsum das arme kleine Zimmer genau an. „In den goldenen Sälen des Hebdomon und des Konſtantiniſchen Palaſtes werde ich Dich nie vergeſſen. Aber ſei unbeſorgt! Deine Antwort hab' ich gut verſtanden und werde ſie pünktlich ausrichten."

Sie ſtand auf und ging in den kleinen Hof. Olympia folgte ihr, um ſie zu dem Ausgange zu geleiten, der ſich durch einen Portikus, wo Theone wartete, dem Vorderbau anſchloß. Der Hof war hell vom Mondſchein, deſſen Licht die beweglichen Waſſertropfen des Springbrunnens in bunte, zerſchmelzende Edelſteine verwandelte, während die Sterne groß und golden friedlich von ihrer ſtillen Höhe herabſchauten.

„Die Geſtirne ſind Deine Fackelträger und die Elemente Deine Kandelaber," ſagte Gunild. „Lebewohl, Du ſelige Seele."

Theone erſchien und mit ihr verſchwand Gunild. Olympia ging nicht in ihr Zimmer zurück, ſondern nach einer ſtillen Kammer, wo die Leiche desjenigen ſtand, deſſen Todeskampf ſie getröſtet hatte. Da wachte ſie im Gebet für ihn, bis der Morgen graute und bis eine ihrer Frauen kam und ſie ablöſte.

Regierungsſorgen.

Eutrop hatte ſeinen Staatsrat verſammelt, der ebenſo ratlos wie er ſelbſt war, denn er beſtand aus Leuten, die ihm an Bildung, Einſicht und Herkunft gleich waren. Oſius, ein freigelaſſener ſpaniſcher Koch, ſtand in großer Gunſt bei dem Konſul; jetzt aber drückte Eutrop auch dieſem ſein Mißvergnügen aus, weil Oſius ſich beharrlich weigerte, an Leo's Stelle den Befehl jener Truppen zu übernehmen, welche Tribigilds kriegeriſchen Aufruhr beſiegen oder ihn wenigſtens auf Kleinaſien beſchränken ſollten.

„Dem Konſul geziemt es, an die Spitze des Heeres ſich zu ſtellen,“ behauptete Oſius. „So war es Sitte in der römiſchen Republik bis auf Bauton und Rufin, bis auf Promotus und Timaſius herab: Konſul und Feldherr gehören zuſammen und zeugen für Weisheit und Tapferkeit in einer Perſon. Es wäre nicht klug, wenn Du, erlauchter Eutrop, in einem ſo bedenklichen Augenblicke Zweifel an Deiner Tapferkeit aufkommen laſſen wollteſt.“

„Albernes Gerede! wer würde wagen das auszuſprengen!" erwiderte Eutrop mürriſch. „Daß ich unter ſo kritiſchen Verhältniſſen nicht die geheiligte Perſon des Cäſar-Auguſtus verlaſſen darf, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt, und es gehört Deine unerhörte Beſchränktheit dazu, um einen ſolchen Vorſchlag zu machen."

„Das wäre freilich am einfachſten . . . wenn man nur vor Meuterei ſicher wäre, ſobald einer das ganze Heer in die Hand bekommt," murmelte Eutrop. „Ein Oberbefehlshaber muß ein ganz zuverläſſiger Mann ſein. Wen weißt Du als ſolchen zu nennen . . . außer Dich ſelbſt!"

„Wie wäre es, wenn man Leo's Tod hier verheimlichte und den Truppen den Befehl zugehen ließe, um jeden Preis Tribigilds Übergang über den Helleſpont zu wehren?" fragte Oſius ſinnend.

„Den Befehl zu geben wäre ſehr leicht," bemerkte Marcellus ſpöttiſch; „aber wer ſorgt dafür, daß ihn die Truppen ausführen — ohne Oberbefehlshaber!"

„Verheimlichen würde ich dennoch die Sache," ſagte Oſius; — „dem Cäſar-Auguſtus auf die einfachſte Weiſe . . . indem man ſie ihm verſchweigt und etwaige andere Nachrichten Lügen nennt. Da Eurodia ihm grollt, wird ihm ohnehin niemand die Wahrheit mitteilen."

ſamkeit ſtand dem Budget vor, wenn es galt, gute Lehrer für die Kinder zu erwerben. Obgleich keine von Beiden irgend ein ausgezeichnetes Talent verrieth, ſo hatten ſie doch neben dem wiſſenſchaftlichen Unterricht Zeichen-, Muſik- und Sprachmeiſter, und wenn die Hofmarſchallin an die Zukunft ihrer Töchter dachte, ſo durfte ſie ſich mit wolbegründeter Zufriedenheit ſagen: wie ihnen das Loos fallen möge, ob ein glänzender oder ein dunkler Platz ſie erwarte, ob ein beſchränkter oder ein reicher Wirkungskreis ſie aufnehmen werde — für einen jeden würden ſie vorbereitet ſein und ſich darin zurecht finden. Ihrer Kränklichkeit wegen mußte ſie ſich außerhalb des großen geſellſchaftlichen Stromes halten, und ſie that es gern. Durfte ſie ſich bei ſeltenen Gelegenheiten nicht ausſchließen, ſo nahm ſie daran Theil wie an jeder andern Obliegenheit — freundlich und mit graziöſem Anſtand. Eine anmuthige Pflichterfüllung in ſanfte Kränklichkeit wie in eine lichte Wolke gehüllt, gleich fern von den ſchädlichen Nebeln böſer Laune, wie von den Goldglanzfarben einer reichen Phantaſie und eines ſtralenden Verſtandes: das wăr ihr Leben. Es bewegte ſich ausſchließlich in der Sphäre des Gefühls; an die des Gedankens ſtreifte es nur mit gelaſſener Frage, für welche ſogleich eine Antwort im frommen

„Aber dem Volk!“ rief Eutrop; — „es kommen täglich Hunderte von Nachen von Jonien herüber, wo Leo’s Tod ohne Zweifel allbekannt iſt. Wie ſoll man verhindern, daß ſich die Nachricht in der Stadt verbreite, und die Bevölkerung in Schrecken ſetze! Könnte man gleich einen Oberbefehlshaber zum Heere entſenden, ſo wäre das die beſte Beruhigung — umſomehr, als die allgemeine Stimme unſerm vortrefflichen Leo nicht günſtig war . . . ja ſogar ihn verhöhnte. Es würde alſo ganz leicht ſein, ſich durch ein paar kleine glückliche Treffen in die Gunſt des Volkes zu ſetzen; . . . aber Ihr Memmen fürchtet den Tribigild und das Feldlager und die Schlacht . . . und Ihr zieht es vor, das Reich in Aufruhr und Meuterei untergehen zu laſſen.“

„Wir folgen Deinem Beiſpiel, Erlauchter,“ ſagte Marcellus mit tiefem Ernſt.

„Das Volk müßte mit andern Gedanken beſchäftigt, müßte durch irgend ein neues Schauſpiel im Circus oder im Theater zerſtreut werden,“ nahm Oſius wieder das Wort. „Auf die Weiſe vergißt es mit Freuden Leo, Tribigild und alles, was Du willſt.“

„Die Spiele koſten Geld . . . und der Schatz iſt leer,“ murrte Eutrop.

„Ganz leer doch wohl nicht! ich ſprach Euſtathes. Er vertraute mir, daß er mit ſeinem herrlichen Landgute bei Cyzicus die Statthalterſchaft von Lydien erkauft habe."

„Ein Landgut in Jonien hat in dieſem Augenblicke ſo gut wie gar keinen Wert," entgegnete Eutrop mit Geringſchätzung.

„Freilich nicht, um es zu verkaufen; aber Du kannſt es ja verpfänden. Es ſind reiche Juden aus Alexandrien hier. Verpfände ihnen das Landgut . . . und nimm es ſpäter zurück, wenn die Juden heimkehren, und wenn ſie hier durch tauſend Kniffe und Ränke ſich dermaßen mit Gold gemäſtet haben, daß Du wahrlich nicht nötig haſt, das Pfand auszulöſen."

Dieſer Vorſchlag hatte Eutrops ganzen Beifall, und heimlich beſchloß er, ihn auszuführen — nicht für den öffentlichen Schatz, aber für ſeine Privatkaſſe. Er antwortete:

„Ich kann nicht ſo ſchnell ein neues lockendes Schauſpiel erfinden und darſtellen laſſen . . . dazu gehören Vorbereitungen — und die Zeit drängt."

„Ich weiß etwas, das wenig Vorbereitungen erheiſcht und ſehr lockend ſein wird!" rief der Koch.

„Haſt Du vielleicht eine Speiſe erfunden, die aus Luft zubereitet wird?" fragte der Konſul.

„Ich würde ſämtliche öffentliche Tänzerinnen der Stadt im großen Circus verſammeln und tanzen laſſen — was ſie wollen, wie ſie wollen . . .

und das Volk ſtürmt den Circus, iſt toller vor Freude und ſpricht von nichts anderm."

„Wie viel Tänzerinnen zählt die Stadt?" fragte Eutrop.

„In Rom ſind dreitauſend," ſagte Marcellus. „Einer meiner Freunde, der von dort kam, wußte genau ihre Zahl anzugeben. Wir werden alſo doch wohl hier zweitauſend haben."

„Was, nur zweitauſend!" rief Eutrop wütend. „So weit ſtehen wir hinter Rom zurück? . . . So wenig ſorgt man hier für dieſe ſo ungemein nützliche Klaſſe von Geſchöpfen, die durch ihr bischen Singen und Springen die Menſchheit unterhalten und erheitern? . . . Um ein Dritteil ſollte Rom uns übertreffen? . . Welche Schmach!"

„Vielleicht iſt Marcellus ungenau berichtet," ſagte Oſius begütigend. „Mögen es aber auch nur zweitauſend ſein und Du verſammelſt ſie alle im großen Circus — dazu die Flöten- und Zitherſpielerinnen . . . auf mein Wort! der Circus iſt überfüllter, als bei dem beliebteſten Wagenrennen, denn ſo etwas wäre ganz neu!"

„Und wahrhaftig nicht übel!" ſetzte Eutrop hinzu. „Nur müßte man die Ankündigung dieſes Schauſpiels in verſchleierten Ausdrücken machen."

„Ha, Du fürchteſt, der Präfekt von Konſtantinopel werde im Namen der verletzten Sittlichkeit Einſprache tun?"

„Kaum — ſobald ich ihn von meiner Abſicht unterrichtete! Er wird dann ſicherlich nicht verſchmähen, ſich unter den Zuſchauern zu befinden; denn ſeine Gaſtmahle ſind ſtets durch ganze Banden von Tänzerinnen und Flöttenſpielerinnen — und zwar von der ausgelaſſenſten Sorte — erheitert. Aber wenn der Goldmund es erführe . . . wenn er ſeine Kanzel beſtiege . . . das Volk warnte, fanatiſierte, die Zuſtände in Jonien enthüllte . . . das könnte üble Folgen haben.“

„Dreiviertel der Bevölkerung läuft dennoch in den Zirkus!“ beteuerte Oſius.

„Wir wollen es verſuchen,“ verſetzte Eutrop. „Man kann ja ganz kurz ein neues Schauſpiel ankündigen. Das reizt vielleicht am meiſten die Neugier . . . und alle Spannung wendet ſich von Tribigild und dem Kriegsſchauplatz ab und dem Circus zu.“

Während Eutrop ſeine Anſchläge machte, führten andere die ihren aus. In früher Morgenſtunde wurde Gaïnas bei dem Kaiſer gemeldet. Arcadius war nicht wenig erſtaunt, ſeinen Feldherrn in Konſtantinopel und in der Tracht eines gemeinen Kriegers zu ſehen. Bevor er ſeiner Verwunderung Worte geben konnte, verfiel er in eine zweite, denn Gaïnas ſprach mit tiefer Niedergeſchlagenheit, indem er das Knie beugte.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Heil Dir, o unüberwindlicher Kaiſer! und mögeſt Du es immer bleiben."

„Bringſt Du mir unerfreuliche Nachrichten aus Thracien oder Theſſalien? . . . Überſchwemmen die Horden der wilden Hunnen unſere Grenzen?" fragte Arcadius wie jemand, der bereits an dergleichen Nachrichten gewöhnt iſt.

„Thracien und Theſſalien ſind ruhig, denn ich bin dort," entgegnete Gaïnas, „und nicht von den Hunnen wird zunächſt Dein Thron bedroht."

„Von Tribigild denn?" fragte der Kaiſer ſchnell.

„Von Tribigild . . . und ſehr ernſt."

„Iſt Leo geſchlagen? Elpidius ſprach von ſchlimmen Gerüchten, die im Umlauf wären. Doch ſeitdem hörte ich nichts aus Jonien. Alſo rede."

„Dein Heer in Jonien iſt geſchlagen, zerſprengt, vernichtet . . . Leo iſt umgekommen . . . Tribigild ſteht am Geſtade des Hellespont und bereitet ſich vor, nach Konſtantinopel überzuſchiffen."

„Und Du biſt hier," rief der Kaiſer. „Dir obliegt es, mit Deinem Heer die thraciſche Küſte des Hellespont ſamt Konſtantinopel vor Tribigilds Invaſion zu ſchützen! . . . und in einem ſo gefährlichen Augenblicke wagſt Du das Heer zu verlaſſen und im Hebdomon zu erſcheinen."

„Ich wagte es," entgegnete Gaïnas kalt; „denn im Hebdomon muß man endlich einmal die Wahrheit hören. Um kein unnützes Aufſehen zu erregen, ſteht der Feldherr in der Tracht des gemeinen Kriegers vor Dir."

„Und wie lautet das, was Du Wahrheit nennſt?" fragte Arcadius beklommen.

„Tribigild iſt mein Landsmann und war mein Freund. Er hat noch jetzt Vertrauen zu mir. Er ließ mir durch eine ſichere und geheime Botſchaft ſagen, er ſei bereit, Frieden mit Dir zu machen und die ganze gotiſche Kolonie, die jetzt den Aufſtand in Phrygien macht, zur Botmäßigkeit zurückführen . . . um einen Preis und nur um den!"

„Und das wäre?"

„Der Kopf des Eutrop," ſagte Gaïnas eiskalt.

Der Kaiſer fuhr zurück: „Den Kopf meines treuſten und geſchickteſten Dieners ſoll ich dem Haß oder dem Neid eines Barbarenhäuptlings opfern?"

„Iſt der geſchickt, der einen kühnen Barbaren einen feigen Griechen gegenüber ſtellt," fragte Gaïnas ſchneidend; — „und ſollte ſeine Treue ächter ſein? . . . Derjenige iſt ein treuer Diener ſeines Kaiſers, der die Erniedrigung des Reichs nicht vertragen kann und ein Mittel vorſchlägt, um ihr Einhalt zu tun. Eutrops Bedrückungen, Eutrops Beſtechlichkeit ruft den Fluch des ganzen mogenländiſchen Reiches auf Deinen Zepter herab. Iſt das Treue?"

„Er iſt mir perſönlich treu," ſtotterte Arcadius.

„Wie ein Hund . . . der er iſt," ſagte Gaïnas verächtlich, „und der nicht in Betracht kommen darf, wenn es ſich um die Sicherheit des Thrones, um den Frieden im Reich, um die Wohlfahrt Deiner Völker handelt."

„Du wirſt dieſe hohen Güter erobern, edler Gaïnas, und den Frieden mit Tribigild ſchließen, nachdem Du ihn beſiegteſt," ſagte Arcadius bittend.

„Nein, mein Kaiſer, das werde ich nicht tun," erwiderte Gaïnas immer mit derſelben eiskalten Entſchiedenheit. „Die Goten ſollen ſich gegenſeitig morden, damit Eutrop unbehelligt fortfahre, das Reich zu verwüſten? Nein! das wird nimmermehr geſchehen. Es falle ſein ſchuld- und ſchmachbeladenes Haupt — und der Aufſtand in Phrygien iſt zu Ende; denn nicht gegen Dich, ſondern gegen Eutrops unerträgliche Bedrückung iſt er gerichtet. Ganze Landſchaften, ganze Provinzen ſaugt er aus, indem er alle Stellen, vom Prokonſul an, dem Meiſtbietenden überträgt, der ſich dann ſchadlos zu halten weiß. Kann ein ſolcher Zuſtand von Niedertracht und Elend aufrecht gehalten werden? Kannſt Du es wünſchen. Du . . . der Kaiſer!“

„Nein, gewiß nicht . . . Recht und Gerechtigkeit ſoll über meine Völker herrſchen.“

„So beweiſe es und übe ſie, indem Du den größten Verbrecher in Deinen weiten Staaten nach Gebühr beſtrafſt. Fällt Eutrops Kopf, ſo iſt das ein Unterpfand Deiner kaiſerlichen Geſinnung und wir faſſen wieder Mut und Vertrauen.“

„Unmöglich!“ ſeufzte Arcadius; — „das kann nicht ſein. Eutrop hat ſeine Feinde . . er wird verleumdet! ich kann nicht all das Böſe glauben, das Du von ihm ſagſt.“

Eine ungewöhnliche Bewegung gab ſich in den Vorgemächern kund. Gaïnas horchte einen Augenblick auf, dann erwiderte er:

„Mir willſt Du nicht glauben! Nun wohlan! ein anderer Mund wird mehr Beredſamkeit haben, als der des rauhen Goten.“

„Was meinſt Du? . . . Was gibt es denn da?“ fragte Arcadius ganz betäubt von der ungewöhnlichen Unruhe.

Eudoxia trat ein.

Ein Freudenſtrahl belebte plötzlich das ſeelenloſe Antlitz des Kaiſers. Er rief:

„Eudoxia! . . . Du biſt es . . . und mit den Kindern! O ſei willkommen, geliebte Eudoxia . . . warum weinſt Du? . . . o weine nicht.“

Eudoxia ſtand da, blaß das Auge voll Tränen. Auf dem Arm trug ſie ihre jüngſte Tochter Pulcheria, an der Hand hielt ſie die dreijährige Flaccilla. So kniete ſie vor Arcadius nieder und ſagte:

„Nicht weinen ſoll ich? Wohlan, erhabener Kaiſer, es ſteht bei Dir, meine Tränen zu trocknen.“

„Und wie, Eudoxia, wie? Sprich, was wünſcheſt Du . . . es ſoll geſchehen!

„Eutrop muß fallen!“ ſagte ſie beſtimmt.

„Wirſt Du nun mir glauben, o Kaiſer?“ fragte Gaïnas grollend.

„Verlaſſ’ uns!“ ſagte Arcadius.

„Nein, er bleibe!“ rief Eudoxia gebieteriſch. „Er darf alles hören, denn er kann alles beſtätigen, was ich gegen Eutrop zu ſagen habe.“

„Ja, der unſelige Eutrop! . . . Gaïnas hat mir ſoeben gar viel Freveltaten von ihm aufgezählt. Doch was bekümmert Dich das! . . . Er wird doch nicht gegen Dich gefehlt haben . . . oder doch nicht ſo ſehr, um Dich in dieſen Zuſtand zu verſetzen.“

„Wie!“ rief Eudoxia, „die Schmach des Reichs, deſſen Beherrſcher mein Gemahl und Kaiſer iſt — die Verwünſchungen des Volkes, die auf ſein Haupt und auf das meiner unſchuldigen Kinder übergehen — ſollen mich nicht betrüben, nicht erſchüttern? . . . Ich ſoll täglich ſehen, wie ein Elender mit der Krone verfährt, die der große Theodoſius trug und die mein kaiſerlicher Gemahl trägt, ohne blutige Tränen über ihre Erniedrigung zu weinen? . . . Ich ſoll Zeuge ſein, wie dieſer Nichtswürdige mit allen umgeht, welche die tiefſte Ehrfurcht verdienen, und nicht mich empören? . . . Er hebt das uralte fromme Aſylrecht der Kirche auf und fügt dadurch dem Patriarchen — und in ihm allen guten Chriſten, bittere Kränkungen und Kummer zu, denn er will nicht, daß es eine Stätte im Reiche gebe, die vor ſeiner Gewalttätigkeit beſchirme. Er verfolgt Frauen aus den edelſten Geſchlechtern, von reinſter Tugend, wie Pentadia und Olympia, um ihr Vermögen einzuziehen. Er hat eine Taxe für jede Stelle, für jedes Amt . . . und wer am meiſten zahlt, iſt in ſeinen Augen der Würdigſte und Fähigſte . . . Und das alles ſoll mir gleichgültig ſein!"

Sie hatte ſich von den Knien erhoben und ſtand herrlich anzuſchauen in ihrer Schönheit, ihrem Zorn, ihren Tränen, vor dem erſchütterten Arcadius.

„Weine nicht, Eudoxia . . . faſſe Dich, Geliebte," bat er bewegt. „Es ſoll anders werden . . . aber beruhige Dich."

Glauben, in gelaſſener Ergebung, in der Abhängigkeit des Weibes gefunden wurde. Der Zweifel, die Forſchung, die Leidenſchaft blieben als geſetzwidrig und unſtatthaft in einer unausmeßlichen Ferne.

In dieſer reinen Atmoſphäre verbunden mit dem engen Horizont wurde die ſtille Cornelie phlegmatiſch und die lebhafte Aurora ſchwärmeriſch, d. h. jene erfüllte ihre kleinen Obliegenheiten und Pflichten ſehr gern, ſehr gut, ſehr pünktlich, aber ſo wie eine allerliebſte Maſchine, ohne das Bedürfniß ihre Eigenthümlichkeit in Urtheil oder Anordnung dabei auszuſprechen, — und dieſe erfüllte ſie mehr als gern, war immer bereit darüber hinaus zu thun, zu leiſten, auf ſich zu nehmen, die Erwartungen zu übertreffen, um von der Mutter mehr Lob, von der Schweſter mehr Liebe zu gewinnen.

Das Verhältniß des Hofmarſchalls zu ſeiner Familie war nur ein oberflächliches, weil er völlig vom Geſellſchaftsleben abſorbirt und kleinlichen Intereſſen zugewendet war. Die angenehmen Manieren, die gefällige Außenſeite welche er in ſeiner Stellung ſich zu eigen gemacht, kamen auch den Seinen zu gut. Er war nie anders als freundlich mit den Töchtern und artig, verbindlich und rückſichtsvoll mit der Frau, der er unbedingt freien Spielraum als Mutter und Hausfrau ließ. Nur

„Nein!“ ſagte ſie, „ich will mich nicht beruhigen, ich habe lange genug geſchwiegen und ſchweigend gelitten. Jetzt will ich reden! Der Elende ſteht zwiſchen mir und meinem kaiſerlichen Gemahl“ . . .

„Du irrſt, Eudoxia! in dieſem Punkte irrſt Du gewiß!“ rief Arcadius.

„Meinſt Du, ich wiſſe nicht, weshalb ich nicht Auguſta bin?“ fragte ſie langſam; und als Arcadius verlegen ſchwieg, ſetzte ſie hinzu: „Er ſteht zwiſchen Dir und mir! Dein Schweigen bekennt es . . . und das ſoll mich weder bekümmern noch verletzen? O Arcadius! dann müßte ich kein Weib ſein! Du . . . hätteſt längſt zur Auguſta mich gemacht, längſt Deine Gemahlin zur Kaiſerin, zur vollen kaiſerlichen Würde erhoben. Aber . . . er will es nicht! er fürchtet mich und den Einfluß, den ich etwa gewinnen — die Einſicht, welche ich in die Verhältniſſe bekommen könnte — und deshalb unterbleibt es!“

„Noch heute ernenne ich Dich zur Auguſta!“ rief Arcadius immer bewegter.

„Nur dann werde ich freudig Dir danken, mein Herr und Kaiſer, wenn Eutrop zuvor den Hebdomon, die Stadt, wo möglich das Reich verlaſſen hat. Für uns beide iſt kein Platz mehr in dieſem Palaſt und an Deiner Seite . . . und das, womit er mich bedroht hat, werde ihm zu Teil.“

„Dich bedroht? was ſagſt Du da, Eudoxia!" rief Arcadius ſehr aufgebracht. „Wer wagt es, meine Kaiſerin zu bedrohen! und wie? . . . und womit?"

„O, Eutrop wagt alles . . . ungeſtraft," ſagte ſie bitter.

„Dies iſt zu viel! wie konnte er dies wagen?"

„Ich wollte darüber ſchweigen . . . meine Lippen ſträubten ſich, es auszuſprechen, als ob eine glühende Kohle ſie berühren ſolle. Darum bat ich Dich, mir einige Tage vollkommener Einſamkeit zu gönnen. Faſſen und ſammeln wollte ich mich und die unerhörte Beleidigung im Stillen überwinden."

„Was tat er Dir? ſprich!" rief Arcadius faſt ungeduldig.

„Mich freuen Edelſteine und allerhand Geſchmeide — ich geſtehe es. Das iſt Frauenart und Du haſt mich darin verwöhnt. Eutrop wußte es. Um ſich mir angenehm zu machen, brachte er mir zuweilen ſchöne Diamanten Er mochte denken, ich ſei ein Kind, welches Spielzeug bedarf. So auch vor einigen Tagen. Die Diamanten waren herrlich. Ich ſagte, ich würde ſie zum Diadem zuſammenſetzen laſſen, das ich als Auguſta tragen wolle. Er antwortete: Nur die Mutter eines Thronerben darf dieſen Titel erwarten. Nein, rief ich, auch die Gemahlin des Kaiſers!"

„Du ſagteſt recht, Eudoxia!“ unterbrach ſie Arcadius. „Vor allem . . . die Gemahlin des Kaiſers.“

„Er aber . . . der Freche! wagte mir zu erwidern: Gemahlin des Kaiſers biſt Du durch mich! Nur durch mich kannſt Du Auguſta werden. Gefällt Dir das nicht, ſo bedenke, daß ich Dich auf den Thron erhob und Dich vom Throne ſtürzen kann. So ſprach er zu mir . . . ſo ein Eutrop zu Eudoxia . . . zu Deiner Gemahlin, zur Mutter Deiner Kinder! und nun frage ich Dich, o mein Kaiſer: darf ich eine ſolche Beleidigung ungeſtraft hingehen laſſen?“

Eudoxia war während dieſer Erzählung noch bleicher geworden; ihre Lippen bebten ſo, daß ſie kaum reden konnte und ihre Stimme klang tonlos und heiſer. Nun brach ihre letzte Faſſung zuſammen und mit einem Tränenſtrom ſank ſie in einen Seſſel. Als die kleinen Kinder ihre Mutter weinen ſahen, fingen auch ſie an, nach Kinderart, jämmerlich zu weinen, und Arcadius rief ganz außer ſich vor Schmerz über Eudoxias Gram:

„Der Elende! . . . Er ſoll herkommen! . . . Er werde geſtraft, wie Du es verlangſt und wie es nur allzu gerecht iſt. Er werde auf ewig von unſerm Angeſicht verbannt und all ſeiner Titel, Würden, Ämter und Schätze beraubt . . . er beſchließe ſein Leben dort, wohin er Beſſere, als er iſt, verbannt hat: in Colchis oder in einer Oaſe der lybiſchen Wüſte."

„Heil Dir, o großer Kaiſer! das Reich iſt gerettet!" rief Gaïnas triumphierend und verließ ſtürmiſch das Gemach, um auf der Stelle den Konſul rufen zu laſſen und im Palaſt und in der Stadt die frohe Kunde von Eutrops Sturz zu verkünden, die mit größerem Jubel als hundert Siegesbotſchaften aufgenommen wurde und ſich blitzſchnell unter der ganzen Bevölkerung verbreitete.

Was keine vernünftige Vorſtellungen jemals erreicht hätten, das bewirkten Eudoxia's troſtloſe Tränen — Kaiſer Arcadius gab ſeinen Günſtling auf.

Ein tiefer Fall.

Eutrop folgte ahnungslos dem Kämmerling, der ihn zum Kaiſer rief. Etwas erſtaunt über die frühe Stunde, war ſie ihm doch ganz willkommen, weil er dem Kaiſer den Plan zu ſeinem öffentlichen Feſtſpiel mitteilen und dann die Vorbereitungen dazu ſchleunigſt machen wollte. Nach der Beratung des geſtrigen Abends hatte er mit ſeinen beiden Freunden eine ſchwelgeriſche Mahlzeit genoſſen und ſich in ſeinem Günſtlingsübermut ſo blind eingeſponnen, daß er, wie der Vogel Strauß, auf eine allgemeine Blindheit ſeiner Feinde rechnete.

Die Bewegung in den Vorſälen des Kaiſers fiel ihm auf. Sollte Arcadius erkrankt ſein? vielleicht gefährlich? . . . vielleicht am Sterben? . . . — Seine Gedanken flogen weiter. Ein Sohn iſt hier nicht . . . den Knaben Honorius beſchäftigt vollauf ſein Abendland. Warum nicht ich . . . der Konſul, der Patricius Eutrop — Cäſar-Auguſtus? Teuer erkaufen müßte ich es . . . denn all dieſe Augen betrachten mich mit Haß . . aber wozu ſammelte ich meine Schätze? — — Dieſe Gedanken flogen ihm durch den Sinn, während er weiter ging und die Blicke der Diener und der Kämmerlinge mit Hohn und Verachtung ihm folgten. Plötzlich blieb er ſtehen, denn aus dem Gemach des Kaiſers trat Gaïnas ihm entgegen.

„Du hier?“ ſtammelte Eutrop erbleichend.

„Warum nicht?“ fragte der Gote zurück, nahm Eutrops Arm, zog ihn heftig in das Zimmer hinein und rief dem Kaiſer zu:

„Hier iſt der Verräter, Cäſar-Auguſtus! Strafe ihn, wie er es verdient.“

Kreideweiß unter ſeiner Schminke, mit ſchlotternden Gliedern und mit Todesangſt im ſtarren Blick, fiel Eutrop auf die Knie, denn neben dem Kaiſer ſaß Eudoxia in lächelnder, roſiger Schönheit — und wie ein Blitz ſchoß es durch ſein Gehirn: ſie ſind verſöhnt . . . Tribigild unterwirft ſich . . . ich falle.

„Elender!“ ſagte der Kaiſer finſter, „hier iſt Deine Verurteilung. Nimm ſie und entferne Dich aus meiner Nähe.“

„Gnade! Erbarmen!“ ächzte Eutrop, ohne das Pergament mit der kaiſerlichen Unterſchrift zu nehmen.

„Lies es ihm vor, Gaïnas,“ ſagte der Kaiſer. „Und öffne die Türe, damit alle, die draußen ſind, über die Gerechtigkeit des Kaiſers frohlocken,“ ſetzte Eudoxia hinzu.

Es geſchah und alle Kämmerlinge drängten ſich ſo nahe wie möglich an die Schwelle, um zu hören und zu ſehen; — bis auf einen.

Gaïnas las mit erhobener Stimme die wenigen Worte, die Eudoxia aufgeſetzt und Arcadius unterſchrieben hatte.

„Der ehemalige Oberkämmerer, Konſul und Patrizius Eutrop iſt all ſeiner Ämter, Würden und Titel entſetzt, ſeiner Schätze beraubt und lebenslänglich an das fernſte Geſtade des ſchwarzen Meeres verbannt.“

Ein Jubelruf beantwortete dies Urteil, während Eutrop ſich winſelnd auf den Knien zu Eudoxia wendete und ächzte:

„O Auguſta, Du Herrliche, rette mein Leben!“

Eudoxia wendete ſich verächtlich von ihm ab und Arcadius ſagte:

„Du hörteſt ja, daß Dir das Leben geſchenkt iſt, obſchon Du tauſendmal den Tod verdienſt.“

„Man wird mich morden!“ jammerte Eutrop.

Gaïnas flüſterte in Eudoxia's Ohr:

„Herrin, Du warſt zu mild.“

„Es ziemt mir zu ſtrafen, nicht zu verderben.“ entgegnete ſie ſtolz.

„Fort mit Dir aus meinem Angeſicht!“ ſagte Arcadius. „Geh und nimm was Du nötig haſt.

Binnen zwei Stunden mußt Du reiſefertig ſein. Dann wird man Dich abholen."

„Und mich umbringen!" wimmerte Eutrop. Er kroch auf den Knien an Arcadius heran und ſtieß in gräßlicher Angſt kaum verſtändlich die Worte aus: „Erbarme Dich meiner . . . laß mich nicht umbringen."

„Dieſer Anblick foltert mich," rief Eudoxia. Sie klatſchte in die Hände, und durch das Gewühl der Höflinge, welche die Türe belagerte, ohne das kaiſerliche Gemach zu betreten, machte Amantius ſich Platz und trat ein.

„Führe ihn fort, Amantius!" ſagte Eudoxia, „er iſt beſinnungslos vor Angſt. Stehe ihm bei, daß er reiſefertig werde."

Amantius hob Eutrop vom Boden auf und führte ihn, der willenlos folgte, aus dem Gemach. Schon im erſten Vorzimmer ſtürmte eine Flut von Schmähungen auf den Elenden ein. Aber je weiter er ſich vom Kaiſer entfernte und je mehr er in den Bereich der untern Dienerſchaft kam, deſto grimmiger wurden die Schmähungen, und Amantius hatte die größte Mühe, ihn vor rohen Mißhandlungen zu ſchützen. Eutrop ſchien von dem allen nichts zu ſehen, nichts zu hören, nichts zu fühlen. Die Todesangſt machte ihn unempfindlich und beſinnungslos. Amantius rief ununterbrochen in die wilden Drohungen, welche wütende Geberden begleiteten, hinein:

„Im Namen der Kaiſerin . . . niemand rühre ihn an . . . er geht in die Verbannung . . . er verläßt die Stadt“ . . .

„Er geht und nimmt ſeine Schätze mit! Er geht und kommt wieder! . . . Das darf nicht ſein! . . . Heraus mit dem Golde, das uns, das allen rechtſchaffenen Leuten abgepreßt iſt! . . . Das muß er mit dem Leben büßen . . . Verbannung iſt keine Strafe für ſeine Frevel!“ — riefen zornige Stimmen.

„Im Namen der Kaiſerin . . . hinweg von ihm!“ wiederholte Amantius, und geleitete den unglücklichen Oberkämmerer nach demjenigen Teil des Palaſtes, den er bewohnte. Da ſagte Amantius:

„Nun biſt Du in Sicherheit. Schicke Dich an zur Reiſe bis Deine Wachen kommen und Dich abholen.“

„Ich . . . in Sicherheit?“ rief Eutrop. „Siehſt Du denn nicht, wie verlaſſen ich bin! wo ſind meine Diener? wo ſind meine Freunde? . . . nicht einer iſt da! . . . Und hörſt Du nicht da draußen das wilde Getöſe . . . das Wutgeſchrei des Pöbels, der nach meinem Blute lechzet.“

„Faſſe Dich! die Soldaten werden kommen und Dich ſchützen.“

„Die Soldaten . . mich ſchützen? ſie ſind von Gaïnas gegen mich aufgewiegelt. Sie werden mich überfallen wie wilde Tiere . . . und mich erwürgen . . . oder mich zerreißen und zerfleiſchen laſſen!“ . . . —

„Unglückſeliger!“ ſagte Amantius erſchüttert von dieſer furchtbaren Angſt, um ein ſo elendes Leben: „denke an Gott!“

„Ha . . . das will ich!“ rief plötzlich Eutrop, wie von einem Hoffnungsſtrahl belebt. „Gehab Dich wohl! ich danke Dir . . . geh, verlaſſe mich . . . . ich will allein ſein . . geh, Amantius.“

Dieſer zögerte; es ſtieg eine Furcht in ihm auf.

„Du wirſt doch nicht Dir das Leben nehmen?“ fragte er beſorgt.

„Ich . . . mir das Leben nehmen? biſt Du wahnſinnig, um ſo zu fragen? ich will ja leben . . . leben! in einer Wüſte Skythiens oder Lybiens . . . aber leben, nur leben. Darum verlaß mich . . . meine Augenblicke ſind koſtbar.“

„Gott ſei Dir gnädig,“ ſagte Amantius und entfernte ſich, um Eudoxia zu melden, daß ihr Befehl vollzogen ſei.

„Wünſche mir Glück!“ ſagte ſie freudeſtrahlend. „Der Kaiſer hat ſoeben alle Großwürdenträger berufen, um ihnen meine Ernennung zur Auguſta mitzuteilen. Jetzt bin ich Kaiſerin.“

verſtand es ſich freilich von ſelbſt, daß ſeine Perſönlichkeit und ſeine Bedürfniſſe immer zuerſt in Anſchlag gebracht werden mußten, was Mutter und Töchter um ſo weniger bezweifelten, als er dieſe Vorausſetzung ſtets in der gefälligſten Weiſe an den Tag zu legen wußte.

Cornelie und Aurora waren kaum ſiebzehn Jahr alt, als die lange Kränklichkeit der Hofmarſchallin in ein Zehrfieber überging, woran ſie nach drei Monaten ſtarb. Mit dieſer ſchmerzlichen Pflege und mit einem trüben Trauerjahr begann die Jugend der Zwillinge. Dann folgte ein Winter in welchem der Vater ſie in die Welt führte und ſie die Freuden des Carnevals genießen ließ. Am Schluß deſſelben waren Beide verlobt und im Sommer verheirathet. Bei dieſem raſchen und doch ſo ganz natürlichen Wechſel verſchiedenartiger Ereigniſſe, blieben die Mädchen in ihrem Character. In ihrer Sorge, ihrem Schmerz, ihrer Liebe, zeigte Aurora immer eine gewiſſe Exaltation, ein Hinausgreifen über das Vorhandene und Gegebene, ein unbewußtes Darlegen, daß ſie mehr begehre als was die Umſtände ihr darboten und von ihr verlangten, während Cornelie gleichſam unter den Verhältniſſen blieb. Dieſe erſchien z. B. allzu gefaßt bei dem Tode der Mutter: Aurore allzu verzweiflungsvoll. Mit freund-

Die Wut des Volkes gegen den geſtürzten Günſtling wurde immer lauter. Maſſenhaft ſtürzte es nach dem Theater, dem Circus, dem Forum, wo Eutrop ſeine Bildſäulen aufgeſtellt hatte, um ſie zu Boden zu reißen, an Stricken durch die Straßen zu ſchleifen und zu zertrümmern. Andere Maſſen umdrängten das Tor, aus welchem die Prätorianer ihn zum Hafen führen würden. Noch andere warfen mit Steinen und Unrat nach den Mauern, die ihn umſchloſſen, und ſtießen Verwünſchungen gegen Denjenigen aus, vor dem ſie geſtern im Staube gekrochen waren — und der ſich bereits heimlich entfernt hatte.

Eutrop verlor keine Zeit. Er wuſch alle verſchiedenen Schminken von ſeinem fahlen Antlitz; er warf ſeine prächtigen Gewänder ab und bekleidete ſich mit denen eines Küchenjungen; er ſtreute Staub auf ſein Haar und beſudelte die Hände mit Ruß und Aſche. In fliegender Haſt vollführte er dieſe Umgeſtaltung. Niemand ſtörte ihn. Seine Diener waren geflohen oder geſellten ſich zu ſeinen Feinden. Unbemerkt entſchlüpfte er durch die Hinterhöfe des Palaſtes und eilte durch ſtille abgelegene Gaſſen in die Stadt hinab, atemlos, angſthaft, und doch zuweilen den Schritt mäßigend, um kein Aufſehen zu erregen. Aber niemand beachtete ihn und von all' den Leuten, an denen er vorübereilte, hatte keiner eine

Ahnung, daß dieſer alte, verfallene, unſaubere Sklav — der Konſul Eutrop ſei.

Endlich war er ſeinem Ziele nahe. Wie ein gehetztes Wild ſchoß er über den großen Platz dahin — und in den Vorhof der Sta. Sophia hinein. Da prallte er gegen zwei Frauen an; und die eine rief erſchreckt:

„Eutrop!“

„Schweig' . . . aus Barmherzigkeit!“ flüſterte er und eilte weiter, während die beiden Frauen ruhig den Vorhof verließen.

Draußen auf dem Platz aber richtete diejenige, die ihn erkannt hatte, ihren Schritt nach dem Palaſt des Patriarchen, indem ſie zu ihrer Gefährtin ſprach:

„Es iſt etwas Gewaltiges vorgefallen. Wir wollen den heiligen Vater von dieſer Begegnung in Kenntnis ſetzen, damit er ſeine Maßregeln nehme.“

Die beiden Diakoniſſinnen Pentadia und Procla ließen ſich bei Chryſoſtomus melden und wurden ſogleich in ſein armes Zimmer geführt, das einer Kloſterzelle ähnlicher, als dem Gemach eines Kirchenfürſten war. Er ſaß und ſchrieb an einem großen Tiſch, worauf mehrere Bücherrollen, Pergamente und Wachstafeln lagen. Er grüßte die Frauen mit einem freundlichen Blick und ſchrieb einen Satz zu Ende. Dann erhob er ſich, und während ſie mit leichter Kniebeugung ſeine Hand küßten, fragte er liebreich nach ihrem Begehren.

„Ehrwürdiger Vater,“ ſprach Pentadia tiefbewegt, „die Kirche hat ihr Aſyl demjenigen geöffnet, der ihr das Gnadenrecht entreißen wollte. Eutrop in Sklaventracht floh ſoeben dem Altar der Sta. Sophia zu, entſtellt und zitternd.“

„O göttliche Vorſehung!“ rief Chryſoſtomus, „wie wunderbar ſind Deine Wege! . . . Und Du erkannteſt ihn, Du Pentadia, der er denſelben Schutz nicht gönnen wollte?“

„Bis dahin ſchien er wirklich von niemand erkannt zu ſein,“ erwiederte ſie; „aber das kann ja nicht lange währen.“

„Was iſt nur im Palaſt vorgefallen, um dieſen Sturz zu bewirken?“ fragte Chryſoſtomus nachdenkend. „Nun, gleichviel! das Heiligtum wird ihn ſchützen.“

Einige Geiſtliche erſchienen jetzt und beſtätigten das große Ereignis von Eutrops Sturz und Zuflucht.

„Er iſt aus dem Hebdomon verkleidet entwiſcht,“ erzählte Serapion. „Als die Prätorianer kamen, um ihn zum Hafen zu führen und einzuſchiffen, war ſeine Wohnung leer. Sie ſtürmen jetzt durch die Stadt, um ihn zu ſuchen und das Volk iſt in raſender Aufregung. Hörſt Du das ferne Summen des tollen Bienenſchwarms? . . .

und wie es näher kommt? . . . und noch näher? . . . Und dies tobende Geheul? . . . Sie ſind dem Elenden auf der Spur.“

Pentadia und Procla erbleichten, als ſie die Ausbrüche der Wut vernahmen, die auf dem großen Platz ſtattfanden.

„Wartet ab, bis das Unwetter ſich legt und miſcht Euch jetzt nicht unter dieſe Menge,“ ſagte Chryſoſtomus zu den beiden Frauen. „Begebt Euch einſtweilen zu meinen Kranken, in mein Spitälchen. Dort könnt Ihr Liebesdienſte tun und darüber Eure Beängſtigung vergeſſen. Ich gehe in die Kirche.

„Deine Heiligkeit wird den Unſeligen retten, daß er nicht in ſeinen Sünden umkomme?“ fragte Pentadia.

„Nicht ich, meine Tochter!“ entgegnete Chryſoſtomus. „Bete Du für ihn, damit es Gott gefalle, Sein Heiligtum zu ſchützen und vor Gewalttat zu bewahren.“

Er begab ſich mit einigen Geiſtlichen durch die Höfe und Gänge, welche ſeine Wohnung mit dem Gotteshauſe verbanden nach der Sta. Sophia.

Ein Diakon führte die Frauen nach einem entlegenen Teil des Palaſtes, wo in einem freundlichen und geräumigen Zimmer einige unheilbar kranke Männer gebettet waren.

„Wir pflegen ſie,“ ſagte der Diakon; „aber der eifrigſte Krankenpfleger iſt der, der ſich dies Spitälchen zu ſeiner Erholung eingerichtet hat und der zuweilen in nächtlicher Stunde hier wacht und betet, wenn die Laſt und Menge der Geſchäfte ihm am Tage keinen Beſuch geſtatteten. Hier hört Ihr nichts von dem Tumult . . . und iſt er vorüber, ſo bringen wir Euch Kunde.“

Das Aſyl.

Es war ein Prachtbau, der Dom der Sta. Sophia, den Konſtantin mit verſchwenderiſchem Reichtum ausgeſtattet hatte. Die Türen waren von Cedernholz, eingelegt mit Elfenbein und dem damals ſo hochgeſchätzten, ſeltenen Bernſtein; die Wände von weißem Marmor mit buntfarbig inkruſtierten Arabesken. Der Marmorfußboden glänzte ſpiegelhell. Säulen von Porphyr, Alabaſter, Verde antico und roſenfarbenen egyptiſchen Granit, trugen die Galerien unter der Kuppel. Nachenförmige ſilberne Lampen ſchwebten mit dem ewigen Licht unter dem kühnen Gewölbe, und ſilberne Kandelaber in Form von Bäumen, trugen auf ihren Zweigen Sträuße von Wachskerzen. Aus dem Gitter des Lettners, der den Chor abſchloß, ſtiegen zwölf, mit Silber überzogene Säulen auf, und zwiſchen ihnen ſtanden zehn ſilberne Statuen, welche den göttlichen Erlöſer, ſeine heiligſte Mutter, die vier Evangeliſten und die vier großen Propheten darſtellten. Die

Altarplatte war eine Maſſe von zerſtoßenen Edelſteinen mit Perlen und Gold zuſammengeſchmolzen, und um den ſilbernen Baldachin über dem Biſchofſtuhl wand ſich ein Kranz von goldenen Lilien, während der Baldachin über dem Ambo ein goldenes Kreuz trug, das hundert Pfund ſchwer und mit Diamanten und Perlen beſetzt war.

So war dieſe Kirche, der Stolz der Kaiſer und die Freude der Gläubigen, eine Kleinodienſammlung der Kunſt und die Krone von Konſtantinopel.

Aber an dieſem Tage hatte niemand einen Blick für dieſe Herrlichkeit, obſchon die Kirche mit Menſchen überfüllt war. Alle Augen waren einem Gegenſtand zugewendet, der den vollkommenſten Kontraſt bildete, mit allem was ihn umgab.

Der erborgte Abglanz der Majeſtät war von ihm gewichen, und in ſeiner ganzen Häßlichkeit und Armſeligkeit, halbtot vor Entſetzen, ſtand der elende Freigelaſſene am Altar und umfaßte krampfhaft eine Säule. In ſeinem unſaubern Anzug, mit ſeinen gemeinen Zügen und ſeiner rohen Feigheit, machte er ganz den Eindruck eines Sklaven, der ſich vor einer verdienten ſchweren Züchtigung fürchtet und der das Beil und die Stäbebündel, welche die Liktoren einſt vor ihm, wie vor jedem Konſul hertrugen, als ſeinen letzten Anteil ahnt.

Die Menge hatte ihn endlich aufgeſpürt und überfüllte ſchnell den weiten Dom. Aber ſie regte ſich nicht; ſie harrte geſpannt des Ausgangs. Das Aſylrecht war durch ein Geſetz aufgehoben, und der Verbrecher — oder der Unſchuldige! — durfte auf des Kaiſers Befehl von den Prätorianern vom Altar hinweggeriſſen werden. Würde dieſer Befehl kommen? würde er zum erſtenmal ſeine Anwendung für denjenigen finden, der ihn veranlaßt hatte? was würde der Patriarch ſagen? tun? Dieſe Erwartung hielt tauſende in fieberhafter Spannung.

Da klirrte es im Vorhof von Waffen, da dröhnte es von ſchweren Tritten. Die Prätorianer kamen alſo wirklich! Sie kamen näher; ſie betraten die Vorhalle . . . und nun das Mittelſchiff der Kirche. Rückſichtslos drängten ſie ſich in die Menſchenmaſſe hinein, die keinen Raum hatte, um auszuweichen, aber lieber ſich zerquetſchen, als dies Schauſpiel fahren ließ. Vorwärts drängten ſich die Soldaten ihrer Beute zu und ſtießen mit den Speeren auf die Marmorquadern, damit man ihnen Platz mache. Eutrop blickte ſtarr auf die eiſerne Schlange, die ſich langſam auf ihn zu wälzte und deren grimmige Augen ihm den Tod verhießen. Er umklammerte die

Säule, wie der Schiffbrüchige das Brett, auf welchem er über der unermeßlichen Tiefe des Ozeans ſchwimmt. Jeder Nerv ſeines Körpers bebte; das wildpochende Herz trieb ihm den Angſtſchweiß auf die Stirne und hemmte ſeine Atemzüge. Zuweilen ſtieß ſeine krampfig zugeſchnürte Kehle ein rauhes Röcheln aus und ein Krampf zuckte über ſeine verzerrten Züge. Es war ein grauſiger Anblick. Aber niemand wurde zum Mitleid bewogen. Alles war gleichſam beſeſſen von Spannung auf den Ausgang dieſer Scene.

Da entſtand in einem Seitengang des Domes, aus welchem man in die Sakriſtei gelangte, eine leiſe Bewegung in der Menge, der das Geflüſter folgte: „Er kommt! . . . er iſt's . . . der Patriarch! Platz für ihn! . . . Der goldene Mund wird reden.“ — Die Menge machte es möglich, ihm auszuweichen. Dadurch wurden die Prätorianer etwas zurückgeſchoben und ſtanden wie eingekeilt, während der Patriarch den Ambo beſtieg. Nun ſtand er oben, eine kleine, ſchwache Geſtalt, ein zartes, kränklich bleiches Antlitz, ein Bild der körperlichen Gebrechlichkeit; — aber trotz derſelben ſo mutig, wie es das gute Gewiſſen — und ſo gebietend, wie es das Bewußtſein iſt, höhere Rechte zu verteidigen. Mit kräftiger und klangvoller Stimme befahl er den Soldaten ſich zurückzuziehen, der Menge ſich zu entfernen. Weder

Gewalttat, noch brutale Neugier dürſe die heilige Stätte entweihen. Gottes Barmherzigkeit ſtoße ein Geſetz zurück, das noch nie vollzogen ſei und auch in dieſem Fall nicht vollzogen werden dürſe.

Die Prätorianer zogen ſich zurück, als ob Chryſoſtomus ihr Befehlshaber ſei, dem ſie zu gehorchen hätten. Das Volk, ſchwankend zwiſchen Zuſtimmung und Groll, verlief ſich allmählich, um draußen ſeinen widerſtreitenden Empfindungen Luft zu machen. Eutrop war durch dieſen plötzlichen unverhofften Wechſel in ſeiner gefährlichen Lage, ganz ſtumpfſinnig und ohne Faſſungsvermögen. Er taumelte zu Boden und wurde ohnmächtig. Der Patriarch ließ ihn in eine Kammer führen, die zur Sakriſtei gehörte, und mit Wein erquicken.

„Der hat kein Martyrerblut in den Adern,“ ſagte ein junger Akolyth, der ihm Hülfe leiſtete.

„Er hat auch nicht die Sache der Martyrer zu vertreten,“ erwiderte ein Diakon. „Eigenliebe macht feig in Gefahr, denn ſie ſtützt ſich auf das gebrechliche Ich. Gläubige Gottesliebe macht mutig; ſie weiß wer ihr Helfer und Beſchirmer iſt.“

„Wie er da ſtand, der heilige Patriarch und die alte halbtot gehetzte Beſtie gegen die blutgierige Meute mit nichts verteidigte, als mit ſeinen Worten — ein göttlich troſtreicher Anblick!“ rief der Akolyth.

licher und froher Zuſtimmung verlobte und vermälte ſich Cornelie; Aurore in einem Seligkeits- und Wonnerauſch. Zu denken verſtand natürlich noch keine. Sie waren eingepuppt in das Gefühlsleben ihres Geſchlechts; aber die Eine ſchien darin zu phantaſiren und die Andre darin zu ſchlafen. Jene war die intereſſantere bei ihrem Eintritt in die Welt; ob dieſe überhaupt intereſſant werden könne hing davon ab, ob ſie je erwachen würde. Für Aurore war es leicht voraus zu ſehen, daß ihr das Leben ſchmerzenreich und gefährlich werden könne, weil ſie Anſprüche im großen Styl an daſſelbe machte, an eine gegenſeitige Liebe, der kein Opfer zu ſchwer, keine Selbſtverleugnung zu groß, keine Treue zu rein, keine Pflichterfüllung zu mühevoll war; in der Gegenſeitigkeit einer unauslöſchlichen Liebe lag ihr Sporn und ihr Lohn.

An die Seite dieſer flammenden, opferdurſtigen Seele trat Friedrich von Elsleben, der ſein Dragonerregiment nach ſiebenjährigem friedlichen Lieutenantsdienſt mit Freuden verließ, um auf dem Stammſchloß Elsburg in der Altmark, das ihm ſo eben durch den unerwarteten Tod eines kinderloſen Oheims zugefallen war, eine unabhängigere Exiſtenz zu beginnen. Warmblütig, unbedachtſam, innerlich nicht blos ungebildet ſondern roh, fehlte es ihm weder

„Ja wohl, troſtreich!“ rief ein anderer. „Ich dachte unwillkürlich an meine eigene arme Seele, wenn ſie dereinſt ihr Gericht zu beſtehen haben wird . . . und wenn die Teufel ſie grimmig anklagen und ihr Schutzengel ſie zu verteidigen ſucht. Und ich tat ein inbrünſtiges Stoßgebet, daß mein Gewiſſen dann beſſer beſchaffen ſein möge, als das von dieſem Unſeligen.“

Beherrſcht von dem Zauber, der von Chryſoſtomus ausging, waren Prätorianer und Volk ihm gewichen. Aber jene eilten zum Hebdomon und dieſes rottete ſich zuſammen und ſprach neben der Verehrung und Bewunderung des Patriarchen, den glühendſten Haß gegen den geſtürzten Günſtling aus. Kaum war Chryſoſtomus in ſeine Wohnung zurückgekehrt, als auch ſchon ein Bote des Kaiſers erſchien und ihn in den Hebdomon berief. Die Kunde verbreitete und vergrößerte ſich. Als Chryſoſtomus auf dem großen Platz vor der Sta. Sophia und ſeinem Palaſt erſchien, umwogte ihn das Volk und wehklagte:

„Du biſt verhaftet, o Vater! . . . Du gehſt in's Elend, ſtatt jenes Nichtswürdigen! . . . . Deine Heiligkeit opfert ſich vergeblich für ihn auf . . . wir rächen Dich . . . und uns! — Liefere ihn dem gerechten Zorn des Kaiſers aus . . . . und rette Dich!“

Chryſoſtomus ſuchte Klagen und Zorn zu beſchwichtigen durch ein beruhigendes oder bittendes Wort — und eilte zum Kaiſer, den er höchſt aufgebracht fand, weil Gaïnas mit einer Empörung des ganzen Heeres gedroht hatte, wenn Eutrop entwiſche.

„Heiliger Vater!“ rief ihm Arcadius entgegen. „Du beſchützeſt den Verbrecher und gefährdeſt meinen Thron! . . . iſt das erlaubt?“

„Nur vor der blinden Wut ſeiner blutdürſtigen Feinde ſchirmt den Unſeligen die Kirche — und das wird Deinen Thron, o mildreicher Kaiſer, eher befeſtigen, als beſchädigen,“ entgegnete der Patriarch ſanft und unerſchrocken.

„Du weißt, daß ſie dies Schutzrecht nicht mehr beſitzt.“

„Verzeih, o Herr, wenn ich dafür halte, daß dies Schutzrecht zu tief mit ihrem Weſen zuſammenhängt, um ihr verloren zu gehen.“

„Ein kaiſerliches Geſetz hat es ihr bereits entzogen — und ich denke nicht, daß Deine Heiligkeit ſich berufen wähnen wird, die Geſetze zu übertreten.“

„Dies Geſetz iſt von demjenigen vorgeſchlagen, gegen den es heute angewendet werden ſoll, huldreicher Kaiſer. Sehr niedrige Leidenſchaften beſtimmten ihn dazu: er wollte edlerem Unglück, als das ſeine iſt, den rettenden Hafen ſperren. Als das Geſetz bekannt wurde, hat die öffentliche

Meinung einen Schrei der Entrüſtung ausgeſtoßen — und bis zu dieſer Stunde iſt es nie angewendet worden. Die Ehrfurcht vor der Kirche verurteilt es“ . . . . —

„Aber es beſteht, es iſt gültig, es hat meine Sanktion!“ rief Arcadius; — „und auch Deine Heiligkeit hat ſich dem Geſetz zu unterwerfen.“

„Gewiß, huldreicher Kaiſer! Nur darf es nicht gegen mein Gewiſſen ſein, das einem höheren Gebot zu gehorchen hat. Ich darf heilige Rechte der Kirche nicht ſchmälern laſſen. Eine Stätte des Erbarmens zu ſein — das iſt ihr ganz eigentümliches Recht. Das hat ſie von ihrem Stifter ganz unverlierbar geerbt. Eine Sünderin umfaßte ſeine göttlichen Füße und weinte — und ſtand auf und war eine Heilige.“

„Das iſt ein Fall, ehrwürdiger Vater!“

„Ja, ein Fall, den die Jahrhunderte des Chriſtentums laut preiſen und der für ewig in der Kirche maßgebend iſt. Und wer kennt das, was im Verborgenen geſchieht! Sie will, ſie muß zu retten ſuchen . . . wenn nicht das Leibesleben, ſo doch die unſterbliche Seele. Wird aber der Verbrecher in der Raſerei des Augenblicks, wenn er ein von Angſt beſinnungsloſer Flüchtling iſt, ergriffen und hingemordet, ſo geht er an Leib und Seele zu Grunde und ſeine Verfolger ſtürzen ſich in ſchwere Sünde. Dies ſucht die Kirche zu verhüten; es iſt ihre Pflicht. Kann Deine Frömmigkeit ihr das zum Vorwurf machen? . . . oder mir zum Vorwurf . . . . der ich doch nichts weiter als ihre Vollmacht übe? — Und jetzt haben wir nur einen Frevler im Auge. Aber denke an die Unſchuldigen, Kaiſer Arcadius! Denke daran, daß eine Frau, wie Pentadia, vom Altar hinweg geriſſen, nach Lybien verbannt und dort — Gott allein weiß wie! mit ihrem Gemahl umgekommen, untergegangen, verſchmachtet wäre, wenn das Aſylrecht nicht beſtanden hätte. Meinſt Du, daß ein ähnlicher Fall nicht hundertmal vorkommen könne? und Du ſollteſt nicht Gott danken, daß die Kirche der menſchlichen Leidenſchaft, die ſich nur allzu oft im Geſetz, wie ohne Geſetz geltend macht, einen heilſamen Riegel vorſchiebt, der nicht der Gerechtigkeit, ſondern der Ungerechtigkeit gilt?"

„Es geht nicht an Eutrops Leben, heiliger Vater," erwiderte Arcadius beſänftigt; — „nur verbannt, nur unſchädlich ſoll er werden."

„Stehſt Du für Deine Prätorianer ein, o mildeſter Kaiſer? für Gaïnas, den Todfeind Eutrops? für den aufgeregten Pöbel? — Gib dieſen ungeſtümen Elementen Friſt ſich zu beſinnen, ſich zu beruhigen — und dem armſeligen Eutrop Friſt, ſich der Hand Gottes, die ihn züchtigt, zu unterwerfen. Du willſt ja nur das

Gute, das Richtige tun. Nun wohlan! ſo wolle, was Gott will: der will nicht den Tod des Sünders, ſondern, daß er ſich bekehre und lebe.“

„Deine Heiligkeit weiß, daß ich nicht grauſam bin . . . daß ich den Menſchen wohl will,“ erwiderte Arcadius; „aber Gaïnas verſichert, Eutrop müſſe fallen — und die Prätorianer verlangen es.“

„Die Gerechtigkeit verlangt ſeine Entfernung.“ ſagte der Patriarch; — „ihr biſt Du Eutrops Verbannung ſchuldig! dem Gaïnas und ſeiner Rachſucht nicht — und den Prätorianern und ihrer Grauſamkeit auch nicht. Stelle ihrem Drängen und ihren Anforderungen Deine Milde, Deine Beſonnenheit, Deine Würde entgegen — und ſie werden verſtummen. Sie werden nicht wähnen, ihr Vorhaben ausführen zu dürfen, wenn Du, o großmütiger Kaiſer, ihnen zeigſt, daß Du bereits einen Entſchluß gefaßt haſt.“

„Deine Heiligkeit hat Recht! ſo will ich es machen!“ rief Arcadius. „Man ſoll erfahren, daß ich der Gebieter bin. Aber bete für mich, ehrwürdiger Vater, damit ich Worte finde, um die wilde Rotte zu bändigen . . . und ſei verſichert, daß das Geſetz gegen das Aſylrecht der Kirche aus den öffentlichen Urkunden vertilgt werden ſoll. Du haſt mich überzeugt, daß es gegen Gewalttat und mißbrauchte Macht notwendig iſt . . . und ich danke Dir dafür.“

Mit der liebenden Ehrerbietung eines Sohnes entließ Arcadius den Patriarchen, der mit ſtillen Dankgebeten zu ſeinen Begleitern zurückkehrte. Sie erwarteten ihn mit Spannung, die an Beſorgnis grenzte. Sie fürchteten für ihn mehr den Ingrimm der Prätorianer, als den Unwillen des Kaiſers, und ſie begrüßten ihn mit hoher Freude, als er wieder zwiſchen ihnen erſchien.

„Dein mildes Lächeln kündet uns einen guten Erfolg an, heiliger Vater,“ ſagte Serapion froh.

„Betet für den Kaiſer,“ erwiderte Chryſoſtomus. „Er gibt der Kirche ihr Aſylrecht wieder und rettet Eutrops Leben.“

„Deine Heiligkeit gleicht dem fabelhaften Orpheus!“ rief der Diakon Iſidor ganz begeiſtert. „Durch den Zauber ſeiner Leyer zähmte er die Tiere des Waldes und bewog er die Steine, ſich zu Mauern zuſammen zu fügen. Deine Worte beſänftigen in der Sta. Sophia die Prätorianer, und geben im Hebdomon dem Kaiſer Mut.“

„Gib Gott die Ehre, mein Sohn, und bete für den Kaiſer,“ antwortete Chryſoſtomus und kehrte mit ſeinen Begleitern nach ſeiner Wohnung zurück, deren Tor von vielen Leuten umlagert war, die ſeine Heimkunft erwarten wollten. Als er erſchien, begrüßten ſie ihn mit frohlockendem Zuruf. Die hohe Heiligkeit ſeines Wandels, die Strengheit und Dürftigkeit ſeines häuslichen Lebens, ſeine grenzenloſe Barmherzigkeit für jede Not, ſeine Liebe zu den Armen, der Feuereifer ſeiner Predigt, die ſorgliche Aufmerkſamkeit, die er dem Klerus und deſſen apoſtoliſchen Beruf zuwendete — alles das machte ihn zum Abgott des Volkes und zum Vorbild der Vollkommenheit für diejenigen, denen es ernſt war, ein chriſtliches Leben zu führen! Der Menſch iſt ſo beſchaffen: er ſuchte eine Autorität für ſein Tun und Laſſen auch bei ganz äußerlichen und weltlichen Dingen; und er ſuchte ſie in einer Region, die — auch im weltlichen Sinne — über ihm liegt, weil er dort mehr Einſicht vorausſetzt. Alle Geiſter, die in der breiten Weltſtrömung ſich bewegten, richteten ihre Blicke auf Arcadius und ſeinen Hof; alle, die ſich ihr zu entziehen ſuchten, auf Chryſoſtomus und ſein Beiſpiel. Und der gemeine Mann, der, wenn er nicht Pöbel iſt, das Herz auf dem rechten Fleck hat, fühlte ſehr richtig, daß der Patriarch ihm ein beſſerer Vater ſei, als der Kaiſer. Dem zahlreichen Pöbel von Konſtantinopel hingegen war Chryſoſtomus, wie die Tugend dem Laſter und die Hoheit der Gemeinheit nun einmal iſt, gründlich verhaßt — und zu dieſem Pöbel gehörten auch Prieſter, auch Mönche. Das Konſtantiniſche Zeitalter machte das Kaiſertum chriſtlich und ſtürzte das Heidentum vom Thron. Damit begann eine neue Ordnung der Dinge, der Anſchauungen, der

Prinzipien, die aber nicht verhindern konnte, daß das Chriſtentum vielfach nur eine Larve für das Heidentum wurde. Nach einer Generation kam Kaiſer Julian der Apoſtat und Kaiſer Valens, der wütende Arianer, und bei ihren Verfolgungen ergab ſich das, was unter ähnlichen Umſtänden immer geſchieht: die Gläubigen heiligten ſich mehr und mehr; die Oberflächlichen, die Überzeugungsloſen fielen vom Chriſtentum ab, wurden heidniſch, wurden arianiſch, wie ſie Chriſten geworden waren, dem Beiſpiel der Herrſcher folgend. Das Theodoſiſche Zeitalter brachte abermals, und mit größerem Nachdruck und auf breiteren Grundlagen das Chriſtentum auf den Thron; und abermals fluteten die Schleppenträger des kaiſerlichen Purpurs in die Kirche hinein, dem Namen nach — Chriſten, meiſtens erſt getauft im ſpäteren Lebensalter; im Herzen — wenn nicht heidniſch genug, um die alten Götterbilder, ſo doch genug, um die Idole der eigenen Leidenſchaften anzubeten; folglich der chriſtlichen Asceſe wenig zugetan. Ein ſolcher Mann war der Vorgänger des Chryſoſtomus geweſen, der Senator Nectarius, den Theodoſius auf den Patriarchenſitz erhob, und der ſehr fern davon war, ſeinen Klerus in jene heilige Zucht zu nehmen, die Chryſoſtomus an ſich ſelbſt geübt, nachdem er ſeine erſte Laufbahn als Rechtsanwalt verlaſſen hatte, und die er unerläßlich für den Prieſter fand, der ſich die Welt unter die Füße legen ſoll. Er hatte alſo Feinde unter denen, welche ſeine Jünger ſein ſollten. Sie haßten ſein Licht, welches ihre Finſternis beleuchtete und offenbarte.

Auch jetzt waren einige von ihnen unter dem Volkshaufen vor ſeinem Palaſt; nicht aus Teilnahme, ſondern ſpähend und ſpionierend im unbeſtimmten Drang der Bosheit, an der Tugend Böſes zu finden.

„Gott ſei gelobt . . . Du biſt wieder da!“ rief das Volk dem Patriarchen entgegen. „Gott ſegne Deine Heiligkeit! . . . Er ſchenke tauſend Freuden Deiner gebenedeiten Seele.“

„Danket Gott und dem hochherzigen Kaiſer!“ ſprach Chryſoſtomus, indem er ſich unter dem Tore zurückwendete; — „das Geſetz gegen das Aſylrecht iſt zurückgenommen.“

Ein Jubelruf war die Antwort. Im Schirm der Kirche fühlte jeder ſich geſichert.

„Vielleicht wird er ſelbſt noch dieſe Freiſtatt in Anſpruch nehmen müſſen,“ ſagte Florus zu Eugenius.

„Wenn der Haß gegen ihn zunimmt — dann gewiß!“ erwiderte dieſer.

Beide waren Geiſtliche, welche die heilige Strenge des Patriarchen verabſcheuten, weil ſie von ihr getroffen waren, ohne ſich zu bekehren.

Natur und Gnade.

Es war Sonntag — der Tag des Herrn. An dem Tage empfand Olympia das Schmerzlichſte ihrer Gefangenſchaft: ſie war ausgeſchloſſen vom Gottesdienſte, ſie konnte der Feier der heiligſten Geheimniſſe nicht beiwohnen.

„O meine Herrin," ſagte Theone mitleidig, „wie betrübt es mich, einer Gnade teilhaftig zu werden, welche Du entbehren mußt."

„Betrübe Dich nicht," entgegnete Olympia mild, „ich geſelle mich im Geiſte zu jenen Büßern, welchen die heilige Kirchenzucht den Beſuch des Gotteshauſes unterſagt, bis ſie ihre Bußzeit demütig vollbracht haben."

„Wir wiſſen aber, o Herrin, daß Dir ein anderer Platz gebührt!" rief Theone.

„Ich weiß, daß der Platz, auf den Gott mich ſtellt, mir gebührt," ſagte Olympia.

„Ach! wollteſt Du doch mit uns allen gehen! Wir ſind ja verſchleiert . . . niemand erkennt Dich!

an natürlichem Verſtand noch an gutmüthigen Wallungen, welche letztere ihn ſtets bereitwillig machten das Beſte zu thun — wenn nur nicht zwiſchen Entſchluß und Ausführung fünf Minuten lagen die ihn auf andre Gedanken bringen konnten. Er war der Typus eines gewöhnlichen Menſchen.

Die ſtille Cornelie ſchien keine großen Anſprüche an Liebesaufwand und Gefühlsreichthum zu machen, ſondern mehr einer wolwollenden und ermunternden Führung, eines vertrauenvollen Anſchmiegens zu bedürfen; und hinſichtlich des Verſtandes, der Lebenserfahrung, des Alters, war Euſtach Graf von Sambach, ſiebzehn Jahr älter als ſie, von der Wiege an heimiſch in der großen Welt, gewiß ganz dazu geeignet ihr durch Rath, Beiſpiel und Belehrung eine Richtung zu geben, die ihrer Eigenthümlichkeit entſprach; — nur aber war er kein gewöhnlicher, ſondern ein verderbter Menſch. Sein Vater war lange Jahre Geſandter in Stockholm zur Zeit Guſtavs III., und ein großer Liebling dieſes geiſtreichen, unſittlichen Königs — ſeine Mutter eine ſchwediſche Gräfin deſſelben Hofes von mehr wie zweideutigem Ruf geweſen. Man nannte heimlich eine fürſtliche Perſon als ſeinen wirklichen Vater; genug — war Euſtach ein unächter Sohn, ſo war er wenigſtens das ächte Kind jener vornehmen Ver-

und wenn auch! niemand würde Dich verraten. O gehe mit uns und tröſte Deine Seele vor dem hochheiligen Opfer."

„Du weißt, daß mein Haus von Spähern bewacht wird — daß ich bedroht bin, anſtatt Deines Vaters, eine Rotte von Prätorianern als Türhüter und Wächter zu bekommen — daß ich freiwillig erklärt habe, mich der Gefangenſchaft durch mein Wort zu unterwerfen, um nicht Euch alle und mich ſelbſt der Brutalität der Soldaten auszuſetzen: es iſt alſo vollkommen nutzlos, mir einen ſolchen Vorſchlag zu machen. Geh', Theone. Ich bleibe — und Gott wird mich tröſten."

Einſam blieb ſie zurück. Sie beſuchte ihr Krankenzimmer, bediente die Leidenden und betete mit ihnen. Dann begab ſie ſich in ihr Zimmer und verſenkte ſich in fromme Betrachtung über die Gnade, um der heiligen Liebe willen in einer Gefangenſchaft zu ſein, welche der Seele ihre volle Freiheit läßt, während die äußerliche Freiheit nur allzu oft die Seele mit ſchweren Feſſeln belaſtet. Wie alle zarten, edlen Organiſationen hatte ſie einen lebhaften Sinn für die Schönheit der Natur. Aber keinem irdiſchen Zauber, von welcher Seite er auch kommen mochte, geſtattete ſie die geringſte Herrſchaft, und es vergingen Tage und Wochen und Monate, ohne daß ſie die Terraſſe betrat, die an der einen Seite ihres Hauſes unmittelbar über dem Meere lag und eine herrliche Ausſicht auf die Propontis gewährte. Zur Zeit ihres Vaters und ihres Gemahls war die Terraſſe in einen anmutigen Garten verwandelt geweſen voll blühender Geſträuche, Zierpflanzen und Springbrunnen, zwiſchen denen ſich zierliche Zelte mit bequemen Sitzen erhoben und Schutz gegen die Sonne und die Meerluft anboten. Das alles war längſt verſchwunden und nichts war der Terraſſe geblieben, als das, was die Kunſt ihr nicht gegeben hatte, die Ausſicht auf das Meer — eine unvergängliche Schönheit.

Jetzt ging Olympia auf die Terraſſe, lehnte ſich an die Bruſtwehr und ließ ihr ſchönes Auge über das Spiel der Wellen hinſchweifen. So iſt das Leben mit Gott, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; auf der Oberfläche immer bewegt, immer in raſtloſer Arbeit, in raſtloſer Sehnſucht; — in der Tiefe . . . geheimnisvolle Ruhe. —

„Olympia! welch ein Wunder!“ rief eine lebhafte Stimme, und eine Dame trat aus der Tür, die aus dem Saal auf die Terraſſe führte. „Ich ſtehe hier ſchon drei Minuten und während der ganzen Zeit biſt Du unbeſchäftigt! Du lieſt nicht in Deinen heiligen und gelehrten Schriften — Du pflegſt nicht Deine geliebten Krüppel — Du näheſt nicht Deine koſtbaren Stoffe . . . o Wunder! Du biſt müßig wie unſereins.“

„So wird man ertappt!“ ſagte Olympia lächelnd. „Aber was führt Dich zu mir, teure Thaïs?“

„Sieh, wie ich Dich liebe!“ rief Thaïs, eine hübſche, junge Frau, nahverwandt mit Olympia; — „ich habe Deinetwegen heute den Gottesdienſt verſäumt.“

„O das war kein Zeichen von Liebe, das mich freuen kann!“ erwiderte Olympia.

„Undankbare!“ ſagte Thaïs leichthin. „Ja! ich komme, um die Erſte zu ſein, welche Dir eine gute Nachricht bringt, denn ich bin überzeugt, daß Du in Deiner Abſperrung die große Neuigkeit von Eutrops Sturz noch nicht hörteſt.“

„Ah . . . es iſt alſo geſchehen!“ rief Olympia eingedenk der Botſchaften Eudoxia’s.

„Es überraſcht Dich nicht?“ fragte Thaïs.

„Eine Stellung wie die ſeine, war allzu unſicher, als daß ſein Sturz ſehr überraſchen könnte.“

„Nun, ſo wird er Dich doch wenigſtens freuen . . . denn Deine Gefangenſchaft hört auf weil niemand mehr ein Intereſſe hat, Dich einzuſperren, um Deine Einkünfte, Dein Vermögen zu verſchlingen — und weil wir alle, Deine Verwandten, und ich beſonders, Deine Geſpielin, in den Kaiſer dringen werden, Dir Deine volle Freiheit zu geben. Er ſoll ganz verwandelt ſein . . . der Kaiſer! voll Mut! voll Beredſamkeit! Die

Prätorianer hätten geſtern faſt den Hebdomon geſtürmt. Sie ſchwangen die Speere und ſchrien, daß man ihnen Eutrop ausliefere, der ſich in die Sta. Sophia geflüchtet, und den der Patriarch beſchützt habe. Mein Mann hat die ganze Scene erlebt. Er war im Palaſt. Er wollte ſeinen Augen und Ohren nicht trauen, als der Kaiſer ſagte, er wolle mit dieſem wütenden Heere reden — und es auch wirklich tat . . . und ihnen die Verletzung des Aſylrechtes, die einen Mord zur Folge haben ſolle, als eine große Miſſetat ſchilderte, daß ſie ſchwankend wurden. Doch es genügte nicht, um ſie völlig umzuſtimmen. Da begann der Kaiſer zu weinen — und er vergoß ſo viel Tränen und bat ſo bewegt und ſo inbrünſtig, wie man gar nicht geglaubt hat, daß er, der immer ſo teilnahmslos erſcheint, fühlen und reden könne. Doch muß ich bemerken, daß der Patriarch vorher bei ihm war, dem natürlich ſehr viel an dem Aſylrecht liegen muß, und der daher den Kaiſer ſo in Feuer verſetzte. Genug, die Prätorianer zogen zum allgemeinen Erſtaunen beruhigt ab. Der Kaiſer ernannte Eudoxia, die hauptſächlich Eutrops Sturz bewirkt haben ſoll, zur Auguſta . . . und der ganze Hebdomon ſchwamm in Glückſeligkeit. Ob das nun ſo bleiben wird, iſt eine andere Frage! aber eines iſt gewiß: Eudoxia bekommt die Macht, die bisher Eutrop beſaß, in die Hand . . . und wird ſie üben! Sie hat lange genug danach geſtrebt und ſchmerzlich darüber geſeufzt, nichts zu ſein, als die Gemahlin des Arcadius.“

Olympia hörte gelaſſen dieſem Redeſtrom zu.

„Was wirſt Du nun tun?“ fragte Thaïs geſpannt.

„Nichts anderes, als was ich bisher getan habe, nur ohne peinliche Beſchränkung,“ verſetzte Olympia.

„Du biſt unerträglich mit Deiner Manie, beſſer ſein zu wollen, als wir übrigen!“ rief Thaïs. „Iſt ſie Dir denn in den ſechs Jahren Deines Witwenſtandes nicht zuwider geworden?“

„Iſt es meine Lebensrichtung und Lebensweiſe, welche Du Manie nennſt, teure Thaïs, ſo muß ich Dir ganz einfach antworten: Nein! . . . — und Dich fragen, ob Du nach acht Jahren des Eheſtandes desſelben überdrüſſig biſt?“

„O das iſt etwas anderes! ich habe einen vortrefflichen Mann, liebe Kinder, ein großes Vermögen, eine glänzende Stellung — ich bin ſehr glücklich und des Glücks wird man nie überdrüſſig. Im Gegenteil! man möchte das Glück mehr und mehr erhöht ſehen. Aber Du, Olympia . . . Du machſt Dich unglücklich, während Du glücklich ſein könnteſt — und deshalb mein' ich, daß Dir die trübſelige Grille im Witwenſtande — und in welchem ernſten! — verbleiben zu wollen, vergangen ſein könnte. O wenn Du mit Elpidius Dich vermählen wollteſt — welche Freude für uns alle, den Kaiſer und die Kaiſerin inbegriffen.“

„Liebe Thaïs, man vermählt ſich nicht, um andern ein Vergnügen zu machen, ſondern wenn es unſer Beruf iſt. Gott hat mir Nebridius, meinen Gemahl, genommen; — ein zweites Ehebündnis zu ſchließen, iſt nicht mein Beruf. Du weißt es. Ihr alle wißt es, Ihr ſeht, daß keine Verfolgung meinen Entſchluß ändern konnte ... und jetzt, da ich ohne Zweifel meine Freiheit erhalte, ſollte dies plötzlich ohne irgend einen Grund geſchehen?“

„Der Grund iſt der, daß niemand den Beruf hat, ſein ſchönes Leben zu vertrauern, und daß man darüber zur Einſicht kommen kann!“ rief Thaïs. „Mein Gott! wie ſieht es hier aus! ... Du armes Geſchöpf! ... Dieſe Terraſſe war ja früher ein kleines Paradies. Weißt Du noch, wie gern ich hier mit Dir ſpielte und wie wir uns hinter dem dichten Myrtengebüſch eine vor der andern verſteckten? — Und ſpäter die herrlichen Abende, wenn Nebridius die Terraſſe mit Fackeln erleuchten ließ und wir unter einem Zeltdach bequem gelagert, auf die herrliche Muſik lauſchten, die er drinnen im Saale aufgeſtellt hatte! ... Und dann, wenn wir des Zuhörens müde waren, gingen wir die Stiege dort hinab zur Grotte, wo die Barken lagen, und fuhren weit hinaus in die ſtille Propontis, über die ein langer, zitternder Lichtſtreif ſich hinzog, der Widerſchein dieſer Terraſſe. Olympia, wo iſt das alles geblieben! Ziemt es ſich für die Tochter des Grafen Aniſius Secundus, in einer Ruine zu wohnen? Welche Verwüſtung! wir ſitzen auf dem Sockel, der ſonſt eine Blumenvaſe trug! . . . Du wirſt es Deinen Freunden unmöglich machen, Dich zu beſuchen, da Du nicht von ihnen verlangen kannſt, auf einem Steinblocke Platz zu nehmen.“

„Du haſt mich hier überraſcht, liebe Thaïs. In meinem Empfangszimmer findeſt Du einen bequemen Sitz,“ erwiderte Olympia ruhig.

„Nicht meinetwegen ſag' ich das, ſondern Deinetwegen,“ rief Thaïs unmutig. „Du ſtellſt Dich außerhalb des Kreiſes, in dem Du geboren, für den Du erzogen biſt“ . . . —

„Das nicht!“ unterbrach Olympia. „Meine unvergeßliche Freundin Theodoſia hat mich nicht für irgend einen begrenzten Lebenskreis . . . ſondern vor allem für Gott erzogen, zu ſeinem Dienſte, zu ſeiner Liebe.“

„Nun das verſteht ſich!“ entgegnete Thaïs. „wir ſind ja Chriſten . . . alſo dienen und lieben wir Gott . . . nur nicht ausſchließlich. Dieſe Ausſchließlichkeit iſt es ja eben, die wir nicht an Dir billigen können. Von mir will ich nicht reden; —

aber ſieh, wie fromm die Kaiſerin iſt, wie andächtig ſie am Gottesdienſte teilnimmt und bei den kirchlichen Feſten erſcheint — wie bereitwillig ſie große Summen ſpendet für die Armen, für die Spitäler, für Bau und Einrichtung von Kirchen.“

„Gott lohn' es ihr,“ ſagte Olympia.

„Trotzdem liebt ſie Glanz und Pracht, fröhliche Unterhaltung, ſchöne Diamanten, alles, woran wir alle Freude haben. Willſt Du mehr tun, als die Kaiſerin?“

„Es fällt mir nicht ein, mit ihr zu wetteifern, liebe Thaïs,“ antwortete Olympia.

„Ach, ich habe einen großartigen Plan . . . allein er iſt ohne Dich nicht auszuführen,“ ſeufzte Thaïs; „und er wäre doch zum Wohl von Tauſenden . . . ja, des ganzen Reiches.“

„Sprichſt Du im Ernſt!“ fragte Olympia erſtaunt.

„Im höchſten Ernſt!“ beteuerte Thaïs. „Höre mich nur an. Ich ſetze den Fall Deiner Vermählung mit Elpidius. Dadurch wird Kaiſer Arcadius Dein Vetter und Du trittſt in die nächſte Beziehung zu ihm und zur Kaiſerin, und es kann nicht fehlen, daß Du auf beide Einfluß gewinnſt. Dein Gemahl wird Präfekt des Prätoriums, und da er tüchtige Leute in wichtigen Ämtern haben muß, wird der meine Präfekt von Konſtantinopel. Dadurch und durch Dich, Olympia, käme auch ich in vielfache Beziehungen zu der Kaiſerin — und da wir an Jahren ihr nahe ſtehen, würde unſere Geſellſchaft ihr angenehmer ſein, als der Frauenkreis, den Marſa und deren Freundinnen um ſie bilden. Den Einfluß, den die hochmütige Marſa jetzt auf ihre Pflegetochter hat, würden wir beide allmählich ſchwächen und den unſern geltend machen, was ein großer Vorteil für den Hof und das Reich wäre, denn Marſa iſt habſüchtig und ehrgeizig, hat Günſtlinge, die ſie durch Eudoxia zu befördern ſuchte — ſchon jetzt, trotz Eutrop! — und die ihr dankbar ſein müſſen durch Aufmerkſamkeit, Huldigung und koſtbare Geſchenke. Es wäre eine ungeheure Wohltat, wenn eine Veränderung in der intimen Geſellſchaft der Kaiſerin vorginge. Marſa iſt verhaßt . . . am Hof und in der Stadt. Man würde die Frauen ſegnen, die ſie verdrängen . . . und ich glaube, Olympia, daß es uns beiden nicht ſehr ſchwer fallen dürfte. Wie die Verhältniſſe nun einmal ſind, wird Eudoxia regieren, denn der Patriarch kann nicht fortwährend Wunder tun am Kaiſer! . . . Da macht es ſich denn ganz von ſelbſt, daß wir von ihr zu Rat gezogen werden — und auf dieſe Weiſe käme die Reichsregierung dahin, wohin ſie kommen ſoll: in die Hände Deines und meines Gemahls. — Iſt das nicht eine großartige Idee? Möchteſt Du, um ſie zu verwirklichen, nicht Deine Träumereien aufgeben, die nur Deinen teuern Krüppeln zu gut kommen?“

„Und meiner Seele,“ erwiderte Olympia; — „die muß ich retten für das Reich Gottes. Mit der Regierung der Reiche dieſer Welt befaſſe ich mich nicht. Nicht mir hat Gott ſie anvertraut; nicht von mir wird er Rechenſchaft über ſie fordern.“

„Ich wußte wohl, daß Deine beſchränkte Anſchauungsweiſe ſich nicht zu meinem Plane erheben könne,“ ſagte Thaïs geringſchätzend.

„Das freut mich, denn ich habe wirklich weder Urteil noch Einſicht in die Schwierigkeiten der Staatsverwaltung,“ entgegnete Olympia liebreich. „Aber, teuere Thaïs, Dein Plan hat etwas von einer Intrigue: Du willſt die einen verdrängen, die andern hinauf bringen. Hüte Dich! das iſt ein glatter, gefährlicher Boden.“

„Ohne Deine Mithülfe kann ich ihn freilich nicht betreten — wenigſtens nicht jetzt ſchon. Und der Moment wäre doch ſo günſtig!“ ſeufzte Thaïs.

„Sollte Eutrop nicht eine Warnung ſein, gewiſſe Höhen nicht zu erklimmen?“ fragte Olympia.

„Eutrop! der niedriggeborene, verächtliche Freigelaſſene . . . ein warnendes Beiſpiel für mich?!“ rief Thaïs mit einem Gemiſch von Entrüſtung und Staunen.

derbniß, welche an allen Höfen des vorigen Jahrhunderts der franzöſiſchen Revolution vorherging. Die Sittenverderbniß hat ſich ſeitdem durch alle Kreiſe des Lebens verbreitet; es giebt, auch in dieſer Beziehung, keinen bevorrechteten Stand mehr. Nur weil ſie allgemein geworden iſt, tritt ſie bei Einzelnen weniger, alſo auch weniger frech hervor. Deutet das nicht auf eine unvermeidliche Revolution, deren Bedingungen ſich im Schooß unſerer Geſamtverhältniſſe combiniren, und die ebenſo unfehlbar, wenn auch in keiner vorher zu beſtimmenden Form, ausbrechen muß, wie eine Epidemie unter gewiſſen Umſtänden in der phyſiſchen Welt erſcheint? Ein Menſch wie der Marſchall von Richelieu iſt in unſern Tagen undenkbar. Wo alle koloſſalen Proportionen, dem Gleichheitsſyſtem gemäß, verſchwinden, kann auch ſo eine koloſſale Wüſtlingsexiſtenz ſich nicht ausbilden; aber die Fraktionen einer ſolchen werden jezt Hunderten zu Theil, und da nur die Größe, auch die der Verderbtheit, dem oberflächlichen Blick entgegenſpringt, ſo hat ſich die vage Anſicht, allen ſtatiſtiſchen Beobachtungen zum Troz ausgebildet: unſer Jahrhundert lebe in paradieſiſcher Unſchuld verglichen mit den Laſterzuſtänden des vergangenen. Die ſchauderhafte und beängſtigende Vermehrung der Verbrecher, der Findlinge, der Irrſin-

„Glaubſt Du ſicher zu ſein, weil Du hochgeboren biſt?" verſetzte Olympia. „Verſuchungen zum Mißbrauch der Macht treten nicht bloß an den Sklaven heran, ſondern überhaupt an den Menſchen."

„Das weiß ich! ich höre wahrlich nicht umſonſt die Predigten des „goldenen Mundes". Und deshalb iſt es doppelt empfindlich, mit einem Eutrop in eine Reihe geſtellt zu werden . . . und zwar von einer nahen Verwandten und Jugendfreundin," ſagte Thaïs beleidigt. „Ich meine es ſo gut mit Dir — ich wünſche ſo innig, Dich glücklich zu ſehen an der Seite des vortrefflichen Elpidius, daß Du mein treues Herz nicht kränken ſollteſt."

Olympia erſchöpfte ſich in Beteuerungen, daß ſie nicht die mindeſte beleidigende Abſicht gehabt habe.

„Wohlan!" rief Thaïs, „das ſicherſte Mittel, um mich zu verſöhnen, iſt, daß Du Dich mit Elpidius vermählſt, dann vergebe ich Dir all Deine Extravaganzen."

„Was würdeſt Du ſagen, wenn ich Dir vorſchlüge, Dich von Deinem Gemahl zu trennen und einen andern zu wählen?" fragte Olympia.

„Daß Du den Verſtand verloren haſt!" rief Thaïs.

„Nun! ſo wie Du für's Leben an den einen Gatten gebunden biſt, ſo habe ich mich Gott anverlobt," ſagte Olympia ruhig. „Ich hoffe, dieſe einfache Erklärung gibt Dir den Schlüſſel zu meiner Lebensrichtung und überzeugt Dich, daß jeder Antrag zu einer Vermählung eine ablehnende Antwort erhalten muß."

„O Gott! ich ahnte es!" rief Thais erbleichend; — „ach, Du Arme, was haſt Du getan!"

„In die Arme Gottes hab' ich mich geworfen. Wen Der trägt, fährt wohl!" — ſagte Olympia.

„O Du Beklagenswerte!" fuhr Thaïs mit aufrichtigem Mitleid fort. „Du haſt Dich nun gleichſam lebendig begraben und biſt kaum vierundzwanzig Jahre alt und könnteſt die Glücklichſte der Glücklichen ſein! o, das iſt aber ſchrecklich!"

So ſprachen ſie noch lange miteinander, die beiden jungen Frauen, deren Schickſal, als ſie damals ihre Kinderſpiele auf dieſer Terraſſe trieben, ſo ähnlich zu werden ſchien, und das jetzt in ſolcher Sternenweite auseinander ging.

Der goldene Mund.

Die Rückkehr von Olympia's Dienerinnen unterbrach das Geſpräch. Sie waren ſämtlich höchſt aufgeregt, und diejenigen, welche den unmittelbaren Zutritt zu ihr hatten, wagten auf der Terraſſe zu erſcheinen, wo Olympia noch immer mit Thaïs ſich befand.

„Was gibt es . . . Elpis! Theone! was iſt Euch widerfahren?" fragte Olympia befremdet.

„O Herrin . . . verzeih uns!" ſagte Elpis, „wir haben Wunderbares erlebt! erlaubſt Du, daß wir es erzählen?"

Olympia blickte fragend Thaïs an.

„Gewiß!" riefe dieſe; „ich bin ſchon ganz geſpannt."

„So komm' in's Empfangszimmer," ſagte Olympia lächelnd. „Auf einem bequemen Ruhebett wirſt Du der Erzählung beſſer folgen können . . . nicht wahr?"

„Du gute Seele! Du kennſt ſehr genau das Wohlbehagen des Lebens und entſagſt ihm dennoch." entgegnete Thaïs gerührt. „Und wie Du blaß biſt! . . . Möchteſt Du nicht ein wenig Schminke brauchen? . . . nur einen leiſen Anflug! Ach, Du haſt gewiß keine Schminke . . . und ich vergaß, daß niemand Dich ſieht, als Deine Kammerfrauen und Deine Krüppel."

Mitleidig und mit dem Gefühl unſäglichen Wohlbehagens, daß nicht ſie der Gegenſtand eines ſolchen Mitleids ſein könne, ließ ſich Thaïs auf einem Ruhebett nieder und ſagte:

„Nun erzählt, Elpis . . . Theone . . . wer von Euch iſt die Wortführerin? Erzählt Eure wunderbare Begebenheit. Hat der Kaiſer die Goten beſiegt?" —

„Nein, hohe Frau! einen andern Sieg haben wir erlebt," ſagte Theone.

„Als wir zum Gottesdienſt nach der Sta. Sophia uns begaben," nahm Elpis das Wort, „ſtrömte das Volk dahin, als ob das Auferſtehungsfeſt gefeiert werden ſolle, nur nicht ſo andächtig, ſondern in heftiger Aufregung, redend, ſchreiend, ſo daß wir beängſtigt vorwärts eilten und froh waren, durch eine Nebentür den Platz zu erreichen, der den Diakoniſſen eingeräumt iſt, und wo die edle Pentadia uns immer aufnimmt. Nimmermehr hätten wir durch die großen Eingangstüren in die Baſilika gelangen können, dermaßen groß war das Gedränge um ſie her. Aber in den

Schiffen ſtand die Menge unbeweglich, feſt zuſammengepreßt, und an den tauſend und tauſend Köpfen bewegte ſich nichts — als die Augen. Dabei herrſchte eine tiefe Stille, welche aber nicht die der Andacht war, denn mit Gebet ſchien man ſich nicht zu beſchäftigen. Ich wagte ſcheu umherzublicken; die Feier des hochheiligen Opfers hatte noch nicht begonnen. Und was erblicke ich! . . . den Konſul Eutrop am Altare ſeitwärts, eine Säule umfaſſend! ihn im Aſyl der Kirche! ihn geſtürzt, o Herrin, Deinen Peiniger! ihn, der Dich vom Gotteshauſe ausſchloß, in demſelben . . . und in welchem erbarmungswerten Aufzug! ich war ganz faſſungslos und wußte nicht, [illegible] ich mich freuen oder mich entſetzen ſolle über dieſen Wechſel, dieſen Umſturz, dieſen Anblick. Da erſchien der heilige Patriarch und unter ſeinem Thronhimmel ſtehend, begann er zum Volk zu reden. O Herrin, hätteſt Du ihn gehört! wiedergeben kann ich ſeine Worte nicht — und wenn ich's könnte, ſo würden doch immer Ton, Geberden, Ausdruck . . . mit einem Worte ſeine Seele darin fehlen. O Eitelkeit der Eitelkeiten! rief er aus, alles iſt Eitelkeit! — Darüber ſprach er; das wendete er an, das malte er aus . . . unter allen Umſtänden erſchütternd, aber jetzt, im Angeſichte desjenigen, der ſo furchtbar den Wechſel dieſer Eitelkeiten an ſich ſelbſt erfuhr und uns lebendig vor Augen ſtellte — jetzt ging das alles durch Mark und Bein. Und als er Eutrop fragte, wo ſeine Schmeichler geblieben wären, und wo das Volk, das ihm im Theater und im Zirkus zugejauchzt hätte, weil er ungeheure Summen für die Spiele der Rennbahn und der Bühne vergeudete — und als er ſagte, in eine racheſchnaubende, blutgierige Rotte hätten ſie ſich verwandelt, und nur ſie, die er mit Füßen getreten, die heilige Kirche, nehme ſich erbarmend ſeiner an: o Herrin, da war es unmöglich, meine Tränen zurückzuhalten, und vielen erging es wie mir. Ja, es bemächtigte ſich aller Anweſenden eine gewiſſe Rührung. Da ſagte der Patriarch weiter: Unverzagt in ihrer Barmherzigkeit trete die Kirche zwiſchen die Miſſetaten des Unglücklichen und den Zorn des Kaiſers, den Haß des Volkes, und bitte nach beiden Seiten hin, nicht dem Ingrimm und der Rache Raum zu geben und den gerechten Abſcheu vor ſo vielen Freveln nicht durch Blutvergießen zu beflecken. Das hochheilige Opfer werde ſogleich dargebracht werden, für die Sünder wie für die Gerechten. Wer dabei mit aufrichtigem Herzen bitte: Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern — der könne unmöglich darauf ſinnen, den flehenden Flüchtling ſeiner Freiſtatt zu entreißen und ihn einem martervollen Tode preiszugeben. — Nun kam eine große innere Bewegung unter die Menge, einige ſeufzten, andere weinten ſtill und noch andere laut. Manche verließen die Kirche, manche fielen auf die Knie und viele beteten. Die Spannung des Haſſes und Nachdurſtes war gelöſt die allgemeine Stimmung geſänftigt; nur mitleidige Blicke fielen auf den Elenden, der noch immer zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankte — und die Feier der hochheiligen Geheimniſſe ſtieg aus all den Qualen der Erde verſöhnend zum Thron der ewigen Barmherzigkeit empor und ſenkte von dort ihren milden Gnadentau in unſere Herzen. Ich dachte an Dich, o Herrin, und dachte daß Du aus ganzer Seele Deinem Verfolger verzeihen würdeſt.“

„Aus ganzer Seele, gute Elpis!“ ſagte Olympia.

„Und was geſchah nun weiter,“ fragte Thaïs; — es iſt doch unmöglich, daß Eutrop lebenslang neben dem Altar der Sta. Sophia ſtehe.“

„Iſt er im Kirchenaſyl, ſo findet ſich innerhalb deſſen Umfanges leicht ein kleiner Raum, um ihn zu beherbergen,“ entgegnete Olympia. „Als Pentadia vor Eutrop flüchtete, begab ſie ſich auch zuerſt zum Altar und umfaßte jene Säule, welche ſo ſchön den Schutz für das Unglück ſinnbildet. Dann aber erhielt ſie eine kleine Zelle neben dem Gemach, wo die Diakoniſſen die weiblichen Katechumenen unterrichten und zum Empfange der heiligen Taufe vorbereiten; — und eine Diakoniſſin verſorgte ſie mit dem Nötigen. Etwas Aehnliches wird ſich auch für Eutrop finden."

„Es war ein heiliger Anblick," ſagte Theone, „wie die edle Pentadia gleich einem Marmorbilde ſcheinbar teilnahmslos daſaß. Nur zuweilen löſte ſich eine große Träne von ihren tiefgeſenkten Wimpern ab. Nur bei dem Wort des Patriarchen: Vergib uns unſere Schuld — bewegte ſie lautlos die Lippen, als ob ſie dies Gebet mit ihm ſpreche. Wenn Eutrop ſie hätte ſehen können, ſo hätte er ſich in Reue und Leid auflöſen müſſen."

„Gutes Kind," ſagte Thaïs, „Eutrop hat ſo viel auf ſeinem Gewiſſen, daß er ſich mit der Reue über eine Untat gar nicht befaſſen kann. Auch kann ich mir nicht vorſtellen, daß er ſo friedlich wie Pentadia ein paar Monate im Kirchenaſyl verbleibe."

„Wir hörten auf dem Heimweg von ſeiner Verbannung nach der Inſel Cypern ſprechen," ſagte Elpis.

„Nach Cypern!" rief Thaïs lachend; — „dies Ungeheuer nach der Inſel der ſchönen Liebesgöttin mit ihren tauſend Tempeln! Eutrop in Amathunt . . . welche Satyre!"

„Herrin! ein Kämmerer des Kaiſers!" meldete eine Dienerin.

„Ah! er bringt Dir Deine Freiheit!" rief Thaïs frohlockend mit Elpis und Theone.

„Erlauchte Olympia," ſagte der Kämmerer eintretend, „der erhabene Kaiſer ſpricht Dir ſein Wohlwollen aus und läßt Dir mitteilen, daß er dem Präfekten von Konſtantinopel befohlen habe, die Urkunde noch heute Dir zuzuſtellen, die ihn zu Deinem Vormund ernannte; denn der Kaiſer will, daß Du von Stund an zu voller Freiheit hinſichtlich Deiner Perſon, Deiner Güter, Deiner Einkünfte gelangeſt."

„Ich danke dem Cäſar-Auguſtus für die Huld, ſogleich ſeiner Dienerin gedacht zu haben," erwiderte Olympia, „und ich werde Sorge tragen, mein Vermögen ſo zu verwenden, daß mein Herr und Kaiſer es nie bereuen ſoll, es mir zurückgegeben zu haben."

„Was willſt Du nun damit anfangen?" fragte Thaïs neugierig.

„Gott dienen," ſagte Olympia ſanft.

Freunde und Freunde.

In den wildeſten Fieberphantaſien körperlich gequält, geiſtig zerrüttet, lag Eutrop in dem kleinen Zimmer, welches ihm zum Aufenthalt angewieſen war. Bald ſchoß ein Eisſtrom, bald ein Feuerbrand durch ſeine Adern nach ſeiner Bruſt und ſeinem Gehirn, als ob ſie ihm das Herz und den Kopf zerſprengen wollten. All ſeine Glieder bebten erſchüttert von Krämpfen, und aus ſeiner zugeſchnürten Seele drang der Atemzug wie das verzweiflungsvolle Röcheln eines Sterbenden. Er war dunkelblau im Geſicht und die Augen traten aus ihren Höhlen. Man fürchtete einen Schlaganfall und die Krankenwärter, die um ihn beſchäftigt waren, wollten einen Arzt holen, um ihm eine Ader zu öffnen. Aber dagegen wehrte er ſich auf's äußerſte.

„Kein Arzt!" ſchrie er mit erſtickter Stimme; „der vergiftet mich . . . der läßt mich verbluten . . . oder liefert mich aus."

Man wollte ihn beruhigen; aber er tobte nur nigen, der natürlichen Kinder, kurz die ganze Realität wird nicht in Anſchlag gebracht gegen die Illuſionen der Eigenliebe und die Jonglerien des Sandindieaugen-Streuens.

Euſtach hatte ſeine Kindheit in Stockholm, ſeine Knabenjahre in Regensburg zugebracht, wohin ſein Vater als Geſandter beim Reichstage verſetzt wurde, und wo er ſpäter auch blieb nachdem Napoleon Reich und Reichstag aufgelöſt. Das glänzende, öde, nichtsthueriſche, intrigante, vornehme Leben zu jener Zeit in Regensburg, das man ſich noch jezt von einigen allmälig ſpärlich werdenden Zeitgenoſſen beſchreiben laſſen kann, ließ dem Geſchmack und den Neigungen der Gräfin Sambach freien Spielraum, und Euſtach erwuchs zum Jüngling in dieſer ungeſunden Atmoſphäre, die für ihn durch die Vergötterung der Mutter und die Verhätſchelung des Vaters noch verderblicher wurde. Dann kamen die Jahre der Knechtſchaft Deutſchlands. Wol dem der ſie gar nicht oder in der engen Kinderſtube erlebt hat! Wol dem deſſen Erinnerungen nicht in jenen Abgrund der Schmach eintauchen können! Mein Gott, ein Paar Schlachten zu verlieren — das iſt doch nur ein Unglück, und einmal zu erſchrecken vor dem eiſernen Tritt des Verhängniſſes, iſt noch keine Entwürdigung; aber zu verſinken in den Moraſt ſittnoch mehr, daß er ſogar hier von Feinden umringt ſei und daß man ihn allein laſſen ſolle. Ließ man ihn allein, ſo ſchrie er um Hülfe und bat, man möge ihn verteidigen gegen die Eindringlinge, die er in ſeinen Phantaſien ſah. Die Leute wußten ihm keine Erleichterung zu verſchaffen und riefen eine Diakoniſſin zu Hülfe. Wie in der altchriſtlichen Kirche die Armenpflege eine beſondere Obliegenheit der Diakonen war: ſo hatte ſie zu demſelben Zweck auch ihre Diakoniſſen, fromme Witwen, welche dem Biſchof das Gelübde der Eheloſigkeit ablegten, um eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen ſich und der Welt zu ziehen und ſich ausſchließlich Chriſto in den bedürftigen Gliedern ſeiner Kirche zu widmen. Sie hatten der Kranken und Armen, der Witwen und Waiſen, der weiblichen Katechumenen und Neubekehrten ſich anzunehmen, wie es für jeden not tat; alſo ein weites Feld für ihre Tätigkeit, das mit großer Liebe, großer Klugheit und großer Geduld bebaut werden mußte. Sie lebten in ihren Häuſern, die zuweilen Paläſte waren, und da ſie gewöhnlich verwaiſte junge Mädchen und fromme Witwen — und auch ſolche Seelen bei ſich aufnahmen, welchen der Dienſt der heiligen Liebe ſüßer erſchien, als der Dienſt der Welt, ſo bildeten ſich um ſie kleine Genoſſenſchaften, deren Seele ſie waren und denen ſie die Anleitung zu einem gottſeligen Leben gaben.

Pentadia hatte Chryſoſtomus nach dem Tode ihres Gemahls gebeten, ſie als Diakoniſſin auf- und ihr Gelübde anzunehmen, und ſeit einem Jahr etwa lebte die edle ſchwer geprüfte Frau ausſchließlich ihrem Beruf, dem ſie ihr bedeutendes Vermögen widmete. An ſie dachte man immer zuerſt, wo Hülfe Not tat.

Als Pentadia erfuhr, wer ihrer bedürfe, flog ein leiſes Zittern über ihre Lippen. Sie rief eine Begleiterin und begab ſich mit ihr nach der Sta. Sophia.

Die Kirchen in der altchriſtlichen Zeit waren nicht die vereinzelten Gebäude, die mitten auf einem Platz einſam liegen, wie man das diesſeits der Alpen kennt und beſonders ſchön findet. Sie hatten immer einen großen, regelmäßigen Vorhof, der mit einem Säulengang umgeben war — zuweilen auch zwei — und aus dem man, ohne das Gotteshaus ſelbſt zu betreten, zu der Wohnung der Geiſtlichen kam, an welche ſich dann die Herberge für Pilger und Reiſende, zuweilen ein Spital für Kranke, ſpäter auch Schulgebäude anſchloſſen. Dieſer Komplex von Gebäuden und Höfen hieß die Sta. Sophia oder zu den Zwölf Apoſteln oder wie ihr Titel war; denn man ſtellte ſich die Kirche nicht als etwas Vereinzeltes, ſondern im innigſten Zuſammenhange mit dem ganzen Leben und Treiben und mit jeder Bedürftigkeit der Menſchheit vor und demgemäß richtete man ſie ein. Dieſer Auffaſſung entſprang auch das Aſylrecht. Eine uneinnehmbare Zufluchtsſtätte gegen Eingriffe der Geſetzloſigkeit und Willkür war in jener Zeit ein ſchreiendes Bedürfnis: am Altar des Herrn wurde ſie dargeboten; und da der Flüchtling nicht immer buchſtäblich am Altar verweilen konnte, mußte ein anderer Raum für ihn eröffnet werden.

Dahin ging Pentadia. Als ſie mit ihrer Begleiterin in Eutrop's Zimmer trat, richtete er ſich etwas auf ſeinem Lager auf und ſtarrte ſie an. Dann packte er ſeinen Wärter krampfhaft am Arm und ächzte:

„Nun bin ich verloren! . . . ſie holt mich und liefert mich aus.“

„Du biſt krank an Leib und Seele, Eutrop,“ ſagte Pentadia mild, „ſonſt würdeſt Du nicht eine Diakoniſſin fürchten, welche Dir ihre Dienſte anbietet.“

„Biſt Du nicht die edle Pentadia?“ fragte er ſcheu.

„Ich bin Pentadia — aber auf meinen Namen kommt es nicht an, ſondern darauf, daß Du die geeigneten Mittel anwendeſt, um Dich herzuſtellen. Du biſt hier ſicher. Niemand denkt daran, Dich zu verderben. Gib alſo Dein irres Toben auf, das Dich in wilder Aufregung erhält, dann wirſt

Du einen großen Schritt zu Deiner Geneſung getan haben.“

„Ich traue Dir nicht,“ ſagte Eutrop dumpf, „denn Du mußt mich haſſen und ſprichſt nur ſanft, um mich zu täuſchen, mich einzuſchläfern und mich im Schlaf den Prätorianern auszuliefern. Ich weiß, was man von den Menſchen zu halten hat.“

Pentadia ſchwieg und ſah ihn mitleidig an, denn ſie dachte, daß da, wo kein Glaube an Gott iſt, ſelbſtverſtändlich auch kein Glaube an Tugend ſein könne.

„Sieh, wie ich Dich erraten habe!“ rief Eutrop.

„Ich ſtreite nicht, um Dich nicht aufzuregen,“ erwiderte ſie gelaſſen.

Pentadia's Begleiterin hatte ein Getränk bereitet, das ſie Eutrop darbot.

„Iſt es kein Gift?“ fragte er mißtrauiſch.

Statt der Antwort verſuchte ſie den Trank.

„O das Gift kann auf dem Grunde des Bechers ſein . . . und Du haſt kaum gekoſtet,“ ſagte er.

„Unſeliger,“ rief das junge Mädchen lebhaft; „wie kannſt Du uns für Mörderinnen halten!“

„Weißt Du denn nicht, daß ich den Timaſius in die Verbannung ſchickte? . . . daß ſein einziger Sohn ihm freiwillig folgte . . . und daß beide im Elend umkamen? . . . Daß ich auch Pentadia verfolgte, weil ich fürchtete, ſie werde ihr Vermögen nehmen und zu Timaſius nach Afrika ſich begeben!"

„O ja, das alles iſt mir bekannt! Aber weißt Du denn nicht, daß Pentadia Chriſtin iſt?"

„Wir alle ſind Chriſten . . . aber das ändert uns Menſchen nicht," ſagte Eutrop gleichgültig. „Jeder von uns hat ſeine Leidenſchaften . . . und folgt ihnen . . . gleichviel ob er katholiſcher Chriſt oder Arianer oder Heide iſt. Meinen Leidenſchaften folgend, bin ich Konſul und Patrizius geworden. Ihren Leidenſchaften folgend, ſtürzen mich Eudoria und Gaïnas. Warum ſollte nicht Rachedurſt Pentadia antreiben, mich zu vergiften?"

Pentadia gebot ihrer Begleiterin, die von einem ſolchen moraliſchen Cynismus heftig empört war, mit leichter Handbewegung Stillſchweigen und ſagte zu Eutrop:

„Du ſcheinſt etwas ruhiger geworden zu ſein, denn Du ſprichſt zuſammenhängend. Dies wünſchte ich — und da Du Deine Faſſung wieder gewonnen haſt, wirſt Du einſehen, daß es Dir gut iſt, ſie zu behaupten. Du haſt uns jetzt nicht mehr nötig — alſo gehab Dich wohl."

Sie grüßte ihn freundlich und verließ ihn mit ihrer Begleiterin. Eutrop ſprach mürriſch zum Wärter:

„Bemerkteſt Du ihre Empfindlichkeit, daß ich ſie für rachſüchtig halten konnte?"

„Nein!“ ſagte der Wärter; „ich bewunderte nur ihre Gelaſſenheit bei Deinen Schmähungen! wer hätte je geahnt, daß man in Pentadia eine Giftmiſcherin fürchten könne.“

„Wenn Du in meiner Haut ſteckteſt, würdeſt Du begreifen, daß man auf allerhand Ängſte kommt, ſobald das Gehirn wirbelt von einer ſolchen Flucht, einer ſolchen Verfolgung, einem ſolchen Blick in den Rachen des Todes.“

„Haſt Du dabei auch an den lieben Gott und Deine arme Seele gedacht?“ fragte der Wärter, ein ganz einfacher frommer Menſch.

„Was arme Seele!“ fuhr Eutrop ihn an; „Leib und Leben hatte ich zu retten; — da bleiben keine Gedanken für die Seele übrig.“

„Aber Leib und Leben gehen doch einmal zu Grunde; dann bleibt die Seele übrig einſam im Gericht vor Gott“ . . . —

„Unſinn!“ unterbrach Eutrop; „ohne Leibesleben gibt's keine Seele.“

Der Diakon Serapion trat ein und erkundigte ſich nach dem Befinden des Kranken. Eutrop murmelte verdrießlich ein paar unverſtändliche Worte. Er haßte die Diener der Kirche, wie das Laſter die Tugend haßt. Der Wärter aber ſagte:

„Äußerlich iſt er ruhiger geworden; er tobt und heult nicht mehr. Doch ſtatt deſſen iſt er von ſtillem Irrſinn befallen. Er ſagte ſoeben ganz gelaſſen: Ohne Leibesleben gibt es keine Seele.“

Eutrop ſchlug ein gellendes Gelächter auf.

„Iſt er vielleicht vom böſen Geiſt beſeſſen?“ flüſterte der Wärter ganz leiſe dem Diakon zu.

„Vom Geiſt des Böſen, gewiß!“ antwortete Serapion ebenſo leiſe.

„Ich befinde mich beſſer,“ ſagte Eutrop plötzlich mit Ruhe; „ich wünſche allein zu ſein.“

Serapion wechſelte noch ein paar Worte freundlicher Frage, die Eutrop kalt und kurz beantwortete, und dann verließ er mit dem Wärter das Zimmer.

„O Herr!“ ſagte dieſer ſchaudernd, „mir war, als hätte ich mit einem Verdammten zu tun.“

„Er lebt, alſo kann er ſich noch bekehren,“ entgegnete Serapion. „Vielleicht bringt ihn die Furcht vor dem Tode und die ſtille Abgeſchiedenheit zu ernſten Gedanken, die ſeine Bekehrung vorbereiten.

Eutrops Gedanken gingen aber auf andern Wegen. Fieber und Krampfanfälle waren nur eine Folge der furchtbaren Aufregung und Spannung geweſen, ob Chryſoſtomus ihn, gegen ſein eigenes Geſetz, verteidigen und ſchützen werde. Jetzt ſah er ſich für den Augenblick gerettet und, wie ein gehetztes Wild, das ſeinen verſteckten, unzugänglichen Schlupfwinkel erreicht hat, holte er Atem und ruhete aus.

Aber bald trat eine andere Unruhe ein: die des böſen Gewiſſens. Er glaubte an keine Aufrichtigkeit, keine Treue, kein Erbarmen, keinen Edelſinn, weil ihm das alles fehlte. Er witterte überall Betrug und Hinterliſt, weil das ſein Element war. Er hielt Verrat und Lüge für die Richtſchnur des menſchlichen Verkehrs, der nur den eigenen Vorteil im Auge hat, weil er keinen andern Maßſtab kannte. Über das hat das böſe Gewiſſen eine ihm eigentümliche, ſcheue Unruhe: in ganz gleichgültigen Dingen, in einem Wort, einem Blick, einem Zuſammentreffen, in irgend einem kleinen unerwarteten Ereigniſſe, ja in einem plötzlichen Geräuſch — ſieht es Verräter, erbebt und wird ohne äußeren Grund faſſungslos. In ſich ſelbſt hat es den Grund! So ging es Eutrop. Freilich ſah er ſich im Aſyl der Kirche, aber es ſchien ihm nicht ſicher genug, und er wünſchte ſich weit hinweg auf eine ſtille Inſel oder in das Menſchengewühl einer fernen großen Stadt, um dort unbekannt in Freiheit zu leben. Hier bin ich ja doch wie im Kerker, ſprach er zu ſich ſelbſt, und das günſtigſte Los, das mich treffen kann . . . iſt Verbannung — und wohin? und unter welchen Umſtänden? . . . Vielleicht nur ein Vorwand, um mich zu Tode zu quälen! — Wenn ich mich heimlich davon machte? . . . Niemand hält es für möglich, daß ein Verfolgter freiwillig das Aſyl verlaſſe, folglich denkt kein Menſch an meine Flucht. Darin liegt eine Bürgſchaft, daß ich ſie wagen darf! — Die Stille, die Einſamkeit ertrag' ich nicht! . . . auch nicht die Menſchen, die ich hier zu ſehen bekomme mit ihrem hochtrabenden und abergläubiſchem Gerede! . . . Und was das für ein armſeliges Zimmer, für elendes Geräte iſt! — Und all meine Schätze ſollten verloren und ich genötigt ſein, mein Alter in Dürftigkeit hinzubringen? . . . Nein! fort von hier. Das Aſylrecht ſchirmt meine Flucht, indem es ſie äußerſt unwahrſcheinlich macht. Aber wohin? . . . Zu Oſius zuerſt . . . er beſorgt einen Nachen und in der Stille der Nacht fahre ich über den Bosporus nach Chalcedon. Auf Oſius kann ich mich verlaſſen . . . wir ſind ganz eines Sinnes! aber nur auf ihn. Fort von hier! Die Maus auf freiem Felde iſt beſſer daran, als die Maus in der Falle. Und ſiehe! eine anſtändige dunkle Kleidung hat man mir gebracht. Vortrefflich. Für einen Mönch wird man mich halten . . . für einen Heiligen . . .die Maske iſt gut! — Wie peinigend dieſe Stille iſt! . . . dahinter lauert Verrat . . . man will mich einſchläfern — und vielleicht nicht bloß figürlich, ſondern durch einen Schlaftrunk . . .

und mich wegſchaffen. . . . ſo oder ſo! — Welchen Grund hätte auch wohl dieſer Patriarch, mich zu verteidigen gegen Kaiſer und Volk? . . . Keinen andern als den: Er will ſich bei dem Volk beliebt machen, indem er das Aſylrecht aufrecht hält, und er will dem Kaiſer imponieren, indem er ihm ſeine geiſtliche Macht zeigt . . . und dann ihn gewinnen, indem er ihm den Gefallen tut, mich auszuliefern . . . damit Arcadius Ruhe habe vor ſeinen Quälern, Eudoxia und Gaïnas. Das iſt die Abſicht des Patriarchen . . . o, ich durchſchaue ihn . . . ich kenne die Menſchen und den Wert ihrer Großmut! — Und wenn Oſius mich verriete? . . . Nein! das tut er nicht! . . . Er iſt nicht großmütig, der! das kann man ihm wahrlich nicht nachſagen. Aber er verdankt mir alles und iſt mir treu wie Gold. Hab' ich ihn doch vergoldet! . . . — — Er lachte in ſich hinein und beſchloß, ſich ruhig zu halten bis zum dunkeln Abend.

Er legte den dunkeln Leibrock an, den man ihm ſtatt ſeiner Verkleidung gegeben hatte; er nahm Speiſe und Trank zu ſich, zur größten Freude ſeines gutmütigen Wärters, der ſie ihm brachte; er dankte dieſem ſogar für ſeine Sorgfalt und ſetzte hinzu, er hoffe gut zu ſchlafen, denn in der geſtrigen Nacht habe er vor nagender Angſt keinen Schlummer finden können; jetzt aber ſei er ruhig. Und damit entließ er ihn.

licher Feigheit, aber ſich knechten zu laſſen bis in die Seele hinein, aber deutſche Männer durch fremden Zwang feindlich den Deutſchen gegenüber geſtellt, aber deutſche Frauen freiwillig, in Liebe, übertretend zum Feinde — das iſt Schmach; und gedenke ich derſelben, ſo iſt mirs als hätte ich in mein damals doch höchſt unſchuldiges Herz einen Gifttropfen bekommen, den ſpäter kein Sieg, keine Rache, keine Genugthuung wegnehmen konnte. Wer dazumal in empfänglichen Jugendjahren und gedankenvoll war, dem muß ſich fürs ganze Leben ein mißtönender Klang, der nicht mit Siegesjauchzen und Jubelfanfaren ſtimmen kann, in der Seele eingeniſtet haben; — und wer jung, brauſend und gedankenlos in den konfuſen, tumultuariſchen Taumel hineinlebte, dem muß es blutſauer geworden ſein ſich ſpäter von den Verzerrungen zu erholen die er geſehen und mitgemacht hat. Das Erſte was Euſtach that, war, daß er mit einer franzöſiſchen Dame davon ging, die Gott weiß wie und mit wem nach Regensburg gekommen und dort verlaſſen worden war. Hierin beſtand ſein eigentliches Debüt als ſelbſtändiger Menſch. Es verſteht ſich daß die Dame nicht ſowol von ihm entführt wurde als ihn entführte, denn ſie wünſchte nach Frankfurt zu gehen und hatte nicht die Mittel dazu. Nach wenigen

Eutrop war aber nicht ruhig. Je weiter der Tag vorrückte, je näher der Abend kam, deſto wilder wirbelten ſich widerſprechende Vorſtellungen über ſein Gehen und ſein Bleiben durch ſeinen Sinn. Pentadia hatte friedlich ein paar Monate im Aſyl verlebt und die Entſcheidung ihres Schickſals darin abgewartet; — weshalb ſollte er nicht dasſelbe tun? — Aber welch ein Unterſchied! für Pentadia wirkten beim Kaiſer mächtige Freunde und Verwandte; für ihn . . . mächtige Feinde. Und dann haben die Frauen auch mehr Geduld und mehr Ergebung . . . fügen ſich leichter in die Verhältniſſe, haben Tätigkeit und Bewegung minder nötig. Aber ich . . . ich komme um in der Paſſivität . . . ich muß handeln! ich nehm' es auf mit den Gefahren, die mir draußen drohen.

Mit ſolchen Gedanken vergingen die Stunden. Der Abend kam. Bald hinausgedrängt, bald zurückgehalten, ohne Vertrauen auf Gott, ohne eine höhere Abſicht, ohne guten Vorſatz, ohne irgend eine Regung, die ſeinen Willen höher geſtellt hätte, als den Inſtinkt des Fuchſes, der vor der Meute flieht — machte Eutrop plötzlich ſeinen Schwankungen ein Ende, indem er ſeinem Gemach und dem innern Hof entſchlich. Nun befand er ſich in dem Säulengang, der den großen Vorhof umſchloß. Der Platz war einſam. Zuweilen kamen ein paar Perſonen, zuweilen einzelne aus der Sta. Sophia und gingen ſchweigend durch den Hof dem großen Ausgange zu. Eutrop hätte ein Menſchengewühl lieber geſehen; die Menge und das abendliche Dunkel wären ein doppelter Schutz geweſen. Jetzt mußte er ſich auf die Dunkelheit allein verlaſſen. Ohne den Hof zu betreten, ging er durch den Portikus dem Ausgange zu. Als er ſich auf dem großen Platz vor demſelben ſah, erfaßte ihn ein Schwindel. Aber er ermannte ſich. Er erkannte den Palaſt des Senates; er war alſo ſeiner Sinne mächtig, und gemäßigten Schrittes begab er ſich zur Wohnung ſeines Freundes. Er wußte, daß er bei Oſius noch Zutritt finden würde, denn dieſer liebte muntere Geſellſchaft und nächtliche Gelage. Nur würde der Türhüter ihn vielleicht fragen, was er wolle, wenn er ihn nicht erkenne. Wenn aber! . . . — Eutrop mochte nicht weiter denken. Ich muß es darauf ankommen laſſen, murmelte er für ſich.

Er gelangte ungefährdet zum Hauſe des Oſius und der Türhüter öffnete es, als Eutrop anpochte. Auch fragte er, wer ſo ſpät noch komme; war aber nicht darauf vorbereitet, daß Eutrop ſich glatt und gewandt wie eine Schlange einſchieben und an ihm vorüberſchießen werde. Er bekam keine Antwort; — aber er hob ſeine Fackel höher und ſah dem Eindringling nach, der ſo gut im Hauſe Beſcheid zu wiſſen ſchien, daß er niemand fragte.

wohin er ſich zu wenden habe, um den Herrn zu finden.

Es herrſchte eine ungewöhnliche Stille und Einſamkeit; Oſius hatte alſo keine Geſellſchaft bei ſich. Ein günſtiges Ungefähr! Deshalb war wohl auch die Dienerſchaft zur Ruhe gegangen. Eutrop gelangte ungeſtört und nur durch die Dunkelheit gehemmt, zu dem Zimmer ſeines Freundes — und trat ein. Da ſtand Oſius zwiſchen Kaſten und Truhen und Wertgegenſtänden und packte dieſe in jenen zuſammen. Ein furchtbarer Schreck durchzuckte ihn, als Eutrop vor ihm ſtand.

„Was willſt Du hier?“ rief er mit gepreßter Stimme; „ich kann Dich nicht ſchützen . . . fort mit Dir!“

„Ganz recht! ich will auch fort . . . aber Du mußt mir dazu verhelfen,“ verſetzte Eutrop bittend.

„Das kann ich nicht — ich ſelbſt will fliehen, um nicht meiner Habe beraubt zu werden, weil ich für Deinen Anhänger gelte.“

„Da tut man Dir Unrecht,“ ſagte Eutrop höhniſch.

„Fort mit Dir! ich bin beſchäftigt . . . ich habe all meine Dienſtboten weggejagt, damit ſie nicht um mich herumſpionieren!“ rief Oſius. „Ich gehe noch dieſe Nacht zu Schiff und kann mich um nichts bekümmern, als um mich ſelbſt und meine Sachen.“

„O nimm mich mit!“ rief Eutrop flehend, „laß mich Dein Diener ſein und rette mich! . . . All dieſe Schätze verdankſt Du mir . . . rette dafür mein nacktes Leben.“

„Unmöglich! man würde Dich erkennen und wir beide wären verloren. Fort mit Dir in das Aſyl der Kirche . . . da biſt Du ſicher!“

„Da halt ich's nicht aus! . . . da lauert der Verrat auf mich . . . da grinſet der Tod mich heimlich an!“ rief Eutrop verzweifelnd. „Nimm mich mit . . . laß mich für Deinen Diener gelten . . . oder Dein Diener ſein: aber ſei barmherzig und nimm mich mit.“

„Es iſt unmöglich, ſag' ich Dir! . . . der Schiffsherr nimmt Dich nicht auf.“

„Er muß . . . wenn Du mich für Deinen Diener ausgibſt.“

„Aber, Du Unſeliger, begreife doch die Unmöglichkeit: Du kannſt ja nicht die Reiſe nach Theſſalonich bezahlen . . . viel weniger die nach Hiſpalis! es iſt ein ſpaniſches Schiff; ich gehe in meine Heimat.“

„Erbarme Dich und zahle die Überfahrt für mich!“ wimmerte Eutrop, die Hände zu Oſius erhebend. „Sieh, in Spanien, wo man mich nicht kennt — in Hiſpalis der großen Stadt . . . da wär' ich geborgen . . . und gern will ich mich dann auf Lebenszeit zu Deinem Sklaven machen.“

„Wärſt Du zwanzig Jahre alt, ſo ließe der Vorſchlag ſich hören. Jetzt iſt er lächerlich.“

„Wohlan! ſo tue einmal in Deinem Leben ein Werk der Barmherzigkeit und nimm mich mit!“ rief Eutrop, fiel vor Oſius nieder und umklammerte ſein Knie.

„Fort mit Dir! Zurück in Dein Aſyl!“ rief Oſius wütend. „Du raubſt meine koſtbare Zeit . . . ich muß meine Sachen einpacken.“

„Was ſind das für Tritte?“ rief Eutrop, ſchnellte vom Boden auf und horchte.

„Es ſind meine Träger, welche dieſe Kaſten an Bord des Schiffes bringen ſollen,“ erwiderte Oſius. „Du ſiehſt, die Zeit drängt . . . alſo geh'.“

Der Türhüter trat ein und ſagte zu Oſius, indem er auf Eutrop deutete:

„Herr! Der da iſt Schuld an Deiner Flucht und Deiner Verſtörung. Ich habe ihn erkannt und die Wache gerufen. Hier iſt der Centurio.“

Mit einem dumpfen Röcheln ſtürzte Eutrop beſinnungslos zuſammen.

Der Hauptmann trat ein, winkte ſeinen Soldaten und befahl:

„Schleppt ihn hinaus!“ Dann wendete er ſich zu Oſius und ſagte: „Und Du gehſt mit! Alle

Kreaturen dieſes Elenden, die auf unerlaubte Weiſe große Vermögen geſammelt haben, werden derſelben beraubt und in Verbannung geſchickt. Du warſt der Ärgſten einer; folglich trifft Dich die gerechte Strafe.“

Kreideweiß, mit bebenden Lippen, wollte Oſius ſprechen. Die Stimme verſagte. Der Centurio winkte; zwei Prätorianer traten ein und nahmen Oſius in ihre Mitte. Dann kamen die Übrigen, füllten die Kaſten mit den Wertgegenſtänden an, die umher lagen, durchſuchten das ganze Haus, um noch mehr zu finden, und zogen endlich mit ihren Gefangenen und ihrer Beute ab.

Der Türhüter war anfangs ſtarr vor Entſetzen über das Unheil, das er angerichtet hatte. Nach einer Weile des Nachdenkens ſagte er aber gefaßt:

„Ich werde alſo allein nach Hiſpalis gehen und wenigſtens die Sachen, die ſchon auf dem Schiffe ſind, retten . . . für mich — damit ſie in guten Händen bleiben.“

Vornehme Damen.

Vier Jahre waren vergangen. Ein langer Zeitabſchnitt für das kurze Menſchenleben. In dieſer Zeit war jeder vorwärts gegangen in ſeiner Richtung, zu ſeinen Zielen. Klar und ſcharf begrenzt lag das Reich der Welt und das Reich Gottes ſich gegenüber. Dort war Eudoxia Königin; hier Olympia; — jene als Auguſta und Beherrſcherin des Morgenlandes; — dieſe als Diakoniſſin.

Auch unter dem Klerus war derſelbe ſchneidende Gegenſatz. Der Boden von Konſtantinopel mit dem glänzenden Hof, mit dem Luxus und der ſchwelgeriſchen Pracht der Großwürdenträger; mit den Kabalen und Intriguen um Gunſt, Einfluß, Amt, Anſehen, Vermögen und wie die tauſend Ziele des Ehrgeizes heißen mögen! zu gewinnen; mit jener Erniedrigung der Charaktere, die unfehlbar dort eintritt, wo in letzter Inſtanz — das Geld den Ausſchlag gibt und Geldgier die eigentlichſte Triebfeder jedes Strebens iſt: ein ſolcher

Boden war der Entwickelung niedriger Leidenſchaft ſehr günſtig und ſein Einfluß erzeugte eine große moraliſche Kränklichkeit, der ſich nicht alle, vielleicht nur wenige ungefährdet ausſetzen durften.

Der Patriarch Johannes Chryſoſtomus vermochte es nur dadurch, daß er ſich gegen jene Einflüſſe ſtreng abſchloß. Nur wenn ein Geſchäft oder ein Anliegen es ihm zur Pflicht machte, oder wenn er gerufen wurde, erſchien er vor dem Kaiſer und der Kaiſerin; aber nie bei einem Feſtmahl, nie bei einem der hohen Beamten, nie bei deren Gelagen und Schmauſereien, die eine ſybaritiſche Luft durchwehte. Er wollte lieber für ungeſellig gelten, als an üppiger Geſellſchaft teil nehmen. Er blieb in ſeiner Asceſe und in ſeiner Abgeſchiedenheit von allem, was Luſtbarkeit war; dennoch aber in tauſendfachem Zuſammenhange mit den Menſchen durch die Wohltaten, die er ihnen geiſtiger und leiblicher Weiſe mit unerſchöpflicher Freigebigkeit ſpendete. Ein Teil des Klerus hing feſt an ihm und folgte ſeinem Beiſpiele; ein anderer Teil ſchlug die entgegengeſetzte Richtung ein und war ihm feindlich.

Feindlich auch ſtanden manche Biſchöfe ihm gegenüber, die ſich in Privat- oder in Kirchenangelegenheiten in Konſtantinopel aufhielten, um am Hoflager perſönlich ihre Sache zu vertreten. Gerade das, was Chryſoſtomus verſchmähte, der Glanz des Patriarchenſitzes in der Kaiſerſtadt, lockte und blendete ſie, und da ſie in den hohen Kreiſen Gönner und Freunde hatten und zu haben ſuchten, ſtieg in manchen von ihnen der Wunſch auf, jenen Sitz einzunehmen. Eudoxia liebte den Patriarchen nicht. Ihr Stolz, ihre Herrſchſucht hatten ſich mächtig entwickelt; ſeine Demut, ſeine Selbſtverleugnung erſchienen ihr wie ein lebendiger, andauernder Vorwurf. Sie fürchtete ihn; teils, weil er inſofern eine Macht war, als das Volk mit grenzenloſer Verehrung an ihm hing; teils, weil er es für ſeine Pflicht hielt, bei vorkommender Veranlaſſung auch den Großen, auch der Auguſta, die Wahrheit zu ſagen. Deshalb bewies ſie ihm zuweilen große Ehrerbietung, wie ſie auch zuweilen Anwandlungen von großer Frömmigkeit hatte. Aber launenhaft und eigenwillig wie ſie war, ſprang ſie unter dem augenblicklichen Einfluß einer Stimme, einer Leidenſchaft, von einem Gegenſatz zum anderen über; — und zuweilen durfte der Patriarch nicht einmal vor ihr genannt werden.

Jetzt eben war ſie in höchſter Aufregung gegen ihn; — und nicht ſie allein, ſondern die ganze elegante Frauenwelt von Konſtantinopel. Einige dieſer Damen, die ſie täglich im vertrauten Kreiſe ſah, waren bei ihr, und die hübſche Thaïs, die in erſter Reihe der Eleganten durch Luxus und Verſchwendung glänzte und eben dadurch ein Liebling der Kaiſerin war, ſagte:

„Wäre ich Auguſta: ſo würde ich dem goldenen Munde zur heilſamen Buße ewiges Stillſchweigen auferlegen.“

„Man kann nicht alles was man möchte,“ verſetzte Eudoxia.

„Wie das unzart iſt, ſich um den Anzug der Damen zu bekümmern,“ ſagte Eugraphia wegwerfend. „Das ſchickt ſich gar nicht für einen Patriarchen. Wäre er wirklich ſo heilig, wie er ſich den Anſchein gibt, ſo würde er von dem Schnitt unſerer Kleider nicht mehr als ein Blinder wiſſen.“

„Es iſt erniedrigend für Sta. Sophia,“ rief die ſtolze Marſa, „daß in ihren Mauern gegen die Üppigkeit der Frauentracht gepredigt wird. In einem ſolchen Dome darf nur von erhabenen Dingen gepredigt werden, von den heiligen Myſterien der Religion, oder gegen Sekten und Häreſie. Dann hör' ich ihn gern, den Patriarchen! . . . dann iſt er großartig . . . ich laſſe ihm alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber er bleibe auf dem Gebiete der Lehre und das Leben überlaſſe er uns. Zu unſerm Leben gehört nun einmal Glanz und Luxus!“

„Wohin käme man mit dieſen ascetiſchen Anſichten!“ rief Eudoxia. „Handel, Gewerbe, Kunſt, Wochen kehrte Euſtach mehr verdrießlich als reuevoll, mehr geärgert als niedergeſchlagen, und förmlich ausgeplündert zu ſeinen Eltern zurück. Sie empfingen ihn höchſt unzufrieden, da er aber ihrer böſen Laune eine noch weit böſere entgegenſetzte, ſo konnte die Gräfin nicht lange dieſe Verſtimmung ihres Abgotts ertragen, ſuchte ihn zu tröſten, zu zerſtreuen und auf andre Gedanken zu bringen, und der Graf legte die Sache als abgethan bei Seite. Die Lehre welche Euſtach aus dieſer Begebenheit zog war die: ſich künftig nicht ſo dumm anführen zu laſſen. Unter hundert Männern lernen neunundneunzig das Weib und die Liebe in der tiefſten Verworfenheit und als die gemeinſte Frechheit kennen, und auf lange, zuweilen auf immer, beſtimmt der unauslöſchliche Jugendeindruck Urtheil und Handlungsweiſe hinſichtlich beider.

Euſtach wurde der öſtreichiſchen Geſandtſchaft in Paris attachirt. Er wollte dort praktiſche Studien in der diplomatiſchen Laufbahn machen, vor den theoretiſchen hatte er Grauen. Er floh den Ernſt, die Anſtrengung, die Mühe als unnützen Ballaſt, mit dem ſich nur das deutſche Philiſterthum befrachten konnte. Er hatte nichts gelernt als fremde Sprachen, die er ſich mit unglaublicher Gewandtheit durchs Gehör, durch Converſation und leichte Lectüre anja eine Menge von Handwerken würden durch ihre Anwendung zu Grunde gehen! Wir heben ſie, wir beſchützen ſie, wir rufen ihren Wohlſtand hervor; — iſt das Verſchwendung? — Kluge Anwendung des Vermögens iſt es! Ich lobe Euch alle darum! Man kann in verſchiedener Weiſe die Glücksgüter vernünftig, d. h. ſo anwenden, daß ſie möglichſt vielen zu gut kommen. Der eine baut Paläſte, der andere Kirchen. Dieſer ſpendet Almoſen, jener ſorgt, daß die Kaufleute ihre koſtbaren Stoffe, daß die Juwelenhändler ihre Diamanten verwerten. Ich tue das alles; . . . aber nicht jede von Euch kann das. Deshalb iſt es am paſſendſten, da zu wählen, was Euch am nächſten und was ſo recht im Mittelpunkte des weiblichen Intereſſe liegt."

„Irre ich nicht, ſo predigte der Patriarch hauptſächlich gegen die Unſittlichkeit der Tracht und gegen die Eitelkeit, die den Körper zu einem Idol macht, welches mit Flittertand geſchmückt wird," ſagte eine ruhige Stimme.

„Ah, Gunild!" rief die Kaiſerin, „warſt Du in der Predigt des Patriarchen?"

„Ja," erwiderte Gunild. „Ich gehe zuweilen hin, weil Du es wünſcheſt, und mir geht es dabei ganz anders, als Marſa es findet: die Myſterien ſprechen mich nicht an; kommt er aber auf die Praxis des Lebens, ſo bewundere ich ihn."

„Gunild hat noch von ihrer gotiſchen Heimat her andere Ideen als wir,“ ſagte Thaïs mitleidig.

„Beſonders einen anderen Glauben, denn ſie iſt nicht getauft,“ ſetzte Marſa ſcharf hinzu.

„Beides iſt richtig,“ erwiderte Gunild, „hält mich aber nicht ab, den Mann zu bewundern, der mutig den Finger auf die Wunden der Zeit legt — auch wenn er ſie bei den Großen und Mächtigen findet. Er wies den tiefen innern Zuſammenhang dieſer Eitelkeit mit einer Welt nach, die nur nach Gold, Vergnügen und Genuß jagt.“

„Da tut er uns ſehr unrecht!“ rief Marſa, „wir beſchäftigen uns mit ſehr ernſten Dingen.“

„Das ſollte ich meinen!“ ſagte Eudoxia, und in ihren ſtrahlenden Augen ſprühten Funken des Zornes auf. „Ich bedarf der Erholung, der Erheiterung nach tauſend ernſten, ſchwierigen Geſchäften. Iſt das Vergnügungsſucht?“

„Herrin!“ erwiderte Gunild ruhig; „der Patriarch hat nur eine Richtung bezeichnet — keine Perſonen; und ich gebe nur das wider, was er geſagt hat.“

„Er möchte uns alle zu Asceтinnen machen und uns in irgend einer Wüſte oder Zelle einſperren!“ ſagte Thaïs entrüſtet.

„Bei Dir würde er dies Wageſtück vielleicht verſuchen,“ entgegnete Eugraphia, die eine ſehr geringe Meinung vom Verſtande der ſchönen Thaïs hatte.

„Durch ſolche Predigten beſſert der Patriarch niemand und tut ſich ſelbſt den größten Schaden, indem er ſich die Gemüter entfremdet. Mein Gott! ein Mann in ſeiner Stellung muß die Menſchen an ſich ziehen — auch wenn ſie nicht ſo vollkommen ſind, wie er es in ſeinem heiligen Eifer wünſchen möchte. Dieſe eiſerne Strenge ſtößt zurück,“ ſagte Eudoxia.

„Wie ganz anders predigte und benahm ſich Severian!“ rief Marſa.

„Ah, Severian!“ riefen die Damen im Chor.

„Hätte ſich der Biſchof von Gabala von ſeinem ſyriſchen Accent losmachen können,“ ſetzte Thaïs hinzu, „ſo wäre er der erſte Prediger aller vergangenen und kommenden Jahrhunderte. Aber es ſoll ja keine Vollkommenheit auf Erden geben!“

„Ja, Severian! das war ein anderer Mann!“ rief Eudoxia. „Mit dem war Verſtändnis möglich . . . den konnte man um Rat fragen . . . da prallte man nicht beſtändig gegen Grundſätze an, welche vielleicht für Einzelne taugen, aber unanwendbar in großen und verwickelten Lebensverhältniſſen ſind.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Gunild. „Chryſoſtomus hat hohe Ideale.“

„Übertriebene Begriffe hat er und übertriebene Forderungen ſtellt er!" rief Marſa. „Wie behandelt er den jungen Klerus!" . . . —

„Ah!" unterbrach Eudoxia; „in dem Punkt billige ich ſein Verfahren! Er gibt ſtrenge Vorſchriften — und wer ſie übertritt, wird geſtraft . . . mit Recht; denn leichtfertige und verbrecheriſche Prieſter untergraben bei der Maſſe des Volkes die Ehrfurcht vor der Religion und das Anſehen der Kirche — und das tut ungeheuern Schaden. Nein! über den Klerus wache und walte der Patriarch mit ſtrenger Zucht: das iſt ſein Amt, ſeine Pflicht. Aber um unſere Toilette bekümmere er ſich nicht."

„Das hängt bei ihm alles eng zuſammen,' verſetzte Marſa." „Er iſt herrſchſüchtig im großen Styl. Kann er nicht Länder — ſo will er Seelen beherrſchen, vom Cäſar-Auguſtus an bis zu dem unbekannteſten Mönch in ärmſter Zelle. Gewiß iſt es gut, den Unordnungen im Klerus vorzubeugen; fallen ſie aber vor, ſo ſei man nachſichtig."

„Der Anſicht bin ich durchaus nicht!" rief Eudoxia.

„Auch der Prieſter iſt ein Menſch!" ſagte Eugraphia ſo pathetiſch, als habe ſie eine ganz neue, nie gehörte Wahrheit gefunden.

„Eben darum werde er auch geſtraft wie ein anderer Menſch,“ verſetzte Eudoxia. „Es iſt ſehr weiſe von dem Patriarchen, daß er die Beſtrafung des Schuldigen übernimmt, wenn die weltliche Gerechtigkeit ihn nicht erreicht. Ich beklage aufrichtig, daß in Deiner Verwandtſchaft, Eugraphia, und bei einem Deiner Schützlinge, Marſa, ein ſolcher Fall vorgekommen iſt — aber ich kann nicht anders, als das Verfahren des Patriarchen billigen.“

„Ein ſo begabter Jüngling wie Eugenius hätte der Kirche zur Zierde gereicht, ſollte ich meinen,“ ſagte Eugraphia empfindlich.

„Wenn er ſich hätte beſſern wollen — ja!“ entgegnete die Kaiſerin. „Aber er wollte nicht. Er trotzte dem Patriarchen und trat mit Verleumdungen gegen ihn auf. Nein, gute Eugraphia, von Deinem armen Neffen laß uns ſchweigen. Er iſt noch aus der Schule des Patriarchen Nectarius, der auch mehr von einem römiſchen Senator, als von einem Biſchof hatte.“

„Und darin ſoll die hochherzige Auguſta keine Entſchuldigung für Eugenius ſehen?“ fragte Eugraphia.

„Doch! . . . aber weder eine Rechtfertigung, noch ein Zeugnis für ſeinen Beruf. Der Patriarch hat ihm gegenüber ſeine Pflicht getan.“

„Aber der Patriarch behauptet, daß er auch uns gegenüber Pflichten habe," ſagte Marſa. „Du hörteſt ſeine Predigt, Gunild . . . Du wirſt es bezeugen. Er will uns Vorſchriften geben, wie ſeinem Klerus — nur auf einem andern Felde."

„Er hat geſagt," erwiderte Gunild, „Gott habe ihn zum Wächter der Seelen beſtellt für Männer und Frauen, für Junge und Alte, für Reiche und Arme, für Vornehme und Geringe; und dies Amt zwinge ihn durch Warnung, Tadel, Rüge und Ermahnung, jeder Verkehrtheit ihren Spiegel vorzuhalten, damit ſie in ſich gehe und zum Beſſern wende!"

„Solche Anſicht iſt empörend," ſagte Marſa. „Von den Untugenden der Armen und Geringen darf man predigen, denn es gibt deren eine ſolche Menge, daß es keinem einfällt, die Rüge auf dieſe oder jene Perſönlichkeit zu beziehen. Bei vornehmen Leuten iſt es etwas ganz anderes! ihrer ſind, vergleichsweiſe nur wenige. Jedermann kennt ſie, kennt ihre Neigungen, ihre Liebhabereien, ihre Verhältniſſe, ihre Beſchäftigungen. Wird von ihren Untugenden gepredigt, ſo wird die große Maſſe nicht ermangeln Perſönlichkeiten zu nennen, welche dieſe und jene Rüge verdient hätten, und auf welche die ganze Predigt gemünzt geweſen ſei. Ich bin überzeugt, daß in ganz Konſtantinopel alles mit einer Stimme ſchreit: Endlich einmal hat die Auguſta, haben die Damen ihrer Umgebung. die Wahrheit gehört bezüglich ihrer Verſchwendung und frechen Kleiderpracht! — Wozu das? wir kleiden uns dennoch wie es uns beliebt!“

„Dieſer unbeſcheidene Eifer, der ſich in Dinge miſcht, welche außerhalb der Sphäre des Predigers liegen, darf nicht geduldet werden!“ ſagte Eudoxia entrüſtet. „Der Patriarch nimmt ſich ohnehin die Freiheit, mir zuweilen wahrhaft beleidigende Vorſtellungen zu machen.“

„O Du herrliche Auguſta!“ rief Thaïs entzückt; „räche Dich und uns . . . und laß ihm einen derben Verweis zukommen.“

„Meine arme Thaïs,“ ſagte die Kaiſerin mitleidig, „Du ſollteſt wiſſen daß man mit einem Patriarchen nicht wie mit einem Kämmerling umgeht. Es würde auch gar nichts fruchten! Er würde ſich auf Pflicht und Gewiſſen und ich weiß nicht was für hohe Dinge berufen . . . und ſeine Predigten fortſetzen.“

„Du willſt alſo ſeine Unbeſcheidenheit dulden?“ fragte Thaïs ſtaunend.

„Man muß die Sache anders anfaſſen,“ ſagte Eudoxia abbrechend. „Was gibt es Neues in der Stadt?“

Ehe aber noch dies Geſpräch in Fluß kam, wurde gemeldet, daß der Kaiſer nahe. Eudoxia entließ die Damen und ging ihrem Gemahl entgegen. Er trat ein, halb verſtimmt, halb verlegen, ſo daß Eudoxia ſogleich erkannte, daß die Sache, die ihn beläſtige, ſich auf ſie beziehe. Sollte ihn die Predigt des Patriarchen verdrießen? . . . hatte irgend einer ihrer Schützlinge eine Torheit . . . vielleicht gar ein Verbrechen begangen?

„Du ſiehſt bekümmert aus, geliebter Herr,“ ſagte ſie zärtlich; — „wie danke ich Dir, daß Du kommſt, um mir Deinen Kummer mitzuteilen.“

„Er betrifft Dich ſelbſt, Eudoxia,“ erwiderte der Kaiſer zögernd.

„Mich?“ rief ſie heiter; — „nun, das iſt gut! dann bin ich gewiß, ihn bald zu verſcheuchen; denn was es auch ſei — ich werde das Gegenteil von dem tun, was Dich betrübt.“

„Nein, Geliebte, nicht Du betrübſt mich,“ ſagte Arcadius, „Du biſt das Licht meiner Augen und die Freude meines Herzens. Aber ich hatte Briefe von meinem Bruder. Er iſt in Rom; er hat dort einen triumphierenden Einzug mit ungeheurem Gepränge gehalten, um die Römer zu beſänftigen, welche die Verlegung des Hoflagers von Mailand nach Ravenna mißbilligten. Unſere Schweſter Placidia und unſer Vetter Eucherius wandelten vor ſeinem Triumphwagen“ . . .

„Aber was kümmern mich die Schattenſpiele, die der Cäſar-Auguſtus des Abendlandes in Rom aufführt!“ rief Eudoxia. „Ich gönne ſie ihm gerade ſo gern, wie ich Dir, o Herr, wahre und wirkliche Triumphe wünſche.“

„Der Auguſtus des Abendlandes hat nicht Deine hochherzige Geſinnung. Du gönnſt ihm die Ehren, die ihm widerfahren . . . er mißgönnt Dir die Deinen.“

„Ah! wie das?“ rief Eudoxia, und lichtes Rot flammte über ihr ſchönes ſtolzes Antlitz.

„Du weißt, es war bisher nicht gebräuchlich, die Bildſäulen der Kaiſerinnen ſo feierlich in die Provinzen zu ſchicken, wie die der Kaiſer. Manche Städte errichteten die Bildſäulen einer Kaiſerin, wie Antiochien die meiner Mutter Flaccilla; aber die Ueberſendung der Bildſäule als kaiſerliches Geſchenk — und der feierliche Empfang derſelben durch die obrigkeitlichen Perſonen, ſo wie die öffentlichen Feſte, die bei der Errichtung ſtattfanden, waren bis jetzt das Vorrecht der Kaiſer. Für Dich habe ich eine Ausnahme gemacht, weil Dein Geiſt und Deine Geſinnung kaiſerlich und folglich kaiſerlicher Ehren würdig ſind — und weil es mir eine Freude iſt, alles mit Dir zu teilen, was Dich in den Augen des Volkes erhöhet, da Du ja mit mir alle Sorgen der Herrſchaft teilſt. Dies Verfahren tadelt mein Bruder. Er findet es nicht weiſe, die äußere Kluft, die zwiſchen der Majeſtät des Cäſar-Auguſtus und der übrigen Menſchheit beſteht, durch ein weibliches Weſen überſchreiten zu laſſen. Die Völker könnten dadurch mißtrauiſch werden, ob nicht etwa Frauenhände das Staatsruder führten, was eine unerträgliche Demütigung für das Reich ſei und die Ehrfurcht vor dem Kaiſer und dem Throne ſchwäche. Ehrgeizige Frauen könnten dies Vorrecht auf entſetzliche Weiſe mißbrauchen. Man könne nicht der einen Kaiſerin verſagen, was man der andern gewährt habe. Deine Nachfolgerinnen, ſo wie die abendländiſchen Kaiſerinnen, würden ſich von nun an alle auf Eudoxia berufen, um als ein Recht in Anſpruch zu nehmen, was nur der Ausfluß der Gunſt eines allzu zärtlichen Gemahls ſei. Du begreifſt, wie ſehr dieſe Mißbilligung mich verſtimmt."

„Erlaube mir, Dir zu ſagen, geliebter Herr, daß Du darin Unrecht haſt " entgegnete Eudoxia lächelnd.

„Wer Dich kränkt, verwundet mein Herz," ſagte Arcadius.

„Das darf nicht ſein!" rief ſie lebhaft. „Es kommt darauf an, von wem die Kränkung ausgeht . . . und hier iſt es ja augenſcheinlich, daß eignete — eine Gewöhnung die ihm ſeit ſeinem erſten Lallen geläufig war, indem ſchwediſch, franzöſiſch und deutſch gemeinſchaftlich um ſeine Wiege ſchwirrten. Da er nie in eine dieſer Sprachen tief und ernſt nachgedacht, folglich nie ihren Geiſt erkannt und zum Organ ſeines innern Lebens gemacht hatte, ſo hatte er auch keine Vorliebe für eine von ihnen, ſondern plauderte mit der brillanteſten Geläufigkeit franzöſiſch wie ein Pariſer, italieniſch wie ein Römer, gar ſehr elegant polniſch — ſo daß die Fremden ihn meiſtens für einen Landsmann hielten und freudig als ſolchen begrüßten, während er mit nichts und mit niemand, weder in Sprache, noch Geiſt, noch Herz Sympathien hatte. Er erlebte die Vermälung Napoleons mit der Erzherzogin, die Geburt des Königs von Rom, all den Glanz, all die Feſte, all die Herrlichkeit, die keine andre Baſis hatten, als den Willen eines Einzelnen, der ſein Genie und ſein Glück als Geſetz der Menſchheit betrachtete. Etwas Berauſchendes lag in dieſer Exiſtenz. Plötzlich trat ihre Nachtſeite hervor. Achilles ward in der Ferſe verwundet und ſtarb daran. Von dem fürchterlichen „Matt!“ welches ihm das Verhängniß in Rußland zurief, erholte Napoleon ſich nie. Er hatte ſich dermaßen mit dem weltbeherrſchenden Geſchick verſchmolzen, daß er für immer

Honorius ſchrieb, was Stilicho diktierte . . . Stilicho . . . oder Serena.“

„Meinſt Du?“ fragte Arcadius erheitert und ganz bereit, auf Eudoxia's Anſicht einzugehen.

„Ich bin deſſen gewiß!“ ſagte ſie entſchieden. „Daß Stilicho den Kaiſer und das Reich des Abendlandes beherrſcht, weiß leider! die ganze Welt. Daß Serena, als Nichte des großen Theodoſius, einen ſtarken Familienſtolz hat und nicht ganz die Demütigung verſchmerzen kann, nicht ſelbſt irgendwie Auguſta geworden, ſondern nur die Gemahlin des Vandalen Stilicho zu ſein; — daß ihre kühne Herrſchſucht von großem Einfluß auf Stilicho iſt . . . auch das weiß die Welt. Serena kann es nicht ertragen, daß Deine Liebe, mein Arcadius, mich auf eine Höhe ſtellt, zu welcher noch keine Kaiſerin erhoben wurde. Betrübe Dich alſo nicht. Honorius iſt nur ein Werkzeug, nur ein Name; — iſt zu ſchwach, um eine Mißgunſt zu ſpüren, die ſogar in die Zukunft hineinreicht. Nein! Serena regte Stilicho auf; Stilicho verabſcheut alle, die ſich ſeiner Oberherrſchaft nicht unterwerfen — alſo ganz beſonders Dich und, da ich von meinem Kaiſer unzertrennlich bin, auch mich . . . ſo wie all unſer Handeln und Tun. Er war's, der dem Kaiſer Honorius jenen Brief eingab. Von Deinem Bruder hätte die Mißbilligung Dich freilich mißſtimmen können;

doch nimmermehr von dieſem Vandalen. Vergiß das Schreiben aus Rom . . . und komm' mit mir. Der Abend iſt lieblich und lockt zu einer Waſſerfahrt. Die Kinder ſollen uns begleiten . . . das wird Dich ganz erheitern — nicht wahr?"

Sie umſchlang ſeinen Arm und führte ihn fort.

Was man lieben ſoll.

Von herrlichen Gärten umgeben, lag der Konſtantiniſche Palaſt auf der äußerſten Landſpitze an der Mündung des Bosporus in die Propontis. Dichte immergrüne Lorbeerhecken umſäumten den Garten an der Waſſerſeite und herrliche Platanen und Sycomoren ſenkten ihre Zweige in den blauen Meeresſpiegel, während Pinie und Ceder ihr dunkles, ſchroffes Geäſt hoch und ſtolz über die friſche Belaubung der andern Bäume emporſtreckten. An verſchiedenen Stellen waren die Lorbeerhecken von breiten Marmortreppen unterbrochen, auf denen Statuen von Nymphen und Meergöttern ſtanden und deren Stufen zum Meer hinabführten, wo die Barken bequem anlegten.

Zu einer ſolchen Barke führte Eudoxia den Kaiſer. Sie war zierlich geſchnitzt und vergoldet. Teppiche bedeckten den Boden, Polſter von purpurfarbener Seide die Sitze. Ein breiter Baldachin von weißer Seide, den vergoldete Stäbe trugen, ſpannte ſich über den etwas erhöhten Hinterteil der Barke aus. Dort nahm der Kaiſer

Platz und neben ihm Eudoxia, mit ihrer noch ganz kleinen Tochter Marina auf dem Schoß, während vier andere kleine Kinder, ein Knabe und drei Mädchen ſich an ſie ſchmiegten. Sie ſah wunderſchön aus, ſtrahlend von Liebreiz und Glück. Das fand auch Arcadius. Sie hatte einen unwiderſtehlichen Zauber für ihn, und als die weißgekleideten Ruderer auf dem Vorderteil, taktmäßig und kräftig die Wellen zerteilten und die Barke dahinflog wie ein großer fabelhafter Waſſervogel, vergaß er alle Sorgen des Kaiſers und alle Bedrängniſſe des Reichs, während Eudoxia keineswegs vergaß, ſeine Stimmung ſo zu benutzen, wie es ihren Plänen günſtig war.

In anderen Barken folgten die Damen der Kaiſerin und die Kämmerer. Unter ihnen befand ſich Amantius. Immer höher war er in Eudoxia's Gunſt geſtiegen, ſo daß ſie zum Oberkämmerer ihn gemacht hatte. Ausgeglichene Gegenſätze machen — abgeſehen ſogar von der ſittlichen Schönheit, die ihnen zu Grunde liegt — einen Charakter intereſſant, zuweilen groß. Unausgeglichene — machen ihn launenhaft, unzuverläſſig, unberechenbar, ſelbſt in ſeinen guten Neigungen. Letzteres war der Fall bei Eudoxia. Sie hatte eine hohe Achtung vor Amantius, weil ſie ſich eines Gefühls von Bewunderung ſeiner Uneigennützigkeit, ſeiner geraden Einfachheit, ſeiner

Aufrichtigkeit umſoweniger erwehren konnte, als ſie klug genug war um einzuſehen, wie ſehr dieſe Eigenſchaften den Perſonen ihrer Umgebung fehlten. Dafür hatten dieſe aber eine Eigenſchaft, von der Amantius nicht den kleinſten Anflug hatte und die ſie ebenfalls ſehr hoch ſchätzte: ſie verſtanden zu ſchmeicheln, mit Worten, mit Handlungen. Eudoxia ſchwelgte in dem Weihrauch, den man ihr, wie einem Götterbilde, darbrachte; ſie verlangte ihn ſo ſehr, daß ſie ihn als eine Beleidigung vermißte. Nur Amantius war davon ausgenommen. War ſie ſehr gut gelaunt, ſo durfte er ſogar eine leiſe Bemerkung wagen, die ſie von niemand ſonſt, als etwa von Gunild, ohne Zorn hingenommen hätte.

Aber bei Gunild hatte es einen andern Grund. Gunild mit ihrem ſchroffen Charakter, unbeugſam, ja ſtörriſch, aber aufrichtig und wahr, imponierte ihr. Dieſe gerade, feſte Linie zwiſchen all' den verwickelten Schlangenwindungen des eigenen Lebens und der Welt, erſchien ihr ganz wunderbar. Dazu kam ihr lebhafter Wunſch, Gunild, die Arianerin, zum katholiſchen Glauben bekehrt zu ſehen; und endlich Teilnahme mit dem Schickſal des jungen Mädchens Ein dankbares Gefühl für Gaïnas, der ihr eine mächtige Hülfe für Eutrops Sturz geweſen war, ſetzte ſich in zärtliche Teilnahme für ſeine verwaiſte Tochter um.

Gaïnas war nicht zufriedengeſtellt geweſen durch Eutrops Verbannung nach Cypern. Er drang auf die Hinrichtung des Armſeligen und ertrotzte ſie von Arcadius. Die Günſtlingsſtelle aber, die er ebenfalls zu ertrotzen verſuchte, war allzu feſt von Eudoxia eingenommen. Da ging ſein Ehrgeiz weiter. Der Purpur des Auguſtus ſchwebte ihm lockend vor. Er war Oberbefehlshaber der Armee und empörte ſich mit ihr in Bithynien. Aber der Aufruhr mißglückte. Ein Unterfeldherr blieb dem Kaiſer ergeben. Gaïnas wurde geſchlagen. Er floh nach Möſien, fiel dort den Hunnen in die Hände, welche die Goten feindlich bedrängten — und wurde von ihnen um's Leben gebracht. Sein abgeſchnittenes Haupt ſchickten ſie nach Konſtantinopel, wo die Bevölkerung es jauchzend und mit Freudenfeſten empfing, denn er hatte einmal die Stadt von ſeinen Goten plündern laſſen.

Gunild litt Namenloſes. Ihr Vater war ihr Abgott geweſen. Gote ſein — und edel ſein, war in ihrer Vorſtellung gleichbedeutend. Darum hing ſie auch leidenſchaftlich an ihrem Volk und an deſſen Glauben. Der Arianismus mußte die wahre Religion ſein, denn es war die der Goten: ſo folgerte ſie. Darum ſehnte ſie ſich von Konſtantinopel hinweg nach Theſſalien, an die waldigen Ufer der rauſchenden Donau, wo ſie doch nur die erſten Jahre ihrer Kindheit verlebt hatte. Dort wähnte ſie alles zu finden, was ihrer nach dem Idealen verlangende Seele unbeſtimmt vorſchwebte. Aber die Empörung ihres Vaters machte ihren Träumen von unbedingter gotiſcher Vollkommenheit ein furchtbares Ende. Wie oft hatte ſie früher ſtolz geſagt, wenn die Römer und Griechen mit Verachtung von den „Barbaren" ſprachen:

„Ein Barbar hat den Thron des morgenländiſchen Kaiſers, nach welchem Rufinus trachtete, dem Sohn des Theodoſius erhalten, und hat die Stufen des Thrones von dem unwürdigen Günſtling Eutrop befreit."

Als aber ihr Vater die Hand nach dem Purpur ausſtreckte — da beweinte Gunild viel mehr ſeine Tat, als ſeinen Tod — da erkannte ſie, daß der Gote denſelben Verſuchungen erliegen, denſelben Sturz tun könne, wie der Grieche, daß ihm weder ſein Arianismus, noch ſein gotiſches Blut das Patent der Vollkommenheit gebe — und mit ſtiller Verzweiflung fragte ſie ſich: Was kann ich nun lieben? — was nun ehren?"

Sie verlangte jetzt nicht mehr nach den Niederlaſſungen der Goten in Theſſalien zurückzugehen. Sie hielt es vielmehr für eine Ehrenſache, bei der Kaiſerin zu bleiben und die Treuloſigkeit ihres Vaters durch Ergebenheit gut zu machen. Da ſie aber auf keinem Punkte und in keiner Richtung mit ihrer Umgebung übereinſtimmend dachte und fühlte, und nichts hatte, woran ſie ſich halten und anranken konnte: ſo befand ſie ſich in einer Vereinzelung, deren Wucht zu Zeiten ihr junges Herz mit tiefer Melancholie erfüllte.

Erdoxia wünſchte ſehnlichſt, Gunild von der arianiſchen Irrlehre loszumachen, und ſagte ihr oft, der Arianismus ſei nicht das wahre, das vollkommene Chriſtentum. Früher hatte Gunild dagegen behauptet, er ſei es! Das tat ſie nicht mehr. Sie ſagte nun, der Arianismus und der Katholizismus wären beide gut, wenn man ſie gut anwendete. Und weiter nichts. Jede Annäherung an die Kirche wies ſie zurück, umſomehr, als ſie eine tiefe Abneigung gegen den Patriarchen hatte. Denn als ihr Vater ein Gotteshaus für die Arianer innerhalb der Mauern von Konſtantinopel von Arcadius begehrte und dieſer es kaum abzuſchlagen wagte, war der Patriarch dazwiſchen getreten mit der Erklärung: der Kaiſer könne große Dienſte mit großen Belohnungen vergelten, doch nie mit der willkürlichen Aufhebung eines Geſetzes. Theodoſius habe allen Sekten gottesdienſtliche Zuſammenkünfte in den Städten geſetzlich unterſagt, und es ſei kein Grund vorhanden, um für die Arianer eine Ausnahme zu machen. Dabei blieb es. Gunild wollte zuweilen in dieſer Verweigerung den Grund zu ihres Vaters Empörung ſehen; allein ihr gerader Sinn ſträubte ſich gegen eine ſolche Entſchuldigung, die keine war. Dennoch konnte ſie die Abneigung gegen Chryſoſtomus nicht überwinden, ohne jedoch an den Anfeindungen Teil zu nehmen, welche nur zu oft in der Umgebung der Kaiſerin gegen ihn laut wurden.

In dieſer Umgebung war Gunild ein fremdartiges unverſtandenes Element. Niemand begriff, weshalb ſie nicht fröhlich war, den Putz liebte, von der Kaiſerin Geſchmeide und Geſchenke aller Art, oder eine glänzende Vermählung ſich erſchmeichele. Eudoxia war ja freigebig für ihre Schützlinge, ihre Schmeichler und Freunde — wenn nicht mit Gold, was ſie ſelbſt im Übermaß brauchte: ſo doch mit Stellen, mit Beförderungen, mit einträglichen Ämtern. Das wußte der ganze Hof; das benutzte jeder Einzelne für ſich ſelbſt und für ſeine Freunde und Schützlinge, ſo daß Eudoxia der Mittelpunkt eines ungeheuern Gewebes von Begünſtigungen war, das ſich über das ganze Reich verzweigte. Dabei fielen ſelbſtverſtändlich die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten vor. Es wurden unſchuldige Menſchen fälſchlich angeklagt und ohne gründliche Unterſuchung des Sachverhaltes ihres Vermögens beraubt, das Eudoxia an ſich nahm. Sie empfing gern koſtbares Geſchmeide zum Geſchenk als ein Zeichen huldigender Ehrfurcht; dafür war ſie dankbar, indem ſie den Schenkgebern Stellen anwies, welche ſie anderen Männern nahm. Das alles ſah und durchſchaute Gunild und fern hielt ſie ſich von dem Haſchen und Jagen nach Gütern, die keinen Reiz für ſie hatten. Eine Vermählung ſchlug ſie aus. Sie ſagte, ſie ſei zufrieden auf ihrem Platz.

Jetzt befand ſie ſich in derſelben Barke mit Amantius, der ein tiefes Mitleid mit dieſem jungen einſamen Weſen — aber ſelten Gelegenheit hatte, ſich ihr zu nähern. Er fragte ſie:

„Wirſt Du mit uns die Wallfahrt nach Drypia machen, edle Gunild?“

„Nur dann, wenn die Auguſta meine Begleitung begehrt,“ antwortete Gunild. Da ſich aber ohne Zweifel Maſſen von Damen dazu drängen werden, ſo hoffe ich, daß ſie es nicht begehren wird. Aber ſage Du mir, ob Du die Lehre der Akademiker, daß keine Lehre unumſtößlich feſt ſtehe, kennſt.“

„Ich kann es nicht leugnen,“ verſetzte er lächelnd.

„Und ſpricht ſie Dich nicht an?“ fragte ſie weiter.

„Für philoſophiſche Probleme und ſophiſtiſche Axiome iſt ſie richtig; — da ich aber wenig Zeit habe, mich mit ſolchen Fragen zu beſchäftigen, ſo aus dem Gleichgewicht kam, als es gegen ihn auftrat. Er that noch viel, noch Außerordentliches, aber er glaubte nicht mehr an den „Stern von Auſterlitz.“ Der Glaube an die eigene Größe: darin beſteht die Größe der großen Menſchen, die kleinen wollen, daß Andere an ſie glauben ſollen. Sein Glaube war in der Wurzel erſchüttert; er ſank und ſank. Endlich ſtand auch Deutſchland wider ihn auf, mit Muth und Schwung! — wer dürfte wagen daran zu zweifeln? — Aber mit Größe? . . . . ſollte es denn ewig ſchmachvolle Beleidigung erdulden? —

Auch Euſtach war nach Deutſchland zurückgegangen und nahm dort an dem Befreiungskriege Theil — nicht aus Vaterlandsliebe, Ruhmdurſt oder Begeiſterung, ſondern aus Bedürfniß des Wechſels in ſeinem verweichlichenden, blaſirenden Leben. Nach den Kriegen warf er ſich mit erneuter Genußfähigkeit in die Freuden des eingenommenen Paris und des Congreſſes zu Wien. Er war nun ſechsundzwanzig Jahr alt, und als allmälig die Wogen der bewegten Zeit von den überſchwemmten Ufern zurücktraten, beſann auch er ſich wohin er ſeinen Nachen zu lenken habe, und trat in die militäriſche Laufbahn — nicht aus innerem Beruf, nur weil ein Verwandter von ihm kommandirender General lege ich auf das Für und Wider keinen großen Wert.“

„Ich dachte, Du legſt einen großen Wert auf die Erkenntnis der Wahrheit.“

„Ja,“ ſagte Amantius; „aber die abſolute Wahrheit liegt in einer anderen Sphäre und wird vom Zweifel nur inſofern berührt, als er dazu dienen kann, ihre Unumſtößlichkeit klar zu machen.“

„Alſo Dich ſpricht die Lehre der Akademiker nicht an?“

„Ich ſollte meinen . . . Dich ebenſo wenig, edle Gunild. Die vernünftige Seele begehrt Gewißheit. Sie kann im Zweifel ſein, wie der Wanderer auf einer Brücke, die über einen Abgrund auf ſichern Boden führt: ſie verbleibt nicht darauf.“

„Doch! wenn ſie Enttäuſchungen fürchtet! und wo wären die nicht!“ verſetzte Gunild.

„Das wäre ja feig,“ entgegnete er. „Das Leben iſt eine Kette von Enttäuſchungen über uns ſelbſt und über andere.“

„O! das iſt aber entſetzlich traurig!“ rief Gunild und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, um ihre hervorbrechenden Tränen zu verbergen.

„Wie man es nimmt,“ entgegnete er ſanft „Illuſionen ſind Feſſeln, die unſern Fuß — ſind Binden, die unſer Auge von der Wahrheit oder vom Verlangen nach Wahrheit zurückhalten. Kann das traurig ſein, wenn eine ſolche Feſſel, eine ſolche Binde gelöſt wird?“

„Du ſprichſt wie jemand, der keine Ideale in Staub zerfallen ſah!“ rief ſie.

„Sind unſere Ideale im Einklang mit der ewigen Wahrheit,“ verſetzte Amantius, „ſo zerfallen ſie nicht in Staub. Zerfallen ſie aber . . . ſo waren es Illuſionen . . . Träume . . .“ —

„Die man geliebt hat!“ unterbrach Gunild ſchmerzlich.

„Was liebt man nicht, wenn man nicht weiß, was man lieben ſoll!“ entgegnete er.

„Und das ſcheint niemand zu wiſſen — wenn man nach dem, woran die Menſchen ihr Herz hängen, urteilen darf,“ erwiderte ſie gereizt.

„Das iſt richtig!“ ſagte Amantius ruhig.

Es war ein herrlicher Abend. Frühlingsluft durchatmete, Frühlingslicht durchſtrahlte die ganze Natur. Wie Blumenbeete ſtiegen die Ufer der Propontis aus den ſilberblauen Fluten auf. Zwiſchen ihnen, auf der Seite von Thracien, lag die prächtige Stadt, wie die ſchöne Sultanin eines morgenländiſchen Märchens, die ihre marmormeißen Füße im Meere badet. Über ihnen, auf der Seite von Bythinien, ragte die Marmorpyramide des Olymp auf, wie ein Flüchtling, der von der ſchönen glänzenden Erde zum ſchöneren, glänzenderen Himmel ſtrebt. Aber niemand beachtete das großartige Naturbild. Man plauderte, man lachte, man hatte tauſend Torheiten zu ſagen, zu hören.

„Nur Du biſt ſchweigſam, Gunild," ſagte ein junges Hoffräulein, indem ſie ſich zurückwendete und ihre Hand auf Gunildens Schulter legte.

Dieſe ſaß ruhig auf einem niedrigen Polſter, hatte die Hände um die Knie geſchlungen und blickte träumeriſch in das abendliche Zauberbild.

„Woran denkſt Du nur, um ſo ſchweigſam zu ſein?" ſetzte Aglaë hinzu.

„Ja, woran denkſt Du? . . . Woran denkt die edle Gunild!" riefen die Herren und Damen in der Barke.

„Ich dachte, daß ich gern wiſſen möchte, was der Menſch lieben ſoll," antwortete ſie.

„Was er lieben ſoll? — O, vieles! — Nein, nicht vieles . . . aber viel! — Die Schönheit! — Das Gute! — Seine Freunde! — Auch ſeine Feinde . . . wie das Evangelium ſpricht!" — So riefen die Stimmen durcheinander und Aglaë fragte zuletzt:

„Genügt Dir das alles . . . oder etwas davon?"

Gunild bewegte verneinend ihr ſchönes Haupt.

„Sie iſt nicht zufrieden zu ſtellen," ſagte Aglaë zur übrigen Geſellſchaft ſich wendend; — „und ich finde es recht verkehrt, darüber ſo tief nachzudenken, was man lieben ſoll, denn es liegt ja in der

Natur des Menſchen, daß er das liebt, was ihm liebenswürdig erſcheint.“

Und damit lenkte ſie das Geſpräch wieder in ſeine frivole Bahn zurück.

Die kaiſerliche Barke hatte das Zeichen zur Rückfahrt gegeben. Man näherte ſich dem Ufer. Da ſagte Amantius, der ebenſo ſchweigſam wie Gunild geblieben war:

„Erlaubſt Du auch mir, Dir auf Deine Frage eine Antwort zu geben?“

„Warum nicht?“ fragte ſie erſtaunt.

„Weil nicht ſelten das, was ich ſage, Dich zu verletzen ſcheint.“

„Sprich, ich bitte Dich!“ ſagte ſie errötend.

„Du fragſt, was man lieben ſoll, edle Gunild. Ich antworte Dir: die ewige Liebe.“

„Wie ſüß das klingt: die ewige Liebe!“ erwiderte ſie. „Aber wer bürgt uns dafür, daß eine ſolche Liebe zu den Idealen gehöre und nicht zu den Illuſionen?“

„Die ewige Wahrheit.“

„Wer an einer ſolchen zweifelt, Amantius, braucht eine höhere Garantie.“

„Es gibt keine; . . . aber ich kann mich anders ausdrücken und ſagen: Dieſe Bürgſchaft gibt Chriſtus, der Sohn Gottes, der die ewige Liebe und die ewige Wahrheit ſelbſt iſt.“

„Wenn ich das glaubte, wäre ich Katholikin, und Du weißt, daß ich Arianerin bin,“ verſetzte ſie kalt.

„Ich weiß es; allein ich ſehe keinen Grund darin, um Dir eine klare und einfache Antwort zu verſagen.“

„Wißt Ihr durch Euren Glauben mehr von der ewigen Liebe als wir — warum denn liebt ihr ſie nicht mehr als wir?“ rief Gunild. „Wenn wir die Welt betrachten, die uns umgibt, und die ſo ganz in Bewunderung und Genuß der Aeußerlichkeiten des Daſeins verſunken iſt, kann man da annehmen, daß ſie vom Licht der Wahrheit erleuchtet, von der Flamme der Liebe erwärmt ſei?“

„Sicher nicht. Aber dennoch ſind Wahrheit und Liebe in der Welt. Ihren Einfluß können ſie jedoch nur auf diejenigen üben, die ihr Herz nicht dagegen verſchließen oder betäuben. Sieh! dort in dem Hauſe, deſſen breite Terraſſe in's Meer vorſpringt, wohnt eine Frau, die es verſtanden hat, die Welt ſich unter die Füße zu legen und all ihre Güter zu beſitzen, ohne ſie zu genießen . . . um der ewigen Liebe willen.“

„Wer iſt dies Wunderweſen?“ fragte Gunild lebhaft.

„Es iſt Olympia,“ entgegnete Amantius.

„Olympia!“ ſagte Gunild gedehnt. „Vor einigen Jahren ſprach man von ihr und ihrem

Hochſinn und ſie machte bei einer flüchtigen Zuſammenkunft Eindruck auf mich. Doch jetzt gehört ſie zu den fanatiſchen Jüngerinnen des Patriarchen und man weiß nichts mehr von ihr."

„In Deiner Umgebung nicht," entgegnete Amantius lächelnd, „aber Du kannſt verſichert ſein, daß man außerordentlich viel von ihr weiß."

„Dieſe hochtrabenden Vollkommenheiten haben keine Anziehungskraft für mich," ſagte Gunild abbrechend.

Die Waſſerfahrt war beendet. Als Eudoxia an der Seite des Kaiſers dem Palaſt zuging, rief ſie Amantius heran und ſagte:

„Begib Dich zum Patriarchen und frage ihn ob die Wallfahrt nach Truxia nicht bald ſtattfindet. Mich verlangt danach."

Eine Wallfahrt.

Eudoxia beſaß große Neigung für eine gewiſſe äußere Frömmigkeit. Da ſie in der Glaubenslehre ſehr gut und feſt unterrichtet war, mußte ſie ſich eingeſtehen, daß nicht bloß tauſend Handlungen, ſondern die ganze Richtung und Stimmung ihres Lebens derſelben nicht entſprächen. Um ſich in bequemer Weiſe von dieſem Stachel des Gewiſſens zu befreien, warf ſie ſich auf Äußerlichkeiten, die ihren Neigungen zuſagten. Verſchwenderiſch in allen Dingen, war ſie es auch in Almoſen, die ſie mit vollen Händen an Arme, an Spitäler, zu Kirchenbauten und Einrichtungen ſpendete. Sie hielt darauf, daß kirchliche Feſte mit größtmöglichſter Pracht gefeiert wurden, denn ſie liebte alles, was Pracht war. Die Theodoſianiſche Geſinnung eines tiefen Abſcheues gegen das Heidentum war auch auf ſie übergegangen, und feurig ergriff ſie jede Veranlaſſung, um den Kultus des Polytheismus zu unterdrücken. Bei der Geburt ihres Sohnes hatte ſie dem Kaiſer den Befehl abgeſchmeichelt, daß der Tempel des ſyriſchen Götzen Marnas zu Gaza zerſtört werde. Dieſe Zerſtörungen der alten Heiligtümer des Polytheismus regten zuweilen den heidniſchen Teil der Bevölkerung heftig auf, und noch kurz vorher war es in Alexandrien bei einer ſolchen Veranlaſſung zu blutigen Auftritten gekommen. Der Kaiſer hatte daher keine Luſt, etwas Ähnliches in Gaza hervorzurufen. Aber Eudoxia ordnete an, daß der Biſchof von Gaza ſeine Bittſchrift ihrem kleinen Sohne überreiche, als derſelbe, der gleich am erſten Tage ſeines Lebens zum Cäſar ernannt und folglich Mitregent war, zur Taufe getragen wurde. Der Kämmerer, der ihn trug, neigte das Köpfchen des Kindes, gleichſam bejahend, als man die Bittſchrift auf ſeine Purpurdecken legte — und Eudoxia bat den Kaiſer ſo inſtändig, den erſten Wunſch ſeines Sohnes zu erfüllen, daß er, wie immer, ihr nicht zu widerſtehen mochte. Der Marnastempel fiel ohne Widerſtand ſeiner Verehrer, und Eudoxia ließ auf deſſen Stätte eine große prächtige Kirche erbauen, zu welcher ſie die Zeichnung ſchickte, die Koſten trug und ihr den Namen Baſilika Eudoxiana gab.

Durch dieſen frommen Eifer gewann Eudoxia das chriſtliche Volk für ſich. Es überſah leichter ihre Ungerechtigkeit und ihre Verſchwendung, und deshalb war ſie immer darauf bedacht, durch dieſe oder jene religiöſe Handlung die Anhänglichkeit des Volkes aufzufriſchen, beſonders dann, wenn ſie fürchten mußte, irgend einen üblen Eindruck gemacht zu haben. Das, was ſie über die letzten Predigten des Patriarchen vernahm, ſchien ihr bedenklich. Wie leicht konnte das Volk die Anwendung derſelben auf ſie machen! deshalb lag ihr alles daran, ſich wieder in die Gunſt der chriſtlichen Bevölkerung von Konſtantinopel zu ſetzen.

Chyſoſtomus ließ ſich nicht durch Eudoxia blenden. Er war ihr gegenüber in der ſchwierigſten Stellung; denn er war genötigt, ihr zuweilen direkte Vorſtellungen über die Willkür und Ungerechtigkeit ihres Regiments zu machen, wenn Unterdrückte und Beraubte Hilfe und Schutz bei ihm ſuchten; — zuweilen indirekt in ſeinen Predigten die furchtbaren Gebrechen der Zeit zu kennzeichnen, deren Chorführerin Eudoxia war; — zugleich aber mußte er Bedacht darauf nehmen, das Volk in der ſchuldigen Ehrfurcht vor der Auguſta zu erhalten. Auch hoffte er, daß ſie mit der Zeit zu beſſerer Einſicht über den Flittertand kommen werde, dem ſie jetzt huldigte, und ohne von der Reinheit ihrer Abſicht überzeugt zu ſein, begrüßte er doch jede gute Regung mit Freuden, weil er dachte, es könne möglicherweiſe der Vorbote einer wahrhaften, innern Bekehrung ſein.

Amantius entledigte ſich ſeines Auftrages und ſetzte hinzu, die Kaiſerin habe ſchon lange die Abſicht dieſer Wallfahrt ausgeſprochen, und er ſei glücklich, daß die Geſinnung ihrer Umgebung ſie auch jetzt nicht wankend mache.

„Das iſt allerdings eine große Gnade,“ ſagte der Patriarch. „Wie die Verhältniſſe nun einmal ſind, muß man der Auguſta, bei ihrer Jugend und ihrem leidenſchaftlichen Charakter, noch immer ſehr dankbar ſein, daß ſie manches Verkehrte nicht tut.“

„Deine Heiligkeit wird ohne Zweifel geſtaunt haben, daß einige Biſchöfe Joniens ſich mit Klagen hierher gewendet haben?“ fragte Amantius ſchüchtern.

„Ich wußte es nicht,“ entgegnete der Patriarch ruhig.

„Das fürchtete ich,“ ſagte Amantius beklommen.

„Da ich aber nur zu gut weiß, welche Elemente, ſowohl im Epiſkopat als im niederen Klerus, wider mich ſind, ſo überraſcht es mich nicht, wenn ſie durch ſolche Schritte Zeugnis von dem Weltgeiſt ablegen, der in ihnen lebt,“ ſetzte Chryſoſtomus hinzu.

Die ränkevolle Eugraphia wird alles aufbieten, damit ihr Neffe Eugenius wieder zu Gnaden angenommen werde,“ ſagte Amantius.

„Welcher Biſchof möchte die Hand zu einem ſolchen Frevel bieten und dieſen Prieſter in das in der Lombardei wurde, und ihn zu ſeinem Adjutanten machte. Was ihn hauptſächlich beſtimmte war der Wunſch Italien kennen zu lernen, das ihm noch ganz fremd war. Paris reizte ihn nicht mehr. In Mailand und Venedig fand er was er ſuchte: Liebesintriguen, und in dem Carbonarismus eine politiſche Intrigue, deren unterirdiſche Bergmannsgänge ihm unterhaltend ſchienen. Dazu der Krieg gegen Neapel, der Congreß zu Verona! Aber bei dem Allen mußte er ſich eingeſtehen, daß er nichts war, nichts galt, nichts erlangte, keine brillante Carriere machte, und hatte er auch für den Ehrgeiz nicht genug Nerv, ſo fühlte doch ſeine Eitelkeit ſich heimlich durch ſeine Nullität verletzt. Natürlich geſtand er ſich die letztere nicht ein; er überredete ſich nur, ſeine Individualität ſei nicht von der Art um in Reihe und Glied zu ihrer Entfaltung zu kommen, und als ſein Vater zu dieſer Epoche ſtarb nahm er den Abſchied, und begab ſich auf ſeine Güter in der Grafſchaft Glatz, um vor allen Dingen zu einer Ueberſicht ſeiner Vermögensverhältniſſe zu kommen. Sein Vater hatte in vollkommner Unkenntniß derſelben als grand seigneur gelebt; Euſtach ſelbſt hatte ziemlich bedeutende Schulden gemacht; ſeine ſchon früher verſtorbene Mutter desgleichen. Die pekuniäre Unordnung war ihm läſtig

Heiligtum und zum Altardienſt des Herrn zurückführen!" rief Chryſoſtomus bewegt. „Eugraphia biete all' ihre Mittel auf: — das wird nicht gelingen!"

„O mein ehrwürdiger Vater," ſagte Amantius traurig. Du haſt noch immer keine Vorſtellung, wie ſehr die Welt das Gemeine zu erhöhen und das Hohe zu erniedrigen ſucht."

„Barrabas wurde dem Herrn vorgezogen. Das geſchieht ſeitdem alle Tage — denn Welt bleibt Welt," entgegnete der Patriarch. „Aber wir finden doch nicht, daß die Hohenprieſter den Barrabas in ihre Reihen aufnahmen. Uebrigens mag Eugraphia ein Werkzeug ſein, deſſen ſich der Herr bedient, um uns mit Skorpionen zu geißeln. Nur getroſt, Amantius! die Züchtigung wird vielleicht nur mich allein treffen."

„Deſto ſchlimmer, o ehrwürdigſter Vater, denn andere verdienen ſie!"

„Menſchliche Einſicht!" ſagte der Patriarch mit leichtem Achſelzucken. „Aber geh' und melde der Auguſta, daß alles nach ihrem Wunſch angeordnet werden ſoll."

Drypia war eine Stadt, die ein paar Stunden nordwärt von Konſtantinopel am Bosporus lag und eben den Bau einer Kirche vollendet hatte, welche dem heil. Apoſtel Thomas geweiht war. Deſſen Reliquien ſollten dahin übertragen werden, und zwar in nächtlicher Frühe, um die Tageshitze zu vermeiden.

Gegen Mitternacht begab ſich der Patriarch nach der Sophienkirche, um die Reliquien, welche dort aufbewahrt wurden, in Empfang zu nehmen und von dort aus die Prozeſſion anzutreten. Um Mitternacht erſchien die Kaiſerin mit ihrem ganzen Hofſtaat, aber ohne alles Gepränge und in züchtig einfacher Kleidung. Nur zur Verherrlichung des Heiligen ſollte diesmal die irdiſche Pracht dienen. Die Reliquien wurden in einer koſtbaren goldenen Kapſel getragen, über welche ein goldgeſtickter Schleier gehängt war. Als ſich die Prozeſſion in Bewegung ſetzte, faßte die Kaiſerin ein Ende dieſes Schleiers und legte ſo den ganzen Weg zu Fuß zurück. Es war eine herrliche Nacht. Die Geſtirne funkelten und ſpiegelten ſich in den ſtillen Wellen des Bosporus, an deſſen Ufer ſich die unabſehbare Prozeſſion mit unzähligen Lampen und Fackeln wie eine feurige Schlange feierlich langſam fortbewegte, abwechſelnd mit Gebeten, mit Hymnengeſang und mit Stillſchweigen. Eudoxia war ungemein andächtig. Die großartige Feier, die hehre Würde, welche die Kirche ihren feſtlichen Handlungen verleiht — die irdiſche Herrlichkeit im Dienſte des Göttlichen — die erhabene Schönheit der Nacht — alles ſprach ſie an und gab ihr eine tiefgeſammelte Haltung und ernſte Gedanken. Wie verſchwindend flüchtig und matt war Glanz und Größe eines Cäſar-Auguſtus neben dem Glanz und der Größe eines heiligen Martyrers, für deſſen Aſche und zu deſſen Ehren ein Feſtzug ſtattfand, der an Majeſtät den Triumphzug eines lebenden Kaiſers übertraf! — Während einige ihrer Damen vor Ermüdung zuſammenbrachen und kaum imſtande waren, Drypia zu erreichen, wo für die Kaiſerin und ihre Umgebung eine Unterkunft bereitet war, kannte Eudoxia keine Erſchöpfung, und nahm nur eine kurze Raſt, nach welcher ſie den Kaiſer empfing, der zum feierlichen Gottesdienſt des Tages nach Drypia kam. Er hatte gewünſcht, die Prozeſſion zu begleiten; doch Eudoxia machte ihm begreiflich, daß Wachen, Trabanten, Waffen und alles, was zum Gefolge des Kaiſers gehörte, Störungen hervorrufen, namentlich das weibliche Geſchlecht zurückſchrecken könne; — und ſo kam er denn am andern Morgen. Auch er hatte ſich, wie Eudoxia, aller Pracht entäußert und Diadem und Purpurmantel — ohne welche er ſich ſonſt niemals öffentlich zeigte, — abgelegt, während die Leibwache ohne Schild und Lanze war; — alles um anzudeuten, daß er als ein demütig Bittender den Reliquien des heiligen Apoſtels nahe und deſſen mächtige Fürſprache anflehe.

Chryſoſtomus hatte eine große, aufrichtige

Freude an der würdigen Haltung des Kaiſerpaares. In der Rede, die er nach dem Gottesdienſte an die verſammelten Tauſende hielt ſagte er einige Worte, die Eudoxia entzückten. Er nannte ſie eine andere Mirjam, die voll Demut und Glauben lobſingend den Zug der Kinder Iſraels angeführt habe.

Nicht ſie allein war von dieſem Lobe entzückt, ſondern die ganze ungeheure Volksmenge — und das war der Hauptgrund von Eudoxia's Freude. Das Volk frohlockte über ſeine herrliche Kaiſerin, welche vom gottſeligen Patriarchen ſo hoch geprieſen wurde. Die Kunde davon lief vor ihr her, und als ſie am Nachmittag in einer Sänfte und der Kaiſer zu Pferde nach Konſtantinopel zurückkehrte, wurden ſie mit ungeheurem Jubel begrüßt, und der frohlockende Zuruf, welcher „der gütigen der frommen, der immerwährend glückſeligen Auguſta“ Heil wünſchte, nahm kein Ende.

Gunild hatte dem Feſt nicht beigewohnt Die Arianer glaubten nicht an das Dogma vom Myſterium der Menſchwerdung Gottes; — folglich nicht an das übernatürliche Leben, das infolge dieſes Aktes der göttlichen Liebe ſeinen Gnadeneinfluß auf die Seelen übt, die ihm entgegenkommen; — folglich auch nicht an die Heiligen, deren Leben ein Ausdruck jenes übernatürlichen Lebens iſt; — und folglich war ihnen die Verehrung der

Kraft und der Liebe Gottes in den Heiligen etwas Unverſtändliches. Eudoxia veranlaßte niemals Gunild, wider ihren Willen an katholiſchen Feſten teil zu nehmen; ſie ſtellte ihr die Wahl frei, wenn ſie auch zuweilen einen Wunſch ausſprach.

Jetzt eilte Gunild ihr entgegen und begrüßte ſie mit zärtlicher Verehrung.

„O wie ſchön iſt es doch," rief Gunild, „wenn eine Kaiſerin wie Du, Auguſta, ſo jung, ſo ſchön, ſo mächtig, ſo glücklich — ihrem ganzen Volk zur höchſten Erbauung dient und ihm das Beiſpiel der innigſten Frömmigkeit gibt."

„Hörteſt Du ſchon davon?" fragte Eudoxia ſehr fröhlich und ſank ermüdet auf ein Ruhebett.

„Seit einigen Stunden ſpricht man von nichts anderem in der Stadt und im Palaſt."

„Das iſt gut, das freut mich!" rief Eudoxia; — „nun predige der Patriarch, was er wolle . . . vor der Hand iſt das unſchädlich gemacht, denn das Volk wird nicht ſo leicht vergeſſen, daß er mich heute *Mirjam nannte!*"

Betroffen ſtarrte Gunild die Kaiſerin an und ſagte niedergeſchlagen:

„Aber auf dem Grunde wird die fromme Andacht der Auguſta doch nicht beruht haben — denn das wäre ja keine Frömmigkeit mehr."

„Gott allein ſieht in unſer Herz und ſichtet die Triebfedern unſerer Handlungen," erwiderte

Eudoxia kalt und ſtolz. „Eine Kaiſerin hat dafür einen anderen Maßſtab, als ein unbedeutendes junges Mädchen. In frommen Gefühlen zu ſchwelgen, iſt kindiſche Spielerei. Man muß dabei Höheres in's Auge faſſen . . . wie ich es getan habe. Ein gutes Beiſpiel zu geben, das launenhafte Volk in guter Stimmung für die Majeſtät des Thrones zu erhalten, iſt meine höchſte Pflicht.“

Gunild verſtummte. Sie fühlte, daß in der Anſicht der Kaiſerin Wahres und Falſches gemiſcht ſei, aber auch, daß Eudoxia gerade das Falſche überſchätze. Die Kaiſerin war verſtimmt und doppelt empfindlich nach all den Huldigungen, die ſie ſoeben genoſſen hatte. Sie entließ Gunild und berief ihre dienenden Frauen.

Als Gunild ſich entfernte, traf ſie in einem der Vorzimmer auf Amantius und Hylas.

„Habt Ihr auch die Komödie der Reliquienverehrung mitgemacht?“ fragte ſie ſchneidend und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, an ihnen vorüber.

„Wäre ſie nicht ſo ſchön,“ ſagte Hylas, „ſo würde ihr ſtolzer Ton mich verdrießen. Aber er ſteht ihr gut — dieſer Pallas Athene.“

„Findeſt Du das?“ entgegnete Amantius erſtaunt; — „ich meinesteils kann ſie nie ohne Mitleid hören und ſehen.“

„Nun, das iſt mir unbegreiflich!“ rief Hylas. „Sie hat ja einen wunderbaren Glücksſtern! Dieſe Tochter eines Verräters wird gewiegt auf dem Schoße der Kaiſerin!“

„Das macht ſie nicht glücklich!“

„Nun, dann nenne ich ſie erſt recht Pallas Athene; denn nur die Götter können größere Anſprüche machen. Für uns arme Sterbliche, die wir nicht an olympiſche Freuden gewöhnt ſind, iſt Gunildens Los ein ſehr glückliches. Mein Gott! welch Schickſal hat dagegen die arme Sylvine, die Tochter Rufins, eines andern Verräters! Fern von der kaiſerlichen Reſidenz und deren bewegtem Leben, vertrauert ſie ihre Jugend in dem melancholiſchen Jeruſalem, ſieht nichts als Pilger und Mönche, hört nichts als Hymnen und Pſalmen, verkehrt mit niemand, als mit jenen beiden Römerinnen, Melania und Paula, die ſich in der paläſtiniſchen Einöde begraben haben. Die arme Sylvine iſt zu beklagen — aber Gunild!!“ —

„Wahrſcheinlich iſt Sylvine glücklicher in ihrem Herzen und zufriedener mit Gottes Führungen, als Gunild,“ erwiderte Amantius.

„Dann haben beide einen ſeltſamen Geſchmack!“ rief Hylas. „Doch darüber iſt mit dem ſchönen Geſchlecht nicht zu ſtreiten. Es hat das Vorrecht kaprizios ſein zu dürfen. Welch einer unerhörten Kaprize Opfer ſind wir nicht eben geweſen! uns da hinaus zu führen!"

„Es ſtand Dir frei, im Palaſt zu bleiben! Die Auguſta hat niemand befohlen, der Prozeſſion ſich anzuſchließen."

„Wenn aber der ganze Hofſtaat und alles, was in der Stadt zum Hof hält, ſich anſchließt: ſo kann ich doch unmöglich zurückbleiben, ohne für einen Arianer oder ſonſtigen Sektirer zu gelten, welche die Auguſta verabſcheut — ausgenommen bei der ſchönen Gunild."

„Die Auguſta verabſcheut auch bei Gunild die falſche Lehre," antworte Amantius. „Aber ſie hat Geduld mit dem jungen Mädchen und Hoffnung für deſſen Bekehrung."

„Das ſind ja drei große Tugenden auf einmal!" rief Hylas lachend „und deshalb wird es auch beſſer ſein, nicht von kleinen Kaprizen zu reden — nicht wahr, mein frommer Amantius? Aber ſage mir: glaubſt Du, daß die Prozeſſion nach Drypia einen dauernden Frieden begründet hat? . . . Wäre das der Fall, ſo wollt' ich mich allenfalls tröſten über mein Opfer."

„Guter Hylas . . . was iſt von Dauer in menſchlichen Verhältniſſen!" erwiderte Amantius. „Laß uns hoffen und beten."

Der Patriarch.

Unter den bitterſten und unverſöhnlichſten Feinden des Patriarchen nahm Eugraphia, eine der Lieblingsdamen der Kaiſerin, den erſten Platz ein, denn ſie öffnete ihr Haus und ihr Ohr für alle, die über Chryſoſtomus klagten oder ihn ſchmähten. Sie hatte von anfang an einen entſchiedenen Widerwillen gehabt, ihn als den Nachfolger des Patriarchen Nectarius in Konſtantinopel zu ſehen. Nectarius war mit ihr verwandt und befreundet, ein glänzender Weltmann, der die Freuden des Lebens liebte und ſie auch andern gönnte, gänzlich unfähig, ſeine hohen Pflichten zu erkennen und ebenſo ungeneigt, ſie zu erfüllen — ein trauriger Mißgriff des großen Theodoſius, der die Wahl ſeiner Feldherren beſſer zu treffen wußte, als die Ernennung des Prätors von Konſtantinopel zum Erzbiſchof. Während Nectarius ſiebzehn Jahre den Hirtenſtab nur in der Hand hielt, nicht ihn führte, war ein Teil des Klerus verwildert und zuchtlos geworden. Ehrgeiz, Habſucht, Verlangen nach den Genüſſen der Welt. Vernachläſſigung der Standespflichten wurden nicht als etwas Ungehöriges betrachtet und behandelt. Gunſt und Geld verhalfen zu Biſchofſitzen, deren Metropolit Nectarius war. Die vornehme Welt, korrumpiert durch den Einfluß Rufins und Eutrops, war höchſt gleichgültig gegen die Zuchtloſigkeit des Klerus, mit dem ſie durch den Verfall der Sitten ſogar ſympathiſierte. Nur das Volk, der gemeine Mann, verabſcheute ihn, ſowohl die ſittenloſen Prieſter, als die umherſchweifenden Mönche, die ohne Erlaubnis und ohne Sendung ihr Kloſter verließen, aus Unruhe und Neugier ſich die Welt beſahen, und ſchon durch ihr vagabundenmäßiges Erſcheinen, zuweilen durch Schlimmeres noch, dem Volk tauſend Aergernis gaben.

Eugraphia hatte keine Kinder und nur einen einzigen Neffen, den ſie mit abgöttiſcher Zärtlichkeit liebte und ihm ihr großes Vermögen zudachte. Sie ſchauderte bei dem Gedanken, daß Eugenius eine kriegeriſche Laufbahn antreten und in einem Feldzuge gegen die Barbaren umkommen könne. Sie erzog ihn ſo weichlich und verzärtelte ihn ſo ſehr, daß er ihr Grauen vor dem Waffenhandwerk aufrichtig teilte und, um nie darin verwickelt zu werden, bereitwillig auf ihren Gedanken einging, dem geiſtlichen Stande ſich zu widmen, um dereinſt und ſtörend; er entwirrte ſie, und fand ſich darauf als ein wolhabender Mann wieder. Das Weltleben, das er ſeit zwanzig Jahren durchgekoſtet hatte, bot ihm nichts Neues mehr; hingegen ſagte ihm die behagliche Ruhe auf ſeinem ſchönen Landſitz Altdorf unweit Glatz ungemein zu. Er wollte ein Patriarchenleben führen und ſich friedlich verheirathen. Er ging nach Berlin. Ein ſo junges, kindliches, unerfahrnes Mädchen wie Cornelie mußte grade ihm beſonders gefallen; dazu war ſie ſo hübſch, daß er ſich einigermaßen in ſie verliebte, und da er ſich noch nie mit einem ſo unſchuldigen Weſen beſchäftigt hatte, erſchien ſie ihm wahrhaft pikant und anziehend, und er hofte von dieſer „Sainte-N'y-touche“, wie er ſie nannte, das Glück ſeiner Zukunft. Dieſes beſtand in ein Paar Kindern und in unbedingter Freiheit und Herrſchaft auf ſeiner — in unbedingtem Gehorſam und Treue auf ihrer Seite.

Drei Jahre ſind vergangen, und auf der Elsburg langweilt ſich Aurore, in Altdorf langweilt ſich Euſtach.

Aurore ging von ihren Flitterwochen aus einer Enttäuſchung in die andere. Jeder Tag raubte ihr eine Illuſion. Von der Elsburg an, die gar keine uralte ſtattliche Burg, ſondern ein ſehr gewöhnliches der Nachfolger — wenn auch nicht der unmittelbare — ſeines Oheims Nectarius zu werden. Ob er den heiligen Beruf habe, danach fragten weder Eugraphia, noch Eugenius, noch der Patriarch — und Eugenius empfing die heiligen Weihen.

Aber nach dem Tode des Nectarius kam ein anderer Geiſt über den Klerus. Als ob ſie es geahnt habe, war Eugraphia entſchieden gegen die Wahl des Chryſoſtomus. Der Ruf von hoher Heiligkeit, der ihn ſchon damals in Antiochien umgab, war ihr zuwider. Was ſollte der fremde Prieſter aus der Provinz in der Kaiſerſtadt. Befreundet mit Theophilus, dem Patriarchen von Alexandrien, einem Mann von ungemeſſenem Stolz und den der Ehrgeiz öfter als die Geſchäfte an das Hoflager führte, hätte Eugraphia ihn vor allen gern als Nachfolger des Nectarius geſehen, und ſie ſelbſt und eine große Partei gab ſich unſägliche Mühe, es dahin zu bringen. Allein Eutrop war damals noch der unumſchränkte Machthaber und Eudoxia mit ihrem Anhang ohne Einfluß; und Eutrop hatte es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, dem Volk von Konſtantinopel dieſen Gefallen zu tun, der ihn nichts koſtete. Theophilus hatte endlich ſogar die Demütigung, daß er dieſem armen, unſcheinbaren Prieſter aus Antiochien die Biſchofsweihe in der Sophienkirche erteilen mußte. Eugraphia betrachtete ſeitdem den Chryſoſtomus als eine Kreatur Eutrops, behauptete, er ſtecke mit demſelben unter einer Decke und verleumdete und verdächtigte all ſein Tun.

Später kamen noch perſönliche Gründe des Haſſes hinzu. Eugenius hatte die Prieſterweihe empfangen, ohne ſeinen Lebenswandel zu ändern. Chryſoſtomus, der großes Mitleid mit ſolchen unter ſchlaffer kirchlicher Disziplin verkommenen jungen Männern hatte, ſprach väterlich mild zu Eugenius und ſuchte ihm klar zu machen, daß der hehre Beruf des Prieſters vom natürlichen Menſchen Opfer erheiſche, welche die Gnade ihm vollbringen helfe. Da Eugenius aber nichts weniger als opferbereit war, erklärte ihm Chryſoſtomus, daß ein Prieſter von ſolchem Wandel und ſolcher Geſinnung die prieſterlichen Funktionen ohne Sakrilegium nicht üben könne. Eugenius antwortete trotzig: er lege gar keinen Wert auf Ausübung jener Funktionen; er habe es auf einen Biſchofſitz abgeſehen, und wenn ein ſolcher ſich für ihn finde, werde er ohne Zweifel durch zahl- und einflußreiche Gönner die Biſchofsweihe empfangen. Mit tiefem Schmerz und mit großer Beſtimmtheit erwiderte Chryſoſtomus, in ſeinem Metropolitanverbande werde dies verbrecheriſche Ereignis nie eintreten. Eugenius wollte in dieſer Erklärung eine tötliche Beleidigung ſehen; Eugraphia nicht minder — und eine Grauſamkeit dazu. Ihre Reden gegen den Patriarchen wurden immer giftiger, immer feindſeliger; alles was weltlich geſinnt war, drängte ſich zu ihr. Ihr Haus wurde ein feindliches Lager, ein Herd des Haſſes gegen Chryſoſtomus.

Einmal traf ſie im Vorzimmer der Kaiſerin mit ihm zuſammen. Er wußte zwar, daß ſie ihm übelgeſinnt ſei; aber den Umfang ihrer Feindſchaft kannte er nicht. Er begrüßte ſie mit Zuvorkommenheit und bat ſie, all ihren Einfluß aufzubieten, um Eugenius auf andere Wege zu bringen; vielleicht werde der Jüngling geneigter ſein, die Ratſchläge einer ſo edlen Matrone anzunehmen, als die ſeinen. Ueberhaupt könne er den Wunſch nicht unterdrücken, daß Eugraphia auf die ganze Frauenwelt der Stadt einen günſtigen Einfluß gewinnen möge, um dem unerhörten Luxus und dem Mangel an züchtiger Tracht Einhalt zu tun; denn er wiſſe wohl, wie einflußreich ſie ſei.

Hatte er Eugraphia zu beſänftigen geglaubt, indem er anerkannte, daß ſie den Ton angebe, ſo geſchah vielmehr das Gegenteil. Sie fühlte ſich nur beleidigt, daß der Patriarch ihr Ratſchläge geben wolle, wie ſie ihren Einfluß zu brauchen habe und antwortete kurz und kalt, ſie ſei nicht die geeignete Perſon, um ſeine Aufträge auszuführen.

Chryſoſtomus bewies nicht nur gegen den niederen Klerus heilſame Strenge, indem er einige Unverbeſſerliche, zu denen Florus und Eugenius gehörten, von der Ausübung prieſterlicher Funktionen ausſchloß, ſondern auch gegen diejenigen Biſchöfe, deren Metropolit der Patriarch von Konſtantinopel war. Bei einer Rundreiſe in Jonien kamen ihm ſo bittere Klagen über Gewalttat und Ungerechtigkeit einiger Biſchöfe zu Ohren, die ihren Sitz durch Simonie erhalten hatten, daß er ſich genötigt ſah, die Sache zu unterſuchen und infolge des Ergebniſſes die Biſchöfe zu ſuspendieren. Dies brachte ein Heer von Feinden wider ihn auf.

Wer den Szepter des oſtrömiſchen Reiches führe und wie er geführt werde, war bekannt genug, um jeder ſchlechten Sache die Hoffnung zu geben, daß ſie zu gewinnen ſei: man mußte nur verſtehen, die Auguſta derſelben geneigt zu machen, ſei es direkt, ſei es auf Umwegen durch ihre Günſtlinge. Indeſſen gab es einen Punkt, auf dem ſie bis jetzt den Patriarchen immer verteidigt hatte: das war ſein Verfahren gegen den Klerus. Mochten noch ſo bittere Klagen über ihn geführt werden, mochten Marſa und Eugraphia wetteifern in der ſchärfſten Rüge ſeiner Strenge: Eudoxia blieb unerſchüttert und gab ihm Recht. Sie war zu klug, um nicht den Schaden zu würdigen, den ein zuchtloſer Klerus der Religion in den Augen des Volkes zufügt — und um nicht zu begreifen, daß ein Volk ohne Achtung vor der Religion auch bald ohne Achtung vor dem Thron ſein werde.

Der Patriarch war ihr angemeldet worden. Eudoxia zweifelte nicht, daß er komme um ihr für die Teilnahme an der Wallfahrt nach Drypia zu danken. Sie empfing ihn mit ihrer ganzen Anmut und ſprach ihm ihre Freude aus, daß ſein Befinden durch die Anſtrengung jenes Tages nicht gelitten habe.

„Gott gibt Kraft, um das zu tun, was zu ſeiner Ehre iſt," entgegnete mild der Patriarch, „und phyſiſche Anſtrengung iſt nicht das Schwerſte, was er von uns verlangt."

„Ich ſtimme Deiner Heiligkeit vollkommen bei," ſagte Eudoxia. „Hohe Pflichten zu erfüllen, große Verantwortung zu übernehmen, iſt ungleich ſchwerer."

„Und eine ſolche ſchwere Pflicht führt mich heute zu der erhabenen Auguſta," erwiderte Chryſoſtomus.

„Was könnte das ſein, mein ehrwürdiger Vater? Deine Heiligkeit iſt ja gewiß im Voraus überzeugt, daß ich freudig jedem frommen Wunſche zuvorkommen werde," ſagte Eudoxia verbindlich.

„Dies huldreiche Wort tröſtet mich, erhabenſte Frau; denn ich komme als der Fürſprecher eines Verleumdeten, um Deine Gerechtigkeit anzurufen.“

„Empfange im Voraus meinen Dank, ehrwürdiger Vater. Die Majeſtät iſt ja nur deshalb auf Erden, um die Gerechtigkeit zu handhaben.“

„Namenloſen Troſt ſchöpfe ich aus Deinen Worten, Du Erhabenſte. Laß mich alſo die Sache kurz zuſammenfaſſen. Der Prokonſul von Cilicien hat den Tribun Nicator in Verdacht gebracht, im Einverſtändnis mit den Horden der beutegierigen Iſaurier zu ſein, die ihre räuberiſchen Einfälle bis jetzt in Armenien und Syrien, aber nie in Kleinaſien gemacht haben. Nicator, ſo hieß es, hätte den Iſauriern gegen reichliche Beſtechung die Zuſage gegeben, die Bergpäſſe von Cilicien unbeſetzt oder mindeſtens unverteidigt zu laſſen. Auf dieſe Anklage hin iſt Nicator ohne Unterſuchung abgeſetzt, gefänglich eingezogen, ſeiner Güter beraubt worden — und die Verbannung ſchwebt jetzt über ſeinem ſchuldloſen Haupte.“

„Du biſt übel berichtet, ehrwürdiger Vater,“ unterbrach ihn Eudoxia mit mühſam unterdrücktem Zorn. „Nicators Sache iſt unterſucht und er iſt ſchuldig befunden.“

„Unterſucht — von ſeinem Ankläger! . . .

Schuldig befunden — von ſeinem Ankläger! . . . und ich muß hinzuſetzen: beraubt von ſeinem Ankläger: ſo, erhabenſte Kaiſerin, ſteht in Wahrheit Nicators Sache!" verſetzte Chryſoſtomus ſanft und feſt.

„Und abermals biſt Du übel berichtet, ehrwürdiger Herr!" rief Eudoxia mit beleidigtem Stolz; „nicht der Prokonſul von Cilicien hat die Güter des Verräters von Thron und Reich eingezogen und an ſich genommen; — das habe ich getan, ich, die Auguſta! und dem kaiſerlichen Schatz gehören ſie mit Recht, als Sühne für ſeine Schuld."

„Auf den Bericht des Prokonſuls von Cilicien hin," entgegnete Chryſoſtomus mit ruhiger Milde, „konnte die Auguſta vielleicht nicht anders handeln; allein die Gerechtigkeit erheiſcht, daß das Verfahren des Prokonſuls unterſucht werde. Ja; . . . nicht bloß die Gerechtigkeit! der hohe Name der Kaiſerin, an dem kein Atom von Staub haften darf, erheiſcht es."

Die flammende Röte des Zornes auf Eudoxias Wangen ging in Leichenbläſſe über:

„Deine Heiligkeit läßt ſich im frommen Eifer zu weit hinreißen," ſagte ſie mühſam gefaßt. „Mein Name ſteht hoch über jedem Unglimpf."

„Weil dem ſo iſt, erhabenſte Kaiſerin, ſoll auch niemand mit Recht ſagen dürfen, daß die Auguſta das Gut eines Unſchuldigen in ihre Hände nahm," verſetzte Chryſoſtomus bittend.

„Er iſt nicht unſchuldig! wie oft ſoll ich es wiederholen!" rief Eudoxia mit ausbrechender Heftigkeit. „Die Sache iſt unterſucht und abgetan, das Vermögen in meiner Hand. Ich geſtehe, ich begreife Deine Heiligkeit nicht! . . . Ich glaube, daß nie eine Kaiſerin großmütiger als ich für die frommen Zwecke der Kirche geweſen iſt. Die Baſilika Eudoxiana, die auf den Trümmern des Marnastempels ſich erhebt, verſchlingt durch ihre Pracht ungeheure Summen. Sie iſt mein Werk. Der Bau, der den Tabernakel des wahren Gottes umgibt, ſoll herrlicher ſein, als je der Tempel des Götzenbildes war."

„Ein kaiſerlicher Gedanke!" ſagte Chryſoſtomus begütigend.

„Und das iſt nur ein Werk!" fuhr ſie mit ſteigender Heftigkeit fort. „Ich unterſtütze aber unzählige kirchliche Werke, und noch nie hat jemand in dieſer Beziehung eine Fehlbitte bei mir getan. Ja, alles, was nur entfernt zur erhöhten Andacht des Volkes, zu höherer Feierlichkeit frommer Zeremonien beitragen kann, findet mich geneigt mit vollen Händen zu ſpenden, ſo daß nicht einmal die Männerprozeſſionen am Abend jedes

Samstags ſo erbaulich feſtlich ſein würden, wie ſie jetzt ſind, wenn ich nicht die Kerzen, nicht die verſilberten Kruzifixe dazu ſchenkte. Ich ſehe mich genötigt, Deine Heiligkeit zu erſuchen, all dieſe Werke, vom größten bis zum geringſten, vom Bau der Baſilika bis zu den Prozeſſionskerzen an Deinem Geiſte vorüberziehen zu laſſen — und dann mir zu ſagen, ob es möglich iſt, ſo viel zu tun, ohne über äußerſt beträchtliche Geldſummen zu verfügen. Es ſollte alſo Deine Heiligkeit ſich freuen, wenn ich in Beſitz von Geldern komme, die niemand beſſer verwendet, als eben ich. Nicators Vermögen gebührt dem kaiſerlichen Schatz, gebührt alſo mir — weil er ein Verräter iſt."

„Alles, was die erhabenſte Kaiſerin von ihren frommen Werken zu Ehren der Kirche und des Glaubens ſagt, erkenne ich mit Freude und Bewunderung an," erwiderte der Patriarch mit ſeiner milden Ruhe; — „und täglich ſteigt mein Gebet zu Gott empor, daß ſeine Barmherzigkeit die ihre tauſendfach lohnen wolle. Allein es kann ihm nicht wohlgefällig ſein, wenn Großmut und Barmherzigkeit auf Koſten der Gerechtigkeit geübt werden. Nicators Schuld iſt nur durch den Prokonſul von Cilicien behauptet worden; — der Prokonſul iſt der Bruder der erlauchten Marſa, von der man weiß, daß ſie das volle Vertrauen der Auguſta beſitzt. Wie unendlich leicht kann da eine Parteilichkeit ſtattfinden! wie unendlich wichtig wäre es, öffentlich zu beweiſen, daß ſie nicht ſtattfand. Ein Akt der Gerechtigkeit erbaut das chriſtliche Volk nicht minder, als ein Akt der Barmherzigkeit; . . . gibt ihm vielleicht noch mehr Vertrauen zu ſeinem Herrſcher; denn die Gerechtigkeit iſt ein Gut, das allen zugut kommt, das jeder in Anſpruch nimmt, und worauf jeder ein Anrecht hat. Deshalb laſſe die erhabenſte Kaiſerin in Nicators Sache frei die Gerechtigkeit walten und entſcheiden, und ſcheue ſich nicht, das Vermögen zurückzugeben, ſobald ſeine Unſchuld erwieſen ſei."

„Um der Kaiſerin ſolche Vorwürfe zu machen," ſagte Eudoxia leichenblaß vor Zorn, „ſcheinſt Du ſelbſt, ehrwürdiger Herr, nicht fern davon zu ſein, eine tötliche Beleidigung der Majeſtät zu begehen, indem Du annimmſt, daß ich mit falſchen Zeugen im Einverſtändnis ſei. Um Dir eine notwendige Schranke zu ſetzen . . . entlaſſe ich Dich und wiederhole, daß Nicators Sache abgetan iſt."

Schweigend zog ſich der Patriarch zurück und Eudoxia blieb in der furchtbarſten Aufregung allein. „Das iſt der Dank des hochmütigen Prieſters für all meine Opfer . . . für meine großmütige Bereitwilligkeit zu frommen Werken!" ſprach ſie halblaut zu ſich ſelbſt, indem ſie mit unruhigen Schritten in ihrem Gemach auf- und nieder ging und zuweilen nachdenkend ſtehen blieb

Landhaus war, bis zu ihrem Gatten, der binnen Jahresfriſt in einem gewöhnlichen Landjunker, Jäger und Pferdezüchter ausartete — entſprach nichts ihren Hofnungen, nahm nichts die Wendung die ſie erwartet, die Richtung die ſie gewünſcht hatte. Ihr Mann nahm ſogleich die Allüren eines eifrigen Landwirths an, bekümmerte ſich um Feld und Wald, um Schaafe und Kühe, dachte hauptſächlich an Getreide- und Wollpreiſe. und ſchwärmte für keine andre Hofnung als die: einmal beim Pferderennen zu Berlin mit einem ſelbſtgezogenen Pferde einen Preis zu gewinnen. Anfangs, in ihrem Drang mit dem geliebten Friedrich Schritt zu halten, ſteigerte ſich Aurore zu einem gewaltigen Enthuſiasmus für die Angelegenheiten der Milchwirthſchaft, der Spinnſtube und des Hühnerhofes. Sie glaubte ihrem Mann dadurch ausnehmend zu gefallen, denn ihrer Natur nach hätte ſie ſich nur ſo weit es grade nothwendig iſt mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt, und die Oberaufſicht geführt ohne ſich um die Einzelheiten zu bekümmern. Aber weil es ihr ein kleines Opfer koſtete, hielt ſie es für ihre Pflicht, und ſah nun erwartungsvoll ähnlichen kleinen Opfern von ihrem Gatten entgegen. Der hatte nicht die geringſte Ahnung weder von ihrer Ueberwindung noch von ihrer Erwartung. Man muß auch geſtehen,

. . . „Er will ſich herausnehmen, meine Einkünfte zu überwachen! Er will Leute beſchützen, die verurteilt ſind! Er will Leute verdächtigen, die mein volles Vertrauen beſitzen und verdienen! . . . Und das alles aus Herrſchſucht! . . . O welch ein niedriger Charakter . . . beſonders bei einem Prieſter. Jetzt fange ich an, die bitteren Klagen zu begreifen, die der Klerus wider ihn führt. Welche unerträgliche Laſt muß ein ſolcher Biſchof für ſeine Geiſtlichen ſein. Spürt er ſogar meinen Einkünften nach . . . wie mag er auf Schritt und Tritt ihnen nachſpüren und jede ihrer Handlungen vor ſein Forum ziehen! . . . O die Beklagenswerten! Es ſollte mich nicht wundern, wenn die Zahl ſeiner Gegner von Tag zu Tag zunähme, Partei bildete, mächtig würde . . . ja übermächtig . . . — Eugraphia hat recht, ihn zu haſſen . . . der Diakon Eugenius hat recht, bittere Klage über ihn zu führen, denn er iſt ja von unerhörter Parteilichkeit und läßt ſich blind einnehmen von Leuten, die ihm ſchmeicheln, indem ſie um ſeine Fürſprache bitten. Und jene Biſchöfe Joniens, die er ſuspendierte, und deren Klage ich nicht einmal annehmen wollte in meinem Vertrauen zur Weisheit und Gerechtigkeit des Patriarchen — o, wie ſehr haben ſie recht und wie ſehr habe ich ſie gekränkt! . . . Aber das ſoll anders werden . . . ich laſſe ſeine Sache unterſuchen! . . . Wie zudringlich begehrte er die Unterſuchung von Nicators Sache, die ein Mann wie der Prokonſul von Cilicien, den ich ſeit meiner Kindheit kenne und ſchätze, verurteilt hat! ... Nun wohlan! da er die Unterſuchungen ſo ſehr liebt, dieſer gerechte Patriarch ... ſo werden ſie ihm auch in eigener Sache willkommen ſein ... und — willkommen oder nicht! ſie ſollen ſtattfinden."

Was die Welt Torheit nennt.

Vorwärts auf der Bahn der Herrſchaft und Weltherrlichkeit war Eudoxia gegangen; vorwärts auf den ſtillen Wegen demütiger Selbſtentäußerung — Olympia. Die Freiheit, die ſie nach Eutrops Sturz für ihre Perſon und ihr Vermögen wieder erhielt, benutzte ſie, um ſich mit heiligen Feſſeln an eine himmliſche Richtung zu binden und dadurch ihren unwiderruflichen Entſchluß auszudrücken, alle Kräfte und Gaben, mit welchen die Natur und die Gnade ſie überreich ausgeſtattet hatten, für Gott allein zu verwenden. Es genügte ihr nicht, dieſen Entſchluß im Stillen zu faſſen. Offenkundig ſollte er ſein, ein königliches Siegel unter der feierlichen Urkunde ihres Willens ſollte er ſein, damit niemand in Zweifel über ihre Geſinnung bleiben könne. Kein Bewerber ſollte ſich hinfort ihr nahen und überhaupt keine Bewerbung von Seiten ihrer Verwandten oder des Kaiſers beſchützt werden. Den erſten Gebrauch, den ſie von ihrer Freiheit machte, war, daß ſie den Patriarchen bat, in ſeine Hände das Gelübde der ewigen Keuſchheit ablegen zu dürfen. Im Hinblicke auf die ſechs Jahre der ſchönſten Jugend, welche Olympia ſeit dem Tode ihres Gemahls, in einem Opferleben hingebracht hatte, das mit der Strenge und Armut des Kloſters wetteiferte, war der Patriarch nicht blos gern bereit, ihren Wunſch zu erfüllen, ſondern er tat auch das, was Olympia in ihrer Demut nie gewagt hätte zu erbitten: er machte ſie zu einer der Diakoniſſen von Konſtantinopel, deren Stand die Ehe ausſchloß. Olympia war glückſelig — ſowohl über den weiten Spielraum, den ihr Herz für ſeine heilige Liebe fand, als auch über die Kluft, die nunmehr zwiſchen ihr und der Weltlichkeit offenkundig vorlag. Der Patriarch hatte nichts anderes getan, als eine Seele ſo behandelt, wie ſie nach dem Maßſtab der ihr zuteil gewordenen Gnade behandelt ſein wollte und mußte. Olympia's Verwandte aber und alle diejenigen, die in Weltlichkeit verwickelt und voll Widerwillen gegen ein großes Beiſpiel waren — ſprachen nicht anders, als ob der Patriarch ein Verbrechen begangen habe, worunter ſie alle zu leiden hätten. Von Elpidius bis zur ſchönen Thaïs herab überhäuften ſie ihn mit Vorwürfen und erklärten ihn für einen Feind der ſchönſten und edelſten menſchlichen Verhältniſſe — für einen im Fanatismus ergrauten Aſceten, der die ſchwärmeriſche Geiſtesrichtung einer jungen Frau überſchätze und törichter Weiſe noch höher ſpanne — und prophezeiten ihm große Enttäuſchungen in Bezug auf Olympia, die ſich auf ihren künſtlichen Flügeln nicht würde halten können, und folglich unerhört unglücklich werden müſſe. Chryſoſtomus ließ dieſen Sturm über ſich dahinbrauſen. Was hätte er zu Menſchen ſagen ſollen, denen das Verſtändnis von Olympia's Beweggründen fehlte, und denen ihre Handlungsweiſe ein verſchloſſenes Buch, eine Schrift in unbekannter Sprache war! Er ſprach ein paar milde, verſöhnende Worte, welche ſie kaum anhörten und galt ihnen mehr denn je für einen wilden Fanatiker, der zum Unheil des oſtrömiſchen Reiches den Patriarchenſitz von Konſtantinopel einnehme.

Olympia's Leben bewies, wie richtig er ſie und ihre Kraft beurteilt und auf welchen ihr entſprechenden Platz er ſie geſtellt habe. Das verſöhnte aber ſeine Gegner nicht, und da man keine neue Vorwürfe vorzubringen hatte und die alten abgenutzt waren: ſo hüllte man ſich in verachtendes Schweigen und ſuchte Olympia zu vergeſſen.

Dies war ihr gerade recht. Die Vorwürfe, die man ihr machte, bewieſen immer noch, daß man einen gewiſſen Wert darauf legte, ſie in Verbindung mit der Welt zu erhalten, während ſie nur wünſchte, vergeſſen zu werden, weil man ſie geringſchätzte. Ihr Haus, ihre Einrichtung, waren unverändert ſo wie damals, als ſie eine arme Gefangene in demſelben war; — nur mit dem Unterſchied, daß jetzt eine Menge von Menſchen bei ihr aus und ein gingen — lauter Menſchen, die irgend ein Anliegen hatten, Hülfe ſuchten, Unterſtützung begehrten, guten Rat erbaten, und die nicht blos aus der Stadt, ſondern aus dem ganzen oſt- und weſtrömiſchen Reich zu ihr kamen. Die immenſen Vermögen, welche in einzelnen Familien zu fabelhafter Größe ſich anſammelten, weil es einen allgemein verteilten Wohlſtand infolge der Verhältniſſe, die erſt eben anfingen, das Sklaventum zu löſen, noch nicht geben konnte: rieſen auf der einen Seite Ausgeburten von Luxus und Verſchwendung hervor und machten es auf der andern Seite möglich, daß dort, wo der chriſtliche Glaube das Leben durchſeelte, eine Großmut in Verwendung des Reichtums eintreten konnte, die ihm entſprach. Olympia beſaß ein ſolches Vermögen. Ihre Güter in Syrien, Kleinaſien, Griechenland und Egypten waren ſo groß wie kleine Königreiche. Davon brauchte ſie für ſich ſelbſt nicht mehr, als um die Koſten für ihr geringes Kleid und ihre ſpärliche Nahrung zu beſtreiten. Ihre dienenden Frauen, deren ſie zur Zeit, als ihr Gemahl noch lebte, dreihundert im Hauſe und für ihre Perſon gehabt hatte, waren Freigelaſſene. Olympia hatte ihnen allen mit der Freiheit eine Summe Geldes geſchenkt, welche ihnen Mittel bot, ſich zu verheiraten oder ſich ein ſelbſtändiges Fortkommen zu verſchaffen. Die einen hatten dieſe Mittel benutzt; die andern nur ſo lange, als Olympia's Gefangenſchaft währte, weil damals die Herrin nicht imſtande war, ihre Dienerinnen zu erhalten. Später ſtellten ſich viele wieder bei ihr ein und baten um die Gunſt, unter ihrem Dache und in ihrer Nähe bleiben zu dürfen.

„Wollt Ihr fortan nicht mir, ſondern mit mir Gott dienen, in den Armen und Notleidenden, unſern Brüdern — und wollt Ihr die ſtille Ordnung meines Hauſes und Lebens mit mir teilen: ſo dürft Ihr bleiben,“ entgegnete Olympia liebreich. „Aber prägt feſt in Euer Gemüt ein, daß Eure glänzenden Geſchicklichkeiten keine Anwendung bei mir finden. Cachemir-Webereien, Stickereien in Gold und Seide, elegante Kleidermacherinnen brauche ich nicht mehr. Auch keine Aufſeherinnen für meine Kleider und meinen Schmuck. Ihr müßt alſo von der Höhe Eurer Kunſtfertigkeit herabſteigen grobe Stoffe weben und verarbeiten, Kranke pflegen, Dürftige beſuchen, einfache Speiſen bereiten und ſie den Armen austeilen. Könnt Ihr Euch dazu entſchließen: ſo bleibt bei mir — und Er, dem Ihr dies

Liebesopfer bringt, wird dereinſt Euer großer Lohn ſein."

„Ja, Herrin! bei Dir bleiben und von Dir lernen, wie wir Gott wohlgefällig dienen können — das möchten wir," ſagte Agatha, die geſchickteſte von allen, die nicht blos wahre Kunſtwerke von Stickereien, ſondern auch die Zeichnungen dazu machte. Da ſie nie irgend eine andere Arbeit verrichtet hatte, waren ihre Hände ungemein zart und weich, und ihre Gefährtinnen ſcherzten oft mit ihr über dieſe feinen Hände, um welche die Kaiſerin ſie beneiden könne. Auch Olympia ſagte lächelnd:

„Ich fürchte nur, daß Deine ſchöne Hand etwas leiden wird bei der rauheren Arbeit."

„Und leidet nicht etwa Deine zarte Geſundheit?" rief Agatha gerührt.

„O ich!" ſagte Olympia gleichgültig; — „von mir darf nie die Rede ſein."

So lebte ſie denn mit ihren ehemaligen Dienerinnen mehr als Mutter, denn als Herrin, in einer Art von klöſterlicher Genoſſenſchaft, deren Beruf Werke der Nächſtenliebe im weiteſten Umfang waren.

Auch die größten Reichtümer können endlich erſchöpft werden, wenn man ſie verſchwendet. Olympia war verſchwenderiſch mit ihren Spenden.

die nur zu häufig mißbraucht wurden. Der Patriarch erfuhr es und riet ihr, etwas vorſichtiger zu ſein, nicht Leute zu unterſtützen, die offenkundig in Sünden und Laſtern lebten, und am wenigſten die umherſchweifenden Mönche, die nur zur Plage und zum Ärgernis des chriſtlichen Volkes ihre Klöſter verließen. Jeden Rat des Patriarchen befolgte Olympia dankbar, weil ſie für ihn von Ehrfurcht und Vertrauen, die ſich auf ſeine Einſicht und ſeine Gewiſſenhaftigkeit gründeten, wie eine fromme Tochter für einen verehrten Vater durchdrungen war. Sie wurde vorſichtiger und mäßiger in ihren Almoſen. Dieſe weiſe Beſchränkung machten diejenigen, welche ſich unangenehm davon betroffen fühlten, dem Patriarchen abermals zum Verbrechen, indem ſie behaupteten, er wolle mit Olympias Einkünften unumſchränkt ſchalten und walten. Und doch kam alles, was dem Müßiggange entzogen wurde, der ächten Armut zugut! Täglich fanden ſich um die Mittagſtunde einige hundert Arme in einem Hinterhof des Paloſtes ein, wo ſie Speiſe empfingen; und diejenige Frau, die einſt Olympia's Diamanten in Obhut hatte, ſorgte jetzt dafür, daß alle Näpfe und Schalen den erwünſchten Inhalt bekämen. Agatha verwaltete die Apotheke und bereitete pünktlich und vorſichtig die Arzneien. Zu gewiſſen Stunden des Tages beſuchte Olympia mit einigen Gefährtinnen die Hülfsbedürftigen in demjenigen Stadtteil, der ihr als Diakoniſſin zugewieſen war. Zu andern Stunden hatten die Notleidenden Zutritt bei ihr, um ihre tauſend Bitten, Klagen und Wünſche vorzubringen. Dann wieder widmete ſie ſich den Unheilbarkranken, deren Zahl ſie im Spital ihres Palaſtes verdreifacht hatte und deren Pflege einige beſonders fromme, gottinnige Seelen mit ihr teilten. Dieſe beſtändige Kreuzigung der Natur! und einer ſo feinorganiſierten, zarten Natur! durch alles, was dem natürlichen Menſchen durch und durch zuwider iſt; — dieſes täglich und ſtündlich ſich erneuernde Opfer für alle Leiden, alles Elend, allen Jammer der Welt — dies große Schmerzensbild erhielt einen eigentümlichen Zauber durch den Rahmen, der es umgab. Da war die Stadt und der Hof und das Leben in ihnen, ſo prunkvoll und üppig, ſo ſchwelgeriſch und blendend — und nur Glanz und Reiz, Lockung und Genuß, wohin das Auge ſich wendete — koloſſale Reichtümer, Ströme von Gold, feenhafte Naturſchönheit, Zuſammenfluß von Völkern, ausgezeichneten Perſönlichkeiten, großen Intereſſen. Und in dieſem Rahmen von Diamanten und Blumen ſtellte die Gnade eine junge, ſchöne, reiche Frau, die mit himmliſchem Heldenmut den Berauſchungen der Weltherrlichkeit entſagte, weil ihre Seele höhere Ideale hatte.

daß ſolch ein Opferdrang in gewöhnlichen Alltagsverhältniſſen ſehr läſtig und ganz unpaſſend iſt.

„Meine Mieze, warum haſt Du denn geweint?“ ſo begrüßte Eisleben eines Abends ſeine Frau, die ihm mit dickverſchwollnen Augen entgegentrat.

„O Gott, lieber Friedrich, in Berlin nennt man die Katzen „Mieze“. Nenne mich doch nicht ſo!“ rief Aurora mit ſtrömenden Thränen.

„Haſt Du geweint weil ich Dich „Mieze“ nenne? ſagte er und ſtrich begütigend ihre Wangen. Nun beruhige Dich, ich will's nicht mehr thun, mein Miezchen .... mein Nörchen wollt' ich ſagen! — denn, zum Henker! ich kann Dich doch nicht Aurora nennen! ſo heißt ja kein Menſch — im Hauſe! das iſt ein Paradename. Ich dachte „Mieze“ gefiele Dir ſehr gut, weil ich Dich ſo aus Liebe nenne.“

„Eben darum habe ich mich auch ſchon etwas an den abſcheulichen Namen gewöhnt, entgegnete Aurore; aber geweint hab ich, weil Du am Nachmittag ſagteſt, Du wollteſt mit mir ſpazieren gehen, und da habe ich zwei Stunden auf Dich gewartet.“

„Das hätteſt Du nicht thun, ſondern allein ſpazieren gehen ſollen, ſagte er harmlos; denn jezt iſts zu ſpät, wir müſſen eſſen.“

Törin! ſprach die Welt — und ſpricht ſie. Ja wohl, Törin! aber ſelige Törin des Kreuzes.

In ihre mühſame, erſchöpfende Tätigkeit brachte Olympia einen belebenden Hauch durch ihre Richtung nach Oben. Keine Beleidigung, keine Kränkung, keine bittere Erfahrung, kein Undank konnte den ſtillen Frieden ihrer Seele trüben. Nur auf einem Punkt war ſie verwundbar. Wie einem guten Kinde die Leiden der geliebten und verehrten Mutter tief zu Herzen gehen: ſo waren die Leiden der Kirche ein namenloſer Schmerz für Olympia. Wie Eugraphia mit Haß und Widerwillen — ſah Olympia mit Liebe und Frohlocken Chryſoſtomus in Konſtantinopel erſcheinen, denn ſie hoffte, er werde ſo manche Wunde heilen, die an dem myſtiſchen Leibe der Kirche blutete; — und im Verlauf der Zeit dankte ſie Gott, daß ihre Hoffnung glänzend in Erfüllung ging, obſchon ihr das ränkevolle Treiben ſeiner Gegner keineswegs verborgen war.

Ein paar ſtille einſame Stunden hielt ſich Olympia täglich frei, um ſich geiſtig durch ernſte Lektüre zu erfriſchen und körperlich bei einfacher Handarbeit, welche geſammelte Betrachtung zuließ, auszuruhen. Die heilige Schrift und deren Ausleger waren ihre gewöhnliche Lektüre, denn Gebet und fromme Betrachtung machten ſie vertraut mit großen, erhabenen Gedanken. Die berühmten

Biſchöfe und Kirchenſchriftſteller Gregor von Nazianz und Gregor von Nyſſa ſchrieben für ſie — dieſer eine Auslegung des hohen Liedes; jener eine Schrift voll weiſer Ratſchläge bei dem Eintritt einer jungen Frau in die Ehe und in die Welt. Der Geiſt dieſer großen, heiligen Männer war nicht zu hoch für Olympia, und der Gegenſatz ihrer ſeltenen geiſtigen Vorzüge mit dem unſcheinbaren Leben, worin ſie dieſelben verſchleierte, erhöhte das Intereſſe der Zeitgenoſſen für die herrliche Frau.

Jetzt eben war Pentadia bei ihr, an der Olympia nicht bloß eine Gefährtin als Diakoniſſin, ſondern eine gleichgeſinnte Freundin beſaß. Sie befand ſich in dem kleinen, ärmlichen Zimmer, das Olympia im Palaſt ihrer Väter bewohnte und obſchon in lebhaftem Geſpräch, war ihre Hand doch mit Nadelwerk beſchäftigt.

„Hat ſich die Auguſta bis zu dem Punkt gegen den Patriarchen einnehmen laſſen, daß ſie die Beſchwerden gern hört welche der unkirchlich geſinnte Teil des hohen und niederen Klerus gegen ihn führt, ſo ſtehen uns ſchmerzliche Kämpfe bevor," ſagte Olympia; — „und ich fürchte ſie."

„Kampf iſt ja das Element der chriſtlichen Seele; und eine ſtets gewaffnete Heldin wie Du ſollte ihn fürchten?" entgegnete Pentadia.

„O ja, ja! ich fürchte ihn ſehr!" rief Olympia.

„Ich fürchte die Wunden, welche viele, viele Seelen erhalten, wenn ſie ſchwach im Glauben werden ſollten. Unzählige Menſchen ſind ſo beſchaffen, daß ſie die Vollkommenheit, zu der ſie ſelbſt ſich nicht heranbilden können noch wollen, doch als ein notwendiges Attribut bei andern ſuchen und ſich verſtimmen laſſen gegen Chriſtentum und Kirche, wenn ſie bei deren hervorragenden Trägern Fehler finden oder zu finden wähnen. Und abermals unzählige Menſchen ſtimmen ihr Urteil über geiſtliche Dinge und kirchliche Angelegenheiten nach demjenigen Ton, den die Mächtigen der Welt angeben. All dieſe Schwäche und Verkehrtheit beſchädigt den myſtiſchen Leib des Herrn furchtbar — und das Haupt leidet immer von neuem den Verrat des Judas und die Verleugnung des Petrus. O Pentadia! es gehört ein himmliſcher Starkmut dazu, um mit ſtiller, ungebeugter Seele dieſe Wunden bluten . . . und den Kampf hereinbrechen zu ſehen, der ſie ſchlägt.

„Aber dieſer Kampf beſteht ja immer, wenn auch minder offenkundig und allgemein,“ entgegnete Pentadia. „Weltliebe und Selbſtſucht ſind die gefährlichen Vipern, über denen jeder Fuß hinwegſchreiten muß, während ihr Gift nach jedem Herzen zielt. Da kann es denn nicht fehlen, daß hie und da Giftgeſchwüre aufbrechen und häßlich zum Vorſchein kommen. Allein die kranken Glieder geneſen auch wieder — und dann wird der Körper kräftiger, als er war, bevor er den ſchlimmen Stoff ausgeſchieden hatte.“

„Du biſt eine chriſtliche Heldin!“ rief Olympia.

„Ich habe die längere Erfahrung, die zwanzig Jahre, welche ich Dir voraus habe, geben,“ ſagte Pentadia ſanft. „Ich habe die ſchrecklichen Tage des Kaiſer Valens durchgemacht . . und ſie ſind vorüber.“

„Aber ſie müſſen furchtbar geweſen ſein!“

„Die Schrift ſpricht von dem „Sohn der Bosheit“; — erwiderte Pentadia; — „ſo kam Kaiſer Valens mir vor. Das römiſche Reich iſt die Welt; — und die Welt hatte nur einen Kaiſer; — und dieſer Kaiſer war er; — und er war Arianer; — und als ſolcher maß er ſich die Herrſchaft über die Kirche an und ſetzte nach Gutdünken Biſchöfe, Genoſſen oder Schmeichler ſeines Irrtums, in zahlloſen Kirchen des Morgenlandes ein. Hier in Konſtantinopel kam es ſo weit, daß die Katholiken nicht ein einziges Gotteshaus beſaßen; aber wir hielten an dem Worte feſt, welches damals der große Athanaſius zu den Katholiken von Alexandrien bei derſelben Veranlaſſung ſprach: „Seid getroſt! die Arianer haben die katholiſchen Kirchen, aber ihr habt den katholiſchen Glauben.“ Und ſiehe! der Sohn der Bosheit war ein ſterblicher Menſch, wie wir alle! Theodoſius kam. Der

Arianismus wich und ſank; die Kirche wurde gehoben und geſchützt, wie ſie das von einem chriſtlichen Kaiſer zu fordern hat. Aber ach! zugleich machte ſich ein gewiſſer kaiſerlicher Einfluß geltend, der dem Reiche Chriſti nicht förderlich iſt — und die Kämpfe, denen wir jetzt beklommen entgegen ſehen, ſind die Folge jener weltlichen Ueberflutung des geiſtlichen Gebietes. Die irdiſchen Elemente haben ſich darauf angeſiedelt und wollen nicht gutwillig den himmliſchen weichen."

„Und um ihren Platz zu behaupten, werden ſie den Patriarchen zu kreuzigen ſuchen . . . wenn auch nicht leiblicher Weiſe . . . und vielleicht auch das!" rief Olympia.

„Er hat die Martyrerſeele dazu," ſagte Pentadia, „und mehr als ihn beklage ich die Kaiſerin, wenn ſie wirklich den Gegnern freien Spielraum wider ihn läßt, denn ſie würde weit vom rechten Wege abkommen. Der Biſchof Severian von Gabala, dem ſie großes Vertrauen ſchenkt, würde es nur benutzen, um durch ſie auf den Patriarchenſitz zu gelangen."

„Und das hieße die Tage des Kaiſer Valens zurückführen," ſetzte Olympia hinzu, „wenn auch nicht gerade durch den Arianismus. Denn ohne dem Irrglauben zu huldigen, kann man doch in ſeine Fußſtapfen treten."

„Gott erleuchte die Kaiſerin! ihre Umgebung verwirrt ihr Urteil, indem ſie ihre Einſicht durch tauſend Unwahrheiten verfinſtert. Jedes Wort der Rüge, das der Patriarch ſpricht, wird der Kaiſerin hinterbracht und ſo gedeutet, als ſei es unmittelbar gegen ſie geſprochen. Da ihr Gewiſſen ihr ſicher manchen Vorwurf macht, den ſie überhört, ſo reizt es ſie doppelt, daß ein anderer ihr Vorwürfe machen will, . . . und daß ſie, möge es ſeine Abſicht ſein oder nicht! möge ſie wollen oder nicht! — ſich tief getroffen fühlt.“

„Ob Amantius noch in ihrer Gnade iſt?“ fragte Olympia.

„Gewiß! er war vor einigen Tagen bei Nicarete, brachte ihr eine milde Gabe von der Kaiſerin und bat die fromme Jungfrau, für Eudoxia zu beten.“

„O!“ rief Olympia, „Amantius und Nicarete ſind zwei gute Verbündete ihres heiligen Schutzengels; ſind perſonifiziert die tätige Liebe und die beſchauliche Liebe! So lange die Kaiſerin ihnen gewogen bleibt, wird ſie hoffentlich der Wahrheit zugänglich bleiben.“

„Da, wo nicht Grundſätze, ſondern Affekte und Leidenſchaften herrſchen, gibt es oft unbegreifliche Widerſprüche,“ erwiderte Pentadia.

„Aber was kann man denn eigentlich mit Grund dem Patriarchen vorwerfen? . . . das iſt ſchwer zu begreifen!“ ſagte Olympia ſinnend.

„Was warfen die Arianer dem großen Athanaſius vor? . . . Nichts! — Aber er war ihnen im Wege und darum mußte er ihnen weichen.“

„Ja, das iſt's!“ ſagte Olympia; — „die Tragödie von Golgatha zieht ſich durch die ganze Geſchichte der Kirche hindurch. Was konnten die Phariſäer dem Herrn vorwerfen? . . . Nichts. Aber ſie haßten ihn, weil ihre Werke der Finſternis ſein Licht fürchteten. O Pentadia! wie göttlich muß der chriſtliche Glaube ſein, der fort und fort Männer bildet, welche ſo gut, ſo groß, ſo heilig ſind, daß die Böſen, durch den charakteriſtiſchen Haß der Sünde gegen die Tugend, ſich gedrängt fühlen, ſie zu haſſen.“

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Im Vorzimmer	1
Ein Kaiſer	15
Die Waiſe	35
Der Brautzug	44
Enttäuſchungen	58
Eutrop	69
Eudoxia's Kummer	79
Eine Botſchaft	98
Regierungsſorgen	107
Ein tiefer Fall	123
Das Aſyl	134
Natur und Gnade	148
Der goldene Mund	161
Freunde und Freunde	168
Vornehme Damen	185
Was man lieben ſoll	201
Eine Wallfahrt	215
Der Patriarch	227
Was die Welt Torheit nennt	241

„Aber was hat Dich denn aufgehalten?"

„Nichts, gar nichts! ich habe es ganz vergeſſen und bin weit herum geritten nach dem Bruch" ....
— — und nun folgte eine weitläuftige Beſchreibung von Allem was er auf dieſem Ritt in agronomiſcher Hinſicht bemerkt hatte. „Biſt Du noch böſe, mein Miezchen?" ſchloß er.

Böſe war ſie gar nicht, nur traurig, und auf dem Wege ſich unglücklich zu fühlen. Das iſt thöricht, wird man ſagen. Ganz gewiß. Aber entſpringt nicht ein guter Theil des Elends des Menſchen aus ſeiner Thorheit die er nicht als ſolche erkennt? Tauſend Frauen grämen ſich in der Art wie Aurora. Sie glaubte ihr Mann liebe ſie nicht, weil er einen Spaziergang hatte verſäumen können, während er ſie von ganzem Herzen lieb hatte — nur freilich in ſeiner Weiſe, die durch und durch hausbacken war. Dazu konnte ſie ſich nicht entſchließen. Sie begehrte ein gemeinſames inneres Leben, gemeinſchaftliche Theilnahme nicht nur an materiellen, ſondern auch an geiſtigen Intereſſen, Beſprechung andrer Gegenſtände als Saat und Ernte, Jagdabentheuer und Rennbahnangelegenheiten. Damit begehrte ſie aber Unmögliches von Elsleben. Sein Geiſt hatte ſich nie aus der Alltäglichkeit herausbegeben, woher ſollte ihm urplötzlich im Schooß eines

117,816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Geſammelte Werke.

1. Serie: 10. Band.

Eudoxia,
die Kaiſerin.

Ein Zeitgemälde aus dem fünften Jahrhundert.

Zweiter Band.

Regensburg. [illegible]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Eudoxia, die Kaiſerin.

Das Ankleidezimmer.

Eugraphia befand ſich in ihrem Ankleidezimmer. Ein Schwarm von Dienerinnen umringte ſie. Die meiſten von ihnen, und zwar die beſten und geſchickteſten — waren Sklavinnen; denn mit Talenten begabte Freigelaſſene wären nicht bei ihr geblieben. Deshalb gab Eugraphia nur den Ungeſchickteſten, den Kränklichen, den Alternden die Freiheit, d. h. ſie verſtieß ſie ins Elend, indem ſie ihnen nicht die genügenden Mittel zur Exiſtenz gab. Fehlten aber dieſe, ſo war das Geſchenk der Freiheit eine ſehr zweifelhafte Wohltat, da die Sklaven in ihrem unmündigen Verhältnis keine Ahnung von vorſichtiger Selbſtändigkeit, ja meiſtens nicht einmal die Geſchicklichkeit hatten, die ihnen in der Freiheit nützlich geweſen wäre. Der Dienſt der Sklaven war etwas Maſchinenmäßiges, der heutzutag ein Analogon in dem Arbeiter findet, der die Maſchine bedient. Bei der zahlloſen Sklavenmenge in großen Häuſern war für jede kleine

Dienſtleiſtung ein Individuum beſtellt. Eine Sklavin hatte keine andere Aufgabe, als das ſilberne Waſchbecken zu halten, worin die Gebieterin ihre Hände wuſch. Eine andere tat nichts weiter, als bei der Toilette den Spiegel vorzuhalten — was ein ſehr gefürchtetes Amt war. Der Spiegel war eine große, glänzend polierte Silberſcheibe, in welcher ſich aber doch nur ein kleiner Teil der Geſtalt abſpiegelte, ſo daß die Dienerin erraten mußte, wohin das Auge der Herrin ſich wenden würde, um dem Spiegel ſogleich die entſprechende Richtung zu geben. Mochte nun die Spiegelhalterin in ihrem Fach die geſchickteſte Perſon von der Welt ſein, ſo genügte das keineswegs, um ſie als mittelloſe Freigelaſſene vor dem Hungertod zu ſchützen.

Eugraphia's Spiegelhalterin hatte ein ſchweres Amt, denn die Herrin wurde täglich unzufriedener mit dem aufrichtigen Spiegel, der ſie zeigte wie ſie war und nicht wie ſie zu ſein wünſchte — und dafür mußte die arme Leonilla büßen. Das ſchreckliche Inſtrument, womit die vornehmen Römerinnen eigenhändig kleine Verſehen ſtraften, die bei dem Toilettendienſt vorfielen: die lange ſpitze goldene Haarnadel, deren Stich auf den bloßen Arm und Nacken äußerſt empfindlich war, wurde zuweilen auch von Eugraphia gehandhabt.

Sie ſaß auf einem wunderſchönen Seſſel von Elfenbein mit Polſter von goldgelber, blumendurchwirkter Seide. Ihr Kopfputz war vollendet; — und ſehr geſchickt. Man konnte nicht entdecken wie viel falſches Haar ſich mit dem eigenen in dem vollen Lockenbau über der Stirn und in dem Flechtenknoten am Hinterkopf vermiſchte. Zarte Opale, in den Frühlingsfarben des Horizontes ſpielend, lagen wie Blumen vereinzelt in der braunen Lockenfülle. Eugraphia ſagte freundlich:

„Der Kopfputz gefällt mir ungemein . . . Du haſt Deine Sache vortrefflich gemacht, Julitta. Für dieſe Jahreszeit gibt es kein paſſenderes Geſchmeide als Opal, der für die Glut des Sommers und die Strenge des Winters zu dürftig wäre. Nun geſchwinde auch Ohrgehänge von Opal, Melitta!"

Julitta trat zurück, befriedigt von ihrem Werk und von dem Beifall der Herrin, und Melitta, die mit einem Blick ihr Bereich, den Schmuck, überflog, fand ſogleich die paſſenden Ohrgehänge und befeſtigte ſie mit gewandter Hand.

„Zoë!" ſagte Eugraphia jetzt mit ſtrengem Ton.

Es entſtand eine gewiſſe Bewegung unter den Sklavinnen. Man fühlte die Nähe eines hochwichtigen Augenblicks. Zoë näherte ſich mit vier Gefährtinnen, welche jede einen ſilbernen Teller und auf demſelben Phiolen oder Doſen mit bunter Farbe, Pinſel, Schwämmchen, trugen. Die Mädchen hießen nach der Farbe, die ihnen anvertraut war: Cyane, Mela, Erythro. Leuke.

Zoë begann ihr Werk, das eine äußerſt leichte, feſte Hand und einen geübten Blick begehrte. Mit ganz lockern Baumwollflocken wurde zuerſt die weiße Schminke aufgetragen und zart verteilt und eingerieben; — dann, mit noch größerer Vorſicht, die rote.

„Es iſt zu viel rot," ſagte Eugraphia, die im Spiegel Zoës Malerei verfolgte; — ich ſehe hektiſch aus . . . abſcheulich! . . . die Backenknochen ſpringen hervor! . . . Willſt Du mich in ein Meduſenhaupt verwandeln?"

Zoë zuckte zuſammen, denn ſie hatte auf den linken Arm einen empfindlichen Stich bekommen, den Eugraphia ihr mit einer langen goldnen Haarnadel verſetzte.

„Aber mir ſcheint es Leonilla's Schuld zu ſein!" fuhr Eugraphia ärgerlich fort. „Wie ſie den Spiegel hält, fällt ein Schatten darauf! . . . Unerträglich . . . ich kann nicht ſehen, ob ſich das Rot nicht zu weit von der Wange nach dem Ohr hinzieht! . . . Ungeſchicktes Mädchen! . . . Und wie ſchlecht poliert iſt der Spiegel . . . ganz grau ſehe ich aus."

Leonilla ſtand unbeweglich wie eine Statue, hielt den Spiegel mit beiden Händen und gab ihm diejenige Wendung, die Eugraphia durch Blick oder Wort andeutete. Sie wie all' ihre Gefährtinnen waren viel zu ſehr an die üble Laune der Herrin bei der Toilette gewöhnt, um ſich über deren Vorwürfe zu betrüben. Es gehörte zum Dienſt ſie hinzunehmen. Nur die kleinen Nadelſtiche weckten hier und dort vorübergehend aus der Apathie.

Nun begann Zoë's Ausführung des Gemäldes mit feinen Pinſeln! Erythra's friſcher Carmin färbte die Lippen. Aus Cyanens Phiole wurde ein ungemein zartes, bläuliches Geäder an den Schläfen getuſcht, während Mela eine ſchwarze Eſſenz darreichte, mit welcher ein ganz feiner Strich am unteren Rande der Augenlider gezogen — und ein ſchwarzes Pulver, das den Wimpern und Augenbraunen beigebracht wurde. Dank dieſen gräulichen Mitteln, die nur ein roher tiefgeſunkener Geſchmack „Schönheitsmittel“ nennen und wähnen konnte, ſah Eugraphia endlich wie ein Puppenkopf von Porzellan aus; die ſchönen Farben der Jugend waren ſämtlich da — allein es fehlte ihnen der Pulsſchlag des Lebens.

Am andern Ende des geräumigen Ankleidezimmers ging inzwiſchen eine zweite Toilette vor ſich, nämlich die von Eugraphia's Lieblingshündchen. Dies kleine Tier, einer Bologneſerart nicht unähnlich, wurde in wohlriechenden Eſſenzen gebadet, dann mit aromatiſchem Öl eingerieben und zuletzt mit Goldſtaub eingepudert, ſo daß es endlich auch einige Ähnlichkeit mit einem Kunſtprodukt — und in dieſem Zuſtand den vollen Beifall der Herrin erhielt. Eine Gruppe von Sklavinnen war für den Toiletten- und ſonſtigen Dienſt des Tierchens beſtimmt, und Eugraphia wachte ſtreng darüber, daß nicht darin gefehlt werde. Natürlich wechſelten dergleichen Liebhabereien für das eine oder andere Tier, oder für eine Tiergattung ſehr ſchnell. Jetzt war eben das vergoldete Hündchen beliebt. Eugraphia warf zuweilen einen ſcharfen Blick von ihrem Spiegel auf jene Gruppe um ſich zu überzeugen, daß der Liebling mit aller Zartheit behandelt werde.

„Eudora!“ rief ſie drohend, „vergiß nicht, welch ein zartes Geſchöpf Du unter Deiner Hand haſt. und reibe das aromatiſche Öl recht leicht ein! — Hörtet Ihr ſchon, daß ſich die erlauchte Thaïs eine Zwergantilope aus dem innern Afrika ſchicken ließ?“

„Iſt das eine neue Hundeart?“ fragte Eudora.

„Nein! es iſt ein Tierchen wie ein winziges Reh mit zwei ſpitzigen Hörnern. Dieſe Hörner hat Thaïs vergolden und mit einem kleinen Reif von Smaragden umgeben laſſen. Es ſieht ſehr zierlich aus . . . doch kann ich eine ſolche Verſchwendung von Edelſteinen nicht billigen.“

„Wäre es wenigſtens für ein Hündchen!“ rief Eudora begeiſtert.

friedlichen Wolbehagens, das ohnehin mehr einſchläfert als anregt, phantaſiereicher Schwung kommen? und über das: weshalb ſollte er ihm kommen? Er fühlte ſich ausnehmend zufrieden und begnügt, auf ſeinem Platz, in ſeinem Pflichtkreiſe. Er las ſehr regelmäßig und aufmerkſam eine landwirthſchaftliche Zeitſchrift, die Berliner Voſſiſche Zeitung und das Stud-Book. Das entſprach ſeinen Kenntniſſen und befriedigte ſeine Beſtrebungen als Agronom, Politiker und Sportsman. Außerdem las er ungern. „Leſen hindert mich am Denken,“ pflegte er ſeiner Frau zu erwidern, wenn ſie ihm irgend eine Lektüre vorſchlug.

„Ach! Du biſt witzig!“ rief ſie freundlich und überraſcht, als ſie zum erſten Mal dieſe Aeußerung hörte.

„Ja, Miezchen, ich mache zuweilen einen recht guten Witz,“ antwortete er trivial.

Es fehlte ihm nicht an natürlichem Verſtand, und deshalb trafen ſeine Bemerkungen zuweilen den Nagel auf den Kopf — wie man zu ſagen pflegt; aber er war viel zu geiſtigträge um ihn irgend einer Richtung zuzuwenden, die nicht innerhalb des Bereichs der fünf Sinne lag. Aurora hielt es für ihre Pflicht dieſem unentwickelten Verſtande zu Hülfe zu kommen, ihn auszubilden. Da er ein wenig engliſch

„Nein! auch da nicht!“ ſagte Eugraphia ſtreng. „Was bleibt den Menſchen für ein Schmuck übrig, wenn die Tiere Juwelen tragen!“

„Du biſt immer voll Weisheit, erhabene Herrin,“ ſagte Eugenia, die Vorſteherin des Ankleidezimmers, die bei der Toilette nur gegenwärtig war, ohne Hand anzulegen und dadurch einen höheren Rang einnahm. „Nein! Edelſteine ſind nicht geſchaffen, um von Tieren getragen zu werden.“

„Und wenn ich meinen Hund mit einem Halsband von Rubinen ſchmücken will — was ſagſt Du dann, weiſe Eugenia?“ fragte Eugraphia verächtlich.

„Dann ſage ich, daß meine erhabene Herrin beſondere Gründe dafür hat,“ erwiderte Eugenia.

„Du biſt die Weisheit ſelbſt, meine Tochter! nie um eine Antwort verlegen!“ ſagte Eugraphia. „Die ſeltſamſte Liebhaberei für Tiere hat aber gewiß Cäſar-Auguſtus des weſtrömiſchen Reiches. Ratet was es ſei! Jede von Euch darf ein Tier nennen. Eugenia, fang' an!“

Eugenia nannte den Elephanten und die übrigen nannten jede das Tier, das ſich nach ihrer Meinung für die Liebhaberei eines Kaiſers eignete. Doch keine traf das rechte und Eugraphia ſagte wichtig:

„Die Liebhaberei des unüberwindlichen Kaiſers Honorius iſt — das Huhn.“

Die Sklavinnen wußten nicht genau, wie ſie ſich zu verhalten, — ob ſie zu lächeln, zu ſtaunen, zu bewundern hätten. Deshalb trat ein großes Stillſchweigen ein.

„Bringe doch endlich Dein Geſchäft zu Ende, Zoë, und Du, Eudora, ſtarre mich nicht ſo neugierig an!" rief Eugraphia ungeduldig über die ſklaviſche Geſinnung der armen Mädchen. „Nun, wie gefällt Dir das kaiſerliche Lieblingstier, Eugenia?"

„Als etwas ganz Neues und Originelles gefällt es mir ſehr gut," entgegnete Eugenia ſchüchtern.

„Das will ich meinen!" ſagte Eugraphia. „Der Hühnerhof des ewig glückſeligen Kaiſers zu Ravenna ſoll etwas Reizendes ſein, mit zierlichen Häuschen, mit Raſenplätzen, mit Waſſerbecken; das Ganze von einem Bronce-Gitter eingehegt und von Catalpen beſchattet — und wimmelnd von den verſchiedenſten und ſeltenſten Hühnern. Sogar aus Indien ſollen einige Arten gekommen ſein."

„O wie allerliebſt! . . . O wie munter und luſtig! . . . O der wahrhaft glückſelige Kaiſer Honorius! . . . O dies kleine Hühner-Paradies!" riefen die Mädchen in aufrichtigſter Bewunderung.

Die Türhüterin, deren Amt es war, den Eingang des Ankleidezimmers zu bewachen und zu verhüten, daß ſich kein Lauſcher demſelben nahe, verließ ihren Poſten und ging hinaus, denn trotz der lärmenden Ausrufe hatte ſie nahende Schritte vernommen. Ehe noch der Begeiſterungsrauſch für den kaiſerlichen, den paradieſiſchen Hühnerhof ſich abgekühlt hatte, kam ſie zurück und meldete:

„Narciß fragt an, ob es der Erlauchten genehm ſei, den erlauchten Eugenius zu ſprechen."

„Gewiß! man führe ihn in den Morgenſaal!" rief Eugraphia lebhaft. Beeilt Euch, Ihr Mädchen! meine Zeit iſt koſtbarer als die Eure! . . . — Und gebt mir ein roſenfarbenes Kleid von dem weichen perſiſchen Stoff! . . . das wird vortrefflich mit den Opalen harmonieren — nicht wahr Eugenia?"

„Unvergleichlich!" antwortete dieſe. „Möchten nur heute hundert Beſuche ſich einfinden, um dieſen einzigſchönen Anzug zu bewundern und zu beneiden."

Aus einem breiten Kaſten von Sandelholz nahm die Kleiderwärterin das herrliche, nach dem feinſten Roſenöl duftende, roſenfarbene Kleid und in wenig Augenblicken war Eugraphia's Toilette vollendet. Sie rief:

„Eudor!" — Das goldgepuderte Hündchen ſprang herbei, und von ihm gefolgt, begab ſie ſich in ihr Empfangzimmer.

Kaum war ſie fort, ſo ſank Leonilla auf ein Ruhebett und ſeufzte:

„Ich kann nicht mehr! die Anſtrengung iſt zu groß! man kann nicht zwei Stunden wie eine Bildſäule ſtehen und den ſchweren Spiegel halten.“

„Ruhe Dich aus,“ entgegnete Eugenia kalt, bis heute Abend iſt die kleine Müdigkeit verſchwunden.“

„Könnte mir nicht ein anderes Amt zugewieſen werden, Eugenia?“ fragte Leonilla bittend.

„Aber Du kannſt ja kein anderes verwalten,“ erwiderte die Vorſteherin des Ankleidezimmers.

„Könnte ich nicht etwa mit Eudora tauſchen?“ fuhr Leonilla zu bitten fort.

„O ich danke für den Tauſch!“ rief Eudora empört. „Bei meinem Hündchen brauche ich keine Nadelſtiche zu fürchten . . . das liebe Tier, das! Nein, ich bin ſehr zufrieden und gehe auf keinen Tauſch ein.“

„Du redeſt, als ob Du gefragt würdeſt,“ ſagte Eugenia kalt. „Sollte ein Wechſel notwendig werden, ſo wird er eintreten. Für jetzt iſt er es nicht. Leonilla wird ſich leicht von ihrer Ermüdung erholen und dann froh ſein über die geringen Beſchwerden ihres Amtes. Die Weberinnen, die Näherinnen, die Stickerinnen, die den ganzen Tag bei der Arbeit ſitzen, dürften wohl allenfalls klagen. Aber die Spiegelhalterin!“

„Ah! ich behaupte, daß jene es viel beſſer haben als ich!“ rief Leonilla.

„Du redeſt irr," ſagte Eugenia gleichgültig.

„Nein," fuhr Leonilla fort, „ich weiß was ich behaupte! ſie haben es beſſer — denn ſie bringen mit ihrer Arbeit etwas fertig: die eine — einen Stoff; die andere — ein Kleid; die dritte — eine Verzierung. Sie ſehen, daß ſie etwas vor ſich bringen. Sie haben einige Abwechſelung bei ihrer Arbeit: Muſter, Stoff, Schnitt und Zeichnung ſind nicht immer dieſelben. Aber ich! . . . in eine Bildſäule mit beweglichen Augen und Händen muß ich mich Tag für Tag einige Stunden verwandeln — und das iſt alles!"

„Du vergißt, daß Du auch den Spiegel zu polieren haſt," warf Eugenia ein.

„Und daß wir Malerfarben auch kein ſehr intereſſantes Amt haben!" rief Cyane munter.

„In jedem Fall haben wir es doch beſſer, als die Dienerinnen von manchen andern Damen," ſagte Julitta, die Haarkräuslerin. „Wie würde Euch zu Mut ſein, wenn Ihr unſaubere Kranke waſchen und kämen, ihre Wunden verbinden müßtet? — wenn Ihr Körbe mit Lebensmitteln und Kleidungsſtücken in der Stadt umherzutragen und an arme Leute zu verteilen hättet? — Das aber müſſen die Dienerinnen der erlauchten Frauen Pentadia und Olympia verrichten."

„Das iſt entſetzlich!" riefen einige.

„Ich hörte aber, ſie täten es freiwillig," ſagte Leuke.

„Vermutlich ebenſo freiwillig, wie ich den Hund lieber waſche, als den Spiegel halte,“ rief Eudora.

„O nein! nicht ſo!“ entgegnete Leuke. „Jene erlauchten Frauen haben ihren ſämtlichen Dienerinnen die Freiheit und Mittel zur Exiſtenz geſchenkt. Es ſind aber manche Dienerinnen der Herrin ſo ergeben, daß ſie dieſelbe nicht verlaſſen, ſondern das rauhe Leben teilen wollen, welches dieſe führt. Nur unter dieſer Bedingung haben jene Erlauchten, ſowie auch die edle Jungfrau Nicarete und die mauritaniſche Fürſtin Salviana — und vielleicht noch andere — ihre Dienerinnen wieder aufgenommen. Da iſt alſo von keinem indirekten Zwang die Rede.“

„O hätte ich die Freiheit und eine hübſche Summe Geld, ſo würde ich mich wahrlich nicht wieder hier einſtellen um Hunde oder Kranke zu waſchen!“ rief Eudora. „Ich würde mir ein Landhaus kaufen und einen Hühnerhof anlegen, wie Kaiſer Honorius.“

„Man muß in der Tat die Herrin ganz ungeheuer lieben, um mit ihr ſo zu leben, wie Pentadia und Olympia leben,“ ſagte Cyane.

„Nein!“ erwiderte Melitta, und ordnete das Geſchmeide in unzähligen Käſtchen, „man muß vor allem Gott ſo lieben, wie dieſe heiligmäßigen Frauen ihn lieben.“

„Das iſt aber noch ſchwerer!“ rief Cyane.

„Genug des Geſchwätzes!“ ſagte Eugenia mit gehobener ſtarker Stimme. „Wer ſein Geſchäft im Ankleidezimmer abgetan hat, begebe ſich hinweg.“

Der Schwarm verſchwand — und nur diejenigen blieben zurück, denen es oblag, das Zimmer und die Sachen unter Eugenia's Aufſicht in Ordnung zu bringen.

Eugraphia's ſämtliche Dienerſchaft beſtand aus Chriſten. Sie ſorgte dafür, daß dieſe Leute, die ja ſämtlich ihr gehörten, das Sakrament der Taufe empfingen, wenn ſie erwachſen waren. Die Taufe der Kinder war damals nur ausnahmsweiſe, nur bei ſehr frommen Eltern gebräuchlich. Die Kaiſerin Eudoxia ſelbſt war erſt kurz vor ihrer Vermählung getauft worden, ſie hielt aber darauf, daß ihre Kinder in den erſten Lebenstagen das Sakrament der Gnade empfingen, wodurch ſie dem myſtiſchen Leib Chriſti eingegliedert wurden; denn mit ihrem ſcharfen und klaren Verſtande, dem ihr vortrefflicher Lehrer Panſophius die Glaubenswahrheiten gründlich dargelegt und entwickelt hatte, erfaßte ſie voll Entſchiedenheit die Heilsordnung und brachte ſie zur Anwendung, ſo lange ihre Leidenſchaften nicht dazwiſchen traten. Ihr Beiſpiel war maßgebend in weiteſten Kreiſen. Eugraphia würde niemals weder Polytheiſten noch Arianer unter ihrer Dienerſchaft geduldet haben, aber ſo wie bei ihr ſelbſt das Chriſtentum eine äußere Form war, während der Weltgeiſt deſſen

Weſen in ihr überflutete, ſo ſtand es auch mit ihren Untergebenen. Man empfing den vorbereitenden Unterricht, man wurde getauft, weil das zum Dienſt bei Eugraphia gehörte; doch von einem Leben, das nach chriſtlichen Grundſätzen geordnet wäre, war dann weiter nicht die Rede. Ausnahmsweiſe leuchtete zuweilen in einer Seele ein Gedanke auf, welcher das Bewußtſein einer übernatürlichen Beſtimmung verriet.

Dunkle Pläne.

Eugenius, der ſich jetzt bei ſeiner Tante Eugraphia befand, war ein junger Weltmann, der, wenn er eine entſprechende Erziehung erhalten, ſein Glück am Hof oder im Kriege gemacht hätte. Eugraphia's verkehrte Zärtlichkeit, die einen Biſchof aus ihm machen wollte, führte ſein Unglück herbei: er ſollte ohne Beruf Prieſter werden. Da weder er noch ſie eine klare Vorſtellung von dem geiſtlichen Beruf hatten, ſo faßten ſie die ungeiſtliche Richtung, die Eugenius einſchlug, nur als ein Anrecht der Jugend an ein ungebundenes Leben auf, und ſie nannten eine Geſinnung, welche in dieſer Beziehung nicht ihre Anſicht teilte, Torheit und Ungerechtigkeit. Dennoch war Eugenius kein böſer Charakter. Es wäre ihm von ſelbſt nie eingefallen, an dem Patriarchen Rache zu nehmen, wenn er nicht ein Werkzeug in fremder Hand geweſen wäre.

Marſa hatte in Florus, dem Sohn einer ihrer Sklavinnen, Talent und einen geweckten Kopf erkennen wollen. Sie war Eugraphias intime Freundin, was jedoch durchaus nicht eine gewiſſe Eiferſüchtelei und Nebenbuhlerſchaft ausſchloß. Es langweilte Marſa, daß Eugraphia ſo viel von ihrem immens talentvollen Neffen Eugenius ſprach, der ohne Zweifel einſt eine Säule der Kirche ſein werde; — und eines Tages erklärte ſie der ſtaunenden Eugraphia, ſie hege dieſelben Hoffnungen für den äußerſt begabten Knaben Florus und ſie laſſe ihm daher eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben. In Wirklichkeit hatte Florus nur ganz mittelmäßige Talente; aber er war viel ehrgeiziger als Eugenius und deshalb lernte er mehr, ohne jedoch mehr Liebe für ſeinen Beruf zu haben. Eugenius wollte Welt und Leben genießen; das wollte Florus auch, aber er wollte zugleich in der Welt und im Leben etwas gelten. Er ſchloß ſich eng an Eugenius an, indem er ihn mit einem Netz von Schmeicheleien ſo feſt umſpann, daß er ihm unentbehrlich wurde. Florus ſah deutlich, daß Eugenius, wenn auch nicht im geiſtlichen Stande, ſo doch durch ſeine vornehme Familie und durch die Ausſicht auf einen fürſtlichen Reichtum, eine glänzende Stellung in der Welt haben werde; und obſchon er ihm dieſe Glücksgaben gründlich beneidete, ſo hoffte er doch, durch dieſen Freund und durch deſſen Verbindungen genug gehoben zu werden, um dereinſt in erſter Reihe eine Rolle zu ſpielen. Darum erheuchelte er eine lebhafte konnte, ſo ſchlug ſie ihm vor ſie wollten ſich zuſammen darin üben und Coopers Romane leſen, die damals ſehr in der Mode waren.

„Gut! ſagte Elsleben, wir wollen ſehen, was ſolch ein Amerikaner für Unſinn ſchreibt.“

„Lieber Friedrich, bat Aurore und legte „The Last of the Mohicans“ vor ſich hin, habe doch keine ſolche Vorurtheile!“

„Behüte! ich bin gänzlich vorurtheilsfrei, verſicherte er; aber wenn in den Romanen nicht ein bischen Unſinn wäre, ſo würde ſie ja kein Menſch leſen. In der Welt geht es vernünftig zu und in den Büchern unvernünftig — und das nennt man poetiſch oder, in ehrliches Deutſch überſetzt, unſinnig. Wenns nicht zu lange dauert kann es Spaß machen.“

„Hier wirſt Du weder Spaß noch Unſinn finden, lieber Friedrich, ſondern die traurige durch Erfahrung beſtätigte Wahrheit, daß die ſchönſten Naturgaben des Menſchen im Kampf mit der Civiliſation ausgerottet werden, untergehen, und weder gebraucht noch gewünſcht werden.“

„Nun Miezchen, ich muß Dir ſagen, daß ich ſehr für die Civiliſation bin, und mich herzlich freue, daß die Naturgabe unſrer Vorfahren Eicheln zu eſſen gänzlich ausgerottet iſt. Das iſt unzweifelhaft mit

Freundſchaft für Eugenius und gewann dadurch auch Eugraphia's Gunſt, während Marſa ihm die ihre entzog, nachdem der Patriarch Johannes Chryſoſtomus erklärt hatte, der Lebenswandel dieſer beiden jungen Geiſtlichen mache es ihm zur Pflicht, ſie von der Kirchengemeinſchaft ſo lange auszuſchließen, bis ſie ſich aufrichtig bekehrten. Nahm Eugenius dieſe Erklärung mit frechem Leichtſinn auf, ſo beſchloß Florus hingegen an dem Patriarchen Rache zu nehmen. Er wurde Eugrapia's Vertrauter, und ſeine Freundſchaft mit Eugenius machte es ihm möglich, ohne Aufſehen zu erregen, in ihrem Hauſe aus und ein zu gehen.

Als Eugraphia die beiden jungen Männer im Empfangszimmer fand, begab ſie ſich mit ihnen in ein Kabinet, das ſich nur für die intimſten Freunde öffnete. Da ließen ſie ſich nieder und Eugraphia fragte lebhaft zu Florus gewendet:

„Nun, wie weit ſind wir?"

Florus machte eine kleine Bewegung von Deferenz gegen Eugenius, um dieſem die Antwort zu überlaſſen, wobei ſein Auge aber nicht einen eigentümlich lauernden Blick verlor; — und Eugenius ſagte ſelbſtzufrieden:

„So weit, daß das große Schauſpiel beginnen kann. Die joniſchen Biſchöfe, welche der Patriarch der Simonie beſchuldigte und entſetzte, und welche ihre Klage dem Kaiſer einreichten, verlangen jetzt dringend ein Konzil der ganzen Kirche des oſtrömiſchen Reiches."

„Das taten ſie . . . ich weiß es," ſagte Eugraphia ungeduldig. „Man iſt aber nicht ſicher, welchen Spruch ein ſolches Konzil tun wird und daher auch nicht eben eilig es zuſammen zu rufen."

„Es hat ſich aber jetzt ein neuer Ankläger des Patriarchen gefunden, welcher ohne Zweifel der Sache einen guten Ausſchlag geben wird," entgegnete Eugenius.

„Und der wäre?" fragte ſie zweifelnd.

„Theophilus, der Patriarch von Alexandrien!" rief Eugenius triumphierend.

„Iſt das gewiß?" fragte ſie geſpannt.

„Ganz gewiß, Erlauchteſte," nahm Florus das Wort. „Entſinnſt Du Dich der vier ägyptiſchen Mönche, die hier im vorigen Jahr durch ihre ungewöhnliche Leibeslänge einiges Aufſehen machten?"

„Allerdings! die Auguſta war ihnen geneigt und hielt ſie für ſehr fromm. Man hieß ſie „die langen Brüder". Sie klagten über Theophilus . . . er habe ſie aus ihren Einſiedeleien verjagt, weil er ihnen, ich weiß nicht was für häretiſche Meinungen vorwerfe."

„Genau ſo iſt es," erwiderte Florus. „Der Patriarch Chryſoſtomus erklärte die langen Brüder für rechtgläubig, und bat in einem Schreiben den Patriarch Theophilus den alten Männern die Heimkehr und den ungeſtörten Aufenthalt in ihrer Wüſte zu geſtatten. Dieſer aber hielt ſich für ebenſo befugt, über die Mönche ſeiner Diözeſe zu entſcheiden wie Chryſoſtomus, blieb bei ſeinem Ausſpruch und unterſagte die Heimkehr. Troſtlos wendeten ſich die alten Fanatiker an die Auguſta, baten, weinten, flehten; geberdeten ſich, als ob ſie nur in der Wüſte leben und beten könnten; beteuerten, der reine katholiſche Glaube ſei auch ihr Glaube — und machten der Auguſta den Kopf ſo warm, daß ſie an Theophilus ſchrieb: wenn er die langen Brüder häretiſcher Meinungen beſchuldige, ſo müſſe es mit ſeiner eigenen Rechtgläubigkeit wohl nicht ganz gut ſtehen. Er möge ablaſſen von ſeiner Verfolgungsſucht, die ganz Ägypten in Aufregung verſetze, oder gewärtig ſein, daß man ihn in Konſtantiopel zur Rechenſchaft ziehen werde."

„Es iſt unbegreiflich, welchen Einfluß Chryſoſtomus auf die Auguſta hat!" rief Eugraphia. „Er und kein anderer hat ihr dies Schreiben eingegeben! Was er rechtgläubig nennt, iſt für ſie rechtgläubig!"

„Viele Klagen über des Patriarchen Theophilus Gewalt, Geiz und Verfolgungsſucht, waren von allen Seiten aus Ägypten bei der Auguſta eingelaufen," erwiderte Florus und ſein heimtückiſches Auge leuchtete auf. „Wir leben in einer eigentümlichen Zeit, Erlauchteſte! Wir haben lauter heilige Biſchöfe . . . aber ſie leben unter einander in Zwiſt und Zerwürfnis . . . und manche Prieſter und Laien führen bittere Klagen über die Oberhirten. Die Auguſta mochte wohl wiſſen, daß der Patriarch von Alexandrien auch zu dieſen eigentümlich heiligen Biſchöfen gehöre. Genug, ſie ſchrieb ihm ernſt, ja ſtreng. Er aber antwortete nicht und änderte auch ſein Verfahren nicht.“

„Es ziemt uns nicht, das Verfahren des ehrwürdigen Patriarchen von Alexandrien zu rügen,“ ſagte Eugraphia kalt. „Wir kennen nicht ſeine Beweggründe . . . aber jedermann weiß, wie glühend er den Polytheismus haßt und die Ausrottung des Götzendienſtes betreibt. Dabei können leicht einige Ausſchreitungen und Übertreibungen vorkommen, die man ihm nicht zur Laſt legen darf.“

Florus neigte zuſtimmend ſein Haupt und ſagte:

„Als die Biſchöfe Joniens ihre Klagſchrift gegen den Patriarchen von Konſtantinopel einreichten, führten mich beſondere Angelegenheiten nach Alexandrien. Ich nahm Anlaß, dem ehrwürdigen Theophilus die hieſigen traurigen Verhältniſſe, die Unzufriedenheit der Biſchöfe, der Kleriker, des Hofes mit Chryſoſtomus zu ſchildern, und welche Wohltat es ſein würde, wenn ein Konzil ſeine Eigenmächtigkeit, ſeinen Starrſinn, ſeine Härte, ſeine Neuerungen in der Disziplin, prüfen und verurteilen wolle. Es fehle uns hier aber der gewichtige Mann, der ihm furchtlos und mit vollem Anſehen entgegen treten könne. Der ehrwürdige Theophilus antwortete: ſo lange die Auguſta dem Patriarchen Chryſoſtomus blind ergeben ſei und ihn bei jeder Gelegenheit ſtütze und bevorzuge, würde ſich nie jemand finden, um die undankbare Rolle eines Gegners zu übernehmen, denn man wiſſe ja vorher, daß man ſich die Feindſchaft der Kaiſerin zuziehe. Im Vertrauen auf Deine hochherzige Geſinnung, Erlauchteſte, antwortete ich dem Patriarchen: Unparteiiſche und überlegene Geiſter, aus der nächſten Umgebung der Auguſta bemühten ſich unabläſſig, ihr ein richtiges Maß der Würdigung des Patriarchen von Konſtantinopel beizubringen; — und er ſelbſt nehme ſowohl in ſeinen Predigten als in Privatgeſprächen einen ſo übermütigen Ton gegen und über die Kaiſerin an, mache ihr ſo häufige und heftige Vorwürfe, daß ſie ſich unmöglich einer ſo drückenden Vormundſchaft noch lange unterwerfen könne; denn die Beherrſcherin des oſtrömiſchen Reiches, die für ihre Handlungen keiner andern Richtſchnur und Schranke ſich unterwerfe, als der ihrer Einſicht, ſei nicht von dem Stoff, aus dem der Patriarch geiſtliche Sklavinnen mache. Da erwiderte der ehrwürdige Theophilus: „Wohlan, mein Sohn! ſobald dieſe Stunde ſchlägt, bin ich bereit, zu kommen. Die Auguſta hat mich aufgefordert, meine Rechtgläubigkeit in Konſtantinopel zu beweiſen, Jch werde kommen und die Rechtgläubigkeit eines andern prüfen.“ — — Dies, Erlauchteſte, iſt das Ergebnis meiner Reiſe nach Alexandrien.“

„Und ein vortreffliches!“ rief Eugenius. „Jetzt endlich kommt die Sache in Fluß.“

„Es verſteht ſich,“ fuhr Florus mit großer Ehrerbietung fort, „daß Dir, Erlauchteſte, die Hauptſache zu bewirken übrig bleibt: die Kaiſerin muß das Konzil zuſammen berufen, welches die abgeſetzten Biſchöfe begehren.“

„Freilich iſt das ganz notwendig . . . mit Freuden erkenne ich es an,“ erwiderte Eugraphia nicht minder heimtückiſch als Florus. „Der fromme Patriarch Chryſoſtomus könnte möglicherweiſe in ſeinem heiligen Eifer nach vielen Seiten hin zu weit gegangen ſein: er entſetzt ſeine Suffraganbiſchöfe — er beſchützt häretiſche egyptiſche Mönche — er mißhandelt ſeine Kleriker: das alles darf die kaiſerliche Majeſtät, deren erhabenſtes Attribut die Gerechtigkeit iſt, nicht ſo fortdauern laſſen. Bei der ungewöhnlichen geiſtigen Lebhaftigkeit der Kaiſerin, nimmt ihr Charakter freilich etwas zu viel von dieſer Beweglichkeit an . . . man iſt nie ſicher, ob ſie die Sache durchführen werde, die ſie angefangen hat. Aber der Verſuch muß gemacht werden. Fanatismus untergräbt das Chriſtentum . . . macht es verhaßt. Man muß den Fanatikern entgegentreten, gleichviel auf welcher Stufe der menſchlichen Geſellſchaft ſie ſich beſinden. Und je höher ſie ſtehen, um deſto entſchiedener! Ein paar armſelige egyptiſche Mönche, und wenn das Volk ſie auch tauſendmal als Heilige verehrt, ſind bei Weitem nicht ſo gefährlich als ein Patriarch, der ſie beſchützt."

„Und in alles miſcht er ſich ein, dieſer fromme Chryſoſtomus!" rief Eugenius. „Wie empörend fand man es vor einigen Jahren, daß Eutrop die erlauchte Olympia unter Vormundſchaft ſtellte."

„Mit Recht!" unterbrach ihn Eugraphia zürnend. „An einer Frau unſeres Standes ließ der elende Sklav ſeinen Übermut aus!"

„Ganz wohl! ich bin fern davon, es zu billigen," ſagte Eugenius ruhig. „Aber hat ſie es denn jetzt beſſer, dieſe Frau unſeres Standes? — Der Patriarch ſchreibt ihr vor, wem und wie ſie ihre Almoſen ſpenden ſoll. Sie war ja von verſchwenderiſcher Großmut! . . . aber das hat aufgehört. Sie zieht Erkundigungen ein über die Leute, die ihre Hilfe in Anſpruch nehmen, und über die Weiſe, in welcher ihre Unterſtützungsgelder verwendet werden; und mißfällt ihr das: ſo gibt ſie nichts mehr."

„Dies iſt das erſte Zeichen von Vernunft, das ich in der Handlungsweiſe der edlen Olympia wahrnehme," ſagte Eugraphia kalt lächelnd. „Iſt es in der Tat dem Einfluß des Patriarchen zuzuſchreiben, ſo hat ſie Urſache ihm ſehr dankbar zu ſein."

„Man nimmt es allgemein an," ſagte Florus. „denn es hieß ſonſt immer, es ſei der erlauchten Olympia unmöglich, ein Bittgeſuch abzuſchlagen, beſonders dann, wenn man ſie im Namen Jeſu, oder um Chriſti Wunden willen anſpreche. Das iſt nun ganz vorbei! ich weiß jemand, der mit einer ſolchen Redensart um Unterſtützung bat. Sie antwortete: „Mißbrauche nicht den heiligen Namen für unheilige Werke" — und gab ihm nichts."

„Hatte ſie es getroffen?" fragte Eugraphia ſchadenfroh.

„Ich glaube . . . ja! aber man ſieht daraus, wie viel Kundſchafter ſie haben muß, die ſie wiederum nur durch den Patriarchen haben kann — da es ſeine Leidenſchaft iſt, ſich um alles und jedes zu kümmern. Viele Leute, für welche Olympia eine unerſchöpfliche Hilfsquelle war, ſind jetzt bittere Feinde des Patriarchen, der dieſe Ströme Goldes in andere Kanäle leitet."

„Alſo hat er auch Feinde im Volk?" fragte Eugraphia.

„O ſehr viele . . . unter dem verkommenen Teil des Volkes," entgegnete Eugenius unbefangen.

Florus preßte ſeine ſchmalen Lippen zuſammen, um ſeinen Unwillen über die unbeſonnene Aeußerung zu unterdrücken und ſagte dann:

„Dir iſt bekannt, Erlauchteſte, mit welchem unbändigen Eifer der fromme Patriarch gegen alle

Schauſpiele ſich ausſpricht, mögen ſie auf der Bühne oder im Zirkus aufgeführt werden. Er ſieht in ihnen den Grund von ſittlicher Schlaffheit, geiſtigem Stumpfſinn, Entartung des Geſchmacks, von Gleichgültigkeit gegen die wahren, die höheren Intereſſen; — die Veranlaſſung zu Trägheit, ſinnlicher Zügelloſigkeit und ich weiß nicht was alles! — Unaufhörlich predigt er dagegen und macht ſich dem Volk unerträglich, das nun einmal mit Leidenſchaft an den circenſiſchen Spielen hängt und über dem Zirkus zuweilen den Kirchenbeſuch verſäumt. Anſtatt nun mit dieſer unſchuldigen, ja ſo recht kindlichen Schwäche Nachſicht zu haben, wird er nicht müde, ſie als Sünde und Laſter darzuſtellen und mit tauſend Höllenſtrafen zu bedrohen."

„Ohne Zweifel beſuchſt Du fleißig die Predigten in der Sophienkirche?" fragte Eugraphia ſpöttiſch.

„Doch nicht, Erlauchteſte," erwiderte Florus kalt; — „wer eine Predigt des goldenen Mundes gehört hat, kennt ſie alle — umſomehr, als er zwanzig und dreißigmal über ein und dasſelbe Thema reden kann."

„Welch eine Gabe der Rede und der Betrachtung muß der Patriarch haben, um zwanzig Predigten über das Verderbliche der circenſiſchen Spiele zu halten!" rief Eugenius. „Nicht eine brächte ich zuſammen . . . ich!"

„Sehr natürlich, da Du von dieſem verderblichen Einfluß nicht überzeugt biſt," erwiderte Florus.

„O wie wahr iſt das!" rief Eugenius vergnügt.

„Nur aus der Tiefe der Ueberzeugung ſtrömt die Fülle der Gedanken," ſagte Eugraphia. „Ich hoffe, Eugenius überraſcht uns dereinſt noch mit recht gediegenen, wenn auch nicht ſo wortreichen Predigten."

„Während er darüber nachdachte, ob er ſich wohl je zu einer ſolchen Tat erſchwingen werde, und gar keine Luſt verſpürte, ein ſolches Wagnis zu unternehmen, ſetzte Eugraphia ihr Geſpräch mit Florus fort und ging die Namen der Biſchöfe durch, die als Anhänger oder als Gegner des Patriarchen bekannt waren. Das Ergebnis dieſer Muſterung ſtellte heraus, daß Theophilus eine bedeutende Anzahl von Biſchöfen aus dem Patriarchat von Alexandrien nach Konſtantinopel mitnehmen müſſe, wenn die Widerſacher den Anhängern der Zahl nach gleichkommen ſollten.

noch andern ähnlichen allem comfort der Cultur widerſtrebenden Gebräuchen geſchehen, und darüber müſſen wir uns freuen, nicht lamentiren. Das muß ein kurioſer Kauz ſein .... Dein Cooper.“

„Es gehen nicht blos rohe Gebräuche dabei zu Grunde, ſondern auch Adel und Freiheit der Geſinnung, Kraft des Characters, Stärke und Ausdauer des Willens.“ .... — —

„Larifari! Unſinn, Unſinn und nochmals Unſinn! Nimms nicht übel, meine Mieze, aber das verſtehſt Du nicht! Glaube Du mir: die Menſchen ſind ſehr gut ſo wie ſie ſind. Seine Fehler hat Jeder und ſeine Vorzüge auch. Neun ehrliche brave Männer und der zehnte zur Abwechslung mal ein Schurke: ſo iſt das Verhältniß — das beſte das man wünſchen kann. Laß Dir nur keine Grillen von dieſem Amerikaner in den Kopf ſetzen! die Welt iſt gut wie ſie der Herrgott gehen läßt.“

Dieſer robuſte Optimismus bewirkte bei Elsleben eine unzerſtörbar gute Laune und eine muntre praktiſche Thätigkeit — vortrefliche Eigenſchaften bei einem Ehegatten, die lange nicht genug von den Frauen gewürdigt werden, weil ihnen allerdings daneben dasjenige geſchehen kann, was auch dem armen Friedrich geſchah. Er begann nämlich die Vorleſung, und verfiel dabei in ein ſo übermäßiges

Prismafarben.

Ohne ihren geheimen Rat von Damen zu befragen, hatte Eudoxia mit dem Kaiſer allein ihren Entſchluß gefaßt. Mehr und mehr wollte ſie Selbſtherrſcherin, Alleinherrſcherin ſein, nur ihrer Einſicht folgen, nur ihre Anſicht durchſetzen — und das gelang ihr am beſten, wenn ſie nur mit dem Kaiſer die Angelegenheiten beſprach, da ihre Meinung die ſeine beſtimmte. Die ſtolze Marſa bemerkte nur zu gut, wie bei Eudoxia die Kaiſerin hervor- und die Pflegetochter zurücktrat. Sie ſuchte deshalb durch unbegrenzte Schmeichelei der Kaiſerin angenehm zu bleiben, und da die übrigen Damen in ihren Ton einſtimmten, weil ſie vorausſetzten, daß Marſa am beſten wiſſen werde, was der Auguſta gefalle: ſo nahm Eudoxia nach und nach die Stellung eines angebeteten Götterbildes ein, das zwar nicht im Tempel, ſondern auf dem Thron ſtand, und von ewigen Weihrauchwolken umwogt wurde.

Amantius und Gunild waren die einzigen, die nicht in dieſen Idolenkultus verfielen und die einzigen, von denen Eudoxia ihn auch nicht begehrte. Beide ſahen mit Kummer den gefährlichen Weg, den dieſer ſtolze Geiſt einſchlug; aber aus verſchiedenen Gründen. Amantius betrübte ſich Eudoxia's wegen, die ihre glänzende Begabung zu ihrem eigenen und zu vieler Verderben anwendete. Gunild war traurig, weil ſie fühlte, wie ſich ihr Herz mehr und mehr von Eudoxia zurückzog; — und wenn es dereinſt der Auguſta ganz entfremdet ſein würde . . . was dann? wen ſollte ſie dann lieben? dann verehren? — Gunild ſuchte mehr als ſonſt mit Amantius in Berührung zu kommen. Sie konnte ſich des Vertrauens zu ihm . . . zu ihm allein am Hof — durchaus nicht erwehren, obſchon ſie wußte, daß es ſein lebhafter Wunſch ſei, ſie vom Arianismus zu bekehren, und obſchon ſie entſchloſſen war, ſich nicht bekehren zu laſſen. Aber ihr gerader Sinn ſuchte einen Punkt, wo er Aufrichtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit fände — und auf dem Punkt ſtand Amantius.

Eudoxia ſah dies gern. Sie hoffte, Amantius werde endlich doch einen entſcheidenden Einfluß auf Gunild gewinnen; — und ſie ſprach dieſe Hoffnung gegen ihn aus.

„Du mußt ſie nur nicht durch allzu hochfliegende Anſichten und Äußerungen zurückſcheuchen," ſetzte ſie hinzu.

„Nicht zurückgeſcheucht vom hohen Flug ſondern angezogen wird ſie — ſollt' ich meinen," entgegnete Amantius.

„Ja," ſagte die Kaiſerin lächelnd, „es darf nur nicht katholiſch ſein, nur nicht auf katholiſchen Prinzipien beruhen. Der traurige Widerſpruchsgeiſt macht das Mädchen ſehr unglücklich. Ihre Seele jammert nach dem wahren Glauben . . . und ihr Eigenſinn ſetzt ſich gegen ihn zur Wehr. Ich bitte Dich, komm' ihr mit Nachſicht entgegen und behandele ſie mit Langmut. Trotz ſeiner Verräterei, die er hinreichend mit dem Tode gebüßt hat, werd' ich Gunilden gegenüber nie vergeſſen, daß ihr Vater zweimal den erhabenſten Kaiſer Arcadius von demütigender Günſtlingsherrſchaft befreite."

„Du biſt hochherzig, o Auguſta," ſagte Amantius.

So wenig bin ich daran gewöhnt, eine beifällige Aeußerung von Dir zu hören, daß mir dieſe wie ein glänzendes Lob erſcheint," ſagte Eudoxia freundlich.

„Die Auguſta weiß, daß ich mir ein ſolches nie erlauben würde," erwiderte Amantius ehrerbietig. „Gleichgeſtellte dürfen einander Lob ſpenden und der Hochgeſtellte darf es dem Untergebenen erteilen; — aber umgekehrt — wird es leicht zur Schmeichelei."

„Und doch iſt eben das Umgekehrte im Gebrauch."

„O Herrin, die Welt hat viel Verkehrtes!“ ſagte Amantius gelaſſen.

„Ich gebe es zu. Allein die unvollkommene menſchliche Natur begehrt allerhand Verkehrtes und vermißt es mit Unbehagen.“

„Sollte das nicht eine Mahnung zum Streben nach Vollkommenheit ſein? iſt die menſchliche, in der Gnade wiedergeborene Natur nicht zu edel, um in jener Sphäre zu verbleiben, wo man Verkehrtes mit Unbehagen vermißt?“

„Sieh, zu welcher hohen Sphäre Du aufſliegſt!“ ſagte Eudoxia. „Nimm Gunild mit hinauf. Es ſoll mich freuen, wenn es Dir gelingt.“

Den Doppelgeiſt, den Eudoxia bei Gunild beklagte, nahm ſie in ſich ſelbſt nicht wahr. —

Als Eugraphia nach vielen leiſen Vorfragen die Frage nach der Einberufung eines Konzils anklingen ließ, war ſie nicht wenig überraſcht zu hören, daß der Kaiſer es bereits genehmigt habe.

„Wie groß wird die Freude des ehrwürdigen Patriarchen von Alexandrien ſein!“ rief ſie. „Er fühlte ſich namenlos gedrückt, weil das Licht Deiner Gnade für ihn erloſchen ſchien, ſeitdem im vorigen Jahr jene egyptiſchen Mönche, die langen Brüder, hier erſchienen . . . —“

„Hab' ich ihn beleidigt?“ unterbrach Eudoxia lebhaft.

„Nur tief betrübt,“ erhabenſte Kaiſerin.“

„Er wird alſo die Einladung nicht ablehnen?'

Er wird ſie mit Freuden annehmen, da ſie ihm die erſehnte Veranlaſſung bietet, ſich vor Dir über verſchiedene Beſchuldigungen zu rechtfertigen.“

„Ich könnte Dir antworten, daß ihm dieſe Rechtfertigung bisher nicht ſehr am Herzen lag; denn ich forderte ihn vor einem Jahr auf, am Hoflager zu erſcheinen und er kam nicht!“ ſagte Eudoxia kalt.

„Wolle bedenken . . . die Laſt ſeiner Geſchäfte . . . —“

„Ich will das ruhen laſſen,“ ſagte Eudoxia; „vielleicht ſchrieb ich ihm etwas ernſt.“

„So ernſt, daß Deine Ungnade ihn erſchreckte, erhabene Kaiſerin.“

„Tat ich ihm Unrecht, ſo will ich es gut machen und ihm eigenhändig eine freundliche Einladung ſchreiben; — was meinſt Du, Eugraphia?“

Das wird ihn unausſprechlich beglücken und ihm den Standpunkt anweiſen, den er hier einzunehmen hat, . . . wenn Du ihm darüber einige Andeutungen machen wollteſt o herrliche Kaiſerin.“

„Ich geſtehe Dir, Eugraphia, daß nicht weniger als ſiebzig Klagepunkte gegen den ehrwürdigen Theophilus vorliegen. Er muß alſo auf ſeine

Rechtfertigung ſinnen und ſich vor allem mit den egyptiſchen Mönchen ausſöhnen, wenn er nicht das ganze fromme Volk von Konſtantinopel wider ſich aufbringen will.“

„Iſt es möglich? . . . hängt das Volk ſo ſehr an dieſen langen Brüdern?“

„Die langen Brüder ſind nur die Wortführer der Schar. Etwa fünfzig Greiſe begleiten ſie, alle mit weißem Haar, mit verwitterten Zügen, barfuß, in dürftiger Tracht der Einſiedler, das Bild der ſtrengſten Abtötung. In einem Nebengebäude der Anaſtaſienkirche hat der Patriarch Chryſoſtomus ihnen Wohnung angewieſen und die Sorge für ihren Unterhalt der Diakoniſſin Olympia übertragen, die keine großen Unkoſten davon haben wird, denn die guten Einſiedler nehmen nichts zu ſich, als grüne Kräuter oder Bohnen, die in Waſſer aufgeweicht werden. Auch ſind ſie ununterbrochen fleißig mit Flechten von Strohmatten beſchäftigt, die ihnen das Volk mit wahrer Leidenſchaft abkauft und ſich dabei ihrem Gebet empfiehlt. Sie machen einen großen Eindruck von Frömmigkeit. Als ich die Kirche beſuchte, als die Greiſe in der Sakriſtei mir zu Füßen fielen und beteuerten, ſie wären ſich keines frevelhaften Irrglaubens bewußt, war es mir unmöglich, ſie nicht um ihren Segen — und um ihr Gebet für den Kaiſer, für meine Kinder und das Reich zu bitten.“

„Deine Frömmigkeit und Dein Gebet, erhabenſte Auguſta, wird Gottes Segen auf alles herabziehen, was Dir angehört und mit Dir in Verbindung ſteht!“ rief Eugraphia. „Das gibt mir Mut zu hoffen, daß die traurigen Verhältniſſe, welche der Patriarch von Konſtantinopel ſo unvorſichtig hervorgerufen hat, ihre Beilegung finden werden.“

„Dies iſt eben ja der Hauptzweck des Konzils. Die Klagen über den Patriarchen von Alexandrien treten nur ſo lange in den Vordergrund, bis wir den klugen, gewandten und energiſchen Mann hier haben.“

Nach dieſem Geſpräch mit der Kaiſerin ſah Eugraphia frohlockend ihre kühnſten Wünſche im Geiſt erfüllt: Theophilus auf dem Patriarchenſtuhl von Konſtantinopel, Eugenius auf einem Biſchofſitz in Thracien oder Jonien; Chryſoſtomus aber in irgend einem Kloſter zu Antiochien.

Mit dem Schiff, welches das Schreiben der Kaiſerin nach Alexandrien brachte, ſchickte Eugraphia den ränkevollen Florus hinüber, damit er ausführlicher und ſicherer, als ſie es in einem Brief zu tun wagte, den Theophilus vom Stand der Dinge unterrichte. Ehe er abreiſte, ſagte ſie ihm:

„Da Du mein volles Vertrauen beſitzeſt, muß ich Dir einen Gedanken mitteilen, den Du vielleicht durch einen zuverläſſigen Freund ausführen laſſen könnteſt. Es dürfte bei dem bevorſtehenden Konzil von Wichtigkeit ſein, genaue Kunde über die Vergangenheit des Patriarchen Chryſoſtomus zu haben. Er iſt aus Antiochien, er hat fünfzig Jahr dort gelebt, als Rechtsanwalt erſt, dann als Prieſter. Es wird alſo ſehr leicht ſein, das Leben zu durchforſchen, das er dort geführt hat. Nur muß es mit Vorſicht geſchehen.“

„Ich kenne jemand, der ſich ganz für dieſen Auftrag eignet, erlauchte Eugraphia,“ erwiderte Florus ſehr erfreut.

„Und wer iſt dieſer Vertrauensmann?“ fragte ſie. „Er braucht nicht zu wiſſen, wer ſeine Reiſe nach Antiochien in's Werk ſetzt; aber ich muß wiſſen, wer er iſt, um ihn ohne daß er es ahnt, überwachen zu laſſen.“

„Kluge Vorſicht kann nie ſchaden, Erlauchteſte. Wäre mir Dein Hochſinn nicht bekannt, ſo würde ich vielleicht zögern, Dir den Mann zu nennen. Jetzt tue ich es dreiſt: es iſt der ſyriſche Mönch Iſaak, ein Unglücklicher, der in unerfahrener jugendlicher Schwärmerei den Kloſterberuf zu beſitzen glaubte, vielleicht auch ihn beſitzt, aber nicht dasjenige Kloſter finden kann, deſſen Disziplin der Ungebundenheit ſeines Geiſtes zuſagt, und das er auf ſeinen immerwährenden Reiſen ſucht.“

„Ich habe kein Vertrauen zu dieſen umherſchweifenden Mönchen. Es ſind gewöhnlich untaugliche, gewiſſenloſe Subjekte . . . und unwillkürlich ſpürt man einen moraliſchen Widerwillen gegen einen entſprungenen Kloſterbruder.“

„Fern von mir, den Iſaak rechtfertigen oder Dir aufdringen zu wollen, Erlauchteſte! er iſt nur der einzige, dem ich Deinen Auftrag anvertrauen möchte, da er ungemein rührig iſt, und das zu finden verſteht, was er ſucht.“

„Nur nicht ein ihm zuſagendes Kloſter!“ rief Eugraphia lachend.

„Ausnahmen gibt es immer, Erlauchteſte! Ueberdas hätte er vielleicht hier dies Kloſter gefunden, wenn nicht der ehrwürdige Chryſoſtomus ihn kurz und rauh abgewieſen und ihm erklärt hätte, er müſſe in ſein heimiſches Kloſter zurückkehren — und ihm dazu das nötige Reiſegeld gab. Dies despotiſche Verfahren empörte den guten Iſaak. Er blieb hier, um dem Patriarchen zu beweiſen, daß er nicht unter deſſen Botmäßigkeit ſtehe . . . —“

„Und lebte von dem Reiſegelde . . . nicht wahr?“ warf Eugraphia ein.

„Anfangs ja! dann aber nahm ſich der vortreffliche Eugenius ſeiner an, beſonders ſeitdem die Diakoniſſin Olympia den Armen ſo ſchnöde abwies,“ entgegnete Florus.

„Ah! war das Iſaak!“ rief Eugraphia. „Genug! aus allem was Du ſagſt geht dieſer Mönch als ein verächtliches Subjekt hervor, das aber für dieſen beſonderen Zweck tauglich ſein wird, denn ich werde ihn reichlich bezahlen. Triff alſo die nötige Anordnung mit ihm — und dann reiſet mit Gott, Du nach Alexandrien und er nach Antiochien, denn aus allen Weltgegenden müſſen wir Hilfstruppen werben gegen den Geiſt des Fanatismus, der uns hier zu erſticken droht.“ —

Derjenige, gegen den all dieſe Intriguen und Beſchuldigungen gerichtet waren, ging unbeirrt auf dem Pfade fort, den er ſich als ein Nachfolger des Guten Hirten vorgezeichnet hatte. All der Haß, all die Erbitterung berührte ihn gar nicht, — viel weniger kränkte ſie ihn. Wenn ſein treuer Diakon Serapion zuweilen ſeine Betrübnis über ſo viel Feindſeligkeit äußerte, ſagte der Patriarch mild:

„Sie gilt nicht eigentlich mir, ſondern dem Wahngebilde, das man ſich von mir macht.“

„Aber ſie trifft doch Deine Heiligkeit,“ entgegnete der Diakon ſchmerzlich.

„Vielleicht gibt Gott mir die Gnade, ſie mit der Zeit zu überwinden, mein Sohn. In den furchtbaren Stürmen, welche die Welt durchbrauſen, verlieren gar manche Menſchen die chriſtlichen Grundſätze, auf denen ſie fußen und nach denen ſie handeln ſollen. Sie ſchwanken hin und her im Sturm, greifen betäubt bald nach dieſem und

Gähnen, daß das zehnte Wort davon erſtickt wurde. Endlich rief er ſelbſt ganz ungeduldig:

„Der verdammte Krampf im Kehlkopf! ſeit meiner frühſten Kindheit leide ich daran. Schon beim ABC mußte ich gähnen. Lies Du mir vor, Miezchen, dann profitire ich von Deiner guten Ausſprache.“

Aurora las. Friedrich drückte ſich bequem in die Sophaecke und dachte an die junge Stute, die zum erſten Mal fohlen ſollte. Nach einer Viertelſtunde ſprang er auf und ſagte:

„Ich muß mich nach der Fly umſehen, aber laß Dich nicht ſtören und lies nur für Dich weiter. Wenn die Geſchichte kommt bin ich wieder da.“

„Dies iſt die Geſchichte vom Mohican, lieber Friedrich,“ ſagte Aurora ein wenig erſtaunt.

„Ich weiß wol! erwiderte er; aber hier paſſirt ja noch nichts. Ich nenne das die Geſchichte wenn etwas paſſirt. Adieu, Mieze!“

Fort war er. Sie ſchlug das Buch ſanft zu, und von engliſcher Lektüre war nie mehr die Rede.

Von ſanftem Character und in Gewohnheit der Pflichterfüllung erzogen, fiel es Auroren nicht ein ihrem Manne Vorwürfe, ja nicht einmal Vorſtellungen zu machen. Er verſteht mich ja doch nicht! ſeufzte ſie nur. Sie ward auch nicht gleichgültiger bald nach jenem Halt, ſchmiegen und fügen ſich in die Umſtände, und meinen, daß wir, denen der Herr die Leitung ſeiner Kirche anvertraut hat, dasſelbe tun müſſen. Iſt man einmal von den Prinzipien des Chriſtentums abgewichen, ſo geraten die Geiſter in eine unabſehbare Verwirrung, der Gott allein, zur Zeit die Er weiß und durch die Werkzeuge die Er kennt, Einhalt tun und ſie zur richtigen Einſicht zurückführen kann. Wir müſſen arbeiten, mein Sohn, wie es treuen Dienern eines unausſprechlich gütigen und großen Herrn geziemt — und allen Segen von Ihm erwarten, da wir durch uns ſelbſt ja nur unnütze Knechte ſind.“

So dachte Chryſoſtomus und wie er dachte — redete, lehrte und handelte er auch; ganz einfach, ganz ruhig, ganz unerſchütterlich.

„Du biſt zu heilig für unſere ſündige Welt, ehrwürdiger Vater!“ rief Serapion. „Um ſich zu rechtfertigen, ſucht ſie aus Deiner Heiligkeit — Verbrechen zu machen und . . . darf ich es ſagen? zuweilen ſcheint mir, Du könnteſt ein wenig von Deiner Höhe Dich herablaſſen.“

„Und wann, mein Sohn?“ fragte Chryſoſtomus freundlich.

„Wenn Du etwa zuweilen bei den Feſtmahlen der großen Herren erſcheinen wollteſt, z. B. bei Optatus, dem Präfekten von Konſtantinopel. Oder wenn Du Dir zuweilen koſtbares Hausgerät, Fußteppiche, feine Kleiderſtoffe anſchaffen wollteſt. Die Vornehmen klagen über Deinen ungeſelligen Stolz und die Kaufleute klagen über Deine Kargheit. Wäre es nicht gut, ſie zu beſchwichtigen?

„Wenn die Armen, die Gefangenen, die Kranken, die hülfloſen Witwen und Waiſen über meine Kargheit klagen, dann will ich mich gern beſſern, guter Serapion,“ ſagte lächelnd der Patriarch. „Die Kaufleute laſſ' nur klagen; — ſie mögen ihren Vorteil bei Leuten ſuchen, denen nicht die Fürſorge für die leidenden Glieder des myſtiſchen Leibes Jeſu obliegt. Und die vornehmen Herren werden im Grunde recht froh ſein, daß ich nicht bei ihren Feſten erſcheine, denn weder mein Kleid noch mein Stand paßt dahin. Erinnere Dich, was der große Gregor von Nazianz über dieſe Gelage ſchreibt; Chryſoſtomus nahm eine Buchrolle und las: „Hohe, ſchwellende Polſter ſind uns nicht behaglich genug; es müſſen prächtige ſeidene „Decken über ſie ausgebreitet werden, damit wir „uns nur ja recht weichlich zur Mahlzeit lagern. „Der Fußboden muß, ſtatt des Teppichs, mit einer „friſchen Moſaikarbeit von den ſeltenſten Blumen „künſtlich belegt — und der Tiſch mit den zarteſten, koſtbarſten wohlriechenden Eſſenzen beſprengt werden, damit wir deſto mehr in's andere Geſchlecht ausarten. Knaben in den ſchönſten Feſtgewändern, mit fliegendem gekräuſelten „Haar und anderem weibiſchen Schmuck, müſſen

„in einer Reihe ſtehen und uns mit breiten luftigen „Fächern Kühlung zuwehen oder uns zierlich mit „den Fingerſpitzen die Becher darbieten, während „Köche und Zuckerbäcker wetteifern, uns mit ihren „leckern Künſten faſt zu erſticken und die Tafel mit „Speiſen zu beſetzen, welche Erde, Luft und Waſſer „uns liefern.“ So war es vor vierundzwanzig Jahren in Konſtantinopel“ ſetzte Chryſoſtomus hinzu, — „und ſo iſt es jetzt. Ziemt es der prieſterlichen Würde bei ſolchen Gelagen zu erſcheinen? . . . Und wenn ich wirklich erſchiene, ſo würde man auch dann wieder etwas zu tadeln haben . . . mein ſchlichtes Kleid . . . die Mäßigkeit, an die ich mich in meinem früheren Einſiedlerleben gewöhnte. Wollte ich aber in allen dieſen Punkten nachgiebig ſein, um den Weltleuten zu gefallen — wohin käme ich dann, mein Sohn?“

„Du haſt immer Recht, heiliger Vater,“ ſagte Serapion traurig lächelnd. „Aber derſelbe Weltgeiſt, der den großen Gregor hinweg vom Patriarchenſitz zu Konſtantinopel nach ſeiner Vaterſtadt Nazianz trieb, ſammelt jetzt auch ſeine Heerſcharen gegen Dich.“

„Und wenn er mich nach meiner Heimat triebe . . . was wäre es weiter, als daß die ewige Weisheit ihre wunderbaren, unbekannten Pläne verfolgt.“

„Aber die Kirche, mein Vater!“ rief Serapion ſchmerzlich; — „aber der heilige Glaube!“

„Du wähnſt doch hoffentlich nicht, daß die Gnaden der welterlöſenden Paſſion an mein Verbleiben auf dieſem Platz geknüpft ſein könnten?“ fragte der Patriarch. „Der Leuchter kann von dieſer oder jener Stätte hinweggerückt werden, wo es Tag war, kann Finſternis eintreten; aber dann wird in andern Regionen der heilige Glaube aufleuchten, und mehr wird die Kirche gewinnen, als ſie verlor. O mein Sohn! muß der Herr denn auch zu Dir ſprechen: Du Kleingläubiger!“

Er hatte nicht gern, daß ſeine Prieſter ihn, oder ſich untereinander von ihren Befürchtungen unterhielten. Er fand das eine unnütze Zeitverſchwendung, eine Lähmung der friſchen Tätigkeit und er hörte nicht einen Augenblick auf, das Beiſpiel einer unermüdlichen Pflichterfüllung zu geben. Er predigte, er hielt anregende Konferenzen mit ſeinem Klerus, er beſuchte die Hoſpitäler, ſogar die Kerker, um die leibliche und geiſtliche Not der Gefangenen zu lindern, er war zugänglich für jeden, der irgendwie Hilfe und Troſt begehrte, er handhabte heilſame Strenge gegen unbußfertige Sünder. beſonders gegen pflichtvergeſſene Kloſterleute beiderlei Geſchlechts — und er verfuhr mit mildeſter Schonung gegen alle, die eine aufrichtige Reue an den Tag legten. Weil er alſo ſeinem göttlichen Meiſter ſo ähnlich war, mußte ihm auch ein Anteil an deſſen Kreuz werden.

Die Begegnung.

Amantius kam eines Tages zu Gunild und bat ſie, zu der Diakoniſſin Pentadia ein junges Mädchen zu führen, das unter den Katechumenen aufgenommen zu werden wünſchte. Die Kaiſerin brauchte ihn häufig als Geheimſchreiber und nahm eben jetzt ſeine Dienſte in Anſpruch, während das junge Mädchen, ihrem böſen heidniſchen Vater entlaufen und voll Verlangen nach einem ſchützenden Unterkommen und nach chriſtlichem Unterricht war. Gunild war gern bereit das Mädchen zu geleiten; nur fragte ſie, ob es durchaus zur Diakoniſſin Pentadia gehen müſſe. Amantius verneinte es und ſetzte hinzu, die Wahl der Diakoniſſin ſtehe ihr frei.

„So werde ich die Kleine zu Olympia bringen; — denn dieſe kenne ich bereits," ſagte Gunild. „Schicke mir nur Deinen Schützling."

„Ich habe ihn ſchon Deinen Frauen übergeben, edle Gunild, da ich zu dieſem Liebeswerk Deiner Zuſtimmung im Voraus gewiß war," ſagte er.

„O könnten wir nur unſer ganzes Leben mit Liebeswerken ausfüllen — wie glücklich wären wir!" rief Gunild.

„Zürne nicht, wenn ich ſchon wieder Dir widerſpreche," verſetzte Amantius.

„Vor namenloſem Erſtaunen komme ich nicht dazu, mich zu erzürnen," antwortete ſie.

„Nicht die Erfüllung von Liebeswerken macht uns glücklich, edle Gunild, ſondern der Geiſt der Liebe, womit wir ſie verrichten. Und dieſer Geiſt ſtempelt dann die geringſte unſrer Handlungen zu einem Liebeswerk um."

„Sehr wahr!" rief ſie; — „man kann ja aus Langweile oder einmal zur Abwechſelung ein Liebeswerk verrichten, wie ich eben jetzt im Begriff bin, es zu tun — und dann zerſtreut es uns nur, ohne uns eine wahre Befriedigung zu geben."

„Du verleumdeſt Dich," ſagte er teilnehmend.

„Nein!" erwiderte Gunild tief traurig; — „in mir iſt eine Wüſte! . . . und wenn alle Ströme der Welt ſich über ſie ergießen würden . . . dennoch bliebe ſie eine Wüſte."

Amantius wollte ſie unterbrechen.

„Ich weiß, was Du ſagen willſt!" rief ſie. „Meine Schuld ſoll es ſein, daß dem ſo iſt. Kann ſein! . . . Aber ich bin treu dem Glauben meiner Väter . . . und Treue iſt auch eine Tugend."

„Gewiß! . . . am rechten Platz und in rechter Weiſe. Wenn Deine Väter ſich von Gift ernährt hätten, würdeſt Du fortfahren es ſelbſt dann zu genießen, wenn Du fühlteſt, wie Dein Körper dabei zugrunde ginge, weil es die Sitte Deiner Heimat iſt.“

„Nein! Sobald ich die Überzeugung hätte, daß dieſe Nahrung Gift ſei — gewiß nicht!“

„Was würdeſt Du in dieſem Falle denken und tun?“

„Ich würde denken, daß es mir erlaubt ſein müſſe, von der Sitte meiner Väter abzuweichen — und ich würde mich nach geſunder Nahrung umſehen.“

„Und weshalb tuſt Du nicht das für Deine unſterbliche Seele, was Du für Deinen hinfälligen Leib tun würdeſt? — Doch genug! mich ruft mein Dienſt zur Kaiſerin, während Du die arme Flora zu einer Diakoniſſin geleiten wirſt.“

Gunild ließ Flora kommen, nachdem Amantius ſie verlaſſen hatte. Es erſchien ein ganz junges, ſehr ſchönes aber bleiches und ſchüchternes Mädchen, das ganz verwirrt Gunildens herrlicher Erſcheinung gegenüber ſtand und beklommen deren Fragen beantwortete. Gunild erfuhr, daß Flora die Tochter eines Wechslers ſei, bei dem die Liebe zum Gelde jede andere Liebe erſtickt habe. Münzen — das waren ſeine Götter! auch Flora ſollte ihnen huldigen, und um ſie dahin zu bringen, wollte er die höheren Regungen ihrer Seele abſtumpfen, töten, indem er ſie zwang, an dem Kultus heidniſcher Gottheiten Teil zu nehmen, der heimlich, ſogar in Konſtantinopel noch ſtatt fand. Aber Flora ſträubte ſich dagegen. Das Chriſtentum war nun einmal in der Welt, wie eine geiſtige Luftſtrömung, deren Einfluß jedem zugut kam. Flora hatte keine Mutter mehr und die alte Sklavin ihres Vaters war von ſeiner Geſinnung; — doch durch chriſtliche Nachbarn hatte ſie von einem himmliſchen Glauben ſprechen hören, deſſen Lehren und Verheißungen ihr wunderbar lieblich erſchienen, und trotz aller Mißhandlungen die ſie von ihrem ergrimmten Vater zu leiden hatte, blieb ſie dabei ſie wolle Chriſtin werden. Nur wußte ſie nicht wie. Die gute Nachbarin riet ihr, ſich an Amantius zu wenden; der fromme Oberkämmerer, der bei der Kaiſerin und dem ganzen Hof in höchſter Achtung ſtehe, werde Flora beſchützen können. Und ſo kam ſie zu ihm, erfüllt von dem Verlangen Chriſtin zu werden.

„Und wenn Du es ſein wirſt — was dann?“ fragte Gunild.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Flora.

„Aber was wünſcheſt Du? was möchteſt Du gern?“ rief Gunild faſt ungeduldig.“

„Chriſtin werden,“ ſagte Flora ängſtlich.

„Das weiß ich, Kind, das weiß ich! Das Leben hört aber nicht auf, weil Du Chriſtin wirſt, ſondern fängt dann erſt recht eigentlich an. Was ſoll dann aus Dir werden?"

„Ich weiß nicht!" ſagte Flora; — „es iſt mir auch ganz gleichgültig! . . . Ich will nur Chriſtin werden."

„Dein Vater wird Dich verdammen und verabſcheuen, Dich verſtoßen, Dir ſeine Liebe und ſein Vermögen entziehen."

„Ja, das wird er tun," ſagte Flora weinend; „aber ich will Chriſtin werden." — —

Gunild dachte bei ſich ſelbſt, daß ſie eine ſolche innere Entſchiedenheit mit allen äußern Herrlichkeiten, die ihr zu Gebot ſtanden, erkaufen würde. Sie geſtand es ſich nicht ein; aber ſie freute ſich, eine Veranlaſſung zu haben, um Olympia aufſuchen zu können und um Vergleiche anzuſtellen, ob ſie als Diakoniſſin dieſelbe ideale Erſcheinung ſein werde, die ſie vor vier Jahren an jenem Mondſcheinabend geweſen war.

In unruhiger Spannung betrat ſie mit der ſtillen Flora Olympia's Palaſt. Sie wurde in dasjenige Gemach geführt, wo Olympia Perſonen aus der Welt zu empfangen pflegte. Sie hätte aber lieber das kleine Zimmer mit dem engen Vorhof und dem Springbrunnen wiedergeſehen. Doch als Olympia eintrat, vergaß Gunild das

Zimmer, den Palaſt, die Umgebung und alles — und ſagte nur, daß ſie einen Schützling von Amantius zuzuführen habe: dann verſank ſie in Olympia's Anblick.

Dieſe war jetzt achtundzwanzig Jahre alt, und ihr rauhes Leben, verbunden mit ihrer ſehr zarten Geſundheit, hatten die Friſche der Jugend gänzlich von ihrem Antlitz abgeſtreift. Aber der reine Glanz ihres Auges, ihr ruhiger Blick, ihr mildes Lächeln und die unbeſchreiblich anmutige Einfachheit ihres ganzen Weſens gaben ihr einen Ausdruck von Seelenfriſche, der einen viel höheren Zauber als die vergängliche Jugendblüte hatte, und der, verbunden mit ihren feinen Zügen und ihrer edeln Haltung, ſie zu einer ſehr ſchönen Frau machte. Neben den von Leidenſchaft aller Art aufgeregten — und von Eitelkeit und Gallſucht entſtellten Schönheiten, welche Gunild zu ſehen gewohnt war, machte Olympia ihr den Eindruck des Sternenhimmels über einem Feuerwerk.

Olympia hatte ſie freundlich willkommen geheißen, und dann mit der Frage, was ſie wünſche, an Flora ſich gewendet:

„O gar nichts, als Chriſtin zu werden!“ war auch jetzt deren Antwort.

„Da haſt Du recht, mein Kind!“ entgegnete Olympia. „Der Wunſch iſt allumfaſſend für Zeit und Ewigkeit. Für wen der in Erfüllung gegen ihn geſtimmt; im Gegentheil! ſie ſehnte ſich nach einer Veranlaſſung um ſich recht nach Herzensluſt mit Leib und Leben für ihn zu opfern, und dadurch in ihm das flammende, ſchwärmende Gefühl zu erregen, welches ſie Liebe nannte. Es gehörte mit zu ihren Enttäuſchungen, daß ſich in ihrem äußerſt ſchlichten Leben durchaus keine ſolche Veranlaſſung finden wollte. Alle Bedingungen zu einem häuslichen Glück waren vorhanden: Jugend, Geſundheit, Vermögen, Neigung. Es gab keine Gelegenheit zu Opfern. Das einzige welches Aurora hätte bringen können wäre das ihrer Phantome geweſen. Aber ſie nannte ſie Ideale, zu denen ſie ſich entwickeln, denen ſie nachſtreben müſſe, und hielt feſt an ihnen.

Im zweiten Jahr gebar ſie einen Sohn. Elsleben war glückſelig. Aurora hatte bei ſeinem Jubel ein gemiſchtes Gefühl von Freude und Schmerz, von Stolz und Demüthigung. Es giebt Frauen die „um ihrer ſelbſt willen“ geliebt ſein wollen; die ſchöne, auch wenn ſie häßlich — die kluge, auch wenn ſie dumm — die reiche, auch wenn ſie arm — die vornehme, auch wenn ſie gering wäre. Eine ſolche Liebe quand même gehörte, wie ſich aus ihrem Character von ſelbſt ergiebt, auch zu Aurora's Idealen, und während ſie ſich auf der einen Seite an geht, ſorge nicht weiter. Hat Gott ihm das Größte gegeben, wird Er es auch an dem Geringeren nicht fehlen laſſen."

„O Herrin! . . . wie gut biſt Du!" rief Flora und ſank in Tränen ſchwimmend vor Olympia nieder.

„Nicht ich, mein armes Kind — . . . Gott iſt gut," ſagte Olympia liebreich. „Ich behalte Dich jetzt alſo hier. Du findeſt bei mir verſchiedene junge Mädchen, die den Unterricht in der chriſtlichen Glaubenslehre und nach gehöriger Vorbereitung, die heilige Taufe zu empfangen wünſchen. Das ſind gleichgeſinnte Seelen, bei denen Du Dich hoffentlich zufrieden fühlen wirſt. Theone ſoll Dich ſogleich zu ihnen führen."

Flora war ſo bewegt, daß ſie nur ein paar Worte des Dankes gegen Gunild und Olympia ſtammeln konnte. Theone erſchien und führte ſie fort.

„Wie troſtreich iſt es, ein junges Weſen ſo erfüllt von Verlangen nach dem wahren Glauben zu ſehen, daß es ohne zu fragen, zu zweifeln, zu grübeln, geradewegs dem Ziel zugeht. Flora macht es wie jene drei weiſe, heilige Könige des Morgenlandes, denen der wunderbare Stern aufgegangen war. Flora's geheimnisvoller Stern iſt die Gnade."

Mit namenloſer innerer Freude, die ihr Antlitz verklärte, hatte Olympia dies geſagt. Gunild erwiderte mit einiger Kälte:

„Ich kann mich nicht ſo unbedingt über den guten Anfang freuen, da ich nicht weiß, ob der Fortgang ihm entſprechen werde.“

„Das weiß niemand als Gott allein,“ entgegnete Olympia; „aber einſtweilen danken wir ihm und hoffen auf ihn — und das ſtimmt uns freudig.“

„Man muß ſehr glückliche Erfahrungen im Reich der Bekehrungen gemacht haben, um immer ſo kräftig hoffen zu können,“ ſagte Gunild.

„O!“ rief Olympia, „ich hoffe auf Gott, nicht auf die Menſchen; und eben deshalb darf uns deren Gebrechlichkeit nicht zaghaft und mißtrauiſch machen.“

„Aber wir leben mit den Menſchen!“ ſagte Gunild.

„Doch gewiß auch mit Gott?“ fragte Olympia lächelnd.

„Da Du aus früher Zeit den Hof und das Hofleben kennſt, wirſt Du begreifen, daß das eine hinter dem andern zurücktritt.“

„Wie z. B. bei Amantius . . . nicht wahr?“

„Meiſtens wohl gerade umgekehrt, verſetzte lächelnd Gunild; und eben weil es die größere Zahl iſt, ſo fällt ſie mehr in's Auge und wirkt mehr auf unſere Anſicht. Das geſchieht mir.“

„Hätten jene Könige des Morgenlandes gedacht wie Du, edle Gunild, ſo wären ſie höchſtens bis nach Jeruſalem gekommen und dort geblieben, weil ſich niemand daſelbſt um denjenigen bekümmerte, den ſie in dem armen Stall von Bethlehem fanden und anbeteten. Wer die Wege zum Himmel ſucht, darf ſich nicht nach den Leuten umſchauen, die auf den Wegen der Welt laufen.“

„Iſt das nicht Hochmut?“ fragte Gunild.

„Verſteckt ſich nicht hinter dieſer Furcht vor dem Hochmut eine gewiſſe leiſe Abneigung himmliſche Wege einzuſchlagen?“ fragte Olympia zurück.

„Du ſiehſt ſcharf, ſagte Gunild lächelnd, „und ich denke . . . Du ſprichſt wahr. Weil Du aber die Wahrheit ſagſt, ſo zürne nicht, wenn ich Dich frage, ob Du glücklich biſt.“

„Was nennſt Du Glück? . . . Nennſt Du Vermögen, Anſehen, Geſundheit, Rang und Stand beſitzen — glücklich ſein?“

„Das ſind äußere Glücksgüter — aber kein Glück.“

„Nennſt Du die Verehrung und Bewunderung, welche die Welt — und auch die Edeln in ihr — hohen Tugenden und ſeltenem Geiſt und großen Talenten darbringen — Glück?“

„Das iſt Glanz — aber kein Glück.“

„Nennſt Du die trauten Freuden des Familienlebens, den lieblichen Umgang zwiſchen Ehegatten, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen gleichgeſinnten Freunden — Glück?"

„Das iſt vergängliches Glück — aber nicht das Glück. Mit dem was ich unter Glück mir denke, beſäße ich etwas, das für Zeit und Ewigkeit genügt."

„Verſtehſt Du es in dieſer Weiſe, ſo bin ich glücklich," erwiderte Olympia, und ließ mit tiefer Teilnahme ihren Blick auf Gunild ruhen.

„O Du ſeliges Weſen, daß im Beſitz eines unverlierbaren Gutes ſich weiß!" rief Gunild. „Das unverlierbare Gut muß das wahre, das ewige Gut ſein und uns ewig glücklich machen. O wie würde ich Dich beneiden . . . wenn ich nicht die viel ſtärkere Neigung hätte, Dich zu lieben . . . und um ſo mehr zu lieben, als ich darin recht viel verſäumt habe. Es mißfiel mir nämlich, daß Du Diakoniſſin geworden warſt. Fandeſt Du aber auf dem Wege das Glück . . . o, dann biſt Du ein Liebling Gottes und den will ich lieben."

„Es iſt ſicherer, Gott zu lieben, als ſeine Lieblinge," ſagte Olympia mild, um dieſen Sturm des Gefühles zu beruhigen. Dann erhob ſie ſich von ihrem Sitz.

„Wie? Du verläßt mich!" rief Gunild überraſcht.

„Mich rufen meine Pflichten," erwiderte Olympia.

„Und haſt Du nie Zeit zum traulichen Geſpräch mit Deinen Freunden und mit Seelen, denen Du wohl tuſt?"

„Doch, zuweilen! aber nie ſehr lange."

„Das ſcheint mir ein ſehr großes Opfer zu ſein!"

„Meinſt Du, man könne das höchſte Gut gewinnen, ohne diejenigen Opfer zu bringen, die der menſchlichen Natur ſchwer fallen — ſo irrſt Du. Das höchſte Gut iſt ein Gnadengut. Es weilt nicht im Herzen, das ſich an natürliche Freuden zerſplittert. Wer einen koſtbaren Diamant beſitzt, bewahrt ihn in einem beſondern feinen Käſtchen und nicht zwiſchen allerhand Hausgerät auf."

„Ich werde zu Dir kommen als Bettlerin . . . dann bin ich ſicher, täglich bei Dir Gehör zu finden," ſagte Gunild anmutig.

Sie trennte ſich von Olympia mit einem Gefühl, als habe ſie einen großen Schatz gefunden, für den ſie Gott danken müſſe, und ohne ſich Rechenſchaft abzulegen, wie ſie zu dieſer Stimmung komme, befahl ſie den Sänftenträgern, ſie nach der Sophienkirche zu bringen. Zuweilen, um eine Predigt zu hören, ſeltener noch im Gefolge der Kaiſerin, nie aber, um dort zu beten, hatte ſie je die herrliche Baſilika betreten. Als Arianerin vermied ſie die katholiſchen Gotteshäuſer. Aber heute war es ihr zu tun, um eine Stätte des Gebetes. Im großen Vorhof verließ ſie die Sänfte und betrat die Baſilika. Da ſchlug ſie ihren Schleier vom Geſicht zurück und kniete leiſe dem Hochaltar zugewendet, an einer Säule nieder.

Es fehlte in der Sophienkirche zu keiner Stunde des Tages bis in den ſpäten Abend an Betenden. Zuweilen waren ſie ſehr zahlreich, zuweilen weniger. Niemand beachtete ihr Gehen und Kommen. Daher bemerkte auch Gunild nicht, daß ein junger Mann in einiger Entfernung ihr gegenüber ſtehen blieb, vorüberging, wiederkam, und während der ganzen Zeit, welche ſie im Gebet zubrachte, in ihrer Nähe verweilte; — kurze Pauſen abgerechnet. Dieſe füllte er damit aus, die Sänften im Vorhof zu muſtern. Es waren eben nur wenige. Er ließ ſich mit Gunilds Sänftenträgern herablaſſend in ein Geſpräch ein und erfuhr ſehr bald, daß das junge, wunderſchöne Fräulein niemand anders ſei als Gunild. Er meinte, nie eine herrlichere Schönheit erblickt zu haben. Als ſie endlich ſich erhob, fiel ihr Auge auf dieſen jungen Mann, der in ſo befremdender, unpaſſender Weiſe ſie anſtarrte. Mit einem ernſten, hohen Blick wendete ſie ſich ab, ließ den Schleier fallen, verließ die Sophienkirche und beſtieg ihre Sänfte. Der junge Mann folgte ihr von weitem, und als die Sänftenträger den Weg nach dem Konſtantiniſchen Palaſt einſchlugen, verſchwand er in einer andern Richtung und erſchien bald darauf in heftiger Aufregung in Eugraphia's Palaſt.

Eugraphia war im Empfangſaal. Beſuche kamen und gingen. Plötzlich erſchien eine ihrer Geſellſchaftsdamen und flüſterte ihr in's Ohr, man habe ihr eine wichtige Nachricht mitzuteilen. Eugraphia ſtand auf, entließ wie eine Königin alle Anweſenden und begab ſich in ihr Kabinet.

„Sind es gute oder ſchlimme Nachrichten aus Alexandrien . . . oder aus Antiochien!“ rief ſie eintretend, als ſie Eugenius mit unruhigen Schritten im Kabinet umhergehend fand.

„O, die kümmern mich nicht mehr!“ rief Eugenius; „mein Schickſal hat eine Wendung genommen, die von jenen Fragen ganz unberührt bleibt.“

„Was iſt Dir widerfahren?“ fragte Eugraphia mit geſpannter Teilnahme.

„Wie eine Mutter haſt Du mich geliebt!“ rief er, immer in derſelben Aufregung; — „o! ſtehe mir jetzt als Mutter bei und hilf mir mein Glück, mein wahres Glück begründen.“

„Gern von Herzen! . . . aber wie?“

„Du weißt, daß nur äußere Rückſichten mich beſtimmten, den geiſtlichen Stand zu wählen — und zwar in ſo jungen Jahren, daß ich weder mich ſelbſt noch Welt und Leben kannte. Als ich zur Erkenntnis darüber kam, ſah ich ſehr klar meinen verfehlten Beruf, da ich in mir nicht eine Ader vom Prieſter wahrnahm. Damals hätte ich noch zurücktreten können, wenn Du, wenn der Patriarch Nectarius mich gewarnt hätte. Ihr tatet es nicht. Im Gegenteil! ich empfing die niedern Weihen, und obſchon mein Oheim ſich genügend von meiner Untauglichkeit hätte überzeugen können, auch die höheren. Aber ſie änderten mich nicht. Ich verabſcheute den geiſtlichen Stand und Beruf, und lebte ſo, wie diejenigen zu leben pflegen, die ihn verabſcheuen. Ohne allen Zweifel konnte Chryſoſtomus nichts anderes tun, als das, was er getan hat: mir die Ausübung heiliger Funktionen unterſagen. — Dafür ſei er geprieſen! Denn jetzt bin ich feſt entſchloſſen, in den Laienſtand zurückzutreten und mich zu vermählen."

Wie vom Blitz getroffen ſank Eugraphia zuſammen und ſtammelte tonlos:

„Unſeliger . . . das kann nicht ſein . . . Du biſt Prieſter und von Deinem Biſchof geweiht!"

„Nein! nur von meinem Oheim! als Biſchof hätte er nicht ſo handeln können!"

„Das ſind Spitzfindigkeiten . . . Du haſt die heiligen Weihen empfangen . . . der Laienſtand iſt Dir verſchloſſen. Faſſe Dich . . . —"

„Ja! ich bin gefaßt! ich weiß, was ich will . . . und ich bitte und beſchwöre Dich, dasſelbe zu wollen. Dein Einfluß iſt allmächtig. Beſtimme die Kaiſerin, mir eine Dispenſe zu verſchaffen."

„Unſeliger! wie wenig kennſt Du die Kaiſerin, wenn Du wähnſt, daß ſie zu einem ſolchen Sakrilegium die Hand bieten werde! . . . und wie wenig auch mich!“

„Ich kenne Deine zärtliche Mutterliebe. Damit iſt alles geſagt. Meinſt Du denn, daß ich bisher glücklich war? . . . Dazu biſt Du zu klug. Nun! jetzt will ich in ehrenhafter Weiſe glücklich werden und mich vermählen.“

„Wo wäre das Weſen zufinden, das ſich in den Abgrund Deines Verderbens ſtürzen möchte?“ rief Eugraphia in Verzweiflung, denn ſie ſah im Geiſt Eudoxia's Zorn, den Triumph des Chryſoſtomus und Eugenius in Verbannung oder Haft.

„Höre mich ruhig an,“ ſagte Eugenius, „und dann handele für mich. Ich bin zuweilen in den Gotteshäuſern . . . nicht um zu beten. Heute, eben jetzt, ſah ich in der Sophienkirche ein weibliches Weſen, das über mein Leben entſchieden hat, denn es ſetzt dem Elend desſelben ein Ziel. Zufällig wendete ſie ihren Blick auf mich. Es war wie ein fallender Stern, der in mein Herz ſank. Nie hat ein Weib dieſen Eindruck auf mich gemacht . . . nie! An ihr kann ich mich retten und ich will es.“

„Wer iſt ſie?“ fragte Eugraphia eiſig.

„Gunild, die Pflegetochter der Kaiſerin.“

„Sie iſt arianiſch.“

„Ha! deſto beſſer! ſo ſind all die Dispenſen überflüſſig . . . ich werde Arianer.“

Eugraphia bebte vom Scheitel bis zur Sohle. Menſchen, die ihren böſen Leidenſchaften folgen, begreifen gar nicht, daß andere anderen böſen Leidenſchaften folgen können. Eugraphia lebte in Verrat der Kirche. Abfall von der Kirche war ihr unfaßlich.

„Zu dieſer ſchmachvollen Handlung wird es nicht kommen,“ ſagte ſie mit mühſam unterdrücktem Zorn, „da Gunild viel zu hochherzig iſt, um nicht den abgefallenen Geiſtlichen tief zu verachten.“

„Das wird ſie nicht. Iſt ſie Arianerin, ſo muß es ſie freuen, jemand für ihre Sekte zu gewinnen und doppelt freuen, wenn ſie dazu den Impuls gab.“

„Gunild hat einige glänzende Vorſchläge abgelehnt, welche die Kaiſerin ihr machte. Sie will unvermählt bleiben — und ich glaube nicht, daß ſie zu Gunſten eines zwiefachen Renegaten ihren Entſchluß aufgeben wird,“ ſagte Eugraphia verächtlich.

„O ſprich mit ihr! o ſage ihr, um was es ſich handelt!“ rief Eugenius in heftigſter Aufgeregtheit. Es iſt der Wendepunkt meines Lebens. Ich flehe Dich an, ich flehe ſie an: reicht mir die Hand! hebt mich über meinen gegenwärtigen qualvollen Zuſtand hinweg. Ich kann kein guter Prieſter . . . und ich will kein ſchlechter ſein. Ich habe genug

Elslebens Jubel und ihrem eigenen Mutterglück erfreute, grämte ſie ſich auf der andern, daß es ihr nie und nie gelungen ſei ihren Mann durch ihre Liebe in einen ſolchen Rauſch zu verſetzen. Wiederum hatte der äußerſt poſitive Elsleben nicht die entfernteſte Ahnung von ihren chimäriſchen Seelenleiden, und beſtürmte ſie höchſt gutmüthig mit Bitten ihm doch zu ſagen, wodurch er ihr recht ein großes Vergnügen, ein Feſt, einen Spaß machen — ob er ihr irgend etwas geben, ſchenken, verſprechen könne.

„O laß das, lieber Friedrich, entgegnete ſie, ich brauche dafür weder belohnt noch bezahlt zu werden. Doch könnteſt Du mich freilich recht glücklich machen, wenn Du mir verſprechen wollteſt immer ſo liebevoll wie jezt für mich zu ſein — auch in dem Fall, daß ich nicht mehr Kinder haben ſollte.“

„Ich kann Dir das wol verſprechen wenn es Dir Spaß macht, mein Miezchen; aber ich darf es kaum, denn ich weiß ja doch, daß Deine Vorausſetzung falſch ſein wird,“ antwortete er.

Aurora hätte gern geweint, und dennoch war ihr heimlich zu Sinn, als thue ſie Unrecht das Unerreichbare zu begehren. Aber er hat doch warmes Gefühl, er hat doch Verſtand — wiederholte ſie ſich innerlich — warum muß nur jenes ſo ganz ohne Schwung und dieſer ſo ganz ohne Geiſt ſein?

an meinem jetzigen Maß. Unter anderen Bedingungen und Verhältniſſen kann ich mich aus dem Schlamm herausarbeiten; unter den jetzigen . . . muß ich darin erſticken. Das mußt Du einſehen — auch die Kaiſerin. Das ſagt die einfachſte Klugheit. Alſo: entweder bekomme ich eine Dispenſe, um in den Laienſtand zu treten — oder ich werde arianiſch.“

„Keines von beiden,“ ſagte Eugraphia ruhig. „Sei ein Mann, Eugenius, und nicht ein törichter Knabe, der ſein Ziel aus den Augen verliert, durch den plötzlichen Anblick einer jungen Schönheit. Dir öffnet ſich eine glänzende Zukunft auf dem Wege und in dem Stande, den Du ſeit zehn Jahren gewählt haſt.“

„Mir graut vor einer glänzenden Zukunft, die ich mit Opfern erkaufen ſoll, welche ich weder bringen kann noch will.“

„Ich bitte Dich, Eugenius, nur keine Faſeleien. Du wirſt Dich allmählich mit Deinem Stande ausſöhnen, befreunden. Laſſe nur die Unruhe der Jugend verrauſchen. Du wirſt Geſchmack finden an den großen Angelegenheiten des Staates und der Kirche . . . Du wirſt berufen werden ſie zu führen. Du ſiehſt ja, wie alle Verhältniſſe von Grund aus der Reorganiſation aus den Trümmern des Polytheismus und feſter Schranken — in der Kirche gegen das Sektenweſen und im Staat gegen die wachſende Uebermacht der barbariſchen Völker bedürfen. In ſolchen gewichtigen Zeiten ſind die Oberhirten der Kirche durch ihren Einfluß auf die geſamte chriſtliche Geſellſchaft zu hohen Dingen berufen. Iſt es Dir alſo Ernſt, Dein etwas leichtſinniges Leben aufzugeben, ſo wird ſich Dir ſehr bald eine Laufbahn eröffnen, die allen Anſprüchen des Ehrgeizes und der Tätigkeit genügt."

„Ich verachte den Ehrgeiz und die Tätigkeit der Ränke und Intriguen!" brach Eugenius heftig aus. „Das alles konnte mich nur ſo lange beſchäftigen, als ich nichts Beſſeres kannte. Seitdem ich dieſe Gunild ſah . . . iſt ein Schleier von meinem innern Auge genommen . . . —"

„Und eine Binde über dasſelbe gelegt!" unterbrach Eugraphia ſpöttiſch; — „glaube mir, mein armer Eugenius, Imperia war viel ſchöner."

„Schweige von ihr!" rief Eugenius außer ſich; — „ſie darf nicht genannt werden neben einem Weſen wie Gunild."

„Doch warſt Du einſt ſehr für die ſchöne Imperia begeiſtert, armer Eugenius! Ich dächte, Du zögeſt daraus den Schluß, daß Dir noch ein halbes oder ganzes Dutzend von Schönheiten begegnen können, welche Dein allzu brennbares Herz in Flammen ſetzen werden; und daß es folglich ein Wahnſinn wäre, ſich um eines Weibes willen in Sakrilegium und Apoſtaſie zu ſtürzen. Nicht bloß Dir ſelbſt . . . auch unſerer Sache würdeſt Du ſchaden. So ſind die Geiſtlichen der Hofpartei! würden unſere Gegner ſchreien: Wie handelt Chryſoſtomus ſo weiſe, daß er eine ſtrenge Disziplin handhaben will! — Die Kaiſerin würde in maßloſen Zorn geraten, Dich an die fernſte Küſte des Schwarzen Meeres verbannen — und Gunild bliebe Dir doch unerreichbar."

„Meinſt Du?" fragte er zerſtreut.

Eugraphia hoffte ihn ſchon halb bekehrt zu haben, und fuhr mit ihren Ermahnungen und Vorſtellungen umſo lebhafter fort, als Eugenius immer einſilbiger wurde. Er aber hing ſeinen Gedanken nach. Er ſah, daß er in keiner Weiſe, ſo wie die Lage der Sache jetzt war, Hilfe und Beiſtand von Eugraphia zu erwarten hatte. Tritt aber eine überraſchende Wendung ein, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo wird ſie mich nicht verlaſſen; — darin kenne ich ſie! —

Als Eugraphia endlich ihre Gründe erſchöpft hatte, erwiderte Eugenius ſcheinbar ruhig, er wolle alles genau erwägen. Sie trennten ſich friedlich; doch waren beide in ſtürmiſcher innerer Erregung. Kaum hatte Eugenius ſie verlaſſen, ſo ließ Eugra- phia den Adonis rufen. Adonis erſchien, ein kleines bejahrtes Männchen, mit klugen vorſich- tigen Augen, ihr älteſter und vertrauteſtet Diener.

„Adonis!" ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „ich gebe Dir den Auftrag, den erlauchten Eugenius ſo zu überwachen, daß Du ſeine Schritte und Wege genau kennſt — und daß er keine Ahnung davon habe. Ob Du es ſelbſt übernehmen — ob Du einen andern damit betrauen willſt, gilt mir gleich. Aber es muß geſchehen. Es könnte ihm ſonſt großes Unheil widerfahren. Haſt Du mich begriffen?“

„Vollkommen, erlauchte Eugraphia, vollkommen. Ich ſelbſt kann dieſe Ueberwachung nicht übernehmen; ich bin dem erlauchten Eugenius eine allzu bekannte Figur. Adon, mein Enkel, ſoll es tun.“

„Der Knabe Adon!“ rief Eugraphia zweifelnd.

„Nimmt zu an Jahren und Verſtand, und hat den Vorteil, von dem erlauchten Eugenius ſicher nicht gekannt zu ſein. Er iſt gewandt wie eine Schlange, und wird nicht nur aus Gehorſam gegen Deinen Befehl, ſondern auch zu ſeinem eigenen Vergnügen — und das iſt höchſt wichtig bei einem Knaben von vierzehn Jahren — ſeinen Auftrag ausführen.“

„Du hafteſt mir für Adon,“ ſagte Eugraphia. „Er wird halbtot geſchlagen, wenn er keine genaue Rechenſchaft ablegen kann.“

Die Entführung.

Acht Tage waren vergangen; — für Eugraphia in namenloſer Spannung. Eugenius erſchien nur ein paar Mal und zur allgemeinen Beſuchſtunde bei ihr, während Adon berichtete, er warte täglich in der Sophienkirche auf Gunildens Erſcheinen, die zuweilen komme und zuweilen nicht; — und er ſpreche manchmal mit deren Sänftenträgern.

Gunild beſucht faſt täglich Olympia, als eine Bettlerin, „die um himmliſches Almoſen bettelt," — wie ſie zu Amantius ſagte. Die Kaiſerin ließ Gunild ihre volle Freiheit, denn das war das einzige Mittel, um deren Herz zu gewinnen. Eudoxia's Gedanken waren ganz eingenommen von dem bevorſtehenden Konzil. Zuweilen konnte ſie einer heftigen Beklommenheit ſich nicht erwehren wenn ſie an die möglichen Folgen desſelben dachte. Dann ſprach ſie beſchwichtigend zu ſich ſelbſt: Das eigenmächtige Verfahren des Theophilus gegen die egyptiſchen Mönche und des Chryſoſtomus gegen ſeine Suffragane und Kleriker muß unterſucht werden . . . und erweiſen ſich die Anklagen als grundlos — nun, deſto beſſer! Man muß nur verhüten, daß keine böſen Leidenſchaften ſich einſchleichen. Geſchieht das, ſo löſt man es auf. Aber die Herren Patriarchen müſſen lernen, daß ſie trotz ihrer hohen Stellung und geiſtlichen Würde nicht ungeſtraft die Geſetze der Gerechtigkeit verletzen dürfen. — —

So wie Marſa eine mildere Stimmung der Kaiſerin gegen Chryſoſtomus bemerkte, verfehlte ſie nicht der ſinkenden Flamme friſche Nahrung zu geben, indem ſie tauſend Verleumdungen, welche ſeine Gegner in Umlauf ſetzten, der Kaiſerin als erwieſene Tatſachen vortrug. Seitdem Chryſoſtomus den unſchuldigen Tribun Nicator gegen ihren Bruder, den Prokonſul von Cilicien, ſogar der Kaiſerin gegenüber in Schutz genommen hatte, kannte ihr Groll keine Grenzen. Immer wußte ſie dieſe Sache der Kaiſerin ins Gedächtnis zu rufen, was in Verbindung mit all den übrigen Verleumdungen Eudoxia's Gereiztheit immer neu anfachte. —

Um die Stunde, wo Adon gewöhnlich ſeine Meldung zu machen pflegte, erſchien er auch diesmal mit Adonis vor Eugraphia, und ſeine freudeſtrahlenden Augen verkündeten eine ungewöhnliche Botſchaft, während ſein vernachläſſigter Anzug ganz gegen die Etiquette war, die man der Gebieterin ſchuldete. Allein ſie ſah darin nur ſeine

Eilfertigkeit, die ihm nicht erlaubte den Anzug abzulegen, in welchem er ſich ſeit acht Tagen auf den Gaſſen von Konſtantinopel umhergetrieben hatte.

„Nun, welche Nachricht bringſt Du heute?“ fragte ſie geſpannt.

„Der erlauchte Eugenius hat das edle Fräulein Gunild entführt,“ antwortete er im triumphierenden Ton; — „aber ich weiß wo ſie iſt!“

Trotz ihrer Schminke erbleichte Eugraphia und ſank halb ohnmächtig auf ihr Ruhebett.

„Rede! . . . klar, kurz deutlich!“ herrſchte ſie dem Knaben zu.

„Als die Sonne ſich zu neigen begann, ging ich wie gewöhnlich in den Vorhof der Sophienkirche. legte mich im Portikus hinter eine Säule und brauchte nicht lange zu warten, bis ich den erlauchten Eugenius durch den Vorhof in die Kirche gehen ſah. Geſtern war Fräulein Gunild nicht gekommen. Heute kam ſie, verließ die Sänfte und ging in die Kirche. Kaum war ſie drinnen, ſo kam der erlauchte Eugenius heraus, näherte ſich dem einen Sänftenträger, mit dem er ſchon einige Mal geſprochen hatte, und ging dann in die Kirche zurück. Es gingen ſo viel Leute hin und her durch den Vorhof, daß ich, hinter der Säule liegend, die Sänfte nicht genau im Auge behalten konnte. Ich ſtand auf, verließ den Portikus und trieb mich im

Vorhof umher. Das war mein Glück. Denn auf einmal, als durch das Kommen und Gehen verſchiedener Sänften und durch viele Leute, die aus der Kirche kamen, ein Augenblick von unruhigem Gewoge entſtand, ſah ich jetzt genau, daß jener Sänftenträger, mit welchem der erlauchte Eugenius geſprochen hatte, ſeiner Arm hoch in die Luft erhob und dann plötzlich, ich weiß nicht wie, verſchwunden war mit ſeinen Gefährten, während ebenſo plötzlich ſechs andere Träger, genau wie die erſten gekleidet, bei der Sänfte ſtanden. Während ich nachdachte, was das zu bedeuten habe, kam der erlauchte Eugenius abermals aus der Kirche, überblickte ſcharf den Vorhof und ſah plötzlich ungemein vergnügt aus, als er den Wechſel der Sänftenträger wahrnahm. Aber ohne Wort oder Blick mit ihnen zuwechſeln ging er in den Portikus und ſchritt dort auf und nieder, indem er oft unruhig nach der Kirche hinſah. Ich war auch unruhig, weil ich ihn, die Kirche und die Sänfte zugleich beobachten mußte. Zum Glück kam das edle Fräulein bald heraus, verſchleiert wie immer, beſtieg die Sänfte . . . und fort ging es im ſcharfen Schritt. Aber ich, ſpringend und laufend und dazwiſchen auch wieder ganz langſam, folgte ihr nach, über große und kleine Plätze, durch Gaſſen und Gäßchen, ſo daß ich mich recht wunderte, wie ungeheuer groß Konſtantinopel iſt. Zuweilen ſah ich zurück . . . konnte aber nicht den erlauchten

Eugenius gewahr werden. Endlich ſtand die Sänfte vor einem unſcheinbaren Hauſe, und als die Tür geöffnet wurde, verſchwand ſie in demſelben. Gerade gegenüber iſt der Laden eines Zuckerbäckers. Das war mir ſehr angenehm! ich kaufte mir ſüßes Backwerk. ſetzte mich auf der Gaſſe vor dem Laden nieder, ſchmauſte und behielt immer die Haustüre drüben im Auge. Es dunkelte ſtark; — da kam endlich der erlauchte Eugenius im ſchnellſten Schritt, pochte haſtig und verſchwand gleichfalls im Hauſe. Nun wollte ich auf- und davonlaufen. Aber ich wurde einen Knaben meines Alters gewahr, der in einem ganz zerlumpten, unſauberen Anzug ſeitwärts ſtand und den Laden des Zuckerbäckers gierig anſtarrte. Schnell ſprang ich zu ihm hin, hielt ihm mein letztes Stück Backwerk vor und fragte:

„Möchteſt Du das eſſen?“

„Das will ich meinen!“ ſagte er.

„Gut! Du ſollſt es bekommen . . . und dreimal mehr, ſagte ich; — doch nur unter der Bedingung, daß Du Dich neben der Haustür da drüben niederſetzeſt, dort warteſt bis ich wiederkomme und mir dann erzählſt, wer aus- und eingegangen iſt. Willſt Du das tun?“

„Ich will es tun,“ ſagte er, „wenn ich ſo viel ſüßes Backwerk bekomme, daß ich mich einmal darin ſatt eſſen kann — denn das iſt ſchon lange mein größter Wunſch.“

„Abgemacht! Hier warte auf mich" — ſagte ich, führte ihn auf ſeinen Poſten und gab ihm das Backwerk.

Ich ſtellte dieſe Wache aber hauptſächlich für mich auf. Denn wenn ich ſpät zurückkam und der Laden des Zuckerbäckers geſchloſſen und alles dunkel war, hätte ich vielleicht nicht das rechte Haus gefunden. Der Knabe aber wird mich ſchon erkennen . . . wegen des Backwerks. Ich war alſo ganz ſicher — und nun bin ich hier."

„Brav, Adon! Du haſt Deine Sache gut gemacht," ſagte Eugraphia. Laß Dir einen ganzen Korb voll ſüßem Backwerk geben. Aber ſei bereit, mich zu begleiten. Meine Sänfte, Adonis! ich will zum Stadtpräfekten. Mache aber die Beſtellung leiſe, damit niemand im Hauſe es erfahre. Vielleicht läßt ſich die Sache in nächtlicher Stille beilegen, Dank Deiner Wachſamkeit, kleiner Adon."

.... oder warum gelingt es mir nicht ihn dazu zu erwecken! —

Sie nährte ihren Sohn, ein kräftiges, kerngeſundes Kind, und widmete ihm Tag und Nacht die größte Sorgfalt. Als er ein Jahr alt war, befand ſie ſich wieder in geſegneten Umſtänden. Jung und friſch wie ſie war ertrug ſie ohne Ueberanſtrengung die Beſchwerden dieſer verſchiedenen Mutterpflichten. Ja ſie waren ihr willkommen, weil ſie fühlte, daß ſie dadurch über ihre Gefühlsanſprüche und Emotionsbedürfniſſe halb betäubt, halb getäuſcht wurde. Allein es blieb eine Lücke in ihren Empfindungen, über die ſie ſich nicht tröſten konnte, und umringt von Allem, was das Herz wünſchen kann, geſchah es ihr zuweilen, daß ſie in einem unbewachten Augenblick halblaut zu ſich ſelbſt ſprach: wie das Leben doch langweilig iſt.

In Altdorf war der ganze Zuſchnitt des Lebens in einem weniger bürgerlichen Styl gemacht. Auch mußte das ſchöne alterthümliche Schloß, der grandioſe Garten, die ganze Berglandſchaft rings umher mit ihren zahlreichen Dorfkirchlein und Wallfahrtskapellen einer lebhaften Phantaſie und einem ſchönheitsliebenden Auge mehr Genuß geben, als Aurora in der haushälteriſchen Natur der märkiſchen Ebene

Eine Arianerin.

Gunild glaubte ſich im Hauſe von Olympia's Freundin Nikarete zu befinden. Wenn die Großwürdenträger des Reiches durch Gold zu gewinnen ſind: ſo kann man ſich nicht wundern, daß Eugenius die Sänftenträger leicht gewann. Was er eigentlich beabſichtigte, war ihm ſelbſt nicht klar. Zunächſt wollte er Gunild ungeſtört ſprechen. Da Eugraphia ihm ihre Mitwirkung entſchieden verſagt und ſogar mit dem Zorn der Kaiſerin gedroht hatte: ſo ſah er ein, daß auf gewöhnliche Wege der Vermittlung nicht zu rechnen ſei, und daß er heimlich und vorſichtig nach ſeinem Ziel ſtreben müſſe. Es war eine Leidenſchaft in ihm erwacht, die er nie empfunden hatte. Ein etwas wie edle Liebe dämmerte ihm auf, denn er fühlte ſeine Unwürdigkeit, und hätte gewünſcht ſich ihr zu entreißen. Allein ſeine innere Verwilderung war zu groß, zu gründlich, um eine Selbſterkenntnis aufkommen zu laſſen, die ihn in ſich und zur Selbſtverleugnung und Entſagung hätte führen müſſen. Er wollte nur in den äußern Verhältniſſen den Quell ſeines elenden Zuſtandes ſehen, und deshalb alles über Bord werfen, was er äußere Verhältniſſe nannte und wozu er Stand und Glauben rechnete, weil er ſie als unweſentliche Äußerlichkeiten von je her aufgefaßt und behandelt hatte. Da Gunild Arianerin war, bezweifelte er nicht, daß ſein Vorſchlag, zu ihrer Sekte ſich zu bekennen einen tiefen Eindruck auf ſie machen werde. Freilich war dann nicht ſeines Bleibens in Konſtantinopel. Doch daran dachte er noch nicht. Zuerſt galt es Gunild zu ſprechen, zu gewinnen. Dieſe Möglichkeit herbeizuführen, die Mittel zu erſinnen, die Anſtalten zu treffen, Gunild zu ſehen, ſo oft ſie in die Sophienkirche kam: das verſchlang ſeine Gedanken, ſeine Handlungen, ſein Leben. Als Gunilds Sänftenträger ihm mitteilte, die Herrin wolle einen Beſuch bei Nikarete machen — als nun der Augenblick da war, wo der Wechſel der Träger geſchehen mußte — als er dann wirklich ſeine Leute neben ihrer Sänfte ſah: hätte er vor Freude jubeln mögen. Doch dieſe frohlockende Stimmung ſchwand, ihm ſelbſt unerklärlich, als die Entführung glücklich von ſtatten ging, Gunild arglos ihre Sänfte beſtieg und nach dem Hauſe gebracht wurde, deſſen Bewohner ihm ganz ergeben waren. Er beging dort zuweilen mit ſeinen Freunden Feſtgelage, welche die Oeffentlichkeit ſcheuten.

Eine ältere Frau kam Gunilden entgegen und als dieſe bat, Nikarete ſprechen zu dürfen, ging ſie voran über einen kleinen Hof mit einem Springbrunnen, öffnete eine kleine Tür und erſuchte Gunild einzutreten und zu warten. Der Hof, der plätſchernde Springbrunnen, das einfache Zimmer, in welchem eine Lampe brannte, erinnerten Gunild lebhaft an ihren erſten Beſuch bei Olympia und ſie verſank in ihre Gedanken. O! nur wiſſen, wo die wahre Kirche iſt . . . und ich gehöre ihr an . . . bedingungslos! gerade ſo wie Flora ſagte: ich will Chriſtin werden! — Aber dieſe Gewißheit . . . wo finde ich ſie! wer gibt ſie mir . . . — —

Aus ihrem Nachdenken erwachend kam es ihr vor, als laſſe ſich Nikarete lange erwarten, allzu lange. Gunild wollte das Zimmer verlaſſen, um jemand zu finden, der Nikareten melde, daß ſie morgen zu früheſter Stunde wiederkommen werde. Allein die Tür ließ ſich nicht öffnen: ſie war von außen verriegelt. Namenloſes Entſetzen ſchoß wie ein Eisſtrom durch ihre Adern. Sie pochte an die Tür, ſie rief ihre Sänftenträger herbei. Keine Antwort. Grabesſtille. Sie hörte nur den Schlag ihres Herzens. Was bedeutet das? . . . wo bin ich? . . . wer hat mich verraten? . . . und an wen? ſo fragte ſie ſich ſelbſt betäubt vor Schreck und ſank zitternd in einen Seſſel. Doch nach wenig Augenblicken hatte ſie ihre Faſſung wieder gewonnen. Sei es, was es wolle, ſprach ſie halblaut, wie um ſich zu überzeugen, daß ihre Stimme nicht bebe, ſei es Verrat, ſei es ein Mißverſtändnis . . . ich muß meine ganze Geiſtesgegenwart ſammeln. Nur kaltblütiger Mut, der ſich durch keine Nichtswürdigkeit einſchüchtern läßt, kann mich aus dieſem Kerker befreien.

Ein raſcher Schritt nahte; der Riegel wurde zurückgeſchoben: Eugenius trat ein; Gunild erkannte ſogleich den jungen Mann aus der Sophienkirche. Aber ſie ſagte mit herablaſſender Huld:

„Bringſt Du mir Botſchaft von der edeln Nikarete? kann ich ſie noch heute ſehen? . . . oder iſt es ihr genehm, daß ich morgen wiederkomme?“

Eugenius war ganz beſtürzt über dieſe unbefangenen Fragen. Er ſtotterte:

„Sie iſt nicht hier.“

„Dann ſei ſo gut, meine Sänftenträger zu benachrichtigen,“ ſagte Gunild, und ging ruhig der Tür zu.

Da trat Eugenius ihr in den Weg und rief:

„Nur ein Wort, edle Gunild!“

Sie ſah ihn kalt und befremdet an und ſagte:

„Ich bin nicht daran gewöhnt, im fremden Hauſe mit fremden Leuten zu reden.“

„Dies Haus iſt mein, edle Gunild.“

„Dein iſt dies Haus? Dann waltet hier ein großes Mißverſtändnis ob, welches ſich am beſten dadurch löſt, daß ich es verlaſſe.“

„Nicht, bevor Du mir Gehör ſchenkteſt,“ ſagte Eugenius entſchieden.

„Ah . . . Du haſt wahrſcheinlich eine Fürſprache bei der Kaiſerin nötig,“ entgegnete ſie ruhig und nahm ihren Platz im Lehnſeſſel wieder ein; — aber Du wirſt begreifen, daß die Art, wie Du ſie zu erlangen ſuchſt, mich nicht geneigt machen kann, ſie zu übernehmen.“

„Allerdings bedarf ich einer Fürſprache, edle Gunild, doch nicht bei der Kaiſerin, ſondern bei Dir,“ entgegnete Eugenius, der ſich inzwiſchen auch geſammelt hatte.

„Wer biſt Du?“ fragte ſie ſcharf.

„Ich bin aus erlauchtem Geſchlechte und Prieſter der katholiſchen Kirche.“

„Prieſter der katholiſchen Kirche?“ rief ſie erfreut und mit verändertem Tone; — „Du gehörſt alſo zu Denen, welche Gott zu beſondern Werkzeugen ſeiner Gnade und Barmherzigkeit macht! . . . Zu welchem edlen Werk ſoll ich, Herr. Dir behülflich ſein?“

„Zu dem edelſten, welches hienieden geübt werden kann: einen Menſchen vom Untergang zu retten.“

„Sprich! . . . ich bin bereit,“ ſagte ſie teilnehmend.

„Ein junger Mann iſt aus Unerfahrenheit und durch die verkehrten Anſichten ſeiner Verwandten in ein Verhältnis gekommen, das ſeiner Eigentümlichkeit durchaus widerſpricht, ihn mit drückenden Ketten belaſtet und ihn auf Irrwege geraten läßt, weil ihm das ſchwere Joch unerträglich iſt. Er fühlt ſich elend und ſtiftet Unheil. Jetzt iſt er zu dem Entſchluß gekommen, dies traurige Verhältnis zu löſen, um größerem Unheil vorzubeugen — und in ein neues einzutreten, von welchem die Erneuerung ſeines ſittlichen Lebens abhängt. Es ſtehen dieſem Entſchluß aber ungeheure Schwierigkeiten entgegen; doch würden ſie nicht unüberwindlich ſein, wenn Du ihn beſchützen und zur Ausführung helfen wollteſt."

„Verſtehe ich Dich richtig," ſagte Gunild ernſt, „ſo hat jener junge Mann übereilt und überredet eine Ehe geſchloſſen, die ihn nicht glücklich macht. Nun will er ſein Weib verſtoßen und ſich anderweitig vermählen. Das iſt aber dem Chriſten nicht erlaubt. Das Sakrament der Ehe bindet für's Leben . . . und ich begreife nicht, wie Du eine ſo ſchlechte Sache in Schutz nehmen magſt."

„Weil es die meine iſt!" rief Eugenius ſtürmiſch.

„Ah! Du biſt der junge Mann! Du biſt vermählt! . . . und ich ſoll Dir behülflich ſein. Dein Weib zu verſtoßen! — Nur ein Wahnwitziger kann dieſe Zumutung mir machen," ſagte Gunild eiskalt.

„Genug der Mißverſtändniſſe!“ brach Eugenius leidenſchaftlich aus; — „wiſſe denn! nicht vermählt bin ich . . . aber Prieſter zu meinem Fluch und Verderben. Darum bleibe ich es nicht, ich trete zurück in den weltlichen Stand. Als ich Dich zum erſten Male erblickte, faßte mich ein Grauen vor meiner Vergangenheit, und ich beſchloß, daß meine Zukunft anders werden ſolle . . . anders durch Dich, edle Gunild! ich traute Dir den hohen Sinn zu, Deine Hand zu meiner Rettung zu bieten. Ich wagte zu hoffen, Du würdeſt nicht gleichgültig bleiben gegen denjenigen, deſſen Weſen Du mächtig genug ergriffen haſt, um es in der Axe umzukehren; — Du würdeſt die Gnade der Kaiſerin in Anſpruch nehmen, um eine Dispenſe für mich zu erwirken, die mich in den Laienſtand zurückverſetzt; — Du würdeſt Dein Leben mit dem meinen verbinden und den Geretteten, auf deſſen Wegen Du wie eine Göttin erſchienen biſt, allmählich lieben . . . — —“

„Genug!“ rief Gunild gebieteriſch; „genug des Frevels! Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihn unſchuldiger Weiſe veranlaßt habe. Wäre ich mir eines Atoms, eines Hauches von Schuld bewußt: ſo würde ich lebenslang in ſtrengſter Buße die Miſſetat beweinen, Dich Deinem heiligen Beruf entfremdet zu haben. Jetzt beweine ich nur die Schmach, die Du Dir ſelbſt und mir antuſt.“

Sie war aufgeſtanden, und ihr tiefblaues Auge blitzte drohend in dem erbleichten ſchönen Antlitz, und ein Strom von Tränen brach aus der Tiefe ihres Herzens. Als Eugenius ſie weinen ſah, faßte er neuen Mut. Er dachte: weint eine Frau, ſo will ſie getröſtet ſein und der Tröſter iſt immer willkommen. Er ſagte:

„Das Wort Schmach und Gunild paßt nicht zuſammen. Du haſt mich mißverſtanden . . . ich ſagte nichts, was Dich außer Faſſung bringen konnte.“

Gunild trocknete raſch ihre Tränen und ſagte:

„Ein Auserwählter Gottes zum heiligſten Amt, ein Diener ſeiner Kirche, gebunden an ſie durch heilige Gelübde . . . will dieſe brechen, weil er ein arianiſches Mädchen ſah: das überſteigt meine Faſſungskraft.“

„Ich bin von den prieſterlichen Funktionen ausgeſchloſſen!“ rief Eugenius grollend. „Das iſt ſchon ein Schritt zu meiner Freiheit.“

„O mit nichten! das beweiſt nur Deine Unbußfertigkeit, Deine Verſtockung im Frevel. Aber Prieſter biſt Du und Prieſter bleibſt Du, und die Welt iſt Dir verſchloſſen mit allem, was ſie ihr Glück und ihre Freuden nennt.“

„Wohlan, edle Gunild!“ ſagte Eugenius ſchmeichelnd, „ich ſchlage, wenn Du es wünſcheſt, auch einen anderen Weg ein . . . einen Weg, auf dem ein ſehr großer Mann gegangen iſt.“

„Ich wünſche nichts, als daß Du zur Beſinnung über Dich ſelbſt kommen mögeſt," ſagte ſie.

„Wenn es zu große Schwierigkeiten haben . . . oder der Auguſta Anſtoß geben ſollte, daß ich um eine Dispenſe nachſuche: ſo bin ich ganz bereit, dem Prieſter zu Alexandrien zu folgen, der die katholiſche Kirche verließ und die arianiſche gründete: ich würde Dein Glaubensgenoſſe — Arianer . . . und als ſolcher fiele mein Joch von mir ab. Vereint uns aber derſelbe Glaube, ſo laß mich hoffen, daß die Liebe . . . —"

„Schweige!" rief ſie; — „Dein Glaube iſt Apoſtaſie und was Deine Liebe iſt . . . vermag ich nicht zu nennen."

„Apoſtaſie! edle Gunild, beſinne Dich! Nennſt Du denn Arius einen Apoſtaten?"

„Ich tat es nicht . . . bis jetzt!" ſagte ſie dumpf.

„Und was Du an dem alexandriniſchen Prieſter billigſt, ja bewunderſt, — das mißbilligſt Du an mir? iſt das gerecht? Er verließ die alte Kirche, weil ihre Glaubenslehren ihm nicht zuſagten und ſtiftete eine neue, welche im vorigen Jahrhundert faſt die alte verdrängte . . . und ich ſollte mich ihr nicht einfach anſchließen dürfen, ohne den Vorwurf der Apoſtaſie auf mich zu ziehen? Seit wann mißt die edle Gunild mit verſchiedenem Maß?"

Sprachlos ſtand ſie da. Ein furchtbarer Sturm kämpfte in ihrer Seele. Eugenius glaubte ihn zu ſeinen Gunſten deuten zu dürfen, beſonders als ſie plötzlich rief:

„Du haſt Recht! das muß aufhören.“

Er trat ihr einen Schritt näher, doch ſie herrſchte ihm zu:

„Hinweg aus meinem Angeſicht!“

„Du ſcheinſt zu vergeſſen, daß Du in meinem Hauſe biſt und in meiner Gewalt,“ ſagte er beleidigt und gereizt.

„In Deinem Hauſe — ja! in Deiner Gewalt — nein!“

„Aber wenn Du es wäreſt, ſo hätteſt Du auch dann keinen Grund zur Furcht,“ ſagte er begütigend.

„Furcht?“ fragte ſie befremdet; — Dich ſollte ich fürchten, ich, die ich nie einen Menſchen gefürchtet habe? Ein Menſch wie Du flößt mir keine Furcht ein.“

„Und wenn ich Dich als Gefangene hier feſthielte?“ fragte er ſcharf.

„Die Kaiſerin wird ſchnell erfahren, daß ich heute Abend nicht zurückgekommen bin, und wahrſcheinlich iſt ſchon jetzt dem Präfekten des Palaſtes befohlen, nach mir zu forſchen,“ antwortete Gunild.

„Du mahnſt mich an den Flug der Zeit . . .—“

„O!“ rief ſie, „an die Ewigkeit möcht' ich Dich mahnen!“

fand. Inmitten dieſer poetiſchen Umgebung nahm Cornelie mehr die Stellung einer Schloßherrin als eine Landedelfrau ein. Graf Sambach war ſehr — Elsleben nur mittelmäßig wolhabend; dieſer kannte Eleganz, Feinheit und Geſchmack in Anordnung eines Hauſes nur von Hörenſagen, oder dadurch, daß er während ſeiner kriegeriſchen Laufbahn zu einigen Hoffeſten befohlen worden war und in einigen Ballſälen gewalzt hatte; jener war im Salon aufgewachſen. Das Schloß zu Altdorf war ſo eingerichtet, daß es in jedem Augenblick eine elegante Geſellſchaft ohne beſondere Vorkehrungen empfangen, beherbergen und unterhalten konnte. Auf der Elsburg begnügte man ſich ſehr zufrieden zu ſein, wenn die Diners glücklich und wolgerathen von Stapel liefen, zu denen man ungefähr vier Mal im Jahr die zwei Dutzend Perſonen der Nachbarſchaft acht Tage zuvor einzuladen pflegte. Aurora würde an Elslebens Seite in den Altdorfer Verhältniſſen zwar nicht glücklicher geweſen ſein, als in den Elsburger, aber ihre Phantaſie hätte mehr Nahrung und Gegenſtand gefunden und wenigſtens nach einer Seite hin nichts entbehrt — während ſie in ihrem ächt und gründlich proſaiſchen Kreiſe auch nicht einen Strohhalm fand, der allenfalls in eine Himmelsleiter zu verwandeln geweſen wäre. — Cornelie be-

„Alſo fühlſt Du doch Teilnahme für mich?“

„Wer einen Menſchen ſieht, der ſich ſelbſt einen Dolch ins Herz ſtoßen will, fühlt ein Gemiſch von Mitleid und Grauen mit dem Elenden: Du biſt ein ſolcher Mörder an Deiner Seele.“

„Dein Mitleid genügt mir . . . vor der Hand!“ rief Eugenius frohlockend. „Dein Grauen wird ſchwinden, ſobald ich Dir Gelegenheit gebe, die Aufrichtigkeit meiner Bekehrung zum Arianismus zu beurteilen. Ich mache mir dadurch große Feinde in der Welt und in meiner Familie — ich ſchneide mir eine glänzende Zukunft ab — doch was tut's, wenn ich nur Dich gewinne.“

„Ein arianiſches Mädchen gilt Dir alſo mehr. als der ewige Gott, dem Du Dich geweiht haſt!“ rief Gunild. „O was muß die katholiſche Kirche ſein, daß ſie ſo elende Diener haben — und dennoch ſo göttlich ſein und bleiben kann! . . . Hinweg von mir, Du Renegat dieſes göttlichen Glaubens! ich verlange zur Stelle meine Freiheit.“

Ein leiſes Geräuſch ließ ſich an der Tür vernehmen. Eugenius ging hinaus. Sein vertrauteſter Diener flüſterte ihm atemlos zu:

„Ich eile, Dich zu benachrichtigen, Herr, daß die erlauchte Eugraphia ſich zum Stadtpräfekt begeben hat. Welch ein furchtbares Aufſehen würde es machen, Dich hier zu finden . . . mit ihr.“

Eugenius beſann ſich einen Augenblick ehe er in das Zimmer zurückkehrte.

„Ich verlange auf der Stelle meine Freiheit!" wiederholte Gunild, als er eintrat.

„Sie iſt Dir gewährt . . . aber nur unter der Bedingung, daß ich Dich wieder ſehen, wieder ſprechen werde."

„Davor wolle Gott mich behüten! ich verlange die Freiheit bedingungslos"

„Sieh, wie ich Dich verehre! Dein Wunſch iſt mir Befehl. Meine Sänftenträger harren Deiner."

„Nein!" ſagte ſie entſchieden, „ich traue Dir nicht. Ich gehe allein."

„Das darf nicht ſein! rief er ſchreckenvoll. „Ich werde Dich ſicher geleiten laſſen . . . oder geleiten."

„Begreifſt Du denn nicht, daß ich tauſendmal lieber allein — als in Deiner Geſellſchaft ſein will!" rief ſie. „Unerhörteres als das, was ich hier geſehen, hier gehört habe, kann mir nirgends begegnen! Öffne die Tür!"

Eugenius ſtand in qualvoller Unruhe vor ihr und wiederholte:

„Nimm meine Leute . . . ſie ſind bereit."

„Ich will nichts von Dir . . . aber ich will jetzt fort," ſagte ſie mit eiſernem Blick und Ton, und ging an ihm vorüber in den Hof und dem Ausgang zu. Er wagte nicht, ſie zurückzuhalten, aber er folgte ihr und winkte dem Diener zu, ihr die Hauſtür zu öffnen. Auf der Schwelle kehrte ſie ſich um und ſagte:

„Daß niemand von Euch in meine Nähe komme! ich will meinen Weg ſchon finden.“

Dann trat ſie hinaus. Sie war nie allein auf der Straße geweſen, nie zur Abendſtunde, ſelbſt mit Begleitung auf der Straße. In dieſem abgelegenen Gäßchen herrſchte tiefe Stille. Die Bewohner waren alle zur Ruhe gegangen. Sie wußte nicht, wo ſie ſich befand, wußte nicht, auf welchem Wege ſie zum Kaiſerpalaſt gelangen könne. Eine Bangigkeit ergriff ſie, die ihr den Atem raubte und ihren Fuß feſſelte. In ihrem weißen, ſchleppenden Gewande ſtand ſie unbeweglich wie ein Marmorbild unter dem nächtlichen Sternenhimmel. Aber ihr Auge gewöhnte ſich an die Dämmerung, und ſie nahm, neben der Tür kauernd, ein kleines, menſchliches Weſen, ein Kind, einen Knaben, wahr.

„Weißt Du den Kaiſerpalaſt zu finden?“ fragte ſie freudig.

„O ja! aber ich habe Hunger und ſoll hier auf ſüßes Backwerk warten,“ ſagte er.

„Ich gebe Dir zehnmal mehr und einen ſchönen Leibrock dazu, wenn Du mich auf dem kürzeſten Wege zum Palaſt führſt,“ rief ſie lebhaft.

„Komm'!“ ſagte der Knabe lakoniſch und ſprang auf ſeine Füße.

„Gib mir Deine Hand, Kind! ich ſehe nicht deutlich,“ ſagte Gunild, die den Knaben an ihrer Seite haben wollte.

„Komm' nur, ich bringe Dich ſicher hin — und auf dem nächſten Wege,“ verſetzte der Knabe, nahm Gunild bei der Hand und führte ſie fort.

Eugenius und ſein Vertrauter hatten lautlos gelauſcht auf dies Zwiegeſpräch. Eugenius war entſchloſſen geweſen, ihr von fern zu folgen. Als er aber die zuverſichtliche Verſicherung des Knaben hörte, ſchien es ihm beſſer zurückzubleiben. Er war ganz verſtört über dieſen unerwarteten Ausgang einer Zuſammenkunft deren Ergebnis er ſo ganz anders geträumt hatte.

„Das iſt aber eine ſtolze Dame, eine mutige Dame, Herr!“ ſagte der Diener ganz verblüfft.

„Schweige mit Deinen albernen Bemerkungen und fort von hier!“ erwiderte Eugenius zornig.

Beide verließen das Haus durch ein Hinterpförtchen, welches die Türhüterin ſorgfältig hinter ihnen verſchloß, und kehrten nach Eugraphia's Palaſt zurück, in welchem Eugenius ſeine Wohnung hatte. Ihm war zu Sinn wie einem Feldherrn, der durch ſeine Schuld eine entſcheidende Schlacht verlor.

◆

Kleine Natter.

Kaum eine halbe Stunde, nachdem das Haus geräumt war, erſchien am obern Ende des Gäßchens ein Centurio mit ſeiner Truppe und mit Fackelträgern. Adon ging neben ihm.

„Iſt dies die Gaſſe?“ fragte der Centurio.

„Sie iſt's, nur herein . . . wir ſind gleich dort!“ erwiderte der Knabe.

Heimlich dachte er: Das war ein kluger Gedanke, den Wächter aufzuſtellen! Es nimmt ſich alles ganz anders aus, wenn die Kaufläden und Werkſtätten geſchloſſen ſind . . und wenn Fackeln die Beleuchtung ſo grell und den Schatten ſo tief machen. Aber wo iſt der Wächter?“

Adon ſpäte rechts und links: Niemand war zu erſpähen. Ängſtlich lief er dem Zuge etwas voraus und ſuchte ſich zu orientieren. Das war unmöglich. Die Gaſſe war nur von gewerbetreibenden Leuten in kleinen unſcheinbaren Häuſern bewohnt, welche ſich aneinander reihten, und den Anblick einer von Türen durchbrochenen Mauer gewährten. Denn das Altertum, wie noch jetzt der Orient — d. h. der fernere, wie Damaskus z. B. — kannte keine Häuſer, wie wir ſie bewohnen. Das Haus war ein Würfel von Mauerwerk mit einem innern Hof, auf welchen die Gemächer mündeten. Nach der Gaſſe zu war nichts als die Eingangstür. Vor derſelben ſchlugen die Gewerbetreibenden ihren Kram auf, der nach Sonnenuntergang im Innern des Hauſes verſchwand. Der unglückliche Adon hatte alſo nicht das geringſte Merkzeichen. Er rannte verzweifelnd bis zum untern Ende der Gaſſe.

„Halt!“ donnerte ihm der Centurio nach; „willſt Du entwiſchen, weil Du uns gefoppt haſt!“

„Keines von beiden!“ erwiderte der troſtloſe Adon, „ich ſuche nur den Zuckerbäcker und meinen Wachpoſten.“

„Dein Wachpoſten hat ſich davon gemacht; aber der Zuckerbäcker muß ja zu finden ſein,' ſagte der Centurio und befahl ſeinen Leuten, mit dem Schaft ihrer Speere gegen die erſte beſte Tür zu ſtoßen. Trotz des Lärms dauerte es geraume Zeit, bis eine Stimme drinnen fragte, was es draußen gebe.

„Wohnt ein Zuckerbäcker in der Nachbarſchaft?“ fragte der Centurio.

„Die erſte Tür links,“ war die Antwort.

„Dann iſt es hier!“ jubelte Adon und ſchoß wie ein Pfeil auf die Tür zu, welche der bezeichneten gegenüber lag. Die Truppe folgte ihm und das Anpochen begann auf's Neue mit dem Ruf vermiſcht: „Öffne! öffne!“

Es währte nicht lange bis ſich eine ängſtliche Männerſtimme vernehmen ließ:

„Ich werde nicht öffnen! zieht ab, Ihr böſen Buben.“

„Der Präfekt von Konſtantinopel ſchickt mich, den Centurio Martial, um Dein Haus zu durchſuchen. Öffne freiwillig, oder ich laſſe die Tür einrennen.“

Die Riegel wurden zurückgeſchoben, die Truppe drang ein und warf einen bejahrten Mann auf die Seite, der kreiſchend vor Angſt ausrief:

„Ich bin ein armer Mann . . . treibe mein elendes Geſchäft ohne Wucher“ . . . —

„Wo iſt das Fräulein!“ donnerte der Centurio.

„Meinſt Du meine Tochter?“ ſchrie der Greis.

„Deine Tochter, alter Narr, kümmert uns nicht . . . wir ſuchen ein Edelfräulein der Kaiſerin!“

„Suchet!“ ſagte der Alte höhniſch; „und möcht Ihr ſie ſo gewiß finden, wie ich meine Tochter wiederfinde.“

Das Häuschen war bald durchſucht. Weder bei dem alten Wechsler, noch bei den Bewohnern des obern Stockwerks ergab ſich die Möglichkeit, daß Gunild hier verborgen ſein könne. Adon ſchlug ſich mit beiden Fäuſten wider die Stirn und zerraufte ſein Haar. Der Alte ſah ihn vergnügt an und ſagte:

„Es freut mich recht, daß andere Leute ebenſo in Verzweiflung ſind, wie ich es war, als meine Tochter verſchwand.“

„Altes Ungeheuer!“ ſchrie Adon.

„Alſo zwei Fräulein ſind verloren gegangen ſtatt einer!“ rief der Hauptmann lachend. Nun, weiter! Gibts noch mehr Zuckerbäcker in der Gaſſe, als den da drüben, Alter?“

„Ich bin ein armer Mann,“ antwortete er mürriſch; „ich gehe nicht auf den Wegen und Stegen der Leckermäuler“ . . . —

„Schon recht!“ unterbrach ihn der Centurio. „Voran mit Dir . . . und zeige uns den nächſten Zuckerbäcker.“

„Was! ich ſoll in der Nacht mein Haus — mein armes Haus verlaſſen!“ ſchrie der Alte entſetzt.

„Wer arm iſt, pflegt keine Diebe zu fürchten! . . . Alſo vorwärts mit Dir.“

„Ja, vorwärts mit Dir!“ rief Adon rachgierig.

„Soll ich ſtatt Deiner mitgehen?“ fragte eine alte Frau, die aus irgend einem dunkeln Winkel auftauchte, den Greis.

„Ja, begleite ſie, Apolline,“ ſeufzte er, „und kehre bald zurück, damit ich das Haus verſchließen könne. Ich bin ſo arm, daß ſie meine ganze Dienerſchaft ausmacht," ſprach er zum Centurio. Ich bitte Dich, entlaſſe ſie bald."

„Unbeſorgt! . . . Dieſe Apolline gehört zu den Weſen, die ich keine Sekunde über die Notwendigkeit hinaus vor Augen zu haben wünſche. Und nun vorwärts."

Apolline leitete den Zug zurück auf dem Wege, den er gekommen war, blieb dann ſtehen, deutete auf eine Tür und ſagte:

„Hier wohnt er."

„Gibt es noch mehr in der Gaſſe?" fragte der Centurio.

„Nein! Nur dieſe zwei."

„Nun, mein Bürſchlein, wo ſollen wir anklopfen? Hüte Dich, keine falſche Tür zu bezeichnen," ſprach der Centurio drohend zu dem zitternden Adon, der ängſtlich die Tür bezeichnete, die er für die richtige hielt und die es auch wirklich war.

Als ſie geöffnet wurde, ſtand eine anſtändig gekleidete Frau mit einer Lampe in der Hand auf dem Vorplatz, fragte befremdet aber ruhig nach dem Begehr und führte ſelbſt den Centurio umher, indem ſie erzählte, daß ſie mit ihren vier Söhnen das Haus bewohne, und daß ſie auch einigen Freunden ihrer Söhne Obdach gebe, lauter brave Leute, die ſich durch ihrer Hände Arbeit ernährten. Sie ſelbſt habe einſt beſſere Tage geſehen, ſei jetzt aber auf ihre guten Söhne angewieſen, die ihr das Leben ſo bequem wie möglich zu machen ſuchten. All' dieſe braven Leute und Söhne ſchliefen in den obern Räumen, und ſtarrten, verwundert auffahrend aus dem Schlaf der Gerechten, den ſpäten Beſuch halb im Traum an.

Die Runde war gemacht, nichts Verdächtiges gefunden. Die Frau öffnete noch ein unteres Zimmer. Es war leer und der Centurio ging vorüber, nachdem er einen flüchtigen Blick hineingeworfen hatte. Adon aber ſprang ins Zimmer hinein, hob den Kopf hoch auf, tat einen langen Atemzug und rief frohlockend:

„Hier iſt ſie geweſen!"

Der Centurio kehrte raſch zurück und befahl den Fackelträgern, jeden Winkel des Zimmers zu durchleuchten, ob irgendwo ein verborgener Raum ſei.

„O weh! . . . fort mit den Fackeln!" rief Adon.

„Närriſcher Knabe! wie ſoll man ſie denn im Finſtern ſuchen und finden."

„Ob ſie noch hier iſt, weiß ich nicht," ſagte Adon, „aber ſie war hier. Als ich eintrat, ſpürte ich den Wohlgeruch, den die Damen zu tragen pflegen und der mir faſt ſo lieblich iſt als Zuckerwerk auf meiner Zunge. Jetzt freilich hat der Qualm der Fackeln den ſüßen Duft verdrängt.

durfte einer ſolchen nicht. Wie das Morgenlicht ſich hervor arbeitet aus den umhüllenden nächtlichen Wolken, wie die Blume in langſamer Entfaltung ihre grünen Kelchblätter zurückſchlägt: ſo bewegte es ſich allmälig in ihrer Seele, und hatte ſie auch noch kein durchgebildetes Verſtändniß ſondern erſt Wahrnehmungen: ſo ſchien ihr dennoch das Leben eine ſo ernſte und wichtige Sache, dermaßen alle Kräfte in Anſpruch nehmend, wenn man es würdig auszufüllen ſtrebe, daß man ſich tüchtig beiſammen halten und nicht in Träumen von einem idealiſchen Seligkeitszuſtand verflattern müſſe. Wie faſt alle Menſchen, die zu bedeutender Selbſtändigkeit gelangen, entwickelte ſie ſich langſam und nur Schritt vor Schritt. Ihr Urtheil war nicht gleich fertig: es bildete ſich mit der Erfahrung aus. Ihre Anſichten waren unſicher: ſie hatte noch keinen eigenthümlichen Standpunkt um die Dinge zu betrachten. Sie nahm ein unendliches Material in ſich auf: verarbeiten konnte ſie es nicht auf der Stelle. Sie verſchloß Alles in ſich, was ſie verſtand und nicht verſtand, begriff und nicht begriff: weder zur Bejahung noch zur Verneinung war ſie vorgedrungen. Sie nahm auf Treu und Glauben Dasjenige für wahr oder für falſch an, was irgend eine Autorität ihr dafür bezeichnete. Dies ſind die Allüren der

„Du haſt ein feines Näschen mein Kind,“ ſagte die Frau mit freundlichem Lächeln, „aber doch nicht fein genug. Einer meiner Söhne iſt Gärtner. Wir haben Blumen in dem Zimmer gehabt. Blumen von köſtlichem Wohlgeruch, die heute Abend abgeholt wurden, um einen Feſtſaal zu zieren.“

„Und genug — ſie iſt nicht da! und Du böſer Bube haſt gewagt, uns zu äffen!“ ſagte der Centurio in ſolchem Zorn, daß Adon vor Schreck auf die Knie fiel und um Gnade flehte.

„Wer hätte ſolche Bosheit bei einem ſo jungen Kinde vermutet!“ ſagte die freundliche Frau.

„Böſe Hexe! ſie war doch hier!“ ſchrie Adon, kreideweiß vor Wut auf ſie zuſpringend.

Die Frau zuckte mitleidig die Achſeln und ſagte:

„Das Kind iſt augenſcheinlich in Verzweiflung; -- man muß Nachſicht mit ihm haben.“

„Fort!“ befahl der Centurio. Der Trupp ſetzte ſich in Bewegung, verließ das Haus und riß den troſtloſen Adon mit ſich fort.

Kleine, kluge Natter! ſprach die Frau zu ſich ſelbſt, als ſie ſorgfältig die Eingangstür verriegelte. Vor der Spürnaſe eines ſolchen Buben muß man ſich mehr hüten, als vor einer Prätorianertruppe.

Der kleine treuloſe Wachtpoſten, der Adons Mißgeſchick verſchuldet hatte, führte inzwiſchen Gunild nach dem Konſtantiniſchen Palaſt. Aber ſie war in einem entfernten Stadtteil, zu Fuß, zu ſpäter Stunde; der Weg ſchien ſich endlos vor ihr auszudehnen. Zuweilen ſtieg der Gedanke in ihr auf, der Knabe könne ſie abſichtlich irre führen. Sie hatte von nächtlicher Unſicherheit der Gaſſen gehört . . . — Aber ſie wagte nicht, zu fragen, teils um ihrem Führer kein Mißtrauen zu zeigen, teils um nicht die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden noch mehr auf ſich zu ziehen, als ohnehin geſchah. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Erſcheinung mehr bemerkt wurde, als ihr lieb war.

„Laß ſie reden — und komm' nur! wir ſind bald da!" ſagte der Knabe gleichgültig.

Doch dies „bald" nahm kein Ende! Als ſie aber dem Kaiſerpalaſt nah und näher kamen, als die Umgebung ihrem Auge vertrauter wurde, als ſie hier eine Säulenhalle erkannte, dort das Haus der ſchönen Thaïs mit den reichen korinthiſchen Pilaſtern — und als endlich der Palaſt ſelbſt vor ihr lag, erleuchtet durch die Fackelgarben, die an ſeinen Eingängen und neben den Poſten der Prätorianerwachen brannten: da hob ſich ihr Herz im heißen Dankgebet zu Gott empor. Es wich das lähmende Gefühl von Unheimlichkeit, das immer neben ihr hergeſchlichen war; und in dem Maß, als ihr Herz ſich erleichtert fühlte, wurde auch ihr Schritt leicht und ihr Gang kräftig.

„Schau! da ſind wir!“ ſagte der Knabe zufrieden; „hab' ich Dich nicht gut und ſicher geführt?“

„O ſo gut, daß ich es Dir nie vergeſſen werde!“ antwortete ſie tiefgerührt. „Und jetzt folge Du mir,“ ſagte ſie, als ſie den äußern Hof des Palaſtes betrat. Im innern Hof wurde ſie ſchon von einigen Dienern erkannt und freudig begrüßt, und einer lief voraus, um den Kämmerlingen der Kaiſerin die erfreuliche Kunde zu bringen. Hylas flog ihr entgegen und rief:

„Ich bitte die edle Gunild die Auguſta ſogleich von der peinlichen Sorge zu befreien, in welcher ſie ſeit drei Stunden ſchwebt. Denn als Du eine Stunde nach Sonnenuntergang nicht heimgekehrt warſt, entſetzten ſich Deine dienenden Frauen über dies unerhörte Ereignis und verkündeten es wehklagend im Palaſt. So wie die Auguſta es erfuhr, ſendete ſie Boten zu den erlauchten Frauen Olympia und Pentadia. Die erſtere ließ ſagen, Du habeſt Dich zu Nikarete begeben; doch in deren Hauſe wußte man nichts von Dir. Jetzt durchſtreifen Boten in allen Richtungen die Stadt, um Dich zu ſuchen . . . — Aber wo war die edle Gunild?“ ſetzte er mit befremdetem Blick auf ihren kleinen armſeligen Begleiter hinzu.

Sie hörte erſchöpft dem Strom ſeiner Worte zu und eilte zur Kaiſerin. Hylas riß den Türvorhang auf und meldete ihr Erſcheinen.

Als Eudoxia Gunild erblickte mit fiebernder Röte auf den Wangen, mit müden Augen und abgeſpannten Zügen, mit halbaufgelöſtem Haar, mit beſtaubtem Saum des Gewandes, rief ſie ihr angſtvoll entgegen:

„Gunild! . . . wo warſt Du?“

„Ich weiß es nicht!“ ſeufzte Gunild und ſank ohnmächtig zu Eudoxia's Füßen zuſammen.

Kabalen.

Mit außerordentlichem Gepränge, umgeben von achtundzwanzig egyptiſchen Biſchöfen und mit einem zahlreichen Gefolge von Klerikern und von Dienern zog der Patriarch Theophilus in Konſtantinopel ein. Biſchof Severian von Gabala, der bewunderte Prediger, der Liebling der Damenwelt des Hoflagers — und drei andere Biſchöfe Kleinaſiens hatten ſich ihm angeſchloſſen. Alexandriniſche Matroſen, deren Schiffe Getreide nach Konſtantinopel gebracht hatten, empfingen ihn im Hafen mit ſtürmiſchem Jubel, gaben ihm das Geleit und fügten zu dem Glanz ſeines Einzugs den Anſchein von Popularität. Das Volk ſtaunte dieſe Pracht, dieſe Weltherrlichkeit eines Patriarchen an; es war derſelben entwöhnt durch Chryſoſtomus.

Dieſer hatte alle Biſchöfe. welche ſich zum Konzil einfinden würden, eingeladen, ſeine Gäſte zu ſein und im Palaſt des Patriarchats, ſowie in den Nebengebäuden der Sophien- und der Apoſtelkirche die für ſie bereiteten Wohnungen einzunehmen. Allein die ganze Partei lehnte es ab. Eugraphia hatte ihre prächtige und geräumige Villa am Bosporus dem Patriarchen Theophilus zur Verfügung geſtellt. Dort richtete er ſich mit ſeinen Biſchöfen ein. Jede Gemeinſchaft mit Chryſoſtomus ſchlug er aus. Seinen erſten Beſuch machte er dem Kaiſerpaar; den zweiten — bei Eugraphia: damit war ſeine Stellung klar gezeichnet.

Der gutmütige Kaiſer, dem Zerwürfniſſe innerhalb der Kirche ſehr peinlich waren, empfing Theophilus freundlich und ſagte:

„Ich hoffe, das kleine Wölkchen, welches ſich zwiſchen Deine Heiligkeit und die egyptiſchen Mönche gelagert hat, wird ſich leicht zerſtreuen. Ich betrachte es wenigſtens als ein günſtiges Zeichen, daß unſer ehrwürdiger Vater Chryſoſtomus nicht als Richter in dieſer Unterſuchung auftreten will. Die Kirchengeſetze, ſpricht er, beſtimmen, daß ein Biſchof nur in ſeiner Provinz gerichtet werden dürfe. Die Sache wird alſo vor ein weltliches Forum kommen, das ihr nicht ſchaden wird.“

„Du ſiehſt aus meinem Kommen, erhabener Auguſtus,“ ſagte der Patriarch mit kaltem Stolz, „daß ich kein Gericht auf Erden ſcheue, möge es ein weltliches oder geiſtliches, in meiner eigenen oder in einer fremden Kirchenprovinz ſein. Handelt es ſich darum, die Gerechtigkeit der Sache eines Metropoliten zu beweiſen — und kann dieſer Beweis nur am kaiſerlichen Hoflager, außerhalb ſeiner Kirchenprovinz klar geführt werden: ſo müſſen nach meiner Abſicht die Kanones etwas zurücktreten.“

„Es iſt ſehr edel, daß Du ſo denkſt, ehrwürdiger Theophilus,“ ſagte der Kaiſer, den dieſer hohe Ton verlegen machte; „denn Du hätteſt Dich ja auf die Kanones ſtützen können, um nicht hier zu erſcheinen. Allein es iſt auch nicht minder edel, daß unſer ehrwürdiger Chryſoſtomus ſich in dieſem Fall auf die Kanones beruft. Bei einer ſolchen Geſinnung kann die Ausgleichung zwiſchen Dir und Deinen Mönchen nicht ſo ſchwer ſein — und ich hoffe, das Konzil, welches durch das Mißvergnügen einiger Biſchöfe mit unſerm Patriarchen veranlaßt wurde, wird denſelben Geiſt bereitwilliger Verſöhnlichkeit bewähren.“

„Gewiß! ſobald Schuld und Unſchuld ſich herausſtellten,“ entgegnete Theophilus immer in einem Ton, der den Kaiſer einſchüchterte.

Bei der Kaiſerin hingegen war er die Demut ſelbſt. Da wußte er nicht genug Worte zu finden, um ſich unter ihren Schutz zu ſtellen und auf ihre Huld zu bauen. Da war der Schatten ihres Thrones ſeine Freiſtatt gegen ſeine Feinde und ihr kaiſerlicher Purpur die Ägide der Kirche. Da war ſie berufen mit ihrer zarten reinen Hand das Maß abzuwägen, das den Biſchöfen zukomme in Ausübung ihres Amtes. Da war die Auguſta mit ihrem Geiſt und ihrem Charakter ganz dazu geſchaffen, unumſchränkte Gebieterin der Welt und Mittelpunkt des Univerſums zu ſein. Das klang freilich anders, als die ernſten Ermahnungen des Chryſoſtomus! —

Dann kam Biſchof Severian zur Kaiſerin. Predigen konnte er nicht, da es ſich nicht ziemte, ohne Genehmigung des Patriarchen die Kanzel in Konſtantinopel zu beſteigen. Dafür aber hielt er ihr in ungezwungener Weiſe die angenehmſten, erbaulichſten Vorträge: er lobte diejenigen Tugenden, zu denen Eudoxia natürliche Anlagen oder Neigung hatte — und von den übrigen ſchwieg er. Ihre Zärtlichkeit für ihre Kinder, ihre Wohltätigkeit, ihr Eifer für Glauben und Kirche, boten ihm ein unerſchöpfliches Thema, um darauf Variationen der liebenswürdigſten Art auszuſpinnen. Sehr beleſen in der heiligen Schrift, wie er war, wußte er ſie mit großer Rednergabe auszulegen — und dieſem Grundſtoff webte er dann mit ſeltener Gewandtheit ſein Lob und ſeine Bewunderung, bald direkt, bald indirekt, wie eine köſtliche Stickerei ein.

Eudoxia war entzückt von dieſem feinen hochgebildeten Geiſt. Ihre Damen waren es noch mehr; deren Anhang und Umgebung abermals mehr, damit nur niemand das Unglück habe, nicht auf dem Höhepunkt der Begeiſterung zu ſtehen. So ſchwamm das ganze Hoflager in Entzücken über Severian — und Kaiſer Arcadius ſchwamm mit.

„Welche Komödie!“ ſagte Eugraphia eines Tages zu Florus, der mehr und mehr ihr Vertrauter wurde; — „ich würde ſie nimmer mitmachen, wenn es nicht eine Art von Demonſtration gegen den goldenen Mund wäre, dieſen honigfließenden Mund überſchwenglich zu bewundern.“

„Ich bewundere Dich, Erlauchteſte, wie Du verſtehſt in das oberflächliche Treiben ernſte Gedanken zu legen,“ erwiderte Florus, der bei Eugraphia Severians Rolle bei der Kaiſerin nachahmte.

„Wann aber wird der Mönch Iſaak aus Antiochien heimkehren?“ fragte ſie ungeduldig. „Die Quellen müſſen dort entweder überreichlich — oder unſäglich ſparſam fließen, um ihn ſo lange feſtzuhalten.“

„Ich bekenne Dir, Erlauchteſte, daß Iſaak längſt zurückkehrte . . . doch ohne Erfolg.“

„Dann war er ungeſchickt oder böswillig!“ “rief Eugraphia zürnend.

„Doch nicht, Erlauchte! an ſeinem guten Willen iſt gar nicht zu zweifeln und zum Spion iſt er geboren. Aber es fehlte das Material.“

„An einem Ort, wo Chryſoſtomus fünfzig Jahr lebte, ſollte man nicht einen Flecken in ſeinem Wandel, ſeinem Charakter finden . . . mit gutem

Willen, verſteht ſich . . . Florus, das glaub' ich in Ewigkeit nicht!"

Florus zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Wie!" fuhr ſie fort, „er hätte ſeine Studien gemacht ohne Leichtfertigkeit! . . . wäre Rechtsanwalt geweſen, ohne Beſtechlichkeit! . . . Prieſter, ohne Ehrgeiz, ohne Herrſchſucht, ohne eine der Eigenſchaften, die ihn als Patriarchen unerträglich . . . ja verhaßt machen! Aber ſo ſprich doch! iſt denn das möglich?"

„Er hat es möglich gemacht, Erlauchteſte. Sein Andenken wird in Antiochien ebenſo verehrt und geſegnet, wie ſeine Gegenwart daſelbſt, ſein Walten und Wirken es wurde. Wahrlich ein trauriges, aber ſchlagendes Beiſpiel von menſchlicher Schwachheit! In untergeordneter Stellung ſtreifte er an das Ideal der Vollkommenheit — und als er auf die Höhen des Lebens hinaustritt, vermag er den Glanz dieſer neuen Stellung nicht zu ertragen und die Vollkommenheit ſchwindet täglich mehr — ein neuer Ikarus, dem die Sonnennähe die wächſernen Flügel ſchmilzt."

„Sehr poetiſch aufgefaßt, guter Florus . . . aber dennoch ſehr verdrießlich für uns," erwiderte Eugraphia verſtimmt. „Wohlan! ſo müſſen wir uns anderweitig zu helfen ſuchen. Der ehrwürdige Theophilus betreibt ſeine Sache meiſterhaft."

„Ja!" rief Florus begeiſtert, „die ganze Stadt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20853 / 040

iſt für ihn eingenommen, durch ihn geblendet vom Präfekten des Palaſtes an, bis zum Sackträger am Hafenplatz. Noch nie hat jemand ſo ſchnell, in ſo kurzer Zeit eine ſo große Partei zu gewinnen gewußt. Seine Gaſtmahle entzücken die vornehmen Leute, ſein Gold, das er mit vollen Händen für den geringſten Dienſt . . . ja, auch ohne einen ſolchen ſpendet, entzückt das Volk. Dabei weiß er überall das Paſſendſte zu ſagen: hier eine Schmeichelei, dort ein Lob, da ein Verſprechen. Ich wünſchte, Du könnteſt ihn in der Oeffentlichkeit ſehen, Erlauchteſte! es würde Dir eine große Befriedigung ſein, wie dieſer Mann die Menſchen zu beherrſchen verſteht."

„Wenn er Schmeichelei und Gold geſchickt zu handhaben weiß, ſo wundert mich ſein Erfolg nicht," ſagte Eugraphia kalt. „Dies ſind die Hebel, mit denen man die Welt aus ihren Angeln hebt."

„Du vergißt den dritten Hebel," ſagte Florus kriechend — „freilich den ſeltenſten, Erlauchte, und der nur wenigen zu Gebot ſteht: die hohe Klugheit, das Genie des Herrſchens."

„Wie die Auguſta es beſitzt!" unterbrach ſie; allein ihr wohlwollendes Lächeln verriet, wie zugänglich ſie dem erſten Hebel ſei. „Haſt Du Eugenius geſehen?" ſetzte ſie hinzu; „er iſt in einem ganz unbegreiflichen Zuſtand. Anſtatt froh zu ſein, daß ſein wahnwitziger Streich nicht bekannt wurde, wütet er und iſt in dieſem wichtigen Augenblick unbrauchbar für die große Sache.“

„Die ſchwere Krankheit der edlen Gunild iſt ihm ſehr zu Herzen gegangen; mehr als das aber eine Nachricht, die ich freilich nicht verbürgen kann.“

„Und die wäre?“

„Es verlautet durch ihre Umgebung, ihre dienenden Frauen, ſie beabſichtige, ſich der katholiſchen Kirche anzuſchließen.“

„Vorzimmergeſchwätz, guter Florus! Du weißt mit welcher Mutterliebe ich an Eugenius hänge; aber zu glauben, daß dies Zuſammentreffen mit ihm Gunild günſtig für die Kirche geſtimmt habe — das geht über meine Faſſungskraft. Sie wird im Fieber geredet haben — und die Dienſtfertigkeit der Zofen ſchwatzt das, was die Kaiſerin gern hört. Gunild wird ſich nur noch mehr zurückgeſtoßen fühlen.“

„Möglich! aber dies Vorzimmergeſchwätz reicht hin, um Eugenius in tolle Verzweiflung zu verſetzen. Er hat ſich in dem Gedanken feſtgerannt, arianiſch zu werden, und eine Vermählung mit der edlen Gunild möglich zu machen.“

„Man muß recht eifrig beten,“ ſagte Eugraphia ſalbungsvoll, „daß der hl. Geiſt Gunild erleuchte und in die Kirche einführe. Ich wünſche das nicht bloß für ihr Seelenheil, ſondern auch damit mein armer Eugenius wieder zur Vernunft komme, denn ihr Uebertritt würde ihm gründlich jede Hoffnung rauben.“ —

Die Unterſuchung, welche gegen den Patriarchen Theophilus eingeleitet worden war, ergab trotz ſeiner Beſtechungen die Unſchuld der egyptiſchen Mönche an häretiſchem Aufruhr und Empörung gegen die geiſtliche Obrigkeit. Die Kaiſerin, welche ſich nun einmal für dieſe frommen Männer intereſſierte, war ſo froh, deren Unſchuld anerkannt und Theophilus ganz bereit zu ſehen, ſich mit ihnen auszuſöhnen, und ihrer Rückkehr nach Egypten nichts in den Weg zu legen, daß Theophilus nun in ihren Augen über alle Anklagen gerechtfertigt war, welche ſich ſo zahlreich gegen ihn erhoben hatten. Er ging triumphierend aus der Unterſuchung hervor, weil niemand mit dem Mann unzufrieden zu ſein wagte, mit welchem die Kaiſerin zufrieden war. Chryſoſtomus freute ſich des Friedens zwiſchen dem Patriarchen und den Mönchen. Uebrigens kümmerte er ſich nicht um die weitere Unterſuchung. Sternenweite trennte ſein Leben, ſeine Richtung, ſein Wirken, ſein Ziel von Theophilus und beide Patriarchen lebten in Konſtantinopel wie auf zwei verſchiedenen Planeten, von denen der eine zur Sonne des Hofes gravitierte, der andere zur Sonne des ewigen Lebens.

Der Mönch Iſaak ward nicht imſtande geweſen, auch nur ein gewichtiges Zeugnis gegen Chryſoſtomus in Antiochien aufzutreiben. Daraus zog Theophilus den Schluß, man dürfe nicht wähleriſch in den Anklagepunkten ſein. Er nahm alſo was ſich darbot und aus welcher Hand es ſich darbot. Unter dem Klerus war mehr als ein Judas. Bei Eugraphia wurden dieſe Aktenſtücke geprüft, über welche auch Marſa zuweilen ihr Gutachten abgab.

„Bei dieſer hochwichtigen Angelegenheit muß man äußerſt vorſichtig zu Werke gehen,“ ſagte Theophilus mit großer Würde zu Eugraphia. „Da Du, meine Tochter, den Boden von Konſtantinopel genauer kennſt als ich und meine Mitbiſchöfe aus fernen Ländern ſo iſt uns Deine Anſicht in gewiſſer Beziehung maßgebend . . . ſo wie auch die Deiner Freundin, der erlauchten Marſa.“

„Deiner Aufforderung folgend, ehrwürdiger Vater,“ erwiderte Eugraphia, „bin ich mit ihr übereingekommen, daß die Anklage auf einen tadelnswerten Lebenswandel beinah lächerlich erſcheinen würde. Seine Jugend iſt von keinem derartigen Flecken getrübt — wie die genaueſten Nachforſchungen zu Antiochien ergeben haben. Hier aber lebt er ſeit ſieben Jahren mit gebrochener Geſundheit, in einer Aſceſe, die ihn zum Heiligen machen müßte, wenn ſie nicht ſeinem Charakter jene Bitterkeit, Härte und Schroffheit gegeben hätte, die ihn zu einer Geißel der Menſchheit macht. Alle Anklagen, welche ſich auf kalte, unerbittliche, ſchonungsloſe Gewalttätigkeit beziehen, ſind hingegen aufrecht zu erhalten.

Theophilus machte ein paar Anmerkungen bei den Schriften, die er in Händen hatte. Dann ſagte er:

„Die Anklage auf Verletzung der Kanones iſt vollkommen begründet. Darüber ſind wir Biſchöfe einig. Er hat Männer von den Biſchofsſitzen ſuspendiert, bei denen der Frevel der Simonie nicht erwieſen war . . . denn ſie leugnen ihn! Aber, meine Tochter, wie ſteht es mit der Anklage auf Hochverrat? iſt ihm dergleichen überhaupt zuzutrauen? kann man jene Aeußerung über die Kaiſerin als Hochverrat betrachten? und iſt es gewiß oder nur wahrſcheinlich, daß er ſie gemacht hat?“

„Gemacht hat er ſie . . . das iſt gewiß, ehrwürdiger Herr!“ rief Eugraphia. „Der junge Prieſter Florus, den meine Freundin Marſa erziehen ließ und für den ich mich ſeiner großen Begabung wegen ſehr intereſſiere . . . —“

„Meinſt Du, ich hätte dieſen ausgezeichneten jungen Mann, der ſchon zweimal in Alexandrien war, vergeſſen: ſo irrſt Du ſehr!“ ſagte der Patriarch freundlich. „Aber ſprich weiter.“

„Nun! Florus, über welchen Du ſo huldvoll

Dich äußerſt, iſt ein Opfer der Verfolgungsſucht des Patriarchen, der ihm gewiſſe jugendliche Fehltritte, ſtatt ſie mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, ſchonungslos vorwirft.“

„Meine Tochter!“ ſagte Theophilus mit hoher Miene, „die Erhabenheit des geiſtlichen Standes erfordert einen reinen, einen heiligen Wandel. Wo der fehlt, iſt der Beruf zweifelhaft und der Einfluß auf das Volk ein ſchlimmer; denn es lernt den Prieſter verachten; — entweder als Wüſtling, oder als Scheinheiligen. Und nicht nur um uns ſelbſt, ſondern zugleich um das Volk zu heiligen, ſind wir Prieſter da. Ich denke, daß Du vollkommen mit mir übereinſtimmſt und nur ſagen wollteſt, daß die Theorie in aller Strenge aufgeſtellt — doch in praktiſcher Durchführung gemildert auftreten müſſe. Ich bitte, fahre fort.“

„Dieſer Florus alſo beſuchte mit großer Pünktlichkeit die Predigten des Chryſoſtomus,“ nahm Eugraphia wieder das Wort nachdem ſie eine Verbeugung, welche Zuſtimmung ausdrückte, gegen Theophilus gemacht hatte. „Florus hörte die Predigt, die er vor kurzem in der Sophienkirche hielt, und in welcher er die Kaiſerin mit der Jeſabel verglich.“

„Da Florus es hörte, ſo will ich es nicht bezweifeln. Nur ſcheint mir die Anklage auf Hochverrat noch nicht dadurch begründet.“

„Wie, mein ehrwürdiger Vater! wer die kaiſerliche Majeſtät von hehrer Stätte aus vor allem Volk ſo ungeheuer beſchimpft, der ſollte kein Hochverräter ſein!" rief Eugraphia. „Wir in Konſtantinopel betrachten es ſo, und die Auguſta würde nicht wenig ſtaunen, wenn ſie erführe, daß Du dieſe Auffaſſung nicht teilſt."

„Das ſagte ich nicht," entgegnete Theophilus, indem er gelaſſen eine Anmerkung ſchrieb. „Dein Eifer iſt ſehr erfreulich und tröſtend, meine Tochter."

„Die Anhänger des Chryſoſtomus behaupten zwar," fuhr Eugraphia beruhigt fort, „ſeine Predigten würden nicht bloß durch falſche Auslegungen, ſondern ſogar durch lügenhafte Zuſätze entſtellt; aber ſprich, ehrwürdigſter Herr, ich bitte Dich . . . wer käme wohl auf den tollen Einfall unſere erhabene, herrliche Kaiſerin mit der Jeſabel zu vergleichen? . . . So etwas kann nur der finſtere Menſchenhaß eines fanatiſchen Asceten erfinden. Ich verlaſſe mich auf Florus als auf einen Ohrenzeugen."

„Ich glaube, daß wir jetzt genug Material in Händen haben," ſagte Theophilus ſehr befriedigt, „um einen Mann vom Patriarchenſitz zu entfernen, der ſeiner Stellung keine Ehre macht. Es iſt ja faſt nur *ein* Schrei der Entrüſtung gegen ihn."

„Ehrwürdigſter Vater!" entgegnete Eugraphia bedenklich, „der Hof und die allentſcheidenden Majeſtäten, ſowie ein Teil des Volkes und des Klerus der Teil, den Du kennſt — iſt gegen ihn; allein wir dürfen uns nicht darüber täuſchen, daß die große Mehrheit des Klerus und die überwiegende Maſſe des Volkes für ihn iſt. Ich überlaſſe Deiner Weisheit diejenigen Maßregeln zu treffen, welche Deinen Plan ſicher ſtellen.“

„Ich begebe mich von hier zum Kaiſer und werde ihm den Vorſchlag machen, das Konzil nicht in der Reſidenz zuſammentreten zu laſſen,“ ſagte Theophilus.

„Ha! . . . wie Deine Weisheit das Richtige zu treffen weiß!“ rief Eugraphia hocherfreut.

„Du meinſt alſo, ich dürfe der Zuſtimmung der Kaiſerin ſicher genug ſein, um dem Kaiſer dieſen Vorſchlag zu machen?“ fragte er.

„Ganz ſicher, ehrwürdiger Vater! nur möchte ich Dich bitten, nicht zu zögern. Was heute iſt, dürfte vielleicht morgen nicht mehr ſein. Die erhabene Kaiſerin iſt jung und lebhaft. Ihre Empfindungen wechſeln, und reißen ihre Anſichten ihr Urteil in den Wechſel hinein. Vor einigen Wochen hatte mein Neffe Eugenius, der Arme! das Unglück, einen tollen Jugendſtreich zu begehen, der ſich freilich für den Aſpiranten zu einem Biſchofsſitz nicht geziemt. Da war die Kaiſerin außer ſich vor Unwillen, pries die Strenge des Patriarchen gegen leichtſinnige Kleriker und war auf dem

Punkt, ſich mit ihm zu verſöhnen. Zum Glück — hätte ich faſt geſagt! — kam die Predigt von der Jeſabel dazwiſchen . . . und ſchleuderte ſie weit vom Patriarchen zurück. Und in der Stimmung iſt ſie jetzt!“

„Wie beklagenswert, wenn der Menſch und beſonders der Machthaber, unter dem Einfluß der Leidenſchaften ſteht und handelt!“ ſagte Theophilus ſalbungsvoll — und begab ſich zum Kaiſer.

Nicht durch Gunild — denn dieſe kannte Eugenius nicht — ſondern durch Eugraphia hatte Eudoxia erfahren, wer die Entführung bewerkſtelligte. Eugraphia fand es zweckmäßig, ſich ſogleich der Kaiſerin zu Füßen zu werfen und ſie anzuflehen, keine Unterſuchung zu veranſtalten, da Eugenius ja augenſcheinlich durch eine wahnſinnige Leidenſchaft in einen unzurechnungsfähigen Zuſtand verſetzt worden ſei. Gunild vereinigte ihre Bitten mit denen Eugraphia's; — nicht aus Mitleid mit Eugenius, ſondern weil ſie nicht ihren Namen in Verbindung mit dieſem Frevel genannt wiſſen wollte. Das begriff die Kaiſerin, und aus Schonung für Gunild verſchonte ſie Eugenius. Man ſprach nicht mehr von der Sache und beklagte nur Gunild, von der es hieß, daß ſie infolge heftiger Gemütsbewegung, die mit ihrem Eintritt in die katholiſche Kirche zuſammenhänge, ſchwer erkrankt ſei. Wenn die Kaiſerin aber auch Schonung übte, ſo neigte ſich doch ihr Sinn einer heilſamen Strenge zu, und ſie ſprach einmal ohne beſondere Veranlaſſung das Lob des Chryſoſtomus aus, weil er ein ſo hohes Gewicht auf den reinen Wandel des Klerus lege, daß ihn keine Rückſicht abhalte, das Gegenteil zu ſtrafen. Dies war genug für ſeine Widerſacher, um ſchleunigſt den Vergleich mit der Jeſabel in Umlauf zu ſetzen. Die Kaiſerin hatte blindes Vertrauen zu ihnen. Sie weinte vor Zorn; aber es fiel ihr nicht ein, ſich bei Unparteiiſchen zu erkundigen, wie ſich die Sache verhalte. Sie ſah in dem Patriarchen ihren erbitterten perſönlichen Feind. Der Kaiſer, der nur mit ihren Augen ſah, fühlte ſich in ihr aufs Tiefſte beleidigt, und ſeine ganze Umgebung war eifrig bemüht, ſeinen matten Unwillen zu einer kräftigen Außerung aufzuſtacheln. Amantius hatte verſucht, die Kaiſerin zu enttäuſchen, ihr zu erklären, daß der Patriarch ein Bild aus dem alten Teſtament entnommen habe, um die Ruchloſigkeit einer entwürdigten Seele zu bezeichnen, — wie er das hundermal getan. Sie befahl ihm zu ſchweigen, da er ein blinder Parteigänger des Chryſoſtomus ſei. Die Stimme der Wahrheit mußte verſtummen. Die Lüge triumphierte.

Theophilus fand Verhältniſſe vor, die ſeinem Anſchlag ſo günſtig wie möglich waren. Er ſetzte dem Kaiſer auseinander, daß das Konzil nicht in Konſtantinopel gehalten werden dürfe. Chryſoſtomus habe fanatiſche Anhänger, die ſich ohne Zwei-

Einfalt. Geſellt ſich Selbſtüberſchätzung und Eigenliebe hinzu, ſo ſind es die der Dummheit. Die Dummheit iſt ein rettungsloſer Zuſtand; die Einfalt nicht, denn ſie ſchwindet wenn das Bewußtſein aufgeht, welches der Kern des Seins, die Eſſenz des Weſens iſt. Die Dummheit verharrt in permanenter Bewußtloſigkeit, denn Selbſtüberſchätzung ſchließt die Freiheit des Bewußtſeins aus.

In aller Einfalt ſtand die neuvermälte Cornelie neben Euſtach, ließ ſich von ihm leiten, unterrichten, belehren und fand für ihre Liebe und Verehrung keinen höheren Gegenſtand als ihn. Sie lebten ziemlich einſam zu Altdorf, aber unendlich bequem und ungenirt — und grade das wünſchte Euſtach. Die Zimmer waren mit der höchſten Bequemlichkeit eingerichtet, Küche und Weinkeller vortreflich, Wagen und Pferde von der beſten Art; nichts war auf Prunk abgeſehen, Alles auf ſybaritiſchen Genuß. Eine bedeutende Bibliothek bot Lectüre aus der älteren Zeit, und die Erzeugniſſe der neueren wurden von einem Breslauer Buchhändler reichlich geſendet. Euſtach bewegte ſich mit unausſprechlichem Behagen in dieſer Exiſtenz. Er war unzertrennlich von Cornelien, er erkannte ſie nicht nur als die lieblichſte und ſanfteſte, ſondern auch als die gelehrigſte der Frauen. Er las mit ihr, er ritt mit ihr ſpazieren, fel den Beſchlüſſen widerſetzen würden, wenn ſie ihnen mißfielen; das könne Unruhe geben; er ſelbſt könne nicht einſtehen für die hitzigen Köpfe der Matroſen aus Alexandrien, die in Maſſe anweſend und wiederum ihrem Patriarchen treu ergeben wären. Die kaiſerliche Reſidenz müſſe ſicher ſein vor jeder Unruhe. Er bitte den Kaiſer, das Konzil nach Chalcedon zu berufen, das auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus, Konſtantinopel gegenüber lag. Wie ſich erwarten ließ, ſprach ſich Arcadius ganz einverſtanden mit dieſem Vorſchlag aus.

Ein ſtarkes Herz.

Um Chryſoſtomus hatten ſich inzwiſchen vierzig Biſchöfe verſammelt, welche den Theophilus und ſein ränkevolles Treiben verabſcheuten. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er laut äußerte, das Konzil habe keinen anderen Zweck, als den, Chryſoſtomus abzuſetzen, ſo daß ſich eine große Spannung aller Gemüter bemächtigte und ſich im Kaiſerpalaſt wie im Palaſt des Patriarchen und durch alle Schichten des Volkes bis zum Hafen herab kund gab.

Der Befehl des Kaiſers, daß das Konzil in Chalcedon unter dem Vorſitz Theophilus zu halten ſei, hatte jene vierzig Biſchöfe tief gekränkt, da Chryſoſtomus ihr Patriarch war. Die Wunde, welche in ihm der Kirche Gottes geſchlagen werden ſollte, empfanden ſie mit heißem Schmerz, und feſt entſchloſſen waren ſie, den Kampf und die Gefahr mit ihm zu beſtehen. Das Unrecht, das ihm widerfuhr, drückte ſie mehr als ihn. Er blieb in dem unzerſtörbaren Frieden der vollkommenſten Willensvereinigung mit dem Willen Gottes.

Eine Dame war ihm gemeldet worden, welche dringend wünſche, ihn zu ſprechen. Obſchon die Arbeiten ſich drängten, konnte er ſich nicht entſchließen, ſie abzuweiſen. So wie ſie eintrat, kniete ſie an der Tür nieder, ſchlug ihren Schleier zurück, hob die Hände zu ihm auf und ſagte:

„Ich bin die Tochter des unglücklichen arianiſchen Feldherrn Gaïnas und bitte Deine Heiligkeit, mich unter die Katechumenen aufzunehmen — und dann bitte ich Dich um Vergebung, denn ich habe früher manche grollende Äußerung über Dich gemacht, zu welcher mich nichts anderes veranlaßte, als meine eigene Verkehrtheit.“

„Gott ſegne Deinen Entſchluß,“ ſagte der Patriarch freudig. „Du kehrſt in einem ſtürmiſchen Augenblick zur heiligen Arche zurück; — daher freut Dein Schritt mich doppelt, denn er zeugt für einen feſten Glauben. Eine zweifelnde Seele würde jetzt kaum ihn wagen.“

„Ich zweifle nicht mehr,“ ſagte Gunild ruhig.

„Welch gebenedeites Werkzeug in Gottes Hand hat Dir dieſe Gnade vermittelt? . . . war es die gottſelige Olympia? war es der fromme Amantius? Beide haben mir ihre Hoffnungen und Wünſche für Dich anvertraut.“

„Heiliger Vater!“ ſagte Gunild mit tiefem Ernſt, „ich habe ein ſtarres Herz, das von Frühlingslüften nicht erſchüttert wird. Nicht den himmliſchen Seelen war es gegeben mich zu gewinnen, ſondern einem Menſchen, der auf dem Punkt des Abfalls von der katholiſchen Kirche war, um ſeinen Leidenſchaften nachzugeben — und dieſer Menſch war ein katholiſcher Geiſtlicher.“

Chryſoſtomus warf einen prüfenden Blick auf Gunild und entgegnete:

„Eine ſolche Erfahrung pflegt von der Kirche zurückzuſtoßen.“

„Ja! . . . die Kleingläubigen!“ ſagte ſie gelaſſen.

Eine namenloſe Freude verklärte ſein Antlitz, während Gunild fortfuhr:

„Dieſer Unſelige berief ſich zur Rechtfertigung ſeines Abfalls auf den Arius. Er fand es unbillig, daß ich an ihm eine Handlungsweiſe verabſcheue, die ich an dem Prieſter von Alexandrien genug bewundere, um in deſſen Sekte zu verbleiben. Das traf mich mitten ins Herz hinein. Ein Blitz der Gnade riß mir die Binde von meinem geiſtigen Auge hinweg, ſo daß ich den Unterſchied zwiſchen Sekten und der Kirche Gottes deutlich erkannte; jene entſpringen aus menſchlichem Wahn; dieſe iſt geboren aus der einen, ewig unwandelbaren und folglich göttlichen Wahrheit. Und weil ſie das iſt: ſo kann ſie auch, unberührt in ihrem Weſen ertragen, wenn Länder und Völker, ja . . . wenn ihre eigenen Prieſter, von böſer Leidenſchaft verblendet, von Selbſtliebe hingeriſſen, von Hochmut betört, ſie verlaſſen — vorgeblich, um Beſſeres zu finden, oder gar zu ſtiften. Ein morſcher Aſt, ein wurmſtichiges Blatt fällt mit ihnen vom ewig grünenden Baum der Kirche ab. In ſeinem Schatten will ich meine Ruhe finden, mein Zelt aufſchlagen für die Ewigkeit."

„Mit dieſer Geſinnung biſt Du gleichſam geſchaffen für unſere Tage, in denen mannigfache Verwirrung und geiſtliche Trübſale herrſchen, welche dem Kleinmut zum Ärgernis oder Verzagtheit gereichen," antwortete Chryſoſtomus. „Wer auf das menſchliche Element der Kirche ſein Vertrauen ſetzt, ſtützt ſich auf ein zerſplitterndes Rohr. Du ſtützeſt Dich auf das göttliche, — auf die Verheißung des Herrn, die nimmer trügt und nimmer in Splitter geht! o meine Tochter, Du fährſt wohl."

„Ja," ſagte Gunild bewegt, „ich fahre wohl, aber mich jammert unſäglich mein armes, mein edles gotiſches Volk, das ſo ſchmählich um den wahren Glauben durch den Biſchof Ulfilas gebracht wurde."

„Weißt Du auch das?" fragte er lächelnd.

„Deine Heiligkeit wähne nicht, daß ich nur vom Sturm der Gefühle in den Hafen der Kirche mich treiben laſſe!" rief Gunild. „Ich habe die letzte Zeit gut benutzt, um mich ſo viel ich konnte, über manches aufzuklären — und da hat mir der vortreffliche Amantius ſehr geholfen. Ich weiß jetzt, daß katholiſche Glaubensboten meinem Volk die Lehre des Heils brachten, daß die Goten urſprünglich katholiſch waren und daß ſie erſt dann arianiſch wurden, als der Biſchof Ulfilas um der Fleiſchtöpfe Egyptens willen den Glauben verriet. Bis dahin hatten wir Bekenner und Martyrer, und ein Biſchof der Goten unterſchrieb das Glaubensbekenntnis zu Nicäa, das ein Anathema der arianiſchen Lehre ausſprach. Dies weiß ich jetzt und preiſe Gottes Gnade. Fünfzig Jahre ſpäter wurden die Goten in Möſien von den Hunnen ſo gedrängt, daß ſie im Norden der Donau den Boden unter den Füßen verloren. Sie ſchickten den Biſchof Ulfilas an Kaiſer Valens mit der Bitte, die Donau überſchreiten und in deren ſüdlichem Uferlande, Theſſalien, Niederlaſſungen gründen zu dürfen. Der Kaiſer erlaubte es unter der Bedingung, daß ſich die Goten zum Arianismus bekehrten, den er das wahre Chriſtentum nannte. Ulfilas ging die Bedingung ein und wirkte mit brennendem Eifer für ihre Erfüllung. Er ſtand in hohem Anſehen bei den Goten; er hat die Buchſtaben für unſre Sprache erfunden und überſetzte die heiligen Schriften ins Gotiſche. Man verehrte ihn als einen ſehr gelehrten und klugen Mann, der ohne Zweifel ſicher ſein werde, daß der Arianismus dem Glaubensbekenntnis von Nicäa vorzuziehen ſei

BIBL. UNIVERS. LIPS.

. . . und nach und nach wurde das ganze gotiſche Volk, Chriſten und Götzendiener, arianiſch. Und ſo weiß ich denn, daß auch da wieder ein Apoſtat ſteht, den ſeine Anhänger für einen großen Mann halten, als ob die Überſetzung der heiligen Schriften den Verluſt des heiligen Glaubens aufwiegen könnte, während jene doch gar kein Gewicht haben, wenn ſie nicht nach Maßſtab und Richtſchnur der katholiſchen Kirche ausgelegt werden. Das alles weiß ich . . . aber dieſe allein richtige Auslegung hoffe ich im Unterricht der Katechumenen zu erhalten, und ich bitte Deine Heiligkeit auf den Knien, mich bei ihnen einſchreiben zu laſſen."

„Dies iſt ein Wunſch, der immer von neuem die zärtliche Mutter, die Kirche, mit Wonne erfüllt," ſagte Chryſoſtomus. „Und wenn Tauſende und Zehntauſende ihr zuſtrömen, ſo iſt jeder einzelne ihr ſo willkommen, als ob er der Einzige wäre. Du kennſt Olympia," ſetzte er hinzu, „wende Dich an ſie; ihr iſt das übertragen, als Diakoniſſin, was den Unterricht der weiblichen Katechumenen betrifft. Der heilige Geiſt erleuchte Dich und führe Dich in alle Wahrheit ein. Und bete für die Kirche, o Tochter, und für uns Prieſter, ihre unwürdigen Diener, damit wir das Läuterungsfeuer der Trübſal zu ihrer Verherrlichung und zu unſerm Heil beſtehen."

Schwimmend in Freudentränen ſank ſie ihm zu Füßen. Er ſegnete ſie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und entließ ſie. Gunild begab ſich zu Olympia, die ſie ſeit jenem verhängnisvollen Abend der Entführung nicht ſah.

Olympia vergaß bei Gunilds Erzählung einen Augenblick die bangen Beſorgniſſe, die ſie mit allen Gläubigen um das Schickſal des Patriarchen hegte.

„O ſo wollen wir freudig uns bekränzen, wie zu heiligen Feſten,“ rief ſie, Gunild umarmend, „daß Deine Seele vom Untergang ſich rettet, der jetzt ſo manche bedroht.“

„Dies iſt meine Zeit!“ ſagte Gunild. „Die Gegenſätze müſſen ſcharf ſich ſcheiden, damit ich klar ſehen könne. Menſchliche Schwäche iſt überall zu finden; Gebrechlichkeit iſt die Signatur des Staubgebornen, bei Arianern, bei Katholiken, bei andern Sekten, die ich nicht kenne. Aber Martyrer und Heilige ſind nur in der katholiſchen Kirche; und weil ſie es ſind, werden ſie angefeindet von der Bosheit und der Lüge, welche die himmliſche Lehre und das himmliſche Beiſpiel haſſen und zu vernichten ſuchen. Dadurch iſt die Kirche ein ewiger Kalvarienberg. In ſeiner Nähe aber liegt die Grotte der Auferſtehung.“

„Nur nicht immer hienieden!“ ſagte Olympia; „da ſind beide oft weit getrennt.“

„Genug, daß wir im Glauben die ewige Auferſtehung der Kirche auch im Hienieden ſehen!“ rief

Gunild. „Über die paar Tage oder Jahre unſers Lebens müſſen wir dabei freilich hinwegſchauen. Aber was iſt denn auch das . . . unſer Leben! das kurze, das arme, das geringe!“ . . . —

„Nicht ſo ganz gering doch!“ ſagte Olympia lächelnd, „es iſt ein wunderbares Gut . . . das Leben: in der Zeit geboren, durch ihre Qualen und Kämpfe und Drangſale mühſam ringend . . . erſchöpft es ſich nicht in den Wonnen der Ewigkeit.“ — —

Die Kaiſerin nahm ziemlich kühl Gunilds Eröffnung auf, die ſie zu anderer Zeit frohlockend begrüßt hätte. In dieſem launenhaften Charakter hing alles von augenblicklicher Stimmung ab, und ein Ereignis, das ſie ſeit Jahren erſehnt hatte, ging unter in der fiebernden Spannung, womit ſie nach Chalcedon herüberblickte.

Theophilus hatte ſich dort in einem Palaſt niedergelaſſen, den einſt Rufinus nebſt einer Kirche und einem Mönchskloſter in der Vorſtadt zur Eiche äußerſt prächtig und in ſehr ſchöner Lage erbaut hatte. Dahin berief er die Biſchöfe ſeiner Partei. Da waren ſie ganz ſicher vor einer gefürchteten Aufregung des gläubigen Volkes in der Kaiſerſtadt, denn der Bosporus lag dazwiſchen; — und ſicher auch jeder Art von Unterſtützung, da der Biſchof von Chalcedon zu den eifrigſten Gegnern des Chryſoſtomus gehörte.

In dieſer Geſellſchaft von Männern, die größtenteils die Anklage gegen Chryſoſtomus verfaßt hatten, alſo Kläger, Partei und Richter zugleich waren — und zu denen ſich feige und unwürdige Mitglieder des Klerus von Konſtantinopel als Zeugen wider ihren Patriarchen geſellten, ließ Theophilus die Anklagepunkte vorleſen, die er mit Eugraphia beraten und mit Severian und andern Biſchöfen weitläufig dargeſtellt hatte. Auf den Hochverrat wurde ein beſonderer Nachdruck gelegt. Dies verbreitete ſich bald, nicht nur in Chalcedon, ſondern auch in Konſtantinopel. Es hieß, Chryſoſtomus verdiene enthauptet zu werden. Die Kunde drang auch in den Patriarchalpalaſt und erfüllte die dort verſammelten Biſchöfe mit Zorn über die Ungerechtigkeit, mit Kummer über die Möglichkeit eines ſolchen Attentates. Alle waren um ihn geſchart, voll Teilnahme und Liebe, und er tröſtete ſie voll heiterer Ruhe, indem er ſagte, nicht mit ihm habe die katholiſche Wahrheit angefangen und nicht mit ihm werde ſie untergehen. Keines Frevels fühle er ſich ſchuldig, der mit Entſetzung oder Tod geſtraft zu werden verdiene. „Übrigens aber,“ — ſetzte er mit den Worten des großen Apoſtels hinzu — „iſt Chriſtus mein Leben und ſterben mein Gewinn.“ Manche baten auch um ſeinen Rat für den Fall, daß ein Gegen-Patriarch eingeſetzt würde. Er riet ihnen, bis an die äußerſte Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen, um er ſpielte mit ihr Billard und Schach. Sie war ihm zugleich eine reizende Schönheit und ein guter Umgang, und nie hatte er ſich glücklicher gefühlt als im erſten Jahr ſeiner Ehe, denn ſein Egoismus war vollkommen befriedigt, und weichliche Trägheit lullte ihn ſo anmuthig ein, daß, wenn ein Gefühl von Ueberdruß in ihm aufdämmern wollte, er ſich davon abwendete um ſich nicht ſtören zu laſſen in ſeinem ſeligen Behagen und etwa aus demſelben in läſtige Unruh zu verfallen. Cornelia theilte ſeine Zufriedenheit, die jedoch bei ihr aus einem ganz anderen Grunde, nämlich aus Nüchternheit, nicht aus Ueberſättigung entſprang. Sie war im ruhigen Werden begriffen. Die Frühlingsgewitter, welche die Saaten gedeihen machen, regten ſich in ihr und um ſie noch nicht. Alles war ihr neu und angenehm. Aus dem märkiſchen Sande in die ernſten Berge der Grafſchaft — aus einem Stockwerk eines Berliner Hauſes in dies große geſchmackvolle Schloß — aus der Beſchränkung einer einfachen, ernſten Erziehung in die Unabhängigkeit ihrer neuen Verhältniſſe verſetzt, befriedigt im ſinnlichen — ermuntert im geiſtigen Leben, war ihr Daſein ein durch und durch begnügtes. Sie wünſchte nichts, als: möge es bleiben wie es iſt. Kein Hauch von Langerweile, kein Moment des Ueberdruſſes, wie er ſo ein Schisma zu vermeiden und bei ihren Kirchen zu verbleiben, damit nicht auch ihren Heerden ſtatt guter Hirten — Mietlinge vorgeſetzt würden.

Ein junger Kleriker unterbrach die ernſten und doch ſo traulichen Geſpräche, und meldete zwei egyptiſche Biſchöfe, welche eine Botſchaft der Verſammlung zu Chalcedon an Chryſoſtomus auszurichten hätten. Er empfing ſie im großen Saal ſeines Palaſtes, umringt von den vierzig Biſchöfen, welche der Kaiſer berufen hatte, um die Anklage gegen Theophilus zu prüfen. Doch das machte keinen Eindruck auf die Sendlinge; ſie wußten, auf weſſen Arm ſie ſich ſtützen durften und ließen eine Vorladung vorleſen, die Chryſoſtomus und ſeinen Diakon Serapion vor das Konzil an der Eiche berief. Der laute Unwille der Verſammlung verſtummte nur, als Chryſoſtomus ruhig erwiderte:

„Ich weiß nicht, daß jemand Grund hat, mich anzuklagen. Iſt es aber Gottes Wille, daß ich die Grundſätze, die mein Leben und meine Handlungen regeln, von erleuchteten Männern der Kirche prüfen laſſe, ſo bin ich bereit, mich vor den Biſchöfen an der Eiche, ja vor einem Konzilium von Biſchöfen der ganzen Welt zu ſtellen; aber unter der Bedingung, daß meine erklärten Feinde davon ausgeſchloſſen werden, denn meine Ankläger dürfen nicht meine Richter ſein. Ich nenne zuerſt Theophilus und Severian. Ihre Feindſeligkeit gegen mich iſt ſo allbekannt, daß auf den Theatern davon geſungen wird. Schließt ſie aus als Richter — und ich bin bereit. Doch nur dann. Eine andere Antwort erwartet nie von mir.“

Wiederum erſchien ein Kleriker und meldete beſtürzt einen kaiſerlichen Geheimſchreiber. Dieſer überbrachte an Chryſoſtomus den Befehl des Auguſtus, ſich vor ſeinen Richtern an der Eiche zu ſtellen. Der Patriarch gab dem Geheimſchreiber die nämliche Antwort, die er den zwei Abgeordneten gegeben hatte, und während der eine in den Konſtantiniſchen Palaſt und die andern nach Chalcedon zurückkehrten, begab er ſich in die Sophienkirche.

Maſſenhaft waren dort die Gläubigen verſammelt und beteten für ihren Patriarchen, für ſein Leben, für ſein Verbleiben auf ſeinem Sitz, für Ausgleichung des traurigen Zwieſpaltes. Als er auf der Kanzel erſchien, brach ein troſtloſes Weinen aus. Man hob flehend die Hände auf und breitete die Arme aus, wie um ihn feſtzuhalten, denn man glaubte, er wolle Abſchied nehmen. Er aber wollte nur die Aufregung beſchwichtigen und in Ergebung umſtimmen.

„Die Wogen gehen hoch und die Brandung tobt,“ ſagte er, „wir aber fürchten den Untergang nicht, denn wir ſtehen auf einem Felſen. Wüte das Meer; — der Felſen bleibt unbewegt! Steige die Flut; — das Schifflein Jeſu Chriſti zerſchellt nicht! Was ſollen wir fürchten? Etwa Verbannung? Aber die Erde iſt des Herrn mit allem was in ihr iſt. Oder Armut? Aber wir haben nichts in die Welt gebracht und offenbar iſt auch, daß wir nichts herausbringen können. Oder etwa den Tod? . . . O meine Lieben, Chriſtus iſt mein Leben und ſterben mein Gewinn. Möge die Flut, möge die Tiefe, möge der Zorn der Welt mir drohen, — das iſt mir alles nichtiger, als Spinnengewebe. Ich ſage: Herr, Dein Wille geſchehe. Das iſt mein Felſen und mein Anker. Will Gott, daß ich hier ſei, ſo ſag' ich ihm Dank. Will er an einem andern Ort mich haben, ſo dank' ich ihm dort." — —

Während er ſo ſprach, ſchien alles beruhigt zu ſein. Man ſah ihn, man hörte ihn, man war getröſtet durch den Klang ſeiner Stimme, den Blick ſeines Auges; man ruhte an ihm, wie Kinder an dem Vater. Er hätte Tag und Nacht fortreden können und niemand hätte die Kirche verlaſſen. Ja, man wünſchte, daß er es tun möge, denn innerhalb der heiligen Mauern war er ihnen ſicher.

Als er die Kanzel verlaſſen wollte, erhob ſich laute Wehklage. Er verſprach, am folgenden Tage wieder zu ihnen reden zu wollen. Da ließ man ihn gehen. Aber die Sophienkirche wurde in jener Nacht nicht leer von Betenden.

Die erſte Liebe.

Gunildens Bekehrung war das allgemeine Geſpräch am Hof und in der Stadt. Der wahre Glaube war in aller Augen, ſogar für die, deren Werke ihm widerſprachen, ein unſchätzbares Kleinod. Man mußte rettungslos dem Laſter verfallen ſein, um ihn nicht als ſolches aufzufaſſen. Dann freilich war man ſo gleichgültig gegen ihn, wie gegen den Polytheismus, den Arianismus und überhaupt gegen alle und jede Religionsform. Aber zu dieſer tiefſten Stufe geiſtiger Entartung ſanken die Wenigſten herab. Sogar Eugraphia begrüßte dies Ereignis freudig, wie es einer guten Katholikin, für die ſie ſich hielt, geziemte; denn ſie hing ja feſt an den Glaubenslehren und vergaß nur die Pflichten mit ihnen in Einklang zu bringen.

Anders Eugenius. Seine von der Luſt der Welt abgemattete Seele, die immer unter dem Sturm der wechſelnden Leidenſchaft ſich gebeugt hatte, konnte nicht mehr, nicht einmal mit den

Gedanken, viel weniger mit dem Willen, den wahren Glauben als das höchſte Gnadengut erfaſſen. Er ſah in Gunildens Entſchluß nur eine unausfüllbare Kluft zwiſchen ihm und ihr. Daß ſie gerade in dieſem Augenblick den Arianismus verließ, bewies ihm deutlich, daß die Hoffnung geſcheitert ſei, die er an ihn knüpfte. Nie hatte er andre Leidenſchaften gekannt, als ſolche, die in niedrigen Sphären zu befriedigen waren. Als ob das Etwas, das ſich im Menſchen gegen die eigene Erniedrigung ſträubt, ſich hätte rächen wollen, verfiel er einer Leidenſchaft, die nur ein in der Gnade erſtarkter Wille hätte überwinden können. Für Eugenius war ſie nicht nur unbefriedigbar, ſondern auch unüberwindlich. Wie es ſich erwarten ließ, trieb ſie ihn an zum Haß gegen alles, was ihr im Wege war. Das war hauptſächlich die katholiſche Kirche. Chryſoſtomus war deren Repräſentant, und ohne den mindeſten Grund dafür zu haben, nahm Eugenius an, daß Chryſoſtomus der Urheber von Gunilds Bekehrung ſei. Da niemand den wahren Sachverhalt kannte, den Gunild nur dem Patriarchen und Olympia anvertraut hatte: ſo konnte auch niemand Eugenius eines andern belehren. Das verſetzte ihn in die geeignetſte Stimmung, um gegen den Patriarchen zu arbeiten. Der Erzprieſter von Konſtantinopel, Arſacius, war ein Bruder des Nectarius, und folglich Eugraphia's Vetter und Oheim des Eugenius.

Er war ein hochbetagter, ſchwacher Greis, ganz beherrſcht von Eugraphia und daher ganz der Partei des Theophilus zugetan. Eugenius ſchloß ſich eng ihm an, begleitete ihn die Verſammlung an der Eiche und unterſtützte ſeine Anklage des Chryſoſtomus, die auf gewalttätige und eigenmächtige Reform des Klerus lautete. Während der Verhandlungen fuhr er beſtändig zwiſchen Chalcedon und Konſtantinopel hin und her, um Eugraphia von dem Stand der Dinge zu unterrichten — und durch ſie die Kaiſerin. Eugraphia aber benutzte dieſe Veranlaſſung, um Eugenius ſelbſt vor der Kaiſerin erſcheinen und ihr ſeine Mitteilungen machen zu laſſen. Nie hätte Eudoxia dem Eugenius ſonſt dieſe Gunſt geſtattet; — aber in dem zuverläſſigen Sendboten überſah ſie den pflichtvergeſſenen Prieſter. Er ſah in dieſer unerwarteten glücklichen Wendung nur die beſeligende Möglichkeit Gunild zu begegnen, obſchon ihm Eugraphia wiederholte, daß die Kaiſerin durchaus ſeine ganze Vergangenheit begraben wiſſen — und nur unter dieſer Bedingung ſie vergeſſen wolle.

Gunild war bei der Kaiſerin. Eugenius wurde gemeldet und trat gleich ein. Gleichſam mit dem Inſtinkt der Treue in ihrer mutigen Seele, als müſſe ſie die Auguſta vor einer großen Gefahr ſchützen, ſprang Gunild von ihrem Sitz zu Eudoxia's Füßen auf, und ſtellte ſich zwiſchen dieſelbe und Eugenius. Aber die Kaiſerin ſagte mit kühlem Lächeln:

„Du darfſt Dich entfernen; ich will allein ſein.“

Gunild gehorchte, Ihr war zu Sinn, als ſtoße ihr Eudoxia einen Dolch ins Herz. Sie hatte ſich noch immer darüber zu täuſchen geſucht, daß alle Ränke und Machinationen gegen Chryſoſtomus in der Feindſeligkeit der Kaiſerin ihren günſtigen Boden gefunden und auf ihm fußend ihre Macht und Ausbreitung gewonnen hatten. War es aber mit der Kaiſerin dahin gekommen, daß ſie Eugenius zu Gnaden aufnahm, mit Eugenius die Maßregeln beſprach, welche die Verſammlung an der Eiche gegen den Patriarchen ergriff: ſo mußte ſich Gunild geſtehen, daß Eudoxia, wenn nicht die Spitze, ſo doch die Grundlage des Komplottes bilde. Gunild liebte die Kaiſerin, die ihr, nach wie vor dem Verrat des Gaïnas, eine großmütige Freundin, ein mütterlicher Schutz geweſen war; — ſie ſchuldete ihr die größte Dankbarkeit für die Nachſicht und Geduld, die Eudoxia ſtets gegen ihr ſchroffes, zuweilen ſtörriges Weſen geübt hatte. Sie bewunderte die natürlichen Gaben und Anlagen der Kaiſerin und hoffte von ſpäteren Tagen deren ſchönere Entwickelung. All' ihre Mißgriffe, falſchen Schritte und fehlerhaften Handlungen ſchrieb Gunild bisher einerſeits der verkehrten Stellung der Kaiſerin dem Kaiſer gegenüber — andererſeits dem ſchlimmen Einfluß einer von tauſend Leidenſchaften bewegten Umgebung zu. War aber Eudoxia bereits auf den Punkt gekommen, daß ſie ſich mit einem Eugenius gegen Chryſoſtomus, mit dem Niedrigſten gegen das Edelſte, tatſächlich und überlegt verband; ſo war keine Illuſion mehr möglich: die kaiſerliche Macht, welche das erhabene Amt erhalten hat, die Kirche Gottes zu beſchützen, legte Hand an, um ſie aufs tiefſte zu beſchädigen. Wohin mußte das führen! wie ſollte das enden! welch Unheil wurde frevelhaft hervorgerufen! — —

Nachdem die Kaiſerin von Eugenius die ablehnende Antwort des Chryſoſtomus auf die Vorladung an der Eiche zu erſcheinen, vernommen und das Weitere mit ihm beſprochen hatte, entließ ſie ihn huldvoll, und freudetrunken, weil er endlich Gunild wenigſtens geſehen, eilte er nach Chalcedon zurück. Wie ſein Nachen auf den weichen Wellen des Bosporus, wiegten ſich neuerwachte Hoffnungen auf der Huld der Kaiſerin, die er im vollen Maß zu verdienen ſich vornahm. War ſie ihm günſtig, ſo war Gunild doch noch vielleicht zu erringen — und dieſer Preis jeder Mühe wert.

Die Kaiſerin ließ Gunild zurückrufen und ſagte mit einem Anflug von Verlegenheit:

„Es tut mir leid, daß Du den Eugenius hier angetroffen haſt.“

Mir auch . . . aber nicht meinetwegen,“ entgegnete Gunild und kniete vor Eudoxia nieder.

Dieſe erhob ſich ein wenig von ihrem Ruhebett, ſah Gunild ſcharf an und ſagte:

„Noch nicht getauft und ſchon, was die Keckheit der Zunge betrifft, eine Jüngerin des Chryſoſtomus?“

„Dem Verlangen nach bin ich getauft . . . und daher bin ich vor allem ein Kind der Kirche,“ entgegnete Gunild.

„Als Kind der Kirche ſollteſt Du vor allem demütig werden,“ verſetzte Eudoxia.

„Wohl haſt Du recht! aber ich flehe Dich an zu glauben, daß kein frecher Übermut, ſondern tiefe Seelenangſt mir jenes Wort entlockte.“

„Du biſt immer etwas übertrieben in Deiner Anſchauungsweiſe,“ ſagte die Kaiſerin im ſanfteren Ton. „Das Kind der Kirche verhält ſich ruhig bei einem äußern Wechſel in deren Regiment.“

„Gewiß! . . . ſobald die göttliche Vorſehung ihn anordnet.“

„Oder ihn zuläßt,“ ergänzte die Kaiſerin.

„Die Auguſta weiß, welch ein ungeheurer Unterſchied das iſt! die göttliche Vorſehung läßt zu, daß Unkraut zwiſchen dem Weizen wachſe; allein ſie verlangt nicht von uns, daß wir das Unkraut ſo hoch ſchätzen als den Weizen und noch weniger, daß wir ihn ausraufen, damit jenes beſſer gedeihe. Mir ſcheint, man bemühe ſich jetzt, in der Kirche das Unkraut hoch aufſprießen zu laſſen — und das kann ihre Kinder nur mit unausſprechlichem Kummer erfüllen.“

„In der Ewigkeit wird der Herr Unkraut und Weizen ſichten und richten,“ ſagte die Kaiſerin. „In der Zeit müſſen wir nach unſerem Gewiſſen handeln, um zwiſchen ihnen zu wählen.“

„Mächtige Auguſta!“ rief Gunild, „wenn der Patriarch Chryſoſtomus und der Prieſter Eugenius in zwei feindlichen Heerlagern ſich befinden, kann das Gewiſſen dann zweifelhaft ſein, zu wem es ſich halten ſolle?“

„Du biſt nicht konſequent, Gunild!“ ſagte die Kaiſerin ſpöttiſch; — „Du biſt zu der Kirche übergegangen, zu welcher ſich Eugenius bekennt.“

„Ja! trotzdem — nicht weil er ihr angehört! Ich denke, wo ſolches Unkraut die heilige Lehre und das Leben der Heiligen ſeit vierhundert Jahren nicht erſticken konnte — da muß die wahre Kirche ſein. Daher wird mich jetzt ein ganzes Heer von Leuten wie Eugenius, nicht vom Eintritt in die Kirche zurückhalten — denn ſie befinden ſich in ihr ja nur als Unkraut.“

„Sieh, Du wahre Jüngerin eines zelotiſchen Meiſters, wie Du gleich ihm die ſchroffe Verdammung im Munde führſt!“ rief Eudoxia zürnend.

„Doch nicht!“ erwiderte Gunild gelaſſen, „ich weiß, daß dies Gleichnis, ſo wie ich es anwendete, leicht die Glücklichen beſchleicht, dämmerte in ihr auf: das würde dem Beobachter eine unbezwingliche, unerſchlaffbare ſtarke Natur verrathen haben, wenn jemand ſie beobachtet hätte. Ihr Mann, der nur die Oberfläche der Dinge erkannte, ſagte ihr oft:

„Du haſt ein Naturel wie ich mir die Wilden vorſtelle, immer friſch, immer munter, immer bei der Hand — Du beneidenswerthes Naturkind Du!“

„Ja, ſo bin ich nun einmal geſchaffen,“ entgegnete ſie gleichgültig.

„Aber Erziehung, Umgebung und Verhältniſſe unterſtützen eine ſolche Beſchaffenheit oder untergraben ſie.“

„Ich würde doch verſuchen mich gegen das Untergrabenwerden zu wehren,“ ſprach ſie nachdenklich.

„Und womit denn das, meine Nymphe?“ fragte er lächelnd und umſchlang ſie.

„Mit meinem Willen!“ rief ſie.

„Halte-là! der Wille iſt eine ſehr gute Sache; indeſſen muß eine Frau ihn doch nur mit Maß üben. Der eigne Wille der Frau iſt der Tod der Liebe und des Glückes des Mannes.“

„Ich meine keinen eigenen, nur einen freien Willen, lieber Euſtach.“

„Und wie unterſcheideſt Du den ſo fein?“

unvollkommen iſt. Der Menſch iſt keine willenloſe Pflanze: er kann ſich bekehren und Millionen haben ſich bekehrt; — warum alſo auch nicht Eugenius? . . . Aber dann weiß ich auch, daß mein Meiſter kein Zelot, wohl aber der liebende Jünger jenes göttlichen Meiſters iſt, der aus Liebe zu uns armen Sündern ſterben wollte, und der die Böſen dennoch mit der ewigen Verdammung bedroht."

„Es freut mich, Gunild, daß Du die chriſtliche Lehre in Deinem ernſten Gemüt aufgenommen haſt. Hüte Dich aber, den äußern Ereigniſſen in der Kirche zu viel Gewicht beizulegen; ſie berühren ihr inneres Weſen nicht," ſagte Eudoxia.

„Herrin, ich wage nicht, Dir zu widerſprechen . . . allein der göttliche Meiſter tut es, denn er ſagt, daß nur der gute Hirt ſeine Herde gegen Wölfe verteidigt, während der Mietling flieht. Es gibt alſo äußere Ereigniſſe, gegen die man ſich zur Wehr ſetzen muß, weil man nicht weiß, ob nicht ihr Einfluß auch das innere Weſen der Kirche beſchädigt. Stelle Dir den Eugenius, der für ein arianiſches Mädchen Arianer werden wollte, auf einem Biſchofsſitz vor. Würde er imſtande ſein, das Evangelium, das er ſelbſt ſchnöde verraten wollte, ſiegreich gegen Sekten, gegen Heiden und Juden, gegen Eingriffe der kaiſerlichen Macht zu verteidigen? Gewiß nicht. Einem ſo unſeligen Ereignis müßte man alſo das größte Gewicht beilegen und es zu verhindern ſuchen, beſonders dann

. . . o fromme und mächtige Auguſta, wenn der Patriarchenſtuhl zu Konſtantinopel von einem ähnlichen bedroht wäre.“

Sie hob flehend die Hände zu Eudoxia auf, die mit einem Gemiſch von Zorn und Mitleid auf ſie herabſah und nach einer Pauſe ſagte:

„Du meinſt es ehrlich, deshalb verzeihe ich Deiner Keckheit, welche der Kaiſerin des oſtrömiſchen Reiches ungefragt gute Ratſchläge zu geben ſich erdreiſtet. Sei überzeugt, daß es ihr daran nicht fehlt. Und was die Beſetzung des Patriarchenſtuhles von Konſtantinopel betrifft, ſo werden darüber die ehrwürdigen Biſchöfe in dem Konzil an der Eiche entſcheiden. Da ſich die Auguſta in dieſem Punkt weder zu urteilen noch zu handeln erlaubt, ſo wirſt Du hoffentlich, was das Urteil betrifft, ihrem Beiſpiel folgen.“

„O, daß Du handelteſt, herrliche Kaiſerin!“ rief Gunild flehend; ſo handelteſt, wie es ſich für Deine große Seele, Deinem überlegenen Geiſt ziemt.“

„Gunild ſchmeichelt um mich zu beſtechen!“ warf Eudoxia ein.

„Nein, Herrin! ſie erinnert Dich an die Gaben, die Gott Dir verlieh, damit Du durch ſie ſein Reich ausbreiteſt und ſeinen Namen verherrlichſt. Du kannſt es, wenn Du ihnen, und mit ihnen — Gott treu ſein und von menſchlichen Einflüſſen Dich frei machen willſt . . . —“

„Um Deinen Inſpirationen zu folgen, nicht wahr?“ ſagte Eudoxia ſchneidend.

„Ich wäre die letzte, um ſo etwas zu denken,“ entgegnete Gunild ruhig.

„Du biſt jetzt im vollen Erſtlingseifer der Bekehrung, glüheſt nach dem Empfang der Taufe, jammerſt, daß Du bis zur heiligen Nacht der Auferſtehung des Herrn Deine Ungeduld beherrſchen mußt. In dieſem Zuſtand der Sehnſucht und Erwartung der höchſten Gnade iſt eine geiſtige Aufregung recht natürlich, und ebenſo natürlich die Neigung, die Kirche im Roſenlicht der Vollkommenheit zu ſehen. Es ſind die Tage der erſten Liebe, der bräutlichen Liebe; . . . da wird alles nach deren Maßſtab beurteilt und das verworfen, was ihm nicht entſpricht. Später kommen auch andere Tage. Da begehrt die Vernunft ihr Recht. Da legt die Weltklugheit Proteſt ein gegen dieſes und jenes. Auch für Dich wird dieſe Zeit kommen, und dann wirſt Du mich beſſer verſtehen, als jetzt. Wie ſehr ich Dir zugetan bin, erkenne daraus, daß ich Dich unter den Perſonen meiner nächſten Umgebung behalte, trotz Deiner Verwegenheit, und ſie auf Rechnung Deines kühnen Gotenherzens bringe.“

Sie entließ Gunild, weil andere Geſchäfte ſie in Anſpruch nahmen, und Gunild ſeufzte in ihrem Herzen: O Herr! laß mich nie abweichen von meiner erſten Liebe.

Die Verurteilung.

Theophilus wollte durchaus Chryſoſtomus in ſeine Gewalt bekommen; das würde die Entſetzung zur vollendeten Tatſache gemacht haben, und vor einer ſolchen beugte ſich damals wie jetzt der Sklavenſinn, d. h. der Sinn, dem Gewalt ſtatt Recht gilt. Theophilus ſandte eine zweite Vorladung an Chryſoſtomus, doch nicht durch Biſchöfe, ſondern um ihn empfindlicher zu kränken, durch Eugenius und Florus. Beide hatten ſich dazu gedrängt, dieſe Botſchaft zu überbringen und Arſacius befürwortete ihr Verlangen um Chryſoſtomus zu demütigen. Und ſo erſchienen denn wirklich die beiden unſeligen Prieſter als Sendboten ſeiner Feinde vor ihm. Chryſoſtomus ſagte ruhig, er habe ſchon geſtern ſeine Antwort gegeben. Da er es aber unſchicklich fand, durch ſolche Boten in eine Berührung mit der Verſammlung an der Eiche zu treten, hingegen dieſer bis zuletzt ſeine demütige und verſöhnliche Geſinnung ausſprechen wollte, ſo bat er zwei ehrwürdige Biſchöfe des

Konzils, ſich nach Chalcedon zu begeben und dort die Bedingungen zu wiederholen, unter denen er daſelbſt erſcheinen wolle. Florus und Eugenius ergrimmten nur noch mehr über die ruhige Würde, womit der Patriarch über ihre Perſönlichkeit hinwegſah. Während Florus ſich zu Eugraphia begab, eilte Eugenius zu Theophilus zurück und berichtete, der hochmütige Starrſinn des Chryſoſtomus ſei nicht zu beugen; er weigere ſich zu erſcheinen. Als bald nachher die beiden Biſchöfe zur Vermittelung anlangten, gab Theophilus ihnen kein Gehör. Außer ſich vor Zorn über die Vereitelung ſeiner Abſicht, ließ er ſie in die Bande ſchlagen, die für Chryſoſtomus beſtimmt waren. Arſacius, Severian und andere bittere Feinde desſelben, drangen nun darauf, ihm das Urteil zu ſprechen, und zu gleicher Zeit brachte ein Schnellruderer einen kaiſerlichen Laufer über den Bosporus, der den Befehl einſchärfte, den Schluß der Angelegenheit zu beſchleunigen, damit die Aufregung im Volke nicht ſteige.

Wegen ſeiner Weigerung ſich vor das Gericht ſeiner offenbaren Feinde zu ſtellen, beſchuldigten die Männer an der Eiche den Chryſoſtomus des Ungehorſams gegen ſeine kirchlichen Vorgeſetzten und erklärten ihn unwürdig, den Patriarchenſtuhl einzunehmen. Der früheren Anklagepunkte wurde nicht mehr gedacht; ſie waren jetzt überflüſſig. In dem Schreiben an den Kaiſer aber, welches ihm

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20871 / 058

die Entſetzung des Chryſoſtomus anzeigte, kam man auf den Hochverrat zurück und bat um das Todesurteil dieſes großen Frevlers, welches zu ſprechen nicht das Amt der Biſchöfe ſei. An den Klerus von Konſtantinopel und an die fremden, anweſenden Biſchöfe ergingen Schreiben mit der Kunde des gefällten Urteils.

Chryſoſtomus hatte den Tag damit zugebracht, die Gläubigen zu tröſten, zu beruhigen. Bald ſtand er auf der Kanzel in der Sophienkirche, von Tauſenden umringt, und ſprach von der Verachtung der Welt und ihrer vergänglichen Freuden und Trübſale — und von den Wonnen des ewigen Lebens nach einem treuen Kampf. Bald war er in der Sakriſtei, um einzelnen Perſonen gute Ratſchläge und Ermahnungen zu geben, die ſie vielleicht zum letzten Mal von ihm vernahmen. Dann ging er in ſeinen Palaſt zurück, weil eine ganze Welt von Armen, Hülfloſen, von Bedrängten nach ihm ſchrie. Und dann in die Spitäler, weil die einen nicht geneſen und die andern nicht ſterben wollten, ohne ſeinen Segen noch einmal empfangen zu haben. Allen ſprach er fromme Ergebung zu, indem er ihren Blick von der Unruhe der Zeit auf den ewigen Frieden hinwies.

Die Aufregung im Kaiſerpalaſt war in anderer Weiſe ungeheuer groß. Eugraphia hatte die Kaiſerin veranlaßt, den Laufer nach Chalcedon mit dem Befehl der Beſchleunigung zu ſenden.

Arſacius hielt den Laufer zurück, bis das Urteil gefällt war, und teilte es dann in zwei Zeilen an Eugraphia — und dieſe der Kaiſerin mit. Eudoxia war alſo früher davon unterrichtet, als Arcadius. Jetzt, da ſie die Entſcheidung in ihrer Hand hatte — denn was ſie ihm anriet, tat er! — jetzt entſetzte ſie ſich.

„Todesſtrafe? . . . Nein, nimmermehr!“ rief ſie.

„Es wäre vielleicht am weiſeſten,“ ſagte Eugraphia, „denn ein Zwieſpalt wie der gegenwärtige, ſchließt ſich am leichteſten über einem Grabe. Aber das Gefühl widerſtrebt der Klugheit.“

„Verbannung in eine Kloſterzelle von Antiochien macht ihn unſchädlich ohne ihn elend zu machen, und erwirbt Dir, herrliche Auguſta, den nicht zu verſchmähenden Ruf großer Milde,“ ſagte Marſa, die ſich auch bei der Kaiſerin eingefunden hatte.

„Dieſe Milde wäre aber eine Beleidigung für das Konzil an der Eiche!„ rief Eugraphia. „Die Strenge, die Chryſoſtomus gegen andere geübt hat, fühle er ſelbſt! Verbannung — ja! doch nicht in ſeine erſte und zweite Heimat: Antiochien und Kloſterzelle — ſondern in die fernſte Oaſe Lybiens.“

„Es iſt eine fürchterliche Aufgabe hier das Richtige zu treffen! . . . Man muß auch andere hören!“ ſagte Eudoxia in großer Beängſtigung.

„Das wird die Sache nicht klarer machen!“ rief Marſa unwillig.

„Und den Entſchluß erſchweren,“ ſetzte Eugraphia hinzu.

Aber die Kaiſerin klatſchte in die Hände und ſagte zu dem eintretenden Hoffräulein:

„Geh, Aglaë und führe mir Gunild her.“

„Sie iſt ſeit heute früh bei der Diakoniſſin Olympia, herrliche Auguſta. Befiehlſt Du, daß ich ſie von dort abrufe?“

„Nein . . . das währt zu lange,“ ſagte die Kaiſerin ganz abgemattet. „So will ich denn den Oberkämmerer ſprechen.“

Aglaë entfernte ſich und Marſa ſagte:

„Bei der bekannten Geſinnung des Oberkämmerers dürfte ſich die Auguſta, wie mir ſcheint, dies aufregende Geſpräch erſparen.“

Eugraphia ſchwieg und dachte bei ſich ſelbſt: Der Widerſpruch des Oberkämmerers wird eine beſſere Wirkung haben, als unſer Zuſpruch. Ich kenne ſie.

Amantius erſchien leichenblaß und tiefbewegt.

„Ha! . . . Du weißt ſchon alles!“ rief Eudoxia.

„Nur das, was die ganze Stadt weiß,“ ſagte er.

„Und das wäre?“ fragte ſie mühſam.

„Daß das Schwert des Henkers über dem geweihten, heiligen Haupt des Patriarchen ſchwebt.“

„Nein! ſoweit iſt es nicht gekommen!“ rief ſie.

„Noch nicht! aber ſeine Feinde ſtreben dahin . . . und die allgemeine Stimme nennt ſie mächtig.“

„Die Kaiſerin iſt mächtiger,“ ſagte ſie ſtolz.

„O, daß ſie ſich in ihrer vollen Macht zeige! nie hätte ſie eine edlere Sache beſchützt,“ ſagte er.

„Dieſer Meinung ſind freilich nicht alle,“ entgegnete Eudoxia abgekühlt.

Mit tiefer Ehrfurcht in Haltung und Ton ſagte er:

„Die Auguſta hat Recht: es ſind nur die, welche ſowohl den Patriarchen als ſeine Gegner genau kennen.“

Marſa und Eugraphia hatten ſich in einige Entfernung von der Kaiſerin zurückgezogen. Marſa zitterte vor Zorn und war immer auf dem Punkt, gegen Amantius loszubrechen. Doch Eugraphia flüſterte ihr ins Ohr:

„Schweige! er wird ſchon ſelbſt die „edelſte Sache“ verderben.“

„Deine Anhänglichkeit an Chryſoſtomus iſt mir bekannt, Amantius, und ich nehme Dich, wie Du nun einmal biſt,“ ſagte die Kaiſerin. „Deshalb fällt es mir nicht entfernt ein, Dich zu fragen, wo in dieſer Sache das Recht liegt, wo das Unrecht; — darüber bedarf ich keiner Aufklärung. Allein ich möchte wiſſen, welchen Eindruck die Ausfüh-

„Ich bin in Knechtſchaft des eignen Willens; der freie Wille gehorcht mir.“

„Hm! das iſt gar nicht übel .... iſt recht ſubtil, allzu ſubtil faſt ausgedacht. Alſo Du denkſt bereits?“

Grade weil es ihr noch ziemlich ſelten geſchehen mogte, fühlte ſich Cornelia durch dieſen Zweifel beeinträchtigt, und erröthend ſprach ſie:

„Wie ſollt' ich nicht denken? bin ich nicht Menſch?“

„Freilich, Liebchen, freilich biſt Du das .... aber nur beiläufig; hauptſächlich biſt Du Weib. Menſch, ſiehſt Du, iſt ein ganz abſtracter Begriff, eine theoretiſche Perſon ohne Baſis in der Wirklichkeit, ohne praktiſche Nutzanwendung auf anerkannte Zuſtände. Man muß ſein Mann oder Weib, Beherrſcher oder Diener, immer das, wozu man durch Organiſation, Bedingungen und Verhältniſſe beſtimmt wird. Ein Menſch iſt aber zu nichts beſtimmt noch beſtimmbar. Er repräſentirt in der Schöpfung nur die Klaſſe der mit Bewußtſein ausgeſtatteten Geſchöpfe. Inſofern man ein ſolches iſt, darf man dies Bewußtſein ausbilden, und denken .... jedoch immer innerhalb der beſtimmten Sphäre und des konkreten Zweckes .... nicht ſo in die Abſtraction hinein! ſie richtet argen Wirrwarr an. Aber weshalb, Liebchen, denkſt Du eigentlich? Gedanken ohne Erfahrungen ſind Trugſchlüſſe. Frage doch mich! das klärt Dir das Köpfrung eines ſtrengen Urteils auf das gläubige Volk machen würde.“

„Ohne Zweifel einen unausſprechlich ſchmerzlichen,“ erwiderte Amantius. „Aber, glückſelige Auguſta! biſt Du im Klaren darüber, wo das Recht liegt: ſo kann von der Vollziehung eines ſtrengen Urteils in Bezug auf Chryſoſtomus doch wohl nicht die Rede ſein.“

„In dem Maß, als ſich Eudoxia's Auge verdüſterte, lichteten ſich die Blicke der beiden Damen.

„Wo eine Anklage auf Hochverrat vorliegt,“ rief die Kaiſerin, „da iſt es mindeſtens etwas voreilig, übereifrige Bürgſchaft zu leiſten.“

„O daß die Auguſta meine Bürgſchaft annehmen wollte!“ rief Amantius. „Ich ließe mein Haupt zum Unterpfand, daß die Anklage auf Hochverrat keinen Grund hat. Der Patriarch iſt treu ſeinem Gott, treu ſeiner Kirche, treu ſeiner Heerde — wie könnte er denn treulos gegen ſeinen Kaiſer ſein! ſein ganzes langes pflichttreues Leben widerſpricht dieſer Beſchuldigung.“

„Er hat eine große natürliche Lebhaftigkeit, wie es heißt . . . denn im Geſpräch mit ihm, bemerkt man ſie nicht,“ ſagte die Kaiſerin; „und dieſe Leidenſchaftlichkeit reißt ihn zu Antipathien hin, deren Ausdruck er nicht bemeiſtern kann. In dieſer Beziehung hat er ſich ſoviel zu Schulden kommen laſſen, daß es treuen Anhängern der Majeſtät verletzend, ja höchſt beleidigend erſcheinen mußte — und ſpräche es nicht für Dich, daß Du ſeit langen Jahren dem Kaiſerhaus ergeben biſt, ſo könnte Deine blinde Befangenheit mich zweifelhaft machen über Deine eigene Geſinnung.“

„Der Knecht iſt nicht über den Herrn,“ erwiderte Amantius demütig. „Hegt die Auguſta Zweifel an der Treue des Patriarchen, ſo darf ich nicht klagen, wenn mir dasſelbe widerfährt.“

„Ich kenne dieſen Stolz, der ſich Demut nennt,“ rief Eudoxia zürnend. „So ſpricht Chryſoſtomus, ſo Gunild, ſo ſprichſt Du.“

„So ſpricht der Jünger, der — in welchen Verhältniſſen er ſich befinde — ſich bemüht, ein Nachfolger ſeines göttlichen Meiſters zu ſein,“ erwiderte Amantius ruhig.

„Genug!“ rief Eudoxia äußerſt aufgeregt. „Ich kenne dieſe hohlen Redensarten! . . . Einen Fingerzeig, ein lichtendes Wort erwartete ich von Dir, von Deiner Erfahrung . . . vergebens! Dein Glaubensbekenntnis verlange ich nicht zu hören.“

Sie wendete ſich von ihm ab und zu den Damen. Amantius zog ſich tief bekümmert zurück. Im Vorzimmer eilte ihm Hylas entgegen und reichte ihm ein Schreiben. Amantius warf einen ſchmerzlichen Blick darauf, begab ſich wieder in das Gemach der Kaiſerin und bot es ihr auf den Knieen ſchweigend dar.

„Ha! vom Konzil! nicht wahr?“ ſagte ſie erbleichend.

„Von Chalcedon,“ ſagte er ruhig; für ihn war die Verſammlung an der Eiche kein rechtmäßiges Konzil. Aber was konnte er der Kaiſerin in ihrem aufgeregten Zuſtand noch weiter ſagen! Leidenſchaftliche Bewegung übertäubte jede Einſprache der Vernunft und der Religion. Nachdem er ſich entfernt hatte, blieb ſie unbeweglich auf ihrem Sitz mit dem ungeöffneten Schreiben in der Hand.

„Bemerkteſt Du ſeinen frechen Proteſt gegen das Konzil?“ flüſterte Eugraphia heimlich in Marſa's Ohr.

Aber Marſa gab keine Antwort und beobachtete geſpannt die Kaiſerin.

Plötzlich erhob ſich Eudoxia, fuhr mit der Hand über ihre bleiche Stirn und ſagte entſchloſſen:

„Welche Torheit, mich ſo abzuquälen! der Kaiſer hat zu entſcheiden . . . nicht ich. Ich bringe ihm das Urteil, das in dieſem Schreiben ausgeſprochen iſt und überlaſſe es ſeiner Weisheit herauszufinden, ob er ſtrafen müſſe oder begnadigen könne. O, wie erleichtert dieſer Entſchluß mein Herz.“

„Iſt er aber würdig der Auguſta!“ rief Marſa, die ihren hochfahrenden Sinn nie verleugnen konnte. Eugraphia jedoch ſagte kalt:

„Der erhabene Kaiſer wird nur das Prinzip der Liebe vertreten; deshalb unterſtütze die herrliche Auguſta die Forderungen der Gerechtigkeit.“

„Das ſoll geſchehen, Eugraphia!“ rief Eudoxia und eilte zu ihrem Gemahl.

Wie zu erwarten war, entſetzte ſich Arcadius höchlichſt über die Anklage auf Hochverrat und ſagte mit einer ſehr luciden Einſicht:

„Der Leichtſinn, womit eine ſo ſchwere Anklage ohne irgend eine genügende Begründung gegen den Patriarchen geſchleudert wird, macht es ſehr wahrſcheinlich, daß auch die übrigen Beſchuldigungen nicht ſtichhaltig ſein werden. Ich beſtätige deshalb das Urteil nicht und ſtimme dem Verlangen des Chryſoſtomus bei, daß ſeine Gegner ſich nur als Ankläger, nicht als Richter, in dem Konzil befinden dürfen, das ſeine Sache prüfen ſoll.“

„Gewiß, geliebter Herr! ein Todesurteil zu fällen wäre ſündhaft und Verbannung wäre grauſam,“ ſagte Eudoxia in der lieblichen Weiſe, mit der ſie ſich ſtets gegen Arcadius benahm. „Hingegen will mir ſcheinen, als ob ſo ausgezeichnete Männer wie der Patriarch von Alexandrien, wie Biſchof Severian von Gabala und wie unſer alter ehrwürdiger Arſacius, der Erzprieſter von Konſtantinopel, einige Berückſichtigung ihrer Anſicht, welche ſich in dieſem Urteil ausſpricht, verdienen. Sollte Deine Gerechtigkeitsliebe anderer Meinung ſein?“

„O nein! ſicher nicht!“ ſagte Arcadius ſchon ganz unſicher durch dieſen Einwurf.

„Man müßte ihnen aber nur in der mildeſten Form beiſtimmen — nicht wahr?“

„In der allermildeſten! . . . und ſogar das wird mir ſchwer!“ ſeufzte Arcadius.

„O Du ächter Sohn einer heiligmäßigen Mutter!“ rief Eudoxia ſchmeichelnd. „Man weiß ja, daß die ſelige Flaccilla den großen Theodoſius immer für die allergrößte Milde zu ſtimmen ſuchte! — Und gewiß, geliebter Herr, ſie iſt hier durchaus notwendig; denn auch das gläubige Volk verdient Schonung ſeiner — wenn auch übertriebenen, doch frommen Gefühle für den Patriarchen.“

„Auch damit bin ich durchaus einverſtanden. Nur ſehe ich nicht, was zwiſchen all dieſen Rückſichten uns zu tun übrig bleibt.“

„Was dem Auguſtus zu tun geziemt, wäre etwa dieſes: einfach die Entſetzung des Chryſoſtomus zu beſtätigen, ohne auf irgend eine Anklage einzugehen.“

„Und wenn er ganz unſchuldig wäre!“ rief der Kaiſer beunruhigt.

„Das iſt er wohl nicht,“ ſagte Eudoxia mit ihrem anmutigſten Lächeln. „Ein großer Teil ſeines Klerus — allerdings der minder ascetiſche — iſt ihm gründlich abhold. Das ſpricht entweder für Mangel an Nachſicht und Schonung . . . und dann iſt Chryſoſtomus nicht unſchuldig; — oder für Mangel an der notwendigen Geſchicklichkeit, die Menſchen zu nehmen und zu brauchen, wie die gebrechliche Nachkommenſchaft Adams nun einmal iſt: und das bewieſe dann ſeine Unfähigkeit für die hohe Würde, die er bekleidet. Laß uns das Letztere annehmen, geliebter Herr! das kränkt nicht im Geringſten ſeinen Charakter und macht ſeine friedliche Entfernung notwendig. Denn ſein Einfluß auf den Klerus iſt kein heilſamer. Wer zu viel von den Menſchen verlangt, macht ſie ungeneigt das zu leiſten, was ſie bei geringeren Anforderungen etwa noch leiſten würden. Es iſt traurig, daß es ſo iſt; . . . aber die ſchwache menſchliche Natur bringt es mit ſich: ſie mag ſich nicht überſpannen laſſen."

Arcadius ſah der ſchönen Sachwalterin der menſchlichen Schwachheit in das ſtrahlende Auge und auf die roſigen Lippen — und war überzeugt von der Richtigkeit ihrer Anſichten.

„Aber was wird aus dem Patriarchen, wenn ich ſeine Entſetzung beſtätige?" fragte beklommen ſein erſterbendes Gewiſſen.

„Gönne ihm ſeine volle Freiheit — und wie der Waldvogel, der fröhlich ſeinem Käfig entſchlüpft, flieht Chryſoſtomus in die geweihte Einſamkeit eines Kloſters oder einer anachoretiſchen Wüſtengrotte."

Und wirklich! ohne auf die Hochverratsklage einzugehen, beſtätigte Kaiſer Arcadius das Urteil der Entſetzung, welches die Verſammlung an der Eiche geſprochen hatte und ließ es ſogleich dem Patriarchen verkündigen, mit dem Befehl, die Stadt augenblicklich zu verlaſſen.

Dieſer hatte wieder zu den verſammelten Gläubigen in der Sophienkirche geſprochen und ſie ermahnt, den Pilgerzuſtand des Menſchen hienieden ſtets im Auge zu behalten und ſich nicht von zeitlichen Dingen an die Welt feſſeln zu laſſen. Es war gegen Abend. Ermüdet von der ununterbrochenen Anſtrengung des Tages hatte ſich Chryſoſtomus in ſein ärmliches Zimmer begeben, um in der Stille und Einſamkeit ſein Herz vor Gott zu ſammeln und auf deſſen heiligſten Willen zu richten.

Da erſchallte draußen eine ungeheure Wehklage. Der Diakon Serapion trat verſtört ein, fiel dem Patriarchen zu Füßen und ſagte zitternd:

„Der Jammer des Volkes verkündet Dir, o heiliger Vater, daß der kaiſerliche Beamte kommt um“ . . . — Serapions Stimme brach in Tränen.

„Um mich in Freiheit zu ſetzen,“ entgegnete Chryſoſtomus. „Wir wollen ihn geziemend als den Boten einer großen Gnade empfangen.“

Eine Menge Kleriker folgten Serapion auf dem Fuß und umringten den Patriarchen, und das Volk war kaum von Erſtürmung des Palaſtes zurückzuhalten. Der Beamte erſchrak vor dieſer Aufregung, denn das Volk umwogte ihn, wie ein tobendes Meer. Da erſchien Serapion, vom Patriarchen geſendet, in dem Getümmel und führte ihn in den Palaſt ein, wo Chryſoſtomus, umringt von dem getreuen Teil des Klerus und von den fremden Biſchöfen, ihn in dem großen Saal erwartete. Der Beamte verkündete das Urteil und deſſen Beſtätigung. Chryſoſtomus hörte es ruhig an und erwiederte, er könne nur einem rechtmäßigen Konzil gehorchen, und ein kaiſerlicher Befehl genüge nicht, um ihn von ſeiner Kirche zu trennen.

Der Beamte entfernte ſich — und alsbald erſchien eine Prätorianertruppe, umringte den Patriarchen mit großer Ehrerbietung und geleitete ihn dutch die vor Schmerz verſtummte Volksmenge hindurch und von ihr gefolgt zum Hafen, wo er, auf einem Fahrzeug eingeſchifft, allen Blicken entſchwand. Was wurde aus ihm? — Wohin brachte man ihn? — Dieſe bangen Fragen der Ungewißheit blieben ohne Antwort und die abendliche Dunkelheit legte ſich über den Bosporus.

* * *

Ein Erdbeben und deſſen Folgen.

Den Tag ausgenommen, da Arcadius ſie zur Auguſta machte, hatte Eudoxia nie die Sonne mit größerer Befriedigung ſinken ſehen, denn es waren zwei Tage großen Triumphes. Der eine verkündete ihren Sieg über das Böſe, der andere über das Gute, welche ihr, jedes auf ſeine Weiſe, im Wege waren. Chryſoſtomus war entfernt und zwar auf eine ſo milde und ſchonende Art, daß Eudoxia Luſt hatte ſich einzubilden, ſie tue ein gutes Werk, denn es geſchehe dem kränklichen Mann dadurch eine Wohltat, die ihn ſeinen Feinden entrücke und den Wonnen der Abgeſchiedenheit zurückgebe. Damit hatte ſie auch die Gewiſſensangſt des Kaiſers beſchwichtigt. Eugraphia und Marſa waren keineswegs mit dieſer halben Maßregel zufrieden, nach ihrer Anſicht mußte Entſetzung und Verbannung Hand in Hand gehen; nur am Kaukaſus oder in Lybiens Wüſte verhallte jeder mögliche Anſpruch an Wiedereinſetzung. Die Unzufriedenheit ihrer Ratgeberinnen beglückte die Kaiſerin. Es war ein Zeugnis für ihre Milde.

Gunild hatte den Tag bei Olympia zugebracht, und mit ihr und gleich ihr die Traurigen zu tröſten und die Aufgeregten zu beruhigen verſucht. die mit dem Patriarchen den Stab ihres Glaubens und die Stütze ihres materiellen Daſeins verloren, und die nun maſſenhaft zu Olympia, dieſer Tröſterin der Betrübten, flüchteten. Obſchon der Schlag, den die Kirche empfing, Olympia mitten in's Herz hinein traf, blieb ſie mutig der Verzweiflung des Volkes gegenüber und ſuchte nur die verzagten und empörten Gemüter über die rätſelhaften Geſchicke hinweg zu deren Lenker zu erheben. Ihr Mitleid, ihr Rat, ihre Hilfe wurden ſo ununterbrochen in Anſpruch genommen, daß ihr perſönlicher Schmerz gar nicht aufkommen konnte.

Deſto mehr fühlte ihn Gunild — für Olympia und für ſich ſelbſt. Sie war noch nicht geübt im Leiden. Sie kannte zwar perſönlichen Kummer und den Schmerz, inſofern er ſie ſelbſt betraf — und war das auch kein unedles Leid, ſo war es doch auch kein ſolches, welches ſich dem göttlichen Leiden am Kreuz anſchloß. Das ſollte ſie nun lernen. Eine Tochter des Kreuzes ſollte ſie werden, und mit gefriedeter Seele im Glauben ruhend, ſollte ſie ſehen, wie die phariſäiſche Lüge die Gerechtigkeit kreuzigte.

Als die Kunde von der Wegführung des Pachen auf und unterhält mich mehr als ich es ſagen kann.“

„Euſtach! wie biſt Du gut! wie biſt Du liebenswürdig! rief Cornelia in ſeinen Armen. O, Alles biſt Du! auch klug und ſchön.“

„Schön wol nicht mehr,“ ſagte er nicht ohne Fatuität und überſchüttete ſie mit Liebkoſungen.

Aber er war, wenn nicht ſchön — was faſt immer höchſt ungefährlich — ſo doch faſcinirend, und dadurch ſehr gefährlich. Er hatte eine Haltung, ein Lächeln, eine Wendung des Kopfes, Blicke, welche nur ihm eigen zu ſein ſchienen, — wenigſtens erinnerte man ſich nie, ſie bei einem andern Mann bemerkt zu haben. Er hatte ſeine Erſcheinung, und den Effect, welchen ſie, nach den Individualitäten modifizirt, hervorbringen mußte, ſo früh und ſo eifrig ſtudirt, daß ihm die Erfolge dieſes Studiums zur Natur geworden waren. Er kannte ſeine Stimme, ſeine Bewegungen, ſein Mienenſpiel, wie man die einer geliebten Perſon zu kennen pflegt. Lag ihm daran zu beſtechen und für den Augenblick zu gewinnen, ſo gelang ihm das neunzehn Mal unter zwanzig, ſogar bei Männern. Nur aber ſich erhalten auf ſeiner Höhe, das konnte er bei längerer und naher Bekanntſchaft nicht — mogte es auch nicht, weil er ſich über jeden Beſitz blaſirte; denn triarchen kam, ſtieß Gunild einen unterdrückten Schrei aus und Olympia ſagte:

„Es iſt vollbracht.“

„Lebewohl!“ rief Gunild und warf ſich in Olympia’s Arme; — „ich gehe jetzt, aber ich komme wieder und bleibe bei Dir. Ich kann nicht länger dort weilen, wo die Lüge Schutz findet.“

„Die ewige Liebe lenke Dein Herz und Deine Schritte,“ erwiderte Olympia.

Als die Kaiſerin Gunilds Rückkehr erfuhr, ließ ſie ſie kommen, war ſehr freundlich, pries die milde Löſung der verwirrten Zuſtände, lobte die Weisheit des Biſchofs Severian, die Frömmigkeit des Erzprieſters Arſacius, bewunderte die hohe Einſicht des Kaiſers und fragte endlich, da ſie hoffte, Gunild wenn nicht überzeugt, ſo doch betäubt zu haben, was ſie über die Ereigniſſe des Tages gehört habe.

„Nichts als Jammer und Klagen,“ erwiderte Gunild.

„Welche Unvernunft!“ rief Eudoxia; — „aber Du? Du wirſt anders denken?“

Gunild ſchwieg und verneigte ſich tief.

„Iſt das Zuſtimmung?“ fragte Eudoxia.

„Es iſt die ſtumme Bitte, ſchweigen zu dürfen.“

„Undankbare — die mich betrübt! Unverſtändige — die mich verkennt!“ rief die Kaiſerin zürnend; — „ich bin doch neugierig, zu wiſſen, was Du in Deinem trotzigen Kopf für Gedanken wider mich hegſt. Rede!“

„Ich denke nur an jenes Wort, das der Herr ſprach, als ſeine Feinde ihn in Bande legten und fortführten; da ſprach er: Dies iſt eure Stunde und die Gewalt der Finſternis.“

„Zu den Gottesmördern geſellſt Du mich!“ rief die Kaiſerin mit bitterm Lachen. „Dann bin ich eine ſchlechte Geſellſchaft für Dich! Du kannſt Dich entfernen.“ —

Eudoxia blieb allein. Werde ich denn nie einen Tag ungetrübter Befriedigung haben? fragte ſie erregt ſich ſelbſt. Muß immer eine Hand bereit ſein, mir Galle in den Becher zu träufeln, aus welchem ich Labung zu trinken hoffte? — Törichte Gunild! . . . In der Gewalt finſtrer Mächte ſoll ich ſein? . . . unter deren Einfluß handeln? . . . während ich ſie alle, die guten wie die böſen, beherrſche! — — — Da war es ihr, als frage eine ganz leiſe, aber ganz verſtändliche Stimme in ihr: Alle? auch die in dir?“ —

Sie war mit ſich ſelbſt gleichſam unter vier Augen traulich allein, und in ihr Gewiſſen hineinſchauend, gab ſie ſich ſelbſt die Antwort: Nein! . . . aber welcher Menſch auf Erden dürfte Ja ſagen! — Und damit beruhigte ſie ſich. Statt auf hohe Ideale zu blicken und ihnen nachzuſtreben, blickte ſie lieber auf die Unvollkommenheit, um ſich zu rechtfertigen. —

Es war ſpät geworden. Bevor ſie zur Ruhe ſich begab, wollte ſie ihr Herz erfriſchen. Sie ging zu ihren Kindern, die längſt im tiefen Schlaf lagen; aber in dem Zimmer eines jeden Kindes durchwachte eine Dienerin bei Lampenlicht die Nacht. Die Kaiſerin verweilte lange bei ihrem vierjährigen Sohn, der ſich friedlich in ein Leben hineinträumte, das ihn fünfzig Jahre auf den Thron der Cäſaren ſetzen ſollte. Länger noch bei ſeiner älteren Schweſter Pulcheria, dem reichbegabteſten der Kaiſerkinder, an welcher mit der äußeren Schönheit des großen Thedoſius ſchon jetzt die Vorboten ſeines Geiſtes ſich kund gaben. Dann bei Flaccilla, der älteſten von allen, deren ſchwächliche Geſundheit immer Befürchtungen eines frühen Todes veranlaßte. Endlich ging ſie zu den beiden Jüngſten, Arcadia und Marina; — und all ihren Ehrgeiz, ihre Selbſtſucht, ihre ſtolzen, hochfliegenden Pläne gingen ihr für ein paar Augenblicke in der zärtlichen Sorge unter, womit jedes Mutterherz der verhüllten Zukunft ihrer Kinder entgegenſchlägt.

In ihr Schlafgemach zurückgekehrt, wollte ſie eben ihre dienenden Frauen rufen, als ein urplötzliches Getöſe wie rollender Donner und Sturmesheulen ſie erſchreckte. Sie horchte auf, was das ſei; — und als ſie ſo regungslos daſtand, wie man zu ſtehen pflegt, wenn man geſpannt aufhorcht, ſpürte ſie deutlich eine leiſe wellenförmige Bewegung des Bodens unter ihren Füßen, und der rollende, heulende Donnerſchlag erfolgte zum zweiten Mal.

„Ein Erdbeben!“ rief Eudoxia entſetzt, und zugleich ſtürzten ihre Frauen herein und wehklagten:

„Ein Erdbeben! . . . Rette Dich! . . . Fort aus der Stadt! . . . Gott züchtigt ſie!“

„Schweigt und beruhigt Euch!“ rief Eudoxia gebietend. „Der Kaiſer wird befehlen, was zu tun ſei.“

Als ſie ihr Schlafzimmer verließ, fand ſie bereits in den andern Gemächern einen Teil des Hofſtaates verwirrt, ratlos. Aber dies allgemeine Entſetzen gab der Kaiſerin die Faſſung und ſie ſagte:

„Beruhigt Euch! es war nur ein vorübergehender Erdſtoß — kein Erdbeben.“

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo wiederholte ſich die unheimliche Bewegung des Fußbodens und der Kaiſer trat ein. Schreckensbleich eilte er auf Eudoxia zu, ſchloß ſie in ſeine Arme und rief:

„Wo ſind die Kinder? Bringt ſie in Sicherheit!“

„Wo iſt Sicherheit bei einem Erdbeben?“ flüſterte ſie in ſein Ohr.

Das ſchauerliche Getöſe brach von neuem aus. Doch nein! dies war etwas anderes! dies hob und ſenkte ſich wie ein wildes, wirres Geſchrei von menſchlichen Stimmen. Die Gemächer überfüllten ſich. Der ganze Hofſtaat drängte ſich um das Kaiſerpaar. Boten kamen mit furchtbaren Nachrichten: der Hebdomon ſei eingeſtürzt -- eine Feuersbrunſt wüte am Hafen — die ſteigenden Fluten des Bosporus bedrohten die untere Stadt — das Volk ſei in Verzweiflung. — —

Die Erſcheinung des Optatus, Präfekt von Konſtantinopel, machte den falſchen Nachrichten ein Ende; — aber durch eine richtige, die nicht minder beunruhigend war. Das Volk war in heftigſter Gährung. Aus ſeiner dumpfen Trauer über die Entführung des Patriarchen durch das Erdbeben aufgerüttelt, ſah es in demſelben ein Strafgericht Gottes. Ein wütendes Handgemenge, das Blut und Menſchenleben koſtete, hatte ſchon am Hafen mit den egyptiſchen Matroſen, den Landsleuten und Anhängern des Theophilus, ſtattgefunden und war gewaltſam durch die Prätorianer unterdrückt worden. Jetzt aber wälzte ſich dieſe ungeheure, tobende Menge gegen den Konſtantiniſchen Palaſt. Was war zu tun? Sollten die Prätorianer abermals einſchreiten und die Aufregung in Blut erſticken?

Während des Berichtes des Optatus war die Menge bis zum Vorhof des Palaſtes gelangt und wäre in ihrer Verzweiflung noch weiter gegangen, hätte man nicht die Tore geſchloſſen und bewacht. Um deſto heftiger rief es nach Chryſoſtomus und drohte der Kaiſerin mit dem Zorn Gottes. „Eudoxia haßte ihn! — Eudoxia verbannte ihn! — Wegen Eudoxia kommt das Erdbeben über uns! — Gib uns den heiligen Vater wieder, Kaiſer Arcadius! — Ruf' ihn zurück und ſei geſegnet mit Deinen Kindern! — Gottes Fluch über Eudoxia!"

Mit den Schreckniſſen des Erdbebens allein hätte Eudoxia's Mut es aufgenommen. Aber in Verbindung mit dem Aufruhr des Volkes und mit der Deutung, welche die verſtörte Menge dem Naturereignis gab, war es zu viel. Ihr Gewiſſen verſetzte ſie in Furcht; ſie wagte nicht, die Prätorianer wider das Volk zu ſenden und entdeckte keinen Ausweg, um all dem Unheil zu entrinnen, — als ihre Demütigung. Mit einem Strom von Tränen warf ſie ſich dem Kaiſer zu Füßen und beſchwor ihn ſo dringend im Namen ſeiner Wohlfahrt und der öffentlichen Sicherheit um die Rückkehr des Patriarchen, als ob Arcadius nicht mit Freude ihre Bitte erfüllen würde. Kaum war die Gewährung über ſeine Lippen, ſo verbreitete ſie ſich blitzſchnell im Palaſt, im Vorhof, auf den Gaſſen und Plätzen. Der frommen, der weiſen, der gütigen, der glückſeligen Auguſta wurden ſo viel Heil- und Segenswünſche zugerufen, daß ſie mit der Beweglichkeit ihrer Gefühle in ſympathiſche

Stimmung für das Volk überging, das ſie mit einem einzigen Wort ſo unermeßlich beglückt und begeiſtert hatte. Sie teilte plötzlich das Intereſſe des Volkes für den Ausgewieſenen. Sie ſchrieb ihm ſelbſt und ſprach ihm in den lebhafteſten Ausdrücken ihre Freude aus, daß der Kaiſer die Beſtätigung des Urteils widerrufe und daß ſie glücklich ſei, ihm dieſe Kunde zu geben.

Aber wo war er? — Die Bemannung des Fahrzeugs hatte den Befehl erhalten, ihn zur Küſte von Bithynien hinüber zu führen und dort abzuſetzen. Sie hatte ihn pünktlich erfüllt, und war dann ihrer eigentlichen Beſtimmung nach Nicomedien gefolgt. Der Bosporus bedeckte ſich alſo mit zahlloſen Barken, unter denen ſich die Schnellruderer der Kaiſerin mit ihren Kämmerlingen hervortaten, und flogen nach Bithynien herüber. Die Ufer von Aſien und Europa wurden mit tauſend Fackeln beleuchtet, um die Nachforſchung zu erleichtern. Fern vom Ufer konnte er unmöglich ſein! die Nacht und ſeine Kränklichkeit mußten ſeine Schritte hemmen. — — —

In einem freundlichen Landhauſe an dem kleinen Meerbuſen von Nicomedien lebte die Schweſter des Diacons Serapion mit ihrem Gatten ein glückliches, chriſtliches Familienleben. Chryſoſtomus wußte es, kannte aber weder die Lage des Hauſes, noch Chariton und ihren Mann. Als der Schiffer ihm erkärte, am einſamen Ufer müſſe er ihn ans Land ſetzen, denn nach Nicomedien oder einer andern Stadt dürfe er ihn, des großen Aufſehens wegen, nicht bringen, erwiderte Chryſoſtomus ruhig, er möge tun, was ihm befohlen ſei. So ſtand der Patriarch denn nach wenigen Augenblicken einſam unter dem Sternenhimmel am Ufer, während das Fahrzeug mit ſeinen weißen Segeln tiefer in den Meerbuſen hineinfuhr und durch die dunkeln Fluten einen leuchtenden Streif, wie eine ſilberne Schleppe, hinter ſich her zog. Eine Gruppe von Platanen unweit ſeines Landungsplatzes ſchien dem Patriarchen etwas Schutz gegen die nächtliche Kühle zu bieten, welche ſeine angegriffene Bruſt nicht vertrug. Dort angelangt erkannte er, daß die Bäume am Fuß eines ſanften, gartenmäßig gepflegten Abhanges lagen, was die Nähe einer Villa verriet. Langſam aufwärts ſteigend, kam er bald zu dem Tor und klopfte an. Auf die Frage, wer zu ſo ſpäter Stunde Einlaß begehre, ſagte er, ein Pilger bitte um Herberge für die Nacht. Da wurde das Tor geöffnet und Chryſoſtomus trat ein. Kaum hatte der Torwart einen Blick im grellen Licht ſeiner Fackel auf ihn geworfen, ſo fiel er auf die Knie und rief mit Entſetzen:

„Heiliger Vater! . . . woher kommſt Du? was iſt Dir widerfahren?“

„Kannſt Du mir ein Ruheplätzchen für dieſe Nacht anweiſen, ſo wäre ich Dir ſehr dankbar,“ ſagte der Patriarch freundlich.

„O, nicht ich — mein Herr und meine Herrin werden glücklich ſein, Dich zu beherbergen. Deine Heiligkeit befindet ſich bei der Schweſter des Diakon Serapion — und als ich dieſem einſt Botſchaft von ihr zu bringen hatte, ſah ich Dich in Konſtantinopel.“ —

Mit namenloſer Freude und Wehmut begrüßte Chariton und ihr Mann den Patriarchen. Nur in wenig Worten konnte er ihnen die Ereigniſſe mitteilen, die ihn zu einem obdachloſen Ausgeſtoßenen machten; denn ſeine Kräfte waren erſchöpft, und wie eine liebende Tochter ſorgte Chariton dafür, daß er Ruhe und Stärkung finde. Dann ſenkte ſich die ſtille Nacht über das friedliche Haus.

Gegen morgen trat neue Unruhe ein. Briſon, ein Kämmerling der Kaiſerin, und gerade der, dem ſie ihr Schreiben anvertraut hatte, kam und fragte nach dem Patriarchen. Der Torwart fürchtete Verrat und gab unbeſtimmte Antwort. Dadurch wurde Briſon aber aufmerkſam und verlangte im Namen der Kaiſerin mit dem Hausherrn zu ſprechen. Fröhliche Stimmen verkündeten dem Patrarchen bald hernach ein günſtiges Ereignis. Sollte Serapion mir gefolgt ſein? fragte er ſich. Da erſchien Briſon und überreichte ihm das kaiſerliche Schreiben, das er mit traurigem Erſtaunen las, denn Eudoxia ſchrieb: „Ich bitte Deine Heiligkeit, überzeugt zu ſein, daß ich von all' dieſen ſchmählichen Vorfällen nichts gewußt habe. Ich bin unſchuldig an Deinem Blut. Boshafte Menſchen haben dies Komplot gegen Dich geſtiftet. Gott iſt Zeuge der Tränen, die ich ihm als Sühnopfer darbringe. Ewig werde ich eingedenk ſein, daß Deine frommen Hände meine Kinder getauft haben. Ich flehe um Deine Rückkehr.“ Chryſoſtomus mußte Folge leiſten. Schnellruderer brachten die Nachricht, daß er gefunden ſei, daß er komme, nach Konſtantinopel. Ein grenzenloſer Freudenrauſch war deren Folge. Voreilig war Biſchof Severian von Chalcedon gekommen, hatte die Kanzel der Sophienkirche beſtiegen, um den Gläubigen in einer leidenſchaftlichen Predigt begreiflich zu machen, daß Chryſoſtomus die Entſetzung durch ſeinen Stolz verdient habe. Aber man unterbrach ihn mit heftigem Unwillen, man rief laut und flehend zu Gott um die Rückkehr des Patriarchen, und als auch hieher endlich die Kunde drang, er komme, waren in einem Augenblick die weiten Hallen ſtill und öde: Alles eilte ihm entgegen. Der Bosporus wimmelte von Nachen. Bei ſeiner Mündung in die Propontis drängten ſie ſich dermaßen, daß man trockenen Fußes von Europa nach Aſien hätte gehen können. Als man ihn gewahr wurde, den kleinen, gebeugten Mann mit dem feinen, kränklich zarten Antlitz, brach der Sturm des Jubels rauſchend aus und man wollte ihn zur Stadt hinführen. Aber Chryſoſtomus weigerte ſich, gleichſam durch einen Volksauflauf ſeinen Sitz er beſaß immer nur mit den Sinnen, nie mit der Seele, nie im Geiſt; .... aber mit glühenden und graziöſen Sinnen was das Weib ihm bot, mit geſchickten und ſchlauen, was er zwiſchen Männern erreichte. Er hatte unſchöne aber ſehr fein ausgearbeitete Züge, ſchwarzes glänzendes Haar, das die Weiße ſeiner Stirn hervorhob. Uebrigens war ſein Geſicht blaßgelb, fatiguirt, beinah leidenden Anſehens, er ſelbſt jedoch von eiſerner Geſundheit. Blendend weiße Zähne konnten zuweilen bei ſeinem Lächeln förmlich erſchrecken und dem Munde einen Ausdruck von Wildheit geben, während ſeine kleinen, dunkeln, glänzenden Augen in allen Farben und Flammen wie Diamanten ſpielten. Im Ganzen ſah er mehr elegant als vornehm, mehr geſchliffen als gebildet, mehr klug als geiſtvoll aus. Cornelie konnte dies nicht zerſetzen und beurtheilen, ſie hing an ihm mit allzu inniger Liebe.

Nach dem zweiten Jahr der Ehe begann Euſtachs Laune ſchon ab und an zu wechſeln, nicht immer freundlich, zuweilen ſchneidend und ſpöttiſch zu ſein, ohne Urſach, nur eben aus übler Laune für die er doch keinen Grund anzugeben wußte — als den, daß er des erfriſchenden Wechſels bedürftig ſei. Cornelia begriff das nicht. Jedes Buch das ſie las, jede Zeichnung die ſie machte, jedes Geſpräch, jeder einzunehmen. Er landete in einer Villa der Kaiſerin und verlangte ein rechtmäßiges Konzil, das all' dieſe Verwirrungen ſchlichte und richte. Darauf ſchickte ihm der Kaiſer einen Geheimſchreiber mit der Zuſage des Konzils; nur möge der Patriarch ſeine Rückkehr nicht verzögern, weil das Volk ſonſt den guten Willen des Kaiſers beargwohne.

Inzwiſchen hatten ſich die fremden Biſchöfe um ihn verſammelt. Von ihnen geleitet, umwogt vom Volk, das brennende Kerzen trug und frohe Hymnen ſang, begab ſich Chriſoſtomus in die Apoſtelkirche und erteilte der Menge ſeinen Segen. Doch damit nicht zufrieden, entließ ſie ihn nicht; ſie wollte ihn hören, — lieber ihn hören, als beiwohnen den Spielen im Cirkus, die zur Feier des Tages gegeben wurden. Er mußte ihrem Verlangen genügen und einige Worte ſprechen :

„Gott Dank für alles!" das ſagte ich ſcheidend, das ſag' ich heimkehrend, das hab' ich in meiner Abweſenheit geſagt, das werde ich immer ſagen. Die äußern Umſtände ſind verſchieden; aber alle ſind Fügungen, Schickungen, Zulaſſungen Gottes. Deshalb müſſen wir mit gleichmäßig ſtiller Seele immer ihm danken für ſeine väterliche Vorſehung. Seht, wie gütig er eben jetzt im Sturm und Ungewitter für uns alle war. Der Feind, der uns ſchaden wollte, hat uns genützt. Unſer Eifer iſt neu entzündet, unſere Liebe friſch entflammt. Von den Meinen wollte man mich trennen — und mit verdoppelter Treue hängen ſie mir an. Es werden circenſiſche Spiele begangen — und niemand beſucht ſie — und alle ſtrömen der Kirche zu. Das iſt das Werk des Herrn, der menſchliche Verkehrtheit zur Verherrlichung ſeines armſeligen Dieners wendet. Erhebt alſo Eure Stimmen im einmütigen Danke zu Gott. Dies Gebet, dies Zeugnis Eurer Liebe, iſt für mich glorreicher als ein Diadem. Die heiligen Apoſtel, deren Kirche ich zuerſt betreten wollte, lehren uns durch ihr Beiſpiel, daß dem Leidenden ewige Kronen aufbewahrt ſind.“

Wie bezaubert hing alles an ſeinem Antlitz, an ſeinen Lippen, an ſeinen Worten. Er hatte nun einmal dieſe geheimnisvolle Macht, die einzelnen großen Männern zur Verſtärkung ihrer Wirkſamkeit gegeben wurde und die keiner ſich erringen, keiner nachahmen kann. Je nach dem Boden, auf welchem ſie ſtehen und wirken, heißt dieſer Zauber bei den einen Genie, bei den andern Gnade. Bei den Heiligen fällt beides zuſammen.

Die Kaiſerin war ſtrahlend vor Freude und Zufriedenheit; — der Kaiſer war es — in ihrem Wiederſchein. Auch der ganze Hofſtaat; — ausgenommen die entſchiedenen Feinde des Chryſoſtomus. Dieſe hielten ſich zurück . . . und warteten. Weder Eugraphia noch Marſa, Eugenius vollends gar nicht, ließen ſich im Palaſt ſehen.

„Mir iſt, als hätte ich den Traum einer ſchrecklichen Kabale geträumt und ſei nun erwacht,“ ſagte Eudoxia zu Amantius. „In jenem unheimlichen Traum, deſſen finſtere Gewalt mich umſpann, fürchte ich, ungerecht gegen Dich geweſen zu ſein, Amantius . . . und gegen Gunild. Und ich weiß doch, daß Ihr mir treu ſeid und es wahrhaft gut mit mir meint. Aber ich war unzurechnungsfähig.“

„Du biſt ſo huldreich und ſo gnädig,“ erwiderte Amantius, „daß ich die Frage nicht unterdrücken kann: iſt es eine Entſchuldigung für den Chriſten, für einen Herrſcher über die halbe Welt, durch verblendete Leidenſchaften unzurechnungsfähig geworden zu ſein . . . und in dieſer Gemütsverfaſſung gehandelt zu haben?“

„Vielleicht nicht . . . allein ich habe keine andere,“ ſagte Eudoxia lächelnd. „Und nun begib Dich zum Patriarchen und ſage ihm, ich hätte heiße Tränen über ſein Exil und die verwaiſte Kirche geweint und keine Ruhe gefunden. Jetzt aber, nach der Rückkehr des guten Hirten zu ſeiner Heerde, ſei ich ruhig für Leben und Tod.“

Gunild ſtand mit ihrer geraden Seele dem in tauſend Farben ſchillernden Charakter der Kaiſerin wie einem ungelöſten Rätſel gegenüber und ein gewiſſes Mitleid mit ſo großer ſittlicher Schwäche ſtimmte ſie freilich zur Nachſicht, ließ aber keine andere Hochachtung als die, welche der Stellung gebührte, in ihr aufkommen. Ihr eigener Platz genügte Gunilden nicht und doch wollte es ihr durchaus nicht klar werden, wo ſie einen andern finden könne. Der Eheſtand hatte nie den mindeſten Reiz für ſie gehabt, obſchon die Kaiſerin ihr mehrmals glänzende Vorſchläge machte.

„Mir mißfällt das Wort: Er ſoll Dein Herr ſein,“ erwiderte ſie ablehnend.

Ebenſo ſehr mißfiel ihr aber auch die Vorſtellung, daß ſie in der Ehe der Herr ſein könne. Nur ſprach ſie dies Mißfallen nicht gegen die Kaiſerin aus. Dieſe glaubte jetzt, Gunild werde ſich nach ihrer Taufe einer frommen Genoſſenſchaft anſchließen wollen und ſich entweder bei Nicarete dem beſchaulichen Leben oder bei Olympia dem tätigen Leben im Dienſte des Herrn widmen — vielleicht ſogar dem Zug vieler frommen Seelen nach einem Kloſter in Paläſtina folgen. Aber Gunild hatte keinen Plan.

„Wenn ich im heiligen Sakrament der Taufe von meinen Sünden gereinigt ſein — und die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe empfangen werde, dann hoffe ich mit erleuchtetem Auge zu erkennen, in welcher Weiſe ich meinem Erlöſer dienen ſoll.“

So ſprach ſie zur Kaiſerin und zu Olympia und beide billigten dieſen Entſchluß. Als Gunild die Kaiſerin jetzt ſo günſtig für den Patriarchen geſtimmt ſah, machte ſie es wie Amantius und wagte einige leiſe Vorſtellungen gegen den Einfluß ſeiner Feinde.

„Nicht bloß ſeinetwegen,“ ſetzte ſie hinzu, „obſchon es ein namenloſes Unheil iſt, wenn ein ſolcher Hirt verhindert wird, ſeine Herde auf die beſte Weide zu führen; — ſondern auch Deinetwegen, erhabenſte Auguſta, weil es Dich in Berührung mit Leuten von niedrigſter Geſinnung . . . mit einem Eugenius bringt, der vor Dir nicht einmal genannt werden ſollte.“

„Du haſt Recht, Gunild,“ erwiderte Eudoxia. „Nur iſt es unausſprechlich ſchwer, die Richtigkeit der Anſichten von Freund und Feind zu entwirren, beſonders dann, wenn man geneigt iſt, mit Lebhaftigkeit einer Partei beizutreten.“

„Iſt das kaiſerlich?“ fragte Gunild ſanft.

„Es iſt menſchlich!“ verſetzte Eudoxia. „Was übrigens dieſen Eugenius betrifft, ſo würde ich ihm mit Freuden einen Aufenthalt außerhalb Konſtantinopel, in einem ſtrengen Kloſter anweiſen, wenn ich nicht Mitleid mit der armen Eugraphia hätte. Sie liebt ihn wie ihr eigenes Kind; ſie hegt noch immer die beſten Hoffnungen für ihn. Da ſie nun den Intereſſen des Thrones und meiner Perſon bis zu unbegrenzter Opferwilligkeit ergeben iſt: ſo kann ich ihr unmöglich das

Herzeleid antun, dieſen armſeligen Eugenius zu verbannen. Indeſſen will ich in Zukunft keine Dienſte von ihm annehmen, die ihm Zutritt zu mir gewähren. Das ſteht feſt.“

Dem Kaiſer war es aufrichtig darum zu tun, eine dauernde Ausſöhnung mit Chryſoſtomus herzuſtellen. Er ſchlug der Kaiſerin vor, am andern Tage der Predigt beizuwohnen, welche der Patriarch in der Apoſtelkirche halten wollte; dies würde dem Volk zur größten Zufriedenheit gereichen, dem Patriarchen eine ſchuldige Genugtuung geben, die fremden Biſchöfe, ſeine Anhänger, verſöhnen — und endlich dem Theophilus, der noch immer an der Eiche tagte, die Augen öffnen über ſein mißlungenes Komplott. Freudig nahm die Kaiſerin den Vorſchlag an. Es lag ihr ſehr viel daran, vor der großen Maſſe der Gläubigen als höchſt fromm zu erſcheinen. Sie erkannte die Stütze, die der Thron in der Frömmigkeit des Herrſchers findet, wenn ſich Herrſcher und Volk begegnen in der gläubigen Andacht und demütigen Ehrfurcht, welche das Chriſtentum für ſeine Lehren und ſeinen Kultus ohne Unterſchied von Kaiſern und Bettlern verlangt. Je mehr ſie nun den äußeren Vorteil auffaßte, deſto lebhafter wünſchte ſie ihn zu genießen. Der Wunſch, dereinſt im Andenken ihrer Kinder jene Glorie von Frömmigkeit zu tragen, in welcher die Kaiſerin Flaccilla den ihren erſchien, war eine zweite Triebfeder

Eudoxia's. Nur ſchlug ſie dazu nicht Flaccilla's Richtung ein. Flaccilla's Leben und Weſen war beſeelt und durchleuchtet von aufrichtiger Frömmigkeit. Eudoxia legte die Frömmigkeit bei großen Gelegenheiten an, wie einen blendenden Diamantenſchmuck.

Genug, ſie erſchien mit dem Kaiſer in der Apoſtelkirche. Die Verſtimmung gegen den Hof war groß und allgemein. Man hörte ja nur von deſſen Prunk und Luxus, Habſucht und Ungerechtigkeit, Intriguen und Beſtechungen; — aber nichts von ehrenvollen Taten, noch von Dingen, die ein Reich kräftig, ein Volk groß machen. Alle, die den Sinn für einen beſſern Zuſtand und das Verlangen danach bewahrten, hatten ſich an Chryſoſtomus angeſchloſſen, weil es ihnen unmöglich ſchien, daß der Einfluß dieſes hohen und reinen Geiſtes nicht allmälig zur Geltung kommen und die unlautern Elemente überwinden werde. Auch die untern Klaſſen, das geringe Volk, hing noch inniger vielleicht an Chryſoſtomus, denn es fand in ihm einen liebenden Vater, der für all' ſeine Kinder, mochten ſie reich oder arm ſein, hoch oder niedrig ſtehen, dasſelbe Herz hatte. Es betrachtete ſeine Entſetzung als eine Kabale der Großen, welche dem Patriarchen dieſe Anhänglichkeit des Volkes beneidete, und mißtrauiſch blickte es auf den Hof und auf alles, was von dort ausging.

Chryſoſtomus, immer bereit, den Frieden auszubreiten, den er in ſeiner Seele trug, ſprach von den Vorfällen der verfloſſenen Tage nur, um die Huld des Kaiſerpaares dankbar hervorzuheben und vorzugsweiſe die Teilnahme der Kaiſerin, weil man ſie ihr am wenigſten zutraute. Er zählte alle ihre Bemühungen auf, um ihn ſuchen zu laſſen, ihren huldvollen Brief, die Begrüßung, die ſie durch Amantius ihm zu Teil werden ließ, und ſagte, eine ſolche Teilnahme hätten die Herrſcher gewöhnlich nur für Kriege und für Angelegenheiten des Staates, aber nicht für die der Kirche.

Das Volk, ganz entzückt, ein ſolches Herrſcherpaar, eine ſolche Kaiſerin zu beſitzen und den geliebten Patriarchen wieder reden zu hören, brach in eine Art von freudiger Raſerei aus und in Jubel und Beifallsbezeugungen, die kein Ende nehmen wollten. Eudoxia war freudeſtrahlend und hochbeglückt. Chryſoſtomus aber benutzte ihre günſtige Stimmung nur ſo weit, um den Kaiſer zu bitten, daß er ſowohl, als die Verſammlung an der Eiche, durch ein rechtmäßiges Konzil gerichtet werde; und Arcadius verſprach ein ſolches auszuſchreiben.

Florus war der Bote, der all' dieſe Nachrichten einſammelte und nach Chalcedon brachte. Theophilus bebte vor Zorn.

„An der Armſeligkeit eines Weibes, das ſich über einen Erdſtoß entſetzt, geht dieſe wichtige

Sache zu Grunde!" rief er. „Welch ein Elend mit Weibern verhandeln, auf Weiber Rückſicht nehmen zu müſſen, und welch hundertfaches Elend von einem Weibe abhängig zu ſein!"

„Die Weiber in Weiberkleidern ſind nicht immer die ſchlimmſten, ehrwürdiger Herr," ſagte Florus gelaſſen. „Man muß Geduld haben und unverdroſſen wieder das Werk beginnen, wie die Spinne ihr zehnmal zerriſſenes Gewebe zehnmal wieder anfängt."

„Ich kann durch meine perſönliche Anweſenheit weder hier noch in Konſtantinopel unter den gegenwärtigen Umſtänden nützlich ſein," entgegnete Theophilus. „Da ſie aber in Alexandrien höchſt notwendig geworden iſt, ſo kehre ich noch dieſe Nacht dahin zurück. Ich bitte Dich, die erlauchte Eugraphia hiervon in Kenntnis zu ſetzen. Sie wird begreifen, daß ich nicht bei ihr erſcheinen kann, weil ich am Hof nicht erſcheinen will. Vielleicht gelingt es ihr, und Dir, und allen, die unſere Anſicht über Chryſoſtomus teilen, einen Faden in die Hand zu bekommen, durch welchen ſich eben dieſe Anſicht wiederum in das neue Konzil hineinſpinnen ließe. Dieſe Vorarbeiten müßt Ihr hier machen . . . dann werde ich zu jeder Hilfleiſtung bereit ſein."

Prunkend und prahlend im feierlichen Aufzug war Theophilus gekommen, unbemerkt und gedemütigt reiſte er ab. Einige egyptiſche Biſchöfe begleiteten ihn; andere folgten ihm; die Verſammlung an der Eiche löſte ſich auf, indem ihre Mitglieder bei Nacht und Nebel entwichen. Nur Biſchof Severian erſchien wieder in Konſtantinopel, geſtützt auf die Gewogenheit der Kaiſerin.

Spazierritt gab ihr Stoff zu Gedanken und Betrachtungen, und zugleich ſo vielfache wenigſtens innerliche Beſchäftigung, daß ſie unmöglich in Euſtachs Klagen über die Langweiligkeit des Lebens einſtimmen konnte. Indeſſen glaubte ſie dieſelbe doch für ihn begreifen zu können, und ſchlug ihm vor den Winter in Wien oder Berlin zuzubringen.

„Liebes Kind, entgegnete Euſtach verdrießlich, Du verſtehſt mich wirklich ganz und gar nicht! ich klage ja nicht über die Langweiligkeit unſrer Lebensweiſe, ſondern über die des Lebens überhaupt; und man muß naiv ſein, wie Du es biſt, um einem Menſchen, der fünfzehn Jahr lang in der Elite des europäiſchen Glanzes gelebt und allen deſſen Feſten beigewohnt hat — von Napoleons Vermälung bis zur Krönung Carls X. — um ihm als ergötzende Zerſtreuung einen Winter in Berlin vorzuſchlagen. Ja, als ich das Intereſſe Deiner Bekanntſchaft zu verfolgen hatte, da bemerkte ich nicht die Armſeligkeit des dortigen Aufenthalts! .... das Intereſſe für die Dinge, Kind! das Intereſſe ſchaffe mir! fehlt mir das, ſo bleibe ich warlich weit lieber in meiner häuslichen Behaglichkeit.“

„Ich bedaure doch immer, daß Du Dich nicht entſchloſſen haſt eine Carriere zu verfolgen, ſagte anch einer Pauſe des Nachdenkens Cornelia. In

Die Bildſäule.

Der intime Kreis von Damen war bald darauf um Eudoxia verſammelt.

„Herrlichſte Auguſta,“ fragte Thaïs; „ich hörte Deine ſilberne Bildſäule ſei vollendet — und wunderſchön. Wann wird ſie aufgeſtellt? . . . und wo?“

„Sie ſoll nächſtens auf dem großen Platz zwiſchen der Sophienkirche und dem Senatspalaſt aufgerichtet werden und zwar auf einer prachtvollen Säule von Porphyr, die ich aus Alexandrien kommen ließ, wo ſie am Eingang des Serapistempels ſtand,“ erwiderte Eudoxia.

„O herrlich!“ rief Thaïs; — „der Gott mußte fallen, damit die Göttin erhoben werde.“

„Welch' ein ſchönes Sinnbild Deiner Siege über die Idole des Polytheismus,“ ſagte Caſtricia.

„Und wie vortrefflich iſt der Platz gewählt,“ bemerkte Marſa, „ſo recht inmitten des großen Volksgewoge und ſeiner wichtigſten Intereſſen. Im Senatspalaſt verhandelt man die Dinge der Welt

— in der Kirche die heiligen und himmliſchen Dinge — und das Bild der Kaiſerin repräſentiert die großartige Wachſamkeit, welche beide mit ihrer Beſtimmung und in ihrer Wirkſamkeit im Auge behält.“

„Wie beneidenswert ſind wir, eine ſolche Auguſta zu beſitzen!“ rief Eugraphia begeiſtert.

„Ich habe befohlen,“ ſagte Eudoxia, „daß bei Aufſtellung dieſer Statue die üblichen Feſte verdreifacht werden. Es hat den Auguſtus ungemein gekränkt, daß Kaiſer Honorius die Entſendung meiner Bildſäule in die Provinzen, als einer Ehre, die nur den Kaiſern gebühre, zu tadeln ſich erlaubte — und eben deshalb ſollen gerade hier die Feſtlichkeiten alles übertreffen, was das Volk in dieſer Beziehung kennt.“

„Grauſamer Kaiſer Honorius, der das Glück und die Ehre den Provinzen mißgönnt, Dich, o herrlichſte Auguſta, im Bilde zu verehren!“ rief Thaïs entrüſtet.

„Ich muß dem guten Volk von Konſtantinopel dieſe Freude machen,“ ſagte die Kaiſerin; „es iſt mir ſo ergeben, ſo anhänglich, und beweiſt es mir durch einen ſolchen Sturm des Beifalls, wenn es meiner anſichtig wird, daß ich mich gedrungen fühle, ihm diejenige Freude zu bereiten, für die es am meiſten empfänglich iſt.“

„Wie nur das Gerücht entſtanden ſein mag, der Patriarch habe dieſe Feſte unterſagt?" fragte Caſtricia.

„Du hörſt, die Auguſta hat ſie befohlen," entgegnete Eugraphia eifrig; „folglich könnte nur der Geiſt des Widerſpruchs ein ſo lächerliches Gerücht in Umlauf ſetzen."

„Eben deshalb frage ich," erwiderte Caſtricia, denn in Umlauf iſt es bereits geſetzt."

„Und was ſpricht man denn eigentlich?" fragte Eudoxia verſtimmt.

„Der Patriarch finde dieſe Art von Feſten unpaſſend für ein chriſtliches Volk und wolle ſie abſchaffen," verſetzte Caſtricia.

„Dasſelbe hörte auch ich," bemerkte Marſa gleichgültig, „legte aber nicht das leiſeſte Gewicht darauf, da man ja zur Genüge ſeine ascetiſche Geſinnung kennt und ſich daher nicht wundert, wenn lächerliche Gerüchte über ihn ausgeſtreut werden."

„Es iſt aber unerträglich," rief Eudoxia höchſt verſtimmt, „daß dieſe Gerüchte immer eine gewiſſe Spitze . . . oder Färbung — wie ſoll ich ſagen? — gegen mich haben."

„Wäre ich Kaiſerin, ſollte mich das nicht bekümmern," rief Thaïs harmlos. „Es iſt ja ganz natürlich, daß der Patriarch, ein alter kränklicher frommer Prieſter, zuweilen andere Anſichten hat, als die junge ſchöne weltbeherrſchende, weltbeſiegende Auguſta."

„So ſchweige er über ſeine Anſichten!“ rief Eudoxia ungeduldig.

„Das würde freilich geziemender ſein,“ antwortete Thaïs beſtürzt.

„Vielleicht tut man ihm Unrecht,“ nahm Eudoxia mit mehr Faſſung das Wort. „Es hat ja niemand einen ſichern Gewährsmann zu nennen — und auf Volksgeſchwätz iſt nichts zu geben.“

„Man muß dem Geſchwätz bis auf den Grund nachſpüren, um es zu widerlegen,“ ſagte Eugraphia.

„Das wünſche ich eben!“ ſagte Eudoxia lebhaft, „es wird Dir gewiß gelingen zu erfahren, wer es zuerſt ausgeſprengt hat — und weiß ich das, ſo weiß ich genug.“

Chryſoſtomus war das einzige menſchliche Weſen, das der Kaiſerin imponierte. Allen anderen fühlte ſie ſich überlegen, ob mit Recht oder mit Unrecht — gleichviel! ſie behandelte alle andern mit dem Gefühl der Ueberlegenheit. Ihn nicht. Gern hätte ſie es getan; aber ſie brachte es nicht dahin. Sie mochte reden und handeln, wie ſie wollte — in tiefſter Seele konnte ſie das Gefühl von Inferiorität nicht los werden, wenn ſie ſich in Gedanken dem Patriarchen gegenüberſtellte. Es war ein beſtändiger Dorn, der ihren Stolz verletzte und reizte. Waren ihre Beziehungen zum Patriarchen freundlicher Art, ſo beſchwichtigte ſie dieſen Hochmut einigermaßen durch die Betrachtung, daß die Ueberlegenheit eines heiligmäßigen Mannes keine Kränkung ſei; wurde ſie aber gegen ihn verſtimmt: ſo ſchien es ihr zuweilen unmöglich, in ihrer Reſidenzſtadt einen Mann zu dulden, der nicht von ſeinem Patriarchenſtuhl herab vor ihrem Willen auf die Knie fiel. In letzter Zeit waren die Beziehungen ſehr freundlich geweſen. Chryſoſtomus mied mit ſorgſamſter Schonung ihrer Schwächen, ſo weit es möglich war, jeden Anſtoß, den Eudoxia an ſeinen Worten oder an ſeinem Tun und Laſſen hätte nehmen können. Sie glaubte, daß ſie ihn für ſich gewonnen habe, weil eigentlich ſie es geweſen war, die ihn auf ſeinen Sitz zurückrief. Sie hielt ſeine weiſe Schonung, welche hauptſächlich den Frieden der Kirche im Auge hatte, für Dankbarkeit — während ſie im geheimſten Winkel ihrer Seele ihm Dank wußte, daß er den Groll des Volkes von ihr ab- und deſſen Liebe ihr zuwendete. In ruhigen Zeiten ertrug ſie auch das, obſchon das Bewußtſein, Dank zu ſchulden, einem Charakter wie dem ihren peinlich iſt; — doch in unruhigen Zeiten wurde es ihr zur quälenden Laſt und nur, um nie durch den Anblick des Patriarchen an dieſelbe gemahnt zu werden, hätte ſie ſchon ſeine Entfernung gewünſcht. Für hochmütige Seelen iſt es unerträglich zu denken, daß Gott etwas Beſſeres, Höheres, Vollkommeneres ſchuf als ſie, und unbegreiflich, weshalb er es hatte tun können.

Da die Kaiſerin Eugraphia erſucht hatte, ihr nicht mehr den Eugenius als Boten mit geheimen Aufträgen zu ſchicken, weil ſich Gunild dadurch verletzt fühle: ſo ſchickte Eugraphia ihr jetzt den Florus, um die nötige Auskunft über das Gerücht zu geben, welches ſie ſo ſehr verdroß. Die Kaiſerin wußte, mit wem ſie es zu tun habe, allein ſie hielt Florus für ein ſehr brauchbares Werkzeug und ließ ſich deshalb ſeine Dienſte, wenigſtens indirekt, und ſein Erſcheinen vor ihr gefallen. Aber ſie fragte mit Schärfe:

„Nun? hat man entdeckt, ob das Gerücht unter einer Eiche oder einer Platane erſonnen wurde?“

„Ich habe nur zu melden, erhabenſte Auguſta, daß das bewußte Gerücht kein Gerücht iſt, ſondern auf einer Tatſache beruht,“ erwiderte Florus ehrfurchtsvoll.

„Beweiſe es,“ ſagte ſie kurz.

„Der Patriarch war bei Optatus und erſuchte ihn, der als Präfekt der Stadt die Feſte anzuordnen hat, dieſem heidniſchen Unweſen entgegen zu treten.“

„Wirklich? . . . bei Optatus ſelbſt?“ fragte ſie zweifelnd.

„Bei Optatus ſelbſt!“ wiederholte Florus mit Zuverſicht. „Die erlauchte Eugraphia glaubte aus verſchiedenen Anzeichen ſchließen zu dürfen, daß das Gerücht aus dem Palaſt des Präfekten komme.

Da dies nun im höchſten Grade unwahrſcheinlich war, ſo ſendete ſie mich mit der einfachen Frage zu Optatus, wie ſich die Sache verhalte, und er gab mir die einfache Auskunft, welche ich ſoeben der erhabenſten Auguſta hinterbrachte. Selbſtverſtändlich ſetzte er hinzu, daß er im Hinblick auf Deine Befehle das Erſuchen des Patriarchen abgelehnt und darüber geſchwiegen habe, um nicht das Volk aufzuregen, das mit Leidenſchaft dieſe Feſtlichkeiten liebe und erwarte.“

„Optatus hat verſtändig gehandelt,“ ſagte Eudoxia mit mühſam unterdrücktem Zorn. „Geh' und ſage ihm, ich verdoppele die Summe, welche ich für die Feſte beſtimmt hätte und er möge ſie demgemäß einrichten.“

„Das wird ihn unendlich beglücken, und freudig wird er das Volk auf die Munifizenz der herrlichen Auguſta aufmerkſam machen.“

„Und ſage ihm ferner, er möge die Aufſtellung der Statue beſchleunigen. Sie iſt ein köſtliches Kunſtwerk, das in Verbindung mit der prächtigen Porphyrſäule, dem Volk zur Befriedigung, der Stadt zum Schmuck gereichen wird.“

Sie entließ Florus und blieb in einem namenloſen Zorn gegen Chryſoſtomus zurück, der in ihren Augen ein Majeſtätsverbrecher wurde und im Einverſtändnis mit Kaiſer Honorius auf ihre Demütigung vor allem Volk ſann. Chryſoſtomus hatte weiter nichts getan, als den Präfekten Optatus erſucht, die Feſtlichkeiten nicht an kirchlichen Feſttagen zu begehen und ſie nicht vor der Tür der Sophienkirche zu veranſtalten — zwei Dinge, die in der Hand des Präfekten lagen und die Kaiſerin gar nicht berührten. Im tiefſten Vertrauen hatte der Patriarch ſeine Bitte geſtellt, um zu vermeiden, daß ſie nicht zu irgend einer Verdächtigung Anlaß gebe. Optatus aber, ein geheimer Verbündeter Eugraphia's, teilte ihr eiligſt das Anſinnen des Chryſoſtomus mit; und aus ihrem Hauſe ſtammte jenes Gerücht, über welches Florus jetzt der Kaiſerin ein ſo helles — falſches Licht anzündete.

Sie ging zum Kaiſer, ſie weinte über die Doppelzüngigkeit des Patriarchen, der Ergebenheit heuchele, während er ſie zu erniedrigen trachte; — über die Demütigung, welche der Majeſtät widerfahre; — über das Einverſtändnis mit Kaiſer Honorius, nämlich mit Stilicho und Serena; — über ihr eigenes trauriges Schickſal, das ihr in ihrer eigenen Reſidenz einen ſo unerbittlichen und mächtigen Feind ihres Ruhmes, ihres Glückes, ihres Friedens geſetzt habe; — und ſchloß mit der Beteuerung: ſie ſelbſt und ganz Konſtantinopel könnten unmöglich zu dauernder Ruhe gelangen, ſo lange Chryſoſtomus auf dem Patriarchenſtuhl ſitzend, ſeine Ränke ſpinne, — ein Schluß, mit welchem Kaiſer Arcadius vollkommen einverſtanden war und der die Folge hatte, daß zu der Kirchenverſammlung, die Chryſoſtomus wünſchte, abermals ſeine entſchiedenen Gegner von der Eiche eingeladen wurden.

Nur nahm man ſich vor, jetzt ſolche Maßregeln zu treffen, daß die Entſetzung zur vollendeten Tatſache werde.

Inzwiſchen fand die Errichtung der Statue mit ganz ungewöhnlichem Gepränge ſtatt. Feſtzüge von Tänzern und Sängern in prächtigen Kleidern führten kunſtvolle Reigen um die Säule auf und ſangen Lieder zu Ehren der „göttlichen Auguſta“, wie das zu heidniſcher Zeit üblich geweſen war, aber das chriſtliche Gefühl beleidigte. Dann aber folgten Vergnügungen anderer Art. Schamloſe Poſſenreißer, unſittliche Schauſpiele, zügelloſe Tänze, ſtürzten das Volk in einen Rauſch wilder Ausgelaſſenheit, den die Schmauſereien und die Zechgelage noch erhöhten. Die rohe Sinnlichkeit fand ihr volles Behagen. Während drei Tagen und abends bei Fackel- und Lampenbeleuchtung, ſchwelgten Auge, Ohr und Zunge in ihren entſprechenden Genüſſen. Speiſe und Trank wurden maſſenhaft geſpendet; Muſik und Geſang verſtummten nicht; die Späſſe der Poſſenreißer, die niedrigen Bühnenſpiele hörten nicht auf. Das alles geſchah zu Ehren der Kaiſerin, zu Füßen ihrer Bildſäule, die auf den Unfug und das Getümmel herabſah; zugleich aber auch in nächſter Nähe der Sophienkirche. Das wüſte Getöſe ſtörte die Feier des Gottesdienſtes, das Gebet der Andächtigen. Das Gedränge der Volksmaſſe, die Frechheit der Lieder, Tänze und Schauſpiele, hielt vom Beſuch der Kirche viele zurück, die nicht den Mut hatten dies Babel zu durchdringen, während andere den Verlockungen folgten und neugierig zum Poſſenreißer ſtatt zum Gottesdienſt gingen.

An einem dieſer Tage beſtieg Chryſoſtomus die Kanzel; denn wenn tauſend Stimmen zum Böſen lockten, ſollte wenigſtens eine Stimme ſich dagegen erheben. Er ſprach über die unendliche Nichtigkeit dieſer Feſte und über die unendliche Gefahr, in ihren wüſten Berauſchungen Gott zu beleidigen. Dann hob er mit heiligem Freimut das Bedenkliche hervor, ſolche Feſte zu veranlaſſen und ungeheuere Summen für ſie zu verſchwenden.

Als Eugraphia und Marſa der Kaiſerin ihren Bericht über das Entzücken und die Dankbarkeit des Volkes abſtatteten, ſagte Marſa mit großer Beſtimmtheit:

„Herrliche Auguſta! bei der begeiſterten Stimmung des Volkes für ſeine Kaiſerin, iſt es ganz notwendig, daß nunmehr ein entſcheidender Schritt geſchehe.“

„Inwiefern?“ fragte Eudoxia; — „ich habe von meinem guten Volk nichts weiter zu verlangen, als daß es mir zugetan ſei und meinen Anordnungen ſich füge.“

einer ſolchen Hingebung, der alle Beſtrebungen, Wege und Zwecke ſich unterordnen, würdeſt Du gewiß das Intereſſe gefunden haben, deſſen Entbehrung Dir ſchwer fällt, und welches zur Vervollſtändigung einer reichbegabten Exiſtenz gehören mag.“

„Wenn auf dieſer Leiter nicht die untergeordneten Staffeln ſo entſetzlich mühevoll und unbelohnend wären — wenn Diejenigen, welche auf den höheren ſtehen, nicht gefliſſentlich jene unterdrückten um ſie als geſchickte Werkzeuge in der Hand zu behalten — wenn nicht unbedingte Selbſtunterordnung und zähe Beharrlichkeit, Lammesgeduld und Ameiſenthätigkeit dazu erheiſcht würden: ſo mögte ich mich wol einer ſolchen gewidmet haben. Aber das heißt denn auch vollſtändig die eigene Jugend dem Alter opfern, die Gegenwart hingeben um den Preis der Zukunft — und ich war immer zu lebensfriſch für das Eine, und zu wenig ehrgeizig für das Andre.“

War Euſtach im Zuge von ſich ſelbſt zu ſprechen, ſo war des Erzählens kein Ende, und mit der unſchuldigen Schmeichelei der Liebe wußte Cornelia leicht den Geſprächen dieſe Wendung zu geben. So wie Aurorens Phantaſie aber keine Nahrung bei dem Mann ohne Schwung und Geiſt fand, den das Schickſal ihr zur Seite geſtellt, ſo ermüdete die Euſtachs bei der immer gleichmüthigen, liebevollen,

„Das wird es gern tun, wenn es nicht fort und fort gegen Dich aufgeſtachelt wird," ſagte Marſa.

„Iſt ſchon wieder etwas vorgefallen?" fragte Eudoxia mit krauſer Stirn.

„Das Ärgſte, was durch Worte ausgedrückt werden kann."

„Ich frage nicht, wer hat — aber ich frage, was iſt geſprochen," ſagte Eudoxia befehlend.

„Meine Lippen weigern ſich es auszuſprechen," entgegnete Marſa.

„Es muß ſein!" rief Eudoxia.

„Sprich Du," ſagte Marſa zu Eugraphia, „ich finde keine Worte."

„Nun alſo?" wendete ſich Eudoxia in heftigſter Spannung an dieſe; — „was hat er geſagt. Ich bin auf alles vorbereitet."

„In ascetiſcher Entrüſtung über die laute Freude des Volkes hat er geſagt, — auf der Kanzel der Sophienkirche geſagt: Herodias tanzt und begehrt das Haupt des Johannes".

„Das iſt einfach ein Satz aus der hl. Schrift," entgegnete Eudoxia befremdet. „Ich kann darin keine Beleidigung ſehen . . . nicht einmal irgend eine Anſpielung."

„Wie gütig Du biſt, herrlichſte Auguſta," ſagte Eugraphia im Ton der Bewunderung. „Allerdings dürfte man ja annehmen, er habe durch dies Beiſpiel nur zeigen wollen, wie die Augenluſt zu großen Verbrechen verführen könne. Allein die Auslegung, die er dem Bilde gab, war derart, daß all' ſeine Zuhörer — und ſie zählten nach Tauſenden! — von der Ueberzeugung durchdrungen waren, er meine, eine neue Herodias betöre blendend den Kaiſer und das Volk, um der allgemeinen Zuſtimmung ſicher zu ſein, wenn ſie das Haupt eines andern Johannes fordere."

„Und dies hat einen ſo ungeheuren Eindruck gemacht," ſetzte Marſa hinzu, „daß die Kinder auf der Gaſſe ſingen: Herodias tanzt und verlangt das Haupt des Johannes; — daß die Sklavinnen am Webſtuhl es ſingen . . . und fragt man ſie nach der Bedeutung und ſind ſie ſicher nicht verraten zu werden: ſo flüſtern ſie den erhabenen Namen der Auguſta."

„Das Maß iſt voll!" rief Eugraphia. „So hat noch nie ein Patriarch gegen die Majeſtät gehandelt."

„Ja! das Maß iſt voll!" wiederholte Eudoxia mit ſchneidender Kälte. „Jetzt wird man anders handeln, wenn der entſcheidende Augenblick kommt."

„Es war ihre Abſicht, den Biſchof Severian auf den Patriarchenſitz zu erheben. Aber ſo ſehr die Damen auch ſeine liebenswürdige Beredſamkeit und ſein weltfeines Benehmen bewunderten, ſo erklärten ſie doch, dieſe Ernennung werde keinen Beifall finden. Severian ſei abermals ein Fremder, aus einer kleinen ſyriſchen Stadt, dem Volk von Konſtantinopel ganz unbekannt, nur am Hof beliebt. Man müſſe fürchten, daß ſich die Geiſtlichkeit beleidigt von ihm zurückziehen werde, da ſie verlangen könne, daß man aus ihren Reihen den Patriarchen wähle — und zwar den greiſen verdienſtvollen Erzprieſter Arſacius, den damals Eutrop höchſt kränkender Weiſe hinter Chryſoſtomus geſtellt habe.

Die Kaiſerin fand im Stillen, daß der Widerſpruch etwas Unerträgliches ſei, möge er von Feind oder Freund ausgehen. Um aber die Schwierigkeiten nicht noch mehr zu häufen und im Hinblick auf die achtzig Jahre des Arſacius, bequemte ſie ſich dazu, ihn vorläufig zum unmittelbaren Nachfolger des Chryſoſtomus zu beſtimmen. Sie wies die Damen an, in dieſer Richtung die Gemüter bearbeiten zu laſſen, und ſiegesgewiß gingen dieſe mit friſchem Mut an ein Werk, das ſie ſchon ſo lange, doch nicht mit gleichmäßig entſchiedener Zuſtimmung der Kaiſerin betrieben hatten.

◆

Der entſcheidende Schlag.

Eine große Menge von Biſchöfen hatte ſich auf das Ausſchreiben des Kaiſers eingefunden, um die Frage zu unterſuchen, ob Chryſoſtomus einer Schuld überführt werden könne, die ſeine Entſetzung rechtfertige. Theophilus, gedemütigt durch ſeine erſte Niederlage, fürchtete eine zweite, kam nicht, ſchickte aber andere Biſchöfe, die er hinterliſtig gegen Chryſoſtomus einnahm. Dennoch ſchien die Zahl ſeiner Anhänger die ſeiner Gegner zu überwiegen.

Da führte Eudoxia ihren großen Schlag. Man befand ſich in der Karwoche des Jahres 404. Der Kaiſer hatte die fromme Gewohnheit, am Oſtertage ſeine Andacht mit allem Volk in der Sophienkirche zu feiern, wo der Patriarch zelebrierte. Jetzt ließ er ihm ſagen, er werde nicht kommen, weil es dem Kaiſer nicht gezieme, ſich zur Kirchengemeinſchaft eines Biſchofs zu halten, der entſetzt ſei und ſich noch nicht über vielfache Anklagen gerechtfertigt habe.

Dies war die Loſung zum Ausbruch der offenen Feindſeligkeiten. Die Erklärung des Kaiſers, immer ſo gewichtig, noch gewichtiger in ſeiner Reſidenzſtadt und unter den obwaltenden Verhältniſſen — erſchreckte die ängſtlichen Gemüter und beſtimmte die ſchwankenden dergeſtalt, daß manche Biſchöfe, die ſich bis jetzt zu Chryſoſtomus hielten, ihn verließen. Die Zeiten des Kaiſers Valens waren noch nicht fern genug, um nicht manchen an die Schreckniſſe der Verfolgung und Verbannung der Biſchöfe, der Verlaſſenheit der Gemeinden zu erinnern. Unverhohlen wurde ausgeſprochen, daß die Kaiſerin entſchloſſen ſei, den Stuhl des Patriarchen anders zu beſetzen. Wolle man Frieden mit der Kaiſerin haben, müſſe man nachgiebig ſein, umſomehr, da der einzelne gar nichts, weder an der Sache, noch an ihrer Entſcheidung zu Ungunſten des Chryſoſtomus, ändern könne. Noch andere, Männer von beſter, frömmſter Geſinnung, waren dem Netz von Ränken, von Lügen, von Entſtellungen, das ſie umſpann, nicht gewachſen; ſie durchſchauten es nicht, ſie wurden betäubt von der Aufregung, die ſie umtobte — und folgten der Strömung. Zweiundvierzig Biſchöfe hielten wiederum treu und feſt zu Chryſoſtomus, erkannten das Winkel-Konzil an der Eiche nicht an, folglich auch nicht die Rechtmäßigkeit ſeiner Entſetzung und ebenſowenig die Behauptung, daß er ein Eindringling ſei. Allein die Mehrzahl wurde fortgeriſſen durch die Heftigkeit ſeiner Gegner, beſtätigte die Entſetzung und zeigte dies Urteil dem Kaiſer an mit dem Erſuchen, es verkündigen zu laſſen.

Arcadius tat es. Er wußte, daß kein Atom von Schuld an Chryſoſtomus hafte — daß man ihn nur deshalb ſo ſchleunig entſetze, weil man bezweifle, den geringſten Makel an ihm zu finden; aber Eudoxia wollte es — und er tat es. Das warnende Bild, das Chryſoſtomus in der Herodias aufgeſtellt hatte, machte Eudoxia zur Wirklichkeit: nicht ihr Tanz — doch ihr Lächeln oder ihre Tränen waren maßgebend für die Handlungsweiſe des Kaiſers. Er mußte jetzt den letzten Schritt tun — und ihn grauete davor.

„Die Milde iſt die Glorie der Macht,“ ſprach Biſchof Severian zum Kaiſer; „allein feſte Entſchiedenheit bis zur äußerſten Grenze für das Recht, iſt die Baſis der Macht und die Grundlage iſt ihr notwendiger als die Glorie. Es wolle Dir jetzt gefallen, o glückſeligſter Auguſtus, den verurteilten abgeſetzten Chryſoſtomus von ſeiner Kathedralkirche und aus Deiner Reſidenzſtadt zu entfernen.“

„Nur dadurch wird der Urteilsſpruch vollzogen,“ ſetzte Biſchof Antiochus von Ptolemaïs hinzu; „und die Würde des Konzils müßte darunter leiden, wenn Du, o frommſter Auguſtus, die Vollziehung verzögern wollteſt.“

„Abgeſehen davon," nahm Biſchof Akazius von Beröa das Wort, „daß das Volk von Konſtantinopel in wachſender Aufregung, teils für, teils gegen Johannes Chryſoſtomus iſt, und leicht zu aufſtändiger Bewegung verführt werden kann."

„Und daß die Herde ebenſowenig ohne einen treuen Hirten — als unter der Führung eines treuloſen bleiben darf," ſagte Eudoxia, um dem Geſuch der Biſchöfe ihr Gewicht beizulegen.

„Alles, was Ihr ſagt, meine ehrwürdigen Väter, iſt an ſich richtig und zu erwägen," antwortete der Kaiſer; — „dennoch will ſich mein Gewiſſen nicht überzeugen laſſen, daß es auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden ſei."

„Die rechtmäßigen Richter des Chryſoſtomus haben das Geſetz über ihn befragt und wenden das Geſetz auf ihn an. Welche Einſprache könnte das zarteſte Gewiſſen noch erheben?" fragte Severian.

„Iſt es nicht äußerſt großartig, das Gewiſſen dem Geſetz zu unterwerfen?" fragte Antiochus.

„Es iſt dies ein ſo ungewöhnlich wichtiger Fall," erwiderte der Kaiſer, „teils wegen der hohen Würde, die Chryſoſtomus als der erſte nach dem Oberhaupt der Kirche zu Rom einnimmt; teils wegen der hohen Tugend, die ihn während fünfzig Jahren ausgezeichnet hat und ihn auch hier in den Augen der Gläubigen zu einem Heiligen macht: — daß die höchſte Vorſicht notwendig iſt."

„Willſt Du uns, o Herr, zu den Ungläubigen zählen," fragte Eudoxia lächelnd, „weil wir nicht den Chryſoſtomus für einen Heiligen, nicht für das Ideal der reinſten und höchſten Tugend halten?"

„Das iſt nicht meine Meinung," entgegnete Arcadius verwirrt. „Aber eine ſolche Entſetzung gibt immer ein ungeheures Ärgernis und ein ſchlechtes Beiſpiel für die Zukunft."

„Wir nehmen alle Folgen auf uns, unüberwindlicher Auguſtus," ſagte Severian.

„Das tun wir auch!" riefen die beiden andern Biſchöfe.

„Jetzt wird Dein zartes Gemüt beruhigt ſein — nicht wahr, geliebteſter Herr?" fragte Eudoxia.

„Ich wage nicht länger mich der Entſcheidung der ehrwürdigen Väter zu widerſetzen," ſagte Arcadius. „Ich unterwerfe mich, obſchon ich nicht vollkommen überzeugt bin."

„So iſt nun einmal die arme menſchliche Natur beſchaffen," ſagte Biſchof Severian mitleidig: „nur ein ſtarker Willensakt unterwirft ſie. Deshalb iſt die Abtötung in dieſer Richtung eine ſo große, weil ſo mühſame Tugend."

Der Sieg war gewonnen. Arcadius ſchickte dem Patriarchen den Befehl zu, die Sophienkirche zu verlaſſen und ſich vor dem Oſterfeſt aus der Stadt zu entfernen. Der Patriarch erwiderte:

Gott habe ihm dieſe Kirche anvertraut, um für das Heil der Seelen in ihr zu wirken; er dürfe ſie nicht verlaſſen. Die Stadt aber gehöre dem Kaiſer. Wolle dieſer ihn nicht dulden, ſo möge er ihn hinausjagen.“

„Du ſiehſt, geliebteſter Herr,“ ſagte Eudoxia, „der Patriarch iſt auf ſeine Entfernung vorbereitet; alſo zögere nicht.“

Aber noch immer zögerte der Kaiſer und traf halbe Maßregeln. Er befahl einem Centurio der Leibwache, den Chryſoſtomus im Patriarchalpalaſt ſo zu hüten, daß er nicht die Kirche betrete.

Nun entſtand eine ungeheure Aufregung unter den Gläubigen; ſie ſahen, daß man ihnen wirklich den Patriarchen entreißen wolle, und gerade zum Oſterfeſt, wo er an dreitauſend Katechumenen das Sakrament der Taufe ſpenden ſollte. Unmut und Troſtloſigkeit bemächtigte ſich der Gemüter. Man konnte und wollte nicht glauben, daß Chryſoſtomus ſeinen Gegnern erliegen müſſe. Alle Gotteshäuſer waren überfüllt, um die ewige Gerechtigkeit zum Schutz des Gerechten mit Gebet und Tränen anzuflehen.

So wurde es Karfreitag. Der Kaiſer und die Kaiſerin begaben ſich zum Gebet in die Kirche der heiligen Martyrer. Dort hatten ſich die zweiundvierzig Biſchöfe verſammelt, die immer treu zu Chryſoſtomus und zur Wahrheit hielten. Sie waren entſchloſſen, öffentlich vor allem Volk, am heiligen Tage und auf heiliger Stätte, den Verſuch zu machen, eine furchtbare Gewalttat zu hindern. Dem Volk war dieſe Kunde zugekommen. Es ſtrömte jener Kirche zu. Als Arcadius und Eudoxia erſchienen, fanden ſie den ganzen Vorhof und den Portikus, der ihn umgab, überfüllt mit Menſchen, welche ihnen wehklagend und bittend die Hände entgegenſtreckten, anſtatt ſie mit frohlockendem Zuruf zu begrüßen. In der Vorhalle aber ſtanden die Biſchöfe, lauter ehrwürdige, fromme Männer, und der milde Elpidius von Laodicea führte das Wort und beſchwor den Kaiſer, ſich der Kirche Jeſu Chriſti zu erbarmen, der trauernden Herde den Oberhirten wieder zu geben, und nicht die Weihe des hehren Feſtes ſo furchtbar zu verſtören. Der Kaiſer ſchwieg beängſtigt. Die Kaiſerin ſah unzufrieden aus, würdigte den Biſchof keiner Antwort und machte eine ungeduldige Bewegung. Da trat der greiſe Biſchof Paul von Pontus zu ihr heran und ſagte dringend:

„Fürchte Gott und erbarme Dich Deiner Kinder. Ein ungerechtes Urteil bringt kein Heil.“

Sie wendete ſich unwillig von ihm ab und ging ſchweigend und ohne Gruß an den Biſchöfen vorüber. Der Kaiſer folgte ihr. Voll Trauer und Sorge entfernten ſich die Biſchöfe; voll ängſtlicher Spannung das Volk. —

Eudoxia kehrte unmutig und verſtimmt von nachgiebigen Cornelie. Aurore würde mehr Nachſicht mit Verkehrtheiten und Flatterſinn — Euſtach mit Launen und Eigenſinn gehabt haben (ſo ſchien es ihnen wenigſtens jezt, da ſie dieſelbe nicht zu üben brauchten). Hätte ſie einige Szenen mit Friedrich herbeiführen — er Cornelie in eine Art von Spannung und Erregtheit verſetzen können: ſo würden ſie ſich beide in ihrem Element, ſie auf dem Boden der Sentimentalität, er auf dem der Intrigue ganz heimiſch und begnügt gefunden haben.

Die Nähe des Badeortes Landeck hatte im Sommer ziemlich häufigen Beſuch nach Altdorf gezogen. Sambach hatte ihn durch kein Entgegenkommen begünſtigt.

„Badegäſte ſind immer ganz ausgehungert nach Veränderung, ſagte er während der erſten Saiſon zu Cornelien; darum wollen wir vorſichtig ſein uns mit Landeckern einzulaſſen, wollen ſie nach Herzensluſt im Park herum ſpazieren, aber uns im Schloß nicht von ihnen überfallen laſſen. Eignen ſich Einzelne zum Umgang, ſo erfährt ſich das ſchon, und man kann alsdann Ausnahmen machen.“

Das war geſchehen. — Nachdem aber Euſtach drei Jahr eines ungetrübten Eheglückes genoſſen, fand er, man müſſe ſich mehr der Geſellſchaft zudem Kirchenbeſuch zurück, hegte nur Gedanken des Zorns, nicht der Verſöhnung, und fand es ungelegen, daß gerade Gunild erſchien und um Gehör bat.

„Wie bleich Du ausſiehſt,“ ſagte Eudoxia, „Du biſt unwohl . . . begib Dich zur Ruhe.“

„Mir iſt wohl,“ verſetzte Gunild, „und der Ruhe bedarf ich nicht. Ich komme auch nur, um zum letzten Mal vor der erhabenen Auguſta zu erſcheinen.“

„Wie ſo?“ rief Eudoxia; — „willſt Du Dich denn gleich nach Deiner Taufe in ein Kloſter begeben?“

„Das doch nicht ohne vorhergegangene Prüfung.“

„Wohin denn willſt Du gehen, Gunild?“

„Zur Diakoniſſin Olympia, hohe Herrin.“

„Zur glühenden Anhängerin des Chryſoſtomus?“ “

„Zu ihr.“

„Dieſer Schritt in dieſem Augenblick iſt undankbar und beleidigend für mich!“ rief Eudoxia erzürnt. „Du weißt, wie ich erſehnt habe, Dich im Bund der Chriſten aufgenommen zu ſehen — und jetzt, da es geſchieht, verläßt Du mich, die ich ſeit Jahren als Mutter und Freundin für Dich ſorgte und Dich liebte und unerſchöpfliche Nachſicht mit Deinem ſchroffen Weſen hatte — und gehſt zu einer

Fremden! Gingeſt Du in eine klöſterliche Genoſſenſchaft, ſo würde ich das gern geſtatten und vorausſetzen, es ſei ein himmliſcher Ruf an Deine Seele ergangen; aber zu Olympia und ohne alle Veranlaſſung — das gebe ich nicht zu."

„Eine zwingende Veranlaſſung treibt mich von Dir fort," ſagte Gunild beklommen.

„Die Pflicht der Dankbarkeit ſollte ſtärker ſein," erwiderte Eudoxia.

„Unmöglich!" rief Gunild; — „Du weißt es ja: ich bin aus einem Stück. Wo mein Herz iſt, da bin ich ganz. Mein Herz gehört der Kirche an, der Kirche, die Johannes Chryſoſtomus im Namen und an der Stelle Jeſu Chriſti leitet. Bei der Kirche will ich bleiben und zu ihren Anhängern mich halten ... . folglich muß ich Dich verlaſſen, erhabene Herrin, denn im Kaiſerpalaſt erkennt man nicht mehr den Patriarchen als rechtmäßigen Oberhirten an."

„Wer hat denn Dir offenbart, daß er der rechtmäßige Oberhirt ſei?" fragte Eudoxia ſchneidend.

„Das haben ſeine Feinde getan, Herrin."

„Du faſelſt, armes Kind," ſagte Eudoxia verächtlich.

„Ein ſchlechter Prieſter öffnete mir den Weg zur Kirche," entgegnete Gunild ruhig. „Ich dachte: eine Kirche müſſe auf göttlichem Fundament ruhen, die durch ſolche Diener nicht zu

Grunde gerichtet werde. Jetzt ſehe ich wiederum Geiſtliche, teils jenem ähnlich, teils freilich auch nicht, aber doch verwickelt in Weltlichkeit, mit Weltleuten und Weltfrauen, als heftige Gegner des Patriarchen auftreten; und ich ſchließe daraus, daß auch er, wie die Kirche, auf einem unerſchütterlichen Fundament ſtehe. Und deshalb hänge ich ſo feſt ihm an, wie Olympia, wie Amantius, wie die zweiundvierzig getreuen Biſchöfe, wie der fromme Teil des Klerus und wie die große Maſſe des gläubigen Volkes.“

„Aber Amantius verläßt mich deshalb nicht . . . Volk und Klerus empören ſich deshalb nicht gegen mich . . . gegen den Kaiſer!“ rief Eudoxia.

„Auch ich empöre mich nicht,“ entgegnete Gunild. „Die Herrin fragte und ich habe einfach geantwortet. Was Amantius betrifft, ſo iſt er ergraut im Chriſtentum und ſteht feſt. Ich aber muß meinen jungen Glauben von einem Boden hinwegflüchten, den ein Schiſma bedroht.“

„Und die Schuld an dieſem Unheil trägt in Deinen Augen . . . niemand anders als die Kaiſerin?“ fragte Eudoxia ſcharf.

„Dies entſcheide jenes Auge, das in's Verborgene ſieht; — ich beſchuldige niemand und das Reich der Welt iſt ja im beſtändigen Kampf mit dem Reich Gottes.“

„Aber der Einzelne kann ſich ſo und anders ausſprechen!" rief Eudoxia. „Ich, die Kaiſerin, habe mich ausgeſprochen und Du — ein Weſen, das mir alles verdankt! Du trittſt als echte Tochter eines Verräters zu meinen Feinden über! . . . Geh! . . . ich könnte Dich verbannen nach Theſſalien, Deiner rauhen Heimat; . . . aber ich bin großmütig bis zum Ende! ich verbanne Dich nur von meinem Angeſicht! ich will zu vergeſſen ſuchen, daß Du den Augenblick, den ich erſehnt habe und ſegnen möchte, mit ſo ſchwarzem Undank befleckſt, daß ich mich mit bitterm Schmerz von ihm abwenden muß."

„Nein! . . . o nein!" rief Gunild und ſank der Kaiſerin zu Füßen, „ich bin nicht undankbar . . . nicht unwert Deiner Huld. Könnte ich mit dem Opfer meines Lebens die Verhältniſſe ändern — o Herrin, ich würde es mit Wonne bringen. Aber ſo wie ſie jetzt ſtehen — muß ich mich zu dem heiligen Greiſe halten, welcher der Oberhirt der Kirche iſt, zu der ich mich nun bekenne."

„Die Kirche bleibt unveränderlich dieſelbe, gleichviel, welchen Namen ein Biſchof führt," ſagte die Kaiſerin.

„In ihren Dogmen und ihren Sakramenten — ja. Was deren Auslegung und Anwendung betrifft — nein!" rief Gunild, immer zu Füßen der Kaiſerin. „Es iſt nicht gleichgültig, ob der Hirt ſich bemüht, ſeine Herde zu den Weiden des ewigen

Lebens zu führen, oder ob er ſie in der Wildnis der Welt umherirren läßt.“

„Du wirſt mir zutrauen, daß ich mehr Einſicht habe, als Du, über die Eigenſchaften, die einem Patriarchen notwendig ſind! Über Chryſoſtomus haben zwei Konzile den Stab gebrochen. Mein Gewiſſen iſt ruhig.“

„Auch das meine,“ ſagte Gunild tieftraurig.

„Mögeſt Du es nie bereuen,“ ſagte Eudoxia kalt und wendete ſich ab.

„O laß mich erſt Dir danken!“ rief Gunild und ergriff den Saum von Eudoxia's Gewand; — „danken für alle Huld, alle Liebe, alle Nachſicht dieſer Jahre! Danken . . . für jedes gute Wort, jeden freundlichen Blick, jedes Zeichen des Wohlwollens! Danken . . . für Deine mütterliche Sorgfalt, für Deinen kaiſerlichen Schutz!“ . . . —

„Spare Deine Worte,“ unterbrach Eudoxia; „ſie haben keinen Sinn in einem Augenblick, wo Deine Handlungsweiſe — Undank iſt.“

Und mit einer raſchen Bewegung machte ſie ſich los und verließ das Gemach. Gunild erhob ſich in Tränen und begab ſich nach ihrem Zimmer, wo Amantius ſie erwartete.

„Du nahmſt Abſchied?“ fragte er teilnehmend.

„O, es war kein Abſchied!“ rief ſie: „es war ein Verbannungsurteil . . . der Geſinnung nach! O, das Bekenntnis des wahren Glaubens fordert ſchwere Opfer. Als Arianerin wäre ich lebenslang im Palaſt der Kaiſer, ein Schoßkind der Kaiſerin geblieben. Als Chriſtin habe ich keine andere Stätte, als die, welche die Barmherzigkeit mir anbietet.“

„Dadurch bewährt ſich der Ernſt Deines Glaubens,“ erwiderte Amantius. „Du bekennſt Dich zur Nachfolge desjenigen, der auf Erden keine Stelle hatte, die er ſein eigen nennen durfte. Jetzt kannſt Du ſie tatſächlich üben bei Deinem erſten Schritt in die Kirche hinein. Wer das Kreuz erfaßt, erfaßt das Opfer — in doppelter Beziehung: das Opfer des Gottmenſchen und das Opfer des natürlichen Menſchen. Hängt Chriſtus für Dich am Kreuz — wohlan, edle Gunild, ſo hänge Du Dich an ihn.“

Sie trocknete ihre Tränen und fragte:

„Du biſt ſo treu und bleibſt doch hier?“

„Man kennt mich als unerſchütterlich durch irgend eine weltliche Rückſicht und meine unbedingte Anhänglichkeit an den Patriarchen. Niemand wird den leiſeſten Verſuch machen, mich umzuſtimmen. Wer weiß aber, ob nicht hier mit der Zeit eine Umſtimmung eintritt.“

„Ah — Du hoffſt!“ rief ſie überraſcht.

„Die Hoffnung iſt eine chriſtliche Tugend,“ erwiderte Amantius; „ſie iſt die Tochter des feſten Glaubens und der heiligen Liebe.“

„Hoffſt Du für die Kaiſerin oder für den Patriarchen?" fragte ſie dringend.

„Ich hoffe auf Martyrer," ſagte Amantius.

„Wohlan!" rief ſie, „ſo wollen wir mit ihm ſterben."

„O nicht Du, edle Gunild! Dein junges Leben iſt nicht reif für das Martertum," ſprach Amantius ſanft und traurig. „Aber es iſt alles vorbereitet zu einem entſcheidenden, furchtbaren Schlag. Die Feinde des Patriarchen haben Truppen in die Stadt gezogen, auf die ſie ſich hinlänglich verlaſſen können, um keinen Volksauflauf zu fürchten — und ich glaube, daß der Augenblick gekommen iſt, wo der Patriarch ſagen wird, wie Chriſtus der Herr ſagte, als er in ſein bitteres Leiden einging: Dies iſt Eure Stunde und die Gewalt der Finſternis. Er wird ihr unterliegen! Für Dich aber naht eine andere Stunde — eine lichte, eine ſelige. In der Oſternacht wirſt Du das Bad der Wiedergeburt empfangen und für dieſe Gnade vermag weder ich noch irgend eine menſchliche Zunge Dir den geziemenden Glückwunſch zu ſagen."

Eine himmliſche Freude verklärte Gunildens trauriges Auge.

„Ja!" ſagte ſie, „meine Seele wird reingebadet im Blut Jeſu."

Die Oſtervigilie.

Die altchriſtliche Kirche feierte keines ihrer Feſte höher, als das der Auferſtehung. War ſie doch das Siegel auf der Urkunde des Erlöſungswerkes. Die Vorfeier, welche heutzutage auf den Morgen des Charſamſtages mit jenen Abänderungen des Ritus verlegt iſt, die dadurch bedingt ſind, daß die Taufe der Katechumenen wegfällt, weil die Kindertaufe allgemein eingeführt iſt: jene Vorfeier — nämlich die Weihe des neuen Feuers, der Oſterkerze und des Taufwaſſers — fand damals in der Oſternacht unter allgemeiner Beteiligung der Gläubigen ſtatt.

Dann herrſchte zuerſt tiefes Dunkel im Gotteshauſe. Alle Kerzen waren ausgelöſcht; in keiner Lampe flimmerte das ewige Licht. Lag ja Chriſtus im Grabe! bedeckten ja die Schatten des Todes die ſündige, zagende Welt! zitterte dos Menſchenherz ja noch im bangen Zweifel und im Bewußtſein der Schuld! Die Bußpſalme, einſtimmig und gedämpft gebetet, waren der Ausdruck dieſer Gefühle.

Aber das Grab iſt geſprengt; das Feuer der Liebe iſt hell entflammt und will brennen. Die Pforte des Gotteshauſes öffnet ſich und eine Kerze, die außerhalb desſelben am neuen Feuer angezündet wurde, wird in feierlicher Prozeſſion hineingetragen und mit dem dreifachen Anruf: „Licht Chriſti!“ demütig froh begrüßt. Die gedrückte Stimmung hebt und die bange Spannung löſt ſich.

Das Licht der Welt iſt nicht untergegangen. Die göttliche Liebe beſiegt den Tod und lebt und wirkt fortan auch in dieſer Aſchenwelt und hinter ihren Staubesſchleiern. Die Oſterkerze iſt ihr Symbol; ſie wird angezündet, ſie brennt, — und mit namenloſem Entzücken bricht nun ein Lobgeſang aus, der alle Engel im Himmel und alle Menſchen auf Erden zuſammenruft, um den Triumph der göttlichen Liebe zu feiern.

Doch das Ziel dieſer Liebe iſt der geheimnißvolle Bund des Gottmenſchen mit der entſühnten. der geheiligten Menſchheit, welcher ſich in Seinem Blut durch die Sakramente der Taufe und der Euchariſtie vollzieht. Die Katechumenen wandeln in langen Reihen zur Taufkapelle, nacheinander, erſt die Frauen, dann die Männer; zuweilen ſind es Scharen von Tauſenden. Nach der heiligen Handlung empfangen ſie das weiße Gewand der Neophyten und das Brot des ewigen Lebens.

Dieſe wunderbar ſchöne, geheimnisvoll ſelige

Feier füllte die Oſternacht aus und ging dann in das Jubelfeſt des Oſtertages über.

Die Spannung in Konſtantinopel war ſo groß, daß die Andacht, womit die Gläubigen dem hehren Feſt der Auferſtehung entgegen gingen, durch die heftigſte Beſorgnis getrübt wurde. Man erzählte ſich, daß der Kaiſer am Morgen des Karſamstags in der Sophienkirche erſchienen ſei, und als er den Patriarchen darin getroffen, ihm habe befehlen laſſen, ſich zu entfernen. Aber Chryſoſtomus verweigerte es. Welche Höhe mußte die Macht und der Haß ſeiner Widerſacher erreicht haben — ſo ſchloß man — da der Kaiſer nun den Befehl gab, den einige Perſonen des Gefolges ſogleich ausführten, den Patriarchen zu umringen und in ſeinen Palaſt zu geleiten. Würde dieſer nun doch wagen, die feierlichen Handlungen zu vollziehen? und wenn er den Mut dazu habe — werde man wagen ihn darin zu ſtören?

Die Diakoniſſen Olympia, Pentadia, und Procla hatten gewußt, ihren Katechumenen einen ſo tiefen Buß- und Andachtsgeiſt einzuflößen, daß ſie mit frommer Ruhe der Vigilie entgegen gingen und die Schreckensgerüchte, die auch zu ihren Ohren kamen, nicht beachteten.

„Ich will Chriſtin werden,“ ſagte Flora; — „die Umſtände, unter denen ich es werde, ſind mir gleichgültig.“

wenden als biſher, und die Landecker Badeliſte zeige Namen, die ſehr dazu auffoderten, beſonders einige polniſche. Die graziöſe Koketterie und die elegante Salongewandtheit der polniſchen Damen gefiel ihm außerordentlich, und er ſtellte ſie gern Cornelien als Muſter hin.

„Ihr ſeid die zuverläſſigſten der Frauen, Ihr Deutſchen! ſagte er. Ja, ich glaube das nach meinen Beobachtungen behaupten zu dürfen — um ſo mehr da ich durch Dich, meine Cornelie, etwas zu Euren Gunſten beſtochen bin, aber dennoch muß ich Dir bekennen, daß Ihr nicht eigentlich liebenswürdig ſeid .... — werth von Euren Gatten geliebt zu werden, das wol! doch allgemein liebenswürdig nicht.“

„Scheint Dir das ein wirklicher Vorzug, Euſtach?“

„Ein ſehr wirklicher und wichtiger. Es erhöht den Reiz einer Frau in unſern Augen, wenn wir ſie fremden Augen reizend erſcheinen ſehen.“

„Den Reiz .... das begreif' ich. Aber den Werth?“

„Kind! das iſt deutſch — nämlich ſchwerfällig! ſeid würdig — das iſt gut für Euch! ſeid reizend — das iſt beſſer für uns! — Die Polinnen ſind es in der eleganteſten Weiſe, welche ich der Disinvoltura der Italienerinnen vorziehe. Dieſe mögen

Gunild ſeufzte und beneidete faſt das ſtille Mädchen, dem die ganze äußere Welt tot war. Sie hatte dieſen Abſchluß nicht ganz machen können. Die Welt iſt mächtig! Lebt man auch nur in ihr und nicht mit ihr, ſo genügt das ſchon, um die vollkommene Freiheit in leichte Feſſeln zu ſchlagen. Aber es war nur flüchtiges Gewölk, das über die Sonne ihrer Glaubensfreude dahinzog, und ihr Wille wendete ſich ab von den Erinnerungen an ihren Vater, an ihr Volk, an die Kaiſerin und von allen Gedanken an die Gefahren der Kirche und an ihre eigene tiefe Verlaſſenheit. Einſam war ich ja immer, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und heimatlos habe ich mich gefühlt, ſo lange ich überhaupt eines Gefühles fähig war. Kommt nun auch noch die äußere Verlaſſenheit hinzu: ſo macht es der Herr aller Gnaden mir leicht und immer leichter, Ihm allein anzuhangen und Ihm auf dem Wege zu folgen, den Er für mich erwählen, auf den Er meinen Fuß ſtellen und leiten wird. — —

Auf die allgemeine Erregung Konſtantinopels hatte Eugenius ſeinerſeits einen Plan gebaut, um Gunild zu entführen. Es war nicht ſchwer, einen Tumult unter irgend einem Vorwand zu veranlaſſen. Die Widerſacher des Patriarchen hatten dafür geſorgt, daß neugeworbene thraziſche Soldaten nach Konſtantinopel und unter einen Führer ihrer Partei kämen. Dieſer hieß Lucius und war ein Freund des Eugenius, alſo ſehr bereit, ihm hülfreiche Hand zu leiſten. Eugenius hielt die Oſtervigilie für den geeigneten Augenblick zur Ausführung ſeines Planes. Er ſtellte ſeinem alten Oheim, dem Erzprieſter Arſacius die Notwendigkeit vor, endlich einmal die Sache zu beendigen und nicht länger den kläglichen Zwitterzuſtand dauern zu laſſen, der durch das Verharren des abgeſetzten Patriarchen auf ſeinem Stuhl, unfehlbar zu einem Schisma führen müſſe. Da dieſer trotzige Chryſoſtomus dem Befehl des Kaiſers nicht gehorchen wolle und erklärt habe, nur Gewalt könne ihn von ſeiner Kirche trennen: ſo müſſe man Gewalt brauchen und ihn möglichſt bald aus der Stadt bringen.

„Ganz gut . . . aber wohin? hat die Auguſta ſich ſchon darüber ausgeſprochen?“ fragte Arſacius.

„So viel ich weiß, will ſie ihn nach Klein-Armenien verbannen.“

„An den Fuß des Tauriſchen Gebirges? Nun wahrlich! das iſt ein trauriger Verbannungsort!“

„Nicht für den Liebhaber des ascetiſchen Lebens,“ verſetzte Eugenius höhniſch. „Er findet dort willkommene Gelegenheit zur Abtödtung. Du aber, ehrwürdigſter Herr, biſt als Erzprieſter von Konſtantinopel und als der wahre Inhaber des Patriarchenſtuhles verpflichtet, zur Ausführung der kaiſerlichen Befehle zu ſchreiten.“

„Du haſt recht, mein Sohn, aber die Befehle wechſeln zuweilen.“

„Um ſo mehr müſſen die jetzigen ſchnell vollführt werden,“ ſagte Eugenius dringend.

„Und wenn man mein Verfahren heute zwar weiſe — morgen aber ein Attentat nennt?“ fragte der Greis beſorgt.

„So iſt die Tat geſchehen — und das iſt die Hauptſache.“

„Sie kann mich aber um den Patriarchenſitz bringen, mein Sohn!“ ſprach Arſacius bedenklich. „Dem Wankelmut der Auguſta iſt nichts unmöglich.“

„Ich bitte Dich, ehrwürdigſter Vater, erwäge das, was ich Dir jetzt im tiefſten Vertrauen ſagen muß,“ ſprach Eugenius nachdrücklich. „Biſchof Severian von Gabala ſteht in hoher Gunſt bei der Kaiſerin.“

„Das weiß ich,“ verſetzte Arſacius, „und er verdient ſie . . . denn er iſt durch Mut und Beharrlichkeit eine Stütze der Gutgeſinnten, an deren Spitze die erhabene Kaiſerin ſteht.“

„Aber weißt Du auch, ehrwürdiger Herr, daß die erhabene Kaiſerin nichts ſehnlicher verlangt, als den Biſchof Severian zum Nachfolger des Chryſoſtomus zu machen?“

„Ich hörte es, mein Sohn, und ich wiederhole Dir, daß ich den Biſchof von Gabala wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften hochſchätze und die Verehrung teile, welche die herrliche Auguſta ihm beweiſt. Doch nie wird ſie jenen Schritt wagen."

„Ich möchte das Wagnis kennen, vor dem die Auguſta zurückſchreckt, wenn ſie in der Laune iſt, es durchzuführen!" rief Eugenius ungeduldig.

„Nie wird ſie wagen, einen Biſchof, der ſeine ſyriſche Mundart nicht abgelegt hat, zum Prediger in der St. Sophia zu beſtellen," ſagte Arſacius mit Nachdruck und Wichtigkeit.

„Ehrwürdiger Herr!" rief Eugenius in höchſter Ungeduld, „iſt Biſchof Severian unſer Patriarch, ſo führt er die Staatsgeſchäfte, anſtatt zu predigen. Und jetzt erlaube mir, Dir kurz und klar zu ſagen, daß ſowohl er als die Auguſta in Deinem Zaudern ein Gemiſch von Schwäche des Alters und Charakters, von Vorliebe für Chryſoſtomus, von Mangel an Ergebenheit gegen den Cäſar-Auguſtus" . . . —

„Mangel an Ergebenheit gegen den Cäſar-Auguſtus!" ſtammelte Arſacius ſchreckenvoll.

„Ja, ſogar gegen die Auguſta ſelbſt, ſehen wollen," — ſagte Eugenius.

„Aber, mein Sohn, weshalb ſagſt Du mir das nicht gleich!" rief Arſacius entſetzt. „Du redeſt und redeſt . . . und läßt die Hauptſache bei Seite. Jener fürchterliche, zerſchmetternde Argwohn der Kaiſerin ſoll auf der Stelle durch die Tat widerlegt werden. Geh zu unſerm Freunde Anthemius, laß Dir den Befehl geben, der die Thracier zu Deiner Verfügung ſtellt und dann tue das Geeignete ſchleunigſt. Und nun fort! fort! daß jener Verdacht mich nicht mehr treffen könne.“

Heimlich frohlockend eilte Eugenius zum Präfekten des Palaſtes und erfreute ihn durch die Kunde, daß mit der Gefangennehmung des Chryſoſtomus nicht zu zaudern ſei, da die heiligen Handlungen des Oſterfeſtes unmöglich durch einen abgeſetzten Patriarchen gefeiert werden dürften.

„Gib mir dazu die Thracier, erlauchter Herr,“ ſagte Eugenius zum Schluß. „Sie ſind Fremdlinge und meiſtens dem Polytheismus zugetan — folglich ohne Sympathie weder für das Volk, noch für den Patriarchen.“

„Da Du weißt, was Du zu tun haſt,“ erwiderte Anthemius, „ſo verwende die Thracier unter dem Hauptmann Lucius dazu. Sie ſind aber eine wilde, rohe Truppe und ich hoffe, Du verhüteſt alles unnütze Blutvergießen.“

„Kein Tropfen Blut ſoll vergoſſen werden!“ rief Eugenius. „Wir erreichen ohne das unſern Zweck.“ —

Es war drei Stunden nach Mitternacht und die Sophienkirche überfüllt von Andächtigen. Die Oſterkerze war bereits entzündet; Prieſter wechſelten ſich ab im lauten Pſalmengebet und die Gläubigen ſtimmten ein. Die Taufe der weiblichen Katechumenen mußte nächſtens zu Ende gehen, denn im hohen Chor machten die Diakonen ſchon die Vorbereitungen zur Ausſpendung der heiligen Kommunion. Mit frommer Rührung erwartete man den Einzug dieſer glückſeligen weißen Schar, die von dem einen Sakramente zum andern ging. Da entſtand eine gewiſſe Unruhe in der Menge. Die Neophyten kommen! dachte Mancher. Aber das Gemurmel ging in Getöſe über. Dröhnende Schritte, klirrende Waffen wurden gehört, erſt im Vorhof, dann in der Vorhalle; und ſtürmiſch drangen die thraciſchen Soldaten in das Gotteshaus. Es entſtand grenzenloſe Verwirrung unter den Andächtigen. Die einen wollten fliehen, die andern bleiben, noch andere ſich in den Kapellen verbergen. Laute Wehklage, leiſes Wimmern, banges Angſtgeſchrei miſchte ſich mit den Flüchen und Verwünſchungen der Thracier, die mit blankem Schwert und gefällter Lanze auf die Menge eindrangen, um ſich Platz zu verſchaffen, und diejenigen zu Boden ſtießen, welche nicht imſtande waren, auszuweichen. Gräßliche Szenen ereigneten ſich in dem wirren Getümmel. Blutende, Verwundete, Ohnmächtige hemmten die Schritte der Fliehenden, während Mütter ihre Kinder, Männer ihre Frauen zu ſchützen ſuchten. Immer vorwärts drängten die Soldaten; ſie ſtürmten den Chor, nahmen Prieſter und Diakonen gefangen, weil möglicherweiſe Chryſoſtomus, den ſie nicht kannten, ſich zwiſchen jenen befinden konnte. Dann riſſen ſie den Tabernakel auf und die goldenen Gefäße heraus — als willkommene Beute.

Ein anderer Soldatentrupp hatte ſeinen Weg zur Taufkapelle genommen. Lucius führte ihn ſelbſt an, denn es war glaublich, daß Chryſoſtomus hier ſein werde und Lucius wollte ihn nicht in die rohen Fäuſte ſeiner Thracier fallen laſſen. Neben Lucius ging ein junger Soldat, der Waffen und Kriegertracht ungeſchickt trug und mehr da zu ſein ſchien, um Anleitungen zu geben, als um ſie auszuführen.

Die Taufe der weiblichen Katechumenen war vollzogen, als der Tumult ausbrach. Bereit ſich in die Kirche zu begeben, flüchteten ſich nun alle in die Taufkapelle und in die Räume zurück, wo ſie ſich auf die heilige Handlung vorbereitet hatten, und inſtinktmäßig, wie wehrloſe Lämmer, die bei ihrem Hirten Schutz ſuchen, drängten ſie ſich um den Patriarchen. Von der andern Seite kamen die männlichen Katechumenen herbei, die bis jetzt in beſonderen Sälen im Gebet verharrt waren. Als ſie die eindringenden Soldaten gewahr wurden, warfen ſie ſich ihnen entgegen, um ſie durch

Ueberzahl zu bewältigen und von den Frauen und Prieſtern zurückzuhalten. Aber die Soldaten brauchten ihre Waffen; da floß Blut . . . und floß in das Waſſer der Taufe. Bei dieſem grauenhaften Anblick warfen ſich einige Prieſter und Diakonen zwiſchen die Bewaffneten und die Waffenloſen um ſie auseinander zu reißen; — auch ſie wurden verwundet und die Soldaten ſuchten zu Chryſoſtomus zu gelangen, der, von einer kompakten Maſſe von Geiſtlichen und von verſchleierten Frauen umgeben, im Hintergrund der Kapelle ſtand.

„Der iſt's! . . . der Kleine mit der Mitra! . . . greift ihn!“ rief Lucius ſeiner Truppe zu.

Urplötzlich verſchwand die Mitra vom Haupte des Patriarchen. Eine leichte Frauenhand nahm ſie hinweg.

„Das iſt ſie! das tat ſie!“ rief der junge Soldat neben Lucius.

„Wer? was?“ fragte dieſer.

„Ergreift den Patriarchen . . . den Verräter! den Exkommunicierten!“ rief der junge Soldat und ſuchte wütend ſich Bahn zu brechen, um jene große, ſchlanke Frauengeſtalt zu erreichen, die ruhig und feſtverſchleiert hinter Chryſoſtomus ſtand. Er kannte dieſe ſtolze Ruhe, dieſe königliche Haltung, dieſe Geiſtesgegenwart. Nur ſie im Auge behaltend, machte er ſich Platz, von mehreren

Soldaten gefolgt, die mit dem Schaft ihrer Speere die Frauen zur Seite und zu Boden ſtießen. Er ſah nur ſie in dem toſenden Gedränge. Er ſah nicht, daß ein Soldat im grimmigen Zornesrauſch einen heftigen Schwertſtreich gegen den Patriarchen führte — nicht, daß ſich ein Weib dieſem Streich entgegenwarf und ihn auffing — nicht, daß es mit leiſem Aechzen zuſammen knickte; — wohl aber, daß die ſchlanke Frauengeſtalt ſich vorwärts bog, wie um Chryſoſtomus zu ſchützen oder die Hinſinkende aufzufangen. In dieſem Augenblick hatte Lucius den Patriarchen erreicht und der verkleidete Eugenius ſeine Beute. Er riß ſie hinweg, nahm ſie auf die Arme, eilte mit ihr durch einen Seitenausgang in einen innern Hof der Sophienkirche und ſetzte ſie, die vor Schreck betäubt war, in eine verſchloſſene Sänfte, deren Träger dort ſeiner harrten.

„Fort! eilt Euch!“ herrſchte er ihnen zu. „Sie iſt jetzt beſinnungslos! Daß Phöbe ihr diene wie einer Königin . . . aber ſtreng ſie bewache.“

Die Sänfte entfernte ſich und Eugenius kehrte in das entweihte Gotteshaus zurück, um ſich zu überzeugen, daß Lucius den Patriarchen in Gewahrſam genommen habe.

Das war geſchehen — und nun, da ſich die Soldaten entfernt hatten, entwirrte ſich die Menſchenmaſſe. Einige beſonnene Geiſtliche führten die männlichen Katechumenen in die Thermen des Kaiſers Konſtantins, wo ſie an dieſen anderthalbtauſend Männern und Jünglingen die feierliche Taufhandlung vollzogen. Die Verwundeten wurden aus der Kirche getragen, das Blut aufgewaſchen, zerbrochenes Gerät, abgeriſſene Fetzen von Gewändern fortgeſchafft. Eugenius ſchauderte unwillkürlich vor dieſem Greuel der Verwüſtung auf heiliger Stätte. Da kam aus der Taufkapelle eine Frauenſchar, in deren Mitte vier von ihnen ein großes Linnentuch und auf demſelben eine verhüllte entſeelte Geſtalt trugen. Eugenius wendete ſich ab. Gräßlich, wenn ein Weib wirklich umgekommen ſein ſollte! murmelte er; . . . aber weshalb wich man nicht aus! Wir hatten ja niemand im Auge als ihn und ſie! — Der traurige Zug verſchwand.

„Das arme Kind!“ hörte Eugenius ſagen.

„Beklagt ſie nicht,“ ſprach eine andere Stimme. „Aus dem Leben geſchieden in der leuchtenden Reinheit der Taufgnade — o! beklagt dieſe gebenedeite Seele nicht!“

„Wer mag es ſein? ob ſie noch jung iſt?“

Sie iſt fünfzehn Jahre alt, heißt Flora und iſt die Tochter eines böſen geizigen Wucherers, des Geldwechslers Dioskor, meines Nachbars.“

„Daß eine ſolche weiße Lilie in ſolchem Sumpf erblühen kann!“

unter vier Augen bezaubernder ſein, jene ſind es im Salon.“

„Ich werde die Polinnen beobachten, Euſtach.“

„Nein, Kind, nein! nicht beobachten! Beobachtung iſt wiederum ganz deutſch .... ſo recht pedantiſch. Mit der Beobachtung nimmt man leichter die Fehler und Schattenſeiten, als die Lichtpunkte wahr, die ſich nur einer unbefangenen, ſo zu ſagen gedankenloſen Hingebung offenbaren. Mit der Beobachtung würdeſt Du vielleicht bei den charmanten Polinnen etwas Frivolität, etwas Neigung für die Intrigue entdecken, und dann ihre Liebenswürdigkeit en grippe nehmen. Gehe nur freundlich mit ihnen um, und Du wirſt ſicher ganz von ſelbſt einen Theil Deiner norddeutſchen Steifheit und Unbeholfenheit abſtreifen .... Du haſt alle Anlagen zu ungenirter Grazie.“

Er wußte in Blick und Ton das anmuthigſte Lob zu legen, und Cornelie hätte mit Freuden ihr halbes Leben hingegeben, wenn ſie in der andern Hälfte eine Polin hätte werden können. Sie hatte eine unbedingte Liebe zu ihm, die durch ſeine Launen nicht im Geringſten geſtört wurde; — auch nicht dadurch, daß ſie zuweilen ſeine Anſichten nicht ganz theilen, und nicht völlig in ſeine Meinungen eingehen konnte. Denn die Jahre waren nicht ſpurlos

„Das haben wir freilich jener Lilie zu verdanken, die unter den Dornen wuchs — dem Urbild der Jungfräulichkeit.“

Eugenius ſtürmte hinaus. Eine Stimme in ihm ſprach fort und fort: Du trägſt die Schuld dieſes Todes . . . Du haſt all dieſe Greueltaten angeſtiftet . . . Aber für ſie.

Die Feuersbrunſt.

Im Konſtantiniſchen Palaſt erfuhr man nichts von den Vorfällen der Nacht. Nur am frühen Morgen erſchien der Erzprieſter Arſacius vor dem Kaiſer mit dem dringenden Geſuch, die Feier des Oſterfeſtes durch den ſchismatiſchen Chryſoſtomus durch deſſen Verbannungsdekret zu hintertreiben. Gern hätte der Kaiſer die Ausfertigung noch verzögert und er ſchwankte — wie immer. Da ſprach Eudoxia:

„Hätteſt Du Selbſt, erhabener Kaiſer, nicht geſtern gleichſam ihm in's Angeſicht den Befehl erteilt, daß man ihn aus der Sophienkirche führe: ſo wäre heute eine Verzögerung zwar weder heilſam noch weiſe, aber doch denkbar, während ſie mir unter den gegenwärtigen Umſtänden ganz unmöglich erſcheint. Haſt Du dem Chryſoſtomus — und aus guten Gründen! — die Kirche unterſagt, ſo mußt Du ihm auch die Stadt verbieten und zwar auf immer; denn nur der Kirche wegen iſt er in der Stadt. Das fromme Volk darf nicht ohne

Oberhirten bleiben, und der ehrwürdige Arſacius könnte einſtweilen als Erzprieſter funktionieren, bis er die Biſchofsweihe empfängt, die ihn auf den erledigten Patriarchenſtuhl hebt.“

Schweigend nahm der Kaiſer den Schreibſtift unterzeichnete das Dekret und gab es dem Geheimſchreiber Patricius, der ſogleich dem Patriarchalpalaſt zueilte. Die Thracier hüteten ſämtliche Aus- und Eingänge, um einen etwaigen Fluchtverſuch zu hintertreiben. Im Palaſt ſelbſt herrſchte aber vollkommene Ruhe, und Patricius fand Chryſoſtomus in ernſten Geſprächen mit zwei Biſchöfen Joniens, ſeinen Freunden und Sinnesgenoſſen Patricius war ein Höfling, wie ſie eben im Konſtantiniſchen Palaſt beliebt waren; doch die einfache Würde des Patriarchen ſchüchterte ihn unwillkürlich dermaßen ein, daß er mit großer Ehrerbietung die Urkunde überreichte und ein paar verwirrte Worte des Bedauerns ſtammelte. Chryſoſtomus las das Verbannungsurteil, reichte die Schrift dem Biſchof Eulyſius, damit auch er ſie leſe, und ſagte gelaſſen zu Patricius:

„Ich bitte Dich den erhabenen Cäſar-Auguſtus benachrichtigen zu wollen, daß ich auf der Stelle dies Haus und — nachdem ich in der Kirche Abſchied von meinem Klerus genommen — auch die Stadt verlaſſen, nach Bithynien mich einſchiffen und dann gen Kukuſus in Klein-Armenien ziehen werde. Dort wie hier ſoll es mir eine heilige

Pflicht ſein, Gnade und Segen für ihn und für ſein ganzes Haus zu erflehen."

„O, beklagt mich nicht!" ſagte er, nachdem Patricius ſich entfernt hatte, zu den beiden Biſchöfen, die den Ausdruck ihrer Trauer nicht unterdrücken konnten. „Meint Ihr, ehrwürdige Brüder, ich könne das Opfer der Hingebung an den Willen Gottes nur an den Ufern des Bosporus und nicht im Tauriſchen Gebirge vollbringen? Wäre das der Fall, ſo dürftet Ihr Euch meinetwegen betrüben; aber Gott Dank! ſo iſt es nicht! Kommt nun und helft mir, daß der notgedrungene Abſchied ein friedlicher und kurzer ſei."

Im Vorgemach eilte ihm Serapion in Tränen gebadet entgegen. Nach den Vorfällen der Nacht war man auf dieſen Ausgang, den das Erſcheinen des kaiſerlichen Geheimſchreibers beſtätigte, vorbereitet; daher bedurfte es für niemand einer Erklärung, und viele Biſchöfe und Prieſter harrten ſchon in den weiten Räumen der Sakriſtei, um von Chryſoſtomus Abſchied zu nehmen. Alle waren tiefbewegt, denn alle wußten, daß mit ihm der gute Geiſt von hinnen ziehe und ein böſer Geiſt einkehre. Auch er ſelbſt konnte ſeiner Bewegung kaum Herr werden im Hinblick auf die teure Herde, die er einem Mietling und reißenden Wölfen überlaſſen mußte. Mit wenigen Worten empfahl er alle Anweſenden Gott und ſich ihrem Gebet, und begab ſich dann mit Tränen im Auge in ein Nebengemach, wo einige fromme edle Frauen auf ſeinen letzten Segen warteten. Zu den Diakoniſſen Pentadia, Procla und Olympia hatte ſich Salviana geſellt, die mauretaniſche Fürſtentochter, die am Hof des Arcadius und mit ihm verwandt, dem Weltleben fremd und eine Freundin der Heiligen war. Sie ſanken vor ihm nieder, umfaßten und küßten ſeine Füße und den Saum ſeines Kleides, aber keine war eines Wortes mächtig. Alle waren ſprachlos vor Schmerz.

„Seid getroſt!“ ſagte er mild; — „das irdiſche Blendwerk habt Ihr Euch unter die Füße gelegt — und Ihr konntet wähnen, fortan ein ruhiges und vergnügtes Leben hienieden zu führen? Wie wäre das möglich? Wie wolltet Ihr denn die herrlichſte der Tugenden, Geduld in der Trübſal, üben und dereinſt ihren Lohn empfangen, wenn Ihr ein Leben ohne Leiden führtet. Wie ſich das Gold im Feuer bewährt, ſo das goldene Gemüt im Feuer harter Prüfungen. Alſo weint nicht um mich und nicht um Euch; — wohl aber um die, welche großes Unheil angerichtet haben. Beharret treu im Dienſt der Kirche und ſeid einem andern Biſchof — vorausgeſetzt, daß er in rechtmäßiger Weiſe das heilige Amt antrete, — ſo ergeben wie mir.“

Er gab ihnen ſeinen Segen und verließ ſie ſchnell, um noch einen Augenblick in der Kirche zu beten. Dann entfernte er ſich durch eine Nebentür und der Hauptmann Lucius mit einigen Thraciern geleitete ihn und die beiden joniſchen Biſchöfe, die ihn nicht verlaſſen wollten, raſch und ſtill zum Hafen, wo eine Barke ihn aufnahm und nach Bithynien führte. Er ſah den Bosporus und die Kaiſerſtadt nie wieder und ſtarb bald in den Mühſalen der Verbannung. Seine Freunde und Anhänger aber flohen aus der Kirche, die ihren Biſchof verloren hatte, und baten Gott, ſein Strafgericht für ſolche Untat abzukürzen.

Um neun Uhr vormittags begab ſich Arſacius mit Severian und einem ebenſo glänzenden als zahlreichen Gefolge nach der Sta. Sophia, um den feierlichen Gottesdienſt des Oſtertags zu halten und das Kaiſerpaar, welches demſelben beiwohnen wollte, zu erwarten. Aber Grabesſtille herrſchte im Vorhof! keine Seele war zu erblicken. und als man die Türen des Gotteshauſes öffnen wollte, fand man ſie von innen verriegelt, als ob den Eindringlingen der Zutritt gewehrt werden ſolle. Die einen wollten die Türen mit Gewalt ſprengen, die andern verſuchten ſie mit Vorſicht zu öffnen.

„Du mußt durch den nördlichen Hof und durch die kleine Tür der Sakriſtei, die, wenn auch verſchloſſen, doch leicht zu öffnen ſein wird, in das Innere zu gelangen ſuchen,“ ſagte Arſacius zu Florus, „und dann die große Pforte uns öffnen. Du kennſt ja hier die Wege. Nimm einige Leute mit Dir und trage Sorge, daß nichts beſchädigt werde.“

Florus enteilte, um den Befehl des Erzprieſters auszuführen, und dieſer wandelte mit Severian in der Vorhalle auf und nieder und ſprach gegen dieſen ſein Erſtaunen über die merkwürdige Verödung aus.

„Sie ſcheint mir leicht zu erklären,“ ſagte Severian mit kühlem Lächeln. „In der Nacht iſt das Volk daraus vertrieben, in der Frühe Chryſoſtomus: wer ſollte hier ſein?“

„Was wird der Auguſtus ſagen, der die nächtlichen Vorfälle nicht kennt, wenn er das Gotteshaus ſo menſchenleer findet!“ klagte Arſacius. „Wird er nicht meinen, daß alle Frömmigkeit mit Chryſoſtomus verſchwunden iſt! Könnten die Thracier nicht wieder einiges Volk hineinjagen?“

„Vielleicht wohl, ehrwürdiger Herr. Doch muß ich Dir ſagen, daß das andächtige Volk in ungeheuern Schaaren, die viele Tauſende zählen, von den Prieſtern des Chryſoſtomus auf's Land geführt wurde, um bei der Feſtfeier nicht mit uns in Berührung zu geraten. Sie ſcheinen zum Schisma entſchloſſen zu ſein und Dich nicht anerkennen zu wollen.“

„O, die Rebellen! gegen Kaiser und Kirche wollen ſie ſich auflehnen!“ rief Arſacius entrüſtet und hob die Arme zum Himmel auf, als ob er dort

Schutz und Zeugen gegen ſolchen Frevel anrufen wolle.

Severians Antwort unterblieb, denn das Gefolge brach plötzlich in einen ſo furchtbaren Schrei aus, daß der Biſchof und der Erzprieſter entſetzt aufſchauten. Die große Eingangstür war ſoeben haſtig von Innen geöffnet und weit aufgeriſſen worden. Florus und ſeine Begleiter ſtürzten leichenblaß heraus und in die Vorhalle. Der Chor der Kirche ſtand in lichten Flammen.

„Feuer in der Sta. Sophia!“ von Mund zu Mund flog der Schreckensruf.

„Die Ungeheuer!“ rief Severian.

„Waren ſie es . . . die Rebellen?“ fragte Arſacius.

„Wer ſonſt!“ rief Florus.

„Zum Auguſtus!“ gebot Severian. „Dieſer mordbrenneriſche, ſchismatiſche, unbotmäßige Klerus und ſonſtiger Anhang des Chryſoſtomus ſoll ſeine gebührende Strafe finden.“

„Meine Kathedrale geht in Flammen auf!“ rief Arſacius zitternd vor Zorn und Schreck.

Severian riß ihn zum Konſtantiniſchen Palaſt hin, während von allen Seiten Menſchen zuſammenſtrömten, ſowohl um löſchen und retten zu helfen, als um die Neugier zu befriedigen. Wie iſt das Feuer entſtanden? fragte einer den andern.

„Es iſt vom Himmel gefallen, um den Greuel dieſer Nacht zu rächen," ſagte ein bejahrter Mann.

„Nein!" rief ein anderer, „es iſt aus dem Erdboden hervorgebrochen, um die Entweihung der Sta. Sophia durch den Arſacius zu verhindern, ſo wie zu Jeruſalem Feuerflammen aus den Schutthaufen ſchlugen, als Kaiſer Julian der Abtrünnige den alten Tempel wieder aufbauen wollte."

„Du ſiehſt mir ganz ſo aus, als hätteſt Du es angelegt, um Rache zu nehmen für die Verbannung Deines exkommunizierten Patriarchen," ſagte ein frecher Matroſe.

„Was weiß der Egypter von unſerm Patriarchen! — Der ſeinige iſt freilich mit Schimpf und Schande von hier abgezogen! — Gerade der iſt an allem Schuld!" riefen grimmige Stimmen.

„Schwatzt keinen Unſinn und rauft Euch nicht," ſagte ein verſtändig ausſehender Mann. „Eine Fackel, die im Chorſtuhl umgeſtürzt — eine Kerze, die auf eine Buchrolle gefallen iſt, hat wahrſcheinlich den Brand verurſacht."

Aber dieſe einfache und wahrſcheinliche Erklärung genügte nicht der Aufregung des Augenblicks. Der eine Teil wollte eine übernatürliche Strafe Gottes — der andere einen Frevel darin ſehen.

„So ſind dieſe Frommen, dieſe Andächtigen, dieſe Asceten, dieſe Heiligen!" ſchloß Biſchof Severian ſeinen Bericht vor dem Kaiſerpaar: „Gold auf den Lippen, Gift im Herzen, Miſſetaten in der Hand.“

„Der Frevel werde auf's ſtrengſte unterſucht und geſtraft,“ erwiderte Kaiſer Arcadius. „Der Präfekt von Konſtantinopel beginne ſogleich die Unterſuchung und ziehe diejenigen ein, auf welche Verdacht fällt. Ihr, meine ehrwürdigen Väter. werdet es dem Optatus an Eurer Unterſtützung nicht fehlen laſſen. Beſonders hoffe ich es von Dir, ehrwürdigſter Arſacius. Die Unbilde, welche einer Kathedralkirche widerfährt, berührt zunächſt ihren Biſchof.“

„Du ſiehſt, ehrwürdiger Vater, daß der mildeſte Kaiſer in ſeiner gerechten Entrüſtung jugendlichen Eifer von Deinem grauen Haupt begehrt,“ ſetzte mit einer gewiſſen Schärfe Eudoxia hinzu. Sie konnte es nicht verſchmerzen, daß Arſacius vor Severian den Patriarchenſtuhl beſtieg.

Der Erzprieſter beteuerte, ſein Eifer bedürfe keiner Ermunterung und aus dem kaiſerlichen Palaſt begab er ſich zu Optatus und entwarf mit ihm die Liſte der Verdächtigen — meiſtens Geiſtliche und Frauen — die auch ſogleich verhaftet wurden. Die Feuersbrunſt bot ein Mittel, um ſich derjenigen Perſonen zu bemächtigen, von denen man vorausſetzen konnte, daß ſie ſich nie zur Kirchengemeinſchaft des neuen Patriarchen halten an ihr vorüber gegangen! der Umgang mit Euſtach, ſeine Geſpräche und Erzählungen, die unermüdlichen Lectüren der verſchiedenſten Art, welche ſie ſowol mit ihm als für ſich allein machte, die unzerſtreuende, zum Nachdenken auffodernde Lebensart, die ernſte Natur der Landſchaft, der ſpärliche Umgang mit Menſchen und beſonders mit Altersgenoſſen: Alles das weckte in ihr das Element der Betrachtung, zu welcher ſie mehr Neigung als zu praktiſcher Thätigkeit und zu phantaſtiſcher Träumerei hatte. Aurora, durch ihre Phantaſie verlockt, fühlte ſich im Grunde weit erhaben über die derbe Proſa ihrer Wirklichkeit. Cornelie fühlte ſich den Anſprüchen der Wirklichkeit noch nicht gewachſen. In den Briefen der Schweſtern ſprach ſich ihre Verſchiedenheit am klarſten aus. Immer klagte Aurora, wenngleich in den ſanfteſten Ausdrücken, über den Schmerz nicht verſtanden zu werden; immer drückte Cornelie den Wunſch aus, mehr, tiefer, umfaſſender zu verſtehen. Jene war die entwickelte Mittelmäßigkeit; dieſe — eine noch unentwickelte Tüchtigkeit.

„Gott! ſchrieb Aurora, wenn ich es doch möglich „machen könnte Dich einmal zu beſuchen, meine „Cornelie. Ich meine es müſſe eine Wonne ſein „einmal etwas Andres zu ſehen — einen andern „Kirchthurm, ein andres Kleid, ein andres Geſicht!

würden und deren Beiſpiel und Einfluß auf das Volk man fürchtete. In erſter Reihe ſtand Olympia.

Zum ſterben erſchöpft und traurig kniete ſie mit einigen ihrer Frauen neben Flora's ſchöner entſeelter Hülle. Aber nur mühſam ſprach ſie die Gebete, die ſonſt ſo innig von ihren Lippen floſſen und zuweilen verſtummte ſie vor Schmerz und Ermattung. Herr, erbarme Dich unſer! Herr, gehe nicht mit uns in's Gericht! — dies waren ihre einzigen klaren Gedanken. Endlich fühlte ſie ſich der Ohnmacht ſo nahe, daß ſie ſich erhob und in den Hof ging um Luft zu ſchöpfen. Da ſtanden Theone und Elpis mit dem Rücken ihr zugekehrt, und Elpis ſagte troſtlos:

„Wer von uns ſoll die Schreckensbotſchaft ihr mitteilen?"

„Du ſollſt es tun, gute Elpis," ſagte Olympia.

Die Mädchen wendeten erſchreckt ſich zu ihr um und Elpis ſagte beklommen:

„Eine Feuersbrunſt hat die Sta. Sophia ergriffen, ſie inwendig ausgebrannt, ihre Nebengebäude in Aſche gelegt und iſt jetzt, vom heftigen Winde getrieben, auf den Palaſt des Senates übergeſprungen."

„Sind Menſchen verunglückt?" fragte Olympia.

„Das nicht, Herrin!"

„So wollen wir in dem Unglück die Barmherzigkeit Gottes preiſen, gute Elpis.“

Elpis ſchwieg niedergeſchlagen und Theone ſeufzte:

„O Herrin . . . noch etwas anderes bekümmert uns . . . aber Du mußt es wiſſen . . . —“

„So rede, Kind! ich kann heute alles ertragen,“ ſprach Olympia; — aber ſie ſah geiſterhaft blaß aus, und ein leiſes Zittern durchbebte zuweilen ihre Geſtalt.

„Die edle Gunild iſt nicht mit uns heimgekehrt,“ erwiderte Theone.

„Hätte ſie Flora's Schickſal geteilt, ſo würdet Ihr ſie zurückgebracht haben, nicht wahr?“ ſagte Olympia und ihr Auge füllte ſich mit Tränen.

„Das hätten wir!“ riefen beide und Theone ſetzte hinzu:

„Nein, tot iſt ſie nicht, die edle Gunild!“

„Dann wird ſie ſich mit den Neophyten einer andern Diakoniſſin entfernt haben,“ ſagte Olympia.

„Auch das nicht, Herrin.“

„Nun, was geſchah ihr?“ rief Olympia beängſtigt.

„Als ein Soldat mit gezücktem Schwert auf unſern heiligen Vater Chryſoſtomus ſich ſtürzte, nahm Elpis das Wort, — als Flora ſich der Waffe entgegenwarf und den tötlichen Stich ins Herz hinein bekam, da ſprang ein anderer Soldat auf die edle Gunild zu, riß ſie in ſeine Arme und trug ſie hinweg. Ich befand mich am andern Ende der Taufkapelle und ſah den zweifachen Vorgang, wie in einem Blitz ſo hell und ſo flüchtig. Hernach habe ich nicht wieder der edlen Gunild gedacht und nur jetzt, als Theone mich nach ihr fragte, fiel mir die Szene wieder ein.“

„Haſt Du gewiß einen Soldaten geſehen?“

„So gewiß, Herrin, wie ich jetzt Dich ſehe.“

„Dann ſei getroſt! die Thracier waren geſendet, um unſern heiligen Vater und das andächtige Volk aus der Sta. Sophia zu vertreiben und ſie haben nur inſofern wehrloſe Frauen mißhandelt, als dieſe ihnen im Wege waren. An eine Entführung iſt alſo nicht zu denken. Aber die Auguſta wird ſich Gunildens erinnert und den Befehl gegeben haben, ſie aus dem gräßlichen Getümmel in Sicherheit zu bringen.“

„Wie konnte der Thracier die verſchleierte Gunild erkennen?“ fragte Elpis noch immer beſorgt.

„O Kind, wenn die Auguſta befiehlt, ſo geſchehen ganz erſtaunliche Dinge,“ ſagte Olympia ſchmerzlich; — „überdas wird der Hauptmann ſie gekannt und dem Soldaten bezeichnet haben.“

„Wäre ſie nur erſt wieder bei uns!“ ſeufzte Elpis.

„Wir ſind alle in Gottes Hand,“ ſagte Olympia ſanft; „aber das glaube nur, Elpis: Gunild iſt im Konſtantiniſchen Palaſt ſicherer, als in unſerer Mitte.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als eine Dienerin in heftiger Aufregung eiligſt erſchien und einen Boten des Optatus meldete, der den Befehl habe, Olympia vor den Präfekten zu führen.

„Sieh, wie ich wahr ſprach,“ ſagte Olympia zu Elpis. „Folge mir jetzt zu Optatus.“

„In dieſem Zuſtand von Erſchöpfung willſt Du gehen!“ rief Theone.

„Wenn Gott mich ruft — warum nicht?“

„Gott!!“ ſagte Theone vorwurfsvoll. „Der Haß und die Bosheit rufen Dich, o Herrin!“

„Auch ſie dienen Gott ohne es zu wiſſen und zu wollen,“ entgegnete Olympia — und auf Elpis geſtützt, entfernte ſie ſich, während ihr Theone folgte.

Im goldenen Kerker.

Einen Augenblick beſinnungslos vor Schreck über das Attentat des thraciſchen Soldaten, in welchem ſie Eugenius zu erkennen nicht Zeit gehabt hatte, gewann Gunild ſehr bald ihre Beſonnenheit wieder. Als ſie ſich in einer verſchloſſenen Sänfte ſah — als ſie an der Länge der Zeit merkte, daß man ſie nach einem entlegenen Teil der Stadt bringe, ahnte ſie die Wahrheit und ſeufzte: O der Unſelige! — Sollte ſie um Hilfe rufen? Ach, das Getümmel auf den Straßen war ſo groß, daß die aufgeregte Menge es gar nicht beachten würde. während irgend eine mitleidige Seele ſie ja doch nicht retten konnte. Dies iſt alſo mein Oſtermorgen, mein Auferſtehungstag! ſprach ſie ermutigend zu ſich ſelbſt, und bat Gott um Licht, damit ſie das Rechte ſage und das Rechte tue.

Die Tür eines Hauſes öffnete ſich vor der Sänfte und ſchloß ſich hinter ihr. Es war dasjenige, in welchem Gunild ſchon einmal ſich befunden hatte. Im innern Hof wurde die Sänfte auf den Boden geſtellt und aufgetan. Gunild erhob ſich und fragte eine Frau, die ihr mit unterwürfiger Geberde entgegentrat:

„Wo iſt mein Kerker?“

„Welch ein Irrtum . . . hohe Herrin,“ ſagte die Frau.

„Wohlan, ſo öffne mir die Pforte des Hauſes, damit ich mich entfernen könne.“

„Entfernen? hohe Herrin, kaum eingetreten darfſt Du Dich nicht entfernen, bevor Du etwas geruht haſt.“

„Genug! ich bin im Kerker und ich weiß es.“

Phöbe ging ein paar Schritte voraus und öffnete die Tür eines Zimmers, das glänzend beleuchtet und eingerichtet war.

„Sieht ein Kerker ſo aus?“ fragte ſie; — „gibt es etwas, o Herrin, was Du hier vermiſſen könnteſt?“

„Nichts, als meine Freiheit,“ ſagte Gunild.

Phöbe überhörte dies Wort und ſprach weiter:

„Nimm Platz auf dieſem bequemen Ruhebett. Befiehlſt Du eine kleine Labung? auf jenem Tiſch ſind Früchte, Wein, Zucker- und Backwerk. Befiehlſt Du Dich umzukleiden? . . . hier ſind gar ſchöne, geſchmackvolle Gewänder . . . —“

„Wie heißt Du?“ unterbrach ſie Gunild.

„Phöbe, Dir zu dienen, hohe Herrin.“

„Dein Dienſt wird darin beſtehen, Phöbe, daß Du mich allein läßt und nur auf mein Begehren erſcheinſt. Ich bitte, verlaſſe mich jetzt.“

Phöbe entfernte ſich und ſprach zu ſich ſelbſt: Wie einer Königin ihr zu dienen: ſo befiehlt der erlauchte Eugenius. Ob ſie aus königlichem Geſchlechte iſt? —

Gunild blieb allein und ihr Auge richtete ſich mit namenloſer Wehmut bald auf den mit Speiſen beſetzten Tiſch, bald auf die ſchönen Gewänder und ſie dachte: Zu einem himmliſchen Mahl ſollte ich heute gelangen; aber meine Lippen und mein Herz ſind vielleicht nicht würdig, es zu koſten. Das liegt in Deiner Hand, o Herr! Doch das Kleid der Gnade, das ich heute empfing, mit keinem andern zu vertauſchen — das ſteht bei mir! — —

Die Tür öffnete ſich. Eugenius in den weißen Soldatenmantel gehüllt trat ein. Gunild wendete ruhig ihr ſchönes Haupt zu ihm hin und ſagte kalt:

„Wozu die Verkleidung! ich kenne Dich und ich erwartete Dich.“

Eugenius ließ den Mantel fallen und ſagte mit immer geſteigerter Aufregung:

„Vor einigen Monaten hab' ich Dich angefleht und beſchworen meine Seele zu retten, indem Du mitleidig die Hand mir reichteſt, um Feſſeln ſprengen zu helfen, unter denen meine Kraft erliegt

Bei ſchönen Seelen geht das Mitleid nicht ſelten in Liebe über . . . und Deine Seele iſt wunderſchön! ſo wähnte ich. Aber Du warſt ohne Barmherzigkeit! Du haſt mich lieblos in den Abgrund zurückgedrängt, dem ich mich entwinden wollte; — Du biſt Katholikin geworden, um meinen Anſchluß an den Arianismus unnütz zu machen; — Du haſt bei der Kaiſerin kein entſchuldigendes, viel weniger ein begütigendes Wort für mich gehabt; — Du haſt in allen Stücken gehandelt, als ob ein Menſch der Dich unbegreiflicher Weiſe mehr und mehr bis zum Wahnſinn liebt, gar nicht für Dich auf der Welt ſei. Sprich! . . . iſt es nicht ſo?“

„So iſt es,“ ſagte Gunild.

„Und was ſagſt Du zu Deiner Entſchuldigung?“

„Nichts!“ erwiderte ſie.

„Jetzt ſind Deine Verhältniſſe ſehr verändert; Du biſt nicht mehr das Schoßkind der Kaiſerin, der Liebling des Glücks. Niemand denkt an Dich im Palaſt der Cäſaren. Ob Du lebſt oder ſtirbſt — niemand fragt nach Dir. Alles iſt anders . . . nur nicht meine Liebe.“

„Deſto ſchlimmer für Dich,“ ſprach Gunild.

„Oder für Dich!“ rief Eugenius.

Gunild antwortete nicht.

„Warum ſchweigſt Du?“ brach er heftig aus; — „iſt es Haß . . . Verachtung . . . oder überlegſt Du?“

„Nichts von dem allen iſt es. Aber ich ſchweige, weil ich auf ſolche Fragen dem Prieſter Eugenius nichts zu ſagen habe."

„Nenne mich nicht Prieſter! ich will's nicht ſein. Ich zähle auf eine Dispenſe vom Patriarchen Arſacius."

Heißer Schmerz durchbebte Gunild, als ſie dieſen Namen hörte; doch ſchnell gefaßt, erwiderte ſie:

„Er wird ſie Dir nicht geben, wird Dich nicht dem raſenden Wolf Deiner Leidenſchaft überlaſſen. Ob es Dir zum Heil oder zum Fluch iſt — ob die Krone des Lebens oder der Anteil der Verworfenen Dich erwartet, weiß Gott allein. Aber Du biſt Prieſter und Du bleibſt Prieſter — das weiß ich. Es kann alſo zwiſchen uns nur das Band beſtehen, welches alle Glieder der Kirche zu einer großen Einheit verbindet. An ein anderes zu denken wäre ſchon ein Sakrilegium. Deshalb ſchweige ich und ich hoffe . . . auch Du wirſt ſchweigen."

„Gut!" ſagte Eugenius, „ich werde ſchweigen, ſobald ich Dir meinen Entſchluß mitgeteilt habe. Dein Leben bleibt mit dem meinen verbunden. Ich gebe Dich nicht auf. Bei allem, was ich in dieſer letzten Zeit getan habe, warſt Du mein Gedanke, warſt Du mein Ziel. Wenig würde es mich kümmern, ob der Greis auf dem Patriarchenſtuhl Chryſoſtomus oder Arſacius heißt, wenn der eine ſich nicht bemüht hätte, eine Kluft zwiſchen uns zu reißen, die der andere ausfüllen wird. Alſo präge feſt in Dein Gemüt, daß Du von mir gleichſam erkauft biſt durch alle Martern, die ich Deinetwegen ertragen habe, und wähne nicht in Deinem ſtolzen Sinn, daß Du mich verſchmähen könnteſt. Das Los des Weibes iſt Unterwerfung; — es wird auch das Deine ſein.“

Er ſchwieg und blickte ſie erwartungsvoll an. Gunild ſchlug ihre ſtrahlenden Augen ſo ruhig auf, als habe ſie von allem, was er ſprach, keine Silbe verſtanden, und nur der Ausdruck eiſiger Verachtung begegnete ſeinem geſpannten Blick.

„Ha!“ murmelte er dumpf, „ich werde dieſen Trotz brechen.“

Gunild lächelte. Mit einer wütenden Bewegung griff Eugenius nach ſeinem kurzen Schwert, das er an der Seite trug und rief außer ſich:

„Es wäre eine Labſal Dich zu töten . . . und Du verdienſt es hundertfach. Doch das wäre Dir vielleicht willkommen und deshalb ſollſt Du nicht ſterben. Nein! aber foltern werd' ich Dich, wie Du mich gefoltert haſt, bis Du umgeſtimmt biſt.“

Gunild war wieder in ihre kalte Gleichgültigkeit verſunken und beachtete Eugenius ſo wenig, als ob er ein weſenloſer Schatten ſei. Nur als er ſie plötzlich verließ, atmete ſie auf: die Luft war wieder rein.

„ach, einen Berg zu ſehen .... das muß nun ganz „himmliſch ſein! ich kenne nur einen Windmühlenberg; kenne nichts als die Alltäglichkeit in ihrer „ausgeprägteſten und ganz unwandelbaren Geſtalt. „Ein Tag wie der andre, und alle wie Einer: ſo „geht das Leben hin, und kommt die ſogenannte „Abwechſelung, ſo überfällt mich nun gar ein Grauen. „Da iſts eine Horde von heißhungrigen, todtmüden „Jägern; dort iſts eine ſtundenweite Fahrt en toilette, um ein ſtattliches Diner zwiſchen zwei eifrigen Landwirthen einzunehmen, die von ihren Erntehofnungen ſprechen, und um den Kaffee im Damenkreiſe zu verzehren, wo die Ereigniſſe der verſchiedenen Kinderſtuben mit unermüdlicher Breite und „Wiederholung durchgenommen werden. Du kannſt „Dir nicht vorſtellen welchen Abſcheu über gewiſſenloſe Kindermägde und Wärterinnen, wie viel „Dutzend Freuden über die erſten Zähne ich ſchon „mit meinen Nachbarinnen getheilt habe. Gott! „Liebe und Sorge für die Kinder iſt ja ſo natürlich, ſo mit dem Daſein verwebt; aber eben deshalb widert mich das ewige Geträtſch über ſie an. „Denn wenn Du etwa glaubſt, daß irgend ein vernünftiges Wort, Bemerkungen über Erziehung, „klare und ſichre Grundſätze dabei zum Vorſchein „kämen: ſo irrſt Du heftig. Die Hauptſache in

Was dachte, was hoffte ſie? — ſie wußte es nicht, oder wußte wenigſtens keine Worte dafür zu finden. Aber was dachte, was hoffte Eugenius? — auch er wußte es nicht. Eine Welt von Leidenſchaften kochte in ſeinem Herzen, brauſte in ſeinem Gehirn. Gunild hatte Macht über ihn und er hatte höchſtens Gewalt über ſie. Das demütigte ihn namenlos; — er wollte ſich dafür rächen; — aber nicht aus Haß, ſondern aus Liebe; — aber aus einer Liebe, die etwas von der Bitterkeit des Haſſes hatte. O Widerſprüche des verirrten Herzens!

Während er die Soldatentracht abwarf und ſeine gewöhnliche Kleidung wieder anlegte, meldete ein Diener, daß Florus dringend wünſche ihn zu ſprechen. Halb unwillig über eine Störung, die ihn aus ſeinem Gedankengange riß, ließ Eugenius ihn eintreten.

„Was ſeh' ich! Du biſt finſter wie die Nacht!“ rief Florus. „Iſt Dein Handſtreich mißlungen, während der unſere glänzend gelang?“

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte Eugenius kurz.

„Folgendes, erlauchter Eugenius,“ ſagte Florus geſchmeidig einen andern Ton anſtimmend: „die Sta. Sophia ſteht in Flammen; auf den Anhängern des Chryſoſtomus ruht der Verdacht der Brandſtiftung; ſie werden jetzt verhaftet — teils um verhört zu werden, teils um dem alten Arſacius Ruhe zu ſchaffen vor ihren Intriguen. Man will ſie mit einiger Strenge behandeln, in der Hoffnung ſie dadurch ſo mürbe zu machen, daß ſie ſich dem Unabänderlichen fügen. Weißt Du nun etwa jemand zu nennen, der auf die Liſte der Verdächtigen zu ſetzen wäre?“

„Ja!“ ſprach Eugenius finſter: „Gunild!“

Florus fuhr zurück. „Gunild, die Gotin?“ fragte er zweifelnd.

„Ja, ſie! Gerade ſie!“ erwiderte Eugenius aufgeregt. „Ich hörte einſt, unter den gotiſchen Weibern gebe es Zauberinnen, die ſich einen geheimnisvollen Einfluß zu verſchaffen wüßten, durch Sprüche, durch Zeichen, und ich weiß nicht was! denen ihr Opfer nicht entrinnen könne. Gunild iſt eine ſolche Zauberin.“

„Ich glaube, Du träumſt, edler Eugenius,“ ſagte Florus grenzenlos erſtaunt.

„Wäre ſie das aber auch nicht,“ fuhr Eugenius fort, „ſo iſt ſie doch eine glühende Anhängerin des Chryſoſtomus, und gehört zu denjenigen, welche durch ſtrenge Haft eingeſchüchtert und in ihrem Trotz gebrochen werden müſſen.“

„Vortrefflich!“ rief Florus; „alle Jünger dieſes Mannes ſcheinen ſeine Halsſtarrigkeit geerbt zu haben; und da bekanntermaßen der Schüler nicht über dem Meiſter iſt: ſo ſollen dieſe Schüler und Schülerinnen in gewiſſem Grade ſein Los teilen.“

„Ich gönne es ihm und ihnen!" erwiderte Eugenius. „Doch ihr darf kein Leid geſchehen! . . . Einſame, ſtrenge Haft genügt."

„O ſie wird ſich in vortrefflicher Geſellſchaft befinden," antwortete Florus, „und den ganzen heiligen Anhang Serapion, Tigrius, Euthemius und die Diakoniſſen beiſammen treffen! ich ſchicke eine Soldatenwache her. Du kannſt dann die Zauberin fortführen laſſen, wann Du willſt."

Florus entfernte ſich wieder und dachte im Gehen — denn der Unglaube iſt abergläubig: — ob ſie nicht wirklich eine Zauberin iſt, dieſe ſchöne Barbarin?

Dann beauftragte er den Hauptmann Lucius, ein paar Thracier nach dem Hauſe des Eugenius zu ſchicken — und begab ſich zu Eugraphia.

Sie verließ ſo eben ihr Ankleidezimmer, indem ſie zu ihren Sklavinnen ſagte:

„Daß ich heute nichts anderes ſehe, als frohe Geſichter! Es iſt ein großer Freudentag. Der böſe Patriarch hat Konſtantinopel verlaſſen müſſen. Eine Verſchwörung ſeiner Anhänger iſt entdeckt worden. Man wollte den Cäſarenpalaſt gerade ſo in Brand ſtecken, wie die Sta. Sophia. Doch die göttliche Vorſehung wacht und vereitelt die ſchlimmen Anſchläge; — alſo freut Euch."

„Mir iſt Freud' und Leid ſo einerlei, daß ich ſie gar nicht unterſcheiden kann," ſeufzte Leonilla, nachdem Eugraphia fort war.

„Alles was die Herrin ſagte, klang ſo gräßlich, daß ich mich noch gar nicht recht freue,“ bemerkte Cyane.

„Der wahre Freudentag iſt freilich heute das heilige Oſterfeſt,“ ſagte Melitta.

„Nur kein unnützes Geſchwätz!“ rief die Aufſeherin Eugenia. „Diejenigen unter Euch, deren Geſchäft abgetan iſt, mögen ſich bereit machen, den Gottesdienſt zu beſuchen und die übrigen gehen an ihre Arbeit.“

Die Herde gehorchte und zerſtreute ſich.

„Nun ſind wir am Ziel, guter Florus!“ rief Eugraphia triumphierend ihm entgegen. „Nun iſt weiter nichts nötig als die Partei, die ihr Haupt verloren hat, völlig unſchädlich zu machen.“

„Der edle Optatus beſorgt dies Werk, Erlauchteſte. Die einen werden verbannt, den andern wird ihr Vermögen entzogen, noch andere erleiden Körperſtrafen. In welche Kategorie würde nach Deiner Anſicht die edle Gunild gehören?“

„In alle . . . wenn es möglich wäre!“ rief Eugraphia zornglühend. „Sie iſt wie ein böſer Dämon in das Leben meines armen Eugenius getreten. Sie hat ſeinen jugendlichen Leichtſinn — von dem ich ihn nicht freiſprechen will! — in finſtere Leidenſchaft verwandelt. Sie wird noch größeres Verderben über ihn bringen.“

„Und er fühlt das, Erlauchteſte,“ ſetzte Florus hinzu. „Ich ſprach ihn ſoeben. Er nannte Gunild eine Zauberin, die ihn umſtrickt habe."

„Ja ja! es iſt etwas Dämoniſches in ihr! kalt und glatt wie eine Schlange hatte ſie ja auch die Auguſta blind für ſich eingenommen, und nur ſie ſelbſt hat durch ihre Undankbarkeit den Bann gehoben, der in Beziehung zu ihr auf Eudoxia lag. Den Zauberbann des Eugenius wird ſie ſelbſt nicht ſprengen. Das müſſen wir tun. Gehe ſchleunigſt zu Optatus und ſage ihm in meinem Namen: Gunild, die Tochter eines Verräters, von dem Kaiſerpaar mit Wohltaten überhäuft, ſei dennoch zur Partei des Chryſoſtomus übergegangen und ſei ſchmählicher Zauberkünſte ſtark verdächtig. Sie müſſe unſchädlich gemacht — geſtraft und verbannt werden — ſie müſſe verſchwinden . . . in einer Wüſte . . . ich weiß nicht wie, Florus."

„Der Präfekt Optatus wird es wiſſen," unterbrach Florus ſie kalt. „Er kennt ja derartige Fälle."

„Wohlan, ſo eile zu ihm und ſtelle ihm die Sache ſo dringend vor, wie ich es ſelbſt tun würde, wenn mich nicht der Gottesdienſt in die Apoſtelkirche riefe, wo das Kaiſerpaar heute erſcheinen wird. — Der arme Eugenius wird Dir und mir für dieſen Schritt Dank wiſſen . . . mit der Zeit. Übe alſo Freundſchaftspflicht und hilf mir ihn zu befreien von dieſer dämoniſchen Gunild. Mein

Dank für Deine treuen, Deine unſchätzbaren Dienſte, wird nicht hinter ihnen zurückbleiben, und Auszeichnung, Gold, Stellung — alles, was ein hochfliegender Geiſt wünſchen kann, alles ſoll Dir werden, wenn es Dir gelingt, Eugenius von ſeiner unſinnigen Leidenſchaft, d. h. von deren Gegenſtand zu erlöſen. Die Liebe iſt ein Gefühl, das den Menſchen nicht finſter und elend, ſondern froh und zufrieden machen ſoll. Tut ſie das nicht, ſo taugt ſie nichts.“

„Weiſe — und fromm zugleich, erlauchte Eugraphia!“ ſagte Florus mit Ton und Geberde tiefſter Bewunderung. „Eugenius iſt wie verwirrt im Geiſt: das kann nur die Frucht dämoniſcher Einflüſſe ſein — und Optatus wird dieſem Frevel die gebührende Strafe nicht fehlen laſſen. Ich eile zu ihm.“ —

Er ging. Eugraphia ſah ihm nach und ſprach zu ſich ſelbſt: Ein brauchbares Subjekt in Zeiten, wo die Intrigue tätig ſein muß, wie das eben jetzt der Fall iſt; — aber nicht bequem, wenn Ruhe und Ordnung die Oberhand bekommen. Solche Spürhundsnatur muß man an der Leine behalten; ſonſt erſpürt ſie allerhand was ungelegen iſt und was man gar nicht zu wiſſen begehrt. Könnte man ihm doch zu einem entfernten Biſchofsſitz verhelfen . . . in Meſopotamien oder Lybien! . . . ich fürchte nur, er wird Konſtantinopel nicht verlaſſen wollen. — —

Das Verhör.

Florus brauchte dem Präfekten Optatus keine Strenge gegen die Anhänger des Chryſoſtomus einzuſchärfen, denn dieſer übte ſie mit Wonne von ſelbſt und begann auf der Stelle die Verhaftungen und Verhöre. Er ſtempelte die Anhänglichkeit an Glauben und Kirche zum Majeſtätsverbrechen, zu ſträflicher Auflehnung gegen den Willen des Kaiſers oder zum gemeinen Verbrechen der Brandſtiftung aus Haß gegen Arſacius um, je nachdem es ihm bei den verſchiedenen Perſönlichkeiten, die er zur Verantwortung zog, eben paſſend erſchien. In ihnen allen aber verfolgte und ſtrafte er mit beſonderem Behagen ihre Glaubenstreue und Glaubenskraft; denn es iſt von Anfang an der glorreiche Vorzug des katholiſchen Glaubens geweſen, einerſeits — Liebe bis zum Martertum einzuflößen, andererſeits — alles Schlechte und Gemeine, alle Bosheit und Niedrigkeit gegen ſich zu erregen. Weil er nicht der Knecht der Welt iſt, ſondern ihr Herr und Geſetzgeber, und weil ſie das nicht anerkennen will — darum haßt ihn die ſündentrunkene Welt.

Der greiſe Prieſter Tigrius, der Diakon Serapion, der junge Lektor Euthemius waren bereits grauenvoll mit Feuer und Eiſen gefoltert. Es war bekannt, daß Chryſoſtomus ihnen wegen ihrer hohen Tugend und ſeltenen Gaben beſonders gewogen war. Deshalb wäre es wünſchenswert geweſen, ſie zu Überläufern ins Lager des Arſacius zu machen. Aber keine Qual erſchütterte ſie. Euthemius gab in den furchtbaren Leiden ſeinen Geiſt auf, indem er ſeine Unſchuld an jedem Verbrechen, und zugleich ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit an der Kirchengemeinſchaft mit Chryſoſtomus beteuerte. Serapion und Tigrius wurden in einen finſtern Kerker geworfen, welchen bald noch mehr Leidensgenoſſen anfüllten, die man ſämtlich hülflos in ihren Wunden leben oder ſterben ließ.

Darauf begann Pentadia's Verhör. Es trat ein Zeuge wider ſie auf mit der Behauptung, ſie habe den Tumult in der Taufkapelle benutzt, um in den Chor zu ſchleichen und das Feuer anzulegen. Dieſer Zeuge war ein junges Mädchen, das Pentadia mit Wohltaten überhäuft hatte, um es aus den umſtrickenden Schlingen der Welt zu retten — und das nicht genug guten Willen beſaß, um ſich retten zu laſſen. Es wollte ſogleich die Taufe empfangen, weil die Katechumenen ſie empfingen. Pentadia durfte das nicht gewähren. Die Unglückliche ſah in dem notwendigen Aufſchub — eine Kränkung und trat rachluſtig als falſcher Zeuge auf. Einige Begleiterinnen Pentadia's widerſprachen mit äußerſter Entſchiedenheit, da ſie fortwährend Pentadia umgeben hatten. Da befahl der Präfekt, ſie der Reihe nach auf der Folter zu befragen. Die Folterbank war ein Brett, das auf zwei Böcken lag; am untern Ende befand ſich eine Kurbel, am obern ein ſtarker Pfahl. Der Leidende wurde auf das Brett ausgeſtreckt; die Arme band man ihm über dem Kopf an dem Pfahl zuſammen; der Strick, der die Füße band, lief in der Kurbel; drehte man dieſe, ſo wurde der Körper mehr und mehr gereckt und in die Länge gezogen, bis endlich die Glieder aus den Gelenken ſprangen, die Sehnen riſſen und die Wirbel brachen.

Vier von Pentadia's Begleiterinnen wurden vor ihren Augen gefoltert. Man nahm ihnen Mantel, Schleier und Schuhe ab, man ſtreckte ſie in ihrem weißen Gewande wie Leichen auf dem gräßlichen Brett aus, man befeſtigte Hände und Füße: — dann wurde die Kurbel gedreht. Ein leiſes Wimmern begann, ging über in herzzerreißenden Jammer, in Schrei der Todesangſt; — und wenn ſie dann befragt wurden, blieb eine wie die andere bei der Wahrheit. Die unglückliche Pentadia ſtand daneben, ſtarr vor Schmerz. Der Präfekt ſagte:

„Was biſt Du für ein böſes Weib, Du fromme

Frau, daß dies Gewinſel Dich nicht dazu bringt, die Wahrheit zu geſtehen und Deinen Frevel zu bekennen."

„Ich bin bereit zur Folter und zum Tode zu gehen," ſagte Pentadia tonlos; „denn das kann Gottes Wille ſein. Die Lüge aber iſt nie ſein Wille. Ich kann nicht lügen." — —

Während dieſe Greuelſzenen ihren Fortgang hatten, war Phöbe wieder bei Gunild erſchienen und ſagte in ihrer kriechenden zudringlichen Weiſe:

„Herrin, Du biſt an Bedienung gewöhnt; gönne mir doch das Glück, die Stelle Deiner Sklavinnen einzunehmen und Deine Befehle auszuführen."

„Ich bin nicht Deine Herrin — von Bedienung hab' ich mich entwöhnt und im fremden Hauſe gebe ich keine Befehle — umſoweniger, als dies Haus ein Gefängnis iſt," antwortete Gunild ruhig.

„Wenigſtens iſt es ein goldenes Gefängnis, edle Herrin! . . . Und ſei es was immer — man muß leben, Speiſe und Trank genießen, der Ruhe pflegen . . . —"

„So laß mich in Ruhe!" unterbrach Gunild.

„Wäre ich nur ſicher, daß Du ruhen wollteſt! Du bedarfſt es, Du ſiehſt müde aus."

„Du machſt mich müde, arme Phöbe!" ſagte Gunild erſchöpft. „Sei verſichert, daß die Zeit

„dieſer Unterhaltung iſt, daß eine Jede die Lobeserhebungen, die ſie ſich Anſtands halber nicht ſelbſt „geben kann, ihren Kindern ertheilt. Ich aber „würde ſelig ſein ein Geſpräch zu finden, bei dem „ich ein wenig mich ſelbſt und meine Angelegenheiten vergeſſen könnte. So einſeitig wird man, ſo „beſchränkt, ſo kurzſichtig, ſo intolerant, ſo kleinlich, „ſo ſtumpf — und daher ſo grenzenlos übermüthig, „weil man ſich mit nichts beſchäftigt als mit ſich „ſelbſt, und das pomphaft: die Pflicht! nennt. Iſt „es denn wirklich unſre Pflicht uns innerlichſt ruiniren zu laſſen von dieſem ertödtenden Schlendrian, „den dürftige Exiſtenzen erſonnen, und armſelige „nachgeahmt haben? Sollen wir mit unſeren vielfachen Fähigkeiten, welche durch unſre Erziehung „angeregt werden, ganz verzichten auf geiſtigen Verkehr, auf Freude am Wiſſen und Lernen? Soll „dies Streben, das bis zu unſerm zwanzigſten Jahr „in uns ausgebildet und gepflegt iſt und uns zum „Lobe gereicht hat, plötzlich ein verkehrtes und „überflüſſiges ſein, von dem wir uns wie von albernen Kinderſpielen abzuwenden haben? Oder bin „nur grade ich in einer ſo unglückſeligen Lage, daß „ich an Allem darbe, was über die materiellen Lebensgenüſſe hinausgreift? — Ich ſage nicht, meine „Cornelia, daß ich unglücklich ſei. Nein nein! ſo meiner Ruhe ſchon kommen wird — nur nicht in dieſem Hauſe — und deshalb muß ich all Deine Anerbietungen ablehnen."

Ehe Phöbe antworten konnte, entſtand ein ungewöhnliches Getöſe im Hauſe. Eugenius trat ein und ſie verſchwand. Er ſtellte ſich vor Gunild hin und betrachtete ſchweigend erſt ſie, dann die Gegenſtände im Zimmer, bis er endlich ſagte:

„Du nennſt dieſe Wohnung einen Kerker, Du nimmſt keine Labung an, keine Bedienung — was iſt Deine Abſicht dabei? — Rede! . . . Dein ſtörriges Schweigen könnte mich zu einem Ausbruch von Raſerei treiben."

„Ich habe nicht nötig, Dich von meinen Entſchlüſſen in Kenntnis zu ſetzen," ſagte ſie gelaſſen. „Was mein Schweigen betrifft, ſo weißt Du, daß ich und warum ich es geziemend finde. Störrig iſt es nicht."

„Du willſt alſo dabei beharren?"

„Dir gegenüber — ja."

„Und Du willſt ebenſo beharrlich behaupten, Du wäreſt hier im Gefängnis?"

„Bin ich es etwa nicht?" fragte ſie zurück.

„Wohlan! es wird ſich jetzt wirklich ein Gefängnis für Dich öffnen: da wirſt Du einſam, ohne Labung, ohne Bedienung, ohne Lagerſtatt Deine Tage zubringen . . ."

„Wenn ich ſicher bin, Dich nicht dort zu ſehen, ſo wünſche ich ſogleich dahin geführt zu werden," ſagte Gunild lebhaft von ihrem Sitz ſich erhebend.

Eugenius warf einen unbeſchreiblichen Blick auf ſie und fragte:

„So groß iſt Dein Haß?"

„Es iſt kein Haß," entgegnete ſie.

„Oder Dein Abſcheu . . . Deine Verachtung?"

„Ich habe nicht nötig, Dir meine Gefühle zu erklären. Richte Dich nach meiner Handlungsweiſe. Du ſiehſt zur Genüge, daß ich fort von hier, fort aus Deiner Geſellſchaft will."

„Dein Wille geſchehe," "ſagte Eugenius mit namenloſem Ingrimm; — „aber wiſſe, nicht als eine Unſchuldige gehſt Du in den Kerker! Du biſt ſchwerer Verbrechen angeklagt."

„Von wem?" rief Gunild mit einer Aufwallung von Stolz.

„Von mir!" erwiderte Eugenius eiſig. „Und wiſſe, es wird Dir nichts helfen, daß Du Dich verteidigſt durch die Behauptung, verſchmähte Liebe mache mich zu Deinem Ankläger."

„Sei unbeſorgt!" antwortete Gunild ruhig. „Um mich gründlich zu verteidigen und den wahren Sachverhalt darzulegen, müßte Dein Name über meine Lippen kommen, müßte ich Deine Schmach, die Schmach eines Prieſters, der um einer Arianerin willen vom katholiſchen Glauben abfallen wollte, offenbaren — und das werde ich nie tun.“

„Gunild!“ rief Eugenius, „Dir gegenüber muß die Liebe ſtets jedes andere Gefühl beſiegen, weil Du ein überirdiſch herrliches Weſen biſt. Sei deshalb barmherzig und rette mich!“

Er wollte ihre Hand ergreifen. Gunild ſchleuderte die ſeine zurück und rief empört:

„Unſeliger! wirſt Du denn nie begreifen, daß ich die prieſterliche Würde auch in dem Tiefgefallenen noch ehre, während er mir unausſprechlichen Abſcheu einflößt und mich mit Grauſen erfüllt!“

„So wollen wir denn verſuchen, dies Grauſen im Kerker zu dämpfen,“ ſagte Eugenius, öffnete die Tür und wies auf die Thracier, die vor derſelben warteten.

Schweigend ging Gunild an ihm vorüber aus dem Zimmer, und als ſie Stricke in den Händen der Soldaten bemerkte, reichte ſie gelaſſen ihre Hände dar, ließ ſie binden und folgte der Wache.

Starr vor Verwunderung ſah Phöbe dieſem ihr unbegreiflichen Schauſpiel zu. Die Königin iſt in ein Lamm verwandelt! flüſterte ſie halblaut vor ſich hin; — aber man wird doch dies Lamm nicht zu einem Opferlamm machen?

„Was kümmert das Dich!“ ſprach eine heiſere Stimme hinter ihr. Als ſie ſich erſchreckt umwendete, ſah ſie ihren Herrn, der bleich und mit entſtellten Zügen ſich zuſammen raffte und das Haus verließ.

Er folgte von fern Gunilden, um zu ſehen, was aus ihr werde und erfuhr im Gerichtshof, daß das Verhör für heute geſchloſſen ſei, weil man nicht den ganzen Oſtertag peinigen und martern wolle. Die Angeklagten waren ſämtlich im Kerker. Auch Olympia — deren Verhör am nächſten Morgen ſtattfinden ſollte. Dann wollte man auch Gunild verhören, die ſich jetzt in einſamer Haft befand.

Dies war alles ſo, wie Eugenius es wünſchte. Er ſuchte zu hoffen, daß Gunildens Mut und Kraft durch den Kerker gebrochen werden könne. Wenn aber nicht — was dann? fragte er ſich ſelbſt. Und wo er ging und ſtand, fragte ein Etwas in ihm: Was dann? . . . Was dann? . . . —

Die Folter.

Von allen dieſen Vorgängen hatte Arcadius wiederum keine Ahnung. Er hatte mit der Kaiſerin, dem ganzen Hofſtaat und allen, die ſich zur kaiſerlichen Partei hielten, dem Gottesdienſt in der Apoſtelkirche beigewohnt. Die Feuersbrunſt, welche das Innere der Sophienkirche, einige Nebengebäude und den Palaſt des Senates zerſtört hatte, war gelöſcht und man ſagte ihm, man werde mit der Zeit die Brandſtifter ohne Zweifel entdecken und beſtrafen. Chryſoſtomus war friedlich nach Bythinien geführt; — alles war geordnet, — weshalb hätte er ſich beunruhigen ſollen! Der Frühlingstag war ſo ſchön. Es ſchwebte das erſte zarte Grün wie ein Florſchleier um die herrlichen Kaſtanien- und Platanenwälder, die ſich landwärts um Konſtantinopel ausbreiteten und die Fluren, die Hügel glänzten im Schmuck der friſchen Vegetation und im unvergleichlichen Farbenſpiel der Frühlingsbeleuchtung des Südens.

„Die Natur feiert heute auch ihr Auferſtehungsfeſt, erhabenſter Herr; wollen wir uns nicht deſſen freuen?“ ſagte Eudoxia, immer bereit, den Gemahl zu zerſtreuen. Und er, immer bereit, ſich durch ſie zerſtreuen zu laſſen, willigte gern in die Luſtfahrt ein.

Der Kaiſer im purpurfarbenen mit goldenen phantaſtiſchen Tiergeſtalten durchwirkten Seidenkleide, und die Kaiſerin in ihrem ſchneeweißen mit Gold und Purpur geſäumten Gewändern, nahmen Platz in einem Wagen, den zwei blendendweiße Maultiere feierlich langſam zogen. Der Wagen war von koſtbarem Holz, reich eingelegt mit Gold und ſeltenen Steinen. Rotſeidene Vorhänge bildeten einen Thronhimmel über den Sitz; den Boden bedeckte ein perſiſcher Teppich; das Geſchirr der Maultiere glänzte von Goldplättchen. Bewegte ſich dies Fuhrwerk in der Sonne und unter grünen Bäumen, ſo nahm es ſich aus wie ein Gebilde der Zauberei. Von einem reich gekleideten Gefolge und den Soldaten der Leibwache umgeben, fuhr das Kaiſerpaar durch das goldene Tor in Thraciens grünes Hügelland hinein. Auf einem hohen Punkt, der einen weiten Blick auf die Propontis und den bythiniſchen Olymp gewährte, machte man Halt, um die wunderſchöne Ausſicht zu genießen. Aber ein eigentümlicher Anblick zog die Augen des Kaiſers auf ſich. Er gewahrte in einem ſchmalen Tal zwiſchen zwei Hügeln ein weißes Feld.

„Was iſt das, Anthemius?“ ſprach er zu dem Präfekten des Palaſtes. Das ſind keine Zelte . . . denn es bewegt ſich! ſollte es eine ungeheure Herde von Schwänen ſein?“

„Wollte Gott, es wären Schwäne, erhabener Auguſtus!“ entgegnete Anthemius tief erſeufzend; „dann würde es nicht die herrliche Landſchaft verunzieren; dann würde Dein frommes Auge nicht dadurch betrübt. Nein! nicht Schwäne ſind es . . . ſondern eine abſcheuliche Sekte iſt es, die ſich den Namen der Reinen gibt und hier ihre Verſammlungen hält, da in der Stadt, Dank der Frömmigkeit des großen Theodoſius, gottesdienſtliche Zuſammenkünfte der Ketzer unterſagt ſind.“

„Wird denn die Kirche Gottes nie von dem häretiſchen Unweſen befreit werden!“ ſagte Kaiſer Arcadius tief betrübt. „Dieſer Anblick genügt, um die Lieblichkeit der Landſchaft zu entſtellen, zu beflecken . . . denn er beleidigt die göttliche Majeſtät.“

Und niedergeſchlagen befahl er die Rückfahrt anzutreten, auf der es die Kaiſerin nicht dahin brachte, ihn zu erheitern.

Kaum in ihren Gemächern angelangt, ließ ſie den Präfekten des Palaſtes entbieten.

„Ich liebe nicht, daß man den Kaiſer unnützer Weiſe mißſtimme, Anthemius,“ ſagte ſie finſter. „Warum ließeſt Du ihn nicht bei dem unſchuldigen Gedanken einer Rieſenherde von Schwänen?“

„Weil ich fürchtete, o göttliche Kaiſerin, der Cäſar-Auguſtus könne weiter forſchen und fragen und die Wahrheit erfahren.“

„Es war alſo keine ketzeriſche Sekte?“

„Es waren über zweitauſend Neophyten in ihren weißen Taufgewändern, die ſich mit einigen Prieſtern in jenes entlegene Tal geflüchtet haben, teils um der Haft und dem Verhör wegen der Brandſtiftung zu entgehen, teils um dem abendlichen Gottesdienſt ungeſtört beizuwohnen.“

„Die Neophyten dieſer Nacht ſind allerdings als Anhänger des Chryſoſtomus der Sektiererei ſehr nahe,“ entgegnete Eudoxia beruhigt; „und es war unter dieſen Umſtänden beſſer, es ſo zu machen, wie Du getan haſt. Ich bin zufrieden.“

Anthemius erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung und zog ſich, im Herzen erleichtert, zurück. Man fing an, die Auguſta ungemein zu fürchten.

Es wurde Nacht, tiefe Nacht in dem engen Kerker, in dem Pentadia und Olympia mit ihren Gefährtinnen ſich befanden, tiefe Nacht in dem großen, weiten, wüſten Raum, den man Gunilden angewieſen hatte. Während jene keinen Platz fanden, um ſich alle zugleich auf dem Boden niederzulegen oder zu ſetzen, und dieſen armſeligen Ruheplatz den Opfern der Folter und der zarten. kränklichen Olympia überließen, befand ſich Gunild wie in einer Felſenwüſte, wo Niemand bei ihr war, als das häßliche Getier, das an ſolchen feuchten, finſtern, grottenhaften Orten zu hauſen pflegt: Kröten und Molche, Ratten und Spinnen. Jene hatten den Schmerz, beiſammen zu ſein ohne einander Erleichterung verſchaffen zu können; Gunild war allem Schauder der äußern Verlaſſenheit preisgegeben. Aber die reinen Seelen ſind die ſtarken Seelen. Keine von allen verzagte und jede machte ſich bereit auf größere Leiden.

Mitternacht war vorüber. Gunild war äußerſt ermüdet infolge der Oſtervigilie und der gewaltigen Gemütsbewegungen des Oſtertages. Sie war erſchöpft aus Mangel an Speiſe und gequält von brennendem Durſt. Sie ſank matt auf dem rauhen, moderfeuchten Boden nieder; aber ſie konnte keine Ruhe finden, denn das widerliche Gewürm kroch über ſie hinweg, wenn ſie ſo da lag und der Ekel ſchreckte ſie dann wieder auf. Da faltete ſie ihre Hände und ſprach:

„O Du, dem ich heute meine erlöſte Seele anverlobt habe, willſt Du Deine Braut auf dem rauhen Pfade führen, den Du hienieden gewandelt biſt — ſoll ſie, wie Du, in der Wüſte ſein, bei den Tieren — wie Du, Hunger leiden; — ſoll ihr, wie Dir, der Verſucher nahen — o ſo gib auch, daß ſie ihn überwinde und daß die Engel kommen — nicht um ihr zu dienen, wie ſie Dir gedient haben: wohl aber, um ihr Kraft und Stärke zu verleihen.“ —

Ein hartes Licht berührte unſanft ihre Augen. Die Wache erſchien mit Fackeln und rief ſie zum Verhör vor Optatus, der das Werk der Finſternis in nächtlicher Stunde zu Ende bringen wollte. Vor ſeinem Richtſtuhl ſtand bereits Olympia.

„Warum haſt Du das Feuer angelegt?“ fragte er ſie kurz und ſcharf.

„Du kennſt mein Leben,“ erwiderte Olympia. „Wer viel Geld auf Kirchenbauten verwendet, wird wohl nicht Kirchen niederbrennen.“

„Ja, zur Genüge kenne ich Dein Leben!“ ſagte Optatus ingrimmig.

„Wohlan! findeſt Du etwas Verbrecheriſches darin,“ antwortete ſie gelaſſen, „ſo werde mein Ankläger und laß einen andern richten.“

Da erſchien Gunild zwiſchen den Schergen, ſo bleich, ſo ſtill, ſo ſchön in ihrer Ruhe, wie eine Selige, welche die Welt ſchon überwunden hat. Elpis ſtieß einen unterdrückten Schrei aus. Olympia wankte, aber ſchnell gefaßt, breitete ſie ihr die Arme entgegen und rief:

„O, Gott ſei geprieſen, daß Dein erſter Schritt in die Kirche hinein Dir die Ehre eines ſolchen Bekenntniſſes verleiht.“

„Sagſt Du das im Ernſt?“ fragte Optatus höhniſch.

„Ich ſpreche nie anders, als ich denke,“ ſagte Olympia.

„darfſt Du nicht dieſen Ausbruch deuten. O nein! „Eisleben iſt gut .... man kann kaum beſſer ſein! „dazu fühlt er ſich durch und durch befriedigt und „ausgefüllt in dieſer merkwürdig engen Sphäre, „blickt nie hinaus, hinüber, thut und denkt außer„halb derſelben nichts; es würde mir ein Mirakel „ſcheinen ſo zu ſein, wenn ich's nicht vor Augen „hätte. Es wäre ſublim, wenn dabei ein Gefühl, „ein Gedanke, eine Aufwallung thätig wären, die „außerhalb des Bereichs der fünf Sinne lägen. Kann „es denn wirklich Fälle geben, wo die Unvollkom„menheit eine Vollkommenheit iſt? .... dann iſt er „vollkommen. Sieh! grade das beängſtigt mich ſo „unſäglich: in ſeiner Art iſt er vollkommen und ich „.... vermiſſe doch gar mancherlei in und an ihm; „ich habe mehr Fehler und Unvollkommenheiten als „er, und dennoch kann ich den Gedanken nicht los „werden, daß in meinem aufrichtigen Streben mehr „Fortſchritt liegt als in ſeiner Unwandelbarkeit. Das „verurſacht mir einen innern Zwieſpalt, der mich „namenlos martert, denn aus Liebe thue ich meine „Pflicht, und bin dennoch nicht glücklich, weil ein „Etwas in mir iſt, das durch die Pflicht nicht ver„braucht wird. Was fange ich damit an? Hätte „ich irgend eine Seele mit der ich mich darüber „mündlich beſprechen könnte — wäre mir überhaupt

„Und ſie ſpricht zugleich aus meiner Seele," ſetzte Gunild hinzu.

„Gut!" ſagte Optatus, „die erlauchte Olympia wird alſo Zeuge des Bekenntniſſes der edlen Gunild ſein. Wiſſe alſo," wendete er ſich an dieſe, „Du biſt nicht der Brandſtiftung angeklagt, ſondern eines noch viel gräßlicheren Verbrechens, das mit Deiner ſcheinheiligen Miene und Deinem prahleriſchen Chriſtentum nicht zuſammenpaßt: nämlich der Zauberei."

Mit namenloſem Erſtaunen ſchaute Gunild zum Präfekten auf.

„Ja, ſpiele nur die Verwundete! man kennt Dich!" rief er, „Du biſt angeklagt, böſen Zauber geübt zu haben."

„Ich . . . ich?" — ſagte Gunild betäubt; — „das verſtehe ich nicht."

„Du wirſt mich ſogleich verſtehen! Du biſt angeklagt, dem Neffen der erlauchten Eugraphia, dem jungen Prieſter Eugenius einen Liebestrank gegeben zu haben."

„Oh! . . . gräßlich!" rief Gunild mit verſagender Stimme und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz.

„Sieh, wie ſchnell Du überführt biſt. Deine Beſchämung iſt ein Bekenntnis," ſagte Optatus.

„Ich bin nur beſchämt, der Gegenſtand einer ſolchen Anklage zu ſein," ſagte Gunild.

„Der Stolz iſt bei Dir übel angebracht."

„Da haſt Du recht," erwiderte ſie und ein himmliſches Lächeln trat in ihr Auge und ihr Antlitz.

Olympia hatte Gunild noch nicht nach der Taufe geſehen. Ganz verklärt ſchien ſie ihr und alles, was bisher noch hart und ſchroff in ihr geweſen war, hinweggeſchmolzen im Sonnenlicht der Gnade.

„So lächeln die Seligen!" flüſterte Elpis in Olympia's Ohr.

„Alſo geſtehſt Du Dein Verbrechen ein?" fragte Optatus.

„Ich beging es nicht."

„Wenn Du leugneſt, muß ich Dich auf der Folter zum Geſtändnis bringen."

„Ich beging es nicht."

Auf einen Wink des Präfekten traten die Schergen an ſie heran.

„Barmherzigkeit, Optatus!" rief Olympia überwältigt von Schmerz und Entſetzen.

„Für Dich würdeſt Du dies Wort auf dieſer Stelle nie ausſprechen, geliebte Olympia," ſagte Gunild ſanft. „O laß mich in Deiner Seele da ſtehen, wo Du ſelbſt ſtehſt."

Sie wies die Schergen zurück und legte ſelbſt ihren Schleier, ihren Mantel, ihre Schuhe ab. Ein Teil ihres reichen goldbraunen Haares war aufgelöſt; ſie faßte es zuſammen und wand es um den Kopf, ſo daß ihr ſchönes, bleiches Haupt wie eine Perle in goldener Faſſung lag.

Wieder winkte Optatus den Schergen und wieder wies Gunild ſie zurück. In ihrem weißen ſchleppenden Gewande ging ſie gelaſſen zu der gräßlichen Folterbank. Vor derſelben wendete ſie ſich zur Olympia und ſagte:

„Er, der Unglückſelige, der mir das irdiſche Paradies, die Kirche, geöffnet hat, öffnet mir heute das himmliſche Paradies. Möge mein Leiden ſeiner armen Seele zum Heile werden. Und nun auf Wiederſehen, geliebte Olympia, in den ewigen Freuden.“

„Gehſt Du denn wirklich hinweg!“ rief Olympia.

„Ich glaube — ja! . . . Eine Seele ſchreit zu mir um Rettung. Hienieden konnte ich ſie nicht retten . . . Vielleicht finde ich Erhörung, wenn ich am Thron Gottes für ſie bitte.“

„So gehe hin, Du ſüßes Opferlamm,“ ſagte Olympia gefaßt. Aber ſie lehnte ſich zitternd auf Theonens Arm.

„Du redeſt irre, ſchon jetzt aus Furcht, und ſollſt doch die Wahrheit bekennen! Eile Dich alſo, wenn Du nicht willſt, daß man Dir helfe!“ rief Optatus ungeduldig.

Gunild legte ſich auf die Folterbank nieder und ſagte:

„In Deine heiligen fünf Wunden befehle ich mich, o Herr."

Die Henker taten ihr Werk. Sie banden Gunildens Hände und Füße und legten um ihren Hals eine Schlinge, die an den Pfahl geknüpft wurde und bei ungewöhnlichen Fällen nicht in Anwendung kam. Aber Optatus hatte den Wink verſtanden, den Eugraphia in Betreff Gunildens ihm geben ließ. Als alles fertig war, fragte der Präfekt Optatus:

„Bekennſt Du, daß Du böſe Zauberkünſte getrieben haſt?"

„Ich tat es nicht," antwortete Gunild klar und entſchieden.

Und die Henker taten weiter ihr Werk. —

„Stehe ihr bei — o Herr . . . gekreuzigter" . . . betete Olympia.

Tiefe Stille trat ein.

„Genug!" gebot Optatus den Henkern. Dann fragte er: „Bekennſt Du jetzt?"

Tiefe Stille wie zuvor.

„Sie iſt bewußtlos — nehmt ſie herab!" ſagte der Präfekt kalt.

Die Henker löſten Gunilds Bande, und einer von ihnen hob ſie auf ſeinen Arm vom Folterbett ab. Ihr Haupt, ihre Glieder, hingen ſchlaff herab. Er legte ſie auf der Erde vor dem Präfekten nieder und ſagte:

„Herr . . . ſie iſt todt.“

„Das Opferlamm iſt erwürgt,“ flüſterte Elvis tonlos.

„Und iſt verherrlicht im ewigen Frieden,“ ſagte Olympia, die eine übernatürliche Faſſung gewonnen hatte, und zu Optatus ſich wendend fragte: „Du wirſt erlauben, daß ich die entſeelte Hülle hinwegnehme und beſtatte?“

„Nimm ſie!“ ſagte er hart. „Dein eigenes Urteil wirſt Du ſpäter hören.“

Er verließ den Richtſtuhl. Die Tochter eines Verräters — ſie ſelbſt Verräterin an der Huld der Auguſta — fand ihren Lohn! ſprach er finſter zu ſich ſelbſt, um den Schrei ſeines Gewiſſens zu übertäuben.

Er ſuchte die Ruhe, aber er fand ſie nicht auf ſeinem Lager. Da erhob er ſich wieder und beſchäftigte ſich damit, die verſchiedenen Urteilsſprüche der Angeklagten abzufaſſen.

Am frühen Morgen meldete ein Diener den erlauchten Eugenius.

„Er komme!“ ſagte der Präfekt; „aber es werden ſich fünf bis ſechs Mann Wache an der Tür aufſtellen und bei dem leiſeſten Ruf eintreten.“

Der Diener entfernte ſich und Eugenius erſchien — dermaßen entſtellt, daß Optatus rief:

„Du ſcheinſt ſehr krank zu ſein! . . . Nimm Platz. Womit kann ich Dir dienen?“

„Mit einer Antwort!“ ſagte Eugenius und blieb vor dem Präfekten ſtehen. „Ich war im Gerichtspalaſt und erfuhr dort, daß der Lektor Euthemius, eine Dienerin der Pentadia und Gunild, die edle Gotin — infolge der Folterung das Leben verloren hätten. Iſt das wahr?“

„Von Pentadia's Dienerin wußte ich es noch nicht. Mit Gunild und Euthemius verhält es ſich ſo,“ antwortete Optatus ruhig.

„So fahre zur Hölle!“ ſchrie Eugenius und ſtürzte ſich mit einem kurzen Schwert, das er unter dem Mantel hielt, auf Optatus.

Dieſer aber hatte jede Bewegung des Eugenius im Auge behalten, war dem Stoß ausgewichen und rief die Wache herein, während Eugenius von der Gewalt des Stoßes fortgeriſſen, zu Boden taumelte.

„Bindet ihn und führt ihn fort: er iſt raſend,“ ſagte Optatus kaltblütig zur Wache. — —

Einige Stunden ſpäter erſchien Biſchof Severian bei der Kaiſerin.

„Dein Erſcheinen, mein ehrwürdiger Vater. bringt mir immer etwas Gutes,“ ſagte ſie verbindlich. „Was wird es heute ſein?“

„Es iſt die Nachricht, o göttliche Auguſta, daß das Verhör der Angeklagten, in Bezug auf die Feuersbrunſt geſchloſſen iſt und nichts Beſtimmtes ergeben hat. Doch ſind der Prieſter Tigrius und der Diakon Serapion aus Konſtantinopel verbannt worden, nicht ſowohl wegen der Brandſtiftung, als wegen ihres tollen, aufrühreriſchen Fanatismus für Chryſoſtomus.“

„Ha — das lobe ich! ja, ich bin ſehr zufrieden mit Optatus.“

„Du wirſt es noch mehr ſein, mildreiche Auguſta, wenn Du erfährſt, daß er für die angeklagten Frauen äußerſt ſchonend war. Die Diakoniſſen Pentadia und Olympia ſind mit der Warnung entlaſſen, ſich der neuen kirchlichen Ordnung zu fügen, widrigenfalls ſie mit Geldbußen und Verbannung geſtraft werden müßten. Jetzt muß man ihnen Zeit laſſen, ſich zu faſſen, denn beide ſind ſehr gebeugt durch den Tod von drei jungen Neophytinnen?“

„Drei Neophytinnen? und junge Mädchen? wie traurig! . . . aber wie kam das?“ rief teilnehmend Eudoxia.

„Die eine kam im furchtbaren Gedränge um, bei der Gefangennehmung des Chryſoſtomus. Die zweite war von äußerſt ſchwacher Geſundheit: ſie ſtarb im Gefängnis. Und die dritte“ . . . —

„Und die dritte?“ wiederholte Eudoxia geſpannt, weil der Biſchof ſchwieg.

„Kein Sieg ohne Opfer! kein Triumph ohne Kreuz!“ erwiderte er. „Du liebteſt ſie — dieſe dritte; doch Du hatteſt ſie ſchon verloren — durch ihren Undank.“

„Gunild . . . tot!“ rief Eudoxia voll Entſetzen; — „tot, dies kräftige, ſchöne Leben! wie war das möglich!“

„Die geiſtige Aufregung der letzten Tage überwältigte ihre leiblichen Kräfte. Von einem heftigen Fieber verzehrt, redete ſie irr im Verhör — und bald darauf machte ein Nervenſchlag ihrem Leben ein Ende. Ohne Klage hauchte ſie ihre Seele aus.“

„O Gunild — Du einzige Gunild! . . . ich habe in Dir ein namenloſes Kleinod verloren!“ klagte Eudoxia in Tränen.

„Du hatteſt ſie ſchon vor ihrem Tode verloren, o Herrin und Tochter. Bedenke das! Faſſe die ganze Kataſtrophe in ihrem Zuſammenhang auf. infolge derſelben iſt Gunild geſtorben und biſt Du unumſchränkte Kaiſerin des morgenländiſchen Reiches geworden.“

„Du ſprichſt recht, mein ehrwürdiger Vater,“ ſagte Eudoxia und trocknete ihre Tränen. „Nicht weinen will ich, ſondern frohlocken, denn erſt ſeitdem der Mann fort iſt, iſt die Kirche von einem Tyrannen befreit und bin ich wahrhaft Kaiſerin, die niemand zu fürchten braucht.“

Die unumſchränkte Kaiſerin.

In demſelben Jahr 404 am 6. Oktober herrſchte tiefe Stille im Hebdomon-Palaſt. Sie war tot, die ſchöne, ſtolze, mächtige Kaiſerin Eudoxia, tot bei vierundzwanzig Jahren, geſtorben in ſchweren Leiden ihres ſechſten Wochenbettes. Auf dem Höhepunkt ihres Strebens angelangt, fand ſie ein unerwartetes, frühes Grab.

In der Wüſte.

Nach langen Jahren, als die Überreſte des Chryſoſtomus ſchon durch die Kinder von Arcadius und Eudoxia feierlich nach Konſtantinopel übertragen waren, als ſein Name und Andenken ſchon unter den Heiligen glänzten, als Olympia längſt wie ein ſtiller Stern am Horizont der Zeit unbemerkt hinabgeſunken war, um in einer beſſeren Welt als leuchtendes Geſtirn aufzugehen — da lebte in der egyptiſchen Thebaïs ein grauer gewaltiger Büßer. Er hieß Eugenius.

„irgend eine Mittheilung aus der innern Welt, irgend ein Austauſch der Gedanken, eine Beſprechung „der Anſichten vergönnt — fände ich nicht überall „eine erſtarrende Abgeſchloſſenheit im Denken und „Thun, die ſich wie ein eiſernes Thor vor mich „hinſtellt und mich zugleich erſchreckt und verſchüchtert — ach, ſo wäre ich ja eines großen Theiles „meiner Qual frei, denn die beſteht eben darin, daß „ich mich an der Seite des beſten Mannes, zwiſchen lieben Kindern, in friedlichen guten Verhältniſſen — tödtlich einſam und ſo zu ſagen begraben fühle.“ — — —

In dieſem Ton ging es noch ſeitenlang fort. Jede Zeile ſprach das Unbehagen aus, welches aus einem Mangel an innerem Gleichgewicht entſpringt, und zugleich das Unvermögen zu einem Entſchluß zu kommen und Anſprüche fahren zu laſſen, die unvereinbar mit den Verhältniſſen, wie ſie ſich grade für ſie geſtaltet hatten, waren.

Cornelia wurde ganz melancholiſch als ſie dieſen Brief las. Euſtach fragte:

„Iſt Deiner Schweſter ein Unglück widerfahren?“

„Ja, ein innerliches! lies nur den Brief.“

„Deine Schweſter .... verzeih daß ich die dürre Wahrheit ſage! — ſprach Euſtach nachdem er geleſen — iſt eine matte Schwärmerin. Weißt Du

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Das Ankleidezimmer 1
Dunkle Pläne 15
Prismafarben 27
Die Begegnung 41
Die Entführung 61
Eine Arianerin 67
Kleine Natter 81
Kabalen 91
Ein ſtarkes Herz 108
Die erſte Liebe 120
Die Verurteilung 130
Ein Erdbeben und deſſen Folgen 144
Die Bildſäule 166
Der entſcheidende Schlag 179
Die Oſtervigilie 198
Die Feuersbrunſt 207
Im goldenen Kerker 220
Das Verhör 232
Die Folter 240
Die unumſchränkte Kaiſerin 254
In der Wüſte 255

119, 916.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Geſammelte Werke.

1. Serie: 11. Band.

Die

Erbin von Cronenſtein.

„O amare! o ire!
„O sibi perire!
„O ad Deum pervenire.“
Alter Spruch.

Erſter Band.

Regensburg.
Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Frühlingsleben.

Verſchiedene Seifenblaſen.

Zu den anmutigſten Gegenden Deutſchlands gehören die Flußgebiete der großen und kleinen Nebenflüſſe des Rheins. Welch einen lieblichen Wechſel von idylliſchen und romantiſchen Bildern, die ſich bei jeder Windung des Fluſſes neu entfalten oder geſtalten, bieten die Ufer der Moſel, der Lahn, des Neckars, der Murg, der Kinzig — um von vielen nur einige zu nennen. Es ſind nicht die großen, majeſtätiſchen Schönheiten des Hochgebirgs und eines gewaltigen Stromes; ſie überwältigen nicht den Blick, ſie erwecken nicht ein gewiſſes ehrfurchtsvolles Staunen, aber ſie erheitern und lachen das Auge an und ſchmeicheln ſich durch ihre Lieblichkeit in's Herz hinein. Sie ſind tief gemütlich, alſo echt deutſch.

An einem ſolchen Nebenfluß des Rheins, doch nicht an der Mündung, ſondern eine Tagreiſe aufwärts, liegt das altertümliche Städtchen X. von etwa 5000 Einwohnern. Es liegt im Schoß der bewaldeten Hügel, welche im Halbkreis vom Ufer zurücktreten, als ob die Natur gerade hier eine

Anſiedelung der Menſchen haben wollte. Eine alte ehrwürdige Kirche romaniſchen Urſprungs, freilich in ſpäteren Jahrhunderten um- und ausgebaut, bildet den Mittelpunkt der Stadt, ſo daß von ihr, wie Faden von einem Knäuel, die unregelmäßigen Gaſſen auslaufen, deren letzte Häuſer einerſeits an die Hügel ſich lehnen und mit ihren Gärtchen in ſie hinauf klettern, andererſeits am Ufer ſich lagern. Dieſen letzteren könnten die Überſchwemmungen gefährlich werden, welche der Eisgang und anhaltende Regenzeiten mit ſich bringen; allein das Ufer iſt ziemlich hoch und feſt und ſelten tritt ein ſolches gefürchtetes Ereignis ein. Die Einwohner ſind fleißig und betriebſam, doch nicht nach Eiſenbahnbetriebſamkeit bemeſſen. Ihr Betrieb bewegt ſich um das, was die Natur ihnen bietet: auf den ſonnigen, ſüdweſtlichen Hügeln gedeiht der Wein, wenn auch nicht ſo wie an der Moſel und im Rheingau, in den ſchmalen Streifen der Ebene das Obſt und alle Höhen krönt der kräftige Wald. Einige Holzhändler, bei denen ſich das Geſchäft vom Vater auf den Sohn vererbt hat, ſind im Lauf der Zeit wohlhabend geworden und beſchäftigen Holzfäller und Holzflößer; den Beſitzern der Schneide- und Sägemühlen fehlt es auch nicht an Arbeit, folglich nicht an Erwerb, während es den Weinbauern nicht ſo leicht wurde, auf einen grünen Zweig zu kommen, wie das die Kultur des edeln Weinſtocks, der trotz ſeines Adels oder vielleicht wegen desſelben, etwas launenhaft iſt, nun einmal mit ſich bringt. Aber auch die Wohlhabenden ſpürten gar kein Verlangen nach Luxus und Mode. Häuſer im Eiſenbahnſtil mit Säulen wie Stricknadeln, die einen Balkon von Eiſenblech tragen, waren unbekannt. Hingegen gab es noch gar manche Häuſer, deren Giebel von Fachwerk, durch die Zeit geſchwärzt, der Straße zugekehrt war und manche, bei denen das obere Stockwerk über dem untern vorſprang, ſogar mit einer nicht unmerklichen Senkung oder Ausbiegung. Das alles machte aber durchaus keinen finſtern Eindruck; es ſah ernſt und einfach aus im Gegenſatz zu der lachenden Natur, wie ein gedankenvolles Auge in einem jugendlichen Antlitz.

Unmittelbar vor der Stadt ſpaltete ſich die Chauſſee: der eine Arm verwandelte ſich in ziemlich holpriges Straßenpflaſter, der andere führte in bequemen Windungen bergan. Jener mündete in einer ſchmalen Gaſſe von X., dieſer machte Halt vor dem alten efeuumſchlungenen Torbogen von Schloß Cronenſtein und der Wanderer machte auch Halt und betrachtete mit Intereſſe dieſen einzigen Überreſt der alten Veſte. Wie eine mächtige Ehrenpforte wölbte ſich der Bogen, der ehemals nur die äußere Einfahrt in's Tor geweſen war. Am Kragſtein war das Wappen der Schloßherren, die Krone, in kräftiger Steinmetzarbeit gemeißelt.

was dieſe Lamentationen eigentlich bedeuten? .... ſie mögte Emotionen haben, Qualen der Leidenſchaft .... dann würde ſie ſich plötzlich verſtanden fühlen.“

„Du denkſt zu frivol von Auroren, lieber Euſtach! ſie iſt unfähig etwas zu wünſchen was ihrer Pflicht widerſtreitet.“

„Meine Taube, lehre mich doch nicht ſolche Weiber kennen! Wenn Du ſagſt: unfähig etwas zu thun — ſo gebe ich Dir Recht. Aber: unfähig zu wünſchen was der Pflicht widerſtreitet? — — in dieſem Wunſch liegt ja ein unausſprechlich verlockender Reiz. Eine Leidenſchaft einflößen und ſie nicht erwidern dürfen; innerlichſt zu ihr hingezogen ſich fühlen und äußerlich ihr widerſtehen; abwechſelnd für und gegen ſie im Kampfe ſchwanken; die doppelte Befriedigung haben ſich angebetet zu wiſſen und nach dem Buchſtaben dennoch tugendhaft zu bleiben; das iſt der Silberblick nach welchem ſich die gährenden Lebenselemente der Frauen, die Deiner Schweſter ähnlich ſind, hindrängen. Der herrſchende Zug ihres Characters iſt eine Art von .... ja, wie ſoll ich es unverletzend genug bezeichnen? .... von überſinnlicher Sinnlichkeit, in deren heiße, weiche, gewitterſchwüle Atmoſphäre ſie ſich mit Wonne betten. In dieſe Wolke magiſch eingeſponnen ſchwelgt ihre Phantaſie in Träumen — aber auf die Erde und an beiden Pfeilern ſtand in einer Niſche, halb verſchleiert von Eſeuranken, das Steinbild eines geharniſchten Ritters. Die Torflügel waren ausgehoben. Das Eiſengitter, welches zur Nachtzeit das Tor ſchloß, reichte nur bis zu deſſen halber Höhe und war am Tage immer geöffnet, ſo daß auch Fremde unbehelligt in den Schloßhof eintreten konnten. Nur durften ſie nicht erſchrecken vor dem wütenden Gebell eines wachſamen Hofhundes, der an der Kette in ſeiner Hütte lag und jeden Schritt eines fremden Fußes innerhalb des Hofes unerbittlich verkündigte.

Dieſer Hof hatte von dem ehemaligen Schloßhof nichts weiter als die unregelmäßige Form, wie die obere Fläche des Hügels ſie bedingte. Er war mit gelbem Kies beſtreut; in der Mitte war ein Raſenplatz, um welchen Orangenbäume in großen grünen Kübeln ſtanden. Links vom Tor lag das Wohnhaus, ein anſehnliches geräumiges Gebäude aus neuer Zeit; dem Tor gegenüber, ein Glashaus voll ſeltener Gewächſe, das ſich auf einer Seite an das Wohnhaus und auf der anderen an die Kapelle anſchloß, die den Platz einnahm, wo einſt der Lug ins Land, der hohe Wartturm ſtand: hart am Rande, wo die Fläche des Hügels ſchroff und plötzlich in rauhen Felſenblöcken abfiel; eine vortreffliche Lage, die den Fluß auf- und abwärts, die Chauſſee, die Stadt und das jenſeitige Ufer beherrſchte, jetzt freilich nur als ſchöner Ausſichtspunkt und ohne alle kriegeriſche Beſtimmung. Die Kapelle war augenſcheinlich neu, ſehr zierlich im gotiſchen Stil gebaut, mit ſchlanken Spitzbogenfenſtern und der geheimnisvollen Roſe über der Eingangstür. Von der Kapelle zog ſich die alte Mauer, ihrer Zinnen und Türme beraubt und zur geringen Höhe einer Bruſtwehr abgetragen, der Fläche des Hügels folgend, nach dem Tor hin. Rechts von demſelben weitete ſie ſich unter einer Gruppe uralter Linden um eine Art von Felſenaltan aus, der Gartentiſche, Bänke und Stühle trug und von welchem man unmittelbar in die Stadt hinabſchaute.

Auf dieſem Altan ging es im Frühling des Jahres 185— ſehr munter her. Vier Kinder und ein junges Mädchen, alle mit weißen Tonpfeifen bewaffnet, waren beſchäftigt, Seifenblaſen zu machen. Die Kinder, mit der beweglichen Unruhe ihres Alters, ließen ſich nicht Zeit, weder die Seifenblaſen recht groß werden zu laſſen, noch ſie langſam von ihren Pfeifen abzulöſen, frohlockten aber deſto mehr, wenn der Pfeife des jungen Mädchens eine kleine Weltkugel bunt und zitternd entſchwebte.

„Die fliegt mit den Vögeln um die Wette! — O wenn ſie doch in den Himmel hineinflöge! — Ja, zu den Engeln! — Nein, zum lieben Gott! — O weh! nun iſt ſie geplatzt!“ ſo jubelten die Kinder.

„Zum lieben Gott kommt man nicht ſo mir nichts dir nichts!“ rief das junge Mädchen, fröhlich wie ihre kleine Geſellſchaft.

„Und für den Himmel ſind Seifenblaſen auch nicht ſchön genug,“ ſagte ein Kind.

„Warum nicht, Rees?“ fragte das junge Mädchen.

„Weil ſie platzen,“ entgegnete die Kleine.

„Ganz recht, Rees! im Himmel iſt alles ſchön, weil alles ewig dauert.“

„Aber über die Stadt könnten doch die Seifenblaſen hinwegfliegen und die Kreuzſchweſtern von uns grüßen,“ meinte ein Kind.

„Verſucht es, hübſch langſam und vorſichtig, ſo wie ich es mache,“ ſagte das junge Mädchen.

Ging man durch die Stadt hindurch, ſo führte auch dort ein Arm der Chauſſee zu einer kleinen Anhöhe hinauf, während die große Straße dem Ufer des Fluſſes folgte. Auf dieſem Hügel, der beträchtlich niedriger als der war, welcher Cronenſtein trug, lag ein altes Franziskanerklöſterchen, aus welchem die frommen Patres vor jenem Sturm entweichen mußten, der im Anfang dieſes Jahrhunderts ſo viel Klöſter verödete. Es wurde verkauft an einen reichen Herrn aus der Fremde, der es zum Sommeraufenthalt benutzen wollte. Er fand aber den Ausbau zu koſtſpielig und die Gegend zu einſam und verkaufte es an einen Mann, der es in ein Gaſthaus, eine Weinwirtſchaft, einen Vergnügungsort verwandeln wollte. Dazu war aber das alte Kloſter um ſo weniger geeignet, als die Bewohner der Stadt X. nicht um alles in der Welt auf der entweihten Stätte ihr Schöpplein getrunken und ihre Pfeife geraucht hätten. Zwei Wirte gingen nacheinander zugrunde und die Gebäulichkeiten verfielen mehr und mehr. Endlich kaufte die Stadt für ein paar hundert Gulden die Ruine in der Abſicht, ſie niederzureißen und das Baumaterial anderweitig zu verwenden. Nun aber trat der Herr von Cronenſtein als Käufer auf, zahlte der Stadt das Doppelte von dem, was ſie gezahlt hatte, baute das Gemäuer um und aus für eine neue Beſtimmung, richtete es zweckmäßig zu einer Anſtalt der Barmherzigkeit für hilfloſe alte Leute und für Kranke ein, und berief die Schweſtern vom Kreuz, um derſelben vorzuſtehen. Seit fünf Jahren war nun wieder auf dem Franziszi-Bergl klöſterliches Leben, d. h. Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Chriſtusliebe eingebürgert, und die Leute, die am Fuß desſelben wohnten, konnten wieder, wie einſt ihre Eltern und Großeltern in St. Franziszi-Kapelle zur heiligen Meſſe gehen; — nämlich Werktags. Am Sonntag ging man ſelbſtverſtändlich zu Hochamt und Predigt in die Pfarrkirche. Mit der geſchmeidigen Dehnbarkeit und Bereitwilligkeit ſolcher Anſtalten zu allen Liebeswerken, hatten die Kreuzſchweſtern auch einige verwaiſte Kinder aufgenommen und zur Belohnung für deren Wohlverhalten, hatte Floreſtine von Cronenſtein ſie an dieſem Sonntag Nachmittag abgeholt und vom Franziszibergl auf den Schloßberg geführt, wo ſie die Kinderherzen mit Erdbeeren und mit Seifenblaſen königlich glücklich machte, — ſie ſelbſt die Glücklichſte von allen.

Sie war ahnungslos, daß eben jetzt ihr Vater ein ernſtes Geſpräch führte, deſſen Gegenſtand ſie war.

Herr von Cronenſtein, zehn Jahre älter als das Jahrhundert, war eine ehrfurchtgebietende Erſcheinung, groß von Geſtalt, aufrecht in der Haltung, voll ruhiger Würde im Benehmen. Dies, verbunden mit ſeinen feſt ausgeprägten, von den Jahren ſcharf gegrabenen Zügen, hätte ihm vielleicht einen gewiſſen ſtrengen Ausdruck gegeben, wenn nicht der Blick ſeines großen grauen Auges von liebreicher Güte geſtrahlt hätte. Um ſeine Lippen ſpielte manchmal ein leichter ſarkaſtiſcher Zug, der ſich aber auch in Wohlwollen auflöſte und mehr dem Humor als dem Spott angehörte. Er machte den Eindruck eines Mannes, zu welchem ein gerades Herz Vertrauen faſſen und auf welchen der Schwache, der Rat- und Hilfloſe ſich ſtützen durfte.

In ſeiner Jugend machte er die deutſchen Freiheitskriege gegen den erſten Napoleon mit, nachdem er eben ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte. Dann übergab ihm ſein Vater ein Gut, das er am Niederrhein beſaß und Juſtus von Cronenſtein vermählte ſich ganz nach Neigung, ja zu ſehr nach ihr; denn die große gegenſeitige Liebe, womit die Ehe begann, verflüchtigte ſich ſehr bald in dem Herzen der jungen Frau, die kaum achtzehn Jahre zählte und infolge einer mangelhaften Erziehung und ihrer oberflächlichen flatterhaften Natur, das Leben als eine Kette von lauter Freuden betrachten wollte und in jeder Pflicht eine Beeinträchtigung dieſes vermeintlichen Rechtes ſah. Eine tiefe Kluft trennte dieſe beiden Naturen, von denen die eine für Ideale und die andere nach Affekten zu leben ſuchte und dies wurde beiden immer deutlicher, je mehr der flimmernde Schleier von ihren Augen fiel, womit die Leidenſchaft ſie verblendet hatte. Er hätte dieſe Entzauberung mit Starkmut getragen; ſie aber war deſſen ganz unfähig und fühlte ſich namenlos unglücklich. Als ſie einſt einen Beſuch bei ihren Eltern machte, erklärte ſie denſelben, ſie werde nicht zu ihrem Mann zurückkehren, ſondern bei ihnen bleiben. Die ſchwachen Eltern, die ſtets die einzige Tochter verzärtelt hatten, unterſtützten ſie auch jetzt in ihrer Verkehrtheit und keine Bitten, keine Vorſtellungen, keine Vernunftgründe ihres Mannes überwanden ihren Eigenſinn: ſie blieb.

Aber auch jetzt noch verlor er nicht die Geduld, nicht die Hoffnung, dieſe beiden Tugenden der ſtarken Seelen. Sie war ſo jung, ſo launenhaft! ſie konnte mit der Zeit zur Selbſterkenntniß kommen. Er wartete. Er trug gelaſſen das drückende Verhältnis, das ſein Haus verödete und ihm in der Geſellſchaft eine peinliche Stellung gab, und von Zeit zu Zeit verſuchte er teils mit ihr, teils mit den Eltern eine Verſtändigung, um ſie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Es war alles vergeblich! hingegen entfernte ſie ſich nur immer mehr von ihrer Pflicht.

Als ihm hierüber kein Zweifel bleiben konnte, wurde ihm der Aufenthalt auf ſeinem Gut unerträglich und er verlangte nach einer anderen Tätigkeit. Es war eben die Zeit, wo in Italien der Carbonarismus mit ſeiner Maulwurfsarbeit aus der Finſternis ans Licht zu treten und im Königreich Neapel zu revolutionieren begann. Oeſterreich, das damals die herrliche Stellung in Italien hatte, jeden Zoll italiſchen Bodens gegen die Umtriebe der Revolution zu ſchützen, ſchickte ſogleich eine Armee nach Neapel; und bei ihr nahm Juſtus von Cronenſtein Dienſte. So war er möglichſt fern von der traurigen Heimat und im Kampf gegen ein Werk der Finſternis, das ſeinen geraden Sinn empörte.

Er blieb eine Reihe von Jahren in militäriſchen Dienſten in Italien, doch nicht als Standgaſt der Kaffeehäuſer und der Oper, ſondern mit ernſten

Studien beſchäftigt und hochgeachtet von allen, mit denen er in Berührung kam. Seine Frau war inzwiſchen geſtorben; aber er ſpürte keine Neigung einen anderen Ehebund zu ſchließen, obgleich ſein alter Vater ihn unabläſſig mit Bitten beſtürmte. Er fand es allzu ſchwer unter dem Zelt des Soldaten einen häuslichen Herd aufzubauen, und zu ſeinem Ideal von der Ehe gehörte durchaus eine feſte trauliche Häuslichkeit.

Endlich ſtarb ſein Vater hochbejahrt und er mußte das Erbe antreten. Faſt wie ein Fremder kam er nach Cronenſtein, denn ſeit ſeiner Kindheit war er nie anders als zum Beſuch dort geweſen und ohne ſich je um die Geſchäfte und Verhältniſſe zu bekümmern, weil der Vater das nicht gern ſah. Mit dem rheiniſchen Gut durfte Juſtus ſchalten und walten, doch mit Cronenſtein ſich nicht befaſſen. Er fand ein viel größeres Vermögen, als er erwartet hatte; aber auch manches zu ändern, zu ordnen, zu verbeſſern. Das weckte ſeine Teilnahme. Er war ein aktiver Charakter, der ſich für das intereſſierte, was im Bereich ſeiner Tätigkeit lag, und ſie erſtreckte ſich weit, doch nie ins Schrankenloſe. Nachdem er feſten Fuß in ſeiner neuen Stellung gefaßt hatte, hielt er Umſchau unter den Töchtern des Landes, um den immer zurückgedrängten Wunſch ſeines Herzens nach einer glücklichen Häuslichkeit zu befriedigen.

Seine Wahl fiel auf ein junges Mädchen von ſo tiefem Gemüt, ſo hellem Geiſt, ſo einfacher Frömmigkeit, daß er in ihr alles vereinigt fand, was ihm im Weibe liebenswürdig ſchien. Sie war ſchön, ſie zählte kaum die Hälfte ſeiner Jahre, ihre Eltern waren angeſehen und reich; es fehlte ihr nicht an Bewerbern; ſie wählte ihn.

Gab es je eine glückliche Ehe, ſo war es dieſe. Und dennoch fiel ein Schatten auf ſie: Frau von Cronenſtein hatte eine ſehr zarte Geſundheit. Es war ein Etwas in ihr, an ihr, das ihr ſelbſt unbewußt ihrem Manne beſtändig zuzuflüſtern ſchien: jedes Glück iſt hienieden ein vergängliches Gut. Umſomehr trug er ſie auf Händen und ſuchte ihr das Leben leicht und lieblich zu machen. Sie ließ ſich tragen, mit zärtlichſter Dankbarkeit, mit grenzenloſem Vertrauen. Sie fühlte ſich nicht gedrückt durch dieſe körperlich ſchwache Organiſation. Für Cronenſteins Grenzen reichten ihre Kräfte aus; das genügte ihr; über den Kreis ihrer häuslichen Freuden und Pflichten gingen ihre Wünſche nicht.

Sie hatten nur ein Kind. Das war Floreſtine; und als Floreſtine zehn Jahre alt war, ſtarb Frau von Cronenſtein leicht und ſchnell an einem Bruſtfieber. Ein Schmerz, für den er keinen Namen hatte, zerriß das Herz ihres Mannes; aber er trug ihn, wie er alle Schmerzen und Freuden des Lebens getragen hatte: er trug ihn mit Gott. Gott, der liebende, zärtliche Gott der Offenbarung, das war ſein beſter Freund, mit dem er alles abmachte.

Jetzt war Floreſtine achtzehn Jahre alt. Ihr Vater dachte nicht daran ſie ſo früh zu vermählen und noch viel weniger dachte ſie daran. Ihr Leben war ein windſtiller Frühlingsgarten und der Horizont ihres Glückes reichte nicht weiter, als der Blick, den ſie vom Schloßberg in die liebliche Umgegend warf. Andere aber dachten daran, daß Floreſtine von Cronenſtein ein gar liebliches Mädchen und eine Erbtochter ſei; und eben jetzt war ihr Vater im Geſpräch mit einem jungen Mann, welcher der Anſicht zu ſein ſchien, daß man ſich allenfalls bei achtzehn Jahren vermählen könne.

Beide ſaßen einander gegenüber in Herr von Cronenſteins Zimmer und bildeten einen auffallenden Kontraſt, der ganz unabhängig von dem gewöhnlichen zwiſchen Jugend und Alter war. Liebreiches Wohlwollen ſprach aus jedem Blick und Wort des bejahrten Mannes, während der junge Mann verwirrt und mißmutig ausſah. Beide hatten ein paar Augenblicke geſchwiegen; jetzt ſagte Herr von Cronenſtein:

„Ich gebe Ihnen nochmals mein Wort, lieber Baron, daß ich gar nichts gegen Ihre Bewerbung haben würde. Sie nehmen keine hervorragende Stellung ein: das ſchadet nichts! auch in einer untergeordneten kann man ſich als tüchtiger laſſen ſie ſich nicht damit herab. Haben ſie einem guten Jungen gründlich den Kopf verdreht, liegt er zu ihren Füßen ſchmachtend nach einem Kuß; ſo nennen ſie dieſen Kuß eine Todſünde, fühlen ſich namenlos verletzt durch dieſe Brutalität, ergehen ſich in Vorwürfen und Thränen, und ſinken in ihre Wolke zurück mit der Vorſtellung beſchäftigt, ob es ihnen nicht möglich ſei morgen eine ähnliche Szene herbei zu führen .... oder doch wenigſtens übermorgen. Bei dieſer Art und Weiſe kommt weder ihre Pflicht noch ihr Durſt nach Emotion zu kurz. — Es klingt hart und grell, und daher übertrieben, was ich Dir ſage. Bedenkſt Du aber, daß ich einen inneren Zuſtand, der ſich mit verſchiedenen Abſtufungen und Schwankungen durch ein Leben hinzieht, in zwei Minuten characteriſirt habe, daß ich alſo das conzentriren mußte was durch ein Vierteljahrhundert ausgedehnt zum Vorſchein kommt: ſo wirſt Du ſagen müſſen, es ſei Alles ganz wahr und mein Urtheil über Aurora ſei ganz richtig. Welch eine allendliche Richtung zuletzt ein ſolcher Character einſchlägt, ob das Gefühl der Pflicht oder der Durſt nach Emotion in ihm die Oberhand gewinnt, oder ob er durch letztere hindurch wieder in den Takt der erſten ſich hineinfinde! — was der gewöhnlichſte Fall iſt — das hängt vom Temperament ab.“

Mann bewähren. Sie haben kein Vermögen: auch das ſchadet nichts, es können nicht alle Menſchen reich ſein. Allein erſtens weiß ich noch gar nicht ob es der Wille Gottes iſt, daß ſich meine Tochter verehelichẽ und zweitens . . . —“

„Hätte ich ahnen können . . . —“ unterbrach ihn der Baron.

„Da gibt es nichts zu ahnen!“ — unterbrach ihn ſeinerſeits Herr von Cronenſtein mit großer Beſtimmtheit; — „da haben wir ein ganz klares entſchiedenes Wiſſen durch das Gebot Gottes, welches uns ſagt, daß der Sonntag der Tag des Herrn und zu heiligen ſei, und durch das Gebot der Kirche, die uns die Erläuterung gibt, wie wir dieſe Heiligung verſtehen ſollen. Und zweitens — um auf meine Gründe zurückzukommen — wird meine Tochter, wenn ſie für den Eheſtand beſtimmt iſt, nur mit einem Katholiken ſich vermählen.“

„Sie wiſſen ſo gut wie ich, Herr von Cronenſtein, daß ich der Sohn einer ganz katholiſchen Familie bin!“ rief der junge Mann empfindlich.

„Ja ja! ich weiß, daß Sie der Sohn Ihres Vaters ſind, und das erklärt vieles,“ erwiderte Herr von Cronenſtein lächelnd.

„Und man kann doch wahrhaftig ein ſehr guter Katholik ſein und einmal eine Meſſe am Sonntag verſäumen!“

„Ja, unter gewiſſen Umſtänden, die aber bei Ihnen nicht ſtattgefunden haben. Es ſtand Ihnen jeder andere Tag frei und Sie wählen ſich den Sonntag aus zu einer Fahrt, von der Sie die wichtigſten Folgen für Ihre ganze Zukunft erwarten und zu der Sie recht dringend um Gottes Segen hätten bitten ſollen. Statt deſſen ſetzen Sie ſich um ſechs Uhr früh in den Wagen, bevor es bei Ihnen eine Meſſe gab, kommen hier an, nachdem der Gottesdienſt vorüber iſt, denn eine Elf-Uhr-Meſſe exiſtiert hier nicht; — und veranlaſſen Ihren Kutſcher zu derſelben Verſäumnis.“

„Vielleicht auch meine Pferde?“ fragte der Baron giftig.

Herr von Cronenſtein ſah ihn mit unbeſchreiblichem Mitleid an und ſagte:

„Sie wünſchten meine Gewächshäuſer zu ſehen, lieber Baron. Wäre es Ihnen jetzt gefällig? ich fürchte es könnte ſonſt zu ſpät für ihre Heimfahrt werden.“

Er ſtand auf, ſchellte, befahl dem Diener den Wagen des Herrn Baron anſpannen zu laſſen und lud dieſen durch eine Handbewegung zum Gang durch die Glashäuſer ein. Aber mit dem Ausdruck unbehaglichſter Verlegenheit ſtotterte der Baron einige Worte der Entſchuldigung, er habe einen Gang in der Stadt zu machen und der Wagen ſolle ihn auf der Chauſſee erwarten.

„Ganz wie es Ihnen beliebt," ſagte Herr von Cronenſtein, reichte ihm freundlich die Hand, in welche der Baron drei Fingerſpitzen legte, und geleitete ihn aus dem Hauſe über den Hof dem Tore zu. Dabei rief er:

„Flore! der Baron will ſich Dir empfehlen."

Auf den Ruf des Vaters kehrte ſie ſich um, verließ raſch den Altan, verneigte ſich anmutig vor dem Baron und ſagte:

„Sie werden eine liebliche Heimfahrt haben."

Das war dem Baron durchaus nicht einleuchtend, und mit dem Gefühl einer gewaltigen Niederlage eilte er den Schloßberg hinab und auf die Chauſſee, wo nicht ſein Wagen ihn, ſondern er ſeinen Wagen erwartete. Herr von Cronenſtein ſah ihm einen Augenblick nach; dann ſprach er zu ſich ſelbſt: Und ſolch ein Mann will eine Ehe ſchließen! — und dann zu ſeiner Tochter:

„Komm' Flore! wir wollen die Kinder nach Franziszibergl zurückführen."

„Aber auf dem langen Wege! nicht wahr mein Väterchen?" ſagte Floreſtine ſchmeichelnd.

„Er iſt zu weit für die Kinder," verſetzte er.

„Rees! Zenzl!" rief Flore, „legt jetzt die Pfeifen bei Seite, kommt her und ſprecht: Iſt der lange Weg nach Franziszibergl zu weit für Euch?"

„Nein nein!" riefen die Kinder; „der lange Weg iſt der ſchönſte.

Das war er auch. Der kurze Weg führte freilich geradeswegs dahin, aber durch die enge, ſchlecht gepflaſterte ſogenannte Hauptſtraße; der lange hingegen folgte dem Halbkreis, den die Stadt machte, und lief außerhalb derſelben und etwas höher gelegen als ſie, am Abhang der Hügel bald zwiſchen Gebüſch, bald unter herrlichen Kaſtanienbäumen um ſie herum. Herr von Cronenſtein hatte ihn parkmäßig angelegt, mit ſeinem Schloßgarten, der eigentlich nur ein gelichteter Kaſtanienwald war, in Verbindung gebracht, und ihn zu einem ſehr angenehmen Spazierweg gemacht, von welchem hie und da ſchmale Fußſteige links in die Gärtchen und Höfe der Stadt hinabliefen, rechts zu den Hügeln hinauf ſich ſchlängelten.

„Nun, Flore, was haſt Du den ganzen Tag getan und getrieben?“ fragte Herr von Cronenſtein, nachdem ſich die Geſellſchaft, die Kinder voran, in Bewegung geſetzt und Floreſtine ſich an ſeinen Arm gehängt hatte.

„Nichts als Seifenblaſen gemacht!“ rief ſie lachend.

„Das war nachmittags, Flore; aber vormittags? ich habe Dich ja faſt den ganzen Tag nicht geſehen, denn als ich vom Gottesdienſt zurückkam fand ich den Baron.“

„Auch am Vormittag habe ich eben nichts getan, mein Väterchen, aber doch etwas gehört. Ich beſuchte nach dem Amt Fränz Herzog, die krank iſt. Sie ſagte mir, an ihrer Krankheit ſei nur der Kummer Schuld, den ihre Eltern ihr machten.“

Herr von Cronenſtein blieb ſtehen, ſah ſeine Tochter feſt an und fragte:

„Iſt Fränz Herzog närriſch geworden?“

„Es ging mir wie Dir, Väterchen,“ ſagte ſie lächelnd; „ich war ganz verblüfft; wir kennen ja die guten Herzogs! Endlich, nachdem ſie viel geredet, geklagt und geweint hatte, rückte ſie deutlich mit der Sprache heraus: ein Doktor wünſcht nämlich ſie zu heiraten und ſie ihn, allein die Eltern wünſchen das durchaus nicht.“

„Ein Doktor? es hat ſich hier ja kein neuer Arzt niedergelaſſen,“ bemerkte Herr von Cronenſtein.

„Er iſt auch nicht hier. Fränz hat ihn kennen gelernt, als ſie vierzehn Tage bei ihrer Schweſter zum Beſuch war. Er möchte ſich aber ſehr gern hier niederlaſſen.“

„Und das alles hat er in den vierzehn Tagen mit ihr abgemacht!“ rief Herr von Cronenſtein. „Nun, närriſch mag Fränz Herzog nicht ſein! aber verkehrt iſt ſie gewiß.“

„Höre nur weiter, Väterchen! Es ſcheint alſo, ſie habe ſich mit dem Doktor verſtändigt und ihre Schweſter ſei ſehr für die Sache eingenommen geweſen; den Fränz ſagte, ſie ſei überglücklich heimgekehrt, habe ihren Eltern alles mitgeteilt was ſich zugetragen und ſei wie vom Blitz zerſchmettert, daß Vater und Mutter aus einem Munde geſagt hätten, ſie wollten keinen Habenichts aus der Fremde zum Schwiegerſohn. Fränz verſicherte, für dieſen Mann würde ſie durch Feuer und Waſſer gehen und vor Gram ſterben, wenn die Eltern bei ihrem Nein beharrten.“

„Wie kommt Dir denn das alles vor, was Du von der Fränz gehört haſt?“ fragte der Vater.

„Ich verſtehe es nicht,“ ſagte ſie unbefangen.

„Was haſt Du ihr denn geantwortet?“

„Ich bat ſie, den lieben Gott recht demütig um Erleuchtung anzuflehen.“

„Das war verſtändig! darüber muß Fränz Herzog zur Erkenntnis kommen: mit dem Mann, dem ſie durch die Ehe auf ewig verbunden iſt, ſoll die Frau durch Feuer und Waſſer, d. h. durch alle Prüfungen des Lebens gehen; aber für einen fremden Mann und noch dazu gegen den Willen der Eltern — das ziemt ſich nicht für die chriſtliche Jungfrau.“

„Das verſtehe ich! o mein Väterchen, alles was Du ſagſt verſtehe ich ſo gut!“ rief Floreſtine freudig und ſah dankbar mit ihren leuchtenden Augen zu dem Vater auf.

Ein leiſes Weinen unterbrach das Geſpräch. Die Kinder waren mitten auf dem Wege ſtehen geblieben und die größeren ſahen beſtürzt aus.

„Was iſt Euch geſchehen?“ rief Floreſtine.

„O nichts!“ ſagte die Theres; „aber die Kleine iſt müde und kann nicht weiter.“

„Habe ich es nicht prophezeit!“ ſagte Herr von Cronenſtein freundlich, nahm die Kleine auf den Arm und raſchen Schrittes ging es nach dem Franzisſzibergl, wo Schweſter Notburge ihm das ſchlafende Kind abnahm und ſagte:

„Euer Gnaden kommen hier an wie St. Chriſtophorus mit dem Jeſukindchen.“

Floreſtine aber bat:

„Jetzt, Väterchen, gehen wir heim über den Kamm der Hügel, nicht wahr? Es iſt nirgends ſchöner als auf den Höhen, und von Oben herab betrachtet nimmt ſich die Welt am beſten aus.“

„Darin haſt Du Recht, Flore; tue es nur immer,“ entgegnete der Vater und ſchlug einen Fußſteig ein, der in ziemlich ſteilen Windungen aufwärts führte. Floreſtine ſchien eine Erläuterung der letzten Worte zu erwarten; da er aber ſchwieg, fragte ſie nicht und folgte ihm.

Die Sonne ſtand ſchon ſo tief, daß ſie das Laub von unten wie mit tauſend Lampen zu einer großen Illumination der Natur beleuchtete und das Auge blendete, das ſich verlocken ließ in ihren heißen Strahlenball zu ſchauen. Als Vater und Tochter den Kamm des Hügels erreichten, war ſie dem Untergange ſo nah, daß ſie ſtrahlenlos auf dem Saum des Horizontes lag, ein müdes Glutauge, bereit ſich zu ſchließen.

„Gute Nacht, Du ſchöne Sonne!“ rief Floreſtine und warf ihr auf der Fingerſpitze einen Kuß zu.

Der Abendhimmel brannte in roſigen Flammen und leuchtete die Bergſpitzen an; aber auf dem Tal lag ſchon Dämmerung und in der Stadt blickte ſchon hie und da ein Licht hinter den Fenſtern. Tiefes Schweigen herrſchte in der ganzen Natur; kein Blatt regte ſich am Baum; längſt hatten die Vögel ihre Neſter aufgeſucht; verſchwunden waren die Mücken, die munter im Abendſonnenlicht tanzten. Aus den Dörfern drüben jenſeits des Fluſſes hörte man ab und an einen wachſamen Hund bellen oder eine Kuh brüllen. Doch das ſtörte durchaus nicht die Stille; es ging in ihr unter.

„O welch ein Friede!“ ſagte Floreſtine und ſchmiegte ſich wieder an den Arm ihres Vaters; „man kann ſich gar nicht vorſtellen, daß es Zank und Streit und Krieg gibt! Ich denke mir, ſo wie hier oben muß es geweſen ſein, als der liebe Gott im Garten Eden wandelte und mit den erſten Menſchen gütig ſprach.“

„Und doch waren es dieſe erſten Menſchen, die all’ den Unfrieden in die Welt gebracht haben, zu welchem jetzt jeder Menſch ſeinen Teil beiträgt, denn er iſt, ſeiner gefallenen Natur nach, friedenlos und findet nur dann den Frieden wieder, wenn er ſich von ihr losſagt — wenigſtens dem

Willen nach. Deshalb, Floreſtine, ſuche nicht den Frieden in äußeren Dingen, Umſtänden, Verhältniſſen. Stifte ihn in Dir, mache aus Deinem Herzen einen Garten Eden, in welchem Du der Schlange der Selbſtſucht den Kopf zertrittſt, und dann wird der liebe Gott auch mit Dir ſprechen.“

„Aber freuen muß ich mich doch über ein ſo wunderſchönes Naturbild,“ entgegnete ſie; „und ich kann mir gar nichts Herrlicheres denken.“

„O Kind,“ ſagte Herr von Cronenſtein und ließ mit tiefer Liebe ſein Auge auf ihr ruhen. „tauſendmal ſchöner iſt eine Seele im Stande der Gnade.“

„Ja, mein Väterchen, da haſt Du recht, o recht wie immer!“ rief Floreſtine und ein Freudenblitz verklärte ihr Auge, wie das zu geſchehen pflegte, wenn ein ſchöner Gedanke, ein edles Gefühl ſie bewegte. „O ja! die herrlichſten Naturbilder der ganzen Erde ſind dürftig und unſchön im Vergleich mit einer Seele, die das Abbild der Herrlichkeit Gottes iſt. Ach, könnten wir nur ihre Schönheit ſehen, ſo würde alles Irdiſchſchöne ſeinen Zauber verlieren.“

„Dann wäre der Glaube keine Tugend, Floreſtine! Der Teufel zeigte einſt unſerem Erlöſer „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit,“ wie die heilige Schrift beſagt. Er zeigt ſie auch uns und nur in der Stärke unſeres Glaubens vermögen wir ſie zurückzuweiſen, oftmals nur nach ſchwerem Kampf. Aber eines iſt gewiß: wer ſie zurückweiſt, dem dienen die Engel, das heißt, dem geben ſie himmliſchen Mut, himmliſche Kraft, himmliſchen Troſt, denn er hat ſich zum Nachfolger ihres und ſeines Gottes gemacht.“

Floreſtine drückte die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und ſagte:

„Hätte Dich doch die arme Fränz Herzog gehört! es paßt alles ſo gut auf ſie.“

„Ihre Eltern werden ihr ungefähr dasſelbe ſagen,“ meinte Herr von Cronenſtein.

„Aber nicht in derſelben Weiſe, Väterchen! der alte Herzog iſt etwas jähzornig und die Mutter ſchwimmt gleich in Tränen; — das ſtumpft die Fränz ab.“

„Kind! wer für Ermahnungen ein Ohr haben will, der nimmt ſie auf, gleichviel von wem; und wer es nicht haben will, zu dem redet auch ein Heiliger umſonſt. Bete für die Fränz und verkehre ſo wenig wie möglich mit ihr. Beſonders aber wehre entſchieden jeden Vertrauenserguß ab, gleichviel ob ſie es übel nimmt oder nicht. Haſt Du mich verſtanden?“

„Vollkommen, lieber Vater, vollkommen. Aber ſieh, wie reizend das iſt!“ rief Floreſtine.

Sie traten eben aus einem Gebüſch heraus und ſtanden auf einer Lichtung oberhalb des Schloßberges. Das Schloß und die Kapelle lagen zu ihren Füßen und die einzelnen erleuchteten

Wie gewöhnlich auf ſeinem breiten niedrigen Divan ruhend, und aus einem gewundenen perſiſchen Rohr ambroſiſche Tabacksdämpfe ziehend, hatte Euſtach dieſe ſcharfe, aber nicht falſche Skizze von Aurorens Character entworfen, und Cornelia hatte ihm, auch wie gewöhnlich, höchſt aufmerkſam zugehört. Als er ſchwieg ſah ſie ihn gedankenvoll an und ſagte feſt:

„Das iſt ein Irrthum! Hinge der Gang, den wir durch das Leben gehen, nur davon ab ob unſer Blut etwas langſamer oder geſchwinder durch unſre Adern fließt: ſo wären wir unzurechnungsfähig wie wir es im Fieber oder im Wahnſinn ſind.“

„Nun ja, die Leidenſchaft iſt allerdings eine Art von bezauberndem Wahnſinn.“

„Und warum, lieber Euſtach, werden denn die Frauen, die in dieſem bezaubernden Wahnſinn, wie Du ihn nennſt, handeln — warum werden ſie mit ſo vernichtender Härte und vollkommen ſchonungslos behandelt?“

„Weil ſie gegen die Geſetze verſtoßen auf denen unſre Weltgeſittung beruht.“

„Nun, Euſtach! die Geſetze finden ihre Anwendung nur auf zurechnungsfähige Individuen, alſo müſſen die Frauen mit einer Kraft begabt ſein, die ſie befähigt ihr Temperament zu beherrſchen, und

Fenſter blinkten wie Johanniskäfer durch das dunkle Grün der Bäume.

„Nein, ſie iſt zu reizend, unſere Kapelle!“ fuhr Floreſtine fort. Dieſe Spitzbogenfenſter, dieſe Fenſterroſe von innen erleuchtet, nimmt ſich das nicht aus, als ſei ein Sternbild vom Himmel auf die Erde gefallen?“

„Daß ſie erleuchtet iſt mahnt uns, daß wir uns verſpätet haben,“ ſagte Herr von Cronenſtein; „komm' geſchwind herab.“

„O noch einen Augenblick!“ bat ſie; „Franz Seraph vertritt Dich beim Nachtgebet.“

„Aber wer vertritt mich beim lieben Gott?“ fragte er lächelnd.

„Mein Schutzengel! der weiß, daß Du Dich Deinem Töchterlein zu lieb verſpätet haſt.“

„Mein Töchterlein hat die Vertretung ihres Schutzengels ſo nötig, daß ich ihn wahrhaftig nicht in Anſpruch nehmen will,“ ſagte Herr von Cronenſtein lachend. „Und nun hinab, Flore.“

In fünf Minuten gingen ſie den ſcharfen Zickzack des Fußpfades hinab, und als es vom Kirchturm neun Uhr ſchlug, traten ſie in die Kapelle, in der ſich die Schloßbewohner zum Nachtgebet verſammelt hatten. Franz Seraph kniete ſchon auf dem Betſtuhl in der Mitte der Kapelle. Er ſtand auf und Herr von Cronenſtein nahm dieſen Platz ein und begann mit lauter Stimme und tiefer Andacht das Abendgebet.

Die Kinderwelt.

Die verſtorbene Frau von Cronenſtein hatte eine Schweſter, welche ebenſo unglücklich in ihrer Ehe, als ſie ſelbſt glücklich war. Frau von Strahl war mit einem Mann vermählt, der, ohne eigentlich böſe zu ſein, ihr den größten Kummer machte, denn er war ein Verſchwender. Wo ſein Geld blieb, wußte niemand und er ſelbſt am wenigſten; es lief ihm durch die Finger wie Waſſer, ohne daß er oder irgend jemand einen wirklichen Genuß davon hatte. Er war von einer alles verſchlingenden Neuerungsſucht beſeſſen. Sein Haus, ſeine Einrichtung, ſeine Pferde, — alles wurde mindeſtens einmal im Jahre neu gekauft und dann wieder verkauft. An keinem Laden, an keinem Schaufenſter, ging er vorüber, ohne nicht irgend eine Sache — und natürlich immer die überflüſſigſte von der Welt! — zu erſtehen. Seine arme Frau wußte gar nicht all' den Tand unterzubringen, den er in's Haus ſchleppte, während er ihr keine Ruhe ließ, um ſich behaglich einzurichten. Vermögen hatte er nicht; von ſeinem Majorsgehalt ſollte die Familie leben. Aber dieſer Gehalt verflüchtigte ſich in Pfeifenköpfen, in Reitpeitſchen, in Spieluhren, in Lampen, in Porzellanfiguren, in tauſend und tauſend Spielereien, während die großen Einkäufe durch Schuldenmachen beſtritten wurden und der Unterhalt der Familie lediglich den Schwiegereltern zufiel. Dieſe waren empört über den Major von Strahl, aber mit der Zeit auch ungehalten über ihre Tochter, der ſie Charakterſchwäche und allzugroße Nachgiebigkeit vorwarfen, ſo daß dieſe ein recht gedrücktes und gramvolles Leben führte. Da ſtarb ihr Vater und ſie kam in den Beſitz eines recht hübſchen Vermögens. Aber was war das in der Hand ihres Mannes! Er bezahlte nun einen Teil ſeiner Schulden und auf das, was übrig blieb, machte er neue Schulden. Plötzlich machte ein Nervenſchlag ſeinem Leben ein Ende und Frau von Strahl bekam jetzt zum erſtenmal nach einer fünfzehnjährigen Ehe einen klaren Blick in die grenzenloſe Verwirrung ihrer Verhältniſſe. Sie bat ihren Schwager Cronenſtein, die Vormundſchaft ihrer beiden Kinder zu übernehmen und ihr Vermögen zu ordnen. Er tat es bereitwillig; leider ſtellte es ſich gar bald heraus, wie ſehr dies Vermögen zuſammengeſchmolzen ſei und in welcher Beſchränkung ſie leben müſſe. Sie war mit allem zufrieden, wenn ſie nur in Ruhe leben und ihre Kinder friedlich erziehen könne. Herr von Cronenſtein ſchlug ihr nun vor, ſich in ſeinem Städtchen niederzulaſſen. Da war ſie in nächſter Nähe bei ihrer Schweſter und ihm; da war das materielle Leben äußerſt billig; da gab es für ſie keine geſellſchaftlichen Verpflichtungen; und ſchließlich fand ſie da ein gutes Gymnaſium, das früher von den Franziskanern geleitet worden war und bei dem einige von ihnen als Lehrer blieben, nachdem man ihr Kloſter aufgehoben hatte. Die Patres waren jetzt freilich ausgeſtorben, aber das Gymnaſium beſtand fort, weil die Herrn von Cronenſtein es in den Zeiten des Reichs, als ſie auch Herrn der Stadt waren, fundiert hatten, und zwar ſo weiſe, daß der Fond ihrer Familie wieder zufiel ſobald es vom Staat aufgehoben wurde.

Frau von Strahl ſchätzte ſich glücklich, einen verſtändigen Ratgeber zu haben und ihm folgen zu können. Eine kleine Wohnung mit freundlicher Ausſicht auf den Fluß, in einem ganz von Reben umſponnenen, in einem Rebengarten liegenden Hauſe, wurde von Herrn von Cronenſtein für ſie eingerichtet und ſie überſiedelte nach X. Seitdem ſie das Vaterhaus verlaſſen, fand ſie hier ihre erſten glücklichen Tage, und auf dem Schloß wie in der Stadt war alles voll Teilnahme und Liebe für die Frau Majorin, wie man ſie nannte, und für ihre ſchönen Kinder.

Die junge Gertraud von Strahl verdiente allerdings in jeder Beziehung „ſchön“ genannt zu werden; ſie war es an Leib und Seele. Als ob ein Himmelsbewohner unter den Menſchen wandele, ſo war ihr Leben, und ihr ganzer Sinn war auf das Himmliſche gerichtet. Von der Erde verlangte ſie nichts als ein Kloſter, um darin Gott zu dienen. Ihre Mutter war ganz damit einverſtanden, hatte zu viel gelitten unter dem Druck des Lebens und auf deſſen Nachtſeite, um nicht mit Freuden zu ſehen, daß Gertraud ihr Glück in einer anderen Sphäre ſuche; nur einige Jahre ſollte ſie noch warten, damit ihre Geſundheit ſich ganz befeſtige. Gertraud wartete gern, denn ſie liebte zärtlich die Mutter und Franz Seraph, den jüngeren Bruder, der eines Alters mit Floreſtine war.

So vergingen zwei unbeſchreiblich glückliche Jahre für Eltern und Kinder, voll Liebe, voll Frohſinn, voll Hoffnung, voll Zufriedenheit. Und damit war denn auch das Maß des Glückes für beide Familien erſchöpft: Frau von Cronenſtein ſtarb. Am Tage, wo das Requiem unter Tränenſtrömen aller Anweſenden in der Pfarrkirche ſtattfand, legte ſich Gertraud, und nach acht Tagen wurde auch für ſie das Requiem gefeiert. Der tiefſte Schmerz wohnte im Schloß und im rebenumſponnenen Häuschen. Da wie dort war es, als habe man das Tageslicht ausgelöſcht. Allein der Schmerz iſt in Kinderſeelen zwar heftig, doch zu einer langen Trauer wird er nicht; die

Beweglichkeit des Kinderherzens gibt das nicht zu. Franz Seraph und Floreſtine hielten ſich zu einander, und wenn ſie auch manchmal zuſammen weinten und oft von der Mutter und der Gertraud ſprachen: ſo regte ſich doch das Bedürfnis in ihnen, kindliche Fröhlichkeit, Spiele und Scherze zu teilen. Franz Seraph beſuchte das Gymnaſium; all' ſeine Freiſtunden brachte er im Schloſſe zu. Seine Mutter ſchickte ihn ſelbſt hinauf, denn ſie fühlte ſich unfähig, ſich mit dem Knaben zu beſchäftigen. So kam es, daß ſie immer allein und in ihren Gram verſunken war.

Herr von Cronenſtein hatte inzwiſchen keinen geringen Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen. Der Gedanke, ein weibliches Weſen gleichſam an die Stelle ſeiner geliebten Abgeſchiedenen zu ſetzen, war ihm über alle Maßen ſchmerzlich, und doch ſchien es ihm durchaus notwendig wegen Floreſtine. Er getraute ſich nicht, ſie ohne weibliche Hilfe — wenigſtens nicht ohne weibliches Beiſpiel — zu erziehen, und da war ihm niemand näher, als Frau von Strahl; auch niemand lieber, denn er kannte ſie genau mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen. Andererſeits hätte eine Fremde ihn weniger an ſeinen Verluſt erinnert. Allein er ſchauderte vor dem Gedanken zurück, einer Perſon, die er kaum kenne, ſein Kind anzuvertrauen und beſtändig neben ſich und dem Kinde eine Fremde zu ſehen. Endlich hatte er auch großes

Mitleid mit Frau von Strahl in ihrer Vereinſamung. Genug, er faßte ſeinen Entſchluß vor Gott, und im trüben Spätjahr, als ſchwere Novembernebel aus dem Tage eine lange Dämmerung machten, ging er zu ſeiner Schwägerin und bat ſie, fortan ihren Wohnſitz bei ihm zu nehmen und ein mütterliches Auge für Floreſtine zu haben. Er hatte ſagen wollen: ein mütterliches Herz; allein er brachte dies Wort nicht über ſeine Lippen; es verwandelte ſich in Auge.

Frau von Strahl kam ſeinem Wunſch nicht entgegen. Sie liebte die kleinen engen Räume, in denen ſich Gertraud bewegt hatte; ſie liebte den Blick ins Gärtchen hinab, wo Gertraud ſo gern die Blumen begoß, ſo gern in der Weinlaube ſaß und las oder arbeitete. Dieſe ſüßen Erinnerungen traten ihr im Schloß nicht entgegen. Überdas liebte ſie die Stille, die Ruhe; und Floreſtine war ein ſehr lebhaftes Kind und im Schloß herrſchte eine ſtete Bewegung, nicht ſowohl durch geſellſchaftlichen Verkehr — obſchon auch dieſer nicht ausgeſchloſſen war — als durch tauſend Beziehungen, die Herr von Cronenſtein zu den Menſchen hatte. Die ganze Stadt wendete ſich an ihn mit ihren Anliegen und Frau von Strahl wußte, wie ſehr auch ihre ſelige Schweſter dadurch in Anſpruch genommen war. Der Gedanke, dies alles übernehmen zu ſollen, erſchreckte ſie und ſie ſagte es ganz einfach zu ihrem Schwager.

„Ja, Sie werden ſich vielfach überwinden müſſen, ich verkenne es nicht,“ ſagte er mit ſeiner gewohnten freundlichen Milde; „allein ich glaube, gerade das wird Ihnen mit der Zeit wohltun. Unſere Schmerzen haben wir und behalten wir; ſie ſind aber kein Grund, um uns das Gute zurückweiſen zu laſſen, das wir in einer neuen Richtung, die Gottes Barmherzigkeit uns darbietet, etwa tun können. Koſtet es uns einige Mühe, müſſen wir einige ſüße Gewohnheiten opfern, um dieſe neue Richtung einzuſchlagen, nun, deſto beſſer, liebe Schwägerin! auf jedem Opfer ruht ein beſonderer Segen.“

„Aber die Verantwortung!“ wendete ſie ein. „Floreſtine iſt ſchwer zu erziehen, denn ſie iſt ganz ungewöhnlich begabt. Charaktervoll wie ihr Vater, ſeelenvoll wie ihre Mutter, erhielt ſie überdas von der Natur eine Glut der Empfindung, einen Schwung des Gefühls, die mich oft zittern machen.“

„Ja, ſo iſt's!“ entgegnete Herr von Cronenſtein. „Daraus geht hervor, wie notwendig für ihre Erziehung ein gelinde dämpfender weiblicher Einfluß iſt.“

„Wäre es nicht am beſten, ſie nach einiger Zeit in ein Kloſter zu geben?“

„Nun und nimmer!“ rief er lebhaft. „Der entſprechende Boden für die zarte Menſchenpflanze iſt das Vaterhaus — und mögen dort auch rauhe Lüfte wehen, wie das der Fall iſt für meine mutterloſe Floreſtine: ſo iſt das heimiſche Erdreich, trotz ſeiner Unvollkommenheiten, ihr doch zuträglicher, als ein fremdes. Hier hat ſie doch wenigſtens ihren Vater! Es iſt möglich, daß er ihre Erziehung einſeitig leitet. Ich glaube aber nicht, daß dies minder dort geſchieht, wo ihr zugleich Vater und Mutter fehlen. Nein, liebe Schwägerin, über die häusliche Erziehung geht keine andere, und ein Erziehungsinſtitut, ſei es von Kloſter- oder von Weltleuten geleitet, iſt immer nur Surrogat — wenigſtens was Mädchen betrifft.“

„O lieber Schwager!“ ſeufzte ſie beklommen, „ich fürchte mich in meiner Armſeligkeit vor neuen Pflichten. Ich bin vierzig Jahre alt und habe ein gar mühſames, tränenreiches Leben hinter mir, das lähmt die elaſtiſche Energie, die zu neuen Entſchlüſſen, zu neuer Tat geſchickt macht.“

„Umſomehr wird Gott Ihnen beiſtehen, wenn Sie ein Liebeswerk übernehmen,“ ſagte Herr von Cronenſtein ermutigend. „Aber ich will Sie nicht quälen,“ ſetzte er liebreich hinzu. „Überlegen Sie, beten Sie — und dann werden Sie mir die Antwort ſagen, die Gott Ihnen eingibt.“

Ein kleiner haſtiger Schritt kam die Stiege hinauf. Ein feiner Knabe, mit einem Ränzel voll Bücher und Hefte auf dem Rücken, trat ein, ſtreifte behende die Laſt ab, umarmte die Mutter und küßte Herrn von Cronenſtein's Hand, indem er ſagte:

„Guten Morgen, Onkel. Schön daß Du hier biſt! die Mutter iſt ſo viel allein.“

Frau von Strahl zog ihn liebkoſend an ſich und ſagte:

„Sprich, Franz Seraph, was möchteſt Du lieber: hier unten wohnen, oder auf dem Schloßberg bei dem Onkel?“

„O, viel lieber bei dem Onkel — aber mit Dir! das verſteht ſich.“

„Und warum ziehſt Du das vor, mein Sohn?“

Franz Seraph ſah ſeine Mutter zärtlich und traurig an und ſagte:

„Dann wären wir Übriggebliebenen doch alle beiſammen.“

Frau von Strahl brach in Tränen aus. Herr von Cronenſtein ſtand lebhaft auf, drückte einen Kuß auf Franz Seraph's Stirn und verließ das Zimmer, indem er mit zitternder Stimme ſagte:

„Alſo Sie überlegen es, liebe Schwägerin.“

Ihre Entſcheidung fiel ſo aus, wie es ſich nach dieſem kleinen Auftritte erwarten ließ. Nach wenigen Tagen wurden im Schloß einige freundliche Zimmer für die Frau Majorin in Bereitſchaft geſetzt und bevor der erſte Schnee fiel, hatte ſie ſich ſchon ganz eingewohnt. Franz Seraph noch früher.

folglich beſtimmt dieſe Kraft ihre Richtung. Daß wir ſie nicht gehörig entwickeln und anwenden .... ach, das glaube ich gern.“

„Die Kraft der Frau .... iſt ihr Eigenſinn.“

„Ich weiß wol, daß Du ſcherzeſt! ſagte ſie lieblich. Eigenſinn iſt: Verkehrtes wollen. Wer das Rechte will — gelaſſen, aufrichtig, unermüdlich, kannſt Du den eigenſinnig nennen?“

„Du biſt es in der Rechthaberei.“

„Ich will nicht Recht haben, lieber Euſtach, rief ſie; ich will nur das Rechte wiſſen und thun! und dieſe Sehnſucht verdanke ich Dir, Deinem Umgang, Deinem Geſpräch, der Menge von Gedanken, welche Deine Erfahrungen in mir wecken. Es können ja nicht immer genau Deine Gedanken ſein, denn ich ſtehe nicht auf Deinem Standpunkt zur Betrachtung der Dinge; allein die Anregung kommt mir von Dir, und ſucht hauptſächlich das Verſtändniß Deines Weſens um ihm beizuſtimmen und wo möglich ganz in ihm aufzugehen.“

Cornelie wurde wunderſchön wenn ſie ſo ſprach. Lichte Klarheit legte ſich auf ihre Stirn, holdſelige Weichheit auf ihre Lippen. Sollte ſie vor Euſtach auf die Knie — oder ſollte ſie in ſeine Arme ſinken? — Dies Gemiſch widerſtreitender und doch himmliſchreiner Empfindung, dies Bedürfniß huldi-

Das Haus, deſſen oberes Stockwerk ſie bis dahin inne hatte, gehörte dem Holzhändler Herzog, der das Erdgeſchoß ſeiner alten Mutter überließ, während er mit ſeiner Familie ein größeres Haus bewohnte, das bequemer für ſein Geſchäft am Fluß lag. Durch die Beſuche, die ſeine Kinder bei der Großmutter machten, wurden ſie mit den Kindern der Majorin bekannt, und blieben ſich auch die Töchter ziemlich fern, weil Gertraud keinen Umgang wünſchte: ſo ſchloſſen ſich die Knaben deſto feſter an einander. Telesphor Herzog wurde Franz Seraph's Spiel- und Schulkamerad, und dieſer liebte ihn ſo ſehr, daß er nicht darüber in's klare kommen konnte, wer ihm lieber ſei — Floreſtine oder Telesphor. Durch Franz Seraph's Überſiedelung auf den Schloßberg zog auch Telesphor gewiſſermaßen mit hinauf, wenigſtens als täglicher Gaſt. Herr von Cronenſtein ſah das ſehr gern. Er kannte und ſchätzte die Familie Herzog, welche ſchon ſeit ein paar Generationen als Holzhändler in der Stadt anſäſſig und ebenſo brav als fromm und einfach war. Telesphor, in einem Alter mit Franz Seraph, war ihm an geiſtiger und leiblicher Kraft überlegen, faßte leichter auf, arbeitete ſchneller, war der erſte beim Laufen, Ringen und Springen. Dadurch hatte Franz Seraph einen Kameraden, der ihm mit gutem Beiſpiel vorleuchtete und zum Wetteifer anſpornte, was für dieſe weiche Natur notwendig war. Die

Dritte im Bunde war Floreſtine, die mit den Knaben wie mit Brüdern verkehrte, Franz Seraph in Schutz nahm, wenn ihn Telesphor allzu herriſch behandelte, und Telesphor verteidigte, wenn Herr von Cronenſtein ſein etwas anmaßendes Weſen rügte.

Raſch flogen die Jahre der Kindheit dahin, dieſe Jahre, die niemand weniger ſchätzt als das Kind ſelbſt. Es trägt in ſeiner jungen Seele gleichſam gebundene Flügel, und hat das unbeſtimmte Bewußtſein, daß ſie ſich jenſeits der Grenzen der Kindheit entfalten werden. Dadurch wird es beſtändig vorwärts getrieben, mehr aus Inſtinkt als aus freier Wahl. Ein glückliches Gegengewicht bildet die Fähigkeit des Kindes, ſich ganz der Gegenwart hinzugeben und ihre Freuden ſo gründlich zu genießen, als ob es kein morgen gebe. Je reiner die Kinderſeele iſt, deſto mehr Freuden hat ſie und deſto glücklicher fühlt ſie ſich, weil das Abhängigkeitsverhältnis, welches nach allen Seiten hin das Kind beſchränkt, ſie nicht drückt.

Dieſe Kinder waren ſehr glücklich, ohne daß ſie — oder beſſer geſagt, weil ſie keine beſonders veranſtaltete Freuden hatten. Aber dieſe fanden ſich ganz von ſelbſt.

Gab es etwas herrlicheres als den Winter? Schlittenfahrten, Schlittſchuhlaufen, Schneemänner machen — ganz blau gefroren nach Hauſe kommen und ſich dann ſo angenehm erwärmen, ehe es zum Eſſen ging; und abends, wenn die Schulaufgaben und Arbeiten gemacht waren, dann zuſammen zu rücken und Herrn von Cronenſtein erzählen zu hören von ſeinen Reiſen, ſeinen Feldzügen, ſeinen Schlachten, von den großen Hauptſtädten Europa's und ihren Sehenswürdigkeiten, welch' unverſiegbarer Quell' des Vergnügens! Und der Advent — die Erwartung des gnadenreichen Jeſuskindes! Und das heilige Weihnachtsfeſt mit dem ſtrahlenden Chriſtbaum und ſeinen Herrlichkeiten, mit der Mitternachtsmeſſe in der glänzend beleuchteten Kapelle, mit den Böllerſchüſſen, die Herr von Cronenſtein nach der Meſſe abfeuern ließ, um die Geburt des Königs der Ewigkeit in der heiligen Nacht ſo zu feiern, wie man Königskinder begrüßt, wenn ſie auf die Welt kommen; ach! und mit der Krippe! und was für eine Krippe! Herr von Cronenſtein hatte das Glashaus mit Blumen, Gewächſen und Zierpflanzen aller Art für ſeine Frau gebaut. Aus ihrem Zimmer betrat ſie es und, hindurchgehend, konnte ſie auf der anderen Seite durch ein ſchmales Pförtchen die Kapelle betreten. In der Mitte des Glashauſes war ein kleiner Saal eingerichtet, durch deſſen Glaswände man rechts und links in die Abteilungen der Blumen blickte, ohne von deren ſtarken Duft oder von der heißen Luft, welche manche dieſer Gewächſe nötig haben, beläſtigt zu werden. Während der Weihnachtszeit wurde in dieſem kleinen Saal das Krippchen zwiſchen künſtlichen Felſen voll Moos und Schlingpflanzen aufgeſtellt und jeden Abend eine halbe Stunde erleuchtet. Dann kamen die Schulkinder aus der Stadt, truppweiſe abwechſelnd, denn der Raum war beſchränkt, und auch Erwachſene fehlten nicht, — und ſo wie ſie in das Tor eintraten, ſchimmerte ihnen durch den dunkeln Winterabend das helle, bunte, liebliche Bild entgegen. Die breite Glastür öffnete ſich und mit immer neuer Überraſchung ſahen ſie die Geſtalten, die dem Kinderauge ſo lieb und vertraut ſind: das Jeſukind mit Maria und Joſeph, mit Ochs und Eſelein im Stall, die jubilierenden Engel, die anbetenden Hirten mit ihren Herden rings umher. Auf Epiphanie kam eine zweite Gruppe hinzu: die heiligen drei Könige; und auf Lichtmeß die dritte: die Darſtellung im Tempel mit dem Greis Simeon und Anna. Dann hatte die Darſtellung ihren Höhepunkt erreicht und verſchwand. Die Felsblöcke wurden demoliert, die Figuren gut verpackt, die Blumen und Gebüſche an ihre Plätze verſetzt. Sollten am Tage nach Lichtmeß noch ein paar neugierige Kinder aus der Stadt kommen, ſo war das Glashaus finſter, der Schloßhof mit ſeinen mächtigen entlaubten Linden und der Kapelle erſchien ihnen unheimlich, und ohne das Tor zu überſchreiten, kehrten ſie um und rannten eiligſt in die Stadt zurück.

Das war der Winter! ſchöner konnte es im Frühling unmöglich ſein! — aber ſchön war es doch, daß die Tage länger wurden, daß es nicht mehr ſo grimmig kalt war, daß die junge Saat ſo keck mit ihrem friſchen Grün hervorſproßte, daß Fink und Lerche ihren lieblichen Schlag vernehmen ließen, daß der Kukuk ſo unermüdlich bei ſeinem eintönigen Ruf verblieb, daß es in Garten und Feld lebendig wurde von fleißig arbeitenden Menſchen und auf dem Fluß von ſtromab ſchwimmenden Holzflößen, daß die ernſte Paſſionswoche und das heiligſte Oſterfeſt ganz und gar in der Stadtpfarrkirche gefeiert wurde, und daß dann aber, im Monat Mai, die Kapelle ſo recht zu Ehren kam, denn es wurde jeden Abend eine Andacht zu Ehren der Mutter Gottes in ihr gehalten, die ſo viel Anklang fand, daß ſie zuweilen überfüllt und der halbe Schloßhof voll andächtiger Leute aus der Stadt, ja voll Leute vom anderen Ufer war.

Der Sommer wurde eingeführt durch die Prozeſſion des heiligen Fronleichnamsfeſtes, durch welche der Herr ſeinen Triumphzug hält auf Erden und ihr mit ſeinem Segen ihre Schönheit, ihre Fülle, ihren Reichtum verleiht — ein beſonders liebliches und für die Kinder unbeſchreiblich feſtliches Feſt, das ſich aus den Mauern des Gotteshauſes, als ob dieſes den Jubel nicht faſſen könne, mit ſeinen Kerzen, ſeinen fliegenden Bannern, ſeinen Weihrauchwolken, ſeinen Blumenkränzen, ſeinen Hymnen, wie ein Freudenſtrom in die Natur hinausdrängt, um ihr die neue Epiphania des Herrn zu verkündigen. Ja, der Sommer war eine herrliche Zeit! und welche Spaziergänge wurden da gemacht! welche Ausflüge in die Berge und Wälder! zuweilen nach einem Wallfahrtsort, zuweilen auch nur, um die Wonne des Umherſtreifens zu genießen. Häufig waren dieſe köſtlichen Wanderungen nicht, denn die Schule durfte unter keiner Bedingung und überhaupt nie eine Pflicht wegen eines Vergnügens verſäumt werden, und nicht an jedem Sonntag wollte es ſich ſo machen. Sagte aber Herr von Cronenſtein an einem Montag oder Dienſtag:

„Nächſten Sonntag, will's Gott und das Wetter, ziehen wir in's Weite," — ſo brach lauter Jubel aus und man genoß während der ganzen Woche die Vorfreude der Freude. Freilich auch manche ſchwere Sorge über aufſteigende Wolken, drohende Gewitter, Veränderung des Wetters. Blieb es aber ſchön, ſo wurden Sonntag Morgen blecherne Botaniſierbüchſen mit Mundvorrat gefüllt, und nach dem Gottesdienſt hing jeder die ſeine über die Schulter und fort zogen die Glücklichen, als ob ſie ein Königreich in Beſitz zu nehmen hätten.

Dann kam der Herbſt; da gab es wieder ganz herrliche Dinge. Die Trauben reiften! Auf der Waldwieſe des hohen Bühls ſelbſtgeröſtete Kartoffeln zu verzehren, war ein großes Vergnügen, mochten ſie auch noch ſo ſchwarz gebrannt ſein; aber ein Streifzug nach einem Weinberg, mit der Erlaubnis, ſich dort gütlich zu tun, war auch nicht zu verachten. Dann wurde ein Dohnenſtrich angelegt und man lief ihn täglich ein paarmal auf und ab, um zu ſehen, ob nicht Krammtsvögel ſich in den Schlingen gefangen hätten, und um die kleinen Gehenkten abzulöſen und in der Küche abzuliefern. Hieran beteiligte ſich Floreſtine aber nicht. War es ihr möglich, ſo lief ſie in aller Frühe durch den Dohnenſtrich, um die Vögel zu befreien, in denen noch Leben war oder die ſich nur mit dem Fuß in der Schlinge verwickelt hatten. Sie liebte alles, was Leben hatte, freute ſich an jedem Leben und gönnte ihm ſeine Freuden. Der kirchliche Mittelpunkt dieſer Jahreszeit war der Tag Aller-Seelen mit ſeiner geheiligten Wehmut, ſeinen himmliſchen Hoffnungen, ſeiner übernatürlichen Liebe. In der Stadtpfarrkirche befand ſich die Cronſtein'ſche Familiengruft; ſie war aber überfüllt und Juſtus von Cronenſtein ließ, als ſein Vater geſtorben war, unter der Kapelle auf dem Schloßberg eine Gruft anlegen und die Kapelle ſelbſt im ſchönen gotiſchen Stil umbauen. So wurde ſie in jeder Beziehung das ſchönſte

Denkmal für den Verſtorbenen. Jetzt ruhte auch Floreſtinen's Mutter da. Der Aller-Seelen-Tag wurde immer mit der größten Feierlichkeit begangen. Herr von Cronenſtein ließ aus einem zwölf Stunden entfernten Kloſter Kapuziner-Patres kommen, die dem Schloßkaplan bei dem Seelenamt aſſiſtierten und Meſſen in der Kapelle laſen. Am Nachmittag predigte einer von ihnen, gewöhnlich im Schloßhof auf einer improviſierten Kanzel, wenn die Kapelle die Andächtigen nicht faßte, und verſtand der Prediger nur einigermaßen zum Herzen zu ſprechen, ſo gab ſich die Rührung und Erbauung der Zuhörer durch Tränen und Seufzer kund. Für die Kinder war es immer ein beſonders hehrer Tag, voll tiefem Ernſt und doch ſo lieblich. Mitten aus einem Meer von Kerzenlicht erhob ſich der düſtere Katafalk, und das weite ſchwarze Grabtuch, das ihn bedeckte, war mit Silberflocken geſtickt, als ob Tränen es überrieſelten: Bilder eines verklärten Schmerzes. Dazu die erhabenen Gebete der Kirche und die Majeſtät des „Dies irae“ und dieſe fremden Patres, die ſo weither gekommen waren, um für die armen Seelen Meſſe zu leſen und zu beten! und dieſe ganze ſtille, leidende, hoffende, unſichtbare Welt der Seelen ſelbſt, die ihnen ſo nahe kam und die ſie doch nicht faſſen konnten! es war alles wie ein ſchönes Geheimnis, das ſie auf ihre Weiſe löſten. Am Abend eines ſolchen Tages warf ſich

Floreſtine in die Arme ihres Vaters und jubelte:

„Heute iſt das Fegfeuer gewiß ganz leer geworden und alle armen Seelen ſind zum lieben Gott gekommen.“

„Wenn es nur nicht gleich wieder ſo voll würde!“ ſagte Franz Seraph teilnehmend.

„Ja, mit jedem Sekundenſchlag ſtirbt ein Menſch auf dem Erdball,“ ſetzte Telesphor hinzu.

„Nun, ein Jahr müſſen ſie freilich warten,“ ſagte Floreſtine beruhigend; „aber dann beten wir ſie wieder ſamt und ſonders heraus.“

„Und es kommen ja auch manche Abgeſtorbene in die Hölle, vielleicht recht viele,“ meinte Telesphor.

„Wie kannſt Du etwas ſo furchtbar Trauriges denken, Teles!“ rief ſie empört. „Um in die Hölle zu kommen, muß man doch ſehr böſe ſein! Nicht wahr, Väterchen, es kommen nur ganz wenig unglückliche Menſchen in die Hölle?“

„Das iſt eines von den Geheimniſſen Gottes, welches uns die Ewigkeit entſchleiern wird,“ erwiderte Herr von Cronenſtein. „Wir wollen nicht darüber grübeln und nur den lieben Gott recht demütig bitten, daß er uns die Gnade gebe, nicht in die Hölle zu kommen.“

Floreſtine bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, ſchüttelte heftig den Kopf und rief:

„O! wenn einer von uns in die Hölle käme . . . nicht zu Gott käme . . . es wäre zu ſchrecklich! . . . ich könnte es nicht aushalten.“

„Du kommſt gewiß zum lieben Gott,“ ſagte Franz Seraph zärtlich.

„Und wenn ich Dich nicht dort fände . . . und Teles nicht!“ rief ſie, und Tränen erſtickten ihre Stimme.

„Wißt Ihr, warum man bei allen Begräbniſſen ſo gern Kapuziner hat?“ fragte Herr von Cronenſtein, um das aufregende Geſpräch zu unterbrechen.

„Nein! bitte, erzähle es!“ riefen die Kinder.

„Das heilige Grab unſeres Erlöſers war im ſiebenten Jahrhundert mit Jeruſalem und ganz Paläſtina von den kriegeriſchen Muhamedanern erobert worden und blieb unangefochten in deren Beſitz, bis im elften Jahrhundert die ganze Chriſtenheit in Europa ſich erhob und das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen begehrte. Kaiſer und Könige ſammelten ihre Heere, Fürſten und Herrn ihre Mannen. Alle trugen ein rotes Kreuz auf der Bruſt zum Zeichen, daß ſie Leib und Leben dem gekreuzigten Heiland weihten; — und ſo zogen ſie aus über Land und Meer ins Morgenland. Jeruſalem wurde von den Kreuzfahrern erobert, ganz Paläſtina mit Bethlehem und Nazareth und allen ſeinen heiligen Stätten kam in die Hände der Chriſten zurück, ja ſie eroberten auch angrenzende gender Verehrung und ſüßer Liebe, dies Höchſte was bewußt oder unbewußt das Weib erſtrebt und was unter Millionen kaum Eine erreicht — dies verfehlte nie auf Euſtach einen höchſt befriedigenden Eindruck zu machen: er war die Gottheit dieſes lautern Herzens.

„Meine Taube, ſagte er, welch ein Unterſchied zwiſchen Dir und Auroren! wie tief iſt Deine Liebe, wie klar Dein Verſtand — und wie oberflächlich iſts bei ihr mit jener, wie verwirrt mit dieſem beſtellt.“

„O ſchilt ſie nicht! ſprach Cornelie ernſt. Ich habe es leicht und ſie hat es ſchwer. Friedrich iſt kein Euſtach! ich bilde mich an Dir hinauf, und das zu fühlen iſt meine höchſte Wonne. Sie, die Arme! mögte ihren Mann zu ſich emporziehen, und er widerſtrebt ſeiner ſchwerfälligen Natur zufolge.“

„Da ſind wir wieder auf dem Punkt von welchem wir ausgingen; denn ich behaupte ja eben, daß ſie nicht ſo hoch ſteht, als ſie es ſich einbildet.“

„Iſt das nicht zwiefach traurig?“

„Höre, Engel! fängſt Du an die Thorheiten zu betrauern die in der Welt herrſchen, ſo mußt Du Dein niedliches Köpfchen permanent mit Aſche bedecken — und das würde mir gar nicht gefallen.

Länder. Aber der urſprüngliche Geiſt der Kreuzzüge wich größtenteils von ihnen. Es wurden im Morgenland Königreiche und Fürſtentümer gegründet, die den Herren mehr am Herzen lagen als das heilige Grab. Neid, Haß und Zwietracht brachen unter ihnen aus. Die Einigkeit verſchwand; jeder ſorgte für ſich. Das wußten die Muhamedaner zu benutzen und ſie eroberten wieder Jeruſalem und das heilige Land. Inzwiſchen hatte aber der heilige Franziskus Seraphikus ſeinen Orden geſtiftet, Franziskaner waren ins Morgenland gepilgert, um die Bekehrung der Ungläubigen zu verſuchen und hatten ſich ein Klöſterchen gebaut hart neben der prächtigen Kirche, die das heilige Grab unſeres Erlöſers umſchließt. Nach und nach entwichen alle Chriſten aus Jeruſalem und Paläſtina, ſogar die herrlichen Johanniter-Ritter, die freilich auf anderem Boden ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen fortſetzten — und keine Chriſtenſeele blieb zur Hut des heiligen Grabes unter den Muſelmännern, als die armen Franziskaner. Und ſie haben bei ihm ausgehalten bis zur heutigen Stunde und ſind unter manchem Leid und Ungemach treue Wächter geweſen. So kam es, daß man überall gern die lieben Toten der Obhut der Franziskaner anvertraute, denn Kapuziner ſind Franziskaner nach der erſten ſtrengen Regel. In Italien und Spanien ſind bei ihren Klöſtern Gottesacker angelegt; die Obhut der Kaiſergruft in Wien iſt den Kapuzinern übergeben, und wir ſuchen wenigſtens Kapuziner bei unſeren Begräbniſſen und bei Trauerfeierlichkeiten für die Abgeſtorbenen zu haben; denn wir wiſſen, wie fromm dieſe Männer ſind und daß das Gebet des Frommen von Gott gern erhört wird.“

„Franz Seraph!“ rief Floreſtine, „möchteſt Du nicht Kapuziner werden? Du biſt fromm und der heilige Franziskus iſt Dein Schutzpatron und es iſt etwas ſo erhabenes.“

„Ich habe lieber mit den Lebendigen zu tun als mit den Toten,“ ſagte Franz Seraph.

„Ich würde gern etwas Erhabenes,“ meinte Telesphor, „wenn ich nur den Beruf hätte.“

„Das iſt weiſe, mein Sohn!“ rief Herr von Cronenſtein herzlich lachend; „ohne Beruf laſſe Dich nicht auf Erhabenes ein.“

Haus Herzog.

Das Haus des Holzhändlers Herzog lag in der Hauptſtraße der Stadt X. am Fluß, ein ſehr einfaches Bürgerhaus, an welches ein großer Holzplatz ſtieß, wo das Holz in Borden, Bohlen, Stangen, Scheiten regelrecht aufgeſchichtet und zuſammengeſtellt war, das eine in Schuppen, die es vor der Feuchtigkeit ſchützten, das andere im Freien und dem Luftzug ausgeſetzt — jedes ſo, wie die Art es verlangte. Betrat man das Haus, ſo lag zur Rechten das große, vierfenſtrige Wohnzimmer, das allerdings geräumig ſein mußte, da es die Beſtimmung hatte, zugleich auch Eßzimmer und Comptoir zu ſein. Es nahm die Tiefe des Hauſes ein und hatte zwei Fenſter nach der Gaſſe und zwei gegenüber nach dem Hof. Zwiſchen den beiden letzteren ſtand der Schreibpult des Hausherrn, an den beiden erſten ſtanden die Nähtiſche der Töchter. In der Mitte des Zimmers der große viereckige Eßtiſch, an der langen Wand ein ſehr feſt gepolſterter, mehr dauerhafter als bequemer

Sofa, ein gewaltiger Ofen, der zu verkünden ſchien, daß es hier an Brennmaterial nicht fehle, und eine ſchöne Kommode von Nußbaum mit buntem Holz eingelegt und mit Meſſingbeſchlägen. Auf derſelben, unter einem Glasſturz ein Kruzifix, zwiſchen zwei auf Lichtmeß geweihten Kerzen. An der Wand über dem Kruzifix hing in einem ſchwarzen Rahmen der ſchöne alte Müller'ſche Kupferſtich der Sixtiniſchen Madonna; und eine kleine einfache Konſole über dem Sofa, trug die ſtattliche ſchwerfällige, aber ſehr ſolide Uhr mit kräftigem Pendelſchlag. Dem Sofa gegenüber ſtand ein großer Schrank, deſſen obere Hälfte Glastüren, die untere Schubfächer hatte und der Kafee- und Tiſchgeſchirr aufbewahrte. Dann kam die Tür; neben derſelben hing ein Weihwaſſerbecken von Zinn; auf der anderen Seite war ein kleines Fenſter, das, wie die vier großen, einen blendendweißen Vorhang hatte. Es ging auf den Hausflur, ſo daß niemand das Haus betreten konnte, ohne alsbald vom Wohnzimmer aus geſehen zu werden. Auf den Fenſterbrettern nach der Gaſſe zu ſtanden Reſeda, Geranien und Monatsroſen in irdenen Töpfen, und über den beiden Nähtiſchen hingen verſchiedene Heiligenbildchen und Käfige von grünem Draht; der eine beherbergte einen Kanarienvogel und der andere einen Gimpel. Nach dem Hof zu waren die Fenſter frei, damit der Hausherr einen freien Blick auf alles was dort vorging werfen konnte. Nur ein Barometer hing in dem einen.

Dem Raum, den das Wohnzimmer auf der rechten Seite der Haustür einnahm, entſprach ein ebenſo großer auf der linken Seite. Nur bildete er nicht ein Gemach, ſondern zwei Räumlichkeiten: nach der Gaſſe zu ein Zimmer, das ſich nur ſelten bei großen Feſten oder für hochgeehrten Beſuch öffnete und nach dem Hof zu die Küche, die einen Seitenausgang in einen Nebenhof hatte, der für wirtſchaftliche Zwecke beſtimmt und voll Geflügel war. Eine Treppe hoch lagen die Schlafzimmer und ein freundliches Gaſtzimmer für Geſchäftsfreunde. Die Manſardenſtuben aber waren vollſtändig durch die Schränke und Truhen, die Kaſten und Koffer der Frau Herzog ausgefüllt.

In dieſem Hauſe lebte die Familie Herzog arbeitſam und fromm, einfach und zufrieden. Von ſechs Kindern war der älteſte Sohn in blühender Jugend geſtorben, ein unvergeßlicher Schmerz für die Eltern, wenngleich mit gefaßter Ergebung in den Willen Gottes getragen. Vier Töchter waren am Leben und ein Sohn, der jüngſte von allen, Telesphor, der allgemeine Liebling, ein ſchöner, friſcher, talentvoller Knabe.

Als er fünfzehn Jahre alt war und eine gewiſſe Reife des Verſtandes zeigte, ſagte ſein Vater eines Tages zu ihm:

„Wenn Du heute Nachmittag mit Deinen Schularbeiten fertig ſein wirſt, Teles, ſo gehe nicht auf's Schloß, ſondern komm' zu mir; ich habe ein vernünftiges Wort mit Dir zu reden."

„Ja, ſehr gern, Vater!" ſagte Telesphor und ſprang hinauf in ſein Stübchen, das nicht viel größer als ein Vogelbauer war und wo er ſeine Penſa mit einer Aufmerkſamkeit und Gewandtheit ausarbeitete, die ihm das Lob ſeiner Lehrer erwarb und ihn zu einem der hoffnungsvollſten Schüler machte.

Als er ins Wohnzimmer zurückkam, fand er ſeinen Vater allein, doch nicht am Schreibpult, ſondern auf und abgehend und große Rauchwolken aus ſeiner Tabakspfeife blaſend. Frau Herzog und ihre beiden noch ledigen Töchter waren in den obern Regionen des Hauſes beſchäftigt, denn die Afra war Braut und da gab es unendlich viel Arbeit für die Ausſtattung.

„Da bin ich wieder, Vater!" ſagte Telesphor munter; denn er war ſich bewußt ſeine Aufgaben gut gemacht zu haben.

„Höre, Teles," nahm der Vater das Wort, „es iſt jetzt die höchſte Zeit für Dich den Anfang zu machen, um etwas Tüchtiges zu werden. Ich habe bis jetzt alle Urſache mit Dir zufrieden zu ſein; Du haſt brav gelernt und das iſt gut, das weckt auf. Nun aber wollen wir uns an das Praktiſche machen, Latein und Griechiſch aufgeben und die

Buchführung und die Geſchäfts-Korreſpondenz lernen. Denn das brauchſt Du ganz notwendig und angeflogen kommt es Dir nicht; es will gelernt ſein. Das Geſchäft geht gut; ich bin über die Sechzig; deshalb denke ich, wenn die nächſten Ferien beginnen, Dich vom Gymnaſium zu nehmen und Dich anzulernen."

„Lieber Vater," ſagte Telesphor, „Du meinſt es ja ſo gut mit mir, alſo wirſt Du mich gewiß auf dem Gymnaſium laſſen, denn ich habe gar keine Luſt mich mit dem Holzhandel abzugeben."

„Torheit und Unverſtand!" ſagte Herr Herzog mißmutig. „Dein Großvater hat das Geſchäft ſchon von ſeinem Vater geerbt . . . freilich war es ſehr gering! er hat es aber in die Höhe gebracht mit Gottes Beiſtand und viel ſauerer Mühe und Arbeit. So hat es auch Dein Vater fortgeſetzt und ſo ſollſt Du es dermaleinſt auch treiben, ſollſt allezeit Gott vor Augen haben, friſchen Mut im Herzen und eine arbeitſame Hand haben. Die Geſchäftskenntnis und die Liebe zur Arbeit, die ſich nicht ſcheut das Ding ſelbſt anzupacken und es in die Ordnung zu rücken — die kommen erſt dann, wenn man ſich mit ihnen befaßt. Haſt Du keine Luſt für das Geſchäft, das Deine Väter mit Ehren getrieben haben, ſo freut mich das nicht und ich ſehe daraus, daß es die allerhöchſte Zeit iſt Dich aus der Schule zu nehmen, damit Du Dich eingewöhnſt."

„Aber, lieber Vater, mein Sinn ſteht nun einmal auf's Studieren und nicht auf die Kaufmannſchaft,“ erwiderte Telesphor beſtimmt.

„Mein Bub',“ entgegnete Herr Herzog, „ich rate Dir, ſolche Gedanken fahren zu laſſen. Deine Freundſchaft mit Franz Seraph bringt ſie zuwege. Weil Franz Seraph ſtudieren will, meinſt Du es ſei auch Dein Fach.“

„Franz Seraph will nicht ſtudieren, Vater.“

„Nicht? was will er denn? . . . Soldat werden.?“

„Gott bewahre, Vater! Maler will er werden.“

Herzog lachte hell auf, zauſte wohlwollend die braunen Locken ſeines Sohnes und ſagte:

„Teles, Ihr ſeid zwei närriſche Buben, Du und der Franz Seraph! den einen hindert nichts am Studieren, aber er will lieber Schildereien machen; und der andere will lieber ſtudieren, als in ein vortreffliches Geſchäft eintreten. Aber das iſt ja barer kindiſcher Unverſtand ſeinen Beruf ſo zu verkennen und Ihr werdet Euch beide beſinnen. Franz Seraph bleibt bei der Grammatik und Du lernſt die Buchführung.“

„Verzeih' mir, Vater, ſo ſteht es nicht mit uns und ganz gewiß nicht mit mir,“ entgegnete Telesphor. „Mein Entſchluß iſt gefaßt: ich ſtudiere und werde geiſtlich.“

„Teles!“ rief Herzog auf's höchſte überraſcht, trat zwei Schritte zurück, um den Sohn gehörig in's Auge zu faſſen, wiegte bedenklich den Kopf und ſagte: „Das wäre freilich eine große Gnade, aber ich kann nicht an ſie glauben.“

„Warum nicht, lieber Vater? Gott gibt die Gnade, wem Er will.“

„Warum nicht? das will ich Dir ſagen, Teles! Den Demütigen gibt Gott Gnade, ſpricht die heilige Schrift. Du biſt in manchen Stücken recht brav und Deine Eltern und Lehrer müſſen Dich loben, aber demütig, mein Teles, biſt Du nicht, ſondern eher hochfahrend und oben hinaus.“

Telesphor errötete bis zur Stirn und erwiderte:

„Ich weiß es, lieber Vater! der Herr Schloßkaplan hat mich oft auf dieſen Fehler aufmerkſam gemacht und mein Gewiſſen tut es alle Tage; aber ich kann werden, was ich nicht bin. Davon gibt es tauſend Beiſpiele im Leben der Heiligen und der frommen Prieſter. Der Herr Pfarrer ſoll in ſeiner Jugend jähzornig über die Maßen geweſen ſein; — wer bemerkt das jetzt! — Die Liebe zu meinem Beruf wird mir helfen meine Fehler zu überwinden, wenn ich um Gottes Beiſtand bitte und mich auf ihn verlaſſe.“

„Der Schreck iſt mir in die Knie gefahren,“ ſagte Herzog und ſetzte ſich auf den Sofa, was ganz gegen ſeine Gewohnheit war, während Telesphor vor ihm ſtehen blieb. Nach einigem Stillſchweigen ſprach er:

„Wir wollen vor der Hand nicht über die Sache reden, mein Sohn. Ich hätte eher den Einſturz des Himmels erwartet, als dies. Ich muß überlegen . . . muß mit Deinem Beichtvater und mit Herrn von Cronenſtein Rückſprache nehmen . . . —“

„O, die werden ſich beide ganz ungeheuer freuen!“ rief Telesphor. „Bei jeder Veranlaſſung preiſt Herr von Cronenſtein den geiſtlichen Stand und ſpricht, einen höheren Beruf gebe es nicht.“

Herzog zauſte ein wenig, wie er zu tun pflegte, die Locken des Sohnes und erwiderte:

„Das bezweifelt kein vernünftiger Menſch, Du närriſcher Bub'! ob Du aber für den hohen Beruf tüchtig biſt — das iſt die Frage.“

Er ſtand raſch auf und ſetzte hinzu:

„Genug für jetzt! Du haſt Zeit Dich zu beſinnen bis die Schulferien anfangen. Dann ſprechen wir wieder darüber. Bis dahin aber ſchweigſt Du . . . auch gegen die Mutter, damit ſie nicht beunruhigt werde . . . ſie hat jetzt viel für die Afra zu tun. Und nun darfſt Du auf den Schloßberg laufen. Die arme Frau Majorin! welchen Kummer wird ſie haben! . . . O ihr Kinder! wie große Sorge macht Ihr Euren Eltern!“

Meinſt Du die Thorheit zur Vernunft bringen zu können, ſo verſuch' es ernſthaft und eindringlich, nur nicht thränenreich. Du wirſt nichts ausrichten, aber Du haſt denn doch Deine kleine Predigt an den Mann gebracht — was immer eine gewiſſe Satisfaktion gewährt, gelt? — Sonſt aber rathe ich Dir: belächle die Thorheit und vermeide ſie.“

„Der letzte Rath iſt eines Weltweiſen würdig!“ rief Cornelie fröhlich lachend.

Ihrer Schweſter ſchrieb ſie zur Antwort: „Du „fühlſt Dich einſam, meine arme liebe Aurora, und „klagſt ſo traurig darüber, daß es mir das Herz „zerſchneidet; denn was iſt dagegen anzufangen? „es iſt ein Leid das ſich in keiner beſtimmten Form „ausſpricht, aber in jeder Form, als ein beängſtigender Mangel, zum Vorſchein kommt. So habe „ich Dich verſtanden. In Deinem Mann iſt es „ein Mangel an innerer Bildung, der ſeinen vortreflichen Eigenſchaften übrigens keinen Abbruch „thut; bei den Kindern entſpringt er ſehr natürlich „aus ihrem kleinen unentwickelten faſt noch ganz „animaliſchen Leben, ſo daß ſie mehr Deines mütterlichen Inſtinkts als der beſonnenen Mutterliebe „bedürfen; die Menſchen mit denen Du umgehſt, „ſind, vielleicht durch gebieteriſche Nothwendigkeit, „oder durch Gewöhnung, oder durch das allgemeine

„Aber Vater, wir haben ja nichts Böſes im Sinn, Franz Seraph und ich,“ erwiderte Telesphor etwas niedergeſchlagen.

„Nein, Teles! es kann jedoch etwas ſehr Verkehrtes ſein, das zum Unheil führt . . . und wie ſchwer es iſt, das Richtige zu finden, was Gott will! Bete, mein Sohn, damit wir dieſen heiligen Willen erkennen und tun.“

Als Telesphor das Wohnzimmer verlaſſen wollte, trat Frau Herzog mit ihren Töchtern ein. Alle drei trugen große Leinwandballen, die in der Vorratskammer ausgeſucht und zu verſchiedenen Zwecken zugeſchnitten worden waren und jetzt verarbeitet werden ſollten.

„Nun teilt Euch in der Arbeit, Ihr Mädchen,“ ſagte Frau Herzog, als ſämtliche Leinwand auf dem Eßtiſch abgelagert war, „und dann legt jede von Euch den Teil, der ihr zufällt, in ein Fach der Kommode. Iſt es genäht, ſo bringen wir es hinauf und neue Arbeit herunter.“

„Ich nehme die Hand- und Tiſchtücher mit dem Gerſtenkorn-Muſter,“ ſagte Afra; „denn das Gänſeaug-Muſter iſt etwas feiner und das näht die Fränz wohl lieber.“

„Mir iſt es einerlei,“ antwortete Franziska, „denn Freude macht mir die ganze Näherei nicht.“

„Wie iſt das möglich, Fränz! kann die Tochter ihrer Mutter ſo aus der Art ſchlagen!“ rief Frau Herzog, die eine ungemein tätige Hausfrau war und alle Zweige des Hausweſens nicht bloß ſehr emſig, ſondern auch mit großem Vergnügen und großer Geſchicklichkeit betrieb.

„Wenn die Fränz einſt ſo für ſich arbeiten wird, wie ſie jetzt für mich arbeitet: ſo wird ihr die Näherei ſchon Vergnügen machen,“ ſagte Afra ſcherzend.

„Vielleicht . . . wenn es lauter Damaſt-Tiſch- und Handtücher ſind,“ erwiderte Franziska.

„Glaubſt Du, daß ein Prinz Dich heimführen wird?“ fragte Frau Herzog. „Bei uns kommen Damaſt-Handtücher nie vor, und ein Damaſt-Tiſchgedeck höchſtens bei Primiz- oder Hochzeitsſchmauß.“

„Da wird es alſo auch für mich aufgelegt!“ rief Telesphor, der über der Primiz das Schweigen vergaß.

Herr Herzog hatte ſich dermaßen daran gewöhnt die weiblichen Familienglieder um ſich herum ſprechen zu hören, daß ihn dies ſo wenig ſtörte, wie der ſchmetternde Geſang des Kanarienvogels und der Radetzki-Marſch, deſſen erſte Takte der Gimpel mit unermüdlicher Beharrlichkeit pfiff. Als er aber die Stimme ſeines Sohnes plötzlich in dieſem Geſpräch vernahm, horchte er unwillkürlich auf und hörte deſſen Ausruf. Er wendete ſich ruhig um und ſah Telesphor feſt an, worauf dieſer raſch nach ſeiner Mütze griff, Adieu rief und in zwei Sätzen auf der Gaſſe war.

„Was fuhr dem Buben durch den Sinn?" ſagte Frau Herzog befremdet.

Franziska hatte ſeine Äußerung nicht beachtet, deſto mehr die Mutter und ſie ſagte:

„Es iſt nicht nötig Prinzeſſin zu werden, um ſchöne feine Hauswäſche zu haben; dazu braucht man nur reich zu ſein, und da der Vater unermeßlich reich iſt, ſo kann er ſchon ſeine Töchter wie Prinzeſſinnen ausſtatten."

„Iſt der Vater unermeßlich reich, Mutter?" fragte Afra neugierig, während Frau Herzog ganz verblüfft über dieſen Einfall ihrer Tochter den Kopf ſchüttelte. Ehe ſie antworten konnte rief ihr Mann mit einer ſolchen Donnerſtimme „Fränz!" daß die drei Frauen zuſammenſchreckten, umſomehr als ſie in ſeine Einmiſchung in ihre Geſpräche gar nicht mehr gewöhnt waren.

Aufgeregt durch ſein Geſpräch mit Telesphor war er heute zerſtreut bei der Arbeit. Er hatte ſich auf ſeinem Drehſtuhl vom Pult ab- und ins Zimmer hinein gewendet und die Brille, die er beim Schreiben nötig hatte, auf die Stirn geſchoben, ſo daß ſeine lebhaften Augen ungehemmt ihre Zornesblitze auf Franziska ſchleudern konnten. Dann rief er noch einmal: „Fränz!" und ſetzte dann ſeine jähzornige Natur bemeiſternd gelaſſen hinzu:

„Wer hat Dir das geſagt?"

„Die Agathe," antwortete ſie kleinlaut.

„Und wie kommt die Agathe dazu ſolchen Unſinn mit Dir zu reden.“

„Ein Handlungsreiſender, der in der Poſt gewohnt hat, ſagte es ihr und ſie erzählte es mir wieder.“

„Ein Handlungsreiſender . . . ſo ſo!“ ſagte Herr Herzog beruhigt. „Und worauf reiſte er?“

„Auf Kaffee und Zucker.“

„Hat ſie von ihm genommen?“

„Ziemlich viel.“

„Iſt ſie mit dem Handel zufrieden?“

„Nicht beſonders.“

„Da ſiehſt Du, Fränz, wie die Sache zuſammenhängt; merke es Dir. Ein Handlungsreiſender muß ſuchen ſeine Ware abzuſetzen, d. h. er muß die Leute geneigt machen ſie zu kaufen. Dazu genügt nicht immer, daß er ſeine Ware preiſt; er muß auch hie und da ein Wörtchen ſagen, das dem Käufer gut im Ohr klingt. Bei der Agathe hat er gedacht, die Frau Poſthalterin habe im Jahr ihre Zentner Kaffee und Zucker nötig und es ſei ihr vielleicht lieb zu hören, daß man auswärts ihren Vater für einen Millionär halte. Und richtig! es iſt ihr lieb geweſen! ſie hat tüchtig gekauft und hat ſein Gewäſch behalten. So iſt ſie zweimal angeführt und das freut mich in dieſem Fall von Herzen. Ich bin nicht reich; mein Vermögen ſteckt in meinem Geſchäft. Wird das gut geführt, leben wir ſo, wie es ſich für Bürgersleute in unſerer Stadt ſchickt, ſo habe ich genug des Gottesſegens für mich und meine Kinder. Willſt Du aber die Prinzeſſin ſpielen, Fränz, ſo gibt es dafür keinen Kreuzer, meine Tochter. Ja . . . wäre ich ſo unermeßlich reich, wie Narren es Euch und ſich in den Kopf ſetzen, dennoch bliebe es in meinem Hauſe bei der alten Art — und bei den Handtüchern mit Gerſtenkorn-Muſter. Punktum. Jetzt macht Euch an die Arbeit, fleißig und munter, wie es ſich für brave Mädchen ſchickt."

Er ſtand auf, nahm die Brille ab, verſchloß ſeinen Schreibpult und ging in den Holzhof. Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo ſagte Franziska im weinerlichen Ton:

„Aber, Mutter, iſt es denn ein Verbrechen zu glauben, daß der Vater reich iſt?"

„Nein, Fränz," antwortete Frau Herzog gelaſſen, „es iſt kein Verbrechen; allein es iſt ſehr verkehrt ſich deshalb mit kindiſcher Eitelkeit aufzublaſen. Du weißt, daß der Vater Hoffart nicht duldet und ich begreife nicht wie Du dazu kommſt, da Du weder bei Deinen Eltern noch bei Deinen drei Schweſtern hochmütiges Weſen gewahr wirſt."

„Es können nicht alle Menſchen gleiche Geſinnung haben," wendete Franziska ein.

„Fromme und vernünftige Geſinnungen ſollen alle Menſchen haben und ſie werden ſie haben, wenn ſie den lieben Gott inſtändig darum bitten. Ich rate Dir dies Mittel an, Fränz!" ſagte Frau

Herzog, und dann zu Afra ſich wendend: „Haſt Du alles durchgezählt?“

„Ja Mutter! es iſt ganz richtig: acht Dutzend Handtücher und vier Tiſchtücher jedes mit ſechs Servietten.“

„Nun, das iſt vorderhand Arbeit genug,“ ſagte Frau Herzog befriedigt, hing ihren Schlüſſelkorb an den Arm und ging in die Küche, während ſich Afra und Franziska an ihre Nähtiſche ſetzten.

Die vier Herzogstöchter, wie man ſie ſcherzweiſe in der Stadt nannte, waren ſehr hübſche Mädchen und die beiden älteſten ſchon ſeit Jahren gute, verſtändige Frauen und Mütter, die in glücklicher Ehe lebten. Die Agathe hatte den Poſthalter geheiratet und die Apollonie den Doktor Hellmut, den Sohn des alten Doktor Hellmut, der faſt in der ganzen Stadt Arzt und Hausfreund war, und ſeinem Sohn nach und nach die Praxis übertrug, die ihm beſchwerlich zu werden anfing. Afra war mit einem Gymnaſiallehrer verlobt, der auch ein Kind der Stadt war, ſo daß die ganze Verwandtſchaft und Freundſchaft der Familie Herzog, mit allen ihren Leiden und Freuden, Sorgen und Beſtrebungen, auf dem kleinen Fleck Erde zwiſchen dem Schloßberg und dem Franziszibergl beiſammen war. Alle paßten zu einander, fügten und ſchickten ſich in einander, ſo daß große Einigkeit und Zufriedenheit unter ihnen herrſchte.

Nur Franziska, die jüngſte Tochter, war anders. Es gibt zuweilen in den Familien ſolche Ausnahmen, von denen man ſich gar nicht erklären kann, wie ſie dahin kommen, denn ſie ſind unter denſelben Verhältniſſen erzogen und aufgewachſen und haben ſich doch ganz verſchieden entwickelt. Der einfache, heitere Sinn, die Liebe zur Häuslichkeit, der emſige Fleiß, die Bereitwilligkeit, ſich unterzuordnen, dieſe ſchönen in ſchlichter Frömmigkeit ſich wurzelnden Tugenden, die Franziska's Schweſtern auszeichneten, beſaß ſie nicht, ja ſie wünſchte auch gar nicht ſie zu beſitzen. Sie wünſchte ſich glänzende Vorzüge: Talente, Bildung, allerhand feine Geſchicklichkeiten. Die Idee von dem großen Vermögen ihres Vaters ſaß feſt in ihrem Kopf lange bevor Agathe jene Äußerung des Handlungsreiſenden ſcherzend ihr mitgeteilt hatte. Schon von ihren Schulgefährtinnen hörte ſie es vor Jahren. Und dann erlebte ſie es ja, ſah es mit eigenen Augen! Alle gemeinnützigen Anſtalten, alle wohltätigen Werke unterſtützte und förderte er in der Stadt. Allen Vereinen für große Zwecke der Kirche trat er bei. Allen Sammlungen für Kirchenbauten, für Krankenhäuſer, für Hoſpitäler in der Nähe und Ferne gab er ſeinen Beitrag. Alle Bettler bekamen an ſeiner Türe ihren Kreuzer und ein Stück Brot; alle Armen wurden unterſtützt. Wer dies alles zu tun vermochte, mußte nach Franziska's Begriffen unermeßlich reich ſein. Sie hätte auch denken können, unermeßlich barmherzig; aber das fiel ihr nicht ein. Sie dachte, wer ſo viel Geld für andere habe, müſſe tauſendmal mehr für ſich haben; denn ſie hätte es ſo gehalten. Alſo: der Vater war reich, ſie war hübſch, ſehr hübſch, wie der Spiegel ihr ſehr verſtändlich ſagte; — und jetzt mußte dies hübſche, reiche Mädchen an einem herrlichen Sommernachmittag am Nähtiſch ſitzen und Handtücher ſäumen, Schlingen annähen, Namen einzeichnen. Ihre Tränen floſſen ſtill auf die ſchreckliche Arbeit, während Afra mit heller Stimme ſang: „Da gang i an's Brünneli“ und der Kanarienvogel gellend akkompagnierte. Plötzlich ſprang Franziska auf, hielt ſich beide Ohren zu und rief:

„Es iſt nicht auszuhalten, Afra!“

„Was?“ fragte Afra verwundert.

„Der Lärm, den Ihr macht, Du und Dein dummer Vogel!“

„Nennſt Du das Lärm?“ ſagte Afra lachend; „wir nennen es ſingen — ich und mein Mätzchen.“

Franziska aber warf ein Handtuch über Mätzchens Käfig, ſo daß es verſtummte und ſagte unmutig:

„Ich begreife nicht, weshalb Du ſo ungeheuer luſtig biſt, weil Du Braut biſt.“

„Ich bin gar nicht ungeheuer luſtig,“ erwiderte Afra. „Ich bin von jeher munter geweſen und

„Wie die Frau Majorin?“

„Afra, was fällt Dir ein! Majorin!! . . . Das iſt gar nichts . . . eine Majorin! Nein, Generalin, Gräfin — wenigſtens! Wäre es unmöglich, daß ich Fürſtin würde?“

„O nein!“ erwiderte Afra, „ſogar Kaiſerin kannſt Du werden.“

„Wie das?“ rief Franziska überraſcht.

„Nun ja, im Irrenhaus,“ ſagte Afra kaltblütig.

Beide Schweſtern verſtummten und Franziska flog an ihren Nähtiſch zurück, denn der Schritt des Vaters ließ ſich im Hausflur hören. Er rief im Vorübergehen in die Küche hinein:

„Frau! ich gehe aus! daß Du es weißt, wenn irgend jemand nach mir fragen ſollte.“

Dann ging er in das Prunkgemach, wo, weil es völlig unbenutzt war, ſein guter brauner Rock hing und ſein Hut lag. Er warf ſich in Gala und verließ das Haus zu ungewöhnlicher Stunde zum Erſtaunen der Seinen.

Herr von Cronenſtein war nicht weniger erſtaunt, als ihm Herr Herzog gemeldet wurde; keineswegs über den Beſuch, doch über die Stunde. Sonntags nach dem Gottesdienſt machte Herr Herzog ſeine Beſuche; trat irgend ein beſonderer Fall ein, ſo kam er am Werktag nach dem Nachteſſen; aber um fünf Uhr nachmittags — das war noch

„Beiſpiel, mit Leib und Seele in die Angelegenheiten
„ihres Hauſes und ihrer Familie verſenkt; die
„Landſchaft die Dich umgiebt iſt reizlos und unmaleriſch,
„die Natur hausmütterlich beſchränkt.
„Weil Dein Geiſt keine Nahrung findet, und Deine
„Phantaſie eine ungeheure Leere in der ſie ſchalten
„und walten kann, ſo begiebſt Du Dich in ihr Gebiet,
„verkehrſt mit Deinen Träumen, entfremdeſt
„Dich mehr und mehr der Realität, und vergrößerſt
„dadurch Deine Einſamkeit vielleicht ohne es
„zu bemerken und gewiß ohne es zu beabſichtigen.
„Aber, meine Aurore, Dein Herz iſt nicht einſam,
„kann es nicht ſein zwiſchen den trauten und vielſeitigen
„Beziehungen, die Dich als Gattin, Mutter
„und Hausfrau umfangen und Deine Aufmerkſamkeit,
„Sorge und Thätigkeit in Anſpruch nehmen.
„Dein Herz iſt beſchäftigt und Beſchäftigung
„iſt die beſte Geſellſchaft. Nur Dein Geiſt iſt einſam.
„Ja .... ſage mir, iſt der Geiſt nicht immer
„einſam? in ſeinem Ringen auf ſich beſchränkt? in
„ſeiner Erkenntniß auf ſich angewieſen? Was fördert
„es Dich daß Andere ſich mit und neben Dir
„abarbeiten, einſehen und verſtehen lernen? in Dir
„mußt Du es ja doch allein bewerkſtelligen und
„Deine eigenen Kämpfe durchkämpfen. Sieh mich
„an. Ich liebe, ich bin glücklich, mehr noch! ich

nie geſchehen. Deshalb rief ihm Herr von Cronenſtein auch entgegen:

„Welch eine Extraneuigkeit bringen Sie mir, lieber Herr Herzog! es wird doch eine gute ſein?“

„Mein Teles will geiſtlich werden, was meinen Euer Gnaden dazu?“ ſagte Herzog ohne weitere Einleitung. „Sie kennen den Buben ſo genau wie ich ihn kenne ; raten Sie mir, was ſoll ich tun.“

„Da gibt es wenig für einen Vater zu tun. Der Sohn muß ſich bewähren.“

„Das wäre ſchon recht! . . . aber mein Geſchäft! mein Geſchäft!“ ſagte Herzog und ſtützte ſorgenvoll die Stirne in die aufgeſtemmte Hand. „Sie wiſſen nicht, wie man an dem Geſchäft hängt . . . an der Firma. Sehen Sie, wie alt ich bin, weiß ich nicht genau; im Kirchenbuch ſteht's. Aber daß ich runde fünfzig Jahre im Geſchäft bin, das weiß ich ſo ſicher wie das Vater unſer. Fünfzig Jahre der Arbeit und Sorge machen die Sache teuer und wert für mich und die Meinen. Manches Gebet, mancher Stoßſeufzer, mancher Schweißtropfen hängt an ihr und hat ſie aufbauen helfen — und nun ſoll ſie zu Grunde gehen oder in andere Hände kommen! Mein Fidelis iſt tot! ja, wenn der lebte, ſo hätte er ſchon Weib und Kind und die Firma wäre geſichert! Fidelis Herzog: das vererbte ſich von Vater auf Sohn. Oder hätte wenigſtens eine von meinen Töchtern einen

Mann geheiratet, der in's Geſchäft eintreten könnte. Aber nein! ſie verſtehen vom Holzhandel ſo wenig wie die Krähe vom Sonntag. Meine ganze Hoffnung ſtand auf dem Teles, dem klugen, gewandten Buben, und ſiehe da! er macht ſie zu Schanden . . . und doch darf ich ihm nicht zürnen, wenn er wirklich Beruf zum geiſtlichen Stande hat. Bis wir aber darüber im Klaren ſind, vergeht die Zeit und der Herr über Leben und Tod kann mich abrufen, ohne daß ich imſtande geweſen wäre, mir einen Aſſocié oder einen Käufer zu ſuchen; denn ich muß doch abwarten, ob mein Bub' bei dem Studieren bleibt oder nicht, ehe ich einen ſolchen Schritt tue."

So ſchüttete er ſein betrübtes Herz aus und Herr von Cronenſtein hörte teilnehmend zu und antwortete tröſtend:

„Ich bin ungefähr in derſelben Lage wie Sie, lieber Herr Herzog: auch mein Name ſtirbt mit mir, denn meine Tochter wird dereinſt den Namen ihres Gatten führen, wird ihm folgen, wer weiß wohin! und was dann aus dieſem lieben Fleckchen Erde wird, für den auch ich, wie meine Väter, gewirkt und gearbeitet habe, wer kann das ſagen. Ich denke, Gott läßt das zu, damit wir uns nicht zu feſt an dieſe zeitlichen Dinge anklammern, denn ein Stückchen Welt ſind ſie und bleiben ſie und die Welt ſucht beſtändig ſich in unſerem Herzen breit zu machen; das iſt ſo ihre Art. Aber

Gott hat nur unſeren Seelen die Verheißung des ewigen Lebens gegeben — nicht unſerm Namen. Grämen Sie ſich nicht! vielleicht übernimmt Ihr Sohn noch Ihr Geſchäft; vielleicht wird es Ihr vierter Schwiegerſohn dereinſt tun. Allein Sie müſſen ſich einige Jahre in Geduld faſſen.“

„Einige Jahre!“ rief Herzog ſchwankend zwiſchen Entrüſtung und Schreck. „Einige Wochen Bedenkzeit hab' ich dem Buben gegeben . . . Jahre nicht!“

„In vier Wochen wird Teles ſeinen Entſchluß ſchwer ändern; in vier Jahren wäre es eher möglich,“ verſetzte Herr von Cronenſtein ruhig. „Der Jüngling betrachtet den geiſtlichen Beruf mit anderem Auge als der Knabe, der noch nicht ahnt, was die Welt bieten kann und was das heißt: ihr entſagen. Greifen Sie nicht in die Wege ein, auf denen Gott die Seele Ihres Sohnes führt. Laſſen Sie ihn ruhig auf dem Gymnaſium, damit er eine Maturitätsprüfung gut beſtehen könne. Iſt das der Fall, ſo ſtehen ihm manche Wege zu ſeinem Fortkommen in der Welt offen. Wählt er dann den geiſtlichen Stand, ſo werden Sie Gott loben und preiſen für ſolche Gnade; und wählt er ihn nicht, ſo werden Sie Gott danken, daß Sie Ihrem Sohn Zeit ließen, mit ſich ſelbſt auf's Reine zu kommen.“

„Heilige Geduld, verlaß' mich nicht während dieſer drei Jahre!“ ſeufzte Herzog.

„Vier Jahre!“ berichtigte lächelnd Herr von Cronenſtein, „vier volle Jahre und die vier Wochen, die zwiſchen heute und dem Anfang der Schulferien liegen; dann hat Telesphor das Gymnaſium durchgemacht, wenn er ſo fleißig bleibt wie bisher. Auf vier Jahre müſſen Sie Ihre Geduld rüſten.“

„O wenn der Teles ein frommer Prieſter würde!“ ſeufzte Herzog aus tiefſter Bruſt und faltete die Hände, „dann ſollte es mir wahrlich nicht leid ſein, vier Jahre Geduld gehabt zu haben. Und dann, nicht wahr, würden Herr von Cronenſtein ihm die Schloß-Kaplanei geben. Mit der Zeit könnte er Stadtpfarrer werden — wir behielten ihn auf dieſe Weiſe immer bei uns . . . und was das Geſchäft betrifft, ſo wäre es ja möglich, daß ein vierter Tochtermann dafür taugte. Gott gebe zu allem ſeinen Segen.“

Er ſtand auf und ſagte herzlich:

„Es geht doch nichts darüber, ſeine Sorgen einem verſtändigen Mann mitzuteilen. Eure Gnaden haben mich in eine ganz andere Stimmung verſetzt. Gott vergelt’s.“

„Wir haben ſchon manches mit einander durchgemacht und das gibt gegenſeitiges Vertrauen, erwiderte Herr von Cronenſtein: das Hungerjahr 47, das tolle Jahr 48 — da lernt man ſich kennen.“

„Und auch an den Gräbern,“ ſetzte Herzog hinzu.

Mit treuherzigem Händedruck trennten ſie ſich.

Als es während der Schulferien zur Sprache kam, daß Telesphor fortſtudieren und geiſtlich werden wolle, fand das allgemeinen Beifall und lebhafte Teilnahme in der Familie, wie in der Stadt. Man wünſchte den Eltern Glück und niemand zweifelte, daß Teles Herzog dereinſt den Herrn Stadtpfarrer erſetzen werde. Nur Franziska ſchien wenig erbaut von ſeinem Entſchluß und dieſer Ausſicht. Bei den Eltern wagte ſie nicht, ihre Gedanken auszuſprechen, aber der guten Afra ſchenkte ſie ihr volles Vertrauen. Sie war ſtets beſonders empört, wenn ſie bei der Handarbeit ſaß, weil ihr dieſe beſonders gemein und verächtlich vorkam; und ſo rief ſie denn auch, als ſie allein im Wohnzimmer waren:

„Teles geiſtlich! . . . darüber ſoll ich mich freuen? . . . das tue ich nun und nimmer! Es iſt ja ungefähr, als ob ich Nonne würde. Ich ließe mich aber lieber lebendig begraben, als Nonne zu werden. Wie ſollte ich mich denn über den armen Teles freuen!“

„Will ihn der liebe Gott in ſeinem beſonderen Dienſt haben, ſo iſt das ein ehrenvolles Glück — und was verlangſt Du mehr?“ ſagte Afra.

„Ehrenvoll!“ rief Franziska, „iſt das ehrenvoll, Kaplan und Pfarrer zu werden? ſie haben keine Orden, kein großes Einkommen; ſie müſſen ſich erſchrecklich viel mit geringen Leuten abgeben und mit den Schulkindern plagen. Das kommt mir nicht ehrenvoll vor.“

„Anderen Leuten deſto mehr, Fränz! Kam doch die Frau Majorin expreß zur Mutter, um ihr Glück zu wünſchen zu der Ehre und Freude, die ihr widerfahre und unſerer ganzen Familie.“

„Wenn Teles Biſchof wird, Afra, und hier einzieht unter Ehrenpforten und Glockenläuten und Böllerſchüſſen, zwiſchen begränzten Häuſern, fliegenden Fahnen und weißgekleideten Mädchen mit Blumen im Haar — ja, dann will auch ich mich freuen, denn dann ſehe ich, daß ihm große Ehre widerfährt.“

„Fränz, Du biſt ein arges Weltkind! laß nur den Vater nicht Dein närriſches Geſchwätz hören.“

Franziska warf einen raſchen Blick nach dem kleinen Fenſter, um zu ſehen, ob ſich jemand im Hausflur befinde und ſagte dann:

„Es hört uns niemand! . . . Aber ich weiß gar nicht, was ich anfangen werde, wenn Du aus dem Hauſe biſt, Afra.“

„Ich bleibe ja in der Stadt, Fränz, und die iſt nicht ſo groß, daß wir nicht zu einander kommen könnten.“

„Ach, Du weißt ja, wie der Vater iſt! in der Frühe wird in die Meſſe gegangen und dann kein Schritt über die Gaſſe getan bis nach dem Nachteſſen . . . und auch das nicht täglich! und käme ich auch am Abend zu Dir, ſo kann ich mich doch nicht ausſprechen, weil Dein Mann dabei ſitzt.“

„Ich weiß gar nicht, Fränz, was Du beſtändig auszuſprechen haſt! Nichts iſt Dir recht, was im Hauſe geſchieht, alles weißt Du beſſer, alles würdeſt Du anders machen, obſchon Du die Jüngſte biſt! ich glaube, es wird Dir recht heilſam ſein, wenn Du Dich nicht mehr darüber ausſprechen kannſt — denn das iſt bei Dir doch nichts weiter als räſonnieren . . . Damit ſpricht man ſich immer mehr in die Unzufriedenheit hinein, ſagt der Vater — und die Mutter ſagt, wir müßten uns bei Zeiten daran gewöhnen, manches das uns weh tut in der Stille mit dem lieben Gott abzumachen, denn in der Ehe ſei das Schweigen notwendig, um den häuslichen Frieden zu erhalten.“

„Ich habe kein Verlangen nach der Ehe, Afra, aber nach einer Freundin, die mich verſteht, denn Du verſtehſt mich eigentlich gar nicht.“

„Doch, doch! ich verſtehe Dich ſehr gut, denn ich ſuche ja Dir den Kopf zurecht zu ſetzen,“ erwiderte Afra lachend: „würde ich Dir und Deinem Geſchwätz recht geben, ſo müßte ich eben ſo konfus ſein, wie Du. Aber Du ſprächeſt dann ſicherlich: Wie die Afra mich verſteht!“

„Ich laſſe mir wirklich ſehr viel von Dir gefallen,“ ſagte Franziska: „allein ich bin nun einmal ſo beſchaffen, daß ich mich über alles und jedes ausſprechen muß und ich habe ja niemand als

Dich! Bei den Eltern wage ich es nicht; der Vater iſt ſogleich mit einem Verweis bei der Hand und hat keine Zeit . . . und die Mutter, die zuweilen Zeit hat, gibt mir nur gute Lehren und iſt nie meiner Anſicht."

Afra lachte hell auf und erwiderte:

„Daraus kannſt Du erkennen, wie Deine Anſichten beſchaffen ſind. Sei doch geſcheit, Fränzl! Du hältſt Dich für klug; nun, dann begreife doch, daß die Eltern mit ihrer langen Erfahrung eine beſſere Einſicht haben müſſen, wie Du und ich."

Dies leuchtete der Franziska aber gar nicht ein. Mußte die Vernunft auch ihre Zuſtimmung geben, ſo weigerte ſich ihre Eigenliebe deſto entſchiedener. Sie war das Element der Oppoſition im Hauſe.

Wahl des Berufs.

Während ſich Telesphor mit friſcher Entſchiedenheit ſeinen Beruf wählte, hatte Franz Seraph den ſchüchternen Verſuch gemacht, den ſeinen zu erklären, erreichte aber nichts damit, als ſeine Mutter tief zu betrüben und ſeinen Onkel, der ſich ſo ſelten aufregen ließ, faſt in Zorn zu verſetzen. Sein Talent für bildende Künſte war nicht zu leugnen. Er hatte keinen anderen Zeichnen-Unterricht als den allgemeinen im Gymnaſium, und knetete doch die zierlichſten Figürchen in Ton und zeichnete was ſein Auge ſah. Aber das war ſehr gut als ein ſchönes Talent, wie eben andere Talent für Muſik oder für Poeſie haben; doch mit nichten gut als Lebensberuf. Frau von Strahl ſchauderte bei dem Gedanken, ihren Sohn in ein ſogenanntes Künſtlerleben, in ein wüſtes, ungeordnetes Tun und Treiben, das gar leicht in Unſittlichkeit überging, verwickelt zu ſehen, und Herr von Cronenſtein begriff nicht, wie Franz Seraph ſich aus dieſem Talent einen Beruf, eine Lebensaufgabe machen wollte. Ein Genie erſter Ordnung in irgend einem künſtleriſchen Fach zu ſein und in dem entſprechenden Kreiſe der Tätigkeit Befriedigung zu finden, das begriff er.

„Aber,“ ſetzte er hinzu, „ein Genie zweiter oder dritter oder zehnter Ordnung zu ſein, das iſt etwas ganz Unglückſeliges, denn es macht den Anſpruch erſter Ordnung zu ſein und iſt überhaupt kein Genie mehr. Großartige Originalität in Anſchauung und Erfindung, Schwung zu mächtigen Conzeptionen, Beharrlichkeit in der Ausführung derſelben: das iſt Genie und darin gibt es keine Stufen.“

„Könnte ich nie ein Genie erſter Ordnung ſein, lieber Onkel?“ ſagte Franz Seraph ſchüchtern.

„Die ſind ſparſam in der Welt geſäet, mein Sohn!“ ſagte Herr von Cronenſtein. „Geh' in Konzerte, geh' durch die langen Säle einer Kunſtausſtellung: da hörſt Du ein unendliches Trillern, da ſiehſt Du einen unermeßlichen Aufwand von bunten Farben — doch geniale Schöpfungen hörſt und ſiehſt Du nicht. Kann der kleine Franz Seraph ſich einbilden, er ſei imſtande ſie hervorzubringen?“

„Und wie unſicher — denn von ihren Gefahren will ich lieber gar nicht reden, weil Du ſie nicht ahnſt! — iſt eine ſolche Laufbahn!“ ſagte Frau von Strahl: „Du haſt ein ſehr geringes Vermögen, Du biſt ganz darauf angewieſen, einen Beruf zu wählen, welcher Dir mit der Zeit Brot

„bin auch zufrieden; aber einſam bin ich ebenfalls; „— im äußern Leben nicht, doch in meinen Gedanken, im Leben des Geiſtes. Ja, ich leſe viel mit „Euſtach, ich beſpreche ſeine Erlebniſſe mit ihm und „werde nicht müde mir von ihm erzählen zu laſſen „was er geſehen, gehört und gedacht hat; aber „nichts deſto weniger oder vielleicht grade deshalb „wird es mir bei ſolchen Unterhaltungen immer klar „und klarer, daß ich die Dinge anders betrachten „und beurtheilen muß um ſie zu verſtehen. Sieh, „zu dieſer Einſamkeit iſt, glaub' ich, der Menſch „berufen, damit er aus der Einkehr in ſich ſelbſt „lerne ſich ſelbſt zu erkennen, und iſt er dadurch gereift und gelichtet, ſo mag er ja wol eine Sphäre „erreichen in der ein tiefer gemeinſchaftlicher Zuſammenhang und Einklang mit Gleichgeſinnten ihn „erwartet. Doch wie ſelten iſt das. Die unbedeutenden Menſchen bleiben in zuſammenhangsloſer „Unvollkommenheit, und die großen gerathen auf „einen Punkt, wo ſie vielleicht mit Geiſtern aus „einer anderen Weltordnung mehr Verkehr haben „mögen als mit der unſern: dermaßen werden ſie „mißverſtanden und richten ſie im Verhältniß zu ihren Kräften wenig aus. Wenn Du ſo fleißig wie „ich die Geſchichte der Völker und Menſchen leſen „würdeſt, ſo grämteſt Du Dich gewiß nicht um gibt; bei dem künſtleriſchen haſt Du die allergeringſte Ausſicht dazu, kannſt alt und grau werden, bis man Deinen Namen rühmlich nennt — und ſo lange der unbekannt iſt, kümmert ſich keine Seele um Deine Arbeiten."

An alle dieſe Dinge hat der arme Franz Seraph nie gedacht. Auch an Widerſetzlichkeit dachte ſein nachgiebiges Gemüt nicht.

„Nun gut," ſagte er ſanft, „ich will werden, was Du willſt, liebe Mutter, aber in meinen Freiſtunden werde ich meine Figürchen machen."

„Franz Seraph!" ſagte Herr von Cronenſtein, „wir wollen es mit Dir halten, wie es mit Telesphor gehalten wird: Du abſolvierſt das Gymnaſium, verläßt es nach einer guten Maturitätsprüfung — nicht, wenn Du durchfällſt! — und dann wollen wir ſehen, wozu Du am beſten taugſt. Die Grundlage einer allgemeinen Bildung iſt Dir, wie jedem Jüngling, ſehr nötig, und wärſt Du auch ein Genie erſter Ordnung, ja Raphael und Michel-Angelo in einer Perſon."

Franz Seraph war dieſes Ausſpruchs ſehr froh. Mit der elaſtiſchen Behendigkeit der Jugend ſprang er im Geiſt über die paar Jahre der Prüfung hinweg und nahm Beſitz von der Zukunft wie er ſie träumte. Arm in Arm mit Telesphor ſtreiften beide in ihren freien Stunden gern allein umher und unterhielten ſich über ihren Beruf und ihre Pläne. Floreſtine war vereinſamt.

„Lieber Schwager,“ ſagte Frau von Strahl eines Tages, „wäre es nicht jetzt an der Zeit, das Opfer zu bringen, und Flore auf ein Jahr oder zwei in eine klöſterliche Erziehungsanſtalt zu geben?“

„Warum meinen Sie das?“ fragte Herr von Cronenſtein.

„Damit ſie einigen Umgang mit jungen Mädchen habe. Sie iſt wirklich recht einſam. Franz Seraph und Telesphor, ihre treuen Geſpielen, halten ſich jetzt fern von ihr, wie das in dieſem Übergangsalter von der Kindheit zur Jugend zu geſchehen pflegt. Knabe und Mädchen trennen ſich, treten ſich zuweilen ſchroff gegenüber, bis ſich nach einigen Jahren das richtige Gleichgewicht von ſelbſt herſtellt. Genug, Flore iſt ganz auf ſich und auf uns beſchränkt, und bei fünfzehn Jahren wünſcht man zuweilen auch fünfzehnjährige Sympathien.“

„Die unbeſtimmten Wünſche der Jugend ſind nicht immer das, was ich berückſichtigen möchte,“ erwiderte Herr von Cronenſtein. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß Flore ſich in einer Bande von fünfzig, ſechzig, hundert jungen Mädchen ihres Alters ſympathiſch berührt fühlen werde; und wie viel Schaden kann ihre Seele nehmen! wie viel Eitelkeit wird ihr in die Augen fallen! Eitelkeit iſt das Erbübel ihres Geſchlechts, das gerade in der erblühenden Jugend ein treibendes Erdreich findet; wo eine ſolche Maſſe von jungen Perſonen beiſammen iſt, muß der Stoff dazu überreichlich ſein! Beſſer iſt's, Flore bleibt in ihrer Einſamkeit."

„Oder nehmen Sie eine junge talentvolle Dame in's Haus, die, halb Lehrerin und halb Geſellſchafterin, mit Flore muſiziert oder zeichnet oder engliſch ſpricht, und ein jugendlicher Umgang für ſie iſt."

„Liebe Schwägerin, ein ſolcher Umgang hat ſeine großen Bedenken, denn dieſe junge Dame müßte doch etwas älter als Flore ſein und würde alſo ſchon andere Vorſtellungen von der Welt und andere Anſprüche haben, als mein kindliches Kind. Das kann zu einer Art von Freundſchaft, zu allerhand kleinen konfidenziellen Mitteilungen führen, die ich nicht für Flore wünſchenswert finde."

„So nehmen Sie Franziska Herzog in's Haus," ſagte Frau von Strahl, unermüdlich in Vorſchlägen: „Telesphor iſt ja auch halb und halb Hausgenoſſe."

„Welch ein Unterſchied! Telesphor und Franz Seraph ſind von Kindheit auf Schul- und Spielkameraden und daraus iſt ihre Freundſchaft erwachſen; ſie teilen ihre Arbeits- und ihre Erholungsſtunden. Die Franziska hingegen, die überdas zwei Jahre älter iſt als Flore, hätte hier gar nichts zu tun, als mit ihr zu ſchwatzen, da man ihr unmöglich vorſchlagen kann, den Unterricht zu teilen, den Flore noch zu nehmen hat. Auch würden die Eltern ſie ſchwerlich hergeben, da ſie, wenn ſie einige Jahre Geſellſchaftsfräulein war, ſich ihrer Häuslichkeit entfremdet fühlen könnte."

„Sie haben ſo entſetzlich gründliche Gründe, daß ich verſtummen muß, lieber Schwager. Aber ich weiß aus eigener Erfahrung, wie peinlich eine ſolche Vereinzelung iſt. Meine beiden älteren Schweſtern heirateten zu gleicher Zeit als ich ſechszehn Jahre — und als meine jüngſte Schweſter, Ihre Frau, kaum zehn Jahre alt war. Die Einſamkeit meiner Jugend hat mich trotz aller Liebe meiner Eltern ſehr gedrückt und mich zu ſehr nach Innen gekehrt, weil ich gegen niemand die Geſinnungen und Empfindungen ausſprechen konnte, die dem jugendlichen Alter eigen ſind und für die es jene Teilnahme verlangt, die es nur bei Altersgenoſſen findet."

„Ich muß wiederum ſagen, welch ein Unterſchied, liebe Schwägerin! Sie hatten an Ihren Schweſtern Freundinnen und Gefährtinnen, und beide verließen zu gleicher Zeit das Vaterhaus; da mußten Sie freilich eine große Leere fühlen! aber dies iſt nicht der Fall bei Flore; ſie lebt fort, wie ſie immer gelebt hat . . . nur daß die Kinderſpiele mit den Knaben aufgehört haben, für welche aber auch ihr Intereſſe ganz von ſelbſt verſchwunden iſt. Indeſſen lege ich doch zuviel Gewicht auf

Ihre Anſicht, um nicht über ein richtiges Mittel nachzudenken, welches verhindert, daß uns die Flore melancholiſch wird.“ —

Telesphor und Franz Seraph benutzten die Schulferien hauptſächlich, um auf die Jagd zu gehen, die beide trotz des geiſtlichen und des Künſtlerberufs ſehr liebten. Als ſie eines Tages nach dem Frühſtück abzogen, ſagte Herr von Cronenſtein:

„Flore, dieſe Nimrodsfreuden teilen wir nicht! die ſind nicht für einen alten Mann und ein junges Mädchen. Aber ich habe mir etwas ausgedacht, was Dich und mich unterhalten ſoll.“

„O, ich unterhalte mich immer,“ erwiderte Flore.

„Dies wird aber ein beſonderes großes Vergnügen werden,“ ſagte er lächelnd. „Ich will Dir Unterricht geben.“

„Schön! aber worin?“ rief ſie.

„Komm', ich zeige es Dir!“

„Im Hof?“ fragte ſie erſtaunt, als der Vater ſie hinausführte.

Da ſtand ein allerliebſter Apfelſchimmel, nicht zu groß, nicht zu klein, mit einem Damenſattel und Herr von Cronenſtein ſagte:

„Sieh, der gehört Dir und Du ſollſt bei mir reiten lernen. In Deinem Zimmer wirſt Du einen Reitanzug finden und der Unterricht kann gleich beginnen.“

Sprachlos vor Freude umarmte Floreſtine ihren Vater, der ihren Lieblingswunſch endlich erfüllte und flog auf ihr Zimmer, um ſich umzukleiden. Ihr Vater ſagte inzwiſchen ganz froh zu Frau von Strahl:

„Was ſagen Sie zu meiner Rohheit? ich bilde mir ein, daß Flore durch dieſes Pferdchen mehr Unterhaltung und Vergnügen haben wird, als durch ein Geſellſchaftsfräulein.“

„Sie können Recht haben,“ antwortete ſie lächelnd: „aber etwas mehr Ausbildung ihrer Talente durch geſchickte Lehrerinnen könnte der Flore nicht ſchaden, obgleich der wiſſenſchaftliche Unterricht vortrefflich iſt, den die Lehrer des Gymnaſiums ihr geben. Doch für Sprachen und Muſik wünſche ich eine Lehrerin ins Haus — wenn auch nicht als Geſellſchafterin.“

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ ſagte Herr von Cronenſtein gelaſſen.

Als Franz Seraph und Teleſphor zum Erſtenmale Floreſtine zu Pferde ſahen, rief jener:

„Welch eine niedliche Statuette wäre zu machen aus Dir und Deinem Pferd, Flore! Es iſt nur zu ſchwer für mich . . . beſonders das Pferd. Aber zeichnen werde ich Euch und Dir einen Falken auf die Hand ſetzen; dann biſt Du ein perfektes, romantiſches Burgfräulein.“

„Romantiſch und Burg laſſe ich bei Seite,“ ſagte Teleſphor; „aber das Fräulein bleibt —

und deshalb werde ich von jetzt an nicht mehr Flore und Du ſagen, ſondern Sie und Fräulein Floreſtine.“

Sie war im Hof umhergeritten ohne zu beachten was geſprochen wurde. Herr von Cronenſtein aber ſagte zu Teleſphor:

„Du haſt Recht, Teles! ein zurückhaltendes Benehmen im Verkehr mit jungen Mädchen iſt immer taktvoll und jedem Jüngling zu raten.“

Ein ſolches Lob beglückte Teleſphor, und Floreſtine, durch ihren Vater von ſeinem Vorhaben in Kenntnis geſetzt, ging mit ihrer einfachen Unbefangenheit darauf ein und ſagte:

„Das iſt ja ganz natürlich . . . beſonders weil er geiſtlich werden will. Als Kaplan könnte er mich ja doch nicht Du nennen.“

Floreſtine ritt nie durch die Stadt.

„Alle Leute würden an's Fenſter ſtürzen,“ ſagte ſie lachend, „und die Kinder auf der Gaſſe mir nachlaufen und mich für eine Kunſtreiterin halten. Das Steinpflaſter iſt auch gar zu ſchlecht für Hymeras feine Hufen. Ich ziehe den langen Weg vor, wenn ich zum Franziszibergl oder auf die Chauſſee auf der andern Seite der Stadt will.“

So kam es, daß Franziska Herzog nach Jahresfriſt noch nicht Floreſtine zu Pferd geſehen hatte. Aira war verheiratet als Franziska eines Nachmittags ganz aufgeregt in ihr Zimmer trat und ausrief:

„O Afra! könnte ich ſo glücklich ſein . . . zehn Jahre meines Lebens gebe ich drum!“

„Für was denn, Fränz?“

„Ein Pferd zu haben!“

„Schade, daß der Poſthalter ſchon die Agathe geehelicht hat,“ ſagte Afra mit harmloſem Spott: „er wäre ein Mann für Dich, denn er hat Pferde.“

„Nenne doch ſeine elenden Klepper nicht ſo! das ſind Gäule! gemeine Tiere! ich meine ein Reitpferd, einen Apfelſchimmel, . . . nein, Afra, das iſt zu ſchön!“

„Ach ſo! Du biſt Fräulein Floreſtine begegnet! Nun ſprich, wie ſah ſie aus?“

„Ich brachte zwei Flaſchen Wein aufs Franziszibergl. Schweſter Notburge ließ ſchon vor ein paar Tagen darum bitten und der Vater vergaß es. Heute beim Mittageſſen fiel es ihm ein und da mußte ich denn gleich hinauf. Nachdem ich meine Kommiſſion gemacht hatte und vom Bergl herabkam, höre ich Pferdegetrappel auf der Chauſſee, und als ich unten bin ſehe ich Floreſtine im dunkelbraunen langen Tuchkleid, mit einer violetten Kravatte und einem ſchwarzen Hut und mit einer Gerte in der Hand im raſchen Trabe daherkommen. Hinter ihr der Claus, der alte Reitknecht. Ich beſann mich ob ich ſtehen bleiben ſolle . . . es ſah ſo neugierig aus. Zum Glück war ich die Weinflaſchen los! ich hatte ſie zwar in meine Arbeitstaſche geſteckt, aber ihre langen

Hälſe guckten doch ſo fatal daraus hervor. Mit den Weinflaſchen wäre ich ſchwerlich ſtehen geblieben, denn was hätte ich für eine alberne Figur geſpielt und was hätte Floreſtine wohl gedacht!“

„Sie hätte gedacht,“ rief Afra ungeduldig, „daß Du den Kreuzſchweſtern Wein für ihre Kranken bringſt, und da ſie ihnen häufig dies und jenes ſelbſt zuträgt, ſo hätte ſie das von Dir gar nicht albern gefunden.“

„Tut ſie das, ſo geſchieht es zu ihrem Vergnügen, denn ſie könnte ihre Dienſtboten ſchicken. Tue ich es, ſo bin ich gleichſam Dienſtbote der Eltern: Bedenke den Unterſchied, Afra.“

„Wer hindert Dich Dir auch ein Vergnügen daraus zu machen, Fränz?“

Franziska überhörte die Frage und fuhr fort:

„Ich blieb alſo ſtehen. Als ſie mich gewahr wurde, lenkte ſie das Apfelſchimmelchen nach meiner Seite hinüber, ritt langſam an mich heran, hielt dann und ſagte: Sieh da! guten Tag, liebe Fränz! wie geht's? gut? Dann fragte ſie, ob der alte Veit da oben ſchon die Sterbſakramente empfangen habe; und als ich das natürlich nicht wußte, ſagte ſie, ſie wolle ſelbſt nachfragen, nickte mir freundlich zu und ritt langſam zum Bergl hinauf, ſo daß ich ſie recht genau betrachten konnte — und nun den kleinen Umweg machte um Dir dies zu erzählen. Meinſt Du nicht, daß ich mich im Reitkleide auf einem Apfelſchimmel ebenſogut ausnehmen würde wie Floreſtine?“

„Möglich! ich habe nie daran gedacht,“ entgegnete Afra gleichgültig.

„Warum hat ſie nun den Vorzug? . . . Es gibt doch große Ungerechtigkeiten auf der Welt!“ ſagte Franziska unwillig.

„Fängſt Du Hader mit dem lieben Gott an?“ rief Afra lachend.

„Ach, der liebe Gott! der bekümmert ſich darum gar nicht,“ erwiderte Franziska wegwerfend. „Der hat das große Weltregiment . . . hält Sonne, Mond und Sterne in Ordnung . . . aber ob die Franziska oder die Floreſtine auf einem Apfelſchimmel reitet — das iſt ihm einerlei! das ordnet er nicht' an, das kommt von weltlichen Einrichtungen her.“

„Fränzl!“ ſagte Afra ernſt und mißbilligend, „in der Chriſtenlehre und in der Predigt wird uns ja immer geſagt, daß die göttliche Vorſehung jedes Haar auf unſerem Haupte zählt, die Lilien auf dem Felde kleidet, jeden Sperling weiß, der vom Dach fällt: dies und nichts anderes haſt Du gehört von Kindesbeinen an — wie kannſt Du denn ſo gewiß gottlos reden!“

„Ja, ich höre das freilich oft genug . . . ich kann es nur nicht recht glauben,“ erwiderte Franziska.

„eine Beſtimmung die Du mit Allen und mit Jedem theilſt. Für uns Beide, meine Aurore, ſind „die Reſultate dieſelben, obgleich ſie aus verſchiedener Urſach entſpringen: Du warſt immer klüger „und geſchickter als ich, daher biſt Du auch jezt „Denjenigen voraus mit denen Du lebſt, während „ich hinter Euſtach zurück bin. Und ſieh wie das „weiſe zu unſrer Ausbildung angelegt iſt: Dein „Geiſt iſt wie ein raſches feuriges Roß und Du „ſollſt es zügeln lernen; der meine iſt wie ein langſames und ſchwerfälliges, und ich ſoll es anſpornen; — was uns ſchwer wird ſollen wir uns „aneignen.“

Als Aurore dieſen ernſten demüthigen Brief las, ſprach ſie kopfſchüttelnd zu ſich ſelbſt: in ihrer allzu beſchaulichen Exiſtenz nimmt ihr Phlegma überhand.

Es war ein wunderſchöner Sommerabend. Euſtach und Cornelie wollten ſpazieren reiten; die Pferde ſtanden ſchon geſattelt im Schloßhof. Da traten zwei junge Leute durch das äußere Schloßthor um ſich in den Park zu begeben, der von Fremden eben ſo beſucht wurde als der von Grafenort und von Kunzendorf. Es waren zwei fröhliche Studenten aus Breslau. Julian Ohlen hieß der eine und der andre Leonor Brand.

„Daran iſt Deine ſchreckliche Eitelkeit ſchuld,“ ſagte Afra. „Deine eitlen Gedanken ſind die Vögel der Parabel, die beſtändig das gute Samenkorn aus Deinem Herzen wegpicken. Verſcheuche ſie! dann bleibt das Samenkorn im Herzen und trägt gute Früchte— zu denen vor allem der tröſtliche Glaube an die liebende Vorſehung unſeres himmliſchen Vaters gehört.“

„Du biſt viel beſſer als ich,“ ſagte Franziska mit Tränen im Auge: „Du biſt auch viel glücklicher — und dann iſt es leicht, beſſer zu ſein.“

„Wie Du nun wieder redeſt, Fränz! freilich bin ich glücklicher wie Du, denn ich bin immer zufrieden geweſen und Du warſt immer unzufrieden. Und was hindert Dich zufrieden zu ſein? — wiederum Deine Eitelkeit. Du denkſt allzeit an das, was andere Leute mehr haben als Du; denke doch an die vielen, vielen Tauſende, die weit weniger haben als Du; — oder denke an die, welche aus Liebe zu Gott allem entſagt haben, wie z. B. Schweſter Notburge. Sie iſt die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns in einer großen Stadt, ſollte einen wohlhabenden jungen Mann heiraten, der ſie ſehr gern hatte, und ließ die Welt in Stich um Kreuzſchweſter zu werden.“

„Das iſt ja etwas ganz anderes!“ rief Franziska ungeduldig.

„Es iſt ein Beiſpiel, daß man zufrieden ſein kann, wenn man arm iſt und nichts Großes vorſtellt," antwortete Afra gelaſſen.

Wäre deren Mann nicht dazu gekommen, ſo hätte Franziska nicht ſo ſchnell das Geſpräch abgebrochen. Nur vor Afra offenbarte ſie ihre Geſinnungen; die übrigen Mitglieder der Familie imponierten ihr teils und teils mochte ſie keine Zurechtweiſungen hören, die ihr im reichen Maß geworden wären.

„Ich muß nun heimgehen," ſagte ſie nach flüchtiger Begrüßung.

„Warum ſo eilig?" fragte ihr Schwager.

„Seitdem Afra nicht mehr im Hauſe iſt, habe ich gar viel zu tun," erwiderte ſie, „muß zuweilen den Leuten Red' und Antwort ſtehen, die in Geſchäftsſachen kommen, wenn der Vater im Holzhof und die Mutter in den Vorratskammern iſt."

„So übt man ſich allmählich ein," ſagte lächelnd der Schwager.

„Nimmermehr!" rief ſie aufgebracht: „ich verabſcheue alles was Geſchäft iſt und befaſſe mich nur damit, weil der Vater es verlangt."

„Gutes Kind!" erwiderte der Schwager, „ich will Dir herzlich wünſchen, daß Du Dich im ſpätern Leben nie mit Dingen zu befaſſen brauchſt, die mühſamer ſind, als das Geſchäft des Vaters."

„Das wird meine Sorge ſein!" rief Franziska ſchnippiſch und verließ das Zimmer mit kühlem Gruß.

„Ich wünſchte eben nicht der Glückliche zu ſein, dem die Fränz einſt ihre Huld zuwenden wird,“ ſagte der Schwager herzlich lachend.

„Du lachſt, aber mir iſt zum weinen,“ verſetzte Afra: „wo will das hinaus!“

„Hinaus, Weibl? — Da biſt Du im Irrtum! Hinein, in den heiligen Eheſtand hinein! der hat ſchon manchen Querkopf zur Vernunft gebracht, zuweilen durch einen verſtändigen Mann, zuweilen durch mancherlei Kreuz.“

„Ach, die Fränz iſt ein ganz apartes Ding! ſie nimmt nicht ſo leicht einen verſtändigen Mann.“

„Für den lieben Gott iſt kein Menſch dermaßen apart, daß er ihm die Bäume in den Himmel wachſen ließe, Weibl. Gräme Dich nicht um die Fränz . . . ſie wird ſich ſchon machen.“

Dieſe Prophezeiung erfüllte ſich vorderhand durchaus nicht. Statt ſich „zu machen“, wie ihr wohlmeinender Schwager ſich ausdrückte, machte ſie ihren Eltern großen Kummer und erregte die Unzufriedenheit ihrer ſämtlichen Schweſtern und Schwäger und die Mißbilligung der ganzen Verwandtſchaft und Freundſchaft.

Ein Schwiegerſohn, der ſein Geſchäftsführer, ſein Aſſocie, dereinſt Nachfolger ſei: das war der lebhafte Wunſch des alten Herzogs, je mehr Telesphor bei ſeinem Vorhaben zu bleiben ſchien und ſich ruhig und entſchieden darüber ausſprach. Der Vater begann vorſichtig Umfrage bei ſeinen Geſchäftsfreunden nach deren erwachſenen Söhnen zu halten, vorſichtig Andeutungen ſeiner Wünſche und Pläne zu machen, ſo jedoch, daß er und ſeine Tochter durch den etwaigen Beſuch eines jungen Mannes, der in Handelsgeſchäften nach X. komme, durchaus nicht gebunden ſei.

„Saperlot, Jörg! das wäre was für uns!" ſagte der alte Kühn in Z. zu ſeinem Sohn, nachdem er Herzogs Brief geleſen, wieder geleſen und drei Tage ſtillſchweigend und nachrechnend überdacht hatte. Jetzt platzt die Bombe. „Da! lies den Brief bedachtſam, Jörgl."

Jörgl las ihn bedachtſam, faltete ihn bedachtſam wieder und gab ihn zurück.

„Nu was ſagſt Du, Jörg?" fragte der Vater. „Ich in Deiner Stelle wäre dem Geſchäft juſt nicht feind."

„Und dem Mädel, Vater?" fragte Jörg phlegmatiſch.

„Saperlot! dem kann man nicht feind ſein, wenn man zwei Augen im Kopf hat. Seit drei Jahren ſah ich ſie nicht und ſie hatte dazumal kaum die Kinderſchuh ausgetreten; aber es war ein Blitzmädel mit rabenſchwarzen Augen und Haaren und kirſchroten Lippen."

„Mir wäre eine hieſige ſchon lieber, Vater."

„Welche denn?" fuhr der Alte auf.

„Ich meine nur ſo, Vater, eine hieſige wäre mir lieber, als eine aus der Fremde."

„Eine hieſige kannſt Du immer noch bekommen, Jörg, wenn's in X. ſchief gehen ſollte. Drum ſchau Dir mal erſt die Fränz Herzog an. Seit fünfundzwanzig Jahren machen wir mit dem Alten Geſchäfte . . . und ſein Geſchäft ſteht gut, darauf verlaß Dich. Es wäre ſo übel nicht, wenn Du Dich ins warme Neſt hineinheiraten könnteſt."

„Wir wollen's probieren, Vater!" ſagte Jörg gleichmütig.

Der alte Kühn ſchrieb zurück, ſein Sohn werde nächſten Samstag „in Geſchäften" kommen und den Sonntag in X. bleiben, da man an dem Tage ja doch nicht reiſen könne.

„Frau!" ſagte Herzog, „wenn's Gottes Wille wäre, daß der junge Kühn und die Fränz ſich leiden könnten und ein Paar würden — das ſollte mich freuen, denn er iſt der einzige Sohn eines kreuzbraven Mannes, der es gut verſtanden hat ſein Geſchäft in die Höhe zu bringen. Ich brauche Hilfe. Ich bin nicht mehr das,was ich war; aber ich bin auch noch nicht ſo weit, daß ich mich ganz zur Ruhe ſetzen müßte. Mit einem tüchtigen Schwiegerſohn wäre mir geholfen."

„Und vielleicht auch der Fränz," erwiderte Frau Herzog: „denn das iſt klar, ſie hat das Elternhaus nicht ſo gern, wie ihre Schweſtern es hatten."

„Gott wolle alles zum beſten lenken und wir wollen ihn darum bitten," ſagte Herzog.

Beim Nachteſſen erwähnte er der Ankunft des Georg Kühn und ſetzte hinzu, es freue ihn, den Sohn ſeines alten Freundes kennen zu lernen.

„Ob er wohl auch immer, wie ſein Vater, bei jedem dritten Wort Saperlot ſagt,“ bemerkte Franziska.

Herzog wollte aufbrauſen, nahm ſich aber zuſammen und ſagte:

„Du hätteſt beſſer getan, Dir manches Verſtändige zu merken, was er geſagt hat.“

„O Vater,“ erwiderte ſie, durch ſeine Ruhe dreiſt gemacht, „ſo weit ich mich deſſen entſinne, war er und alles was er vorbrachte ganz erſchrecklich bäuriſch.“

Herzog legte Meſſer und Gabel nieder, ſah ſeine Tochter mit dem Zornesblick an, der ſie zittern machte und fragte:

„Kommt Dir Dein Vater nicht auch erſchrecklich bäuriſch vor?“

„Fränz, Du haſt nicht Öl und Eſſig hereingebracht. Geſchwind, hole es! wie ſoll ich denn Salat machen!“ unterbrach Frau Herzog den erzürnten Vater; und Franziska ſtand auf, ging hinaus und blieb ſo lange in der Küche bis die Aufregung des Vaters ſich gelegt haben mochte. Als ſie wieder ins Zimmer kam und Öl und Eſſig brachte, ſprachen die Eltern ganz gemütlich miteinander. Sie war aber ſchlau und dachte bei ſich ſelbſt:

Der Georg Kühn kommt meinetwegen; aber daraus wird nichts!

Und ſo geſchah es. Er kam und Franziska benahm ſich ſo hochfahrend, ſo wegwerfend, ſo ſpöttiſch, daß ſie ihm den unangenehmſten Eindruck machte und von irgend einer Anfrage ſeiner Seite gar nicht die Rede war. Der Frau Herzog hatte er gut gefallen, weil er ſich in Hochamt, Predigt und Vesper ſehr andächtig benahm; dem Herrn Herzog ſchon minder, denn er war gar ſchläfrig und verließ ſich in allen Stücken blind auf ſeinen Vater, ohne irgend ein Urteil; der übrigen Familie gar nicht — eben wegen ſeiner ſchläfrigen Unbeholfenheit; aber alle tadelten Franziska und der Vater ſagte ſtreng:

„Ich bitte mir aus, Fränz, daß ein ſolches Benehmen Deinerſeits nicht mehr vorkommt, und daß Du höflich biſt gegen meine Gäſte und Freunde.“

„Aber Vater, die jungen Männer ſind ſo eingebildet!“ wendete ſie ein.

„Das kam dieſer ehrlichen Haut gar nicht in den Sinn,“ erwiderte Herzog: „und ſollte einer ſich etwas einbilden wollen, ſo geht das Dich gar nichts an. Du biſt von der freundlichen Höflichkeit, die ſich für ein braves Mädchen im Hauſe ihrer Eltern ſchickt. Verſtanden? — Punktum.“

Georg Kühn kehrte gelaſſen nach Z. zurück.

„Nu Jörgl! kommſt Du als Bräutigam heim — he? Saperlot!“ ſagte der alte Kühn.

„Nein, Vater! ſo einem naſeweiſen Ding wie dem da in X. bin ich ſpinnefeind. Eine von unſeren hieſigen wäre mir ſchon lieber.“

Der Alte runzelte die Stirn: „Hätteſt Deine Sache beſſer machen ſollen, Jörg! der Strich durch die Rechnung gefällt mir nicht. Aber ich ſeh' ſchon, daß Du juſt kein Saperlöter biſt und daß ich für Dich den Brautwerber machen muß — he?“

„Das könnte nicht ſchaden, Vater! aber es muß eine hieſige ſein,“ ſagte Jörg.

Herzog war nicht der Mann, der einen Plan, welchen er für verſtändig und gut hielt, deshalb aufgab, weil die Ausführung einmal mißglückt war. Er knüpfte im Gegenteil ſogleich einen neuen Faden an, und diesmal, wie es ſchien, mit mehr Glück. Der junge Mann, der jetzt „in Geſchäften“ nach X. kam, war gut erzogen, gewandt, von einnehmendem Äußern, dabei kundig des Geſchäftes und ein ehrenhafter Charakter. Er ſchlug ſeinen Sitz im Gaſthof zur Poſt auf und machte verſchiedene kleine Geſchäftsreiſen, von denen er immer wieder nach X. zurückkehrte. Er kam oft in das Herzog'ſche Haus und fand Franziska ſehr ſchön und ſehr liebenswürdig. Sie bemerkte es und war heiter und freundlich, denn auch er gefiel ihr. Er hatte nur ein geringes Vermögen; deshalb und weil ſein Herz dabei im Spiel war und ihn ſchüchtern machte, getraute er ſich nicht ohne Weiteres als Bewerber aufzutreten. Er fragte die Poſthalterin, was ſie dazu meine. Sie hatte den beſcheidenen, artigen jungen Mann gern, fand die Heirat ſehr paſſend und riet ihm, ſich einfach und offen an den Vater zu wenden. Der alte Herzog nahm den Antrag ſehr wohlwollend auf und erwiderte:

„Lieber Herr, ich wüßte gar nicht was mich mehr freuen könnte, als Sie zum Schwiegerſohn zu bekommen; denn Sie ſind ein rechtſchaffener junger Mann, und den Mangel an Vermögen erſetzt reichlich Ihre Tätigkeit und Ihre Brauchbarkeit im Geſchäft. Meinen Segen haben Sie; aber Sie müſſen ſelbſt mit meiner Tochter ſich verſtändigen. So wie ich die Fränz kenne wird ihr das lieber ſein und Sie ſicherer zum Ziel führen.“

Herr Birger ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und der Zuſtimmung des Vaters froh, hielt er ſeine Wünſche und ſeine Gefühle nicht vor Franziska zurück. Sie hörte das gern, gab aber keine beſtimmte Antwort.

„Was ſoll das eigentlich heißen, Fränz!“ ſagte eines Tages die Poſthalterin, und ſetzte ſich zu der Schweſter an den Nähtiſch: „warum ſagſt Du nicht deutlich Ja oder Nein zu Birger. Es iſt gar nicht ſchön von Dir, ihn ſo in Zweifel zu laſſen, denn Du ſiehſt ja, daß er Dich täglich lieber hat. Wie gern die Eltern Eure Verbindung ſehen würden, weißt Du ebenfalls. Was ſoll alſo Dein Zaudern vorſtellen?"

„Ich muß mich prüfen, Agathe!" erwiderte Franziska mit erheuchelter Schüchternheit.

„Das iſt nicht wahr! ich kenne Dich! Du haſt bei Dir ſchon ſelbſt Deine Entſcheidung getroffen!" rief Agathe.

„Da Du allwiſſend zu ſein ſcheinſt, ſo ſage mir doch wie," entgegnete Franziska ſpöttiſch.

„Das kann ich freilich nicht," verſetzte Agathe; „aber ich kann Dir ſagen, es macht Dir Freude zu ſehen, wie gern Birger Dich hat und wie geſpannt er auf Dein Jawort iſt. Um ihn in dieſer Spannung zu erhalten und ſie zu ſteigern — deshalb zögerſt Du! nicht um Dich zu prüfen. O ich kenne Dich!"

„Ich habe nie an Birger geſagt, daß ich ihn beſonders gern hätte," erwiderte Franziska.

„Du haſt ihm aber durch Dein ganzes Benehmen gezeigt, daß es Dir lieb iſt, wenn er Dich gern und zwar beſonders gern hat!" rief Agathe. „O ſchäme Dich, Fränz! ſo handelt kein rechtſchaffenes Mädchen!"

„Wie Du nun biſt, Agathe! gleich Feuer und Flamme gegen die arme kleine Fränz! ganz wie der Vater!" ſagte Franziska empfindlich. „Birger kann unmöglich erwarten, daß ich mich ihm ſogleich in die Arme werfe."

„Ein Damenpferd! rief Ohlen; wir wollen warten bis die Reiterin kommt.“

Sie näherten ſich den Pferden und knüpften mit den Reitknechten ein Geſpräch über deren Vortrefflichkeit an. Indem traten Euſtach und Cornelia heraus. Euſtach war immer charmant in Worten und Benehmen gegen Unbekannte, nicht aus allgemein menſchlichem Wolwollen, ſondern weil er fand daß es beſſer ſei einen angenehmen als einen unangenehmen Eindruck auch auf den Geringſten zu machen. Er grüßte die Fremden verbindlich und ſagte zu ihnen während er Cornelien in den Sattel hob:

„Nicht wahr, meine Herren, die Pferde gefallen Ihnen? jenes iſt reines Vollblut und hat einen Preis in Epſom gewonnen. — Sie wollen meinen Garten beſuchen, wie ich ſehe? ich bitte um Nachſicht für ihn! es iſt keine großartige Anlage.“

Er grüßte, ſaß auf und ritt langſam mit Cornelien fort.

„Eine ſchöne Frau! dunkel, ſchlank und lang wie eine Tanne .... die könnte mir gefallen,“ ſagte Ohlen.

„Dunkel? ſie iſt ja blond,“ entgegnete ſein Gefährte.

„Mag ſein! ſie hat aber etwas Dunkles, Ernſtes

„Fränz, wäreſt Du nicht ein junges, verkehrtes Ding, das ſich beſſern kann, ſo wünſchte ich Dir . . . Du würdeſt eine alte Jungfer!“ rief Agathe zürnend, ſtand auf und verließ das Zimmer.

Ob Birger über mich geklagt hat? murmelte Franziska für ſich. Wie ſie eingebildet ſind, dieſe Männer! gleich ſoll man ihnen ganz beglückt das Jawort geben! . . . Aber der Vater hat ja geſagt, es ginge mich nichts an, was ſie ſich einbildeten. Nun . . ich bin freundlich gegen Birger! . .

Sie trieb noch eine Weile ihr Spiel mit ihm, aber ſo, daß ihre ganze Familie überzeugt war, ſie könne nicht zurücktreten. Endlich forderte er mit großem Ernſt eine Erklärung; falle ſie ungünſtig aus, ſo ſei es die höchſte Zeit, daß er abreiſe; günſtig — daß er ſeine bisherigen Verhältniſſe löſe und ſich hier niederlaſſe, um die mit Herrn Herzog anzuknüpfen.“

„Ah, Sie wollen ſich hier niederlaſſen!“ ſagte Franziska gedehnt. „Dieſe Abſicht macht es mir ſehr leicht, Ihren Antrag abzulehnen; denn es ſtand von jeher feſt bei mir, nicht hier zu bleiben.“

Sprachlos vor Erſtaunen ſtarrte er ſie an und ſagte endlich:

„Würden Sie mir denn in meine Heimat folgen?“

„Nein, Herr Birger,“ ſagte Franziska eiſig; „mein Vater wünſcht mich zu verehelichen; ich aber wünſche ledig zu bleiben — vorderhand.“

Ohne eine Silbe zu erwidern, entfernte ſich Birger und teilte dem alten Herzog Franziska's Antworten mit. Ganz gegen ſeine Gewohnheit wurde der alte Mann nicht zornig. Er ſagte niedergeſchlagen und mit bebender Stimme:

„Reiſen Sie mit Gott, lieber Birger. Sie verdienen ein beſſeres Weib als die Fränz. Rechnen Sie es mir nicht an, daß Ihnen dies durch meine Tochter widerfahren iſt. Ich leide mehr als Sie darunter, denn Sie haben noch tauſend ſchöne Hoffnungen, und ich habe keine mehr. Dies iſt ein Nagel zu meinem Sarge."

Nicht nur der Vater, ſondern die ganze Familie war empört über Franziska's Benehmen. Sie hörte kalt und ſtarr die Flut von Vorwürfen an, die von allen Seiten auf ſie einſtürmte und wiederholte beſtändig:

„Heirate ich je, ſo tue ich das für mich, nicht für andere."

Verlobt und vermählt.

Afra lebte nicht mehr in X. Ihr Mann, ein tüchtiger Mathematiker, war nach zwei Jahren an das Gymnaſium einer größeren Stadt berufen worden. Die Trennung von der Heimat und den Ihren tat ihr bitter weh; aber als gute Ehefrau wäre ſie ihrem Mann bereitwillig zum Nord- oder Südpol gefolgt; alſo blieb ſie auch jetzt gefaßt und ſuchte ſich in ihrem neuen Wohnort ſo einzurichten, daß ihrem Mann ſeine Häuslichkeit lieb ſei. Sie lebte eingezogen wie eine Schnecke, fleißig wie eine Ameiſe, fröhlich wie eine Lerche, und teilte ihre Sorgfalt zwiſchen ihrem Haushalt, ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter. Das Kind erkrankte plötzlich an der Bräune. Da bei dieſer gefährlichen Krankheit ſchnellſte Hilfe notwendig iſt, ſo betrachtete Afra es als eine beſondere Gnade Gottes, daß ihr Dienſtmädchen ſagte, es wohne ein Arzt in der oberen Etage des Hauſes, während ihr Mann ſich ankleidete, um mitten in der Nacht einen Doktor zu ſuchen. Er ging eilig hinauf und las unter dem Schellenzug an einer

Tür: Dr. Rabener, praktiſcher Arzt. Dem bekümmerten Vater fiel dadurch ein Stein vom Herzen; und als bald darauf Dr. Rabener erſchien und wohlwollend fragte, ob man ſeine Hilfe nötig habe? ſchien dem Profeſſor Stark das Leben ſeines Töchterchens gerettet zu ſein. Und es wurde in der Tat gerettet, ſo daß die beglückten Eltern von der innigſten Dankbarkeit für Dr. Rabener erfüllt waren.

„Gott behüte, daß je einer von uns erkrankt,“ ſagte Afra: „geſchieht es aber, ſo iſt es ein Troſt, dieſen freundlichen, ſorgſamen, teilnehmenden Doktor im Hauſe zu haben.“

Sie ſelbſt ſollte ſeine Hilfe zuerſt in Anſpruch nehmen. Infolge eines unglücklichen Wochenbettes wurde ſie leidend und kränkelte. Für ihre Perſon hatte ſie eine gewiſſe Abneigung gegen ärztliche Mittel, die ſie faſt mit allen kräftigen Naturen teilt, welche ſich auf ihre geſunde Organiſation zu verlaſſen pflegen; allein ihr Mann fand das unter dieſen Umſtänden bedenklich und beſtand darauf, Dr. Rabener zu Rat zu ziehen. So kam denn dieſer mehr und mehr, ja oft zu ihnen und war dem Ehepaar ſtets willkommen, auch wenn er nicht gerade als Arzt kam, denn er war der beſte Menſch auf Gottes Erdboden, dem nichts am Herzen lag als Nächſtenliebe und Wohltätigkeit, und der unvergleichlich, wie Afra meinte, darüber zu ſprechen wußte. Überdas floß er von

Teilnahme für ſeine Patientin über, nicht nur für ihre körperlichen Leiden, ſondern für alles, was ſie intereſſierte; — und ſo kannte er denn bald die Familie Herzog ſo genau, als habe er ſein ganzes Leben in X. zugebracht. Eines Tages fand er Afra in Tränen. Auf ſeine teilnehmende Frage, was ihr widerfahren ſei, erzählte ſie ihm den Kummer, den ihre Schweſter Franziska der Familie mache. Sie ſei nicht zufrieden bei den Eltern und lehne doch aus Launenhaftigkeit die beſten Heiratsanträge ab; der Vater altere ſichtlich; die Mutter ſei ſorgenvoll wegen Mann und Tochter — und eine trübſinnige Stimmung, verbunden mit Unwillen über Franziska, verſtöre die Familie, ausgenommen Telesphor, der bei ſeinen Studien alles vergeſſe und die Enkel, die noch von nichts wüßten. So hatte die älteſte Schweſter, die Doktorin Hellmut, geſchrieben ; auf ſie könne man ſich verlaſſen, denn ſie ſei ruhig und bedachtſam, und übertreibe nicht, wie das der Agathe zuweilen geſchehe.

„Wäre es nicht gut, dieſe peinliche Verſtimmung zu heben?" fragte Dr. Rabener, nachdem er aufmerkſam zugehört hatte.

„Gewiß, Herr Doktor! aber wer vermag das!" rief Afra und trocknete ihre Tränen.

„Das vermögen Sie ganz leicht, Frau Profeſſorin."

Ungläubig und doch geſpannt ſah ſie ihn an.

„Ja, ganz leicht!“ wiederholte er zuverſichtlich: „Sie laſſen Ihre Schweſter auf einige Zeit herkommen. Der Groll ſchwindet, wenn man deſſen Gegenſtand nicht immer vor Augen hat. Die Eltern werden ſich beruhigen, die Verwandten werden vergeſſen, das junge Fräulein wird hier auf beſſere Gedanken kommen und deren Anweſenheit wird auf Sie die beſte Wirkung haben, denn Sie hängen ungemein an Ihrer Heimat und Ihrer Familie und werden die Trennung weniger fühlen, wenn Ihre Schweſter hier iſt.“

„Wenn das eine Fügung Gottes wäre!“ ſagte Afra ſinnend und faltete die Hände. „Denken Sie nur! meine Schweſter ſchreibt auch noch, daß ihr Schwiegervater, der alte Dr. Hellmut, in's Bad gehen müſſe und mich auf ſeiner Durchreiſe hier beſuchen werde. Wenn er die Fränz mitbrächte! das wäre die einzige Möglichkeit, wie mein Vater zur Einwilligung zu beſtimmen wäre.“

„Sehen Sie, wie gut ſich das macht! der alte Dr. Hellmut bringt ſie hin und her.“

„Wenn nur der Vater es erlaubt . . . die Fränz kommt mit Freuden.“

„Es werden ſich gewiß einige Ihrer Verwandten für dieſen Plan intereſſieren und die Bitten unterſtützen, die Sie Ihrem Vater an's Herz legen.“

„Ich will ihn gleich meiner Schweſter Hellmut mitteilen, ſobald ich mit meinem Mann Rückſprache nahm,“ ſagte Afra. „Iſt Apollonie mit ihrem Mann und ihrem Schwiegervater dafür, ſo ſetzen ſie die Sache durch, denn ſie gelten am meiſten bei den Eltern.“

Profeſſor Stark war minder entzückt von dem ganzen Plan, als Afra.

„Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, die Fränz hier wochenlang zu haben, Weibl, denn Du weißt, ſie iſt mir nicht ſehr hold. Wir wollen abwarten, was Apollonie dazu ſagt.“

„Der Meinung bin ich auch; aber Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß die Fränz hier anders ſein wird, als in X.“

Die Doktorin Hellmut faßte den Vorſchlag ſehr lebhaft auf; es war ein leichtes, einfaches Mittel, um von der allgemeinen Verſtimmung abzulenken, und den bleiernen Druck, der auf dem Elternhauſe lag, zu heben. Ihr Schwiegervater war gern bereit, Franziska unter ſeinen Schutz zu nehmen, da es ſich ja nur um eine zwölfſtündige Fahrt im Eilwagen handelte.

Nachdem Apollonie den Eltern die Sache vorgetragen hatte, ſagte Herzog:

„Wenn es wirklich zum beſten der Fränz iſt, wie Du meinſt, Londchen, ſo will ich es erlauben. Ob es zu ihrem beſten iſt, weiß ich nicht. Weißt Du es, Frau?“

Sie wiegte bedenklich den Kopf, während er fortfuhr:

„Es iſt ſchmerzlich, wenn Eltern ſo wenig Beſcheid wiſſen mit ihrem Kinde, wie wir mit der Fränz. Da ſie aber nach ihren Launen handelt, auf welche niemand gefaßt ſein kann: ſo kann auch niemand mit ihr Beſcheid wiſſen. Vielleicht iſt es ihr gut, einmal unſere ehrliche Afra wiederzuſehen; vielleicht gefällt ihr die große Stadt aber auch dermaßen, daß ſie noch viel unzufriedener heimkehrt.“

„Gott bewahre!“ ſagte Frau Herzog, „das wollen wir nicht fürchten! dann wäre es ſchon beſſer, ſie bliebe hier.“

„Afra muß ihr recht ins Gewiſſen reden,“ ſagte die Doktorin, „ſie iſt am offenſten gegen Afra.“

„Nun, in Gottes Namen,“ ſagte der Vater, „ich will ja nur das Beſte des Kindes.“

Bei dem Nachteſſen pflegte Herzog die Familienangelegenheiten zu beſprechen. Die Sorgen und Arbeiten des Tages waren abgetan und er beſchäftigte ſich dann gern mit anderen Dingen. Auch jetzt ſagte er während des Nachteſſens:

„Höre, Fränz, die Afra befindet ſich nicht zum beſten; ſie hätte Dich gern auf einige Wochen bei ſich. Gingeſt Du gern zu ihr?“

„O mit Freuden!“ rief Franziſka lebhaft.

„So halte Dich bereit. Am erſten Mai reiſt der alte Hellmut in's Bad, bringt Dich zur Afra, und holt Dich nach drei Wochen wieder bei ihr ab."

„Vater . . . Mutter! iſt das wirklich wahr!" rief Franziſka ſchwankend zwiſchen Freude und Zweifel.

„Warum ſollte es nicht wahr ſein, Fränz?"

„O es wäre zu ſchön! . . . es würde mich zu ſehr freuen!"

„Nun, ſo freue Dich nach Herzensluſt," ſagte Frau Herzog, „denn es bleibt dabei: am erſten Mai reiſeſt Du zur Afra."

Franziſka war ſelig. Die Vorſtellung beglückte ſie, eine Reiſe zu machen und ſich in einer großen Stadt einige Wochen aufzuhalten. Was würde ſie da nicht ſehen und hören, erleben und erfahren! ſie träumte von Wunderdingen, die da geſchehen müßten.

„Ach Gott!" ſagte Agathe ungeduldig, „bilde Dir nur keinen Unſinn ein! die Leutchen gehen dort juſt ſo auf zwei Beinen wie hier."

„Und bedenke," ſetzte die Doktorin Hellmut hinzu, „daß Du wohl nicht viel aus dem Hauſe kommen wirſt; denn Afra iſt leidend und ihr Mann iſt ſehr beſchäftigt, da er auch Privatunterricht gibt."

„Gleichviel!" rief Franziſka, „ich komme doch endlich einmal aus dieſem Krähwinkel heraus!"

„Suche nur geſcheiter wiederzukommen, als Du fortgehſt," erwiderte Agathe ärgerlich.

„Und rede nicht ſo verletzend, Fränz!" ſagte die ſanfte Doktorin. „Du weißt, daß der Vater ſein Städtchen gerade ſo liebt, wie der ſtolzeſte Bürger von Hamburg oder Frankfurt ſeine Vaterſtadt liebt; — Du weißt, daß er im ſtillen noch immer hofft, durch Dich einen Nachfolger für ſein Geſchäft und für ſeine Firma zu bekommen: alſo laß doch die kränkenden Reden fahren."

„Ich will eben nicht den Vater in ſeiner ſtillen Hoffnung beſtärken, denn ich bin des Holzhandels ſatt und überſatt!" ſagte Franziska ſchneidend.

„Törichtes Mädchen!" zürnte Agathe; aber Apollonie ſchwieg, um den Trotz der Schweſter nicht herauszufordern.

Franziska langte wohlbehalten bei Afra an und fühlte ſich ſo zufrieden, daß ihr Benehmen, ihre Laune, der Ausdruck ihres Geſichtes, ihrer Redeweiſe, — ganz verändert, ganz anmutig waren. Der gute Profeſſor Stark ſagte am erſten Abend zu Afra:

„Welche vorteilhafte Veränderung iſt mit der Fränz vorgegangen! in der Tat unglaublich! jetzt ſieht man erſt, welch' ein ſchönes Mädchen ſie iſt."

„Wenn ſie ſich nur recht glücklich hier fühlt, damit ſie auch ſo bleibe," erwiderte Afra beſorgt.

Aber Franziska fühlte ſich ganz außerordentlich glücklich; nicht durch den Aufenthalt in der im Antlitz! .... oder iſts der lange dunkle Anzug, der mir imponirte. Findeſt Du ſie nicht ſchön?“

„O ja, aber der Graf gefiel mir beſſer. Welch eine leichte ungezwungene Haltung! wie hübſch hob er die Gräfin auf ſeiner Hand in den Sattel! — ich ſag' es immer, es iſt ein ungeheurer Vorzug reich und vornehm zu ſein! hat man nur einen ganz gewöhnlichen Menſchenverſtand dazu, ſo iſt man fertig, hat Gott und die ganze Welt nicht nöthig, und kann ihr ein Schnippchen ſchlagen. Was fehlt dieſem Mann! er hat Alles! eine ſchöne Frau, ein ſtattliches Schloß, engliſche Pferde, einen herrlichen Park .... was fehlt ihm?“

„Zum Teufel, ich weiß nicht was ihm fehlt, allein irgendwo wird ihn der Schuh wol drücken.“

„Ja, auf den Hühneraugen .... wenn er deren hat. Einen wirklichen Kampf mit dem Leben um das Leben hat ſolch ein Menſch ja nie beſtanden — nie den Druck des Daſeins lähmend auf ſeinen Schultern gefühlt. Immer iſt er im Spiel oder im Schlaf zum Ziel getragen, und Mühſale und Bitterkeiten umdrängten ihn nie. Wie leicht iſt es den Glücklichen gut und liebenswürdig zu ſein.“

„Sophiſmen, Freund! für eine Vortreflichkeit die ich meinem vollen Geldbeutel verdanke, bin ich nicht geſchaffen. Es iſt wahr, ich hätte zuweilen keinen großen Stadt, von der ſie bei der häuslichen Lebensweiſe ihrer Schweſter wenig zu ſehen bekam, aber durch den Umgang mit Dr. Rabener.

„O Afra! was iſt das für ein intereſſanter Mann!“ ſagte ſie ganz begeiſtert; „dem könnte man tagelang mit Vergnügen zuhören!“

„Er iſt aber kein Prinz, kein General . . . nicht einmal ein Graf,“ erwiderte Afra ſcherzend.

„Neben ihm verſchwinden alle Prinzen, Afra! — und hörteſt Du nicht wie er ſagte, mit den ſogenannten höheren Ständen wäre es heutzutage aus und vorbei! ſie wären verrottet, ohne Geiſt, ohne Charakter, ohne Verſtändnis für unſere große Zeit der konſtitutionellen Regierungen, welche die Tüchtigkeit des Mannes zur Geltung und in Anſchlag brächten. Was bis jetzt höherer Stand geweſen ſei, gehe reißend bergab und zu Grabe und der Staatsbürger komme zur Höhe.“

„Hat er das alles geſagt?“ fragte Afra verwundert.

„Freilich! ich wäre aus mir ſelbſt nicht im Stande, die Worte für ſolche große Gedanken zu finden, obſchon manche ſeiner Gedanken in meiner Seele gleichſam geſchlafen haben und nun durch ihn geweckt werden.“

„Wenn er über dergleichen ſehr hohe Dinge ſpricht,“ ſagte Afra, „ſo verſtehe ich ihn nicht immer, denn mir fehlen dazu manche Kenntniſſe; allein wenn er von den Verpflichtungen ſpricht, welche die Nächſtenliebe uns auflegt, ſo bin ich ganz ergriffen.“

„Du mußt aber Humanität ſagen, Afra, nicht Nächſtenliebe.“

„Rabener ſagt, es ſei eines und dasſelbe.“

„Eben deshalb, Afra! Humanität klingt viel gebildeter. Von der Nächſtenliebe kann man in jeder Predigt hören.“

„Du biſt und bleibſt ein kurioſes Mädchen, Fränz, aber ich muß Dir geſtehen, daß ich am liebſten ſo ſpreche, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, und das iſt ehrliches Deutſch.“

„Und ich ſo, wie ich Dr. Rabener reden höre.“

Dr. Rabener bemerkte ſogleich den ungeheuern Eindruck, den er auf Franziska machte und auf den er es abgeſehen hatte. Eine gute Heirat zu machen, wäre ihm höchſt erwünſcht geweſen. Daß Afra einen bejahrten wohlhabenden Vater und eine junge hübſche Schweſter habe, erfuhr er bald; daß ſeine Niederlaſſung in X. vorteilhaft genug werden könne, war auch ziemlich wahrſcheinlich, denn der alte Dr. Hellmut war nicht unſterblich und mit dem jungen trat man in die Schranken. Daß aber Franziska ſo ſchön ſei und ſich ſo ſchnell für ihn begeiſtern werde, konnte er nicht ahnen. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit ungemein, und dieſe trieb ihn an, das ſchöne Mädchen mehr und mehr für ſich einzunehmen. Als kaum vierzehn Tage verfloſſen waren, hörte er plötzlich auf bei

Afra zu erſcheinen. Der erſte Tag erregte ein gewiſſes Befremden; doch Afra glaubte, daß zahlreiche Patienten den Doktor in Anſpruch genommen hätten. Der zweite Tag verging für Franziska in ängſtlicher Spannung und für Afra mit ſteigendem Befremden. Als aber Dr. Rabener auch am dritten Tage nicht erſchien, konnte Franziska ihre fieberhafte Aufregung nicht verbergen; ſie ſprach kein Wort und ſah leichenblaß aus.

„Rabener muß krank oder verreiſt ſein“ ſagte Afra zu ihrem Mann.

„Keines von beiden; er ſtreifte heute Nachmittag eiligſt an mir vorüber. Er wird wohl Abhaltungen haben um nicht zu kommen,“ ſagte Profeſſor Stark gleichmütig.

Franziska dachte das auch; allein was konnten das für Abhaltungen ſein? wußte er denn nicht, wie weh er ihr tue?

In der Frühe des vierten Tages faßte Afra ihren Entſchluß: ſie ſchickte ihr Dienſtmädchen hinauf und ließ Dr. Rabener zu ſich bitten. Er kam verlegen und befangen, blickte raſch im Zimmer umher und ſchien beruhigt Atem zu ſchöpfen, da er Afra allein fand.

„Haben wir Sie beleidigt, Herr Doktor?“ fragte ſie unbefangen ihm entgegen.

„O Gott nein! . . . wie können Sie das denken . . . und warum?“ antwortete er verwirrt.

„Warum? Weil Sie ſich drei volle Tage nicht bei uns ſehen ließen."

„Haben Sie das bemerkt?" fragte er geſpannt.

„Aber wie Sie tun, Doktor!" ſagte die einfache Afra faſt unwillig.

„Nun!" rief er aufgeregt, „ich will Ihnen mein Geheimnis anvertrauen: ich liebe Ihre Schweſter, und da ich nicht weiß, weder wie ſie für mich geſinnt iſt, noch ob Ihre Eltern unſere Verbindung gern ſehen werden, ſo habe ich es am beſten gefunden unſeren Umgang abzubrechen — mit welchen Gefühlen, nach welchem Kampf . . . das kann ich nicht mit Worten ausdrücken."

„Das iſt ſehr brav von Ihnen," entgegnete Afra harmlos; „aber ich glaube, Sie können ſich über beide Punkte beruhigen. Mir ſcheint, meine Schweſter hat eine große Bewunderung für Sie und meine Eltern wünſchen hauptſächlich das Glück ihrer Kinder."

„Aber Ihre Schweſter kann ganz andere Anſprüche machen bei Ihrer wundervollen Schönheit und ihrer Ausſicht auf Vermögen. Ich habe ihr keine andere Exiſtenz zu bieten, als die, welche auf meiner Praxis beruht."

„Es können ja nicht alle Leute reich ſein," ſagte Afra tröſtend; „meine beiden Schwäger ſind zwar in ſehr guter Lage; aber mein Mann und ich . . . wir müſſen uns nach der Decke ſtrecken, und ein geſchickter Arzt wie Sie, hat immer gute Ausſichten.“

„Alſo ich darf hoffen! ich darf dies Glück ins Auge faſſen!“ rief er.

Afra beſann ſich auf ihre Antwort, weil ſie die Geſinnung der Eltern nicht zu verbürgen wagte, wenn ſie auch über Franziska außer Zweifel war. Aber war es Zufall oder hatte Franziska Rabener's Stimme gehört, ſie trat ins Zimmer und ein helles Rot der Freude überflog ihr bleiches Antlitz, da ſie ihn erblickte. Er wendete ſich nun raſch an ſie und fragte innig:

„Darf ich auf das höchſte Glück hoffen? Würden Sie wirklich die Meine werden wollen?“

„Ja!“ ſagte Franziska entſchieden.

„Nur nicht zu haſtig!“ warf Afra mit einiger Beklommenheit dazwiſchen: „wir wollen abwarten ob auch die Eltern Ja ſagen.“

„Alſo noch immer quälende Ungewißheit!“ rief Rabener.

„Nicht doch!“ erwiderte Franziska: „ich bin feſt entſchloſſen, bei meinem Ja zu bleiben. Sind wir einig, ſo kann uns niemand trennen.“ — Dabei blieb ſie.

Profeſſor Stark war mit dieſer Verlobung äußerſt unzufrieden und ſagte zu Afra:

„Weibl! Du haſt einen dummen Streich gemacht! Daß ſich zwei junge Leute in einander vergaffen, das kommt täglich in der Welt vor;

aber ſie trennen ſich und vergeſſen einander wieder — das kommt zum Glück auch vor. In einigen Tagen zieht die Fränz wieder ab und hätte in ſechs Monaten den guten Doktor vergeſſen. Wer heißt Dich ihn tribulieren, bis er mit der Sprache herausrückt! . . . Ich dulde keine Liebſchaft in meinem Hauſe.“

„Gott bewahre! eine Liebſchaft!“ ſagte Afra beinahe weinend: „es iſt ein ganz ernſthaftes Eheverſprechen.“

„Und wenn die Eltern dagegen ſind und aus der Ehe nichts wird, Weibl . . . was iſt es dann?“

„Aber warum ſollten die Eltern dagegen ſein? Rabener iſt, was Hellmut iſt.“

„Ja! aber unter ganz anderen Verhältniſſen. So ein wildfremder Schwiegerſohn wird den Eltern nicht behagen.“

„Wildfremd! er iſt ja unſer Arzt, unſer Hausgenoſſe, unſer Freund!“ rief Afra.

„Ich ſage nichts gegen Rabeners Perſönlichkeit, Weibl! nur wüßte ich gern, ob ſeine Finanzen ihm erlauben einen Hausſtand zu gründen — und gar mit der Fränz, die immer hoch hinaus will.“

„O, das iſt ganz vorbei! ſie hat Rabener ſo gern und iſt ſo für ihn eingenommen, daß kein Fürſt und kein Prinz ihm den Rang ſtreitig machen kann. Wie er es hat, wie er es liebt: ſo iſt es ihr recht.“

Franziſka war überglücklich. Sie ſtellte ſchon ihre ganze Zukunft in Übereinſtimmung mit Rabener feſt. Er erklärte ihr, es ſei ihm unmöglich hier, wo ſo viele Ärzte ihm Konkurrenz machten, einen Hausſtand zu gründen; daher werde er ſich in X. niederlaſſen, da Hellmut Vater und Sohn unmöglich ausreichen könnten, wenn einmal Cholera, Typhus oder andere anſteckende Krankheiten herrſchten. Anfangs werde er zwar Mühe haben Praxis zu finden; nehme er aber ſeinen Wohnſitz in X., ſo lebte er doch in demſelben Ort mit ihr und könne ſie beſtändig ſehen.

Franziſka hätte ſich viel lieber in der großen Stadt niedergelaſſen; allein der Gedanke einer langen Trennung von Rabener war ihr unerträglich, und überdas mußte ja Krähwinkel zum Paradieſe werden, wenn er darin weilte. In dieſer Stimmung kehrte ſie mit dem alten Doktor Hellmut nach X. zurück und verſetzte ihre Mutter in die höchſte Beſtürzung, indem ſie ſich derſelben als Rabeners Braut in die Arme warf und ſie bat, ihre Fürſprecherin bei dem Vater zu ſein.

„Sagen werde ich es ihm ſogleich, das verſteht ſich! aber billigen und in Schutz nehmen kann ich Dein Verfahren nicht,“ ſagte Frau Herzog; „eine gute Tochter handelt nicht ſo.“

Sie trug die Sache aber doch ſo ſchonend wie möglich für Franziſka dem Vater vor, und hielt mit deren greller Beſtimmtheit zurück.

„Ganz wie ich es vorherſagte," antwortete Herzog ſehr verſtimmt: „verkehrt ging die Fränz hin, verkehrter kommt ſie zurück. In Liebeleien dürfen ſich aber unſere Töchter nicht einlaſſen. Hat dieſer Doktor ſein Brot, ſo werbe er in geziemender Weiſe um die Fränz und eheliche ſie; hat er es nicht, ſo wird die Sache kurz und gut abgeſchnitten. Er hat es nicht, wie ſie Dir eingeſtanden hat; folglich hört die ganze Geſchichte auf. Sage das der Fränz und daß ich kein Wort mehr davon hören will. Punktum."

Franziska war außer ſich über dieſen Beſcheid. Trotz der Bitten ihrer Mutter ſich wenigſtens vorher zu faſſen und zu ſammeln, ſtürmte ſie zu ihrem Vater, erklärte ihm, daß ſie dem Doktor Rabener ihr Wort gegeben, und daß niemand das Recht habe ſie zum Wortbruch zu zwingen; ſie ſei deſſen Braut und wolle ſeine Frau werden; ſie brauche nur zu warten bis ſie einundzwanzig Jahre zähle: dann ſei ſie mündig und frei in ihrer Wahl.

„Was muß das für ein Wicht ſein," ſagte Herzog verächtlich, „der eine Tochter in dieſen Zuſtand der Empörung gegen ihre Eltern verſetzt! Hätte er etwas, wäre er etwas, ſo könnte man ihn allenfalls entſchuldigen und ſagen, er biete ihr ja die Lage an, auf die ſie Anſpruch machen könne; aber nichts zu haben, weder Vermögen, noch Gehalt, noch feſte Stellung — und dennoch ſich in eine Familie eindrängen zu wollen, indem man einer Tochter den Kopf verdreht: das iſt gemein gedacht und gemein gehandelt, und einen ſolchen Wicht will ich nicht zum Schwiegerſohn. Dabei bleibt es. Punktum.“

Franziska hatte eine Anwandlung von Nervenzufällen, was aber den Vater ſehr wenig rührte.

„Gieße ihr ein Glas Waſſer ins Geſicht, ſo kommt ſie auf der Stelle zu ſich,“ ſagte er gleichgültig zu ſeiner beängſtigten Frau und verließ das Zimmer.

Frau Herzog wußte gar nicht, wie ſie dieſe rebelliſche Tochter behandeln ſolle; ſie machte ihr Vorwürfe, ſie weinte vor Bekümmernis, ſie drang in ſie mit Bitten und Vernunftgründen. Aber Franziska blieb unbewegt und erklärte nur, ſie werde lieber ſterben als von Rabener laſſen. Dies ſagte ſie nicht nur den Eltern, den Schweſtern, dem Pfarrer, den Schwägern — allen die ſich bemühten ſie auf andere Gedanken zu bringen, ſondern auch an Floreſtine, welche die ganze Begebenheit, als etwas ſehr Merkwürdiges, ihrem Vater mitteilte.

„Sehen Sie, wie gut es war, daß ich die Franziska nicht zur Geſellſchafterin meiner Flore machte,“ ſagte Herr von Cronenſtein zur Frau von Strahl.

„Dann wäre dieſe ganze einfältige Geſchichte

BIBL. UNIVERS. LIPS.

überhaupt nicht vorgefallen und es wäre alſo auch für Franziska ein Glück geweſen!“ ſagte ſie.

„Dieſe Geſchichte freilich nicht, doch ſehr wahrſcheinlich irgend eine andere,“ verſetzte er. „Ein junges Mädchen, das ſo ſchnell und ſo unbeſonnen ein Verhältnis anknüpft und ſo halsſtarrig dabei bleibt — dem iſt nicht zu trauen! in dem ſteckt etwas, das ich weit von Floreſtine zu entfernen wünſche: der Geiſt der ſogen. Emanzipation, die ja weiter nichts, als eine Herabwürdigung des Weibes unter das Kaudiniſche Joch gemeiner Leidenſchaft.“

„Hat der Beſuch am letzten Sonntag Sie nicht ſehr daran erinnert, daß nun bald für Floreſtine die Zeit kommt, wo auch ſie eine Wahl treffen wird, die über das Glück oder das Unglück ihres Lebens entſcheidet?“ fragte Frau von Strahl.

„Wie ſollte ich nicht!“ entgegnete Herr von Cronenſtein mit tiefer Wehmut: „täglich denke ich daran, und täglich — ich geſtehe es Ihnen! bebe ich vor dem Gedanken zurück. Wenn dieſe Perle in eine Hand fiele, die ihren Wert nicht zu ſchätzen wüßte!“

Frau von Strahl ſeufzte, denn ſie dachte an ihre Ehe und ſagte:

„Meine Gertraud hatte freilich den beſſeren Teil erwählt.“

„Das hatte ſie!“ rief er mit Wärme: „und wäre das Floreſtinens Beruf, ſo würde ich ſie und

Thaler um ſie mir zu erkaufen; — aber hätte ich ihn auch, ich mögt' es nicht, und ich meines Theils fühle mich ebenſo geneigt zur Güte und ebenſo überzeugt von meiner Liebenswürdigkeit möge nun Ebbe oder Flut in meiner Kaſſe herrſchen."

„Es iſt auch nicht das Geld allein! es iſt vielleicht noch mehr der Stand, die Geburt, die Gewohnheit ſich leicht in der Welt zu bewegen, überall einen Platz bereitet zu finden" .... —

„Ja, Gott ſei Dank! leicht in der Welt mich bewegen — das thue ich. Allein was das betrift einen Platz fir und fertig finden, auf dem mir an jedem Finger Schlöſſer, Pferde, ſchöne Weiber und Parks hingen — einen ſolchen wüßte ich wirklich nur im Schlaraffenlande zu ſuchen, obgleich ich ein eben ſo guter Edelmann bin wie Graf Sambach es iſt."

„Spotte immerhin, aber laß mich ausreden, ſagte Leonor etwas bitter. Märchen von der goldnen Gans habe ich nicht im Sinn, und dennoch findeſt Du den Platz den ich meine Dir bereitet: Deine Eltern, Deine Verwandtſchaft, Deine Familie haben ihn Dir in der Geſellſchaft erwirkt. Was erwirkt! er iſt Dir zugeboren! Die Geſellſchaft öfnet ſich Dir wie der Berg mit den Schätzen dem Aladdin, nur durch eine Zauberformel; die Geſellſchaft mich glücklich preiſen. Ja, der Gedanke, daß hier ein Kloſter entſtehen, daß dereinſt über meinem . . . über unſerem Grabe das fromme Gebet nimmer aufhören würde, wäre mir unſäglich ſüß. All unſer Hab' und Gut liegt ja ſtets in Gottes Hand und gehört ihm; jetzt aber, da meine Familie ausſtirbt, mein Name erliſcht, mein Wappenſchild zerbrochen in mein Grab gelegt wird; jetzt wäre es mir eine Wonne mein letztes Vermächtnis zu Gunſten Gottes zu machen und ihm direkt, ihm ausſchließlich mein Kind und alles, was ich beſitze zu weihen. Doch daran iſt nicht zu denken, weil Flore nicht daran denkt."

„Es iſt mir ſchon oft aufgefallen, daß ſie mit ihrer frommen, reinen, lichten Seele ſo gar nicht daran denkt," ſagte Frau von Strahl und da ſie einem beſorgten Blick ihres Schwagers begegnete, fügte ſie raſch hinzu: „Seien Sie ganz ruhig! ich ſuche nicht Flore zu beeinfluſſen! ich ſehe aber aus unſeren traulichen Geſprächen, wie ſie geſinnt iſt und ich beſtätige, daß das Kloſter nicht ihr Beruf iſt."

So drehte ſich in zwei Familien die höchſte Teilnahme um die Zukunft einer Tochter. Während aber der eine Vater ſeine Wünſche — und zwar die edelſten, die das Vaterherz haben kann, gar nicht in Anſchlag brachte, wollte der andere noch immer nicht von den ſeinen laſſen; am wenigſten jetzt, wo die Ankunft des jungen Guldman mit einer gewiſſen Spannung von der ganzen Stadt erwartet wurde.

Der Vater Guldman betrieb auch ein Holzgeſchäft in X. und befand ſich wohl dabei. Er hatte einen Bruder, deſſen ſpekulativer Kopf ſich in den kleinen Verhältniſſen einer Landſtadt beengt fühlte und der nach Amerika ging, um dort ſein Glück zu ſuchen. Er fand es inſofern, als er ein großes Vermögen erwarb. Einen Erben hatte er aber nicht; ſeine Ehe blieb kinderlos. Vor etwa zehn Jahren ſchrieb er ſeinem Bruder, dieſer möge ihm ſeinen Sohn nach Amerika ſchicken; er wolle den Neffen zum Aſſocie und dereinſt zu ſeinem Erben machen. Der alte Guldman ſchickte mit Freuden den jungen Menſchen nach Newyork, nicht ahnend, daß dies eine Trennung für's Leben ſei; denn es verging Jahr und Jahr, aber Vincenz kam nicht wieder. Nun war vor ſechs Monaten der alte Guldman in X. geſtorben und man wußte nicht was aus dem Geſchäft werden ſolle. Einſtweilen führte es die Witwe. Bald hieß es, der Vincenz werde kommen und ſeine Mutter nach Amerika abholen; bald, er werde ſich in Hamburg oder Bremen niederlaſſen; bald, ſein Kommen ſei ganz ungewiß. Auf einmal hieß es, er komme nächſtens, er ſei ſchon in London.

Es war dem alten Herzog unmöglich ſich des Gedankens zu erwehren, dies ſei der Mann für ſeine Fränz, und nach ſeinem Maßſtab ſchien ihm das Geſchäft Guldman und Herzog großartig genug, um die Tätigkeit des Amerikaners auszufüllen, ſo daß er gar nicht nach Bremen oder Hamburg zu gehen brauche, um glückliche Spekulationen zu machen. Und nun verſtörte Franziska's Torheit ſeine Hoffnungen! er konnte ſeinen Unwillen gar nicht bemeiſtern, verſicherte bei jeder Veranlaſſung— und oftmals auch ohne ſie! — er werde nie die unſinnige Heirat zugeben, und reizte ſie nur umſomehr zum Eigenwillen auf.

Selbſtverſtändlich war Vincenz Guldman Gegenſtand des Stadtgeſpräches. Franziska nahm aber nie anders Teil daran, als um dies allgemeine Intereſſe für einen Geldſack lächerlich und verächtlich zu machen.

„Ich begreife Euch gar nicht!" ſagte ſie, als ſie einmal mit Agathe bei der Doktorin Hellmut war: „ich ſehe nichts Intereſſantes darin, daß dieſer Guldman herkommt."

„Es iſt doch ein ſeltenes Schickſal," erwiderte Apollonie, „tief aus unſerem Deutſchland heraus nach Amerika gerufen zu werden und nach zehn Jahren ſteinreich zurückzukehren."

„Weil er einen ſteinreichen Onkel hat!" rief Franziska wegwerfend. „Hätte er den Reichtum erworben, errungen — ja! das würde auch mich intereſſieren! aber jetzt legt der Reichtum kein Zeugnis ab für ſeine Tüchtigkeit, ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter, und das iſt das einzige, was ich am Mann ſchätze.“

„Du würdeſt Dich doch ſehr glücklich fühlen, wenn Dr. Rabener plötzlich einen Onkel in Amerika beerbte!“ rief Agathe ungeduldig: „ſprich nicht ſo von oben herab vom Reichtum, Fränzl man glaubt Dir's doch nicht.“

„Das Verfahren des Vaters würde mich zur Freude über ein ſolches Ereignis zwingen, doch nicht Rabeners wegen,“ antwortete ſie hochfahrend. „Der Mann iſt mehr wert, als alle amerikaniſche Millionenmänner zuſammengenommen.“

„Nun, es iſt recht gut, daß Du nicht als Prätendentin für dieſen Millionenmann auftrittſt, Fränzchen,“ ſagte die Doktorin freundlich ſcherzend, „denn ich höre, daß ſchon einige Mütter und Töchter ihr Netz nach dieſem Goldfiſch auswerfen wollen.“

„Das kann ich mir vorſtellen!“ ſagte ſie verächtlich.

Trotzdem, und ganz heimlich, war auch ſie geſpannt auf die Ankunft des Amerikaners. Endlich kam er. Als eine Poſtkaleſche mit Poſtpferden beſpannt vor dem beſcheidenen Hauſe der Frau Guldman hielt, entſtand ein kleiner Auflauf, den die Neugier veranlaßte, in der Gaſſe, ja faſt im Städtchen. Franziska ſaß im Fenſter, als er vorüberfuhr. Wie viel angenehmer das doch iſt, als in dem ſchrecklichen Eilwagen eingepferchtzu ſitzen!

ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Bei allem was ſie ſah und hörte, warf ſie einen Seitenblick auf ſich ſelbſt, der ihre Unzufriedenheit mit ihren Verhältniſſen verriet.

Vincenz Guldman erſchien und verſchwand wie ein Meteor. Mit amerikaniſcher Entſchiedenheit hatte er zuvor genau überlegt, was er tun wolle, und nun führte er es mit einer Schnelligkeit aus, welche ſeine langſam überlegenden Mitbürger gar nicht faſſen konnten. Er ging zum alten Herzog, deſſen Gewohnheit er kannte ſtundenlang im Holzhof ſich aufzuhalten. Er ging geradeswegs durch das Haus durch und ohne Vorrede oder Einleitung fragte er, ob Herzog etwa Luſt habe das Guldman'ſche Geſchäft mit dem ſeinen zu vereinigen; wenn nicht, ſo laſſe er es eingehen, und für dieſen Fall ſei der Holzvorrat nach Z. verkauft. Er ſelbſt gehe nach Newyork zurück.

Dem alten Herzog fiel das Herz vor die Füße, als dieſer letzte Anker ſeiner Hoffnung von den Wellen des Lebens zerbrochen wurde. Er lehnte den Ankauf ab; für wen ſollte er ſich mit Arbeit überladen — wem das vergrößerte Geſchäft hinterlaſſen?

„Das zu wiſſen iſt Ihre Sache, Sir! ich kann es nicht wiſſen!" entgegnete Guldman, empfahl ſich und ſauſte wieder über den Flur durch das Haus auf die Gaſſe hinaus, ſo daß Frau Herzog, die mit einem Knix unter die Küchentür trat, völlig unbeachtet blieb.

„Gott bewahre!“ ſagte ſie zu ihrem Mann, welcher verſucht hatte ſeinem Beſuch das Geleit zu geben, aber zur Hoftür eintrat, als jener durch die Tür nach der Gaſſe verſchwand: „iſt das amerikaniſche Mode, wie ein Wirbelwind durch fremde Häuſer zu fegen, ſo lobe ich mir deutſche Art mit guten Tag und guten Weg.“

„Ja, Frau! wenn man ſo alt wird wie wir — da gefällt einem manches in der Welt nicht mehr,“ ſagte er niedergeſchlagen und kehrte in ſeinen Holzhof zurück.

Mochte nun auch Vincenz Guldman nicht ſehr gemütlich und nicht ſehr höflich ſein, und war das ſchöne Geſchlecht in X. nicht ſehr von ihm erbaut, ſo war er doch ſehr gut für ſeine Mutter und für ſeine beiden Schweſtern geweſen und hatte ſie in ſehr bequeme Verhältniſſe verſetzt, ſo daß man dennoch mit ihm zufrieden war, als er plötzlich wieder aus X. verſchwand. Er hatte ferner dem Bürgermeiſter eine hübſche Summe für die Armen der Stadt zugeſtellt, auf Franziszibergl eine Stiftung für vier Krankenbetten, vier Waiſenkinder und vier alte hilfsbedürftige Greiſe gemacht und endlich dem Stadtpfarrer eine Geldſumme eingehändigt, um Schulſchweſtern nach X. zu berufen. Man ſprach alſo nach ſeiner Abreiſe womöglich noch mehr von ihm als vor ſeiner Ankunſt. Deshalb ſagte auch Franziska ganz ungeduldig:

„Ich bin krank von dem Gerede über Vincenz Guldman! Wann wird es aufhören?"

„O es iſt ja ſo ſchön, von einem Menſchen nur Gutes zu vernehmen, daß ich beſtändig zuhören möchte," ſagte die Doktorin Hellmut.

„Er läßt ein paar Brocken ſeines Reichtumes hier zurück; — iſt das etwas Großes?" fragte ſie.

„Nichts Großes, aber etwas Gutes!" rief Agathe; „und er tut es mit Überlegung und denkt an jede Art von Bedürftigkeit."

„Das iſt allerdings recht human," ſagte Franziska kühl.

„Human?" rief Agathe: „human! ſinnloſes Wort! Chriſtlich iſt es, Fränz!"

„„Und daß er die Schulſchweſtern hier eingeführt haben will — nennſt Du das auch chriſtlich, arme Agathe?" fragte Franziska mitleidig.

„Wie denn ſonſt?" fragte Apollonie und Agathe höchlichſt verwundert.

„Es iſt bigott! er will Euere Töchter von Betſchweſtern zu Betſchweſtern erziehen laſſen."

„Aha!" rief Agathe erzürnt: „dieſe Anſichten bringt Dir der Doktor Rabener in ſeinen zahlreichen Briefen bei."

„Was weißt Du von ſeinen Briefen?" fragte Franziska errötend.

„Ich weiß, daß Afra nicht ſehr ſchreibeluſtig iſt und daß dennoch zweimal wöchentlich Briefe an Dich einlaufen, deren Adreſſe ſie geſchrieben hat — doch ſchwerlich den Inhalt.“

„So ſpioniert man um mich herum!“ rief Franziska beleidigt.

„Das iſt kein Spionieren! mein Mann hat die Poſt, und die Briefe gehen durch ſeine Hand.“

„Und warum ſollte ich nicht an Doktor Rabener ſchreiben?“ rief Franziska: „ich bin ſeine Braut, und Verlobte ſtehen im Briefwechſel.“

„Möchten ſeine Briefe nur nicht ſo verkehrte Anſichten ausſprechen,“ nahm die Doktorin das Wort: „denn aus Dir ſelbſt kommen ſie nicht.“

„Doch! doch!“ erwiderte Franziska eifrig: „es ſind immer in mir Gedanken geweſen, die mit ſeinen Anſichten übereinſtimmen.“

„Dergleichen Gedanken ſteigen wohl einmal in jedem von uns auf; aber man ſchlägt ſie ſich aus dem Sinn, man bekämpft ſie, denn es ſind Verſuchungen . . . —“

„So heißt es! ſo wird gepredigt!“ unterbrach Franziska: „das iſt aber grundfalſch! ſolche Gedanken ſind die Frucht eines ſelbſtändigen Geiſtes . . . eines Geiſtes, der ſich mündig fühlt . . . —“

„Und der deshalb nachplappert, was ihm ein Doktor Rabener vorſchwatzt!“ ſagte Agathe: „ein Doktor Rabener, der vielleicht Jude, Proteſtant, Türke oder Heide iſt.“

„Um ſein Glaubensbekenntnis habe ich mich nicht bekümmert,“ ſagte Franziska gleichgültig: „doch zu Deiner Beruhigung wiſſe, daß er Katholik iſt.“

„O weh!“ rief Agathe: „ein Katholik, der die Wertſchätzung des Ordensſtandes Bigotterie und Ordensfrauen Betſchweſtern nennt, der chriſtlichen Liebe aber nicht einmal die Bezeichnung chriſtlich gönnt — o weh! o weh! da wäre mir der Jud oder Türk ſchon lieber; denn die wiſſen nichts vom Chriſtentum! aber ſo ein ſchlechter Katholik verachtet es.“

„Er iſt ein aufgeklärter Katholik,“ ſagte Franziska mit großer Ruhe.

„Mein Gott, Fränz,“ ſagte die Doktorin traurig, „wie kannſt Du auf das Gerede dieſes Mannes ein ſolches Gewicht legen!“

„Ihr legt ja ein eben ſo großes Gewicht auf das, was die Geiſtlichen ſagen,“ antwortete ſie.

„Mit Recht! denn der Geiſtliche iſt mit dem Lehramt beauftragt.“

„Dies Amt kann jeder übernehmen, der den Geiſt dazu hat!“ rief Franziska.

„Dann lehrt jeder in ſeinem Namen und ſeinen eigenen Geiſt,“ erwiderte die Doktorin, „während der Geiſtliche den Auftrag von ſeinem Biſchof bekommt, die Lehre der Kirche zu verkündigen und im Namen Jeſu Chriſti zu ſprechen.“

„Sieh!“ ſagte Agathe und zählte es an den erhobenen Fingern auf: „will Dein Doktor Rabener aus ſich ſelbſt das Recht haben Religion lehren, ſo leugnet er erſtens die Kirche. Wer das tut, leugnet zweitens den, der ſie geſtiftet hat; — und wer Chriſtus leugnet, der leugnet drittens die heilige Dreifaltigkeit: alſo Gott! folglich iſt Dein Doktor Rabener ein Gottesleugner.“

„Gott bewahre,“ ſagte Franziska, welche gegen dieſe Logik nichts einzuwenden wußte: „er iſt ein herrlicher Mann.“

„Herrlich hin! herrlich her!“ rief Agathe: „er iſt kein Chriſt. Punktum — wie der Vater ſagt.“

Da Franziska noch nicht in die Chriſtus-Mythe eingeweiht war, konnte ſie auch noch nicht gehörig die chriſtlichen Dogmen bekämpfen und ſo begnügte ſie ſich mit der Antwort:

„Ihr verſteht ihn nicht.“

Sie nahm ſich aber vor, Dr. Rabener um eine ausführliche und genaue Belehrung zu bitten, welche die Katechismus-Weisheit ihrer Schweſtern gründlich widerlege — eine Sache, die ſie in ihrer Befangenheit für ſehr leicht hielt.

Das Geſpräch der Schweſtern wurde unterbrochen, indem die älteſte Tochter der Doktorin verſtört ins Zimmer ſtürzte, ihrer Mutter um den Hals fiel und ſtammelte:

„Der Großvater iſt tot.“

in welcher gewandte und gewinnende Männer zu Hauſe ſind, und Frauen ſchön und ſtolz wie die ſchlanke Reiterin dort, die einer Welt zu ihren Füßen gnädig von oben herab mit den Augen zuwinkt — was göttlich wäre, wenn's mich nicht ärgerte, und was mich nicht ärgern würde wenn ....“ — —

„Heraus damit! warum ſtockſt Du? Du haſt Dich ohnehin ſchon verplappert. Du wollteſt ſagen: wenn ich Graf X. Y. Z. wäre. Gelt?“

„Alles was ſchön iſt, Alles was prächtig ausſieht, Alles was uns imponirt, blendet und beſticht haben dieſe Leute in Beſchlag genommen,“ fuhr Leonor in ſeiner Aufregung fort.

„Nur im Allgemeinen nicht das Geld; das iſt nur noch ausnahmsweiſe beim Adel, und wer Geld hat kann ja ſeiner Frau ein Reitpferd halten, damit ſie von oben herab die Menſchen grüße, wie der hohe Sitz das von ſelbſt mit ſich bringt und wie es Dir ſo höchſt majeſtätiſch vorgekommen iſt,“ ſchaltete Ohlen gelaſſen ein.

„Haſt Du je die Frau eines Arztes, eines Advokaten, eines Predigers, eines Profeſſors ſo zu Pferde ſitzen ſehen?“

„Nein, ſagte Ohlen lachend, nein! aber Du bringſt mich da auf eine Idee, die mich beſeligt. Die Sambach iſt eine ſchöne Frau, ich würde ſie

Alle eilten erſchreckt in den Garten, wo er in der Laube ſaß und dem Spiel der Kinder zuſah. Aber er war zuſammengeſunken und ſein Blick ſtarr. Die Kinder drängten ſich ſcheu und beklommen an die Mutter. Die größeren wurden entſendet, um den Vater zu ſuchen, der auf dem Rundgang bei ſeinen Kranken war. Bis er kam hatte ſich der alte Doktor ſo weit erholt, um bei voller Beſinnung zu ſein und ſein nahes Ende zu fühlen. Er ließ ſeine ſämtlichen Kinder und Enkel und ſeine guten alten Freunde, den Stadtpfarrer, Herrn von Cronenſtein und Herzog rufen, nahm von ihnen allen Abſchied, als ginge er auf eine Reiſe, deren Endziel ſie ſämtlich ganz bald erreichen würden, empfing andächtig die Sterbeſakramente und entſchlief in Frieden.

Sehr wahrſcheinlich war Franziska Herzog die einzige Perſon in der Stadt, die mit dieſem Todesfall zufrieden war. Ja, ſie hatte Luſt, dem Doktor Rabener eine prophetiſche Gabe zuzuſchreibei. weil dieſer ſagte, der alte Dr. Hellmut ſei nicht unſterblich. Dieſe höchſt merkwürdige Weisſagung war nun eingetroffen und ſomit in kürzeſter Friſt der glückſelige Fall, daß Rabener ſich in X. mit Ausſicht auf bedeutende Praxis niederlaſſen konnte. Sie ſchrieb ihm ſogleich und verſicherte, wenn auch ihr Schwager Hellmut Kreisarzt wie ſein Vater würde und einige von deſſen Patienten erbte, ſo würden ſich doch gewiß viele dem neuen

Licht zuwenden; er möge getroſt kommen. Rabener antwortete, er werde kommen.

Nach einiger Zeit erfuhr die Stadt X. zu ihrem größten Erſtaunen, nicht Doktor Hellmut ſei Kreisarzt geworden, ſondern es werde ein Dr. Rabener als ſolcher hergeſchickt — und ſogar mit dem Titel Medizinalrat! es mußte alſo wohl ein ſehr tüchtiger Mann ſein, und man kam darin überein, daß ein ſolcher der Stadt not tue. Bevor die Kunde allgemein wurde, hatte Franziska ſie mit unbeſchreiblichem Triumph ihren Eltern mitgeteilt. Der Habenichts, der wildfremde Menſch, war alſo ein Herr Medizinalrat, und deſſen Bewerbung war gewiß ſo ehrenvoll wie möglich. In demſelben Sinn ſchrieb Afra den Eltern. Sie war nun einmal für Rabener eingenommen und folglich nach Frauenart, oder richtiger — nach menſchlich-natürlicher Art, blind und taub für das, was gegen ihn zu ſprechen ſchien. Sie fand die Heirat vortrefflich und war ſtolz auf den künftigen Schwager.

Ihr Mann hatte zwar geſagt:

„Weibl, verbrenn' Dir nicht die Finger mit dieſer Geſchichte. Vielleicht bereuſt Du es, daß Du der Fränz ſo viel Kohlen zum Liebesfeuer zuträgſt.“

„Die arme Fränz! ſie muß doch jemand haben, der ſich ihrer annimmt,“ meinte Afra.

„Das ſcheint mir nicht nötig, Weibl, ſie ſieht ihre Sache ſchon allein durch, und mir wär' es lieber, wenn Du Dich nicht hinein miſchteſt. Denn ſollte es wahr ſein, was ich gehört habe, ſo würde der Vater außer ſich geraten."

„Was haſt Du denn gehört?" fragte Afra.

„Rabener ſei Freimaurer."

Afra erſchrak, faßte ſich aber ſchnell und ſagte:

„Entweder iſt das nicht wahr — nun, dann iſt's leeres Geſchwätz; oder es iſt wahr — nun, dann gibt es vortreffliche Menſchen unter den Freimaurern. Aber die Sache ſoll bald klar werden! ich frage ihn."

„Das laß nur bleiben! er würde nicht mit der Wahrheit herausrücken, da er Deine Familie genug kennt um zu wiſſen, daß ſie Bedenken tragen würde, einen Freimaurer aufzunehmen."

Afra ſchwieg und dachte das Ihre. Nach eini- Tagen kam ſie freudeſtrahlend zu ihrem Mann.

„Jetzt kann ich Dir genaue Auskunft über Rabener geben," ſagte ſie: „Ja ja! Du brauchſt mich nicht ſo erſtaunt anzuſchauen! Ehrlich währt am längſten. Ich habe ihn ehrlich gefragt, zu welcher geheimen Geſellſchaft er eigentlich gehöre. Er antwortete: Haben Sie nie von dem Vincenz-Verein gehört? — Wie ſollte ich nicht! gab ich zur Antwort; aber das iſt keine geheime, ſondern eine ganz bekannte, von der Kirche gutgeheißene und empfohlene Geſellſchaft, deren Statuten jedermann leſen kann. — Es gibt verſchiedene Geſellſchaften, welche die edlen Zwecke des Vincenz-Vereins verfolgen, ſagte er, und die ſich beſtreben. Wohlfahrt, Glück und Bildung im ausgedehnteſten Maß unter den Menſchen zu verbreiten. Wenn eine ſolche Geſellſchaft ſich auf den Ausſpruch des Evangeliums ſtützt, daß die rechte Hand nicht wiſſen ſoll, was die linke tut — und in ſtiller Verborgenheit wirkt, ſo zieht mich das weit mehr an, als die gedruckten Jahresberichte und die öffentlichen Verſammlungen anderer Vereine. Man ſollte uns wenigſtens unſere Unſcheinbarkeit gönnen. So hat er geſprochen.“

„Und die genaue Auskunft . . . wo bleibt ſie?“ fragte Profeſſor Stark.

„Ich ſage Dir ja, er gehört zu einem Verein, der ganz in der Stille und ohne Prahlerei für das Glück der Menſchheit wirkt,“ erwiderte Afra und betonte jedes Wort um es eindringlicher zu machen.

„Du biſt ein herzensgutes Weibl . . . aber ein Genie in der Menſchenkenntnis biſt Du nicht!“ ſagte Profeſſor Stark lachend und ſetzte ſich an ſeinen Arbeitstiſch.

Afra dachte bei ſich ſelbſt: So ein guter Mann! . . . aber das will er doch nicht zugeben, daß ich mehr Menſchenkenntnis habe als er! . . . Nun, jeder hat ſeine kleinen Schwächen! . . . — —

Was konnte der alte Herzog gegen dieſe Heirat ſagen, als Medizinalrat Rabener in X. erſchien und ſogleich um Franziska warb? Er gab ſeine Einwilligung und ſuchte ſich in ein gutes Vernehmen mit dem künftigen Schwiegerſohn zu ſetzen, wie er das für ſeine Pflicht hielt. Es wurde ihm aber ſchwer, weil ihre Anſichten grundverſchieden waren, wenn auch Rabener den Schwiegereltern gegenüber ſehr zurückhaltend ſich äußerte. Sie konnten es nicht zu einem gemütlichen Ton mit ihm bringen. Am wenigſten konnte es Telesphor, der ſich ſcharf abgeſtoßen fühlte und jeden Augenblick mit Rabener in Streit geriet. Als dieſer einmal bei den Eltern zu Mittag aß, fragte Telesphor:

„Herr Medizinalrat, wie heißt der chineſiſche Buchſtabe, den Sie ſtatt des heiligen Kreuzzeichens vor dem Eſſen zu machen pflegen?“

„Richten Sie Ihre Studien auch auf das Chineſiſche?“ fragte Rabener zurück; „ich meine, für Ihren Beruf genüge Küchenlatein.“

„Wenn Sie Horaz und Virgil ſo titulieren wollen, ſteht es Ihnen frei.“

„Reſpekt vor denen! obſchon die klaſſiſchen Studien in unſeren Tagen Zeitverſchwendung ſind und anderen nützlicheren Wiſſenſchaften weichen ſollten. Horaz und Virgil huldigen wenigſtens einer vernünftigen Lebensphiloſophie. Nein! Ich hatte Ihre Kirchenväter im Sinn.“

„Sie müſſen ſich ſchon dazu bequemen, ſie auch als die Ihren anzuerkennen, wenn Sie Katholik ſind — obſchon ich gern glaube, daß der Sohn dieſen Vätern fremd blieb.“

„Wer nicht geiſtlich werden will, braucht ſich gewiß nicht um die Kirchenväter zu bekümmern,“ warf Franziska ein.

„Und wer ſich nicht um ſie bekümmert, weiß auch nichts von ihrem Küchenlatein, ein Ausdruck, den man ohnehin nicht auf die Kirchenväter, ſondern auf einige Schriftſteller des frühen Mittelalters anwendet.“

Über jede Abfertigung Rabener's durch Telesphor freute ſich der Vater; fand der umgekehrte Fall ſtatt, ſo freute ſich Franziska. Frau Herzog ſchwankte zwiſchen beiden hin und her, fand Telesphor ſehr unhöflich und Rabener's Sprechweiſe auf Schrauben geſtellt, hielt es jedoch für Pflicht der mütterlichen und der Nächſtenliebe, den letzteren häufig in Schutz zu nehmen, weil ihre Tochter Apollonie ihm nicht hold war, wegen der Zurückſetzung, die ſeinetwegen Dr. Hellmut erfahren hatte, und weil ihre Tochter Agathe ihn ganz einfach verabſcheute wegen der unchriſtlichen Anſichten, die Franziska von ihm einſog. Um die Mutter nicht zu beängſtigen, verſchwieg aber Agathe dieſen Grund, und ließ es ſich lieber gefallen, für ungerecht zu gelten. Wer die Familie Herzog vor zehn Jahren gekannt hatte und ſie jetzt wiederſah, mußte über die Veränderung ſtaunen, da an die Stelle herzlicher Eintracht und gemütlicher Unbefangenheit Spannung und Verſtimmung getreten war.

Im Spätjahr wurde Franziska die glückliche Gattin des Medizinalrates Rabener und bezog mit ihm das Häuschen im Weingarten, das die verſtorbene Großmutter bewohnt hatte und das er „unſere Cottage“ nannte.

Ein irrender Ritter.

Floreſtine kam von einem Gut ihres Vaters zurück geritten, das auf dem entgegengeſetzten Abhang der Hügel lag. Sie hatte einen Weg eingeſchlagen, den man genau kennen mußte, um auf ihm nach Cronenſtein zu gelangen, denn viele Wald- und Feldwege durchkreuzten ihn und konnten leicht irre führen. Sie aber kannte jeden Fußſteig in dieſer Gegend, und ritt ſorglos auf dem Kamm des Höhenzuges über das bräunliche Moos und das dürre Gras fort, das den Pfad überwucherte. Plötzlich wendete ſie ſich nach dem Reitknecht um und fragte:

„Wer kommt uns denn da entgegen, Claus?"

„Es wird ein Jäger ſein, gnädiges Fräulein."

„Es iſt ja ein Reiter, Claus! wenn es nur kein Bote iſt, der mir geſchickt wird! ſeit dem Tode des alten Doktor Hellmut habe ich zuweilen ſolche Gedanken."

„Die müſſen gnädiges Fräulein nicht haben," ſagte Claus: „und dies iſt auch kein Bote, ſondern ein Herr, denn das Pferd iſt gut."

Während Floreſtine nachdachte, wie der Reiter am ſpäten Nachmittag bei fallendem Nebel hierher komme, ritt dieſer an ſie heran, grüßte und ſagte:

„Ich habe meinen Weg verloren, indem ich ihn abzukürzen dachte. Würden Sie die Gnade haben mir anzugeben, wie ich nach X. komme?“

„Claus, kann man den Weg nach X. genau und ſicher angeben?“ ſagte Floreſtine zum Reitknecht.

„Nein, gnädiges Fräulein! das heißt Ja! . . . ich kann ihn genau angeben; aber dann würde der Herr erſt recht konfus werden, beſonders weil der Nebel immer dichter wird.“

„So wenden Sie Ihr Pferd, denn Sie kehren X. den Rücken zu,“ ſagte Floreſtine zu dem Fremden: „ich bringe Sie auf den rechten Weg.“

Er warf einen raſchen Blick auf ſie, tat wie ſie geheißen hatte und ſagte:

„Man muß hier ſehr zuhauſe ſein, um bei dieſem Nebel einen Spazierritt in den bewaldeten Hügeln zu machen.“

„O ich bin hier zuhauſe!“ erwiderte ſie lächelnd.

„Alſo wird mir die Ehre zu Teil, durch Fräulein von Cronenſtein auf den rechten Weg geführt zu werden?“ fragte er ehrerbietig.

„Ja,“ ſagte ſie unbefangen; „aber wir müſſen uns in Trab ſetzen. Es dunkelt ſtark. Halten

Sie ſich auf dem ſchmalen Pfad nur immer hinter mir.“

Im ſcharfen Trab ritten ſie eine Viertelſtunde ſchweigend fort. Da machte Floreſtine plötzlich Halt und ſagte:

„So! jetzt ſind wir auf einem großen Fahrweg. Folgen Sie demſelben. Er führt Sie allmählich bergab um den Schloßberg herum und nach X. Gott befohlen.“

Sie ritt quer über den Fahrweg hinüber und in den Park hinein. Da rief ſie den Reitknecht, ſprang vom Pferde, nahm ihr Reitkleid zuſammen und lief geſchwind auf dem ſteilſten und kürzeſten Wege, auf dem ſie nur langſam hätte reiten können, zum Schloß hinab, denn der Nebel ballte ſich mehr und mehr zuſammen und ihr Vater hätte beſorgt werden können.

Im Laufe des Sommers machte Herr von Cronenſtein alljährlich längere Beſuche bei ſeinen Verwandten und bei den Schweſtern ſeiner Frau. Vier bis fünf Wochen dauerte die kleine Reiſe, zu der ſich Floreſtine immer ſehr freute, weil das Leben mit den Tanten, Couſinen und Vettern ihr gefiel, beſonders wenn dieſe zum Gegenbeſuch nach Cronenſtein kamen. Der letzte Sommer war vorzüglich munter und belebt geweſen und Floreſtine hatte durch ihre Fröhlichkeit, ihre heitere Laune weſentlich dazu beigetragen. Sie hatte auch junge Männer, die nicht zur Familie gehörten, kennen gern wiederſehen; doch auf meine Ehre! ſie ſollte zwanzig Mal an mir vorüber reiten, gehen, tanzen, ich wollte meine Augen nicht aufſchlagen, wenn ich dafür die Wonne, die Seligkeit, das Entzücken haben könnte, unſre Rektorin ein einziges Mal im Galopp daher ſprengen zu ſehen. Lieber Junge, für dieſes Schauſpiel gebe ich alle gräflichen Amazonen des Erdbodens mit Jubel hin."

Er lachte ſo unauslöſchlich und ſchallend, daß Leonor von der Lachluſt angeſteckt wurde, aber dennoch in den Pauſen ſagte:

„Was iſt darüber eigentlich zu lachen? es ſtimmt ja nur mit meiner Behauptung überein, daß Alles Blendende und Anziehende in der Erſcheinung, durch Beiſpiel, Erziehung, Gewohnheit und Uebung ausſchließliches Eigenthum dieſer Leute geworden iſt."

„Vielleicht könnte ſich die Rektorin auch noch einüben," ſagte Ohlen jauchzend vor Lachen.

„Du biſt unbegreiflich kindiſch," ſagte Leonor ernſthaft, während Ohlen ſich ganz abgemattet auf eine Bank ſetzte, aber noch immer ſtoßweiſe lachte.

Euſtach und Cornelia ritten nach Landeck um die Damen Orzelsky zu beſuchen — ſo nannte Euſtach eine Geſellſchaft von Polinnen, die aus einer Mutter, zwei Töchtern, einer Nichte, einer Couſine und ein Paar Geſellſchafterinnen beſtand. Dieſe Schaar gelernt, und es hätte wohl gern der eine oder der andere ihr ſeine Huldigung dargebracht; allein ſie ſchien dafür ganz unempfänglich zu ſein. Die eine Tante hatte eine ſehr gute Heirat für ſie im Sinn und ſprach darüber mit Herrn von Cronenſtein, indem ſie die Beſorgnis nicht verhehlte, ſeine Anforderungen an einen Schwiegerſohn gingen zu weit.

„Ich ſtelle gar keine Anforderungen,“ antwortete er ruhig; „daß er ein braver Menſch ſei und daß er meiner Tochter gefalle, werden Sie gewiß nicht zu hoch geſpannt nennen.“

„Indirekt ſtellen Sie hohe Anforderungen,“ entgegnete ſie lächelnd, „denn Flore hat hohe Ideale von der Ehe und die verdankt ſie Ihnen.“

„Wünſchen Sie, daß es anders wäre? kann ich ihr etwas Einfacheres ſagen, als das, was die Kirche lehrt: in der Ehe ſollen zwei Seelen ſich heiligen? Iſt es meine Schuld, daß dies Allereinfachſte zugleich das Erhabenſte iſt?“

„Das alles muß ich freilich verneinen, beſter Schwager. Dennoch fürchte ich eine gewiſſe Exaltation bei Flore.“

„Was hat ſie denn geſagt oder getan?“ fragte Herr von Cronenſtein geſpannt.

„Das will ich Ihnen ſagen. Sie hatte vorgeſtern viel mit Alfred Verden getanzt und geſprochen. Darauf ſagt Amelie ſcherzend: Flore, mit meinem Schwager ließe ſich allenfalls durch's

Leben tanzen. Was meinſt Du? — Flore antwortet ganz ernſt: Das Leben iſt kein Tanz, und ich habe noch nie bei einem meiner Tänzer gedacht, daß ich mit ihm durch's Leben gehen könne."

„Iſt das exaltiert?" fragte Cronenſtein lächelnd.

„Hören Sie nur weiter! — Alſo bei einem andern haſt Du es gedacht? geſteh' es nur, Flore, ſagt Amelie in ihrer muntern Weiſe. — Nein, antwortet Flore ganz ruhig, ich habe es überhaupt noch nie gedacht. Um das zu denken, müßte ich eine unbeſchreiblich hohe Achtung und Verehrung für den Mann haben. — Amelie war ganz beſtürzt als ſie mir dieſe Äußerung mitteilte und ſetzte hinzu: ſie fürchte, Flore werde aus lauter Reſpekt vor dem Eheſtand einen Greis heiraten wollen, während Amelie ſehr wünſcht, es möchte eine Verbindung zwiſchen Flore und ihrem Schwager zuſtande kommen. Dafür bin ich aber nicht! mein Schwiegerſohn Verden iſt ein ganz anderer Mann, als der etwas beſchränkte Alfred. Eben darum meint Amelie, Alfred müſſe eine geſcheite Frau haben; — das täte mir aber leid für Flore! Ich bleibe dabei: Oswald von Lauingen wäre der Mann und die Partie für ſie, wenn ſie nicht ganz übertriebene Anſprüche macht."

Herr von Cronenſtein ließ den Redeſtrom ſeiner Schwägerin vorüberrauſchen und ſagte dann freundlich mit einem Anflug von Wehmut:

„Gott lohne Ihnen die Liebe, die Sie meiner mutterloſen Flore ſchenken. Wie es jetzt mit ihr ſteht, will ich Ihnen ſagen: ſie hat ein ganz freies, friſches Herz; ſie liebt Gott, ihren Vater, ihre Verwandten, alles Gute und Edle. Unter den Menſchen liebt ſie am meiſten ihren Vater, und da ſie ihn auch am meiſten verehrt, ſo verſchmilzt Liebe und Verehrung für ſie zu etwas unzertrennlichem. Was aber weiter daraus wird, müſſen wir Gott anheimſtellen! Flore kann einen Mann wählen, den ſie vor allem hochachtet und verehrt; es kann aber auch ihr Herz ſo tief getroffen werden, daß ſie annimmt, mit ihrer Liebe müſſe Verehrung Hand in Hand gehen — denn das Menſchenherz iſt geneigt, ſich zu täuſchen. Wir wollen ſie aber nicht aus ihrer Exaltation — wie Sie ſagen, oder aus ihrer Ruhe — wie ich ſage, herausdrängen. Je friedlicher ihr junges Herz bleibt, deſto kräftiger wird es für das ſpätere Leben. Was Oswald von Lauingen betrifft, ſo hätte ich ihn gern hier geſehen, und ich ſtimme mit Ihnen darin überein, daß die äußeren Verhältniſſe paſſend ſind. Doch das genügt nicht zur Begründung einer glücklichen Ehe.

Dabei blieb es: Amelie verſuchte noch ein paarmal ein Wörtchen zu Gunſten ihres Schwagers fallen zu laſſen — ganz vergeblich! — und Oswald von Lauingen kam nicht. Baron Frankenhauſen, Cronenſteins Schwager, war Oswald's

Vormund geweſen und ſeitdem in freundſchaftlicher Beziehung zu ihm geblieben; Cronenſtein aber hatte ihn ſeit Jahren nicht bei ſeinem Schwager getroffen, wohl aber früher viel bedenkliches über den jungen Mann gehört.

Floreſtine kehrte ſehr befriedigt von ihrer Rundreiſe heim, wußte der Majorin unendlich viel Liebes und Angenehmes von ſämtlichen Verwandten zu erzählen, worüber ſich dieſe ſehr freute — und war dann wieder ſo ganz eingewohnt in ihr gleichförmiges Leben auf Cronenſtein, als habe ſie ihren Schloßberg nie verlaſſen.

Während ſie an jenem Nachmittag ausgeritten war, erhielt ihr Vater einen Brief von der Baronin Frankenhauſen, die ihm ſchrieb:

„Lieber Schwager! Lauingen iſt hier und beklagt ungemein, Sie verfehlt zu haben. Da Sie meine und meines Mannes intime Beziehung zu ihm kennen, und da ich Ihre Gaſtfreundſchaft kenne, ſo ſchlug ich ihm zum Troſt vor, er möge nach Cronenſtein gehen, ich wolle ihn anmelden und könne ihm eine freundliche Aufnahme zuſagen. Doch weiter nichts. Sie verſtehen mich. Er nahm gern meinen Vorſchlag an und wird bald bei Ihnen erſcheinen, denn mein lieber Mann liegt mit einer heftigen Grippe zu Bett und iſt folglich in einer Laune, welche nur die Gattin zu ertragen vermag. Gott befohlen, lieber Schwager. Mit tauſend herzlichen Grüßen an meine Schweſter und Flore — Franz Seraph nicht zu vergeſſen! verbleibe ich" ꝛc.

„Offenbar kommt er wegen Flore," ſagte Frau von Strahl und gab ihrem Schwager den Brief zurück.

„Wo ſie nur bleibt bei dieſem Nebel," ſagte Herr von Cronenſtein, und ging beunruhigt an's Fenſter: „man ſieht ja nicht fünf Schritt weit."

Seine innere Unruhe galt aber im Grunde nicht ihrer Abweſenheit, ſondern einer unbeſtimmten Vorſtellung, daß dieſer Beſuch über Floreſtinen's Zukunft entſcheiden könne; — aber wie? Er dachte an die beiden Loſe, die er gezogen hatte, an das ſchwarze und das weiße, an die ſchweren Pflichten, die langen Schmerzen, das flüchtige Glück, an die unerhörte Energie, mit welcher der Wille in Übereinſtimmung mit der Pflicht zu halten war, an den Einfluß, den die Welt auf die Jugend hat, ohne daß dieſe ſich deſſen deutlich bewußt wird. Sie muß ihre Kämpfe kämpfen, dachte er; und wenn auch da das unerbittliche „Aber wie?" auftauchte, ſo dachte er entſchloſſen: Mit Gottes Gnade.

Die Lichter brannten ſchon, als Floreſtine eintrat und ihrem Vater Rechenſchaft ablegte über den Auftrag, den er ihr für den Verwalter gegeben. Dann ſetzte ſie hinzu:

„Mit ſeiner Frau beſuchte ich darauf die Nähſchule, wo ich mich etwas zu lange aufhielt und dann krönte ich meinen tatenvollen Tag dadurch, daß ich einen irrenden Ritter auf den richtigen Weg brachte.“

„Einen Ritter?“ fragte Frau von Strahl erſtaunt.

„Wenigſtens einen verirrten Reiter, Täntchen,“ ſagte ſie lachend.

„Wer war denn das, Flore?“

„Gott kennt ihn! ich nicht! Er wollte nach X. und irrte im Nebel oben auf dem Kamm der Hügel umher. Ich ließ ihn hinter mir her reiten und brachte ihn an den Fahrweg oberhalb des Parks. Da löſte ſich unſer Verhältnis, indem wir uns trennten. Daß ich Fräulein von Cronenſtein ſei, erriet der Ritter gleich.“

„Treibt ſich denn hier verdächtiges Geſindel umher?“ fragte Frau von Strahl.

„Aber, Täntchen, was fällt Dir ein?“ rief Floreſtine lachend: „würdigſt Du mein intereſſantes Abenteuer — und noch dazu das erſte, das mir in meinem Leben begegnet! — ſo herab! O mit nichten! geſindelhaft ſah mein irrender Ritter gar nicht aus . . . gar nicht wie ein Wild- oder Pferdedieb oder ſonſt ein verdächtiges Individuum.“

Sie lachte ſo herzlich, daß Herr von Cronenſtein lächelnd ſagte:

„Du überhörſt die Tiſchglocke, Flore.“

Eine halbe Stunde vor dem Abendeſſen, das in den Wintermonaten um ſechs Uhr abends ſtattfand, wurden ein paar Schläge mit einer gewiſſen Glocke gegeben, damit jeder bereit ſei, wenn es zu Tiſch gehen ſolle, denn Herr von Cronenſtein liebte die äußerſte Pünktlichkeit. Flore verſchwand, um ſich umzukleiden. Ihr Vater ſah der anmutigen Geſtalt nach und ſagte:

„Ohne Zweifel teile ich die Verblendung aller Eltern — aber Flore kommt mir wunderlieblich vor; nicht blos hier, wo ſie allein iſt, ſondern auch zwiſchen anderen jungen Frauen und Mädchen. Amelie Verden iſt eine ausgezeichnet hübſche Frau, aber Flore gefiele mir beſſer, wenn ſie auch nicht meine Tochter wäre.“

„Der Herr Graf von Lauingen wünſcht ſeine Aufwartung zu machen,“ meldete ein Diener, denn eben war ein Wagen in den Schloßhof gefahren.

Herr von Cronenſtein ging ihm entgegen, Frau von Strahl empfing ihn freundlich, ſie hatte ihn früher oft bei ihrer Schweſter geſehen; ſo trat denn der Graf als ein alter Bekannter in's Haus. Er hatte noch gerade Zeit, ſeinen Reiſeanzug vor dem ſpeiſen zu wechſeln und war wieder im Salon, als Floreſtine eintrat. Ihr Vater ſagte: „Graf Lauingen“ — und ſie verneigte ſich.

„Wir begegneten uns vorhin, gnädiges Fräulein,“ nahm Lauingen das Wort, „und ich habe es Ihrer Güte zu danken, daß ich überhaupt hier bin."

„Ah! ſind Sie es! ich erkannte Sie nicht gleich im Lampenlicht," erwiderte Floreſtine freundlich; „jetzt iſt es mir doppelt lieb, Sie auf den richtigen Weg gebracht zu haben, Herr Graf, da er Sie zu uns führte."

„Alſo Sie waren der irrende Ritter!" rief Herr von Cronenſtein lachend.

„O Väterchen!" ſagte Floreſtine bittend.

„Aber um's Himmelswillen, Graf, haben Sie denn einen Doppelgänger?" rief Frau von Strahl, „der eine ſitzt zu Pferd und der andere im Wagen?"

Franz Seraph und Telesphor traten ein, wurden dem Grafen genannt und man ging in's Speiſezimmer. Frau von Strahl war aber entſchloſſen, dies Rätſel zu löſen, wofür ihr Floreſtine im Stillen höchſt dankbar war und ſie kam auf ihre Frage zurück, indem ſie ſagte:

„Haben wir denn wirklich einen Doppelgänger vor uns?"

„Das wäre freilich etwas höchſt merkwürdiges," entgegnete der Graf lächelnd, „allein ich darf dies geheimnisvolle Intereſſe nicht für mich in Anſpruch nehmen. Ich ließ mir von Frankenhauſen ein Pferd geben, weil heute der Morgen wunderſchön war, um durch die Berge nach der Waldraſt und von dort hieher zu reiten. Der

Fahrweg dahin iſt ſehr lang, wie ich hörte und die letzte Stunde nur mit Ochſenvorſpann zu machen; deshalb zog ich den Ritt vor und ſchickte meinen Wagen direkt her. Bis zur Waldraſt ging es vortrefflich. Als ich wieder fortritt, hätte ich einen Führer nehmen ſollen, weil ich der Gegend unkundig bin. Ich dachte aber, es könne nicht ſchwer ſein, dies Flußgebiet zu finden und ohne den Nebel hätte ich es vielleicht gefunden. Genug, ich verirrte mich gründlich, konnte mich nicht nach den Himmelsgegenden orientieren und danke es der Dazwiſchenkunft des Fräuleins, daß ich jetzt hier bin. Unten am Schloßberg traf ich mit meinem Wagen zuſammen. Ich verließ das müde Pferd und ſtieg ein; — ſo endet dieſe Begebenheit äußerſt proſaiſch."

„Sie waren alſo ein verirrter Pilger, der von Maria-Waldraſt kam," ſagte Floreſtine, „das finde ich gar nicht proſaiſch. Aber wie hat ſie Ihnen denn gefallen, unſere liebe Waldraſt?"

„Wallfahrtsſtätten gefallen mir immer," erwiderte Lauingen, „ſie machen mir den Eindruck von tiefem Frieden."

„Die Waldraſt hat im Spätjahr etwas ſchwermütiges," ſagte Frau von Strahl, „wie ſie ſo einſam da liegt auf ihrer rauhen Höhe im dunkeln Föhrenwald, während weiter abwärts die kahlen Bäume des Laubholzes mit ihren dürren Äſten hinaufragen."

„Das iſt doch ſchön?“ ſagte Telesphor: „ich denke dabei immer an einen Dornenkranz, der ſich um's Herz legt.“

„O das gefällt mir!“ rief Floreſtine.

„Die Natur hat im Spätjahr immer etwas ſchwermütiges,“ ſagte Lauingen, „denn ſie ſtirbt ab und den Gedanken und den Anblick ertragen wir ſchwer. An einem Grabe leuchten höhere Hoffnungen vor uns auf; aber ein hinwelkendes Leben, deſſen Kräfte man mehr und mehr abſterben ſieht — das macht traurig! dies habe ich heute auf der Waldraſt aber nicht empfunden. Auf einer Wallfahrtsſtätte gibt es ja immer himmliſchen Troſt und himmliſche Verheißungen.“

„Ich bedauere ſtets von neuem,“ ſagte Herr von Cronenſtein, „daß auf der letzten, ſteilen Steigung nicht die vierzehn Leidensſtationen errichtet ſind.“

„Nun, Väterchen, das Vergnügen, ſie zu errichten hätteſt Du doch längſt Dir und uns bereiten können,“ ſagte Flore.

„O,“ ſagte Telesphor bittend, „erſt die Leidensſtationen zum Franziszibergl hinauf.“

„Ja, ja! erſt muß Franziszibergl ſeinen Kreuzweg bekommen, denn jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte — und dann die Waldraſt!“ rief Floreſtine.

„Aber Onkel, es müſſen ſchöne Stationsbilder ſein und nicht die abſcheulichen bunten, ſtarren reiſte zuſammen, wie die Polinnen das oft zu thun pflegen; die Hauptfigur in der Gruppe war aber Madame Antoinette Orzelska, die Couſine, und deshalb bezeichnete Euſtach mit ihrem Namen zugleich das ganze Planetenſyſtem dieſer Sonne. Sie war eine reizende Erſcheinung, gemiſcht aus Grazie und Caprice, aus Feinheit und Ueppigkeit. Ihr zartes bewegliches Geſicht war eingerahmt von langen blonden Locken, welche damals nur ausnahmsweiſe getragen und tirebouchons à l'anglaise genannt wurden. Mächtige dunkelbraune, ſchwarz umwimperte Augen kontraſtirten lebhaft mit der matten Färbung des Haars und des Teints. Sie kleidete ſich nie anders als in weiß oder blaßgrau; ſie behauptete ſie ſehe affrös in jeder bunten Farbe aus. Leichte wallende Federn, Fluten von Spitzen, ſtanden dem duftigen Antlitz vortreflich, und faltenreiche transparente Stoffe hoben die üppige ſylphenhaft geſchmeidige Geſtalt. Sie war dazu geſchaffen die Männer in Maſſe zu verzaubern und den Gemal zur Verzweiflung zu bringen. Der ihre war „là bas dans les pays“ und ſie reiſte mit ihren Verwandten ihrer Geſundheit wegen ſchon ſeit anderthalb Jahren — wie das bei den Polen Sitte iſt.

Eine Frau wie Madame Orzelska elektriſirte Euſtach. Ein ſtrenger Mann würde ſie kokett — ein

Holz- oder Gypsfiguren, die jetzt Mode ſind. Lieber nichts, als etwas ſo unſchönes.“

„Sie hören, daß es mir an Petitionen nicht fehlt und daß man mir ſogar vorſchreibt, in welcher Weiſe ich ſie zu berückſichtigen habe,“ ſagte Herr von Cronenſtein lachend zu Lauingen und dieſer fragte:

„Was iſt denn das, Franziszibergl?“

„Eine liebliche Schöpfung meines Vaters! morgen führen wir Sie hin!“ ſagte Floreſtine lebhaft — und wurde plötzlich etwas verlegen, weil ſie nicht wußte, ob der Graf beabſichtige, den folgenden Tag auf Cronenſtein zu bleiben. Sie hätte gerne ihre halbe Einladung zurückgenommen. Ihr Vater kam ihr zu Hilfe und ſagte gütig:

„Meine Tochter iſt etwas zu ſehr für das eingenommen, was ihr alter Vater tut und was für Sie, lieber Graf, gar kein Intereſſe hat.“

Was wird er nun antworten? dachte Floreſtine unwillkürlich. Er antwortete unbefangen:

„Warum ſollte ich mich nicht für etwas Gutes intereſſieren? ſieht man es häufig genug in der Welt, um dagegen gleichgiltig zu werden?“

„Nun gut! dann zeigen wir Ihnen Franziszibergl,“ ſagte Herr von Cronenſtein.

Floreſtine empfand eine ſtille Freude, daß der Vater die Sache ſo gut gewendet habe.

Nach dem Eſſen ging man in den Salon zurück. Die Poſt war gekommen; Frau von Strahl las ihre Briefe; Herr von Cronenſtein knüpfte mit dem Grafen ein politiſches Geſpräch an; Franz Seraph kritzelte mit einem kleinen Bleiſtift die erſte Kreuzwegſtation auf den zerriſſenen Umſchlag eines Briefes; Floreſtine beſorgte das Kaffeegeſchäft und erkundigte ſich bei Telesphor nach Franziska und deren Mann.

„Ich ſehe ſie faſt gar nicht,“ gab er zur Antwort. „Den Tag hindurch ſtudiere ich, mittags bin ich bei den Eltern, abends hier.“

„Und nie bei den Schweſtern?“ fragte Floreſtine mit leiſem Vorwurf im Ton.

„Doch! zuweilen — wenn es ſich ſo macht! Zu Apollonie gehe ich gerne, denn ſie lebt ſtill und gemütlich mit Mann und Kindern. Bei Agathe kommt man nie zur Ruhe und ſie ſelbſt auch nicht. Sie und ihr Mann ſind überflutet von Arbeit. Taucht ſie aber einmal aus dieſer Sündflut von Geſchäften auf, um Atem zu ſchöpfen, ſo findet man immer ihr gerades Herz und ihren geſunden Verſtand wieder — die manche andere in dem Tumult von ſechs kleinen Kindern, von Knechten, Mägden, Gäſten, Reiſenden, verlieren könnte. Doch bei der Fränz iſt weder ein ſtill gemütliches, noch ein tätiges Leben, ſondern ein unerträglich geſpreiztes, hohles Weſen. Sie ſitzt zwiſchen Büchern, von denen ſie nicht den zehnten Teil verſteht . . . um ſich zu bilden, wie ſie ſagt, und um den geiſtigen Anforderungen ihres Mannes zu genügen — und er hält ſich ſtundenlang bei ſeinen wenigen Kranken auf, um den Leuten, die ihn nie zu Hauſe treffen, weiß zu machen, daß er eine ungeheuere Praxis habe. Sehe ich ſie dennoch einmal, ſo zanken wir uns regelmäßig."

„Das iſt aber gar nicht ſchön!" ſagte Floreſtine: „Bedenken Sie doch, wie viel Geduld der Prieſter haben und wie große Nachſicht er üben muß und betrachten Sie dies als eine Vorübung für Ihren Beruf."

„Wenn ich mit Rabeners zuſammen war," fuhr Telesphor fort, ohne die Ermahnung zu beachten, „werde ich immer verſtimmt, fühle ich mich immer unangenehm, ja feindlich berührt" . . . —

„Aber Telesphor!" ſagte Floreſtine, „was ſind das für Reden . . . über Geſchwiſter!"

„Kann ich mein Gefühl ändern?" rief er: „gerade ſo wie ich mich hier oben, ich möge wollen oder nicht, in meinem innerſten Weſen wohltuend berührt fühle — fühle ich mich abgeſtoßen durch Rabener . . . und durch ſeine Frau, die ſein Echo iſt. Und wenn Sie etwa meinen, ich ſolle beide zu gewinnen ſuchen durch Milde und Liebe: ſo antworte ich Ihnen, ſie wollen nicht gewonnen ſein, ſondern uns andere für Ihre Anſichten gewinnen, die einzig und allein dem falſchen Fortſchritte der Zeit huldigen.“

„Und was ſind das für Anſichten?“ fragte Floreſtine geſpannt.

„Den Kern derſelben kann ich Ihnen mit zwei Worten ſagen, wenn Sie mir verſprechen wollen. nicht vor Schreck aufzuſchreien,“ antwortete er lachend.

„Auf die Gefahr hin nur heraus damit!“ rief ſie: „ich bin nicht nervenſchwach.“

„Der Kern iſt: Haß gegen jede Autorität auf Erden, die ihren Urſprung im Chriſtentum hat. Haß gegen die Autorität, die in der chriſtlichen Familie, der chriſtlichen Schule, dem chriſtlichen Staat herrſcht oder herrſchen ſoll. Grundhaß gegen die Autorität der heiligen Kirche, weil ſich jede andere Autorität auf ſie ſtützt, an ſie anlehnt, von ihr geſchirmt wird. Glauben Sie ja nicht, daß ich übertreibe! Der Herr Rektor hat mich vor meinem Schwager gewarnt und mir dies alles geſagt; er wird wohl wiſſen, warum. Heutzutage, ſagte er, geht der Teufel nicht umher wie ein brüllender Löwe; denn wäre das der Fall, ſo würde man ihm weiſe aus dem Wege gehen. Er geht herum mit dem Sirenengeſang der ſchmeichelnden Lüge und uns bleibt nichts übrig, als dem Beiſpiel des vielgereiſten Odyſſeus zu folgen und uns an den Maſt unſeres Schiffleins zu binden, damit wir in kluger Entfernung von den betörenden, falſchen Sirenen bleiben.“

„Das iſt aber ſehr traurig,“ verſetzte Floreſtine: „Wahr wird es wohl ſein, denn der Rektor ſpricht nicht unbedachtſam und dann freilich iſt es gut, daß ſie wenig mit Rabeners verkehren. Aber die arme Fränz tut mir von Herzen leid. Was halten denn ihre Eltern davon?“

„Der Vater ſchweigt und grämt ſich im ſtillen. Um die Mutter ſcharwenzelt Rabener herum; und da die arme Fränz ihr beſtändig wiederholt, wie glücklich ſie ſei und wie herrlich ihr Mann: ſo gibt ſie ſich mit dem Glück ihrer Tochter und der Aufmerkſamkeit ihres Schwiegerſohnes zufrieden . . . die gute Mutter.“

„Ja, die Lüge iſt die Königin der Zeit in unſeren öffentlichen Verhältniſſen,“ ſagte Herr von Cronenſtein infolge ſeines Geſprächs zu Graf Lauingen.

„Wir wollen ihr eine Krone aufſetzen!“ rief Franz Seraph und entwarf in wenigen Strichen einen Frauenkopf mit einem falſchen, hämiſchen Ausdruck.

„Welche Krone wollen Sie ihr denn geben um die Lüge zu charakteriſieren?“ fragte Lauingen.

„Einen Augenblick Geduld!“ bat Franz Seraph und zeichnete emſig. Nach einer Weile legte er ſein Blatt mitten auf den Tiſch und ſagte:

„Könige ſind Sieger — und Sieger tragen

Lorbeerkränze. Dieſe Königin trägt auch einen Lorbeerkranz, aber von Papier. Jedes Blatt iſt ein Papier, durch das ſie lügt und ſiegt.“

Er hatte auf alle Blätter die Benennungen derjenigen Zeitungen und Journale geſchrieben, die in der ſchlechten Preſſe glänzen.

„Was ſteht aber hier!“ rief Lauingen lachend: da muß ich opponieren, denn das greift in mein Gebiet über und gehört nicht zur Preſſe.“

„Nun, was ſteht da!“ ſagte Frau von Strahl.

„Diplomatiſche Depeſchen,“ las der Graf.

„Bravo, Franz Seraph!“ ſagte Herr von Cronenſtein: „Durch Indiskretion ſowohl als durch die Mitteilungen der Blau-, Grün- und Gelbbücher verfallen auch diplomatiſche Depeſchen der Preſſe.“

„Ich bin auch ſchon durch das Nachbarblatt getröſtet,“ verſetzte Lauingen, „denn da leſe ich „Thronreden.“

„Franz Seraph! verfalle nicht in Majeſtätsverbrechen!“ ſagte Herr von Cronenſtein und drohte ihm ſcherzhaft mit erhobenem Finger.

„Wie angenehm iſt ein ſolches Talent und wie erheitert es das Familienleben,“ bemerkte Lauingen.

„Gewiß!“ entgegnete Cronenſtein; „nur muß man nicht einen allzu hohen Wert darauf legen und darin eine Lebensaufgabe ſehen wollen.“

Franz Seraph errötete und ſchwieg. Er erfüllte pünktlich die Bedingungen, die der Onkel ihm vor Jahren geſtellt hatte; allein er war feſt entſchloſſen, ſeinem Beruf zu folgen.

„Franz Seraph ſingt auch ſehr hübſch und nur nach dem Gehör, er kennt keine Note,“ ſagte Floreſtine zu Lauingen, um ihren Vetter die Bemerkung des Vaters verſchmerzen zu laſſen.

„Darf ich Sie begleiten?“ ſagte Lauingen zu Franz Seraph, ſtand auf und ſetzte ſich an den Flügel.

Er ſchlug ein paar Akkorde an. Es war der perlende, goldene Ton, den nur eine Meiſterhand dieſem Inſtrument entlocken kann. Alle horchten auf; die junge Welt umſtand den Flügel, Frau von Strahl ließ ihre Häkelarbeit ruhen, Herr von Cronenſtein legte die Arme übereinander und blickte auf Floreſtine. Sie hatte ſich mit beiden Armen auf die Rücklehne eines Fauteuils geſtützt und ſtand etwas vorgebogen und den ſchönen Kopf etwas vorgeneigt lauſchend da, während ſich reine unbefangene Freude in ihrem Lächeln malte.

„Nun, was wollen Sie ſingen?“ ſagte Lauingen zu Franz Seraph gewendet und machte einen Schlußakkord.

„O nichts! nichts!“ rief dieſer: „ſpielen Sie nur weiter.“

„Bitte, ſpielen Sie weiter,“ ſagte Floreſtine.

„denn ſo etwas bekommen wir hier nicht zu hören.“

Lauingen ſpielte eine der ſchwerſten Fugen von Bach ohne Noten; dann verließ er den Flügel. Cronenſtein ſagte:

„Was Sie vorhin über Franz Seraph äußerten: ſein Talent erheitere den Familienkreis, — das paßt in höherem Grade auf das Ihre, Graf. Ihre Zuhörer ſindſi, wie ſie bemerken werden, verſtummt vor Bewunderung und ich will ihnen nicht zumuten, heute Muſik zu machen, wie es ſonſt jeden Abend geſchieht, denn der Unterſchied wäre gar zu demütigend.“

„Nein, Väterchen, ſo leicht ſind wir nicht zu demütigen! Jeder macht es, ſo gut er es kann!“ rief Floreſtine, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte und ſang, von Franz Seraph ſekundiert: „Marlborough s'en va't en guerre, Mironton ton mirontaine.“ Sie ſang mit ihrer friſchen reinen Stimme ſo munter, ſo launig, daß zuletzt alle von dem Scherz angeſteckt wurden und mitſangen „Mironton ton ton mirontaine,“ ſogar Frau von Strahl.

Um neun Uhr wurde der Tee gebracht und um halb zehn Uhr ertönte die Glocke der Kapelle.

„Das Abendgebet!“ ſagte Herr von Cronenſtein und erhob ſich.

Zu gleicher Zeit trat ein Diener mit einer Lampe ein und meldete:

„Es regnet ſtark."

„Alſo durch das Glashaus," ſagte Herr von Cronenſtein, und zu Lauingen ſich wendend ſetzte er hinzu: „Wer auf der Waldraſt war, wird auch wohl auf unſere Weiſe und mit uns den Tag beſchließen.

Lauingen verbeugte ſich zuſtimmend. Man ging aus dem Salon durch das Bibliothekzimmer, der Diener mit der Lampe voran, in das Glashaus, und hindurch zu einem Pförtchen, das in die Sakriſtei mündete, durch welche man die Kapelle betrat. Sie war beleuchtet. Jeder nahm ſein gewohntes Plätzchen ein und Herr von Cronenſtein betete das Abendgebet, das etwa zwanzig Minuten dauerte. Nach demſelben kehrte man in den Salon zurück wie man gekommen war und wünſchte einander gute Nacht. Um zehn Uhr waren die Lampen im Salon ausgelöſcht, aber die verſchiedenen Zimmer beleuchtet und Telesphor klopfte an die Tür des Herzog'ſchen Hauſes, welche der Vater ſelbſt ihm öffnete:

Herr von Cronenſtein begleitete ſeinen Gaſt in das für ihn beſtimmte Zimmer; da ſagte Lauingen:

„Welch ein idealiſches Leben führt man auf Cronenſtein! Wollen Sie mir geſtatten es einige Tage zu genießen?"

„Sehr gern! aber es iſt einförmig; das dürfen Sie nicht anders erwarten. Unſere Geſellſchaft beſteht im Winter darin, daß zuweilen die geiſtlichen Herren oder die Gymnaſiallehrer bei uns ſpeiſen. Im Sommer hingegen haben wir viel Beſuch."

„Der iſt mir ganz gleichgültig und durchaus kein Bedürfnis," verſicherte Lauingen. „Geſellſchaft gibt es ja überall; aber wie ſelten findet man Zutritt in einen wahrhaft gemütlichen Familienkreis. Ja, in der großen Welt hat man kaum Zeit dazu: man wird beſtändig von hohlen Rückſichten und künſtlichen Pflichten auf der Oberfläche fortgewirbelt und in Äußerlichkeiten feſtgehalten, ſo daß auf die Länge das Herz verkümmert und der Geiſt verkrüppelt."

„Wohlan, lieber Graf, bleiben Sie hier," ſagte Cronenſtein. „Morgen um halb acht Uhr iſt die heilige Meſſe und dann das Frühſtück."

Lauingen blieb drei Tage und meinte er ſei hier zu Hauſe. Am Vorabend ſeiner Abreiſe ſagte er zu Herr von Cronenſtein:

„Wie gern käme ich wieder! aber ich will aufrichtig ſein: ich käme nur in dem Falle wieder, daß ich die Hoffnung hätte . . . Ihr Sohn zu werden."

Cronenſtein ſah ihn mit einem Blick an, als ob er ſein innerſtes Weſen erforſchen wolle und verſetzte:

„Bevor ich Ihnen antworte, muß ich eine Frage tun, die Sie mir als Chriſt beantworten ernſter, manierirt gefunden haben; ſeiner Natur mußte ſie zuſagen! ihr gegenüber war wieder ein Reiz in die Exiſtenz — ein Nerv in das Leben gekommen. Sie umglitt und überglitt mit der feinſten Gewandtheit alle Verhältniſſe, ſie floh den Ernſt als Pedanterie, die Gewiſſenhaftigkeit als Langeweile, und die Leidenſchaft als die höchſte Gefahr und den Gipfel der Thorheit. Das Blut war heiß und eiskalt das Herz; der Verſtand überwachte beide ohne ſie zu verdecken.

Cornelien gefiel ſie mittelmäßig.

„Iſt ſie nicht charmant?“ fragte Euſtach.

„Ich weiß noch nicht, entgegnete ſie, halb und halb iſt ſie es gewiß.“

„Und was fehlt ihr in Deinen Augen um es ganz zu ſein?“

„Vielleicht fehlt nur mir etwas — nämlich Deine Augen,“ ſagte Cornelia neckend.

„Ja, die hat ſie gewonnen — und unbedingt. Ich finde eine vollendete Anmuth in ihrer Erſcheinung, die zugleich gebietend iſt und weich“ .... —

„Weich? ja wie eine Katze.“

„Welch ein Vergleich! Du haſſeſt die Katzen, ich weiß es.“

„Ich haſſe ſie nicht, mir grauet nur vor ihnen, aber ich mag ſie wol. Uebrigens ſprach ich auch werden. Ich weiß, daß Sie in Ihrer erſten Jugend eine heftige traurige Leidenſchaft hatten, die Ihrer Mutter tauſend Tränen und Ihrem Vormund ſchwere Sorgen gekoſtet hat: wie ſteht es mit ihr? iſt ſie überwunden?“

„Sie iſt es,“ entgegnete Lauingen ruhig: „jene klägliche Epoche war zwiſchen meinem zwanzigſten und vierundzwanzigſten Jahr. Seitdem ſind ſieben Jahr verfloſſen und die Zeit im Bunde mit Vernunft und Willenskraft haben ſie ausgelöſcht.“

„Ich glaube Ihnen, denn es ſtimmt mit den Ausſagen Frankenhauſens und mit den Erkundigungen überein, die ich da und dort einzog. Und dennoch, lieber Graf . . . ich kann es nicht verhehlen . . . dennoch zittere ich bei dem Gedanken Ihnen mein Kind, mein einziges, anzuvertrauen.“

„Ich habe es verdient,“ erwiderte Lauingen ſanft und ernſt: „und eben deshalb frage ich Sie, ob ich einige Hoffnung habe; — denn, wenn ich ſie nicht habe, ſo komme ich nicht wieder.“

„Das begreife ich, lieber Graf, und gegen meine Bedenken ſpricht ja auch eine Stimme für Sie, die mir ſagt, daß meine Tochter vielleicht nie einen Gatten finden wird, der nicht vom Netze irgend einer traurigen Leidenſchaft umgarnt geweſen wäre.“

„Sie ſind alſo nicht mein entſchiedener Gegner!“ rief Lauingen mit dringender Bitte.

„Durchaus nicht . . . ſobald Flore Ihnen geneigt iſt. Ob ſie es ſein wird, weiß ich nicht. Wenn ich ihr ſagte, daß ich dieſe oder irgend eine andere Verbindung für ſie wünſche, ſo glaube ich, daß ſie jetzt mit ihrem ruhigen Herzen darauf eingehen würde. Aber ein ſolcher Wunſch liegt mir fern. Ich greife nicht gern unmittelbar in Lebensgeſtaltungen ein, bei denen man doch ſehr auf die Fügungen Gottes zu achten und zu vertrauen hat. Ich werde mich ganz parteilos verhalten. Bis jetzt hat Flore nicht die leiſeſte Neigung für den Eheſtand gezeigt und in einem jungen Mann nichts anderes geſehen, als einen artigen Geſellſchafter. Sieht ſie in Ihnen einen Lebensgefährten, ſo habe ich nichts dawider. Aber auf eine Eroberung im Sturm werden Sie verzichten müſſen.“

„Ich habe ja nur um Hoffnung gebeten und bin dankbar und glücklich, daß Sie nicht ſie mir verſagen. Allein ich muß noch eine zweite Bitte ausſprechen; und das iſt die: meine Vergangenheit — oder vielmehr einen Punkt in meiner Vergangenheit . . . nie vor ihr zu enthüllen.“

„Das iſt gern gewährt, lieber Graf. Sie geben mir ja das Wort eines Chriſten, daß die Sache längſt abgeſtorben iſt; weshalb ſollte ich meine Tochter gleichſam durch ein Geſpenſt beunruhigen.“

Beim Abſchied ſagte Lauingen zu Floreſtine:

„Ihr Herr Vater hat mir erlaubt zum Weihnachtsfeſt wiederzukommen. Werden Sie auch ein Chriſtgeſchenk für mich haben?“

„O gewiß! . . . wüßte ich nur was Ihnen Vergnügen machen könnte!“ ſagte ſie lieblich: „vielleicht fällt mir bis dahin etwas Hübſches ein . . . und überdas hat man ja auch unter dem Chriſtbaum und bei der Krippe an der geringſten Gabe Freude.“

„Möchte Ihnen doch das Rechte einfallen!“ ſagte Lauingen.

„Haben Sie denn wirklich Wünſche?“ fragte Flore höchſt befremdet.

„Verſetzeſt Du Graf Lauingen bei lebendigem Leibe unter die Seligen, Florette?“ fragte Herr von Cronenſtein lachend: „nur die Seligen haben keine Wünſche mehr.“

„O ich hatte nur Chriſtbaumwünſche im Sinn,“ antwortete ſie unbefangen.

Lauingen reiſte ab voll froher Hoffnungen und mit der Zuverſicht auf dies Weſen das Glück ſeines Lebens zu gründen . . . wenn es zu gewinnen ſei. Auf Cronenſtein war nicht weiter die Rede von ihm.

Nach etwa vierzehn Tagen befand ſich unter den Briefen, die abends auf dem Tiſche lagen, auch ein Brief an Floreſtine. Das war immer ein kleines Ereignis, da ſie eine ſehr geringe Korreſpondenz hatte. Sie öffnete raſch den Brief und rief erfreut:

„Ah! von Amelie Verden!“

„Nun, was ſchreibt Amelie?“ fragte Frau von Strahl, nachdem Floreſtine den Brief geleſen und ohne eine Silbe zu äußern in die Taſche geſteckt hatte.

„Dies und das, Täntchen!“ erwiderte Flore mit einem Anflug von Mißmut.

„Das iſt lakoniſch!“ rief Franz Seraph.

„Und geheimnisvoll,“ ſetzte Telesphor hinzu, während Frau von Strahl befremdet von ihrer Arbeit aufblickte.

„Amelie wünſcht ein Stickmuſter zu haben, das ſie bei mir ſah,“ ſagte Floreſtine wieder gefaßt, „und empfiehlt ſich Dir beſtens. Sie iſt geſund und munter, und Mann und Kinder ſind es auch.“

Vorderhand blieb es bei dieſer Auskunft. Als aber am ſpätern Abend jeder auf ſeinem Zimmer war, öffnete Floreſtine leiſe die Tür zwiſchen dem ihren und dem ihrer Tante, hielt ihren Brief in der Hand, trat ein und umarmte weinend Frau von Strahl. Furchtbar erſchreckt rief dieſe:

„Liebes Kind! . . . iſt in der Familie ein Unglück geſchehen?“

„Nein, nein, Tante! . . . Aber lies, bitte das Poſtſkriptum in Amelie's Brief.“

Frau von Strahl las:

„P. S. Ich höre, daß Lauingen ganz begeiſtert „von Cronenſtein und ſeinen Bewohnern „und Bewohnerinnen zurückgekehrt iſt und „nächſtens wieder hingeht. Ich werde alſo wohl „mit meinem Glückwunſch zum neuen Jahre noch „einen anderen für Dich, meine Florette, verbinden „und Dich, wenn ich Dich wiederſehe, als „Gräfin von Lauingen begrüßen können."

„Iſt das nicht entſetzlich unangenehm, Tante!" rief Floreſtine und trocknete die Tränen: „im Grunde müßte ich aber nicht weinen, ſondern nur ärgerlich ſein."

„Keines von beiden, liebes Kind! Alles was Amelie ſchreibt, beruht auf den zwei Worten „ich höre." Was wird nicht in der Welt geſchwatzt, wovon keine Silbe wahr iſt! — beſonders dann, wenn ein junger Mann ein Haus beſucht, wo junge Mädchen ſind."

„Es iſt aber doch ſehr unangenehm, ſehr ſtörend und macht mich verlegen, daß die Menſchen gleich an eine Heirat denken, Tante. Auf die Weiſe kann man ja gar nicht unbefangen mit einem jungen Mann umgehen. Man muß immer denken: Jetzt werden die Leute ſagen, das gibt eine Heirat! — Und ich finde es ſo einfältig, bei jedem jungen Mann vorauszuſetzen, daß er mir gegenüber Heiratsgedanken habe."

„Das wäre wirklich ſehr einfältig, Flore! Nein! laß Dich nicht durch ſolche kleine Neckereien beunruhigen. Wahr an der Sache iſt dies: Cronenſtein hat dem Grafen Lauingen gefallen.“

„Und wem könnte es nicht gefallen!“ warf Floreſtine ein.

„Deshalb kommt er wieder,“ fuhr Frau von Strahl fort. „Ob er überhaupt die Abſicht hat, ſich zu verehelichen, weiß ich nicht. Hat er ſie aber, ſo wird ſeine Wahl ſchwerlich auf ein kleines Landfräulein wie Du biſt, fallen — ſondern auf eine junge Dame aus der großen Welt in der er lebt. Und für die große Welt biſt Du nicht erzogen . . . das ſiehſt Du gewiß ein.“

„Ja, das ſehe ich ein,“ ſagte Floreſtine beruhigt.

„Nun geh’ ſchlafen, meine Florette, und laſſ’ Dir künftig nicht ſo leicht Deinen Frieden rauben,“ ſagte Frau von Strahl und küßte zärtlich ihre Stirn.

Herr von Cronenſtein antwortete ſeiner Schwägerin, als ſie ihm dies kleine Ereignis mitteilte:

„Was Gott will, wird Er fügen. Es iſt nichts gegen Lauingen zu ſagen, da er die Leidenſchaft ſeiner früheren Jahre beſiegt hat. Möge Flore das wählen, was zum Heil ihrer Seele gereicht.“

Die Würfel fallen.

Das Weihnachtsfeſt war gekommen — dies wundervolle Feſt, das durch ſeinen himmliſchen Inhalt und lieblichen Gegenſtand die chriſtliche Welt auf ein paar Stunden in einen Tempel des Lichts verwandelt, wo Glaube und Liebe, Friede und Freude eine ganz ſelige, ganz einzige Feier begehen.

Oswald von Lauingen war auf Cronenſtein. Er meinte, daß er zum erſtenmal das Verſtändnis des Chriſtfeſtes ſo recht genieße, denn Floreſtine zog ihn in die Sphäre ihrer Anbetung, ihres Jubels, ihres Glückes hinein. Er meinte, in Floreſtine habe der Lobgeſang der Engel: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“ — einen Körper bekommen. Aber das alles, ſo lieblich es ſein mochte, genügte ihm nicht. Nicht das was ſie tat, was ſie ſprach, was ſie gab, entzückte ihn, ſondern das, was ſie war und wie ſie war, und er nahm ſich feſt vor, Cronenſtein nicht zu verlaſſen, ohne eine Entſcheidung über ſeine Zukunft zu haben. Zuweilen ſchien ihm, daß ſich Floreſtinens Herz ganz leiſe ihm zuneige und zuweilen fand er, ſie lege nur anmutige Traulichkeit gegen einen Gaſt ihres Vaters an den Tag.

Herr von Cronenſtein hatte ſeiner Kapelle das Chriſtgeſchenk einer ſehr ſchönen kleinen Orgel gemacht und Floreſtine wünſchte nun den Vater durch ein ſchönes Muſikſtück zu überraſchen.

„Bitte, helfen Sie uns,“ ſagte ſie zu Lauingen; „wir möchten gern am Sylveſterabend das Tedeum von Haße in der Kapelle ſingen.“

„Ein kühnes Unternehmen! woher nehmen Sie die Pauken und Trompeten?“

„Die laſſen wir beiſeite. Es iſt einmal in der Stadtpfarrkirche von jungen Leuten geſungen worden, die einen Geſangverein haben, wozu auch Franz Seraph und Telesphor gehören. Einige der beſten und ſicherſten Sänger wählen wir aus, und wenn Sie ſo gut wären uns einzuüben, ſo würde alles vortrefflich gehen.“

„Ich habe nur leider nie die Orgel geſpielt.“

„O das iſt auch nicht nötig! Sie üben uns am Flügel ein und am Sylveſterabend, wenn die Andacht in der Stadtpfarrkirche zu Ende iſt, kommt der Organiſt herauf, der mein Muſiklehrer iſt und der das Tedeum von Haße kennt, weil er es damals begleitet hat und übernimmt die Orgel. Er hat aber nicht Zeit, um uns einzuüben.“

„So will ich es verſuchen," ſagte Lauingen. „vorausgeſetzt, daß die Stimmen nicht allzu rebelliſch ſind."

„O, wir ſind ſehr fügſam," ſagte ſie munter. „Und wo ſingen wir? im Salon hört Herr von Cronenſtein ja jeden Ton."

„Ich habe in meinem Zimmer auch einen Flügel, der freilich älter und nicht ſo gut wie der im Salon — aber zu unſerem Zweck ſehr gut iſt."

Zu Herr von Cronenſtein ſagte ſie ſchmeichelnd:

„Väterchen! Du wirſt in dieſen Tagen ein gewiſſes melodiſches — oder auch unmelodiſches Ohrenſauſen haben. Da es aber mit dem Neujahrstag verſchwindet, ſo wirſt Du es nicht beachten . . . nicht wahr?"

„Sei unbeſorgt," antwortete er liebreich; „ich werde blind, taub und alles ſein, was noch weiter erforderlich iſt."

Lauingen freute ſich ungemein auf die Proben, weil ſie an Floreſtinens Flügel ſtattfinden ſollten und er dadurch Gelegenheit bekam, ihr Zimmer und deſſen Einrichtung zu ſehen. Mehr und minder ſpiegelt ſich der Geiſt des Bewohners, ſein Gedankenkreis, ſeine Lieblingsbeſchäftigungen, ſeine Gewohnheiten, in ſeinem Zimmer ab. Als die jungen Leute zur erſten Probe beiſammen waren, kam Franz Seraph zum Grafen und lud ihn ein, ſeine Kapellmeiſterrolle anzutreten.

Lauingen folgte ihm freudig; aber groß war ſeine Enttäuſchung, als ihm auf der Schwelle Floreſtine entgegentrat und ſagte:

„Wie gefällt Ihnen unſer improviſierter Konzertſaal?“

Sie befanden ſich in einem geräumigen, ſtattlichen Zimmer mit Möbeln und Vorhängen von blauem Damaſt, mit einem rieſenhaften Spiegel in Goldrahmen und mit einigen Tiſchen, deren Marmorplatte auf vergoldetem Fuß lag. Der Flügel ſtand in der Mitte des Zimmers. Grenzenlos erſtaunt ſagte Lauingen:

„Und dies iſt Ihr Zimmer?“

„O nein!“ rief ſie: „mein Zimmer liegt über dem meines Vaters! dies iſt ein kleiner Salon für hohe Gäſte . . . und da die heilige Muſik auch ein hoher Gaſt iſt, ſo ließ ich meinen Flügel hier aufſtellen. Wenn ihn der Transport nur nicht verſtimmt hat!“

Nicht der Flügel, aber der Graf war etwas verſtimmt. Er rieb die Hände und ſagte:

„Es iſt hier froſtig, wie in allen unbewohnten Räumen — das macht die Finger ſteif.“

„Sehen Sie nur, wie luſtig die Flamme im Ofen brennt,“ ſagte Floreſtine tröſtend: „und ſind wir erſt ſämtlich im Feuer der Begeiſterung, ſo wird es warm genug ſein.“

Dabei blieb es. Das Tedeum wurde eingeübt und am Sylveſterabend nach dem Nachtgebet nur von der Weichheit der Bewegungen, nicht von dem Eindruck der ganzen Perſon.“

„Wir wollen häufig nach Landeck reiten, nicht wahr? es amüſirt mich polniſch zu ſprechen, das ich ſo lange nicht geübt habe, und von Paris, Mailand und Neapel erzählen zu hören, wo ich ſo viele Menſchen kenne.“

„Gewiß, das wollen wir thun,“ ſagte Cornelie mit aufrichtiger Unbefangenheit.

Auf dem Heimritt führten ſie dies Geſpräch, und wieder begegneten ſie den beiden Studenten, die rüſtig zu Fuß wanderten.

„Nette Burſchen das!“ ſagte Euſtach.

„Du biſt recht glücklich, erwiderte Cornelia, Dir gefallen alle Menſchen.“

„O ja! nur in gehöriger Entfernung — ſo zu ſagen zehn Schritt vom Leibe. „Je n'aime que les personnes que je ne connais pas“ — ſage ich mit jenem Franzoſen.“

„Ich weiß doch daß Du für mich eine Ausnahme machſt.“

„Lieber Engel, eine kluge Frau muß ſich nicht mit dieſer Gewißheit einſchläfern, und noch viel weniger ſie gegen ih[illegible] Mann ausſprechen. Immer muß man beſitzen als beſäße man nicht! die Ungewißheit eines Gutes iſt für den ſchwankenden, in der Kapelle, wenn auch nicht in großer Vollkommenheit, doch mit großer Andacht und Freude geſungen. Herr von Cronenſtein war ſehr fröhlich, nahm den Organiſt und alle Sänger in's Schloß hinüber und ſprach den jungen Leuten ſeine Freude aus, daß ſie in ſo edler Weiſe ihre Mußeſtunden ausfüllten.

Am Neujahrsmorgen, als Kinder, Schwiegerſöhne und Enkel im Herzog'ſchen Hauſe nach deſſen altem Gebrauch zum Frühſtück verſammelt waren, ſagte Doktor Rabener zu Telesphor:

„Was gab es denn geſtern Abend da oben? Es war ja ein förmlicher Tumult den Berg hinauf und herab.“

„Wir ſangen in der Kapelle zur neuen Orgel und es kamen viele Leute herauf, um ſich zu erbauen. Hernach gingen wir Sänger in's Schloß und tranken Punſch — und um elf Uhr waren wir zuhauſe:“ ſo berichtete Telesphor mit äußerſter Trockenheit.

„Herr von Cronenſtein will ſich wohl bei den jungen Männern populär machen?“ fragte Rabener.

„Das hat er nicht nötig, denn er iſt es ſchon,“ antwortete Doktor Hellmut.

„Und zwar bei den Jungen und den Alten,“ ſetzte der Poſthalter hinzu: „die Stadt verdankt ihm viel. Wo etwas Gemeinnütziges im Werke iſt, da iſt er dabei und ſteht mit dem Gelde obenan. Und wie manchem Bürger hat er heimlich aus der Not geholfen! wie manchem Familienvater mit Rat und Tat beigeſtanden! Ihm hauptſächlich iſt es zuzuſchreiben, daß es hier im tollen Jahr 48 ſo ruhig blieb.“

„Ja,“ ſagte Agathe mit einem gewiſſen freudigen Stolz, „dem Herrn von Cronenſtein, meinem ſeligen Schwiegervater, der dazumal Bürgermeiſter war, und unſerem lieben Vater — dieſen drei Männern hat die Stadt es zu verdanken, daß es hier nicht auch drunter und drüber ging. Denn ein paar Taugenichtſe, die das große Wort führen und räſonnieren wollten, gab es auch hier; — auch hier dieſen und jenen, dem es das Ohr kitzelte, ſolche Reden zu hören; — auch hier waren auf einmal fremde gewaltige Bärte und Schlapphütte zu ſehen, deren Beſitzer Volksverſammlungen beriefen. Aber bei dieſen Volksverſammlungen erſchienen auch die drei braven Männer, ſprachen chriſtlichvernünftig und ließen den Unſinn nicht aufkommen.“

„Du vergißt den alten Dr. Hellmut,“ ſagte Herzog.

„Und den Herrn Stadtpfarrer,“ ſagte Apollonie.

„Genug, ich ſehe ſchon, daß all' dieſe vortrefflichen Herren, zu denen auch Herr von Cronenſtein gehört, ſich gegen jene Bewegung der Geiſter ſtemmten,“ ſagte Rabener.

„Es war eine Bewegung der Mäuler, nicht der Geiſter," verſetzte der alte Herzog gelaſſen.

Der Poſthalter, Agathe und Telesphor lachten hell auf und Rabener erwiderte ſpöttiſch:

„Ich bin neugierig, zu erfahren, wie Sie den Leuten Gedanken und Ideen beibringen wollen, ohne ſie ihnen durch Worte mitzuteilen. Die Schrift wirkt viel langſamer und auf die große Maſſe nur ganz allmählich."

„Das verſteht ſich, daß man reden muß, wenn man etwas zu ſagen hat — und man kann etwas ſagen, wenn man das Ding verſteht, wovon die Rede iſt. Ich möchte aber wohl wiſſen, ob je das heilige römiſche Reich ein unpraktiſcheres Gerede gehört hat, als das, welches man in den Jahren 48 und 49 von Stapel ließ. Hohle Worte, freche Worte, auch gotteslästerliche Worte genug; aber keine Wahrheit darin — und folglich Faſelei. Das habe ich ausdrücken wollen."

„Gehen Sie nicht auf's Schloß zur Gratulation?" fragte Doktor Hellmut.

„Gewiß, gewiß . . . es war mir geſtern unmöglich," erwiderte Herzog: „ich gehe gleich nach dem Amt hinauf . . . und es läutet auch ſchon zur Kirche."

Die Enkel meinten, es könne unmöglich ſchon ſo ſpät ſein; ſie hätten gern die Frühſtücksſtunde am Neujahrsmorgen bei den Großeltern in's Unbegrenzte ausgedehnt, aber die Glocken der

Stadtpfarrkirche erhoben ihre Stimme ſo vernehmlich, daß jeder Widerſpruch verſtummte.

„Wird der Graf, der jetzt da oben iſt, die Floreſtine heiraten?“ ſagte Franziska zu Telesphor.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete er.

„Aber man hört und ſieht doch etwas!“ rief ſie ungeduldig.

„Ich nicht! wäre es aber der Fall, ſo würde ich es nicht ſagen.“

„Sieh, wie boshaft Du biſt,“ antwortete Franziska empfindlich: „Du übſt Dich wohl ſchon jetzt auf die Verſchwiegenheit ein, um ſpäter das Beichtſiegel nicht zu verletzen.“

„Was das betrifft — ſo gehört es zu den Standesgnaden,“ ſagte Telesphor.

„Es muß ſehr angenehm ſein, die Beicht ſchöner, junger Damen zu hören,“ bemerkte Rabener.

Telesphor wollte auffahren, nahm ſich aber zuſammen, ſchwieg und ſuchte ſeinen Hut.

„Denn es kann ja nichts Lieblicheres geben, als der Einblick in unſchuldige Seelen,“ ſetzte Rabener hinzu.

„Und nichts Widerlicheres als der Blick in eine böſe Seele,“ erwiderte Telesphor und eilte hinaus.

Herr von Cronenſtein war mit Floreſtine und Lauingen in der Bibliothek, wo ſie ein Kupferwerk über alte Kirchen betrachteten, als man ihm meldete, Herr Herzog wünſche ihn zu ſprechen.

Er ſtand auf und ging in ſein Zimmer. Floreſtine wollte weiter beſehen und ein Blatt umſchlagen; da legte Laningen die Hand darauf und ſagte lebhaft:

„Am Neujahrtstag wünſcht man einander Glück; aber Sie können es mir geben . . . durch ein Wort. Ich liebe Sie! — was antworten Sie mir?“

Sie ſah ihm tief in's Auge und fragte:

„Iſt das wirklich wahr?“

„Warum zweifeln Sie?“ rief er.

„Wir paſſen nicht für einander, oder vielmehr, ich paſſe nicht für Ihre große Welt.“

„Die große Welt iſt, in der Nähe betrachtet und von einem großen Herzen beurteilt, etwas ganz gleichgiltiges, das man hinnimmt wie den Wechſel von Tag und Nacht. Wenn das Ihr einziges Bedenken iſt“ . . . —

„Was ſagt mein Vater?“ unterbrach ſie ihn.

„Er iſt mit mir einverſtanden, für den Fall, daß Sie es ſind. Sind Sie es?“

„Ich muß mich beſinnen,“ ſagte ſie ſanft.

„Beſinnen? aber worauf beſinnen? iſt es Ihnen denn nie eingefallen, daß ich Sie liebe?“

„Doch! zuweilen,“ erwiderte ſie.

„Nie eingefallen, daß auch Sie mich lieben könnten?“

Ein leichtes Rot überflog ihr ſchönes Antlitz, aber ſie faßte ſich und erwiderte:

„Ja . . . auch das iſt mir eingefallen.“

„Floreſtine! mehr verlange ich ja nicht!“ rief Lauingen frohlockend und wollte ihre Hand nehmen.

„Aber ich!“ ſagte ſie und erhob ſich: „ich muß mich beſinnen, muß mir ſelbſt klar werden, muß wiſſen, was Gott von mir verlangt.“

„Wozu das alles . . . wenn Sie mich lieben können,“ ſagte er traurig.

„Weil ich einen ſo hochwichtigen, unwiderruflichen Schritt mit voller innerer Freiheit und nicht in der Überraſchung eines lebhaften Eindrucks tun will. Und jetzt muß ich vor allen Dingen mit meinem Vater ſprechen.“

„Er iſt jetzt nicht für Sie zu ſprechen . . . o bleiben Sie hier!“ bat Lauingen.

„Nein, nein, nein!“ rief ſie, und leicht wie ein Vogel flog ſie aus der Bibliothek, die Treppe hinauf, zu Frau von Strahl, warf ſich in ihre Arme und rief:

„Tante! Amelie Verden hatte ganz recht: er liebt mich!“

„Und was tuſt Du, Floreſtine?“

„Ich werde ihn lieben, wenn Gott es will . . . und darüber muß ich nachdenken in aller Ruhe.“

Dasſelbe ſagte ſie auch ihrem Vater, als dieſer ſie rufen ließ um zu hören, welche Antwort ſie dem Grafen gegeben — da dieſer ſich unbeſtimmt darüber geäußert habe. Mit hohem Ernſt ſetzte ſie hinzu:

„In Deiner Gegenwart, lieber Vater, möchte ich mit dem Grafen reden. Aber Du mußt auf meiner Seite ſtehen . . . nicht wahr?“

„Ich hoffe es mit gutem Gewiſſen zu können,“ entgegnete er liebreich.

Zum ſpeiſen kamen einige Herren aus der Stadt und Floreſtine war heiter und liebenswürdig wie gewöhnlich. Nachdem ſie ihr Amt am Kaffeetiſch verwaltet hatte, verſchwand ſie aber und kam den ganzen Abend nicht zum Vorſchein.

„Wo iſt nur Flore?“ fragte Franz Seraph ſeine Mutter.

„Sie iſt beſchäftigt,“ antwortete Frau von Strahl.

„Mit einer ſcherzhaften Überraſchung etwa?“

„Vielleicht!“ ſagte ſie lächelnd.

Doch die Überraſchung blieb aus und Flore auch. Als ſie auch nicht zum Tee erſchien, konnte Lauingen ſeiner Unruhe nicht Herr werden und er fragte:

„Iſt Fräulein Floreſtine unwohl?“

„Ich denke nicht,“ ſagte Herr von Cronenſtein ruhig.

„Soll ich ſie ſuchen?“ rief Franz Seraph.

„Laßt ſie! wir finden ſie ſchon,“ ſagte Frau von Strahl.

Und man fand ſie denn auch in der Kapelle, wo ſie auf den Knieen lag in einen Pelz gehüllt — ein Zeichen, daß ſie ungewöhnlich lange dort weilte. Als man nach dem Nachtgebet auseinander gehen wollte, hielt ſie ihren Vater am Arm feſt, der ſeinerſeits dem Grafen ein Zeichen machte, zu bleiben, während Franz Seraph und Teleſphor den Salon verließen und Frau von Strahl wieder mit ihrer Arbeit ihren Platz einnahm, aber die Häkelnadel ruhen ließ, denn Floreſtine ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung bebte, zu Lauingen:

„Ich bin Ihnen noch eine Antwort ſchuldig und ich will ſie geben, ſo gut ich kann. Vielleicht iſt ſie ſehr ungeſchickt; das müſſen Sie gütig verzeihen, denn ich bin unerfahren in dieſen Dingen.“

Lauingen lächelte. Das ermutigte ſie und ihre Befangenheit ſchwand mehr und mehr je länger ſie ſprach.

„Sehen Sie . . . ich bin ſehr glücklich und mein Leben iſt das ſüßeſte, das ich mir denken kann. Auch ſehr jung bin ich . . . im Februar werde ich neunzehn Jahr. So kommt es denn, daß ich nie daran gedacht habe, etwas anderes ſein zu wollen, als das was ich bin: die Tochter meines Vaters. Aber ich weiß, daß dies nicht immer ſo bleibt; daß Gott auch die Erfüllung anderer Pflichten verlangt und daß ich eine Standeswahl werde treffen müſſen. Seit heute Vormittag weiß ich, daß ich ſie ſchon jetzt treffen muß. Ich bitte Sie alſo, mir drei Monate Friſt zu gewähren, damit ich mich mit dem Gedanken an die Ehe und an die Pflichten, die ſie auferlegt, bekannt mache. Wer in den Ordensſtand tritt, beſteht ein Poſtulat und ein Noviziat, die zuweilen jahrelang dauern, um den Beruf zu prüfen und feſtzuſtellen; — und wie ſicher iſt doch die Ordensjungfrau! ſie verlobt ſich Gott an, der ewigen Liebe. Unwandelbar wie der Schöpfer iſt das Geſchöpf nicht, und doch ſoll ich mit einem Menſchen einen unzertrennlichen Bund eingehen: das iſt ja ein ganz ungeheueres Unternehmen! — ich muß wiſſen, ob ich dazu fähig bin. Mich zu einem ſolchen Schritt drängen laſſen oder hinreißen laſſen — das tue ich nicht. Drei Monate müſſen Sie mir gewähren, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch Sie während derſelben Ihre volle Freiheit haben" . . . —

Lauingen machte eine verneinende Bewegung und wollte ſie unterbrechen, allein Floreſtine fuhr fort —

„Und daß Sie durch nichts gebunden ſind. Dies habe ich heute Abend mit dem lieben Gott in der Kapelle überlegt. In drei Monaten wird Ihnen mein Vater ſchreiben . . . und Sie werden Ihm ſchreiben, nicht wahr? wenn Sie Ihre Geſinnung ändern."

„Ich bin mit allem einverſtanden, was Sie wünſchen, was Sie wollen . . . nur nicht mit dieſen drei ſchrecklichen Monaten der Erwartung, der Spannung!“ rief Lauingen. „Ich bitte Sie, Herr von Cronenſtein . . . gnädige Frau . . . legen Sie ein gutes Wort für mich ein.“

„Wären zwei Monate nicht genügend, Flore?“ fragte Frau von Strahl.

„Täntchen!“ ſagte Floreſtine mit ihrem gewöhnlichen, allerliebſt ſchelmiſchen Ton, „ſoll ich denn bei mir ſelbſt in Verdacht kommen, daß die Ehre, die Graf Lauingen einem kleinen unbedeutenden Landfräulein, wie ich bin, erzeigt, mich berauſcht? — Gewiß! es iſt eine Ehre, weil es ein Beweis des höchſten Vertrauens iſt,“ ſetzte ſie ernſt hinzu, an den Grafen ſich wendend: „und wie hoch ich ſie zu ſchätzen weiß, zeige ich dadurch, daß ich ſie nicht blindlings annehme. Was ich Ihnen vorgeſtellt habe, das muß ſchon ſo bleiben: eine Friſt von drei Monaten mit voller Freiheit auf beiden Seiten. So — und nicht anders.“

„Lieber Graf,“ ſagte Cronenſtein, „ich kann nur beiſtimmen; ſo — und nicht anders.“

Floreſtine ſah Lauingen erwartungsvoll an und dieſer ſagte mit einiger Überwindung:

„Nun wohlan! in drei Monaten alſo.“

„Gott vergelt's!“ rief Floreſtine und verſchwand aus dem Salon.

„Viel Beſonnenheit, aber wenig Liebe!“ ſagte Lauingen etwas verſtimmt.

wankelmüthigen Menſchen die bindendſte Feſſel. Vertrauen muß ſein .... bis zu einem gewiſſen Grad; aber in Gleichgültigkeit oder Selbſtüberſchätzung darf es nicht ausarten. Uebergroße Sicherheit kühlt ab, und lockt zugleich zu bedenklichen Proben.“

„Die wären mir ſehr unangenehm von Deiner Seite!“ rief Cornelie.

„Alſo nur nie etwas das wie Herausfoderung des Schickſals klingt: Es ſind immer um uns herum kleine Dämonen geſchäftig, die uns im Geſpinnſt unſrer eigenen unbedachtſamen Worte ſchadenfroh einwickeln.“

„Da ſind wieder die ſchönen Pferde, die ſchöne Frau und der glückliche angenehme Mann,“ ſagte Leonor Brand als ſie vorübergingen.

„O das Götterſchauſpiel wenn ſtatt deſſen die Rektorin“ .... — — begann ſein Gefährte.

„Laß mich mit Deiner Rektorin ungeſchoren!“ brach Leonor aus.

„Was mein iſt, iſt Dein!“ jubelte Ohlen.

Die Bekanntſchaft mit Madame Orzelska ſpann ſich fleißig fort; es verging faſt kein Tag an dem man ſich nicht in Landeck oder Altdorf geſehen hätte; man machte gemeinſchaftliche Promenaden zu Fuß, Frau von Strahl legte ſanft die Hand auf ſeinen Arm und ſagte:

„Lieber Graf! Mangel an Beſonnenheit iſt der Fehler unzähliger Frauen, die ſich vom Affekt beſtimmen laſſen und nach den Eindrücken des Augenblicks handeln. Wohin käme die lebhafte Floreſtine, wenn ihr nicht die Beſonnenheit, die gewiſſenhafte Überlegung vor Gott, zur heiligen Pflicht gemacht wäre!“

„Aber wird die Beſonnenheit nicht das ſchwache Fünkchen einer aufkeimenden Neigung erſticken?“

„Im Gegenteil! iſt es eine wahrhafte Neigung, ſo wird erſt dann der Funke zur Flamme werden. Iſt es aber keine: ſo erſtirbt das Fünkchen in der windſtillen Luft der gewiſſenhaften Überlegung — und das wäre dann zu Ihrem und zu Floreſtinen's Heil.“

„Hätte ich vor einigen vierzig Jahren ſo gehandelt, wie heute Floreſtine, welchen namenloſen Kummer, welche Seelenkämpfe, welche verſtörte Jahre hätte ich mir ſelbſt und einer anderen Seele erſpart,“ nahm Herr von Cronenſtein das Wort, der bisher in ſeine Gedanken verſunken, ein ſtummer Zuhörer geweſen war: „Gottes Gnade hat mein ſpäteres Leben mit unverdientem Glück geſegnet; aber ich rannte blind in das Verderben meiner erſten traurigen Ehe hinein. Wie Floreſtine es macht, ſo iſt es gut, ſo und nicht anders.“

„O ich bewundere Floreſtine!“ rief Lauingen: „ich bewundere, ich verehre, ich liebe ſie! aber eben deshalb wünſche ich, daß in ihrem Herzen eine Stimme zu meinen Gunſten ſpräche.“

„Haben Sie dieſe Stimme nicht vernommen,“ fragte Cronenſtein, „als Floreſtine Ihnen heute Vormittag geſtand, ſie habe wohl flüchtig gedacht, daß ſie Sie lieben könnte? — und jetzt eben nicht vernommen, als ſie Ihnen zurief: Vergelt's Gott! Können Sie von einem edlen jungen Mädchen mehr erwarten?“

„Sie haben recht und Floreſtine hat recht,“ erwiderte Lauingen: „da aber meine Liebe ſtärker iſt, als die ihre, ſo wird unwillkürlich mein Herz beklemmt und beſorgt. Ich kam im Spätjahr mit hochgeſpannten Erwartungen her. Ich hatte ſo viel von ihr gehört durch Gräfin Verden, durch Frankenhauſen, daß mir war, als kenne ich ſie ſeit Jahren; aber dennoch — wie überraſchend, welche neue Erſcheinung war ſie mir! Bezaubernde weibliche Weſen gibt es; . . . ja leider nur zu viel! allein unbewußt zu bezaubern, wie Floreſtine, das iſt wenigen gegeben. Ich bin gefeſſelt und deshalb wünſche ich mit heißer Sehnſucht ſie zu feſſeln! . . . dieſe drei Monate der Ungewißheit peinigen mich.“

„Es iſt begreiflich, aber nicht zu ändern, beſter Graf,“ erwiderte Cronenſtein, „und ich bitte Sie zu bedenken, welche Feſſeln das Weib auf ſich nimmt und welch' ein Opfer es dadurch zu bringen hat, daß es ſich feſſeln läßt! ihre Perſon, ihre Freiheit, ihren Willen, ihre ſchöne Jugendblüte, ihre Geſundheit, ihr Leben ſogar — alles das muß die Frau bereit ſein zu opfern, wenn ſie in die Ehe tritt; und iſt ihr das auch nicht ganz klar, und ſchwebt ein Schleiergewebe von Liebe und Glück vor ihrem Auge und verhüllt ihr den vollen Umfang ihres Opfers — ſie ahnt es doch! das heißt, diejenige ahnt es, die begriffen hat, daß das Leben eine Schule der Heiligung voll ſchwieriger, oft rätſelhafter, ſtets geheimnisvoller Aufgaben iſt. Daran denkt freilich die große Maſſe nicht! die verliebt ſich und heiratet, ſucht eine Verſorgung und heiratet, will in der Welt glänzen und heiratet. Nirgends tritt mir die Barmherzigkeit Gottes ſo lebendig entgegen, als darin, daß er manche Ehe nicht ſo unglücklich werden läßt, als ſie nach dem blinden Leichtſinn, womit ſie geſchloſſen wurde, eigentlich werden müßte. Wenn Floreſtine nicht mit beiden Füßen zugleich in ein neues Verhältnis hineinſpringt — wenn ſie nicht urplötzlich durch das Wort Heirat beſeligt iſt — wenn ſie, ſehr wahrſcheinlich, im Fall der Zuſage, keine jubilierende Braut ſein wird: ſo ſei Ihnen das ein Zeichen, lieber Graf, daß ſie die Ehe hoch und die Liebe ernſt nimmt."

Er ſtand auf und drückte herzlich Laningen's Hand, während Frau von Strahl zu dieſem ſagte:

„Ich hoffe, es fällt Ihnen ein liebliches Los zu.“ —

Sie gingen auseinander. Als Frau von Strahl allein in ihrem Zimmer war, dachte ſie Floreſtine könne vielleicht unruhig oder bewegt ſein, oder ſich ins Gebet vertiefen; genug, ſie wollte ſie an dieſem aufregenden Tage noch einmal ſehen. Sie betrat Floreſtinen's Zimmer; es war finſter und ſtill. Sie trat zurück, nahm ihre Lampe und ging wieder hinein und in den Alkoven, wo Floreſtine ſchlief. Es ſchien ihr gar nicht anders möglich, als daß Floreſtine noch wachen müſſe. Aber keineswegs! ſie ſchlief; — und Frau von Strahl dachte an das alte Sprichwort: „Wer gut ſchläft, wacht gut.“ Sie wendete ſich um fortzugehen; da fiel ein Lichtſtreif unter dem Schirm der Lampe auf Floreſtinen's Antlitz. Sie ſchlug die Augen groß auf, ſagte freundlich:

„Täntchen!“ — und fiel wieder in Schlaf zurück.

Am nächſten Tage reiſte Lauingen ab. Er war mit Herrn von Cronenſtein überein gekommen, daß man auf beiden Seiten tiefes Stillſchweigen beobachten wolle. Falle Floreſtinen's Entſcheidung bejahend aus, ſo ſolle die Vermählung im Mai ſtattfinden.

„Denn der Brautſtand iſt ein odioſer Zuſtand,“ ſagte Herr von Cronenſtein; „es iſt, als wolle man ſich auf eine lange weite Reiſe begeben, zu der man ſich ſo freut, daß man mit Ungeduld die Abfahrt erwartet und im eigenen Hauſe nicht mehr recht zuhauſe iſt. Dann aber iſt es auch noch der Augenblick, wo man ſich leicht in allerhand Täuſchungen verwickelt.“

Lauingen war mit dieſer Beſtimmung ſehr zufrieden. Zu Floreſtine ſagte er nur:

„Auf Wiederſehen?“

Sie ſah ihn bittend an, als wünſche ſie, daß er ſchweige und ſagte:

„Gott mit Ihnen! Gott befohlen!“

Als ſein Wagen aus dem Hof gefahren war, ging ſie wieder in die Kapelle.

Es war ein ernſter Winter. Alles was ſie ſelbſt und alles was ihr Vater an Lauingen geſagt hatte, ging durch ihre Seele, trat an ſie mit der Frage heran: Willſt du das? Kannſt du das? — Und ſie ſelbſt ſtellte dann die Frage: Vermag ich das? Bald an den Vater, bald an die Tante, bald an den Schloßgeiſtlichen, den treuen Berater ihres Gewiſſens ſeit ihrer Kindheit. Einmal ſagte ſie zu dieſem:

„Ich komme mir vor, wie die Tochter Jephta's. Als ſie erfuhr, daß ſie ſterben müſſe, ging ſie in die Bergeinſamkeit und beweinte ihre Jugend.“

„Wenn Ihnen dieſe Ehe den Eindruck macht, als gingen Sie in den Tod, ſo dürfen Sie nicht ſie ſchließen,“ ſagte der Geiſtliche beſtimmt.

„Nein, ſo meine ich es nicht," erwiderte ſie: „aber ich meine die Vorbereitung auf's Leben ſei ebenſo ernſt, wie auf den Tod, und von meiner fröhlichen, ſorgloſen Jugend müſſe ich Abſchied nehmen, wenn ich in die Ehe trete."

„Von der ſorgloſen — ja! von der fröhlichen — nein!" entgegnete er lachend: „es wäre ja ſinnlos, neue Pflichten grämlich zu erfüllen, während Sie die alten munter und fröhlich erfüllt haben."

„Meinem Vater zu gehorchen iſt mir nur in meiner Kindheit manchmal ſchwer geworden; ſpäter nie. Aber einem Mann zu gehorchen, mit dem ich auf gleichem Fuße ſtehe — hochwürdiger Herr, das wird mir ſchwer werden."

„Ich glaube es gern! allein vergeſſen Sie nicht, daß Ihnen dabei, wie bei allen ſchweren Pflichten, die Standesgnaden mächtig zu Hilfe kommen, die das heilige Sakrament der Ehe mit ſich bringt."

„Da haben Sie recht . . . wie immer!" rief ſie ermutigt: „ich denke bei der ganzen Sache zu viel an mich und zu wenig an den lieben Gott."

Ein anderes Mal ſagte ſie zu Frau von Strahl:

„Tante, ich denke auch darüber nach, ob es nicht gut für mich wäre, lebenslänglich unvermählt zu bleiben. Die Unabhängigkeit ſpricht mich ſo ſehr an und die Vorſtellung, hier, wo ich geboren bin, zu leben und zu ſterben, iſt mir ganz lieblich. Freilich iſt ſie immer in Verbindung mit dem Vater und Dir — denn ohne Euch wäre Cronenſtein unvollkommen.“

„Und wie bald kann dieſer Fall eintreten! Dein Vater iſt bejahrt; um ihn dreht ſich Deine ganze Exiſtenz, Flore! in welcher Einſamkeit würdeſt Du ſein ohne ihn! Du haſt nicht Bruder, nicht Schweſter; von den übrigen Verwandten lebt niemand in Deiner Nähe. Werde ich abgerufen, ſo biſt Du vollkommen allein — und dann hat die Unabhängigkeit einen Beigeſchmack von Verlaſſenheit, welche das weibliche Herz gar ſchwer erträgt. Auch würden Dir dann beſtimmte ernſte Pflichten fehlen. Nur die hätteſt Du zu erfüllen, welche die allgemeine Nächſtenliebe von der Chriſtin fordert. Auch eine Tätigkeit würde Dir fehlen, ein Wirkungskreis, kurz alles was nötig iſt, um nicht aus dem Daſein eine unerträgliche Laſt zu machen. Willſt Du unvermählt bleiben, ſo tue das, was meine Gertraud tun wollte: tritt in den Ordensſtand.“

„Nein, Tante, das kann ich nicht,“ entgegnete Floreſtine mit großer Beſtimmtheit, „das iſt mir nie in den Sinn gekommen. Ich weiß, daß er der vollkommenere Stand iſt; aber auch, daß man in einem anderen Stande Gott in der Vollkommenheit dienen kann und daß der Kloſterberuf ſo gut wie der zum Prieſtertum eine beſondere Gnade iſt. Die Abhängigkeit des Kloſterlebens, die ſich ſtündlich kundgibt, würde mich drücken. Schweſter Rotburge meint, ich ſei nicht dazu beſtimmt.“

„Haſt Du Dich mit Schweſter Rotburge bereits beſprochen?“ fragte Frau von Strahl.

„Ja gewiß, Tante, denn ich habe mir vorgenommen, ſo gewiſſenhaft wie möglich zu erforſchen, auf welchem Wege ich mich nach dem Willen Gottes heiligen ſoll. Nach allem, was ich höre und was ich überdenke, beginne ich zu glauben, daß es der Eheſtand ſein wird.“

„Das wird Graf Lauingen ſehr beglücken und Du wirſt eine gute Gattin ſein.“

„Aber eines erſchreckt mich über die Maßen, Tante!“ ſagte Floreſtine ernſt; „ich werde dann einen Menſchen mehr lieben, als meinen Vater, als meinen edeln, herrlichen, frommen Vater!“

„Du wirſt ihn anders lieben, Flore.“

„Ja, auch anders; aber mehr, Tante! denn wenn ich dann eine Wahl zu treffen habe, ſo halte ich zum Gatten, nicht zum Vater.“

Frau von Strahl dachte bei ſich ſelbſt: Armes Kind! möge die Liebe und nicht das ſtrenge Pflichtgebot deine Wahl in einem ſolchen Fall beſtimmen. — Sie ſagte aber:

„Das verſteht ſich, das iſt die Pflicht der Gattin. Doch ich rate Dir, Flore, Dich nicht in Vorſtellungen zu vertiefen, die Dich beunruhigen könnten und die — wir wollen es hoffen! nie eintreten werden. Der Gemahl und der Vater werden ohne Zweifel verſchiedene Anſichten und Meinungen über dieſen und jenen Punkt haben und demgemäß handeln; aber eine ſolche Verſchiedenheit, daß Dein Herz darüber in Zwieſpalt geraten könnte, wollen wir nicht befürchten.“

Floreſtine drückte beide Hände an ihre Stirn und rief:

„O wären dieſe drei Monate vorüber!“

„Biſt Du innerlich klar und entſchieden, ſo hängt es lediglich von Dir ab, ſie abzukürzen.“

Floreſtine machte eine verneinende Bewegung und antwortete ſanft:

„Die Tochter Jephta's, Tante! — Der Herr Schloßkaplan wollte nichts von dem Vergleich wiſſen . . . aber es iſt doch etwas daran und deshalb bleibt ſie noch ein wenig in ihrer Vergeinſamkeit.“

„Seltſames Mädchen! ſo heiter ſonſt und jetzt ſo ernſt, da es ſich doch nur um Dein Glück, um eine Ehe aus Neigung handelt!“

„Ich weiß nicht wie es kommt,“ ſagte Floreſtine, „aber das Glück und die Liebe ſehen mich mit unbeſchreiblich ernſten Augen an.“ — —

Nicht für Floreſtine allein war es ein ernſter Winter, ſondern auch für Franz Seraph und Telesphor. Beide ſollten im Frühling ihre Maturitätsprüfung beſtehen und von dieſer ſollte es abhängen, ob ſich der Weg zu ihrem Ziel ihnen erſchließe. Telesphor war ſeiner Sache ziemlich gewiß und zählte auf eine glänzende Prüfung; Franz Seraph hoffte auf eine mittelmäßig gute, die den Onkel aber doch befriedigen werde. Und dann zogen ſie fort, auf die Univerſität der eine und der andere auf die Kunſtakademie — beide voll Hoffnung und friſcher Zuverſicht. Sie arbeiteten mit großem Eifer und angeſtrengtem Fleiß, und manche Abendſtunde mußte geopfert werden, welche ſonſt durch Muſik oder trauliches Geſpräch ausgefüllt wurde. Das bemerkten Herr von Cronenſtein und Frau von Strahl nur zu gut, und mit ſchwerem Herzen blickten ſie auf die nächſte Zukunft, welche die Kinder entführen und in alle Welt zerſtreuen, und ſie, die Alten, in großer Vereinſamung zurücklaſſen werde. Denn Herr von Cronenſtein zweifelte nicht an Floreſtinens zuſagender Antwort. Hätte ſie nicht eine leiſe Vorliebe für Laningen empfunden, ſo hätte ihr entſchiedenes Nein nicht auf ſich warten laſſen. Es freute ihn, daß ſie mit ihrem entſchiedenen Ja zurückhaltender war.

„Aber ſie wird es ausſprechen,“ ſagte er zu Frau von Strahl, wenn dieſe mitunter Zweifel erhob. —

Doktor Rabener und ſeine Frau verlebten dieſen Winter wie einen langen Roſenmond! Sie vergötterte ihren Mann als ein Ideal von Geiſt, Bildung und Wiſſen, und er ließ ſich vergöttern und begann feſten Fuß in X. zu faſſen.

zu Wagen, zu Pferde. Allmälig vergrößerten einige andre Badegäſte den Kreis. Euſtach war neubelebt wie in jungen Jahren, behauptete er, und Cornelia unterhielt ſich gut. An Madame Orzelska hatte ſie ſich allmälig gewöhnt, endlich gefiel ſie ihr; nach vier Wochen waren ſie Freundinnen ſo weit die Charactere es erlaubten — denn Antoinette, die alle Grazien beſaß, hatte auch die eines romantiſchen Schwunges inſofern es ihr Vaterland betraf, und leiſe Andeutungen, daß der Grund zu ſchmerzlichen Mißhelligkeiten zwiſchen ihr und ihrem Gemal in ſeinem Mangel an Patriotismus läge, entſchlüpften ihr zuweilen Cornelien gegenüber.

„Urtheilen Sie wie mir dabei zu Muth iſt — denn ich bin die Tochter eines Hauſes, das ſich ſtets mit Gut und Blut für die Freiheit Polens geopfert hat — ſagte ſie und ihre ſchönen Augen funkelten; Ideen, für die mein Vater unter Koſciuszko — mein Bruder unter Napoleon geglüht, geblutet und gelitten haben, muß ich verachtet und geſchmähet ſehen, wenn ich in Polen bin, und das macht mir das dortige Leben unerträglich.“

Cornelie begriff die Qual eines Zwieſpalts, der aus Grundverſchiedenheit der Geſinnung entſpringt, und daß ſie eine ſolche in Antoinette fand, daß dieſe ſcheinbar frivole Frau einer ſolchen Begeiſterung

Eines Tages kam die Frau Bürgermeiſterin zur Doktorin Hellmut, ihrer Jugendfreundin, und ſagte im Ton hoher Wichtigkeit:

„Londchen, ich habe mit Dir zu reden. Sorge dafür, daß wir nicht geſtört werden.“

„Die Kinder ſind in der Schule und mein Mann iſt auf's Land gefahren. Du haſt alſo keine Störung zu befürchten, liebes Bärbchen,“ entgegnete die Doktorin freundlich wie immer.

„Londchen, wir ſind ja alte Freundinnen, und deshalb wirſt Du gewiß das, was ich Dir zu ſagen habe, nicht übel nehmen.“

„Nein, ſicher nicht! rede getroſt!“

„Sieh', Londchen, mein Mann hat ſich mit dem Medizinalrat ſehr befreundet. Er iſt ein ſo kluger, ſo feiner, ſo ausgezeichneter Mann . . . der Medizinalrat nämlich, daß mein Mann findet, er müſſe als Bürgermeiſter ihn etwas protegieren, und deshalb ſind wir . . . iſt er entſchloſſen, ihn zu unſerem Hausarzt zu machen, unbeſchadet ſeiner alten Freundſchaft für Hellmut, der eine ſo ausgebreitete Praxis hat, daß er den Ausfall eines Hauſes gar nicht bemerkt, während es für den Medizinalrat wichtig iſt und ihn gut empfiehlt, im erſten Hauſe der Stadt Arzt zu ſein.“

„Die Wahl eines Arztes iſt Sache des Vertrauens,“ ſagte Apollonie mit leiſer Empfindlichkeit. „Hat Euch Rabener ohne irgend einen Beleg für ſeine Geſchicklichkeit mehr Vertrauen eingeflößt, als mein Mann, der Euere Kinder im Scharlachfieber und Dich im Typhus behandelt und hergeſtellt hat, ſo iſt nichts dagegen zu ſagen."

„Nur nicht ſpitzig, beſtes Lonchen," erwiderte die Bürgermeiſterin im hohen Ton: „ja, Dein Mann hat mich und die Kinder hergeſtellt. Damals lebte aber ſein Vater noch und er kam als deſſen Stellvertreter zu uns."

„Ob der Arzt als Stellvertreter oder als Hausarzt die Kranken geſund macht, ſcheint mir ganz gleichgültig. Daß ſie hergeſtellt werden: darum handelt es ſich," antwortete die Doktorin.

„Ich wollte nur andeuten, daß dem Doktor Hellmut damals der Rat und die Erfahrung ſeines vortrefflichen Vaters zur Seite ſtand," ſagte die Bürgermeiſterin mit Nachdruck.

„Du ſprichſt, als hätteſt Du Rabener's Worte auswendig gelernt, Bärbchen!" rief Apollonie ein wenig ungeduldig; „aber eben deshalb lege ich keinen Wert auf ſie. Macht was Ihr wollt."

„Ich dachte mir ſchon," erwiderte die Bürgermeiſterin ſehr freundlich, „daß Du Deinem Schwager gewiß gern die Praxis in unſerem Hauſe gönnen würdeſt, während es für uns kaum möglich wäre ſie ihm vorzuenthalten, da er ganz und gar unſer Hausfreund iſt — wie Du das durch die Fränz gehört haſt."

„Fränz hat mir freilich erzählt, daß Ihr zweimal wöchentlich zuſammenkommt, einmal bei Dir und einmal bei ihr, um Rabener vorleſen zu hören; aber mir ſcheint, daß man nicht Vorleſer, Hausfreund und Arzt in einer Perſon zu ſein braucht," antwortete Apollonie ruhig: „habt Ihr aber mehr Vertrauen zu Rabener, ſo nehmt ihn! wir beneiden niemand."

„Willſt Du nicht auch in unſer Kränzchen eintreten, Londchen?" fragte die Bürgermeiſterin; „wüßteſt Du wie intereſſant dieſe Vorleſungen ſind, Du täteſt es gleich."

„Was leſt Ihr denn?"

„Trauerſpiele von Shakeſpear, Göthe's Fauſt, naturhiſtoriſche Abhandlungen — das wechſelt ab."

„Und wie lange leſt Ihr?"

„Montag und Donnerstag Abend von ſechs bis neun Uhr — und dann eſſen wir zu Nacht und beſprechen das, was wir geleſen haben."

„Ich wundere mich, Bärbchen, daß Dein Mann ſo viel Vergnügen daran findet."

„Die Trauerſpiele liebt er nicht . . . dann geht er fort und kommt zum Nachteſſen wieder; — aber das Naturhiſtoriſche intereſſiert ihn ſehr. Er freute ſich außerordentlich zu erfahren, daß nach den Berechnungen der Gelehrten die Welt nicht 6000 Jahre alt iſt, wie man das in der Schule lernt, ſondern vielleicht 60,000 — kurz, unzählige Jahre alt iſt."

„Und weshalb freute ihn das ſo ſehr?"

„Weil es des Menſchen würdig iſt die Wahrheit zu wiſſen,“ ſagte die Bürgermeiſterin ganz ernſthaft.

„Alſo wäre das, was man in der Schule lehrt und lernt eine Lüge? . . . eine Fabel?“

„Ja, liebes Lonchen, mit der Schule hat es eine eigene Bewandtnis.“

„Mit der Schule? Bärbchen, ich bitte Dich, laß doch Dein Wichtigtun fallen! Du, ich, wir alle ſind in die Schule gegangen und wiſſen ſehr gut, daß es gar keine Bewandtnis mit ihr hat.“

„Nun, ſo höre wie es mit ihr ſteht!“ verſetzte die Bürgermeiſterin in belehrendem Ton: „in der Schule wird das gelehrt, was der Pfarrer will, und das iſt natürlich ſo einſeitig wie ſich das von einem Prieſter erwarten läßt, der nichts kennt als ſeine Kirche. Weil nach Berechnungen, die ſich auf die Bibel ſtützen, die Welt etwa 6000 Jahre beſtehen ſoll — deshalb darf in den Schulen nichts anderes gelehrt werden. Aber es iſt ja ſonnenklar, daß dieſe Erdrevolutionen mit dem Mammuth und den Pfahlbauten und den egyptiſchen Königen und den verſteinerten Menſchen in Mexiko glaub' ich oder da ſo herum, . . . daß das alles mehr Zeit nötig hat als 6000 Jahre.“

„Gutes Bärbchen,“ ſagte die Doktorin mitleidig, laß Dir doch nichts von Rabener weiß machen. Wer die Kirche und die heilige Schrift geringſchätzt, der hat keinen Boden unter den

Füßen und ſpricht und lehrt was ihm einfällt. Dies iſt für mich ſonnenklar und ich ſehe durchaus nicht ein, weshalb ich glauben ſoll, daß Geiſtliche einſeitiger ſind als Rabener und ſeine Bücher. Was Deinen Vorſchlag betrifft an Eurem Kränzchen teil zu nehmen, ſo danke ich Dir herzlich; — ich kann nicht meine Kinder zwei ganze Abende in jeder Woche ſich ſelbſt überlaſſen und ich habe es gern, daß mich mein Mann findet, wenn er abends nach Hauſe kommt."

„Du biſt eine gute Seele, Louchen, aber auf Geiſt und Bildung ſollteſt Du etwas mehr Wert legen, beſonders weil Du das Glück haſt den geiſtreichen, hochgebildeten Medizinalrat in Deiner Verwandtſchaft zu haben."

„Wir ſind ſo einfach erzogen, ſo ſchlecht und recht zu guten Hausfrauen gebildet und leben Gott ſei Dank in ſo zufriedener Ehe, daß wir glauben, wir hätten gerade den Geiſt und die Bildung, die uns not tut. Dabei verkennen wir keineswegs, daß ſie anderen Verhältniſſen nicht genügt. Aber was gehen mich, was gehen Agathe und Afra andere Verhältniſſe an? Wir wollen keine anderen als die, welche uns der liebe Gott angewieſen hat und wir wollen für ſie paſſen. Die Fränz wollte immer höher hinaus."

„Deshalb hat ſie auch dieſen ausgezeichneten Mann bekommen, mit dem ſich kein Mann in X. meſſen kann!" rief die Bürgermeiſterin.

„Ich glaube nicht, daß Deine Anſicht allgemein iſt," erwiderte Apollonie mit großer Kälte: „ich teile ſie ganz entſchieden nicht."

„Hoffentlich nehmt Ihr die Sache wegen des Arztes nicht übel," ſagte die Bürgermeiſterin und erhob ſich: „Du wirſt eingeſehen haben, daß ſie ſich nicht ändern ließ."

„Vollkommen!" erwiderte lächelnd die Doktorin Hellmut.

„Abgemacht!" ſprach in einem auffallend kurzen Ton die Frau Bürgermeiſterin zum Herrn Bürgermeiſter, nachdem ſie ihn zum Verdruß ſeiner Kunden dem Laden entführt und ins Wohnzimmer gezogen hatte: „Abgemacht! Hellmut iſt abgeſchüttelt, der Medizinalrat iſt unſer Arzt!"

„Schön, ſehr ſchön, Bärbchen! Gott gebe, daß wir ihn nicht nötig haben . . . als Doktor mein' ich." erwiderte der Herr Bürgermeiſter, der keinen Blick von dem kleinen Fenſter verwendete, das aus dem Zimmer in den Laden führte, damit er ſeine harrenden Kunden bewachen und nötigenfalls hinausſchießen könne, wenn einer ſich ungeduldig entfernen wolle.

„Jetzt mußt Du ihn aber auch bei anderen Leuten empfehlen," ſprach die gebieteriſche Ehehälfte: „Du haſt tauſendfache Gelegenheit dazu in Deinem Klub, in Deinem Laden, beſonders in Deinen Sitzungen. Dein Wort gilt etwas. Die Regierung hat dieſen ausgezeichneten Mann hieher geſchickt; alſo mußt Du begreifen, daß es Deine Pflicht iſt ſie zu unterſtützen und für ihn zu wirken.“

„Schön, Bärbchen, ſehr . . . — —“ rief der Bürgermeiſter und fuhr zur Tür hinaus, denn ſein wachſames Auge hatte eine bedenkliche Bewegung im Laden bemerkt und er wollte nicht ſeine Kunden entwiſchen laſſen.

Er hatte ein großes Materialgeſchäft, das ſehr in Flor war, das aber durch den vielfachen Detailverkauf ſcharfe Aufſicht und unermüdliche Tätigkeit erheiſchte. Dies war ganz ſein Fach; dies verſtand er, dies liebte er, dafür hatte er Einſicht und Eifer. Da man dieſe guten Eigenſchaften ſehr in X. zu ſchätzen wußte, da er von achtbarer Familie und ziemlich wohlhabend, ſeine Frau aber eine Schweſter des reichen Amerikaners Vinzenz Gulman war, ſo hatte man ihn vor etwa einem Jahr zum Bürgermeiſter gewählt. Das war er alſo jetzt; doch Meiſter in ſeinem Hauſe war er nicht; das war ſeine Frau und das hatte der Medizinalrat Rabener ſehr gut begriffen.

So ging der Winter vorüber. Die Stürme, die ſein Scheiden zu begleiten pflegen, hatten ſich ausgetobt und der Südweſtwind hatte allen Schnee geſchmolzen. Die Wald-Anemonen wagten ſich mit ihrem zarten Blau aus der rauhen Erde hervor. Der Storch ſtand klappernd auf ſeinem alten Neſt, die Schnepfe zog und die Lerche tirilierte ihr altes, ihr immer neues Frühlingslied. Um die Hügel ſchwebte ein leichter Duft und ein wechſelndes Farbenſpiel lag auf den Höhen. Der Fluß rauſchte hoch in ſeinem Uferbett dahin und alle Bäche rieſelten voll und kräftig. Von der ganzen Natur war der eiſige Druck des Winters hinweggenommen, dieſer Druck, der ihr den Schein der Erſtarrung gibt, damit ſich auf ihrem innern Herd die Glut und die Kraft eines neuen Lebens ſammeln und dann ſeine Fülle in die Adern der ganzen Schöpfung gießen könne.

An einem herrlichen Morgen trat Floreſtine in Herr von Cronenſtein's Zimmer, kniete neben ihm nieder und fragte indem ſie ſeine Hand ergriff und küßte:

„Väterchen! wird es Dir nicht allzuſchwer werden die Flore zu entbehren?“

Er wußte, daß es ſo kommen werde. Er hatte es ſich ſelbſt immer geſagt, immer wieder wiederholt. Und dennoch als jetzt der entſcheidende Würfel fiel, meinte er einen Stich durch das Herz zu empfinden und er mußte ſich zuſammen nehmen, um ſeine innere Bewegung vor ſeiner Tochter zu verbergen. Er beantwortete ihre Frage nicht, ſondern ſagte:

„Alſo endlich! — ich hatte ſchon vorgeſtern einen Brief von Lauingen, der mich bittet Dich an das Ende der Friſt zu erinnern.“

„Hat er das getan," rief ſie froh errötend: „alſo iſt er ganz feſt geblieben, ganz entſchieden! Nun, lieber Vater, antworte ihm bitte, auch ich ſei entſchieden: er möge kommen."

„Gott ſegne Dich, meine Flore!" ſagte Herr von Cronenſtein und machte das heilige Kreuzzeichen auf ihrer Stirn.

Sie faltete die Hände und ſagte ernſt und bewegt:

„Vater, iſt das Kreuz immer die Signatur des Glücks?"

„Immer, Kind, immer! das wahre Glück iſt etwas Himmliſches und das Himmliſche iſt nicht vom Kreuz zu trennen. Das Kreuz iſt der Schleifſtein, der den wahren Diamant des Glücks poliert und zurechtſchneidet, damit er lichtſtrahlend und wertvoll werde. Liegt auf Deinem Glück nicht ein höherer Schimmer, als der, den angenehme äußere Verhältniſſe geben — ſpiegelt ſich in ihm kein höheres Licht, als das einer gegenſeitigen Neigung ab: ſo befindet ſich dieſer Diamant noch in ſeinem rohen Zuſtand und nicht ſo, wie Gott ihn haben will. Da kommt denn das Kreuz, bald innerlich, bald äußerlich, zuweilen anhaltend, zuweilen in Pauſen, heute mit Nadelſtichen, morgen mit Dolchſtichen, um den Edelſtein aus ſeiner Erdenhülle herauszuſchleifen; und da unſer Leben hienieden keinen anderen Zweck hat, als unſere Seele Gott wohlgefällig zu machen, indem ſie ſich ihm verähnlicht und da dies nur durch das Kreuz zuſtande gebracht wird, ſo haben wir gar keine Urſache es zu ſcheuen."

„Ich war bisher ſo unausſprechlich zufrieden, erwiderte Flore, daß ich es auch gern bleiben möchte, mir ein mühſames Leben gar nicht vorſtellen kann und gar nicht weiß wie ich mich darin benehmen werde."

„Du warſt zufrieden, weil Du ein liebes gutes Kind biſt. Der Menſch iſt aber nicht dazu beſtimmt ein Kind und in kindlichen Verhältniſſen zu bleiben. Andere Pflichten erwarten ihn und ſein Herz iſt ſo beſchaffen, daß es in deren Erfüllung große Zufriedenheit findet. Du mußt nur immer die Seele mehr als die irdiſche Wohlfahrt und die Ewigkeit mehr als die Zeit im Auge haben — dann wirſt Du Dich unter allen Umſtänden richtig benehmen, und ſo, wie es ſich für die chriſtliche Gattin ziemt."

„Und wird mir irgend etwas recht ſchwer, ſo ſag' ich es Dir — und mein Väterchen hilft mir," ſagte Floreſtine ſchmeichelnd.

„Reden iſt Silber, ſchweigen iſt Gold; das wirſt Du auch noch lernen," antwortete Herr von Cronenſtein freundlich: „jetzt will ich an Lauingen ſchreiben. Du aber, Florette, freue Dich, daß Gott Dir die Gnade gab mit ruhigem Herzen einen hochwichtigen Entſchluß zu faſſen und danke ihm dafür."

fähig war, überraſchte und erfreute ſie, und ſie ſtimmte mit ein in Euſtachs Enthuſiasmus.

Fürſt Gotthard Callenberg ſuchte Madame Orzelska in Landeck auf; er kam aus Gräfenberg, das noch keine vogue hatte, aber von Einzelnen beſucht wurde; er hatte einen Bruder dahin begleitet. „Nun, was treibt man hier?“ fragte er ſie.

„Man langweilt ſich mit allem Aufwand von Amüſement, den man zuſammenbringen kann.“

„Genau wie überall!“

„Ach leider ja!“

Sie fuhr am Nachmittag mit ihm nach Altdorf. Euſtach hätte faſt Luſt gehabt eiferſüchtig zu ſein; doch er beſann ſich, daß Rivalität zur Siegesfreude gehöre. Uebrigens ließ ſich Madame Orzelska ſeine Huldigungen nur grade gefallen und oftmals ſogar mit leicht ablehnendem Spott; ſie war ihrer Herrſchaft zu gewiß um ein Zeichen der Ermunterung zu geben.

„Mir ſcheint denn doch daß Sie Sich hier in recht luſtiger Weiſe langweilen,“ ſagte Fürſt Gotthard Abends zu Antoinette.

„Grämlich zu ſein iſt mauvais genre, den man nur kleinen Penſionärinnen verzeiht, wenn ſie auf ihrem erſten Ball nicht genug Tänzer finden. Ueberdas bin ich ſehr gern in Altdorf; ich habe die Frau lieb.“

Lauingen ließ nicht auf ſich warten. Er hatte dieſe Monate teils in der Reſidenz zugebracht, wo ſeine Mutter lebte, teils auf dem Lande, wo er gern gewiſſe Einrichtungen getroffen hätte, die er im Hauſe machen mußte, wenn eine junge Frau hineinzog. Aber in ſeiner Ungewißheit über Floreſtinens Geſinnung mochte er nicht mit Dingen ſich beſchäftigen, die im engſten Zuſammenhang mit ihr ſtanden; — und ſo war denn ſeine Exiſtenz äußerſt unbehaglich. Die Mutter ſuchte häufig das Geſpräch auf ſeine Verehelichung zu bringen, nannte dies und jenes junge Mädchen, nannte ſogar Floreſtine von Cronenſtein ohne ſie zu kennen; allein Oswald verhielt ſich vollkommen teilnahmslos. Deſto größer war ihre frohe Überraſchung, als er mit Cronenſteins Brief in der Hand bei ihr eintrat und ſie von der ganzen Sache in Kenntnis ſetzte. Eine Stunde ſpäter reiſte er ab.

Herr von Cronenſtein empfing ihn ſehr herzlich, Frau von Strahl ſehr bewegt, Floreſtine mit ſchüchterner Freundlichkeit. Die Verlobung rief faſt einſtimmig Teilnahme hervor und die ganze Verwandtſchaft wurde zur Vermählung eingeladen.

„Aber, liebe Tante,“ ſchrieb Amelie Verden an Frau von Strahl, „wie willſt Du denn in vier „Wochen und noch dazu von Cronenſtein aus! die „ganze Einrichtung der Toilette beſorgen! Dies

„iſt eine ſchreckliche Idee des guten Onkels! eine „ganz unpraktiſche! Ein Brautſtand muß lang „genug ſein um der Mama Zeit zu laſſen eine „vollſtändige Ausſtattung con amore zu machen, „nicht über Hals und Kopf, wodurch das Vergnügen an der Sache geſchmälert wird — wie das „jetzt bei Dir der Fall iſt. Wenn ich Dir behilflich ſein kann, ſo gib mir Deine Aufträge. Ich „beſorge ſie gern und gut.“

Frau von Strahl beruhigte Amelie Verden mit der Verſicherung, daß das Notwendigſte aus Paris kommen werde und daß ſich Floreſtine ſpäter alles was ihr noch fehle nach ihrem Geſchmack anſchaffen könne „und dabei wird Dein „guter Rat, liebe Amelie, ihr ohne Zweifel ſehr willkommen ſein,“ ſetzte Frau von Strahl hinzu: „bis jetzt iſt ſie noch etwas gleichgiltig gegen die „Anforderungen der Mode und dabei iſt ſie ſo „wunderſchön, daß ſie tragen kann was ſie will „— ſie ſieht immer lieblich aus. Das findet auch „Lauingen. Ihm ſcheint es gar keine ſchreckliche „Idee den Brautſtand auf vier Wochen zu beſchränken und mir auch nicht. Man pflegt zu „ſagen, die Verlobten müßten ſich kennen lernen. „Das iſt eine leere Redensart. Ehe man ſich verlobt, ſollten beide Teile jeder ſich ſelbſt genau „kennen lernen; nach der Verlobung hat man nicht „mehr ein unbefangenes Urteil über den anderen „und wird leicht irre geführt. Das gründliche

„gegenſeitige ſich kennen lernen kommt doch erſt im Eheſtand."

Seitdem ihr Schickſal unwiderruflich war, gab es für Floreſtine keine Schwankungen mehr. Sie war wieder im vollen Gleichgewicht, unbefangen und heiter. Aber zuweilen, wenn ihr Blick auf ihren Vater fiel, oder auf die Kapelle mit der Gruft ihrer Mutter, oder wenn irgend etwas ſie an die Trennung von Cronenſtein erinnerte, wurden Blick, Lächeln und Worte tief wehmütig.

Es war der erſte Mai. Sie ſaß auf dem Felſen-Altan unter den knospenden Linden im Schloßhof mit einer kleinen Arbeit in der Hand, die aber oft ruhete, weil der Blick auf die Landſchaft ſo lieblich war. Sie war allein. Laningen wor auf ſeinem Gut, um Anordnungen für ihren Empfang zu machen. Er ſollte morgen mit ſeiner Mutter kommen. Morgen auch die Hochzeitsgäſte und am vierten Mai ſollte die Vermählung ſtattfinden. Telesphor und Franz Seraph kamen Arm in Arm den Weg von der Stadt herauf. Als ſie in's Tor traten, ſprang Floreſtine auf, lief ihnen entgegen und ſagte:

„O ſetzt Euch ein wenig zu mir! Es iſt das letzte Mal in unſerem Leben, daß wir ſo beiſammen ſind."

„Ja!" ſagte Telesphor und ſein herrliches Auge leuchtete auf: „ſo . . . zum letzten Mal! wir geben jetzt alle drei dem Gegenſtand einer ausſchließlichen Liebe die Hand, Sie — einem Gemahl, Franz Seraph der Kunſt, ich der heiligen Theologie — und das führt unſere Wege weit auseinander.“

„Äußerlich — ſehr weit!“ ſagte Franz Seraph, „innerlich nicht; wir haben ja ein und dasſelbe Ziel, und um das zu erreichen muß der übernatürliche Gang unſeres Lebens wenigſtens auf derſelben Grundlage ruhen: durch Gottes Gnade zu Gott.“

„Was wäre es denn, daß wir, die wir jetzt das Vaterhaus verlaſſen, uns nun auch für's Leben trennten, wenn wir uns nur im ewigen Vaterhauſe zuſammenfinden,“ ſagte Telesphor.

„Nein!“ rief Floreſtine, „mit der Trennung für's Leben bin ich gar nicht einverſtanden! Die Geſpielen meiner Kindheit, die Gefährten meiner Jugend, die Genoſſen all' meiner Freuden, verlange ich wieder zu ſehen. Ich bin nicht ſo opfermütig wie Sie, Telesphor, und ich denke, wir werden uns hier, wo wir alle drei zuhauſe ſind, auch von Zeit zu Zeit wieder zuſammenfinden.

„Das iſt ja wahrſcheinlich,“ ſagte Telesphor, „aber wir finden uns wieder ganz anders wie jetzt. Eine vornehme Dame werden Sie und Franz Seraph ein Künſtler . . . werde ich dann noch dazu paſſen?“

„Wir werden uns bemühen ſo fromm zu ſein, daß wir immer zu Dir paſſen," ſagte Franz Seraph.

„Wie hieß der Maler, der die Mutter Gottes auf den Knieen zu malen pflegte, Franz Seraph?" fragte Floreſtine.

„Es war der Dominikanermönch Angelico da Fieſole," antwortete er.

„Ein ſolcher Angelico mußt Du werden, Franz Seraph, Du biſt fromm genug dazu," ſagte ſie.

„Ich habe kein Talent für die Malerei; das iſt mir ſchon jetzt ganz klar: nicht die Farbe iſt mein Gebiet . . . leider. Der Maler bringt es am leichteſten zu etwas in der Welt . . . und die Kunſt geht nach Brot, ſagt das Sprichwort."

„Es würde dem Vater ſehr weh tun, dies zu hören, Franz Seraph."

„Das weiß ich, Florette und darum ſag' ich es ihm nicht . . . aber wahr bleibt es doch und der Gedanke eine ſelbſtſtändige, unabhängige Exiſtenz zu erringen, hat für den Mann etwas begeiſterndes, das ihm über die Trockenheit der vorbereitenden Studien hinweghilft und ihm die notwendige Beharrlichkeit gibt um Tüchtiges leiſten zu können. Mit dem Mittelmäßigen würde ich mich ungern begnügen."

„Ich auch!" rief Teleſphor, „ich möchte ein ganz ausgezeichneter Lehrer der heiligen Wiſſenſchaft werden und Tauſende um meinen Lehrſtuhl verſammeln, wie einſt Thomas von Aquin und

Albertus Magnus in Köln, und ihnen die ewige Wahrheit in's Gewiſſen donnern."

„O welch erhabener Beruf!" ſagte Floreſtine, „wie lauter und hoch muß die Seele ſein, die ſich ihm widmet! denn wenn ſie es nicht iſt, wenn ſie eitel und ſelbſtgefällig auf ihrer geiſtigen Höhe wird, wie gefährlich iſt dann der ſchöne Beruf."

„Ja wohl! dann macht er Irrlehrer."

„Gott behüte!" rief Floreſtine. „O ſein Sie nicht zu kühn in Ihren Wünſchen, Telesphor! Es iſt zwar ſchön, vor tauſend und tauſend Augen das Licht der göttlichen Wahrheit zu entzünden, allein ich wünſchte, daß die Bewunderung, die aus dieſen tauſend Augen ſtrahlt, Ihnen verborgen bliebe, wenn Sie ſie je wecken ſollten."

„O nein!" ſagte er ſinnend: „der Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert. Sie müſſen mir den Lohn gönnen wahrzunehmen, daß ich andere für die göttliche Wahrheit begeiſtere."

„Gewiß, das ſollen Sie wahrnehmen! aber dadurch, daß Sie die Seelen retten, beſſern, zum Streben nach Vollkommenheit antreiben, heiligen; — doch nicht durch die Bewunderung, die man Ihnen zollt," erwiderte Floreſtine eifrig.

„Wäre ich nur erſt ſo weit!" rief Telesphor: „das bischen Bewunderung würde ich ſchon aushalten, um ſo leichter, als Gegner und Widerſacher dem Bewunderten nie fehlen und ihn allezeit erinnern, wie unvollkommen irdiſche Triumphe ſind.“

„Aber wir reden immer von uns und unſerer Zukunft und gar nicht von der Deinen, Florette!“ ſagte Franz Seraph: „und ſie wird doch gewiß reich und ſchön ſein . . . wie Du ſelbſt biſt. Du kannſt eine große Rolle in der Welt ſpielen und uns beide, Deine alten Spielkameraden, protegieren.“

„Das alles ſieht mir gar nicht ähnlich, Franz Seraph! Meine Zukunft wird meiner Vergangenheit ähnlich ſein, hoffe ich . . . wird ſein wie dieſer Fluß, ſtill und bewegt.“

Floreſtine ſchwieg und blickte träumeriſch in die Landſchaft hinaus. Alle Hügel waren roſig angehaucht vom Duft des Frühlings, worin die Strahlen der Abendſonne zitternd ſpielten, und durch das erſte zarte Grün der Wieſen und Fluren, wand ſich, wie ein ſilberner Saum am Feſtgewande, der Fluß mit ſeinen rieſelnden Wellen. Woher kam er? wohin ging er? in ſeinen anmutigen Windungen folgte er den vorſpringenden oder zurücktretenden Hügeln, die ſeinen Lauf zu ſchirmen ſchienen und ſeine ferneren Wege verbargen.

Die Glocke der Kapelle verkündete die Andachtſtunde der himmliſchen Königin des Mai. Floreſtine lehnte ſich auf der Bank zurück, legte die

Hand über die Augen und ſagte mit einer von Tränen erſtickten Stimme:

„O meine ſeligen Tage von Cronenſtein! . . . wie weh iſt mir, daß ich mich von euch trenne!“ . . . —

„Aber Du tuſt es ja gern,“ ſagte Franz Seraph tröſtend und nahm liebreich ihre Hand.

Sie drückte die ſeine und erwiderte ſanft:

„Ja gewiß! ich tue es gern, obſchon es mir das Herz zerreißt. Was muß die Liebe ſein, wenn ſie ſtärker iſt, als ein ſo ſtarkes Gefühl! . . . Das beängſtigt mich zuweilen, Franz Seraph . . . und ich rate Dir, beſinne Dich zwei und dreimal, wenn ſie je an Dein Herz klopft und Einlaß begehrt, ob Du ihr öffnen ſollſt, denn . . . wer ſo gebieteriſch iſt, der legt auch Opfer auf. Biſt Du opferwillig?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Franz Seraph ruhig: „Gott gebe mir die Gnade, es zu ſein, ſobald er es verlangt.“

„Beſſer iſt es auf einmal und aus freiem Entſchluß ein vollkommenes Opfer zu bringen,“ ſagte Telesphor, „als es ſtückweiſe ſich abverlangen zu laſſen.“

„Gott macht es bei dem einen ſo und bei dem anderen anders — und wie Er es macht, ſo iſt es für jeden am beſten,“ antwortete Franz Seraph, der ſich nicht mehr, wie früher, der Anſicht ſeines Freundes gegenüber ſchweigend verhielt, jedoch nie aus ſeiner ſanftmütigen Weiſe heraustrat.

Es kamen Leute von der Stadt herauf und vom jenſeitigen Ufer ſtießen ein paar kleine Nachen ab, die mit Menſchen gefüllt waren. Sie wollten der Marien-Andacht beiwohnen.

„Nun!“ ſagte Floreſtine, die ſich wieder gefaßt hatte: „die Maienkönigin ſoll allzeit die höchſte Gebieterin unſeres Herzens ſein . . . dann ſteht es geborgen unter ihrem Lilien-Zepter.“

„Ja! das ſoll ſie ſein!“ ſprachen beide Jünglinge.

Floreſtine reichte ihnen die Hand. Der Schloßkaplan erſchien, die Kerzen wurden in der Kapelle angezündet, die Andächtigen kamen in den Schloßhof, viele von ihnen mit dem Roſenkranz in der Hand. Auf die Kapelle zuſchreitend, grüßten ſie freundlich die drei jungen Leute unter den Linden. Als endlich Herr von Cronenſtein und Frau von Strahl aus dem Schloß kamen, ging Floreſtine mit ihnen in die Kapelle und die Jünglinge folgten. Es wurde der ſakramentaliſche Segen gegeben. Als Floreſtine mit ihrem übervollen Herzen auf den Knieen lag vor dem König der Ewigkeit, ſeufzte ſie: O Herr! lieben will ich ihn und lieben ſoll ich ihn mehr denn alles, was ich bisher geliebt habe . . . lieben bis zu jedem Opfer und bis in den Tod. Aber Herr! . . . gib mir die Gnade, daß es eine Liebe frei von Selbſtſucht ſei, eine Liebe, die mich Deinem Herzen näher bringe und die ſeiner und meiner unſterblichen Seele zum Heil gereiche. — — —

Vier Wochen ſpäter war Schloß Cronenſtein verödet und der Schloßherr und Frau von Strahl vereinſamt. Sie ſaßen gern auf Floreſtinens Lieblingsplatz unter den Linden und ſprachen von den fernen Kindern. Eines abends kam der alte Herzog herauf, fand ſie dort und ſagte:

„Ich wollte dort einmal fragen, wie es dem Herrn von Cronenſtein ſeit der Abreiſe der Frau Gräfin geht?“

„Ungefähr wie Ihnen, alter Freund! ſehen Sie wie die Blüten fallen? der Frühling iſt vorüber,“ antwortete Cronenſtein mit tiefer Wehmut.

„Die Frau?“

„Nun? doch wol nicht den Mann?“

„Und weshalb nicht, ich bitte?“

„Weil ein Mann niemals ein Geſchöpf iſt das man lieb haben könnte — das wiſſen Sie ja.“

„Freilich! .... es iſt aber gut, wenn Sie mich zuweilen wieder daran erinnern.“

Er war ein wunderlicher Menſch. Er galt für leichtſinnig, unruhig, flatterhaft; er war es auch — und dennoch war er auch zu gleicher Zeit ernſt, nachdenkend, traurig. Es gingen ihm Stürme durch die Seele, und nebenher die Reflexion, welche ſie beſchwichtigte ohne ihm Ruhe zu geben. Enthuſiasmus ergriff ihn und riß ihn fort, und mitten darin ſpottete er über ſich ſelbſt und deſſen Gegenſtand, ſo daß er gelähmt ſtehen blieb. Man wußte nicht ob zwei Menſchen in ihm vereinigt waren, oder ob er ſich in zweien zerſpalten wollte. Er hatte Neigung gehabt, ſich in Madame Orzelska zu verlieben, aber es war nicht dahin gekommen, er hatte ſich inzwiſchen wieder beſonnen. Doch gefiel ſie ihm noch immer. Er hatte auch zweimal ſchon verſucht ob er ſich nicht verheirathen ſolle. Immer war die Sache günſtig begonnen und fortgegangen, und nur ſein direkter Antrag hatte gefehlt um ſie zu Ende zu bringen. Aber beim erſten Mal reiſte

Sommertage.

Eine Bombe in's Haus.

Zwei Jahre waren verfloſſen, als der Bürgermeiſter und der Stadtpfarrer von X. im Hauſe des erſteren ein lebhaftes Geſpräch führten; — wenigſtens lebhaft von Seiten des Pfarrers.

„Sehen Sie, Herr Bürgermeiſter, ſo macht ſich alles ganz vortrefflich, ſo recht von Gott gefügt. Ich habe endlich die Zuſicherung von einer weiblichen Ordensgenoſſenſchaft bekommen, daß man uns bis zum Oktober, wenn das neue Schuljahr beginnt, vier Schulſchweſtern geben kann und will. Herr Herzog iſt ganz bereit, mir das kleine Haus ſeiner ſeligen Mutter zu einem annehmbaren Preiſe zu überlaſſen und Geduld zu haben, wenn das Stiftungskapital nicht ſogleich die Kaufſumme decken würde, weil ich einige Gelder zur notwendigen Einrichtung verwenden muß. Genug, ich kaufe das Haus, richte unten zwei große Schulzimmer ein; oben iſt alles gut im Stande — und die Nönnchen ziehen ein."

„Herzog wird doch nicht ſeinen Schwiegerſohn aus dem Hauſe jagen!" brummte der Bürgermeiſter.

„Gott bewahre! davon kann ja keine Rede ſein! Aber der Medizinalrat Rabener will hier Bürger werden und ein Haus kaufen."

„Hm . . . ſo? . . . ja . . . vielleicht!" ſagte der Bürgermeiſter mürriſch: „er ſollte doch wohnen bleiben, wo er jetzt für einen Spottpreis wohnt."

„Das wünſche ich durchaus nicht, Herr Bürgermeiſter," ſagte der Pfarrer. „Ich kann das Haus nicht kaufen, worauf Dr. Rabener reflektiert; es iſt zu teuer. Seit drei Jahren — denn drei Jahre ſind es, ſeitdem mir Herr Guldmann das Kapital für dieſe Stiftung übergab — hat ſich nichts paſſendes gefunden. Jetzt trifft die Gelegenheit zum günſtigen Hauskauf mit der Gewißheit, Schulſchweſtern bekommen zu können, und es fehlt weiter nichts, als die Konzeſſion der Stadt, daß die Schweſtern hier ein Inſtitut eröffnen dürfen."

„Die Stadt iſt gar nicht geneigt, Herr Pfarrer, die Schulſchweſtern hier einziehen zu laſſen," ſagte der Bürgermeiſter kurz.

„Ein großer Irrtum!" erwiderte der Pfarrer gelaſſen: „man wird in der Stadt die Schulſchweſtern mit Freuden begrüßen, da manche Eltern für ihre Töchter allerhand Unterricht wünſchen, den die Volksſchule nicht gibt, und ebenſowenig unſere alten Schule haltenden

Fräulein; — und vom Lande haben ſich ſchon vier Familien bei mir gemeldet, die ihre Töchter bei den Schweſtern in Penſion geben wollen. Das Inſtitut iſt alſo durchaus keine Laſt, ſondern ein Vorteil für die Stadt.“

„Es iſt aber nicht bloß der materielle Vorteil in Betracht zu ziehen, ſondern auch die geiſtige Strömung,“ ſagte der Bürgermeiſter mit wichtiger Miene.

„Die geiſtige Strömung?“ wiederholte der Pfarrer lächelnd: „wo ſtrömt hier der Geiſt, Herr Bürgermeiſter?“

„Allmählich bricht ſich auch hier der Zeitgeiſt Bahn und der iſt nun einmal den Orden und Klöſtern, den frommen Genoſſenſchaften und Bruderſchaften nicht hold, Herr Pfarrer.“

„Daß eine gewiſſe Partei ihnen nicht hold iſt, weiß ich allerdings und das weiß ich auch, daß ſich dieſe Partei die Vertreterin des Zeitgeiſtes nennt. Aber der Geiſt des katholiſchen Volkes iſt den Orden geneigt. Wir haben es hier mit einer ganz katholiſchen Bevölkerung zu tun, auf ihre Wünſche und Bedürfniſſe haben wir Rückſicht zu nehmen, die Umſtände ſind ſo günſtig wie möglich — was gehen uns die Zeitgeiſtler an?“

„Man kommt auf ganz andere Gedanken, Herr Pfarrer, wenn man mit Leuten umgeht, die neue Anſichten haben, welche man nicht zu widerlegen weiß und welche auch ſehr vernünftig ſind — und ich will Ihnen ganz einfach ſagen, daß ſolche Gedanken mich ſehr beſchäftigen. Eines iſt mir ganz klar: wir dürfen nicht unſere Kinder von Mönchen und Nonnen erziehen und unterrichten laſſen, denn dieſe haben ja gerade die Finſternis über das berüchtigte Mittelalter gebracht. Meine Frau und ich . . .wir würden das bei unſeren Kindern unter keiner Bedingung zugeben, folglich halte ich es für meine Pflicht, andere Eltern davon zurückzuhalten."

„Ich glaube, Herr Bürgermeiſter, Sie dehnen den Begriff Ihrer Pflicht etwas zu weit aus," ſagte der Pfarrer trocken. „Leuten gegenüber, welche Religion, Gewiſſen und Vernunft haben, welchen alſo die Freiheit in ihrer Handlungsweiſe zuſteht, geht die Pflicht der chriſtlichen Nächſtenliebe nicht weiter, als bis zur Warnung in bedenklichen und zweifelhaften Fällen. Kommt Ihnen alſo die Sache bedenklich vor, ſo warnen Sie immerhin. Aber die Befugnis, ſie zu hintertreiben, ſteht Ihnen nicht zu."

„Sie ſollten froh ſein, Herr Pfarrer, wenn es mit Ihren Schulſchweſtern hier nichts wird, denn ſie würden wahrlich nicht, nach gewohnter Art der Kloſterleute, hier ſitzen wie der Vogel im Hanfſamen. Es haben ſich ganz andere Perſonen um die Konzeſſion zur Gründung eines Inſtituts dahier beworben und kommen die her, ſo mögen

Ihre Nonnen nur abziehen, oder hier am Hungertuch nagen."

„Ich denke, es wird keines von beiden geſchehen, Herr Bürgermeiſter, ſelbſt dann nicht, wenn Sie Ihre Töchter in das Inſtitut der Schützlinge des Medizinalrates Rabener ſchicken ſollten."

„Woher wiſſen Sie, daß es ſeine Schützlinge ſind?"

„Soeben erfahre ich es durch Sie," ſagte der Pfarrer ruhig lächelnd. „Übrigens gehört kein großer Scharfſinn dazu, um es zu erraten. Die Anſichten des Dr. Rabener ſind bekannt: er haßt die katholiſche Kirche, ihre Lehren, ihre Inſtitutionen, ihre Lebensäußerungen" . . . —

„Sie irren," unterbrach der Bürgermeiſter, „Sie irren gänzlich! Dr. Rabener haßt nicht die katholiſche Kirche; nur ihre Auswüchſe! nur die Ultramontanen!"

„Ja, ihre Blüten nennt er Auswüchſe: das weiß ich."

„Er will nur volle Freiheit für alle Religionen."

„Ausgenommen für die katholiſche, da er deren freie Entfaltung haſſenswerte Auswüchſe nennt."

„Aber, Herr Pfarrer, Sie verdrehen mir ja die Worte im Munde!" rief der Bürgermeiſter zornig: „Sie legen alles falſch aus."

„Ich denke logiſch und folgere die Geſinnungen aus den Handlungen. Auf leere Worte gebe ich nicht viel. Ich habe die Überzeugung, daß ihm die Stiftung des Herrn Guldman keine Freude macht“ . . . —

„Und er könnte ſie doch hintertreiben, wenigſtens aufhalten, wenn er im kleinen Herzog'ſchen Hauſe bliebe!“ rief plötzlich der Bürgermeiſter höchſt aufgebracht: „allein er will durchaus Hausbeſitzer werden. Er meint, erſt dann habe der Bürger das rechte Anſehen. Aber ſein jetziges Häuschen will er nicht kaufen, iſt ihm zu unanſehnlich. Vielleicht gibt es ihm auch der Alte nicht, weil er weiß, daß der Herr Schwiegerſohn die Kaufſumme in der eigenen Taſche behalten würde. Im Geldpunkt verſteht der Alte keinen Spaß — was ſehr zu loben iſt, wenn man fünf Kinder hat. Doch ich habe auch fünf Kinder und ein ſechſtes iſt auf dem Wege.“ -

„Ah ſo!“ ſagte der Pfarrer, „nun begreife ich! Sie ſollen dem Medizinalrat die Kaufſumme für das Webler'ſche Haus vorſtrecken und haben keine Luſt dazu. Da kreuzen ſich freilich unſere Wünſche! Sie möchten, daß er im Herzog'ſchen Hauſe bliebe; ich möchte, daß er ginge; denn geht er nicht, ſo habe ich keine Unterkunft für die Schulſchweſtern.“

„Ach, Herr Pfarrer! man hat doch nichts als

Mühe und Sorgen im Leben!“ ſeufzte der Bürgermeiſter.

„Nun nun! Herr Bürgermeiſter, ich meine, Ihr Leben wäre nicht allzu mühſam. Geſund, im kräftigen Mannesalter, mit hübſchen Kindern und mit zeitlichen Gütern geſegnet, müſſen Sie dem lieben Gott täglich und ſtündlich für ſo viele Gnade danken und nicht über die Sorgen ſeufzen, die nun einmal nicht zu vermeiden ſind auf unſerer irdiſchen Pilgerfahrt.“

„Sie haben gut reden . . . Sie wiſſen nicht, wo mich der Schuh drückt.“

„Das weiß ich ſehr gut,“ erwiderte der Pfarrer: „Sie beſchäftigen ſich zuviel mit den „neuen Gedanken.“ Früher beſorgten Sie Ihr Amt nach Pflicht und Gewiſſen; jetzt, d. h. ſeit etwa drei Jahren, wollen Sie es auch mit den „neuen Gedanken“ in Einklang bringen und da dies nicht immer möglich iſt, fühlen Sie ſich beunruhigt. Ich rate Ihnen, dieſe Gedanken über Bord zu werfen und wieder in das Fahrwaſſer des ſchlichten katholiſchen Chriſtentums einzulenken. Das wird Ihre Sorgen beträchtlich mindern.“

„Das iſt alles ganz richtig, Herr Pfarrer. Ich kann ſie aber nicht los werden! ſie ſind da, wie im Sommer die Stube voll Fliegen iſt, und ſie ſummen und brummen mir unaufhörlich vor den Ohren. Das macht mir den Kopf ganz wirr. Und er plötzlich ab, und ließ das junge Mädchen gekränkt und ihre Eltern empört im Stich, und zum zweiten Mal, in dem Augenblick als eine reizende Wittwe ſeine beſtimmte Erklärung erwartete, bat er ſie — über acht Tage mit ihm Schlitten zu fahren. Verdrießlich ſprach ſie „Nein!“ und verlobte ſich am Tage der Schlittenfahrt mit einem Anderen — wozu Gotthard ihr höchſt gelaſſen gratulirte. Er hatte nicht die Tiefe aus der unüberwindliche, maßgebende Leidenſchaften aufwachſen, nicht die Glut in der ſie gedeihen; ſein ſkeptiſcher Verſtand ergründete jene und dämpfte dieſe. In Zeiten wo die Reflexion auf Koſten der Thatkraft entwickelt wird, und wo bequeme äußere Verhältniſſe letztere einlullen ſtatt ſie durch Drangſale aufzuſtacheln, ſind Männer wie Gotthard nicht ſelten.

„Und weshalb gefällt Ihnen die Gräfin Sambach?“ fuhr er in dem Geſpräch mit Madame Orzelska fort.

„Sie ruht mich aus, erwiderte Antoinette; ſie macht mir den Effect eines Schweizer Sees — ſtill, tief, wunderſchön, nicht beſchränkt aber eingeſchränkt. O, die Erquickung!“

„Und Graf Sambach?“

„Quincaillerie-Waare aus Paris, erſte Qualität, ſuperfein — recht unterhaltend für die Welt jetzt dieſer Hauskauf . . . jetzt dieſe Schulſchweſtern . . . jetzt dies neue Inſtitut, wo meine Mädel engliſch lernen ſollen . . . der Kuckuck bringe das alles in Ordnung!“

„Nun, Herr Bürgermeiſter, ich habe Ihnen meine Abſicht klar und deutlich ausgeſprochen: ich kaufe das kleine Herzog'ſche Haus, ſobald es frei wird, damit die Stiftung Ihres vortrefflichen Schwagers endlich in's Leben trete.“

„Er hätte auch etwas beſſeres tun können, mein vortrefflicher Schwager, als eine ſolche mittelalterliche Stiftung zu machen!“ brummte der Bürgermeiſter in ſeinem mißmutigen Ton.

„Das arme Mittelalter iſt hieran ganz unſchuldig,“ verſetzte der Pfarrer: „Herr Guldman hat gewiß in ſeinem ganzen Leben nicht an das europäiſche Mittelalter gedacht. Er kam zu mir, brachte mir die Gelder in guten Wertpapieren, die jetzt freilich etwas gefallen ſind, und ſprach: Wir in Amerika“ . . .

„Richtig!“ unterbrach der Bürgermeiſter mißmutig: „ſo ſprach er immer: Wir Katholiken in Amerika . . . wir freie Männer in Amerika . . . als ob das alles etwas ganz apartes wäre in dem Amerika. Es verdroß uns ſehr, meine Frau und mich. Er iſt ja ein ehrlicher Deutſcher, der Vinzenz, ein Xer . . . was prahlt er denn ſo mit dem Amerika.“

„So war nun einmal ſeine Redeweiſe," entgegnete der Pfarrer ſanftmütig: „wir halten viel auf Ordensleute," ſagte Herr Guldman, „beſonders bei Schulen; denn ſie leiſten mehr als Weltliche, weil ſie keine Zerſtreuungen haben; ſie brauchen weniger und ſie legen einen feſten religiöſen Grund ins Herz der Kinder. Dies alſo war Herrn Guldmans Geſinnung. — Ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, ſeine Stiftung, ſo weit es von mir abhängt, auch nur um einen Tag zu verſchieben."

Damit empfahl ſich der Pfarrer und der Bürgermeiſter, nachdem er einige Mal vor ſich hin gemurrt hatte: Verwünſchte Geſchichte! . . . dummer Einfall! — beruhigt ſich nach und nach, indem er ſich in die ungeheuren Rauchwolken ſeiner Tabakspfeife verſenkte, in ihrer Verhüllung die ganze Welt vergaß und den heroiſchen Entſchluß faßte, dem Medizinalrat die Kaufſumme für das Webler'ſche Haus zu verſagen. Unglücklicher Weiſe gab es aber eine Frau Bürgermeiſterin, die ganz anderer Meinung war. Doktor Rabener hatte ihren geringen Verſtand und ihre bedeutende Eitelkeit zu benutzen gewußt, um ſie durch ſchmeichelhafte Huldigung zu blenden und zu ſeiner unbedingten Anhängerin zu machen. Sie ſah mit ſeinen Augen, ſie ſprach mit ſeinen Worten, ſie urteilte nach ſeinen Anſichten. Dieſe Begeiſterung hatte für ihn ſehr glückliche Folgen.

Bei jedem Beſuch, bei jedem Kränzchen, an jedem Kaffeetiſch, ergoß ſie ſich in Lob ſeiner ärztlichen Geſchicklichkeit, ſeiner Teilnahme, ſeines günſtigen Einfluſſes auf kranke Kinder, welche gegen Arzneien rebellierten, ſeiner unermüdlichen Sorgfalt, ſeiner Gabe zu beruhigen und zu tröſten. Wunderdinge wußte ſie von der Art zu erzählen, wie er Schnupfen und Huſten behandele und gab es ſchwere Krankheiten, ſo war er erſt recht unvergleichlich! er ſchien ein Univerſalmittel gegen den Tod erfunden zu haben. Und bei dieſer ungeheueren Geſchicklichkeit dies Wohlwollen für die leidende Menſchheit, dies Mitleid mit armen Kranken, die er ſehr ſorgfältig unentgeltlich behandelte! Die Damen des Kaffee-Kränzchens machten ſich zwar im Stillen etwas luſtig über dieſen Schwall von Lobeserhebungen, allein er tat dennoch ſeine Wirkung: er machte ſie neugierig — und aus Neugier ließ manche den Wunderdoktor rufen, wenn die Kinder vom Huſten geplagt wurden oder wenn ſie ſelbſt Zahnweh hatten. Da es gegen Zahnweh und Huſten kein radikales Mittel gibt, ſo wollten ſie die Geſchicklichkeit des Medizinalrates auf die höchſte Probe ſtellen. Mochte er ſich nun im ärztlichen Fach bewähren oder nicht, ſo lernten ſie doch ganz ſicher ſein Talent kennen ſich beliebt zu machen: wer ihn ein Mal hatte rufen laſſen, der behielt ihn. In der Regel wird der Ruf eines Arztes durch Frauen begründet. Teils iſt ihre

Geſundheit zarter und gefährdeter, als die der Männer, teils haben ſie mehr Zeit um krank zu ſein, teils haben ſie die Hauptſorge für die Kinder. Iſt eine Frau für ſich und die kleine Familie mit dem Arzt zufrieden, ſo iſt es der Mann gewöhnlich auch, und in X. war es nicht anders. Dr. Hellmut verlor die Praxis bei den meiſten Honoratioren und Medizinalrat Rabener bekam ſie.

Franziska triumphierte. Dieſen ausgezeichneten Mann hatte die Stadt X. ihr zu verdanken! die Liebe zu ihr hätte Rabener hergezogen, hatte ihn bewogen, ſich in dieſe kleinen Verhältniſſe zu begeben, während er in den größten hätte glänzen können. Sie trug ihr Stumpfnäschen noch ein Mal ſo hoch wie früher und verlor dadurch beträchtlich an ihrer Schönheit; — denn dies Näschen, verbunden mit lebhaften Farben und dunkeln Augen und Haar, gab ihr von jeher etwas Übermütiges, Keckes, das keine Steigerung vertrug. Jetzt aber ſah Franziska aus, als wolle ſie die ganze Welt herausfordern, und da ihr Benehmen dieſem Ausdruck entſprach, fand man ſie eben ſo unerträglich, wie man ihren Mann liebenswürdig fand — und ſagte irgend jemand, ſie ſei doch eigentlich eine hübſche Frau: ſo wunderte man ſich, weil ſie ſo gar nicht weder hübſch ausſah noch hübſch anſah.

„Es geht Dir wie dem Eulenſpiegel,“ ſagte

Agathe, welche ſich immer bemühte, Franziske von ihren Höhen auf die ebenen Wege von X. herabzuziehen.

„Was das wieder für ein Vergleich iſt!“ verſetzte Franziska achſelzuckend.

„Ein ſehr paſſender: Niemand mochte ihn, allein er machte es auch darnach,“ ſagte Agathe.

„Eine ſehr ſchweſterliche Geſinnung!“ warf Franziska hin.

„Nicht von mir red' ich, ſondern von den Leuten; das verſteht ſich.“

„Die Leute mögen mich nicht, weil ich die gute Stadt X. behandele, wie das was ſie iſt: wie einen Hühnerhof,“ erwiderte Franziska kalt.

Eine ſolche Antwort verdroß Agathe ſehr und nicht ſelten gerieten beide in ſcharfen Wortwechſel. War das nun auch nicht der Fall zwiſchen Franziska und ihren Eltern und der Doktorin Hellmut, ſo gab es doch durchaus kein trauliches Familienverhältnis zwiſchen ihnen. Nur bei der Mutter klagte Franziska über die Kälte des Vaters und über die Parteilichkeit der Schweſtern gegen ihren herrlichen Mann, und die gute Frau Herzog ſuchte ſie zu beruhigen und den Frieden zu erhalten.

„Liebe Fränz,“ ſagte ſie, „der Vater iſt ein alter Mann, über Siebenzig. Er hält feſt an ſeinen Anſichten, mit denen er es ehrenhaft zu weißen Haaren gebracht hat. Die neuen Anſichten Deines Mannes ſind ihm zuwider; das iſt nicht zu ändern.

Und Deine Schweſtern? . . . Nun, Agathen's Art kennſt Du: ſie nimmt kein Blatt vor den Mund und ſpricht zu jedermann wie ſie denkt; alſo auch zu Dir: das darfſt Du nicht übel nehmen. Die gute Apollonie aber beleidigt gewiß keinen Menſchen . . . alſo auch Dich nicht."

„Wäre nur Afra hier!" erwiderte Franziska, „dann hätte ich doch eine Schweſter bei mir, die mich verſteht."

„Als ſie hier war, hatteſt Du auch genug über ſie zu klagen."

„O das hat ſich ganz geändert, Mutter, ſeitdem ſie ſolche Verehrung für meinen Mann hat."

Der alte Herzog war jetzt verſtimmter denn je über den Schwiegerſohn wegen des Hauskaufs.

„Es iſt purer Hochmut!" ſagte er zu allen, die es hören wollten; „mein kleines Haus iſt gut und groß genug für ihn. Da hat meine Mutter ſelig fünfundzwanzig Jahre als Witwe gewohnt und im oberen Stockwerk die Frau Majorin mit ihren Kindern zwei Jahr. Ich laſſe ihm das Haus für einen Spottpreis von Mietzins . . . und nun will er das Webler'ſche kaufen — eines der größten in der Stadt! . . . Meinetwegen! hat er Geld, ſo kaufe er. Ich aber gebe ihm das Geld nicht! ich kann es nicht aus dem Geſchäft herausziehen . . . und täte ich es dennoch, ſo müßte ich wenigſtens meiner Zinſen ſicher ſein — und wer ſichert mir die von ihm?"

Rabener war freilich ſehr zufrieden mit ſeiner „Cottage“ geweſen; jetzt aber nannte er ſie „alte, baufällige Baracke,“ die ſehr unbequem am äußerſten Ende der Stadt liege, da doch der Arzt in deren Mittelpunkt wohnen müſſe. Er fand es ſeiner Stellung angemeſſen, ein eigenes Haus zu beſitzen und fühlte ſich höchlichſt beleidigt durch ſeinen Schwiegervater, der ihm einfach ſagte:

„Wollen Sie ſich ein Haus kaufen, ſo verdienen und erſparen Sie das Geld dazu: ſo habe ich es gemacht.“

Empört über dieſe Antwort, ging Franziska zu ihrem Vater und machte ihm lebhafte Vorwürfe. Ganz gegen ſeine Gewohnheit blieb er gelaſſen und antwortete ruhig:

„Ich habe einen Rudel von Enkeln, die ſämtlich dereinſt mein bischen ſauer Erworbenes brauchen können. Darum ſetze ich es auf Nummer Sicher.“

„Aber ein Teil davon fällt doch auch einſt mir zu!“ rief Franziska ſtürmiſch; „gib ihn mir doch jetzt heraus!“

„Betrage Dich ſo, daß dieſer Teil nicht zum Pflichtteil einſchmilzt,“ erwiderte Herzog kalt, aber tief verletzt; „kein gutes Kind denkt daran, den Vater bei ſeinen Lebzeiten beerben zu wollen.“

Nicht minder empört als Rabener und Franziska war die Frau Bürgermeiſterin.

„Denke Dir!“ ſagte ſie zu ihrem Mann, „der alte Herzog will nicht die Kaufſumme für das Webler'ſche Haus dem Medizinalrat vorſtrecken! der Böotier, der!“

„Böotier, Bärbchen? . . . was iſt das Böotier?“ fragte der Bürgermeiſter unbefangen.

„Ach was! ich weiß es auch nicht . . . wahrſcheinlich ein Geizhals oder ſo etwas!“ verſetzte Bärbchen ungeduldig: „der Medizinalrat ſagte ſo. Aber das tut nichts zur Sache! Du mußt ihm zu Hilfe kommen — natürlich mit meinem Vermögen.“

„Wem? . . . ich?“ fragte er verblüfft.

„Wem ſonſt als dem Medizinalrat.“

„Du biſt närriſch geworden, Bärbe!“ ſagte der Bürgermeiſter äußerſt mißmutig: „wer bürgt uns für die Zinſen?“

„Das liegt in Deiner Hand. Du brauchſt nur zu ſagen, daß Du ſeine ärztlichen Bemühungen als Zinſen des Kapitals berechnen wollteſt.“

„Jetzt ſehe ich, daß Du reif für's Irrenhaus biſt, Bärbe! mit den Zinſen von 10,000 fl. ärztliche Bemühungen zahlen, während wir — Gott ſei Dank! nie krank ſind . . . dies geht mir denn doch über das Bohnenſtroh! . . . Solche Reden verbitte ich mir, Bärbe! Ein für allemal: ich verbitte ſie mir.“

Und mit höchſter Entrüſtung verließ er das

Zimmer und begab ſich in ſeinen Laden, wo ſeine Aufregung ſich legte, weil er einem alten Weibchen drei Loth Kaffee und ſechs Loth Cichorien ſorgſam abwog.

Aber mit jener im Zorn abgegebenen Erklärung war das Maß ſeiner Energie zum Widerſtand erſchöpft und das wußte Bärbchen ſehr genau. Nannte er ſie „Bärbe“, ſo ſchwieg ſie und ließ ihm Zeit, ſich abzukühlen und ſich die Bombe zu betrachten, die ſie ihm vor die Füße geſchleudert hatte. Dann aber nahm ſie ihr Thema wieder auf und ſpielte es in allen Tonarten ſo beharrlich, daß er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nichts anderes hörte, als Variationen desſelben Liedes. Dadurch gewöhnte er ſich an einen Gedanken, den ſie ausführen wollte, wie an etwas unvermeidliches, wenn auch ſehr unangenehmes — und endlich geſchah ihr Wille. Deshalb klagte auch der Bürgermeiſter dem Pfarrer: Niemand wiſſe, wo ihn der Schuh drücke. Dies war aber ein Irrtum; denn niemand war darüber im Zweifel. Die ganze Sache wurde dem Bürgermeiſter noch widerwärtiger, weil jetzt auch der Pfarrer mit ſeinen Nonnen kam, während die Erziehungsanſtalt für junge Mädchen, die unter Rabener's Schutz noch X. zu verpflanzen war, ſich nach deſſen Wunſch im kleinen Herzog'ſchen Hauſe niederlaſſen ſollte. In einem kleinen Städtchen findet man ſchwer Wohnungen wie man ſie wünſcht; und das ſtand feſt: hatte der alte Herzog die Wahl, ſein Haus an den Pfarrer zur Anſiedlung für Schulſchweſtern zu verkaufen — oder an eine fremde Inſtituts-Vorſteherin zu vermieten: ſo gab er es dem Pfarrer; daran zweifelte der Bürgermeiſter keinen Augenblick. Und wo war dann das Inſtitut unterzubringen, in welchem die Töchter des Bürgermeiſters engliſch lernen ſollten? Und kam es überhaupt nicht nach X., wo ſollten ſie dann engliſch lernen — und daß ſie engliſch lernten, war nun einmal das Fundament ſeiner Erziehungsmetode, war ſeine fixe Idee von höchſter Bildung.

„Unſere Mädel ſollen keine Xer Gänſe bleiben,“ ſagte er verbindlich zu ſeiner Frau; „denn es wäre gar nicht unmöglich, daß ſie ſich nach Amerika verheirateten . . . wegen ihres reichen Onkels. Dann könnten ſie doch gehörig dort auftreten und es mit den amerikaniſchen Weibsleuten aufnehmen und zeigen, was das iſt: deutſche Bildung.“

In alle dieſe ſich durchkreuzenden Pläne flog plötzlich eine ganz andere Bombe hinein, welche X. in allgemeine Beſtürzung verſetzte; — die Nachricht nämlich, daß Telesphor Herzog nicht geiſtlich werde. Wie ein Lauffeuer ging es durch das Städtchen und, ſelbſtverſtändlich, nicht blos die Tatſache, ſondern auch ihre Ausſchmückungen und ihre möglichen und unmöglichen Gründe.

und durch ſie gebildet; ein Mann mit dem man auf gleichem Fuß lebt; — und das kann man bei ihr eigentlich nicht weil ſie nicht recht im Niveau der Geſellſchaft iſt: darin beſteht vielleicht ihr Fehler, gewiß ihr Vorzug.“

„Eine Frau die uns im Salon an einen Schweizer See verſetzt, muß zu wunderbaren Diſtraktionen verlocken.“

„Sie ſind ſicher! um Diſtraktionen zu haben — muß man einer gewiſſen innern Conzentration fähiger ſein als Sie ſind.“

„Wie dürft' ich's leugnen? Jedes Mal wenn ich verſuchte meine Kräfte wie Truppen auf dem Schlachtfeld der That zu conzentriren, und weit genug gediehen war um Marſch! zu commandiren — ſiehe! da traf Contre-Ordre ein.“

„Aber von wem denn?“

„Von Jemand der mir über die Schulter guckt und ins Ohr raunt.“

„Still! das klingt unheimlich wie eine Geſpenſtergeſchichte.“

„Unheimlich? fürchten Sie Sich vor Geſpenſtern?“

„Nein, denn es giebt keine.“

„O doch! doch!“

„Sahen Sie je ein Geſpenſt?“ fragte Antoinette ſchwankend zwiſchen Neugier und Unglauben.

„Er will unter die Schauſpieler gehen,“ hieß es. — „Gott bewahre! ſo gottlos iſt er doch nicht! ein Piloſoph will er werden.“ — „Ein Philoſoph? hm! was treibt denn der für ein Geſchäft?“ — „Ein Philoſoph iſt ein Gelehrter.“ — „Auch nicht übel! je gelehrter, deſto verkehrter — pflegt man zu ſagen.“ — „Er will Reiſen machen, der Teles.“ — „Wenn's im Geſchäft ſeines Vaters iſt, ſo lob' ich ihn.“ — „Er denkt an kein Geſchäft! reiſen will er, um die Welt zu ſehen.“ — „Wer hätte je gedacht, daß der Teles Herzog ſo herabkommen würde! geiſtlich wollte er werden und jetzt gerät er in eine Art von Zigeunerleben mit ſeinem die Welt ſehen wollen.“ — „Und das Schlimmſte iſt, daß er eine Theatermamſell entführt hat und mit ihr umherzieht.“ — „Der Teles mit einer Theatermamſell! iſt das möglich!“ — Auch nicht übel! Jugend kennt keine Tugend, pflegt man zu ſagen.“ — „Die armen Eltern!“ — „Daß ſo brave Leute ſolchen Kummer durch den einzigen Sohn haben müſſen!“ — So ſtrömte das Gerede fort, bei den Männern im Klub, bei den Frauen im Kaffeekränzchen, bei den Mägden am Brunnen. Sogar die Kinder in der Schule ſprachen von der Neuigkeit des Tages, weil Apolloniens und Agathens Kinder geſagt hatten, der Onkel werde nicht geiſtlich und nun ſei es nichts mit der Primiz, zu der ſie ſich doch ſo ſehr gefreut hatten. Die Tatſache alſo ſtand feſt; allein den

Grund kannte niemand. Teleſphor hatte ſeinen Eltern geſchrieben:

„Liebe Eltern!

„Nachdem ich mich zwei Jahre den theologiſchen „Studien gewidmet habe, ſehe ich deutlich, daß ich „keinen Beruf zum geiſtlichen Stand habe. Es „tut mir recht leid, daß dieſe Erklärung Euch betrüben wird, liebe Eltern; allein es iſt nun einmal nicht zu ändern, und ich bitte Euch herzlich „mir nicht böſe zu ſein. Da ich ſchon zwei Jahre „ſtudiert habe, wird es mir ganz leicht, mich auf „ein anderes Fach zu verlegen, vielleicht auf die „Medizin, vielleicht auf einen ſpeziellen Zweig der „Naturwiſſenſchaften, vielleicht auf Belletriſtik. „Daß ich in den nächſten Vakanzen, ſo leid es „mir auch iſt, nicht nach X. kommen werde, findet „Ihr gewiß ganz in der Ordnung, liebe Eltern. „Es würde ein gewiſſes unangenehmes Aufſehen „machen und eine Menge von Fragen hervorrufen, auf die es keine Antwort gibt. Mit der „Hoffnung, daß dieſer Brief Euch geſund und „wohlauf findet, und mit Grüßen an meine „Schweſtern und Schwäger, verbleibe ich, liebe Eltern, Euer gehorſamſter Sohn Teleſphor."

Die Eltern waren wie vom Blitz getroffen, ſtarr vor Schreck über dieſe Eröffnung. Hätte Teleſphor ſie vor zwei Jahren gemacht, würde es ſie vielleicht kaum überraſcht, den Vater vielleicht gefreut haben. Aber jetzt, nach zwei Jahren der

Studien, alles Geld, alle Zeit, alle Mühe gleichſam in's Waſſer geworfen zu haben — dies überſtieg ihre Faſſungskraft.

„Es war eine Finte von dem Buben!“ rief der alte Herzog zornig; „er wollte nicht in's Geſchäft und er ſchwatzte mir meine Zuſtimmung zum Studieren unter dem Vorwand ab, er wolle geiſtlich werden.“

„Nein nein;“ ſagte Frau Herzog mit Tränen im Auge, „eine Finte war es nicht; es war ihm Ernſt damit. Was iſt ihm nur widerfahren, dem armen Teles! . . . Wenn er wenigſtens im Spätſommer herkäme, damit man Beſcheid wüßte!“

„Er kommt nicht, weil er kein gutes Gewiſſen hat!“ ſagte der Alte entrüſtet; „dahinter ſteckt etwas Schlimmes, Frau . . . und ich will Dir auch ſagen, was: ein Weibsbild!“

Frau Herzog brach in lautes Weinen aus. „Nimmer kann ich das glauben,“ rief ſie mit erſtickter Stimme: „das war nie ſeine Art . . . wir haben ihn ja bis in ſein zwanzigſtes Jahr unter unſeren Augen gehabt . . . er war gut und brav“ . . . —

„Bis er in die Welt hinaus kam!“ unterbrach der Vater; „Du kennſt nicht die Welt da draußen mit ihren Künſten und ihren Verführungen . . . und er kannte ſie auch nicht. Mir aber iſt es ganz klar, daß er keinen Grund hat, um nicht geiſtlich zu werden, denn hätte er ihn, ſo würde er wiſſen, was er eigentlich will . . . und das weiß er nicht."

„Mann, ich bitte Dich um der heiligen fünf Wunden willen, ſchweige gegen alle über Deine Befürchtungen," ſagte die betrübte Mutter; „laſſ' niemand etwas merken — nicht die Töchter, nicht den Herrn Pfarrer, nicht den Herrn von Cronenſtein. Sprich nur zu allen: der Teles wird nicht geiſtlich — und Punktum."

„Sei ruhig, Frau!" verſetzte Herzog tieftraurig, „über meine Lippen ſoll nichts kommen gegen unſeren einzigen Sohn."

Am ſtillen Abend ſetzte er ſich hin und ſchrieb:

„Lieber Teles! Dein Schreiben vom 5. huj.
„habe erhalten und hat es uns, Deine Mutter und
„mich, ſehr betroffen. Wir hielten Dich fähig,
„einen männlichen Entſchluß mit Gottes Gnaden
„durchzuführen. Aber Du gibſt ihn auf, ohne
„einen feſten Plan für Deine Zukunft gemacht zu
„haben. Das iſt ein Zeichen von großer Ver-
„wirrung im Gemüt, und das iſt etwas ſehr
„Schlimmes, denn es führt zum Allerſchlimmſten,
„es führt zum Böſen, es führt zur Sünde. Daß
„Du Gott vor Augen hatteſt, als Du Deinen Ent-
„ſchluß fallen ließeſt, will ich hoffen, allein ich
„glaube es nicht. Ich glaube, Du haſt das Para-
„dies verlaſſen und eine Eva iſt Schuld daran.
„Habe wenigſtens Gott vor Augen bei Deinem
„neuen Lebensplan und lerne etwas Tüchtiges,

„um Dir Dein Brot erwerben zu können. Denn
„das ſage ich Dir: mit meinem Tode erliſcht mein
„Geſchäft; dann wird alles verkauft; kommen
„50,000 fl. heraus, ſo iſt das ein großer Segen
„Gottes für jemand, der mit 5000 fl. anfing;
„werden aber 50,000 fl. geteilt zwiſchen Mutter
„und fünf Kindern: ſo iſt das genügend für
„Deine Schweſtern, inſofern ſie brave Männer
„haben, die an Arbeit gewöhnt ſind; Du aber
„mußt auch etwas Rechtes zu treiben verſtehen,
„wie dieſe Männer, ſonſt iſt es nicht genügend
„für Dich. Man verſteht nicht mehr, d. h. man
„hat keine Luſt mehr, ſich ſo zu behelfen und
„einzuſchränken wie zu meiner Zeit. Man will nicht
„mit Sparſamkeit es zu etwas bringen, ſondern
„mit Dampf und per Eiſenbahn. Überlege dies
„alles, bitte Gott um Gnade und handele darnach.
„Deine Mutter grüßt Dich und betet für Dich,
„und wir wünſchen, daß Du in der Vakanz uns
„beſuchſt. Dein treuer Vater Fidelis Herzog.“

Die Doktorin Hellmut weinte mit der Mutter über die unerwartete Nachricht. Die Poſthalterin zürnte und ſagte:

„Dann hätte der einfältige Bub' auch hier bleiben und ins Geſchäft des Vaters eintreten können.“

„Dem Teles ſind endlich die Augen aufgegangen,“ ſagte Franziska, „mein Mann hat es ihm im vorigen Sommer, als er in den Vakanzen hier war, prophezeit."

„Auf das, was Dein Mann ſagte, Fränz, hat der Teles nie gehört!" rief Agathe erbittert.

„Doch, doch! im vorigen Jahre recht ſehr," verſetzte Franziska triumphierend.

Als ſie ihrem Mann die Kunde brachte, rief er froh:

„Lange habe ich keine ſolche Freude gehabt! nun kann der prächtige Junge doch ſein Leben genießen und ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden! Der iſt nicht von der Natur geſchaffen, um in der Soutane zu verkümmern!"

„Was wird er aber nun anfangen?" fragte Franziska.

„Gleichviel, Fränzchen! es iſt ein Prieſter weniger."

Nach zwei Jahren.

In einem ſehr beſcheidenen Zimmer in einer entlegenen Straße der Reſidenz ſaß ein junger Mann tief in Gedanken verſunken. Er ſtützte den Arm auf das Fenſterbrett und den Kopf auf die Hand und ſah ins Weite, ohne irgend etwas zu ſehen. Er hatte ein feines, ungemein edles Geſicht, ein ernſtes Auge, eine klare Stirn, hinter der gute und ſchöne Gedanken zu wohnen ſchienen. Er ſah aus wie ein Menſch, der in Frieden mit Gott und mit ſich ſelbſt hätte ſein können. Aber er kämpfte dennoch einen gewaltigen Kampf, — nur in der Stille, nach ſeiner Art. Dieſer Jüngling war Franz Seraph von Strahl, der ſeit zwei Jahren in der Reſidenz lebte und dort die Kunſtakademie beſuchte.

Aus dem ſtillen, einfachen, ruhigen Leben von Cronenſtein fühlte er ſich wie auf einen anderen Planeten verſetzt, als er zuerſt herkam und nun der ganze aufregende, ungeahnte, bunte, betäubende Tumult der Außenwelt mit tauſend glänzenden Bildern und tauſend anmutigen Stimmen auf ihn eindrang. Er war kein Charakter, welcher bereit iſt, ſich in jeden Kampf zu ſtürzen, weil er in ſich eine feurige Kraft ſpürt, die ihm die Gewißheit des Sieges zu verbürgen ſcheint. Er war ſchüchtern und nachgiebig; aber weil er es war und weil er immer fürchten mußte durch ſeine Nachgiebigkeit ſeine Stellung zu verlieren, ſo war er ſehr zurückhaltend gegen alles Neue, alles Fremde. Mit dieſer Zurückhaltung ſeines Urteils, ſeines Herzens, ſeines ganzen Weſens ſtützte er ſich auf die tiefe Religioſität, die auf Cronenſtein zu Hauſe war und die jetzt ſein ſchirmender Schild wurde. Mit dem Maßſtab, den ſie ihm bot, maß er die Erſcheinungen des Lebens, welches ihn rauſchend umwogte — und oft, ſehr oft fand er das, was man um ihn her als ſchön und herrlich pries, niedrig und häßlich. Er blieb einſam; aber das war ihm gerade recht. Er wollte mit anhaltendem Fleiß alle Vorſtudien machen, um dann mit einer gediegenen Grundlage des Wiſſens und Könnens, möglichſt bald nach Rom zu gehen. Sein Onkel hatte ihm Empfehlungen an einige Profeſſoren der Kunſtakademie verſchafft und die Herren waren freundlich für ihn, weil er ein ungewöhnliches Talent für die bildende Kunſt beſaß und weil er ihr Wohlwollen niemals für etwas anderes in Anſpruch nahm, als um möglichſt viel zu lernen. Seine Studiengenoſſen nannten ihn den „Ariſtokraten". Seine Seele war allerdings ſehr ariſtokratiſch, d. h. das beſte herrſchte in ihr; aber ariſtokratiſch im Sinn jener Spötter war er durchaus nicht. Die Spötterei verlor ſich auch nach und nach, wenigſtens bei denjenigen, die ihn länger kannten, denn niemand war gefälliger und dienſtfertiger gegen jedermann als dieſer Ariſtokrat und niemand beſcheidener und anſpruchloſer im Verkehr, als eben er. Nur in einem Punkt war er von unerſchütterlicher Strenge und das war, wenn ihm das Böſe, gleichviel in welcher Geſtalt und unter welcher Larve entgegentrat. Dann war dieſer zarte und ſchüchterne Menſch von Eis und von Eiſen. Manche verwunderten ſich über ihn, einzelne bewunderten ihn, vielen erſchien er einfältig. Das berührte ihn gar nicht. Er ging ſeinen Weg; aber das war der breite nicht, der zu den ewigen Abgründen führt. „O ſchöner Seraph!" hörte er einſt flüſtern von einer ſüßen Stimme und von lieblichen Lippen. „Nicht Seraph — Erzengel Michael!" entgegnete er und der ſchöne Mund verſtummte.

Oswald und Floreſtine von Lauingen brachten alljährlich ein paar Wintermonate in der Reſidenz zu, wo die Anweſenheit des Grafen auch außerdem durch die Sitzungen der Kammern zuweilen notwendig war. Jene Wintermonate führten auch Herr von Croneuſtein und Frau von Strahl zu ihren Kindern. Das war für dieſe, und namentlich für Franz Seraph, immer ein trauter

Nachklang der ſchönen, unvergeßlichen, erſten Jugendtage. Wenn auch unter ganz anderen Verhältniſſen tauchte ſein Herz dann wieder im Familienleben unter, wie in einem linden und ſtärkenden Bade; und er hatte die große Befriedigung, daß ſeine Mutter und ſein Onkel vollkommen mit ſeiner Künſtlerlaufbahn ausgeſöhnt waren, als ſie in dieſem zweiten Jahr im Frühling nach Cronenſtein heimkehrten. Jetzt noch ein Jahr — und dann zog er gen Rom!

So war denn alles erlangt, was er je gehofft, geträumt hatte — und dennoch Kampf? und dennoch innerer Zwieſpalt? Flog der himmliſche Zugvogel in der Bruſt ſo hoch und ſo weit, daß er keine Ruheſtatt finden konnte? — Es iſt eine ganze Welt im Menſchenherzen, die jeder erſt nach und nach in ſich kennen lernt. Mancher, der ſich auf der einen Hemiſphäre ſchon ganz friedlich eingebürgert hat, wird auf die andere verſetzt; und mancher, der da gemeint hat die alte Welt genüge ihm, fühlt ſich getrieben zur Entdeckung einer neuen auszuziehen. Dem einen gehen ungeahnte Vulkane in der Tiefe ſeines Weſens auf und dem andern — ungeahnte Sternbilder. Sah Franz Seraph ein lichtes Geſtirn oder ein verſtörendes Irrlicht? — Er wußte es nicht.

Man klopfte an ſeine Tür und gleichgültig, ohne ſeine Stellung zu verändern, ſprach er „Herein!“ Aber der Eintretende blieb in der ge-

„Geſpenſter, entgegnete Gotthard, ſind abgeſchiedene, ungeborne, mißgeborne, was weiß ich für unvollkommne Geiſter, die einen Leib, ſei es einen menſchlichen oder einen thatſächlichen entbehren und, ihn vermiſſend, entſetzlich viel Rumor machen, ſo daß ich wol behaupten darf von ihnen zu wiſſen; doch geſehen hab' ich keine.“

„Und nur das ſind die ächten, die man ſehen kann, denn vor unkörperlichen geiſtigen Geſpenſtern iſt's ja unmöglich ſich zu grauen, und Grauen und Geſpenſt gehören zuſammen wie Sonne und Licht. Was die Geiſter Ihnen ins Ohr raunen, rührt mich wenig.“

„Ja, das weiß ich!“ ſprach Gotthard trocken.

Antoinette konnte es ihm nicht vergeben, daß er auf halbem Wege in ſeiner Paſſion für ſie ſtecken geblieben war. Ein Mann der immer zwiſchen Leidenſchaft und Gleichgültigkeit ſchwankte, der immer auf dem Punkt ſchien ihr zu Füßen zu fallen und es abſichtlich nie ſo weit brachte, war ihr höchſt ärgerlich. Anfangs hatte ſie berechnende Koketterie von ſeiner Seite darin geſehen; aber keinesweges! er war nur zu nachläſſig! Das Gefühl riß ihn hin, die Ueberlegung hielt ihn feſt; dazwiſchen ſchwankte er hin und her, nicht Einmal, ſondern immer.

Er hatte einen Tag in Landeck bleiben wollen, er öffneten Tür ſtehen, betrachtete ihn einen Augenblick und ſagte dann:

„Franz Seraph!“ —

Faſt erſchreckt fuhr Franz Seraph aus ſeinem Sinnen auf, denn bei ſeinem Namen nannte ihn niemand, ſeitdem die Seinen fort waren. Aber in der nächſten Sekunde lag er in Telesphor's Armen.

„Woher kommſt Du? was führt Dich her und aus Deinem Semeſter heraus?“ — rief er freudig: „o, nun wird alles hell!“

„Meinſt Du?“ ſagte Telesphor.

Beide faßten ſich gegenſeitig ins Auge und es ſchien jedem, als ſei mit dem andern in dieſen zwei Jahren eine große Veränderung vorgegangen und wieder fragte Franz Seraph:

„Aber ſprich . . . was führt Dich her? was willſt Du hier? . . . Es wird doch keinen traurigen Grund haben? . . . —“

„Im Gegenteil! einen ſehr glücklichen . . . oder wenigſtens glückverheißenden Grund! doch er wird Dich befremden . . . zuerſt — bevor Du alles weißt.“

„Gleichviel! ſprich nur.“

„Ich werde nicht geiſtlich,“ ſagte Telesphor kurz und kalt.

Franz Seraph prallte zurück, erblaßte und fragte mit gepreßter Stimme:

„Nicht geiſtlich? und weshalb nicht?“

„Es iſt nicht mein Beruf und ich bin froh dies erkannt zu haben.“

„Haſt Du es wirklich erkannt, Teles? ohne Leidenſchaft erkannt? ohne . . . —“

„Genug, es iſt ſo!“ unterbrach Telesphor, „und meine Eltern ſind bereits unterrichtet; — ſind etwas überraſcht, wie auch Du es biſt, obwohl mir ſcheint, daß Du mich begreifen müßteſt.“

„Vielleicht, ſobald ich den innern Zuſammenhang dieſes Schrittes mit Deiner Geſinnung kennen werde,“ verſetzte Franz Seraph.

„Du ſollſt ihn kennen lernen — nur jetzt nicht, nur heute nicht. Sprich mir von Dir! was modellierſt Du? haſt Du Freude an Deinem Studium? machſt Du Fortſchritte? wirſt Du etwas Tüchtiges leiſten?“

Telesphor warf dieſe Fragen haſtig und abgebrochen hin, mit einem Ton, als wären ſeine Gedanken tauſend Meilen entfernt von ſeinen Worten. Dies ſchien auch Franz Seraph zu finden, der den Freund ruhig beobachtete und ſagte:

„Mir geht es gut! während des ganzen Winters waren meine Mutter, mein Onkel und Floreſtine mit ihrem Mann hier.“

„Iſt Floreſtine glücklich in ihrer Ehe?“

„Sehr glücklich — beſonders jetzt, da ſie ihr erſtes Kind erwartet.“

So ſprachen ſie von dieſem und jenem; doch keiner von beiden war mit ganzem Herzen dabei.

Franz Seraph beobachtete eine gewiſſe Zurückhaltung und Teleſphor war innerlich zu aufgeregt. Doch ſagte er, daß er bereits eine Wohnung habe und entſchloſſen ſei die Arzneiwiſſenſchaften zu ſtudieren.

„Mit ihnen bin ich wenigſtens ſicher der Menſchheit nützlich zu ſein,“ ſetzte er hinzu.

„Warſt Du deſſen nicht gewiß im geiſtlichen Stande?“ fragte Franz Seraph.

„Nein, denn er war nicht mein Beruf. Um der Menſchheit zu nützen muß man mit ganzer Seele das ſein, was man ſein ſoll; dann kann man mit Beharrlichkeit die Pflichten eines oft ſchweren, oft trockenen Berufs erfüllen. Zweifelt man aber an ihm oder an ſich, ſo iſt die Schwungkraft gebrochen und man ſchleppt ſich mühſelig hin.“

„Das iſt ſehr wahr!“ verſetzte Franz Seraph.

„Ich war zu unerfahren, zu jung, zu fremd im Leben und in mir ſelbſt, um den unwiderruflichen Entſchluß zu faſſen geiſtlich zu werden, als ich X. verließ. Im Lauf dieſer zwei Jahre bin ich klar und klug geworden.“

„Und biſt Du jetzt glücklich? . . . ich meine ruhig in Deiner Seele?“

„Ruhig in meiner Seele? . . . Nein, Franz Seraph, das bin ich nicht! . . . allein das hat einen anderen Grund. — Du ſollſt alles erfahren! Lebe wohl.“

Er ſtürmte fort, die Stiegen hinab, zum Hauſe hinaus, die Straßen entlang; da verſchwand er vor Franz Seraphs Blicken, der ihm vom Fenſter aus nachſchaute und nicht wußte, ob er ſich über das Zuſammentreffen mit dem geliebten Jugendfreund freuen oder betrüben ſollte.

Die Tage vergingen. Telesphor kam nicht wieder. Franz Seraph nahm ſich vor bei den Univerſitätspedellen Erkundigungen einzuziehen, ob ſich Telesphor habe immatrikulieren laſſen, um dadurch auf deſſen Spur zu kommen.

An einem herrlichen Sommerabend fuhr Franz Seraph mit ſeiner Couſine Amelie Verden und deren Mann in dem großen Park ſpazieren, der eine Zierde der Reſidenz war. Der Sommer hatte die vornehme Welt aus der Stadt getrieben, und nur diejenigen Familien mußten in ihrer Schwüle ausharren, wo Ehemänner durch amtliche Stellung und wo Söhne durch den Schulbeſuch gefeſſelt waren. Amelie Verden hatte dies Schickſal, das ſie jedoch mit großer Heiterkeit ertrug, denn ſie beſaß das Talent alle Dinge ſo leicht wie möglich zu nehmen, um ſich nicht das arme kurze Leben zu verbittern — wie ſie ſagte. Weil die ſchöne Welt abweſend war, gab es faſt keine Wagen im Park und in deſſen entlegenen Teilen, die ziemlich weit von der Stadt entfernt waren, gab es auch kaum Spaziergänger.

„Wäre es nicht ſo erquickend friſch unter den herrlichen Bäumen, ſo könnte man es in dieſer Einſamkeit, in dieſem verzauberten Walde, den kein menſchlicher Fuß betritt, gar nicht aushalten," ſagte Amelie.

„Der Zauberbann iſt gebrochen," ſagte Graf Verden, „drei Perſonen kommen uns entgegen und . . . irre ich nicht, ſo iſt dabei die kleine Liſa Rink."

„Liſa Rink!" riefen Amelie und Franz Seraph und wendeten ſich nach der Seite hin, die Graf Verden im Wagen einnahm.

„Gewiß! ſie iſt es!" ſagte Amelie; „aber ſchau' Franz Seraph! ihr Begleiter iſt ja Dein Jugendfreund von Cronenſtein."

„Der . . . und Liſa Rink!" rief Franz Seraph ungläubig. Er ſaß ſeiner Couſine gegenüber und bog ſich nun ſo weit aus dem Wagen, daß er den Spaziergängern gerade ins Geſicht ſah. Dieſe waren inzwiſchen ganz nahe gekommen. Er konnte nicht zweifeln; — es war Telesphor.

Und auch Telesphor erkannte ihn, erkannte Graf und Gräfin Verden, denn er grüßte als ſie an ihm und den Damen vorüberfuhren.

„Für einen Studioſus der Theologie ſcheint mir Liſa Rink ein gefährlicher Umgang zu ſein," ſagte Graf Verden lächelnd zu Franz Seraph, während Amelie hinzuſetzte:

„Sie iſt wirklich ein reizendes Weſen! haſt Du ſie noch nicht geſehen, Franz Seraph?"

„Nein!“ erwiderte er betäubt.

„Aber doch von ihr gehört?“ fragte ſie weiter.

„Ja.“

„Ach, Du guter Menſch!“ ſagte Amelie mitleidig, „Du biſt ganz erſtarrt über Deinen Theologen. Da ſiehſt Du wie leichtſinnig die Welt iſt! — Ich mache Dir folgenden Vorſchlag: Du gehſt mit uns in das Vorſtadt-Theater, wenn Liſa Rink eine ihrer Hauptrollen gibt — vorausgeſetzt, daß wir Billete bekommen. Es iſt recht angenehm, dies kleine Theater, weil im hohen Sommer die beſten Schauſpieler der großen Bühne abweſend ſind und der Direktor hat einen guten Griff gemacht, daß er eben jetzt die Liſa Rink entdeckt hat . . . denn etwas Schauſpiel muß man zuweilen haben — das iſt jetzt ein allgemein menſchliches Bedürfnis. Darum mußt Du auch nicht über Deinen Freund Dich entſetzen.“

„Ich entſetze mich nicht,“ ſagte Franz Seraph wieder gefaßt, „ich wundere mich nur.“

„Wenn Du Liſa Rink ſehen wirſt, ſo nimmt Deine Verwunderung beträchtlich ab — wenn ſie nicht ganz aufhört. Dein Freund kann doch noch ein ſehr guter Geiſtlicher werden.“

„Das bezweifle ich nicht . . . wenn er es werden will,“ erwiderte Franz Seraph.

„Auf jeden Fall handelſt Du klüger, wenn Du Dich möglichſt fern von dieſer und von jeder anderen Liſa Rink hältſt,“ ſagte Graf Verden.

„Aber auf der Bühne muß er ſie ſehen!" verſetzte Amelie dringend: „die Freude muß man doch der Jugend laſſen, Du geſtrenger Cato."

„Das Theater macht mir wenig Freude," ſagte Franz Seraph: „gewöhnlich iſt es eine Karrikatur, oft eine Übertreibung, nie eine Idealiſierung der Wirklichkeit — einzelne große Tragödien ausgenommen, die ich aber lieber leſe als dargeſtellt ſehe, weil ſich in jede Aufführung etwas Fratzenhaftes miſcht."

Amelie klopfte ihn mit ihrem großen grünen Fächer zierlich auf die Finger und ſagte:

„Langweile mich nicht mit Deinen Idealen. Sie machen aus dem Leben eine lange Enttäuſchung."

„Wenn man ſie auf jedem Schritt und Tritt finden will, ſo haſt Du Recht," erwiderte er; „will man ſie aber erſtreben und verwirklichen im eigenen Sein und Tun, ſo ſind ſie es doch nur, die dem Leben ſeine wahre Bedeutung geben, denn unſere Ideale ſind, gleichviel auf welchem Gebiet, unſere lebendigen und lebentreibenden Ideen von der Vollkommenheit."

„Du biſt eine Künſtlerſeele, Franz Seraph, Du mußt ſie haben."

„Nein, Amelie! ich muß Ideale haben, weil ich eine Menſchenſeele bin, die den Typus des höchſten Ideals an ſich trägt . . . wenn auch verwiſcht und entſtellt. Ohne himmliſche Ideen, nach deren Verwirklichung ich zu ſtreben habe, wäre mir das Leben unerträglich, denn worauf ſollte ich dann dieſe unſtillbare, dieſe namenloſe Sehnſucht richten, die in meiner Bruſt, wie ein Königsadler in der Gefangenſchaft, die Flügel regt und zur Höhe ſtrebt! Gebe ich ihn frei, dieſen Aar . . . und ſteigt er dann nicht auf zu den Höhen der Ideale: ſo ſchießt er herab auf gemeine Atzung.“

„Ich bin neugierig Dich in zehn Jahren reden zu hören, Franz Seraph,“ ſagte Amelie: „Du biſt jetzt ſo recht in der Blütezeit aller Hoffnungen, aller Erwartungen, aller Illuſionen — und da meinſt Du denn, unſer Erdball ſei ein Tonklumpen aus dem Deine Hand ein Götterbild machen könne, wie Du das als Bildhauer zu tun pflegſt. Aber glaube mir! ſie iſt ſtarr und ſpröde dieſe alte graue Erde und ich fürchte ſehr, daß ſie Deiner Hand, wie ſo mancher anderen, nicht ſich fügt.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte er lachend: „aber zum Glück beginnen meine Ideale bei mir ſelbſt.“

„Du biſt unverbeſſerlich!“ verſetzte ſie mit einem leiſen Anflug von Langweile: „allein es bleibt dabei Du mußt mit uns Liſa Rink ſehen.“

„Das wird in der Tat ganz notwendig ſein,“ ſagte Graf Verden trocken: „Du ſtändeſt ſonſt nicht auf der Höhe des Jahrhunderts, Franz Seraph, und die Damen würden an Deinem

Künſtlerberuf zweifeln, wenn Du nicht das Verlangen hätteſt dieſe bezaubernde Künſtlerin zu ſehen.“

„Gut! es bleibt dabei!“ entgegnete Franz Seraph, der wieder in Zerſtreung fiel um zu ergründen, wie Telesphor an die Seite von Liſa Rink komme. Es gelang ihm aber nicht.

In der Frühe des anderen Morgens war er eben im Begriff ſein Zimmer zu verlaſſen, als Telesphor wie im Sturmwind hereinbrauſte und ſagte:

„Du haſt mich geſtern geſehen . . . ich will Dir alles erzählen . . . ich wollte täglich zu Dir kommen, fand aber keine Zeit! jetzt hör' mich an.“

„Sogleich!“ erwiderte Franz Seraph; — „nur gehe ich zuvor in eine Meſſe, denn ich bin bei meinem Cronenſtein'ſchen Gebrauch geblieben mit ihr den Tag zu beginnen.“

„Du kannſt es ſpäter tun, wenn ich fertig bin!“ ſagte Telesphor ungeduldig: „jetzt bin ich hier um mit Dir zu ſprechen.“

„Es wird Dir nicht ſchaden, wenn Du zuvor auch ein Wort mit dem lieben Gott ſprichſt.“ ſagte Franz Seraph ſanftmütig, und ohne weitere Erörterung nahm er Telesphor unter den Arm und führte ihn in die benachbarte Kirche.

„Hörſt Du nicht täglich die heilige Meſſe?“ fragte er unterwegs.

„Nein . . . ich habe keine Zeit," erwiderte Telesphor mit einiger Überwindung: „es iſt ja auch keine Verpflichtung."

„Glaubſt Du noch das, was Du früher geglaubt haſt, Teles?" fragte Franz Seraph.

„Alles wohl nicht mehr . . . aber die Hauptſache doch — und vielleicht auch alles."

Franz Seraph ſchwieg und dachte bei ſich ſelbſt, ob etwa der Verſtand ſeines Freundes gelitten habe. Während der ganzen Meſſe kniete Telesphor neben ihm und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen ohne ſich zu regen noch zu bewegen. War er in Schmerz verſunken, in Gebet, in Nachdenken? — — Schweigend kehrten ſie zurück und Franz Seraph ſagte:

„Nun rede und erleichtere Dein Herz, denn ich ſehe wohl, daß es Dir fürchterlich ſchwer iſt."

„O warum hab' ich die Heimat verlaſſen!" brach Telesphor ſtürmiſch aus: „warum blieb ich nicht auf dem Holzhof meines Vaters und führte ſein Geſchäft fort, wie er es ſo ſehr wünſchte! Dann wäre ich jetzt ruhig und zufrieden!"

„Du glaubteſt einen anderen Beruf zu haben," verſetzte Franz Seraph: „haſt Du ihn nicht, ſo kehre heim. Dein Vater wird Dich mit Freuden empfangen."

„Schwerlich . . . wenn er erfährt, daß ich ihm als Tochter Liſa Rink ins Haus bringen will!" rief Telesphor.

blieb auf unbeſtimmte Zeit. Als Cornelia das erfuhr ſagte ſie zu ihm:

„Es freut mich recht, daß unſer Ländchen Sie feſſelt.“

„Das nun wol nicht!“ entgegnete er mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit.

„Sie brauchen nicht ſo auf Ihrer Hut zu ſein, erwiderte ſie lachend; ich hatte mit unſrer armen Grafſchaft keine ewige Feſſel im Sinn.“

„Schade! ſchade! o jammerſchade! rief er. Eine ewige Feſſel mögt' ich wol tragen — zum Verſuch.“ Sie ſah ihn mißtrauiſch an und ſchwieg. Sie liebte nicht jene Art des Geſprächs die auf die Spitze treibt um mit einem Spott abzubrechen. Da ſie aber in ihrem Garten neben ihm ſpazieren ging, ſo wollte ſie es aus Höflichkeit nicht fallen laſſen und ſagte:

„Sie ſind weit gereiſt und haben viel geſehen, da iſt es erklärlich wenn Manches Sie kalt läßt, was uns entzückt.“

„Und umgekehrt!“

„Auch das begreife ich: Sie haben es entbehrt, vermißt und dadurch ſeinen Werth erkannt. Aber was überwiegt nun?“

„Ueberwiegen? gnädigſte Gräfin, das iſt ein gewichtiges Wort. Vortheile und Nachtheile, auf die

„O Du Armer! haſt Du dem Geſang der Sirenen gelauſcht?“ fragte Franz Seraph mit tiefer Wehmut.

„Es kann auch die Stimme eines Engels geweſen ſein — und das iſt es, was ich glaube, was ich feſt glaube,“ entgegnete Telesphor mit großer Beſtimmtheit: „denn wenn ich das nicht glaubte, wenn es das Werk des Teufels wäre, um mich meinem Entſchluß untreu und mich elend zu machen: ſo fahre die Welt zur Hölle! Doch, wie geſagt, das kann und will ich nicht glauben. Nun aber höre die Geſchichte der zwei Jahre ſeitdem unſer glückliches Leben in der Heimat zu Ende ging.“

„Ich kam nach Y. mit der größten Begeiſterung für meinen Beruf und mit dem regſten Eifer für meine Studien. Ich fand ein paar ausgezeichnete Profeſſoren, bei denen die gründlichſte Wiſſenſchaft durch tiefen Geiſt belebt und durch tiefen Glauben verklärt wurde. Die Dogmatik baute ſich vor mir auf wie ein erhabener Dom, in welchem ſich alle architektoniſchen Glieder nach geheimnisvollen und doch lichten Geſetzen zuſammenfügen, um in der Spitze des Kreuzes auszulaufen. All' meine Gedanken waren darauf gerichtet mehr und mehr in das Verſtändnis dieſes wunderbaren Zuſammenhanges und aller einzelnen Teile einzudringen. Ich lebte wie in einer Geiſterwelt. Keine Arbeit ermüdete mich; keine

Anſtrengung fiel mir ſchwer. Die Abwechſelung, welche ich in den verſchiedenen Zweigen des großen Baumes der Theologie fand, genügte mir zur Erholung. Ich ging nur mit drei oder vier jungen Leuten um, die ebenſo eifrig als ich der Wiſſenſchaft ſich widmeten. Ein gemeinſchaftlicher Spaziergang, auf welchem wir dieſe und jene Frage erörterten oder uns gegenſeitig zu unſerem hohen Beruf ermunterten — das war unſer Genuß. Der frühe Morgen und der ſpäte Abend traf mich bei den Studien und täglich bat ich Gott in der heiligen Meſſe, daß er meine Mühe und Arbeit ſegnen und mich zu einem tüchtigen Prieſter machen wolle. Ich war feſt überzeugt, daß meine ganzen Univerſitätsſtudien denſelben regelmäßigen Verlauf haben würden. Ich irrte ſehr. Meine Ruhe und Zufriedenheit währten nicht viel länger als das erſte Semeſter. Warum läßt uns Gott nicht im Paradieſe, Franz Seraph? warum zerrt er unſere Seele heraus? die meine war in Frieden und begehrte nichts als dieſen Frieden. Aber ſie ſollte ihn verlieren.“ —

„Sie ſollte ihn als eine Tugend beſitzen, nicht als einen Zuſtand,“ unterbrach ihn Franz Seraph: „ſie ſollte ihn erkämpfen, im Kampf ſich bewähren und den Siegespreis erhalten.“

„Schweige, ich bitte Dich!“ rief Telesphor, „ich weiß ja alles was man unter ähnlichen Umſtänden zu hören bekommt . . . allein es genügt mir nicht.“

„Das glaub' ich gern.“

„Alſo auch Du findeſt es ungenügend?“

„Nicht ich! — wohl aber der Stolz und die Leidenſchaft, welche nicht zugeben wollen, daß ſie auf falſche Wege führten.“

„Aber ich ſage Dir es iſt kein falſcher Weg . . . es iſt kein Sirenengeſang . . . —“

„Nun, erzähle weiter! ich werde Dich nicht wieder unterbrechen,“ ſagte Franz Seraph, der wohl einſah wie vorſichtig dies krankhaft aufgeregte Gemüt zu behandeln ſei.

„Um meine Hausgenoſſen hatte ich mich bisher gar nicht gekümmert. Es war mir ganz gleichgültig wer neben, wer über mir wohnte. Eines Tages aber — im Oktober werden es zwei Jahr — vernehme ich über meinem Zimmer eine erzürnte grobe Männerſtimme im Wortwechſel mit zwei klagenden, weinenden Frauenſtimmen, ſchwere Schritte, ein dröhnendes Zuwerfen der Tür. Ein Mann kommt polternd die Treppe herab und oben wird das Weinen noch lauter und durch Kinderſtimmen verſtärkt. Es hat etwas Klägliches das Weinen von Weibern und Kindern einem brutalen Mann gegenüber, und ohne irgend eine beſtimmte Abſicht ſtehe ich auf und öffne meine Tür um den Wüterich zu ſehen, der die Treppe herabkommt. Es war der Hausbeſitzer, ein Schuhmacher, mit dem ich auf ſehr gutem Fuß ſtand, weil es in meinem Zimmer ruhig wie in einem Kloſter herging.“

„Haben Sie den Mordſpektakel da oben angeſtellt?“ fragte ich höchlichſt verwundert.

„Freilich habe ich das tun müſſen!“ antwortete er und ſchob ſich und mich ins Zimmer hinein: „es iſt eine Höllenplage Hausbeſitzer zu ſein! nicht alle Mietsleute ſind ſo pünktliche Zahler wie Sie, Herr Herzog. Mit der Frau da oben habe ich über drei Wochen, ſchon ſeit dem 1. Oktober, Nachſicht gehabt. Aber nun endlich muß ſie doch Anſtalt machen das Quartal zu bezahlen. Ich zeigte ihr die Möbel, die ſie ſehr gut entbehren könne. Da gab es ein Lamento, als riſſe ich ihr das Herz aus dem Leibe . . . Sie hörten es ja!“

„Wer iſt die Frau?“ fragte ich.

„Es iſt die Witwe des vor einem halben Jahr verſtorbenen Organiſten bei St. Florian. Sie wohnt aber erſt ein Vierteljahr, d. h. drei Monat, drei Wochen und juſt auch drei Tage hier.“

„Iſt ſie eine brave Frau?“

„Bis auf die Unpünktlichkeit im Zahlen — ſehr brav.“

„Hat ſie Kinder?“

„Vier Kinder von acht bis fünfzehn Jahren. Es wäre mir ſchon lieber wenn ſie keine hätte. Die Buben ſind wilde Rangen, ſetzen ſich oben auf das Treppengeländer, rittlings, und ſchießen ſo die drei Stiegen hinab. Das ſchont ihre Schuhſohlen, ruiniert aber mit der Zeit mein Geländer. Sind ſie Ihnen nie in dieſer Poſitur begegnet?“

Ich fragte ihn nach der Schuld der Frau; ſie war gering, denn in zwei Zimmern, im dritten Stock, lebte die arme Familie. Ich war kein Kröſus; allein meine Lebensweiſe war ſo einfach, ſo bedürfnislos, daß ich die kleine Summe entbehren konnte. Ich gab ſie dem Hausherrn und ſagte:

„Unter der Bedingung, daß Sie ein tiefes Schweigen beobachten — und zwar gegen jedermann, zahle ich das verfloſſene Quartal.“

Er war beglückt, verſprach alles was ich verlangte, verſicherte meine Mildtätigkeit für Witwen und Waiſen werde mir Gottes Lohn eintragen und fragte, was er der Frau Rink zu ſagen habe.

„Was Sie wollen!“ entgegne ich ſorglos und halte die Sache für abgetan.

Denſelben Abend um elf Uhr, als längſt tiefe Stille im Hauſe herrſcht, pocht es an meine Tür. Bevor ich öffne frage ich mit lauter Stimme, wer da ſei?

„Still! um's Himmelswillen!“ flüſterte eine Frauenſtimme: „ich bin die Witwe Rink.“

Es war mir höchſt unangenehm, daß die Plauderhaftigkeit des Hauswirtes mir einen Dank und zu ſo ungehöriger Stunde zuziehe und ziemlich barſch öffne ich die Tür und frage was zu Dienſten ſei. Mein Ton tat mir aber leid, als eine blaſſe, abgehärmte, in einen dürftigen Traueranzug gekleidete Frau, mit einem zitternden Öllämpchen in der Hand, haſtig hereinhuſcht und eilig und beklommen ſagt:

„Sie haben meine Schuld abgetragen aus großer chriſtlicher Nächſtenliebe . . . Sie haben dem Hauswirt geſagt, ich könne Ihnen das Geld gelegentlich zurückerſtatten . . aber ich muß Ihnen einfach geſtehen, daß Sie nicht darauf rechnen dürfen. Mit der äußerſten Anſtrengung bringe ich den Mietzins für das nächſte Quartal zuſammen, denn allzu ſehr dürfen die armen Kinder nicht hungern. Es drängte mich Ihnen dies noch heute zu ſagen . . . und ich komme ſo ſpät, weil ich nicht wünſche geſehen zu werden. Ich möchte Sie alſo bitten Ihrer Großmut keine Schranke zu ſetzen.“

Ich unterbrach ſie, um ihr mit aller Wahrheit die Verſicherung zu geben, daß ich nicht entfernt an ein Darlehen gedacht hätte und daß der Hauswirt dieſe Verſion erdacht habe, wahrſcheinlich in der guten Abſicht ihr die Hilfleiſtung weniger drückend zu machen. Sie war ſichtlich erleichtert und ſagte:

„Gott wird weiter helfen . . . wie? das weiß ich nicht. Aber Sie wiſſen vielleicht,“ ſetzte ſie plötzlich hinzu, „ob nicht mein älteſter Sohn in eine Anſtalt kommen könnte, wo man katholiſche Prieſter erzieht."

Aus dieſer Äußerung entnahm ich, daß ſie nicht katholiſch ſei und ich fragte, ob der Knabe geiſtlich zu werden wünſche.

„Ich glaube es," erwiderte ſie. „Er hat von ſeinem ſeligen Vater nie etwas anderes gehört, als: Mein Anton wird einmal ein frommer Prieſter! — und mit dem Vater ſprach er ſich auch aus. Aber bei mir und meiner Tochter tut er es nicht . . . er iſt ſtill und in ſich gekehrt."

Es flog mir wie ein Blitz durch den Sinn, daß meine paar Gulden vielleicht die Veranlaſſung werden ſollten, um einen jungen Menſchen im prieſterlichen Beruf zu erhalten, und ich ſagte der Frau Rink, da ich ſelbſt geiſtlich werden wolle, würde ihr Anton vielleicht Vertrauen zu mir faſſen und ſie möge ihn mir gelegentlich einmal ſchicken.

„Unter welchem Vorwand?" fragte ſie: „die Kinder wiſſen nichts von Ihrer Großmut . . . ausgenommen meine Tochter."

„So will ich denn ſelbſt ſuchen, ſeine Bekanntſchaft zu machen," entgegnete ich.

Frau Rink dankte nochmals mit Tränen und ſchlich von dannen; ich aber fühlte mich unausſprechlich beglückt und ſah ſchon im Geiſt, als die Folge einer ſchlichten Handlung der Nächſtenliebe, nicht nur den jungen Menſchen als Prieſter, ſondern auch Mutter und Schweſter durch ihn zum katholiſchen Glauben bekehrt.

„Ich machte mit Anton Rink Bekanntſchaft, indem ich ihn eines morgens bat, er möge, wenn er vom Gymnaſium zurückkehre, mir aus der Buchhandlung, an der er vorübergehe, ein Buch mitbringen, deſſen Titel ich ihm aufſchrieb. Er brachte es mir freundlich und ſchüchtern. Er war ein herrlicher Knabe mit den ſchönſten Anlagen, aber gedrückt durch die Not, in welche die Familie durch die langwierige Krankheit und den Tod des Vaters geraten war — und daher ſcheu und ſtill Fremden gegenüber. Es koſtete mich einige Mühe, den kleinen Waldvogel zu zähmen. Aber er flößte mir eine ſo lebhafte Teilnahme ein, er war ſo viel verſtändiger, ſinniger, ernſter, als ſeine vierzehn Jahre, daß er endlich begriff, wie gut ich es mit ihm meine; und von dem Augenblick an hing er mit ganzer Seele an mir und ſprach mit mir vertrauensvoll, wie mit einem älteren Bruder. Sein Entſchluß, geiſtlich zu werden, ſtand ganz feſt. Ich fragte ihn, ob ſeine Mutter es wiſſe.

„Ganz gewiß wohl nicht,“ ſagte er errötend.

„Und warum verſchweigſt Du es ihr? betrübt es ſie?“

„Das nicht!“ verſetzte er: „ſo lange der Vater lebte, betrachteten wir alle es als eine abgemachte Sache. Nach ſeinem Tode ſprach ich einmal davon;

da ſagte die Liſi: Bedenke, was Du tuſt, Anton! der katholiſche Prieſter darf nicht heiraten! — Die Rede mißfiel mir und ſeitdem ſchweige ich.“

Mich freute dieſe ruhige Entſchloſſenheit, aber dennoch bewog ich ihn, offener gegen ſeine Mutter zu ſein; jedem guten Rat folgte er bereitwillig. Hie und da half ich ihm etwas nach in denjenigen Studien, worin er zurück war und je mehr er lernte, deſto beſſer und frömmer wurde er. Es war mir eine wahre Wonne, dieſe junge Seele zu beobachten, die ſich wie eine ſeltene Blume vor meinen Augen entfaltete. Nach ſeinen häuslichen Verhältniſſen fragte ich nie und er äußerte nur einmal, als ich ſagte, ich ginge gewöhnlich erſt um Mitternacht ſchlafen:

„Liſi muß auch oft ſo lange wachen, denn ſie hat gar viel Arbeit für einen großen Putzladen — und die Mutter hilft ihr bis in die tiefe Nacht.“

Daraus entnahm ich, daß der angeſtrengte Fleiß der Mutter und Tochter die Familie erhalte. Sie lebten wie Klausnerinnen. Nie hatte ich ſie auf der Straße geſehen, nie war ich ihnen im Hauſe begegnet und trotz meiner Zuneigung für Anton ſpürte ich nicht den leiſeſten Wunſch, Liſi kennen zu lernen.

Der Winter verging im Fluge. Es war durch dieſen Knaben ein ganz eigenes Intereſſe in mein Leben gekommen und eine neue Seite des Berufs, den ich ſo begeiſtert liebte, die Erziehung, die Bildung junger Seelen, bot ſich mir in der Praxis dar. Anton kam regelmäßig jeden Abend um ſechs Uhr zu mir; aber eines abends zu Ende der Faſtenzeit blieb er aus und auch am zweiten Abend. Am dritten Abend erſchien ſein jüngerer Bruder mit der Nachricht, Anton ſei krank und liege ſchon ſeit drei Tagen ſtill im Bett. Ich wollte ſogleich zu ihm. Der Kleine ſagte, er wiſſe nicht, ob die Mutter das erlaube, der Doktor habe geſagt, Anton müſſe Ruhe haben. Ich ſchickte den Kleinen zu ſeiner Mutter mit der Anfrage, ob ich kommen dürfe. Die Antwort war: Morgen, im Laufe des Tages; ſie werde mir den kleinen Philipp ſchicken, um mich zu holen. Daraus, daß Frau Rink einen Arzt gerufen hatte, ſchloß ich, daß Anton ernſtlich krank ſein müſſe; aber Philipp konnte mir darüber keine Auskunft geben. Dieſe Vorſtellung bekümmerte mich ſehr; teils wegen meines kleinen Freundes, teils weil ich mir denken konnte, in welche Not und Sorge eine dürftige Familie durch eine ſolche ſchwere Krankheit verſetzt werde. Ich nahm mir vor, dafür zu ſorgen, daß es dem Kranken an nichts fehle. Am anderen Tage, nachmittags, als ich frei und Philipp noch in der Schule war, holte er mich und ſagte, Anton ſei ſehr krank.

Die Wohnung der Frau Rink beſtand aus zwei Zimmern, die durch eine Tür verbunden waren.

man im Leben ſtößt, halten ſich wie ein Paar geübte Spieler immer im Schach, und bald iſt der Eine bald der Andere Sieger. Ich habe immer nicht blos in meinem, ſondern in dem gemeinſamen Leben Aller gefunden, daß im Triumph eine Niederlage, im Stolz eine Demüthigung, in der Freude eine Bitterkeit, im Genuß eine Angſt lag, wodurch die angenehmen Gefühle paralyſirt wurden, und ich glaube ſie entſpringen aus dem heimlichen Bewußtſein, daß das Glück doch nur vergänglich iſt.“

„Man muß es nur nicht im Vergänglichen ſuchen,“ ſagte Cornelie ernſthaft.

„Sie ſind jung genug um an die Unvergänglichkeit des Glückes glauben zu dürfen, entgegnete Gotthard; jung genug um mich auszulachen, wenn ich ſage: warten Sie mit Ihrer Behauptung bis Sie dreißig Jahr alt ſind.“

„Aber was fängt man an wenn das Glück dahin iſt?“ fragte ſie faſt traurig.

„Man tröſtet ſich, gnädige Gräfin. Ja ja! blicken Sie mich nicht ſo vorwurfsvoll an. Man tröſtet ſich, — denn auch das Glück hat ſeine Bürden: die Liebe verweichlicht, der Reichthum blaſirt, der Ruhm ermüdet, die Unabhängigkeit wird läſtig, ꝛc. ꝛc. Man betrachtet das Ding von der andern Seite, und ſiehe da! es iſt ſo übel nicht! ohne Liebe iſt

Beide hatten eine Tür auf den Gang. In dem erſten Zimmer ſchliefen die drei Knaben. Das zweite, größere, war das allgemeine Familienzimmer, zugleich aber auch Schlaf- und Arbeitszimmer von Mutter und Tochter. Eine Art von Alkoven verband es mit der rückwärtsliegenden Küche. In dieſen Alkoven hatte man jetzt den Kranken gebettet, und dahin führte mich Frau Rink, nachdem ſie mich an der Tür empfangen und mir zugeflüſtert hatte, Anton habe ein Bruſtfieber – „wie ſein armer Vater,“ ſetzte ſie mit dem Ton tiefſter Troſtloſigkeit hinzu. Es ging mir durchs Herz. Anton lag im heftigen Fieber, allein er tat ſeine ſchweren müden Augen auf und ſah mich mit dem Ausdruck der zärtlichſten Dankbarkeit an. Reden konnte er nicht, ſein Atem war kurz, beklommen, durch Huſten unterbrochen. Ich ſetzte mich zu ihm und ſagte ihm ab und an ein paar freundliche Worte oder ein Stoßgebetlein und immer machte er mir ein Zeichen, daß er mich verſtanden und an den Stoßgebeten ein beſonderes Wohlgefallen habe. Während der halben Stunde, die ich an dem traurigen Lager zubrachte, überlegte ich, wie es zu machen ſei, daß ich den Kranken häufig beſuchen könne, ohne ſeine Mutter und Schweſter zu beläſtigen und nachdem ich ihm verſprochen hatte, bald wiederzukommen, verließ ich den Alkoven.

Telesphor erhob ſich mit lebhafter Bewegung, ging ein paarmal durch's Zimmer, blieb dann vor Franz Seraph ſtehen und fragte:

„So war es! . . . War ein Unrecht darin?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Franz Seraph.

„Warum mußte mir denn aus einer guten Handlung Unheil erwachſen?“

„Weil der böſe Feind Unkraut unter den Waizen ſäet und weil wir nicht immer wachſam ſind, um es zu verhindern.“

„Nun höre weiter! — Ich trat aus dem Halbdunkel des Alkovens in das Zimmer. Es war ganz voll warmen, glänzenden Sonnenſchein und der blaue Frühlingshimmel ſchaute durch die Fenſter hinein. Mitten in all dieſem Licht ſaß Liſi zwiſchen allerhand Kram von Bändern und Blumen. Als ich eintrat, ſtand ſie auf Die Sonnenſtrahlen zitterten auf ihren weichen, blonden Locken, ſo daß der ſchöne Kopf in einer goldenen Glorie ſchwamm und ihre zauberiſchen, tiefblauen Augen ſahen mich mit einem Blick an, der etwas von Antons zärtlicher Dankbarkeit mit einer, ihr eigentümlichen ſüßen Lieblichkeit verſchmolz. Der Blick traf mein Herz. Als ich eintrat, dachte ich ſo wenig an Liſi, wie ich jetzt an den Dalai Lama denke. Ich dachte an den hinſiechenden Knaben und an die Hilfe, die ich ihm an Leib und Seele leiſten könne. Was war denn das für ein ſengender Blitz?“

„Es war der ſchreiende Gegenſatz zwiſchen dem blühenden Leben und den aufdämmernden Schatten des Todes, der Deine Phantaſie überraſchte," ſagte Franz Seraph ruhig.

„Nein!" rief Teleſphor, „das war nicht die Wirkung eines Gegenſatzes! Es war etwas ganz Freies, ganz Selbſtſtändiges, ganz Unwiderſtehliches! . . . Es war Liebe!"

„O Du Tor, Du raſender Tor!" rief Franz Seraph ganz außer ſich: „wie konnteſt Du die himmliſche Perle, die Gott ſelbſt in Dein Herz gelegt hatte, ſo ohne Schwertſtreich Dir entreißen laſſen!"

„Ohne Schwertſtreich?" fragte Teleſphor mit düſterem Sinnen.

„Streiche in die Luft machen keinen treuen Kampf aus!" rief Franz Seraph.

„Lebe mein Stück Leben ſeit jener Zeit; dann wirſt Du wiſſen, was das iſt: Kampf," ſagte Teleſphor kalt und fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Ich fragte Liſi wo die Mutter ſei. Sie ſagte:

„Die Mutter läßt eine Arznei machen und kommt gewiß gleich zurück. Aber ich kann ihr ausrichten was Sie ihr ſagen möchten."

Ich machte alſo den Vorſchlag, die beiden kleinen Knaben im Alkoven ſchlafen zu laſſen und Anton allein in dem anderen Zimmer zu betten, er habe dort mehr Luft und Licht und ich könne zu jeder Stunde zu ihm kommen ohne jemand zu ſtören.

„Glauben Sie an ein langes Krankenlager?" fragte Liſi ängſtlich.

„Ihre Mutter ſcheint es zu fürchten," verſetzte ich.

Tränen hingen an ihren langen, aufwärtsgebogenen Wimpern. Als ich das ſah, fiel mir ein, daß man zu ſagen pflegt, Augen mit aufwärtsgebogenen Wimpern würden viel weinen und mich ergriff ein unausſprechliches Mitleid mit dieſem ſo lieblichen, ſo hilfloſen Geſchöpf. Da kam Frau Rink zurück und ich freute mich, ihr meinen Vorſchlag ſelbſt mitzuteilen, denn ich machte ihn ſo eindringlich, daß ſie ſogleich darauf einging. Ich eilte in die Werkſtatt unſeres Hausherrn hinab, holte mir einen Geſellen und in kürzeſter Friſt war die Veränderung bewerkſtelligt und Anton lag in dem ſonnenhellen, luftigeren Zimmer. Frau Rink erſchöpfte ſich in Dankſagung. Ich konnte ihr die Verſicherung geben, daß mir kein Dank gebühre, denn es gewähre mir den größten Troſt, zu Antons Pflege und Erleichterung beizutragen. Seine Krankheit ging ihren Lauf? aus dem Bruſtfieber wurde die galoppierende Schwindſucht. Sechs Wochen des Leidens — und er war in der Ewigkeit. Er fühlte, daß er ſterben werde und verhehlte es mir nicht; der Mutter verſchwieg er es, denn ſie klammerte ſich krampfhaft an die

Hoffnung auf Geneſung. Er ſelbſt verlangte die Sterbſakramente am Vorabend vom Feſte Chriſti Himmelfahrt und am Morgen des Feſttages entſchlief er, nachdem ſein letztes Wort geweſen war: „Ich gehe zum Vater.“

„Daß ich Stunden, Tage, Nächte an ſeinem Schmerzenslager war, brauche ich Dir nicht zu ſagen und ich darf hinzuſetzen, daß dies gerade ebenſo der Fall geweſen wäre ohne Liſi. Ich ſah ſie zuweilen ein paar Tage nicht, denn Frau Rink ſchloß nicht ſelten die Verbindungstür der beiden Zimmer, wenn ich kam. Der Stachel des Schmerzes und der Angſt um Anton grub ſich zu ſcharf in meine Bruſt ein, um nicht jedes andere Gefühl zurückzudrängen. Aber nach ſeinem Tode war es, als ob es ſich jetzt doppelt geltend mache.

„O Teleſphor!“ ſeufzte Franz Seraph, „warum mußteſt Du durch die Schweſter verlieren, was Du durch den Bruder gewonnen hatteſt! Warum miedeſt Du nicht das Mädchen nach Anton's Tode? warum warfſt Du Dich nicht mit verdoppeltem Eifer auf die Studien? Es mußte Dir doch bei redlicher Gewiſſenserforſchung klar werden, daß ſich Gefühle einmiſchten, die nicht mit Deinem Beruf übereinſtimmten.“

„Im Gegenteil!“ rief Teleſphor, „ich glaubte ganz in Übereinſtimmung mit meinem Beruf zu handeln, wenn ich alles daran ſetzte, um Liſi und ihre Mutter für den katholiſchen Glauben zu gewinnen.“

„Und das Mittel dazu war — daß Du Dich in Liſi verliebteſt, was ihr ohne Zweifel eine hohe Idee von der Reinheit des katholiſchen Glaubens beigebracht hat“ — ſagte Franz Seraph mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Du irrſt gänzlich,“ erwiderte Telesphor kalt: „ich war nicht in Liſi verliebt, — wenn Du etwa die Leidenſchaft, die jetzt mich foltert, ſo nennſt. Nein! damals dachte ich nicht daran, den geiſtlichen Beruf aufzugeben. O nein! ich hätte ein heiliger Prieſter werden mögen, um ihre Seele zu gewinnen. Ich wollte mich dieſer verlaſſenen Weſen annehmen, dafür ſorgen, daß die beiden kleinen Knaben katholiſch erzogen würden und auch in materieller Beziehung ſie unterſtützen. Frau Rink war ganz erſchöpft von Kummer und Anſtrengung, hatte Migränen, welche ſie manchen Tag, unfähig zu jeder Arbeit, an's Bett feſſelten. Dann mußte Liſi das kleine Hausweſen beſorgen, mußte kochen, was zu kochen war, mußte die Zimmer auskehren und dabei immer für ihren Putzladen arbeiten. Weil die Damen ihre Sommerhüte notwendig hätten — ſagte ſie, müſſe ſie auch die frühen Morgen- und die ſpäten Nachtſtunden benutzen; allein ich wußte, wie viel notwendiger ihr die karge Bezahlung ihrer übermäßigen Anſtrengung ſei. Einmal bot ich der Frau Rink ein kleines Darlehen an, doch ſie wies es zurück und ſagte, ſie habe ſich mit der Bitte um Unterſtützung an einen Schwager gewendet. Da ſchickte ich ihr ein Sümmchen anonym durch die Poſt zu. Jetzt mußte ſie es ſchon behalten. Wenn ſie nicht die Migräne hatte, ging ich jeden Abend ein Stündchen hinauf und wir ſprachen von Anton. Liſi ſprach wenig mit, aber ſie weinte viel — und das war eigentümlich rührend und anmutig, weil ſie dabei immer von all ihrem modiſchen Tand umgeben war. Tiefere religiöſe Geſpräche liebte Frau Rink nicht. Es ſchien mir, als hege ſie eine Art von Mißtrauen gegen mich, ſowie ich irgend eine Glaubenslehre berührte. Ich ſchwieg alſo, aber es wurde mir ſchwer und ich gab die Hoffnung nicht auf, ihr einleuchtend zu machen, wer den wahren Glauben beſitze und daß es nicht meine Abſicht ſei, ihre Hilfloſigkeit zur Proſelytenmacherei zu benutzen. Was Liſi in dieſer Beziehung dachte, konnte ich nicht ergründen; denn ſie ſah zu allem, was ich ſagte, ungemein freundlich aus, doch ohne darauf zu antworten oder durch eine Frage ihre Teilnahme kund zu geben. Ich glaubte, ſie würde ſich unbefangener äußern, wenn die Mutter nicht gegenwärtig ſei; aber das kam nicht vor."

Im Auguſt war wieder ein Semeſter zu Ende — das dritte. Ich hatte bedeutend nachgelaſſen in meinem Studieneifer, denn ich brachte der Wiſſenſchaft nicht mehr eine volle ungeteilte Aufmerkſamkeit entgegen und meine Zerſtreutheit machte mich lau für ſie. Trocken kam ſie mir vor, ja abſtoßend. Ich würde die Ferien frohlockend begrüßt haben, wenn ſie mir nicht eine zeitweiſe Trennung von Liſi auferlegt hätten. Ich verſchob meine Abreiſe nach X. um eine Woche, dann um noch eine und noch eine. Endlich mußte ich mich dazu entſchließen. Als ich zu Liſi ſagte, ich ginge zu meinen Eltern, wendet ſie ſich zu ihrer Mutter und ſagte wehmütig:

„Unſer einziger Freund verläßt uns.“

„Wir müſſen auch das ertragen,“ verſetzte Frau Rink mit kalter Reſignation.

„Werden Sie wiederkommen?“ fragte Liſi.

„Zweifeln Sie daran?“ fragte ich zurück; — denn in dem Augenblick, Franz Seraph, war es mir klar, daß meine Zukunft ihr gehören müſſe. Ich wollte ja Seelen retten . . . — nun wohlan! ich rettete ſie!

„Mögen Sie wiederkommen oder nicht,“ ſagte Frau Rink, „wir bleiben ewig Ihre dankbaren Schuldner.“

Sie gab mir die Hand. Liſi kämpfte mit ihren Tränen, als ſie mir gleichfalls die Hand reichte. Ich reiſte nach X.

Es war ein martervoller Aufenthalt! . . . einesteils, weil es mir erſt jetzt recht klar wurde, welche Marter es ſei, ohne ſie, fern von ihr, zu leben . . . anderenteils, weil meine ganze Vergangenheit vor mir aufwachte und mich zu feſſeln ſuchte. Ich ſah das Zimmer, den Platz wieder, wo ich als Knabe dem Vater erklärte, ich wolle geiſtlich werden; ich ſah den Schloßkaplan wieder, mit dem ich ſo oft dieſen Entſchluß beſprach. Ich ſah Cronenſtein wieder . . . und Deinen Onkel . . . und alle Stätten unſerer jugendlichen Freuden . . . und alle Erinnerungen, alle Geſpräche, alle Vorſätze der alten Tage wurden lebendig und ſchienen mich zu fragen: Uns willſt Du verleugnen? von uns willſt Du Dich losſagen? mit uns willſt Du brechen? — Zuweilen erſchien mir das alles wie eine ſchützende Bruſtwehr gegen die Pfeile des Feindes, zuweilen wie eine Dornenhecke, die ich auf Koſten meines Herzblutes durchbrechen müſſe, um zu meinem Glück zu gelangen.

Ich beſuchte Deinen Onkel. Sein klares unbeſtechliches Auge ſah den Zwieſpalt meiner Seele.

„Du biſt nicht mehr, was Du im vorigen Jahr warſt, Teles,“ ſagte er liebreich.

Ich ließ den Kopf in meine Hände ſinken und ſagte nur:

„Ich kämpfe.“

„Das genügt!“ antwortete er; „der Kampf konnte nicht für Dich ausbleiben! er bleibt für niemand aus, denn Gott der Herr will ihn, damit er deutlich ſehe, ob wir uns zu ſeiner Fahne halten oder zur Fahne des Satans. Alſo kämpfe mit den Waffen, die er uns gibt, mit Gebet und Selbſtverleugnung, mit Demut und Beharrlichkeit gegen alle Angriffe des tückiſchen Erzfeindes — und dann ſei gewiß, daß Du ihn aus höherer Kraft, aber nicht aus der Deinen, beſiegen werdeſt.“

„Ich wollte ihm alles erzählen, alles ſagen, wie es gekomman ſei. Doch er ließ es nicht zu.

„Für mich iſt es nicht nötig, Teles,“ erwiderte er; „ich kenne dieſe uralte Geſchichte, die ſich im Herzen des Staubgeborenen immer auf's Neue in wechſelnden Erſcheinungen zuträgt. Für Dich iſt es beſſer, ihr keinen Ausdruck — gleichſam keine Farbe, keine Geſtalt zu geben. Deine Worte würden Deine Wunde nur aufreißen und ich kenne ſie ohne das.“

Leider erſpähete auch mein Schwager Rabener meinen inneren Zwieſpalt. Mit ich weiß nicht welchem dämoniſchen Scharfblick ſah er in mich hinein und wenn gerade die Wellen hoch in mir gingen, wußte er ein paar Worte zu ſagen über die Torheit, das Glück des Lebens zu verſchmähen, welche den Sturm nur noch mehr aufregten. In dieſem inneren Zuſtand hörte ich ihn gern und wenn er ſagte:

„Der Menſch iſt frei. Seine natürlichen Gefühle ſind ſeine ſchönſten Gefühle, beſeligen ihn ſelbſt und andere. Ein Gebot, auf ſie zu verzichten, wirft ihn in eine Sklaverei, die ſeinem Recht man frei wie der Vogel in der Luft; ohne Geld — wünſcht man ſehnlichſt etwas zu erwerben; unbekannt — ſtrebt man aus der Dunkelheit hinaus; abhängig — lernt man ſich fügen und ſchicken.“

„Gott, welch eine praktiſche Lebensweisheit! brach Cornelie verwundrungsvoll aus; aber um ſie wirklich zu üben muß man, ich weiß nicht wie ſehr! von Schickſalen zerarbeitet worden ſein.“

„Das iſt mir doch nur in Gedanken geſchehen.“

„Alſo haben Sie nie die Probe beſtanden?“

„Ich muß inſofern Nein ſagen, als es mit mir nie zum Aeußerſten, weder in Glück noch Leid gekommen iſt.“

„Alſo ſind Sie ſtets im ruhigen Gleichgewicht geblieben?“

„Dieſe Vorausſetzung iſt mir ſo ſchmeichelhaft, daß ich gern Ja ſpräche“ .... —

„Aber Sie dürfen nicht, unterbrach ihn Madame Orzelska, die ſich genähert hatte. Theure Cornelie, ein Perpendikel iſt nicht ſo ſchwankend wie Fürſt Gotthard.“

„Schwankend? ja; verſetzte er, allein eben dadurch im Gleichgewicht.“

„Wie gefällt Ihnen dieſe Selbſtzufriedenheit?“ wandte Antoinette ſich an Cornelie.

an Freiheit Hohn ſpricht. Mache von der Deinen Gebrauch, ſchüttele den unnatürlichen Zwang ab und hänge den ſchwarzen Rock an den Nagel" — —

Wenn er ſo ſprach, ſtimmte mein ganzes Herz ihm bei.

Aber es iſt nicht ſo leicht, von der erſten Liebe zu laſſen, und ich liebte ſie noch immer die hohe Braut meiner früheren Jahre, die erhabene Theologie — noch immer den großen Beruf, die Wahrheit der Offenbarung zu verkündigen; — nur aber wollte es mir nicht mehr einleuchten, daß dieſer Beruf und dieſe Liebe vom natürlichen Menſchen ſo große Opfer erheiſche. Vermutlich äußerte ich einmal etwas Derartiges gegen Rabener, denn ich entſinne mich, daß er ſagte:

„Haſt Du eine unüberwindliche Neigung für die Theologie — nun gut! ſo mache es wie Doktor Martin Luther: ſchreibe, predige, lehre nach Herzensluſt Theologie, aber nimm ein Weib und freue Dich des Lebens."

Da ſchauderte ich vor mir ſelbſt und fragte mich innerlich: Biſt Du denn ſo tief geſunken, daß Du auf dem Wege zur Apoſtaſie biſt? — —

Und wieder ging ich zu Deinem herrlichen Onkel und fragte ihn, ob er es durchaus verwerflich fände, wenn ich einen anderen Beruf wählte. Er ſah mich mit ſeinen guten, klugen Augen feſt an und ſprach:

„Tuſt Du es, weil Du es für den Willen Gottes erkennſt, ſo biſt Du ganz in Deinem Recht und handelſt wie ein freier vernünftiger Menſch. Tuſt Du es, weil Du einer traurigen Leidenſchaft oder irgend einer Verſuchung nachgibſt: ſo iſt dabei weder vom Willen Gottes, noch von Vernunft und Freiheit die Rede, und das wäre denn freilich ganz verwerflich."

Ich mußte ihm recht geben. Zuweilen ſtellte ich mir vor, welche Freude mein alter Vater haben würde, wenn ich plötzlich zu ihm ſagte: Vater, ich gebe die Studien auf, ich bleibe bei Dir, ich trete in das Geſchäft ein, ich bringe Dir eine liebliche Tochter; ſie iſt arm, aber an Arbeitſamkeit gewöhnt. Soweit war alles gut; aber der Nachſatz: ſie iſt proteſtantiſch — war vor meinen Eltern gar nicht auszuſprechen. Eheleute — und im Glauben getrennt . . . das faßten ſie nicht. Und dann . . . ich geſtehe Dir, es hätte mich ſehr gedemütigt, nach den jahrelangen Studien und nach den Wünſchen und Hoffnungen, die meine Verwandten und Freunde an meine Zukunft knüpften, endlich im Holzhof meines Vaters ſitzen zu bleiben. Genug, einen lichten Ausweg ſah ich nirgends.

Die Ferien waren faſt abgelaufen und mit einem Herzen, das vor Wonne und Zagen bebte, dachte ich an das Wiederſehen mit Liſi. Da ließ mich Dein Onkel plötzlich rufen und ſagte:

„Ich reiſe morgen nach Seeheim zu Floreſtine. Komm' mit mir, Teles!"

Ganz entſetzt über den unerwarteten Vorſchlag prallte ich zurück.

„Komm' mit mir!" ſagte er noch eindringlicher, noch väterlicher: „es wird Dir heilſam ſein in eine ganz neue Umgebung zu Deinen alten Freunden zu kommen. Daß Du die Ferien um zwei, drei Wochen verlängerſt, hat gar nichts zu ſagen. Du holſt das Verſäumte ſpielend nach, — alſo komm' mit mir."

„Ich muß mich beſinnen, ſtotterte ich."

„Damit Du Dich nicht lange beſinnſt, ſage ich Dir erſt heute, was ſchon längſt mein Plan war. Entſchließe Dich ſchnell mich zu begleiten. Gott wird es ſegnen!" verſetzte er.

„Ich bin der Gräfin fremd geworden," wendete er ein.

„Dann iſt es um ſo notwendiger, daß Ihr die alte Bekanntſchaft erneuert," entgegnete er mit ſeinem guten, etwas ſpöttiſchen Lächeln, das ihm der Verkehrtheit gegenüber eigen iſt.

„Ich muß nach Y. zurück!" rief ich.

„Ja . . . über Seeheim," ſagte er; „ich bitte Dich, Teles, erfülle meinen Wunſch! Es iſt der Wunſch Deines alten väterlichen Freundes." —

„Und Du erfüllteſt ihn nicht!" rief Franz Seraph mit tiefem Schmerz; „Du vernahmſt nicht die Stimme Gottes in dieſer Aufforderung! Du wehrteſt die Hand ab, die Dich gerettet hätte.“

„So iſt's!“ entgegnete Telesphor dumpf; „es war ein Etwas in mir, das nicht gerettet ſein wollte, und das hatte an jenem Tage die Oberhand. Als Dein Onkel und Deine Mutter am anderen Morgen abreiſten, hätte ich dem Wagen nachlaufen, die Räder feſthalten und flehen mögen, daß man mich mitnehme. Es war zu ſpät.“

„Nein!“ rief Franz Seraph, „es war nicht . . . es iſt noch jetzt nicht zu ſpät! . . . —“

„Die Würfel ſind geworfen und haben mein Los entſchieden!“ unterbrach Telesphor; „in die Wiege meiner Kindheit kann ich nicht zurück, ſelbſt dann nicht, wenn ich es aus allen Kräften meiner Seele wollte. Ebenſowenig kann ich zurück auf einen geiſtigen Standpunkt oder in einen Zuſtand des inneren Lebens, der mit einer gewiſſen Unkenntnis meiner ſelbſt und der Welt in mir und außer mir zuſammenhängt.“

„Das iſt richtig,“ entgegnete Franz Seraph; „aber das fordert, das erwartet niemand. Nicht zurück in die Unkenntnis der kindlichen Tage — ſondern vorwärts, ſondern höher hinauf ſoll jede Erkenntnis und alles Wiſſen uns führen. Höher hinauf zur Vollkommenheit gelangen wir aber nur durch eine größere, von der Gnade getragene Entwickelung unſerer ſittlichen Kraft, unſeres auf den Willen Gottes gerichteten Willens — und dieſen Willen immer wieder gerade zu richten, wenn ihn die Stürme des Lebens verbogen oder geknickt haben: das iſt unſere Aufgabe."

„Das iſt alles ganz gut, ſo lange ſich nicht eine unüberwindliche Leidenſchaft einmiſcht," ſagte Telesphor.

„Wenn Du ſie unüberwindlich nennſt, ſo ſehe ich freilich, daß Du mit Recht ſagteſt, es ſei ein Etwas in Dir, das nicht gerettet ſein wolle," antwortete Franz Seraph; „und dann muß ich freilich fürchten, daß Du mich nicht verſtehſt, wenn ich ſage: ſei ſie unüberwindlich in Deinen Gefühlen, aber Du beſiegſt ſie täglich von neuem mit Deinem Willen, ſo biſt Du dennoch auf dem rechten Weg."

„Wir dürfen nicht disputieren, wenn ich zu Ende kommen ſoll," ſagte Telesphor kurz abbrechend: „alſo — ich ging nach Y. zurück. Kaum angelangt eile ich hinauf, innerlich frohlockend und bebend, weil die Freude ſie wieder zu ſehen mir das Herz zerſprengen wollte. Als ich an die Tür klopfte und die beiden kleinen Brüder die Tür aufriſſen und mir jubelnd entgegen ſprangen, und Frau Rink mich freundlich willkommen hieß, und Liſi raſch von ihrer Arbeit ſich erhob und mir lieblich und froh die Hand reichte, da erſeufzte meine ganze Seele: Hier iſt dein Glück! hier mußt du dein Zelt aufſchlagen! Da wurde mir zum erſten Mal ganz klar, daß ich nicht — und weshalb ich nicht geiſtlich werden könne. Mein Herz ſchwamm in ſeliger Wonne als Frau Rink anhub:

„In Ihrer Abweſenheit hat unſere Lage eine wie uns ſcheint ſehr glückliche Wendung genommen, die ich Ihnen gleich mitteilen muß. Ich ſagte Ihnen ſchon früher, ich hätte an einen Bruder meines ſeligen Mannes mich gewendet und ihn gebeten, ſich unſerer anzunehmen. Er iſt ein ſehr braver Mann, und wenn ſeine Antwort ausblieb, ſo rührte es daher, daß er ſelbſt kommen wollte. Während Ihrer Abweſenheit war er hier . . . —“

„Und ich werde Schauſpielerin!“ brach Liſi mit dem größten Jubel in Blick und Ton aus; „denken Sie nur! mein Onkel ſagt, ich hätte viel Talent . . . ich könne es weit bringen . . . und er verſteht das! er iſt Regiſſeur am kleinen Theater in der Reſidenz. Dort werde ich auftreten. O dies Glück! Ich kann es kaum erwarten!“

Mit einer vor Entſetzen verſagenden Stimme ſtammelte ich:

„Wie? was werden Sie?“

„Schauſpielerin! ja ja, wundern Sie ſich nur über mein Glück!“ rief Liſi jubelnd.

Ich war erſtarrt und ganz unfähig eine Silbe zu erwidern. Frau Rink ſchien durch mein Schweigen unangenehm berührt zu ſein und ſagte kalt:

„Warum ſind Sie ſo überraſcht, Herr Herzog? in Liſi's Alter entwickeln ſich die Talente ſchnell."

„Ich wußte nicht, daß ſie die mindeſte Anlage für dieſe Kunſt habe," verſetzte ich.

„Wir wußten es auch nicht," ſagte Frau Rink; „wie wäre es auch möglich geweſen, da Liſi, ſeitdem ſie erwachſen iſt, nichts anderes tat als arbeiten."

„Der Vater ahnte aber etwas," nahm Liſi eifrig das Wort; „während ſeiner langen Krankheit mußte ich ihm zuweilen Trauerſpiele von Schiller vorleſen, die er ſehr gern hatte, und dabei ſagte er oft: Schau, ſchau, Liſi! du machſt deine Sache ſehr gut! du ſpielſt mir den Fiesco — oder was es eben war — förmlich vor. — Und ich ſelbſt ahnte vielleicht auch etwas. Denn wenn ich ganz ſtill den lieben langen Tag bei der Arbeit ſaß, dachte ich viel an die Schauſpiele, die ich bei Lebzeiten des Vaters im Theater geſehen hatte, wie man geredet und ſich benommen habe . . . und wie ich das machen würde. Daher war ich gar nicht ſo überraſcht wie die Mutter, als der Onkel ſagte, ich müſſe auf's Theater. Ich glaube es iſt mein Beruf," ſetzte Liſi mit ihrem bezaubernden Lächeln hinzu, „ſo wie es der Ihre iſt, Herr Herzog, geiſtlich zu werden."

„Der iſt bei mir ſehr in Frage geſtellt," antwortete ich, noch immer ganz betäubt.

„O deſto beſſer!“ rief Liſi, „deſto beſſer! es ſollte mich recht freuen, wenn Sie nicht geiſtlich würden, denn Sie haben einmal geſagt: der Prieſter gehört nicht ins Schauſpielhaus; — und ich wünſche doch ſehr, daß Sie mich in meinen Rollen ſehen, um mir Ihre Anſicht über mein Spiel zu ſagen.“

„Heutzutage,“ ſagte Frau Rink wie jemand, der etwas Auswendiggelerntes wiederholt, „iſt die Schauſpielkunſt ſo hoch geſchätzt und die theatraliſche Laufbahn ſo ungemein ehrenvoll, daß es für ein junges Mädchen unſeres Standes kein größeres Glück gibt, als ein Talent zu haben, das ſie zu einer großen Schauſpielerin, Sängerin, Tänzerin macht. Spielend, kann man in Wahrheit ſagen, erwirbt ſie ein großes Vermögen, und glänzend vermählt, als Fürſtin oder Gräfin, tritt ſie ins Privatleben zurück.“

Triumphierend ſah ſie mich an, als fordere ſie mich auf, in die Schranken gegen ſolche entſcheidende Argumente zu treten. Ich bebte vor Zorn über ihre Betörung und rief empört:

„Vergeſſen Sie doch nicht die ſchauderhafte Beſtimmung des jungen Mädchens in Anſchlag zu bringen, dem allgemeinen Publikum für ein paar Kreuzer zur Augenweide zu dienen, bevor es einen Gimpel von Fürſten oder einen Tölpel von Grafen kapert.“

„O, Herr Herzog!“ rief Liſi bewegt, „ſo müſſen

Sie das nicht nehmen! ich will eine Künſtlerin, aber weder Fürſtin noch Gräfin werden.“

„Gegen die Gefahren, die Sie im Auge haben,“ ſagte Frau Rink gelaſſen, „iſt Liſi vollkommen geſchützt; zuerſt durch ihre Tugend und dann dadurch, daß ſie im Kreiſe ihrer Familie bleibt.“

„Das macht mich ja eben ſo glücklich, und ich dachte es würde auch Sie recht freuen, daß ich nun viel beſſer für meine Mutter und meine Brüder ſorgen kann,“ ſagte Liſi treuherzig; „wenn aber Sie, unſer beſter Freund, ſo viel Einwendungen erheben, werde ich betrübt und zaghaft.“

„Wollte Gott ich könnte Ihnen eine Stellung mit gleichen Vorteilen und mit geringeren Gefahren verſchaffen,“ erwiderte ich, „ſo ſollte kein Opfer mir zu ſchwer fallen.“

„Da Sie das aber nicht können,“ rief Frau Rink dazwiſchen, „ſo muß ich recht ſehr bitten, daß Sie mir meine arme Liſi nicht verſtören und ſie nicht mit Schreckbildern ängſtigen, von denen ihre Unſchuld nichts ahnt.“

„Ahnen Sie nicht, daß es Ihnen außerordentlich angenehm ſein wird bewundert und beklatſcht zu werden?“ fragte ich Liſi.

„Das ahne ich nicht; — das weiß ich“ antwortete ſie unbefangen; „wer nicht bewundert wird, gefällt nicht, und ich will gefallen, ganz ungeheuer gefallen! . . . ich will eine große Künſtlerin werden.“

„Sie ſehen, Herr Herzog, mit welchen Vorſätzen Liſi die Bühne betritt," ſagte Frau Rink; „ſie will ihre Familie in eine beſſere Lage bringen und ſich der Kunſt widmen. Dieſe Beweggründe ſind ſo ehrenvoll wie möglich und deshalb wird der Segen Gottes ihr nicht fehlen. Alſo ſein Sie getroſt. Es würde uns ſehr weh tun, wenn Sie ſich nicht mit uns freuen wollten, da Sie doch ſo herzlich mit uns getrauert haben."

„Wahre Freunde teilen Freud' und Leid," ſetzte Liſi hinzu. — —

Meine Stimmung, meine Empfindungen kann ich nicht beſchreiben. Ein aufgewühltes Chaos — ſo etwas war es; und nichts hatte darin eine beſtimmte Geſtalt, als meine Liebe zu Liſi. Ich wußte jetzt unzweifelhaft, daß ich ſie liebe und daß mein Glück von ihrem Beſitz abhänge; und dies leuchtete mir in demſelben Augenblick ein, wo dies Glück mehr als zweifelhaft wurde. Es war mir ein kleiner Troſt, daß ſie noch den ganzen Winter in Y. blieb. Der Onkel hatte geſagt, er werde ſchreiben, wenn der Augenblick günſtig ſei; er hatte auch eine kleine Geldſumme zurückgelaſſen, damit Liſi ſich nicht überarbeite. Sie war ganz verändert, geſprächig, munter, gleichſam aufgewacht, und mit friſchen Augen in die glückverheißende Zukunft ſchauend. Sie feſſelte mich dergeſtalt, daß von Studien kaum mehr die Rede war. Alle theologiſchen Vorleſungen gab ich auf, denn

„Sie gefällt mir wol nicht ſehr, antwortete dieſe lächelnd, aber ſie ſtößt mir Reſpekt ein.“

„Mein armer Fürſt! rief Antoinette ſpöttiſch, mitleidig; fallen Sie nur nicht zu früh aus dieſer erhabenen Rolle.“

„Ich kann das gar nicht; denn es iſt keine Rolle,“ verſicherte er.

„Alles was wir thun und treiben iſt eine Rolle, die wir durchführen, ſagte Euſtach; iſt eine Uebung in Darſtellung der Lebenscharactere.“

„O nein!“ rief Cornelie bittend.

„Dann bleibt ja noch übrig was wir ſind, entgegnete er beruhigend; der Schauſpieler muß ja oft mit tief traurigem Herzen eine luſtige Rolle darſtellen, und wer von uns hätte nicht hundert Mal etwas Aehnliches gethan?“

Madame Orzelska und Fürſt Gotthard pflichteten ihm bei. „Nur, fügte dieſer hinzu, war ich meines Theils ſtets ein ſo miſerabler Schauſpieler, daß Natur und Rolle mir zuſammenfielen und ich mich ſelbſt ſpielte.“

Cornelie ſagte nichts mehr. Sie legte mit ſanfter Geberde die Hand über Stirn und Augen. Sie dachte: welch eine Welt! man tröſtet ſich .... und man ſpielt Comödie! — — — —

Später ſagte Fürſt Gotthard zu Madame Orüber dieſen Punkt ſtand mein Entſchluß feſt. Ich beſuchte einige philoſophiſche Vorleſungen. Zuweilen intereſſierten ſie mich; zuweilen war es mir unmöglich, ihnen zu folgen, und dadurch verlor ich den leitenden Faden und den Zuſammenhang des ſpekulativen Gebäudes. Meinen früheren Profeſſoren ging ich aus dem Wege; meine früheren Freunde verlor ich aus den Augen; ich fühlte mich einſam auf der Welt — doch einſam mit Liſi . . . und das genügte mir.

„Und Du ſuchteſt nicht Deinen erſchlafften Willen an der Quelle aller Kraft zu ſtärken? Du beteteſt nicht mehr? Du gingeſt nicht mehr zu den heiligen Sakramenten?“ fragte Franz Seraph.

Doch, ich betete! es gab Stunden, Tage, wo ich Gott inbrünſtig bat, mir die Liebe für Liſi aus dem Herzen zu nehmen, wenn ſie nicht mein Weib werden könne; aber Gott nahm ſie mir nicht. Die Sakramente aber . . . der Weg zur Kommunion führte am Richterſtuhl der Buße vorüber, und um welche Sünde hätte ich mich anklagen können? ich tat nichts Böſes, denn einen Lebensberuf aufgeben, für den man nicht taugt, iſt weiſe und gut. Ein liebliches, unſchuldiges Mädchen lieben und für's Leben als Gattin lieben wollen, iſt eine edle Empfindung, iſt ein ſchönes Recht des Herzens. Daß einige Zerſtreuung und Unluſt zum Studieren mit der Liebe Hand in Hand geht, verſteht ſich von ſelbſt. Nein, Franz Seraph, zu den

Sakramenten ging ich im Laufe des Winters nicht."

„Nun wird es ſchnell bergab gehen!" ſeufzte dieſer.

„Ich ſah Liſi ſelbſtverſtändlich alle Tage und zuweilen auch wenn die Mutter nicht da war, denn dieſe beſuchte jetzt manchmal ihre alten Bekannten. In einer ſolchen Stunde geſtand ich Liſi meine Liebe und war ſelig zu hören, daß ſie dieſelbe erwidere. Für den Augenblick könne ich ihr freilich keinen eigenen Herd anbieten, ſagte ich, allein mit der Zeit könne er mir nicht fehlen."

„Das iſt mir gerade recht!" rief ſie, „wir ſind beide ſehr jung und wir wollen beide für unſere glückliche Zukunft arbeiten, ſparen, ſammeln. Doch wie iſt denn das?" ſetzte ſie hinzu: „Sie wollten ja geiſtlich werden."

„Liſi hat mich zu einem Überläufer zum weltlichen Stande gemacht," verſetzte ich.

„Nun, damit iſt Liſi ganz einverſtanden!" rief ſie jubelnd.

„Womit?" fragte Frau Rink, die eben eintrat.

„Wir haben uns verlobt, liebe Mutter. Das freut Dich, nicht wahr?" ſagte Liſi.

„Was ſoll das vorſtellen, Herr Herzog!" fuhr Frau Rink erzürnt auf.

„Wir lieben uns und hoffen uns in einigen Jahren zu heiraten, liebe Mutter; darüber brauchſt

Du nicht zu erſchrecken," ſagte Liſi und ich ſagte ungefähr dasſelbe. Frau Rink hörte weder auf Liſi noch auf mich und überſtürzte mich mit einem Strom von Vorwürfen, welche bedeuteten, daß ich dem Glück ihrer Tochter nicht entgegentreten dürfe.

„So lange Liſi im Elend war, ſchwiegen Sie von Ihrer Liebe, und jetzt, da ſich ihr eine glänzende Zukunft öffnet, wollen Sie von derſelben Ihren Vorteil haben!" rief ſie empört.

Doch mit einer viel größeren Empörung wies Liſi dieſe unbegründeten Vorwürfe zurück, klammerte ſich an meinen Arm und rief:

„Wir lieben uns! ich laſſe nicht von ihm! was hilft mir eine glänzende Zukunft, wenn man mich nicht liebt! Er liebt mich . . . und ich will ſeine Frau werden . . . durchaus!"

Sie hatte einen Klang in ihrer Stimme, ein Feuer in ihrem Auge, eine Energie in jeder Miene, jeder Bewegung, die mich umſomehr entzückten, als ich ſie nicht geahnt hatte. Frau Rink beſänftigte ſich. Ich glaube, es fiel ihr bei Liſi's Entſchiedenheit ein, daß ihr eigenes Los und das ihrer beiden kleinen Söhne fortan von Liſi abhänge. Genug, ſie gab nach, doch ſie konnte mich nicht leiden, war mißtrauiſch und bewachte mich mit Argusaugen. Das kümmerte mich nicht; . . . ich war glücklich! — Haſt Du je eine alte Sage gehört von einem Magnetberge, der in einem fremden fernen Lande an der Meereskküſte liegt? Nahen ſich die Schiffe dieſem Geſtade, ſo zieht die Kraft des Magnets alles Eiſenwerk aus dem Bau des Schiffes und es geht in Trümmer. Vielleicht wollte die alte Zeit häufige Schiffbrüche an unwirtbaren Küſten auf dieſe Weiſe erklären; — ich weiß es nicht! doch ich fühlte etwas ähnliches: Liſi bekam eine unwiderſtehliche Gewalt über mich — und wenn ich daran zugrunde gehen müßte.

Ich wollte aber nicht den Vorwurf der Frau Rink verdienen, ſondern jetzt darauf bedacht ſein, einen Zweig des Wiſſens zu ergreifen, der mich dereinſt in eine ſelbſtſtändige Lage verſetze; ich wollte Arzt werden. Dieſe Studien waren mir ganz neu, bewegten ſich auf einem ganz fremden Gebiet, beſchäftigten nicht den abſtrakten Gedanken, boten ihm etwas materielles, das ihm einen Halt, einen feſten Fuß lieh, wenn er abſchweifen wollte. Das ſagte mir zu. In den letzten Monaten des Winterhalbjahres war ich wieder fleißig. Der eine meiner Profeſſoren vertrat eine ganz materialiſtiſche Anſchauung. Für ihn gab es keinen Gott, keine Menſchenſeele, keine Unſterblichkeit, keine ſittliche Freiheit, und ſelbſtverſtändlich keine übernatürliche Ordnung der Dinge, weder Offenbarung noch Erlöſung. Zuerſt hörte ich das alles an als ſeine perſönlichen Hypotheſen, und es ſchien mir nicht gar ſchwer, ſie mit einigem Nachdenken zu widerlegen. Dennoch erforderte dieſe Widerlegung eine gewiſſe Beſchäftigung mit Gedanken, die keinen Reiz für mich hatten; ich ließ alſo dieſe materialiſtiſche Weltanſchauung auf ſich beruhen, und obſchon ich ſie nicht zu der meinigen machen wollte, ſchien ſie mir nach und nach einleuchtend, begründet, im Zuſammenhang mit der menſchlichen Natur und keine leere Hypotheſe zu ſein.“

„Das Eiſenwerk iſt aus dem Schiff herausgezogen!“ warf Franz Seraph ein.

„In der Faſte ſchrieb Herr Rink an Liſi, der Zeitpunkt ſei günſtig, ſie möge kommen. Er werde ſie bis zum Sommer in ſeine Schule nehmen und dann auftreten laſſen. Ihre Reiſeanſtalten waren ſchnell gemacht. Die meinen ebenfalls; ich konnte meine Studien beſſer in der Reſidenz als in Y. fortſetzen. Hauptſache war mir jedoch mich nicht von Liſi zu trennen. Frau Rink war außer ſich und behauptete, es ſchade dem Ruf ihrer Tochter. Ich behauptete hingegen, es werde eine Art von Schutzwehr für Liſi ſein, daß ſie ſich verlobt — und den Verlobten in ihrer Nähe habe. Es blieb dabei, denn Liſi ſtand auf meiner Seite und ſie war jetzt das eigentlich maßgebende Haupt der Familie. Seit dem erſten März ſind wir hier.“

„Seit dem März! ſchon fünf Monate!“ rief Franz Seraph.

„Hier begann meine Folter," ſprach Telesphor weiter, ohne den ſchmerzlichen Ausruf zu beachten. „Hier iſt Liſi gleichſam nicht mehr mein. Der Onkel nahm ſie ſogleich in Beſchlag, um ſie in ihre Kunſt einzuüben, einzuweihen. Er war entzückt von ihrem Talent, ihrer leichten Auffaſſung, ihrer unvergleichlichen Darſtellungsgabe; entzückt von der Biegſamkeit ihres Organs, der Anmut ihrer Bewegungen. Je mehr er ſie lobte, deſto ſicherer wurde ſie ihrer Gaben und deſto friſcher und kräftiger entfaltete ſie ſich. Der Onkel meinte ſie könne ſpäter, wenn ſie gründlich gebildet ſei, auch im tragiſchen Fach glänzen; vor der Hand aber, und weil das kleine Theater keine Trauerſpiele gab, müſſe ſie ſich dem Luſtſpiel widmen. Sie war mit allem zufrieden und fühlte ſich mit dem größten Wohlbehagen in ihrem Element. Sie ſtellte mich dem Herrn Rink als ihren Verlobten vor und ich war empört als er ſagte:

„Ah bah! dergleichen Kindereien taugen nichts Liſi! Ihr ſeid beide viel zu jung um Euch für's Leben zu binden."

„Das finden wir nicht," ſagte Liſi empfindlich.

Herr Rink war ein jovialer Mann. Er verſetzte:

„Nichts für ungut, mein Kind! ich habe Deine ſiebzehn Jahre nicht beleidigen wollen. Und vielleicht hat auch der Herr Talent für die Bühne."

„Keine Spur von dieſem Talent,“ rief ich entſetzt, während Liſi in die Hände klatſchte und jubelte:

„Das wäre himmliſch! etwas ſchöneres könnte ich mir gar nicht wünſchen!“

„Oder iſt der Herr vielleicht ein Dichter?“ fragte Herr Rink: „für einen ſimpeln Studioſus der Medizin ſieht er mir zu intereſſant, zu leidenſchaftlich bewegt aus.“

„Onkel, was biſt Du für ein Menſchenkenner!“ brach Liſi auf's neue jubelnd aus: „ja er iſt ein Dichter! das kann er nicht leugnen . . . ich habe ja die ſchönſten Gedichte in Menge von ihm.“

„Bravo!“ ſagte er und klopfte mich auf die Schulter: „verlaſſen Sie aber die Lyrik und werfen Sie ſich auf's Drama, Herr! werden Sie ein Luſtſpieldichter, damit wir nicht ewig am Gängelband franzöſiſcher Überſetzungen laufen. Schreiben Sie für Liſi! ich meine das müſſe Sie und Liſi begeiſtern.“

Als ich in Liſi freudeſtrahlendes Auge ſah, war mir als entzünde ſich der glimmende Funke der Poeſie in meiner Bruſt an dieſem Blick zur hellen Flamme und ich ſpürte ein heftiges Verlangen ein Bühnenſtück zu ſchreiben, das ihrem Weſen, ihrem Talent entſprechend ſei und das meinen Namen mit dem ihren auf dem Gebiete der Kunſt in Verbindung bringe. Doch woher die

Zeit für das alles nehmen! eifrig ſtudieren, möglichſt viel bei Liſi ſein, dichten und ſchreiben! — wie war das zu leiſten! . . Und Du wunderſt Dich, daß ich fünf Monate hier war ohne Dich zu beſuchen!" —

„Ich verſteckte mich in dem dunkelſten Winkel des Hauſes als Liſi zum erſten Mal auftrat. Ich habe kein Urteil über ihr Spiel, weil ich hingeriſſen bin, ſo wie ich ſie erblicke; allein der wütende Beifall, den man ihr zollte, bewies, daß auch das Publikum hingeriſſen ſei. Ihr Triumph war mir freilich eine große Befriedigung, aber auch eine große Marter: ich war eiferſüchtig! . . . Dieſe ganze beifallbrüllende Menge hatte ein gewiſſes Anrecht an Liſi's Schönheit und Anmut, und jeder einzelne durfte ihr ſeine Bewunderung ausdrücken. Seitdem iſt ſie der Abgott des Publikums. Sie lebt in einem beſtändigen Tumult. Die Beſuche nehmen kein Ende bei ihr; die Theaterproben, die Vorſtellungen auch nicht. Ich wohne ihrem Hauſe gegenüber. Nehme ich von meinem Fenſter aus wahr, daß ſie einmal allein iſt, ſo eile ich zu ihr. Aber ach! nur allzu bald kommt eine Störung! Geſtern bin ich zum erſten Mal ſeitdem ſie die Bühne betrat mit ihr und der Mutter im Park geweſen. Und dies ſchreckliche Leben, voll nagender Eiferſucht, ohne Ruhe, ohne Raſt, ohne Befriedigung — iſt jetzt mein Leben . . . und ich muß es leben, denn Liſi iſt mein ein und alles. Nun weißt Du Beſcheid . . . und nun gehab Dich wohl.“

Und ſtürmiſch wie er gekommen, war Telesphor hinweg geeilt.

O! ſprach Franz Seraph zu ſich ſelbſt, ich werde ſchweigen und Gott bitten mich nicht in eine ähnliche Verſuchung zu führen.

Das Herz ein Abgr[illegible]nd.

Die glücklichſte Ehe iſt wie die beſte Frau: man hört nichts von ihr. Dies galt auch für Oswalds und Floreſtinens Ehe. Sie lebten äußerlich wie alle Welt, aber in einer Gemeinſchaft der Intereſſen und einer Übereinſtimmung der Herzen, die ſehr ſelten gefunden werden, ſelbſt nicht in ſolchen Ehen, die man doch glücklich nennen muß, deren Glück aber hauptſächlich auf einem gegenſeitigen Ertragen und auf der Abweſenheit von ſchweren Störungen beruht. Floreſtine war nicht mehr das ſchwankende junge Mädchen, das zögernd das Herz hingab und mit großer Schüchternheit aus dem lieben, trauten Kreiſe ihrer erſten glücklichen Jugend, an der Hand eines Mannes in die unbekannte weite Welt ſich hinauswagte. Jetzt hatte ſie Fuß gefaßt in ihren neuen Verhältniſſen — und weil ſie immer zuerſt an ihre Pflicht und an die Zufriedenheit anderer dachte, ſo war ſie außerordentlich glücklich geworden und fühlte ſich ungemein befriedigt in einem Verhältnis, das ſie vollkommen auszufüllen verſtand. Sie wurde zelska: „Ich habe auch die Gräfin Sambach lieb.“ Und als Antoinette die Achſeln zuckte fuhr er fort: „Sie meinen mit dieſer Pantomime, ich würde mit dem Liebhaben auch wieder aufhören. Das iſt möglich, ſogar wahrſcheinlich. Inzwiſchen habe ich ſie lieb, weil ſie ein ſchönes unſchuldvolles Auge hat, und weil ſie das Leben aus einem Guß, aus einem Stück nimmt .... oder wenigſtens begreift; und das erquickt mich.“

Unendlich gekränkt daß man neben ihr eine andre Frau bemerken könne, entgegnete ſie doch ganz freundlich und ſcherzhaft:

„Ich ſagte Ihnen neulich, daß eine Frau niemals einen Mann lieb hat; das iſt auch umgekehrt ſo. Man liebt ſich — wenn man Neigung für einander hat“ .... —

„Nein, behüte der Himmel! rief Gotthard; ich liebe nicht mehr .... zu lieben! — Aber ich habe, wie Sie, die Gräfin Sambach lieb. Wär' es anders, ſo würde ich es verſchweigen.“

Wie das denn iſt: verlieren mag der Menſch ohnehin nichts. Um eines Andern Willen verlieren, iſt ihm tödtlich. Antoinette hatte Gotthard nie geliebt, ſich immer halb und halb über ihn luſtig gemacht. Aber jezt war er doch ihretwegen gekommen, und blieb nicht ihretwegen, wie es ſchien; ....

von ihrem Mann auf Händen getragen, von ihrer Schwiegermutter angebetet, von allen die ihr nahe kamen geliebt und geehrt. Sie dachte zuweilen daran, daß ihr Vater ſie auf allerlei Kreuz und Trübſal vorbereitet habe. Dann durchforſchte ſie ihre Verhältniſſe, ihre Stellung, Gegenwart und Zukunft: doch ſie ſah nirgends ein Wölkchen am Horizont aufziehen, das Sturm verkündet hätte. Der Tod ihres Vaters war allerdings ein Punkt auf dem ihr Herz tief zu verwunden war und ihr Vater war ein Greis; allein dies Ereignis war unabhängig von ihrer Ehe. Sie konnte freilich auch ihren Mann verlieren und dieſer Tod wäre denn der Inbegriff ihres ſchwerſten Kreuzes geweſen; aber mit willkürlich geſchaffenen Schreckbildern ſich zu verſtören, war Floreſtinens Sache nicht. So ließ ſie denn die Zukunft in der Hand Gottes ruhen und täglich bat ſie ihn um die Gnade, nie zu vergeſſen, daß das Glück ein vergängliches Gut in dieſer Welt der Vergänglichkeit iſt und um die noch größere Gnade, allzeit zu jedem Opfer bereit zu ſein. Die tiefe, ſchlichte Frömmigkeit, in der ſie erzogen war, hatte wie ein kräftiger Balſam ihre ganze Weſenheit ſo durchdrungen, daß der Anhauch der Welt und der verweichlichende Einfluß des irdiſchen Wohlbehagens keine Macht über ſie hatten. Sie war eine ſchöne Erſcheinung, voll Geiſt und Leben; ſie war reich; ſie war elegant; — kein Wunder, daß ſie ſehr gefeiert wurde. Aber allen Huldigungen gegenüber blieb ſie in ihrer fernen Höhe, ein ſchöner, lächelnder, ſtrahlender Stern. Dieſen Vergleich erfand Franz Seraph für ſie. Er ſagte zu Amelie Werden auf einem Ball:

„Ich möchte immer rufen: der Stern geht auf! wenn Flore auf einem Ball oder zwiſchen vielen Damen erſcheint.“

„Sehr ſchmeichelhaft für Flore — minder für uns,“ verſetzte Amelie: „wie kommen wir übrigen Dir denn vor?“

„Wie Blumen, Amelie! wie ein ganzer Garten voll der ſchönſten Blumen!“ rief er: „vielleicht ſind die Blumen reizender, feſſelnder, aber Stern bleibt Stern.“

„Ich beginne zu glauben, daß dieſer Stern Dein Polarſtern iſt, Franz Seraph.“

„Weit gefehlt, Amelie! ich liebe ſie wie man eine holdſelige treue Schweſter liebt; . . . doch mein Polarſtern iſt ſie nicht.“

„Wer denn? ſprich! . . . Du biſt nun ſchon auf halbem Wege mir Dein Vertrauen zu ſchenken, Franz Seraph! und da ich doch ſelbſt ſo gar keine Herzensgeheimniſſe habe, intereſſieren ſie mich unausſprechlich bei anderen Leuten. Gib alſo Red' und Antwort: iſt die Kunſt Dein Polarſtern?“

„Plaudert man ein Herzens- oder ſonſtiges Geheimnis aus,“ ſagte er lachend, „ſo iſt es eben kein Geheimnis mehr.“

„Ah! nun weiß ich doch, daß Du eines haſt!" rief ſie liſtig: „bis jetzt ahnte ich es nur. Um aber auf Florette zurückzukommen — will ich Dir geſtehen, ich hätte nie gedacht, daß ſie ſich mit dieſer überlegenen Leichtigkeit in der großen Welt zurechtfinden werde. Ich fürchtete, ſie werde ſteif, ſtumm, zurückhaltend ſein."

„Aber um's Himmelswillen, warum fürchteteſt Du das alles, beſte Amelie?"

„Wie Du fragſt! Natürlich wegen der eigentümlichen Prinzipien von Onkel Sonderling, der ihr eine ſo ernſte Erziehung gab, mit lauter gelehrten Profeſſoren zu Lehrern, den ich übrigens liebe und verehre — beſonders jetzt, da ich ſehe, wie gut ſeine Grundſätze bei Flore angeſchlagen haben."

„Weißt Du denn nicht, was in der heiligen Schrift zu leſen iſt, Amelie?"

„Lieber Franz Seraph, das erwarte nicht von mir! Da werden gar viel Dinge ſtehen, von denen meine Seele keine Ahnung hat."

„Unter anderen auch dieſes: Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nützlich; und nach dieſem Grundſatz hat Onkel Sonderling ſeine Tochter erzogen."

„Und Dich ebenfalls."

„Nur fiel das Samenkorn bei mir nicht auf ſo gutem Boden."

„Natürlich! die Frauen ſind immer tauſendmal beſſer, als die Männer."

„Immer nicht, Amelie! und zum Erſatz für den ungeheuern Schaden, den Dein Geſchlecht dem meinen zufügt, muß es doch wohl einige Frauen geben, die beſſer ſind als wir. Im Ganzen ſteht, glaub' ich, die Wagſchale ziemlich gleich."

„Wer hat denn Dir „ungeheuern Schaden" zugefügt?" fragte ſie mit dem Ton herzlicher Teilnahme.

„O Du Tochter Eva's!" ſagte er lachend und ſetzte hinzu: „Jetzt muß ich ſuchen, eine Dame für den Cotillon zu finden. Finde ich keine, ſo haſt Du dies Unglück auf dem Gewiſſen; denn Deine Unterhaltung hat mich gefeſſelt." — —

Wie er ſo munter iſt, redet, tanzt, ſcherzt, ſprach Amelie zu ſich ſelbſt; aber ſein kleines Geheimnis hat er doch . . . der Franz Seraph! — —

Seitdem Floreſtine einen Sohn hatte, war nun gar das Glück übergroß und der Freude kein Ende.

„Oswald!" ſagte ſie zu ihrem Mann, „ich muß immer an den „Ring des Polycrates" denken."

„Das iſt ja eine heidniſche Geſinnung," erwiderte er: „die Götter mögen neidiſch ſein auf das Glück des Menſchen, aber Gott iſt es nicht."

Floreſtine hatte ihre Verbindung mit Lauingen nicht aus einer heftigen Leidenſchaft, nicht einmal aus einer ſehr entſchiedenen Liebe geſchloſſen.

Sein Weſen, ſein Benehmen gefiel ihr mehr, als das irgend eines anderen Mannes und ſie fand, daß ſie in den wichtigſten Lebensfragen übereinſtimmten, daß ſie Vertrauen zu ihm haben, auf ihn ſich ſtützen könne. Dies ächt weibliche Bedürfnis, da wo man unbedingt ſich hingibt, auch unbedingt zu vertrauen, war ungemein ſtark in ihr und daher wurde ihre Liebe für Oswald erſt in der Ehe recht innig, recht lebendig. Ihr Vater ſah das zu ſeinem größten Troſt. Ihm wollte zuweilen ſcheinen, Oswald ſei nicht der feſte Charakter, der ſich unabhängig vom Einfluſſe der Welt zu halten wiſſe, ſei nicht der Mann, um unerſchütterlich in ſeinen Grundſätzen auszuharren. Er ſah aber, daß Floreſtine hievon keine Ahnung hatte, daß ſie ihre eigenen Geſinnungen in ihrem Mann fand — oder ſie ihm lieh; und er dachte, er könne ſich irren in Bezug auf ſeinen Schwiegerſohn, mit dem er übrigens in eben ſo gutem Einvernehmen lebte wie Floreſtine und der für ihn ein zärtlicher, rückſichtsvoller Sohn war.

Nach der Geburt ſeines Enkels, deſſen Taufpate er war, machte Herr von Cronenſtein ſein Teſtament und ſeine Tochter zur einzigen Erbin; traf aber die Beſtimmung, daß, wenn ſie einen zweiten Sohn habe, dieſer nach ihrem Tode das Cronenſtein'ſche Vermögen bekommen und den Namen Cronenſtein annehme. „Es iſt vielleicht ein ſehr irdiſcher Wunſch," ſagte er ſelbſt, „allein ich möchte nicht gern dieſen Namen ausſterben laſſen, den eine lange Reihe von Ahnen würdig getragen und zu Ehren gebracht hat. Ich muß mich dieſer kleinen Schwäche anklagen."

„Vielleicht miſcht ſich menſchliche Schwachheit ein," ſagte Lauingen, „aber ich meine, es ſei ein edles Gefühl, dieſe Achtung vor der Vergangenheit und der damit verknüpfte Wunſch, daß ſie der Zukunft zum Beiſpiel dienen möge. Durch den fortgepflanzten Namen wird es wach gehalten und durch die Vererbung eines Beſitztums bekommt es eine rationelle Grundlage, welche Pflichten auferlegt und dadurch vor leerer Überhebung bewahrt."

„Mir machſt Du die größte Freude durch dieſe Beſtimmung, mein lieber Vater!" ſagte Floreſtine zärtlich: „ich bin dann nicht nur die ſtolze Tochter, ſondern — will's Gott! — auch die glückliche Mutter eines Cronenſtein."

„Hüte Dich nur den kleinen Lauingen nicht eiferſüchtig zu machen auf den kleinen Cronenſtein!" ſagte Oswald ſcherzend.

„Bis der zweite kommt wird der erſte gehörig feſten Fuß im Mutterherzen gefaßt haben — nicht wahr, Florette?" fragte der Vater.

„O, das Erſtgeborene!" rief ſie, „das iſt ſo recht das erſehnte Kind! das Kind der erſten ſeligſten Hoffnung, das Kind einer Erwartung, deren ſüße Freude jede andere Freude übertrifft! Im alten Bunde begehrte Gott der Herr, daß ihm in beſonderer Weiſe das Erſtgeborene geweiht werde. Gewiß lag darin eine leiſe Mahnung für die Eltern, ihr Erſtgeborenes nicht übermäßig zu lieben.“

„Zum Glück behält dies Gefühl nicht die Oberhand,“ ſagte Frau von Strahl: „mit jedem nachgeborenen Kinde erweitert ſich das Herz zu einer Liebe, als ob es das einzige ſei — und ſpäter beſonders, im Lauf der Entwickelung der Kinder, gleicht es ſich mehr und mehr aus.“

Frau von Strahl war und blieb Floreſtinens zweite Mutter. Fühlte ſie ſich glücklich durch das Glück dieſer lieben Tochter, ſo war ſie es doch noch viel mehr durch ihren Sohn, der keine ihrer Befürchtungen wahr machte. Mit beharrlichem Eifer widmete er ſich der bildenden Kunſt und nahm alle Studien auf, die ihr eine theoretiſche Grundlage und einen poetiſchen Schwung geben konnten, damit ſie in ihren Schöpfungen gediegen ſei wie die Vernunft und ideal wie das Genie. Seinen Fleiß und ſein ganzes Streben ſtellte er in die Obhut einer tiefen ernſten Frömmigkeit, die ihn in einer großen inneren Freiheit erhielt. Er wurde nicht der Sklav ſeiner eigenen Torheit, die in ihm, wie in jedem Sterblichen, durch Leidenſchaften zu herrſchen ſuchte. Er wurde nicht der Knecht der Welt und ihrer Anſichten, die ſie ihm gern aufgedrungen hätte, wie jedem Jüngling, der mit ihr in Berührung kommt. Ohne mit ihr zu ſtreiten, blieb er bei ſeinen Anſichten und handelte nach ihnen, und wollte man ihn necken oder höhnen, ſo ſprach er ruhig:

„Gebt Euch keine Mühe! Eure Pfeile haben für mich keine Spitze.“

Da die Neckereien immer unbeachtet zu Boden fielen, hörten ſie bald auf und ungeheuchelte Achtung trat an ihre Stelle. Die jungen Leute mit denen er verkehrte ſagten ſcherzend, er ſei unverwundbar, denn ſeine Mutter habe ihn in den Styx getaucht und nannten ihn Achilles. Diejenigen aber, welche mehr Neigung für die Romantik als für die Antike hatten, nannten ihn den gehörnten Siegfried. Er lachte und ließ ſie reden.

Herr von Cronenſtein hatte große Freude an ihn, um ſo mehr, als ſich von ſeinem natürlich-ſchüchternen Charakter dieſe innerliche Unabhängigkeit kaum erwarten ließ.

„Sie ſehen an Franz Seraph ſo recht die Frucht des Gebetes einer frommen Mutter,“ ſagte er zu Frau von Strahl.

„Und die Frucht Ihrer Erziehung,“ entgegnete ſie gerührt.

„Wir wollen aber auch den dritten Faktor dankbar anerkennen,“ verſetzte er, „und das iſt Franz Seraphs guter Wille dieſe Früchte ſich anzueignen. Für die Menſchen, die guten Willens ſind, haben einſt die Engel das Gloria geſungen.“

Als Floreſtine im Winter mit Mann und Kind wieder in die Reſidenz kam, erfuhr ſie durch Franz Seraph Teleſphors trauriges Schickſal.

„Wir müſſen ihn retten!“ rief ſie ſogleich mit ihrer energiſchen Lebhaftigkeit: „werde er was er wolle im weltlichen Stande . . . nur ſei es ehrenvoll! nur gehe er nicht zu Grunde zum Schaden ſeiner Seele.“

„Wirf Dich in den Strom und rette den, der abſichtlich in den Strudel hinein ſchwimmt!“ verſetzte Franz Seraph.

„Gleichviel! verſuchen müſſen wir es. Bringe ihn zu mir. Ich werde dieſen Winter wenig ausgehen, nie auf Bälle, weil ich das Kind nähre. Da werden wir manchen traulichen Abend haben. Morgen kommt mein Vater mit Deiner Mutter . . . dann iſt es hier beinah ſo, wie es einſt auf Cronenſtein war . . . nur Oswald und Floreſtan ſind dazu gekommen; und die verſchönern unſere Häuslichkeit und bereichern ſie ganz unausſprechlich. Wird Teleſphor nur erſt wieder heimiſch bei uns, ſo findet er ſich ſchon zurecht und wird vernünftig.“

„Wie ſoll ſich ein Menſch heimiſch bei Dir fühlen, der wegen einer Schauſpielerin beſtändig hinter den Kouliſſen lebt?“ fragte Franz Seraph.

„O, ſo ſchlimm wird es nicht ſein!“ erwiderte ſie: „und wenn auch! . . . er kann ſich beſinnen!“

Telesphor ſchleppte ſeine Kette und immer mehr drückte ſie ihn zu Boden. Er beſuchte nur äußerſt ſelten die Vorleſungen und vergeudete die Zeit, die er nicht bei Liſa Rink und nicht im Theater zubrachte, mit mißglückten Verſuchen ein Bühnenſtück zu ſchreiben. Dies war ſeine fixe Idee: gelang es ihm, wurde er ein beliebter Bühnenſchriftſteller, ſo hatte er eine ganz andere Stellung, ganz andere Einkünfte, als wenn er nach Vollendung langwieriger, koſtſpieliger medizinischer Studien das mühſame Leben eines jungen unbekannten Arztes antrat. Nun fehlte ihm aber gerade jede Art von dramatiſchem Talent und nicht auf der Bühne und nicht für ſie hätte er ſeinen Beruf ſuchen dürfen. Allein er hatte in der Verblendung der Leidenſchaft die klare Einſicht und das ruhige Urteil verloren und gleichſam mit lauter falſchen Karten ſpielte er um ein falſches Glück.

Liſa Rink war nicht mehr die arme kleine Putzmacherin, die ſich mit ihm verlobt hatte — ſie wußte ſelbſt nicht recht warum! vermutlich, weil dieſer erſte Liebesantrag ihr ſchmeichelhaft war, oder weil ſie keinen anderen jungen Mann kannte, oder weil ſeine Freundſchaft für Anton ſie rührte; — genug, ſie hatte ſich mit der größten Unbedachtſamkeit verlobt und jetzt begriff ſie gar das kam ihr unerträglich vor! — Wollte ſie ihn beſtrafen, ſeine Eiferſucht reizen, ſich ein wenig an Cornelie rächen? genug, ihr Benehmen gegen Euſtach änderte ſich und ging allmälig in freundliche Vertraulichkeit über. Unter dem Vorwand daß die Bäder ſie angriffen, fuhr ſie gar nicht mehr nach Altdorf, bat aber dringend um Beſuch. Das tägliche Hin- und Herfahren oder Reiten langweilte Cornelie, vielleicht auch nur deshalb, weil es Euſtach über alle Maßen unterhielt. Sie ſchützte bald dies bald jenes vor um daheim zu bleiben, in der Stille hoffend dadurch auch ihn zurück zu halten — was ihm natürlich gar nicht einfiel. Sie fing an ſich zu betrüben, und weinte heimlich manche Thräne; aber ſie ſagte nichts. Sie war nun ſchon ſeit acht Tagen nicht in Landeck geweſen.

Es war vier Uhr Nachmittags und glühend heiß; Euſtachs Kaleſche fuhr vor. Cornelia ſtand im Fenſter und ſah traurig hinab.

„Adieu, meine Taube! .... Du fährſt nicht mit? Adieu!“ ſagte Euſtach obenhin und eilfertig, und umarmte ſie leicht.

Cornelie umſchlang ihn, hielt ihn feſt und ſagte ganz leiſe und gepreßt: „Bitte, Euſtach!“ ....

Hätte er ſie geliebt, ſo würde er wol verſtanden nicht mehr, wie das eigentlich zugegangen ſei. Ganz andere Männer huldigten ihr, eine ganz andere Zukunft öffnete ſich vor ihr, ganz andere Anſprüche an Glück erwachten in ihr. Der Gedanke kam ihr höchſt lächerlich vor nach fünf oder ſechs Jahren von der Bühne ins Privatleben zurückzutreten um Telesphor Herzog zu heiraten. Der Rauſch der Eitelkeit und Weltluſt ließ das nicht mehr zu. Aber ſie wußte ſich unausſprechlich von ihm geliebt und das flößte ihr eine Art von Scheu ein mit ihm zu brechen. Er hatte ſie geliebt, als ſie arm und unbekannt war und wäre ſie jetzt wieder in Armut und Verlaſſenheit geraten, ſo würde ihm das in Beziehung auf ſeine Liebe zu ihr ganz gleichgültig ſein. Das tat ihr wohl, nährte das ſüße Bewußtſein ihrer Unwiderſtehlichkeit und ſo ließ ſie denn die Sache gehen, wie ſie gehen wollte. Frau Rink hatte immer darauf beſtanden, daß von einem bräutlichen Verhältnis durchaus keine Rede ſei. Wollten ſich Liſa und Telesphor als gebunden betrachten, ſo konnte ſie es nicht verwehren; aber in ihren Augen war dieſe Verlobung ein Unſinn, der in ſich ſelbſt zuſammenfallen mußte.

Telesphor fühlte nur zu gut, daß er in der Geſellſchaft, welche Liſa Rink umgab, eine armſelige Rolle ſpiele und der Stachel der Eitelkeit peinigte ihn und reizte ihn zu dem Verſuch, als Bühnenſchriftſteller aus ſeiner untergeordneten

Dunkelheit hervorzutreten. Bis jetzt aber war es ihm nicht gelungen. Der Regiſſeur Rink gab ihm die beſten Ratſchläge, ſo daß er genau wußte, was zu einem guten Luſtſpiel gehörte; allein das ſetzte ihn nicht in den Stand ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben. In der Kunſt gilt können mehr als wiſſen.

„Aber zum Kuckuck, Herr! ſteigen Sie doch von Ihrem Cothurn herunter, wenn Sie im Konverſationston ſchreiben wollen,“ ſagte Herr Rink: „durch all' Ihre Reden höre ich den fünffüßigen Jambus durchklingen! das iſt unerträglich ſteif. Können Sie ſich aber durchaus nicht von ihm trennen, ſo ſchreiben Sie Trauerſpiele — obſchon auch für die Tragödie die hochtrabende Form nicht mehr beliebt iſt. Es muß alles mehr zu ebener Erde gehen, ohne Zwang, ungeniert; der Paletot, den Herrn und Damen tragen, iſt auch Mode für die Bühnenkunſt.“

„Sie wiſſen, Herr Rink, erwiderte Telesphor, „daß ich für Liſi ſchreibe und daß die Tragödie nicht ihr Fach iſt.“

„Laſſen wir Liſi beiſeite, Herr, und nehmen Sie Vernunft an. Ich habe immer gehört es ſei ſchwerer ein gutes Luſtſpiel, als ein gutes Trauerſpiel zu ſchreiben. Daß die Luſtſpiel-Entwürfe oder -Verſuche, die Sie mir bis jetzt mitteilten, nicht gut ſind, wiſſen wir beide zur Genüge. Deshalb rate ich Ihnen, wenn Sie Theaterſtücke ſchreiben wollen, verſuchen Sie ſich in der Tragödie. Bis ſie fertig iſt, kann ſich Liſi vielleicht an das tragiſche Fach wagen — obſchon ich nicht glaube, daß ihr Organ für alle Modulationen der Stimme in hoher Leidenſchaft ausreicht.“

„Sie iſt ſo jung,“ verſetzte Telesphor, „daß ſie noch lange nicht zur Entwickelung ihrer phyſiſchen und geiſtigen Kräfte gelangt iſt. Ein höheres Fach wäre ihr doch ſehr zu wünſchen; ſie käme dann auf die großen Bühnen . . . —“

„Larifari!“ unterbrach ihn der Regiſſeur, dem ſein Theater vor allem am Herzen lag: „man kann auf einer kleinen Bühne ebenſo beliebt, bewundert, berühmt werden, wie auf einer großen, und was das bischen Ehre betrifft, Mitglied einer königlichen Bühne zu ſein, ſo teile ich in dieſem Punkt die Anſicht des unſterblichen John Falſtaff und finde, daß ich durch ſie nicht beſſer geſpeiſt und getränkt, gekleidet und gebettet werde. Ich bin der letzte, der Liſi auf einer großen Bühne ſehen möchte und werde ihr ſo bald nicht dazu raten.“

„So werde ich es tun,“ ſagte Telesphor kalt.

„Was fällt Ihnen ein!“ fuhr der Regiſſeur auf: „mit welchem Recht maßen Sie ſich einen Einfluß auf Liſi an!“

„Mit dem Rechte ihres Verlobten, Herr Rink.“

„Ah bah! haben Sie die Kindereien noch im Kopf!“ ſagte der Regiſſeur geringſchätzend. „Das war ein Studentenſtreich, der wohl auf der Univerſität paſſieren kann, dem aber kein vernünftiger Menſch Folge gibt. Wäre Liſi Putzmacherin in Y. geblieben, ſo hätte das Verhältnis meinetwegen fortbeſtehen und ſo oder anders zu Ende gehen können. Da paßtet Ihr für einander, denn der eine hatte nichts und der andere hatte wenig. Aber von dem Augenblick an, wo Liſi die Bühne betrat und Furore machte, ſeid Ihr geſchiedene Leute geweſen, ſo gewiß wie zweimal zwei vier iſt."

„Liſi denkt anders!" brauſte Telesphor auf und verließ Herrn Rink, um ſich ſchleunigſt zu ihr zu begeben.

Zu ſeiner frohen Ueberraſchung fand er ſie allein, ohne fremden Beſuch und ohne die Mutter. Sie ſaß bequem in einem tiefen Lehnſtuhl, lernte eine Rolle auswendig, deren Abſchrift auf ihrem Schoß lag und ſpielte nebenbei mit einem geſchwätzigen grauen Papagei, der ihr zur Seite in einem Bauer umherkletterte. Das Zimmer war freundlich und behaglich eingerichtet. Tiſche mit bunten duftenden Blumen machten es heiter und erfüllten es mit Wohlgeruch. Der Gegenſatz zu dem dürftigen Zimmer in Y. mit zwei Reſedatöpfen auf dem Fenſterbrett war ſchlagend — und nicht minder war der Unterſchied zwiſchen der ſtillen, ärmlich gekleideten, emſig arbeitenden Liſi von damals und dem eleganten Fräulein Liſa Rink, die ſich jetzt gerade in der vollkommenſten

Modejournaltoilette nur ebenſo viel beſchäftigte, wie ſie Luſt hatte und ſich ihre leichte Aufgabe ſpielend und tändelnd noch leichter machte.

„Sieh da . . . Telesphor!“ ſagte ſie freundlich und ſchlug ihr Heft zuſammen.

„O Liſi . . . liebſt Du mich noch?“ fragte er ſtürmiſch bewegt.

„Gewiß! nur möchte ich gern Liſa und Sie von Ihnen genannt ſein,“ erwiderte ſie lächelnd.

„Vor den Leuten geſchieht es . . . aber weshalb unter vier Augen,“ ſagte er verletzt.

„Weil ich fürchte, Sie könnten ſich einmal vor den Leuten verſprechen.“

„Und das fürchteſt Du?“

„Nun das verſteht ſich! die Welt iſt böſe und könnte auf eine böſe Vertraulichkeit ſchließen. Mein Ruf ſoll nicht darunter leiden, daß ich die Bühne betrat.“

„Wer wünſcht das mehr als ich! allein ich glaube er werde auch nicht durch mich gefährdet,“ rief er gekränkt: „das könnte eher der Fall ſein durch die Laffen und Affen, die ich nur allzu häufig hier ſehe.“

„Laffen und Affen!“ verſetzte Liſa im hohen Ton: „es ſind Herren aus der beſten Geſellſchaft, die meine Kunſt bewundern und Künſtler die ſie würdigen.“

„Und gilt die Bewunderung der einen und

die Huldigung der anderen mehr der Künſtlerin, als der Kunſt?"

„Ich kann das umſo weniger haarſcharf trennen, als mein Herz ganz gleichgültig dabei iſt," ſagte ſie und krauete das Köpfchen des Papageien: „Bewunderung und Huldigung gehören zum Kunſtleben: alſo gebühren ſie mir und ich verlange ſie."

„Aber ſie können ſo berauſchen, daß das Herz in der Trunkenheit untergeht."

„Möglich! bis jetzt ſpüre ich nichts davon!"

„O Liſi, wie glücklich machſt Du mich!" rief Telesphor: „nicht wahr? Dein Herz gehört mir und die Zukunft gehört uns."

„Ja! die Zukunft gehört uns!" ſagte ſie mit großer Entſchiedenheit.

„Und Du wirſt Dich in dieſem Punkt nie von Deiner Mutter, nie von Deinem Onkel abhängig machen?"

„O nein! ich habe ein großes Verlangen nach Selbſtändigkeit."

„Du wirſt Dich nie von mir losreißen laſſen, nicht wahr? ſchwöre mir das, Liſi." bat er flehend und dringend.

„Nein!" rief ſie, „ſo etwas ſchwöre ich nicht! es iſt auch ganz überflüſſig. Ich bin mein eigener Herr und habe über mich zu beſtimmen, denn Mutter und Onkel wiſſen nicht, was mich glücklich macht. Ich bin kein willenloſes Kind, das ſich in den wichtigſten Angelegenheiten bevormunden und gegen ſeinen Willen losreißen ließe.“

Ganz aufgeregt durch den Gedanken, daß die Mutter oder der Onkel irgendwie verſuchen könnten ihrem Willen entgegen zu treten, ſprach ſie ſich mit einer Wärme gegen Telesphor aus, die er für Liebe hielt und die nur Eigenliebe war. Ja, Liſa ſelbſt mochte ſich in dieſem Augenblick täuſchen und wähnen, daß ſie Telesphor liebe. Bei ihrem großen Leichtſinn, ihrem Mangel an Beſonnenheit und Überlegung, war das nicht unmöglich. Genug, Telesphor war glücklicher, als er ſeit langer Zeit geweſen, nur ſchmerzte es ihn tief Liſa's Frage, ob ſein Luſtſpiel noch immer nicht fertig ſei, verneinen zu müſſen. Sie nahm das faſt übel und meinte, die Liebe zu ihr müſſe ihm dies doch im Grunde ſehr leicht machen. Es iſt aber nicht jedem das erforderliche Talent gegeben, wie dem Quintin Meſſys, den die Liebe zu einer Malertochter aus einem Schmiedegeſellen in einen tüchtigen Maler verwandelte.

Als endlich der Eintritt von Frau Rink das Zwiegeſpräch ſtörte, entfernte ſich Telesphor und kaum war er zur Tür hinaus, als Liſa eine gewiſſe Beängſtigung verſpürte, ob ſie ihm nicht zu viel zugeſagt habe. Aber nein! „Die Zukunft gehört uns“ — das war ja ein ganz allgemeiner Ausdruck; und „ſich losreißen laſſen“ — das werde nie geſchehen! freiwillig ſich trennen ſei etwas ganz anderes. Beruhigt griff ſie wieder zu ihrer Rolle.

Telesphor wohnte ihr gegenüber. Als er ſeinem Hauſe zuging, kam ihm Franz Seraph entgegen und ſagte freundlich:

„Nun hab' ich Dich! ſeit anderthalb Stunden gehe ich hier auf und nieder wie eine Schildwache, denn als ich dieſe Straße betrat, verſchwandeſt Du eben in dem Haus da drüben und ich hatte mir feſt vorgenommen meinen Auftrag auszurichten.

„Deinen Auftrag? . . . Willſt Du mit mir heraufgehen? . . . Oder ſprich lieber hier . . . Du weißt, ich wohne drei Stiegen hoch," erwiderte Telesphor ſichtlich verſtimmt.

„Nein, ich gehe mit Dir," verſetzte Franz Seraph, „ich bin halb erfroren von meinem Schildwachdienſt im Schnee."

Kaum hatten ſie Telesphors Zimmer betreten, als dieſer eilfertig ſagte, als ob eine läſtige Sache abzutun ſei:

„Nun alſo Dein Auftrag?"

„Floreſtine grüßt Dich und läßt Dich heute zu einen Cronenſtein'ſchen Abend einladen, da ihr Vater und meine Mutter ſeit vorgeſtern hier ſind. Sie ſelbſt kam mit Lauingen vor acht Tagen und brachte denn auch ihr prächtiges Bübchen mit. Sie iſt ganz die Alte und freut ſich ſehr Dich zu ſehen."

„Das wird heute doch kaum möglich ſein . . . ich habe eine neue Arbeit zugeſagt . . . unternommen" . . . ſagte Telesphor ſchwankend zwiſchen Ungeduld und Verlegenheit.

„Damit laſſe ich mich nicht abweiſen," erwiderte Franz Seraph, „denn Flore würde dieſer Entſchuldigung keinen Glauben ſchenken und wähnen, ich hätte Dich nicht eingeladen."

„Ich kann nicht helfen! mache ihr begreiflich es ſei mir unmöglich."

„Das iſt mir unmöglich, denn ich glaube an eine ſolche Unmöglichkeit von Deiner Seite nicht!" rief lachend Franz Seraph.

„Genug . . . es kann nicht ſein!" antwortete Telesphor kurz.

„Deine älteſten, Deine beſten Freunde bitten Dich und Du ſtößt ſie zurück!" ſagte Franz Seraph ſanft.

„Ich ſtoße ſie nicht zurück . . . nein! aber ich paſſe nicht mehr zu ihnen . . . ich habe andere Anſichten, andere Intereſſen als früher . . . das gibt Mißklänge und die tun ſchneidend weh, beſonders da, wo früher Harmonie herrſchte."

„Vielleicht wäre es Dir ſehr wohltätig einmal wieder die traulichen Stimmen der Vergangenheit zu hören."

„Nein!" ſagte Telesphor finſter, „mir tut nichts wohl, was mich an die Vergangenheit erinnert, denn es weckt den alten, mühſam überwundenen Zwieſpalt in mir auf. Ich habe ihn jetzt über Bord geworfen und da ſoll er liegen bleiben. Du weißt wie es mit mir ſteht . . . —“

„Iſt der Rauſch noch nicht verflogen!“ rief Franz Seraph.

„Rauſch?“ . . . verflogen? . . . Du faſelſt!“ verſetzte Telesphor kalt: „ich liebe Liſi und die ganze Welt iſt mir gleichgiltig.“

„Das merke ich,“ ſagte Franz Seraph traurig; „aber das wird Floreſtine, das wird mein Onkel nie begreifen! ſie haben auch liebende Herzen, doch eben deshalb iſt ihnen die ganze Welt nicht gleichgiltig.“

„Der Greis liebt in anderer Weiſe, als der Jüngling.“

„Flore iſt zweiundzwanzig Jahre alt, iſt in der vollen Blüte ihrer ſchönen, reichen Jugend, ihrer glücklichen Natur; aber darauf kannſt Du Dich verlaſſen: trotz aller Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, richtet ſich ihre Liebe zuerſt auf die Seelen.“

„Das war genau mein Fall bei Liſi!“ rief Telesphor freudig.

„Täuſche Dich nicht!“ verſetzte Franz Seraph gelaſſen: „Deine erwachende Leidenſchaft ſpiegelte es nur Deinem beſſeren Selbſt vor. Die Liebe zu den Seelen richtet ſich nicht auf eine Seele, auf dieſe Seele mit Ausſchluß aller übrigen — und vor allem nicht in einer Weiſe, welche die haben, daß er bleiben ſolle. Jezt ſagte er zerſtreut oder aus Furcht vor einer Szene:

„Hm? Adieu, adieu! .... die Fliegen machen die Pferde ganz unruhig.“

Sie ließ die Arme ſinken und ſagte freundlich:

„Adieu, lieber Euſtach;“ aber zwei große helle Thränen fielen ihr von den Wimpern als ſie die Augen aufſchlug. Sie erſchrack ſelbſt darüber, und doppelt als Euſtach mit Härte ſagte:

„Um Eines bitte ich Dich ein für alle Mal: nichts von Sentimentalität! ich kann und mag ſie nicht ertragen.“

Raſch verließ er das Zimmer. Cornelie blieb auf ihrem Platz ſtehen und ſagte halblaut zu ſich ſelbſt: O .... die böſen, ſehr böſen Thränen .... ob ſie je geweint hat? — Und in einem Paroxismus von aufflammender Eiferſucht warf ſie ſich in eine Chaise longue und weinte ganz in Verzweiflung.

Plötzlich Hufſchlag im Hof. Gott! wenn er wiederkäme! jauchzte ſie und flog an's Fenſter. Fürſt Gotthard war es, der ſich athemlos von ſeinem ſchweißtriefenden Pferde ſtürzte und kaum gemeldet auch ſchon vor ihr ſtand. Sie, an nichts denkend als an Euſtach, flog ihm entgegen und rief:

„Nun?“

eigene Seele in Gefahr bringt an dieſer Ausſchließlichkeit zugrunde zu gehen.“

„Man geht ſicherer am verfehlten Beruf zugrunde, als an einer mächtigen Leidenſchaft.“

„Darüber wollen wir nicht ſtreiten, denn man kann auf mancherlei Weiſe zugrunde gehen. Soll es aber durch eine mächtige Leidenſchaft nicht geſchehen, ſo muß der Gegenſtand derſelben ungewöhnlich edel, ja erhaben ſein. Das iſt freilich ſelten; doch möglich iſt es. Nun aber ſage mir wenigſtens — ſetzte Seraph abbrechend hinzu — welche neue Arbeit Du heute Abend zu unternehmen haſt.“

„Zuerſt muß ich in's Theater, denn Liſi ſpielt, und dann will ich ein Luſtſpiel ſchreiben, denn ich habe es ihr verſprochen . . . ich muß ſchon jetzt mich daran machen.“

„Willſt Du dann morgen zu Floreſtine kommen?“

„Ja ja! morgen ſehr gern!“ rief Telesphor, um nur von der dringenden Einladung ſich loszumachen; und Franz Seraph verließ ihn mit herzlichem Händedruck.

Kaum war Telesphor allein, ſo ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und dachte mit einigen Zeilen einen Plan zu entwerfen, der ihm nebelhaft vorſchwebte. Er wollte ſich aber nicht ſo ſchnell abklären, dieſer Plan, nicht ſogleich in Form und Geſtalt bringen laſſen. Es iſt zuweilen mühſam für das größte Genie den Entwurf einer Arbeit feſtzuſtellen und zu ordnen; wie viel mühſamer für jemand, der für die unternommene Arbeit gar kein Talent hat. Für ihn bleibt der Plan in einem beſtändigen Nebel und löſt ſich eine Geſtalt, eine Situation von der allgemeinen Verſchwommenheit ab, ſo iſt das ohne Zuſammenhang, ohne Verhältnis mit dem Plan ſelbſt.

Telesphor brachte den ganzen Nachmittag in qualvoller, fruchtloſer Anſtrengung hin. So lange er die Sache im Kopf hatte, ſchien ſie ihm gut; ſowie ſie auf dem Papier ſtand, war ſie ſteif, lückenhaft, ſinnlos, tot. Matt und müde, wie auf einer geiſtigen Folterbank, horchte er auf jeden Stundenſchlag und erſehnte denjenigen, der ihn erlöſte und in's Schauſpiel führte, während er heimlich mit ſich ſelbſt grollte, daß er an dieſer Aufgabe ſcheitere, während er früher ſo leicht, ſo gern, ſo unermüdlich ſeine ernſten wiſſenſchaftlichen Studien getrieben hatte. Aber es war, als wolle ſein Geiſt gegen ſeine moraliſche Erniedrigung Proteſt einlegen und nicht ihr dienen. Im Theater ſchöpfte er Atem. Liſa ſpielte. Er ſah ſie, er hörte ſie, er vergaß alles, ſogar die Qual ſeines eigenen zerriſſenen Innern.

Das erſte Stück war zu Ende und im zweiten ſpielte Liſa nicht, alſo hatte es nicht den mindeſten Reiz für Telesphor. Er verließ den Saal, um zu ihr zu gehen. Kaum aber betrat er den Foyer, ſo fühlte er ſich hinterrücks von vier Armen feſtgehalten und eine nicht ganz unbekannte Stimme ſprach:

„Gefangen auf hohen Befehl! raſch zum Wagen.“

Er hatte nicht Zeit über ſeine Entführung zu ſtaunen, den Oswald von Lauingen und Franz Seraph nahmen ihn in ihre Mitte und nötigten ihn, in den Wagen zu ſteigen.

„Floreſtine hat es ſo angeordnet,“ ſagte Lauingen: „ſie hat es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß Sie bei unſerem erſten gemütlichen Familienabend nicht fehlen dürften.“

Da kein Widerſtand möglich war, ergab ſich Telesphor mit guter Manier in ſein Schickſal. Es wäre allzu unfreundlich geweſen, auf dieſe liebreichen Geſinnungen nicht einzugehen. Floreſtine empfing ihn frohlockend wie den alten, lieben Jugendfreund. Er konnte es ſich gar nicht vorſtellen, daß ſie verheiratet, daß ſie Mutter ſei, ſo unverändert, ſo einfach, ſo herzlich fand er ſie. Auch Herr von Cronenſtein und Frau von Strahl waren ganz wie ſonſt für ihn, und da niemand auch nur im entfernteſten irgend etwas berührte, das ihm peinlich hätte ſein können, ſo traten durchaus nicht die von ihm gefürchteten Mißklänge hervor. Man ſprach traulich von dieſem und jenem, wie das eben in einer Familie geſchieht, deren Mitglieder ſich nach längerer Zeit wieder zuſammenfinden und nun mit reger Teilnahme ſowohl erzählen, als dem Erzählten zuhören. Floreſtine war unermüdlich mit Fragen, die ihr geliebtes Cronenſtein und alles was damit zuſammenhing betrafen. Ob die Kinder aus X. fleißig zum Weihnachtskrippchen auf den Schloßberg gekommen wären? wie es auf Franziszibergl gehe? ob man im Spätjahr die letzten Stationen des Kreuzweges geſetzt habe, den Lauingen auf der Waldraſt errichten ließ? — Letzteres war noch nicht geſchehen.

„Väterchen, er muß fertig ſein, wenn wir im Sommer nach Cronenſtein kommen,“ ſagte ſie, „denn ich muß mit Floreſtan dahin. Es iſt ein ex voto. Sein Vater kam zuerſt von Maria Waldraſt nach Cronenſtein; er ſoll gleich von Cronenſtein nach Maria Waldraſt — und mit dieſer Pilgerfahrt ſein kleines Leben beginnen, das mit dem erſten Jahr ſchon ein wenig zum Bewußtſein erwacht.“

„Hörteſt Du ſchon, Teles,“ ſagte Herr von Cronenſtein, „daß Dein Vater ſeiner guten Stadt X. einen großen Dienſt erwies? Er hat das Häuschen der Großmutter, das bis jetzt Dein Schwager Rabener bewohnte, gegen einen geringen Kaufpreis dem Stadtpfarrer überlaſſen, der nun die Stiftung von Vinzenz Guldman in's Leben rief und arme Schulſchweſtern dahin ſetzte, die eine kleine Koſtſchule eröffnen werden. Die Xer Bildung der Frauen begehrt auch ſchon eine höhere Stufe als die Primärſchule und der Unterricht bieten, den das gute alte Fräulein Mänſel privatim in den höheren Wiſſenſchaften erteilt."

„Wo iſt denn Rabener geblieben?" fragte Telesphor.

„Das Häuschen war ihm unbequem gelegen. Er hatte beſtändig einen Blick in's finſtere Mittelalter, rechts — Franziszibergl, links — Schloßberg: Kloſter und Schloß, und er in der Mitte, das war ihm nicht genehm. Er hat das Webler'ſche Haus gekauft."

„Gekauft! er? ſteht er ſich ſo gut?"

„Ganz vortrefflich, wie es ſcheint, denn er wollte ſogar Deinem Vater das kleine Haus zu einem beträchtlichen Preiſe abmieten für weltliche Lehrerinnen, ſeine Verwandten, die ſich in X. niederlaſſen möchten. Ja es hieß, um dies heilſame Werk zuſtande zu bringen, ſolle ſogar das kleine Haus gekauft werden. Doch Dein Vater gab dem Vorſchlag des Stadtpfarrers Gehör und um Neujahr zogen die Schulſchweſtern friedlich ein obſchon nicht ohne auf eine gewiſſe Oppoſition zu ſtoßen."

„Dieſe macht ſich noch immer geltend," ſagte Frau von Strahl, „denn kurz vor meiner Abreiſe hörte ich, der Medizinalrat und der Bürgermeiſter würden die weltlichen Lehrerinnen kommen laſſen — wenigſtens eine; denn dieſe finde leicht ein Unterkommen."

„Alſo ſteht X. auf der Höhe des Jahrhunderts," ſagte Laningen lachend, „und iſt ſo glücklich, eine opponierende Partei zu beſitzen."

„Lachen Sie nicht!" ſagte Frau von Strahl: „ſie kann den armen Schulſchweſtern das Leben recht ſauer machen."

„Das tut nichts, Täntchen!" rief Floreſtine. „Wer gottſelig leben und wirken will, der muß Anfechtung leiden: das weiſſagt ſchon die heilige Schrift."

„Du haſt gut reden von dem, was anderen Leuten heilſam iſt!" ſagte Franz Seraph ſcherzend: „Du ſchwebſt in Glück und Frieden, wie der Paradiesvogel in den Lüften, der nie die rauhe Erde berührt — und gönnſt großmütig anderen ihr ſaueres Leben und ihre ſchweren Kämpfe."

„Spotte wie Du willſt!" entgegnete Floreſtine leicht errötend: „ich bin vielleicht noch nicht waffenfähig. Allein ich bleibe dabei, ich finde die Anfeindungen des Irr- und Unglaubens gegen jede Lebensäußerung der Kirche kein Unglück. Es iſt nur ein Kreuz. Jedes Kreuz aber, ſagt ein Geiſtesmann, iſt eine angefangene Krone. Daß es mühſam iſt, die Krone fertig zu machen, welche die Hand Gottes für uns angefangen hat, verkenne ich gewiß nicht."

„Und auf jeden Fall ſind wir im Vorteil bei dieſen Anfeindungen," ſagte Franz Seraph: „die Gegner haben weder Kreuz noch Krone."

„Denn ſie haben die Wahrheit nicht," ſetzte Herr von Cronenſtein hinzu: „der Sieg wird endlich doch da ſein, wo hienieden die ewige Wahrheit feſtgehalten wird — und das geſchieht nur in der katholiſchen Kirche, welche das Kreuz und die Verheißung der Krone beſitzt."

„Und doch zählen ihre Widerſacher, die Ungläubigen, die Freimaurer, die Geheimbündler, die Revolutionsmänner und alles was mit ihnen durch dieſe und jene Leidenſchaft zuſammenhängt, auch auf den Sieg und auf den völligen Untergang der katholiſchen Kirche, die als durchaus überflüſſig, ja ſtörend und hemmend verſchrien wird, ſobald nur erſt überall der moderne Staat organiſiert iſt," ſagte Lauingen.

„Sie tun es, weil ſie nur mit menſchlichen Mitteln oder allenfalls mit diaboliſchen arbeiten und auf ſie zählen," erwiderte Cronenſtein. „In dieſen Mitteln ſind ſie uns weit überlegen, denn erſtens haben ſie die Machthaber der Welt für ſich und zweitens dürfen wir nicht wie ſie lügen, heucheln, korrumpieren, um unſere Sache durchzuſetzen. Wir dürfen nicht anerkennen, daß die Lüge die Berechtigung hat für Wahrheit — und die Gewalt für Recht zu gelten. Unſere Prinzipien wurzeln in göttlichen, ewigen, folglich unwandelbaren Geſetzen, die unſere Widerſacher nicht haben und nicht kennen; folglich können ſie nicht ahnen, welche Kraft unſerer Sache und ihren Verteidigern durch den Zuſammenhang mit einer höheren Ordnung inwohnt und zu Gebot ſteht — und deshalb zählen ſie auf den Sieg."

„Es iſt gräßlich dies Sturmlaufen des Weltgeiſtes gegen die Kirche," ſagte Frau von Strahl, „dieſer Haß des Niedrigen gegen das Erhabene, des Gemeinen gegen das Edle."

„Es iſt ſo recht die Signatur des Abfalls von Gott und der geiſtigen Verwirrung durch die Sünde," ſagte Franz Seraph.

„Ich glaube, wenn ein reiner Geiſt ſich in die Hölle verirrt, ſo würden deren unglückliche Bewohner ihn gleichfalls nicht unter ſich dulden," ſagte Floreſtine.

„Gewiß nicht!" verſetzte ihr Vater: „haben doch die Juden Chriſtus nicht unter ſich dulden wollen. Die armen Schulſchweſtern in X. müſſen ſich alſo auch auf kleine Widerwärtigkeiten gefaßt machen. In unſerer Zeit iſt das gar nicht zu vermeiden."

„Das ſcheint ſo, wenn ſogar X. Umtriebe beginnt gegen eine beſcheidene klöſterliche Genoſſenſchaft, die vom Staat examinierte und approbierte Lehrerinnen hat," ſagte Lauingen. „Man kann ihnen alſo weder Mangel an Kenntniſſen noch an Befähigung zum unterrichten vorwerfen; ſie leiſten was die weltlichen Lehrerinnen leiſten, nur tun ſie es im armen Ordenskleide, nicht im geſchürzten Rock. Das iſt ihr Verbrechen."

„Hauptſächlich iſt es ihr Verbrechen in den Augen gewiſſer Leute, daß der Unterricht von Ordensperſonen urkatholiſch iſt,“ ſagte Herr von Cronenſtein. „Vor zehn und zwölf Jahrhunderten gab es ſchon Kloſterſchulen und in unſeren Tagen ſind ſie auch noch da, allzeit bereit, den Anforderungen und Bedürfniſſen der geiſtigen Entwickelung der Epoche zu entſprechen und ſie auf eine religiöſe Grundlage feſt und ſicher zu ſtellen, den Menſchen zu bilden für Gott und für das Leben. Das iſt nun einmal ihre Tradition von der ſie nicht laſſen, weil ſie wiſſen, daß es ohne chriſtliche Religion keine wahre Bildung für das Leben gibt. Denn Wiſſen iſt nicht Bildung. Bei einer großen Maſſe von allerhand Wiſſen kann der Menſch ſehr ungebildet ſein, nicht bloß für ſeine höhere Beſtimmung, ſondern auch für ſeine Stellung, ſeinen Beruf, wenn ihm die Seelenbildung fehlt.“

„Ja!“ rief Floreſtine, „an die Seelen zu denken zuerſt und zuletzt, und auf alles, was ſie betrifft, den größten Nachdruck, das entſcheidende Gewicht zu legen, das iſt urkatholiſch, und deshalb einem heidniſchen Zeitgeiſt verhaßt. Hätten wir keine Prieſter und keine Ordensleute, die uns fort und fort durch ihr Opferleben zeigen, was das iſt, Liebe zu den Seelen um Jeſu willen: ſo würden wir wohl auch bald dieſe himmliſche Liebe vergeſſen und verlieren. Und das wiſſen die

Feinde der Kirche auch ſehr gut. Sie möchten unſere Prieſter, unſere Mönche, unſere Nonnen vom Erdboden vertilgen, damit wir nicht die beſtändige Chriſtusliebe vor Augen haben, welche der unerſchöpfliche Quell der Liebe zu den Seelen iſt. Was iſt denn eigentlich Ihr Schwager, der Medizinalrat, für ein Mann?“ wendete ſie ſich plötzlich an Telesphor.

Faſt erſchreckt fuhr er auf. Dieſe Geſpräche, dieſe Geſinnungen, dieſe Anſichten — wie waren ſie ihm fremd geworden, ſie, die ihm einſt ſo bekannt, ſo vertraut waren! wie lange hatte er ſie nicht mehr gehört! wie lange ſich nicht mehr mit ihnen beſchäftigt — als höchſtens um ſie zurückzudrängen, wenn ſie ſich in ihm regten! Chriſtusliebe — und ihr entſtrömend wie dem tiefen Born das klare Bächlein, Liebe zu den Seelen: das war ja ſein Ideal geweſen! war die Sonne ſeiner Jugend geweſen, deren Strahlen ihm Licht und Wärme gaben, ihn beglückten! — Eine namenloſe Wehmut umflorte ſein Herz. Ihm war, als werde ſein Inneres in zwei Hälften zerriſſen: die eine fühlte ſich ſüß und traulich berührt und ſeufzte: O weshalb verblieb ich nicht in dieſem lieben Kreiſe! — die andere fühlte ſich fremd und unbehaglich und flüſterte: Hier ſchlage ich meine Hütte nicht mehr auf. — Aber daß dem ſo war, das war ein Schmerz! —

„Mein Schwager?“ ſagte er zerſtreut.

Als er ſie verweint mit zerſtörten Zügen und heftig aufgeregt fand, ſagte er:

„Sie wiſſen ſchon?“ .... — —

„Nichts! aber was?“ unterbrach ſie ihn kurz.

„In Paris iſt Revolution, der König verjagt, der Thron leer .... vielleicht Republik“ .... —

„O, was kümmert mich das!“ rief ſie.

„Ich glaubte Sie weinten aus Theilnahme,“ ſagte Gotthard betroffen; und Cornelie legte heimlich das Gelübde ab nie mehr eine Thräne zu vergießen ſobald ein Mann es gewahr werden könne. Sie ſtammelte einige unverſtändliche Worte, legte dann nach ihrer Gewohnheit die Hand über Augen und Stirn, und ſagte darauf noch mit zitternder aber gefaßter Stimme:

„Mir iſt nicht ganz wol. Verzeihung! was ſagten Sie eigentlich?“

Gotthards Herz zerſchmolz vor ihren Thränen und vor der Mühe die ſie ſich gab dem Fremden ruhig zu erſcheinen. Wie kann man nur ein ſolches Ungeheuer ſein und dies harmloſe Geſchöpf quälen? dachte er heimlich. Laut antwortete er:

„Ich wollte Ihnen die Nachricht von einer in Paris ausgebrochenen Revolution bringen. Ich begegnete dem Grafen Sambach und er autoriſirte

„Ja, Ihr Schwager Rabener!“ wiederholte Floreſtine: „ich meine, gehört er auch zu jenen Ärzten, welche die Seele mit dem anatomiſchen Meſſer ſuchen und, weil ſie nicht auf dieſem Wege ſie finden und weil ihnen der Glaube an eine übernatürliche Ordnung der Dinge im Schlamme des Materialismus erſtorben iſt, die Seele, das ewige Leben, Gott, Chriſtus, die Offenbarung, die Erlöſung leugnen.“

„Ob er das alles leugnet, weiß ich nicht,“ erwiderte Telesphor halb ſcherzend, halb verlegen.

„Wer eines leugnet und konſequent iſt, muß alles leugnen,“ ſagte ſie, „denn das Ganze iſt ja eben die wunderbare himmliſche Kette, die für uns alle den Himmel und die Erde verknüpft. Wer ein Glied dieſer Kette zerreißt, den bindet ſie nicht mehr.“

„Die Alten,“ verſetzte Telesphor, „glaubten an Gott, an die Unſterblichkeit, ſogar an Belohnung und Strafe nach dem Tode, da ſie das Elyſium und den Olymp, den Hades und den Tartarus in ihrer Mythologie hatten; — das genügte ihnen; die Erlöſung kannten ſie nicht. Was dem feinen, geiſtvollen, hochgebildeten Griechen genügte, kann ja auch dem Einzelnen in unſeren Tagen genügen.“

„Wer ſagt Dir,“ fragte Franz Seraph, „daß dem Griechen ſeine Götterlehre genügte? dem Sokrates genügte ſie nicht, das wiſſen wir; und darum dürfen wir wohl annehmen, daß ein Geiſt wie der ſeine, daß ein Plato, ein Sophokles das Auge ihrer Seele weit geöffnet hätten, um das Licht der Offenbarung einzuſaugen.“

„Aber ich bitte Dich!“ rief Telesphor, „wie kannſt Du Plato nennen, wenn von Rabener die Rede iſt! Nenne doch lieber Protagoras, welcher ſagte, es ſei aus zwei Gründen unmöglich, ſich vom Daſein der Götter zu überzeugen, erſtens wegen Dunkelheit und Schwierigkeit des Gegenſtandes, zweitens wegen Kürze des menſchlichen Lebens.“

„Dieſer Ausſpruch des alten Weltweiſen,“ verſetzte Franz Seraph, „berechtigt doch wahrlich nicht zu der Annahme; daß er durch ſeine Überzeugungsloſigkeit befriedigt ſei.“

„Alle Leute, die ſo ſchnell mit der Gottesleugnung bei der Hand ſind, wenn ſie die Vorleſungen eines ungläubigen Profeſſors gehört und ein paar antichriſtliche Bücher geleſen haben, ſollten ſich doch dieſen äußerſt vernünftigen Ausſpruch des alten Protagoras merken, der das menſchliche Leben für allzu kurz erklärt, um die ſchwierige Frage von Gott zu ergründen,“ ſagte Lauingen.

„Weil das ſo ganz wahr iſt,“ ſetzte Frau von Strahl hinzu, „deshalb eben kam die göttliche Offenbarung dem menſchlichen Unvermögen zu Hilfe.“

„Ich habe ſehr wenig Verkehr mit dem Doktor

Rabener," ſagte Herr von Cronenſtein: „er ſcheint mir aber zu den Leuten zu gehören, die ein eigentümliches Produkt einer verkehrten Bildung ſind: die Weltgeſchichte fängt für ſie gleichſam erſt mit ihrer Zeit an. Die antike Zeit, die altchriſtliche Zeit, das Mittelalter, die Epoche der Losreißung von der Kirche — das alles iſt für ſie in ich weiß nicht welchen Abgrund verſunken, wie ein Geſpenſt, das ſich im Dunſt auflöſt und keine Erinnerungen, keine Lehren, keine Daſeinsſpuren zurückläßt. Sie reden und handeln, als wären die vergangenen Jahrtauſende nichts als ein wüſtes Chaos und als ſchwebe jetzt der Geiſt ihrer Zeit, ihr Geiſt, über dem finſter brodelnden Abgrund, um die Materie zu lichten, zu ordnen, zu geſtalten. Die Grundlage, auf welcher und die Ideen, nach welchen dies Werk vollführt werden ſoll, ſind eines und dasſelbe: namenloſer Haß gegen die offenbarte Religion."

„Schau' hier, Florette!" ſagte Franz Seraph und legte ihr ein Blatt vor, worauf er mit Bleiſtift und in wenig Strichen ein Bild gezeichnet hatte.

„Du biſt ein zweiter Flaxman mit Deinen ſchönen Umriſſen! ich ſammele ſie in einem beſondern Album," ſagte Lauingen, indem er über die Schulter ſeiner Frau das Blatt betrachtete.

„Ah!" rief Floreſtine, „der reine Geiſt in der Hölle . . . von dem ich vorhin ſprach!"

Es war eine Gruppe wilder, trauriger, verzerrter Geſtalten, von Schlangen und Ungetüm umſtrickt und gepeinigt, die ſich mit verzweifeltem, grimmigen Drohen gegen eine zarte beflügelte Geſtalt mit einer Lilie in der Hand wendeten, welche an ihnen vorüber ſchwebte ohne den Boden zu berühren. Ernſt ſagte Floreſtine:

„Das iſt nicht bloß eine Szene aus der Hölle, ſondern auch von der Erde.“

„Was das aber für ein Glück iſt, einen kunſtfertigen Vetter zu beſitzen!“ ſagte Lauingen ſcherzend: „Flore ſpricht ein Wort — und er macht es unſterblich.“ — —

So verging der Abend.

„Nicht wahr, Sie kommen recht oft wieder?“ ſagte Floreſtine zu Telesphor und gab ihm zum Abſchied liebreich die Hand.

„Wo ich bin, Teles, da iſt immer ein Platz für Dich,“ ſagte Herr von Cronenſtein.

„Erlkönigs „und biſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt“ — iſt uns ſo vortrefflich gelungen,“ ſetzte Lauingen munter hinzu, „daß Sie ſich in Zukunft gewiß keiner zweiten Gewalttat ausſetzen, ſondern willig ſein werden.“

Telesphor ſagte alles zu, was man wollte. Ihm war zu Sinn, als ſchwebe vor ſeinen Augen der lichte, reine Geiſt durch die traurigen Gebilde des Abgrundes hindurch und dieſer Abgrund war ſein eigenes Herz.

Ein tiefer Fall.

Wenn der Frühling kam, wollte Franz Seraph nach Rom gehen. Er hatte dann drei Jahre auf der Kunſtakademie ſtudiert und glaubte den Verſuch machen zu können, ſelbſtändig in ſeinen Arbeiten aufzutreten. Für Frau von Strahl war ſeine Abreiſe ein großer Schmerz. Wann würde ſie ihn wiederſehen? Hatte er ſich einmal in Rom niedergelaſſen, ſein Atelier eingerichtet, Arbeiten begonnen, wie ſchwer war es dann für ihn ſich los zu machen und Deutſchland und die Seinen zu beſuchen! und doch durfte ſie nicht wünſchen, ihn in Deutſchland feſtzuhalten, da er als Künſtler und als frommer Katholik in Rom eine zweifache Heimat fand. Mit Bangigkeit ſah ſie dem Frühling entgegen.

„Er bringt neue Blüten,“ ſagte Franz Seraph tröſtend, „und vielleicht ſchönere, edlere als bisher.“

„Vielleicht treten Nachtfroſt und Mehltau ein und reißen ſie zu Grunde,“ ſagte ſie traurig.

„Meine ſogenannten guten Freunde pflegen mich ſcherzend Achilles, der unverwundbare, zu nennen,“ verſetzte er munter: „der Styx, in den Du mich fortwährend untertauchſt, liebe gute Mutter, iſt Dein Gebet. Da muß ich doch einige Lebenskämpfe durchmachen können.“

„Glaubſt Du nicht, daß die gute Frau Herzog für ihren Telesphor betet, wie ich für Dich? . . . und was iſt aus ihm geworden? — Er kann ſich freilich aufraffen,“ ſprach ſie lebhaft weiter, weil Franz Seraph etwas einwenden wollte: „aber er will es nicht! und ſpäter, wenn er aus dieſem erbärmlichen Rauſch nüchtern erwacht, wird er vielleicht wünſchen den Willen zu haben, allein dann iſt es zu ſpät, dann kann er nicht mehr und es bleibt bei dem armſeligen Wunſch.“

„Denke an den hl. Auguſtinus, liebe Mutter.“

„O Kind, dies Wunder der Gnade ſteht einſam in anderthalb Jahrtauſenden da.“

„Es gibt aber gar viele Auguſtine im Kleinen! Du zweifelſt doch gewiß nicht daran, daß der Menſch ſich beſſern, ſich bekehren könne!“

„Gewiß nicht! es iſt ja unſer aller Tagewerk; wir müſſen beſtändig an uns beſſern und uns zum Guten bekehren; alſo iſt Telesphor’s Bekehrung nicht unmöglich, nur aber deshalb ſo ſchwer, weil er mir erſchlafft erſcheint, ohne Intereſſe für Studien, für Arbeiten, für die großen Kämpfe, die auf dem Gebiet des Glaubens, der

Wahrheit, des Rechts vor unſeren Augen ſtattfinden. So war St. Auguſtinus nicht, mein Sohn! der verſank nicht in ſtumpfe Untätigkeit als er zweiundzwanzig Jahre zählte; dem waren die großen Fragen ſeiner Zeit nicht gleichgültig; der ſchmachtete und rang nach Wahrheit inmitten ſeiner irdiſchen Freuden; der lebte lehrend und lernend in großer anhaltender geiſtiger Arbeit. Wo ein ſolches inneres Feuer iſt, kann es eine himmelshohe Flamme geben, wenn es einen nährenden Stoff bekommt. Steht es ſo mit Telesphor?"

„Wie biſt Du vom Himmel gefallen, ſchöner Morgenſtern" — ſo möchte ich immer mit dem Propheten um ihn klagen," ſagte Franz Seraph.

„Wie ſelten kommt er zu uns!" fuhr ſie fort. „einmal in drei Wochen! und wie ſpricht er! nie bekennt er Farbe, nie weiß man wie er geſinnt iſt, was er glaubt und denkt. Hörteſt Du wie er neulich den Wahlſpruch des alten Montaigne „Was weiß ich" — ſo hoch pries?"

„Der ſchmerzliche Blick, den mein Onkel auf ihn warf, ging mir durch's Herz," ſagte Franz Seraph.

„Hat denn dieſe ſchreckliche Perſon ihm noch immer nicht den Laufpaß gegeben? Amelie behauptet ja, daß Alfred Verden bei ihr in Gnaden ſei."

„Er geht mir aus dem Weg und treffen wir uns zufällig, ſo ſpricht er von Wind und Wetter.“

„Ja, alles was zu Cronenſtein gehört, iſt ihm läſtig — das fühlt man; er iſt nicht mehr zu Hauſe weder bei alten Freunden noch in der guten Geſellſchaft, und das iſt ein furchtbares Unglück für einen jungen Mann. Welche Erfahrung machſt Du an ihm mein Sohn! Telesphor, der Dein Freund und Dein Vorbild war, dient Dir jetzt zum warnenden Beiſpiel, denn er richtet ſeine Gegenwart und ſeine Zukunft zu Grunde.“

So ſtand es allerdings mit Telesphor. Die Freundeshände, die ſich nach ihm ausſtreckten, um dem gefährlich Schwimmenden an das rettende Ufer zu helfen, wies er ab. Ihm lag nichts an Freunden, nichts an Eltern, nichts an Verwandten: das alles verſchwand vor Liſa Rink. Sie machte inzwiſchen reißende Fortſchritte in der Eitelkeit, der Selbſtſucht, der Koketterie. Der Boden, worauf ſie lebte, die Luft, welche ſie einatmete, waren ſo recht das Treibhaus um jene Giftpflanzen gewaltig zu entwickeln. Ein Gegengewicht gab es nicht in ihr. Sie beſaß keine Bildung, keine Kenntniſſe, keinen überlegenen Verſtand, keine religiöſen Grundſätze, durch welche ſie die Einflüſſe hätte abſchwächen können, die auf ſie einſtürmten. Durch ihr ganz ſpezielles Talent für das Luſtſpiel war ſie auf einen gewiſſen Kreis von Darſtellungen angewieſen, in welchen der

Ausdruck edler Empfindungen, großer Wahrheiten, ernſter Gedanken keinen Platz hat. Ihre Rollen hatten nur mit dem Gefallen, oder richtiger geſagt, mit dem Betören zu tun, und da ſie ſehr jung war, wurden ihre Rollen ihr zur Lebensgewohnheit. Verſetzte ſie die Leute durch ihre Koketterie auf der Bühne in Entzücken, weshalb ſollte nicht das nämliche ohne die Bühne mit demſelben Glück zu verſuchen ſein? und was ſollte ſie davon zurückhalten? — Sie verſuchte es und ſelbſtverſtändlich mit dem glänzendſten Erfolg.

Der Menſch verähnlicht ſich dem Gegenſtand ſeiner Liebe: das liegt in ſeiner Natur. Was die Heiligen bildet iſt die Liebe zum Heiligſten; was die Charaktere erniedrigt, iſt die Liebe zum Niedrigen. Telesphor liebte Liſa Rink und all' ſeine ſchönen und guten Fähigkeiten gingen nach einander zu Grunde. Es war als zerreiße ihre Hand eine Perlenſchnur und jede einzelne Perle rolle in den Staub. Sie ließ ihn noch immer von Liebe reden und träumen; — warum nicht? gehörte es nicht zu ihrer Lebensaufgabe, die Männerwelt zu beſiegen? wäre es nicht eine Beleidigung geweſen, wenn er früher müde geworden wäre ſie anzubeten, als ſie, ſich anbeten zu laſſen?

„Dieſer Tropf! dieſer Herzog! ich kann ihn nicht ohne Ärger in Deiner Nähe ſehen," ſagte Frau Rink, „denn dieſer Platz kommt ihm nicht zu."

„O Mutter, ſei doch nicht ſo undankbar!“ entgegnete Liſa gleichmütig: „er hat mich geliebt in meiner Armut, weshalb ſoll er mich nicht in meinem Glanz lieben?“

„Weil er nicht glänzend iſt,“ erwiderte Frau Rink unmutig: „er iſt weder reich noch angeſehen, er iſt kein Prinz, kein Künſtler, kein Zeitungsſchreiber, er iſt nicht einmal ein Leutnant, der mit dem Säbel raſſeln oder mit den Sporen klirren kann, was doch wenigſtens Aufſehen macht, wenn auch kein Anſehen gibt; er iſt nichts als ein armer Student, der nicht vorwärts kommt, der es zu nichts bringt.“ —

„Warte nur bis ſein Luſtſpiel fertig iſt, Mutter! da wird er vielleicht ebenſo beklatſcht, hervorgerufen, mit Blumen überſchüttet werden wie ich.“

„Ewig ſchreibt er ſchon an dieſem Luſtſpiel,“ ſagte Frau Rink mürriſch: „ich erwarte nichts Gutes davon — es wird gewiß ausgepfiffen. Sollte das geſchehen, Liſi, ſo mußt Du ihn in's Pfefferland ſchicken! ja, das mußt Du.“

„Kein Menſch muß müſſen,“ ſagt . . . ich weiß nicht wer, Iffland oder Kotzebue . . . irgend einer von den alten Berühmten, doch nicht Schiller, das weiß ich!“ entgegnete Liſa: „kein Menſch muß müſſen und folglich, Mutter, kenne ich das Wörtlein muß nicht, denn ich mache Anſpruch darauf, Menſch zu ſein und kein Automat.“

mich als Courier vor Ihnen zu erſcheinen; er wußte wol nicht daß Sie unwol ſind?“

Cornelie erröthete. „Eine Revolution? ſagte ſie ablenkend; ach mein Gott! was werden wir nun erleben!“

„Darauf bin ich auch neugierig, und zwar ſo ſehr, daß ich gern nach Paris ginge.“

„Thun Sie das doch!“ ſagte ſie eifrig.

„Wenn Sie es mir rathen wächst meine Luſt. Ich will nur abwarten bis die Guillotine ihr Spiel treibt.“

„Solcher Scherz iſt Frevel!“

„Kein Scherz, Gräfin! Den gründlichen Umſturz des Beſtehenden zu ſehen — zu beobachten wie Sturm und Wellen ein großes mächtiges Schiff in Trümmer ſchlagen: ja, das würde mich locken. Aber, ob die dreifarbige Fahne ſtatt der weißen durch eine Schiffsemeute aufgezogen wird — iſt mir gleichgültig.“

„Was ſagte mein Mann zu dieſer Nachricht?“

„Nichts! er fuhr ja nach Landeck,“ entgegnete Gotthard etwas bitter, denn es kränkte ihn daß Cornelie mehr Theil an den Anſichten ihres Mannes als an den ſeinen nahm.

„Ich würde doch gern wiſſen, was Euſtach im

Sie trat vor einen hohen Spiegel hin und machte verſchiedene Bewegungen des Kopfes, der Arme und Hände, die freilich ſehr anmutig und nichts weniger als automatenhaft ſteif und ungelenk waren.

„Unbegreiflich!“ ſagte Frau Rink geärgert: „die reichſten, vornehmſten Herrn, ſogar ein Prinz — ein wirklicher, eine königliche Hoheit! — huldigen Dir und Du gibſt Dich noch immer mit dieſem Tropf ab, als ob Du Liſi Putzmacherin im dritten Stock wäreſt.“

„Mutter!“ ſagte Liſa ſchneidend, „ich habe Predigten nicht gern. Ich ſehe die Leute, die ich ſehen will, und es demütigt mich gar nicht, wenn darunter jemand iſt, der mich als die arme Liſi gekannt hat. Im Gegenteil! . . . es iſt mir lieb! es erinnert mich daran, welch' ein ungeheures Genie ich bin und was ich im Laufe eines Jahres für mich, für Dich, für meine Brüder geleiſtet habe. Gehen denn die Buben in die Schule? lernen ſie tüchtig?“

„Philipp ſpricht nur davon Schauſpieler werden zu wollen,“ entgegnete Frau Rink kleinlaut, da ihre Tochter ſie in dieſer unfreundlichen Weiſe erinnerte, auf wem die Exiſtenz der Familie ruhe.

„Der dumme Bub'!“ verſetzte Liſa übellaunig: „als ob man Schauſpieler werden könnte, wie man Schuſter und Schneider wird! Nun und der Gabriel . . . wie ſteht's mit dem?“

„Er iſt fleißig und brav, allein es fehlt ihm etwas an Verſtand."

„Schau' Mutter," ſagte Liſa beſänftigt, „Dein einer Sohn mag nichts lernen und Dein anderer Sohn kann nichts lernen. Sei Du alſo froh, daß Du die Liſi haſt und langweile ſie nicht, denn nichts iſt ihr ſo zuwider als Langweile. Ich habe nun einmal ein gewiſſes Gefühl für den Telesphor; iſt es Mitleid, iſt es ein Reſt von Dankbarkeit, iſt es Freude an ſeiner grenzenloſen Liebe — ich weiß es nicht! aber es iſt nun einmal ſo . . . ich mag ihn nicht zurückſtoßen. Daß ich nicht einfältig genug bin auf ſeine Heiratsgedanken einzugehen, wirſt Du mir zutrauen."

Die Tür ging auf und Graf Alfred Verden trat mit einem andern jungen Mann ein.

„Fräulein Liſa," hub er an, „hier bringe ich Ihnen jemand, der in ein Land geht, wo es von Venus- und Hebe-, von Muſen- und Graziengeſtalten wimmelt. Da ſie aber von Marmor ſind, ſo möchte er zuvor Fräulein Liſa kennen lernen, die all' jene Vorzüge in ihrer Perſon vereinigt und tauſend andere hinzufügt, z. B. den, nicht von totem Stein zu ſein. Ich habe alſo die Ehre Ihnen meinen Freund und Vetter vorzuſtellen, der nebenbei Ihr Geiſtesverwandter, ein Kunſtgenie iſt — den Herrn von Strahl."

„Welcher Kunſt haben Sie ſich gewidmet?" fragte Liſa und betrachtete mit einiger Überraſchung Franz Seraphs ruhige edle Erſcheinung, die einen großen Gegenſatz zu den faden, von ihrer eigenen Hohlheit aufgeblaſenen Figuren ihrer gewöhnlichen Geſellſchaft bildete.

„Ich bin Bildhauer," erwiderte Franz Seraph.

„Das muß eine ſchwere Kunſt ſein! aber Sie werden doch nicht vor dem Pferderennen abreiſen?" ſagte Liſa.

„Mitte Juni findet es ſtatt . . . nicht wahr?" fragte Franz Seraph.

„Da hören Sie den Unglücklichen!" rief Graf Alfred: „er weiß nicht genau daß es Mitte Juni ſtattfindet. Wenn Sie ihn examinieren über die Rennpferde und deren Beſitzer — totale Unwiſſenheit!"

„Ich freue mich unbeſchreiblich zu dieſem Pferderennen," ſagte Liſa.

„Iſt es das erſte, dem Sie beiwohnen?" fragte Franz Seraph.

„Doch nicht! ich ſah es im vorigen Jahr; allein ich kenne jetzt einige Beſitzer der Rennpferde, ich weiß wie deren Sieg ihnen am Herzen liegt und folglich intereſſiere ich mich ungeheuer dafür."

„Engel von Güte!" ſagte Graf Alfred gerührt: „darf man fragen, für wen Ihr Intereſſe am lebhafteſten iſt?"

„Warum nicht! für Prinz Xaver und ſeinen Morgenſtern."

„Das finde ich höchſt ungerecht und um mich zu rächen werde ich Ihnen ſagen, daß Prinz Xavers Renner nicht „Morgenſtern“ heißt, ſondern „Morningſtar.“

„Da ich nicht engliſch verſtehe, hat Prinz Xaver ſelbſt mir dieſe Überſetzung gegeben.“

„Ganz richtig! doch wenn Sie vom Morgenſtern reden, ſo ahnt niemand, daß Sie Morningſtar meinen. Wollte jemand Sie Fräulein Eliſabeth nennen, ſo würde es etwas ganz anderes, etwas Fremdes, Kaltes, Steifes, Totes ſein und nichts von dem Zauber haben, den man ahnt, ſobald man nur hört, Fräulein Liſa. Ungefähr ſo, doch natürlich im unermeßlichſten Abſtand, iſt es auch mit dem Morningſtar.“

„Gut! ich werde es mir merken; ich bin gelehrig,“ ſagte Liſa und wendete ſich mit der Frage an Franz Seraph „ob er fleißig das Schauſpiel beſuche.“

„Sehr ſelten,“ verſetzte er, „meine Zeit iſt beſchränkt.“

„Welche Entbehrung!“ ſagte ſie mitleidig und fragte den Grafen Alfred: „Wie gefiel Ihnen vorgeſtern meine Rolle auf der Hofbühne?“

„Ich beklagte die Verwegene, die eine Rivalität mit Ihnen beginnt.“

„Es kam mir vor, als ſtelle ich die Rolle viel einfacher, viel natürlicher dar.“

„Gewiß, Fräulein Liſa! Ihre entzückende Naivetät iſt unnachahmlich."

„Mein Onkel gibt mir zuweilen den Rat recht viel ins Schauſpiel zu gehen um andere Schauſpieler zu ſtudieren, damit ich nicht einſeitig werde. Allein ich finde dabei viel mehr zu tadeln als zu loben . . . und nichts zu lernen; denn ich ſpiele aus mir ſelbſt heraus, nach meiner Eingebung und das ſtimmt nicht mit der fremden Auffaſſung überein."

„Bleiben Sie doch nur bei Ihrer Art! darin ſind Sie vollkommen . . . und das Vollkommene ſchließt die Einſeitigkeit aus."

„Sind Sie auch der Meinung?" ſagte Liſa zu Franz Seraph.

„Nicht immer trifft die Behauptung zu," erwiderte er; „ja, man hat merkwürdige Beiſpiele vom Gegenteil."

„Da wäre ich doch neugierig!" rief Alfred.

„In Bern lebte vor ein paar Generationen der berühmte Katzenmaler Mint. Er malte Katzen und Kinder in tauſend Spielen, Bewegungen, Gruppen und Stellungen ſo friſch, ſo lebendig, ſo der Natur abgelauſcht, daß es unmöglich iſt, ſeine Blätter zu betrachten ohne ſich erheitert zu fühlen und ohne ſein Talent zu bewundern. Allein es war durchaus eine Spezialität. Es beſchränkte ſich auf Kinder und Katzen. Darüber hinaus ging es durchaus nicht und nur für ſie hatte er Intereſſe.

Für alles übrige fehlte ihm dermaßen das Verſtändnis, daß man ihn einen halben Kretin nennen mußte. Trotz deſſen ſind ſeine Kinder- und Katzengruppen unvergleichlich.

„Das iſt unleugbar eine höchſt einſeitige Vollkommenheit," ſagte Liſa lachend.

„Und ein ganz koloſſales Schickſal, von allen Organen des Gehirns keines zu beſitzen, als das der Katzenmalerei!" rief Graf Alfred.

„Vergiß nicht die Generalprobe, Liſi, es wird Zeit ſein," ſagte Frau Rink, die ſich nie in das Geſpräch miſchte, ſondern mit einer Handarbeit im Fenſter ſaß und jeden Beſuch ſchon von fern kommen ſah.

„Ich wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe zu den Marmorbildern," ſagte Liſa etwas ſpitz zu Franz Seraph und erhob ſich um der Mahnung der Mutter zu folgen.

Als beide junge Männer auf der Straße waren, brach Alfred aus:

„Weshalb Du zu Liſa Rink gegangen biſt, das wird mir ewig ein Rätſel bleiben. Nicht ein Wort der Bewunderung ſagſt Du ihr; nicht eine ihrer Rollen nennſt Du ihr; von einem blödſinnigen Katzenmaler erzählſt Du ihr . . . Menſch! ſchickt ſich das für einen Gentleman, der immer den Ton der Perſonen treffen muß, in deren Geſellſchaft er ſich befindet! Hätte ich Dein Benehmen ahnen können — nie hätte ich Dich zu ihr geführt, denn

Du machſt mir wahrhaftig keine Ehre. Was wollteſt Du eigentlich bei ihr?"

„Sie in der Nähe ſehen und hören," antwortete Franz Seraph gleichmütig.

„Ohne alle Nebenabſicht wollteſt Du das?"

„Ich wollte gern wiſſen, ob ſie das große Genie iſt, das man aus ihr machen möchte."

„Nun was haſt Du ergründet?"

„Auf der Bühne mag ſie es ſein; ich ſah ſie nur zweimal und das genügt nicht für ein gründliches Urteil. In ihren vier Wänden macht ſie mir den Eindruck einer ſehr hübſchen, ſehr oberflächlichen, ſehr koketten Perſon, die ſo recht das iſt, was leere und blaſierte Männer, z. B. einen Prinz Xaver unterhält. Für Dich tut es mir leid, denn Du nimmſt die Gewohnheit des faden Geſchwätzes an — und was haſt Du davon?"

„Du biſt ein Kamtſchadale oder ein ähnliches nordpolbewohnendes Weſen," verſetzte Alfred, „da Du Liſa Rink zum Gegenſtand pſychologiſcher Studien machſt."

„Ja, das iſt ſo meine Art," ſagte Franz Seraph gelaſſen und er trennte ſich von Alfred, ging wieder die Straße hinauf und trat bei Telesphor ein.

„Ah, ſieh da!" rief dieſer ihm entgegen, „Du kannſt mir Glück wünſchen! mein Luſtſpiel iſt fertig."

„Die Arbeit ſcheint Dir Mühe gemacht zu haben, Du ſiehſt angegriffen aus und Deine Arznei will mir nicht gefallen,“ erwiderte Franz Seraph und deutete auf ein paar leere Champagnerflaſchen.

„Am Tage hatte ich keinen Animo, hatte andere Beſchäftigungen; aber die Nacht und der Champagner regten mich an, gaben mir die rechte Stimmung. Ich hoffe das Stück kommt nächſtens zur Aufführung und wenn es gefällt, ſo bleibe ich auf dieſer Bahn.“

„Iſt es ein feines Luſtſpiel?“ fragte Franz Seraph, „ſo eine Art von „Donna Diana“?“

„Das nicht! es trägt den Paletot unſerer Zeit, der nun einmal beliebt iſt, wie der Regiſſeur Rink ſich ausdrückt.“

„Wenn es aber nicht gefällt — was dann?“

„Liſa ſpielt die Hauptrolle: folglich wird es gefallen.“

„Nun laß Dich wieder bei Floreſtine ſehen, da Du mit Deiner Arbeit fertig biſt, Teles. Wir ſind nur noch kurze Zeit alle beiſammen . . . dann gehe ich nach Rom und wer weiß wie und wann und ob wir uns wiederſehen.“

„Ja ja! ich werde kommen . . . ſage ihnen allen meinen beſten Gruß! jetzt aber muß ich mein Manuſkript dem Regiſſeur Rink vorlegen.“

Franz Seraph ſah mit Schmerz, daß Telesphors ganze Seele ſich von ſeinen alten Freunden abgewendet hatte und er bekam den Eindruck als ob ſich ihre Wege für immer trennten.

„Iſt endlich Ihr Opus fertig?“ ſagte Herr Rink, als Telesphor ihm das Manuſkript gab: „hat das Sprichwort: Was lange währt wird gut — diesmal recht, ſo bringen Sie mir etwas ſehr Vortreffliches.“

Mit einem ſchnellen Blick, der die Gewohnheit des Prüfens hatte, blätterte er darin, während Telesphor verſchiedene Wünſche über die Beſetzung des Stückes und die baldige Ausführung ausſprach. Der Regiſſeur unterbrach ihn zuweilen durch einen Ausruf:

„Kein fließender Dialog! . . . — Hahaha! das iſt nicht übel! . . . — Die Szene iſt ſchleppend! . . . — Das iſt zu ſtark . . . zu frech! — Nein, das geht nicht.“ ſagte er plötzlich ganz barſch: ich habe Ihnen geſagt im Paletot müſſe das Luſtſpiel auftreten, nicht aber im Hemd.“

„Ich werde alle Änderungen vornehmen, die Ihnen nötig ſcheinen,“ antwortete Telesphor: „mir fehlt die Bühnenkenntnis, ich verlaſſe mich auf Sie.“

„Das ganze Ding kommt mir wie ein mühſames Machwerk vor, nicht wie ein glücklicher Wurf! nun, wir wollen ſehen, was ſich daraus machen läßt.“

Er behielt es einige Tage, ging es genau durch, gab verſchiedene Veränderungen an, ſchüttelte auch über dieſe den Kopf und ſagte mißmutig:

„Geben Sie es auf, Herr! das Ding iſt ein Krüppel und bleibt ein Krüppel, der nimmermehr friſchweg über die Bühne marſchieren kann.“

„Sie wollen nicht zugeben, daß es mir gelungen ſei eine glückliche Rolle für Liſa zu ſchreiben!“ brauſte Telesphor auf.

Beide gerieten in lebhaften Wortwechſel. Der Regiſſeur ſtürmte zu Liſa.

„Schatz! nun iſt es hohe Zeit Dir den Patron vom Halſe zu ſchaffen!“ ſagte er wütend.

„Welchen?“ fragte Liſa gelaſſen.

„Welchen! zum Geier, den Herzog!“

„Was hat er verbrochen, Onkel?“

„Ein Luſtſpiel hat er geſchrieben“ . . . —

„Iſt es fertig? endlich! er ſagte immer es müſſe noch gefeilt werden! Nun bin ich froh!“ Sie klatſchte vergnügt in die Hände.

„Spare Deinen Beifall, Schatz! . . . Ja, es iſt fertig und nach Möglichkeit gefeilt. Aber das Ding iſt aus dem FF, nämlich fade und frech, wie das Publikum es nicht verträgt, d. h. die Frechheit ſchon, doch nicht die Fadheit.“

„Sei unbeſorgt, Onkel! ſpiele ich, ſo iſt das Publikum immer entzückt.“

„Ich ſage Dir, das Machwerk iſt nicht des Ausſchreibens der Rollen wert. Es macht fiaſco und Du ebenfalls.“

erſten Augenblick zu einem ſo gewaltigen Ereigniß ſagt," wiederholte Cornelie ihren Gedanken.

Heimlich ſprach Gotthard: O du Lamm! laut:

„Nichts iſt einfacher, gnädige Gräfin, reiten Sie nach Landeck. Bis Sie gekleidet ſind und bis Ihr Pferd geſattelt iſt, wird die Hitze erträglich ſein."

Freudig ergriff Cornelie dieſen Vorſchlag. Es ſchien ihr, als bitte ſie dadurch ihren Mann um Verzeihung für ein Benehmen, das ihm mißfallen hatte. Fürſt Gotthard dachte während ſie ihren Anzug veränderte: Was manche Frauen für eine Gabe beſitzen ſich zu attachiren — das iſt erſtaunenswerth. Sie tragen, ſie dulden, ſie verſchmerzen nicht blos Alles — nein! ſie lieben fort. Dazu gehört eine andre Organiſation als die unſre iſt. Wir werden bei aller Treu und Nachſicht denn doch endlich müde, wenn's umſonſt iſt; ja, wir müſſen es werden, unter Umſtänden! .... ſolche Frau bleibt zäh! — Arme Kleine, ſie wird noch ſchwere Zeiten haben.

Als Cornelie wiederkam ſah ſie gar nicht aus wie eine „arme Kleine," ſondern friſch und lebhaft, und Fürſt Gotthard fand ſie zum erſten Mal auffallend ſchön. In Landeck empfing Euſtach ſie äußerſt kühl, und als ſie ihm erzählte, daß ſie eigentlich nur gekommen ſei um ſein erſtes Wort zu hören, ſagte er ziemlich ungeduldig:

„Ich — fiasco!" rief Liſa und ſchnellte in die Höhe wie eine kleine gereizte Schlange. „Du faſelſt, Onkel! — ich erkläre Dir hiemit feierlich und unwiderruflich: das Stück wird ohne Zögerung einſtudiert und aufgeführt. Geſchieht das nicht, ſo trete ich ſchon in dieſem Sommer meine Gaſtrollen auf fremden Bühnen an — und Du wirſt dann erleben, was dieſe Bühne iſt ohne mich."

„Zum Kukuk mit den eigenſinnigen Weiberköpfen!" polterte der Regiſſeur.

„Schau Onkel!" rief Liſa lachend, „hätten wir nicht unſer bischen Eigenwillen, womit ſollten wir uns verteidigen gegen die Tyrannei des ſtarken Geſchlechts."

„Ei was ſtarkes Geſchlecht!" ſagte Herr Rink ärgerlich: „ich ſpüre nichts von dieſer Stärke. Ich bin ein Dummkopf, der noch immer nicht gelernt hat mit Komödiantinnen umzugehen."

„Onkel!" rief ſie drohend.

„Ja, Liſerl, wahr bleibt wahr. Ich weckte durch meinen ſcharfen, aber gerechten Tadel Deinen Widerſpruchsgeiſt und beging das Majeſtätsverbrechen an Deiner Allgewalt zu zweifeln; dafür muß ich jetzt büßen, teils in Bezug auf die Kaſſe — teils in meinem Ruf als Regiſſeur, der ein ſolches Stück annimmt."

„Iſt mir alles ganz gleichgiltig, Onkel! Du weißt, was ich will."

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Und ihr Wille geſchah. Das Stück wurde nicht bloß ſchleunigſt eingeübt, ſondern auch mit großem Lobpreis angekündigt, als die Erſtlingsfrucht eines jungen Genies. Denn Liſa ſetzte ihre ganze Eigenliebe daran, daß es durch ſie triumphiere. Die Theater-Rezenſenten, die pflichtſchuldigſt der Sonne der Bühnenwelt huldigten, mußten auf ihren Antrieb einen Chor der Bewunderung über ein Produkt anſtimmen, das ihnen völlig unbekannt war. Dieſe lobenden Stimmen hatten ihre Wirkung: die ſchöne Welt, die ſich für das Schauſpiel intereſſiert, ſprach mit geſpannter Erwartung von dem reizenden Luſtſpiel, das in Ausſicht ſtehe und das durch einen Ungenannten eigens für Liſa Rink berechnet und geſchrieben ſei. Der eine ſagte, dieſer Ungenannte ſei ein junger Herzogsſohn, der da ſtudiert, wo Liſa früher gelebt habe. Der andere ſagte, Liſa ſei verlobt mit einem Landprediger in ihrer Heimat und dieſer habe das Luſtſpiel verfaßt. Herzogsſohn wie Landprediger wären, jeder in ſeiner Art, recht merkwürdig als Theaterſchriftſteller und mit lebhafter Ungeduld ſah man dem großen Tage der Aufführung und der Enthüllungen, welche er wahrſcheinlich bringen werde, entgegen. Ehe er kam, war Franz Seraph bereits nach Italien und ſeine Mutter mit ſeinem Onkel nach Cronenſtein abgereiſt. Teleſphor hatte ſich kaum die Zeit genommen ihnen Lebewohl zu ſagen.

Graf Lauingen wollte den Schluß der Kammern abwarten, bevor er nach Seeheim ging. Auch er hatte viel von dem neuen Luſtſpiel gehört und da Floreſtine ſich ebenfalls, ganz gegen ihre Gewohnheit, für dasſelbe intereſſierte, ſo nahm er eine Loge, die man wochenlang vor der Aufführung beſtellen mußte. Floreſtine wußte durch Franz Seraph, wer der Verfaſſer ſei; allein ſie ſchwieg, um erſt den Erfolg abzuwarten.

Amelie Verden war eine in ihrer Art eben ſo begeiſterte Verehrerin Liſa Rink's als ihr Schwager Alfred; ſie nahm die naiven Rollen, die Liſa meiſterhaft gab, für bare Münze.

„Iſt es nicht lieblich, nicht ganz idylliſch und ihrem unſchuldigen Weſen entſprechend, daß ſie die Braut eines poetiſchen Landpredigers iſt?“ ſagte ſie zu Floreſtine, als ſie den gemeinſamen Theaterbeſuch verabredeten.

Lauingen lachte hellauf und erwiderte:

„Amelie, blamieren Sie ſich nicht! eine Idylle mit Prinz Xaver iſt mir viel einleuchtender, als mit einem Landprediger.“

„Das ſage ich meiner Frau alle Tage,“ ſagte Graf Verden: „umſonſt! ſie trennt nicht Kunſt und Natur in der Schauſpielerin.“

„Ihr ſeid beide Gegner dieſes bezaubernden Geſchöpfes!“ rief Amelie.

„Gar nicht!“ verſetzte ihr Mann: „ich finde ſie charmant auf der Bühne; allein es ſcheint mir etwas gewagt und mindeſtens ſehr überflüſſig dieſe Bewunderung auf ihr Privatleben zu übertragen."

Selbſtverſtändlich war Amelie nicht bekehrt. Sie gehörte zu den Perſonen, die beſtändig einen Gegenſtand haben müſſen, für den ſie mit blinder Begeiſterung eingenommen ſind; — das liefert den Stoff zu endloſen Geſprächen.

Der erſehnte Abend kam. Lauingen mit ſeiner Frau und ſeiner Mutter, Amelie mit ihrem Mann und ihrem Schwager ſaßen in geſpannter Erwartung in ihrer Loge. Das Haus, ohnehin nicht groß, war überfüllt; die Hitze zum Erſticken.

„Ein ſchreckliches Vergnügen an einem Juniabend," ſagte Floreſtine zu ihrem Mann.

„Du haſt es gewünſcht, liebes Herz," verſetzte er.

„Gewiß!" verſetzte ſie lächelnd; „es ſcheint, der Zauberbann hat auch mich ergriffen und hergezogen."

Aber der Scherz, der auf ihren Lippen lag, war nicht in ihrem Herzen. Sie dachte an den Telesphor ihrer Jugend, an den Maiabend unter den knoſpenden Linden, wo Telesphor ſo freudig erklärt hatte, die Theologie ſei ſeine ausſchließliche Liebe; wo er ſo ſehnſüchtig gewünſcht hatte, für Tauſende die Lehren der ewigen Wahrheit zu verkündigen; — und jetzt, nach drei Jahren, war eine Schauſpielerin ſeine ausſchließliche Liebe und

Tauſende waren verſammelt, um ſich an den Poſſen der Torheit zu ergötzen, die er an ihnen vorüber führte. In dieſen drei hochwichtigen, meiſtens das ganze Leben beſtimmenden Jahren, war er in ein ſchauerliches Labyrinth geraten; und hielt er denn noch den zarten Faden feſt, der ihn wieder hinausführen konnte? war ſeine Seele nicht bereits eine Ruine ohne hohe Beſtrebungen, ohne idealiſche Hoffnungen, ohne reine Liebe, ohne feſten Glauben? — Eine unbeſtimmte Beklommenheit preßte ihr Herz zuſammen. Ihr war zu Sinn, als ſolle ſie etwas Schreckliches erleben.

Der Vorhang rauſchte, die Darſtellung begann.

Das Stück war ſo wie es ſich von jemand erwarten ließ, der ohne Talent für dies Fach, das Gehirn durch geiſtiges Getränk überreizt und im halbtrunkenen Zuſtand ſchreibt: es ſchwankte zwiſchen Langweiligkeit und Ausgelaſſenheit hin und her. In der dritten Szene trat Liſa auf. Sie wurde mit jubelndem Beifall empfangen, allein während der Szene ſelbſt war er ſchwach und nur bei ihrem Abgehen erhob er ſich wieder zum Sturm: ein deutliches Zeichen, daß er nur ihr galt. Am Schluß des erſten Aktes verſuchten Liſa's Trabanten, zufolge des Tagesbefehls der Herrin, lebhaften Applaus anzuregen, allein die große Maſſe des Publikums blieb teilnamslos.

„Es iſt doch im Grunde ein Skandal, daß wir in ein ſolches Stück gehen," ſagte Gräfin Lauingen, Oswalds Mutter.

„Wer konnte ſo etwas von einem idylliſchen Landprediger erwarten!" ſagte Oswald lachend zu Amelie.

„Mir macht es den Eindruck, als ſei es in einer Wachtſtube ausgeheckt," ſetzte Graf Verden hinzu.

„Unbegreiflich, daß ſich die Liſa zu einer ſolchen Rolle hergibt," ſagte Amelie beſtürzt.

„Sie iſt immer ein Engel," verſicherte Alfred Verden, „und ſie bleibt ein Engel."

„Auch nach dem Fall . . . des Stückes!" ergänzte ſein Bruder.

Floreſtine ſchwieg mit tränenſchwerem Herzen. Der zweite Akt übertraf den erſten. Die Intrigue ſpann ſich noch langweiliger fort und zum Erſatz dafür wurden die Situationen, die Witzworte noch zweideutiger. Liſa wurde beklatſcht, aber während der Szenen, wo ſie nicht auf der Bühne war, begann das Publikum unruhig zu werden. Am Schluß des zweiten Aktes herrſchte tiefe Stille und als ſich ein leiſes Beifallszeichen der Trabanten hervorwagte, erſtarb es vor einem kräftiger Ziſchen.

Floreſtine ertrug es nicht mehr. Sie ſagte blaß und zitternd zu ihrem Mann:

„Lieber Oswald, ich erſticke in dieſer Luft. Bitte, bringe mich zum Wagen."

„Ich begleite Dich, Flore!“ ſagte ihre Schwiegermutter, „neben dem Skandal auf der Bühne wird nächſtens auch einer im Saal entſtehen.“

Lauingen führte beide zum Wagen und kehrte in die Loge zurück. Floreſtine wäre lieber allein geweſen um ſich ausweinen zu können; jetzt unterdrückte ſie ihre Tränen und klagte nur über unausſtehliche Hitze. Inzwiſchen begann der dritte und letzte Akt, der den zwei erſten die Krone aufſetzte und ein ſolches Mißfallen erregte, daß nicht einmal Liſa's Erſcheinen die wachſende Unruhe beſchwichtigte und daß kaum das letzte Wort geſprochen war, als auch ſchon der Tumult des Ziſchens, Pochens, Pfeifens, Stampfens tobend ausbrach. Lauingen fuhr mit Graf und Gräfin Verden zu Floreſtine; Alfred eilte zu Liſa.

„Dies war ja ein furchtbares Vergnügen!“ ſeufzte Amelie im Wagen; „wer hätte ſich ſo etwas träumen laſſen!“

„Warum geht aber auch ſolchem gemeinen, erbärmlichen Machwerk der Ruf einer Kunſtſchöpfung vorher!“ ſagte Verden unwillig.

„Wer nur der unglückliche Autor iſt! . . . und wie ihm zu Mut ſein mag,“ ſagte Lauingen.

Sie fanden Floreſtine und ihre Schwiegermutter ruhig am Teetiſch und ſogar Amelie geſtand ein, daß es doch im Grunde angenehmer ſei ſich mit lieben Freunden zuſammen zu finden.

als die Strapazen der öffentlichen Vergnügungen zu genießen.

„Ich bin feſt überzeugt, daß ſie einen gewiſſen allgemeinen Blödſinn über die Menſchheit verhängen, dieſe Luſt- und Trauerſpiele, dieſe Poſſen und Ballets,“ ſagte Graf Verden: „Menſchen, die tagtäglich drei bis vier Stunden nichts als Aug' und Ohr für die Figuren und das Gerede der Bühne ſind, müſſen nach einer Reihe von Jahren beträchtlich an Verſtand abgenommen haben.“

Das iſt eine traurige Ausſicht für uns, die wir häufig das Theater beſuchen,“ ſagte Amelie zu Gräfin Lauingen.

„Starke Geiſter machen davon eine Ausnahme, verſetzte dieſer lachend; nicht wahr, Amelie? Aber Graf Verden hat gewiß nicht ganz unrecht. Junge Leute, die für äußere Eindrücke ſehr empfänglich ſind, bilden Urteil und Anſichten nach jenen, die ihnen täglich drei Stunden lang bald hochtrabend, bald trivial, geſtern durch Geſang, heute durch Tanz, morgen durch Worte gepredigt werden — und durch welche Prediger!!“

„Was vermag gegen dieſe Sorte ein Profeſſor auf ſeinem Katheder!“ ſagte Graf Verden: „ſtudiert ein junger Menſch ſechs Stunden täglich recht fleißig und beſucht er dann jeden Abend drei Stunden das Theater: ſo machen ihn dieſe entſetzlich gleichgültig gegen jene, und geben ihm lauter verkehrte Vorſtellungen von Welt und Leben, von Freuden und Glück."

„Man wird aber doch recht gleichgültig dagegen, ſogar in der erſten Jugend," entgegnete Oswald.

„Einige werden es zu rechter Zeit inne, daß ſie dadurch geiſtig oder ſittlich verkümmern könnten," antwortete Grafen Verden: „Andere werden es inne, wenn infolge dieſer beſtändigen Aufregung böſe, ſtärkere Leidenſchaften erwachen; aber ſehr vielen wird das Theater zur Gewohnheit, zum Bedürfnis — und wer es ſo weit gebracht hat, bei dem haben Verſtand und Vernunft Rückſchritte gemacht: das laſſe ich mir nicht nehmen."

„Und doch heißt es, das Theater ſei ein Mittel zur allgemeinen Bildung," warf Amelie ein.

„Bildung, allgemeine Bildung, iſt heutzutage eine Parteiphraſe," verſetzte ihr Mann: „bevor man in ſie einſtimmt, muß man genau wiſſen wer bilden will, wer gebildet werden ſoll, und zu welchem Zweck dieſe Bildung dienen ſoll. Wir beſitzen in Hülle und Fülle, und in allen möglichen Zweigen Profeſſoren des Unglaubens und der Gottloſigkeit, die ganz frech behaupten, ihre Lehren verbreiteten wahre Bildung. So machen es auch Journaliſten, die von Theaterberichten leben. Sie ſchreiben in die Welt hinein das Theater verbreite allgemeine Bildung; und da die Sündflut von Tagesblättern mit ihrem Geiſt, ihrer Schärfe, ihrer Feinheit und Tiefe jedes eigene Urteil des leſenden Publikums überflüſſig macht: ſo lallt dieſes beſinnungslos nach, was es eben geleſen hat.“

„Du biſt in geharniſchter Stimmung gegen dies Mittel zur allgemeinen Bildung,“ ſagte Oswald, „ſchade, daß wir nicht jemand haben, der deſſen Verteidigung übernimmt.“

„Ein Stück wie das heutige macht mich nicht dazu geneigt,“ verſetzte Amelie.

„Ehe Du Dich überhaupt darauf einließeſt,“ entgegnete ihr Mann etwas ſcharf, „würde ich Dich bitten, die Frage zu erwägen: wünſcheſt Du, daß Deine Söhne ſo werden, wie mein guter Bruder Alfred und wie die Legion, zu welcher er gehört? — Schwerlich! Deine mütterlichen Ideale werden höher liegen. Und wo ſucht und ſchöpft er ſeine Bildung? — im Theater und was damit zuſammenhängt!“

Die Tür ging auf, Alfred trat ein, höchſt aufgeregt.

„Ihr ſitzt hier ruhig, trinkt Tee und genießt Gefrorenes, während ich eine entſetzliche Szene erlebt habe!“ rief er; „eine ganz ungeahnte Szene!“

„Beruhige Dich und dann erzähle alles, was an Mord und Totſchlag vorgefallen iſt,“ er-

„Liebes Kind, da ich weder ein Prophet noch ein Witzling bin, ſo ſind meine Worte ohne alles Gewicht.“

Die Polinnen waren aber in großer Aufregung. Konnte nicht die Bonapartiſtiſche Partei die Oberhand gewinnen? konnten alsdann nicht alle Sympathien für Polen erwachen? konnten gährende Zuſtände, durch Beiſpiel angefeuert, nicht zum Ausbruch kommen? und mit welchem Erfolg? Madame Orzelska gerieth in hofnungsfreudige flammende Lebendigkeit und wurde hinreißend ſchön, und Cornelie beneidete ihr faſt dieſen Enthuſiasmus, der ihr zugleich ſo viel Schwung und ſo viel Anmuth gab. Bei der abendlichen Heimfahrt ſagte Euſtach zu Cornelien:

„Liebes Kind, ich finde Dein Benehmen höchſt unpaſſend mutterſeelenallein mit Fürſt Gotthard herum zu reiten.“

„Ich war ja in Altdorf auch allein mit ihm,“ ſagte Cornelie kleinlaut.

„In Deinem Hauſe, ja! da biſt Du die Herrin, da darfſt Du allein ſein mit wem Du willſt. Aber auf der Landſtraße, mit einem Fremden und einem Reitknecht — das thut man nicht, das iſt taktlos, das verſtößt gegen alle Sitte, und es iſt beklagenswerth daß ich Dich darauf aufmerkſam machen muß.“

widerte Oswald und reichte ihm eine Schale mit Gefrornem.

„Mord und Totſchlag iſt nicht vorgefallen, aber etwas viel ſchrecklicheres,“ verſetzte Alfred.

„Doch keine Revolution?“ fragte Gräfin Laningen erbleichend.

„Oder eine Feuersbrunſt?“

„Oder Einſturz des Theaters?“

„Oder der Einſturz des Himmels?“ ſetzte Graf Verden ſpöttiſch hinzu.

„Beinah haſt Du es getroffen, Bruder!“ antwortete Alfred.

„Einſturz des Himmels? Unſinn!“ rief Amelie.

„Aber, beſter Graf, wem iſt denn dies große Unglück widerfahren?“ ſagte Floreſtine, die bei dem vorhergehenden Geſpräch ſchweigend und in ihr Teegeſchäft verſenkt ſich verhalten hatte, weil ihre Gedanken bei Telesphor waren und auch jetzt ihn im Hintergrund hatten.

„Mir, Gräfin Flore, mir iſt es widerfahren!“ erwiderte Alfred und nahm eine zweite Schale mit Gefrornem, während ſich die allgemeine Spannung in Lachen auflöſte.

„Gräfin Flore, ich wende mich an Sie,“ fuhr er fort, „Sie werden mich am beſten verſtehen.“

„Jetzt wird die Sache intereſſant!“ rief Oswald, während Floreſtine, immer im Hinblick auf

Teleſphor, mit heimlicher Angſt das weitere erwartete.

„Nicht wahr?“ ſagte Alfred, „wenn unſere Ideale zu Grunde gehen, ſo nennt man das einen Sturz aus dem Himmel . . . Nun, dieſen Sturz hab' ich getan, denn ich habe einen Engel verwandelt geſehen — in eine Furie! Nach dem ſchmählichen Ende des ſchmählichen Produktes ſtürzte ich zu Liſa Rink und fand ſie in einem ganz fabelhaften Zorn . . . ich möchte ſagen, in Wut. Es ſtanden Tränen in ihren Augen, aber ſie weinte nicht, ſie war dem Erſticken nah. Sie ballte zuweilen krampfhaft die Hände, ging hin und her, ſtand wieder ſtill, ſtampfte mit dem Fuß und wiederholte unaufhörlich: Der Elende! der Tropf! ſeinetwegen bin ich beſchimpft! nie ſoll er ſich vor mir ſehen laſſen! ich haſſe, ich verabſcheue ihn! — So ging das fort. Ich wollte Sie tröſten, ihr begreiflich machen, daß nicht ihr das Ziſchen gegolten habe. Schweigen Sie! rief ſie zornig; ich weiß das alles! aber wenn ich in Szene bin, ſoll man wenigſtens ruhig ſein. — Ihr alter Onkel, der Regiſſeur ſagte kaltblütig: An dem ganzen Spektakel biſt Du ſelbſt Schuld, Liſerl! warum nimmſt Du nicht von einem erfahrenen Regiſſeur Vernunft an! warum protegierſt Du das ſaubere Machwerk! — Aus Mitleid tat ich es! rief Liſa, und dieſe Schmach iſt der Dank dafür! — Ich verſuchte ihr etwas zu ſagen; allein ſie hielt ſich mit beiden Händen die Ohren zu und rief: Schweigen Sie! ſchweigen Sie! all Ihr fades Geſchwätz übertönt nicht den gellenden Pfiff, der mir noch immer das Ohr zerreißt. — Sie werden begreifen, Gräfin, daß dieſe Behandlung und dieſer Anblick mich ſehr ernüchterten. Ich erwiderte alſo, mein fades Geſchwätz ſolle ſie nie wieder beläſtigen; dann antwortete ſie: Das wird mir lieb ſein! — und kehrte mir den Rücken zu. — Aus meinem Himmel gefallen zog ich mich zurück und ſuche mich jetzt zu faſſen und zu tröſten."

„Du ſollteſt Dich ſchämen, Alfred, dieſe Albernheiten den Damen zu erzählen," ſagte Graf Lerden unwillig. „Aber freilich! . . . guten Ton und Takt im Umgang kann man nicht bei Engeln lernen, die ſich hinter den Kouliſſen in Furien verwandeln."

„Du haſt Recht!" erwiderte Alfred, „ich werde nicht mehr auf der Jagd nach Idealen ſein. Sollte mir je bei einer Frau der Gedanke kommen, ſie ſei eine liebliche Fee, ſo will ich geſchwind weiter denken: oder vielleicht eine Hexe."

Gräfin Lauingen brach auf; ihr waren dieſe rohen Manieren unerträglich. Man trennte ſich. Als Floreſtine mit ihrem Mann allein war, brachen ihre verhaltenen Tränen hervor und ſie ſagte:

„Oswald! dies ſchreckliche Stück iſt von Telesphor Herzog. Was können wir tun, um ihn auf andere Wege zu bringen?"

„Gar nichts," erwiderte Lauingen höchſt verwundert über dieſe ungeahnte Eröffnung.

„O ſprich nicht ſo!" rief ſie, „wenn wir uns jetzt nicht ſeiner annehmen, — wer ſoll es tun?"

„Du weißt, wie gern ich Deine Wünſche erfülle, Florette . . . allein ich bekenne, daß ich gar keine Luſt habe dieſen Studenten oder Literaten oder was er ſei! aufzuſuchen. Er hat uns ja auch genugſam gezeigt, daß er ſich in unſerem Hauſe nicht behaglich fühlt. Iſt er aber wirklich der Verfaſſer jenes Stücks, ſo finde ich ſein Unbehagen zwiſchen uns ſehr begreiflich und ebenſowenig kann uns dann der Verkehr mit ihm zuſagen."

„Franz Seraph hat mir vor ſeiner Abreiſe geſagt," erwiderte Floreſtine, „Telesphor habe ein Luſtſpiel geſchrieben, das einſtudiert und ſehr gelobt werde, aber Telesphor habe es ihm nicht zeigen wollen und wolle auch vorderhand anonym bleiben."

„Das begreift ſich und ich wünſche ihm, daß er es immer bleibe. Tröſte Dich, Flore! das Mißgeſchick bringt ihn vielleicht zur Beſinnung."

Allein Floreſtine tröſtete ſich nicht mit dieſer unbeſtimmten Hoffnung. Sie ſchrieb einige Zeilen und als ſie in der Frühe des nächſten Morgens in die Meſſe ging, warf ſie ſelbſt den Brief in den Briefkaſten.

Gewitterwolken.

Teleſphor war vernichtet: geknickte Hoffnungen, verwundete Eitelkeit, getrübte Ausſichten, heimliche Beſchämung — das alles umringte ihn wie ein Schlachtfeld voll Leichen; aber es galt ihm nichts neben dem Schmerz, daß Liſa ihn von ſich ſtieß. An dem verhängnisvollen Abend war er vor dem Schluß des Stücks, doch ſpät genug um ſich über das fiasco nicht zu täuſchen, aus dem Theater entflohen. Er brachte eine Nacht voll fieberhafter Troſtloſigkeit zu und machte tauſend Pläne, um dieſe Scharte auszuwetzen. Am nächſten Morgen erſchien Herr Rink bei ihm und erklärte ihm mit dürren Worten, zwiſchen ihm und Liſa ſei nunmehr alles aus und vorbei; ſie bedauere die Güte, die ſie für ihn gehabt habe; ſie hoffe er werde ſie nicht mit ſeiner Erſcheinung zu beläſtigen wagen; ſie ſei feſt entſchloſſen ihn nicht wieder zu ſehen.

„Ich habe Ihnen alles vorhergeſagt,“ ſetzte Herr Rink hinzu, „ſowohl daß Sie nicht für Liſi paſſen, als daß Ihr Geiſtesprodukt nichts taugt, denn ich habe Erfahrung; allein Sie waren wie unſinnig! Wer nicht hören will, muß fühlen, pflegt man zu ſagen. Sie fühlen jetzt was das heißt, ſich zwei ungeheueren Selbſttäuſchungen hingegeben zu haben; ich hoffe, ſie dienen Ihnen zur heilſamen Warnung.“

„Das hoffe auch ich,“ erwiderte Telesphor mit lautem und bitterem Lachen und geleitete ohne weiteres Herrn Rink zur Tür hinaus.

Aber er fühlte ſich vernichtet. Sein ganzes Schickſal, ſeine ganze Zukunft, ſeine ſchöne friſche Jugend voll Tatkraft, Strebſamkeit und Energie, ſeine höchſten Ideale, ſeine tiefſten Empfindungen, ja ſeinen beſſeren Willen, ſein Gewiſſen, ſeine Pflichten — alles hatte er in wahnwitziger Leidenſchaft einem Idol zum Opfer gebracht, das ohne Herz für ihn war. Welch ein gräßlicher Irrtum! welche furchtbare Verblendung! . . . Und dennoch liebte er ſie, das heißt, dennoch hing ſie wie ein Vampyr an ſeinem Herzen und die Qual der Eiferſucht übertraf weit, weit, jede andere Qual. Unfähig zu irgend einem Entſchluß, als ob er auf ein Ereignis warte, das ihn zum Handeln beſtimmen ſolle, ſtand er an ſeinem Fenſter auf der Lauer, um zu ſehen wer Liſa beſuche. Dies war ihm ſo wichtig, daß er keine Minute ſeinen Wachtpoſten verlaſſen mochte und daß er ſich durch Champagner in einer Erregung erhielt, die ihm die Spannung möglich machte.

Liſa verließ das Haus in drei Tagen nicht.

Es hieß ſie ſei krank vor Zorn über das rückſichtsloſe Benehmen des Publikums und ſie werde in längerer Zeit nicht auftreten, um es zu ſtrafen. Am Abend des dritten Tages fuhr ſie mit ihrer Mutter aus. Telesphor hielt dies für eine Spazierfahrt und verließ auf eine halbe Stunde ſeinen Wachpoſten, ſah alſo nicht, daß bald darauf ein anderer Wagen kam, der die Kammerjungfer und beträchtliches Gepäck aufnahm und wegführte. Als aber Liſa nach zwei, drei Stunden nicht zurückkehrte, als ihre Fenſter unerleuchtet blieben, packte ihn kaltes Entſetzen. Er wollte in ihre Wohnung ſtürzen, fragen wo ſie geblieben ſei. Gräßliche Angſt hielt ihn zurück. Er ahnte man werde ihm die Antwort geben, ſie ſei fort — und das wollte er nicht hören. Er wartete und wartete. Wagen in Menge kamen gerollt und rollten vorüber. Mit einem jeden Wagen hob ſich ſein Herz voll atemloſer Erwartung und ſank bleiern in ſeine Bruſt wie in einen tiefen Abgrund zurück. Endlich aber kamen keine Wagen mehr; nur verſpätete Fußgänger eilten vereinzelt vorüber. Dann hörten auch dieſe auf; vielleicht ſchlich noch ein dunkler Schatten, eine Geſtalt des Jammers und Elends, unter den Gaslaternen längs der Häuſer fort. Die Stunden der tiefen Nacht, zwei, drei Uhr, ſind unheimlich in einer großen Stadt durch die Vorſtellung, daß jetzt nichts wacht als alles, was zur Nachtſeite des Lebens gehört: nagende Not, Sünde, Verbrechen, Verzweiflung, ein hilfloſer Kranker, ein troſtlos Verſcheidender, Sorge und Schmerz in tauſend Geſtalten. Das haben die alten Klöſter gut begriffen, die in den erſten Stunden nach Mitternacht ihre Ordensleute beten ließen, um die Moder- und Peſtluſt der Welt durch den Weihrauch des Gebetes zu reinigen.

Die Stunden vergingen; die Dämmerung des Sommermorgens machte das Gaslicht fahl und leichenhaft und war doch ſelbſt geſpenſtiſch kalt und tot. Telesphor ſank in einen Seſſel in einen tiefen, ſchweren, betäubten Schlaf.

Wie der Nachtwandler auf ſeinem gefährlichen Pfade erwacht und in den Abgrund ſtürzt, wenn man ihn bei ſeinem Namen ruft, ſo ſtürzte Telesphor in ſeinen Abgrund von Bitterkeit zurück, als eine bekannte Stimme ihn weckte, indem ſie „Teles!" ſagte. Er ſchlug die müden, ſchweren Augen auf; es war heller Tag; ſein Vater ſtand vor ihm. Er erſchrak nicht und wunderte ſich nicht; ſein ganzes Bewußtſein war nur von einem Gegenſtand erfüllt.

„Teles!" ſagte der alte Herzog und reichte ihm mit einem traurigen Lächeln die Hand, „ich bin gekommen um Dich abzuholen. Im Auguſt werden es zwei Jahre ſeitdem Du zuletzt bei uns geweſen biſt; Du ſchreibſt auch gar ſelten . . . in ſechs Monaten keine Zeile! — und Deine Mutter ſehnt ſich nach Dir . . . ſie iſt ſchwach und kränkelnd. Nun erfuhr ich, daß es auch Dir nicht gut gehe. Da ſetzte ich mich auf und bin nun hier um Dich mitzunehmen. Packe Deine Habſeligkeiten zuſammen; — ich helfe Dir.“

Während der Vater ſprach war Telesphor zur Beſinnung gekommen.

„Ich danke Dir, lieber Vater,“ erwiderte er äußerlich gefaßt, „und bitte um Vergebung für meine Saumſeligkeit im Briefſchreiben. So wie die Ferien beginnen komme ich nach X., jetzt aber, mitten in den Vorleſungen, iſt es unmöglich.“

„Ich weiß, daß mancher Tag vergeht ohne den Beſuch der Vorleſungen; ich weiß alles, Teles!“ ſagte der alte Mann mit tiefem Ernſt; „ich mache Dir keine Vorwürfe, aber ich bin hier um Dich zu holen . . . damit nicht der Teufel Dich hole!“ ſetzte er mit einem Ausbruch ſeiner jähzornigen Natur hinzu.

Telesphor fand es geraten zu ſchweigen und zu gehorchen, da er kein Mittel wußte um den Vater auf andere Gedanken zu bringen.

„Wie ſieht es bei Dir aus . . . wild und wüſt! und wie ſiehſt Du ſelbſt aus!“ fuhr der alte Herzog fort und ſchaute ſich ringsum das Zimmer an: „in ſolcher Unordnung kann ein Menſch es nicht aushalten, der innerlich geordnet iſt! — Nun, kleide Dich an! ich lege während der Zeit Deine Sachen in den Koffer — wo iſt Dein Kofſer? die Bücher und Schreibereien können hier bleiben, taugen ohnehin nichts! — Dann gehen wir in ein Gaſthaus und frühſtücken . . . und dann fort nach X.“

Teleſphor folgte maſchinenmäßig den Anordnungen ſeines Vaters. Liſi war fort: was hätte ihn in der Reſidenz feſthalten können? Aber wo war ſie? —

„Haſt Du Schulden?“ fragte der Vater: „Du haſt auf eine Weiſe gelebt, die ſchwerlich Ordnung in Geldſachen zuläßt.“

„Einige unbezahlte Rechnungen werden ſich wohl finden,“ antwortete Teleſphor.

„Iſt Dein Hauswirt ein braver Mann?“

„Ich glaube, ja.“

Herzog ging zu dem Hauswirt und bat ihn die Rechnungen, die etwa für Teleſphor gebracht würden, anzunehmen und nach X. zu ſchicken an ſeine, des Vaters, Adreſſe.

„Gern!“ verſetzte der Mann: „den Mietzins hat er immer pünktlich entrichtet. Mich freut es, daß Sie Ihren Sohn holen, denn die Hexe da drüben hätte ihn ganz ruiniert und der Champagner hätte ihr dabei geholfen. Jugend hat nicht Tugend; — das wiſſen wir Alten. Jetzt kann man ihn auf andere Wege bringen.“

Teleſphor benutzte die Abweſenheit des Vaters um hinüber in Liſa’s Haus zu eilen. Dort im Hof wohnte ein Kommiſſionär, der täglich Be-

„Du haſt Recht," ſprach ſie ſanft.

„Und ich finde es impertinent vom Fürſten Gotthard Dich dazu aufzufordern — fuhr Euſtach fort, an ſeinen eigenen Worten ſich ereifernd — er weiß recht gut was ſich ſchickt und nicht ſchickt; folglich mußt Du ihm Veranlaſſung zu dieſer Ungehörigkeit gegeben haben."

Das hatte ſie nun allerdings darum ſagte ſie entſchuldigend:

„Wir hatten Beide gewiß nichts Ungehöriges im Sinn; ich wollte nur gern nach Landeck."

„Und eine halbe Stunde vorher wollteſt Du nicht hin! welche Launen!"

„Eigentlich .... wollt' ich zu Dir."

„Ah ſiehſt Du .... das iſt unerträglich ſo bei jedem Schritt bewacht zu werden."

„Ah! ſagte ſie und eine Flamme ſchlug aus ihrem Blick auf, Du meinſt alſo daß ich auf Wächtergedanken bei Dir kommen könnte?"

„Ich meine, daß Deine Capricen unberechenbar ſind," lenkte er ein.

Seine üble Laune rührte hauptſächlich von der Befürchtung her, daß Madame Orzelska ſich jezt andern Intereſſen, als denen die ihm am Herzen lagen, hingeben könne. Cornelie aber verfiel in eine Traurigkeit, die ſie nicht mehr vor ſich ſelbſt zu beſorgungen für Liſa zu verrichten hatte. Er ſchlug die Hände zuſammen und rief:

„Herr Herzog, was fehlt Ihnen!“

„Ich bin ſeit einigen Tagen unwohl geweſen,“ entgegnete Teleſphor kurz: „jetzt finde ich die Wohnung von Fräulein Rink verſchloſſen. Was bedeutet das?“

„Daß ſie auf Reiſen gegangen iſt. Wohin? das weiß ich nicht. Es kam alles plötzlich und heimlich. Prinz Xaver war viel bei ihr in dieſen letzten Tagen.“

„Und die Mutter? und die Brüder?“ fragte Teleſphor bebend.

Frau Rink iſt mitgereiſt. Die beiden Buben ſind ja aber ſchon ſeit ſechs Wochen im Schalkiſchen Inſtitut. Haben Sie das vergeſſen, Herr Herzog?“

„Dank für die Auskunft!“ ſagte Teleſphor tonlos und kehrte in ſeine Wohnung zurück. Er hatte längſt nicht mehr an Liſa's Brüder gedacht, obgleich er ſich vorſpiegelte, als er ihr in die Reſidenz folgte, er wolle ſorgen, daß die Knaben eine katholiſche Erziehung bekämen. Jetzt waren ſie in einem Inſtitut, das von den Feinden des poſitiven Glaubens hochgeprieſen, bei chriſtlichen Eltern in Verruf war. Da waren ſie ſeit Wochen — und er wußte es nicht! ſo wenig hatte er ſich um die Knaben gekümmert! Doch das berührte ihn nur flüchtig. Liſa war fort . . . und wahrſcheinlich auf Anſtiften von Prinz Xaver! — —

Während Floreſtinen's treue Seele den alten Herzog zur Rettung ſeines Sohnes in die Reſidenz rief, erhielt ſie ein Telegramm von Frau von Strahl, das ihr die ſchwere Erkrankung ihres Vaters meldete. Sie reiſte ſogleich mit ihrem Mann und ihrem Kinde nach Cronenſtein, in zitternder Angſt, ob ſie ihn noch am Leben finden werde. Aber er lebte; ja er ſchien ſich ſogar etwas zu erholen, ſo daß Doktor Hellmut für die nächſte Zeit wenigſtens wieder Hoffnung gab, freilich mit dem Bemerken, der Tod könne auch plötzlich erfolgen. Floreſtine richtete ſich alſo zu einem ins unbeſtimmte verlängerten Aufenthalt ein, während Lauingen durch die Kammerſitzungen in die Reſidenz und wegen ſeiner Geſchäfte nach Seeheim gerufen wurde. Es war die erſte Trennung nach einer mehr als dreijährigen unbeſchreiblich glücklichen Ehe und beide empfanden ſie außerordentlich tief, fanden es aber unmöglich für Floreſtine, ihren hinſterbenden Vater zu verlaſſen.

Frau Herzog empfing ihren Sohn mit grenzenloſer Freude. Er war da, ſie hatte ihn wieder! das war ihre vorherrſchende Empfindung. Sie hoffte, es werde ſich jetzt alles finden und beſſern, nachdem er ſich eine Zeitlang im Elternhauſe aufgehalten habe. Wie es eigentlich mit ihm ſtehe, wußte ſie nicht. Ihre Töchter wußten ſchon längſt mehr, denn Rabener hatte Freunde in der Reſidenz, die ihm genaue Nachricht über Telesphor gaben; allein die Kinder hatten nicht den Mut, ſie den Eltern mitzuteilen. Daher empfingen die Schweſtern den Bruder auch nur mit mäßiger Freude und Agathe ſagte traurig zu Apollonie:

„Ach, Teles iſt doch nur zur Hälfte der verlorne Sohn des Evangeliums.“

„Und das betrübt Dich?“ fragte Apollonie.

„Gewiß! denn nicht freiwillig und nicht reumütig kehrt er ins Vaterhaus zurück.“

Kaum erfuhr der alte Herzog Herr von Cronenſtein's Erkrankung und Floreſtinen's Anweſenheit, ſo ging er auf den Schloßberg und ließ ſich bei ihr melden. Floreſtine erſchrak über die Veränderung, die ſie an ihm wahrnahm, ſo gebeugt, ermattet und zuſammengeſunken ſah der Greis aus. Sie ſagte bittend:

„Nicht wahr, Sie zürnen nicht, daß ich Ihnen die bittere Wahrheit über Telesphor ſchrieb?“

„Es war ein großer Liebesdienſt, den Gott der Herr Ihnen lohnen wolle, gnädige Gräfin. Es iſt mir durch Mark und Bein gegangen, daß ich ſo etwas an meinem einzigen Sohn erleben muß, allein es war mir doch ein Troſt, daß Sie ihm, trotz ſeiner Verkehrtheit, noch immer gut ſind.“

„Hatte Ihnen mein Vater nichts geſagt, als er im Frühling zurückkam?“

„Nichts Beſtimmtes! er ſtudiere wenig, gehe viel in's Theater . . . — er wollte mich vielleicht langſam vorbereiten. Aber darf ich ihn nicht ſehen . . . Ihren Herrn Vater?"

Floreſtine führte ihn zu dem Kranken, der ihm die Hand reichte, und leiſe mit tonloſer Stimme ſagte:

„Mein alter, lieber Freund."

Herzog vermochte nicht zu ſprechen, das Herz war zu gramvoll bei dem Anblick des Kranken, deſſen Zuſtand nicht auf Geneſung hoffen ließ. Er drückte nur deſſen heiße Hand und ſuchte mit naſſen Augen freundlich ihn anzuſehen.

„Wir trennen uns nicht auf lange Zeit," ſetzte Herr von Cronenſtein hinzu und ſchloß müde ſein tiefeingeſunkenes Auge.

Floreſtine führte Herzog hinweg und dieſer ſagte dumpf, indem er mit der Hand über die Augen fuhr:

„Ich kann es nicht aushalten, den Mann ſterben zu ſehen."

„Ich bin die Tochter und halte es aus," verſetzte Floreſtine mild.

„Ja . . . Sie ſind eine heilige Seele."

„O nein, da irren Sie ſehr!" rief ſie lebhaft.

„Ich wollte ſagen, gnädige Gräfin, in Ihrer Seele ſei ein heiliger Mut."

„Gott gib mir, was mir not tut," erwiderte ſie; „Er hilft uns allen unſer Kreuz tragen."

Doktor Hellmut trat ein und ſie ging mit ihm in's Krankenzimmer zurück. An dem nämlichen Abend wurde der alte Herzog von einem Schlagfluß getroffen; — nicht gleich zum Tode. Er konnte die heiligen Sterbſakramente empfangen; dann wurde er bewußtlos, atmete noch ein paar Stunden und verſchied. Die Beſtürzung der Familie war grenzenlos; an den Tod der kränklichen Mutter hatte man gedacht, aber nie an den des rüſtigen Vaters. Er ſelbſt jedoch hatte daran gedacht: ſein Teſtament war gemacht, ſeine Geſchäftsbücher waren in klarer Ordnung. Ein ruhiger Geiſt, der ſeinem Endziel nahe iſt und mit jedem Tage näher kommt, ſprach ſich in allem aus.

„Der Kummer um Teles, die ungewohnte Anſtrengung der Reiſe, nachts, haben ihn getötet!“ jammerte Agathe bei Apollonie.

„Nein!“ entgegnete Hellmut, „das kann man nicht behaupten! Er war zweiundſiebenzig Jahre alt. Das iſt ein Alter, worin man zu ſterben pflegt. Herr von Cronenſtein iſt erſt ſiebenzig, aber er wird ſchwerlich bis zum Spätjahr leben.“

„Wenn die beiden aus der Welt gegangen ſind,“ ſagte Apollonie, „ſo iſt ſie um einen Bürgersmann und einen Edelmann ärmer, wie es deren nicht viele gibt.“

Afra wurde zu den Exequien des Vaters berufen. Die Geſchwiſter waren nach Jahren wieder einmal verſammelt. Telesphor fühlte ſich fremd unter ihnen. Der Tod des Vaters erſchütterte ihn, und es war ihm lieb, daß er ſich widerſtandslos nach X. führen ließ. Er rechnete ſich dieſen Akt des Gehorſams hoch an, obſchon er mit ſeiner betäubten Seele damals keinen beſtimmten Entſchluß faſſen konnte. Jetzt wurde er die volle Freiheit und Unabhängigkeit gewahr, in welche der Tod des Vaters ihn verſetzte, und das gab ihm eine gewiſſe Ruhe. Wenn ihn die Seinen nach ſeinem ferneren Lebensplan fragten, ſo verſicherte er beſtändig, die mediziniſchen Studien wären ganz ſein Fach; ſie hätten nur die Schattenſeite, ſehr langwierig zu ſein. Doktor Hellmut hatte einmal verſucht, eingehende Fragen über die Fachſtudien ihm vorzulegen, aber nur ausweichende Antworten bekommen. Die Mutter glaubte, was er ſagte; die Schweſtern nicht.

„Ich weiß gar nicht, wie Teles mir vorkommt," ſagte die gute Afra: „wenn ich denke, wie er vor vier Jahren war und wie er jetzt iſt, ſo möchte ich ſagen, wie ausgetauſcht. Es war ein recht dummer Streich, daß er nicht geiſtlich werden wollte."

„Ich möchte mir die Augen aus dem Kopfe weinen, wenn ich bedenke, daß daran eine Theatermamſell ſchuld iſt!" rief Agathe.

„Alſo iſt das wirklich wahr?" fragte Afra bekümmert.

„Leider Gottes!" verſetzte Apollonie.

„Wie redet Ihr unverſtändig!“ ſagte Franziska, ſchnippiſch wie immer: „nur hier in X. kann ein junger, kluger Menſch auf den Gedanken kommen, geiſtlich zu werden; in der großen gebildeten Welt iſt der geiſtliche Stand verachtet, denn die Prieſter ſind Dummköpfe oder Schwärmer. Teles folgte dem Zug ſeiner ſchönen und reichen Natur und eine reizende Künſtlerin flößte ihm eine heiße Leidenſchaft ein. Das iſt ja ganz in der Ordnung. Werdet Ihr nie klug werden!“

„Klug in Deiner Weiſe — nie,“ antwortete Apollonie.

„Aber Fränz, wie kannſt Du vom geiſtlichen Stande ſo gottlos reden!“ rief Afra empört. „Ich weiß wohl, daß ſchlechte Menſchen ihn haſſen, weil ſie durch ihn an ihre Sünden erinnert werden: allein verachtet wird er nicht! man tut nur ſo, als ob man ihn verachte.“

„Wer das römiſche Joch trägt, iſt der Verachtung wert!“ rief Franziska.

„Das römiſche Joch?“ fragte Afra verblüfft.

Zitternd vor unterdrücktem Zorn rief Agathe:

„Ja, Afra, an dies ebenſo gottloſe als unvernünftige Gerede der Fränz mußt Du Dich gewöhnen und dazu ſchweigen. Aber nicht ſchweigen weil Du ihr beiſtimmſt oder weil Du nicht antworten könnteſt, ſondern ſchweigen um beſtändigen Streit zu vermeiden. Sie iſt eben ſo unchriſtlich und ungläubig wie ihr Mann.“

„Wir glauben an die Gottheit in unſerer eigenen Bruſt," entgegnete Franziska.

„Ja, wenn Ihr das allerheiligſte Altarsſakrament empfangen habt . . . nicht wahr?" ſagte die Afra.

„Biſt Du auch noch in der Illuſion von den Sakramenten befangen?" fragte Franziska mit Geringſchätzung: „ich dachte man ſei in Z. mehr mit dem Zeitgeiſt fortgeſchritten."

„Fränz! Fränz!" rief Afra weinend, „ſprich nicht ſolche Läſterungen aus!"

„Sei nicht kindiſch, Afra!" verſetzte Franziska gleichmütig: „ich ſpreche ſo, wie Tauſende, wie Millionen denken — und wie mein Mann denkt, für den Du ja ſo ſehr eingenommen biſt."

„Nie hat er mir ſolche Gedanken offenbart, nie!" beteuerte Afra: „ich ſchätze ſein gutes Gemüt und ſeine Nächſtenliebe. Ach, ich fürchte, mein Mann hatte recht, ihn einen Freimaurer zu nennen!"

Franziska lächelte erhaben. Apollonie ſagte:

„Es iſt ein großes Kreuz für uns alle, Schweſter und Schwager in dieſer unglücklichen Richtung zu ſehen. Teles hat nun auch einen Irrweg eingeſchlagen! . . . ach und wir ſind doch ſämtlich Kinder unſerer braven, chriſtlichen Eltern!"

„Wo bliebe der Fortſchritt, die Entwickelung der Menſchheit, wenn die Kinder beſtändig im

Geleiſe der Eltern fortrollten!“ erwiderte Franziska.

„Nein! es iſt nicht anzuhören, was Du für Unſinn redeſt!“ brach Agatha aus: „ungläubige Kinder gläubiger Eltern — das ſoll eine Entwickelung der Menſchheit ſein! warum? weil ſie ſpäter auf die Welt gekommen ſind und es anders machen.“

„Weil ſie Gebrauch von ihrer Freiheit machen,“ verſetzte Franziska berichtigend.

„Ich lobe mir die Freiheit, die den Teles zum Knecht einer Theatermamſell und Deinen Mann zum Knecht der Brüder Maurer macht!“ rief Agathe ſpöttiſch.

„Ach mein Herrgott!“ ſeufzte Afra und ſchlug die Hände zuſammen: „es iſt hier gar nicht mehr ſo freundlich und friedlich wie ſonſt.“

„Wie wäre das möglich, wo die ungläubige Rotte ſich einniſtet und ſich in alles verſtörend einmiſcht!“ rief Agathe. „Hat det Herr Schwager doch die Möglichkeit getan, um die armen Schulſchweſtern nicht herzulaſſen! und da er es endlich nicht hindern konnte, mußte der Bürgermeiſter eine vornehme Gouvernante, weiß Gott woher! in's Haus nehmen, die nun ſeine Töchter unterrichtet und bildet . . . und zugleich einige andere Kinder, deren Mütter den Herrn Medizinalrat zum Arzt haben.“

„Jetzt müſſen dieſe Schulſchweſtern aus des Vaters Häuschen hinaus!“ ſagte Franziska triumphierend: „auf der Gaſſe können ſie nicht bleiben mit ihrem Penſionat von fünf Gänschen und ſo müſſen ſie abziehen, denn der Kaufſchilling iſt noch nicht bezahlt.“

„Gott behüte!“ ſagte Apollonie, „man wird ſchon eine Unterkunft für ſie finden.“

Am Tage nach den Exequien wurde das Teſtament eröffnet. Es beſagte, daß eine Übereinkunft mit dem befreundeten Handlungshauſe Kühn getroffen ſei, welches ſogleich das ganze Geſchäft für eine beſtimmte Summe ankaufen und fortführen werde, damit die Erben, die vom Holzhandel leider nichts verſtänden, keine Mühe davon haben und auch der Firma keinen Schaden zufügen möchten.

Die bezüglichen Dokumente waren vorhanden und ſo machte ſich die Teilung leicht und einfach.

Wegen des kleinen Hauſes war die Beſtimmung getroffen, daß es nach mäßigem Preiſe taxiert ſei und der Herr Stadtpfarrer das Vorkaufsrecht habe.

„O weh! er hat es alſo noch nicht ganz bezahlt!“ ſeufzte Afra.

„Er bringt das Geld ſchon zuſammen,“ tröſtete Apollonie.

„Und ſollte er es nicht zuſammen bringen,“ ſagte Frau Herzog, „ſo lege ich das Fehlende von herrſchen wußte. Er liebt mich nicht mehr, denn er liebt Antoinette! ſagte ſie ſich unverholen; was beginne ich?

Nichts konnte ſie beginnen — als ſich grämen oder ſich tröſten. Während ſie Erſteres that, fiel ihr das Letztere, als Gotthards Ausſpruch ein. Es hängt nicht von mir ab ſo oder ſo zu empfinden, ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Ich liebe Euſtach und darum gräme ich mich. — In wenigen Wochen wurde ſie ſo blaß, ſo verändert; es lag etwas ſo Gedrücktes in ihrer Haltung, ſo Melancholiſches in ihrem Blick, daß es wol auffallen mußte.

„Meine Frau nimmt ſich die Geſchicke der Welt zu Herzen, ſagte Euſtach ſpöttiſch, wenn man gegen ihn eine Bemerkung darüber machte. Die Damen ſind nun einmal von vehementen Empfindungen. Madame Orzelska jubelt, Cornelia trauert.“

„Trauern Sie wirklich um die verletzte Legitimität?“ fragte Fürſt Gotthard.

„Ich traure um die tödtlich in ihrem Recht gekränkten, unſchuldigen Seelen,“ ſprach ſie kalt.

Gotthard hatte natürlich ſeine Reiſe nach Paris aufgegeben. Das Ereigniß des 9. Auguſt benahm ihm alle Luſt dazu. Er rief:

„Eine Revolution zu machen um die Republik einzuſetzen, wäre zwar unſinnig — allein doch eine meinem Erbteil dazu. Das wäre ganz im Sinn des Seligen, denn es käme ja unſeren Kindern und den Nönnchen zu gut.“

„Aber Mutter, weshalb willſt Du für dieſe Schulſchweſtern ein Opfer bringen?“ fragte Franziska unwillig.

„Das verſtehſt Du nicht, Fränz,“ antwortete die Mutter ſanft und traurig.

Es war aber nicht nötig; der Stadtpfarrer zahlte die Summe.

„Das haben wir wieder dem Schloß zu danken!“ ſagte Rabener mit ſtillem Ingrimm zu ſeiner Frau: „nun haben wir hier feſt zwei Klöſter . . . Kreuzſchweſtern, Schulſchweſtern — und das alles durch dieſen Cronenſtein!“

Bei der ganzen Erbſchaftsangelegenheit verhielt ſich Telesphor paſſiv und erklärte nur, er wünſche ſein Erbteil ausgezahlt zu bekommen. Die beſorgte Mutter ſagte:

„Laß es doch im Geſchäft, Teles! das Handlungshaus Kühn ſtellt uns die Wahl frei und iſt ſicher, wie unſere eigene Firma war. Wo willſt Du dann Dein Kapital anlegen? doch nicht in Staatspapieren? oder in Aktien von Gott weiß was?“

„Ich will es einem Bankier an dem Ort geben, wo ich ſtudiere, um es unter der Hand zu haben,“ antwortete Telesphor, dem es nur darum zu tun war, ſich jeder Art von Kontrolle von ſeiten ſeiner

Familie zu entziehen. Das Ziel ſeiner Wünſche war — eine Verſöhnung mit Liſa Rink. Sein Leben in X. kam ihm wie ein ſchaler, ſchläfriger Traum vor, neben der leidenſchaftlichen Spannung der letzten Jahre. Dem Familienkreiſe war er durch Stimmung und Streben innerlich ganz entrückt. Zu ſeinen alten Gymnaſiallehrern mochte er nicht gehen; er fürchtete ihre Fragen über ſeine Studien. Den Schloßkaplan, ſeinen früheren Beichtvater, beſuchte er einmal, um nicht gar zu unfreundlich zu erſcheinen; allein er war ſo kalt und abſtoßend, daß ſich der gute Prieſter über dieſen Beſuch nicht freuen konnte. Zu Floreſtine ging er, als er zufällig erfuhr, daß ſie gerade auf Franziszibergl ſei. Nur Rabener war ihm nicht unerträglich, denn Rabener ſprach von Liſa Rink und zwar in einer Weiſe, die Telesphor beſeligte, denn er fand deſſen Leidenſchaft für ein ſo reizendes Weſen höchſt begreiflich.

„Nur darf ſie nicht ſo weit gehen, um Dir jede Art von Arbeit verhaßt zu machen,“ ſagte er, als Telesphor ihm geſtand, daß er den Geſchmack für ernſte Studien verloren habe. „Widme Dich der Literatur, wenn Dir die Wiſſenſchaft zu trocken ſchmeckt; und kannſt Du noch nicht in der literariſchen Welt auf eigenen Füßen ſtehen, ſo gibt es unzählige Tagesblätter, die gern bereit ſind, Deine belletriſtiſchen oder publiziſtiſchen Verſuche aufzunehmen. Haſt Du es darin zu einiger Übung gebracht: ſo kannſt Du hiſtoriſche Skizzen ſchreiben, die ein unermeßliches Feld und einen unerſchöpflichen Stoff darbieten, um Deine Feder im Dienſt der Aufklärung zu beſchäftigen. Schade, daß Dein Verſuch mißlang für die Bühne zu ſchreiben! da kann man ungeheuer für das Licht der neuen Zeit wirken."

„Woher weißt Du von meinem Verſuch? ich ſchrieb anonym; nur Liſa und ihr Onkel wußten darum. Franz Seraph zwar auch . . . doch der war längſt abgereiſt."

„Ich erfuhr es durch Freunde in der Reſidenz. Es ſpricht ſich alles herum, und daher kann ich Dir auch ſagen, wo ſich Liſa Rink befindet."

„Ich weiß es! die Tagesblätter brachten die Nachricht, ſie ſei in Paris, um dort die Bühnenkunſt zu ſtudieren."

„Jetzt iſt ſie in der Schweiz, wo ſie mit Prinz Xaver zuſammengetroffen iſt."

Telesphor erblaßte. Rabener fuhr fort:

„Du biſt ein Tor, Dir dieſe ganze Sache wirklich zu Herzen zu nehmen. Das iſt das ſchöne Geſchlecht gar nicht wert."

„Du kennſt Liſa nicht!" fuhr Telesphor auf.

„Aber ihresgleichen," antwortete Rabener: „ich weiß was ich ſage. Es iſt eine große Narrheit, Gefühle, Gedanken, Zeit, Kräfte, Geld und was es ſei! in ausſchließlicher Leidenſchaft für ein weibliches Weſen zu vergeuden, da die Welt von reizenden Weibern wimmelt."

„Das finde ich nicht," verſetzte Telesphor.

„Weil Du nicht um Dich ſchaueſt, ſondern immer in Dich hineinblickſt auf den Platz, wo Du das Bild der Liſa Rink aufgeſtellt haſt, während ſie Dich und Deine Liebe längſt vergaß."

„Sobald die Geſchäfte hier geordnet ſind, ſuche ich ſie auf! ich kann nicht glauben, daß ſie mich vergeſſen hat. Das, was ſie mir in erſter Aufwallung durch ihren Onkel ſagen ließ, zwiſchen ihr und mir ſei alles vorbei — das hat keine Gültigkeit."

„Meinetwegen!" erwiderte Rabener: „Zeit und Erfahrung müſſen Dich kurieren! Klüger wäre es, wenn Du hier bliebeſt. Wir könnten hier ſehr gut ein Tagblatt brauchen, das im Sinn des Fortſchritts und der Aufklärung geſchrieben wäre. Das wäre Dir angemeſſen, würde Dich beſchäftigen, Dich anregen und Dir das wohltuende Bewußtſein geben, im Dienſt der Humanität für die blinde und ſtumpfe Xer Menſchheit zu wirken."

„Das kann vielleicht ſpäter geſchehen . . . wenn auch nicht gerade hier. Der Menſchheit tut überall das Licht der Wahrheit not," ſagte Telesphor und ſeine Gedanken flogen in eine unbeſtimmte Zukunft, die ihn mit Liſa Rink und ihren Rücktritt von der Bühne in Verbindung brachte. „Jetzt hier zu bleiben iſt mir ganz unmöglich, denn die fünftauſend Augenpaare hieſigen Ortes ſind ſämtlich auf mich geheftet und ſcheinen zu fragen: was tuſt du, was treibſt du, was denkſt du, was willſt du? . . . und das iſt eine peinliche Lage, wenn man nicht Red' und Antwort ſtehen mag.“ —

Floreſtine verlebte die Tage im Krankenzimmer ihres Vaters, deſſen Zuſtand ein zehrender war. Sie hatte keine andere Erholung als den Beſuch der trauten Kapelle, die Beſchäftigung mit ihrem Kinde und den Briefwechſel mit ihrem Mann. Sie fand aber, daß Oswald viel weniger eifrig im Schreiben ſei als ſie. Mit Sehnſucht erwartete ſie ſeinen erſten Beſuch. Sie wollte dann mit ihm und dem Kinde eine Wallfahrt nach Maria Waldraſt machen, wo er die Kreuzweg-Stationen errichten ließ. Oswald kam an dem Tage, wo der kleine Floreſtan ein Jahr alt wurde, ganz Liebe und Zärtlichkeit für Mutter und Kind. Doch bemerkte Floreſtine mit einiger Betrübnis, daß er nicht Luſt habe, die Wallfahrt zu machen.

„Ich kann ja nur drei Tage verweilen,“ ſagte er, „da laß uns doch ruhig beiſammen und bei dem Vater bleiben, Florette.“

Sie fügte ſich freundlich und ſagte nur:

„Drei Tage iſt ja gar wenig! weshalb biſt Du ſo eilig?“

„Ich muß von hier nach Seeheim. Es iſt eine neue Dreſchmaſchine angeſchafft, ein ſehr koſtſpieliges Ding, das über dreitauſend Gulden koſtet . ich will ſehen wie ſie arbeitet. Dann gehe ich von Seeheim in die Kammerſitzungen und in drei bis vier Wochen bin ich wieder hier, bleibe länger und teile mit Dir die Pflege des lieben Vaters. Wie ſpricht ſich der Arzt über ihn aus?“

„Hoffnungslos über die Geneſung; unbeſtimmt über die Auflöſung,“ erwiderte ſie. „Es kann lange währen bis die Kräfte aufgezehrt ſind; es kann aber auch plötzlich ein Herzſchlag eintreten.“

Nach drei Tagen reiſte Oswald wieder ab. Floreſtine, die eine ſorgſame Hausfrau war, ließ ſich alle vierzehn Tage von der Haushälterin zu Seeheim einen genauen Bericht über alle Vorkommenheiten zuſenden. Dieſer Bericht kam drei Tage nach Oswald's Abreiſe; allein er meldete nicht deſſen Ankunft in Seeheim. Sie ſchrieb umgehend an die Haushälterin und gab ihr einen Verweis, daß ſie die Ankunft des Grafen nicht angezeigt habe; vergeſſe ſie ein ſolches Ereignis zu erwähnen, ſo könne man ſich nicht auf die Pünktlichkeit ihrer Berichte verlaſſen. Die Haushälterin ſchrieb ſchleunig zurück, der Herr Graf ſei nicht in Seeheim geweſen. Inzwiſchen war auch ein Brief von ihm aus der Reſidenz gekommen, der mit keiner Silbe Seeheim und die Dreſchmaſchine erwähnte. Wie ſeltſam das iſt! ſprach Floreſtine zu ſich ſelbſt, mündlich beſpricht er alles mit mir, ſchriftlich nichts! das macht die Trennung doppelt hart! — Sie hörte auch nichts von ihm. Ihre Schwiegermutter brachte immer die ganze gute Jahreszeit auf dem Lande bei Verwandten zu und Amelie Verden hatte ſich eine Badekur in Schwalbach und darauf das Seebad in Trouville verordnen laſſen.

Floreſtine wallfahrtete nach der Waldraſt mit ihrem Kinde, wie ſie es ſich vorgenommen — aber in einer anderen Stimmung, als ſie erwartet hatte. Zwar erfüllte heißer Dank für dieſes Kind ihr Herz; aber ſie fühlte zum erſten Mal, daß ihr Eheglück doch bittere Sorge aufkommen laſſe und zwar eine ſolche, an welche ſie nie gedacht hatte: unbeſtimmte Angſt um ihren Mann.

„Tante,“ ſagte ſie am Abend zu Frau von Strahl, „die Waldraſt hat meine Seele nicht ſo ausgeruht, wie ich hoffte. Der Beſuch bei der Mutter Gottes hat mir das Herz ſchwer gemacht.“

„Ach Kind! an einem Sterbelager iſt unſer Herz, wenn auch ergeben, doch immer ſchwer, wir mögen tun, was wir wollen,“ verſetzte Frau von Strahl.

Herr von Cronenſteins Kräfte zehrten ſich langſam, langſam auf. Er konnte nur wenig und abgebrochen ſprechen, weil ihn die geringſte Anſtrengung erſchöpfte; ja, er konnte kaum ſprechen hören; allein für Floreſtine hatte er immer ein zärtliches Wort und wenn ihre weiche biegſame Stimme ihm ein kurzes Gebet oder einen andächtigen Stoßſeufzer verſprach, ſo tat es ihm wohl, und ein Lächeln, ein Blick, ein Händedruck ſagten es ihr. Doktor Hellmut ſagte zuweilen zu Floreſtine:

„Ihre Anweſenheit, gnädige Gräfin, verlängert ſein Leben. Er ruht in Ihnen. Dazu kommt der Friede ſeiner Seele und ſeine Hingebung in den Willen Gottes; — freilich auch die ſorgfältige Pflege: ein unruhiges Gemüt hätte längſt den Körper aufgerieben.“

Solche Äußerungen, von deren Richtigkeit ſie überzeugt war, ließen den Gedanken gar nicht in ihr aufkommen den Vater für einige Zeit zu verlaſſen. Die Vorſtellung, daß er, trotz ſeiner frommen Ergebung, ſie vermiſſen, nach ihr verlangen und ſie nicht an ſeiner Seite finden könne; daß ſein brechendes Auge nicht auf ſeinem einzigen Kinde ruhen könne, erfüllte ſie mit einem Entſetzen, das jeden perſönlichen Wunſch erſtickte. Nur bat ſie ihren Mann in jedem Brief dringend, möglichſt bald zu kommen und möglichſt lange zu bleiben. Er verſprach es; allein drei Wochen vergingen und die vierte auch und er kam nicht. Ein flüchtiger Brief ſchob ſeine Ankunft um acht Tage hinaus. Sie las ihn bebend, gab ihn Frau von Strahl und ſagte:

„Tante, was iſt mit Oswald vorgegangen?“

„Nichts, liebe Flore! es werden wichtige Fragen in den Kammern zur Sprache kommen und er arbeitet ja im Ausſchuß. Ziehe Deinen Mann um's Himmelswillen nicht von der lebhaften Teilnahme am öffentlichen Leben zurück. Es iſt ein unverzeihlicher Mißgriff junger Frauen den Gemahl immer an ihrer Seite haben zu wollen! Er führt unausſprechliche gegenſeitige Langweile herbei."

Floreſtine ſchwieg; dieſer Vorwurf traf ſie nicht. Ihre innere Beklommenheit ſtieg, als Oswald ſeine Ankunft wieder um acht Tage verſchob. Da kam er endlich, ganz Zärtlichkeit und Liebe für ſie, ſo daß Frau von Strahl lächelnd zu Floreſtine ſagte:

„Du ſollteſt Gott danken für die kurze Trennung, denn Oswald kommt nicht wie ein Eheherr, ſondern wie ein Bräutigam wieder."

Floreſtine dankte Gott aus voller Seele, allein ſehr bald nahm ſie mit dem Scharfblick der Liebe eine Veränderung in Oswald wahr; — nicht in Beziehung zu ihr: ſie hätte höchſtens eine geſteigerte Zärtlichkeit bemerken können. Aber ſein Weſen ſchien ihr zuweilen zerſtreut, zuweilen geſpannt, zuweilen etwas reizbar; — flüchtige Schatten, die früher nicht hervorgetreten waren. War es eine Folge der Kammerverhandlungen? hatte er Unannehmlichkeiten gehabt? und wenn das der Fall war, warum ſchwieg er gegen ſie? — Mein Gott! . . . es iſt etwas Fremdes, etwas

Störendes zwiſchen uns! ſeufzte ſie heimlich mit banger Beklommenheit: aber was? aber was?

Nachdem Oswald acht Tage auf Cronenſtein geweſen war, erklärte er plötzlich, er müſſe auf drei Tage in die Reſidenz.

„Ich dachte die Kammer ſei vertagt,“ erwiderte Floreſtine ganz blaß vor Schreck.

„Sie iſt es auch; nur ein perſönliches Geſchäft iſt abzumachen.“

„Doch kein unangenehmes Geſchäft, Oswald?“

„Gewiſſe Geſchäfte ſind nie angenehm,“ ſagte er mit einem etwas erzwungenen Lächeln.

„Du wirſt doch keine Geldgeſchäfte, keine Spekulationen an der Börſe machen, nicht wahr?“

„Sicher nicht!“ rief er munter: „Geldſpekulationen ſind nicht mein Fach! ich habe es von jeher viel leichter und angenehmer gefunden Geld auszugeben als es zu erſpekulieren.“

Floreſtine kannte ſeine Neigung mit dem Gelde verſchwenderiſch umzugehen und ſchon oft hatte ſie ihn von törichten Ausgaben zurückgehalten. Sie erwiderte freundlich:

„Du mußt jetzt alſo ohne Deine Schatzmeiſterin fertig werden, lieber Oswald.“

„Aber es iſt gar kein Geldgeſchäft, Florette,“ verſetzte er lebhaft und in drei Tagen bin ich wieder hier.“

Er reiſte ab und kam pünktlich wieder, ſehr heiter, ganz unbefangen, durchaus in alter Weiſe.

Idee geweſen; aber nur um mit Königen zu wechſeln — das iſt allzu kindiſch.“

„Das ſcheint mir auch; entgegnete Cornelie; aber ich kann mir doch einen Zuſtand ſo unerträglich, ſo auf die Spitze getrieben, ſo bis zum Rande überfüllt vorſtellen, daß der Bruch mit ihm eine Nothwendigkeit wird, entſtehe daraus was da wolle, ſogar mehr Unheil und Elend denn zuvor.“

„Sprechen Sie von Staaten oder von Individuen?“ fragte Gotthard nachläſſig.

„Gleichviel! es paßt immer.“

„Wenn das Individuum auf die Reaktion eines Gewaltſtreiches vorbereitet iſt, ſo hat es mehr Chance ſich zu retten, als ein Staat in welchem die losgelaſſenen Parteifurien nicht eher zu bändigen ſind als bis ſie ſich ausgetobt haben und ermattet ſind: alſo nicht vor ſeinem halben Ruin. Wer Revolution will muß unwandelbar und gänzlich mit der Vergangenheit abgeſchloſſen haben, ſo wie die Terroriſten es vor vierzig Jahren machten. Das war eine Schreckensherrſchaft; aber ich habe doch mehr Reſpect vor ihr als vor dieſer Heuchlerherrſchaft, die auf zwei Krücken: Quaſi-Legitimität und Volksſouveränität ſich ſtützt und nach allen Seiten hin Katzenbuckel macht.“

ſo daß Floreſtine diesmal nichts Fremdes an ihm bemerkte und ſich die leiſe Unruhe heimlich vorwarf, die ſie in letzter Zeit in Beziehung auf ihn geſpürt hatte. Doch ihre Zufriedenheit ſollte nicht lange währen.

„Florette!“ ſagte Oswald eines Abends mit einem Anflug von Verlegenheit: „morgen früh muß ich nach Seeheim, aber übermorgen Abend bin ich wieder hier.“

„Das iſt mir lieb,“ erwiderte ſie freundlich, „ich gehe mit Dir nach Seeheim. Ich war in neun Monaten nicht dort und möchte gern einen Blick auf unſer Land und unſere Leute werfen.“

„Haſt Du den Mut den Vater zu verlaſſen,“ fragte Oswald ſichtlich verſtimmt.

„In dieſen ſechsunddreißig Stunden wird mit Gottes Gnade keine Veränderung zum Schlimmen eintreten,“ ſagte ſie.

Oswald ſchwieg. Doktor Hellmut pflegte jeden Abend den Kranken zu beſuchen; als er mit Floreſtine aus dem Krankenzimmer kam, trat ihnen Oswald entgegen, führte beide in den Salon, wo Frau von Strahl an einem großen Stickrahmen ſaß und ſagte:

„Herr Doktor, Sie ſollen eine Frage entſcheiden Ich muß morgen nach Seeheim. Mit Extrapoſt fahre ich in acht Stunden hin; übermorgen komme ich in gleicher Weiſe zurück; es iſt alſo eine ziemlich ſtarke Fahrt. Meine Frau will mich begleiten um ſich zu überzeugen ob Seeheim noch auf dem alten Fleck ſteht. Wäre es aber nicht verſtändiger dies zu unterlaſſen, da ſie in der Hoffnung und durch die Sorge um den Vater ohnehin ſchon angegriffen iſt?“

„Das wäre es,“ ſagte Doktor Hellmut und ſprach weiter dagegen und Frau von Strahl gab auch ihr Veto; — aber Floreſtine hörte nichts, als daß Oswald ihre Begleitung nicht wolle. Sie hatte ſich auf die andere Seite des Stickrahmens geſetzt und arbeitete emſig, um hinter den geſenkten Augenlidern ihre hervorquellenden Tränen zu zerdrücken. Sie ſprach keine Silbe und die Sache wurde ſo abgemacht, wie Oswald es wünſchte.

Als ſie ſpäter allein mit ihm war, ſagte ſie:

„Oswald, Du gehſt jetzt ſo wenig nach Seeheim, als Du vor zwei Monaten dort geweſen biſt. Wohin gehſt Du, Oswald? . . . Ach! daß Du nicht aufrichtig biſt, das zerſchneidet mein Herz.“

Sie hielt ihre Tränen zurück, aber ſie ſah ihm ſo treu und ſo wehmütig in die Augen, daß ihn dieſer Blick innig rührte. Er ſagte zärtlich:

„Liebe ſüße Flore, beunruhige Dich nicht ſo! . . . und wenn Du es wiſſen willſt, nun gut! ich gehe in die Reſidenz! auch vor zwei Monaten ging ich direkt hin. Ich ſagte Dir ja, daß ich dort zu tun habe. Sind auch die Kammern vertagt, ſo gibt es doch immer mancherlei Arbeiten, die mündliche Beſprechungen zuweilen höchſt notwendig machen. Gräme Dich nicht! Wenn auch nicht in ſechsunddreißig Stunden, ſo komme ich doch in drei Tagen wieder."

Sie wünſchte ja nichts ſehnlicher, als ſich beruhigen zu laſſen, als ihm Glauben zu ſchenken; und war es ihr auch gar nicht einleuchtend, weshalb er Seeheim vorgab, wenn er in die Reſidenz wollte, ſo ließ ſie doch jede weitere Frage fallen und ſchenkte der ungemein liebevollen Art, mit welcher Oswald ſprach mehr Zutrauen als den Worten, die er ſagte.

Er reiſte ab; — und weder in drei Tagen noch in drei Wochen kam er zurück.

Der Einſiedler von St. Iſidoro.

Die Herzog'ſche Erbſchaft war geordnet und geteilt. Frau Herzog hatte ſich bei den Kreuzſchweſtern auf Franziszibergl niedergelaſſen. Ihre Kinder freuten ſich dieſes Entſchluſſes, ausgenommen Franziska und ihr Mann. Sie war empört, daß ihre Mutter im Spital leben wolle und er witterte Erbſchleicherei.

„Warum will ſie nicht bei uns wohnen!" ſagte Franziska erzürnt zu ihren Schweſtern: „in unſerem Hauſe iſt Platz genug und ein anſtändiger Aufenthalt."

„Ich dächte, es wäre juſt nicht unanſtändig für die Mutter in einem Kloſter zu wohnen," ſagte Afra: „ſie iſt ja ganz für ſich und außer Verbindung mit dem eigentlichen Spital."

„Daß ſie bei Dir nicht wohnen mag, Fränz, iſt doch ſehr begreiflich!" verſetzte Agathe: „ihre frommen Geſinnungen und Gewohnheiten paſſen nicht für Euer Haus."

„Sie hat ſich Franziszibergl mit großer Bedachtſamkeit gewählt," ſagte Apollonie: „ſchaffen und arbeiten wie früher kann ſie nicht mehr. Sie braucht eine aufmerkſame Pflege und verlangt Ruhe und Stille. Das findet ſie bei den Kreuzſchweſtern. Überdas hat ſie in der Kloſterkirche das hochwürdigſte Gut und täglich die heilige Meſſe. Mir däucht, ſie iſt vortrefflich aufgehoben und bleibt in beſtändiger Verbindung mit uns, da mein Mann täglich das Spital beſucht."

„Und Du kannſt am allerleichteſten zur Mutter kommen, Fränz, da Dein Haus ja dicht unter Franziszibergl liegt," ſagte Agathe.

„Das ſollteſt Du nachgerade wiſſen, daß ich mich nicht heimiſch in Klöſtern fühle," verſetzte Franziska, „und daß es mir ein Greuel iſt, die Mutter von dieſen heuchleriſchen Kreuzſchweſtern umgeben zu ſehen, die ſie ausplündern und wegen der einſtigen Erbſchaft quälen werden."

„Schäme Dich, Fränz!" rief Agathe empört.

„O mit nichten!" entgegnete Franziska hochfahrend: „jeſuitiſche Erbſchleicherei iſt in der ganzen Welt berüchtigt" . . . —

„Ja, durch ſchlechte Romane!" unterbrach Apollonie.

„Und durch Zeitungslügen . . . Tendenzlügen — wie mein Mann ſie nennt," rief Agathe.

„Aber die Kreuzſchweſtern ſind ja keine Jeſuiten," ſagte Afra.

„Alle Orden hängen eng zuſammen, bilden einen grauſigen Rattenkönig, ſagt mein Mann, denn alle ſind begierig nach Macht und Reichtum, um unter dem Deckmantel der Scheinheiligkeit die Menſchheit zu gängeln und in der Knechtſchaft des Papſtes zu halten,“ erwiderte Franziska: „Daß Du, Afra, von dieſem ſchmachvollen Zuſtand gar keine Ahnung haſt, iſt ein Beweis mehr, wie viele Menſchen ſogar in großen Städten, wo ihnen alle Mittel zur Bildung geboten werden, dennoch in mittelalterlicher Finſternis leben und welch dringendes Bedürfnis ein größeres Maß der Aufklärung iſt.“

„Für mich iſt es gar kein Bedürfnis den heiligen Glauben, die heilige Kirche und den heiligen Ordensſtand zu verachten,“ ſagte Afra halbweinend.

„Heilig! das iſt auch ſo ein katholiſches Wort, das die menſchliche Sprache beſchimpft!“ rief Franziska: „ich verabſcheue es.“

„Wie der Teufel das Weihwaſſer; — das begreift ſich!“ warf Agathe hin.

„Mögeſt Du es verabſcheuen oder nicht,“ verſetzte Afra, „Du biſt doch nur auf der Welt und der liebe Gott duldet Dich doch nur in Deiner Verkehrtheit, damit Du Dich heiligſt, damit Du eine demütige, fromme, gläubige, nach allen chriſtlichen Tugenden ſtrebende Katholikin werdeſt.“

„Mir däucht, Du biſt geiſtig ſehr zurückgekommen, Afra," ſagte Franziska geringſchätzig.

„Kann ſein," entgegnete Afra, „über meinen Geiſt habe ich noch nie mein Gewiſſen erforſcht; aber eine etwas beſſere Katholikin glaube ich geworden zu ſein, ſeitdem ich mir den Katechismus genauer angeſchaut habe, weil mein Thereſl nun bald an ihn herankommt."

„Vor dem Katechismus bleibt mir nichts weiter übrig als die Segel zu ſtreichen," erwiderte Franziska mit großer Verachtung.

„Aber ſprich, Fränz, fällt es Dir denn nie ein, daß Deine Anſichten falſch ſein könnten, da ſie denen Deiner Eltern und Deiner Schweſtern ſchnurſtraks zuwiderlaufen, und Du vereinzelt mit ihnen in der Familie biſt?" fragte Apollonie liebreich.

„Ich bin nicht vereinzelt, Lonchen," entgegnete Franziska, „ich habe nicht nur meinen Mann, ſondern auch den Teles für mich."

„Wie!" rief Afra, „verachtet er Glauben und Kirche?"

„Nun, ich denke, es iſt ziemlich klar, daß er die reizende Schauſpielerin Liſa Rink höher ſchätzt, da er ihretwegen den geiſtlichen Stand aufgegeben hat. Geſprochen habe ich freilich nicht mit ihm über religiöſe Anſichten, ſchon deshalb nicht, weil mein Mann mir ſagte, der Teles ſei ſtumpf und gleichgiltig für alles, was nicht ſeine geliebte Liſa betreffe.“

„Das iſt leider nur zu wahr,“ ſeufzte Apollonie.

„Ganz duckmäuſeriſch war er zwiſchen uns, der ſonſt ſo aufgeweckte Teles!“ rief Agathe: „als er den lieben Gott und ſeinen geiſtlichen Beruf liebte, war er froh und zufrieden; jetzt, da er ein armſeliges Weib liebt, iſt er gedrückt und traurig; das iſt ein Zeichen, daß er ſeinen Beruf aus irdiſchen Gründen — nicht um im weltlichen Stande dem lieben Gott beſſer zu dienen — aufgegeben hat.“

„Wenn er erreicht, was er ſo leidenſchaftlich erſehnt, wird er ſchon glücklich werden,“ erwiderte Franziska.

„Hältſt Du eine Ehe zwiſchen ihnen für möglich?“ fragte Afra entſetzt.

„Möglich iſt alles, aber wahrſcheinlich iſt dieſe nicht,“ antwortete Franziska.

„Gott behüte ihn vor einer ſolchen Ehe!“ rief Agathe.

„Und rette ihn aus jedem anderen Verhältnis mit einer Perſon, die ſo unglückſelig auf ſein ganzes Schickſal gewirkt hat,“ ſetzte Apollonie hinzu.

Franziska teilte ihrem Mann dies Geſpräch über Telesphor mit. Er gab zur Antwort:

„Die Agathe hat einmal recht gehabt zu ſagen, er ſei ein Duckmäuſer geworden! ich habe ihn deswegen ſehr getadelt und ihn zum frohen Genuß eines Lebens aufgemuntert, das er von der Kette unnatürlicher, alſo unvernünftiger, ja verbrecheriſcher Entſagung glücklich losgeriſſen hat. Die Geſetze der Natur ſind die höchſten für den Menſchen, denn ſie ſind unwandelbar. Ja, man könnte ſie katholiſch, d. h. allgemein nennen. Folglich handelt man gegen Vernunft und Pflicht, wenn man ſich ihnen nicht unterwirft.“

„Dies Dogma würde meine frommen Schweſtern nicht ſehr erbauen,“ bemerkte Franziska lächelnd. —

Derjenige, der dieſe Geſpräche veranlaßte, war abgereiſt, als die Erbſchaft reguliert und er im Beſitz ſeines Anteils war. Die Sache hatte ſich aber monatelang hingezogen und ſeine leidenſchaftliche Spannung auf's Höchſte geſteigert. Wie der Pfeil vom Boden, flog er in's Weite, um Liſa zu ſuchen. In der Reſidenz war ſie nicht und niemand wußte, wann ſie wiederkehren werde. Regiſſeur Rink wußte es vielleicht; aber daß er es durch denſelben ebenſowenig als ihren gegenwärtigen Aufenthalt erfahren werde, davon war Telesphor überzeugt. Er reiſte alſo nach der Schweiz, ſtudierte eifrig die Fremdenbücher in den großen Gaſthöfen und fand bald, was er ſuchte. Am Züricher See, am Vierwaldſtätter See, auf dem Rigi, in Bern, im Berner Oberland, überall war ſie geweſen — aber vor längerer Zeit. Bis

Grindelwald reichte der Leitfaden; dort brach er ab. In Meiringen fand er nicht mehr ihren Namen. Sollte ſie nicht dort ſich aufgehalten, nicht die Reichenbachfälle, nicht den Aarfall bei der Handeck beſucht haben? — Das war unwahrſcheinlich. Er fragte bei den Führern an, die man zu den Bergreiſen nimmt, ob nicht einer von ihnen ein junges ſchönes Fräulein und deren Mutter auf der Oberlandstour begleitet und bis nach Meiringen gebracht habe. Keiner konnte ihm genügende Auskunft geben. Sollte ſie zum Aarfall und von dort auf die Grimſel und zum Rhonegletſcher gegangen ſein? Das war möglich! dann mußte ſie im Grimſelhoſpiz übernachten, dann fand er ſeinen Leitſtern, ihren Namen wieder.

Es war ein mühſamer Tagesmarſch durch das wilde Hochgebirg, auf ſchmalem und ſteilen Pfad über die rauhen Granitplatten zu klimmen, während tief unten in düſterer, zerklüfteter Felſenſchlucht die Aar mit betäubendem Getöſe dahin donnert. Der Wanderer gibt ſich gern den Eindrücken dieſer ernſten, majeſtätiſchen Natur, dieſem Schauſpiel eines ewigen Kampfes ringender Kräfte hin. Und trifft er es ſo glücklich, daß er bei dem Handeckfall anlangt, wenn die Sonne in dem aufwirbelnden Waſſerſtaub einen Regenbogen über die grauſige Tiefe ſpannt: ſo macht ihm dies liebliche Bild eines höheren Friedens über dem tumultuariſchen Chaos rings umher, die Seele

„Sie ſind auf einmal in den Extremen? revolutioniren Sie gegen Sich Selbſt?“

„Behüte! — ich liebe ſehr die Extreme .... zu beobachten und über ſie zu räſonniren.“

Die Belgiſche Revolution brach aus. Ueberall wuchſen Spannung, Theilnahme, Furcht, Hofnung. Madame Orzelóka ſchrieb und empfing poſttäglich Briefe. Ende September hatte ſie mit ihren Verwandten nach Wien gehen wollen, die Damen wünſchten abzureiſen; aber ſie wollte nicht; ſie fühlte ſich hier freier, unbeſchränkter, weniger beachtet und beobachtet. Jene reisten wirklich ab; ſie blieb mit ihrer Geſellſchafterin; auch Gotthard blieb, ſonſt Niemand mehr. Euſtach war glücklich über dieſen Entſchluß. Er konnte ſich nicht in das einſame Leben auf Altdorf und ohne ſie zurecht finden. Sie erwiderte noch nicht ſeine Leidenſchaft; aber ſie machte ihm Hofnung, oder ließ ihn ſelbſt ſie ſich machen.

„O ewige Zweiflerin!“ rief er zuweilen.

„Zweiflerin? ja; der Glaube hat mir bittre Frucht getragen. Aber ewig?“ .... ſie zuckte die Achſeln und ſchlug die Augen zum Himmel auf, als wolle ſie die Sterne fragen. Er war der Patito; ſie konnte nun einmal nicht ohne einen ſolchen leben, und daß es Gotthard bei Cornelien war, beruhigte ſtill — wenn auch nur auf Augenblicke! denn kein Handeckfall iſt ſo bewegt wie das Menſchenherz. Nur hat es den Vorzug, daß es über ſeiner Unruhe, ſeinen Kämpfen und ſeinen Tränen, den ſchönen Regenbogen des Friedens feſthalten kann, weil ihm eine andere Sonne leuchtet, als das Tagesgeſtirn der irdiſchen Welt.

Telesphor ſah und hörte, dachte und fühlte von dem allen — nichts. Er mochte ſich kaum bei dem Waſſerfall aufhalten und trieb den verwunderten Führer, dem eine ſolche Gleichgiltigkeit noch nicht vorgekommen war, zu möglichſter Eile an. Nach einem beſchwerlichen Marſch von neun Stunden, erreichten ſie das Wirtshaus auf der Grimſel, das ſogenannte Hoſpiz. Telesphor fiel über das Fremdenbuch her; — Liſa Rink ſtand nicht darin.

„Wir müſſen ſogleich umkehren und den Weg zurückmachen!“ rief er dem Führer zu und ſtand entſchloſſen auf.

„Nein Herr, das kann nicht ſein!“ antwortete der Führer gleichmütig ohne ſich von ſeinem Platz zu erheben und dem Ziegenkäſe und hartem Schwarzbrot wacker zuſprechend.

„Es muß ſein! ich zahle das Trinkgeld doppelt und dreifach!“

„Und zahlten Sie zehnfach — es kann nicht ſein! Man kann nicht in der Nacht von der

Grimſel nach Meiringen gehen. Der Pfad iſt gefährlich im Finſtern.“

„So gehe ich allein!“ ſagte Teleſphor und ergriff ſeinen Alpenſtock.

„Laſſen Sie das bleiben, Herr! wenn Sie in die Aar ſtürzen, kommen Sie niemals nach Meiringen zurück, ſonſt aber geſund und friſch morgen.“

Auch der Wirt unterſtützte die Vorſtellungen des Führers und als nun gar ein Gewitter aufzog und ein ferner Donner ſeine Stimme einmiſchte, mußte ſich Teleſphor fügen, denn ſchwere, ſchwarze Wolken ballten ſich zuſammen und lagerten ſich nicht auf der Grimſel, ſondern unter ihr, ſo daß Teleſphor, als er vor die Tür hinaustrat, dort ſtand wie auf einer Klippe, an welcher ſich das wogende Meer der Wolken brach. Die Gewitterregion lag zu ſeinen Füßen und von unten herauf züngelten die Blitze wie feurige Schlangen nach ihm. Was kümmerte ihn das! . . . Wo war Liſi geblieben? . . . Hatte Prinz Xaver ſie entführt? . . . Aber wohin? . . . Und war ſie denn geneigt, ſich entführen zu laſſen? . . . Liebte ſie den Prinzen? . . . — Auf dieſem Felde bewegten ſich ſeine Gedanken, wie Marterwerkzeuge, die ihm Herz und Hirn durchbohrten und die er nicht von ſich ſchleudern konnte.

Kaum brach die Dämmerung des nächſten Tages an, ſo machte er ſich auf den Heimweg nach

Meiringen. Als er den Ort erreichte und nun überlegte, ob er am Brienzer See nachforſchen oder nach Grindelwald, wo er Liſa's Namen zuletzt geſehen hatte, zurückkehren ſolle, ſtieß ihn ſein Führer an und ſagte:

„Aufgeſchaut, Herr! da kommt die kurioſe engliſche Herrſchaft geritten.“

„Es ſind ja Berner Oberländer,“ erwiderte er flüchtig aufblickend.

„So wenig wie Sie ein Oberländer ſind, Herr! — ſie tragen nur die Tracht, weil die junge Frau darin vernarrt iſt. Schon vier Wochen ſind ſie hier und laufen immer ſo herum.“

Es war allerdings ein ſeltſamer Anblick, die Oberländerin in dem ſchwarzen, rotgeſäumten Rock, den weiten weißen Ärmeln, dem ſchwarzen Halskoller mit Silberketten und dem flachen Strohhütchen mit einem Roſenſtrauß zu Pferde zu ſehen; indeſſen würde ſich Telesphor weder mit Augen noch mit Gedanken bei ihr aufgehalten haben, wenn ſie eine Engländerin geweſen wäre. Das war ſie aber nicht, denn je näher ſie kam, deſto heller — oder eigentlich deſto dunkler wurde es vor Telesphors Blick. Er blieb wie eingewurzelt ſtehen. Es war Liſa Rink und der Mann, der neben ihr ritt, in einer braunen Sammtjacke und einem breiten Strohhut, war Prinz Xaver. Was Telesphor dachte, fühlte, wollte, tat — er wußte es nicht! aber als ſie heran geritten kam, ſtand er plötzlich neben ihr, als wolle er ihr Pferd anhalten. Im erſten Augenblick fuhr ſie erſchreckt zuſammen; im zweiten erkannte ſie ihn, erhob drohend die Reitgerte, rief erzürnt:

„Fort von meinem Wege!“ — und gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte, ſo daß es ſich in Trab ſetzte. Das alles geſchah blitzſchnell. Telesphor trat zurück; er bemerkte nur, daß ſich, als ſie vorüber waren, Prinz Xaver mit lachender Miene nach ihm umſchaute. Alles Blut ſtürzte zu ſeinem Herzen und er dachte bei ſich ſelbſt: Ah! ich ſterbe! — Allein er ſtarb nicht, er ſah nur leichenblaß aus und ſpürte ein Erzittern aller Nerven. Der Führer, der ſich inzwiſchen nach Führerart mit demjenigen unterhalten hatte, der die beiden Reiter begleitete, erſchrak, als er ſich wieder zu Telesphor wendete und ſagte:

„Herr, Sie haben ſich übermüdet! man ſieht es Ihnen an. Sie ſind kein Bergſteiger, das merkt man gleich, denn Sie laufen viel zu ſtark und nehmen ſich nicht gehörig Zeit. Das geht nicht auf die Länge. Trinken Sie nur gleich ein Glas Kirſchwaſſer oder zwei; nichts bringt Sie beſſer auf die Beine . . . und ſollten Sie etwa morgen zum Roſenlaui-Gletſcher gehen wollen, ſo ſtehe ich zu Dienſten. Die Tour iſt nicht ſtark. Eben ritt die engliſche Herrſchaft hinauf und kommt heute Abend zurück.“

Telesphor ſah nichts, hörte nichts, antwortete nichts. Im Gaſthof angelangt, entließ er den Führer und ſank auf ſeinem Zimmer wie vernichtet in ſich ſelbſt zuſammen. Sein Gehirn brannte und in ſeiner Bruſt tobten Wut und Beſchämung durcheinander. Dies Weſen hatte er geliebt . . . und wie geliebt! und welche Opfer gebracht! und wie ſich erniedrigt! . . . Wie in einer Fieberphantaſie trat ſein ganzes Leben zu einem Bilde zuſammengefaßt vor das Auge ſeines Geiſtes und zeigte ihm, was er früher geweſen — und was er jetzt war. Doch ſein Stolz erhob ſich gegen das Gefühl der Demütigung durch eine Liſa Rink aus ſeiner Bahn geſchleudert zu ſein. Die Bahn war falſch, ſprach er zu ſich ſelbſt, darum mußte ich ſie verlaſſen. Das Weib war falſch, welches den Anſtoß dazu gab . . . darum hat es mich verlaſſen. Aber was auf Erden iſt denn wahr? . . . Lügen die Ideale, halten hohe Beſtrebungen des Geiſtes und des Willens nicht Stand und nicht Farbe, löſt ſich die Liebe in einen kraſſen Wahn auf: ſo muß man ſich nicht mehr abmühen mit dem falſchen Aufflug von Geiſt und Herz, ſondern, kuriert von dem idealen Schwung, der Wirklichkeit des Lebens ſich zuwenden und in ihr Befriedigung . . . oder den Schatten einer Befriedigung ſuchen. — — Zuweilen loderte ein grimmiger Haß gegen Liſa Rink in ihm auf; er verwünſchte und verabſcheute ſie als ein moraliſches Ungeheuer, wie die Welt noch nie ein ähnliches geſehen habe. Er vergaß, daß ein junges Mädchen ohne Religion, ohne Grundſätze, ohne Erziehung, welches urplötzlich durch ein einſeitiges Talent aus der Armut und Dürftigkeit in eine Laufbahn verſetzt wird, die wie keine andere Eitelkeit, Gefallſucht und Weltluſt weckt, den Gefahren erliegen müſſe, die von innen und außen ſie beſtürmten. Er vergaß, daß er ſich in törichter Leidenſchaft an ſie gedrängt und in blinder Unbeſonnenheit mit ihr verlobt habe. Er vergaß, daß er ihr freiwillig gefolgt ſei, anſtatt ein zweifelhaftes Verhältnis in dem Augenblick aufzulöſen, wo Liſa Rink in der Erwartung einer glänzenden Zukunft, die unſcheinbare, welche er ihr bieten konnte, ſehr leicht aufgegeben hätte. Liſa Rink war kein monſtroſes Gebilde, das die Hölle zu ſeinem Verderben ausgeſpien hatte; ſie war nur das Weib, das dem verlockenden Rauſch der Jugend, der Welt, der Leidenſchaften erliegt, weil es in ſich keinen Halt hat: alſo etwas ſehr armſeliges, doch leider nichts ungewöhnliches. Sie ſah ſich im Geiſt mit Prinz Xaver morganatiſch vermählt als Gräfin Soundſo. Eine glänzende Zukunft erſchien ihr als höchſtes Erdenglück: ſie wollte es feſſeln. —

Was aber ſollte Teleſphor beginnen, wohin ſich wenden, womit die ſchauerliche Leere ausfüllen, die ihn in ſeinem Inneren abgründlich angähnte! Er hatte Sinn und Teilnahme für alles verloren, was nicht Liſi war oder betraf. Die wilden und traurigen Leidenſchaften, die unter dem Einfluß einer eiferſüchtigen Liebe im Herzen wuchern, verwüſteten ihm alle beſſeren Gefühle. Er dachte zwar einen Augenblick daran, zu Franz Seraph nach Rom zu gehen; — aber auch nur einen Augenblick. Ja! er iſt mein Freund! ſprach Telesphor zu ſich ſelbſt: allein ich bin der alte nicht mehr! das Band zwiſchen uns iſt gelöſt. Ich liebe wie und was er nicht liebt; er glaubt wie und was ich nicht glaube. — In die Reſidenz zurückzukehren und dort ſeine Studien fortzuſetzen — oder eine andere deutſche Univerſität zu beſuchen, kam ihm nicht in den Sinn. Da fiel ihm plötzlich ein Brief ein, den ihm Rabener an einen Profeſſor der Univerſität in Zürich gegeben habe. Er war ſchon in Zürich geweſen, aber auf der Jagd nach Liſa Rink, die keinen Gedanken an Brief und Profeſſor aufkommen ließ. Jetzt war es anders. In Zürich lebten manche deutſche Männer, denen es, wenn auch aus anderen Gründen, in Deutſchland nicht behagte: dahin wollte er gehen!

Bald im dumpfen Hinbrüten, bald in Ausbrüchen wütender Leidenſchaft, bald in unbeſtimmten Plänen verging die Zeit, verſtrich der Tag und die Nacht. Am anderen Morgen verließ er Meiringen, ging über den Brienzer See und den Brünig an den Vierwaldſtätter See und von Luzern nach Zürich. Kaum dort angelangt, gab er ſeinen Brief ab. Dann ließ die gewaltige Spannung nach, die überreizten Kräfte brachen zuſammen und er verfiel in eine ſchwere Krankheit, deren betäubendes Fieber ihm das Bewußtſein raubte.

Liſa Rink war äußerſt verſtimmt über das Zuſammentreffen mit Telesphor, denn ſein Anblick erinnerte ſie an die Beleidigung, die er ihr durch ſein ſchlechtes Luſtſpiel von Seiten des Publikums zugezogen hatte. Roſenlaui, der ſchönſte aller Schweizer Gletſcher, fand keine Gnade vor ihren Augen. Meiringen war langweilig, die ganze Schweiz war langweilig, ſie wünſchte im raſchen Fluge Italien zu ſehen und da Prinz Xaver freudig bereit war, ihre Wünſche zu erfüllen, ſo war die Idylle von Meiringen ausgeſpielt. Liſa ſchlüpfte wie aus einer Schlangenhaut aus ihrer Oberländertracht heraus, ſchenkte den ganzen Anzug der Kellnerin ihres Gaſthofes und legte wieder ihre modiſchen Kleider mit einem Vergnügen an, als ſei es ein harter Zwang geweſen, als Berner Bäuerin einher zu gehen: — ſo unberechenbar ſind die Launen, wenn man nach Launen handelt. Was heute eine Luſt — iſt morgen eine Laſt. Liſa begab ſich nach Interlaken und dort wieder unter den Schutz ihrer Mutter, welche die Idylle von Meiringen nicht mitgeſpielt hatte, und kündigte ihr die italiſche Reiſe an. Frau Rink hatte ſich daran gewöhnt, nichts weiter zu ſein, als die Begleiterin ihrer Tochter, in welcher ſie eine quasi-Prinzeſſin verehrte und wagte nur die Bemerkung zu machen, am erſten Oktober ſei Liſa's Urlaub abgelaufen und jetzt ſei man ſchon Mitte September.

„Schreibe nur dem Regiſſeur, ich brauchte Urlaub bis zum erſten November," erwiderte Liſa: „ſo nah bei Italien zu ſein und nicht den Ausflug zu machen, der ſich ſo vielleicht nie wieder darbietet, wäre lächerlich. Je mehr das Publikum nach meinem Erſcheinen verlangt, mit deſto größerer Begeiſterung wird es mich empfangen und deſto fleißiger unſer Theater beſuchen: dies hat der Regiſſeur dem Direktor begreiflich zu machen."

Die Reiſe wurde angetreten, war aber bei weitem nicht ſo intereſſant, wie ſie es geträumt hatte. Ohne Sinn für die Schönheit der Natur, ohne Verſtändnis für die Schöpfungen der Künſte, ohne eine Ahnung von der Geſchichte des Landes und Volkes, ohne die Bildung, die in den äußeren Erſcheinungen den Charakter und das Weſen ſucht und verſteht, ſah Liſa Rink Italien ungefähr wie einen großen Guckkaſten voll unaufhörlichem Wechſel der Bilder an, welcher ſie ermüdete — und überall trieb ſie zur Eil' an. Endlich kam ſie nach Rom.

Wahrſcheinlich hätte auch Rom nicht Gnade vor ihren Augen gefunden, denn dieſe Monumente, dieſe Gemälde, dieſe Bildſäulen, dieſe

Ruinen, dieſe heilige Stätten, haben ſämtlich die Schattenſeite, daß ſie nichts und niemand bewundern, ſondern ſich nur bewundern laſſen; — aber es fiel ihr ein ihrerſeits die quaſi-Prinzeſſin zu ſpielen und einem Künſtler ihre Protektion angedeihen zu laſſen. Sie ſagte an Prinz Xaver, ein Verwandter von Graf Alfred Verden, ein Herr von Strahl, der auf der Kunſtakademie in der Reſidenz ſtudiert habe, lebe jetzt als Bildhauer in Rom. Derſelbe werde ohne Zweifel eine grenzenloſe Freude haben, wenn zwei ſo große Perſönlichkeiten wie Prinz Xaver und Liſa Rink ſein Atelier beſuchten; — man müſſe es ausfindig machen. Dies war bald geſchehen. Es lag auf der Höhe des Monte Pincio, in abgeſchiedener Stille, bei St. Iſidoro, der Kirche und dem Kloſter der irländiſchen Franziskaner. Da lebte Franz Seraph, einſam, unbekannt, ohne Zuſammenhang mit dem Treiben der Welt — äußerlich ein armes Leben, innerlich bewegt, ſtill und groß wie das Meer. Weit und tief gingen ſeine Gedanken über die Aufgabe, die der Künſtler zu löſen hat; weiter, tiefer, höher ging die Aufgabe, die er an ſich ſelbſt zu ſtellen wagte. An dieſen ganz für Ideale lebenden Menſchen prallte die flittergoldumrauſchte Weltlichkeit in der Perſon von Liſa Rink an.

Er ſtand in ſeinem grauen Arbeitskittel in ſeinem Atelier, das zu ebener Erde lag und in ſie über das etwaige Unrecht welches ſie ihr zufügen könne. Cornelie aber hatte nicht die geringſte Neigung für Gotthard und dachte ſo gar nicht an ihn, daß ſie wirklich nicht die ſeine bemerkte, die er weder unterdrückte noch zur Schau trug. Er ließ ſich gehen, jedoch immer nur in ſeiner gemeſſenen Weiſe. Ich bleibe hier — ſo überlegte er bei ſich ſelbſt — bleibe, bis es allendlich zum Bruch kommt, was unfehlbar geſchehen wird, und dann heirathe ich die arme Kleine, denn ich habe noch nie drei Monat hintereinander, ſo wie jetzt, eine Frau geliebt. Ich weiß nicht ob ich ihr ſehr gefalle — bisjetzt! aber ſie wird mich heirathen um aus dem Elend heraus zu kommen, und ſich dann unglaublich an mich attachiren. Sie iſt Proteſtantin, Sambach Katholik, Kinder haben ſie nicht; da löst ſich die Ehe leicht indem ſie für nichtig erklärt wird.

Dieſelben Betrachtungen machte Euſtach. Er hätte ſich ſehr gern von Cornelien geſchieden, nur um ihrer los und um frei zu ſein. Hätte ſie geklagt, ihm Vorwürfe gemacht, wäre ſie in Zorn gerathen oder ihre Eiferſucht zum Ausbruch gekommen: ſo hätte er ſich mehr in ſeinem Recht und daher minder erbittert gegen ſie gefühlt. Aber immer ſchweigen, blaß und mager werden, Fürſt Gotthards Huldigungen gar nicht beachten, ſich einwickeln in das deſſen Fenſter die Bäume vor St. Iſidoro hineinſchauten. Er arbeitete eine Büſte in Thon aus. Gypsabgüſſe und Thonmodelle aller Art, Kreidezeichnungen, Skizzen ſtanden, lagen, hingen, an den grauen Wänden und bildeten nebſt dem Arbeitsgerät, zwei Tiſchen und zwei Strohſtühlen, das Mobiliar dieſes Raumes, deſſen Fußboden ein Lehmeſtrich war und deſſen Tür unmittelbar auf die Gaſſe führte. Sie war weit geöffnet, dieſe Tür, um der erquickenden Luft des Oktobers vollen Eingang zu geſtatten. Die Gaſſe war vollkommen menſchenleer; keine Stimme, kein Schritt, kein neugieriger Blick ſtörte den ſtillen Menſchen bei ſeiner ſtillen Arbeit. Auch das Rollen eines Wagens ſtörte ihn nicht, denn es war zwar etwas ungewöhnliches in dieſer Gegend; allein er wußte daß es ihn nichts angehe. Ja, als der Wagen vor ſeiner Tür hielt, beachtete er ihn noch nicht. Nun aber hörte er eine Männerſtimme fragen:

„Hier alſo wohnt der deutſche Bildhauer?“ und hörte den Lohndiener, der ſchon vom Wagen geſprungen war um den Schlag zu öffnen, die Frage bejahen. Da trat Franz Seraph unter die Tür und ſagte zum Lohndiener:

„Die Fremden wollen wahrſcheinlich das Atelier des berühmten deutſchen Meiſters Achtermann beſuchen. Es iſt ganz in der Nähe, an der Piazza Barberini, neben der Kapuzinerkirche.“

„Zu Ihnen wollen wir, Herr von Strahl, zu

Ihnen, unſerem ſpeziellen Landsmann!“ rief Liſa Rink; — und Franz Seraph wurde jetzt gewahr, wer im Wagen ſitze und ihn mit einem Beſuche beehre. Er erkannte ſogleich Prinz Xaver und wollte ihn nach Rang und Würden titulieren.

„Nein, nein!“ unterbrach ihn der Prinz, „ich bin im ſtrengſten Inkognito hier und heiße Graf Clotar. Wir wollen Ihre Meiſterwerke bewundern.“

„Ich muß wiederholen,“ erwiderte Franz Seraph lächelnd, „daß Sie an die unrechte Tür geraten ſind. Meiſterwerke finden Sie bei Achtermann. Ich bin nur ein Schüler.“

„Gleichviel! wir wollen nun einmal zu Ihnen,“ ſagte Liſa ungeduldig; „ich habe ſchon entſetzlich viel Meiſterwerke in dem Rom geſehen.“

Sie rauſchte mit dem ſchleppenden Kleide ins Atelier hinein, wirbelte eine Staubwolke vom Eſtrich auf, blickte rings umher und rief lachend:

„Köpfe, Arme, Füße, Hände! . . . hier ſieht’s ja aus wie auf einem Schlachtfeld.“

„Es ſind eben nur Studien,“ verſetzte Franz Seraph.

„Aber wo ſind Ihre Marmorarbeiten?“ fragte Liſa.

„In meinem Kopf!“ gab er lächelnd zur Antwort.

„Nun irgendetwas werden Sie denn doch gearbeitet haben?“

„Das ſchön! nur nichts in Marmor ausgeführt.“

Er ſtellte verſchiedene Gypsabgüſſe auf: einen Johannes den Täufer als Kind; eine büßende Magdalene; ein Basrelief nach der geheimen Offenbarung, den Engel darſtellend, der die Schale des Zorns Gottes über den Erdkreis ausgießt, mit den vier Reitern; einen Knaben Iſaak mit dem Holz zu ſeinem eigenen Schlachtopfer beladen; einen Kain neben der Leiche Abels.

„Das iſt ja alles ſchrecklich ernſt,“ ſagte Liſa, die gar nicht verſtand was ſie ſah und gar nicht wußte, was ſie ſagen ſollte.

„Aber ſchön, ſehr ſchön . . . ausgezeichnet ſchön,“ ſagte Prinz Xaver, der es auch nicht wußte und doch höflich ſein wollte.

„Sehen Sie doch die vier Pferde, Graf! . . . ſie haben gar keine Ähnlichkeit mit Morningſtar,“ bemerkte Liſa.

„Der Krieg, die Hungersnot, die Peſt und der Tod halten auch nicht ihr Rennen auf dem Turf; deshalb brauchen ſie andere, als engliſche Vollblut-Pferde,“ verſetzte Franz Seraph ernſthaft, doch innerlich ſehr beluſtigt.

„Richtig!“ ſagte Liſa mit Überzeugung und ihre Augen ſchweiften umher. Plötzlich rief ſie: „Ah, dort werde ich einen Frauenkopf gewahr . . . einen ſchönen! wer iſt das dort mit dem Diadem?“

„Melpomene,“ antwortete Franz Seraph.

„Wie heißt ſie auf deutſch! ich verſtehe nicht die fremden Sprachen!“ rief ſie unmutig.

„Die tragiſche Muſe,“ entgegnete er.

„Ach ſo! die tragiſche Muſe! . . . man hat auch mich ſchon eine Muſe genannt; . . . aber eine heitere.“

„Hier iſt ein ſchöner, lebendiger Frauenkopf!“ unterbrach Prinz Xaver: „und ſprechend ähnlich, vortrefflich aufgefaßt.“

Er ſtand vor der Büſte, an welcher Franz Seraph gearbeitet hatte. Liſa trat heran und fragte:

„Wer iſt es?“

„Eine Couſine von Herr von Strahl, Gräfin Lauingen,“ erwiderte der Prinz.

„Iſt ſie hier?“ fragte ſie weiter.

„O nein! ſie iſt in der Heimat,“ ſagte Franz Seraph.

„Ein Meiſterwerk!“ beteuerte der Prinz: „dieſer Kopf in Marmor ausgeführt, wird Sie berühmt machen. Sie müſſen ſich ganz auf Büſten verlegen . . . auf das Porträt.“

„Und wie merkwürdig ein ſolches Porträt aus der Erinnerung zu machen!“ ſagte Liſa.

„Das iſt nicht merkwürdig, denn ich bin mit meiner Couſine aufgewachſen,“ erwiderte Franz Seraph.

„Ich habe einen herrlichen Einfall,“ rief Liſa plötzlich: „Sie müſſen es ſich nicht nehmen laſſen, Graf, den Künſtler Ihrer Heimat berühmt zu machen. Er muß Ihre Büſte anfertigen.“

„Ich antworte Nein und Ja!“ verſetzte der Prinz: „ich will ihm zur Berühmtheit verhelfen . . . doch nicht durch meine Büſte, ſondern durch die Ihre.“

„O herrlich!“ rief Liſa jubelnd: „eine Marmorbüſte wird von mir gemacht! das iſt etwas beſonderes . . . etwas ungewöhnliches! o das freut mich über alle Maßen.“

Heimlich freute ſie ſich auch darüber, daß ihr Vorſchlag den Ausgang genommen, den ſie gehofft hatte.

„Wann können Sie die Arbeit beginnen, Herr von Strahl?“ fragte Prinz Xaver.

„Zu jeder Stunde, Herr Graf.“

„So bitte ich fangen Sie gleich an.“

„Um's Himmeswillen nicht!“ rief Liſa, „ich habe ja einen Hut auf!“

„Nun, der iſt leicht abgenommen!“

„Aber mein Haar iſt nicht für eine ſolche Sitzung geordnet! ich muß gründlich ausſtudieren, welche Haartracht der Büſte am günſtigſten iſt. Das fordert Überlegung, denn eine Marmorbüſte hat etwas von einem Monument: ſie dauert . . . und wenn ſie unſterblich macht, ſo iſt ſie auch unſterblich.“

Sie wurde ganz begeiſtert, denn es galt ihre eigene Verherrlichung und ſie, Liſa Rink, machte den deutſchen Bildhauer bekannt und berühmt, ſie die gefeierte Künſtlerin, neben welcher eine Gräfin Lauingen und alle Gräfinnen Europa's in ihr Nichts zu verſchwinden hatten.

„Jetzt bin ich froh über die Reiſe nach Rom," ſetzte ſie hinzu: „es lohnt ſich die Langeweile, die ich bisher bei dem ewigen Beſehen von Merkwürdigkeiten ausgeſtanden habe. Es ſchickt ſich nicht dies zu ſagen; man ſoll in Rom im dritten Himmel ſchweben . . . aber ich ſpreche wie mir der Schnabel gewachſen iſt — und langweile ich mich, ſo mache ich kein Hehl daraus."

Beglückt fuhr ſie mit Prinz Xaver von dannen und ließ Franz Seraph ſtarr vor Erſtaunen zurück, daß dies rohe, geiſt- und ſeelenloſe Weſen in ſo unſeliger Weiſe in Telesphors Leben habe eingreifen können. Völlig zu erklären war es nicht, weil die Schwäche und Torheit des menſchlichen Herzens ſich gerade in ſeinen Liebesaffekten nur zu häufig zum Gipfel der Verkehrtheit erſchwingt. Einige Erklärung mag der Umſtand geben, daß Telesphors Leidenſchaft entbrannte, als Liſa Rink blutjung, arm, eingezogen und arbeitſam war; daß ſeine leidenſchaftliche Verblendung ihn hoffen ließ, dies ſchöne verlaſſene Geſchöpf werde ſich unter dem Druck der äußeren Verhältniſſe und unter dem belebenden Einfluß ſeiner Liebe zu einem großen innern Reichtum erheben und entſelten; und daß er zu feſt von ſeiner Verblendung umſtrickt war, um die Idee fahren zu laſſen, die er ſich von Liſa Rink gemacht hatte, als die veränderten Verhältniſſe ihr die geringen guten Eigenſchaften abſtreiften, welche die Umſtände, nicht Charakter, Tugend und Grundſätze, ihr gegeben hatten. — So wenigſtens legte Franz Seraph ſich dies Rätſel aus. Er dankte Gott, der die Kette geſprengt hatte, an welcher Liſa Rink Telesphor mit ſich ſchleppte und da ſeine Mutter ihm geſchrieben hatte, Telesphor ſei nach dem Tode ſeines Vaters ein paar Monate in X. geweſen: ſo hoffte er, der Freund werde ſich ermannen, ſammeln und, gedemütigt durch bittere Erfahrung, ſein allzukühnes Selbſtvertrauen aufgeben, um wachſamer und ruhiger denn zuvor ſeiner neuen Laufbahn ſich zu widmen. Ja, er wagte ſogar zu hoffen, der Abgefallene von „der erſten Liebe“ könne ſich ihr wieder zuwenden, da ihm die Erkenntnis geworden, daß ſie auch die beſte Liebe ſei. — Und jetzt kam dies Irrlicht von Telesphors Weg auf ſeinen Weg! Seltſame Fügung! Doch nicht lockend erſchien es ihm. Er hatte Ideale, an welche eine Liſa Rink nicht reichte. Einſam und frei: ſo wollte er ſein Herz haben und behalten. Er arbeitete bis die Sonne ſank; dann ging er durch die Vignen vor der Porta Pia in die Campagna hinaus.

Liſa Rink erſchien am anderen Morgen ohne

Hut und mit einer Haartracht, die ſich vortrefflich für die Skulptur eignete.

„Nicht wahr, ich habe es gut getroffen?“ ſagte ſie und ſtellte ſich vor Franz Seraph hin: „ich hatte förmlich eine Inſpiration, als ich mir die einfache Efeuranke genau ſo, wie ſie jetzt liegt, um das Haar ſchlang.“

„Es war eine ganz künſtleriſche Inſpiration,“ ſagte Franz Seraph beifällig: „es iſt eine leichte Zierde, kein ſchwerfälliger Schmuck des Haares.“

Äußerſt geſpannt nahm Liſa ihren Platz ein und fragte, wann die Büſte fertig ſein werde.

„Es geht nicht ſo ſchnell mit einer Marmorbüſte, wie mit einer Photographie,“ ſagte Franz Seraph lachend: „es können Monate darüber hingehen.“

„Monate! aber ich bleibe ja nur einige Wochen hier!“ rief Liſa.

„Die Hauptſache iſt, daß das Modell treu und ähnlich werde — und das kann bis zu Ihrer Abreiſe geſchehen ſein. Nötigenfalls würden Sie auch wohl acht Tage länger bleiben können.“

„Das wäre ſchwer,“ entgegnete Liſa.

„Unmöglich,“ ſetzte Frau Rink hinzu, die ihre Tochter begleitete.

„Das nicht . . . wenn ich es wollte,“ erwiderte Liſa: „aber ich will es nicht. Ich fange an mich nach der Ausübung meiner Kunſt zu ſehnen. Das werden Sie begreifen, Herr von Strahl.“

„Vollkommen, mein Fräulein. Ein untätiges Leben iſt auf die Dauer ein unerträgliches Leben."

„Ihre Tätigkeit kann ich mir freilich nicht reizend vorſtellen, immer ganz allein in dieſem unbehaglichen Raum vor einem braunen Thonklumpen zu ſtehen und ihn zu formen."

„Es kommt darauf an was man formt, welche Geſtalt, welcher Gedanke ſich aus dem plumpen Thon herauswindet, wie der Schmetterling aus der unförmlichen Chryſalide. Zuweilen, ja ſogar recht oft, iſt es freilich eine mühſame Arbeit. Aber das Leben ſelbſt iſt eine mühſame Arbeit, und da die Ausübung einer Kunſt nur ein Zweiglein an dem tauſendäſtigen Baum des Lebens iſt: ſo hat der Künſtler ſeinen reichlichen Anteil an dem allgemeinen Arbeitsgeſetz."

„Sind Sie ein Kommuniſt?" fragte Liſa und ſah ihn mit großen Augen an.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" rief er lachend.

„Weil Sie von einem allgemeinen Arbeitsgeſetz ſprechen . . . und weil ich gehört habe, die Kommuniſten verlangten für alle Menſchen Arbeit unter Kontrolle und einen Lohn, welcher der Arbeit eines jeden entſpreche."

„Beruhigen Sie ſich, mein Fräulein, ich bin kein Kommuniſt in dieſem Sinn. Allein ich geſtehe, daß mir die arme verſchrobene Sekte der Kommuniſten ſehr leid tut, weil ſie den göttlichen

Willen und das göttliche Geſetz irdiſch-beſchränkt auffaſſen und verwirklichen will. Gott der Herr hat dem ſündigen Menſchen die Laſt der Arbeit auf den Nacken gelegt, damit derſelbe unter dem beſtändigen Druck ſich läutere, wie das Waſſer des Quelles klar wird, indem es ſich durch und über Steine ringt und drängt; und hat der Menſch unter der Kontrolle eines allſehenden Auges ſeine Arbeit vollbracht, ſo empfängt er am Feierabend den entſprechenden Lohn."

„Was nennen Sie den Feierabend?" fragte Liſa, die von Franz Seraphs Worten immer nur das letzte beachtete, ohne es zu verſtehen.

„Das ewige Leben," ſagte er ruhig.

„O das liegt für mich in weiter Ferne! ich habe noch gar viel Zeit bis ich dahin komme! wir wollen von anderen Dingen reden. Mögen Sie lieber Männer- oder Frauenköpfe modellieren?"

„Je nachdem ſie ſind, mein Fräulein."

„Ich finde Frauenköpfe viel ſchöner, Herr von Strahl."

„Mit dieſem Geſchmack ſind Sie in Ihrem Recht, mein Fräulein, denn man ſagt: das ſchöne Geſchlecht."

„Finden Sie die Bezeichnung: das ſtarke Geſchlecht — ebenſo richtig für das Ihrige?"

„Nicht immer."

„Ich auch nicht! denn wer wirklich ſtark iſt, Gefühl gekränkter Liebe wie in einen Schleier und nichts verſuchen um ſich zu retten oder zu rächen: das kam ihm ſtupid vor. Eine ſolche Apathie verdient wirklich keine Berückſichtigung! ſo beruhigte er ſich ſelbſt; das iſt ja eine Seele wie eine Schildkröte, ſo ſtumpf! .... ich wundre mich daß ich, allein mit ihr, nicht umgekommen bin in ihrem Phlegma. — — Für Euſtach war eine Frau ein Spielwerk mit dem man tändelnd ſich die Zeit vertreibt, und das man gelaſſen bei Seite ſchiebt oder fallen und zerbrechen läßt, wenn es den Reiz der Neuheit und Friſche verloren hat.

Es war in den erſten Oktobertagen, noch warm die Sonne, aber die Luft kühl, das Laub bunt gefärbt und ſpärlich an den Bäumen, die Fülle der Blumen verſchwunden, der Vogelgeſang verſtummt, der Raſen ins Moosfarbene ſpielend. Cornelie ging mit Fürſt Gotthard im Park von Altdorf ſpazieren; Euſtach war in Landeck.

„Heute ſind es grade drei Monat ſeit ich zum erſten Mal nach Altdorf gekommen bin,“ ſagte er.

„Drei Monat ſind eine unendliche Zeit, wenn man ſo zurückblickt auf das was man vor ihnen geweſen iſt.“

„Ich befinde mich nicht mehr in dem ſchönen Alter, wo drei Monat mir ſehr lang vorkommen müßte allzeit ſtark ſein, wie die Schönheit immer ſchön iſt."

„Schönheit iſt eine Naturgabe, unabhängig von dem Willen deſſen, der ſie beſitzt. Stärke iſt eine Tugend, die mit unſerem Willen zuſammenhängt. Auch ein ſtarker Wille kann gebeugt werden und das Himmliſche verleugnen — wie einſt Petrus den Herrn verleugnete, hernach aber doch hinging und ſich kreuzigen ließ . . . drüben auf dem Janiculus."

„Iſt das wirklich wahr?" fragte ſie ſpöttiſch.

„Es iſt der auf uralter Tradition beruhende Glaube der Kirche; — ein Dogma iſt es nicht."

Merkwürdig! dachte Liſa bei ſich ſelbſt: jedes Geſpräch, das ich mit ihm anknüpfe, nimmt eine langweilig ernſthafte Wendung! nicht ein Wort der Bewunderung hat er mir geſagt.

„Mir iſt meine Kunſt die liebſte von allen!" fing ſie wieder an: „Sie, Herr von Strahl, können nur den einzelnen Kunſtfreund und Kunſtkenner begeiſtern, der Ihr Atelier beſucht; — ich elektriſiere ein Publikum von Tauſenden. Finden Sie das nicht beneidenswert?"

„Der Bühnenkünſtler übt eine vergängliche Kunſt; ihr entſpricht der Beifall, den ſie hervorruft. Er iſt rauſchend . . . berauſcht . . . und rauſcht vorüber. Ich kann mir Höheres denken."

„Da bin ich doch geſpannt!"

„Als der alte Giotto . . . —"

„Giotto? war das ein Schauſpieler?"

„Nein! er war ein florentiniſcher Maler aus dem vierzehnten Jahrhundert und einer der Begründer der heiligen, der kirchlichen Malerei. Als er ſeine Mutter Gottes mit dem Jeſukinde vollendet hatte, ſtrömte das Volk von Florenz in ſeine Werkſtatt, um verehrend zu bewundern — und begleitete dann das erhabene Bild in feierlicher Prozeſſion zur Kirche Sta. Maria dei Fiori, wo es den Platz erhielt, den es bis zu dieſer Stunde einnimmt. Wird es viel bewundert, ſo wird noch mehr davor gebetet; — und dieſe Macht der Kunſt fremde Seelen in heilige Stimmung zu verſetzen, in gläubige Andacht zu verſenken, ſie für ein paar Augenblicke vom irdiſchen Treiben abzulöſen — iſt ein Zeugnis, daß etwas Himmliſches in ihr iſt, etwas das von Gott kommt, alſo auch auf ihn hinweiſt und zu ihm zurückführt. Durch eine ſolche Macht einen ſolchen Einfluß zu üben — erſcheint Ihnen das nicht wünſchenswerter, als der Applaus einer ſtumpfſinnig ſchauluſtigen Menge zwiſchen dem Bühnenkram von buntangeſtrichenem Pappdeckel, Öllampen und Flittergold?"

„Durchaus nicht! . . . . denn was hat der Künſtler davon?"

„Er hat das Bewußtſein, zur Ehre Gottes gearbeitet zu haben."

„Aber, Herr von Strahl!" rief Liſa, hellauf lachend, „ich kann doch unmöglich zur Ehre Gottes meine Rolle ſpielen!"

„Ganz recht! Sie können es nicht. Und eben deshalb finde ich Ihren Beruf durchaus nicht beneidenswert, möge er in allen fünf Weltteilen Beifall rauſchendſter Art finden."

„Nun, ich ſehe zur Genüge, daß Sie ſich Höheres denken können, Herr von Strahl. Für mich iſt es viel zu hoch," ſagte Liſa unmutig.

„O bitte bitte! nur keine Bewegung der Lippe, welche den feinen Schnitt des Mundes ſtört!" rief Franz Seraph.

Und dies eine Wort verſöhnte Liſa's kindiſch aufgeregte Eitelkeit. Franz Seraph hob die Sitzung bald auf und Liſa ſagte:

„Künftig werde ich den Prinzen bitten, mich zu begleiten. Ihre ernſte Unterhaltung, Herr von Strahl, gibt meinem Geſicht, fürchte ich, einen Ausdruck, der nicht für mich paßt, und der meine Büſte unkenntlich machen würde . . . was mir ſehr leid wäre."

„Und mir nicht minder!" beteuerte Franz Seraph. „Es ſoll mich herzlich freuen, wenn Sie für Ihre beſſere Unterhaltung ſelbſt ſorgen wollen."

„Hu! das iſt aber eine langweilige Geſchichte mit dieſem Mann des Marmors!" ſagte Liſa im Wagen zu ihrer Mutter, und wickelte ſich ſchauernd in ſich ſelbſt zuſammen: „ich bin der Sache ſchon ganz überdrüſſig.“

„Gedulde Dich etwas, Liſi, und bedenke was das iſt, daß der Prinz in Rom Deine Marmorbüſte machen läßt: es iſt eine große Auszeichnung,“ ſagte Frau Rink mit wichtiger Miene: „Marmorbilder hat man gewöhnlich nur von hohen und höchſten, und von den allerberühmteſten Perſonen. Sieh' was Du biſt!“ —

Zu der nächſten Sitzung erſchien Liſa mit einem ganzen Schwarm von Männern. Prinz Xaver hatte einige Engländer, die er früher ſchon kannte, in Rom getroffen, noch andere durch ſie kennen gelernt und dieſe bildeten nun mit ihm Liſa's Begleitung und boten ihr eine Unterhaltung, die nach ihrem Geſchmack war. Einer dieſer Herren, ein reicher Edelmann aus Shropſhire, fühlte ſich unausſprechlich beglückt und geehrt, zur Geſellſchaft eines Prinzen und einer Künſtlerin zu gehören. Er glaubte ſich dieſer Auszeichnung würdig zeigen zu müſſen und beauftragte Franz Seraph, den Johannes den Täufer als Kind in Marmor für ihn auszuführen. Sei er mit dieſer Ausführung zufrieden, ſo wünſche er als Seitenſtück auch einen Chriſtus als Kind zu beſitzen. Franz Seraph hatte große Freude über dieſe Aufträge und Liſa jubelte:

„Sehen Sie wie ich Ihnen Glück bringe.“

Franz Seraph verbeugte ſich ſchweigend und als einer der Engländer ſagte:

„Das tut die Feenkönigin immer und überall!" — meinte Liſa im Stillen, dieſe Äußerung hätte ſich für Franz Seraph geziemt. Es war ihr unerträglich, ihn ſtets in ſeiner gleichmäßigen Ruhe zu ſehen und die Ueberzeugung gewinnen zu müſſen, daß ſie ihn nie und nimmer darin ſtören werde.

Die Sitzungen gingen regelmäßig fort. Das Modell war vollendet und ſehr gelungen. Sämtliche Herren wünſchten einen Gypsabguß zu haben. Prinz Xaver wollte dies aber erſt nach Vollendung der Marmorbüſte geſtatten und nicht ſchon zuvor Kopien des ſchönen Kunſtwerks bekannt werden laſſen. Die Engländer fanden das ſehr grauſam; Liſa ſprach für ſie; — genug es war ein Tumult, ein Lärm von leerem Geſchwätz, ein Aufwand von ſinnloſen Worten zwiſchen dieſen ſtillen grauen Wänden, daß Franz Seraph kaum ſeine einſame Werkſtatt erkannte, in welche das öde falſche Treiben der Welt auf einmal eingedrungen war. Aber er betrachtete es mit ſinnendem Blick über die unſägliche Verkehrtheit, die den Schatten des Todes nachjagt und vom Licht des Lebens ſich wegwendet — und es glitt ſpurlos an ihm vorüber, wie ein Wolkenzug am blauen Himmel. Einſt hatten ihn die Gefährten Achilles den unverwundbaren und den gehörnten Siegfried genannt; jetzt nannte ihn Prinz Xaver, nach vergeblichen Verſuchen ihn in ſeinen Kreis zu ziehen, den Einſiedler von St. Iſidoro und behauptete, es müſſe Geheimniſſe um dies Atelier herum geben, die ſich für einen Roman eigneten. Franz Seraph lächelte und ſagte nicht Ja und nicht Nein; denn ſein Geheimnis hatte er. Nur war es nicht im Romanſtil des Prinzen.

Inhalts-Verzeichnis.

Frühlingsleben.

Seite
Verſchiedene Seifenblaſen 1
Die Kinderwelt 25
Haus Herzog 46
Wahl des Berufs 72
Verlobt und vermählt 96
Ein irrender Ritter 131
Die Würfel fallen 160

Sommertage.

Eine Bombe in's Haus 207
Nach zwei Jahren 230
Das Herz ein Abgrund 283
Ein tiefer Fall 318
Gewitterwolken 348
Der Einſiedler von St. Iſidoro 377

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

I. Serie:
Romane und Gedichte:

Band	
1—2	Maria Regina. 2 Bde.
3—4	Doralice. 2 Bde.
5—6	Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8	Peregrin. 2 Bde.
9—10	Eudoxia. 2 Bde.
11—12	Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14	Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16	Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18	Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20	Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22	Nirwana. 2 Bde.
23—24	Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26	Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28	Wahl und Führung. 2 Bde.
29	Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30	Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jeruſalem.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Erneſt Renan.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche.

2. Band: Die Väter der Wüſte.

3. Band. Die Kirchenväter.

Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche.

4. Band: Die Kirchenväter.

Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Aus Jeruſalem.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Die Liebhaber des Kreuzes. 2 Bde.

Leben der hl. Thereſa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Kloſtergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert.

könnten. Und doch haben Sie diesmal Recht: ich war vor drei Monaten ein Anderer, als der ich jetzt bin.“

„Sie auch?“ ſagte Cornelie zerſtreut.

„Ja,“ entgegnete er einſylbig. Beide waren mit ihren Gedanken beſchäftigt, die ſich durchaus nicht begegneten; denn die ihren waren bei Euſtach und die ſeinen waren bei ihr. Aus Höflichkeit brach Cornelie das Schweigen.

„Ich hatte alſo doch Recht Ihnen zu prophezeihen, daß die Grafſchaft Sie feſſeln würde.“

„Mich? die Grafſchaft? — Sie wären im Stande zu glauben, daß die Grafſchaft Glatz mich gefeſſelt hätte?“

„Ich glaube es nicht — denn ich ſehe es! Sie ſind hier neben mir wie vor drei Monaten.“

„Neben Ihnen — allerdings! doch was hat damit die Grafſchaft Glatz zu ſchaffen?“

Sie ſah ihn groß an.

„Ja, fuhr er lebhaft fort, Kamtſchatka oder Braſilien oder die Grafſchaft Glatz ſind mir an und für ſich dermaßen gleichgültig, daß ſie nur wie Gemälde von verſchiedenem Pinſel vor meinem Blick liegen.“

„Mir nicht! ich liebe die Stätte wo ich glücklich geweſen bin, und wo um Berge und Bäume ſüße

Er

114,816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Geſammelte Werke.

1. Serie: 12. Band.

Die

bin von Cronenſtein.

„O amare! o ire!
„O sibi perire!
„O ad Deum pervenire.“
Alter Spruch.

Zweiter Band.

Regensburg.
Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Erbin von Cronenſtein.

Herbſtſtürme.

Der Engel der Auferſtehung.

In ihrem Hauſe in der Reſidenz ſaß Floreſtine einſam in einem kleinen Kabinet an ihrem Schreibtiſch. Ihre tiefen Trauerkleider deuteten einen großen Verluſt an; der tiefe Schmerz, der um ihre Lippen zuckte und ihr Auge mit Tränen füllte, während ſie ſchrieb, deutete an, daß die Wunde des Herzens nicht vernarbt ſei. Es war ein rauher Februartag. Ein eiſiger Nordoſtwind fegte über die ſchneebedeckten Straßen hin und die Fenſterſcheiben klirrten zuweilen unter ſeinen Stößen. Der hartblaue Himmel ſah ſo ſtreng aus, als müßten auch die Sonnenſtrahlen erfrieren. Wer nicht notgedrungen auf die Gaſſe mußte, blieb gern daheim. Floreſtine ſchrieb:

„Lieber Franz Seraph! Durch Deine gute Mutter weißt Du alles, was mich getroffen hat, Schlag auf Schlag. Mein Vater — tot; mein Floreſtan — tot; mein zweites Söhnchen nur lange genug lebend um die hl. Taufe, Gott ſei Dank! zu empfangen — und tot; und das alles in dieſen letzten vier Monaten. Wohl weiß ich, daß dies keine beſonderen Heimſuchungen Gottes ſind und daß er andere Seelen viel ſchärfer kreuzigt; denn mein Vater war ein Greis und ſein Tod war wie ſein Leben, der Tod des Gerechten. Und meine Söhne? ach! ſolche kleine zarte Exiſtenz hängt ja immer an einem ſeidenen Fädchen zwiſchen all den Krankheiten, welche die erſten Jahre unſeres Daſeins gefährden. Jetzt ſind ſie gut aufgehoben im ſchönen Himmel und ich freue mich, daß ſie vom Herzen ihrer armen Mutter geradeswegs zum Herzen ihres himmliſchen Vaters geflohen und dort für die liebe Ewigkeit mir ſicher ſind. Aber ich hätte ſie doch gar gerne noch ein wenig behalten, meine Kinder und meinen Vater . . . und wenn ich denke, wie ganz anders es war vor einem Jahr um dieſe Zeit, als auch Du in unſerem lieben Kreiſe noch warſt: ſo zerſchmilzt mein Herz in Tränen. Aber die Hand Gottes wird ſie trocknen und liebender, hoffender, glaubender denn je küſſe ich dieſe allmächtige Hand.

Jetzt eine Bitte, lieber Franz Seraph; ich denke ſie wird Dich freuen. Die Gruft unter unſerer lieben Kapelle von Cronenſtein füllt ſich gar ſehr und die da ruhen, ruhen in Frieden. Es iſt eine heilige Stätte und ich wünſche ihr einen heiligen Schmuck zu geben. Ich wünſche, daß Du mir ein wunderſchönes Marmorbild anfertigſt, den Engel der Auferſtehung, wie wir ihn uns vorſtellen am Grabe des Herrn auf einem Felsblock ſitzend, als

Zeuge, als Verkünder, daß aus dem Tode das wahre Leben hervorgeht. All' meine Lieben ſind in Chriſtus entſchlafen und leben ewig mit Chriſtus: dieſen Glauben möchte ich im Bilde ausdrücken — und dafür weiß ich kein ſchöneres als den Engel der Auferſtehung. Ich hoffe der Gedanke gefällt Dir und Du machſt Dich an deſſen Ausführung, ſobald Deine übrigen Arbeiten es Dir geſtatten. Es freut mich herzinnigſt, daß Du ſo ſchöne, ſo heilige Aufträge bekommſt, die Deine Gedanken und Deine Phantaſie auf hohe Dinge richten und in der übernatürlichen Welt feſthalten. Der hl. Auguſtinus ſagt: „Wer ſich mit großen Gedanken beſchäftigt, pflegt ſelbſt davon groß zu werden.“ Das wünſche ich Dir, lieber Franz Seraph, und das iſt mein Gebet für Dich: werde ein großer Künſtler, weil das nun einmal Dein Beruf — und ein Beruf der Wille Gottes iſt; aber werde größer der Seele nach. Deine treue Schweſter Floreſtine.“

Oswald war eingetreten, während ſie ſchrieb. Mit einem Blick der zärtlichſten Liebe wendete ſie ſich nach ihm um und beendete ihren Brief, während er ſich auf eine Chaiſelongue ſetzte und in ein paar Büchern blätterte die auf dem Tiſch lagen. Wie war er verändert in ſeinem Äußern! das Auge müde und unruhig, die Züge abgeſpannt, die Farbe bleich, der Geſamtausdruck traurig — eine gewiſſe matte Traurigkeit.

Erinnerungen ſchweben. Die Natur die uns umgiebt wird zu einem Theil unſers Weſens, giebt den Gedanken ihre Richtung, friſcht das Gedächtniß auf, ruht in böſen Stunden den müden Blick aus, und verſchmilzt durch ihre kleinen und großen Wohlthaten, durch unnennbare und dennoch unleugbare Einflüſſe dermaßen mit unſrer Exiſtenz, daß wir, um die Losreißung von ihr zu ertragen und uns in einen andern Boden zu verpflanzen, zuvor andre Menſchen werden müſſen.“

„Der Menſch wird immer, allmälig, unmerklich, denn leben iſt werden; ſo wird er denn auch ein andrer ehe er ſelbſt es ahnt, und die Ueberzeugung daß grade nur an dieſen Punkt der Erde ſeine Entwickelung geknüpft iſt, ſchwindet ihm bald. Man muß nur erſt verſucht und erprobt haben, daß überall die Natur nichts weiter iſt, als eine von jenen tauſend Leitern, die der Menſch für Himmelsleitern hält.“

„Um das zu erproben muß man Verſuche machen, und dieſen Verſuchen muß, wie mir ſcheint, eine gewiſſe Unruh in der Seele oder in den Verhältniſſen zum Grunde liegen, die mich in der Vorſtellung beklemmt. Der glückliche Menſch ſchweift nicht umher, und der gute auch nicht.“

„Die Schwalbe fliegt alljährlich einige hundert

„Wem ſchreibſt Du, Flore?“ fragte er, als ſie die Feder fortlegte.

„An Franz Seraph über unſere Idee,“ erwiderte ſie und reichte ihm das Blatt.

Er überflog es, nahm dann eine Feder und ſchrieb darunter:

„Gib dem Engel der Auferſtehung Floreſtinens Züge; ſie iſt es . . . für mich! — Oswald.“ —

Was war vorgegangen? — Floreſtine wußte es nicht. Die ganze Stadt wußte es, Oswalds Mutter ahnte es, wollte es aber nicht wiſſen, nicht hören. Floreſtine wußte es nicht. Wer hätte den Mut gehabt es ihr zu ſagen, als ſie nach dem Tode ihres Vaters in die Reſidenz kam, dann ihren Sohn verlor, dann im Wochenbett in tötliche Krankheit fiel, von welcher ſie ſich langſam erholte. Frau von Strahl wußte es jetzt auch. Als ſie nicht mehr für Floreſtinens Leben zitterte, hatte Amelie Verden es ihr geſagt und ſie aufgefordert mit Oswald zu reden. Dazu konnte ſich Frau von Strahl jedoch nicht entſchließen, denn ſie fühlte, daß ihr Wort dazu nicht gewichtig genug ſei. Ebenſowenig mochte ſie Floreſtinen die Sache mitteilen, weil ſie nicht ermeſſen konnte, welchen Eindruck es auf die kaum Geneſene machen werde. Auch hatte Floreſtine zwar anfangs in Cronenſtein, ſpäter aber nie wieder mit ihrer Tante über die Veränderung geſprochen, die ſie in Oswald wahrnahm. Sie hatte es in der erſten Überraſchung getan, weil es ihr etwas ſo ganz unerwartetes, befremdendes war; doch bald ſah ſie ein, es ſei beſſer zu ſchweigen, niemand auf eine Sache aufmerkſam zu machen, die ja für ſie ſelbſt ein unerklärliches Geheimnis war und ſtill zu warten bis Oswald es ihr enthüllen werde.

Sie litt namenloſes. Sie ſah, daß eine furchtbare ihr unbekannte Gewalt ihren Mann hinwegriß von ihrer Seite — zuerſt in Cronenſtein, dann von dem Schmerzenslager des kleinen Floreſtan, den er doch unausſprechlich liebte, dann von ihrem Krankenbett, auf dem ſie wochenlang zwiſchen Leben und Sterben lag, nachdem ſie ihr zweites Söhnchen verlor und an welchem er dann wieder Tage und Nächte mit ſorgſamſter Zärtlichkeit wachte. Dies unſtäte, dies widerſprechende und zuſammenhangloſe, deutete ja einen heftigen innern Kampf, vielleicht traurige Niederlagen, aber doch auch gewiß ein Aufraffen des guten Willens an. Allein wer war der Gegenſtand, der dieſe ſchauerliche Gewalt über Oswald hatte? Der nächſte Gedanke war — ein Weib! ein Weib, das ganz außerhalb, unterhalb ſeines Lebenskreiſes ſtand und das ihm eine von den wahnwitzigen Leidenſchaften einflößte, deren trauriges Beiſpiel ſie durch Telesphor und Liſa Rink vor Augen hatte. Möglich alſo war eine ſolche Leidenſchaft; aber war ſie anzunehmen bei Oswald, der, unter dem Einfluß eines ſolchen Blendwerks ſtehend, notwendigerweiſe kalt und gleichgiltig gegen Floreſtine hätte werden müſſen? bei Oswald, der für alles, was die Heiligkeit der Ehe betraf, die tiefſte Ehrfurcht in Wort und Tat ausſprach und der nie die mindeſte Veranlaſſung gegeben hatte, ihn jenen Entſittlichten beizuzählen, welche ihre Frauen mißachten, weil ſie ſich ſelbſt verachten! — Daß es dunkele Rätſel in der Menſchenbruſt gebe, hatte Floreſtine wohl erkannt, ſeitdem ſie in der Welt lebte; doch ein ſo ſchwarzes Doppelherz konnte ſie ihrem Manne nicht zutrauen. Und was gab es denn noch für feindliche Leidenſchaften? — Den Trunk? ... davon hatte ſie nie das leiſeſte Anzeichen bemerkt, ſelbſt wenn er in tiefer Nacht zu Hauſe kam. — Das Spiel? . . . aber wenn er auch ein paar tauſend Gulden verſpielt hätte, ſo konnte ihn das doch nicht ſo feſſeln! und ſie wußte ja, daß er keine Karte anrührte. Alſo was war es? . . . Ihre Seelenfolter war ſo groß, daß ihr der Gram um Vater und Kinder zuweilen ein erquickendes Gefühl, weil ein reiner, ruhiger Schmerz war. Bei Oswald miſchte ſich immer die Angſt um ſeine Seele hinein. Sie hatte ihn anfangs zärtlich und dringend gefragt, was ihn drücke, ihn treibe, ihn verſtöre; doch nachdem ſie lauter abwehrende oder verneinende Antworten bekommen hatte, fragte ſie nicht mehr. Sie ſchwieg ihm gegenüber, wie ſie über ihn gegen andere ſchwieg. Sie trug in ihrer ſchweigenden Seele die Laſt der Trümmer ihres und ſeines früheren Glücks; denn das ſah ſie ja deutlich: er war ſehr unglücklich. —

Floreſtine nahm den Brief für Franz Seraph aus Oswalds Händen zurück und ehe ſie das Blatt einſiegelte las ſie was er hinzugeſchrieben hatte und fragte:

„Was meinſt Du damit, Oswald?"

„Daß Du vielleicht mir helfen . . . vielleicht mich retten kannſt," ſagte er tonlos.

Ihr Herz ſchlug hoch auf vor Wonne daß — vor Jammer was er ſprach; aber ſie hatte ſich dermaßen an Selbſtbeherrſchung gewöhnt, daß ſie dem Sturm widerſprechender Gefühle keine Worte gab. Sie erhob ſich vom Schreibtiſch, ſetzte ſich zu Oswald, nahm ſeine Hand in die ihre und ſagte mit ſüßer Zärtlichkeit:

„Ja gewiß! wir wollen uns mit Gottes Hilfe retten. Sprich, Oswald! wo iſt Gefahr."

„Hier!" rief er und drückte die geballte Hand an ſeine Stirn, an ſeine Bruſt.

„Da lauern die Feinde für jeden von uns," erwiderte ſie.

„Aber nicht jeden halten ſie in ſolchen eiſernen Banden wie mich," entgegnete er dumpf.

„Gottes Barmherzigkeit wird ſie ſprengen, Oswald! Sprich nur, damit es klar werde wo und wie wir anfangen ſollen."

Er nahm ſich zuſammen und ſagte:

„Wir müſſen uns fortan einſchränken, Flore. denn Seeheim iſt nicht mehr mein . . . iſt verkauft . . . oder eigentlich: iſt verloren."

„Wie ſo — verloren?" fragte ſie, ohne ihn zu verſtehen.

„Mein Vermögen war eben Seeheim," fuhr er fort: „ich habe es verloren und bin ein Bettler."

„Vergiß nicht, daß Du Cronenſtein haſt, Oswald! aber was haſt Du mit Seeheim angefangen, mit der herrlichen Beſitzung?"

Oswald ſprang auf und rief ganz außer ſich:

„Ich habe geſpielt!"

Ihr war zu Sinn, als ſehe ſie ihn in einen gähnenden Abgrund taumeln. Sie erhob ſich raſch, umſchlang Oswald, zog ihn neben ſich nieder und ſagte:

„Erzähle mir alles, lieber Oswald! ach, ich bin ja glücklich, daß Du Dich ausſprichſt."

„O hätte ich es früher getan!" ſeufzte er.

„Nur jetzt nicht unnütze Klagen!" bat Floreſtine: „laß mich alles wiſſen! laß uns zu Zweien gegen das Übel kämpfen und es wird nicht unbeſiegbar ſein."

„Das iſt auch meine Hoffnung!" rief er: „ja! Du ſollſt alles erfahren! . . . aber lieben mußt Du mich doch."

„O nun erſt recht! darüber ſei außer Sorgen," erwiderte ſie mit treuherziger Innigkeit.

„Ich muß in die tiefe Vergangenheit zurückgehen, um Dir begreiflich zu machen, wie ich in dies Elend geraten bin," nahm Oswald etwas ruhiger das Wort. „Mein Vater war ein leidenſchaftlicher Spieler, doch kaltblütiger als ich wußte er ſich in gewiſſen Grenzen zu halten, ſo daß ſein Vermögen und ſein Ruf nicht darunter litten. Ich hörte dies ſpäter; ſo lange er lebte wußte ich nichts davon, denn er ſtarb, als ich kaum zwölf Jahre alt war. Die Neigung zum Spiel ſchien auf mich übergegangen zu ſein. Die Karten waren meine größte Freude; ſie intereſſierten mich bei vierzehn Jahren mehr als Pferde, Jagd und alle körperlichen Übungen, welche Knaben dieſes Alters ſo ſehr gern haben. Auch ich hatte ſie gern und übte ſie mit Vergnügen; bot ſich mir aber eine Gelegenheit zum Kartenſpiel, ſo ſchwand mir alles Übrige aus den Augen. Was mir bei den Karten ſo reizend war, ob die Aufmerkſamkeit, die Berechnung, das Fehlſchlagen, das Glück, das beſtändige Schwanken zwiſchen Hoffnung und Furcht, zwiſchen Gewinn und Verluſt — ich weiß es nicht. Aber ſchon auf dem Gymnaſium ſpielte und verſpielte ich nicht unbedeutende Summen. Das bekümmerte meine Mutter ſehr; ſie machte mir zärtliche Vorſtellungen, ernſte Vorwürfe; ich verſprach das Spiel aufzugeben, weil es ſie bekümmere. Allein es geſchah nicht gründlich, denn ich konnte oder wollte nicht einſehen, daß das Spiel an ſich etwas verderbliches ſei. Auf der Univerſität fand ich noch mehr Gelegenheit meiner Neigung zu folgen. Das machte ſie immer ſtärker. Aber ich ſtudierte, ich war fleißig; ich verabſcheute die wüſten Schlägereien, die brutalen Trinkgelage, das rohe gemeine Treiben anderer Studenten. Meine Erholung war das Spiel und wurden ein paar Nächte dabei durchwacht, ſo kam mir das noch immer ſehr anſtändig im Vergleich zu anderen Nachtſchwärmern vor, denn leider ſah ich mich nach Beiſpielen nicht über mir, ſondern unter mir um. Hätte ich nicht faſt immer mit Unglück geſpielt, ſo würde meine Mutter gar nichts davon erfahren haben; doch jetzt nahm ich zuweilen meine Zuflucht zu ihr, weil es mir peinlich war, mich beſtändig an meinen Vormund Frankenhauſen, Deinen Onkel, zu wenden, um meine Spielſchulden bezahlen zu können. Er hatte mich ſehr gern; allein dieſe unglückliche Leidenſchaft betrübte ihn eben ſo tief wie meine Mutter, und oft ſtellte er mir mit ſtrengen Worten vor, daß die fortgeſetzte Vergeudung meiner Zeit und meines Geldes allmählich mein Vermögen zerrütten, auf meine geiſtigen Kräfte und ſittlichen Fähigkeiten entnervend wirken und mich zu einem ganz unnützen, ja unwürdigen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft machen werde. Gegen dieſe Weisſagung legte ich entſchieden Proteſt ein und nannte Liebhaberei was Leidenſchaft war.

Bei einundzwanzig Jahren war ich großjährig und gelangte zur freien Verfügung über mein Vermögen. Ich wünſchte aber meine Studien noch ein Jahr fortzuſetzen und bat meinen Vormund die Verwaltung ſo lange in Händen zu behalten. Das beglückte ihn ſehr.

„Ich ſehe doch immer wieder," ſagte er, „daß Du kein radikaler Taugenichts biſt. Du lernſt, Du ſtudierſt, Du gibſt Dir Mühe ein tüchtiger Menſch zu werden, Du trägſt kein Verlangen Dich auf Deine Großjährigkeit wie auf eine Bärenhaut niederzulegen. Gib doch die vermaledeiten Karten auf und Du biſt perfekt."

Ungefähr ebenſo ſprach meine Mutter. Sie ſetzte dringende Warnungen hinzu wegen der ſchlechten Geſellſchaft, in welche ich durch das Spiel geraten könne. Ich verſicherte, daß ich ſchlechte Geſellſchaft verabſcheue, daß ich die tiefſte Verachtung gegen Frauen hätte, die ſich dazu anſtellen ließen um zum Spiel zu verlocken, ſei es an öffentlichen Banken, ſei es in geheimen oder privatem Spiel-Cercle; daß ich mich nicht im mindeſten um die Perſönlichkeiten bekümmere, die meine Liebhaberei teilten; daß das Spiel, das Spiel allein, einen bezaubernden Reiz für mich habe, dem ich jedoch niemals ſo weit folgen würde, um es zum Hauptintereſſe meines Lebens zu machen — was ja der Grundzug des eigentlichen Spielers ſei. Halb und halb beruhigte ich die

Mutter und den Vormund. Ich ſelbſt war ruhig. Hatte der eine für Pferde und Wettrennen — der andere für Theater und Tänzerinnen eine Leidenſchaft — warum nicht ein dritter für das Spiel?

Ich ſtudierte alſo noch ein Jahr. Die Vakanzen brachte ich aber in den rheiniſchen Bädern zu und ſpielte raſend mit raſendem Unglück. Ich verſchwieg es meinem Vormund, weil ich ja in nächſter Zeit die Verwaltung meines Vermögens übernahm. Als dies geſchah, hatte ich bereits Schulden, die das Einkommen eines Jahres überſtiegen und zugleich den brennenden Wunſch, dieſen Ausfall durch Glück im Spiel zu erſetzen.

Daß ich nach vollendeten Studien ein Jahr auf Reiſen gehen wolle, war längſt mein Entſchluß und ich ging zuerſt nach Paris. Ich hätte dort in der guten Geſellſchaft leben können, da es mir nicht an Empfehlungen mangelte; doch mein Unſtern wollte, daß der erſte Menſch, dem ich in Paris begegnete, ein Landsmann ſein mußte, ein Standesgenoſſe, der ſich dort niedergelaſſen und das Spiel zu ſeinem Handwerk, ſeiner Erwerbsquelle gemacht hatte. Dies wußte ich freilich nicht. Ich war ihm früher nur flüchtig begegnet und entſann mich ſeiner kaum. Allein er erkannte mich ſogleich und ließ mich nicht mehr aus ſeinen Krallen. Es wurde bedeutend bei ihm geſpielt, meiſtenteils von Fremden. Seine ſchöne, eitle, einfältige Frau ſah die Sache nicht klar, freute ſich, daß ihr Salon ſo beſucht ſei und ließ ſich von dieſem und jenem den Hof machen, was ihr Mann gern geſtattete, wenn nur dieſer und jener fleißig Makao oder Landsknecht ſpielte. Später ging die arme Frau mit einem Engländer davon. Ihr Mann hat ihr ruiniertes Leben auf ſeinem Gewiſſen. Sie war ein gutmütiges Geſchöpf und riet mir zuweilen ganz arglos nicht ſo eifrig zu ſpielen.

„Wie langweilig ſind Sie mit Ihren ewigen Karten! Bleiben Sie doch ein wenig bei uns," pflegte ſie häufig zu ſagen, wenn ich ihren kleinen Salon nur betrat, um hindurch und in das Spielzimmer zu gehen, während einige der Herren ihr Geſellſchaft leiſteten.

Doch genug! ich hatte ein Jahr für meine Reiſen beſtimmt und ich brachte es in Paris mit Spiel zu! — Jetzt ſah ich wohl ein, daß dies mehr als eine Neigung, als eine Liebhaberei — daß es eine Leidenſchaft ſei, denn ſie ſchien mir unentbehrlich. Ich verſuchte ihr entgegenzutreten, indem ich ſie nicht befriedigte. Dann fühlte ich eine ſolche Leere, eine ſolche marternde Unruhe um ſie auszufüllen, daß ich wie ein Hirſch, der ſich vor der verfolgenden Hetzjagd in den See ſtürzt, um ihr zu entkommen, unbekümmert ob er ſich rette oder untergehe — daß ich mich in die Aufregung des Spiels warf, um der Meute zu entfliehen, die mich in meiner eigenen Bruſt zu Tode

Meilen, und die Schildkröte bewegt ſich in ihrem ganzen Leben einige hundert Schritt weit; jedes folgt ſeinem Inſtinkt. In der Natur des Menſchen iſt auch Inſtinkt vorhanden, nur erlaubt unſre verrückte und verſchrobene Erziehung nicht ihn auszubilden, zu durchgeiſten: man ſoll ihn unterdrücken. Der ſublime, primitive Drang, der uns weiter führen würde als ſämtliche Schulmeiſtereien, wird mißachtet, und klägliche Präzeptoren-Regeln werden uns vorgeplappert und wir plappern ſie nach mit unverſtändigem Herzen: „in dieſer Weiſe wirſt du glücklich ſein! auf jene Weiſe wirſt du gut ſein!“ — O wie gern! nur kommt es dann plötzlich zum Vorſchein, daß es nicht meine Weiſe iſt; daß ich z. B. den Schildkröteninſtinkt habe, und nicht herumgehetzt werden — oder den des Vogels und nicht ruhig ſitzen mag. Dann großes Geſchrei dort — über die träge Taugenichts-Exiſtenz! hier — über das Vagabondenleben! — Zu ſeinem Inſtinkt bei Zeiten die rechte Sphäre finden, iſt des Menſchen höchſte Weisheit, und wenn auch ſämtliche Präzeptoren und Pädagogen ihre wolweiſen Häupter dazu ſchütteln. Wer dieſe Sphäre ausfüllt, iſt gut; wen ſie ausfüllt iſt glücklich. Eine Regel ohne Ausnahme für Alle, dürfen Sie nicht feſtſetzen.“

„Sie haben Recht, lieber Fürſt! ſagte Cornelie.

zu hetzen ſchien. Indeſſen ſah ich ein, daß mein Vermögen zu Grunde gehen müſſe, und meine Beamten in Seeheim machten mir in ihren Briefen kein Hehl daraus. Ich raffte mich auf in einem Augenblick, wo die Furcht vor ſchmachvollem Ruin meinen zerknickten Willen aufſtachelte; ich verließ Paris und ging nach Italien. Ich hoffte, andere Umgebungen, andere Eindrücke würden mir andere Gedanken geben und ich hatte den lebhaften Wunſch mich von meiner Tyrannin zu befreien. Allein dazu gehörte mehr als eine veränderte Umgebung und mein Wunſch! dazu hätte ein langer, beharrlicher, ſchwerer Kampf gegen die eingefleiſchte Leidenſchaft gehört und dieſen Kampf übte ich nicht, hatte ihn nie geübt. Es war als hätte ich fort und fort mit einer kleinen Schlange geſpielt, deren zierliche Ringel und Windungen mir gefielen — und als hätte ich durch die Gewohnheit des Anblicks nicht bemerkt, daß aus der kleinen Schlange eine gewaltig ſtarke und große geworden, die auf dem Punkt ſei, mich zu erwürgen, wenn ich mich ihrer nicht erwehre. Da ich ſie aber, trotz der Gefahr, die ſie mir brachte, unausſprechlich reizend fand, ſo ſetzte ich mich nur ſchwach, nur äußerlich zur Wehr.“

„Dachteſt Du nie an Gott und ſein Gebot: Du ſollſt keine Götter haben neben mir?“ fragte Floreſtine mit inniger Teilnahme.

„Ich geſtehe Dir — nein! meine Erziehung war anders als die Deine. Wenn ich mich recht entſinne war mein Vater einer von jenen guten Katholiken, denen die Kirche lange nicht gut genug iſt und die gar manches an ihr vollkommener — wie ſie meinen — haben möchten. Wozu die Abſtinenztage, die Faſte, die öſterliche Kommunion? war das nicht Zwang? war Zwang nicht etwas Entwürdigendes? Sollten nicht alle Gläubigen das, was zu ihrer Seligkeit notwendig iſt, von ſelbſt tun lernen? — So fragte er häufig meine Mutter, die immer vor ſeinem etwas ſcharfen Ton zitterte und ihn mit der Ausſicht zu tröſten ſuchte, daß die Kirche und die Menſchheit vielleicht mit der Zeit zu einer ſolchen Vollkommenheit ſich erſchwingen würden, daß ſie exiſtieren könnten ohne dergleichen Geſetze zu geben und zu befolgen. Sie ſelbſt war ſehr gewiſſenhaft in dieſem Punkt. Allein Du weißt, man kann das ſein, ohne die katholiſche Glaubenslehre zur einzigen Richtſchnur auf den Wegen der Welt feſtzuhalten. Dennoch tat es meine Mutter, die im Ehe- und Witwenſtande immer muſterhaft war; allein ſie tat es für ſich allein. Sie hatte nie gewagt meinen Vater darauf hinzuweiſen und auch bei mir verſuchte ſie es nie ſo lange er lebte, ſpäter nur im allgemeinen. Wenn aber das Glaubensleben nicht in der Familie gehegt und gepflegt wird, ſo entwickelt es ſich ſchwerlich bei einem jungen Menſchen auf öffentlichen Gymnaſien, die von Katholiken und Proteſtanten, von Juden und Heiden beſucht werden; und noch weniger auf unſeren Univerſitäten, die ja großenteils Hochſchulen des Unglaubens ſind, aber ſelbſt da, wo ſich das reine Gold der katholiſchen Wiſſenſchaft findet, dazwiſchen immer viel des Nationalismus, Atheismus, Materialismus lehren. Ich bezweifelte nicht die Dogmen unſeres Glaubens, doch ich vergaß ſie.

Anfangs hatte mein Aufenthalt in Italien wirklich den gewünſchten Erfolg: er zerſtreute mich durch die Fülle und den Wechſel der reichſten, ſchönſten, großartigſten Bilder. Die Monumente der Geſchichte intereſſierten mich, die Schöpfungen der Kunſt entzückten mich, die eigentliche Geſellſchaft beſuchte ich nicht — und ſo bewegten ſich meine Gedanken in einem ganz anderen Kreiſe als dem gewöhnlichen, der mir ſo gefährlich war. In Neapel wurde es auf einmal anders, ein zweites Paris! die ſechs Monate, die ich dort verlebte, zerrütteten mein Vermögen gründlich. Ich ſah es mit Schmerz und Entſetzen, denn mir blieben nicht mehr die Mittel nur einigermaßen anſtändig zu leben. Ich weiß nicht, wie die Sache geendet hätte, wenn nicht ein Brief von Frankenhauſen gekommen wäre, der mir kurz und bündig ſchrieb:

„Ich weiß jetzt genau wie es mit Dir ſteht denn ich war in Seeheim bei Deinen troſtloſen Beamten und Du ſollſt es auch wiſſen: ein quaſi

Bettler biſt Du. Jetzt bleibt Dir gar nichts anderes übrig, als ein ganzer Mann zu ſein. Kehre auf der Stelle zurück, übertrage mir Seeheim und alle Deine Geſchäfte, ſchränke Dich ein, tritt in Staatsdienſte und in ſechs bis ſieben Jahren hoffe ich Deine Verhältniſſe wieder in die Höhe gebracht zu haben. Aber komm' stante pede zu Hauſe, ſonſt überlaſſe ich Dich Deinem elenden Schickſal und dann wäre es am beſten Du kehrteſt nimmer in die Heimat zurück.“

Dieſer Brief machte mir einen furchtbaren Eindruck, denn er zeigte mir, daß man auf dem Punkt war mich als einen Verlornen zu betrachten und daß ich nur die Wahl hatte, entweder ein Ausgeſtoßener oder ein ganzer Mann zu ſein. Ich wählte das letztere, verließ Neapel und erſchien bei Frankenhauſen früher als er mich erwartet hatte. Er empfing mich mit väterlicher Herzlichkeit, die ſich ſteigerte, als ich ihm ſagte, ich ſei bereit auf ſeine Vorſchläge einzugehen und ihm mein Ehrenwort gab, binnen Jahr und Tag keine Karte anzurühren. Nun wurde alles ſo ausgeführt, wie der vortreffliche Mann es geplant hatte. Ich trat in die diplomatiſche Laufbahn ein, und da ich ein kleiner gehaltloſer Attaché war, der ſich mit ſeinem kleinen Einkommen ſehr einſchränken mußte, ſo ſpielte ich nichts weniger als eine glänzende Rolle in der Geſellſchaft. Das war mir überaus heilſam. Kein Schmarotzer drängte ſich an mich, kein

Leichtfertiger ſchlug mir vor dieſe oder jene Torheit mitzumachen. Dadurch blieben mir eine Menge von Verſuchungen aller Art fern. Mein Geiſt beruhigte ſich; ich fand Intereſſe am Studium der Staatswiſſenſchaften; ich ſah, daß ich leben konnte ohne zu ſpielen, und es war mir ſehr lieb darauf mein Ehrenwort gegeben zu haben. Nach einem Jahr erneuerte ich es bei mir ſelbſt. Es traten wohl Augenblicke heftigen Kampfes ein, allein ich hatte inzwiſchen gelernt, es ſei möglich entſchiedenen Widerſtand zu leiſten und das ſtählte meinen Willen mehr und mehr. Ich beſann mich jetzt auch auf meine religiöſen Pflichten, die ich leider in jenen traurigen Jahren ſehr unpünktlich erfüllt hatte. Meine vortreffliche Geſandtin ermunterte mich dazu durch Wort und Beiſpiel — eine ſeltene Frau, die unter ihren glänzenden Verhältniſſen manches verborgene Kreuz trug, wie ein Cilicium unter einem Sammtgewande. Ich verdanke ihr außerordentlich viel, denn ich ſah an ihr den Einfluß der Religion auf die Würde des Lebens einer Frau und empfand das Wohltuende, das in dem Verkehr mit ihrem feinen, reinen, geiſtvollen Weſen lag. Vier Jahre blieb ich in ihrer heilſamen Nähe; da ſtarb ihr Mann, ſie zog ſich mit ihren Kindern auf ihre Güter zurück. Ich wurde Sekretär und verſetzt. Ich dachte kaum mehr an meine alte Leidenſchaft. Fiel ſie mir ein, ſo wendete ich die Gedanken mit

Grauen von der bitteren Erinnerung ab, und unter keiner Bedingung berührte ich eine Karte. So vergingen ſieben Jahre und am Schluſſe derſelben hatte der brave Frankenhauſen meine Vermögensverhältniſſe geordnet und Seeheim für mich gerettet. Ich hatte ein anſtändiges Vermögen, meine böſe Leidenſchaft war mir nicht mehr im Wege, ich konnte alſo mit gutem Gewiſſen daran denken, in die Ehe zu treten. Frankenhauſen wünſchte lebhaft unſere Verbindung, geliebte Flore, und daß ich ſie nach meinem erſten Beſuch in Cronenſtein über alles wünſchte — das weißt Du! — Deinem Vater waren meine früheren Verirrungen nicht unbekannt; er fragte mich, wie es damit ſtehe. Ich durfte ihm mit voller Aufrichtigkeit die Verſicherung geben, ich ſei geheilt; Frankenhauſen gleichfalls; das beruhigte ihn und er gab mir auf meine Bitte ſein Wort, dieſen Punkt meiner Vergangenheit nicht vor Dir zu enthüllen und es klingt mir noch in den Ohren — und jetzt ſtärker denn je! — wie er liebreich ſagte, es ſei unnütz, Dich mit einem Geſpenſt zu ängſtigen.

Im vorigen Sommer, als Du zu ſeiner Pflege nach Cronenſtein gingſt, ich wegen der Kammerſitzungen hier blieb, meine Mutter, Amelie Verden und alle Damen unſeres Kreiſes abweſend waren, ſo daß die Geſellſchaft nur aus Männern beſtand, ſetzte ich mich einmal an einen Whiſttiſch und ſah der Partie von vier ſehr feinen Spielern zu, doch ganz gleichgiltig, nur um der Langweile zu entgehen. Da bekam einer der Herren mitten im Tubber ich weiß nicht was für ein Telegramm, das auf der Stelle zu beantworten war. Er ſtand auf, gab mir ſeine Karte in die Hand indem er ſagte: „Sei ſo gut, für mich zu ſpielen, bis ich in einer halben Stunde wieder komme" — und ohne zu wiſſen wie, ſaß ich plötzlich nach mehr als zehn Jahren am Spieltiſch, doch ohne einen anderen Gedanken als den, einen Stellvertreter abzugeben, damit die Partie nicht unterbrochen werde. Aber kaum hatte ich eine Viertelſtunde geſpielt, ſo war ich ſchon mit lebhaftem Intereſſe dabei, und bemerkte nicht, wie Stunde um Stunde verfloß. Der vierte Mann wurde, ich weiß nicht wodurch, abgehalten, wieder zu kommen; die drei anderen waren paſſionierte Whiſtſpieler und ſo ſetzten wir die Partie bis drei Uhr nachts fort. Da ich mit fremden Gelde ſpielte, freute ich mich, ein glänzendes Glück zu haben und am anderen Morgen einen beträchtlichen Gewinn abzuliefern, denn es wurde hoch geſpielt. Dennoch ſchien mir eine ernſthafte Whiſtpartie mit Männern aus der Geſellſchaft nicht gefährlich, und da man mich am anderen Abend wieder dazu aufforderte, nahm ich ſie an. So geriet ich wieder auf jenen ſchlüpfrigen Abhang, wo der Sturz in den Abgrund unvermeidlich iſt, denn man gleitet und gleitet ganz allmählich tiefer hinab, immer tiefer, bis zuletzt der Fuß keinen Halt mehr findet, d. h. bis die Vernunft den letzten Reſt von Selbſtbeherrſchung aufgibt und der Wille kopfüber in den Meerſtrudel der Leidenſchaft ſtürzt. Sie wurde heftiger denn je! ſie ſchien wütende Rache für die lange Unterdrückung nehmen zu wollen! wie eine reißende Beſtie, die der Tierbändiger unwachſam aus den Augen gelaſſen hat, zerfleiſchte ſie mich. Ich wollte ihr entgehen . . . ich kam nach Cronenſtein. Dann trat immer nach wenigen Tagen die namenloſe Unruhe ein, das Gefühl einer krankhaften Leere, die ausgefüllt — einer Stumpfheit, die angeregt ſein wollte. Du bemerkteſt ſogleich meine Veränderung und ſie ſchmerzte Dich. Das tat mir unausſprechlich weh — ich fühlte mich im bitteren Unrecht gegen Dich, gegen meine Kinder, gegen den teueren ſterbenden Vater; — ich war entſchloſſen, Cronenſtein nicht zu verlaſſen, bei Dir zu bleiben . . . und dennoch gab ich immer wieder die guten Vorſätze auf — und das, was ich nicht tun wollte, was die ruhige Überlegung verdammte, was das Pflichtgefühl verabſcheute . . . Flore! das tat ich doch! Zu elenden Ausflüchten, zu Winkelzügen, zu Unwahrheiten griff ich, um Dich zu täuſchen, um nicht in Deiner Achtung zu ſinken, um nicht Deine Liebe zu verlieren und zugleich . . . um einer Leidenſchaft zu fröhnen, die mich Deiner Liebe und Achtung unwert machte. Iſt ein ſolcher Widerſpruch zu begreifen? O . . . ich bin elend!

. . . nur in einem elenden Charakter kann ſo etwas ſtattfinden!"

Er wollte aufſpringen. Sie hielt ihn feſt und bat:

„Erzähle weiter, Oswald, wir ſind noch nicht am Ende."

„Du haſt Recht — wir ſind nicht am Ende!" ſeufzte er: „allein es iſt mit wenigen Worten geſagt. Daß ich vom Whiſt- zum Hazardſpiel überging, wirſt Du Dir leicht vorſtellen. Anfangs hatte ich ungewöhnliches Glück, dann ſo raſendes Unglück, daß ich mir einredete, ich müſſe ſo lange fortſpielen, bis ich das Unglück ermüdet und wieder die Chance des Glückes zu erwarten habe. Dadurch ſammelten ſich die Verluſte rieſenhaft . . . und genug, Seeheim iſt verſpielt, verloren, verkauft, die Schulden ſind getilgt . . . aber damit iſt auch mein ganzes Vermögen dahin . . . ich bin bettelarm."

„So darf der Beſitzer von Cronenſtein nicht reden!" rief Floreſtine: „wir ſind nun freilich in unſeren Einkünften nur darauf angewieſen; wenn aber der Verluſt von Seeheim die bittere Arzenei ſein ſollte, die Deine Seele geſund macht, ſo wollen wir ſie dankbar und froh annehmen. Ich wenigſtens fühle mich ganz leicht um's Herz, ſeitdem ich weiß, mit welchem Feind Du zu tun haſt. Das nicht zu wiſſen — aber ſehen zu müſſen, daß ein grimmiger Feind an Deinem Herzen, an Deinem Frieden, an unſerem Glück nagte — Oswald, das war gräßlich! Jetzt ſind wir wieder eines Herzens, voll Vertrauen zu einander, jetzt wollen wir Mut faſſen für die Zukunft.“

„O mein Engel!“ ſagte Oswald traurig. „Du kannſt unmöglich Vertrauen zu mir haben.“

„Doch! doch!“ beteuerte ſie lebhaft: „großes Vertrauen zu Deinem guten Willen, dem der liebe Gott ja ſchon einmal den Beiſtand ſeiner Gnade geſchenkt hat. Aber ſage mir, wer hat das liebe Seeheim gekauft?“

„Prinz Xaver. Es heißt, er wolle eine morganatiſche Ehe mit Liſa Rink ſchließen und ihr dieſe ſchöne Beſitzung und deren Namen geben.“

„Liſa Rink — Frau von Seeheim! . . . das tut weh!“ rief Floreſtine und Tränen ſchimmerten in ihrem Auge: „Gleichviel!“ ſetzte ſie ſchnell gefaßt hinzu, „wir wollen jetzt daran denken, uns nach unſeren Verhältniſſen einzurichten.“

„Laß uns nach Cronenſtein gehen!“ ſagte Oswald: „es iſt unſäglich quälend und demütigend für mich, hier zu ſein, wenn der Verkauf von Seeheim bekannt wird.“

„Ja, nach Cronenſtein!“ entgegnete ſie freudig. „Sieh wie gut Gott für mich iſt, Oswald! Er erfüllte einen meiner liebſten Wünſche.“

„O mein geliebter Engel! . . . um welchen Preis!“ rief Oswald überwältigt.

Nur unerfahrne, beſchränkte und pedantiſche Menſchen können das wollen; — und ich bin abſolut .... wie eben die Unerfahrenheit es iſt.“

Gotthard blieb ſtehen und ſah ſie an, und als ſie ganz friedlich erwartungsvoll ſeinem Blick begegnete:

„Ja! rief er, unerfahren ſind Sie in erſtaunlicher Weiſe, theuerſte Gräfin! ſonſt müßten Sie doch wol ahnen — was neben Ihnen vorgeht.“

Er bezog natürlich ihren Mangel an Ahnungsvermögen auf ſich. Cornelie aber warf mit leidenſchaftlicher Geberde beide Hände vor's Geſicht.

„Iſt's möglich! rief ſie. Auch Sie halten mich für apathiſch, wie Euſtach es thut! O ich weiß Alles! ich kann mir ja nicht helfen, ich kann mich ja nicht retten — aber ich weiß Alles!“

„Alles nun wol nicht,“ ſagte er, immer im Hinterhalt mit ſeinen Gedanken.

„Ich weiß genug!“ entgegnete ſie ernſt.

„Genug um elend zu ſein — gewiß! aber auch genug um Muth zu faſſen und das Elend abzuſchütteln?“

„Sie ſprechen in Räthſeln,“ ſagte ſie ungeduldig,

„Das Wort zum Räthſel iſt .... daß ich Sie liebe!“ rief Gotthard.

Jetzt blieb Cornelie ſtehen, ſah ihn eiskalt an und

„Sprich nicht davon . . . denke nicht daran, Oswald!“ ſagte ſie mit zärtlicher Bitte: „wirf die Vergangenheit mit kräftigem Willen von Dir, ordne Deine Angelegenheiten bis auf den letzten Heller, zähle dabei immer auf meine volle Zuſtimmung, und biſt Du damit fertig, ſo gehen wir nach dem geliebten Cronenſtein. Denn das muß ich Dir bekennen,“ ſetzte ſie lieblich hinzu, „Seeheim iſt mir bei weitem nicht ſo teuer, wie Cronenſtein.“

Er ſchloß ſie in ſeine Arme, um ſeine tiefe Rührung zu verbergen.

„Kannſt Du mir vergeben,“ fragte er leiſe mit bebender Stimme, „daß ich Dich ſo ſehr gequält habe? . . . daß ich Deiner Liebe ſo unwürdig bin und doch von Dir geliebt ſein möchte . . . und doch auf Deine Liebe vertraue und baue?“

„Gott ſei Dank für dies letzte Wort!“ rief ſie: „alles übrige will ich nicht hören.“

Plötzlich ſich beſinnend ſagte ſie:

„Aber den Brief an Franz Seraph wollen wir jetzt vernichten, denn ſolch ein Mamorbild iſt eine koſtſpielige Sache.“

Oswald ergriff den Brief und ſagte bewegt:

„O meine arme Flore, ſollte ich Dich darum bringen, dieſen Akt frommer Pietät zu üben? Nein, nein! laß uns Einſchränkungen machen, wie Du ſie für gut findeſt; . . . aber der Engel der Auferſtehung. Flore, von dem laſſe ich nicht . . . und den Brief werde ich beſorgen.“

Sie beſprachen manches, was ſich auf die gegenwärtigen Umſtände bezog und was Floreſtine alles ſo gelaſſen und einfach auffaßte, als betreffe dieſer Verluſt ſeines Vermögens nicht ihren Mann, ſondern einen Fremden. Sie vermied alles, was ihn aufregen konnte und gab ihm die Verſicherung, man könne mit den Einkünften von Cronenſtein ſehr behaglich leben, wie er das ja ſelbſt bei Lebzeiten ihres Vaters geſehen habe; der koſtſpielige Winteraufenthalt in der Reſidenz ſei ja nicht immer notwendig. Sie äußerte ſich mit ſolcher Ruhe und Freundlichkeit, daß Oswald ſie bewundern mußte, ohne ſich gedemütigt zu fühlen und daß er endlich ſagte:

„Ich fühle mich wie von der Folter genommen, geheilt und ſtark, ſeitdem Du alles weißt.“

„Deshalb mußt Du mir eines verſprechen, lieber Oswald!“ erwiderte ſie ernſt.“

„Nicht mehr zu ſpielen, nicht wahr?“ rief er lebhaft.

„O nein!“ antwortete ſie ſanft: „ich weiß ja, daß dieſer Entſchluß jetzt ganz feſt in Dir iſt. Gib mir nur Dein Wort, mir zu ſagen, wann er zu wanken beginnt.“

„Sieh, wie Du mir mißtraueſt!“ rief er traurig.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20872 / 059

„Nicht Deinem guten Willen, Oswald!“ entgegnete ſie lebhaft: „allein es ſchleichen ja immer böſe Verſuchungen um uns herum, und um ſie zu bekämpfen iſt es gut, wenn zwei gegen einen ſind. Meinſt Du nicht? Ich würde Dich vielleicht nicht darum bitten, hätteſt Du nicht vorhin ſchmerzlich geſeufzt: O hätte ich früher geſprochen!“

„Gut! ich verſpreche es Dir,“ ſagte Oswald entſchieden.

Als er ſie verlaſſen hatte und ſie wieder allein in ihrem Schreibkabinet war, ſtand ſie raſch auf, verriegelte ihre Tür, und die Tränen, die ſie mit übernatürlicher Kraft in der Tiefe des Herzens verſchloſſen hatte, brachen in Strömen aus. Stürmiſch machte die ganze Heftigkeit ihrer natürlichen Empfindung ſich Bahn, als wollten ſie ſich für die lange Unterdrückung rächen. Seit mehr als einem halben Jahre hatte ſie mit namenloſer Seelenangſt ſchweigend vor einem gräßlichen Rätſel geſtanden. Jetzt erfuhr ſie das Wort, das es löſte und ihr Herz drohte von dieſem Wort zu brechen. Sie war ſo ſtolz auf Oswald geweſen, wie ſie ihn frei von tauſend Erbärmlichkeiten ſah, an denen der Mann leicht kränkelt, der viel in der Welt lebt. Sie war ſo ruhig über ihn geweſen, weil ſie tägliche Augenzeugin war, wie ganz und wie gern er für ſeine Pflichten lebte. Sie war ſo glücklich geweſen in der ſüßen Gemeinſchaft eines Lebens voll gleicher Intereſſen, Anſchauungen, Freuden und Empfindungen, wo etwaige kleinere Differenzen das beſeligende Bewußtſein der Übereinſtimmung in allen großen und wichtigen Dingen nur erhöhten. Und jetzt waren Stolz, Ruhe und Glück mit einem einzigen Schlag dahin! Sie war ein gedemütigtes, geängſtigtes, unglückſeliges Weib. Während ſie zerknickt auf die Kniee fiel, ihre Stirn in die Polſter der Chaiſelongue drückte, wimmerte ſie mit ſterbender Stimme:

Oswald . . . ein Spieler! . . . ein Spieler! . . . Mein Gott, erbarme Dich unſer!

Deo servire regnare est.

Als Franz Seraph Floreſtinen's Brief mit Oswald's Nachſchrift erhielt, freute er ſich über den ſchönen Auftrag — doch die Nachſchrift machte ihm einen peinlichen Eindruck. Was mußte da vorgefallen ſein? . . . Wer von ſeiner Auferſtehung ſpricht, der muß tot, halbtot, totkrank der Seele nach geweſen ſein. Er war ſehr entſchieden dem Engel der Auferſtehung eine Ähnlichkeit mit Floreſtine zu geben, keine Porträtähnlichkeit, wie ihrer Büſte, wohl aber eine idealiſirte Erinnerung an ſie. Er ſtellte dieſe Büſte vor ſich hin und betrachtete ſie nachdenkend. Dann ſtellte er eine zweite und eine dritte Frauenbüſte neben die erſte und betrachtete ſie alle drei ſinnend, prüfend, vergleichend, doch nicht wie Jemand, der den höheren oder geringeren Grad von weiblicher Schönheit an ihnen erwägen wollte. Es ſind Charaktere, ſprach er zu ſich ſelbſt, bleibende, wirkliche Charaktere, wenn auch in dem Gewande ihrer Zeit, ihrer Verhältniſſe. Floreſtine iſt angelegt zum „ſtarken Weib“ des Evangeliums, von dem es heißt: „Kraft und Anmut iſt ihr Kleid“. Dieſe freie, feſte Stirn, dieſe ruhige Tiefe ihres Auges, dieſer reine keuſche Mund — das paßt für die, von welcher König Salomo ſagt: „Es vertrauet auf ſie ihres Mannes Herz“. Freilich iſt ſie auch die Erbtochter von Cronenſtein! . . . das einzige Kind ihres Vaters! . . . dadurch kommen romantiſche Schattierungen in den Charakter und den Kopf — aber die Grundlage bleibt. — Und du, ſagte er halblaut und faßte die zweite Büſte in's Auge, ja auch du biſt ein Charakter, ein Typus, den vor Jahrtauſenden die Menſchheit gekannt und vor dem der Weiſe in den heiligen Büchern gewarnt hat. „Hüte dich vor der Tänzerin, auf daß dich ihre Künſte nicht zu Grunde richten.“ Biſt du auch nicht eine Tänzerin, ſo ſtehſt du mit ihr auf denſelben Brettern, und haſt dasſelbe ſinnbetörende Gewerbe zu üben, denn von einer Kunſt kann allerdings bei der großen tragiſchen Schauſpielerin, bei der großen Sängerin die Rede ſein, die durch eine mühſame Schule anſtrengender, ernſter und ſchwerer Studien gehen müſſen und die durch hohe Meiſterſchaft in ihrem Fach, den Zug nach dem Idealen befriedigen, den der gebildete Menſch durch die Kunſt hervorgerufen und verherrlicht ſehen will. Aber bei deinen Poſſenſpielen, arme Liſa Rink, iſt von Idealen keine Rede! Du treibſt ein Gewerbe, doch keine edle Kunſt und mit deiner üppigen Schönheit *ſpielſt* du das, was du *biſt* „das Weib, durch deſſen Schönheit viele zu Grunde gehen und durch deſſen Haus der Weg hinabführt in die Reihe des Todes." Dieſe beiden äußerſten Gegenſätze ſind noch immer unter uns ſcharf ausgeprägt und es iſt recht merkwürdig, daß meine beiden erſten Büſten ihre Repräſentantinnen darſtellen. In unendlichen Schattierungen aber, und auf unzähligen Stufen, hinauf, herab, bewegt ſich das, was zwiſchen ihnen liegt — und wer kann ſagen, welche Richtung du einſchlagen wirſt, du liebliche Roſabella, auf dem labyrinthiſchen Pfade des Lebens, der gar oft auf der Höhe beginnt und in der Tiefe endet; — ſo ſprach er zu der dritten Büſte.

„Nun, Sir, wie weit die Büſte?" fragte ein großer, kräftiger Gentleman, der ungeniert wie ein guter Bekannter in's Atelier trat. „Bald fertig . . . he?"

„Nein, Sir!" entgegnete Franz Seraph lächelnd; „Sie geben mir ſo viele intereſſante Aufträge auf einmal, daß ich keinen ſchnell ausführen kann. Ueberdas verlangt die feine Ausarbeitung des Marmors ſeine Zeit."

„Schon recht, Sir, ſchon recht! ich dränge Sie nicht. Künſtler haben ihre Eigenſchaften, gehen ihren Schritt — und tun ſehr weiſe daran. Man muß immer ſeinen eigenen Schritt gehen."

Franz Seraph nickte zuſtimmend und blieb bei ſeiner Arbeit; es war das Marmorbild des kleinen Johannes des Täufers.

„Wie das rauhe Fell dem Männchen ſo natürlich um die Schultern hängt!“ fuhr Sir Robert Balmond ſichtlich befriedigt fort: „Ja, ja, Sie ſind ein großer Künſtler . . . nicht wegen des Tierfells, mein’ ich, aber überhaupt. Sie verſtehen mich, he?“

„Ja, Sir Robert, ich verſtehe, daß Sie es ſehr gut mit mir meinen,“ erwiderte Franz Seraph freundlich.

„Bei St. Georg! das haben Sie gut getroffen, Sir! Aber was ich ſagen wollte, Sir: die Roſabel kann heute nicht kommen. Die letzten Tage des Karnevals haben ſie ſehr ermüdet und etwas erkältet; ſie muß ruhen.“

„Warum laſſen Sie nur die junge zarte Miß Roſabella die ganze Karnevals-Campagne mitmachen, Sir Robert?“ fragte Franz Seraph.

Warum, Sir?“ — Weil alle Welt dasſelbe tut, Sir.“

„Das iſt kein Grund für den, der ſeinen eigenen Schritt geht,“ ſagte Franz Seraph lächelnd.

„Doch Sir! es gibt Dinge, geſellſchaftliche Verhältniſſe, einen Ton, eine Mode, die man mitmachen muß, wenn man nicht als Paria daſtehen will . . . und zum Paria iſt Rob Balmond von

Balmond-Caſtle nicht geſchaffen . . . und Lady Balmond auch nicht und Miß Roſabel ebenſowenig. Das können Sie in Ihrem Atelier weder begreifen noch beurteilen.“

„Darin mögen Sie Recht haben, Sir,“ antwortete Franz Seraph ruhig.

„Das heißt . . . mißverſtehen Sie mich nicht, Sir! ich weiß, daß Sie ein Gentleman von ſehr guter Familie und ſehr wohlerzogen und ganz in der Geſellſchaft zu Hauſe ſind . . . oder ſein könnten . . . Prinz Xaver hat es mir ja im vorigen Oktober geſagt. Aber ich meine nur zwiſchen den ſtillen Marmorbildern bekommt man ganz andere Gedanken als zwiſchen lebendigen Menſchen . . . und ich, Sir, habe es nicht zu tun mit St. Johannes im Tierfell, ſondern mit Leuten in Samt und Seide . . . ein verzweifelter Unterſchied, Sir.“

„Den ich vollkommen zu würdigen weiß, Sir Robert,“ ſagte Franz Seraph begütigend, denn er kannte ja deſſen Schwäche, in der großen Welt eine bedeutende Perſönlichkeit — und mit allen vornehmen und ausgezeichneten Perſönlichkeiten befreundet ſein zu wollen — eine Schwäche, die ſeine Frau und ſeine Tochter mit freundlicher Gelaſſenheit hinnahmen.

„Ja, Sir,“ fuhr Sir Robert fort, „es iſt ferner ausgemacht, daß ich im Mai allein nach England gehe; denn wenn Lady Balmond und ſagte: „Sie ſind erbarmenswerth. Für Madame Orzelska ſind Sie hergekommen. Madame Orzelska zieht Ihnen einen andern Mann vor — da ſuchen Sie flugs die Frau dieſes Mannes zu lieben; um ſich zu tröſten — nicht wahr? Das iſt nicht meine Art. Ich liebe meinen Mann und liebe nur ihn. Es iſt möglich daß ich ihn haſſen werde; das iſt jedoch kein Grund um einen Andern zu lieben."

Sie wandte ſich um die Allee wieder hinauf zu gehen.

„Sie haben Recht! Recht! ganz Recht! rief Gotthard ihr den Weg vertretend; — nur Unrecht in der Vorausſetzung, daß Liebe für Madame Orzelska mich hergeführt. Ich kam weil ich nichts zu thun hatte."

„Und lieben mich weil Sie nichts zu thun haben, unterbrach ihn Cornelie mit ſpöttiſchem Mitleid. O, das iſt ſo fürchterlich in der Welt, daß eine unglückliche Frau ſogleich für eine gewiſſenloſe Frau gehalten wird."

„Sie mißverſtehen mich gefliſſentlich, Gräfin! erwiderte Gotthard ernſt. Laſſen wir dies Geſpräch. Ich habe mich nicht in Ihnen geirrt. Sie irren Sich dennoch vielleicht in mir. Das wird Ihnen jetzt höchſt gleichgültig ſein! auch meine Bitte Sich meiner als eines Freundes zu erinnern werden Sie

Roſabel mich begleiteten, ſo müßten ſie notwendig die letzten glänzenden Wochen der Seaſon in London mitmachen und das wäre des Guten zu viel für meine kleine Roſabel. Sie bleiben alſo hier, d. h. in Frascati oder ſonſt irgendwo auf den Bergen, gehen im Auguſt nach Sorrent um dort Seebäder zu nehmen und im Oktober treffe ich wieder hier zum Winteraufenthalt mit ihnen zuſammen. Um all das Gerede von Unſicherheit und Kriegsgefahr für Rom ſcheere ich mich nicht ſo viel, Sir. Das alte Europa ſitzt auf dem Pulverfaß der Revolution, Sir, das wiſſen alle vernünftigen Leute. Es gibt zu viel Mißbehagen, zu viel Unzufriedenheit auf der Welt. Keinem iſt behaglich in ſeiner eigenen Haut. Die Religion, welche die Gemüter beſänftigt und ſtählt, wird verachtet. Da muß ja das Ding explodieren ſo gewiß wie zweimalzwei vier iſt. Aber Sir, ich glaube, man kann dem Weltbrand ruhiger in Rom zuſchauen als in Alt-England. Mir gibt die Nähe des heiligen Vaters eine große Zuverſicht."

„Und kommt es zum Äußerſten, ſo können wir alle mit ihm ſterben!" rief Franz Seraph.

„Sterben, Sir? ich würde ſchon lieber mit ihm leben . . . beſonders wegen meiner Roſabel und wegen meiner Buben, die ich gern wiederſehen möchte, wenn ſie aus Indien heimkehren."

„Nun, wir leben ja noch ſämtlich, Sir Robert!

und auch ich habe noch manches zu tun, bevor ich aus der Welt gehen möchte.“

„Glaub' es gern, Sir! bei Ihrer Jugend will man ein wenig das Leben genießen. Aber fangen Sie endlich damit an, verlaſſen Sie Ihre Klauſe, bleiben Sie nicht der Einſiedler von St Iſidoro. Kommen Sie zu uns. Der Tumult des Karnevals hat aufgehört; man ſieht nur ſeine guten Freunde . . . dazu gehören Sie. Es würde die Roſabel ſehr freuen mit Ihnen von der Kunſt zu ſprechen und Lady Balmond ſchätzt Sie ſehr.“

„Ich weiß wie gütig Sie und Lady Balmond für mich ſind und ich weiß es zu ſchätzen, Sir Robert. Allein man kann nicht zweien Herren dienen. In der Geſellſchaft knüpft ſich ein Ring der Bekanntſchaft an den andern, bis man gewahr wird, daß ſich eine Kette gebildet hat, die gar ſehr unſere Zeit beeinträchtigt und unſere Arbeit ſtört und hemmt.“

„Aber, Sir, Sie haben ein langes Leben zur Arbeit vor ſich!“

„Wer kann das behaupten, Sir Robert?“

„Haben Sie trübe Ahnungen?“ rief Sir Robert triumphierend: „ſehen Sie, das iſt ſchon Hypochondrie, Melancholie, Spleen, überreizte Nerven, Übermaß der Arbeit . . . —“

„Nichts von dem allen!“ unterbrach Franz Seraph, „auf Trübſinn und Ahnungen habe ich mich nie eingelaſſen. Allein mein Leben iſt nun einmal der Arbeit gewidmet und muß es bleiben.“

„Merkwürdiger junger Mann!“ ſagte Sir Robert nachdenklich: „erlauben Sie mir die Frage, möchten Sie etwa möglichſt ſchnell ein Vermögen erwerben?“

„Das kann man nicht in meiner Kunſt, und könnte man es, ſo wäre das doch nicht meine Abſicht . . . wenigſtens nicht zunächſt.“

„Alſo pure Begeiſterung für Ihre Kunſt?“

„Sir Robert, in einigen Jahren, wenn meine Arbeiten für Balmond-Caſtle und ein Auftrag, den ich heute aus meiner Heimat erhielt, ſämtlich vollendet ſind, dann wird Ihnen alles klar werden.“ —

„Dann werden Sie uns Ihre Braut vorſtellen, Sir . . . he?“

„Meine Braut vorſtellen?“ wiederholte Franz Seraph überraſcht.

„Ja, warum denn nicht, Sir?“

„Ich habe keine Braut,“ verſetzte Franz Seraph ernſt und beſtimmt.

„Sonderling! . . . unbegreiflicher! . . . Nun, halten Sie das alles wie Sie wollen — morgen wird Roſabella erſcheinen.“

Und ſie erſchien, ein liebliches Weſen, auf dem noch der zarte Schmelz der Unbefangenheit und der Weltunkenntnis wie friſcher Morgentau auf einer Frühlingsblume lag. Von einer vortrefflichen Mutter erzogen war ſie erſt vor einigen Monaten aus einem Penſionat des Sacré-Coeur in Paris gekommen, wo ſie ſich ein Jahr aufgehalten hatte um perfekt und ohne engliſchen Accent franzöſiſch zu lernen, und in Rom ſollte ſie nun ebenſo perfekt italieniſch lernen und ihr Talent zur Malerei ausbilden.

„Denn die Roſabel," pflegte ihr Vater zu ſagen, „ſoll eine kleine Vollkommenheit werden. Lady Balmond ſorgt für ihre Seele und für das, was ſich auf den Himmel bezieht; ich ſorge für ihren Geiſt und für ihre Beziehungen zur Welt."

Zum Glück für Roſabella wußte ihre Mutter auch in dem letzten Punkt ihren Einfluß zu bewahren; und konnte ſie auch nicht verhindern, daß Roſabella ſchon dieſen Winter in der Geſellſchaft eingeführt werde, weil Sir Robert es verlangte: ſo wußte ſie doch das Maß der geſelligen Freuden unter dem Vorwand zu beſchränken, daß Roſabella's Studien, die ihrem Vater ſehr am Herzen lagen, nicht leiden dürften. Roſabella ſelbſt war mit allem zufrieden, was ihre Eltern anordneten. Schmiegſam wie eine Liane ſchlang ſie ſich an deren Willen mit kindlichem Gehorſam an, und gewiß noch nie hatte Sir Robert und vielleicht nur ganz ſelten Lady Balmond daran gedacht, daß die Schmiegſamkeit elaſtiſch — und das Elaſtiſche des Widerſtandes fähig ſei. Ihre liebliche Erſcheinung war für manches Auge doppelt bezaubernd, weil ſie wie ein köſtliches ſeltenes Bild auf den Goldgrund von Sir Roberts koloſſalem Vermögen gemalt war. Manche, die nichts von der Exiſtenz ihrer älteren Brüder in Indien wußten, hielten ſie für die einzige Erbin, was ſelbſtverſtändlich die Bewunderung bis zum Siedpunkt ſteigerte. Roſabella verſtand das noch nicht. Es gehörte nach ihrer Meinung zur Welt und ſie unterhielt ſich zwar ſehr gut in der Welt, ließ ſich aber keineswegs durch ſie in ihren Gewohnheiten ruhiger und ernſter Beſchäftigung ſtören.

Sir Robert war ſo entzückt von Liſa Rinks Büſte, teils durch die ſprechende Ähnlichkeit, teils durch die wunderſchöne Ausführung, daß er ſeine Roſabella in gleicher Weiſe durch dieſe edle Kunſt verewigt ſehen wollte und ſo war denn Franz Seraph mit ihrem Marmorbilde beſchäftigt. Gewöhnlich begleitete Sir Robert ſie in die Sitzung zuweilen Lady Valmond; beide unterhielten ſich gern mit Franz Seraph und Sir Robert war überdas äußerſt redſelig. Roſabella verhielt ſich ſchweigend, wie das die meiſten jungen Mädchen in Gegenwart der Eltern zu tun pflegen; allein ſie war deshalb nicht zerſtreut, nicht gelangweilt. Ihr feines Mienenſpiel bezeugte die Teilnahme an dem Geſpräch, beſonders dann, wenn Franz Seraph ſprach.

Auch heute war ſie wieder ganz Ohr, denn alles was er ſagte, klang ſo ganz anders, als was die jungen Männer ſagten, die mit ihr tanzten und die älteren Männer, die bei ihrem Vater ſpeiſten. Sie konnte gar nicht begreifen, die arme Roſabella, warum es ſo ganz anders klinge, denn zuweilen ſagte er nur ja oder nein.

„Sie werden doch nicht den ganzen Sommer in Rom bleiben, Sir? nicht die mörderiſchen Fiebermonate des hohen Sommers?“ fragte Sir Robert.

„Im vorigen Sommer war ich ununterbrochen hier bis auf kleine Exkurſionen von ein paar Tagen nach Porto d'Anzio und in's Gebirg.“

„Man muß nicht ſo raſend auf ſeine germaniſche Geſundheit losſtürmen, Sir! machen Sie es hübſch ſo wie alle übrigen und gehen Sie auf die Berge.“

„Es wird mir ſo ſchwer, meine Arbeit zu verlaſſen, daß ich von einer längeren Abweſenheit gar keinen Genuß habe.“

„Sie ſind ein wahrer Fanatiker für die Arbeit. Sir.“

„Arbeit iſt unſere Beſtimmung! Ja, noch mehr! Arbeit iſt das Maß unſerer Vollkommenheit.“

„Wie ſo, Sir?“

„Die heilige Schrift ſagt, das Menſchenleben dauere ſiebenzig bis achtzig Jahre und ſetzt hinzu, wenn ein ſolches langes Leben voll Mühe und Arbeit geweſen ſei, ſo ſei es ein köſtliches Leben zu nennen. Im Sinn der Welt iſt das Gegenteil köſtlich; folglich muß es vor dem Auge Gottes köſtlich ſein, weil es mit unſerer Nachfolge des göttlichen Heilandes zuſammenhängt.“

„Aber Sir, was iſt denn mein Leben vor dem Auge Gottes?“ fragte Sir Robert verblüfft.

„Das kann ich nicht wiſſen,“ erwiderte Franz Seraph lachend, „aber es gibt ja eine unglaubliche Verſchiedenheit der Arbeiten und der Kräfte; — leibliche und geiſtige, äußere und innere Arbeit. Der eine hat den Marmorblock vor ſich, um das Bild des Gekreuzigten herauszumeißeln; der andere hat ihn in ſich, um dasſelbe zu tun; beides iſt eine ſauere Arbeit und vielleicht ſind Sie, Sir Robert, viel eifriger bei dieſer, als ich bei jener.“

Roſabella dachte im ſtillen, ſie glaube, daß Franz Seraph beide Arbeiten betreibe; aber ſie hätte das um alles in der Welt nicht ſagen mögen, während ihr Vater mit großer Aufrichtigkeit erwiderte:

„Nein Sir, das iſt nicht der Fall! Rob Valmond iſt eine ehrliche Haut, aber nicht hoch in der Vollkommenheit. Sie wollen abſolut in den ſiebenten Himmel hinein . . . ich danke Gott, wenn ich nicht in die Hölle komme . . . wie der reiche Praſſer.“

„O lieber Vater!“ ſagte Roſabella bittend.

„O Sir Robert!“ rief Franz Seraph, „ich bitte Gott alle Tage, mich nicht in die Hölle geraten zu laſſen. Das Menſchenherz iſt ſo ſchwach.

ſo verkehrt, ſo rätſelhaft — die guten Anlagen ſind ſo mit den böſen durchſäuert — die Atmoſphäre der Welt und der Zeit iſt ſo vergiftet und vergiftend, daß der liebe Gott uns recht ſehr beiſtehen muß, damit der Teufel uns nicht in einer ſeiner zahlloſen Schlingen fange."

„Nun, ſo ſchlimm iſt die Welt denn doch nicht!" ſagte Sir Robert: „was meinſt Du dazu, Roſabel?"

„Ich kenne ſie zu wenig," erwiderte ſie.

„Und ich ſpreche auch nicht von ihren Bällen und Feſten, Miß Roſabella," verſetzte Franz Seraph. „Ich faſſe die Welt als Weltlichkeit, als Weltſinn, als Gegenſatz zur chriſtlichen Geſinnung auf, und ich glaube, daß dieſe Welt gottentfremdeter denn je iſt, weil ſie den Begriff von Sünde als eine Beleidigung Gottes verloren hat, oder — im letzten Grunde — weil ſie ungläubiger iſt, als das Vorchriſtentum war. Andere chriſtlichen Zeiten hatten ihre Leidenſchaften und Laſter, aber es gab Bekehrungen, für große Sünden wurde ſchwere Buße getan, man verlangte nach Verſöhnung mit Gott, man begriff, daß man ihn lieben könne und ſolle und es gab zuweilen furchtbare Kämpfe in einer von der Macht der Leidenſchaften gefeſſelten Seele, bis ſich dieſe Erkenntnis zur Geltung brachte. Man glaubte. Jetzt, in der Atmoſphäre des Unglaubens, unternimmt man ſolche Kämpfe gar nicht, weil der Gedanke an die Liebe Gottes nicht mehr auftaucht. Wie ein edles Samenkorn, das ſtatt gepflegt zu werden. zwiſchen Unkraut erſtickt und ſtill zugrunde gegangen iſt, ſo iſt es dem Glauben ergangen. Machen ſich aber die Giftpflanzen ungeſtört ſo breit, wuchern ſie ganz unbehelligt fort: dann müſſen ſie Todesſtoff aushauchen, der mehr und mehr die Seelen vergiftet und deſſen Miasmen auch auf ſtarke Naturen einwirken. Unglaube iſt König Wo heutzutage eine Macht iſt, die anerkannt wird, — in der Wiſſenſchaft, in der Politik, in den Regierungsſyſtemen — da iſt Unglaube König."

„Aber die heilige Kirche iſt doch gerade jetzt eine gewaltige Macht," ſagte Roſabella ſchüchtern.

„Ja gewiß! eine ganz wunderbare geiſtige Macht!" rief Franz Seraph: „ſo rein, ſo erhaben, ſo idealiſch, ſo Chriſtus ähnlich, wie ſie nicht immer geweſen iſt. Aber wie wird dieſe Macht angefeindet! wie lehnt man ſich wider ſie auf! mit welchem wahnwitzigen Haß faßt man jede ihrer Kundgebungen auf! Vor dem ſtupideſten Wort eines im Materialismus verkommenen Menſchengeiſtes fällt der Weltſinn auf die Knie und betet den Apis als Gott an, weil ihm die „Wiſſenſchaft" darüber Offenbarungen gemacht hat — und gegen die himmliſchen Lehren der göttlichen Offenbarung erhebt er das Zetergeſchrei, das er einſt gegen den Sohn Gottes unmittelbar und direkt ausſtieß: An's Kreuz! an's Kreuz! — Der wahren, von Gott geſetzten Autorität wird mit einer Sündflut von Läſterungen begegnet; das leere, unwiſſende, armſelige Gerede in einem Tagesblatt oder in einer Kammer wird mit tiefer Devotion als unumſtößliche Wahrheit angenommen. Die Kirche trägt, ſtützt, verbreitet den Glauben zum Heil der Menſchheit: das iſt ihre unverlierbare Macht, die ſie von ihrem Stifter überkommen hat und die nie herrlicher aufleuchtet als in Tagen des Kampfes. Aber der Weltſinn entzieht ſich ihr und huldigt dem bequemen Unglauben — was ihm um ſo ungefährlicher erſcheint, als er die Hölle in's Reich des mittelalterlichen Aberglaubens verwieſen hat.“

„Ein kurioſes Ruhekiſſen für ein zweifelhaftes Gewiſſen!“ meinte Sir Robert.

„Die Frucht des Materialismus!“ verſetzte Franz Seraph: „man begräbt die Seele in den fünf Sinnen der gefallenen Natur; hört die Sinnentätigkeit auf, ſo iſt es gründlich und ewig mit dem Menſchen aus und vorbei. In dieſem höchſt einfachen Syſtem iſt die Hölle ebenſo ein überflüſſiger Luxus wie das ewige Leben.“

„Gräßlich!“ ſeufzte Roſabella, „in einer ſolchen Zeit müſſen wir leben!“

„O wir wollen uns darüber freuen!“ rief Franz Seraph: „nichts kann uns hienieden mehr beglücken, als eine uneigennützige Liebe . . . und lieben wir jetzt unſere heilige Kirche, ſo iſt das verſchmähen — alſo wage ich heut nichts zu bitten als .... um Vergebung.“

Faſt beſtürzt neigte Cornelie in ſtummer Bejahung das Haupt gegen ihn; er verbeugte ſich und ſie gingen aus einander, Cornelie nach dem Schloß, Gotthard in den Hof, wo ihm ſein Pferd vorgeführt ward.

Ich habe ſie doch lieb! ſprach er zu ſich ſelbſt, ſah zu ihren Fenſtern hinauf und ritt nach Landeck.

Abends um zehn Uhr deſſelben Tages erhielt er eine Botſchaft von Madame Orzelska, die ihn auf der Stelle zu ſich beſchied. Er fand ſie in großer Aufregung.

„Fürſt, ſagte ſie, ich erwarte einen Ritterdienſt, und daher weiß ich, daß ich ihn von Ihnen fodern darf. Begleiten Sie mich an die polniſche Grenze, noch heut, noch in dieſer Nacht. Weder ich noch meine Leute ſind der deutſchen Sprache mächtig; ich bin nie allein gereiſt. Ich will durchaus nicht Graf Sambachs Begleitung, die er mir gewiß anbieten würde, wenn er meine Abſicht kennte. Ich will nach Warſchau. Ich bekam heut früh einen Brief von meinem Couſin Heliodor; der Brief beſtimmt mich. Die dreifarbige Fahne, die Fahne der Freiheit weht über dem franzöſiſchen Conſulat in Warſchau; denken Sie Sich welchen Eindruck das durchaus ohne Nebenabſicht! dem Weltſinn gelten wir als Toren, Fanatiker, Heuchler, Scheinheilige und wie die Epitheta ſind, mit denen er die guten Katholiken bezeichnet — und von der Kirche haben wir für hienieden nur eines zu hoffen: daß ſie unſer Opfer annehme — unſer Vermögen, unſere Tätigkeit, unſer Blut, unſer Leben."

„Bei St. Georg, Sir! Sie haben Anlagen zum Martyrer!" rief Sir Robert ganz aufgeregt. „Aber Sie haben ganz recht! es genügt in unſeren Tagen nicht, katholiſch zu ſein; man muß gut katholiſch ſein . . . voll Feuer und Flamme ſein für die heilige Kirche! . . . Und jetzt geht mir auch ein Licht auf über Sie . . .ein ganz helles Licht, Sir: Sie wollen in die päpſtliche Armee eintreten, ſobald es zu einem Kriege kommt — und der kann gar nicht ausbleiben! Sie wollen dieſer heiligen Sache alsdann ſogar ihre teure Kunſt zum Opfer bringen und bis dahin über die Maßen fleißig arbeiten. Ja ja! ſo iſt's! . . . Nun, das freut mich ſehr! Vielleicht kommen meine beiden Buben bis dahin aus Indien zurück und dann werden auch ſie eintreten."

„Ach guter Vater," unterbrach ihn Roſabella, „ſei doch nicht ſo kriegeriſch geſinnt! Es müſſen auch einige gute, fromme Menſchen auf der Welt bleiben! was ſollte ſonſt aus ihr werden?"

„Nichts iſt der Welt nötiger, als Opfer, Miß Roſabella," erwiderte Franz Seraph. „Daß ein paar fromme Menſchen ganz ſchläfrig fortexiſtieren, bedeutet nichts. Aber für große Ideen opferfreudig leben, opferfreudig ſterben — das iſt ein Gegengewicht gegen den Materialismus des Weltſinns, der nichts kennt, nichts predigt, nichts verlangt, nichts ſchätzt, als ſelbſtſüchtigen Genuß."

„Ja, ja! große Ideen ſind herrlich aber ſchwer auszuführen!" ſagte Sir Robert: „ſo ein Franz Xaver, der nach Indien geht und eine Million Hindu bekehrt — ſo ein Vinzenz von Paul, der halb Frankreich vom Hungertode rettete, ohne einen Heller zu beſitzen — ſo ein heiliger Benedikt, der die Grundlage zu Europa's Civiliſation für Jahrtauſende legt — das ſind Ideen und Taten, vor denen man Reſpekt haben muß. Aber wer kann das nachmachen?"

„Die Taten können nur Auserwählte Gottes nachahmen, Sir Robert; allein ihren leitenden Gedanken können und ſollen wir alle haben und auf ihn unſer Tagewerk gründen, möge es nun leuchtend oder unſcheinbar vor menſchlichen Blicken, hochgeachtet oder geringgeſchätzt nach menſchlichem Maßſtab ſein. Wir ſollen Gott lieben und ihm dienen: das iſt der höchſte Gedanke, den wir haben können, denn er ſchließt unſere ganze ſittliche Größe, ſittliche Freiheit, ſittliche Vollkommenheit in ſich. „Deo servire regnare est." Wer Ihm dient, der herrſcht über das Niedrige der eigenen Natur, über das Böſe im eigenen

Herzen, über Fleiſch und Blut, über den Satan und die Welt: und das iſt ja für uns alle das Ideal. Zuweilen iſt mit dieſer Herrſchaft noch eine andere verbunden, die — über andere Seelen, die von dem Beiſpiel eines idealen Strebens ergriffen werden und ihm folgen. Ich weiß nicht, welcher Heilige geſagt hat: „Selten kommt eine Seele allein in den Himmel, allein in die Hölle; ſie zieht gewöhnlich andere ſich nach;“ — eine ſolche Herrſchaft liegt ganz in der Natur der Sache. Freudig wird eine Seele, welche die Richtung auf die Liebe Gottes genommen hat, dem idealen Beiſpiel folgen. Wer die entgegengeſetzte Richtung einſchlägt, dem Herrn den Dienſt aufſagt, den Götzen ſich zuwendet, und mit dem israelitiſchen Volk des alten Bundes zu Gott ſpricht „Non serviam“ — nicht will ich Dir dienen — der langt am entgegengeſetzten Ziel an, und reißt viele mit ſich in den Abgrund, viele, die da wähnten, frei zu ſein, aber ſich freiwillig zu geknechteten Sklaven ihres Götzen machten. Nur der Glaube ſpricht Deo servire regnare est — und nur dieſer Glaube gibt himmliſche Freiheit, d. h. Liebe zum Opfer — und das iſt die größte aller Ideen überhaupt, denn ſie hat Chriſtus in die Krippe von Bethlehem gebracht.“

Sir Robert blickte ganz ſtill und andächtig zu Boden; Roſabella ſchwieg ohnehin; ſo trat eine Pauſe ein, welche jeder mit ſeinen Gedanken ausfüllte und es herrſchte eine große Stille. Franz Seraph im Eifer der Arbeit bemerkte das gar nicht; auch Roſabella nicht. Sie meinte, ſeine Worte müßten ihr Leben durchklingen und noch nie hatte ſie einen ſo heimlich glühenden Wunſch gehabt, als den, Franz Seraph im Hauſe ihrer Eltern zu ſehen. Tanz, Muſik, Unterhaltung, — wie nichtig und leer war das alles im Vergleich zu der Seelenwonne ihn ſprechen zu hören! wie gern würde ſie für dieſen Preis auf das alles verzichten! Aber das konnte er ja nicht wiſſen, und ſelbſt wenn er es gewußt hätte — was lag ihm daran!

„Roſabel, was fehlt Dir!“ rief auf einmal ihr Vater: „Du ſiehſt traurig aus . . . und plötzlich wirſt Du rot!“

„Die Sitzung dauert zu lange, iſt zu ermüdend!“ rief Franz Seraph.

„O nicht doch, Sir . . . mir fehlt nichts, lieber Vater,“ ſtammelte Roſabella verwirrt und aus ihren Gedanken aufgeſcheucht.

„Übermüde Dich nicht, liebes Kind! Für heute wollen wir es genug ſein laſſen, Sir. Wir kommen morgen wieder,“ ſagte Sir Robert und erhob ſich.

Roſabella mußte ſeinem Beiſpiel folgen, ſo ungern ſie es tat — und Franz Seraph blieb allein mit ſeinen Marmorbildern und ſeinen Idealen.

„Ein intereſſanter, junger Mann, nicht wahr, Roſabel?“ ſagte Sir Robert arglos zu ſeiner Tochter: „man weiß nicht, ob er es mehr als Künſtler oder als Menſch iſt.“

Für Roſabella war dieſe Frage entſchieden, aber ſie äußerte ſich nicht darüber und Sir Robert fuhr fort:

„Ein junger Mann von ſolchem Pflichtgefühl, ſolchem innigen Glauben, ſolchem reinen Streben beſeelt iſt ein Mirakel. Ich ſtaune ihn an und habe ihn dabei ſo gern, als wäre er nichts weiter, als ein guter Junge. Es iſt doch etwas Tüchtiges in dieſen Deutſchen . . . wenn ſie tüchtig ſind und ſich nicht in ihrer falſchen Philoſophie vertiefen. Was er ſagt iſt hoch, wahrhaftig ſehr hoch . . . aber es iſt Wahrheit, chriſtliche Wahrheit darin.“

„Deo servire regnare est,“ ſagte Roſabella vor ſich hin.

„Sieh! Du haſt das Latein behalten!“ rief Sir Robert.

„Latein?“ erwiderte Roſabella verlegen: „ich hielt es für italieniſch mit deutſcher Ausſprache.“

„Italieniſch! was fällt Dir ein! iſt „est“ italieniſch? Du könnteſt eher ſagen chineſiſch! Wirf Dich etwas eifriger auf die italieniſche Sprache, Roſabel! . . . Und zuweilen könnteſt Du mit Herrn von Strahl auch zuweilen deutſch ſprechen . . . zu Deiner Übung.“

„Um's Himmelswillen nicht, lieber Vater! mit einem ſolchen Mann in ſeiner Mutterſprache zu ſprechen — das vermag ich nicht!"

„Ein ſolcher Mann, Roſabel? iſt er der Großtürk? iſt er der Kaiſer von Fez und Marokko, daß man vor lauter Reſpekt nicht mit ihm reden kann? Du ſprichſt doch mit anderen Männern, die vornehmer und in der Geſellſchaft höher geſtellt ſind, ganz unbefangen franzöſiſch."

„Ich weiß nicht woher es kommt, aber Herr von Strahl imponiert mir und andere Männer, wenn ſie nicht recht alt ſind und recht ehrwürdig ausſehen, imponieren mir nicht," ſagte Roſabella. „Er ſieht ſo außerordentlich edel aus."

„Ja, er iſt ein perfekter Gentleman."

Roſabella hatte nicht den Mut ſich auf fernere Erörterungen einzulaſſen; aber ſie fand in der Stille, man könne den Eindruck eines vollkommenen Gentleman machen, ohne doch das Gepräge von Seelenadel ſo auf der ganzen äußeren Erſcheinung zu tragen, wie das bei Franz Seraph der Fall war. Ihr reines, von der Welt ganz unberührtes Herz, neigte ſich zart und leicht einem Herzen zu, bei dem es dieſelbe Reinheit ſympatiſch ahnte. — —

Franz Seraph dachte mit Jammer an Telesphor. Seitdem er das armſelige Geſchöpf kennen lernte, das ſolchen unheilvollen Einfluß auf ſeinen Freund hatte, ſchien es ihm unmöglich, daß dieſer nicht von ſeinem Wahn erwache und täglich hoffte er von Neuem auf einen Brief, der ihm die erſehnte Kunde bringe. Aber dieſer erſehnte Brief blieb aus. Seine Mutter ſchrieb ihm häufig; doch zwiſchen all den traurigen Ereigniſſen auf Cronenſtein hatte ſie keine Gedanken für Telesphor und nur einmal erwähnte ſie, daß Frau Herzog geſagt habe, ihr Sohn ſtudiere in Zürich. Darauf ſchrieb Franz Seraph an Telesphor nach Zürich und bat dringend um Antwort, um ein Lebenszeichen, um ein Zeichen alter, unvergeſſener Freundſchaft. Es kam nicht. Wäre es denn möglich? ſeufzte Franz Seraph, ſollte er ſich nicht von ſeinem Sturz erheben? ſollten ſeine Gaben, ſein Verſtand für die Sache Gottes verloren ſein? ſollte dies unglückliche Weſen ſeine Seele ſo furchtbar gefeſſelt haben, daß ſie die Kraft zum friſchen Aufſchwung einbüßte? O elende Schwäche der Leidenſchaft! — — Er ſuchte immer wieder Mut und Hoffnung zu ſchöpfen und kein Morgen ging auf und kein Abend ging unter, wo nicht Telesphor's Name im Gebet auf ſeinen Lippen war; — aber ein ausgeprägter Charakterzug ſeines Freundes erfüllte ihn mit zitternder Beſorgnis: Telesphor war ſtolz! er wollte nie unrecht haben, nie einen Irrtum, einen Fehler eingeſtehen; er machte vieles beſſer als hundert andere und das verleitete ihn zu dem Wahn, daß er alles vortrefflich mache, daß er kaum fehlen könne. So war er als Knabe, ſo als Jüngling. In den einfachen, ſchützenden Umgebungen und Verhältniſſen ſeiner Heimat trat keine überraſchende, unerwartete Gefahr an ihn heran. Er blieb in dem Wahn ſeiner Unantaſtbarkeit, und dieſer ſteigerte ſich durch ſeine reiche geiſtige Entwickelung nach ſeinem Austritt aus dem Vaterhauſe nur noch mehr. Auf dieſem Punkt ſah er ſich plötzlich der Frage gegenüber: Wem willſt Du dienen? Deinem Herrn oder Dir ſelbſt? — Und er wählte den Idolendienſt! — Wird er jetzt eingeſtehen, daß dieſe Wahl ein tiefer Sturz und ein Abfall war? — Von dieſer Erkenntnis hing ſeine Zukunft ab. Das alles wußte Franz Seraph und darum zitterte er. Zuweilen meinte er, Telesphor's Schweigen verheiße nichts Gutes; zuweilen, Telesphor wolle wie die ſtarken Seelen, ſeinen Kampf einſam unter dem Auge Gottes kämpfen. — —

Er ſelbſt blieb ſeiner ſtillen Weiſe treu; — einfach und fromm, ſchlicht und demütig in den Beziehungen zur Außenwelt, in der Stellung zu den Menſchen und zu ſich ſelbſt, aber mit einer inneren Welt voll leuchtender Liebesfülle, die ſich nach der Seite des Himmels erſchloß. Verhält der Schmetterling ſich ruhig, ſo ſieht man nur ſeine dunkelfarbigen Flügel; fliegt er auf, ſo entfalten ſich ſeine bis dahin verdeckten Schwingen im ſchimmernden Farbenſpiel.

Bei der Arbeit flogen die Tage dahin. Das hehre Feſt der Auferſtehung hatte den ſchönſten Frühling gebracht. Da Roſabella's Büſte inſoweit fertig war, daß Franz Seraph ihr die letzte Vollendung geben konnte ohne das Urbild vor Augen zu haben, ſo fand es Sir Robert an der Zeit, für Frau und Tochter eine Niederlaſſung auf den Bergen zu wählen. Nach verſchiedenen Ausflügen fiel die Wahl auf Frascati, wegen der lieblichen nächſten Umgebung voll ſchattiger Spaziergänge, wegen der Leichtigkeit, von hier aus die ſchönſten Punkte des Albanergebirgs zu beſuchen, wegen der Nähe von Rom, weil Roſabella ein paarmal in der Woche den Maler zu ſehen wünſchte, der ihr Unterricht gab; und endlich, weil zwei andere engliſche Familien die Villeggiatura in Frascati machen wollten und man mit ihnen befreundet war. Sir Robert lud Franz Seraph ſo herzlich ein, wenigſtens die Sonntage in Frascati zuzubringen, und Lady Balmond beſtätigte die Einladung mit ſo wohlwollender Güte, daß es bizarr geweſen wäre, ſie abzulehnen.

„In Rom habe ich nie darauf gedrungen Sie bei uns zu ſehen," ſagte Lady Balmond, „weil ich nur allzugut begreife, wie wenig Ihnen das geſellſchaftliche Treiben zuſagt. Allein das ſtille, grüne, friſche Frascati wird Ihnen wohltun und Ihr Künſtlerauge erfreuen, und von der Welt werden

Sie bei uns Einſiedlerinnen nicht beläſtigt werden."

„Ich hätte wahrhaftig große Luſt, auch nach Frascati zu gehen und London — London ſein zu laſſen," ſagte Sir Robert; „aber es geht nicht! ich muß mich opfern — der Seaſon."

Franz Seraph lächelte zweifelnd.

„Mich opfern, Sir! mich opfern!" wiederholte er eifrig: „was würde man denken, wenn von der ganzen Familie Balmond von Balmond-Caſtle niemand erſchiene! man würde unſer Haus für ausgeſtorben halten . . . es vergeſſen . . . das darf nicht ſein. Ich habe Kinder und muß ihnen einen guten Platz in der heimiſchen Geſellſchaft warm halten. Meiner Neigung nach bliebe ich bei Weib und Kind; — allein ein Familienvater hat Opfer zu bringen, Sir, große Opfer."

Halb und halb war es dem guten Sir Robert wirklich ein Opfer, weil er Roſabella und ihre Mutter zärtlich liebte; andererſeits wäre es ihm ein ungeheueres Opfer geweſen, ſich der Gefahr auszuſetzen, aus dem high life in London gleichſam ausgeſtrichen zu werden. Er reiſte ab, nachdem die Überſiedelung nach Frascati geſchehen und alles auf's allerbeſte für die Seinen eingerichtet war. Roſabella ging mit ſtiller Wonne im Herzen nach Frascati: ihr ſehnlicher Wunſch war erfüllt: Franz Seraph kam in das Haus ihrer Eltern.

auf alle Patrioten machen muß. Es geht etwas vor — darum muß ich hin."

„Ich bin Ihr Sclav, ſagte Gotthard. Wann befehlen Sie zu reiſen?"

„Schicken Sie einen Diener als Courier voraus, und hat er den nöthigen Vorſprung, ſo wollen wir fort. Ich laſſe meine Sachen nicht einpacken, nur in die Koffer werfen. Bis vor einer Viertelſtunde war Graf Sambach hier, drum hat nichts vorbereitet werden können."

Um Mitternacht rollte auf der Straße von Landeck nach Glatz Gotthards Kaleſche gefolgt von Madame Orzelska's ſchwerbepacktem Reiſewagen.

Wieder ritt am folgenden Nachmittag Euſtach nach Landeck. Er hatte Antoinette ſo unruhig und zerſtreut gefunden, mit halbem Ohr ihn anhörend, mit halben Phraſen ihm antwortend, daß er wol bemerken mußte es gehe Abſonderliches in ihr vor. Er fragte. Sie ſagte ein Brief von ihrem Mann mache ihr Angſt und Mißbehagen; denn er verlange ihre Heimkehr nach der Ukraine, und darin könne ſie nicht willigen; nach fünfjähriger Trennung wolle ſie keine Vereinigung mehr. Ueberdas beſtimme ihn keine Theilnahme für ſie oder an ihrem Schickſal,

Eine Chimäre.

Der Medizinalrat Rabener hatte eine Gewohnheit, die er mit ſehr vielen Männern teilt: er war für alle Welt liebenswürdiger als für ſeine Frau, und außerhalb des Hauſes weit beſſerer Laune, als in ſeinen vier Wänden. Franziſka's Vermögen beſaß er; es war gering. Ihre Schönheit, die in ihrer Jugendblüte beſtand, war ſchon verwelkt. Feſſelnde Eigenſchaften beſaß ſie nicht, denn ſie vergötterte ihn nicht mehr. Die Vergötterung hatte von ihrer Seite aufgehört — ſie wußte ſelbſt nicht warum! ja, ſie wußte nicht einmal, weshalb ſie ihn eigentlich vergöttert habe, denn er kam ihr jetzt vor, wie ein ganz gewöhnlicher Alltagsmenſch, der ſich nur durch ein gewiſſes entſchiedenes Auftreten und durch ſein Reden Anſehen gab. Es war ihr recht lieb, daß ihm das Anſehen von anderen zu teil wurde; aber ſich darin ſonnen und befriedigt finden, wie früher, das konnte ſie nicht mehr. Sie langweilte ſich. Nicht, daß es ihr an Beſchäftigung gefehlt hätte! mit drei ganz kleinen

Kindern und ihrem Hausweſen hatte ſie Arbeit vollauf; aber was für Arbeit! einförmig, ermüdend, alltäglich! eine neue vermehrte Auflage der Arbeit im Elternhauſe! Das machte ſie mürriſch und gab dem Ausdruck von Eigenſinn, den ſie von jeher hatte, einen finſtern, unfreundlichen Charakter: Sie ſaß und nähte Kinderkleidchen, ließ oft die Nadel ruhen und ſtarrte vor ſich hin. So ſitze ich nun ſeitdem ich aus der Schule entlaſſen bin, alſo ſeit meinem vierzehnten Jahre ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Nie hätte ich gedacht daß es ſo bleiben werde! Wenn ich früher im Elternhauſe ſo am Nähtiſch ſaß und zum Fenſter hinausſtarrte, und nichts vorübergehen ſah als Geſichter, die ich ſämtlich aus- und inwendig kannte, dann dachte ich: Geduld! Geduld! es wird ſchon einmal ein anderer vorübergehen, ein Fremder — und der wird die Fränz erlöſen von ihrem ſchauderhaften Poſten am Nähtiſch! — Nun, der Fremde iſt gekommen; aber den Poſten am Nähtiſch habe ich nicht verloren, obſchon der in der Kinderſtube, in der Küche, in der Leinenkammer, im Keller, auf dem Speicher — und einmal jährlich im Wochenbett — Abwechslung in die Sache bringt. Früher konnte ich wenigſtens auf beſſere Tage hoffen. Das iſt nun aus und vorbei! Mögen hier bekannte oder unbekannte Geſichter vorübergehen — mich erlöſt niemand! —

Franziska fuhr aus ihrem trüben Brüten auf, denn die Tür wurde haſtig geöffnet, ihr Mann trat ein und ſagte unfreundlich:

„Wenn Du doch nicht am Fenſter ſitzen wollteſt! man muß ſich ja fürchten ins Haus zu treten . . . ſo finſter iſt Dein Geſicht!“

„Mein Geſicht iſt wie Gott es mir gegeben hat,“ erwiderte ſie ſchnippiſch.

„Möge Gott es Dir gegeben haben oder Deine Eltern — Du haſt es zurecht gemacht! den mürriſchen Ausdruck, die abſtoßende Miene legſt Du hinein! Es gibt nichts Widerwärtigeres auf der Welt, als das Geſicht einer ewig mißvergnügten Frau.“

„Sehr begreiflich! es iſt ein Vorwurf für den Mann!“ ſagte Franziska eiſig.

„Mit nichten! es iſt der Ausdruck eines unzufriedenen Charakters, und der iſt in der Ehe unerträglich, iſt eine Laſt, die mit jedem Tage ſchwerer wird.“

„Biſt Du denn liebenswürdig, biſt Du angenehm?“ fragte Franziska ſchneidend: „ich bedauere, Dir dieſen Wahn nehmen zu müſſen. Deine Patientinnen, die Du mit Deinem Gerede unterhältſt, und Deine Klub-Freunde, mit denen Du Politik des Liberalismus verhandelſt, mögen das finden; — die Ehefrau findet es nicht.“

Das iſt eben die unverzeihliche Schattenſeite der Ehefrauen!“ verſetzte der Medizinalrat ſpöttiſch lachend und öffnete die Tür um das Zimmer zu verlaſſen.

Da trat Agathe ein und ſagte:

„Was iſt die unverzeihliche Schattenſeite der Ehefrauen?"

„Die üble Laune!" antwortete er raſch.

„Da haben Sie recht," ſagte ſie.

„Hörſt Du, Fränz?" rief er.

„Aber der Ehemann hat auch dieſe Schattenſeite," fuhr Agathe fort, „und kann dadurch die Frau halbtot quälen vermöge ſeiner herriſchen Natur."

„Hörſt Du das auch, Rabener?" rief Franziska ihrem Mann nach, der ſchleunig das Zimmer und das Haus verließ, während ſich Agathe zu ihrer Schweſter ſetzte, einen Strickſtrumpf aus der Taſche zog und ruhig ſagte:

„Bei ſolchem Streit kommt nichts heraus als Erbitterung. Die heilige Schrift ſagt: Einer trage des andern Laſt. Das gilt für alle möglichen Verhältniſſe, beſonders aber für Eheleute."

Franziska warf ihre Arbeit heftig auf den Tiſch und rief:

„Verſchone mich mit Bibelſprüchen! ich komme ohnehin vor Langweile um."

„Wieviel Torheit auf einmal, Fränz! Du wirfſt Dein Nähzeug fort, Du langweilſt Dich. Du willſt nicht hören, welchen Rat der heilige Geiſt erteilt. Ja, was willſt Du denn eigentlich?"

„Glücklich ſein!" rief Franziska ſtürmiſch.

„Ein ganz apartes Glück gibt der liebe Gott Dir ſchwerlich, Fränzl! Er gibt Dir die Mittel und die Verhältniſſe, in denen Du unter tauſend Sorgen und Mühen Dein Glück finden kannſt — und damit Punktum, wie der gute Vater ſelig zu ſagen pflegte."

„Eine kurioſe Sorte von Glück! nähen, ſtricken, kochen, rechnen, Kinder zur Welt bringen!"

„Seitdem unſere Stammeltern das Paradies verloren, iſt das Menſchenleben nun einmal ſo beſchaffen. Der Mann verdient das Brot und die Frau teilt es in gehörige Portionen ein."

„Nein Agathe! Du biſt gar zu proſaiſch!"

„Das iſt möglich, Fränzl! aber ich arbeite gern, ich finde die Erfüllung meiner Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau nicht langweilig, und ich habe die Religion, die mir Mut und Troſt gibt, wenn mir das Herz zuweilen ſchwer werden möchte."

„Warum denn ſchwer, wenn Du doch alles ſo perfekt findeſt?" fragte Franziska ſcharf.

„Nichts iſt perfekt, törichte Fränzl! weder Mann noch Weib, weder Kinder noch Verhältniſſe. Wäre das alles vollkommen befriedigend — o wie würden wir uns an die Erde anklammern, und noch viel weltlicher werden, als wir ohnehin ſchon ſind. Nein! Das alles iſt unvollkommen zu unſerer Übung, unſerer Heiligung — und hat der liebe Gott in dieſe Unvollkommenheit auch Freuden gemiſcht, die das Menſchenherz bedarf, um bei Kraft und Mut zu bleiben: ſo weiß es doch, daß dieſe nur der Schatten der ewigen Freuden ſind, nach denen es ſich unwillkürlich ſehnt. Und dieſe Sehnſucht macht es zuweilen ſchwer. Deshalb darf es ſich nicht ihr hingeben.“

„Und deshalb muß man ſie verſtricken und verkochen, nicht wahr?“ ſagte Franziska, die faſt widerwillig ſich eingeſtehen mußte, daß es gar nicht proſaiſch klang, was Agatha mit ihrem großen Strickſtrumpf ihr eben geantwortet hatte. Nur hatte es einen gewiſſen religiöſen Beigeſchmack, den ſie durchaus nicht vertragen konnte.

„Ja, wenn es die Pflicht mit ſich bringt,“ antwortete Agathe gelaſſen.

„Das iſt es ja eben! ich wünſchte mir andere Pflichten.“

„Hätteſt Du ſie, ſo würden auch ſie Dir läſtig ſein.“

„Die Pflichten einer vornehmen, reichen Frau, wie die Gräfin hier ſie hat, wären mir nie läſtig. Eine ſolche Stellung müßte ich haben.“

„Auch ein ſolches Schickſal, Fränz?“

„Nun, was iſt denn das, daß der Graf ſpielt! es iſt doch viel beruhigender und weniger demütigend, Karten zu Nebenbuhlerinne [illegible] haben, als andere Frauen.“

„Ein Spieler, der ſein ganzes Vermögen verſpielt hat, kann ſie an den Bettelſtab bringen.“

„Nun, dagegen wird ſie ihre Maßregeln ſchon zu treffen wiſſen. . . und überdas liebt der Graf ſie zärtlich, wird alſo nicht zu weit gehen.“

„Du haſt drei hübſche Kinder, und ihre beiden Kinder ſind tot.“

„Ach, ſie kann ja noch zehn Kinder bekommen! Das iſt ja nicht ſo etwas rares — ein Kind! die Welt wimmelt von Kindern . . . nur zu ſehr. Nein! wenn ſie keine andere Leiden hat — dieſe ſind nicht ſchwer. Hingegen das Einerlei des Alltaglebens in einem bürgerlichen Hauſe zu Krähwinkel, ohne Reiſen, ohne Theater, ohne Vorleſungen, ohne Kunſtausſtellungen, ohne intereſſante fremde Perſönlichkeiten — das iſt ſchauderhaft, Agathe!“

„Aber Dein Mann hält Euch ja die ſchönſten Vorleſungen, Dir und den Damen „Euerer Geſellſchaft“ — wie Ihr Euch ausdrückt,“ ſagte Agathe etwas ſpöttiſch. „Die Bürgermeiſterin iſt immer ganz begeiſtert, und die langlockige Gouvernante ebenfalls. Biſt Du es nicht mehr?“

„O ja! aber wie ſelten kommen ſie vor! bei den drei kleinen Kindern gehe ich unter für die Geſelligkeit. Früher war das anders. Es iſt wirklich auf meinen geiſtigen Ruin abgeſehen.“

„Vielleicht zum Vorteil Deiner geſunden Vernunft, Fränz — was ich Dir von Herzen wünſche.

denn Du brauchſt ſie viel notwendiger, als eine hohe geiſtige Bildung. Biſt Du Deinem Mann gegenüber beſtändig böſer Laune, ſo iſt das ein Zeichen, daß Du nicht ſehr vernünftig biſt, denn dadurch verſcheuchſt Du ihn von Dir und aus dem Hauſe — das Traurigſte, was Dir begegnen kann! Bringt es ſein Beruf mit ſich, daß er den lieben langen Tag in fremden Häuſern herumlaufe ſo halte ihn doch um's Himmelswillen am Abend feſt! Jetzt läuft er wieder in den Klub! Dieſe Klubwirtſchaft iſt eine Peſt für die Männer. Noch nie iſt einer durch ſeinen Klub brav, geſcheit und vernünftig geworden; aber oft genug das Gegenteil. Da ſitzen ſie beiſammen, rauchen, trinken, ſpielen Sechsundſechzig, ſchieben Kegel, leſen ſchlechte Zeitungen, treiben politiſche Kannegießerei. Natürlich verdummt ſie das, denn davon kann kein Menſch klug werden. Gott ſei gelobt und gedankt, daß mein Mann faſt nie in den Klub geht! Hat er am Abend Ruhe von ſeinen Geſchäften, ſo bleibt er gern bei mir."

„Wovon ſprecht Ihr denn miteinander?"

„Hauptſächlich mit den Kindern oder von den Kindern — und dann von tauſend Dingen, die uns wichtig ſind; von Knechten und Mägden, von Pferden und Rüben; — aber auch von dem einen was not tut, damit die Seele nicht zu kurz komme."

„Aber Ihr habt keine geiſtigen Intereſſen."

„Die allergrößten!“ rief Agathe lebhaft: „Wir folgen dem Unterricht von ſechs Kindern.“

„Immer dieſe Kinder! . . . Ich meine, Ihr leſt nicht Intereſſantes, nichts, wodurch Ihr an der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit Teil nehmt.“

„Wieder ein Irrtum, Fränz! wir leſen mit höchſter Spannung und Freude die Annalen des Lyoner Miſſionsvereins, welche über die Ausbreitung des Chriſtentums in fremden Weltteilen berichten. Es gibt keine Wiſſenſchaft, die den Menſchen gründlicher und glücklicher entwickelte, als die katholiſche Glaubenslehre; da dieſe nun ſo ziemlich in allen fünf Weltteilen gepredigt wird und zugleich die heiligen Sakramente mitbringt; ſo ſiehſt Du, daß wir an dem Intereſſanteſten, das der Menſchheit widerfahren kann, regen Anteil nehmen. Die Kinder ſpitzen ſchon immer die Ohren, wenn der Vater ſagt: Ein Lyoner Miſſionsheft! — und wer weiß, welchen Eindruck es auf meinen Fidelis macht.“

„Das ſchöne Beiſpiel ſeines Onkels wird ihn ohne Zweifel begeiſtern,“ verſetzte Franziska ſpöttiſch.

„Du meinſt den armen Teles; — aber vergiß nicht, daß ein Bruder meines Mannes Kapuziner iſt,“ ſagte Agathe.

„Es wäre doch zu gräulich, wenn ſich Dein munterer Fidelis in die Kapuzinerkutte vergaffte!“

rief Franziska: „aber freilich! wer ſeine Kinder mit Miſſionsberichten auffüttert, muß auf dergleichen gefaßt ſein.“

Agathe rollte ihr Strickzeug zuſammen, ſtand auf und ſagte:

„Fränz, Du tuſt mir leid, denn Du biſt und bleibſt die unzufriedene, räſonnierende Fränz, die Du allezeit geweſen biſt. Deshalb komme ich immer ganz ſchweſterlich zu Dir und ſuche Dir in aller Freundſchaft die Augen zu öffnen über Deine Verkehrtheit. Doch mit Deinen Sticheleien auf Glauben und Kirche verjagſt Du mich.“

„Schweige ſtill! ich glaube die Gräfin kommt!“ rief Franziska mit einem Blick auf die Gaſſe: „Ja ja! . . . ſie kommt zu mir.“

Sie ging der Gräfin entgegen und führte ſie in's Zimmer, beſchämt im innerſten Herzen, keinen Diener zu haben, der ſtilgerecht anmelde und die Türen öffne. Nach den erſten Begrüßungen ſagte Floreſtine:

„Es iſt mir doppelt lieb, die zwei Schweſtern zu finden, denn ich habe Ihnen beiden einen Vorſchlag zu machen, der mir ſehr am Herzen liegt und den Sie, wie ich hoffe, annehmen werden.“

„Gewiß zu einem guten Werk!“ ſagte Agathe freudig.

„Sie haben es erraten,“ erwiderte Floreſtine.

„Was Frau Gräfin vorſchlagen, wird ohne Zweifel etwas zeitgemäßes ſein,“ ſagte Franſondern nur die Furcht, daß ſie ſeinen Namen in politiſcher Beziehung während dieſer aufgeregten Zeit compromittiren könne. Dieſer Brief ihres Mannes war keine Erfindung von ihrer Seite; nur das war Erfindung daß ſie vorgab dadurch beunruhigt zu ſein. Es fiel ihr nicht ein ſeinem Wunſch nachzukommen: folglich war ſie ganz ruhig darüber.

Aber Euſtach beſtärkte ſie aus allen Kräften in ihrer Abſicht nicht zu gehen, ſondern in Landeck zu bleiben oder, wenn der Aufenthalt allzu wenig Bequemlichkeit während der ſchlechten Jahreszeit biete, ſich nach Altdorf zu überſiedeln, wie er ihr das längſt ſchon vorgeſchlagen.

„Vielleicht!“ hatte ſie ſchwankend geſagt. Heute wollte er verſuchen ihr ein „Gewiß!“ zu entlocken. — Statt deſſen war ſie fort. Die Wirthin ſetzte hinzu mit dem Fürſten. Euſtach ſchwindelte. Er ging nach Gotthards Wohnung und fand ſie leer. Es hieß, mit der polniſchen Gräfin — wie denn alle Polen in Deutſchland immer in den Grafenſtand erhoben werden — ſei er über Nacht abgereiſt, und man wiſſe nicht wohin. Er warf ſich aufs Pferd und ſprengte nach Glatz; er wollte Gewißheit haben. Er fand ſie auf der Poſt beſtätigt. Antoinette war fort mit Gotthard; folglich hatte ſie ihn betrogen. Zorn und Aerger kochten in ihm. Er ziska kühl, denn ſie war keine Liebhaberin der guten Werke, wie ihre Schweſter ſie im Sinn hatte.

„Ich glaube es iſt ſehr zeitgemäß,“ erwiderte Floreſtine, „denn allüberall bilden ſich Vereine und ich möchte gern, daß wir Frauen hier einen Verein bildeten, der ſich den perſönlichen Beſuch unſerer Armen und ihre Unterſtützung zur Aufgebe machte.“

„In dieſem Punkt muß jeder ſein eigener Herr ſein,“ ſagte Franziska eiſig.

„Wäre es nicht ſchön,“ fragte Floreſtine, „wenn eine jede von uns ein wenig von ihrer Selbſtherrlichkeit opferte, weil ſich dadurch ein kleiner Vorteil für unſere Armen erzielen läßt?“

„Man gibt ohnehin, was man geben kann,“ ſagte Franziska immer in demſelben abwehrenden Ton.

„Mehr verlangt der liebe Gott auch nicht von uns,“ antwortete Floreſtine lächelnd; „allein dieſe Almoſen, die der eine hier gibt und der andere dort, zerſplittern ſich gar ſehr und könnten vielleicht unſeren Armen mehr Hilfe bringen, wenn wir uns verpflichten, ſie mit unſerem perſönlichen Beſuch in deren Wohnung zu verbinden, denn dadurch lernen wir ihre wahren Bedürfniſſe kennen.“

„Sehr richtig!“ ſagte Agathe; „wie oft meinen wir für Brot geſorgt zu haben und ſtatt deſſen wurde Schnaps und Tabak gekauft. Man kann auch viel beſſer den Frauen in's Gewiſſen reden, wenn man ſich ſo recht mitten unter ihren unſaubern Kindern und in ihrer unordentlichen Wirtſchaft findet.“

„Und dahinein ſoll ich mich begeben?“ rief Franziska empört: „ich habe genug zu tun mit den eigenen Kindern und dem eigenen Hausweſen.“

„Die Kirche ſchätzt ſolche Vereine hoch, liebe Medizinalrätin,“ entgegnete Floreſtine ſanftmütig, „und wendet ihnen die Gnade vieler heiliger Abläſſe zu — alſo ein Tröpflein vom koſtbaren Blut Jeſu für jeden Gang, der unſerer Natur ſchwer ankommt. Iſt das nicht ein überreicher Lohn für ein geringes Opfer?“

„Ich bin gebunden, habe drei kleine Kinder, die ich nie aus den Augen laſſe, muß zuhauſe ſein, wenn mein Mann heimkehrt, kann vor Arbeit zu keinem Buch, zu keiner Erholung kommen,“ beteuerte Franziska.

„Standespflichten gehen allen übrigen vor,“ erwiderte Floreſtine: „werden Sie von den Ihren übermäßig in Anſpruch genommen, ſo will ich nicht in Sie dringen. Aber Sie,“ fuhr ſie zu Agathe gewendet fort, „was antworten Sie?“

„Daß ich mit Freuden dabei bin, wenn Frau Gräfin die Sache in Gang bringen.“

„Ich hoffe, es gelingt mir, zehn bis zwölf gute Seelen zu werben. Die genügen dem Zweck in unſerem X.“

„Es iſt bewundernswert, daß Sie ſich ſo für X. intereſſieren, nachdem ſie in der herrlichen Reſidenz gelebt haben,“ ſagte Franziska mit ungeheucheltem Erſtaunen.

„Ich habe Mitleid mit den Armen, gleichviel, in welcher Stadt ſie leben,“ ſagte Floreſtine und ſetzte hinzu: „Aber wo ſind denn ihre Kinderchen?“

„Sie krabbeln im Garten umher,“ antwortete Franziska.

„So wollen wir, bitte, in den Garten gehen, ich ſehe die Kinder ſo gern!“ ſagte Floreſtine und ſtand auf.

Franziska hätte viel lieber etwas von dem Leben in der Reſidenz gehört, mußte aber dem Wunſch der Gräfin nachkommen und Agathe ging auch mit.

„Wo krabbeln ſie denn herum, Deine Kinder?“ fragte Agathe, als ſie alle drei im Gärtchen ſtanden und es mit einem Blick überſahen. Die Kinder waren nicht da.

„Wahrſcheinlich ſind ſie ſpazieren gegangen,“ antwortete Franziska gleichmütig.

„Spazieren? die kleinen Kinder?“ fragte Floreſtine ungläubig.

„Nun ja! . . . die Amme trägt das Jüngſte und die beiden anderen laufen mit.“

Agathe hatte dieſe Erklärung nicht abgewartet, ſondern hatte ſich auf die Jagd nach den

Kindern begeben. Sie kam jetzt zurück und ſagte lachend:

„Ich weiß, wo ſie ſind.“

„Nun, wo denn?“ fragte Floreſtine und ging mit Agathe in den Hof. Dort öffnete ſich ein Tor auf eine ſchmutzige, enge Gaſſe. Da ſtand die Amme im eifrigen Geſpräch mit verſchiedenen Nachbarinnen, die teils den Kopf aus dem Fenſter ſteckten, teils auf den Schwellen ihrer Haustür ſtanden, während eine von ihnen der Amme das Kind abgenommen hatte und es auf dem Arm tanzen ließ. Die beiden Größeren aber hatten ſich am Rinnſtein niedergeſetzt und ſpielten gemütlich in deſſen trüber Flut.

„Wolfgang! Friedrich!“ ſchrie Franziska empört über dieſen Mangel an Bildung.

Aber die Bübchen leiſteten dem Ruf keine Folge; nur die Amme riß, entſetzt über die ungewohnte Überraſchung ihren Pflegling aus den ungewaſchenen Händen der braven Nachbarin.

„Und hierher führſt Du die Frau Gräfin!“ rief Franziska mit ſteigender Entrüſtung ihrer Schweſter zu, die lachend bemüht war, Wolfgangs und Friedrichs Händchen zu ſäubern.

„Nein, nein! beſte Medizinalrätin,“ verſicherte Floreſtine begütigend, „ich folgte ihr ganz von ſelbſt — und ich will hier von Ihnen Abſchied nehmen und meine Werbungen fortſetzen.“

Sie bot den Schweſtern freundlich die Hand und ging von dannen, weil ſie die Wetterwolken wahrnahm, die ſich auf Franziska's Antlitz zuſammenzogen.

Dieſe trieb ihre unbotmäßige Schar in Hof und Garten zurück, erteilte reichliche Verweiſe und wendete ſich dann im höchſten Zorn zu Agathe.

„Nie werde ich Dir dieſe Bosheit verzeihen! Mich ſo zu blamieren — das iſt fromm! das iſt ſchweſterlich! das iſt die Geſinnung, die für ſolche abgeſchmackte Vereine taugt.“

„Beruhige Dich und bleibe bei der Sache!“ entgegnete Agathe gelaſſen: „ich habe Dich gar nicht blamiert. Du haſt geſagt, Du ließeſt Deine Kinder nie aus den Augen — und ſiehe da! Du weißt nicht, wo ſie geblieben ſind und wir finden ſie im Rinnſtein! Damit hat meine Bosheit ſo wenig zu tun, als der Verein der guten Gräfin.“

„Und was für ein Verein! mit Ablaßkram, es iſt wahrlich hohe Zeit, daß ein zweiter Luther komme!“

„Ich muß leider fürchten, daß Du reif für ihn wäreſt.“

In jedem Wort ſprach ſich die Kluft aus, welche die Anſichten der beiden Schweſtern trennte. Da bekam Franziska unerwartete Hilfstruppen: die Bürgermeiſterin trat ganz atemlos ein und rief eilig:

„War ſie ſchon hier? Du haſt doch nicht zugeſagt, Fränz? in dieſen Betſchweſter-Klub können wir uns doch unmöglich begeben!"

„Unmöglich!" rief Franziska.

„Mit Freuden!" rief Agathe.

„Sieh da, Agathe!" ſagte die Bürgermeiſterin nachläſſig: „„nun ja, für Dich und Lonchen paßt das, obſchon Ihr Eure Zeit auch beſſer anwenden könntet."

„Das finde ich nicht, Bärbchen! Eine halbe Stunde läßt ſich ſchon ein paarmal in der Woche erübrigen."

„Und welche angenehme Geſellſchaft werdet Ihr haben!" ſagte Bärbchen mit unvergleichlich komiſchen Hochmut: „die Gräfin hat mir ihre Liſte vorgeleſen."

„Iſt die Gräfin mit der Geſellſchaft zufrieden, ſo kann auch ich es ſein."

„Natürlich die Frau Rektorin und deren beide Trabanten, weil die Männer dieſer armen Frauen noch nicht den Mut hatten, ſich vom Rektor zu emanzipieren, wie ihr Kollege Stab. Die Gräfin machte große Augen, als ich ſagte, ſie dürfe Frau Stab getroſt von ihrer Liſte ſtreichen, denn Herr Stab werde das nicht zugeben."

„Das wird dem guten Röschen recht leid ſein," ſagte Agathe, „beſonders weil es ihrem Mann ein ſchlimmes Zeugnis gibt. Nun, wer iſt noch weiter auf der Liſte?"

„Jetzt kommt die vornehme Welt!“ verſetzte die Bürgermeiſterin: „Frau Bäckerin Fiſcher, Frau Metzgerin Vogler, Frau Krämerin Licht“ . . . —

„Ei, rede doch nicht ſo wegwerfend von Frau Licht!“ unterbrach Agathe: „ich höre, daß ſie Euch gewaltig Konkurrenz macht und ihr Geſchäft ſehr in die Höhe bringt, ſeitdem der liebe Gott ihren Taugenichts von Mann aus der Zeitlichkeit rief.“

„Meinetwegen! ich bekümmere mich nicht um Leute, mit denen ich keinen Umgang habe,“ ſagte die Bürgermeiſterin hoch.

„Nun . . . und die Apothekerin?“ fragte Franziska.

„Gewiß! ſie ſtand auf der Liſte . . . und eben jetzt komme ich von ihr! ich wollte ſie vorläufig in Kenntnis von der Sache ſetzen, damit ſie nicht in der Überrumpelung ja ſage. Aber ſie ſteht feſt zu uns, trotz ihres bigotten Mannes!“ ſagte die Bürgermeiſterin triumphierend.

„Verſtändige Frau!“ rief Franziska in demſelben Ton.

„Was das für Manöver ſind!“ ſagte Agathe kopfſchüttelnd: „dies Umherlaufen, dies Abraten, dies Komplott machen!“

„Warum ſoll ich nicht tun dürfen, was die Gräfin tut?“ fragte die Bürgermeiſterin beleidigt.

„Wollte Gott, Du täteſt nichts anderes, als was die Gräfin tut, dann würdeſt Du keine

Schriften von Gottesleugnern leſen,“ ſagte Agathe: „aber auch in dem gegenwärtigen Fall machſt Du es ganz anders. Sie gibt einfach ihren Plan und die Gründe dafür an, und ſchlägt den Beitritt vor; Du läufſt umher, um vor ihr zu warnen, gegen ihren Vorſchlag aufzuhetzen, und andere zurückzuhalten. Nicht nur, daß Du ſelbſt ein gutes Werk ablehnſt, Du gibſt Dir Mühe, es zu hintertreiben, zu ſtören. Weißt Du wohl, daß das ſo recht das Geſchäft des Teufels iſt?“

„Des Teufels!“ ſagte die Bürgermeiſterin mitleidig die Achſeln zuckend, während Franziska mit Heftigkeit ſagte:

„Albernes Geſchwätz! in meinem Hauſe will ich nichts von dieſen Ammenmärchen hören.“

„Das begreift ſich!“ verſetzte Agathe ruhig: wer von Gott nichts wiſſen will, dem iſt der Teufel ein Märchen.“

„Wir wiſſen von Gott das Wahre und Richtige! wir wiſſen . . . — nicht wahr, Fränz? . . . wir wiſſen“ . . . — ſagte die Bürgermeiſterin und ſuchte nach Worten.

„Daß Gott ein Gedanke des menſchlichen Geiſtes iſt!“ ergänzte Franziska.

„Und damit Punktum, wie mein guter, armer Vater ſagte. Nun hab' ich genug. Adieu Bärbchen und Fränz,“ ſagte Agathe und ging fort.

„Schade um die Agathe!“ bemerkte die Bürgermeiſterin: „ſie iſt doch eigentlich eine geſcheite

Frau und läßt ſich ſo verdummen! Begreifſt Du das?“

„Ich begreife am allerwenigſten die Gräfin!“ ſagte Franziska unmutig. Sie konnte die Bürgermeiſterin nicht leiden, weil dieſe eine, wie ihr ſchien, höchſt übertriebene bewundernde Verehrung für Rabener hegte. Was in früherer Zeit ein Band zwiſchen ihnen geweſen war, drohte jetzt ein Stein des Anſtoßes zu werden und nur ungern ſtimmte Franziska den Anſichten der Bürgermeiſterin bei, wenn ſie nicht ein gemeinſames Intereſſe des Haſſes zu vertreten hatten.

„Iſt es nicht unbegreiflich? ſie hat das Schloß voll Beſuch den ganzen Frühling und Sommer — Verwandte und Freunde; gebildete, vornehme Leute und ſie läuft in X. umher und will einen Verein ſtiften, der die Armen beſucht!“

„Als ob ſich die Armen etwas aus dem Beſuch machten!“ ſagte die Bürgermeiſterin: „Almoſen ohne Beſuch wäre ihnen weit lieber.“

„Sie wollen aber die Armen überwachen, zum Guten anleiten, beſſern . . . natürlich zur Frömmigkeit abrichten und Heuchler aus ihnen machen. Eine vortreffliche Aufgabe!“

„Und dadurch Vergebung ihrer Sünden erlangen! das iſt noch vortrefflicher!“ rief die Bürgermeiſterin lachend.

„Du irrſt!“ ſagte Franziska ſehr erfreut die Bürgermeiſterin zurechtzuweiſen. „Vergebung der

Sünden gewährt der Ablaß nicht, ſondern nur Nachlaß der zeitlichen Strafen. Aber das eine iſt ſo unſinnig wie das andere! wer ſoll denn Strafen verhängen, da Gott nur in den Gedanken des menſchlichen Geiſtes exiſtiert? . . . Genug, die Gräfin iſt mir rätſelhaft, denn es wird ihr in der Reſidenz nicht an Gelegenheit gefehlt haben, mit Leuten von wahrer Bildung zu verkehren und geiſtreiche Schriften zu leſen. Mein Mann wird wohl recht haben zu behaupten, die Adeligen wären ſo verkommenen Geiſtes, daß ihnen alle Faſſungskraft für die großen Gedanken der neuen Zeit fehle."

„Ja, Dein Mann!" ſagte die Bürgermeiſterin ſchwärmeriſch: „der ſucht freilich umſonſt ſeines Gleichen, nicht bloß unter den einfältigen Adeligen, ſondern auch unter den Bürgerlichen. Nenne mir jemand in X., der ihm die Schuhriemen aufzulöſen verdiente."

„Du biſt allzu beſcheiden, Bärbchen," entgegnete Franziska mit ſtillem Hohn: „die Frau Bürgermeiſterin ſollte ſo nicht reden. Der Herr Bürgermeiſter hat ganz andere Verdienſte als mein Mann."

„Verdienſte . . . nun ja, ich ſpreche ſie nicht meinem Mann ab," ſagte die Bürgermeiſterin gedehnt: „ich weiß ja am beſten wie man ihn dazu antreiben muß. Aber was ſind Verdienſte neben Geiſt und hoher Bildung?"

ritt nach Altdorf zurück. Es regnete in Strömen, der Sturm ſauſte, ſchwarze Wolken jagten ſich über den ſternenloſen Himmel; es war ein tobendes Unwetter. So kam er nach Altdorf. Früher als gewöhnlich! das frappirte Cornelie als ſie den Hufſchlag hörte, Euſtachs Stimme erkannte. Sie ſprang auf, warf das Buch fort worin ſie geleſen, und ſtand mitten im Zimmer athemlos, erwartungsvoll, als er eintrat, ſich in einen Stuhl fallen ließ, die Hand über die Augen legte und dumpf ſagte:

„Sie iſt fort — mit Gotthard fort.“

„Fort? jauchzte Cornelie, mit Gotthard fort? .... O, Gott ſei Dank!....ewiger, glühender, inbrünſtiger Dank....denn ſie iſt fort!“ Und mit extatiſcher Geberde ſank ſie auf ihre Knie und ſtammelte verklärt: „O Dank, mein Gott, Dank.“

Bei Corneliens Jubelruf ließ Euſtach die Hand ſinken, und erſtaunt, überraſcht, betrachtete er die ganze Szenerie. Es war der kleine hellblaue Salon in welchem ſie ſich immer Abends aufzuhalten und Thee zu trinken pflegten. Lampen erhellten ihn und die Reflexe des Lichtes ſpielten an dem ſchweren, lichten Seidenſtoff, der Wände und Meuble überzog, und in faltigen, reichen, dichtgeſchloſſenen Vorhängen Fenſter und Thüren verhüllte. Zwei Blumentiſche mit farbenreichen Pelargonien bedeckt,

„Zu verachten ſind ſie juſt nicht,“ meinte Franziska.

Während dieſer Geſpräche ſetzte Floreſtine ihre Werbungen fort, erhielt mehr zuſagende als ablehnende Antworten und kehrte ganz froh auf den Schloßberg zurück. Gerade weil es dort nie an Beſuch auf längere Zeit fehlte, hatte ſie ſich mit ihren Verwandten und Freunden auf den Fuß der Freiheit geſetzt, um nicht ein ſklaviſches Opfer der Gaſtfreundſchaft zu werden. Es lag ihr daran dieſen kleinen Verein ins Leben zu rufen. damit er vor dem Spätjahr, welches ſo manche Bedürfniſſe der Armen zu tage bringt, organiſiert und in Tätigkeit ſei und ſie hoffte, daß ſie ſich ihm recht eifrig würde widmen können, da ihr Mann nicht die mindeſte Luſt hatte den Winter, nicht einmal den Faſching, in der Reſidenz zuzubringen, wo ſeine unglückliche Leidenſchaft und der Verkauf von Seeheim ein Aufſehen machten, das ihm höchſt peinlich war. Der Aufenthalt auf Cronenſtein, die Kenntnisnahme der Geſchäfte, das ländliche und doch muntere, bewegte, gaſtliche Leben, das gerade ſo fortging, wie früher bei ſeinem Schwiegervater, als Floreſtine noch unvermählt war — das alles ſagte ihm zu und ſeine Frau fühlte ſich glücklich in ſeiner Zufriedenheit. Aber das unbefangene ſorgloſe Glück, das ſie vor dieſer Kataſtrophe genoſſen hatte, war dahin. Sie hoffte, weil ſie auf Gott vertraute; allein ſie verblendete ſich nicht über die furchtbare Gefahr, die Oswald — die ſie mit ihm — bedrohe. Konnte eine Leidenſchaft, die durch mehr als zehn Jahre eines tadelloſen Lebens beſiegt ſchien, zu einer ſolchen Raſerei erwachen: was war da nicht zu befürchten, da er jetzt zum zweiten Mal ganz von vorn wieder anfangen ſollte und das Gefühl ſeiner Hinfälligkeit in der Verſuchung, lähmend im Herzen trug! Freilich konnte ihm anderſeits die bittere, demütigende Erfahrung und das Bewußtſein der Schwäche, eine große Wachſamkeit geben und ihn zu einem feſteren Vertrauen auf Gottes Beiſtand antreiben. So ſchwebte Floreſtine beſtändig zwiſchen Sorge und Hoffnung und war ängſtlich darauf bedacht ihrem Mann dieſen inneren Streit zu verbergen, nichts als heitern Gleichmut an den Tag zu legen und ihm ſeine Häuslichkeit ſo angenehm wie möglich zu machen. Jetzt fing ſie erſt recht an, ihren Kindern manche ſtille Träne nachzuweinen, denn ſie wären allmählich in das Alter gekommen, wo ſich der Vater mit ihnen hätte beſchäftigen können, und welche liebliche Feſſel wäre das für Oswald geweſen. Aber in allen ihren Schmerzen konnte ſie nichts tun als ſtill ausharren und Gott bitten das Opfer anzunehmen, das ſie von ihrem ganzen Erdenglück willig ihm darbringen wolle, wenn nur Oswald ſich nicht auf's neue in das Verderben ſeiner wahnwitzigen Leidenſchaft ſtürze. Die Gewalt einer ſolchen Leidenſchaft hatte ſie nie an ſich ſelbſt erfahren; es ſchien ihr alſo leichter dieſelbe zu beſiegen, als es für denjenigen war, der ſchon einmal in ihren Feſſeln ſeine beſte Kraft verloren hatte. Obſchon ihre Natur dazu angelegt war, hatte ihre religiöſe Erziehung der Anlage entgegengewirkt und hatten ihre ſpäteren Verhältniſſe als glückliche Gattin und Mutter dieſe Wirkung kräftig unterſtützt und die ſchöne Energie gegen das Böſe mehr und mehr entwickelt, die mit der Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung wächſt. Jetzt ſah ſie die ſittliche Schwäche in nächſter Nähe; aber ſie begriff ſie nicht. Das gab ihr zuweilen innere Anwandelungen von Ungeduld über Oswald, die ſie vollends quälten, weil ſie darin einen Mangel an Abtötung und Selbſtüberwindung erkannte.

Ihr Onkel Frankenhauſen, Oswald's alter Vormund und väterlicher Freund, war ganz außer ſich über die Kataſtrophe, die das ſchöne Lauingenſche Vermögen verſchlungen hatte; und zwiefach außer ſich, weil ohne ſeine Bürgſchaft für Oswald's gründliche Beſſerung, die Ehe mit Floreſtine nie geſchloſſen wäre. Er hatte Oswald mit Vorwürfen überhäuft und ihm die Schmach ſeines Gebahrens in der härteſten Weiſe vorgeſtellt, war aber — zwar nicht verſöhnt, doch entwaffnet worden durch die ſanftmütige Ergebung, mit welcher Oswald ihm beiſtimmte, ohne im mindeſten ſich verteidigen zu wollen.

„Du haſt ganz recht mich erbärmlich zu nennen," ſagte er: „ich habe die Achtung vor mir ſelbſt verloren und kann nicht mehr erwarten, von anderen geachtet zu werden."

„Nu nu!" ſagte der brave Frankenhauſen, der in dem Maß erzürnt war, als er Lauingen gern hatte. „man muß nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten! Du haſt ja auch gute Eigenſchaften . . . haſt Deine Tollheit mit dem Verluſt Deines ganzen Vermögens bezahlt, biſt jetzt auf gutem Wege . . . es iſt noch nicht der Anſpruch auf Achtung aufzugeben . . . aber unbegreiflich iſt die Geſchichte doch! total unbegreiflich!"

„Bei ruhigem Blut iſt es auch mir unbegreiflich!"

„Aber, zum Donner! wer läßt durch die vermaledeiten Karten ſein Blut in Wallung bringen! das hat ja nicht den geſunden Menſchenverſtand!" brauſte Frankenhauſen auf.

„Gewiß nicht! Es iſt ein unſeliger Zauber, der gerade von dieſer Leidenſchaft ausgeht, und den niemand erklären kann. Man ſchwebt in einer Spannung, die ſich nicht geſteigert denken läßt. Das kleine bunte Blatt in meiner Hand kann mich zum Bettler machen oder zum Kröſus — kann meine ganze Exiſtenz zu Grunde richten oder ſie aus dem Ruin in die Höhe bringen — ja, kann Tod oder Leben über mich verhängen."

„Schweig!“ rief Frankenhauſen, „ich kann es gar nicht hören, daß ein Menſch ſich aus Durſt nach Aufregung ſo behexen läßt, daß er zum Verbrecher an ſich ſelbſt wird und Frau, Kinder, Familie, guten Namen, Vermögen, das Glück des Lebens und das Heil der Seele gegen ein Kartenblatt gering ſchätzt.“

„Das iſt ja das Gräßliche jeder Leidenſchaft!“ verſetzte Oswald.

„Laſſe ich mich von einem menſchlichen Weſen behexen, ſo iſt das bei Gott! ſchmachvoll genug!“ rief Frankenhauſen; „aber es iſt doch etwas Lebendiges! es hat ein Herz! es hat eine Seele! es hat doch wenigſtens ſeine fünf Sinne! es ſpricht, es lacht, es weint — kurz! es iſt meines Gleichen. Vielleicht taugt ſie wenig genug, meine lebendige Coeurdame, vielleicht bringt mich ihre Hexerei auch ins Elend — aber es iſt doch etwas anderes, als die blödſinnige Sympathie für eine papierne Coeurdame.“

„Es tröſtet mich, daß Floreſtine in dieſem Punkt anders denkt,“ erwiderte Oswald.

„Nun das verſteht ſich!“ rief Frankenhauſen unmutig: „das hängt mit andern Fragen zuſammen! Ich ſage nur im allgemeinen, daß ich die Leidenſchaft für ein weibliches Weſen minder blödſinnig und unbegreiflich als für das Spiel finde. Und hätte ich jetzt nur die Gewißheit Dich gründlich kuriert zu wiſſen!“

„Davon kannſt Du überzeugt ſein! ich habe ſo viel gelitten und Floreſtine hat ſo viel durch mich gelitten, dieſe liebe Engelſeele, daß ich ein Ungeheuer wäre, wenn ich mich wieder fangen ließe."

„Überdas bedenke Deine pekuniären Verhältniſſe, beſter Freund!" verſetzte Frankenhauſen: „Dein Vermögen iſt verſchwunden bis auf den letzten Kreuzer. Ihr lebt von Floreſtinens Vermögen. Sollteſt Du auch das ruinieren — was bleibt denn für Euch? und was für die Kinder, die Euch Gott ohne Zweifel noch ſchenken wird! Du kannſt doch kein Bettelvolk in die Welt ſetzen."

„Sei feſt überzeugt, entgegnete Oswald, daß ich das alles überlegt und mir feſt eingeprägt habe. Ich bin für meine Torheit zu hart geſtraft, um nicht einen Rückfall ängſtlich zu meiden."

Für ihren Mann ſah Floreſtine mit Beklommenheit dem Winter entgegen. Frauen haben tauſend kleine Beſchäftigungen durch weibliche Arbeiten, kleine Kunſtfertigkeiten, häusliche Intereſſen, die teils ihre Hände, teils ihre Gedanken, immer ihre Aufmerkſamkeit und ihre Zeit in Anſpruch nehmen, ſo daß ſie, wenn ihr inneres Leben gut geordnet iſt, einen ſtillen Landaufenthalt unſchwer ertragen. Dem Mann fehlt dieſe kleine Tätigkeit für jede Stunde. Iſt er nicht ein eifriger Agronom oder ein eifriger Jäger, ſo kann ihm ein Wintertag recht lang erſcheinen. Oswald ging ganz gern mit anderen Männern ab und an auf die Jagd; er hatte aber nicht die Liebhaberei, die damit das Leben ausfüllt. Der Grund und Boden der Cronenſtein'ſchen Güter war verpachtet; die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben beſorgte der Rentmeiſter, der bereits fünfundzwanzig Jahre dieſem Amt vorſtand. Für Oswald gab es kein Feld der Tätigkeit auf Cronenſtein. Die Muſik machte ihm Freude und er las gern — nur nicht den ganzen Tag.

Um Mitte Oktober, als das Laub fiel, die Abende lang und die Tage kühl wurden, trat eine große Veränderung im Schloß ein: Floreſtine, Oswald und Frau von Strahl waren allein. Unter anderen Umſtänden würde Floreſtine ihr Leben zu Dreien ſehr gemütlich gefunden haben: ſie ritt mit ihrem Mann ſpazieren, ſie muſizierte mit ihm und abends, während ſie und die Tante mit Handarbeit beſchäftigt waren, las er ihnen vor. Aber jetzt ſchwebte über dem allen der bange Gedanke: Oswald langweilt ſich! . . . ſteigert ſich die Langweile, ſo wird er nach Zerſtreuung verlangen . . . etwas verlangen, das ihm Intereſſe einflößt . . . ihn anregt! . . . Nichts regt ihn ſo an, ſo auf, als das unſelige Spiel . . . er hat es ſich gleichſam zu einem Bedürfnis gemacht, das Befriedigung begehrt . . . er hat eine unnatürliche Leere in ſich geſchaffen, die ihn in fieberhafte Unruhe verſetzt, bis ſie durch einen unnatürlichen Reiz ſcheinbar ausgefüllt wird! . . . Er verzehrt ſich in Qualen

— ſei es in der Qual des leidenſchaftlichen Verlangens, ſei es in der Qual der Reue ihm nachgegeben zu haben. . . . Sein inneres Gleichgewicht iſt gräßlich geſtört! — —

So dachte Floreſtine, die ihren Mann allzu genau kannte und allzu innig liebte, um nicht jedes Wölkchen zu bemerken, das über ſeine Stirn flog und jeden Nebelſtreif, der ſein Inneres verdüſterte. Und ſie täuſchte ſich nicht: da waren Wolken, da war Nebel! —

Die heiligſtille Allerſeelen-Oktav war vorüber, war feierlicher denn je begangen worden, da die fromme Tochter das Andenken ihres Vaters mit allen Gnaden und Ehren umgeben wollte, welche die Kirche den Abgeſchiedenen widmet. Ganz müde von Gebet, Schmerz und Tränen ſagte Floreſtine eines Tages zu Frau von Strahl:

„O Tante! der Tod meines Vaters iſt ein doppeltes Trauerdenkmal für mich . . . denn mit ihm iſt auch mein Glück zu Grabe gegangen. Sein Verluſt fällt mit dem Wendepunkt meines ganzen Lebens zuſammen . . . und ich werde eben jetzt furchtbar daran erinnert, denn Oswald iſt fort.“

„Fort! . . . und wohin?“ rief Frau von Strahl blaß vor Entſetzen.

„Weiß ich es? Er iſt fort! Heute in aller Frühe ſtand er auf. Ich erwachte und fragte wie Du: wohin? Er küßte mich und ſagte, er wolle auf die Jagd gehen. Ich war müde und ſchlief wieder ein. Daß er nicht zum erſten und zweiten Frühſtück hier war, konnte mich nicht beunruhigen. Aber vorhin begegne ich dem Jäger, der eine Menge Krammetsvögel bringt und ich frage ihn, ob der Graf zurückgekommen ſei. Er antwortet, er wiſſe es nicht. Ich frage; ob er nicht den Grafen auf die Jagd begleitet habe. Nein! ſagt er: der Herr Graf iſt in aller Frühe ausgeritten, ob auf die Jagd — kann ich nicht ſagen; aber ein Gewehr hatte er nicht bei ſich. — O Tante! was iſt aus ihm geworden! Er iſt gewiß zur Eiſenbahnſtation geritten und Gott weiß wohin! in die weite Welt hinausgefahren."

Frau von Strahl fand keine Antwort, denn ſie hatte denſelben Gedanken und mochte ihn doch nicht ausſprechen.

„Und doch kann ich das nicht recht glauben, weil mir Oswald verſprochen hat zu ſagen, wenn ihn die Unruhe der Leidenſchaft ergreift," ſetzte Floreſtine hinzu, wie um ſich ſelbſt zu beruhigen.

„Ach mein armes Kind! in der Leidenſchaft vergißt man ganz andere Verſprechen!" erwiderte Frau von Strahl beklommen.

„Das fürchte ich, Tante! . . . aber es iſt ein Strohhalm der Hoffnung! . . . ich halte ihn feſt."

Die Zeit verging. Floreſtine war nicht im Stande fünf Minuten bei derſelben Beſchäftigung zu bleiben. Bald meinte ſie es komme ein Reiter den Schloßberg hinauf, bald glaubte ſie Oswalds

Stimme, Oswalds Schritt zu hören, bald hörte ſie nichts als den Schlag ihres Herzens, der ihre Bruſt zu ſprengen drohte. Dann warf ſie ſich vor ihrem Kruzifix auf den Betſtuhl und flehte zu Gott, Er möge ihr ſagen, was ſie tun, wie ſie ſich verhalten ſolle. Das war das einzige, was ihr ein wenig Ruhe gab. Es dunkelte ſchon; da ging ihre Tür auf und Oswald trat ein. Sie wollte vom Betſtuhl ſich erheben, allein der Gegenſatz der Freude zu der bitteren Herzensangſt war ſo gewaltig, daß ſie halbohnmächtig zurückſank und nur mit einem tiefen Seufzer ſeinen Namen nannte. Er eilte auf ſie zu, kniete neben ihr nieder, umſchlang ſie zärtlich, gab ihr tauſend ſüße Namen. Sie legte den Kopf auf ſeine Schulter und ſagte tonlos vor Ermattung:

„Das nicht, Oswald! . . . nur das nicht!“

Er ſelbſt ſah erhitzt, abgeſpannt, übermüdet aus; beide zuſammen ein trauriger Anblick! Alle Bedingungen vorhanden, mit denen man ein edles Glück ſich ſchaffen kann — und jetzt verwüſtet durch eine unſelige, unwürdige Leidenſchaft.

„Wo biſt Du geweſen? O täuſche mich nicht und ſprich die Wahrheit!“ ſagte Floreſtine, nachdem ſie ſich gefaßt hatte.

Oswald ſank in einen Lehnſtuhl, drückte beide Hände auf ſeine glühende Stirn und ſeufzte:

„Flore! wüßteſt Du wie elend ich mich fühle, ſo hätteſt Du Mitleid mit mir.“

unterbrachen anmuthig die anmuthige Monotonie des Gemachs. Aus einem kleinen Räuchergefäß von antiker Form, das auf einer Marmorkonſole neben Corneliens Cauſeuſe ſtand, wirbelte ſich ein leichtes bläuliches Wölkchen auf und erſetzte das Arom, das den Blumen fehlte. Der ganze Raum voll Licht und Duft, voll Glanz und Frieden — doppelt ſtralend gegen die Finſterniß da draußen! doppelt anlockend gegen das unheimliche Wetter, das umſonſt gegen die Fenſter brauste! — war wie ein Stückchen vom Paradies, und ein Engel waltete darin. Cornelie mit ihren ſchönen hellbraunen Locken, die Stirn verklärt, das Auge ſtralend, das ganze Antlitz in Freudenflammen getaucht, während traurige Thränen noch an ihren Wimpern hingen, die Arme erhoben, die ſchöne Geſtalt ſo natürlich und ſo graziös auf den Knien liegend, wie das Kunſtſtudium es nicht treffen und nicht nachahmen kann — Cornelie aufgelöst in Liebe, Leid und Jubel....ſeinetwegen! überrieſelt, zum erſten Mal vor ſeinen Augen, von herzpochender Leidenſchaft....ſeinetwegen! und das Alles jetzt, nachdem er ſie vernachläſſigt, gekränkt, gemartert hatte; und das in dem Augenblick wo er ſich durch eine Andere verletzt nannte — — das war ein Triumph!

„Cornelie.... vergieb,“ ſagte er ſanft, und hef-

Wenn Oswald ſo niedergeſchlagen ſprach, nahm ſie ihre ganze Kraft zuſammen um ihn zu erheben und zu tröſten, und auch jetzt ſagte ſie zärtlich und ſeine Worte anders deutend:

„Ja, lieber Oswald, laß mich mit Dir leiden; es wird mir eine Erquickung ſein.“

„Es gibt ein Gemälde — ich glaube es iſt ein pompejaniſches — das paßt für mich, meine arme liebe Flore, das gibt Dir ein Bild von mir: auf dem Rücken einer Chimäre, eines fabelhaften, aus verſchiedenen Tieren phantaſtiſch zuſammengeſetzten Gebildes ruht ein Jüngling und die Chimäre führt ihn hoch, weit, im ſchwindelnden Flug durch die Lüfte. Wohin? . . . ach, wohin führt ein Ungeheuer den armſeligen Menſchen? . . . zum Fall in den Abgrund . . . zum Sturz in die Tiefe! Die Leidenſchaft iſt eine ſolche Chimäre! . . . Aber das Schauerlichſte auf dem Bilde iſt, daß der Jüngling, indem er den Hals ſeiner Chimäre umſchlingt, ihr eine Trinkſchale darreicht! er wird nicht beſinnungslos von ihr entführt — Nein! er nährt ſie, er labt ſie! vielleicht verabſcheut er ſie als ein Ungeheuer — aber der wahnſinnige Reiz des ſchwindelnden Fluges iſt ſo überwältigend, daß er nicht widerſtehen kann . . . oder nicht will . . . genug, er widerſteht nicht! . . . Und dieſer Menſch mit ſeiner Chimäre, Flore! . . . bin ich.“

„Verleumde Dich nicht!“ antwortete ſie gefaßt, „Du widerſtehſt! Du ſuchſt das Ungeheuer zu bändigen. Aber ſprich! wo biſt Du geweſen, lieber Oswald. Du ſiehſt ermüdet aus.“

„Ich ritt zur Eiſenbahnſtation und verfehlte den Zug um zwei Minuten. Ich ritt zur zweiten Station um mit dem nächſten Zug von dort abzugehen. Die Chauſſee machte aber ungeheuere Umwege und geht über die Berge. Mein Pferd wurde müde vom ſcharfen Ritt. Ich ſah die Unmöglichkeit ein die nächſte Station rechtzeitig zu erreichen. Dadurch kam ich auf andere Gedanken. Vielleicht war dies ein Wink der Vorſehung . . . vielleicht ließ mich mein Schutzengel nicht weiter kommen. In einer Dorfſchenke gönnte ich dem Pferd ein paar Stunden Raſt und ritt dann zurück. Auf dieſe Weiſe war ich elf Stunden im Sattel.“

„Aber, lieber Oswald, wohin wollteſt Du? was wollteſt Du?“

„Nach der Reſidenz wollte ich . . . eine Nacht ſpielen . . . und morgen wieder hier ſein!“ rief Oswald in heftiger Aufregung.

„Gott ſei gedankt, daß Du jetzt wieder hier biſt!“ erwiderte Floreſtine. Dann ſchwieg ſie, weil er ſchwieg. Man ging zum Eſſen und es war nicht weiter davon die Rede.

Aber in Floreſtinens Bruſt niſtete ſich ein raſtlos nagender Wurm ein: die Angſt, daß Oswald von ſeiner Chimäre entführt werde. Blieb er auf einem Spazierritt länger aus, fand ſie ihn nicht in ſeinem Zimmer — gleich ging ihr der Dolchſtich durch das Herz: Er iſt fort! In der Nacht konnte es wohl von ihr heißen: Ich ſchlafe; aber mein Herz wacht! denn ihre Träume waren nichts als Liebe und Sorge um ihn und oftmals fuhr ſie aus dem Schlummer auf und rief voll Entſetzen ſeinen Namen, weil ihr war, als habe er ſich leiſe fortgeſchlichen.

„Du reibſt Dich auf, mein armes Kind!“ ſagte Frau von Strahl bekümmert.

„Es iſt nichts geringes, Tante,“ erwiderte ſie ſchmerzlich lächelnd, „immer Wache zu halten am Rande des Abgrundes, damit er nicht hineintaumele.“

Frau von Strahl aber dachte daran, daß Floreſtine die Tochter einer äußerſt zarten Mutter ſei und daß das Kreuz von Schmerz und Leiden, das ſeit anderthalb Jahren vielgeſtaltig auf ihr lag, ihren feinen Organismus aufreiben könne. Sie ſagte alſo eines Abends, als ſie traulich beiſammen ſaßen, während Sturm und Regen an die Fenſter ſchlugen:

„Ich ſehe nicht ein, warum Ihr den ganzen Winter hier zubringen wollt! Geht doch in ein ſüdliches Klima. Es würde Floreſtinen recht heilſam ſein.“

„Was meinſt Du, Florette?“ ſagte Oswald in einem Ton, der deutlich ſein Gefallen an dem Gedanken verriet.

Floreſtine hatte ſich im Sopha zurückgelehnt, ermüdet durch einen dreiſtündigen Ritt, den ſie trotz des ſtürmiſchen Wetters mit ihrem Mann gemacht, weil er ihre Geſellſchaft gern hatte. Sie richtete ſich auf und ſagte:

„Sehr gern, Oswald, wenn es Dir lieb iſt; aber meinetwegen nicht.“

„Ganz recht!“ ſagte Frau von Strahl lachend, „der eine von Euch tut es für den anderen! das iſt in der Ordnung. Zögert aber nicht Euch auf den Weg zu machen. Neapel iſt weit von hier.“

„Nicht nach Neapel!“ rief Oswald lebhaft.

„Wohin möchteſt Du am liebſten?“ fragte Florentine.

„Nach Nizza!“ erwidert er, „Nizza's Orangengärten am Geſtade des ewigblauen Meeres, ſind wohltuender, als der aufregende Tumult von Neapel.“

„Alſo nach Nizza!“ rief Floreſtine mit der ganzen frohen Lebhaftigkeit ihrer Natur, die ſich durch den Gedanken ſteigerte, die Reiſe, die neuen Bilder, die fremden Menſchen würden Oswald in heilſamer Weiſe zerſtreuen. Auch er ſchien es zu hoffen, denn er ſagte heiter:

„Da wollen wir andere Spazierritte machen.“

„Du hätteſt dieſen Wunſch längſt ausſprechen ſollen! Dann wären wir jetzt ſchon in Nizza,“ verſetzte Floreſtine.

„Ich dachte, Du würdeſt ungern fortgehen.“

„Ungern! mit Dir und auf Deinen Wunſch ungern fortgehen und gar nach dem ſchönen Süden: die Worte paſſen nicht zuſammen! . . .“

„Macht Euch nur bald auf den Weg,“ ſagte Frau von Strahl, „ich werde Cronenſtein ſchon in Ordnung halten.“

„Ach, daß Du ſo ganz allein bleibſt, Täntchen, das ſchmerzt mich! Geh’ mit uns!“ ſagte Floreſtine.

Auch Oswald bat darum; doch ſie lehnte es entſchieden ab und trieb nur zur ſchleunigſten Abreiſe an. Dieſe erfolgte wirklich am Anfang der nächſten Woche und Frau von Strahl blieb einſiedleriſch auf Cronenſtein.

„Da habt ihr ein Beiſpiel von der wetterwendigen Laune einer vornehmen Dame!“ ſagte Franziska in ihrem gewöhnlich bitteren Ton zu ihren Schweſtern. „Im Auguſt ſetzt ſie ganz X. in Alarm mit ihrem Armenbeſuch-Verein und im November packt ſie die Laſt Euch auf, reiſt nach Italien und denkt an keinen Armen!“

„Du irrſt wie gewöhnlich!“ erwiderte Agathe, „ſie bürdet uns keine Laſt auf. Sie hat das Rechnungsweſen übernommen und für die Dauer ihrer Abweſenheit der Frau Majorin übertragen und hat den Rentmeiſter angewieſen jeden Monat ihren beſtimmten Beitrag der Vereinskaſſe zu zahlen. Nur ihre liebenswürdige Perſon fehlt uns.“

„Mir iſt es ein großer Troſt,“ ſagte die Doktorin Hellmut, daß ſie mir verſprochen hat, ſich einen Tag in Zürich aufzuhalten und den armen Teles zu erkundſchaften.“

„Der arme Teles befindet ſich ganz vortrefflich!“ ſagte Franziska. „Ich begreife nicht, warum Ihr das meinem Mann nicht glauben wollt, der zuweilen durch einen Freund in Zürich von ihm hört.“

„Weil wir einen anderen Maßſtab für das Wohlbefinden unſeres Bruders haben, als Du und Dein Mann,“ entgegnete Agathe.

„Und weil wir nimmermehr glauben können, daß er ein zufriedenes, geordnetes Leben führe, ſo lange er nicht der Mutter ſchreibt,“ ſetzte die Doktorin hinzu.

Enttäuſchungen.

Die treue Schweſter hatte mit ihrer Vorausſetzung das Richtige getroffen: Telesphor führte in Zürich das wildeſte, zügelloſeſte Studentenleben. Es gibt aber Männer, welche meinen, ein tüchtiger Student und Ausgelaſſenheit gehörten zuſammen; er werde mit der Zeit ſchon geſetzt werden; Amt und Beruf würden das bischen Rohheit ſchon abſchleifen; — und weiter ſehen ſie nicht. Ob Glaube, Sittlichkeit, gute Grundſätze in dem unſittlichen gemeinen Treiben angefreſſen, ja ruiniert werden, iſt ihnen gleichgültig, da man es auch ohne das in der Welt zu etwas bringen kann. Manche freuen ſich ſogar über die ſittliche Verwüſtung eines jungen Mannes, denn ſie hat gewöhnlich ſeine Entfremdung vom Glauben zur Folge und das iſt allzeit ein großer Triumph für Leute, die den ihren verloren haben und dem Indifferentismus in tauſend Schattierungen bis zum niedrigſten Unglauben verfallen ſind. Ein ſolcher Mann war der Profeſſor in Zürich, dem

Telesphor ein Empfehlungsſchreiben von Rabener überbrachte und der zuweilen nach X. ſchrieb, Telesphor befinde ſich ganz vortrefflich. Nach des Profeſſors Begriffen war das richtig: er kannte kein höheres Geſetz, als das ſelbſtgeſchaffene, und nach dieſem Geſetz lebte Telesphor — jedoch ohne die Überzeugung, daß es das abſolut wahre ſei. Vielleicht hat niemand dieſe Überzeugung, ſehr wahrſcheinlich ſogar; denn der Menſch iſt nach dem Bilde Gottes geſchaffen und auch der roheſte trägt das Gefühl für Wahrheit und Recht in ſich, als den lichten Abglanz des ewigen Geſetzes, welches in Gott ruht und welches Lüge und Unrecht verdammt. Erhebt ſich der eine, indem er dem inneren Licht folgt, höher und immer höher zur reinſten Tugend, zur Vollkommenheit, zur Heiligkeit: ſo kann ſich der andere freilich auch vom Lichte abwenden, den entgegengeſetzten Weg einſchlagen und das entgegengeſetzte Ziel in der Zeit und in der Ewigkeit erreichen; allein vernichten kann er das Licht nicht, ſo ſehr er es auch wünſchen möge. Und er muß es wünſchen, um aus dem Zwieſpalt im Gewiſſen herauszukommen, der ihn nicht ſowohl unglücklich als unſelig macht und ihm die gewiſſe dämoniſche Unruhe gibt, die ihn antreibt, andere vom Lichte abwendig zu machen, um Genoſſen ſeines Elends zu haben.

Zur Zeit der Rekonvaleſcenz, die in Zürich auf ſeine Krankheit folgte, erhob ſich wieder mancher Kampf für Teleſphor. Ideale ſind Phantome der Einbildungskraft, ſprach er zu ſich ſelbſt; ſie halten nicht Stich, wenn die Leidenſchaft ſie angreift. Und die Leidenſchaft iſt auch weiter nichts als eine Fata Morgana, die auf den erregten Wellen unſeres Blutes aufſteigt und in ſich ſelbſt zerfließt. War je ein Menſch begeiſtert für das hohe Ideal ſeiner Beſtimmung, für Wiſſenſchaft und Beruf, die ihn ihr zuführen ſollten: ſo war ich es . . . und nichts hat mir Stand gehalten! — Hat je ein Menſch in uneigennützigſter, opferwilligſter, allbeſiegendſter Leidenſchaft ein Weib geliebt: ſo war ich es wiederum, und wiederum hielt ſie mir nicht Stich! ſie war ein Irrlicht, führte mich in einen Sumpf und verſchwand! Ich bin es müde für Trugbilder zu leben, und will mich fortan nur der Wirklichkeit und dem Erreichbaren zuwenden. Vielleicht finde ich darin Befriedigung. — — Dagegen erhob ſich eine andere Stimme in ihm und ſprach: O täuſche dich nicht! o läſtere nicht die Ideale deiner Jugend! nicht ſie haben dich im Stich gelaſſen: Du biſt ihnen treulos geworden. Du warſt ſtolz auf die Kraft deines Geiſtes, deines Willens — auf den hohen Flug deines Strebens — du dachteſt nicht daran, daß du trotz deſſen ein gebrechlicher Menſch ſein könnteſt — du hatteſt noch keine Prüfung beſtanden und wähnteſt ſie überwunden zu haben oder ſogar der Verſuchung unzugänglich zu ſein —

du ließeſt es an Wachſamkeit und an Demut fehlen — wie hätteſt du nicht unterliegen ſollen! . . . Und nachdem dein Wille die hohe Richtung verlaſſen und unter elenden Scheingründen eine andere eingeſchlagen hatte, wie biſt du ſo feig, ſo unwürdig, ſo ſklaviſch vor deinem Götzen geweſen, wie haſt du den Adel deines Geiſtes entweiht, die Würde deiner Seele erniedrigt! — — Nein! nein! ſchrie er in ſeinen Selbſtgeſprächen auf, Liebe iſt keine Erniedrigung und ohne die höchſte Richtung des Geiſtes zu verfolgen, iſt es noch keine Entweihung in einer anderen ſich zu üben. — — Dann fiel ihm ſein Theaterſtück ein, und was und wie er geſchrieben — und er hätte ſein halbes Leben hingeben mögen, um es nicht geſchrieben zu haben, und es tröſtete ihn, daß man ihn nicht als den Verfaſſer kenne, obſchon er vor ſich ſelbſt eingeſtand, daß eine befleckte Hand nicht dadurch rein werde, daß niemand die Befleckung wahrnehme.

Der Profeſſor, der Telesphor in der Krankheit behandelte, war mit deſſen Schickſalswendungen durch Rabener's Mitteilungen hinlänglich bekannt um das Seine zu tun, damit nicht etwa Telesphor in einem Anfall von Überſpannung oder Melancholie zu ſeinen alten Ideen zurückkehre. Bei jeder Veranlaſſung empfahl er das Studium der Arzneikunde als eine praktiſche und rationelle Wiſſenſchaft, durch deren Ausübung man unter allen tete ſeine glänzenden Augen auf ſie. Aber er gab ſich nicht die Mühe aufzuſtehen.

Wie eine Fee, die den kaum ausgeſprochnen Wunſch auch ſchon erfüllt, lag ſie in ſeinen Armen und ſagte:

„O ich will .... ich mag und kann nicht vergeben, nur Dich lieben, Euſtach.“

„Und ich konnte Dir weh thun, meine Taube?“ ſagte er zärtlich und hielt ſie an ſeinem Herzen.

Sie fühlte daß Thränen Augen und Stimme zu überquellen drohten, ſie wußte daß Euſtach Thränen haßte: drum ſchloß ſie die Augen, lächelte und ſchüttelte mit unſäglich lieblicher Geberde ſtumm das Haupt. Er küßte ihre geſchloſſenen Augen und ſprach:

„Wenn Du mich nicht anſehen magſt, ſo glaube ich doch daß Du mir Groll verbergen willſt.“

„Keinen Groll, nur .... vergangenen Schmerz, rief ſie und that die Augen lebhaft auf. Nun iſt ja Alles wieder gut, wieder ſo wie ſonſt! dieſer Sommer war ein ſchwerer Traum. Wir wollen nie mehr an ihn zurückdenken. Du biſt erwacht, Du liebſt mich“ .... —

„Aber liebſt Du mich denn noch?“

„Noch? Tauſend und aber tauſend Mal mehr! O! jezt erſt recht! dem Verluſt ſo nah kommt Verzweiflung in die Liebe, und verwandelt ſich, wenn

Umſtänden und Verhältniſſen den leidenden Nebenmenſchen nützlich ſei.

„Sie behält hübſch die Erde unter den Füßen, verliert ſich nicht in blauen Dunſt und ſorgt für das Koſtbarſte was der Menſch hat: für ſein Leben,“ ſagte der Herr Profeſſor. „So wie Ihre Kräfte hergeſtellt ſein werden, ſetzen Sie fleißig Ihre mediziniſchen Studien fort und treten Sie in Verkehr mit unſeren jungen Studierenden. Beides iſt Ihnen notwendig. Sie müſſen ſich beſchäftigen, erheitern und zerſtreuen und alle Grillen Ihrer Vergangenheit fallen laſſen.“

„Ich war nie ein Grillenfänger,“ verſetzte Telesphor lächelnd.

„Wie wollen Sie denn Ihre theologiſchen Studien nennen? — es war die Grille eines exaltierten Jünglings! Und was war Ihre ſchwärmeriſche Leidenſchaft für ein Dämchen, das dieſelbe gar nicht erwiderte? — ebenfalls eine Grille, die, wie die erſte, aus höchſt beklagenswerten idealiſtiſchen Tendenzen entſprang. Das muß nun aufhören. Vergeuden Sie nicht länger Ihre Talente. Werden Sie ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Geben Sie den Kranken Geſundheit, den Sterbenden Leben, und nachdem Sie Ihnen dieſe Güter geſchenkt haben, ſorgen Sie für Bildung und Aufklärung der Geretteten, damit dieſe ihres Lebens und ihrer Geſundheit froh werden, was ohne wahre Aufklärung unmöglich iſt. So werden Sie auf zweifache Weiſe ein Wohltäter der armen Menſchheit, die nach ſolchen Wohltätern ſchreit — beſonders was die letzte Sorte betrifft. Dagegen kann ein junger begabter Mann wie Sie unmöglich gleichgiltig bleiben.“

Telesphor war auch mit nichten gleichgiltig. Im Gegenteil! dieſe Sprache freute ihn, denn ſie zeigte ihm einen Weg, auf welchem er ohne alle Demütigung eine glückliche Laufbahn antreten und vollbringen konnte, und ſie tröſtete ihn über das Mißlingen ſeiner beiden früheren Verſuche, das er ſeinen idealiſtiſchen Tendenzen zuſchrieb, wie der Herr Profeſſor ſie nannte. Deshalb warf ſich denn auch Telesphor in das Gegenteil von allem Idealiſtiſchen: in materielle Genußſucht, in religiöſen Indifferentismus. Das ſtumpfte den Stachel der Vergangenheit am ſicherſten ab. Was hätte er ſeiner Mutter, ſeinen Schweſtern ſchreiben ſollen? — etwa daß er lebe? das war zu wenig! oder wie er lebe? das war zu viel! er ließ ihnen ab und an einen Gruß durch Vermittelung des Herrn Profeſſors und des Herrn Medizinalrates zukommen, und dachte ſo wenig wie möglich an ſie und an die gewöhnlichſte Pflicht eines Sohnes gegen ſeine Mutter.

In der Frühe eines trüben Novembermorgens trat ein Lohndiener in ſein Zimmer und überreichte ihm ein Billet. Höchſt verwundert über die elegante Frauenhand riß Telesphor es haſtig auf und las:

„Wir ſind geſtern Abend auf dem Wege nach Nizza hier angekommen, lieber Telesphor, und freuen uns ſehr, Sie zu ſehen. Bitte, kommen Sie um neun Uhr zum Frühſtück ins Hotel du Lac zu Ihrer alten Freundin Floreſtine.“

Telesphor hatte alle möglichen anderen Empfindungen als die der Freude! Unbehagen, Erſtaunen, Schreck, Widerwille ſtiegen in ihm auf und er beſann ſich, ob er ſich nicht krank melden ſolle.

„Welche Antwort habe ich der Herrſchaft zu bringen? ich bin ein Lohndiener des Hotels,“ ſagte dieſer endlich.

„Ich würde mich um neun Uhr einfinden,“ erwiderte Telesphor, der die Unmöglichkeit einſah der Einladung auszuweichen. Aber ſie war ihm ebenſo läſtig, als vor zwei Jahren Floreſtinen's Einladungen, ſeine Abende bei ihr zuzubringen. Sie iſt ein ſeelengutes Geſchöpf, wahrhaftig! daß ſie mir ein ſo treues Andenken bewahrt, ſprach er bei ſich ſelbſt: einſt ſahen wir Welt und Leben, Beſtimmung und Ziel mit demſelben Blick an . . . doch das iſt nun ganz anders! kann ſie, will ſie das nicht begreifen? ſie muß ja doch in der Reſidenz erkannt haben, und ſpäter genug über mich gehört haben, um zu wiſſen, daß ihre idealiſtiſche Richtung nicht die meine iſt. Was tritt ſie mir denn in den Weg! was ſtört ſie mich! ... Es gibt doch gar nichts Unbequemeres als Jugendfreundſchaften, wenn das Band zerriſſen iſt, das ſie knüpfte. Aber was hilft's! ... ich muß zu ihr gehen.

Mit ganz anderen Gedanken erwartete ihn Floreſtine. Sie hatte ihren Mann beſtimmt, den Weg über Zürich zu nehmen und dort einen halben Tag zu raſten. Sie konnte ſich nicht entſchließen, einen Jugendfreund, einen Liebling ihres Vaters fallen zu laſſen. Weil ſie ihrem Herzen nur wahre Empfindungen geſtattete, nur ſolche, die ſie mit Gott und dem ewigen Leben in Beziehung und Zuſammenhang brachte: ſo war ſie das, was Telesphor gar nicht verſtehen konnte: ſie war treu — und mit dieſer treuen Herzlichkeit und der ihr eigentümlichen Lebhaftigkeit empfing ſie ihn, als er zur beſtimmten Stunde bei ihr erſchien. Wenn er es auch nicht ſich eingeſtand, hatte er doch heimlich gefürchtet, er werde im Bewußtſein verſchiedener dunkler Punkte in ſeiner Vergangenheit und vielleicht noch mehr in ſeiner Gegenwart, einige Verlegenheit ſpüren; allein ſie ließ es nicht dazu kommen. Sie ſprach von Cronenſtein und von X., als hätten weder er noch ſie es jemals verlaſſen — und von Franz Seraph, als ſei er mit allen ſeinen Marmorbildern bei ihnen. Freilich warf der Tod hie und da einen Trauerflor über ihre Mitteilungen und ihre Ausdrucksweiſe; aber es war eben nur ein zarter Flor von Wehmut und lauterſter Liebe. Telesphor ſtarrte ſie an wie eine ganz fremdartige, neue Erſcheinung. Größer und ſchlanker kam ihre Geſtalt ihm vor, höher ihre Haltung, tiefer die ruhige Tiefe ihres mächtigen und doch ſo freundlichen Auges, das einen Ausdruck von namenloſer Zärtlichkeit bekam, wenn es auf Oswald ruhte. Und mit welcher Liebe, mit welcher Aufmerkſamkeit umgab Oswald Floreſtine! wie ging er auf alles ein, was ſie intereſſierte! — Wahrlich, zwei glückliche Menſchen! dachte Telesphor bei ſich ſelbſt.

Nach dem Frühſtück ſagte Oswald, er müſſe zum Bankier und franzöſiſches Geld einwechſeln. Telesphor und Floreſtine blieben allein.

„Jetzt haben wir genug von allen anderen Dingen geſprochen, aber noch gar nicht von Ihnen,“ ſagte ſie: „jetzt kommt die Reihe des Erzählens an Sie.“

„Ich habe nichts zu erzählen,“ erwiderte er ablehnend.

„Keine Begebenheiten — das weiß ich!“ verſetzte ſie raſch: „allein Sie haben ein inneres Leben! was denken Sie, was hoffen Sie, was lieben Sie? ſehen Sie, das zu wiſſen iſt mir wichtig und intereſſant. In die innere Werkſtatt einer Seele ſchaue ich ſo gern hinein.“

„Da werden Sie doch ſehr viel Trauriges finden! denn was iſt unſer inneres Leben anderes, als ein Konflikt von tauſend Neigungen, die einander widerſprechen, ſich gegenſeitig aufreiben und uns zu keiner Befriedigung kommen laſſen."

„Warum ſchließen Sie aus unſerem inneren Leben den Willen aus, die Vernunft, den Verſtand und die übernatürlichen Gaben, welche die Gnade uns zuwendet? Mit Neigungen allein wäre es allerdings ſehr arm."

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich mich wenig mit dergleichen Gedanken beſchäftige. Ich habe es in früheren Jahren zu viel getan; jetzt iſt die Reaktion da. Ich ſtudiere eine Wiſſenſchaft, die — weil ſie großenteils auf Erfahrung beruht — ſehr aufmerkſam und ausdauernd ſtudiert werden muß. Da nun die Reſultate dieſes anſtrengenden Studiums ſich auf den Körper und das leibliche Leben des Menſchen beziehen, ſo werden Sie es begreiflich finden, wenn man dabei ſtehen bleibt."

„Nein, das finde ich gar nicht begreiflich!" verſetzte Floreſtine ernſt. „Ich begreife eigentlich nur das Gegenteil, lieber Telesphor. Haben wir uns müde gearbeitet, um die Geſetze, die Kräfte, die Organismen der Natur und ihre Wechſelwirkung zu erforſchen: ſo begreife ich vollkommen, daß man der Erholung bedarf, und ſie im Kreiſe munterer Genoſſen ſucht und findet — aber durchaus nicht, daß man deshalb gleichgültig gegen die Geſetze und die Kräfte werden ſollte, die in unſerem geiſtigen Leben Geltung haben. Ich meinesteils würde fürchten, dem Erdgeiſt allzu dienſtbar zu werden, wenn ich mich ausſchließlich dem Studium der körperlichen Welt widmete.“

„Vergeſſen Sie nicht,“ entgegnete er finſter, „daß ich ſchon einmal das Schickſal des Icarus hatte. Darum habe ich den Regionen, zu denen meine Flügel mich nicht emportragen können, für immer Valet geſagt.“

„Heißt das, daß Sie mit Ihren Gedanken, Ihren Hoffnungen, Ihrer Liebe ausſchließlich der ſichtbaren Welt und dem, was man in und von ihr wiſſen, erwarten und genießen kann, Sich zuwenden?“

Telesphor ſchwieg einen Augenblick; dann ſagte er mit Überwindung:

„Genau wie Sie ſagen — ſo iſt es.“

„Und ſind Sie jetzt glücklich?“ fragte ſie ſanft.

„Glücklich! das iſt ein großes Wort! dazu gehört ſo viel, daß der Menſch es ſchwer zuſammenbringt.“

„So will ich denn fragen: ſind Sie jetzt glücklicher als früher?“

„Früher? . . . da war ich ein Schwärmer und Schwärmer ſind von ihren Ideen roſig berauſcht wie Opiumeſſer; ſie fühlen ſich glücklich über die Maßen — bis die Ernüchterung eintritt. Früher? . . . da war ich ein Wahnwitziger, der ein Hirngeſpinſt für Wirklichkeit hält, und in ſeinem Irrſinn ſelig iſt — bis er kuriert wird. Das Glück meiner erſten Jugend war Schwärmerei; das Glück meiner ſpäteren Zeit war Wahnſinn.“

„Aber jetzt?“ fragte ſie geſpannt.

„Nun jetzt . . . jetzt freue ich mich des Guten und Schönen, was das flüchtige Leben bietet, und genieße es, ohne viel zu grübeln. Dabei iſt man vor Enttäuſchung ſicher . . . und das iſt viel wert, denn abgeſehen von dem Schmerz, den ſie mit ſich bringt, läßt ſie den Dorn eines bitteren Haſſes gegen das, was uns täuſchte, in unſerer Bruſt zurück.“

„O Telesphor!“ rief ſie lebhaft, „es wäre ſehr gut, wenn Sie in geordneter Weiſe das haſſen wollten, was Sie täuſchte! . . . denn nichts täuſcht uns mehr als unſere Leidenſchaft, unſere Schwäche.“

„Das gebe ich zu und deshalb haſſe ich ja auch all meine Schwärmereien, die mich in Verkehrtheit und Tollheit ſtürzten. Ich lebe jetzt wie ein rationeller Menſch.“

„Mir ſcheint, Sie leben mehr wie ein rationaliſtiſcher Menſch,“ entgegnete Floreſtine.

„Ah, ſind Sie ſo ſpitzfindig?“ fragte er lächelnd: „nun, dann will ich ſagen, ich lebe ein fröhliches Jugendleben.“

„Aber Sie ſind fünfundzwanzig Jahre! das weiß ich genau: vier Monate älter als ich! — Da iſt denn doch der erſte Jugendrauſch verflogen, der leider die Stelle des wahren Frohſinns bei manchem Jüngling einnimmt. Es ſieht Ihnen ſo gar nicht ähnlich, daß Sie jetzt noch im Taumel des Studentenlebens ſich befinden.“

„Ich habe ſpät angefangen und muß das nachholen, was ich früher verſäumte. Überdas nimmt man allmählich das als Gewohnheit an, was man anfangs teils aus Neugier, teils zum Vergnügen mitmachte.“

„O dieſe ſchrecklichen Gewohnheiten!“ rief Floreſtine ſchmerzlich.

„Indeſſen ſtudiere ich doch meine Fachwiſſenſchaften und die Zeit vergeht ſchnell genug.“

„Das glaube ich gern, wenn Sie die Hälfte Ihrer koſtbaren Zeit mit Gelagen und Poſſen ausfüllen.“

„So iſt das Leben,“ ſagte er gleichgültig.

„Das Leben iſt, was wir aus einem Leben machen, das in der Zeit nur beginnt, um in die Ewigkeit überzugehen.“

Telesphor ſchwieg und blickte vor ſich hin. Floreſtine betrachtete ihn mit tiefer Wehmut; ſie fand kaum eine Spur des alten Telesphor ſo wenig in ſeinem Äußeren als in ſeinem Inneren wieder. Die Friſche der erſten Jugend war abgeſtreift, ohne durch eine gewiſſe männliche Reife erſetzt zu ſein. Er hatte nur verloren und nichts gewonnen. Sie legte mit einer ſchmerzlich lebhaften Bewegung die Hand über die Augen, um ein paar aufſteigende Tränen zu zerdrücken und ſeufzte nicht bloß in Beziehung auf Teleſphor:

„O mein Gott! was macht die Welt aus Deinen Geſchöpfen!“

„Wenn Sie ſo denken, müſſen Sie freilich nicht Tränen genug in Ihren ſchönen Augen haben,“ ſagte Teleſphor als er ihre Bewegung wahrnahm.

„Wie ſo?“ fragte ſie ſtaunend.

„Wenn Sie den Menſchen als ein Geſchöpf betrachten, das ſich in Rebellion wider ſeinen Schöpfer befindet, weil es ſein natürliches Leben durchlebt. Wenn Sie aber den Traum von dem übernatürlichen Leben fallen laſſen, ſo hört der Schmerz auf, denn Sie ſehen dann den Menſchen als ein Weſen, das nach den Geſetzen ſeiner Natur lebt — und darin liegt nichts Schmerzliches.“

„Iſt das übernatürliche Leben ein Traum, ſo muß zuerſt Gott mir zum Traum geworden ſein,“ verſetzte Floreſtine, „denn meine Beziehung zu ihm, meine Verbindung mit ihm, meine Sehnſucht nach ihm, meine Ruhe in ihm — das iſt ja, was wir das übernatürliche Leben nennen. Aber, Teleſphor, das ſag' ich Ihnen: möge meine Pilgerfahrt hienieden ein langer Schmerz ſein — möge ich all' mein Herzblut in Tränen ausweinen — wenn nur Gott immer der Gott meines Herzens und mein Anteil für die Ewigkeit iſt!“

Rettung eintritt, in überirdiſche Seligkeit. Du haſt nie gewußt wie ich Dich geliebt habe! ich ſelbſt habe es nicht gewußt. Mein Leid hat mir erſt den Maßſtab dafür gegeben. All dieſe Eiferſucht, Entmuthigung, Seelenpein, Troſtloſigkeit — der ganze volle bittre Gallentrank war nothwendig um mich erkennen zu laſſen wie ſtark und tief meine Liebe iſt."

„Daß Du ſo viel gelitten haſt, mein Engel!"

„So viel? nennſt Du das viel was ich Dir da erzählt habe? .... O mein armer Euſtach, das Wort iſt ſehr öde und eng, aber die Empfindung iſt ſo gewaltig, daß das was Du viel nennſt ihr wie nichts erſcheint. Nichts habe ich Dir von meinem Leid ſagen können .... und noch weniger kann ich es jezt, denn ſeit fünf Minuten .... hab ichs für ewig vergeſſen!"

„O Du Herz!" rief er überwältigt. Madame Orzelska war vergeſſen, denn hier feierte er einen höheren Triumph. Seine zornige Erregung ging unter in lieblicher Berauſchung.

„Wie das lange her iſt, ſeitdem Du nicht allein mit mir den Thee getrunken haſt," ſagte ſie als um neun Uhr Diener eintraten. Wie fühlte ich mich einſam grade in dieſer Stunde, die uns ſonſt ſo lieb war. Allein zu ſein iſt wol traurig und

„Auch ich habe einſt die Sprache geredet und verſtanden," erwiderte Telesphor; „aber jetzt iſt ſie mir fremd geworden . . . ich habe zuviel Enttäuſchungen erlitten, zuviel Erfahrungen an mir ſelbſt und an anderen gemacht. Das Lied von der Liebe zum Kreuz ſinge ich nicht mehr."

„Das iſt in der Ordnung: wer den Glauben verlor, kann es nicht ſingen; . . . allein ich begreife nicht, daß man dann überhaupt noch irgendetwas ſingen oder ſagen, tun oder treiben möge."

„Der Menſch lebt ja mit ſeinen tauſend Intereſſen und Bedürfniſſen, mit all' ſeinen Sinnen, all' ſeinem Tätigkeitstrieb — und das alles verlangt Spielraum, Befriedigung, Anwendung. Ja, es iſt um ſo gebieteriſcher in dieſem Verlangen, als die Fähigkeiten, welche früher den Träumen oder wenn Sie lieber wollen — den Ideen vom übernatürlichem Leben geopfert wurden, jetzt auch ihre Kräfte in der Sphäre geltend machen, für die ſie urſprünglich beſtimmt und nur durch irrige Anſchauung über das Weſen der Dinge ihr entgegen waren. Man hat alſo ſehr viel zu tun und zu treiben, und an der Selbſtbeſtimmung hat der Menſch immer Gefallen."

„Höre ich Sie reden," erwiderte Floreſtine ſinnend, „und muß ich annehmen, daß Ihre Anſichten, bald heller und bald dunkler gefärbt, bald mehr oder minder in allerhand verblendenden Wortkram verhüllt, die Anſichten ſind, welche ſich eben jetzt nur allzu breit in der Welt machen, und die Menſchheit beherrſchen, regieren, ihr Geſetze vorſchreiben wollen: ſo iſt es mir ganz klar, daß die Luft des öffentlichen Lebens voll Ungewitter ſein muß, deren Entladung — Umſturz und Revolution iſt, und Empörung gegen Staat und Kirche, gegen Geſetz und Autorität, ja gegen die Vernunft ſelbſt mit ſich bringt. Iſt die menſchliche Tätigkeit nichts weiter, als egoiſtiſcher Drang nach Selbſtbeſtimmung und deren Genuß — hält ſie nicht die Linie inne, welche ein göttliches Geſetz ihr vorgezeichnet hat, aus ihrem letzten Ziel die Ehre Gottes zu machen — hat der Menſch über dieſer Selbſtbeſtimmung ſeinen Ausgang aus der Hand des Schöpfers, ſein Ziel in der Ewigkeit und ihren Vergeltungen vergeſſen: ſo müſſen ſeine untergeordneten, ihrer wahren Beſtimmung entfremdeten Kräfte über alle Maßen zerſtörend wirken und ein Chaos in allen Verhältniſſen herbeiführen. Jeder einzelne will dann Selbſtbeſtimmung üben wie er es verſteht — und darüber geht er, geht der Nächſte, geht die menſchliche Geſellſchaft zugrunde, wohl verſtanden — ſo weit Gott es zuläßt, der, wie in der Viſion des Propheten Ezechiel, über weite Leichenfelder ſeinen Geiſt wehen laſſen und bleichenden Gerippen und Gebeinen neuen Lebensatem einhauchen kann. Gott iſt nun einmal da, mein armer Teleſphor! Chriſtus iſt nun einmal da mit ſeinem Kreuz, ſeinen Wunden, ſeinem Blut! Ihr könnt ihn verleugnen, verachten, verhöhnen, verfluchen, aber fortſchaffen könnt Ihr ihn nicht . . . und wenn Ihr Euch und die Welt in dieſem wahnwitzig ſündhaften Streben ruiniert habt, ſo heilt er Euch und ſie in dem Schoß ſeiner ewigen Erbarmung.“

„Die Tage von Cronenſtein ſind dahin,“ entgegnete Telesphor düſter.

„Ja! ſie ſind es . . . auch für mich!“ rief Floreſtine bewegt: „gar mancher Sturm weht durch unſere Bruſt, von dem wir früher keine Ahnung hatten. Um ſo feſter müſſen wir uns an Gott anklammern! Es gibt Stürme, die uns weit von ihm hinweg zu reißen drohen . . . ach! hinwegreißen . . . —

„Das ſagen Sie?“ unterbrach Telesphor ſie mit lebhafter Verwunderung, denn er bezog ihre Worte direkt auf ſie. Floreſtine ließ ihn in dem Wahn und ſagte errötend:

„Ja! das ſage ich! allein ich ſetze hinzu: wir können unſeren ſündhaften Sturz erkennen und bereuen, können verhindern, daß die Verkehrtheit der Leidenſchaft für immer unſeren Willen vergifte und unſere Vernunft trübe, wenn wir nur mit dem verlorenen Sohn ſprechen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ O Telesphor, weshalb tun Sie das nicht?“

„Ich müßte dann mit dem verlorenen Sohn weiter ſprechen: „Ich habe geſündigt, Vater, und bin nicht wert, Dein Sohn zu ſein!“ — und das kann ich nicht. Wo iſt dieſer Vater? wo iſt meine Sünde? . . . Darauf können Sie mir von Ihrem Standpunkt aus eine genügende Antwort geben — von dem meinen nicht.“

„Vielleicht kann Ihr Gewiſſen Ihnen antworten,“ entgegnete Floreſtine dringend.

„Es verdammt mich nicht.“

„Nicht . . . wenn Sie ſich losreißen von der ewigen Liebe? . . . o Telesphor!“

„Die ewige Liebe, der ich mich einſt anverlobte, hat mich preisgegeben der irdiſchen Liebe,“ ſagte Telesphor bitter: „ich verſtehe nicht mehr mich mit jener in Verbindung zu ſetzen.“

„Und das Gebet? und die heiligen Sakramente? — zu welchem Zweck ſind ſie uns gegeben? — Iſt es nicht, um uns in Verbindung mit der ewigen Liebe zu ſetzen? — Und wie können Sie ſagen, ſie habe Sie verlaſſen, Sie preisgegeben? . . . O gehen Sie in ſich und Sie werden den wahren Zuſammenhang erkennen.“

„Hat meine Mutter Sie beauftragt, mit mir zu reden?“ fragte er plötzlich abbrechend.

„Ihre Mutter und Schweſtern haben mir Grüße für Sie gegeben; Aufträge nicht, als etwa die Bitte, daß Sie zuweilen ſchreiben möchten.“

„Ich ſinne und ſinne . . . und kann nicht begreifen, weshalb Sie dieſen Anteil an mir nehmen. Es geht mir ja gut. Das genügt, ſollt' ich meinen! . . . und auf Ihrem Wege durchs Leben finden Sie mich ebenſowenig, als Zürich auf dem Wege von Cronenſtein nach Nizza liegt."

„Ich möchte Sie aber auf dem Wege zum ewigen Leben finden," ſagte ſie ſanft.

„Glückliche Schwärmerin!" verſetzte er.

„Liebe zu den Seelen," rief ſie lebhaft, „iſt keine Schwärmerei! ſie iſt eine echte Liebe, ſie iſt Königin unter allen Lieben, ihr Kleid iſt purpurgefärbt im Blut Jeſu."

Er ſah ſie an, als ob er etwas erwidern wolle, ſchwieg aber und wendete den Blick ab.

„Nun? . . . was denken Sie?" fragte Floreſtine.

„Ich denke an zwei Verſe von zwei ſehr verſchiedenen Dichtern, die beide mir einfielen, als Sie eben von der echten Liebe ſprachen. Der eine Vers heißt: „Ein Märchen aus uralten Zeiten!" — der andere heißt: „Wen hat die Liebe je verlaſſen — kannſt Du's ſagen?"

„Der letzte, der perſiſche Dichter hat das Richtige getroffen," erwiderte Floreſtine; aber ſie ſah, daß Telesphor ihr nicht beiſtimmte und auch nicht ihr widerſprechen wollte, deshalb gab ſie dem Geſpräch eine andere Wendung und bat ihn, ſeiner Mutter zu ſchreiben, daß deren Grüße ausgerichtet worden wären.

„Sie hat ein ſchönes, friedliches Alter, Ihre fromme Mutter," ſetzte ſie hinzu: „ſo recht das

Leben der chriſtlichen Witwe! der Gatte iſt heimgegangen, die Töchter ſind verſorgt, die Enkel wachſen heran; ſie iſt, was äußere Tätigkeit betrifft, für niemand notwendig und ſie hat dieſe Freiheit benutzt, um ſich in's Kloſter zurückzuziehen, wo ſie den Ihrigen zugänglich iſt, ohne in die Welt von Unruhe verſetzt zu werden, die bei einer zahlreichen Familie unvermeidlich iſt. Sie hat nur einen Kummer und das iſt die Entfremdung ihres Sohnes."

„Die Heimat iſt für mich voll peinlicher Beziehungen," antwortete Telesphor.

„Ich habe geſagt die Entfremdung und nicht die Entfernung," erwiderte ſie mit Nachdruck. „Über die letztere wird Ihre gute Mutter ſich tröſten, wenn die erſtere nicht ſtattfindet, und wenn Sie ihr die Beruhigung geben, daß der Aufenthalt in einem ſtarrproteſtantiſchen Lande und auf einer proteſtantiſchen Univerſität Sie nicht der heiligen Kirche entfremdet hat."

„Sie haben tief genug in mein Inneres geblickt um zu wiſſen, daß dies der Fall iſt . . . und ich kann nicht heucheln!" rief er.

„Aber Sie können über dasjenige ſchweigen, was das Herz Ihrer Mutter zerreißen würde — und um ſo leichter, als Sie ſich hoffentlich aus dieſem Zuſtand herausreißen werden," ſagte Floreſtine raſch, denn ſie hörte Oswalds Stimme im Vorzimmer.

Als dieſer eintrat, nahm das Geſpräch eine allgemeine Wendung und Telesphor verhehlte nicht die Übereinſtimmung ſeiner Geſinnung mit dem Schweizer Radikalismus, der in politiſchen und religiöſen Fragen mit Gewalt zu Werk geht gegen die, welche anders denken und anders glauben, unter dem Vorgeben, es geſchehe im Intereſſe der Freiheit. Telesphor behauptete, die Kirche mit ihren Glaubenslehren ſei der politiſchen und individuellen Freiheit entgegen, weil ſie die Grundlage der ſtaatlichen und ſozialen Inſtitutionen der Gegenwart bilde und ihnen den Charakter aufgedrückt habe, der ihr genehm und bequem ſei, nämlich überall Beſchränkung. Das Individuum, die Familie, der Glaube, der Gedanke — alles werde in knappe Grenzen eingeſperrt, um in der Unterwürfigkeit gehalten und beherrſcht zu werden.

„Aber der Menſch . . . und wäre er das größte Genie! iſt ſeiner Natur nach ein höchſt beſchränktes Weſen,“ ſagte Lauingen, „das in einer unbegrenzten Freiheit zugrunde gehen muß, weil ſeine Fähigkeiten nicht auf ſie berechnet ſind.“

„Und all' jene Grenzen, welche Sie beklagen,“ ſetzte Floreſtine hinzu, „dienen dem Menſchen nur umſomehr dazu, ſich in die Tiefe zu befeſtigen und in die Höhe zu wachſen — wie das ſeine Beſtimmung iſt — und ſind die heilſame Schranke, die ihn vor Zerſplitterung ſeiner Kräfte ſchützt.“

„Die Menſchheit hat ſolche Rieſenfortſchritte gemacht, daß die Kinderſchuhe, die ſie bisher trug, ihr nicht mehr paſſen und daß man erſt dann erkennen wird, welche Kräfte ſie beſitzt, wenn ſie jene ausgezogen hat und nun frei über die Schranken ſetzen kann," ſagte Telesphor.

„Fortſchritte gemacht? worin?" fragte Lauingen.

„In der Entwickelung der Intelligenz."

„Finden Sie das? Die Intelligenz iſt das Höchſte im Menſchen. Macht ſie einen Rieſenfortſchritt, wenn man unter ihrem Einfluß zwiſchen Lüge und Wahrheit, zwiſchen Recht und Unrecht keinen Unterſchied macht, ſobald es Vorteil bringt oder einer Leidenſchaft ſchmeichelt; — wenn die Gewalt nicht bloß mit dem Siege über die gerechte Sache teils ein prahlendes, teils ein heuchleriſches Gerede führt, ſondern auch als etwas Erhabenes, etwas Großes verehrt wird; — wenn Geldgier und Genußſucht einen bachantiſchen Umzug halten, deſſen Maß alles überſchreitet, was bisher die Annalen der Menſchheit in dieſer Beziehung aufwieſen; — wenn die Wiſſenſchaft von den Höhen des Geiſtes in die Niederungen der Materie herabſteigt, um dort den Schlüſſel zu den ewigen Fragen, zu den heiligen Rätſeln des Lebens, des Todes, der Ewigkeit zu ſuchen; — wenn die wundervolle Gabe gute und große Gedanken, ſei es mündlich, ſei es durch die Feder auszudrücken,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

auf Lehrſtühlen und auf den Sitzen ſogenannter Volksvertreter, in der Tagespreſſe und in gelehrten Schriften, gemeinen Leidenſchaften dient, dem Neid, dem Haß, dem Hochmut, der Sinnlichkeit Vorſchub leiſtet, dem Lügengeiſt fröhnt und ihn verbreitet, und das Licht und das Feuer, das ſie dem Dienſt der Wahrheit widmen ſoll, ſchnöde mißbraucht, um trügeriſches Licht zu entzünden und das Feuer in raſende Flammen zu verwandeln; — wenn ſich endlich die menſchliche Intelligenz von der göttlichen losſagt, ja, ihr widerſagt um — ich weiß nicht was für ein raſendes Rennen zu beginnen, das nicht mit dem Durſt nach Wahrheit anfängt und nicht bei dem Frieden, den die Erkenntnis der Wahrheit gibt, endet. Ein Teil unſerer Zeitgenoſſen nennt das mit Ihnen, Herr Herzog, Fortſchritt. Will ich Ihnen nun auch einen gewiſſen Fortſchritt der Intelligenz in der Anwendung auf die Induſtrie zugeſtehen: ſo iſt dies doch nur ein äußerſt einſeitiger und untergeordneter Zweig im Vergleich zu ihrem ganzen großartigen Gebiet. Überdas iſt es ein ſolcher, welcher der ſittlichen Entwickelung des Menſchen mehr ſchadet als nützt, indem er den bachantiſchen Taumel, deſſen ich eben erwähnte, furchtbar verbreitet, die Kluft zwiſchen Armut und Reichtum immer tiefer, immer unheilvoller macht und den Menſchengeiſt zu einer gewiſſen kindiſchen Aufgeblaſenheit über ſeine induſtriellen Erfolge verleckt, als ob er nunmehr im göttlichen Weltregiment ſein Wort mitſprechen könne."

„Alles dies, was Sie als Übelſtand bezeichnen, Herr Graf," erwiderte Telesphor, „iſt ja nur die Folge des Kampfes zwiſchen den neuen Ideen und den alten abgelebten Formen, die ſich umſonſt als etwas Lebendiges geltend zu machen ſuchen. Alles was Sie ſagen, paßt für eine Zeit, die ſich ſelbſt überlebt hat. Wir ſind aber im Beginn einer neuen Weltzeit! Die veraltete beruhte auf dem Organismus der Kirche und ihr Loſungswort hieß Knechtſchaft der Geiſter; — die aufgehende neue Weltzeit geht aus der Idee und dem Organismus des modernen Staates hervor, deſſen Loſungswort Freiheit der Geiſter heißt und der kraft desſelben fortan die Erziehung der Bildung des Menſchengeſchlechtes übernehmen und es zur Tugend und zur allgemeinen Glückſeligkeit führen wird, indem er das Licht der Freiheit in all die düſtern, dumpfen Kerker ſtrömen läßt, in denen der menſchliche Geiſt bisher eingeſperrt ſchmachtete."

„Das klingt ja ſchauerlich!" ſagte Floreſtine lächelnd: „ich hatte keine Ahnung von dieſer erbarmenswerten Gefangenſchaft."

„Die Macht der Gewohnheit und der Erziehung!" verſetzte Telesphor: „um dieſe zu brechen, muß eben der moderne Staat die Erziehung der Menſchheit in der Schule beginnen, dort die Grundlagen der geiſtigen Freiheit mit eiſerner langweilig — aber mit einem einſamen Herzen neben dem Geliebten zu ſtehen — iſt zu traurig.“

„Siehſt Du, Cornelie, Du kannſt mir nicht vergeben! Du denkſt noch immer an mein Unrecht.“

„Nein, Euſtach, die Saiten der Harfe zittern nur nach, wenn ſie zu Boden gefallen war, und ſo iſt mir zu Muth. Ich kann mich nur noch nicht faſſen über das ſo plötzlich wiedergekehrte Glück. Du mußt mir wiederholen daß ſie fort iſt, daß ſie nie wiederkommen wird, daß, wenn ſie auch käme, ſie für Dich dennoch nicht da ſein würde, daß Du ganz und gar mit dem Herzen und mit den Gedanken zu mir zurückgekehrt biſt — und nicht aus einer Laune. O, ich glaube Du haſt ſie nie wirklich geliebt .... ſonſt wärſt Du wol jetzt nicht hier.“

„Ich glaube es auch nicht,“ ſprach er und ſetzte ſich zu ihr ſie zärtlich umſchlingend.

Und ſie war ſo glücklich, die arme Cornelie, neben dieſem Mann, der es eine recht pikante Situation fand die verrätheriſche liebenswürdige Polin bei ſeiner eigenen Frau zu vergeſſen; — ſo vertrauensvoll, ahnungs- und harmlos glücklich, daß Fürſt Gotthard, wenn ihm dieſe Wendung der Dinge bekannt geworden wäre, gewiß wieder geſagt hätte: Arme Kleine! ſo tröſtet man ſich! — Er aber rollte

Konſequenz ein- und durchführen. Dann wird ſie ſich nicht darauf beſchränken, Eroberungen auf dem Gebiet der Induſtrie und der Naturkunde zu machen, ſondern ſich ungehindert jeder Wiſſenſchaft, des religiöſen Glaubens, der Staatseinrichtungen, der ſozialen Verhältniſſe bemeiſtern und ſie einer Stufe der Entwickelung zuführen, auf welcher die großen Ideen der Gerechtigkeit und der Humanität zur Wirklichkeit werden."

„Sie ſprechen einen ganz neuen Gedanken aus, Herr Herzog," ſagte Lauingen: „Ihr moderner Staat ſoll ſich despotiſch der Schule bemeiſtern und mit eiſerner Konſequenz in ihr ſeine Anſichten lehren und dann ſoll er plötzlich ſo liberal werden, daß er ſeinen Zöglingen unbegrenzte Freiheit des Geiſtes auf allen Lebensgebieten läßt. Das iſt ein Widerſpruch! aus einem despotiſchen Prinzip gehen keine liberalen Konſequenzen hervor; — es ſei denn, daß ſie ſich als feindlicher Gegenſatz geſtalteten . . . und das haben Sie doch nicht ſagen wollen."

„Hat das Individuum vom ſechſten bis etwa zum dreiundzwanzigſten Jahr auf Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten diejenige Bildung empfangen, welche den Ideen des modernen Staates entſpricht: ſo kommt die Macht der Gewohnheit, der Einfluß der gleichgeſinnten Umgebung und die Reife des eigenen Urteils hinzu, ſo daß an eine Entwickelung feindlicher Gegenſätze bei dem

Staatsbürger nicht zu denken iſt und er den vollen Genuß ſeiner Freiheit nicht mißbrauchen wird."

„Welch ein Mißverſtändnis der menſchlichen Natur!" rief Floreſtine.

„Die zehn Gebote des ewigen Gottes verhindern den Mißbrauch unſeres freien Willens nicht," ſagte Lauingen ernſt, „und der moderne Staat wähnt den Gebrauch desſelben unterdrücken zu können! Wiſſen Sie wohl, Herr Herzog, daß er ſich damit abſichtslos ein ſchreckliches Zeugnis ausſtellt? — er ſtrebt darnach, den Menſchen in Feſſeln zu ſchlagen, die ihn abrutieren."

„Aber es wird ihm nicht gelingen!" rief Floreſtine, „denn Gott hat den Menſchen für ſich geſchaffen, d. h. für die Erkenntnis der ewigen Wahrheit, welche den ſeligen Beſitz des höchſten Gutes verheißt und nach dieſer Wahrheit wird er immer ringen."

„Mit Verheißungen iſt die Menſchheit zu lange geködert worden um an ihnen Gefallen zu finden; ſie begehrt deren Verwirklichung," erwiderte Telesphor.

„Merkwürdig!" ſagte Lauingen lächelnd: „an Gott wollt Ihr nicht glauben und Ihr glaubt an die Verwirklichung Eurer Fiktion, als ob ihr göttliche Kraft zu Gebot ſtehe."

„Die Menſchen verſtehen einander nicht! ſagt

Göthe im Taſſo,“ erwiderte Telesphor: „das bewahrheitet ſich mehr denn je in unſeren Tagen.“

„Wer aber hätte es ſich träumen laſſen, daß wir einander nicht verſtehen würden!“ entgegnete Floreſtine traurig.

„Das gehört zum Menſchenſchickſal!“ verſetzte Telesphor.

So ſprachen ſie noch lange über die wichtigen Fragen, die jedem die Seele erfüllten; allein ſie fanden keinen Punkt, auf dem ſie übereinſtimmten. Die Stunde der Abreiſe ſchlug und Floreſtine mußte zu ihrem großen Schmerze ſich eingeſtehen, daß es ihr nicht gelungen ſei, auch nur einen Funken von Wärme in Telesphors ausgebranntem erkaltetem Herzen zu wecken. Er begleitete das Ehepaar zur Eiſenbahn und nahm ziemlich kühl Abſchied. Als aber Floreſtine noch einmal aus dem Waggon heraus noch einmal nach ihm ſchaute, noch einmal mit der Hand ihn grüßte, da ſprang er auf den Tritt, ergriff ihre Hand, drückte ſie heftig an ſeine Lippen und trat auf den Perron zurück, während der Zug langſam fortglitt und er bei ſich ſelbſt ſeufzte: Zwei glückliche Menſchen! Und als der Zug ſeinem Blick entſchwand, fiel ihm ſeltſamer Weiſe die Zeichnung ein, welche einſt Franz Seraph ſkizziert hatte und auf welcher die unſeligen Geiſter ſich von dem reinen Geiſt abwenden.

Floreſtine aber reiſte mit ſchwerem Herzen weiter. Ihr war zu Sinn, als verblühe in der Gegenwart eine Blume aus der Vergangenheit nach der anderen. Sorgſam verbarg ſie dieſe Stimmung ihrem Mann und ſie ſchien mit ihm der Reiſe ſich zu freuen. Allein ſie konnte ſich einer unausſprechlichen Beklommenheit nicht erwehren, wenn ſie bedachte, daß ſie mit ihm in der weiten fremden Welt allein ſei. Sie war wie jemand deſſen Haus durch einen Erdſtoß beſchädigt wurde und der beſtändig in der Erwartung eines neuen Erdſtoßes ſchwebt. Sie hatte das Vertrauen zu ihrem Mann verloren. Das Vertrauen hängt mit ſo vielen himmliſchen Dingen zuſammen, daß es nicht in der Macht des Menſchen ſteht, beliebig zu vertrauen. Über keine Fähigkeit der Seele hat der Wille weniger Gewalt als über ſie. Wird das Vertrauen erſchüttert, ſo iſt das feinſte, das edelſte Band, das zwiſchen zwei Seelen beſtehen kann, ſchwer — ja gerade ſeiner Zartheit wegen — oft unheilbar verletzt. Sie fühlte nur zu gut, daß ſie, obſchon Oswald ſie zärtlich liebte, ſchutz- und wehrlos gegen die Raſerei der Leidenſchaft an ſeiner Seite ſtehe. Sie wäre ungleich lieber in der trauten Heimat, in den alten, freundlichen, bekannten Umgebungen und Verhältniſſen, bei der treuen mütterlichen Freundin geblieben; ſie zog das Landleben weit dem zerſtreuenden Leben in einer großen Stadt vor; — allein der Gedanke, Oswald könne in der Stille von Cronenſtein zum

Gegenſatze des Bedürfniſſes nach Aufregung getrieben werden, war maßgebend für ſie, und ſie wäre mit ihm nach Sibirien gegangen, wenn ſie ihn dort in Sicherheit gewußt hätte. Aber wo war er in Sicherheit vor ſich ſelbſt? — Gott vertrauen! Gott vertrauen! ſeufzte ſie und ſchloß die Augen, als ſei ihr bange, in die Zukunft zu ſehen. Ihr Mann tat es mit viel größerer Zuverſicht. Wenn er nicht gerade unter dem Druck ſeiner Leidenſchaft ſich befand, wollte er ſich geheilt und ſtark genug glauben, um eine Verſuchung zu überwinden. Hatte er es doch neulich getan! . . . allerdings mit der Hilfe äußerer Umſtände. Indeſſen war es doch ein kleiner Fortſchritt, der ihn ſehr ermutigte und ihm die Augen über den Abgrund in ſeiner Seele ſchloß. Ach! von Telephors „zwei glücklichen Menſchen" war keiner glücklich.

Eine untergegangene Welt.

Auf den reizenden Hügeln von Frascati verlebte Roſabella einen ganz ſeligen Frühling. Die liebliche Natur in ihrer erſten Friſche und mit dem großartigen Reichtum wechſelnder Bilder bot ihr einen immer neuen Genuß, und mit ihren Freundinnen ſtreifte ſie bald zu Fuß und bald zu Eſel unter der Obhut einer ſorgſamen Duenna in der Gegend umher, wenn die Mütter der jungen Mädchen dieſe Promenaden für ſich ſelbſt am Morgen zu früh und mittags zu heiß fanden. Häufig kamen Beſuche aus Rom und regelmäßig an jedem Samſtag Abend kam Franz Seraph und blieb bis Montag früh — ein willkommener Gaſt. Die Ausflüge, die am Sonntag gemacht wurden waren ohne Vergleich die angenehmſten, wie Roſabella meinte. Da war der Himmel beſonders heiter, die Luft beſonders balſamiſch, der Farbenſchmelz beſonders harmoniſch, die Geſellſchaft beſonders liebenswürdig, das Geſpräch beſonders intereſſant. War es der Tag des Herrn, der ſeine beſondere Weihe über die grünen Hügel von Frascati ausgoß? Roſabella glaubte es; denn daß dieſer Zauber von Franz Seraph ausgehen könne, fiel ihr nicht ein. Er beſchäftigte ſich ja in keiner beſonderen Weiſe mit ihr. Er ſprach meiſtens mit Lady Valmond, wenn ſie allein waren; kam aber mehr Geſellſchaft, ſo ſprach er mit aller Welt mehr als mit ihr. Das war ihr gerade recht! da hörte ſie ungeſtört zu und freute ſich in der Stille über alles was er ſagte. Vorzüglich angenehm war es ihr, daß die liebſte unter ihren jungen Freundinnen ihm auch am beſten zu gefallen ſchien, denn er unterhielt ſich oft und lange mit Lady Blanche und ging und ritt gerne an ihrer Seite. Dann hielt ſich Roſabella neben der munteren und klugen Freundin und hörte ſelig zu, was die beiden redeten, beſonders wenn es in deutſcher Sprache geſchah, die Blanche ziemlich fertig ſprach. Sie ſelbſt konnte nicht ihre Schüchternheit ihm gegenüber bezwingen, und immer kam er ihr wie ein Weſen vor, das in unermeßlicher Ferne über ihr ſtehe.

An einem ſchönen Sonntagmorgen begab ſich die ganze engliſche Geſellſchaft zum Gottesdienſt nach dem Kloſter Camaldoli, das oberhalb Fraskati in einer grünen Hügelwelle, abgeſchieden von der Welt einſam liegt. Die Ordensleute ſind Camaldolenſer-Eremiten. Aus ihrem Kloſter Monte Corona in Umbrien vertrieben, ſeitdem der ſardiniſche König einen Raubſtaat in Italien zuſammengebracht hat, wo man in allbekannter liberaler Weiſe von Freiheit faſelt und Tyrannei übt, fanden dieſe Vertriebenen im Albanergebirg eine Zuflucht und Rom wies ihnen das Kloſter zum zeitweiligen Aufenthalte an. Die Mütter von Blanche und Roſabella waren große Wohltäterinnen der armen Mönche, denn lebe man ſo mäßig wie ein italieniſcher Einſiedler, etwas zu leben muß man doch haben. Gerade dieſes Einſiedlerleben in einer klöſterlichen Genoſſenſchaft war ihnen und ihrem ganzen Kreiſe etwas neues und Lady Balmond erbat eine päpſtliche Dispenſe um das Kloſter beſuchen und die Klauſur überſchreiten zu dürfen. Der freundliche Prior wurde von dem bevorſtehenden Beſuch in Kenntnis geſetzt und lud gaſtfrei, wie der ächte arme Ordensmann nun einmal iſt, zu einem Frühſtück ein. Die junge Welt ſah voll froher Spannung einem Bilde entgegen, das ſich ganz neu und ganz fremd vor ihr aufrollen ſollte.

Die Kloſterkirche, ein ſtattlicher Bau, war für jedermann geöffnet und in einer Seitenkapelle wurde die heilige Meſſe geleſen, die Lady Balmond in ihrer Intention leſen ließ. Während derſelben begannen die Mönche im Chor die kleinen Horen zu beten, langſam, feierlich, mit reiner Intonation, jede Silbe gehalten und getragen, ein ruhig wallender, majeſtätiſcher Strom, der ſich durch die Zeitlichkeit bis zu den Toren der

Ewigkeit hinzieht und dem Gedanken, daß das Gebet das edelſte Geſchäft des menſchlichen Geiſtes iſt, den paſſendſten Ausdruck verleiht. So ernſt, einfach und erhaben klang es, daß man gern glaubte, es könne zum Himmel auffſteigen und von den Engeln als duftender Weihrauch dargebracht werden. Die Meſſe war längſt zu Ende, aber alle lauſchten noch auf dieſe großartige Gebetsweiſe und fühlten ſich ſelbſt zum Gebet angeregt.

Der Prior erſchien und führte ſeine Gäſte in die Klauſur zu den Wohnungen der Mönche. Kleine blendendweiße, würfelförmige Häuschen liegen in zwei Reihen, durch dürftige Blumengärtchen und ſchnurgerade Wege regelmäßig von einander abgeſondert auf einem großen, freien, baumloſen Platz — faſt möchte man ſagen auf freiem Felde, denn die Mauer die ihn umgibt, ſieht wie ein ſchmaler weißer Saum am Fuß der Hügel voll Lorbeergebüſch und immergrünen Eichen aus. Jeder Einſiedler bewohnt ein Häuschen, das in zwei Zellen zerfällt. Für ſein ſpärliches Hausgerät würde ſchon eine Zelle genügen, denn es iſt alles im Singular vorhanden: ein Tiſch, ein Stuhl, ein Kruzifix, ein dürftiges Lager; im Plural Bücher und fromme Bildchen. Nur im Kapitelſaal und im Chor kommen die Mönche zuſammen und im letzteren halten ſie ſich von vierundzwanzig Stunden ſieben auf: denn ſo lange dauert ihr Breviergebet. Die Laienbrüder, welche die häuslichen Geſchäfte zu beſorgen und jedem Eremiten ſeine ſpärliche Mahlzeit zu bringen haben, bewohnen gemeinſchaftlich ein Gebäude, worin ſich auch die wirtſchaftlichen Räume und Gaſt- und Fremdenzimmer befinden. Das alles iſt weiß und ſauber, und kalt und hart wie der Stein. Man wird beſtändig daran erinnert, daß die Patriarchen der Einſiedler in Felſenhöhlen lebten. Als der Prior die Zellenhäuschen ſeinen Gäſten gezeigt hatte, kamen die Mönche aus dem Chor zurück. Weißgekleidet von Kopf zu Fuß — Kutte, Mantel, Skapulier, Hut und Schuhe weiß — zog ſich jeder wie ein abgeſchiedener Geiſt in das kleine, weiße Grabmonument ſeines Häuschens zurück.

„Welche Seelenſtille gehört dazu, um hier den Frieden zu finden,“ ſagte Lady Valmond zum Prior.

„Man muß ihn — oder wenigſtens die Anlage zu ihm, mitbringen, ſonſt findet man ihn hier nicht,“ erwiderte der Prior. „Sie ſehen, wir ſind nicht zahlreich, wir ſind nur zwölf, wie der Herr und ſeine treuen Apoſtel. Früher war das anders; aber in unſerer unruhigen und in das äußere Treiben verſunkenen Welt, iſt die Beſchaulichkeit gar ſelten — beſonders bei Männern. Frauen ziehen ſich ſchon eher in das beſchauliche Leben zurück wie Tauben in Felſenklüfte — um mit dem heiligen Dichter zu ſprechen.“

dahin auf der Straße von Cracau, und ſprach zu ſich ſelbſt:

Gut, daß es ſo gekommen iſt! wie lange hätte ich denn da ſitzen wollen! — Die Sirene entflieht, da kann das Ehepaar ſich vielleicht verſöhnen. Die Zeit macht viel gut, und immer Alles gründlich anders, als man es ſich ausgedacht hat. Ich war auf dem Punkt de filer le parfait amour in den Bergen der Grafſchaft — jetzt begleite ich die revolutionsluſtige Sirene nach Warſchau. Es gehört zu nichts auf der Welt ſo viel Genie, zu keinem Regieren noch Produziren, als dazu: ſeine Geiſtesgegenwart in allen Momenten des Lebens beiſammen zu haben. — —

„Wie das hier ſo lieb und traulich iſt, ſagte Euſtach zu Cornelien und ſah ſich rings um. Es kommt mir ſo neu vor, ſo friſch — dies Zimmer! wie aus dem blauen Himmel für uns herausgeſchnitten — oder wie eine blaue Glasglocke, die Dich friedlich geſchirmt hat. Ach, die Stille thut wol! noch eben war ich da draußen in Sturm, Unwetter und Finſterniß — auf einmal und wie mit einem Zauberſchlag iſt der irrende Ritter bei ſeiner Dame! — Weißt Du wol, daß zwei Menſchen die glücklich ſind und es auch bleiben wollen, ſich eigentlich abſperren müſſen gegen die ganze Außenwelt?

„Sollte es nicht auch, wenigſtens zum Teil, daher kommen,“ fragte Franz Seraph, „daß die Kirche in unſeren Tagen ungewöhnlich viel Prieſter und Ordensleute, die ſich dem tätigen Leben widmen, zu ihrer ungeheuer ausgebreiteten Miſſionswirkſamkeit nötig hat?“

„Gewiß!“ verſetzte der Prior: „der heilige Geiſt bildet immer gerade die Werkzeuge, welche die Kirche in den verſchiedenen Epochen braucht, und jetzt, da unſer Erdball mit einem Netz von Miſſionswerken überſponnen iſt, hat ſie noch lange nicht genug Boten des Evangeliums.“

„Nun, mein Pater,“ ſagte Lady Balmond, „einige Seelen, die ſich dem beſchaulichen Leben und dem Gebet ausſchließlich widmen, werden das großartige Miſſionswerk unſerer Tage mächtig fördern, indem ſie den göttlichen Segen für dasſelbe erflehen.“

„Und es iſt nun einmal ein myſtiſcher Zug im Menſchenherzen,“ ſagt Lady Dashville, „der viel zu ſehr verkannt und viel zu wenig gepflegt wird — und der in dem beſchaulichen Leben ſeinen Ausdruck findet. Darum öffnet ihm die Kirche, die weiſe zärtliche Mutter, eine Freiſtatt wie eben dieſe, denn ſie ſorgt für jedes edle und wahre Seelenbedürfnis. Betrüben Sie ſich nicht, mein Pater, wenn Sie nur zu Zwölfen hier ſind. Wer weiß ob Sie nicht durch Ihr Gebet das leiſten, was die heiligen Zwölfboten durch ihre Taten geleiſtet haben. Ein Leben des Opfers führen Sie ja auch."

„Und man muß nur bedenken was das heißt ein Opfer bringen und wie ſchwer es uns wird," ſetzte Lady Balmond hinzu, „um einigermaßen zu ahnen, was das ſagen will: ſich freiwillig ein Leben zu wählen, deſſen Beruf das vollkommenſte und umfaſſendſte Opfer iſt."

„Deo servire regnare est," ſagte eine ganz leiſe Stimme, die niemand beachtete außer Franz Seraph. Er wendete ſich lebhaft nach ihr um. Roſabella ſtand ſeitwärts und errötete, als ſie ſich von ihm bemerkt ſah.

„Was würdeſt Du ſagen, Mama, wenn Lionel Camaldulenſer-Emerit würde?" fragte Blanche Lady Dashville.

„Wenn Lionel auf dieſen Gedanken käme," erwiderte Lady Dashville lächelnd, „ſo würde ich ohne Zweifel wiſſen, was ich zu ſagen hätte. Jetzt weiß ich es nicht."

„Aber Sie, Donna Blanca, Sie müßten eigentlich einen weißen Ordenshabit tragen," ſagte der Prior ſcherzend auf ihren Namen anſpielend.

„Ich glaube, mein Pater, erwiderte Blanche, „daß meine Mutter für dieſen Fall auf der Stelle eine Antwort hat."

„Getroffen, Blanche!" rief Lady Dashville lachend: „Dein Seelchen iſt zu ſchwarz für den weißen Habit."

„Unter dieſem Schwarm von jungen Mädchen,“ ſagte Mißtriß Granford, „werden Sie keine finden, mein Pater, die Neigung zum Kloſterleben hat.“

„Ich nicht! — ich nicht! — ich nicht!“ riefen ihre drei Töchter.

„Ich gewiß nicht!“ ſagte Blanche.

„Ich noch viel weniger!“ ſetzte deren Couſine Viola hinzu.

„Und ich am allerwenigſten!“ ſagte Roſabella.

„Sehen Sie nur die böſen Weltkinder! und wenn wir unſere jungen Männer fragen, ſo bekommen wir ſchwerlich eine andere Antwort. Was ſagen Sie, Charles Granford?“ ſagte Lady Dashville.

„Ich bin das Echo meiner Schweſtern,“ verſetzte er.

„Du biſt noch zu jung, William, Dich frage ich nicht,“ ſagte Sie zu ihrem Sohne.

„Bitte ſehr, Mama!“ erwiderte er gekränkt, „bei ſiebzehn Jahren muß man ſchon wiſſen, wozu man taugt — und ich tauge nicht für das Kloſterleben.“

„Und Herr von Strahl frage ich auch nicht,“ fuhr Lady Dashville fort, „denn der Künſtler gehört in die Welt.“

Franz Seraph verbeugte ſich lächelnd und Lady Dashville ſagte zum Prior:

„Es wird Zeit, Sie von unſerer Geſellſchaft zu befreien, mein Pater! der Weltſinn könnte anſteckend werden.“

Aber der freundliche Prior ließ ſie nicht ſcheiden, bevor ſie ein Frühſtück genommen hatten, das aus Kaffee, Brot und Erdbeeren beſtand und bei welchem die Laienbrüder ſo aufmerkſam die Gäſte bedienten, als ſei das ihr einziges Geſchäft und ihr größtes Vergnügen.

Franz Seraph hatte ſelbſtverſtändlich längſt vergeſſen, daß er einſt in Roſabella's Gegenwart geſagt hatte: „Deo servire regnare est.“ Er fragte ſie am Frühſtückstiſch ganz unbefangen, ob ſie etwa mit ihren Brüdern Latein gelernt habe. Aller Augen wendeten ſich auf Roſabella und da Lady Balmond ganz erſtaunt und Roſabella ſehr verlegen ausſah, ſo fühlte er, daß er lieber hätte nicht fragen ſollen; doch begriff er nicht weshalb. Lady Balmond ſagte:

„Unſere jungen Mädchen haben ſo viel Überflüſſiges zu ſtudieren und ſo viel Talente, die ſie gar nicht beſitzen, einzuſtudieren, daß ſie ſich mit den klaſſiſchen Studien nicht befaſſen können. Iſt das in Deutſchland vielleicht gebräuchlich?“

„O nein!“ rief Franz Seraph: „in Deutſchland kennt man das nicht. Da werden die jungen Mädchen unſeres Standes in allerhand ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten unterrichtet bis etwa zum achtzehnten Jahr. Dann treiben ſie noch ein paar Jahre Muſik, Malerei, fremde Sprachen, je nach Liebhaberei oder Fähigkeit. Dann verheiraten ſie ſich und legen all die ſchönen Sachen, die ſo viel Zeit, Mühe und Geld gekoſtet haben, friedlich bei Seite, als ob das alles nun gar keine Anwendung mehr finden könnte. Ich glaube nicht ungerecht gegen meine Landsmänninnen zu ſein, wenn ich behaupte: es gehört zu den Ausnahmen, daß ein junges Mädchen durch den vielfachen Unterricht, den ſie erhält, wirklich genug gebildet und geiſtig entwickelt wird, um an ernſter Lektüre Intereſſe zu finden."

„In alten Zeiten lernten die Frauen Latein, weil es die Sprache der Kirche war und um in ihr die Gebete der Kirche zu beten," ſagte der Prior.

„Nicht nur das!" verſetzte Charles Granford: „in unſeren alten angelſächſiſchen Frauenklöſtern, die einen ſo gewaltigen, bildenden Einfluß während jener Jahrhunderte hatten, in denen England ſich zum Chriſtentum bekehrte, ſchrieben die Kloſterfrauen Latein und machten lateiniſche Verſe. Die Sprache der Kirche war auch die der allgemeinen Bildung. Später haben noch manche Frauen von Geiſt ſie verſtanden. Maria Stuart, Chriſtina von Schweden, ſprachen Latein mit großer Gewandtheit und auch die vierzehnjährige Marie Antoinette wußte eine kleine lateiniſche Antwort auf die Rede zu geben, welche ein Vertreter der ſtudierenden Jugend ihr bei ihrem Einzug in Frankreich in lateiniſcher Sprache hielt.“

„Und zur Strafe dafür, daß dieſe drei Königinnen ſich mit ſo ſchwierigen Studien abgaben,“ ſagte Blanche, „verloren zwei das Haupt und die dritte die Krone.“

„Gott bewahre, was haben Sie für eine Logik!“ rief Charles Granford empört.

Roſabella aber dankte Gott im Stillen für all' dieſe Frauen, die im Kloſter und auf dem Thron Latein verſtanden hatten, denn Franz Seraph's Frage war darüber vergeſſen und man brach auf und kehrte nach Frascati zurück.

Franz Seraph hatte ſeine Frage aber mit nichten vergeſſen. Ob Roſabella Latein verſtehe, war ihm gleichgültig; — aber ſollte ſie das verſtehen, was ſie auf lateiniſch geſagt hat? fragte er ſich heimlich. Er faßte ſie ins Auge und zum erſten Mal mit einem Blick voll anderem Intereſſe, als dem des Künſtlers. Hinter dieſen zarten, blütenweißen Stirn und dieſem ſinnenden Auge konnten ſchon edle und hohe Gedanken wohnen! dieſer Mund war unſchuldig genug um ſie mit Überzeugung auszuſprechen! Er beſchäftigte ſich mehr als früher mit Roſabella und er nahm ſich vor, bei paſſender Gelegenheit ſeine Frage zu wiederholen.

Am Abend ſchlug Blanche vor, im Garten zu tanzen.

„Wie die Elfen im Mondſchein auf grünem Raſen," ſagte ſie.

„In einen Elfenreigen dürfen wir uns nicht miſchen," ſagte Charles Granford.

„Doch! doch! die Elfen befehlen es!" rief Blanche eifrig. „Ihre Schweſter Helene, die nicht tanzen darf, wird mit meiner Mutter ſo gütig ſein das Orcheſter am Flügel zu bilden; dann ſind wir gerade acht und tanzen die ſchönſten Quadrillen . . . denn Sie, Herr von Strahl, tanzen doch gewiß?"

„Mit Elfen — das verſteht ſich! ſo etwas geſchieht einem gewöhnlichen Sterblichen nicht alle Tage!" erwiderte er.

„Ein Elfentanz iſt auch nur in Frascati möglich," ſagte Lady Dashville.

Die Villa, welche ſie und Lady Balmond gemeinſchaftlich bewohnten, lag außerhalb der Stadt und nach allen Seiten von einem Garten umgeben, vor neugierigen oder zudringlichen Blicken geſchützt. Der Flügel wurde vor die große Tür geſtellt, die aus dem Saal in den Garten führte, Lady Dashville und Helene Granford ſpielten bereitwillig eine Quadrille nach der anderen und draußen im Mondſchein tanzten die Elfen mit den Sterblichen, fröhlich wie man in der erſten friſchen Blütenzeit der Jugend iſt, bevor die Leidenſchaften erwachen, Enttäuſchungen eintreten und ein lächelnder Mund ein trauriges

Herz verſchleiern lernt. Mißtriß Granford und Abbé Tenys, der Erzieher von William Dashville, ſpielten Schach; Lady Balmond las und machte zuweilen einen Gang durch den Garten um zu ſehen ob ſich Roſabella nicht erhitze oder erkälte.

Endlich verſtummte der Flügel; Lady Dashville trat unter die Tür und ſagte:

„Es iſt Mitternacht! da rufe ich mit Lady Macbeth: Zu Bette! zu Bette!“

Die Quadrille löſte ſich auf und umringte dankbar Lady Dashville. Dann trennte man ſich; Mißtriß Granford begab ſich mit ihren Kindern in den Gaſthof, den ſie bewohnte und Franz Seraph in den ſeinen. Er hatte in dem fröhlichen Tumult keine Gelegenheit finden können, um ſeine Frage an Roſabella zu richten, und nun mußte er eine ganze Woche warten, bis er ſie wieder ſah. Das gab ihm eine gewiſſe Ungeduld und dieſe bewirkte, daß er während der Woche viel mehr als ſonſt und mit viel lebhafterem Intereſſe an Roſabella dachte.

In Frascati wurde während dieſer Woche auch ſehr viel von ihm geſprochen. Der Maler, welcher Roſabella, Blanche und Viola unterrichtete, kannte Franz Seraph genau als ein höchſt tätiges Mitglied des St. Vincenz-Vereines, deſſen Aufgabe der Beſuch bei den Armen iſt, und als zufällig das Geſpräch auf dieſen Verein kam, ſagte er:

„Mit Don Serafino kann ſich niemand von

uns meſſen. Er verläßt zu jeder Stunde ſeine geliebte Arbeit und übernimmt Nachtwachen, wenn es heißt: ein Armer bedarf deiner.“

„Wer iſt dieſer Don Serafino?“ fragte Viola.

„Sie kennen ihn wahrſcheinlich unter dem Namen Don Francesco,“ erwiderte der Maler; „allein wir nennen ihn lieber Serafino, wir finden das paſſender für ihn.“

„Bei uns iſt die italieniſche Sitte nicht üblich, Signor, die Leute bei ihrem Taufnamen zu nennen, außer da, wo es eine gewiſſe Etikette von Rang und Stand mit ſich bringt,“ entgegnete Blanche: „wir können hundert Jahre mit jemand verkehren, ohne eine Ahnung von ſeinem Taufnamen zu haben. Daher wiſſen wir ebenſowenig wer Don Francesco als wer Don Serafino iſt.“

„Kurios!“ ſagte der Maler.

„Es iſt gewiß Herr von Strahl, nicht wahr?“ fragte Roſabella.

„Gewiß! der iſt's! . . . aber ſtatt des harten, unmelodiſchen Familiennamens, den überdas auch ein Türk oder ein Heide haben könnte, geben wir ihm den ſchönen Namen, durch den er zum Chriſtenmenſchen geworden iſt und der uns überdas an etwas ſo Himmliſches erinnert, wie ſein heiliger Schutzpatron Franziskus Seraphikus war.“

„Der Gebrauch gefällt mir ſehr, denn er hat einen lieblichen Sinn,“ ſagte Blanche, „der freilich in unſerem England zum Teil wegfällt, weil nur die Wenigſten dort einen heiligen Namenspatron haben.“

„Wie errieteſt Du ſogleich, daß es Herr von Strahl ſei?“ ſagte Viola zu Roſabella.

„Es paßte alles ſo gut auf ihn,“ entgegnete ſie.

„Und von jetzt an ſoll er auch für uns Don Serafino heißen — nicht wahr, Roſabel?“

„Verraten Sie nur nicht, daß ich ihn gelobt habe!“ rief der Maler: „er würde mir zürnen.“

„Und dann wagt man zu behaupten, der Künſtler ſei begierig nach Lob!“ rief Blanche ſcherzend.

„Donna Blanca iſt ein wenig boshaft; das kenne ich ſchon. Diesmal war aber vom Künſtler qua Menſch die Rede. Doch will ich Ihnen gern zugeſtehen, daß ſich auf dem Punkt des Lobes Künſtler und Menſch gar nah berühren.“

Alles was Roſabella über Franz Seraph hörte, prägte ſich ihrem Herzen ein und erfüllte es mit unausſprechlich ſeliger Freude, denn es klang alles wie die reinſte Tugend.

Die Woche ging zu Ende; der Samstag kam. Mittwoch und Samstag Vormittag erſchien der Meiſter Maler aus Rom, und da bei keiner anderen Beſchäftigung die Zeit ſchneller verfliegt, als bei der Malerei, ſo wurde faſt den ganzen Tag gemalt. Es war den jungen Mädchen ein eigenes Malzimmer eingeräumt, das nach Norden lag, alſo kühl war und das beſte Licht hatte; da ſtan-

Alles Eindringende, Fremde, kann ihnen nichts geben und nimmt immer Etwas mit ſich hinweg.“

„Du wünſchteſt zur Abwechſelung das Fremde, lieber Euſtach, ich habe immer bei Dir und mit Dir allein genug — doch mich ernſtlich Deinem Wunſch zu widerſetzen .... ach! das vermag ich nicht, denn Du dominirſt mich und ich .... liebe Dich nur.“

Das iſt ganz richtig. In der Liebe dominirt dauernd immer Derjenige, der am wenigſten liebt; mehr noch! der vielleicht gar nicht liebt und ſich nur mit Grazie lieben läßt. Wo die Leidenſchaft iſt nie die Herrſchaft; bei der Berechnung iſt ſie.

Dieſen Gedanken wollte Euſtach aber nicht in Cornelien wach werden laſſen. Er rief:

„Wenn es bis jezt ſo geweſen iſt, ſo haben wir heut Abend die Rollen gänzlich vertauſcht, meine Cornelie, denn Du dominirſt mich, und ich .... liebe Dich nur.“

Es war ein ſehr merkwürdiges Schauſpiel, wie die That ſeiner Behauptung widerſprach; denn bei ihr waren die zitternden Emotionen, die zerſchmelzenden Regungen, das magiſche Hinträumen, die berauſchende Sehnſucht, die flammende Betäubung der Liebe; und bei ihm war die Beobachtung, welche in ſeinen faſcinirenden Blick eingehüllt, ihre Seele wie mit einem ſcharfen Meſſer zerſetzte — mit einem den ihre Staffeleien, da befand ſich der ganze Malerapparat und dieſer Kunſttempel war für jedermann verſchloſſen, außer für Lady Balmond und Lady Dashville und für Mademoiſelle Henrion, Viola's franzöſiſche Gouvernante, die bei allen Lektionen gegenwärtig war.

Mit einer feinen Filetarbeit beſchäftigt, hörte ſie den Verweiſen zu, welche die fünfzehnjährige Viola wegen ihrer Flüchtigkeit von dem Meiſter empfing und ſtimmte ihnen durch bedeutſame Bewegung des Hauptes bei. Da wurde auf einmal die Stimme von Lady Balmond vernommen und nicht nur ſie, ſondern auch Männerſchritte nahten der Tür.

„Wer kommt denn da!“ rief Blanche höchſt erſtaunt aufſehend.

Roſabella fragte nicht; ſie hatte den Schritt erkannt und ihr Herz ſchlug freudig, weil er ein paar Stunden früher als gewöhnlich nahte.

„Ecco, Don Serafino!“ rief der Maler als die Tür aufging und Lady Balmond mit ihm eintrat.

„Ich habe Herr von Strahl ſchon längſt gebeten einmal nachzuſchauen ob er findet, daß meine Tochter Fortſchritte macht,“ ſagte ſie zu dem Maler, „denn mir ſcheint, daß Sie, Signor, gar nachſichtig für ſie ſind.“

„Ich fürchte Don Serafino's Kritik weder für mich noch für meine Schülerinnen,“ verſetzte der Maler ihm die Hand ſchüttelnd.

„Machen Sie es gnädig . . . Sie verlangen gewiß ſehr viel!“ ſagte Blanche zu Franz Seraph.

„Das iſt gut . . . dann muß man ſich recht viel Mühe geben,“ verſetzte Roſabella.

Franz Seraph aber verſicherte, er ſei ganz außer Stande eine maßgebende Kritik zu üben, da er von dem eigentlichen Element der Malerkunſt, von Farbe, Licht und Schatten nichts verſtehe. Er begnügte ſich damit, die jungen Dilettantinnen zu loben, ſogar Viola, die nun mit triumphierenden Blicken bald ihren geſtrengen Meiſter, bald Mademoiſelle Henrion anſchaute, was aber auf dieſe beiden nicht den mindeſten Eindruck machte. Roſabella war beglückt — über das Lob, wie ſie meinte; im Grunde nur durch ſeine Anweſenheit und daß ihre Mutter ſo viel Vertrauen zu ihm hatte und ihn ſo recht in die Intimität des Familienlebens hineinzog. Lady Balmond tat dies, weil ſie vor Franz Seraph eine wahre Achtung hatte und weil ſie ſeinen Umgang ſehr vorteilhaft und von ſehr gutem Einfluß auf ihre junge Welt von Frascati fand.

Blanche kopierte ein Bild, welches die berühmte Anſicht der Kuppel von St. Peter aus den Pinienhainen der Villa Pamfili darſtellte und welches der Meiſter ſehr ſchön aufgefaßt und in der warmen Abendbeleuchtung gemalt hatte.

„Ein ſolches Bild, ſo majeſtätiſch und ſo poetiſch, kann nur von Rom gemacht werden.“

ſagte Lady Balmond, indem ſie es mit Wohlgefallen betrachtete. „Eine Kuppel hat auch unſer St. Paul; aber ſtatt des Hintergrundes von immergrünen Eichen und Pinien, — die immerſchwarzen Schornſteine der Steinmaſſe, die London heißt, und ſtatt des roſigen italiſchen Abendhimmels, eine Atmoſphäre von grauem Nebel und unſauberen Kohlenſtaub, die nicht verdient Himmel genannt zu werden.“

„Ich habe doch London ſehr gern,“ ſagte Blanche; — „vielleicht weil ich England ſo gern habe.“

„Mich erinnert England — das jedoch mein Auge nie erblickte — an Rom,“ bemerkte der Maler.

Ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens antwortete ihm.

„An das vorchriſtliche Rom, meine ich,“ erläuterte er. „Dieſe Hochſchätzung des eigenen Landes und Volkes neben der Geringſchätzung aller übrigen — dieſer eiſerne Egoismus, der alles zertritt, was ſeinen Bedürfniſſen, ſeiner Größe im Wege liegt — die merkwürdige Höhe, zu welcher dieſe kleine Inſel ſich auf dem ganzen Erdball erheben hat — das ſind Züge, die ſie mit der alten Roma gemein hat und die weſentlich verſtärkt werden durch den tiefen Haß, den England gegen die heilige Kirche, wie einſt Rom gegen das Chriſtentum, hegt.“

„Doch heißt es,“ erwiderte Lady Balmond, „in England fänden mehr Konverſionen als in irgend einem anderen proteſtantiſchen Lande ſtatt.“

„Das will ich gern glauben, Signora! was ich ſagte, bezog ſich auf den offiziellen, den politiſchen Charakter Englands, den ich als Römer und als Katholik verabſcheue, weil er das antaſtet, was mir das Heiligſte iſt. Der einzelne Menſch aber, gleichviel in welcher Nation, kann allzeit der Wahrheit zugänglich ſein. Beſitzt er die Eigenſchaften, die den Engländer auszeichnen, klare Beſonnenheit, Beharrlichkeit, Freiheitsſinn und Energie: ſo wird er das, was als Wahrheit vor ihm aufleuchtet, nicht bloß als ein ſpielendes Licht an den äußeren Radien betrachten, ſondern auf den Mittelpunkt, auf ihren Grund und Urgrund zurückgehen und vor keiner Konſequenz erſchrecken.“

„Sie geben dem Charakter des Engländers ein ſchönes Lob, Signor,“ ſagte Lady Balmond.

„Und ein richtiges, wie mir ſcheint,“ ſetzte Franz Seraph hinzu. „In Deutſchland fehlt der Freiheitsſinn. Es hat Profeſſoren, Advokaten und Literaten, die über die Freiheit theoretiſieren; es hat ſeinen Konſtitutionalismus, der ſich die Freiheitsidee zurechtſtutzt, wie er ſie nötig hat, um auf dem Hochwaſſer der Sündflut unſerer Zeit zu ſchwimmen und ſich als die rettende Arche zu repräſentieren; es hat ſeine Tagespreſſe, deren

Blätter in den Lüften der Freiheit rauſchen, aber nach allen vier Winden, wie es maßgebende Verhältniſſe oder klingende Münze erheiſchen; es hat liberale Schwätzer unter den Vertretern von Städten und Staaten, in Volksverſammlungen, in Klubs, in Bierſchenken, die ſich mit devoteſter Freudigkeit vor dem Abſolutismus der Tatſachen auf gut chineſiſch auf den Bauch werfen; — aber echte Freiheit, die den Individualitäten innerhalb der Schranken des Geſetzes ihre Unabhängigkeit ſichert — die hat es nicht. Dafür hat es den Staat mit ſeiner bureaukratiſchen Vielregiererei, die alles bevormundet und alles beſorgt und die den Freiheitsſinn zu einer höchſt überflüſſigen, ja läſtigen Eigenſchaft macht, deren man ſich gern entledigt. Unter ſolchen Einflüſſen, welche in England unbekannt ſind, entwickeln ſich nur ſpärlich Charaktere voll energiſcher Selbſtändigkeit, die mutig genug ſind, der Wahrheit ins Auge zu ſchauen und ihr zu folgen. Darum gibt es in Deutſchland wenig Konverſionen."

„Aber die deutſchen Katholiken ſind doch gewiß alle voll energiſchem Mut für die Sache der Wahrheit, d. h. der katholiſchen Kirche in Deutſchland?" fragte Roſabella, die keinen anderen Deutſchen als Franz Seraph kannte.

„Die Katholiken in Deutſchland ſind eben Deutſche!" erwiderte er lächelnd; „auch wir haben gelitten unter jenen erſchlaffenden Einflüſſen.

furchtbar gelitten, gerade in unſerem katholiſchen Freiheitsbewußtſein. Aber wir raffen uns auf und lernen nach und nach unſere Schuldigkeit tun. Je feſter wir uns auf den Boden der Kirche ſtellen, deſto mehr wird die ihr inwohnende übernatürliche Kraft uns durchſtrömen und ihre ewige Wahrheit uns frei machen.“

„Schicken Sie nur recht viele katholiſche Deutſche nach Rom,“ ſagte der Maler, „damit ſie inne werden, daß Rom der Mittelpunkt der chriſtlichen Welt iſt. Das Bewußtſein des Zuſammenhanges mit einer ſo gewaltigen Einheit gießt auch mutige Begeiſterung ins Herz.“

„Überdas iſt Rom diejenige Stätte auf Erden, die uns bei jedem unſerer Schritte und unſerer Blicke daran erinnert, daß wir für die großen Ideen des Chriſtentums leben und ſterben können und ſollen,“ verſetzte Franz Seraph; „denn wir wandeln über den Gräbern und der Aſche der Martyrer, und das Leben und Wirken der Heiligen aller Jahrhunderte und aller Nationen tritt uns in den ihnen geweihten Kirchen und in ihren Reliquien als ewig gegenwärtig entgegen — und zeigt uns eine Gemeinſchaft des Leidens, des Kampfes, des Triumphes, wie das Menſchenherz es verlangt, das für Ideale leiden, kämpfen, triumphieren will; — weil das alles für die Dinge der Vergänglichkeit der Mühe nicht wert iſt.“

„Ecco! ecco!" ſagte der Maler, „was für ein warmes Herz doch ſo ein Germane haben kann."

„Haben Sie das Ihre für wärmer gehalten, Signor?" fragte Blanche lächelnd, und Roſabella's erſtaunter Blick tat dieſelbe Frage.

„Niemand hat ein ganz klares Urteil über ſich ſelbſt, Donna Blanca," verſetzte der Maler ebenfalls lächelnd, „und Sie werden mir vielleicht die Antwort ſchuldig bleiben, wenn ich Sie frage: Haben Sie nicht ein etwas boshaftes Herz?" — —

Alles was Franz Seraph ſagte, nahm Roſabella tief in der Seele auf und bewahrte es wie einen Schatz von edeln Gedanken. von guten und großen Gefühlen, den er ihr gab oder über den er ſie zum Bewußtſein brachte. Nur über das eine kam ſie nicht zum Bewußtſein, die arme Roſabella, daß die Zauberwelt in ihrem Inneren vielleicht unter dem Zauber der Liebe erblühe. —

Man ging nach Grotta ferrata durch die herrlichen Alleen der Villa der Propaganda. Wie gewöhnlich hatte ſich Mißtriß Granford mit ihren Kindern angeſchloſſen ſo wie auch ein paar Vettern von Lady Dashville, die von Malta kommend ihre Couſine in Frascati beſuchten. Ihnen hauptſächlich wollte man Domenichino's Fresken in der Kirche der alten Abtei S. Maria di Grotta ferrata zeigen. Die Geſellſchaft war zahlreicher denn je und munter wie immer. Die jungen Mädchen in ihren weißen luftigen Kleidern, mit ihren roſenfarbenen und lilafarbenen flatternden Bändern, gaukelten wie Waldnymphen im grünen Schatten des Wäldchens. Die Mütter ließen ſie gern mit den jungern Männern plaudern und lachen und nur Mademoiſelle Henrion ſchüttelte zuweilen mißbilligend ihr Haupt, wenn Viola mit ihrer noch nicht gehörig gezügelten fünfzehnjährigen Fröhlichkeit hie und da überlaut lachte. Den Zug ſchloſſen einige Eſel mit ihren Führern, die man für etwaige Ermüdungen auf dem Rückweg ſorgfältig mitnahm.

In dieſem munteren und lauten Treiben konnte Franz Seraph ſchon wagen, Roſabella zu fragen, ob ſie Latein verſtehe.

„Nein!“ ſagte ſie ſchüchtern wie immer, wenn er direkt das Wort an ſie richtete.

„Nein?“ wiederholte er: „Sie hätten alſo nicht verſtanden, was Sie vor acht Tagen in Camaldoli ſagten?“

„Doch! . . . das habe ich verſtanden! Wort und Sinn!“

„So verſtanden, daß Ihnen die Sache eben ſo verſtändlich iſt, als das Wort?“

„Iſt es ſo ſchwer zu verſtehen Deo servire regnare est? . . . Wer Gott dient, dient dem Höchſten und wird dadurch frei vom Dienſt der Welt: ſo verſtehe ich es — und wer frei iſt, der herrſcht, wenn nicht über andere, doch über ſich ſelbſt.“

„Er kann weit führen und viel verlangen, dieſer Dienſt; — haben Sie auch das ſchon gedacht?“

„Ja! er kann und ſoll uns zu hoher Vollkommenheit führen . . . und es koſtet Mühe, ſie zu erlangen.“

„Es koſtet vor allem Opfer.“

„Opfer!“ rief Roſabella und ſah erſchreckt Franz Seraph an.

„Ja, Opfer!“ ſagte er lächelnd: „eine Weiſe Gott zu dienen ohne Opfer iſt bis jetzt noch nicht erfunden worden. Je vollkommener das Opfer, deſto reiner iſt der Dienſt, deſto mehr hat man die Verherrlichung des höchſten Gutes und die Vertilgung der böſen Selbſtſucht im Sinn, deſto freier wird man von irdiſchen Beſtrebungen, deſto heimiſcher in himmliſchen — aber alles das nur um den Preis des Opfers.“

Eine unausſprechliche Traurigkeit ſtieg plötzlich, ſie wußte nicht warum und woher, in Roſabella's Seele auf. Ihr war, als ſehe ſie alle Gegenſtände durch einen Trauerflor; aber dieſer Flor waren aufquellende Tränen. Sie fand keine Antwort und Franz Seraph, der es bemerkte, dachte bei ſich ſelbſt: die Gedanken, die ich bei ihr vorausſetzte, hat ſie nicht . . . oder wenigſtens nicht in klarer und beſtimmter Geſtalt. — Er wollte ſie wieder heiter ſtimmen und ſagte ſcherzend:

„Mit dem ernſten Latein müſſen Sie ſich nicht befaſſen, Donna Roſabelle; es gibt allzu ernſthafte Gedanken. Und von wem haben Sie nur überhaupt das Deo servire regnare est gehört?“

„Von Ihnen!“ ſagte Roſabella, die ſich inzwiſchen gefaßt hatte.

„Von mir?“ fragte er verwundert.

„Sie ſagten es einmal im Geſpräch zu meinem Vater im letzten Winter, als Sie an meiner Büſte arbeiteten — und weil Sie es ſagten, habe ich es behalten,“ erwiderte ſie.

„Weil ich es ſagte, haben Sie es behalten?“ wiederholte er langſam.

„Ja, das iſt nun ſo!“ entgegnete Roſabella und blickte halb lächelnd, halb verlegen zu ihm auf, während ſein Auge ſich auf ſie herabſenkte und beider Blick ſich begegnete wie noch nie.

„Mein armſeliges Geſchwätz darf nicht in Ihrem Gedächtnis haften!“ rief er ſchnell gefaßt.

„Kann ich es ändern?“ fragte ſie unbefangen.

„Don Serafino! Don Serafino!“ rief Blanche, „nicht wahr, Sie machen eine Ausnahme von der Regel?“

„Von welcher Regel?“ fragte er, froh der Unterbrechung.

„Von ihrer eigenen höchſt pedantiſchen Regel, die Sie inne halten, als ob Sie ein Camaldolenſerjener fürchterlich ſcharfen und feinen Meſſer, welche Wunden machen, die nicht ſchmerzen, ſondern nur brennen.

„Du wirſt es mich glauben machen, Euſtach,“ antwortete ſie bebend. — —

Bevor Cornelie an dieſem Abend entſchlief, faltete ſie fromm die Hände und ſprach aus der Tiefe eines reinen, liebenden Herzens betend:

„Gott der Gnade! in Deine Hand befehl ich mein Glück.“

Bevor Euſtach entſchlief dachte er:

„Antoinette! .... ich bin gerächt.“

Es war ein böſes Jahr — 1831! die Welt zitterte unter der Geißel, die ein geſpenſtiſcher, unheimlicher Dämon über ſie ſchwang; — zitterte aus Furcht vor der Cholera. Dieſe tobende, gährende, aufrühreriſche, kampfbereite Welt, erlag der Angſt vor einer unbekannten Krankheit: ſolch ein Hohn über ihre Mattherzigkeit und Markloſigkeit liegt in den Anordnungen ihrer Geſchicke! Aber ſie bemerkt ihn nicht! ſie iſt immer überwältigt vom Augenblick, ſei es zur Erregung oder zur Entmuthigung, zum Jubel oder zur Stumpfheit, zum Fluch oder zum Preis; und übers Jahr kommt ſie wieder zu ſich, Eremit wären, jeden Montag in aller Frühe nach Rom zurückzukehren. Das werden Sie morgen nicht tun, ſondern ſtatt deſſen mit uns nach Rocca di Papa und auf den Monte Cavo reiten. Das müſſen meine Vettern ſehen und ſie haben keine Zeit zu verlieren. Nicht wahr, Sie machen morgen die reizende Partie mit uns."

„Wäre nicht die pedantiſche Regel dagegen, ſo würde es mir ſehr viel Vergnügen machen, Ihrer Einladung zu folgen; doch jetzt iſt es unmöglich. Wohin käme ich mit meiner Arbeit, wenn ich mir mehr Sonntage verſchaffen wollte, als der liebe Gott mir gibt. Wird die Lebensordnung einmal gebrochen, ſo iſt kein Grund, um ſie nicht zehn- und zwanzigmal zu brechen."

„Sie ſind wirklich ein unerträglicher Pedant!" rief Blanche.

„Und ein unbegreiflicher!" bekräftigte die kleine Viola.

„Man muß ſich in der Entſagung üben," verſetzte er ſcherzend. „Bedenken Sie was das heißt: einer Partie auf den Monte Cavo in Ihrer Geſellſchaft entſagen."

„Ah, Böſewicht! Sie ſpotten noch gar! aber für Ihre Entſagungsmanie gewinnen Sie mich nicht! Man entſagt, wenn man muß!"

„Aber wie! . . . mürriſch, troſtlos, grollend, halb in Verzweiflung."

„Wenn es ſehr ſchwer wird — allerdings! aber das nimmt der liebe Gott nicht übel!“ rief Blanche lachend.

„Ich weiß nicht, auf welchem Fuß Sie ſich mit ihm geſetzt haben! ich für meine Perſon finde es ſicherer, mich in der Entſagung zu üben, indem ich mit Catoniſcher Strenge meine Lebensordnung aufrecht halte.“

Blanche wollte ſie noch immer durchbrechen; allein Lady Dashville ſagte:

„Sie tun ganz recht, Herr von Strahl, ſich gegen die Zumutung meiner Tochter zur Wehr zu ſetzen. Die ſtille ſchaffende Arbeit auf dem Gebiete der Kunſt hat ganz gewiß einen Zauber, den wir übrigen Sterblichen kennen.“

„Sie iſt mein Beruf,“ entgegnete er ruhig.

„Merkwürdig, was manche Menſchen für einen ſchweren Beruf haben!“ ſagte Viola nachdenklich: „Herr von Strahl muß ſich in der Entſagung üben, muß arbeiten, während wir auf den Monte Cavo reiten — das iſt doch hart.“

„Für ihn nicht, Violette!“ flüſterte Blanche unmutig: „er iſt ein echter deutſcher Siebenſchläfer, verſenkt in ſeine Kunſt und in allerhand ſchwärmeriſche Ideen, in welche ihn Mama, ganz unnützer Weiſe, beſtärkt. Ich werde mich gar nicht mehr um ihn kümmern.“

Ihr kleiner Groll war aber nur ein zerflatterndes Sommerwölkchen und die ganze Geſellſchaft langte in heiterſter Stimmung in Grotta ferrata an, dem alten Kloſter, wo griechiſche Mönche von der Regel des heiligen Baſilius ſeit achthundert Jahren ihre Pſalmen ſingen, wo das Bild der allerſeligſten Jungfrau verehrt wird, das einſt in einer Felſenhöhle hinter Eiſengitter aufbewahrt wurde und der Stätte den Namen gab — und wo Domenichino's Fresken, den Gründer des Kloſters, den heil. Nilus verherrlichen. Nur Roſabella teilte dieſe Stimmung nicht. Es war ein etwas in ihrem Geſpräch mit Franz Seraph, das ſie nicht ausdrücken, nicht einmal ſich klar machen konnte, das ihr das Herz ſchwer machte. Das Herz hat ſeine Ahnungen.

Sie ſtanden alle vor dem großen Bilde, das die Begegnung des Kaiſers Otto III. mit dem heil. Nilus darſtellt, der mit ſeinen Mönchen vor den Sarazenen aus Calabrien flüchtet und bei Gaëta den Kaiſer um Schutz bittet. Die einen bewunderten die ausdrucksvollen Köpfe der Mönche, die anderen den jugendlichen Kaiſer, andere den blonden, grüngekleideten Knappen, der das kaiſerliche Roß hält und der Domenichino ſelbſt iſt. Aber Roſabella ſtand vor dem kleineren Bilde, wo Nilus in tiefer Andacht vor einem Kruzifix kniet und der Gekreuzigte ſeine Hand ſegnend über ihn erhebt. Die Huld des Kaiſers iſt doch nur irdiſche Ehre, Ehre im Sinn und in den Augen der Welt, wenn auch der edelſten Art — dachte Roſabella — aber dieſe durchwundete Hand, die den ſtillen Beter ſegnet — o das iſt göttliche Huld, iſt ein Strahl von jener Krone, die ihm in der Ewigkeit beſtimmt iſt. — Sie wäre gern vor dem Bilde niedergekniet, um den Gekreuzigten zu bitten, auch ſie zu ſegnen; aber ſie wagte es nicht.

„Roſabella . . . Du weinſt?“ ſagte zärtlich Livia Granford, die ſich leiſe genähert hatte.

„Ich weine nicht,“ entgegnete Roſabella und blickte mit ihren ſchönen ſchimmernden Augen lieblich Livia an; — „aber ich dachte an die ſchöne ſelige Ewigkeit und dann fühlt meine Seele immer ſo etwas wie Heimweh.“

„Du wünſcheſt doch wohl nicht zu ſterben, Roſabella?“

„Nein, Livia! leben möchte ich, aber ſelig leben, d. h. endlos glücklich ſein und ich glaube, das iſt ſchwer hienieden.“

„Komm! wir haben die Bilder genug bewundert!“ ſagte Livia, nahm Roſabella unter den Arm und zog ſie in den Kloſterhof: „Verſprich mir Stillſchweigen!“ ſagte ſie bewegt.

„Gern!“ verſetzte Roſabella geſpannt.

„Laß uns in's Kloſter gehen!“ flüſterte Livia haſtig.

„Nimmermehr!“ rief Roſabella entſetzt.

„Ich gehe . . wenn alles in mir klar und geordnet iſt,“ ſagte Livia entſchieden, „und bis dahin ſchweige ich. Aber das Leben, das wir führen, iſt mein Leben nicht. Ich habe auch das Heimweh nach dem Himmel wie Du. Nur der Tod gibt uns den Himmel. So will ich denn wenigſtens ſterben, inſoweit es gottgefällig iſt . . . will ſterben der Welt, Roſabella! . . . ich gehe in's Kloſter.“

„Und vor acht Tagen in Camaldoli ſagteſt Du das Gegenteil.“

„Was ſagt man nicht alles, wenn man nicht weiß, was man ſagen ſoll!“ rief Livia.

„Was ſchmiedet Ihr hier für heimtückiſche Pläne?“ ſagte Blanche und ſtörte das Zwiegeſpräch, indem ſie ihre beiden Freundinnen zur übrigen Geſellſchaft zurückführte.

Am Himmel flimmerten Millionen von Sternen und Millionen von Leuchtkäfern ſchwebten durch die ſtille Sommerluft und illuminierten Gebüſch, Sträuche und Gräſer, als man ſehr befriedigt und ſehr ermüdet Frascati erreichte.

Franz Seraph hatte eine ſchlafloſe Nacht. Was hatte ſie geſagt? — Welcher Blick war dem ſeinen begegnet? — Welche Möglichkeit dämmerte auf? — Welcher Horizont eröffnete ſich? — War das Liebe? — Konnte das Liebe werden . . . von ihrer Seite? . . . von ſeiner Seite? . . . — Nimmermehr! — Und wenn doch? wer wollte ſich ſträuben gegen erlaubte Liebe, gegen erlaubtes Glück? . . . Der natürliche Menſch gewiß nicht und der Menſch nach der Ordnung der Gnade wozu? weshalb? warum? —

Der Morgen brach an; Kirchen und Klöſter begrüßten ihn mit Ave Maria; dann riefen die Glocken zur Feier des hochheiligen Opfers; Franz Seraph ging in die Meſſe und fuhr mit dem erſten Zug nach Rom.

Am nächſten Samstag war grenzenloſes Erſtaunen im Malzimmer zu Frascati, denn um neun Uhr morgens erſchien Franz Feraph an der Seite des Meiſters. Ganz beglückt und eingedenk ſeiner Lobſprüche tanzte Viola ihm entgegen und jubelte:

„O herrlich! Sie wollen uns Unterricht geben!“

„Sie verletzen Ihre Lebensordnung?“ fragte Blanche mit leiſem Spott.

Roſabella's Lippen ſchwiegen; ihr Auge ſprach.

„Ich komme, um mich bei Lady Balmond zu beurlauben,“ erwiderte Franz Seraph: „ich muß nach Carrara, um mir dort ein paar ſchöne Marmorblöcke auszuſuchen, wie ich ſie nötig habe für das kreuztragende Chriſtuskind und für den Engel der Auferſtehung. Ein Bildhauer, der in dieſem Fach weit mehr Erfahrung hat, als ich, geht heute mit dem Nachtzug nach Carrara und ich will ihn begleiten. So habe ich nur gerade Zeit, von ihnen allen Abſchied zu nehmen.“

„Aber Sie kommen doch vor unſerer Abreiſe nach Sorrent zurück?“ fragte Blanche.

„Bleibt es dabei, daß Sie am achten Auguſt nach Sorrent gehen — dann nicht! Das ſind nur zehn Tage und ich denke einen kleinen Ausflug nach der Schweiz mit dem nach Carrara zu verbinden und einen Jugendfreund zu beſuchen.“

„Wie traurig das iſt!“ rief Blanche: „heute gehen Sie fort; in einigen Tagen reiſt Mißtriß Granford nach England zurück . . . die letzten Tage von Frascati werden recht einſam ſein.“

„Ja ja!“ ſagte der Maler, „die letzten Tage ſind einſam! das richtet Gott ſchon ſo ein.“

„O Signor, Sie machen mich ganz melancholiſch!“ ſagte Viola.

„Im Winter finden wir uns wieder in Rom zuſammen,“ ſagte Roſabella, welche fühlte, daß ſie endlich doch auch etwas ſagen müſſe. Ihre Stimme war ruhig, aber ihr Mund verriet ihre innere Bewegung, und ſtarr blickte ſie auf ihre Staffelei, um keinem Auge zu begegnen.

Franz Seraph ließ ſich bei Lady Balmond melden, die ihn wie immer mit herzlichem Wohlwollen empfing und es ganz in der Ordnung fand, daß er den glühenden Auguſt in der Schweiz verleben wollte. Dann ging er zu Lady Dashville und Mißtriß Granford und kehrte darauf in’s Malzimmer zurück, um auch dort Abſchied zu nehmen.

„Auf Wiederſehen!“ ſagten die jungen Mädchen und reichten ihm die Hand: „auf Wiederſehen im November! auf Wiederſehen mit allen unſeren Freunden!“

„Auf Wiederſehen in der ewigen Roma,“ ſetzte der Maler hinzu.

Roſabella tat und ſprach wie ſie alle, aber in ihrem dunkeln ſammtweichen Auge lag, ihr unbewußt, eine tiefe Traurigkeit.

Als Franz Seraph wieder in ſeinem einſamen Atelier ſaß, fühlte er, daß ein Abſchnitt ſeines Lebens hinter ihm liege, der unwiderruflich über ſeine Zukunft entſcheide. Ihm war ernſt und feierlich zu Sinn. Er ging nach St. Iſidoro und empfahl ſein Herz dem ewigwachenden Herzen der ewigen Liebe. Dann reiſte er nach Florenz und Carrara und Ende Auguſt war er wieder in ſeinem Atelier, fleißiger, ruhiger, zufriedener, einſamer denn je. Doch in der Schweiz war er nicht geweſen. Der Friede, den er begehrte, lag in anderen Regionen als in denen der ſchönen Natur. Oft wendeten ſich ſeine Gedanken der Heimat zu. Er wußte, daß Floreſtine wieder auf Cronenſtein lebe, daß Seeheim verkauft ſei und weshalb; ſeine Mutter teilte ihm alles mit, was die Familie betraf und was ihr Herz bewegte, ihre Liebe für Floreſtine, die eine Beimiſchung von Bewunderung bekam, ihre Sorge um Oswald. Wie lebhaft Franz Seraph dieſe Empfindungen auch teilte, ſie ſtörten ihn nicht, und er arbeitete mit angeſtrengtem Fleiß, wie jemand, der keine Zeit zu verlieren hat.

So vergingen zwei Monate. Da, gegen Ende Oktober trat eines morgens Sir Robert Balmond bei Franz Seraph ein.

„Nun, da bin ich wieder, Sir, um Ihre Arbeiten zu inſpizieren, ob ſie auch hübſch fleißig geweſen ſind!“ rief er freundlich.

„Ihre Aufträge gehen den übrigen vor, Sir Robert und ich hoffe, Sie werden zufrieden ſein,“ entgegnete Franz Seraph herzlich und drückte die dargebotene kräftige Hand. Dann nahm er die Verhüllung von Roſabella's Büſte und von der Statue des kleinen Täufers Johannes ab und zwei Kunſtwerke von idealer Auffaſſung und vollendeter Ausführung ſchimmerten in ihrer edlen Marmorſchönheit dem überraſchten Sir Robert entgegen.

„O meine Roſabel! . . . o das liebe Geſichtchen!“ rief er entzückt: „iſt ſie denn wirklich ſo ſchön, Sir? . . . iſt es nicht der blendendweiße Marmor, den Sie zart wie ein Lilienblatt ausgearbeitet haben, der ihr etwas ſo Engelhaftes gibt?“

„Nein, Sir Robert, Ihre Tochter kann ich nicht verſchönern,“ erwiderte Franz Seraph lächelnd: „ſie hat die Züge der antiken Pſyche, ſie hat den Ausdruck der heiligen, chriſtlichen Jungfrauen: etwas Schöneres gibt es nicht, als dieſe

Verſchmelzung. Meine Aufgabe war, ſie dem Marmor einzuhauchen und es iſt der Vorzug dieſes herrlichen Materials und ſeine Eigentümlichkeit, daß es der edelen Schönheit einen idealen Charakter verleiht.“

„Und der kleine Johannes! . . . der kleine Prophet mit ſeinem Agnus-Dei-Stabe! . . . wie er von den Dingen auf und über der Welt ſo viel mehr zu wiſſen ſcheint, als wir andere Sterblichen! und doch ſieht er ſo kindlich aus, der Krauskopf, der! — Welch ein Schmuck für die Kapelle in Balmond-Caſtle!“

„Und hier iſt das Seitenſtück: Chriſtus als Kind auf das Kreuz ſich lehnend,“ ſagte Franz Seraph und führte Sir Robert vor das Tonmodell: „Er hat es getragen das ſchwere Kreuz; da iſt es ihm zu ſchwer geworden und er ſtellt es ein wenig neben ſich hin und ſtützt ſich darauf. Nun ruht er wohl etwas aus — aber auf dem Kreuz! — In jenem ſchweren rauhen Marmorblock dort iſt das göttliche Kind verborgen. Gott gebe, daß ich es in ſeiner unirdiſchen Schönheit herauslocke.“

„Das wird Ihnen ſchon gelingen, Sir,“ ſagte Sir Robert ganz ergriffen: „ich meine, daß die Engel Ihnen bei Ihrer Arbeit dienen.“

„So ſollte der Menſch immer arbeiten, immer eingedenk ſein, daß die Himmliſchen auf ihn herabſchauen und bereit ſind, ihm mit ihren Kräften legt ſich auf die andre Seite, und entſchlummert zu einem neuen Fiebertraum.

Auf Altdorf gab es große Freude. Da wurde ein Sohn geboren, das erſte Kind aus einer fünfjährigen Ehe. Cornelie rang mit dem Tode. Die Aerzte, die doch an den Anblick mancher Qual gewöhnt ſind, waren blaß vor Mitleid. In einem ruhigen Moment ließ ſie ihren Mann zu ſich kommen.

„Lieber Euſtach! ſagte ſie, verſuchte zu lächeln und küßte ſeine Hand; — es geht mir jetzt übel, aber das thut nichts! Es iſt für Dich und für Dein Kind.... und das Kind wird leben — ſagt man; alſo gräme Dich nicht. Ich bin glückſelig, Euſtach! .... das wollt' ich Dir ſagen und Dir danken, daß Du mich geliebt haſt.... und nun geh! geh! — Auf bald Wiederſehen!“ — ſetzte ſie mit himmliſch freundlichem Lächeln hinzu, als er zögerte und in banger Beſorgniß doch keine Worte fand. Er entfernte ſich aus dem Schlafzimmer und ging in Corneliens Toilettenkabinet um in der Nähe zu ſein. Da lag auf der weißen Chaise longue der Hausarzt, erſchöpft von vierundzwanzigſtündiger Aufmerkſamkeit. Glas und Weinflaſche ſtanden auf Corneliens zierlicher Toilette, denn er durfte nicht ſchlafen und ſollte doch kräftig bleiben. Der drückenden Hitze wegen war das Fenſter geöfnet und die ſchwüle beizuſtehen, wenn das Werk ihrer nicht ganz unwürdig iſt.“

„Ich muß mit Ihnen ſprechen!“ ſagte Sir Robert plötzlich, halb verlegen halb entſchloſſen.

„Wir ſprechen ja mit einander,“ verſetzte Franz Seraph lächelnd.

„Nein, nein! es muß gründlich und ganz ungeſtört geſchehen, denn es iſt von äußerſter Wichtigkeit.“

„Darf ich bitten,“ erwiderte Franz Seraph, und zeigte auf die ſchmale Wendeltreppe, die aus einem Winkel des Ateliers zu ſeinem Zimmer hinaufführte. Die Treppe krachte unter Sir Robert's wuchtigem Tritt. Oben angelangt, ſetzte er ſich auf einen Strohſtuhl, der ebenfalls krachte und ſagte mit Entſchiedenheit:

„Sir, wir müſſen die Sache klar und einfach beſprechen, wie es ſich zwar immer für Gentlemen, aber beſonders in dieſem Fall ſchickt.“

Franz Seraph verbeugte ſich ſchweigend. Er dachte, es ſolle von dem Preiſe ſeiner Arbeit die Rede ſein. Als aber Sir Robert fragte:

„Lieben Sie meine Roſabella?“ — da trat er zurück und ſagte ernſt:

„Ich glaube keine Veranlaſſung zu dieſer Frage gegeben zu haben, Sir.“

„Nein! . . . mir nie.“

„Und wem, Sir Robert? wem denn?“ fragte er beklommen.

„Setzen Sie ſich zu mir und laſſen Sie uns ein aufrichtiges Wort wechſeln. Ich ſpreche ehrlich mit Ihnen und ich hoffe, Sie antworten mir ehrlich."

„Mein Wort darauf, Sir Robert."

„Gut! — Nun hören Sie mich ruhig an. Seitdem Lady Balmond in Sorrent iſt, hat ſie eine veränderte Stimmung bei unſerer Tochter wahrgenommen, eine leiſe Schwermut, etwas in ſich Gekehrtes, Wehmütiges, das nicht in dem ſüßen Frieden ihres Charakters liegt, und nach der heiteren Fröhlichkeit, welche ſie während ihres ganzen Aufenthaltes in Frascati an den Tag gelegt hat, doppelt auffallend iſt. Denn ſie hat in Sorrent alles, was ſie in Frascati hatte, da Lady Balmond auch dort mit Lady Dashville eine Familie ausmacht, und die Umgebung von Sorrent unvergleichlich ſchön iſt. Lady Balmond hat beobachtet, daß dieſe Veränderung begann, ſeitdem Sie, Sir, eine Reiſe nach der Schweiz plötzlich und ganz unerwartet in Frascati ankündigten und ſie auf der Stelle antraten. Dieſe plötzliche Abreiſe hat Lady Balmond auf den Gedanken gebracht, es könne in Ihnen ein Gefühl für unſere Tochter erwacht ſein, dem Sie nicht Raum geben wollten. und das hat ihre und meine Hochachtung für Sie erhöht. Ich bin noch nicht zu Ende," ſagte Sir Robert, als Franz Seraph eine lebhafte Bewegung machte; „laſſen Sie mich ausreden. Meine

Roſabel iſt zu der glänzendſten Verbindung in England berechtigt. Familie, Vermögen, Schönheit und Erziehung erlauben ihr und uns große Anſprüche zu machen; aber wir Eltern ſehen vor allem auf das Glück unſerer einzigen Tochter, und Sie ſind ein junger Mann, dem wir die Zukunft dieſes geliebten Kindes mit gutem Gewiſſen anvertrauen könnten. Wenn alſo Ihr Herz und Roſabel's Herz einander verſtehen, ſo würden wir Eltern dies Bündnis nicht ſtören. Iſt dem aber nicht ſo, irrt ſich Lady Balmond in Betreff Ihrer, Sir: ſo würden wir dieſen Winter nicht in Rom zubringen, ſondern von Neapel nach Nizza gehen, was ſich ganz leicht macht, weil einer Schweſter von Lady Balmond, deren Mann Geſandter in Stockholm iſt, und der ſie nur hinbringen, doch nicht bei ihr bleiben kann, der Aufenthalt in Nizza von den Ärzten verordnet wurde. Jetzt bin ich fertig . . . und nun reden Sie."

„Gehen Sie nach Nizza, Sir Robert," antwortete Franz Seraph mit tiefem Ernſt.

„Ich hoffe, Sir, daß ich mich deutlich ausgedrückt und Sie mich verſtanden haben," verſetzte Sir Robert mit grenzenlos erſtauntem Blick.

„Vollkommen! . . . und ganz durchdrungen von innigſter Dankbarkeit, wiederhole ich: gehen Sie nach Nizza."

„Es beſteht alſo keine Neigung zwiſchen Ihnen und meiner Tochter?"

„Keine, Sir."

„Und Lady Balmond hätte ſich geirrt? . . . die ſcharfſichtige Mutter?"

Franz Seraph ſchwieg.

„Es iſt etwas rätſelhaftes in dieſer Sache," fuhr Sir Robert fort „ja, es iſt wirklich ſchon rätſelhaft genug, daß Sie, ein Künſtler, deſſen Auge offen für alles Schöne iſt, an Roſabel's leiblicher und ſeeliſcher Schönheit gleichgültig vorüber gehen — daß Sie ein ſo vollkommenes Weſen nicht zu lieben geneigt ſind — daß Ihnen überhaupt eine Verbindung nicht genehm iſt, welche tauſend junge Männer als ein höchſt unerwartetes Glück preiſen würden."

„Gehen Sie nach Nizza, Sir Robert!" wiederholte Franz Seraph mit demſelben Ernſt.

„Bei St. Georg! ja, Sir, ich werde nach Nizza gehen! . . . aber ich wüßte doch gern warum. Stehen Sie mir Red' und Antwort!" brach Sir Robert aus: „Sie müſſen doch wahrhaftig überzeugt ſein, daß alles, was ich eben geſagt habe, aus zärtlicher Liebe für meine Tochter und aus dem aufrichtigen Wohlwollen für ſie entſpringt. Ich glaube alſo Ihres Vertrauens nicht unwert zu ſein."

„Sie haben recht, Sir Robert," entgegnete Seraph noch ernſter, „es ſoll nicht der Schein von Undankbarkeit an mir haften. Allein das, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, iſt noch nie über meine

Lippen gekommen und Sie müſſen mir Ihr Ehrenwort geben, daß es auch über Ihre Lippen nicht kommen werde.“

„Bei St. Georg, ich gebe mein Wort.“

„Und Sie machen keine Ausnahme, nicht für Lady Balmond, nicht für Miß Roſabella.“

„Keine Ausnahme . . . bei St. Georg.“

„Ein einziges Wort wird Ihnen alles erklären, Sir Robert: ich will geiſtlich werden.“

Überraſcht, erſchreckt, erſtaunt ſchnellte Sir Robert von ſeinem Sitze auf und ſtarrte ſprachlos Franz Seraph an.

„Das iſt's!“ ſagte dieſer lächelnd.

„Das iſt's?“ wiederholte Sir Robert wie betäubt: „Sie wollen geiſtlich werden, wollen der Welt entſagen, wollen Ihren ſchönen Beruf aufgeben?“

„Ein höherer Beruf zieht mich an und das Glück der Welt iſt mir nie reizend erſchienen.“

„Aber Sir, wenn Sie geiſtlich werden wollen, weshalb um Gotteswillen machen Sie den ungeheueren Umweg durch das Gebiet der Kunſt . . . das gefährliche!“

„Der Weg, den Gott mich führt, iſt kein Umweg.“

„Dieſe Studien, dieſe Mühe, dieſe anſtrengende Arbeit, dies große, ſehr große Talent, das Ihnen eine glänzende Zukunft, einen berühmten Namen erringen wird — das alles wäre umſonſt getan? . . . ich faſſe es nicht!“

„Nicht umſonſt, Sir Robert! das alles findet die göttliche Vorſehung notwendig als Prüfſtein für meinen Beruf.“

Zweifelnd und beſorgt wiegte Sir Robert ſein Haupt und ſagte:

„Die Wege Gottes ſind freilich wunderbar . . . aber dieſe Sache kommt mir wunderlich vor.“

„Ob ich ſie erklären kann, weiß ich nicht; doch wie ſie ungefähr ſich gemacht hat will ich Ihnen erzählen, weil Sie mir eine ſo liebreiche Teilnahme ſchenken,“ ſagte Franz Seraph.

„Ich bin wirklich äußerſt geſpannt!“ rief Sir Robert, und nahm ſeinen Sitz auf dem Strohſtuhl wieder ein, indem er ſeinen Blick nicht von Franz Seraph abwendete, der gelaſſen ſagte:

„Ich habe nicht viel zu ſagen, und nichts Merkwürdiges zu erzählen, Sir Robert. Da ich ſeit meiner Kindheit ein entſchiedenes Talent für die bildende Kunſt und große Freude daran hatte, ſo faßte ich früh den Entſchluß, mich ihr zu widmen, obgleich meine Mutter und mein Vormund ſehr viel dawider hatten. Beide, namentlich meine Mutter, wären hoch erfreut geweſen, wenn ich mich dem geiſtlichen Stande gewidmet hätte. Aber das fiel mir nicht ein! ich dachte gar nicht daran. Ich zeichnete, ich knetete in Ton, ich entwarf allerhand Skizzen, und ließ einen Jugendfreund, mit dem ich aufwuchs und der ſich früh für den geiſtlichen Stand beſtimmt hatte, mit Begeiſterung von der Erhabenheit des Prieſtertums reden. Da er viel beſſer, viel klüger, viel begabter war als ich, ſo dachte ich, der geiſtliche Stand ſei nur für ſehr vollkommene Seelen und von meiner Unvollkommenheit war ich auf's Tiefſte durchdrungen.

„Bei zwanzig Jahren hörte das Familienleben für mich auf, und ich begann meine Studien auf einer Kunſtakademie. Ich trieb ſie mit Liebe, Eifer und Beharrlichkeit; aber in dem Maß als mein inneres Weſen reifte und mehr und mehr zu jener Erkenntnis gelangte, welche die Berührung mit der Welt dem Jüngling über ſie und über ſich ſelbſt gibt, gab ſich in mir eine Richtung kund, die mich auf einen anderen Weg wies. Ich ſträubte mich gegen ſie, ich fand ſie läſtig, ſtörend verkehrt, unſinnig; — ich hatte ja mein Talent, das Gott mir gegeben, das mir teuer war und mir gute Gedanken gab, Gedanken, die auch anderen zugut kommen ſollten, wenn ich dereinſt, als tüchtiger Künſtler, ihnen eine ſchöne Form und eine edle Geſtalt zu geben verſtände. Das wiederholte ich mir, daran klammerte ich mich, wenn eine Stimme in mir flüſterte: Du kannſt etwas beſſeres tun, als den Marmor bearbeiten! arbeite für die Seele . . . arbeite an den Seelen für Gott! — Zuweilen gab ich mir heimlich die

Antwort: Nicht jeder iſt berufen, das beſte zu tun; dazu reichen die Kräfte vielleicht nicht aus, während ſie das Gute leiſten können. Demut iſt beſſer als Verwegenheit! — Dieſer heftige Kampf in meiner Seele zwiſchen gut und beſſer, erleichterte mir jeden Kampf zwiſchen bös und gut. Der Gedanke, daß ich möglicherweiſe zum allerbeſten beſtimmt ſein könne, ſpornte mich an, mich dazu im Stand zu halten, wenn ich auch nicht von jener Beſtimmung überzeugt war. Ich wagte nicht, mich gegen irgend jemand über dies innere Drängen und meinen Widerſtand auszuſprechen — um ſo weniger, als mein Jugendfreund, der mit ſo hoher Begeiſterung dem geiſtlichen Berufe ſich widmete, ihn verließ und einen ganz anderen Weg einſchlug. Das erſchreckte mich ſehr; aber abgeſchreckt wurde nicht jenes unbegreifliche Treiben des Geiſtes in mir, das mich dahin drängte, wohin der natürliche Menſch nicht wollte. Ich hatte eine ſehr fromme Erziehung und die ſchönſten chriſtlichen Vorbilder in meiner Familie gehabt: das war mein Glück! man hatte mich gelehrt, an Gott meinen beſten Freund zu haben. Zu ihm flüchtete ich, an ihn wendete ich mich, ihn bat ich um Licht in meiner Nacht, die von ſeltſamen Sternen durchblitzt war, daß ich nicht wußte, ob ſie mich verblendeten oder erleuchteten. Endlich faßte ich meinen Entſchluß, als die Zeit heranrückte, die zu meiner Abreiſe nach Italien feſtgeſetzt war.

„Nun wohlan! ſprach ich zu mir ſelbſt, wehre Dich mit erlaubten Mitteln gegen die Möglichkeit einer Täuſchung des Hochmuts, Franz Seraph! Beginne Deine Laufbahn mit allem Eifer; verſuche Dir einen Namen zu machen; widme Dich Deinen künſtleriſchen Eingebungen; ſieh' zu ob in dem künſtleriſchen Schaffen eine Tat liegt, die Dir genügt, ein Genuß, der Dich befriedigt. Schaue Dir an die Welt und das, was der Menſch Glück und Freude nennt — und ob Du damit einverſtanden ſein kannſt. Weiſe nichts mit Schroffheit zurück, damit Du Dich nicht etwa zu Gott hinwendeſt, weil Du Dich den Menſchen unerträglich gemacht haſt; aber ſei wachſam, damit nicht unverſehens ein Gefühl in Dein Herz ſchlüpfe, welches es leiſe, leiſe einem Geſchöpf zuneigt. Haſt Du das alles getan, Jahre hindurch, und bleibt der Zug zum höchſten Beruf unerſchütterlich in Dir — dann darfſt Du, mußt Du ihm folgen; dann iſt es kein Spiel Deiner Phantaſie, kein Blendwerk Deiner Selbſtgefälligkeit.

„Mit dieſem Entſchluß ging ich vor anderthalb Jahren nach Rom. Ich lebe hier alſo in einer Art von Noviziat, das zu der Zucht gehört, worin die Hand Gottes meine Seele nimmt, und ich ſuche ein treuer Novize zu ſein, der ſich ehrlich bemüht, den Weg zu erkennen, auf dem er ſein ewiges Heil finden ſoll. Mehr und mehr lichtet ſich der Pfad vor meinem inneren Auge und weiſt mich dahin, wohin der natürliche Menſch nicht verlangt. Widerſtand gegen die Gnade würde mich in ein elendes Leben mit verfehltem Beruf ſtürzen und mich in eine Kette von Unheil verwickeln."

„Ja freilich, wenn es ſo mit Ihnen ſteht," ſagte Sir Robert ernſt," „wenn Sie in dem wundervollen Talent, welches Tauſende erſehnen und ihr Leben in würdiger Weiſe damit ausfüllen würden, keine Befriedigung finden — wenn das Glück des Familienlebens ebenſowenig Reiz für Sie hat, als die Bewunderung der Mit- und Nachwelt — wenn Sie es vorziehen im Dunkel eines unſcheinbaren Berufs zu verſchwinden, ſtatt im Glanz eines hochbewunderten zu herrſchen — dann haben Sie Recht! werden Sie geiſtlich."

„Deo servire regnare est," erwiderte Franz Seraph.

„Auch darin haben Sie recht, Sir! Jetzt aber erklären Sie mir, wie Lady Valmond ſich ſo gründlich täuſchen konnte, daß ihre ſämtlichen Briefe ſeit drei Monaten nichts anderes behandeln, als dies eine Thema mit allen möglichen Variationen und Konſequenzen. Nie war unſer Briefwechſel ſo lebhaft! . . . ganz natürlich! es handelt ſich ja um Roſabel's Glück. Jetzt alſo ſagen Sie mir, weshalb Sie ſich plötzlich von Frascati zurückgezogen haben."

„Wegen eines Marmorkaufs ging ich mit

Nachtluft wehte den faltigen Muslinvorhang hin und her. Am Toilettenſpiegel war ein einziges Licht angezündet. Das war Alles ſo unruhig, ſo konfus, zerſtört und ungehörig.

„Lieber Doctor! welch eine fürchterliche Sache iſt eine Niederkunft! ſprach Euſtach ganz betäubt und trocknete ſeine Stirn. Auf meine Ehre, ich gehe lieber in zehn Schlachten als das Einmal auszuhalten! Diable! diable!“

„Die Schlacht iſt Ihre Sache, Herr Graf, und die Niederkunft Sache der Frauen, antwortete der Hausarzt mit der unendlichen Gelaſſenheit, welche die Gewohnheit am Krankenbette als Beobachter zu ſtehen verleiht. Jeder erfüllt dadurch die Naturbeſtimmung ſeines Geſchlechts.“

„Dann muß man geſtehen, daß dem ſchwachen Geſchlecht die ſchwerſte Beſtimmung zu Theil geworden iſt.“

„In meinen Augen iſts immer ein Mißbrauch oder vielleicht ein Mißverſtändniß, die Frauen das ſchwache Geſchlecht zu nennen, Herr Graf. Fein, zierlich, behende — ja! aber Gazelle und Reh ſind das auch und machen eine ganze nachſetzende Jagd müde. Es iſt fixe Idee der Männer die Frauen ſchwach zu nennen, und ich erkläre ſie dadurch, daß ſie ihnen häufig eine bequeme oder entſchuldigende einem Sachverſtändigen nach Carrara und Lady Balmond fand das ganz in der Ordnung.

„Und dann gingen Sie nach der Schweiz?“

„Nein, Sir Robert, ich beſann mich, daß etwas anderes mir heilſamer ſein könne.“

„Und was war das, Sir?“

„Das waren geiſtliche Übungen, die ich hier während drei Wochen in St. Euſebio durchmachte, und die mir eine ganz unerwartete Klarheit, Ruhe und Feſtigkeit gegeben haben. Ich habe gewählt.“

„Ohne dieſe geiſtlichen Übungen wäre die Wahl vielleicht anders ausgefallen,“ ſagte Sir Robert unmutig.

„Den Willen Gottes zu erkennen ſuchen und nach dieſem einzig-unfehlbaren Kompaß den Lauf meines Schiffleins durch das Meer des Lebens beſtimmen — das war meine Abſicht bei dieſen geiſtlichen Übungen. Eine entſcheidende Wahl treffen ohne Gott zu fragen, iſt für mich etwas Undenkbares . . . und gewiß auch für Sie.“

„Aber Roſabella, Sir!“

„Sir Robert! die Morgendämmerung der Liebe in dem Herzen einer Roſabella iſt etwas ſo Zartes, ſo Verſchwebendes, daß ich nicht imſtande bin Ihnen darüber Rechenſchaft zu geben.“

Sir Robert ſtand auf, legte beide Hände auf Franz Seraph's Schultern und ſagte:

„Es tut mir bei Gott herzlich leid, daß nichts daraus werden kann! — Wir gehen alſo nach

Nizza und ob wir Sie je wiederſehen, weiß Gott allein. Was Roſabella aber auch empfinden möge, es wird ein Balſam für ſie ſein zu erfahren, daß Sie geiſtlich werden."

„Sir Robert!" rief Franz Seraph lebhaft, „ich habe Ihr Ehrenwort! Sie ſchweigen gegen jedermann, ohne Ausnahme! Sollte die Rede auf mich kommen, ſo ſagen Sie einfach: Er iſt ein Künſtler, der nichts liebt als ſeine Marmorblöcke."

„Aber das iſt ja nicht wahr, Sir! Sie lieben ja wahrhaftig Gott im Superlativ."

„Gleichviel, Sir Robert, gleichviel! darüber müſſen Sie ſchweigen, denn ich habe Ihr Wort. So wie aber Miß Roſabella vermählt ſein wird gebe ich es Ihnen zurück."

„Vielleicht wäre es zweckmäßig, es ihr vorher mitzuteilen . . . es würde etwaigen Träumereien ein gründliches Ende machen."

„Sind Sie ſicher, daß dieſe Träumereien nicht auf ein anderes Gebiet verpflanzt werden könnten?" fragte Franz Seraph eindringlich.

„Wahrhaftig, Sie haben Recht!" rief Sir Robert nach einer kleinen Pauſe des Nachdenkens: „mir geht ein Licht auf! . . . Nun, das fehlte noch gar! Nein, nein! . . . ich ſchweige! ich ſchreibe noch heute an Lady Balmond: Er iſt ein Künſtler, der nichts liebt als ſeine Marmorblöcke — und ſetze hinzu: Wir gehen nach Nizza; — dann weiß ſie Beſcheid, und alles kommt in die rechte Ordnachzufolgen. Wie müſſen die Engel ſo freudig Ihnen dienen! Das gibt mir ein Recht, Sie zu bewundern und zu verehren.“

„Beten Sie für mich, Sir Robert! das iſt heilſamer für meine arme Seele,“ verſetzte Franz Seraph ruhig und freundlich.

Und ſo trennten ſie ſich. Sir Robert ging zu der kleinen engliſchen Kolonie nach Sorrent und Roſabella vernahm nichts weiter über Franz Seraph, als daß er in ſeine Marmorblöcke verliebt ſei. Überhaupt war gar nicht mehr von Rom die Rede, da ihre Eltern nichts im Sinn hatten als Nizza und die kranke Geſandtin während Lady Dashville ſich zu einem Winteraufenthalt in Sevilla beſtimmte, weil ihr Sohn Lionel bei den engliſchen Truppen in Gibraltar ſtand.

„Rom — eine untergegangene Welt!“ ſchrieb Roſabella in ihr Tagebuch.

Die Frau des Spielers.

Nizza iſt lieblich. Es hat nicht Neapels wundervolle phantaſtiſche Schönheit mit dem Vulkan, der aus blühenden Gefilden — mit dem blauen Felſen von Capri, der aus dem Meer aufſchießt. Es iſt heiter idylliſch. Die Stadt nimmt nur einen kleinen Teil des weiten Beckens ein, das ſich von den Ausläufern der Meeralpen bis zur Meeresküſte herabſenkt. Villen, Klöſter, Bauernhäuſer, Olivenhaine, Orangen- und Gemüſegärten liegen bunt durcheinander auf dem leichtgehügelten Boden und bieten eine reiche Fülle der anmutigſten An- und Ausſichten, die im Norden das Gebirg, im Süden das Meer begrenzt.

Oswald und Floreſtine bewohnten ein Haus in der Vorſtadt Croix de marbre, die ſich längs dem Ufer hinzieht, und deren Orangen- und Roſengärten nur durch eine Chauſſee vom Strand des Meeres getrennt ſind, ſo daß der friſche Atemzug der See und der Balſamduft der herrlichſten Blüten in ihnen verſchmilzt. Sie liebten beide die ſchöne Natur, und hatten große Freude daran, die

Umgegend bald zu Fuß, bald zu Pferde zu durchſtreichen. Der Winter geht faſt unbemerkt in Nizza vorüber; nur etwa vier Wochen, von Mitte Dezember bis Mitte Januar, ſtockt die Vegetation; dann beginnt ſie in voller Frühlingsfriſche, und nicht etwa in gepflegten Gärten, ſondern am Grabenrand blühen Vinka und Veilchen und auf kleinen Wieſenflecken, unter dem Johannisbrotbaum mit ſeinen langen ſmaragdgrünen Schoten, entfaltet ſich die prächtige dunkelrote Anemone, ſteigt die ſchlanke Hyazinthe mit ihren blauen Glocken auf, während rankende Roſen an allen Gartenmauern hinaufklettern und ſich bald in zierlichen Guirlanden, bald in einem feſten, krauſen Geflecht über ſie hinauswerfen. Ein nordländiſches, ſchneegewohntes Auge wird ganz bezaubert durch dieſe ewige paradieſiſche Jugend.

Kranke bilden eine verſchwindende Minderzahl in der Welt von Fremden, welche im Winter in Nizza ſich niederläßt. Ein Winter in Nizza iſt ein ganz vortreffliches Rezept für Leute, die Geld genug haben um vor einem Huſten oder Schnupfen unter den ſüdlichen Himmel zu fliehen, und die Ärzte ſchreiben es immer mit großer Bereitwilligkeit. Schwerkranke, Perſonen die an der Bruſt leiden, werden faſt immer zu ſpät nach Nizza geſchickt; ihre Kräfte reichen nicht mehr aus, um ſich von der Lebensluft dieſes Himmelsſtriches heben zu laſſen, und werden nur um ſo ſchneller erſchöpft. Das geſellige Treiben iſt in Nizza überall wie in der großen und eleganten Welt. Oswald traf Bekannte aus früherer Zeit; neue Bekanntſchaften knüpften ſich an die alten, und bald waren ſie mitten in dem Strom. Floreſtine machte alles gern und freundlich mit, was Oswald wünſchte, was Oswald unterhielt. Aber in der Stille nahm ſie ſich vor dahin zu wirken, daß er das Unbehagen überwinde, welches für ihn an ſein erſtes Wiedererſcheinen in der Reſidenz und in der Kammer ſeines Landes geknüpft war. Die perſönliche, tätige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entſprach ſeinen Gewohnheiten und Bedürfniſſen mehr als der hohle Tumult im geſellſchaftlichen Kreiſe. Sie machte ſich Vorwürfe, dies nicht früher erkannt und um jeden Preis auf den Winter in der Reſidenz gedrungen zu haben; aber Oswald's Widerwille war ihr ſo begreiflich geweſen und ſie teilte ihn ſo ganz, daß ihr nicht klar geworden war, was am beſten für ihn ſei. Jetzt ſchien es ihr, als verliere er ſich mit allen Gedanken in die flache Gegenwart und als laſſe er ſich in erſchreckender Weiſe verflachen — und dann auch wieder, als ſuche er ein Mittel darin, um andere Gedanken zu verſcheuchen. Aber über dieſen letzteren Fall ſeufzte ſie am tiefſten, denn das wußte ſie: betäuben kann die Welt eine Leidenſchaft; ſie heilen nicht. Das hätte ihr die Vernunft geſagt, wie der Glaube es ihr ſagte. Die großen Wunden der Seele ſchließen ſich nicht unter der Berührung der Welt. Floreſtinen's ſchöne edle Erſcheinung zog aller Augen an, und wo ſie auftrat wurde ihr gehuldigt. Doch ſie lehnte gelaſſen und freundlich jedes Zuviel ab. Sie fühlte ihre Beſtimmung, mit zärtlichſter, unermüdlicher Liebe Oswald's ſichtbarer Schutzengel zu ſein, und dieſer Beſtimmung wollte ſie durch ein reines Herz ohne Eitelkeit und ohne Selbſtgefälligkeit entſprechen. Was lag ihr daran, den Menſchen zu gefallen! Gott gefallen! das war ihr Streben. Sie hatte es nicht aus den Augen verloren in den erſten Jahren ihrer Ehe, die ihr nur Glück und Freude brachten; wie hätte ſie es jetzt aufgeben ſollen, jetzt, da der Horizont ihres Lebens ſich mit ſolchem unheildrohenden Gewölk umzogen hatte, daß ſie nirgends Schutz, nirgends Rettung gewahr wurde, als bei Gott allein. Ein Opfer zu ſein, um Oswald zu retten — das war ihr Gebet. Sollte Gott ein Gebet der reinſten Liebe nicht erhören?

Der Karneval war glänzend. Man tanzte, man ſang, man ſpielte Komödie, man trieb mit größtem Eifer das Amüſements-Geſchäft, bis man ganz müde und abgeſpannt von all den ungenügenden Zerſtreuungen in den ruhigen Hafen der Faſtenzeit einlief.

„Ah nun bin ich froh! nun ſind die Freuden überſtanden!“ ſagte Floreſtine, als ſie am letzten Abend des Faſchings mit Oswald um Mitternacht von einem Ball heimkehrte und ihren Blumenkranz geſchwind aus dem Haar nahm.

„Was machſt Du da?“ fragte Oswald verwundert.

„Jetzt heißt es: Memento homo quia pulvis es,“ erwiderte ſie; „da iſt's aus mit den Blumenkränzen.“

„Et in pulverem reverteris!“ ſetzte er hinzu. „Das iſt das Ende von allem.“

„Nein, nicht von allem, Oswald.“

„Ich weiß! ich weiß! aber doch das Ende für die lange Qual des Erdenlebens . . . für dieſe ſchreckliche Komödie, in welcher jeder eine ganz andere Rolle ſpielt als die, welche er ſpielen möchte.“

Seine Worte verletzten ſie tief. Sie dachte an den ſchweren Kampf, den ſie zu führen hatte, teils gegen ſich ſelbſt, um beſtändig mild und gelaſſen zu bleiben, teils für ihn, um ihm die Energie einzuflößen, die ihm fehlte; — und er ſprach von der Komödie des Lebens! Dieſe ſittliche Erſchlaffung empörte ſie; ihr entſchiedener Charakter fühlte ſich ganz abgeſtoßen von einer ſolchen Schwäche und der Stolz des Weibes lehnte ſich gegen die Demütigung auf, in dem geliebten Mann dieſen unmännlichen Zug zu finden. Allein die zarteſte Schonung war ihr noch mehr als jeder anderen Ehefrau geboten, weil es ja ihr Vermögen war wovon ſie lebten, und weil dieſer Umſtand ſo leicht in einem krankhaften Gemüt Empfindlichkeit — und den Wahn hervorrufen konnte, ſie gründe darauf das Recht, ihn zu ermahnen. Ihre Stellung war unſäglich ſchwer.

„Du biſt abgeſpannt, lieber Oswald, und die Erſchöpfung der Nerven wirkt auf das Gemüt. In einer anderen Stimmung würdeſt Du ſo nicht ſprechen!“ erwiderte ſie ſanft nach einer kleinen Pauſe, in welcher ſie des Wortes der heiligen Schrift gedachte: Drücke Dein Herz nieder und leide; und dadurch ihre Erregung überwand.

„Sprechen vielleicht nicht! denken immer.“

„Verleumde Dich nicht,“ ſagte ſie bittend.

„Es iſt wie ich es ſage, Flore! mich hat nun einmal der Wirbel der Charybdis erfaßt und der Nachen meines Lebens rettet ſich nicht aus dieſem Strudel. Wenn ich ihm auch eine Zeitlang Widerſtand leiſte — immer kann ich es nicht; die Anſtrengung iſt zu groß, und die Kräfte verſagen allmählich.“

„Du haſt geſpielt, geliebter Oswald?“ fragte ſie bebend.

„Nein . . . noch nicht! dies tumultuariſche, geſellige Treiben ließ mich nicht zu Atem kommen, und dieſe Konzerte, dieſe Geſellſchaftstheater mit ihren Proben und Vorbereitungen, dieſe Waſſerfahrten und Spazierritte wieſen mir eine Rolle an, die ich nicht ausſchlagen durfte, und die meine Zeit überfüllte. Doch jetzt hört das auf; die ſtille

Vorausſetzung iſt. Nach meinen Erfahrungen können die Frauen, grade vermöge ihrer ſubtilen Organiſation, Unglaubliches aushalten, ertragen und wieder zurecht rücken — phyſiſch die Dinge betrachtet. Alſo ängſtigen Sie Sich nicht, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft!.... aber entfernen Sie Sich lieber, gehen Sie nach Ihren Zimmern — wir ſind hier noch nicht am Ende.... wie mir ſcheint.“

Er ſchenkte ſich höchſt gelaſſen das Glas voll Wein, leerte es, und ging zur Gräfin, während Euſtach bei ſich ſelbſt murmelte:

„Der Barbar, der!“ — wodurch er jedoch dem Arzt großes Unrecht that. Hätten die Frauen weiter nichts zu ertragen und über ſonſt nichts ſich zu beklagen, als über eine Niederkunft, ſo wäre ihnen das Loos glücklicher gefallen, als das Geſchick es ihnen bereitet hat.

Euſtach ging auf ſein Zimmer, verſuchte zu rauchen, verſuchte zu ruhen — unmöglich! Wenn ſie nur nicht ſtirbt! dachte er immer. — Ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit, ihr unbedingtes Vertrauen, ihre grenzenloſe Hingebung bei ſo viel Schönheit und Anmuth, Geiſt und Güte, traten ihm ſo blendend entgegen, daß er beruhigend zu ſich ſelbſt ſprechen mußte:

Faſtenzeit beginnt, die äußere Untätigkeit, die innere Leere, dieſe krankhafte durch die Leidenſchaft gebildete Wüſtenei gähnt mich an . . . —"

„Laß uns weiter reiſen," unterbrach ſie ihn: „laß uns nach Rom gehen, nach Spanien, nach Sizilien . . . ach! wohin Du willſt!"

„Nein! wozu hilft es, daß wir uns in der Welt umhertreiben? — es iſt ein klägliches Palliativ, das in jedem Augenblick ſeinen Reiz verlieren kann und das überhaupt nicht, ſeiner Natur nach, fort und fort ſeine Wirkung tut, ſondern ſich abnutzt."

„So laß uns heimkehren, Oswald!"

„Auf Cronenſtein wäre es nicht anders als hier, und in der Reſidenz auch nicht, da die Kammern für dieſen Winter vertagt ſind."

„Nun, deſto beſſer, Oswald! ſo biſt Du ganz allein auf die Kraft Deines Willens angewieſen!" ſagte ſie entſchloſſen: „feſtige ihn in Gott, und Du wirſt unüberwindlich ſein. Ach jetzt . . . in der heiligen Faſtenzeit, wo jede chriſtliche Seele etwas mehr als gewöhnlich an Entſagung und Abtötung denken ſoll . . . da wirſt Du doch ſicher nicht daran denken, Oswald, Dich zum Schlachtopfer einer Leidenſchaft zu machen, die Dich ſchon zweimal ins Unglück gebracht, und Dich mit Reue, Sorge und Kummer erfüllt hat. Übe Dich täglich in der Selbſtbeherrſchung und täglich wird ſie Dir leichter werden."

„Das kannſt Du wohl ſagen und glauben, Du mit Deiner ſtillen Seele, die dem Böſen nie anders als aus menſchlicher Schwachheit und vorübergehend verfallen iſt, doch nimmer ihm die Herrſchaft über den Willen eingeräumt, nimmer in ſklaviſcher Beſinnungsloſigkeit ihm gedient hat. Du ſtehſt feſt; denn ſobald ein Sturm aufſteigt, weißt Du wohin Du Dich zu flüchten haſt.“

„Und Du ſollteſt es nicht wiſſen?“

„Was nützt das Wiſſen, wenn das Können fehlt? Mein Schritt hat die gerade Richtung auf Gott eingebüßt . . . mein Gang iſt wie mit gebrochenen Gliedern . . . Du haſt keine Vorſtellung davon, wie das lähmt, meine arme Flore. Du biſt immer im Paradieſe geblieben, Deine Neigungen, Wünſche und Willen waren ſtets in ſchöner Übereinſtimmung mit dem göttlichen Willen; — ich irre außerhalb dieſes Paradieſes der reinen Seelen umher, gepeinigt von den Dornen der Leidenſchaft, verſtrickt in den Diſteln der Verkehrtheit; — ich blicke mit Sehnſucht in Dein Paradies hinüber, doch ich kann nicht hinein! das iſt — einmal verloren, auf ewig verloren.“

„O laß doch ab von Gedanken, die Dich nur entmutigen, Oswald! vorwärts, vorwärts mußt Du blicken, nicht auf das was hinter Dir liegt. Deinen Weg mußt Du ins Auge faſſen und auf das Mittel ſinnen, ihn nimmer zu verlaſſen — den Weg, der Dich zur göttlichen Liebe führt, gleichviel ob er durch eine Wüſte oder durch ein Paradies geht. Das iſt alles Nebenſache! Kämpfen, leiden, ringen, weinen muß jeder, der das höchſte Gut gewinnen will, und zur Eroberung unſerer Glückſeligkeit dürfen wir nicht mit Entmutigung ausziehen. Für uns Menſchen gibt es nun einmal gar nichts Heilſameres als den Kampf. Er iſt das Salz unſeres Lebens: wie ſchal wäre es ohne ihn! und dann, wenn wir rechtmäßig gekämpft haben, und wenn endlich die müde Hand und das müde Herz im Tode zur Ruhe kommen — dann findet in einem anderen ſchöneren Leben die Seele den Siegespreis für alle Ewigkeit.“

„O mein Engel, meine ſüße, einzige Flore,“ ſagte Oswald.

Das ſagte er und das fühlte er; allein er blieb ſtehen bei der Empfindung und ihrem Ausdruck.

Nach einigen Tagen ſagte er als ſie zuſammen frühſtückten mit einem Anflug von Verlegenheit:

„Flore, Du weißt welch Vertrauen ich zu Dir habe . . . ich muß Dir mitteilen, daß ich ein Auskunftsmittel fand.“

„Wie das? wofür?“ fragte ſie beſorgt.

„Ich mache täglich eine Whiſtpartie! ich habe in zwei ruſſiſchen Generalen ausgezeichnete Whiſtſpieler entdeckt . . . es gibt gar kein feineres Spiel als Whiſt, kein intereſſanteres . . . Von der wilden Aufregung des Hazardſpieles iſt dabei keine Rede

. . . die Geſchicklichkeit des Spielers kommt zur Geltung.“

„Vergiß nur nicht, lieber Oswald, daß Du vor zwei Jahren auch mit Whiſt anfingſt,“ ſagte Floreſtine niedergeſchlagen: „wenn Ihr nur nicht hoch ſpielen wolltet! in dem hohen Spiel an ſich liegt ſchon etwas Hazardmäßiges, da man in einem Abend um Tauſende ärmer oder reicher ſein kann.“

„In Rußland iſt niedriges Spiel nicht Sitte und überdas iſt es nicht möglich, aufmerkſam zu ſpielen, wenn ich in einem Abend nur vierzig oder fünfzig Francs verlieren kann.“

„Sieh’ das iſt ſchon nicht gut, Oswald! da miſcht ſich die Aufregung über Gewinn und Verluſt in das Intereſſe der Spieler. Iſt das Whiſt wirklich ein ſo feines Spiel, weshalb wird es dann nicht ohne Geld wie Schach geſpielt?“

„Das iſt nun einmal nicht Gebrauch,“ entgegnete Oswald verſtimmt: „aber ſei ganz unbeſorgt: ich werde ein beſſerer Haushalter mit Deinem als mit meinem Gelde ſein.“

Schmerzlich berührt ſchwieg Floreſtine. Sie fühlte, daß ihre Lage gerade durch das was Oswald erwähnte, noch ſchwieriger wurde. Seit dieſer Stunde hatte ſie keinen ruhigen Augenblick mehr und all die Eindrücke der lieblichen Naturbilder tröſteten nicht ihr trauriges Herz. Sehr bald wußte man in Nizza, daß Graf Lauingen ein ebenſo leidenſchaftlicher als unglücklicher Spieler ſei und ſehr bedeutende Summen verliere. Floreſtine befürchtete es, aber ſie wagte nicht ihn zu fragen. Mehr und immer mehr entſchwand er ihr; mehr und immer mehr war ſie allein. Ohne Oswald ausgehen mochte ſie nicht; nähere Bekannte hatte ſie nicht: ſie vereinſamte. — —

„Was gibt es doch für Toren unter Gottes ſchönem blauen Himmel!“ ſagte Sir Robert Balmond eines Tages zu ſeiner Frau: „hier iſt ein deutſcher Graf, der ſich total im Spiel ruiniert — und zwar ſchon zum dritten Mal. Zweimal haben ihn glückliche Umſtände aus dem Ruin herausgeriſſen.“

„Hat er Familie?“ fragte Lady Balmond teilnehmend.

„Eine Frau hat er; ſie wohnen neben uns.“

„Ach, ſind das unſere Nachbarn!“ rief Roſabella: „jetzt ſehe ich die Frau immer allein in ihrem Garten und auf ihrer Terraſſe; früher war ihr Mann bei ihr.“

„Schrecklicher Zuſtand für eine Frau, ſehen zu müſſen, wie der Mann ſich und ſie zu Grunde richtet und ihn nicht vom Verderben abhalten zu können!“ ſagte Lady Balmond.

Auch ſie lebte ganz zurückgezogen von der großen Welt, welche Lady Vivian, ihre kranke Schweſter, nicht beſuchen konnte und Roſabella nicht beſuchen mochte. Sir Robert ging allein aus, und keine der Damen beneidete ihn um dieſen Vorzug.

Lady Balmond hatte ihr Erſcheinen in der Welt nie anders als eine ihrer ſchwerſten Standespflichten betrachtet, und Roſabella ſchien ganz den Sinn ihrer Mutter zu haben. Sie ſaß am liebſten vor ihrer Staffelei oder bei einem ernſten Buch, oder im traulichen Geſpräch mit Lady Balmond und Lady Vivian bei einer zierlichen Handarbeit. Es ging der Strom eines gewaltigen inneren Lebens ſo mächtig durch ihre Seele, daß dieſe ſich ſchweigend unter ihm beugte, um ihn vorüberrauſchen zu laſſen und dann zu ſehen, ob er ihr Goldkörner zugeführt habe. Lady Vivian, der Welt minder abhold als ihre Schweſter, aber durch ihr Bruſtleiden fern gehalten von der Geſellſchaft, ertrug dies für ihre Perſon ſehr gelaſſen, war aber der Anſicht, Lady Balmond unterſtütze zu ſehr die weltentfremdeten Neigungen Roſabella's.

„Aber ſie hat ja ſchon den Karneval des vorigen Jahres in Rom mitgemacht,“ entgegnete Lady Balmond: „es iſt nicht meine Schuld, daß der Eindruck, der ihr davon blieb, ſie nicht für Bälle und Ballkleider begeiſtert.“

„Tritt ein junges Mädchen mit allzu ernſtem Sinn in die Welt ein,“ verſetzte Lady Vivian, „ſo verliert ſie ein paar unerſetzliche Jahre des jugendlichen Frohſinns.“

„Es gibt Seelen, die außerhalb des Weltgeräuſches froh und zufrieden ſein können; — und das ſind nicht die ſchlimmſten.“

„Gewiß nicht!“ verſicherte Lady Vivian, „Roſabella iſt ein gar liebes Kind! Vertieft ſie ſich aber in ihre einſiedleriſche Neigung und muß ſie ſpäter mit einem Gemahl in der großen Welt leben, ſo fühlt ſie ſich unglücklich.“

„Sei unbeſorgt, liebe Schweſter! ſo Gott will, wird Roſabella ſich nur nach ihrer Neigung vermählen und wahrlich nicht unglücklich werden durch Erfüllung von Pflichten, welche ihre Verhältniſſe mit ſich bringen.“

„Jetzt, da Lionel Dashville durch den Tod ſeines Onkels Graf von Glenarvon geworden iſt, wäre das eine ſehr paſſende Partie für Roſabella . . . meinſt Du nicht?“

„Ehen werden im Himmel geſchloſſen, behauptet das Sprichwort,“ entgegnete Lady Balmond lächelnd.

„Gewiß! aber wir können uns auf Erden erlauben, dem Himmel allerhand Vorſchläge zu machen . . . und dieſer ſcheint mir nicht übel,“ ſagte Lady Vivian.

Auch andere waren geneigt dem Himmel dieſen Vorſchlag zu machen, wie es ſchien, denn ein Telegramm aus Marſeille unterbrach das Geſpräch der Schweſtern und meldete die nahbevorſtehende Ankunft von Lady Dashville und ihrer ganzen Familie in Nizza, auf der Rückreiſe von Gibraltar nach London.

„Ein kleiner Umweg!“ ſagte Lady Vivian frohlockend: „der hat ſeinen Grund.“

Lady Balmond dachte dasſelbe und Sir Robert dem man alsbald die Nachricht mitteilte, auch, denn er ſagte zu ſeiner Frau:

„Gebe der liebe Gott, daß der neue Graf von Glenarvon der Roſabel gefalle! Nichts würde mich mehr freuen.“

Roſabella teilte die allgemeine Freude, aber ohne alle Nebengedanken. Sie hatte nur Blanche und Viola im Sinn. Am anderen Tage traf Lady Dashville ein und beide Familien lebten wieder in der alten Intimität von Frascati und Sorrent, wenn nicht unter einem Dach, ſo doch im täglichen Beiſammenſein.

„Es iſt hier ja eben ſo ſchön wie in Frascati!“ verſicherte Viola, als die junge Welt unter Sir Robert's Anführung einen Ritt nach dem Kloſter Cimiez gemacht hatte.

„Nur Don Serafino fehlt,“ ſagte Blanche.

„Dafür haben wir Deinen Bruder Glenarton,“ ſagte Roſabella ſo ruhig und verbindlich, daß ihr Vater bei ſich ſelbſt dachte: Möge da eine kleine Neigung geweſen ſein oder nicht — jetzt iſt ſie gottlob gründlich überwunden. Doch ſo freundlich Roſabella für Blanche und Viola — ſo kühl war ſie für Lord Glenarvon. Das gefiel ihm ſehr. Er war kein brillanter und kein intereſſanter junger Mann aber verſtändig und rechtſchaffen. Er wußte, daß eine Menge junger Mädchen ganz bereit ſein würden Gräfin von Glenarvon zu werden, daß manche ſich um dies Glück bemühen würden; — da machte es ihm einen höchſt angenehmen Eindruck, in Roſabella die vollkommenſte Sorgloſigkeit in dieſer Beziehung wahrzunehmen. Als ſeine Mutter ihn einmal fragte, wie Roſabella ihm gefalle, antwortete er:

„Die Frage ſteht ſo, gute Mutter: wie gefalle ich ihr?“

Oft waren die jungen Leute abends im Garten, wenn der Mondſchein auf dem Meer lag und Blanche und Viola ſangen ſpaniſche Lieder und ſchlugen die Caſtagnetten oder rauſchten über die Saiten der Guitarre nach ſpaniſcher Art, wie ſie das in Sevilla gelernt hatten; — und ſahen in dem benachbarten Garten, den nur eine Hecke von Myrthen- und Lorbeergebüſch von dem ihren trennte, eine einſame Frau, — „die Frau des Spielers“ nannte man ſie — ſtundenlang umherwandeln. So nah ſind ſich überall im Leben heiterer Frohſinn und tiefer Schmerz.

Floreſtine hatte, ſo ſchwer es ihr auch wurde, Frau von Strahl von dem Jammer in Kenntnis geſetzt, der über ſie eingebrochen war und gebeten, die Tante möge die Sache ihrem Onkel Frankenhauſen mitteilen, damit er ihr einen Rat gebe, oder, wenn es ihm irgendmöglich ſei, ſelbſt nach

Nizza komme. Frau von Strahl ſchrieb troſtlos zurück, von dem allen könne keine Rede ſein, da Frankenhauſen totkrank liege und ſchwerlich aufkommen werde. Jede menſchliche Hilfe iſt mir verſagt, ſeufzte Floreſtine: mein Gott! wirſt auch du mich verlaſſen? — — Es war im Anfang der Charwoche. Seit fünf Wochen war Lauingen faſt nicht vom Spieltiſch gekommen und kam er, ſo war er zerſtreut und wie geiſtesabweſend. Mehrmals hatte Floreſtine ihn gefragt was ſeine Gedanken ſo beſchäftige.

„Die Kombinationen des Spiels, die ungeheuer feſſelnd ſind," antwortete er und ſprach von gleichgiltigen Dingen.

Jetzt trat er auf einmal freudeſtrahlend bei ihr ein und rief:

„Liebe Flore! ich habe heute Vormittag ſechs Tauſend Francs gewonnen!"

„Und bis dahin — wie viel haſt Du verloren, Oswald?" fragte ſie traurig.

„Etwas mehr . . . allerdings . . . aber in einem ſolchen Falle darf man ſich durchaus nicht entmutigen laſſen, und muß ſo lange ſpielen bis das Glück wieder günſtig wird."

„Nun gut! es war Dir günſtig, wir wollen uns damit begnügen und das Vergangene ruhen laſſen! aber jetzt, nicht wahr, gibſt Du eine Beſchäftigung auf, die Deinen ganzen Charakter verändert und Dich mir entfremdet."

Nun ja! die Frauen ſind beſſer, lieben inniger als wir.... mais après tout, ich bin ein muſterhafter Ehemann geweſen, von ganz exemplariſcher Treue!' es exiſtirt vielleicht kein zweiter wie ich bin — das bekräftigt mir ja eben Corneliens Liebe. Sie hat ſich gegrämt um die Epiſode mit Antoinette; doch ganz umſonſt! Gott weiß es! ich war unſchuldig bei der Geſchichte wie ein neugebornes Kind. Sie alarmirt ſich, weil ſie den Unterſchied nicht kennt zwiſchen einer ernſthaften Paſſion und oberflächlichen Courmacherei. Sie war hinreißend.... die Orzelska! — O! die Weiber!.... das Geſchlecht iſt der Gegenſtand unſers ewigen Entzückens, ewiger Qual, ewiger Bewunderung — aber die Einzelne iſt immer unſer Opfer, mögen wir ſie nun lieben, nicht lieben, nicht mehr lieben oder zu viel lieben — ſo iſt nun einmal die allwaltende Beſtimmung. Der Mann, den die Liebe zu Grunde richtet — ſoll noch geboren werden. Eigentlich iſt es unmöglich. Er kann betrogen werden — dann giebt es Scheidungen, Duel, ſonſtigen Scandal um ſich zu rächen. Seine Wünſche können unerhört bleiben — ein ſeltner Fall! nun, man wird auch mit dieſen regrets fertig. Er verſinkt etwas zu tief in lockende Verführung — eine gute Heirath rehabilitirt ihn vollkommen in der Geſellſchaft. Kurz,

„Liebe Flore, was fällt Dir ein! gerade jetzt geht mir die Glücksader auf . . . ich muß ſie benutzen."

„O bitte, nicht jetzt, nicht in dieſer Woche des heiligen Leidens, Oswald! o bitte! denke jetzt an Deine Seele, an Deine öſterliche Kommunion und bereite Dich auf ſie vor."

„Mit Freuden täte ich das . . . allein ich habe ja erſt am Weihnachtsfeſt die Sakramente empfangen."

„Du haſt es bis jetzt an allen hohen Feſten getan — o gib dieſe fromme Gewohnheit nicht auf. Was übrigens die öſterliche Kommunion betrifft, lieber Oswald, ſo darf der Katholik ſie nicht aufgeben, da ſie Vorſchrift der Kirche iſt."

„Wie kannſt Du glauben, daß ich ſie aufgeben wolle! nicht entfernt fällt mir das ein! . . . Aber ich muß ſie aufſchieben bis zur nächſten Woche. Das iſt erlaubt. Es wäre ein Wahnſinn, jetzt mein Glück nicht zu verfolgen."

„Du verfolgſt Dein Elend, Oswald! Du machſt Dich grenzenlos unglücklich! die Reue wird Dein Herz zernagen, wenn Du auf dieſen Abſchnitt Deines Lebens zurückblickſt, in welchem Du von einem ſchrecklichen Wahnwitz befallen, Dein Vermögen, Deine Pflicht, Deine Zeit, die Würde Deines Charakters, all Deine beſſeren und edleren Gefühle — und endlich das gemarterte Herz Deiner Frau in ich weiß nicht was für einen Abgrund ſchleuderſt, der alles verſchlingt."

„Nein, meine Flore! meine ſüße, geliebte Flore! das wird nicht geſchehen!" rief Lauingen lebhaft und zärtlich: „ich weiß, welchen Schatz ich an Deinem goldenen Herzen beſitze . . . wie glücklich ich durch Dich bin! Nein, ich will und werde Dich nicht martern, mich nicht elend machen, denn ich gehöre ja nicht mir, ſondern Dir."

„O Gott ſei gelobt, daß Du ſo denkſt!" rief Floreſtine frohlockend und helle Freude lag in ihrem Blick und ihrem Lächeln: „Gott ſei gelobt, daß Du wieder zur Beſinnung kommſt! . . . aber jetzt bleibe dabei . . . jetzt laß Dich nicht wieder betören, nicht wieder umſtricken. Jetzt wollen wir, nicht wahr? dieſe heiligen Tage unſeren religiöſen Pflichten widmen und dann, nach Oſtern, unſere Heimreiſe antreten, ſo daß wir am 1. Mai wieder auf Cronenſtein ſind, was wir ja bei unſerer Abreiſe feſtſetzten. O wie freue ich mich auf das liebe Cronenſtein! wie ſehr fühle ich, daß es meine Heimat iſt, daß ich ein Cronenſtein'ſches Kind bin."

Sie hatte ſich an den Arm ihres Mannes geſchmiegt und ſah ihm mit froher Erwartung ins Auge. Sie vergaß all' ihre Schmerzen ſobald die Hoffnung ihn zu retten wieder aufdämmerte. Er wendete den Blick von ihrem lieben treuherzigen Antlitz ab und erwiderte beklommen:

„Ich würde unrecht gegen Dich handeln, wenn ich in dieſem Augenblick Deine Wünſche erfüllte. Ich habe einen ziemlich bedeutenden Verluſt gehabt . . . ich fürchte ſogar einen ſehr bedeutenden! jetzt hat ſich mir das Glück zugewendet . . . ich muß es benutzen, es ausbeuten! . . . So wie das geſchehen iſt reiſen wir ab und ich gebe Dir dann mein Ehrenwort, nie mehr zu ſpielen. Das habe ich Dir noch nie gegeben, Flore! dann gebe ich es Dir.“

„Gib es mir jetzt, Oswald!“ rief ſie flehend: „ſei der Verluſt ſo groß er immer wolle . . . ſei halb Cronenſtein verloren . . . ich will's nicht achten, ich will's vergeſſen, ich will glücklicher ſein als ich je geweſen bin . . . nur jetzt gib es mir! . . . Bringe dem lieben Gott dies Opfer . . . bringe es ihm in dieſer heiligen Zeit! Er wird es Dir lohnen . . . aber bringe es ihm! Sei ein Mann, nimm Deine Kraft zuſammen, laſſe Dich nicht ſchlaff untergehen! gib mir Dein Ehrenwort.“

Sie war von ihrem Sitz herabgeglitten und lag vor ihm auf den Knieen. Er wollte ſie aufheben und ſagte in heftiger Bewegung:

„Du zerſchneideſt mein Herz, Flore.“

„O!“ rief ſie und blieb auf den Knieen, „meinſt Du, daß mein Herz nicht durch und durch zerſchnitten iſt, weil ich ſo zu Dir ſprechen muß! doch darauf kommt gar nichts an . . . das iſt ganz gleichgiltig! leide ich für Dich, ſo leide ich mit Freuden! — ich bettele bei Dir um Deine Seele, um Deine koſtbare, geliebte, von Gott geliebte Seele, die Du dem Böſen überlieferſt und in die Hölle ſtürzeſt.“

„In acht Tagen gebe ich Dir mein Wort, Flore.“

„Dieſe Friſt wird Dein Verderben ſein, Oswald, Du fühlſt die Notwendigkeit, Dich von Deiner gräßlichen Chimäre zu trennen — alſo tue es auf der Stelle. Siehſt Du denn nicht, daß ſie den Aufſchub verlangt um Dich zu Grunde zu richten?“

„Arme liebe Flore, faſſe Dich, Du biſt außer Dir!“ ſagte er und ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme.

„Wie ſoll ich es nicht ſein! ich bin der Anwalt des lieben Gottes in dieſer entſetzlichen Sache und muß fürchten, daß ſie durch Deine Schuld verloren geht! Mit einem Wort, mit einem einzigen kleinen Wort, kannſt Du meiner Todesangſt ein Ende machen . . . wirſt Du es nicht ausſprechen?“

Sie ſtreckte die Hände flehend zu ihm empor; ſie weinte nicht, aber der Ausdruck eines namenloſen Seelenſchmerzes war erſchütternder, als Ströme von Tränen geweſen wären. Oswald war in der größten Aufregung. Sein Wort wollte er nicht geben, aber Floreſtinens Schmerz folterte ihn, denn ſein Gewiſſen war mit ihr im Bunde und flüſterte ihm zu, daß ſie ganz recht habe, daß er ſo handeln müſſe, wie ſie es verlange, daß ſeine Leidenſchaft ihn erniedrige, ihn um Ehre und Vernunft bringe. ... — Aber dann plötzlich bäumte ſich die Leidenſchaft gegen Gewiſſen und Erkenntnis auf, nahm ihre Zuflucht zu Scheingründen und rief Nein! nicht jetzt! Sünde wär' es ein Vermögen, das nicht mein iſt, zu zerrütten, ohne einen letzten Verſuch zu machen den Verluſt einzubringen! es ſoll der letzte — der allerletzte Verſuch ſein. Schlägt er fehl ... aber er kann nicht fehlſchlagen! alle Chancen ſind für mich ... es wäre Wahnſinn ſie nicht zu benutzen. Das alles wirbelte durch ſein Gehirn, während Floreſtine nicht aufhörte ihn mit Vorſtellungen und Bitten zu beſtürmen. Endlich faßte er einen Entſchluß. Er hob ſie raſch aus ihrer knieenden Stellung auf und ſagte:

„Laß uns ein Abkommen treffen, liebes Herz. Ich werde in dieſer Woche keine Karten anrühren. Dann aber muß ich noch einmal ... noch ein einziges Mal mein Glück verſuchen, und habe ich das getan, ſo werde ich meine öſterliche Pflicht erfüllen und dann nie mehr eine Karte berühren."

„Deine Zuſage beruhigt mich etwas, Oswald. Ach! ſie würde mich beglücken, wenn Du dieſe heiligen Tage benutzen wollteſt, um Dich auf die Oſterkommunion vorzubereiten ... denn ſo lange ich noch im Hintergrunde die Chimäre auf Dich lauern — nicht ſie unter Deinen Füßen ſehe, kann und kann ich nicht ruhig, nicht glücklich ſein.“

Ein Schatten von Unmut flog über Lauingens Stirn. Er ſagte gezwungen lächelnd:

„Das Chimärenbild hat Eindruck auf Deine Phantaſie gemacht, arme Flore.“

„Nein! . . . auf mein Herz,“ erwiderte ſie ſanft.

Dabei verblieb es. Oswald brachte die Woche in einem peinlichen Zuſtand hin, denn er lag auf der zweifachen Folter des Gewiſſens und der Leidenſchaft. Wenn er Floreſtine zu den erhabenen Feierlichkeiten der Karwoche in den Dom begleitete, und ihre Andacht beobachtete und ihre tiefe Verſenkung ins Gebet wahrnahm: ſo ſprach dieſe Stimme des Gewiſſens in ihm: Das wäre auch Deine Pflicht! auch Du ſollteſt Dich der heiligen Trauer anſchließen, welche dieſe frommen Ceremonien durchatmet und alle treuen Kinder der Kirche mit Buß- und Liebesgefühlen beſeelt. Dann hätteſt auch Du Deinen Frieden wieder, Dein ruhiges Glück, in welchem Du ſo ſelig warſt und welches die letzten gräßlichen Jahre Dir geraubt haben. O kehre um! kehre um! knie nieder im Richterſtuhl der Buße und wirf Dich mit einem großmütig unerſchütterlichen Entſchluß in die Arme der Gnade . . . ſie wird Dich nicht fahren laſſen. — — Ja, tue das! flüſterte die Stimme der

Leidenſchaft, nur nicht in dieſem Augenblick! ehe Du einer Sache entſagſt, die, wie keine andere. Dir Genuß und Befriedigung gewährt, mußt Du ſie noch einmal verſuchen, mußt prüfen, ob es Dir auch möglich ſein wird, ohne ſie zu exiſtieren . . . ob es möglich ſein wird, dieſe Spannung. dieſe Anregung aufzugeben, ohne in einen geiſtigen Marasmus zu verfallen, der auf die Dauer unaushaltbar wäre. — — Aber das kannſt Du ja nicht prüfen indem Du ſpielſt. ſondern indem Du nicht ſpielſt! ſprach wiederum die erſte Stimme; und: Denke an Deine ungeheueren Verluſte! ſprach die zweite. Dann ſtand er zuweilen, von innerer Verzweiflung gejagt, plötzlich auf mit dem Vorſatz, gegen die Qualen der Zerriſſenheit ſich zu betäuben in der Aufregung des Spieles — und dann hielt doch wieder die Liebe zu Floreſtine und der Wunſch ſie nicht übermäßig zu betrüben. ihn bei ſeinem Worte feſt. Floreſtine litt namenloſes. Zu allen ihren Schmerzen geſellte ſich die Todesangſt, es könne ſich ein unſagbares etwas, ein Schatten von Erkältung, von Mißachtung gegen Oswald in ihre Seele einſchleichen und ſie unfähig und unwürdig machen, ſich für ihn zum Opfer darzubringen. O nur das nicht, mein Gott! ſeufzte ſie. nur das nicht! Kreuzige mich . . . gib mir jedes Leid . . . nimm mir jede Freude . . . nimm mir Oswald ſelbſt . . . aber laß mich ihn lieben, wie

Du, mein Gott, ihn liebſt . . . um ſeine Seele zu retten! —

So durchlebte ihr tauſendmal gekreuzigtes Herz die Karwoche.

Am Oſtermontag gab der Gouverneur von Nizza den Fremden ein glänzendes Abſchiedsfeſt. Oswald und Floreſtine waren da. Er verſchwand ſogleich in den Zimmern wo geſpielt wurde und ſetzte ſich an den Whiſttiſch. Floreſtine tanzte oder ging mit den Damen ihrer Bekanntſchaft in dem illuminierten Garten umher.

„Wer iſt die große, ſchöne Frau mit dem Oleanderzweig und den Diamanttropfen im dunkelen Haar?“ fragte Lady Dashville eine engliſche Dame.

„Eine deutſche Gräfin,“ war die Antwort: „man nennt ſie in der Geſellſchaft die Frau des Spielers.“

Sir Robert Balmond hatte ſeine Frau und ſeine Tochter vermocht, dieſem Abſchiedsfeſt beizuwohnen, da Lady Dashville und Blanche Vergnügen daran fanden, die ſchöne Welt von Nizza in Augenſchein zu nehmen, aber nur unter der Bedingung, daß Roſabella und ihre Mutter dies Vergnügen mit ihnen teilten: ſo erſchienen denn auch dieſe zum erſten und letzten Mal. Roſabella’s Auge folgte der Andeutung, die Lady Dashville bei ihrer Frage gab: ziemlich nah und ihr gerade gegenüber ſtand Floreſtine, ſo daß Roſabella ihr in's Geſicht ſehen konnte.

„Mein Gott!“ ſagte ſie zu ihrer Mutter, „ſie iſt das Original der ſchönen Büſte, die wir ſo oft bei Herrn von Strahl in Rom bewundert haben.“

„Du haſt recht! es iſt wenigſtens eine auffallende Ähnlichkeit,“ verſetzte Lady Balmond.

„Es war die Büſte ſeiner Kouſine, von welcher er ſo gern, ſo bewundernd ſprach,“ ſagte Roſabella: „er nannte ſie Gräfin Lauingen.“

„Richtig!“ rief die engliſche Dame, „Gräfin Lauingen heißt ſie! der Name war mir entfallen, weil man ſie gewöhnlich als die Frau des Spielers bezeichnet.“

„So jung, ſo ſchön und ſo unglücklich!“ ſeufzte Roſabella mit inniger Teilnahme.

„Und wie romanhaft unbegreiflich iſt es,“ fuhr die Dame fort, „daß ſich das Ehepaar zärtlich liebt, daß er ſie auf Händen trägt, daß ſie nur für ihn lebt und daß ihn dennoch dieſe traurige Leidenſchaft genug beherrſcht, um ſie kreuzunglücklich zu machen und um ſein Vermögen zu ruinieren. Es iſt, als habe eine böſe Fee das Glück dieſer Ehe zerſtören wollen und ihn behext.“

„O armſeliges Glück der Welt!“ flüſterte Roſabella vor ſich hin. Dann ſagte ſie laut zu Lady Balmond:

„Liebe Mama, möchteſt Du Dich nicht der Gräfin Lauingen vorſtellen laſſen? Es würde ſie gewiß freuen, zu hören, daß wir Herrn von Strahl gekannt haben."

„Wir ſind nur noch vierzehn Tage hier, liebes Kind! da lohnt es nicht mehr neue Bekanntſchaften anzuknüpfen," erwiderte Lady Balmond, die durchaus nicht wünſchte, in Roſabella irgend eine Erinnerung an Franz Seraph aufzufriſchen.

Floreſtine verbarg ihr trauriges Herz mit heldenhafter Selbſtbeherrſchung vor aller Welt. Sie ließ ihre Wunden nach Innen bluten, während ſie ſprach und ſcherzte, lächelte und tanzte; allein es war eine furchtbare Anſtrengung, denn ihre Gedanken waren beſtändig bei Oswald. Wird er nicht einen Augenblick im Tanzſaal erſcheinen? . . . oder einen Gang durch den Garten machen? . . . Hat er Glück oder Unglück? . . . Spielt er ſehr hoch? . . . Kann man im Whiſt ein Vermögen verſpielen? . . . und ſollte das geſchehen — was dann? . . . was dann mit ihm? -- Was dann mit mir? fragte ſie nicht. Sie hatte ja ihn und Gott! aber er — ach! was hatte er! Sie wagte ſchon gar nicht mehr ſich ſelbſt in ſeinem Leben für etwas zu rechnen, aber das vermehrte nur die Liebe ihres heldenmütigen Herzens für ihn. Die Wut der Leidenſchaft iſt wie der Wüſtenwind, der ganz ſtill und allmählich über die ſchönſten Tempel den vernichtenden Sand zuſammenweht: ſie tötet nach und nach alle edle Empfindungen.

„Aber iſt denn Graf Lauingen heute ganz undurch die Liebe iſt er invulnérable — unverwundbar, wie es ſehr matt auf deutſch heißt! Aber für die Frau geſtaltet ſich das Alles anders. Sie wird auch betrogen — und kann ihre Nebenbuhlerin nicht über den Haufen ſchießen, fürchtet nebenbei den Scandal. Sie liebt auch ohne Erwiderung — ja, es iſt für ſie unendlich viel ſchwieriger als für uns Erſatz zu finden. Sie widerſteht auch nicht der Verlockung — halloh! welch ein Zetergeſchrei! welch ein höhnendes Achſelzucken! welche eine unermeßliche Splitterrichterei! ſie iſt ruinirt vor der Welt und — da ſich der Menſch in den Augen des Nebenmenſchen ſpiegelt — vor ſich ſelbſt. — Tugend, Tugend und abermals Tugend in einem kühlen kahlen Kryſtallherzen: das iſt unſer Ideal einer Gattin; aber alle lockenden Reize, üppige Schönheit, Glut der Phantaſie, auflodernde Sinnlichkeit, Stürme der Leidenſchaft, bezaubernde Koketterie — lauter Dinge die unverträglich ſind mit ſchneeblütiger Organiſation, die begehren wir vom Weibe um es zu lieben, um es anzubeten. Fehlen dieſe Roſengluten, dieſe Purpurflammen — ach, wie langweilig, wie matt, wie fade, finden wir eine ſolche Frau! Meine arme Cornelie! grade ſo ging es mir mit ihr! Erſt als ſie eiferſüchtig wurde erwachte ſie zur beſeelten und beſeligenden Leidenſchaft. Geliebt wollen wir nun ſichtbar?“ ſagte eine polniſche Dame zu Floreſtine: „wenn er auch den Ballſaal verſchmäht — auf die Gartenbeleuchtung ſollte er einen Blick werfen. Kommen Sie! wir wollen ihn den Ruſſen entführen.“

Sie nahm Floreſtinens Arm und ging mit ihr durch die Säle bis in das letzte Zimmer, wo einige Spieltiſche ſtanden, die von Herren beſetzt waren. Alle ſahen ernſt und aufmerkſam aus und über ihre Lippen kam keine andere Silbe, als die kurzen eintönigen Worte, welche den Gang des Spiels begleiten. Floreſtine wäre lieber umgekehrt; ſie fürchtete, ihre Erſcheinung könne ein gewiſſes Aufſehen machen. Aber gar nicht! man beachtete ſie nicht und die Polin führte ſie an Lauingens Spieltiſch, der ſie auch nicht beachtet haben würde, wenn ihn die Polin nicht angeredet und ſcherzend geſagt hätte:

„Wir haben uns feſt vorgenommen, Ihre langweilige Partie zu unterbrechen, Graf. Es iſt unverzeihlich, ſich hier einzuſperren, während man ſich in einem Feengarten aus Tauſend und einer Nacht ergehen kann.“

Oswald blickte auf mit jenem gänzlich zerſtreuten, glaſigen Blick, welcher verrät, daß das Auge die Gegenſtände zwar wahrnimmt, aber nicht ihren Zuſammenhang, nicht ihre Bedeutung ſieht, weil der Geiſt, der ſie ordnen und zuſammenfügen ſoll, in einen ganz anderen Gegenſtand tief verſunken und gefeſſelt iſt. Er verneigte ſich ein wenig gegen die Polin, blickte flüchtig auf die zweite Dame, erkannte ſeine Frau lächelte mit den Lippen, mit den Augen nicht, und ſpielte weiter als ſei er taubſtumm. Die verblüffte Polin wußte gar nicht, wie ſie ſich einer ſolchen Abfertigung gegenüber zu benehmen habe. Die arme Floreſtine aber drückte ihr Herz nieder und ſagte zu dem einen Ruſſen:

„Und Sie, Herr General, haben Sie nicht Luſt, die Illumination des Gartens zu ſehen?“

„Doch, doch, Frau Gräfin! in einer Viertelſtunde iſt die Partie zu Ende und dann werden wir nicht ermangeln, dieſe Gärten der Armida in Augenſchein zu nehmen,“ erwiderte der General im verbindlichſt abwehrenden Ton.

Die Polin rief: „In dieſer Atmoſphäre würde ich leiblich und geiſtig erſticken.“

Sie zog Floreſtine mit ſich fort und fühlte deren Hand auf ihrem Arm zittern. Draußen ſagte ſie:

„Wäre mein Mann dabei geweſen, ſo hätte ich all' die Haufen Goldes, die auf dem Tiſch lagen, durcheinander geworfen und in dem darob ausbrechenden Tumult ihn hinweggeriſſen.“

„Und was hätten Sie gewonnen, wenn Sie ſeine Perſon, aber nicht ſeinen Willen hinweggeriſſen hätten?“ verſetzte Floreſtine: „Sie hätten ihn vor aller Welt gedemütigt und nicht geheilt.“

Eine tüchtige Demütigung iſt zuweilen eine ſehr heilſame Kur für eine kranke Seele.“

„Ja!“ erwiderte Floreſtine ſchmerzlich, „einmal pflegte ſie Eindruck zu machen; doch an die Wiederholung gewöhnt man ſich.“ —

Das Feſt dauerte bis tief in die Nacht. Endlich ging man auseinander; es wurde einſam im Garten, leer in den Sälen, die Lampen erloſchen die Kerzen waren tief herabgebrannt und alle Augen müde. Auch die der Dame des Hauſes. Um ſo peinlicher war es für Floreſtine, daß ſie derſelben noch zur Laſt fiel; und doch konnte ſie ſich nicht entſchließen, ohne ihren Mann fortzugehen. der noch am Whiſttiſch ſaß. Zum Glück verlor die Hausfrau die Geduld. Sie ging in’s Spielzimmer und ſagte verbindlich:

„Ich wünſche Ihnen gute Nacht, meine Herren, und zugleich guten Morgen, da die Sonne gleich aufgehen wird.“

Die Partien hörten auf, und Floreſtine dankte Gott als ſie mit ihrem Mann in dem Wagen ſaß und zuhauſe fuhr. Lauingen war ſehr verſtimmt und ſprach kein Wort. Als die Verſtimmung auch am anderen Morgen nicht wich, fragte ſie ihn liebevoll, ob ihm Unangenehmes widerfahren ſei.

„Gewiß!“ entgegnete er finſter, „ich habe ganz enorm verloren . . . und als ich auf dem Punkt war zu gewinnen, wurden wir aufgejagt. Das iſt unerträglich.“

„Es war vier Uhr, lieber Oswald, Du hatteſt faſt ſechs Stunden am Spiel geſeſſen“ . . . —

„Und wenn es ſechszehn und ſechzig wären!“ unterbrach er ſie hart: „ich will zu meinem Verluſt kommen.“

Unmutig verließ er das Zimmer und das Haus. Floreſtine ging in die Meſſe. Vor dem Altar fand ihr brechendes Herz ein wenig Ruhe. Nimm alles, nimm jede Hoffnung auf Erdenglück, aber rette ſeine Seele! ſo weinte ſie wieder vor Gott. Sie wußte nur dies eine Gebet. — Sie hatte mit der Polin eine Fahrt nach Cannes verabredet, wo ſie eine Bekannte beſuchen wollten. Ehe ſie in den Wagen ſtieg, um die Polin abzuholen, bekam ſie ein Billet von ihrem Mann, der ihr ſchrieb, er könne nicht zur Speiſeſtunde zuhauſe kommen. Wieder ein Schritt abwärts! ſeufzte ſie: bis jetzt hat er dieſe Stunde immer inne gehalten! —

Sie fuhr nach Cannes, man hielt ſie dort zum ſpeiſen zurück. Sie traf ziemlich ſpät am Abend wieder in Nizza ein und ſah mit wahrem Entſetzen ein zweites Billet ihres Mannes auf dem Tiſch liegen. Herz und Hand zitterten als ſie es erbrach und las:

„Liebe Flore, ich bin verreiſt, um ungeſtört „meinem Plan, d. h. meinem Glück nachgehen zu „können. Sei ganz unbeſorgt. In acht Tagen „ſpäteſtens bin ich wieder bei Dir und wir treten

„dann die Heimreiſe an. Zürne mir nicht wegen
„dieſer kurzen Abweſenheit und ſei feſt überzeugt
„von der zärtlichen Liebe Deines Oswald."

Wie vernichtet ſank ſie zuſammen, beſinnungslos, gedankenlos, gefühllos. Ein dumpfer Druck der ſie langſam zu zermalmen ſchien — das war alles, was ſie empfand. So lag ſie da . . . ein paar Stunden. Stand die Zeit ſtill? ging ſie vorwärts? ſie wußte es nicht! ſie ſah wie durch einen Flor, daß der Diener eintrat und das Teegeſchirr brachte. Dann kam ihr Kammermädchen. Daß es ungerufen im Salon erſchien, war etwas ganz ungewöhnliches. Darum fragte ſie lebhaft:

„Was gibt es? iſt er gekommen?"

„Es iſt zwei Uhr über Mitternacht," ſagte das Mädchen befangen.

„Ach ſo! da muß man ſchlafen gehen!" ſagte Floreſtine tonlos und ſtumpf.

Sie ließ ſich entkleiden, ſie legte ſich nieder, aber der Schlaf ſchloß ihr müdes, heißes Auge nicht. Wenn ſich ihre Augenlider ſenkten, fuhr ſie entſetzt auf und rief: Wo biſt Du, Oswald! wo biſt Du? — Endlich fand ſie doch etwas Ruhe und als ſie am anderen Morgen erwachte, war auch ihre Energie wieder aufgewacht und mit ſchnellem Entſchluß telegraphierte ſie an ihren Onkel Frankenhauſen:

„Wir gehen hier zugrunde. Komm her oder ſchicke einen Deiner Söhne."

Möge der Onkel nur nicht ſterbend ſein — dann kommt er! ſprach ſie zu ſich ſelbſt und das war ihr Troſt in dieſen langen, langen acht Tagen, in welchen ſie die bleierne Wucht jeder Minute fühlte. Sie ließ ihre Tür für jedermann ſchließen; ſie ſei leidend, ſo hieß es — und wahrlich mit recht hieß es ſo! Überdas reiſte alle Welt ab und auch ihre Bekannten. Nizza wurde öde. Lady Vivian aber ſollte noch den Mai dort zubringen und ihre Schweſter blieb bei ihr, während Lady Dashville ſchon fort war, denn Roſabella hatte auf eine leiſe Anfrage, die Blanche in Betreff ihres Bruders an ſie richtete, geantwortet: ſie wünſche nicht ſich zu vermählen. Lady Dashville wußte zu gut, wie wenig dieſe Redensart im Munde eines jungen Mädchens bedeute, um nicht lächelnd zu Lady Balmond zu ſagen:

„Bei achtzehn Jahren hat ſo ein Köpfchen allerhand unbeſtimmte Freiheitsſchwärmereien und Vollkommenheitsträume hinſichtlich eines Ehegatten. Man muß ſie ſich verdampfen laſſen wie Morgennebel. Vielleicht über ein Jahr, gewiß nach zwei Jahren denkt Roſabella anders — und deshalb wollen wir jetzt abreiſen, um nicht zudringlich zu erſcheinen und — warten.“

Lady Balmond drückte zärtlich die Hand der Freundin; ſie wünſchte lebhaft Roſabella's Verbindung mit einem ſo grundbraven Mann wie Lord Glenarvon war und freute ſich, daß er ſich durch Roſabella's Antwort nicht verletzt fühlte. So trennte man ſich freundlich und auf baldiges Wiederſehen in London. Nur Sir Robert war verſtimmt und fing an, ſich in Nizza herzlich zu langweilen, weshalb er denn Ausflüge machte nach Monaco, Cannes und Hyères. Von Monaco zurückkehrend ſagte er zu ſeiner Tochter:

„Roſabel! jetzt kannſt Du gründlich das Schickſal unſerer Nachbarin „der Frau des Spielers“ beklagen! Er ſitzt an der Bank in Monaco, ruiniert, ein Bild der Verzweiflung.“

„Und ſie iſt hier!“ rief Roſabella, „und ſieht mit jedem Tag bleicher und trauriger aus! ob ſie weiß wo er iſt? O ſie ginge gewiß zu ihm und holte ihn, wenn ſie es wüßte! Meinſt Du nicht, lieber Vater?“

„Wie kann ich eine Meinung darüber haben! ich kenne ſie ja nicht.“

„Mir iſt als kenne ich ſie, die arme Frau mit dem edeln, ſchönen Antlitz,“ verſetzte Roſabella: „es wäre ihr gewiß lieb zu wiſſen, wo ihr unglücklicher Mann iſt.“

„Miſche Dich nicht in Dinge, die nicht Deines Amtes ſind,“ ſagte Sir Robert.

Roſabella ſchwieg; aber ſie ſchrieb in aller Stille ein kleines Billet in deutſcher Sprache und daher etwas unbeholfen, und ſchickte es an Floreſtine.

Es war der ſechſte Tag ſeit Oswalds Verſchwinden, als Floreſtine eine bekannte Stimme im Vorzimmer hörte und einen kräftigen Schritt. Die Tür ging auf und Frankenhauſen trat ein. Sie flog ihm entgegen.

„Du kommſt ſelbſt, o Gott ſei Dank!“ rief ſie und umarmte ihn gerührt.

„Ja armes Kind, Deine Nachricht könnte Tote auferſtehen machen . . . und ſo weit war es noch nicht mit mir! Aber wo iſt er?“

„Weiß ich es!“ rief ſie in Tränen ausbrechend. „Vielleicht in Paris, vielleicht in Neapel! . . . O lieber Onkel, wenn ich wüßte wo er iſt, ſo wäre ich ihm gleich nachgereiſt! aber ich weiß nichts — nichts!“

Da trat der Diener ein und brachte Roſabella's Billet. Floreſtine las:

„Sie ſehen ſo traurig aus, gnädige Gräfin, ganz anders als Ihre ſchöne Büſte in Rom. Das tut mir ſehr leid! ich ſehe Sie täglich in Ihrem Garten gehen und weinen. Sollten Sie traurig ſein, weil Sie von Ihrem Gemahl getrennt ſind? ich kann Ihnen ſagen, daß mein Vater ihn geſtern in Monaco geſehen hat. Mein Vater iſt Sir Robert Valmond und ich bin, gnädige Gräfin, Ihre gehorſame Dienerin Roſabella V.“

„Bote des Himmels!“ rief Floreſtine mit aufgehobenen Händen.

„Ich gehe alſo gleich nach Monaco,“ ſagte Frankenhauſen, „bringe ihn Dir zurück und dann fort von hier, liebes armes Kind.“

„Ja! fort von hier, lieber Onkel, aber wohin mit ihm? wo findet er Sicherheit vor ſich ſelbſt!“ rief Floreſtine mit ſo herzzerſchneidender Klage daß der alte Mann hinwegſtürzte, weil er ſich der Tränen nicht erwehren konnte.

einmal ſein .... und zwar ganz anders als wir im Stande ſind zu lieben, und zu dieſer übernatürlichen Liebe iſt das Weib von Gott geſchaffen. Eine himmliſche Beſtimmung, das! .... himmliſch, aber ſchwer: Liebesgöttin und Engel in einer Perſon, und noch dazu in Menſchengeſtalt und in menſchlichen Verhältniſſen zu ſein! Wir könnten es nicht; ſie können, müſſen und ſollen es. Wenn einmal ausnahmsweiſe Eine nichts von ſolcher hingebenden und excluſiven Liebe wiſſen will — wenn ſie bei andern Gegenſtänden als bei einem Mann Befriedigung und Unterhaltung ſucht — wenn Wiſſenſchaft, Kunſt, Herrſchaft ihr ein überwiegendes Intereſſe einflößen — wie können wir uns da gar nicht genug wundern über dies mißgeborne, verſchrobene, erbarmenswerthe Geſchöpf! mit welchem Spott, mit welchem Uebelwollen, mit welcher Schadenfreude wird ſie beobachtet, lächerlich gemacht, verhöhnt! wie kommt ſie auf den Einfall andern Einfluß zu ſuchen als durch Liebenswürdigkeit? andre Genüſſe, als die friedlichen der Ehe? eine andre Stellung, als die der Gattin, wo ſie ſo herrlich, ſo edel wirken kann? .... ſo heißt es ringsum; und betrachtet man dann in der Nähe dieſe hochgeprieſene Stellung als Gattin — worauf läuft ſie hinaus? auf die infernaliſche Folter von einem hal-

Winter.

Das ſtille Haus.

Auf dem Wege, der von Vevay nach Montreux am Abhang der Berge ſich hinzieht, ging ein Mann einſam in tiefe Gedanken verſunken. Wenigſtens deutete die vorgebeugte Haltung, das geſenkte Haupt, der langſame Gang dies an; und vielleicht war er es auch. Blickte man aber ihm in's Antlitz, ſo wurde man gewahr, daß dies alles auch eine Folge körperlicher Leiden ſein könne, deren Gepräge unverkennbar ſeinen Zügen eingegraben war. Er mochte noch jung ſein, den Jahren nach; allein die Jahre ſind es nicht immer, die den Menſchen jung erhalten oder alt machen. Es war ein Oktobermorgen von jener warmen und friſchen Schönheit, die den Genfer See ſo lieblich macht. Die ſommerlichen Sonnenſtrahlen brachen ſich in tauſend flimmernden Goldfunken auf den ſanft zitternden Wellen, hoben die ſcharfen Schneepyramiden der Dents du Midi und der Dent de Morcle glänzend vom blauen Himmel ab, kochten die Trauben der Rebgelände des Waadtlandes zu voller Reife aus und tauchten dieſe ganze Uferſeite in den reichſten Schmelz ſpielender Farben ein, während das jenſeitige Ufer von Savoyen mit den Felſen von Meillerie und dem Gürtel von Kaſtanienwäldern dem lachenden Bilde einen ernſten Gegenſatz gab. Doch es machte keinen Eindruck auf den Spaziergänger. War er daran gewöhnt oder hatte er keinen Sinn für Naturſchönheit oder verſchlangen ſeine Gedanken den Sinn für die äußere Welt: genug, er ſchritt langſam und in ſich vertieft weiter bis er vor einer dichten dunkeln Gruppe von Kaſtanienbäumen ſtand, die ein ländliches Gittertor beſchatteten, welches die Inſchrift trug: La Villa paisible. Innerhalb des Tores zog ſich ein Kiesweg zwiſchen Gebüſchen dahin, ſo daß das Auge deſſen Lauf und Ziel nicht gewahr werden konnte. Auch von keinem anderen Punkt konnte man auf dies Fleckchen Erde, das ſich vorzugsweiſe „friedlich" nannte, ſchauen denn eine hohe Hecke von Stechpalmen, Taxus und Thuja umgab mit einem vollen, dunkelgrünen, undurchdringlichen Kranz den kleinen Bezirk.

Als er vor dem Gittertor anlangte, überholte ihn ein junges Mädchen, das einen großen Korb mit Weintrauben trug und ihn wie einen guten Bekannten grüßte.

„Guten Morgen, Jeanneton," erwiderte er: „Sie haben ſchwer zu tragen."

„Das nicht," verſetzte ſie: „es iſt aber ſchwer all die Trauben zu verzehren, ſo ſüß ſie auch ſein mögen und ich habe immer Mitleid mit der Frau Gräfin, die das zuſtande bringen muß.“

„Für eine Arzenei iſt die Weintraube doch etwas recht Erträgliches, Jeanneton.“

„Das kann ſchon ſein, Herr! aber Arzenei bleibt Arzenei und niemand nimmt ſie zum Vergnügen — und daß die Frau Gräfin eine ſolche Kur nötig hat, tut mir eben gar leid.“

„Mir auch, Jeanneton,“ ſagte der Mann und ſetzte ſeinen Weg fort, während ſie das Gittertor öffnete und dadurch eine Glocke in Bewegung ſetzte, welche den Hausbewohnern das Zeichen gab, daß irgend jemand das Gebiet der ſtillen Villa überſchreite.

Der Kiesweg führte in einer ſanften Wendung zu einem Hauſe, deſſen kleine Dimenſionen zwar durchaus nicht für den italieniſchen Stil ſich eignen wollten, worin es gebaut war, das aber weiß und freundlich aus Maſſen von Grün herausſchaute. So klein es war, ſchien es doch hinreichend groß für ſeine Bewohner, denn kein lebendes Weſen war außerhalb desſelben zu ſehen; ja, man hörte keinen Laut aus dem Innern dringen, keine Kinderſtimmen, kein Geſpräch von Dienſtboten, kein unbeſtimmtes Geräuſch, welches mit dem Leben einer Familie verbunden zu ſein pflegt. Dazu kam die herbſtliche Stille in der Natur, ſo daß Jeanneton, als ſie um die Front des kleinen Hauſes herum und der Rückſeite zuging, unwillkürlich dachte. Wie ausgeſtorben!! — als ſie die Küche betrat und ihren Korb auf den Küchentiſch hinſtellte, zu der einſamen Köchin ſagte:

„Es ſcheinen die rechten Leute für die friedliche Villa hier zu leben. Wo man überhaupt nicht ſpricht, gibt's gewiß keinen Wortwechſel.“

„Wie könnte der entſtehen, wo alle einig ſind!“ verſetzte die Köchin: „man vergißt ganz, daß es Unfrieden auf der Welt gibt. Noch nie habe ich eine ſolche Herrſchaft gehabt.“

„Aber ſehr munter iſt es hier nicht, Madelon nicht wahr? man könnte ſchon allenfalls das Sprechen verlernen,“ meinte Jeanneton.

„Was man gut verſteht, verlernt ſich nicht leicht,“ erwiderte Madelon gelaſſen, nahm die Trauben aus dem Korbe und legte ſie zwiſchen Weinblättern in eine weite Glasſchale.

Gleich darauf erſchien ein Kammermädchen, nahm die Schale in Empfang und trug ſie in das Speiſezimmer, wo der Frühſtückstiſch für drei Perſonen bereitet war — drei Perſonen, welche der Sturm des Lebens in einem gewaltigen Schiffbruch an das Geſtade des Genfer Sees verſchlagen hatte.

Während der Zeit ſetzte der einſame Spaziergänger ſeinen Weg fort. Er war ein Menſch den das Leben zu einer Ruine gemacht hatte, zu einem Trümmerhaufen von edlen Bruchſtücken und gemeinem Schutt, welche durcheinandergeworfen eine troſtloſe Steinmaſſe bildeten. Nichts ſtand aufrecht in dieſem zuſammengeſtürzten Bau einer Seele: kein Glaube, keine Liebe. kein Grundſatz keine Hoffnung auf eine irdiſche oder himmliſche Zukunft, kein Vertrauen weder zu Gott, noch zu den Menſchen, noch zu dem eigenen Willen. Infolge des Mißbrauchs aller guten Gaben zu Gunſten unbändiger Leidenſchaften und der Vergeudung aller guten Kräfte im Streben nach verkehrten Zielen, hatte ſich der erſtarrende, der lähmende Zweifel entwickelt und ſich mit den Krallen einer Harpie dieſer Seele bemächtigt, ſo daß er jeden guten Gedanken, der in ihr erwachte, jedes edlere Gefühl, das ſich zu regen verſuchte, mit ſeinem eiſigen Anhauch tötete. Ein ſolcher Zuſtand iſt im Widerſpruch mit dem Bedürfnis der menſchlichen Natur und deshalb war dieſer Mann namenlos ſchwermütig und von unausſprechlicher Schwermut zeugten ſeine Gedanken. Er richtete ſeine Schritte nach dem Kirchhof von Montreux mit der berühmten ſchönen Ausſicht auf den See Ein Kirchhof iſt meine eigene Bruſt, ſprach er zu ſich ſelbſt: nur Leichen beherbergt ſie. Was iſt aus meiner Jugend geworden? . . . o meine ſchöne Jugend, ſo reich an Freuden, an Hoffnungen, an Wünſchen, an Beſtrebungen — all' ihre Blüten ſind verwelkt oder vom Wurm zernagt und dieſe häßlichen, entfärbten Überreſte rieſeln auf ihre

Leichen herab. Was iſt aus meinem Glauben geworden? . . . o mein friſcher begeiſterter Glaube, wie trugen ſeine Flügel mich ſo hoch und ſo weit, daß ich mit meinen Armen Zeit und Ewigkeit umſpannte und in ihrem unvergänglichen Licht vor meinen Augen die Welt wie einen flüchtigen Schatten ſchwinden ſah. Die Flügel ſind gebrochen, die weißen Schwungfedern befleckt und ausgerupft. Er iſt tot wie der Schmetterling den man zertritt, nachdem er durch Verſtümmelung ſeiner Schwingen ein unkennbares Ding geworden iſt. — Was iſt aus meiner Kraft geworden? . . . o meine mutige, frohe Kraft, die ſich wie ein feuriger Kämpfer mit fliegender Fahne in die große Schlacht warf, welche Menſchenleben heißt, wie bald wurdeſt Du beſiegt! wie leicht fiel Dein Banner, wie früh erlahmten Deine Streiche, wie ſchnell verſtummte Dein Schlachtruf, wie gründlich war Dein Sturz, Deine Vernichtung! Du biſt keine Leiche mehr! . . . Du biſt verwehender Staub! — Und Du, mein Stolz, der mir ſo erhabene Ziele zeigte, der mich ſo mächtig hinanſpornte zu den Höhen des Daſeins und deſſen Niederungen verachten lehrte, wie haſt Du den Atem ſo bald verloren und biſt herabgekommen in dieſe einſt verachteten Niederungen und haſt Dir's wohl ſein laſſen in ihnen und haſt dadurch gelernt, daß der Menſch eine nichtswürdige Kreatur ſei, die vom Verlangen nach Ambroſia faſelt und bereitwillig mit Träbern ſich mäſtet. O mein Stolz Du biſt die gräßlichſte von den vielen gräßlichen Leichen, deren Grabſtätte ich bin; — denn an Dir ſehe ich ſo recht den Menſchen, mich ſelbſt in der Verweſung.

Solche Selbſtgeſpräche hielt Telesphor Herzog und ſolche Geſpräche führte er mit allen Perſonen, mit denen er über die gewöhnliche oberflächliche Unterhaltung hinauskam. Seine Studien hatte er — ſoll man ſagen, beendet oder aufgegeben. Er mochte genug Kenntniſſe geſammelt haben um eine gründliche Prüfung beſtehen zu können, die jeder praktiſchen Laufbahn vorherzugehen pflegt; allein ein unglückliches Duell hatte ihn veranlaßt, Zürich zu verlaſſen und er wußte jetzt ſelbſt um ſo weniger, wohin ſeine Schritte wenden, als ſeine Bruſt angegriffen ſchien und er es für zweckmäßig hielt, an die Herſtellung ſeiner eigenen Geſundheit zu denken, bevor er ſich auf ſchwierige Examina vorbereitete.

Der Profeſſor, der ihn in Zürich in die Schule des Materialismus nahm, hatte eine hübſche Tochter, die großes Gefallen an Telesphor fand. Daß er ſich nie wieder von einem Weibe betören laſſen werde, ſtand nach ſeiner Erfahrung mit Liſa Rink feſt bei ihm. Dies ſchloß aber nicht leichte und loſe Verhältniſſe aus und ein ſolches knüpfte er mit jener jungen Dame an. Als ſie die Sache ernſt nahm, trat er lachend zurück; als ſie ſich tief gekränkt fühlte, ſcherzte er, und als die ganze Familie in ſeinem Benehmen eine Beleidigung ſah, erklärte er ſich bereit dem Bruder Genugtuung zu geben, wenn dieſer nach ſeinem Blut dürſte; doch von einer ehelichen Verbindung mit der Schweſter könne gar keine Rede ſein. Der Bruder, in dieſer ſpöttiſchen Weiſe herausgefordert, geriet in Zorn und verlangte ein Piſtolenduell, das Telesphor bereitwillig annahm und das ihm eine Verwundung in der linken Seite zuzog. An deren Folgen litt er noch jetzt und dies Leiden, welches ſeine phyſiſchen Kräfte herabdrückte, vermehrte ſeine Bruſtſchwäche und die bittere Traurigkeit, die der geheime Grundton der glaubensloſen Seele iſt, wenn ſie ihn auch durch wilde gellende Melodien der Torheit zu übertäuben ſucht.

Jetzt brauchte er eine Traubenkur in Vevay. Er war an den Genfer See gegangen, ahnungslos, daß er dort eine Perſon finden werde, deren Begegnung ihm die unliebſte von der Welt war, weil die ſchöne Harmonie ihres innern Weſens ſchneidend der Verwüſtung des ſeinen gegenüber ſtand. In der „Villa paisible“ hatte Floreſtine ihr Zelt aufgeſchlagen. Dort lebte ſie in ſehr beſchränkten Verhältniſſen mit Lauingen und Frau von Strahl — denn Cronenſtein war tief verſchuldet. Ihr Mann hatte einſt in wahnwitziger Leidenſchaft ſein eigenes Vermögen verſpielt und ben Dutzend Entbindungen!! — Nun, Gottlob! ich habe die Welt nicht geſchaffen und angeordnet! wär' ich der Schöpfer, ich würde beſorgt ſein, daß am jüngſten Tage die Hälfte des Menſchengeſchlechts, die Weiber, über mich Gericht hielten. Jetzt iſt das natürlich gar nicht zu ändern, und man darf es ſich ihnen gegenüber auch nicht merken laſſen, daß ſie in der Schöpfung zu kurz gekommen ſind. Aber, mein Daſh — ſagte er und ſtreichelte den ſchönen Kopf ſeines Wachtelhundes, der ihn verwundert über ſeine nächtliche Peregrination durch die Zimmer mit muntern Augen anblickte — mein Daſh, du ſiehſt ſo freundlich aus! freuſt du dich etwa daß du auf dieſer Welt ein Hund geworden biſt und keine Frau? du biſt ſo klug, daß ich dir das wol zutraue.

Wäre Euſtach ſpäter an dieſen Monolog erinnert worden, ſo würde er geantwortet haben: Bah! ich war montirt durch Mitgefühl! das Leid einer Frau zerſchneidet mir das Herz und zerreißt mir die Nerven; ich gerathe in fieberhafte Zuſtände und mag wol mancherlei phantaſirt haben, was ich bei kaltem Blut widerrufen müßte. Die Frauen ſind ſehr glücklich! beherrſchen wir ſie im Großen, ſo tyranniſiren ſie uns im Kleinen: das hebt ſich gegenſeitig auf. Und dann ſind ſie Mütter! .... die Mütter würde dann das ihre bis auf den letzten Heller verſpielt haben, wenn nicht Frankenhauſen ihn wiederum vom äußerſten Verderben zurückgeriſſen hätte. Frankenhauſen entführte ihn faſt mit Gewalt der Spielbank in Monaco, die Oswald um ſo weniger verlaſſen wollte, als er ſich einbildete, er verliere nur, um bald deſto glänzender zu gewinnen. Frankenhauſen brachte ihn nach Nizza zurück, wo Floreſtine zwiſchen der Freude ſchwankte, Oswald wieder zu ſehen und dem Jammer ihn ſo wieder zu ſehen. Frankenhauſen übernahm das gräuliche Geſchäft, ein Chaos von Schulden zu entwirren und das ſchwierige, ſie zu tilgen. Um den Beſitz von Cronenſtein für die Zukunft zu retten und die Schulden allmählich abzutragen, waren außerordentliche Einſchränkungen und eine ſtrenge Verwaltung der Einkünfte erforderlich. Dieſe übernahm Frankenhauſen; zu jenen mußte ſich Oswald verſtehen. Floreſtine war zu allem bereit und hätte ſich leicht jeder Entſagung entzogen, wenn ſie nur auf Cronenſtein hätte leben dürfen. Aber ſie mußte auch dieſes Opfer bringen, denn ihr Mann erklärte, es ſei ihm vollkommen unmöglich, dort ein beſchränktes Leben zu führen, wo bis jetzt der Zuſchnitt großer Wohlhabenheit heimiſch war und wo er jetzt nicht mehr Freunde, Verwandte, Standesgenoſſen nach alter Art empfangen könne. Im fremden Lande wo er unbekannt und kein Gegenſtand des Mitleids, ja der Verachtung ſei, werde er gelaſſener den ſcharfen Stachel des Selbſtvorwurfs ertragen, ruhiger die ſelbſtgeſchaffene drückende Lage in's Auge faſſen. Floreſtine begriff das; ſie drängte ihre Tränen tief in's Herz zurück und überließ ihrem Mann die Wahl des künftigen Wohnorts. Er wählte Genf. Aber nach einem Jahre ſtellte ſich dieſer Aufenthalt als zu koſtſpielig heraus, da ſich ganz ungeſucht geſellige Beziehungen mit einigen fremden Familien anknüpften, was dann allerhand Ausgaben nach ſich zog, die von der Geſelligkeit unzertrennlich ſind.

„Wir müſſen uns auf dem Lande niederlaſſen,“ ſagte Oswald, „außerhalb des geſelligen Verkehrs, aber doch ſo, daß uns eine Stadt erreichbar iſt. Laß uns das Ufer des Waadtlandes zu dieſem Zweck beſuchen.“

Es geſchah und ſie fanden die „Villa paisible“, die kaum eine halbe Stunde von Vevay entfernt und billig zu mieten war, weil Oswald ſie nicht bloß während der guten Jahreszeit, ſondern auch im Winter bewohnen wollte. Floreſtine freute ſich des ländlichen Aufenthaltes, der ihr in ſeiner Einfachheit und in der Herrlichkeit der Umgebung ſehr zuſagte; aber für ſie war jeder Schritt und jede Wendung des Lebens mit einem Opfer verbunden, als ob ihre Seele einer ganz beſonderen Durchbildung bedürfe. Sie mußte jetzt in einem ganz proteſtantiſchen Lande leben zwiſchen einer teils kalviniſtiſchen, teils pietiſtiſchen Bevölkerung. Der Kalvinismus in Genf war ihr ganz fern geblieben, da die Kirche dort ſo friſch und kräftig aufblüht. Jetzt war die arme Kapelle in Vevay der Mittelpunkt für die paar hundert Katholiken der Stadt und der ſtundenweiten Umgegend und ſie mußte eine halbe Stunde gehen, um der heiligen Meſſe beizuwohnen. Doch nie kam ein Wort der Klage oder der Unzufriedenheit über ihre Lippen, ja es tauchten kaum ſolche Gedanken in ihr auf; denn ſie hatte nur einen großen allbeherrſchenden Gedanken und der war — Oswald zu retten! das war ihr Ziel! das erſehnte, das erſtrebte ſie; dahin richtete ſich jeder Wunſch; das beſtimmte jede ihrer Handlungen; dafür atmete lebte, liebte ſie. Wie der Schutzengel die ihm anvertraute Seele liebt, ohne Selbſtſucht, nur im Hinblick auf das ewige Heil und doch mit namenloſer Zärtlichkeit, ſo liebte ſie ihren Mann und die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen trat auch bei dieſem Gefühl mit einer bezaubernden Anmut hervor. Oswald liebte ſie unausſprechlich; ſeine Zärtlichkeit für ſie war inniger noch als in den Tagen des Glückes, denn er hätte ſie entſchädigen mögen für alles, was ſie ſeinetwegen gelitten hatte und litt. Weil aber die Dinge der Erde für ihn mehr im Vordergrund lagen als für ſie, teils weil er minder von ihnen abgelöſt war, teils weil ihm ſein Gewiſſen beſtändig den Vorwurf machte, wie furchtbar er ihre äußeren Verhältniſſe zerrüttet habe: ſo ließ ihn dieſe Stimmung nicht zu dem friedlichen Gleichmut kommen, worin Floreſtinens ganzes Weſen wie in einen himmliſchen Balſam getaucht war. Er war zu Zeiten traurig, entmutigt, gelangweilt, verſtimmt, ſchwergedrückt vom Bewußtſein der Schuld, von der engbeſchränkten Lage, von dem Mangel an Tätigkeit und an einem Wirkungskreiſe. Das alles fühlte ſie für ihn, trug ſie mit ihm; es war ihm aber immer, als müſſe ſie Mittel und Wege wiſſen oder ſchaffen um den Zuſtand zu ändern. Die unbegrenzte Verehrung, die er für Floreſtine hegte, war freilich der Grund dieſer geheimen Anſprüche; dennoch leiteten ſie zuweilen auf ihr und es gehörte eine Kraft dazu, die nicht von der Erde war, um das Herz ſo hoch zu halten, daß auch er ſich daran aufrichten konnte. Wohl ſelten iſt das Gnadenleben ſo mächtig in einer Seele geweſen, als in Floreſtine.

Jetzt war Lauingen von der bitterſten Sorge gepeinigt, denn das Klima von Genf mit ſeinem ſchneidenden Nordwind hatte einen ſchädlichen Einfluß auf Floreſtinens Geſundheit gehabt: ſie huſtete und er dachte mit Entſetzen an den frühen Tod ihrer Mutter. Floreſtine erklärte dies Übel für ganz unbedeutend und vorübergehend und verſicherte, daß Ruhe und Stille und das milde Klima des Waadtlandes ſie bald davon befreien werde. Auf Oswalds Bitten mußte ſie aber auch einen Arzt in Vevay zu Rat ziehen, der ihr das gewöhnliche Mittel gegen den Anfang des Bruſtleidens, die Traubenkur -- und einen längeren Aufenthalt an dieſem Ufer des Genfer See's riet. Das paßte für ihre Verhältniſſe und die „Villa paisible“ wurde auf drei Jahre genommen. Als ihr Wohnſitz wenigſtens für einen Zeitraum nicht nomadenhaft war, ſchlug Oswald Floreſtine vor, Frau von Strahl einzuladen, die nicht mehr auf Cronenſtein lebte, ſeitdem ſich die Verhältniſſe dort ſo traurig verändert hatten. Sie hatte ſich bei ihrer Schweſter Frankenhauſen aufgehalten ohne zu wiſſen, wo ſie, die jede Art von Unruhe verabſcheute, ein Ruheplätzchen finden werde. Floreſtine ging freudig auf den Vorſchlag ihres Mannes ein. Längſt hatte ſie ſich nach dieſer geliebten zweiten Mutter geſehnt und ſie ließ nun eine dringende Einladung an Frau von Strahl ergehen.

„Wäre es nicht möglich,“ fragte dieſe ihren Schwager, „daß Cronenſtein in ein bis zwei Jahren wieder frei würde?“

„Wie oft ſoll ich es wiederholen!“ rief Frankenhauſen ungeduldig: „unter fünf bis ſieben Jahren iſt nicht daran zu denken . . . und das iſt noch ein ſehr günſtiges Reſultat.“

„Dann nehme ich die Einladung an,“ entgegnete Frau von Strahl nach einigem Beſinnen:

„es wird mir allzuſchwer, Floreſtine in ſo langer Zeit, ach! vielleicht nie wieder zu ſehen.“

„Nun, nun!“ ſagte Frau von Frankenhauſen, „das hoffe ich doch auch noch zu erleben, obſchon ich fünf Jahre älter bin als Du. Aber ich finde es ſehr in der Ordnung, daß Du zu ihr gehſt jetzt nachdem ſie am Genferſee häuslich niedergelaſſen und eingerichtet iſt. Ihr gehört zuſammen wie Mutter und Kind und es wird ihr ohne Zweifel ein großer Troſt ſein, mit Dir vereinigt zu leben. Es gibt ihr ein Stückchen Heimat — arme Flore!“

„Und für den Fall daß Lauingen weiß Gott was für Streiche machen könnte,“ ſagte Frankenhauſen, „hätte Flore doch einen Halt und wäre nicht ſo furchtbar verlaſſen wie damals in Nizza.“

„O, an eine ſolche Möglichkeit wollen wir gar nicht denken!“ ſeufzte Frau von Strahl.

„Sollte er nicht endlich kuriert ſein nach ſo gräßlichen Erfahrungen,“ ſagte Frau von Frankenhauſen.

„Er ſollte es ſein!“ entgegnete ihr Mann. „hat er ja zwei ſchöne Vermögen als Lehrgeld gegeben! aber ein unzuverläſſiger Charakter pflegt auch ein unheilbarer zu ſein.“

Amelie Verden, die jede erlaubte Gelegenheit ergriff um eine angenehme Reiſe zu machen, begleitete mit ihrer erwachſenen Tochter Frau von Strahl zu Floreſtine, blieb einige Wochen am Genfer See und brachte, ſoweit es in ihren Kräften ſtand, weltliches Leben in die „Villa paisible.“ Sie wußte unendlich viel aus der Reſidenz, von Bekannten und Unbekannten zu erzählen und von ihr erfuhr man denn auch, daß Liſa Rink noch immer nicht Frau von Seeheim — ja, daß Prinz Xaver geneigt ſei mit ihr zu brechen.

„Allein zu dieſer Heldentat bringt er es ſchwerlich!“ ſetzte ſie hinzu.

„Gewiß nicht!“ ſagte Lauingen: „er iſt ſchlaff und träge, ſie iſt voll Anſprüche und Hochmut — da hat ſie gewonnenes Spiel; nur nicht auf der Stelle. Sie wird ihn allmählich ſchon mürbe machen und in zehn Jahren, wenn ihre Schönheit verblüht und ihr Talent vergeſſen iſt und wenn niemand mehr an eine dreißigjährige Liſa Rink denkt — dann wird ſie als Frau von Seeheim aus dem Strom der Vergeſſenheit auftauchen. Dies prophezeihe ich ohne die Sehergabe zu beſitzen.

„Tante,“ ſagte Amelie Verden zuweilen im Zwiegeſpräch zu Frau von Strahl: „Lauingen ſetzt mich fort und fort ins höchſte Erſtaunen, denn er ſpricht bei jeder Gelegenheit ſo vernünftig wie die ſieben Weiſen Griechenlands in einer Perſon und iſt doch ſo entſetzlich toller Streiche fähig, daß mir die Haare zu Berge ſtehen. Solch ein Gegenſatz erweckt mir ein geheimes Grauen, als ob ich mit einem ſtillen Irren zu tun hätte, der plötzlich ſeinen Anfall bekommen und ſich und mich um’s Leben bringen könnte.“

„Hoffentlich halten ihn ſeine beſchränkten Verhältniſſe von einem neuen Anfall ab,“ erwiderte Frau von Strahl, „und das ſtille ländliche Leben beruhigt allmählich ſeine Leidenſchaft. Er hat es dahin gebracht, daß ich geneigt bin Gott zu danken für den Verluſt ſeines Vermögens und für die Vormundſchaft in die er geraten iſt, wenn mir auch beides für Flore in der Seele weh tut.“

„Es iſt ein großes Glück, Tante, daß Flore eigentlich nie etwas anderes vom Leben verlangt hat, als ſich darin zu heiligen.“

„Das Bewußtſein dieſer Beſtimmung war freilich immer ſehr ſtark und ſehr vorherrſchend in ihr; aber ſie hat ein Menſchenherz, liebe Amelie, und ſo lange das ſchlägt, fühlt es den Unterſchied, der zwiſchen Entſagung und frohem Glück beſteht Flore wird freilich nie zugeben, daß ſie nicht ſehr glücklich ſei; allein ich ſehe was ſie zu opfern hat und das ſchmerzt mich, weil auch ich ein Menſchenherz und ein recht unvollkommenes, irdiſches habe.“

„O ſchweige von Deiner Unvollkommenheit Tante! was müßte ich denn von mir ſagen?“ rief Amelie: „wenn ich daran denke, werde ich gleich melancholiſch und das iſt ein fataler Zuſtand.“

Sie ordnete ſo oft wie möglich Partien in der Umgebung an, bald mit dem Dampfſchiff, bald im Nachen, bald auf der Eiſenbahn. Als ſie nach

Schloß Chillon, dem vielbeſungenen gefahren waren, begegneten ſie in demſelben Telesphor Herzog. Er hatte gar keine Luſt ſich ihnen zu nähern; aber Floreſtine begrüßte ihn mit einer Freude, als ſei dieſe Begegnung ein wahres Glück für ſie, und als ſie erfuhr, daß er ſeiner Geſundheit wegen, längere Zeit in Vevay bleiben werde, ſteigerte ſich dieſe Freude und bat ſie ihn dringend ein täglicher Gaſt in der „Villa paisible“ zu ſein Er verſprach es ohne den Willen zu haben ſein Verſprechen zu halten. Doch das ließ ſie gar nicht aufkommen. Sie bat Oswald alles anzuwenden um Telesphor jetzt, da er von jeder ſchlechten Geſellſchaft getrennt ſei, in ihr Haus zu ziehen.

„Seine Vergangenheit laſſen wir fallen,“ ſagte ſie: „das muß man ja ſo oft tun! und in der Gegenwart können wir ihm vielleicht von Nutzen ſein. Daß zwei Kinder von Cronenſtein ſich hier treffen, und beide die Abſicht haben länger hier zu verweilen, iſt gewiß ein Zeichen, daß ſie nicht einander aus dem Wege gehen ſollen und wenn er ſich auch noch ſo ſcheu zeigt. Überdas ſieht er ſo leidend aus, als ob es ein Werk der Barmherzigkeit wäre,ſich ſeiner anzunehmen.“

Da Amelie Verden bald darauf mit ihrer Tochter abreiſte und der kleine Kreis dadurch bedeutend enger und ſtiller wurde, ſo fand Lauingen es nicht unangenehm, ein neues Element hineinzuziehen, obſchon er keine beſondere Sympathie für Telesphor hegte. Er begriff aber, daß dies bei Floreſtine der Fall ſei und ſchon darum gab er ſich Mühe, Telesphor zu zähmen. Anfangs wollte es gar nicht gelingen. Telesphor blieb in ſeiner abwehrenden Haltung wie ein Igel, der die Stacheln ſträubt. Floreſtine ließ ſich nicht abſchrecken, denn ſie ſchloß daraus, daß er unglücklich und in ſeinem Innern verſtört ſei. Fanden ihr Mann und ihre Tante ihn unerträglich, ſo behauptete ſie ſtandhaft, man müſſe mehr Nachſicht und Geduld mit geiſtiger als mit körperlicher Schwäche haben und ſie betrachte es als ihre Aufgabe, wenigſtens den Verſuch zu machen, ihn mit Gott und der Kirche zu verſöhnen, was beide von ganzem Herzen billigten und wünſchten. Denn mochte ſich Lauingen in der Raſerei der Leidenſchaft auch noch ſo weit von ſeiner Pflicht entfernen: niemals fiel es ihm ein, mit den Geboten Gottes oder der Kirche brechen zu wollen, oder die Lehren des Glaubens von ſich zu weiſen; und immer bereute er in tiefer Zerknirſchung ſeine Freveltaten, hatte auch den Willen ſie nie wieder zu begehen und kämpfte nur nicht mit ſeiner ganzen von der Gnade getragenen Kraft gegen die erſten Regungen der Verſuchung. Er unterlag dem Feinde in erbärmlichſter und nicht zu entſchuldigender Weiſe; allein zum Feind überlaufen und im feindlichen Lager verbleiben — das tat er nicht. Telesphor hingegen war darin. Was ihn ſo ungeneigt gegen ſind die glücklichſten Geſchöpfe unter der Sonne! .... ſie lieben fortwährend und begehren keine Erwiderung — was doch gewiß ein ganz idealiſcher Seelenzuſtand iſt. Nein nein! die Frauen haben s beſſer als wir!

Mit dem neuen Tage wurde das Kind geboren und Cornelie lebte. Nach einigen Wochen war ſie hergeſtellt. Nun war das Glück groß! zu den Anſprüchen, welche Euſtach an daſſelbe gemacht, hatte natürlich immer ein Sohn gehört, ein Stammhalter, ein Namensträger. Es ſchickte ſich ſo! es wäre doch kümmerlich geweſen verheirathet zu ſein und kinderlos zu bleiben! und das erſte Kind mußte ein Sohn ſein, dann war die Familie und das Erbe geſichert. „Man muß ſeine Verpflichtung gegen die Welt erfüllen, ſagte Euſtach; drum war ein Sohn mein heißeſter Wunſch, obgleich ich für meine Perſon lieber eine Tochter gehabt hätte. Von ſolchem wilden Buben hat man in der Kindheit nichts als Verdruß, wächſt er heran, ſo verläßt er das elterliche Haus und kommt ſpäter nur als Fremder oder gar mit dem Blick auf das Erbe dahin zurück. Hingegen ein Mädchen bleibt wenigſtens zwanzig Jahr um uns, iſt als Kind lieblich, erwachſen graziös und ſchön, immer einſchmeichelnd, unterhaltend und munter, zuweilen capriziös — was

Floreſtinens Freundlichkeit machte, war der Gedanke: Sie will mir ihre katholiſchen Ideen beibringen, die ich verachte, weil ſie mehr oder minder kraſſe Unwahrheit ſind, die bald zur Poſſe herabſinkt, bald zu wildem Fanatismus ſich ſteigert. — Als aber religiöſe Fragen gar nicht berührt wurden, beruhigte er ſich mehr und mehr und dieſer Umgang tat ihm wohl, wie man eine friſche geſunde Luft mit Wohlbehagen einatmet. Er hatte Mitleid mit Floreſtine. Das Schickſal dieſes jungen, guten, liebenswürdigen Weſens kam ihm um ſo trauriger vor, als er die übernatürliche Seite desſelben nicht wahrnahm. Sie war verſchüttet in dem Dunkel ihrer Verhältniſſe — das ſah er; daß ſie Goldadern aus dem Schacht ihres Lebens herausarbeitete — das ſah er nicht. Übrigens wollte er durchaus nicht ſich ſehr lebhaft für ſie und von ihr einnehmen laſſen. Denn wozu? fragte er ſich und gab ſich ſelbſt die troſtloſe Antwort: Im tiefſten Grunde aller Dinge liegt ja doch nur das Nichts. Darum ſagte er auch einmal zu Floreſtine:

„Es iſt eine nutzloſe Verſchwendung der Gedanken ſcharf nachzudenken und der Gefühle — tief zu empfinden, denn es fehlt uns der Gegenſtand, welcher dieſer Mühe würdig wäre.“

„Auf Ihrem Standpunkt haben Sie Recht.“ entgegnete Floreſtine: „auch ich gelange ſchnell auf den Grund der Dinge, ſei es auf dem Wege des

Denkens oder des Empfindens — und ich erkenne ihre Richtigkeit, ſobald ich nicht Gott in ihnen finde. Da Gott Ihnen fehlt, haben Sie nichts als das Nichts."

„Das macht das Leben leicht," ſagte er.

„Ja, leicht wie ein Schiff, das ohne Ballaſt ſich auf's Meer hinauswagt!" rief ſie.

„Hätten Sie meine Erfahrungen, ſo würden Sie meiner Anſicht ſein."

„O nein! Erfahrungen ſind nur etwas Zufälliges und Vorübergehendes, was an einem ewigen, unwandelbaren Maßſtab zu meſſen iſt und dadurch Wert und Wichtigkeit erhält."

„Ewig! unwandelbar!" ſagte Telesphor mit leichtem Achſelzucken: „dieſe Worte haben für mich keine Bedeutung."

„Laſſen ſich Vernunft und Glaubensbedürfnis das gefallen?" fragte ſie lächelnd: „legen ſie nicht Proteſt ein gegen ein ſolches Bekenntnis von ſeeliſcher Befangenheit?"

„Ich höre nicht mehr auf Stimmen, die den innern Zwieſpalt ſchüren," verſetzte er: „ich habe maßlos gelitten, ſo lange er mich peinigte. Jetzt bin ich ruhig und vernehme ich hie und da ein Wort, dem ich ſelbſt eine ſchöne Bedeutung lieh, ſo laſſe ich es an meinem Ohr vorübergleiten — bald wie den Geſang eines Vogels, bald wie ein leeres Schellengetön — je nachdem der Mund der ſie ausſpricht, Wahrheit zu ſagen glaubt."

„Und damit wollen Sie leben und ſterben?“

„Ja, gerade leben! was das Sterben betrifft . . . das iſt gleichgiltig. Man ſtirbt nur einmal.“

„Und dann?“

„O Sie fragen zu viel! Eine genügende Antwort kann niemand geben.“

„Denken Sie zuweilen an dieſe Frage?“

„Sie fällt mir zuweilen ein; doch ich lege ſie ruhig bei Seite und mich ſelbſt in meinen Gedanken ruhig und auf Nimmererwachen ins Grab.“

„Was wäre dann das Leben?“

„Ja, die Frage drängt ſich bisweilen mit Gewalt mir auf!“ rief Teleſphor. „Aber ich ſagte Ihnen ja, daß ich es nicht der Anſtrengung wert finde, Erwägungen über das Nichts anzuſtellen.“

Sie ſchwieg. Was war darauf zu ſagen? Er aber wunderte ſich im Stillen über ihr Schweigen. Warum verſuchte ſie nicht, ihn für ihren Glauben zu gewinnen? Er war feſt entſchloſſen ſich nicht gewinnen zu laſſen; aber möglicherweiſe konnten ſeine Anſichten bei ihr Eingang finden und dann — welch ein Triumph. Und doch konnte er es nicht von ganzem Herzen wünſchen, denn ohne einen verheerenden Sturm der Leidenſchaft rettet man ſich nicht auf eine ſtarre Felſenklippe — ſprach er zu ſich ſelbſt: vermag ſie im erträumten Paradieſe des Glaubens ſich zu erhalten, ſo bleibe ſie darin! ich will nicht den ſchönen Frieden ihrer

Seele ſtören. Nur iſt es unfaßlich, wie man in der Welt leben, ſo bittere Erfahrungen machen, ein ſo trauriges Loos ziehen, ſo ſchwere Schickſalsſchläge empfangen — und dennoch in dieſem Frieden verbleiben kann! — Wenn finſtere Schwermut ihm die wunde Bruſt umkrallte, ſo dachte er an Floreſtine und das richtete ihn auf — er wußte nicht warum. Zuweilen aber ſtieß er dies tröſtliche Bild von ſich und deshalb betrat er auch nicht an jenem Morgen die „Villa paisible“, ſondern ſetzte ſeinen Weg zum Kirchhof von Montreux fort, ſtieg nach Chillon hinab und ſtellte ſich erſt am ſpäten Nachmittag bei Floreſtine ein.

Um dieſelbe Zeit kam auch Lauingen zu Hauſe. Es machte ihm viel Vergnügen auf dem See zu fahren, zu rudern und mit dem Segel umgehen zu lernen. Floreſtine freute ſich über dieſe Liebhaberei ihres Mannes und beſtärkte ihn in ſeinen nautiſchen Studien, wie ſie ſcherzend ſagte. Sie war den ganzen Tag allein mit Frau von Strahl und zufrieden mit ihrer Abgeſchiedenheit, wenn nur Oswald zufrieden war. Sie glaubte nicht, daß ihr die Traubenkur nötig ſei, aber ſie brauchte ſie pünktlich aus Rückſicht für ihren Mann. All ihr Tun bewegte ſich um ihn und immer behielt ſie Mut und Hoffnung, Glauben und Liebe.

„Jetzt ſind ſchon anderthalb Jahr ſeit Monaco verfloſſen,“ hatte ſie eben heute zu ihrer Tante geſagt, „und der böſe Geiſt iſt nicht über Oswald gekommen, nachdem er ihn während jenes ſchrecklichen Winters ſo furchtbar tyranniſiert hat! Das gibt mir ein neues großes Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit, denn je länger die guten Zeiten dauern, deſto mehr Kraft zum Widerſtand ſammelt ſeine Seele. Ich betrachte die Jahre, die wir hier zuzubringen haben, als ein notwendiges und heilſames Noviziat, das uns ein ſpäteres glückliches Leben verbürgt.“

„Ich hoffe es mit Dir und für Dich, mein armes Kind,“ entgegnete Frau von Strahl zärtlich.

„Auch für Oswald mußt Du es hoffen, Tante,“ rief ſie lebhaft: „bedenke was er leidet! zuerſt den gräßlichen Kampf gegen die übermächtige Leidenſchaft — dann die gräßliche Befriedigung derſelben — dann die Reue über den gräßlichen Sturz — endlich die erbärmlichen Folgen desſelben! O Gott, welche Qual! O mein armer Oswald! friedenlos, ruhelos, freudenlos, von der Geißel der Leidenſchaft umhergetrieben zu werden und immer im Begriff zu ſtehen die ewige Seligkeit zu verſcherzen, o Tante! ſtelle Dir das recht deutlich vor, wenn Du es vermagſt und Du wirſt finden, es iſt ein etwas wie der Vorſchmack der Hölle darin.“

„Ja, mein Kind! dies iſt nun einmal das Charakteriſtiſche für alle, welche durch böſe Leidenſchaften dem Geiſt der Hölle dienen. Ich bemitleide ſie von ganzem Herzen, aber ich intereſſiere mich mehr für ihre Opfer als für ſie: folglich mehr für Dich, als für Oswald.“

„O liebe Tante, gib die Vorſtellung auf, daß ich ſein Opfer bin!“ rief Floreſtine: „vielleicht nimmt Gott mich an, als Opfer für ihn. Ich bitte täglich darum! . . . Wenn das geſchehen ſollte — o wie würdeſt Du mich beneiden in der Ewigkeit! ich hätte ein paar Tränen geweint und ſeine Seele gerettet. Kann man dadurch Seelen retten, ſo bin ich gern bereit noch viel mehr zu weinen.“

„Sei nicht vermeſſen, Flore,“ erwiderte Frau von Strahl: „es kommt immer darauf an, wie wir weinen. Leider gibt es Seelen in Menge, um welche wir weinen können, und der Bedürftigſten eine iſt ſicher Telesphor.“

„Er liegt mir wie ein Alp auf dem Herzen,“ ſagte Floreſtine, „denn ſeine Bekehrung ſcheint mir unſäglich ſchwer. Oswald will ſehr gern Gott dienen, wenn nur ſeine böſe Leidenſchaft es zuläßt; Telesphor will Gott nicht dienen, obſchon keine böſe Leidenſchaft bei ihm hervortritt. Er kommt mir vor wie ein gefallener Engel. Der gefallene Menſch tut Buße und bekehrt ſich: das ſehen wir an dem Stammvater des Menſchengeſchlechtes. Aber der Engel fällt und verbleibt im Abgrund. Lucifer bereut nicht.“

Während ſie nur von Gedanken der Liebe für Oswald erfüllt war, quälten ihn die heftigſten

Verſuchungen ſeines böſen Dämons. Was er auch treiben mochte, es war alles nur Zeitvertreib; nichts füllte die gähnende Leere ſeines Inneren aus; nichts beſchäftigte ihn in einer Weiſe, die ſeinem Geiſt einen Schwerpunkt und dadurch Ruhe gab. Bücher und Muſik hatte er immer geliebt, doch als Erholung, nicht als Lebensaufgabe. Er hatte verſucht intereſſante Schriften über Tagesfragen zu überſetzen um ſeinen Geiſt an eine Beſchäftigung zu feſſeln, aber eine ſolche ſtille anhaltende Arbeit machte ihn ungeduldig, weil ſeine leidenſchaftliche Aufregung im Widerſpruch mit ihr war und ſich gegen den Zwang aufbäumte. Was ihm in dieſem martervollen Zuſtand am meiſten zuſagte, das war der See. Da konnte er ſchwimmen, rudern, ſegeln, ſich körperlich ermüden und in dieſer Ermüdung etwas finden, das wie Ruhe, wenigſtens phyſiſch, ausſah. Sein ganzes Streben ging dahin, Floreſtine nicht zu beängſtigen und ihr zu verbergen, was in ihm vorging, da er den feſten Vorſatz hatte mit ſeinen Qualen fertig zu werden und die Schlingen und Netze ſeiner Verkehrtheit um jeden Preis zu zerreißen. Auch weite Streifereien ins Gebirg machte er, immer in der einen Abſicht kein Mittel der Zerſtreuung unverſucht zu laſſen. Aber nicht bloß in äußeren Dingen ſuchte er ſie! Er begleitete Floreſtine und Frau von Strahl täglich in die heilige Meſſe nach Vevay und ſuchte im Gebet

Schutz gegen die Stürme, die ihn durchwühlten, gewiß das kräftigſte Mittel, nur kein ſolches, das auf der Stelle den erſehnten Erfolg hat. Denn ſo lange es Menſchen gibt, gibt es Leidenſchaften, die ſich in ihnen mehr und minder regen und die mit großer Geduld und Standhaftigkeit bekämpft ſein wollen. Das iſt die Tugend der Beharrlichkeit. Oswald übte ſie in ihren erſten Anfängen, und weil er nicht raſch große Fortſchritte machte, marterte ihn häufig die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſo daß er ein äußerſt gequältes Leben führte. Allein er ſprach immer freundlich und munter mit Floreſtine und Frau von Strahl, mied ſorgſam alles, was ihre Exiſtenz noch ſchwerer hätte machen können, als ſie ohnehin war.

„Florette!“ ſagte er, „Du mußt mit mir auf den See hinaus! ich manövriere mit dem Segel wie ein kundiger Schiffer.“

„Ich fahre lieber mit Rudern als mit Segeln,“ erwiderte ſie.

„Einmal mußt Du mir ſchon den Gefallen tun und Dich mir anvertrauen! wir warten auf günſtigen Wind und fahren hinüber nach St. Gingolph. Sie ſind auch dabei, nicht wahr, Tante? und Doktor Herzog gleichfalls.“

„Ja, wenn ein ſicherer Steuermann und ein zweiter ſicherer Schiffer auch dabei ſind,“ entgegnete Frau von Strahl.

„So ängſtlich beſorgt für das liebe Leben, Tante? das hätte ich nicht erwartet,“ ſagte Oswald ſcherzend.

„Ich bekenne, daß ich einen plötzlichen Tod ſehr fürchte,“ verſetzte Frau von Strahl.

„Ich erſehne ihn!“ rief Telesphor: ich habe ein Grauen vor dem langſamen Dahinſterben!“

„Das iſt wieder etwas anderes! ich wollte nur ſagen, daß ich mein letztes Stündlein gut vorbereitet erwarten möchte.“

„Wozu das, gnädige Frau? waren Sie eine gute Chriſtin, ſo hat Ihr ganzes Leben Sie darauf vorbereitet. Waren Sie es nicht, ſo werden Sie auch nicht in Ihrem letzten Stündlein in eine gute Chriſtin ſich verwandeln.“

„Sicher nicht! aber ich kann reumütig ſterben und der liebe Gott iſt ſo gut, daß er dem reumütigen Sünder ſeine Barmherzigkeit nicht verſagt.“

„Das menſchliche Leben verläuft in einem ſolchen Labyrinth von Elend — von phyſiſchem, materiellen, moraliſchen, geiſtigen Elend — von Elend in tauſend Geſtalten und Formen, tauſend Farben und Schattierungen, daß ich darin nichts wahrnehme von einer barmherziglenkenden Hand. Wie ſollte dieſe urplötzlich in unſere Todesſtunde eingreifen, gnädige Frau?“

„Wer ſagt Ihnen, daß es nicht Gottes Barmherzigkeit ſei, die allerhand Elend über uns verhängt? In der Üppigkeit und dem Wohlbehagen des Lebens entfalten ſich alle böſen Leidenſchaften ſo mächtig, daß ſie uns leicht von unſerer Beſtimmung abziehen, während ein rauhes und ſchmerzenreiches Leben uns oftmals zu ihr zurückführt.“

„Unſere Beſtimmung!! — Dies Wort, gnädige Frau, iſt eines von denen, womit man ſchwer einen Sinn verbinden kann.“

„Der Chriſt findet das nicht ſchwer, lieber Herzog.“

„Auch der Chriſt iſt ein Menſch, iſt ein leidensfähiges Weſen, gnädige Frau.“

„Ja, aber auch ein in der Gnade wiedergeborenes Weſen, lieber Doktor, das die Leiden nicht höher anſchlägt, als ſie im Hinblick auf die Ewigkeit wert ſind.“

„Aber erlaube die Bemerkung, liebe Tante, auch der ärmſte und elendeſte Menſch hat ſeine Leidenſchaften!“ rief Oswald: „ja, manche wuchern im Elend! wenn Tugend und Elend irgend einer Art Hand in Hand gingen: ſo würde es nichts häufiger auf Erden geben als tugendhafte Menſchen . . . denn wahrlich! die Mehrzahl hat ein ſchweres Leben.“

„Um tugendhaft zu ſein im Glück wie im Unglück,“ erwiderte Frau von Strahl, „dazu gehört freilich eine Gemütsverfaſſung, die der poſitive chriſtliche Glaube ordnet, erleuchtet und durchſeelt In einem vielfach gekreuzigten Herzen findet dieſie nun vollends amüſant macht, Ein Haus voll Töchter iſt die luſtigſte Sache von der Welt; — voll Söhne .... eine ſehr bedenkliche.“

Hörte man ihn ſo ſprechen, hätte man meinen ſollen es wäre ihm ein unendliches Opfer geweſen, daß Cornelie einen Sohn geboren.

„Aber nun weiß man doch wofür man lebt,“ ſetzte er hinzu, er, der ſein Lebenlang für nichts und für Niemand gelebt, als für ſich allein.

Corneliens Weſen ſtand in voller Blüte. Ihr Herz war der Mittelpunkt in den ſich die Stralen und Quellen des Alls ergoſſen, und kein todter kalter Spiegel, der ſich damit begnügt die Bilder auf ſeine reine Oberfläche fallen zu laſſen. Prismen drängten ſich dem Licht entgegen um zum Regenbogen ſich aufzubauen; — Blumenknospen dem Geiſterhauch um von ihm berührt im Kranz zu prangen; — goldne Kugeln tanzten auf den rauſchenden Waſſerſtralen; — die Geſtirne welche am Horizont der Welt auf- und untergingen oder ewig da ſtanden, weckten lichte Geſtirne wie von elektriſcher Berührung des Gedankens in ihr auf. Weil ſie eine unerſättliche Seele hatte, war ſie gar nicht zu überwältigen und zu ermatten durch das Glück. Der Styl des vorigen Jahrhunderts würde das ſo ungefähr ausgedrückt haben:

ſer Glaube, der von irdiſchem Opfer und himmliſchen Lohn ſpricht, ganz entſchieden mehr Anklang, als in einem Herzen, das im irdiſchen Wohlbehagen ſchwimmt und dem alle irdiſchen Güter zu Gebot ſtehen. Nicht umſonſt hat Chriſtus geſagt: es ſei ſchwer für den Reichen, in den Himmel zu kommen. Nicht umſonſt haben ſo manche Heilige ſich arm gemacht an Geld und Gut, an Genüſſen und Freuden. Um himmliſche Dinge zu faſſen, muß man ſich nicht von weltlichen Dingen umſtricken laſſen. Reden Sie nur einmal mit den Armen, den Geringen, den Unglücklichen, den Verlaſſenen, und Sie werden ſie zugänglicher finden für die Verheißungen und Tröſtungen des Glaubens, als die Glücklichen der Welt. Da nun unſer ewiges Heil auf dem Glauben beruht, der uns den Weg zur Seligkeit vorzeichnet und unſere Schritte auf dieſem Wege leitet: ſo komme ich darauf zurück, daß es Gottes Barmherzigkeit iſt, die uns mit Kummer und Schmerz und Prüfungen aller Art kreuzigt, weil das Kreuz der beſte Wegweiſer zum Himmel iſt.“

„Sie ſprechen immer vom Standpunkt des poſitiven chriſtlichen Glaubens, gnädige Frau. Es gibt aber Millionen Menſchen, die ihn nicht einnehmen, und die folglich Ihre Theorie des Kreuzes verabſcheuen, ſich gegen ſie empören, Elend — Elend nennen und Glück — Glück, und glücklich ſein wollen in den paar Jahren der Jugend, wo allein es dem Menſchen möglich iſt, glücklich zu ſein. Was fangen dieſe Millionen an, wenn ſie es nicht ſind?"

„Das werden Sie leichter beantworten als ich," entgegnete Frau von Strahl mit einem Anflug von Unmut.

„Dieſe Unglücklichen," rief Floreſtine, „verſinken in Materialismus, verfinſtern ihre Erkenntnis durch ihn, nennen die Wahrheit — Lüge, die Sünde — Recht, brutale Freude — Glück; und fälſchen in dieſer andauernden Verfinſterung dermaßen ihr Gewiſſen, daß ſie behaupten, Anfang und Ende von allem ſei das Nichts. Das gibt ihnen die Ruhe des Kirchhofs."

„Nicht alle, glaub' ich, kommen zu dieſer äußerſten Konſequenz," ſagte Laningen, „denn der ungläubige Menſch iſt gewöhnlich unlogiſch, weil er den göttlich gegebenen Maßſtab und Prüfſtein der Dinge verwirft. Manche, wahrſcheinlich die meiſten, verbleiben im Halbdunkel über ſich ſelbſt und über das, was ſie wollen und ſollen, tappen umher nach Befriedigung, nach Berauſchung, empören ſich gegen jede Art von Ordnung, weil ſie ihrem ungeordneten Weſen eine Schranke — wenn nicht jetzt, doch zeigt, und bilden ſo recht die große Maſſe derjenigen, die in unſeren Tagen Revolution machen."

„Ja wohl!" ſagte Floreſtine: „aus dieſen Reihen gehen in Menge die ſogenannten Volksmänner hervor, dieſe Revolutionäre, welche ſo gar nicht Vertreter der Intereſſen, des Willens, der Meinung des Volkes ſind und es nur für ihre Zwecke mißbrauchen und ausbeuten.“

„Ich ſtaune über die eiſige Härte, mit der Sie über Millionen Ihrer Mitmenſchen ſich ausſprechen, die nichts weiter tun, als dem Licht ihrer Vernunft zu folgen,“ ſagte Telesphor bitter.

„Wir führen allbekannte Tatſachen an,“ erwiderte Lauingen: „ein verdammendes Urteil hat niemand abgegeben.“

„Nicht direkt und nicht über beſtimmte Perſonen; aber indirekt iſt die Sache ſelbſt verdammt.“

„Das iſt nicht anders möglich!“ ſagte Floreſtine: „Wir haben die unerſchütterliche Überzeugung und Zuverſicht, daß die Menſchheit nur durch die Glaubenslehre zu retten iſt, welche die katholiſche Kirche im Namen unſeres Herrn und Heilandes verkündet. Wir können unmöglich annehmen, daß die Lehren des Irr- und Unglaubens den Menſchen in der Zeit heiligt — in der Ewigkeit ſelig machen können; dies aber iſt die Axe, um welche ſich unſer Geſpräch bewegt. Ja dieſe Frage iſt eigentlich die Axe, um welche ſich, wenn auch nicht immer offenkundig, die Weltgeſchichte in ihrem innerſten Beweggrunde dreht, denn alle Beſtrebungen, Erſcheinungen, Handlungen, Taten, Kämpfe, Siege, Entwickelungen, jede neue Phaſe in den Weltepochen und im Leben des

Individuums haben einen Kern, der ſie hervortreibt, und ob dieſer in ſeinem Weſen und in ſeiner Richtung chriſtlich oder unchriſtlich iſt, den Menſchen heilig und ſelig machen oder nicht machen kann — das ruft den ungeheueren, den raſtloſen Streit hervor, der ſich durch unſere Zeit zieht und vermutlich bis zum Ende aller Weltzeiten hinziehen wird."

„Ein herrlicher Gewinn, den das Chriſtentum gebracht hat!" rief Telesphor ſpöttiſch: „Streit ohn' Ende."

„Der Streit war da von Anbeginn um erbärmliches Gut," verſetzte Floreſtine: „das Chriſtentum hat uns Güter gezeigt und gebracht, die wir erſtreiten ſollen, weil ſie in träger Ruhe nicht zu gewinnen ſind; — und ein tüchtiger, rechtmäßiger Kampf, der auf einen köſtlichen Lohn hinſchauen und hoffen darf, o Gott! welch ein Bedürfnis iſt der für das weichliche Menſchengeſchöpf, das ſo ſehr geneigt iſt, in aller Bequemlichkeit dahin zu vegetieren."

„Ich beuge mich vor dieſer Amazonengeſinnung und bekenne ehrlich, eine große Vorliebe für behagliche Ruhe zu haben."

„Zu dieſer Vorliebe ſind wir alle geneigt, glaube ich," entgegnete Floreſtine: „aber heilſam iſt ſie uns ſicher nicht! heilſam iſt uns nur eine Ruhe: die Ruhe unſeres Willens im Willen Gottes — und die iſt nicht eben das, was wir behaglich nennen.“

„Aber, meine mutige und tapfere Gräfin, es iſt doch wahrhaftig kein erhabener Akt des Kampfes, ſich der Notwendigkeit, oder dem Verhängnis, oder den Verhältniſſen zu unterwerfen. Die paſſive Ergebung zeugt nicht für ſublime Willenskraft.“

„Sie faſſen die chriſtliche Ergebung als ein gewiſſes Zuſammenſinken unter der Wucht unabweislicher Ereigniſſe auf. Mir erſcheint ſie anders. In meinen Augen nimmt ſie, indem ſie ſich dem Willen Gottes bei dieſer und jener Schickung liebend unterwirft, gleichſam etwas göttliches an. Eine ſolche Hingebung des Willens ſcheint mir das höchſte zu ſein, was der Menſch erreichen könne. Ich vermag nicht, mir eine erhabenere Seelenbewegung vorzuſtellen; ſie verſetzt urplötzlich von der Erde in den Himmel, und weil ſie lediglich aus dem Glauben hervorgeht, iſt ſie mit Demut gepaart und trägt folglich das Gepräge reinſter Tugend.“

„Zu einer ſolchen Auffaſſung werden ſich nur wenige erſchwingen.“

„Das heißt, nicht alle werden ſie in Worten ausdrücken können; aber viele Millionen von gläubigen Chriſten haben ſie und üben ſie in ſtiller Unſcheinbarkeit, denn ein ganzes friedliches Heer von

Kindern des Glaubens, das der Unglaube zu ignorieren ſucht, ſteht ſeinen Scharen gegenüber.“

„Arme Unwiſſende!“ ſagte Teleſphor: „dem ungeheueren Umſchwung der Ideen, Gedanken, Erſcheinungen und Geſtaltungen der Dinge ſtehen ſie verſtändnislos gegenüber!“

„Ach!“ rief Floreſtine, „ich muß jedes Wort beſtreiten, das Sie da ausſprechen! der Glaube gibt das wahre Verſtändnis, die richtige Wertſchätzung vom Weſen der Dinge; der Unglaube gibt Scheingründe und lehrt Irrtum, denn die Wahrheit iſt weder ſein Urſprung noch ſein Ziel. Wer aber nicht in der Wahrheit iſt, was weiß der!“

„O ſchöne Wahrheit! wie viel Entſtellungen muß ſie ſich gefallen laſſen!“

„Das leugne ich nicht, weil der arme Menſchengeiſt ſie nur in ihren Ausſtrahlungen aufnehmen kann. Aber er weiß dennoch, daß er für ſie erſchaffen iſt und daß ſie ihm in ihrer Fülle aufgehen wird, wenn all die täuſchenden Lehren der Menſchen auf ewig für ihn untergehen.“

„Ihr könnt unmöglich ein zuſammenſtimmendes Reſultat Eurer Diskuſſion erwarten,“ unterbrach Frau von Strahl: „Du, Floreſtine, richteſt Dich mit Leben und Liebe und Sein für die Ewigkeit ein, und Sie, lieber Herzog, für das Nichts. Da gibt es freilich keinen Punkt, auf dem eine Begegnung möglich wäre.“

„Ausgenommen unter unſerem Dach," verſetzte Floreſtine lieblich lächelnd zu Telesphor ſich wendend.

„Oder — damit man nicht an der ſchwerfälligen Erde haften bleibe — in meinem Nachen," fügte Lauingen bei.

„O laſſen wir den Nachen beiſeite! er gefällt mir gar nicht, ſobald Sie als Matroſe auftreten wollen," ſagte Frau von Stahl zu Oswald.

„Mir gefällt das beſonders gut, Tante! und wenn morgen günſtiges Wetter iſt, nehme ich in der Frühe meinen Korb mit Weintrauben und wir gehen damit in See," erwiderte Floreſtine.

Man beſprach die Fahrt über den See nach den Felſen von Meillerie am Ufer von Savoyen, und Telesphor wollte dabei ſein. Aber in der Nacht änderte ſich das Wetter; es trat eine Zeit voll Sturm und Regen ein, die keine Waſſerfahrt erlaubte — eine furchtbare Zeit für Oswald, denn auch Streifereien in die höheren Berge waren nicht zu unternehmen, und ſobald eine heftige körperliche Anſtrengung ihm fehlte, drang die volle Wucht des Seelenleidens auf ihn ein.

„Flore!" ſagte er einmal ganz überwältigt und ergriff ihre Hand, „der Feind iſt vor den Toren und ich bin wehrlos."

„Nein, nein!" rief ſie entſetzt über die unerwartete Ankündigung: „Du biſt nicht wehrlos."

„Jede äußere Waffe fehlt mir . . . ich bin ohne Beſchäftigung, ohne Tätigkeit, ohne irgend eine Zerſtreuung! . . . nur mit inneren Waffen zu kämpfen verſtehe ich nicht . . . ich muß erliegen."

„Spricht ein Mann, ein Chriſt zu mir?" fragte ſie mit ernſtem Vorwurf.

„Wie tief muß ich in Deinen Augen geſunken ſein, wenn Du in mir einen Feigling, einen Renegaten ſiehſt!" rief er troſtlos.

„So ſteht es nicht, Oswald!" ſagte ſie zärtlich: „Du kämpfſt ja — folglich biſt Du kein feiger Abtrünniger. Allein Du darfſt es auch nicht werden. Mehr noch! Du darfſt nicht denken, daß Du es je werden könnteſt. Du haſt ja Gott und ſeine Gnade für Dich, geliebter Oswald, ſie werden Dich unüberwindlich machen."

„Hoffſt Du das, Flore?"

„Welch ein Abgrund von Jammer täte ſich vor mir auf, wenn ich es nicht hoffte! Ich würde Dich dann ja ſehen wieder losgeriſſen von Gott und Deiner Pflicht, ein Raub wahnſinniger Leidenſchaft, gleichgültig gegen Deine Ehre, Deine Zukunft, Deine Exiſtenz — von der meinen nicht zu reden."

„Das nicht, geliebte Flore! ich habe ja immer die Verbeſſerung Deiner und meiner Lage im Auge."

„Iſt es möglich, von ſolchen Täuſchungen befangen zu ſein, nachdem man ſolche Erfahrungen gemacht hat! Nein, Oswald, durch dies Mittel verbeſſerſt Du unſere Lage nicht, und wenn das auch möglich wäre, ſo dürfteſt Du es doch nicht anwenden, denn es iſt und bleibt ein Gift für die Seele: es regt ſchlimme Fähigkeiten auf und ſchläfert gute ein, bis nach und nach alle ſittliche Kraft gelähmt iſt. O lieber Oswald! laß Deinen Willen das ſein, was er ſein ſoll: den beherrſchenden Gebieter, der den empörten Sklaven Leidenſchaft zu bändigen weiß."

„Ich will es verſuchen . . . aber dieſer Wille reicht nur aus, fürchte ich, bis zu einem gewiſſen Punkt" . . . —

„Du kennſt ihn nicht, dieſen Punkt! alſo harre aus und denke immer, er ſei noch nicht erreicht. Das übt Dich in der Ausdauer. Überdas bekommſt Du jetzt himmliſche Hilfe. Die ſchönen Tage Aller-Heiligen und Aller-Seelen ſind vor der Tür und laden uns ein, uns mit Gott im allerheiligſten Sakrament zu vereinigen. Das wird Dir Kraft, Standhaftigkeit, Geduld, alles geben, was Du ſelbſt Dir nicht geben kannſt. Denn wenn wir das unſere tun, ſo tut Gott das Seine und er iſt allmächtig."

„Du ſprichſt wie jemand, der nie eine Niederlage erlitten hat, Flore."

„Ich ſpreche von Dir, Oswald, und im Hinblick auf Dich. Du haſt Dich in Deiner Jugend ermannen und Deinen Feind beſiegen können. Gerade ſo wie damals der Herr Deinen Willen und Deinen Kampf ſah und Dir beiſtand — wird er es auch jetzt tun. Glaube es nur feſt.“

„Wie kann ich es glauben? Bin ich nicht nach zehn ruhigen, glücklichen Jahren in die alte Leidenſchaft zurückgefallen?“

„Ja! die Verſuchung trat ſo unmerklich, ſo verkappt an Dich heran, daß Du in ihr Netz fallen konnteſt. Aber jetzt tritt ſie heftig, dringend und ungeſchminkt genug auf, um Dich zur Gegenwehr herauszufordern. Damals gerieteſt Du in einen Hinterhalt, weil Du nicht auf der Hut, ſondern im Laufe der Zeit ſorglos geworden wareſt; jetzt mußt Du eine offene Feldſchlacht liefern . . . und das iſt leichter.“

„Liebe Sophiſtin!“ ſeufzte er traurig.

„O!“ rief ſie, „ſiehſt Du denn nicht, daß ich in Todesangſt um Dich bin? da denkt man nicht an Sophismen! nur an die Rettung Deiner Seele, Deiner geliebten, nach Gottes Ebenbild geſchaffenen Seele denke ich . . . und um dieſe Seele verſuche ich zu ringen mit den böſen Geiſtern, welche die Krallen nach ihr ausſtrecken. Nicht Liebe und Glück freuen mich, nicht Leid und Kreuz ſchmerzen mich, wenn es die Rettung Deiner Seele gilt.“

„Engel der Auferſtehung!“ rief Oswald und ſchloß ſie von Rührung überwältigt in ſeine Arme.

„Verſprich mir vor der Hand nur das Eine,“ bat Floreſtine: „bis zum Tag Aller-Seelen jeden

Der ſtarke Genius, welchem es obliegt die Entwickelung der Menſchenſeelen zu bewirken, und der immer ſchärfere Probirſteine und feinere Goldwagen zur Prüfung ihres Werthes in Bereitſchaft hält, blickte mit einem traurigen Lächeln auf Cornelie herab und ſprach:

„Im Glück wirſt Du nicht matt nach Art der dürftigen Naturen; — wirſt Du es im Schmerz nach Art der ſchwächlichen werden?“

Und er winkte mit der Hand zur Erde hernieder. Da flog der Engel des Glücks, der über Corneliens Haupt ſchwebte, zum Himmel auf, und der Engel der Schmerzen flog langſam hinab und nahm den verlaſſenen Platz ein.

Aber der ſtarke Genius lächelte trauriger noch denn zuvor.

Faſt zu gleicher Zeit mit Cornelien hatte Aurore ein Wochenbett, aber ſchon das dritte, und ſo leicht und mühelos, daß ſie nicht einmal die Satisfaktion hatte ſich einbilden zu dürfen, ſie ſetze dabei ihr Leben aufs Spiel.

„Meine arme Cornelie! wie gern hätte ich für Dich gelitten!“ ſagte ſie ſeufzend als ſie Sambachs Brief las.

„Ach Miezchen, laß doch ſolche Redensarten!

verlockenden Gedanken ſtandhaft auszuſchlagen; — dann kommen wir allmählich ſchon weiter. Du weißt wie teuer mir dieſer Tag und ſeine Feier ſeit meiner Kindheit iſt; — tauſend ſüß ſchmerzliche Erinnerungen und ſelige Hoffnungen knüpfen ſich an ihn. Er fiel auch in die Zeit Deines erſten Erſcheinens auf Cronenſtein vor ſieben Jahren — weißt Du noch? . . . —“

„Ich verſpreche es Dir!“ unterbrach Oswald entſchieden: „Du haſt ganz Recht! Gott wird weiter helfen.“

Der Tag Aller-Seelen.

Die gute Frau Herzog war nicht mehr. Ruhig hatte ſie ſich in den letzten Jahren auf den Tod vorbereitet und er nahete ihr ſo ſanft, daß die Ihren kaum an eine Gefahr dachten, als ſie ſchon in der Ewigkeit war. Ihren Sohn hatte ſie nicht wiedergeſehen. Er ſchob ſeinen Beſuch in der Heimat zu dem Zeitpunkt hinaus, wo er die Doktorwürde erlangt haben werde. Dieſer Zeitpunkt war nun abermals durch ſein Duell und deſſen Folgen in eine unbeſtimmte Ferne gerückt. Seine Schweſtern erfuhren den ganzen Zuſammenhang der Sache, denn Rabener bekam höchſt entrüſtete Briefe von dem Herrn Profeſſor aus Zürich, der ſich bitter beklagte, die giftige Schlange Telesphor in ſeinem Buſen gewärmt und dafür Schimpf und Schmach geerntet zu haben, welche im doppelten Maß auf ſeinem armen, unſchuldigen Kinde laſteten. Rabener teilte dieſe Begebenheiten äußerſt gelaſſen ſeiner Frau und ſeinen Schwägerinnen mit und als ſich die letzteren über all das Unheil entſetzten, ſagte er:

„Viel Lärm um nichts! dies arme unſchuldige Kind hat bereits die Dreißige hinter ſich und war ſchon vor zwölf Jahren, als ich in Zürich ſtudierte ſehr geneigt und ſehr geübt, junge Männer anzulocken, woraus ſich ganz natürlich ergibt, daß ſich keiner von ihr feſſeln ließ. Hat ſie ſich ernſtlich in Telesphor vergafft, ſo iſt das wahrhaftig nicht in kindiſcher Unerfahrenheit geſchehen. Kokette Weiber verdienen kein Mitleid — nämlich nicht, wenn ſie alt ſind.“

„Gott im Himmel!“ rief Afra, „ſprechen Sie doch nicht ſo gräßlich frivol!“

„Er ſpricht wie er denkt,“ ſagte Franziska bitter.

„Ja, ich denke nun einmal ſo über alte Koketten,“ verſetzte Rabener mit Gleichmut.

„Ach! die Verkehrtheit unſeres armen Teles iſt mein größter Kummer!“ ſeufzte die Doktorin: „warum muß er ſich immer mit Frauenzimmern abgeben, die ſeiner nicht wert ſind und die ihm auf irgend eine Weiſe Unglück bringen! Jetzt dies ſchreckliche Duell!“

„Gottlob, daß wir der guten Mutter alles verheimlichen können!“ rief Agathe: „dieſe klägliche Geſchichte wäre ein Nagel zu ihrem Sarge.“

„Was das für übertriebene Anſchauungen ſind!“ ſagte Rabener unmutig: „ein junger Mann ſpielt mit Glück den Verliebten — eine ſchöne Dame will aus dem Spiel Ernſt machen;

ihm fällt ein ſo toller Streich nicht ein — ſie klagt über ſeine Falſchheit; ein jugendlicher Bruder tritt als Ehrenretter der Schönen mit feuriger Begeiſterung auf; ein Duell gleicht die Sache befriedigend aus — und dieſe alltägliche Begebenheit ſollte herzzerbrechenden Gram bereiten? das faſſe ich nicht.“

„Wir erwarten das auch nicht von Ihnen,“ ſagte Agathe: „aber wir kennen die Geſinnung unſerer Mutter und wir freuen uns, ihr dieſen Schmerz zu erſparen. Sie würde ihren Teles lieber im Grabe, als in der Empörung gegen die Gebote Gottes ſehen.“

„Sie hat doch ſchon manches durch ihn erfahren.“

„Das hat ſie . . . leider Gottes! aber ſein Beruf zum geiſtlichen Stande ging nicht von einem göttlichen Gebot — nur von einem evangeliſchen Rat aus; er durfte ihm entſagen ohne ſein Gewiſſen zu beſchweren, ſo lange er in der Zeit der Prüfung war. Und daß er bei einundzwanzig Jahren in die Schlingen einer Komödiantin fiel — ach! zu rechtfertigen iſt es nicht, doch zu entſchuldigen mit ſeiner Jugend. Jetzt aber ſteht alles ganz anders! er hat Erfahrung mehr als genug, kennt Welt und Menſchen nur zu genau, gerät alſo nicht aus Unerfahrenheit in ein lockeres Verhältnis, nicht aus Übereilung in ein Duell — ſondern er übertritt die erſten und einfachſten Gebote Gottes, weil ſie ihm gleichgiltig ſind oder weil er ſie vergeſſen hat; — und das ſollte nicht das Herz einer chriſtlichen Mutter zerreißen?"

„Aber ſo etwas kommt ja Millionenmal in der Welt vor!" rief Rabener.

„In unſerer Welt nicht!" verſetzte Agathe ſtreng: „wir nennen die Verletzung der Zehn Gebote — Sünde und wir verabſcheuen ſie und hüten uns vor ihr. So haben wir es von unſeren rechtſchaffenen Eltern gelernt und dabei wollen wir bleiben, gleichviel ob Sie es kleinſtädtiſch finden oder nicht."

„Wie Sie gleich ſo heftig ſind! man kann ſich gar nicht auf Erörterungen mit Ihnen einlaſſen," erwiderte Rabener mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Das iſt ſo die Art unſerer guten, raſchen Agathe," nahm die Doktorin ſanftmütig das Wort: „Sie werden es aber gewiß in der Ordnung finden, daß wir uns grämen, weil unſer Bruder ſich leichtſinnig der Gefahr ausſetzt, an Leib und Seele zu Grunde zu gehen."

„Nun ſo weit iſt es doch noch nicht," ſagte der Medizinalrat mit kühlem Lächeln.

„Auf dem Duell liegt Exkommunikation!" rief Agathe: „wer exkommuniziert ſtirbt, für den heißt es: „Was Ihr auf Erden gebunden habt, ſoll auch im Himmel gebunden ſein."

„Mit welchem großinquiſitoriſchen Vergnügen Sie die Leute der Verdammung überliefern,“ entgegnete Rabener ſpöttiſch.

„Ich verdamme niemand, ich führe nur an was Chriſtus der Herr geſagt hat,“ antwortete ſie. „Er iſt der wahre Großinquiſitor und er wird uns ſeiner Zeit über die Zehn Gebote und über alle Vorſchriften des Evangeliums Fragen vorlegen die uns durch Mark und Bein gehen, wenn wir nicht zu unſerer Entſchuldigung ſagen können: Das habe ich nicht gewußt! und das kann Teles nicht ſagen.“

„Vielleicht könnte er ſagen: Das habe ich nicht geglaubt.“

„Die Antwort gilt nicht!“ erwiderte ſie: „er iſt getauft. Der Chriſt empfängt im heiligen Sakrament der Taufe die übernatürliche Gnade des Glaubens. Er kann alſo glauben. Was ihn daran hindern würde, wäre die Sünde.“

„Es iſt klar, Sie haben Ihren Beruf verfehlt“ rief Rabener höhnend: „Sie müßten einen Lehrſtuhl der Theologie einnehmen.“

„Dazu gibt es Männer genug; allein ich bin froh, daß Sie keinen Lehrſtuhl der Moral inne haben,“ entgegnete die ſchlagfertige Agathe.

Der Medizinalrat war immer weniger in der Familie ſeiner Frau beliebt. Es gingen über ihn allerhand Gerüchte um, die vielleicht nur daraus entſprangen, daß er durch ſein einſchmeichelndes

Weſen das Vertrauen der Leute, namentlich der Frauen, zu gewinnen wußte, und daß er das Unglück hatte nicht durch ſeine glücklichen Kuren, ſondern durch lobredende Frauen ſeinen Ruf in X. begründet zu ſehen. X. nimmt freilich nur ein atomiſtiſches Plätzchen auf unſerem Planeten ein. Dennoch beherbergt es, freilich im kleinen Maßſtab, die Elemente die ſich in den größten Städten der Welt als Gegenſätze regen — denn es beherbergt Menſchen. Hatte der Medizinalrat begeiſterte Verehrerinnen, ſo fehlten ihm auch entſchiedene Gegner nicht und es iſt ſehr die Frage, ob in gewiſſer Beziehung dieſe ihm mehr ſchadeten als jene. Sehr gewiß aber war es, daß ſeine Ehe nicht zu den glücklichen gehörte. Franziska war unbeliebt in ganz X. Mit ihrem hochmütigen ſchnippiſchen, eitlen, vornehmtuenden Weſen hatte ſie von jeher jedermann zurückgeſtoßen, verletzt oder beleidigt; doch als Ehefrau, das mußten auch Feinde ihr laſſen, war nichts gegen ſie zu ſagen, während gerade der Ehemann die Zungen gewaltig in Bewegung ſetzte. Mochten Franziska's Schweſtern die Gerüchte nun glauben oder nicht glauben, es war ihnen in ihrem ernſten, ſittlichſtrengen Leben unerträglich, daß dergleichen von ihrem Schwager geſagt wurde, denn ſie hielten nach alten Begriffen die Ehre der Familie für ſolidariſch und der böſe Leumund eines Familiengliedes bedrückte ſie alle. Franziska klagte nie direkt über ihren Mann, dazu war ſie zu ſtolz. Indirekt tat ſie es deſto mehr. Überdas war ſie gepeinigt von einer der furchtbarſten Leidenſchaften des Menſchenherzens: von Eiferſucht. Ihr Mann war ſchon lange nicht mehr der Gegenſtand ihrer abgöttiſchen Zärtlichkeit; aber der Gedanke, daß er gewiß nicht ſie — und vielleicht eine andere anbetete, brachte ſie zur Verzweiflung. Lebenslang hatte ſie dahin geſtrebt irgendwie, irgendwo die erſte zu ſein; überall ſchlug es fehl! jetzt ſogar da, wo es ihr Recht geweſen wäre: in dem Herzen ihres Mannes. Man hätte ihr freilich ſagen können: Das anatomiſche Präparat das in ſeiner Bruſt pulſiert, verdient nicht die ſchöne Bezeichnung, die man im Sinn hat, wenn man ſagt: das Herz eines Mannes; — und das war dir nicht unbekannt, denn das glaubensloſe Herz iſt auch ein treuloſes, ein liebeloſes Herz. Aber das wäre ihr um ſo weniger ein Troſt geweſen, als ja auch ſie eigentlich nur an ſich ſelbſt glaubte und ſich ſelbſt liebte. Genug ſie war ſehr unglücklich und ſie war es mit jener Bitterkeit, die ſtets dann eintritt, wenn der Menſch nicht ſeine Schmerzen als Prüfungen aus der Hand Gottes annimmt, ſondern Ungerechtigkeiten des Schickſals und der Welt und Unbilden des Nächſten in ihnen erblickt. Sie hatte vier kleine Kinder, die trotz mangelhafter Pflege vortrefflich gediehen; aber ſie hatte keine Freude an ihnen, denn kleine Kinder machen große Mühe und verlangen viel Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, ſelbſt dann, wenn man ſie ihnen ſo knapp wie möglich zumißt; und Franziska's Sache war es nie geweſen, ſich für andere aufzuopfern. Jetzt mußte ſie tauſend Rückſichten auf dieſe kleinen Geſchöpfe nehmen und oft ſeufzte ſie darüber Ach und Weh zum Entſetzen ihrer Schweſtern, die zufrieden in der Ehe lebten und die Pflichten, die ihr Stand mit ſich brachte zwar ernſt genug, aber auch ſüß und tröſtlich fanden.

Afra war inzwiſchen Witwe geworden, und lebte wieder in X., zwar mit ſehr beſchränkten Mitteln, aber froh in der Vaterſtadt und bei ihrer Familie zu ſein, wo ſie ihre Verlaſſenheit weniger fühlte als in der Fremde; und auch froh der Pflege, die ſie der hinſterbenden Mutter widmen konnte, da ihr einziges Kind die Schule beſuchte und ihr viele freie Zeit ließ. Sie war am meiſten von den vier Schweſtern im Kloſter auf Franziszibergl und bei Frau Herzog. Sie grämte ſich auch am meiſten um Franziska, weil unter ihrem Dach deren Ehe ſich angeſponnen und ſie Rabener ſehr begünſtigt hatte. Sie gab ſich alle Mühe Franziska mild zu ſtimmen, wenn dieſe zuweilen — wie ſie es ſchon als Mädchen zu tun pflegte — ihren Groll über all' ihre Verhältniſſe gegen die gutmütige Afra ausſprach. Täglich machte Franziska ihrem Mann heftige Vorwürfe, daß er dieſes Haus zu häufig beſuche, in jenem zu lange ſich aufhalte, in dem eigenen nur erſcheine, um zu eſſen oder zu ſchlafen. Selbſtverſtändlich änderte ſie nichts, denn er berief ſich auf ſeine ärztlichen Pflichten und fertigte ſeine Frau ſchneidend ab, wenn ſie ihn darüber maßregeln wollte.

Nach dem Tode der Mutter ſagte Franziska eines Tages troſtlos zu Afra:

„O läge ich doch bei der Mutter im Grabe! ſie iſt die einzige, die mich je geliebt hat! das ſehe ich jetzt recht klar ein ... denn Du, Afra, haſt mich nur gern aus Mitleid; die Schweſtern und ihre Männer und Kinder haben mich gar nicht gern; meinem Mann bin ich ganz gleichgiltig und ich bin noch nicht dreißig Jahre alt! ... Wie ſoll ich es aushalten, ſechzig oder ſiebzig Jahre alt zu werden! Meine Jugend iſt dahin — mein bischen Schönheit auch! ... Was haben ſie mir gebracht? Täuſchungen und Enttäuſchungen ... und dieſen Mann!! Afra, ich bin allzu elend!“

„Was iſt vorgefallen, arme liebe Fränz?“ fragte Afra beängſtigt.

„Nichts anderes als was täglich vorfällt! ... aber gerade dies einerlei von Kummer, von Verdruß, von Langweile, von tauſend Empfindungen die tauſendmal bitterer ſind, macht mir das Leben unerträglich.“

„Das darfſt Du nicht denken, Fränz! jeder Menſch hat ſein Kreuz und muß es tragen wie Gott will,“ erwiderte Afra in Tränen.

entgegnete Elsleben. Wir wollen froh ſein, daß es hier immer ſo glücklich und geſchwind abgemacht iſt. In ſolcher langen Qual geht doch zuweilen die Frau drauf! das iſt kein Spaß wie bei Dir.“

Dies war es ja eben: ſie war des Spaßes ſo ſatt. Mit einer Art von Leidenſchaft warf ſie ſich auf die Erziehung der Kinder. Das älteſte war ein Sohn, beinah vier Jahr alt, und noch immer, trotz aller Erziehung, ohne die geringſten Indizien, daß ein großer Mann in ihm heranreiſe. Mozart ſuchte bei zwei Jahren auf dem Klavier ſorgſam die Terz zum Grundton. Rafael malte bei drei Jahren die niedlichſten Blümchen und Figürchen. Fritzchen aber ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Flügel daß die Saiten ſprangen, und die Menſchen und Thiere welche er auf die Schiefertafel zeichnete, beſchämten die Erfindungsgabe des lieben Gottes. Fritzchen war in keinem Fall ein frühreifes Talent oder ein geniales Kind, ſondern ein derber, kerngeſunder Bube, ſeinem Papa wie aus den Augen geſchnitten. Um ſo mehr befliß ſich Aurora ihm das Genie anzuerziehen. Sie hatte die feſte Ueberzeugung, daß lediglich Elslebens vernachläſſigte Erziehung ihn verhindre ein ganz ausgezeichneter, hoch und tief gebildeter Mann zu ſein, denn es fehle ihm keine Naturgabe, nur deren Ausbildung, und

„Ach! wie leicht iſt das Deine!“ rief Franziska: „Du haſt freilich Deinen Mann verloren, aber Du kannſt auf Deine Ehe mit ſüßer Wehmut zurückblicken, denn Ihr ſeid glücklich geweſen, Ihr lebtet wie die Engel im Himmel vergnügt und einträchtig. Ihr habt nie den Jammer des Haders, des Unfriedens, des Mangels an Teilnahme, an Verſtändnis, an Zärtlichkeit gekannt. Hätte ich zehn ſo glückliche Jahre gehabt wie Du — o, auf meinen Knieen wollte ich Gott danken und nimmer klagen über den frühen Witwenſtand Aber nie glücklich geweſen zu ſein und zu wiſſen, daß ich es auch nie werden kann — Afra, das bringt mich um's Leben.“

„Aber liebe Fränz, warum ſollteſt Du nicht glücklich werden können? Auch in ſehr guten Ehen treten zuweilen minder gute Zeiten, kleine und große Verſtimmungen ein; — doch mit Geduld und Nachſicht läßt ſich das alles überwinden. Erfülle nur recht treu Deine Pflichten gegen Mann und Kinder, bitte recht inbrünſtig um den Beiſtand des lieben Gottes und Du wirſt Dich nicht mehr ſo ſchrecklich unglücklich fühlen.“

„Das heißt mit andern Worten: opfere Dich auf für Egoiſten!“ ſagte Franziska beleidigt: „der Mann iſt ein großer Egoiſt, die Kinder ſind kleine Egoiſten; ſchlachte täglich die Bedürfniſſe deines Herzens für ſie ab — das wird Dir viel Vergnügen machen. Schweige, Afra, wenn Du nur durch eine ſo unſinnige Zumutung mich tröſten willſt!“

„Ja, liebe Fränz, ein Leben ohne Leiden hat noch kein Menſch erfunden. Wir ſind ja von Kindesbeinen an deſſen Unvollkommenheiten gewöhnt.“

„Die Unvollkommenheiten des Lebens laſſe ich gelten; nicht die meines Mannes.“

„Suche ihn zu beſſern, ſei liebreich für ihn, überſieh ſeine Schwächen. So macht es ja Gott mit uns armen Sündern. Wir beleidigen ihn ſo oft und er vergilt durch Wohltaten.“

„O laß doch das Gerede, Afra! ich ſpreche von mir.“

„Und ich, Fränz, kann keinen Menſchen, alſo auch Dich nicht, von Gott trennen.“

„Das ſoll alſo der Troſt ſein, den meine Schweſter mir gibt! . . . O wäre doch Teles hier! er und ich wir würden uns verſtehen.“

„Gott bewahre, Fränz, wie kannſt Du ſo etwas in einem Augenblick ſagen, wo wir in ſolcher Angſt um das Seelenheil unſeres Bruders ſchweben.“

„Macht doch nicht ſolchen Lärm über ein paar Jugendſtreiche.“

„Ich will Dir etwas ſagen, Fränz, was Dir vielleicht nicht klar iſt. Du biſt ſehr gleichgiltig gegen dieſe Jugendſtreiche und ſchlägſt ſie gering an; aber wenn ſich junge Leute fort und fort darin bewegen, wie der arme Teles leider Gottes zu tun ſcheint: ſo werden ſie endlich zu Männern — wie Dein Mann.“

„Nun, daß mein Mann in ſeiner Jugend kein Duckmäuſer war, iſt mir denn doch ſehr lieb!“ ſagte Franziska auf einmal in einem ganz anderen Ton: „ſei er in ſeinem Hauſe und gegen mich wie er wolle — das iſt meine Sache! aber was ſeine Bildung und Welterfahrung betrifft — da müſſen viele die Segel vor ihm ſtreichen! die laſſen ſich nicht erwerben, wenn Geiſt und Tatkraft des Jünglings in den Wickelbändern des Wiegenkindes eingeſchnürt bleiben.“

„Zu einfältigen Liebeleien gehört kein Geiſt und ein Duell iſt keine große Tat,“ erwiderte Afra ruhig: „verbleibt Teles in dieſer Richtung, ſo wird ohne Gottes beſondere Gnade, die aus dem Saulus einen Paulus machte, nichts Gutes aus ihm.“

„Trotz Deiner Prophezeiungen ſehne ich mich nach dem guten Bruder.“

„Das tue auch ich von ganzem Herzen. Wollte Gott er hätte ſeine Ruhe in einem Beruf gefunden und wäre hier bei uns am Sterbebett der lieben Mutter geweſen. Nun zieht er am Genfer See umher, krank, verſtört, einſam! wer wird ſich dort ſeiner annehmen!“

„Das kann ja die Gräfin Floreſtine tun, die auch dort lebt.“

„Ach die arme Gräfin! ſie ſoll recht leidend ſein . . . dazu hat ſie nichts als Kreuz über Kreuz! wer weiß ob ſie in der Stimmung iſt ſich ſeiner anzunehmen und ob ſie ſich überhaupt noch mit ihm abgeben mag. Wenn ſie es täte wäre es ein Glück für ihn.“

„Wollte ſie ihn in Beziehung auf ſeine Geſundheit pflegen ſo wäre das freilich ein Glück. Übrigens aber wird ſie ſchwerlich Einfluß auf Teles haben, da ſie nicht einmal Einfluß genug auf ihren eigenen Mann hatte, um ihn von ſeiner Leidenſchaft zu kurieren. Ja, er ſoll bereits vollkommen geheilt geweſen ſein, als er ſie heiratete; aber ſie langweilte ihn dermaßen mit ihrer Frömmigkeit, daß er es in ſeinem Hauſe nicht aushalten konnte und ſich wieder dem Spiel in die Arme warf, um ſich zu erholen.“

„Dieſe Nachrichten ſind mir ganz neu und ganz unglaublich,“ entgegnete Afra: „wir haben hier nichts anderes geſehen und gehört, als daß Graf Lauingen die Gräfin ſehr gern hatte und die Frau Majorin, die wegen ihrer Geſundheit mit Hellmut im Briefwechſel ſteht, hat ihm noch kürzlich geſchrieben: die innige Liebe des Grafen für die Gräfin ſei ihr ein unausſprechlicher Troſt.“

„Eine Tante wird nichts anderes ſagen, umſoweniger als ſie die Gräfin erzogen hat.“

„Aber dieſe Tante würde lieber ſchweigen, als etwas Unwahres ſagen.“

„Ihr habt immer eine gewiſſe Bewunderung für dieſe Gräfin Floreſtine gehabt, die ich nie teilen konnte!“

„Ja!“ ſagte Afra, „ich fand ſie von jeher ſo ſchön, ſo liebenswürdig und ſo gut, daß ich mich immer freute wenn ich ſie ſah . . . und ſo iſt es vielen gegangen.“

„Nun! trotz all dieſer geprieſenen Vortrefflichkeit, ſitzt ſie jetzt im Elend! Gott alſo muß nicht Euerer Anſicht ſein!“ rief Franziska ſchadenfroh.

„Warum denn nicht?“ fragte Afra ernſt und mit bewegter Stimme: „der liebe Gott ſchickt ihr manchen Kummer, das iſt wahr! aber: „Selig ſind die Leidtragenden, denn ſie ſollen getröſtet werden.“ So ſpricht unſer Herr und Heiland und daran halte ich feſt . . . für die Gräfin und für mich.“

Franziska gab durch mitleidiges Achſelzucken ihre Geringſchätzung dieſer Geſinnung zu erkennen, ſchwieg aber, um nicht der guten Afra noch weher zu tun. — —

Telesphor hatte mit großer Betroffenheit den Tod ſeiner Mutter erfahren. Sein Gewiſſen ſtellte ihm den unſäglichen Kummer vor, den er ihr in einer langen Reihe von Jahren verurſacht hatte, ohne ſie je um Vergebung gebeten und verſucht zu haben ſein Unrecht gut zu machen Ihren ſehnlichen Wunſch ihn wiederzuſehen, hatte er nicht erfüllt! Hochmut und Eitelkeit hielten ihn ab in ſeiner Vaterſtadt zu erſcheinen, wo man einſt große Erwartungen von ihm gehegt hatte und wo er jetzt als ein ganz unbedeutendes Individuum aufgetreten wäre, das nichts war, nichts hatte und nichts konnte. Aber was lag der Mutter an ſeiner Bedeutungsloſigkeit? ſie wollte ihren Sohn ſehen! ſtand er hoch, ſtand er tief in den Augen der Welt — gleichviel! ihr Kind wollte ſie ſehen! und er hatte nicht ſeinen törichten Stolz, der ohnehin ſo gar nicht zu ſeiner Weltverachtung ſtimmte, demütigen wollen um die ſterbende Mutter zu erfreuen. Traurig und beklommen ging er zu Floreſtine. Ihr warmes Herz empfand ſeinen Schmerz tiefer als er ſelbſt. Sie ſprach zu ihm von himmliſchen Hoffnungen, die er nicht teilte, von himmliſchen Tröſtungen, die er abwies. Hätte ſie außerhalb des Chriſtentums Troſtgründe gehabt, ſo wären ſie ihm willkommen geweſen.

„Warum ſprechen Sie dieſe Sprache mit mir? . . . ſie iſt mir unverſtändlich,“ ſagte er kalt.

„O!“ rief ſie, „ich ſpreche mit allen Menſchen, die mir am Herzen liegen, von den Dingen der Ewigkeit, weil ſie mir eben in Beziehung auf die Ewigkeit am Herzen liegen.“

„Dabei könnte denn doch unter gewiſſen Umſtänden alles zu kurz kommen, was die Liebe in menſchlichen und irdiſchen Verhältniſſen verlangt.“

„Darüber habe ich nie nachgedacht, denn bei mir ſteht eines feſt: ich richte mich mit meiner

Liebe für die Ewigkeit ein. Nur für dieſe Erde zu lieben iſt nicht der Mühe wert. Der Himmel iſt die Heimat der Liebe — und habe ich hienieden auf der Wanderſchaft durch die Zeitlichkeit angefangen zu lieben, ſo will ich das im Vaterhauſe der Ewigkeit fortſetzen. Darum iſt es mir ein unerträglicher Gedanke, eine geliebte Seele nicht im himmliſchen Vaterhauſe zu finden und ein ſüßer Troſt zu hoffen, daß unſere lieben Verſtorbenen dort ſo ſchön und ſicher aufgehoben ſind und uns erwarten."

Ihre himmliſche Richtung reizte den Geiſt des Widerſpruchs in ihm. Floreſtine ſagte weiter:

„Zum Aller-Seelen-Tag kommt auf meine Einladung ein Geiſtlicher aus Freiburg, damit für unſere lieben Abgeſtorbenen das heilige Opfer darbringen können. Daran ſoll auch Ihre gute Mutter teil haben."

„Der Pfarrer von Vevay lieſt ja an dem Tage die Meſſe für alle Abgeſtorbenen; wozu der Luxus einer Wiederholung?" fragte Telesphor ſcharf.

„Gönnen Sie doch unſeren lieben armen Seelen die Gnade, daß ihnen die Verdienſte des göttlichen Blutes abermals zugewendet werden," antwortete Floreſtine ſanft, „und bitten Sie Gott mit uns, daß er ſie gereinigt in dieſem koſtbaren Blut zu ſeiner beſeligenden Anſchauung gelangen laſſe."

So lange hatte Telesphor nicht mehr dieſe

Sprache des großen übernatürlichen Glaubens gehört und ſo fremd klang ſie in ſein Ohr, daß er ſich nicht enthalten konnte, auszurufen:

„Aber glauben Sie denn das alles!“

„Durch Gottes Gnade — ja!“ ſagte ſie feſt.

„Und was glauben Sie denn?“ fragte Lauingen.

„O ich!“ antwortete er mit dem traurigen Ausdruck, als ob bei ihm davon gar keine Rede mehr ſei.

„Nun . . . Sie?“ fragte Lauingen weiter.

„Ich gaube nicht — ſondern ich weiß, daß wir in Staub zerfallen.“

„Der Leib, ja! aber die Seele . . . der Geiſt der in uns denkt, ſchafft, liebt, der das Leben unſeres Leibes iſt?“

„Das was Sie Geiſt nennen, Herr Graf, iſt eben das Leben, das in dem Organismus des Leibes wirkt. Iſt dieſer abgenutzt, ſo hört das Leben auf.“

„Eine gräßliche Anſicht! der natürliche Menſch ſowohl, als der nach der Ordnung der Gnade, ſträubt ſich gegen Vernichtung.“

„Er ſträubt ſich gegen manches, was er dennoch ertragen muß.“

„Ja, ſeine Neigungen, ſeine Leidenſchaften ſträuben ſich gegen manches, was ihnen weh tut, was ſie hemmt und drückt. Allein ſein ganzes innerſtes Bewußtſein gerät dadurch nicht in eine ſolche Empörung, als wenn man ihm zumutet, zu glauben: Wenn dein Leib in Staub zerfällt, löſt ſich deine Seele in ein Nichts auf.“

„Vorurteile des Chriſtentums, Herr Graf.“

„Aber ein ſolches Leben ohne höhere Beſtimmung hat ja gar keinen Zweck, keinen Sinn, keinen Halt.“

„Es iſt eine Form der Exiſtenz auf dem traurigen Stern, welcher Erde heißt — und es lebt ſich aus je nach den Bedingungen der ſpeziellen Organiſation: das iſt ſein Zweck und Sinn. Ein beſonderer Haltpunkt iſt überflüſſig.“

„Aber glauben Sie denn das? . . . frage ich jetzt!“ rief Floreſtine.

„Es iſt mir am wahrſcheinlichſten. Daß ich es glaube, kann ich nicht ſagen, denn der religiöſe Glaube, den Sie im Sinn haben bei Ihrer Frage, iſt ſeiner Sache gewiß, während ich nicht mit apodiktiſcher Gewißheit meine Anſicht als die alleinſeligmachende aufſtellen mag, obſchon ich finde, daß ſie es iſt, weil ſie dem Menſchen nach einer Spanne Zeit voll zweifelhafter Freuden und ſicheren Schmerzen, die Ruhe im Aufhören eines gequälten Daſeins gönnt.“

„Aber vor zwei Jahren in Zürich wollten Sie ja die Welt erneuern und die Menſchheit einem höheren Standpunkt zuführen helfen, als der iſt, den ſie jetzt einnimmt. Ein ſolches Unternehmen kann man doch nur beginnen, wenn man große

Überzeugungen hat — es ſei denn, man ſei ein Revolutionär von Profeſſion.“

„Ich habe meine Überzeugungen ſo häufig nach meinen Erfahrungen modifizieren müſſen, daß ſie in wellenförmiger Bewegung ſind,“ ſagte Telesphor mit bitterem Spott.

„O möchten dieſe Wellen Sie an das ſichere, rettende Ufer tragen!“ ſagte Frau von Strahl, Floreſtine fand keine Worte.

„Und was meine Züricher Anſichten betrifft,“ fuhr Telesphor fort, „ſo habe ich in ihnen, d. h. bei ihren Vertretern, doch endlich zu viel Humbug gefunden, um mit ihnen auf die Dauer Hand in Hand zu gehen. Er entſpringt teils aus Prahlerei und Eitelkeit, weil man ſich einbildet man ſei fähig große Dinge zu vollführen und weil man anderen dieſe Meinung beibringen möchte, was ohne Marktſchreierei nicht zu erreichen iſt, teils aus Unverſtand und geiſtiger Beſchränktheit, welche irgend einer Partei verfallen ſind, weil ſie kein eigenes Urteil haben, und welche das Loſungswort, das ein Stimmführer ihnen gibt, in die Welt hinaus brüllen, damit ſie von der Welt gehört werden. All das Gerede von moderner Bildung und freier Wiſſenſchaft, von Humanität und freigegebenem religiöſen Glauben, von Gerechtigkeit und liberalen ſozialen, bürgerlichen und politiſchen Inſtitutionen, die in dem modernen Staat herrſchen ſollen — alles das und der Keim des Genies liege in jedem Menſchen, ſogar im Idioten; es komme nur darauf an ihn zu wecken. — Bis zu einem gewiſſen Punkt, der nicht genau vorher zu beſtimmen iſt, laſſen ſich natürliche Anlagen allerdings durch Sorgſamkeit, Pflege und Ausdauer entwickeln, und dieſer Spielraum iſt grade weit genug um den geiſtigen und ſittlichen Mittelſchlag des Menſchengeſchlechts zu erzielen. Aber es iſt fern von dieſem durch die Erziehung bewirkten mäßigen Schritt, bis zu dem Rieſenſprung den das Genie in ſeinen überraſchenden Entwickelungen macht. Zu dieſem Sprung iſt nun eben der Geiſt nicht zu bewegen, wenn nicht in ihm der Drang und der Sporn iſt; und das iſt ein Beweis ſeiner ingebornen Vernunft: ſie lehrt ihn erkennen, was er wagen und was unterlaſſen ſoll. Aber die Erziehung rüttelt an der Vernunft, übertäubt, überhetzt und überreizt den Menſchen, und um die Kluft, über welche im triumphirenden Schwung das Genie ſetzt, flattern, trippeln und hüpfen beängſtigte Geſchöpfe, Schatten ohne Weſen, Producte der Erziehung, die ſich abmühen um zu wollen und nicht den Kern haben um zu können. Wiſſen, wollen, können: dieſer Dreiklang iſt die Eſſenz des Genies.

Aurora bemühte ſich ihrem Fritzchen etwas davon einzutröpfeln, ohne zu bedenken, daß, wenn es ihr der Himmel weiß was noch mehr! hat keine andere Wurzel als Unbotmäßigkeit der Geiſter, welche aber viel mehr auf dem moraliſchen Gebiet als auf dem intellektuellen, oder wenigſtens zuerſt auf jenem, in Empörung ſind. Während dieſer zwei Jahre habe ich ziemlich viel in Zürich gelernt — vielleicht nicht genug um mein Examen zu beſtehen, aber gewiß zu viel, um in dem Treiben dieſer Partei meine Befriedigung zu finden."

„Gott ſei Dank!" rief Floreſtine, die noch nie in dieſer Weiſe Telesphor hatte reden hören.

„Wofür?" fragte er bitter: „etwa dafür, daß ich für nichts auf Erden Sympathie habe?"

„Nein, dafür, daß Sie die Richtigkeit gewiſſer falſcher Anſichten erkannten und dieſe fallen ließen. Wer das tut, macht in ſich Platz für die richtigen."

„Wäre der Platz auch da, ſo könnten ſie doch nicht Wurzel faſſen, denn der Boden iſt vertrocknet und erſtarrt."

„Große und wahre Ideen haben eine ungeheure, belebende, beſeelende, erneuernde Macht. Die großen Ideen des Chriſtentums kamen in die abgeſtorbene antike Welt, und das chriſtliche Rom mit ſeinen Martyrern und Heiligen ging aus der zerfallenden alten Roma hervor."

„Die Epochen der Weltgeſchichte haben eine wellenförmige Bewegung — genau wie ſie bei mir ſtattfindet," ſagte Telesphor traurig lächelnd:

„bald niedrig, bald hoch! das ſcheint ein allgemeines Lebensgeſetz zu ſein."

Er brach das Geſpräch ab, indem er fragte, ob Floreſtine noch die Traubenkur fortſetze und wie ſie mit dem Erfolg zufrieden ſei.

„Wenn ich ruhig bin, verhält ſich auch meine Bruſt ruhig," antwortete ſie ſcherzend: „ob die Trauben ſo etwas bewirken können, weiß ich nicht. Ich habe ſie jetzt aufgegeben, denn man kann in der Frühe, wegen der Morgennebel, nicht viel ſpazieren gehen."

„Und doch gehen Sie jeden Morgen zur Meſſe nach Vevay."

„Ja, das iſt etwas anderes."

„Wie ſo? . . . Sie gehen durch den Morgennebel."

„Der Gang gehört zum Leben meiner Seele," ſagte ſie ernſt und beſtimmt.

Floreſtine ſah dem Aller-Seelen-Tag mit tiefer Wehmut und Rührung entgegen, denn Oswald war ſeit jenem Geſpräch, worin ſie ihn an die heilige Feier dieſes Tages erinnert hatte, in einer ſo ruhigen und friedlichen Stimmung und bereitete ſich ſo freudig auf den würdigen Empfang der heiligen Sakramente vor, daß ſie nicht zweifelte, die Fürbitte der teueren Abgeſtorbenen wende ihm dieſe Gnade zu. Ihr ſtarkes, inniges Glaubensleben umfaßte zärtlich alles, was auf Gemeinſchaft der Seelen in heiliger Liebe hinwies. Um Oswalds Seele, die vielgeliebte, eine himmliſche Schutzwehr zu ſammeln, das war der leitende Stern in ihrem nach irdiſchen Ermeſſen freudeloſen Leben. Aber die übernatürliche Liebe war ſo ſtark in ihr, daß ſie das nicht fand.

Weder am Feſt Aller-Heiligen, noch am Aller-Seelen-Tag erſchien Telesphor bei dem Gottesdienſt. Floreſtine hätte darauf vorbereitet ſein können, da er nie Sonntags erſchienen war; dennoch hatte ſie gehofft, der Tod ſeiner Mutter und die Erinnerung an ſeinen und an ihren Vater würden ſein erkaltetes Herz erwärmen und bewegen. Dem war nicht ſo. Faſt hätte dies einen Schatten über ihr hohes Glück geworfen, als ſie mit ihrem Mann und ihrer Tante das Brot des ewigen Lebens empfing.

Es war nach langer Nebel-, Sturm- und Regenzeit ein ſehr lieblicher, lichter, warmer Sonnentag, der Tag Aller-Seelen, und nach dem Frühſtück machte Oswald wieder den Vorſchlag, das ſanfte Lüftchen zu benutzen und ein wenig auf dem See zu ſegeln. Floreſtine war gern dabei, wenn ſie nur zur Vesper wieder in Vevay ſein konnte. Oswald eilte zum See hinab, um die Barke zu beſtellen und um Telesphor von der Fahrt zu benachrichtigen. Floreſtine und Frau von Strahl folgten ihm langſam und als ſie an's Ufer kamen, war alles zur Abfahrt bereit: der

Steuermann, ein Schiffer und Oswald als Mannſchaft, Teleſphor als Paſſagier.

„Adieu, liebe Kinder!“ ſagte plötzlich Frau von Strahl am Ufer: „dies große weite Waſſer kann ich unmöglich in Eurer Nußſchale durchſchiffen. Ich bleibe zurück.“

„Aber, Täntchen!“ rief Floreſtine lachend, „dort iſt Chillon, drüben St. Gingolph mit ſeinen weißen Häuſern . . . wir machen ja keine Entdeckungsreiſe auf dieſem großen weiten Waſſer.“

„Bei dem ſanften günſtigen Wind ſind wir in einer Stunde in St. Gingolph,“ verſicherte Oswald: „und legte ſich der Wind, ſo rudern wir und dann dauert es zwei Stunden. Kommen Sie nur mit uns, liebe Tante, und bedenken Sie, daß Rouſſeau, Lord Byron und Gott weiß was für berühmte Leute — vielleicht ſogar der heilige Franz Sales — höchſt gemütlich auf dieſem großen weiten Waſſer gefahren ſind.“

„Adieu, meine Kinder! ſpottet wie Ihr wollt, ſegelt von dannen und ſeid Gott befohlen!“ ſagte Frau von Strahl entſchieden.

„Alſo auf Wiederſehen!“ rief Floreſtine, Oswald und Teleſphor. Floreſtine ſtieg in die Barke und ſetzte ſich mit Teleſphor auf das Sitzbrett vor dem Steuermann, während Oswald mit dem Schiffer die Segel lichtete und der Nachen über die leichtgekräuſelte Waſſerfläche munter dahinzog. Frau von Strahl ſah ihm einen Augenblick nach, winkte Floreſtinen einen Gruß zu und ging nach der Villa paisible zurück. — Oswald war ungewöhnlich heiter, zu Scherz und Munterkeit aufgelegt, ſo recht wie jemand, der ſein Gewiſſen geordnet hat und ſehr zufrieden iſt, es getan zu haben. Jeder Sieg über ſeine Leidenſchaft gab ihm Hoffnung auf neue Siege und ſtärkte ſeinen Glauben an himmliſche Hilfe, während ſein Herz in Liebe zerſchmolz zu dem zärtlichen und treuen Weſen, das die Wellen des ſtürmiſchen Lebens ſo hochſinnig mit ihm durchſchiffte, als wäre es die blaue Spiegelfläche des Genfer See's. — Floreſtine war glücklich über die Zufriedenheit, die ſich in Oswald's ganzem Weſen kund gab. Indem ſie mit ihm lachte und ſcherzte, ergoß ſich ihre Seele heimlich in heißem Dank vor dem barmherzigen — und in glühenden Bitten vor dem allmächtigen Gott. Ihr innerer Blick flog über den Leman und die Felſen von Meillerie hinweg nach Cronenſtein und in eine Zukunft hinein, welche alles erſetzte. was die Vergangenheit geraubt hatte. Ein Abglanz ihrer ſtillen Seligkeit lag wie Silberſchimmer in ihrem Auge, wie Morgenrot auf ihrem Antlitz. Sie ſaß auf dem niedrigen Sitzbrett der Barke in ihren Plaid gewickelt und hatte beide Hände um ihre Knie geſchlungen. Sie trug einen kleinen Strohhut, um welchen eine breite ſchwarze Spitze geknüpft war, die rückwärts herabfiel. Wenn der Wind in den Enden der Spitze ſpielte.

ſie hob und aufblähte und nach vorn trieb: ſo warf Floreſtine ſie mit der Kopfbewegung eines mutwilligen Kindes von ihrem Geſicht zurück. Teleſphor ſaß neben ihr ſchweigend und finſter. Wie ſchön ſie iſt! dachte er: und wie ſie ihn liebt . . . einen Mann liebt, der ſo viel Unheil über ſie gebracht hat. Seltſame Geſchöpfe, die Weiber! unberechenbar in ihren Launen, unergründlich in ihrer Liebe — die allzu oft auch Laune iſt! . . . Aber warum nicht mir eine wahre Liebe, die da trägt, tröſtet, erhebt . . . eine Liebe wie ſie für ihn hat und wie ich ſie verdient hätte, weil ich ſie verlangte und doch ſtatt ſie zu finden aus dem Paradieſe meiner Jugend in eine Wüſte, in eine Hölle geriet. — — —

Plötzlich wendete ſich Floreſtine mit der Frage an ihn:

„Finden Sie es nicht wunderſchön in der Göttlichen Komödie“, daß Dante von Virgil durch Hölle und Fegfeuer, aber von Beatrice durch den Himmel geführt wird? — die Liebe bringt weiter als Verſtand und Wiſſen.“

Innerlich erſchreckt, weil Floreſtinens Gedanken mit den ſeinen zuſammenſtimmten, ſagte Teleſphor kalt:

„Das iſt eine bekannte und anerkannte Sache.“

„Gewiß! . . . aber es freut mich, daß der ernſte, ſtrenge Dante, der unerbittlich über ſeine Zeit Gericht hält und die ſtolzeſte Sprache führt, die je ein Menſch über Menſchen geführt hat, mit ſo zarter, ſo idealiſcher Schönheit eine allbekannte Sache darſtellt. Was muß Beatrice, trotz aller Irrfahrten ſeines Lebens für ihn geweſen ſein, um ſie ſo zu verherrlichen!“

„Vielleicht ein Spiel ſeiner Phantaſie,“ antwortete Telesphor in demſelben abwehrenden Ton.

„Wäre ich ein neuer Dante,“ ſagte Oswald ſcherzend, „ſo würde die Welt ſehr bald von einer neuen Beatrice hören, die kein Spiel der Phantaſie iſt.“

„Wäre ich ein Dante, ſo würde ich einen Gedanken ausführen, der nach meiner Anſicht erſchütternder iſt: als ſeine Wanderungen durch Hölle und Himmel; — denn dieſe ſind Fictionen und jener iſt wahr,“ ſagte Telesphor.

„Was iſt das?“ riefen Oswald und Floreſtine.

„Es iſt ein einziger Vers und er lautet: Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“

„Er iſt ganz richtig in dem Fall, daß wir unſer Elend verſchuldeten,“ ſagte Oswald ernſt.

„Aber auch dafür gibt es ſüßen, ſühnenden Troſt!“ rief Floreſtine, die heute durchaus kein Wölkchen auf Oswalds Seele ſehen wollte.

„Der Wind ſpringt um!“ rief der Steuermann.

Es kamen ein paar heftige Windſtöße von Süden über die Felſen von Meillerie.

„Laß uns umkehren!“ bat Floreſtine: „es wird ſchwer ſein am Ufer von Savoyen zu landen.“

„Was meint Ihr, Schiffer?“ fragte Oswald: „das Ufer iſt nah. Landen oder zurückfahren?“

„Segel einreffen,“ antwortete der Steuermann „und aus allen Kräften rudern, um ans Land zu kommen. Das Ufer iſt nah und wir können St. Gingolph erreichen, ehe der Wind ſtärker wird.“

Ein pfeifender, heulender Windſtoß fuhr über den See und erſchütterte die Barke.

„Segel einreffen!“ ſchrie der Steuermann.

Oswald und der Schiffer gehorchten pünktlich wie Matroſen, während der Wind ſo ſtark in das Segel blies, daß es ſich dem Waſſer zuneigte und die Barke ſich ganz auf eine Seite legte. Aber es war glücklich gelöſt, als plötzlich ein neuer heulender und wirbelnder Stoß die Segelſtange vom Tau losriß. Sie traf mit aller Gewalt die Schläfe Oswald's. Er taumelte rückwärts. Ein gellender Schrei Floreſtinens — ein ſchwerer Schlag auf dem Waſſer — da ſchwamm ſein Hut — er ſelbſt war nicht mehr in der Barke. Wie ein Blitz war es geſchehen! — Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, warf Teleſphor ſeinen Rock ab und ſtürzte ihm nach; aber Oswald war betäubt durch den Schlag der Segelſtange über Bord gefallen, machte keine Bewegung, rief nicht um Hilfe und verſchwand in der Ohnmacht ſpurlos unter den Wellen; — wo ihn ſuchen? Ein Windſtoß folgte auf den andern. Der Steuermann durfte ſeinen Platz nicht verlaſſen; der Schiffer warf Taue hinaus, damit ſich Telesphor daran halte; beide ſchrieen überlaut um Hilfe, denn niemand war da, der die Barke an's Ufer gerudert hätte und der heulende Wind wurde zum Sturm. Floreſtine ſaß wie verſteinert da: ihr Blick, ihre Züge, ihr Körper, ihr Herz — alles war ſtarr vor übermenſchlichem Entſetzen. Sie ſah und hörte nicht, dachte und fühlte nicht; ihr Auge haftete auf der Stelle, wo Oswald verſunken war. Aber als Telesphor mühſam und allein zur Barke zurückkehrte, ſchien ſie zu begreifen, daß Oswald nicht wiederkommen werde. Da ſtieß ſie einen zweiten Schrei aus — nicht gellend vor Schreck. ſondern voll ſo herzzerſchneidender Klage, daß die Schiffer meinten, ſie würden ihn Zeit ihres Lebens nicht vergeſſen; und dann fiel ſie in tiefe Ohnmacht.

Die Schiffer von St. Gingolph kamen der Barke zu Hilfe und hörten nicht ſo bald das grauſige Ereignis, als einige kräftige Ruderer Telesphor und Floreſtine an's Ufer beförderten und andere mit ihren Barken auf dem See zurückblieben um mit Netzen und Stangen jeden Verſuch zu machen, den Verunglückten aufzufinden. Die ganze Bevölkerung von St. Gingolph, die größtenteils aus Schiffern beſteht, hatte ſich am Ufer verſammelt voll lebhafter Spannung, welche Art von Havarie denn eigentlich die fremde Barke getroffen habe. Als ſie endlich an's Land ſtieß, drängten ſich alle ihr entgegen und ſahen mit Schreck und Teilnahme die Leiche einer ſchönen jungen Frau.

„Sie iſt tot . . . die Frau Gräfin iſt tot!" rief auf einmal ein junges Mädchen in der Menge, brach in Tränen aus und drängte ſich an die Barke, aus welcher die bewußtloſe Floreſtine gehoben wurde.

„Biſt Du es, Jeanneton? das iſt gut! Nein, die Gräfin iſt nur ohnmächtig," ſagte Telesphor mit ſo heiſerer, tonloſer Stimme und ſah dabei ſo geiſterbleich und entſtellt aus, daß Jeannette die Hände über den Kopf rang und jammerte:

„Ach ſie iſt gewiß tot!"

„Nein, nein! . . . der unglückliche Graf iſt vor unſeren Augen ertrunken," ſagte er ſchaudernd: „jetzt aber muß die Gräfin gut und ſicher untergebracht werden, Jeanneton."

„Ach Herr! gut — das iſt nicht möglich, denn hier iſt nur ein gewöhnliches Dorfwirtshaus; aber ſicher — das ſchon; denn ich und meine Mutter wir werden bei ihr bleiben. Ich bin hier zu Hauſe, Herr, und jetzt zum Beſuch bei meinen Eltern, weil ich gern dieſe heiligen Tage im katholiſchen Lande zubringen wollte. Ach! an dieſen Aller-Seelen-Tag werde ich denken."

auch mit dem Durſt nach Wiſſen und mit der Kraft des Wollens gelänge, dennoch allewig die Macht zu können eine Gabe iſt, die nur aus der Hand Gottes fällt.

Aber ſie ſoll ja klug ſein, Verſtand haben; — wie reimt ſich das mit ihrem Bemühen? Weshalb nicht? Phantome blenden ſie, verfälſchen ihr Urtheil, trüben ihre Erkenntniß. Dergleichen nimmt ein aufrichtig fragender Blick um ſich und in ſich mit Leichtigkeit wahr. — Aurore war einer enthuſiaſtiſchen und bewundernden Liebe ſo bedürftig, daß ſie all ihre Hofnungen in dieſem Punkt auf ihre Kinder — und namentlich auf ihren Sohn, als denjenigen conzentrirte, der ſie zuerſt erfüllen konnte. Sie plagte ihn mit Lektionen, zum größten Mißbehagen von Vater und Sohn.

„Laß den Jungen doch herumſpringen, Miezchen, ſagte Elsleben zuweilen ganz verdrießlich. Du quälſt ihn; er ſieht wahrhaftig ſchon blaß aus .... vor lauter Aufmerkſamkeit und Langerweile. Bedenke doch ſeine drei Jahre!“

„Er iſt drei Jahr und zehn Monat alt, entgegnete Aurore. Man kann Kinder an Alles gewöhnen, folglich auch an Beſchäftigung, und hat man ſie immer mit Liebe dazu angehalten, ſo finden ſie auch Geſchmack daran.“

Teleſphor ließ Floreſtine auf einem Segeltuch nach dem Wirtshaus tragen, Jeanneton und einige Frauen begleiteten ſie und leiſteten ihr alle Dienſte, die er angab. Nach einer halben Stunde tat ſie einen tiefen Atemzug und ſchlug die Augen auf: ſie lebte. Teleſphor's Herz, das bis dahin gleichſam ſtillſtand, fing wieder an zu ſchlagen: ſie lebte! . . . aber wie? in Geiſtesabweſenheit! ſie erkannte ihn nicht, ſie bemerkte nicht, wo ſie war, ſie fragte nicht nach Oswald, ſie beantwortete keine Frage; ſie war ſtill, ruhig und bewußtlos. Das Entſetzen ſchien ihr ganzes Nervenſyſtem gelähmt zu haben. Aber ſie lebt! ſeufzte Teleſphor aus tiefſter Bruſt, ſie iſt zu retten. — Er telegraphierte an Frau von Strahl, Lauingen habe einen Unfall gehabt; ſie möge Floreſtinen zu Hilfe kommen. — So vergingen einige Stunden. Der Verunglückte war noch immer nicht aufgefunden Jeanneton aber hatte den Pfarrer von St. Gingolph an Floreſtinens Lager geführt und ihm die traurige Begebenheit mitgeteilt; ſie hoffte ſein Zuſpruch werde die Gräfin aus ihrer Starrſucht wecken, doch ſie hoffte umſonſt Teleſphor ging zwiſchen dem Wirtshaus und dem See hin und her in unbeſchreiblicher Aufregung. Den Tod ſo plötzlich in das friſche kräftige Leben hineingreifen und es zerknicken zu ſehen, das gibt eine Erſchütterung, welcher ſich kein Menſch entzieht.

Sobald der Eiſenbahnzug kam, der möglicherweiſe Frau von Strahl bringen konnte, eilte er auf den Bahnhof um ſie zu empfangen. Sie kam in Begleitung von Floreſtinens Kammerfrau. Als Telesphor ihr verſtört in Haltung und Zügen entgegeneilte, ſtürzte ſie auf ihn zu und rief am ganzen Körper bebend und außer ſich vor Angſt:

„Täuſchen Sie mich nicht! Floreſtinen iſt ganz gewiß ein ſchrecklicher Unfall zugeſtoßen. Iſt ſie tot? O Gott! alles andere iſt zu ertragen, wenn ſie nur lebt!“

„Sie lebt!“ ſagte er mit Nachdruck.

„Sie lebt! o Gott Dank!“ rief Frau von Strahl, „aber ſagten Sie nicht: ſie lebt.“

„Ich wiederhole es, gnädige Frau.“

„Das ſoll doch nicht etwa heißen . . . er . . .“

Ein Mann war inzwiſchen an Telesphor herangetreten und ſagte:

„Endlich haben die Schiffer den Verunglückten gefunden! entſeelt — wie das zu erwarten war. Dort bringt man ihn getragen.“

„Wen? . . . wen?“ ſtammelte Frau von Strahl.

„Faſſen Sie ſich . . . die Gräfin lebt,“ verſetzte Telesphor, „der Graf iſt nicht mehr am Leben.“

„O mein armes, armes Kind! zu ihr! zu ihr!“ rief Frau von Strahl, indem ſie Telesphors Arm nahm und mit ihm dem Wirtshaus zueilte, wo der Pfarrer von St. Gingolph ihr entgegenkam und ſie zu Floreſtine führte. In Tränen gebadet ſank ſie neben der armen Lagerſtätte auf die Knie und wiederholte nur mit unendlicher Zärtlichkeit:

„O mein liebes . . . mein geliebtes Kind!“

Aber Floreſtine antwortete nicht und verſtand ſie nicht und Jeanneton, die auf der anderen Seite des Lagers kniete, flüſterte weinend der Kammerfrau zu:

„Ach! ihr Geiſt iſt bei dem Toten.“

Der Abſchied.

Drei Monate waren vergangen. Floreſtine fing an, ſich von einer ſchweren Nervenkrankheit zu erholen. Ihr Onkel Frankenhauſen war in der Villa paisible geweſen — ſie ahnte es nicht; ſein älteſter Sohn und Amelie Verden hatte ihn begleitet — ſie erkannte ſie nicht; Ärzte gingen bei ihr aus und ein — ſie bemerkte es nicht; Oswalds teure Überreſte waren in die Toten-Kapelle von Cronenſtein gebracht — alles ging ſpurlos an ihr vorüber. Endlich fanden ihre Nerven das Gleichgewicht wieder, welches durch das furchtbare Ereignis geſtört worden war; ſie beruhigten ſich allmählich in der tiefen Stille, die ihr Krankenzimmer umgab und je mehr deren krankhafte Spannung ſich löſte, deſto freier wurden ihre phyſiſchen und geiſtigen Organe und Bewußtſein und Gedächtnis regten ſich. Sie konnte noch nicht gehen; aber ſie wurde täglich von ihrem Lager auf eine Chaiſelongue getragen und heute war ſie auf derſelben in den kleinen Salon gerollt worden, wo Frau von Strahl und Amelie Verden am

Kaminfeuer ſaßen und einen Altarteppich für die Kapelle in Vevay ſtickten. Denn Amelie war zu gutmütig um ihre Tante und ihre Couſine in einer ſo traurigen Lage zu verlaſſen Sie war mit ihrem Vater gekommen, blieb aber länger als er in Vevay, ging dann auf einige Wochen in die Reſidenz zurück, um das Weihnachtsfeſt mit den Ihrigen zu feiern, und als ſie fand, daß ihre Tochter recht verſtändig dem Hauſe vorſtehe, und daß Graf Verden ſehr mit derſelben zufrieden ſei. wünſchte ſie ſich und ihm Glück zu der vortrefflichen Tochter und begab ſich wieder auf einen oder zwei Monat nach Vevay, wo Frau von Strahl großen Troſt aus ihrer Anweſenheit ſchöpfte. Denn Amelie hatte immer Mut und Hoffnung: — nicht gerade aus höheren Beweggründen, ſondern nur um ſich und anderen nicht überflüſſigerweiſe das Leben ſchwer zu machen. Aber genug. ſie hoffte auf Floreſtinens Geneſung und das ermutigte Frau von Strahl.

Auch Telesphor hoffte auf dieſe Geneſung. Er war immer um Floreſtine und der Arzt in Vevay, ſo wie der aus Genf, der bisweilen zur Beratung herüberkam. — beide fanden es ſehr beruhigend, daß ſie beſtändig in einer intelligenten Aufſicht ſei. Es war für ihn die glücklichſte Zeit. die er genoſſen hatte, ſeitdem er X. verließ: er lebte ohne Selbſtſucht und ohne Rückblick auf ſich — wie ihm ſchien — für ein anderes Weſen.

Es war in den erſten Tagen des Februar. Telesphor trat in den kleinen Salon der Villa paisible und legte einen friſchgepflückten Veilchenſtrauß in Floreſtinens marmorweiße Hand. Sie ſchlug ihre großen müden Augen langſam auf und ſagte:

„Veilchen! o der liebliche Duft . . . Dank, guter Telesphor, Dank für . . . .“ —

Tränen erſtickten ihre Stimme; bis jetzt hatte ſie keine Träne vergoſſen. Frau von Strahl und Amelie erhoben ſich raſch vom Stickrahmen, eilten zu ihr und fragten:

„Kennſt Du auch mich, Flore? . . . . Auch mich?“

„Wie ſollte ich Dich nicht kennen, meine treue zweite Mutter . . . und Dich, Du gute Amelie!“ entgegnete Floreſtine: „o tauſend Dank für Eure Liebe! . . . aber ihm!“ — ſetzte ſie hinzu und blickte auf Telesphor — „ihm möchte ich tauſendmal mehr danken, denn er hat ſein Leben für Oswalds Leben eingeſetzt.“

„Taten Sie das?“ fragte Amelie gerührt.

„Man ſieht nicht einen Menſchen vor ſeinen Augen zugrunde gehen, Frau Gräfin,“ antwortete er kalt, „ohne den Verſuch zu machen, ihn zu retten, wenn man gut ſchwimmen kann wie ich.“

Dieſer Umſtand war bis jetzt nicht bekannt geworden; allein er war das letzte geweſen, was Floreſtine von der Kataſtrophe wahrnahm und es war jetzt das erſte, was ſich vor ihre Erinnerung ſtellte. Von dieſem Augenblick an wurde ihr Gedächtnis immer ſchärfer, ihr Bewußtſein immer klarer. Nach und nach machte ſich ihr Geiſt von jedem Nebenwölkchen frei, aber der Leib hielt nicht Schritt mit dieſer Rückkehr zu früherer Kraft. Sie huſtete oft und atmete ſchwer. Doch man hielt das nur für einen Überreſt von Schwäche, der ohne Zweifel weichen werde, da ja der frühere bedenkliche Zuſtand gewichen ſei. Auch Telesphor glaubte es. Ein längerer Aufenthalt am Genfer See, die ruhige, gleichförmige Stille der Villa paisible, im hohen Sommer eine kleine Exkurſion in die erfriſchende Luft der höheren Berge, dann die Traubenkur und ein Winter im tieferen Süden — dies mußte ſie heilen: ſo lautete ſein Programm. Und dann? — Zuweilen entſetzte er ſich was „dann“ alles geſchehen könne. Gewöhnlich wendete er die Gedanken ſchnell von der Frage ab. Manchmal, wenn auch nur ſelten, dämmerte ihm ein ſo ſeliges „dann“ auf, daß er meinte, er verliere die Erde unter den Füßen und ſteige auf zu einem ſchöneren und beſſeren Stern. — Zu ſeinem Programm gehörte, daß er in Floreſtinen's Nähe bleibe. Sie brauchte einen Arzt; er konnte ihr dienen und ſeine Gegenwart war von größter Wichtigkeit für Frau von Strahl, die in ihm einen Unterarzt der Ärzte von Vevay und Genf ſah und Gott dankte für dieſe Fügung.

Amelie, die alles zu erfahren wußte, was ſie wiſſen wollte, hatte denn auch erkundſchaftet, daß Telesphor in ſehr beſchränkten pekuniären Verhältniſſen ſich befinde, ein kleines armes Zimmer bewohne und ſich über die Maſſen einſchränken müſſe.

„Tante!“ ſagte ſie zu Frau von Strahl, „die beiden anderen Ärzte ſind ſo vernünftig, ſich gehörig bezahlen zu laſſen. Spielt man bei Herzog auf dergleichen an, ſo ſpricht er mit ſeiner hohen Miene: Ich bin kein Arzt. Das mag ſein — aber er leiſtet hier, was nur ein Arzt leiſten könnte; alſo müſſen wir ſorgen, daß er nicht im Elend zugrunde gehe.“

„Im Elend, Kind! das iſt ja ſchrecklich!“ rief Frau von Strahl.

„Ja, Tante, im Elend! Jeanneton, die ihm im vorigen Spätjahr Trauben brachte und die Du jetzt zuweilen mit Anfragen und Aufträgen zu ihm geſchickt haſt, ſagte mir, er wohne in einem Dachkämmerchen ohne Kamin. Da ich jetzt bald abreiſe, ſo meine ich, Du ſollteſt ihn bitten, zu Dir in die Villa zu ziehen, unter dem Vorwand, daß Du nicht allein mit den Dienſtboten bei der Kranken zu ſein wünſchteſt. Dann bekommt er das Zimmer, das ich jetzt bewohne und iſt verſorgt.“

„Gute Amelie! ja, ſo wollen wir es machen! es wird mir in jeder Beziehung ſehr lieb ſein.“

Und ſo geſchah es. Amelie reiſte ab und Telesphor zog in die Villa paisible ein. Floreſtine war bei dieſer Einrichtung nicht gefragt worden, da ſie außer Stande war, ſich um die Dinge des täglichen Lebens zu bekümmern und Frau von Strahl dem ganzen Hauſe vorſtand. Sie bemerkte auch gar nicht, daß Telesphor ihr Hausgenoſſe geworden ſei, da er zuvor nicht weniger als jetzt bei ihr war. Überdas hatte ſie zuviel andere Gedanken, die ſie beſchäftigten. Ehe Amelie abreiſte, ſagte ſie zu ihr:

„Höre, Amelie, ich muß mein Witwenleben ordnen. Sei es lang oder kurz — ich lebe und ſterbe als Witwe“ . . . —

„Gott bewahre! ſprich nicht ſo vermeſſen!“ unterbrach Amelie: „Du biſt ſiebenundzwanzig Jahre alt und kennſt die Zukunft nicht.“

„Die meine iſt feſtgeſtellt und nicht ſeit heute.“

„Nur keinen übereilten Schritt, Flore!“

„Als ich zum erſtenmal mit meinem Mann allein war, an unſerem Vermählungstage,“ ſagte Floreſtine ernſt und ſanft — „als die Glückwünſche verhallt und die Freudenbezeugungen verſtummt waren, da wurde meine Seele ſeltſam ergriffen von Wehmut, von Trauer, von feierlicher Freude. Ich fiel auf meine Kniee und ſagte dem lieben Gott: O Herr, die Stunde des Opfers iſt da und ich ſegne ſie, weil Du ſie geſegnet haſt. Aber Dir, o Herr, bringe ich das Opfer . . . nicht einem Menſchen — und auch nicht dieſem Menſchen! nur Dir! und damit Du das ganz genau wiſſeſt, ſo lege ich Dir jetzt vor dem Angeſicht der hochheiligen Dreifaltigkeit das Gelübde ab, im keuſchen Witwenſtande zu leben, ſobald es Dir gefallen ſollte, dieſen Mann in die Ewigkeit zu rufen, ſelbſt wenn es morgen geſchehen würde. — Dies ſagte ich laut, beſonnen, mit voller Überlegung und dann nahm ich mein Kruzifix und küßte die heiligen fünf Wunden“

„O Du lieber Engel!“ rief Amelie, „welcher Mann wäre Deiner wert!“

„Ich tat dies nicht für meinen Mann,“ verſetzte Floreſtine, „ich tat es für Gott und meine Seele. Dem einen Mann das eine Herz! aber ohne ihn — nur Gott. So verſtand ich die Treue, die Liebe, das Opfer.“

„Aber war denn dein Mann nicht ganz glückſelig? ganz außer ſich?“ fragte Amelie neugierig wie immer: „was tat er? was ſprach er?“

„Das weiß ich nicht, denn ich ſprach ja nicht mit ihm, ſondern mit Gott; allein Du wirſt nun begreifen, liebe Amelie, daß mein Entſchluß durch nichts zu erſchüttern iſt und daß ich Oswald’s Witwe bleibe. Ich muß alſo meine irdiſchen Angelegenheiten ordnen und da Dein guter Vater ſo hochbejahrt iſt, daß ich nicht wage, ihn zu mir zu bitten, ſo hoffe ich, Dein älteſter Bruder macht abermals die Reiſe nach Vevay. Er iſt ohnehin

„So weit, meine Mieze, haſt Du es mit aller Liebe noch nicht bei Fritz bringen können. Junge! wandte er ſich an dieſen, was magſt Du lieber, bei der Mama das Einmaleins lernen, oder mit dem Papa zu den jungen Kälbern gehen?“

„Zu den Kälbern gehen!“ rief das Kind und ſah den Vater mit hofnungsvollen funkelnden Augen an.

„Da hörſt Du es, Miezchen! der Geſchmack für die Studien iſt noch nicht in ihm erwacht. Und nimm doch Rückſicht darauf daß er mein Sohn iſt, mein Fleiſch und Blut! wie käme das zur Gelehrſamkeit? Fritz, willſt Du ein Gelehrter werden? ſprich, Junge!“

„Ein Soldat will ich werden,“ ſagte Fritz höchſt entſchieden und ahnungslos über das was ein Gelehrter ſei.

„Brav, mein Herzensjunge! ein Soldat ſollſt Du werden und wenn's auf die Franzoſen losgeht ſollſt Du einhauen für König und Vaterland.“

„Für König und Vaterland! .... ſprach der Knabe dem Vater nach; — aber erſt wollen wir zu den Kälbern gehen, Papa!“

Elsleben jauchzte vor Vergnügen, nahm Fritz auf den Arm und ſagte: „Miezchen, ein klügeres Kind giebt es gar nicht! iſt das erſt zur Vernunft gekommein Erbe, der gute Otto!“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„O ſchweige davon!“ rief Amelie.

„Wer etwas zu vererben hat pflegt Erben zu haben,“ entgegnete Floreſtine gelaſſen: „vielleicht muß Otto fünfzig Jahre auf ſeine Erbſchaft warten. Aber ich muß ihn über verſchiedene Dinge zu Rat ziehen.“

Amelie verſprach, den Bruder zu ſenden und ermangelte nicht, vor ihrer Abreiſe der Tante Floreſtinen's Gelübde mitzuteilen. Frau von Strahl antwortete ruhig:

„Das überraſcht mich nicht! ſie hatte immer eine ideale Auffaſſung der Verhältniſſe und lebte immer in unweltlichen Gedanken.“

Mehr wie je war Floreſtine den Dingen zugewendet, die nicht von dieſer Welt waren. Sie war durchſeelt vom Glaubensleben. Dies hatten ihre langen ſtillen Leiden und die Richtung nach Oben ihr eingetragen, die ſie in den Freuden und den Schmerzen des Lebens unerſchütterlich feſthielt. Sie hatte Oswald mit innigſter Zärtlichkeit geliebt, hatte nie gedacht, daß es für ſie möglich ſei, einen anderen Mann zu lieben oder von ihm geliebt zu werden. Jetzt, da er tot und ſie kinderlos war, betrachtete ſie ihr Leben nach der Weltſeite hin für abgeſchloſſen. Überdas verließ das Gefühl phyſiſcher Hinfälligkeit ſie keinen Augenblick; eine neue ſchwere Laſt für ihre lebhafte, tätige

Natur. Doch das alles gehörte zu dem Opfer, das ſie aus voller Seele für Oswald gebracht hatte. Sie fand einen unſäglichen Troſt darin, daß Oswald in der innigſten, frohbewußten Vereinigung mit Gott aus der Zeitlichkeit geſchieden und mit einem Herzen ganz voll Liebe, Dankbarkeit, Reue und guter Vorſätze — ganz voll dem Beſten, was das arme Menſchenherz empfinden kann, vor ſeinem Richter erſchienen ſei. Sie vertraute feſt der Barmherzigkeit Gottes, die ja alle Seelen retten wolle, wenn ſie ſich nur retten laſſen, daß Oswald's früher und plötzlicher Tod ihn nicht dem ewigen Strafgericht überliefern werde; denn er wollte ſich ja retten, er kämpfte und rang, und er hatte ja ſoeben in dem Empfang der heiligen Sakramente die Bürgſchaft gegeben, wie ſehr er nach höherer Hilfe verlange und auf ſie baue. In dieſem Sinn ſprach ſie ſtets über den geliebten Toten mit Frau von Strahl, ſo daß dieſe einmal ganz beängſtigt zu Telesphor ſagte:

„Meine Nichte kommt mir zuweilen wie ein abgeſchiedener Geiſt vor, in ſo tiefem Frieden ruht ihre Liebe, ihr Mitleid, ihre Zärtlichkeit. Ich muß immer an den frühen Tod ihrer Mutter denken — und zittern.“

„Man zittert immer um ein Weſen, das man liebt und das man leiden ſieht,“ erwiderte er: „aber laſſen Sie Mut, gnädige Frau! die Gräfin erholt ſich augenſcheinlich und wenn ſie ſich in den nächſten Jahren recht ſchont, und phyſiſch und pſychiſch ruhig verhält: ſo überwindet ſie die gefürchteten Dreißig und lebt noch lange zur Wonne aller, denen es vergönnt iſt, dieſe Tochter des Himmels zu bewundern.“

„Sie glauben ja nicht an den Himmel,“ ſagte Frau von Strahl ſanft.

„Die Gräfin könnte mich an ihn glauben machen. Überdas nenne ich ſie ſo, um den Gegenſatz zu bezeichnen, der in meinen Augen zwiſchen ihr und den übrigen Töchtern Eva's obwaltet: ſie ſind von unten; die Gräfin iſt von oben.“

„Ja, ja! ſie iſt eine gute Katholikin! . . . ein gutes Kind Gottes! . . . Er wolle ſie uns erhalten Und möchten Sie lieber Herzog, ſein Werkzeug ſein! in Ewigkeit wäre ich Ihnen dankbar!“

„Nur keinen Dank! ich bitte ſehr!“ ſagte er kurz.

Allmählich begann Floreſtine wieder ihre Aufmerkſamkeit ihrer Umgebung zuzuwenden und da fiel ihr die ungeheuere Veränderung auf, die mit Telesphor vorgegangen war. Seine Bitterkeit, Schroffheit, Streitſucht war verſchwunden, ſeine Schwermut gemildert; der Telesphor von Cronenſtein tauchte zuweilen in ihm auf. Sie ſtaunte über dies unerwartete Phänomen und ſprach zu ſich ſelbſt: Sollte Oswald's plötzlicher Tod ihn zur Beſinnung gebracht haben über den Wert des Lebens? oder gewährt es ihm eine Befriedigung in ärztlicher Sphäre tätig zu ſein? oder iſt ihm die Beſchäftigung mit einer Kranken heilſam? oder findet er Freude daran, mir nützlich zu ſein ... mir ſich zu widmen? Wie abſtoßend und rauh war er für mich und wie zart und aufmerkſam iſt er jetzt! Man ſagt ja, der Arzt intereſſiere ſich für nichts ſo ſehr, als für einen Krankheitsfall . . . demnach hätte er wirklich Beruf! — So dachte ſie zuerſt; aber ihr unbefangenes Auge ſah bald ſchärfer: nicht für den Krankheitsfall, ſondern für ſie intereſſierte er ſich! Ein Grauen kroch ihr kalt über das Herz. Möge ihm ſelbſt nur nie dies Intereſſe klar werden, ſprach ſie in ihren Gedanken: er war mein lieber Jugendgefährte, er widmet ſich mir jetzt mit treuer Hingebung, er hat ſein Leben gewagt um Oswald zu retten: das alles werde ich nie vergeſſen, in herzlicher Freundſchaft bleibe ich ihm zugetan, ja, vielleicht kann ich ihm Leben für Leben geben — aber dabei bleiben wir ſtehen. — Sie wußte jetzt auch, daß er die Villa bewohne; es war für den Augenblick um ſo weniger zu ändern, als ſie auch von ſeiner pekuniären Verlegenheit Kunde erhielt; ſie beobachtete alſo ein gänzliches Stillſchweigen und ließ auch Frau von Strahl nicht merken, wie peinlich es ihr unter dieſen Umſtänden ſei, in dem kleinen, engen Hauſe Telesphor zum beſtändigen Augen- und Ohrenzeugen jeder Handlung, jedes Schrittes, jedes Wortes zu haben. Längere und ernſtere Geſpräche mit ihm konnte ſie leicht vermeiden, denn wenn ſich ein ſolches anknüpfte, ſo ließ ſie es von der Tante fortführen; aber ſie wußte, daß die beſtändige Anweſenheit und Nähe des geliebten Gegenſtandes gefährlicher als tauſend Worte für den Liebenden ſei, denn von dem Sein des Geliebten lebt die Liebe, nicht von deſſen einzelnen Handlungen und Äußerungen. Floreſtine bat Gott, ihr himmliſche Weisheit zu geben, um in dieſem ſchwierigen Fall das rechte zu treffen und um in einer Weiſe liebreich für Telesphor zu ſein, die ſeine Liebe erſterben laſſe. Sie war ſo gleichmäßig in ihrem Benehmen gegen ihn; ſo gar nicht verändert durch ſeine Veränderung, daß Telesphor ſie nicht durchſchaute; ja, wenn ſie ſich mild manche kleine Aufmerkſamkeit von ihm gefallen ließ: ſo frohlockte ſein armes Herz in dem Wahn, ihr Herz ſei vielleicht doch nicht ein unerreichbares Gut.

Inzwiſchen erhielt Frau von Strahl einen Brief, der ſie mit grenzenloſer Freude erfüllte. Franz Seraph ſchrieb, er werde im Mai nach Vevay kommen und einige Monate bei ſeiner Mutter bleiben . . . Floreſtine frohlockte mit ihr und ſprach ſich ſo warm aus, daß Telesphor nur eine ſehr mäßige Freude empfand. Er hätte ſie am liebſten in tiefer Abgeſchiedenheit von der ganzen menſchlichen Geſellſchaft in der Villa paisible gehalten.

„Nur ruhig! ruhig!“ ſagte er: „ich fürchte

Gräfin, dies Wiederſehen gibt Ihrem erſchütterten Nervenſyſtem einen neuen Stoß."

„Möglich!" erwiderte ſie: „ich habe Franz Seraph in fünf Jahren nicht geſehen, und alles was ich in dieſen Jahren durchlebt habe, werde ich mit dem lieben Bruder meiner Seele noch einmal durchleben. Das iſt nicht zu ändern diesſeits des Grabes. Das Herz will ſeine Freuden und Leiden haben, gleichviel, ob es dem Leibe wohl oder weh tue."

„Mir aber werden Sie geſtatten, das Weh möglichſt fern zu halten — nicht wahr?"

„Ja! noch eine kleine Weile . . . aber dann emanzipiere ich mich von jeder ärztlichen Aufſicht und Behandlung," ſagte ſie mit ihrem lieblichſten Lächeln, denn ſie ſah, wie bei ihren Worten gleichſam das Licht in ſeinen Augen erloſch, und ſie wollte ihn ja nur retten, nicht kränken.

„Was heißt dies, Flore?" fragte glücklicherweiſe Frau von Strahl: „Franz Seraph ſchreibt, der Beifall der Welt erfreue ihn zwar, aber beglücke ihn nicht; und ſetzt hinzu: Denn ein Größerer als ich hat geſagt — lies das."

Sie reichte Floreſtine den Brief und dieſe las:

„Tutto che piace al mondo è breve sogno". Das heißt, der Beifall der Welt verfliegt wie ein kurzer Traum — und Petrarca hat es geſagt, der lorbeergekrönte, der allerdings mehr vom Ruhm wußte, als die modernen berühmten Leute. Aber wie ſchön, Tante, daß Franz Seraph in der Jugend erkennt, was Franz Petrarca erſt im ſpäteren Leben erkannte, und Höheres ſucht als den vergänglichen Ruhm.“

Es war als gehe wieder einmal ein Erdbeben durch Telephor's Seele, zerwühle die Saat, die in der Stille gekeimt — zerbreche den Tempel, der leiſe erſtanden war. Franz Seraph kam! ein Mann, ein Künſtler, froh ſeines Berufes, bekannt und geachtet durch ihn, mit einer feſten Stellung in der Welt, unabhängig in jeder Beziehung und nicht älter als er! — während er ſelbſt nichts erreicht und nichts geleiſtet hatte, ein ganz unbekannter und unbedeutender Menſch, gebrochen an geiſtiger und leiblicher Kraft war. Welche Demütigung! Und doch würde ich ſie ertragen, ſprach er zu ſich ſelbſt, und doch würde ich mich mit einer Entſchloſſenheit, die äußeren und inneren Widerſtand beſiegt, meine Kraft zuſammenraffen, wenn mir ein Ziel winkte, das dieſer Anſtrengung wert wäre . . . und wenn der Siegespreis in ihrer Hand läge. Mit ihr — alles! Ohne ſie — nichts! — Armer Telesphor! er vergaß, daß er ſchon einmal eines Weibes wegen ſo geſprochen hatte, oder wenn er es nicht vergaß, ſo meinte er doch, die Sache ſtehe ganz anders, etwa ſo wie der Sternenhimmel keine Theaterdekoration ſei, und eines der armſeligſten weiblichen Weſen müſſe einen ganz anderen Einfluß üben, als eines der edelſten. Das iſt gewiß! aber — Geſchöpf bleibt Geſchöpf! und der Schöpfer will nicht, daß der Menſch die Rechnung ſeines Strebens mit einem Geſchöpf abſchließe. — Nein! er konnte ſich in keiner Beziehung über Franz Seraph's Ankunft freuen — der arme Telesphor! Er iſt ihr nahe verwandt, murmelte er vor ſich hin, der Sohn ihrer Pflegemutter; er wird immer um ſie ſein, er wird mich erdrängen, mich überflüſſig machen, vielleicht ihre Neigung wecken, vielleicht . . . — denn er iſt ja von Adel und fromm, ſetzte er mit einem Hohn hinzu, der ſein eigenes Herz zerriß.

Mit ihrem zarten Seelentakt ſagte Floreſtine, die ſein Leiden erriet, zu Frau von Strahl.

„Tante, wir wollen in Telesphor's Gegenwart ſo wenig wie möglich von Franz Seraph ſprechen, denn ich glaube, er fühlt ſich ſehr unglücklich durch den Vergleich, den wir etwa ziehen könnten.“

„Du haſt recht, Flore!“ man muß ihn ſchonen.“

Es war alſo wenig von Franz Seraph die Rede und Telesphor beruhigte ſich etwas und ſprach zu ſich ſelbſt: Sie hat eingeſehen, daß ſie mich nicht verſtoßen darf. — Bevor der eine Vetter aus Rom kam, erſchien der andere, Otto von Frankenhauſen aus Deutſchland und Floreſtine hatte lange Geſpräche mit ihm.

„Otto,“ ſagte ſie, „Dein vortrefflicher Vater iſt für Oswald und mich von aufopfernder Liebe, ein treuer Vater geweſen, der uns in jedem ſchweren Augenblick zur Seite geſtanden iſt und viel Mühe und Sorgen unſertwegen gehabt hat. Dafür betrachte ich Dich als meinen Bruder und ſpreche mit Dir ſo einfach wie ich mit Deinem Vater ſprechen würde und bitte Dich, ihm bei Deiner Heimkehr alles mitzuteilen und zu beſprechen. — Du begreifſt, lieber Otto, daß mir nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als möglichſt ſchnell Oswald's Schulden zu tilgen. Es iſt mir unendlich peinlich, ſeinen Namen noch in dieſen weltlich irdiſchen Verwickelungen zu wiſſen, nachdem er ſelbſt frei von ihnen geworden iſt. Nach dem Abkommen, das mit den Gläubigern gemacht wurde, müßte Cronenſtein noch fünf Jahre unter dem Sequeſter liegen. Aber fünf Jahre ſind lang . . . wer weiß, ob ich ſie erlebe, und ich möchte gern vor meinem Tode die Sache in's reine bringen."

„Aber, Flore, warum willſt Du dieſen Kreditoren den Gefallen tun, die Schulden früher zu zahlen, als das Übereinkommen lautet? Es müßten bedeutende Gelder aufgenommen werden, Du müßteſt Dich noch mehr einſchränken und der Beſitz von Cronenſtein oder wenigſtens die freie Verfügung darüber, wäre für Dich in ferne Jahre gerückt."

„Deshalb wünſche ich etwas zu tun, was nicht gut möglich war, ſo lange Oswald lebte, weil uns Gott hätte Kinder geben können. Jetzt weiß ich, daß ich keine Nachkommen haben werde und deshalb will ich Cronenſtein verkaufen und den Makel dieſer häßlichen Schulden von ſeinem lieben Namen, ſeinem teueren Andenken nehmen.“

„Abgeſehen von allen anderen Bedenken, beſte Flore, iſt Cronenſtein ja viel mehr wert als die Schulden betragen und das herrliche Gut wäre Dir dann auf immer verloren!“

„Ich will Dir alſo einen anderen Vorſchlag machen. Otto. Ich betrachte Dich als meinen Bruder und mein Bruder iſt dereinſt mein Erbe. Dir fällt Cronenſtein nach meinem Tode zu; ich möchte es Dir alſo jetzt in der Weiſe verkaufen, daß Du in Jahresfriſt Oswald's Schulden ſämtlich tilgſt — was Du bei dem großen Vermögen Deiner Frau ohne Schwierigkeit kannſt — daß Du mir die Rente fortzahlſt, die ich jetzt beziehe und ein Kapital von 10,000 fl. gibſt, die ich notwendig brauche. Unter dieſen Bedingungen gehört Dir mein liebes Cronenſtein — und wenn ich dann dort zu leben wünſche, iſt es nicht als Herrin, ſondern als Wächterin an der Gruft meiner geliebten Toten.“

„Dich beerben während Du lebſt — nein, liebe Flore, darauf kann ich mich nicht einlaſſen.“

„So verkaufe ich Cronenſtein anderweitig — aber zu meinem allergrößten Schmerz, denn es kann in proteſtantiſche, in jüdiſche Hände fallen Es iſt mein feſter Entſchluß, jetzt, da ich von Vermen, ſo lernt es Alles von ſelbſt. Drum plag' es nicht. Und ſieh was der Junge für einen entſchiedenen Beruf hat! Soldat will er werden und Landmann! König und Vaterland liegen ihm am Herzen .... aber zuerſt die Kälber. O Du Goldſohn Du."

Er bedeckte ſein kleines Geſicht mit vehementen Küſſen, gegen die Fritz ſich ſträubte, zappelte und ſchrie.

„Lieber Friedrich, ſagte Aurora, ich habe Dich ſo oft gebeten die Kinder nicht in dieſer fürchterlichen Art zu küſſen. Sie werden ganz unartig davon, dermaßen iſt es ihnen unbehaglich."

„Was? rief Elsleben, ich ſoll meine Kinder nicht küſſen nach Herzensluſt? Sapperment, wie ſoll ich Ihnen denn meine Liebe ausdrücken? und eine „fürchterliche Art" hätte ich? Warum nicht gar! was das Küſſen betrift, ſo giebts immer nur eine Art, und die iſt ſehr angenehm .... und das werde ich Dir, Miezchen, auf der Stelle beweiſen."

Was war anzufangen mit einem Mann, der alle Dinge von der luſtigen Seite betrachtete, alle Vorkommniſſe auf die leichte Achſel nahm, und den widerſprechenden Mund mit einem Kuß ſchloß. Aurora war zuweilen in heimlicher Verzweiflung über dieſe leichtſinnige gedankenloſe Gutmüthigkeit, denn bindlichkeit für die Zukunft frei bin, die Laſt von Oswald's Schulden nicht mit mir herum zu tragen und mein Haus ſo einfach einzurichten, wie es ſich für eine kinderloſe Witwe geziemt. Doch habe ich den heißen Wunſch, daß Cronenſtein in der Familie bleibe, daß meine Gruft mit meinen Abgeſtorbenen in Ehren gehalten werde und ich dereinſt bei ihnen ruhen möge. Dieſen Entſchluß und dieſen Wunſch weiß ich nur dadurch zu vereinigen, daß Du meinen Vorſchlag annimmſt."

„Und wenn Du ihn bereueteſt? . . . Du biſt ſo jung! Dein Vorſatz Witwe zu bleiben iſt neu" . . .

„Doch nicht! er iſt alt — und ich weiß, daß ich mich bei ſeiner Ausführung auf Gottes Beiſtand verlaſſen kann. In der Beziehung fürchte ich nichts von weiblicher Unbeſtändigkeit, lieber Otto."

„Nur Deinetwegen könnte ich ſie fürchten, beſte Flore. Mich erſchreckt Deine Weltenſagung im erſten Halbjahr Deines Witwenſtandes und bei Deiner Jugend. Halte das meinen vierzig Jahren zu gut! Da überlegt man lange, handelt bedachtſam und erhebt Einwürfe gegen raſche, kühne Entſchlüſſe."

„Das iſt in der Ordnung, lieber Otto . . . aber ich glaube, Du darfſt meinetwegen ruhig ſein."

„Dann muß ich Dir noch eine Bemerkung machen, liebe Flore. Nehme ich Deinen Vorſchlag an, ſo verſteht es ſich, daß Deine Rente beträchtlich erhöht werden muß und daß ich mich, ſo lange Du lebſt, nur als Verwalter von Cronenſtein betrachten werde. Allein ich muß Dir ganz einfach ſagen, daß mir dieſe Erhöhung der Rente in den erſten Jahren nicht möglich ſein wird, weil ich zur Tilgung der Schulden ein beträchtliches Kapital auszahlen muß, deſſen Zinſen mir auf einmal entfallen“ . . . —

„Nun, gut! es bleibt vorderhand wie es iſt und ich werde wieder reich auf meine alten Tage!“ unterbrach Flore lächelnd.

„Vergib mir, Flore, daß ich nichts unwiderruflich übernehme! ich muß mit meinem Vater reden und hören, was er von der Sache denkt.“

„Das tut mir aber ſehr leid, lieber Otto,“ ſagte ſie mit einem Anflug von Verlegenheit; „denn ich will Dir geſtehen, ich hoffte Du würdeſt mir jetzt gleich 10,000 fl. geben, die ich ganz notwendig brauche . . . denn ich . . . habe eine Ehrenſchuld.“

„Ich bitte Dich, beſte Flore, laſſe Dich nicht mit Oswald's Kreditoren ein,“ ſagte Frankenhauſen lebhaft.

„Dies iſt meine Ehrenſchuld, die in keiner Beziehung zu Oswald ſteht,“ entgegnete ſie.

„Dann freilich muß ſie gezahlt werden.“

„Ach, Gott Dank und Dir! guter Otto, ſtelle mir, bitte, die Summe in einem Wechſel auf einen Genfer Bankier aus,“ ſagte Floreſtine erfreut.

„Aber, liebe Flore, mache doch um des Himmels willen künftig keine Schulden!“ ſagte Frankenhauſen beſorgt.

„Sei ruhig, lieber Otto! dieſe Schuld iſt die erſte und die letzte meines Lebens.“

Otto reiſte ab ohne ſich über den Ankauf von Cronenſtein entſchieden zu haben. Als er aber ſeinem Vater ſagte, wie ſehr Floreſtine es wünſche und welchen Eindruck von hinſterbender Zartheit ſie mache, da war der alte Frankenhauſen ſehr dafür und ſagte:

„Sie iſt feſt und entſchieden. Wie ſie ihren Lebensplan gemacht hat, ſo wird ſie ihn durchführen und ſollten ſich auch ſo viel Freier bei ihr einſtellen, wie bei weiland Penelope. Da Du ihr Erbe ſein ſollſt, ſo erfülle ihre Wünſche; nimm ihr die Laſt von Oswald's Schulden vom Herzen, gib ihr eine Rente, wie ſie ihrem Vermögen entſpricht und laſſe ſie und die Tante in alter Weiſe auf Cronenſtein leben bis dereinſt zu ihrem ſeligen Tode.“ —

Ohne es zu beabſichtigen und nur weil es der natürliche Gang der Leidenſchaft iſt, verriet ſich Telesphor mehr und mehr, ſo daß Floreſtine Franz Seraph's Ankunft erſehnte, weil der Augenblick ihr günſtig ſchien für ihr Vorhaben. Auf einem Tiſch im Salon lagen Bücher, die ſie teils las, teils von Telesphor vorleſen ließ, was Frau von Strahl, an ihrem Stickrahmen arbeitend, beſonders gern hatte. Unter den Büchern befanden ſich Petrarca's Sonnette. Da Frau von Strahl nicht italieniſch verſtand, ſo las Telesphor nur ab und an ein oder das andere Sonnett und das Buch kam in keine anderen Hände als in die ſeinen und Floreſtinens. Zufällig nahm ſie es und ſchlug es auf, wo es eingezeichnet war. Da ſah ſie einen ganz feinen Rotſtiftſtrich unter dem Verſe: „Conosco io un amore, che molto brame, ma poco spera e nulla chiede*).“ Raſch und behende löſchte ſie den Strich aus und legte das Buch zurück. Sie war ſicher, daß er ſeinerſeits den Vers wieder leſen und ihre Meinung verſtehen werde; und ſie bat Gott inbrünſtig er möge es gut aufnehmen. Als Telesphor in den Salon kam, ſaß ſie mit Frau von Strahl am Stickrahmen und beide arbeiteten emſig an dem Teppich für die Kirche und ſprachen davon, daß möglicherweiſe Franz Seraph heute kommen könne, denn man war in den erſten Tagen des Mai. Telesphor miſchte ſich nicht in das Geſpräch. Immer dieſer Franz Seraph! dachte er bei ſich ſelbſt und ſetzte ſich an den Büchertiſch. Floreſtine dankte dem Himmel, daß ſie auf ihrem Sitz dem Tiſch den Rücken zuwende und in Geſpräch und Stickerei vertieft ſcheinen könne. Telesphor ſtreckte die Hand nach den Sonnetten aus; aber ſie zitterte und er ließ ſie ſinken. Welche Torheit! ſprach er zu ſich ſelbſt: ſie hat ſchwerlich im Petrarca geleſen, vielleicht gar nicht das Strichlein bemerkt . . . vielleicht es bemerkt ohne es zu beachten . . . vielleicht — o wahnſinnige Vorausſetzung! — vielleicht hat ſie eine Antwort gegeben! — Beſinnungslos mit bebender Hand und pochendem Herzen ergriff er das Buch, das ſich bei dem Zeichen öffnete. Ja! ſie hat geleſen, bemerkt, verſtanden, geantwortet! — — Alles Blut drängte ſich nach ſeinem Herzen.

---

*) „Ich weiß eine Liebe, die viel erſehnt, doch wenig hofft und nichts verlangt.“

„Was fehlt Ihnen, lieber Herzog? Sie ſind leichenblaß!“ rief Frau von Strahl, die eben von der Arbeit auf- und zu ihm herüberblickte.

„Mir iſt nicht wohl!“ ſagte er dumpf, ſtand auf und verließ den Salon und die Villa.

„Nicht wohl? . . . und ſieh' nur mit welchem raſchen Schritt er geht, ja läuft!“ ſagte Frau von Strahl als ſie ihn am Fenſter vorüber dem Tor zueilen ſah.

„Er iſt krank an der Seele, Tante,“ verſetzte Floreſtine.

„Mir ſcheint, daß er in einem ſchweren Kampf zwiſchen Glauben und Unglauben ſich befindet,“ ſagte Frau von Strahl: „man merkt ihm ſeit einiger Zeit eine innere, mühſam unterdrückte Aufregung an, die nicht ſtattfand ſo lange Du krank wareſt. Damals war ſein Geiſt beſchäftigt; jetzt ſtürmen quälende Gedanken auf ihn ein . . . vielleicht Reue . . . und von der Reue zur Buße und zur Bekehrung — das iſt ein ſchwerer Schritt.“

„Wolle Gott, daß er ſich mit dieſen Gedanken beſchäftigte, Tante! Laß uns recht dringend darum beten! — Ich finde er muß ſich wieder an ſeine Fachſtudien machen und ich ſinne, wie ich ihm dies beibringen ſoll ohne in ſeinem leicht verletzten Selbſtgefühl den Verdacht zu wecken, als wären wir ſeiner Geſellſchaft überdrüſſig.“

„Wäre er vernünftig, ſo müßte er ſelbſt an die Fortſetzung ſeiner Studien denken, denn wovon will er leben?“ verſetzte Frau von Strahl. „Doktor Hellmut ſchrieb mir neulich, er wiſſe durch den Medizinalrat, daß Telesphor das väterliche Erbe bis auf ein Geringes verzehrt habe und daß er ſich die paar tauſend Gulden, die ihm aus der Hinterlaſſenſchaft der Mutter zufielen, habe ſchicken laſſen. Er lebt alſo von ſeinem kleinen Kapital und das wird höchſtens ſo weit reichen bis ſein Beruf ihm Brot verſchafft. Die Familie iſt in bangen Sorgen um ihn, ſetzt aber große Hoffnung darauf, daß er hier bei uns iſt und ruhig lebt ohne irgend einen Anſtoß zu geben.“

Ich muß einmal unter vier Augen mit ihm ſprechen, Tante!“ ſagte Foreſtine nach einer Pauſe des Nachdenkens.

„Tue das ſo bald wie möglich, Kind! gewiſſe Geſpräche führt man leichter ohne Zeugen.“

Floreſtinens Arzt kam aus der Stadt, billigte ihre Sommerpläne und erklärte, ſie ſebſt müſſe jetzt ihr Arzt ſein und ſich ſehr ruhig und vorſichtig verhalten; das ſei am zuträglichſten für ihre Geſundheit, die ganz normal ſei — wenigſtens für den Augenblick. Floreſtine war ganz beglückt über dieſe Erklärung, ſagte tauſend Dank und verſprach ſich ſehr zu ſchonen. Am Abend ging Frau von Strahl zur Mai-Andacht in die Stadt; Floreſtine war allein und erſehnte Telesphors Rückkehr. Sie ging im Garten umher um ihre Ungeduld zu zerſtreuen und unwillkürlich wendeten ſich ihre Schritte auf den Weg, der zum Tor führte. Er kam noch immer nicht. Sie ging in den Salon zurück, ließ eine Lampe anzünden und ſetzte ſich zum Leſen nieder. Sie las das bekannte Tagebuch von Eugénie de Guérin, das gerade damals ein ſo ungeheures Aufſehen in Frankreich machte, daß binnen zwei Jahren zehn Auflagen erſchienen — von dieſem einfachen Tagebuch, das nichts enthält als die Gedanken, die eine gläubige Schweſter für ihren ungläubigen Bruder niederſchreibt. In einem Lande, wo ein ſolches Buch einen ſolchen Anklang findet, iſt der Sinn offen für die Aufgabe und die Ideale des Chriſtentums. Floreſtine vergaß bei dem Buch Telesphor und all' ihre Sorgen.

Er kam zurück in einem unbeſchreiblichen Zuſtand von Aufregung. Alſo verwiſcht, ausgelöſcht und vertilgt iſt für ſie das, was in meinem Herzen lebt: bei dem Gedanken blieb er ſtehen, den grub er ſich ins Gemüt ein wie mit Dolchſtichen: ausgelöſcht und vertilgt! Nichts galt er ihr, nichts war er für ſie, er! der ihretwegen bereit geweſen wäre an Gott zu glauben! — Die Fenſter des Salons reichten tief herab; man überſah vom Garten aus das ganze Gemach, das durch die Lampe erleuchtet war. Er blieb in einiger Entfernung ſtehen. Ihr Anblick beſänftigte ihn. Da ſaß ſie in ihrer tiefen Witwentrauer, einſam, ſtill und friedlich. Ihre Stirn lehnte ſich auf die Hand des aufgeſtützten Armes und das geſenkte zarte Profil zeigte in ſeiner gedankenvollen Schönheit ein Gemiſch von Seelenruhe und von geiſtigem Leben. Seltſam! ſprach er zu ſich ſelbſt: ſie ſieht in ihren ſchwarzen Gewändern aus wie eine Ordensfrau aus alten Zeiten . . . wie eine von den großen Benediktinerinnen St. Gertrud oder St. Mechtildis! — O, daß ſie ein Bild wäre, das man verehren könnte . . . und daß ſie nur nicht lebte . . . nicht lebte! — Aber ſie lebte. Sie hörte ſeinen Schritt, erhob ſich, und öffnete die Tür des Salons als er den Vorſaal betrat.

„Da ſind Sie ja!“ ſagte ſie freundlich; „bitte, kommen Sie herein; ich muß einiges mit Ihnen beſprechen.“

Er folgte ihr ſchweigend und ſetzte ſich ihr gegenüber an den Tiſch, auf dem die Lampe ſtand, die mit ihrem gleichmäßigen Licht dieſe beiden ſo verſchiedenen Geſtalten beleuchtete. Floreſtine nahm ihre frühere Stellung wieder ein, nur war ihr geſtütztes Haupt nicht geſenkt, ſondern aufgerichtet und ihr Auge ruhte feſt auf ihm, während er verloren in ihren Anblick war.

„Ich habe Ihnen die gute Nachricht zu geben," hub ſie an, „daß Dr. Croiſy hier geweſen iſt und mich aus der Kur entlaſſen hat. Im Juli werde ich alſo die Villa paisible verlaſſen und nach Gais im Kanton Appenzell gehen um Berg- und Wieſenluft zu genießen und Molken zu trinken; und ſpäter denke ich mein Winterzelt in Südtirol, in Gries oder Meran aufzuſchlagen, wo ich ebenſogut wie hier Trauben eſſen kann und wo mein katholiſches, mein deutſches Herz ſich mehr zu Hauſe fühlt. Bis über ein Jahr werden hoffentlich die Verhältniſſe ſich in einer Weiſe geſtaltet haben, die es mir möglich macht meinen dauernden Wohnſitz in Cronenſtein zu nehmen. So viel von mir. Jetzt kommen Sie an die Reihe," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Wie ſo . . . ich?" fragte er zerſtreut.

„Weil auch Sie eine Zukunft haben, die mir nicht weniger als meine eigene am Herzen liegt."

Er ſah ſie geſpannt an.

„Das kann gar nicht anders ſein!" rief ſie lebhaft: „mein Vater liebte Sie und Sie haben für Oswald ihr Leben gewagt!"

„Was weiter?“ fragte er kalt.

„Ich möchte Ihnen von wahrem Nutzen ſein,“ erwidert ſie bewegt, „und deshalb dürfen Sie mir nicht zürnen, wenn ich als ſchweſterliche Freundin zu Ihnen ſpreche. Es muß eine entſchiedene Wendung in Ihrem Leben eintreten, Teleſphor! Sie müſſen mit der Vergangenheit brechen und mit Gottes Gnade wieder bei dem Zeitpunkt anknüpfen, wo Sie mit dem Entſchluß Gott zu dienen das Vaterhaus verließen. In der Weiſe, wie Sie damals im Sinne hatten, wird es jetzt wohl nicht mehr ſein können; aber man kann es in jedem Stande. Ich verließ zugleich mit Ihnen auch mein Vaterhaus und ich dachte damals Gott weiſe mir meinen Stand als Gattin und Mutter an. Aber in dieſen ſieben Jahren iſt es auch für mich anders geworden und als Witwe habe ich dem lieben Gott zu dienen. Er ſtellt uns immer auf den Weg, deſſen Endziel die ewige Seligkeit iſt, möge der Weg über Blumen oder Dornen gehen. Darum verlieren Sie nicht den Mut! holen Sie nach, was Sie verſäumten! ſchütteln Sie eine gewiſſe Schlaffheit ab, die Ihnen noch anklebt, weil Sie Ihre ſchönen Talente nicht immer in richtiger Weiſe angewendet und manche Kräfte verkehrt gebraucht haben. Machen Sie Reiſen im Intereſſe ihrer Studien; gehen Sie nach Wien, nach Paris — und haben Sie ſich mit Kenntniſſen in Ihrer Wiſſenſchaft bereichert, ſo ſteht Ihrem Beruf ja es war unmöglich ihm bittre Vorwürfe zu machen, und vernünftigen Vorſtellungen lieh er kein Gehör, oder er machte einen Spaß daraus, oder er ſagte: Ja ja! und befolgte ſie nicht. Bei der Erziehung der Kinder machten ſich ihre verſchiedenen Anſichten beſonders fühlbar. Seine Maxime war: „Es findet ſich mit der Zeit Alles von ſelbſt;“ — und die ihre: „Man muß die Kinder zu allem Guten heranbilden.“ Er nannte die ihre: „eine Quälerei der Kinder;“ — und ſie nannte die ſeine: „frevelhafte Verwahrloſung.“ Er ärgerte ſich höchſtens; ſie aber grämte ſich. Sie fand ſich beeinträchtigt in ihrer Pflichterfüllung, in ihrem Beruf, in ihrem Rechte durch einen Mann zu deſſen Urtheil und Einſicht ſie kein Vertrauen hatte. Soll denn mein ganzes inneres Leben wirklich umſonſt dahingelebt werden? ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt mit bitterm Schmerz. Soll ich auf die Entwickelung meiner Kinder ebenſowenig befriedigende Wirkſamkeit üben, als auf die meines Mannes? Soll ich mich darauf beſchränken ſie zur Welt zu bringen, zu ernähren, zu pflegen und zu behüten, wie ich mich bei ihm darauf beſchränken muß ihm treu und ergeben zu ſein und ſeinem Hauſe vorzuſtehen? Soll ich mich in dieſer gleichſam phyſiſchen Sphäre der Zufriedenheit und der Pflichtübung halten, ohne die Befriedie ganze Welt auf und die ſegenreichſte Laufbahn eröffnet ſich vor Ihnen.“

„Und wozu das alles?“ fragte er kalt.

„Damit Sie als ein rechtſchaffener Mann Ihre Pflicht gegen Gott und den Nächſten erfüllen — und glücklich werden!“ ſagte ſie entſchieden.

„Glücklich!“ rief er bitter.

„Glücklich!“ wiederholte ſie ſanft: „in dem Bewußtſein unſere Pflicht zu erfüllen, weil es der Wille Gottes iſt, liegt ein wunderbarer Balſam, der manche Seelenwunde lindert und heilt und der allmählich das Auge des Geiſtes ſo ſtärkt, daß es ſich für die Erkenntnis einer übernatürlichen Ordnung der Dinge öffnet. Wenn wir aber Liebe und Glauben geläutert und geordnet haben — dann beſitzen wir ein hohes, ein ernſtes Glück.“

„Ich habe andere Ideale.“

„Noch immer leere Träume?“ fragte ſie traurig.

„Ideale!“ wiederholte er: „das Glück, das Sie in Gott finden wollen, kann ich nur finden in dem Beſitz eines Weſens, das ſeiner Natur nach meinesgleichen — doch von übernatürlicher Vollkommenheit iſt. Das könnte mich dem Glauben zuführen, mit Gott verſöhnen, mich für jede Tugend und jedes Opfer gewinnen und meinem ganzen Leben die Richtung aufwärts geben. In abſtrakten Vorſtellungen von Glauben, Hoffnung und Liebe, finde ich keine Befriedigung.“

„Das Verlangen nach einem ſchönen häuslichen Glück iſt bei einem jungen Mann ganz in der Ordnung," ſagte Floreſtine lächelnd; — „aber bis Sie Ihrem Ideal begegnen, wenden Sie Ihr Herz der Menſchheit zu . . . der leidenden, der gedrückten, der ſorgenvollen! da können Sie viel Gutes tun — nur müſſen Sie zuerſt ganz entſchieden Fuß gefaßt haben in Ihrer Laufbahn. Deshalb iſt es mein Vorſchlag, jetzt, da wir uns trennen" . . . —

„Uns trennen!" rief er entſetzt: „o nein! ich begleite Sie nach Gais, denn wer weiß, ob Ihnen die feine Bergluft zuſagt."

„Guter Telesphor!" ſagte ſie liebreich, „ich danke Ihnen herzlich. Von dem Augenblick an, da Dr. Croiſy mich aus der Cur entlaſſen hat, brauche ich keinen Arzt mehr. Sie haben ſich ſeit ſechs vollen Monaten ſo ganz mir gewidmet, daß mir der Dank für ein ſo großes Opfer fehlt und daß ich Sie nicht um die Welt veranlaſſen möchte es fortzuſetzen. Ich denke jetzt, da Franz Seraph kommt, bleiben Sie vorderhand mein lieber Gaſt und ſpäter machen Sie einen längeren Aufenthalt in Wien und Paris, wo Ihre alte Freundin Ihnen einen Kredit eröffnen darf, nicht wahr? der Sie in den Stand ſetzt, Ihre Studien mit aller Muße zu treiben."

„Sie ſchicken mich fort . . . und bezahlen mich?" rief Telesphor mit bebenden Lippen und ſeine

Augen glühten wie Kohlen in ſeinem geiſterbleichen Geſicht: „Sie ſchicken mich fort, weil Franz Seraph kommt?“

„Genau das Gegenteil! Sie bleiben mein Gaſt, weil Franz Seraph kommt und weil es mir eine Freude iſt, die lieben Jugendgefährten in dieſen Tagen meiner Trauer bei mir zu ſehen. Und was das bezahlen betrifft, lieber Teleſphor, ſo möchte ich Ihnen Leben für Leben zahlen. Sie konnten Oswalds Leben nicht retten; nun ſo gönnen Sie mir das Glück, daß ich Ihr Leben aus dem Schiffbruch rette und es an ein ſicheres Ufer führe.“

„Wie iſt es möglich, einem Herzen etwas anderes zu bieten, als ein Herz!“ rief er in leidenſchaftlicher Bewegung.

„Ich biete Ihnen das, was ich anzubieten habe: den Dienſt aufrichtiger Freundſchaft und eine treue Seele,“ ſagte ſie immer in demſelben milden, liebevollen Ton, auf welchen ſeine Aufregung nicht den leiſeſten Eindruck von Unruhe machte.

„Ich danke Ihnen! das alles kann ich nicht brauchen!“ verſetzte er ſchneidend: „ja, es iſt mir unbegreiflich, daß eine Frau von Ihrem Geiſt und Ihrem Verſtändnis mir dergleichen anbieten kann, da ſie doch weiß, was mich bewegt.“

„Sie weiß vor allem, was Ihnen notwendig iſt, nämlich: ein feſter Stand- und Ausgangspunkt für die Geſtaltung Ihres inneren und äußeren Lebens. Das innere Leben findet dieſen feſten Punkt im chriſtlichen Offenbarungsglauben; das äußere Leben in der gründlichen Vorbereitung auf eine ehrenvolle Laufbahn. Sie möchte ihnen behilflich ſein, beides zu erlangen.“

„Leben Sie wohl,“ ſagte er und erhob ſich.

„Nein!“ rief Floreſtine lebhaft ihren Sitz verlaſſend, „nicht ſo, nicht jetzt dürfen Sie gehen! Franz Seraph kommt und ſeine treue Freundſchaft wird Ihnen wohl tun.“

„Mir tut auf Erden nichts mehr wohl noch weh . . . und in Ihrem intimen Familienkreiſe iſt der Fremde nur ſtörend.“

„Der Vorwurf trifft mich nicht! wie meinen Bruder behandle ich Sie.“

„Ja, wie einen läſtigen Bettel-Bruder, dem man einen Zehrpfennig reicht und ihn fortſchickt.“

„Sie verleumden ſich und mich! ich biete Ihnen keinen Zehrpfennig, ſondern ein kleines Vermögen an, worüber Sie frei verfügen können; das tut man nicht für einen läſtigen Fremden. Bei meinem Bankier in Genf liegen zehntauſend Gulden zu Ihrer Dispoſition.“

„Leben Sie wohl!“ ſagte er.

„O Telesphor!“ rief ſie ſchmerzlich und vertrat ihm den Weg: „denken Sie an unſere glückliche Jugend in Cronenſtein . . . an meinen Vater, der Sie liebte und ſegnete . . . an Oswald, für den Sie den Tod nicht ſcheuten . . . und weiſen Sie meine wahre Freundſchaft nicht ſo hart zurück!"

„Wozu das Spiel mit Worten und Erinnerungen! das hat keinen Wert für mich. Leben Sie wohl."

„O nein! in dieſer Stimmung dürfen Sie mich nicht verlaſſen!" bat ſie mit aufgehobenen Händen.

„Floreſtine!" ſeufzte er leiſe; aber es war eine ſolche Welt von ſtürmender Leidenſchaft in dem Ton, daß ſie zur Seite trat und gelaſſen ſagte:

„Nun wohlan! ich kann Sie nicht zurückhalten . . . Gott ſei mit Ihnen . . . leben Sie wohl!"

Fort war er — und ſein Schutzengel trauerte.

Wiederſehen.

Franz Seraph hatte die Arbeiten vollendet, die er übernommen hatte und rüſtete ſich zur Reiſe nach Vevay. Seine Werkſtatt enthielt außer dem Engel der Auferſtehung kein Marmorbild mehr. Sie waren ſämtlich abgeliefert und nur die Gypsabgüſſe derſelben ſtanden an den Wänden. Er überflog ſie mit einem wehmütigen Blick und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich habe Euch viel zu verdanken, ihr lieben, ſtillen Bilder, die ihr mich anſchaut wie die Geiſter guter Stunden, in deren Geſellſchaft ich ſchöne Tage und Jahre verlebte. Jetzt iſt Euere Zeit aus und es beginnt, ſo Gott will, eine neue, in welcher es gilt, den ſpröden Ton meiner Seele zu bearbeiten und mich ſelbſt zum Material zu machen, aus dem ich mit manchem ſchweren Hammerſchlag einen großen Gottesgedanken zu bilden habe. -- Eine bekannte Stimme ſagte plötzlich:

„Guten Morgen, Sir.“

Franz Seraph kehrte ſich lebhaft um und rief:

„Grüß' Sie Gott, Sir Robert, was führt Sie nach Rom?“

„Ja, das können Sie mit allem Recht fragen, Sir! . . . Wahrhaftig, den Grund hätte ich nimmermehr geträumt! und ſo wichtig iſt dieſer Grund, Sir, daß ich in der Seaſon London verlaſſen und herreiſen mußte, um das Gutachten des heiligen Vater einzuholen.“

„Wollen Sie päpſtlicher Zuave werden?“

„Ich alter Knabe — Zuave! Nein, Sir! es handelt ſich um meine Roſabel.“

„Miß Roſabella . . . wie geht es ihr?“ fragte Franz Seraph voll warmer Teilnahme.

„Sollen es ſogleich erfahren, Sir! haben Sie Zeit, mich anzuhören? Ja? Nun, dann wollen wir uns ſetzen und ich fange an. Meine Roſabel iſt nicht mehr das Roſenknöſpchen, das Sie hier vor drei Jahren ſahen, Sir; ſie iſt die ſchönſte Roſe im Garten von England und ebenſo gut wie ſie ſchön iſt. Sie hat nur einen Fehler . . . und der iſt gar ſchlimm: ſie iſt eigenſinnig, und mit dieſem ganz unbeugſamen Eigenſinn hat ſie den Entſchluß gefaßt, in's Kloſter zu gehen.“

„Dergleichen geſchicht zuweilen, Sir Robert.“ ſagte Franz Seraph lächelnd.

„Es iſt aber unangenehm, daß es mir geſchieht, Sir. Zuerſt dachte ich, ſie ſchütze es vor, um ſich nicht mit dem Grafen von Glenarvon zu vermählen und ich ſagte ihr, ſie dürfe dreiſt jeden Bewerber ablehnen, der ihr nicht gefalle und brauche ſich deshalb nicht in's Kloſter zu flüchten. Sie antwortete mit höchſter Ruhe:

„Ich will mich nicht in's Kloſter flüchten, lieber Vater, ſondern mit Liebe und Freude in's Kloſter gehen, um mich ganz und gar meinem Heiland zu opfern.“

„Von meinen Gefühlen bei dieſer Rede will ich ſchweigen, Sir. Ich ſagte nur ganz ſanftmütig: Roſabel, das iſt Nonſens. Dann ſchwieg ich, weil mir das Herz weh tat und Roſabel ſchwieg auch. Eines aber muß ich Ihnen ſagen, denn es wird Sie freuen. Mitten in meinem Schreck dachte ich: O wie weiſe hat Herr von Strahl gehandelt, als er durchaus verlangte, Roſabella dürfe keine Silbe von ſeinem Vorhaben erfahren; denn wenn es ihr bekannt geworden wäre, ſo hätte ich jetzt ſicher gedacht: „Aha! weil er Prieſter wird, will ſie Nonne werden! — und das hätte mich gegen Sie aufgebracht, Sir. Jetzt aber iſt es unmöglich, einem direkten oder indirekten Einfluß von Ihrer Seite Roſabella's Entſchluß zuzuſchreiben.“

„Große Entſchlüſſe, wenn ſie mit Beharrlichkeit gepaart ſind, kommen von Gott, Sir Robert — und große Ideen haben eine unberechenbare Macht über reine Seelen. Aber ich bin froh, daß Sie Ihr Wort hielten.“

„Genug, Sir, um die Sache kurz zu faſſen, ſeitdem weiſt Roſabel hartnäckig jede Bewerbung ab — kürzlich den Sohn eines Herzogs! — und ſie iſt doch jetzt zwanzig Jahre alt! Gerade dieſer letzte Freier gefiel mir ſo gut, daß ich etwas ernſt mit ihr ſprach. Ganz vergeblich, Sir! . . . Da ſchlug ich ihr vor, mit mir nach Rom zu reiſen und ihren Beruf vom heiligen Vater prüfen zu laſſen; ſeinem Urteile wolle ich mich unterwerfen. Nach Rom wollte ſie nicht, durchaus nicht; allein ſie ſagte, ich möge dem heiligen Vater die ganze Angelegenheit vortragen; ſie habe die feſte Überzeugung, daß er ſagen werde, ſie müſſe ihrem Beruf folgen und der Vater müſſe ſich darüber freuen — und kurz, ich bin wirklich deshalb hier. Aber ich habe eine Ahnung, Sir, als ob die Frage zu Gunſten Roſabels ſich entſcheiden werde, weil ich bei der Wahrheit bleiben und dem heiligen Vater ſagen muß: ſie iſt bildſchön, engelsgut, einzige Tochter, reiche Erbin, angebetet von ihren Eltern, umſchwärmt von Bewerbern, ſitzt dem Glück im Schoß und will in's Kloſter. Kann er darauf eine andere Antwort geben als: Laſſe ſie gehen! — Oder darf man die Wahrheit etwas verhüllen und z. B. von einer unerwiderten Neigung ſprechen, die ſie in's Kloſter treibe.“

„Das wäre eine Entſtellung der Wahrheit, zu der Sie nicht berechtigt ſind, Sir Robert,“ ſagte Franz Seraph lebhaft.

„Freilich nicht, Sir! Nur einmal ſagte Roſabel, als wir von ihren Freiern ſprachen: Ich habe nur einen einzigen Mann gekannt, den ich hätte lieben können, wenn Gott es ſo gefügt hätte. Da er es aber nicht ſo fügte, habe ich daraus geſchloſſen, es ſei ſein Wille, daß ich nur ihn allein lieben ſolle und dabei fahre ich wohl." — Das ſagte ſie mit dem ſüßen ſtillen Lächeln, das ihr eigen iſt ... ein Lächeln, bei dem ich immer an das Paradies, an Engel, an das Kind Jeſu oder an ſonſt etwas himmliſches denken muß — und das jetzt hinter den Kloſtermauern für mich verſchwinden ſoll! ... Sir! ich muß durchaus fragen: Wie war es möglich, daß Sie meine Roſabel nicht liebten?"

„Sie wiſſen es, Sir Robert! Sie allein auf Erden kennen mein Geheimnis, welches jetzt bald keines mehr ſein wird. Eine andere Antwort kann ich Ihnen nicht geben."

„Sie müſſen Nachſicht mit mir haben, Sir ... Roſabel iſt mir an's Herz gewachſen, wie eine rankende Roſe ſich an ein Gemäuer heranwächſt. Iſt es Gottes Wille, ſo will ich ſie ihm freilich geben, allein ich wünſchte, es wäre ſein Wille, daß ich ſie behielte, daß ſie in der Welt bliebe, ſich gut verheiratete und dadurch glücklich würde und glücklich machte ... wie das bei Millionen ihres Geſchlechts der Fall iſt. Und nun will ſie, juſt ſie, meine einzige Tochter, eine Ausnahme machen. Livia Granford iſt zwar auch in's Kloſter gegangen, aber ihre Mutter hat noch zwei Töchter!

digung meinem eigenthümlichen Streben in irgend einer Richtung genug gethan zu haben? Soll ich in dieſer unvollkommnen Exiſtenz, welche nicht die Hälfte meiner Kräfte verbraucht, ausharren bis zum Ende, immer die Form ſuchen, in welche ich ſie ausprägen mögte, ſie ſcheinbar unter der Hand und in den Nächſten finden, und dennoch nicht zur Ausübung kommen, weil mir überall die Schranke eines Willens oder eines Characters entgegentritt, für den die Unterwerfung mir geboten iſt, und über den ich nichts vermag, weil er gut, redlich und brav, aber völlig ohne ernſte Auffaſſung des Lebens und unſrer Beſtimmung iſt! —

Das Traurige bei dieſer heimlichen und immer wiederkehrenden Klage war, daß ſie nicht ganz Unrecht hatte. So lange der Menſch eine Leere in ſich wahrnimmt, die er glaubt durch ſeine Fähigkeiten ausfüllen zu können, welchen aber durch Verhältniſſe und Umgebung verſagt iſt ſich geltend zu machen: — ſo lange iſt er elend, weil ihn, den dereinſtigen Erben der Vollkommenheit, nichts ſo bedrückt als die Unvollkommenheit. Eine Unruh ergreift ihn, ein Mißbehagen, eine große Traurigkeit. Er zerarbeitet ſich innerlich und kommt nicht vorwärts; er fühlt ſich matt und müde, und kommt nicht zum Ausruhen. Immer meint er etwas ver-

„Wohin iſt Livia Granford gegangen?" fragte Franz Seraph teilnehmend.

„In's Kloſter vom guten Hirten zu Hammerſmith, London . . . und dahin will auch Roſabel, ausdrücklich mit der Bemerkung, ſie wolle in den allerelendeſten Seelen Gott dienen. Stellen Sie ſich dies vor, Sir, von der feinen, reinen, zarten, lichten Roſabella!"

„Deo servire regnare est," entgegnete Franz Seraph tief bewegt: „Livia Granford und Roſabella Balmond ſind Auserwählte, Sir Robert."

„Das ſagen Sie, weil Sie einem ähnlichen Beruf folgen, denn der Prieſter muß ja auch den Seelen dienen, mögen ſie noch ſo ſchlimm, noch ſo armſelig ſein."

„Ich ſage es, weil Chriſtus es geſagt hat, als er denen, welche um des Himmelreichs willen allem irdiſchen entſagten, einen hundertfachen Lohn verhieß."

So ſprachen ſie noch lange miteinander und Franz Seraph ſuchte den betrübten Vater zu tröſten und aufzurichten. Nach einigen Tagen ſtellte ſich Sir Robert wieder bei ihm ein und ſagte, er habe die nachgeſuchte Audienz bei dem heiligen Vater gehabt und dieſer habe ſich über Roſabella's Vorhaben ſo ausgeſprochen, wie ſich das erwarten ließ.

„Ich muß mich alſo in den Willen Gottes ergeben," ſetzte er hinzu: „aber es wird mir furchtbar ſchwer."

„Geduld, Sir Robert! Sie werden anders reden, wenn Sie Ihre Tochter glücklich wiſſen! Sehen Sie, ich reiſe jetzt zu meiner Mutter, um ihr mein Vorhaben anzukündigen und obſchon ich ihr einziges Kind bin, hoffe ich auf ihre volle, freudige Zuſtimmung."

„Es gibt chriſtliche Heldenſeelen, beſonders unter den Frauen und Lady Balmond hat auch etwas von dieſem Heroismus — ja Sir, das weiß ich! aber Rob Balmond von Balmond-Caſtle hat ihn nun einmal nicht und muß handeln, als ob er ihn hätte. Bei St. Georg, eine ſchwere Aufgabe! — Jetzt aber, da wir uns trennen und wahrſcheinlich für's Leben — eine Frage! Geben Sie mir mein Wort des Stillſchweigens über Ihre Abſichten zurück?"

„Nein, Sir Robert!" erwiderte Franz Seraph nach einigem Nachdenken: „wie die Sachen nun einmal ſtehen, ſcheint es mir am beſten, daß ich gleichſam tot für Miß Roſabella ſei. Das Menſchenherz iſt ein wunderliches Ding! es wäre möglich, daß das Opfer Ihrer herrlichen Tochter minder vollkommen ſein würde, wenn ſie meinen Entſchluß erführe; daß ſie einen gewiſſen Troſt darin fände, der nicht unmittelbar von Gott kommt. Dieſen Hauch von Unvollkommenheit wollen wir der ſchönen, reinen Seele erſparen, nicht wahr, Sir Robert? Hätte ſich Miß Roſabella vermählt, ſo hätte ich nichts gegen die Mitteilung eingewendet; aber die Braut Chriſti — und gar dieſe Braut! — muß zart behandelt werden.“

„Das muß ich geſtehen, Sir, Sie ſind zart und hoch genug — und ich werde unverbrüchlich ſchweigen . . . werde nur beiläufig Ihrer erwähnen und ſagen, Sie wären im Begriff geweſen, zu Ihrer Mutter zu reiſen. Und nun, Sir, Gott befohlen! und wenn Sie dereinſt vor dem Altar des Herrn ſtehen und das heilige Meßopfer darbringen, ſo beten Sie für Ihren alten Freund, Rob Balmond, um ein glückſeliges Sterbſtündlein.“

Dem alten Manne ſtanden Tränen in den Augen und mit tiefer Rührung drückte Franz Seraph die ehrliche Hand, die ihm ſo gern ein koſtbares Kleinod anvertraut hätte. So trennten ſie ſich — jeder um ſeinen Kreuzesweg zu betreten, dieſen wunderbaren Weg, der ſo vielfach geſtaltet iſt wie das Menſchenherz. Auf Erden hörten und ſahen ſie nichts mehr von einander.

Franz Seraph reiſte ab, ohne irgend ein Aufſehen zu machen. Er behielt ſein Atelier, ließ ſeine Gypsabgüſſe darin ſtehen und ſagte ſeinen Freunden, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom müſſe er die Luft der Heimat atmen und ſeine Familie wiederſehen. Den Engel der Auferſtehung ſchickte er nach Cronenſtein, während er nach Vevay reiſte. Alles in ihm war ruhig, überlegt und geordnet, durchleuchtet von heiliger Liebe und von himmliſchen Hoffnungen. So langte er an und die Villa paisible beherbergte drei friedlich glückliche Menſchen — glücklich wie jene ſind, die Gott über alles lieben. Telesphor, der friedenloſe, war nicht mehr da.

An dem Abend ſeines letzten Geſprächs mit Floreſtine kam Frau von Strahl erſt um neun Uhr mit der Kammerfrau aus der Stadt zurück. Telesphor hatte ſich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen und war nicht zum Tee erſchienen. Gleich darauf brach ein heftiges Gewitter aus, welches während der halben Nacht tobte und die Bewohnerinnen der Villa verhinderte, die Ruhe zu ſuchen. Das geſchah erſt gegen Morgen. Als nun im Hauſe alles ſchlief und in der Natur alles ſtill war, öffnete ſich leiſe eine Zimmertür, ging ein vorſichtiger Schritt unhörbar die mit einem Teppich belegte Stiege hinab, öffnete eine Hand geräuſchlos die Haustür — und Telesphor ſtand im Freien mit ſeinem Koffer auf der Schulter. Der Morgenwind ſtrich über das balſamiſche junge Laub der Kaſtanienbäume, durch die duftenden Gebüſche von Jasmin und Cytiſus, über die erfriſchte, von Frühlingskräften geſchwellte Erde — eine Nachtigall flötete das Lied der ſehnſüchtigen Liebe — eine Lerche ſtieg auf und ſang das Lied der Liebe, die den Himmel ſucht. Er ſah und hörte von dem allen ſo wenig, als ob ein Sibirien ihn umgeben hätte und ging dem Tor zu. Als der Weg eine Krümmung machte, welche bei dem nächſten Schritt das Haus dem Blick entzog, blieb er ſtehen und ſchaute zurück. Alle Fenſter waren feſt geſchloſſen; nichts regte ſich; niemand ahnte ſeine Flucht. Auf Floreſtinens Fenſter heftete ſich ſtarr ſein Auge; ihm war als müſſe ſie davon erwachen; aber ſie erwachte nicht! Da raffte er ſich auf wie mit brechendem Herzen und ſprach tonlos: Lebewohl, du alles, was ich geliebt habe. Er ging weiter, öffnete vorſichtig das Tor, damit die Glocke nicht allzu laut erſchalle und ſchlug mit ſeinem Koffer — einer leichten Laſt! — den Weg zum Eiſenbahnhof ein.

Als Floreſtine zur gewohnten Stunde ihrem Kammermädchen ſchellte, trat dieſes ganz verſtört ein und meldete, der Herr Doktor ſei über Nacht verſchwunden, ſein Zimmer ſei leer als habe nie ein Menſch es bewohnt und vor einer Stunde ſei ein Knabe gekommen, der den Haus- und den Torſchlüſſel überbracht habe.

„Wer weiß, welche Nachricht den Doktor zu dieſer ſchleunigen Abreiſe beſtimmt hat" — ſagte Floreſtine mit äußerer Ruhe; aber der Gedanke zerriß ihr Herz, daß ſie ihn hinausgetrieben habe in die wilde Gewitternacht und als ſie mit Frau von Strahl allein war und dieſe nach dem Schlüſſel des Rätſels fragte, verhehlte Floreſtine ihr nichts.

Zum erſten Mal in ihrem Leben billigte die Tante nicht das Benehmen der Nichte.

„Was ſchadete Dir dieſe ſtille huldigende Liebe? ſie machte ihn glücklich; Du hätteſt ihn durch ſie für Gott und den Glauben gewonnen und war das einmal geſchehen, ſo gab er ſie von ſelbſt auf.“

„Das ſind willkürliche Annahmen, Tante! ſie machte ihn nicht glücklich, denn das wird man nicht durch unerfüllbare Wünſche — und wenn ich ſie mir gefallen ließ, hätte ſie ihn wahrſcheinlich mehr zu mir als zu Gott hingezogen. Ich will aber nichts von einer Liebe wiſſen, die ich nicht erwidern kann.“

„Da dachte die heilige Thereſa ganz anders wie Du! Sie gab ſich die größte Mühe um die Liebe eines Mannes an ſich zu feſſeln, und ihn dadurch von einer böſen Leidenſchaft ab- und zu Gott hinzuziehen, was ihr denn auch vollſtändig gelang.“

„Die heilige Thereſa hatte für ihre Handlungen einzuſtehen und ich für die meinen,“ ſagte Floreſtine gelaſſen. „Da ihr das Wagſtück gelang, wird Gott ihr beigeſtanden haben. Für mich aber ſind ſolche Dinge viel zu hoch. Ich muß mich darauf beſchränken, den ganz gewöhnlichen geraden Weg zu gehen und alles zu meiden, was wie Falſchheit ausſieht. Ich kann nicht aus Liebe zu Gott mit dem wunden Herzen eines Menſchen ſpielen und Hoffnungen in ihm anregen, von denen ich weiß, daß ich ſie nicht erfüllen werde."

„Nun zieht er fort ins Elend . . . leiblich und geiſtig! geht vielleicht auf ewig zu Grunde, weil Du nicht verſtanden haſt ihn richtig zu behandeln."

„Es kann ſein, daß ich es nicht verſtanden habe," erwiderte Floreſtine ſanftmütig: „aber mein Gewiſſen war meine Richtſchnur und das klagt mich nicht an, obgleich mich dieſe Wendung der Dinge namenlos ſchmerzt. Habe ich gefehlt, ſo war es aus Mangel an Erfahrung. Lügen kann ich nicht."

„Es wäre keine Lüge, ſondern nur milde Duldung geweſen."

„Nein, Tante! in dieſem Fall wäre es zweideutig, wäre es falſch geweſen. Eine Liebe muß man ehrlich annehmen oder entſchieden zurückweiſen."

„Du biſt gar zu ehrlich, Flore! man muß die Menſchen zuweilen durch eine kleine unſchuldige Liſt zu ihrem Glück führen."

„Das gebe ich gern zu . . . nur muß die Liſt auch wirklich unſchuldig ſein und nicht die Gefahr mit ſich bringen, zwei Seelen ins Verderben zu ſtürzen."

„Zwei Seelen ins Verderben? wo ſiehſt Du das? ich faſſe nur die Rettung einer Seele ins Auge."

„Sobald ich nicht mehr auf dem geraden Wege bin, kann ich auf ſchlimme Abwege geraten und meiner und Teleſphor's Seele furchtbar ſchaden".

„Aber Flore, welch ein Gedanke!" unterbrach Frau von Strahl: „ſo etwas iſt freilich der heiligen Thereſa nicht eingefallen!"

„Daraus kannſt Du den Unterſchied zwiſchen der Heiligen und Deiner armſeligen Nichte ganz deutlich erkennen, Täntchen." ſagte Floreſtine lieblich: „ſie handelte in einem bedenklichen Fall nach einer höheren Eingebung und ich nach meinem Gewiſſen. Du darfſt nicht einem elenden Menſchenkind die Handlungsweiſe einer Heiligen zumuten und um ſo weniger, als die heilige Thereſa ſelbſt ihr eigenes Verfahren ſcharf tadelt."

„Nun, eines ſteht feſt und zwar die Hauptſache: Teleſphor iſt für den Glauben verloren!"

„Nein, Tante, das ſteht gar nicht feſt! das nehme ich durchaus nicht an! Liebt er mich und war es der Zweck dieſer Liebe ihn zu retten — nun, ſo wird ſie ihn retten, nur nicht in menſchlicher Weiſe. Der barmherzige Gott wird ſie zu benutzen wiſſen. Mit meinem Herzen konnte ich Teleſphor nicht retten; vielleicht kann ich es mit meiner Seele."

„Ein ſolcher Einfluß ſieht Teleſphors Antecedentien gar nicht ähnlich! Mißgeſchick drückt ihn immer tiefer herab."

Floreſtine ſchwieg. Sie war feſt überzeugt das Rechte getan zu haben und weil ſie es war, ſah ſie über die nächſte traurige Folge hinweg und hoffte, Gottes Barmherzigkeit werde das dünne goldene Fädchen dieſer Liebe benutzen, um damit Teleſphor an den Himmel zu binden. O mein Gott, ſeufzte ſie, ich wollte ſein Leben hienieden erleichtern und lichten: er ſtieß meinen guten Willen zurück. Jetzt, mein Gott, will ich nichts weiter als ihn retten für's ewige Leben. Jetzt nimm Du in Gnaden meinen guten Willen und das Wenige, was ich noch zu opfern habe, für ihn an. Aber ihn lieben . . . irdiſch und menſchlich ihn lieben . . . das kann ich nicht — und könnte ich es, ſo würde ich es nicht wollen.

Einen Tag ſpäter traf Franz Seraph ein. Nach fünf Jahren ſahen dieſe drei Menſchen ſich wieder. Was lag nicht alles in dieſen fünf Jahren! welche Sorgen und Gebete der Mutter! welche Arbeiten, Kämpfe und Siege des Sohnes! welch ein zertrümmertes Leben für Floreſtine. Aber umſomehr war es eine namenloſe Freude wieder beiſammen zu ſein mit dem alten Herzen, über welchem der Wechſel und Wandel ſpurlos dahingegangen war. Einen höheren Schwung nahm dieſe Freude, als Franz Seraph ſeinen Entſchluß ausſprach ſich dem geiſtlichen Stande widmen zu wollen. Im erſten Augenblick erſchrak Frau von Strahl und es tat ihr leid, den Sohn von ſeiner

Künſtlerlaufbahn zurücktreten und die Frucht verlieren zu ſehen, für die er ſo manches Jahr gearbeitet hatte; — leid, daß er verzichten wolle auf einen berühmten Namen, eine ſchöne Tätigkeit, eine freie Stellung, eine glückverheißende Zukunft. Sie fragte beſorgt:

„Woher dieſer plötzliche, gewaltige Entſchluß?“

„O liebe Mutter, er iſt mir nicht plötzlich gekommen,“ verſetzte Franz Seraph lächelnd: „er arbeitete in mir von dem Moment an, da ich Cronenſtein verließ. Ununterbrochen hörte ich eine Stimme mich fragen: Gibt es nichts höheres zu tun, als den Ton zu kneten? — Dann aber machte mich Telesphors Schickſal gewaltig ſtutzen. Konnte er ſich ſo täuſchen oder vielmehr ſo irr machen laſſen, ſo war Vorſicht und Selbſtprüfung nötig. Ich wollte wiſſen, ob ich die Berührung mit der Welt und mit dem Schönen und mit den Freuden, die ſie bietet, ertragen könne ohne nach ihnen zu verlangen; ob der Wille, der zur Entſagung antreibt, mächtiger ſei als der Wille, der zum Genuß und Beſitz der Welt hindrängt. Mit dieſer feſten Abſicht ging ich nach Rom und ich legte mir zugleich das Opfer auf, fünf Jahre fern von der Heimat und meinen Lieben zu bleiben um mich innerlich recht frei zu halten. Mit Gottes Gnade beſtand ich die Prüfung und ich denke jetzt in Innsbruck Theologie zu ſtudieren und in den Klerus unſerer Diözeſe einzutreten. Du ſiehſt, ſäumt oder noch nicht verſucht oder nicht verſtanden zu haben, das muß er nachholen! damit wird es ihm gelingen! Aber es gelingt nicht und die Leere bleibt. Wer nicht die Ueberwindung hat ſie ins Auge zu faſſen und mit lauter feſter Stimme zu ſich ſelbſt zu ſagen: Sie bleibt und wird immer bleiben, denn ſie iſt eine Bedingung alles menſchlichen Daſeins! — der wird auch in ſeinem Elend verbleiben. Spricht er aber jenes Wort mit gelaſſener Ueberzeugung, ſo iſt gleichſam der Bann gebrochen in welchem finſtre Dämonen ihn hielten, und das Auge, das wie durch unheimliche Gewalt auf die Nachtſeite des Geſchicks gerichtet war, wendet ſich erlöst der Lichtſeite zu und erkennt, daß, was das Leben auch verſagen möge, dennoch durch das Leben ſelbſt eine wundervolle, unerſchöpfliche Gabe geſpendet ſei: der unſterbliche Geiſt den wir beherbergen und in die Heimat führen ſollen auf Wegen, die wir uns nicht breit und bequem ſelbſt anlegen dürfen, ſondern die Gott für uns auserwählt.

Dieſe Leere oder dieſer Mangel war nicht aus Aurorens Exiſtenz hinweg zu leugnen, und das iſt immer ſchmerzlich für den, welchen es trift; aber ſtatt ſich darüber zu faſſen und zu ſammeln, wollte ſie Fülle erzwingen, und gerieth dadurch immer mehr aus dem Gleichgewicht. Da Mangel an Bildung liebe Mutter, von Übereilung iſt gar keine Rede und auch nicht von Wankelmut. Das Schöne war von Kindheit an meine Liebe und mein Ziel. Ich gehe nur einen Schritt höher hinauf -- dem Schönſten zu.“

Frau von Strahl umarmte ſprachlos vor tiefer Bewegung ihren Sohn, während Floreſtine frohlockte.

„O der gebenedeite Schritt! er möge Dir und uns allen Segen bringen. O Franz Seraph, Deine Primiz feierſt Du in der Pfarrkirche von X. nicht wahr? . . . aber die zweite Meſſe wirſt Du in unſerer Kapelle leſen. Bis dahin ſind mit Gottes Hilfe die Verhältniſſe von Cronenſtein geordnet . . . dann bleiben wir dort zuſammen wie in den Tagen unſerer Jugend — nur ganz anders! aber immer ſo wie Gott es will.

Ihre Stimme brach in Tränen und ganz erſchöpft lehnte ſie ſich zurück.

„Ich kann große Freude nicht ertragen; ſie iſt mir fremd geworden,“ ſetzte ſie wehmütig hinzu.

Franz Seraph fand ihr Ausſehen beängſtigend. Ihr Auge war ſo ungewöhnlich groß und glänzend und lag ſo tief hinter den langen Wimpern; ihre Haltung war ſo müde und ihr Huſten ſo beklemmend. Er äußerte es gegen ſeine Mutter; aber dieſer ging es wie gar vielen Perſonen, welche liebe Kranke pflegen: teils gewöhnen ſie ſich an deren Zuſtand, teils täuſchen ſie ſich über ihn. Frau von Strahl erwiderte:

„Ja, ſie iſt noch recht ſchwach — aber rieſenſtark im Vergleich zu dem Zuſtand, in welchem ſie ſich während des ganzen Winters befand. Bald ſchien ihr leibliches und bald ihr geiſtiges Leben zu erlöſchen; das wechſelte ab, monatelang! Jetzt iſt ihr Nervenſyſtem freilich ſehr angegriffen und die traurige Begebenheit mit Telesphor hat ſie bedeutend zurückgeworfen. Sie befand ſich ſchon viel beſſer. Allein ſie iſt jung . . . ſie wird geneſen und ich hoffe viel von der Molkenkur in Gais.“

„Gott gebe es,“ ſagte Franz Seraph und ließ ſich von der Mutter ganz genau Floreſtinens Verhältniſſe auseinanderſetzen und alles erzählen, was Telesphor betraf, damit er im Geſpräch jede Äußerung meide, welche Floreſtine betrüben könne. Sie ſelbſt ſprach mit ihm ganz einfach über Telesphor und fragte, ob man nicht Schritte tun könne um ſeinen Aufenthaltsort zu erfahren. Franz Seraph ſagte, man könne ſich auf dem Paßbureau in Genf erkundigen und er ſei gern bereit es zu tun. Er fuhr wirklich nach Genf hinüber und brachte die Antwort zurück, Telesphor habe ſeinen Paß nach Turin ausſtellen laſſen.

„Gott im Himmel! er geht zu Garibaldi!“ rief Frau von Strahl.

„Ich glaube nicht, daß er ſich dazu phyſiſch kräftig genug fühlt,“ ſagte Floreſtine.

„Juſt deshalb geht er hin! das Leben iſt ihm eine Laſt — er ſucht ſie abzuſchütteln.“

„O liebe Tante, wie weh tuſt Du mir!“ ſagte die arme Floreſtine.

„Nein, nein!“ rief Franz Seraph begütigend, „man darf nicht ſo raſch die äußerſten Exceſſe der Verkehrtheit annehmen. So lange ein ſchwer Kranker noch atmet, hoffen wir auf ſeine Geneſung. Warum wollten wir ſo grauſam gegen uns ſelbſt und ſo verzagt an der göttlichen Barmherzigkeit ſein und weniger Hoffnung für einen Seelenkranken haben?“

Allmählich ließ ſich Frau von Strahl zu der Anſicht ihres Sohnes bekehren, ſo daß Floreſtine den Troſt hatte dieſen Punkt zwiſchen ihr und der Tante ausgeglichen zu ſehen; aber in ihrer Seele blieb die Sorge um Telesphor ein ſtechender Schmerz, den ſie unabläſſig dem lieben Gott klagte und ihn anflehte, den armen Verirrten zu retten. Der Gedanke, ihr Benehmen habe ihn zur letzten Verzweiflung getrieben, ihn, dem ſie ſo viel Dank ſchuldete, ihn, den ſie durch ein anderes Benehmen vielleicht auf einen beſſeren Weg geführt hätte, war zuweilen eine ſolche Marter für ſie, daß ſie vor Gott weinte: Laß mich leiden, laß mich ſterben, . . . aber rette ſeine Seele! . . . ich bin bereit, mich ganz für ihn aufzuopfern . . . doch gegen mein Gewiſſen kann ich nicht handeln . . . falſch ſein kann ich nicht und wenn tauſend Seelen auf dem Spiel ſtänden.

Franz Seraph wünſchte in die Heimat zu gehen, um ſeine Verwandten zu beſuchen und ſeinen Engel der Auferſtehung in der Kapelle zu Cronenſtein aufzuſtellen. Floreſtine drang darauf, daß Frau von Strahl ihn begleite.

„Nach ſo langer Trennung müſſen Mutter und Sohn beiſammen bleiben," ſagte ſie lieblich.

„Und Du?" fragte Franz Seraph traurig.

„O ich! . . . von mir iſt nicht die Rede!"

„O doch! und ſehr! . . . Willſt Du nicht mitgehen?"

Ein nervöſes Zittern überfiel ſie ſo heftig, daß Franz Seraph erſchreckt ihre Hand ergriff.

„Du ſiehſt, wie ſchwach ich noch bin," ſagte ſie mühſam: „ſchwach iſt das Herz und ſchwach der Leib. Die Vorſtellung überwältigt mich, daß ich nichts auf Cronenſtein finde, als ein weites Grab, worin Vater, Mutter, Mann und Söhne ruhen — daß ich ganz einſam auf der weiten Welt bin — ja, daß ich heimatlos auf der Welt bin, denn in dieſem Augenblick iſt Cronenſtein nicht mein! . . . Ich werde mich faſſen, mich nach und nach an das alles gewöhnen — ich werde vielleicht dermaleinſt recht zufrieden und ruhig auf Cronenſtein leben. Aber jetzt kann ich nicht hingehen. Dieſe gräßlichen Geldverwickelungen müſſen erſt vollkommen gelöſt ſein, denn ſo lange dieſer Alp auf meiner wunden Bruſt und meinem blutenden Herzen liegt, kann ich in der Heimat weder frei aufatmen, noch frei die Augen aufſchlagen.“

„Liebe Flore!“ unterbrach er bittend.

„Das verſtehſt Du nicht, Franz Seraph! zum Glück nicht!“ ſagte ſie lebhaft: „Du weißt nicht, was das iſt, auf einem geliebten Andenken dieſen Makel ungetilgt zu wiſſen! — Ich alſo gehe nicht mit Dir; aber Deine Mutter muß mit Dir gehen! ſie muß ſich erholen von dem ſchweren Winter, den ſie bei mir gehabt hat. Ich kann jetzt exiſtieren ohne ihre treue Pflege . . . und muß lernen fortan auf eigenen Füßen zu ſtehen,“ ſetzte ſie mit wehmütigem Lächeln hinzu.

„Mit Dir iſt nicht zu ſtreiten, denn Du haſt immer recht,“ erwiderte Franz Seraph. —

Im Juni, als die Hitze am Genfer See ſchon läſtig wurde, verödete die Villa paisible, deren Bewohner an die kühleren Ufer des Vierwaldſtätter See’s ſich begaben. Von dort ging Franz Seraph mit ſeiner Mutter nach Deutſchland, und Floreſtine ließ ſich in einer der dortigen Penſionen nieder, wie das in der Schweiz üblich iſt. Nun war ſie zum erſten Mal in ihrem Leben ganz allein, ohne Schutz, ohne Geſellſchaft, zwiſchen lauter Fremden. Das iſt eine gute Vorſchule für meine Zukunft! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Gott allein iſt meine Zuflucht und mein Helfer.

Und Telesphor — wo war er? — Er war in Wien. Er ließ ſich als Mitarbeiter an einem Tageblatt anſtellen, welches durch ſeinen Haß gegen die katholiſche Kirche berüchtigt iſt — und in dieſem Sinn ſchrieb er. Er haßte die Kirche, weil Floreſtine deren treue Tochter war. Früher hatte er ſie gehaßt, weil er ihr treuloſer Sohn war. Dann, wie auf einen Rauſch matte Ernüchterung folgt, war die Glut des Haſſes in tote Aſche der Gleichgiltigkeit übergegangen und ſein erſtorbenes Herz haßte und liebte nichts mehr. Als es aber zu dieſem neuen Gefühl für Floreſtine erwachte, da regte ſich auch wieder ſeine alte gewaltige Leidenſchaftlichkeit und das, was ihn auf ſeine Weiſe nicht glücklich machen konnte, machte ihn namenlos elend. Seine Verirrungen entſprangen wie bei den meiſten Menſchen, nicht aus Mangel an Erkenntnis des Rechten, ſondern aus Mangel an Willen das Rechte zu tun und nur in Folge der ſittlichen Schwäche verlor er die klare Einſicht und das richtige Urteil. Aber in ſeinem Geiſt, der urſprünglich den höchſten Gedanken zugewendet und auf dem lichteſten Gebiet der Intelligenz zuhauſe war, blieb ein beſtändiger leiſer Widerſpruch gegen die Theorien ſeiner Leidenſchaft und nur gewaltſam ließ er ſich zu ihrem Dienſt herabzwingen. Dieſer unbotmäßige Geiſt verſagte einſt ſeine Mitwirkung, als Telesphor für Liſa Rink ſchreiben wollte. Jetzt fand dieſer

Geiſt keine Logik darin, daß die katholiſche Kirche zu haſſen ſei, weil eine katholiſche Frau eine Liebe zurückgewieſen habe. Allein der wütende Haß des Herzens ſollte nun einmal jetzt ebenſo ſeinen Ausdruck finden, wie früher deſſen raſende Liebe — und ſo griff Telesphor wieder zu demſelben Mittel: er ſchrieb des nachts und bei der Champagnerflaſche. Seine Artikel waren ſo wie das Blatt ſie brauchte: frech, höhniſch, jede edle Überzeugung, folglich vor allen Dingen den katholiſchen Glauben herabwürdigend und alles verzerrend, was irgendwie mit der katholiſchen Kirche zuſammenhing. Seine Artikel wurden ein Hochgenuß für die Gäſte der Kaffeehäuſer und ein Licht des Fortſchritts, dem alle fortgeſchrittenen Leutnants, alle verkommenen Literaten und praxisloſe Advokaten feurigen Beifall ſchenkten. Seine Artikel wurden auch gut honoriert, ſo daß der Champagner nicht ausging.

Das war Telesphor's Leben in Wien. An Studien, Wiſſenſchaft, Laufbahn dachte er nicht mehr. Zuweilen dachte er an etwas, das er gern mit glühender Kohle aus ſeinem Gedächtnis herausgebrannt hätte. Er dachte an jene Skizze von Franz Seraph, auf welcher die unſeligen Kinder des Abgrunds ſich von dem ſeligen Geiſt abwenden, der an ihnen vorüberſchwebt. —

Seine Verwandten in X. wußten gar nichts von ihm. Er hatte ſeinen ohnehin ſpärlichen

Briefwechſel mit Rabener abgebrochen, ſeitdem er ſich ſein kleines Erbteil zuſenden ließ. Als Frau von Strahl mit Franz Seraph nach Cronenſtein kam, wo der Engel der Auferſtehung aufgeſtellt werden ſollte, eilten Telesphor's Schweſtern zu ihr um Auskunft über den Bruder zu haben. Frau von Strahl konnte nur ſagen, daß er ſich bei Oswald's Tod und nach demſelben mit aufopfernder Hingebung Floreſtinen gewidmet habe; nach deren Geneſung aber urplötzlich verſchwunden und verſchollen ſei; denn die Nachforſchungen hätten keine andere Nachricht gebracht, als daß er ſich nach Italien gewendet habe.

Die Schweſtern beſprachen untereinander ſein trauriges Schickſal.

„Ohne Glauben irrt er nun in der böſen Welt umher!“ ſeufzte Afra.

„Ohne Zweck und Beſchäftigung muß er auf Abwege geraten, ſagte die Doktorin Hellmut.

„Ohne Geld muß er vor allen Dingen verhungern!“ rief Agathe: „ſein Studentenleben iſt mit der väterlichen Erbſchaft fertig geworden; ſein Vagabundenleben wird ſehr bald die paar Gulden der guten Mutter verſchlungen haben.“

„Die Gräfin kann ja für ihn ſorgen,“ meinte Franziska: „das iſt doch das Geringſte, was ſie tun kann, da er ſich ihr ganz gewidmet hat.“

„Sie wird ohne Zweifel tun, was ſich gebührt,“

ſagte die Doktorin: „aber lebenslänglich für Teles zu ſorgen — dieſe Verpflichtung hat ſie nicht."

„Sie könnte das auch gar nicht, die gute Gräfin, da ſie ſich noch manches Jahr mit einer ſehr beſcheidenen Rente behelfen muß," ſetzte Agathe hinzu.

„Ja, die Männer!" rief Franziska ergrimmt. „Ungeheuer ſind es — das behaupte ich! Dieſer Teles! ganz X. ſtarrt ihn an wie ein Weltwunder von Klugheit und Tugend zwanzig Jahre lang. Dann vergafft er ſich in eine Komödiantin und in diverſe andere Weiber — und wird ein ausgemachter Vagabund! Vielleicht hat er ſich auch in die Gräfin vergafft! . . . die Frechheit ſieht ihm ganz ähnlich. Dieſer Graf Lauingen — auch ein Ungeheuer, ein Verſchwender, ein Spieler, bringt ſeine Frau an den Bettelſtab und den Grabesrand und galt auch für muſterhaft! Wie mögen die erſt ſein, die nicht für muſterhaft und Tugendſpiegel gelten!"

„Dies ſind freilich zwei traurige Fälle," ſagte die ſanftmütige Doktorin, „aber es gibt auch ſehr brave Männer."

„Wie z. B. der Sohn der Frau Majorin," ergänzte Agathe: „man ſagt, er wolle geiſtlich werden."

„Herr von Strahl! . . . der intereſſante Mann, mit den ſchönen, ſchwärmeriſchen Künſtleraugen — geiſtlich!" ſagte Franziska ſtarr vor Erſtaunen:

„Nun, das überſteigt denn doch alle Begriffe! wer hätte hinter ſeiner edeln Stirn dieſe Borniertheit geſucht! aber es iſt nun einmal ſo: das Männergeſchlecht zerfällt in zwei Klaſſen, in die der Ungeheuer und in die der Dummköpfe."

Die Schweſtern waren an ihre Art gewöhnt und ließen ſie reden, teils weil ſie als unverbeſſerlich ſie betrachteten, teils weil ſie Mitleid mit ihr hatten, denn Franziſka lebte in einer ſehr unglücklichen Ehe, die ihr Gemüt mehr und mehr verbitterte und die für ganz X. kein Geheimnis war. Als die Schweſtern ſich getrennt hatten ſagte Afra zu Agathe:

„Iſt es denn wirklich wahr, daß Rabener die Bürgermeiſterin nach Amerika begleitet?"

„Gott gebe, daß es nicht der Fall ſei!" verſetzte Agathe: „wir haben genug des Skandals in unſerer Familie an Teles!"

„Die arme Fränz!" ſeufzte Afra.

„Sie hat ſich ihre Rute ſelbſt gebunden," ſagte Agathe. — —

Die Frau Bürgermeiſterin in ſchwarzen Moire antique gekleidet, obwohl es hoher Sommer und zehn Uhr vormittags war, rauſchte wie eine Gewitterwolke in den Laden hinein, wo ihr friedfertiger Gatte ſoeben die vortreffliche Qualität ſeines Honigs und deſſen übermäßige Billigkeit vor einigen zweifelſüchtigen Kunden pries. Mit gänzlicher Nichtachtung dieſer für einen Kaufmann ſo

BIBL. VNIVERS. LIPS.

in ihrem Gatten die Qual ihres Lebens ausmachte, ſo beſchloß ſie die Menſchen zu bilden ſo weit ſie ihrer habhaft werden konnte um Andern dies Leid zu erſparen. Mit ihrer Schule fing ſie an, und entzweite ſich dabei dermaßen mit ihrem Prediger, der ein alter und am Alten hängender Mann war, daß dieſer an Elsleben erklärte, er dürfe die Neuerungen nicht dulden, die ſie mit dem Schulmeiſter verabredet habe, denn ſie wolle den Catechismus reformiren worin die Kinder leſen lernten, und das zu geſtatten ſei wider ſeine Amtspflicht. Elsleben, ſtarr vor Erſtaunen über ein ſolches Unternehmen, beruhigte den alten aufgeregten Mann aufs Beſte mit dem Verſprechen ſeine Autorität geltend zu machen, und ſtürzte zu ſeiner Frau mit heftigen Fragen und Vorwürfen.

„Was fällt Dir denn ein! rief er. Man lehrt ja nicht nach Gutdünken in den Schulen, ſondern nach einem allgemeinen Schulplan, der in unſrer ganzen Provinz gilt und auf Autoriſation der Regierung eingeführt iſt. Man kann und darf dergleichen ja nicht über den Haufen werfen!“

„Lieber Friedrich, entgegnete Aurore, ich würde eine Umarbeitung des Catechismus zum Gebrauch der Schulkinder für ſehr zweckmäßig halten, habe ſie mir jedoch nicht zugetraut, ſondern nur dem wichtigen Geſchöpfe, rauſchte die Frau Bürgermeiſter in's Ladenzimmer hinein, wendete ſich auf der Türſchwelle um und rief majeſtätiſch:

„Mann!“

Ohne ſeine Antwort abzuwarten, verſchwand ſie. Er hatte freilich geſagt: „Gleich, Bärbele, gleich!“ indeſſen fertigte er doch noch ein halbes Dutzend Kunden ab, bevor er vor ſeiner Gattin erſchien. Mürriſch wie immer, wenn er wegen eines Zwiegeſprächs mit ihr ſeinen Laden verlaſſen mußte, blieb er vor ihr ſtehen und fragte kurz:

„Was gibt's neues?“

„Nichts neues,“ erwiderte ſie mit hoher Miene: „ich will Dir nur meinen wohlüberlegten unerſchütterlichen Entſchluß mitteilen. Weigerſt Du Dich noch immer, nach Newyork zu gehen und die Erbſchaft meines Bruders in Empfang zu nehmen?“

„Gegen den Empfang der Erbſchaft, Bärbele weigere ich mich gar nicht; gegen die Reiſe ganz entſchieden, denn ſie iſt nicht notwendig. Vinzenz Guldman iſt tot, ſeine Frau iſt tot, ſein Bübchen iſt tot. Die Cholera hat ſie alle drei an einem Tage mitgenommen. Deine Schweſter iſt auch in der Ewigkeit; Du biſt alſo ganz unbeſtritten die einzige Erbin. Da gibt es keine Schwierigkeiten, keine Verwickelungen. Die Gerichte hüben und drüben beſorgen die Sache ganz ſchön. Weshalb ſoll ich mein Amt und mein Geſchäft im Stich laſſen und auf dem Meer mein Leben wagen? Nein, Bärbe! das tue ich abſolut nicht.“

„So werde ich es tun! ich will nicht die Hälfte der Erbſchaft in den Klauen der Rabuliſten von Newyork laſſen, die ſie ſchon ein Jahr feſthalten. Tritt die Schweſter von Vinzenz Guldman in eigener Perſon dort auf, ſo bekommen ſie Reſpekt, weil ſie merken, daß man ihnen auf die Finger ſieht und nicht geneigt iſt, ſich über's Ohr hauen zu laſſen.“

„Du biſt närriſch geworden, Bärbe! Du kannſt ja keine Silbe engliſch!“

„Deshalb werde ich Jenny mitnehmen.“

„Mein Hannchen mitnehmen? . . . das wird ja immer toller!“

„Ich denke, daß die Jenny dort eine ſehr gute Heirat machen wird“ . . . —

„Bärbe, hör' auf! nun wird mir's zu toll! Will ein Amerikaner unſer Hannchen heiraten, ſo komme er her und hole ſie. Dawider hab' ich nichts, ſobald er brav und reich iſt. Aber mein Kind hinüberſchicken, wie eine Ware, die ihren Käufer ſucht — das tue ich abſolut nicht . . . und ich finde Deinen Plan höchſt lächerlich, weil Du keine Frau biſt, die ein großes Geſchäft zu regulieren verſteht.“

„Natürlich würde ich einen klugen, ſachverſtändigen und gewandten Mann zur Seite haben müſſen, der mir mit Rat und Tat beiſteht und deshalb habe ich den Medizinalrat gebeten, mich zu begleiten — und er willigt ein."

„Ich aber willige nicht ein!" rief der Bürgermeiſter mit einer Donnerſtimme, die ſeine Frau noch nie gehört hatte: „gehſt Du mit ihm nach Amerika, ſo magſt Du dort bleiben! mein Haus betrittſt Du dann nicht wieder! einen ſolchen Skandal geſtatte ich nicht in X."

„Als Millionärin komme ich dann zurück," verſetzte die Bürgermeiſterin kalt, „kaufe Schloß Cronenſtein, das nächſtens unter den Hammer kommt, gebe Bälle und Feſte, und ſehe ganz X. auf dem Bauch den Schloßberg hinankriechen, um von mir eingeladen zu werden — und Du kriechſt an der Spitze."

„Zum Donner, nein! ich krieche nicht vor Dir!" rief er und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

„Betrage Dich anſtändig! die Leute im Laden hören Dein lächerliches Toben. Und höre mein letztes Wort: entweder gehſt Du nach Amerika oder ich."

„Ich nicht!" rief er wütend, „und Dir verbiete ich die Reiſe!"

Sie lächelte verächtlich und begab ſich ſchweigend in die inneren Gemächer, während ihr Mann in den Laden hineinſchoß und ſich vergeblich bemühte, mit gewohnter Gemütsruhe ſeine Kunden zu bedienen.

Aber die Frau Bürgermeiſterin war Herr im Hauſe und Millionärin in Hoffnung. Bald ſprach ganz X. davon, daß ſie mit ihrer älteſten Tochter unter dem Schutz des Medizinalrats Rabener nach Newyork reiſen werde, um ihre Erbſchaft flüſſig zu machen. Die einen nannten das eine Pflicht, die ſie ihren ſieben Kindern ſchuldig ſei; die andern nannten es ein öffentliches Ärgernis. Unbeſchreiblich ſind die Scenen, die ſich im Rabener'ſchen Hauſe zutrugen. Sie waren ſo, wie ſich das von einem Mann ohne Gewiſſen und von einer Frau ohne Selbſtbeherrſchung erwarten läßt, und änderten in keiner Weiſe die Sache. Franziska's Schweſtern und deren Männer miſchten ſich nicht hinein, ſuchten nur Franziska zu beruhigen, die in's Waſſer ſpringen, ihr Haus verlaſſen und in die weite Welt laufen und dergleichen mehr tun wollte, und in ſolcher Verzweiflung und Aufregung war, daß man ihr einen wahnſinnigen Schritt wohl zutrauen konnte. Doktor Hellmut hatte Rabener ganz gelaſſen gefragt, ob es wahr ſei, daß er nach Newyork reiſen — und was er dann als Kreisarzt mit ſeinen Kranken anfangen wolle. Rabener entgegnete ebenfalls ganz höflich, er habe Urlaub auf ſechs Monate genommen und für einen Stellvertreter geſorgt, um dieſe höchſt intereſſante Reiſe zu machen, die in wiſſenſchaftlicher Beziehung unſchätzbar für ihn ſei, da die amerikaniſchen Ärzte ganz ausgezeichnet in ihrem

Fach und Erfinder von ganz neuen Behandlungsweiſen mancher Krankheiten wären, wie ja auch die Anwendung des Chloroforms eine amerikaniſche Erfindung ſei. — Und ſo redete er eine Viertelſtunde fort, die allbekannteſten, oberflächlichſten Dinge, aber ſo ununterbrochen docierend und ſalbungsvoll, daß Doktor Hellmut einſah, Rabener ſei entſchloſſen, die Sache in dieſem Geleiſe zu erhalten.

Als ſich Franziska äußerlich gefaßt hatte, begab ſie ſich eines ſchönen Tages zur Frau Bürgermeiſterin, die eben mit großem Wohlgefallen zwölf Kleider von Moire antique betrachtete, welche über Sopha, Stühle und Tiſche ihres Zimmers ausgeſpreizt waren.

„Sieh' da, liebe Fränz! ſagte ſie herablaſſend: „erblickt man Dich endlich einmal? Wie gefallen Dir dieſe Kleider? ſie ſind eben aus der Reſidenz gekommen . . . ſechs für mich, ſechs für Jenny, alle von Moire antique. Du weißt, das iſt der Stoff der vornehmen Damen und man muß doch in dem Amerika mit dem gehörigen Anſtand auftreten."

„Gehört es zum Anſtand, daß Du Dich von meinem Mann nach Amerika begleiten läßt?" fragte Franziska ſcharf und machte ſich Platz auf dem Sopha, indem ſie ein paar Kleider beiſeite ſchob.

„In Amerika würde es ſehr auffallen, wenn zwei Damen allein reiſen wollten," ſagte die Bürgermeiſterin, ſtill empört über die rückſichtsloſe Behandlung der Moire antique.

„Das mag für Amerikanerinnen gelten," ſagte Franziska: „Fremde brauchen ſolche Sitten nicht mitzumachen und ich ſage Dir ganz einfach, ich finde Deinen Einfall — fabelhaft! . . . eine Ehe, ein ganzes Hausweſen zu verſtören, um Dir einen Reiſebegleiter zu verſchaffen."

„Bei meiner ſchwachen Geſundheit wüßte ich niemand, der paſſender für mich wäre, als der Medizinalrat."

„Iſt Deine Geſundheit wirklich ſchwach, ſo begib Dich nicht auf die Reiſe."

„Und laß die Erbſchaft zuſammenſchmelzen — nicht wahr? Nein! eine ſolche Rabenmutter bin ich nicht! ich will mein Milliönchen haben! . . . zuerſt für mich und dann für meine ſieben Kinder!"

„Warum gehſt Du nicht mit Deinem Mann hinüber — oder er allein?"

„Er allein? . . . was würde er für eine erbärmliche Rolle in Newyork ſpielen! Er und ich? . . . das geht nicht! man kann nicht Haus und Hof und ſieben Kinder ohne Aufſicht zurücklaſſen. Übrigens ſehe ich nicht ein, weshalb Du mir Dein Mißfallen ausſprichſt! ich habe dem Medizinalrat meinen Vorſchlag gemacht und ihm ein Honorar für ſechs Monate geboten, wie ſeine Praxis es ihm hier in ſechs Jahren nicht einträgt. Er hat ihn angenommen; er wird ihn mit Dir beſprochen haben. Eintauſend Pfund Sterling ſind doch gewiß recht annehmbar und eine völlig freie Reiſe und freier Aufenthalt in Amerika gleichfalls."

„In Deiner Geſellſchaft — nein!" brauſte Franziska auf: „ich finde dieſe ganze Geſchichte ſo gemein, ſo unwürdig, daß Dein Mann ſein muß — was er iſt, um ſie zuzugeben und mein Mann — was er iſt, um darauf einzugehen."

„Mein Mann iſt Bürgermeiſter von X. und ich verbitte mir jede Beleidigung ſeiner würdigen Perſönlichkeit," verſetzte mit kaltem Hohn die Bürgermeiſterin: „was Du von Deinem Mann hältſt überlaſſe ich Dir! ich ſchätze ihn hoch und habe es immer getan. Biſt Du aber zu mir gekommen, um mir unangenehme Dinge zu ſagen, ſo zwingſt Du mich, Dich ſo zu behandeln, wie Du es verdienſt."

Mit dieſen Worten begab ſie ſich in ihr Schlafzimmer, ſchloß die Tür hinter ſich ab und ließ Franziska zwiſchen den zwölf Moire antique-Kleidern ſitzen. In maß- und zügelloſem Zorn ſprang Franziska auf, warf ein halbes Dutzend der Prachtgewänder auf den Fußboden und ſtürmte die Treppe hinab und in den Laden hinein. Da befand ſich der Bürgermeiſter bei ſeinen friedlichen Beſchäftigungen. Sie trat dicht vor ihn hin, legte beide Hände auf ſeine Achſeln, drängte ihn rückwärts bis in den äußerſten Winkel des Ladens und raunte dort dem entſetzten Mann ins Ohr:

„Ihre Frau iſt ein Scheuſal!"

Dann flog ſie hinaus. Die Leute im Laden ſahen ihr nach, die einen kopfſchüttelnd, die anderen ſtarr vor Schreck, während der Bürgermeiſter ganz verblüfft ſagte:

„Gott bewahre! was iſt das für eine wilde Katze!"

Auf der Gaſſe kam Franziska zu ſich und langſam ſetzte ſie den Weg nach ihrem Hauſe fort, das ihr, ſo lange es das Webler'ſche Haus war, ſo wünſchenswert — aber jetzt wie ein abſcheuliches Gefängnis vorkam. Sie ging durch die Gaſſe, an welcher ihr elterliches Haus lag. Der alte Holzhändler Kühn hatte es nach dem Tode ihres Vaters ſamt dem Geſchäft gekauft und dieſes ſeinem Sohn übergeben, als Georg Kühn vor ein paar Jahren heiratete. Was alſo der alte Herzog, nur unter andern Umſtänden, ſo lebhaft gewünſcht hatte, war geſchehen: Georg Kühn wohnte in ſeinem Hauſe und führte dasſelbe Geſchäft. Georg war nicht mehr der tölpiſche junge Mann, der er vor Jahren unter dem ſtrengen Regiment ſeines Vaters war und deſſen Bewerbung Franziska damals ſo ſchnöde abwies. Die Selbſtändigkeit hatte ihn gereift und er wurde allgemein geachtet als ein äußerſt rechtſchaffener Mann, vernünftig und zuverläſſig im Geſchäft und fromm und brav im Leben. Als Franziska an dem Hauſe vorüberging, ſah ſie nach dem Fenſter hin, wo einſt ihr Nähtiſch ſtand, an welchem ſie ſo mißmutig zu arbeiten und phantaſtiſche Zukunftsträume zu erſinnen pflegte. Jetzt ſaß Frau Kühn am Fenſter und auf ihrem Schoß ihr kleines Kind — und ihr Mann ſtand neben ihr und ſchäkerte mit dem jauchzenden Kinde und die Eltern ſahen froh und zufrieden aus, als hätte der liebe Gott all ihre Wünſche erfüllt. In der Mitte des Zimmers ſtand der gedeckte Eßtiſch; im Fenſter blühten Nelken und Levkoyen; der Rahmen des Bildes war wie in alter Zeit; das Bild ſelbſt ſo ganz anders, daß es wie ein Schwert durch Franziska's Herz ging: hier wäre auch Dein Glück geweſen! Doch ſie hatte nicht verſtanden glücklich zu ſein in den Verhältniſſen, die ihr angewieſen waren; ſie hatte etwas beſonderes, außergewöhnliches haben wollen und anſtatt das zu finden, fand ſie nur eine unglückliche Ehe. Sie eilte vorüber und betrat in Tränen gebadet ihr trauriges Haus.

Vierzehn Tage ſpäter reiſte die Frau Bürgermeiſterin mit ihrer älteſten Tochter und in Begleitung des Medizinalrats Rabener über Paris und London nach Newyork.

* * *

Magnificat.

Ein kleiner Ort bei Bozen namens Gries teilt mit Meran den Ruf eines ſehr milden Klima's. Weil Gries gar klein iſt und nur wenig Häuſer hat, die ſich zur Aufnahme von Fremden eignen, geht aber der große Zug der Wintergäſte nach Meran und gerade dies war der Grund, weshalb Floreſtine zu Gries blieb, als ſie im September aus der Schweiz nach Tirol kam. Außerhalb des Ortes liegen ein paar Häuſer mit herrlicher Ausſicht auf das reiche, weite, bergumringte, nach Süden geöffnete Thal, durch welches die Etſch gen Lombardien fließt. Floreſtine zog es vor eine kleine Wohnung im Ort ſelbſt zu nehmen, ganz nah bei der Kirche der Benediktiner, welche vor einigen zwanzig Jahren von der kirchenfeindlichen Partei der Radikalen aus Kloſter Muri in der Schweiz verjagt, hier eine Zuflucht fanden und das Gymnaſium beſorgen. Floreſtine hatte auf ihrer Reiſe durch die Schweiz auch die heilige Mutter Gottes in Einſiedeln beſucht und dort von einem Benediktiner Empfehlungsbriefe an ſeine

Schullehrer gerathen das ſechste Gebot und deſſen Erklärung beim Leſen von den Kindern überſchlagen zu laſſen — denn ſie verſtehen es ja nicht.“

„Wenn ſie's nicht verſtehen ſo laß ſie's doch in Gottes Namen leſen!“

„Nein! ich finde es Unrecht Dinge, die ſie ganz und gar nicht verſtehen, in ihr Gedächtniß zu impfen. Was ſollen ſich denn die Würmer dabei denken, und daß ſie ein wenig nachdenken lernen iſt doch die Hauptſache beim Lernen.“

„Miezchen, mach' mich nicht ungeduldig! denken, ſo weit es in ſein Fach taugt, lernt jeder Menſch von ſelbſt; was über das Fach hinaus geht iſt vom Uebel. Leſen, ſchreiben, Catechismus ꝛc. lernt aber kein Menſch von ſelbſt: darum hat man Schulen geſtiftet in denen ihnen das nach einer beſtimmten Regel beigebracht wird. Verſtehſt Du?“

„O ſehr gut! .... nur finde ich das nicht genügend. Bei leſen und ſchreiben lernen kann man immerhin ſtupid bleiben, und dann iſt der Zweck der Schule ja verfehlt. Höchſtens iſt der poſitive erreicht.“

„Und ich ſage Dir ſie hat keinen andern. Es wäre ja toller Unſinn wenn ein Geſchlecht von Philoſophen aus unſrer Elsburger Schule hervorginge! dem muß gewehrt werden! der Schullehrer ſoll das

Ordensbrüder in Gries bekommen. Es war ihr ein Troſt im Schutz und Schirm eines Ordenshauſes ihr armes kleines Zelt aufzuſchlagen. Sie war allein. Frau von Strahl blieb dieſen Winter bei ihrer Schweſter Frankenhauſen, die ſehr kränklich geworden war, was ihrem Mann höchſt unerträglich ſchien, weil er, trotz ſeines hohen Alters rüſtig und geiſtesfriſch, jemand zur Seite haben wollte, mit dem er ſich unterhalten konnte. Frau von Strahl blieb gern bei ihrer Schweſter. Sie hatte nie ein anderes Leben gekannt und geliebt, als das häusliche in der Heimat, und nur ihre große Liebe zu Floreſtine hatte ſie vermocht nach der Schweiz zu gehen, als Lauingen, beſorgt wegen der Geſundheit ſeiner Frau, ſie einlud, die Villa paisible mit ihnen zu teilen. Dieſe Liebe hätte ſie auch bewogen zu Floreſtine nach Tirol zu gehen, wenn nicht Frankenhauſen ſie diktatoriſch in Beſchlag genommen und Floreſtine zu derſelben Zeit geſchrieben hätte, ſie bedürfe durchaus keiner beſonderen Pflege, nur milder Luft, Ruhe und Stille; und ſogar im Fall einer Krankheit ſei ſie verſorgt, da ſie dann eine barmherzige Schweſter haben könne. Das beruhigte Frau von Strahl vollkommen. Franz Seraph beſuchte Floreſtine auf ein paar Tage von Innsbruck aus, ehe die Vorleſungen des Winterhalbjahrs anfingen. Sie freute ſich ſehr ihn zu ſehen, war heiter und liebreich, klagte über nichts; aber er konnte den Gedanken nicht los werden, daß dies ein ganz verſchwebendes Daſein ſei. Wie abgezehrt war ihre Hand, wie wachsbleich ihre Farbe, wie atemlos ihre Bruſt, wie müde ihre Haltung, wie langſam ihr Gang! Er fragte ihren Arzt, was denn dies für eine Krankheit ſei. Der Arzt entgegnete, er kenne die Gräfin ſeit kaum vierzehn Tagen; es ſcheine ein Nervenleiden zu ſein, das alle übrigen Organe in die Mitleidenſchaft hineinziehe.

„Alſo eine gänzliche Desorganiſation . . . wenn auch erſt im Entſtehen?“ fragte Franz Seraph zitternd.

„Das wollen wir nicht fürchten! ich hoffe vielmehr, es läßt ſich der Nervenzehrung vorbeugen,“ ſagte der Arzt.

Franz Seraph wußte genug!

„Wie fühlſt Du Dich denn eigentlich, liebe Flore?“ fragte er einmal, als ſie ihm ganz erſchöpft ſchien.

„In Gottes Hand,“ antwortete ſie freundlich.

„Du weichſt mir aus,“ ſagte er traurig.

„Doch nicht!“ rief ſie lebhaft: „in Gottes Hand — das iſt die Hauptſache! alles übrige iſt Nebenſache.“

„Ich möchte aber auch gern die Nebenſachen wiſſen! bei unſeren Freunden intereſſiert uns das Geringſte.“

„Willſt Du es wiſſen, Franz Seraph? . . . Nun, Dir kann ich es ſagen: ich habe mich von dem furchtbaren Schlag nie ganz erholt, der mich durch Oswalds Tod traf, und jetzt habe ich das phyſiſche Gefühl, als ziehe ſich langſam, langſam, das Leben von mir zurück, als könne ich heute nicht mehr, was ich geſtern — und morgen nicht mehr, was ich heute konnte — und weil dieſes Gefühl des Erſterbens ſehr peinlich iſt, aber möglicherweiſe eine Täuſchung ſein kann, die auf einem Nervenleiden beruht: ſo ſage ich mit reinſter Wahrheit, daß ich mich in der Hand Gottes fühle.“

„Bitteſt Du Gott um Deine Geneſung, Flore?“

„Nein, nein.“

„O das mußt Du tun, Flore! Du mußt wieder leben zur Freude, zum Troſt für uns alle. Wir haben jetzt ja nur Angſt und Sorge um Dich.“

„Vergebt mir!“ ſagte ſie ſanft.

„Ja, wenn Du Dich beſſern willſt!“ ſagte er ſchmerzlich und zärtlich: „im nächſten Frühling ſind die Verhältniſſe wegen Cronenſtein gelichtet und geſchlichtet. Dann mußt Du friſch und geſund dahin zurückkehren und Dein neues heiligſchönes Leben dort führen. Du warſt auf Cronenſtein ein frohes Kind, eine liebliche Jungfrau, Gattin und Mutter mit ihrem Glück und ihren Schmerzen; jetzt mußt Du das gottgefällige Leben der Witwe dort führen, ein Opferleben, dem Gebet und den Werken der Barmherzigkeit gewidmet. Und in einigen Jahren, wenn Gott mir die Gnade ſchenkt mich zu ſeinem Altar zuzulaſſen — dann komme auch ich nach Cronenſtein und dann führen wir dies Leben zu Zweien — bis dereinſt mein Engel der Auferſtehung auch an unſerem Grabe Wache hält.“

„O ja! das wäre ſchön, Franz Seraph! aber ich ſage nichts anderes als: Gottes Wille über alles!“

Als er von ihr Abſchied nahm um nach Innsbruck zurückzukehren, fragte ſie:

„Hörteſt Du in X. gar nichts von dem armen Telesphor?“

„Keine Silbe.“

„Ich bitte Dich, mache für ihn eine Wallfahrt zur heiligen Mutter Gottes von Abſam. Ich war dort für ihn und auch in Einſiedeln; aber Dein Gebet wird dem lieben Gott wohlgefälliger ſein.“

„Wenn ich nach Abſam gehe Flore, ſo tue ich es zuerſt und hauptſächlich um Deine Geſundheit zu erbitten.“

„Da haſt Du ſehr Unrecht, Franz Seraph! eine kranke Seele iſt unendlich wichtiger, als ein kranker Körper. Er gehört der Zeit und ſie der Ewigkeit an. Aber ich danke Dir innigſt, Du treues Herz!“ ſetzt ſie liebevoll hinzu.“

So trennten ſie ſich. ——

Es war ein langer, einſamer, ſchwerer Winter, denn das Leben, wie Floreſtine ſagte, zog ſich mehr und mehr von ihr zurück, ſo daß das, was ihr vom Leben übrig blieb, nur eine Qual für ſie war, denn er hinderte ſie, zu ſterben. Sie war nicht bettlägerig; ſie ſtand auf, ſie ging zur heiligen Meſſe; aber immer ſo, daß ſie mit der äußerſten Anſtrengung gegen ihre Mattigkeit ankämpfen mußte. Leſen konnte ſie faſt gar nicht, ſprechen wenig; ihre Briefe diktierte ſie ihrem Kammermädchen; von Handarbeit war keine Rede. In dieſem Zuſtand brachte die lebhafte, tätige Floreſtine ihre Tage hin; — aber zugleich in friedlicher Vereinigung mit Gott, dem ſie all' ihre Leiden willig zum Opfer brachte. Ihr Arzt, ihr Beichtvater und einige barmherzige Schweſtern beſuchten ſie oft. Die Letzteren hatten nicht ſelten kleine Anliegen, baten um Almoſen für Arme und Kranke oder empfahlen dem Gebet irgend eine bedürftige Seele — und es war Floreſtinens herzliche Freude die Wünſche der guten Schweſtern zu erfüllen.

Gegen das Ende der Faſtenzeit kam eines Tages Schweſter Cöleſte, aus dem großen Krankenhaus in Bozen zu Floreſtine und ſagte:

„Gnädige Gräfin, Sie haben ja ein mitleidiges Herz, das großes Erbarmen mit armen Sündern hat. Ach, beten Sie doch, daß ein Totkranker, der ſterben muß und der weiß, daß er ſterben muß, nicht ſterbe ohne ſich mit Gott verſöhnt zu haben. Er weigert ſich ſtandhaft und hat doch einen Blutſturz über den anderen.“

„War noch kein Geiſtlicher bei ihm, Schweſter?“

„Geſtern Vormittag wurde er uns ins Haus getragen. Ein italieniſcher Herr begleitete ihn, der aber ſeine Reiſe nach Roveredo fortſetzen mußte. Sie kamen beide aus Wien, wo der Kranke ſchon ein paarmal einen ſchlimmen Anfall gehabt und doch auf ſeine arme Geſundheit losgeſtürmt hatte — wie ſein Begleiter ſagte. Wir glaubten alle er liege in den letzten Zügen und ich holte eiligſt den Hausgeiſtlichen. Kaum aber hatte dieſer zwei Worte geſagt, als der Kranke die Augen aufſchlug und ſagte, er habe keinen Prieſter nötig. Wir hielten ihn alſo für einen Lutheriſchen; aber der italieniſche Herr verſicherte Nein! er ſei katholiſch, ein Deutſcher und heiße Herzog, möge aber in dem Wien wohl etwas vom Katholiſchen abgekommen ſein. So ſtehen die Sachen noch, gnädige Gräfin. Der italieniſche Herr iſt abgereiſt und der Kranke kann jeden Augenblick in die Agonie eintreten."

„Es iſt gut, Schweſter Cöleſte, ich werde für den Armen beten und meinen Beichtvater bitten ſein kräftigeres Gebet für ihn aufzuopfern."

Schweſter Cöleſte entfernte ſich eiligſt und getröſtet und Floreſtine ließ mit namenloſen Gefühlen den Benediktinerpater, dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte zu ſich zu bitten. Er kam und freute ſich ſie ſo belebt zu finden.

„Ja," ſagte ſie, „es gilt mehr als ein Leben, mein Vater! bitte, hören Sie mich geduldig an. Ich hatte einen vortrefflichen Vater. Er hinterließ mir ein reiches Erbe; das koſtbarſte Stück dieſes Erbes war die Liebe zu den Seelen. Er ſagte mir nicht, daß ich die Seelen lieben müſſe, ſondern es machte ſich ſo, daß ich an ſeiner Seite die Liebe zu den Seelen gleichſam einatmete und nichts ſo ſehnlichſt wünſchte, als daß alle Menſchen in der Gnade Gottes leben und ſterben möchten. Ich wünſchte dies natürlich am heißeſten für die Meinen, für Verwandte und Freunde, und ſchon als Kind war mir der Gedanke unerträglich einer von ihnen könne ſich für die Ewigkeit von Gott trennen — denn nie anders als für die Ewigkeit habe ich mich mit meiner Liebe eingerichtet. — Was ich um meinen Mann gelitten habe, ſagte ich Ihnen ſchon, inſofern es möglich iſt dieſem unerhörten Schmerz Worte zu geben. Ich glaube, daß das Menſchenherz für *den* Schmerz nicht geſchaffen iſt. Für jeden anderen — ja! im weiteſten Umfang und im vollſten Maß — ja! aber für den Schmerz nicht! Erleben müſſen, daß ſich eine geliebte Seele durch die Sünde auf ewig von Gott trennt — und das zu überleben, das iſt ein Schmerz, der nicht der Erde angehören ſollte. Ich hoffe feſt, daß Gottes Barmherzigkeit mir dieſen Schmerz in Beziehung auf die geliebte Seele meines Mannes erſpart hat. Jetzt aber, mein hochwürdiger Pater, gibt es eine ſehr unglückliche Seele, die weit, ach unendlich weit von ihrem Weg und Ziel abgekommen iſt und ſich ſchließlich in ihrer Verwirrung an mich angeklammert hat . . . mit einer Liebe, die ich nicht erwidern kann. Aber ich habe die innigſte und lebhafteſte Teilnahme für dieſen Mann, der ein Kind des Hauſes bei meinem Vater — und deſſen ganze Jugend mit der meinen verwebt war. Nachdem wir beide in die Welt hinaus gekommen waren, wurde ich außerordentlich glücklich. In mir und um mich her lachte alles mich an. Dann aber, bevor ich Zeit gehabt hätte den lieben Gott zu vergeſſen und meines Glückes überdrüſſig zu werden — wie das den armen Glücklichen ſo leicht in der Welt geſchieht! kam die Gnade der großen Schmerzen über mich und iſt bis zur Stunde nicht von mir gewichen. Das hielt meine Seele in heilſamer Zucht. Über ihn aber brach alsbald ſchweres Unglück ein und ſchon in jener Zeit verſuchte ich mehrmals ihn herauszuziehen; aber Gott gab mir dieſe Gnade nicht. Vor anderthalb Jahren kam er an den Genfer See, als wir dort lebten. Er war ſo finſter, ſo bitter, ſo traurig, ſo ruhelos, wie der Menſch es ſein muß, der ſeinen Glauben verlor. Wer im Unglauben aufwuchs und darin fortlebt, kennt dieſen unerhörten Jammer nicht, weil ſeine höheren, übernatürlichen Fähigkeiten unentwickelt ſind. Er kann vielleicht mit aller Aufrichtigkeit denken, das Niedrige ſei das größte Gut; — vielleicht, ſag' ich. Denn ich weiß nicht, ob ſich die Seele, die unſterbliche, das gefallen läßt ohne ſich zuweilen zu empören. Doch das gehört nicht hierher! — Dieſer Mann, mein Vater, hatte den begeiſterten Glauben ſeiner Jugend kläglich verloren und ſeine Seele empfand verzweifelnd den ungeheueren Verluſt. — Bei dem Tode meines Mannes, während meiner langen, erbärmlichen Krankheit benahm er ſich mit einer Aufopferung, die mich ihm auf ewig verpflichtet; aber ich glaube, weil er ſo gut und edel ſich benahm und weil er ſo großes Mitleid mit mir hatte und doch nicht das was er tat aus Liebe zu Gott tat: ſo wurde daraus zu meinem größten Kummer eine menſchliche Liebe, die ich zurückweiſen mußte. Aber, mein Vater, eines ſtand feſt bei mir: mit dem Herzen konnte ich ihn nicht lieben; das hätte ihm nicht genützt und mir geſchadet. Doch mit der Seele wollte ich ihn lieben: das konnte für uns beide nur heilſam ſein. Und wie ich einſt für meinen Mann mein ganzes Glück aufgeopfert habe, damit er zum ſeligen Anſchauen Gottes gelange: ſo opferte ich für dieſen Unglücklichen das auf, was mir noch zu Gebote ſtand — mein armes Leben, damit er nicht für das ewige Leben verloren gehe. Jetzt iſt der entſcheidende Augenblick gekommen: ſterbend liegt er im Krankenhaus in Bozen. Er hat keine Ahnung, daß ich in ſeiner Nähe bin. Ich flehe Sie an ſogleich zu ihm zu gehen und ihm die heiligen Sakramente zu ſpenden, die er bis jetzt zurückwies. Aber wir wollen vertrauen auf Den, der für uns arme Sünder am Kreuz geſtorben iſt und uns alle ſelig machen will; Der wird Ihnen beiſtehen! Laſſen Sie ſich nur von Schweſter Cöleſte zu dem Kranken aus Wien führen. Gott mit Ihnen, hochwürdiger Pater.“

„Ich will mit Freuden verſuchen Zutritt bei ihm zu gewinnen.“ verſetzte Pater Burkhard; „aber dies iſt eine ſo große Gnadenſache, daß der liebe Gott alles tun muß.“

„Ich weiß es, mein Pater! Gott muß alles tun . . . und eben weil Gott das will, muß er auch ſeine Werkzeuge an uns finden, O bitte, gehen Sie ehe es zu ſpät iſt! Die ewige Liebe hat uns allen die Anwartſchaft auf den Himmel gegeben; wir ſollen ihn erringen, ihn erringen helfen durch Liebe! O helfen Sie ihm . . . helfen Sie mir!“

„Soll ich Sie nennen für den Fall, daß ich nur dadurch Zutritt zu ihm erlangen kann?“

„Im Notfall ja! aber vielleicht wird ihn das aufregen. Nennen Sie ihm zuerſt nur „Beatrice“. Dieſer Name wird ihm ſogleich den richtigen Gedankengang eröffnen.“

Pater Burkhard ging nach dem Krankenhauſe, einem ſchönen Gebäude, außerhalb der Stadt Bozen frei und freundlich gelegen. Er ließ ſich in diejenige Abteilung der Kranken führen, welche Schweſter Cöleſte bediente und bat ſie ihn zum Kranken aus Wien zu geleiten.

ſechste Gebot ſamt Erklärung nicht überhüpfen ſondern leſen laſſen. Sag' ihm das. Und wenn er's nicht thut, ſo ſoll ihn .... ꝛc. ꝛc."

„Gut! ſagte Aurore. Möge denn Alles im hergebrachten Schlendrian fortgehen, lieber Friedrich. In meinen Augen bleibt es der größte Unſinn Kindern Sachen beizubringen, die ſie platterdings nicht verſtehen, und weil das nicht blos mit dem ſechsten Gebot, ſondern mit einer Menge anderer Dinge getrieben wird, ſo erzeugt das eine ſolche Menge dummer kümmerlicher Menſchen."

„Ja mein Miezchen, ſagte Elsleben freundlich, Du biſt eine kleine ungeheuer kluge Frau, nur nicht praktiſch mit Deinem Verſtand, nicht zum hausbacknen Gebrauch eingerichtet. Dazu bin ich gut; — was?"

Sie lächelte — und ſeufzte. Er hatte doch ganz Recht. Aber ſie wollte durchaus etwas ſtiften, etwas gründen, den Geiſt in Umſchwung bringen helfen. Eine Leſegeſellſchaft fiel ihr ein, wie man ſie auf dem Lande und in kleinen Städten hat: die Bücher kurſiren von einem Mitglied zum andern und halten ſich bei jedem eine gewiſſe Zeit auf. Sie wollte ſich mit einem Berliner Buchhändler in Verbindung ſetzen und die Auswahl der Bücher treffen; es ſollte natürlich nur Gediegenes zugelaſſen werden,

„Es iſt die höchſte Zeit!“ flüſterte ſie: „der Doktor meint es könne nicht länger als dieſe Nacht dauern.“

„Beten Sie, gute Schweſter, damit mein Beſuch nicht vergeblich ſei,“ ſagte Pater Burkhard und öffnete leiſe die bezeichnete Tür.

Als er ſich dem Lager des Kranken näherte, meinte er eine Leiche zu ſehen, ſo tief hatten ſich die Schatten, die der Tod vor ſich herwirft, ſchon auf dies Antlitz herabgeſenkt. Aber Telesphor ſchlug die Augen auf — und in dieſem großen dunkeln Auge war Leben, Bewußtſein und Klarheit. Bevor ſich irgend ein Widerſpruch kund geben konnte, ſagte Pater Burkhard:

„Ich erhielt den Auftrag Sie zu beſuchen, mein Herr. Mich ſendet Beatrice.“

„Sie ſind mir willkommen!“ ſagte Telesphor tonlos, aber mit einem tiefen, ruhigen Blick.

„Sie wiſſen weshalb ich zu Ihnen geſendet bin.“

„Ja! . . . um mich aus der Hölle zu retten! ich will beichten.“ —

Mit großer Ruhe und Beſonnenheit, nur zuweilen durch ſeine Schwäche unterbrochen, legte Telesphor ſeine Beicht ab und mit einem Ausdruck von unbeſchreiblicher Befriedigung empfing er die prieſterliche Losſprechung.

„O welch ein Balſam iſt das auf die brennenden, eiternden Wunden . . . o Blut meines Erlöſers!“ ſeufzte er beſeligt.

Dann empfing er die heilige Wegzehr mit tiefer, demütiger Andacht und als alles vollbracht war, wodurch die heilige Kirche das Abſcheiden ihrer Kinder tröſtet und lichtet, ſagte Telesphor:

„Jetzt, mein Vater, ſagen Sie ihr meinen Dank . . . ſagen Sie ihr ich ſei glücklich, denn ich ſei mit Gott verſöhnt! o Floreſtine-Beatrice.“

Gottes Erbarmungen preiſend kehrte Pater Burkhard nach Gries zu Floreſtinen zurück. Es war Abend geworden, aber ſie lag noch in derſelben Stellung auf der Chaiſelongue, wie er ſie verlaſſen hatte.

„Er iſt gerettet!“ rief er ihr zu: „die Gnade benutzte ſeine Liebe um ihn zu retten!“

„Magnificat anima mea Dominum!“ rief ſie und die übernatürliche Freude gab ihr Kraft ſich raſch zu erheben und auf die Knie zu werfen: „Magnificat! das iſt das Jubellied derjenigen, die mit ſieben Schwertern im Herzen lebte und ſtarb. Magnificat! . . . Magnificat. Aber,“ ſetzte ſie ruhiger hinzu, „wie brachten Sie ihn zu dem Entſchluß, mein Pater? — —“

„Nicht ich,“ entgegnete Pater Burkhard, „der barmherzige Gott hat es getan. So wie ich ſagte: Beatrice ſendet mich — ſchien in ſeinem Geiſt eine lichte Erinnerung aufzutauchen, als höre er oder als ſehe er Worte und Bilder aus der Vergangenheit."

„Ja, ja!" rief Floreſtine leiſe weinend, „um Beatrice drehte ſich unſer letztes Geſpräch vor der grauſigen Kataſtrophe und vor dem Augenblick, wo er ſich in den See ſtürzte um meinen Mann zu retten. Leben für Leben, o Telesphor, jetzt ſind wir quitt!"

„Und unter dem Einfluß dieſer heilſamen Erinnerungen," fuhr der Pater fort, „und weil er wußte, daß auf dem Wege des Todes — des zeitlichen und des ewigen — wandele, überwand die Gnade die ſündige Natur und er war widerſtandslos wie ein Kind."

„O wie wird ſeine fromme Mutter für ihn gebetet haben!" rief Floreſtine beſeligt.

Der Pater ſchwieg und dachte das Seine. — —

Als Pater Burkhard am nächſten Morgen zu Telesphor kam, fand er deſſen Leiche und Schweſter Cöleſte erzählte ihm gerührt, der Kranke ſei gegen Mitternacht ohne Todeskampf wie ein müdes Kind entſchlafen.

„Er hat ſeinen Todeskampf im Leben durchgemacht, Schweſter Cöleſte!" ſagte der Pater.

Einige Tage ſpäter bekam die Doktorin Hellmut folgende Zeilen aus Gries:

Liebe Frau Doktorin!

„Der verlorene Sohn iſt im Vaterhauſe. Sanft „und ſelig, mit allen heiligen Sakramenten ver-

„ſehen, iſt Telesphor in Bozen verſchieden. Auf
„dem ſchönen Friedhof von Bozen iſt ſein Grab.
„In allen Klöſtern laſſe ich heilige Meſſen für ſeine
„arme liebe Seele leſen und beten. Vereinen Sie
„und Ihre Schweſtern Ihr frommes Gebet mit
„dem unſern, damit er deſto eher ruhe im ewigen
„Frieden.

„Floreſtine Gräfin von Lauingen."

Sie lebte noch einige Monate ſo, wie die guten Kinder Gottes unter ihrem Kreuz leben. In Stille, Dunkelheit und Einſamkeit erloſch dies Daſein, das ſo froh, ſo glücklich, ſo reich, ſo glänzend begann und ſo ſchnell aus dem Frühling in den Winter überging. Ihr geliebtes Cronenſtein ſah ſie nicht wieder; ſie hatte nicht mehr die Kraft zur Reiſe. Aber ſie hielt ihre Verwandten immer mit der Hoffnung hin, ſie werde nächſtens kommen können. So ahnte niemand, wie krank ſie ſei und vielleicht ahnte ſie ſelbſt nicht dieſe Nähe des Todes. So kam es auch, daß an ihrem friedlichen Sterbebett von ihren Verwandten nur Franz Seraph war, den Pater Burkhard durch Telegramm aus Innsbruck berief, als plötzlich ein heftiges Fieber eintrat und ihre Kräfte auf einmal in erſchreckender Weiſe abnahmen, ſo daß nach drei Tagen der letzte Kampf vorüber war.

Franz Seraph geleitete ihre Leiche in die Heimat. Von allem, was Cronenſtein ihr einſt geboten hatte, brauchte ſie nichts mehr, als den kleinen Platz für ihren Sarg. Alles, woran das Menſchenherz hängt, hatte ſie zuvor verloren; aber ſie ging aus dem Winter ihres Lebens wie eine Selige zum ewigen Frühling ein, denn ſie hatte zwei Seelen retten helfen; und ihr letztes Wort war „Magnificat"!

Inhalts-Verzeichnis.

Herbſtſtürme.

Seite

Der Engel der Auferſtehung 3
Deo servire regnare est 30
Eine Chimäre 55
Enttäuſchungen 91
Eine untergegangene Welt 120
Die Frau des Spielers 169

Winter.

Das ſtille Haus 207
Der Tag Aller-Seelen 246
Der Abſchied 279
Wiederſehen 308
Magnificat 343

117, 812

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 13. Band.

Die Geſchichte eines armen Fräuleins.

Erſter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

aber das Gelehrte ausgeſchloſſen bleiben. Man nahm in ihrem Kreiſe dieſen Vorſchlag mit Freuden an: man hatte die herrliche Ausſicht für einen Friedrichdor jährlich die ganze ſchöne Literatur die Revue paſſiren zu laſſen, und Aurora war ſelig. Solche Unternehmungen ſind aber höchſt ſchwierig durchzuführen. Geſchmack, Grundſätze, Anſichten, Zwecke der Einzelnen machen ſämtlich auf Berückſichtigung Anſpruch, und betrachten es als eine perſönliche Beleidigung wenn irgend etwas gegen ſie anſtößt.

Unter den Büchern welche Aurora zur Auswahl erhielt, befand ſich „Lelia,“ dieſer erſte Sonnenaufgang eines ſtralenden Geſtirns, und ohne Umſtände verleibte ſie dieſelbe ihrer ambulanten Bibliothek ein. Das war eine Bombe womit ſie ſich in die Luft ſprengte. Einige Theilnehmer waren der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig und folglich höchſt geärgert für den achttägigen Aufenthalt dieſes Buches unter ihrem Dach ihr Geld umſonſt zahlen zu müſſen. Von den Uebrigen die es geleſen hatten fanden es die Männer unendlich unſinnig und die Frauen unendlich unmoraliſch, und eine Mama äußerte ſpitzig: man ſehe wol daß Frau von Eisleben noch ganz unerfahren in Erziehung von Töchtern ſei, ſonſt würde ſie wol nicht einen ſolchen Roman gewählt haben. Worauf Aurora entgegnete: es ſei

Die Geſchichte
eines armen Fräuleins.

Die erſte Jugend.

Am 13. Oktober 1858.

Es ſchlug zehn Uhr. Es war ein ſtürmiſcher Abend. Der Wind ſauſte und brauſte, der Regen ſchoß praſſelnd vom rabenſchwarzen Himmel herab; aber der gellende, ſchrillende Pfiff, der die Ankunft eines Eiſenbahnzuges ankündigte, beherrſchte die Stimme der tobenden Elemente und der Zug glitt langſam in den hellerleuchteten Bahnhof hinein. Die Schaffner öffneten die Waggons, heraus ſtürzten die Reiſenden und nun begann das maſſenhafte Gewühl, das Drängen, Schieben, Suchen, Rufen, Treiben, das immer eintritt, wenn ein Zug aus der Ferne kommt und ſein Ziel erreicht und das ſich zu betäubender Höhe ſteigert, wenn dies Ziel die Reſidenz und wenn es Abend iſt. Inmitten dieſes allgemeinen Tumultes, wo keiner auf den anderen achtet, inſofern er nicht zu ſeiner Reiſegeſellſchaft gehört oder inſofern man nicht nach Bekannten ſucht, bemerkte auch niemand eine junge Perſon, die in damenmäßiger Toilette auf dem Perron ſtand und zuweilen mit greller Stimme in das Gewühl hinein: „Fräulein Sylvia!“ rief. Doch der Ruf blieb unbeachtet, bis endlich ein Schaffner vor der Rufenden ſtehen blieb und brummenden Tones ſagte:

„Aber zum Geier, Fräulein! was ſoll Ihr Gezeter bedeuten! gehen Sie doch den Leuten aus dem Wege.“

„Ach, Herr Schaffner,“ entgegnete ſie mit gezierter Verbindlichkeit, „ich ſoll eine Dame in Empfang nehmen, die ich gar nicht kenne und die auch mich nicht kennt, weil ſie von weit her iſt.“

„Und da bleiben Sie hier ſtehen und ſtimmen ein Zetergeſchrei an? das hat doch weder Sinn noch Verſtand!“

„Sehr viel Verſtand, Herr Schaffner! wer wird denn hier bei uns Sylvia heißen? — keine Seele! ſo rufe ich Fräulein Sylvia und denke, daß ſie mich endlich hören wird.“

„Wenn die Dame ſo weit her iſt, wird ſie Gepäck bei ſich haben und dort ſein, wo es abgeliefert wird. Gehen Sie nur dort hinunter, da finden Sie ſie gewiß.“

„Danke ſchön, Herr Schaffner!“ verſetzte ſie und enteilte in der bezeichneten Richtung, bis ſie auf eine kompakte Menſchenmaſſe ſtieß, die mit Ungeduld ihrer verſchiedenen Koffer, Kiſten, Kaſten, Hutſchachteln und Reiſeſäcke habhaft zu werden ſuchte.

„Fräulein Sylvia!" ertönte es abermals; und ſchnell ſetzte die Rufende ein freudiges „O je!" hinzu, denn ſie ſtand neben einer jungen Dame, die ſich überraſcht nach ihr umſchaute, die ganz ſchwarz gekleidet war und ſo müde und abgeſpannt ausſah, als habe ſie eine ſtarke Tagereiſe gehabt.

„O je! wenn Sie Fräulein Sylvia, Nichte des Herrn Geheime-Kommerzienrat Proſt ſind: ſo bin ich hier um Sie abzuholen."

„Ich bin es," entgegnete Fräulein Sylvia.

„Geſchwind Ihren Gepäckzettel! — Was haben Sie?" . . . zwei Kolli. Warten Sie hier und laſſen Sie ſich nicht Portemonnaie, Reiſetaſche und Regenſchirm ſtehlen . . . es gibt hier allerhand Menſchen." — —

Wenige Minuten ſpäter ſaß Fräulein Sylvia neben ihrer tätigen Begleiterin in dem Fiacre, mit welchem dieſe gekommen war, und fuhr durch prächtig erleuchtete, unabſehbare Straßen, zum Hauſe des Herrn Geheime-Kommerzienrates Proſt.

„Sind Sie die Kammerjungfer meiner Tante?" fragte ſie ſchüchtern.

„Das nicht," war die Antwort. „Kammerfräulein der Frau Tante iſt Mademoiſelle Victoire, eine wirkliche Pariſerin und Kammerfräulein der beiden jungen Damen iſt Fräulein Joſephe. Ich bin die Garderobière oder, wenn Sie wollen, das dritte Kammerfräulein des Hauſes."

„Und wie heißen Sie?“

„Ich heiße Bertha, Ihnen zu dienen, — Bertha Lindner und bin von hier.“

„Ich danke Ihnen vielmals, daß Sie ſo viel Mühe für mich gehabt haben, liebe Bertha. Wie froh war ich, als Sie mich fanden! Es iſt ſchrecklich, am ſpäten Abend in ſolch Bahnhofgewühl zu geraten.“

„Eigentlich gehört ſo etwas nicht zu meinem Dienſt,“ verſetzte Bertha vornehm; „an einem gewöhnlichen Tage wäre ſtatt meiner ein Livreediener gekommen. Da aber heute die Verlobung von Fräulein Valentine durch ein großes Souper gefeiert wird, ſo konnte kein Diener abkommen.“

„Große Geſellſchaft . . . mein Gott! und da muß ich hinein?“ rief Sylvia beängſtigt.

„Seien Sie unbeſorgt, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Bertha im Tone einer Beſchützerin: „die Frau Tante hat befohlen, daß Sie ſogleich auf Ihr Zimmer geführt werden und ſich zur Ruhe begeben können.“

„Mit wem iſt meine Kouſine verlobt?“ fragte Sylvia beruhigt, durch dieſe Zuſicherung.

„Mit einem ungeheuer reichen Herrn Goldiſch aus Hamburg.“

„Goldiſch? klingt das nicht ſehr jüdiſch?“ fragte Sylvia arglos.

„Bitte recht ſehr um Vergebung, gnädiges Fräulein! engliſch klingt es. Herr Goldiſch ſtammt eigentlich aus England und Fräulein Valentine hat bereits erklärt, ſie werde ſich immer ſchreiben Goldiſh ohne c; dann könne niemand die engliſche Abkunft bezweifeln. Übrigens ſind Juden ja auch Menſchen — und oft ſehr reiche Menſchen.“

Gegen dieſe Behauptung hatte Sylvia nicht das mindeſte einzuwenden.

„Ich wundere mich aber,“ ſagte ſie, „daß man an einem Freitag ein großes Abendeſſen gibt.“

„Halten Sie auch, wie die Joſephe, den Freitag für einen Unglückstag?“ fragte Bertha mitleidig. „Das tue ich nicht [illegible] . aber ich muß ſagen, daß ich die Zahl 13 für eine Unglückszahl halte . . . und es tut uns recht leid, daß heute die Verlobung gefeiert wird — der Joſephe wegen des Freitags und mir — weil heute der 13. Oktober iſt. Ja, ich muß Ihnen ſagen, gnädiges Fräulein, daß es mir ordentlich einen Stich durchs Herz gab, als ich auf Ihren Kolli Nr. 13 ſah. Sie kommen mit Nr. 13 ins Haus — das iſt ſehr ſchlimm für Sie: das bedeutet nichts Gutes . . . Datum und Kolli ſtimmen darin überein.“

Bevor Sylvia eine beruhigende Antwort geben konnte, hielt der Wagen vor einem großartigen Hauſe, deſſen Einfahrt ſowohl wie der erſte Stock glänzend beleuchtet waren. Der galonnierte Portier empfing Fräulein Sylvia mit majeſtätiſcher Ehrerbietung. Kofferträger waren zur Hand und Bertha führte das Fräulein auf einer Seitentreppe in das für ſie beſtimmte Zimmer.

„O wie allerliebſt!“ rief Sylvia froh überraſcht, als ſie eintrat und ließ ſich mit einem Gefühl von großem Wohlbehagen auf der bequemen Chaiſelongue nieder.

Und allerdings verdiente das Zimmer dieſen Ausruf des Beifalles. Es war etwas niedrig, weil es im Entreſol lag; aber in Verbindung mit dem traulichen Lichte der Lampe, dem gelinden Feuer im Ofen, dem feinen Vanilleduft von chineſiſchem Räucherpapier, machte es nur den Eindruck von traulicher Wohnlichkeit, während die weiße Tapete, glänzend wie Atlas und mit kleinen Roſenbouquets überſtreut, die faltenreichen Vorhänge der Fenſter und des Alkovens von einem der Tapete entſprechenden, roſenfarben gefütterten Zitz, der weiche Fußteppich, der große Spiegel, die zierlichen Möbel, zu dem Eindruck von Traulichkeit den einer eleganten Behaglichkeit geſellten. Der Kontraſt zwiſchen der rauhen, grauen, naßkalten, ſtürmiſchen Fahrt und dem Eintritt in das lichte, warme, weiche Zimmer, das fortan ihr Zimmer ſein ſollte, war ſo ſchlagend, daß Sylvia nach dem erſten Augenblick angenehmer Überraſchung bitterlich zu weinen anfing.

Bertha hatte inzwiſchen die Vorhänge des ihr allerdings ganz neu, daß man zur Erziehung der Töchter überhaupt Romane anwende. Sie habe gemeint, der Zweck dieſer Leſegeſellſchaft ſei: den Geiſt der neueren Literatur kennen zu lernen, und ſeine Schöpfungen zu beurtheilen; folglich gehöre die wilde, traurige, unvollkommne, rhapſodiſch ſchöne „Lelia“ hinein. Die Mama antwortete noch zehnmal ſpitziger: ſie ſtehe nicht auf einer ſolchen geiſtigen Höhe um das Buch nur vom künſtleriſchen Geſichtspunkt aus zu beurtheilen, und wünſche es auch nicht, weder für ſich noch für ihre Töchter, mit denen ſie ihre ſorgſam gewählte Lectüre immer theile; aber nach guten moraliſchen Grundſätzen müſſe freilich ſolche Wahl getroffen werden. Aurora entgegnete kalt und abbrechend, es ſtehe Jedermann frei auszutreten, und die beleidigte Mama that es ſogleich. Sie hatte ihre Anhänger, ihre Partei, ſie wiegelte ſie auf im Namen der beleidigten Moralität; Diejenigen welche kein franzöſiſch verſtanden, und daher in der „Lelia“ nur Aurorens Bosheit gegen dieſe ihre Unvollkommenheit wahrnahmen, traten auch zur Fahne der Moral über. Genug, als das Jahr um war, war Aurora dermaßen überſättigt von Aerger und Verdruß, daß ſie das Unternehmen aufgab, welches neuorganiſirt in die Hände eines jungen Arztes im benachbarten Städtchen über-

Alkovens aufgezogen, Holz auf das Feuer gelegt, nachgeſchaut ob auch die Fenſterladen hinter den Vorhängen hübſch feſt geſchloſſen wären; jetzt ſagte ſie tröſtend:

„Weinen Sie nicht, gnädiges Fräulein. Es iſt freilich ſehr trauig, eine Waiſe zu ſein — aber ſehen Sie nur wie hübſch hier alles iſt . . . Alles ſchneeweiß und roſenrot. Iſt der Umhang des Toilettentiſches nicht reizend? Und ſehen Sie nur wie bequem das iſt: hier im Alkoven zwei Wandſchränke. — Jetzt werden Sie aber Hunger haben . . . ich hole Ihnen geſchwind Kotelette, Braten, was eben der Koch hat.“

„Ich bitte nur um Tee,“ ſagte Sylvia und ſuchte ſich zu faſſen.

„Nein, gnädiges Fräulein, das geht nicht. Sie müſſen nach der langen Tagreiſe etwas Fleiſch eſſen, ſonſt kommen Sie von Kräften.“

„Ich danke, liebe Bertha,“ entgegnete Sylvia, „am Freitag haben die Katholiken Abſtinenz von Fleiſchſpeiſen.“

„Ach Gott, gnädiges Fräulein, Sie ſind katholiſch wie Mademoiſelle Victoire?“ verſetzte Bertha ganz beſtürzt: „das habe ich nicht gewußt! ich will Ihnen jetzt Tee beſorgen.“

Sie enteilte geſchäftig und Sylvia blieb allein — allein in der großen Stadt, in dem großen Hauſe, in dem freundlichen Zimmer — ganz allein!

und das Bewußtſein gänzlicher Verlaſſenheit legte ſich mit Zentnerſchwere auf ihr Herz und ein Gefühl von ſchneidendem Heimweh zog wie ein unterdrückter Klageruf durch ihre Bruſt.

Aber Heimweh — wohin? was hatte ſie denn in ihrem Heimatsort? was fand ſie in der kleinen Stadt wo ſie geboren war, wo ihre Eltern gelebt hatten? Fünf Gräber — weiter nichts! kein Vaterhaus! Aber es waren doch die Geſpielinnen ihrer Kindheit da, und ihr Vormund, und bekannte Geſichter und die liebliche Gegend, und Sylvia erſehnte ſich ein Flügelpaar, um aus dieſem reizenden weiß und roſenroten Zimmer nach dem ſehr gewöhnlichen zu fliegen, welches ſie in der letzten Zeit bei ihrem Vormund mit deſſen drei Töchtern geteilt hatte. Sie hörte über ſich im erſten Stock das dumpfe Geräuſch der Stimmen, das Kommen und Gehen, das Rucken der Stühle, was mit einer großen Geſellſchaft verbunden iſt. Sie hörte das ununterbrochene Wagengeraſſel auf der Straße, das trotz der geſchloſſenen Fenſterladen und Vorhänge gedämpft zu ihr drang. Überall Getümmel, überall ungeheuer viel Menſchen, im Bahnhof, auf den Straßen, hier im Hauſe, und ſie dazwiſchen — ganz allein! Wenn ſie doch nur einen Augenblick die Tante ſehen, ihr die Hand küſſen könnte! wenn die Tante doch nur auf eine Minute zu ihr käme oder ſie rufen ließe in ein entlegenes Zimmer! — Sie fuhr erwartungsvoll zuſammen, denn die Tür ging auf. Arme Sylvia! — es war Bertha.

„Hier bringe ich Lebensmittel, gnädiges Fräulein, Tee, weiche Eier, eingemachte Früchte, Crême, Backwerk; nun laſſen Sie es ſich gut ſchmecken,“ ſagte Bertha und ſtellte alles was ſie nannte wohlgeordnet vor Sylvia hin. „Sie ſind gewiß fürchterlich müde von jenſeits des Rheins in einer Fahrt herzukommen! Es muß aber ſchreckbar traurig ſein ſo ungeheuer weit von unſerer herrlichen Reſidenz zu leben.“

„Das habe ich nicht gefunden,“ erwiderte Sylvia.

„Hatten Sie denn Theater, Oper, Ballet, Gasbeleuchtung, wundervolle Laden mit Schaufenſtern ſo groß wie Torwege — und was für Sachen darin!“

Sylvia mußte bekennen, daß dies Alles nicht in ihrem Heimatsort zu finden ſei.

„Nun, gnädiges Fräulein, dann werden Sie hier Ihr blaues Wunder ſehen und Ihr Leben genießen lernen,“ ſagte Bertha mit tiefer Überzeugung. Ihre Redſeligkeit hinderte ſie aber nicht, Sylvia mit Aufmerkſamkeit zu bedienen, ſo daß dieſe ganz gerührt ſagte:

„Ich danke vielmals, liebe Bertha, Sie haben zuviel Mühe mit mir; ich kann das ſehr gut ſelbſt beſorgen. Sagen Sie mir nur, wer neben mir wohnt.“

„Fräulein Iſidore. Dann Miß Wilmot mit dem kleinen Harry; dann Frau Roll, die Beſchließerin; dann wir Kammerfrauen; dann kommen Kleider- und Wäſchkammern. Das füllt den Entreſol. Zu ebener Erde ſind die Bureaux und die Zimmer des Herrn Onkel, im erſten Stock die Zimmer der Frau Tante und die Geſellſchaftszimmer; im zweiten Stock die der jungen Herren und Gaſtzimmer. Fräulein Valentine bewohnte früher dies Zimmer; hat aber jetzt eines neben der Frau Mama bekommen, weil ſie meinte, die Braut des Herrn Goldiſch müſſe ſeidene Möbel und Vorhänge haben und dürfe nicht mehr im Entreſol ſitzen. Und was Fräulein Valentine will, das ſetzt ſie durch.“ — —

Als Sylvia allein war, nahm ſie aus ihrer Reiſetaſche ein Gebetbuch und ließ ihren Blick durch das Zimmer und den Alkoven gleiten. Sie fand aber nicht das, was ſie ſuchte. Von einem Betſchemel, einem Kruzifix, einem andächtigen Bilde, einem Weihwaſſerbecken fand ſie keine Spur. Sie zog ein kleines Kruzifix von Silber hervor, das ihre verſtorbene Mutter immer getragen hatte, ſchob das Gerät auf dem Toilettentiſch auf die eine Seite, legte Gebetbuch und Kruzifix auf die andere, ſprach vergnügt zu ſich ſelbſt: Schau'! do hab' ich ja ein Altärchen! — kniete nieder und verrichtete andächtig ihr Nachtgebet.

Eine arme Waiſe.

Das junge Mädchen, das ſo ſtill in das geräuſchvolle Haus des Herrn Geheime-Kommerzienrates Proſt einzog, hieß Fräulein Sylvia von Neheim. Die Frau Geheime-Kommerzienrätin Proſt war die Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter. Dieſe zwei Schweſtern hatten ein ſehr verſchiedenes Schickſal und weit auseinander gingen ihre Lebenswege. Beide waren ſehr ſchön; aber das war auch ihre einzige Mitgift, denn der frühere Glanz ihrer altadeligen Familie war längſt erloſchen und hatte den beſcheidenſten Verhältniſſen Platz gemacht. Die ältere Schweſter vermählte ſich nach achtjährigem Brautſtand mit Herr von Neheim, der ebenſo unbemittelt war wie ſie und der nicht früher in der Beamtenlaufbahn ein Plätzchen fand, deſſen Einkommen ihm erlaubte, in den Eheſtand zu treten. Auch jetzt war es beſchränkt genug und wurde es noch mehr dadurch, daß er Schulden abzutragen hatte. Denn ohne Vermögen hatte er ſeine Studien gemacht und all die Jahre durchlebt, welche für die Aſpiranten zum Staatsdienſt ſo lang und ſchwer ſind. Ohne die außerordentliche Genügſamkeit und Arbeitſamkeit der Frau von Reheim würde das kleine Hausweſen bald in die größte Zerrüttung geraten ſein; doch energiſch wie ſie war, und mit dem Herzen und dem Kopf auf dem rechten Fleck, hielt ſie das Schifflein, welches ihr Lebensglück trug, immer über dem Waſſer und trug ihren hypochondern, launenhaften, freilich ſehr rechtſchaffenen Gatten mit einer beharrlichen innigen Zärtlichkeit, die alle Welt in Erſtaunen und Bewunderung verſetzte und die einen neuen Beleg zu dem ungelöſten Problem lieferte: Woher es kommen möge, daß nicht ſelten in einer Ehe der liebenswürdigere Teil mehr liebt als er geliebt wird. Das erſte Kind dieſer Ehe war Sylvia.

Fünf Jahre vor ihrer Geburt hatte ſich ſchon die jüngere Schweſter der Frau von Reheim mit dem Herrn Proſt vermählt, der geblendet und entzückt von ihrer Schönheit, zum erſtenmal bei zweiunddreißig Jahren vergaß, ein Rechenexempel aus ſeiner Handlungsweiſe zu machen. Er fand ſie mit ihrer Mutter zufällig bei Bekannten auf dem Lande, wo er nur einen Tag bleiben wollte. Er blieb aber acht Tage und nach Ablauf derſelben war er verlobt; vier Wochen ſpäter vermählt und mit ſeiner jungen Gattin auf dem Wege nach Paris. Dort lebte er eine Reihe von Jahren in

Verbindung mit den größten Geſchäftshäuſern. Er beſaß ein ſeltenes Talent um günſtige Konjunkturen gleichſam zu wittern und ſchleunigſt auszubeuten. Er kam mit einem bedeutenden ererbten Vermögen nach Paris und da ſeine Spekulationen immer glücklich und zuweilen glänzend ausfielen: ſo vermehrte es ſich außerordentlich und er wurde nach und nach ein reicher, ein ſehr reicher, ein ungeheuer reicher Mann. Er hatte noch nicht als ein ſolcher gelebt. Er meinte, der Grundſtock müſſe noch größer ſein, ehe er ſich darauf einlaſſen könne. Da trat das Jahr 1848 ein. Die Umwälzungen, die in ganz Europa vor ſich gingen und ſo manche Größe ſtürzten, brachten ihm nicht den geringſten Nachteil, ſondern nur eine vorteilhafte Veränderung. Man ſchrieb ihm aus ſeiner Geburtsſtadt, der Reſidenz, eines der größten Bankiergeſchäfte habe falliert, ein prächtiges Haus ſei für einen Spottpreis zu kaufen, man ſehe den liberalſten, politiſchen Inſtitutionen entgegen und der Moment ſei günſtig, um die Überſiedelung nach dem Vaterlande vorzunehmen. Als ſich Herr Proſt über dieſe verſchiedenen Angaben die möglichſte Gewißheit und Sicherheit verſchafft hatte, brachte er Frau und Kinder nach Ems und ging nach der Reſidenz um ſein Haus einzurichten. Seine Frau hatte den Aufenthalt in Ems gewünſcht, weil Herr und Frau von Reheim dort eine Kur brauchten.

In dreizehn Jahren hatten ſich die Schweſtern nicht geſehen. Die eine hatte in der ganzen Zeit nicht Paris und deſſen Landhäuſer — die andere nicht ihre kleine Stadt an den nußbaumbeſchatteten Ufern der Moſel verlaſſen. Die eine ſchwamm in Pariſer Elegance und in engliſchem Komfort, hatte ihre vier Kinder und vier Dienſtboten bei ſich; die andere war mit ihrem Mann und ihrer achtjährigen Tochter ohne Bedienung in Ems und hatte ihre drei kleinen Söhne in der Obhut einer alten bewährten Kinderfrau zurücklaſſen müſſen. Die eine war ſo ſchön, ſo friſch und blühend, daß niemand ihr zweiunddreißig Jahre gab; die andere hielt man für zehn Jahre älter als ſie war. Die eine war nie in dem Phlegma ihres Naturells durch irgend ein betrübendes oder unbequemes Ereignis geſtört worden; die andere hatte mit ihrer opferwilligen Seele in tauſend Sorgen für Gegenwart und Zukunft gelebt. Doch trotz all der äußeren und inneren Verſchiedenheiten hatten ſich die Schweſtern gern und freuten ſich ihres Beiſammenſeins. Minder Herr von Neheim. Die beiden Schwäger ſtanden ſich in politiſcher Beziehung entſchieden feindlich gegenüber. Herr von Neheim gehörte zu denjenigen Konſervativen, die das Heil der Welt darin erblicken, daß nur ja der verehrungswürdige Staub auf den verehrungswürdigen Akten konſerviert werde; Herr Proſt war ein Liberaler von dem Schlage, den ſchon

Eulenſpiegels Lieblingsſpruch kennzeichnet: „Gib mir was Dein iſt, ich will behalten was mein iſt.“ Solange Herr Proſt in Ems war, verſicherte Herr von Reheim ſeiner Frau, er müſſe die Kur ausſetzen, denn ſie ſchade ihm wegen des unendlichen Ärgers, den ihm der Schwager verurſache; aber auch nachdem dieſer fort war fühlte ſich der hypochondre, grämliche Mann beläſtigt durch die Schwägerin. Er nannte ſie geldſtolz und prahleriſch, und während Frau von Reheims neidloſes Herz der Schweſter ohne Rückhalt den Genuß der Annehmlichkeiten des Reichtums gönnte, konnte er ſich nicht mancher kleinen Verſtimmung über die ungleiche Verteilung der Glücksgüter erwehren. Er war durch ſeine Frau dermaßen daran gewöhnt die Hauptperſon, der Mittelpunkt zu ſein, daß es ihn unglaublich verletzte und daß er einen furchtbaren Egoismus wahrnehmen wollte, als ſich Frau Proſt höchſt unbefangen gleichfalls als die Hauptperſon und den Mittelpunkt hinſtellte und demgemäß ſich benahm. Was die Kinder, die häusliche Einrichtung, das tägliche Leben mit ſeinen Anforderungen und Unterhaltungen betraf — überließ Herr Proſt ſeiner Frau völlig; darin hatte ſie ganz freie Hand und das verlangte ſie. In ſeine Spekulationen und Kombinationen eingeweiht zu werden, oder auch nur einen flüchtigen Blick auf ſie zu werfen, verlangte ſie durchaus nicht. Es hätte ihre Faſſungskraft angeſtrengt und ſie war keine Freundin von Anſtrengung irgend einer Art. Es mußte alles bequem ſein und mit gehöriger Muße betrieben werden. Wie eine in Sammt und Seide eingewickelte Kugel, rollte ſie auf dem weichen Teppich ihrer Lebensbahn dahin. Daß eine ſolche Frau nicht geneigt iſt und nicht die Gewohnheit hat, auf andere Rückſicht zu nehmen und am wenigſten auf einen launenhaften Schwager, konnte niemand befremden, außer eben dieſen Schwager. Es gab täglich kleine Zerwürfniſſe, die freilich nichts weiter als heute eine Spazierfahrt und morgen eine Eſelpartie betrafen und die auf Frau Proſt auch nur den Eindruck großen Befremdens machten, aber ihn verſtimmten ſie und er war froh als ſein Aufenthalt in Ems zu Ende ging. Frau Proſt, die nur wegen ihrer Schweſter nach Ems gekommen war, begab ſich für den Spätſommer auf ein Landhaus im Rheingau, das ſie gemietet hatte, und lud Frau von Neheim ein, ſie dort zu beſuchen.

„Und unſere Kinder — wo bleiben die?“ fragte Herr von Neheim verdrießlich.

„Nun, die bringt Klara mit,“ ſagte Frau Proſt.

„Und ich . . . was wird aus mir!“ rief er in demſelben Ton.

„Nun, ich denke Sie begleiten Klara,“ entgegnete Frau Proſt.

ging. Da gedieh es aufs Beſte; denn er brauchte die Vorſicht die Theilnehmerinnen immer um Rath zu fragen und um Vorſchläge zu bitten — was ſowol ſeine Praxis als ſeinen Ruf bedeutend erhöhte — und man kam darin überein, daß es Unternehmungen gebe, denen der ernſte und gediegene Geiſt eines Mannes vorſtehen müſſe, wenn ſie gedeihen ſollten.

Aber Aurore wollte nun einmal durchaus etwas ſtiften, und im halben Zorn über das beſtändige Mißlingen, verfiel ſie auf eine Nähſchule in welche, die artigſten kleinen Mädchen ihres Dorfes zur Belohnung aufgenommen werden ſollten. Die gerieth. Aus dieſer Schule gingen mit der Zeit ſehr geſchickte Nätherinnen hervor, die im Stande waren ihr gutes Fortkommen zu begründen. Elsleben lobte ſeine Frau herzlichſt wegen der praktiſchen Richtung, die ſie genommen, und Aurore ſchrieb ihrer Schweſter mit bitterſüßer Empfindung über das Reſultat ihrer verſchiedenen Unternehmungen: wie es ihre Beſtimmung ſei nur in der untergeordnetſten Sphäre zu wirken. Cornelie antwortete hierauf:

„Was grämſt Du Dich, ob die Sphäre Deiner „Wirkſamkeit auf dieſer oder jener Stufe der Thä„tigkeit liegt? Menſchen für ihre Beſtimmung tüch„tig, und für ihren Beruf geſchickt und brauchbar

„Und meine Akten!“ rief er mit geſteigertem Unwillen.

„Nun, Sie können ja auch Ihre Akten mitbringen,“ ſagte ſie in aller Gemütsruhe.

„Und auch meine Sitzungen, nicht wahr? Nein, daraus wird nichts!“ brach er aus.

„Ihr laßt mich nicht zu Wort kommen,“ ſagte Frau von Reheim lächelnd, ſonſt hätte ich Dir gleich für Deine freundliche Einladung gedankt, liebe Thereſe, denn wir ſind nicht ſehr beweglich.“

Damit war denn auch Frau Proſt zufrieden und die Schweſtern trennten ſich und ſahen ſich nicht wieder. Frau Proſt begab ſich aus dem Landhaus bei Eltville in die große, glänzende Reſidenz und in ihr prächtiges Haus, Frau von Reheim kehrte in ihre beſcheidene Häuslichkeit zurück. Für jene begann ein Leben des Luxus, des Aufwands, der Geſelligkeit im größten Maßſtab; für dieſe trat Kummer über Kummer ein, denn ſie verlor im Laufe der Zeit ihre drei Söhne. Dann begann auch ſie zu kränkeln und als Sylvia kaum ſiebzehn Jahre zählte, ſtarb die gute Mutter. Dies war zu viel für Herr von Reheim. Erſt jetzt ſah er ſo recht ein, was er an ihr verloren und auch wie ſehr er ſie geliebt hatte. Dieſe Liebe war verdunkelt geweſen durch die Wolken und Nebel ſeiner Hypochondrie; aber jetzt, als dieſer tiefſte Schmerz nach all den früheren Schmerzen um die verlorenen Kinder kam und ſein Herz ſo gründlich zerriß, daß Launen und Verſtimmungen keine Herberge mehr darin fanden, jetzt kam ſeine Liebe gleichſam zu Tage und ihm ſelbſt zum Bewußtſein. Er war untröſtlich und — ſelbſtſüchtig wie er nun einmal war! — er wollte untröſtlich ſein.

Sylvia hatte ein mühſames Leben, einſam neben dem melancholiſchen Vater, den ſie von jeher, wegen ſeiner unberechenbaren Verſtimmungen, mehr gefürchtet als geliebt hatte. Von jeher hatte die Mutter zu den Kindern geſagt:

„Der arme Vater hat Kopfweh und iſt müde von der Arbeit: alſo dürft Ihr ihm durchaus keinen Verdruß machen, dürft Euch nicht zanken und nicht ſo laut ſchreien und ſo viel ſprechen, wenn er kommt.“

Die Kinder gehorchten der freundlichen und liebreichen Mutter, bedauerten herzlich den armen Vater, verſtummten wenn er eintrat, waren ſcheu und ſtill in ſeiner Gegenwart und machten ſich gern davon, weil er ihre kindliche Unbefangenheit bedrückte. Als Sylvia älter wurde bekam ſie freilich etwas mehr Mut ihm gegenüber, weil auch die Mutter ſie dazu ermunterte, doch zu einer vertraulichen Herzlichkeit brachte ſie es nicht. Und nun gar nach dem Tode der Mutter, da ſie ſah wie unzugänglich der Vater in ſeinem Schmerz war, fiel ſie in eine Scheu zurück, die ſich bisweilen zu beklommener Ängſtlichkeit ſteigerte. Ein fleißiger und pünktlicher Arbeiter blieb er auch in ſeinem

Kummer. Sylvia ſah ihn alſo nur bei den Mahlzeiten und während des Spazierganges, den ſie täglich ſchon ſeit Jahren mit ihm machte. Gewöhnlich ſprach er kaum drei Worte über Wind und Wetter oder über eine häusliche Angelegenheit mit ihr; zuweilen aber ergoß er ſich in bittere Klagen über das lange Mißgeſchick ſeines Lebens, über ſeine mühſelige, dürftige Jugend, über die langen Jahre, die ſeine Braut in der Blüte ihres Lebens ſeinetwegen vertrauerte, über ſeine beſchränkten pekuniären Verhältniſſe, über ſeine Kränklichkeit, die ihn in ſeiner Karriere gehindert habe vorwärts zu kommen, über all' die Sorgen, die daraus entſtanden und die vielleicht ebenſoviel Nägel zum Sarge der lieben Frau waren. Was konnte Sylvia darauf antworten? Dieſe Lebensſtellungen und Schickungen ſind eben Fügungen Gottes. Das fühlte ſie; doch eine ſo ſelbſtändige Äußerung zu machen, kam ihr nicht in den Sinn. Zuweilen weinte ſie herzlich über all' die Schickſale des armen Vaters und zuweilen erwiderte ſie, dies und jenes ſei der guten Mutter nicht ſo ſchwer vorgekommen.

„Ja, ſie war ein Engel, Deine Mutter!“ ſagte Herr von Neheim; „allein ich bleibe dabei, daß wir ſie noch hätten, wenn ihr Leben weniger hart und ſchwer geweſen wäre.“

„Hoffentlich iſt ſie jetzt beim lieben Gott,“ ſagte Sylvia ſanft.

„Und hoffentlich bin ich bald bei ihr," ſetzte Herr von Reheim ohne Rückſicht auf das betrübte Kind hinzu; denn er war freilich ein gläubiger Katholik, nur nicht glaubensſtark genug um auf Selbſtüberwindung bedacht zu ſein.

Genug, mit ſeiner Geſundheit ging es reißend bergab, und zehn Monate nach dem Tode ſeiner Frau lag er neben ihr auf dem ſtillen Friedhof und Sylvia ſtand dort gänzlich verwaiſt zwiſchen fünf grünen Grabhügeln. Was ſollte aus ihr werden? ſie wußte es nicht. Ein Kolleg ihres Vaters, Herr von Lehrbach, wurde ihr Vormund und wendete ſich mit der Frage an Frau Proſt, ob ſie geſonnen ſei irgend etwas über Fräulein von Reheim zu verfügen oder für ſie zu tun. Vermögen ſei nicht vorhanden und die ganze Habe ſeiner Mündel beſchränke ſich auf den Erlös für Mobiliar und häusliche Einrichtungsgegenſtände. Frau Proſt antwortete: ſie werde mit Freuden ihre liebe Nichte bei ſich aufnehmen; da dies aber wegen Badereiſen erſt im Oktober geſchehen könne, ſo bitte ſie den Vormund, bis dahin für Sylvia eine anſtändige Unterkunft gegen Koſtgeld zu beſorgen. Beglückt durch die Gewißheit Sylvia für die Zukunft in ſicherer Obhut zu wiſſen, nahm der Vormund ſie in ſein Haus, wo ſie ganz ſchweſterlich mit ſeinen Töchtern lebte, welche die Geſpielinnen ihrer Kindheit und ihre Jugendfreundinnen waren, während er Herr von Reheims Nachlaß ordnete und ſehr froh war, etwa zweitauſend Gulden für Sylvia herauszubringen.

Obwohl in Trauer um den Vater konnte die arme Sylvia doch nicht anders, als ſich im Hauſe des Vormunds herzlich zufrieden zu fühlen. Es herrſchte dort ein gemütliches, einfaches, frohes Familienleben zwiſchen den Eltern, drei erwachſenen Töchtern und zwei Söhnen, von denen der eine der älteſte der Geſchwiſter und der andere der jüngſte war. Aus ihrem Hauſe, das immer ſtill und ernſt, und ſeit dem Tode der Mutter ebenſo traurig als ungemütlich war, ſah ſich Sylvia auf einmal in jugendlich friſche Umgebung verſetzt, welche ihre eigene Jugend ſympathiſch anſprach. Sie wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß ſie ſo munter ſein, ſo herzlich lachen könne; aber ändern konnte ſie es nicht. Zuweilen war ſie freilich recht betrübt und weinte um ihre Eltern und ihre Verwaiſtheit; dann aber verſtand Frau von Lehrbach ſie ſo liebreich und fromm zu tröſten, daß ihre Tränen verſiegten, ſie wußte nicht wie. Sie wäre gar gern immer in dieſem lieben Hauſe geblieben und Herr und Frau von Lehrbach hätten ſie auch recht gern behalten; doch im Hinblick auf Sylvia's Zukunft, fanden ſie deren Überſiedelung zu der Tante notwendig. Sylvia kannte ihre Tante nur aus dem gemeinſchaftlichen Aufenthalt in Ems vor zehn Jahren und dieſe Erinnerung war ziemlich dunkel. Hingegen ſchwebte ihre Couſine Valentine und der beſtändige Zank und Streit mit ihr, ſehr klar ihrem Gedächtnis vor; denn Valentine, die ein Jahr älter war als ſie, die viel ſchönere Kleider hatte als ſie und die geläufiger franzöſiſch als deutſch ſprach, glaubte ſich wegen dieſer verſchiedenen Überlegenheiten befähigt und berufen im befehlenden Ton mit ihr zu ſprechen, den Sylvia keineswegs für berechtigt anerkannte, ſo daß ſie ungefähr auf demſelben Fuß mit Valentine, wie Herr von Neheim mit Herrn Proſt ſtand — eine Erinnerung, die ihr das Herz ſchwer machte. Dazu kam noch, daß ihr Vater nie ohne einen Anflug von Bitterkeit über den Schwager und die Schwägerin ſich ausgeſprochen hatte. Je reicher Herr Proſt wurde, deſto angeſehener und einflußreicher wurde er auch und deſto höher ſtieg er von Ehren zu Ehren: er wurde Geheime-Kommerzienrat, ein halbes Dutzend Orden ſchmückte ſeine Bruſt, er ſaß als zweifache Großmacht — des Geldes und des Grundbeſitzes — in der Pairskammer, und daß er noch nicht in den Freiherrnſtand erhoben war, lag nur an ihm. Denn im Fall ſeines Todes wären ſeine Kinder jetzt doch nur „arme Teufel von Baronen“, wie er ſich ausdrückte; und erſt dann, wenn er für ein jedes ſein Milliönchen hatte und durch dasſelbe ein jedes zum freien Herrn wurde: dann erſt durfte der Freiherrnſtand hinzukommen. Herr von Neheim fand dies Emporkommen durch Geldgeſchäfte geradezu empörend. Nach ſeiner Meinung hätte es keinen andern Weg zu Ehren und Würden geben dürfen, als durch den unvergleichlichen Aktenſtaub und er ſah eine erniedrigende Geringſchätzung wahrer Tüchtigkeit darin, daß die Fürſten glückliche Spekulanten mit Auszeichnungen überhäuften, welche dem Verdienſt gebührten. Hatte er darin keineswegs Unrecht, ſo irrte er heftig, indem er das Verdienſt ausſchließlich hinter dem Aktentiſch ſitzen ſah. Genug, er fühlte ſich durch den Schwager verletzt in ſeinem Stande und in ſeiner Lage und daher auch mittelbar in ſeiner Perſon und alle Bemühungen ſeiner Frau ihn auf Gedanken des Wohlwollens zu bringen, waren vergeblich geweſen.

Allzuoft war Sylvia Ohrenzeuge ſolcher Geſpräche geweſen, um ſie nicht zu beachten und da die Anſicht des Vaters mit dem Eindruck übereinſtimmte, den ſie von Valentine bewahrte, ſo neigte ſie ſich mehr ſeinem Urteil, als dem der gütigen Mutter zu. Und jetzt ſollte ſie in dies Haus als eine arme, beinah fremde Waiſe eintreten! Schon acht Tage vor ihrer Abreiſe durchweinte ſie ihre Nächte und ſah ſo bleich und vergrämt aus, daß Frau von Lehrbach ganz beſorgt gegen ihren Mann äußerte, ſie fürchte ſehr, Sylvia werde dem Heimweh erliegen, worauf er antwortete:

„Sie muß zu der Tante — durchaus! Kann ſie es dort nicht aushalten, und will man ſie uns dann zurückſchicken — in Gottes Namen! ich habe nichts dawider. Aber ſie muß hin; denn dieſe Leute kennen uns nicht und könnten wähnen, wir hielten Sylvia zurück des Koſtgeldes wegen."

Und ſo reiſte denn Sylvia unter Tränenſtrömen ab, als der Oktober gekommen und eine paſſende Begleitung für ſie gefunden war, indem eine Dame aus der Stadt die Reiſe zu machen hatte bis zur letzten Station vor der Reſidenz. Ein Telegramm ſetzte die Frau Geheime-Kommerzienrätin Proſt von Tag und Stunde der Ankunft in Kenntnis und an dem, nach Bertha Lindners Meinung, zweifachem Unglückstag, Freitag den 13. Oktober des Jahres 1858, zog Sylvia ſtill und unbeachtet in das Haus ihrer Tante ein.

Diamanten und Verwandte.

Als Bertha am anderen Morgen ganz leiſe in Sylvia's Zimmer trat, rief ſie höchlichſt überraſcht:

„Schon aufgeſtanden, gnädiges Fräulein! ſchon angekleidet! ſchon die Sachen ausgepackt! ich dachte, Sie würden bis gegen Mittag ſchlafen."

„Nein!" ſagte Sylvia, „daran bin ich nicht gewöhnt; und ich möchte nun gern in die Meſſe gehen."

„Das iſt nicht möglich, gnädiges Fräulein. Mademoiſelle Victoire iſt längſt aus der Meſſe zurückgekehrt und außer ihr geht niemand am Werktag in die katholiſche Kirche. Die Herrſchaft fährt Sonntags hin, um elf Uhr . . . und morgen iſt ja ſchon Sonntag. Was ſoll ich Ihnen jetzt bringen? Kakao, Kaffee, Tee, Chokolade — was wünſchen Sie?"

„Könnte ich nicht mit meinen Couſinen frühſtücken?" fragte Sylvia.

„Das iſt hier nicht Mode, gnädiges Fräulein!" ſagte Bertha belehrend; „zum Gabelfrühſtück, um zwölf Uhr, kommt die Herrſchaft zuſammen und ißt gehörig. Aber in der Frühe nimmt ein jeder auf ſeinem Zimmer, was er will und wann er will."

Sylvia fügte ſich in die allgemeine Gewohnheit und dachte mit ſchwerem Herzen an den behaglichen runden Frühſtückstiſch im Lehrbach'ſchen Hauſe und ihr reizendes Zimmer kam ihr gar nicht mehr ſo reizend wie am geſtrigen Abend vor. Sie fuhr fort ihre Sachen auszupacken und in den Schränken und Chiffonieren einzuräumen, wobei Bertha ihr fleißig half und endlich fragte:

„Iſt das alles?"

„Ja," erwiderte Sylvia etwas verlegen; „ich bin ja ſeit einem Jahr in Trauer um meine Mutter und bleibe faſt noch ein Jahr um meinen armen Vater in Trauer; da braucht man nicht viel Kleider."

„Zwei Jahre immer in Schwarz!" rief Bertha voll Entſetzen! „nein! die ſchauderhafte Mode kennt man hier nicht! man trauert ſechs Wochen. Was ſollten die Kaufleute mit all' ihren ſchönen Sachen anfangen, wenn man jahrelang Trauer trüge?"

„Die ſchönen Sachen ſind für glückliche und fröhliche Menſchen," erwiderte Sylvia und ein paar ſchwere Tränen hingen an ihren Wimpern.

„machen iſt ja eben ſie bilden, und wer das beabſichtigt und erreicht, darf mit ſich und ſeinem „Streben zufrieden ſein. Gleichviel welche Zöglinge „aus dieſer Schule hervorgehen und ob ſie hoch oder „tief in der Welt ſtehen! ſie ſind wolgerathen: das „ſcheint mir die Hauptſache.“

Aurora dachte als ſie dies las: Cornelie redet wie eine Perſon, die nie nöthig hat ſich geiſtig herabzuſtimmen, die beſtändig Anklang und Anregung findet, und die daher nicht das Bedürfniß kennt, in einem andern Bewußtſein als in dem, nähen und ſtricken beigebracht zu haben, ſich auszuruhen. — Das war ganz richtig. Doch das was Cornelia ſagte war darum nicht weniger richtig.

Uebrigens bekam Aurora grade in dieſer Zeit mehr Umgang nach ihrem Sinn. Ihr alter fünfundſiebzigjähriger Prediger ſtarb, und ein andrer, ein junger, geſcheuter Mann von umfaſſendem Verſtand, tüchtiger Bildung und herrſchſüchtigem Character erhielt ſeine Stelle. Er gefiel Auroren außerordentlich, ſah aus wie ein Paulus, predigte wie ein Johannes und lebte apoſtoliſch — mit ſeiner ſehr hübſchen Frau, die auch recht munter und artig war. Zu gleicher Zeit kam in das benachbarte Städtchen ein andrer Kapitän in Garniſon, ein Schöngeiſt, der nicht blos neue Bücher las, ſondern deren auch

„O gnädiges Fräulein, Sie werden hier ſehr glücklich und fröhlich werden,“ ſagte Bertha tröſtend, verſchwand dienſtfertig und erſchien bald wieder mit Sylvia's Frühſtück indem ſie ſagte:

„Iſt dies nicht reizendes Geſchirr, gnädiges Fräulein? es paßt genau zu Ihrem Zimmer: lauter Röschen ſind darauf gemalt! Wohin Sie das Auge wenden ſehen Sie nichts als Roſen und Roſen.“

Aber trotz aller Roſen auf Zitz, Papier und Porzellan blieb Sylvia in gedrückter Stimmung.

Da klopfte es an die Tür und kaum hatte Sylvia „Herein!“ gerufen, ſo flog ein junges Mädchen ins Zimmer, umarmte Sylvia mit lebhafter Zärtlichkeit und rief:

„Da biſt Du ja! o wie freue ich mich, daß Du hier biſt und bleibſt! . . . ich bin Iſidore! . . . wir wollen recht gute, intime, ſchweſterliche Freundinnen ſein, nicht wahr?“

„Gewiß, liebe Iſidore,“ ſagte Sylvia herzlich.

„Wie gefällt Dir Dein Zimmer? iſt es nicht allerliebſt? begreifſt Du, daß Valentine es nicht elegant genug fand? . . . Deine Schreibmappe iſt aber ſehr verbraucht und verunſtaltet den zierlichen Schreibtiſch . . . ich gebe Dir eine andere.“

„Nein, bitte nicht!“ rief Sylvia, „es war die Schreibmappe meiner guten Mutter und deshalb brauche ich ſie ſo gern.“

„Lege ſie wenigſtens in den Auszug des Schreibtiſches, wo man ſie nicht ſieht,“ entgegnete Iſidore und führte den Rat aus, den ſie erteilte, bevor Sylvia es hindern konnte.

Und wieder klopfte es an die Tür. Mademoiſelle Viktoire erſchien, erſuchte Sylvia ſich zu der Frau Tante zu begeben, und fragte wie ſie ſich befinde und wie ſie geſchlafen habe. Da aber Mademoiſelle Viktoire mit ihrem ſanftſchnarrenden Pariſer Accent ſprach, Sylvia aber nur die harte rheinländiſche Ausſprache des Franzöſiſchen kannte: ſo mußte ſie ſich etwas beſinnen ob ſie auch das Richtige verſtehe und Iſidore hatte Zeit lachend zu fragen:

„Kannſt Du nicht franzöſiſch ſprechen?“

„Nein, wie es ſcheint!“ ſagte Sylvia mit einem Anflug von Unmut, während Iſidore ihren Arm nahm und ſie zur Mutter hinaufführte.

Sylvia war nie in einem großen und elegant eingerichteten Hauſe geweſen. Es kam ihr alles ganz fürſtlich vor; der Teppich auf der Treppe, das Parquet, die Fenſterflügel aus einer Scheibe, der Luxus der Möbel, Gemälde und Spiegel in großen Goldrahmen — ſie fühlte ſich als Fremdling zwiſchen all der Herrlichkeit und beklommen und eingeſchüchtert betrat ſie das Zimmer ihrer Tante.

Die Geheime-Kommerzienrätin Proſt, die ſich aber kürzer Frau Geheimrätin nennen ließ, war noch immer eine ſehr ſchöne Frau, mit feinen edeln Zügen, reichem blonden Haar und blendenden Teint. Abgerechnet den Zauberſchmelz der Jugendfriſche und eine Fülle der Formen, die der Jugend nicht eigen iſt, hätte ſie dreiſt mit jugendlichen Schönheiten in die Schranken treten können. Ihr Ausdruck war ruhig und freundlich; ſie ſah aus als ſei ſie in Gleichmut einbalſamiert, als könne nichts ſie aus dem Gleichgewicht bringen, als ſei ſie unendlich zufrieden mit ſich ſelbſt und mit allen und allem was ihr gehörte, was ſie umgab, und als wolle ſie ſich durchaus nicht in dieſer bequemen Behaglichkeit verſtören laſſen.

„Komm' her, mein Liebchen,“ ſagte ſie freundlich und zog Sylvia zu ſich heran auf die Chaiſelongue, „ſetze Dich zu mir. Weine nicht . . . Du ſollſt ganz und gar mein Kind, meine dritte Tochter ſein. Was möchteſt Du jetzt am liebſten? möchteſt Du meine Diamanten ſehen? das wird Dich unterhalten — nicht wahr? das zerſtreut ganz angenehm. Hernach ſprechen wir von Deinen Toiletten. Dein armer Vater hat ſich gewiß nie darum bekümmert. Wir wollen das nachholen, nicht wahr, Liebchen? Geh, Iſidore und rufe Deine Schweſter. Valentine und Sylvia ſollen ihre alte Bekanntſchaft erneuern.“

Die Geheimrätin erhob ſich, ſchloß die Doppeltür eines wunderſchönen Schrankes von vieux lacque auf, drückte an einer unſichtbaren Feder und zog einen Auszug hervor, der mit einer Glasſcheibe geſchloſſen und mit dunkelrotem Sammt ausgeſchlagen war. Perlenſchnüre in verſchiedener Größe und Maſſen von Schmuckſachen nahmen ſich prächtig auf dem Purpur aus, verſchwanden aber wie Sterne vor dem Sonnenlicht, als die Geheimrätin einen zweiten Auszug öffnete, in welchem auf ſchwarzem Sammt ihre Diamanten und Juwelen lagen. Dabei erzählte ſie, wann ihr Gatte ihr dieſe Herrlichkeiten geſchenkt und bei welchen merkwürdigen Feſten ſie dieſelben getragen habe. Sylvia war in ſo wonnige Bewunderung verſunken, daß es ihr förmlich lieb war, als Iſidore mit der Antwort zurückkam:

„Valentine kann jetzt unmöglich kommen, denn ſie ſchreibt an Goldiſch.“

„Es iſt gut,“ ſagte die Geheimrätin gelaſſen und fuhr fort ihrer Nichte die Namen der verſchiedenen Edelſteine zu nennen und deren Geſchichte zu erzählen. Iſidore ging ihrer Wege; aber Mademoiſelle Viktoire trat ein und die Geheimrätin erhob ſich indem ſie zu Sylvia ſagte:

„Bleibe immerhin in meinem Schatzkämmerlein, Liebchen.“

Dann ſetzte ſie ſich wieder auf ihre Chaiſelongue und nahm den Vortrag über Toilettenangelegenheiten entgegen, bis Mademoiſelle Viktoire durch die ebenſo wichtige Perſönlichkeit der Beſchließerin abgelöſt wurde; dieſe dann durch den Kammerdiener, auf welchen endlich der Wichtigſte der Wichtigen erſchien — der Koch. Mit ihnen allen hatte die Geheimrätin zu reden und nicht bloß oberflächlich. Sie war eine gute Hausfrau und wohlbewandert im Räderwerk ihres Hauſes, auf deſſen geregelten Gang ſie ſorgfältig ſah und deshalb täglich ſich beſprach mit dieſen vier Säulen desſelben. Sie lobte dies, ſie tadelte das, ſie empfahl jenes, ſie ordnete an, ſie gab ihre Entſcheidung ab — alles mit dem größten Phlegma, doch nicht ohne Einſicht und Beſtimmtheit. Ihre natürliche Neigung und die häusliche Erziehung ihrer Jugend gaben ihr auf dieſem Gebiet eine große Gewandtheit, die niemand höher ſchätzte, als ihr Mann, weil er den Anſpruch machte, daß ſein Haus unübertrefflich, ja perfekt ſei und daß er von der Maſchinerie desſelben nicht beläſtigt werde.

Die Zeit verging. Sylvia ſaß noch immer vor den Diamanten. Eine Viertelſtunde ſchlich nach der andern dahin. Die Tante beachtete ſie gar nicht. Keine der Couſinen erſchien. Sie verfiel in tiefe Langeweile und aus dieſer — in tiefe Traurigkeit. Was hatte ſie davon, daß Juwelen vor ihr lagen, daß ſie auf violettem Damaſt ſaß, daß ihr Fuß tief einſank in den Teppich aus Smyrna? — ſie war allein und das herbe Gefühl der Verlaſſenheit preßte ihr Herz zuſammen. Starr blickte ſie auf die Diamanten ohne ſie zu ſehen und ihre Gedanken ſchweiften der fernen Heimat zu.

„Sylvia, mein Liebchen, biſt Du noch da?" ſagte auf einmal die Tante, nachdem ſich der Koch zurückgezogen hatte. „Nun, das iſt mir eben recht. Du ſollſt mein kleiner Sekretär ſein. Bisher war es Valentine; jetzt aber, da ſie verlobt iſt, ſchreibt ſie den ganzen Vormittag an Goldiſch, obſchon ſie ihn jeden Abend ſieht. Da ſollſt Du ihre Stelle vertreten! Setz' Dich an den Schreibtiſch, Liebchen und ſchreibe was ich Dir diktiere."

Sylvia gehorchte ganz froh, daß ſie eine Beſchäftigung bekam und die Tante ſagte ihr ein Billet in die Feder, in welchem ſie einer Dame aus der Geſellſchaft ihre Loge für den Abend überließ.

„Wir gehen heute nicht ins Schauſpiel," ſagte die Geheimrätin zu Sylvia, „denn Valentine meint, wir hätten das Stück ſchon hundertmal geſehen. Ich bin in meinem Leben ſo ungeheuer viel im Theater geweſen, daß mir ein Stück wie das andere iſt — immer Komödie! nur wird in dem einen geſungen, im zweiten getanzt, im dritten geſprochen. Eins iſt ſo unſinnig wie das andere."

„Unſinnig!" rief Sylvia grenzenlos verwundert, „liebe Tante, ich dachte es ſei etwas ganz herrliches."

„Ja, ja! das denken alle junge Perſönchen," ſagte die Geheimrätin freundlich; „es iſt eine Lieblingsunterhaltung der Jugend und ich gönne ſie ihr gern. Hat man ſie aber zwanzig Jahr genoſſen, ſo findet man ſie etwas fade.“

Es ſchlug zwölf Uhr und kaum war der letzte Schlag verhallt, ſo öffneten ſich die Türen rechts und links, und herein trat die ganze Familie: der Geheimrat mit ſeinem älteſten Sohn Aurel, die beiden Töchter, der Hofmeiſter mit ſeinem elfjährigen Zögling Edgar und Miß Wilmot mit dem kleinen Harry, der erſt fünf Jahre alt war; denn die Geheimrätin, die ſich niemals übereilte und anſtrengte, hatte in großen Pauſen ihre Kinderſtube gefüllt.

„Sieh da, Sylvia! . . . Sylphide ſollteſt Du heißen,“ ſagte der Geheimrat und muſterte mit ſeinem ſcharfen klugen Auge die ſchüchterne Nichte, indem er ſie auf die Stirn küßte.

Dann tat er das nämliche bei ſeinen Töchtern, die ihm Guten Morgen wünſchten, während Aurel Sylvia's Hand ſchüttelte und ſie fragte, ob ſie ſich ſeiner nach zehn Jahren noch erinnere? Sie bejahete es freundlich. Valentine begrüßte kühl und mit einer Miene der Überlegenheit die Couſine; Edgar nahm wenig Notiz von ihr, Harry gar keine. Man ging ins Speiſezimmer; man ſprach von tauſend Dingen und Perſonen; Sylvia war in einer ganz fremden Welt, die ihr keinen Berührungspunkt mit ihrer Vergangenheit bot. Plötzlich rief der Geheimrat:

„Sylvia-Sylphide! das ſage ich Dir: Deine ſchwarzwollenen Gewänder legſt Du ab! Vierzehn Tage darfſt Du noch ein ſchwarzſeidenes Kleid tragen ... aber länger will ich die garſtige Trauer nicht vor Augen haben und Du erſcheinſt dann in Farben wie Deine Couſinen. Man ſoll nicht ſagen, daß Du als Aſchenbrödel des Hauſes behandelt wirſt.“

Er hatte nicht unfreundlich ſein wollen, allein ſeine Stimme hatte einen eiſernen Klang und man merkte ihr an, daß ſie des Befehls ohne Widerrede gewöhnt war. Auch ſeine Züge und ſein Ausdruck waren von eiſerner Strenge, und Haltung und Geberde befehlshaberiſch. Nur wenn er ſich in behaglich frivoler Stimmung befand, verſchwand der harte Ausdruck, machte aber keinem einnehmenderen Platz. Sylvia dachte nicht entfernt an Widerſpruch, aber ſie errötete, weil ſie ſich verletzt fühlte.

„Sei unbeſorgt, wegen Deiner Toiletten, mein Liebchen,“ ſagte die Tante, welche das Erröten bemerkt hatte und es anders deutete, „ich ſorge für alles.“

Sie gab dieſe Verſicherung mit Wohlwollen; doch war ſie nicht dazu geeignet das Gefühl der Demütigung zu mindern, das Sylvia bedrückte. Stumm und ſtill ſaß ſie da und wünſchte ſich hinweg — ach, wenn es nicht in das liebe Lehrbachſche Haus ſein konnte — dann zu ganz fremden

Leuten, die nicht das Recht hatten Anordnungen über ſie zu treffen, die ihrem Herzen weh taten.

Nach einer halben Stunde war das Frühſtück beendet. Der Geheimrat ging mit Aurel in die Bureaus zurück. Edgar machte mit dem Hofmeiſter, Harry mit Miß Wilmot den täglichen Spaziergang. Valentine und Iſidore begaben ſich mit der Geheimrätin in deren Zimmer und Sylvia folgte ihnen.

Hier begann ein endloſes Geſpräch zwiſchen Mutter und Töchtern. Es fing an bei der Toilette, welche ſie um drei Uhr zur Spazierfahrt zu machen hätten, ging dann über auf die für den Abend und verbreitete ſich dann über Einzelheiten, die zu Valentinens Ausſtattung gehörten.

Die feine Schönheit der Geheimrätin war auf ihre Söhne übergegangen; die Töchter glichen dem Vater, hatten dunkles Haar, dunkle Augen und etwas ſtarke Züge wie er, aber nicht ſeinen klugen Blick. Valentine hatte das Schlaffe und Manierierte, welches oft jungen Perſonen von großer Eitelkeit und geringem Verſtand eigen iſt: da ſie mehr ſein wollen, als ſie ihrer Natur nach ſein können, ſo werden ſie flach und geziert. Iſidore, die erſt ſechszehn Jahre alt und noch nicht in die Welt eingeführt war, konnte ſich vielleicht noch günſtig entwickeln. Bis jetzt ſah ſie mit ihren ſcharfen Zügen und ihrem harten Ausdruck noch weniger gut aus als Valentine. Beide hatten ſehr wenig gelernt und noch viel weniger Luſt etwas zu lernen. Sie ſprachen perfekt franzöſiſch und engliſch; das genügte ihnen. Jede Art von geiſtiger Anſtrengung war unbequem und dem Unbequemen gingen ſie, als echte Töchter ihrer Mutter, mit großer Entſchiedenheit aus dem Wege. Die kleinen weiblichen Arbeiten, die eben Mode waren, anzufertigen: das war die häusliche Haupt- und Lieblingsbeſchäftigung der Schweſtern. Valentine durfte auch ſchon Romane leſen; Iſidore noch nicht. Sie wußte das zu erſetzen durch Lektüre der Feuilletons zahlloſer Zeitungen, die bald im Salon, bald bei der Mutter umherlagen und die ſie in aller Stille an ſich nahm und in ihrem Zimmer ſtudierte. Es war die einzige Lektüre, welche ſie je mit Eifer betrieben hatte. Die Geheimrätin bemerkte nicht die mangelhafte Geiſtesbildung ihrer Töchter. Konnten ſie nicht ihre Billets in drei Sprachen ſchreiben und — wenn ſie Luſt hatten — in drei Sprachen Bücher leſen? das genügte ihr und nach ihrer Meinung auch ihnen. Der Vater hatte ſich nie um ihre Erziehung gekümmert. Er fand das viele Studieren höchſt überflüſſig für junge Mädchen: wenn ſie ſich im Salon gut zu benehmen und Konverſation zu machen wußten, wenn ſie elegant tanzten und zu Pferde ſaßen, ſo brauchten ſie keine andere Fertigkeiten; denn nie war es ihm eingefallen mit irgend einem weiblichen Weſen eine Unterhaltung ſchrieb. Wenigſtens war ihm das mit einem geglückt, mit einem großen hiſtoriſchen Drama „Hermann der Cherusker," das auch wirklich in einem Buchladen erſchienen war; — ob aber im Buchhandel iſt ungewiß. Dieſer Hauptmann beſaß die Gabe der Rede in einem ſolchen Grade, daß er bei oberflächlicher Bekanntſchaft bei den meiſten Perſonen für einen ſehr klugen Mann galt. Welch Thema man auch berühren mogte — augenblicklich ergoß er ſich in einem ſolchen Redeſtrom, daß man ganz betäubt meinte, wer über einen Gegenſtand ſo viel zu ſagen wiſſe, müſſe nothwendig viel darüber gedacht haben. Man war von einem ſolchen Bienenſchwarm von Worten umſaust, daß man nicht ſogleich zu ihrer Würdigung kommen konnte, denn man hatte genug zu thun mit hören; antworten war unmöglich und überflüſſig. Eine ſolche wüthende Redſeligkeit geht immer aus einer unerhörten Süffiſance hervor; aus der Ueberzeugung Niemand könne die Sache tiefer auffaſſen, klarer darſtellen, brillanter beleuchten, feiner beurtheilen; allendlich wird ſie zur Gewohnheit, und dann iſt ſo eine menſchliche Sprechmaſchine das Betäubendſte und Langweiligſte aller Inſtrumente. Der Grund aus dem dieſe Redſeligkeit entſpringt, erklärt zugleich die Erſcheinung daß ſehr geſcheute Leute über einen ernſten Gegenſtand oder über höhere Intereſſen zu führen. Prallte er in der Welt zufällig an eine Frau an, in deren Unterhaltung ein geiſtiger Anklang ſich wahrnehmen ließ, ſo fand er ſie pretentiös und langweilig. Obſchon alſo auch ihm das Drei-Sprachen-Syſtem für die geiſtige Bildung ſeiner Töchter genügte, hätte er ihnen doch Talente gewünſcht, namentlich muſikaliſche, weil man ſie im Salon gern hat; aber Valentine konnte ihr Geklimper auf dem Flügel nicht hören laſſen, und Iſidore hat es ganz aufgegeben. Er tröſtete ſich über dieſen Mangel. Er fand ja doch, daß das Geklimper ſeiner Millionen unendlich viel wichtiger, intereſſanter und lieblicher ſei, als das Muſizieren aller Virtuoſen Europa's, und er wußte ſehr gut, daß auch andere es fanden. Viel lieber wäre es ihm geweſen, wenn ſeine Töchter das Hausfrauentalent ihrer Mutter gehabt hätten, denn das war immer vorteilhaft und von praktiſchem Nutzen, auch bei dem größten Reichtum: Ordnung, weiſe Einteilung und der geregelte Gang aller einzelnen Zweige und des Ganzen eines großen Hauſes, gehen aus einem ſolchen Verwaltungstalent hervor. Allein ſeine Töchter hatten auch dazu keine Anlage. Er fragte einmal unmutig Valentine:

„Glaubſt Du etwa, daß das Leben ein Schlaraffenland iſt, wo Dir die Tauben gebraten in den Mund fliegen werden?“

„Bis jetzt war es ungefähr ſo, Papa, und ich ſehe nicht ein, weshalb es anders werden ſollte," erwiderte ſie.

„Möge ihr Mann ihr das beibringen, was ihm wünſchenswert iſt," ſprach der Geheimrat zu ſich ſelbſt; „meine Frau hat ja auch in dieſem Punkt viel gelernt." — Er vergaß nur in Anſchlag zu bringen, daß ſeine Frau in äußerſt beſcheidenen Verhältniſſen erzogen war und gemäß denſelben äußerſt beſcheidene Anſprüche und Gewohnheiten — keineswegs die des Überfluſſes hatte, und daß eben die luxuriöſen Gewohnheiten es waren, die ſeiner Tochter den Nerv der Tätigkeit raubten. Für alles, was ihre Eitelkeit betraf, erwies ſich Valentine voll reger Teilnahme und das kam auch bei dieſem Geſpräch mit der Mutter zum Vorſchein, dem Sylvia als ſtumme Zuhörerin, Iſidore aber mit Sitz und Stimme beiwohnte. Da ſich die Frau Geheimrätin in all ihrem Tun die gehörige Zeit nahm und mit langſamer Überlegung und vielfachem Bedenken zu Werk ging, ſo brauchte ſie Stunden zu einer Beratung, die in einer Viertelſtunde abzumachen geweſen wäre. Diejenigen Stunden, welche ihr Mann für die allgemeine Tagesordnung beſtimmt hatte, hielt ſie auf die Minute inne; aber mit der Zwiſchenzeit ging ſie ſehr verſchwenderiſch um. Deshalb führte ſie nie das aus, was ſie ſich für den Tag vorgenommen hatte, und weil ſie auf dieſe Weiſe immer im Rückſtand war, meinte ſie überladen mit Geſchäften zu ſein, ließ ſich aber nicht in ihrem behaglichen Phlegma verſtören.

Ein Diener trat ein und überbrachte an Valentine einen prachtvollen, rieſigen Blumenſtrauß von Herrn Goldiſch, der nach ihrem Befinden fragen ließ. Valentine flog in ihr Zimmer, brachte ein Billet zurück, das ſchon in Bereitſchaft lag und gab es dem Diener als Antwort.

„Merkwürdig!“ ſagte Iſidore, „daß man ſeiner Braut täglich einen Blumenſtrauß ſchickt — beſonders in dieſer Jahreszeit, wo ſie ſelten ſind — das iſt eine recht hübſche Aufmerkſamkeit. Aber daß die Braut dafür täglich ein Billet ſchreiben muß, finde ich erſtaunlich hart.“

„Es iſt für mich kein Zwang,“ verſetzte Valentine; „ich ſchreibe, weil ich wünſche, daß mein zukünftiger Gatte mich verſtehe und mein ganzes inneres Weſen kenne.“

„Nun ja! dazu habt Ihr ja das liebe lange Leben vor Euch!“ rief Iſidore.

„O wie manche Ehen gibt es, in welchen ſich die Gatten gar nicht kennen und verſtehen! und welch’ ein Jammer für das Frauenherz!“ rief Valentine ſchwärmeriſch.

„Kann ſein!“ entgegnete Iſidore; „ich weiß nur, daß dieſe ewige Schreiberei mir höchſt läſtig wäre. Was meinſt Du dazu, Sylvia?“

„Ich habe darüber nie nachgedacht," ſagte Sylvia gleichgiltig.

„Mama, Sylvia langweilt ſich bei uns," ſagte Iſidore, „ſchaue ſie nur an . . . wie müde ſie ausſieht."

„Sie iſt müde von dem geſtrigen Reiſetag," ſagte die Geheimrätin.

„Und auch vom Nichtstun!" ſetzte Sylvia entſchloſſen hinzu; „ich habe nicht die Gewohnheit, ſo dazuſitzen mit den Händen im Schoß. Ich war immer beſchäftigt."

„Und womit?" fragte Iſidore neugierig.

„Bald mit der Haushaltung, bald mit der Handarbeit. Ich kann Kleider machen, Weißzeug nähen, ſtricken und ſticken; das wechſelte ab. Dann hatte ich das Wirtſchaftsbuch zu führen." . . . —

„Darin erkenne ich ſo recht Deine vortreffliche Mutter!" unterbrach die Geheimrätin ſie ganz gerührt.

„Kannſt Du aber auch engliſch und franzöſiſch ſprechen und ſchreiben?" fragte Iſidore.

„Gelernt habe ich es — allein mir fehlt zum ſprechen der Accent und zum ſchreiben die Übung."

„Nun, das wollen wir nachholen, Liebchen," ſagte die Geheimrätin freundlich. „Miß Wilmot ſoll Dir täglich engliſchen Unterricht geben und mit Mademoiſelle Victoire, die eine ſehr anſtändige, gebildete Perſon iſt, kannſt Du nach Herzensluſt franzöſiſch plaudern, da ſie den guten Pariſer Accent hat."

Dankbar küßte Sylvia die Hand der Tante.

„Du vergißt, Mama, daß Sylvia auch zu nähen und zu ſtricken wünſcht," ſagte Iſidore ſpöttiſch.

„Ja, ich hätte gern eine Handarbeit; mit ihr langweile ich mich nie," ſagte Sylvia einfach.

„Wende Dich nur an Mademoiſelle Victoire, mein Liebchen! ſie wird Dir ſchon Handarbeit geben. Sie iſt der perſonifizierte Fleiß. In ihrer freien Zeit arbeitet ſie Kirchenſachen . . . natürlich auf ihre Koſten, nicht auf die meinen, denn ich habe ſo enorme Toilettenausgaben zu machen und die Anſprüche, welche die täglich wachſende Armut an meinen Geldbeutel macht, ſteigern ſich dergeſtalt, daß ich mich auf Geſchenke an arme Kirchen nicht einlaſſen kann."

Wieder erſchien der Diener und meldete, es ſei eingeſpannt.

„Schon drei Uhr?" ſagte die Geheimrätin verwundert; „macht Euch fertig, meine Kinder! — Du aber, mein Liebchen, bleibſt gewiß lieber zuhauſe — wegen Deines Traueranzuges und ich werde Mademoiſelle Victoire zu Dir ſchicken."

Sylvia war ſehr zufrieden mit dieſer Einrichtung und mit den Ausſichten, die ſich ihr eröffneten. Sie war ein Neuling im Leben und in der Welt, geiſtig regſam, bereit zur Tätigkeit, begierig zu lernen, und mit einer Doſis Eitelkeit ausgeſtattet, welche ihr durchaus nicht wünſchenswert erſcheinen ließ, für immer im Hintergrund zu verbleiben. Doch dies Motiv war ihr ſelbſt nicht klar. Als ſie wieder ihr freundliches Zimmer betrat dachte ſie, wenn ſie nur erſt ihre regelmäßige Beſchäftigung habe, werde ſie ſich eingewöhnen, da ja die Tante ungemein gütig für ſie ſei. In dieſem Sinn ſetzte ſie ſich an ihren eleganten Schreibtiſch, holte die von Iſidore verbannte Schreibmappe hervor und begann einen ausführlichen Brief an Frau von Lehrbach.

Ein Goldſtück und dreihundert Francs.

Mademoiſelle Victoire war eine Perſon, die im ganzen Hauſe, bei der Herrſchaft ſowohl als bei der Dienerſchaft, in einem gewiſſen Anſehen ſtand; denn ſie war von einer muſterhaften Pflichttreue und Gewiſſenhaftigkeit. Seit ſieben Jahren im Dienſt der Geheimrätin, hatte dieſe noch nie eine Klage über ſie gehört oder geäußert. Ihr friedliebender Charakter, ihre feenhafte Geſchicklichkeit, ihre unermüdliche Dienſtfertigkeit machte ſie zu einem wahren Schatz, der nur eine einzige Schattenſeite hatte und zum Glück eine ſolche, mit der man Nachſicht haben, die man allenfalls belächeln durfte: Mademoiſelle Victoire war eine fromme Katholikin und die Familie Proſt war dem Namen nach katholiſch.

Der Herr Geheime-Kommerzienrat Proſt war ein Philoſoph, der in verſchiedenen Schulen zuhauſe war: ein Epikuräer an Lebeluſt; ein Stoiker an Gleichgültigkeit für alles, was nicht ſeinen Egoismus berührte; ein Skeptiker in jeder Richtung, welche über die Wahrnehmungen der fünf Sinne hinausging. Er hatte lange Jahre in Paris gelebt unter dem Bürgerkönig Louis Philipp, der da wähnte, die Gleichgültigkeit in Dingen der Religion nebſt der Pflege materieller Intereſſen, wären dauerhafte Stützen ſeines Thrones. Die Revolution von 1848 belehrte ihn gründlich über ſeinen Irrtum. Herr Proſt aber, der in dieſer Epoche ſein Glück gemacht hatte und von keinem Thron geſtürzt worden war, verpflanzte ſeine Penaten und ſeine Grundſätze in ſeine Geburtsſtadt zurück und befand ſich dabei eben ſo vortrefflich dort, wie er ſich zuvor in Paris befunden hatte. Es war alſo nicht der mindeſte Grund vorhanden, ſeine philoſophiſchen Anſichten über das menſchliche Leben und die Beſtimmung des Menſchen zu ändern. Daß er ſeine Kinder katholiſch taufen ließ, war das einzige Zeichen, woran man erkennen konnte, daß er ſelbſt einſt katholiſch getauft ſei; und auch dies geſchah hauptſächlich aus Rückſicht für ſeine Frau, die ſich aus alter Anhänglichkeit an die Erinnerung ihrer frommen Jugend, auf der äußerſten Grenze der katholiſchen Kirchengemeinſchaft hielt. Aber auch nur auf der alleräußerſten Grenze: ſie empfing in der öſterlichen Zeit die heiligen Sakramente und ſie ging am Sonntag in die heilige Meſſe — wenn es möglich war; und daß es nicht immer möglich war — nicht auf Reiſen, nicht im Winter bei ſtrenger Kälte, nicht im Sommer auf dem Lande, weil ihre Beſitzung in proteſtantiſcher Gegend lag — nun, das verſtand ſich von ſelbſt. Ebenfalls auch, daß ſie brauchbare Perſönlichkeiten nahm, wo ſie dieſelben fand: Edgars Hofmeiſter war ein Altlutheraner, Miß Wilmot war calviniſch; ſie haßte ſein Bekenntnis und er das ihre. Beide aber vereinigten ſich im gemeinſamen Haß des Papismus und gaben ihn unverholen ihren Zöglingen zu erkennen. Daß die Kinder unter ſolchen Einflüſſen und in ſolcher Umgebung vollkommen gleichgiltig für alles waren, was ſich auf das poſitive Glaubensbekenntnis bezog, iſt in der Ordnung, und daß Valentine ſich mit Herrn Goldiſch verlobte ohne auch nur bei dem Gedanken, daß er Proteſtant ſei, eine Minute zu verweilen, begreift ſich leicht. Dennoch war ein Mitglied dieſer Familie ganz anders und plätſcherte nicht mit den übrigen in dem lauwarmen Waſſer der Oberflächlichkeit — und das war der älteſte Sohn, Aurel Proſt. Wie das gekommen, wie das überhaupt möglich war, wer kann es erklären! Natur und Gnade haben zuweilen ihre Lieblinge. Seiner Erziehung nach hätte Aurel bei zweiundzwanzig Jahren ein blaſierter Menſch, ein herzloſer, eitler Geck ſein müſſen. Er war es nicht, ſondern genau das Gegenteil. Er hatte ein weiches Gemüt, Sinn für höhere Intereſſen, ein religiöſes Bedürfnis. Er fand nicht, daß die Arbeit reich und immer reicher zu werden, belohnt ſei durch die Genüſſe, welche der Reichtum verſchafft. Ihm ſchwebten Ideale eines ſchöneren Glückes vor — freilich nur in unbeſtimmten Umriſſen, denn ein energiſcher Geiſt, ein klarer und feſter Charakter war er nicht. — Der erſchlaffende Einfluß, den ein Zuſtand von beſtändigem Wohlbehagen, von andauernder Proſperität der irdiſchen Güter mit ſich bringt, machte ſich auch bei ihm geltend und ließ ihn nicht zu einem kräftigen Streben gelangen, das keine Mühe ſcheut, um zu einem erſehnten Ziel zu gelangen, welches man deutlich erkennt und liebt. Aurel war kein glühender Katholik; allein er kannte das Dogma und ehrte die Vorſchriften der Kirche, wenn er ſie auch nicht immer, aus Menſchenfurcht, erfüllte — was wiederum mit ſeinem Charakter zuſammenhing. Er fürchtete den Zorn des deſpotiſchen Vaters und die Erörterungen der phlegmatiſchen Mutter, aber nicht ohne dafür von ſeinem Gewiſſen den Vorwurf der Feigheit zu hören. Aurel war der Einzige in der Familie, der ſich nicht für vollkommen hielt und der nicht ſein materielles Wohlbehagen — Glück nannte.

All dieſe Erläuterungen und Andeutungen erhielt Sylvia von Mademoiſelle Viktoire, als dieſe bei ihr erſchien und ſagte, ſie ſei von der Geheimrätin beauftragt, die Toilette des Fräuleins für den Morgen und für den Abend, für den Ball mit ihr behaftet ſind und dadurch wahrhaft unleidlich werden.

„Himmel! ſagte Aurora nach dem erſten Beſuch des Hauptmanns; der Mann iſt ermüdend.“

„Das hatte ich gleich weg! antwortete Elsleben, und deshalb ging ich meiner Wege. Ich hab' keine Zeit um ſolcher Zungendreſcherei anderthalb Stunden zuzuhören.“

Nach dem zweiten Beſuch äußerte Aurora:

„Der Hauptmann ſpricht freilich entſetzlich viel .... aber doch wenigſtens von intereſſanten Dingen, von Büchern, von Reiſen, von Zuſtänden. Ich ſage nicht daß er intereſſant ſpricht, indeſſen höre ich doch einmal etwas Andres.“

„In Gottes Namen, Miezchen, entgegnete Elsleben, amüſire Dich ſo gut Du kannſt mit ihm oder über ihn .... wenn ich nur nicht zuzuhören brauche.“

Beim dritten Beſuch präludirte der Hauptmann auf die Lectüre von „Hermann der Cherusker“ und Aurora war erwartungsvoll. Beim vierten Beſuch fand ſie ſtatt. Aurore hatte freilich zu viel Geſchmack und Urtheil um dem „Cherusker“ einen Platz zwiſchen Shakespears hiſtoriſchen Dramen anzuweiſen — was der Autor unbefangen that — aber es fanden ſich doch einige recht ſchöne Verſe darin, die Sprache war gebildet, die Geſinnung edel, und für die Promenade binnen vierzehn Tagen in vollkommenen Stand zu ſetzen und ſie komme, um darauf bezügliche Anordnungen entgegen zu nehmen. Sylvia unterbrach Mademoiſelle Viktoire und ſagte:

„Bevor wir davon reden, will ich Sie geſchwind bitten, mich jeden Morgen in die heilige Meſſe mitzunehmen. Ich bin daran gewöhnt von Kindheit auf und ich möchte dabei bleiben.“

Viktoire war nichts weniger als ſchön; — während aber Sylvia ſprach, flog ein ſo lieblicher Strahl freudiger Überraſchung über ihre Züge, daß ſie dadurch ganz ſchön ausſah.

„Wie gern täte ich das!“ erwiderte ſie: „ich fürchte nur, es wird nicht möglich ſein, denn Sie müßten um ſechs Uhr aufſtehen, weil ich um halb acht Uhr wieder zu Hauſe ſein muß.“

„Ich bin immer um ſechs Uhr aufgeſtanden,“ verſicherte Sylvia, „denn meine Eltern taten es. Dann frühſtückten wir und dann gingen wir in die heilige Meſſe; das war ſo die Tagesordnung.“

„Aber Sie ſind gewiß nicht um Mitternacht oder um zwei, drei Uhr morgens ſchlafen gegangen, wie das im Faſching häufig vorkommt.“

„Zwei, drei Uhr morgens!“ rief Sylvia mit ſtillem Entſetzen, „nein! ſo ſpät bin ich nie ſchlafen gegangen! . . . es ſei denn, daß ich am Krankenbett meiner armen Eltern wachte,“ ſetzte ſie traurig hinzu.

„Gnädiges Fräulein ſehen — es geht nicht!“ ſagte Viktoire mitleidig.

„Es geht aber doch für Sie,“ wendete Sylvia ein, „und Sie müſſen ja immer die Heimkehr meiner Tante erwarten und kommen erſt nach ihr zur Ruhe!“

„Das iſt richtig, gnädiges Fräulein! aber ich muß Ihnen geſtehen, daß die heilige Meſſe nicht bloß zu meiner Tagesordnung, ſondern zu meinem Leben gehört,“ ſagte Viktoire ernſt.

„Und was ſagt meine Tante dazu?“ fragte Sylvia geſpannt.

„Sie hat ſich um ſo leichter an meine Seltſamkeit gewöhnt, als mein Dienſt um keine Sekunde beeinträchtigt wird.“

„Iſt mein Onkel katholiſch?“ fragte Sylvia unbefangen.

„Er iſt es,“ antwortete Viktoire verlegen: „aber ich glaube . . . das heißt, es ſcheint, als ſei es für manche Perſonen . . . oder in manchen Verhältniſſen ſchwer, in einer proteſtantiſchen Reſidenz als Katholik zu leben.“

Sylvia ſah Viktoire mit großen Augen an.

„Ja, es heißt, daß die Abſtinenztage und die heilige Faſtenzeit die Geſelligkeit ſtören,“ fuhr dieſe fort: „daß man ſich nach den Gebräuchen des

Landes und der Geſellſchaft, in denen man lebt, richten müſſe . . . Sie werden manches der Art hören, gnädiges Fräulein . . . — Aber ich bitte mir zu ſagen, wie viel Morgenanzüge Sie wünſchen. Die Einkäufe macht die Frau Tante; das iſt ihr ein großes Vergnügen; doch die Berechnung der Ellenzahl habe ich zu machen, denn ſie iſt ihr läſtig.“

Sylvia fühlte, daß Viktoire in einem Punkt, der ihr ſo wichtig war, doppelt vorſichtig in ihren Äußerungen über ihre Herrſchaft ſein mußte, weil dieſe ganz andere Geſinnungen hatte; ſie ging alſo auf das Kapitel der Toiletten ein. Aber es machte ſich doch ſo, daß Sylvia Einzelheiten über die Anſichten erfuhr, die im Hauſe herrſchten und die Viktoire ihr vorſichtig mitteilte, damit ſie nicht durch plötzliche Überraſchung zu einer unbeſonnenen Äußerung hingeriſſen werde. Auf dieſe Weiſe vernahm ſie auch, daß Herr Goldiſch Proteſtant ſei.

„Er ſoll übrigens ein vortrefflicher Mann ſein,“ ſagte Mademoiſelle Viktoire.

„Aber Valentine konnte ja auch einen vortrefflichen Katholiken heiraten,“ meinte Sylvia.

Darauf antwortete Viktoire nicht. Sie begnügte ſich die Tatſachen mitzuteilen. Schließlich wurde abgemacht, daß Sylvia mit Viktoire in die heilige Meſſe gehen und eine ſchöne Spitze für ein Altartuch ſticken werde.

Als die Geheimrätin von ihrer Ausfahrt heimkehrte, trat ſie bei Sylvia ein, ſetzte ſich erſchöpft auf die Chaiſelongue und ſagte:

„Liebchen, wie glücklich biſt Du, in aller Ruhe an Deinem Schreibtiſch zu ſitzen, während ich ganz abgehetzt bin.“

„Biſt Du nicht ſpazieren gefahren, liebe Tante?“ fragte Sylvia.

„Spazieren gefahren!“ ſeufzte die Geheimrätin: „ich hatte ja nicht Zeit, um friſche Luft im Park zu ſchöpfen. Höre nur! Drei Beſuche machte ich glücklich mit Karten ab, weil die Damen nicht zu Hauſe waren. Frau von A. nahm mich aber an, denn ſie war unwohl. Ich fand Frau von B. bei ihr. Dieſe fragte mich, ob ich nicht Luſt hätte das Atelier des berühmten Bildhauers C. mit ihr zu beſuchen. Ich hatte natürlich gar keine Luſt ... ich kann nun einmal dieſen Marmorfiguren keinen Geſchmack abgewinnen; aber Valentine brannte vor Verlangen und meinte, der Bildhauer C. ſei eine Berühmtheit, die man kennen müſſe. Alſo hingefahren. Ehe wir das Atelier betreten kommt Herr von D. heraus und ſagt, es ſei nichts Sehenswertes darin, wir möchten doch lieber zu dem portugieſiſchen Kaufmann fahren, der hier mit reizenden braſilianiſchen Affen und Colibris angekommen ſei. Iſidore gerät ſofort in Begeiſterung für die Affen und Valentine gibt nach. Alſo dahin! Herr von D. ſetzt ſich zu uns in den Wagen, wir laſſen Frau von B. im Stich und fahren zu dem Portugieſen, der denn auch richtig eine Menge von niedlichen Äffchen und Vögeln hat. Es wimmelte von Menſchen bei ihm. Auch die belgiſche Geſandtin mit ihrer Kinderſchar war da. Ich bekomme immer einen gelinden Schreck, ſobald ich ſie gewahr werde, weil ſie ewig für ihre guten Werke mich anbettelt. Richtig! ſie kommt auf mich zu und ſagt: „Wie glücklich bin ich Sie zu treffen! ich nehme Sie in Beſchlag, um Ihnen das Häuschen zu zeigen, das wir für die Saleſianerinnen gemietet haben, damit Sie ſehen, wie manches noch an der Einrichtung fehlt.“ Und ohne weiteres ſchickt ſie ihre Kinder in ihrem Wagen heim, läßt mir kaum Zeit, ein paar reizende Äffchen zu kaufen, findet ſie ungeheuer teuer — ſtelle Dir vor! Äffchen aus Braſilien, aus einem Urwald, aus einem andern Weltteil ſollen dreihundert Francs das Stück ungeheuer teuer ſein, während es ſpottbillig iſt! und kurz, ſie nimmt Platz in meinem Wagen, überläßt den armen Herr von D. ſeinem Schickſal und führt mich ans Ende der Welt nach einem Hauſe, das ein Kloſter werden ſoll. Da jagt ſie mich Trepp' auf Trepp' nieder und bittet ſchließlich um ein Almoſen, das ich natürlich der belgiſchen Geſandtin nicht abſchlagen kann; — aber wer heißt ſie hier bei uns, im proteſtantiſchen Lande, Klöſter einrichten; tue ſie das in ihrem Belgien. Genug, ich mußte ihr ein Goldſtück geben, ſie zu Hauſe bringen, der Spazierfahrt entſagen und ich muß jetzt, da ich todmüde bin, Toilette machen und liebenswürdig ſein, denn wir haben zwanzig Perſonen zum Diner."

„Liebe Tante," ſagte Sylvia raſch, „Du erlaubſt mir gewiß erſt dann zum Diner zu erſcheinen, wenn ich nicht mehr in Trauer bin. Der Onkel kann die ſchwarze Kleidung nicht leiden . . . alſo bitte, bitte! ich möchte ihn nicht verſtimmen."

„Gut, mein Liebchen! das iſt ſehr aufmerkſam von Dir. Du kannſt während dieſer vierzehn Tage mit Harry ſpeiſen. Dann aber kommſt Du zum Diner und bei dem Gabelfrühſtück wirſt Du auch jetzt pünktlich erſcheinen."

Die Geheimrätin entfernte ſich, um ihren ſchweren Pflichten zu genügen und Sylvia freute ſich herzlich über die große Güte der Tante.

Kleider machen Leute.

Nach vierzehn Tagen war wieder ein ſehr großes Diner zu Ehren der Schweſter des Herrn Goldiſch, die mit ihrem Mann aus London gekommen war um ihre künftige Schwägerin kennen zu lernen. Die Empfangszimmer ſtrahlten im Kerzenlicht und die Familie Proſt war verſammelt um die Gäſte zu empfangen. Da öffneten ſich weit die Flügeltüren und herein trat eine liebliche Erſcheinung im roſenfarbenen Taffitkleid mit allen obligaten Schleifen, Spitzen und Bändern, den ſchönen Kopf von einer Fülle blonder Locken und Flechten eingerahmt.

„Sylvia-Sylphide! wahrhaftig Du biſt es!“ rief der Geheimrat, unausſprechlich angenehm überraſcht: „heute früh noch eine dunkle Raupe, jetzt ein kleiner Schmetterling.“

Er faßte ſie bei den Fingerſpitzen und mit den Fingerſpitzen an, hob ihre Arme wagerecht in die Höhe, muſterte ſie von Kopf zu Fuß und ſagte endlich, indem er ihre Hände ſinken ließ, höchſt beifällig:

„In dieſen affröſen Crinolinen ſeht Ihr alle aus, wie umgeſtürzte Tulpen. Du aber bleibſt Sylvia-Sylphide! . . . Du Tauſendſaſa!“

„Nicht wahr, ſie ſieht jetzt ganz anders aus? ja ja! Kleider machen Leute!“ ſagte die Geheimrätin ſehr zufrieden.

Und dies Sprichwort ſchien ſich zu bewahrheiten, denn Sylvia hatte alle Scheu vor dem Geheimrat infolge ſeiner bewundernden Äußerung verloren und ſagte freundlich und ruhig:

„Es freut mich, daß mein Anzug Dir gefällt, lieber Onkel! die Tante hat ihn ſo wie er iſt für mich gewählt.“

„Und er gefällt Dir beſſer als Dein ſchwarzer Merino? Du brauchſt weder Ja noch Nein zu ſagen! das verſteht ſich von ſelbſt! . . . Von jetzt an erſcheinſt Du aber nie anders, als elegant gekleidet. Das bitte ich mir aus; denn ich ſehe Du biſt ein Perſönchen, das für die Elegance geſchaffen iſt,“ verſetzte er.

Valentine hatte viel zu aufmerkſam jede einzelne Blume des Straußes betrachtet, den ſie in der Hand hielt und den Herr Goldiſch ihr Vormittags geſchickt hatte, um für Sylvia einen Blick zu haben, während Iſidore ſie mit einem Ausdruck betrachtete, der nicht gerade Wohlwollen verriet.

und während Aurel heimlich in die Hymne der Bewunderung ſeines Vaters einſtimmte.

Die Gäſte kamen. Herr Goldiſch war ein Mann von vierzig Jahren, der verſtändig und ruhig ausſah. Sylvia hatte ſich den Verlobten der ſentimentalen Valentine ganz anders vorgeſtellt. Er war Witwer und kinderlos, ein Mann des Geſchäfts, wie Herr Proſt, alſo allen Schwärmereien abhold, aber mit einem guten wohlwollenden Herzen. Valentine hatte ihm gefallen; die gegenſeitigen Verhältniſſe paßten zuſammen, der Geheimrat wünſchte aufs Lebhafteſte die Verbindung und Valentine begeiſterte ſich für ſie. Warum? das wußte niemand. Genug, ſie verſicherte, es ſei ſtets im Stillen ihr Ideal geweſen, die Gattin eines älteren Mannes zu werden — und beſonders eines Witwers, um ihn über den Verluſt der erſten Frau zu tröſten. Nun war dieſer Witwer Millionär und ein vortrefflicher Mann, deſſen Verwandte in London auf einem großen Fuß lebten: ſie zögerte keinen Augenblick ihr Jawort zu geben.

Dieſer Abend eröffnete für Sylvia den Horizont des Weltlebens mit ſeiner Pracht, ſeiner Eitelkeit, ſeinem blendenden Schimmer. Ihre liebliche Erſcheinung, die von ſo großer Schönheit war und durch den ſeltenen Zauber der Unbewußtheit erhöht wurde, machte in ihrer einfachen Natürlichkeit den angenehmſten Eindruck. Für ein liebes ſchönes Mädchen von achtzehn Jahren iſt jedermann freundlich. Sogar Valentine wurde es. Sie hatte es bis jetzt nicht der Mühe wert gefunden, ihre Couſine zu beachten, die ſie überdas nur bei dem Gabelfrühſtück und ſonſt etwa zufällig ſah. Valentine war viel zu ſehr in ihr liebes Ich verſunken, um neben der unausſprechlich wichtigen Angelegenheit ihrer Ausſtattung und neben ihren Zukunftsträumereien ein ſo untergeordnetes Weſen wie Sylvia zu bemerken. Jetzt aber ſagte Herr Goldiſch zu ihr:

„Ich wußte gar nicht, daß dies niedliche Couſinchen im Hauſe exiſtiere."

„Ich ſelbſt wußte es kaum," verſetzte Valentine, „denn Sylvia war in Trauer und hatte die Erlaubnis, ſich faſt immer in ihrem Zimmer aufhalten zu dürfen."

„Es freut mich für Iſidore," ſagte Herr Goldiſch, „daß ſie eine Gefährtin hat, wenn ich Sie dem Vaterhauſe entführe."

Valentine lächelte ſchweigend, teils vor Freude über dieſe Entführung, teils weil ſie zweifelte ob Iſidore eine ſolche Gefährtin wünſche. Iſidore war noch nicht in der großen Welt erſchienen; neben Sylvia aufzutreten, war nicht vorteilhaft für ſie, und ſchon am heutigen Abend konnte man, wenn man ſie beobachtet hätte, bemerken, wie eine Situation war ſogar effectvoll: kurz, hätte der Hauptmann verſtanden mit einigen Journaliſten gute Kameradſchaft zu machen, ſo iſt gar nicht zu bezweifeln, daß ſie ein weit glänzenderes Lob dem „Cherusker“ geſpendet haben würden, als Aurora ihm zollte. Ebenſowenig war des Hauptmanns guter Wille zu bezweifeln, ſich aufs Innigſte mit einigen Journaliſten zu liiren; aber Berlin, Hamburg, Leipzig waren ſämtlich über zwanzig Meilen entfernt, und ſo ins Blaue hinein ließen ſich keine intime Verbindungen ſchließen. Er begnügte ſich alſo mit dem Beifall eines „geweihten Publikums,“ wie er ſich ausdrückte, und dazu rechnete er Alle, welche den „Cherusker“ vorleſen hören mogten.

Wie dem nun ſei — unter Aurorens ganzer Bekanntſchaft zehn Meilen in der Runde gab es keine Seele die im Stande geweſen wäre ſolch ein dramatiſches Gedicht in fünf Akten mit Vorſpiel zu ſchreiben, und ſo war der Hauptmann denn in dieſem Punkt wenigſtens ein exceptioneller Menſch, dem möglicherweiſe noch eine poetiſche Laufbahn ſich öfnen konnte. Sie ermunterte ihn dringend mit der himmliſchen Poeſie die Dürre ſeines Garniſonlebens auszuſchmücken. Darauf antwortete er ihr bei ſeinem nächſten Beſuch durch zwei etwas holprige Sonette. In dem einen nannte er ſie Beatrice und wenig erfreut ſie über den Erfolg Sylvia's war, die doch ſo ſchlecht franzöſiſch und gar nicht engliſch ſprach und überdas blutarm war.

Sylvia ſelbſt wußte ſehr gut, wie viel ihr fehle, um mit Sicherheit in der Geſellſchaft ſich zu bewegen, wenn ſie auch Takt genug hatte, um nichts Ungeſchicktes zu tun oder zu ſagen. Das gab ihr eine leiſe Schüchternheit, die ihr einen neuen Reiz verlieh, ſo daß Miſtriß Dambleton, die Schweſter des Herrn Goldiſch, der Geheimrätin Glück wünſchte zu der vortrefflichen Erziehung ihrer Nichte.

„Die Feinheiten fehlen noch," erwiederte die Geheimrätin, „denn Sylvia war bis jetzt nicht ſalonfähig: aber ich hoffe, ſie holt alles nach."

„Ach," ſagte Miſtriß Dambleton, „das bischen Salongewandtheit beruht ja nur auf Übung und Gewohnheit iſt kein wirklicher Vorzug — wenn auch der gänzliche Mangel eine Unvollkommenheit wäre. Iſt nur Takt da — dieſer feine, zum Verſtändnis für das Paſſende und Schickliche des Augenblicks, ausgebildete Inſtinkt — ſo findet ſich die Gewandtheit leicht."

„Ich denke, ſie wird klug genug ſein, meine kleine Sylvia!" ſagte die Geheimrätin; „denn ihre Mutter, meine gute Schweſter, hatte ſehr viel Verſtand . . . und beſonders einen ſo recht praktiſchen Verſtand für ſchwierige Verhältniſſe."

Als Sylvia gegen Mitternacht ihr Zimmer betrat, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Wie iſt das doch in der kurzen Zeit ſo ganz anders geworden! als ich zum erſtenmal hier eintrat — wie war ich verlaſſen! wie kam ich mir verloren in der weiten Welt vor! und jetzt! . . . ich bin ein Kind des Hauſes! Die Tante iſt ſo gut für mich . . . der Onkel wird auch ganz freundlich und iſt recht gütig, ſobald ich munter bin und im ſcherzenden Ton ſpreche. Genug, die Töchter haben es nicht beſſer als ich, ich bekomme alles, was ich nur wünſchen kann . . . freilich — eine Waiſe bin ich dennoch und eine Freundin wie Clariſſa Lehrbach habe ich hier nicht. — — Sie ſchellte. Bertha erſchien, denn Sylvia hatte jetzt als elegante Dame ein Kammermädchen nötig. Bertha ſagte im Ton höchſter Bewunderung:

„Nein, gnädiges Fräulein, der Anzug iſt zu ſchön und Sie ſehen zu ſchön darin aus! es iſt ein wahrer Jammer, daß Sie ſich auskleiden wollen.“

„Und zwar ganz geſchwinde,“ entgegnete Sylvia lachend: „es iſt ſpät und ich muß um ſechs Uhr aufſtehen.“

„Aber tun Sie ſich doch nicht dieſe Pein an, gnädiges Fräulein! das ging bis jetzt ganz gut; doch nun da Sie alles mitmachen werden, müſſen Sie auch hübſch ausſchlafen. Nicht wahr, Sie fangen an Ihr Leben zu genießen, wie ich es Ihnen prophezeit habe? — Bemerkten Sie den ſilbernen Tafelaufſatz, der nur bei ganz großen Gelegenheiten zum Vorſchein kommt? ich huſchte in den Speiſeſaal hinein als die Kerzen angezündet wurden, um mir die Herrlichkeit zu betrachten . . . und es flimmerte mir förmlich vor den Augen von all dem Silbergeſchirr und den Lichtern. So etwas hatten Sie gewiß nicht zu Hauſe."

„Nein, Bertha, ich hatte das nicht, aber dafür war ich zu Hauſe," entgegnete Sylvia mit einem Anflug von Wehmut.

„Ja ſo!" ſagte Bertha verblüfft.

Ihr Geſchäft war beendigt; ſie wünſchte wohl zu ſchlafen und verſchwand. Sylvia verrichtete ihr Nachtgebet nicht ohne ſehr viel Zerſtreuung; als aber Mademoiſelle Viktoire am andern Morgen um ſechs Uhr bei ihr anklopfte, beſann ſie ſich keinen Augenblick, machte geſchwinde ihre Morgentoilette, bei welcher ſie keine Hilfe nötig hatte und ging wie ſonſt in die heilige Meſſe. Ja, als ſie im grauen unfreundlichen Morgennebel aus der Kirche in ihr roſenrotes Zimmer zurückkam, freute ſie ſich dem lieben Gott dies kleine Opfer gebracht zu haben. Dann frühſtückte ſie und trieb mit Eifer das Studium der engliſchen Sprache. Dieſer Eifer entzückte Miß Willmot, welche in dieſem Punkt durch ihre Schüler nicht verwöhnt war und ſie verſchonte Sylvia mit allen calviniſchen Anfeindungen der katholiſchen Glaubenslehre. Freilich mochte auch eine kleine Szene dazu beigetragen haben, die Sylvia mit Harry hatte, als er bei Miß Willmots Unterricht gegenwärtig war und zu ſeiner Unterhaltung in Sylvia's Gebetbuch blätterte. Darin lagen fromme Bildchen, die er neugierig betrachtete. Endlich hob er ein Muttergottesbildchen hoch auf und rief:

„Miß Willmot! ſie iſt papiſtiſch!“

„Nein, Harry!“ ſagte Sylvia ruhig und beſtimmt: „ich bin was Du biſt — katholiſch.“

Das Kind ſtarrte Miß Willmot an, erwartungsvoll was dieſe ſagen werde. Aber was konnte ſie ſagen? Sie ſagte trocken:

„Schweig', Harry! ſtöre uns nicht.“

Sylvia hatte ſich vorgenommen es zu halten wie Mademoiſelle Victoire. Kann eine Dienerin des Hauſes ſich in Betreff ihrer Religion ſo unabhängig ſtellen, ſo muß auch ich es können, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; und ich will ihr auch darin nachahmen, daß ich mich mit allen auf den beſten Fuß ſetze. — Und dies ſchien ihr in der Tat zu gelingen. Durch ein Gemiſch von freundlicher Zuvorkommenheit und beſcheidener Zurückhaltung eroberte ſie ſich die Herzen ihrer Familie, was Valentine durch ihr kühles, vornehmtuendes Weſen und Iſidore mit ihrem hochfahrenden Benehmen gar nicht verſtanden. Miſtreß Dambleton begriff gar nicht, daß in einem deutſchen Hauſe voll junger Leute nicht Muſik gemacht werde. Alſo entſchloß ſich Valentine dazu ſich eines Abends hören zu laſſen. Sie ſpielte den erſten Satz einer Sonate von Beethoven, aber ſo unvollkommen, daß ſie am Schluß des Allegro's erklärte, es ſei ihr unmöglich vor Zuhörern zu ſpielen und daß ihr Vater trocken ſagte:

„Mir ſcheint, Du tuſt wohl daran! . . . Aber Du Aurel,“ fuhr er fort, „Du ſingſt ja! kannſt Du nichts zum beſten geben?“

„Ohne Begleitung nicht,“ erwiderte Aurel.

„Sie ſehen, Miſtriß Dambleton, wir ſind arm an Talenten. Man muß ſich bei uns mit dem Soliden und Reellen begnügen,“ ſagte der Geheimrat mit Stolz, und Miſtriß Dambleton antwortete begütigend, das ſei ja die Hauptſache für das Leben.

Sylvia aber ſetzte ſich zu Valentine und ſagte:

„Du könnteſt gewiß Deine Schüchternheit überwinden, Tini, wenn Du vierhändige Sachen ſpielteſt. Mir hat das ſehr geholfen. Ich war ſo ängſtlich, daß ich nicht ſpielen konnte, wenn mein Vater im Zimmer war — und das verdroß ihn. Meiner Freundin Clariſſa Lehrbach ging es ebenſo. Da fingen wir an, vierhändige Sachen zu ſpielen, damit die eine an der andern eine Leidensgefährtin habe; und ſiehe da! die Zuhörer machten uns gar nicht mehr befangen, weil jede von uns annahm, daß man nur auf das Spiel der andern achte. Und als wir einmal ſo weit waren, kamen wir auch bald noch weiter und ſpielten gleichviel vor wem.

„Du biſt alſo muſikaliſch?“ ſagte Valentine ſehr erſtaunt: „warum haſt Du das denn nicht längſt geſagt!“

„Es machte ſich nicht ſo und niemand fragte mich.“

„Nun, ſo laß uns gleich morgen Dein Mittel verſuchen.“

„Gern! aber ich bin aus der Übung, denn ich bin drei Wochen hier und rührte keine Taſte an.“

„O, das tut nichts! wir üben uns ein in meinem Zimmer, auf meinem herrlichen Streicher'ſchen Flügel, den ich überdas viel melodiſcher finde, als den Salon-Flügel von Erard. Aber haſt Du vierhändige Sachen?“

„Gewiß! ich bringe morgen früh was ich beſitze zu Dir.“

Am andern Abend war das Erſtaunen nicht gering, als Valentine ihre Handſchuh auszog und zum Geheimrat ſagte:

„Papa, Du ſchwärmſt ja für den „Don Juan“; — wir wollen die Ouvertüre ſpielen.“

Und majeſtätiſch wie eine Königin winkte ſie Sylvia zu ſich heran und beide ſetzten ſich an den Flügel.

„Was tauſend! die Sylphide!“ rief der Geheimrat überraſcht und ſeine Frau nickte ihm vergnügt zu.

Die Ouvertüre ging, mit gewöhnlichem Maßſtab gemeſſen, ſehr gut, denn Sylvia ſpielte die erſte Partie und ſpielte mit Brio. Rauſchender Beifall krönte den Schluß.

„Kleine Hexe!“ rief der Geheimrat, „ich bin überzeugt, daß Du auch ſingſt.“

„Ja, Onkel, aber nur kleine Lieder, nichts Großartiges, nichts Modiſches . . . —“

„Herrlich!“ rief Miſtriß Dambleton: „deutſche Lieder! eine Wonne für mein deutſches Ohr.“

Sylvia verſchwand um Noten zu holen, und während der Zeit ſagte der Geheimrat zu ſeiner Frau:

„Sylvia muß Muſikunterricht bekommen, liebes Kind.“

Die Geheimrätin nickte freundlich.

„Das wird ſehr gut ſein,“ ſagte Miſtriß Dambleton: „ein tüchtiger Lehrer hilft nach, übt und entwickelt.“

Sylvia kam zurück mit einem alten vergilbten Notenheft, welches den Liederzyklus „Alexis und Ida“, von Himmel komponiert, enthielt.

„Was bringſt Du denn da für eine alte Charteke!“ rief Iſidore ihr entgegen.

„Himmelsmuſik,“ antwortete Sylvia lächelnd, und ſang mit reiner, biegſamer, voller Stimme: „An Alexis ſend’ ich dich, ſchöne Roſe“ — und alle hörten ihr mit Wohlgefallen zu.

Als der letzte Ton ſchwebend verhallt war, ſagte Miſtriß Dambleton:

„Möge man mich in Gottes Namen ſentimental nennen — aber den melodiſchen Zauber eines deutſchen Liedes hat keine andere Muſik.“

Frau Proſt nickte ihr freundliche Zuſtimmung zu und Herr Proſt rief:

„Sylphide, kleine Hexe, bekenne! wer iſt Dein Alexis?“

„Clariſſe Lehrbach, lieber Onkel,“ ſagte ſie.

„Ich bin es!“ ſagte in demſelben Augenblicke Aurel und trat an den Flügel.

„Wirſt Du auch prima vista ſingen können?“ fragte ſie beſorgt.

„Es wird ſchon gehen, ſpiele nur!“ ſagte Aurel und ſang die Antwort des Alexis mit einer Stimme und einer Weiſe, die freilich Sylvia's kunſtloſem Geſang weit überlegen war.

„Auf einmal haben wir ein Konzert!“ rief Miſtriß Dambleton beifällig.

„Zu meiner allergrößten Überraſchung,“ ſetzte Frau Proſt mit der ruhigſten Miene von der Welt hinzu.

Das Eis war gebrochen. Aurel ſang noch mehr, Sylvia akkompagnierte ſo gut es eben ging und alle waren ihr dankbar, weil ſie der Geſellſchaft den Genuß verſchaffte ihn zu hören.

Am nächſten Morgen wurde die tiefe Beratung der Frau Proſt mit Mademoiſelle Viktoire höchſt unerwarteter Weiſe durch den Herrn Proſt geſtört, ſo daß ſeine Gattin beinah erſchreckt geweſen wäre, wenn ihr Gleichmut den Schreck hätte aufkommen laſſen. Viktoire verſchwand. Herr Proſt ſetzte ſich in einen bequemen Lehnſtuhl und ſagte:

„Liebes Kind, ich muß mit Dir über Sylvia reden. Ich betrachte es als einen ſeltenen Glücksfall, daß eine arme Nichte ein liebliches Geſchöpf iſt. Wir wollen dieſen Fall, der höchſtens einmal unter Hundert vorkommt, gut benutzen. Valentine heiratet in acht Tagen und in zwei bis drei Jahren wird Iſidore heiraten; dann würde unſer Haus ſtill und öde werden, denn Knaben machen, ſo lange ſie unerwachſen ſind, freilich Lärm genug, der aber keine geſellige Anziehungskraft beſitzt; und ſind ſie erwachſen, ſo gehen ſie auf Reiſen oder werden langweilig wie Aurel. Junge Mädchen aber erheitern das Leben — und da kommt uns denn die Sylvia gerade recht. Die wird bei uns bleiben!“ . . . —

„Wer weiß!“ unterbrach die Geheimrätin den Gatten: „ſie iſt ſo wunderhübſch, daß ſie ſehr gefallen und ſich vielleicht früher als Iſidore verheiraten wird.“

„Liebes Kind!“ antwortete Herr Proſt mit unausſprechlicher Geringſchätzung: „Du lebſt jetzt ſeit dreiundzwanzig Jahren in der Welt. Wie es da möglich iſt einen ſolchen Gedanken zu faſſen, wird mir ewig rätſelhaft bleiben. Man wird ſich ohne

Zweifel in Sylvia verlieben und ihr den Hof machen — aber ſie heiraten, eine ſo ſchöne Perſon, die bei uns in allen Verwöhnungen des Reichtums lebt und deren ganzes Vermögen ſich auf zweitauſend Gulden beläuft — nein, lieber Schatz, daran denken in unſern rationellen Tagen heiratsluſtige Jünglinge nicht. Alſo: Sylvia bleibt bei uns und iſt die Zierde Deines Salons. Deshalb ſoll ſie alles lernen, alles treiben, was ſie mehr und mehr dazu ausbildet. Sie iſt ein talentvolles Geſchöpf: ſorge alſo für die beſten Muſikmeiſter und wenn auch die Stunde zwanzig Francs koſtet. Sorge für franzöſiſchen Unterricht. Mit dieſer guten, einfältigen Viktoire kann ſie ja nichts anderes lernen, als mit Pariſer Accent Litaneien zu beten. Dann ſoll ſie reiten lernen. Ich will ihr zum Chriſtgeſchenk einen Reitanzug und ein Pianino geben, denn für ihr Zimmer iſt ein Flügel zu groß. Alſo beſorge das alles recht ſchön, lieber Schatz, es iſt ja Dein Fach — und es freut Dich gewiß, daß die Tochter Deiner Schweſter als unſere Tochter bei uns leben ſoll und mir ſo gut gefällt."

„Gewiß, Liebchen, gewiß!" ſagte die Geheimrätin ſchon ganz vertieft in Gedanken an dieſe verſchiedene Beſorgungen, durch welche wie ein Blitz die Bemerkung flog: „Da Du aber Sylvia ſo verwöhnſt, meine ich, Du ſollteſt auch für ihre Zukunft ſorgen."

Muſe; in dem zweiten Laura und Grazie; und in beiden nannte er ſich ſelbſt Dante und Petrarca, nicht gradezu aber verblümt. Aurora konnt' es nicht ändern, ſie fand ſich ſehr geſchmeichelt: es waren die erſten Gedichte, die ein Menſch an ſie gerichtet hatte. Sie wollte ſie mit einiger Rührung ihrem Mann vorleſen, allein der unterbrach ſie in der Mitte des erſten.

„Miezchen, für ſolch Lullabey ſind meine Ohren zu proſaiſch! Ich weiß nicht ob es aufs Einſchläfern berechnet iſt; aber mich macht es ſchläfrig .... wie alle Verſe! Du kennſt ja meine ſchwache Seite. Müßte ich in der Kirche die Lieder vorleſen hören ſtatt ſie zu ſingen — bei Gott! ich würde ſanft und ſelig entſchlummern, nur das Singen erhält mich wach. Und das ſind doch Verſe dem lieben Gott zu Ehren! .... alſo nimms nicht übel, daß andre Dir zu Ehren mir denſelben Eindruck machen."

Aurora faltete ſchweigend die beiden zierlichen buntbemalten Blätter zuſammen und verwahrte ſie ſorgſam in ihrem Schreibtiſch. So entwickelte ſich in ihr ein kleines Intereſſe für den Hauptmann, welches dadurch daß die ganze Nachbarſchaft, inbegriffen ihren Mann und ihren Pfarrer, ihn langweilig und unerträglich fand, ſich noch ſteigerte; denn ſie war nun einmal in einer kleinen Oppoſition mit

„Ich ſorge für ihre Zukunft, denn ſie bleibt bei uns!“ erwiderte der Geheimrat mit eiſerner Härte. „Iſt ſie dermaleinſt ſechsunddreißig Jahr alt, ſo heirate ſie und dann wird ſich wohl auch eine Ausſtattung für ſie finden — doch weiter nichts. Ich habe vollauf zu tun um für meine Kinder zu ſorgen. Der Harry, der ſich ganz überflüſſiger Weiſe als ein Benjamin eingefunden hat, macht dieſelben Anſprüche an mich wie Edgar und Edgar wie Aurel, während ich das Vermögen, das für Aurel beſtimmt iſt, nicht teilen kann. Mein Ideal ſind die Gebrüder Rothſchild, die mit ungeteilten Geldkräften den Weltmarkt beherrſchen.“

„Ja, ja, Liebchen! ich beſorge heimlich Pianino und Reitanzug,“ ſagte die Geheimrätin, mehr als Antwort auf das, was ſie inzwiſchen gedacht, als was ihr Mann geſagt hatte; denn ſowie ſie bemerkte, daß ein Vorſchlag ihn ungeduldig machte, ließ ſie ihre Anſicht fallen, nicht aus Tugend, ſondern aus Bequemlichkeit. Nur keine Verſtörung! nur alles und immer hübſch ruhig, hübſch glatt! das war ihr Ideal.

„Ich weiß ja, liebes Kind, wie gern und wie gut Du dergleichen Dinge beſorgſt, alſo — adieu!“ ſagte der Geheimrat beſänftigt und verließ ſeine Frau, die ihre unterbrochenen Konferenzen mit Viktoire wieder aufnahm. Er ging bei der Behandlung Sylvia’s zu Werk wie mit einem Ding, das ihm gehörte;— etwa ſo, als ob er eine ſilberne

Blumenvaſe, die ihm gefiel, vergolden laſſen wolle, damit ſie ſich noch prächtiger in ſeinem prächtigen Salon ausnehme. War denn dieſe arme Sylvia berechtigt mehr zu verlangen, als ein vergoldetes Leben? — ſie konnte ja gar keine Anſprüche machen! — So dachte der Herr Geheime-Kommerzienrat Proſt und demgemäß handelte er.

Ein Schneeſturm und deſſen Folgen.

Valentine war vermählt und mit dem Gatten nach Paris gereiſt, dem Eldorado aller Eleganten. Miſter Dambleton mußte eine Geſchäftsreiſe nach Petersburg machen und ſeine Frau erwartete ſeine Rückkehr im Proſt'ſchen Hauſe. Sie war eine wohlwollende, verſtändige Frau und es tat ihr leid, daß Sylvia ſo verwöhnt und verzogen, daß deren Eitelkeit ſo geweckt wurde. Sie hätte Sylvia gern nach England mitgenommen und Sylvia, die wie alle junge Perſonen, von dem Neuen und Fremden angezogen wurde, wäre auch gern mitgegangen. Und ſo ſagte denn eines Tages Miſtriß Dambleton zum Geheimrat, als die Familie beiſammen war:

„Wie wäre es, wenn ich Ihnen Sylvia auf einige Monate entführte? ich bleibe nicht in London, weil in unſerem Hauſe bauliche Veränderungen gemacht werden. Ich gehe auf unſern Landſitz, wo mein Mann mich wegen ſeiner Geſchäfte nur am Sonntag beſuchen kann, und da unſere

Söhne jetzt alle vier in Eaton ſind, ſehe ich einem recht einſamen Winter entgegen.“

„Das engliſche Landleben iſt im Winter nichts weniger als einſam,“ erwiderte Herr Proſt verſtimmt.

„Sehr richtig! aber in meinem Hauſe iſt es einſam,“ ſagte Miſtriß Dambleton lächelnd. „Ich würde Sylvia im Frühling zurückbringen und dann würde ſie beſſer engliſch ſprechen, als wenn ſie hier zwei Jahre lang Unterricht hätte.“

Drei Augenpaare blickten geſpannt auf den Geheimrat: Sylvia, welche dieſen Plan reizend fand, Iſidore, die ihm gleichfalls vollen Beifall ſchenkte, weil ſie dann ohne Sylvia in der Welt auftreten würde; und Aurel, dem der Plan unausſprechlich mißfiel. Herr Proſt erwiderte in einem Ton, der ſcherzend ſein ſollte, durch den aber ſeine eiſerne Entſchloſſenheit klang:

„Iſt es nicht genug, Miſtriß Dambleton, daß Ihr Bruder mir die eine Tochter raubt? Sie wollen auch die andere nehmen? Nein, daraus kann nichts werden! was ſollte die arme Iſidore anfangen, die an ihre Schweſter ſo gewöhnt, und ein Herz und eine Seele mit ihr war, wenn ſie nicht Sylvia hätte! Nein! dieſer Plan iſt unausführbar, Miſtriß Dambleton! . . . Aber ich denke, daß ich im nächſten Sommer mit Weib und Kind in ein engliſches Seebad gehen und dann Ihren liebenswürdigen Beſuch erwidern werde.“

Miſtriß Dambleton ging verbindlich auf dieſe Ausſicht ein; Sylvia war entzückt davon; Iſidore ſchlug die Augen nieder um ihr Mißfallen — und Aurel, um ſeine grenzenloſe Freude zu verbergen; die Geheimrätin verhielt ſich paſſiv und wartete mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit das Ende der Diskuſſion ab, die ſelbſtverſtändlich mit der Erklärung des Herrn Proſt geſchloſſen war.

Miſter Dambleton kam aus Petersburg zurück und eilte, um vor dem Weihnachtsfeſt in England zu ſein. Vor ihrer Abreiſe gab ſeine Frau einige gute Ratſchläge an Sylvia, welche dieſe ſich zu merken verſprach und in einer Viertelſtunde vergeſſen hatte, weil ſie vor Unterricht im Geſang, im Klavierſpiel, in Sprachen, im Reiten — und vor den vielen Übungen und Studien, die damit verbunden waren — und vor den tauſend Toiletten- und Salonangelegenheiten, zu keinem ruhigen Gedanken kam; — es ſei denn in der Frühe, wo ſie regelmäßig mit Viktoire in die Meſſe ging.

Als das ſchöne heilige Chriſtfeſt ganz nahe war, fragte Viktoire ganz leiſe an, wie Sylvia es halte mit dem Empfang der heiligen Sakramente, und Sylvia erwiderte:

„Ich werde ſie empfangen — das verſteht ſich! zu Hauſe bin ich ungefähr alle drei Monate zu den Sakramenten gegangen. Hier lebe ich ſo ganz anders, ſo vielfach und ſo bunt und kraus beſchäftigt, daß es mir geht wie der Tante: ich finde nicht

Zeit für alles, was ich tun möchte. Aber dies geht allem andern vor und es hat ſchon mein Gewiſſen beunruhigt, daß ich es ſo lange hinausſchob.“

„Und es iſt doch das einzige, was uns in der oberflächlichen Unruhe des Lebens im Innern ruhig und beſonnen erhält und uns zur Verachtung der Welt auffordert und ſtärkt,“ ſagte Mademoiſelle Viktoire.

„Wie haben Sie recht . . . und wie nötig iſt mir gerade das!“ rief Sylvia bewegt und innerlich getroffen. Und ſie dachte bei ſich ſelbſt: Merkwürdiger Unterſchied! Miſtriß Dambleton, die liebe vortreffliche Frau, gibt mir eine Menge guter Lehren: nicht eitel ſein — nicht gefallſüchtig ſein — nicht den Kopf verlieren über ſchöne Kleider, die man mir gibt und ſchöne Dinge, die man mir ſagt. Die Ermahnungen ſind ſehr am Platz; allein das Mittel um ſie befolgen zu können, hat Miſtriß Dambleton, ſo gut und klug ſie iſt, mir nicht angeben können, während dieſe Viktoire, dies Kammermädchen, es ſo einfach ausſpricht: die heilige Beicht und die heilige Kommunion. —

„Liebe Viktoire,“ ſagte ſie nach einer Weile, „wie haben wir Katholiken es doch ſo gut! und wie traurig iſt es, daß gar viele es nicht einſehen! Z. B. die arme Valentine! ſie iſt proteſtantiſch getraut und bekommt ſie Kinder, ſo werden es Proteſtanten. Warum beſtand ſie nicht darauf, daß ſie katholiſch würden? vielleicht hätte Herr Goldiſch nachgegeben.“

„Wie konnte Fräulein Valentine auf etwas beſtehen, das ihr gleichgiltig war?“ ſagte Viktoire traurig. „Ach, gnädiges Fräulein, es iſt nicht leicht in dieſem Hauſe katholiſch zu bleiben, obſchon es katholiſch iſt . . . und Herr Aurel iſt ein halbes Wunder, daß er ſo iſt, wie [illegible]ſt. Doch es ſchickt ſich nicht für mich, über meine Herrſchaft in tadelnder Weiſe zu ſprechen und ich habe auch wahrlich mich ſelbſt genug zu tadeln.“

„Wie kommt es aber, daß Sie bei meiner Tante bleiben?“ fragte Sylvia.

„Ach, liebes gnädiges Fräulein, das tut das Geld, das leidige Geld! die Frau Tante gibt einen ſehr großen Gehalt und ich hatte eine arme Mutter und ſechs jüngere Geſchwiſter, denen ich fortzuhelfen wünſchte, weil ich die Älteſte bin und der arme Vater auf den Barrikaden umgekommen iſt. Gott ſei gedankt, die Geſchwiſter ſind ſo weit, daß ſie ſich jetzt ihr Brot verdienen können, und die gute Mutter iſt inzwiſchen in die Ewigkeit gegangen, wo ſie für ihre Kinder betet. Jetzt muß ich noch ein paar Jahre dienen um mir ein Sümmchen zu erſparen; dann aber bin ich frei! O gnädiges Fräulein! ich will gewiß nur das, was Gott will und deshalb bin ich ja auch ganz bereit hier noch zu bleiben; — allein der Augenblick, wo ich frei ſein und in Stille und Ruhe leben werde — ach! der wird ſchön ſein.“

„Das glaube ich!“ ſagte Sylvia voll Teilnahme. „Hat man in einem ſolchen Umfang ſeine Pflicht erfüllt, ſo muß die Ruhe ſüß ſein.“

Das Weihnachtsfeſt kam. An den irdiſchen Gaben erfreute man ſich im Proſt'ſchen Hauſe. Wer dachte an die himmliſchen? — — Die Frau Geheimrätin fuhr am heiligen Chriſttag in die Elf-Uhr-Meſſe mit Sylvia und Iſidore. Der Katholizismus in die Elf-Uhr-Meſſe komprimiert, war das Credo, das ihrer eingeſchläferten Seele behagte und entſprach. Der Herr Geheimrat blieb daheim, rauchte ſeine Zigarre und las die Indépendance Belge. Sylvia war ſchon mit Mademoiſelle Viktoire in einer Frühmeſſe geweſen und hatte mit großer Erbauung Aurel zu den Sakramenten gehen ſehen. Nach dem Frühſtück begleitete Sylvia wie gewöhnlich die Geheimrätin in ihr Zimmer und ſagte:

„Liebe Tante, bitte erlaube mir, mich heute Abend gleich nach dem Diner zu entfernen und nicht wieder zu erſcheinen. Ich wünſche morgen zu den heiligen Sakramenten zu gehen und heute Abend mich zu ſammeln und mein Gewiſſen zu erforſchen.“

„Warte damit bis Oſtern, Liebchen, dann machſt Du das mit Iſidore und mir ab,“ antwortete die Geheimrätin.

„Ja gewiß, liebe Tante, Oſtern wieder! aber jetzt, an einem ſo hehren Feſt, jetzt auch,“ ſagte Sylvia bittend.

„Liebchen, das iſt bei uns nicht Mode,“ verſetzte Frau Proſt mit Gleichmut: „Iſidore, haſt Du je gehört, daß dies bei jungen Mädchen hier üblich iſt?“

„O ja . . . aber in den untern Ständen . . . und bei den Koſtfräulein der Urſulinerinnen,“ verſetzte Iſidore.

„Da hörſt Du es, Liebchen! Du gehörſt aber nicht zu den untern Ständen und wirſt auch nicht von den Urſulinerinnen erzogen: folglich wirſt Du es halten wie ich und Iſidore und Oſtern zu Beicht und Abendmahl gehen. Kein vernünftiger Menſch verlangt mehr von Dir, und Deinem Onkel ſind religiöſe Übertreibungen ein Greuel.“

Sylvia ſchwieg; aber nach dem Diner, das ebenſo glänzend als zahlreich war, verließ ſie den Salon. Es wurde nicht gleich bemerkt, weil noch mehr Perſonen zu den Gäſten ſich einfanden, die einen gingen und die andern kamen; allein der Geheimrat hielt pünktlich auf das, was ihm angenehm war und ſo ſagte er denn auch nach einiger Zeit:

„Nun, Aurel, Sylvia! wo bleibt die Muſik? an den Flügel mit Euch! aber wo ſteckt Sylvia?“

„Sie iſt in ihrem Zimmer,“ ſagte Iſidore.

„Iſt ſie krank?“

„O nein, Papa, ganz geſund! aber ſie lieſt!“

„Dieſe Leſewut der jungen Mädchen iſt unausſtehlich! Aurel, hole ſie her und dann ſingt „Alexis und Ida“ oder ſonſt etwas Liebliches.

Froh und doch beklommen ging Aurel hinab. Er hatte nie Sylvia's Zimmer betreten, hatte nie unter vier Augen mit ihr geſprochen. Freilich ſangen ſie täglich zuſammen, doch in Gegenwart des Muſiklehrers oder anderer Perſonen. Jetzt ſollte er ſie allein und in ihrem Zimmer ſehen. Was würde ſie ſagen! Ihm ſchlug das Herz ſo heftig als er leiſe anklopfte, daß er kaum ihr nachläſſiges „Herein“ vernahm. Sie dachte es ſei eine der Kammerfrauen und ließ Aurels Eintritt unbeachtet, da der Fußteppich den Männerſchritt unhörbar machte. Erſt als er ihr gegenüber vor dem Tiſche ſtand, auf welchem ihr Buch lag, blickte ſie auf und ſagte lächelnd:

„Lieber Aurel, ich muß Dich gleich wieder fortſchicken, denn ſieh! ich leſe in der „Nachfolge Chriſti“, weil ich morgen früh zu den heiligen Sakramenten gehen will.“

„Das iſt keine Entſchuldigung bei dem Vater, liebe Sylvia,“ ſagte Aurel wehmütig: „er ſchickt mich um Dich zu holen. Wir ſollen ſein Lieblingslied „Alexis und Ida“ ſingen.“

„Ach bitte, denke Dir eine Entſchuldigung aus, Aurel! ich kann heute wirklich nicht ſingen.“

ihrer Nachbarſchaft, und fand daher Alles was der nicht glich, unterhaltend und angenehm, blos deshalb weil es ihr nicht glich; und was nicht des Beifalls der Nachbarſchaft ſich erfreute, fand Gnade vor ihren Augen, weil ſie überzeugt war, daß man unfähig ſei etwas Ausgezeichnetes zu verſtehen und zu würdigen: alſo war dies vielleicht etwas Ausgezeichnetes. Sie ergriff ſo eifrig die Partie des Hauptmanns, ſie brach ſo manche Lanze zu ſeinen Gunſten, ſie hob ſo lebhaft ſeinen Geſchmack für ernſte Beſchäftigung, ſeine Freude an wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen hervor, daß ſie nach und nach keinesweges Andre, wol aber ſich ſelbſt von ſeiner Gediegenheit und Vielſeitigkeit überredete, und folglich einem ſo ſeltnen Mann ihre Theilnahme und Aufmunterung ſeines Talentes nicht verſagen durfte. Dies geſchah in dem Winter der auf ihr drittes Wochenbett folgte.

In dieſem nämlichen Winter gegen Weihnachten ſaß Cornelie eines Abends im Zwielicht mit ihrem Knaben in Euſtachs Zimmer. Es war noch kein Licht gebracht, aber für das dolce far niente dieſer drei Menſchen war das Zimmer hinlänglich durch das große Kaminfeuer erleuchtet. Euſtach lag auf einer Chaise longue von violettem Saffian und

„Ich glaub' es, arme Sylvia! aber Du läufſt Gefahr, daß der Vater ſelbſt kommt um den Grund Deiner Weigerung zu hören und Dir, wenn er ihn erfährt, eine furchtbare Szene zu machen.“

„Aber das iſt ja tyranniſch!“ rief Sylvia halbweinend und Aurel ſagte traurig:

„Daran mußt Du Dich gewöhnen, arme Sylvia! der Vater iſt ja ſehr gut und läßt jedem freie Hand in weltlichen Vergnügungen, inſofern es ihn nicht ſtört. Aber von allem, was Kirche und Religion betrifft, will er nichts wiſſen und auch andern keine Teilnahme erlauben, ſelbſt dann nicht, wenn er auch gar nichts davon erfährt.“

„Iſt das aber nicht ein ſchrecklicher Gewiſſenszwang, Aurel! und wie kann nur der Onkel ihn ausüben wollen, da er ſich doch liberal und höchſt freiſinnig nennt! Haben andere einen religiöſen Sinn, ſo müßte er ihnen dieſe Freiheit geſtatten, ebenſogut wie er ſie für ſeinen nichtreligiöſen Sinn in Anſpruch nimmt.“

„Verſuche ihm das begreiflich zu machen, Sylvia, oder vielmehr: verſuche es nicht. Du würdeſt ohne Nutzen einen peinlichen Auftritt erleben. Aber jetzt komm' hinauf!“

„Ach Aurel! . . . ſieh wie ſtill und friedlich iſt es hier in meinem lieben Zimmer. Ich kann wirklich nicht aushalten beſtändig in Saus und Braus zu leben und gar nicht an meine Seele zu denken. Auf die Dauer würde ihr das ſehr ſchaden . . . und was hätte ich dann von all den ſchönen Künſten und von all den geſelligen Freuden, die jeden meiner Tage ausfüllen!“

„Geht es mir denn anders!“ rief Aurel, „nimm ſtatt Deiner Muſik- und Sprachſtudien meine Geſchäftsarbeiten — und mein Leben iſt eben ſo oberflächlich wie das Deine.“

„Nun wohlan, Aurel!“ ſagte Sylvia entſchloſſen, „ſo wollen wir beide recht feſt zuſammenhalten und uns gegenſeitig ermuntern und kräftigen . . . auch uns ermahnen, wenn's Not tut. Wir wollen eine recht feſte und echte Freundſchaft ſchließen, die uns dazu verhilft, immer beſſer zu werden.“

„Das wollen wir!“ ſagte Aurel beglückt und gerührt; „aber jetzt hinauf, Sylvia!“

„Gleich, ſogleich! ſage mir nur erſt wie Du es machſt um in guter Sammlung und Stimmung zu den Sakramenten zu gehen.“

„Ich ſtehe ſo früh auf, daß ich an der Kirchtür bin, wenn ſie geöffnet wird; dann habe ich ein paar Stunden vor mir.“

„So will ich es auch machen, Aurel! die gute Viktoire bringt mir ſchon das Opfer mich ſo früh zu begleiten. Nun will ich hinaufgehen! nun bin ich ganz getröſtet und gefaßt, denn ohne Kreuz und ohne Kampf leben wir nun einmal nicht auf Erden, ſpricht Thomas von Kempen.“

Leiſe war die Tür geöffnet worden und Iſidore ſtand da, lachte hell auf und rief:

„Das iſt aber zu drollig! zu komiſch!“

„Es iſt gar nicht ſchön von Dir, Dich ſo herein zu ſchleichen!“ ſagte Sylvia unmutig.

„Störe ich etwa Euer tête-à-tête?“ fragte Iſidore ſpitz.

„Du haſt gehört, daß der Vater mich ſchickte, um Sylvia zu holen,“ ſagte Aurel gelaſſen.

„Ja . . . um ſie zu holen, doch nicht um bei ihr zu bleiben!“ verſetzte Iſidore.

„Und wer will es hindern, daß er hier bleibe — und daß ich ihm meine Bücher, meine Bilder, meine Noten, mein ganzes Zimmer zeige, wenn ich es will,“ brach Sylvia aus.

„Komm, Sylvia! keine Gemütsbewegung, dann kannſt Du nicht „an Alexis“ ſingen,“ ſagte Aurel freundlich, nahm ihren Arm und führte ſie hinauf, während Iſidore ihnen voraneilte und dem finſtern Blick des Geheimrats begegnend lachend rief:

„Papa, Du wirſt auch lachen! denke nur, wie drollig! Sylvia ſaß an einem Tiſch worauf ein Buch lag und Aurel ſtand ganz demütig vor ihr und ließ ſich die Nachfolge Chriſti von ihr erklären.“

„Erklären nicht!“ ſagte Sylvia tapfer, „ich führte nur das herrliche Buch an.“

„Singt!“ ſagte der Geheimrat kurz und herriſch; „es iſt zu ſpät um noch vor dem Beginn der Soiree in's Theater zu gehen.“

Sie ſangen. Eine Stunde ſpäter füllte ſich der Salon und erſt nach Mitternacht kam Sylvia zur Ruhe, nachdem ſie mit der treuen Victoire das Nötige für den andern Morgen verabredet hatte.

Ein wütender Schneeſturm fegte durch die Straßen der Reſidenz, als Sylvia und Victoire tief in Mantel und Muff gehüllt, in aller Stille und Frühe der Kirche zueilten, wo Sylvia denn endlich dazu kam, ihr Gewiſſen zu erleichtern und ſich in ihren guten Vorſätzen durch das Brot des Lebens zu ſtärken. Während der Meſſe war der Sturm immer heftiger geworden und in ein tobendes Unwetter übergegangen. Victoire hielt es für nötig, Sylvia's wegen einen Fiacre zu nehmen. Wegen des argen Wetters waren die Fiacre ſehr geſucht und Victoire mußte ziemlich lange warten bis ſie einen fand. Es war kaum acht Uhr als ſie das Haus erreichten; aber zum Unglück ſah der Herr Geheimrat ſie ausſteigen und hatte die Frau Geheimrätin ſchon zweimal geſchellt. Frau Proſt ergab ſich in ihr Schickſal, als Victoire nicht erſchien und blieb ruhig hinter ihren ſeidenen Vorhängen. Aber ſie wurde aus dieſer Ruhe aufgeſcheucht; denn wie ein Wirbelwind fuhr Herr Proſt in's Zimmer hinein und rief:

„Es iſt unerhört, daß in meinem Hauſe ſolche Dinge vorfallen können!“

„Was für Dinge, Liebchen?“ fragte Frau Proſt etwas bewegt durch ſeine Aufregung.

„Wo war Sylvia? — ich frage!“ rief er zornig.

„Sie wird doch nicht in der Kirche geweſen ſein?“ fragte Frau Proſt zurück.

„O ja! ſie iſt in der Kirche geweſen, bei dieſem Höllenwetter, wo man keinen Hund vor die Türe jagen mag und wo ſie ſich Huſten, Schnupfen, Heiſerkeit holen muß und ihre Stimme verlieren kann. Da ſie dieſen Unſinn nur in Kompagnie mit Deiner abgeſchmackten Victoire treibt, ſo erkläre ich Dir hiemit, daß ich Victoire nicht länger unter meinem Dach haben will. Sie ſoll fort, **stante pede**.“

„Nein, Liebchen, das iſt ein Ding der Unmöglichkeit!“ ſagte die Geheimrätin ganz außer Faſſung. „Victoire vor dem Faſching entlaſſen ohne eine andere Pariſerin zum Erſatz zu haben — das heißt ſo viel, als daß ich nichts mitmache.“

„Albernheit! es wimmelt von Modiſtinnen, die alles viel beſſer beſorgen, als ſolche bigotte Victoire.“

„Liebchen, das verſtehſt Du nicht! Victoire iſt einzig in ihrer Art! Hätte ſie nicht dieſe unſinnige Liebhaberei für die Kirche, ſo wäre ſie perſeft. Ich will und werde ſie behalten! . . . Ergieße doch Deinen Zorn über Sylvia.“

„Soll auch geſchehen! . . . aber erſt über Victoire! Schelle, damit ſie komme.“

Victoire erſchien. Der Geheimrat hatte ſich inzwiſchen gefaßt und fragte ganz ſanftmütig, ob Sylvia heute zum erſtenmal im Frühgottesdienſt geweſen ſei, was Victoire verneinte. Von einer Frage zur andern übergehend, erfuhr er zu ſeinem höchſten Mißvergnügen und die Geheimrätin zu ihrem höchſten Erſtaunen, daß Sylvia's täglicher Kirchengang ſtattfinde, ſeitdem ſie im Hauſe ſei.

„Gut!“ brach endlich der Geheimrat aus, „das Vergangene will ich vergeben. Findet aber dieſer Morgenſpaziergang noch einmal ſtatt, noch ein einziges Mal . . . ſo jage ich Sie und Fräulein Sylvia ſelbander aus dem Hauſe.“

Darauf begab er ſich zu Sylvia, verſtörte ſie in ihren frommen und frohen Betrachtungen, ſtellte ihr das Monſtroſe der religiöſen Kopfhängerei und das Unpaſſende ihrer Geheimniskrämerei mit einem Kammermädchen drohend vor und ſchloß damit, daß er ihr unbotmäßiges Benehmen bei nächſter Veranlaſſung ſtrafen und ſie ohne einen roten Heller vor die Tür ſetzen werde.

Die arme Sylvia, ſprachlos vor Schreck, zerfloß in Tränen und kaum hatte ſie das Strafgericht überſtanden, ſo wurde ſie zur Tante gerufen, die am Toilettentiſch ſaß und ihr gleichmütig verkündigte:

„Liebchen, das geht nicht! ſolche Streiche darfſt Du nicht machen! ſie hätten mich faſt um Victoire gebracht, deren Dienſte mir ſo notwendig ſind, wie meine beiden Augen. Überdas hatte ich Dir unterſagt, zu den Sakramenten zu gehen — und da Du ſo gewaltig fromm biſt, ſo ſollteſt Du wiſſen, daß das dritte Gebot — oder das vierte, glaub' ich — genug, daß eines der zehn Gebote, den Gehorſam einſchärft „Ehre Vater und Mutter u. ſ. w." Nun, weine nicht, Liebchen! die Sache ſoll vergeben und vergeſſen ſein. Alſo merke Dir: von heute an unterbleibt der Morgenſpaziergang zur Kirche. Du wirſt jeden Sonntag mit mir und Iſidore in die Meſſe und einmal im Jahr mit uns zur öſterlichen Kommunion gehen."

„Das iſt es ja gerade worüber ich weine, liebe Tante," ſagte Sylvia, „denn es war ſo ganz anders bei der ſeligen Mutter."

„Kann ſein, mein Liebchen! ich glaube gern, daß man in Eurem kleinen katholiſchen Neſt hinter dem Hunsrück andere Gebräuche hatte. Aber ich bin auch Katholikin und weiß genau, was die Kirche fordert, nämlich: den Beſuch der Meſſe am Sonntag und die öſterliche Kommunion. Das befolge ich. Alles übrige iſt Excentricität oder Heuchelei. Junge Perſonen neigen leicht zur

Schwärmerei und machen ſich dadurch bald unglücklich, bald lächerlich. Davor ſollſt Du bewahrt bleiben, denn ich habe Dich herzlich lieb und behandele Dich wie mein gutes Töchterchen. Es iſt alſo nicht mehr als billig, daß Du hübſch folgſam biſt.“

Dagegen wußte Sylvia nichts einzuwenden, denn ſie wurde ja in der Tat wie eine Tochter behandelt, mit Geſchenken überhäuft, allen Freuden des Lebens zugeführt, in die glänzendſten Verhältniſſe verſetzt; ihre Talente, ihr geſellſchaftlicher Ton, ihre Manieren wurden gebildet; ſie war dem Onkel und der Tante den größten Dank, die kindlichſte Liebe ſchuldig: das verkannte ſie nicht und ſie ſah ein, daß ſie ſich fügen müſſe. Allein die zarte Pflanze des religiöſen Lebens, welche die verſtorbene Mutter ſorglich in Sylvia's Gemüt gepflegt hatte, begehrte eine andere Luft als die des Salons, einen andern Tau als den des Lobes und der Schmeichelei und Sylvia fühlte mehr, als ſie es klar erkannte, daß in der heißen, betäubenden Atmoſphäre der Welt das übernatürliche Leben zu kurz komme, weil die Weltluſt die Selbſtſucht in allen Verzweigungen und Schattierungen ungeheuer entwickele und kein Gegengewicht für deren Übergriffe biete.

Sie fügte ſich: aber in der Stille dachte ſie darüber nach, ob es nicht beſſer für ſie ſei, dies Haus zu verlaſſen. Wen ſollte ſie um Rat fragen?

Wer hatte die richtige Einſicht in die Verhältniſſe? Wer kannte ſie genau? — Vielleicht Herr von Lehrbach. Doch andere Gründe hielten ſie zurück ſich mit voller Offenheit gegen ihn oder gegen ſeine Frau oder gegen Clariſſa Lehrbach auszuſprechen. — —

Auf dem Neujahrsball.

Der Herr Geheimrat Proſt hatte erklärt, er wolle mit Pauken und Trompeten in's neue Jahr hineingetanzt haben und ſo fand denn am Sylveſterabend ein glänzender Ball ſtatt. Es war der erſte, den Sylvia mitmachte; ſie freute ſich außerordentlich dazu.

„Daß Du Dich auf's Schönſte kleideſt, Sylvia-Sylphide, und Deinem Namen Ehre machſt, das bitte ich mir aus, Du kleine ſchöne Hexe," ſagte der Geheimrat ſehr freundlich zu ſeiner Nichte, während er ſeiner Tochter nichts ſagte.

„Am ſchönen Kleide ſoll es nicht fehlen, Onkel," entgegnete Sylvia, „wir haben ja zwei reizende Ballanzüge bekommen, einen weißen und einen roſenfarbenen. Iſidore kann beſtimmen, ob wir verſchieden oder gleichgekleidet ſein werden."

„O nur nicht gleichgekleidet! das iſt langweilig!" rief Iſidore mürriſch.

„Fürchteſt Du den Vergleich?" fragte der Vater ſpöttiſch.

rauchte aus ſeinem langen Jasminholzrohr türkiſchen Taback. Cornelie ſaß in einem tiefen Lehnſtuhl und tändelte mit dem Kinde. Es war ſo ſtill, ſo warm, ſo heimlich in dem hübſchen behaglichen Zimmer! recht ein liebes Bild von traulichem Glück! — Ein Diener trat ein mit Licht und mit zwei Briefen, die beide an Cornelie adreſſirt waren. Während ſie den ihrer Schweſter las ſagte Euſtach:

„Ich hätte vielleicht Urſach mir auf wichtigere Dinge etwas zu gut zu thun — allein ich bin nur wahrhaft ſtolz auf meinen exquiſiten Takt, der mich alle ſogenannt freundſchaftliche Correſpondenzen hat abbrechen laſſen. Es iſt warlich der größte Unſinn ſich über Dasjenige zu freuen oder zu grämen, ja nur es zu glauben, was mir aus einer Entfernung von fünfzig Meilen geſchrieben wird; denn — zugegeben daß der Schreiber ſich nicht vor mir herausputzt mit tiefen Gefühlen und hohen Gedanken oder anderweitigem Unſinn — zugegeben daß er aufrichtig iſt: was, ich bitte Dich! gehen mich denn eigentlich ſeine Mittheilungen an? Die wahrhaft wichtigen Angelegenheiten des Menſchen, daß er geboren wird, heirathet und ſtirbt, erfährt man durch hübſch ordentlich gedruckte, förmliche Meldebriefe; die dazwiſchen liegenden Schickſale, ob er im Staat etwas wird, ob er einen Titel, einen Orden, eine Standes-

„Es iſt ſo mein Geſchmack!“ erwiederte ſie trotzig.

Die Vorliebe, die der Geheimrat unverhohlen und unvorſichtig für die ſchöne Nichte an den Tag legte, verletzte die unſchöne Tochter bitter und tief. Sie war anfangs geneigt geweſen, ſich mit Sylvia zu befreunden, weil ſie dieſelbe in ihrem ſchwarzen Kleidchen und ihrem ſchüchternen Benehmen für ein höchſt untergeordnetes Weſen hielt; aber dieſe alles überſtrahlende Sylvia war ihr äußerſt unangenehm. Mochte Iſidore zu ihrem Troſt tauſendmal ſich ſagen: Sie wird doch keine glänzende Partie machen! ſie iſt doch ein ganz armes Ding, das vom Gnadenbrot meiner Eltern lebt! — ſo erhob ſich alsbald eine ganz heimliche Stimme und flüſterte: Aber ſie iſt doch ſchöner, viel ſchöner wie Iſidore.

Am letzten Tage des Jahres hatten Sylvia und Aurel gemeinſchaftlich, wie gewöhnlich, Muſikunterricht gehabt und italieniſche Duette bei dem Lehrer eingeübt. Ehe ſie auseinander gingen ſagte Sylvia raſch und leiſe, aber ganz unbefangen:

„Bitte, lieber Aurel, tanze heute Abend mit mir, ſo oft Deine Pflicht als Sohn des Hauſes Dich frei läßt.“

„Mit niemand lieber!“ rief er hocherfreut.

„Ich habe Dir viel zu ſagen,“ verſetzte ſie, „aber!“ ſie legte den Finger auf ihre Lippen und

Aurel machte ihr ein ſtummes Zeichen des Verſtändniſſes.

„Nun? habt Ihr Euch ſchön gemacht? laßt Euch bewundern!“ rief der Geheimrat den beiden jungen Mädchen entgegen, als ſie abends im Ballanzug erſchienen, bevor ſich die Eingeladenen verſammelten. „Hm! Iſi! gar nicht übel! recht ſchön, Iſi! die Roſen machen ſich gut im dunkeln Haar. Wie wär' es, wenn Du etwas Rouge auflegteſt?“

„Liebchen, was fällt Dir ein!“ ſagte die Geheimrätin lächelnd; „alte Frauen brauchen Schminke, nicht junge Mädchen!“

„Jung hin, jung her! warum ſollen ſie ſich nicht ſchminken, wenn es ſie verſchönert? und warum haſt Du Deinen wundervollen Teint nicht auf Deine Tochter vererbt!“ rief der Geheimrat und dann zu Sylvia ſich wendend: „Hier aber haben wir die Perfektion! Sylphide, aus welchem Feenland kommſt Du? Kannſt Du denn aber auch Polka, Mazurka und alles übrige gehörig tanzen?“

„Ob ich es kann, weiß ich nicht! gelernt hab' ich es, lieber Onkel,“ antwortete ſie freundlich.

„Du kannſt alles, kleine Hexe! Du wirſt manchen Kopf verdrehen!“

„Das wäre ſehr traurig und würde ein garſtiger Anblick ſein, Onkel! verdrehte Köpfe!!“ rief Sylvia munter lachend.

Der Geheimrat war mehr und mehr entzückt von dem ſchönen, fröhlichen jungen Weſen; was Wunder, daß Aurel es war. Jener ſprach zu ſich ſelbſt: Von der religiöſen Kopfhängerei wollen wir ſie ſchon kurieren! — und dieſer dachte: So lieblich iſt ſie . . . und ſo fromm! — —

Der Ball war wie alle anderen Bälle und verlief demgemäß. Aurel konnte nicht ſo bald wie er wünſchte mit Sylvia tanzen; als ſie aber endlich neben einander ſtanden, ſagte Sylvia mit gedämpfter Stimme:

„Zu langem Vorreden habe ich keine Zeit, Aurel. Alſo kurz und bündig: ich glaube es wäre gut für mich, wenn ich nicht hier bei Deinen Eltern bliebe, ſondern in einem wirklich katholiſchen Hauſe Geſellſchafterin oder ſo etwas würde, denn ich werde hier einerſeits viel zu ſehr verwöhnt, andererſeits zu ſehr beſchränkt; beides iſt mir gewiß nicht heilſam. Am liebſten ginge ich zu meinem Vormund zurück, weil ich für einen Platz bei Fremden noch ſehr jung bin. Aber ſeine Verhältniſſe ſind das Gegenteil von glänzend und er hat fünf Kinder. Ich könnte ihm freilich ein kleines Koſtgeld zahlen und täte es mit Freuden, ſo lange bis mir ein paſſendes Plätzchen gefunden wäre; allein ich weiß, daß er darauf nicht eingeht — und deshalb kann ich ihn in dieſer Sache auch nicht zu Rat ziehen. Ich habe aber auf Gottes weiter

Welt niemand ſonſt — und da meine ich denn, Du müßteſt mir raten können, da Du gewiß mein beſtes vor Augen haſt und gut und verſtändig biſt.“

Aurel hatte ſich gewöhnt ſeine Gefühle zu verbergen, weil ſie allzu häufig in Disharmonie mit ſeiner Umgebung waren. Er bemeiſterte alſo auch jetzt ſeinen namenloſen Schreck und ſagte:

„Der Plan iſt unausführbar, Sylvia . . . und wir müſſen jetzt tanzen.“

Die arme Sylvia hätte gern auf den Tanz und den ganzen Ball verzichtet um über ein Anliegen, das ihr ſo wichtig war, zum Abſchluß zu kommen. Sie fühlte mit ſtiller Überraſchung, wie beklommen und traurig das Herz unter dem eleganteſten Ballkleide ſchlagen könne und eine tiefe Schwermut über die Unvollkommenheit dieſer Welt von Flor und Blumen, von Tanzmuſik und Kerzenſchimmer, tauchte zum erſten Mal in ihrer Seele auf.

„Sylvia!“ ſagte Aurel in der Pauſe des Tanzes, „nie werden meine Eltern in Deinen Plan einwilligen. Erſtens nicht, weil ſie Dich ſehr gern haben und dann — weil es ein bitterer Vorwurf für ſie ſein müßte, ihre Nichte in dienenden Verhältniſſen zu ſehen.“

Es wäre kein Vorwurf für ſie, denn es wäre keine Schmach für mich!“ ſagte Sylvia lebhaft.

„Die Welt beurteilt das anders. Eine Geſellſchafterin gilt für eine ganz untergeordnete Perſönlichkeit, Sylvia, und biſt Du denn ſicher, Dich darin fügen zu können?“

„Nein, Aurel, ſicher nicht; allein ich könnte es verſuchen, es lernen . . . wenn es heilſam für meine Seele wäre.“

„Es lernen — indem Du vielleicht aus drei, vier Häuſern, wie jeder unbrauchbare Dienſtbote, fortgeſchickt wirſt? — Unmöglich, Sylvia! Deinetwegen, unſertwegen . . . unmöglich! Was hält Dich ab bei uns zu bleiben, Dich äußerlich zu fügen und innerlich fromm zu ſein.“

„Die Furcht mein bischen Frömmigkeit zu verlieren, wenn ſie ohne Hilfe und Unterſtützung bleibt, Aurel.“

„Bin ich nicht ganz in Deinem Fall, Sylvia?“

„Doch nicht! Du biſt viel unabhängiger, kannſt zu jeder Stunde ausgehen, früh und ſpät allein auf der Straße ſein . . . und dann biſt Du ein Mann; alſo wirſt Du gewiß mehr Feſtigkeit des Charakters haben und Dich beſſer gegen innere Feinde verteidigen können, als ich.“

„Das iſt ſehr die Frage, Sylvia! ich bin unter einer deſpotiſchen Zucht aufgewachſen; die kann den Eigenſinn, den Trotz entwickeln, doch nicht ruhige Feſtigkeit. Ich fühle mich beſtändig der Willkür gegenüber, machtlos, gleichſam rechtlos

— das lähmt mich. Aber, Sylvia, wenn Du Deinen Plan aufgeben und bleiben wollteſt, ſo könnteſt Du ſehr viel für mich tun.“

„Und was, Aurel!“ unterbrach ſie lebhaft.

„Die Hauptſache wäre die — daß Du da biſt.“

„Daß ich da bin, Aurel?“

„Ja, Sylvia! — daß ich den erfriſchenden, herzſtärkenden Anblick Deines ſeelenvollen Weſens habe. Und dann wäre es mir ein Troſt, daß wir uns verſtehen und uns gegenſeitig ſtützen und ermuntern könnten, wie Du mir es vor acht Tagen geſagt und mich zu einem feſten und wahren Freundſchaftsbündnis aufgefordert haſt. Willſt Du es jetzt ſchon brechen und mich in meiner traurigen Einſamkeit laſſen?“

„Alſo fühlſt auch Du Dich einſam, Aurel?“ fragte ſie ſinnend.

„Einſam, unverſtanden, gedrückt, beſchränkt, elend — mit einem Wort: unglücklich!“

„Und meinſt Du ernſtlich, Aurel, daß mein Verbleiben Dir nützlich ſein könne?“

„Nützlich iſt für dieſe Sache ein allzu dürftiges Wort, Sylvia. Ich kann Dir nur die Verſicherung geben, daß ich lieber ſterben, als Dich in einem fremden Hauſe ſehen möchte: ein ſolcher Troſt iſt mir Deine Anweſenheit; und ich ſollte meinen, es müſſe auch ein Troſt für Dich ſein, dies Bewußtſein mir wohl zu tun und — mit mir auf beſſere Tage zu hoffen.“

„Armer Aurel!“ ſagte ſie mitleidig.

„Verſprich mir zu bleiben — und ich bin nicht mehr arm, Sylvia! Du tuſt ein gutes Werk, das mich unſäglich reich macht!“ ſagte Aurel bewegt und ſetzte ernſt hinzu: „Und das vielleicht dereinſt auch Dir lieb ſein wird . . . denn Gott wird es ſegnen.“

„Ja, wenn Du davon überzeugt biſt, Aurel, ſo bleibe ich gewiß. Ich habe ja Deine Anſicht und Deinen Rat hören wollen, weil ich ſelbſt ſo unerfahren bin.“

„Alſo Du bleibſt bei uns, Sylvia, ſo lange Gott es will?“ fragte Aurel dringend.

„So lange Gott will,“ entgegnete ſie lieblich.

Die Reihe des Tanzes war an ihnen; ſie wollten antreten. Da unterbrach ein ſchmetternder Trompetentuſch die Polka und begrüßte das neue Jahr. Es ſchlug Mitternacht.

„Ein glückſeliges neues Jahr, Aurel!“ rief Sylvia herzlich.

„Ich glaube daran, denn ſieh! es findet mich an Deiner Seite und mit der Verheißung, daß wir uns nicht trennen.“

„Das habe ich nicht geſagt,“ erwiderte ſie mit einem Anflug von Verlegenheit.

Willſt Du mir erlauben, es dennoch ſo zu deuten?“

„Nein, nein, nein!“ rief ſie errötend und haſtig und eilte hinweg um der Tante ihren Glückwunſch zu bringen. — —

Der Ball währte bis zum Morgen. Als Sylvia zur Ruhe kam und über ihren Abend nachdachte, war ihr beklommen zu Sinn wegen Aurel und wegen allem, was er geſagt hatte und was ihr gar lieblich und doch ſo gewiß beunruhigend klang. Aber er hatte ja auch geſagt, Gott werde ihr Verbleiben im Hauſe ſegnen; und da Aurel gut, fromm und verſtändig ſei, ſo wolle ſie ſeinen Worten vertrauen. Das beruhigte ſie wieder und mit dieſem Entſchluß begann ſie das neue Jahr. Sie baute auf einen Menſchen. Arme Sylvia! Aurel aber begann es mit einer noch nie empfundenen Freudigkeit und fühlte ſich ſtark genug um Sylvia zu gewinnen, zu erobern, zu ertrotzen von Welt und Schickſal. Er baute auf ſich ſelbſt. Armer Aurel!

Stille Liebe.

„Mein liebes Kind," ſagte der Herr Geheimrat Proſt etwa ein Jahr darauf zu ſeiner Frau, „ich muß geſtehen, daß ich im höchſten Grade unzufrieden mit Dir bin."

„Oh, mein Liebchen, warum?" ſagte die Geheimrätin äußerſt beſtürzt und verwundert.

„Warum? weil Du Augen haſt und nicht ſiehſt, Ohren und nicht hörſt! Eine Mutter muß aber Aug und Ohr wachſam auf ihre Töchter richten."

„Liebchen Du erſchreckſt mich! was iſt denn geſchehen?"

„Geſchehen iſt nichts, guter Schatz! aber es iſt Liebe in der Luft."

„Liebe in der Luft? o . . . was meinſt Du damit, Liebchen?"

„Ich meine genau das, was ich ſage, gutes Kind, und was gar nicht ſelten iſt, wenn junge Leute verſchiedenen Geſchlechts in demſelben Hauſe leben. Aurel iſt zum ſterben verliebt in Sylvia und es beſteht ein zartes Verhältnis zwiſchen ihnen — ein ſehr zartes, aber doch immer ein Verhältnis, das auf Verehelichung hinſteuert."

„Gott bewahre!" rief die Geheimrätin ungewöhnlich erregt; das darf nicht ſein! Ehen zwiſchen Geſchwiſterkindern taugen nichts und die Kirche mißbilligt ſie durchaus."

„Schau', wie ich mit der Kirche einverſtanden bin! und dann ſoll ich kein guter Katholik ſein!" ſagte Herr Proſt ſpöttiſch lachend; „freilich findet dies Einverſtändnis zum erſtenmal in meinem Leben ſtatt. Da wir alſo in dieſem ſeltenen Bündnis zu Dreien ſind gegen Zwei — die Kirche, Du und ich gegen Aurel und Sylvia — ſo wird es nie zu einer Ehe zwiſchen dieſen kommen."

„Es iſt aber doch eine fatale Sache! . . . iſt ſie auch ganz gewiß?"

„Darüber ſei unbeſorgt, lieber Schatz; ſie iſt ſo gewiß wie zwei mal zwei — vier macht. Schon im vorigen Winter fiel mir Aurels Veränderung auf. Der ſchläfrige langweilige Menſch wachte auf, wurde lebhaft, wurde teilnehmend, ſang gern, tanzte gern, unterhielt ſich in der Geſellſchaft — lauter Dinge, die ihm bis dahin ein Greuel waren. Seitdem er aber mit der kleinen Hexe ſingen, ſpringen und ſchwatzen konnte, ſeitdem gefielen ſie ihm ausnehmend. Ich verdenke ihm das gar nicht, im Gegenteil, ich lobe es; doch weiter darf es nicht gehen. Als Du im Sommer mit den beiden Mädchen und den Kindern nach Grünerode gingſt, vererhöhung bekommt, erfährt man durch die offiziellen Zeitungen: iſt das nicht vollkommen genügend? Worauf beſchränken ſich alſo die intimen Correſpondenzen? auf Geklätſch über Aeußerlichkeiten und Geträtſch über Innerlichkeiten — was doch im Grunde mauvais genre iſt.“

Er ſprach, obwol Cornelie las, wie Jemand der gewohnt iſt immer ein ofnes Ohr zu finden. Bei ſeinen letzten Worten lachte ſie und ſagte:

„Wüßt' ichs nur zu bewerkſtelligen, ſo knüpfte ich ein Dutzend Briefwechſel mit den allerverſchiedenſten Perſonen an! Das Bemühen zu verſtehen und verſtanden zu werden iſt eine vortrefliche Uebung für den in ſeine eigenthümlichen Allüren vertieften und in ſeine Gewohnheiten abgeſperrten Geiſt; und giebt überdas dem Ausdruck eine Geſchmeidigkeit, eine Bündigkeit, durch die wir ſelbſt zur Klarheit über unſre Anſichten und Meinungen kommen. Glaube mir, der fortgeſetzte Briefwechſel mit meiner Schweſter hat mir in dieſer letzten Beziehung ſehr gute Dienſte gethan. — — Mein Gott!“ rief ſie und ließ den zweiten Brief fallen, den ſie während ſie ſprach erbrochen und geleſen hatte.

„Wie Du mich erſchreckſt!“ rief Euſtach, ſprang auf, nahm das Blatt und las die wenigen franzöſiſchen Worte:

fiel Aurel in ſeinen alten Trübſinn, der ſpurlos verſchwand, als er und ich ſpäter Euch aufs Land folgten. Wie ein Seliger ging er in Grünerode umher und wußte es ſo einzurichten, daß er beſtändig an der Seite der kleinen Hexe war: zu Pferde, zu Fuß, im Salon, im Garten — wo ſie war, da war er auch. Haſt Du das denn gar nicht bemerkt?“

„Doch, Liebchen! aber ſie ſind beide ja wahre Kinder.“

„Guter Schatz! Du warſt ein Kind in Sylvia's Alter, als Du Dich verehelichteſt und daß ich in Aurels Alter kein Kind war — das ſchwöre ich dreiſt.“

„Jetzt fällt mir ein,“ ſagte die Geheimrätin ganz nachdenklich, „daß Iſidore einmal in meiner Gegenwart fragte: Sylvia, haſt Du geſehen, daß Aurel geſtern den Handſchuh küßte, den Du hatteſt fallen laſſen und den er aufhob?“

„Und was antwortete Sylvia?“ fragte Herr Proſt.

„Sie antwortete ganz ruhig: Nein! — und als Iſidore weiter ſagte: Ich glaube nicht, daß Goldiſch jemals Valentinens Handſchuh geküßt hat! —rief Sylvia lachend: Der Geſchmack iſt verſchieden! und lief fort. Ich verwies Iſidoren ihr albernes Geſchwätz und ſie erwiderte in ihrer mürriſchen Weiſe: Aurel macht der Sylvia wirklich zu ſehr den Hof! — Da ich aber dieſe Weiſe, namentlich in Bezug auf Sylvia, bei Iſidoren kenne, ſo machte mir ihre Bemerkung keinen Eindruck.“

„Das werde ich mit Erſtaunen gewahr,“ ſagte der Geheimrat. „Nun höre weiter! Unſere Reiſe nach England zerſchlug ſich, weil Goldiſch nach Newyork reiſte und uns — wahrhaftig ſehr rückſichtslos! — Valentine und ihr Wochenbett auflud. Daß ich nicht bloß nach England gegangen wäre um Euch in Salzwaſſer zu tauchen und um Miſtriß Dambleton zu ſehen, kannſt Du Dir vorſtellen. Ich hatte dort manche Geſchäfte. Weil mir aber die Dinge in Grünerode nicht gefielen, zog ich vor, bei Euch daheim zu bleiben und dieſe Geſchäfte von Aurel — unter dem Vorgeben meines großen Vertrauens zu ihm — abmachen zu laſſen. Das freute ihn und er ging gern nach London, umſomehr als nur von einer vierzehntägigen Reiſe die Rede war. Statt deſſen iſt es bereits November geworden; denn ich entwickelte aus der Reiſe nach London allmählich eine Geſchäftsreiſe durch ganz Großbritannien und trug meinen Freunden und namentlich der Miſtriß Dambleton auf, dafür zu ſorgen, daß Aurel Land und Volk und geſelliges Leben kennen lerne. Natürlich mußte ſich Aurel das gefallen laſſen und obenein ſehr dankbar dafür ſein. Endlich aber iſt ihm das Herz mit dem Kopf davon gelaufen — und er hat an Sylvia geſchrieben.“

„Woher weißt Du das, Liebchen?“ fragte Frau Proſt höchlichſt verwundert.

„Weil ich den Brief habe, liebes Kind! hier iſt er: zwölf feinbeſchriebene Seiten,“ entgegnete Herr Proſt gelaſſen.

„Zwölf Seiten!“ rief ſie entſetzt.

„Ja, zwölf Seiten voll ſchwärmeriſcher Gefühle, die Valentine in Ekſtaſe verſetzen würden und aus denen ich entnehme, daß Aurel und Sylvia ganz einig und der feſten Zuverſicht ſind, ihr Herzensbündnis werde mit der Zeit auch ein Ehebündnis werden. Freilich ſteht keine Silbe von Eheverſprechen in dem Brief; allein „ewige Treue“ — „unſterbliche Liebe“ — und „das Glück unſerer Zukunft“ — bedeuten für Aurel und Sylvia, die es ehrlich meinen, nichts anderes als die Ehe.“

„Was ſagt denn Sylvia zu dem Brief?“

„Nichts! denn ſie hat ihn nicht geleſen und wird ihn auch nicht leſen. Aurel wußte nicht ob wir noch in Grünerode oder in der Stadt wären. Er hat den Brief als Einlage und nur mit der Aufſchrift: An Fräulein Sylvia von Neheim, nach Grünerode an den Verwalter mit der Bitte um ſichere Beförderung geſchickt und kluger Weiſe. was ihm ſelten genug nachzuſagen iſt, hat der Verwalter dieſen Brief, nebſt verſchiedenen anderen Schreiben, die für mich eingelaufen waren, ganz gemütlich vor einigen Tagen mir zugeſendet. Ohne genau die Adreſſe zu beachten, erbrach ich ihn, und ſelbſtverſtändlich wird Sylvia ihn nimmermehr erhalten.“

„Was iſt aber jetzt zu tun, Liebchen?“ fragte die Geheimrätin ratlos.

„Du, liebes Kind, haſt gar nichts, zu tun, als vollſtändig und gegen alle und jeden die Sache zu ignorieren. Das übrige beſorge ich mit größter Vorſicht und zarteſter Behandlung. Schonend muß dies kleine Verhältnis gelöſt werden; aber gelöſt muß es werden. Aurel kann ganz andere Partien machen, als mit dieſem Herzchen Habenichts.“

„Die ſeine Couſine iſt!“ ſetzte Frau Proſt hinzu; „ich haſſe ſolche Ehen. Sei ohne Sorgen, Liebchen! ich werde ſchweigen wie das Grab.“

Während dies Zwiegeſpräch im Zimmer der Frau Geheimrätin ſtattfand, wurde eine Treppe höher ein anderes geführt. Da waren einige Zimmer ſehr bequem und freundlich für Valentine eingerichtet. Da lag ſie auf der Chaiſelongue in einer Wolke von Spitzen und Stickereien, blaß, mit aufgelöſten ſchwarzen Locken, hielt ein Telegramm in der Hand und ſagte klagenden Tones zu Sylvia, die mit einer kleinen Handarbeit neben ihr ſaß und teilnehmend zuhörte.

„Laß Dir raten, Sylvia, und liebe nicht Deinen zukünftigen Gatten. Die Männer ſind immer und unter allen Umſtänden halb herzlos; doch in der Ehe ſind ſie es ganz. Sie ahnen nicht, was im weiblichen Gemüt vorgeht, und wenn ſie's ahnen, ſo iſt es ihnen vollkommen gleichgiltig, denn ſie begehren nichts, als in jeder Beziehung ihren Komfort, ihr äußerſtes Wohlbehagen — die materiellen Geſchöpfe, die!"

„Aber, liebe Tini," ſagte Sylvia begütigend, „Dein vortrefflicher Mann . . . —"

„Iſt ein Ehrenmann! und damit iſt alles geſagt!" unterbrach Valentine. „Auf heute Abend ſetzt er ſeine Ankunft feſt. Ich werde ihn ſo eiskalt empfangen, wie ſein Benehmen es verdient."

„Du ſprichſt, als ſei er zu ſeinem Vergnügen nach Newyork gereiſt und er tat es doch nur, weil ſein Vermögen auf dem Spiel ſtand. Er war ſo gedrückt, als er Dich nach Grünerode brachte und dann die weite Reiſe antreten mußte!"

„Ich hätte aber unterdeſſen ſterben können und er ſorgte für die Rettung ſeines Vermögens."

„Ohne ſein Vermögen würdeſt Du gewiß nicht zu leben wünſchen, Tini! Alſo ſei doch froh! Er hat alles ſchön in Ordnung gebracht; Du biſt friſch und geſund und Dein Bübchen iſt es auch! . . . was willſt Du mehr?"

„Ich will von meinem Mann verſtanden werden, Sylvia. O Gott! welche Mühe hab' ich mir gegeben um von ihm verſtanden zu werden bis in die Tiefe meines Herzens hinein! Bogenlange Briefe habe ich ihm als Braut täglich geſchrieben! Als Frau wünſchte ich mit ihm zu leſen und er war dazu bereit. Ich hatte natürlich nur Intereſſe für Romane und Novellen in denen das Herz ſtets die Hauptrolle ſpielt — und was ſchlägt er vor, Sylvia, was! Die „Eſſays“ von Mac Aulay! die langweiligſten, hiſtoriſch-philoſophiſchen Aufſätze von der Welt. Wir haben das Buch nie zu Ende gebracht und auch nie ein anderes angefangen. Daraus ſiehſt Du, wie wenig ſympathiſch unſere Herzen ſchlagen.“

„Ja, für Bücher! aber Ihr ſollt ja hauptſächlich nicht zuſammen leſen, ſondern zuſammen leben.“

„Eines geht Hand in Hand mit dem andern. Er verſteht mich nicht und ich muß ewig meinen Irrtum beweinen.“

„Welchen Irrtum, Tini?“

„Den Irrtum ſeine Frau geworden zu ſein.“

„Das ſollteſt Du nicht ſagen,“ verſetzte Sylvia ernſt.

„Ich vertraue es Dir an, liebe ſüße Seele! Du biſt mir unendlich ſympathiſch. Die kühle Mutter iſt es nicht und noch viel weniger die ſcharfe, eſſigſaure Iſidore. Du haſt ein warmes, bewegtes Herz . . . bei Dir iſt mir wohl.“

Ihr mochte es wohltun die Verkehrtheit der Frau, die ſich nicht von ihrem Mann verſtanden wähnt, an den Tag zu legen; für Sylvia war es nicht wohltätig in dieſe leidenſchaftlichen Launen eingeweiht zu werden, welche ſich den Affekten aber nicht den Pflichten unterwerfen wollten und ſich in unbegrenzten Phantaſien ergingen.

Wie es gekommen war, daß ſich ſeit jenem Neujahrsball ein zartes und doch eigentümlich feſtes Band zwiſchen Aurel und Sylvia knüpfte, das wußten ſie nicht. Aber es beſtand. Ihre Gedanken, ihre Empfindungen gingen denſelben Weg oder begegneten einander auf halbem Wege. Jeder von ihnen lebte mit Freuden in einer Welt und in Verhältniſſen, worin der andere lebte. Sie hatten nie einander geſagt, daß ſie ſich liebten, hatten auch nie ein bindendes Wort ausgeſprochen; aber ſie fühlten ſich gebunden, einverſtanden und einig für's Leben und ſchauten ſie in die Zukunft oder in ihr eigenes Herz, ſo fand jeder darin nur einen Namen, nur ein Bild, nur eine Hoffnung. Bei Sylvia war das alles wie in einen goldigen Duft, einen roſenfarbenen Schleier gehüllt; für Aurel nahm es eine beſtimmtere Geſtalt an, den er ahnte Kämpfe. Er kannte ſeinen Vater zu genau um nicht zu wiſſen, daß ihm das Geld — Inbegriff des Glückes ſei, da man ſich ja mit Geld Freuden und Genüſſe, Ehren und Vergnügungen in Hülle und Fülle verſchaffen könne und daß ein höheres Glück ihm ein Hirngeſpinſt ſei. „Leute mit leerem Magen," ſo pflegte der Herr Geheimrat Proſt zu ſprechen, „Poeten, Skribenten und dergleichen phantaſtiſches, unnützes und daher auch hungerleidendes Volk, ſie haben das Hirngeſpinnſt eines höheren Glückes erfunden um ſich ſelbſt zu tröſten und um diejenigen neidiſch zu machen, die es mit dem Reellen halten — gerade ſo, wie die Pfaffen zum Troſt für die aufgezwungene Entſagung die Fabel der himmliſchen und ewigen Freuden erfunden haben. Freilich beſteht der große Unterſchied, daß die Poeten ein höchſt armſeliges Völkchen ſind, dem kein Menſch den mindeſten Glauben ſchenkt, während die Pfaffen mit ihren Ammenmärchen einen beträchtlichen Teil der Menſchheit verdummen und gängeln.“

So ſprach der Herr Geheimrat Proſt belehrend zu ſeinen Kindern, begab ſich an ſeine wohlbeſetzte Tafel, fuhr dann in's Theater, benutzte die paar Minuten der Fahrt um auf den weichen Polſtern ſeines Koupees die Augen im behaglichen Halbſchlaf zu ſchließen, ergötzte ſich ungemein an den Pirouetten der prima Ballerina, kam in angenehm erregter Stimmung nach Hauſe, empfing ſehr höflich die Perſonen, welche ſich im Salon der Frau Geheimrätin einzufinden pflegten — wenn nicht etwa Ball oder Soiree in einem andern Hauſe war — und beſchloß mit einer feinen Whiſt- oder Lhombrepartie einen Tag, den er vortrefflich ausgefüllt fand, weil er die meiſten Stunden desſelben am Schreibtiſch ſitzend in Geſchäften zubrachte, welche kein anderes Ziel hatten, als ähnliche Tafel-, Theater- und Salonfreuden für Kinder und Kindeskinder zu ſichern. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er bei ſeinen Unternehmungen und Spekulationen, bei ſeinen Staatsanleihen, bei ſeinen Eiſenbahnbauten und Aktien, immer höchſt ſalbungsvoll von dem wohltätigen Einfluß der Induſtrie auf die Hebung des Volkswohles, auf die Geſittung und Bildung der Menſchheit, auf den Fortſchritt der Civiliſation, auf das Erblühen der Staaten zu reden wußte. Das alte Sprichwort: „Klappern gehört zum Handwerk“ war ihm nicht unbekannt. Nur hätte er, als ein kluger Mann wiſſen ſollen, daß es auf die Dauer zwar Eindruck, aber keinen guten macht, wenn nur die Kröſuſſe der Induſtrie deren Lob ſingen.

Genug, Aurel kannte ſeinen Vater hinlänglich um zu wiſſen, daß demſelben eine Schwiegertochter ohne Vermögen nicht genehm ſein werde; allein er zählte auf Sylvia's beſiegenden Liebreiz, auf ſeine ſtandhafte Treue und auf die Zeit, um endlich doch den Vater zu gewinnen. Bereitwillig war er nach London gegangen, denn er bemühte ſich, den Anordnungen ſeines Vaters in Geſchäftsſachen pünktlich Folge zu leiſten, ſo wenig ſie ſeinem Sinn und Geſchmack zuſagten. Als ſich aber ſein Aufenthalt mehr und mehr verlängerte, ließ er ſich von Ungeduld und Sehnſucht übermannen und ſchrieb jenen Brief an Sylvia, den ſie nicht bekam. Bald darauf erhielt er den Befehl zur Heimkehr. Seine Eltern empfingen ihn ganz wie immer, der Vater mit kalter Freundlichkeit, die Mutter mit ruhigem

Wohlwollen. Er ſchaute in Sylvia's freudeſtrahlende Sternenaugen; er ſah ſie wieder; er konnte wieder an ihrer Seite leben; — was brauchte er mehr!

Kein freudeſtrahlender Blick war es, mit dem Valentine ihren Mann empfing; ſie wollte ſich gekränkt fühlen, um ſich in ganz beſonderer Weiſe mit ſich ſelbſt und ihrem tragiſchen Schickſal beſchäftigen zu können. Es gibt ſolche Frauen; vielleicht nicht in großer Zahl, doch immer noch viel zu viel. Herr Goldiſch, obſchon ſehr reich und Chef eines ſehr großen Bankierhauſes, war ein ganz anderer Mann als Herr Proſt, war ſehr wohlwollend, ſehr gutmütig, und wäre ganz bereit geweſen eine verſtändige Frau auf Händen zu tragen, ja ſich von ihr beherrſchen zu laſſen. Aber ſich hinſetzen und mit Valentine franzöſiſche Romane leſen oder um das Verſtändnis ihrer Seele ſich bemühen — das konnte er nicht, denn er zählte mehr, als das Doppelte ihrer Jahre und ſchätzte als guter Geſchäftsmann die Zeit ſehr hoch. Valentine, die über Mangel an Verſtändnis klagte, verſtand ihren Mann durchaus nicht, denn ſie bemerkte nicht, daß er ſehr gern ein gutes Buch mit ihr geleſen und vernünftige Geſpräche mit ihr geführt hätte. Sein wohlwollender Sinn entſchuldigte ihre Launen und ihre Oberflächlichkeit mit ihrer Jugend.

„Aber, Tini!“ ſagte er freundlich, „wie hat

„Verbannt — krank — arm — einſam — ſehr
„elend — ſo bin ich jezt hier in Glatz, und weiß
„nicht ob Sie Sich noch erinnern wollen an
„Antoinette Orzelska."

„Ein Bettelbrief .... wie mir ſcheint, ſagte Euſtach kalt und bitter; das iſt freilich die allerunbequemſte Briefſorte."

Cornelie ſah ihn vorwurfsvoll an und ſprach:

„Verbannt, elend und Polin, darin liegt ein dreifaches Recht an unſre Theilnahme."

„Du ſpielſt die Großmüthige," entgegnete er.

„Das ſieht mir ähnlich," ſagte ſie mit einem prächtigen, von unbewußtem Stolz, vom Stolz der Seelenhoheit ſtralenden Blick.

„Aber was können wir für ſie thun?" rief er ungeduldig.

„Zuerſt ſie ſehen, lieber Euſtach! es iſt fünf Uhr, fahre nach Glatz" .... —

„Nichts da! unterbrach er ſie heftig. Es iſt ſechs Uhr, ſtockfinſter, neun Grad Kälte — vor halb acht kann ich nicht dort ſein und vor Mitternach nicht wieder zurück — denn auf ein Paar Stunden Comödienſpiel muß man doch bei ihr gefaßt ſein".... —

„Euſtach! fiel ihm Cornelie ins Wort, wie kannſt Du in dieſem Ton von einer Frau ſprechen für die Du Dich vor nicht gar langer Zeit intereſſirt haſt."

denn dieſe Reiſe nach Newyork mich ſo bei Dir in Ungnade bringen können!“

„Nicht die Reiſe, aber der Zeitpunkt,“ ſagte ſie kurz.

„Ja, liebes Kind, eine Fallite nimmt freilich keine Rückſicht auf Deine Niederkunft.“

„Daß Du es nicht tuſt, iſt kränkend für mich.“

„Beſinne Dich, Tini! ich habe vor der Reiſe ausführlich mit Dir geſprochen und Dir die Entſcheidung überlaſſen, ob ich ſelbſt gehen oder einen Geſchäftsmann nach Newyork ſchicken ſolle.“

„Du ſtellteſt mir die Sache ſo furchtbar vor, daß ich nicht anders konnte als für Deine Reiſe zu ſtimmen.“

„Ich ſtellte Dir die Sache vor, wie ſie war, daß es ſich um Millionen handele und daß ich folglich ein enormes Intereſſe, lebhafter als fünfzig Geſchäftsmänner, daran habe, ſie geordnet zu wiſſen und ſelbſt Hand an dieſe notwendige Ordnung zu legen.“

Valentine ſchwieg, denn ſie hatte für die Reiſe ihres Mannes geſtimmt, da ſie viel zu ſehr die Tochter ihres Vaters war, um mit dem Verluſt einer Million zu ſcherzen.

„Nun? wollen wir Frieden ſchließen?“ fragte er und bot ihr herzlich die Hand.

Sie nahm ſie nicht und ſagte bitter:

„Ich hätte ſterben können.“

„Ich auch, mein Kind! Unſterblich iſt kein Menſch!“ entgegnete er ſcherzend.

„Dieſe Gleichgiltigkeit iſt empörend!“ rief ſie zornig.

„Ruhig, ruhig, liebe Valentine!“ antwortete er gelaſſen; „Du weißt ſehr gut, daß meine Frau, die Mutter meines Kindes mir mit nichten gleichgiltig iſt; daher bitte ich Dich mich mit ſinnloſen Vorwürfen zu verſchonen.“

Sprach's und verſchwand. Valentine geriet in namenloſe Aufregung über das, was ſie gegen Sylvia unerhörte Vernachläſſigung von Seiten ihres Mannes nannte.

„Aber ich werde mich rächen!“ ſetzte ſie hinzu.

„Wie ſo?“ fragte Sylvia ſchreckenvoll.

„Ich werde ihn eiferſüchtig machen.“

„Gott im Himmel! . . . warum denn das?“

„Damit er einſieht, was er an mir verliert, wenn er fürchten muß, daß ich einen andern Mann liebe.“

„Gott bewahre, Tini, das darfſt Du nicht! Denke Dir etwas anderes aus!“ rief Sylvia entſetzt.

„Ich darf alles tun um das eiſige Herz meines Mannes zu erwärmen. O Sylvia, laß Dir raten und ſchließe nie eine Ehe! Sie bindet Dich an einen Egoiſten, bei dem auf ein paar Augenblicke der Leidenſchaft — Kälte und Gleichgiltigkeit folgen. Egoismus iſt die recht eigentliche Natur des Mannes. Er iſt der eingefleiſchte Egoismus in Perſon."

„Meinſt Du?" ſagte Sylvia beſtürzt über dieſe allgemeine Verdammung des Männergeſchlechts.

„Ich meine es nicht — ich weiß es!" entgegnete Valentine entſchieden.

„Das iſt ja ſehr traurig für die Frauen."

„Gewiß, meine arme Sylvia, außerordentlich traurig," ſagte Valentine ſchwermütig; „die Frau iſt ein mißhandeltes Weſen, ein unterdrücktes, ein zertretenes Geſchöpf . . . aber das ſieht man erſt ein in der Ehe. Vorher nicht. Das junge Mädchen ſchwebt in ſüßen Träumen von einem himmliſchen Verſtändnis der Seelen, welches die Liebe gibt. Aber das Erwachen aus dieſem Traum iſt gräßlich. Danke alſo Deinem Schöpfer, daß ich Dir vorher die Augen öffne."

Sylvia ſchwieg, nicht weil ſie überzeugt, ſondern weil ſie es nicht war. Was den Egoismus des Männergeſchlechtes betraf, ſo ließ ſie dieſe Behauptung auf ſich beruhen, indem ſie die Überzeugung hatte, daß einer eine Ausnahme mache; daß aber Valentine kein zertretenes und mißhandeltes Geſchöpf ſei — davon konnte ſie ſich täglich überzeugen, da Herr Goldiſch voll Güte und Rückſicht für ſeine Frau war. Valentinen's Unglück war, daß es ihr allzu gut ging. Ein vortrefflicher Mann, dem ſie vertrauen, den ſie achten konnte, ein liebes Kind, eine glänzende Lage — was fehlte ihr? — die Mühen des Lebens; weiter nichts! Der Menſch iſt dermaßen auf ſie eingerichtet, daß er ſie ſich ſchafft, wenn ſie ihm in der Wirklichkeit fehlen. Das geringe Maß ihres Verſtandes und ihr ſchlaffer, in Selbſtſucht ermatteter Charakter, machten Valentine nun gar den verkehrteſten Einbildungen geneigt.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Ein zärtlicher und weiſer Vater.

Aurel hatte mit einer gewiſſen Spannung bemerkt, daß ſein Vater ihn ſeit der Reiſe nach England zu beobachten ſcheine. Sollte er etwa ſein Liebesgeheimnis ahnen? Aurel wußte nicht, ob er darüber Freude oder Beklommenheit ſpüren ſolle, denn die Sache mußte ja doch endlich zur Sprache kommen; aber ſicher war es, daß das Gefühl der Beklommenheit bei weitem das vorherrſchende bei ihm war. Zuweilen dachte Aurel an ſeinen Brief aus Dublin. Nie hatte Sylvia desſelben erwähnt. Aber warum ſollte ſie auch? Der Brief enthielt ja nichts als Herzensergüſſe — und was war darauf zu ſagen, zu antworten? —

Ein Teil des Winters war in gewohnter Weiſe verſtrichen; da rief Herr Proſt eines Morgens Aurel in ſein innerſtes Kabinet und ſagte mit einem gewiſſen feierlich väterlichen Ton, indem er ſich auf dem Sopha niederließ:

„Komm' her, mein Sohn, ſetze Dich zu mir, ich habe ein ernſtes Wort mit Dir zu reden.“

Zitternd gehorchte Aurel. Er fühlte, daß der Augenblick gekommen ſei, der über ſeine — über Sylvia's Zukunft entſcheiden werde.

„Aurel!“ ſagte Herr Proſt ſehr väterlich, „Du haſt Dir durch Deine Reiſe nach England und durch die Art, wie Du dort mein Haus vertrateſt, mein volles Vertrauen erworben. Du warſt bisher unter meiner Leitung ein ganz guter Arbeiter, ausdauernd, fleißig. Doch das genügt für unſern großen Geſchäftskreis nicht! er begehrt Einſicht, Umſicht, Kenntnis und richtige Beurteilung der Verhältniſſe, Gewandtheit, um ſie auf's Vorteilhafteſte zu benutzen. Dies alles hat ſich bei Dir auf jener Reiſe entwickelt. Daraus ziehe ich den Schluß, daß Du eine ſelbſtſtändige Lage bedarfſt um ein tüchtiger Mann zu werden, und da Du bald vierundzwanzig Jahre zählen wirſt, ſo habe ich es für meine Pflicht gehalten, ſie Dir zu gründen. Du wirſt in Paris mein Haus vertreten.“

„O mein lieber Vater! . . . wie ſoll ich Dir danken!“ rief Aurel in froheſter Überraſchung.

„Warte noch einen Augenblick mit Deinem Dank bis ich ganz zu Ende ſein werde,“ fuhr Herr Proſt lächelnd fort; „ich weiß, daß Du eine zärtliche Neigung für Sylvia haſt, mein Sohn. Dies iſt ſelbſtverſtändlich meiner Beobachtung nicht entgangen und ein gewiſſer Brief, den Du nach Grünerode zur weiteren Beförderung ſchickteſt, den aber der Zufall in meine Hände ſpielte, beſtätigte es.“

„Ja, lieber Vater, es iſt wahr! ich liebe Sylvia und ſie liebt mich!“ rief Aurel kühn gemacht durch den teilnehmenden Ton des Geheimrats.

„Das bedauere ich, mein Sohn!“ ſagte Herr Proſt mit großer Milde.

Aurel ſtarrte ihn faſſungslos an.

„Haſt Du je an Sylvia Dein Wort gegeben ſie zu heiraten?“ fragte er.

„Niemals!“ rief Aurel; „ein ſolches Verſprechen war ganz überflüſſig.“

„Nun, das freut mich, mein Sohn, denn nie und unter keiner Bedingung kann Sylvia Deine Frau werden! nie und unter keiner Bedingung werde ich zugeben, daß Ihr beide in's Unglück rennt.“

„O lieber Vater! es iſt kein Unglück etwas weniger Vermögen zu haben, als Du wünſcheſt,“ ſagte Aurel flehend.

„Etwas weniger — kann ſein! Sylvia hat aber nichts, hat kaum ſoviel um die Taſchentücher zu ihrer Ausſtattung zu kaufen. Doch das, mein Sohn, iſt nicht die Hauptſache, ſondern etwas ganz anderes.“

„Und das wäre?“ fragte Aurel in höchſter Spannung.

„Sylvia iſt Deine Kouſine, Eure Mütter ſind Schweſtern. Eben zwiſchen ſo nahen Blutsverwandten taugen nichts. Die Natur will ſie nicht. Sie zeigt es an der Nachkommenſchaft ſolcher Ehen — nicht immer! das gebe ich zu, aber ſehr häufig. Ein Geſchlecht, ſchwach an Geiſt oder kränkelnd am Körper oder beides zugleich, namentlich die entſetzliche Krankheit der Epilepſie geht aus ihnen hervor.“

„Um Gotteswillen, beſter Vater!“ ſtammelte Aurel leichenblaß.

„So iſt's, mein armer Sohn! Du ſchauderſt mit Recht vor dem Gedanken zurück, ein ſolches Geſchlecht um Dich aufwachſen zu ſehen; folge alſo der Warnung Deines Vaters, der Kirche und der Natur — denn wie ich es ſage, ſo iſt es.“

„Nein! ſo iſt es nicht! keineswegs iſt es immer ſo!“ rief der arme Aurel ganz außer ſich: „und auch in andern Ehen gibt es unglückliche kranke Kinder!“

„Du weißt in den Geſetzen der Kirche ſicher ebenſo Beſcheid als ich. Folglich wirſt Du wiſſen, daß ſie ſolche Ehen im hohen Grade mißbilligt, weil ſie die Folgen derſelben kennt. Daß dieſe immer trauriger Art ſind, behaupte ich nicht, denn die Natur iſt kapriziös. Aber ein zärtlicher und verſtändiger Vater verläßt ſich in Betreff des Glücks ſeiner Kinder nicht auf eine ſolche Kaprize. Deine Verehelichung mit Sylvia iſt unmöglich, mein lieber Sohn. Schlage ſie Dir aus dem Sinn. Um es Dir zu erleichtern, etabliere ich Dich in Paris und habe gewiſſe Dispoſitionen ſo gemacht, daß Du morgen Abend abreiſen mußt, um ihnen nachzukommen. Das verkürzt den Schmerz des Abſchieds.“

„O nein, Vater! ſo kann, ſo darf eine Sache nicht enden, von der mein und Sylvia’s Glück abhängt!“ rief Aurel in Verzweiflung.

„Keine Tragik, mein Sohn! ſie iſt für dieſen Fall ſehr übel angebracht,“ entgegnete der Geheimrat mit großer Kälte: „Du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich meine Handlungen mit Ruhe überlege und mit unerſchütterlicher Entſcheidenheit ausführe. Das wird auch jetzt geſchehen und in einigen Jahren wirſt Du mir dafür danken.“

„Nimmermehr! ich kann nicht und will nicht Sylvia aufgeben, Vater! Laß uns warten . . . laß mich arbeiten“ . . . —

„Hört Sylvia dadurch auf, Deine Kouſine zu ſein!“ ſagte Herr Proſt rauh: „Muß denn jede Jugendliebe zur Ehe führen? . . . O mit nichten. Dabei hat die Vernunft mitzuſprechen. Daß dieſe nicht bei den Verliebten gefunden wird, verſteht ſich! im vernünftigen Zuſtand verliebt ſich kein Menſch, das iſt allbekannt; und ebenſo auch, daß Ehen von Verliebten geſchloſſen, — ganz abgeſehen von der Blutsverwandtſchaft — gewöhnlich höchſt erbärmlich ausfallen. Das ſind alſo zwei entſcheidende Gründe gegen Dein Vorhaben. Und eben deshalb gibt es weiſe, ſorgſame Väter, die darüber wachen, daß nicht ihre Kinder elend und ihre Enkel Idioten werden."

„O, nicht dieſe gräßliche Vorſtellung, Vater!" rief Aurel und bedeckte troſtlos mit beiden Händen ſein Geſicht.

„Du dauerſt mich, mein armer Narr!" entgegnete Herr Proſt: „aber die Geſetze der Natur kann ich nicht ändern und folglich bleibt es bei meinen Beſtimmungen. Ordne, was Du zu ordnen haſt und mache Dich bereit, morgen Abend zu reiſen."

Der Geheimrat erhob ſich und kehrte in das Zimmer zurück, wo ſein großer Schreibtiſch ſtand; — ein Zeichen, daß die Familienangelegenheit abgemacht ſei und das Geſchäft in ſein Recht eintrete. Das wußte Aurel; er kannte genau die ganze Art ſeines Vaters und deſſen unbeugſamen Willen und deshalb war er troſtlos, denn dieſer eiſerne Wille ließ ihm keinen Ausweg. Es war, als ſei ihm zwiſchen zwei Felſenwänden nur ein ſchmaler Fußſteig gelaſſen. Vielleicht hätte ein energiſcher Charakter ſich widerſetzt, ſich auf eigene Füße geſtellt und das Glück auf eigene Hand geſucht; aber den Mut und die Unabhängigkeit von äußeren Dingen, welche ein ſolcher Schritt erfordert, beſaß Aurel nicht. Er fühlte ſich im Herzen geknickt durch die harte Hand des Vaters, die ihm ſtatt des ſüßen Traumbildes von Glück in Sylvia's Beſitz ein furchtbares Schreckbild der Wirklichkeit vorgeſtellt hatte.

„Erinnere mich nicht an dieſe größte Dummheit meines Lebens!“ rief er eifrig.

„Wie iſt das möglich!“ wiederholte ſie gedankenvoll. Sie würde dieſe Möglichkeit ſchnell begriffen haben, hätte ſie bedacht daß der Haß nicht ſo unerbittlich als die verletzte Eitelkeit iſt.

„O! rief Euſtach ſehr heftig, ich bin überſättigt von dieſen vagabondirenden Polen, die, weil ſie eine ungeſchickte Revolution gemacht haben, die Theilnahme von Europa brandſchatzen.“

„Es kann wol ſchwermüthige Betrachtungen veranlaſſen, daß das Recht nicht immer die rechten Mittel findet um ſich geltend zu machen, und man kann es ihm auch als eine ſtrafwürdige Unvollkommenheit vorwerfen; aber nicht dem Einzelnen, der bitter darunter leidet; aber nicht einer Frau.“

„Ja, wäre die Frau irgend ein deutſches Lamm, das mit Gemal und Sohn in die Verbannung zöge! doch die Polinnen ſind wahrhaft beſeſſen von der Revolutionsmanie; ſpornen, ſtacheln und hetzen die Männer auf; intriguiren, charmiren, kokettiren, revolutioniren — dies tutti frutti von unreifen Beſtrebungen iſt ihr recht eigentliches, wonniges Element! und zum Schluß, wenn die Farce in eine Tragödie übergeht, wenn das Feld der Intriguen von ruſſiſchen Armeen bewacht und beſchränkt wird

Die Geheimrätin, durch ihren Mann in die Angelegenheit eingeweiht, hatte den ſtrengen Befehl erhalten, dafür zu ſorgen, daß Aurel nicht unter vier Augen während dieſer zwei Tage mit Sylvia ſprechen könne. Darum hatte ſie an dieſem Morgen um neun Uhr Sylvia rufen laſſen und geſagt:

„Ich lege Beſchlag auf Dich, mein Liebchen, und all Deine Stil- und Muſikübungen müſſen wegfallen, bis ein Werkchen vollbracht iſt, das mich enorm intereſſiert. Schau' hier das hübſche Buch in grünen Saffian gebunden! Darin ſollſt Du mit Deiner klaren, zierlichen Schrift mir ſämtliche Rechnungen abſchreiben, die ſich auf Valentinen's Ausſtattung beziehen. Es iſt hübſch, das Ganze ſo beiſammen zu haben und kann mir für die Zukunft nützlich ſein. Wir wollen gleich anfangen. Bei der Einteilung der Rubriken helfe ich Dir. Doch zuvor ſchreibe der belgiſchen Geſandtin ein franzöſiſches Billet und ſchicke dieſer zudringlichſten aller Bettlerinnen das Zwanzigfrancsſtück, das auf meinem Schreibtiſch in der kleinen Schale von Malachit liegt. Vor einem Jahr, als ich die niedlichen Äffchen kaufte, mußte ich ihr ſchon zwanzig Francs für ihre Saleſianerinnen geben! Ja . . . die Äffchen ſind dahin, ertrugen nicht unſer Klima, aber die Nonnen ſind hier und zehren an mir. So Liebchen, nun ſetz' Dich und ſchreibe Dein Billet fein artig. Und eh' ich's vergeſſe, mein

Liebchen! ſchreibe an Miſtriß Joneſton und entſchuldige mich für morgen; ich würde Samſtag kommen und ſie in die Blumenausſtellung führen. Dies Billet kannſt Du engliſch ſchreiben. Sieh, da haſt Du gleich zwei Stilübungen in fremden Sprachen. Ich werde heute die vier Säulen meines Hauſes kurz abfertigen, damit wir an unſer grünes Buch kommen.“

Sylvia war an die langſame Weitläufigkeit ihrer Tante gewöhnt, und da ſie immer als Sekretär diente, hatten dieſe Aufträge nichts Befremdendes für ſie; aber höchſt befremdend war es ihr, daß Aurel nicht zum Gabelfrühſtück erſchien und daß Herr Proſt ſagte:

„Aurel iſt ſehr beſchäftigt, da er morgen nach Paris geht.“

„Wirklich? nun, das freut mich für den guten Aurel!“ ſagte Frau Proſt, gemäß ihrer Rolle.

Sylvia verſtand das gar nicht, denn Aurel war ja ſchon zwei Jahre in Paris geweſen. Was ſollte er dort!

„Ja, meine Kinder,“ ſagte Herr Proſt, „ich bringe Aurel in eine ganz unabhängige Stellung in Paris. Merkt Euch das, Edgar und Du, kleiner Harry, was Ihr für einen Vater habt! wie gut iſt er! wie beſorgt für Euere Zukunft! Seht! . . . Euer Bruder iſt ſo jung und iſt ſchon ſein eigener Herr, darf tun, und laſſen was ihm beliebt, d. h. inſofern es vernünftig iſt. Nehmt ihn Euch alſo zum Muſter, damit Ihr eben ſo brav werdet wie er, die Sorgfalt Eures Vaters verdient und ihm Freude macht.“

In heftiger Spannung hatte Sylvia aufgehorcht. Dieſe Freiheit Aurel's konnte ja etwas ſehr Gutes bedeuten! Tauſend Hoffnungen flogen ihr durch den Sinn! Tauſend Ängſte klopften an ihr Herz! Sie hoffte, ſie zagte, ſie geriet in heftige innere Unruhe und beherrſchte ſie mühſam. Doch niemand beachtete es, ausgenommen Iſidore.

„Du mußt heute ohne Aurel Deinen Singunterricht nehmen, Sylphide,“ ſagte Herr Proſt, „und Dich mehr auf die Soli legen; denn vor der Hand fallen die Duette weg.“

„Ja, lieber Onkel,“ antwortete Sylvia tonlos.

„Liebchen, Du haſt gewiß die Migräne und willſt es verſchweigen,“ ſagte Frau Proſt: „das iſt nicht recht. Heute ſoll der Singſang ausfallen und der Portier ſoll den Lehrer abweiſen. Wir haben ohnehin etwas anderes im Sinn.“

Ja freilich hatte Sylvia etwas anderes im Sinn! aber ſie ließ alles über ſich ergehen und erwiderte gedankenlos:

„Ja, liebe Tante.“

Endlich, endlich war dies ſchreckliche Frühſtück vorüber und Sylvia wollte ſich in ihr Zimmer flüchten um ſich zu faſſen, zu beſinnen, um zu weinen, zu beten, um — ſie wußte ſelbſt nicht was! aber um wenigſtens allein zu ſein.

„Wohin, Liebchen?“ rief die Tante: „Nimm geſchwind Hut und Mantel — Du auch, Iſidore! wir fahren zu Madame Zephirin, die mir ſo eben ſagen ließ, ſie habe deliciöſe Sachen aus Paris bekommen. Wir müſſen eilen . . . Fürſtin Ygrek iſt gewiß ſchon dort.“

„Und Gräfin Xaverie auch,“ ſetzte Iſidore hinzu, und die ruſſiſche Geſandtin nicht zu vergeſſen.“

„Es iſt vorgefahren,“ meldete ein Diener.

Stunde auf Stunde verging bei Beſichtigung der Herrlichkeiten, welche Madame Zephirin, die erſte Modiſtin der Reſidenz, mit unwiderſtehlichem Redefluß darlegte und anpries, während ein Dutzend Damen, die Crême der Eleganten, bewunderte, prüfte, überlegte, oder auch nicht überlegte — und kaufte.

„Was will dieſe inſolente Geheimrätin Proſt zwiſchen uns?“ flüſterte Gräfin Xaverie der Fürſtin Ygrek zu. „Sie iſt ſo zudringlich.“

„Hier, bei der Zephirin hat das nichts zu bedeuten,“ meinte die Fürſtin.

„Warum meldet nur die Zephirin einer ſolchen Frau auf der Stelle ihre neueſte Sendung! das verdrießt mich!“ ſagte Gräfin Xaverie.

Fürſtin Ygrek ergriff mit Wonne die günſtige Gelegenheit, um ihrer intimen Freundin, deren wundervolle Schönheit alle Damen der Reſidenz überſtrahlte, einen ſanften Stich zu verſetzen, und ſie ſagte lächelnd:

„Das Rätſel iſt leicht zu löſen, lieber Engel. Dieſe Geheimrätin iſt eine gute Kunde: ſie bezahlt bar.“

Es hieß von der Gräfin Xaverie, daß ihr Gemahl keineswegs immer geneigt ſei, ihre ungeheuren Toilettenſchulden zu zahlen. Doch dieſe Anſpielung der Fürſtin Ygrek machte ſie keinen Augenblick verlegen. Sie warf ein wenig ihren ſchönen Kopf zurück mit einer kleinen ſtolzen Miene, die ihr allerliebſt ſtand und ſagte:

„Da ſieht man es! ſo ſind dieſe Leute . . . dieſe Geldmenſchen! Alles verderben ſie uns! unſere Salons und ſogar unſere Art mit dem erbärmlichen Gelde umzugehen!“

Die Fürſtin Ygrek lachte und ſagte:

„Gleichviel! ſie gibt herrliche Bälle, die es verdienen, daß ich ſie anrede.“

„Ich tue es nicht,“ ſagte Gräfin Xaverie und wendete ſich zu der ruſſiſchen Geſandtin, die ganz kleine Augen gemacht und nichts geſehen hatte, als den koſtbaren Flitterkram von Madame Zephirin, während Fürſtin Ygrek die Geheimrätin begrüßte und angelegentlich fragte, ob man noch einige Bälle bei ihr zu hoffen habe.

Von all dem Gerede hörte — von all dem Tand ſah Sylvia nichts. Sie dachte nur an Aurel, der ſich ſelbſtändig in Paris niederließ und ſie wußte nicht, ob das Glück oder Unglück verheiße. Unwillkürlich hoffte ſie, weil ſie liebte; aber die Art und Weiſe der Eltern, Aurel's Überſiedelung nach Paris zu behandeln, war nicht geeignet ſie in ihren Hoffnungen zu beſtärken.

Auf den Beſuch bei Madame Zephirin folgte eine lange Spazierfahrt; dann mußten noch hier und dort Viſitenkarten abgegeben werden und die Geheimrätin kam nun gerade zur Zeit zurück, um in fliegender Eile die Toilette zum Diner zu machen. Als ſie mit Iſidore und Sylvia eintrat, waren ſchon die Herrn verſammelt, die zum Speiſen eingeladen waren und man ging ſogleich in den Speiſeſaal. Sylvia hatte nur einen Blick auf Aurel geworfen. Sie wußte genug: Paris war für ihn eine Verbannung. Es wurde bei Tiſch von ſeiner Reiſe geſprochen. Einige gratulierten ihm. Er mußte antworten und tun, als ob er ſehr zufrieden ſei. Er mußte lächeln, aber ſein Blick war ſtarr von Traurigkeit.

Nach dem Diner fuhr man ins Theater. Eine unendlich lange Oper, noch verlängert durch endloſes Ballet, machte dieſen Abend zu dem qualvollſten, den Sylvia je erlebt hatte. Was war denn eigentlich geſchehen? warum wurde Aurel ſo plötzlich fortgeſchickt? O nur fünf Minuten mit ihm ſprechen — welche Erquickung wäre das geweſen! Er war hinten in der Loge; doch es war unmöglich mit ihm zu ſprechen, denn ſie ſaß neben dem Onkel und hinter der Tante. Es war elf Uhr als ſie zu Hauſe kamen.

„Ich dispenſiere Dich vom Tee, mein Liebchen,“ ſagte die Geheimrätin gütig. „Du ſiehſt recht angegriffen aus. Geh in Dein Zimmer und verſchlafe die böſe Migräne.“

Die Gefahr, daß Aurel und Sylvia ſich verſtändigen könnten, war für dieſen Tag vorüber und ſo bekam denn die arme Sylvia die Freiheit, ſich in der Einſamkeit ihres Zimmers auszuweinen und dadurch ihr Herz, wenn auch nicht vom Schmerz, doch von ſeiner phyſiſchen Beklommenheit zu befreien. Der folgende Tag glich dem vergangenen, nur mit dem Unterſchied, daß Aurel zu ſeiner Mutter kam, als dieſe beſchäftigt war ihre intereſſanten Rechnungen Sylvia in die Feder zu ſagen.

„Setze Dich einſtweilen im Salon an den Flügel, mein Liebchen. Ich habe einige Aufträge an Aurel zu geben,“ ſagte Frau Proſt als er eintrat, und Sylvia verließ das Zimmer der Tante und ſetzte ſich an den Flügel, an welchem ſie ſo viele liebliche Stunden zugebracht hatte und welcher ihren und Aurel's Empfindungen ſo oft einen harmoniſchen Ausdruck gegeben hatte. Sie ſchlug ein paar ſchwermütige Akkorde an und ging über in die Melodie des Liedes, das ſie zuerſt mit Aurel geſungen hatte: „An Alexis ſend' ich dich.“ Aber ſingen konnte ſie nicht. Tränen würden ihre Stimme erſtickt haben.

Während der Zeit verſuchte Aurel — natürlich ohne allen Erfolg! — ſeine Mutter ſeiner Liebe geneigt zu machen. Allein ſie ſprach ungefähr ſo, wie ſein Vater, nur liebreicher im Ausdruck, und ſuchte ihn ſchließlich mit der Verſicherung zu tröſten, daß es noch liebreizendere Mädchen auf der Welt gebe, als Sylvia. Er verſetzte traurig:

„Es kann ſein — aber ſie ſind eben nicht Sylvia.“

Dann bat er die Geheimrätin Sylvia ſprechen zu dürfen.

„Gern! doch in meiner Gegenwart,“ entgegnete die Mutter. „Unter vier Augen mit Sylvia wäreſt Du imſtande ihr ewige Liebe und Treue zu verſprechen — und das ſoll durchaus nicht geſchehen. Eure eheliche Verbindung darf nicht ſtattfinden und deshalb müßt Ihr beide in voller Freiheit bleiben.“

Auf ein Geſpräch in Gegenwart der Mutter verzichtete Aurel und der Tag verging, und der Abend kam und die Stunde der Trennung ſchlug — und Aurel nahm Abſchied von den Eltern, den Geſchwiſtern und von Sylvia. Er konnte kein Wort hervorbringen; ſeine Zähne waren krampfhaft auf einander gedrückt, ſeine Lippen bebten. So reichte er ihr die Hand und ſchweigend, mit einem Blick voll trauriger Liebe, legte Sylvia ihre

Hand in die ſeine. Aber plötzlich fragte ſie mit ernſter Faſſung:

„Wann ſehen wir uns wieder?“

„Das iſt verborgen im Ratſchluß der Götter, meine neugierige Sylphide!“ rief der Geheimrat laut lachend und Aurel flüſterte:

„Wann Gott will.“

So ſchieden ſie.

„Etwas Muſik, Sylphide!“ ſagte der Geheimrat zu Sylvia, die ſich ſtarr und gedankenlos wie ein Automat an den Flügel ſetzte; „es gibt nichts Langweiligeres in unſerer ſublunariſchen Welt als das Abſchiednehmen! Gehe man doch mit einem „à revoir!“ und komme man doch mit einem „bon jour!“ das genügt. Dies ſentimentale Abſchiednehmen hat in unſerem Jahrhundert der Eiſenbahnen keinen Sinn. Dank der Lokomotive fliegt man hinüber und herüber wie ein Weberſchiffchen. Aber Sylvia! unterbrach er ſich unmutig, ich will erheitert ſein und Du ſpielſt, als ob Du eine dumpfe Trommel rührteſt.“

„Es iſt der Trauermarſch aus Samſon, lieber Onkel,“ antwortete ſie mit erſtickter Stimme.

„Schau' was ich für ein feines Ohr habe!“ ſagte Herr Proſt vergnügt: „ich fand gleich die dumpfe Trommel heraus. Doch nun eine Polka, Sylphide, ein Capriccio, etwas Luſtiges, Kind!“

Statt der Aufforderung Folge zu leiſten, bedeckte Sylvia ihr Geſicht mit dem Taſchentuch und verließ raſch den Salon, indem ſie leiſe ſagte:

„Vergebung.“

„Sie hat Naſenbluten,“ bemerkte die Geheimrätin gleichmütig.

„O nein, Mama! ſie weint weil Aurel abgereiſt iſt!“ rief Iſidore: „Haſt Du das nicht bemerkt?“

„Einfältige Frage!“ brauſte der Vater auf; „es verſteht ſich von ſelbſt, daß Deine Eltern es bemerkt haben — und da Du ſo ſcharfſichtig ſein willſt, ſo wundert mich nur, daß Du nicht bemerkt haſt, daß ſie nichts bemerken wollten, weil es am zweckmäßigſten iſt, gewiſſe Dinge, Neigungen, Verhältniſſe gänzlich zu ignorieren, um ſie dadurch als totgeboren zu ſtempeln. Möge ſich Sylvia in Deiner Gegenwart in Tränen auflöſen, in Ohnmacht legen oder ſonſtigen Unſinn treiben — Du wirſt darin nichts weiter ſehen, als Nervenzufälle und nie wird Aurel's Name über Deine Lippen kommen. Verſtanden?“

„Gewiß!“ ſagte Iſidore gelaſſen wie ihre Mutter, denn fremdes Leid rührte ſie nicht.

Aurel macht hoffentlich bald eine gute Heirat und dann iſt die ganze Geſchichte in befriedigender Weiſe abgetan,“ ſagte Herr Proſt zum Schluß.

* * *

und wenn ſie ſich langweilen, ſo ſprechen ſie, wir ſind Patriotinnen, unſre Männer ſind es nicht, wir können nicht in der Sclaverei leben, wir verlaſſen ſie. Und dann ziehen ſie ins Weite und thun ſich viel zu gut auf Elend und Verbannung.“

„Du ſprichſt, lieber Euſtach, als ob ſämtliche Polinnen auf der Auswanderung wären und ihre Männer daheim gelaſſen hätten — was doch nur ausnahmsweiſe geſchehen ſein mag; denn, was Madame Orzelska betrift, ſo war ſie ja längſt von dem ihren ſo gut wie getrennt.“

„Richtig! weshalb lamentirt ſie denn jezt über ihre Verlaſſenheit?“

„Vermuthlich weil ſie von einem ungewöhnlichen Unglück heimgeſucht iſt, das man nicht gar weit zu ſuchen braucht, da wir ſie als eine glühende Patriotin kennen; — und da Du nicht heut Abend noch ſie beſuchen willſt, ſo wollen wir es morgen früh gemeinſchaftlich thun.“

Euſtach murrte den ganzen Abend gegen die Polen und ihren unruhigen, ränkeſüchtigen, hämiſchen Character, den er aus ihrer Geſchichte nachwies, während Cornelie auf deren Glanzpunkte ſich ſtützend ſie eindringlich vertheidigte — wie das zu jener Zeit in allen Kreiſen, in allen Familien geſchah, wo man ſich eifrig für und wider ſie parteite, und mit

Die ſpätere Jugend.

Wie man Baron wird.

Der glänzendſte Ball des Faſchings fand ohne Zweifel bei dem Baron von Grünerode ſtatt. Dieſe Reihe von Zimmern, dieſe Prachtmöbel, dieſe Beleuchtung, dieſes Büffet, dieſer Feengarten von Treibhaus, dies ganze Arrangement waren fürſtlich und wenn der Freiherr von Grünerode auch mit nichten Fürſt, ſondern eine und dieſelbe Perſon mit dem Herrn Geheime-Kommerzienrat Proſt war, ſo hatte er doch ein fürſtliches Vermögen und konnte demgemäß leben und andere, wenn nicht leben, doch tanzen laſſen. Er hatte ſich in dieſen Jahren unſterbliche Verdienſte um Vaterland, Staat und Menſchheit erworben, indem er den Bau einer Eiſenbahn übernahm, bei welcher er vorausſichtlich ein glänzendes Geſchäft machen mußte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Staatsbürger von ſo ausgezeichneten Verdienſten, daß ihm Millionen zu Gebot ſtanden, anders geehrt werden mußte, als durch das Ordenskreuz des blauen oder des grauen Geiers. Da er ſicherlich zu den beſten ſeines Vaterlandes zählte, ſo ſollte er auch äußerlich zu der Ariſtokratie gehören, um ſo mehr, als ſein Grundbeſitz, Grünerode, ein bedeutender Güterkomplex mit einem herrlichen Schloß war. Durch dieſen letzten Eiſenbahnkoup der Sorge enthoben, daß in Zukunft Edgar nicht als ein freier Mann, d. h. ein reicher Mann, werde leben können — und ſeiner Tätigkeit und Umſicht vertrauend, um nun auch noch für Harry dasſelbe Glück und dieſelbe Sorte von Freiheit zu erringen — erklärte ſich Herr Proſt damit einverſtanden, ſich in den Freiherrn von Grünerode zu verwandeln und fortan ein ſehr bunt komponiertes Wappen, in welchem Grün und Rot vorherrſchten, mit der Sieben-Zinken-Krone auf ſeine Porzellanteller und ſeinen Kutſchenſchlag malen zu laſſen.

Die Frau Baronin von Grünerode nahm äußerſt gleichmütig den neuen Namen und die neue Titulatur hin. Sie legte wenig Wert darauf, teils weil ſie aus einer altadeligen Familie war, teils weil ſie nicht den mindeſten Vorteil — wohl aber eine Vermehrung ihrer geſellſchaftlichen Pflichten darin ſah. Hingegen war Fräulein Iſidore von Grünerode ganz ſelig. Warum? das wußte ſie nicht zu ſagen. Denn wenn es nur geweſen wäre, weil Iſidore Proſt nicht ſo vornehm im Ohr klang, als Iſidore von Grünerode, ſo ſchämte ſie ſich doch dieſen Grund anzugeben.

In der hohen Geſellſchaft nahm man die Sache gut auf, ſobald Gräfin Xaverie, die tonangebende Elegante, ihre Coterie erklärt hatte:

„Leben müſſen wir nun doch einmal mit dieſen Leuten, weil ſie Millionäre ſind; die Zeitluft bringt das mit ſich. Da iſt es denn ſchon beſſer, daß er Freiherr von Grünerode heißt, als Proſt.“

„Das finde ich nicht,“ ſagte Fürſtin Ygrek; „die Zeitluft kann auch wieder anders wehen, z. B. nach einem Bankerott. Dann läßt man ruhig den Herrn Proſt fallen. Mit dem Baron Grünerode iſt es ſchon ſchwerer.“

„O wir würden es ſchon zu Stande bringen,“ erwiderte Gräfin Xaverie harmlos lächelnd, „doch vor der Hand iſt es mir lieber, daß uns der Baron Bälle gibt, als der Plebejer.“ — —

Jetzt auf dem Ball nahm Gräfin Xaverie in einer Pauſe des Tanzes den Arm Aurel's und ſagte:

„Zeigen Sie mir die ganze Reihe der Zimmer. Es iſt eine ſüperbe Suite. Aber ſie ſind verwöhnt durch Paris, nicht wahr? die haute finance treibt dort einen koloſſalen Luxus und hat man darin Fuß gefaßt, wie Sie, ſo wird man in dieſer Beziehung außerhalb Paris ſchwer zufrieden geſtellt — nicht wahr?“

„Man gewöhnt ſich an den Luxus und bemerkt ihn nicht mehr,“ entgegnete Aurel mit einer Gelaſſenheit, die den Sohn ſeiner Mutter verraten hätte, wenn nicht in ſeinem traurigen Auge noch eine andere Deutung zu leſen geweſen wäre.

„Und wie gefällt ſich Ihre Frau Gemahlin bei uns?“

„Sie iſt eine Amerikanerin und dieſe Damen ſind ſehr exkluſiv, gnädige Gräfin,“ verſetzte Aurel immer in demſelben Ton.

„Nun, ſie hat ein Recht exkluſiv zu ſein! eine ſo merkwürdige Schönheit will ihre Vorrechte haben.“

Diejenige, über welche ſich Gräfin Xaverie mit ſo ungewöhnlichem Wohlwollen ausſprach, war der Zielpunkt aller Augen, die nicht ihre ſpeziell intereſſanten Gegenſtände verfolgten. Sie hielt ſich in den Pauſen des Tanzes meiſtens an der Seite ihres Schwiegervaters, der ihr die vornehmſten Herren vorſtellte, welche ſie mit kaltem Anſtand empfing. Sie war eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung. Sehr groß, ſehr ſchlank, ſehr ſchmal, marmorweiß, mit glänzend ſchwarzem Haar, fielen ihre ſchwarzen Augen und roten Lippen wie ein ſchreiender Kontraſt in dem farbloſen Antlitz auf. Sie trug ein weißes ſilbergeſticktes Florkleid, im Haar dunkelrote Camelien und Schmetterlinge von Edelſteinen, um den Hals die herrlichſten Perlenſchnüre, Nadeln und Agraffen von Edelſteinen, wo ſie nur irgend anzubringen waren; aber dennoch imponierte ſie nicht und gefiel ſie nicht und vielleicht war dies der Grund, weshalb ſich Gräfin Xaverie ſo huldreich über ſie ausſprach.

Eine Gruppe von jungen Männern kritiſierte ſcharf die transatlantiſche Schönheit.

„Ich bleibe dabei,“ ſagte der Rittmeiſter von Tieffenſtein, „ſie iſt eine Kunſtfigur aus dem Grünen Gewölbe in Dresden geholt: Elfenbein, mit Email und Edelſteinen verziert.“

„Wenn ich an die Sage von Vampyren glaubte,“ ſagte ein Geſandtſchaftsattaché, „würde ich ſie für ein ſolches Nachtgeſpenſt halten.“

„Für einen Blutſauger? . . . O nicht doch!“ rief ein gutmütiger Leutnant.

„Ja, gerade das! der Vampyr iſt, nach jener Sage, eine Leiche, welche leben will und welche nur dadurch lebt, daß ſie bei nächtlicher Weile ondern das Blut ausſaugt. Dieſe dunkelroten Lippen, dieſe glänzenden und doch ſeelenloſen Augen ſind mir unheimlich.“

„Die amerikaniſchen Schönen ſollen ſehr hochmütig ſein,“ bemerkte ein Vierter, „vielleicht rührt die ſtarre Kälte ihres Blickes da her.“

„Nun, eines weiß ich! und wären wir noch in den Ritterzeiten würde ich dafür mit männiglich tauſend Lanzen brechen; mit Fräulein von Reheim iſt dieſe Baronin Grünerode nicht zu vergleichen,“ ſagte der Rittmeiſter von Tieffenſtein mit großer Entſchiedenheit.

„Und Fräulein von Reheim nicht mit Gräfin Xaverie!" rief einer der Herren.

„Da Xaverie meine Schweſter iſt, habe ich kein Urteil über ſie," entgegnete der Rittmeiſter. „Aber wo mag ſie ſein? . . . ſie ſoll mich der Schönſten der Schönen vorſtellen." — —

Aurel hatte mit Gräfin Xaverie das letzte Zimmer betreten. Es war durch blühende Geſträuche und duftende Blumen in die ſchönſte Frühlingslaube verwandelt.

„Das iſt aber reizend!" rief ſie; „welche Maſſe von Azaleen! welche rieſige Gummibäume! wie lieblich nehmen ſich die Blüten des Cytiſus zwiſchen den Camelien aus! . . . und niemand bewundert dies reizende Kabinet! Es iſt zu entlegen!"

„Es geht auch zuweilen im Leben ſo," ſagte Aurel; „das Schönſte wird nicht beachtet, weil es den Leuten aus dem Wege liegt. — Aber, Sylvia! Du hier . . . und ganz allein?" rief er plötzlich.

Sylvia ſaß zwiſchen duftendem Jasmingeſträuch in lichtblauem Florkleid wie die Nymphe dieſes Zaubergartens. Als ſich die Gräfin nach ihr umwendete, ſtand ſie auf, deutete auf eine geſchloſſene Tür und ſagte:

„Ich geleitete einige Damen, deren Kopfputz gelitten hat, dorthin zum Toilettenzimmer und warte auf ihre Rückkehr."

Indem öffnete ſich dieſe Tür und die Damen erſchienen, während von der andern Seite Rittmeiſter von Tieffenſtein eintrat.

„Iſt Ihnen mein Bruder ſchon vorgeſtellt?“ ſagte die Gräfin zu Sylvia, „wenn nicht, ſo will ich ſelbſt es tun.“

Damit war ſein Wunſch erfüllt und er konnte ſich der „Schönſten der Schönen“ nahen um die obligaten Phraſen zu wechſeln. Sie ſtanden noch alle in dem lieblichen Blumenzimmer, als plötzlich eine herriſche Stimme hineinrief:

„Biſt Du hier, Aurel! mein Gott, wie habe ich Dich geſucht!“

„Was wünſcheſt Du, liebe Phöbe?“ fragte er auf ſie zugehend.

„Ich will fortgehen! ſei ſo gut mich zu begleiten. Es iſt ſehr unpaſſend, daß Du Dich gar nicht um mich bekümmerſt.“

Höchſt beluſtigt durch dieſe kleine eheliche Szene, ſagte Gräfin Xaverie lächelnd:

„Zürnen Sie nicht Ihrem Gemahl, Baronin! ich habe den Frevel begangen ihn zu entführen.“

Phöbe ſchien ſie gar nicht zu hören und zog Aurel fort. In der Mitte des zweiten Zimmers ſtieß ſie einen kurzen dumpfen Schrei aus und ſank zu Boden ehe Aurel es hindern konnte. Doch ſchnell hob er ſie auf und verſchwand mit ihr, während ſich plötzlich die ganze Menſchenmaſſe in dies Zimmer hineindrängte und neugierig fragte, was da vorgefallen ſei.

„Es iſt gar nichts als eine Ohnmacht,“ ſagte mit klarer vernehmlicher Stimme der Baron Grünerode sen. „Wir wollen uns dadurch in keiner Weiſe ſtören laſſen.“

Er ging in den Tanzſaal, gab dem Orcheſter ein Zeichen, die Polka hub an und Phöbe war vergeſſen.

Nur Sylvia vergaß ſie nicht, obgleich Herr von Tieffenſtein, mit dem ſie tanzte, ſich lebhaft und gewandt mit ihr unterhielt. Er war als Adjutant einer hohen Militärperſon drei Jahre auf Reiſen und auf Miſſionen geweſen, welche ſtrategiſche Intereſſen zum Zweck hatten. Kürzlich in die Reſidenz zurückgekehrt, war Sylvia für ihn eine neue Erſcheinung und eine ſehr anziehende. Ihre Schönheit trug nicht mehr das kindlich unbefangene, friſche und fröhliche Gepräge der erſten Jugend; ein ſinnender Ernſt war über ſie gekommen und machte ſie weniger liebreizend, aber viel intereſſanter. Herr von Tieffenſtein war nicht ohne eine allgemeine Bildung und leicht erkannte er, daß Sylvia für das Lob ihrer Toilette und für eine ſcharfe Kritik der übrigen Damentoiletten kein geneigtes Ohr haben werde. Er ſprach alſo von ſeinen Reiſen, von ſchönen Gegenden, ſchönen Kunſtwerken, von der Verſchiedenheit des Volkscharakters bei den verſchiedenen Nationen.

„Ja,“ ſagte Sylvia, „aber eine Hauptähnlichkeit haben doch alle Nationen, denn dieſe Eigen-

Vehemenz oder mit Enthuſiasmus ſie angriff oder verfocht.

Am nächſten Morgen hielt Corneliens elegantes mit vier lichtbraunen Pferden beſpanntes Coupé vor dem nichts weniger als eleganten Gaſthof von Glatz, und nach zwei Minuten lag Antoinette ſchluchzend und jauchzend in ihren Armen, bekam Nervenzufälle, erholte ſich wieder, und war im Grunde ganz die Alte, ſo ganz, daß Euſtach heimlich zu ſich ſelbſt ſprach: Ich weiß es ja .... ſie ſpielt Comödie .... aber reizend! —

Dann erzählte ſie — all ihre Begeiſterungen, ihre Hofnungen, ihren Muth, ihre Opfer, ihr unbedingtes Anſchließen an ihren Vetter Heliodor, der ihr ein brüderlicher Beſchützer, ein ritterlicher Heros, das Ideal des ächten Polencharacters, ein feuriger loyaler Held war; — darauf die Entmuthigungen, die Miß- und Fehlgriffe, die Verzweiflung der Gemüther, die Haltungsloſigkeit der Sache, Warſchau's Fall, Heliodors gräßliche Wunden am Kopf, die ihm während zwei Monaten mehr als Todesqual bereiteten und ihn endlich in völligem Wahnſinn ſterben ließen, ihre eigenen Martern bei ſeiner Pflege, das Nervenfieber welches ſie an den Rand des Grabes brachte, den Verluſt ihres Vermögens, das in Heliodors confiszirten Gütern anſchaft haftet an allen Menſchen: ſie ſind unvollkommen.“

„Idealiſche Menſchen darf man freilich nicht in unſerer höchſt mittelmäßigen Welt ſuchen,“ entgegnete er lächelnd.

„Ich ſuche ſie nicht, doch leugne ich nicht, daß ich ſie finden möchte, und weil ich weiß, daß ich es nicht kann, ſo verdirbt mir dieſe Unmöglichkeit die Freude an dem, was man ſonſt noch ſchön zu finden pflegt.“

„Das ſcheint mir eine große Exaltation zu ſein, gnädiges Fräulein! wollten Sie konſequent in dieſer Anſchauungsweiſe ſein, ſo müßten Sie ſchließlich dahin kommen kein ſchönes Buch zu leſen, denn es hat ein Ende; an keiner Blume ſich zu erfreuen — denn ſie verblüht. Zum Glück pflegen Damen inkonſequent zu ſein“ . . . —

„Bitte, ſagen Sie nicht Damen, ſagen Sie lieber Menſchen!“ rief Sylvia lachend, „dann ſtimme ich Ihnen durchaus bei. Was Sie aber vom Buch und von der Blume ſagen, ſcheint mir nicht ganz richtig, denn beide ſind in ihrer Art vollkommen, indem ſie in ihrer Art zu Ende gehen. Aber der Menſch geht zu Ende in ſeiner Unvollkommenheit.“

„Es ſteht bei Ihnen, gnädiges Fräulein, der Welt ein Beiſpiel vom Gegenteil zu geben,“ erwiederte lächelnd der Rittmeiſter.“

„Sie haben ganz recht mit Ihrem Spott!“ rief Sylvia in einen ſcherzenden Ton übergehend;

„unter tauſend andern Verkehrtheiten habe ich auch die, nirgends melancholiſcher zu ſein, als auf einem Ball."

„Wahrſcheinlich weil er ein Ende hat?"

„Nein! ſondern weil ich unwillkürlich denken muß, daß all dieſe Ballgeſichter gleichſam nur Masken ſind, hinter denen ſich die unzähligen Nöten des Lebens verſtecken."

„Sie ſprechen beſtändig als ob ſie hundert Jahre zählten, gnädiges Fräulein!"

„Vielleicht iſt das mein Ballgeſicht!" rief ſie lachend.

Der Rittmeiſter wußte nicht genau, was er von ihr halten ſollte; allein das war gewiß, nur ſie intereſſierte ihn.

Phöbe erſchien nicht wieder. Aurel tauchte hie und da aus der Menſchenmenge auf. Aber dies junge Paar, dem der prächtige Ball recht eigentlich galt, hatte keine Freude daran und mit einem eigentümlichen Gemiſch von Trauer und Befriedigung ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt: Das iſt gewiß — glücklich iſt Aurel nicht, trotz Phöbe's Schönheit und ihrer Millionen.

Wie man vermählt wird.

Und wie war das alles gekommen? wie hatte es ſich gemacht, daß Aurel mit der Liebe für Sylvia im Herzen das Vaterhaus verließ und nach zwei Jahren als Phöbe's Gatte zurückkehrte?

Baron Grünerode hatte ſeit Jahren eine Verbindung mit dem amerikaniſchen, in Paris anſäſſigen Hauſe Grandiſon im Sinn und Aurel's Verſetzung nach Paris wäre unter allen Umſtänden erfolgt; nur hätte der Vater dem Sohne ſeine An- und Abſichten mitgeteilt, die er ihm jetzt vorderhand weislich verſchwieg. So ging Aurel nach Paris, ahnungslos, daß noch eine andere Verbindung im Werk ſei, als die der Geſchäfte. Sein Vater ſchrieb aber ganz einfach an Herrn Grandiſon: er hoffe, daß einer Verehelichung ihrer Kinder nichts im Wege ſei und er mache nur auf Aurel's große Schüchternheit aufmerkſam, die freilich bei ſeinen Vorzügen eine ſeltene Tugend ſei, die aber bei wichtigen Dingen der Aufmunterung, der Ermutigung bedürfe. Herr Grandiſon verſtand den Wink. Er wünſchte lebhaft dieſe Heirat, denn er hatte nur Töchter, keinen Sohn. Der amerikaniſche Bürgerkrieg war zu erwarten. Wer die Konjunkturen kannte, wußte, welche Goldſtröme für geſchickte Spekulanten aus dieſen blutigen Schlachtfeldern fließen würden. Herr Grandiſon wäre gern im günſtigſten Augenblick für die Dauer des Krieges in eigener Perſon nach Amerika gegangen, wenn er ſein Pariſer Haus in der Obhut eines tüchtigen Schwiegerſohnes laſſen konnte. Er empfing Aurel ſehr freundſchaftlich und bat ihn, ſich ganz wie zuhauſe zu betrachten. Phöbe war erſt fünfzehn Jahre alt. Aurel bemerkte ſie kaum, aber er ſah ſie täglich.

Sylvia hörte nichts von Aurel, als die oberflächlichen Nachrichten, die ſeine Eltern zuweilen im Familienkreiſe mitteilten; aber ſie glaubte an ihn, ſie ſchloß von ihren Empfindungen auf die ſeinen. Ob dies alles nach dem Willen Gottes ſei, ob die Eltern ihre Einwilligung zu dem Bund ihrer Herzen geben würden — das fragte ſie nicht; ſie nahm es als gewiß an.

Wen hätte ſie auch fragen ſollen? ſie hatte keinen Ratgeber! Ja! wenn ſie wie früher die Zweifel und Beunruhigungen ihres Gewiſſens im Richterſtuhl der Buße hätte ausſprechen können, ſo würde ſie den Leitfaden gefunden haben um dem Labyrinth ihres Herzens zu entrinnen. Doch der Weg dahin war ihr verſchloſſen und ſomit war auch das Hauptmittel zur Seelenbildung , weil es das

Hauptmittel zur Selbſterkenntnis iſt, ihr entzogen. Ihr religiöſes Leben geriet in Stocken und da es in ſeiner Hilfloſigkeit dem Andrang des Weltlebens Platz machte, ſo ſchritt es nach und nach zurück. Nie hatte ſie Gelegenheit, die himmliſchen Lehren des katholiſchen Glaubens von der Kanzel herab auslegen zu hören; nie, das allerheiligſte Sakrament in einer Stunde ſtiller Andacht anzubeten; nie einer der erhabenen Feierlichkeiten beizuwohnen, an denen die Kirche ſo reich iſt und die das Bewußtſein, ein Kind dieſer göttlichen Kirche zu ſein, ſo mächtig und freudig anregen. Sie war beſchränkt auf den ſonntäglichen Beſuch der heiligen Meſſe, bei welcher ſie, weil die Tante nie fertig wurde, ſelten vor dem Evangelium eintraf; und auf den Empfang der heiligen Sakramente in der öſterlichen Zeit. Da wurde ſie erinnert an Gott und ſeine Gnade und Liebe; allein das ganze lange Jahr hindurch ſprach niemand von Gott zu ihr, als das ſchwache Stimmchen in ihrem Herzen, das kaum zwiſchen all dem Tumult der Außenwelt im Morgen- und Abendgebet ſich verſtändlich machen konnte. Um ſie noch mehr zu betäuben, kam die Huldigung hinzu, die man ihr in der Geſellſchaft darbrachte. Sie war ſo ſchön, ſo talentvoll, ſo intereſſant und ſo elegant, daß es unmöglich war, ſie nicht äußerſt liebenswürdig zu finden. Hätte nicht ihr Onkel, der ſie in ſeiner egoiſtiſchen Weiſe vergötterte, gefliſſentlich allen Leuten mitgeteilt, ſie habe gar kein Vermögen und auch gar nichts zu erwarten, ſo würde ſich wohl mancher Bewerber gefunden haben. Jetzt mußte ein verſtändiger Mann ſich ſagen, dieſer verwöhnte Paradiesvogel werde ſich in mittelmäßigen Verhältniſſen herabgekommen zum Hühnerhof fühlen. Manche tadelten ihren Onkel, daß er ein ſo ganz unbemitteltes, zukunftsloſes Mädchen wie ſeine reiche Tochter halte.

Er ſagte gelaſſen: „Hielte ich Sylvia nicht wie meine Tochter, ſo würde es heißen, ich wolle nicht Iſidore durch ſie verdunkeln laſſen. Die Leute wiſſen immer zu tadeln! Ich aber behandele meine Nichte wie meine Tochter und überlaſſe jedem die Wahl: die eine iſt ſchön ohne Geld; die andere hat Geld ohne Schönheit.“

So verging die Zeit für Sylvia. Sie hatte noch fromme Gefühle und bedauerte zuweilen, daß ſie ſo wenig ihre religiöſen Pflichten üben könne; aber ihr inneres Leben mit Gott verſiegte, wie im heißen Sommer der kleine Bach verſiegt, der aus dem kühlen Walde in's freie Feld fließt, deſſen Dürre ihn aufzehrt.

Etwa drei Monate bevor Aurel mit Phöbe zu ſeinen Eltern kam, ſagte Baronin Grünerode eines Morgens zu Sylvia:

„Setze Dich an den Schreibtiſch, Liebchen, ich habe Dir einen wichtigen Brief an Madame Daragon zu diktieren.“

Sylvia glaubte, die Tante nehme einmal wieder die Gefälligkeit dieſer intimen Freundin in Anſpruch, um irgend eine Beſorgung in Paris machen zu laſſen. Aber Hand und Herz zitterten, als es nach den einleitenden Phraſen hieß:

„Die Sache betrifft Aurel, liebe Freundin. Es „iſt die Rede von einer ganz vortrefflichen Heirat „mit Miß Phöbe, älteſten Tochter des Herrn Grandiſon. Daß dieſe junge Dame reich und ſchön iſt, „wiſſen wir; allein Sie werden es begreiflich finden, daß mein Mutterherz mehr über ſie wiſſen „möchte. Wie iſt ihr Charakter, wie ſind ihre „Neigungen? hat ſie Verſtand, hat ſie Talent? „iſt ſie geſund und kräftig? auch dieſes iſt zu berückſichtigen, denn heutzutage ſind ja die jungen „Mädchen häufig von ſo erbärmlicher Geſundheit, „daß ſie nicht die Kraft haben, Mütter zu werden. „Ich bitte Sie alſo inſtändig, liebe Freundin, „ſuchen Sie über dieſe Fragen Auskunft zu erhalten und teilen Sie mir das Ergebnis mit. „Vielleicht ſind Ihnen die Grandiſons perſönlich „bekannt, was mir um ſo lieber wäre. Iſt das „aber auch nicht der Fall, ſo wird es Ihnen doch „nicht ſchwer werden, durch Ihre tauſend Verbindungen dasjenige zu erfahren, was mir ſo „wichtig iſt.“

Bei den nachfolgenden Mitteilungen, Anfragen und Nachrichten fand Sylvia ſo viel Selbſtbeherrſchung, um nach Beendigung des Briefes mit äußerlicher Gelaſſenheit zu fragen:

„Glaubſt Du, daß ſich die Heirat machen wird, Tante?“

„Ich zweifle nicht daran, Liebchen, da alle Beteiligten ſie lebhaft wünſchen,“ lautete die Antwort.

Somit waren Sylvia's ſtille Hoffnungen gründlich geknickt und ein unbarmherziger Nachtfroſt vernichtete urplötzlich die Frühlingsblüten ihrer Liebe. Die widerſprechendſten Gefühle kämpften in ihrer Bruſt. War Aurels Liebe ſo ſchwächlicher Art, daß er nach zwei Jahren ſie vergeſſen konnte, dann war dieſe armſelige Liebe keiner Träne wert! — Aber war er nicht vielleicht verſtrickt und umgarnt von einer koketten Schönheit . . . oder getrieben durch die befehlshaberiſchen Wünſche ſeines Vaters und ſehr unglücklich? — In dieſem Fall war er freilich zu beklagen, doch eine ſolche Charakterſchwäche verdiente keine Achtung. Und welche Demütigung war es, das Herz einem Manne zugeneigt zu haben, den man nicht achten konnte. Dagegen war die Demütigung nur gering von ihm vergeſſen zu ſein. Und dennoch ergoß ſich der Gedanke: Er hat mich vergeſſen! wie ein Strom von Bitterkeit über Sylvia's Herz. Trotz aller Selbſtbeherrſchung, welche teils ihr Stolz ihr eingab und teils das Bewußtſein, daß niemand ihr Teilnahme ſchenke, hätte ſich ihr Kummer tauſendmal verraten, wenn nicht der Onkel ſeiner Frau und Tochter eingeſchärft hätte, Sylvia's kleine Verſtimmung, wie er es nannte, gänzlich zu überſehen. Er hatte auch den Brief an Madame Daragon veranlaßt, weil es das einfachſte Mittel war, Sylvia von der Sache in Kenntnis zu ſetzen, indem man ihr zugleich einen Beweis von Vertrauen gab.

Mit der Antwort von Madame Daragon in Händen erſchien die Baronin Grünerode eines Morgens im Arbeitszimmer ihres Mannes — etwas Unerhörtes, was durch ihre Aufregung ſo geſteigert wurde, daß ihr Mann ſich eines geheimen Grauens nicht erwehren konnte. Er nahm ſie bei der Hand, ging mit ihr in ſein Kabinet und fragte beklommen:

„Was iſt Dir widerfahren, Thereſe?“

„Lies den Brief!“ ſagte ſie tonlos und ſank auf das Sopha.

Er las ihn, erſt flüchtig, dann langſam und bedächtig, dann zerriß er ihn und warf die Stücke ins Feuer, ſie mit dem Blick bewachend bis ſie vertilgt waren. Dann ſagte er kalt:

„Abgeſchmacktes Weibergeſchwätz! ſchlag' es Dir aus dem Sinn, Thereſe!“

„Nein, das iſt kein leeres Geſchwätz! wie könnte ein ſolches Gerücht ohne Grund auftauchen.“

„Phöbe iſt ſehr blaß, ſehr plötzlich gewachſen . . . —“

„Das iſt auch Jſidore und doch behauptet niemand, daß ſie epileptiſch ſei."

„Schweige!" rief er mit dem Fuß ſtampfend; „ich will die Verleumdung nicht hören und Du darfſt ſie nicht ausſprechen."

„Aber die gute Daragon denkt an keine Verleumdung!"

„Nun, ſo denkt die gute Daragon daran die Phöbe für einen Sohn, Neffen, Vetter, Verwandten oder Freund zu fiſchen."

„Du biſt ſehr ungerecht, Liebchen! . . . ſie will uns warnen."

„Das iſt jetzt zu ſpät."

„O nein! eine ſolche Entdeckung — und die Sache kann rückgängig gemacht werden! weshalb ſoll der arme Aurel eine Frau nehmen, die mit einer ſo gräßlichen Krankheit behaftet iſt."

„Aber Madame Daragon läßt ja die Krankheit in Zweifel!" ſagte der Baron mit mühſam unterdrücktem Zorn. „Man ſagt — es heißt — ſo drückt ſie ſich aus."

„Ich meine, ſie ſchreibe ganz beſtimmt: es heißt allgemein Phöbe Grandiſon leide an jenen furchtbaren Krämpfen welche man . . ."

„Ich will das Wort nicht hören!" brach der Baron aus.

„Aber Du kannſt es leſen, ſchwarz auf weiß, Liebchen."

gelegt war, den gänzlichen feindlichen Bruch mit ihrem Gemal — kurz eine Tragödie die man nicht ohne tiefe Bewegung anhören konnte. Sie war in Trauer, ums Vaterland und um Heliodor; ſie war ſehr mager und ſah krank und ermüdet aus. Ihrem Anzug fehlten nicht blos die tauſend kleinen Ueberflüſſigkeiten des Luxus, ſondern ſogar die gehörige Ordnung: ihr Haar war ungepflegt; ſie mußte ſich ſelbſt bedienen, denn ſtatt ihres früheren Schwarmes von Leuten hatte ſie jezt einen einzigen ziemlich bejahrten treuen Diener und gar keine Kammerfrau. Darüber ſprach ſie gelaſſen und unbefangen.

„Wenn man kein Geld hat muß man ſich einſchränken lernen! ich habe nicht mehr als hundert Louisdor dort in meinem Portefeuille! Aber ein kleiner Theil meines Vermögens ſteht in der Ukraine auf Herrn Orzelsky's Gütern, und er will es mir nicht auszahlen unter dem Vorwande, daß ich es längſt verſchwendet hätte. Was ſoll ich anfangen, ich, die ausgewanderte Polin, um zu meinem Recht gegen ihn, den ſclaviſchen Anhänger Rußlands zu kommen? So fehlen mir die Mittel um mit meinen Landsleuten nach England oder Frankreich zu gehen; ich mogte Keinem zur Laſt fallen und wußte nicht wohin.... da fiel mir dies ſtille Ländchen ein, wo ich angenehme Tage verlebt und liebe Menſchen

„Der Brief iſt verbrannt, Thereſe! Ich entſinne mich genau, daß er keine ganz beſtimmte Angabe enthielt. Phöbe iſt jung — ſolche Leiden können aufhören . . . —“

„O ja! . . . indem ſie von der Mutter auf die Kinder übergehen — das iſt bekannt.“

„Jetzt, mein Schatz, ſei ſo gut Dich zu beruhigen, zu ſchweigen und mich zu verlaſſen,“ ſagte der Baron eiſig, „zu ändern iſt nichts mehr und wäre es zu ändern, ſo würde ich es wahrlich wegen eines leeren Gerüchtes nicht tun.“

„Du opferſt Aurels Glück, Liebchen.“

„Opfern . . . Glück . . . Larifari! Eine Ehe iſt eine höchſt proſaiſche und reelle Angelegenheit, die ganz andere Zwecke hat, als Mondſcheinſchwärmereien zu begünſtigen. Die eine Frau hat Migräne, die andere hat Krämpfe; dadurch wird der Mann weder glücklich noch unglücklich. Iſt ſie ſchön und reich, ſo genügt das dem Verſtändigen. Das übrige erträgt er und ſo wird es auch der gute Aurel machen. Ich bin nun froh, daß er ſich die Sylvia aus dem Sinn ſchlug.“

Was ſollte die Baronin erwidern? einigermaßen hatte ja ihr Mann recht. Sie ſuchte alſo. wie ſie das immer zu tun pflegte, in ſeine Anſchauungsweiſe ſich zu verſetzen — und das beruhigte ſie. Sylvia erfuhr natürlich keine Silbe von Madame Daragons Antwort, und nicht lange währte es, ſo wurde Aurels Verlobung mit Miß

Phöbe Grandiſon in der Familie und in der Stadt bekannt gemacht.

„Das hätteſt Du gewiß nicht erwartet," ſagte Iſidore mit ſchlecht verhehlter Schadenfreude zu Sylvia.

„Da ich nie etwas von einer Phöbe Grandiſon gehört habe, konnte ich es freilich nicht erwarten," verſetzte Sylvia mit großer Kälte.

Sie wäre lieber geſtorben, als Iſidoren den Triumph zu gönnen ſie gedemütigt zu ſehen.

Aurel war alſo verlobt. Sein Vater hatte ihm anderthalb Jahr Zeit gelaſſen ſich in ſein Schickſal zu finden und den Gedanken an eine Ehe mit Sylvia als ein Ding der Unmöglichkeit aufzugeben. Dann fing der Vater an dem Sohn vorzuſtellen, wenn man ein Vierteljahrhundert hinter ſich, ein großes Haus zu vertreten und einen alternden Vater habe, ſo werde es zur Pflicht für Nachkommenſchaft zu ſorgen und Aurel müſſe an eine paſſende Heirat denken. Aurel antwortete zwar, ihm lägen Heiratsgedanken fern; doch das beachtete der Vater gar nicht. Vielmehr ſchrieb er zur nämlichen Zeit an Herr Grandiſon, ſein ſchüchterner Sohn wage nicht um Miß Phöbe zu werben, weil er eine flüchtige ſentimentale Neigung gehabt habe; man möge denſelben entgegenkommend behandeln. Dies hatte zur Folge, daß Herr Grandiſon einfach zu Aurel ſagte: „Ich habe bemerkt, daß Ihnen meine Tochter gefällt. Sie iſt Ihnen ebenfalls geneigt und da die beiderſeitigen Eltern damit einverſtanden ſind, ſo betrachte ich Sie als meinen lieben Schwiegerſohn."

Aurels Überraſchung war grenzenlos. Er hatte allerdings häufig bei Diners neben Phöbe geſeſſen und ſich dann mit ihr unterhalten, wie mit jeder anderen Dame; aber jetzt plötzlich ſie zu heiraten — das kam ihm unerwartet, trotz allem, was ſein Vater ihm geſchrieben hatte. Auch trat auf einmal Sylvia's Bild lebhaft vor ſein inneres Auge und machte ihn ganz ungeneigt Phöbe als Gattin heimzuführen. Er ſtammelte in großer Verlegenheit unzuſammenhängende Worte um mindeſtens Zeit zu gewinnen.

„Nein, nein!" verſetzte Herr Grandiſon, „gerade jetzt iſt die rechte Zeit. Ihr ſeid beide jung, da ſchickt und fügt man ſich leicht ineinander. Und das iſt wichtig. Übrigens," ſetzte er mit einem gewiſſen Ernſt hinzu, „übrigens würde Ihr Zögern ſehr auffallend ſein und meine Tochter kompromittieren, da alle Welt weiß, wie intim Sie bei mir aus- und eingehen."

„Unſere Geſchäftsverbindungen bringen das mit ſich . . . —"

„Ah bah! die Welt ſieht das anders an und mit vollem Recht. Geſchäftsverbindung iſt der Anknüpfungspunkt für eheliche Verbindungen! — Doch ſpielen Sie nicht länger den blöden Schäfer, lieber Freund! ich bin durch Ihren Vater genau unterrichtet, wie es mit Ihnen ſteht."

Aurel's Verlegenheit ſtieg. Er wußte nicht was ſein Vater mitgeteilt hatte.

„Sie brauchen ſich deshalb nicht zu beunruhigen," fuhr Herr Grandiſon fort, „wer von uns hat nicht bei zweiundzwanzig Jahren eine kleine zarte Neigung gehabt, welche ſich auf die eine oder die andere Weiſe verflüchtigte, in ihr Nichts auflöſte! Sie haben eine ſolche gehabt: das iſt kein Verbrechen. Sie haben durch dieſelbe keine Verbindlichkeit auf ſich genommen: das iſt ungemein weiſe. Sie haben eine gewiſſe Schüchternheit um einer andern jungen Dame Ihr Herz zu präſentieren: das wäre begreiflich, wenn nicht Ihre Hand Ihrem Herzen folgte. Eine Ehe iſt kein Roman, alſo iſt es gar nicht nötig, daß ſie auf der Baſis dieſer abgeſchmackten Romane — auf Liebe auf Sympathie und dergleichen Firlefanz — beruhe. Sie müſſen eine Ehe ſchließen, das bringen Ihre Verhältniſſe mit ſich. Miß Phöbe Grandiſon und Baron Aurel Grünerode paſſen in jeder Beziehung vortrefflich zuſammen, ſind junge, hübſche, wohlhabende, gebildete Leute — — was haben Sie dagegen zu ſagen?"

„O gar nichts!" verſetzte Aurel, „nur aber —"

„Kein aber, junger Freund!" rief Herr Grandiſon gebieteriſch; „wollten Sie die Verbindung mit meiner Tochter ablehnen, ſo müßte ich auf der

Stelle in meinen Geſchäften mich von Ihnen trennen. Das würde Sie der Welt gegenüber in keinen guten Ruf bringen und Ihrem Vater gegenüber in tauſend Unannehmlichkeiten verwickeln. Aber was rede ich da! Phöbe gefällt Ihnen: ſie ſei die Ihre.“

Aurel fühlte ſich von einem Netz umſtrickt, dem er nicht zu entrinnen wußte. Er ſah klar ein, daß ſein Vater es ſeit zwei Jahren geknüpft und im Einvernehmen mit Herrn Grandiſon daran gearbeitet hatte. Den mutigen Charakter, der ſich beharrlich widerſetzt und alle Folgen dieſer Widerſetzlichkeit auf ſich nimmt, wenn es ſich um eine Entſcheidung über die ganze Zukunft nach fremder Willkür handelt — hatte Aurel nicht. Er fügte ſich dem Willen des Vaters und ergab ſich in das, was er ſein Schickſal nannte. Er verlobte ſich, er vermählte ſich und er machte ſeine Hochzeitsreiſe zu ſeinen Eltern. Daß Phöbe mit dem Übel behaftet ſei, welches Madame Daragon genannt hatte, wußte er nicht und vielleicht waren ſelbſt Phöbe’s eigene Eltern nicht im Klaren darüber, was dieſe „Nervenzufälle“ — wie der Hausarzt ſie nannte — eigentlich bedeuteten. Phöbe hatte einen unliebenswürdigen Charakter. Das Bewußtſein ihrer Schönheit machte ſie eitel; ihres Reichtums — herriſch; ihrer Körperſchwäche — eiferſüchtig, ſo daß ſie in einem Meer von Anſprüchen ſchwamm. Aurel fand eine gewiſſe Beruhigung darin, daß er ſich mit Phöbe nicht glücklich fühlte. Sein wohlwollendes Gemüt bewirkte, daß er ſeine übernommenen Pflichten freundlich erfüllte, aber es ſetzte ſich eine gewiſſe Traurigkeit in ſeiner Seele feſt, weil er mit ſich ſelbſt nicht zufrieden war; eine moraliſche Verſtimmung, die mit den Jahren in Grämlichkeit überzugehen pflegt.

Er hatte ein Grauen vor dem Wiederſehen mit Sylvia gehabt. Es ſchwand vor ihrer ruhigen Haltung, vor der Gelaſſenheit, mit der ſie ihm zum Willkommen die Hand reichte. Selbſt Iſidorens ſpähendes Auge konnte keine innere Bewegung an ihr wahrnehmen. „Nein!" ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt; „der Mann einer andern Frau iſt für mich ein durchaus fremdes und gleichgültiges Weſen. Konnte er mich vergeſſen, ſo will ich ihn vergeſſen. Mich ſchmerzt am tiefſten die Verblendung, mit der ich ihm vertraute. Dieſer Schmerz ſoll mich für die Zukunft warnen und wachſam machen." — Mit größter Geſchicklichkeit vermied ſie alles, was an die Vergangenheit erinnerte. Einmal ſagte ihr Onkel:

„Jetzt Sylphide, ſinge wieder mit Aurel die Alexis- und Ida-Lieder."

„Bah, lieber Onkel! die veralteten Lieder ſinge ich nicht mehr!" rief Sylvia verächtlich; „iſt Dir aber die Zunkunftsmuſik ein eben ſolcher Greuel wie mir und willſt Du ſchöne ältere Muſik hören, ſo ſinge ich Beethovens „Adelaide"."

Und mit einer prächtig entwickelten, vollen, perlenden Sopranſtimme hub ſie zu ſingen an und handhabte die Begleitung ſicher und gewandt.

„Bravo! braviſſimo Sylphide! Du wirſt eine Meiſterin des Geſanges!“ rief Baron Grünerode, als das letzte „Adelaide“ gleichſam in einem Sturm der Liebe verhallt war. „Was ſagſt Du dazu, ſchöne Phöbe? bleibſt Du in Deiner kühlen, hohen Sphäre?“

„Ja!“ ſagte Phöbe kurz und kalt. Sie verſtand nicht auf ſeine Scherze einzugehen.

Aurel fühlte, daß er irgend etwas an Sylvia ſagen müſſe. Sie ſaß am Flügel und ließ gedankenvoll die Hand in harmoniſchen Akkorden über die Taſten gleiten. Er trat an den Flügel und ſagte:

„Du haſt glänzende Fortſchritte gemacht, Sylvia und ich . . . nur Rückſchritte. Ich würde nicht mehr wagen mit Dir zu ſingen.“

„Wenn man nicht zuſammen eingeübt iſt, ſo hat das auch ſeine Schwierigkeiten,“ verſetzte ſie kühl.

Phöbe ſchien es nicht gern zu haben, daß Aurel ſich mit einer andern Perſon beſchäftige, als mit ihr. Sie trat auch an den Flügel und da ſie recht hübſch ſpielte, ſo wollte Sylvia ihr Platz machen. Allein Phöbe beſtand darauf mit Sylvia zu vier Händen zu ſpielen. Wollte Aurel jetzt am Flügel bleiben, ſo war ſie auch da.

Eine unglückliche Gattin.

Valentine war gekommen um ihre Schwägerin kennen zu lernen; — ſo hieß es. In Wirklichkeit verhielt es ſich anders. Herr Goldiſch hatte ſeinem Schwiegervater geſchrieben:

„Ich ſchicke Valentine ganz gegen ihren Willen
„auf ein paar Monate zu Ihnen. Ich bin ſehr
„unzufrieden mit ihr und habe ein Recht es zu
„ſein. Sie trägt eine alberne Leidenſchaft zur
„Schau, an die ich gar nicht glaube. Aber ſei es
„eine Komödie oder nicht — ihr Ruf leidet dar-
„unter. Vernünftigen Vorſtellungen hat ſie nie
„Gehör gegeben; auch jetzt nicht. Ich finde es
„alſo am Zweckmäßigſten ſie auf einige Zeit von
„hier zu entfernen. Aurels Hochzeitsreiſe bietet
„dazu eine ganz einfache Veranlaſſung. Hoffent-
„lich bringt der Faſching in der Reſidenz ſie auf
„andere Gedanken, ſo daß ſie als eine vernünftige
„Frau zurückkehrt."

Dazu war aber wenig Ausſicht. Valentine machte Bälle und Feſte mit der Miene eines Opferlammes mit, trug ihre ſchönen Pariſer Anzüge, ihre Juwelen und Spitzen, als ob ſie unter dieſer Laſt erliege, bekümmerte ſich wenig um ihre Familie, gar nicht um Phöbe und ſuchte nur immer Sylvia auf, bei der ſie ſtundenlang auf der Chaiſelongue lag und die ſie zur Vertrauten ihrer „unſeligen Ehe“ machte — wie ſie ſich ausdrückte.

„Welche Teilnahmloſigkeit, Sylvia!“ ſeufzte ſie klagend gleich am erſten Tage; „ich liege hier ganz zerdrückt von meinem grauſamen Geſchick . . . und Du ſitzeſt da und malſt Blumen über Blumen, als wollteſt Du die ſchreckliche Welt in einen Feengarten verwandeln.“

„Ich kann mir gar nicht vorſtellen, daß Dein Schickſal ſo ſchwarz ſei, Tini!“ verſetzte Sylvia und malte weiter.

„Begreifſt Du denn nicht, daß es ohne Sympathie der Herzen kein Glück auf Erden gibt?“

„Kein vollkommenes — ja! das begreife ich. Aber Dein Mann iſt ſo gut, daß ich meine, Du könnteſt doch ziemlich glücklich mit ihm ſein.“

„Ziemlich glücklich! großer Gott, welche erbärmliche Vorſtellung haſt Du vom Glück! Nein, ich mag nicht ziemlich glücklich ſein! Mein Herz iſt für ein ganzes, volles, großes Glück erſchaffen . . . ich ſehe es vor mir ſchweben . . . doch in unerreichbarer Ferne, denn ich bin gefeſſelt! Es iſt furchtbar unter ſolchen Umſtänden die Ehe nicht löſen zu dürfen!“

„Unter welchen Umſtänden, Tini?“ fragte Sylvia immer mit ihrer Malerei beſchäftigt.

„Wenn keine Sympathie zwiſchen den Ehegatten herrſcht — und das Herz ſich einem andern Gegenſtand mit unwiderſtehlicher Gewalt zuneigt,“ ſagte Valentine langſam mit tragiſchem Ausdruck.

Der Pinſel fiel aus Sylvia's Hand. Sie erhob ſich raſch, ſetzte ſich neben Valentine und ſagte ernſt:

„Solche Gedanken darfſt Du nicht haben, wenigſtens nicht ſie nähren und am wenigſten ſie ausſprechen.“

„Befiehl dem Herzen ſtill zu ſtehen,“ entgegnete Valentine melancholiſch.

„Das wäre unmöglich! allein der Kampf iſt nicht unmöglich. Er iſt Deine Pflicht.“

„Die Liebe legt die höchſten Pflichten auf.“

„Ja, die erlaubte Liebe — und die ſtimmt mit Deinen Standespflichten als Gattin und Mutter zuſammen.“

„Wie proſaiſch drückſt Du Dich aus, Sylvia!“

„Gleichviel! wenn Du mich nur verſtehſt?“

„Darauf kommt gar nichts an, Sylvia, ſondern darauf, daß Du mich verſtehſt und mein Herz, welches von den Feſſeln meiner unſeligen Ehe zu Tode gedrückt wird und deshalb keinen andern Wunſch hat, als Löſung eines Bandes, das drei Menſchen elend macht.“

gefunden habe, und wo der Aufenthalt weniger koſtſpielig als in London und Paris ſein muß. So kam ich her und will mich hier etabliren bis auf beſſere Zeiten.“

Ein ſanftes melancholiſches Lächeln überglitt ihr zartes, transparentes Antlitz, und Euſtach fand ſie hinreißender denn je.

„Das iſt unmöglich hier im Gaſthof! hier in Glatz! ſagte Cornelie; kommen Sie zu uns nach Altdorf. Sie werden es bei uns nach alter Weiſe finden, und das iſt die, an welche Sie gewöhnt ſind.“

Euſtach bat auch; aber umſonſt. Antoinette wollte nicht, wie ſie ſagte, mit ihrer Trauergeſtalt verdüſternd und langweilend in das freundliche Altdorf hineintreten:

„Denn das Unglück iſt anſteckend .... drum muß es einſam bleiben.“

Sie berathſchlagten lange wie es möglich ſei den Aufenthalt in Glatz am wenigſten unbequem einzurichten.

Vorhin, als Corneliens Wagen über den Marktplatz gerollt kam und vor dem Gaſthof hielt, ſaß ein junges Mädchen im Fenſter des kleinen Nachbarhauſes, und ſagte zu einem jungen Mann, der mit heftigen Schritten im engen Stübchen auf und nieder ging:

„Valentine!“ ſagte Sylvia beängſtigt und mit erwachendem katholiſchem Bewußtſein, „es wäre gut, wenn Du zur Beicht gingeſt.“

„Sprich doch nicht ſolche Albernheiten! was habe ich denn getan?“

„Denke an das neunte und zehnte Gebot, Valentine! da iſt nicht von unſerem Tun und Handeln — ſondern von unſerer Geſinnung, von unſeren Gedanken die Rede. Auch dieſe können ſchwere Sünden ſein.“

„Möglich! bei mir iſt das nicht der Fall!“

„Aber Du denkſt ja an Trennung von Deinem Mann!“ rief Sylvia empört.

„Es iſt viel beſſer mich von ihm zu trennen, als bei ihm zu bleiben und einen andern zu lieben! . . . — und wie alt biſt Du, Sylvia?“

„Ich werde am 1. Mai zweiundzwanzig Jahre alt; — doch das gehört nicht hieher.“

„Es gehört ſehr hieher, weil ich gar nicht begreife, wie man ſo alt werden und nichts von Liebe wiſſen kann.“

Sylvia errötete. Valentine bemerkte es und fuhr fort:

„Irgend eine kleine ſentimentale Neigung magſt Du gehabt haben; aber von der Liebe als einer beſiegenden Leidenſchaft haſt Du keine Ahnung.“

„Es iſt gewiß,“ entgegnete Sylvia gefaßt, „daß ich meine ganze Kraft aufbieten würde, um mich nicht durch eine Liebe beſiegen zu laſſen, die mir durch die Verhältniſſe verboten wäre.“

„Verhältniſſe!“ ſagte Valentine verächtlich.

„Mit unſeren Verhältniſſen hängen unſere Pflichten eng zuſammen. Ich bitte Dich, Tini, denke über die Deinen nach und dann wirſt Du vielleicht recht gern zur Beicht gehen.“

Valentine erhob ſich und ſagte langſam:

„Das iſt hart! Du biſt das einzige Weſen zu dem ich Vertrauen habe . . . und Du ſtößt mich zurück!“

Sie ſtand dem Spiegel gegenüber. Trotz der Härte ihres Schickſals warf ſie einen Blick in das Glas, der ſie ungemein befriedigte. Ihr Morgenanzug von weißem Cachemir mit rotem Tafft gefüttert, warf ein zartes Licht auf ihren bleichen Teint, während ihre ſchwarzen Locken, von denen ſie unzertrennlich war, lang herabrieſelten und den Beinamen rechtfertigten, den ihr Bruder Edgar ihr gab: Tränenweide. Als ſie ſich ſo im Spiegel erblickte, nahmen ihre Gedanken aber eine verbindlichere Form an und ihr Urteil lautete: Eine tragiſche Erſcheinung. Sylvia bemerkte Valentinens Selbſtgefälligkeit und entgegnete lächelnd:

„Du weißt Dich ſelbſt am beſten zu tröſten, Tini und haſt mich gar nicht nötig.“

„O Undankbare!“ ſeufzte Valentine, umarmte Sylvia und verließ ſie — aber nur für dieſen

Morgen. Am nächſten war ſie wieder da mit ihren Klagen, mit ihrer Verkehrtheit, mit ihren leidenſchaftlichen Ausbrüchen, die Sylvia's Blick auf Zuſtände und Gefühle hinlenkte, welche ſie nicht zu kennen brauchte. Sie kam ganz allmählich dahin, ſich für Valentinens Liebe zu intereſſieren. Sie billigte ſie nicht; aber ſie entſchuldigte ſie mit Scheingründen. Sie vernachläſſigte die Muſik und ihre ſämtlichen Beſchäftigungen um mit Valentine Romane zu leſen, in welchen die Liebe als etwas ganz Unwiderſtehliches geſchildert wird, als ein Fatum, dem der Menſch willenlos verfällt, als eine Gottheit, die den Menſchen durch ihre übermenſchliche Gewalt zwingt ihr zu gehorchen. Und weil Fatum und Gottheit etwas ſind, wogegen ſich menſchliche Vernunft und Kraft ganz vergeblich zur Wehr ſetzen würden, ſo verſuchen ſie es kaum, bekennen ſich überwunden und finden in ihrer Schwäche ihre Entſchuldigung. Dieſe Bücher machten einen ungeheuren Eindruck auf Sylvia. Bis jetzt waren ſie ihr nicht anziehend erſchienen. Ihre aufrichtige und innere Neigung für Aurel gab ihr den Maßſtab für echte und wahre Gefühle und erhielt ihr Herz in einer friſchen Einfachheit, welche es gegen die Phantaſiebilder der Bühne und der Bücher gleichgiltig erhielten. Aber jetzt mit ihrem aufgeregten Herzen, tief verletzt durch Aurels Handlungsweiſe und nach Zerſtreuung verlangend um nicht in bittere Gedanken zu verſinken; jetzt waren ihr die Bücher höchſt willkommen, die ihre Phantaſie ungemein beſchäftigten. Wie oft, wenn ſie ſpät in der Nacht vom Ball kam, fand ſie ſich zu ermüdet um ihr Abendgebet zu verrichten; doch mit nichten zu ermüdet um ſtundenlang zu leſen, bis endlich der Schlaf ihre Augen ſchloß um ihr im Traum die Bilder und die Geſtalten aus ihren Büchern vorzugaukeln, bis ſie wieder mit ihnen erwachte. Mehr und mehr wurde ſie in die Richtung hineingezogen, die Seelenkrankheit verderblicher Leidenſchaft als etwas Glückliches, Beſeligendes zu betrachten und als der Frühling kam, nahm ſie Valentinens Mitteilungen ganz anders auf, als drei Monate früher.

Wer aber in dieſem Punkt gar keine romanhafte Anſichten hatte, das war der Baron Grünerode. Er ſagte zu ſeiner Tochter bevor ſie noch an ihre Abreiſe gedacht hatte:

„Heute in acht Tagen kehrſt Du zu Deinem Mann zurück und gibſt ihm fortan keine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit."

„Erbarmen . . . ich kann nicht!" ſeufzte Valentine.

„Schweige!" rief er barſch; „ich will nichts hören! ich habe deshalb ſo lange Du hier warſt der Klagen Deines Mannes gar nicht gegen Dich erwähnt, denn ich will nichts wiſſen. Ihr ſeid Eheleute. Ihr müßt miteinander fertig werden.

Danach richte Dich ein und benimm Dich verſtändig. Denn darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Deine Eltern unterſtützen Deine Torheiten nicht! Und jetzt ſetze Dich hin und melde Deinem Mann Du würdeſt am 24. d. M. eintreffen."

In Tränen gebadet floh Valentine zu Sylvia warf ſich in ihre Arme und klagte:

„O dieſer Barbar von Vater! er will nicht beläſtigt ſein durch das Unglück ſeiner Tochter! er will ihren Jammer ignorieren um bei guter Laune zu bleiben! Keinen Troſt, kein gutes Wort, keinen guten Rat gibt er mir! er ſchickt mich zu meinem Mann zurück und überläßt mich meinem Schickſal. Und meine Mutter, Sylvia! ich weiß nicht ob ſie etwas ahnt von dem Jammer meiner Ehe . . . allein das weiß ich, daß ſie das Echo meines Vaters oder eigentlich eine Null iſt, die nur inſofern mitzählt als ſie ihm anhängt! Sylvia, verlaſſ' Du mich nicht, begleite mich, bleibe bei mir! . . . Dann habe ich doch eine befreundete Seele zur Seite."

Sylvia war ganz einverſtanden mit dieſem Vorſchlag, der ihr etwas neues, eine Abwechſelung verſprach. Beide gingen zur Baronin Grünerode und trugen ihren Wunſch mit der Bitte vor, ihn dem Vater genehm zu machen.

„Ich werde Dich ſehr vermiſſen, Liebchen, und gar nicht wiſſen, wer meine Briefe und Billets ſchreiben ſoll,“ ſagte die Baronin, „doch was tut man nicht für ſeine Kinder!“

Sie ſprach auch wirklich mit ihrem Mann.

„Lieber Schatz!“ entgegnete er mutig, „ich trenne mich ungern von Sylvia, denn ſie beſitzt das Talent, mich ungemein zu erheitern. Überdas weiß ich nicht, ob es ihr ſehr vorteilhaft ſein wird, die dritte im Bunde zwiſchen Goldiſch und Valentine zu ſein. Sie könnte dort manches erfahren, was ſie ebenſogut nicht erführe.“

„Ach Liebchen, bedenke doch die arme Tini! ſie iſt zwanzig Jahre jünger als ihr Mann und ſehnt ſich nach einem ſympatiſchen Herzen.“

„Lieber Schatz! die arme Tini iſt — unter uns geſagt — eine Närrin mit ihrer Sehnſucht nach ſympathiſchen Herzen! ſie ſoll mit ihrem Mann ſympatiſieren, wie ihre Mutter ihr allezeit das Beiſpiel gegeben hat. Indeſſen wäre es doch möglich, daß ſie ihre Sympatie auf Sylvia richtete und da ſich Sylvia in ihrem Benehmen gegen Aurel und Phöbe als ein ſehr verſtändiges Mädchen bewährt hat, ſo ziehe ſie hin.“

„Der arme Aurel!“ ſagte die Baronin mit einem leiſen Seufzer; „ich habe ſeine Geduld mit dieſer launenhaften, eigenwilligen Phöbe bewundert! Tat oder ſprach ſie etwas recht Albernes oder Inſolentes, ſo ſagte er ganz langmütig um ſie zu entſchuldigen: Sie iſt eine Amerikanerin! —

als ob alle Amerikanerinnen verſchrobene Perſonen ſein müßten."

„Irgend etwas mußte er ſagen, Schatz, und ſo ſagte er dies. Übrigens finde ich ihn nicht zu beklagen. Phöbe iſt eine ſchöne junge Frau, die ihn ſehr gern hat und ſie leben in Paris in den beſten Verhältniſſen."

„Er machte mir doch nicht den Eindruck, als ob er ſehr glücklich ſei — der arme Aurel!"

„Die arme Tini! der arme Aurel! was iſt denn das für ein beſtändiger Unkenruf, lieber Schatz! wir können nicht bei dem Zuckerbäcker ein Leben für unſere Kinder beſtellen. Sie müſſen es nehmen, wie es iſt. Wir tun ja alles Mögliche für ſie! . . . wir bringen jetzt ſogar das Opfer, Sylvia reiſen zu laſſen. Schon aus ſchuldiger Dankbarkeit gegen uns müßten ſie ſich ſehr glücklich fühlen."

„Da haſt Du wohl recht, Liebchen," ſagte die Baronin mit Überzeugung; „wir ſind muſterhafte Eltern und geben unſern Kindern das Beiſpiel einer muſterhaften Ehe."

Sylvia reiſte mit Valentine ab und wurde Augenzeugin des traurigen Verhältniſſes, in welches Valentine ſie bereits durch ihre Mitteilungen eingeweiht hatte. Die Reiſe fiel gerade in die Charwoche. Die Vorbereitungen zur Abreiſe und die Einrichtungen nach der Ankunft brachten ſo viel Unruhe mit, daß weder Sylvia noch Valentine an die Vorſchrift der Kirche denken, viel weniger ſie erfüllen konnten. Später dachte Sylvia zwar daran; allein die öſterliche Zeit war vorüber und ſie beſchloß ihr mea culpa bis zum nächſten Jahr zu verſchieben. Valentine dachte gar nichts. Die Natur hatte ihr wenig Verſtand gegeben und die Erziehung weder einen feſten Glauben, noch Grundſätze, die auf demſelben beruhen. Sie kannte keine höhere Richtſchnur als das Recht der Selbſtbeſtimmung. Den Maßſtab für dieſes Recht entnahm ſie aber nicht dem Willen Gottes, ſondern ihrem eigenen ſelbſtſüchtigen, durch Leidenſchaft getrübten und verkehrten Willen — und in dieſer Verblendung und Berauſchung taumelte ſie dahin.

A la Marie Stuart.

Im Spätſommer ging es ſehr munter her im Schloß zu Grünerode. Obgleich die Baronin und Iſidore ſich einer vortrefflichen Geſundheit erfreuten, oder vielleicht gerade deshalb brachten ſie ſechs Wochen in Baden-Baden und ſechs Wochen in Trouville zu, und nachdem ſie ſich drei Monate ſo faſhionable wie möglich gelangweilt hatten, reiſten ſie zu Valentine, holten Sylvia ab und gingen nach Grünerode. Dort war eine angenehme Veränderung eingetreten. Der nächſte Nachbar, der alte gichtbrüchige unvermählte Graf Weldensperg war geſtorben und ſein Neffe, der Gemahl der ſchönen Gräfin Xaverie, hatte die herrliche Beſitzung geerbt. Xaverie hatte dies Ereignis längſt und heiß erſehnt. Ihr Mann hatte zwar ſehr große und ſehr einträgliche Güter; doch auf keinem derſelben war ein großartiges Schloß, wie ſie es wünſchte und ſie hatte nicht ihren Mann vermocht zu einem Bau zu ſchreiten, weil er immer den Weldensperg im Auge und zu erwarten hatte, der alle Vorzüge vereinigte; das Schloß, die Anlagen, der Park, waren prächtig und die Gegend lieblich. Xaverie war während des ganzen Frühlings und Sommers eine vortreffliche Hausfrau geweſen, hatte auf Badekur und Vergnügungsreiſe verzichtet und ſich ganz und gar der Einrichtung des Weldenspergs gewidmet. Nur Gott und ihre Lieferanten wußten, welche Summen ſie verausgabte. Sie ſelbſt wußte es durchaus nicht; ſie ahnte es nur und ſuchte auch nicht ſich darüber Rechenſchaft abzulegen. Liefen die Rechnungen ein, ſo ſchaute ſie die unten verzeichnete Summa an und fand ſie, daß ein halbes Dutzend ſolcher Rechnungen ihren Mann unangenehm berühren könnten, ſo behielt ſie zwei oder drei zurück um ſie nicht alle auf einmal, ſondern nach und nach in günſtigen Augenblicken abzuliefern. Solche günſtige Augenblicke waren z. B. ſeine Rückkehr von einer ſehr unterhaltenden Jagdpartie, oder der Sieg eines ſeiner Rennpferde, oder wenn er ſelbſt in einer steeple chase den Preis davon getragen hatte. In dieſen großen Augenblicken ſeines Lebens, namentlich nach dem Triumph bei der steeple chase, durfte ſeine Frau mit einem ganzen Portefeuille voll unbezahlter Rechnungen vor ihm erſcheinen; er berichtigte alles ohne irgend eine Bemerkung. Aber ach! ſolche hehre Momente waren ſelten und ſo mußte Xaverie denn oft recht lange warten, ja, ſo lange, daß ſie nicht ſelten das

„Sieh! wenn ich bei einer ſolchen Dame einen Dienſt bekommen könnte, ſo würde ich recht froh ſein. Meine Augen ertragen es nun einmal nicht, daß ich mir durch Handarbeiten mein Brot verdiene — alſo gräme Dich nicht und laß mich immerhin Kammerjungfer werden."

Der junge Mann preßte beide Hände leidenſchaftlich vor die Stirn und rief:

„Meine arme, arme Dorel! ich kann's nicht aushalten, es zerſchneidet mir das Herz! Du, zwiſchen Dienſtboten! Du, in einer Klaſſe mit Kutſchern und Lackaien! Du, zwiſchen den Launen des Toilettezimmers und der Rohheit der Geſindeſtube! Dorel, ſiehſt Du denn nicht daß mir dies das Herz bricht?"

„Ich ſehe es wol, lieber Leonor, entgegnete Dorothee ſanft; aber mir ſcheint Du haſt Unrecht. Da ich nun einmal keinen andern Platz als den einer Dienerin ausfüllen kann, weshalb ſollte ich ihn nicht antreten?"

„Geſellſchafterin könnteſt Du werden, Erzieherin, Gehülfin in einer großen Hauswirthſchaft, was weiß ich! kurz, eine Menge andrer Plätze finden...." —

„Nein, lieber Leonor, unterbrach Dorothee ihn gelaſſen, Du täuſcheſt Dich über mich: das Alles könnt' ich nicht, denn zu Allem fehlen mir Bildung, Kenntniſſe, Erfahrung. Ich bin ein ganz gewöhn-

Daſein der Rechnung vergaß oder ſie mit alten Briefſchaften zerriſſen in ihren Papierkorb warf. Aber genug! der Weldensperg war durch Xaveriens Anordnung und unter ihrer Leitung das Ideal eines vornehmen Landſitzes geworden und ſie nahm ſich vor, bis in den Winter hinein die Freuden des Landlebens zu genießen — natürlich immer mit einer ausgewählten Geſellſchaft von dreißig bis vierzig Perſonen.

Der Weldensperg ſowohl wie das Grüneroder Schloß, lagen beide an der Grenze der Beſitzungen, die Chauſſee trennte die Parks von einander, man konnte alſo recht intime nachbarliche Beziehungen pflegen, wenn man Luſt hatte. Gräfin Xaverie hatte Luſt dazu. Sie wußte, welches vortreffliche Jagdrevier Baron Grünerode habe, ſie wußte, welche vortreffliche Diners er gebe, und als Frau, welche die Welt kennt, wußte ſie nicht minder, daß Jagd und kulinariſche Vorzüge einen kräftigen Magnet für die Männerwelt bilden und daß der Wechſel des Ortes eine Geſellſchaft erfriſcht und belebt.

Kaum war die Baronin in Grünerode angelangt, ſo ließ ſich Xaverie den Pony ſatteln, auf dem ſie im Park zu reiten pflegte und trabte hinüber ganz allein, zum höchſten Erſtaunen der Baronin, die ſehr furchtſam war und kaum in ihrem eigenen Park ſpazieren gehen mochte ohne einen Diener hinter ſich zu haben.

„Da bin ich ſchon um Ihnen zu ſagen, wie ſehr mich Ihre Ankunft freut, Baronin. Ich habe ſchon lange nach Ihnen und Ihren jungen Damen ausgeſchaut. Wie geht es Ihnen? haben Sie nicht ſehr viel demi-monde in Baden gehabt? in Trouville iſt die Geſellſchaft beſſer — nicht wahr? Nun, wir wollen hier die allerbeſte haben und uns ganz enorm amüſieren, Komödie ſpielen, tanzen, Muſik machen, reiten, jagen, Crocket ſpielen. Crocket iſt das allerneueſte Amüſement und ein ganz deliziöſes! Sie werden es kennen lernen und mir recht geben. Mein Bruder iſt ein ſo leidenſchaftlicher Crocketſpieler, daß er Urlaub nimmt um bei mir Landluft und Crocket zu genießen.“

So plauderte Gräfin Xaverie fort; Sylvia und Iſidore ſtimmten ein; die Baronin hörte ganz betäubt zu, denn die Ausſichten, welche die Gräfin eröffnete, waren höchſt tumultuariſch, und ſie liebte von geſelligen Freuden nur ſolche, die ſich mit aller Ruhe und Bequemlichkeit verbinden ließen: bei einem Diner oder Ball die honneurs machen, in der Theaterloge ſitzen, umherfahren und ein Dutzend Karten abgeben. Das war ihr Fach; darin verſäumte ſie nichts. Als Xaverie fort war ſeufzte ſie:

„Kinder, das ſind ja ſchreckliche Ausſichten! die Gräfin wird eine wahre wilde Jagd von Vergnügungen anſtellen und uns hineinwirbeln wollen.“

„Das wird luſtig werden und den langweiligen Landaufenthalt erträglich machen," ſagte Iſidore.

„Wir wollen ihn wenigſtens nach Möglichkeit abkürzen, Iſi," ſagte die Baronin.

„Nein, Mama!" rief Iſidore; „wo es luſtig hergeht langweilt man ſich nicht!"

„Glaubſt Du nicht, Tante, daß es den Onkel ſehr unterhalten wird?" fragte Sylvia.

„Meinſt Du, Liebchen? ja, das würde die Sache freilich ändern."

„Und Edgar und Harry, Tante! . . . die armen Buben müſſen doch ein paar Monat auf dem Lande austoben."

„Ja, ja, Liebchen, Du haſt ganz recht! ich bin und bleibe das Opfer meiner Kinder und meines Mannes. Ich will jetzt ſelbſt nachſchauen ob alles gehörig in Stand iſt, damit ſie morgen ihre Zimmer vorfinden wie ſie es gewohnt ſind — und dann Sylvia werde ich Dir ein paar Briefe diktieren."

Das Leben auf dem Weldensperg nahm ſeinen Anfang und ſeinen Fortgang genau ſo, wie die Gräfin es angekündigt hatte und ſie ſelbſt ſchloß eine ganz intime Freundſchaft mit Sylvia.

„Bilde Dir nur nicht ein, daß ich mich Deinetwegen mit Sylvia Neheim liiere," ſagte ſie zu ihrem Bruder, dem Rittmeiſter von Tieffenſtein, „ich tue es meinetwegen und ihretwegen, denn ſie kann eine der allereleganteſten, tonangebenden Frauen werden. Sie hat den Stoff dazu . . .

und das zieht mich zu ihr hin. Sie ſoll bei mir gleichſam die hohe Schule durchmachen.“

„Sie iſt ein bezauberndes Weſen,“ ſagte der Rittmeiſter.“

„Das merkt man Dir zur Genüge an, mein armer Wilderich! . . . doch wohin ſoll ihr Zauber Dich führen? — In den heiligen Eheſtand? — Aber ſie hat nichts und Du haſt weniger als nichts — denn Du haſt Schulden. Alſo iſt daran nicht zu denken.“

„Doch, Xaverie! ich denke daran!“

„Lieber Wilderich! die Idylle „Une chaumière et son coeur“ wird heutzutage nicht mehr geſpielt, iſt ganz aus der Mode, iſt nur durchzuführen in einer Zeit, wo die Anforderungen der Welt geringer ſind — oder in Verhältniſſen, wo man ſie nicht zu berückſichtigen braucht — oder von Perſönlichkeiten, welche ſie nicht berückſichtigen wollen. Haſt Du dieſen Willen? hat ihn Sylvia?“ —

„Ich meine, der alte Grünerode müßte etwas Bedeutendes dafür tun, daß ſeine Nichte eine glänzende Partie macht. Ehen ſind ſelten in unſerer Zeit.“

„Beſonders ſelten ſind Ehen, die zugleich eine glänzende Partie genannt werden können,“ erwiderte Xaverie lächelnd; „und da wir unter vier Augen ſind, will ich Dir meine Anſicht mitteilen. Sylvia Neheim hat an Dir eine glänzende Eroberung gemacht inſofern es Deine Perſönlichkeit betrifft, doch eine glänzende Partie biſt Du nicht. Wenn Du es wäreſt, ſo ſtände Deiner Verbindung mit Sylvia nichts im Wege."

„Könnteſt Du nicht verſuchen, Xaverie, den Alten ſo zu ſtimmen, daß ihr, wenn auch kein Kapital, aber doch ein großes Jahrgeld ausſetzte?"

„Groß — iſt ein unbeſtimmter Begriff, der nach den Lebensſtellungen wechſelt, lieber Wilderich. Es gibt Leute, welche tauſend Gulden ein großes Jahrgeld — und andere, welche zehntauſend Gulden kein großes nennen. Ich fürchte ſehr, daß es ſich bei Dir und dem alten Grünerode genau ſo ſtellen wird."

„Du ſchlägſt all' meine Hoffnungen nieder — und doch kann ich ſie noch nicht aufgeben. Mein Glück und Sylvia gehören zuſammen. Das fühlte ich unbeſtimmt, als ſie mir auf jenem Grünerode'ſchen Ball, wie die Nymphe eines Blumenhains in ihrem lichtblauen Frühlingshimmelkleid entgegentrat; und das fühle ich jetzt immer beſtimmter."

„Mir tut Sylvia ſehr leid, denn ich fürchte . . . ſie fühlt wie Du."

„Das fürchteſt Du, Xaverie!" rief er aufbrauſend.

„Ja, lieber Wilderich, recht ſehr! an eine Verbindung zwiſchen Euch iſt nicht zu denken und doch haſt Du ihr in ſo entſchiedener, ſo auffallender

Weiſe gehuldigt, daß ſie mit vollem Recht an eine Verbindung denken durfte. Ziehſt Du Dich zurück, ſo wird ihr Herz betrübt, ihr Selbſtgefühl verletzt und an ihren Namen knüpft die Weltt die hämiſche Bemerkung, daß ſich Baron Tieffenſtein von ihr zurückgezogen habe, anſtatt ſich mit ihr zu vermählen. Das alles iſt ungemein krämkend für ein junges Mädchen und ich würde wemigſtens wünſchen, daß ſie ohne Herzenswunde davon käme.“

„Beträfe es nicht Sylvia, ſo würde ich Dir die ſehr geringe ſchweſterliche Teilnahme übel nehmen.“ —

„Da hätteſt Du Unrecht, Wilderüch! in einem Verhältnis wie das Eure, d. h. wo das junge Mädchen aufrichtig und ohne Kokettterie iſt, verdient es entſchieden die größere Teillnahme.“

„Auch ich liebe — auch ich habe ein Herz — auch ich leide durch Verhältniſſe, die den Wünſchen meines Herzens entgegen ſind . . . —“

„O ja, lieber Wilderich!“ umterbrach ihn Xaverie kühl; „das alles wird Dich aber nicht hindern Dich nach einiger Zeit von Syilvia zurückzuziehen und eine gute Partie zu machen. Wer ſich auf dieſe Weiſe tröſten kann, mein guter Bruder, der iſt nicht ſehr zu beklagen. Ich frage mich zuweilen, ob es nicht die Pflicht der Freundſchaft wäre, Sylvia aufzuklären.“

„Das wäre eine Miſſetat gegen Deinen Bruder!“ rief Wilderich aufgebracht; „dazu haſt Du kein Recht! meine Verhältniſſe können ſich ändern ... ich gehe vielleicht zur Diplomatie über.“

„Kann ſein! dieſer Wechſel bringt aber nicht die Möglichkeit mit, daß Du Sylvia heiraten könnteſt und nur davon rede ich!“ verſetzte Xaverie gelaſſen. „Ein reicher Onkel, ein Nabob in Golconda, den Du plötzlich beerbteſt — wäre das einzige Mittel, das Dich zum Ziel führen könnte. Doch beruhige Dich! ich bin nicht heroiſch genug um unſern ſo angenehmen Verkehr zu verſtören. Sylvia würde ſich ohne Zweifel von uns entfernen und das wäre ſehr widerwärtig. Schon ihre Erſcheinung, abgeſehen von ihren Talenten, bringt Leben in die Geſellſchaft. Ich kann mich unmöglich eines ſolchen Kleinods berauben. Freilich iſt das etwas egoiſtiſch; — aber der Egoismus regiert die Welt und da ich ſie nicht beſſern kann: ſo muß ich mit den Wölfen heulen.“

Treu dieſem Grundſatz, fuhr Gräfin Xaverie fort, Sylvia als ihre intimſte Freundin zu behandeln, ſo daß man glauben mußte, ſie beſchütze die Bewerbung ihres Bruders und ſehe mit Freuden in Sylvia ihre künftige Schwägerin, während ſie nur einen reizenden Schmuck des Schloßlebens auf dem Weldensperg in ihr ſah.

Sylvia genoß mit vollen Zügen die Huldigungen, welche alle Welt und in beſonderer Weiſe

Baron Tieffenſtein ihr darbrachte. Sie hatte das volle Bewußtſein ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer reichen Begabung und der Macht erlangt, die ihr dadurch zu Gebot ſtand. Nicht mißbrauchen wollte ſie dieſe Macht — o nein! nur ſie anwenden um glücklich zu ſein; nur mit ihr, wie mit einem höheren Magnet, aus dieſem geſelligen Gewühl ſympathiſche Elemente anziehen und feſſeln: ein Herz feſſeln. Warum ſollte ihr das nicht gelingen? was hatten ihre ſchönen natürlichen Gaben für einen Zweck, für einen Sinn, wenn nicht den, geliebt zu werden und in der Liebe glücklich zu ſein. Früher hatte die Nachwirkung ihrer religiöſen Erziehung und ihre ſtille Neigung für Aurel, ihren Blick von ihren Vorzügen abgewendet; ſie ſah damals auf die Tugenden, die ihr mangelten und auf die Unvollkommenheiten, die ſie beſaß. Oder ſie ſah auf Aurel, den ſie mit idealiſchen Vorzügen in der Stille ihres Herzens ausgeſtattet hatte; und mochte ſie dann an ihn denken oder an ihre Seele — die Selbſtgefälligkeit faßte nicht feſten Fuß in ihr. Jetzt war das anders. Die Dämme waren nach und nach eingeſunken, welche ſie gegen die Überflutung des Meeres von Welteitelkeit ſchützten und ſie war wehrlos deren Anſturm ausgeſetzt. Sie hatte noch zuweilen fromme Gefühle, noch zuweilen katholiſche Anklänge und Erinnerungen; aber Einfluß und Wirkung auf ihr Leben konnte die Religion nicht haben, die ſo vollſtändig aus ihrem Leben und aus dem ihrer Umgebung verbannt war.

Niemand freute ſich mehr über Sylvia's Erfolg in der Geſellſchaft, als Baron Grünerode; niemand freute ſich weniger, als Iſidore. Er war ein großer Bewunderer der weiblichen Schönheit und dadurch hatte ihn Sylvia von Anfang an für ſich eingenommen. Es ſchmeichelte ihm, daß dieſe Prachtblume in ſeinem Hauſe erblüht ſei, daß Sylvia ihre Bildung, die Entwicklung ihrer Talente ihm verdanke, daß er ihr den feinen Firniß von Luxus und Elegance gab, welcher in der Welt ſo notwendig ein Erfordernis der weiblichen Schönheit iſt, wie ein goldener Rahmen um ein ſchönes Gemälde. Hängt das Gemälde ohne Rahmen an einer kahlen Kalkwand, ſo wird man in der Bewunderung geſtört durch die vernachläſſigte ärmliche Umgebung. Hängt es im entſprechend ſtiliſierten Goldrahmen an einer Tapete von dunkelrotem oder grünen Damaſt, ſo treten alle Feinheiten des Pinſels, alle Licht- und Schattenaffekte, alle Wirkungen der Farbe viel harmoniſcher hervor.

„Sylvia! Sylphide! Du Tauſendſaſa! was ſtellſt Du denn vor!" rief er ihr entgegen, als ſie eines morgens in den kleinen Salon trat, wo er die Indépendance Belge, Zeitſchriften und Tagesblätter gleicher Signatur und Zigarren der koſtbarſten Sorte in Maſſe genoß, während die

Baronin auf einem kleinen Sopha am Kamin ſaß und ſich mit einer Tapiſſerie-Arbeit beſchäftigte, die nun ſchon ſeit Jahren der Vollendung harrte.

„Gefällt Dir mein Maria-Stuart-Koſtüm, lieber Onkel? das freut mich! Ich komme aber, um Dich zu fragen, Tante, ob Du nicht den Spitzenkragen zu ſteif und die Ärmel zu gebauſcht findeſt. Xaverie hat freilich die Zeichnungen, nach denen unſere Anzüge gemacht ſind, aus der Reſidenz kommen laſſen; mir ſcheint aber man muß ſie ſo kleidſam wie möglich machen.“

„Ganz recht, meine kleine Hexe! ſo kleidſam wie möglich! und was haſt Du denn als Maria Stuart zu tun?“ ſagte der Baron, während die Baronin dem Spitzenkragen eine gefälligere Biegung und den Ärmeln andere Falten gab.

„Es ſoll eine Überraſchung ſein, Onkel, aber ich verrate ſie Dir,“ entgegnete Sylvia. „Wir finden die Darſtellung von lebenden Bildern ſehr langweilig und recht einfältig; denn ſich hinſtellen in einem ſchönen Koſtüm und ſich anſchauen laſſen — das kann jeder. Wir wollen einzelne Szenen aufführen und da bin ich denn Maria Stuart, die mit Mortimer nach ſeiner Rückkehr von Rom ſpricht. Xaverie hat als Prinzeſſin Eboli eine Szene mit Don Carlos und Gräfin Nérine als Thekla mit Max Piccolomini. Wir ſind in der hohen Tragödie, wie Du ſiehſt, denn Szenen aus Luſtſpielen ſind ohne Wirkung, wenn nicht Schauliches armes Mädchen; daß ich nur das bin mag Dich wol betrüben, da Du eine ſo ganz andre Bildung haſt; aber ich hoffe .... Du ſollſt nie Urſach haben Dich Deiner Schweſter zu ſchämen."

Ihre Stimme bebte bei den letzten Worten. Unabſichtlich hatte ſie den wunden Fleck in ſeiner Seele berührt. Er fuhr zuſammen und ſagte im Ton eines gewaltſam gefaßten Entſchluſſes:

„Du haſt Recht, liebe Dorel! Du biſt immer verſtändig, immer klug und gut. Verzeih meine Thorheit, führe Deinen Entſchluß aus, und glaube mir es iſt das Allerhärteſte für mich, daß ich für meine einzige Schweſter nichts thun kann — als mich grämen."

Es lag eine unermeßliche Bitterkeit des Gefühls im Ausdruck der letzten Worte.

„Das wird ſpäter anders werden, erwiderte Dorothee begütigend; Du biſt noch ſo jung! — Aber meinſt Du nicht, daß ich gleich auf der Stelle mein Heil bei der Gräfin Sambach verſuchen ſollte? man hört nichts als Gutes von ihr .... und ſie iſt nun grade hier."

„Thue es, Dorel!" ſprach Leonor mit der größten Ueberwindung ganz freundlich.

Die Geſchwiſter waren Kinder eines Schullehrers in Glatz, der nach zwölfjähriger Ehe ſtarb, und ſie ſpielerinnen ſie darſtellen — und mit denen wollen wir ſelbſtverſtändlich nicht in die Schranken treten.

„Sehr weiſe, ſehr richtig, ſehr klug gedacht, Sylphide! Ihr ſeid drei ganz charmante Hexen. Aber das muß ich doch geſtehen, Kleider machen Leute! Wenn ich an die Sylvia im ſchwarzen Merinofähnchen denke, die mir vor vier Jahren unter die Augen trat und ſie vergleiche mit der Sylvia in ſchwarzem Sammt, die jetzt vor mir ſteht, ſo ſind das zwei verſchiedene Weſen.“

„Und welche von beiden gefällt Dir am beſten, lieber Onkel?“

„Keine Frage! die Sylvia à la Maria Stuart.“

„Dann bin ich zufrieden!“ rief ſie fröhlich und verließ den Salon mit einigen guten Ratſchlägen der Baronin.

Dieſe ſagte nach einer Weile zu ihrem Mann:

„Es iſt doch recht fatal, daß der Tieffenſtein ſich ſo auffallend um Sylvia bemüht — findeſt Du nicht?“

„Er iſt in ſie verliebt! wer kann ihm das verargen, guter Schatz. Ein Mann, der zwei Augen im Kopf hat, muß entzückt von ihr ſein.“

„Ganz gut, Liebchen! aber ich habe doch auch Sylvia's Verſorgung, ihre Verheiratung im Sinn.“

„Ah bah, Schatz! Verſorgung? — ſie iſt bei uns verſorgt! Heirat? — ſie ſoll heiraten, wenn ſie ſechsunddreißig Jahre zählt. Das habe ich Dir früher geſagt und das wiederhole ich Dir jetzt. Ich will ſie durchaus nicht hergeben.“

„Ich glaube, Liebchen, daß ſie ſehr gern den Tieffenſtein heiraten würde.“

„Kann ſein! er iſt ein bildſchöner Mann, hat den Ruf große Leidenſchaften gehabt und eingeflößt zu haben und iſt raſend in ſie verliebt. Sie müßte ja ein Marmorbild ſein, wenn das alles ſie nicht rührte.“

„Und wenn es ſie rührt — was dann? Er kann ſie nicht heiraten, denn man lebt nicht von der Luft und von Liebe.“

„Das werden beide mit der Zeit einſehen und ſich beruhigen, guter Schatz. Alſo beruhige Du Dich auch und höre einmal, wie ſich in dem Belgien le parti prêtre breit macht. Wenn ich nur das Wort leſe le parti prêtre, ſo ſteigt die Wut in mir auf; denn wie können Wohlſtand, Bildung, Induſtrie und Intelligenz vorſchreiten, wenn dieſe ſchwarzen Blutſauger nicht bloß eine Prieſterclique ſind, ſondern in der Laienwelt genug Anklang finden, um eine Prieſterpartei hinter ſich zu haben.“

„Die Prieſter wollen auch leben, Liebchen.“

„Iſt eine ganz unberechtigte Prätention, in unſern Tagen der Aufklärung qua Prieſter leben zu wollen! Der Geiſt der Zeit widerſetzt ſich ihrer Exiſtenz.“

„Aber, Liebchen, Du ſchwärmſt ja für die Freiheit. So gönne doch auch den Prieſtern die ihre.“

„Sie ſind Sklaven Rom's! ihre Exiſtenz iſt von Hauſe aus eine Oppoſition gegen die Freiheit. Wären ſie nicht in Knechtſchaft, ſo würden ſie ja mit Freuden ihren Cölibat an den Nagel hängen und Menſchen ſein, wie es ſich für Männer ziemt. Ihr Gaukelſpiel am Altar könnten ſie ja doch machen, wenn es für das Volk durchaus notwendig iſt; denn Weib und Kind haben dabei nichts zu tun.“

„Wüßte ich nur wie das Rom es anfängt, um ſo viele, viele tauſend Prieſter zum Cölibat zu zwingen!“ ſagte die Baronin nachdenklich; „unſere jungen Leute würden ſich ſo etwas nicht gefallen laſſen.“

„Das iſt eben nur erklärlich durch den empörenden geheimnisvollen Zwang, womit Rom die Geiſter unterjocht. Was es für Mittel anwendet, weiß niemand; daß ſie aber teufliſch ſind, davon iſt jedermann überzeugt, denn mit menſchlichen Mitteln erreicht man ſo etwas nicht.“

Da niemand im Salon war, der dem Herrn Baron geantwortet hätte, es könnten ja auch vielleicht himmliſche und übernatürliche Gründe dies bewirken — und da die Baronin lange Erörterungen nicht liebte: ſo trat ein tiefes Stillſchweigen ein und der Baron nährte ſeinen Grimm und labte ſeinen Rachedurſt an den Schmähungen, den Lügen, den Verleumdungen, womit die Tagespreſſe ſo verſchwenderiſch gegen alles Katholiſche iſt.

Wünſche, die ſich kreuzen.

Sylvia ſtand vor ihrem großen Spiegel in ihrem Zimmer. Sie hatte ihren Maria-Stuart-Anzug ab- und ihr Reitkleid angelegt und knüpfte eben die Schleife ihrer Kravatte, als Iſidore ebenfalls im Reitkleid eintrat und ſagte:

„Biſt Du noch nicht fertig? — Es iſt unglaublich, welche Mühe Du Dir gibſt um ſchön zu ſein.“

„Die Mühe würde mich nicht ſchön machen — vielleicht das Gegenteil!“ verſetzte Sylvia ohne ſich ſtören zu laſſen.

„Wie kannſt Du nur Dir einbilden dadurch einen ſo geſcheidten Mann wie Tieffenſtein zu feſſeln!“

„Wodurch?“ fragte Sylvia verlegen und außer Faſſung gebracht durch dieſe plötzliche, unerwartete Rede.

„Eben durch dieſe erbärmlichen Künſte der Toilette, der Tableaux, der Theaterſzenen. Dadurch bezaubert man keinen Mann, denn das alles hat er viel ſchöner und in viel bequemerer Weiſe im Schauſpiel geſehen.“

„Wir unterhalten uns damit ohne auf Zauberkünſte Anſpruch zu machen,“ erwiderte Sylvia, die ſich inzwiſchen gefaßt hatte. „Wollteſt Du daran Teil nehmen, ſo würdeſt Du bald erfahren, wie amüſant es iſt.“

„Ich finde es viel amüſanter zu kritiſieren, als kritiſiert zu werden,“ verſetzte Iſidore, „und die Kritik bleibt nie aus — darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Ich bezweifle es durchaus nicht,“ entgegnete Sylvia ſpöttiſch.

„Ja, alles wird kritiſiert und wenn man Dir auch noch ſo ſchöne Dinge ſagt! Alles! z. B. daß Tieffenſtein den Mortimer macht.“

„Ich habe ihn nicht dazu beſtimmt!“

„O nein! es macht ſich von ſelbſt ſo . . . ich weiß es! aber gerade das iſt ſo auffallend. Mortimer gibt ſich den Tod aus Liebe zu Maria Stuart. Hüte Dich zu wähnen, daß Tieffenſtein's Leidenſchaft für Sylvia Neheim tief ſei.“

Sylvia lachte etwas gezwungen, drückte die Fülle ihrer Locken und Geflechte zuſammen um ihren Reithut aufzuſetzen und ſagte:

„Du ſprichſt tragiſch — oder ſibylliniſch.“

„Ich ſpreche die Wahrheit. Tieffenſtein betet Dich an — was man ſo nennt! Doch mehr als

Dich betet er den Reichtum an. Ein Mädchen ohne Vermögen wird er nie heiraten."

Lebhaft wendete ſich Sylvia vom Spiegel ab und zu Iſidore hin und rief zürnend:

„Wer gibt Dir das Recht, ſo niedrig über ihn zu urteilen!"

„Meine Beobachtungen! Die verſchiedenen Perſönlichkeiten zu beobachten — das iſt in der Geſellſchaft mein größtes Vergnügen. Das erhält mich in Ruhe und Überlegenheit. Die Tochter eines reichen Vaters darf ſich nicht blenden laſſen, ſonſt wird ſie die Beute eines hungrigen Leutnants, eines verſchuldeten Freiherrn oder eines geldgierigen Bankiers. Ich bin nicht zwanzig Jahre alt geworden ohne dieſe drei Sorten kennen zu lernen, eben weil ich beobachte. Deshalb bin ich auch noch nicht verheiratet, denn dieſe niedrige Geſinnung widert mich an."

„Ich beklage Dich, daß nur ſolche Leute ſich Dir genähert haben," verſetzte Sylvia verächtlich.

„Arme Törin!" rief Iſidore; „ſiehſt Du denn nicht, daß Tieffenſtein auch zu ſolchen Leuten gehört?"

„Wem und wie er ſich vermählen wird, weiß ich nicht!" rief Sylvia erregt; „allein das iſt ſicher: eine gemeine Geldheirat geht er nicht ein."

„Frau Gräfin Weldensperg kommt ſo eben durch den Park geritten und die Pferde ſtehen bereit" — meldete ein Diener.

Die jungen Mädchen eilten hinab; Sylvia, trotz ihrer kühnen Verſicherung, bang und beklommen, Iſidore äußerlich gelaſſen und kalt wie immer, was ihr zeitweiſe einen Schein von Überlegenheit geben konnte, aber im Herzen von tauſend böslichen Gedanken bewegt.

Wilderich von Tieffenſtein war der erſte Mann, der einen Eindruck auf ſie gemacht hatte, obſchon er ſeit ſeinem erſten Auftreten in der Reſidenz ihr nur die gewöhnliche Höflichkeit erwies, die er der Tochter des Hauſes ſchuldig war. Das kränkte ſie umſomehr, als Sylvia der Gegenſtand ſeiner Huldigung wurde; aber ſie verbarg es hinter der Larve einer allgemeinen Gleichgiltigkeit gegen die Welt, die ſie zur Schau trug, als wolle ſie dadurch andeuten, daß nur ganz Außergewöhnliches Eindruck auf ſie machen werde. Dieſe Eigentümlichkeit hätte anziehend ſein können, wenn ſie ſich nach innen auf einen edeln, den idealen Höhen zuſtrebenden Charakter geſtützt — oder wenn äußerlich Schönheit und Anmut ſie getragen hätte. Das war aber nicht der Fall. Die Natur war karg für ſie geweſen. Sie konnte es ſich nicht verhehlen, weil ſie immer neben Sylvia ſtand, immer den Vergleich mit Sylvia zu beſtehen hatte — und dadurch wurde Sylvia der Gegenſtand ihres tiefen Grolles, ihres heimlichen Neides. Niemand freute ſich mehr als ſie über Aurel's Heirat; niemand fand Phöbe ſo liebenswürdig als ſie. Es wäre ihr unerträglich geweſen, Sylvia an Phöbe's Stelle, als Gattin eines ſo ſchönen und reichen Mannes, wie Aurel war, zu ſehen. Und doch war Aurel nur ein Bruder! Sollte ſie jetzt erleben, daß Sylvia Baronin Tieffenſtein wurde, in den vornehmſten und eleganteſten Kreis hineinkam, weil ſie den Mann eroberte, der bis jetzt nur Eroberungen gemacht hatte! den Mann, den einzigen, der Iſidoren gefiel!! — Es war allgemein bekannt, daß der glänzende Rittmeiſter von Tieffenſtein kein guter Wirt und auch gar nicht geneigt ſei, ſich in dieſem Punkt zu beſſern. Es war alſo unmöglich für ihn, eine andere Heirat als eine reiche und zwar eine ſehr reiche zu machen. Das ſchloß Sylvia aus. Freilich wäre es möglich, daß er unverehelicht bliebe. Möglich, doch nicht wahrſcheinlich! der Druck ſeiner pekuniären Verhältniſſe ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr und mußte ihn geneigt machen eine Heirat zu ſchließen, die ihm eine höchſt glänzende Exiſtenz ſicherte. So rechnete Iſidore. Sie hütete ſich ſorgfältig auf irgend eine Weiſe mit Sylvia in die Schranken zu treten; ſie benahm ſich äußerſt zurückhaltend und zog immer die paſſive Unterhaltung der aktiven vor, damit nirgends ein Konflikt der Rivalität entſtehen könne. Dabei aber verlor ſie Tieffenſtein nie aus den Augen und Sylvia begann ſeit ihrem letzten Geſpräch mit Iſidore dies zu bemerken. Es erſchreckte ſie furchtbar. Wenn Iſidore ihn liebte! flüſterte ihr banges Herz: doch das kann nicht ſein! . . . ſie hat ja eine ganz geringe Meinung von ihm! Aber vielleicht redet ſie nur ſo aus Verdruß, weil er ihre Neigung nicht erwidert! . . . Gott bewahre mich vor dieſer Rivalität mit Iſidore! — — Doch zwiſchen ihren Ängſten gewann das Bewußtſein mehr und mehr die Oberhand, Tieffenſtein liebe ſie, nicht Iſidore — und unzertrennlich von der Zuverſicht der Liebe war die Hoffnung auf eine günſtige Schickſalswendung, auf die Erfüllung der Wünſche ihres Herzens.

Tieffenſtein hatte auch ihr ſeine Abſicht mitgeteilt, zur diplomatiſchen Laufbahn überzugehen, weil das für die Zukunft eine angenehmere Stellung gebe, als die nomadiſche des Militärs. Zugleich hatte er ſie gebeten die Sache für ſich zu behalten, da ſie erſt im Werden ſei. So war ſie denn in ſeine Zukunftspläne eingeweiht! wie hätte ſie wähnen können nicht mit ihnen verwebt zu ſein und nicht in engſter Beziehung zu ihnen zu ſtehen!

Bei Sylvia waren dieſe Illuſionen verzeihlich. Bei Tieffenſtein nicht. Er ſuchte zuweilen ſich ſelbſt vorzuſpiegeln, er werde Sylvia endlich doch heiraten können; hätte er jedoch auf die Stimme ſeines Gewiſſens hören wollen, ſo hätte er ſehr deutlich den Vorwurf vernommen: Du treibſt ein falſches, grauſames Spiel, du handelſt bübiſch. — Er betäubte ſich gegen dieſen Vorwurf, indem unerzogen ſeiner unverſorgten Wittwe zurückließ. Die Familie gerieth in die furchtbare Noth aller derjenigen wo der Mann der alleinige Verſorger iſt und mit ſeinem Leben das der Seinigen erhält. Als eine kleine Penſion und ein Zuſchuß aus einer Wittwenkaſſe der Madame Brand ein jährliches Einkommen von 200 Thalern ſicherte, mußte ſie ſehr zufrieden ſein. Sie, die Tochter eines verarmten Kaufmanns von der franzöſiſchen Colonie in Berlin, hatte beſſere Tage geſehen, war ſchwach und kränklich, war nicht gewachſen der Arbeit, der Sorge, dem Gram. Sie erkrankte nach einigen Jahren an der Waſſerſucht, und ihr trauriges Siechthum fiel nun der heranwachſenden Tochter zur Laſt. Bei dreizehn Jahren mußte Dorothee die Mutter pflegen, das kleine Hausweſen führen, für den um ein Jahr älteren Bruder inſofern ſorgen, als ſie für ihn kochte, nähte, wuſch — Alles that was im Bereich des Weibes lag, und das trieb bis in ihr zwanzigſtes Jahr, wo die Mutter ſtarb. Leonor hatte ſchon zwei Jahr früher die Schule in Glatz verlaſſen um eine Univerſität zu beziehen, zu deren Studien, glühender Eifer ihn ſeit frühеſter Kindheit trieb. Ein älterer Bruder ſeines Vaters, ein reicher Mann, kinderlos und unabhängig, vom Teufel des Geizes beſeſſen, ließ ſich willig finden an Leonor er ſeine Leidenſchaft vorſchützte und indem er ſich das Zeugnis geben konnte, daß er Sylvia auf der Stelle heiraten würde, wenn er eine reiche Erbſchaft mache oder irgend ein großes Los in der Lotterie gewänne. Auf dieſen Glücksfall durfte er aber nicht rechnen und daß er als Geſandtſchaftsſekretär ebenſowenig wie als Rittmeiſter, auf ſein Einkommen hin eine Familie gründen könne, war ihm gleichfalls klar, ſobald er kaltblütig überlegte. Doch wozu die Überlegung? das Unangenehme und Schmerzliche ſtellte ſich auch ohne ſie früh genug ein. Er wollte wenigſtens dem Zauber der ſüßen Gegenwart, des täglichen Verkehrs mit der lieblichen, der geliebten, der liebenden Sylvia, ſich hingeben.

„Mortimer tötet ſich aus Liebe zu Maria Stuart; aber, Sylphide, Du glaubſt doch hoffentlich nicht, daß er aus Liebe zu Sylvia Neheim ſterben wird?“ ſagte einmal der Baron.

„Lieber Onkel, ſolche Extravaganz würde mir herzlich leid ſein!“ rief ſie.

„Extravaganzen machen die Männer heutzutage nur für Frauen von zweideutigem Ruf; alſo biſt Du ſicher davor, Sylphide.“

„Es herrſcht eine furchtbare Verderbtheit in der Männerwelt,“ bemerkte die Baronin.

„Einige Korruption iſt nicht zu leugnen,“ verſetzte der Baron; „der Weltlauf, die Zeitzuſtände bringen das mit ſich. Eine hohe Ziviliſation geht

Hand in Hand mit der Herrſchaft des Geldes. Die einen verlangen für ihr Geld unbegrenzten Genuß; die andern ſind bereit, für Geld Sklavendienſte zu tun. So begegnen ſie ſich in ihrem Beſtreben und die Moralität kommt zuweilen etwas zu kurz dabei. Daß ſie nicht ganz zugrunde gehe, dafür müſſen die rechtſchaffenen Frauen ſorgen. Das bitte ich mir aus, Iſidore! Sylvia! daß Ihr höchſt brave Frauen werdet, rechte Tugendſpiegel, des dragons de vertu — ha ha ha!“

Er lachte herzlich, der Herr Baron — ſei es über ſeine vortreffliche Ermahnung, ſei es über die Korruption der Welt. Iſidore dachte: Wie bin ich froh, daß mir Geld zu Gebot ſteht; ich komme zum Ziel! — Sylvia dachte: O was würde ich darum geben reich zu ſein! dann würde ich glücklich ſein und ihn glücklich machen. — An des Barons plötzliche peremptoriſche Aufforderung zur Tugend dachte ſelbſtverſtändlich weder die eine noch die andere. Dieſe zarte Pflanze wächſt ſtill und verborgen, unter ſorgſamer, andauernder Pflege auf einem gut zubereiteten Boden; — und wo war dieſer Boden? und wer übte dieſe Pflege? — —

Drei Monate vergingen auf dem Lande und brachten in Sylvia's Verhältnis zu Tieffenſtein keine Veränderung. Ja, der ganze Winter verging und der Faſching war vorüber und noch immer erfolgte keine Erklärung und keine Verlobung. Wohl aber meldete ſich abermals ein Bewerber um

Iſidoren's Hand in der Perſon eines ſehr reichen jungen Schotten, der ſich zu ſeinem Vergnügen den Winter in der Reſidenz aufhielt. Weshalb ſie ihm gefiel, war ſchwer zu begreifen. Vielleicht weil ſie keinem Menſchen gefiel, vielleicht weil ſie ſich keine Mühe gab, ihm zu gefallen. Er hatte ſich wenig um ſie gekümmert, doch plötzlich trat er bei dem Baron als Freier auf. Dieſer fühlte ſich höchſt beglückt durch den glänzenden Antrag und zweifelte keinen Augenblick an Iſidoren's Einwilligung. Worte drückten ſeinen Zorn nicht aus, als ſie rundweg ablehnte. Auch die Mutter war ſehr beſtürzt. Beide drangen in die Tochter, ſie müſſe einen vernünftigen Grund angeben.

„Wohlan!“ ſagte ſie entſchloſſen; „ich liebe einen andern Mann und nur ihn werde ich heiraten. Sonſt nie.“

„Und wer iſt dieſer Einzige!“ polterte der Vater.

„Es iſt Baron Tieffenſtein.“

„Wahnſinn! denn er denkt nicht an Dich. Unſinn! denn er iſt ein armer Teufel!“ rief der Baron ganz wild.

„Aber Kindchen, wie kommſt Du auf den Einfall?“ frägte die Baronin ſtarr vor Verwunderung.

„Ich liebe ihn,“ verſetzte Iſidore kalt, „folglich heirate ich keinen andern Mann. Dieſer Entſchluß ſteht bei mir feſt wie ich die Tochter meiner Eltern bin.“

Der Baron ging wütenden Angeſichts auf und nieder im Zimmer und ſagte abgebrochen:

„Du biſt toll . . . ich möchte Dich einſperren laſſen! . . . Der Baronet iſt eine Partie, nach welcher fünfzig Heiratskandidatinnen dieſen Winter ausgeſchaut haben . . . Du haſt es nicht getan . . . auf Dich fällt ſeine Wahl . . . —“

„Und ich lehne ſie ab,“ ergänzte Iſidore unverzagt; „dieſe Freiheit muß ein Mädchen haben. Ich will keine Konvenienzehe eingehen, wie die arme Valentine! . . . ich will den Mann lieben, den ich heirate . . . und ich liebe nicht den rothaarigen Schotten trotz ſeines Geldes, ſondern den ritterlichen Tieffenſtein — möge er reich oder arm ſein.“

„Du mußt aber doch bemerkt haben, Kindchen, daß ſein Herz mit Sylvia beſchäftigt iſt,“ bemerkte die Baronin.

„Daß er ihr den Hof macht, Mama, ja, das weiß die ganze Reſidenz. Da er es aber ſeit mehr als einem Jahr dabei bewenden läßt, ſo iſt es ſehr klar, daß er nicht an eine Heirat mit ihr denkt. Es wäre darum hohe Zeit dieſe alberne Komödie zu unterbrechen und iſt das erſt geſchehen — mein Gott, wozu hat man denn welterfahrene Eltern, wenn ſie nicht die Partie zuſtande bringen können, die ihre Tochter wünſcht.“

Dieſe hohe Auffaſſung der Elternpflicht verletzte nicht den Baron, denn er antwortete:

„Das wäre freilich ſehr leicht, wenn die Eltern es gleichfalls wünſchten; aber ein Schwiegerſohn, der mehr Schulden als Haare auf dem Kopf hat, iſt nicht nach meinem Geſchmack.“

„Und der Baronet iſt nicht nach dem meinen,“ entgegnete Iſidore und verließ mit kühler Gelaſſenheit das Zimmer.

„Liebchen, Du mußt die Sache gründlich erwägen,“ ſagte die Baronin mit einiger Beklommenheit zu ihrem mißmutigen Gatten. „Dies verkehrte Verhältnis zwiſchen Tieffenſtein und Sylvia muß aufhören. Sie wird ſich grämen . . . doch das iſt nicht zu ändern. Hat Tieffenſtein ſich einmal dazu entſchloſſen mit ihr zu brechen, ſo entſchließt er ſich auch wohl dazu Iſidore zu heiraten.“

„Er? . . . möglich!“ fuhr der Baron auf, „allein ich will mich nicht dazu entſchließen.“

„Das eben mußt Du gründlich überlegen und von zwei Übeln das kleinere wählen. Die gute Iſi hat nun einmal ihren Sinn auf ihn geſtellt.“

„Das hat auch Sylvia getan! ſoll die eine ihn aufgeben, ſo kann das auch die andere.“

„Nur mit dem Unterſchied, daß Sylvia ſich in der Stille grämen wird, während die arme Iſi, die ohnehin nicht ſehr liebenswürdig iſt, in eine ſchauderhafte Stimmung von Bitterkeit geraten, uns das Leben ſauer machen und nach einer Reihe von Jahren vielleicht eine recht dumme Heirat ſchließen wird, die wir zugeben, damit ſie nur nicht eine alte Jungfer und immer unerträglicher werde Wenn Du Dich mit einigen tauſend Talern von der Laſt loskaufen kannſt, beſtändig das mürriſche Geſicht Deiner armen Tochter ſehen und ihre Stichelreden hören zu müſſen — denn Iſidore wird damit nicht kargen! — ſo wäre das äußerſt weiſe Sie wäre zufriedengeſtellt und wir hätten dann nur die liebenswürdige Sylvia im Hauſe, die wir dann, als unſer einziges Töchterchen auf Händen tragen und ſie über ihren kleinen Herzenskummer tröſten wollten — was bei Iſidore, wegen ihres ſtörrigen Charakters, gar nicht zu verſuchen iſt."

„Du magſt Recht haben, Thereſe," ſagte der Baron beſänftigt; „die Vorſtellung iſt ſchauerlich Iſidore als alte Jungfer im Hauſe zu behalten. Aber es tut mir zu leid, daß nicht der Baronet unſer Schwiegerſohn werden ſoll. Die Töchter reicher Väter ſind die launenhafteſten Kreaturen auf Erden."

„Ich denke mich mit Gräfin Xaverie zuerſt in Betreff Sylvia's zu verſtändigen und dann — kommt Zeit, kommt Rat!" ſagte die Baronin.

Der Baron war damit einverſtanden. Ach! wie ſchlug Sylvia's Herz ſo heftig, als die Tante ihr noch an demſelben Tag ein Billet in die Feder ſagte, das Xaverie um ein ungeſtörtes Zwiegeſpräch in einer Angelegenheit erſuchte, welche beiden Damen am Herzen liege.

Die Antwort ließ nicht auf ſich warten und am nächſten Morgen fuhr die Baronin Grünerode um zehn Uhr zur Gräfin Weldensperg. Dieſe war keinen Augenblick im Zweifel, was dies für eine Eröffnung ſein werde und kaum hatte die Baronin Sylvia genannt, ſo rief Xaverie lebhaft:

„Beſte Baronin, wüßten Sie nur, wie ich dem kopfloſen Benehmen meines Bruders zürne! Hätte er meinem Rat gefolgt, ſo würde dies Geſpräch nicht zwiſchen uns ſtattfinden.“

„Im vorigen Spätjahr ſchienen Frau Gräfin ſeine Neigung zu begünſtigen,“ ſagte die Baronin kalt, „ſonſt wäre es vielleicht nie ſo weit gekommen.“

„Mein Gott, ich habe Sylvia ſo außerordentlich gern, daß der Umgang mit ihr eine wahre Herzensfreude für mich iſt — und deshalb habe ich ſie ſo freundlich und ſo viel aufgeſucht . . . ganz für meine eigene Rechnung!“ ſagte Xaverie lächelnd.

„Genug, es iſt jetzt ſo weit gekommen, daß es uns am beſten ſcheint, wenn Baron Tieffenſtein die Reſidenz auf einige Zeit verlaſſen wollte; es ſei denn, daß er die Ehe mit Sylvia beabſichtige.“

„Das kann er nur dann, wenn Sylvia's Onkel ſich als ihr Vater, in pekuniärer Beziehung, für ſie erweiſt.“

„Könnten Sie, Frau Gräfin, nicht etwa auch einigermaßen mütterlich, in dieſer Beziehung, ſich Ihres Herrn Bruders annehmen?“

„Nein nein! das iſt die Sache der Väter!“ rief Xaverie lachend; „mit einem ſolchen Vorſchlag dürfte ich meinem Mann nicht kommen. Er würde mich auf unſer Häuflein Kinder verweiſen.“

„In demſelben Fall iſt auch mein Mann.“

„Nur mit dem großen Unterſchied, daß ſich zwei ſeiner Kinder bereits in glänzender Lage befinden und daß ſich ſein Vermögen täglich durch glückliche Geſchäfte vergrößert.“

„Man kann nicht für alle Kinder auf ſo gute Verhältniſſe zählen wie die ſind, in welchen mein Sohn und Valentine ſich befinden — und bevor nicht mein Mann ſeine drei jüngeren Kinder verſorgt hat, kann er für ſeine Nichte nichts Außergewöhnliches tun.“

Xaverie ſeufzte und ſagte:

„Sie haben Recht, Baronin! es wird am beſten ſein, wenn ſich mein Bruder zur Geſandtſchaft nach Konſtantinopel oder Rio Janeiro ſchicken ließe und uns aus den Augen käme.“

„Ja, uns allen!“ rief die Baronin erregt.

„Sie meinen hauptſächlich aus Sylvia's Augen?“ fragte Xaverie überraſcht.

„O nicht allein ihr! . . . Gräfin, ich will Ihnen anvertrauen, daß ich noch einen zweiten Grund habe, um die Entfernung Ihres Herrn Bruders lebhaft zu wünſchen, denn ich hoffe. Sie werden dann umſomehr auf dieſelbe dringen. Es ſei Ihnen alſo unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit geſagt: meine arme Iſidore hat eine unglückliche Leidenſchaft für Baron Tieffenſtein gefaßt."

„Schau! die Iſidore! ſtille Waſſer ſind tief! deshalb war ſie ſo ernſt, ſo zurückhaltend! wie wunderlich iſt das Menſchenherz!"

„Leider!" ſeufzte die Baronin, „ich habe alſo jetzt mit zwei kranken Mädchenherzen zu tun, was eine ſehr mühſame Aufgabe iſt — und ich wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie mir die ſchwere Sorge erleichtern wollten."

Xaverie verſprach alles und dachte das Ihre, während die Baronin ſehr zufrieden über die gute Einleitung der Sache heimkehrte. Ihr Mann empfing ſie freudig mit einem Brief in der Hand und ſagte:

„Nie iſt mir eine Todesnachricht ſo willkommen geweſen! der jüngſte Dambleton iſt geſtorben. Der Vater ſchreibt, die Mutter ſei ganz tiefſinnig vor Schmerz und bitte flehentlich, daß Sylvia auf einige Zeit zu ihr komme, ſie erheitere und tröſte. Ich werde ſie ſelbſt hinbringen und auf dem Rückweg Aurel in Paris beſuchen."

„Das iſt eine wahrhaft glückliche Fügung Gottes!" ſagte die Baronin hocherfreut.

„Ah bah, Schatz! laß doch Gott aus dem Spiel!

es iſt ein Zuſammentreffen von Umſtänden, die uns paſſend ſind — und weiter nichts! Dambleton wird in dem Tod ſeines Sohnes wahrhaftig keine glückliche Fügung Gottes ſehen.“

„Das iſt freilich wahr, Liebchen!“

„Jetzt alſo laſſe ſogleich die Sylphide rufen.“

Es geſchah — und mit namenloſer Herzensbewegung begab ſich Sylvia zur Baronin. So wie ſie eintrat rief ihr der Baron entgegen:

„Freue Dich, Sylphide! Du haſt ja längſt gewünſcht einige Zeit bei Miſtriß Dambleton in England zuzubringen. Sie ladet Dich jetzt aufs Dringendſte ein und da ſie das Unglück gehabt hat ihren jüngſten Sohn zu verlieren, ſo wollen wir ihrer Bitte nachgeben und Dich für einige Monate ihr überlaſſen. Da ich ohnehin in Paris Geſchäfte habe, ſo bringe ich Dich zuvor nach London. Packe Deine Siebenſachen zuſammen und halte Dich bereit zur Abreiſe. Mein Telegramm meldet uns für die nächſten Tage an. Ich bin eilig.“

Leichenblaß und regungslos ſtand Sylvia da ſprachlos vor Schmerz. Sie ſtarrte zu Boden. Ihr war zu Sinn als ſtehe ſie vor einem Grabe, in welches Liebe, Glück und Hoffnung eingeſargt verſanken.

„Tot!“ ſagte ſie tonlos ohne zu wiſſen was ſie ſagte.

für ſeine Studienzeit 500 Thaler zu ſchenken: damit mußte er leben — Gott allein weiß wie! Als Madame Brand ſtarb, fielen ihre kleinen Penſionen weg, und Dorothee hatte nichts, aber auch gar nichts. So wenig der Onkel etwas für ſeine Schwägerin gethan, ſo wenig that er etwas für die Nichte. Jene 500 Thaler abgerechnet, ſchien die Familie gar nicht für ihn zu exiſtiren, und Dorothee war alſo darauf angewieſen ſich in der Welt fortzuhelfen. Sie that es mit der entſchloſſenen Ruhe, welche ein Grundzug ihres Characters war. Sie arbeitete was und wo ſie konnte. Sie träumte von Erſparniſſen für ſich, von kleinen Geſchenken für Leonor — — da verſagten die Augen nach drei Jahren den angeſtrengten Dienſt: ſie mußte ein Unterkommen ſuchen. Nur in ihrer Kindheit hatte ſie die Schule beſucht; folglich konnte weder von wiſſenſchaftlicher Bildung, noch von Kenntniſſen, geſchweige von Talenten bei ihr die Rede ſein. Ihre Talente waren Erkenntniß, geſundes Urtheil, feſter Wille, und eine gewiſſe Tüchtigkeit, welche ſich in praktiſcher Uebung ausbildet. Sie erkannte was ſie leiſten konnte und was ihr fehlte; ſie war nicht einen Augenblick in Zweifel wozu ſie ſich zu entſchließen habe. Sich redlich durch die Welt zu helfen ſchien ihr unter keinen Umſtänden eine Schmach.

„Ja . . . es iſt recht traurig für die arme Mutter,“ bemerkte die Baronin.

„Und ſehr ſchmeichelhaft für Dich, Sylphide, daß ſie von Dir Troſt begehrt,“ ſetzte der Baron mit Ungeduld hinzu, denn es war ihm höchſt zuwider tiefe Traurigkeit auf Sylvia's Antlitz zu ſehen — keineswegs aus Teilnahme für ſie; nur weil er ſich nicht ſeine gute Laune durch einen Schatten von Schmerz verderben laſſen wollte. „Alſo, Sylphide, die Sache iſt abgetan! Geh' in Dein Kämmerlein, rufe Deine Zofe und beſorgt das Nötige prompt und munter.“

Sylvia entfernte ſich, als ob ſie durch ein Räderwerk in Bewegung geſetzt werde, ſo gelähmt, verſteinert, fühlte ſie ſich in ihrem ganzen Weſen. In ihrem Zimmer ſank ſie auf einen Stuhl, lehnte ihren Kopf rückwärts an die Wand und verblieb in dieſer Stellung. Was gingen die Befehle des Onkels ſie an — was Miſtriß Dambleton — was England — was die ganze Welt — wenn das alles ſie von Tieffenſtein trennte, hinwegriß!! Denn dies war eine Trennung von ihm, eine Trennung auf immer. Dies ſtand klar vor ihrer Seele. Die Tante und Xaverie hatten die Möglichkeit einer Verbindung beſprochen und nicht gefunden . . . der Onkel wollte nichts für ſie tun, Xaverie nichts für ihren Bruder — was doch beide mit ſo geringen Opfern gekonnt hätten; . . . ſie war ſchutzlos, rechtslos, niemand nahm ſich energiſch ihrer an . . . und ſo war denn über ihre Zukunft der Stab gebrochen und man riß ſie hinweg von dem Mann, auf den ſie ihr ganzes Glück gebaut hatte!

Man klopfte an ihre Tür.

„Wer iſt da?“ fragte ſie.

„C'est moi, Mademoiselle“ antwortete es.

„Kommen Sie herein, Victoire, was gibt es?“ ſagte Sylvia und ſchlug ihre müden Augen langſam auf.

„Die Frau Tante ſchickt mich, um das Einpacken zu beſorgen.“

„Gut, Victoire! beſorgen Sie es.“

„Wollen Sie mir nicht ſagen, gnädiges Fräulein, was ungefähr eingepackt werden ſoll?“

„Fragen Sie meine Tante.“

Victoire ſchwieg und öffnete einen Schrank im Alkoven. Seitdem Sylvia nicht mehr mit ihr in die Meſſe gehen durfte, hatte jede Beziehung zwiſchen ihnen aufgehört, die nicht zu Victoire's unmittelbarer Stellung gehörte, und je mehr ſich Sylvia von der Kirche entfernte, deſto gleichgiltiger wurde ſie gegen Victoire; ja, ſie lachte mit allen übrigen, wenn irgend ein Zug von Bigotterie „der Pariſer Heiligen,“ wie der Baron ſie nannte, erzählt wurde.

„Wenn Sie längere Zeit in England bleiben gnädiges Fräulein,“ hub Victoire nach einer Weile an, „ſo werde ich Sie in dieſem Leben ſchwerlich wiederſehen; denn ſobald die Frühlingstoiletten beſorgt ſein werden, entläßt mich die Frau Baronin und ich kehre nach Paris zurück.“

„In die Freiheit! . . . o ich wünſche Ihnen Glück,“ ſagte Sylvia wehmütig.

„Ja, in die Freiheit, die mir doppelt lieb iſt, weil ich ſie benutze, um in’s Kloſter der Urſulinnerinnen einzutreten.“

„Sind Sie wahnſinnig, Victoire!“ rief Sylvia und richtete ſich lebhaft auf; „nennen Sie das — Freiheit.“

„Ja!“ verſetzte Victoire ruhig.

„Aber im Kloſter ſind Sie ja nicht Ihr eigener Herr.“

„Das iſt ſehr oft die härteſte Tyrannei, weil wir armen Menſchen ſo geneigt ſind unſere Leidenſchaften zu unſern Herrn und Gebietern zu machen. Freilich muß ich im Kloſter gehorchen und mich fügen, aber in einer Richtung, bei der ich die Welt aus den Augen verliere, während ich ſie jetzt beſtändig vor Augen haben muß.“

„Ich dachte Sie ſparten und ſammelten, um ſich verheiraten zu können! Das iſt alſo eine Mitgift für’s Kloſter?“

„Gewiß! das Kloſter iſt kein Spital für Ordensfrauen. Der Beruf ſoll in’s Kloſter führen, nicht der Mangel an Lebensunterhalt.“

„Nun, ſo gehen Sie zu Ihren Urſulinerinnen und beten Sie zuweilen für mich,“ ſagte Sylvia und während Victoire ihrem Geſchäft oblag, ſank ſie in ihre matte Teilnamsloſigkeit zurück, ohne die leiſe Mahnung zu beachten, welche in den Worten des frommen Kammermädchens lag.

Plötzlich erhob ſich Sylvia und ging ihrem Schreibtiſch zu indem ſie ſagte:

„Ich muß ein paar Zeilen an Gräfin Weldensberg ſchreiben. Sein Sie ſo gut, das Billet ſogleich ſelbſt in den nächſten Briefkaſten zu werfen, damit ich über die pünktliche Beſorgung beruhigt bin.“

„Sehr gern, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Victoire und Sylvia ſchrieb haſtig:

„Geliebte Xaverie! ich werde nach England verbannt, heute, morgen, ich weiß nicht weshalb, nicht auf wie lange. Ich bitte Dich inſtändig, komm' heute Abend oder morgen Vormittag zu mir, — aber zu mir, in mein Zimmer — damit ich Abſchied nehmen und ein Wort der Liebe von Dir hören und mich an Deinem Herzen ausweinen könne. Ich flehe Dich an, verlaß' mich nicht und komme ſo bald wie möglich zu Deiner armen Sylvia.“

Xaverie erhielt das Billet ganz pünktlich und antwortete auf der Stelle:

„Ich wäre ſchon bei Dir, meine ſüße Sylvia, wenn nicht ein heftiger Katarrh mich für einige Tage an's Zimmer feſſelte. Betrübe Dich nicht über die plötzliche Reiſe nach England. Sie wird Dich erfriſchen und zerſtreuen und Du wirſt liebenswürdiger und ſchöner denn je zu uns zurückkehren — worauf ſich niemand mehr freut als Deine treue Xaverie.“

Sie ſchickte ihre Antwort durch einen Diener, damit Sylvia nicht vergebens warte. Dieſe überflog mit fieberhafter Spannung das Billet, zerknitterte es in der Hand, warf es ins Feuer und ſprach erzürnt:

„Nicht treu . . . falſch iſt ſie! ſie weiß ſchon, daß man mich verbannt und ſie freut ſich darüber. Alle ſind falſch gegen mich! Allen gelte ich nur ſo lange etwas, als ich ſie unterhalte . . . niemand liebt mich . . . niemand! auch er nicht! Die Liebe gibt Beharrlichkeit um Hinderniſſe zu beſeitigen, zu überwinden und daran denkt er gar nicht! . . . Gibt es denn nur Egoiſten auf Erden?“ — — —

Die Baronin hatte ſogleich Xaverien die Nachricht mitgeteilt, daß Sylvia auf ſechs Monate mindeſtens zu Miſtriß Dambleton reiſe und hatte hinzugefügt, Baron Tieffenſtein könne nun in Ruhe abwarten, bis ſich ein geeigneter diplomatiſcher Poſten für ihn finde, denn in ſechs Monaten könne ſich gar manches ändern; — und die Gräfin hatte den Wink verſtanden. Die Baronin war entſchloſſen, die Heirat Iſidoren's und Tieffenſtein's zuſtande zu bringen. Eines ihrer Kinder ſollte wenigſtens aus Neigung heiraten; vielleicht werde dieſe Ehe beſſer ausfallen als die Valentinen's und glücklicher als die Aurel's.

Lia für Rahel.

Baron Tieffenſtein war außer ſich als ihm ſeine Schweſter Sylvia's Abreiſe und einen Teil ihres Geſprächs mit Baronin Grünerode beibrachte.

„Beruhige Dich!" ſagte ſie kühl; „es mußte ja ſo kommen. Sylvia macht jetzt hoffentlich eine gute Partie in England" . . . —

„Das leide ich nicht . . . das dulde ich nicht . . . ich reiſe ihr nach" . . . — brauſte er auf.

„Mit welchem Recht?" fragte Xaverie; „biſt Du mit ihr verlobt? Nein. Willſt Du Dich mit ihr verloben? Nein. Wenn Du ihr nachreiſen wollteſt, würdeſt Du geradezu ſchlecht an ihr handeln. Bis jetzt war es nur leichtſinnig."

„Sylvia wird mit einem andern Mann höchſt unglücklich werden."

„Das iſt ſehr die Frage, guter Wilderich. Sie iſt klug und wird folglich ihren Mann richtig zu nehmen wiſſen; dann wird man nicht ſo leicht unglücklich. Eure Trennung begründet alſo Euer beiderſeitiges Glück.“

„Du faſelſt, Xaverie!“ rief er bitter.

„Du wirſt jetzt nach und nach einſehen,“ fuhr ſie unbewegt fort, „daß die Epoche Deiner großen Paſſionen, die zu nichts führen als zu irgend einer traurigen Kataſtrophe, zu Ende ſein muß; — daß es nun einmal nicht Deine Beſtimmung iſt eine Heirat aus Liebe zu ſchließen und daß Du Dich mit dem Gedanken an eine Vernunftheirat vertraut machen mußt. Ich verlange nicht von Dir, daß Du heute oder morgen zu mir kommſt und ſprichſt: Liebe Xaverie, weißt Du nicht ein charmantes Weibchen mit einer halben Million für mich? — aber in zwei bis drei Monaten wollen wir das Kapitel wieder aufnehmen. Jetzt beginnt ja auch bald die Saiſon der Wettrennen. O lieber Wilderich, wie ſind wir bevorzugt! Eine Badeſaiſon kannte man zwar in alten Zeiten und dann die Winterſaiſon. Doch von einer Saiſon der Wettrennen wußten unſere armen Großeltern nichts. Sieh, wie viel Mittel uns zu Gebot ſtehen um uns zu zerſtreuen! da ſollten wir doch ganz leicht mit dem bischen Herzenskummer, der ohnehin nur in der Phantaſie beſteht, fertig werden können.“

„Du biſt die perſonifizierte Frivolität, Xaverie, und ich weiß nicht, ob ich mich je zu Deiner Höhe werde erſchwingen können.“

„Ich bin gar nicht frivol, mein guter Wilderich!

ich liebe Unterhaltung, Glanz, Geſellſchaft, Welt und ich tue das Mögliche, um es recht zu genießen; aber ich bin eine ſehr gute Gattin, die in beſter Ehe lebt und eine ſehr zärtliche Mutter, die nicht leicht ihren Kindern etwas abſchlägt.“

„Der letzte Punkt iſt das Wahrſte von allem, was Du heute geſprochen haſt,“ ſagte Wilderich lachend.

„Und noch mancher anderer Punkt wird wahr werden, mein Brüderlein,“ ſetzte ſie hinzu.

Sie pflegte den Umgang mit der Baronin Grünerode, weil ſie ſogleich begriffen hatte, daß dieſe außerordentlich Iſidorens und Tieffenſteins Verbindung wünſche und weil ſie daraus den Schluß zog, ihr Bruder dürfe große Forderungen bezüglich des Vermögens ſtellen. Da ſie nichts Höheres kannte, als eine glänzende Lage und, in ihrer Weiſe, ihren Bruder ſehr lieb hatte, ſo ſtrebte ſie aus allen Kräften danach, ihm das höchſte Glück zu verſchaffen. Über den Grünerod'ſchen Stammbaum und über den grünen und roten Wappenſchild, über den ſie vor drei Jahren gelacht und geſpottet hatte, blickte ſie jetzt hinweg oder ſprach tröſtend zu ſich ſelbſt: Das iſt Wilderichs Sache! . . . Die Zeit iſt gemein! das Geld gleicht alles aus! — Daß die allgemeine Geſinnung in dieſem Punkt die Zeit gemein mache, und daß ſie und ſo viele ihrer Standesgenoſſen aus allen Kräften dazu beitrugen, war ihr nicht klar. Die vorherrſchende äußere Richtung einer Epoche fällt nicht wie der Regen aus den Wolken, weht nicht wie der Wind man weiß nicht woher. Sie iſt das Ergebnis einer inneren Richtung, nach welcher die große Menge ihre Ziele beſtimmt und für die ſie ſich in Bewegung ſetzt. Die Zeit iſt das, was der Menſch aus ihr macht, je nachdem er ſein Ziel in den Niederungen oder auf den Höhen ſieht. Je mehr er in den Niederungen verweilt, um deſto mehr wird er von der ungeſunden Luft angeſteckt, die dort brodelt und der Charakter verkommt oder verwildert, wird ſtumpf oder brutal, häufig beides.

Tieffenſtein war auf dem Wege dahin. Er war nicht eigentlich ein böſer Menſch. Er wäre ſogar recht gern gut geweſen . . . wenn das nur leicht geweſen wäre! aber leider war es ſo ſchwer! Die Welt und beſonders die Frauenwelt verwöhnte ihn früh. Durch ſie verzärtelt und geſchmeichelt ging ihm allmählich die ſittliche Kraft aus. Der Mann, den man in der Geſellſchaft wegen ſeiner edeln Erſcheinung „den Ritter“ nannte, war waffenlos gegen Neigungen des Augenblicks, die ihm, weil er ſchwach war und weil er nicht den Boden feſter Grundſätze unter den Füßen hatte, als ungeheuere Leidenſchaften erſchienen. Eine ſolche Neigung hatte er auch für Sylvia gefaßt. Er war während acht Tagen ganz außer ſich und verfluchte ſein Schickſal, das ihn von dieſer Perle an Schönheit und Grazie trennte. Dann beruhigte er ſich etwas durch den Gedanken, Sylvia ſei ſeine letzte Liebe und fortan werde kein weibliches Weſen Eindruck auf ihn machen. Dann, nach abermals acht Tagen, kam ihm der Gedanke, da er nunmehr abgeſtorben für die Liebe und ihr Glück ſei, müſſe er mit allem Ernſt an ſeine Zukunft denken und — dem Rat ſeiner Schweſter folgen. Freilich tat er es ungern; allein Xaverie hatte ganz recht: die Tage der großen Leidenſchaften lagen ja hinter ihm. Er mußte als ein gereifter Mann ſeinen Platz in der Welt einnehmen und behaupten. Dazu gehörte in erſter Reihe — eine reiche Frau. Genug, vier Wochen nach Sylvia's Abreiſe konnte Xaverie ſchon wagen ihm zu ſagen:

„Wilderich, ich weiß ein Weibchen für Dich.“

Er machte eine ablehnende Bewegung.

„Sie liebt Dich ſchwärmeriſch. ſie hat unausſprechlich durch Dein Verhältnis mit Sylvia gelitten.“

„Sie liebt mich und ich ſollte nichts bemerkt haben?“ fragte Wilderich mit einiger Spannung.

„Sie war zu ſtolz um ihre Liebe nicht im tiefſten Herzensgrund zu verbergen, ſo lange ſie Dich täglich zu Sylvia's Füßen ſah.“

„Wer iſt ſie?“ fragte er teilnehmend.

„Iſidore Grünerode.“

„Unmöglich!“ rief er heftig. „das iſt ganz unmöglich! Lia für Rahel! das kannſt Du mir nicht zumuten!“

Anders war es mit Leonor. In einer andern Welt lebend als Dorothee, hatte er auch andre Bedürfniſſe, andre Verhältniſſe nicht blos kennen, ſondern auch ſchätzen — und wie das leicht mit dem Verſagten kommt — überſchätzen und flammend begehren gelernt. Im ſteten Kampf mit bittrer Armuth, nach allen Seiten hin durch ſie bedrückt und gehemmt, in bängliche Feſſeln durch ſie geſchlagen, überflutete ihm der Wunſch nach Reichthum zuweilen mit einer Art von Verzweiflung die Seele. Die dürftige Lage der Mutter, die kümmerliche Exiſtenz der Schweſter, ſeine eigene ewige Unterordnung alles Strebens, aller Sehnſucht, aller jugendlich frohen und geiſtig edlen Anſprüche unter die Rückſicht auf pekuniäre Bedürftigkeit, zernagten ihm die Bruſt. Er war klug, ſchön, ſehr unterrichtet, er ſchmachtete danach ſich in dieſen verſchiedenen Beziehungen Geltung zu verſchaffen; der Drang ſich über das Gewöhnliche zu erheben, welcher, wenn er mißverſtanden wird, auch begabte Naturen aus ihrer Sphäre ſchleudert, ſpornte ihn athemraubend an. Eitelkeit die ſich nicht befriedigt fühlte, Ehrgeiz der nicht ſeine Laufbahn fand, Erbitterung gegen die Bevorzugten des Schickſals, waren eben ſo viel prometheiſche Geier in ſeinem Innern. Er hatte die Medizin zu ſeinem Studium erwählt und ſchon als Knabe zu

„Schön iſt Iſidore nicht; aber wer weiß, ob ſie nicht ſehr liebenswürdig werden kann. Sie war bis jetzt ſo unglücklich! Bedenke nur, was das heißt, Dich zu lieben und ſehen zu müſſen, daß Du diejenige liebſt, durch welche ſie ohnehin beſtändig verdunkelt wurde.“

„Lia für Rahel . . . das iſt hart!“ ſagte Wilderich ſchwermütig.

„Du mußt auch die pekuniäre Seite in’s Auge faſſen, Wilderich, da wir von einer Vernunftheirat reden.“

„Iſt der Vater geneigt, viel Vermögen mitzugeben?“ fragte er, immer höchſt melancholiſch.

„Die Mutter iſt es und zwar mit einer Entſchiedenheit, die ich nicht von ihr erwartet hätte. Wenn ſie und Iſidore den Vater beſtürmen, und wenn Du Deinen Namen und Deine perſönliche Liebenswürdigkeit geltend machſt, ſo werdet Ihr drei ihn hoffentlich gewinnen. Ich ſage der Baronin immer, Du brauchteſt Geld und zwar ſehr viel Geld.“

„Du biſt eine gute, treue Schweſter!“ rief Wilderich gerührt.

„Merkwürdigerweiſe — oder vielmehr ſehr verſtändiger Weiſe! — hat die Baronin nie die leiſeſte Andeutung gemacht bezüglich Deiner Gefühle für Iſidore. Sie läßt dieſe Frage ruhen, und ſcheint anzunehmen, daß Dir mit der Zeit Iſidore gefallen werde.“

Wilderich zuckte zweifelhaft die Achſeln.

„Ich bezweifle dies durchaus nicht,“ ſagte Xaverie lächelnd; „der Mann ſoll noch geboren werden, der gleichgiltig bleibt, wenn er eine heftige Leidenſchaft einflößt.“

„Du haſt alſo die Sache mit der Baronin quasi abgeſchloſſen, gute Schweſter?“

„So weit es möglich iſt — ja!! doch jetzt mußt Du als Prätendent auftreten.“

„Es bleibt mir alſo nichts übrig, als mich dem Verhängnis zu unterwerfen. Aber es wird mir furchtbar ſchwer . . . hier . . . im dem Hauſe, in der Umgebung wo ich Sylvia ſah!“

„Das begreife ich und ich demke, es ließe ſich vielleicht eine Reiſe nach irgend einem einſamen Tal Tirols bewerkſtelligen, wo niemand Euch kennt und folglich keine Ahnung hat, daß Sylvia die Königin Deines Herzens war.“

„Dies wäre freilich eine große Erleichterung,“ rief Wilderich froh.

„Ihr kehrtet dann als Verlobte zurück; die Heirat würde bald darauf erfolgem und über einen fait accompli reden die Leute nicht viel und nicht lange.“

„Aber Sylvia?“

„Aber, lieber Wilderich, ſei ſo gut und ſchweige fortan von ihr! Sei feſt überzeugt, daß ein wenig Liebesſchmerz zum Leben eines jungen Mädchens gehört.“

Als Xaverie und Wilderich dies Geſpräch hatten, war Sylvia ſeit vier Wochen in Devonſhire auf dem reizenden Landſitz der Mißtriß Dambleton. Baron Grünerode hatte zu dieſer geſagt:

„Schließen Sie auf die Größe unſerer freundſchaftlichen Teilnahme! ich bringe Ihnen unſere Perle. Aber Sie müſſen ſie recht pflegen! die Sylphide hat ſo viel getanzt und geſungen, daß ihre Nerven etwas angegriffen ſind. Ich denke, das milde Klima von Devonſhire und die erquickende Seeluft — im hohen Sommer auch Seebäder, werden ſie recht ſtärken.“

Mißtriß Dambleton war unendlich dankbar, verſprach für Sylvia zu ſorgen, wie für eine Tochter und der Baron reiſte nach Paris. Aurel und Phöbe empfingen ihn ſehr artig und erfreut ſo weit die Höflichkeit es verlangte. Aber ihr eigenes eiſiges Verhältnis verbreitete ſeine Kälte über alles, was in ihren Bereich kam. Der Baron empfand ſogar dieſen gewiſſen vernichtenden Froſt, denn obſchon ſeine Bruſt mit nichten von warmen Empfindungen überfüllt war, ſo verlangte er doch im Familienkreiſe etwas gemütliches Leben. Er betrachtete es als eine Schuldigkeit der Seinen, in ſeiner Gegenwart froh und gutgelaunt zu ſein und ihn zu erheitern, ihn, der ſo angeſtrengt für ſie arbeite. Nun war aber alles andere leichter bei Phöbe und Aurel zu finden, als Frohſinn und Heiterkeit — dieſer natürliche Ausdruck eines zufriedenen Daſeins. Der Baron ſpeiſte ganz vortrefflich bei ihnen, fuhr mit ihnen in eleganter Equipage in's Bois de Boulogne, beſuchte mit ihnen die Oper, konnte der Einrichtung ihrer Wohnung ſeinen Beifall ebenſowenig verſagen, als der Stellung, welche das Haus Grandiſon und Grünerode in der hohen Finanzwelt einnahm; aber trotz deſſen konnte er ſich einer gewiſſen Beklemmung in dieſen äußerlich ſo glücklichen Verhältniſſen nicht erwehren. Phöbe ſah ſo bleich und leidend aus, ihr Antlitz trug ſo offenbar das Gepräge der Nervenerſchöpfung, daß der Baron einmal ſagte:

„Phöbe! wärſt Du meine Frau, ſo würde ich täglich vier Stunden mit Dir ſpazieren reiten. Die ſitzende Lebensweiſe der jungen Weiber, der Mangel an Bewegung in friſcher Luft, iſt ein Ruin für die Geſundheit. Da hockt Ihr in Euren heißen Zimmern in einer Tropen-Atmoſphäre von Blumenduft und künſtlichen Wohlgerüchen auf Eurer Chaiſelongue oder Cauſeuſe oder wie die Dinger heißen — da betretet Ihr keinen andern Fußboden als den, der mit einem drei Zoll dicken Teppich bedeckt iſt — und um die Verweichlichung gut zu machen, tanzt Ihr im Winter während ſechs Wochen raſend — dabei muß ja die Geſundheit zu kurz kommen. Du biſt ja früher geritten — warum reiteſt Du nicht jetzt bei dieſem herrlichen Frühlingswetter? Deine ſchlanke Geſtalt und

Deine Haltung würden Dich zu einer pompöſen Reiterin machen."

„Mein Befinden erlaubt es mir nicht," entgegnete ſie in ihrer ablehnenden Art und verließ den Salon.

„Ihr Befinden?" ſagte der Baron zu Aurel, „bedeutet das etwa" . . . —

„Mein Vater!" unterbrach ihn Aurel, „Du haſt mir vor Jahren von dem peinlichen Schmerz einer geiſtes- und körperſchwachen Nachkommenſchaft geſprochen. Du wirſt es billigen, wenn ich darauf bedacht bin ſie nicht zu haben. Die arme Phöbe befindet ſich in einem kläglichen Zuſtand. Sie iſt das Opfer der furchtbaren Krankheit der Epilepſie, und ich bin das Opfer meiner Unwiſſenheit oder — beſſer geſagt — meiner erbärmlichen Schwäche. Selbſtverſtändlich erſpare ich Dir den Kummer epileptiſche Enkel um Dich zu ſehen. Ich hoffe, Du wirſt es mir danken."

Aurel ſprach ſo eiſig, ſo bitter und ſo traurig, daß der Baron aus der Faſſung kam und erſt nach einigem Stillſchweigen ſagte:

„Man muß nicht Nervenzufälle mit dieſem furchtbaren Namen nennen."

„Wenn aber die Ärzte es tun!" wandte Aurel ein.

„Bah! die Quackſalber! reichen ſie mit ihrer Wiſſenſchaft nicht aus, ſo geben ſie dem Ding einen ſchauderhaften Namen und ſprechen majeſtätiſch

„Unheilbar!“ — während es doch tauſend bewährte Hausmittel dagegen gibt.“

„Ich wäre Dir ſehr dankbar, wenn Du mir nur ein einziges verſchaffen könnteſt, denn ich habe großes Mitleid mit Phöbe. Ich ſchlug ihr vor, ſie möge zu ihren Eltern zurückkehren. Mir wäre es leichter und lieber, da ſie den Platz in meinem Herzen nicht ausfüllen kann, auch den in meinem Hauſe leer zu ſehen.“

„Was! Du wollteſt Dich mit Grandiſon überwerfen?“

„Warum nicht? ich brauche wahrlich keine Rückſicht auf ihn zu nehmen! Allein Phöbe nahm dieſen Vorſchlag nicht an. Da ſie es nicht unerträglich zu finden ſcheint, ſo zu leben wie wir leben, ſo bleibe ſie.“

„Da kann denn freilich von Gemütlichkeit nicht viel die Rede ſein!“ murmelte der Baron.

„Und am wenigſten für Dich, mein Vater! Du wußteſt, wie es mit Phöbe ſtehe.“

„Lüge! nichtswürdige Lüge!“

„Du wußteſt es, denn Madame Daragon hat es der Mutter geſchrieben und dieſe wird es Dir nicht verheimlicht haben.“

„Was Madame Daragon geſchrieben hat wußte ich freilich, — doch welcher verſtändige Mann legt Gewicht auf das: man ſagt.“

„Genug, mein Vater! Es iſt am Geratenſten dieſen Punkt nicht weiter zu berühren. Ich fühlte mich nur verpflichtet, Dir mitzuteilen, welche unſelige Verbindung Du für mich gewählt haſt, und daß für mich keine Rede von einer glücklichen Ehe iſt. Jetzt, glaub' ich, müſſen wir uns zum Diner ankleiden.“

Aurel verließ den Salon und mißmutig murmelte der Baron vor ſich hin: Dumme Geſchichte! ... dummes Ding, dieſe Phöbe! ... nicht ſo viel Energie zu haben, um Nervenſchwäche zu überwinden ... wenigſtens in Gegenwart ihres Mannes! ... Der arme Teufel, der! ... Freilich, die Sylphide, der Tauſendſaſa, wäre ein anderes Weibchen geweſen! Aber! aber! es iſt nun einmal wie es iſt und nicht mehr zu ändern! ... Und endlich wird er ja auch in dem Paris eine ſchöne Tröſterin finden. — —

Es war ihm aber doch nicht ganz behaglich bei ſeinem Sohn und zwei Tage nach dieſem Geſpräch verließ er Paris, kehrte heim und verſicherte ſeiner Frau:

„Was die Gemütlichkeit betrifft, liebes Schätzchen, da lob' ich mir Deutſchland und die deutſchen Weiber. Übrigens kannſt Du Dich darauf verlaſſen, daß Aurel und Phöbe miteinander leben, wie die Engel im Himmel.“

Iſidorens Wünſchen war aber ſeine Pariſer Erfahrung günſtig. Als die Baronin ihm mitteilte, die Sache werde ernſt, antwortete er unmutig:

„Jſt ſie einfältig genug ſich in einen Mann zu verlieben, der ihre Perſon nur mit ihrem Gelde in den Kauf nimmt: ſo heirate ſie ihn! Wir wollen ſehen, ob dieſe Ehe glücklicher ausfällt wie die beiden andern.“

„Aber Liebchen,“ wendete die Baronin ein. „Du ſagteſt ja Aurel und Phöbe wären glücklich wie die Engel im Himmel.“

„Nein, guter Schatz, ich habe mich anders ausgedrückt!“ rief er ärgerlich. „Doch gleichviel! Jſidore ſoll glücklich ſein, wie ſie das Glück verſteht. Jch werde ein ungeheuer großmütiger Vater ſein . . . Schulden bezahlen . . . Jahrgeld geben. Nebenbei iſt es mir auch ganz lieb, daß die Jſi Proſt, die Plebejerin, in dieſe hochariſtokratiſche Familie hinein heiratet; — denn daß ſie jetzt Grünerode heißt, die Jſi, iſt doch nur eine Farce. Aber die Welt geht darauf ein: die Welt hat nichts lieber als eine beſtändige Komödie, in welcher ſie halb Zuſchauer und halb Schauſpieler iſt.“

Nach Italien.

Es war ein herrlicher Auguſtmorgen. Die Sonne ſpielte gleichſam mit den blauen Wellen des Meeres, indem ſie ihnen tauſend Goldflittern zuwarf, die in der weichbewegten Flut bald zu verrieſeln, bald aufzutauchen ſchienen. Der friſche Luftzug, der über das Meer hinſtrich, brachte auch der Küſte ſeinen belebenden Hauch und ſäuſelte in den Orangen-, Mirthen- und Granatbäumen, die mit einer Maſſe der ſchönſten Blumen und Geſträuche vermiſcht, der großen Terraſſe einen ganz ſüdlichen Charakter gaben. Dieſe Terraſſe lag etwa hundert Fuß über dem Meeresſpiegel auf einem ſchroff abfallendem Felſen von jenem roten Sandſtein der mit dem üppigen Grün der Vegetation die Küſte von Devonſhire bei Torquay ſo eigentümlich macht. Sie lag vor dem Wohnhaus von Dambleton-Lodge, das eine Zuſammenſetzung von Caſtel und Cottage, vielleicht nicht ſehr ſtilgerecht, aber ſehr anſprechend war. Ohne großen Aufwand der Phantaſie konnte man ſich leicht vorſtellen, daß einſt ein Caſtel die Klippe bewacht und die Hütten beſchützt habe, die es umringten. Sylvia ging auf dem zarten Raſen, der ſich bis an die Bruſtwehr der Terraſſe hinzog auf und nieder. Es war nicht ſo früh, daß der Morgentau dieſen Raſen, der mehr einem Teppich als einem natürlichen Gewächs glich, mit ſeinen Perlen beſtreut hätte. Die Sonne ſtand hoch und ein breiter Strohhut beſchattete Sylvia's Antlitz. War es dieſer Schatten oder ein innerer, der ſie ſo verändert erſcheinen ließ? Nicht als ob ihre Schönheit gelitten hätte! es waren ihre feinen, edlen Züge, der Farbenſchmelz, der Glanz des Auges, das reiche blonde Haar, allein die ſtrahlende Lieblichkeit, die ihr früher ſo ganz eigentümlich, die ihr Zauber geweſen war — ſie war entwichen und hatte einem gewiſſen ſtolzen Ernſt Platz gemacht. Sie hätte ſich in ihre Trennung von Wilderich finden und ergeben können; — aber daß er mit Iſidore verlobt und bald vermählt war, das überſtieg ihre Vorſtellung von Wankelmut und oberflächlichem Leichtſinn. Vor vierzehn Tagen hette Iſidore ihr in einem kurzen Brief dieſe Nachricht mitgeteilt. Nachdem Sylvia den Brief geleſen hatte, reichte ſie ihn an Mißtriß Dambleton und ſagte mit dem Ausdruck tiefſter Verachtung: „Charlotte . . . wirſt Du es glauben . . . dieſen Mann hab' ich geliebt.“

ihr ſich beſtimmt — hauptſächlich aus Liebe für ſeine Mutter; denn in kindlicher Unerfahrenheit bildete er ſich ein, daß ein recht geſchickter Arzt ſie retten könnte; und daß er ein ſolcher werden würde, daran zweifelte er natürlich nicht. Später hatte die Glorie welche den berühmten Arzt umgiebt großen Einfluß auf ſeine Wahl. Der Ruhm, der Reichthum, die Ehren, der gewiß dominatoriſche Umgang mit den auf der höchſten Stufe der Geſellſchaft Stehenden, was Alles einem gefeierten Arzt nicht fehlt — die Schmeicheleien ſeiner Kranken, die Huldigungen ſeiner Anhänger, die Dankbarkeit ſeiner Geretteten — die tauſend und aber tauſend Rückſichten und Aufmerkſamkeiten, deren Gegenſtand Derjenige iſt, welcher die Menſchen zu dem Glauben zu veranlaſſen weiß, daß ihr Leben und Heil in ſeiner Macht liegt — konnten nicht verfehlen auf einen Character wie den ſeinen wichtigen Einfluß, ja eine Art von Magie zu üben. Ertheilt nicht der Arzt Audienzen? läßt er ſich nicht ſtundenlang erwarten? beglückt und vernichtet er nicht mit einem Wort? hat ein König mehr Gewalt über die Seelen? gewiß nicht! leben — iſt für Jedermann doch noch wichtiger als in Gunſt und Gnaden leben. Leonor ſtudirte mit Eifer, Fleiß, Ausdauer und unermüdlicher Raſtloſigkeit; aber nach

Miſtriß Dambleton ſtarrte ſie ganz entſetzt an denn bisher hatte Sylvia nie die leiſeſte Äußerung gemacht, der auf einen Herzenskummer dieſer Art ſchließen ließ.

„Ja . . . und mehr noch, Charlotte! ich habe gewähnt er liebe mich!“

„O meine arme, liebe Sylvia!“ ſagte Miſtriß Dambleton zärtlich, die inzwiſchen die wenigen Zeilen überflogen hatte.

„Beklage mich nicht und laß uns auf ewig darüber ſchweigen,“ verſetzte Sylvia abwehrend; „es iſt eine bittere Arznei . . . doch ſie kuriert mich gründlich von der Liebe . . . und das iſt eine ſehr heilſame Wirkung. Daß ich Iſiderens Einladung zur Vermählung nicht Folge leiſte, verſteht ſich von ſelbſt! Du erlaubſt mir, nicht wahr? bis zum Spätjahr bei Dir zu bleiben und dann“ . . . —

„Nun? und dann?“ rief Miſtriß Dambleton beängſtigt, weil Sylvia ſtockte; „es verſteht ſich, daß Du bei mir bleibſt . . . immer!“ . . .

„O nein!“ rief Sylvia, „immer nicht! ich hoffe eine Stelle als Gouvernante oder Geſellſchafterin hier in England zu finden. Wozu habe ich meine Talente? . . . ſie ſollen mich ſelbſtſtändig machen.“

Miſtriß Dambleton betrachtete dieſe elegante verwöhnte Sylvia, die ſich einbildete, eine untergeordnete abhängige Stellung ganz leicht annehmen zu können und erwiderte ruhig:

„Das findet ſich ſpäter. Vorderhand bleiben wir beiſammen.“

Sylvia erhob ſich, umarmte die gütige Freundin und begab ſich in ihr Zimmer.

Es war alſo wirklich entſchieden, ſie ſtand zum zweiten Mal vor der Ruine einer glücklichen Zukunft, doch mit andern Gefühlen, als das erſte Mal. Ihre Liebe für Aurel war eine zarte Neigung ihres Herzens, die friſche, reine Blüte des Gefühls geweſen. Mit der Liebe für Wilderich hatte ſich viel Eitelkeit, Selbſtſucht und Weltſinn gepaart. Der Gedanke: Aurel liebt mich; — beglückte ſie in tiefſter Seele und was man in der Welt dazu ſagen werde — daran dachte ſie nicht. Der Gedanke: Wilderich liebt mich; — ließ ſie aufjubeln in Freude, wie vom Bewußtſein eines großen Triumphes und die Vorſtellung, daß ſie ihn gefeſſelt, daß ſie eine große Leidenſchaft eingeflößt habe, daß die Welt ſie beneiden, daß ſie in der Welt mit ihm und durch ihn glänzen werde, entzückte ſie. Sie erwachte das erſte Mal wie aus einem ſüßen holdſeligen Traum, voll traurigem Schmerz, daß ihn die Wirklichkeit zerſtöre. Jetzt erwachte ſie wie aus einem wonnevollen Rauſch, ernüchtert und gedemütigt. Früher hatte das Herz den ſchwerſten Schlag empfangen; jetzt — das Selbſtgefühl.

An dieſem Morgen nun, vielleicht jetzt in dieſer Stunde, wurde Wilderich Iſidorens Gatte. Wie war es möglich ſo herzlos zu ſein? welch

Glück konnte er, konnte ſie erwarten? welche Höhe mußten Weltluſt und Selbſtſucht in dieſen beiden Menſchen erreicht haben? mußten ſie nicht, wie jene römiſchen Auguren bei ihren lügenhaften Weiſſagungen einander heimlich auslachen, wenn zwiſchen ihnen von Liebe, von Sympathie die Rede ſein ſollte? — Mit dieſen Fragen beſchäftigt, ging ſie unruhig, bald mit haſtigem und bald mit langſamem Schritt auf und nieder. Zuweilen lehnte ſie ſich auf die Bruſtwehr der Terraſſe und ſtarrte hinaus in das ſchöne blaue unendliche Meer, das in ſeiner Unbegrenztheit und ſeiner raſtloſen Bewegung ſoviel Ähnlichkeit mit dem Menſchenherzen hat, deſſen Bewegung auch raſtlos nach etwas Grenzenloſem ſtrebt. Aber Sylvia's Auge hob ſich nicht vom Meer zum Himmel auf; ihr Herz ſuchte nicht über den wechſel- und wandelbaren Menſchenſchickſalen — Gott. Ungläubig war ſie noch nicht geworden, nur lau und gleichgiltig — was freilich ein bedenklicher Schritt zum Unglauben iſt. Mit Aurel verbunden recht fromm Gott zu dienen: dieſer Gedanke war ihr damals immer gegenwärtig geweſen. Bei Wilderich war er ihr kaum eingefallen, und zwar nicht nur weil ſie im Glauben getrennt, ſondern weil ſeine Vorzüge der Art waren, daß ſie nur an die Welt und an nichts Höheres erinnerten. — Das Bild einer muſterhaften Ehe der Welt vorzuſtellen — das hatte ſie ſich freilich vorgenommen; allein ihr warmes, kindliches Verhältnis zu Gott war ihr entſchwunden und das, was ſie edles Selbſtgefühl nannte, was aber mehr verwundeter Stolz war — das machte ſie jetzt nicht geneigt ſich Gott hinzuwenden. Im Gegenteil es erkältete ſie noch mehr. Und wie ſie auf die Bruſtwehr gelehnt den Blick über den endloſen Waſſerſpiegel gleiten ließ, überfiel ſie das namenlos bittere Weh der Vereinſamung. So weit der Himmel blau iſt, ſeufzte ſie, ſo weit Welle auf Welle zu unbekannten Küſten gleitet, nirgends iſt eine Seele, die mich liebt. Sie legte ihr Geſicht in beide Hände und weinte bitterlich. —

Ein Sohn des Hauſes hatte ſich unbeachtet ihr genähert, weil der Raſen jeden Schritt unhörbar machte. Als er bemerkte, daß ſie weine, blieb er ſtehen und huſtete etwas verlegen, ſo daß Sylvia raſch mit dem Tuch über ihre Augen fahren konnte ehe ſie ſich umwendete.

„Die Mama läßt Sie bitten zu ihr zu kommen; ſie hat Briefe aus Deutſchland erhalten. Doch Sie ſind vielleicht nicht in der Stimmung . . . —“ ſagte John ehrerbietig.

„Guter John,“ unterbrach ſie ihn mit einer leichten nervöſen Gereiztheit, „in meiner Stellung muß man immer in der Stimmung ſein zu erſcheinen, wenn man gerufen wird.“

„So ſollten Sie in unſerm Hauſe weder reden noch denken,“ ſagte der ehrliche John Tambleton;

„Sie wiſſen ja, wie gern wir alle Sie haben, Sylvia."

„Guter John! meinen Sie wirklich das, was Sie eben ausſprechen?" verſetzte ſie mitleidig: „aber bitte, ſagen Sie mir wo ich Ihre Mutter finde."

„In der Bibliothek," ſagte er.

Sie nickte ihm zu und ging nach dem Hauſe. Er ſchaute ihr nach. Er fühlte das, was er geſagt hatte. Wie ſie langſam dahinwandelte, groß, ſchlank, graziös, ihr langes weißes Kleid über dem Raſen ſchleppend, kam ſie ihm vor wie ein ſchöner ſtolzer köſtlicher weißer Pfau — oder wie die Königin der Elfen. Er war neunzehn Jahr alt, John Dambleton.

„Liebe Sylvia!" rief Miſtriß Dambleton ihr mit Tränen im Auge entgegen; „die Briefe aus Deutſchland bereiten uns nur Kummer. Ach Gott! die Ehe meines Bruders geht immer ſchlimmer! Valentine verdient nicht die Güte und Nachſicht, die er für ſie hat."

„Was iſt geſchehen?" rief Sylria erbleichend.

„Ich kann nicht auf Einzelheiten eingehen; doch iſt es leider nur zu gewiß, daß unter hundert Männern neunundneunzig ſich von Valentine trennen würden. Der vortreffliche George aber hat Mitleid mit ihrer Jugend und hofft auf ihre Beſſerung. Er wünſcht ſie auf eine Zeitlang zu entfernen, in ganz neue Umgebung zu verſetzen, ganz fremde Eindrücke auf ſie wirken zu laſſen, und bittet mich deshalb den Plan einer Reiſe nach Italien, den ich allerdings unbeſtimmt gehabt habe, auszuführen und zwar in Valentinens Geſellſchaft. Ich finde das ſehr edel von ihm, habe jedoch wenig Luſt dazu. Valentine iſt eine verſchrobene Perſon und eine ſolche beſſert ſich ſelten. Was meinſt Du?“

„Ich meine, Du ſollteſt auf den edeln Gedanken Deines Bruders eingehen, Charlotte. Vielleicht iſt ihre Seele doch noch zu retten.“

„Ich würde mich nur unter der Bedingung, daß Du mich begleiteſt, Sylvia, dazu entſchließen.“

„Iſt es möglich! . . . nach Italien ſollte ich mit Dir reiſen!“ rief Sylvia erfreut; „dann freilich kann ich Dir keinen Rat geben, weil ich allzuſehr Partei in der Sache bin.“

Die Ausſicht auf eine italieniſche Reiſe kam ihr wie eine geiſtige Badekur vor und ſie vergaß gänzlich, daß es ihre Abſicht geweſen war eine Stelle als Gouvernante zu ſuchen.

Miſtriß Tambleton erwog den Plan mit ihrem Mann und ſtellte ihm die Frage, ob er ſeine Geſchäfte auf längere Zeit verlaſſen und ſie durch ſeinen älteſten Sohn führen laſſen könne oder ob ſie mit dieſem die Reiſe antreten ſolle. Er war für den letzteren Vorſchlag, nur freute ihn Valentinens Begleitung nicht. Man kam zu keinem Entſchluß bis wieder ein Brief aus Deutſchland an

Miſtriß Dambleton eintraf. Er war von der Baronin Grünerode eigenhändig geſchrieben, erging ſich in Wehklagen über die Laſt ihrer Geſchäfte und ſchloß ſo:

„Da nun Iſidore mit ihrem Mann nach Biarritz gereiſt iſt und ich Victoire, meine unvergleichliche, meine unbezahlbare Victoire nicht mehr zur Hand habe, ſo iſt es ganz notwendig, daß Sylvia zurückkehre.“

Miſtriß Dambleton antwortete ihr ſehr freundlich, wenn auch heimlich empört:

„Ich beklage recht ſehr Ihre Einſamkeit und darum ſchlage ich Ihnen das allereinfachſte Mittel vor um ſie zu unterbrechen. Sie wiſſen, daß George und Valentine ſich auf einige Zeit trennen werden. Laſſen Sie Ihre Tochter kommen. Es kann für Valentine nur heilſam ſein, das Beiſpiel einer ſo vortrefflichen Gattin und Hausfrau, wie Ihre Mutter iſt, vor Augen zu haben. Was Sylvia betrifft, ſo hat ſie bei uns einen ſo einſamen, ſchwermütigen Sommer verlebt, daß ich entſchloſſen bin, ihr und mir zur Erholung, mit ihr nach Italien zu reiſen. George hatte gewünſcht, Valentine möge mich begleiten; ich finde es aber in jeder Beziehung paſſender, daß ſie bei Ihnen bleibe, als daß ich Sylvia zurückſchicke und allein mit Valentine die Reiſe mache — was ich unter keiner Bedingung tun werde. Eine zeitweilige Trennung von ſeiner Frau iſt aber leider

„Gottes! das einzige Mittel, welches meinem Bruder übrig bleibt, um ſie zur Umkehr zu bewegen. Welche Mutter würde dazu nicht freudig die Hand bieten."

Die Baronin entſetzte ſich über dieſen Vorſchlag. Sie fand es ſo unausſprechlich bequem Valentine mit Miſtreß Dambleton nach Italien reiſen zu laſſen, während Sylvia heimkehrte; und jetzt ſollte das unbequemſte Gegenteil eintreten! Valentinens Anweſenheit war eine beträchtliche Vermehrung ihrer Laſt und ſie ſeufzte ja nach Erleichterung!

„Liebchen!" ſagte ſie zu dem höchſt verſtimmten Eheherrn, „das Leben wird zu ſchwer für mich! ein Hausweſen wie das unſerige zu dirigieren und alle geſellſchaftlichen Pflichten pünktlich zu beobachten, iſt wahrhaftig eine Aufgabe, welcher nicht jede Frau gewachſen iſt — und die ich dennoch löſe. Aber nebenbei tauſend Kleinigkeiten beſorgen, Briefe beantworten, Billets ſchreiben, Rechnungen durchſehen, Bittſchriften annehmen zu müſſen — das überſteigt meine Kräfte. Das verſteht Sylvia aus dem Grunde, während Valentine träge auf dem Sofa liegt, in Prätentionen ſchwimmt und nicht den kleinen Finger rührt um mir behilflich zu ſein. Ich will durchaus nicht, daß ſie komme!" ſetzte ſie halbweinend hinzu.

„Wahrhaftig ich auch nicht!" rief der Baron ergrimmt. „Hat man denn Töchter mühſam verheiratet, damit ſie ſpäter den Eltern zur Laſt fallen, weil der Ehemann ſie nicht zu Pflicht und Vernunft bringen kann! Jetzt gehört ſie in die Familie Goldiſch ... an die halte ſie ſich! Unbegreiflich, daß Miſtriß Dambleton das nicht einſieht ... nicht einſehen will!" —

„Aber was ſoll ich ihr antworten, Liebchen? ... mein Gott! ſchon wieder habe ich einen Brief zu ſchreiben!"

„Winſele nicht! ich werde ihn ſchreiben!" ſagte der Baron barſch, ſetzte ſich an den Schreibtiſch ſeiner Frau und ſchrieb lakoniſch an Miſtriß Dambleton, er ſei ein viel zu zärtlicher Vater um Valentine und Sylvia um die Freude zu bringen Italien in ſo angenehmer Geſellſchaft zu durchreiſen und ſeine Frau ſtimme ganz mit ihm überein. —

„Was haſt Du geſchrieben, Liebchen?" fragte die Baronin, als er den Brief ſiegelte.

„Was ſonſt, als daß ſie mit Valentine und Sylvia ins Land wo der Pfeffer wächſt, oder wo die Zitronen blühen, abziehen möge."

„Auch mit Sylvia?" rief die Baronin mit erneuertem Entſetzen.

„Nun, das verſteht ſich, Schatz! ... mache mir den Kopf nicht warm. Du ſiehſt aus dem Brief, daß Miſtriß Dambleton nicht die geringſte Luſt hat ſich mit Valentine zu befrachten und es nur aus Rückſicht für ihren Bruder tun wird. Damit biſt Du zufrieden. Nun gut! beißt ſie in einen ſauren Apfel, ſo mußt Du es ebenfalls tun und aus Rückſicht für Deine Tochter für den nächſten Winter auf Sylvia verzichten. Übrigens trifft Dich nur eine ganz gerechte Strafe! warum haſt Du Valentine ſo erzogen, daß ſie ſich mit ihrem Mann brouilliert!“

„Aber Liebchen, wie ungerecht biſt Du! ich habe ſie gar nicht ſo erzogen, Sie iſt ſo geworden.“

„Das läuft auf meine Behauptung heraus, Schatz: Verwilderung tritt ein, wo die Zucht gemangelt hat. Goldiſch iſt ein verſtändiger, guter Mann. Weiß ſeine Frau ſich nicht gut mit ihm zu ſtellen, ſo muß ſie im Kopf oder im Herzen verwildert ſein — und ſollte es zwiſchen ihnen zum Äußerſten kommen, nämlich zur Scheidung, ſo nehme ich Partei für meinen Schwiegerſohn.“

„Gott verhüte, daß es dahin komme! aber Du könnteſt doch unmöglich Deine Tochter im Stich laſſen! Sieh, welch Opfer ich für ſie bringe: ich laſſe Sylvia wo ſie iſt. Doch weil Du von Zucht ſprichſt, Liebchen, ſo halte doch ein wenig den Edgar in Ordnung. In drei Jahren haben wir fünf Hofmeiſter bei ihm gehabt und der jetzige hat mir geſtern erklärt, wir dürften nach dem ſechſten umſchauen, denn er ziehe ab, da Edgar entſchloſſen ſei **nichts zu lernen**.“

„Nun, dann können wir uns ja die Umſchau fünf Jahren des Studiums einer auf Erfahrung, Vergleich und Uebung beruhenden Wiſſenſchaft, weiß man nur, vielleicht ſehr viel — doch kann man noch nicht; und das Können macht die großen Aerzte. Leonor hatte jezt bei vierundzwanzig Jahren nur eine ganz, ganz kleine Anſtellung von kaum 100 Thalern jährlichen Einkommens bei der mediziniſchen Klinik an der Univerſität zu Breslau. Er war zum Weihnachtsfeſt nach Glatz gekommen um ſich von dem Geſundheitszuſtand ſeiner Schweſter zu überzeugen, die während der letzten ſechs Monat zwei bedenkliche Augenentzündungen gehabt hatte.

Es war kein frohes Beiſammenſein, das der Geſchwiſter! Leonor fühlte ſich in den Tod verletzt durch Dorothee's Vorſatz, den die Nothwendigkeit gebot, und Dorothee glaubte ihrerſeits mehr gekränkte Eitelkeit des Gelehrten, als theilnehmende Liebe des Bruders in ſeinen Aeußerungen zu entdecken. Er warf ihr Eigenſinn, Mangel an Selbſtvertrauen, träges Phlegma vor, weil ſie durchaus nicht Stellen anzunehmen gedachte, denen ſie ſich nicht gewachſen fühlte; und ſie nannte ſeine Anſprüche an ſie ungerecht, weil ſie nie Zeit, Geld und Gelegenheit gehabt hatte um die großen Lücken in dem Unterricht ihrer Kindheit auszufüllen.

Endlich hatte ſie ſeine Autoriſation erhalten, die erſparen — ha ha ha! . . . Was er wohl denkt, der Edgar!“

Er denkt Leutnant zu werden.“

„In unſern ſoldatiſchen Zeiten will das jeder dumme Junge! ich haſſe das Soldatenweſen.“

„Nicht Soldat — Leutnant will er werden.“

„Ha ha ha, lieber Schatz, weißt Du wohl, daß Du ironiſch biſt — Du oder Edgar — indem Du den Leutnant nicht als Soldat äſtimierſt? Der Edgar iſt zu einfältig, als daß man auf ſeine Wünſche nach einem Schlaraffenleben Rückſicht nehmen könnte.“

„Der Meinung bin ich auch, Liebchen. Sage es ihm nur recht entſchieden.“

„Ah bah! was ſoll ich mir damit die Zeit rauben und die Laune verderben! Du kennſt mich ja, Schätzchen: bevor die Töchter ſalonfähig und die Söhne bureaufähig ſind, bekümmere ich mich nicht ſpeziell um ihre Art oder Unart. Das iſt das Vorrecht der Mutter und ich laſſe es Dir ungeſchmälert.“ — —

Ende September ging Miſtriß Dambleton mit ihrem älteſten Sohn Vivian und mit Sylvia an den Rhein. In Mainz trafen ſie mit Valentine zuſammen und die Reiſe ging weiter dem Süden zu.

Zwiſchen alten Freunden.

„Sie kommt, liebe Mutter! Sylvia kommt wirklich zu Mechtilds Hochzeit — alſo in den nächſten Tagen. Sie ſchreibt es mir aus Venedig," ſagte Clariſſa von Lehrbach und reichte freudig ihrer Mutter den Brief, in welchem Sylvia ſagte, ſie habe die Erlaubnis erhalten ihre lieben alten Freunde beſuchen und ein wenig bei ihnen verweilen zu dürfen und ſie habe große Freude darüber.

„Du ſiehſt alſo, liebe Mutter," ſetzte Clariſſa hinzu, daß Sylvia im Herzen immer dieſelbe iſt, die ſie früher war. Mein Gott! wie macht mich ihre Ankunft ſo glücklich."

„Du treues Herz!" ſagte Frau von Lehrbach liebreich. Clariſſa war ihre älteſte Tochter, ein herrliches Mädchen, ganz Liebe, ganz Opferwilligkeit und bei aller Tiefe und Stärke der Empfindung, immer klar, immer feſt. Die zweite Tochter Martha war ſchon ſeit ihrem achtzehnten Jahr im Kloſter des hl. Franziskus. Mechtild, die jüngſte, heiratete jetzt einen jungen Mann, welcher an demſelben Gericht an dem ihr Vater Rat war, eine untergeordnete Stelle einnahm. Dies Familienfeſt hatte auch die beiden Söhne ins Vaterhaus gerufen, den jüngſten aus Löwen, wo er eben ſeine Studien begonnen hatte, und den älteſten, der Clariſſa's Zwillingsbruder war, von dem Gerichtshof an dem er arbeitete, um die Staats-Examina nach einander zu beſtehen. Bei ihnen allen war Sylvia in lebhafter Erinnerung, da ſie bis zum Tode ihres Vaters mit und zwiſchen ihnen gelebt hatte, und alle freuten ſich ſie wiederzuſehen.

Nach einigen Tagen hielt ein Wagen vor dem Hauſe, deſſen erſtes Stockwerk die Familie Lehrbach bewohnte.

„Iſt es Sylvia, Theobald?“ fragte Clariſſa ohne von ihrer Arbeit aufzuſchauen, denn, wie gewöhnlich, drängte ſich in den letzten Tagen noch gar manches zuſammen, was Mechtilds Ausſtattung vervollſtändigen ſollte.

Theobald trat ans Fenſter und ſagte:

„Nein! es iſt ein junger langbeiniger Herr in einem chokoladefarbenen Anzug . . . jetzt hilft er zwei Damen aus dem Wagen . . . jetzt läßt er vom Kutſcher und einem Lohnmann zwei Koffer, zwei Hutkaſten und zwei Nachtſäcke ins Haus tragen . . . jetzt ſchüttelt er der einen Dame die Hand . . . und jetzt ſteigt er wieder in den Wagen und fährt von dannen.“ Dieſer Herr war Vivian Dambleton, der Sylvia zu ihren Freunden begleitet hatte.

Indem wurde an der Tür des Vorzimmers geſchellt und Clariſſa ſprang auf und rief:

„Es iſt doch Sylvia!“

„Mit einer Doppelgängerin?“ fragte Theobald verwundert.

Die Freundinnen lagen einander in den Armen und Clariſſa führte Sylvia zu Frau von Lehrbach, welche ſie zärtlich begrüßte. Theobald wollte ſehen ob man die Koffer herauf gebracht habe. Er kam gleich darauf beſtürzt zurück und ſagte zu Sylvia:

„Im Vorzimmer ſitzt die Dame, die mit Ihnen gekommen iſt und weint.“

„O das iſt mein albernes Kammermädchen!“ rief Sylvia lachend und ging mit Clariſſa ins Vorzimmer.

„Ach, gnädiges Fräulein, was ſoll aus mir und den Koffern werden?“ ſagte Bertha klagend.

Auf ein ſo elegantes Kammermädchen war die Lehrbach’ſche Wohnung durchaus nicht eingerichtet und das Manſardenſtübchen, welches ſie mit den Koffern bezog, war hinwieder auch gar nicht nach Bertha’s Geſchmack und Gewohnheit eingerichtet. Als ſie ſich allein in demſelben befand, weinte ſie abermals zwei Minuten ſehr heftig:

dann begab ſie ſich an die Koffer, begann auszupacken und fühlte ſich getröſtet.

„Es iſt unſere alte Wohnung, Sylvia . . . wir haben wie in früherer Zeit ein und dasſelbe Zimmer — Du und ich," ſagte Clariſſa.

„Herrlich!" rief Sylvia, „da können wir recht traulich zuſammen plaudern."

Clariſſa war entzückt von ihrer Freundin und als Sylvia ihren Reiſeanzug abgelegt und ſich zum Mittagseſſen angekleidet hatte und nun im großen Wohnzimmer erſchien, wo die ganze Familie beiſammen war, machte ſie einen Eindruck, als ſei eine Königin unter ihnen aufgetreten. Nur Herr und Frau von Lehrbach ſpürten nichts davon, nannten Sylvia nach alter Gewohnheit „Du" und „liebes Kind" und ſchienen gar nicht zu bemerken, welch eine elegante und große Dame ſie geworden ſei.

„Du kommſt aus Rom," ſagte Frau von Lehrbach bei Tiſch zu Sylvia, „erzähle vom heiligen Vater! das will man doch immer am liebſten hören."

„Ich denke er iſt ganz wohl," erwiderte Sylvia, „wir waren nur etwa drei Wochen in Rom und da wird man ganz übermüdet von den vielen Sehenswürdigkeiten."

„Gibt es wirklich in Rom etwas Merkwürdigeres zu ſehen, als den heiligen Vater?" fragte der älteſte Sohn des Hauſes, Vinzenz von Lehrbach.

„Sie müſſen bedenken, daß ich mit Anglikanern dort war, denen der Papismus ein Greuel iſt.“

„Die Anglikaner haben ſich allerdings einen Wechſelbalg zuſammengeſetzt, den ſie der heiligen Kirche unterſchieben möchten und den ſie Papismus nennen,“ erwiderte Vincenz ernſt; „allein der Katholik kennt den nicht.“

„Iſt denn Deine Couſine Valentine anglikaniſch?“ fragte Clariſſa beſorgt, daß Vinzenz Sylvia verletzt haben könne.

„Nein, katholiſch,“ erwiderte Sylvia lachend; „echt anglikaniſch iſt nur Vivian Dambleton. Seine Mutter iſt urſprünglich lutheriſch . . . oder calviniſch; ich weiß es nicht genau! es iſt ſo ſchwer ſich dieſe Verſchiedenheiten klar zu machen. Miſtriß Dambleton hat es aber vorgezogen die religiöſen Anſichten ihres Mannes anzunehmen und ſo hält ſie ſich mit ihm und ihren Söhnen zur established church.“

„Wer hat die gegründet?“ fragte Mechtild unbefangen.

„Das engliſche Parlament vor etwa dreihundert Jahren, geſtützt auf die Blutedikte, auf Galgen und Schaffot Heinrich's VIII. und ſeiner würdigen Tochter Eliſabeth,“ entgegnete Vinzenz.

„Die Engländer faſſen das anders auf,“ ſagte Sylvia etwas verlegen.

„Auch England's Katholiken?“ fragte er.

„Ich bin kaum mit ihnen zuſammengekommen,“ entgegnete ſie mit einem Anflug von Unmut. —

Es trat eine kleine Pauſe ein, weil diejenige Saite, die in dieſem Kreiſe am ſtärkſten vibrierte, keinen Anklang bei Sylvia fand. Man war nicht darauf vorbereitet und mußte nun eine neue ſuchen. Ein ſolches Suchen iſt aber immer beſchwerlich und peinlich, denn es verrät die geheime Disharmonie. Sylvia ſchien am wenigſten davon berührt zu werden. Sie begann von Italiens Naturſchönheit zu ſprechen und auf dieſem neutralen Boden traf man ganz gemütlich wieder zuſammen.

Und man verblieb auch auf ihm. Das innigſte Band unter den Menſchen iſt ein gemeinſames religiöſes Leben, das mit ſeinen tauſendfach verzweigten Intereſſen wie ein immergrüner Blütenbaum aus der Wurzel des gemeinſamen Glaubens hervorwächſt. Da iſt Verſtändnis, Teilnahme, Wechſelbeziehung und, bei der größten Mannigfaltigkeit berechtigter Meinungen und Anſchauungen, dennoch diejenige Einheit, die auf der gemeinſchaftlichen übernatürlichen Grundlage ruht. Eine intime Freundſchaft ohne dieſelbe iſt gar nicht denkbar und die Geſpräche müſſen ſich dann bei äußeren Dingen und auf der Oberflächlichkeit halten.

Clariſſa empfand das viel ſchmerzlicher als

Sylvia, denn Clariſſa hatte das tiefere Gemüt und hatte zugleich die Erkenntnis deſſen, was bei Sylvia mangelte, während dieſe wähnte, die Verſchiedenheit der Verhältniſſe und der mit ihnen verbundenen Lebensanſichten bewirke dieſe kleine Entfremdung. Sie wunderte ſich im Stillen, daß ſie im Grunde gar nicht wiſſe, was ſie mit Clariſſa zu plaudern habe, nachdem das Thema von Martha's Kloſterberuf, von Mechthild's Verehelichung, von Vinzenz's Karriere und von Theobald's Studien, ſo wie die Fragen nach dieſen und jenen alten Bekannten erſchöpft waren. Von ſich ſelbſt hatte Sylvia gar wenig zu ſagen. Nicht um die Schätze der Welt hätte ſie ihre beiden Jugendträume von Liebe und Glück und ihr ſchmerzliches und demütigendes Erwachen, Clariſſen mitgeteilt! ſie fürchtete einen leiſen Tadel. Dieſe Furcht hatte ſie ja abgehalten in ihren Briefen an Clariſſa von ihren Hoffnungen und Enttäuſchungen zu ſprechen, ſo daß ihr Briefwechſel äußerſt ſpärlich geworden war und jetzt dem Austauſch der Gedanken keinen Anhaltspunkt bot. Dennoch fühlte ſich Sylvia von dem einfachen, gemütlichen Familienleben ſehr angenehm berührt. Es war ein ſo ſchlagender Gegenſatz zu ihren letzten ſechs Jahren. Für ihren Onkel ſollte ſie ein Unterhaltungsautomat ſein; für ihre Tante, Geſellſchafterin, Sekretär und der Himmel weiß was noch; für Valentine eine Vertraute, für Xaverie ein Schmuck des Salons, für Miſtriß Dambleton eine Tröſterin! Inſoweit ſie dieſe Anſprüche erfüllte, hatte man ſie gern wegen ihrer Brauchbarkeit; aber daß man ſie gern gehabt hätte ohne beſondere Anſprüche an ſie zu machen — das fühlte ſie jetzt zum erſten Mal. Man behandelte ſie wie ein Kind des Hauſes, freilich wie ein etwas verwöhntes Kind; aber gerade das tat ihr ſo wohl.

„Das frühe Aufſtehen habe ich gänzlich verlernt,“ ſagte Sylvia, als ſie am erſten Tage bei dem Frühſtück erſchien, während die ganze Familie bereits in der Meſſe geweſen war.

„Das iſt begreiflich,“ antwortete Frau von Lehrbach gütig, „in der Welt macht man ja die Nacht zum Tage; — da muß ein Teil des Tages als Nacht dienen.“

„Iſt man ſehr vergnügt in der Welt auf glänzenden Bällen und Routs?“ fragte Mechtild.

„Zuweilen ſehr,“ erwiderte Sylvia — „wenn man mit Leuten zuſammentrifft, mit denen man ſich gern unterhält . . . oder wenn man ſehr gute Tänzer und gute Muſik hat. Ein ſchöner Anzug gehört auch dazu . . . und gute Laune ebenfalls. Iſt das alles vereinigt, ſo unterhält man ſich. Aber recht oft hat man nur Langweile und macht nur alles aus Gewohnheit mit.“

„Welche Zeitverſchwendung!“ ſagte Herr von Lehrbach, „und welche unnütze Vergeudung ſo vieler Kräfte.“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20873 / 060

ihr von dem älteren Bruder durchaus erfoderlich ſchien, und getroſt ging ſie in den Gaſthof und bat Corneliens Jäger ſie bei der Gräfin zu melden, ſobald dieſe ihren Beſuch gemacht.

Antoinette hatte endlich den Bitten ſo weit nachgegeben, daß ſie verſprach am Nachmittag nach Altdorf zu kommen und das Weihnachtsfeſt dort zu verbringen. Während der Zeit hofte man eine kleine freundliche Wohnung in Glatz für ſie ausfindig zu machen. Und ſo ſchied man. Auf der Treppe meldete der Jäger Dorothee, und als die Gräfin ihn fragte ob er wiſſe was ſie wolle, und als er entgegnete, ſie ſchiene Dienſte zu ſuchen, war ſie Cornelien willkommen, denn Antoinette brauchte nothwendig eine Kammerjungfer. Voll dieſes Gedankens war Corneliens erſte Frage, ob Dorothee franzöſiſch ſpräche, und als dieſe erwiderte:

„Ein wenig und ſehr ſchlecht“ —

war ſie ganz überraſcht einen ſo glücklichen Fund gemacht zu haben, denn Madame Orzelska verſtand nicht eine Sylbe deutſch. Cornelie ſprach eine halbe Stunde mit Dorothee, die ruhig und beſcheiden ihr ganzes armes kleines Leben ihr erzählte, und der Schluß der Unterredung war ein befriedigender für beide Theile. Cornelie hofte eine recht ordnungsliebende, verſtändige, bedachtſame und geſchickte

„Ich glaube, daß ich in einigen Jahren des ganzen Welttreibens herzlich müde ſein werde," ſagte Sylvia.

„Das iſt ſehr die Frage, liebes Kind," erwiderte Frau von Lehrbach; „hat man in der Jugend, während zehn, zwölf Jahren dieſe Richtung verfolgt, ſo wird ſie zuweilen ein Bedürfnis, zuweilen eine Gewohnheit bei denen man verbleibt, wenn man nicht durch beſondere Verhältniſſe ihner entriſſen wird."

„Es muß ſchrecklich ſein alt zu werden in dieſer Gewohnheit!" rief Clariſſa; „matt und müde an Leib und Geiſt auf ſolchen Feſten ſich umher zu ſchleppen — ſchauerlich! ein Stück Fegfeuer! ich lobe mir unſer trautes Wohnzimmer und den lieben runden Tiſch voll Arbeit und Bücher."

Sie hatte Recht. Es war ſo freundlich und behaglich das große helle Wohnzimmer, das zu einfach und häuslich war um Salon genannt zu werden. An dem runden Tiſch ſaßen Mutter und Töchter immer mit einer Handarbeit, bald einer nützlichen, bald einer zierlichen beſchäftigt, und eine von ihnen pflegte vorzuleſen. Jetzt übernahmen Vinzenz und Theobald dies Amt — oder Sylvia, die lieber vorlas als arbeitete. Oder man unterbrach die Lektüre, zuweilen um über ſie zu ſprechen, zuweilen wegen häuslicher Geſchäfte — und jetzt, weil die Söhne und Sylvia dem Geſpräch geneigter ſchienen, als den Büchern. Abends ging man ſpazieren und machte Muſik. Clariſſa ſpielte ſehr gut auf dem Flügel und Mechtild's Verlobter hatte eine ſchöne Tenorſtimme. Nun kam Sylvia's herrliches Talent dazu. Die Tage verflogen gemütlich, genußreich und ohne Zwang. Sylvia ſagte:

„Welch ein Unterſchied! hier merkt man gar nicht wie angenehm man lebt; man fühlt es nur, während man ſich in der Welt ungeheuer anſtrengen muß um zu ſagen: Das waren angenehme Tage.“

Und ſie erzählte von dem Treiben der Geſelligkeit in der Reſidenz, in Grünerode und Weldensperg, in England und in Neapel.

„Vivat das Familienleben!“ ſagte Vinzenz und alle ſtimmten fröhlich ein.

Der Hochzeitstag kam heran. Am Vorabend ſagte Mechtild zärtlich zu Sylvia:

„Nicht wahr, Du benimmſt Dich morgen als meine Schweſter und empfängſt in der Frühe mit uns allen das heilige Altarsſakrament.“

„Ich!“ entgegnete Sylvia erſtaunt.

„Warum nicht?“ fragte Mechtild noch erſtaunter.

„Weil . . . weil das nicht meine Gewohnheit iſt.“

„Wen Du auch nicht wie meine Mutter und Clariſſa die fromme Gewohnheit haſt jeden Sonntag die heilige Kommunion zu empfangen, ſondern nur einige Mal im Jahr: ſo mein' ich doch Du könnteſt morgen eine Ausnahme machen, die uns alle herzinnig freuen würde; — nicht, Sylvia?“

„Liebe Mechtild, darauf bin ich gar nicht vorbereitet.“

„Aber wir bereiten uns ja ſämtlich heute Abend darauf vor, Sylvia, und Du wirſt ſchwerlich mehr Zeit nötig haben als ich, da ich eine Lebensbeicht ablegen will, um mit recht reinem Gewiſſen in den heiligen Eheſtand einzutreten.“

„Das iſt ſchön von Dir,“ verſetzte Sylvia und blickte mit einem Anflug von Rührung in Mechtild's unſchuldige ſtrahlende Augen; „aber ich — ich muß mich erſt beſinnen, was ich zu tun habe.“

Sie beſann ſich auf die letzten drei Jahre — denn dreimal hatte ſie das Gebot der Kirche übertreten und die öſterliche Pflicht nicht erfüllt. Aber wie hätte ich es anfangen ſollen? fragte ſie ſich ſelbſt: das erſte Mal war ich mit Valentine auf der Reiſe, das zweite Mal ging ich mit dem Onkel nach England und heuer war ich in Rom . . . alſo immer in der Fremde. Man kann doch unmöglich immer bei einem fremden Geiſtlichen beichten . . . alſo bin ich zur Genüge entſchuldigt. Und übrigens habe ich nichts böſes getan — nur ſehr viel Böſes gelitten. Da ich aber nur mich ſelbſt, nicht andere anklagen darf, ſo weiß ich wirklich nicht, weshalb ich mea culpa ſagen ſollte. —

Daß dieſe Art von Gewiſſenserforſchung, die eine Kette von Entſchuldigungen war, es ihr nicht einleuchtend machte, verſteht ſich von ſelbſt und ſchließlich erfüllte Sylvia Mechtild's Bitte nicht. Sie ging nicht zu den heiligen Sakramenten. Niemand ſagte ihr ein Wort darüber, aber alle empfanden es wie einen großen Schmerz, denn ſie zogen den Schluß daraus, Sylvia's Seelenleben müſſe ſehr getrübt ſein.

„Was wird noch die Welt aus ihr machen?“ ſagte Clariſſa niedergeſchlagen zu Vinzenz, ihrem geliebten Zwillings- und Seelenbruder.

„Wenn Weſen wie ſie, von dieſem Zauber der Erſcheinung und dieſem ſtark-egoiſtiſch gefärbten Charakter, vom Anker des Glaubens ihr Lebensſchifflein ablöſen, ſo muß es einen Schiffbruch für ſie geben; das iſt unvermeidlich!“ verſetzte er.

„O Vinzenz! wir müſſen ſuchen ſie davor zu bewahren! Wie freut es mich, daß Du Deine Examina in der Reſidenz zu machen haſt und im nächſten Winter dahingehen wirſt. Dann hat ſie doch einen Menſchen in ihrer Nähe, der an ihre Seele denkt.“

„Glaubſt Du, Clari, daß ihr das lieb ſein wird?“ fragte Vinzenz lächelnd; „iſt man ſelbſt nicht ſehr dazu geneigt, ſo weiß man ſelten einem andern dafür Dank.“

„Sei es ihr lieb oder leid — es tröſtet mich Dich in ihrer Nähe zu wiſſen, denn dieſe ganze Familie Grünerode macht mir einen etwas heidniſchen Eindruck mit ihrem Kultus der Weltgenüſſe und ihrer Exiſtenz auf dem platten Boden einer grenzenloſen und grenzenlos überſchätzten Behaglichkeit.“

„Und wie verkommt der Charakter und namentlich der Frauencharakter, in einer ſolchen Atmoſphäre!“ rief Vinzenz.

„Auch der Mann! er wird ſchlaff oder gemein,“ ſagte Clariſſa.

„Gewiß! aber nicht ſo wie die Frau! der Mann kann ſich durch ſeine Tätigkeit im öffentlichen Leben oder durch umfaſſende und vielfache Privatgeſchäfte einigermaßen vor dem Untergehen in Stumpfheit und Erſchlaffung bewahren. Habe ſeine Tätigkeit auch kein hohes Ziel, entſpringe ſie auch nicht aus einem edlen Streben, ſo bewegt er ſich doch in einem gewiſſen Kreiſe von Arbeit und von praktiſcher Tätigkeit, die ohnehin ſeine Lebensaufgabe iſt. Aber die Frau mit ihrer feinen zarten Organiſation, Clari — wird ſie in Spitzen, Juwelen und Modetand gründlich verpackt in die Salonluft verſetzt, welche ſie betäubt, in den Salongeiſt untergetaucht, welcher ſie berauſcht — werden ihre Kinder vom Lehrperſonal, wird ihr Hausweſen von der Dienerſchaft beſorgt — drängt ihr Reichtum ſie gleichſam in das geſellſchaftliche Leben als in den Kreis ihrer Hauptbeſchäftigung hinein: ſo muß ſie darin abſterben, weil ihre auf das Gemütsleben berechneten Fähigkeiten keine

Nahrung finden. Sie verhungert am Reichtum. Unzählige Frauen gehen in unſern Tagen an Leib und Seele zu Grunde durch Armut und Elend; — das weiß die ganze Welt und bejammert ihren Zuſtand. Aber unzählige auch durch den Reichtum — und das wird kaum beachtet. Jene müſſen ſich mit Arbeit überbürden um das nackte Leben zu friſten: zu dieſer ungeheuren Anſtrengung reicht ihre phyſiſche und ſittliche Kraft nicht aus. Dieſen fehlt es an der notwendigſten Arbeit und in der Gewohnheit der Trägheit verkommt ihre phyſiſche und ſittliche Kraft.“

„Welch eine traurige Vorſtellung;“ ſeufzte Clariſſa; „beſonders wenn ich bedenke, daß ſie im Zuſammenhang mit Sylvia mir entgegentritt.“

„Und ſie iſt durchaus nicht übertrieben,“ entgegnete Vinzenz; „ſie ſpringt ins Auge, wenn man nur ein wenig die geſellſchaftlichen Verhältniſſe überdenkt, die ſich zu Gegenſätzen von Reichtum und von Elend zuſpitzen, welche bisher nur in den letzten Zeiten des heidniſchen Roms ihres Gleichen hatten. Die Extreme ſind immer gefährlich, weil die allerwenigſten Charaktere Seelenſtärke genug haben um durch deren Einfluß nicht beſchädigt zu werden. Wo dieſe Seelenſtärke gefunden wird — da ruht ſie auf dem religiöſen Glauben. Meinſt Du, Clari, daß er in Kraft ſei in den Kreiſen, wo Sylvia lebt?“

„Weil ich vom Gegenteil überzeugt bin, Vinzenz, freut es mich ſo, daß Du in Sylvia's Nähe kommſt.“

„Ich habe nicht die mindeſte Luſt mich mit dieſen Grünerode's zu befaſſen, Clari. In keiner Weiſe paſſe ich zu ihnen. Du kennſt die Beſchränktheit meiner pekuniären Mittel; es iſt ſchwer damit in der Welt zu leben. Schon dieſer Grund wäre genügend um mich fern von ihnen zu halten und jetzt kommt noch eine gänzliche Verſchiedenheit der Prinzipien und der Lebensauffaſſung hinzu.“

„Das mag alles ſein, Vincenz! dennoch kannſt Du mit Deinem Ernſt, der nicht finſter — und mit Deiner Feſtigkeit, die nicht hart iſt, vielleicht einen guten Einfluß auf Sylvia gewinnen, denn die Saite des Gemütes klingt noch immer in ihr — und deshalb mußt Du doch das Grünerode'ſche Haus in der Reſidenz beſuchen.“ — —

Inzwiſchen bekam Sylvia einen ganz kläglichen Brief von ihrer Tante, welche ſie beſchwor, ihre Rückkehr nicht länger zu verſchieben. Es ruhe eine allzu ſchwere Laſt auf ihr; junge Schultern müßten ſie tragen helfen; Sylvia müſſe kommen. Nicht mit der Poſt kam dieſer Brief, ſondern die Baronin ſchickte ihn durch einen ihrer Diener, der die Weiſung hatte, Sylvia auf der Reiſe zu begleiten. Bertha wurde halb ohnmächtig vor Freude, als der gute Karl plötzlich in ihrer Manſarde erſchien.

„Sie kommen uns abzuholen, nicht wahr, Karl? nun, Gott ſei gelobt und gedankt!“ frohlockte ſie; „ein Jahr, ſechs Wochen und zwei Tage ſind wir nun ſchon auf Reiſen und es iſt doch nirgends ſo ſchön als bei uns! England, Tirol und Italien zuſammengenommen gefallen mir nicht halb ſo gut als unſer Park zu Grünerode. Hier aber iſt es fürchterlich, Karl! ſehen Sie nur dies Stübchen! . . . Alle Kleider zu Fräulein Mechtild's Ausſtattung ſind im Hauſe angefertigt und Fräulein Clariſſa bereitet ſelbſt die Mehlſpeiſen, wenn man etwas anderes als einen ordinären Pudding haben will. In der ganzen Stadt hat keine Familie eine Kammerjungfer meines Schlages. Ich bin hier einzig in meiner Art. Iſt das nicht merkwürdig? Und wie ſtillchen ging es letzthin auf Fräulein Mechtild's Hochzeit zu! Von einer Hochzeitsreiſe keine Spur! . . . Wie ganz geringe Leute blieben ſie im Ort! Nein, Karl! Hier iſt ein ſchreckliches Leben und ich begreife nicht Fräulein Sylvia, die es reizend findet."

Sylvia fand es in der Tat reizend, weil, wie Clariſſa richtig ſagte, die Gemütsſaite hier Anklang fand. Sie war für den Augenblick ſo überſättigt von dem Leben nach großem und reichen Zuſchnitt, in welchem ihr Herz ſo vielfach verwundet worden war, daß ihr ein häusliches Leben, wie ſie es in der Lehrbach'ſchen Familie traf, idealiſch erſchien. Miſtriß Dambleton war äußerſt gütig und liebreich für ſie geweſen, aber die mütterliche Art und Weiſe von Frau von Lehrbach hatte ſie nicht, und Vivian, Edward und John Dambleton ſamt ihrem Vater, flößten ihr nicht das Vertrauen ein, das ſie zu Herr von Lehrbach — noch das freundſchaftliche Gefühl, das ſie für ſeine Kinder hatte. Für Valentine fühlte ſie nicht mehr die mindeſte Sympathie, da dieſe in einem Meer von Selbſtſucht ſich bewegte — und mit Vernachläſſigung aller Pflichten einem Glück nachjagte, welches nur das Erzeugnis ihrer krankhaft überreizten Einbildungskraft war. Je mehr aber in Sylvia die Selbſtſucht ſich entwickelte, deſto mehr tadelte ſie dieſelbe und deſto läſtiger wurde ſie ihr bei andern.

„Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind nun zu Ende,“ ſagte Sylvia, indem ſie mit dem Brief der Tante ins große Familienzimmer trat.

„Wenn Eure Majeſtät uns nur heiterer verlaſſen,“ ſetzte Theobald die Parodie fort.

„Sie können wohl ſcherzen, denn Sie bleiben hier,“ erwiderte Sylvia.

„Und Du wirſt wiederkommen!“ rief Clariſſa.

„Ich hoffe ſehr, daß Du wiederkommen wirſt ... aber nicht nach ſechs Jahren, ſondern im nächſten Frühling,“ ſagte Frau von Lehrbach. „Hier iſt Deine Heimat, hier lebten und ſtarben Deine Eltern, hier iſt ihr Grab, hier ſtand Deine Wiege, hier findeſt Du Deine Jugenderinnerungen und Deine Jugendfreunde. Eine ſolche Stätte darf man nicht vernachläſſigen.“

„O wäre ich minder abhängig, wie gern würde ich verſprechen alljährlich zu kommen um mein Herz in der lieben Heimat zu erfriſchen!" rief Sylvia; „aber ich bin gebunden und es gehören gewiſſe verſtörende Ereigniſſe dazu um mich von der Tante zu entfernen, der ich unentbehrlich bin ... wie es ſcheint."

„Das iſt ſehr glücklich für Dich," ſagte Clariſſa.

„O mit nichten!" rief Sylvia bitter; „es macht mich zur Sklavin und mein Herz geht leer aus."

„Es iſt immer tröſtlich ſeine Pflicht erfüllt zu haben," ſagte Frau von Lehrbach ruhig; „und daß Du es tateſt wird durch Deine Unentbehrlichkeit bezeugt."

„O ließe ſich doch unſer Verlangen nach Glück mit der Pflichterfüllung abfinden!" ſeufzte Sylvia.

„Es iſt doch die einzige Weiſe, in welcher man das wahre Glück finden kann," verſetzte Frau von Lehrbach lächelnd.

„Und die einzige Weiſe, in welcher ich mir das Glück vorſtellen kann," ſetzte Clariſſa hinzu.

„Es kommt darauf an, welcher Art die Pflichten ſind," erwiderte Sylvia entſchieden; „widerſtreben ſie meinen Wünſchen und meiner Natur, ſo machen ſie mich ungücklich."

„Das heißt, dann werden ſie Dir zum Kreuz und die Gnade hilft Dir es zu tragen," ſagte Frau von Lehrbach ſanft.

Perſon in ihr gefunden zu haben, die unter den gegenwärtigen beſchränkten Verhältniſſen von Madame Orzelska ihr durchaus nöthig war; und Dorothee hatte einen Platz gefunden. Wo möglich gleich ſollte ſie nach Altdorf kommen, ſich dort etwas bei Corneliens Kammerfrau in die wichtigen Geheimniſſe, Kunſt- und Handgriffe der Toilette einweihen laſſen, und dann bei Madame Orzelska den Dienſt antreten.

Ganz beglückt kehrte Dorothee zu ihrem Bruder zurück. Er ſaß auf ihrem Platz vor dem Nähtiſch im Fenſter, und ſah auf den Wagen, die Pferde, den Jäger, und dachte: Werde ich nicht einſt etwas Aehnliches beſitzen? und, o Gott! weshalb kann dies Einſt nicht auf der Stelle eintreten? — Der Jäger ſchlug raſſelnd den Kutſchentritt herunter: Cornelie ſtieg ein. Sie trug einen einfachen Mantel von ſchwarzem Atlas, ein eben ſo einfaches ſchwarzes Sammethütchen und einen Muff von Zobel. Wie ſie unſcheinbar gekleidet iſt — dachte Leonor; manche Krämer- oder Bäckerfrau würde den ſchlichten Anzug ſehr verachten. Wieder ein Vorrecht der Reichen und Vornehmen den Prunk verſchmähen zu können! er iſt ihnen gleichgültig wie Alles was der Menſch vollauf haben kann. Wär ich reich, ſo müßte meine Frau immer Diamanten tragen! Das

„So ſollte es ſein!“ rief Sylvia ſchmerzlich; „aber ach! die ſchönen erhabenen Lehren des Chriſtentums verhallen auf dem Boden, den ich bei der Tante betrete.“

„Das ſollteſt Du ändern, Sylvia, das durchaus!“ ſagte Frau von Lehrbach immer ſehr ſanft; „die Freiheit, Deinen religiöſen Seelenbedürfniſſen nachzukommen, müßteſt Du gerade deshalb zu erringen wiſſen, weil Du unentbehrlich biſt.“

„Aber das iſt ungeheuer ſchwer in einer Umgebung, die von religiöſen Bedürfniſſen ſo wenig Begriffe hat, wie von den Antipoden. Sie iſt ſo abgeſtorben für jene Richtung, daß ſie gar nicht weiß, von welcher Sache man eigentlich ſpricht und was man mit ihr beabſichtigt. Das lähmt mich.“

„Es wäre vielleicht jetzt ein günſtiger Augenblick,“ ſagte Frau von Lehrbach, „um eine gewiſſe Selbſtändigkeit in dieſem Punkt zu beanſpruchen, da Du ſie ohne Zweifel im Hauſe der Miſtriß Dambleton genoſſen haben wirſt. Ein Jahr der Abweſenheit kann eine große Veränderung hervorbringen, wenn man ſich klug, feſt und ruhig benimmt.“

Sylvia brach das Geſpräch ab, weil ſie ſich heimlich eingeſtehen mußte, daß ſie im Hauſe der Miſtriß Dambleton nichts als die größte Gleichgiltigkeit in Beziehung auf Religion an den Tag gelegt habe. Erwachte ſie jetzt aus ihrer Lethargie, ſo war das weniger eine Bekehrung zum Glaubensleben, als ein natürliches Wohlbehagen, das ſie im Kreiſe dieſer glaubens- und liebewarmen Herzen empfand. Es war ein feiner, ein höherer Genuß, den ſie willkommen hieß. Die Blumen gefielen ihr; aber das Erdreich pflegen, aus welchem ſie hervorwuchſen — das gefiel ihr durchaus nicht; denn ſie hatte ein Idol, das ihr lieber als alles andere war, und das ſie in dem Maß höher ſchätzte, als ſich die Welt zwiſchen ihr armes verwundetes Herz und Gott drängte. Dies Idol — hieß Sylvia.

ENDE

Inhalts-Verzeichnis.

Die erſte Jugend.

	Seite
Am 13. Oktober 1858	3
Eine arme Waiſe	13
Diamanten und Verwandte	27
Ein Goldſtück und dreihundert Francs	45
Kleider machen Leute	55
Ein Schneeſturm und deſſen Folgen	71
Auf dem Neujahrsball	88
Stille Liebe	97
Ein zärtlicher und weiſer Vater	113

Die ſpätere Jugend.

Wie man Baron wird	131
Wie man vermählt wird	141
Eine unglückliche Gattin	156
A la Marie Stuart	167
Wünſche, die ſich kreuzen	183
Lia für Rahel	204
Nach Italien	217
Zwiſchen alten Freunden	230

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie:

Romane und Gedichte:

Band	
1—2	Maria Regina. 2 Bde.
3—4	Doralice. 2 Bde.
5—6	Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8	Peregrin. 2 Bde.
9—10	Eudoxia. 2 Bde.
11—12	Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14	Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16	Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18	Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20	Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22	Nirwana. 2 Bde.
23—24	Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26	Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28	Wahl und Führung. 2 Bde.
29	Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30	Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jeruſalem.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Erneſt Renan.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche.

2. Band: Die Väter der Wüſte.

3. Band. Die Kirchenväter.

Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche.

4. Band: Die Kirchenväter.

Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Aus Jeruſalem.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Die Liebhaber des Kreuzes. 2 Bde.

Leben der hl. Thereſa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Kloſtergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert.

117,816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Geſammelte Werke.

1. Serie: 14. Band.

Die Geſchichte eines armen Fräuleins.

Zweiter Band.

Regensburg. [1903]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Geſchichte eines armen Fräuleins.

Herrlichſte ſollte das Geliebteſte ſchmücken!.... O die Wonne zu den Füßen eines ſchönen Weibes ſolche Schätze hinzuwerfen! es liebt ſeiner zarten Natur nach die Verweichlichung, den Glanz, üppige Bequemlichkeit. Es liebt den, der das bietet. Wer arm iſt darf nicht lieben .... nicht hoffen auf eine glückliche Liebe. Ja, grade ſo hab ich vor anderthalb Jahren in Altdorf gedacht und empfunden, die Gräfin bewundert, den Grafen glücklich geprieſen. Seitdem ſind Ereigniſſe eingetreten, welche die alte Welt aus ihren Angeln zu heben ſchienen: möge ſie alt oder neu ſein, Eines bleibt ewig ſich gleich — der Arme iſt elend, der Reiche iſt glücklich.

„Nun, Gott ſei Dank! rief Dorothee freudig ins Zimmer tretend, es iſt Alles abgemacht, Leonor! Da ich gut zu ſchneidern und perfekt zu nähen verſtehe, ſo giebt mir die Frau Gräfin jährlich 60 Thaler; für nichts was den Lebensunterhalt betrift brauch ich einen Pfennig auszugeben! — aber ich bleibe nicht bei ihr, was mir recht leid thut, ſondern ſie tritt mich einer Freundin ab, einer unglücklichen polniſchen Dame, die nicht deutſch verſteht und mit der ich franzöſiſch radebrechen ſoll. Das hätte ich wirklich nicht gedacht, daß das Bischen Franzöſiſch welches ich von der guten Mutter gelernt habe,

Die Blüten fallen.

Ernſte Mahnung.

In einem äußerſt eleganten Zimmer ſaß eine junge Dame in einem äußerſt eleganten Morgenanzug und las mit großer Aufmerkſamkeit. Es klopfte an ihre Tür und auf ihr etwas unmutiges Herein! erſchien ein Diener, überreichte ein Billet von Gräfin Weldensperg und meldete, daß der überbringer auf Antwort warte.

„Soll warten!“ lautete die kurze Antwort und nachdem ſie das Billet überflogen hatte, las ſie weiter.

Man klopfte wieder an und herein trat die Beſchließerin mit einem großen Buch in Quartband und ſagte:

„Frau Baronin läßt bitten, dieſe Rechnungen genau durchzuſehen. Ich glaube nicht, daß ein Fehler vorkommt, aber“ . . . —

„Schon gut! legen Sie das Buch auf meinen Schreibtiſch.“

Abermaliges Klopfen. Ein Diener meldete, der junge Baron Harry laſſe um einen Beſuch bitten, denn er ſei krank, liege im Bett und ſterbe vor Langweile. Zu gleicher Zeit erſchien die Kammerfrau. Die Frau Baronin ließ das Fräulein bitten zu erſcheinen, denn drei Billets müßten geſchrieben werden.

„Schon gut . . . ich komme,“ lautete die Antwort an den Diener und die Kammerfrau.

Die Leſerin dachte nicht daran ſich aus ihrem Lehnſtuhl zu erheben und ihr intereſſantes Buch beiſeite zu legen. Nach einer halben Stunde erſchien abermals die Kammerfrau, trug die dringende Bitte der Frau Baronin vor und fügte hinzu, jetzt gäbe es vier Billets zu ſchreiben.

„Und das meine dazu — macht fünf!“ rief Sylvia unmutig aufſpringend. „Mein Gott! . . . ich kann wirklich mit dem Barbier von Sevilla ſingen: „Figaro hier! Figaro dort!“ — Welch ein Leben! . . . welche Sklaverei! . . . keine Minute Ruhe! . . . Für jedermann muß ich bereit ſein wie eine Magd und was habe ich dafür? — — Ein Gefängnis mit vergoldetem Gitter und Riegel!“

Sie ging zur Tante.

„Aber Liebchen, wo bleibſt Du denn?“ rief dieſe ihr kläglich entgegen: das ganze Vorzimmer ſitzt voll Diener, die auf Antwort warten.“

„Laß ſie warten, liebe Tante! das iſt ihr Beruf!“ ſagte Sylvia gleichgiltig.

„Sehr gern, Liebchen . . . aber Du weißt, Dein Onkel wartet nicht gern mit dem Frühſtück.

alſo müſſen wir eilen, um bis zwölf Uhr fertig zu ſein.“

Sylvia ſetzte ſich an den Schreibtiſch der Tante, überflog die Billets, welche dort in Reihe und Glied lagen und ſchrieb die Antwort nach Angabe der Baronin. Es war kaum halb 12 Uhr als ſie fertig war.

„Was würdeſt Du wohl ohne mich anfangen, Tante?“ ſagte ſie ſcherzend.

„Gott wird es wiſſen! ich weiß es nicht!“ ſagte die Baronin; — „aber ich habe Dich ja!“

„Xaverie hat mich zu einem Spazierritt eingeladen, Tante, doch ich nehme ihn nicht an, denn Herr von Lehrbach hat heute Zeit mich zu beſuchen — und ich ziehe die Unterhaltung mit ihm Xaveriens fadem Geſchwätz vor.“

„Halte das wie Du willſt, Liebchen.“

„Ich bin Dir ſehr dankbar, liebe Tante, daß Du mir erlaubſt, Herrn von Lehrbach jederzeit im kleinen Salon zu empfangen, denn er iſt mit Arbeiten dermaßen überhäuft, daß er ſich ein freies Stündchen gleichſam ſtehlen muß.“

„Warum ſollte ich das nicht erlauben, Liebchen? Du biſt ſechsundzwanzig Jahre alt, haſt Welterfahrung und Takt; — alſo kann ich Dich unmöglich wie ein kleines achtzehnjähriges Perſönchen behandeln. Hat man einmal ein Vierteljahrhundert hinter ſich, ſo begehrt man etwas Freiheit zu genießen. Und dann iſt ja Herr von Lehrbach ein ſehr braver Mann . . . jünger als Du“ . . . —

„Nein, Tante, das nicht! Er, ſeine Zwillingsſchweſter und ich — wir haben einen und denſelben Geburtstag, den erſten Mai 1840.“

„Es iſt nun einmal ſo, Liebchen: ein Mann von ſechsundzwanzig Jahren macht einen jüngeren Eindruck, als ein Mädchen des nämlichen Alters. Er hat kaum ſeine volle Entwickelung erreicht; für ſie iſt die ſchönſte Jugendblüte vorüber.“ — —

Dies eben war Sylvia's ſtiller Gram: die ſchönſte Jugendblüte war für ſie vorüber. Sie war in der Geſellſchaft nicht mehr die bezaubernde, die hinreißende Sylvia. Seit acht Jahren kannte man ſie. Der Reiz der Neuheit, der den Salontriumphen ſo günſtig und nicht ſelten deren Urheber iſt, ſchmückte ſie nicht mehr. Sie war noch immer wunderſchön; allein die Gewohnheit bewirkte, daß dieſe Schönheit nicht auffiel. Jüngere Perſonen, die gar nicht ſchön, aber in erſter friſcher Jugend waren, ſtellten ſie in Schatten, machten mehr Aufſehen als ſie, vermählten ſich; — während doch andererſeits Xaverie noch immer die gefeierte Königin der Eleganten, obſchon dem dreißigſten Jahr ganz nahe war. Aber Xaverie war die reiche Gräfin Weldensperg, die das glänzendſte Haus machte, die amüſanteſten Feſte, die beſten Diners und Soupers gab. Dieſe ſoliden Eigenſchaften ſicherten ihr bis in's graue

Alter den Scepter in der Geſellſchaft. Das alles ſah Sylvia; das alles lernte ſie verſtehen; das alles hatte ſie nicht. Eiferſucht, Mißgunſt, Verachtung anderer, Überſchätzung ihrer ſelbſt, Bitterkeit, trotziger Stolz zogen wie ſchwarze Faden durch ihr armes, nur an Enttäuſchungen reiches Herz. Sie fühlte ſich grenzenlos unglücklich und wußte keinen Ausweg aus ihrer drückenden Lage. Den flüchtigen Gedanken, den ſie einſt gegen Miſtriß Dambleton ausſprach, in England eine Stelle als Muſiklehrerin oder Gouvernante zu ſuchen, hatte ſie längſt aufgegeben. Es war eine vorübergehende Exaltation geweſen, eine Folge der Kränkung, die Tieffenſtein ihr zugefügt hatte. Sie wähnte damals, es ſei ihr unmöglich ihn je wiederzuſehen und mit ihm als mit einem Verwandten zu verkehren; aber die italieniſche Reiſe mit dem beſtändigen Wechſel der Bilder und Eindrücke, begann die Aufregung ihrer Gefühle zu beruhigen und als ſie bei ihrer Heimkehr das Tieffenſtein'ſche Ehepaar ſah, wurde ſie ganz ruhig, denn das Schickſal hatte ſie gerächt: Wilderich und Iſidore führten eine jammervolle Ehe. Er hatte ſich an eine ungeliebte Frau verkauft — und Iſidore, welche mit einer Leidenſchaft für ihn Komödie geſpielt hatte, war wirklich in dieſe Leidenſchaft geraten und fühlte ſich maßlos unglücklich durch ſeine Gleichgiltigkeit. Ihr Vater kannte Iſidorens Neigung zur Sparſamkeit ſo gut, wie

Wilderich's Verſchwendungsſucht. Da hauptſächlich er es war, der dieſen Hausſtand unterhalten mußte, ſo bezahlte er Wilderich's Schulden und machte dann Iſidore zur Schatzmeiſterin, indem er ihr und nicht ihrem Mann, die Jahrgelder ausbezahlte, zu denen er ſich verpflichtet hatte. In dieſer Einrichtung ſah der Baron einen Zügel für ſeinen Schwiegerſohn; Iſidore ein Mittel, um ihren Mann zu feſſeln; Wilderich eine ſchwere Beleidigung von Seiten ſeines Schwiegervaters und eine unausſprechlich gemeine Geſinnung von Seiten ſeiner Frau. Er verachtete ſie und ſie vergötterte ihn, d. h. ſeine Perſon, ſeine intereſſante Erſcheinung, ſeine Haltung, ſeine Redeweiſe, ſein Äußeres. Wilderich hätte ſich dieſe Vergötterung nicht ungern gefallen laſſen, wenn Iſidore in irgend einer Richtung eine ausgezeichnete Frau geweſen wäre. Da dies aber durchaus nicht der Fall und ſie ebenſo geiſt- als reizlos war, fühlte er ſich förmlich gedemütigt und äußerſt unangenehm berührt, ſo daß ihm ſeine Schweſter fortwährend Vorſtellungen machen mußte, damit er wenigſtens die äußern Rückſichten gegen Iſidore beobachte.

„Ich kann es nicht länger aushalten . . . ich muß fort von hier oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen!" mit dieſen Worten trat er eines Tages in Xaveriens Morgenzimmer und warf ſich in einen Lehnſtuhl.

„Poſſen, Wilderich!“ erwiderte ſie ruhig.

„Eiferſüchteleien, Anſprüche, Klagen, zärtliche Vorwürfe, — das ſind freilich Poſſen in den Augen verſtändiger und nüchterner Eheleute. Aber ſie aushalten zu müſſen iſt eine Folter und mit nichten eine Poſſe! . . . Ich bin der unglückſeligſte Menſch auf Erden . . . und das iſt Deine Schuld!“

„Ach Gott, faſele doch nicht, Wilderich! Dein Zuſtand war ja ein ganz unhaltbarer, ehe Du Iſidore heirateteſt . . . und wo wären Eltern geweſen, nämlich reiche Eltern, die ſich entſchloſſen hätten, Dir ihre Tochter zu geben, Deine Schulden zu bezahlen und Dich und Deine Familie zu erhalten? Ich kannte nicht ſolche Eltern und Du kannteſt auch keine. Da fügt es der Himmel, daß die gute Iſidore eine Leidenſchaft für Dich faßt“ . . . —

„Schweige, ich bitte Dich! dieſe Leidenſchaft Iſidorens iſt die größte Demütigung meines Lebens!“

„Aber ſie iſt eine Tatſache und Du verdankſt ihr eine anſtändige Stellung in der Geſellſchaft, die der Schuldenmacher denn doch mit der Zeit verliert.“

„Die Grünerode waren herzlich froh, ihre unliebenswürdige Tochter in unſeren Kreis hineinzubringen!“

„Das waren ſie und das gehört eben zu den die es ſo gern ſprach, mir noch zu einem Unterkommen behülflich ſein würde!“

„Ich ſagte Dir vorher, entgegnete Leonor, daß Du gar nicht nöthig hätteſt grade Kammerjungfer zu werden! Dein Franzöſiſch würde ausgereicht haben um Dir bei Kindern einen Platz zu verſchaffen ....“ —

„Gott behüte die armen Kinder vor meinem Franzöſiſch! unterbrach Dorothee ihn lachend. Meine Sorge iſt die, daß meine polniſche Herrſchaft mich gar nicht verſtehen wird. Ach Leonor, ſei doch ein klein wenig zufrieden; ich bin es ſo ſehr! ſo ſehr!“

„Mögteſt Du es bleiben, meine gute Dorel, ſagte er und drückte ihre Hand; Du weißt ja noch gar nicht in welche Abhängigkeit Du geräthſt, noch welchen Launen Du ausgeſetzt ſein wirſt. Das Joch der Dienſtbarkeit iſt ſchwer! — Bis jezt hatteſt Du eine mühſelige, arbeit- und ſorgenvolle Exiſtenz, das iſt wahr; hatteſt Du aber Dein Tagewerk vollbracht, ſo warſt Du Dein eigner Herr, konnteſt thun und laſſen was — und kommen und gehen wie Du wollteſt: das iſt nun vorbei! Du mußt lernen gehorchen, Dich fügen, Befehle vollziehen; ſolche Damen ſind eigenſinnig, launenhaft, voll Grillen...“ —

„O das glaub ich nicht von der Gräfin! rief Dorothee. Sie ſprach ernſt aber freundlich. Sie

Fügungen des Himmels, welche Dir ſo günſtig ſind" . . . —

„Daß ich mein Leben verwünſche! mein Leben an der Seite dieſer Frau! . . . Und ich bin erſt vierunddreißig Jahre alt!" . . .

„Haſt Du denn gewähnt man könne in der Ehe leben ohne einige Opfer zu bringen?"

„Wenn Du von Opfern ſprichſt, Xaverie, ſo muß ich lächeln."

„Da haſt Du ſehr Unrecht! Es iſt ſchwer, ſich beſtändig fügen zu müſſen — und das muß die Frau, der Form nach — wenn ſie dem Weſen nach ihren Willen auch zur Geltung bringen will. Der Mann iſt immer geneigt ohne weiteres zu deſpotiſieren und den Teil ſeines Schickſals, der ihm nicht behagt, über Bord zu werfen. Es iſt Dir ſehr heilſam, wenn Du dies als eine Unmöglichkeit einſehen lernſt und Dich mit Deinem Schickſal, wie es nun einmal iſt, befreundeſt."

„Mit Deinem kühlen Herzen, Xaverie, mag Dir das leicht werden. Ich aber habe ein warmes . . . ein heißes Herz" . . . —

„Iſt mir zur Genüge bekannt, guter Wilderich. Aber ich bitte Dich, laſſe das Herz beiſeite! Möge es kalt, lau oder heiß ſein, es verwirrt die Verhältniſſe des Lebens, während ein praktiſcher Verſtand ſie ordnet. In eine ſolche Ordnung biſt Du eingetreten auf meinen Betrieb und mit Deiner

Zuſtimmung. Jetzt ſei ſo gut und verbleibe darin. Haſt Du ſchon einen Plan für den Sommer gemacht?“

„Ja! ich beabſichtige eine Reiſe nach Afrika zur Löwenjagd und an den Nordpol zum Wallfiſchfang,“ verſetzte Wilderich wütend und verließ Xaverie.

Sie ließ ihn gehen und ſprach gelaſſen bei ſich ſelbſt: Er wird ſich gewöhnen wie ich mich gewöhnt habe. Man muß nur das Herz mit ſeinen raſtloſen Anſprüchen raſtlos betäuben durch alle Mittel, welche uns die Welt zu Gebote ſtellt — aber! ohne ſie zu mißbrauchen.

Dies war die Lebensphiloſophie der ſchönen Gräfin Xaverie.

Sie war noch immer mit Sylvia befreundet, allein die große Intimität hatte aufgehört. Xaverie fand, daß Sylvia nicht mehr der erſte Schmuck ihres Salons ſei und Sylvia hatte die Überzeugung, daß Xaverie gegen ihre Verbindung mit Tieffenſtein gewirkt habe. Das kränkte und verſtimmte ſie. Die Freundſchaft war eben ſo falſch für ſie geweſen wie die Liebe. Nie hatte man ein wahres Gefühl für ſie gehabt! immer hatte man ſie leicht vergeſſen können! immer hatte man ſie — oder hatte ſie ſich ſelbſt getäuſcht! Gab es denn gar keine wahre und dauernde Empfindungen? Hatte nichts Dauer, als der Wechſel der Illuſionen? Es gingen ihr in der Stille namenloſe

Troſtloſigkeiten durch die Seele, die ſie nur durch eine hohe moraliſche, vom Glauben getragene Kraft hätte bemeiſtern können. Dieſe Kraft fehlte ihr. Sie machte es ſtatt deſſen wie Xaverie und ſuchte ſich durch die Mittel zu zerſtreuen, welche die Welt ihr bot. Allein das Gefühl ihres Elends wich nicht von ihr.

Vinzenz von Lehrbachs Anweſenheit in der Reſidenz war ein großer Troſt für Sylvia. Sie ſah in ihm einen jungen Mann, der ganz und allein auf ſich ſelbſt angewieſen war, um ſein Fortkommen zu gründen. Er hatte weder Vermögen noch Protektion auf dem mühſamen Wege zum Staatsdienſt. Sein Vater, deſſen Einkünfte ſich auf ſeinen Gehalt beſchränkten und der Theobald auf der Univerſität erhalten mußte, konnte ſeinem älteſten Sohne nur ein knappes Jahrgeld geben, ſo daß Vinzenz alles entbehrte, was außerhalb der eigentlichen Lebensbedürfniſſe lag und auf Unterhaltungen und Erholungen verzichten mußte, welche die Jugend liebt. Er ging nie in Abendgeſellſchaften, nie ins Theater, denn das zog mancherlei Ausgaben nach ſich, die ſein Budget nicht zuließ. Nur ungern und nur auf den ausdrücklichen Wunſch der Seinen war er im Grünerode'ſchen Hauſe erſchienen, weil ſie wünſchten, er möge zuweilen Sylvia ſehen.

„Sylphide," ſagte der Baron, „Dein Jugendfreund gefällt mir ſehr gut, iſt ein arbeitſamer junger Mann, macht keine Anſprüche an Lebensgenüſſe, könnte ein gutes Vorbild für Edgar ſein, der ſich bei zwanzig Jahren wie ein kleiner Sardanapal gerirt.“

„Mir gefällt er auch,“ ſagte die Baronin, „denn er ſprach mit großer Liebe von ſeiner Mutter. Schade, daß er ſo ungeheuer viel arbeiten muß.“

„Nicht ſchade, ſondern ſehr heilſam!“ verſetzte ihr Eheherr: „die angeſtrengte Arbeit macht die tüchtigen Männer.“

„Ja, Onkel, wenn ſie dabei ein tüchtiges Ziel und nicht den bloßen Broterwerb im Auge haben, denn ſonſt müßte jeder Holzhauer, jeder Taglöhner, jeder Fabrikarbeiter ein tüchtiger Mann ſein,“ entgegnete Sylvia.

„Und davon iſt das Geſindel denn freilich weit entfernt,“ erwiderte der Baron halb verächtlich und halb ingrimmig. „Übrigens verſteht es ſich von ſelbſt, Sylphide, daß ich, wenn ich von tüchtigen Männern rede, Gentlemen im Auge habe.“

Sylvia hatte den Rat der Frau von Lehrbach, ihre Unentbehrlichkeit zu benutzen, um ſich Freiheit zu verſchaffen, nicht in dem Sinn befolgt, wie er ihr erteilt worden war. Die linde Luft des religiöſen Lebens, die warm und weich ihr Herz berührte, war ſchnell verweht. Sie fühlte ſich zwar höchſt unglücklich; doch anſtatt ihren Troſt in einer Region zu ſuchen, die über der Welt lag, klammerte ſie ſich nur um ſo feſter an die Welt an; und weil ſie meinte, dieſe und jene Menſchen und Verhältniſſe hätten ihr trauriges Schickſal verſchuldet: ſo ſuchte ſie andere Menſchen und andere Verhältniſſe, durch welche ſie glücklich und zufrieden werden könnte. In ihren äußeren und inneren Schickſalen einerſeits die Hand Gottes, andererſeits das Gewebe eigener Schwäche und Hinfälligkeit zu ſehen — dieſe Auffaſſung war ihr mit dem Glauben abhanden gekommen, ſie wußte nicht wie. Als ob ein herrliches Marmorbild dem zerſtörenden Einfluß der Zeit und den Unbilden der Elemente ausgeſetzt geweſen wäre und nichts mehr von ſeiner früheren Schönheit aufwieſe als einige edle Bruchſtücke: ſo unharmoniſch ſah es in ihr aus; und weil ſie das fühlte, — denn ſie war noch lange nicht zu dem Punkt gekommen, wo Gleichgiltigkeit gegen dieſen Zuſtand eintritt — wendete ſie ſich von dem Anblick ab, und ſchloß mehr und mehr ihr Auge für alles, was das Seelenleben betraf. Dennoch behielt ſie eine warme Teilnahme für Vinzenz von Lehrbach, der doch nichts von dem war, was ſie und was die Welt ſchätzte: nicht reich, nicht elegant, nicht ſchön, nicht zu Hauſe in den ariſtokratiſchen Salons, nicht bekannt im exkluſiven Klub, nicht ein Held des Sport und des Turf. Wie war das möglich? ſie begriff es nicht. Es mußte die Macht freundlicher

Erinnerungen aus der lieben Jugendzeit ſein; — oder vielleicht, daß er, wenn auch in untergeordneter Weiſe, doch ganz anders war als die Männerwelt, mit der ſie verkehrte.

„Wie geht es Ihnen? Sie waren lange nicht hier,“ ſagte Sylvia freundlich, als ſie in den kleinen Morgenſalon eintrat, in welchem Vinzenz ſie erwartete.

„Es geht mir gut,“ verſetzte er, „aber die Zeit iſt mir knapp zugemeſſen. Ich ſoll, wie es ſcheint, ſtets daran erinnert werden, daß ſie äußerſt koſtbar und äußerſt flüchtig iſt.“

„Sprechen die Arbeiten Sie an, die Ihre Zeit ſo ſehr in Anſpruch nehmen?“

„Sie gehören zu meinem Beruf. Wer eine beſtimmte Laufbahn betreten will, muß ſich rüſten, um für ſie tüchtig zu ſein. Ohne Selbſtüberwindung und ohne Kampf mit anderen Neigungen — folglich ohne einige Mühe und Langweile geht das nicht ab. Mich intereſſieren die großen gewaltigen Fragen, welche die Zeit bewegen, viel mehr, als die Streitfrage eines Prozeſſes um drei Morgen Land, deſſen Akten ich zu durchleſen habe, während ich jene Fragen ſtudieren und ergründen möchte. Doch was hilft’s; man muß ſeine Schuldigkeit tun! dazu iſt man auf der Welt.“

„Gewiß! . . . aber doch auch um glücklich zu ſein!“ rief Sylvia.

„Was verſtehen Sie unter Glück?“

„Die Befriedigung unſerer edelſten Neigungen,“ verſetzte ſie raſch.

„Dieſes Glücks können wir uns verſichern, denn unſere edelſte Neigung iſt ſicherlich die: uns in Übereinſtimmung mit unſerer Beſtimmung zu bringen. Ob das aber unſere vorherrſchende Neigung iſt, das möchte ich eher bezweifeln als behaupten.“

„Iſt es die Ihre?“ fragte Sylvia lächelnd.

„Ich maße mir nicht an, zu den Ausnahmen zu gehören. Doch ſei ſie auch auf ein ganz kleines Plätzchen im Hintergrund meiner Seele gedrängt — ſie iſt da! ſie regt ſich! ſie läßt mir keine Ruhe! ſie proteſtiert gegen dieſe Scheinbefriedigungen, die ich finde, indem ich anderen Neigungen folge und ſpricht unabläſſig: Du biſt auf der Fährte eines falſchen Glücks. Dein wahres Glück iſt deine wahre Beſtimmung: es iſt deines Willens Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes. — — Und dahin ſtreb’ ich.“

„Das iſt ein ernſtes Glück,“ ſagte Sylvia.

„Das verſteht ſich! das Leben iſt ernſt.“

„Sie machen mich noch ſchwermütiger, als ich ohnehin ſchon bin,“ erwiderte ſie faſt unmutig.

„Ohne meine Schuld, denn ich bin es nicht, der das Leben ſo eingerichtet hat wie es iſt. Es iſt kurz, es iſt ungewiß, es iſt voll Gefahren, es iſt ein Weg, der zu zwei entgegengeſetzten Zielen führt, und es iſt unſerer freien Wahl anheim gegeben, ob wir das ſelige, ob das unſelige Ziel erreichen wollen. Iſt das nicht ernſt?“

„O furchtbar ernſt!“ rief Sylvia.

„Würden Sie es vorziehen in einer Geſſnerſchen Schäferwelt zu leben?“

„Nein! deren idylliſche Fröhlichkeit iſt fade. Aber es müßte einen Mittelzuſtand für uns geben.“

„Den gibt es auch; nur iſt er nicht andauernd, weil alles hienieden dem Wechſel und Wandel unterworfen iſt. Der Menſch hat frohe Stunden, friedliche Tage, ſüße und edle Freuden, die ihm ſo viel Mut, Kraft und Hoffnung geben, als er nötig hat, um beharrlich ſeinen Weg fortzuſetzen. Er hat in der Kindheit Vaterhaus und Familienleben; er hat in der Jugend — die Jugend, dies wunderbare Gottesgeſchenk, deſſen feurige Beweglichkeit und elaſtiſche Spannkraft ihm Dinge möglich machen — möglich zu leiſten, möglich zu tragen — die er ſelbſt nach vierzig Jahren für nicht möglich hält. Er hat als Mann ſeinen Beruf, ſeinen ſelbſterwählten Pflichtenkreis, ſein Streben ihn möglichſt vollkommen auszufüllen — und er hat als Greis und bis zum Tode ſein gutes Bewußtſein, während ſich ein junger Familienkreis um ihn bildet. Das gibt denn ein Gemiſch von Sorgen und Zufriedenheit, von Kummer und Freuden, von Anſtrengung und Raſt, von Mühſal und Erquickung, die das allgemeine

Gewebe bilden, welches Menſchenleben heißt, und welches für den einen mehr, für den anderen minder, bald mit roſenroten, bald mit ſchwarzen, bald mit goldenen und bald mit aſchgrauen Fäden durchwirkt iſt."

Sylvia hatte aufmerkſam zugehört und traurig und immer trauriger ſchaute ſie ihn an. An ihren Wimpern hingen Tränen als ſie mit zitternder Stimme antwortete:

„Ich möchte Sie beneiden, daß Sie ſo klar und ruhig das Leben betrachten. Ich kann es nicht. Ich trat hinein mit tauſend Illuſionen, mit tauſend goldigen Wolkengebilden, die ich für Sonne und Sterne hielt und die ſich vor meinen Augen entfärbten und in einen grauen Nebel verwandelten, der jetzt verdüſternd durch meine Seele wogt."

„Es gibt ſolche Zeiten, doch ſie gehen vorüber," ſagte Vinzenz tröſtend.

„Wiſſen Sie das aus eigener Erfahrung? Das würde mich tröſten."

„Ihre Enttäuſchungen hatte ich nicht, wohl aber die meinen . . . und ſie waren die bitterſten, die man haben kann, denn ſie betrafen mich ſelbſt. Ich wähnte ein kleiner Titane zu ſein, befähigt den höchſten Himmel des Geiſtes im Flug zu erſtürmen — und ich erkannte mich als ein ganz gewöhnliches Menſchenkind, das im Staube des Alltagsweges mit ſaurer Mühe den Alltagsſchritt inne zu halten hat. Das gab tüchtige Demütigungen, die zuweilen in Entmutigungen ausarten wollten, bis ich mich entſchloß mich als einen Alltagsmenſchen zu betrachten und zu behandeln, von welchem der liebe Gott nichts weiter verlangt, als daß er ſeine beſcheidene Carriere als rechtſchaffener Mann mache und ſeine Seele rette. Dieſer Entſchluß gar mir Ruhe und die Ruhe gibt Kraft."

„Das klingt, als ſei es wenig . . . aber vielleicht iſt es ſehr viel," ſagte Sylvia: „von allen Menſchen, mit denen ich lebe, mögen es Verwandte oder Freunde ſein, denkt ſchwerlich irgend einer daran ſeine Seele zu retten."

„Und was tun Sie?"

„Ach, ich weiß zuweilen gar nicht, ob ich eine Seele habe," antwortete ſie ſcherzend, weil ſie keine ernſte Antwort geben wollte.

Sie ſtand auf und ſagte traurig:

„Ich bitte, kommen Sie bald wieder . . . aus Mitleid! Es ſieht alles um mich her ſo glänzend aus, es geht mir äußerlich ſo gut, ſo bequem, daß niemand ahnt, wie mir innerlich zu Sinn iſt. Man begreift und beklagt das materielle Elend; man iſt erſchüttert, wenn man von jenen Armen hört, die in London vor Hunger umkommen. Aber wer begreift und beklagt die Unglücklichen, die im materiellen Überfluß vor Hunger nach etwas beſſerem verſchmachten? — niemand! — Es geht ihnen ja ganz excellent! Alle Weltfreuden ſtehen ihnen ja zu Gebot! Warum ſind ſie nicht zufrieden? Sie ſagte: Leichte Hände ſind angenehm zur Bedienung und geſchickte zur Arbeit, aber Umſicht, Ergebenheit, pünktliche Sorgfalt, Treue und Verſchwiegenheit ſind mir lieber, und finde ich ſie, ſo habe ich gern Nachſicht wenns im Uebrigen fehlt. Das klingt nicht nach Launen und Grillen."

„Verſchwiegenheit empfahl ſie Dir!" fuhr Leonor auf.

„Ja natürlich! ſie will nicht daß über Alles geplaudert werde, was im Schloß paſſirt und was zwiſchen den Herrſchaften ſelbſt vorfällt."

„Sagte ſie das ausdrücklich?"

„Nein! aber ich kann mir vorſtellen daß ſie es gemeint hat, und da iſt ſie bei mir auch gerade an die Rechte gekommen."

„Nun wer weiß Dorel, was Du für Entſetzlichkeiten wirſt verſchweigen müſſen! Armes Kind! es iſt ſündlich daß ich es zugebe."

„Nein, Leonor, es iſt nur ſündlich daß Du immer wieder von vorn anfängſt und mich abängſtigſt anſtatt mich zu ermuthigen."

Er ſah ſein Unrecht ein, doch immer überwältigte ihn unbezwinglicher Groll gegen die Nothwendigkeit. Er war recht zufrieden als am nächſten Morgen dringende Botſchaft Dorothee nach Altdorf beſchied, ſo daß er einige Stunden nach ihrer gefallen ſich in ſchwärmeriſchen Grillen! ſie ſind nervös exaltiert! — Dergleichen liebreiche Urteile fällt man über ſie. Deshalb ſchweigt ein ſolcher Armer und ſucht mit dem Gram fertig zu werden. Aber das können Sie mir glauben: es gibt Momente, in denen ich die Bettlerin auf der Gaſſe beneide, weil es mich leichter dünkt den phyſiſchen Hunger zu ertragen, als den Hunger des Herzens nach Verſtändnis — nach wahrem Glück . . . denn Sie mögen ſagen, was Sie wollen — es iſt ein wahres, ein wirkliches, ein echtes Glück: Übereinſtimmung der Gedanken und Gefühle, der Anſichten und Beſtrebungen zu finden. Das weiß der am beſten, der ſie bitter vermißt! Sie denken in vielen Dingen anders, vielleicht richtiger als ich, denn Sie ſind beſſer als ich. Aber das drückt mich nicht. Im Gegenteil! mich verlangt danach zu einem Menſchen mit einer gewiſſen Ehrfurcht aufzuſchauen . . . es ſtärkt und ermuntert mich! — Alſo bitte! ſeien Sie barmherzig und kommen Sie recht oft zu mir. Vielleicht gelingt es Ihnen meine hinfällige Seele aufzurichten.“

„Das vermag nur Gott und ſeine Gnade,“ erwiderte Vinzenz.

„Nennen Sie es wie Sie wollen!“ bat ſie und hob flehend die Hände auf: kann ein Menſch dem anderen zu ſeinem Fortkommen in der Welt behilflich ſein und wird eine ſolche Nächſtenliebe

Tugend genannt — warum ſollte nicht dasſelbe im Seelenleben ſtattfinden?"

„Es findet ſtatt," antwortete Vinzenz; „doch dazu muß man auf einer ganz anderen Stufe ſtehen als Sie und ich. Wer eine Seele aufwärts führen will, muß einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben und wer ſich einer ſolchen Führung anvertraut, muß ein tiefes, heißes Verlangen nach Vollkommenheit haben — ein gewaltiges und beharrliches Verlangen, welches im Stande iſt große Opfer für ein ganz ideales Ziel zu bringen. Daß ich ein höchſt unvollkommener Menſch bin, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Und Sie? . . . Arme Sylvia! Sie denken mehr an ein zeitliches Glück, als an Ihre Seele in der Ewigkeit. Können Sie Nein ſagen?"

„Ich kann es nicht . . . ich kann nicht lügen!" ſeufzte ſie.

„Ich kann Ihnen alſo nicht helfen. Aber tun Sie doch das Einfachſte: wenden Sie ſich an einen frommen Prieſter, benutzen Sie die Gnadenmittel, welche die Kirche ihren Kindern bietet."

„Wenn Sie ſo ſprechen, werde ich eiskalt," unterbrach Sylvia und trocknete ihre Tränen: „was weiß ein Prieſter vom Menſchenherzen?"

„Dieſe Phraſe ſollten Sie nicht brauchen, da Sie gewiß nie Ihr Herz einem Prieſter eröffnet haben," ſagte Vinzenz lächelnd: „und dann dachte ich auch nicht eigentlich an eine Herzenseröffnung.

ſondern, um mich genau auszudrücken, an eine Gewiſſenserforſchung.“

„Ich bin keine Miſſetäterin,“ entgegnete ſie beleidigt.

„Werden Sie jetzt begreifen,“ fragte er ſanft und eindringlich, „daß ich nicht imſtande bin Ihnen behilflich zu ſein im Seelenleben Fortſchritte zu machen? So wie ich Ihnen einen praktiſchen Rat gebe, fühlen Sie ſich abgeſtoßen oder gekränkt. Sie wollen wiſſen, wie ich über dieſen und jenen Punkt denke und finden Sie, daß es richtig iſt, ſo ſind Sie damit einverſtanden und erfreut über Ihr eigenes Urteil, das Sie in meinen Worten wiederfinden. Aber das alles muß ein Spiel des Geiſtes bleiben und nicht zu einer Anforderung werden, welche von Ihnen Selbſtverleugnung verlangt. Halten Sie es für möglich auf dieſe Weiſe zu innerer Klarheit und Kraft zu kommen?“

Sylvia weinte Tränenſtröme und antwortete nicht; denn nie hatte ein Menſch, am wenigſten ein junger Mann, ſo zu ihr geſprochen, ſo eindringlich, ſo liebreich, ſo ernſt, ach! und ſo wahr.

„Vergeben Sie mir,“ ſagte Vinzenz nach einer Pauſe: „ich habe Sie nicht betrüben wollen.“

„Das weiß ich,“ erwiderte Sylvia und ſuchte ſich zu faſſen: „aber Sie ſehen, in welchem hoffnungsloſen Zuſtand ich bin; — ich kann die Wahrheit nicht ertragen . . . ſie zermalmt mich.“

„O nein! ſie zermalmt nur den Widerſtand Ihrer Natur — und das iſt ein gutes Zeichen,“ ſagte er tröſtend.

„Haben Sie wirklich noch Hoffnung für mich?“

„Dum spiro, spero! So lange ich atme hoffe ich — für Sie, für mich, für uns alle!“

„Dum spiro, spero!“ wiederholte Sylvia gefaßter: das ſoll auch mein Loſungswort ſein! . . . und jetzt will ich hoffen Sie bald wieder zu ſehen.“

Sie trennten ſich mit herzlichem Händedruck und früher als Vinzenz gedacht und als Sylvia gehofft hatte, fand er eine Stunde, um wieder zu ihr zu gehen.

* * *

Die Verwundeten.

So verſtrich der Winter. Der Frühling kam und mit ihm die fluchwürdigſte Tat, die das unglückſelige Deutſchland ſeit drei Jahrhunderten erlebt hat. Den Frevel des dreißigjährigen Krieges, des ſiebenjährigen Krieges, wiederholte in höchſter Potenz der Bruderkrieg des Sommers 1866.

Das Schloß in Grünerode war voll Menſchen, aber das frühere laute Treiben war verſtummt. Man ſprach leiſe, man ging leiſe, man flüſterte einander traurige Befürchtungen, ſchwache Hoffnungen zu. Man begegnete den bedenklichen Mienen der Aerzte und der ſtillen Sorgſamkeit der barmherzigen Schweſtern. Tieffenſtein, Edgar und Vinzenz von Lehrbach hatten alle drei den Krieg mitgemacht. Tieffenſtein zog aus als Soldat, als Rittmeiſter, der für nichts verantwortlich iſt als für ſeine Eskadron und dem die Schlacht doch noch lieber war als die Löwenjagd, weil ſie zu ſeinem unmittelbaren Beruf gehörte. Edgar zog aus, weil es ſein mußte, nicht mit Vergnügen, aber mit Leichtſinn. Für Vinzenz war es anders. Sein Herz voll ſtarkem und geraden Rechts- und Pflichtgefühl ließ ſich durch keine Phraſen täuſchen: es ſah Deutſchland in Todesnöten und er ſah es mit dem Auge und dem Gefühl eines guten Sohnes, der ſeine Mutter erliegen ſieht unter den Streichen ſeines habgierigen Bruders.

Jetzt war er mit Tieffenſtein in Grünerode, beide ſchwer verwundet. Edgar hatte ſogleich ſeinem Vater telegraphiert, man möge Wilderich und ihn aus dem Lazaret holen. Der Baron kam auf der Stelle mit der verzweiflungsvollen Iſidore, die ſchon im Geiſt ihren Mann als Leiche ſah. In einem Waggon der Eiſenbahn, der mit Poſtpferden beſpannt wurde, transportierte der Baron ſeinen ſterbenden Schwiegerſohn, ſeinen leichtverwundeten Sohn und da er Vinzenz von Lehrbach als deren Leidensgefährten im Lazaret gefunden und Platz im Waggon hatte — auch dieſen nach Grünerode, wo Sylvia inzwiſchen alle Vorkehrungen getroffen hatte, welche für die Krankenpflege am zweckdienlichſten waren. Unter allen Umſtänden hätte ſie dies mit Teilnahme und Umſicht getan; als ſie aber erfuhr, daß der Onkel auch Vinzenz mitbringe, tat ſie es mit viel innigerem Intereſſe, während die Baronin ſeufzte:

„Haben wir denn nicht genug an zwei Verwundeten! — Was wird das für einen ungewohnten Tumult geben, wenn noch ein dritter, ein Fremder, kommt.“

„Quäle Dich nicht darüber, Tante!“ ſagte Sylvia: „wir haben ja zwei Krankenſchweſtern und des armen Lehrbach werde ich mich beſonders annehmen.“

„Das iſt ſehr ſchön, Liebchen . . . wenn nur die Verwundeten uns nicht das Lazaretfieber ins Haus bringen.“

„Aber, liebe Tante, ſie ſind ja ſo früh aus dem Lazaret genommen, daß ſie dieſe ſchreckliche Krankheit ſchwerlich ergriffen hat.“

„Dein Onkel, Liebchen, hat zuweilen ganz komiſche Ideen,“ ſagte die Baronin: „höre nur, was er ſchreibt: „Ich bringe Lehrbach mit, weil man für die Helden etwas tun muß, die ihr Blut vergoſſen für die Ehre und die Vergrößerung unſeres Vaterlandes.“ Ich bin der Meinung, daß man etwas anderes für ſie tun, als ihretwegen das eigene Haus in ein Spital verwandeln ſoll.“

Das war aber nicht zu ändern! Ihr Mann, wie alle Menſchen mit einem Horizont, den nur der Egoismus begrenzt, war hochbegeiſtert für jeden Erfolg des Augenblicks, möge ihn auch die Gewalt im Bunde mit äußeren Umſtänden herbeigeführt haben. Unſere letzten achtzig Jahre ſind reicher, als irgend eine Epoche der Weltgeſchichte, ſowohl an glücklichen Erfolgen, als an Warnungen ihretwegen nicht zu früh zu triumphieren. Wie triumphierte die erſte franzöſiſche Revolution durch ihre Guillotine nach innen und durch ihre Waffen nach außen — und in wenig Jahren ſchwang eine eiſerne Despotie ihre Geißel über ſie. Wie triumphierte der erſte Napoleon durch Siege, die Europa in Ketten legten — Europa, bis auf zwei Punkte, die jeder kennt: der eine war eine Inſel mit Männern und der andere ein Felſen mit Greiſen. Und wie jammervoll liefen die unerhört glänzenden Erfolge dieſes Siegers aus. Nach einer Handvoll Jahre gab es abermals einen erſtaunlichen Erfolg in Europa: das Bürgerkönigtum feierte ihn und ein gutes Stück von Europa klatſchte Beifall und bewunderte, bis eines Tages das arme Bürgerkönigtum wie ein nacht- und weſenloſer Schatten verſchwunden war. Alle dieſe ſo verſchiedenen und ſo außergewöhnlichen Erfolge, die von ihren Anhängern förmlich angebetet wurden, was gründeten ſie? was ordneten ſie? — Sie zerſtörten, ſie vernichteten, ſie ſchleuderten die Welt in den Zerſetzungsprozeß einer permanenten Revolution hinein, deren Erfolge ſelbſtverſtändlich revolutionäre Akte ſind: Gewalt, im Bunde mit Liſt, Falſchheit und Lüge, iſt obenauf. Das Völkerrecht hat aufgehört, das Recht des Stärkeren deſſen Platz eingenommen und tiefer Reſpekt vor der vollendeten Tatſache krönt die Verwirrung der Begriffe, zerſetzt die Überzeugungen, entmannt die Charaktere — und ruft als natürlichen Gegenſatz offenen oder heimlichen Widerſtand, neue revolutionäre Bewegungen hervor. Das iſt aber kein menſchenwürdiger und folglich kein haltbarer Zuſtand. Die neueſten Ausgeburten der Revolution mögen ſich immerhin dadurch vor anderen auszeichnen, daß ſie von Thronen ausgehen: eine Bürgſchaft haben und geben ſie deshalb noch nicht, daß ſie minder ephemere Erſcheinungen als ihre Vorgänger ſein werden. Und ſie will man mit wahrhaft chineſiſcher Devotion feiern und anbeten? Man warte doch nur einige Jahre, um ſicher zu ſein, daß man ſich mit ſeinem Idolendienſt nicht blamiere. Aber es iſt nun einmal ſo: Sklavenſeelen haben das Bedürfnis der Unterwürfigkeit, Männerſeelen das Bedürfnis freiwilliger Unterwerfung — und zu Sklavenſeelen werden Deutſchlands Staatsbürger mit großer Sorgfalt herangebildet.

Baron Grünerode hatte dies Geſchäft mit Glück bei ſich ſelbſt beſorgt. Er kannte nichts Höheres als kluge Spekulationen von günſtigem Erfolg gekrönt und ſo machte es ſich ganz von ſelbſt, daß ihm der Erfolg zum Maßſtab jeder Größe wurde. Er ſchwelgte in roſigen Träumen von einer Epoche des Friedens, die dem Aufſchwung aller induſtriellen Unternehmungen und kommerziellen Verhältniſſen ungeheuer günſtig ſein werde und deshalb begeiſterte er ſich, zum größten Erſtaunen ſeiner Frau, für die Helden, die mit ihrem Blut jene große Zeit herbeiführen halfen.

Vinzenz von Lehrbach war ſehr gerührt und erfreut, als ihm der Baron vorſchlug ihn nach Grünerode mitzunehmen. Ein Lazaret iſt die Stätte namenloſen Elends, unſäglicher Qual. Hier tritt nicht nur der Tod mit einem Gefolge der grauenhafteſten Leiden auf, ſondern auch das Leben hat ungeahnte Schreckniſſe, indem es mit Verkrüppelungen und Verſtümmelungen Männer und Jünglinge heimſucht, die in voller Kraft ſtehen und deren Exiſtenz meiſtenteils auf ihren geſunden Gliedern beruht. Dazu die verdorbene Luft, die mangelhafte Pflege, der maſſenhafte Jammer, die grauſigen Schmerzensbilder der Wunden und der Operationen, die Klagelaute der Leidenden, die wilden Phantaſien der Fieberkranken, der Angſtſchrei der Todesnot, das Röcheln der Sterbenden. Vinzenz ſchätzte ſich ſehr glücklich dieſem furchtbaren Aufenthalt entrückt zu werden, obſchon ihm der Arzt nicht verhehlte, ſeiner Wunde in der Schulter könne die Reiſe gefährlich werden.

Aber er langte glücklich in Grünerode an, während Tieffenſtein ſchwer am Kopfe verwundet und im bewußtloſem Zuſtand war. Sylvia telegraphierte ſogleich an Frau von Lehrbach, ſie möge ſich keine Sorge machen, ihr Sohn ſei in Grünerode und beſtens verſorgt und täglich ſchrieb ſie der bekümmerten Mutter ein Bulletin, bis

Abreiſe den Poſtwagen beſtieg, der ihn nach Breslau zurückbrachte.

Madame Orzelska blieb bis zum neuen Jahr in Altdorf. Cornelie machte ſich ein Feſt daraus ihr zu zeigen wie lieb der Beſuch ihr ſei. Ihre frühere Eiferſucht kam ihr ganz kindiſch vor. Wolgefallen an dem Umgang mit dieſer liebenswürdigen Frau ſchien ihr ſo natürlich, ja nothwendig, daß ſie nicht begriff, wie ſie ſich deshalb ihres Mannes wegen habe beunruhigen und betrüben können. Freilich! ſprach ſie in Erinnerung verſunken zu ſich ſelbſt; freilich, der Magnet war ſtark, der Reiz mächtig; aber iſt Einmal der Attraktion tüchtiger Widerſtand geleiſtet, ſo iſt gleichſam die Spitze abgebrochen und der Zauber gelöst — und die Gefahr tritt nicht wieder ein. Vielleicht hab' auch ich mich damals albern benommen, empfindlich, verletzt! ich war noch ſo dumm .... Felix lebte noch nicht.

Einmal fragte Madame Orzelska ob man gar nicht wiſſe, was aus Fürſt Gotthard geworden ſei. Euſtach entgegnete etwas ſpitzig: danach müſſe man ſie fragen, ſie habe ihn ja aus Landeck entführt.

„Allerdings! entgegnete ſie, und bis Crakau iſt er mir ein bereitwilliger Reiſemarſchall geweſen; allein dort trennten wir uns, denn ich war in der Heimat und zwiſchen Freunden ſeiner nicht mehr

Arzt und Wundarzt erklärten, er ſei außer Gefahr und die Heilung werde ihren normalen Verlauf haben. Edgar, deſſen Verwundung ſehr unbedeutend war, bekam aber das Nervenfieber zum größten Entſetzen ſeiner Mutter, die aus ihrem gewöhnlichen Lebensgang aufgeſcheucht und dem Außergewöhnlichen gar nicht gewachſen war. Bald wollte ſie mit Harry und mit Iſidorens zweijährigem Töchterchen nach der Reſidenz flüchten, bald Sylvia mit den Kindern dahin ſchicken, bald nichts von dem allen. Sylvia aber erklärte mit großer Beſtimmtheit, ſie werde Grünerode nicht verlaſſen. Hier ſei jemand notwendig, der das ganze verſtörte Haus dirigiere; die Tante allein könne es unter dieſen Umſtänden nicht, Iſidore habe für nichts Sinn und Aufmerkſamkeit als für Wilderich: folglich falle dieſe Pflicht auf Sylvia, möge die Tante bleiben oder gehen. Die Baronin ſchlug einen Mittelweg ein: ſie brachte Harry und die Kleine nach der Reſidenz und fuhr zwiſchen derſelben und Grünerode hin und her, obſchon es eine ſehr ſtarke Tagereiſe war. Sylvia bekam das Regiment im Schloß, ſelbſt wenn die Tante ſich dort aufhielt.

Vinzenz bewunderte Sylvia, wie vortrefflich ſie ſich ſelbſt benahm und alle zu nehmen wußte, und wie alle Selbſtſucht, Eitelkeit und Eigenliebe von ihr gewichen ſchien. Sie verband in ſich die ſorgſame Hausfrau und die liebreiche Krankenwärterin. Edgar, Wilderich und Vinzenz waren jeder in einem beſonderen leidenden Zuſtand und demgemäß von einander getrennt. Das erſchwerte die Aufſicht; denn wenn auch die Krankenſchweſtern die ſpezielle Pflege beſorgten, ſo mußten ſie doch abgelöſt und mit allem verſehen werden, was ihrem Pflegling nötig war. Sylvia fühlte ſich ſehr zufrieden in ihrer neuen freien Stellung. Sie war Herrin im Schloß; was ſie befahl geſchah; was ſie anordnete wurde ausgeführt. Kam die Tante, ſo legte ſie eine ſo kurze und klare Rechenſchaft ab, daß dieſe erſtaunte und für den Augenblick zwar ſehr damit zufrieden, aber im ſtillen doch beſorgt war, Sylvia könne wohl Luſt bekommen, auch in Zukunft ein Regiment zu führen, auf das ſie ſich ſo trefflich verſtand. Jetzt war nichts zu ändern, da ſie ſelbſt jede Woche ihren Aufenthalt wechſelte. Der Baron kam ſelten und immer nur auf einen Tag.

„Krankenpflege iſt Sache der Frauen," ſagte er — „und überflüſſig, ja läſtig ſind diejenigen im Krankenzimmer, die ſich nicht damit befaſſen. Sylphide, ſchönes Herzchen, Du wirſt unſere Verwundeten ſämtlich mit Hilfe Deiner affröſen Ordensſchweſtern kurieren."

„Ich nicht, Onkel . . . die Schweſtern vielleicht! — aber affrös ſind ſie nicht."

„Um ihre Tugenden bekümmere ich mich nicht, Sylphide! allein ihre äußere Erſcheinung iſt affrös . . . wahre Vogelſcheuchen! Schauderhafter Anblick! Vielleicht hat man ſie abſichtlich gewählt, weil ſie junge Männer pflegen ſollten. In die verliebt ſich Keiner, darauf gebe ich Dir Brief und Siegel. In Dich" . . . —

„Sprich doch nicht ſo frivol, Onkel!" unterbrach ihn Sylvia.

„Larifari, Sylphide! Du weißt recht gut, daß Du ſchön biſt und daß die Herzen der Männer der Schönheit gegenüber leicht Feuer fangen. Das iſt eine Wahrheit. Die Wahrheit aber iſt nie frivol, meine ſchöne Hexe."

„Die Wahrheit nicht, Onkel! nur die Weiſe wie Du ſie ausſprichſt."

„Mußt Du denn durchaus das letzte Wort behalten, Du Tauſendſaſa!" ſagte der Baron lachend, klopfte ſie auf die Wange und ging von dannen.

Nachdem Edgar eine gefährliche Kriſis des Nervenfiebers glücklich überſtanden hatte, ſagte der Baron ganz gemütlich:

„Das Sprichwort hat recht: Unkraut vergeht nicht. Jetzt will ich nach Paris reiſen und der Weltſituation den Puls fühlen, was trotz unſerer Siege und unſerer Lorbeerkränze am ſicherſten an der Seine geſchieht."

„Wie ſprichſt Du ſo ruhig etwas ſo Entwürdigendes aus, Onkel!" rief Sylvia empört. „Zwiſchen der Seine und uns fließt der Rhein."

„Du biſt noch jung, Sylphide, und lebſt folglich noch in gewiſſen Illuſionen über Menſchen und Dinge," antwortete er gelaſſen. „Mein Alter und die Verhältniſſe, in denen ich ſtets gelebt habe, laſſen Täuſchungen der Art nicht zu. Ich habe zu viel hinter die Kouliſſen des Welttheaters geſehen. Große Phraſen machen mir keinen Eindruck und wenn ein momentaner glänzender Erfolg mich auch veranlaßt, mit dem übrigen Publikum zu applaudieren, ſo vergeſſe ich doch nie, daß eine Komödie der andern Platz macht und daß der, welcher heute den Helden oder den père noble ſpielt, morgen eine Bedientenrolle bekommen kann. Alſo ich gehe nach Paris und bringe Dir den ſchönſten Winteranzug von dort zurück, den Phöbe auftreiben kann."

So war denn Sylvia viel allein mit ihren Kranken. Ganz unerwartet ſtellte ſich bei Wilderich eine Beſſerung ſeines Zuſtandes ein. Die Bewußtloſigkeit, in welche ſeine furchtbare Kopfwunde ihn verſenkte, wich mehr und mehr. Er kam einigermaßen zur Beſinnung; wenigſtens erkannte er die Perſonen, die ihn umgaben. Trat Sylvia an ſein Schmerzenslager, ſo ging ein Lichtfünkchen in ſeinem müden Auge auf; trat Iſidore heran, ſo erloſch es.

Seit ſeiner Verheiratung kam Wilderich ſo ſelten, wie der Anſtand es irgend erlaubte, zu ſeinen Schwiegereltern und wo es auch ſein mochte, hielt er ſich ſo fern von Sylvia, als ſie von ihm. War es unvermeidlich, ſo wechſelten ſie einige gleichgiltige Worte. Jedes Intereſſe, jede Sympathie hatte gründlich aufgehört, wenigſtens von Sylvia's Seite. Es war ihr daher unangenehm, in Beziehung auf ſich, daß er jetzt in ſeinem leidenden Zuſtand gleichſam dem Inſtinkt ſeines Herzens folgte, denn er hatte ja mit Überzeugung ſein eigenes Herz und das ihre unwiderruflich dem Mammon geopfert. Iſidoren gegenüber fühlte ſie jedoch einen großen Triumph und einen reichen Erſatz für die Kränkungen und Demütigungen, die Wilderich's Treuloſigkeit ihr bereitet hatte. Iſidore würde durch jede andere Lebensäußerung ihres Mannes beſeligt geweſen ſein; dieſe aber war ihr bitterer als ſeine Bewußtloſigkeit. Sylvia war ihr immer im Wege, immer ein Dorn im Auge geweſen. Wollte ſie es auch jetzt ſein? Sylvia dachte an jene Tage, wo die Eiferſucht, die jetzt Iſidore folterte, auch ſie gefoltert hatte und ſie genoß die kurze Rache für ihr zerſtörtes Glück; dann aber ſagte ſie einmal ganz kalt zu Iſidore:

„Mir ſcheint, Dein Mann gerät in einen aufgeregten Zuſtand, wenn man ihn beſucht. Der Arzt hat die äußerſte Ruhe für ihn empfohlen; ich werde alſo meine Beſuche auf Eurem Flügel einſtellen und mich mehr mit Edgar und Lehrbach beſchäftigen, denn beide ſind in der Geneſung und langweilen ſich furchtbar. Daß mein Verſchwinden aus Euerem Bereich nicht mit Mangel an Teilnahme zuſammenhängt, weißt Du.“

„Zur Genüge,“ entgegnete Iſidore mit derſelben Kälte: „wäre es mir nicht peinlich geweſen, ſo hätte ich Dich ſchon längſt gebeten, Deine Beſuche bei uns einzuſtellen.“

„Sieh, welche ungeahnte Harmonie zwiſchen uns ſtattfindet,“ verſetzte Sylvia und treu ihrem Entſchluß teilte ſie fortan ihre Zeit zwiſchen Edgar und Vinzenz — jedoch mit einiger Bevorzugung des letzteren. Denn was konnte ſie mit dem unwiſſenden, oberflächlichen Edgar leſen und ſprechen? Verſtand ſie auch mit einem Jagd-, Pferde- und Hunde-Liebhaber oder mit einem paſſionierten Theaterfreund ſich zu unterhalten, ſo beſchränkte ſich dieſe Konverſation auf die Dauer einer Viertelſtunde, während Edgar ſie tagelang fortzuſetzen wünſchte. Gewiſſe Lektüren wären ihm wohl ſehr willkommen geweſen, doch durfte er ihr nicht zumuten ſie ihm zu machen, da Sylvia ihm einmal trocken erklärt hatte, ein ungeziemendes Wort, ein unpaſſender Scherz würden genügen, um ſie für immer aus ſeinem Krankenzimmer zu entfernen. Bei Lehrbach war es anders. Zuerſt erbaute ſie ſich an der Ruhe und Geduld, womit er ſeine äußerſt ſchmerzliche Verwundung in der Schulter ertrug; ſpäter freute ſie ſich über die innige Dankbarkeit, die er ausſprach, über die Bereitwilligkeit, mit welcher er alles tat und alles annahm, was man zweckmäßig für ſeinen Zuſtand fand; und endlich trat ein erhöhtes Intereſſe ein, als ſie bemerkte, daß Vinzenz von einem andern Gefühl als dem einer innigen Dankbarkeit beſeelt werde. Ihm erſchien Sylvia ſo unausſprechlich liebenswürdig, ſo ganz anders gemütvoll als bisher; ſie entwickelte in ihrem täglichen, häuslichen Walten eine ſo überraſchend neue Seite ihres Weſens; die Dame aus der großen Welt trat dermaßen in den Hintergrund, — daß er ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, in einfachen, unſcheinbaren Lebensverhältniſſen werde ſie ihre wahre Beſtimmung erfüllen, alle Tugenden des Weibes entfalten, ihr Glück finden und — ſehr glücklich machen. Ganz allmählich, er wußte nicht wie, kamen ihm dieſe Gedanken und niſteten ſich in ſeinem Herzen ein, als ob ſie liebliche Vögel wären, die ein gar ſüßes Lied ſängen, worauf ſo ſüß zu lauſchen ſei. Unter anderen Umſtänden, wenn er ſich hätte beſchäftigen oder entfernen können, würde er vielleicht dieſen Vögeln, ſo anmutig ſie waren, nicht erlaubt haben, in ſeiner Bruſt ein Neſt zu bauen. Jetzt war er wehrlos gegen ſie. Unter anderen Umſtänden hätte er aber überhaupt Sylvia nicht vollſtändig und ihren ganzen Wert nicht kennen gelernt. Ihm fielen jetzt zwar auch zuweilen ihre Schattenſeiten ein; aber der Liebe gelang es ja ſo leicht das Herz des Weibes zur Religion zurückzuführen, beſonders dann, wenn das religiöſe Gefühl nicht fehlte, und wenn die Verhältniſſe mehr als der Wille die Ausübung der religiöſen Pflichten verhindert hatten. Ja, ſollte ſelbſt der Wille ſchwach geworden ſein — gab es eine edlere Aufgabe als die, ihn wieder ſtark und rein zu machen! ihn der Welt abzuringen und für Gott zu gewinnen! Welche erhabene Aufgabe! für ihn beſonders lockend, da ſein ideales Streben ſo wenig Befriedigung auf dem dürren und beſtaubten Wege fand, den er einſchlagen mußte, weil es ſich für ihn um den Unterhalt des Lebens handelte.

Der Unterhalt des Lebens! — das war nun freilich ein ſehr bedenklicher Punkt, der ihn mit großer Bangigkeit erfüllte. Er hatte noch etwa zwei Jahre vor ſich, bevor ſeine Examina abſolviert waren. Konnte er dann auch auf eine Anſtellung im Staatsdienſt zählen, ſo war die Beſoldung doch nicht genügend, um daraufhin eine Familie, mit einer ſo verwöhnten Frau wie Sylvia war, zu gründen. Seine Schweſter Mechtild hatte freilich ein ganz ähnliches Los freudig angenommen und es befriedigte ſie; aber Mechtild war höchſt einfach und arbeitſam erzogen, mit geringen Anſprüchen an Glanz und Wohlbehagen, während Sylvia als ſeine Gattin auf derartige Gewohnheiten verzichten mußte. Wenn ſie ſich aber dazu entſchloß — welche Kraft mußte ſie dann aus ihrer Entſagung und Selbſtverleugnung ſchöpfen! . . . Aber was ſollte ſie zu dieſem Heldenmut befähigen? — die Liebe! eine ſtarke, große Liebe. Und ach! durfte er das hoffen? . . . — Dann nahm er ſich vor, ſich alle dieſe Gedanken aus dem Sinn zu ſchlagen, ſich bei ſeiner bevorſtehenden Rückkehr in die Reſidenz mit angeſtrengtem Fleiß ſeinen Arbeiten zu widmen und Sylvia nicht mehr zu ſehen, ſie ihrem Schickſal zu überlaſſen, das nun einmal nicht mit dem ſeinen in Übereinſtimmung zu bringen war. Und was wird dann aus ihrer Seele? fragte der Ur-Sophiſt, das Herz: ihre Seele iſt deine wahre Liebe und um dir einige Kämpfe zu erſparen willſt du ſie aufgeben und in der Weltwüſte einſam laſſen? Wie feig iſt das! —

Er hatte bis jetzt nie dies Gefühl gekannt. Seine fromme Erziehung, ſeine eifrigen Studien, ſein ernſter Charakter, ſein tiefreligiöſes inneres Leben, ſeine beſchränkten pekuniären Mittel, das Bewußtſein auf eigenen Füßen ſtehen zu müſſen: das alles hatte ihm eine große Konzentration nach Innen gegeben und ihn vor vielen Gefahren und Torheiten geſchützt, denen jeder Jüngling mit ſeinem für neue Eindrücke empfänglichen Sinn ſo leicht ausgeſetzt iſt. Als aber Vinzenz jetzt zum erſten Mal dieſe Neigung empfand — da war ſie ſtark, ſtark wie ſein Herz, wie ſein Charakter, welche beide in der Beharrlichkeit und in Überwindung von Schwierigkeiten geübt waren.

So kam das Spätjahr und brachte ihm volle

Herſtellung und Trennung von Sylvia. Er ſollte ſie fortan nicht mehr täglich ſehen, nicht mehr ihren leichten raſchen Schritt ſich ſeiner Tür nahen hören, nicht mehr ſein Auge an ihrer ſchönen Erſcheinung erfreuen, nicht mehr ihr ſorgliches liebenswürdiges Walten in ſeiner Nähe ſpüren. Der Tag ſeiner Abreiſe war vor der Tür. Auch Edgar war vollkommen geneſen und ſicher vor Rückfällen. Sein Nervenfieber hatte keine Anſteckungsfälle nach ſich gezogen und die Baronin kam mit beiden Kindern aus der Reſidenz zurück. Aber gerade dieſe letzten Tage waren peinlich für Vinzenz, denn er ſah Sylvia nur noch im Familienkreiſe, in welchem er und Edgar zwei heterogene Elemente waren, die im beſtändigen Widerſpruch an einander anprallten.

„So kurz iſt das Leben und ich ſollte es nicht genießen, wie es mir gefällt!" ſagte Edgar.

„So kurz iſt das Leben und ich ſollte es nicht ſo anwenden, wie es Gott gefällt!" ſagte Vinzenz.

„Bah! Gott! dieſe Fiktion iſt für jeden denkenden Menſchen ein überwundener Standpunkt!" rief Edgar.

„Aber, Liebchen, erwäge Deine Worte!" ſagte ſeine Mutter mit ſtillem Entſetzen.

„Edgar, Du hältſt einmal wieder Rodomontaden," ſagte Sylvia verächtlich.

„Es gibt Menſchen, die nur an das denken, was ihnen bequem und genehm iſt," ſagte Vincenz:

bedürftig, und ſeitdem hörte ich freilich nicht das Geringſte von ihm — allein daß auch Sie nichts hörten wundert mich! ich glaubte er würde in dieſem Sommer wieder nach Landeck kommen.“

„Sie kennen ja ſeine Weiſe: heute ſo und morgen anders!“ entgegnete Cornelie, die während Antoinette geſprochen ihrem Mann einen Blick zugeworfen hatte, in welchem er deutlich las: Sieh wie Du ſie verleumdet haſt! das alſo war ihr Liebesabentheuer mit Gotthard! — Und auch er dachte heimlich, äußerſt befriedigt: Alſo darauf beſchränkte ſich jene Entführung .... wenn’s wahr iſt.

Dorothee war von Cornelien als eine ihrer Kammerfrauen bei Madame Orzelska eingeführt, und dieſe, an den überflüſſigen Schwarm von Dienſtboten in polniſchen Häuſern gewöhnt, hatte ohne Umſtände die neue Dienerin angenommen, Cornelien aufs Wort glaubend, daß ſie derſelben nicht bedürfe. Dorothee, wolbewandert in ihrer kleinen Vaterſtadt, hatte eine Wohnung aufgeſucht wie Madame Orzelska ſie wünſchte, und als dieſe ſich mit dem neuen Jahr in ihr kleines Etabliſſement begab, zeigte ſich Dorothee in ihrer ganzen Brauchbarkeit, ſo daß ſich Antoinette jetzt beſſer von ihren zwei Leuten bedient fühlte, als früher von zwei Dutzend. Sie lebte ganz zurückgezogen, ohne andern Umgang

„vermutlich redet Baron Edgar von dieſer Sorte von Denkern."

„Ich bitte ſehr, Herr von Lehrbach!" verſetzte Edgar ſpöttiſch: „wir ſind keine Sorte, keine geringe Spielart. Die Jugend unſerer Zeit und unſerer Welt denkt wie ich."

„Ihrer Welt — ja! Ihrer Zeit — nein! denn zu dieſer Zeit lebe auch ich, leben Tauſende von Männern und Jünglingen, denen Chriſtentum und Glaube nicht abhanden gekommen, denen Gott keine Fiktion und ſeine Offenbarung keine Lüge iſt; — und die in ihren Überzeugungen einen unerſchöpflichen Gegenſtand des Nachdenkens, einen raſtloſen Sporn des Strebens und eine ſichere Grundlage und Richtſchnur für ihre Handlungen haben — lauter Dinge, welche denjenigen fehlen, die in der ewigen Wahrheit eine Fiktion ſehen."

„Ich überlaſſe es Ihnen, die Vorzüge zu ſchätzen, welche Ihre Denkweiſe Ihnen gibt," erwiderte Edgar: „ich ſchätze die meine unendlich höher, denn ſie beruht auf der edeln Freiheit meiner Natur, die ſich gegen eine tote Überlieferungslehre ſträubt und nur das annimmt, was ſie verſteht. In dieſer edeln Freiheit gelten die Geſetze der Ehre, die ein Sporn für unſer Streben und ein Maßſtab für unſere Handlungen ſind."

„Meinen Sie denn, daß Leute, welche nichts wiſſen wollen von Gott und ſeinen Geboten, nicht eines guten Tages auch dekretieren könnten, die Ehre ſei eine Fiktion? — um ſo mehr, als manches, was man Ehre nennt, in der Tat eine Fiktion iſt.“

„Die Geſetze der Ehre ſind zu tief in die menſchliche Bruſt eingegraben, um von einem ſolchen Dekret erſchüttert zu werden.“

„Das Bewußtſein vom Daſein Gottes iſt gewiß tiefer als irgend eine andere Idee dem Menſchenherzen eingeprägt, weil der Menſch nach dem Bilde Gottes geſchaffen iſt und die Seele dadurch eine unvertilgbare Beziehung zu Gott an ſich trägt. Dennoch verdunkeln unſere Leidenſchaften dies Bewußtſein; — und das ſollte nicht auch den Anſichten geſchehen, die man in der Welt von der Ehre hat?“

„Tauſendmal geſchieht es!“ rief Sylvia lebhaft: „Männer, die höchſt ehrenhaft genannt werden, begehen aus Ehrgeiz, aus Schwäche, aus Habſucht, aus Feigheit, die größten Gemeinheiten, die freilich nicht ſelten von der Welt gebilligt und belobt werden, weil ſie ganz bereit iſt, dasſelbe zu tun. Ihr Lob kann aber eine unehrenhafte Handlung nicht ehrenhaft machen. Ihr Lob beweiſt nur, wie ſchwach das Bewußtſein von Ehre gegen die Selbſtſucht iſt. Selbſtſucht regiert die Welt!“

„Ja, die weltliche Welt, die ſich von Gott losgeſagt hat," erwiderte Vinzenz, während Edgar rief:

„Nun, das verſteht ſich doch ganz von ſelbſt, Sylvia! Wir ſollen und wollen alle unſeres Lebens uns freuen: dieſe Idee ſteht nun einmal feſt in jedem Menſchen, ſei er ein Geſchöpf Gottes oder der Natur — und nur die Selbſtſucht wie Du ſagſt, die Selbſtliebe, wie ich euphoniſtiſch ſage — kann dieſe Idee verwirklichen. Sie ſind ja ein Liebhaber von Ideen, Herr von Lehrbach! Da dieſe zwar nicht ſehr erhaben, aber ſehr allgemein iſt: ſo werden Sie der Berückſichtung ſie wert finden."

„Die Selbſtſucht, die nach Befriedigung jagt, verfolgt keine Idee, ſondern folgt ihrem Triebe, dem auch das Tier in ſeiner Sphäre folgt — nur mit dem Unterſchied, daß dieſer Trieb nicht bei dem Tier wie bei dem Menſchen durch Bosheit, Sünde und Laſter verſtärkt wird," antwortete Vinzenz.

„Es iſt doch aber ganz unmöglich, im Menſchenherzen die Sehnſucht nach einem Etwas, das ihn dauernd befriedigt, zu vertilgen, beſter Lehrbach!" rief Sylvia.

„Die Sehnſucht nach dauernder Befriedigung iſt ſchon ein Anklang aus dem übernatürlichen Leben," ſagte Vinzenz: „ſie weiſt auf Gott und auf unſere himmliſche Beſtimmung hin; denn die Erde iſt die Stätte dauernder Befriedigung nicht

— es ſei denn, daß wir dieſelbe nicht im Beſitz ihrer Güter ſuchen.“

„In dergleichen hohe Geſpräche miſche ich mich nicht gern,“ nahm die Baronin plötzlich das Wort, „aber ich muß Ihrer Anſicht mit meiner Erfahrung und meinem Beiſpiel widerſprechen: ich bin ſehr befriedigt durch meine Verhältniſſe, denn ich habe einen guten Mann, gute Kinder, gute Geſundheit, gute Lage, gute Stellung in der Geſellſchaft. Warum ſollte ich nicht ſehr zufrieden auf der Erde ſein und nach etwas Überirdiſchem verlangen, Herr von Lehrbach?“

„Das ſehe auch ich in der Tat nicht ein,“ verſetzte Vinzenz ganz verlegen, während Edgar lachend ſagte:

„Ja, ja, Mama! Du und ich wir verſtehen uns! Du haſt Deine Befriedigung da gefunden, wo ich ſie ſuche, nur iſt unſere Art und Weiſe ſo verſchieden, wie eben Mann und Frau es ſind.“

„Aber an Gott habe ich immer geglaubt, mein Liebchen, und ich bin auch immer eine gute Katholikin geweſen,“ erwiderte ſie.

„Das gehört eben auch zu unſerer Verſchiedenheit,“ entgegnete Edgar lakoniſch; — und da ſeine Mutter ſchwieg, ſo ſchwiegen auch Sylvia und Vinzenz und er hielt ſich für einen gewaltigen Sieger.

Dergleichen Geſpräche wiederholten ſich fort und fort bei jeder Mahlzeit, auf jedem Spaziergang, bei jedem Zuſammenkommen. Vinzenz ging ſtets mit großer Vorſicht darauf ein, denn daß er die Baronin und Edgar nicht bekehren könne, war ihm ſehr klar und ob Sylvia auf dem Wege der Disputation zu bekehren ſei, war ihm durchaus nicht klar. Sie aber fand Vergnügen daran ihn ſprechen zu hören und ihn auf der edleren Seite und als Verfechter der ſchönen Gedanken zu ſehen. Waren es für ſie auch nur Gedanken und konnte ſie ihnen auch nicht ihre volle Zuſtimmung geben, weil ſie ahnte, daß ihr Gewiſſen alsdann auch höhere Forderungen an ſie ſtellen würde: ſo fühlte ſie ſich doch von Lehrbach's idealer Richtung ſympathiſch berührt und von Edgar's materialiſtiſcher Richtung abgeſtoßen. Aber mit all ſeinen Idealen war Vinzenz ein armer unbekannter junger Mann, der für die Welt in der Klaſſe derjenigen verſchwand, die um ihr Brot arbeiten, während Edgar ſehr berückſichtigt wurde, weil er reich war und mit ſeinem Reichtum Aufſehen machte. Ich glaube ganz gewiß an Gott, ſprach ſie zuweilen zu ſich ſelbſt, als wolle ſie ſich über dieſen Punkt ſicher ſtellen: aber aus vollem Herzen mit ſeinen Fügungen übereinſtimmen, kann ich unmöglich, weil ſie immer mit menſchlicher Zutat vermiſcht ſind und weil ich dieſe Beimiſchung, die mich unglücklich und elend macht, gründlich verabſcheue und als ein feindliches Element betrachte. Auf die Zeit der Freiheit und

Unabhängigkeit, die ich hier genoſſen habe, folgt jetzt in der Reſidenz meine Knechtſchaft und auf das ſüße Bewußtſein mit zarteſter Liebe geſchätzt zu werden, das demütigende — wegen meiner Sklavendienſte beliebt zu ſein. O Freiheit! Unabhängigkeit! Ruhe! Liebe! werde ich euch nie genießen? Sind dieſe Güter zu hoch für die Erde ... zu hoch für mich? — —

Vinzenz ſah ihr ſchönes, von Schwermut umflortes Auge und fragte ſich ſelbſt mit leiſem Zagen und leiſer Hoffnung: Warum iſt ſie traurig? Iſt es der Abſchied? Iſt es jene unerklärliche Melancholie, welche großen Schickſalswendungen oder dem Ausbruch großer Leidenſchaften vorherzugehen pflegt?

Am 13. Oktober 1866.

Es war der vorletzte Abend. Im kleinen freundlichen Salon brannte ein helles Feuer im Marmorkamin und das Licht in einigen mattgeſchliffenen Lampen. Die ſeidenen Fenſtervorhänge waren feſt zugezogen. Eine Maſſe fremdländiſcher Blumen in großen Körben durchdufteten das warme behagliche Gemach. Auf dem weichen Fußteppich ging Sylvia einſam und lautlos auf und nieder. Nichts war zu hören als der Pendelſchlag der alten Wanduhr in ihrem ſchönen Gehäuſe von Marqueterie und das leiſe Rieſeln von Sylvia's dunkelblauem Seidenkleid, das über den Teppich dahin ſchleifte. Raſtlos war ſie hin und her gegangen und unruhig und unbeſtimmt waren auch ihre Gedanken. Da trat Lehrbach ein. Sie erſchrack beinahe und ſetzte ſich am Kamin auf einen niedrigen Stuhl, indem ſie ſagte:

„Welch ein Wechſel! Sonnenglut als Sie kamen und Kaminfeuer da Sie gehen.“

„Welch ein Wechſel auch für mich!“ verſetzte er.

„Ja . . . aber er hat Ihnen Geneſung gebracht.

Sie kehren friſch und kräftig aus dem Krankenzimmer zu Ihren Berufsarbeiten zurück und bald wird Ihr Aufenthalt in Grünerode wie ein ſchwerer Traum hinter ihnen liegen.“

„Was meine phyſiſchen Leiden betrifft — ja; was meine Dankbarkeit — nein! Sie tun mir Unrecht, wenn Sie wähnen, daß die unausſprechliche Güte und Barmherzigkeit, die Sie für mich hatten, etwas ſei, das ich vergeſſen könne . . . abgeſehen davon“ — ſetzte er mit bebender Stimme hinzu — „daß es überhaupt nicht möglich iſt . . . Sie zu vergeſſen.“

„Da irren Sie ſehr! Man hat mich noch immer ganz leicht vergeſſen,“ ſagte Sylvia mit einem Anflug von ſchmerzlicher Bitterkeit, ſchlug die Arme über einander, als wolle ſie in ſich ſelbſt verſchließen und blickte in die ſpielende Flamme des Kamins. Und nach einer kleinen Pauſe ſetzte ſie aufgeregt hinzu: „Es iſt nun einmal ſo: ein verwaiſtes Weſen wie ich, ein armes Fräulein wie ich, zählt nicht mit in der menſchlichen Geſellſchaft, iſt nur da, um den Leuten die Zeit zu vertreiben oder das für ſie zu tun, was ſie ſelbſt nicht tun mögen; — je nachdem ihre Fähigkeiten ſind. Sie iſt überall ein Lückenbüßer. Sie darf keinen Anſpruch an ein ſelbſtſtändiges Sein, Wollen, Handeln machen. Liebende Fürſorge der Eltern, ſympathiſche Teilnahme von Geſchwiſtern kennt ſie nicht. Sie iſt das Gnadenbrot. Es ſchmeckt bitter — obſchon es zuweilen Zuckerbrot iſt. Glauben Sie mir: ich bin daran gewöhnt nicht mitzuzählen in der glänzenden Umgebung, in der ich lebe und ein Atom, ein Nichts iſt leicht zu vergeſſen.“

„Wie kommen Sie ſo plötzlich in dieſe trübe Stimmung? Ich habe Sie ſo lange ich hier bin nie anders als in ruhiger Heiterkeit geſehen,“ ſagte Lehrbach und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Ich war ſo zu ſagen mein eigener Herr, und konnte ſelbſtſtändig für andere ſorgen und mich nach meinem Geſchmack beſchäftigen. Ich hörte nicht fortwährend das Schreckliche: Sylvia, ein Billet ſchreiben! Sylvia, ſpazieren fahren! Sylvia, zwanzig Aufträge auf einmal ausführen! Sylvia, ſingen! Sylvia, tanzen! Wer das acht volle Jahr durchgemacht hat, der frohlockt über jede Abwechſelung der Verhältniſſe, über jeden ſtillen Augenblick — und beſonders dann, wenn man, wie ich, eigentlich nichts begehrt, als Freiheit und Brot.“

„Iſt das Ihr Ernſt?“ fragte Lehrbach und ſchaute feſt in ihr Auge.

“Warum zweifeln Sie?: fragte ſie mit ſtolzer Empfindlichkeit.

„Ich zweifle nicht . . . aber ich hätte gern die größtmögliche Gewißheit darüber.“

„Wenn Sie den namenloſen Jammer kennen würden, wie ich ihn kenne, der unter den vergoldeten Verhältniſſen dieſes Hauſes zu finden iſt: ſo würden Sie nicht an der unbedingten Wahrheit meiner Geſinnung zweifeln. Ich darf Ihnen nur einen flüchtigen Umriß geben, allein er genügt, um einleuchtend zu machen, daß Gold und Glück zweierlei ſind. Der älteſte Sohn wurde vermocht, ſich gegen ſeine Neigung mit einer reichen Frau zu vermählen, die ihm Grauen einflößt, weil ſie an einem entſetzlichen unheilbaren Übel leidet. Er trägt ſein Schickſal — doch von Glück iſt keine Rede. Die älteſte Tochter vermählte ſich mit einem vortrefflichen Mann — jedoch nicht weil er vortrefflich iſt, ſondern weil er ein immenſes Vermögen hat. Sie wußte ſo wenig ihn zu ſchätzen, daß er trotz ſeiner Güte und Langmut ſchon zweimal auf dem Punkt war, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, denn er iſt Proteſtant; — und daß jetzt die Sache ſchlimmer ſteht denn je. Der unglückliche Tieffenſtein hat gleichfalls gegen ſeine Neigung Iſidore geheiratet, um aus den Schulden heraus und in eine beſſere pekuniäre Lage zu kommen. Es gilt das von dieſem Paar, was irgendwo Heine ſagt, nur gerade umgekehrt und zwar ſo: „Sie liebte ihn, denn er war liebenswürdig. Er aber liebte ſie nicht, denn ſie war nicht liebenswürdig.“ Und welche Zukunft ſteht ihnen bevor! Heute ſagte mir der Arzt, Tieffenſtein werde fürchterlich entſtellt bleiben und ob ſein Gehirn nicht gelitten habe, könne man noch nicht beurteilen. Edgar kennen Sie zur Genüge. Mein Onkel nennt ihn den kleinen Sardanapal und würde ihn vielleicht als den von Altdorf, vergraben in Correſpondenz, und in großen Aengſten um dem hartnäckigen Gemal die Ueberbleibſel ihres Vermögens abzupreſſen, von denen ſie, und noch dazu mit großer Sparſamkeit und Einſchränkung, jetzt leben mußte. Das machte ſie zerſtreut, und ihre Trauer machte ſie theilnahmloſer für kokettes Getändel. Als ſie nicht darauf einging, meinte Euſtach gegen Cornelie, ſie ſei recht alt geworden und ſo gewiß thränenreich — was ihm ſtets die Frauen verleide. Cornelie erwiderte:

„Mir gefällt ſie jetzt beſſer, weil ſie endlich das ernſte Leben von der ernſten Seite aufgefaßt hat.“

„O ſei doch ehrlich! rief Euſtach. Sage doch lieber: weil ſie mir jetzt durchaus ungefährlich iſt.“

„Wenn Du mir dieſe Worte in den Mund legſt, ſo will ich ſie gelehrig und gern nachſprechen,“ entgegnete ſie fröhlich.

In dieſe friedliche Ruhe der Zuſtände trat der Tod. Am Ende des Winters ſtarb der kleine Felix. Cornelie verfiel in herzzerſchneidende Traurigkeit und in einen Zuſtand von Marasmus, der zu großen Befürchtungen veranlaßte. Sambach war beinah zornig. Sein Kind, ſein einziges hatte er verloren, und vor den Thüren ſeiner Bauern ſah er ſie in Schaaren wimmeln! dort würde eins kaum eine nicht tadeln, wenn nicht Edgar ein wahnwitziger Verſchwender wäre. Dann iſt Harry da — ein armes Kind! ſo kränklich, ſo verweichlicht und verzogen, daß ſchwerlich etwas Tüchtiges aus ihm werden kann. Alſo fünf Kinder — und für jedes Kind iſt, wie man ſagt, eine Million beſtimmt. Doch Glück und Segen haben ſie nicht und Freude machen ſie nicht. Sieht man das in der Nähe, erlebt man das alles, macht man tauſend Intriguen und Verkehrtheiten mit durch, welche infolge ſo vieler windſchiefer und konfuſer Verhältniſſe bei erſchlafften, genußſüchtigen, egoiſtiſchen Charakteren eintreten: ſo dürfen Sie ſicher ſein, daß man aus tiefſter Seele ruft: Freiheit und Brot!“

„Iſt das Ihr Ernſt? Wirklich und wahrhaft Ihr Ernſt? Keine Laune, keine Übermüdung, kein vorübergehender Einfall?“ fragte Vinzenz eindringlich.

„Es iſt dermaßen mein Ernſt,“ erwiederte Sylvia mit Nachdruck, „daß ich vor einigen Jahren mit der Abſicht umging in England Gouvernante zu werden. Ich gab ſie auf, weil Miſtriß Dambleton mir bewies, ich würde auf einer ſolchen Stelle noch weniger Freiheit genießen und in noch größere Abhängigkeit geraten. Und dann iſt es auch ſo ſchwer, ein paſſendes Haus zu finden.“

In dieſem Augenblick ſchien es ihr, als würde ſie mit Freuden jede nur einigermaßen paſſende Stelle annehmen und ſie ſetzte hinzu:

„Könnten Sir mir vielleicht dazu verhelfen?"

„Dazu nicht! Nein! . . . aber etwas anderes möchte ich Ihnen anbieten . . . den ruhigen Hafen des häuslichen Herdes . . . wenn Sie mir vertrauen — wenn Sie mich lieben könnten," ſagte Vinzenz feſt und innig.

Sylvia ſchreckte auf, wendete ſich langſam zu ihm hin und ſagte:

„Sie haben ein ernſtes Wort geſprochen; allein ich fürchte, das Mitleid gab es Ihnen ein und Mitleid iſt keine Empfindung, auf welche ſich der häusliche Herd bauen läßt. Er verlangt ſtärkere Fundamente."

„Sylvia!" rief er und ſein tiefes, treues Auge ruhte feſt auf dem ihren, „nicht mit Worten kann ich Ihnen meine Gefühle auseinanderſetzen; allein ich habe, Gott ſei gedankt, meine ganze Zukunft und mein ganzes Leben, um Ihnen zu beweiſen, daß ich Sie liebe."

Sylvia brach in Tränen aus.

„Warum weinen Sie?" fragte er beklommen; „können Sie, wollen Sie meine Liebe nicht annehmen . . . nicht erwidern?"

„O, daß ich Ihnen ſo recht aus dem innerſten Herzen vertrauen könnte!" rief Sylvia ſchmerzlich; „aber die Menſchen ſind treulos und die Welt iſt falſch. Wenn Sie ſich täuſchen . . . und mich täuſchten!"

„Ich denke nicht, daß ich falſch bin," entgegnete er ſanft; „doch auch in dieſer Beziehung gelten Worte nichts, ſondern Handlungen. Es liegen zwei Jahre zwiſchen dieſem Augenblick und jenem glückſeligen, der mir erlaubt, Sie an den häuslichen Herd zu führen. Wollen Sie mir Hoffnung auf dieſes Glück geben?"

„Ich habe das Vertrauen verloren," ſagte ſie nach einer Pauſe, beinahe finſter. „Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich zweimal in meinen Gefühlen tief verwundet, in berechtigten Hoffnungen bitter getäuſcht bin. Zuweilen wurde ich vergeſſen und habe ich vergeſſen. Beide Männer zogen mir reiche Frauen vor und ich war zu ſtolz, um eine unerwiderte Neigung im Herzen zu hegen. So kommt es, daß ich mich nicht zu froher Zuverſicht erſchwingen kann — um ſo weniger, als wir für Jahre noch getrennt wären."

„Wenn nicht eine Stimme in Ihrer Bruſt Ihnen ſagt: Du darfſt Dich auf dieſen Vinzenz verlaſſen — dann, Sylvia, ſchweige auch ich. Aber ſeien Sie nicht ungerecht gegen mich: ich bin nicht verantwortlich für das, was andere verſchuldet haben und mein Leben, das ſeit unſerer Kindheit vor Ihren Augen liegt, ſollte Ihnen verbürgen, mein' ich, daß frevelhafter Leichtſinn nicht meine Art iſt."

„Aber die Dankbarkeit, die in edlen Seelen ſo warm und innig iſt, könnte Sie hinreißen," ſagte ſie beängſtigt.

„Fahren Sie nur fort, mein Herz zu durchforſchen," erwiderte er lächelnd.

„O bedenken Sie, was Sie tun!" bat ſie dringend: „ich bin arm."

„Auch ich bin es — und ich danke Gott dafür, denn dadurch habe ich gelernt, mich auf Ihn und auf meine eigene Tüchtigkeit zu verlaſſen, wo es das Fortkommen im Leben gilt."

„Meine ſchönſten Jahre liegen hinter mir."

„O Sylvia! die Liebe geht über alle Zeit hinweg! Was kümmern mich die Kalenderjahre!"

„O Vinzenz! Vinzenz! ich bin nicht ſo gut, nicht ſo fromm, nicht ſo ſelbſtlos wie Sie!"

„Sagen Sie das im Ernſt — Sie? hier?" . . . Hier, wo Sie ſeit drei Monaten ein Leben der Entſagung und der Barmherzigkeit führen, das Sie zur Rivalin Ihrer Krankenſchweſtern macht! Nein, Sylvia, Sie ſind gut und Sie haben alle Anlagen, um beſſer zu werden. O Sylvia, ſcherzen Sie nicht in dem tiefen Ernſt des Augenblicks!"

„O Gott, Vinzenz! es iſt ja gerade ein ſo furchtbar trauriger Ernſt, daß ich mich zum Sterben nach der Luft der Freiheit, des Glückes und der Liebe ſehne . . . und nicht den Mut habe, in ſie hinaus zu treten" . . . — —

„Wohlan, geliebte Sylvia! ich trage Dich hinaus!" rief er hingeriſſen. Dann ſetzte er gefaßter hinzu: „Aber jetzt keine Ausflucht mehr, ſondern wahr und einfach wie ich Sie frage, ſo antworten Sie mir: Darf ich hoffen?“

„Ja . . wir wollen hoffen, ich vertraue Ihnen, Vinzenz! ich glaube, daß Sie das Vertrauen, dies beſte Gefühl des weiblichen Herzens dem Mann gegenüber — nicht täuſchen werden,“ verſetzte ſie ermutigt und trocknete ihre Tränen.

„Sylvia!“ rief er entzückt und nahm ihre Hand. Sie drückte flüchtig die ſeine, erhob ſich raſch und ſagte:

„Schweigen Sie! Man wünſcht hier nicht, daß ich meine Verwandten verlaſſe — nicht aus Zärtlichkeit für mich, nur weil ich ihnen bequem bin. Vor zwei Jahren iſt an keine Verbindung zwiſchen uns zu denken. In zwei Jahren ließe ſich aber manche Intrigue anſpinnen, um uns zu trennen. Ich kenne dieſen Boden. Darum ſchweigen Sie! . . . Wir verſtehen uns auch ohne Worte, nicht wahr? — Und nun gehen Sie. Es iſt noch nicht die Teeſtunde da. Ich muß allein ſein und mich faſſen.“

„Und ich muß allein ſein und Gott danken!“ rief Vinzenz, küßte ſtürmiſch Sylvia's Hände und verließ den Salon.

Sie ſank auf ihren Sitz zurück, preßte beide Hände vor die Stirn und fragte ſich ſelbſt leiſe, zwiſchen Bangigkeit und Frohlocken ſchwankend: O, er liebt mich! er liebt mich! . . . Wird dies eine wahre Liebe ſein? — wird ſie mich beglücken . . .

und werde ich ihn glücklich machen? — Wird die Qual der Sklaverei aufhören, und Ruhe, Freiheit, Stille am eigenen Herd mich beſeligen? — Wird nicht wiederum die Welt ſich zwiſchen uns drängen? — Sie erhob ſich, hauchte in ihr Taſchentuch, drückte es auf ihre Augen und trat vor einen Spiegel, um zu ſehen, ob die Tränenſpuren verſchwunden wären. Sie ſind es, ſprach ſie leiſe, indem ſie ſich prüfend betrachtete; — aber ach! mir ſcheint, daß meine Schönheit bereits ſehr geſchwunden iſt! Die erſte Frühlingsfriſche iſt unwiederbringlich dahin! . . . Ich bin ſechsundzwanzig und ein halbes Jahr alt . . . bald dreißig! . . . und mit dreißig Jahren iſt man alt. Gewiß muß Vinzenz mich lieben und in edler Weiſe lieben, da er daran nicht denkt! —

Nein, daran dachte er gar nicht! und die kommenden Jahre, die ihr betrübend ſchienen, lachten ihn an, denn eine Frühlingsluft durchwehte plötzlich ſein ernſtes Leben und brachte ihm die Verheißung eines ungeahnten Glücks, welches mit lieblichen Banden Zeit und Ewigkeit, Erde und Himmel, zwei Herzen und zwei Seelen verband.

„Aber, Liebchen, willſt Du heute nicht den Tee bereiten?“ fragte die Baronin, die längſt ihren Platz im bequemen Sofa eingenommen und ihre Anſichten über Tieffenſtein's Zuſtand ausgeſprochen hatte, ohne daß Sylvia es beachtete, weil ſie in geſpannter Unruhe an die unerwartete

Wendung ihres Schickſals dachte, und eine gewiſſe äußere Erleichterung darin fand, raſtlos auf und nieder zu gehen. Die Frage der Tante mahnte ſie an ihre häusliche Pflicht und ſie ſetzte ſich an den Teetiſch, indem ſie um etwas zu ſagen, ſagte:

„Verzeihung, liebe Tante! ich hatte nicht bemerkt, daß man das Teegeſchirr ſchon gebracht habe.“

„Du wollteſt Dir gewiß etwas Bewegung machen, weil Du wegen des ſchlechten Wetters heute weder ſpazieren gehen noch reiten konnteſt; nun, das iſt verſtändig,“ ſagte die Baronin.

Sylvia blieb die Antwort ſchuldig, denn Edgar und Lehrbach traten ein. Sie nahm ſich gewaltſam zuſammen, um jede Spur von ungewöhnlicher Erregung zu unterdrücken und um mit gewohnter Unbefangenheit das Geſpräch führen zu können.

„Es wird wahrhaftig die höchſte Zeit in die Reſidenz zurückzukehren!“ rief Edgar, „denn bei dieſem Wetter ſtirbt man vor Langeweile auf dem Lande, wenn man nicht eine amüſante Hausgeſellſchaft hat.

„Du biſt immer ebenſo verbindlich als amüſant,“ erwiderte Sylvia ſpöttiſch.

„Vor Deinen ſchönen Augen finde ich keine Gnade; — das weiß ich längſt,“ antwortete Edgar.

„In einem Hauſe, wo monatelang Totkranke ſich befinden, kann man unmöglich Beſuche machen und empfangen und an geſellige Vergnügungen denken,“ ſagte Sylvia.

„Und wer kann das überhaupt in einer Zeit, die ſo viel Sorge und Leid in die Familien — und ſo viel Trauer und bittern Schmerz über unſer armes, deutſches Vaterland gebracht hat,“ ſagte Lehrbach.

„Ah bah!“ rief Edgar, „wir ſind ja die Sieger! Ruhm und Ehre wiegen doch wahrhaftig das bischen vergoſſene Blut auf.“

„Jeder Tropfen Blut, der für einen anderen Zweck als den der Verteidigung des Vaterlandes und der Kirche gegen ungerechte Angriffe vergoſſen wird, iſt eine Verſündigung an der Menſchheit!“ rief Vinzenz empört — „und was die Ehre betrifft, ſo weiß ich nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll.“

„Wir werden uns ſchießen!“ ſagte Edgar kalt.

„Das werden wir nicht,“ antwortete Vinzenz noch kälter. „Wir haben ſoeben unſer Leben aufs Spiel geſetzt für eine Sache, die Recht, Wahrheit und Vernunft mit Füßen tritt — ich, weil mich eine äußere Verpflichtung dazu nötigte — Sie . . . —“

„Weil ſie mich begeiſterte und weil ſie glorreich iſt!“ unterbrach Edgar.

„Sei dem ſo!“ verſetzte Lehrbach; „genug, wir ſchlugen aus ſehr ernſten Beweggründen unſer Leben in die Schanze, wir ſchwebten in großer Gefahr es zu verlieren; es iſt uns dennoch erhalten worden — und jetzt ſollte unſere erſte Tat ſein, daß wir wider einander eine Miſſetat begehen?"

„Das Duell iſt keine Miſſetat!" rief Edgar.

„Trachten zwei Männer einander ganz kaltblütig nach dem Leben, wie das im Duell geſchieht, ſo iſt das eine Mordabſicht und folglich eine Miſſetat," verſetzte Vinzenz; „ich weiß nicht, wie Sie das beſchönigen wollen."

„Es iſt Durſt nach Rache, Herr von Lehrbach! nach Genugtuung!"

„Ganz recht! Es iſt ein Durſt, der ſich in Bruderblut ſtillt. Haben zwei Männer aber nicht die Abſicht einander umzubringen und duellieren ſie ſich dennoch: ſo iſt das eine abſurde Komödie, eine Fanfaronnade von Tapferkeit und Ehrgefühl, welche verſtändige Leute mit einem Gemiſch von Mitleid und Verachtung behandeln ſollten. Dieſes ſind für mich genügende Gründe, um das Duell zu verabſcheuen. Hätte ich ſie aber auch nicht, ſo würde es mir genügen zu wiſſen, daß die Kirche das Duell anathematiſiert hat, um mich nie zu duellieren."

„Was müſſen das für Feiglinge ſein, die vor einer Handvoll Prieſtern kriechen!" ſagte Edgar verächtlich.

„Wir werden uns ſchießen," verſetzte Vinzenz trocken.

„So werden Sie plötzlich Ihren Grundſätzen zu meinem höchſten Erſtaunen untreu?"

„Nein!“ erwiderte Vinzenz lächelnd: „Sie ſehen nur, daß man in permanenten Zweikämpfen verbleiben müßte, wenn man für jede Anſicht und jede Äußerung, die unſerer Anſicht widerſprechen, blutige Rechenſchaft verlangen und auf ein unliebſames Wort eine Herausforderung ergehen laſſen wollte.“

Die Baronin, die mühſam dachte, ſchwer begriff, unvollkommen einem Geſpräch folgte und daher ſehr zerſtreut war, faßte jetzt erſt, wovon die Rede ſei und ſagte zu ihrem Sohne:

„Aber, Liebchen, dieſen Unſinn muß ich mir doch ſehr verbitten. Hier in meinem Salon, an meinem Teetiſch, unter meinem Dach will ich Frieden haben.“

Sylvia hatte das Geſpräch ſehr gelaſſen angehört. Sie kannte Edgar mit ſeinem Heldenmut, der in Prahlerei beſtand und um auf einmal die ganze Sache abzubrechen, ſagte ſie lieblich zu Vinzenz:

„Sind Sie in allen Stücken ein unbedingt gehorſamer Sohn der Kirche?“

„Ich ſuche und wünſche es zu ſein, weil ſie an Gottes Statt zu uns ſpricht. Da ich aber ein ſehr unvollkommener Menſch bin, ſo fehlt auch viel an meinem vollkommenen Gehorſam,“ antwortete er.

„Ich gehorche meinen Vorgeſetzten und ſonſt keinem Menſchen auf Erden!“ rief Edgar.

Lücke verurſachen, wenn es ſtürbe; hier ſanken alle Hofnungen ohne Erſatz, ohne Troſt ins Grab.

„Man begreift nicht nach welchen Prinzipien eigentlich die Welt organiſirt iſt, ſagte er; nach denen der Vernunft gewiß nicht.“

„Wenigſtens nicht nach menſchlicher,“ ſetzte Cornelie hinzu. Sie fühlte in und um ſich eine Leere, eine Oede, eine Erſtorbenheit, die ſie nicht begriff, wenn ſie ſich ſagte, daß ſie fünf Jahr verheirathet geweſen ſei, ſich vor der Geburt ihres Sohnes ganz glücklich gefühlt und ihn nur acht Monat beſeſſen habe. Aber grade dieſe acht Monat ſchienen ihr inhaltsreicher, gewichtiger, als ein durchlebtes Vierteljahrhundert! ja, Letzteres kam ihr nur wie eine Vorbereitung auf jene vor, und durch dies traurige Ereigniß gleichſam weggeworfen und nutzlos. Ihres Mannes Stimmung erhöhte ihren Schmerz; er war verdrießlich, übellaunig; er warf ihr vor das Kind ſelbſt genährt zu haben: dazu ſei ſie nicht kräftig genug, und dadurch ſei ihre Geſundheit ſo angegriffen, daß ſie vielleicht nie mehr Kinder haben würde. Das waren lauter Vorwürfe ohne Sinn, und zu andrer Zeit, unter andern Umſtänden hatte Cornelie ſchon ähnliche von ihm gehört und darüber gelacht; doch ezt in ihrer tiefen Niedergeſchlagenheit ließ ſie ſich noch mehr durch ſie beugen, und ſuchte

„O Liebchen, das ſollteſt Du nicht ſagen und nicht tun,“ verſetzte ſeine Mutter; „es iſt ſehr gut den Eltern zu gehorchen.“

„Nun ja, Mama, die Eltern laſſe ich gelten! aber dann — baſta! die Kirche hat mir nichts zu befehlen. Die Kirche! . . . Kirche! . . . das iſt überhaupt ein Ding, das man nicht kennt.“

„Freilich, wenn Sie von Gott nichts wiſſen wollen, werden Sie die Kirche nicht kennen! das iſt logiſch,“ verſetzte Lehrbach.

„Logiſch oder nicht!“ rief Edgar erzürnt, „ich bin Soldat; der Soldat dient dem König, nicht der Kirche. Die Kirche mit ihren Geboten und Verboten geht ihn gar nichts an . . . geht mich gar nichts an. Der König iſt mein quasi Herrgott.“

„Sie irren,“ ſagte Vinzenz ruhig.

„Ich werde doch meine eigenen Geſinnungen kennen, Herr von Lehrbach!“

„Nie kann und darf ein armer ſterblicher Menſch der Herrgott eines anderen Menſchen ſein.“

„Ihr Papſt iſt es doch für Sie!“

„Mit nichten! Er iſt nur der Stellvertreter Gottes in Dingen des Glaubens und Stellvertreter Gottes in Beziehung auf weltliche Macht ſollen auch die Fürſten ſein. Nur deshalb nehmen ſie ihre hohe Stellung ein; nur deshalb iſt man ihnen Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig; alſo wehe ihnen, wenn ſie es nicht ſind. Wollen Sie aber irgend einen Fürſten zu einem ſebſtändigen Gott machen, weil Sie an den wahren Gott nicht glauben, ſo werden Sie ſehr bald Ihres Idols überdrüſſig werden und das verachten, was Sie vergöttert haben.“

„Es iſt nicht meine Gewohnheit mich für alle Ewigkeit mit meinen Geſinnungen fix und fertig zu machen.“

„Das iſt weiſe bei zwanzig Jahren! Aber ſcheint Ihnen nicht, es ſei ebenfalls weiſe, gewiſſe feſte Grundſätze ſich anzueignen, um an ihnen unſere Geſinnungen zu prüfen, anſtatt dieſe von unſernen Launen abhängig zu machen?“

„Sie ſind zu ernſt für mich, Herr von Lehrbach. Sie müſſen furchtbar ſtreng erzogen ſein. Hier ſind wir Leidensgefährten geweſen; doch gute Kameraden fürs Leben werden wir nimmermehr.“

„Ich hoffe jedoch, daß wir gute Freunde ſind und als ſolche uns trennen; denn es wäre mir ſehr ſchmerzlich in dieſem Hauſe, wo ich mit Güte überhäuft worden bin, mit irgend jemand in Unfrieden zu ſtehen. Iſt auch unſer beiderſeitiger Standpunkt gründlich verſchieden, ſo darf er doch nicht das Wohlwollen ausſchließen.“

„O, ich habe ein großes Wohlwollen für alle Menſchen!“ rief Edgar.

„Für alle, welche Dir nichts in den Weg legen,“ ergänzte Sylvia lachend.

Edgar antwortete in demſelben ſcherzenden

Ton und Sylvia hielt ihn aufrecht, um ihre innere Erregung zu verbergen. Als ſie endlich allein in ihrem Zimmer und ſicher vor jeder Störung war, ſank ſie erſchöpft am Kaminfeuer in einen Lehnſtuhl, ſtützte den Kopf auf die Hand und fragte ſich ſelbſt: Iſt es denn wahr? Verlange ich nichts als Freiheit und Brot? . . . *nur* Brot? keinen Überfluß? . . . Freiheit und Liebe bietet mir Vinzenz. Als ſeine Gattin finde ich die ſchöne, freie, nur von der Liebe beſchränkte Stellung, welche das Glück des Weibes ausmacht — doch meine äußere Lage wird das Gegenteil der jetzigen ſein. Ohne einen Kreuzer zu beſitzen, lebe ich jetzt ſorglos im Genuß jeder Bequemlichkeit des Lebens — ja, des größten Luxus. Als Lehrbach's Frau werde ich vielleicht häusliche Sorgen haben! . . . Aber er wird mich ſtützen, mich beraten . . . mich lieben! und die Liebe eines ſo reinen, geraden Herzens wiegt tauſend kleine Sorgen auf! — Die Tage ſind dahin, da ich auf ein glänzendes Glück hoffen durfte . . . Meine Stellung in der Geſellſchaft wird mit jedem Jahr minder angenehm . . . In dieſen Kreiſen hat das arme Fräulein ſo ziemlich die Gewißheit ein altes, ein uraltes Fräulein zu werden . . . Gräßlich! . . . Nein, nein! ich hatte ganz recht zu ſagen: Freiheit und Brot! —

Sie ſchellte. Bertha trat ein, verrichtete ihren Dienſt und ſagte redſelig wie immer:

„Welch ſchauderhaftes Wetter, gnädiges Fräulein! Man meint, der Sturm werde das Schloß zum Fenſter hinein werfen. Genau ein ſolcher Abend war es, als Sie heute vor acht Jahren zum erſten Mal ins Haus kamen. Wie haben die Zeiten ſich geändert! Wie waren Sie damals betrübt und traurig, gnädiges Fräulein, und jetzt ſind Sie ſo wunderſchön, ſo herrlich gekleidet, ſo weitgereiſt. Nicht wahr, es war ein rechter Glückstag — jener dreizehnte Oktober? und ich dachte damals, es müſſe ein Unglückstag ſein . . . wegen des Dreizehnten Heute iſt auch wieder der dreizehnte Oktober.“

„Ob es ein Glücks- oder Unglückstag ſein wird?“ fragte Sylvia in Gedanken und ganz betäubt von der plötzlichen, ungeahnten Schickſalswendung.

Täuſchungen.

Lehrbach und Edgar waren abgereiſt und ſtiller denn je war es im Grüneroder Schloß. Sylvia fühlte eine unausſprechliche Leere in ſich und Verödung um ſich. Alles war anders geworden! Sie war nicht mehr Herrin im Schloß, nicht mehr ſorgſame Hausfrau, nicht mehr teilnehmende Krankenpflegerin. Da war niemand mehr, der ihres Kommens ſich freute, dem ſie wohl tat durch einen Blick, durch ein Lächeln, mit dem ſie vertraulich reden, bei dem ſie auf Verſtändnis zählen durfte; — niemand, bei dem ſie ſich geborgen und geſchützt in ihrem innerſten Weſen fühlte. Dies Gefühl, dies Vertrauen flößte Lehrbach ihr ein — und nur er. Dieſe Ruhe, dieſe Klarheit, dieſe unerſchütterlichen Grundſätze, dieſe unbeſtechliche Gewiſſenhaftigkeit hatte ſie bei keinem anderen Mann gefunden; — vielleicht, weil ſie bisher mehr Wert auf glänzende Äußerlichkeiten gelegt hatte, wie bei Wilderich oder auf die Sympathie der Gefühle, wie bei Aurel — und höhere Eigenſchaften nicht geſucht hatte. Genug, Lehrbach nahm weinend in den Salon zurück, umarmte Sylvia und rief:

„O der Arme! der Arme! Wie wird er das ertragen!“

„Was?“ fragte Sylvia erſchreckt.

„Seine furchtbare Entſtellung, Sylvia! Haſt Du ihn nicht geſehen?“

„Nein! Man hütete ihn ja ängſtlich ſelbſt vor Dir.“

„Du kannſt ihn gar nicht erkennen, ſag' ich Dir! Die Wunde hat ein Auge fortgenommen und einen Teil der Wange: dadurch iſt der Mund, iſt das ganze Geſicht verzerrt. Ich konnte den Anblick nicht ohne Tränen ertragen! . . . Auch ſein Gehirn ſcheint beſchädigt zu ſein . . . Langſam und ſchwerfällig iſt ſeine Sprache und auf jedes Wort muß er ſich beſinnen. Wer weiß, ob er im Dienſt bleiben kann! . . . Was fängt er dann nur an? Mit dieſer Entſtellung in der Geſellſchaft fortleben wie bisher — iſt unmöglich! Das duldet auch ſeine Eitelkeit nicht. O Sylvia! denke Dir den ſchönen, brillanten und eleganten Wilderich eine ſo armſelige Figur ſpielend!“

„Vielleicht wird er ſich in ſeinem Hauſe zufriedener fühlen, wenn er ſich von der Welt zurückzieht,“ ſagte Sylvia erſchüttert.

„Mit Iſidore zufrieden fühlen!“ rief die Gräfin; „o Sylvia, Du weißt nur zu gut, daß dies nicht möglich iſt!“

„Sie hat ſich in dieſen drei Monaten ganz ihm gewidmet und kaum der Krankenſchweſter geſtattet mit ihr ſeine Pflege zu teilen.“

„Wahrſcheinlich aus Eiferſucht,“ erwiderte Xaverie kalt; „weil ihre Liebe für Wilderich beſtändig dieſen bitteren Beiſchmack hat, ſo erquickt ſie ihn auch nicht. O Gott! welche Zukunft erwartet den Armen! Ein Mann, der in ſeinem Beruf und in guter Geſundheit und in der Geſellſchaft beliebt iſt, kann es ertragen in ſeiner Ehe nicht beſonders glücklich zu ſein. Wird er aber auf ſein häusliches Leben beſchränkt und findet er dann unter ſeinem Dach eine Iſidore: ſo iſt er wahrhaft zu bemitleiden! . . . Aber Du biſt ſo gleichgiltig bei dieſem harten Schickſal.“

„Ich bin nicht gleichgiltig,“ antwortete Sylvia ernſt, „nur aber erſtaunt, daß Du Dich über Iſidore in dieſer Weiſe äußerſt, während Du das Deine getan haſt, um ſie zu Wilderich's Frau zu machen.“

„Ja, liebes Herz, das war ganz notwendig. Seine Geldverhältniſſe waren deſolat über alle Begriffe . . . und dann dachte ich bei Iſidore an Fouqué's Undine.“

„An was?“ fragte Sylvia verwundert.

„An Undine! ein liebliches Märchen, freilich veraltet, das ich zufällig in der Bibliothek des Onkels auf dem Weldensperg fand. Die Waſſernixe iſt ſo lange ſeelenlos bis ſie liebt. Die Liebe gibt ihr eine Seele. Junge Mädchen haben zuweilen ſolche Nixen-Natur — kalt, gleichgiltig, langweilig, ſeelenlos, bis die Liebe ſie verändert und ſie zu guten und angenehmen Frauen macht. Leider habe ich mich hinſichtlich Iſidoren's gründlich geirrt. Sie iſt keine beſeelte Undine, ſondern das, was ſie immer war."

Die Baronin unterbrach das Geſpräch der Freundinnen mit der Nachricht, daß der Arzt Wilderich's Überſiedelung in die Reſidenz erlaube.

„Wir wollen ſobald wie möglich aufbrechen," ſetzte ſie hinzu; „man wird hier ganz melancholiſch. Die Ruhe iſt zwar ſehr angenehm, aber nicht die Totenſtille. Mein Mann konnte ſie gar nicht aushalten. Er hat in der größten Geſchwindigkeit eine Reiſe durch halb Europa gemacht und kehrt in den nächſten Tagen heim. Wir wollen ihn im Winterquartier empfangen. Werden Sie bis Ende November auf dem Weldensperg ausharren, Gräfin?"

„Ja gewiß! Sie kennen ja die unauslöſchliche Jagdpaſſion meines Mannes. Vor dem Dezember gehen wir nicht fort, denn es finden ſich Jagdliebhaber ununterbrochen bei uns ein."

„Unterhält Dich dies beſtändige Treiben noch immer?" fragte Sylvia.

„Wie ſollte es nicht?" entgegnete Xaverie ſtaunend; „ich bin ſo daran gewöhnt, daß ich es gar nicht entbehren könnte."

Sylvia freute ſich herzlich zur Rückkehr in die Reſidenz; aber ihre Freude verwandelte ſich in Betrübnis, als Vinzenz ihr bei ſeinem erſten Beſuch ankündigte, man habe ihn beauftragt an einem Gericht in einer entfernten Provinzſtadt zu arbeiten und man werde ihn erſt zu den Examina in die Reſidenz berufen.

„Wie werde ich mich einſam fühlen!“ ſeufzte Sylvia; „ſeitdem ich daran gewöhnt bin mit Ihnen zu ſprechen, Ihnen zuzuhören, kommt jede andere Unterhaltung mir fade vor.“

„Sie machen mich glücklich durch dieſe Äußerung, denn vor einem Jahr war das nicht der Fall.“

„Doch! immer!“

„Nein! was ich ſagte war Ihnen unlieb, denn Sie weinten wohl gar.“

„O ich weinte, weil es mich in der Seele traf! unlieb war es mir nie. Und dann ſcheint mir auch, als wären Sie jetzt nachſichtiger für mich, weil Sie wahrſcheinlich erkannt haben, wie unvollkommen und nachſichtsbedürftig ich bin.“

„Ich weiß das nicht!“ ſagte Vinzenz lebhaft; „ich weiß nur, daß ich Sie liebe.“

„Wird die Trennung Ihre Geſinnungen nicht verändern?“ fragte Sylvia traurig; „ich möchte Ihnen unbedingt vertrauen, mein Herz verlangt danach . . . aber es zittert noch immer.“

„Auch mein Herz zittert, Sylvia! Das iſt ſo mit einer Art von ſelbſtquäleriſcher Angſt in der Vergangenheit nach dem Verſchulden umher, welches ihr dieſen Verluſt zugezogen. Es kamen jene Schwere, jene Erſtarrung, jene Stumpfheit über ſie, welche, von einem Herzenskummer ausgehend, den geiſtigen und körperlichen Organismus paralyſirend oder verzehrend ergreifen.

Zum Glück ward ſie gezwungen ſich aus ihrer Apathie aufzureißen. Ihr Vater war leidend, die Aerzte ſchickten ihn in die rheiniſchen Bäder und dringend wünſchte er Corneliens Begleitung, da er eine Geſellſchaft, ſie eine Stärkung ihrer Geſundheit bedurfte. Ihr war der Wunſch des Vaters nicht willkommen; es giebt Stimmungen, in denen man ſich abſichtlich nicht von ſeinem Gram zerſtreuen laſſen will. Als aber ihr Mann ohne Umſtände einwilligte, hielt ſie es für ihre Pflicht, und er brachte ſie nach Berlin zum Vater. Seine große Bereitwilligkeit rührte hauptſächlich daher, daß er keine betrübte Geſichter um ſich haben mogte. Vollendete Egoiſten wollen daß ihre Umgebung ſtets zufrieden und fröhlich ſei um nicht durch den Ausdruck des Gegentheils in ihrem Wolbehagen geſtört und zu „trübſeliger Theilnahme,“ wie er es nannte, veranlaßt zu werden. Es verdroß ihn daß Cornelie in ihrer Trauer keine Rückſicht auf ſeine Unterhaldie Art des armen Menſchenherzens, wenn ein großes Glück ihm nahe kommt. Es bebt vor Freude und vor Bangigkeit. Aber Mut, Sylvia. Wir hoffen auf die Liebe und auf das Glück, die von Gott kommen — nicht von den Menſchen, nicht von der Welt! — Gott wird ſie ſchützen. In ihn müſſen wir unſer Vertrauen auf einander ſetzen. Seine Liebe ſchickt uns die Liebe; — ſie muß uns alſo dazu dienen die Abſicht zu erreichen, die er hatte, als er ſie uns ſchickte — und dieſe Abſicht kann ja gar keine andere ſein, als unſere Erziehung für den Himmel, unſere Heiligung. Glauben Sie das, Sylvia?"

„Ich glaube es!" antwortete ſie gerührt und feſt; denn immer, wenn Lehrbach ſprach, fühlte ſie ſich ſo ergriffen, ſo überwältigt, daß ſie die Überzeugung hatte ganz gleichmäßig auf ſeinen Ton geſtimmt zu ſein, zu denken, zu fühlen, zu glauben wie er.

„Nun wohlan, Sylvia, dieſer Glaube ſchließt den Zweifel an mir und meiner Treue aus. Wir wollen dieſe Jahre der Trennung benutzen um immer feſter im Glauben zu werden; das wird auch den Bund unſerer Herzen feſtigen . . . und dann wird die arge Trennung uns in Wahrheit einander näher bringen."

Tränen hingen an Sylvia's Wimpern.

„Habe ich Sie ſchon wieder betrübt?" fragte er beſorgt.

„O nein!“ rief ſie bewegt; „es klingt nur alles, was Sie ſagen, für mich wie von Oben herab — und da ich an dieſe Sprache aus der Höhe nicht gewöhnt bin, ſo müſſen Sie meiner ſchwachen Seele die Erſchütterung zu gut halten.“

„Mein Gott, es iſt ja alles ſo einfach, was ich ſage, erwiderte Lehrbach.

Dann fragte er ſie, ob er ihr vielleicht zuweilen ſchreiben dürfe.

„Nein, nein!“ rief ſie beängſtigt, „mein Onkel könnte es erfahren . . . könnte Ihnen und mir Unannehmlichkeiten bereiten und ſogar Ihren Eltern, die ja nichts von dem allen ahnen! . . . —“

„Dann nehme ich meine Bitte zurück,“ ſagte Vinzenz raſch; „mein Vater ſieht eine Unvorſichtigkeit, unter Umſtänden ſogar ein Unrecht darin, wenn ſich ein junger Mann verlobt, der mit Beſtimmtheit weiß, daß zwiſchen ſeiner Verlobung und ſeiner ehelichen Verbindung Jahre liegen. Mein Vater findet das junge Mädchen im Nachteil, das in dieſen Jahren vielleicht eine beſſere Wahl treffen würde, wenn es nicht gebunden wäre.“

„Dieſe Beſorgnis würde bei mir wegfallen,“ ſagte Sylvia lächelnd; „allein ich finde, daß Ihre vortrefflichen Eltern nur durch Sie ſelbſt unterrichtet werden dürfen und daß Sie den Zeitpunkt wo es geſchehen ſoll, am beſten kennen werden. Vor jeder Intrigue, jeder fremden Einmiſchung müſſen wir uns aber ſicher ſtellen und alles opfern, was eine ſolche herbeiführen könnte. Mein Onkel verlangt, daß ich in ſeinem Hauſe bleibe ſo lange es ihm genehm iſt — ausgenommen, wenn ich einen Millionär heiratete. Dies Glück würde ihm zu überwältigend erſcheinen, um dagegen eine Einſprache zu wagen. Das Geld iſt für ihn der Barometer des Glücks.“

„Dann ſteht das unſerige ſehr tief in ſeinen Augen!“ verſetzte Vinzenz; „da aber ohne Zweifel dieſe Anſchauung im ganzen Hauſe herrſcht, Sylvia, ſo iſt es wunderbar, daß Sie nicht davon angeſteckt wurden.“

„Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, wie meine Erfahrungen und meine genaue Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen mich davor ſchützten.“

„Das kann ich und will ich Ihnen nicht verhehlen,“ fuhr Vinzenz fort, „daß ich Sie in eine äußerſt beſchränkte Lage verſetze und daß ich es nicht ertragen könnte Sie in derſelben unglücklich zu ſehen, weil mein Gewiſſen mir den Vorwurf machen würde, ich hätte Sie egoiſtiſch geliebt und Ihnen dasjenige zugemutet, was aber für Sie zu ſchwer iſt.“

„Seien Sie unbeſorgt!“ erwiderte Sylvia gerührt; „Sie haben mein Geheimnis damals erfahren, als Sie mich ſeufzen hörten: Freiheit und Brot. Halten Sie mich denn für ſo wankelmütig und ſchwach, daß ich meinen Sinn ändern könnte, da ich noch jetzt mit dem Blick in die Zukunft ſogar ſagen darf: Liebe, Freiheit und Brot!“ —

Vinzenz verlangte ja nichts ſehnlicher, als dieſe Zuverſicht feſtzuhalten. Sylvia's klarer Blick in ihre Familienverhältniſſe ſchien ihm Bürgſchaft für ihre klare Einſicht in ſich ſelbſt zu ſein — und mit Wehmut zwar, doch zu tief beglückt, um Trauer in ſich aufkommen zu laſſen, nahm er Abſchied von ihr und reiſte ſeinem Beſtimmungsort entgegen.

Für Sylvia nahm das Leben wieder ſeinen hergebrachten Verlauf. Der Baron hatte ihr aus Paris einige reizende Anzüge mitgebracht; das Zimmer, welches Valentine als Braut bewohnte, war friſch tapeziert, in dunkelrotem Damaſt möbliert und ihr angewieſen worden; ein neues Reitpferd, feurig und munter, verſprach ihr manchen angenehmen Spazierritt. Sie nahm das alles mit einigen freundlichen Worten des Dankes, aber wie längſtgewohnte Dinge hin und malte ſich im Stillen die Idylle ihres Lebens an Lehrbach's Seite aus, wo alles ſo ganz anders, ganz außerordentlich einfach, jedoch eben durch die Einfachheit ungemein traulich und behaglich ſein werde.

Der Winter brachte ihr die Freude Miſtriß Dambleton wiederzuſehen, die mit ihrem kürzlich vermählten Sohn Vivian und deſſen Frau nach Deutſchland kam. Miſtriß Vivian Dambleton war eine liebliche Erſcheinung, die in der Welt großes Aufſehen machte und ſehr gefeiert wurde. Sie hatte ſich innig an Sylvia angeſchloſſen und dadurch bekam die Geſellſchaft für dieſe einen friſchen Reiz, der ihr ſehr angenehm war. Da ich mich nun einmal in der Geſellſchaft bewegen muß, ſo bin ich froh mich nicht zu langweilen, wie im vorigen Winter, ſprach ſie zu ſich ſelbſt. — Überall erſchien ſie mit ihrer ſchönen Freundin und es war, als werde ihre eigene Schönheit dadurch gehoben, nicht verdunkelt.

Miſtriß Dambleton hatte inzwiſchen höchſt peinliche Geſpräche mit Baron Grünerode und ſeiner Frau. Sie betrafen Valentine, welche durchaus von Herrn Goldiſch geſchieden ſein wollte, um ſich mit einem jungen Engländer zu verheiraten und mit ihm nach Oſtindien zu gehen.

„Mein Bruder kann dieſe furchtbare Ehe nicht länger ertragen," ſagte Miſtriß Dambleton; „ja, er darf es nicht, denn er würde den Schein auf ſich laden, als ſei er unempfindlich gegen die Beleidigung ſeines Namens, ſeines Hauſes, ſeiner Ehre, die ſie fort und fort auf ihn häuft. Da beide Teile ganz einverſtanden in dieſem einzigen Punkte ſind, ſo ſcheint es mir am heilſamſten, wenn die Scheidung in möglichſter Stille erfolgt. Mein Bruder hat dann wenigſtens für den Abend ſeines Lebens Ruhe und Valentine möge an der Seite eines anderen Gatten ein anderes Leben beginnen."

„Aber, liebe Miſtriß Dambleton, was fällt

Ihnen ein!“ ſagte die Baronin kläglich; „Valentine kann gar nicht wieder heiraten . . . ſie iſt ja katholiſch! Die Ehe kann getrennt werden, doch eine zweite Ehe darf ſie nicht ſchließen . . . es ſei denn, daß ſie Witwe würde. Bis dahin iſt und bleibt Herr Goldiſch ihr rechtmäßiger Mann.“

Miſtriß Dambleton zuckte die Achſeln und ſagte kühl:

„So trage ſie das Los, das ſie ſelbſt ſich bereitet hat.“

„Das ſage auch ich!“ rief der Baron im höchſten Zorn; „ſo lange ſie verheiratet iſt macht ſie ihren Eltern wie ihrem Mann nur Verdruß und Ärger. Ihrem Mann iſt ſie unerträglich geworden . . . mir gleichfalls . . . alſo trage ſie ſich ſelbſt und ihr Los!“

„Aber wie denn, wo denn, Liebchen? wo ſoll ſie denn exiſtieren?“ wehklagte die Baronin; „Du kannſt doch nicht die arme Valentine verlaſſen, wenn ihr ſchrecklicher Mann ſie einem traurigen Schickſal Preis gibt.“

„Ach was . . . ſchrecklicher Mann! ſie, die Tine, iſt ein ſchreckliches Weib! Goldiſch iſt ein ſehr braver Mann.“

„Es freut mich, daß Sie meinem Bruder dies Zeugnis geben,“ verſetzte Miſtriß Dambleton; „unter den gegenwärtigen Umſtänden gereicht es ihm und Ihnen zur Ehre.“

„Ja, ich muß es ihm geben! aber ich finde denn doch, daß er ſich nicht ſo leichtfertig von ſeiner Frau trennen ſollte — denn ſie vergißt nächſtens ganz gewiß ihren Oſtindier. Es iſt ja ſchon ein paar Mal etwas Ähnliches geſchehen.“

„Eben deshalb!“ erwiderte Miſtriß Dambleton ernſt; „Valentine iſt unverbeſſerlich. Wäre ihr Herz nicht in Selbſtſucht erſtarrt, ſo würde die milde Schonung und Nachſicht meines Bruders ſie gerührt und gebeſſert haben. Statt deſſen trägt ſie die heftigſte Abneigung gegen ihn zur Schau, verlangt nichts als die Trennung und immer wieder die Trennung . . . —“

„Die Närrin! die Törin!“ rief der Baron, wild mit dem Fuße ſtampfend. „Ja, ja! Goldiſch trenne ſich von ihr und ſie trage das Los, das ſie ſich unſinniger Weiſe bereitet hat.“

„O hätte ich doch nie meine Zuſtimmung zu dieſer Ehe mit einem Proteſtanten gegeben!“ jammerte die Baronin.

„Das hätten Sie alles vor neun Jahren überlegen ſollen,“ entgegnete Miſtriß Dambleton mit großer Kälte; „von katholiſchen Prinzipien war damals keine Rede und keine Spur. Sie können ſich alſo jetzt weder wundern noch beklagen, wenn mein Bruder nach ſeinen ſehr vortrefflichen proteſtantiſchen Grundſätzen handelt und ſich von ſeiner Frau ſcheiden läßt. Daß ſie nicht wieder heiraten darf, iſt nicht ſeine Schuld; daß aber Valentine nicht geneigt iſt der katholiſchen Anſicht in dieſem Punkt beizuſtimmen, beweiſt die Entſchiedenheit, mit der ſie von ihrer Verehelichung mit Herrn Windham ſpricht.“

„Gott, du gerechter! was gibt das für Skandal, für Unruhe, für Ängſte!“ ſeufzte die Baronin.

„Iſt denn dieſer Herr Windham vermögend, unabhängig und wirklich entſchloſſen Valentine zu heiraten?“ fragte der Baron.

„Er iſt mir gänzlich unbekannt,“ erwiderte Miſtriß Dambleton; „ich weiß nur, daß Valentine eine Entſchädigung für das Alter meines Bruders darin findet, daß Herr Windham erſt zweiundzwanzig Jahre alt iſt.“

„Gott, du gerechter!“ ſeufzte abermals die Baronin; ſechs Jahre jünger als ſie! Wie unſinnig!“

„Kann dieſer Herr Windham ihr einen anſtändigen Lebensunterhalt verſchaffen, ſo ſcheint es mir am beſten für alle Teile, daß er die Tine auf ſein Riſiko heiratet und mit ihr nach Oſtindien abzieht,“ ſagte der Baron.

„Aber Liebchen, ſie darf ihn nicht heiraten!“ beteuerte die Baronin.

„Larifari, Schatz!“ rief er; „wer wird es ihr denn verbieten? Meinſt Du, ſie würde den Papſt darum fragen? — Sie läßt ſich proteſtantiſch kopulieren, wie das ja auch bei ihrer Verehelichung mit Goldiſch geſchehen iſt. Wir müſſen wahrhaftig herzlich froh ſein, daß wir auf proteſtantiſchem

Boden ſolche zerrüttete Verhältniſſe wieder in anſtändige Ordnung bringen können.“

„Uns aber macht das gar kein Vergnügen,“ entgegnete Miſtriß Dambleton empfindlich.

„Aber, meine liebe Miſtriß Dambleton,“ ſagte der Baron mit ſtillem Hohne, „an eine derartige Ordnung derartiger Verhältniſſe ſollten Sie doch durch Ihren Religionsſtifter, König Heinrich VIII., wohl gewöhnt ſein, da er die Sache erfand und tüchtig in Anwendung brachte.“

„Er iſt nicht der Stifter meiner Religion — das iſt Chriſtus!“ rief Miſtriß Dambleton empört; „er iſt nur Englands Erlöſer vom Papismus!“

„Alſo doch ein Stückchen Erlöſer! . . . Nun, gleichviel! meine Anſchauungen ſind in dieſem Punkt zu allumfaſſend, um darüber mit Ihnen zu ſtreiten, Miſtriß Dambleton. Wir müſſen Freunde bleiben, damit nicht die Sache Ihres Bruders und meiner Tochter durch unſeren Zwiſt leide. Ich kann gegen die Scheidung nichts einwenden, Goldiſch iſt in ſeinem Recht. Ich muß nur die pekuniären Verhältniſſe dieſer wahnwitzigen Tine ins Auge faſſen und mich über den Herrn Windham aufklären — denn wenn der ein armer Teufel iſt, ſo ſperre ich die Tine lieber ein, als ſie mit ihm nach Oſtindien ziehen und dort verhungern zu laſſen.“

Die Baronin wollte verſuchen Miſtriß Dambleton von dem Gedanken an Scheidung abzubringen. Dieſe war jedoch unerſchütterlich und ſagte:

„Mein Bruder hat nun einmal nach langer und reiflicher Überlegung und nach jahrelangem Kampf ſeinen Entſchluß gefaßt. Jetzt iſt nichts mehr zu ändern. Danken Sie Gott, daß die Scheidung in Deutſchland ſo glimpflich abgemacht werden kann; in England würde ſie ganz anderen Skandal veranlaſſen. Valentine kann vielleicht eine gute Lehre für die Zukunft daraus ziehen und mein armer Bruder hat wenigſtens Frieden im Hauſe und die Beruhigung, daß ſein kleiner George, der allmählich heranwächſt, in Zukunft kein Aergernis an dem traurigen Verhältnis ſeiner Eltern nehmen kann. Daß wir beide, er und ich, Valentine mit größter Schonung behandeln, — das erwarten Sie gewiß nicht anders, da Sie uns kennen.“

Der Baron bot ihr die Hand, die Baronin weinte. Es lag ihnen daran im guten Einvernehmen mit Miſtriß Dambleton zu bleiben, um für Valentine eine möglichſt günſtige Stellung zu erwirken. Deshalb wollten ſie ihr auch nicht die Bitte abſchlagen, Sylvia im Frühling mit Miſtriß Vivian Dambleton auf einige Monate nach England reiſen zu laſſen.

Dieſe Ausſicht beglückte Sylvia. Jetzt endlich ſollte ſie England in der Weiſe ſehen, wie ſie es immer gewünſcht hatte. Die liebliche Georgiana tung nahm, ihn nicht zu zerſtreuen und zu erheitern ſuchte, daß ſie über den Sohn — den Gemal verabſäumte: dermaßen hatte ſie ihn verwöhnt!! — Er war in ſeinem Herzen ſchon getröſtet, folglich ſollte auch ſie es ſein, und er hoſte einige Zerſtreuung und Wechſel der Gegenſtände würden das ſchneller bewirken als das häusliche Leben.

Der Hofmarſchall ging zuerſt mit Cornelien nach Elsburg, und die Schweſtern ſahen ſich nach ſechsjähriger Trennung wieder. Die erſte Epoche des bewußten Jugendlebens lag hinter ihnen: ſie wußten was das heißt Gattin und Mutter ſein.

„Wie Du glücklich biſt!" ſagte Cornelie mit einem thränenvollen Blick auf Aurorens Kinder und auf ihr eigenes Trauerkleid.

„Ach ja! ſeufzte Aurora — wenn die Kinder nur nicht einen ſo grenzenloſen Abſcheu gegen alles Lernen hätten und darin ſo ſehr von ihrem Vater beſtärkt würden."

„Kannſt Du denn ernſthaft ſchon etwas von dieſen kleinen Geſchöpfen verlangen?" fragte Cornelie mitleidig.

„O ich bitte Dich! rief Aurora eifrig, thue mir nie in Elslebens Gegenwart eine ſolche Frage. Er würde ſich darauf ſtützen um mir immer mehr ent-

Dambleton war aus einer vornehmen Familie. verwandt mit der höchſten Ariſtokratie, lebte alſo ganz im high life und freute ſich ſehr ihre ſchöne Freundin darin einzuführen. Über Paris wollte man reiſen, Aurel und Phöbe ſehen, einige Wochen dort verweilen; dann den brillanteſten Teil der season in London zubringen und im Juli aufs Land zu Georgiana's Eltern gehen. Sylvia freute ſich dermaßen zu den nächſten Monaten, daß ihr dieſe Freude als bedenklich erſchien. War es im Hinblick auf ihre Zukunft als Lehrbach's Gattin nicht viel verſtändiger ſich von dem glänzenden Weltleben fern zu halten, als es mit dieſem Durſt aufzuſuchen? . . . Würde es ſie nicht außerordentlich verwöhnen hinſichtlich ihrer Anſprüche an Geſelligkeit und Umgang — ganz abgeſehen von denen an Wohlbehagen und Eleganz — wenn ſie ſich jetzt ſo recht in den Mittelpunkt einer der großartigſten Geſellſchaften von Europa verſetzte? ...Aber ſollte ſie die günſtige Gelegenheit nicht benutzen, um ein ſo intereſſantes Leben kennen zu lernen? . . . Sollte Sie Georgiana betrüben, die ſich ein Feſt daraus machte ihr das liebe alte England und ihr trautes home zu zeigen? . . . Und wie bildend war ein ſolcher Aufenthalt! . . . Und endlich war es ja auch viel ſicherer alle Weltherrlichkeit zu kennen und ſie dann, im Beſitz des wahren Glücks, gering zu achten, als ſie nicht zu kennen und ſich aus Unwiſſenheit danach zu ſehnen. — Dennoch hätte ſie gern Lehrbach's Anſicht gewußt! ... O daß er hier wäre! ... Ob ſie es wagen ſolle ihm zu ſchreiben, ihn zu fragen? ... Nein! abgeſehen von allen anderen Bedenken, war es ja doch möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß ihm die Reiſe nicht genehm ſei, während ſie feſt entſchloſſen war ſie anzutreten. Endlich faßte Sylvia den Vorſatz ein recht ausführliches Tagebuch zu ſchreiben, worin ſie mehr ihre Eindrücke und Beobachtungen, als die äußern Begebenheiten verzeichnen wollte, um es ſpäter an Lehrbach zu geben und ihm zu zeigen, mit welchem ernſten Sinn ſie die Reiſe gemacht habe.

Dies war der Vorſatz. Er hatte das Schickſal der meiſten guten Vorſätze: er wurde nicht ausgeführt. In Paris ſchien es ihr unmöglich den Anfang zu machen; Aurel und Phöbe machten ihr einen allzu traurigen — und Paris einen allzu zerſtreuenden Eindruck. Von jenem wollte ſie nichts äußern und von dieſem mußte ſie ſich erſt erholen. Sie kam aber nicht zu einer geſammelten Stimmung. Ausgegoſſen in die Dinge der Außenwelt, ſtand ihr nicht die Fähigkeit zu Gebot, ſich nach Innen zu konzentrieren. Was in Paris nicht möglich geweſen war, war es noch viel weniger in London, wo ſie eine glänzende, blendende, betäubende **Season** mitmachte, bei der von intereſſanten Beobachtungen um ſo weniger die Rede war, als die bedeutendſten Perſönlichkeiten im Tumult der routs gewöhnlich gerade ſo unintereſſant als die unbedeutendſten ſind. Nachdem nun auch London hinter ihr lag und die Blätter des Tagebuchs unbeſchrieben vor ihr lagen, fand Sylvia es nicht der Mühe wert ſo ſpät den Anfang zu machen. Leer wie das Buch war auch ihre Seele geblieben. Doch ſie bemerkte nur jenes; dieſes nicht. Sie ſelbſt war zu Georgiana's größter Freude und zu ihrer eigenen Befriedigung ſehr bemerkt worden. In der Heimat ging man an ihr, der längſtbekannten Schönheit, die ihre Mittagshöhe erreicht hatte, gleichgiltig vorüber; hier fiel ſie auf, teils weil ſie etwas Neues, teils weil ſie in der Tat ungewöhnlich war. Dazu kam ihr herrliches muſikaliſches Talent, das zwar nicht im Tumult der routs und Bälle — aber deſto mehr in kleinerem Kreiſe ſich geltend machte. Sie wurde ſehr gefeiert und ſah ſich mit ſtolzem Selbſtgefühl wieder auf der Höhe, von der ſie in der Heimat ſeit Jahren herabgeglitten war. Sie freute ſich ihrer Triumphe und verbarg es vor ſich ſelbſt durch den Gedanken: Wie würde Vinzenz ſich über mich freuen. Zuweilen war aber dieſer Gedanke etwas unſicher, etwas zweifelhaft; Lehrbach's ernſtes Auge blickte hoch hinweg über dieſen Tand: das verleugnete ſie ſich nicht. Zuweilen ſtieg auch noch ein anderer Gedanke in ihr auf, den ſie jedoch ſchleunigſt unterdrückte: Bringe ich ihm nicht ein ungeheures Opfer? . . . Weiß er es zu ſchätzen? — — Doch nein! das iſt nicht richtig gedacht, fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräch fort: ich befinde mich hier in einem Ausnahmezuſtand, der ganz flüchtig und vorübergehend iſt. In der Heimat bin ich wieder die arme, die zukunftsloſe Sylvia! . . . O nein, ich bringe ihm kein Opfer! Er bietet mir Liebe, Freiheit und Brot . . . und mit Freuden lege ich für dieſe Güter den goldenen Ring nieder, den die Sklavinnen des Orients, zu denen ich gehöre, zum Zeichen ihrer Sklaverei beſtändig um den Arm tragen.

In einer ſolchen Stimmung ſchrieb ſie einmal an ihre Freundin Clariſſa ſo, als ob ſie nur aus Gefälligkeit für die allerliebſte Georgiana Dambleton nach England gegangen ſei — und wie ſie in England im Grunde nichts anderes finde, als das, was ſie ſchon in der Heimat und in Neapel, Rom und Paris gefunden habe. Und Clariſſa möge dies doch mit ihrem herzlichen Gruß an Vinzenz melden. Indem Sylvia dies ſchrieb, wähnte ſie ganz aufrichtig zu ſein und dachte nicht entfernt daran Vinzenz und Clariſſa täuſchen zu wollen; da ſie aber keinen übernatürlichen, alſo unwandelbaren Maßſtab für ihr Wollen und Handeln, und keinen unbeſtechlich prüfenden Blick für ihr Inneres hatte, ſo hielt ſie Stimmungen und Affekte für etwas Bleibendes, war nicht zu Hauſe in ſich ſelbſt und beſtändigen Täuſchungen unterworfen, die natürlich zu ihrem

Vorteil ausfielen — weil es das Eigentümliche der gefallenen Natur iſt gar lieblich zu ſchmeicheln, wie ſie das von der alten Schlange gelernt hat. Clariſſa war wenig erbaut von dieſem Brief und ſagte zu ihrer Mutter:

„Es freut mich einmal wieder Nachricht von Sylvia zu haben; allein es betrübt mich ſehr, daß ſie fort und fort bei der äußerſten Oberfläche der Erſcheinungen ſtehen bleibt. Wollte ſie ein wenig tiefer ſchauen, ſo müßten ihr doch Verſchiedenheiten der Länder und Völker auffallen, da London und Neapel, Paris und Rom unmöglich dieſelbe Phyſiognomie haben können.“

„Was ſieht die arme Sylvia von dieſen Städten?“ erwiderte Frau von Lehrbach; „Salons, Theater und Kaufläden. Und wie ſieht ſie es? Immer mit Menſchen, die auf Nebendinge Wichtigkeit legen und die Hauptſache vernachläſſigen. Wer ſich in Rom nur ſo nebenher nach dem heiligen Vater umſchaut, wie Sylvia es getan hat, der wird allmählich dahin kommen nicht zu wiſſen, was des Intereſſes würdig iſt und in einen Zuſtand der Zerwirbelung und Verflüchtigung ſeiner Gedanken, ſeines Urteils, ſeiner Anſichten geraten, der ihn zu einem Rohr macht, welches vom Wind der Mode oder der Launen oder der Eigenliebe oder einer falſchen Autorität bald ſo und bald anders bewegt wird.“

„O liebe Mutter, das klingt traurig für

Sylvia! und Vinzenz gab ihr doch im vorigen Jahr aus Grünerode ein Zeugnis, das mein Herz erquickte."

„Sylvia hat keine feſten Grundſätze, die im Glauben wurzeln: deshalb iſt ſie bald ſo wie ihre Umgebungen, ſei es direkt oder indirekt, ſie machen; bald ſo wie die Verhältniſſe auf ſie wirken, ihr zuſagen, ihre Licht- oder ihre Schattenſeite berühren."

„O könnten wir ſie aus dieſer traurigſten aller Abhängigkeiten befreien!" ſeufzte Clariſſa.

„Bete für Sylvia," ſagte Frau von Lehrbach. „An dieſer Abhängigkeit von Welt und Menſchen gehen Tauſende von Seelen zu Grunde, Tauſende! Männer und Frauen! . . . Die Frauen aber gründlicher, weil ſie ihr Verderben minder leicht ertragen, als die Männer und weil ihnen, wenn ſie es auch erkennen, teils die beharrliche Energie fehlt, um wieder feſten Boden unter den Füßen zu gewinnen, teils ihre Stellung im äußern Leben ihnen Entſchluß und Ausführung erſchwert. Käme Sylvia in eine ganz neue Lage, fände ſie einen Gatten von unerſchütterlichen Grundſätzen, den ſie liebte und achtete, ſo würde ſie ſich an ihn halten können und vielleicht eine ſehr tüchtige Frau werden."

Clariſſa war niedergeſchlagen im Hinblick auf Sylvia's Zukunft. Sie ſchickte deren Brief einfach an Vinzenz, um ihm Nachricht zu geben „von der lieben barmherzigen Schweſter" wie er ſie in ſeinen früheren Briefen genannt hatte, und machte keine Bemerkung dazu. Vinzenz aber las den Brief mit einem ganz anderen Auge als Clariſſa. Er fand darin den Ausdruck eines Herzens, das ſeine innerſten Gefühle verhüllt und mit Gleichgiltigkeit die Außendinge an ſich vorübergleiten läßt. Clariſſa bekam den Brief nicht wieder.

Die Harpye der Zeit.

Neue Ausſichten.

Faſſungslos ging Sylvia nach ihrer Gewohnheit auf und nieder in ihrem Zimmer. Es war tiefe Nacht und im ganzen Hauſe herrſchte der ſtille Schlaf. Sie kam von einem Ball, ermüdet, abgeſpannt und doch war ſie noch ruhelos. Ein Brief, den ſie auf ihrem Schreibtiſch fand, verſetzte ſie in eine furchtbare Aufregung. Sie hatte ihn gleichgiltig erbrochen, während Bertha Blumen und Nadeln aus ihrem Haar nahm; doch ſchon nach den erſten Zeilen bebte ihr Herz und ſie ſagte mit zitternder Stimme, indem ſie den Brief zuſammenfaltete:

„Eilen Sie etwas, Bertha! ich bedarf der Ruhe.“

Und haſtig nahm ſie ſelbſt Blumen aus dem Haar und Schleifen von der Bruſt.

„So! jetzt geben Sie mir meinen Schlafrock und dann gehen Sie nur,“ ſagte ſie dringend und Bertha tat ganz verblüfft wie ihr befohlen wurde. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, ſo fiel Sylvia über ihren Brief her, wickelte ſich in ihren gegen zu arbeiten und mir das Leben ſchwerer zu machen.“

„Liebe Aurora, ſagte Cornelie ſanft den Kopf ſchüttelnd, das Leben iſt ſchwer, eben weil es ein Leben — ein Ringen, Entfalten, Verbrauchen der Kräfte iſt, und man thut nicht recht daran, wenn man einem Andern vorwirft es ſchwer zu machen.“

„Das iſt ja eben meine Qual, entgegnete Aurore mit tiefem Seufzer. Ich weiß, daß es Unrecht iſt und muß doch der Pein faſt erliegen, die darin beſteht, daß unſre Eigenthümlichkeit ſich ſchnurſtracks zuwiderläuft. Die unbegreifliche Selbſttäuſchung der erſten Jugend hat uns darüber verblendet; jetzt erkennen wir es — zu ſpät. Ich fühle mich in einem Grad elend für den ich keine Worte habe.“

Und ſie ging in ihre alten, Cornelien wolbekannten Klagen über, die jetzt ein neues Element erhalten hatten: eine Neigung für den unſeligen Verfaſſer von „Hermann dem Cherusker.“

Dieſer Ausbruch des Vertrauens, der gleich in der erſten traulichen Unterhaltung erfolgte, gab Cornelien die unbeſtimmte Hofnung, daß die Leidenſchaft noch nicht feſte Wurzel gefaßt haben mögte. Was recht tief liegt und ſeiner Natur nach immer halb verſchleiert iſt, enthüllt ſich ſelten bei der erſten warmen weiten Schlafrock von dunkelbrauner Seide ein, verſenkte ſich in einen tiefen Lehnſtuhl und las und las wieder und immer höher ſtieg ihre Beklommenheit.

Der Brief war von Herrn Goldiſch und er bat darin um ihre Hand.

Als ſie im vorigen Jahr England verließ, war Valentinen's Scheidung bereits vollzogen. Anſtatt zu ihrer Mutter zu gehen, welche ſie in Grünerode erwartete, hatte Valentine vorgezogen ſich zu ihrem Bruder nach Paris zu begeben ſo lange die Sache ſchwebend war. Sie ging mit Phöbe nach Biarritz, machte Streifzüge in die Pyrenäen und unterhielt ſich aufs beſte. Ihrer Mutter ſchrieb ſie, im Spätjahr werde ſie als Miſtriß Windham nach Deutſchland kommen, den Eltern ihren liebenswürdigen Gemahl vorſtellen und dann mit ihm nach Calcutta gehen, wo er einen hohen und einträglichen Regierungspoſten bekleide. Jetzt ſei er in England, um das Nötige vorzubereiten. Die Scheidungsſache war abgetan, das Spätjahr da, doch das Ehepaar Windham erſchien nicht in Grünerode, denn der Treuloſe hatte es vorgezogen ſich ohne Gattin nach Calcutta zu begeben unter dem Vorwand, er wolle ihr teures Leben um ſo weniger den Gefahren des dortigen Klima's ausſetzen, als ſein Poſten wenig einträglich ſei. Valentine weinte Tränenſtröme, ließ ihre Locken noch einmal ſo lang wie früher hängen und kam unter verſchiedenen Gedanken der Rache und der Liebe auch auf den heroiſchen, dem Flüchtling nachzuſetzen. Als Aurel ihr aber die Schwierigkeiten der Reiſe ſchilderte, entſetzte ſich ihre träge Natur über ihre Anwandlung von Heldenmut und ſie zog vor in ihrer Rolle — und die nichtverſtandene Frau zu bleiben, die ſie auch in ihrer Ehe geweſen ſei. Das bot ihr den Vorteil ſowohl über ihr Schickſal zu klagen, als auch aufs neue ein Herz ſuchen zu dürfen, welches das ihre verſtehe. Nach Deutſchland wollte ſie aber unter keiner Bedingung zurückkehren, ſondern in Paris bei Aurel bleiben. Aurel war wenig erfreut über dieſen Entſchluß. Valentine war nicht die Perſon, die ſeine ungemütliche Häuslichkeit hätte erheitern und verſchönern können; mit ihrem geringen Verſtand, ihrem ſchwachen Herzen und ihrem trägen Charakter bewegte ſie ſich lediglich in den engſten Grenzen der Selbſucht ohne jene äußerliche Liebenswürdigkeit zu beſitzen, die zuweilen den Egoismus im täglichen Verkehr erträglich macht. Aber Aurel ſah ein, daß er für den Augenblick ihre einzige Stütze ſei, denn der Vater gab ihr freilich ein Jahrgeld, hatte aber die größte Luſt ſie nach Grünerode zu verbannen. Er meinte, da gebe ſie wenig Geld aus und da finde ſie nicht die Möglichkeit eine verkehrte zweite Heirat zu ſchließen. Dieſe Gründe, die ihm gefielen, mißfielen natürlich Valentinen im höchſten Grade, umſomehr als ſie im Beſitze ihrer Mitgift war, die Herr Goldiſch ihr ſogleich zurückerſtattet hatte. Sie ſagte empört zu Aurel:

„Ich begreiſe den Vater nicht! Will er mich in Grünerode mit Gewalt einſperren und bewachen laſſen? Der Unſinn fällt ihm nicht ein! Was ſollte mich alſo veranlaſſen meinen Aufenthalt dort zu nehmen und in Trauer und Verlaſſenheit umzukommen, da ich von den Zinſen meines Kapitals leben kann und ſeine paar tauſend Taler Jahrgeld gar nicht nötig habe.“

„Du kannſt allerdings von den Zinſen leben ... nur nicht ſo wie es bisher Deine Gewohnheit war,“ erwiderte Aurel; „das wirſt Du bald einſehen. Auch iſt mein Haus Dir allezeit offen. Doch rate ich Dir Dich nicht mit dem Vater zu überwerfen und keine Schulden zu machen.“

„Mein Gott! warum bin ich denn die Tochter eines reichen Mannes und die dereinſtige Erbin einer Million, wenn ich ſo ängſtlich an meinen Geldbeutel denken ſoll!“ ſeufzte Valentine, die ſchon vergeſſen hatte, daß ſie ſich ſo eben bereit erklärte mit ihren Zinſen auszukommen. Dies zuſammenhangsloſe ungeordnete Weſen war ein Hauptzug in ihr. Jeden Augenblick widerſprach ſie ſich ſelbſt.

Nachdem die Scheidungsangelegenheit abgetan war, ging Herr Goldiſch auf einige Zeit zu ſeiner Schweſter, beſuchte Vivian Dambleton auf ſeiner reizenden Beſitzung Ivyhouse und brachte von dort Sylvia nach Grünerode zu ihrer Tante. Er war in einem ganz freundſchaftlichen Verhältnis mit ſeinen Schwiegereltern geblieben. Ihm lag daran ihnen zu beweiſen, daß er in keiner Weiſe aus Groll gehandelt habe; und ſie mußten ſeine Milde und Schonung anerkennen. Darum ſagte auch der Baron:

„Lieber Goldiſch! zwiſchen uns bleibt es wie es war. Hat die alberne Tine Sie nicht als Gatten zu ſchätzen verſtanden, ſo ſchätze ich Sie unter allen Umſtänden als Freund. Ich bin der letzte, der Ihr Verfahren tadelt, obwohl meine Tochter Ihre Frau war; denn Frauen müſſen Ordre parieren. Wollen ſie nicht, ſo gebe man ihnen den Laufpaß.“

„Aber Liebchen!“ wendete die Baronin ein.

„Den Laufpaß, ſag' ich!“ fuhr er fort; „es iſt ein tückiſches, ein falſches Geſchlecht! halb Katze, halb Chamäleon . . . —“

„Alſo ein Ungeheuer!“ fiel Sylvia ein.

„Ja wahrhaftig, Sylphide, ein fabelhaftes Geſchöpf iſt das Weib! Und eben weil es fabelhaft iſt, nimmt es auch zuweilen eine bezaubernde Geſtalt und Miene an. Biſt Du nun zufrieden, Du allerliebſtes Herzchen, Du?“

„Nein, Onkel, gar nicht! Ich mag nicht, daß Du uns bald ſo niedrig, bald auf falſche Höhe ſtellſt.“

„Kann's nicht ändern, Sylphide! In Euerer Natur iſt etwas von der Katze und vom Chamäleon. Das Chamäleon iſt quasi Notwendigkeit für Euch, weil Ihr Euch irgend einem männlichen Individuum anpaſſen müßt, das Euch plötzlich für einen Augenblick zu Füßen liegt, um dann für immer Euer Gebieter zu ſein. Aber die Katze, Sylphide, die Katze . . . —“

„Aber Liebchen, wann bin ich je eine Katze für Dich geweſen?“ fragte die Baronin kläglich.

„Du nicht, mein Schatz! Du biſt ein Lamm; aber Du biſt eine Ausnahme.“

„Gewiß wird auch Sylvia eine Ausnahme machen,“ ſagte Herr Goldiſch mit ſeinem ruhigen Wohlwollen; „denn es gibt nicht wenig gute einfache Frauen.“

„Hm, hm, hm! Sylphide, Herzchen, Kätzchen! was hältſt Du von Dir? . . . Die Kätzchen haben auch ihre Meriten.“

„Ich kann Dir nicht genau ſagen, was ich von mir halte, Onkel! doch eine falſche Katze bin ich nicht,“ ſagte Sylvia und ſah ihn mit ihren ſtrahlenden Augen zuverſichtlich an.

„Falſche Katze! Du verdrehſt meine Worte! Kätzchen habe ich geſagt, Sylphide! das iſt etwas ganz anderes als falſche Katze. Und mit dem Kätzchen hat es doch ſeine Richtigkeit.“

Je weniger Freude der Baron an ſeinen Töchtern hatte, deſto mehr verzog und verwöhnte er

Sylvia. Sie klagte nicht, ſie weinte nicht, ſie ärgerte ihn nicht, ſie langweilte ihn nicht, während Iſidore und Valentine beſtändig das eine oder das andere taten. Darum überhäufte er Sylvia mit Geſchenken und wollte ſie ſo viel wie möglich um ſich haben. Täglich mußte ſie ihn in's Theater begleiten, wo er ſich unterhielt — wenn auch nur aus langer Gewohnheit — und wo ſie ſich langweilte. Täglich mußte ſie mit ihm ſpazieren fahren — was eine ganz neue Einrichtung und ihr verhaßt war; denn manchmal verlangte die Baronin eine Stunde ſpäter ebenfalls ihre Begleitung. Häufiger und inniger denn je ſeufzte Sylvia nach Freiheit und Brot, und zählte die Monate bis zu Lehrbach's letztem Examen.

In dieſer Stimmung wurde ſie durch den Brief überraſcht, der ſie in die äußerſte Aufregung verſetzte. Welch eine Ausſicht eröffnete er ihr! Welch ein glänzendes Los bot ſich ihr dar! Freilich an der Seite eines Mannes, der ihrem Herzen gleichgiltig war, den ſie jedoch ſehr ſchätzte und der in allgemeiner Hochachtung ſtand! Freilich war er bereits im fünfzigſten Jahr . . . aber ſie! ſie wurde ja am erſten Mai achtundzwanzig Jahr alt! . . . Und Vinzenz auch! . . . Und noch immer war Vinzenz nicht angeſtellt! — — Alles, was einſt ihr Vater ihr erzählt hatte von der Torheit eines langen Brautſtandes voll peinlichem Hoffen und Harren kam ihr in den Sinn; —

und wie beſchränkt die Lage der Eltern geweſen ſei, als es endlich zur Verehelichung kam; — und ob ein Los, wie das ihrer Mutter, wie das von Mechtild Lehrbach ſie zufrieden ſtellen könne! — Aber Vinzenz liebte ſie ſo wahr, ſo edel, ſo ſelbſtvergeſſen, ſo bereit ihr ganzes Sein und Daſein in den Schutz ſeines treuen, feſten Herzens zu nehmen — und er war ihr ſo ſympathiſch mit dem Gegenſatz ſeiner idealen Richtung und ſeiner ſchlichten Pflichttreue, die ſein Wille verſchmolz und die ihn zugleich ſo charaktervoll und ſo intereſſant machte, wie ſie noch nie einen Mann gefunden hatte! — — Und ihn ſollte ſie aufgeben für einige Bequemlichkeiten des Lebens? — Nimmermehr! — Geliebt zu werden, wahrhaft und treu und opferwillig: das war ſeit Jahren die ſtille Sehnſucht ihres Herzens; — in Ruhe zu leben, nach ihrem Geſchmack, ihrer Neigung, ihrer Wahl: dahin ſtand ſeit Jahren ihr Sinn. Jetzt war das eine erfüllt und das andere der Erfüllung nah . . . und ſie ſollte darauf verzichten? . . . Aber war die Erfüllung auch wirklich nah? . . . In ſechs Monaten ſollte Lehrbach's letztes Examen ſtattfinden; wurde er dann auch gleich ſo angeſtellt, um mit einer Frau von ſeinem Einkommen leben zu können? nicht leben in Saus und Braus; das war überflüſſig! aber wenigſtens leben ohne Nahrungsſorgen. Hatte ſie nicht kürzlich gehört, der

Gehalt der Subalternbeamten ſei ſehr gering? Hatte ſie nicht eine Summe nennen hören, die ſie jetzt für ihre Toilette verbrauchte? — Sie entſetzte ſich. Dem Ueberfluß konnte man leicht entſagen . . . war es aber nicht vermeſſen freiwillig ein Los zu wählen, das beängſtigende Entbehrung nach ſich zog? . . . Wie würde Lehrbach leiden, wenn er je bemerkte, daß ihr die Entbehrung ſchwer falle — und war ſie ſicher, es ihm ſtets verheimlichen zu können? . . . Würde er ſie nicht tauſendfach lieber ſorgenfrei an der Seite eines geachteten Mannes wiſſen, als ſie an ſeiner Seite, aber von Sorgen gequält zu ſehen? . . .

Solche Gedanken wogten in Sylvia's Bruſt. Sie kam zu keiner gelaſſenen Ueberlegung, zu keiner ruhigen Betrachtung über den wirklichen Stand der Dinge. Sie machte zuweilen den Verſuch ihre Seele über den innern Aufruhr zu erheben und im Gebet Erleuchtung zu ſuchen; aber im goldenen Käfig der Welt hatte ihre Seele wie ein gefangener Vogel ihre Schwungkraft verloren. Sie flatterte beängſtigt, zerſtreut und verwirrt ein wenig in die Höhe und ſank alsbald erſchöpft wieder zu Boden. Der allererſte Gedanke einer Katholikin fiel ihr gar nicht ein: Goldiſch hat eine Frau und bleibt verehelicht, wenn er auch lebenslänglich von ihr getrennt iſt. Mit dieſem einfachen katholiſchen Dogma hätte ſie ſich auf der Stelle beruhigen können; doch alles, was zur poſitiven Glaubenslehre gehörte, war ihr ganz allmählich in aller Stille abhanden gekommen wie eine Sache ohne Wert, von der man gar nicht weiß, wo ſie eigentlich geblieben iſt. Gott, der väterlich liebende Gott der Offenbarung, hatte in ihrem Herzen den Götzen Platz gemacht und dieſe Götzen gaben ihr weder Ruhe noch Rat. Und unter den Menſchen — wer konnte da ihr Ratgeber ſein? Niemand! Wen ſie auch befragen mochte, Miſtriß Dambleton, Xaverie, Georgiana — ſie alle würden nach ihren verſchiedenen ſubjektiven Auffaſſungen antworten und dieſe Antwort würde nicht zu Gunſten Lehrbach's ſein. Herr und Frau Lehrbach zu fragen oder Clariſſa — das fiel ihr nicht ein; ebenſowenig den Onkel und die Tante. Daß die letzteren ſich entſchieden gegen ihre Verbindung mit Vinzenz ausſprechen würden, war zweifellos für Sylvia und die Geſinnungen der Familie Lehrbach in dieſem Punkt waren ihr nicht klar. Wohin ſie ſich wenden mochte — Bundesgenoſſen Lehrbach's fanden ſich nirgends und nur ihr Herz ſprach für ihn; nämlich ihr Herz inſofern, als das Bewußtſein von Vinzenz geliebt zu werden, ihm ſüße Befriedigung und den Genuß eines erſehnten Glückes gab. Doch eine opferwillige Liebe, die bereit geweſen wäre das zu erwidern was ſie gewiß war von ihm zu empfangen — nein! die fühlte ihr Herz nicht. Bei einer ſolchen

Liebe wären die Schwankungen nie eingetreten oder ſehr flüchtig geweſen.

Überwältigt von körperlicher und ſeeliſcher Erſchöpfung fand Sylvia endlich den Schlaf; — die Ruhe nicht.

Denn am anderen Morgen brach ja mit dem Tageslicht die Unruhe wieder an. Sie mußte eine Antwort geben; — welche? — — Sie fühlte ſich gänzlich unfähig auf der Stelle eine Entſcheidung zu treffen; ſie wollte Zeit gewinnen, um ſich zu beſinnen; ſie ſpiegelte ſich vor, es ſei möglich, Lehrbach zum Schiedsrichter zu machen. Endlich faßte ſie einen Entſchluß. Sie ſchrieb an Goldiſch, ſie ſei ebenſo geehrt als überraſcht durch dieſen Beweis des höchſten Vertrauens; aber ſie könne unmöglich ſchon jetzt eine beſtimmte Antwort geben, da ſie den ehrenvollen Antrag mit dem Onkel und der Tante überlegen müſſe und dieſe ſich verletzt finden könnten, wenn das ſo bald nach der Scheidung von Valentine ſtattfände.

Nachdem ſie dies Schreiben nach einigen mißglückten Verſuchen zuſtande gebracht hatte, ſchöpfte ſie Atem und beſchloß, die beiden Wege durch's Leben, die ſich vor ihr öffneten, ernſt zu prüfen. Ihre Prüfung beſtand aber einfach darin ſich zu fragen, welcher Weg der angenehmſte für ſie ſein werde? und da ihr Weltſinn für Goldiſch und ihr Herz für Vinzenz ſtimmte, da ſie an einen höheren Schiedsrichter gar nicht — und an die Frage nach fremden Berührung, erfolge ſie auch von lieber linder Hand.

„Und was denkſt Du nun zu thun?“ fragte Cornelie gelaſſen.

„Wenn ich es wüßte! rief Aurore in Thränen. Bald will ich mich ſcheiden laſſen, bald den Hauptmann nicht mehr ſehen, bald ihn ſehen aber tapfer mein Gefühl bekämpfen, bald meinen Mann zum Vertrauten machen und ihn bitten daß er einen Machtſpruch gegen mich ſelbſt thun ſoll. Was von dem Allen nun auch geſchehen möge, mein Loos iſt Elend, denn ich liebe, wo ich nicht lieben ſoll.“

„Iſt denn dieſer Hauptmann wirklich ſo äußerſt liebenswürdig und anziehend?“ fragte Cornelie nicht ohne eine gewiſſe Theilnahme, der ſie ſich nicht erwehren konnte, wenn ſie ihres ſehr anziehungsloſen Schwagers gedachte.

„O Gott, Du wirſt ihn morgen ſehen; er kommt zum Diner. Um Dir einen ſchwachen Beweis ſeines Gemüths, ſeines Talentes, ſeines Geiſtes zu geben — ſieh hier all die Gedichte, die er für mich gemacht und in denen er ſeine tiefſte Seele mit all ihren Kämpfen und Qualen ausgeſprochen hat.“

Sie nahm ein Packet der herrlichſten buntbemalten, kalligraphiſchſten Blätter aus ihrem Schreibtiſch und ſagte:

Pflichten nur flüchtig dachte, ſo kam ſie auch nicht aus dem Zwieſpalt heraus.

Eines Tages wurde ihr Herr von Lehrbach gemeldet. Sie ſaß da wie vom Blitz getroffen und mußte ſich ſo gewaltſam faſſen, daß ſie geiſterbleich ihm entgegen kam.

„Wiſſen Sie es ſchon?“ fragte er ganz entſetzt über ihr Ausſehen.

„Nein,“ ſagte Sylvia, „aber Ihre plötzliche Erſcheinung verheißt nichts Gutes.“

„Mein armer Vater iſt vom Nervenſchlag getroffen . . . tot!“ ſagte Vinzenz mit Tränen im Auge und mit bebenden Lippen: „geſtern Abend brachte mir ein Telegramm die ſchmerzliche Nachricht. Nur zwei Stunden halte ich mich hier auf, um Sie zu ſehen — dann reiſe ich weiter zu meiner armen Mutter. O Sylvia! welch ein Schmerz für mich, daß der liebe Vater nicht den Bund unſerer Herzen geſegnet hat.“

„Wie geht es Ihrer Mutter?“ fragte Sylvia beklommen und haſtig.

„Clarys Telegramm ſagt nur, die Mutter ſei faſſungslos. Und das iſt begreiflich bei dieſem urplötzlichen Todesfall. O Sylvia! . . . er iſt verſchieden ohne die heiligen Sakramente empfangen zu haben.“

„Grämen Sie ſich darüber nicht,“ ſagte Sylvia tröſtend; „er war ſo gut.“

„Ja, er war gut, war fromm und rechtſchaffen," verſetzte Vinzenz tieftraurig; „aber es iſt ein furchtbarer Unterſchied, ob man ſtirbt reingebadet im Blut Jeſu und mit Liebe und Reue im Herzen — oder bei der Arbeit und mit dem Staube der weltlichen Gedanken, welche ſich daran heften."

„Und wie geht es Ihnen? . . . Mein Gott! ſo lange ſahen wir uns nicht und jetzt führt uns der Tod zuſammen!" ſagte Sylvia erſchüttert.

„Mir geht es gut," erwiderte Vinzenz, indem innere Freudigkeit ſein Auge lichtete; „ich habe ein ſchönes Ziel, das mir ſtets im Sinn ſchwebt und das ich bald zu erreichen hoffe."

„Wirklich? bald?" fragte ſie geſpannt.

„Was ſind ein paar Jahre für eine Liebe, die uns für Zeit und Ewigkeit vereinigt!" rief er.

„Die lange Trennung iſt ſchrecklich!" ſeufzte ſie.

„Wie glücklich machen Sie mich mit dieſem Wort, geliebte Sylvia! O glauben Sie mir, auch ich fühle, was die Trennung iſt . . . aber das Glück, wie wir es verſtehen, iſt eine koſtbare Frucht, die langſam reift. Hinter den vielen grauen Tagen, die ich fern von Ihnen verlebe, liegt doch endlich der goldene Tag, nach welchem es keine Trennung mehr gibt. Auf den ſchaue ich! er iſt mein Polarſtern, der immer mich anſtrahlt."

„Ja, Sie haben Arbeit, Tätigkeit, Berufspflichten, die Sie beſchäftigen und zerſtreuen; Sie haben es gut! . . . während ich mich in dem entſetzlichen Einerlei eines leeren Weltlebens voll künſtlicher Pflichten und hohler Freuden abmühe!“

„Das Einerlei der täglichen Arbeit und der trockenen Berufspflicht iſt auch ermüdend und der natürliche Menſch, für den die Abwechſelung ein Bedürfnis ſeiner Launen iſt, ſträubt ſich oft ganz gewaltig gegen ſie. Sie ſind Ihrer Freuden überdrüſſig und ich ſollte es nicht einer dürren Arbeit ſein, die ich ohne Erholung Tag für Tag fortſetze? . . . Nein, Sylvia! auch ich muß mich täglich in der Selbſtverleugnung üben, in dieſem einzigen Mittel, um beſſer zu werden als ich bin. Einzig iſt es, aber ſicher. Das lehrt uns Chriſtus, das ſehen wir an den Heiligen.“

„Ach! die Heiligen!“ warf Sylvia hin.

„Nun? die Heiligen?“ fragte Vinzenz lächelnd; „ſie waren, was wir ſind; nur blieben ſie nicht ſo. Als gebrechliche Menſchen nahmen ſie mit einem guten feſten Willen ihr Kreuz der Selbſtverleugnung auf ſich, und unter dieſem Kreuz erreichten ſie die vollendete chriſtliche Vollkommenheit — die Heiligkeit.“

„Es iſt aber ſehr ſchwer in einem Meer von bunten Zerſtreuungen zu ſchwimmen, wie ich, und dabei den Gedanken an Selbſtverleugnung im Sinn der Heiligen nur zu faſſen, geſchweige ihn auszuüben.“

„Eben deshalb zogen ſich die Heiligen aus dem Tumult der Welt zurück — und da Sie, geliebte

Sylvia, bald dasſelbe tun und ſich in ſehr einfache Verhältniſſe begeben werden: ſo ſehen Sie, daß der liebe Gott Sie auf dem Weg der Vollkommenheit haben will, ſagte Vinzenz ſcherzend im Ton, ernſt in der Meinung.

„Glauben Sie das?“ fragte ſie zweifelnd.

„Ohne allen Zweifel,“ ſagte er entſchieden.

„Würden Sie nicht anders ſprechen, wenn Sie Millionär wären? Würden Sie mir dann raten mich in einfache Verhältniſſe zu begeben? Würden Sie mir raten Ihnen zu entſagen, weil Sie ein reicher Mann wären und für mich die Gefahren des Reichtums fürchten?“

„Das ſind ſeltſame Fragen, Sylvia und ſie ſcheinen mir unnütz,“ ſagte Vinzenz befremdet. „Man kann auf dieſe „wenn“ vielleicht im Prinzip eine allgemein richtige Antwort geben; allein ich will nicht behaupten, daß die Selbſtverleugnung bei mir ſtark genug wäre, um Sie in einem ſolchen Fall zu warnen in mir einen Millionär zu beglücken — ein Umſtand, vor dem Sie bei niemand auf Erden ſicherer ſein können, als bei mir. Seien Sie ganz unbeſorgt,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „von den Verwöhnungen des Reichtums werden Sie ſich in Zukunft entwöhnen und das iſt leichter, als es Ihnen ſcheinen mag, weil Sie nicht mehr in Berührung mit der großen Welt und ihren eitlen Anforderungen kommen werden. Und tritt einmal ein Augenblick ein, wo die frühere Angewöhnung ihr Recht behauptet: ſo iſt eben die ſchöne Tugend der Selbſtverleugnung da, um ihn zu bekämpfen."

„Ihre Nachſicht macht mir Mut," antwortete Sylvia; „ich bin zuweilen recht beſorgt eine große Laſt für Sie zu werden."

„O laſſen Sie die Sorge fahren, Sylvia! Es iſt ja meine Freude, mein Sporn und mein Glück nicht für mich allein zu arbeiten, ſondern für das geliebte Weſen, deſſen Schickſal von Gott mir anvertraut iſt."

„Wie edel ſind Sie . . . wie opferwillig!" rief Sylvia gerührt; „o Vinzenz! ich bin Ihrer nicht wert."

„Darüber wollen wir keinen Streit beginnen! . . . Ich denke, daß Ihre Geſinnung, die nichts begehrt als Liebe, Freiheit und Brot, im vollen Einklang mit der meinen iſt."

„O könnte ich Sie öfter ſehen und ſprechen! Iſt dazu keine Ausſicht? Wann kommen Sie her?"

„Wahrſcheinlich im Oktober."

„Und dann?"

„Dann findet das Staatsexamen ſtatt, das letzte, auf welches dann eine Anſtellung folgt, die ſich vielleicht um einige Monate verzögert; doch im nächſten Frühling, Sylvia, geht der Tag unſeres Glückes auf."

„O wie will ich ihn ſegnen, Vinzenz!" rief ſie lebhaft; „mit Ihnen bekommt das Leben eine ganz andere Farbe . . . o was ſage ich! einen anderen Inhalt, als ohne Sie. Ihre Sprache ſpricht hier niemand zu mir — Ihre Gedanken bewegen hier keine Seele — Ihr Streben, Wollen, Lieben iſt hier allen fremd! Ja, es iſt auch mir fremd! allein ich verſtehe, ich bewundere, ich liebe es doch wenigſtens! . . . Deshalb möchte ich ſein wie Sie ſind und eben dies Verlangen findet hier keinen Anklang . . . niemand hilft mir.“

„Sie könnten Hilfe haben, Sylvia! ſchon öfter habe ich Sie darauf hingewieſen,“ antwortete Vinzenz ernſt und dringend.

„Nein, nein!“ rief ſie raſch, „das Mittel gehört einem anderen Gebiet an!“

„Keineswegs! es übt in der Selbſterkenntnis; dieſe macht uns demütig und der demütige Menſch iſt bereit ſich ſelbſt zu verleugnen. Wer das iſt, dem verſagt Gott den Beiſtand ſeiner Gnade nicht.“

„Ich beſchwöre Sie, verlangen Sie nicht etwas Unmögliches von mir!“ bat Sylvia mit aufgehobenen Händen. „Nur einem Freunde, der mir ſympathiſch iſt und den ich verehre ohne ihn zu fürchten, kann ich mein Vertrauen ſchenken.“

„Ich verlange gar nichts, geliebte Sylvia und habe gar kein Recht dazu etwas zu verlangen. Ich ſchlage Ihnen nur ein erprobtes Mittel vor, welches Ihnen in Ihrer Seeleneinſamkeit Licht und Kraft geben könnte . . . —“

„Nein, nein, nein!“ unterbrach ſie ihn entſchieden; „Sie allein können mir helfen und nur aus Ihrer Hand nehme ich Hilfe an. Ich will keinen Dritten zwiſchen uns haben.“

„Das iſt keine richtige Anſicht der Sache, Sylvia!“ ſagte Vinzenz ernſt; „der Prieſter, der Seelenführer, ſteht keineswegs zwiſchen uns, ſondern neben Ihnen. Doch laſſen wir das, weil Ihnen die Klarheit hierüber fehlt! — Wir wollen jetzt vor allem den lieben Gott bitten der Seele meines armen Vaters gnädig zu ſein.“

„Und unſerer Zukunft,“ ſetzte Sylvia beklommen hinzu.

Sie mußten ſich trennen. Nein! ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt, nachdem Lehrbach ſie verlaſſen hatte; ich kann ihn nicht aufgeben! . . . Er iſt ein Mann wie kein anderer. Mein Herz beanſprucht ſeine Rechte . . . es will lieben, verehren, bewundern . . . ich liebe ihn und es wird am beſten ſein noch heute an Goldiſch zu ſchreiben und ſeinen Antrag freundlich abzulehnen.

Sylvia wurde zur Tante beſchieden, die ihr ein Billet entgegenhielt und fragte:

„Liebchen, was ſagſt Du zu dieſer Partie?“

„Ich wünſche der guten Helene viel Glück,“ erwiderte Sylvia, nachdem ſie die Verlobungsanzeige geleſen hatte.

„Ja . . . aber woher ſoll das Glück kommen? Sie hat nichts und er hat nichts.“

„Ach, liebe Tante! denke doch an Valentinen's und Aurel's Ehe. Da war auf beiden Seiten Geld genug — doch wo iſt das Glück? Es könnte alſo auch wohl einmal Glück ohne Geld in einer Ehe zu finden ſein."

„Ach, Kind! das Glück! . . . das ſcheint freilich bei meinen armen Kindern nicht zu Hauſe zu ſein!" ſeufzte die Baronin. „Wie leidet die arme Iſi durch Wilderich's erbärmlichen Zuſtand, für den es keine Hilfe gibt."

„Es iſt ſehr traurig, Tante! aber Wilderich iſt infolge ſeines Berufes in dieſen Zuſtand gekommen; — das iſt doch nur ein äußeres Schickſal, welches die Herzensverbindung nicht ſtört — vorausgeſetzt, daß dieſe vorhanden war. Und ſo ſtelle ich mir vor, mag auch Helene in ihrer künftigen Lage allerhand Sorgen haben, ſo könne ſie doch recht glücklich ſein."

„Liebchen, Du ſprichſt wie jemand, der keine Ahnung davon hat, wie ſchwer es iſt ſich das Gewohnte zu verſagen. Verſuch' es einmal und ich wette, Du biſt es nach vierzehn Tagen ganz überdrüſſig in Schnee und Regen auf der Gaſſe laufen zu müſſen anſtatt zu fahren und von einer ungeſchickten Köchin mit einer verſalzenen Suppe zum Diner und angebrannter Milch zum Kaffee bedient zu werden.

Der Baron kam zum Frühſtück und Helene Darsberg blieb der Gegenſtand des Geſprächs.

„Es iſt klar, ſie will ſich um jeden Preis verehelichen, bevor ſie in ihr dreißigſtes Jahr und ſomit in die Kategorie der alten Jungfern eintritt," ſagte der Baron. „Wie käme ſie ſonſt auf den Einfall dieſen obſcuren Herrn, der immer in Provinzialſtädten gelebt hat und deſſen Familie zu den ärmſten des Landes gehört, mit ihrer hochgräflichen Hand zu beglücken."

„Wahrſcheinlich weil ſie ihn liebt, Onkel! . . . Sei doch nicht ſo urproſaiſch!" ſagte Sylvia im leichten Ton aber mit ſchwerem Herzen, weil alles, was der Baron geſagt hatte, auf ſie angewendet werden konnte.

„Es iſt mein Fach proſaiſch zu ſein, Sylphide, denn ich bin Geſchäftsmann — und ich habe noch immer gefunden, daß es am weiſeſten iſt, ſich an die ſchlichte Lebensproſa eines gutgeſpickten Geldbeutels zu halten. Im Eheſtand tritt die Realität in den Vorgrund. Da braucht der Mann, möge er König oder Krämer ſein, eine junge geſunde Frau, die ihm hübſche Kinder bringt und die, je nach ſeinen Verhältniſſen, ihre Stellung gut ausfüllt. Nun ſoll dieſe dreißigjährige Komteſſe, die keine Kaſtanie von einer Kartoffel und keinen Spatz von einer Lerche unterſcheiden kann, einem Haushalt vorſtehen, deſſen Haupt höchſtens einen Gehalt von tauſend Talern bezieht. Iſt das menſchenmöglich? ich ſage nein. Es gibt ganze Familien, die von tauſend, ja von fünfhundert Talern und von weniger leben, — aber wie! Sind ſie in ſolchen Verhältniſſen groß geworden, ſo fühlen ſie vielleicht nicht die Entbehrung, daß aber die gute, furchtbar verwöhnte Helene Darsberg ſie nicht fühlen, vielmehr als Poeſie des Lebens ſie betrachten ſollte, nein Sylphide, das machſt Du mir nicht weiß! Bei achtzehn Jahren könnte ſie ſich ebenfalls in eine ſo unſinnige Auffaſſung hineinſchwärmen; bei dreißig iſt das unmöglich. Sie hat jetzt gar keine Entſchuldigung für ihre Torheit und die Mama wird ganz gewiß gehörig empört ſein. Aber was ſoll ſie mit einer dreißigjährigen Tochter, die heiraten will, anfangen? ſie muß dieſelbe in ihr Elend rennen laſſen und ſich mit dem Sprichwort tröſten: Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich."

„Aber, Onkel, wenn Gräfin Darsberg ſtirbt — was ſoll dann aus der einſamen Helene werden?" fuhr Sylvia in ihrer Verteidigung fort.

„Sie hat verſchiedene verheiratete Geſchwiſter mit zahlreichen Kindern, erbt genug von der Mutter um als einzelne Dame anſtändig leben zu können und kann ſich an ihren Neffen und Nichten erfreuen."

„Aber Onkel, nichts auf der Welt zu ſein als eine Tante — das iſt nicht beneidenswert!"

„So mache ſie eine vernünftige Partie, die ihrem Alter und ihren Verhältniſſen entſpricht! Es iſt doch lächerlich über die Maßen, wenn ſie jetzt

„Cornelie! eine Liebe, die von ſolcher Poeſie umgeben iſt, verdient Nachſicht. Solche Liebesbriefe ſind vielleicht einzig in der Welt!“

Cornelie fühlte ſich ungemein beruhigt durch dieſen Anblick. Liebesbriefe von ſo kunſtvoller Kalligraphie, ſämtlich mit vorſichtig geſchnittener Feder geſchrieben, ſämtlich ohne Spuren einer zitternden Hand, einer herzpochenden Aufregung, einer Thräne, einer ſchmerzlichen Haſt, ſämtlich wie es ſchien nach einem Brouillon copirt, — erſchienen ihr ganz wunderbar ungefährlich; und dieſer Eindruck verſtärkte ſich bedeutend, als Aurora ſie ihr vom erſten bis zum letzten gewiſſenhaft vorlas.

„Nun, was ſagſt Du? ſprach Aurora zum Schluß; iſt das nicht eine ächte Taſſo's Liebe — „che molto brama, ma poco spera e nulla chiede?“

Cornelie faßte ſich ein Herz und ſagte faſt verlegen: „Ueber den Werth ſolcher Gedichte giebt es kein kritiſches Urtheil, liebe Aurore, und was die Empfindung betrift, ſo geſteh' ich Dir ehrlich, daß ich ſie aus dieſen geſuchten Bildern, geſchraubten Ausdrücken und mühſeligen Versmaßen nicht herausfinden kann. Am erfreulichſten iſt mir die Wahrnehmung, daß Du dieſem modernen Petrarc gegenüber eine wahre Laura an Zurückhaltung und Stolz geblieben biſt.“

als Frau Aſſeſſorin an der Seite eines Mannes auftritt, der kaum ſo alt iſt wie ſie und der faſt wie ihr Sohn ausſieht — denn dieſe feinen Blondinen verwelken ſchnell und gründlich. Heirate ſie einen Mann von fünfzig, ſechzig Jahren, wohlhabend, in guter Stellung; — dawider habe ich nicht das mindeſte; im Gegenteil! ich gratuliere aufrichtig. Doch alle Proletarierehen ſind mir ein Greuel und in meinen Augen rekrutiert ſich das Proletariat nicht bloß aus der unterſten Volksſchicht, ſondern aus allen Ständen dort, wo kaum das liebe Brot für die Nachkommenſchaft vorhanden iſt.“

Sylvia ſchwieg. Jedes Wort traf ſie mitten ins Herz hinein, wie ein ſcharfer Dolchſtich. Der Onkel war ſonſt keineswegs eine Autorität für ihre Anſichten und nur widerſtrebend fügte ſie ſich ihnen; doch heute ſchien ihr, es ſei alles richtig, was er ſage und die Folge davon war, daß der Brief an Goldiſch unterblieb und daß ſie wieder in quälende Unruhe verfiel. Wäre ſie ein leidenſchaftlicher Charakter geweſen, ſo hätte ſie dieſen Zuſtand nicht ertragen können, ſondern irgend einen Entſchluß gefaßt und ausgeführt, wenn auch auf die Gefahr hin ihn ſpäter zu bereuen. Doch ſo wie ſie war, weltlich eitel und von dem Verlangen erfüllt ſo glücklich wie möglich zu werden, neigte ſie ſich bald der einen und bald der andern Schale zu, worin ſie ihre Anſprüche an das Leben abwog, als ſei der kaufmänniſche Geiſt ihres Onkels auf ſie übergegangen. Zuweilen machte ſie ſich die heftigſten Vorwürfe, daß ſie Lehrbach nur mit halbem Herzen liebe; zuweilen, daß ſie an eine Verbindung mit Goldiſch denken könne, den ſie doch gar nicht liebe. Aber wen liebe ich denn eigentlich? fragte ſie ſich mit banger Beklommenheit. — Ach! der fremde und der eigene Weltſinn hatten die edle und feine Blüte der Empfindung von ihrem Herzen geſtreift. Sie hätte ſich die Antwort geben müſſen: Eigentlich liebe ich nur mich ſelbſt.

Ein großer Entſchluß.

Die liebliche Georgania Dambleton war von einer Bruſtkrankheit bedroht. Ihr Mann und ihre Schwiegermutter begleiteten ſie nach Ems. Später ſollte ſie eine Traubenkur brauchen. Auch der junge Harry Grünerode wurde von den Ärzten nach Ems geſchickt. Er war von jeher ſchwächlich und kränkelnd geweſen. Jetzt, bei fünfzehn Jahren, ſchien ſeine Natur nicht die Kraft zu ihrer Entwicklung zu haben. Er huſtete beſtändig und zehrte ab. Seine Mutter, die ſich nicht leicht Sorgen zu machen pflegte, trat für ihren Benjamin aus ihrem gewohnten Phlegma heraus und ging mit ihm nach Ems, wenn auch ſeufzend, daß ſie die gewohnte Bequemlichkeit ihres Hauſes in der Reſidenz und ihres Schloſſes in Grünerode gar ſehr in einem Badeort vermiſſe. Selbſtverſtändlich begleitete Sylvia ihre Tante. Ihr war alles willkommen, was ſie zerſtreute, was ihre Gedanken nach außen lenkte; denn ſie hatte noch immer nicht über ihre Zukunft entſchieden und der Oktober kam näher und immer näher. Das war aber der Monat, in welchem ſie ſich ausſprechen mußte. Herr Goldiſch, der eine Geſchäftsreiſe

BIBL. UNIVERS. LIPS.

nach New-York machte, hatte zuvor an Sylvia geſchrieben, er ehre ihr Zartgefühl, das auf Valentinens Eltern ſchonende Rückſicht nehme; ſein Vertrauen zu ihren vortrefflichen Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens werde dadurch noch verſtärkt und er bitte ſie nur, ihm bei ſeiner Rückkunft im Oktober eine Antwort zu geben, die, wenn ſie bejahend ausfalle, ihn wahrhaft beglücken werde. Er hoffe dann ſie ſogleich als Gattin und Herrin in ſein ödes Haus einzuführen und ſeinem kleinen verlaſſenen Sohn eine gute Mutter zu ſchenken. Im Oktober fand auch Lehrbach's Examen ſtatt, worauf dann ſeine Anſtellung in längerer oder kürzerer Friſt erfolgte. Der Oktober war alſo der entſcheidende Monat und unwillkürlich fiel ihr oftmals Bertha's Aberglaube an den dreizehnten ein; vor zehn Jahren hatte der Tag ſie im Oktober in's Haus des Onkels geführt; vor zwei Jahren hatte er ihr Lehrbach's Liebe offenbart. Was würde am nächſten dreizehnten Oktober geſchehen? War nicht vielleicht in geheimnisvoller Weiſe ihr Schickſal an dieſen Tag gebunden, ſo daß er ihr ein unausweichbares Verhängnis brachte? In dem Maß als ſich das Licht des übernatürlichen Glaubens vor dem Blendwerk der Welt und der Selbſtſucht für Sylvia verdunkelte, bekam ſie Luſt an ein Fatum zu glauben, dem der Menſch willenlos verfallen ſei — ein Glaube, welcher ſehr bequem für alle iſt, die ihre Schwächen, Verkehrtheiten, Miſſetaten und Sünden rechtfertigen wollen. Zuweilen ſchmeichelte ſich Sylvia mit der Vorſtellung, Lehrbach ſei viel zu eminent, um eine gewöhnliche Karriere zu machen. Es werde eine Ausnahme für ihn ſtattfinden, eine höhere Anſtellung ihm gegeben werden, und für dieſen Fall neigte ſie ſich entſchieden auf ſeine Seite; denn wie liebreich und wohlwollend auch Goldiſch für ſie geſinnt ſein mochte, Lehrbach's Liebe hatte einen anderen Zauber und Lehrbach's Charakter war der Art, daß der Gedanke, wegen ihres Wankelmutes von ihm geringeſchätzt zu werden, nicht bloß ihrem Stolz, ſondern auch ihrem Gefühl empfindlich weh tat. All' dieſem Wirrwarr ſollte der Oktober ein Ziel ſetzen. Zuweilen ſeufzte Sylvia: O wär ich doch erſt im ſtillen November! — als ob es nicht von ihr abgehangen hätte, ſich ſogleich in dieſe Stille zu verſetzen. Statt deſſen meinte ſie, irgend ein unerwartetes Ereignis werde ſich von außen auf den richtigen Weg drängen.

Jetzt war ſie in Ems froh des Wiederſehens mit Miſtriß Dambleton und Georgiana, während die Baronin ſeufzte.

„Aber Liebchen, haſt Du auch ganz gewiß vorgeſtern telegraphiert, man ſolle mir das kleine braune Coupe ſchicken?“

„Gewiß, liebe Tante,“ erwiderte Sylvia.

„Alſo vorgeſtern ſchon . . . und heute iſt es noch nicht hier! Wozu hat man Eiſenbahnen, wenn ſie nicht einen leeren Wagen raſch herſenden können! . . . Aber Du haſt vielleicht nicht die grande vitesse für ihn begehrt?"

„Daran habe ich freilich nicht gedacht, liebe Tante! . . . Aber Du weißt, der Onkel iſt etwas eigen mit ſeinen Wagen. Die blaue Kaleſche haſt Du ſchon kommen laſſen" . . . —

„Liebchen, ſei verſtändig! in den ſchauderhaften hieſigen Mietwagen kann ich doch unmöglich ſpazieren fahren."

„Nun, Tante, die Kaleſche iſt ja auch gekommen! was Du aber bei dieſer furchtbaren Hitze mit dem Coupe anfangen willſt, wird der Onkel nicht begreifen."

„So ſchreibe ihm, Liebchen! ſetze Dich gleich hin und ſchreibe ihm, ich brauchte das Coupe ganz notwendig für den Fall, daß ein Witterungswechſel eintritt. Es gibt hier ja keinen andern Fahrweg als längs der Lahn und da kann die Luft recht feucht und nebelig ſein. Das iſt ſchädlich für Harry. Alſo ſchreibe ſchleunigſt, Liebchen! Ich kann hier keine Zeile ſchreiben; denn erſtens ſteht der Schreibtiſch nicht feſt und wackelt beſtändig und zweitens hat man keine Alizarintinte in mein Schreibzeug getan und Johann, der Tropf, hat ſie hier noch nicht ausfindig gemacht. Ohne Alizarintinte kann ich aber nicht ſchreiben. Ems gilt doch für einen eleganten Badeort! merkwürdig wie viel man entbehren muß . . . . ſogar die gewohnte Tinte! Haſt Du ſchon das abſcheuliche Polſter des großen Sofa's im Salon bemerkt? zu beiden Seiten des Sitzes fällt es tief ab! . . . . ich kann Niemand einladen auf dem ſchrecklichen Sitz Platz zu nehmen. Um ſich hier komfortable einzurichten, müßte man Möbel für ein paar Zimmer und vor allen Dingen den eigenen Koch mitbringen."

So klagte die Baronin, obſchon ſie eine der eleganteſten Wohnungen in Ems und täglich ein ſehr gutes Diner hatte, da ſie nicht an der table d'hôte, ſondern mit den Dambletons ſpeiſte. Ihre Verwöhnung war grenzenlos.

Aurel kam aus Paris mit Phöbe und Valentine um die Mutter zu beſuchen. Miſtreß Dambleton war ganz freundlich für Valentine und vermied alles was an die Vergangenheit erinnern konnte, ſo daß keine Spur eines geſpannten Verhältniſſes in dem kleinen Kreiſe fühlbar wurde; allein zu Sylvia ſagte ſie:

„Ich kann den Kummer noch nicht überwinden, daß Valentine meinen armen Bruder ſo unglücklich gemacht hat. Jahrelang nichts als Leid und Verdruß und jetzt ein einſames Leben — das verdankt er ihr!"

„Warum hat er ſie überhaupt geheiratet, da ſie doch wenig zuſammen paßten, nicht im Alter, nicht in Geſchmack, Geſinnung und Neigung." ſagte Sylvia verlegen.

„Ach Gott!“ verſetzte Miſtriß Dambleton, „wie wenig kennt ein Mann das junge Mädchen, das er heiraten wird! — und wie viel weniger kennt ſie ihn. Für ſie iſt er das, was ſie träumt und ſie iſt für ihn das, was er wünſcht. Bei den unglaublichen Mißgriffen, welche in dieſer Beziehung geſchehen, iſt es ein Wunder, daß dennoch manche Ehen ſo gut gehen und ein Rätſel, warum ſie gut gehen. Trotz großer Verſchiedenheit des Alters und Charakters wird zuweilen eine Ehe ſehr glücklich und trotz großer Uebereinſtimmung — ſehr unglücklich. Um eine gute Ehe zu führen, müſſen beide Teile den guten Willen dazu haben. Das iſt nach meiner Erfahrung die Hauptſache. Stimmen beide in dem Punkt des guten Willens überein, ſo ſteht ihre Ehe gut.“

„Und die Liebe, die gegenſeitige Herzensneigung wäre ganz überflüſſig?“ fragte Sylvia lächelnd.

„Iſt ſie vorhanden — nun, deſto beſſer! dann wird manches Opfer um ſo leichter, allein es tritt dafür auch manche Enttäuſchung ein. Du findeſt das vielleicht ſehr proſaiſch. Doch die Proſa hält mit uns aus. Die Poeſie verflüchtigt ſich. Könnte mein guter Bruder auf der Baſis des gegenſeitigen Wohlwollens, des guten Willens und der Achtung eine zweite Heirat ſchließen — welch ein Troſt für mich!“

Georgiana und Vivian traten ein und das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Sylvia wußte nicht, ob es ihr lieb oder leid ſei. Sie hatte die größte Luſt geſpürt, Miſtriß Dambleton zu ihrer Vertrauten zu machen und ſie um Rat zu bitten, welchen von beiden Männern ſie wählen ſolle. Da ſie aber ſicher war, daß Miſtriß Dambleton Herrn Goldiſch nennen werde, ſo ſchien ihr das eine Ungerechtigkeit gegen Lehrbach zu ſein und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Nein! Niemand ſoll entſcheiden, als ich allein.

Gegen das Ende des Aufenthaltes in Ems ſchrieb Clariſſa Lehrbach an Sylvia und bat ſie herzlich um einen Beſuch, da ſie ihnen ſo nahe ſei. Dieſe Einladung erweckte in Sylvia einen großen Entſchluß: ja! ſie wollte die Jugendfreunde beſuchen! doch nicht auf acht Tage, ſondern auf vier bis ſechs Wochen und dieſe ſollten gleichſam ein Noviziat für ſie ſein, eine Prüfung, ob ihr beſchränkte Verhältniſſe auf die Länge nicht unausſtehlich ſein würden. Es gab einen harten Kampf bis die Baronin in eine ſo lange Entfernung Sylvia's einwilligte und Sylvia mußte alle Gründe der Dankbarkeit gegen die trauernde Witwe ihres Vormundes und der Freundſchaft für deſſen Tochter aufbieten und darlegen, bis ſie endlich ſiegte. Zum Glück befand ſich Harry etwas beſſer und Aurel und Miſtriß Dambleton erhoben die Stimme für Sylvia. Sie ſollte noch die Baronin nach Heidelberg begleiten, wohin Harry und Georgiana zur Traubenkur geſchickt wurden und als dies bewerkſtelligt und die Baronin mit einer Umſtändlichkeit und Sorgfalt ſich eingerichtet hatte, als ob ſie ihr Leben in Heidelberg beſchließen wolle, da bekam Sylvia auf ſechs Wochen Urlaub. Aurel und Phöbe, die nach Paris zurückkehrten, machten einen Umweg, um Sylvia zu Frau von Lehrbach zu bringen. Valentine blieb einſtweilen bei der Mutter.

Aurel war im Lauf der Jahre ein ziemlich trockener Geſchäftsmann geworden, da er für ſeine Gemütlichkeit keinen Boden in ſeiner Ehe fand. Durch Geiſt hatte er ſich nie ausgezeichnet; ſeine Bildung überſtieg nicht die Mittelmäßigkeit; Sylvia begriff gar nicht mehr ihre jugendliche Liebe für ihn und alles, was Miſtriß Dambleton ihr über das Eheglück geſagt hatte, trat ihr lebendig vor die Seele. Vielleicht war Vinzenz in zehn Jahren eben ſo verändert, wie die vergangenen zehn Jahre Aurel verändert hatten, dem nichts geblieben war als ſein frommer Sinn, ſeine Gutmütigkeit und ſein allgemeines Wohlwollen. Vielleicht war er immer ſo geweſen und ſie hatte ſich nur Illuſionen über ihn gemacht. Vielleicht täuſchte ſie ſich auch jetzt über Vinzenz, weil er ſie liebte. — —

In dieſe quälenden Gedanken verſetzt, ſaß ſie mit Aurel und Phöbe auf einer Bank in der neuen

Dieſe letzten Worte verſöhnten Aurora mit den erſten. Sie rief:

„Konnteſt Du es je anders von mir erwarten? elend ſein iſt noch nicht verworfen ſein.“

„Weißt Du was ich an Deiner Stelle thäte? nahm Cornelie im ſcherzenden Ton das Wort; ich ließe mir die Sonette des Hauptmanns in aller Ruhe gefallen — da ſie ja doch vielleicht nur poetiſche Uebungen ſind, zu denen Deine Theilnahme ihn ermuntert.“

„Ja, wenn Du die Sache nur wie ein Exercitium von Seiten des Hauptmanns, und wie eine Täuſchung von meiner Seite betrachteſt .... dann verſtehſt Du mich freilich gar nicht,“ entgegnete Aurora tief verletzt und verſchloß ihre kalligraphiſchen Sonette.

Cornelie wollte begütigen; umſonſt! ſie ſprach von andern Dingen. Am andern Tage erſchien der Hauptmann zu dem feierlichen Diner, welches Elsleben ſeinem Beſuch zu Ehren gab, und Cornelie konnte nicht umhin die Erſcheinung des Hauptmanns ridikül und ſeine Prätentionen und Redſeligkeit unerträglich zu finden. Gott! dachte ſie immerfort ganz heimlich, wie iſts möglich daß eine ſo liebe, hübſche, kluge Perſon wie Aurore, in eine ſolche Verirrung der Phantaſie gerathen kann.

Anlage zu Mainz, auf dem Punkt der ſogenannten ſchönen Ausſicht, wohin alle Fremden geführt werden, gegenüber der Mündung des Mains in den Rhein und mit einem herrlichen Ausblick auf den prächtigen Strom und ſeine heitern Ufer. Die Sonne war dem Untergang nah; der weſtliche Himmel brannte im glühenden Rot und bildete einen Goldgrund, auf dem ſich die Stadt mit ihrem Dom und ihren zahlreichen Türmen in jener altertümlichen Würde profilierte, welche das Charakteriſtiſche derjenigen Städte iſt, welche eine große Geſchichte haben und aus ihr entſtanden — nicht modern gemacht ſind. Mögen ſie noch ſo ſehr herabgekommen von ihrer alten Größe ſein, mögen die Geſchlechter der Gegenwart noch ſo gleichgiltig gegen die Vergangenheit ſein: eine Stadt, deren Geſchichte zwei Jahrtauſende zählt, behält eine gewiſſe imponierende Phyſiognomie, gegen welche alle Städte der letzten Jahrhunderte kleinſtädtiſch oder prahleriſch ausſehen, wie ein Emporkömmling neben einem großen Herrn.

Phöbe nahm ihr Album und zeichnete raſch die Ausſicht ab, während Sylvia's Auge ſchwermütig von der ernſten Stadt zum blinkenden Strom hinabglitt und von den fernen duftigen Linien der Bergſtraße zu den blauen Hügeln des Taunus, die im Abendrot ſchimmerten, hinüberflog. Da erhob ſich plötzlich eine Stimme, die dem Charakter des edeln Bildes entſprach — die Stimme einer

Glocke. Dann noch eine — und noch eine und andere noch. Es war das Ave-Marialäuten. Aber dies war nur ein Vorſpiel; denn jetzt begann ein allgemeines feierliches Glockengeläut von allen Kirchtürmen und die große Domglocke, die nur am Vorabend der höchſten Feſte, als der Ausdruck der feierlichſten Freude erſchallt, übertönte ſie alle und hallte weithin über Strom und Land.

„Es iſt doch heute erſt Freitag; warum läuten die Glocken?“ fragte Phöbe von ihrer Zeichnung aufſchauend.

„Morgen iſt der hohe katholiſche Feſttag Mariä Himmelfahrt,“ antwortete Aurel.

„Ah, der Namenstag vom Kaiſer Napoleon — ich weiß ſchon!“ verſetzte ſie gleichgiltig.

„O wie ſchön iſt dieſe majeſtätiſche Glockenſtimme, die gleichſam aus dem Himmel uns anruft um uns Gedanken zu geben, die nicht von der Erde ſind!“ rief Sylvio.

„Der Lohndiener erzählte mir ſoeben,“ ſagte Aurel, „daß die Sage gehe, als dieſe große Glocke gegoſſen ſei, hätten reiche Klöſter der Stadt ganze Fäſſer voll Silbermünzen in die glühende Maſſe ausſchütten laſſen nud daher habe die Glocke ihren herrlichen Ton.“

„Eine heilige Verſchwendung!“ ſagte Sylvia.

„Hoffentlich nur eine Sage,“ ſagte Phöbe und zeichnete eifrig ſo lange bis die Sonne geſunken die goldene Glut ihres Unterganges in Roſenrot verwandelt war, und dies heiße Rot in ſanfte Purpurflocken ſich zerteilte, die am bläulich dämmernden Abendhimmel verglommen, aus deſſen Tiefe der Abendſtern friedlich auftauchte, wie eine unſterbliche Hoffnung über entſchwundenem Erdenglück.

Sylvia war inzwiſchen an die Bruſtwehr herangetreten und atmete tief, als wolle ſie ſich an der Kühle laben, die nach der drückenden Hitze des Tages vom Strom heraufſtieg; aber eigentlich um die namenloſe Melancholie zu verbergen, die ſich über ihr Inneres lagerte, wie die einbrechende Nacht über Erde und Strom.

„Du weinſt, Sylvia?“ fragte Aurel, der ihr gefolgt war.

„Ach!“ ſagte ſie, „das Menſchenleben kommt mir je älter ich werde immer trauriger vor; denn was wir auch anfangen mögen — im Grunde ſind wir immer allein, immer einſam und das tut in manchen Augenblicken unausſprechlich weh.“

„Das habe auch ich im vollen Umfang gefühlt, Sylvia! dagegen hilft nichts, als eine anſtrengende Tätigkeit. Tägliche Arbeit, Sylvia, tötet das Übermaß des Gefühles ab.“

„Jetzt wollen wir in den Dom gehen und den Grabſtein der Kaiſerin Faſtrade beſehen,“ ſagte Phöbe, die inzwiſchen ihre Skizze vollendet und ihr Album geſchloſſen hatte. Sie war fortwährend von Eiferſucht gepeinigt, obgleich Aurel ihr nicht die mindeſte Veranlaſſung dazu gab. Sie fühlte, wie ſehr ſie im Schatten ſtehe neben der ſchönen und intereſſanten Sylvia und das kurze Zwiegeſprach, welches jene beiden hatten, mißfiel ihr unſäglich. Sylvia brach es ſogleich ab und ſie fuhren in die Stadt zurück und ſtiegen am Dom aus.

Es dunkelte bereits, allein der Dom war offen, weil noch viele Leute um die Beichtſtühle ſtanden. Im Innern war er ſchwach beleuchtet durch einzelne Gasflammen und durch vereinzelte Kerzen an denjenigen Beichtſtühlen, in welchen ſich ein Geiſtlicher befand. Die wenigen Lichtpunkte hoben die gewaltigen Maſſen der Pfeiler noch mehr hervor und unter den mächtigen Gewölben ſchien ſich ein ewiger Schatten zu lagern. Gerade in dieſer ſpärlichen Beleuchtung macht er den großartigſten Eindruck, weil ſeine majeſtätiſchen Proportionen durch ſie hervorgehoben werden, während manche ſtörende Einzelheit in ihr verſchwindet. Mit ſtiller Ehrfurcht ſtaunt man den Titanenſchwung des Geiſtes an, der den Plan zu einem ſolchen Bau machte und ſeine Felſenblöcke ſo kühn und ſo harmoniſch ordnete. Kein Laut war hörbar in dieſen langen, dämmerigen Hallen; denn ein Schritt, oder das Rauſchen eines Kleides wurde in dem weiten Raum gar nicht bemerkt. Nur eine kleine ſtille Bewegung fand in den Seitenkapellen um die Beichtſtühle ſtatt, wenn die Andächtigen herzutraten oder ſich entfernten.

„Das geht hier ja zu wie in einer Geiſtergeſellſchaft," flüſterte Phöbe befremdet und nachdem ſie den Grabſtein der Kaiſerin Faſtrade geſehen und erklärt hatte, daß ſein eilfhundertjähriges Alter ſeine einzige Schönheit ſei, — worin ſie unwiderleglich Recht hatte — ſchlug ſie den Weg zum Wagen wieder ein. Vor der Tür des Domes, als der Lohndiener ſchon den Wagenſchlag geöffnet hatte, ſagte Aurel:

„Ich bitte Euch, wartet nicht mit dem Tee auf mich. Ich bleibe noch."

„Dann bleibe auch ich!" ſagte Phöbe entſchieden und trat in die Tür zurück.

„Und ich gewiß!" ſetzte Sylvia hinzu.

„Halte das wie Du willſt, Phöbe," verſetzte Aurel; „aber ſei ſo gut mich nicht zu ſtören und fahre zum Gaſthof, wenn Dir die Zeit lang wird."

„Mein Gott! warum willſt Du denn ſo ungeheuer lange hier bleiben?" fragte ſie.

Er antwortete nicht und ging in eine Seitenkapelle, während Sylvia ſagte:

„Er will beichten, Phöbe! Laſſe ihm Ruhe."

„Beichten? aber warum, mein Gott!" flüſterte Phöbe mißmutig.

„Das tun manche Katholiken am Vorabend hoher Kirchenfeſte."

„Willſt Du auch beichten, Sylvia?"

„Vielleicht!" antwortete Sylvia leiſe und haſtig und ging in eine Seitenkapelle, wo über dem Altar ein aus ſchwarzem Holz geſchnittenes Muttergottesbild ſteht. Da kniete ſie nieder, während ſich Phöbe auf eine Bank im Mittelſchiff ſo ſetzte, daß ſie Aurel's und Sylvia's Kapellen im Auge behielt.

Aurel beichtete. Hätte Sylvia dasſelbe getan, wer kann ſagen, zu welchem Entſchluß, zu welcher Ruhe, zu welchem Frieden ſie gekommen wäre. Zuweilen war ſie auf dem Punkt ſich zu erheben und in den Beichtſtuhl zu treten. Sie wollte und wollte nicht. Sie kämpfte mit ſich ſelbſt bald dafür, bald dagegen. Sie fühlte ſich in dieſem Augenblick dazu gedrängt und in jenem — zurückgehalten. Sie tat es nicht, ſie blieb in ihrer innern Aufregung, ſie ließ die Gnade fallen, die Gott ihr gleichſam in die Hand legte; und als Aurel und Phöbe ſie endlich abholten, erhob ſie ſich mit verweinten Augen und fuhr mit ihnen zum Gaſthof. Kaum angelangt, wäre ſie gern wieder umgekehrt; doch es war ſpät geworden; Phöbe legte ſich ermüdet auf ein Sofa und Sylvia mußte den Tee machen. Dann gingen ſie auseinander. Sylvia fand keine Ruhe. Es war eine ſchwüle, finſtere Nacht. Sie ging leiſe in den Salon zurück, öffnete die Balkontür, trat hinaus und begann auf demſelben eine ihrer raſtloſen Wanderungen. Ihr Schutzengel ſprach zu ihr: Du gehſt einem Wendepunkt deines Lebens entgegen; das ſteht feſt in dir. Du willſt dich prüfen, nach welcher Seite du dich zu wenden haſt. Um das mit innerer Freiheit zu tun, mußt du Selbſtſucht, Eitelkeit und Weltſinn bei Seite laſſen, mußt demütig Gott um Erleuchtung bitten und mit reinem Gewiſſen und geläutertem Willen das, was Gott von dir will, zu erkennen ſuchen. — Aus irgendeinem halbverſchütteten Winkel ihres Herzens ſprach dieſe Stimme zu ihr, leiſe, abgebrochen, umſchwirrt von anderen Stimmen, die ihr in tauſend Variationen zuriefen: Warum zauderſt du? Wirf dich getroſt dem Glück der Liebe in die Arme. Ein ſolcher Tag wiegt Jahre voll Sorgen auf! — Oder im Gegenteil: Opfere nicht dem vergänglichen Traum von Liebe eine ſchöne, ruhige, ſichere Zukunft auf. — Oder: Du haſt ja keine großen Sünden begangen . . . was willſt du beichten? . . . Du biſt ſeit vielen Jahren von dieſer Gewohnheit abgekommen . . . es wäre eine ungeheuere Selbſtquälerei, ſie plötzlich annehmen zu wollen . . . und du kannſt durch ſie noch tiefer in Unſchlüſſigkeit dich verwickeln, wenn in Folge derſelben Anforderungen an dich gemacht werden, deren Notwendigkeit dir nicht einleuchtet.

Erſchöpft an Leib und Seele ſank ſie auf die Fenſterbank und dachte gar nichts mehr. Unbeſtimmte, zerriſſene Vorſtellungen wogten wolkenähnlich durch ihren Sinn. Es ſchlug zwei Uhr am Dom. Die Nachtluft wehte mit erfriſchendem Hauch über den Rhein und kühlte ihre brennende

Stirn. In der tiefen Stille hörte ſie das leiſe Rieſeln des mächtigen Stromes. Die Schiffbrücke nach Caſtel, auf der die Laternen brannten, lag vor ihr. Der ſchmale lichte Pfad über dem gewaltigen Waſſer, deſſen Tiefe ſie nicht kannte, deſſen Ausdehnung ſie nicht ſah, deſſen Lauf ſie nicht verfolgen konnte, ergriff ſie eigentümlich. Wirft nicht der Glaube eine ſolche Brücke, ganz ſchmal und doch ganz hell und ſicher, über den tiefen dunkeln Strom des Menſchenlebens? ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Sind nicht diejenigen beneidenswert, die darauf wandeln? Was wäre aus Aurel geworden in ſeiner erbärmlichen Ehe, wenn er es nicht täte? Genial und liebenswürdig kann ihn der Glaube nicht machen, aber pflichttreu macht er ihn in ſchwierigen Verhältniſſen. O warum habe ich nicht dieſen Glauben . . . und wie iſt er mir abhanden gekommen? . . . Sollte es ſein, weil ich nicht die Gnaden benutze, die Gott mir anbietet?

Ein Eiſenbahnzug ſauſte auf der anderen Seite der Straße am Gaſthof vorüber und unterbrach ihre Betrachtungen. Todmüde verließ ſie den Balkon, den Salon, ging in ihr Zimmer und fiel in einen ſchweren Schlaf. Am nächſten Morgen war Aurel längſt aus dem Dom zurückgekehrt, als Phöbe und Sylvia erſchienen und nur gerade Zeit hatten zu frühſtücken, bevor ſie die Reiſe fortſetzten. Am Abend dieſes Tages war Sylvia bei ihrer Freundin.

Noviziat.

Sylvia hatte ſogleich einen ſtörenden Eindruck, denn ſie fand Frau von Lehrbach nicht mehr in dem alten bekannten Hauſe, in dem großen behaglichen Wohnzimmer, wo vor vier Jahren die ganze Familie ſich ſo traulich zuſammenfand. Frau von Lehrbach lebte als Witwe in ſehr beſchränkten Verhältniſſen und mußte Theobald erhalten, der noch lange keine geſicherte Exiſtenz hatte, während ſich Vinzenz mit der äußerſten Anſtrengung bemühte, weder ſeiner Mutter zur Laſt zu fallen noch Schulden zu machen, die ihm ſpäter zur Laſt gefallen wären. Frau von Lehrbach hatte alſo eine viel kleinere Wohnung genommen: Mutter und Tochter hatten ein und dasſelbe Wohnzimmer, ein und dasſelbe Schlafzimmer; im Vorzimmer wurde gegeſſen, und neben demſelben lag auf der anderen Seite ein ſchmales Stübchen, das ſie nötig hatten, wenn Vinzenz und Theobald kamen, und das jetzt Sylvia bewohnte. Clariſſa ſprach [illegible] der größten Gelaſſenheit über dieſe notwendigen Einſchränkungen, während Sylvia heimlich die Beobachtung machte, daß die alten unmodiſchen Möbel, die ſeit dreißig Jahren in Gebrauch waren, ſich recht garſtig in den engen Räumen ausnahmen.

„Du ſiehſt alſo, weshalb ich Dich bat, liebe Sylvia, keine Kammerjungfer mitzubringen,“ ſetzte Clariſſa hinzu.

„O das hat gar nichts zu ſagen,“ erwiderte Sylvia; „eines Euerer Dienſtmädchen wird mir ſchon hilfreiche Hand leiſten.“

„Ich werde es tun,“ entgegnete Clariſſa liebreich; „wir haben nur ein Dienſtmädchen und es iſt ſehr weit entfernt von der Höhe, auf welcher eine Kammerjungfer ſtehen muß.“

„Mein Gott! . . . nur einen einzigen Dienſtboten für zwei Perſonen! O Clary, da werde ich Euch ja entſetzlich genieren!“ rief Sylvia beängſtigt.

„Gar nicht, Sylvia! . . . aber beſondere Umſtände werden wir nicht mit Dir machen, denn wir meinen immer noch, daß Du eigentlich hieher und zu uns gehörſt.“

Frau von Lehrbach war ebenſo liebevoll für Sylvia wie Clariſſa und zwiſchen Mutter und Tochter beſtand ein ſo ſchönes zärtliches Verhältnis, daß Sylvia’s Gemütsſeite wiederum innig wohltuend, wie vor Jahren, davon berührt wurde. Doch das war nur eine Seite! Damals hatte ſie ſich nie die Frage geſtellt, ob ſie ſich in einer ähnlichen äußern Lage für immer ſo zufrieden fühlen

Der Hauptmann ſuchte aus allen Kräften in ſiegreicher Liebenswürdigkeit vor Cornelien zu erſcheinen, aber Aurore bemerkte ſchnell, daß ihm das nicht gelang, und ſiehe! es that ihm Eintrag in ihrer Meinung. Das wäre bei einer wahren und tiefen Neigung nie geſchehen! ob deren Gegenſtand gefällt oder mißfällt, kümmert nicht das liebende Herz! es kann ſich darüber gleichſam perſönlich freuen oder betrüben, Einfluß auf ſeine Geſinnung hat es jedoch nie. Ich weiß wol, daß es bei den meiſten Menſchen eine ungeheure Wirkung macht, ob man den geliebten Gegenſtand hoch oder tief in der allgemeinen Meinung ſtehen ſieht, darum ſag' ich ausdrücklich: nur auf eine wahre, tiefe Liebe iſt ſie wirkungslos; denn das eben iſt deren Eigenthümlichkeit, daß ſie den Maßſtab der Welt aus der Hand fallen läßt. — Der Hauptmann ſprach von Politik, Poeſie, Wiſſenſchaft, Naturſchönheiten, Beſtimmung des Menſchen, Literatur; und als er athemlos und erſchöpft war, verbarg Cornelie mit Grazie ein ſanftes Gähnen hinter ihrem Fächer. Die Ueberzeugung ſetzte ſich in ihr feſt, von einer Neigung könne zwiſchen dieſen Menſchen nie die Rede ſein, und nur die Langeweile Aurora's und die geſchmeichelte Eitelkeit des Hauptmanns ſtelle ſie momentan in flüchtige Beziehung zu einander. Sie brachte am anwürde, wie ſie ſich als Gaſt darin fühlte. Ja, hätte ſie auch damals dieſe Frage an ſich gerichtet, ſo wäre die Antwort vielleicht bejahend ausgefallen, teils weil ſie jünger und daher unternehmender war; teils weil die Verwirklichung dieſes Gedankens zu ſehr außerhalb ihres Horizontes lag, als daß ſie ſich all' ſeine Konſequenzen klar gemacht hätte. Jetzt war das ganz anders! Jetzt fragte ſie ſich mit der äußerſten Entſchiedenheit: Kann ein gemütliches Familienleben dich ſo vollkommen beglücken, daß du im Stande biſt heiter und zufrieden allen Bequemlichkeiten des äußern Lebens zu entſagen und dich im ganzen Zuſchnitt deiner Lage auf die knappſte Anſtändigkeit zu beſchränken?

Vor vier Jahren hatte ſie überdas dies Familienleben in der Sonnenſeite der Friſche und Freude geſehen. Die Eltern lebten in voller geiſtiger Kraft; die Söhne waren da mit ihrem jugendlichen Streben und Mechtild, die Braut, ging ihrer Vermählung zu. Es war wie an einem herrlichen Frühſommertag: Licht und Glanz, Blumenduft und Vogelſang rings umher und darüber der blaue Himmel, der ſo klar und treu ausſah, als ſage er die Erfüllung aller Hoffnungen zu. Jetzt ſah Sylvia die Familie in der Schattenſeite des Lebens, ſtill, bedrückt, zuſammengeſchrumpft, in Trauer; Frau von Lehrbach ſo erſchüttert durch den unerwarteten Todesfall des Gatten und ſo ſorgenvoll um die Exiſtenz ihrer Söhne, daß ſie ihren friedlichen Gleichmut noch nicht wiedergefunden hatte; und Mechtild ganz untergegangen in häuslichen und mütterlichen Pflichten. Sie hatte zwei kleine Kinder, von denen das eine ſehr ſchwach und kränklich war. Sie erwartete ein drittes. Sie ſah erbärmlich aus, abgezehrt, blaß und müde. Sie hatte für nichts Sinn, für nichts Auge und Ohr, als für das, was ſich innerhalb ihrer vier Pfähle zutrug, denn die Sorge mit geringen Mitteln ein Hausweſen zu führen, welches jedes Jahr durch ein Kind vergrößert wurde, während ſich das Einkommen nicht vergrößerte, erdrückte die arme Mechtild umſomehr, als ihr Mann gewiſſe Anſprüche an Behaglichkeit machte und in ſehr üble Laune geriet, wenn er ſie fallen laſſen mußte.

Mit ſtillem Grauſen beobachtete Sylvia das alles.

„Gott im Himmel, Clary!“ ſagte ſie eines Tages von Entſetzen überwältigt; „das ſoll nun Glück ſein! eheliches Glück! häusliches Glück! Mechtild iſt in ein Jammerbild verwandelt, Belſen in einen Aktenwurm. Sie reibt ſich auf zwiſchen Küche und Kinderſtube; — er proſperiert auch nicht ſehr zwiſchen Gerichtsſaal und Schreibtiſch; — als Zugabe dieſe Kinder, von denen das eine noch nicht ſprechen und das andere noch nicht laufen kann und die ſich im Schreien einander übertreffen! . . .

Nein, Clary! für dieſe Sorte von Glück bin ich nicht geſchaffen.“

„Ich habe auch nie den Beruf für den Eheſtand gehabt,“ entgegnete Clariſſa ruhig; „wer ihn hat, der wird auch wohl von Gott die Gnade erhalten, die furchtbar ſchweren Pflichten zu erfüllen, die er mit ſich bringt.“

„Es gibt aber doch auch Ehen, deren äußere Verhältniſſe minder drückend ſind und dadurch werden die Pflichten ſehr erleichtert,“ ſagte Sylvia. —

„Freilich gibt es ſolche, doch gehören ſie hier und in unſerem Kreiſe zu den ſeltenen Ausnahmen. Und die Hauptpflicht der Ehe, die eigene Seele und eine ganze Familie zu heiligen, bleibt ja doch immer dieſelbe. Ja, ob glänzende Verhältniſſe ſie erleichtern — das iſt noch die Frage.“

„Du biſt wie Dein Bruder, Clary, ganz ungeheuer ernſt und immer ſo hoch, als wären die äußern Dinge gar nicht da — oder wenigſtens keines Blickes wert.“

„Glaubſt Du, daß ſie vor Gott und für uns in der Ewigkeit einen anderen Wert haben als den, welcher unſer guter Gebrauch ihnen verleiht?“

„Ich rede von der Zeit, nicht von der Ewigkeit, Clary! die ſind himmelweit verſchieden!“

„Und ich kann ſie gar nicht von einander trennen, Sylvia. Das arme kleine Bächlein der Zeit fließt ja unaufhaltſam dem unermeßlichen Meer der Ewigkeit zu und nimmt mich mit.“

„Macht Dich dieſe Vorſtellung glücklich?“

„Glücklich? das iſt ein unbeſtimmtes Wort, Sylvia.“

„Ich weiß es, Clary! Mechtild nennt ſich glücklich in ihrer ſorgenvollen Ehe; Martha nennt ſich glücklich in ihrem furhtbar ſchweren Kloſterberuf. Ich halte denjenigen für glücklich, der ſich ſo zufrieden in ſeiner Lage fühlt, daß er ſie nie zu verändern, nie mit einer anderen zu vertauſchen wünſcht. Iſt das Dein Fall?“

„Ganz und gar! Nie hat mein Sinn weder nach der Ehe noch nach dem Kloſter geſtanden! Er iſt zu unabhängig,“ ſagte Clariſſa lächelnd, „und mein Herz iſt zu klein, um andere Liebe beherbergen zu können, als die für Eltern und Geſchwiſter.“

„Und für Gott!“ ſetzte Sylvia hinzu.

„Das verſteht ſich von ſelbſt!“ ſagte Clariſſa lebhaft; „Gott iſt der Grundton jeder Liebe! durch alle Akkorde klingt er durch — und nur da, wo das der Fall iſt, kann ſich der Menſch wahrhaft zufrieden in ſeiner Lage fühlen — gleichviel ob äußere Verhältniſſe ihn drücken oder heben.“

„O hätte ich Deine Herzensſtille,“ ſeufzte Sylvia, „Deinen Opfermut, der Dich nur in ſelbſtverleugnender Liebe leben läßt.“

„Ach, das alles iſt Sache der Gnade und nicht mein Verdienſt! Bitte den lieben Gott nur recht innig um recht viel Gnade," ſagte Clariſſa einfach.

Sylvia ſeufzte abermals. Ach, ſie bewunderte ſehr Clariſſa's ſelbſtverleugnende Liebe, aber ſie hatte doch nicht die Hochherzigkeit darum zu bitten. Sie ſah, daß Clariſſa faſt immer etwas anderes tat als das, was ſie ihrer Natur nach gern getan hatte. Clariſſa liebte Lektüre, Muſik, ernſte Geſpräche; ſie liebte weite Spaziergänge in der ſchönen Umgebung ihrer Vaterſtadt; ſie liebte lange, einſame Stunden vor den Altären mit dem „verborgenen Gott". Statt deſſen mußte ſie ſich mit dem Hausweſen beſchäftigen, das, ſo klein es war, doch beſorgt ſein wollte. Die Muſik war verſtummt, denn Frau von Lehrbach's angegriffene Nerven vertrugen den vollen Ton des Flügels in dem engen Zimmer nicht. Was die Lektüre betraf, ſo war es faſt unmöglich ſie zu machen, indem Mechtild immer eines ihrer Kinder zu ihrer Erleichterung zur Großmutter ſchickte und Clariſſa ſomit die Beaufſichtigung des kleinen unruhigen Weſens und die Sorge hatte, daß Frau von Lehrbach nicht dadurch beläſtigt werde. Die Abende brachte man regelmäßig bei Mechtild zu, die durch Mann, Kinder und Unwohlſein ans Haus gebunden war. Doch dieſe Abende hatten nichts von der Gemütlichkeit der früheren Zeiten. Mechtild war ganz langweilig geworden, ſprach nur von häuslichen Angelegenheiten, vom Einkauf der

Wintervorräte, von der Unbotmäßigkeit der Dienſtmädchen, von den Unbequemlichkeiten ihrer Wohnung, von ihrer angegriffenen Geſundheit. Wurde einmal etwas geleſen, ſo machte ſie tauſend Unterbrechungen. Ein Kind ſchrie anſtatt zu ſchlafen: ſie mußte ſehen, was ihm fehle. Im Nebenzimmer deckte das Dienſtmädchen den Tiſch und ließ einen Teller fallen: ſie mußte ſehen, wie viel zerbrochen ſei. Dann kam ſie zurück und klagte:

„O großer Gott! wenn es doch Gebrauch wäre von Zinntellern zu eſſen! die können dieſe ſchrecklichen Mägde nicht zertrümmern.“

„Aber es ſteckt ein Kapital in ihnen,“ ſagte Frau von Lehrbach; „die erſte Anſchaffung koſtet ſo viel, daß dafür mancher Fayenceteller zerſchlagen werden kann.“

„Aber der Verdruß, der mir erſpart würde, Mama, der iſt auch etwas wert,“ ſagte Mechtild — und die unterbrochene Lektüre wurde nicht immer fortgeſetzt.

Mit dem Abendeſſen erſchien der Gatte und fünf Minuten nach demſelben verſchwand er wieder. Sein erſtes Wort pflegte zu ſein:

„Guten Abend, Mama! hat das Klageweib heute ſehr lamentiert?“

So bezeichnete er ſeine Frau und die Frage ſollte ein Scherz ſein, der jedoch gar nicht nach Mechtild's Geſchmack war. Belſen war ein braver Mann und tüchtiger Arbeiter, doch eine rohe Natur. Mechtild's ohnehin ſchon ängſtlicher und empfindlicher Charakter fühlte ſich jeden Augenblick verletzt. Doch hatten ſie ſich beide gern und ſuchten aufrichtig, trotz verſchiedener Verſtimmungen, gut miteinander zu leben. Wenn Sylvia aber gehofft hatte hier eine idealiſche Ehe zu finden, deren Zauber mit der Enge der Verhältniſſe verſöhnen — und deren Beiſpiel ſie ermutigen könne ſich in eine ähnliche Enge hinein zu wagen: ſo wurde ſie enttäuſcht. In dieſer Ehe zehrten die Herzen nicht von Ambroſia, ſondern von hausbackenem Brot.

Zuweilen konnte Clariſſa ſich abends auf ein Stündchen vor dem Nachteſſen von der Mutter und Schweſter entfernen und mit Sylvia einen Spaziergang machen; doch nicht täglich, wie dieſe es gewünſcht hätte. Denn gewöhnlich hatte Mechtild allerhand kleine Arbeiten für die Kinder für die Abendſtunden aufbewahrt, wobei ſie auf Clariſſa's Hilfe zählte, und zuweilen wünſchte Frau von Lehrbach Clariſſa vorleſen zu hören, ſo daß dieſe nach allen Seiten gebunden und nie Herrin ihrer Zeit war. Das ſchien ſie jedoch gar nicht zu bemerken, ebenſowenig wie die kleinen Verſtimmungen zwiſchen Schwager und Schweſter und wie die Jeremiaden der letzteren. Ihr großes, gutes, tiefblaues Auge verlor nie ſeinen ruhigen Blick und ihr feſter Mund nie ſeinen wohlwollenden Ausdruck. Ihr ganzes Weſen trug das Gepräge eines wunderbaren Friedens, der jedoch keine Spur von Gleichgiltigkeit oder Phlegma zeigte. Es war der höhere Friede des Glaubens und der Liebe. Sie war eine von den ganz ſeltenen lautern Seelen, die ohne äußerliche Erſchütterungen und Ereigniſſe in der Stille ihres Geiſtes und Herzens zu der Erkenntnis kommen, daß wahres Glück in Gott allein zu finden und ganz unabhängig von Verhältniſſen, Lage und Lebensſtellung ſei. Sylvia ſtaunte ſie wie ein überirdiſches Weſen an und vielleicht hätte ſie genug Vertrauen zu Clariſſa gehabt, um ſich ihr ganz zu offenbaren, wenn dieſe nicht mit beſonders zärtlicher Liebe an Vinzenz gehangen und ihn in ihrem Herzen ſo hoch geſtellt hätte, daß Sylvia beklommen zu ſich ſelber ſprach: Sie wird mich verachten, wenn ich ihr bekenne, daß Vinzenz mich ſeit zwei Jahren liebt — daß ich ſeine Liebe ermutigt und erwidert habe — und daß ich jetzt nicht weiß, ob ich ihm nicht einen Mann vorziehen ſoll, der reich iſt . . . der freilich ſehr gut und rechtſchaffen iſt, für den ich jedoch nicht die mindeſte Neigung ſpüre. Sie wird mich viel zu gering ſchätzen für einen Mann wie Vinzenz und mich verachten, wenn ich einen anderen ihm vorziehe . . . und das kann ich von ihr nicht ertragen. — —

Im Grunde war Sylvia ſchon nach acht Tagen ihres Aufenthaltes herzlich überdrüſſig. Es war alles ſo ganz anders, als ſie es gewohnt war. In dieſen einfachen Zimmern ohne Parquet und Fußteppiche, ohne ſeidene und vergoldete Möbel mochte ſie gar nicht ihre eleganten, ſchleppenden Kleider anziehen, denn das paßte nicht zuſammen. Und ihre Bänder, ihre Stickereien, ihre Schleifen, ihre Manſchetten, ihr tauſendfacher Toilettenkram — wer ſollte ihn ordnen und beſorgen, da die getreue Bertha ihr fehlte! ſie ſelbſt doch wohl nicht? Das langweilte ſie viel zu ſehr! Sie las, ſie ſang, ſie malte und ſchlug die Stunde, ſo war der paſſende Anzug bereit, zur Promenade, zum Diner, zum Ball — wie es eben erforderlich war. So war ſie es gewohnt. Freilich würde ſie an Lehrbach's Seite ſehr zurückgezogen und außerhalb des Verkehrs mit der großen Welt leben; fielen aber auch Ball- und Abendanzüge weg, ſo war ſie doch ſehr entſchloſſen nicht als Aſchenbrödel einherzugehen, wie Mechtild; — aber auch ebenſo entſchloſſen, nicht ihre Kleider ſelbſt zu machen, wie Clariſſa.

„Du biſt bewundernswürdig, Clary, mit Deinem fleißigen Nähen!“ ſagte ſie eines Tages zu der Freundin; „wenn Deine Mutter Dir etwas vorleſen würde, wie ſie früher immer tat, ſo könnte ich dieſe ununterbrochene Handarbeit begreifen und gar nicht ſo übel finden. Doch jetzt nähen und nähen, ohne Unterhaltung, ohne Unterbrechung — das iſt heldenmütig.“

„Sobald ſich die Mutter wieder ganz kräftig fühlen wird, beginnen auch wieder unſre Lektüren;

und jetzt plaudern wir beide, Sylvia, oder ich höre Deinem Geſang zu,“ ſagte Clariſſa lächelnd; „und endlich kann man bei der Handarbeit ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen. Ich bin ihr gar nicht feind.“

„Ach, die Gedanken! ſie ſind doch meiſtenteils recht quälend!“ ſeufzte Sylvia.

„Das wäre traurig,“ erwiderte Clariſſa; „Nein! quälende Gedanken lege ich nieder vor dem heiligen Kreuz oder in die heiligen fünf Wunden und dann denke ich an das, was mich freut.“

„Da denkſt Du gewiß an das Leben der Heiligen und an dergleichen fromme Dinge?“

„Zuweilen .... aber nicht immer! Wir haben ſo viel geleſen, ſo viel Geſchichte der Völker und der Einzelmenſchen, der Literatur, der Kunſt, der Kultur — das gibt einen unerſchöpflichen Stoff zum Nachdenken.“

„Findeſt Du? mir ſcheinen ſolche Bücher trocken, ermüdend.““

„Ja, Sylvia, eine oberflächliche Unterhaltung gewähren ſie nicht und der Geiſt muß ſich ſammeln, der ſich mit ihnen befreunden will. Hat man ſich aber dieſe kleine Mühe gegeben: ſo folgt man mit unausſprechlichem Intereſſe der Prozeſſion der Menſchheit durch die Jahrtauſende, ſieht das Ringen großer Kräfte, die Kämpfe großer Geiſter, die Schöpfungen großer Genie's — Genie's der Intelligenz, Genie's der Charitas — ſieht den Mißdern Morgen ihren Vater auf den Gedanken, daß Aurora doch eigentlich recht übel ausſähe und recht nervenſchwach ſei, ſo daß ſie wol eine Reiſe und eine ſtärkende Badekur brauchen könne um ſich von ihren Wochenbetten zu erholen, und der Vater möge ſie doch auch zur Begleitung ſich erbitten. Elsleben ſagte harmlos zu dem Vorſchlag:

„Finden Sie wirklich Miezchen nervenſchwach? ich fand ſie allerdings auch ſeit ihrer letzten Niederkunft ſo gewiß unruhig, ungleich in ihrer Laune, leicht aufgeregt. Alſo das nennt man nervenſchwach? Nun ich habe gewiß nichts dagegen, daß ſie ſich in Ems und Schlangenbad davon kuriren laſſe.“

Als der Hofmarſchall Elslebens Einwilligung hatte, ſchlug er Auroren dringend die Reiſe vor: dies ſei grade ein günſtiger Moment, ſie habe kein Kind zu erwarten, keins zu ernähren; ſie müſſe an ihre Geſundheit denken; — und Aurora gab mit einigem Widerſtreben nach. Zu Cornelien ſagte ſie aber:

„Meinſt Du daß ich Deine gute Abſicht nicht merke? Du haſt den Vater auf den Einfall mit meiner Nervenſchwäche gebracht.“

„Behüte! Du biſt wirklich angegriffen! Elsleben ſelbſt findet Dich verändert!“ rief Cornelie ganz erſchrocken, denn ſie fürchtete wenn Aurora ahne, brauch der edelſten Gaben, ſieht Blüte und Untergang, ſieht Höhepunkt und Verfall, und ſieht über dem allen — Gott, der alle zu Chriſtus in ſeiner Kirche hinführen will."

„Mir iſt als hörte ich Vinzenz reden, wenn Du ſo ſprichſt," ſagte Sylvia ſinnend.

„Das glaube ich gern! wir ſind auch dem Herzen nach — Zwillinge; und oft, ſtatt an meine Zukunft zu denken, denke ich in lieben, einſamen Gedanken an die ſeine. Denn für mich weiß ich nichts zu denken. Mein Leben iſt hier aufgegangen und wird hier untergehen bei dem geringen Tagewerk, das mir und meinen geringen Kräften angewieſen iſt; doch für Vinzenz ertappe ich mich zuweilen auf kühnen Wünſchen und hochfliegenden Hoffnungen, die ich für erfüllbar halte. Ich meine, es müſſe eine Zeit kommen, in welcher man Männer wird brauchen können — männliche Charaktere, die über Trümmern und Ruinen Recht und Gerechtigkeit auf dem Fundament der ewigen Wahrheit wieder aufbauen — und ich meine, er müſſe zu ihnen gehören."

„Hältſt Du ihn für ſo eminent," fragte Sylvia geſpannt, „daß er eine glänzende Carriere machen könnte?"

„Für ſo eminent — durchaus nicht, denn er iſt ein ſelbſtſtändiger Geiſt und ein unbeugſamer Charakter. Mit dieſem Sinn hat er die Rechtswiſſenſchaften ſtudirt und wird er ſie praktiſch anwenden, indem er zugleich ſein Leben nach ſeinen Principien ordnet. Zu einer Marionette, die von unſichtbaren Händen in Bewegung geſetzt wird und die durch eine ſolche Hülfe zu allerlei gelangt, wird er ſich nie hergeben; nie einen Vorteil um den Preis der Unabhängigkeit begehren. Ich denke alſo nicht an das, was man glänzende Carriere nennt und was nicht immer mit wahrer Tüchtigkeit zuſammenhängt. Aber ich denke, daß das brodelnde Chaos unſrer Zeit, welches jetzt nur durch äußere Gewalt gebändigt, nur durch Lug und Trug armſelig gegängelt werden kann, doch endlich — und wer weiß wie bald! — ſich austoben müſſe und daß dann die guten Elemente, die jetzt darin verſchlungen und gebunden ſind, ſich losmachen und Ordnung und wahre Freiheit in unſrer verzerrten Welt herſtellen werden. Dabei wäre Vinzenz zu brauchen."

„Es ſollte mich doch ſehr freuen, wenn ſein Staatsexamen möglichſt gut ausfiele," erwiederte Sylvia; „denn die Zeiten an welche Du zu denken ſcheinſt, liegen doch wohl im weiten Felde und jenſeits einer Revolution des vierten Standes, von deren Möglichkeit mein Onkel zuweilen mit Zorn und Abſcheu ſpricht. Einſtweilen aber muß Vinzenz leben und möglichſt glücklich leben."

„Sein Glück liegt in Gottes Hand," ſagte Clariſſa ſanft; „bete für ihn. In der großen, weiten, wilden Welt voll tauſend Gefahren.

tauſend Abgründen, tauſend Feinden des Seelenheils, hat er nichts für ſich, als Gottes Gnade und

Auf Sylvia's Lippen ſchwebte der Ausruf: Und meine Liebe! — Aber ſie ſah in Clariſſa's klares unbeſtechliches Auge — und ihr war, als werde dies Auge bis in den Grund ihrer Seele ſchauen und dann traurig ſich abwenden, weil es dort nicht die ernſte, tiefe, weltbeſiegende Liebe gefunden, mit welcher ſie hätte Vinzenz lieben müſſen, wenn ſie ihn wahrhaft glücklich machen wollte. Ihr armes, zerriſſenes, verflatterndes Weſen war keiner Energie, nicht einmal der Concentration auf eine natürliche Liebe mehr fähig. Dennoch hatte ſie noch immer den Inſtinkt des Schönen, des Guten und Wahren, aber ach! ſie ließ ſich nicht von ihm leiten!

Sylvia ſchwieg eine Weile; dann ſagte ſie:

„Clary, ich glaube Du biſt Deines Bruders echte Zwillingsſchweſter, nämlich ein ganz ſeltenes Geſchöpf."

„Gott bewahre!" rief Clariſſa herzlich lachend, „was fällt Dir ein! ich bin ein höchſt gewöhnliches Geſchöpf, das gar nichts Gutes hat, als die Gewohnheit der guten Gewohnheiten."

„Das iſt es eben, Clary! in den ſchönſten Tugenden haſt Du Dir eine Fertigkeit erworben."

„Davon weiß ich nichts," ſagte Clariſſa vom Arbeitstiſch aufſtehend; „jetzt aber genug unſers

Geplauders . . . . ſonſt wirſt Du nicht meine Fertigkeit im Pfannkuchenbacken bewundern können.“

„Sieh, Clary, das iſt mir nun gerade unerträglich! im traulichſten Geſpräch brichſt Du ab und gehſt in die Küche!“ rief Sylvia verſtimmt.

„Natürlich! wir wollen ja eſſen! . . . . Und weißt Du nicht, daß die heilige Katharina von Siena am Küchenherd hohe Ekſtaſen hatte? ich werde ſie nicht haben —— das iſt gewiß! doch eben ſo gewiß iſt es auch, daß die Beſchäftigung am Küchenherd meiner armen Seele nicht ſchaden wird, denn die Erfüllung einer Pflicht ſchadet ihr nie.“

„O Clary! Clary! immer an die Seele zu denken, immer an die Pflichterfüllung — o das iſt ſchwer!“

„Ja ſieh! das gehört zu meinen guten Gewohnheiten! und hat man dabei den gekreuzigten König unſrer Seelen vor Augen und ſeine ewigen Verheißungen, ſo iſt es leichter, Sylvia, als es Dir ſcheinen mag.“

„Mein Gott!“ ſeufzte Sylvia, „eine große Schwierigkeit ſoll ich durch eine noch größere verringern! . . . was verlangſt Du von mir!“

„Ich verlange gar nichts — doch Gott verlangt Deine Seele: das iſt nun einmal unabänderlich,“ erwiderte Clariſſa und verließ Sylvia.

An Vinzenz ſchrieb Clariſſa während des Beiſammenſeins der beiden Freundinnen:

„Ich kann Dir nicht ſagen wie ſehr ich mich
„im Stillen um Sylvia gräme. Alles was gut in
„ihr war und iſt, verflüchtigt ſich mehr und mehr,
„weil ſie nicht in ihrem Innern die magnetiſche
„Axe eines lebendigen Glaubens hat, welche die
„guten Kräfte an ſich zieht, ſtärkt und einheitlich
„bewegt. Zuweilen ſpürt ſie dieſen Mangel; —
„doch nur vorübergehend. Es iſt als ſcheue ſie ſich
„ihn ſich klar zu machen, weil die klare Erkenntnis
„Folgerungen hat, denen ſie aus dem Wege gehen
„möchte. Deshalb muß man ſie auch ſehr vorſichtig
„behandeln, ſehr wenig von ihr verlangen, nur indirekt
„auf ſie wirken ſuchen; — denn ſie verträgt
„gar wenig und ſtellt gar geringe Forderungen
„an ſich ſelbſt! Ja! ſie iſt dermaßen daran
„gewöhnt in Äußerlichkeiten und auf der Oberfläche
„eine Art Scheinleben zu führen, daß ich zuweilen
„den peinlichen Eindruck habe, als ſei ſie
„nicht ganz wahr und ehrlich."

Vinzenz war durchaus nicht mit dieſer Anſicht ſeiner Schweſter einverſtanden. Er ſah Sylvia durch das zaubervolle Prisma einer erſten Liebe; — aber einer wirklichen erſten Liebe, die weder aus einem unbeſtimmten Liebesbedürfnis, noch aus den Gaukeleien einer erregten Einbildungskraft hervorging. Kräftigend, veredelnd, ſelbſtvergeſſend, ſo war ſie in ſein Herz eingezogen und ſo faßte er ſie für die Zukunft auf: zwei Seelen voll ſüßer unerſchöpflicher Sympathie, die ſich auf dem gemeinſamen Pfade über die Roſen und über die Dornen des Lebens für die Ewigkeit heiligen. So faßte er die Liebe, die Ehe auf. Das war für ihn keine ſchwärmeriſche Redensart, ſondern das Bedürfnis ſeines Herzens und der Entſchluß ſeines Willens. Darum ſchreckten ihn auch Sylvia's Unvollkommenheiten nicht. Er fühlte ſich nur zu größerer Vollkommenheit hingetrieben, um ihr deſto treuer und wirkſamer ein ſicherer Führer zu ſein. Clariſſa's Vorwurf, Sylvia ſei nicht ganz wahrhaft, berührte ihn peinlich; denn während Clariſſa den innern Zwieſpalt und die Widerſprüche in Sylvia's Weſen mit einem Mangel an Wahrhaftigkeit in Verbindung brachte und nicht darin irrte — bezog er dieſen Vorwurf darauf, daß Sylvia über ihr Verhältnis zu ihm ſchwieg und möglicherweiſe dadurch den Schein von Mangel an Aufrichtigkeit auf ſich laden konnte. Es tat ihm unausſprechlich weh, die Schuld dieſes Mißverſtändniſſes ſich ſelbſt zuſchreiben zu müſſen; allein der Entſchluß ſtand feſter denn je in ihm, ſeine Mutter nicht früher von dem Verhältnis zu Sylvia zu unterrichten, als bis er ihr zugleich ſagen könne, er habe eine unabhängige Stellung. Sagte er es vorher, ſo würde ſich die arme Mutter in ihrem gegenwärtigen nervenkranken Zuſtand über die Maſſen ängſtigen, ob je eine Ehe möglich ſein werde; — und dieſe Sorge mußte er ihr erſparen.

Er ſchrieb nur ein paar Worte über Sylvia zurück, bat Clariſſa keinen allzu großen Maßſtab an die Menſchen zu legen und verſicherte:

„Hätteſt Du Sylvia nur einen Tag ſo geſehen
„wie ich ſie monatelang geſehen habe, als einen
„Engel der Barmherzigkeit zwiſchen uns armen
„Todkranken: ſo würdeſt Du dieſem liebereichen
„Herzen nicht den lebendigen Glauben ab-
„ſprechen."

Als Clariſſa dies las, bat ſie im ſtillen Sylvia um Verzeihung wegen des zu ſtrengen Urteils, doch ohne ihres Bruders Anſicht anzunehmen. Sie erkannte genauer als er Sylvia's Charakter oder, beſſer geſagt, den weiblichen Charakter überhaupt, in welchem ſich ſo viel Gegenſätze, ſo viel Widerſprüche, ſolch ein Gemiſch von Leichtſinn und Energie, von Trägheit und Tatkraft, von Oberflächlichkeit und Tiefe, von ſchillernden Färbungen und von einfachreiner Farbe zuſammenfinden und ſich abwechſelnd geltend machen, daß ſich der Mann nicht ſelten in dieſem rätſelhaften Weſen gar nicht zurechtfinden kann, bald zu günſtig und bald zu ungünſtig es beurteilt. Darum wollte auch Clariſſa durchaus nicht leugnen, daß Sylvia ein Engel der Barmherzigkeit geweſen ſei und vorkommenden Falles wieder ſein könne; allein ſie blieb dabei, daß das einzige Mittel um harmoniſche Ordnung und würdevolle Einheit in die zerflatternden guten Elemente von Sylvia's Weſen zu bringen — tiefe

Religioſität ſei und daß dieſe leider ihrer Freundin fehle.

Vinzenz hatte auch zugleich geſchrieben, die große letzte Prüfung beginne jetzt und nach derſelben werde er die Mutter beſuchen. Sylvia's Herz ſchlug bang und beklommen bei dem Gedanken, mit Vinzenz bei den Seinen zuſammen zu treffen; denn das war gewiß: es war ein Etwas in ihm, eine Hoheit der Geſinnung, ein ſtiller Geiſtesadel, — das weit hinausgriff über die Auffaſſung von Lebensglück, die ſie ſich angeeignet hatte. Sie fühlte, daß die ſeine viel ſchöner, viel edler ſei; ſie wünſchte ſogar zuweilen, daß Vinzenz ſie ihr beibringen und dadurch ſie verſöhnen möge mit der Enge der Verhältniſſe, die ihr als ſeine Gattin bevorſtand und vor der ſie ein unüberwindliches Grauen empfand; allein ihr ſchwaches Herz verſank immer wieder in ein Meer von Zweifeln, ob es möglich ſei, ſich auf die Dauer in unſcheinbaren Verhältniſſen glücklich zu fühlen; denn an das Gute, alſo auch an die Liebe eines vortrefflichen Mannes, gewöhne man ſich ſehr leicht, aber könne man ſich auch an beſtändige Entſagung gewöhnen? — Sie zitterte vor dieſem Zuſammentreffen mit Vinzenz im Hauſe ſeiner Mutter.

Gegen Ende September verließ die Baronin Grünerode Heidelberg und berief Sylvia nach Frankfurt zur gemeinſamen Heimkehr, und Bertha erſchien mit einem Diener um ſie abzuholen.

„Gott bewahre! wie ſehen Sie aus mit Ihrem Haar, gnädiges Fräulein!“ rief Bertha entſetzt nach der erſten Begrüßung. „Ein glatter Scheitel . . . was ſoll das vorſtellen? wo iſt Ihre ſchöne lange ſchwere Locke geblieben mit der Sie ſo ungeheuer intereſſant ausſahen? Wenn hier im Hauſe auch keine geſchickte Kammerjungfrau iſt, ſo wird die Stadt doch nicht ſo gottverlaſſen ſein, daß ſie nicht einen Friſeur haben ſollte! Nein, gnädiges Fräulein, in dieſem Aufzug dürfen Sie morgen nicht vor der Frau Tante erſcheinen! Sie ſehen ganz verändert aus, gnädiges Fräulein . . . und nicht zu Ihrem Vorteil. Sie können gar nicht leben ohne Ihre getreue Bertha.“

Sylvia warf einen flüchtigen Blick in den ſehr beſcheidenen Spiegel, der in dem kleinen Zimmer über der Kommode hing und Bertha rief, indem ſie dieſem Blick folgte, äußerſt verächtlich:

„Das Ding da iſt freilich auch nicht als Toiletteſpiegel zu brauchen! Sie müſſen einen großen haben, worin Sie ſich von Kopf zu Fuß beſchauen können und einen kleinen auf dem Toilettetiſch und einen Handſpiegel um den Kopfputz im Profil betrachten zu können und hier iſt nichts von dem allen! ein ſchauderhafter Zuſtand!“

„Schwatzen Sie keinen Unſinn, Bertha! man trägt hier im Hauſe noch Trauer ohne ſich um die Mode zu bekümmern,“ ſagte Sylvia unmutig über die redſelige Zofe, durch deren Geſchwätz ſie an ihre tauſend Gewohnheiten der Elegance erinnert wurde, die ſie lieber vergeſſen hätte — wenn es nur möglich geweſen wäre! — —

Am andern Morgen begleitete Clariſſa die Freundin zur Eiſenbahn und ſagte zärtlich:

„Wie ſoll ich Dir danken, daß Du mir die Freude gemacht und das Opfer gebracht haſt, ſo lange bei uns zu bleiben!“

„Es war kein Opfer, Clary!“

„O doch! es war ein Opfer und ſogar ein ſehr großes, geliebte Sylvia! Meinſt Du ich hätte nicht bemerkt wie unbehaglich Dir der kleine Zuſchnitt unſerer Lage ſei? . . . Und doch hielteſt Du bei uns aus! — Ich ſtelle mir vor, Dir müſſe zu Sinn geweſen ſein, wie einem ſchönen fremdländiſchen Vogel, der zufällig in einen ſtillen, dunkeln Wald geraten iſt und der jetzt vergnügt nach ſeiner vergoldeten Voliere zurückfliegt.“

„Bin ich ſo unliebenswürdig geweſen?“ fragte Sylvia mit einem Anflug von Empfindlichkeit.

„Im Gegenteil! äußerſt liebenswürdig, für mich ſowohl als für meine Mutter! Allein Du wirſt nimmermehr weder Dich ſelbſt noch mich überreden können, daß unſere Lage die iſt, welche Dir zuſagt, welche Du wünſchen und wählen würdeſt; ſie ſcheint Dir drückend und mühſam — kannſt Du es leugnen?“

„Ich muß es bekennen — ja, Clary!“

daß man ſie zerſtreuen wolle, ſo würde ſie ſich dagegen ſträuben.

„Elsleben findet meine Laune, mein Benehmen verändert, erwiderte Aurore, das fühle ich, und ihm mag es als Reizbarkeit der Nerven erklärt werden können — aber mir?“

„Nun, liebe Aurore, ſagte Cornelie entſchloſſen, ob nun Herz oder Nerven leiden — gleichviel! Heilung muß verſucht werden; Du ſelbſt äußerteſt Dich vorgeſtern ganz unentſchieden über das Wie; ſo laß uns jezt dieſe günſtige Gelegenheit ergreifen und ſehen ob nicht Zerſtreuung, fremde Menſchen und Gegenſtände, der Reiz der Naturſchönheiten, das Zuſammenſein mit Deinem Vater und Deiner Schweſter, eine kleine Abweſenheit von Mann, Kindern und Haus — eine innere Umgeſtaltung bewirken werden, die Du jezt kaum hoffſt und vielleicht nicht einmal wünſcheſt.“

Aurora erröthete und ſagte lebhaft: „Dürfte ich hoffen, ſo würde ich wünſchen: das glaube mir! halte mich nicht für ganz verblendet.“

„Die Liebe hat ihren Eigenſinn,“ antwortete lächelnd Cornelie.

Man weiß nicht ob man es mehr erſtaunens- oder beklagenswerth nennen ſoll, wie die Menſchen

„Und dennoch haſt Du aus Freundſchaft für mich ſechs Wochen bei uns zugebracht. Gott vergelt's. Er vergelt' es durch das, was uns allen am meiſten not tut.“

„Und was nennſt Du ſo?“ fragte Sylvia geſpannt.

„Selbſterkenntnis!“ entgegnete Clariſſa; „wiſſen wir recht gründlich was und wie wir ſind, ſo wird uns dieſe Erkenntnis demütig machen und an die Demut knüpft der liebe Gott die größten Gnaden.“

„O wäre ich wie Du!“ rief Sylvia ſchmerzlich.

„Höhere Ideale ſollſt Du haben!“ erwiderte Clariſſa ernſt; „bleibe nicht mit Deinem Streben bei gebrechlichen Geſchöpfen ſtehen; löſe Deine Gedanken ein wenig von der Erde und dem Irdiſchen ab, — dann wird Dir das Himmliſche näher kommen. Und nun, geliebte Sylvia, lebe wohl!“

„O meine Clary, werden wir uns wiederſehen!“ rief Sylvia bewegt.

„Warum nicht?“ antwortete Clariſſa ruhig; „ſelbſt wenn der Tod uns trennen ſollte, ſo würde ich dennoch auf Wiederſehen hoffen — auf das wahre, das durch keine Trennung getrübt wird. Und daß uns dies Wiederſehen zu teil werde — dies ſelige, auf den immer heitern Höhen der Ewigkeit — das ſoll unſer Gebet und unſer Streben ſein.“

Sie umarmten ſich. Sylvia ſtieg in den Waggon. Langſam glitt der Zug hinweg. Sie lehnte ſich aus dem Fenſter und wurde noch lange Clariſſa's große Geſtalt in ihren langen Trauerkleidern gewahr, bis ſie hinter andern Gegenſtänden verſchwand. Da lehnte Sylvia ſich zurück im Waggon, ſchloß die Augen und ſprach zu ſich ſelbſt: Selbſterkenntnis wünſcht mir die treue Seele . . . Ich glaube, ihr Wunſch geht in Erfüllung. Ich muß Vinzenz aufgeben! — —

Die Harpye der Zeit.

Während die Baronin Grünerode in Ems und Heidelberg war und für Harry's Leib und Leben mehr Sorge trug, als ſie je für die Seelen ihrer ſämtlichen Kinder geſorgt hatte, kam der Baron zu einem großen Entſchluß in Bezug auf Edgar. Dieſer war jetzt zweiundzwanzig Jahr alt und ein Verſchwender in ſo rieſigem Maßſtab, daß des Vaters höchſter Zorn auf ihm lag. Es half gar nichts, daß er den Sohn kreditlos machte. Edgar fand genug Juden, die ihm mit Freuden Tauſende über Tauſende borgten, wohl wiſſend, daß Baron Grünerode zwar ſehr reich, ſehr geachtet, ſehr angeſehen — aber doch nicht unſterblich ſei. So lebte denn Edgar, als habe er Millionen zu verſchwenden und da dieſe Neigung häufig in eine Art von Blödſinn ausartet: ſo kam denn auch er auf die unſinnigſten Einfälle, deren Ausführung weder ihm noch irgend einem Menſchen das mindeſte Vergnügen machen konnte.

Kaum war die Baronin heimgekehrt, kaum hatte ſie Zeit gehabt ſich endlich einmal wieder aus dem Grunde mit der Beſchließerin, dem Kammerdiener und dem Koch zu beſprechen und noch bevor ſie Iſidore und Tieffenſtein geſehen hatte, als der Baron eintrat, den Koch kurz verabſchiedete und dann mißmutig ſagte, indem er ſich in einen Lehnſtuhl warf:

„Beſchäftige Dich doch nicht ſo viel mit Küche und Keller, guter Schatz.“

„So viel? — aber Liebchen, nur gerade ſo viel wie notwendig iſt, damit die Dienſtboten bemerken, daß nicht ſie die Herrn ſind! ſie meinen gar leicht, ſie hätten nicht nötig in einem reichen Hauſe Rechenſchaft abzulegen. Ich meine jedoch das Gegenteil . . . denn wohin kämen wir, wenn ich nicht ein ſo großes Haus in Ordnung hielte?“

„Du haſt ganz recht, lieber Schatz, ich reſpektiere Dein Talent in dieſem Fach . . . allein ich bin wütend, daß — während der Vater mühſam ein bischen Vermögen erwirbt und die Mutter es ſorgſam zuſammenhält . . . **à propos!**“ unterbrach er ſich plötzlich, „Du haſt furchtbar viel Geld verbraucht, mein Schatz! ich ſchrieb es Dir ſchon, allein ich muß es wiederholen: was Deine Bequemlichkeit und Deine perſönlichen Ausgaben betrifft — da hälſt Du wahrhaftig nicht das Geld zuſammen. Zwei Wagen nach Ems zu verlangen . . . welcher Unſinn!“

„Ich hätte ſie für Harry gebraucht, Liebchen

... und ich habe ja auch nur die Kaleſche bekommen.“

„Das verſteht ſich, Schatz; das Coupé zu verlangen war ein Einfall à la Edgar ... und jetzt bin ich wieder bei dem Anfang. Edgar verdient ins Tollhaus zu kommen. Da das aber nicht möglich zu machen iſt, ſo ſpediere ich ihn in die andere Hemiſphäre.“

„Wohin? Gott im Himmel!“ rief die Baronin ſo ſchreckenvoll, daß ſie vom Sofa aufſtand.

„Ich weiß es ſelbſt nicht genau ... aber ſo viel ſteht feſt: er ſoll auf einem Kauffahrteiſchiff nach Aſien und Amerika.“

„Aber Liebchen, welch ein ſchauerlicher Gedanke! ... er kann zu Grunde gehen.“

„Hier geht er gewiß zu Grunde — in anderer Weiſe, und vielleicht wir mit ihm, denn die Grenzen der Verſchwendung ſind unberechenbar.“

„Wir mit ihm? o Liebchen, welche Übertreibung!“

„Narrenſtreiche können das quasi Unmögliche möglich machen, Schatz! und gibt es einen größeren Narrenſtreich als ſeine letzte Tollheit? — er mietet für einen Abend den Zirkus für einen Preis, als ſei er von Zuſchauern gefüllt, aber unter der Bedingung, daß niemand Zutritt erhalten; und dann müſſen die Kunſtreiter eine vollſtändige Vorſtellung geben, während er mit ſeinem Mops das Publikum vertritt. Iſt das nicht Wahnwitz — ich frage! Vor drei Wochen hat er für ſeine Freunde vollſtändig auf ſeine Koſten, ein Wettrennen organiſiert: die Pferde, die Preiſe für die Sieger und Gott weiß was noch! Alles bezahlte er! Genug! Du ſiehſt er iſt raſend. Darum ſoll er zu Schiff. Die Seekrankheit, geſalzenes Fleiſch und harte Bohnen werden ihn kurieren und in einigen Jahren kehrt er als ein vernünftiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu uns zurück.“

„Eine grauſame Kur, Liebchen!“

„Grauſam hin, grauſam her! ich bin des Skandals überdrüſſig, den der verrückte Junge macht. Wenn das ſo fortginge könnte es wahrhaftig dem Ruf meines Hauſes ſchaden. Ich dachte darin Dir mein Vorhaben zu verſchweigen bis Edgar in See ſei. Allein Du könnteſt mir dann Mangel an Vertrauen vorwerfen und ich weiß ja, daß wir einmütigen Sinnes ſind, obgleich es Dir zuweilen ſchwer wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Du tiefes Stillſchweigen beobachteſt. Bekäme Edgar Wind von der Sache, ſo würde er entwiſchen und dadurch das Aufſehen noch größer machen; — denn fort ſoll und muß er. Das ſteht feſt. Alſo wirſt auch Du es einſehen.“

„Gott! wie werde ich mich zuſammennehmen müſſen, damit der arme Junge nichts merkt,“ ſeufzte die Baronin.

„Auch ich muß es tun um meinen gerechten Zorn zu unterdrücken und meinen Mißmut über den beſtändigen Verdruß, den uns die Kinder machen. An keinem einzigen haben wir Freude! Hätte ich nicht zu meiner Erheiterung die Sylphide, ſo müßte ich wahrhaftig einige Zerſtreuung außer dem Hauſe ſuchen wie ein junger Tor.“

„Sprich nicht ſo ſchauderhaft leichtfertig, Liebchen! das iſt gar nicht ſchön für einen Mann von vierundſechzig Jahren.“

„Ha ha ha! vierundſechzig Jahre! was will das ſagen! das iſt kein Alter für einen Mann!“ rief der Baron lachend und ging von dannen um Edgar's Kur vorzubereiten.

Auch Sylvia hatte ihren Entſchluß gefaßt und ausgeführt und zwei Briefe geſchrieben; den einen brachte die Stadtpoſt an Vinzenz von Lehrbach; den andern die Poſt an Herrn Goldiſch. So erfuhr Vinzenz Sylvia's Rückkehr in die Reſidenz. Sein Herz wallte hoch auf vor Freude, als er den Brief erbrach und mit ihrem Namen unterzeichnet ſah. Es war der erſte Brief, den ſie ihm ſchrieb; doch als er den Inhalt las, verwandelte ſich die Freude in unnennbare Gefühle, denn er las:

„Lieber Vinzenz, laſſen Sie mich einfach und „und offen, wie zu meinem beſten Freunde zu „Ihnen ſprechen und vergeben Sie mir um meiner „Aufrichtigkeit willen, daß ich Ihnen leider! leider! „Schmerz bereiten muß; — doch nur einen vorübergehenden Schmerz, um Ihrem ferneren „Leben einen beſtändigen zu erſparen.

„Mein ſechswöchentlicher Aufenthalt bei Ihrer
„gütigen Mutter hat mir die Augen geöffnet über
„das, was ich im praktiſchen Leben leiſten kann und
„ich muß zu meiner tiefſten Beſchämung bekennen,
„daß meine Leiſtungsfähigkeit weit hinter den Anforderungen
„zurückbleibt, welche Sie an die Gefährtin
„Ihres Lebens ſtellen müſſen. Ich bin
„keine tüchtige Hausfrau und habe nicht das mindeſte
„Talent für einen Haushalt im kleinen Maßſtab.
„Hätte ich meine Eltern behalten, ſo würde
„es ohne Zweifel ganz anders und in jeder Beziehung
„beſſer um mich ſtehen. Ich würde gelernt
„haben, mich in beſcheidene Verhältniſſe zu
„fügen und würde ſicher ſein, nie ein Bedauern
„darüber zu fühlen, daß ſie eben beſcheiden ſind.
„Allein dieſe zehn Jahre im Hauſe meines Onkels
„haben mich leider! gänzlich jenen Verhältniſſen
„entfremdet und mich in Gewohnheiten verſetzt, die
„ſich allzufeſt einwurzelten, um ihnen ohne Widerſtreben
„meiner armſeligen Natur zu entſagen.
„Die Vorſtellung aber, daß Sie dies Widerſtreben
„bemerken, ſich betrüben, mich geringſchätzen oder
„mich als eine Laſt betrachten könnten — iſt mir
„unerträglich. Und deshalb, teurer Vinzenz, betrachte
„ich Sie und mich als frei und das Band
„als gelöſt, das zwiſchen uns beſtand. Weder Ihre
„Familie noch die meine ahnt, daß es je beſtanden
„hat und ich denke es iſt am beſten, wenn auch
„wir alles vermeiden, was uns daran erinnern

„könnte und daß wir uns deshalb nicht wieder-
„ſehen. Von den inneren Kämpfen, welche in den
„letzten Monaten mein Herz zerriſſen haben,
„ſchweige ich, ſowie von dem Gefühl namenloſer
„Dankbarkeit, das ich ſo lange ich lebe für Ihre
„opfermütige Liebe bewahren werde.

Sylvia von Neheim."

Vinzenz las den Brief einmal, zweimal, dreimal. Konnte Sylvia ihn geſchrieben haben? . . . die Sylvia, die nichts verlangte, als Liebe, Freiheit und Brot? . . . Von dieſem Verlangen war ja nicht die leiſeſte Spur zu finden! Warum hatte ſie es nicht mehr? . . . was war der Grund dieſer Veränderung? — Gewiß eine Intrigue der Verwandten! Sie hatte ja ſelbſt einmal geäußert, man wünſche ſie beſtändig als Geſellſchafterin im Hauſe zu behalten. Aber dieſe Tyrannei ging zu weit! . . . Es war ſonnenklar, daß Sylvia unter irgend einem fremden Einfluß geſchrieben hatte . . . Dies Geheimnis mußte ergründet, mußte gelichtet werden! . . . Ihre ganze Zukunft, ſein ganzes Glück ſtanden auf dem Spiel und durften nicht der deſpotiſchen Laune der Verwandten preisgegeben werden! . . . Sich faſſen, alle Möglichkeiten ruhig überlegen — ſogar die, daß Sylvia vor großer pekuniärer Einſchränkung erſchrecken könne — und dann ſie ſehen und ſprechen — das wollte er. Für den Augenblick war er mit Arbeiten, welche ſich auf ſeine Staatsprüfung bezogen und folglich nicht aufgeſchoben werden durften, dermaßen überhäuft, daß er ein paar halbe Nächte aufwenden mußte um einige freie Stunden zu gewinnen. Das war ihm gerade recht: es dämpfte die leidenſchaftliche Aufregung.

Sylvia fühlte ſich von einer großen Laſt erleichtert und ihr Gewiſſen beruhigt, nachdem ſie den entſcheidenden Schritt getan, den inneren Zwieſpalt beendet, mit Vinzenz gebrochen und an Herrn Goldiſch geſchrieben hatte, ſie ſei bereit ihm ihre Hand zu geben; nur fürchte ſie Schwierigkeiten von Seiten ihrer Verwandten. Sie habe nicht den Mut gehabt mit ihnen die Sache zu beſprechen. Als einige Tage vergingen ohne ihr eine Antwort oder ſonſt ein Lebenszeichen von Vinzenz zu bringen, fühlte ſie ſich noch leichter. Sie nahm an, die Staatsprüfung ſei vorüber und er zu ſeiner Mutter gereiſt. Mit einer Freude, die doch nicht ohne Beimiſchung von leiſen Gewiſſensbiſſen war, empfing ſie einen Brief von Herrn Goldiſch, der ihr mit kurzen aber herzlichen Worten ſeine Rückkehr aus Amerika anzeigte, ihr für ihren Entſchluß dankte und ſie bat, bezüglich ihrer Verwandten unbeſorgt zu ſein. Er werde alles mit ihnen in Ordnung bringen, ſeinem Brief ſchleunigſt folgen und Sylvia ohne Zögerung heimführen. Sylvia war zufrieden mit der Ausſicht auf dieſe Ehe und faßte, um ſich mehr und mehr zu beruhigen, die beſten Vorſätze um eine vortreffliche Gattin und eine mit ſich ſelbſt Comödie ſpielen — beſonders die Frauen, die mit ihrer Phantaſie eben ſo viel Thorheit treiben, als die Männer mit ihren Handlungen. Nicht als ob ich im Geringſten das Talent der Männer für dieſen Zweig der Schauſpielkunſt in Zweifel zöge! O nein! wer applaudirt ſein will, muß Comödiant ſein; und nur phönixſelten findet man heutzutag einen Mann, der nicht nach Applaus lechze. Darum iſt auch Alles Comödiantentreiben! Ariſtokrat ſein, Liberaler ſein, König ſein, Journaliſt ſein, Dichter ſein, für den Fortſchritt oder für den Stillſtand ſein, Philoſoph oder Strenggläubiger ſein — das ſind vertheilte Rollen auf der Bühne der Welt, und jede iſt Repräſentant einer Partei, die im Parterre ihre Claqueurs pflichtſchuldigſt und dankbar in Bereitſchaft hält. Es giebt ein unwiderlegliches Kriterium darüber, ob ein Menſch aus ſeinem Character, oder gemäß einer Rolle handele, und das iſt: der Stempel der Würde, den die Wahrheit auf einen Character prägt. O nein! die Männer ſpielen nach beſten Kräften mit ſich ſelbſt Comödie! Was die Frauen auszeichnet iſt nur das: daß dieſe es ſogar für ſich ſelbſt thun, denn ſie lechzen nach dem Genuß der Emotion, wie jene nach dem Genuß des Applauſes, und ſo führen ſie in, mit und für ſich ſelbſt Dramen zärtliche Mutter des kleinen George zu werden. Sie meinte ganz verſöhnt mit ihrem Schickſal zu ſein, das ſie ſo oft und hart und grauſam genannt hatte. An Aurels Seite hätte ſie vielleicht aus mancher jugendlichen Täuſchung, bezüglich ſeiner, erwachen müſſen. Als Gattin des ſelbſtſüchtigen Tieffenſtein hätte ſie auf kein dauerndes Glück zählen können und ſich lebenslänglich zur Krankenpflegerin des mürriſchen und verbitterten Egoiſten machen müſſen. Von Vinzenz wendete ſie den Blick ab. Fehlte ihr auch die Tiefe des Gemüts um ſeine Liebe zu erwidern, ja, recht zu verſtehen, ſo empfand ſie doch den Unterſchied zwiſchen den beiden Männern und zwiſchen Lehrbachs Liebe und dem freundlichen Wohlwollen, das Goldiſch ihr bewies. Aber ſie ſeufzte: Lehrbachs Gattin zu werden war unmöglich . . . ganz unmöglich, denn man kann nicht auf die Dauer alles entbehren, was über die Notdurft des Lebens hinausliegt. Es wäre ſein und mein Unglück geweſen.

„Herr von Lehrbach wünſcht ſeine Aufwartung zu machen,“ meldete ein Diener.

Sylvia fuhr auf, entſetzt, bebend, ſprachlos, entſchloſſen ihn nicht zu ſehen.

„Er iſt ſchon im Morgenſalon,“ ſetzte der Diener hinzu.

„Mein Gott, Johann, wie ungeſchickt ſind Sie,“ ſtammelte Sylvia.

„Gnädiges Fräulein befahlen früher, Herr von

Lehrbach immer ſogleich in den Morgenſalon zu führen.“

„Sagen Sie ich ſei krank . . . beſchäftigt . . . was Sie wollen.“

„Gnädiges Fräulein, als ich Herr von Lehrbach die Treppe hinauf führte, fragte er, ob Sie geſund und friſch wären. Ich ſagte: Wie der Fiſch im Waſſer! — Soll ich jetzt vielleicht ſagen, gnädiges Fräulein wären unpäßlich und erſuchten Herr von Lehrbach ſich morgen her zu bemühen?“

„Morgen!“ wiederholte Sylvia gedankenlos und der Diener wollte ſich mit dieſem Auftrag entfernen. Da fiel ihr ein, daß Herr Goldiſch vielleicht ſchon morgen . . . . vielleicht ſchon heute kommen könne und ſie rief entſchloſſen:

„Warten Sie, Johann! . . . es iſt gut ſo!“ und mit raſchem Schritt eilte ſie dem Morgenſalon zu, deſſen Tür Johann vor ihr aufriß.

„Herr von Lehrbach,“ ſagte ſie haſtig und mit gezwungenem Ton, während ein Anflug von Unwillen um ihre Augenbrauen und von Unruhe in ihrem Auge zuckte: „ich hatte Sie gebeten uns beiden dieſen Moment zu erſparen, denn ich habe mit voller Ueberzeugung gehandelt und jedes Wort darüber iſt ſchmerzlich und peinigend.“

„So ſehen wir uns wieder!“ ſagte Lehrbach ohne im Mindeſten das zu beachten, was Sylvia ſagte; „ich faſſe es nicht, Sylvia! was iſt geſchehen?“

Er ſtand von ihr und blickte ſie an, als ob er in ihr Herz ſchauen wolle. Sie ſetzte ſich um nicht unmittelbar Aug' in Auge zu ſehen und ſagte unſicher:

„Was geſchehen iſt ſchrieb ich Ihnen.“

„Aber den Einfluß, unter welchem Sie ſchrieben, verheimlichten Sie mir,“ ſagte Vinzenz, nahm einen Stuhl und ſetzte ſich auf die andere Seite des kleinen Tiſches auf den ſie ihren Arm und ihren ſchönen Kopf in der Hand geſtützt hatte, ſo daß er ihr wiederum gerade ins Auge ſah.

„Ich ſchrieb unter dem Einfluß, den mein Aufenthalt bei Ihrer Mutter auf mich übte,“ entgegnete Sylvia, bei welcher Unwillen der Angſt erraten zu werden Platz machte.

„Dieſer Einfluß ſollte mächtig genug geweſen ſein, um Ihr Verlangen nach Liebe, nach Freiheit, nach dem ſchönen häuslichen Glück, welches die ſtille Sehnſucht jedes weiblichen Herzens iſt — zu unterdrücken! . . . Das glaube ich nicht, Sylvia, und ich werde es in Ewigkeit nicht glauben! — Nein! ich ahne ein Geheimnis . . . eine Intrigue.“

Purpurglut und Leichenbläſſe wechſelten auf Sylvia's Antlitz. Sie wähnte Vinzenz wiſſe den wahren Grund. Der Schuldbewußte denkt gar leicht, daß ſeine Schuld der ganzen Welt bekannt ſei. Vinzenz ſah ihre qualvolle Verlegenheit.

„Sie verraten mir, daß ich Recht habe, Sylvia, o reden Sie doch!“ bat er dringend.

„Es iſt keine Intrigue!“ rief ſie beklommen.

„Wohlan, Sylvia, was iſt es denn? Sie haben mich in Ihrem Brief Ihren beſten Freund genannt, zu dem Sie offen ſprechen wollten; alſo tun Sie das jetzt, denn wahrlich, Sie haben auf Erden keinen beſſern Freund als mich. Seien Sie aufrichtig mit mir. Ich darf es verlangen. Sie haben ſich ſeit zwei Jahren meine Liebe gefallen laſſen. Ob Sie ſie erwiderten, Sylvia . . . ich weiß es nicht und nach Ihrem Brief muß ich es bezweifeln. Aber das weiß ich: Sie haben ſich meine Liebe gern gefallen laſſen, und da ein liebendes Herz, wenn es Gott vor Augen hat und für die Ewigkeit mit einem andern Herzen verbinden will, eine heilige Sache iſt, ſo darf man es nicht urplötzlich launenhaft behandeln. Sprechen Sie alſo mit vollem Vertrauen zu mir und ſagen Sie mir aufrichtig: wer iſt es, der Sie zwingt, das Band zu zerreißen, das ſeit zwei Jahren zwiſchen Ihnen und mir beſteht?“

„Mich zwingt niemand,“ entgegnete Sylvia gefaßt, „den Grund meines Verfahrens ſchrieb ich Ihnen und ich bitte Sie inſtändig, dies quälende Geſpräch abzubrechen.“

„Sie ſind alſo entſchloſſen, ſo fortzuleben wie bisher?“ fragte Lehrbach beſtimmt; „Sie wollen in dieſem Hauſe bleiben, in welchem eine Luft weht, die Ihrer Seele wenig heilſam iſt — eine Luft, die ſo erſtickend iſt, daß Sie Ihnen den Angſtruf erpreßte: „Freiheit und Brot!“

Sylvia wollte aufſtehen. Er legte über den Tiſch herüber ſeine Hand auf ihren Arm und ſagte gelaſſen, während ſie wie gelähmt auf ihrem Sitz verblieb.

„Sie antworten nicht? . . . Wohlan, Sylvia, ich tue es für Sie, denn Ihre Verwirrung ſagt mir alles . . . ſagt mir weit mehr, als ich zu Anfang dieſes Geſprächs ahnte. Der wahre Grund iſt der: es hat ſich eine andere, eine glänzendere Ausſicht Ihnen eröffnet und da in Ihren Augen Glanz und Glück ſynonym geworden ſind, ſo trafen Sie eine andere Wahl.“

„Ja, ſo iſt's!“ rief Sylvia beinah froh, daß dieſe unblutige Tortur ihr das Geſtändnis in den Mund legte und damit zu Ende ging; „aber zürnen Sie mir nicht! Sie dürfen glauben, daß nicht mein Herz, ſondern nur meine Vernunft mich zu dieſer Wahl beſtimmt hat.“

„Deſto ſchlimmer!“ ſagte Vinzenz mit tiefem Ernſt. „Eine ſolche kühle Berechnung flößt kein Vertrauen ein! . . . Und wer iſt der Mann, den Ihre Vernunft gewählt hat?“

„Ein vortrefflicher, geachteter, nicht mehr junger Mann — Herr Goldiſch.“

„Ein reicher Verwandter Ihrer Couſine Valentine — nicht wahr?“

„Ja!“ ſagte ſie leiſe und errötete heiß, denn ſie fühlte wiederum die Tortur beginnen.

„Wünſchen Ihre Verwandten dieſe Verbindung?“

„Ich weiß nicht . . . bis jetzt wiſſen ſie nichts!“ ſtammelte ſie angſtvoll.

„Und warum die Heimlichkeit, wenn Herr Goldiſch nicht mehr jung, aber ein geachteter und — reicher Mann iſt?“

Sylvia verſtummte in tötlicher Beklommenheit, denn ſie ahnte den Eindruck plötzlich, den die volle Wahrheit auf Vinzenz machen werde und ſein Auge lag wiederum ſo feſt auf ihr, daß ſie nicht den Mut hatte eine Ausflucht zu ſagen. Auf einmal aber veränderte ſich Lehrbachs ruhiger, trauriger Blick, als ob er etwas Schreckliches entdeckt habe und er ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung tonlos war:

„Wie kommt mir der furchtbare Gedanke, daß dieſer Herr Goldiſch der Gatte Ihrer Couſine ſein könnte! Ich meine von einer Trennung gehört zu haben.“

„Ganz recht!“ rief Sylvia beruhigend, „er iſt ſchon ſeit dem vorigen Sommer von Valentine getrennt und da er Proteſtant iſt, ſo ſteht es ihm frei eine zweite Ehe zu ſchließen.“

„Aber Sie unglückſelige Sylvia, Sie ſind ja Katholikin!“ rief Vinzenz mit troſtloſem Schmerz. „hörten Sie denn nie, daß das Sakrament der

Ehe für das ganze Leben der beiden Gatten bindend ſei?'

„Gewiß! aber das gilt nur für und zwiſchen Katholiken. Wäre Herr Goldiſch Katholik, ſo dürfte er an keine zweite Ehe denken und ich nicht daran, ſeine Gattin zu werden; aber als Proteſtant iſt er frei, denn die Proteſtanten haben nicht das Sakrament der Ehe . . . oder faſſen es nicht ſo auf . . .“ —

„O, das iſt ja gerade das Jammervolle!“ rief Lehrbach in der heftigſten Bewegung, „ſie haben es und faſſen es nicht! doch wir, Sylvia, wir reden jetzt nicht von Proteſtanten, ſondern von Ihnen! Ihnen unterſagt die Kirche eine ſolche Verbindung, die unerlaubt iſt, die gar keine Ehe iſt, weil die rechtmäßige Gattin des Herrn Goldiſch lebt und weil er nicht zwei rechtmäßige Frauen auf einmal haben kann.“

„Ja, ja, das iſt die Auffaſſung der Kirche! allein Sie müſſen bedenken, daß ich durchaus nicht in Konflikt mit ihr komme, da von einer Kopulation durch einen katholiſchen Prieſter nicht die Rede ſein wird!“ rief ſie beängſtigend durch ſeine Aufregung.

„Aber alles was Sie äußern iſt ja ganz gräßlich, Sylvia! Wähnen Sie denn, daß Sie im Sakrament der Buße die Abſolution empfangen werden, wenn Sie das ſagen, was Sie zu tun im Begriff ſind?“ fragte Lehrbach ſcharf.

Wieder errötete Sylvia ſchuldbewußt, denn es war ihr gar nicht eingefallen, Abſolution zu verlangen. Wie manches Jahr war vergangen, ſeitdem ſie nicht das Sakrament der Buße empfangen hatte! Immer machte es ſich ſo, daß ſie in der öſterlichen Zeit auf Reiſen oder durch Wichtiges beſchäftigt war und außerhalb der öſterlichen Zeit wäre ihr nie ein ſolcher Gedanke gekommen. Auch jetzt dachte ſie heimlich, daß ſie feſt entſchloſſen ſei, keine Unruhe in ihrem Gewiſſen aufkommen zu laſſen, da ſie durchaus nichts Böſes tue und folglich keinen Grund habe zur Beicht zu gehen — indeſſen aber doch im fernen Hintergrund ihres Gewiſſens eine Erinnerung an Unterlaſſungsſünden ſchwebte. Während ſie das alles dachte und ſchwieg, ſagte Lehrbach milder:

„O Sylvia! welchen namenloſen Schmerz bereiten Sie mir, indem Sie ſich jetzt ſo ganz von der Kirche entfernen! Es war ſo recht der innerſte Kern meiner Liebe, Sie der Kirche näher zu bringen, Ihr Herz zu erwärmen durch und für unſere himmliſchen Glaubenslehren, die Flügel Ihrer Seele wachſen und ſich entfalten zu ſehen zum Aufflug über die Dinge der Zeit und einer Richtung zugewendet, die hohe Ideale hat und ſie erſtrebt. Das alles iſt nun vorbei und die Sylvia, die ich geliebt habe, finde ich in Ihnen nicht mehr. Irdiſche Mächte haben in Ihnen die himmliſchen überwuchert. Sie ſind zur Sklavin des Geldes geworden: Geldgier, die Harpye der Zeit, beſudelt Ihre Seele. Sie opfern dieſem Ungeheuer Ihre Kirche, Ihren Glauben, Ihre innere Würde, Ihr wahres Glück und mein treues Herz. Sie erniedrigen Ihren ſchönen und freien Geiſt ſo tief, daß er kein anderes Glück mehr faſſen kann, als das, welches aus dem Gelde entſpringt und in Luxus und Wohlleben beſteht. Es iſt gräßlich zu ſehen, wie dieſer Scirocco die Welt durchweht, die Charaktere entnervt, die Geiſter verwirrt, die Seelen entadelt. O arme, arme Sylvia."

Sie kämpfte mit heißen Tränen, halb im Herzen verwundet, halb im Stolz verletzt und erwiderte:

„So ſchlimm ſteht es nicht mit mir."

„Ich will es glauben, wenn Sie nicht die Verbindung mit Herrn Goldiſch eingehen. Daß ich dies ohne Nebenabſicht ſage, davon ſind Sie hoffentlich überzeugt, da ich nur allzu deutlich erkenne, daß unſere Lebensauffaſſung uns noch gründlicher trennt, als unſere Lebensverhältniſſe. Aber ich möchte doch gern auf einem Weſen, das ich ſo ſehr geliebt habe, aus weiter Ferne liebende Teilnahme ruhen laſſen."

„Das ſieht dem Freunde meiner Jugend ähnlich," ſagte ſie gerührt; — „allein von jener Verbindung kann ich nicht zurücktreten, denn ich gab mein Wort."

Ein flüchtiges, verächtliches Lächeln flog über ſeine Lippen. Aber er faßte ſich und dachte, daß Sylvia ihm allerdings im ſtrengſten Sinne nie ihr Wort gegeben habe.

„Und ſo weit geht die Jugendfreundſchaft nicht,“ entgegnete Lehrbach gefaßt und mit eiſernem Ernſt, „daß ſie Ihre Verleugnung des Glaubens und der Kirche überdauern könnte. Leben Sie wohl, Sylvia.“

Er erhob ſich und ſtand vor ihr leichenblaß, aber feſt und ruhig, ſah ſie an mit dem treuen Blick ſeines guten, jetzt tieftraurigen Auges, bot ihr die Hand und wiederholte ſanft:

„Leben Sie wohl, Sylvia.“

Ein ſchneidendes Weh fuhr durch ihre Bruſt als werde ſie plötzlich gewahr, was ſie verloren habe, indem ſie den Mammom höher ſchätzte als dieſen Mann. Sie ergriff mit beiden Händen ſeine Rechte und ſeufzte vernichtet:

„Verachten Sie mich nicht.“

„Das ſei ferne!“ entgegnete er: „ich beklage Sie. Leben Sie wohl.“

Und mit ſanftem Händedruck verließ er ſie — aber er war noch nicht an der Tür, als er ſtehen blieb und ſich zu ihr kehrte, denn Sylvia rief mit dem bitterſten Klageton:

„O Vinzenz! . . . ein Wort, ein Wort des Troſtes!“

„Worüber könnte ich Sie tröſten?“ fragte er.

„O darüber, daß ich unglücklich ſein werde, auf, bei denen ſie zugleich als Darſteller und Zuſchauer mit Befriedigung agiren.

Solch ein kleines Drama beſchäftigte Aurora. Sie war durchaus nicht die Perſon, die durch eine Leidenſchaft gewaltſam, beſinnungslos aus dem Kreiſe ihrer Pflicht und über die Schranken des Herkommens geriſſen wird. Sie hätte nicht gewußt was jenſeits derſelben beginnen, und hätte ſtets eine Rückkehr verſucht. Sie liebte ein wolgeordnetes Leben, Anſehen in der Welt, einen unbeſtritten ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft. Sie war durchdrungen von dem ehrenhaften Begriff weiblicher Würde. Aber! aber! Durchs Leben gehen zu ſollen ohne eine Leidenſchaft eingeflößt, empfunden, durchkämpft zu haben — ein unerträglicher Gedanke, der! und dies Aber kommt häufig bei ſehr tugendhaften und ſcheinbar ſehr vernünftigen Frauen vor. Jetzt entſchloß ſich Aurore ſich in die Welt der Zerſtreuung zu werfen und mit dieſem vortreflichen Entſchluß reiste ſie ab.

Unter den Kurgäſten in Ems befand ſich ein kranker vornehmer Ruſſe, und in ſeiner Begleitung als Leibarzt Leonor Brand, der dem Grafen durch die Fürſprache eines ſeiner ehemaligen Lehrer empfohlen worden war. Leonor hatte mit Jubel dieſe Stelle denn ich fürchte .... ich werde Sie nicht vergeſſen können!" rief ſie verzweiflungsvoll.

„Unglückſeliges Geſchöpf!" verſetzte er mitleidig, „in welch Elend ſtürzen Sie ſich! — Aber ſeien Sie unbeſorgt: Sie werden mich vergeſſen und ich wünſche es von ganzem Herzen. Und nun das letzte Wort, das ich auf Erden an Sie richte: Vergeſſen Sie Gott nicht — und nicht Ihre Seele."

So ſchied er von ihr.

Sylvia flüchtete in ihr Zimmer, warf ſich auf die Chaiſelongue und beweinte wiederum troſtlos ein Schickſal, das ſie zwang, dieſem Mann zu entſagen, dem einzigen, vor dem ſie je wahre Verehrung empfunden hatte; — dem einzigen, bei dem ſie die Ueberzeugung hatte, ſie könne an ſeiner Seite beſſer werden, als ſie war; — während ihr Gewiſſen trotz all ihres Widerſtrebens heimlich ihr zuflüſterte: ihr Schickſal ſei nichts anderes, als die Folge ihrer erbärmlichen, unwürdigen ſittlichen Erſchlaffung und nicht Lehrbach, aber ſie ſelbſt — müſſe ſich tief verachten, denn immer habe der barmherzige Gott ihr die Gnade angeboten, um den Lockungen der Welt zu folgen.

Familienſcenen.

In ihrem eleganten Schreibkabinet ſaß Iſidore im eleganteſten Morgenanzug. Während alles. was ſie umgab, freundlich und ſchön war, ſah ſie ſelbſt ſo unfreundlich und hager aus. Neben ihr ſaß oder vielmehr lag Tieffenſtein in einem Lehnſtuhl und ſchlug, während ſie ſprach, zerſtreut und gedankenlos mit ſeinem Stock an den Abſatz ſeines Stiefels. Von ſeiner früheren Schönheit war keine Spur zu entdecken. Die furchtbare Kopfwunde hatte ſein rechtes Auge und Splitter des Stirnknochens hinweggeriſſen und in Folge der langen Leiden waren ſeine glänzenden ſchwarzen Locken grau und äußerlich ſpärlich geworden, während zuweilen ein Nervenzucken über ſeine Züge glitt und ihn noch mehr entſtellte.

„Warum Du beſtändig im Jokey-Club ſitzeſt — das muß jedem verſtändigen Menſchen rätſelhaft ſein!“ ſo ſchloß ſie ihre lange Ermahnung zur Sparſamkeit, zur Häuslichkeit und ähnlichen Tugenden, die ihr für ihren Gatten wünſchenswert ſchienen.

„Hätte jeder verſtändige Menſch das Glück Dich zu kennen, ſo wäre ihm meine Vorliebe für den Jockey-Club enträtſelt,“ erwiderte Tieffenſtein höchſt gleichgültig; „eine langweilige Frau jagt den Mann aus dem Hauſe.“

„Du wirſt mir doch nicht weiß machen wollen, daß Du im Club intereſſante, geiſtreiche Geſpräche führſt,“ antwortete ſie ſpöttiſch.

„Sie ſind wenigſtens nicht zänkiſch — und das iſt ſchon eine Erholung für mich.“

„Wer iſt Schuld daran, daß ich mich namenlos unglücklich fühle?“ rief Iſidore heftig; „Deine Kälte, Deine Gleichgiltigkeit empören mich, denn ich habe Dich glühend geliebt und weil ich mich zurückgeſtoßen fühle, macht ſich mein Schmerz zuweilen in Klagen Luft . . . in höchſt gerechten.“

„Liebt eine Frau glühend ihren Mann, ſo ſollte ſie vor allem ſuchen ihm liebenswürdig zu erſcheinen, denn ſonſt wird ihm ihre glühende Liebe ſehr bald ſehr läſtig ſein,“ ſagte er.

„Du biſt ein undankbares Ungeheuer! . . . Du verleumdeſt Dein Geſchlecht! . . . Du biſt . . . —“

„Nichts von dem allen!“ unterbrach er ſie, immer ganz kühl; „es iſt nun einmal die Art des Mannes, daß er für eine glühende Liebe ſehr wenig und ſehr kurze Zeit dankbar iſt, denn dies Gefühl kann im Charakter, im Temperament der Frau liegen und ihm allmählich ſogar läſtig werden. Hingegen iſt der Mann ſehr dankbar, und immer dankbarer mit der Zeit, wenn ihm die Frau ſeine Häuslichkeit angenehm macht, wenn ſie im Stande iſt ein ernſtes Geſpräch zu führen, ein gutes Buch zu leſen, ein kluges Urteil abzugeben, einen verſtändigen Rat zu erteilen — wenn ſie Perſonen in ihr Haus zu ziehen verſteht, die ihm willkommen ſind und mit denen er andere Geſpräche führen kann, als die, welche er vom Jockey-Klub erwarten darf. Die Liebesglut einer Gattin iſt wirklich ein ſehr fades Ding; aber die Liebenswürdigkeit derſelben iſt ein unſchätzbares Gut."

„Daß ich Sylvia nicht in meinen Kreis zu ziehen ſuchte, iſt doch ſehr begreiflich."

„Ich habe nicht die mindeſte Anſpielung an Sylvia weder in Gedanken noch in Worten gemacht; — dieſe kindiſche Eiferſüchtelei, die ſehr oft mit der glühenden Liebe Hand in Hand geht, iſt urlangweilig," ſagte Tieffenſtein mit dem Ausdruck tiefſter Geringſchätzung; „wollteſt Du Dich doch endlich überzeugen, daß dem Mann ſein Haus zur Hölle wird, wenn der Dämon der Eiferſucht und des Widerſpruchs in weiblicher Geſtalt es bewohnt."

Er ſtand auf und ging der Türe zu.

„Und Du willſt nun wirklich in Deinen Jockey-Klub gehen . . . Dich erkälten . . . von neuem krank werden!" rief Iſidore; „es regnet ja in Strömen! Bleib doch zu Hauſe! Sieh, wie freundlich hier alles iſt."

„Alles nun wohl nicht!“ verſetzte er mißmutig und öffnete die Tür, auf deren Schwelle ihm ſeine Schwiegermutter verſtört und mit verweinten Augen entgegentrat. Er küßte ihre Hand und ſagte erſtaunt und ſpöttiſch:

„Guten Morgen, Mama! Was iſt geſchehen? Welch Ereignis treibt Sie um zehn Uhr vormittags aus dem Hauſe? Iſt Monſieur Lacuillère Ihrer Küche treulos geworden?“

„Doch kein Unglück, Mama?“ fragte Iſidore.

„O Kinder, was erlebt man!“ ſeufzte die Baronin und ließ ſich matt auf dem Sopha nieder; „der geſtrige Abend war ſchrecklich! Hört nur, was geſchah! Zuerſt kam ein Brief von Valentine, die uns anzeigte, daß ſie ſich mit einem Spanier, einem Opfer der jüngſten Revolution, vermählen wolle. Er ſei ein Herzog de San Roque y San Yago, aber arm wie eine Kirchenmaus und wie ſich das für einen ſo edlen Flüchtling zieme; und deshalb bitte ſie den Vater ihr Jahrgeld mindeſtens zu verdreifachen . . . noch lieber zu verzehnfachen. Es wurde ſogleich an Aurel telegraphiert, er möge genaue Auskunft geben und während wir ihren wahnſinnigen Einfall beſprechen, tritt Goldiſch ein, der ſeit drei Tagen hier iſt und den wir freilich zum Diner erwarteten, aber nicht ſo, mein Gott! . . . ſo nicht.“

„Wie nicht?“ riefen Iſidore und Tieffenſtein.

„Er tritt ein,“ fuhr die Baronin fort, „und führt Sylvia am Arm. Ich denke arglos, er habe ſie die Treppe hinauf geführt. Stellt Euch mein Entſetzen vor, als er mit einer gewiſſen feierlichen Miene ſagt, er ſtelle uns in Sylvia ſeine liebe Braut vor . . . und er hoffe dies und wünſche das . . . ich weiß nicht, was alles! — und als Sylvia mich zärtlich umarmt und um unſern Segen bittet."

„Wie frech von Sylvia ſich auf Valentinen's Platz zu drängen!" rief Iſidore entrüſtet.

„Das ſagte auch Dein Vater, der gewaltig aufgebracht war und der beiden ſo heftige Vorwürfe machte, daß ich ebenſoſehr vor Angſt als vor Schreck zitterte. Aber Goldiſch blieb in ſeiner Ruhe und antwortete höchſt ſanftmütig: Sie haben Unrecht mir jetzt meine Scheidung von Ihrer Tochter vorzuwerfen, da Sie mir früher in der ganzen Angelegenheit recht gegeben und meine ſchonende Weiſe gelobt haben. Daß ich nun einen Schritt weiter gehe, als es Ihnen richtig ſcheint, rührt daher daß ich Proteſtant bin. Das wußten Sie aber von jeher und Sie haben bei meiner Verheiratung mit Ihrer Tochter ſo gar keine katholiſche Anſprüche gemacht, daß ich über die Maßen erſtaunt bin, Sie jetzt plötzlich von katholiſchen Grundſätzen reden zu hören."

„Goldiſch iſt vollkommen im Recht," ſagte Wilderich.

„Nein, im Unrecht!“ rief Iſidore; „die Ehe iſt unauflöslich.“

„Wenn Ihr ſo denkt,“ verſetzte er, „ſo begreife ich nicht, wie Ihr proteſtantiſche Männer heiraten konntet.“

„Ein junges liebendes Mädchen zählt auf die Ewigkeit der Gefühle,“ ſagte Iſidore.

„Nun, die gute Valentine iſt früh von dieſem Wahn zurückgekommen!“ entgegnete Wilderich mit ſpöttiſchem Lächeln; „und überdas iſt ſie im Begriff dasſelbe zu tun, was Goldiſch tut . . . nur mit einem zwiefachen Unterſchied. Erſtens iſt ihm der Schritt von ſeiner Religion erlaubt, der ihr von der ihren verboten iſt; und zweitens hat er eine vortreffliche Wahl getroffen und ſie eine unwürdige.“

„Daß Du alles vortrefflich finden würdeſt, wobei Sylvia im Spiel iſt, erwartete ich,“ verſetzte Iſidore ſchneidend; daß Du aber ohne Weiteres die Wahl meiner Schweſter unwürdig nennſt, empört mich.“

„Ein Herzog de San Roque y San Yago wird ſicherlich kein Grand von Spanien erſter Klaſſe ſein! Ha, ha, ha! . . . ein Herzog vom heiligen Rochus iſt er vielleicht, ha, ha, ha! denn dieſer gute heilige Rochus war, glaube ich, ein Vagabund . . . ha, ha, ha!“

„Du biſt entſetzlich!“ rief Iſidore aufgebracht.

„O mein Gott! zankt Euch doch nicht beſtändig,“ ſeufzte die Baronin.

„Das gehört zu unſerem täglichen Leben! Aber wie ging es nun weiter, Mama? erwiderte Wilderich gleichmütig.

„Es ging in der Art weiter, daß Goldiſch ganz gelaſſen blieb, bis Sylvia über den Vorwurf der Undankbarkeit, den der Vater ihr machte, zu weinen anfing. Da wurde Goldiſch aufgeregt und ſagte: „Man nennt keine Tochter undankbar, weil ſie das Vaterhaus verläßt, um ihrem Gatten zu folgen, ſelbſt dann nicht, wenn ſie eine Ehe ſchließt, die nicht ganz dem Wunſch der Eltern entſpricht; — man läßt ihr in dieſem Punkt ihren freien Willen und ich ſehe nicht ein, weshalb Sie Ihrer Nichte dieſen Vorwurf machen wollen.“ — Der Vater erwiderte: „Ich habe ſie, ohne die Pflicht eines Vaters zu haben, wie mein Kind gehalten.“ — „Dafür,“ ſagte Goldiſch, „hat ſie mehr als Ihre beiden Töchter Ihnen Freude gemacht und Ihr Haus erheitert.“

„Welche Inſolenz!“ rief Iſidore. „Nun Mama, ich hoffe, Du verteidigſt Deine beiden Töchter.“

„Ach, Liebchen, verteidigen! ich konnte ja gar nicht zu Wort kommen. Ich ſagte nur immer zu Sylvia: Aber Liebchen, wie ſoll ich ohne Dich fertig werden! Du biſt meine rechte Hand . . . Du biſt mein Auge . . . ich erliege.“

„Du hätteſt auch etwas anderes ſagen können, Mama!“ erwiderte Iſidore unmutig; „Goldiſch muß ja daraus den Schluß ziehen, Du wollteſt in Deinem Intereſſe Sylvia's Verehelichung hintertreiben.“

„Beruhige Dich, Iſi! ich habe auch geſagt: Sylvia, mein Liebchen, bedenke, daß Du katholiſch biſt und folglich anerkennen mußt, daß Goldiſch bereits eine Frau hat.“

„Und was antwortete ſie Dir, Mama?“

„Sie umarmte mich und ſagte zärtlich: Liebe Tante! wie merkwürdig iſt es doch, daß Du mich eben jetzt zum erſtenmal ſeit zehn Jahren daran erinnerſt, daß ich katholiſch bin — und es gehört doch jetzt gar nicht hieher, weil Goldiſch nicht katholiſch iſt und folglich von ſeinem Recht eine zweite Ehe zu ſchließen Gebrauch macht. Er iſt ja frei. — Ich ſagte: Getrennte Eheleute können ſich eines beſſern beſinnen und ſich wieder zuſammenbegeben. Iſt aber der eine Teil anderweitig verheiratet, ſo gibt das ein unüberſteigliches Hindernis für die Wiedervereinigung, die doch da wo Kinder ſind, immer ſo ſehr wünſchenswert iſt. Würdeſt Du Dir nicht ein Gewiſſen daraus machen trennend zwiſchen Valentine und Goldiſch zu ſtehen? — O ſehr! antwortete ſie mir; und ich habe auch ſogleich und vor allem andern dieſe Möglichkeit mit Goldiſch beſprochen. Allein er hat mir ſein Ehrenwort gegeben, nie und nimmer werde eine ſolche

Frage an ihn herantreten und mein Gewiſſen dürfe ebenſo ruhig ſein, wie für dieſen Fall das ſeine iſt."

„Die Törin!" ſagte Iſidore erzürnt; „denkt ſie denn nicht daran, daß auch ſie verſtoßen werden kann und daß es ihr dann ſehr unangenehm ſein würde, ihren Platz von einer dritten Frau beſetzt zu ſehen!"

„Dieſen Fall hat Sylvia nicht zu fürchten; ſie iſt gut und klug," ſagte Tieffenſtein.

„Das meine ich auch," ſetzte die Baronin hinzu; „ich würde ihr ja auch herzlich gern einen Gatten gönnen, wenn es nur nicht eben Goldiſch wäre."

„Wirklich, Mama? haben Sie ihr ſchon einen Ehemann gegönnt?" fragte Wilderich ſcharf.

„O allerdings! . . . ganz natürlich . . . wenn ich ſie nur nicht ſo ungeheuer nötig hätte," ſagte die Baronin mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Aber, Mama, ſchweige doch darüber!" rief Iſidore unmutig; „es klingt allzu egoiſtiſch."

„Iſt aber die reine Wahrheit," ſagte Wilderich.

„Und wie ging die Szene zu Ende, Mama?"

„Folgendermaßen: Goldiſch erklärte, er habe keine Zeit zu verlieren, ſein Haus ſei vollſtändig eingerichtet; nächſten Montag wolle er ſich in aller Stille mit Sylvia kopulieren laſſen und dann gleich abreiſen; ihn verlange nach einer traulichen Häuslichkeit. Sylvia trocknete ihre Tränen und war mit allem einverſtanden. Was war zu tun?

angenommen, die ihn nach vollbrachter Kur mit ſeinem Patienten nach Paris führen ſollte, und bei der er ſich genug Unabhängigkeit zur Bedingung gemacht hatte um ſeiner Wiſſenſchaft und perſönlichen Intereſſen ungehindert nachgehen zu können. Er erkannte ſogleich die Gräfin Sambach als ſie am Brunnen erſchien, und ſein Schreck war unbedingt größer als ſeine Freude bei dem Gedanken ob Dorothee ſie vielleicht begleite. Er ſchrieb ihr ein Paar Zeilen, und ſchickte das Billet in die Wohnung der Gräfin, aber ſein Bote brachte es mit dem Beſcheid zurück, die Perſon an welche es gerichtet ſei, halte ſich im Bad zu Landeck bei einer polniſchen Dame auf. Leonor athmete tief und frei. Seine Schweſter als Kammerjungfer würde ihm hier ein fürchterlicher Ballaſt geweſen ſein, denn, Dank ſeinem Patienten, der einen großen Kreis von Landsleuten und Fremden um ſich verſammelte, und ſeinen jungen Arzt ſehr gern hatte und auf jede Weiſe auszeichnete — war er in einer großen Cotterie, wenn nicht willkommen, doch wenigſtens eingeführt. Eine Nichte ſeines Patienten, eine junge reiche Fürſtin, ſchön, aber kränklich wie die ruſſiſchen Damen zu ſein lieben, hatte ihn allmorgentlich zum Begleiter am Brunnen von ihrem Onkel erbeten, um ärztlicher Hülfe gewiß zu ſein für den

Ich verſprach für einen paſſenden Braut- und Reiſeanzug zu ſorgen — und ich muß mich ſogleich damit beſchäftigen. Iſi! willſt Du mich begleiten? . . . — Allein das Diner war ſchrecklich! der Vater in der übelſten Laune, Sylvia befangen — alſo niemand da, der die Stimmung erheitert hätte. Sehr geſprächig iſt Goldiſch nie; geſtern war er ſtumm. Wenn nicht General Z. ſeine Waffentaten zum neunundneunzigſten Mal haarklein erzählt hätte, ſo wäre zeitweiſe Stillſchweigen eingetreten, wie in einem Kloſter. Heute nun in aller Frühe kam Aurel's Telegramm. Er weiß von nichts und der ſpaniſche Herzog iſt ihm unbekannt und höchſt verdächtig. Er will der Sache nachſpüren und dann ausführlich ſchreiben. Gott im Himmel, wie wird das enden! Wollte Valentine doch wenigſtens ihre Neigung einem Inländer zuwenden . . . einem ehrlichen Deutſchen! Die fremden Nationen ſtehen uns gar fern.“

„Ach, Mama!“ entgegnete Iſidore, „Goldiſch iſt gewiß ein ehrlicher Deutſcher! aber Valentine iſt ſo unbeſtändig, ſo launenhaft . . . und immer will ſie etwas ganz beſonderes haben und ſein. Ich wünſchte, ſie heiratete dieſen Herzog, — oder was er iſt! denn ſonſt kommt die Reihe an einen Irokeſen oder einen Kamtſchadalen.“

„Schweige, Du Unglücksprophetin!“ rief die Baronin; „wo iſt Dorilde? laſſe ſie kommen und dann nimm Deinen Hut. Wir wollen uns von unſerem Gram zerſtreuen, indem wir ein Liebeswerk tun und für Sylvia, die Undankbare! zwei ſchöne und zwar exquiſit ſchöne Anzüge beſorgen."

„Das iſt weiſe und fromm gehandelt," ſagte Wilderich lachend.

„Du biſt einerſeits viel zu gütig für Sylvia, Mama!" verſetzte Iſidore ärgerlich; „Du brauchſt ihr keine Prachtanzüge zu geben; Goldiſch mag das tun, der ja ungeheuer reich iſt. Aber andererſeits biſt Du ungerecht, daß Du ihr den Eheſtand mißgönnſt. Sie will keine alte Jungfer werden. Wer kann ihr das verdenken? Bei achtundzwanzig Jahren, mit verblühender Schönheit, arm an Geld, reich an Enttäuſchungen — bietet ein Kröſus ihr die Hand; und ſie ſollte es vorziehen bis an ihr ſeliges Ende täglich zwölf Billets für Dich zu ſchreiben, Deine Aufträge zu beſorgen, Deine Rechnungen durchzuſehen und den Papa zu amüſieren? Sei doch billig, gute Mama! Ich habe Sylvia niemals weder ſo bewundert noch ſo geliebt wie Ihr alle; doch jetzt muß ich ihr beiſtimmen, während Ihr ſie tadelt, denn ich finde es ein ſchreckliches Los zeitlebens Geſellſchaftsdame zu ſein."

„Nicht doch, Iſi! ſie war Tochter im Hauſe."

„Bis auf die Erbausſicht, welche die Abhängigkeit der Tochter erleichtert."

„Und daß ſie gerade Valentinen's Mann heiratet, Iſi, iſt doch höchſt unangenehm! . . . ja, ſie darf es eigentlich gar nicht . . . vom katholiſchen Standpunkt aus.“

„Ach, Mama! den katholiſchen Standpunkt haſt Du ja längſt aufgegeben! Valentinen's Sohn wird proteſtantiſch erzogen; Dorilde ebenfalls. Es iſt Dir niemals eingefallen in den Ehepakten Deiner Töchter auf eine katholiſche Erziehung Deiner Enkel zu beſtehen, während die katholiſche Kirche gerade dieſes zur ſchwerſten Gewiſſenspflicht in gemiſchten Ehen macht. Nein, gute Mama! einen katholiſchen Standpunkt haſt Du vielleicht in Deiner Jugend eingenommen, doch jetzt nicht mehr! der Vater noch viel weniger. Valentine auch nicht; ſie kennt nur einen ſentimental verſchrobenen, ich einen rationellen, Edgar einen unrationellen Standpunkt. Was Aurel betrifft, ſo war er immer von ſchwachem Charakter und beſchränktem Verſtand . . . und ſolche Leute bleiben bei den katholiſchen Anſichten. Doch wir übrigen haben uns davon emanzipirt und deshalb darfſt Du Dich nicht auf ſie berufen, weil Du mit Sylvia's Schritt unzufrieden biſt.“

„Es geht doch nichts über einen logiſchen Kopf, Mama!“ ſagte Wilderich ſpöttiſch; „Sie und ich, wir können wahrhaftig in dieſer Beziehung ſehr viel von Iſidore lernen, die klar wie ein Wintertag und rationell wie das Einmaleins iſt. — Komm' her, Dorilde!“ rief er dem eintretenden Kinde zu, „küſſe der Großmama die Hand.“

Die Kleine, mit den ſchönen Zügen des Vaters und dem unſchönen Ausdruck der Mutter, blieb eigenſinnig wie alle verzogenen Kinder an der Tür ſtehen und ſchaute ſich mit ihren ſchwarzen Augen trotzig um.

„Wie drollig ſteht der Trotz dieſem Knirps von vier Jahren!“ rief Iſidore ſehr beluſtigt.

„Der Eigenſinn gefällt mir nie,“ ſagte die Baronin kopfſchüttelnd.

„Mir auch nicht!“ rief Tieffenſtein! „Allons. Dorilde! . . . Eins, zwei, drei . . . Marſch.“

Dorilde ſtand baumſtill und richtete einen herausfordernden und doch ſcheuen Blick auf ihren Vater, der nochmals ſagte:

„Vorwärts — Marſch.“

Als Dorilde aber nicht Miene machte, ihnen zu gehorchen, ſtürzte er auf ſie zu, hob ſie in die Höhe und bedeckte ſie mit Küſſen, indem er rief:

„Warte nur, Du kleiner, tückiſcher Rekrut! Du ſollſt mir Mores lernen.“

Dorilde wehrte ſich gegen die heftigen Liebkoſungen, die den Kindern ſo unangenehm ſind, und ſtieß ein gellendes Geſchrei aus. Iſidore eilte ihr zu Hilfe, um ſie aus den Händen des Vaters zu retten, indem ſie rief:

„Sieh, Mama, wie er mein Kind ängſtigt!“

Tieffenſtein, der ſehr groß war, hielt mit erhobenen Armen die Kleine hoch über ſeinem Kopf und ſagte laut lachend einmal über das andere:

„Mein Kind ängſtigt ſich gar nicht! ... Mein Kind fühlt ſich glücklich in dieſer erhabenen Stellung.“

Dorilde aber, ſchwebend über dem Haupt ihres Vaters, wähnte ſich in dieſer Höhe in Todesgefahr und kreiſchte nach Rettung. Iſidore fing an zu weinen, die Baronin hielt ſich die Ohren zu. Plötzlich ſagte Wilderich ganz ernſthaft, indem er Dorilde auf ihre Füße ſtellte:

„Was iſt denn dies für ein Höllenſpektakel? ... Da muß man ja Reißaus nehmen! Adieu, Mama.“

Und damit verließ er das Zimmer und ging in den Jokey-Klub, um Sylvia's Verlobung als das Neueſte des Neuen zu verkünden. Doch Niemand nahm lebhaften Anteil. Man kannte ſie ſo lange, daß ſie allen gleichgiltig war.

„Die Schickſalswendung im Leben einer alten Jungfer intereſſiert mich nicht,“ ſagte der eine.

Wer kann ſich für das Glück einer dreißigjährigen Schönheit begeiſtern!“ der Zweite.

„Wenn ſie wenigſtens hier bleiben und uns gute Diners geben wollte! aber jetzt ... ſie fahre dahin!“ rief der Dritte.

„Nebenbuhler wird der gute Nabob wohl nicht mehr zu fürchten haben,“ bemerkte ein Vierter.

„Wer weiß!“ meinte der Fünfte; „die Sylphyde iſt freilich ein verblütes Fräulein, kann aber vielleicht noch eine ſchöne Frau werden.“

„Eine reiche wird ſie jedenfalls — und das iſt wünſchenswerter, weil es dauernder iſt," ſprach der Sechſte.

„Möge ſie eine glückliche Frau werden," ſagte Tieffenſtein endlich.

„Oho! ſchwärmſt Du noch immer für ſie?"

„Ja, ja! alte Liebe roſtet nicht! dies Sprichwort behält immer Recht."

„Hat man das durchgemacht, was ich ausgehalten habe -- und ſieht man ſo aus, wie ich ausſehe, ſo paßt man zur Liebesſchwärmerei, wie der Eſel zum Lautenſchlagen, d. h. man macht ſich in blödſinniger Weiſe lächerlich. Doch gerade weil es mit der Schwärmerei aus und vorbei iſt, wünſche ich, daß Sylvia Reheim ein ſolides Glück finden möge," entgegnete Tieffenſtein.

„Die Jagden auf dem Weldensperg fangen in der nächſten Woche an, nicht wahr?" fragte ein neuer Ankömmling und das Geſpräch wendete ſich dem intereſſanten Kapitel der zahlreichen Wildſchweine in den Weldensperg'ſchen Forſten zu.

Tieffenſtein ſetzte ſich an ſeine Schachpartie; aber zerſtreut durch ganz andere Gedanken. Er dachte: Warum kannte ich nicht mein Schickſal! Warum offenbarte ſich mir nicht der furchtbare Schlag, der mich zum entſtellten Krüppel machte. meine militäriſche Laufbahn abſchloß und meine Stellung in der Geſellſchaft veränderte. Hätte ich das vorhergeſehen; ſo würde ich eine Civilſtelle angenommen und Sylvia geheiratet haben. Und ſie hätte mir meine Häuslichkeit ſo angenehm gemacht, daß ich einigen Luxus um ſo bereitwilliger entbehrt hätte, als ich jetzt ohnehin durch meine Kränklichkeit von der großen Geſellſchaft ausgeſchloſſen bin. Jetzt — Iſidore ſtatt Sylvia an meiner Seite zu haben — das iſt fürwahr Lia ſtatt Rahel . . . wie ich einſt zu Xaverie ſagte.

Er vergaß nur bei ſeinen Betrachtungen in Anſchlag zu bringen, daß er ohne ſeine trüben Erfahrungen überhaupt nicht zur Erkenntnis ſeiner Verkehrtheit gekommen wäre. Sein Gegner rief ihm ein triumphirendes „Matt“ zu und Tiefſenſtein ſagte mit traurigem Lächeln:

„Sie haben ganz Recht! ich bin matt durch und durch — und taugte nie zu etwas Tüchtigem.“

Auch darin täuſchte er ſich. Wäre nicht die Welt ſein Götze und er der Götze der Welt geweſen, ſo hätte er vielleicht ein tüchtiger Mann werden können. Aber vermöge des Götzendienſtes wurde er weiter nichts, als ein brauchbarer Offizier — und eine ſolche Brauchbarkeit genügt noch lange nicht, um einen tüchtigen Mann zu machen.“

Während der Zeit ſchrie ſich Dorilde heiſer und dunkelblau im Geſicht. Iſidore holte kölniſches Waſſer, engliſches Salz und Meliſſengeiſt, rief die Bonne zu Hilfe und war nicht weniger aufgeregt als die Kleine.

„Sie bekommt Krämpfe, Mama! . . . vielleicht einen Schlaganfall . . . oder die fallende Sucht in Folge der Angſt!“ rief Iſidore.

„Gott bewahre!“ ſagte die Baronin gleichmütig, „ſei nur ruhig! Du regſt Dich und ſie mit Deiner ängſtlichen Unruhe auf.“

„Wie! ich ſoll mich um die Leiden meines einzigen Kindes nicht ängſtigen? Nein! ein ſolches verſteinertes Herz habe ich nicht.“

Und Iſidore ſetzte ihre Beſchwichtigungsverſuche fort. Da ſie ohne Erfolg blieben, griff die Baronin zu den ihren und fragte:

„Dorilde, willſt Du Bonbon haben?“

„Ja!“ ſagte Dorilde gefaßt.

„Gott ſei gelobt und gedankt! ſie ſpricht wieder! ich fürchtete, ſie würde erſticken!“ rief Iſidore.

„Dann mußt Du ſtillſchweigen, Dorilde, denn wenn Du ſo ſchreieſt, kannſt Du nicht Bonbon eſſen,“ fuhr die Baronin fort und zog eine ſchöne Bonbonſchachtel aus der Taſche, während Dorilde vollkommen beruhigt und mit leuchtenden Augen von Iſidoren's Schoß ſprang und zur Großmutter lief. Nicht wenig ſtolz auf ihre Erziehungsmethode, ſetzte die Baronin ihrer Tochter weitläufig auseinander, daß man die Kinder in ihren kleinen Verkehrtheiten zerſtreuen müſſe und daß dies am Sicherſten durch Näſchereien zu erreichen ſei. —

Dann wurde Dorilde mit ihrer Bonbonſchachtel der Bonne übergeben und die Damen fuhren zu Mademoiſelle Généreuſe, der großen Modiſtin, um Sylvia's Anzüge zu beſorgen.

Vergiftetes Zuckerbrod.

Sylvia ſtand vor ihrem großen Spiegel. Ein ſchönes Bild trat ihr aus demſelben entgegen — eine Braut, groß und ſchlank im weißen Seidenkleide, der Spitzenſchleier lang herabfallend. Und dieſe Braut war ſie. Nicht ohne Befriedigung ſchaute ſie das Bild an, das durch einen leichtmelancholiſchen Blick noch anziehender wurde.

„Nein, gnädiges Fräulein, Sie ſind aber ſchön! . . . zu ſchön!" ſagte Bertha ganz in Ekſtaſe; „ich weiß mich nicht gehörig darüber auszudrücken . . . aber das weiß ich: es iſt ein wahrer Jammer, daß ſich eine ſolche Braut in der Stille vermählt. Die ganze Reſidenz — die ganze Welt ſollte Sie bewundern."

„Ich habe Ihnen ſchon ein paar Mal geſagt, Bertha, daß ſchuldige Rückſichten auf dies Haus Herrn Goldiſch beſtimmt haben, jedes Aufſehen zu vermeiden und daß ich ganz ſeine Anſicht teile, denn er iſt ein guter, verſtändiger Mann."

„Ja, das iſt er!" rief Bertha mit einem erneuerten ekſtatiſchen Anfall; „ich verdanke es frei-

Fall, daß ſie von ihren Ohnmachten heimgeſucht würde. Da er eine ſchöne Geſtalt und eine gute Haltung hatte, ſo machte ſich ſeine Begleitung recht ſehr comme il faut — denn nie wäre es der Fürſtin eingefallen ein kleines unanſehnliches Männchen, und wäre es Hippokrates geweſen! dazu aufzufodern. Leonor glaubte ſchon ſich einen Platz in der Geſellſchaft errungen zu haben.

Am Keſſelbrunnen gab es Morgens ein unerträgliches Gedränge, und der Hofmarſchall und Cornelie wurden vom Brunnenarzt an ihn gewieſen, Aurora an den unbedeutenderen des Krähnchens. Cornelie war eine zu auffallende Erſcheinung um nicht überall aus der Maſſe hervor zu ſtralen. Sie hatte ein zugleich reizendes und gedankenvolles Antlitz, ein tiefes warmes Auge und wenn ſie ſprach einen wunderbaren Reiz in der feinen Beweglichkeit der Augenbrauen und Stirn. Gang, Haltung und Gebärden waren voll friſcher Natürlichkeit, die ihrer großen ſchlanken Geſtalt ausnehmend gut ſtanden. Die ſogenannten kleinen guten Manieren, ſo zu grüßen, ſo den Shawl zu tragen, ſo ſich zu verbeugen, ſo den Lorgnon zu gebrauchen, hatte ſie nicht.

„Ich bin damit aus der Uebung gekommen,“ ſprach ſie lächelnd zu Auroren, welche ſie hatte und daher ſehr genau ihr Taſchentuch in die vom bon lich Ihrer Fürſprache, gnädiges Fräulein, aber es iſt doch unbeſchreiblich gut von ihm, daß er mich in den Stand geſetzt hat, mich endlich verheiraten zu können. Acht Jahre Braut zu ſein und dennoch keine Ausſicht zur Verehelichung zu haben — das iſt ſchrecklich, gnädiges Fräulein! davon haben Sie und Herr Goldiſch mich erlöſt und ich werde Ihnen ewig dafür dankbar ſein."

„Sie verdienen dieſe Belohnung, Bertha, denn Sie haben mir zehn Jahre aufmerkſam gedient."

„Ja, heute ſind es juſt zehn Jahre, gnädiges Fräulein! Am 13. Oktober 1858 kamen Sie ganz einſamlich im ſchwarzen Marinokleid und im ſchwarzen Kreppflorſchleier aus der weiten Welt in dieſes Haus — und am 13. Oktober 1868 ſtehen Sie im Brautkranz in dieſem Hauſe, tragen einen Brautanzug, der Tauſende koſtet, fahren dann hinaus in die weite Welt an der Seite des guten und reichen Herrn Goldiſch und ziehen mit ihm in ſein prächtiges Haus ein. Das kuriert mich von dem Aberglauben an den 13. als an einen Unglückstag, denn wenn Frau Valentine Goldiſch einen ſpaniſchen Herzog heiratete — wie es hier im Hauſe heißt: ſo kann auch ſie fürwahr mit ihrem Schickſal zufrieden ſein."

„Es iſt jetzt alles in Ordnung, Bertha! geben Sie mir die Handſchuhe und laſſen Sie mich allein," ſagte Sylvia beklommen, denn Bertha's

Worte machten ihr einen unbeabſichtigten Eindruck.

Sie ließ ſich gedankenvoll am Toilettentiſch nieder und dieſe zehn Jahr zogen in Bildern an ihrem inneren Auge vorüber. Sie ſah ſich ſelbſt als unerfahrenes junges Geſchöpf die Leiden und Freuden des Elternhauſes und den engen Kreis der trauten Heimat verlaſſen und willig zum Guten und fromm, in den Kreis der fremdgeſinnten Verwandten eintreten.

Sie ſah ſich vom Weltgeiſt umringt, gehoben, getragen, gepflegt, geſchmeichelt — und wie ſchwer der beſſere Geiſt, der ſich in ihr an die Grundlagen ihrer Erziehung klammerte, gegen jenen ſich verteidigte; — und wie er eine Stütze fand in ihrer unſchuldigen Neigung für den gleichgeſinnten Aurel; — und wie dieſe Stütze ſich als falſch erwies, als ein gebrechliches Rohr, das in Splitter ging, ſobald der Luftzug von der Weltſeite her es berührte und bog.

Sie ſah wie die Verhältniſſe, die Umgebungen ſtärker und immer ſtärker auf ſie wirkten, ſie nach Außen kehrten, ſie erſt der Kirche, dann mehr und mehr dem Glauben entfremdeten, ſie in ein Meer von Zerſtreuungen, von Vergnügungen verſetzten, ohne geregelte Lebensordnung, ohne ernſte Beſchäftigung, ohne Mittel zu gründlicher Bildung des Geiſtes, des Urteils, des Charakters — ein ewiger Müſſiggang, doch dadurch verſchleiert, daß ſie ihr muſikaliſches Talent glänzend entwickelte und in fremden Sprachen Romane las und die Billete der Tante ſchrieb. Sie ſah, wie Eitelkeit und Selbſtbewußtſein, daß ſie gefalle, ihr klarer wurde und ihr wohl tat. Das war der Boden auf dem die Epiſode mit Wilderich von Tieffenſtein ſtattfand. Die Welt hatte beide, ihn und ſie, zu ihren Lieblingen gemacht, weil ſie ihr dienten — freilich ohne es zu wiſſen; und als ernſte Fragen ſich erhoben, trennte ſie der Weltſinn, und Sylvia, die geliebt ſein und lieben wollte, ſah ſich zurückgeſtoßen, weil ihr das fehlte, was die Welt am höchſtens ſchätzt — Geld.

Nun ſah ſie, wie zwei Erfahrungen dieſer rauhen Art zum Nachtfroſt wurden, der durchkältend auf die Gefühle ihres Herzens wirkte. Sie hätte demütig werden und ihren Sinn von der treuloſen Welt ablöſen können, und vielleicht war gerade das die Abſicht des barmherzigen Gottes, der liebend ihrer gedachte und ihr fort und fort ſeine Gnade anbot, während ſie ſeiner vergaß und ſeine Heilmittel verſchmähte. Nicht demütig wurde ſie, ſondern ſtolz; ſie hielt ſich eines beſſern Schickſals wert; ſie verabſcheute ihre unfreie Lage ohne nach innerer Freiheit zu ſtreben; ſie wollte geliebt werden, nicht um wieder zu lieben, ſondern um den Hochgenuß zu empfinden, eine wahre, treue, ausdauernde Liebe einzuflößen.

Und das Mirakel geſchah! ſie fand dieſe Liebe, aber — im Gewand der Entſagung. Sie fand einen Mann, der ſo einfach großartig dachte, daß er zuerſt und vor allem ihre Seele liebte und der dieſer Liebe die Kraft zutraute, ſiegreich mit den Mächten der Welt zu kämpfen, mit den äußeren ſowohl, als mit denen in Sylvia's eigenem Herzen. Am heutigen Tage waren es zwei Jahre ſeitdem ſie ſeiner Bewerbung Gehör gegeben hatte und heute — ſollte ſie mit einem andern Mann zum Altar gehen. Und wegen dieſes andern, den ſie nicht liebte, trennte ſie ſich von ihrer Kirche, von Vinzenz, von Clariſſa, von allen, die zu ihr von Gott ſprachen und die ihr Herz für die Dinge der Ewigkeit zu gewinnen ſuchten. Und warum? weil ihre Seele in der Atmoſphäre des Weltlebens matt, träge, irdiſchgeſinnt geworden war und ihre himmliſche Beſtimmung vergeſſen — oder mußte es heißen — verachtet hatte! —

Einzelne ſchwere Tränen drängten ſich unter Sylvia's Wimpern hervor, nachdem ſie jene Bilder an ihrem innern Auge vorüber ziehen ließ. Sie ſehnte ſich nach dem Sakrament der Buße, um ſich anzuklagen der ſündhaften Verkehrtheit ſo vieler Jahre, um der Wahrheit die Ehre zu geben, indem ſie all die Beleidigungen der ewigen Liebe Gottes, die ſie ungebeichtet und ungeſühnt in ſich herumtrug, mit aufrichtiger Reue und dem Vorſatz ſich zu beſſern, dem Stellvertreter Gottes bekannte. Sie ſehnte ſich, aus ſeinem Munde die Abſolution zu empfangen — dies göttliche Wort, welches das wirkt, was es ausſpricht. Sie ſehnte ſich dann in ihrem gereinigten und erneuerten Herzen das Sakrament des Altars, das Brot des ewigen Lebens aufzunehmen, um würdig vorbereitet und im Stand der Gnade das Sakrament der Ehe zu empfangen. Aber es war eine unfruchtbare Sehnſucht! Kein Prieſter konnte ihr die Abſolution geben, da ſie im Begriff war, eine ſchwere Sünde zu begehen. Kein Prieſter konnte ihr das Brot des Lebens ſpenden, da ſie die Losſprechung nicht empfangen hatte. Kein Prieſter konnte ihren Ehebund ſegnen, der unter ſolchen Umſtänden unmöglich war. Wie die Sonne nie ſchöner iſt als bei ihrem Untergang: ſo zeigten ſich ihr die Gnaden der Sakramente im hellſten Glanz — um in der Nacht ihrer Natur für ſie zu verſchwinden.

Es iſt zu ſpät . . . die Himmelsſpeiſe iſt nicht für mich . . . ich bin allzulange mit vergiftetem Zuckerbrot genährt worden, ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt, hauchte auf ihr Taſchentuch und legte es über die Augen, um jede Tränenſpur zu verwiſchen. — —

Die Baronin trat ein. Sylvia eilte ihr entgegen, umarmte ſie zärtlich, verſprach ihr eine gute Mutter für den kleinen Georg Goldiſch, Valentinen's Sohn, zu ſein. Die Baronin war durch ſolche Szenen leicht zu rühren und ſagte:

„Sei glücklicher als die arme Tini. Das wünſche ich Dir von Herzen, mein Liebchen. Aber noch mehr würde ich wünſchen, daß Du einen Katholiken heirateteſt, für den die Ehe unauflöslich iſt. Du mußt begreifen wie weh mir dieſe tut! allein ich mache Dir keinen Vorwurf, ſo wenig wie an Goldiſch.“

„Liebe Tante, ich will immer eine gute Tochter für Dich ſein!“ verſicherte Sylvia.

Der Baron war gar nicht gerührt. Finſter wie eine Gewitternacht ſagte er, nachdem Sylvia ihm für alles Gute gedankt hatte:

„Schon recht! man tue was man wolle für die Kinder — Freude hat man nicht an ihnen, weder an den eigenen, noch an den angenommenen. Es ſind egoiſtiſche Kreaturen, die unbekümmert um die Eltern ihren eigenen Weg gehen.

„Mit dem meinen wirſt Du Dich ſehr bald ausſöhnen! das prophezeie ich zuverſichtlich, Onkelchen!“ ſagte Sylvia in ihrem ſcherzenden Ton.

Er antwortete nicht. Es verdroß ihn allzu ſehr ſeine Amüſements-Sklavin zu verlieren.

Man fuhr nach einer proteſtantiſchen Kirche, wo vor zehn Jahren Valentine von demſelben Prediger und mit demſelben Mann getraut worden war. Dann nahm man ein Frühſtück ein. Dann kam der Abſchied. Alles wurde raſch und ohne beſondere Rührung abgemacht. — —

Im Warteſaal der Eiſenbahn drängte ſich die Menſchenmenge und ſchob plötzlich einen jungen

Mann an Sylvia heran, die neben Goldiſch an einem Fenſter ſaß und beklommen bald in das Gewühl hinein und bald auf den Perron hinausblickte. Es war eine Erinnerung an den erſten Abend ihrer Ankunft in der Reſidenz. Als der junge Mann bemerkte, daß er ein Sammetkleid ſtreiſe, wendete er ſich raſch um und ſagte:

„Bitte um Entſchuldigung.“

Da erkannte er Sylvia, grüßte ehrerbietig und verſchwand in den Wellen dieſes lebendigen Ozeans. Betäubt wie von einer Erſcheinung, ſtarrte ſie ihm nach. Sie wollte vergeſſen.

„War das nicht Herr von Lehrbach?“ fragte Herr Goldiſch.

„Er war es,“ entgegnete Sylvia tonlos.

Die Perrontüren wurden aufgeriſſen. Goldiſch nahm Sylvia's Arm und führte ſie zum Waggon. Sie ſtiegen ein und ſie war nun allein auf der Welt mit ihm und für ihn.

Während dieſer Zug nach Norden fuhr, ging ein anderer nach Weſten ab und brachte Vinzenz zu ſeiner Mutter; — und bald darauf beſtieg der Baron Grünerode mit Edgar den Pariſer Zug.

„Ich habe Urlaub für Dich begehrt,“ ſagte der Baron zu ſeinem Sohn, nachdem Sylvia und Goldiſch Abſchied genommen hatten; „Du ſollſt mich jetzt gleich nach Paris begleiten. Bringe ich auch Valentine, das alberne Geſchöpf, leicht zur Raiſon indem ich ſie hinwegführe, ſo könnte doch dieſer

Abenteurer, der ſich nach Aurel's Nachrichten für einen ſpaniſchen Herzog und für ein Opfer der jüngſten Revolution ausgibt, Schwierigkeiten machen, welche Du mit Deinen Bramarbaſiaden leichter heben wirſt, als ich.“

Edgar machte lieber Vergnügungsreiſen auf eigene Hand und in ſelbſtgewählter Geſellſchaft, als mit ſeinem Vater. Da er aber wußte, wie ſehr aufgebracht dieſer über ſeine Verſchwendung ſei, wollte er ihn nicht noch mehr erzürnen und fügte ſich dem Befehl. Als er von ſeiner Mutter Abſchied nahm, zerfloß ſie in Tränen und umarmte ihn wieder und immer wieder.

„Aber Mama, ſei doch nicht ſo gerührt!“ ſagte Edgar leichthin; „wir ſind ja in einigen Tagen wieder hier mitſamt der grillenhaften Valentine. Das iſt doch keine Urſache zum weinen.“

„Ach Gott, mein Gott!“ ſeufzte ſie; „wer weiß wie das wird mit — Euch allen! Harry iſt auch kränker denn je und Du ſiehſt ihn vielleicht nie wieder.“

„Ängſtige Dich doch nicht unnötiger Weiſe!“ rief Edgar und machte ſich ungeduldig aus ihren Armen los um dem Vater zu folgen.

„Wir gehen zuerſt nach Havre,“ ſagte dieſer im Waggon; „ich bekam ſoeben ein Telegramm, das mir meldet, Valentine wolle ſich dort einſchiffen und nach Kalifornien entfliehen.“

„Nein, dieſer Unſinn!“ rief Edgar, rückte ſich in der Wagenecke zurecht und ſchlief den Schlaf des Gerechten.

In Havre angelangt, erfragte der Baron ſogleich die „Charmante Gabriele“. Sie liege bereits auf der Rhede und ſei im Begriff die Anker nach Kalifornien zu lichten, hieß es. Alſo dahin in fliegender Eil.

„Frage doch erſt ob Valentine an Bord iſt,“ fragte Edgar, als der Baron ſich anſchickte aus dem Boot ins Schiff zu klettern, wo man ihn zu erwarten ſchien.

„Damit ſie ſich verleugnen ließe, nicht wahr?“ ſagte der Vater barſch; „quod non! hinauf und alles durchſucht!“

Auf dem Deck empfing ſie der Kapitän ſehr höflich und führte ſie in die Kajüte hinab. Da ſagte der Baron mit eiſerner Ruhe zu ſeinem Sohn:

„Dieſer Kauffahrer geht nach Kalifornien, nach Japan und Madagaskar nicht mit Valentine, ſondern mit Dir und kehrt in zwei bis drei Jahren nach Europa zurück. Du haſt alſo Zeit Dir das Schuldenmachen abzugewöhnen. Deine ganze Fahrt und Beköſtigung iſt bezahlt und der Kapitän iſt angewieſen, Dir als Taſchengeld das zu geben, was der Matroſe als Löhnung bekommt und was viel mehr iſt, als Du verdienſt.“

„Schauderhafte Tyrannei!" ſchrie Edgar ſchwankend zwiſchen Wut und Verzweiflung.

„In drei Jahren wirſt Du mir danken," verſetzte der Baron kalt; „jetzt lebewohl, betrage Dich vernünftig und kehre gebeſſert durch Deine Weltumſegelung zurück."

Er verließ die Kajüte. Als Edgar ihm nachſtürzen wollte, vertraten ihm zwei ſtämmige Matroſen den Weg und blieben gelaſſen vor der Tür ſtehen, feſt und unerſchütterlich wie aus Erz gegoſſen. In ſtummer wütender Verzweiflung warf ſich Edgar zu Boden und dachte, ob es nicht beſſer ſei ſich das Leben zu nehmen und über Bord zu ſpringen. Allein er verſpürte dazu nicht die mindeſte Luſt und dachte ſchließlich, es ſei doch vorzuziehen drei Jahr im Elend, als gar nicht zu leben. Sein vorherrſchendes Gefühl war Haß gegen ſeinen Vater, der ihn ſo grauſam und ſo heimtückiſch behandelte.

Finſter und in ſich gekehrt fuhr dieſer nach Havre und weiter nach Paris. Für wen arbeitete er? Für wen ſorgte er? Dieſe Fragen ließen nicht ab, ihn zu quälen, denn die Antwort lautete: Für einen kinderloſen Sohn, für einen verbannten Sohn, für einen ſterbenden Sohn; — für eine Tochter, die in unglücklicher Ehe — und für eine Tochter, die ehelos unglücklich lebt: das waren ſeine Kinder . . . waren die Weſen, für deren glänzende irdiſche Zukunft er alles getan hatte! Welche genre erheiſchten Falten zu legen verſtand, ohne es jedoch zu der exquiſit edlen Haltung ihrer Schweſter bringen zu können.

Eines Morgens als ſich des böſen Wetters halber die Menſchenmaſſe in der Trinkhalle zuſammen ballte, war es faſt unmöglich bis zu den ſchöpfenden Frauenzimmern am Keſſelbrunnen vorzudringen. Cornelie ſtand gelaſſen an einen Pfeiler gelehnt und wartete. Da trat ein großer Mann auf ſie zu, ſagte ſehr verbindlich:

„Gnädigſte Gräfin, dürfte ich nicht Ihren Becher füllen laſſen?“ — drang mit demſelben durch die Menge und kehrte nach einer Weile mit dem gefüllten Trinkglas zu ihr zurück indem er ſagte:

„Ich wage für meine Zudringlichkeit im Namen der Landsmannſchaft um Vergebung zu bitten, gnädige Gräfin, ich bin ein Schleſier und habe manche frohe Stunde im ſchönen Park von Altdorf zugebracht.“

Cornelie antwortete freundlich, und ſo hatte Leonor in ungezwungener Weiſe die Bekanntſchaft derjenigen Frau gemacht, welche zwiſchen den zahlreichen ſchönen und eleganten Damen allgemein als eine brillante Erſcheinung galt. Sie wechſelte täglich einige Worte mit ihm ſo gut wie mit zwanzig andern Männern, und hatte keine Ahnung davon glückliche Ausſicht eröffneten ſie ihm? Welche frohe Hoffnung konnte er an ſie knüpfen? Nicht eine! nicht eine einzige! Aller Wahrſcheinlichkeit nach ging mit ſeinem Tode ſein Name, ſein Vermögen, ſein Haus zu Grunde — alles zu Grunde, wofür er gelebt hatte. Und was hatte er dann davon ... was dann? was dann? — —

Bei Frau von Lehrbach zog mit ihres Sohnes Ankunft große Freude ein. Ihm war eine Anſtellung geworden, wie ſie nur der Tüchtigſten Einer erwarten konnte. Das erfriſchte und hob ihr Herz. Sie ſah ihn zum Mann gereift; ſie durfte mit Recht hoffen, daß er für Theobald der kluge Ratgeber und der erfahrene Freund ſein werde, den dieſer in dem Vater verloren hatte. Die Sorgen um die materielle Exiſtenz der Söhne war teils gehoben durch ſeine Anſtellung, trat teils von ſelbſt in den Hintergrund, je mehr ſie das innere Gleichgewicht wieder fand, das vorübergehend durch den unerwarteten Todesfall erſchüttert worden war.

„Werde wie Vinzenz,“ ſagte ſie zu Theobald, der ſeine Studien beendigt hatte und denſelben Weg gehen wollte, den der Bruder gegangen war: „werde wie Vinzenz, habe Gott vor Augen und Du wirſt meine Freude ſein.“

Und zu Vinzenz ſagte ſie:

„Du biſt wie Dein Vater war: gut, klar und ſeiſt. Du haſt Gott vor Augen. O bleibe ſo in der böſen, verfinſterten, taumelnden Welt.“

Clariſſa's ſeelenvolles Auge ruhte mit tiefer Zärtlichkeit auf der Mutter und auf Vinzenz, dieſen beiden Weſen, auf denen ihre in aller Stille große Seele die ganze Kraft ihrer Liebe vereinigte — einer Liebe, die nie einen ſelbſtſüchtigen Gedanken, nie einen irdiſchen Wunſch gekannt hatte.

„Bete für ihn, liebe Mutter,“ ſagte ſie innig, „damit er ſtets die Krone Deines Lebens ſei.“

„Ja, Mutter!“ ſagte Vinzenz, „die Welt taumelt dahin in der Finſternis, welche ihre böſen Dämonen weben — in den Todesſchatten, die aus ihrer eigenen Vermoderung aufſteigen. Allein es erhebt ſich in ihr und über ſie ein Berg des Lichtes, von welchem Millionen zarter Strahlen ausgehen, die wie Kryſtalladern durch dunkles Geſtein laufen und dem Schritt jedes einzelnen leuchten, wenn er ſie nur wahrnehmen will. Das iſt die Kirche mit ihren Gnaden. Je dunkler die Welt — deſto heller ſtrahlt ſie; je ſchwankender die Welt — deſto feſter ſteht ſie; je ratloſer die Welt — deſto gewaltiger mahnt ſie; je unſeliger die Welt — deſto friedenverheißender ſpricht ſie. Zu ihr will ich mich halten, für ihre hohen Intereſſen leben, ihr göttliches Wirken lieben und liebend fördern: dann werde ich ſo ſein, wie Du wünſcheſt, daß ich ſein möge. Treue Erfüllung der Berufspflicht iſt für mich nur gleichſam das Schwarzbrot des Lebens und nicht aus ihr quillt der Trank, der den Durſt meiner Seele ſtillt. Den muß ich in einer höheren Region ſuchen — und Gott ſei gedankt, der ſie auch mir erſchloß, indem er mich zu einem treuen Sohn der Kirche machte."

Ein Brief wurde für Clariſſa gebracht.

„Von Sylvia!" rief ſie freudig, erbrach ihn und ließ ihn gleich darauf mit einem dumpfen „Ach!" auf den Tiſch fallen.

Vinzenz ergriff ihn und las ihn laut:

„Liebe gute Clary! Die erſten Zeilen, die ich
„aus meinem neuen Beſtimmungsort und aus
„meinem Hauſe ſchreibe, ſind für Dich. Ich ſage
„Dir nur, daß ich ſeit vorgeſtern vermählt bin und
„daß ich Dich herzlich bitte, ein liebendes Andenken
„zu bewahren Deiner Dich liebenden Freundin
„Sylvia Goldiſch."

„Um's Himmelswillen!" rief Frau von Lehrbach, „das wird doch nicht der Mann ihrer Couſine ſein?"

„Er iſt's. Ich ſah ſie abreiſen!" verſetzte Vinzenz ruhig und legte den Brief auf den Tiſch zurück. Sein Kampf war durchgekämpft.

„Ach welch ein ſchrecklicher Brief! wie kurz, wie kalt, wie abwehrend iſt er! . . . Er klingt wie ein Abſchied für's Leben!" rief Clariſſa.

„Und das iſt er in der Tat und Sylvia wollte es andeuten," ſagte Vinzenz; „ſie fühlte, daß ſie der treuen Freundin ihre Schickſalswendung mitteilen müſſe; doch der Ton dieſer Mitteilung ſollte deutlich zeigen, daß ſie keine Antwort wünſche — denn was hättet Ihr beide Euch noch zu ſagen!“

„O wie konnte es dahin mit Sylvia kommen!“ ſeufzte Clariſſa und faltete traurig die Hände.

„Glaubſt Du, daß ſie die Einzige iſt, die auf dieſe Weiſe durch den furchtbaren Einfluß des Weltgeiſtes zu Grunde geht?“ fragte Vinzenz.

ENDE

Inhalts-Verzeichnis.

Die Blüten fallen.

Seite

Ernſte Mahnung 3
Die Verwundeten 24
Am 13. Oktober 1866 46
Täuſchungen 64

Die Harpye der Zeit.

Neue Ausſichten 89
Ein großer Entſchluß 112
Noviziat 128
Die Harpye der Zeit 152
Familienſcenen 171
Vergiftetes Zuckerbrot 189

Neueſte Preßurteile

über die Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn:

Der Gräfin Ida Hahn-Hahn geſammelte Romane und Gedichte erſcheinen z. Zt. im Neudruck mit einer ſchönen biographiſch-kritiſchen Einleitung von Otto v. Schaching, elegant ausgeſtattet im Verlag von Habbel in Regensburg. Nach Annette Droſte-Hülshoff iſt Gräfin Hahn-Hahn wohl die bedeutendſte katholiſche Schriftſtellerin der Neuzeit. Sie iſt geboren am 22. Juni 1805 zu Treſſow in Mecklenburg, heiratete den Grafen Friedr. Hahn, doch wurde die Ehe ſchon nach 3 Jahren wieder gelöſt, machte große Reiſen in Europa und dem Orient, kehrte am 26. März 1850 in Berlin zur katholiſchen Kirche zurück, gründete in Mainz das Kloſter zum Guten Hirten und lebte in demſelben, ohne je, wie gefabelt wurde, in einen Orden zu treten, bei den Ordensſchweſtern, den Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit und ihren literariſchen Arbeiten bis zu ihrem am 12. Januar 1880 erfolgten Tode. Was erſt jüngſt wieder in den Erinnerungen der Luiſe Mühlbach, verheirateten Mundt, herausgegeben von deren Tochter, über eine Begegnung mit der Gräfin erzählt wird, iſt ein tolles Phantaſieſtück, würdig dem boshaften und dummen Zeug, das über ſie ausgeſtreut wurde nach ihrer Konverſion. Es gibt wohl wenige Perſönlichkeiten in der neueren deutſchen Literatur, über deren Leben u. Charakter ſo widerſpruchsvolle, gehäſſige Urteile gefällt worden ſind, wie dieſe „ultramontane“ Schriftſtellerin. Nur Clemens Brentano kann mit ihr in dieſer Beziehung verglichen werden, wie auch beider Lebensgang gemeinſame Züge aufweiſt. Von beiden ſtößt man auch auf dieſelben Urſachen, welche die oberflächlichen Urteile, die albernen Pikanterien bewirkt haben. Nach ihrer Bekehrung war beider Ruhm in der Meinung gewiſſer Literarhiſtoriker verſchollen. Gerecht wird ihr dagegen W. Menzel in ſeinen guten Tagen. „Sie ſchrieb, was ſie auf Reiſen geſehen, und was ſie innerlich erlebt und erſehnt, in Proſa und Verſen nieder. Immer in ſchöner Sprache, voll Wärme und Innigkeit, in kurzen raſchen Sätzen, wie man ſpricht, überall natürlich und freimütig. Ihre Gedichte verraten ein feuriges zärtliches Herz und einen offenen Sinn für alles Schöne. Die Gräfin lernte endlich, daß einer ſo glühenden Sehnſucht, wie der ihrigen, Erfüllung nicht diesſeits gefunden werden könne. Sie bekehrte ſich, wurde katholiſch.“ (Deutſche Dichtung. III. S. 446 ff.) Hoch über alle ſchriftſtellernden Damen ihrer Zeit erhob ſich die Gräfin, urteilt Menzel und mit ihm übereinſtimmend ſagt Fr. Hülskamp in einer Anzeige der Neuausgabe: „Die Sachen ſtehen bekanntlich ſowohl durch den geiſtigen Reichtum ihres Inhalts wie durch die Kunſt der Kompoſition und durch den Adel der Sprache hoch über der Durchſchnittsware. Daß ſie damit eine ausgeprägt religiöſe Tendenz verbinden, wird ihnen, wie früher, ſo auch jetzt, von vielen Leſern nicht als Fehler, ſondern als ein Vorzug angerechnet werden.“ (Literariſcher Handweiſer. Nr. 769 und 770. Sp. 589 f.) Damit ganz einverſtanden, kann ich hinzufügen, daß ich bei der Lektüre des erſten Romans der Neuausgabe „Maria Regina“, abgeſehen von Kleinigkeiten, keineswegs gefunden habe, daß er veraltet ſei. Die Charakteriſtik des Sozialismus mutet einen beiſpielsweiſe an, wie wenn ſie nicht von geſtern, ſondern von heute wäre. Die erſte Serie der neuen Habbel'ſchen Sammelausgabe ſollen 28 Bände Romane und 2 Bände Gedichte in 120 Lieferungen, wovon 24 bereits ausgegeben ſind, bilden zum Preiſe von 30 Pfg. pro Lieferung. Die ausgegebenen Lieferungen enthalten die Romane „Maria Regina“, „Doralice“ und „Zwei Schweſtern“. „Maria Regina“ iſt auch als Einzelausgabe (2 Bde. geb. zu 4 Mk.) zu beziehen. J. Fr.

(Gmunder Tagblatt 1903, 79.)

„Man ſagt nicht zu viel“, ſchrieb ſeinerzeit ein kompetenter Kritiker in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern“, „wenn man die Gräfin Ida Hahn-Hahn für die erſte unter den deutſchen Erzählerinnen der Gegenwart erklärt; die geiſtreichſte iſt ſie ohne Frage. Eine vollbürtige Dichternatur, iſt ſie zugleich eine ſcharfſinnige Denkerin und eine Beobachterin von ungewöhnlichem Freiſinn und Eſprit. Ihrer Erfindungsgabe ſteht eine reiche Welterfahrung zur Seite, ihrem Schilderungstalent eine lange Schule der Technik. Ihre Romane ſind darum nicht blos Spiegelbilder der Gegenwart voll Anregung und Spannung, ſie ſind mehr als das, ſie ſind Kunſtwerke.“

Dagegen ſchreibt Dr. Carl Storck, Verfaſſer einer, auch von katholiſchen Blättern ſehr gerühmten Literaturgeſchichte, in dem von der „Literariſchen Warte“ herausgegebenen „Literariſchen Ratgeber für Weihnachten 1902“ über die Hahn-Hahn Folgendes:

„Ich bezweifle keinen Augenblick, daß die Wandlung aus der innerlich zerfahrenen Salondame . . . in eine ſtrenge Katholikin durchaus ehrlich und überzeugt war; ich bezweifle alſo auch nicht die innere Wahrheit und Notwendigkeit ihrer Werke. Aber dieſe Notwendigkeit war eben keine künſtleriſche, ſondern eine kirchliche. Und darin liegt für die Literatur eben das weſentliche Moment. Daß ſie dabei gerade ſo adelsſtolz blieb wie vorher, daß ihr die katholiſche Kirche ausſchließlich als die befehlende Autorität, als die konſervative Macht gegen allerlei Neuerungsgelüſte . . . erſchien, iſt bei ihrer Natur

Notwendigkeit. . . Mag ſich an „Regina coeli", Doralice etc. religiös erbauen, wer kann. Mir perſönlich iſt das beſcheidenſte Kapuzinerbüchlein für dieſen Zweck wertvoller; von Kunſt aber ſpreche man bei ſolchen Werken nicht, ſondern meinetwegen von Kunſthandwerk."

Woher dieſe ſo grundverſchiedenen Urteile? — Das iſt leicht zu ergründen: Die Romane der Hahn-Hahn nach ihrer Bekehrung ſind ſo durchtränkt und durchblutet von dem entſchiedenſten, der Welt und dem Fürſten dieſer Welt ſo nachdrücklich den Krieg erklärenden Katholizismus, daß die rein künſtleriſche Wirkung hinter der apologetiſchen und ſtreng religiöſen entſchieden zurücktritt. Jeder Nichtkatholik oder jeder religiös abgeſtorbene Katholik wird deshalb dieſe Romane mit jener unangenehmen Empfindung weglegen, die alle Weltkinder bei jeder nachdrücklichen Hinweiſung auf das Ueberirdiſche, auf das wahre Ziel des Menſchen, von dem ſie ſo ſehr entfernt ſind, und beſonders auf die letzten Dinge beſchleicht. Iſt der Betreffende nun ein Kritiker, ſo iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß er ſein Mißbehagen hinter vorgeſchützten künſtleriſchen Bedenklichkeiten verbirgt.

Daß Herr Storck als Kritiker auch für katholiſche Blätter ſchreibt, ändert an der Sachlage gar nichts, denn jeder aufmerkſame Leſer ſeiner Literaturgeſchichte, ſowie ſeines Eſſay im obgenannten Ratgeber wird ſofort ein Verſagen ſeiner gerühmten Unparteilichkeit gegenüber der katholiſchen Dichtkunſt bemerken, wenn es ſich um Leiſtungen von ausgeprägt katholiſcher Eigenart handelt. Ich komme vielleicht an anderer Stelle einmal dazu, den Nachweis für dieſe Behauptung zu führen.

Sein obcitiertes Urteil über die Hahn-Hahn iſt aber ein ſo ſchiefes und oberflächliches, daß man ſich ſchon im Intereſſe der Wahrheit und Gerechtigkeit — nicht des Katholizismus, der bei dem ganzen Handel nichts verliert — dagegen zur Wehre ſetzen muß. Nehmen wir z. B. den Roman „Maria Regina“ her, der am treueſten das ganze Weſen der Dichterin abſpiegelt, ſozuſagen eine Geſchichte, ein Bekenntnis, eine Rechtfertigungsſchrift ihrer Bekehrung iſt. Herr Dr. Storck, dem das Malheur paſſiert, den Titel dieſes Romanes unrichtig zu citieren (Regina coeli anſtatt Maria Regina), möge doch einmal den Nachweis führen, wo und wie die Dichterin in dieſem Romane die katholiſche Kirche nur als „befehlende Autorität“ hinſtellt, oder er möge die in ſeiner Literaturgeſchichte aufgeſtellte Behauptung zu beweiſen ſuchen, daß hier „von der Religion als Quelle des Heils für die verſchmachtete Seele, von der innigen Gottes- und Nächſtenliebe nichts zu finden ſei!“ Beſonders die letztere Behauptung ſcheint darauf hinzuweiſen, daß Herr Storck den Roman „Maria Regina“ gar nicht geleſen hat, denn die Hauptfigur iſt das verkörperte Ideal innigſter Gottes- und Nächſtenliebe, wohl geeignet, gottliebende Seelen zum höchſten Streben nach Vollkommenheit zu entflammen. Es beſtehen ſtarke Gründe zu der Annahme, daß das letztere in der Tat geſchehen iſt, daß der Roman in der Tat heilſame religiöſe Umwandlungen zur Folge gehabt hat. Was die Auffaſſung der Kirche als „befehlende Autorität“ oder „als konſervative Macht gegen Neuerungen“ betrifft, ſo legt die Dichterin darauf abzielende Aeußerungen wohl dem gräflichen Vater der Heldin, einem oberflächlichen Weltmanne, in den Mund. Aber dieſe Aeußerungen gehören doch zur Charakterzeichnung, man weiß doch, daß in dieſen Kreiſen ſolche Anſchauungen vertreten ſind. Eine andere Perſon verteidigt wieder das Recht der Revolution — warum wird die Gräfin nicht auch für dieſe Aeußerungen verantwortlich gemacht? —

Nein, nein, trotz Herrn Storck und ſeines abfälligen Urteils wird jeder gebildete Katholik die Romane der Hahn-Hahn noch heute mit großem Intereſſe, ſicher aber daß dieſe Worte ihn in einen Rauſch des Entzükkens verſetzten. Er, den mehr noch ſeine Armuth als ſeine Verhältniſſe fern von Kreiſen vornehmer Frauen gehalten — er, der ſie nur in ihrem Glanz wie Meteore durch den dunkeln Himmel ſeines Lebens fern dahinziehend geſehen — er, deſſen geheimſte Sehnſucht und deſſen höchſtes Ideal in der glühendſten Liebe für eine ſolche Frau zuſammenſchmolz — er ſah ſich urplötzlich auf einen Platz verſetzt, wo er mit Frauen wie die Fürſtin G., wie Gräfin Sambach, wie Frau von Elsleben auf gleichem Fuß lebte. Er dachte zuweilen an jene Orientaliſche Erzählung, wo der Bettler im Schlaf in den Palaſt des Chalifen gebracht wird und erwachend Chalif zu ſein wähnt — nur mit dem Unterſchied, daß ihm nicht im Schlaf, ſondern im mühſelig bewußten Wachen der Wechſel gekommen ſei, daß er alſo auch nicht mit dem nächſten Schlaf verſchwinden könne. Er fühlte ſich geſchmeichelt wenn die Fürſtin G. zuweilen um ſeinen Arm bat und auf ihn geſtützt ſich anmuthig über die Promenade ſchleppte. Durfte er aber einmal neben Cornelien über dieſelbe Promenade gehen und mit ihr ſprechen, ſo bemächtigte ſich ſeiner ein ſo unendlicher innerer Jubel, daß er hätte laut jauchzen mögen. Einem Menſchen, der ſein Lebenlang unter

mit großem geiſtigen Nutzen leſen und ſich für die Langatmigkeit der eingeſtreuten religiös-philoſophiſch-kulturhiſtoriſchen Betrachtungen reichlich durch die geiſtreiche Behandlung der höchſten Lebensprobleme entſchädigt fühlen. Es war darum ein ſehr glücklicher Gedanke, dieſe Romane in einer billigen, hübſch ausgeſtatteten Geſamtausgabe den weiteſten Kreiſen zugänglich zu machen. (Ida Gräfin Hahn-Hahn, Geſammelte Werke. Regensburg. Verlag von J. Habbel. In Lieferungen à 30 Pfg.) Das Urteil des katholiſchen Publikums wird gewiß anders ausfallen, als jenes der in die modern-heidniſche Theorie vom Selbſtzwecke der Kunſt verbohrten Theoretiker.
E.

(Vaterland Wien 1903, 94.)

Seiner Zeit, als der Plan des Verlags, die Werke der großen Convertitin herauszugeben, bekannt wurde, haben wir dies mit Freuden begrüßt. Es liegen nunmehr 24 Lieferungen vor, welche die Erzählungen Maria Regina, Doralice, Zwei Schweſtern enthalten. „Maria Regina" möchten wir das Hohelied auf die Konverſion der Gräfin nennen, von ihr ſelbſt in vortrefflicher Darſtellung verfaßt. Die Werke der Gräfin Hahn-Hahn erörtern zugleich die wichtigſten religiöſen Streitfragen, ſie ſind geſchickt in die Erzählung eingeflochten. Und gerade das macht die Werke ſo empfehlenswert. In heutiger Zeit genügt es nicht, irgend eine Erzählung, einen Roman ohne jeden geiſtigen Gehalt durchzufliegen. Gerade auf den letzteren kommt es an, und darin ſtehen die Werke der Gräfin hoch vor vielen anderen. Sie ſeien beſtens empfohlen.

(„Mercuria", Berlin 1903, 16.)

Und endlich ſei hier eines neuen Unternehmens gedacht, das hoffentlich feſte Wurzel ſchlägt und im Leſepublikum freudigen Anklang findet: Ida Gräfin Hahn-Hahn. Geſammelte Werke. Mit einer biographiſch-literariſchen Einleitung von Otto von Schaching. Regensburg, J. Habbel. Die 1. Serie ſoll, in 120 Lieferungen à 30 Pfg., die nach der Konverſion der Verfaſſerin geſchriebenen Romane und Gedichte (14 Romane in 28 Bänden und 2 Bände Gedichte) bieten. Die vorliegende Lieferung 1 bringt (S. VIII—XXIX) ein mit vielen Illuſtrationen geſchmücktes Lebensbild der Gräfin Hahn-Hahn von O. v. Schaching und den Beginn des Romanes „Maria Regina“. Wir empfehlen das Unternehmen wärmſtens der Förderung aller kathol. Kreiſe, die es dem Andenken der Verfaſſerin ſchuldig ſind, durch zahlreiches Abonnement das Erſcheinen der Ausgabe zu ermöglichen.

(Allgem. Literaturblatt der Leogeſellſchaft, 1902, 24).

Die Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn bedürfen keiner beſonderen Empfehlung mehr; ihr hervorragender literariſcher Wert iſt längſt anerkannt, wurden ſie doch als zum beſten gehörig bezeichnet, was jemals in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt. Insbeſondere ſind die Schöpfungen aus der zweiten Lebensperiode der geiſtvollen Schriftſtellerin noch nicht wieder erreichte Meiſterſtücke der katholiſchen Erzählungskunſt.

In dieſer Geſamtausgabe werden die Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn weiteren Kreiſen zu einem möglichſt niedrigen Preiſe zugänglich gemacht. (Ein Drittel der bisherigen Einzelausgaben). Das Erſcheinen dieſer Geſamtausgabe wird deshalb Literaturfreunden ſehr willkommen ſein.

Franz Hülskamp ſchreibt im Lit. Handwſr. 1902, 770: „Man kann ſich nur darüber freuen, zumal da eine ganze Reihe dieſer Schriften ſchon ſeit Jahren im Buchhandel vergriffen war . . .“

Wie das vorliegende erſte Heft zeigt, iſt die Ausſtattung trotz der großen Billigkeit eine ſehr gute. Es iſt eine ſchöne normalgroße Schrift angewandt. Wir können die Anſchaffung dieſer Ausgabe jeder katholiſchen Familie nur warm empfehlen. (Pfälzer Volksbote.)

Mit großer Freude begrüßen wir ein Unternehmen des Regensburger Verlages von J. Habbel, welcher ſoeben an eine Geſamtausgabe der Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn geht. Dieſelbe ſoll in 30 Bänden, broſch. 36 Mk., geb. 45 Mk., oder in 120 Lieferungen à 0,30 Mk. erſcheinen. Gräfin Ida Hahn-Hahn, die berühmte Konvertitin, iſt eine der bedeutendſten, wenn nicht gar die bedeutendſte katholiſche Schriftſtellerin, die wir haben. Sie ſchreibt einen geradezu klaſſiſchen Stil, in einer überaus lebendigen, farben- und bilderreichen Sprache. Ihre Werke bringen gleicherzeit Unterhaltung und Belehrung. (Weſtpreuß. Volksblatt.)

Erzählungen von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Wenngleich die Erzählungen der geiſtreichen Gräfin ſchon vor langen Jahren erſchienen ſind, haben ſie noch immer einen großen Wert. . . . Anſtößiges kommt in den nach ihrer Konverſion geſchriebenen Romanen nicht vor. . . . die Erzählungen ſind gut und empfehlenswert für ernſtere, gebildete Leſer und beſonders auch Leſerinnen. Wer ſich in dieſe Schriften vertieft, kann nur für ſein Glaubens- und Seelenleben gewinnen.

Die nach ihrer Konverſion geſchriebenen Werke der Gräfin Hahn-Hahn waren bisher Eigentum des Verlages Franz Kirchheim in Mainz; die Ausſtattung war wohl gut, aber der Preis hoch, ſo daß die Schriften nicht jene Verbreitung finden konnten, die ſie kraft ihres großen literariſchen und ſittlichen Wertes verdienen. Es iſt ſehr erfreulich, daß ſich die Verlagshdlg. J. Habbel in Regensburg nach Erwerbung des Eigentumsrechtes im Vorjahre daran gemacht hat, eine billige Neuausgabe der geſamten Werke der Gräfin zu veranlaſſen. Dieſe Geſamtausgabe kommt nur etwa auf das Drittel der bisherigen Koſten. Die erſten beiden Hefte zeigen, daß der Verlag Habbel nicht bloß Billiges, ſchon auch Schönes liefern will; Druck, Papier, Ausſtattung iſt gleich lobenswert. Auch hübſche Einbanddecken ſind zu haben.

Maria Regina. Der erſte Roman, den die berühmte Verfaſſerin nach ihrer Bekehrung geſchrieben hat; kein Wunder, daß gerade in ihm die Ergüſſe ihres Eifers, begeiſterte Abhandlungen über religiöſe Gegenſtände verſchiedenſter Art ſich finden. Man möchte dieſes Werk faſt eine Apologie der katholiſchen Lehre nennen, ein Handbuch zur Belehrung über alle möglichen religiöſen und politiſchen Fragen der damaligen Zeit (1848, 1849). . . . die Hauptperſon, Maria Regina, iſt eine bezaubernde Lichtgeſtalt, die der Leſer nicht ſo leicht wieder vergißt. Zu ihrer großen körperlichen Schönheit geſellt ſich ein ſolcher Seelenadel, ein ſo hoher Grad tugendhafter Frömmigkeit, wie man ihn nur bei Heiligen trifft. In der Blüte der Jahre ſtehend, zieht ſie alle an ſich, mit zäher Ausdauer ſucht Vetter Uriel ihre Hand zu gewinnen; Regina widerſteht allen Lockungen und kennt nur ein Ziel: im Kloſter Gott und ihrer Seele zu dienen. Sie lebt dort nur kurz das Leben einer Heiligen. Bruder Hyazinth teilt ihre Geſinnung und wird ein ſeeleneifriger Prieſter. In den Geſchicken der Schweſter Korona, der verkannten, mit Kränkungen und Bitterkeiten überſättigten, aber auch in der Schule des Leidens geläuterten Gattin des leichtſinnigen Oreſt ſcheint Gräfin Hahn-Hahn einen Teil ihrer eigenen Leidensgeſchichte gegeben zu haben. Die jüdiſche Sängerin Judith iſt gut gezeichnet. die vollendete Weltdame, die nur kennt das Streben nach

Ruhm, deren Schönheit die Männer dutzendweiſe feſſelt, unter dieſen iſt auch Oreſt, Koronas Gatte; er iſt eben daran, ſeine edle Frau zu verlaſſen, Proteſtant zu werden, um Judith ehelichen zu können; gerade jetzt beginnt aber das Wirken der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit für das Weltkind: Judith lernt im Umgange mit zwei eminent katholiſchen Künſtlern die Kirche ſchätzen, nimmt Unterricht in der katholiſchen Religion, läßt ſich taufen, wird eine überzeugungstreue Katholikin, eine überaus fromme Kloſterfrau. Beſonders im 2. Bande fehlt es nicht an ſpannenden Epiſoden. Wir empfehlen den Roman allen gebildeten Erwachſenen, beſonders der Frauenwelt. (Linzer theol. Quart.-Schr. 1903, III.)

Wahl und Führung. Marina, wenig von den Ihrigen geliebt, heiratet ohne Neigung einen Gutsbeſitzer, neben dem ſie ein freudloſes, opferreiches Leben führt. Schwere Kämpfe muß ſie beſtehen, da im Herzen der Frau eine heftige Leidenſchaft für einen jungen Mann entſteht, aber ſie beſteht dieſen Kampf, ihr inneres Leben entfaltet ſich zur ſchönſten Blüte, zum Schluſſe bekehrt ſie den Mann und führt an ſeiner Seite ein ſtilles, glückliches Leben. Eine veredelnde Lektüre.

Die Glöckners-Tochter. Wendeline iſt die außereheliche Tochter einer unglücklich verheirateten Marquiſe und wurde ſchon gleich nach der Geburt einer Glöcknersgattin übergeben. Von dieſer wäre das Mädchen ganz verzogen worden, wenn nicht ein edelmütiger Prieſter ſeinen Einfluß geltend gemacht und der kindlichen Seele die edelſten Anregungen eingeflößt hätte. Wendeline, zur Jungfrau herangereift, lernt den Grafen Dagobert kennen und wird deſſen Retterin, da er an den Rand des Verderbens gelangt, einen Selbſtmord begehen will. Sie heiraten ſich.

Vergib uns unſere Schuld. Um einen Fürſtenſohn heiraten zu können, hat eine „Bürgerliche“

ihren katholiſchen Glauben verleugnet. Dieſe Treuloſigkeit gegen die wahre Kirche mußte ſie ſchwer büßen. Ihr proteſtantiſcher Gemahl verſtieß ſie ſamt dem Kinde, ein einſames Leben war ihr Anteil; nur gut, daß ſie die von Gott geſandte ſchwere Prüfung ſo zum Heile ihrer Seele benützte. Natürlich trat ſie reuig in den Schoß der Kirche zurück, erzog ihren Sohn zu einem überzeugungstreuen Katholiken und trug ihr Unglück mit Ergebung. Den Sohn führt Gottes Vorſehung nach langen Irrfahrten und Reiſen, ohne daß er es ahnt, in das Haus ſeines Vaters, der ihn als Kind verſtoßen, der Vater ſtirbt in den Armen des Sohnes, dieſer ſoll nun das fürſtliche Erbe antreten, wird jedoch Prieſter — zum Segen beſonders für die fürſtliche Familie. Die Erzählung iſt geeignet, den Glauben, die Liebe zur katholiſchen Kirche zu feſtigen, weshalb ſie als zeitgemäß beſonders empfohlen werden muß.

Eudoxia, die Kaiſerin. Ein Zeitgemälde aus dem 5. Jahrhundert. Die junge, ſtolze und leidenſchaftliche Gemahlin des ſchwachen Kaiſers Arkadius bringt durch Beſeitigung des ihr feindlichen Günſtlings Eutrop die ganze Macht in ihre Hand, unter der beſonders der heilige Biſchof Johannes Chryſoſtomus und mit ihm die Kirche zu leiden haben. Zum Glück ſtarb ſie ſchon im Alter von 24 Jahren. Das hiſtoriſche Gemälde ſpricht recht an, iſt ſehr erbauend und jedermann zu empfehlen.

Die Erzählung des Hofrates. Roſa Roth und Roſa Weiß wurden miteinander in den glänzendſten Verhältniſſen erzogen wie zwei Schweſtern; durch den Zuſammenbruch des Hauſes Roth wurden beide gezwungen, auf eigenen Füßen zu ſtehen und für das Fortkommen zu ſorgen. Die Verſchiedenheit des Charakters führt ſie auf Wege, die weit auseinandergehen: Roſa

Roth findet in ihrem Gottvertrauen Troſt und Stütze, und durch eifrige Arbeit Brot und Fortkommen, die Roſa Weiß hingegen ſucht es zu zeitlichem Glanze, zum Wohlleben zu bringen und betritt den Weg des Leichtſinns, der Eitelkeit. Ein Baron geht ihr auf den „Leim" und heiratete ſie; ſie wird unglücklich, entflieht und gibt ſich einem ſittenloſen Fürſten hin. Während ſie ſo in den tiefſten moraliſchen Abgrund ſtürzt und den Mitmenſchen zu Aergernis und Anſtoß dient, iſt die Roſe Roth allen zum Segen und gelangt durch Kreuz zum Frieden.

Peregrin. Der Held der Geſchichte iſt ein Jüngling von den edelſten Eigenſchaften. Er faßt innige Liebe zu Heliade, der frommen, katholiſchen Tochter eines glaubensloſen Schriftſtellers. Die Heirat mit Heliade wird vereitelt, da Peregrin nicht Katholik iſt; das Unglück wird voll, da Peregrin erfährt, er ſei nicht des Grafen Sohn, für den er bis jetzt gehalten wurde — er verläßt die Heimat, bringt ſich als Muſikkünſtler fort, findet nach Jahren den wahren Glauben und ſeine ehemalige Braut Heliade, die nun ſeine Gattin wird.

Nirwana. Hier haben wir es mit einer „modernen", ganz glaubensloſen Dame Leonilla zu tun. Ihr Vater kannte nichts als Geld und Geld, ihr Mann war ein Schwachkopf, ſie ſelbſt übte auf ihre Umgebung den unheilvollſten Einfluß aus, ſo daß manche, von den frivolen, glaubensloſen und ſittenverachtenden Aeußerungen dieſes emanzipierten Weibes verführt, durch bittere Tränen und lange Reue zu büßen hatten, ehe ſie den inneren Frieden wieder erringen konnten. Ein wohltuendes Gegenſtück zu dem unglückſeligen Weibe bildet ein edler, derſelben Familie entſproſſener Prieſter und eine Fürſtin mit ihrer ſittenreinen Tochter Adrianne. Die Seelenkämpfe Rüdiger Eubeos, der den Glauben faſt ganz verloren, ſich aber durch Gottes Gnade und eifriges Streben bekehrt hat, ſind treffend geſchildert. Leonillas Herz verhärtet ſich immer mehr, widerſtrebt jedem religiöſen Gedanken, verhöhnt das gute Beiſpiel ihrer Umgebung, baut nur auf das Nirwana, auf das ewige Nichts und ſtirbt als Selbſtmörderin. Sehr lehrreich: das Leben ohne Gott iſt das größte Unglück des Menſchen, das Leben im Glauben bringt Segen und Frieden.

Die Erbin von Kronenſtein. Floreſtine, die edle und kindlich reine Tochter eines ſtreng katholiſchen Grafen verlebt mit zwei Jugendgeſpielen Teleſphor und Franz eine freudig frohe Jugend an der Seite ihres heißgeliebten Vaters, heiratet einen ſonſt braven Edelmann, den ſie liebevoll durch ihr Tugendbeiſpiel zu einem gläubig frommen Katholiken bildet. Leider verfällt dieſer ſeiner Jugendleidenſchaft, dem Spiele und bereitet dadurch ſeiner edlen Gattin die bitterſten Stunden. Nach ſeinem bald erfolgten Tode, der durch Floreſtines Opfer und Gebet ein erbaulicher war, widmet ſich die junge Witwe der Rettung einer zweiten Seele: Teleſphor, zum geiſtlichen Stande berufen, war er von einer Schauſpielerin verführt, um den Glauben gebracht und in großes Elend gebracht worden. Mit Gottes Gnade gelingt es ihr, den Menſchen auf den rechten Weg zu bringen. Franz, ein Maler geworden, lebt ein tiefgläubiges Leben und tritt in einen Mönchsorden. Floreſtine, ein wahrhaft „ſtarkes“ Weib, erfüllt von Pflichtgefühl, von feſtem Glauben, voll heldenmütigen Opfermutes, hat zwar ein kurzes, aber an guten Werken und Tugenden fruchtbares Leben vollendet, das zur Bewunderung und Nachahmung hinreißt.

Der breite Weg und die ende Straße. Eine Familiengeſchichte. Der Beruf der Frau iſt es, fördernd in das Glaubens- und Seelenleben des Mannes einzugreifen. Leider erfaſſen ſo viele Frauen die Wichtigkeit dieſer Aufgabe nicht, ſelbſt ſolche nicht, die aus gläubigen Familien ſtammen, in klöſterlichen Inſtituten ihre Ausbildung genoſſen haben; ſie fügen ſich mehr und mehr den Launen des Gatten, beugen ſich vor ſeinen Grundſätzen, werden an der Seite des religionsloſen Mannes lau und entfremden ſich immer mehr dem chriſtlichen und kirchlichen Leben. So erging es der Gattin Emerich Nelbeggs; ehemals fromm, gerät ſich Dank ihrer Charakterſchwäche in die leidenſchaftliche Frivolität der Welt — zu ihrem großen Unglück — ſie wird irrſinnig. Nun ſind ihre drei Kinder ganz den Händen des gottloſen Vaters ausgeliefert, der ſie ſo erzieht, daß ſie ohne allen religiöſen Halt aufwachſen. Erſt ſchweres Unglück, bitterer Schmerz führt ſie zu Gott; beſonders Emerenz, die älteſte Tochter, wird eine tiefgläubige, in der Schule ſchwerer Leiden geläuterte, opferfreudige Katholikin, die um die Bekehrung ihres Vaters ihr Leben hingibt. Eine ſpannende Lektüre.

Linzer theol. Quartalſchrift 1903, III.

Ein ungewöhnlicher Geiſt, eine Fülle von Gemüt, eine pſychologiſche Schärfe der Beobachtung des Seelenlebens, wie ſie nur ein weibliches Auge hat, offenbaren ſich in den Romanen der Ida Gräfin Hahn-Hahn. Dabei iſt die Behandlung der Sprache meiſterhaft. In keiner Beziehung ſtehen ſie dem beſten nach, was die Gegenwart uns bringt. Mögen wir den Reichtum der Erfindung, die Kunſt der Anlage, die Höhe und Univerſalität der ſich offenbarenden Bildung, die Lebenswahrheit der Charaktere, die Wärme des Gefühles, die Feinheit der Entwicklung, den Schwung der Schilderung oder die fließende Eleganz der Sprache in's Auge faſſen: überall finden wir reiche Befriedigung.

Ueber Doralice ſchrieb ſ. Zt. der Litterar. Handweiſer: „In Doralice zählen wir gleich das erſte Capitel zu dem Beſten, was jemals in deutſcher Sprache geſchrieben iſt“.

„In „Doralice“ hat unſere Dichterin einen Charakter geſchaffen, ſo hehr und herrlich, ſo ideal und doch uns ſo menſchlich nahe, wie nie wieder in ihren Dichtungen. In Doralice haben wir die Frau in ihrer ſchönſten Geſtalt. Die edelſten Charaktereigenſchaften, verbunden mit erhabenem Gedankenfluge paaren ſich in ihr mit lieblicher weiblicher Heiterkeit und Seelenfreudigkeit. Sie zieht unwiderſtehlich an ſelbſt da, wo ihre Geſinnung nicht den gleichen Nachhall hervorruft, nirgend ſtößt ſie ab. Sie iſt da, um zu lieben und geliebt zu werden.“ So kennzeichnet Heinrich Reiter die Heldin des Romanes; er ſagt weiter: „Leider iſt es mir unmöglich, den unvergleichlichen Charakter Doralicens zu analyſieren. Nur Lektüre vermag ihn dem Leſer in ſeiner hinreißenden Schönheit vorzuführen. Und dasſelbe gilt von dem Kreiſe, in welchem ſie ſich bewegt. Die Dichterin hat hier ein ſo anheimelndes Familienbild geſchaffen, wie es ſelten zu finden iſt in deutſchen Romanen.“ Fuldaer Zeitung.

Die bekannte Dichterin C. Schmid-Wöhler (Cordula Peregrina) ſchreibt der Verlagshandlung:

„Maria Regina erſchien zum erſten Mal als ich ein prot. Mädchen von 15 Jahren war, ich las es und es war der erſte Anſtoß zu meiner ſpäteren Converſion. Gräfin Hahn-Hahn war meine Landsmännin. In jeder Weiſe iſt mir dieſer Roman ins Herz gewachſen wie kein anderer! Ich bin auch ſo froh, daß Sie Doralice wieder herausgeben, dies kaum minder ſchöne Buch war ja ſchon längſt vergriffen und die Romane der Hahn-Hahn behalten ſtets gleichen Wert.

Wie es mich freut, daß die Hahn-Hahn durch Ihr Unternehmen aufs Neue wieder zu Ehren kommt, kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Sie tun der guten Sache einen dem Druck äußerer Umſtände gelitten, immer nach Befreiung geſchmachtet und ſie bei fünfundzwanzig Jahren zum erſten Mal erlangt hat, darf man darum keinen Vorwurf machen, wenn er ſich im vollen frohen Siegeslauf zu ſeinem Ziele wähnt.

Aurora unterhielt ſich vortreflich! ſie behauptete zwar ſich aus Pflichtgefühl Gewalt anthun zu müſſen, und Cornelie nahm ſich wol in Acht ihr zu widerſprechen, hegte aber im Stillen die wolbegründete Meinung, daß noch nie Aurorens Pflichtgefühl dermaßen mit ihrer Neigung Hand in Hand gegangen ſei. Die bunten, neuen, ſtets wechſelnden Geſtalten, der Stoff zu Vergleich und Beobachtung den ihr Umgang oder ihre Erſcheinung bot, der Reiz einer Berggegend, die Nähe des ewig zauberiſch wirkenden Rheins mit ſeinen Ruinen und ſeinen alten maleriſchen Städten zwiſchen der ewigen Jugendfülle der Rebgelände: das Alles war entzückend für Aurore, die ſeit ſechs Jahren abgeſchieden in der märkiſchen Sandfläche und zwiſchen geiſtig flacher Umgebung lebte und ſich nach einer erfriſchenden Anregung ſehnte.

„So weiß ich denn endlich! endlich! wie Berge ausſehen und wie ein Strom!“ rief ſie entzückt, und wollte nichts davon hören, daß Cornelie die ſchleſiſchen Berge gebirgsartiger nannte als den Taunus.

wahrhaft großen Dienſt. Wer konnte ſich bisher Maria Regina anſchaffen, wohl nur die Reichen! Sie aber machen dies herrliche Buch auch dem Volke zugänglich.“

„Doralice“ iſt ein künſtleriſch motivierter, mit großem Aufwande von Geiſt und pſychologiſcher Begründung geſchriebener Bekehrung-Roman. Die Handlung iſt zwar dürftig und viel zu breit ausgeſponnen, aber dieſen Mangel erſetzt die prächtige Charakteriſierung der auftretenden Perſonen. Dabei fallen blendende Streiflichter auf die Zeit- und Weltlage, die ſich oft wie ſcharfe Spiegelbilder unſerer heutigen Zeit ausnehmen. So lieſt ſich „Doralice“ heute noch wie ein hochmoderner Roman; ja wir möchten das Vorbild des „modernen Romanes“ in dieſem Buche erblicken, das die Dürftigkeit und Magerkeit der Handlung durch glänzende pſychologiſche Motivierung und durch feine Kunſt der Charakterſchilderung erſetzt.

In „Zwei Schweſtern“ finden wir dieſelben Vorzüge, aber die Handlung iſt reicher gegliedert und ſchreitet lebendiger vorwärts. Auch dieſes Buch mit ſeiner ergreifenden Schilderung, man möchte ſagen Perſonifikation der Flachheit, Nervoſität und Verkommenheit des modernen, von Gott abgewendeten Weltgeiſtes packt und ergreift wie ein Roman aus der neueſten Gegenwart. Man iſt oft geradezu erſtaunt, in dieſem vor etwa 30 Jahren geſchriebenen Romane mit unheimlicher Deutlichkeit und Porträttreue blitzartig aktuelle Bilder der Gegenwart aufleuchten zu ſehen. Die Dichterin hat eben tief in die Verirrungen ihrer Zeit hineingeblickt und dieſelben ſozuſagen bis in ihre letzten Konſequenzen vorausgeſehen. Auf dieſem dunklen Hintergrunde hebt ſich in leuchtender Friſche das Bild eines nicht nur dem Namen nach, ſondern in der Tat katholiſchen, im

Feuer des Opfers bewährten Familienlebens ab, nicht minder vorbildlich für unſere glaubens- und opferarme Zeit. In Anbetracht dieſer großen Vorzüge der Hahn-Hahn'ſchen Romane, die mehr als bloßes Unterhaltungsfutter ſind und deren Verbreitung unter Umſtänden ein apoſtoliſches Werk ſein kann, darf wohl der Wunſch berechtigt erſcheinen, daß die vorliegende, billige und ſchön ausgeſtattete Geſamt- und Lieferungsausgabe jeder katholiſchen Bibliothek einverleibt werde und auch in recht vielen katholiſchen Familien Eingang finden möge.

Volksblatt Wien 1903, 88.

Maria Regina, Roman von Ida Gräfin Hahn-Hahn, liegt uns nun in der Volksausgabe von J. Habbel, Regensburg, vollſtändig in 2 Bänden zum Preis von nur 4 Mk. vor. Wer dieſen beſten Roman der gefeierten Konvertitin kennt, wird ſicher die Gelegenheit ergreifen, ſich ihn in ſo billiger und trotzdem ſehr hübſch ausgeſtatteten Form zu verſchaffen. Denjenigen, die die geiſtvolle Schriftſtellerin nicht kennen, empfehlen wir die Anſchaffung ihrer Werke, die in ebenderſelben Ausſtattung bei Habbel weiter erſcheinen ſollen, ebenſo den löbl. Vereins- und Bibliotheksvorſtänden aufs beſte.

Oeſterreichiſche Volkszeitung Warnsdorf, 1903, 30.

Das von uns mit Freuden begrüßte und ſchon öfters rühmend erwähnte Unternehmen des Regensburger Verlages von J. Habbel, welcher eine Geſamtausgabe der Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn veranſtaltet, verdient in allen katholiſchen Kreiſen die weitgehendſte Unterſtützung. Augsb. Poſtzeitg 1903, 169.

* * *

Weitere lobende Beſprechungen brachten folgende Zeitungen:

Allgäuer Zeitung, Kempten; Augsburger Poſtzeitung; Badiſcher Beobachter, Karlsruhe; Bayeriſcher Kurier, München; Coblenzer Volszeitung; Deutſcher Hausſchatz, Regensburg; Emſer Zeitung; Freiburger Bote; Fuldaer Zeitung; Gebirgsbote, Glatz; Hildesheim'ſche Zeitung; Ingolſtädter Zeitung; Kärntner Zeitung; Kempener Zeitung; Konſtanzer Nachrichten; Landauer Zeitung; Linzer Volksblatt; Mainzer Journal; Mannheimer Volksblatt; Merkuria, Berlin; Merziger Volkszeitung; Münſter'ſche Zeitung; Nürnberger Volkszeitung; Neue Augsburger Zeitung; Oberſchleſiſche Volkszeitung, Ratibor; Pfälzer Bote, Heidelberg; Saarzeitung, Saarlouis; Schleſiſche Volkszeitung, Breslau; Schwarzwälder Volksblatt, Rottweil; Volksblatt, Wien; Volksfreund, Bocholt; Warmia, Heidelberg; Weſtfäliſcher Volksfreund, Hamm; Weſtfäliſche Volkszeitung, Bochum; Weſtfäliſches Volksblatt, Märkiſche Volkszeitung, Berlin u. ſ. w., u. ſ. w.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie:

Romane und Gedichte:

Band	
1—2	Maria Regina. 2 Bde.
3—4	Doralice. 2 Bde.
5—6	Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8	Peregrin. 2 Bde.
9—10	Eudoxia. 2 Bde.
11—12	Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14	Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16	Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18	Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20	Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22	Nirwana. 2 Bde.
23—24	Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26	Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28	Wahl und Führung. 2 Bde.
29	Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30	Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jeruſalem.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Erneſt Renan.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche.

2. Band: Die Väter der Wüſte.

3. Band. Die Kirchenväter.

Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche.

4. Band: Die Kirchenväter.

Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Aus Jeruſalem.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Die Liebhaber des Kreuzes. 2 Bde.

Leben der hl. Thereſa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Kloſtergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert.

147,611.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
Geſammelte Werke.

1. Serie: 15. Band.

Die Erzählung des Hofrats.

Erster Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die
Erzählung des Hofrats.

Eines Tages tauchte plötzlich aus dem Gewühl Fürſt Gotthard auf und ſtand vor Cornelien.

„Woher und wohin?“ rief ſie überraſcht und freundlich. Die Erinnerung an ſeine frühere ziemlich alberne Liebeserklärung war ihr in Freud und Leid ſpäterer Tage gänzlich untergegangen, und jezt vollends, als er mit ſeiner alten nonchalance vor ihr ſtand, war es ihr unmöglich deſſen eingedenk zu ſein.

„Woher? entgegnete Gotthard; — aus Paris! wohin? — wohin Sie befehlen. Ich verließ Paris weil alle Welt fortging vor der immer anwachſenden Cholera entfliehend. Es wurde mir langweilig allein zu bleiben. Aber Sie werden nicht begehren über meine miſerable Exiſtenz etwas hören zu wollen! erzählen Sie lieber von der Ihren. Weshalb ſind Sie hier? und weshalb .... mein Gott! in Trauer und ſo bleich .... ſo bleich?“

Cornelie hatte nicht Luſt auf der Promenade zu weinen und ſagte mit einer Stimme die von unterdrückten Thränen zitterte:

„Kommen Sie um zwölf Uhr zu mir, ich will Sie dann meinem Vater vorſtellen und wir wollen plaudern. Ich wohne hier im Kurhaus Nr. 21.“

Sie nickte ihm freundlich zu, ging, und ließ ihn von freudigem Schreck durchblitzt zurück. Mit dem

Roſe Rot und Roſe Weiß.

Der Hofrat ſchlug ſein rechtes Bein über ſein linkes Knie, drückte den Griff ſeines Stockes unter die Naſe und fragte mit einem Blick — ſo forſchend, und mit einem Ton — ſo bedachtſam, als gelte es die Prognoſe einer Geiſteskrankheit oder einer Seelenſtörung gründlich feſtzuſtellen:

„Sie ſchreiben alſo noch immer Romane?“

„Ja, beſter Hofrat.“

„Seltſam! . . . . höchſt ſeltſam! Sei es Begabung, ſei es Geſchmack . . . . ſeltſam.“

„Nun gut, ſeltſam! . . . Aber was weiter?“

„Ich habe eine Begebenheit erlebt, eine Familiengeſchichte erfahren, die, gut erzählt, auch guten Eindruck machen und da und dort von Nutzen ſein könnte. Es iſt ein treffliches Thema.“

„Beſter Hofrat, die glückſelige Zeit liegt länger als ſeit einem halben Jahrhundert hinter mir, wo der Lehrer mir zweimal wöchentlich ein deutſches

Thema und die Gouvernante zweimal wöchentlich ein franzöſiſches Thema gab, worüber ich zu ſchreiben hatte. Seitdem habe ich mir angewöhnt, mir ſelbſt meinen Stoff zu ſuchen.“

„Schon recht! Können Sie den meinen nicht brauchen, ſo *laſſen Sie ihn fallen;* ſonſt aber drehen und wenden Sie ihn zurecht, bis er ſich fügt. Denn ſeinen Nutzen könnte er haben: dabei bleibe ich. Nur muß er in jedem Fall ſchön aufgeputzt oder gleichſam mundgerecht gemacht werden. Was meinen Sie dazu?“

„Ich meine noch nichts, denn ich kenne ihn nicht. Aber erzählen Sie nur. In dem langweiligen Badeleben, deſſen Langweil ſich durch ſchlechte Witterung faſt zum Unerträglichen ſteigert, iſt mir ihre Erzählung jedenfalls eine willkommene Unterhaltung.“

Der Hofrat war ein guter Freund „aus uralten Zeiten.“ Wir trafen uns unerwartet im Badeort. Er ſprach ſehr gern und ich höre ſehr gern zu. So hatten wir Beide unſer Vergnügen bei ſeiner Erzählung.

Er fing an:

In einem Badeort geht es bunt und wunderlich her. Von allen Enden der Welt kommen die Leute und ſuchen das koſtbarſte Gut, das der Menſch — nächſt ſeiner unſterblichen Seele — beſitzt oder zu beſitzen wünſcht: die Geſundheit. Da ſind Reiche und Arme, Greiſe und Jünglinge, Männer und Frauen, alle Stände, alle Nationen, alle Sprachen durcheinander gemiſcht, Tauſende und abermals Tauſende — und jeder denkt an das Eine, das ihm Not tut und das er aus ſeinem Brunnenbecher zu trinken hofft.

Selbſtverſtändlich kommt an einem ſolchen Ort außerordentlich viel Geld in Umlauf und wird der Unternehmungs- und Spekulationsgeiſt gewaltig angeregt. Es werden Bauten unternommen, Geldgeſchäfte angefangen; die ſchönſten Häuſer ſchießen wie Pilze aus dem Boden hervor; man ſcheint auf lauter fürſtliche Brunnengäſte, wenigſtens auf fürſtliche Vermögen zu zählen. In den letzten fünfundzwanzig bis dreißig Jahren haben ſich unſere Badeorte — wenigſtens im weſtlichen Deutſchland — dermaßen vergrößert und verſchönert, daß man ſie nicht wiederkennt. Ich bin geboren in einem dieſer verwandelten Badeorte, — wo mein Vater Arzt war. Das iſt freilich lange her, ſo lange, daß ich über die Veränderungen nicht ſtaunen darf, die dort nach und nach eingetreten ſind; dennoch überraſchten ſie mich jedesmal, wenn ich im Lauf der Zeit zurückkam, um die Meinen zu beſuchen. Mogten aber auch neue Straßen, großartige Plätze, elegante Villen, Schweizerhäuſer, Schlößchen, und Gott weiß, was Alles entſtehen: ein Haus blieb unverändert, unvergrößert, ungeſchmückt. Es war das, worin mein Vater gelebt hatte und wo mein Bruder, der ebenfalls Brunnenarzt war, ſpäter ebenfalls lebte. Dies Haus — oder beſſer geſagt, das Grundſtück, auf welchem drei Häuſer lagen, gehörte einer Engländerin, deren Leben an dem jährlichen Gebrauch unſerer Bäder hing. Dies hatten die Ärzte erklärt als ſie, fünfzehnjährig, zum erſtenmal unſeren Badeort beſuchte, und ihre Eltern kauften das Grundſtück, das damals, nach den ſchweren Napoleoniſchen Kriegszeiten, ſehr billig zu haben war, und das ihnen gefiel.

Die zwei größeren Häuſer waren augenſcheinlich die Flügel oder Pavillons eines Mittelbaues, der aber nie aufgeführt worden war. Ihre Front und ihre Eingangstüren lagen nicht an der Straße, ſondern einander gegenüber in einem großen Hof, der durch ein eiſernes Gitter gegen die Straße abgeſchloſſen war. Genau in der Mitte des Gitters lag ein kleines Häuschen, viereckig wie ein Würfel, die Wohnung des Portiers. Rechts und links von demſelben befand ſich ein Gittertor. Auf der vierten Seite des Hofes, da wo der Mittelbau hätte ſtehen müſſen, war der aufſteigende Erdboden zu einer breiten Terraſſe umgeſchaffen, die eine Kaſtanienallee trug und hinter derſelben lag ein Blumen- und Küchengarten. Die Terraſſe war uns, meinem Bruder und mir, in der guten Jahreszeit durch ein ſtrenges Verbot unſeres Vaters unzugänglich. Die Kranke nämlich brachte ihre Tage dort zu, bald lag ſie auf einem Ruhebett, bald wurde ſie in einem kleinen Wagen auf und ab geſchoben. Aus dem oberen Stock des Hauſes, das ſie bewohnte, öffnete ſich eine große Fenſtertür aus einem ſehr freundlichen und koſtbar eingerichteten Zimmer auf die Terraſſe, ſo daß ſie, wenn der Erdboden feucht oder der Wind ſcharf war, doch in der Tür ſitzen und friſche Luft und den Blick auf den Blumengarten genießen konnte. Aus dem Hauſe, das wir bewohnten, ging keine Tür auf die Terraſſe, wohl aber ein Fenſter des Wohnzimmers meiner Eltern. Aus dieſem Fenſter auf die Terraſſe zu ſpringen, war eine Wonne für uns Buben, wenn draußen Schnee lag und wir bis an die Knie darin verſanken. Leider konnten wir dies Göttervergnügen nur ſelten, wenn eben Niemand im Zimmer war, genießen, weil unſere Mutter der Anſicht war, man habe durch die Tür, nicht durch das Fenſter, in's Freie ſich zu begeben, — eine Anſicht, welcher ich jetzt von ganzem Herzen beiſtimme; damals aber durchaus nicht. Eine zweite Seligkeit fanden wir in den wütenden Schneeballſchlachten, die wir ſo recht ungeſtört auf der Terraſſe einander lieferten. Doch vielleicht wurde ſie durch unſere Freude überwogen, wenn wir im Frühling entdeckten, daß ein Vogelneſt im jungen Laube der Kaſtanienbäume gebaut ſei: genug, dieſe Terraſſe war mit allen Freuden meiner Kindheit verwebt nnd iſt mir daher unvergeßlich.

Ich wurde älter, ein Jüngling, ein Mann.

Mein Beruf führte mich nach einer entfernten Univerſitätsſtadt und gab mir dort Arbeit in Menge. Selten kam ich wieder in die Heimat; wenn ich aber kam, ſo ſtaunte ich über die Veränderungen, die vorgegangen waren. Immer größer, ſtattlicher, eleganter wurde der Badeort, allen Anſprüchen des Comforts und des Luxus ſuchte er mehr und mehr zu genügen; unverändert aber blieb die Beſitzung der Engländerin. Sie lebte noch immer, die arme Leidende, während meine Eltern längſt geſtorben waren. Mein Bruder bewohnte nun das Haus, das ihm wie ſein eigenes vorkam und ich zweifele nicht, daß es ſeine Abſicht war, dereinſt das Grundſtück zu kaufen. Allein er ſtarb plötzlich, ganz unerwartet und zu der nämlichen Zeit ſtarb auch die Engländerin. Es war im Jahr 1848, wo es wild und wirr in der Welt herging und wo die erſten Ausbrüche des revolutionären Vulkans erfolgten, in deſſen Petroleumsflammen die Welt — ich meine nicht unſern Planeten, nicht unſer Sonnenſyſtem, ſondern die ziviliſierte Welt — vielleicht dereinſt ihren Untergang findet. Die Influenza des Spekulationsgeiſtes graſſierte damals noch nicht mit jener Wut, zu der ſie ſich ſeitdem entfaltet hat. Man wußte nicht, wie ſich die Sache wenden, wer die Oberhand behalten werde; man wollte nicht Hab und Gut auf's Spiel ſetzen — und die Folge war, daß ſich für die Beſitzung der Engländerin keine

Käufer fanden. Sehr natürlich. Unruhige Zeiten ſind den Badereiſen nicht günſtig, halten die Leute daheim und laſſen die Sorge für die Geſundheit vor noch ſchwereren Sorgen verſchwinden. Wer in ſolchen Zeiten Unternehmungen macht, die auf einen zahlreichen Beſuch des Badeortes berechnet und gegründet ſind, kann darin ſeinen Ruin finden. Der älteſte Sohn meines verſtorbenen Bruders, der ebenfalls Arzt war und die Praxis ſeines Vaters erbte, hatte die größte Luſt zum Kauf; aber er war im Begriff, ſich mit einem ganz unbemittelten Mädchen zu verehelichen und das Vermögen meines Bruders verteilte ſich unter zehn Kinder — folglich mußte ſich der brave Junge die Luſt vergehen laſſen.

Dies Alles ſchrieb er mir und endlich, daß nun doch zuletzt die Beſitzung verkauft ſei, und daß er die Wohnung unſerer Väter mietweiſe, wie früher, behalte.

Nach zwei Jahren beſuchte ich ihn. Es war Alles ganz wie ſonſt; nichts hatte ſich verändert im Hof, an den drei Häuſern, an der Terraſſe und im Garten; aber ſtatt der ſtillen, bleichen, kranken Engländerin beſchatteten die Kaſtanienbäume ein Paar wunderniedliche kleine Mädchen von drei bis vier Jahren, das eine blond, das andere braun, jedes ein Engelsköpfchen. Auf der Terraſſe, wo mein Bruder und ich uns vierzig Jahre früher ſo energiſch umhergebalgt hatten, trieben ſie jetzt ihre kleinen friedlichen Puppenſpiele und gaben mir allerhand wehmütige Gedanken über die Flüchtigkeit des Lebens, der Jugend, der Unſchuld. Ich fragte meine Nichte, wem die lieblichen Kinder gehörten.

„Es iſt Roſe Rot und Roſe Weiß,“ erwiderte ſie.

„Sind das Liebesnamen, die Du ihnen gibſt?“ fragte ich.

„Keineswegs!“ war die Antwort: Roſe Rot iſt die Tochter unſeres Grundherrn, welcher Rot heißt, und Roſe Weiß iſt die Tochter von Roſe Rots ehemaliger Amme, der Frau eines verkommenen Schuhmachers, der vor Jahren verſchollen iſt.“

Ich hatte die Kinder für kleine ausländiſche Prinzeſſinnen, kaukaſiſche, gruſiniſche oder dgl., wenigſtens für Töchter von ſehr reichen und ſehr vornehmen Badegäſten gehalten, nicht ſowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen der übertriebenen Zierlichkeit ihrer Anzugs. Ich war ganz verblüfft, zu erfahren, daß ich Töchter eines Schuſters und eines Maurers vor mir ſah. Herr Rot, der ſich gern Baumeiſter nennen ließ, war ſeines Gewerbes ein Maurer, der ſich durch Geſchicklichkeit und Unternehmungsgeiſt in die Höhe gearbeitet hatte. Mit meinen altmodiſchen Anſichten über den Unterſchied der Lebensſtellungen, der in allen äußeren Dingen feſtzuhalten ſei, war ich empört über die

Hoffart im Anzug der kleinen Mädchen und ſagte meiner Nichte, ich hoffte ſehr, daß ſie mit ihrer Tochter, die noch in der Wiege lag, keine ſolche Torheit treiben werde — was ſie mit einer ſehr zweifelnden Miene beantwortete.

In langen Pauſen führt mich mein Weg immer wieder nach meinem Heimatsort. Nach zehn Jahren beſuchte ich abermals meinen Neffen. Nun aber dieſe Veränderung! Statt der alten Kaſtanienbäume erhob ſich auf der Terraſſe ein ſtattlicher Bau mit runden Eckthürmchen, mit Balcons und Erkern. Das Portierhäuschen war verſchwunden; ein ſtattliches Gittertor zwiſchen Pfeilern von Sandſtein, welche große Blumenvaſen voll rankender Gewächſe trugen, nahm deſſen Stelle ein und bildete die Einfahrt in den Hof, den ein weites Waſſerbecken ſchmückte, aus dem der Waſſerſtrahl eines Springbrunnens munter plätſchernd aufſtieg. Die beiden alten Häuſer ſtanden noch einander gegenüber im Hof; das, welches mein Neffe bewohnte, in unveränderter Geſtalt, nur mit großen Fenſterſcheiben verſehen und mit Schlingpflanzen umwachſen, während das andere um ein Stockwerk erhöht und mit dem üblichen Bauwerk-Krimskrams von Erkern und Thürmchen ausgeſtattet war. Herr Rot hatte in dieſen zehn Jahren große Bauunternehmungen und in Folge derſelben ſo glänzende Geldgeſchäfte gemacht, daß er ſeine Beſitzung in dieſer großartigen Weiſe ausbauen konnte. Er hatte ihr — wie dies in Bade-

Vater war ſie hier und in Trauer: folglich war der Gemal todt: dieſen Schluß zog Gotthard ohne Bedenken, und daraus eine ſo lange Reihe von Folgerungen, daß er nach drei Stunden von ſeiner friſch erwachten Liebe neubeſeelt zu Cornelien kam. Wer weiß welchem ſchwarzen Schickſal ich in Paris entgehen mußte um hier ein goldnes zu finden! ſprach er zu ſich ſelbſt, als er bei ihr eintrat. Ihre Erzählung ſtimmte ihn ungemein betrübt; — war es Theilnahme für ſie oder für ſich ſelbſt .... er wußte es wirklich nicht.

„Nun wenn es ſo iſt, dann will ich nur morgen wieder abreiſen,“ entgegnete er.

Cornelie die zwiſchen ihrer Erzählung und ſeiner Antwort gar keinen Zuſammenhang fand, ſah ihn groß an.

„Nun ja, Sie ſind traurig und vergrämt, fuhr er ſich beſinnend fort; dann mag man nichts von langweiligen Leuten wiſſen.“

„Sie erwarten doch keine Complimente von mir?“ fragte ſie verwundert.

„Nein! aber Ermunterung zum Bleiben — ſonſt gehe ich.“

„Das klingt ja faſt wie eine Drohung!“ rief ſie ein wenig ſpöttiſch.

orten üblich iſt, einen Namen gegeben und zwar den, mit welchem man das herrliche Genua zu bezeichnen pflegt „la Superba“, ſo daß ſich ſchon daraus ſchließen ließ, daß es ihm nicht an Stolz auf ſeine Verdienſte, ſeine Talente und ſein Geld fehle. Ich erkundigte mich bei meiner Nichte nach Roſe Rot und Roſe Weiß und fragte, ob ſie jetzt etwa mit goldenen Kronen auf dem Kopf umher gingen.

„Das iſt nicht Mode, ſonſt würde es gewiß geſchehen,“ war die Antwort: „die beiden Mädchen ſind in einer Erziehungsanſtalt, die ſehr koſtſpielig iſt. Jetzt aber befinden ſie ſich für den ganzen Sommer hier, um die Freuden des Badelebens, ſo weit ſie ihren vierzehn Jahren zugänglich ſind, zu genießen, nämlich die Muſik, die Promenaden, das Theater.“

„Aber um's Himmelswillen, wie macht der verſchollene Schuſter Weiß ſo etwas für ſeine Tochter möglich!“ rief ich über die Maßen verwundert.

„Herr Rot“, erwiderte meine Nichte, „beſtreitet alle Koſten für Roſe Weiß, aus Liebe für ſeine Tochter, die das eigenſinnigſte Kind auf Erden iſt und erklärt hat, ſie wolle eine Schweſter haben und das ſolle Roſe Weiß ſein. So kommt es denn, daß dieſe ihren Verwandten ganz entfremdet wird und auch jetzt nicht bei ihrer Mutter, die Haushälterin wurde, drüben zu ebener Erde, ſondern im erſten Stock bei Herrn Rot wohnt, ganz als gehöre ſie zu deſſen Familie.“

„Sind die beiden Mädchen noch immer hübſch?“

„Ungewöhnlich hübſch! In dem Eckthürmchen ſitzen ſie eben jetzt; da überſehen ſie die Straße auf- und abwärts, nebſt der Promenade, und da werden auch ſie geſehen, denn das iſt ihnen ſehr wichtig.“

„Ja, Großonkel, eitel ſind ſie und hochmütig . . nein, hochmütig!“ ſagte die eilfjährige Tochter meiner Nichte und ſchlug die Augen zum Himmel auf, als rufe ſie ihn zum Zeugen an.

„Wäreſt Du ſo hübſch wie Roſe Rot und Roſe Weiß und hätteſt Du ſo ſchöne Kleider wie ſie, ſo würdeſt Du, mein Kind, ohne Zweifel nicht minder eitel und hochmütig ſein,“ erwiderte ich und verſetzte dadurch Mutter und Tochter in ſtille Empörung. Aber ich kann es nun einmal nicht an den Evastöchtern leiden, daß ſie, die doch ſämtlich in Eitelkeit untergetaucht ſind, in dieſem Punkt nie mea culpa, ſondern beſtändig sua culpa ſagen.“ — —

Ich lachte.

„Habe ich Unrecht?“ fragte der Hofrath.

„Nein, Sie haben Recht. Ich freue mich nur, daß das männliche Geſchlecht Sie in Beziehung auf Eitelkeit über den Kummer tröſtet, den das weibliche Ihnen macht.“

„Wir wollen nicht in Hader geraten. Hören Sie nur weiter. Viele Jahre vergingen. Ich wurde alt und immer älter und immer unluſtiger zu Reiſen. Letzten Winter erkrankte ich ſchwer und mein Arzt riet mir dringend den Gebrauch des hieſigen Brunnens an. Zu derſelben Zeit ſchrieb mir mein Neffe, ſeine älteſte Tochter werde im Mai ihre Hochzeit feiern. Ich müſſe durchaus zu dieſem Familienfeſt kommen und dann meine Kur hier beginnen. Die Reiſe ſei kein Umweg, die Zeit ſtimme zuſammen. Da ich, obſchon unverehelicht, einen ſtarken Familienſinn habe, ſo folgte ich der Einladung und ſah nach zehn bis zwölf Jahren — und vermutlich zum letzten Mal im Leben — meinen Geburtsort wieder. Die Hochzeit lief glücklich vom Stapel; es folgten ihr verſchiedene verwandtſchaftliche Schmäuſe zu Ehren des jungen Ehepaares, das nicht die tolle Mode mitmachte, vom Traualtar auf die Eiſenbahn zu ſtürzen und in der Welt umherzuſauſen; und auch etwas zu Ehren des alten Großonkels, des Neſtors der ganzen Familie. Ich hatte nur gerade am Tage vor meiner Abreiſe ein Stündchen Zeit einſam umherzuwandern, wie ich das gern tue, und in der Betrachtung von Menſchen und Dingen meinen Gedanken nachzuhängen. Dazu hatte ich denn reichen Stoff! Es hat etwas eigentümlich Schwermütiges als Greis und als Fremder auf dem Boden zu ſtehen, wo man in der Wiege lag, wo man im Elternhauſe viele heilſame Lehren, Beiſpiele, Eindrücke — und einige eben ſo heilſame Püffe empfing; wo man mutwillige Knabenſpiele trieb; wo man in die Schule ging, häufig mit Unluſt, doch mit Jubel, wenn eine Prüfung glücklich überſtanden und das Hinaufrücken in eine höhere Claſſe entſchieden war; wo man bei zehn Jahren feurige Freundſchaften, ſelbſtverſtändlich „für's Leben“ ſchloß und mit dem Pylades Alles teilte, ſogar den ſchönſten rotwangigen Apfel. Wo nach und nach der Ehrgeiz auftauchte und das Selbſtgefühl, und das kleine ſeltſame Gefühl von Teilnahme und von Scheu für ein junges Mädchen, das man Sonntags in der Meſſe ſah, aber ſonſt nie .... und zwar zum größten Glück; denn mit einer Bekannten hätte man ſprechen müſſen und dabei wäre man ohne Frage vor Befangenheit lieber unter die Erde gekrochen. O erſte Jugendzeit, wie lieblich ſiehſt du aus, wenn man dich über die Kluft von fünfzig Jahren anſchaut; und doch hat das Leben ihr ſchon die Boten geſchickt, die ihr Kampf und Krieg anſagen. Die Wahl des Berufs, die eiſerne Anſtrengung der Studien, die knappe Beſchränkung des Geldbeutels — und gegenüber Weltluſt, die eigene und die fremde, Verlockung aller Art, heftige und blendende Leidenſchaften, große Schmerzen, bittere, ja beſchämende Enttäuſchungen — welche Schlachten gibt es da zu beſtehen, welche Scharten auszuwetzen, von welchen

Niederlagen ſich zu erholen, gegen welchen Ueberfall auf der Hut zu ſein. Wahrhaftig, es gibt keinen gefährlicheren Feind, als das Leben, beſonders deßhalb, weil das unerfahrene junge Auge das ſo ſchwer erkennt. Eine orientaliſche Sage ſpricht, die Schlange trage einen Karfunkel im Kopf, der aus ihren Augen leuchte und blende. So iſt das Leben: eine Schlange, die uns tötet, während wir nach ihrem fabelhaften Karfunkel greifen.“

„Sie werden tragiſch, guter Hofrat, und höchſt ungerecht, denn die Schlange des Lebens birgt einen ächten Karfunkel: die Anwartſchaft auf das ewige Leben,“ unterbrach ich ihn.

„Mein Gott, ſtören Sie mich doch nicht in meinem Selbſtgeſpräch, welches ſo vortrefflich für dasjenige paßt, was ich jetzt erzählen werde.

Auf meiner einſamen Wanderung kam ich denn auch nach der „Superba,“ denn ich vergaß zu bemerken, daß mein Neffe vor einigen Jahren ein hübſches Haus gekauft und das alte verlaſſen hatte. Die Familie Rot war ausgeſtorben oder ausgewandert — man wußte es nicht genau; und die prächtige Villa war in den Händen eines anderen Beſitzers und jetzt vollgepfropft mit Badegäſten. Ich ſetzte mich auf eine Bank gegenüber dem geöffneten Gittertor und blickte auf den Springbrunnen im Hof, deſſen Waſſerſtrahl eine goldene Kugel tanzen ließ. Ich hatte nicht bemerkt, daß eine Frau auf der Bank ſitze. Als ſie aufſtand und dem Gitter zuging, wurde ich ſie erſt gewahr. Sie betrat aber nicht den Hof und blieb außerhalb desſelben vor dem Gitter ſtehen, indem ſie mit jeder Hand eine der Eiſenſtangen umfaßte. Sie trug keine Handſchuhe und ihr Anzug war ſo dürftig, daß ich unwillkürlich dachte, ſie wolle irgend Jemand in der „Superba“ um ein Almoſen anſprechen; — und dann dachte ich an andere Dinge, die ich Ihnen aber nicht mitteile, denn wenn ich in's Erhabene gerate, ſo finden Sie das langweilig und unterbrechen mich.

Nach etwa zehn Minuten bemerke ich, daß die Sonne untergegangen ſei und als ich die Bank verlaſſe, ſehe ich die Frau noch immer am Gitter ſtehen. Jetzt hatte ſie auch die Stirne an die Eiſenſtäbe gelehnt und mir ſchien, daß ſie weine. Mich können Frauentränen wütend machen, ja ganz wütend, ſag' ich Ihnen, wenn ſie vergoſſen werden um elenden Kindereien Wichtigkeit zu verleihen oder wenn ſie auf fremde Rührung ſpekulieren; allein die Tränen dieſer armen Frau, die in der Dämmerung ſo lange und ſo kläglich auf der Straße ſtand, daß ſie ſich vor Ermattung am Gitter feſthielt, während rings umher die Menſchen, die Häuſer, die Promenade, lauter Luſtbarkeit, Glanz und Schimmer waren — ja, ſie erſchütterten mich. Dieſe Frau war gewiß eine verſchämte Arme, die ſich nicht getraute um Almoſen zu bitten. Ich ging über den Fahrweg, ſtellte mich am Gitter neben ſie und fragte mit meiner ſanfteſten Stimme, ob ſie Jemand in der Villa zu ſprechen wünſche. Sie verneinte ſchweigend, ohne aufzublicken. Ob ich vielleicht Jemand herausrufen ſolle, da ſie ja ſo lange ſchon hier ſtehe und zu warten ſcheine. Sie verneinte. Ich hätte ihr gern eine kleine Gabe geboten, wußte aber nicht es anzufangen, denn ihre Hände und ihre Stirn lagen feſt am Gitter. Plötzlich fiel mir die Frage ein:

„Haben Sie vielleicht auch die Familie Rot gekannt?“

Das „auch“ war eine kleine Hinterliſt, als ob ich ſie gekannt hätte und die Liſt gelang inſofern, als die Frau ihren Kopf aufrichtete und ihr Geſicht mir zuwendete. In demſelben Augenblick wurde die Gasflamme am Torpfeiler angezündet und blendete mich dermaßen, daß ich dies Geſicht, welches im Schatten blieb, nicht unterſcheiden konnte. War es alt, war es jung — Gott weiß es! ich blieb nun aber bei meinem Frageſyſtem und ſetzte abermals ganz liſtig hinzu:

„Dann können Sie mir gewiß ſagen, was aus Roſe Rot geworden iſt.“

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo kam ein dumpfer Klageton über die Lippen der Frau und wie ein Schatten, ſo leiſe und ſo ſchnell verſchwand ſie vom Gitter und unter den Bäumen. Da ſtand ich ganz beſtürzt mit meinem Portemonnaie in der Hand und nichts blieb mir übrig, als es in die Taſche zu ſtecken, heimzugehen und am andern Morgen ab- und hieher zu reiſen. Dieſe drei Dinge geſchahen.

„Herein!" rief ich, den Hofrat unterbrechend, weil man an meine Türe klopfte. Ich bekam einen Beſuch, der geneigt ſchien, den Platz zu behaupten, denn er begann eine religiöſe Kontroverſe. Der Hofrat entfloh ſchreckenvoll. In den nächſten Tagen fand ſich nicht die Zeit, um die Erzählung in der Weiſe fortzuſetzen, wie der Hofrat ſie angefangen hatte. Endlich ſagte er einmal:

„Es wird am Beſten ſein, wenn ich Ihnen den Kern der Geſchichte in aller Kürze mitteile und wenn Sie ihm dann die gehörige Einkleidung geben, denn ſo ganz dürr und trocken kann man die Sachen doch nicht in einem Buche hintereinander aufzählen. Sie müſſen etwas geſchmückt, etwas zugeſtutzt werden. Wollen Sie das übernehmen? Habe ich Ihnen nicht genug Teilnahme für Roſe Rot und Roſe Weiß eingeflößt?"

„Ich will es verſuchen, beſter Hofrat," erwiderte ich, „aber bitte, vergeſſen Sie nicht den bekannten Ausſpruch: Wenn zwei dasſelbe tun, ſo iſt es nicht dasſelbe. Ich werde Ihre Erzählung höchſt wahrſcheinlich anders niederſchreiben, als ich ſie von Ihnen hörte."

„Iſt mir gleichgültig, ſobald nur die Hauptſache der Charaktere und der Begebenheit bleibt. Die äſthetiſche Zutat überlaſſe ich Ihnen."

„Aber ihre Originalität geht verloren, Hofrat! Haben Sie das bedacht?“

Mit einem Anflug von geſchmeicheltem Selbſtbewußtſein erwiderte er verbindlich:

„Die Grazie ihrer Feder leiſtet dafür Erſatz.“

„Hofrat: Hofrat!“ rief ich lachend, „geben Sie Sich in Ihren alten Tagen mit faden Schmeicheleien ab?“

„Ach!“ verſetzte er launig, „bei einem ſo abnormen Weſen wie eine Schriftſtellerin iſt, verfällt man ſelbſt in Abnormitäten. Doch Sie wiſſen ſchon, wie ich es meine.“

„Ja! — und dabei wollen wir es bewenden laſſen.“

Eine arme Frau.

Es iſt ein unfreundliches Zimmer zu ebener Erde, mit zwei Fenſtern ohne Vorhänge. Die Wände waren einſt mit blauer Farbe angeſtrichen, doch der Kohlenſtaub, der Qualm der Öllampe und der Rauch und Dunſt des kleinen eiſernen Kochofens, haben das Blau längſt in ein ſchmutziges Grau verwandelt. Da der Fußboden eine gewiſſe ſchwärzliche Färbung hat, da das Zimmer niedrig und jetzt, um Mitternacht, nur durch eine düſtere Öllampe beleuchtet iſt: ſo macht es den Eindruck einer Höhle. Es hat aber ſein Mobiliar. Zwiſchen den Fenſtern, unter einem kleinen blinden Spiegel, ſteht eine große Kommode; an der Wand der Eingangstür gegenüber ein Klapptiſch, ein Schrank und ein Bett; an der Wand den Fenſtern gegenüber befindet ſich ein Alkoven, vor welchem ein ſchmaler Vorhang von dünnem dunkelgrünem Baumwollenzeug hängt; daneben ein eiſernes Öfchen mit breiter Platte und ein Tiſch mit allerhand Küchen-

„Ah, wenn Sie mich ſo mißverſtehen .... dann .... bleib' ich lieber.“

„Lieber Fürſt, ſagte Cornelie ernſthaft, Ihr Character läuft wirklich Gefahr in Manie auszuarten.“

„Das ſag' ich mir täglich, Gräfin! täglich! .... aber ſchaffen Sie mir doch einen Willen, eine Richtung, eine Neigung, eine Beſchäftigung, irgend etwas, das mich überwältigt .... ganz unwiderſtehlich und beſinnungslos überwältigt oder verſteinert oder in Feſſeln ſchlägt — ſei's ein Glück, ein Schmerz, eine Idee .... etwas wofür ich leben mögte oder ſterben dürfte. Sehen Sie, in Paris — wenn da bei der erſten beſten Emeute die Gamins ſich todtſchießen laſſen bei ihrer dreifarbigen Fahne und ſich einbilden ſie befreiten dadurch Frankreich und Europa von Knechtſchaft: ſo muß ich geſtehen es ſind verzweifelt dumme Jungen ohne Urtheil, ohne Scharfblick, ohne Kenntniß der Dinge die ſie fördern wollen! — aber das ſchwör' ich Ihnen: beneidenswerth ſind mir dieſe dummen Jungen ſchon Millionenmal vorgekommen, und ich gäbe den Reſt meines Lebens drum, wenn ich mich nur ein Jahr ſo vollſtändig fanatiſiren könnte. Was die Reflexion dem Mann für Schaden thut, wenn die Verhältniſſe ihm nicht Thatkraft aufzwingen: das iſt gar nicht genug zu beherzigen, denn es macht das Elend unſrer Zeit geſchirr; und endlich an dem Teil der vierten Wand, den die Eingangstür frei läßt, ein großer Tiſch mit Handwerksgerät.

Dieſe Räumlichkeit iſt alſo zugleich Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Werkſtatt einer Familie. Der Mann ſitzt auf einem Schemel vor dem Arbeitstiſch und treibt ſein Handwerk. Der widerliche Ledergeruch, der das Zimmer erfüllt, verrät den Schuhmacher. In dem Bett müſſen ſich drei Knaben vertragen, was jetzt ganz leicht iſt, weil ſie im tiefſten Schlaf liegen. Im Alkoven liegt die Frau, eine Wöchnerin und neben ihr ein kleines Kind. Wo wird nur der Mann ſeine Schlafſtelle finden? — Wenn der Tag zu grauen beginnt, weckt er den älteſten Buben auf und nimmt deſſen Platz im Bett ein; und der Aloys tut der Mutter die Handreichung, die ſie begehrt, macht Feuer im Ofen an, kocht den Kaffee und läuft zum Bäcker, um Brod zu holen — aber nur ja kein friſches! Das weiß er ſchon; denn die Mutter hat ihm oft wiederholt, man könne friſches Brod nicht ſo ſparſam ſchneiden wie altbackenes. Doch jetzt ſchläft Aloys und ſchnarcht um die Wette mit Anton und Philipp.

„Mann, öffne ein wenig das Fenſter; ich erſticke," bat die Frau aus ihrem Alkoven heraus.

Er tat es. Doch keine erfriſchende Luft vertrieb den qualmenden, heißen Dunſt aus dem Zimmer, denn die Fenſter gingen auf ein ganz enges Seitengäßchen und gegenüber lag ein Pferdeſtall. Aber es wurde kühler und die Frau in ihrer Fieberhitze konnte eher ein wenig Ruhe finden.

Sie ſchlummerte. Da ſprach eine Stimme von außen in das Fenſter hinein halblaut:

„Herr Weiß, ich habe Ihnen etwas zu ſagen. Kommen Sie her.“

Er blickte gleichgültig auf, blieb ſitzen und erwiderte ebenfalls halblaut:

„Frau und Kind ſind geſund und ſchlafen. Ich danke Ihnen, Frau Müllern, wir haben Sie nicht nötig.“

„Aber ich habe Sie nötig!“ verſetzte Frau Müllern ungeduldig. „das können Sie Sich doch vorſtellen, wenn ich Nachts an ihr Fenſter komme.“

„Was gibt es denn?“ fragte er und ging ſeinerſeits zum Fenſter, wo das Geſpräch leiſe fortgeſetzt wurde. Frau Müllern ſchloß es mit den Worten:

„Alſo um ſechs Uhr komme ich wieder. Guten Morgen, Herr Weiß. Eben ſchlägt es drei.“

Er ſchloß das Fenſter und ſein Geſicht hatte nicht mehr den finſteren und traurigen Ausdruck, den es zuvor hatte. Er wollte ſich an die Arbeit ſetzen, da erwachte die Frau und bat um ein Glas Waſſer.

„Warte einen Augenblick, Gretchen ich hole Dir friſches Waſſer aus dem Brunnen,“ verſetzte er, nahm einen Blecheimer, der unter dem Küchentiſch ſtand, verließ Zimmer und Haus und ging zum Brunnen auf der Gaſſe, denn in den Häuſern, wo arme Leute wohnen, gibt es keine Brunnen. Während er das Waſſer pumpte, hörte er in der Ferne einen wüſten Lärm von ſchreienden, zankenden Stimmen, die er ſogleich erkannte. Es waren Leute, welche halbbetrunken aus einer Schenke kamen und weder gewillt, noch im Stande waren, die polizeilichen Verordnungen gegen nächtliche Ruheſtörung zu beobachten. Er beeilte ſich, ſeinen Eimer zu füllen und raſch ſeinem Hauſe zuzueilen, damit ihn die Bande nicht erreiche. Und wirklich ſchloß er die Haustüre hinter ſich zu, als Einer ihm nachſchrie:

„He! Weiß! Bernard! was verkriechſt Du Dich. Komm' heraus.“

Darauf folgten ein Paar Fauſtſchläge an die Haustür und die Bande zog johlend vorüber.

Weiß nahm ſeinen Schemel, ſetzte ſich an das Bett ſeiner Frau und bot ihr ein Glas Waſſer. Ganz gerührt, wie Jemand, der nicht gewohnt iſt, Dienſtleiſtungen zu empfangen, ſagte ſie:

„Danke, danke! ach, wie das gut iſt ſo friſch aus dem Brunnen.“

„Gretchen,“ hub er an, „ich hab' eine prächtige Nachricht für Dich . . . . natürlich für uns Alle. Die brave Frau Müllern hat Dich als Amme bei dem neugebornen Kinde der Frau Rot vorgeſchlagen. Frau Rot wollte ſelbſt das Kind nähren, hat aber eine ſolche Niederkunft gehabt, daß ſie wahrſcheinlich daran zu Grunde geht. Nun iſt keine Amme für das Kind bei der Hand, das geſund und munter iſt. Herr Rot will ſich die Haare ausreißen, hat ſeine Frau über die Maßen gern, hat immer eine kleine Tochter haben wollen, und jetzt iſt ſie da — und er verwünſcht ſie, weil ſie der Mutter das Leben koſtet.“

„Gott bewahre! ſeufzte Frau Weiß, „was muß das für ein Wüterich ſein! . . . . Ein kleines unſchuldiges Kind verwünſchen!“

„Nu, es iſt nicht ſo bös gemeint, denn er hat zu Frau Müllern geſagt und ſie ganz wild angeſehen: Schaffen Sie eine gute brave geſunde Amme für das Kind, Frau Müllern; eine brave geſunde Frau, kein niederträchtiges Weibsbild — und was ſie koſtet — und wär's ein Goldſtück täglich! — iſt dann ganz egal.“

„Das gefällt mir von dem Herrn Rot.“

„Mir auch, Gretchen, mir auch!“ bekräftigte der Mann, „und da hat denn die brave Müllern Dich dem Herrn Rot vorgeſchlagen.“

„Mich! aber Bernard, das iſt unmöglich! ich glaube nicht, daß ich zwei Kinder nähren kann.“

„Saperlot! nichts da unmöglich!“ unterbrach er ſie und ſchlug mit der Fauſt auf ſein Knie, „das Rot'ſche Kind ſollſt Du nähren.“

„Und mein Kind? fragte ſie zitternd.

„Gib Acht, Gretchen; ich überlegte ſchon Alles. Geld bekommen wir; ein Goldſtück täglich. Ein Goldſtück .... das ſind täglich zwanzig Franks.“

„Oder zehn oder fünf,“ ſchaltete ſie ein.

„Und wären es auch nur fünf, Gretchen, damit läßt ſich leben und wir geben das Kind in Koſt und Pflege zu braven Leuten.

„Zu fremden Leuten?

„Das ſchadet dem Kinde nichts! Herr Rot nimmt ja auch eine fremde Amme.“

„Ja, aber in ſein Haus.“

„Wenn du das nicht willſt, ſo machen wir es anders: das Kind bleibt hier und wir ſparen unſer Geld.“

„Aber wer pflegt das Kind?“

„Nu wir, der Aloys und ich!“

„Ach Bernard, Du mußt bei Deiner Arbeit bleiben, damit Du nicht die Kundſchaft verlierſt und der Aloys .... ſo ein guter und geſchickter Junge er auch iſt — das kann er nicht.“

„Alles lernt ſich; dies iſt auch keine Hexerei.“

„Von wem ſoll der arme Bub’ es lernen?“

„Saperlot! von wem haſt Du es gelernt, als der Aloys auf die Welt kam! Du wußteſt ja mit ihm umzugehen, als hätteſt Du ſchon ein Dutzend Kinder gehabt.“

„Ich weiß nicht .... das muß den Müttern wohl ſo eigen ſein. Vielleicht iſt es eine Standesgnade.“

„Wiſchiwaſchi Standesgnade! ein Kind herumzutragen — dieſe Standesgnade wird auch der Aloys haben."

„Und die Geduld? die Aufmerkſamkeit? die Ausdauer bei Tag und bei Nacht? das Alles willſt Du einem Buben von zehn Jahren zumuten? Überdas muß der Aloys in die Schule gehen."

„Saperlot! wenn ich den Aloys daheim nötig habe, ſo bleibt er daheim und kein Lehrer und Pfarrer, kein Gott und kein Teufel ſoll mir dawider reden."

„Der Letztere wird es gewiß nicht tun," ſagte ſie ſanft und ſetzte hinzu: ich muß ſelbſt mit Frau Müllern ſprechen. Vielleicht macht es ſich."

„Ja, das bitt' ich mir aus! immer ſoll der Mann verdienen! verdienen! und kommt einmal für die Frau eine gute Gelegenheit, etwas zu verdienen, ſo ſoll ſie keine Flauſen machen, ſondern friſchweg zugreifen. Haſt Du mich verſtanden?"

„Sehr gut, lieber Bernard erwiderte ſie ganz erſchöpft; „aber Du mußt recht müde ſein. Wecke den Aloys und lege Dich ſchlafen. Das Kind iſt ruhig und wird dich nicht ſtören."

Als der Vater ſeinen Arm ſchüttelte, ſchlug Aloys ſeine ſchönen braunen Augen hell auf und war ſchnell in den Kleidern, ging leiſe in den Alkoven, umarmte zärtlich die Mutter und fragte ſo beſorgt, als ſei er der Vater:

„Was macht das liebe Röschen?"

„Es geht ihm gut, Aloyschen, denn es ſchläft. Aber gib mir ein wenig Weihwaſſer,“ antwortete die Mutter.

„Aloys tauchte die Fingerſpitzen in das kleine Weihwaſſerbecken von blauer Fayence, das über dem Kopfende des Bettes an der Wand hing, und reichte ſie der Mutter dar. Sie nahm die Tropfen ab und beſprengte ſich ſelbſt, das Kind und Aloys, indem ſie das heilige Kreuzzeichen machte. Dann ſagte ſie:

„Dein Morgengebet, Aloys.“

„Du mußt aber mitbeten!“ bat er, indem er neben dem Bett niederkniete und ſeine gefalteten Hände auf die Decke legte.

„Gern! fange nur an, mein Sohn.“

Und halblaut flüſternd beteten ſie fünf Vaterunſer und Ave Maria, den Glauben, die gute Meinung und die Empfehlung an den heiligen Schutzengel.

„Es iſt noch zu früh, um Feuer zu machen; ich bleibe noch ein wenig bei Dir ſitzen, ſagte Aloys, ſetzte ſich auf dem Schemel neben dem Bett und legte ſeinen Kopf auf das Kopfkiſſen der Mutter. Sie ſah ihn liebreich an. Nach drei Minuten war er eingeſchlafen. Sie nicht. Sie überdachte beklommen Alles, was ihr Mann geſagt hatte und bat den lieben Gott inbrünſtig um ſeinen Beiſtand. Als der Tag durch die Spalten der Fenſterladen ſein graues Dämmerlicht in das unfreundliche Zimmer warf, ſagte ſie halblaut:

Wach auf, Aloys, es iſt Zeit!" — und der Knabe ging verſtändig und ſorgfältig an ſeine Haushaltungsgeſchäfte.

„Wo bleibt nur Frau Müllern?" ſagte Weiß, der ſich inzwiſchen von ſeinem unbequemen Lager erhoben hatte. „Um ſechs Uhr wollte ſie Antwort haben."

„Vielleicht hat ſie eine beſſere Amme gefunden," entgegnete Margarete.

„Saperlot! dann ſollte doch der Geier oder der Kukuk oder wer es ſonſt iſt, das lügneriſche alte Weib holen!" donnerte Weiß.

Indem erſchien Frau Müllern in der Türe und rief:

„Was geht denn hier vor?"

„Ich ſprach mit meiner Frau," ſagte er mürriſch.

„Nennen Sie das — ſprechen? Sie tobten ja förmlich! mit einer Wöchnerin!" ſagte ſie kopfſchüttelnd und ſetzte hinzu, indem ſie neben Margarethe Platz nahm: „Nun, Frauchen, wie geht's? was macht die Kleine? Haben Sie meinen Vorſchlag überlegt?"

„Natürlich — und angenommen!" rief Weiß.

„Wenn ich mein Kind mitnehmen darf, Frau Müllern, dann will ich den Vorſchlag annehmen,

d. h. verſuchsweiſe," antwortete Margarete, „ſonſt aber nicht."

„Ihr Kind mitnehmen, Frauchen? ob das geſtattet wird, weiß ich nicht!" rief Frau Müllern. „Indeſſen will ich es dem Herrn Rot ſagen. Es iſt ja ein Zeichen eines guten Gemüts und wer das eigene Kind ſo gern hat, wird auch für das fremde ſorgen."

„Ja, Frau Müllern, wenn ich kann. Darum habe ich geſagt, ich wollte es verſuchen; denn ſobald ich nicht zwei Kinder nähren kann, ſo hat das meine das Vorrecht und ich wäre für das fremde nicht brauchbar. Alſo ſein Sie ſo gut, dies Alles dem Herrn Rot zu ſagen."

„Das ſoll ſogleich geſchehen!" ſagte Frau Müllern und ſtand eilfertig auf.

„Halt! donnerte Weiß ihr entgegen, „meine Frau kommt, mit oder ohne Kind, und damit Holla! ſie ſoll auch einmal Geld verdienen! ich habe das lange genug allein tun müſſen! nun kommt an ſie die Reihe und ich transportiere ſie auf der Stelle zum Herrn Rot. Ein Goldſtück täglich! — und ſie will ſich ſperren? Daraus wird nichts! ſie muß hin."

„Herr Weiß," ſagte Frau Müllern ganz gelaſſen, wenn Sie hier umhertoben, wie noch nie ein Chriſtenmenſch bei einer Wöchnerin getobt hat, ſo kann die Angſt und die Aufregung von ſchlimmen Folgen für Ihre Frau ſein. Sie kann ſchwer krank werden oder in böſe Krämpfe fallen. Dann iſt's aus und vorbei mit den Goldſtücken und Sie haben obendrein eine elende, kränkliche Frau.“

„Nu, ſo machen Sie, daß Sie fort- und mit guter Nachricht bald wiederkommen!“ murrte Weiß.

Während Frau Müllern ſich ſchleunigſt entfernte, ging er im Zimmer hin und her, fuhr Aloys an, daß der Kaffee noch nicht koche, fuhr den Anton an, daß er ſich ſo langſam ankleide, fuhr den kleinen Philipp an, daß er überall im Wege ſei und blieb endlich vor dem Alkoven ſtehen, indem er mit barſchem Ton ſagte:

Du wirſt es annehmen, Grete, ſo oder anders! .... Du wirſt, ſag' ich Dir!“

Sie ſchwieg und blickte auf das Kind an ihrer Bruſt, während ſie heimlich und inbrünſtig Gott bat, doch Alles zum Guten zu wenden.

Ganz vergnügt kam Frau Müllern zurück.

„Herr Rot iſt mit ihrem Vorſchlag einverſtanden, Frauchen!“ ſagte ſie, Sie möchten nur mit ihrem Kinde kommen, das übrige werde ſich bei der gehörigen Ruhe und guter Koſt ſchon finden. Nur kommen, flugs und freudig kommen.“

„Ein vernünftiger Mann, der Herr Rot,“ ſagte Weiß und rieb ſich vor Freude die Hände.

„Ja, ich komme, Frau Müllern, und bin Ihnen recht dankbar, daß Sie an mich gedacht haben. Aber es wird mir doch recht ſchwer, den Mann und die Buben zu verlaſſen. Was wird aus: räſonniren können Alle; handeln — aber handeln nach altem Schrot und Korn, ſo daß Handlung und Ueberzeugung ein organiſches Ganze ausmachen — kann Keiner! — Und handeln, um die Zeit auf paſſende Weiſe hinzubringen, etwa wie Sie, holde Gräfin, eine Tapiſſerie machen — das befriedigt mich nicht. Da nähte ich auch lieber Tapiſſerie .... nur ſind meine Finger leider zu ungeſchickt!“

„Das Alles klingt ganz entſetzlich beweglich, entgegnete Cornelie, und iſt es doch gar nicht; hat Etwas Wahres und außerordentlich viel Verkehrtes. Warum räſonnirt und reflektirt man ſo viel? weil es bequemer iſt, als zu handeln und weil man ſich von der Eitelkeit in dieſe Wiege der Selbſttäuſchung legen läßt, wo Bequemlichkeit — Weisheit genannt wird. Man iſt egoiſtiſch: man mögte alle Güter des Lebens genießen; allein ſie erringen — behüte der Himmel! um Mühe, Arbeit und Anſtrengung zu vermeiden, räſonnirt man ſo lange um die Sache herum, bis ſonnenklar erwieſen iſt, daß die Güter des Lebens doch im Grunde nur Plunder ſind, während ſie Schätze ſind, denen wir wie Bergleute auch in gefährliche dunkle Schachte mühſam nachgehen müſſen. Eine Liebe, ein Wirkungskreis, ein Mittelpunkt für Herz und Geiſt, eine das hier für eine Unordnung geben! wer ſoll kochen, waſchen, ſäubern, auskehren, ausbeſſern? .... Ach, mein Mann ſagt freilich, ich hätte noch nie etwas Geld verdient und das iſt wahr; wenn man aber das Alles zu beſorgen und Wochenbetten und die Kinder zu nähren hat, wie kann man da noch Geld verdienen!“

„Nu jetzt kannſt Du's Grete! Steh nur auf! Frau Müllern iſt Dir behülflich,“ ſagte Weiß.

„Und eine Aufwartsfrau, ſetzte Frau Müllern hinzu, „die täglich kommt und das Nötige beſorgt, findet ſich ſchon.“

Margarete war aufgeſtanden und trat aus dem Alkoven, eine große, ſchöne, bleiche Frau mit einem lieblichen Ausdruck von Sanftmut und Güte. Die drei Knaben ſtürzten ihr entgegen und ſchmiegten ſich an ſie.

„O Mutter, bleib' bei uns, geh' nicht fort!“ bat Aloys mit zitternden Lippen, ſeine Tränen bekämpfend.

„Nimm uns mit,“ ſagte Anton.

„Mich auch! mich auch!“ rief Philipp.

Margarete ſetzte ſich, zog die Knaben an ſich, küßte ſie, ſtreichelte ihr Haar, ihre Wangen, und ſagte zärtlich ihre Rührung bemeiſternd:

„Jetzt, meine Buben, müßt Ihr brav ſein, das iſt die Hauptſache damit ich Gutes von Euch höre, wenn ich wiederkomme. Zuweilen werde ich Euch ſehen, alle Tage freilich nicht .... aber der liebe Gott ſieht Euch immer. Vergeßt das nicht, meine Buben! ſeid gehorſam, fleißig und fromm; dann kann ich mich freuen, wenn ich heimkehre."

„Vorwärts, Grete, vorwärts!" drängte Weiß. „Platz da, Ihr Buben! Marſch in die Ecke, Lips! überall kriecht er einem zwiſchen den Beinen herum."

Die Knaben ſtäubten auseinander. Weiß nahm ſeine Frau unter den Arm, Frau Müllern trug das kleine Kind und ſie verließen das Zimmer.

„Wohin geht denn die Mutter?" fragte Anton leiſe.

„Wir wollen ſehen, wo ſie bleiben," verſetzte Aloys, nahm Philipp bei der Hand und alle Drei ſchlichen zum Hauſe hinaus.

„Da iſt ſie ja! rief Philipp überlaut auf der Gaſſe, denn Margarete ſtand auf der Schwelle des Rot'ſchen Hauſes, welches nur durch ein Gäßchen von ihrem Hauſe getrennt war.

Als ſie die Stimme des Kleinen hörte, wendete ſie ſich und nickte freundlich den Kindern zu; aber der Vater hob die geballte Fauſt mit ſo drohender Bewegung gegen ſie auf, daß ſie einen ſchleunigen Rückzug in's Haus machten. Indeſſen ſagte Aloys ganz froh:

„Nun, da kann man die Mutter ſchon ſehen! ich dachte, ſie ginge weit weg."

„Und ſie geht nur in's Nachbarhaus!" jubelte Anton, „wir können aus dem Fenſter ihr Haus ſehen .... wenn's auch nur der Pferdeſtall iſt.

Schau, Lips! da drüben wohnt jetzt die Mutter.“

Philipp ſteckte ſeinen Kopf zum Fenſter hinaus, ſah in dem ſchmalen Gäßchen nur eine Mauer und eine Toreinfahrt und ſagte betrübt:

„Ich kann ſie aber nicht ſehen.“

Gleich darauf kam der Vater zurück, höchſt übler Laune, denn er hatte nicht auf der Stelle das Goldſtück für den erſten Tag bekommen. Frau Müllern hatte ihn vor der Haustür weggeſchickt und geſagt, ſie werde das in Ordnung bringen. Damit nahm ſie Margaretens Arm, führte ſie in das Zimmer, wo das neugeborene Kind lag, trat dann unter die Türe des Nebenzimmers und ſprach mit gedämpfter Stimme hinein:

„Herr Rot, hier iſt die Amme.“

Herr Rot erſchien. Margarete faßte ihn in's Auge; er machte ihr keinen guten Eindruck. Seine Züge, ſein Blick, ſeine Bewegungen, ſeine Stimme, ſeine ganze Art — alles war hart und ſo ſagte er denn auch zu Margarete ohne Weiteres:

„Wird denn das gehen mit den beiden Kindern?“

„Ich will es verſuchen, Herr Rot.“

„Es wäre viel verſtändiger, wenn Sie Ihr Kind in die Koſt zu anderen Leuten geben wollten.“

„Das kann nicht ſein, Herr Rot.“

Ich habe das Alles ja ſchon mit Ihnen beſprochen und abgemacht, Herr Rot,“ ſagte Frau Müllern, während ſie für Margaretens Kind ein Lager bereitete: „Frau Weiß behält ihre Kleine bei ſich und Sie zahlen ihr täglich ein Goldſtück.“

„Ein Goldſtück täglich? Sind Sie raſend geworden?“

„Sie haben geſagt: ein Goldſtück täglich,“ verſetzte Frau Müllern gelaſſen, „das habe ich dem Manne dieſer Frau geſagt, damit iſt er einverſtanden“ . . . . . —

„Wahrhaftig? genügt ihm das? keine üble Spekulation, die er da mit ſeiner Frau macht!“ entgegnete Herr Rot ſchneidend, „ein Goldſtück . . . . zwanzig Franks täglich! das iſt ja ein Kapital zu Ende des Jahres.“

„Es gibt ja auch Dukaten, Herr Rot! ein Dukaten iſt ein gar ſchönes Goldſtück.“

Das will ich meinen!“ ſagte er ingrimmig lachend.

„Auch Zehnfrankenſtücke gibt es in Gold“ . . .

„Frau Müllern, machen Sie mich nicht wütend,“ fiel er ihr in's Wort.

„Ach, was!“ verſetzte ſie unverzagt: „Sie haben mich dieſe Nacht umhergehetzt nach einer rechtſchaffenen, geſunden Frau, deren Dienſt Sie mit Gold bezahlen wollten; ich bringe Ihnen eine ſolche Frau; ſie verläßt Mann, Kinder, Hausweſen — und jetzt wollen Sie nicht Wort halten und ſind doch reich! wiſſen Sie denn nicht, daß dieſe Frau gleichſam ihr Herzblut hergibt, um Ihr Kind zu nähren?“

Herr Rot ſah Frau Müllern ſo zornig an, daß Margarete beſchwichtigend ſagte:

„Ereifern Sie ſich nicht, Herr Rot. Es genügt das kleinſte Goldſtück: fünf Franken. Damit werden Sie gewiß einverſtanden ſein."

„Weil ich es ſein muß!" verſetzte er barſch, „unter anderen Umſtänden ließe ich mir eine ſolche Prellerei nicht gefallen."

„Erſcheint Ihnen dieſe Forderung als eine Prellerei, ſo werde ich auf der Stelle heimgehen, Herr Rot, denn Beſchimpfung vertrage ich nicht," erwiderte Margarete gelaſſen, aber ihre Hände zitterten und ihre Lippen bebten.

„Wenn Sie die gute Frau nicht krank und unfähig zu ihrem Dienſt machen wollen, Herr Rot, ſo enthalten Sie ſich aller Grobheit und laſſen Sie ihr eine anſtändige Behandlung zukommen," ſagte Frau Müllern in einem ſehr groben Ton. „Mir können Sie keinen Vorwurf machen, denn ich habe nur ihre eigenen Worte wiederholt — und nun wollen Sie dafür an der armen Frau Weiß ſich rächen? ich werde mich dann wahrlich nicht mehr für Sie abquälen. Sein Sie froh, daß dieſe brave Frau gefunden iſt, zahlen Sie ohne Widerrede fünf Franken täglich und danken Sie Gott. Einen beſſern Rat kann Ihnen kein Menſch geben."

Es gibt wirklich Menſchen, denen die Grobheit imponiert. Auf ſanfte, beſcheidene Vorſtellungen nehmen ſie keine Rückſicht, weil ſie meinen, ſchüchterne und demütige Leute wären mit ihren Anforderungen nicht zu berückſichtigen, ſondern zu unterdrücken. Frau Müllern ſprach ſo herausfordernd, ſo unerſchrocken, ihre Stimme war ſo laut, ihre Miene ſo trotzig, daß Herr Rot ſagte, indem er ihr mit beiden Händen winkte:

„Machen Sie doch keinen ſolchen Heidenlärm! wenn meine arme Frau das hört“ .... —

„Iſt ſie wieder bei Beſinnung?“ fragte Frau Müllern plötzlich äußerſt teilnehmend.

Er zuckte die Achſeln und ging in das Krankenzimmer. Auf der Schwelle wendete er ſich zurück und ſagte:

„Die Amme bleibt alſo bei meinem Kinde und Sie werden alles Nötige beſorgen, Frau Müllern.“

Die arme Margarete hatte ſich indeſſen mit dem Kinde beſchäftigt. Ihr war das Herz ſchwer und ſie fragte ſich, ob es gutzuheißen ſei, daß ſie die Ihren verlaſſen, ob ſie nicht gar ihre Pflicht als Gattin und Mutter verletzt habe. Es war alles ſo ſchnell gekommen; von Überlegung war keine Rede geweſen; ihr Mann hatte nur befohlen und gedroht, hatte ſie, die Wöchnerin mit dem ſechs Tage alten Kinde aufgejagt und in das fremde Haus gedrängt. Wie würde es ihr hier ergehen bei dem harten Herrn — und aus tiefſter Bruſt ſeufzte ſie:

„O wär' ich daheim, Frau Müllern!“

„Damit ihr Mann Sie mißhandelte und wie

ein Wüterich, der er iſt, umhertobte — nicht wahr? — Nein, Frauchen, die Gedanken laſſen Sie ſich vergehen. Sie ſind nun einmal hier und Sie bleiben ſo lange hier" .... —

„Wie Gott will!" fiel Margarete ein.

„Das wollte ich eben ſagen. Aber jetzt muß ich Ihnen etwas Anderes ſagen. Es war ſehr verkehrt von Ihnen, daß Sie mit den fünf Franken die Großmütige geſpielt haben. In dieſem Hauſe wird ſo etwas gar nicht äſtimiert. Sie hätten ſprechen müſſen — und in einem gehörig herzhaften Ton! — ſo hätten ſie ſprechen müſſen: Herr Rot! in den erſten vier Wochen will ich und muß ich täglich meine zehn Franken haben; das iſt meine Taxe und das ſpätere wird ſich finden."

„Aber, Frau Müllern, es iſt mir nicht gegeben, ſo herriſch zu ſprechen .... und ich habe keine Taxe."

„Tut nichts, Frauchen! Sie taxieren Ihren mühſamen Dienſt: iſt das keine Taxe? Jetzt iſt es zu ſpät, Sie bekommen von Herrn Rot in Ewigkeit nicht mehr als fünf Franken täglich. Indeſſen, wenn Sie ein Jahr hierbleiben .... oder auch nur zehn, elf Monat, ſo macht das ſchon ein nettes Sümmchen. Sie dürfen es nur nicht Ihrem Unhold von Mann in die Klauen geben."

„Reden Sie doch nicht ſo unchriſtlich von meinem armen Mann, Frau Müllern."

„Ach was, armer Mann! Er iſt unchriſtlich, Frauchen, nicht ich. Er iſt ein“ .... —

„Er iſt mein Ehemann, Frau Müllern; folglich kenne ich ſeine Fehler. Aber ich kann es nicht leiden, daß Andere ſie mir vorrechnen.“

„Sie ſind ein braves Weib, Frauchen! aber ich bleibe doch dabei, daß Sie nicht das Geld, das Sie hier verdienen, Ihrem Manne geben dürfen.“

„Alles gewiß nicht.“

„So wenig wie möglich, behaupte ich.“

„Er muß Jemand haben, der die kleine Haushaltung beſorgt: dazu braucht er Geld. Ach Gott, wie wird es da hergehen, wie unordentlich ſah es ſchon jetzt im Zimmer aus, weil ich in dieſen Tagen nicht aufräumen und ſäubern konnte. Mir iſt immer zu Sinn, als müſſe ich mein Kind nehmen und davonlaufen.“

„Und dieſer arme Wurm hier ſoll verſchmachten? den wollen Sie verlaſſen? .... Wenn das nicht unchriſtlich iſt, ſo verſtehe ich mich nicht auf das Chriſtentum.“

„Ich will es nicht, Frau Müllern! ich ſage nur, daß mich die Luſt dazu anwandelt.“

„Sie wird ſich ſchon verlieren, wenn Sie das Würmchen acht Tage genährt haben. Dann iſt es Ihnen zu Mut, als hätten Sie Zwillinge.“

„Ich will es hoffen; aber ich vergeſſe meine Bübchen nicht über die Zwillinge und es iſt noch gar nicht davon die Rede geweſen, daß ſie mich beſuchen dürfen.“

„Deſto beſſer, Frauchen! Nur nicht viel reden von den Dingen, die Sie tun wollen! und herzhaft ſie tun, ohne zu fragen. Denn das wiſſen Sie ja: Wer viel fragt, geht weit um. Sie ſind zu ängſtlich! das hat Ihnen auch Ihr Unhold .... ich wollte ſagen, Ihr lieber Mann beigebracht. Wer auf rechten Wegen geht, darf nicht ſo ängſtlich ſein. Das bewirkt, daß die Leute den ſchuldigen Reſpekt vor ſolchem ängſtlichen Gemüt verlieren. Ich weiß, was ich ſage, Frauchen, und warum ich es ſage.“

„Ja, Sie ſind mein Troſt, Frau Müllern! nicht wahr, Sie kommen fleißig?“

„Täglich zweimal, d. h. wenn Frau Rot am Leben bleibt .... was wir abwarten müſſen.“

Inzwiſchen war der Arzt gekommen, um nach der Kranken und dem Kinde zu ſehen. Er fand jene in einem bedenklichen Zuſtand, dieſes aber gut verſorgt, nachdem ihm Frau Müllern alle Umſtände mitgeteilt hatte, und er ſagte ſchließlich:

„Sie müſſen die Oberaufſicht über die Kinderſtube behalten, Frau Müllern, und Sorge tragen für das Wohlergehen der Amme, denn davon hängt das Befinden des Kindes ab, beſonders in dieſem Fall mit zwei Kindern."

„Daß nur nicht das meine zu kurz kommt!" ſagte Herr Rot, der den Arzt begleitete, in ſeinem rauhen Ton: „es iſt ein Unſinn mit dieſen zwei Kindern und ich will nicht, daß er auf Koſten des meinen getrieben werde."

„Nur ſchön ruhig, Herr Rot!" nahm Frau Müllern das Wort: „ſagen Sie ſelbſt, Herr Doktor, ob es nicht ein ſeltener Glücksfall iſt, daß wir eine brave Frau gefunden haben, die vor ſechs Tagen ein Kind auf die Welt brachte — und die ein ſo gutes Gemüt hat, daß ſie ſich für kein Geld davon trennen will."

Der Arzt beſtätigte das und ordnete ſchließlich an, daß die Kinderſtube möglichſt weit vom Krankenzimmer entfernt werde, denn der Zuſtand der Frau Rot verlange die äußerſte Stille. Das Haus war nur klein, aber Herr Rot bewohnte es allein mit ſeiner Familie und ließ ſogleich die Veränderung vornehmen. Frau Weiß bezog mit den Kindern ein freundliches Zimmer zu ebener Erde, deſſen Fenſter auf die Straße gingen. Ein Blick aus dieſen Fenſtern erfreute ihr Herz, denn Aloys und Anton mußten täglich ein paarmal hier vorüber in die Schule gehen.

Die Dinge nahmen nun ihren Verlauf und da der Arzt darauf beſtand, daß ſich Frau Weiß daraus entſpringende Befriedigung: das ſind die Güter des Lebens denen wir nachſtreben ſollen und zu denen nur eine gewiſſe Tüchtigkeit uns ein Anrecht giebt. Männer unſers Standes, die Geburt, Vermögen und Unabhängigkeit haben, betrachten mißtrauiſch die bedenkliche Zeit in der wenig für ſie zu gewinnen und viel zu verlieren iſt, halten ſich fein ruhig, zeigen durch Räſonnement daß ſie auf der Höhe des Jahrhunderts ſind, langweilen ſich grenzenlos, fühlen ſich allmälig krank an dieſer chroniſchen Langenweile, und verlieren Luſt und Muth für das Kleine wie für das Große. In den Zeiten vom alten Schrot und Korn wäre ein Mann wie Sie ſeit zehn Jahren verheirathet und dächte nicht daran zu bedauern, daß ſeine Finger zu ungeſchickt für die Tapiſſerie ſind.“

„Sie ſind ſehr ſtreng gegen mich, theure Gräfin, allein Sie haben ganz Recht. Nur hilft es mir nichts, daß ich Ihr Recht und mein Unrecht einſehe. Erkenntniß iſt auch eine Frucht des Räſonnements, oder vielmehr eine taube Blüte, die ohne Thatkräftigkeit nicht Frucht trägt. Helfen Sie mir zur Thatkraft — dann will ich Ihnen dankbar ſein für jede Strenge .... die mir jezt doch ein wenig grauſam vorkommt. Und wie Sie ſo kurz und entſchieden von den bedenklichſten Sachen reden! man ſchone und ihre Geſundheit pflege, ſo war der Verlauf durchaus normal und ſehr befriedigend, ſie erholte ſich und kam zu Kräften und die Kinder gediehen. Überdas war Frau Rot außer Lebensgefahr, wenn auch noch weit von der Geneſung. Dies verſetzte den Herrn Rot in die beſte Laune und er trat am Samſtag nachmittag in die Kinderſtube und ſagte, ſo freundlich wie die Gewohnheit der Unfreundlichkeit es zuließ:

„Frau Weiß, Sie ſind Montag früh gekommen, ich bringe Ihnen Ihren Wochenlohn . . . . ausnahmsweiſe, weil Ihr Mann ihn nötig hat. In der Regel bezahle ich meine Dienſtboten monatlich.“

Er legte dreißig Franken auf den Tiſch.

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Rot, und bitte Sie um die große Güte, mir behülflich zu ſein, damit ich die Hälfte des Wochenlohnes in einer Sparkaſſe anlegen könne. Ich habe von ſolchen Kaſſen gehört, bin aber noch nie dazu gekommen, ſie zu benutzen. Fünfzehn Franken werde ich meinem Manne einhändigen. Er beſucht mich morgen.“

„Das verbitte ich mir!“ rief Herr Rot aufgebracht, „ich will nicht fremde Mannsperſonen in meinem Hauſe, bei meinem Kinde haben.“

„Mein Mann wird ſich nicht lange aufhalten und Ihnen in keiner Weiſe läſtig ſein. Aber daß ich ihn jeden Sonntag ſehe und ſpreche —

das können Sie nicht verbieten, denn ich verſäume dadurch nichts von meinem Dienſt.“

Herr Rot ſah Margarete wütend an, ſagte aber nichts, nahm fünfzehn Franken vom Tiſch und verließ das Zimmer, ohne ſich um ſein Kind zu kümmern. Margarete ſah mit einem Gefühl von Dankbarkeit und Befriedigung die drei kleinen Goldſtücke an, welche vor ihr lagen, wickelte ſie ſauber in weißes Papier ein und ſteckte ſie in die Taſche.

Am andern Morgen kam ihr Mann und ſchon auf der Schwelle rief er ihr zu:

„Nu, Grete, heraus mit den Goldſtücken! ich habe lange genug auf ſie warten müſſen. Nu, wie geht's Dir? Sehr gut, wie ich ſehe. Wohnſt ja wie eine Prinzeſſin.“

„Lieber Bernard, was machen die Buben? ach, ich hab' ja ſo lange nichts von Euch Allen geſehen und gehört! Der Doktor wollte es nicht. Ich mußte mich ganz ruhig verhalten, mich ſchonen, wie er es nannte. Nun ſprich, ſind die Buben brav geweſen, gehorſam, friedfertig?“

„O ja! wenn der Lips täglich die Rute geſchmeckt und der Anton ſeine gehörigen Püffe bekommen hat, dann ging es ſchon ein Paar Stunden. Hernach aber fing der Tanz von neuem an.“

„Und Aloys?“ fragte ſie betrübt.“

„Dem Aloyſi hab' ich nur einmal ein Paar Ohrfeigen gegeben; aber gehörige! Der hat ſich's gemerkt, daß mit mir nicht zu ſpaſſen iſt. Aber die Goldſtücke, Grete! heraus damit! ihretwegen halte ich ja nur die Laſt mit den böſen Buben aus."

„O Bernard, ſie ſind nicht bös, die armen Jungen," ſeufzte Margarete und reichte ihrem Mann das Päckchen.

Er öffnete es, nahm die drei Goldſtücke heraus, blickte erſtaunt auf und fragte:

„Nu? die drei andern?"

„Die legt mir Herr Rot in einer Sparkaſſe an, Bernard. Auf dieſe Weiſe kommen wir nach und nach zu einem kleinen Kapital, daß uns Zinſen einträgt — und ſind wir einmal ſo weit, ſo haben wir die ſchlimmſten Tage hinter uns. Aber was fehlt Dir?" fragte ſie, als er aufſprang.

„Mein Geld fehlt mir! eine vernünftige Frau fehlt mir!" rief er, indem er nach ſeiner Gewohnheit im Zimmer auf und nieder rannte. „Weißt Du denn nicht, daß ſolche Kaſſen nur angelegt ſind, um die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer zu machen?"

„Wer ſein Geld in ſolche Sparkaſſen gibt, behält es und bekommt Zinſen dazu. Wie der Arme dadurch ärmer werden ſoll, verſtehe ich nicht."

„Ich auch nicht! aber der Joſias ſagt's. Der iſt in London, Paris und Petersburg geweſen . . . . der verſtehts!"

„O, lieber Bernard!“ verſetzte Margarete traurig, „der Joſias verſteht vor allem ſein eigenes — und dann fremder Leute Geld durchzubringen; das ſollteſt Du doch aus Erfahrung wiſſen.“

„Was kann Joſias dafür, daß unſer Lotterielos nichts gewonnen hat?“

„Joſias hat nie ein Los für Dein Geld gekauft, ſondern hat es vertrunken, verſpielt, mit Dir und ohne Dich — und läßt Du Dich jetzt wieder mit ihm ein, ſo bleibt Dir von den fünfzehn Franken kein roter Heller.“

„Deshalb muß ich meine dreißig Franken haben. Gib ſie heraus.“

„Ich kann ſie Dir nicht geben. Herr Rot hat ſie auf meine Bitte in eine Sparkaſſe eingelegt.“

„Ohne mich zu fragen? . . . . Das iſt denn doch zu toll! . . . . Iſt Herr Rot zu Hauſe?“

„Ich weiß es nicht! aber was willſt Du bei ihm? Bleibe doch hier, ſieh doch nur unſere Roſa an . . . . erzähle mir vom Aloys“ . . . . —

„Laß mich in Ruhe!“ rief er und verließ das Zimmer. Dreiſt durchſchritt er den Flur und klopfte an eine Tür, welche die Aufſchrift trug Bureau. Man rief „Herein!“ — und er ſtand vor Herrn Rot, der an einem Arbeitstiſch ſaß, auf welchem eine Maſſe von Papieren, Zeichnungen, Baupläne und Riſſe lagen.

„Wer ſind Sie? was wollen Sie?“ fragte Herr Rot und ſah den Eindringling ſtarr an.

„Ich komme, um die fünfzehn Franken zu holen, die Ihnen meine Frau geſtern ließ, um ſie in eine Sparkaſſe zu geben.“

„Ihre Frau will aber die Hälfte Ihres Wochenlohnes zurücklegen.“

„Sie hat ſich jetzt anders beſonnen. Ich ſoll mir das Geld auszahlen laſſen.“

„Das glaube ich nicht; Ihre Frau iſt verſtändig und wird nicht urplötzlich ihren Sinn ändern. Es täte mir leid, wenn ſie ihr Vorhaben aufgeben wollte.“

„Natürlich! denn ſolche Sparkaſſe bringt Ihnen Vorteil!“ rief Weiß ingrimmig.

„Mir?“ fuhr Herr Rot zornig auf.

„Ja, Ihnen . . . . und überhaupt den reichen Leuten! all ſolche Anſtalten ſind zum Schaden der Armen. Tragen die ihre Paar Kreuzer nicht in der Taſche, ſo ſind ſie drum, ſie wiſſen nicht wie. Meine Frau hat ihre dreißig Franken redlich verdient. Fünfzehn hat ſie mir gegeben und die andern fünfzehn fordere ich jetzt von Ihnen . . . . ich will und muß ſie haben! Armen Leuten ihren Wochenlohn vorzuenthalten, iſt ein Diebſtahl, der aber bei den Reichen ganz gebräuchlich iſt.“

„Sie Elender! fort aus meinem Zimmer, aus meinem Hauſe!“ rief Herr Rot wütend und warf über den Tiſch fünfzehn Franken hin, die Weiß gierig einſtrich, trotzig das Zimmer verließ, zu ſeiner Frau ging und triumphierend ſagte:

„Ich hab' ſie! Den Unſinn laß Dir nicht wieder einfallen. Ich brauche das Geld für mich und die Buben, Du haſt hier nichts nötig, biſt gut verſorgt — bleib' nur recht lange hier, ein Jahr zum Wenigſten! dann komm' ich unterdeſſen auf einen grünen Zweig.“

Er nickte ihr zu und ging fort. Als Herr Rot nach einer Weile eintrat, fand er Margarete in Tränen.

„Frau Weiß!“ ſagte er ſtreng, „Ihr Mann wird nicht wieder die Schwelle meines Hauſes betreten: dies kündige ich Ihnen hiermit an. Iſt er verrückt, iſt er betrunken — ich weiß es nicht und es iſt mir auch ganz gleichgültig. Mit Ihrem Wochenlohn machen Sie was Sie wollen. Werfen Sie ihn in's Waſſer oder geben Sie ihn Ihrem Manne, das erſte wäre noch beſſer als das letzte! aber ich bekümmere mich nicht darum.“

„Ach, ich begreife das, Herr Rot! ſagte die arme Frau demütig, „aber ich werde dann nicht hier bleiben können. Ich muß nach Hauſe, er verwildert ganz und meine Buben gehen zu Grunde.“

„Iſt Ihr Mann damit einverſtanden?“

„O nein! ihm liegt ſehr viel an meinem Wochenlohn — ach! zu viel!“

„Dann wird er ſchwerlich wünſchen, daß Sie Ihren Platz verlaſſen.“

„Ich hätte dieſen Platz überhaupt nicht annehmen ſollen.“

„Warum haben Sie es getan?“

„Weil mein Mann darauf drang. Der große Wochenlohn reizte ihn. Täglich fünf Franken — das iſt etwas Seltenes.“

„Nun ſind Sie aber hier, nun hat ſich die Kleine an ſie gewöhnt; wer weiß, ob Sie den Wechſel mit Ammen vertrüge! — und wenn Sie zu Hauſe laufen wollten und Ihr Mann Sie fortjagte — was dann? er ſieht mir ganz danach aus.“

„Das darf er nicht.“

„Er darf Sie auch nicht mißhandeln, allein er wird es ſicher nicht daran fehlen laſſen.“

Margarete ſchwieg, denn ſie teilte ſeine Überzeugung.

„Und genug, Sie bleiben hier! Mein Kind iſt mir ſo lieb wie mein Augapfel, der Doktor und Frau Müllern ſagen mir alle Tage, es ſei bei Ihnen gut aufgehoben; — alſo wäre es ganz unmenſchlich von Ihnen, es zu verlaſſen.“

„Es iſt auch unmenſchlich von Ihnen, Herr Rot, mir zu verbieten, meinen Mann zu ſehen."

„Nun ſo ſehen Sie ihn in's T— Namen!" fuhr er wild auf, „mir aber komme er nicht mehr vor Augen . . . . der Unverſchämte."

„Dafür will ich ſorgen," entgegnete Margarete froh.

„Wie können Sie nur ſo unvernünftig ſein, ſich über den Beſuch dieſes Mannes zu freuen, der Sie quält, der Ihren Lohn durchbringt, der Sie nicht bei ſich behalten will!" rief Herr Rot, „eine verſtändige Frau würde ſich hingegen freuen, wenn hundert Stunden zwiſchen ihr und ihrem Mann lägen."

„Das kann ich nicht," verſetzte Margarete, bedenklich den Kopf ſchüttelnd, „erſtens iſt und bleibt er mein Ehemann, bei dem ich ausharren muß und der ſich beſſern kann; und zweitens wegen der Kinder."

„Sie ſind unverbeſſerlich," ſagte Herr Rot und verließ die Kinderſtube.

Margarete verſank in ihre traurigen Gedanken, daß Joſias, dieſer ſchlimme Geſell, ihren Mann wieder in ſeinen Schlingen habe und als Frau Müllern kam und teilnehmend nach allem fragte, konnte Margarete nicht ihren Gram verſchweigen.

„Das iſt aber himmelſchreiend, Ihnen den ganzen Wochenlohn zu entreißen!“ rief Frau Müllern entrüſtet, „das darf er nicht! Künftig müſſen Sie die Hälfte behalten und ich will ſie für Sie in die Sparkaſſe geben.“

„Und wenn mein Mann in Wut gerät, was dann?“

„Nun dann laſſen Sie ihn wüten! davon ſtirbt er nicht und ſterben Sie nicht! im Gegenteil! die Männer ſind ſo beſchaffen, daß ſie zuweilen wüten müſſen und das bekommt ihnen immer ſehr gut für Leib und Seele. Gott, mein Seliger! gegen den iſt Ihr Mann ein Lamm! bekam der ſeinen Rappel, ſo hätte ich mich in's erſte beſte Mauſeloch verkriechen mögen. Und was hat es mir geſchadet? — Nichts! — Hatte er ſich ausgetobt, ſo konnte ich ihn um den Finger wickeln, ſo ein guter Kerl war er.“

„Es iſt nicht Einer wie der Andere,“ erwiderte Margarete bekümmert.

„Wegen des Geldes muß ich einmal Ihrem Mann gehörig die Wahrheit ſagen,“ fuhr Frau Müllern in ihrer Entrüſtung fort, „das darf nicht zum zweiten Mal geſchehen. Ich gehe hernach gleich zu ihm.“

„Ach, Sie werden ihn nicht finden! er hat nun Geld, da bleibt er nicht am Sonntag daheim. Aber gehen Sie, Frau Müllern, und holen Sie mir meine Buben.“

„Wenn er ausgegangen iſt, wird er ſie mitgenommen haben.“

Margarete blickte ſo wehmütig auf, als wolle ſie ſagen, daß ſo etwas ihrem Manne nicht einfalle; aber ſie ſagte nichts und Frau Müllern ſagte geſchäftig:

„Jetzt gehe ich geſchwind zu Frau Rot hinauf, dann ſchau' ich nach Ihren Buben und dann geht's weiter! es gibt viel zu thun!“

wäre ſeit zehn Jahren verheirathet! ſehr gut, ſehr gern! aber hängt das von mir allein ab?“

„Allerdings! die Welt wimmelt von heirathsluſtigen Mädchen“ .... —

„Und ich ſoll ein heirathsluſtiges Mädchen heirathen? die Zumuthung iſt allzu ſtark!“

„Mögten Sie lieber eine Männerfeindin? gut: bändigen Sie ſie; ich bin auch damit zufrieden. Aber Eines merken Sie Sich: als der liebe Gott den Mann geſchaffen hatte und nun dies plumpe, ſchwerfällige, rohe Geſchöpf vor ſich ſah, da erſchrack er vor deſſen erſtaunlicher Unliebenswürdigkeit, und pflanzte geſchwind um ſie auszugleichen eine unüberwindliche Heirathsluſt in die Bruſt des Weibes. So kommt es daß Ihr Alle Frauen haben könnt — was warlich nicht der männlichen Liebenswürdigkeit zuzuſchreiben iſt. Alſo laſſen Sie nur Ihr Entſetzen vor den heirathsluſtigen Mädchen fallen!“

„Sie wiſſen ja daß ich ſchon ein Paar Mal einen Anlauf zur Ehe genommen habe — und vor einem Haha ſtehen blieb. Man mögte doch auch gern geliebt ſein“ .... —

„Aber man mag ſich nicht die Mühe geben zu lieben — ſo ergänze ich Ihre Phraſe, lieber Fürſt. Ja, das iſt freilich übel, denn ſehen Sie: wir lie-

Die blaue Wieſe.

Der Schuhmacher ſtand vom Eßtiſch auf, als Frau Müllern bei ihm eintrat.

„Geſegnete Mahlzeit", ſagte ſie höflich, „denn Sie ſind, wie ich ſehe, ſchon fertig mit dem Mittagsbrod."

„Nu, es war nicht ſo reichlich, um ein Paar Stunden zu dauern," verſetzte er, „und überdies hab' ich Eile."

„Ja, Sie wollen gewiß mit den Buben bei dem ſchönen Wetter in's Freie."

„Das juſt nicht; ich hab' Geſchäfte."

„Sieh! bald hätte ich vergeſſen, daß mich ein Geſchäft zu Ihnen führt. Aber wollen Sie nicht die Buben aus dem Zimmer gehen heißen?"

„Ach, die ſind ſo dumm! die verſtehen nichts von Geſchäften."

Frau Müllern ſah in Aloys' ernſtes und in Antons liſtiges Auge und erwiderte:

„Meinetwegen! alſo zur Sache. Ich kann Ihnen ſagen, daß Herr Rot ſehr aufgebracht und geneigt iſt, Ihre Frau zu entlaſſen.“

„Saperlot! das verbitte ich mir! Er hat ſie haben wollen, ich habe mich darauf eingerichtet, jetzt behalte er ſie, ſo lange er will.“

„Er will aber nur unter der Bedingung, daß Sie ihr einen Teil ihres Lohnes laſſen, damit ſie ſich anſtändig kleiden könne und damit Ihre Buben auch etwas auf den Leib bekommen und nicht wie Bettelbuben ausſehen, wenn ſie ihre Mutter beſuchen.“

„Was gehen ihn meine Buben an? ſind ſie für mich gut genug angezogen, ſo ſind ſie es auch für meine Frau.“

„Aber nicht für Herr Rot. Er läßt durchaus keine Bettelbuben in’s Haus.“

„Aber zum Geier! ſie ſind keine Bettler!“

Anton ſtand mit Philipp hinter dem Vater, der Frau Müllern gegenüber. Er war aufmerkſam dem Geſpräch gefolgt, ſtreckte jetzt ſeine beiden Arme in die Höhe, als vom Anzug die Rede war und hob dann Philipps Fuß auf, indem er der Frau Müllern zuwinkte, um ſie auf den höchſt defekten Zuſtand der Ärmel und Schuhe aufmerkſam zu machen. Sie ſchoß plötzlich auf ihn zu, ſtellte ihn und Philipp vor den Vater hin, zeigte auf die elende Bekleidung und rief:

„Sind ſie keine Bettler, ſo ſehen ſie doch ſo aus und müſſen es werden!"

„Nicht meine Schuld!" ſagte der Vater und griff nach ſeiner Mütze, um fortzugehen.

„Halt! daraus wird nichts! ich habe die Sache angefangen, ich will ſie fertig machen," ſagte Frau Müllern mit einem ſo barſchen Ton und ſtellte ſich mit einer ſo reſoluten Miene vor die Tür, daß Weiß ſie ganz verwundert anſtarrte: „Ja, gaffen Sie mich nur an! ich würde mir ewige Vorwürfe machen, wenn ich in dieſer Sache nicht Ordnung ſtiftete! Alſo: Frau Weiß behält jede Woche die Hälfte ihres Lohnes und ſorgt für die Bekleidung der Buben; denn ſo, wie dieſe jetzt einhergehen, läßt Herr Rot ſie nicht in's Haus, viel weniger in die Kinderſtube. Sieht Ihre Frau die Buben nicht, ſo härmt ſie ſich dermaßen, daß ſie untauglich wird für ihren Dienſt. Dann ſchickt Herr Rot ſie heim und dann werden Sie Ihre Habgier bereuen und ich habe dann wieder meine liebe Not mit dem armen kleinen Rot'ſchen Kinde."

„Nu," ſagte Weiß mürriſch, für einen Tag in der Woche mag ſie den Lohn behalten und für ſechs Tage bekomme ich ihn."

„Nichts da! ſo haben wir nicht gewettet!" rief Frau Müllern zornig lachend. „Halbpart, Herr Weiß, halbpart!

Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Fenſterſcheiben klirrten und rief wütend:

„Steckt dies Weib nicht unter einer Decke mit dem Reichen gegen den Armen, ſo will ich ein Narr ſein!“

„Das ſind Sie ohnehin!“ verſetzte ſie trotzig, „und das wird mich nicht hindern, mich einer guten, aber viel zu nachgiebigen Frau gegen einen ſchlechten Mann anzunehmen. Indeſſen will ich Gnade vor Recht gehen laſſen. Sie ſollen den Lohn von vier vollen Tagen haben, zwanzig Franken die Woche. Ihre Frau behält fünfzehn, kleidet ſich ſelbſt und die Buben und legt einen Sparpfennig zurück — was Sie nicht tun, ſondern Alles durchbringen werden. Sie können ja gar kein beſſeres Geſchäft machen.“

„Daß nur nicht der Sparpfennig irgendwie dem Herrn Rot zu gut komme,“ murmelte er.

„Seien Sie doch nicht ſo töricht! ich werde das Geld in Obacht nehmen.“

„Sie? warum nicht meine Frau?“

„Weil Sie es ihr abquälen würden, wenn Sie das Ihrige verjubelt haben. Bei mir iſt es ſicher aufgehoben und ſicher vor jedem Langfinger . . . . auch vor Ihnen. Dabei bleibt's.“

Frau Müllern blieb in dem rauhen Ton, den ſie angeſchlagen hatte und der weſentlich dazu beitrug, ihre vernünftigen Gründe einleuchtend zu machen. Jetzt trat ſie von der Tür zurück und ſagte freundlich:

„Ich bin mit meinem Geſchäft fertig, Herr Weiß, und Sie können an das Ihrige gehen . . . . aber was wird denn aus Ihren Buben den lieben langen Sonntag nachmittag?“

„Die ſpülen das Eßgeſchirr aus und bleiben daheim, ... damit nichts geſtohlen wird,“ antwortete er und verließ das Zimmer.

Kaum war er fort, ſo ſagte Anton mit ſchlauer Miene:

„Frau Müllern, der Vater hat kein anderes Geſchäft, als mit dem Joſias in die „blaue Wieſe“ zu gehen und Schnaps zu trinken.“

„Schäme Dich, Anton!“ rief Aloys, der ſich nicht um das Geſpräch gekümmert, ſondern den Eßtiſch abgeräumt hatte, „ſagt der Vater, daß er Geſchäfte habe, ſo hat er ſie.“

„Ich weiß, was ich weiß, und was ich heute früh vom Vater und vom Joſias hörte!“ behauptete Anton.

„Nun zankt Euch nicht, Ihr Buben,“ gebot Frau Müllern, „waſcht Euch, kämmt Euch, macht Euch ſauber. In einer Stunde bin ich wieder hier und führe Euch zur Mutter.“

„Zur Mutter! o Gott ſei gedankt!“ rief Aloys freudeſtrahlend.

„Zur Mutter! hurrah!“ rief Anton und warf ſeine Mütze ſo ungeſchickt in die Luft, daß ſie in die große Schüſſel mit Spülwaſſer fiel, während Philipp aus Leibeskräften einmal über das andere: „Hurrah!“ ſchrie.

„In einer Stunde, Aloys! ſorge, daß Ihr fertig ſeid!“ ſagte Frau Müllern und ging von dannen, ganz vergnügt, daß ihr Alles ſo gelungen ſei. Und das wird der liebe Gott gewiß nicht übel nehmen, ſprach ſie ſchließlich zu ſich ſelbſt, daß ich ein wenig geflunkert und den Herrn Rot in die Geſchichte vom Lohn verflochten habe. Das Ungetüm war ja nur durch die Furcht zu bändigen, daß ihm die Frau zurückgeſchickt werden könne, ... die arme brave Frau! .... — — —

Margarete hatte eine unbeſchreibliche Freude, ihre Söhne zu ſehen, obgleich ihr Anblick ſie nicht zufrieden ſtellte. Hatte Aloys auch ſein Möglichſtes getan, um ſich ſelbſt und die Brüder recht ſauber zu machen — wie Frau Müllern ihn geheißen hatte — ſo war doch noch viel zu wünſchen übrig geblieben, was ihrem Mutterauge nicht entging, was aber von dem zehnjährigen Knaben nicht zu verlangen war. Sie fragte nach Allem, ließ Jeden erzählen, was ihm am wichtigſten war und erfuhr dann ſo ziemlich, wie es zu Hauſe ſtehe, wie ordentlich die Aufwartsfrau ſei, jeden Morgen und Mittag und Abend pünktlich komme und auch das Eſſen koche — wenn der Vater ihr Geld gebe.

„Er hat aber nicht immer Geld,“ ſagte Aloys entſchuldigend, um der Frage der Mutter zuvorzukommen.

„Für uns nicht . . . . aber für den Joſias und für ſich . . . . o genug!“ rief Anton.

„Das denkt Anton ſich ſo, Mutter,“ ſagte Aloys errötend.

„Nein, ich weiß es, ich höre es ja! rief Anton.

„Du mußt an deine Sachen denken und nicht immer zuhören, was der Vater zu ſprechen hat,“ ſagte Margarete.

„Aber, Mutter, ich bin ja nicht taub! wie ſoll ich das anfangen? und der Vater ſchreit ja ſo laut.“

„Nun heute war das Eſſen doch gewiß gut!“ unterbrach ihn Aloys.

Sehr gut!“ verſetzte Anton, und Philipp, der über dieſen Punkt auch ſchon ſtimmfähig war, bekräftigte es. Margarete hatte alſo den Troſt, daß wenigſtens heute ihr Wochenlohn den Kindern zu gut gekommen ſei.

So vergingen die Stunden, bis Aloys plötzlich ausrief:

„Ach! . . . . wir müſſen nun gehen, denn die Walburge kommt und ich habe den Stubenſchlüſſel. Ach, wenn Du doch mit uns heimgingeſt, Mutter, es iſt ſo traurig zu Hauſe, wenn du nicht da biſt“ . . . . —

„Denn wir ſind allein und wiſſen nicht, was wir anfangen ſollen,“ fiel ihm Anton in's Wort,

„oder der Vater iſt da und dann iſt es erſt recht ſchlimm.“

„Ich fürchte, Anton, daß Du ein ſchlimmer Bube biſt, ſagte Margarete, „weißt Du denn nicht, wie viel Mühe und Arbeit der Vater hat, um das liebe Brod für uns zu verdienen? Da kann er ſchon einmal mißmutig werden. Meinſt Du nicht, Aloys?“

„Ja gewiß, Mutter!“ beteuerte Aloys treuherzig und Philipp fühlte ſich verpflichtet, ihm ſchleunigſt beizuſtimmen, nach Art der kleinen Kinder, die immer dem Beiſpiel der älteren Geſchwiſter folgen, meiſtens ohne zu verſtehen, um was es ſich handelt. Anton aber ſchwieg und dachte an das Geſpräch des Vaters mit Frau Müllern, welches ihm bewies, das auch die Mutter Geld verdiene und doch niemals ſo böſe ſei, wie der Vater.

Mit vielen Liebkoſungen und Ermahnungen, freundlichen Worten und guten Ratſchlägen entließ Margarete die Knaben und beauftragte Aloys, ihr die Walburge zu ſchicken, mit der ſie zu reden habe. Dann dachte ſie nach, wie ſie es anfangen könne, um ihrem Mann nicht ihren ganzen Lohn abzuliefern; aber ſie war von Natur ſchüchtern und dermaßen verſchüchtert durch ſeine brutale Behandlung, daß ſie Alles litt und Alles tat, um ihn nur nicht in Zorn zu verſetzen. Wie ſtaunte ſie, als Frau Müllern kam und ihr die frohe Kunde von Teilung ihres Wochenlohnes brachte.

„Wie haben Sie das zu Stande gebracht, liebe Frau Müllern?“ fragte ſie erfreut und verwundert.

„Wie? . . . . Nun ſo, wie der liebe Gott es mir für Sie, Sie gutes Lamm, eingegeben hat,“ erwiderte Frau Müllern, feſt entſchloſſen, ſich auf das Nähere nicht einzulaſſen. „Und jetzt merken Sie ſich dies, Frauchen! bleibt Ihnen von Ihrem Anteil Geld übrig, ſo geben Sie es mir in Verwahrung; denn nur bei mir iſt es ſicher, nicht in die Klauen Ihres — lieben Mannes zu fallen. Daß ich es in die Sparkaſſe lege, verſteht ſich von ſelbſt. Er braucht das aber nicht zu wiſſen, weil er zu unvernünftig iſt, um die Sache zu verſtehen. Fragt er, ſo ſagen Sie, Sie hätten mir das Geld gegeben und Punktum.“

„Gott vergelt's tauſendfältig, was Sie an mir tun,“ ſagte Margarete gerührt.

„Das iſt juſt nicht viel,“ verſetzte Frau Müllern, „wenn ich Ihnen etwas Herzhaftigkeit beibringen könnte — dann hätte ich ein gutes Werk an Ihnen getan. Es taugt nicht, daß Sie ſo ganz entſetzlich opferlammig ſind.“

„Ich will es glauben; aber in Hader und Streit mit meinem Manne zu leben . . . . und gar vor den armen Kindern! das iſt mir abſolut unmöglich.“

„In Hader und Streit? . . . . Ja, das ſage ich nicht! ich ſage nur, Sie ſollten zuweilen und zu rechter Zeit etwas kommandieren. Ach Gott! wie heilſam iſt es dem Manne, zuweilen ein gutes Kommandowort zu hören. Davon kann ich ein Lied ſingen. Aber ich fürchte, daß bei Ihnen Hopfen und Malz verloren iſt, denn aus ſeiner Haut kann kein Menſch heraus.“ — — —

So geſtalte ſich Margaretens Lage ganz erträglich. Sie ſah ihre Söhne und ſorgte für ſie; die beiden Kleinen gediehen; nachdem Herr Rot ſich überzeugt hatte, daß ſein Kind gut beſorgt werde, bekümmerte er ſich nicht um Frau Weiß und ließ ſie in der Kinderſtube ſchalten und walten. Frau Rot war für Jedermann unſichtbar, außer für das ärztliche Perſonal, und Frau Müllern ſchwieg über ſie mit lobenswerter Überwindung ihrer Redſeligkeit. Indeſſen hatte Margarete, die gar nicht begriff, warum ſie nicht das Kind der Mutter bringen dürfe, von einem Dienſtmädchen erfahren, es ſei mit Frau Rot nicht ganz richtig im Kopf und der Doktor wiſſe nicht, ob ſie herzuſtellen ſei. Das betrübte Margarete herzlich, und um ſo mehr widmete ſie ihre beſonders aufmerkſame Pflege dem armen Kinde, das vielleicht für immer der Liebe einer Mutter beraubt war. Herr Rot gab auch endlich den Gedanken auf, die Kleine erſt dann taufen zu laſſen, wenn die Mutter ihre Geſundheit wieder erlangt habe, den Tyrannen, Barbaren, Othello's, Verbrecher — was weiß ich! aber einen Mann ohne Energie hat nie ein anderes Weib geliebt als .... ein heirathsluſtiges Mädchen."

„Sie ſind deſesperant mit Ihren Wahrheiten, gnädige Gräfin, und ich hatte mich doch ſo gefreut mich recht bei Ihnen auszuruhen."

„Solch ein Wort könnte mich wahrhaft rühren, wenn mir nicht die Frage: ausruhen? wovon? unwillkürlich auf den Lippen ſchwebte."

„Sie ſind barbariſch! muß man ſich denn mit Hand und Fuß abarbeiten, commandiren oder exerziren, Akten ſchreiben oder Depeſchen, um ein Recht an der Ruhe zu haben, die doch der Wilde in ſeinem Wigwam, die doch der Beduine in ſeinem Zelt — ja, die der Vogel auf ſeinem grünen Frühlingsaſt genießt! — Und wenn Sie durchaus Arbeit und Ermüdung begehren — tummle ich mich nicht genug in der Welt herum? ſtrenge ich mich nicht genug an mit ſehen, hören, denken, vergleichen, leſen, ſprechen, überlegen, reflektiren? iſt nicht mein Gehirn in raſtloſer Thätigkeit? und iſt ſie nicht ebenſo reſpektabel als die meines Schreibfingers oder meines Armes? Nein, ich verdiene recht ſehr ein wenig Ruhe."

„Sehen Sie wie Sie auf einmal ganz energiſch und das Kind erhielt in der Taufe die Namen Roſalie Maria.

„So habe ich jetzt zwei liebe Röschen," ſagte Margarete gerührt, „Gott ſegne ſie, daß beide recht ſchön zu ſeiner Ehre und den Menſchen zur Freude aufblühen."

Ihr Mann kam regelmäßig jeden Sonntag in der Frühe und empfing ſeinen Anteil an dem Wochenlohn nie ohne zu murren, daß ihm im Grunde das Ganze gebühre. Er hielt ſich immer nur ſo lange bei ſeiner Frau auf, als er ihre Fragen beantwortete und ſeine Klagen über große Ausgaben vorbrachte. Dann warf er einen Blick auf ſein Töchterchen und ging von dannen.

„Aber, lieber Bernhard, was ſind denn das für große Ausgaben?" fragte Margarete einmal. „Du biſt ja ein ſo geſchickter Arbeiter, daß unſere Bedürfniſſe durch Deinen Arbeitslohn gedeckt waren; — und jetzt haſt Du doch einen hübſchen Zuſchuß und ich ſorge für Bekleidung der Buben. Alſo iſt die Laſt erleichtert."

„Nu und die Walburge!" fiel er ein, „hab' ich die umſonſt? koſtet die nichts? . . . . . und dann muß ich ſparen — ja, ſchau mich nur an! ich muß ſparen, um ein Lotterielos zu kaufen — ein großes! ich zahle die eine Hälfte, der Joſias die andere und dann teilen wir den Gewinn."

Margarete ſchlug traurig die Hände zuſammen und erwiderte:

„Der Joſias bringt Dich um Dein gutes Geld mit ſeinem Lotterieſchwindel. Du haſt es ſchon erfahren. Ach, bleibe davon!"

„Saperlot! Nein! ich will auch einmal reich werden! endlich muß denn doch der Gewinn kommen und Joſias hat es mir klar vorgerechnet. Dann werden wir, er und ich, Unternehmer einer Schuhfabrik, die nach Auſtralien ihre Waren liefert. Vielleicht iſt es ſchon ſo weit. Ich muß zu ihm, Grete."

„Gehſt Du denn nicht zuvor mit den Buben in Hochamt und Predigt, Bernard?"

„Iſt nicht nötig! finden ihren Weg ohne mich. Der Lips bleibt bei der Walburge, bis die beiden Großen zu Hauſe kommen und ſo ſind wir Alle gut verſorgt."

Er ging. Am nächſten Sonntag kam er nicht. Margarete verzehrte ſich in Unruhe. Was mußte vorgefallen ſein? . . . . Ein Unglück nicht; denn ſie hatte Aloys und Anton zum Gottesdienſt gehen ſehen. Als Nachmittags die Knaben kamen, fragte ſie gleich nach dem Vater und ſah mit Schreck, daß Aloys kaum ſeine Tränen zurückhalten konnte und daß Anton verlegen war. Philipp aber ſagte unbefangen:

„Er iſt nicht da."

„Wo iſt er? ſprich Aloys!" ſagte ſie entſchieden.

„Er iſt geſtern Abend nicht heimgekehrt," antwortete Aloys leiſe weinend, „die gute Walburge blieb bei uns und gab uns das Nachteſſen; aber um neun Uhr, als wir ſchlafen gingen, da ging ſie fort. Heute früh kam ſie wieder, aber der Vater nicht.“

„Die Leute im Hauſe ſagen, er ſäße mit dem Joſias in der „blauen Wieſe,“ fügte Anton hinzu, und Aloys weinte heftiger.

Margarete faßte ſich und ſuchte die Kinder zu zerſtreuen. Ach! es war ja nicht zum Erſtenmal, daß Ihr Mann Tag und Nacht in der Schenke geſeſſen und getrunken hatte und die Geſellſchaft von Joſias ließ nichts anderes erwarten. Sie wußte nun, daß er nicht eher zu Hauſe kommen werde, bis er den letzten Heller, ja ſeine Kleider, verſpielt oder vertrunken habe. Er war nicht eigentlich ſchlecht; er hatte keine Freude an einem ſolchen Leben; er war nur ſchwach genug, um ſich dem Einfluß des Schlechten hinzugeben. Kam er dann aus ſeinem Taumel wieder zu ſich, ſo machte ihn das Bewußtſein, daß er hätte Widerſtand leiſten ſollen und es nicht getan — und daß er ſich und die Seinen ins Elend geſtürzt habe, äußerſt mißmutig, ja zuweilen tief traurig. Dann faßte er gute Vorſätze und hielt ſich fern von ſchlechten Kameraden. So wie er aber mit ihnen zuſammentraf und von ihnen verhöhnt wurde als Pantoffelheld und Kinderwärterin, vergaß er ſeine Vorſätze und verfiel wieder dem ſchlechten Leben.

Als er Margarete heiratete, war dieſe Charakterſchwäche noch nicht entwickelt; er galt nur für etwas leichtſinnig, aber für einen ſehr geſchickten Arbeiter, der bei einem ſo ſchönen, verſtändigen, frommen und arbeitſamen Weibe gewiß ein braver Ehemann ſein werde. Und in den erſten Jahren war das auch der Fall. Dann kam jedoch die unvermeidliche Langweile, die in jeder Exiſtenz, auch in der glücklichſten, auftaucht, ſobald dieſe im feſten, unverrückbaren Geleiſe ſich bewegt — und die etwas Anderes, etwas Neues, eine Abwechslung verlangt. Und als zur Langweile ſtatt der Erholung — die Sorge trat, welche aus zwei unglücklichen Wochenbetten Margaretens und ſchweren Krankheiten der Kinder hervorging; — als noch mehr Arbeitſamkeit, noch größere Anſtrengung nötig wurden: da ließ ſeine Spannkraft nach, während ſie bei Margarete wuchs. Er ſuchte Erleichterung, wenigſtens Zerſtreuung. Er fand ſie in der Schenke; doch nur für einen Augenblick. Im nächſten war die Sorge wieder da und mit ihr — die Reue. Zum Unglück ſuchte er den Grund ſeiner Verſchuldung in den äußeren Verhältniſſen. Das verſetzte ihn in Bitterkeit, Groll und Mißmut, die er an ſeiner Familie ausließ. Reich werden, vollauf Geld haben — dahin ſtrebte ſein Sinn — und einſtweilen wurde er immer ärmer und geriet in drückende Schulden, weil er weniger arbeitete und mehr brauchte. Jetzt hatte

Margarete durch die größte Ordnung und angeſtrengte Sparſamkeit wieder einmal dieſe Laſt abgewälzt und er war wieder auf gutem Wege. Da kam Frau Müllern mit einem Vorſchlag, der ihm Geldmittel in Ausſicht ſtellte, die für ſeine Verhältniſſe bedeutend waren. So wie er ſie beſaß, fiel er in die alten Schlingen zurück.

Margarete beſprach ſich mit Walburge und gab ihr nicht blos das nötige Geld für den Lebensunterhalt der Kinder, ſondern ſo viel, daß Walburge förmlich in ihren Dienſt trat und das Haus hütete. Damit waren Aloys und Philipp ſehr zufrieden, Anton minder; er meinte, die Walburg tue nichts anderes als zanken. Margarete ſtellte ſpäter Walburge darüber zur Rede; doch dieſe entgegnete, Anton ſei ein ausgelaſſener ungehorſamer Bube, den ſie zurechtweiſen müſſe. Margarete kannte ihren zweiten Sohn genug, um zu wiſſen, daß Walburge recht habe. Sie konnte jetzt für ihre Knaben unbeſorgt ſein; aber ihr Mann! — —

Nach einigen Tagen kam Walburge eiligſt am ſpäten Abend mit der Nachricht zu Margarete, ihr Mann ſei eben heimgekehrt, ganz vernünftig, aber ohne Rock und ohne Schuhe und er verlange Geld, um ſie auszulöſen.

„Er hat mich gebeten, das zu beſorgen,“ ſetzte ſie hinzu, „er iſt recht manierlich.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Margarete, „das pflegt er immer in den erſten Tagen nach ſolchem Streich zu ſein. Er ſetzt ſich an die Arbeit, als ob nichts vorgefallen wäre und Niemand iſt fleißiger als er. Nur fehlt ihm die Ausdauer.“

Sie gab das Geld und Walburge beſorgte den Auftrag. Am nächſten Sonntag erſchien Weiß wie gewöhnlich bei ſeiner Frau und ſagte kurz:

„Grüß' Gott, Grete! Rück' nur gehörig mit Geld heraus! ich bin ſchmählich um mein Erſpartes gekommen und das Lotterielos muß gekauft werden! Es iſt die höchſte Zeit vor der Ziehung.“

„Wirſt Du denn immer bei dieſem Unſinn bleiben?“ fragte ſie traurig.

„Nein! nur ſo lange, bis ich das große Los gewonnen habe.“

„Schau' her, Bernard, ſind das nicht ein Paar herzige Mägdlein?“ und Margarete nahm ihre kleine Tochter auf den Arm.

„Mir gefällt Roſe Rot beſſer als Roſe Weiß; ſieht kernhafter aus. Unſer Kind verkümmert wegen des reichen Kindes.“

„O nein! es verkümmert nicht, Bernard!“ ſagte ſie, zärtlich das Kind an ſich drückend, „es iſt nur gar fein und zart, ſo recht mein weißes Röschen. Das rote iſt auch gar lieb, iſt friſcher und größer.“

„Nu, das ſag' ich ja! Reiche Kinder haben immer allerhand Vorzüge,“ verſetzte er und ging ſeiner Wege. In der Tür wendete er ſich um:

„Der Anton iſt ein ganz unbändiger Bube! den ſollteſt Du doch mal koramieren. Aus Prügel macht er ſich nichts . . . . und deshalb prügelt er ſelbſt jeden Augenblick den Lips . . . . hat ihn heute Nacht aus dem Bett geworfen, ſo daß es einen Mordſpektakel gab.“

Wir haben ja Geld.

Zwei junge Männer gingen auf der Promenade eines vielbeſuchten Kurortes im weſtlichen Deutſchland auf und nieder und der eine ſah ziemlich gelangweilt aus, während der andere ſich alle Mühe gab, ihn zu unterhalten.

„Die eigentliche Saiſon hat noch nicht begonnen, Sir Ralph,“ ſagte er. „Fremde ſind freilich immer in Menge hier, teils Kurgäſte aus Norddeutſchland, Rußland, Amerika, die hier überwintern, wenn ſie ihre Kur während einiger Sommer brauchen ſollen, teils Solche, die ſich wegen des milden Klima’s und der ſchönen Gegend zeitweiſe oder auch dauernd hier niederließen. Dieſe Leute verzehren nun zwar bedeutende Geldmittel und tun dadurch indirekt außerordentlich viel für unſern Kurort; allein deſſen glänzendes Leben und buntes Treiben geht nicht von ihnen aus. Das bringt der eigentliche Fremdenſtrom mit und deſſen Zufluß hat erſt eben begonnen.“

„Und wie unterhalten Sie ſich denn während des langen Winters?“ fragte Sir Ralph.

„Da wo eine Spielbank mit ihrem Zubehör iſt,“ verſetzte der Andere lächelnd, „fehlt es nie an Unterhaltung. Überdas habe ich meine Geſchäfte und ſehr ausgedehnte, bedeutende Geſchäfte.“

„Geldgeſchäfte? fragte Sir Ralph nachläſſig.

„Das nicht! Mein jüngſt verſtorbener Vater war Baumeiſter und machte im Baufach großartige Unternehmungen und äußerſt einträgliche Spekulationen, die ich jetzt fortſetze.“

„Es muß ſehr intereſſant ſein, dergleichen Unternehmungen zu leiten,“ bemerkte Sir Ralph, „denn es gehören große Fachkenntniſſe dazu, nicht wahr?“

„Die ſind es eben, welche die Sache minder intereſſant machen, Sir Ralph, und ich würde ihre feſten Einkünfte durch Ihre Pächter in Lincolnſhire meinen unſichern vorziehen — obſchon ich nicht leugne, daß das Wagnis und die Möglichkeit eines glänzenden Gewinnes durch Kauf und Verkauf einen großen Reiz hat.“

Ein Wagen überholte die beiden jungen Männer und fuhr im ſchnellſten Trab an Ihnen vorbei. Drei Damen in Trauer ſaßen darin.

„Das ſchienen zwei hübſche Geſichter zu ſein,“ ſagte Sir Ralph, immer ganz lakoniſch.

„Ja meine Schweſter gilt dafür und ihre Geſellſchafterin ebenfalls.“

„Sie ſind beneidenswert, dieſe lieblichen Geſchöpfe immer vor Augen zu haben.“

„Was man immer vor Augen hat, Sir Ralph,“ wird uns durch Gewohnheit ganz gleichgültig. Ich ziehe das Neue, das Überraſchende vor. Iſt es auch minder ſchön, ſo iſt es doch eine Abwechſelung.“

„So jung und ſchon blaſiert?“

„Ah bah, jung! die Jahre tun es nicht, Sir Ralph. Alt macht uns die Erfahrung und ich habe Erfahrung des Lebens.“

„Sind die anſäſſigen Familien ſehr abgeſchloſſen gegen Fremde?“ fragte Sir Ralph nach einer kleinen Pauſe.

„Mein Vater war es durchaus nicht. Er hatte Freude am geſelligen Verkehr.“

„Und ihre Frau Mutter?“

„Wie ſie es halten wird, weiß ich nicht. Zu Paranteſe geſagt — ſie iſt meine Stiefmutter und ich habe mich, oder ſie hat mich daran gewöhnt, mich möglichſt wenig um ſie zu bekümmern.“

„Das iſt überhaupt eine goldene Regel für den Weltverkehr. Laſſe man doch Andere tun und treiben, was ſie wollen und ſorge man für ſich.“

Sie verließen die Promenade und gingen in die Spielzimmer des Kurgebäudes, wo Sir Ralph Nelvil und Herr Otto Rot ſehr zu Hauſe waren.

Der Wagen fuhr in den Hof der „Superba“ ein und hielt vor einem der Seitengebäude und die Damen ſtiegen aus. Die ältere, eine ſtattliche werden, und zwar nur deshalb, weil Sie bei mir ein wenig Widerſtand gegen Ihre Meinung finden. Widerſtand iſt der ſchärfſte Sporn des Menſchen, iſt die ungeheure Triebfeder Derjenigen, die ſich aus der Dunkelheit und Armſeligkeit heraus zu arbeiten haben um ſich ihre Stätte zu bereiten. Menſchen zu deren Füßen ſich das Leben ſtets wie ein Sammetteppich hingebreitet hat, waren ſelten tüchtig und niemals groß. In Ihrem Leben iſt zu viel Glück, lieber Fürſt, als daß Sie die Wonne des Glücklichwerdens ſchätzen könnten.“

Es legte ſich eine tiefe innere Verklärung über ihr Geſicht, aber ihr ſchönes großes Auge war feucht und ihre Stimme bebte.

„Ich ſah in Sevilla eine Madonna von Murillo, ſagte Gotthard, der Sie frappant ähnlich ſehen: dieſelbe unerhörte Verklärung in der Trauer; — wie machen Sie das?“

„O Sie machen mich lachen,“ entgegnete Cornelie.

Der Hofmarſchall kam, ſpäter Aurore; dann ging man zum Speiſen in den Kurſaal; dann machte man eine große Partie zu Eſel nach der Mooshütte, wo eine Engländerin ein gouter gab; dann trank man noch die beiden Abendbecher am Brunnen, ging ein wenig in der engen Promenade auf und ab — und endlich ſchlafen. Gotthard fand die Le-

Frau von achtunddreißig bis vierzig Jahren, hätte noch immer Anſpruch auf Schönheit machen können, wären ihre Züge nicht ſo leblos, ihre Augen nicht ſo ausdruckslos geweſen. Sie ſah aus wie ein aus Holz nach den Regeln der Schönheit geſchnittenes und bemaltes Bild — tot! denn Holz bleibt Holz. Sie war in ſchweren ſchwarzen Seidenſtoff gekleidet und ganz mit Perlen und Stickereien von ſchwarzem Schmelz, nach der Mode des Tages, überſäet. Ihr folgten zwei junge Mädchen gleichfalls in Trauer, die eine blond, zart und weiß, anmutig leicht in Haltung und Bewegung wie eine Pſyche; die andere groß und ſchlank mit dunkelm Haar und Auge und einer wunderſchönen Hautfarbe. Als die drei Damen über den Hausflur der Treppe zugingen, öffnete ſich eine Tür und eine Frau trat heraus mit einem großen Pack Wäſche. Ihre weiße Schürze über einem ſchwarzwollenen Kleide, ihr weißes Muſſelinhäubchen, ihr glatt geſcheiteltes Haar, zeigten ihre untergeordnete Stellung im Hauſe an. Auch ging die ältere Dame an ihr vorüber ohne ſie zu beachten und die feine Blondine nickte ihr nur flüchtig zu; aber das ſchlanke braune Mädchen ging lebhaft auf ſie zu, nahm ohne Umſtände mehr als die Hälfte des Leinwandpackets von den Armen der Frau und ſagte mit einem gewiſſen beſtimmten und doch liebevollen Ton:

„Ich helfe Dir, mein Mütterchen! wohin willſt Du die Sachen tragen."

„Nein, nein, liebe rot' Roſe, laß das! die Mutter hat es nicht gern," verſetzte die Frau und griff wieder nach dem geraubten Packet.

Allein das junge Mädchen hielt es hoch über ihrem Kopf und rief lachend:

„Ich frage Dich, wohin ſoll ich es tragen?"

Da rief eine harte Stimme oben von der Treppe herab:

„Wo bleibſt Du denn, rot Roſe?"

„Ich komme ſchon," erwiderte rot Roſe, legte ihr Packet wieder dahin, woher ſie es genommen hatte, zuckte die Achſeln mit der Miene des Bedauerns, um auszudrücken, wie leid es ihr ſei, und flog die Treppe hinauf zur Mutter, die mißmutig ſagte:

„Ich begreife nicht, was Du beſtändig mit der Beſchließerin zu ſprechen haſt."

„Ach nur das, was mir eben einfällt!" lautete die unbefangene Antwort.

„Die Unterhaltung mit den Dienſtboten ſchickt ſich aber nicht," ſagte die Frau Baurätin Rot und begab ſich in ihr Zimmer, deſſen geſchmackloſe, überladene Einrichtung es zum unbehaglichſten aller Wohnzimmer machte. Da ließ ſie ſich ſogleich zu ihrer Arbeit nieder. Sie ſtickte mit Leidenſchaft vom Morgen bis zum Abend Tapiſſerie. Sie hielt das für vornehm und da ſie reich geworden war, ſo ſuchte ſie auch das zu werden, was ihr vornehm ſchien.

Vor ſechs Monaten war ihr Mann plötzlich vom Schlag getroffen von einem Gerüſt herabgeſtürzt und geſtorben. Er verſtand gründlich ſein Fach und verſtand nicht minder günſtige Konjunkturen zu benutzen. In kritiſchen Zeiten, wo der Boden entwertet war und der Unternehmungsgeiſt ſtockte, kaufte er Grundſtücke zu niedrigen Preiſen, baute billig, weil Überfluß an Arbeitern war, und verkaufte dann in beſſeren Zeiten dieſe Häuſer mit großem Vorteil. Es glückte ihm einflußreiche Beſchützer zu finden, als es ſich um den Bau einer Kaſerne handelte: ſein Plan wurde angenommen und ſpäter wurde ſein Bau bis in die Wolken erhoben, als ob ein architektoniſches Kunſtwerk entſtanden und nunmehr der Welt klar gemacht ſei, was das ſei — eine Kaſerne. Herr Rot wurde Baurat und bekam einen Orden, und ſeine Kaſſe kam bei der Unternehmung nicht zu Schaden. Die Frau Baurätin ſchwamm in Wohlbehagen, — das war ſeine Wonne. Eine abgöttiſche Liebe für ſeine Frau und ſeine Tochter nahm Alles in Anſpruch, was ſein Herz an Empfindungsfähigkeit beſaß. Für ſeine erſte Frau hatte er dieſe Zärtlichkeit nicht gekannt. Kaum ſechs Monate nach ihrem Tode heiratete er ein junges Ladenmädchen, in welches er, ein angehender Vierziger, ſich verliebt hatte. Obſchon dieſe Gattin nach der Geburt einer Tochter in einen kläglichen Zuſtand von Geiſtesſchwäche verfiel, minderte das doch nicht ſeine Zuneigung und da er ſie ihr nicht ausdrücken konnte, ſo übertrug er dieſelbe auf ihr Kind, während er ſeinen Sohn erſter Ehe, einen achtjährigen Knaben, in eine Erziehungsanſtalt gab und ſich weiter um ihn nicht bekümmerte, als daß er das Koſtgeld zahlte. Die kleine Roſa machte ſein Glück und ſeine Freude aus. Nie gab er die Hoffnung auf völlige Herſtellung ſeiner Frau auf und der Gedanke, daß ſie bei ihrer Geneſung ein ſchönes kräftiges Kind finden ſolle, bewog ihn zu großen Opfern.

Denn ein großes Opfer war für ihn der Gehalt, welchen er der Frau Weiß zu geben hatte; und war die Nachſicht, mit welcher er auf ihre Anſprüche bezüglich Mann und Kinder einging. Sie benahm ſich aber ſo vortrefflich und ſo pflichttreu, daß er ſie nach und nach um des Kindes willen ſchätzte und daß er ſie bat, als ihr Ammendienſt aufhörte, noch ein Jahr länger zu bleiben. Frau Weiß erwiderte, ſie werde ſo lange bleiben, bis er eine zuverläſſige Wärterin gefunden habe.

Sie konnte das mit mehr Ruhe tun. Ihr Mann hatte ſich während der letzten Zeit gut betragen, fleißig gearbeitet, ſchlechte Geſellſchaft gemieden, jeden Verkehr mit Joſias abgebrochen und ſogar einmal ſeiner Frau geſagt:

„Der Joſias iſt ein Schuft, hat mich betrogen, hat das Geld vergeudet, das ich ihm gab, um ein Lotterielos zu kaufen. Er ſoll mir nicht wiederkommen, der Schurke, der!"

Margarete dankte Gott, lobte ihren Mann und hoffte auf ſeine Beharrlichkeit umſomehr, als es ihm Freude machte, hie und da ein Paar Kreuzer zurückzulegen — was er ihr immer mit großem Triumph erzählte. Endlich bat er ſie um ihr Sparkaſſenbuch, das noch immer bei Frau Müllern in ſichern Händen war, und verſicherte, es mache ihm Vergnügen, dieſe Sache ſelbſt zu beſorgen, ſeitdem er wiſſe, daß das Geld wirklich Zinſen bringe. Margarete war ganz glücklich; Frau Müllern minder. Als er mit ſeinem Anſinnen bei ihr erſchien, ſchüttelte ſie mißmutig den Kopf.

„Herr Weiß, ich traue Ihnen nicht. Nehmen Sie es nicht übel, aber Sie haben ſchon allzu oft Ihre Streiche gemacht."

„Meine Frau traut mir und das iſt die Hauptſache."

„Ach, du mein Gott! das Lamm! was will das bedeuten?"

„Es bedeutet, daß ich ganz verſtändig geworden, ja — ſo zu ſagen — bekehrt bin. Ich denke auch meine Oſtern zu halten. Die Margaret, die gute Seel' hat darüber die größte Freude."

„Ich will mich auch freuen, wenn Sie Wort halten. Wir haben aber jetzt erſt Neujahr und es iſt gar lange bis Oſtern. Sie ſollten lieber jetzt das tun, was Sie zu Oſtern tun wollen."

„Nein, Frau Müllern, das geht nicht an. Oſtern iſt nun einmal die Zeit für dergleichen Dinge. Sie werden nun einſehen, daß man ſich auf mich verlaſſen kann."

„Das ſehe ich durchaus nicht ein!" verſetzte ſie unmutig, „iſt Ihre Frau aber mit Ihnen bezüglich des Geldes einverſtanden — meinetwegen! hier iſt Ihr Buch."

Und ſie gab ihm genaue Anweiſung, wie er es zu führen habe. Er tat es pünktlich. Alles ging gut. Da brach im Februar die Revolution in Paris aus und verbreitete ſich ſchnell über Italien und ganz Deutſchland. Ganz andere Leute als Schuhmacher Weiß verloren damals den Kopf. Die Neugier zu erfahren, was denn eigentlich vorgefallen ſei, führte ihn einmal nach der „blauen Wieſe." Sie war gedrängt voll Menſchen und Joſias führte das große Wort: Es ſei jetzt die Zeit der Freiheit gekommen, wo das Steuerzahlen aufhöre und wo man mit aller Gewalt durchſetzen müſſe, daß es mit der Armut ein Ende habe. Dazu müßten ſich alle braven Männer verbinden und nicht eher ruhen, bis ſie bei Kaiſer und Königen ihr Recht durchgeſetzt hätten. Wollten die nicht, ſo müſſe man ſie fortjagen und das ſei jetzt ſehr leicht. Dies war ja nun das Ideal des guten Weiß, daß die Armen reich würden. Wollten die

Könige dies verhindern, ſo war er ganz bereit, ſie fortjagen zu helfen, und ohne recht zu wiſſen wie, war er urplötzlich ein wütender Revolutionär. Seine Begeiſterung hing ſelbſtverſtändlich mit dem Bierglas zuſammen und er wurde ein Standgaſt in der „blauen Wieſe.“ Eben ſo ſelbſtverſtändlich war es, daß ſein Fleiß und ſeine gute Laune abnahmen. Die Knaben ſprachen wieder ganz beängſtigt über den Vater zu Margarete und die brave Walburge, welche treu ihren Dienſt verſah und immer Abends bis zu ſeiner Heimkehr bei den Kindern blieb, klagte über die ſpäten Stunden. Margarete bat, flehte, machte Vorſtellungen, beſchwor mit Tränen ihren Mann, ſich von dem wüſten Gerede des Joſias nicht betören zu laſſen.

„Das verſtehſt Du nicht!“ antwortete er mißmutig, „hat der Joſias auch einmal in der Not wie ein Schurke gehandelt, ſo hat er doch ganz recht, zu behaupten, daß wir zuſammenhalten müßten, wir, das Volk, um zu unſeren Rechten zu kommen, nämlich zu Geld und Anſehen. Denn nur, wenn wir einig wären, jagten wir den Tyrannen die gehörige Furcht ein.“

„Tyranen? wer iſt denn das?“

„Alle Könige und Fürſten, alle Vornehmen und Reichen, kurz Alle, die es mit dem Volk nicht gut meinen.“

„Aber, lieber Bernard, woher weißt Du, daß ſie es mit dem Volk nicht gut meinen?“

„Ich weiß es daher, weil das Volk überall in Empörung gegen die Ungerechtigkeit der Großen iſt. Wenn ihm dieſe ſein Recht geben wollten, ſo wäre es ja ganz zufrieden, das gute, brave, ehrliche Volk! Ich gehöre zu dieſem braven unterdrückten Volk und ich muß helfen, damit wir zu unſerm Recht kommen.“

„Ob das gemäß chriſtlicher Ordnung iſt, was Ihr da unternehmt, Bernard, will ich nicht behaupten; allein ich behaupte feſt, daß Euer Bier- und Schnapstrinken in der „blauen Wieſe“ vom Übel iſt und Dich wieder in's Elend ſtürzen wird.“

„Grete, Du ſchweigſt jetzt einmal! Du, ich, die Buben, die kleine weiß' Roſe, wir Alle ſollen ja gerade aus dem Elend herausgeriſſen werden! zwiſchen Roſe Weiß und Roſe Rot und allen Prinzeſſinnen und Gräfinnen ſoll ja gar kein Unterſchied mehr ſein und Du redeſt, als ob ich Euer Unglück wolle! . . . . Solch Wiſchiwaſchi der Weiber kann einen vernünftigen Mann toll machen.“ —

Die Frucht ſeiner Vernunft war denn die, daß er eines Tages ſamt dem Joſias verſchwand und mit ihm Margaretens kleiner Schatz aus der Sparkaſſe.

„Das kommt davon her, wenn man ſo dumm iſt, einem Taugenichts zu vertrauen!“ rief Frau Müllern, höchſt aufgebracht über dieſe Kunde. „Welche Mühe hab' ich mir gegeben, um Sie auf einen grünen Zweig zu bringen, Frauchen! aber ihre Torheit macht das Alles zu Schanden."

„Was wird aus ihm werden, lieber Gott!" ſeufzte Margarete.

„Das wäre meine letzte Sorge, denn Unkraut vergeht nicht, ſagt das Sprichwort," verſetzte Frau Müllern, „aber was ſoll aus Ihnen werden und aus Ihren vier Kindern ohne Vater, ohne Ernährer, ohne Sparpfennig, den der Unhold Ihnen geſtohlen hat."

„O Nein! o nein! nicht geſtohlen! was mein iſt, Frau Müllern, das iſt auch ſein. O wie gerne ließe ich das Geld fahren, wenn er nur wiederkäme."

Frau Müllern dachte genau das Gegenteil und ſagte gelaſſen:

„Nun gut, Frauchen, ſo beruhigen Sie ſich, denn daß Ihr Mann wiederkommt — ohne Geld, verſteht ſich! — das iſt leicht möglich, das iſt ja ſchon wer weiß wie oft geſchehen und deshalb iſt es mir unbegreiflich, daß Sie immer wieder das Sprichwort: Durch Schaden wird man klug — Lügen ſtrafen."

Während ſich Margarete härmte, war dies Ereignis dem Herrn Rot ganz willkommen. Ob ein Taugenichts mehr oder weniger auf einer Barrikade oder hinter einem Zaun umkam — das kümmerte ihn nicht; und vollends dann nicht, wenn es ſeine eigenen Angelegenheiten irgendwie förderte.

Er war im Begriff, für einen Spottpreis das große Grundſtück zu kaufen, das einer jüngſt verſtorbenen Engländerin gehört hatte. Er wollte dann ſogleich ein Haus beziehen, das auf dieſem Grundſtück lag. Zu einer ſolchen Überſiedelung und neuen Einrichtung brauchte er eine Perſon, welche die Stelle der Hausfrau erſetzte. Niemand eignete ſich beſſer dazu, als Frau Weiß mit ihrer Gewiſſenhaftigkeit und ihrem Ordnungsſinne. Sie mußte eine vortreffliche Haushälterin abgeben und konnte nebenher die Aufſicht über die Kleine führen.

Dies Alles eröffnete er ihr. Sie ſagte:

„Recht gern; aber wo bleiben meine Buben?“

„Das iſt Ihre Sorge! Sie müſſen ſie irgendwo in Koſt geben. Ihr Gehalt reicht dazu hin.“

„Ach Gott, wer nimmt arme Kinder für ein geringes Koſtgeld auf! mir graut davor.

„Sie können ſich aber doch nicht zu Ihren Kindern hinſetzen und mit Ihnen am Hungertuch nagen. Sie müſſen dienen und ſich von Ihren Kindern trennen, damit ſie Alle leben können. Wo finden Sie einen Dienſt, der einträglicher wäre als bei mir — ich frage!“

„Ich habe nur geſagt, daß ich mich fürchte, meine Buben zu fremden Leuten zu geben. Daß Sie meine Dienſte ſehr gut bezahlen, — das weiß ich, Herr Rot. Gott vergelt's“

bensweiſe in Ems ausruhend genug um vor der Hand da zu bleiben. Er wich nicht von Corneliens Seite. Nie war ihm eine Frau ſo angenehm geweſen! Vielleicht verfalle ich in eine wahre Leidenſchaft für ſie — ſprach er zu ſich ſelbſt — denn ſie hat eine Anziehungskraft die ich nicht begreifen noch erklären kann. Könnte ich das, ſo könnt' ich auch widerſtehen. Jetzt aber weiß ich gar nicht worin die Gefahr beſteht: ich ſehe kein Netz, keine Schlinge, keine Abſicht, nichts, ich fühle nur die Wirkung des Magnets auf mich. Warlich, nimmermehr hätte ich geglaubt, daß mein Organismus eiſern genug ſei um dem Magnet einen ſolchen Spielraum zu gönnen! — Wächst mir die Leidenſchaft über den Kopf, ſo wird die Energie ſich von ſelbſt einfinden, und dann bin ich entſchloſſen ſie nach Spanien zu entführen.

Während Gotthard darüber nachdachte wie er ſich in der dereinſtigen Leidenſchaft benehmen würde, ward Leonor wirklich von ihr erfaßt. Cornelie war lebhaft und mittheilend wo ſie irgend eine Auſprache fand, und freute ſich an dem Austauſch der Gedanken, wo er ihr geboten wurde. Ihr Geiſt ſtrebte ſich nach jeder Richtung zu entfalten; und war ihm auch der Ballaſt fremd, den das Schiff der Wiſſenſchaft mit ſich ſchleppt um anwendbar auf die poſi-

„Nun alſo, Sie bleiben als Haushälterin,“ rief er ungeduldig.

„Erlauben Sie mir bis morgen mich zu beſinnen,“ bat ſie demütig.

„Aber was in aller Welt gibt es da zu beſinnen! Sie müſſen dienen, Sie wollen dienen, hier iſt ein guter Dienſt! alſo Punktum. Ich fürchte, bei Ihrem Beſinnen kommt Unſinn heraus.“

Er drängte ſie aber nicht weiter. Während Margarete nachmittags mit den zwei kleinen Roſen und einem Kindermädchen in's Freie ging, bat ſie Gott inſtändig ihr zu zeigen, was ſie mit ihren Söhnen anfangen ſolle, die ja einzig und allein auf die Mutter angewieſen waren. Sie ging nach dem wohlbekannten Hauſe der Engländerin, wie man es ſeit mehr als dreißig Jahren zu nennen pflegte. Es lag in einer Häuſerreihe, die kein anderes Gegenüber, als eine vierfache Lindenallee hatte, welche zu der öffentlichen Promenade gehörte. Das Haus war ſehr freundlich, ſehr gut gehalten und lag nebſt einem zweiten ganz ähnlichen Hauſe in einem Hof, den nach der Straße zu ein Eiſengitter und nach hinten eine Terraſſe mit herrlichen Kaſtanienbäumen abſchloß, zu welcher eine breite ſteinerne Stiege führte. In dem zweiten Hauſe wohnte einer der bekannteſten Badeärzte. Das Ganze ſah ſehr ruhig, wohnlich und ſtill aus und Margarete fand, daß ſich für Frau Rot ſowohl als für die kleinen Mädchen kein angenehmeres Haus denken ließ, als gerade dieſes. Als ſie das Ganze betrachtete, fiel ihr plötzlich das Häuschen in's Auge, das zwiſchen den zwei Gittertüren, die in den Hof führten, nicht größer als ein Würfel lag und vielleicht zur Wohnung des Portiers beſtimmt war. Wenn das ſein könnte, barmherziger Gott! ſeufzte ſie. Am andern Morgen ging ſie zu Herr Rot und ſagte ihm, ſie ſei es zufrieden, wenn er ihren Gehalt um den vierten oder dritten Teil, ja um die Hälfte vermindere, unter der Bedingung, daß er ihr das Häuschen für ihre Söhne gebe. Die Knaben würden ihm keine Koſten verurſachen, ihn auch gar nicht beläſtigen, hingegen ihm tauſend kleine Dienſte tun — und ſie wären dabei immer unter ihren Augen: daran liege ihr Alles.

Herr Rot murrte und zürnte, ſprach von Hochmut und Frechheit. Margarete erwiderte beſcheiden, ihr ſei in einem vornehmen und reichen Hauſe eine Stelle als Kinderwärterin mit einem ſehr großen Gehalt angetragen worden; ſie glaube daß ſie nichts Unbilliges von Herrn Rot verlange. Er murrte und zürnte noch heftiger und als er ſich ausgetobt hatte, ſagte er:

„Himmelſchreiend iſt es, wie ſie es mißbrauchen, daß Sie für mein Kind und mein Haus unentbehrlich ſind. Alſo ja! ich gebe das Häuschen, das nur ein Zimmer und ein paar Kämmerchen enthält, für ihre Buben her. Aber nur für dieſe. Sollte je Ihr Mann, der Trunkenbold und Revolutionär, ſich unterſtehen es zu betreten, ſo laße ich ihn mit ſamt den Buben hinauswerfen.

Margarete ſchwieg zu der Drohung und dankte mit gerührtem Herzen für die Wohltat. Das, was ihr vor der Hand am wichtigſten war, hatte ſie erlangt. Die Überſiedelung der Familie Rot in das neue Haus geſchah in aller Ruhe und Ordnung. Als Alles eingerichtet und jedes Ding an ſeinem Platz war, führte Margarete ihre Söhne in das Häuschen ein, das Ihnen wie ein Palaſt erſchien, weil es ſauber und freundlich war, Luft und Sonne hatte. Übrigens enthielt es wirklich nur ein Zimmer, eine Kammer und eine Küche. In die Kammer zog die brave Walburge ein und und war mit Freuden bereit, für die große Wohltat einer freien Wohnung die Knaben zu beſorgen. So helfen arme Leute ſich untereinander. Margarete aber war froher, als ſeit langer, langer Zeit! denn aus den Fenſtern ihres Zimmers ſah ſie in das der Buben hinein und mit ein paar Schritten über den Hof war ſie bei ihnen. Von ihrer kleinen Roſa war zwiſchen ihr und Herrn Rot gar nicht die Rede. Es war ein ſtillſchweigendes Übereinkommen, daß ſie bei der Mutter verbleibe.

So fühlten ſich denn Alle ſehr zufrieden in der neuen Behauſung, ſelbſt diejenige, für welche man das Gegenteil befürchtet hatte. Frau Rot erwachte aus ihrem zweijährigen Zuſtand geiſtiger Lethargie. Der Bann löſte ſich allmählig, den ihr erſchüttertes Nervenſyſtem über die ohnehin ſchwachen Kräfte ihres Verſtandes und ihres Willens geübt hatte. Sie bewies einige Teilnahme für ihr Kind, ſie ließ es kommen. War es aber bei ihr, ſo wußte ſie es nicht zu beſchäftigen, verſtand nicht ſeine kindiſche Sprache, ſo daß es vor Langweile in Unmut und Tränen verfiel und nach Roſa verlangte. Erſchien dann Roſe Weiß, ſo vergaß Roſe Rot ſchnell ihren Kummer, denn ſie hatte die kleine Geſpielin ſo lieb, als ob es ihre Zwillingsſchweſter ſei. Frau Rot gewöhnte ſich an die beiden kleinen Mädchen. Herr Rot, der ſeine Tochter vergötterte, war glücklich wenn ſie zufrieden war und da nun einmal Roſe Weiß zu ihrer Zufriedenheit gehörte, ſo ſchenkte auch er ihr ſein Wohlwollen. Dies um ſo lieber, als er ſein Kind unendlich viel ſchöner als das fremde fand, ſo daß unmöglich Roſe Rot durch Roſe Weiß in Schatten zu ſtellen war. Dieſe naive Anſicht einer väterlichen Zärtlichkeit teilte nicht Jedermann. Beide Kinder waren ſo lieblich, jedes in ſeiner Art, daß ſie mit vollem Recht die Namen verdienten, bei denen man ſie rief, um ſie zu unterſcheiden: rot Röschen und weiß Röschen. Auch als ſie älter wurden, blieb ihr ſchweſterliches Verhältnis ungeſtört. Die lebhafte, tief fühlende Roſe Rot war die eigentlich Liebende; Roſe Weiß ließ ſich lieben. Jene konnte es nicht ertragen, wenn die Eltern ſie bevorzugten, ihr das ſchönere Kleid, die größere Puppe ſchenkten. Es verging keine Stunde, ſo ſpielte Roſe Weiß bereits mit der größten Puppe und das ſchöne Kleid von Roſe Rot war von unten bis oben mit Tinte beſpritzt. Sie gab auch ſogleich den Grund dieſer Untat an und ſagte unbefangen zu den Eltern:

„Ich will kein beſſeres Kleid haben, als weiß Röschen.“

„Was für ein Engelsgemüt hat dies Kind!“ rief Herr Rot ganz entzückt: „Schau' Roſinchen, daß Du immer gleiche Kleider für Beide kaufſt.“

„Nötig wäre es juſt nicht,“ meinte Frau Rot.

„Doch! doch! der kleine Tauſendſaſa ruiniert ja ſonſt die neuen Kleider. Und einem ſolchen Engel muß man Alles zum Gefallen tun. Unter tauſend Kindern findet man keines wie das unſrige, Roſinchen! Es iſt Dir auch wie aus den Augen geſchnitten . . . . ſprechend ähnlich!“

Roſinchen lächelte vergnügt. Es war ganz hergeſtellt; ſie hätte ſehr gut ihr Hausweſen führen können; aber ihre träge Natur und ihr beſchränkter Kopf ſcheuten jede Art von Anſtrengung. Ihr Mann beſtärkte ſie darin.

„Es iſt ganz in der Ordnung, daß Du dich nicht abmüheſt, mein Roſinchen. Wir haben ja Geld genug, um eine Haushälterin zu bezahlen. Du darfſt nichts tun, als was Dich freut: in's

Theater gehen, ſpazieren gehen, in die Kaufladen gehen, Dich nach der neueſten Mode kleiden. Darauf beſtehe ich, Roſine! nach der neueſten Mode! Dies iſt nun einmal mein größtes Vergnügen und Geld genug haben wir.“

Die Aufforderung ihres Mannes entſprach ganz ihrem Geſchmack und er wurde verſtärkt durch ein Gefühl grenzenloſen Wohlbehagens, daß ſie jetzt all die Herrlichkeiten von Sammt und Seide, von Spitzen und Bändern kaufen konnte, die ſie früher, als armes Ladenmädchen, den reichen Damen verkauft hatte. Zu den Beſchäftigungen, die ihr Mann aufzählte, kam noch die Tapiſſeriearbeit und das Romanleſen — und damit war denn ihr Tag überfüllt. Um die kleine Roſa bekümmerte ſie ſich faſt nur in Toilettenangelegenheiten; aber dann mit dem größten Eifer. Die Wahl von Farbe, Schnitt, Verzierung eines Anzugs beſchäftigte ſie dergeſtalt, daß ſie darüber ihre Lektüre vernachläſſigen konnte und hundertmal legte ſie der Kleinen die Frage vor, ob ihr der Muſſelin mit einem blauen Blümchen ohne Punkt oder mit einem roten Blümchen mit einem Punkt beſſer gefalle. Die lebhafte Roſa hatte ſich längſt für den einen oder den anderen Muſſelin entſchieden, während die Mutter noch immer ſchwankte und in ihre Schwankungen Roſe Weiß hineinzog, die eine große Teilnahme für dergleichen Erörterungen an den

Tag legte, ſo daß Frau Rot zuweilen tief bekümmert zu ihrem Gatten ſagte:

„Es iſt recht traurig für uns: aber weiß Röschen hat mehr guten Geſchmack als rot Röschen.“

„Nur Geduld, mein Engel!“ tröſtete er ſie, „das ändert ſich in ein paar Jahren, ſobald rot Röschen zur Vernunft kommt und ihr ſchönes Geſichtchen im Spiegel ſieht.“

„Gott gebe es!“ ſeufzte Frau Rot ſorgenvoll.

Bei Frau Weiß war es genau umgekehrt mit den Sorgen, denn dieſe Verwöhnung ihrer kleinen Roſa paßte ſo wenig für deren Zukunft, daß ſie mit Kummer wahrnahm, welche heftige Neigung zur Eitelkeit in dem Kinderherzen ſich regte und durch die Verhältniſſe gepflegt wurde. Sie machte zuweilen der Frau Rot ſanfte, demütige Vorſtellungen, worauf dieſe regelmäßig antwortete:

„Sie haben jahrelang ſo viel für unſere Roſe getan, daß wir es an Ihrer Roſe vergelten.“

„Ach, ich erkenne Ihre Güte mit dankbarem Herzen,“ erwiderte Margarete, „aber meine Roſe iſt armer geringer Leute Kind und wird gehalten, als hätte ſie ſehr reiche Eltern. Wenn Sie ihrem Stande gemäß ſie hielten und ſo wie es für ihre Zukunft paßt — ach, das wäre eine viel größere Wohltat.“

„Aber Sie wiſſen ja, daß rot Röschen das durchaus nicht leidet,“ ſagte Frau Rot in einem

Ton, als ſei damit für alle Ewigkeit jede Gegenrede widerlegt.

„Man muß auch nicht immer rot Röschens Willen tun,“ verſetzte Margarete beſcheiden.

„Meine gute Weiß, Sie ſind eine brave Haushälterin,“ entgegnete Frau Rot mit hoher Miene und im herablaſſenden Ton, „aber wie ich meine Tochter und die Ihre zu behandeln habe, das verſtehe ich beſſer als Sie. Weiß Röschen wird ſo erzogen, daß ſie mit der Zeit Gouvernannte, Geſellſchafterin oder dergleichen werden kann.“

Mit dieſem Gedanken tröſtete ſich allerdings auch Frau Weiß; — doch nicht Aloys. Er ſagte:

„Ach, Mutter, weiß Röschen wird uns ganz fremd! ſie hält ſich viel mehr für rot Röschens Schweſter, als für unſere Schweſter. Bringe ſie doch zu uns! ſie kann ja in der Kammer der Walburge ſchlafen und mit uns eſſen. Das wäre viel beſſer für ſie.“

„Es iſt leider nicht möglich, lieber Sohn, denn rot Röschen leidet es nicht,“ ſagte Frau Weiß verzagt.

„Es iſt jammerſchade um rot Röschen, daß ſie das ganze Haus beherrſcht,“ erwiderte Aloys, „ihr gutes Gemüt wird dadurch zu Grunde gerichtet und Du, Mutter, Du trägſt auch dazu bei.“

„Mein armer Aloys,“ verſetzte ſie traurig, „wäre ich, wären wir nicht Alle in der Abhängigkeit von Herrn Rot, ſo könnte ich freilich ganz anders ſprechen und handeln. Aber wie ſollte ich meine vier Kinder ernähren, wenn er mich aus dem Dienſt entließe und Euch die Wohnung entzöge? Wir dürfen ihn nicht erzürnen! Er iſt ſchon ungehalten, weil Du geiſtlich werden willſt. Wollte ich etwas aufbringen, das rot Röschen verdrießt, ſo würde er das ſehr übel nehmen und uns Undankbarkeit vorwerfen. Und wir dürfen nie vergeſſen, daß wir ihm in der Tat den größten Dank ſchuldig ſind. Ohne ihn — was wäre vor ſechs Jahren aus uns Allen geworden! Wir danken es ihm, daß ich Euch bei mir habe, daß wir Brod haben und Dach und Fach. Das iſt viel für eine arme Mutter.

„Arme gute Mutter!“ ſagte Aloys zärtlich, „nur noch ein wenig Geduld, dann bin ich Pfarrer und dann kommſt Du mit weiß Röschen zu mir.“

Er war achtzehn Jahr alt und einer der fleißigſten Schüler des Gymnaſiums, als er mit freudeſtrahlenden Augen ſo ſprach. Auch Margarete lächelte, aber unter Tränen, denn ſie wußte, daß ihre Geduld manches Jahr werde dauern müſſen, während Aloys mit der Elaſtizität der Jugend über die Kluft von zehn bis zwölf Jahren hinwegſetzte, als ob es kaum ſo viel Monate wären.

So blieb denn Alles, wie es geweſen war. Schuhmacher Weiß war verſchollen. Roſe Weiß wuchs auf mit Roſe Rot, zuerſt bei deren Eltern, dann fünf Jahre in einer ſehr beliebten Erziehungsanſtalt, aus der ſie mit ſechszehn Jahren zurückkehrten. Nur ein Jahr genoß Herr Rot die Wonne, ſein angebetetes Kind als ſchönes erwachſenes Mädchen bei ſich zu haben. Der Sturz von einem Baugerüſt machte ſeinem Leben plötzlich ein Ende.

tiven Verhältniſſe des Staates und der Geſellſchaft zu ſein, ſo ſtrich er doch frei und fragend durch Wimpel und Segel, die ihre Richtung und ihre Kraft von Richtung und Kraft des Geiſtes entnehmen. Als es einmal Leonor einfiel ihr ein Wort des Erſtaunens und der Bewunderung über ihre geiſtige Kühnheit, wie ſie nur Männern eigen zu ſein pflege, zu ſagen, erwiderte ſie lächelnd, aber mit großem innern Ernſt:

„O mein Gott! wann werden denn die Männer und ganz beſonders die deutſchen Männer zu der Erkenntniß kommen, daß es eine Region des Geiſtes giebt, welche über den vier Fakultäten liegt und in welche der Eintritt auch ohne Doctordiplom zu gewinnen iſt — ja, wo dieſes zuweilen hinderlich ſein dürfte. Sie ſind ein Liberaler, Herr Doktor, und als ſolcher iſt Ihnen ein Adelsdiplom ein erniedrigendes Zeichen von Knechtſchaft und von fluchwürdiger Ungleichheit der Stände. Wie kommt es denn daß Sie ein Doctordiplom ganz ernſthaft als den Adelsbrief des Geiſtes betrachten, und einen Geiſt, der nicht mit einem ſolchen beſchwert iſt, nicht als zutrittsfähig in Ihre Kreiſe und nicht als Ihres Gleichen behandeln? Das iſt nicht conſequent! wer das Panier der Freiheit trägt, muß es auf jedes Gebiet ohne Ausnahme pflanzen, ſonſt wird

Vornehm.

Die Frau Baurätin Rot nähte Tapiſſerie. Dabei lag auf ihrem Stickrahmen ein abgegriffenes, aufgeſchlagenes Buch aus einer Leihbibliotek, ein Roman voll haarſträubenden Begebenheiten. Sie nähte ein Paar Stiche und dann las ſie ein Paar Zeilen. Die Aufmerkſamkeit auf eine einzige Beſchäftigung — ſogar auf eine angenehme — hätte ſie ermüdet. Es gibt Menſchen, die nur in einer ewigen Zerſtreuung ihre Unterhaltung finden.

Im Nebenzimmer befanden ſich die beiden Roſen, die ihrem Namen Ehre machten, ſo friſch, ſo lieblich, ſo frühlingsmäßig ſahen ſie trotz der ſchwarzen Kleidung aus. Man meinte Pſyche in einer Verkleidung zu ſehen, wenn man Roſe Weiß betrachtete mit ihrer nymphenhaften Geſtalt, ihrem glänzenden blonden Haar, ihrer durchſichtig ſchimmernden Hautfarbe, mit ihren anmutig leiſen Bewegungen und ihrem feinen Lächeln. Und dachte man bei Roſe Rot nicht an Nymphen oder Grazien, ſo lag darin keine Geringſchätzung ihrer Schönheit: dieſe gehörte nur einer andern Ordnung an und war beſonders anſprechend durch den Ausdruck von Unſchuld, Offenheit und Wohlwollen, der aus ihrem großen dunkelblauen Auge wie ein Lichtſtrahl hervorbrach und ihre edelen, faſt ſtolzen Züge durchleuchtete. Roſe Weiß ſetzte ſich an einen Tiſch, der mit dem Apparat zum Anfertigen künſtlicher Blumen bedeckt war und ſchnitt den zarten roſenfarbenen Battiſt zu unzähligen Roſenblättern aus. Roſe Rot blieb vor dem Tiſch ſtehen, kreuzte die Arme, ſchüttelte endlich ihre ſchwarzen Locken und ſagte:

„Wie kannſt Du dich nur mit dieſem Blumenkram beſchäftigen! das iſt doch gar zu unvernünftig.“

„Womit beſchäftigſt Du dich denn?“ fragte Roſe Weiß gelaſſen zurück.

„Mit nichts — wie Du ſiehſt. Das, was ich tun möchte, darf ich nicht tun, weil die Mutter ſagt, es ſchicke ſich nicht, es ſei nicht vornehm; und das, was ſie tut und was Du tuſt, langweilt mich zum Sterben. Was ſoll ich nur mit meiner Zeit anfangen!“

„Bemerkteſt Du den jungen Mann, der mit Deinem Bruder auf der Promenade war?“ fragte Roſe Weiß abbrechend.

„Nein.“

„Er ſah ſehr fremdländiſch aus . . . . Gewiß ein Ruſſe oder Engländer."

„Iſt mir ganz gleichgültig."

„Bitte, frage doch Otto, wer das war."

„Frage Du ihn ſelbſt! Mich intereſſieren die Leute durchaus nicht, mit denen er umgeht."

„Mußt Du denn in allen Stücken etwas ganz Apartes haben? Beſchäftigungen, Dinge und Menſchen — nichts iſt Dir gut genug?"

„Im Gegenteil! ich glaube, ich bin nicht gut genug für ſie. Oder vielleicht bin ich zu ernſteren Dingen berufen. Wenn der Aloys einmal herkommt, will ich ihn doch fragen, was das iſt der Beruf."

„Aloys! ich begreife nicht, weshalb Du ſolch Vertrauen zum Aloys haſt."

„Ich auch nicht . . . . aber ich hab' es."

„Nein, was der Aloys ſagt, darauf geb' ich nichts! denn er iſt geiſtlich und die Geiſtlichen haben beſchränkte Anſichten von der Welt."

„Woher weißt Du das?"

„Die Mutter ſagt's."

„Aber das Mütterchen ſagt, der liebe Gott gebe einem frommen Geiſtlichen ſehr viel richtige Anſichten und der Aloys iſt fromm."

„Da wird er Dir gewiß raten, in's Kloſter zu gehen."

„Das wird er hübſch bleiben laſſen; denn das fällt mir nicht ein. Ich will in der Welt bleiben und vornehm ſein. Aber das Vornehme muß in etwas Anderem beſtehen, als in der Straminſtickerei."

Dies letzte Wort hatte die Frau Baurätin gehört, „die Mutter", wie die beiden Roſen ſie nannten, während Frau Weiß „das Mütterchen" hieß. Sie rief:

„Es wäre wohl Zeit, daß Du Dich an den Stickrahmen ſetzteſt, rot' Roſe!"

„Ach, Mutter, erlaube mir, etwas Weißzeug zu nähen, Taſchentücher für Dich zu ſäumen" . . . . —

„Unter keiner Bedingung! Meinen Namen darfſt Du in die Taſchentücher ſticken, aber ſie ſäumen, Taſchentücher ſäumen — nein! das iſt nicht vornehm! das iſt eine unpaſſende Arbeit. Du weißt, ich tue Alles, was Du willſt, allein unpaſſende Dinge kann ich Dir unmöglich erlauben."

„Ich begreife aber nicht, warum es unpaſſend ſein ſoll, Taſchentücher zu ſäumen, Mutter."

„Für eine Perſon von geringem Stande iſt es ganz paſſend und für eine Weißzeugnäherin iſt es ein Erwerbszweig; Du biſt aber keines von beiden, ſondern ein junges Fräulein, das fünf Jahre in einer ganz vornehmen Erziehungsanſtalt geweſen iſt — und das muß gelernt haben, ſich mit andern Dingen, mit vornehmern Dingen zu beſchäftigen, als mit Weißzeugnähen. Und deshalb wäre dies für Dich äußerſt unpaſſend."

Nun war aber die Wahrheit dies: Roſe Rot hatte in dem Inſtitut nicht das Intereſſe gewonnen, ſich in ſpäterer Zeit mit den Dingen zu beſchäftigen, die dort gelehrt wurden. Weil ſie pflichttreu war, hatte ſie pünktlich alle Lektionen genommen und alle Aufgaben gemacht; allein dies waren vergangene Dinge. Talente hatte ſie für keine Kunſt. Was wollte ſie ihrem Tätigkeitstrieb bieten, wenn ihr der Zweig unterſagt blieb, für den ſie Intereſſe und, wie es ſchien, auch Geſchicklichkeit hatte, die Beſchäftigung mit dem Hausweſen und mit häuslichen Arbeiten.

Sie nahm ganz ſchwermütig den Platz ihrer Mutter am Stickrahmen ein, während ſich dieſe mit ihrem Buche in die Sofaecke drückte. Da öffnete ſich die Tür, ein junger Mann trat ein, warf ſeinen ſuperfeinen Panamahut auf den einen Stuhl, ſich ſelbſt auf den andern, begann ſeine ungeheuer engen Handſchuhe von ſeinen ungeheuer großen Händen loszuknöpfen und abzuſtreifen und ſagte während dieſer mühſamen Arbeit in abgebrochenen Sätzen:

„Wird Dir gewiß ſehr angenehm ſein, Mutter . . . . mein Freund, Sir Ralph Nelvil . . . . hab es ihm ſchon zugeſagt . . . . wünſcht Dir vorgeſtellt zu werden . . . . natürlich den beiden Roſen.“

„Wer iſt der Herr?“ fragte die Baurätin bedachtſam.

„Ein ſehr vornehmer Engländer, der ſeit

acht Tagen hier iſt. Bin mit ihm auf dem intimſten Fuß. Alſo heute Abend bring' ich ihn her. Adieu."

Er ſpreizte ſeine enthülſeten zehn Finger mit einem Gefühl des Wohlbehagens aus, erhob ſich und verließ das Zimmer wieder. Dieſe wenig einnehmende Perſönlichkeit, deren Plumpheit durch das Beſtreben, höchſt elegant zu ſein, noch mehr hervortrat, war Herr Otto Rot, Stiefſohn der Frau Baurätin, der jetzt an der Spitze der großen Unternehmungen und der vielverzweigten Geſchäfte ſeines Vaters ſtand. An Hochmut, Geldſtolz und Roheit war er ſeinem Vater überlegen; an Fachkenntniß, Tätigkeit, Umſicht und Scharfblick ſtand er ſo weit wie möglich hinter demſelben zurück. Der Vater war ein [illegible] Maurerlehrling geweſen, der ſeinen Kübel mit Kalk auf dem Kopf zu den Bauten trug und der ſich mit ſaurer Mühe, großem Fleiß und raſtloſem Eifer vorwärts arbeitete, ſo daß er ſich nach einer Reihe langer und mühevoller Jahre zu ſeinen praktiſchen auch theoretiſche Kenntniſſe geſammelt hatte. Das Alles fehlte dem Sohn. Erfahrung durfte man freilich nicht von ſeinen fünfundzwanzig Jahren verlangen und eine mühevolle Praxis war ihm durch die Verhältniſſe erſpart. Allein er hatte auch das nicht gelernt, was er hätte lernen können. Von ſeinem Vater vernachläſſigt, der nur für ſeine zweite Frau ein Herz hatte, wuchs er in einem

Inſtitut auf, beſuchte dann eine polytechniſche Schule und blieb immer das, was er ſeiner Naturanlage nach war, ein träger, egoiſtiſcher, genußſüchtiger, Charakter, den Niemand in Zucht nahm und er ſich ſelbſt am wenigſten. Als er zwanzig Jahre zählte, fand der Vater, Otto müſſe nunmehr durch theoretiſche Studien hinreichend unterrichtet ſein und ſchickte ihn auf Reiſen, nach England, nach Amerika, immer dahin, wo große Bauten verſchiedenſter Art unternommen wurden. Otto ſah das Alles oberflächlich an, ſtudierte nichts, lernte nichts und zog es vor, in der ſchlechteſten Geſellſchaft von der Welt ſeine Zeit und ſein Geld zu verſchwenden. Der tätige ſachkundige Baurat ſah mit wahrem Entſetzen die Unwiſſenheit und Unfähigkeit ſeines Sohnes und behielt ihn ſchließlich ein paar Jahre im Hauſe, um ihn auf ſeinem Bureau in die Facharbeiten einzuüben. Aber auch das ſchlug fehl. Ottos Arbeiten machte heimlich der ſehr gewandte Sekretär des Baurats und Otto ſelbſt ging ſeinen gewohnten Vergnügungen nach. In welche Schuldenlaſt er verſunken war, wußte er nicht genau; ſein Vater wußte es gar nicht und Niemand war davon unterrichtet, als eben jener Sekretär, der ſich das volle Vertrauen Ottos und des Baurats erworben hatte und es für ſich zu benutzen verſtand. Er hieß Anton Weiß.

Der Baurat hatte in dieſem aufgeweckten

Knaben viel Talent entdeckt und als es zur Sprache kam, auf welche Weiſe Aloys und Anton ſich durch die Welt bringen wollten und Anton erklärte, er wünſche Schreiber zu werden, ſo beſchwichtigte dies einigermaßen die Entrüſtung des Baurats über Aloys, welcher erklärte, er wolle geiſtlich werden.

„Hätteſt Du Scharfrichter werden wollen, Du einfältiger Bub', ſo hätteſt Du eher auf eine Unterſtützung rechnen dürfen als jetzt“ — ſo fuhr er zornig den Knaben an, der ganz beſtürzt und demütig ſagte:

„O Herr Baurat, ich habe gewiß nicht darauf gerechnet. Der liebe Gott wird ſchon für mich ſorgen.“

„Nun, ſo ſorge er für Dich, Du Einfaltspinſel! Für den Anton werde ich ſorgen.“

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Baurat! ach, wie wird das die Mutter und den Anton freuen,“ verſetzte Aloys mit inniger Dankbarkeit.

Der Baurat hielt Wort und um ſo mehr, als ſich Anton zu einem höchſt brauchbaren Subjekt entwickelte, bei dem der Unterricht in der Mathematik und im Zeichnen die beſten Früchte trug. Während Aloys mit der größten Not zu kämpfen hatte, um ſich die Bücher und die Kleider anzuſchaffen, die ihm nötig waren, als er das Gymnaſium beſuchte, gab der Baurat dem Anton alles, was er brauchte, nicht reichlich, doch genügend.

Und als Aloys ſpäter ins Seminar eintrat, nahm der Baurat den Anton als Sekretär in ſein Haus und ſagte:

„So, mein Bub'! Dir öffnet ſich jetzt eine ganz andere Laufbahn, als Deinem Tropf von Bruder. Du kannſt etwas Tüchtiges werden und Dein Leben genießen, denn in unſern Tagen ſteht die Baukunſt in Flor und wer ſie verſteht, dem iſt geholfen.“

Solche Rede gefiel dem Anton ausnehmend gut und er nahm ſich vor, etwas ſehr Tüchtiges zu werden und ſein Leben ſo gründlich wie möglich zu genießen. Sehr bald wurde es ihm klar, daß das Letzte minder ſchwierig ſei, als das Erſte; indeſſen arbeitete er doch mit Eifer und Gewandtheit und wurde bald die rechte Hand des Baurats.

Als Otto in's Vaterhaus kam, wußte Anton ihm ſo gefällig zu ſein und in ſo gewandter Weiſe ſich ſeiner anzunehmen, daß Otto ihn ganz ſchnell zu ſeinem Vertrauten, namentlich im Punkte der Schulden machte. Konnte Anton ihm auch nicht durchgreifend helfen und dieſe tilgen, ſo verſchaffte er ihm doch die Mittel, einige unruhige Gläubiger durch kleine Zahlungen vorübergehend zu beſchwichtigen, während Anton verſtand, die Hauptgläubiger zu beruhigen, indem er auf das große Vermögen hinwies, daß Otto zu erwarten habe und welches die Gläubiger zur Forderung enormer Zinſen berechtigte.

Jetzt begab ſich Otto aus dem Zimmer ſeiner Mutter in das Zimmer des Sekretärs, warf ſich in einen Lehnſtuhl und ſagte halb mürriſch, halb wütend:

„Raſendes Unglück im Spiel, Anton! wie ſoll das werden? Die alten Schulden ſind nach des Vaters Tode ſamt wucheriſchen Zinſen doppelt und dreifach bezahlt . . . . und jetzt kommt dieſer ungeheure Verluſt!“

„Und für das ſchöne große Haus an der Eiſenbahn findet ſich kein Käufer,“ ſetzte Anton hinzu. „Derjenige, der es kaufen und zu einem Prachthotel einrichten wollte, iſt plötzlich geſtorben und die Erben ſind minorenn, können nichts unternehmen.“

„Wie ſteht's mit den Bauplätzen am obern Tor?“

„Es fehlt das Geld, um ſie zu bebauen. Tagelohn und Material ſteigen von Tag zu Tage.“

„Man müßte ſuchen, die Bauplätze zu verkaufen.“

„Gewiß . . . . wenn Nachfrage wäre.“

„Es iſt zum raſend werden! Warum ſtockt die Nachfrage?“

„Vielleicht weil in der letzten Zeit ungeheuer viel gebaut wurde; vielleicht weil die Ausſicht, daß die Spielbank aufgehoben werden ſoll, den Spekulationsgeiſt durch die Vorſtellung lähmt, dies ihm ewig die Schmach nachſchleppen, daß er es nur auf das ſeine geſtellt. Die Frauen befinden ſich jezt den Männern gegenüber genau in dem Verhältniß des tiers-état zu der alten Ariſtokratie vor der franzöſiſchen Revolution. Sie fühlen ihre Kräfte, ſie fangen an ſich dunkel ihrer Rechte bewußt zu werden; mit der Erkenntniß der eigenen Zuſtände geht Forſchung nach fremden immer Hand in Hand. Forſchung erzeugt Nachdenken, und das erweitert den ganzen Horizont dermaßen, daß mit ihm ein Firmament voll Geſtirne über dem Geiſt anbricht, der bis dahin über dem Oellämpchen des Angelernten und der Angewöhnung dumpf zuſammen gekrümmt geſeſſen hat."

Leonor ſah ſie an mit einem unermeßlichen, ſprachloſen Entzücken. So konnte eine Frau denken? ſo ſprechen? ſo übernatürlich ſchön dazu ausſehen? ſo ſich beſchäftigen mit den ernſteſten Ideen und dabei dieſe reizende Anmuth, dies holde Lächeln, dieſen innigen Blick haben?

„Nun? ſagte Cornelie als er ſchwieg, werden Sie uns das in Zukunft gönnen?"

„Ihnen? o gnädige Gräfin, eine Welt voll Frauen wie Sie — und die Männer liegen vor Ihnen im Staube!" rief Leonor.

„Das wäre das Abſurdeſte was die Männer thun würde den Beſuch unſeres Kurortes beträchtlich mindern."

„Larifari! Unſere Quellen bleiben, was ſie waren, — weltberühmt!"

Anton zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Iſt Geld in der Kaſſe?" fuhr Otto auf.

„Geld?" fragte Anton gedehnt.

„Nun, was denn ſonſt? Geld oder Wertpapiere mit einer gehörigen Garnitur von Coupons."

„Nichts der Art iſt vorhanden, Herr Rot! ich habe geſtern mit Mühe die dreitauſend Gulden zuſammengebracht, welche Sie einer gewiſſen ſchönen jungen Dame" . . . . —

„Schon recht! . . . . Ja, das war geſtern, allein mein Vater war ein reicher Mann — wo iſt denn ſein Reichtum geblieben."

„Zum Teil iſt er unter Ihren Händen verſchwunden und zum Teil beruhte er auf glücklichen Spekulationen, die er zu machen verſtand."

„Aber ſo machen Sie doch auch glückliche Spekulationen! rief Otto mit kindiſcher Ungeduld.

Anton zuckte wieder ganz mitleidig die Achſeln und fuhr fort:

„Dabei verſäumte Ihr Herr Vater niemals das Geringe zu berückſichtigen, wenn es auch nur einen geringen, aber ſichern Ertrag verſprach."

„Es verſtehe ſich von ſelbſt, daß auch ich es ſo halten will."

„Dann hätten Sie längſt anordnen müſſen, daß das Haus drüben, welches der Medizinalrat ſeit Oſtern verlaſſen und ſein eigenes bezogen hat, renoviert und eingerichtet werde. Die Tapeten ſind durchgehend nicht mehr friſch. In einigen Zimmern iſt auch der Fußboden neu zu legen und dann muß das ganze Haus von oben bis unten mit Möbeln und Betten verſehen werden. Jetzt ſteht es da, komplet leer und nicht zu vermieten, was ein großer Nachteil iſt, denn jetzt beginnt die große Saiſon.“

„Laſſen Sie doch geſchwind aus dem Mittelbau Möbel und Betten hinüberſchaffen. Die Tapeten müſſen ſchon bleiben, wie ſie ſind und über die Fußboden legt man Teppiche, welche die Mutter von den ihrigen hergeben kann. Das macht ſich ganz leicht.“

„Ja, mit Worten! Wenn aber im Mittelbau acht bis zehn Zimmer ausgeräumt werden ſollen, ſo ſehe ich darin keinen Vorteil.“

„Es wäre deshabiller St. Luc pour habiller St. Paul!“ rief Otto hellauf lachend. „Nein, laſſen wir das! . . . . Ich werde hoffentlich heute glücklicher ſein.“

Und durch ſeine eigenen Worte dermaßen getröſtet, als habe er eine halbe Million in der Hand, eilte der leichtſinnige Menſch hinweg.

„Der Tor!“ murmelte Anton, „wenn es ſich beſtätigt, was gemunkelt wird, daß das koloſſale Eiſenbahnunternehmen zuſammenbricht, ſo gibt es hier einen koloſſalen Bankerott, denn Herr Rot war merkwürdig dafür eingenommen und hat ſich weit über ſeine Kräfte daran beteiligt. Inzwiſchen werde ich hoffentlich im ſtande ſein, einen Bauplatz am obern Tor zu kaufen, und zwar den, welchen die Gasfabrik, die ſich erweitern muß, ganz notwendig braucht. Das verſpricht mir einen gehörigen Profit, wenn auch weder heute noch morgen . . . . und dieſer tolle Otto iſt ſeelenfroh, wenn er zu einigem baren Gelde kommt, daß ich ihm gleich auszahlen werde.“

Durch die äußerſte Sparſamkeit und durch die Benutzung jeder Möglichkeit, um Geld zu verdienen, und jedes kleinen Vorteils, der nicht gerade ein Diebſtahl war, hatte ſich Anton die Teilnahme des verſtorbenen Baurats im höchſten Grade erworben. Der Baurat hatte förmlich Hochachtung vor einem jungen Menſchen, der mit einer unverwüſtlichen Energie ſein Ziel verfolgte: reich zu werden.

„Ich war wie Du biſt, Anton,“ pflegte er zu ſagen, „nur mit dem Unterſchied, daß Niemand ſich meiner annahm, während ich Dir forthelfe.“

Begegnete er einmal im Hauſe der Frau Weiß, ſo blieb er ſtehen und ſagte:

„Ihr Anton iſt ein kapitaler Bub', wird vorwärts kommen. Der wird Ihnen ganz anders Ehre machen, als der Tagedieb, der Aloys.“

„Das müſſen wir abwarten, Herr Baurat!“

erwiderte ſie ſanftmütig. „Aber ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihre Güte gegen Anton.“

Jetzt war Aloys ſeit einigen Jahren Kaplan und aus dem frommen pflichttreuen Knaben war ein opferwilliger Prieſter geworden, an dem die Mutter viel mehr Freude und Troſt hatte, als an dem trockenen Geſchäftsmann Anton, den Roſe Rot in ihrer unbefangenen Weiſe „Rechenmaſchine“ nannte, und der ſich, genau wie Roſe Weiß, dem mütterlichen Einfluß und Verkehr möglichſt zu entziehen ſuchte. Er mochte nicht an ſeine arme Herkunft — ſie nicht an ihre geringe Herkunft erinnert werden. Beide bekümmerten ſich gar nicht um ihren Bruder Philipp; Anton nicht, weil ihm ſein Gewiſſen ſagte, er könne wohl hie und da dem armen Schloſſerlehrling ein kleines Geſchenk machen; Roſe Weiß nicht, weil der unſaubere Handwerksanzug und die ſchwärzlichen Hände Philipps ſie unausſprechlich demütigten.

„O Du kleines zartes Prinzeßchen!“ rief Roſe Rot zuweilen im zärtlichen Scherz, „wie hat ſich der liebe Gott ſo irren können, daß Du in einer Handwerkerfamilie auf die Welt gekommen biſt!“

Solche Äußerungen hörte Roſe Weiß mit grenzenloſen Vergnügen, aber ihre Mutter mit großem Mißvergnügen.

„Es iſt ein ſchlimmer Fehler, hoffährtig zu ſein,“ ſagte ſie; „aber es iſt auch ſehr ſchlimm, dieſen Fehler bei Andern zu nähren.“ — — —

Sir Ralph Nelvil erſchien bei der Baurätin Rot nicht einmal, ſondern ziemlich häufig. Mehr und mehr kam es zum Vorſchein, welchen tiefen Eindruck Roſe Rot auf ihn mache. Er ſprach viel von England, von dem geſelligen Tumult Londons, vom lebhaften Verkehr des Landlebens, von Wettrennen und Yacht-Wettfahren, — von Allem, was ein junges Weſen intereſſieren konnte, das ein Neuling in der großen Welt war. Auch von den vornehmen Familien Englands, von ihren herrlichen Schlöſſern voll Kunſtſchätzen und voll Komfort inmitten der großartigſten Parks, erzählte er gern. Er ſelbſt war aus einem großen Hauſe; ſein Vater freilich nur ein nachgeborner Sohn, aber ſein Großvater ein Marquis, ein Pair von England, und als ſolcher berufen, die Geſchicke des edlen Landes lenken zu helfen. Dabei war ſein Benehmen ſtets taktvoll und zurückhaltend, ſeine Manieren ruhig und verbindlich; Roſe Rot konnte ſich durch die Bewunderung Sir Ralphs nur geehrt fühlen. Die Baurätin ſchwamm breit in Wonne und Roſe Weiß ſeufzte heimlich, daß ſich auch für ſie ein Sir Ralph Nelvil finden möge. Nach gebührender Zeit, ohne Übereilung oder Zudringlichkeit, trat er dann mit ſeiner entſchiedenen Werbung hervor. Selbſtverſtändlich fand ſie ſogleich Erhörung und Roſe Rot war Braut, bevor ſie achtzehn Jahre alt war.

Sie fühlte ſich zufrieden, doch ohne den Freudenrauſch ihrer Mutter zu teilen und ohne den Jubel ihres Bruders zu begreifen. Die Baurätin ſah in ihrer Tochter Lady Ralph Nelvil, eine ſehr vornehme Frau, und Otto ſah in ſeiner Schweſter eine ſehr reiche Frau, die gern zu ſeinen Gunſten auf ihr väterliches Erbe verzichten und dadurch ſeine Lage beträchtlich verbeſſern werde. Roſe Rot ſagte zu der jubelnden Mutter:

„Ja, es iſt mir ſehr lieb, daß Sir Ralph ein vornehmer Mann iſt. Nun werde ich erfahren, wie vornehme Leute leben und was ſie tun. Sind ſie ſämtlich wie Sir Ralph, ſo muß der Umgang mit ihnen ſehr angenehm ſein."

„O Du Glückliche!" rief Roſe Weiß mit Tränen im Auge, „welch beneidenswertes Leben liegt vor Dir! Ich in Deiner Stelle wäre ganz außer mir vor Seligkeit."

„So bin ich nun einmal nicht beſchaffen, weiß Röschen! mir gefällt ſehr gut ſowohl Sir Ralph als die Lage in die er mich verſetzt; allein es iſt mir noch Alles zu neu, zu fremd, zu unbekannt . . . ich könnte mich zuweilen fürchten, wenn ich nicht großes Vertrauen zu Sir Ralph hätte. Was werden ſeine Eltern ſagen? wie werden ſeine Verwandten mich aufnehmen? . . . . Das ſind lauter hochgeborne Leute" . . . —

„Und Du biſt ſchön geboren! das iſt viel wert!" fiel Roſe Weiß ein: „Dazu reich und gut. O man wird Dich anbeten! Sei ganz ruhig."

„Anbeten? . . . das wäre zu viel. Ich möchte nicht angebetet, aber recht herzlich wie eine liebe Tochter aufgenommen werden. Wird das geſchehen? die Frage geht mir im Kopf herum.“

„Wozu Dich damit quälen? Sir Ralph liebt Dich und macht Dich zu Lady Nelvil. Alles Übrige iſt gleichgültig.“

„O mit nichten, weiß Röschen!“ rief Roſe Rot mit einem ſo ernſten Stolz im Blick, daß ihr großes dunkelblaues Auge noch einmal ſo groß und ſo dunkel wurde: niemals würde ich mich in eine Familie eindrängen, welcher ich nicht willkommen wäre und wenn meine Liebe für Sir Ralph auch die heftigſte Leidenſchaft wäre.“

„Das begreife ich nicht! ich heirate den Mann und nicht ſeine Familie — und das Weitere findet ſich.“

Aber Roſe Rot blieb ernſt und als Otto kam und in einem Zwiegeſpräch ſeinen Wunſch ihr darlegte, wurde ſie noch viel ernſter und ſagte mit großer Entſchiedenheit Nein! Sie kenne weder die pekuniären noch die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe von Sir Ralph und könne folglich nicht beurteilen ob ihr Vermögen ihr nicht ſehr notwendig ſei. Otto bat, flehete, tobte, wütete. Sie blieb gelaſſen bei ihrer Antwort:

„Es wäre unvernünftig.“

„Wenn Du mich nötigſt, das zu tun, was leider und leider das Teſtament beſagt: daß ich Dir dein Vermögen auszahlen muß, ſobald Du verheiratet biſt und es verlangſt: ſo bin ich ruiniert, denn die Sachen ſtehen bei weitem nicht ſo gut, wie man es bei Lebzeiten des Vaters dafür hielt!" rief er drohend: „und mein Ruin könnte auch für Dich und Deine Mutter ſchlimme Folgen haben."

„Beruhige Dich, Otto, ich ruiniere Dich nicht, aber ich verzichte ebenſowenig auf mein Vermögen," erwiderte ſie gelaſſen.

Die Baurätin hatte wenig Bekannte. In früheren Jahren hatte ihre Gemütskrankheit und ſpäter ihr Hochmut ſie vereinzelt. Ob ſie Verwandte hatte oder nicht, darum bekümmerte ſie ſich gar nicht, denn ſie hätten in jedem Fall dem untergeordneten Kreiſe angehört, dem ſie ſelbſt entſtammte, und ſo machte denn die Verlobung ihrer Tochter wenig Aufſehen. Man iſt in dieſen großen Kurorten allzuſehr daran gewöhnt allerhand Namen, Perſönlichkeiten und Verhältniſſe vorüberziehen zu ſehen. Höchſtens beklagten einige junge Männer, daß ihnen der Engländer bei der ſchönen und reichen Baumeiſterstochter zuvorgekommen ſei. Wer ſich dieſe Verlobung tief zu Herzen nahm, das war Frau Weiß. Sie liebte zärtlich Roſe Rot, und nicht dem Blut, aber dem Herzen nach, hatte ſie ganz mütterliche Gefühle für das junge Mädchen, das dieſe Liebe innig erwiderte.

„Ich bin nun die Braut von Sir Ralph Relvil," ſagte Roſe Rot, indem ſie ſich im Zimmer der Haushälterin an deren großen Arbeitstiſch ſetzte, der ganz mit Hauswäſche bedeckt war.

„Ich habe mir wohl gedacht, daß es ſo kommen würde,“ entgegnete Frau Weiß liebreich mit einem Anflug von Trauer.

„So? ich habe das gar nicht gedacht.“

„Ein gutes junges Kind wie Du kann das auch nicht denken. Das lebt in ſeiner Unbefangenheit hin. Aber ſprich, rot Röschen, iſt Sir Ralph Nelvil katholiſch!

„Katholiſch? ja, Mütterchen, das weiß ich nicht, denn davon war nie die Rede.“

„Es wäre doch ſchlimm, wenn er es nicht wäre und wenn Ihr in dem England, daß ſo ungeheuer weit von hier iſt, nicht zuſammen in die heilige Meſſe gehen könntet.“

„Lieber wäre mir das ſchon, aber im Inſtitut gingen die Vorſteherinnen mit den proteſtantiſchen Zöglingen in ihre Predigten, während die katholiſchen Zöglinge mit einer franzöſiſchen Sprachlehrerin in die Meſſe gingen; das machte ſich ganz leicht.“

„Die Inſtitutsdamen werden auch ſicherlich an den lieben Gott geglaubt haben.“

„Soll das heißen, Sir Ralph glaube nicht an Gott?“ fragte Roſe Rot beleidigt.

„Was weißt Du denn über ſeinen Glauben, rot Röschen? ich weiß aber, daß die Welt voll Bosheit und daß ein Mann ohne Glauben zu allem

Schlechten fähig iſt. Wer nicht an Gott glaubt, fürchtet nicht deſſen Strafgericht, hofft nicht auf Vergeltung in der Ewigkeit und lebt dahin wie die Tiere des Feldes, ja elender als ſie, denn er lebt in Sünden.“

„Ich kann mir nicht vorſtellen, Mütterchen, daß du in Beziehung auf Sir Ralph ſo redeſt,“ ſagte Roſe Rot ſehr ernſt.

„Ich hatte nur meine traurige Erfahrung im Sinn,“ verſetzte Margarete, „aber was ich ſagte, iſt und bleibt wahr und ebenſo wahr iſt es auch, daß Niemand Sir Ralph um ſeine Religion gefragt hat. Wenn er nun ein Jude wäre?“

„Gott bewahre, ein Jude!“ rief Roſe Rot vom Stuhl aufſpringend. „Nein! einen Juden heirate ich nicht. Aber darüber wollen wir bald im Klaren ſein! noch heute rede ich mit Sir Ralph über ſeine Religion, obgleich ich die feſte Überzeugung habe, daß er kein Jude iſt. Aber, Mütterchen, Du haſt mir gar nicht Glück gewünſcht zu meinem Brautſtand.“

„Ich wünſche Dir tagtäglich Glück und Segen, liebes rot Röschen; aber dieſe Heirat und dieſer fremde Herr gefallen mir nicht für Dich. Ich hätte Dir einen Ehemann gewünſcht, der in unſerer Nähe lebte, ſo daß man Dich beſuchen könnte. Nach dieſem England kommt unſereins nicht.“

„Nun, vor der Hand bleibe ich noch hier; denn im Trauerjahr um meinen guten Vater heikönnten! entgegnete Cornelie lachend. Die Welt hat Raum genug um zu geſtatten, daß Männer und Frauen hübſch aufrecht neben einander ſtehen und einhergehen können. Die mittelalterliche frivole Vergötterung der Frauen iſt mir ein Greuel, und iſt mehr ein romaniſches als ein germaniſches Element. Ich aber bin meiner Geſinnung und meinem Character nach für den tiefen Ernſt unſrer germaniſchen Vorfahren.“

„Aber das romaniſche Element iſt nun einmal nicht aus unſrer Bildung zu verwiſchen, und mithin auch nicht jener Drang zur Vergötterung des Weibes, den Sie um ſo weniger frivol nennen ſollten, gnädige Gräfin, als er mit chriſtlichen Ideen in Gemeinſchaft ſtand und vielleicht ſogar nur aus ihnen geboren wurde.“

„Ich habe auch die vollkommne Ueberzeugung, daß das Chriſtenthum keinesweges den günſtigen Einfluß auf den Zuſtand des weiblichen Geſchlechts geübt habe, welchen man ihm beizumeſſen pflegt und welchen es hätte haben können — und ich glaube wirklich aus keinem andern Grunde, als weil man ein bischen pfäffiſch den blinden Heiden nichts Gutes gönnen mag. Nein, beſter Doctor, in der alten germaniſchen Zeit hatte es die Frau viel beſſer, als in unſrer modernen: ſie war eine Freie, ſo rate ich nicht. Das habe ich erklärt und dabei bleib' ich, obſchon Sir Ralph darüber etwas verſtimmt war. Er muß ſich aber gedulden, denn ich habe meinen kleinen Willen."

„Sorge nur, rot Röschen, daß er immer in Übereinſtimmung mit dem Willen Gottes ſei; dann iſt ein feſter Wille etwas ſehr Gutes, das dem Menſchen zum Himmelreich verhilft — welches ich Dir von ganzem Herzen wünſche."

Dies Geſpräch machte Roſe Rót ganz nachdenklich. Von ihrer Mutter hörte ſie ſolche Worte nicht und das religiöſe Leben ſchlummerte in ihr. Aber ſie hatte Gefühl für Wahrheit und Recht und es wurde nie vergeblich bei ihr angerufen.

Als Sir Ralph wie gewöhnlich am Nachmittag erſchien, um mit der Baurätin und den beiden Roſen eine Spazierfahrt zu machen, führte Roſe Rot ihn in das Erkertürmchen, das aus einer Ecke des Salons herausſprang und ein winziges Kabinet bildete, worin ſich ein halbrundes Sopha und ein Tiſch befand. Dort ſetzte ſie ſich zu ihm und ſagte ohne Weiteres auf Engliſch und indem ſie ihn feſt anſchaute:

„Sind Sie Katholik, Sir Ralph?"

„Nein!" verſetzte er.

„Sind Sie Jude?"

„Seltſame Fragen!" ſagte er höchſt erſtaunt.

„Sind Sie Jude? ich frage ganz ernſtlich."

„Nein."

„Welches iſt Ihre Religion?“

„Ich bin Engländer und gehöre zur engliſchen Staatskirche.“

„Alſo ſind Sie ein guter Chriſt, der an Gott glaubt und an unſern Erlöſer?“

„Ein guter Chriſt? wer darf das von ſich ſagen?“

„Ich denke, derjenige darf es ſagen, der aus ganzer Seele an den lieben Gott glaubt und ſich redlich beſtrebt, den Willen Gottes zu tun.“

„Halten ſie ſich für eine gute Chriſtin?“

„Chriſtin — ja; aber gut — ach leider nein! denn ich glaube zwar feſt die Lehren unſerer heiligen Kirche, allein meine Handlungen entſprechen nicht dieſen hohen Lehren und ich ſtrebe nicht aus allen Kräften immer den Willen des lieben Gottes zu tun.“

Sie ſah ſo offen, ſo unſchuldig, ſo redlich aus und die Betrübnis über ihre Unvollkommenheit ſprach ſich ſo wahr in ihrer niedergeſchlagenen Miene aus, daß Sir Ralph faſt gerührt ſagte:

„Ich wollte, ich wäre ſo gut wie Sie.“

Roſe Rot wiegte ihren ſchönen Kopf hin und her und ſagte lächelnd:

„Ich habe mein Glaubensbekenntnis abgelegt; aber nicht Sir Ralph.“

„Es iſt das Ihre!“ rief er lebhaft.

„Ah, das iſt ſchön! jetzt bin ich ruhig und froh! erwiderte ſie und legte freudig die Hände zuſammen.

Der Wagen fuhr vor und rollte bald darauf mit ihnen allen hinweg. Frau Weiß ſaß am offenen Fenſter in ihrem Zimmer zu ebener Erde und ſah ihnen nach. Da trat Anton in den Hof, ging zum Fenſter, lehnte ſich auf die Brüſtung und ſagte:

„Ein ſchönes Paar, Fräulein Roſe Rot und Sir Ralph Nelvil — nicht wahr, Mutter?“

„Möge es ein glückliches werden, mein Sohn.“

„Ja, das gehört in ein ganz anderes Kapitel!“ rief er und ging lachend ſeiner Wege, ſeelenvergnügt, denn er hatte wirklich ein Grundſtück am obern Tor gekauft und damit ein vortreffliches Geſchäft gemacht, denn der Beſitzer der Gasfabrik rechnete darauf, daß ſich in deren Nachbarſchaft Niemand anbauen werde und daß er das Land rings umher für einen Spottpreis kaufen könne. Da machte ihm nun der Anton einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, denn gerade dieſer Bauplatz war der Fabrik am allernotwendigſten und Anton nahm ſich vor, daraus den möglichſt großen Vorteil zu ziehen, der keineswegs dem Wert des Grundſtücks, ſondern demjenigen Wert entſprechend ſei, den der Fabrikbeſitzer darauf legen mußte.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Im Schauſpiel.

Das Schauſpielhaus war ſehr beſucht. Die franzöſiſche Truppe gab ein beliebtes Luſtſpiel, in welchem eine Pariſer Aktrice auftrat, die nur wenige Gaſtrollen geben konnte. Ein ältlicher wohlbeleibter Herr ſaß in einer Loge des erſten Ranges und betrachtete mit unverkennbarem Wohlgefallen durch ein rieſiges Opernglas die Bühne, die Schauſpieler, die Zuſchauer, den Saal, den Kronleuchter — kurz, alles und jedes was ſich ſeinen Blicken darbot. Ließ er den Arm mit dem Opernglas ſinken, ſo gewahrte man ſeinen runden kahlen Kopf mit ſpärlichem blonden Haar im Nacken, ſein rundes roſiges Geſicht, ſeine möglichſt runden und möglichſt farbloſen Augen und, ſo zu ſagen, auch ſeinen runden Ausdruck, denn er ſah ſo unausſprechlich zufrieden und gleichmütig aus, als ſei er lebenslang wie eine Kugel durch die Welt gerollt, ohne irgendwo anzuſtoßen.

Das war unter allen Umſtänden bewundernswert, doppelt aber, wenn man die Dame in's Auge faßte, die zu ſeiner Rechten ſaß und die aus lauter Ecken zu beſtehen ſchien, ſo ſcharf, ſpitz und trocken war ihre ganze Erſcheinung. Hinter dieſem Paar ſaß ein hübſcher ſehr junger Mann, der zart und kränklich ausſah.

„Minettchen, ſchau! ſollte der Herr mit den vielen Orden ein regierender ſein?" flüſterte der runde Herr der eckigen Dame zu.

„Wie kann ich das wiſſen, mein lieber Freund! wir ſind geſtern angekommen und hier ſind Tauſende von Menſchen."

„Man hat doch ſeine Mutmaßungen, Minettchen."

„Man tut am Beſten, dergleichen Mutmaßungen für ſich zu behalten, mein lieber Freund."

Der runde Herr griff vergnügt nach ſeinem Opernglaſe, hielt Umſchau und flüſterte nach einer Weile ganz eilfertig:

„Minettchen, nimm Dein Glas, geſchwind! Schau Dir in der Loge drüben die zwei bildſchönen Mädchen an — brune piquante, blonde touchante."

„Mein lieber Freund, es wimmelt hier von ſchönen Damen von denen man, anſtändiger Weiſe, keine Notiz nimmt. Richte alſo Deine Blicke auf andere Gegenſtände."

Der runde Herr ließ verſchämt ſein Opernglas ſinken, wendete gehorſam nicht blos ſeine Blicke, ſondern ſeinen Kopf weg und zu ſeinem hinter ihm ſitzenden Sohn hin und bemerkte mit einer gewiſſen Genugthuung, daß deſſen Augen auf demſelben Gegenſtand hafteten, der ihm ſoeben unterſagt war. Der junge Mann blickte ohne Opernglas mit ſeinen ſchwärmeriſchen Augen unverwandt auf die Loge, in welcher Roſe Rot und Roſe Weiß mit der Baurätin und Sir Ralph Nelvil Platz genommen hatten.

„Dagegen ſieht die geſchminkte Schauſpielerin abſcheulich aus, gelt, Sintram„“ ſagte der runde Herr ganz leiſe, aber mit bedeutſamen Wink nach jener Loge, zu ſeinem Sohn und dieſer nickte ihm etwas verlegen ſeine Zuſtimmung zu, womit der Vater denn ganz zufrieden war und dem Schauſpiel ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſuchte.

„Minettchen!“ hub er nach einer Weile wieder an, „verſtehſt Du denn dieſes franzöſiſche Schnarren und Zwitſchern? der Pariſer Akzent iſt doch ganz anders, als unſer ehrlicher deutſcher! Ob ſie da auf der Bühne franzöſiſch oder hebräiſch parlieren, — ich weiß es nicht.“

Minettchen begnügte ſich, ihren Zeigefinger auf die ſchmalen Lippen ihres feſtgeſchloſſenen Mundes zu legen und der runde Herr verſtummte und vertrieb ſich die Langweil, indem er von Neuem die Zuſchauer muſterte und auf dieſe Weiſe auch auf die verpönte Loge einige verſtohlene Blicke warf.

Während Vater und Sohn den beiden Roſen ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten und ſich wenig um die gefeierte Schauſpielerin bekümmerten — der Eine, weil er ſie nicht verſtand, der Andere, weil ihn die Frechheit des Luſtſpiels und der Darſtellerin anwiderten — waren die beiden jungen Mädchen ganz zerſtreut. Später am Abend, allein auf ihrem Zimmer, ſagte Roſe Rot plötzlich in Tränen ausbrechend.

„Ach, ich bin traurig!“

„Warum denn? was fehlt Dir? o ſage mir, was Dich traurig macht!“ rief Roſe Weiß zärtlich und beſorgt.

„Ich weiß nicht genau warum .... aber mir kam Sir Ralph ſo zerſtreut vor.“

„Vielleicht gefiel ihm die Vorſtellung.“

„Ich glaube nicht! er ſah blaß aus und war unruhig — und wenn ich ihn zufällig anſah, ſo ſchreckte ihn das auf und er nahm ſich zuſammen um eine unbefangene Miene anzunehmen. Er hat gewiß ſchlimme Nachrichten aus England bekommen, die mich betreffen und deshalb verheimlicht er ſie mir.“

„Quäle Dich nicht vor der Zeit und frage ihn morgen.“

„Ach, liebes Herz, weil er nie vertraulich mit mir ſpricht, ſo kann ich es auch nicht. Wegen der Religion habe ich ihn befragt, aber ſonſt um nichts.“

„Da haſt Du Unrecht! die Engländer ſollen ja ſehr zurückhaltend ſein. Vielleicht wäre es ihm angenehm, wenn Du es nicht wäreſt.“

„Meinſt Du?“ ſagte Roſe Rot und trocknete ihre Tränen.

„Verſuche es wenigſtens .... und nun ſage mir, ob Dir nicht Jemand aufgefallen iſt in der Loge, die uns gegenüber lag.“

„O gewiß!“ rief Roſe Rot und mit der Beweglichkeit ihrer ſiebzehn Jahre lachte ſie herzlich, „der alte Herr mit dem runden Kahlkopf ſah ja ganz und gar aus, als trage er den Vollmond zwiſchen ſeinen Schultern.“

Roſe Weiß lächelte und fragte nicht weiter.

Roſe Rot ſaß am andern Morgen vor dem ihr ſo verhaßten Stickrahmen und ſann darüber nach, wie ſie wohl mit Sir Ralph in einen traulichen Ton kommen könne; da flatterte Roſe Weiß wie ein Schmetterling in's Zimmer und rief mit unterdrücktem Jubel in der Stimme:

„Er iſt in den Mittelbau eingezogen!“

„Wer?“ fragte Roſe Rot verwundert.

„Der alte Herr von geſtern Abend.“

„O Du Närrchen! und das freut Dich ſo?“

„Ja .... er mit ſeiner Frau und ſeinem Sohn.“

„Meinetwegen! mehr als einmal kann ich unmöglich über das Vollmondsgeſicht lachen.“

„Baron Uglas, Baronin Uglas und Baron Sintram Uglas, aus Waldhaus: ſo heißen ſie und da ſind ſie zu Hauſe.“

„Meinetwegen, ſag' ich Dir! Unter allen Kurgäſten gibt es nur Einen, der mich intereſſiert.“

Inzwiſchen hatte der Baron — oder richtiger geſagt — die Baronin Uglas eine Wohnung in der Superba genommen. Die Baronin war ganz unverholen das Haupt der Familie: ſie commandierte, wie ein Feldherr ſeine Truppen; ſie ordnete an und ſchloß ab, wie ein Selbſtherrſcher über ſeine Völker. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie ihre Völker äußerſt glücklich machen wollte; aber ſie hatten glücklich zu ſein in der Weiſe, die ſie vorſchrieb.

Sie war eine reiche Erbtochter geweſen, Herrin bei zwanzig Jahren der ſchönen Beſitzung Waldhaus und elternlos. Selbſtverſtändlich fehlten die Freier um ſo weniger, als ſie auch ſehr hübſch war. Allein ſie teilte einen Korb nach dem andern aus, denn ſie wollte um ihrer ſelbſt willen geliebt ſein und darüber war ſie bei keinem der Bewerber ſicher. Ihr Oheim, der ihr Vormund und ein verſtändiger Mann war, ſagte unmutig:

„Mit deiner Marotte, Theophile, wirſt Du eine alte Junpfer werden.“

„Eine Marotte nennſt Du mein berechtigtes Gefühl weiblicher Würde!“ rief ſie beleidigt.

„Ja! denn Du biſt nun einmal ein hübſches Mädchen und haſt nun einmal ein hübſches Vermögen, alſo wähle Dir einen braven Mann, der Dir gefällt und für Deine Verhältniſſe paßt, ohne ihm die alberne Frage zu ſtellen, was er tun würde, wenn Du garſtig und arm wäreſt; — denn alsdann wäreſt du ja eine ganz andere Perſon, als die iſt, um welche er wirbt.“

Dies wollte Fräulein Teophile nicht einſehen. Uberdies gefiel ihr die Stellung der Autokratin von Waldhaus ungemein; verwaist von der Wiege an, trug ſie kein Verlangen nach Familienleben, und das Bedürfnis zu lieben, die Freuden und Leiden des Lebens mit einem anderen Weſen zu teilen, war ihrem kalten, früh in Selbſtſucht erſtarrten Herzen fremd. Vielleicht wäre ſie wirklich unvermählt geblieben, hätte nicht der Gedanke ſie gequält, daß ihre Vettern ſie dann beerben würden. Sie hatte Beide abgewieſen und dieſe herzloſen Geldmenſchen — wie Teophile ſie nannte — waren unverſchämt genug, keineswegs vor Gram zu ſterben, ſondern ſich anderweitig zu vermählen und in glücklicher Ehe, mit einem Neſt voll Kinder, ein gut wie der Mann. Sie durfte die Waffen führen und als Schildjungfrau gleich dem Jüngling auf Abentheuer ausziehen. Sie durfte in der Volksverſammlung ihre Stimme geben, und oft folgten ganze Völker den Worten der Seherin. Sie war die unumſchränkte Herrin des Hauſes und in deſſen wichtigen Angelegenheiten fragte ſie durch geheime Zeichen und Looſe die Götter um Rath und wurde als ein mit den Göttern vertrautes Weſen voll Andacht verehrt. Mit leerer Hand trat die Braut in das Haus des Gatten: er gab ihr als unabhängiges Eigenthum die Morgengabe. — Wo finden Sie für dies Alles ein Aequivalent in unſrer gebildeten, chriſtlichen Zeit? auf leidendes Dulden iſt ihr Platz in der Geſellſchaft berechnet. Eine Frau die jedes Unrecht, jede Härte, jede Verletzung mit Sanftmuth erträgt, die weder Groll noch Erbitterung in ſich aufkommen läßt und immer dem Willen des Gatten nachgiebt — das iſt die beſte Frau! eine ganz vortreffliche, eine höchſt tugendhafte, ach, welch eine fromme Frau! Ich behaupte daß die Frauen mit dieſen Maximen gründlich verdorben werden, denn — ſie lernen heucheln und werden ſclaviſch niedrig geſinnt. Gleich und Gleich: ſo müſſen ſich die Geſchlechter gegenüber ſtehen, und in einem Gleichgewicht, welches aus der ſittlichen Baſis der Selbſtzufriedenes Leben zu führen. Nein! dieſe Brut ſoll mich nicht beerben; dies ſteht feſt! ſprach Theophile zu ſich ſelbſt an dem bedenklichen Tage im Leben der Frau — und beſonders der unvermählten — wo ſie dreißig Jahre alt wurde. Allein die Bewerber waren verſchwunden, denn ihre Schönheit war im Verblühen und ihre Herrſchſucht, ſowie die Schroffheit ihres Charakters waren im Lauf der Zeit allgemein bekannt geworden. So erkor ſie denn durch Vermittelung ihres Oheims zum Ehegemahl den Baron Uglas, der zwei Jahr jünger als ſie, ein blutarmer Leutnant aus ſehr gutem Hauſe und von dem größtmöglichen Phlegma war. Ganz beſtürzt über ſein Glück zog er, zwar nicht als Herr, aber doch als Gemahl der Herrin in Waldhaus ein und in dieſer Beſtürzung verblieb er ſo lange, bis Theophile, die er Minettchen nannte, ihn mitſamt ſeinen kleinen Willensregungen gründlich unterjocht hatte. Als er ſo weit war, fühlte er ſich ſehr zufrieden in ſeiner Stellung als Minettchens Echo und Sklav. Und zufrieden ſollte er ja auch ſein; ſie wollte durchaus nicht den Zepter über Unglückliche führen. Deshalb beſtärkte ſie ihn in ſeinen zwei Liebhabereien: Zigarren und Zeitungen. Das zwiefache Gewölk, womit dieſe beiden Leidenſchaften ſein Gehirn umnebelten, umfloß ihn wie eine weiche Luft, die ihn unempfindlich gegen Minettchens eiſige Kälte machte.

Als ein Sohn dieſer Ehe entſproß, war die Baronin glücklicher als je in ihrem Leben; ja, ſo ſehr, daß ſie ihrem Gatten erklärte, dies Glück fülle ihr ganzes Herz aus und nehme ihre Liebe ſo in Anſpruch, daß eine größere Nachkommenſchaft ihr Glück beeinträchtigen würde. Der Baron fand das ganz in der Ordnung. Auch er hatte ſeinen Sohn ſehr lieb und die Art und Weiſe wie er das ausdrückte, beſtand darin, daß er ihn Fritzi nannte — wenigſtens dann, wenn die Mutter es nicht hörte, die den plebejiſchen Namen Fritz verachtete, obſchon — oder vielleicht weil der Baron ſo hieß. Den Knaben machte ſie zu ihrem Götzen, ihrem Spielwerk, ihrem Eigentum. Dermaßen betrachtete ſie ihn als ihr Kind, daß ſie geneigt war, ſich zu wundern, wie er einen Vater haben könne. Selbſtverſtändlich wurde der Vater im Punkt der Erziehung genau ſo behandelt, wie in allen Punkten, die den Gemahl und den Hausherrn betrafen, als Null. Trotz der wütenden Zärtlichkeit, mit der die Baronin zuweilen ihren Sohn überſtürzte, behandelte ſie ihn doch häufig bald mit Jähzorn, bald mit eiſerner Strenge, ſo daß er viel weniger ihr, als dem Vater ſich zuneigte, der immer in ſeiner gleichmäßigen, ſchwächlichen Freundlichkeit verblieb. Unter dieſen Einflüſſen wurde Sintram das, was er werden mußte: ein verſchüchterter Charakter, mit einer eigenſinnigen Richtung, die er von der Mutter geerbt hatte, und die mit ſchlaffer Nachgiebigkeit, dem Erbteil vom Vater, abwechſelte. Von der Natur hatte er aber viel mehr Wärme des Gefühls bekommen, als ſeine Eltern hatten. Da er für dieſe Wärme keinen Gegenſtand fand, denn er fürchtete die Mutter und bemitleidete den Vater: ſo verſchloß er ſie in ſich und verfiel mit ihr in Träumereien und Schwärmerei. Er hatte nicht übermäßig viel Verſtand, doch ganz genug, um bei einer vernünftigen Erziehung und bei regelmäßigem Unterricht ein recht tüchtiger Menſch zu werden. Die Baronin war aber mit keiner Bildungsanſtalt, mit keinem Inſtitut, mit keinem Privatunterricht, mit keinem Hofmeiſter und keinem Lehrer zufrieden. Stets wurde nach ihrer Meinung zu viel von ihrem Sohn verlangt und zu wenig für ihn geleiſtet. Daher ein beſtändiges Dareinreden von ihrer Seite, beſtändige Unterbrechung der Studien und in Folge davon Sintrams große Gleichgültigkeit gegen Fortſchritt in denſelben, denn er wußte, daß nach ſechs oder acht Monaten ein neuer Lehrer erſcheinen oder eine neue Methode verſucht werde, wodurch er denn immer auf Anfangsgründe zurückverſetzt wurde. Als der Knabe zum Jüngling heranwuchs und ſchlank und ſchmal in die Höhe ſchoß, erwies ſich ſein phyſiſcher Organismus als ſchwächlich. Ernſte, anhaltende Studien ermüdeten ihn. Er konnte ihnen nicht nachkommen und da er jeden Augenblick den zerriſſenen Leitfaden verlor, ſo wurden ſie ihm zuwider. Nachdem er in zwei Jahren zehn Monat auf einer Univerſität geweſen war, erklärte er ſeiner Mutter, er wolle Land- und Forſtwiſſenſchaft praktiſch ſtudieren. Sie hätte wohl einen höheren Geiſtesflug für ihren Sohn gewünſcht; indeſſen hatte dieſe Wendung doch auch ihr Angenehmes, denn ſie konnte nunmehr Sintram in Waldhaus behalten und allmählig an die Wahl einer Gattin für ihn denken.

Die Baronin hatte ſich bisher einer unverwüſtlichen Geſundheit erfreut. Jetzt meldete ſich bei ihr ein höchſt unangenehmer Vorläufer des heranziehenden Alters: die Gicht. Um dies Leiden zu beſeitigen, ſchickte ihr Arzt ſie zu den bewährten Heilquellen des weltberühmten Kurortes und ſie zog mit ihrem Gatten und ihrem Sohn in der „Superba“ ein, deren Lage, Einrichtung und Umgebung ihr durchaus paſſend für die Herrin von Waldhaus erſchien. Der Baron fand pflichtſchuldigſt ganz dasſelbe. Überdas ſchwamm er in Seligkeit, denn er hatte im Kurhaus drei Zimmer gefunden, die nur für Zeitſchriften aller Art und für deren Leſer beſtimmt waren. Für Sintram endlich ging auch eine Freudenſonne auf, als er die liebliche Blondine vom vorigen Abend am Fenſter des einen Pavillons entdeckte, ja, als ſie ſogar einen Augenblick auf dem Balkon erſchien.

Heller Frühlingstag für die Einen, finſtere Winternacht für die Andern: ſo iſt's auf unſerm

Erdball, in der Natur wie im Leben der Menſchen. Geiſterbleich, mit Zügen, die das Entſetzen verzerrte, betrat Otto Rot das Bureauzimmer, in welchem Anton am Schreibtiſch ſaß, ſchloß die Tür ab, ſchob den Riegel vor, ſah ſich ſcheu um, als könne er behorcht werden und ſagte mit heiſerer Stimme, indem er aus der Bruſttaſche einen Brief hervorzog:

„Ruiniert, Weiß, ruiniert! gänzlich .... gründlich! Leſen Sie dies.“

Anton murmelte halblaut während des Leſens: „Hab' es immer gefürchtet! .... Habe mehrmals den Herrn Baurat gewarnt, mit dieſer Eiſenbahn nicht ſo in's Zeug zu gehen! .... Sein raſendes Glück in allen Unternehmungen machte ihn verwegen .... Er rechnete immer auf günſtige Umſtände, ſelbſt dann, wenn ſie ungünſtig waren“ .... —

„Schweigen Sie von meinem törichten Vater und raten Sie mir, was ich tun ſoll!“ donnerte Otto ihm zu.

„Nur ſtill! fein ſtill, Herr Rot! Hängen Sie doch nicht ſelbſt voreilig die ſaubere Geſchichte an die große Glocke. Es gehen Gelder ein .... man kann vielleicht dem Ungeheuer, genannt Bankrott, das Maul ſtopfen.“

„Gelder? woher, wann, wie viel?“

„Nun, der Mittelbau iſt ganz beſetzt“ .... —

„Ein Tropfen im Meer!“

„Die Bauplätze am obern Tor ſind zu verkaufen.“

„Aber kein Menſch kauft ſie!“ rief Otto wild mit dem Fuß ſtampfend.

„Und wenn ſie verkauft würden, ſo gäbe das zwei oder drei Tropfen im Meer,“ ſetzte Anton bedächtig hinzu.

„Nun alſo?“ drängte Otto.

„Alſo müſſen Sie die Superba verkaufen, Herr Rot, und mit den Gläubigern akkordieren, daß ſie fünfzig, ſechszig, ſiebzig Prozent, je nachdem die Superba gut oder ſchlecht verkauft wird ſchwinden laſſen, dann“ . . . . —

„Nun, was bleibt mir dann?“

„Dann können Sie von vorn anfangen, wie der Herr Baurat und wie tauſend Andere, und es bleibt Ihnen die Möglichkeit, dermaleinſt die Superba zurück zu kaufen.“

„Es iſt niederträchtig, mich zu verhöhnen!“ ſagte Otto dumpf und warf ſich in einen Lehnſtuhl.

„Ich denke an keinen Hohn, ſondern an die einfache Wirklichkeit. Ich bin ja ſelbſt einer von den Tauſenden, die von unten auf anfangen.“

„Ja, Sie können das, denn Sie ſind unten geboren wie mein Vater“ . . . . —

„Wollen Sie ſagen, daß Sie ungeheuer hoch geboren ſind, Herr Rot, ſo irren Sie heftig, denn vor fünfundzwanzig Jahren gab es noch keinen

Baurat — ſondern nur einen Maurerpolier des Namens Rot."

„Das will ich tun!" fuhr Otto plötzlich auf.

„Das! .... und mißlingt auch das, ſo gibt es noch ein Paar Tropfen Cyankali in der Apotheke."

Man klopfte an die Tür. Sir Ralph trat ein.

„Ah! Sie ſind tief in Geſchäften, wie ich ſehe," ſagte er, Ottos Hand ſchüttelnd, „ich will nicht ſtören, ich komme ſpäter wieder."

„Nein, nein! gerade jetzt wünſchte ich Sie zu ſprechen .... Kommen Sie auf mein Zimmer, ich erhielt exzellente Zigarren. Was führt Sie denn ſo früh zu mir?"

In Antons Zimmer verſenkten ſich beide Herren in bequeme Lehnſtühle und in Zigarrenwolken und Sir Ralph begann:

„Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich in großer Verlegenheit bin, denn ich bin nicht daran gewöhnt, mit meinem Gelde zu kurz zu kommen. Zum Erſtenmal in meinem Leben geſchieht es hier, weil ich allerdings etwas unvorſichtig geſpielt habe. Einen Kreditbrief an einen Banquier habe ich nicht, denn mit einer reichgefüllten Kaſſe kam ich her. Jetzt iſt ſie aber zu meinem größten Erſtaunen leer. Ich brauche Geld . . . , und zwar ſogleich und muß Sie bitten, mir etwa auf acht Tage zweitauſend Gulden freundſchaftlich zu leihen. Ich ſchrieb bereits heute in aller Frühe an meinen Geſchäftsmann und darf mit Sicherheit darauf zählen, in acht Tagen, ſpäteſtens, einen Wechſel auf zwölftauſend Gulden zu erhalten. Ich rechne in Anbetracht unſeres verwandtſchaftlichen Verhältniſſes auf Ihre Gefälligkeit, die ich ſehr ungern und nur notgedrungen in Anſpruch nehme, weil Geldgeſchäfte zwiſchen Verwandten ſehr häufig das gute Einvernehmen ſtören.“

Mit großer Ruhe ſprach Sir Ralph, aber mit der größten Unruhe hörte Otto ihm zu, ſtand auf, ſetzte ſich, warf ſeine Cigarre fort, fuhr ſchließlich mit beiden Händen verzweiflungsvoll in's Haar und ſtöhnte:

„Meine letzte Hoffnung iſt geſchwunden! Sir Ralph, Cyankali! ſchaffen Sie mir Cyankali!“

„Haben Sie den Verſtand verloren?“ fragte Sir Ralph immer ganz ruhig.

„Nein . . . . merkwürdiger Weiſe! . . . . denn ich habe mein Vermögen verloren und ſo etwas kann uns wohl um den Verſtand bringen.“

„Es wird ein vorübergehender Verluſt, eine mißglückte Spekulation ſein,“ verſetzte Sir Ralph tröſtend, „damit iſt nicht gleich Ihr ganzes Vermögen verloren. Sie faſſen die Sache zu excentriſch auf.“

„Nichts da excentriſch!“ wütete Otto, „es ſteht ſo, daß die Superba unter den Hammer kommt, um die Gläubiger zu befriedigen, d. h. einigermaßen zu befriedigen."

„Dahin wird es Ihre Mutter, Ihre Schweſter nicht kommen laſſen!" rief Sir Ralph lebhaft, „ſie werden mit ihrem Vermögen Ihnen helfen" . . . .

„Ja, wo iſt denn ihr Vermögen?" fragte Otto wild, „es ſteckte mit dem meinen zuſammen in der Superba, in Bauplätzen und in Aktien. Ich geſtehe, daß ich meinen Vater für viel reicher gehalten und in dieſem Wahn ſeit Jahren beträchtliche Schulden gemacht habe. Indeſſen iſt's hauptſächlich dieſe mißglückte ungeheure Eiſenbahn-Spekulation, die ein ganzes Portfeuille voll Aktien zu nichtsnutzigem Papier entwertet, welche dem Faß den Boden ausſchlägt und offenkundig macht, daß der Wein ausgetrunken iſt und daß ſowohl ich, als meine Mutter und meine Schweſter uns fortan mit Waſſer begnügen müſſen, mit Brod und Waſſer . . . . buchſtäblich! iſt das nicht um wahnſinnig zu werden? . . . . O Cyankali!"

„Schweigen Sie doch, Sie törichter Menſch, und ſuchen Sie zu retten, was zu retten iſt," ſagte Sir Ralph teilnehmend, „gegen den Schlag, der Sie trifft und mit Ihnen ſogar Mutter und Schweſter — iſt meine augenblickliche Verlegenheit ja ganz unbedeutend."

„Dennoch trifft ſie mich ſchwer, denn ich hatte auf Hülfe, Unterſtützung, ſogar auf Ihre Bürgſchaft gehofft" . . . . —

„Und ſiehe da! ich bin ſelbſt der Hülfe bedürftig. Was aber die Bürgſchaft betrifft, ſo kann ich ſie unmöglich übernehmen, da Sie ſelbſt ſich für inſolvent erklären; denn es bliebe mir nichts übrig, als für Sie zu zahlen und dazu reichen meine Einkünfte nicht aus. Mit großen Schulden möchte ich aber meine Beſitzungen nicht belaſten, am wenigſten jetzt, da ich im Begriffe bin, eine Familie zu gründen.“

„O Cyankali! Cyankali!“ rief Otto und zerraufte ſein Haar.

„Der böſe Geiſt, den Sie beſchwören, wird nicht erſcheinen, denn er weiß, daß Sie ſich ihm nicht in die Arme werfen — was ſehr lobenswert iſt,“ ſagte Sir Ralph gelaſſen, „man hat nur ein Leben; allein es gibt in dieſem einen Leben tauſend Chancen, um aus der Tiefe wieder in die Höhe zu kommen und eine ſolche Chance wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen.“

Damit erhob er ſich aus ſeinem Lehnſtuhl, drückte freundſchaftlich Ottos Hand und verließ das Zimmer. Draußen ſah er auf ſeine Uhr. Es war zu früh, um zu ſeiner Braut zu gehen, und ſo begab er ſich denn wieder in die Spielſäle des Kurhauſes — ſein gewöhnlicher Aufenthaltsort. Das Glück war ihm hold: er gewann die Summe, die er von Otto verlangt hatte, und ſprach froh zu ſich ſelbſt: Ich bin und bleibe ein Liebling des Schickſals! Sogar die augenblickliche Verlegenheit war mir günſtig, denn ſie verſchaffte mir beſtimmung und Selbſterkenntniß entſpringt, den Vertrag der Ehe mit einander ſchließen — woraus hervorgeht, daß nicht Alles dulden, nicht Alles verzeihen, nicht alle Selbſtändigkeit im Handeln und Denken aufgeben, ihre heilige Pflicht wird — ſobald ſich die Frau nach altgermaniſchem Grundſatz als eine Freie betrachtet. Aber in der langen knechtiſchen Gewohnheit der Jahrhunderte hat ſich ihre Geſinnung ſchon genug entadelt um jener Auffaſſung nicht mehr fähig zu ſein, und gelaſſen beſchränkt ſie ſich auf die leidende und ſich unterordnende Richtung ihres Weſens, die doch nur einſeitig iſt und ſie daher auch nur unvollkommen ausbildet. Daher hat es nie mehr unglückſeligere Frauen gegeben, als grade jezt — wo dieſer Zuſtand, ich will es hoffen, ſeinen Culminationspunkt erreicht hat.“

„Gnädige Gräfin, entgegnete Leonor nachdenklich, um Ihre Idee in dem Sinn zu faſſen wie Sie dieſelbe gefaßt haben wollen, nämlich als Gleichgewicht und nicht als Gleichheit der Geſchlechter: dazu gehört eine Klarheit des Bewußtſeins zu der ſich bis jezt wenig Frauen durchgearbeitet haben dürften; und ehe dies nicht geſchehen iſt kann die mißverſtandene Idee nichts als Verwirrung, Unheil und Mißbrauch erzeugen. Da die Damen nicht mehr als Seherinnen und als Schildjungfrauen durch in ungeſuchter Weiſe den klaren Einblick in Verhältniſſe, die mir wichtig ſind.

Als er ſpäter zu ſeiner Braut kam, war jede Spur von Zerſtreutheit und Unruhe verwiſcht, die ſie am vergangenen Abend wahrgenommen hatte und ſie fand wieder ſeine gewohnte Haltung und ſein ruhiges Benehmen.

Wenn die beiden Roſen oder — wie Sir Ralph ſie nannte — Rosmary und Roſalba, allein in ihrem Zimmer waren, beſprachen ſie vertraulich die Erlebniſſe des Tages oder teilten einander ihre Gedanken mit. Die weiße Roſe, Roſalba, ſagte:

„Ich muß Dir geſtehen, daß ein ſo kalter Bräutigam, wie Sir Ralph, mir gar nicht gefiele. Seit fünf Wochen ſeid Ihr verlobt und er hat Dir noch nicht das geringſte Geſchenk gemacht.“

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht,“ verſetzte Rosmary und löſte das Netz von ſchwarzer Chenille, das ihr wundervolles blauſchwarzes Haar zuſammenhielt.

„Gleichviel! Er ſollte daran denken.“

„Jetzt, weil Du mich aufmerkſam machſt und ich es überlege, jetzt muß ich doch ſagen, daß mir das ganz recht iſt. Wozu dieſe kleinen Geſchenke, wenn man das größte gegeben hat: das Herz! — Überdas bin ich in Trauer und könnte Schmuck oder andere ſchöne Sachen nicht tragen.“

„Gleichviel! ſag' ich nochmals. Ein Bräutigam, wie Sir Ralph, würde mich fürchten laſſen, daß er mich nicht liebe.“

„Warum ſollte er mich denn heiraten wollen?

. . . . Reich und vornehm, gebildet und von einem angenehmen Äußern wie er iſt, würden fünfzig Mädchen in Deutſchland wie in England, mit Freuden ſeine Gattin werden. Und er wählt mich! mir ſcheint das der größte Beweis von Liebe, den er geben kann."

„Es iſt aber gar keine ſchwärmeriſche Liebe . . . . gar keine Leidenſchaft."

„Das iſt ein wahres Glück! wie ſollte ich es anfangen um eine ſchwärmeriſche Liebe zu erwidern! Die Gabe hat mir Gott verſagt. Nein! für mich paßt kein ſchwärmeriſcher, ſondern ein kluger und guter Ehemann — und das wird Sir Ralph ſein."

Aber Roſalba ſchüttelte verneinend ihren ſchönen blonden Lockenkopf und ſagte:

„Mit einem ſolchen Glück wäre ich nicht zufrieden . . . . jedoch tue ich am Beſten gar nicht daran zu denken, denn für mich iſt der Eheſtand unmöglich."

„Warum denn das?" rief Rosmary lebhaft.

„Weil ich in Verhältniſſen aufgewachſen und erzogen bin, die zu hoch für meine Herkunft ſind. In eine Handwerkerfamilie paſſe ich nicht und in einen höheren Stand werden vielleicht andere finden, daß ich nicht paſſe. Meine Zukunft macht mich zuweilen recht traurig, denn es wäre mir ſchwer dienen zu müſſen wie unſer Mütterchen — und was bleibt mir anders übrig nach dem Tode der Mutter."

„Ich bin ja da!“ rief Rosmary und umarmte zärtlich Roſalba. „Betrübe Dich nicht um Deine Zukunft. Was mein iſt, iſt Dein. Wir ſind ja Schweſtern. Das liebe Mütterchen, welches Dir das Leben gab, hat es mir erhalten, hat uns beide zugleich genährt, hat mir manches Jahr die kranke Mutter erſetzt. O wir gehören zuſammen, Roſalba, und ſo lange ich einen Kreuzer in der Taſche und ein Stück Brot auf dem Tiſch habe, teile ich mit Dir . . . . — Du kleine, liebe, heilige Genovefa,“ ſetzte ſie ſcherzend hinzu, weil Roſalba ganz melancholiſch daſaß, von der reichen Fülle ihres blonden Haares umfloſſen, das ſie aufgelöſt hatte um es für die Nacht zu ordnen.

Damit verſchwanden trübe Zukunftsgedanken, wie es bei achtzehn Jahren leicht geſchieht. Das Herz hat zuviel Jugendmut um ernſtlich an eine trübe Zukunft zu glauben und es hält ſich für ſtark genug um ſein Glück zu erringen, weil es noch nicht, weder über ſich ſelbſt noch über das was es ſich als ſein Glück vorſtellt enttäuſcht worden iſt.

Umſturz.

Wie eine Leiche kalt, ſtarr und ſtumm lag die Baurätin in ihrem Zimmer auf dem Sopha. Frau Weiß badete ihre eiſigen, krampfhaft geſchloſſenen Hände in einer Schale mit heißem Waſſer; Roſalba rieb Stirn und Schläfen mit Äther ein; das Kammermädchen hielt engliſches Salz und kölniſches Waſſer bereit. Rosmary war nicht da. Sie war im Salon und ließ ſich zum dritten oder vierten Mal die Tatſache erzählen, die ihre Mutter ſo furchtbar erſchüttert hatte; nämlich die, daß Otto verſchwunden war, niemand wußte das wie und wohin.

„Sie aber wußten um ſein Verſchwinden,“ ſagte ſie plötzlich im ſtrengen Ton zu Anton Weiß, welcher ſoeben der Baurätin dieſe Eröffnung gemacht hatte: „Sie hätten es verhindern müſſen.“

„Dem Sekretär kommt es nicht zu, die Schritte ſeines Herrn zu maßregeln.“

„Doch! ſobald es ſich um die Ehre und den guten Namen des Herrn handelt.“

„Aber, mein Fräulein, die Fallite iſt ſo wie ſo nicht zu vermeiden. Wäre Herr Otto hier geblieben, ſo würde man ihn wegen ſeiner Wechſelſchulden einſperren. Würde das die Ehre ſeines Namens herſtellen? —

„Ich meine .... Sie hätten geſagt, er habe über gewiſſe Gelder verfügt," ſagte ſie zögernd.

„Nicht doch! er hat nur, um ſich einiges Geld zu verſchaffen, das Grundſtück am obern Tor, das für Bauplatz-Parzellen beſtimmt war, verkauft und zwar zu ſehr geringem Preiſe — wie das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt."

„Genug, er hat ſich ſo wie ſo Gelder angeeignet, die nicht ihm, ſondern ſeinen Gläubigern gehörten .... und das macht ſeine Flucht unausſprechlich ſchmachvoll."

„Herr Otto war äußerſt konfus in Geſchäften. Er wird gewähnt haben, mit dem Verkauf der Superba würden die Anſprüche der Gläubiger zu decken ſein."

„Weshalb klärten Sie ihn nicht über ſeine geſchäftliche Lage auf, die Ihnen, als dem vieljährigen Sekretär meines Vaters genau bekannt war?"

„Ich ließ es nicht an Warnungen, nicht an den genaueſten Darlegungen fehlen; doch ſein Leichtſinn und ſeine Verſchwendungsſucht ſchlug jeden guten Rat in den Wind."

„Sehen Sie, daß ich recht habe!" brach Rosmary troſtlos aus, „er war gewarnt, er wußte Beſcheid .... und dennoch eignete ſich der Unglückſelige dieſe Gelder zu!"

„Wenn ich Ihnen aber ſage, daß Herr Otto ein konfuſer Menſch iſt."

„Wäre er konfus zu ſeinem Nachteil, ſo könnte mich das etwas tröſten; allein dieſes Verfahren kann ich durch Mangel an klarer Einſicht nicht entſchuldigen.

Jetzt aber ſagen Sie mir,“ ſetzte ſie gefaßt hinzu, „was wir zu tun haben, meine Mutter und ich.“

„Vorderhand gar nichts. Der Stand der Geſchäfte iſt noch nicht ruchbar geworden. Für das Verſchwinden des Herrn Otto muß man einen Grund erfinden .... eine Reiſe“ ....

„Ja, nach England!“ fiel Rosmary ein, und vielleicht iſt er wirklich zu Sir Ralph gereiſt.“

„Unmöglich wäre es nicht!“ erwiderte Anton trocken.

„O wäre Otto bei Sir Ralph .... dann wäre ich ruhig! dann käme er wieder auf den rechten Weg! — Aber was wird Sir Ralph zu dieſer ſchrecklichen Begebenheit ſagen! wie wird er ſie aufnehmen! ſoll ich ſie ihm mitteilen? .... ſoll ich ſchweigen?“

Anton wollte antworten, beſann ſich aber eine kleine Weile und ſagte dann in einem Ton, als ob er für ſich ſelbſt dieſe Erwägung gemacht habe:

„Reden iſt Silber, ſchweigen iſt Gold. Das Unglück kommt früh genug zu Sprache: es iſt beſſer, Sie ſchweigen.“

„Ach, Gott ſei gedankt, daß wir an Ihnen einen Freund und Ratgeber haben,“ ſagte Rosmary und ihre Augen lächelten unter den Tränen, die an ihren ſchwarzen Wimpern hingen, während ſie ihm freundlich die Hand drückte. Dann ging ſie in das Zimmer ihrer Mutter und auch Anton verließ den Salon, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: Ja gewiß .... ein Freund, ein ſehr treuer, das bin ich! .... Sollte ich den Dummkopf hier einſperren und alles in die Klauen der Gläubiger fallen laſſen, der Wucherer, der Juden, der Aktiengeſellſchaften? . . . . Mit nichten. Das kleine Kapital kann ihm dazu verhelfen, ein vernünftiger Mann zu werden, ein Goldwäſcher, ein Hinterwäldler, ein Trapper, ein Petroleumgräber, ein Schwindler . . ., und dieſe letzte Art von Exiſtenz eignet ſich wohl am beſten für ihn und für Amerika. Vielleicht ſchwindelt er ſich zum Präſidenten der Vereinigten Staaten hinauf . . . . wer kann's berechnen! welch ein Triumph, wenn ich ihm dazu verholfen hätte, indem ich ihm die Bauplätze abkaufte, die kein Menſch haben wollte! . . . . Aber das arme Kind, die Roſe Rot, dauert mich. — Damit beſchwichtigte Anton ſein Gewiſſen.

Sir Ralph Nelvil war drei Wochen vor dieſer Kataſtrophe abgereiſt. Er wollte alle Anſtalten treffen, um im Frühling ſeine junge Gemahlin auf ſeinen Landſitz zu führen. Er hatte verſprochen, fleißig zu ſchreiben und Rosmary in Kenntnis von ſeinen Einrichtungen zu ſetzen; doch bis jetzt war kein Brief gekommen.

„Nun ſiehſt Du ſelbſt, wie kalt er iſt: er ſchreibt Dir nicht!“ ſagte Roſalba nach acht Tagen höchſt entrüſtet.

„Er hat eine Menge von Geſchäften und muß Verwandte und Freunde beſuchen bis tief in Schottland hinein,“ verſetzte Rosmary.

„Es wird auch in Schottland Papier und Feder und eine ſtille Stunde aufzutreiben ſein,“ behauptete Roſalba ſtandhaft.

Da Rosmary im Grunde ihres Herzens ganz

daſſelbe fand, ſo ſchwieg ſie — und da ein Tag nach dem andern verging ohne Nachricht von Sir Ralph, ſo ſchwieg endlich auch Roſalba und Beide ſtanden in der Stille bittere Angſt über dieſe Unbegreiflichkeit aus. Indeſſen fiel in Roſalbas trübe Stunden ein helles Licht, welches ihr in Sintrams ſchwärmeriſchen Augen aufging. Sie hatte nicht den mindeſten Verkehr mit ihm, ſie hatte ihn nie geſprochen, ſie wußte nichts von ihm als ſeinen Namen, ſie ſah ihn nur täglich ein paarmal über den Hof gehen und zuweilen zufällig am Fenſter oder im Theater; aber aus ſeinem Gruß, ſeinem Blick, ſeinem Lächeln, entnahm ſie das, was ſie wünſchte: ſeine Liebe. Da eine geheime Stimme ihr ſagte, Rosmary würde das äußerſt verkehrt finden, ſo bewahrte ſie ihre Gefühle und ihre Träumereien ſtill im Herzen und Rosmary, in Sorgen und Angſt befangen, hatte keine Ahnung von Roſalbas Stimmung.

Die Baurätin hatte ſich von dem unerwarteten Schlag nicht wieder erholt und durch die Erſchütterung ihrer Gehirnnerven wachte ihr früheres Leiden wieder auf: krankhafte Schwermut. Der Arzt hoffte freilich das Übel zu überwinden; aber nur dann, wenn ſie ſelbſt es bekämpfe. Zu dieſem Kampf fehlte ihr aber alles: Gottvertrauen, fromme Ergebung, ein in Entſagung geübter Wille, friedlicher Gleichmut; — mit einem Wort: die Seelenſtärke, die auf chriſtlichen Tugenden beruht. Sie ſuchte nicht durch Beſchäftigung ſich zu zerſtreuen; ſie ſuchte nicht durch Gebet ſich zu erheben. Es bewährte ſich an ihr die Erfahrung, daß die hochmütigſten Charaktere die aller armſeligſten ſind. Dabei beſtand ſie eigenſinnig darauf, daß keine Einſchränkung im Hausweſen ſtattfinde, keine Verminderung der Ausgaben; denn ſie habe ebenſoviel Recht an dem Vermögen wie jeder andere Gläubiger. Sie wollte nicht Wagen und Pferde abſchaffen, denn ſie behauptete, ſtundenlange Spazierfahrten wären trotz der rauhen Jahreszeit ihrer Geſundheit notwendig. Sie ging faſt jeden Abend in's Theater, obgleich es ihr nicht mehr das mindeſte Vergnügen machte, denn ſie ſtarrte ſeufzend vor ſich hin und zuweilen weinte ſie bittere Tränen bei Poſſenſpielen. Sie klammerte ſich krampfhaft an ihre Gewohnheiten an, als ob ſie den Umſturz ihrer Verhältniſſe dadurch verhindern könne.

Endlich kam ein Brief von Sir Ralph, ohne Bezeichnung von Ort und Datum und Rosmary las:

„Teure Rosmary! Wie ſoll ich Worte finden, um Ihnen einen unausſprechlichen Schmerz ausſprechen zu müſſen! Er wird Ihr Herz zerreißen, wie er das meine zerreißt. Wir werden durch ein feindliches Geſchick, das mich von Jugend auf tückiſch verfolgt, auf immer getrennt, nicht durch Länder und Meere, ſondern durch den Fluch, der auf meiner unſeligen Exiſtenz haftet. Ich wähnte, er ſei gehoben durch Sie, geliebte Rosmary, und durch Ihre Liebe. Aber nein, ich bin und bleibe ihm verfallen und ich kann und darf Sie nicht in den Strudel meines ſchwarzen Schickſals hineinziehen. Leben Sie wohl, Rosmary! vergeſſen Sie mich, wenn das zu ihrem Glück notwendig iſt; aber ſchenken Sie den Verläumdungen, die wider mich ausgeſtreut werden, keinen Glauben. Ich bin und bleibe ihr treuer Ralph Nelvil."

„Nun, was ſchreibt er?" fragte Roſalba dringend, als Rosmary geiſterbleich wurde und die Hand an die Stirn legte.

„Ich weiß nicht .... ich verſtehe ihn nicht .... lies den Brief"! ſtammelte ſie tonlos.

Raſalba las und las wieder, während Rosmary verſteinert ſchien und wie in einen finſtern Abgrund zu Boden ſah. Plötzlich aber raffte ſie ſich auf und ſagte entſchloſſen:

„Es muß etwas geſchehen, um das rätſelvolle Schickſal zu enthüllen, deſſen Opfer er iſt .... und ich mit ihm! ich bitte Dich, rufe Deinen Bruder."

Roſalba flog die Treppe hinab in das Bureau, wo Anton arbeitete und rief ängſtlich:

„Rosmary will Dich ſprechen .... über Sir Ralph .... komm eiligſt!"

„Über Sir Ralph Nelvil?" fragte Anton und kramte in ſeinen Papieren.

„Nun freilich! es gibt ja keinen andern Sir Ralph! Aber eile Dich, Anton!"

„Ich komme ja ſchon," ſagte er, ſteckte ein Zeitungsblatt zu ſich und folgte ſeiner Schweſter zu Rosmary.

Dieſe reichte ihm den Brief und ſagte kurz: „Bitte, leſen Sie."

Und als ſie ſah, daß der Brief zu Ende geleſen war, fragte ſie wieder ganz kurz:

Germaniens Wälder ziehen können, ſo würden ſie vielleicht auf den Einfall kommen von der Kanzel und vom Katheder herab ihre Sehergabe zu bewähren oder ein Paar woleinererzirte Regimenter zu bilden für den Fall eines Krieges. Sie würden wähnen die Beſchäftigungen des Mannes übernehmen zu müſſen und dabei Gefahr laufen ihre äußere Stellung zu einer Caricatur der ſeinen zu machen. Es iſt unendlich viel ſchwerer, gnädige Gräfin, ein inneres Gleichgewicht als eine äußere Gleichheit zu begreifen und durchzuführen.“

„Sie finden das, Herr Doctor, erwiderte Cornelie lächelnd, denn Sie wollen für die äußere Gleichheit — und ich mögte für das innere Gleichgewicht der Menſchen arbeiten. Wer mit voller Seele und tiefer Ueberzeugung an ſeiner Idee hängt, dem ſcheint ſie immer leichter auszuführen als jede andre. Sie ſagen, das Mißverſtehen meiner Idee würde große Verwirrung veranlaſſen; — ganz natürlich! das hat ſie mit allen tief ins ſoziale Leben eingreifenden Ideen gemein. Die Ideen von Religion, von Freiheit, von Recht, werden bis zu dieſer Stunde vom Unverſtand, von der Heuchelei, vom Egoismus in der Anwendung mißbraucht; deshalb wird kein vernünftiger Menſch ihrem Weſen dieſen Mißbrauch zum Vorwurf machen. Der Unverſtand macht jede

„Verſtehen Sie das?“

„Ja, Fräulein Roſa,“ verſetzte Anton trocken.

„Ja?“ rieſen beide Mädchen unendlich überraſcht und Rosmary ſetzte hinzu!

„Nun Gott ſei gedankt, dann werde auch ich es verſtehen können! Alſo erklären Sie mir das Rätſel.“

„Ich muß es tun, allein es wird Sie betrüben.“

„O nur keine Vorrede! heraus mit der Sprache!“ rief Rosmary mit gebieteriſcher Ungeduld.

„Seit einigen Tagen ſpricht man von nichts anderem,“ hub er an.

„Wovon ſpricht man!“ brach ſie aus und trat ihm dicht unter die Augen.

„Davon, daß Sir Ralph Nelvil ein Schwindler iſt.“

„Er warnt mich, den Verleumdungen Glauben zu ſchenken,“ erwiderte ſie verächtlich.

„Wem fällt es ein, jemand zu verläumden, der ſteckbrieflich verfolgt wird, Fräulein Roſa? ſagte Anton, zog das Zeitungsblatt hervor und reichte es ihr.“

Sie zerriß es und rief empört:

„Die Zeitungen lügen.“

„Das verſteht ſich, denn ſonſt würde niemand ſie leſen. Je mehr ſie lügen, deſto mehr werden ſie von der Partei geleſen, für welche ſie lügen. Ich aber habe Ihnen den amtlichen Teil der Zeitung vorgelegt und das ſind immer Tatſachen.“

„Gott im Himmel! rief Roſalba, die das zerriſſene Blatt aufgehoben und geleſen hatte, „er heißt Johann Johannſen und iſt der Sohn eines Friſeurs in Hamburg.“

Mit einem dumpfen Schrei ſank Rosmary auf einen Stuhl und verbarg ihr Geſicht in den Händen.

„So iſt's!“ ſagte Anton, „er entwich aus dem Elternhauſe um Schauſpieler zu werden. Da er ein hübſches Äußere, große Gewandtheit und viel Sprachtalente, jedoch kein eigentliches Talent für die Bühne beſaß, ſo genügte ihm dieſe nach einigen Jahren durchaus nicht und er begann die Schauſpielerkunſt im größeren Umfange mitten in der Welt zu treiben, was ihm denn auch Jahre lang in England, in Amerika, in Paris gelungen iſt. Seine Hauptabſicht zielte immer darauf hin, in den Beſitz großer Geldſummen zu kommen, um ſeine raſende Leidenſchaft für das Spiel zu befriedigen. Deshalb verlobte er ſich ſo oft wie möglich mit reichen jungen Mädchen, ſchwindelte den Eltern Geld ab und verſchwand dann aus der Gegend. So wollte er es auch hier machen. An eine Ehe dachte er nicht. Als er aber durch Herrn Otto Rot den Stand der Dinge erfuhr, machte er ſich aus dem Staube und um ſo eiliger, als allerhand Klagen über falſches Spiel — nicht an der Bank, ſondern in ſeiner Wohnung — gegen ihn laut wurden.“

„Woher wiſſen Sie das alles?“ fragte Rosmary ruhig und ließ die Hände vom Antlitz ſinken.

„Da er häufig in's Haus kam, ſo glaubte die Polizei, daß er hier böſe Streiche verübt haben könne und ſie wendete ſich mit ihren Fragen an mich, um die Frau Baurätin in ihrer Krankheit nicht zu beläſtigen. Ich habe gegen alle geſchwiegen, teils weil ich alles Hin- und Herreden für unwürdig halte und teils weil ich dachte, die peinliche Geſchichte werde Ihnen immer früh genug bekannt werden."

„So iſt denn das grauenhafte Rätſel gelöſt und ich begreife nur nicht, weshalb der elende Menſch mir gegenüber die Komödie fortſetzt."

„Das iſt die Art dieſer Leute," entgegnete Anton, „ſie lügen ſo ungeheuer gründlich, daß ſie aus dem Komödiantenweſen gar nicht herauskommen können, bis ihnen die Wirklichkeit durch die Zuchthausjacke klar gemacht wird."

„Schweigen Sie!" herrſchte Roſa ihm zu und ſagte dann im ſanfteren Tone:

„Es iſt mir lieb, daß Sie mir alles mitteilten, denn ich bin nun im Klaren. Fortan aber werde ich den Namen des Elenden nicht mehr nennen und nie ſoll er in meiner Gegenwart genannt werden. Ich bin plötzlich zu einem großen Abſchluß mit meiner Vergangenheit gelangt und ich denke nicht mehr auf ſie zurückzublicken."

Vor der Baurätin konnte man die ganze Begebenheit ſehr leicht verheimlichen, denn ſie ſtellte keine Fragen, ausgenommen ſolche, die ihre Perſon betrafen, hatte keinen geſelligen Verkehr und beachtete nicht, was man ihr ſagte. Aber Rosmary ging zu Frau Weiß und warf ſich weinend in deren Arme, und dieſe, die durch Anton und durch Kunde von der Außenwelt unterrichtet war, weinte ſanft mit dem armen Kinde, das ein Opfer ſeiner unverſtändigen Mutter war. Es lag aber nicht in Rosmary's Charakter ſich den Tränen hinzugeben. Sie richtete ſich auf, trocknete ihre Augen und ſagte gefaßt:

„Jetzt, Mütterchen, muß alles ganz anders werden. Braut bin ich nicht mehr, reich bin ich nicht mehr, Vater und Bruder hab' ich nicht mehr, an der kranken Mutter hab' ich keine Stütze mehr. Ich wäre recht verlaſſen, wenn ich Dich nicht hätte.“

„Und Gott!“ ſagte Margarete.

„Ja . . . . und Gott! . . . . Aber glaubſt Du wohl, daß Gott mir beiſtehen wird? Ich denke ſo wenig an ihn.“

„Das iſt leider wahr, Herzenskind! und er ſchickt Dir gewiß deshalb ſo viel Kreuz, damit Du mehr an ihn denken ſollſt als drei Minuten bei Deinem Morgen- und Abendgebet.“

„Ach, Mütterchen, Du weißt wohl, daß das Beten bei uns nicht Mode iſt.“

„Auch das iſt leider wahr! Allein Du kannſt eine beſſere Mode annehmen und niemand wird Dich darin ſtören. Du ſiehſt ja ſelbſt ein, daß jetzt alles ganz anders werden muß, ſo beginne denn damit die Hauptſache zu ändern, denn wenn Du dich nicht ganz feſt an den lieben Gott anſchließeſt und mit vollem Vertrauen auf ſeinen Beiſtand dich ſtützeſt, ſo weiß ich nicht, wie es mit Dir werden ſoll. Du mußt jetzt ganz anders leben, denken, handeln als früher, mußt vielleicht Dein bischen Brot erwerben . . . . dienen“ . . . . —

„Nein! das nicht! ich diene nicht!“

„Wer von ganzem Herzen Gott dient, der

iſt auch bereit, den Menſchen zu dienen, ſo ſchwer es ſein mag," verſetzte Margarete liebreich.

„O verzeih!" rief Rosmary ſchnell beſänftigt. „Du dienſt ja auch! aber ſchwer iſt's dennoch .... Du ſelbſt ſagſt es."

„Schwer iſt das Leben, Herzenskind! Sieh Deine arme Mutter an; ſie dient nicht. Iſt deshalb ihr Leben leicht? Ich würde um keinen Preis mit ihr tauſchen."

Eines iſt gut in all' dem Kummer," fing Rosmary nach einer kleinen Weile an, „ich kann jetzt recht viel bei Dir ſein und recht viel von Dir lernen — beſonders das, was den lieben Gott betrifft. Die Mutter hindert mich nicht und braucht mich nicht. Weiß Röschen ſitzt bei ihr mit dem ganzen Blumenkram."

„Ach! weiß Röschen!" ſeufzte Margarete. „Für ſie ſorge ich noch mehr als für Dich."

„Weil ſie Deine wirkliche Tochter iſt!" rief Rosmary im Tone des Vorwurfs.

„Nein! ſondern weil ſie ſo verwöhnt, ſo verzärtelt iſt .... und dabei ſo weich" .... —

„Mütterchen!" fiel Rosmary ein, „weiß Röschen iſt ein Engel, ſanft, fügſam, gar nicht ſo heftig, ſo aufbrauſend wie ich."

„Gutes Kind, darauf kommt es nicht an, ſondern darauf, daß man immer den lieben Gott vor Augen habe und weiß Röschen, trotz ihres ſtillen, ſanften Weſens, denkt vielmehr an das, was ſie betrifft, wünſcht und verlangt, als an den lieben Gott."

„Wir werden uns beſſern!" verſicherte in aller Treuherzigkeit Rosmary und ließ ſich von Margarete unterrichten, wie man ein Kleid zuzuſchneiden und zu machen habe.

Während der Zeit lag die Baurätin ſeufzend auf dem Sopha und Roſalba ſaß am Blumentiſch, band Veilchen und Orangenblüten zuſammen und blickte häufig mit einem ſeligen Lächeln auf ein Blättchen Papier, das vor ihr lag und worauf folgende Worte ohne Über- oder Unterſchrift ſehr ſchön geſchrieben waren:

Der Stern, der mild durch Wolken lächelt, —
Der Weſtwind, der in Palmen fächelt —
Das biſt Du mir.

Des Frühlingsmorgens roſige Strahlen,
Der Tau in duftenden Blumenſchalen —
Das biſt Du mir.

Des Silberbächleins friſche Welle,
Des Diamantes Zauberhelle -
Das biſt Du mir.

Das holde Lied der Nachtigallen,
Der Mai mit ſeinen Blüten allen —
Das biſt Du mir.

Der Herold einer fernen Wonne,
Der Morgenſtern der Lebensſonne —
Das biſt Du mir.

O mehr, weit mehr, als Worte ſagen!
Und dennoch bangt das Herz zu fragen:
Was bin ich Dir? —

Dies Blättchen war zu Roſalba's Füßen niedergefallen, als ſie mit der Baurätin auf der verödeten Promenade war und Baron Sintram llglas an ihnen vorüberſtrich. Hatte er es verloren? hatte er es abſichtlich fallen gelaſſen? . . . .

Die Worte richteten ſich an ſie; das ſtand feſt in ihr und das genügte, um ſie zu beſeligen. Obſchon ſie Rosmary's traurige Erfahrung mit Sir Ralph vor Augen hatte, ſo machte ihr das doch nicht den mindeſten warnenden Eindruck, denn es verſtand ſich ja von ſelbſt, daß Baron Sintram Uglas auf einer ganz anderen Stufe ſtehe, als der verlaufene Haarkräuslersſohn und Komödiant Johann Johannſen. Als Rosmary einmal ganz ernſt ſagte:

„Es iſt mir doch ſehr lieb, daß der unſelige Menſch — Du weißt, wen ich meine! — nicht der Sohn eines Lord und der Enkel eines Marquis iſt, weil es eine Schmach für die Menſchheit wäre, wenn vornehme Leute ſo betrügeriſch handelten.“ —

Da ſtimmte Roſalba nicht nur ein, ſondern verſicherte auch, das ſei gar nicht zu befürchten. Frau Weiß hatte das Geſpräch angehört und ſagte:

„Ihr redet wie Ihr es verſteht, meine Kinder. Freilich iſt es für den vornehmen wohlerzogenen Mann eine größere Schmach gemein zu handeln, weil Stand und Herkunft, Umgebung und Erziehung ihn ſchützen ſollten. Aber der Stand an ſich ſchützt ihn nicht. Für den Fürſten und für den Tagelöhner gibt es nur einen und denſelben Schutz: gute Grundſätze, die im wahren Glauben wurzeln.“

Hätte Sintram nicht das Intereſſe für die liebliche Roſalba gehabt, ſo wäre er vor Langweile und Mangel an Beſchäftigung in Verzweiflung geraten. Die friedfertigen Liebhabereien ſeines Vaters teilte er nicht. Seine Bruſt war nicht ſtark, deshalb rauchte er nicht und vor Zeitungen hatte er einen inſtinktiven Widerwillen, vielleicht deshalb, weil er deren Wirkung auf ſeinen Vater vor Augen hatte. Dieſe beiden Einſchläferungsanſtalten waren ihm alſo verſchloſſen. Nun mußte er freilich ſeiner von der Gicht geplagten Mutter ſehr viel Geſellſchaft leiſten; doch das war nicht ſehr unterhaltend, denn entweder klagte ſie über ihren Zuſtand oder ſie ſprach von Waldhaus und von den Verbeſſerungen und Einrichtungen, welche ſie dort gemacht hatte oder noch machen wollte. Geſpräche, durch die eine Mutter bildend und anregend auf einen Sohn wirken kann, über Welt und Leben, über wichtige Zeitfragen, über große Ereigniſſe des Tages — oder über ſeine Studien, ſeine Wünſche und Pläne verſtand ſie nicht zu führen, weil es für ſie nur einen einzigen wichtigen Punkt im Univerſum gab: Waldhaus! und mitten darin, als Sonne der ſie umkreiſenden Planeten, die Baronin Uglas. So ſetzte ſie denn auch voraus, daß ihr Sohn — wenigſtens vor der Hand — keine andere Intereſſen haben könne, als einen Fanatismus für Waldhaus. Mit der Zeit mußte er allerdings an eine Vermählung denken, doch er zählte erſt dreiundzwanzig Jahre und ſomit war die gefürchtete Epoche, wo eine Schwiegertochter in Waldhaus erſcheinen werde, in weite, weite Ferne gerückt. Unter dieſem Druck der Langweile verliebte ſich Sintram in Roſalba, ſchrieb Verſe und zeichnete ihr Porträt, das von niemand zu erkennen war, als von ihm allein. Als er auf der Promenade ſah, daß das Blatt, welches er ſchon ſeit acht Tagen bei ſich trug, in ihren Händen ſei, frohlockte ſein Herz und ganz verklärt kehrte er zu der grämlichen Mutter zurück. Ihm war zu Sinne, als ſei ihm ein großes Glück widerfahren und das ſpiegelte ſich auf ſeinem Geſichte ab, denn die Mutter fragte mürriſch:

„Was iſt Dir denn auf der Promenade paſſiert?"

„Friſche Luft und Sonnenſchein, Mama!" rief Sintram froh erregt.

„Wie wunderſchön wird der Park von Waldhaus bei dieſem Rauhreif ſein! . . . › und nun gar die Forſten! . . . . Und ich muß hier eingeſperrt ſitzen! . . . . Schreckliche Exiſtenz!"

„Nur noch ein Paar Monate, liebe Mama, dann kommt der Frühling und Dein Befinden beſſert ſich, denn die warmen Bäder ſind dir doch augenſcheinlich heilſam."

„Und was kann inzwiſchen auf Waldhaus geſchehen! Feuersbrunſt, Cholera, diebiſcher Einbruch, Rinderpeſt, — das alles kann ausbrechen."

„Ebenſowohl wenn Du dort biſt."

„Ja, aber dann weiß jedermann, an wen er ſich in den Nöten zu wenden hat, denn ich bin kein ſolcher Tropf, wie dieſe Baurätin Rot, die den Verſtand verliert, weil ein Unglück ſie trifft."

„Den Verſtand verliert? . . . . ein Unglück? . . . . ich ſah ſie noch eben auf der Promenade."

„Nun ja, tobſüchtig iſt ſie nicht, nur tiefſinnig und dazu hat ſie Grund genug. Ihr Mann iſt mitten in ſeinen übertriebenen Spekulationen und ſeinem übertriebenen Luxus geſtorben. Ihr Sohn hat es noch viel ärger gemacht und iſt als ein Spitzbube mit dem Reſt der disponiblen Gelder nach Auſtralien entwichen. Jetzt iſt der Konkurs vollſtändig ausgebrochen, die Gläubiger drängen und um ihre Anſprüche nur zum Teil zu befriedigen, ſoll dieſe ſchöne Villa in einigen Monaten verkauft werden."

„Und was wird der armen Frau und den Töchtern bleiben?" fragte Sintram erſchüttert.

„Wahrſcheinlich nichts! ſo hat es Ilſe von den Leuten im Hauſe gehört und das läßt ſich auch erwarten, denn bei dieſen Empörkömmlingen heißt es immer: Wie gewonnen, ſo zerronnen."

„Es muß ſchrecklich ſein, aus dem Wohlſtand in bittere Armut zu fallen."

„Vor dem Unglück biſt Du ſicher, mein Sohn," ſagte ſie mit ſelbſtgefälligem Lächeln.

Sintram dachte an das ſchöne verarmte junge Weſen und an das Glück, ihm Hand und Herz, Namen und Vermögen bieten zu können. Ob ſeine Mutter dies billigen werde, war ihm freilich zweifelhaft und er konnte ſich eines geheimen Grauens nicht erwehren, bei dem Gedanken, ſich ihr offenbaren zu müſſen; — doch das Glück wollte erkämpft ſein und feſt ſtand ſein Vorſatz, in allen Dingen, die ſeine Zukunft betrafen, ſelbſtändig zu handeln und nicht in die Botmäßigkeit zu fallen, in die ſein Vater geraten war.

Die Geldverwicklungen der Familie Rot traten mehr und mehr hervor und es ſtellte ſich heraus, daß der verſtorbene Baurat ſelbſt nicht unbedeu-

Idee zur Caricatur, daher dürfen wir uns nicht wundern wenn Frauen auf den Einfall kommen ſich den Männern dadurch gleichzuſtellen daß ſie Taback rauchen oder dergleichen. Ein materielles und rein äußerliches Ziel zu erreichen iſt in dieſer Beziehung nur im Naturzuſtand möglich; ja ja, Herr Doctor! ich wiederhole es Ihnen ausdrücklich und wolüberlegt: nur im rohen Naturzuſtand, nur ſo lange der Menſch noch nicht begriffen hat, daß ſeine eigentliche Entwickelung auf dem Ineinandergreifen aller Fähigkeiten beruht, welche die Cultur in der geſamten Menſchheit weckt — nur ſo lange iſt eine allgemeine Gleichheit für die Menſchen möglich. Die Civiliſation nimmt dieſelbe, indem ſie die Intereſſen und Beſtrebungen vertauſendfacht, und Millionen von Wegen zeigt, von Bahnen öfnet, von Hebeln giebt, deren tiefes und ſcharfes Eingreifen das begründet was man den Fortſchritt nennt. Das Ziel dieſes Fortſchrittes, der Triumph der Civiliſation, der Endzweck von dem ſie, ach leider! noch ſehr fern iſt, wird jener Zuſtand ſein, den ich das Gleichgewicht nenne, und der auf der Entwickelung des Individuums beruht — auf der Entfaltung und Ausbildung ſeiner Weſenheit, auf ſeinem Platz mit ſteter Berückſichtigung ſeines Rechtes und der Grenzen, welche jede Individualität mit ſich führt. Jezt tende Schulden hinterlaſſen habe, ſo daß ſich die Ausſichten für die Baurätin und ihre Tochter immer trüber geſtalteten. Jene ſtarrte in das Elend ihrer Zukunft, wie der Vogel in den Rachen der Schlange hinein: betäubt und gelähmt; dieſe faßte es ſcharf in's Auge und ſagte entſchloſſen: Ich muß handeln für die Mutter und mich: das iſt jetzt meine Pflicht! die Kinderſchuhe muß ich ausziehen und Hülfe ſchaffen. Ich bin jung, geſund, ſtark: warum ſollte ich nicht dienen können wie Tauſend andere? Hätte ich mehr gelernt, beſäße ich Talente, ſo könnte ich Erzieherin, Lehrerin werden . . . . aber jetzt iſt das zu hoch für mich. Könnte ich Haushälterin werden, wie das Mütterchen — das wäre mir lieb und dazu hab' ich Talent.

Zwiſchen dieſen Betrachtungen tauchten wohl Erinnerungen an ihre Träume von Lady Nelvil auf; doch mit großer Energie trat ſie ihnen entgegen. Die Wirklichkeit hatte zu viel Bitterkeit und Demütigung der Enttäuſchung beigemiſcht, als daß ein entſchloſſener und edelſtolzer Charakter, wie er ſich in Rosmary zu entwickeln begann, jenen Träumen nachgehangen hätte. Im Frühling ſollte die Superba verkauft werden.

„Bis dahin, Mütterchen, muß ich eine Stelle finden, die mich in den Stand ſetzt, die Mutter zu ernähren", ſagte Rosmary zu Frau Weiß.

Dieſe ſah mit tiefem Schmerz den Ruin einer Familie, der ſie achtzehn Jahre gedient und der ſie viel zu verdanken hatte. Denn was wäre aus ihr und ihren Kindern geworden, als ihr Mann ſie verließ und nicht zurückkehrte: Jetzt war Alois geiſtlich, Anton befähigt ſich ſein Brot zu verdienen, weiß Röschen hatte eine gute Erziehung und eine frohe, ſorgenfreie Jugend gehabt; ſie ſelbſt hatte in einer vergleichsweiſe guten Lage gelebt; und jetzt kam bittere Not über diejenige, an welche ſich Margaretens beſſere Tage knüpften, an das geliebte Kind Rosmary. Mit Wehmut gab ſie zur Antwort:

„Gott ſtehe Dir bei! eine ſolche Stelle iſt nicht leicht zu finden."

„Laß uns doch bei einander bleiben," ſagte Roſalba: „Du machſt Kleider, ich mache Blumen und dann leben wir ganz gemütlich."

„Nicht ſo gemütlich, wie Du es Dir vorſtellſt," ſagte Frau Weiß traurig lächelnd.

„Ich möchte nicht gern hier bleiben, wo wir ſo ganz anders gelebt haben," verſetzte Rosmary, „ein fremder Ort würde mir den traurigen Wechſel erleichtern. Aber das fühle ich, gutes Mütterchen, die Hauptſache muß der liebe Gott für mich tun, der mich nicht verlaſſen wird, denn er denkt ja an jede Kreatur."

„Das tut Er, Herzenskind! aber denke auch Du an ihn," erwiderte Margarete.

⁂

Zwei Bewerbungen.

„Wie wird das nur gehen mit dem Schleswig-Holſtein?“ ſagte Baron Uglas am Frühſtückstiſch und wiegte bedenklich ſein rundes Haupt.

„Du ſollteſt uns darüber Auskunft geben können, Papa,“ erwiderte Sintram lachend, „denn Du mußt ja durch Deine Zeitungen in alle Geheimniſſe der Diplomatie eingeweiht ſein.“

„Das doch nicht!“ ſagte Baron Uglas mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit ablehnend, als ob Sintram im Ernſt geſprochen habe.

„Indeſſen wirſt Du uns doch Deine Anſicht mitteilen können, mein lieber Freund. Ich konnte mir aus dieſem Wirrwarr der Parteien keine feſte Meinung bilden. Alſo ſprich! was iſt die Deine?“ ſagte die Baronin herablaſſend.

„Meine Meinung? aber, Minettchen, ich meine ja gar nicht; ich leſe nur,“ entgegnete der Baron unbefangen.

„Nun gut, Papa!“ rief Sintram, dem Vater zu Hilfe kommend, „was meinen die Zeitungen.“

„Eine jede ſchreibt das, was ihrer Partei gefällt. Ob ſie es wirklich meint, Fritzi, das kann ich nicht wiſſen.“

„Und dennoch mit einer wahren Wut all' dieſe Blätter zu leſen — das überſteigt doch alle Begriffe!“ rief die Baronin und fiel plötzlich im Lehnſtuhl zurück.

„Aber, Minettchen, alteriere Dich nicht, denn dieſe Wut iſt doch ſehr unſchädlich,“ ſagte friedfertig der Baron.

„Was fehlt Dir, Mama? iſt Dir nicht wohl?“ fragte Sintram erſchreckt vom Sitz aufſpringend.

Die Baronin ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte; ſie war von einem Schlaganfall getroffen.

„Aber, Minettchen, Du wirſt doch nicht ſterben!“ rief der Baron entſetzt und trippelte angſtvoll umher, während Sintram den Diener zum Arzt ſchickte und nach dem Kammermädchen rief. Das ganze Haus geriet in Aufruhr. Es hieß, die Frau Baronin liege im Todeskampf, ſei ſchon tot und eines der Zimmermädchen aus dem Mittelbau ſtürzte zu Frau Weiß und holte ſie zu Hilfe. Sogar die Baurätin erwachte aus ihrer Apathie und ging hinüber, wenn nicht um zu helfen, doch um ihre Teilnahme kund zu geben. Roſalba hätte nur zu gern ein gleiches getan, wagte es aber nicht, während Roſmary — als ſie erfuhr, daß ein Aderlaß verordnet ſei — eiligſt paſſende Leinwand nahm, Binden zuſchnitt und ſie hinüber trug. Als ſie die Stiege zum erſten Stock hinauf flog, begegnete ihr auf derſelben ein ältlicher ſehr elegant gekleideter Herr, der etwas mühſam mit einem Stock ging, übrigens aber ganz munter ausſah. Er trat zur Seite, um für Rosmary Platz zu machen und fragte ſcherzend:

„Soll eine Feſtung im Sturm genommen werden?“

„Vergebung!“ ſagte Rosmary haſtig, „ich eile zu einer Sterbenden.“

Damit verſchwand ſie und auch der Herr ſetzte ſeinen Weg fort. Es war ein ruſſiſcher Fürſt, erſt vor einigen Tagen angelangt. Welch eine deliziöſe Hausgenoſſin! ſprach er für ſich.

„Haſt Du ihn geſehen?“ fragte Roſalba ſchüchtern, als Rosmary nach einer halben Stunde zurückkam.

„Meinſt Du den Fürſten? ja! ich hätte ihn faſt über den Haufen gerannt. Die Frau Baronin aber lebt und erholt ſich und der Doktor gibt die beſte Hoffnung.“

Es trat nun eine Art von Verkehr zwiſchen den beiden Familien ein. Die Baurätin ging täglich hinüber, um ſich nach dem Befinden der Baronin zu erkundigen und auch um den Baron abzulöſen, der es freilich für ſeine Pflicht hielt bei Minettchen auszuharren, aber doch mit Freuden entwich und zu ſeinem Doppelgenuß eilte, wenn er ſie mit gutem Gewiſſen verlaſſen konnte. War die Baurätin mit einer Tochter da, ſo fehlte Sintram gewiß nicht und dann war der Baron frei. Die Baurätin nahm bald Rosmary, bald Roſalba mit, gewöhnlich aber die letztere, weil jene ſich ſehr viel mit dem Hausweſen beſchäftigte und faſt den ganzen Tag Margareten zur Hand ging, in deren

Zimmer Weißzeug nähete oder in der Küche tätig war: lauter Dinge, gegen welche die arme Mutter jetzt nichts mehr einzuwenden hatte. Sintram aber konnte es nicht ändern, daß er den Unfall ſeiner Mutter ein glückſeliges Ereignis fand, denn es verſchaffte ihm in einfachſter Weiſe den täglichen Verkehr mit Roſalba. An Tagen, wo ſie nicht bei ſeiner Mutter geweſen war, wußte er es ſo einzurichten, daß er der Baurätin einen Beſuch machte und dieſe arme Frau, die ſonſt für nichts Sinn hatte, erwachte aus ihrer Apathie, ſobald Hochmut und Eitelkeit ihre Nahrung fanden. Es war ihr höchſt angenehm, mit der freiherrlichen Familie auf ſo vertrautem Fuß zu leben und deshalb hieß ſie Sintrams Beſuche hochwillkommen.

Einmal war ihr im Mittelbau der Fürſt begegnet und hatte ihr einige ſchmeichelhafte Worte über ihre ſchöne Tochter geſagt. Das beſeligte ſie dermaßen, daß ſie ein paar Tage ganz lebhaft und geſprächig war, aber freilich nur um ſo mehr ihrer Marotte nachhing und ſogar einmal die Fülle ihres Herzens vor Frau Weiß ausſchüttete, indem ſie ſagte:

„Die dumme Geſchichte mit dem falſchen Engländer ſoll uns keine grauen Haare wachſen laſſen, Frau Weiß, denn es wird aus den beiden Röschen dennoch etwas Großes werden.“

Und ſie legte den Finger auf den Mund, um nicht ihre ſtolzen Hoffnungen zu verraten. Margarete lächelte mitleidig. Es konnte ihr dabei nicht einfallen, an den Fürſten zu denken, wohl aber an Sintram und ſie ſagte deshalb zu den beiden Roſen:

„Liebe Kinder, ich weiß nicht, weshalb der junge Baron Uglas zuweilen ins Haus kommt, allein ich hoffe, daß es nicht wegen einer von Euch iſt.“

Beide erröteten; Rosmary in Folge ihres heftigen Charakters rief erzürnt:

„Meinſt Du, Mütterchen, ich ſei nicht genugſam gewarnt? So etwas kann mir nur einmal begegnen, aber dann in Ewigkeit nicht mehr!“

„Nur nicht vermeſſen, Herzenskind!“ ſagte Frau Weiß ſanft und zärtlich zu Rosmary und dann zu Roſalba:

„Und was ſagſt Du?

„Was ſoll ich ſagen?“ verſetzte Roſalba ſchüchtern: der junge Baron wird nicht mehr an mich denken, als ich an ihn.“

Das Bewußtſein, die Wahrheit geſagt und doch nicht ſich verraten zu haben, machte Roſalba ganz kühn, ſo daß ſie kräftig in Rosmarys Bitte einſtimmte, das Mütterchen möge ſich keine Sorge machen.

Der Baron wollte gern eine vielbeſprochene Oper hören und beſtand darauf, daß auch Sintram ſie höre und ſich endlich eine kleine Zerſtreuung gönne. Die Baurätin trieb dazu an, verſicherte, dieſe Oper ſei ein Genuß, an den man lebenslang denke, weil man übermäßige Angſt ausſtehe und verſprach, den ganzen Abend bei der Baronin zu bleiben, damit die Kammerfrau nicht allein ſei, wenn ein Unfall eintreten ſollte. Als ſie eben hinübergehen wollte, ließ der Fürſt anfragen, ob er ſie ſprechen könne. Sie bejahte freudig und hieß Roſalba gehen, was dieſe nicht minder freudig, wenn auch mit Herzklopfen, tat. Denn ſie ſaß nun ganz allein in dem Salon, der vor dem Zimmer der Baronin lag und ſie konnte ungeſtört träumen, zur Familie Uglas zu gehören. Wie war das ſo behaglich — das kniſternde Feuer im Ofen, das mildgedämpfte Lampenlicht! auf dem Schreibtiſch lagen Sintrams Mappen und Papiere. Auf einem Tiſchchen im Fenſter lag ein rieſiger Stoß Zeitungen. Vor ihr lag ein Album mit Photographien; das „Familienalbum" wie auf dem Deckel von violettem Saffian zu leſen war. Roſalba öffnete es andächtig und betrachtete mit großem Reſpekt all dieſe unbekannten Phyſiognomien. Noch nie iſt ein Menſchenantlitz durch die Photographie ſchön geworden; im beſten Fall gibt ſie eine erſtarrte Schönheit; Roſalba aber meinte, noch nie eine Sammlung von ſo ſchönen, edlen, geiſtvollen Köpfen geſehen zu haben, obſchon ſie das Conterfei von ganz gewöhnlichen Menſchenkindern waren. Beſonders eine Photographie fiel ihr ungemein auf — zu ihrem eigenen Erſtaunen nicht Sintrams! ſondern die eines jungen Mannes, der mit den freundlichſten Augen ſo friſch und klar und doch ſo denkend um ſich ſchaute, als gehöre ihm die Welt. Der Baron hatte unter jedes Bild den Namen, zuweilen nur den Taufnamen geſchrieben und ſo las Roſalba unter dieſer Photographie: Winfried.

Plötzlich öffnete ſich vorſichtig die Türe des Salons und Sintram trat ein. Mit einem Blick ſah er, daß Roſalba allein und die Tür nach dem Zimmer ſeiner Mutter geſchloſſen war; ein ſicheres Zeichen, daß dieſe ungeſtört ſein wolle. Unhörbar über den ſtarken Fußteppich hinwegſchreitend, ſaß er neben Roſalba, bevor dieſe vor Überraſchung und Verlegenheit ſich beſinnen konnte, was ſie zu tun habe — und in leiſen, doch aus der Fülle der Empfindungen ſtrömenden Worten ſprach er ihr ſeine Gefühle und die Hoffnung aus, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei. Als Roſalba dies zugegeben hatte, verſicherte Sintram, da nunmehr der Bund ihrer Herzen geſchloſſen ſei, dürfe nichts und niemand ihn trennen und die Ehe werde ihn beſiegeln, ſobald er die Zuſtimmung ſeiner Eltern habe.

„Sind Sie dieſer Zuſtimmung gewiß?“ fragte Roſalba zitternd in bräutlicher Wonne und in unbeſtimmter Furcht, „ich bin arm, bin von geringer Herkunft“ . . . . —

„Standesunterſchied gibt es in unſern Tagen nicht mehr, ſobald die Erziehung ihn ausgleicht,“ beteuerte Sintram, „und es iſt das glückſelige Vorrecht des wohlhabenden Mannes, bei der Wahl ſeiner Gattin das Geld unberückſichtigt zu laſſen.“

„Aber Ihre Eltern kennen mich nicht.“

„O mein Vater iſt entzückt von Roſalbas Schönheit!“

„Ihre Frau Mutter hat mich nie geſehen.“

„Sie wird Sie ſehen und Sie lieben! überdas iſt ſie in einem ſo traurigen Zuſtand, daß unſere Hoffnungen auf ihre Geneſung ſehr ſchwankend ſind. Und dann, Roſalba, wenn auch wirklich ein Widerſtand ſich finden ſollte, ſo iſt es ja die Sache der Liebe, ja, der Prüfſtein der Liebe, ihn zu überwinden. Aber ich muß auf Sie zählen dürfen, wie auf mich ſelbſt, Roſalba! Sie müſſen ſich ſtark genug fühlen, um mir auch unter Stürmen die Treue Ihres himmliſchen Herzens zu bewahren. Ich muß Ihrer Liebe ſicher ſein, komme was da wolle. Alſo keine Bedenken und keinen Rückhalt! Roſalba, geliebte, wollen Sie meine Braut, meine Gattin ſein?"

„Ich will," flüſterte Roſalba betäubt, überraſcht, entzückt, beklommen, „aber jetzt um's Himmelswillen verlaſſen Sie mich . . . . ich ſchwebe in größter Angſt, daß die Frau Baronin mir zürnen könnte, wenn ſie plötzlich unſere Liebe erführe."

„Das darf nicht geſchehen!" ſagte Sintram dringend, „ich muß ihr zu gelegener Zeit mich offenbaren. Bis dahin ſchweigen wir — nicht wahr, geliebte Roſalba, wir ſchweigen."

„Wir ſchweigen," wiederholte ſie, ſelig in dieſem Einverſtändnis — und Sintram entwich ſo leiſe wie er gekommen war, kehrte in's Schauſpielhaus zurück und ſagte ſeinem Vater:

„Eine unbeſtimmte Unruhe trieb mich nach Hauſe . . . . die Mama befindet ſich aber ganz wie gewöhnlich."

Ohne ſonderlich auf die Nachricht zn achten, verſetzte der Baron vergnügt:

ſteht die Civiliſation, inſofern ſie die Entwickelung des Individuums betrift, durchgängig unter jenen Grenzen. Außerhalb derſelben würde ſie jene Caricaturen hervorbringen, welche Sie im Auge haben und welche man uns höhniſch vorhält um uns abzuſchrecken oder einzuſchüchtern wenn unſre Fragen allzu dringend werden. Aber auf der Entwickelung innerhalb der ingebornen Grenzen des Individuums, ſei es Mann oder Weib, beruht der Fortſchritt der Menſchheit; denn einzig und allein Hand in Hand mit ihr kann der Menſch zu jener innern Befriedigung gelangen, die zugleich ſein Lohn, ſeine Ehrenkrone, ſeine Beſtimmung iſt. Sehen Sie wie dies Bewußtſein ſich überall regt! ſehen Sie wie man ſich der Unterdrückten, der Beeinträchtigten annimmt! für die Polen, für die Irländer, für die Negerſclaven, für die Juden ſinnt man auf Herſtellung ihres Rechts und auf Gleichſtellung. Wer denkt an die Frauen? Niemand! So müſſen ſie denn ſelbſt an ſich denken — und das, und das allein führt zum beſten Reſultat.“

An die Verhältniſſe der Frauen, und daran daß eine Frau ſich je um andre Urſachen als um materielle unglücklich fühlen könne — hatte Leonor in ſeinem Leben nicht gedacht. Die Armen, die Unterdrückten, die vom Glück Vergeſſenen und vom Glanz

„Gut, daß Du wieder da biſt, Fritzi! denn jetzt kommt der große Moment, wo die Bühne wackelt . . . . weil ſie ein Schiff vorſtellt.“

Als Roſalba allein war, löſten ſich die widerſprechenden Gefühle ihres Herzens in Tränen auf. Sie wußte gar nicht, wie das ſo überraſchend gekommen ſei – was Sintram geſagt — was ſie geantwortet habe. Klar vor ihrer Seele ſtand nur das Eine: ſie hatte verſprochen, ſeine Braut zu ſein, ſein Weib zu werden, ihm treu zu bleiben und über das alles zu ſchweigen. Und wenn ſie weiter dachte, wem ſie dies Verſprechen gegeben, ſo traten Jubel und Frohlocken in den Vordergrund und Bangigkeit entwich.

Bevor die beiden Herrn aus der Oper kamen, erſchien Jlſe, die Kammerfrau, im Salon und meldete, die Frau Baronin ſchlafe ſo ruhig, daß Fräulein Roſalba getroſt nach Hauſe ſich begeben könne. Das war ihr lieb, denn ſie fühlte ſich zu aufgeregt und zu verlegen, um dem Vater Sintrams unter die Augen zu treten. Sie wäre am liebſten Roſmary um den Hals gefallen und hätte ihr das Geheimnis mitgeteilt; aber Sintram hatte geſagt: „Wir ſchweigen“ — und ſo ſchwieg ſie. Jnzwiſchen hatte die Baurätin den Beſuch des Fürſten empfangen. Ganz beſtürzt über die große Ehre war ſie dem hohen Herrn — wie ſie ihn nannte — bis zur Stiege entgegen gegangen, führte ihn zum bequemſten Lehnſtuhl und nahm ihm gegenüber ehrfurchtsvoll Platz. Der Fürſt war ungemein verbindlich und ſo hub er an:

„Ich ſehe mich leider veranlaßt, meinen hieſigen Aufenthalt mit dem im ſüdlichen Frankreich — ſei es in Cannes oder Nizza — zu vertauſchen. Man kann freilich in meinem Alter nicht mehr auf völlige Geneſung hoffen, aber einige Verbeſſerung der Geſundheit iſt doch möglich und deshalb folge ich gehorſam dem Rat der Ärzte und reiſe in einigen Tagen ab.“

Die Baurätin wußte nicht, ob ſie zuſtimmend oder bedauernd zu antworten habe. Der Fürſt ſchien aber auch gar keine Antwort zu erwarten und fuhr fort:

„Da ich weder eine Gemahlin noch Töchter habe, ſo vermiſſe ich ſchmerzlich das, was mir durchaus notwendig wäre: eine ſorgſame weibliche Pflegerin. Nicht zehn Kammerdiener können eine ſolche erſetzen! Deshalb, Madame, erlaube ich mir die Anfrage, ob nicht Ihre Tochter, die große ſchlanke Braune, geneigt wäre, dieſe Stelle einzunehmen.“

„Ich fürchte,“ entgegnete die Baurätin verlegen, „daß ein ſo junges Mädchen nicht für die Stelle taugt.“

„Im Gegenteil, Madame! die Jugend fügt und ſchmiegt ſich leicht, lernt ohne Anſtrengung das, was ſie zu wiſſen nötig hat und hat in ſich ein erfriſchendes, belebendes Element, welches den Verkehr mit ihr unendlich angenehm macht. Es iſt eine geiſtige Frühlingsluft, die wohltätigere Wirkungen hat, als Cannes und Nizza und alle Badeorte der ganzen Welt.“

„Meine Tochter iſt mir unentbehrlich,“ verſetzte die Baurätin.

„Das begreiſe ich und das ſchätze ich hoch an der Mutter und an der Tochter!“ rief der Fürſt im Ton aufrichtiger Bewunderung, „allein das iſt es eben, was mich zu meiner Bitte beſtimmt. Sie kennen die Welt genug, um zu zweifeln, daß es an Aſpirantinnen zu dieſer Stelle fehle. Wären mir junge leichtſinnige Perſonen genehm, ſo brauchte ich nicht Ihnen, Madame, meinen Vorſchlag zu machen; — ſie ſind es aber nicht. Nun gibt es Verhältniſſe im Leben, Vermögensverwickelungen und dergleichen mehr, welche auch die zärtlichſte Mutter zwingen können, ſich von der geliebteſten Tochter zu trennen, Madame. Eröffnet ſich nämlich für die Tochter die Ausſicht auf einen Platz, der ihr in der Gegenwart ein glänzendes Einkommen und für alle Wechſelfälle der Zukunft eine geſicherte Exiſtenz verſpricht — Madame, ich frage Sie: wo iſt die Mutter, die ſich nicht freudig zur Trennung von der geliebten Tochter entſchließen würde? Nun, Madame, das alles biete ich Ihrer holdſeligen Tochter. Nehmen Sie meinen Vorſchlag an, ſo bereiten Sie nicht nur ihr, ſondern auch Sich ſelbſt eine glückliche Exiſtenz, denn Sie trauen mir hoffentlich zu, daß ich Ihnen die Tochter nicht entführe, ohne zuvor die Mutter in eine ſorgenfreie Lage verſetzt zu haben.“

„Sehr großmütig . . . . ſehr gütig!“ ſtammelte die Baurätin ganz betäubt von dem Redeſtrom.

„Vorzüge des Reichtums, Madame, keine Großmut,“ entgegnete der Fürſt lächelnd, „denn reich bin ich, ſehr reich! Auf meinen Beſitzungen in der Krimm erwartet eine fürſtliche Exiſtenz Ihre holdſelige Tochter, während ich Armer mit all meinem Reichtum mir nicht die Jugendjahre, die in vollen Zügen den Reichtum genießen, zurückkaufen kann. Daher bin ich wirklich ſehr zu beklagen und Sie ſorgen nicht bloß für das Wohl Ihrer Tochter, Madame, wenn ſie meinen Vorſchlag annehmen, ſondern Sie tun zugleich ein gutes Werk an einem armen alten kranken Mann, der ſich in ſeinem herrlichen Schloß ſehr einſam und höchſt unglücklich fühlt!“

„Eine Vermählung wäre ein Mittel gegen dies Unglück“, bemerkte die Baurätin, in deren Kopf der Gedanke wie ein Lichtſtrahl ſich ſenkte, Rosmary könne ruſſiſche Fürſtin werden.

„Zu ſpät, Madame, zu ſpät!“ antwortete der Fürſt tragiſch. Doch ſchnell erkannte er ſeinen Vorteil und einlenkend ſetzte er hinzu: „Nur ein heldenmütiges Weſen wäre zu dieſem Entſchluß bereit und wo iſt ein ſolches zu finden? Nein, Madame, vor der Hand beharre ich auf meinem

Vorſchlag und zähle zur Ausführung desſelben auf Ihre Mutterliebe. Was ſich dann ſpäter fügt, läßt ſich nicht beſtimmen. Eines iſt gewiß: Ihre ſchöne Tochter wird ein beneidenswertes Los haben;" — und er ſetzte der Baurätin alle Herrlichkeiten auseinander, die er an Schmuckſachen und Toilettengegenſtänden ihrer Tochter zudenke.

„Sehen Sie, Madame, dies iſt nur ein ganz geringes Pröbchen," ſagte er endlich, zog ein kleines Etui von violettem Saffian hervor, öffnete es und ließ die Baurätin eine Broche von Rubinen und Diamanten bewundern, wie ſie noch nie etwas Ähnliches geſehen hatte.

„Nicht wahr, die Broche gefällt Ihnen?" ſetzte er hinzu. „Ja, die Pariſer Juweliere arbeiten unvergleichlich. Ich laſſe die Broche hier. Ich denke, ſie wird auch Ihrer ſchönen Tochter gefallen — und das ſollte mich außerordentlich freuen."

Schließlich bat er, ſie möge ſeinen Vorſchlag nur ja nicht leichtſinnig oder aus übertriebenen Rückſichten auf das Urteil der Welt ablehnen und ihm morgen die Antwort mitteilen. Darauf entfernte er ſich. Die Baurätin begleitete ihn wieder bis zur Stiege, kehrte dann in den Salon zurück, ſetzte ſich mit dem geöffneten Schmuckkäſtchen in der Hand behaglich zurecht und betrachtete wohlgefällig die Broche, deren blitzende

Juwelen ſie über die Abſichten des Fürſten mehr verblendeten als erleuchteten.

Nach einer Weile wurde die Türe vorſichtig geöffnet, Rosmary ſtreckte den Kopf hinein und als ſie die Baurätin allein ſah, trat ſie ein und ſagte munter:

„Das war ja ein endloſer Beſuch! was wollte er denn eigentlich? . . . . O was haſt Du da?" rief ſie überraſcht vom Anblicke der Broche.

„Nichts!" ſagte die Baurätin verwirrt, ſchloß das Etui und ſteckte es in die Taſche.

„Solch ein Nichts laſſe ich mir gefallen!" erwiderte Rosmary lachend, „es ſah ja aus wie funkelnde Edelſteine. Was wollte aber der Fürſt, liebe Mutter?"

Ach, frage doch nicht ſo viel! . . . . Er will fort. Rufe mir die Frau Weiß."

Sie hatte dies geſagt um Rosmary fortzuſchicken. Jetzt aber fiel ihr ein, daß ſie mit niemand vertraulicher über die vorliegende Angelegenheit ſprechen könne, als mit dieſer vortrefflichen Frau, die treu in ihrem Dienſte ausharrte, obſchon ſie ſeit Monaten keinen Heller von ihrem Gehalt bezogen hatte.

„Setzen Sie Sich zu mir, liebe Weiß," ſagte die Baurätin ungewöhnlich herablaſſend zu der Haushälterin, „ich muß Ihnen den Vorſchlag mitteilen, den mir der Fürſt ſoeben für Rosmary gemacht hat.“

Sie ſammelte ihre Gedanken und berichtete dann ganz getreu, nur viel weitläufiger, was er wünſchte und was er verſprach.

„Nun, was meinen Sie zu dem Allen?“ ſagte ſie ſchließlich, „ich kann nicht ſo ſchnell die Abſichten des Fürſten durchſchauen. Glauben Sie, daß er mit der Zeit Rosmary heiraten will?“

„Mit der Zeit? das wäre ſchon zu ſpät, Frau Baurätin!“ antwortete Frau Weiß ſanft und beſtimmt: „vor der Hand denkt er nicht daran. Er will nur Rosmary in ſeine Gewalt bekommen und Ihnen Ruf, Ehre und Tugend Ihrer Tochter abkaufen.“

„Das wäre ja ein Verbrechen von mir und von ihm! . . . . Das iſt mir doch noch nicht klar! . . . . Zuweilen redete er ganz wehmütig von ſeinem Alter und ſeiner Kränklichkeit . . . . und dann wieder mit ſo großmütiger Geſinnung!“

„Daß er lieber dreißig als ſechzig Jahre zählte, will ich gern glauben, und daß er bei ſeinem großen Reichtum keine Ausgabe ſcheuen wird, um zu ſeinem Ziel zu kommen — glaube ich auch. Aber großmütige Geſinnungen hat ein Mann nicht, der einem armen jungen Mädchen, das weit unter ſeinem Stande iſt, einen ſolchen Vorſchlag machen kann.“

„Sie iſt klug und entſchieden, die Rosmary .... ſie würde ſich vielleicht ſehr gut zu ſtellen und zu benehmen wiſſen,“ ſagte die Baurätin nachdenkend, „und für ihre Zukunft wäre geſorgt.“

„Aber man darf nicht ſein Kind in ſolche gefährliche Lage verſetzen und ihr guter Name wäre ja in jedem Falle verloren,“ ſagte Frau Weiß dringend.

„Ich meine noch immer, daß er die Abſicht hat, ſie zu heiraten,“ ſagte die Baurätin unmutig.

„Würde ſich denn Rosmary dazu bereit finden laſſen?“ entgegnete Margarethe, als ob ſie die Anſicht der Baurätin teile, um dieſe nicht zu erzürnen, doch entſchloſſen, Rosmary zu warnen.

„Sie hat ja gar keinen andern Gedanken, als den, einen guten Platz zu finden und zu dienen, das arme Kind;“ rief die Baurätin in Tränen ausbrechend: „dies wäre doch ein guter Platz, bei einem reichen Fürſten, und nicht hier im Lande, ſondern .... ich weiß nicht wo! aber ſehr weit von hier, wo niemand weiß, was wir waren und was wir jetzt ſind. Es wäre eine Verſorgung für Lebenszeit! .... Und was ihren guten Namen betrifft, ſo kann ſie ihn ebenfalls verlieren, wenn ſie ſpäter im Elend iſt .... ja ſogar noch leichter! und ihre Tugend auch.“

Frau Weiß ſagte beruhigend zu der troſtloſen Baurätin:

„Schickt der liebe Gott ihr die Armut, ſo wird er ihr auch Kraft geben, ſie zu tragen. Sie wird einſehen, wie notwendig ihr der Beiſtand Gottes iſt und an ihn ſich halten — und niemals verläßt er denjenigen, der ihn nicht verläßt. Aber in einer unehrenhaften Stellung . . . . ach, Frau Baurätin, dürfen Sie da auf den Beiſtand Gottes für Ihr armes Kind zählen?“

„Ich weiß es nicht!“ brach die unglückliche Frau aus und ſank ermattet auf einen Sitz: „aber das weiß ich: der Hungertod iſt gräßlich und er ſteht mir und meinen beiden Kindern bevor.“

Frau Weiß bemühte ſich, der Baurätin das Unbegründete dieſer Furcht auseinander zu ſetzen und ſagte ſchließlich:

„Sie waren ja in ihrer Jugend ganz dasſelbe, was die beiden Roſen künftig ſein werden und hat nicht der liebe Gott ſehr gut für Sie geſorgt?“

„Ja . . . . aber nur bis zum Tode meines guten Mannes!“ verſetzte die Baurätin klagend.

„Das Glück dieſer Welt iſt eben etwas ſehr Vergängliches; deshalb ſollen wir es nicht allzu begierig verlangen und nichts tun, was unſer Gewiſſen beſchwert, um es zu erlangen.“

„Ach, Frau Weiß! Sie wiſſen nichts vom Glück dieſer Welt! Sie haben ja lebenslang nichts anderes als Kreuz über Kreuz gehabt. Das Kreuz der Armut, das Kreuz eines böſen Ehemannes, das Kreuz der Verlaſſenheit, das Kreuz der Dienſtbarkeit . . . . Sie würden auch ganz anders reden und wieder ein wenig Glück dieſer Welt für ſich und für die Ihren verlangen, wenn Sie achtzehn Jahre im Wohlleben und von ihrem Manne auf Händen getragen, zugebracht hätten."

„Das iſt leicht möglich," entgegnete Margarethe demütig: „aber es wäre ein Beweis, daß ein Leben unter dem Kreuz meiner Seele heilſamer iſt, als ſolch ein Leben, das die Welt glücklich nennt, denn welchen Vorteil bringt es ihr an Vergängliches ſich anzuklammern? Das Kreuz hingegen löſt uns von der Anhänglichkeit an Vergängliches ab."

„Und ſo würden Sie Rosmary lieber verhungern, als auf dem Platze ſehen, den der Fürſt ihr anbietet?" fragte die Baurätin, mit krankhaftem Eigenſinn ihre Vorſtellung feſthaltend.

„Es iſt ja nicht die Rede von verhungern," entgegnete Margarethe immer ganz ſanft: „aber das iſt gewiß, daß ich ſie lieber arm, ja, lieber im Grabe ſehen möchte, als auf jenem Platze . . . . und wie zärtlich ich Rosmary liebe — das wiſſen Sie."

„Ich muß ihr aber doch den Vorſchlag des Fürſten mitteilen."

Ausgeſchloſſenen, die Unbevorzugten zu denen er gehörte, ja, die lagen ihm am Herzen! für die lechzte er nach Gleichheit! die ſollten die Schützlinge der über die Welt hinſchreitenden Freiheit ſein, und die neue Aera der Verbrüderung der Menſchheit und der Ausgleichung aller Höhen und Tiefen bereiten! — Nun fand er eine revolutionäre Richtung in dieſer Frau, und zwar geiſtigen und unmateriellen Gütern zugewendet; und nicht für ſich ſelbſt ſchien ſie zu ſprechen, ſondern nur das Organ eines allgemein aber dumpf gefühlten Bewußtſeins zu ſein. Es überrieſelte ihn ein Wonneſchauer bei dem Gedanken mit ihr einem Ziel zuzuſtreben, wenngleich verſchiedene Intereſſen fördernd und vertretend. Aber ſie geht im Licht und ich gehe im Schatten! ſprach er als Urtheil über ſie und über ſich. Seine Unterhaltungen mit ihr waren ſo flüchtig, ſo unterbrochen, wie ſie bei dem loſen, unzuſammenhängenden Verkehr des Badelebens und der Badegewohnheiten nicht anders ſein können. Mitten im Geſpräch ſieht man nach der Uhr, bricht ab und ſpricht: „Ich muß den dritten Becher trinken!“ — Statt eine Frage zu beantworten, erblickt man in der Ferne den Brunnenarzt und eilt zu ihm. — Das und Aehnliches geſchah täglich mit Cornelien; dennoch reichte ihre flüchtige Erſcheinung, ihr Ausdruck, ihre zwanzig

„Wenn Sie zugleich Ihren vollen Abſcheu ausſprechen wollen — dann, ja!“ rief Margarethe beängſtigt: „ſonſt aber nicht.“

Die Baurätin drückte beide Hände auf ihre Stirne und ſeufzte:

„Ach Gott, ich weiß gar nicht, ob ich Abſcheu verſpüre. Das wechſelt je nachdem mir der Hungertod einfällt.“

„Wäre es Ihnen genehm,“ ſagte Margarethe zögernd, „ſo könnte ich ja mit Rosmary reden.“

„Nein! Sie raten ihr gleich ab .... und das will ich nicht! ſie ſelbſt ſoll entſcheiden!“ rief die Baurätin.

„Ich verſpreche Ihnen, daß ich mit keinem Wort zu- oder abraten werde,“ verſetzte Frau Weiß gelaſſen.

„Alſo das verſprechen Sie; — gut! ich verlaſſe mich darauf. Dann iſt es mir lieb, wenn Sie mit ihr reden, denn ich könnte in meiner Angſt vor dem Hungertode .... —

Und wiederum erſtickten Tränenſtröme ihre Stimme. Nachdem ſie ſich etwas gefaßt hatte, gab ſie die Broche an Frau Weiß, damit Rosmary darüber verfüge.

Während dieſer langen Konferenzen der Baurätin mit dem Fürſten und mit Frau Weiß, war Rosmary im Zimmer der letzteren, wo ſie ihren

Arbeitstiſch aufgeſchlagen hatte, weil die Mutter nicht ſehen mochte, daß ſie das Kleidermachen lernte. Was bedeuten dieſe Geſpräche? fragte ſie ſich ſelbſt: noch nie hat die Mutter ſo lange mit dem Mütterchen geredet . . . . Ach, es wird dieſe ſchrecklichen Geldangelegenheiten betreffen! . . . . Aber der Fürſt . . . . was in aller Welt hat der damit zu ſchaffen! . . . . und wie kam die Mutter zu den prächtigen Diamanten, die ſie mir nicht zeigen wollte! . . . . Vielleicht iſt es ſeine Art und Weiſe, die Wohnung mit Diamanten ſtatt mit Geld zu zahlen! . . . . Ach, ſo wie ſo: es wird ja alles für die Gläubiger verwaltet und einkaſſiert, — und die arme Mutter hat keinen Anſpruch, weder an Geld, noch an Diamanten.

* * *

Abreiſe.

„„Ilſe! ſagte am andern Morgen die Baronin Uglas mit ihrer gewöhnlichen ſcharfen Stimme und ſchlug die Augen etwas verwundert, aber ganz klar auf.

Ilſe flog an das Lager der Herrin und rief:

„Ach du mein Gott! ſind Frau Baronin wieder ganz bei Sinnen?“

„Einfältiges Geſchöpf! von Sinnen war ich nie, nur gelähmt, nur eingeſchläfert.“

„Wie Frau Baronin befehlen,“ ſagte Ilſe fügſam, denn ſie hatte ſeit ſieben Jahren die Schule der Unterwürfigkeit durchgemacht.

„Genug, ich fühle mich zwar ſehr angegriffen, aber von dem Anfall befreit und hergeſtellt.“

„Er hat auch lange genug gewährt!“ verſicherte Ilſe: achtzehn Tage lang waren Frau Baronin wie eine Wachsfigur, ſahen, hörten, redeten nicht, genoſſen nur ſtarken Wein, Fleiſch-Extract-Bouillon, Medicamente“ . . . . —

„Aber, Du einfältigſtes aller Geſchöpfe!“ unterbrach die Baronin mit ſtillem Grauen vor ihrer langen Bewußtloſigkeit, von der ſie keine Ahnung hatte, „meinſt Du denn, ich wiſſe das nicht? Da irrſt Du ſehr! ich weiß alles, was um mich her vorging .... ich konnte nur nicht ſprechen. Doch das iſt vorüber .... und nun beſorge mein Frühſtück. Die Herren werden ausgegangen ſein?“ ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie einen Blick auf die Uhr geworfen hatte.

„Ja, wahrhaftig, Frau Baronin wiſſen alles!“ verſetzte Ilſe mit großer Bewunderung und entfernte ſich, um das Frühſtück zu beſorgen. Auf dem Vorplatze traf ſie Roſalba, welche die Zeit benutzen wollte, wo Sintram und ſein Vater nicht zu Hauſe waren, um nach dem Befinden der Baronin zu fragen.

„Frau Baronin iſt ganz geſund,“ verſicherte Ilſe boshaft, „weiß wer bei ihr aus- und eingegangen und was um ſie her vorgegangen iſt. Gehen Sie nur zu ihr, Fräulein Roſalba, ſie wird Sie ſchon kennen.“

Roſalba folgte der Weiſung. Als ſie den Salon betrat, in deſſen vier Wänden ihr Leben am geſtrigen Abend eine ſolche glückliche Wendung nahm, ſpürte ſie trotz dieſes Bewußtſeins eine gewiſſe Beängſtigung und ſie fühlte ſich am hellen Tage in dieſen Räumen gar nicht ſo zu Hauſe, wie im milden Lampenlicht, obſchon die Albums, die Zeitungen, die Bücher unverrückt auf derſelben Stelle lagen. Sie klopfte zaghaft an die Türe der Baronin und ſchrack zuſammen vor einem gebieteriſchen

„Herein!“

In der Türe blieb ſie ſchüchtern ſtehen. Die Baronin, welche den Eintritt eines Zimmermädchens erwartet hatte und ſtatt deſſen dieſe reizende Erſcheinung gewahr wurde, dachte ſogleich, dies könne eine höchſt gefährliche Bettlerin ſein, richtete ſich auf und ſagte in ihrem ſtrengſten Ton:

„Welche Unverſchämtheit, ohne Weiteres bei mir einzudringen! Verlaſſen Sie mich auf der Stelle!“

„Ilſe ſagte mir“ . . . . —

„Was Ilſe ſagt, iſt ſo, als was ein Gimpel pfeiſt! Wer ſind Sie? . . . . was wollen Sie?“

„Ich bin die Tochter der Hausbeſitzerin und wollte nach dem Befinden der Frau Baronin fragen,“ erwiderte Roſalba dem Weinen nahe.

„Ich danke, mein Befinden iſt gut. Adieu.“

Die Baronin legte ſich bequem zurecht und wendete den Kopf nach der Wand. Roſalba mußte ſich zurückziehen. O Himmel! dieſe erſte Begegnung mit ihrer künftigen Schwiegermutter war nicht ermutigend und als ihre ſchönen, von Tränen umflorten Augen auf das Familienalbum fielen, wendete ſie ſich traurig ab, als ob ihr plötzlich klar werde, daß in demſelben für ihr Bild kein Platz ſein dürfte.

„Was war denn das für eine wunderhübſche junge Perſon, die ohne Umſtände hier erſchien, Ilſe?“ fragte die Baronin.

„Haben gnädige Frau nicht Fräulein Roſalba erkannt?“ entgegnete Ilſe und tat verwundert.

„Um Jemand zu erkennen, muß man ihn zuvor gekannt haben,“ verſetzte die Baronin ſchnell beſonnen: „ich habe aber in meinem ganzen Leben kein Fräulein Roſalba geſehen.“

„Sie war mit ihrer Mutter, der Frau Baurätin täglich hier um Euer Gnaden bedienen zu helfen,“ ſagte Ilſe verblüfft, weil ſich die Dinge doch immer ſo herausſtellten, daß die Baronin Recht behielt — und alle andern Menſchen Unrecht hatten.

„So ſo! um mich zu bedienen! . . . . Nun das war in der Ordnung. Ich zahle ja ein heidenmäßiges Geld für dieſe Wohnung. Alſo, Ilſe: geh' zu der Frau Baurätin, richte ihr meinen Dank aus für ihre Aufmerkſamkeit und fortan bedürfe ich derſelben nicht mehr. Verſtanden, Ilſe? — Ich will keine fremden Leute um mich haben.“

Wie eine geſcheuchte Taube kehrte Roſalba von ihrem Morgenbeſuch zurück und hatte alle Zeit, ſich in die Frage zu vertiefen, ob man denn nicht vierundzwanzig Stunden hintereinander glücklich ſein könne, denn Rosmary war nicht da. Sie erörterte mit Frau Weiß eine ganz andere Frage.

„Liebes Kind,“ hub Margarethe an, „je mehr ich es überlege, je weniger will es mir paſſend ſcheinen, daß Du einen Dienſt annimmſt.“

„Weshalb, Mütterchen? ich habe mich mit dieſem Gedanken nun ſchon ganz vertraut gemacht,“ erwiderte Rosmary und blickte klar und freundlich von ihrer Arbeit auf: „Wir ſind nun einmal arm geworden, alſo müſſen wir uns entſchließen, das zu tun, was viele Tauſende vor uns getan haben und nach uns thun werden.“

„Es iſt außerordentlich ſchwer, eine paſſende Stelle für Dich zu finden, denn eine ganz gewöhnliche Dienſtmagd, die Haus und Zimmer auskehrt, gibſt Du nicht ab.“

„Das möchte ich auch nicht, Mütterchen; aber in vornehmen Häuſern gibt es auch andere Stellen.“

„Aber auch mancherlei Gefahren für ein junges hübſches Mädchen.

„Ach die böſe Eitelkeit iſt bei Vornehmen und Geringen, bei Reichen und Armen zu Hauſe und iſt gewiß die größte Gefahr.“

„Ganz richtig! aber die Umgebung, die Verhältniſſe können ſie heftig anregen und zugleich andere Leidenſchaften wecken — beſonders in einem großen Hauſe, wo man in Saus und Braus lebt und wo die Herrſchaft nicht immer ein gutes Beiſpiel, ſondern durch Leichtſinn und Sittenloſigkeit ein ſehr ſchlechtes gibt. Da tritt die Verſuchung ſehr nahe an eine junge Perſon heran, dem letzteren zu folgen.“

„Warum haſt Du eine ſo geringe Meinung von mir!“ rief Rosmary und bekämpfte mühſam den aufſteigenden Zorn.

„Ich ſpreche ganz allgemein,“ antwortete Frau Weiß gelaſſen, „und berühre die Punkte, die Deine Unerfahrenheit nicht kennt und die Dein Mangel an Menſchenkenntnis nicht vorausſetzt. Sie ſind aber vorhanden und ich will Dir ſogleich ein Beiſpiel geben, das Dich betrifft.“

„Das mich betrifft?“ rief Rosmary und ließ vor Erſtaunen die Arbeit aus der Hand fallen.

„Gerade Dich!“ verſetzte Frau Weiß entſchloſſen: „der ruſſiſche Fürſt hat Dich geſehen, hat ſich in Dich verliebt und hat Deiner Mutter vorgeſchlagen, er wolle Dich zu ſich nehmen und für Deine und ihre Zukunft ſorgen. Die ſtillſchweigende Bedingung iſt, daß Du Deinen guten Namen, Dein Gewiſſen und Deine Ehre befleckſt.“

Rosmary wurde leichenblaß, ihre Hände zitterten und mühſam und abgebrochen ſtammelte ſie:

„Ich habe nie an einen andern, als an einen ehrenhaften Dienſt gedacht.“

„Das weiß ich, mein armes Kind, aber andere denken einem ſchönen und armen Mädchen gegenüber ganz anders.“

„So ſchlecht! . . . . Alt, vornehm, reich und ſo ſchlecht,“ ſagte Rosmary ganz ſtarr vor ſich hin; doch bald gewann ihre Energie die Oberhand und ſie rief!

„Hoffentlich hat die Mutter ihm gebührend geantwortet.“

„Sie fand es zweckmäßiger, die Antwort Dir zu überlaſſen,“ entgegnete Frau Weiß ſchonend, „damit der Fürſt ſich nicht etwa direkt an Dich wende.“

„Alſo daher die Diamanten . . . . daher ihre Verlegenheit . . . . arme Mutter!“

Rosmary ſtand auf und ſuchte Schreibmaterial zuſammen, während Frau Weiß aus einem Fache des Nähtiſches das Schmuckkäſtchen nahm und ihr darreichte.

„So habe ich geſchrieben,“ ſagte Rosmary nach einer Weile und las:

„Mit grenzenloſer Verachtung weiſen wir, meine Mutter und ich, Ihren Vorſchlag zurück.“

Dann verſiegelte ſie das Blatt und das Schmuckkäſtchen und ſagte, während ſie die Adreſſe ſchrieb:

„Mütterchen, ich bemühe mich, mit meiner ſchönſten, feſteſten Handſchrift zu ſchreiben, damit er ſich nicht etwa einbilde, ich ſei irgendwie beunruhigt. O nein! das bin ich nicht. Es ſcheint meine Beſtimmung zu ſein, verachten zu müſſen und das macht ruhig . . . . aber kalt und hart.“

„Am rechten Platz iſt die Kälte gegen andere ſehr gut und die Strenge gegen uns ſelbſt iſt es immer. Du ſiehſt, der liebe Got will Dich warnen, will Dich für die Zukunft in Deiner ſchutzloſen Lage vorſichtig machen . . . . denn es kann der Verſucher auch einmal in anſprechender Geſtalt vor Dir erſcheinen.

„Ja, Du haſt Recht, Mütterchen!“ ſagte Rosmary nachdenkend, „es iſt ſicherer, wenn ich nicht einen Dienſt annehme, ſondern mit der Mutter und weiß Röschen, die das ohnehin lebhaft wünſcht, zuſammen bleibe und als Arbeiterin mein Brot . . . . und das für die Mutter verdiene.“

„Du biſt ein gutes braves Kind! Gott ſegne Dich für Deine Bereitwilligkeit zu allem was Recht iſt. Aber weiß Röschen! . . . . ach, ſie macht mir Sorgen mit ihrer Verſchloſſenheit. Man kann nie an ihr Herz herankommen.“ —

Zehn Minuten ſpäter las der Fürſt das Blatt und ſprach zu ſich ſelbſt: Schade um das deliziöſe Geſchöpf, daß es ſo albern iſt, eine Situation auszuſchlagen, die von Unzähligen begehrt und geſucht wird. Sie muß ſehr einfältig ſein, um von Verachtung zu reden, anſtatt von Dankbarkeit.

Er ließ ſeine Koffer packen und reiſte Tages darauf ab; doch nicht nach Nizza, ſondern nach Paris.

Auch die Baronin Uglas verlangte abzureiſen. Sie ſchob ihren ſchlimmen Anfall auf den über-

Mal unterbrochene Denk- und Redeweiſe hin eine Liebe in ihm zu erwecken, die man unſinnig oder ſchwärmeriſch — je nachdem man geſtimmt iſt — nennen konnte, denn ſie war, wenn je eine! ohne Hofnung, ohne Ausſicht und ohne Erwiderung.

Fürſt Gotthards Ankunft und ſein ſtetes Zuſammenſein mit Cornelien marterte ihn. Da er gar nichts über ihre häuslichen Verhältniſſe wußte, ſo nahm er mit der Selbſtquälerei der Eiferſucht an, daß Cornelie nicht glücklich mit ihrem Gemal lebe und daß der Fürſt eine große, wenn nicht getheilte, doch geduldete Leidenſchaft für ſie hege. Folgte Gotthard ihr nicht wie ihr Schatten? bei Tiſch, am Brunnen, auf der Promenade, bei Landpartien — überall wo ſie erſchien war er ihr Begleiter. Vergaß ſie im Geſpräch mit Andern die Zeit, ſo erinnerte er ſie, daß ſie noch zwei Becher trinken müſſe. Machte ſie beim Spaziergang Miene ihren Shawl abzunehmen, ſo nahm er ihn ſtillſchweigend und trug ihn bis es kühl wurde: dann hing er ihn ihr ohne Umſtände wieder um. Aber hingeriſſen wie ein Liebender, der denn doch trotz aller Vorſicht und Selbſtbeherrſchung nicht immer Blick und Wort und Ausdruck in der ſtreng conventionellen Form zu halten im Stande iſt — war er nie. Er benahm ſich mit vertraulichem Ernſt, etwa wie ein älterer auftriebenen Gebrauch der Bäder und konnte den Tag nicht erwarten, der ſie nach Waldhaus zurückführte. Minder ungeduldig war ihr Gemahl. Eine ſolche Fülle von Tagesblättern gab es in Waldhaus nicht. Sintram nun gar, der gehofft hatte, es werde ſich die Badekur der Mutter, nach dieſer Unterbrechung, über den Frühling und Sommer ausdehnen, ſtimmte aufs dringendſte gegen die Abreiſe. Er ſtellte der Mutter vor:

Die Luft im Speſſart, und namentlich in Waldhaus, iſt ja ſo rauh, daß Du alle Wirkung der hieſigen milderen Luft und der warmen Bäder verlierſt, wenn Du jetzt, im März, heimkehrſt."

„In der Luft von Waldhaus bin ich geboren, jung geweſen, alt geworden; es iſt Heimatluft und die ſchadet uns nie," erwiderte ſie.

„So lange wir geſund ſind nicht, Mama, aber Du biſt leidend."

„Ich begreife nicht, was Euch an dies langweilige Neſt feſſelt!" ſagte ſie, mißtrauiſch in Beziehung auf ihren Sohn, nicht auf ihren Gatten.

„Langweilig!" rief der Baron ſo außer ſich, wie er nur ſein konnte, „ich behaupte ſteif und feſt: es gibt keinen unterhaltenderen Ort unter dem Mond, Minettchen! und dabei ſo bildend! . . . . Ich werde auf meine alten Tage der franzöſiſchen Sprache vollſtändig mächtig durch franzöſiſche Zeitungen und franzöſiſches Schauſpiel.

Des Pariſer Accents freilich nicht! dazu bin ich zu alt. Man wird immer an meiner Ausſprache bemerken, daß ich ein ehrlicher Deutſcher bin .... aber der hieſige Aufenthalt iſt ungeheuer amüſant."

„Und welche Gründe begeiſtern Dich, Sintram?" fragte die Baronin mit kühlem Lächeln.

„Gründe? .... ich wüßte keine! Es gefällt mir hier," antwortete Sintram etwas verlegen.

Durch welchen unberechenbaren Gedankengang fiel es dem Baron ein, zu ſagen:

„Während Deiner Krankheit, Minettchen, haben wir auch die Bekanntſchaft der Beſitzerin dieſer Villa gemacht; eine artige Frau, ſehr teilnehmend, ſehr gefällig, hat eine bildſchöne Tochter, eigentlich zwei .... ich zeigte ſie Dir vorigen Herbſt im Theater .... ſie fielen mir auf wegen ihrer Schönheit. Nun, die große ſchlanke Braune kam ſelten, aber das kleine reizende Blondinchen kam täglich. Wenn Du es wünſcheſt, ſo kannſt Du erheiternde Geſellſchaft im Hauſe haben. Dies kleine Fräulein Roſalba iſt ein gar niedliches Kreatürchen.

Dies alles ſagte der gute Baron mit der größten Unbefangenheit, ahnungslos, daß er dadurch vor ſeiner ſcharfſichtigeren Gattin den Stand der Dinge entſchleiere; denn ihr entging keineswegs Sintrams Befangenheit und daß er mit ſehr erzwungenem Lachen ſagte:

„Welche Eroberung hat Fräulein Roſalba an Dir gemacht, Papa!“

Die Baronin nahm ſich zuſammen und ſagte gelaſſen:

„Ich danke Dir, lieber Freund, ich ſpüre nicht das geringſte Verlangen nach fremder Ge-Geſellſchaft. Wollte ich aber Leute ſehen, ſo muß ich Dir denn doch geſtehen, daß meine Wahl nicht gerade auf dieſe Baurätin Rot fallen würde, die trotz ihrer vortrefflichen Eigenſchaften von Schuldenmachen lebt und nächſtens mit ihren ſchönen Töchtern durch ihre Gläubiger von Haus und Hof gejagt wird.“

„Durch die Gläubiger ihres verſtorbenen Mannes und ihres verſchwenderiſchen und ehrloſen Stiefſohnes,“ berichtigte Sintram in ſcharfem Tone.

„Mag ſein! iſt mir auch ganz gleichgültig. Das Faktum, mein Sohn, bleibt dasſelbe. Eine ſolche Geſellſchaft kann mir unmöglich genehm ſein und hat ſie ſich während meiner Krankheit hier eingefunden, ſo benutze ich meine Geneſung, um den Verkehr aufzuheben.“

„Halte das ganz wie Du willſt, Minettchen, es war nur mein unmaßgeblicher Vorſchlag,“ ſagte der Baron harmlos.

Von ſtillem Entſetzen ergriffen ſtand die ſchöne Roſalba wie ein Schreckbild vor dem Geiſt der Baronin und ſie drängte nur um ſo mehr zur Abreiſe. Der Baron ergab ſich friedlich in ſein

Schickſal. Auch Sintram widerſprach ſeiner Mutter nicht. Aber er machte der Baurätin einen Abſchiedsbeſuch und hatte das Glück, Roſalba allein im Salon zu treffen. Sein Anblick hob ſie aus der Verzagtheit empor, in die ſie verfallen war und gern glaubte ſie ihm, als er ihr die Verſicherung gab, mit Geduld und Ausdauer würde der Widerſtand ſeiner Mutter, den er ihr nicht verheimlichen wolle, zu überwinden ſein. Roſalba müſſe ſich auf ein paar traurige Jahre der Trennung gefaßt machen. Dennoch werde er es immer von Zeit zu Zeit möglich machen, ſie zu ſehen. Dieſe in fliegender Haſt geflüſterten Worte beſeligten Roſalba und gaben ihr eine Zuverſicht, als ob ſie mit Sintram allein auf der Welt ſei und als ob er und ſie nur dazu geſchaffen wären, um einander zu lieben und durch dieſe Liebe grenzenlos und namenlos glücklich zu werden. Nicht fünf Minuten hatte dies Geſpräch gedauert, dennoch rief es lauter Ewigkeitsgedanken, d. h. Gedanken von einer irdiſchen Ewigkeit in Roſalbas Herzen wach. Was Sintram hernach mit der Baurätin ſprach, hörte ſie nicht, und es intereſſierte ſie auch gar nicht, denn ſie ſah Sintram vor ſich und vernahm ſeine Stimme. Freilich wurde ihre ſtille Seligkeit dadurch getrübt, daß dies ſein Abſchiedsbeſuch war und als Sintram ſich vom Sitze erhob und den Salon verließ, wollte wieder die Niedergeſchlagenheit die Oberhand gewinnen, und ſie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um ſich an ſeine Zukunftsverheißungen anzuklammern und aus ihnen Beruhigung zu ſchöpfen.

In dieſem erbärmlichen Zuſtand verblieb ſie. Er machte ſie ganz ſtumpf für das Nächſte, das ſie umgab, das vor ihr lag. Die traurigen Geſchäfte des Baurats waren nun abgewickelt und der Stand der Dinge aufgeklärt. Die Lage der Baurätin war kläglich; auf einhundert Gulden beſchränkte ſich ihr Einkommen. Davon ſollte ſie mit ihrer Tochter leben — und auch das nur aus Gnade der Gläubiger! Mit ihrem Tode hörte die Penſion auf. Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die Baurätin war unfähig dazu, denn ihr Trübſinn wuchs mit jedem Tage. Rosmary faßte ihn. Sie ſchrieb dem Kaplan Aloys Weiß:

„Lieber Herr Kaplan! Durch unſer gutes „Mütterchen werden Sie längſt erfahren haben, „wie es mit uns ſteht — wenn auch nicht ganz „genau, ſo doch genug, daß Sie Sich nicht wun„dern über die Nachricht unſerer bevorſtehenden „Abreiſe. In den erſten Tagen des April ſoll „unſer Haus mit allem was darin iſt, verkauft „werden; denn meine arme Mutter kann nicht be„weiſen, daß auch nur ein Stück des Inventars „ihr eigen iſt. So lange mein armer lieber Vater „lebte, gehörte ihr alles — aber das gilt nicht „vor Gericht. Sie hat nur einen Wunſch, nur „einen Gedanken, ich möchte ſagen: nur ein Wort,

„und das iſt: — Fort von hier! Sie findet es „allzu ſchwer, ſich gerade hier an ein ſo ganz „anderes Leben zu gewöhnen und ich ſage eben„falls: Fort von hier! In einer fremden Stadt, „wo man unbekannt und unbeachtet iſt, kann man „leichter einen neuen Lebensweg einſchlagen, als „zwiſchen alten bekannten Umgebungen. Und dann „hat ein ſo großer Badeort gar viele Nachteile „für ſchutzloſe Frauen. Es kommt zu viel Ge„ſindel her, vornehmes und geringes, und ſucht „ſich aufzudrängen mit ſeinen ſchlechten Abſichten; „denn ſo groß iſt der Ort denn doch nicht, daß „man ganz unbemerkt bliebe. In einer wirklich „großen Stadt wird das hoffentlich der Fall ſein. „Wir gehen alſo nach Frankfurt, die Mutter, weiß „Röschen und ich — und zwar wir beiden Mädchen „als Arbeiterinnen. Das Mütterchen bleibt hier „in ſeiner Stellung als Haushälterin, weil die „Gläubiger ſehr froh ſind, einer zuverläſſigen Per„ſon die Aufſicht über die Villa anvertrauen zu „können — und der reiche Hotelbeſitzer, von welchem „es heißt, er wolle die Superba kaufen, wird auch „froh ſein, ſie zu behalten, denn alle Vermietungen „und was immer damit zuſammenhängt, hat ja „das gute Mütterchen beſorgt. Es hätte wohl „ſehr gern Roſalba behalten; aber dieſe will ſich „nicht von mir trennen. Wir ſind ja gleichſam „Zwillingsſchweſtern und waren ſeit unſern erſten „Lebenstagen ſtets beiſammen. Sollte uns jetzt

„die Armut trennen? ich hoffe, wir werden uns
„leichter an Arbeit und Entbehrung gewöhnen,
„wenn wir zu Zweien ſind und einander ermuntern
„können. Auch für meine arme ſchwermütige
„Mutter iſt es beſſer, wenn etwas mehr Leben
„um ſie herum herrſcht. Dieſe beiden Rückſichten
„haben das Mütterchen bewogen, ihre Einwilligung
„zu geben und da es eben jetzt mit Aufnahme und
„Ablieferung des Inventars ſehr beſchäftigt iſt und
„keine Zeit hat, um Ihnen zu ſchreiben, ſo ſetze
„ich Sie davon in Kenntnis, beſter Herr Kaplan.
„Welch ein Schmerz es mir iſt, mich von dem
„Mütterchen zu trennen, kann ich gar nicht ausſprechen.
„Iſt etwas Gutes an mir, ſo habe ich
„es ihr zu verdanken, denn ſie iſt es, ſie ganz
„allein, die mich auf den lieben Gott hingewieſen
„hat — und den werde ich jetzt nötiger haben,
„als alles Übrige.

„Da Sie in der Nähe von Frankfurt leben,
„ſo kennen Sie ohne Zweifel die geiſtlichen Herren
„dort. Bitte, ſchicken Sie mir einen Brief, der
„uns bei einem derſelben einführt. Ich habe dabei
„die Abſicht, durch den Geiſtlichen mit frommen
„und wohlwollenden Frauen bekannt zu werden,
„die ſich damit abgeben, braven Mädchen Arbeit
„zu verſchaffen; — ich habe von ſolchem Verein
„gehört. Sollten wir ohne irgend eine Weiſung
„Arbeit ſuchen, ſo könnte es uns übel gehen.
„Überhaupt, lieber Herr Kaplan, müſſen Sie recht

„viel für uns beten, denn leicht wird das Leben „nicht ſein, das jetzt vor uns liegt. Aber Gott „hat es für uns beſtimmt und deshalb wollen wir „es auch bereitwillig annehmen.“

Die Baronin Uglas kehrte höchſt mißmutig nach Waldhaus zurück. Ihr Unfall hatte ſie ſehr gebieteriſch an die letzten Dinge erinnert, mit denen ſie ſich keineswegs gern beſchäftigte, und die Erfahrung, die ſie an Sintram machte, erinnerte ſie, daß er kein Kind mehr, ſondern in dem Alter ſei, wo das Herz Anſprüche mache und daß ſie vielleicht ſchon jetzt mit dem Gedanken an ſeine Verehelichung ſich vertraut machen müſſe.

Vierzehn Tage ſpäter verließ auch die Baurätin mit den beiden Roſen ihre Heimat.

Schnepfen und Raubvögel.

Waldhaus lag, wie der Name es andeutete, etwas ernſt, etwas einſam, am Rande herrlicher Forſten im Speſſart. Das Schloß war ein ſtattlicher Bau im Stil der Renaiſſance, vortrefflich gehalten, ſehr gut eingerichtet, pedantiſch geordnet. Ein Geiſt, ein Wille, eine Anſicht, ein Geſchmack regelte alles, beſtimmte alles. Unwillkürlich fühlte Jeder, der die Schwelle überſchritt, daß eine merkwürdige Selbſtſtändigkeit dazu gehören müſſe, ſich dieſem eiſernen Uhrwerk und der Hand, die es in Bewegung ſetzte, nicht zu fügen. Das empfand auch Sintram jetzt, da er Wünſche und Hoffnungen hegte, die ſo gar nicht in dies Uhrwerk paßten. Sein Vater ſpürte nichts der Art. Er hatte ſich gefügt, ſich zurecht gefunden, ſich ſo verſchwindend gemacht, wie es wenigen möglich iſt; dafür genoß er nun ſein Gutes — und dies Gute war jetzt — der Schnepfenzug. Jeden Morgen dachte er mit inniger Freude an den Abend, der ihn in den

Wald zu den Stellen hinführte, wo die Schnepfen vorüberzogen und ſein erſtes Wort am Frühſtückstiſch war:

„Fritzi! . . . . Reminiscère — putz' die Gewehre. Oculi — da kommen ſie. Lätare — das iſt das wahre. Judica — ſind ſie auch noch da. Palmarum — tralarum. Gelt, Fritzi?“

Sintram lächelte halb wehmütig und ganz gelangweilt. Die Baronin hörte gar nicht hin; ſie waltete und lachte mit minutiöſeſter Aufmerkſamkeit über Tee- und Kaffeemaſchine, denn ſie war Autokratin ſogar über die Kaffeekanne und eine Taſſe Tee, welche nicht ſie ſelbſt bereitet hätte, wäre nicht des Namens Tee würdig geweſen.

Eines Morgens aber ſagte ſie zum Erſtaunen des Barons:

„Mein lieber Freund, Dein Jägerſprüchlein iſt ohne Zweifel äußerſt ergötzlich, allein ich glaube, daß Sintram's Ergötzung der Schnepfenzug — nicht iſt.“

Sintram fühlte, wie er ganz heiß und rot wurde. Sollte die Mutter ihn erraten haben? . . . . Das erſchreckte ihn und doch war es ihm nicht unlieb, denn er hätte ſich ausſprechen können über das, was ihm mit Zentnerſchwere auf dem Herzen lag. Der Baron verſetzte:

„Oh, Minettchen, Sintram müßte kein Uglas ſein, wenn er nicht am Schnepfenzug ſeine Freude hätte.“

merkſamer Bruder. Denn — ſprach er zu ſich ſelbſt — ich werde mich wol hüten ihr, wie damals in Altdorf, ein Wort zu ſagen das ihr mißfällt und mich von ihr verbannt. Eigentlich iſt's aber doch ein Scandal, daß ich mich nicht in ſie verlieben kann, und immer beim Liebhaben verbleibe! Ohne Leidenſchaft kann ich ſie doch unmöglich nach Spanien entführen, und reiſt ſie ab — was fang' ich an!

„Es iſt merkwürdig wie Sie den Grafen Sambach lieben!“ ſagte er einmal zu Cornelien als ſie unruhig einen Brief von ihrem Mann erſehnte.

„Da er der liebenswürdigſte Menſch iſt, den ich kenne, ſo finde ich das nicht beſonders merkwürdig,“ entgegnete ſie.

„Liebenswürdig? das iſt ein unbeſtimmter Ausdruck! .... warum finden Sie ihn ſo ganz ungeheuer liebenswürdig?“

„Guter Fürſt, verſtehen Sie denn gar nichts von der Liebe, um ſo wunderlich zu fragen?“

„Nein, gar nichts! belehren Sie mich.“

„Das kann ich nicht! — und beriefen Sie die ſieben griechiſchen Weltweiſen und ſämtliche deutſche Philoſophen, ſo würden doch Alle zuſammen Ihnen nicht das Warum, den Urgrund einer Liebe, erklären können. Leſen Sie Montaigne: „Parceque c'était lui et parceque c'était moi:“ — das iſt

„Ich glaube vielmehr, daß er ſelbſt ein Wandervogel ſein und ein wenig die Welt in Augenſchein nehmen möchte,“ erwiderte die Baronin. „Unſer langweiliger trauriger Winter hat Dich ganz deprimiert, mein armer Sintram. Du mußt Dich in einem weiteren Kreiſe bewegen und ich halte es für durchaus notwendig, daß Du eine größere Reiſe antrittſt. Was Dir an theoretiſchen Studien fehlt, wirſt Du durch praktiſche Beobachtungen vervollſtändigen können und Deiner Geſundheit wird die äußere Anregung ſehr heilſam ſein. Ich denke, Du gehſt zuerſt nach England.“

„Mit tauſend Freuden und tauſend Dank, liebſte Mama!“ rief Sintram froh. Konnte er nicht bei Roſalba ſein, ſo war ihm jeder andere Aufenthalt lieber, als der in Waldhaus.

„Schau! ſchau! nach England! das iſt nicht ſo übel, Fritzi!“ meinte der Baron, „aber Du wirſt doch zuvor das tralarum der Schnepfen abwarten?“

„Das verſteht ſich, mein lieber Freund. Überdas wird er noch zuvor einem ſchönen Familienfeſt beiwohnen. Ich erhielt geſtern Abend einen Brief aus Argenfels, den ich Euch mitteilen will.“

Die Baronin zog den Brief hervor, ein großes Quartblatt mit kräftigen Schriftzügen von Männerhand und las:

„Liebe gnädige Couſine!

„Es ſtehen uns in dieſem Frühling zwei frohe Ereigniſſe bevor: meine Emerenz vermählt ſich und meine Tony verlobt ſich. Da beide Madel eifrige Verehrerinnen der lieben Mutter Gottes ſind: ſo wünſchen ſie, derſelben den Tag zu weihen, der für Beide ſo wichtig iſt und wir haben deshalb den 1. Mai zu dieſem Doppelfeſt angeſetzt. Es ſoll nur ein Familienfeſt, aber ein recht vollſtändiges ſein. Es kommen die öſterreichiſchen Verwandten und die des Bräutigams vom Oberrhein und wir richten auch an Dich, liebe Couſine, nämlich Emerenz die Mutter, die beiden Bräutchen und ich, Dein gehorſamer Diener, die herzlichſte Bitte, der Einladung zu unſerem Familienfeſt Folge zu leiſten, und mit Deinem Herrn Gemahl und Deinem lieben Sohn einige Tage vor dem 1. Mai auf Argenfels einzutreffen und einige Zeit bei uns zu verweilen. Denn darauf müſſen ſich unſere lieben Gäſte ſchon gefaßt machen, daß ſie nicht heute ankommen und morgen abreiſen dürfen. Ueberdas ſind zehn volle Jahre verfloſſen, ſeitdem Du uns zuletzt die Ehre und Freude Deines Beſuchs ſchenkteſt, liebe Couſine. Es war kurz vor dem Tode unſerer Margarita — dieſer Perle, die der liebe Gott uns nahm, um ſie im Himmel recht ſicher für uns aufzuheben. Wie ſich doch Gedanken des Todes und der Vergänglichkeit überall, ſogar in unſere hochzeitlichen Gedanken einmiſchen! Das Leben iſt nun einmal ſo beſchaffen und zu einem Opfer müſſen wir immer bereit ſein. Es iſt auch wahrlich kein kleines Opfer, die Emerenz fortziehen zu laſſen, umſomehr, als ſie in Verhältniſſe eintritt, die ihr nicht leicht ſein werden, denn in pekuniärer Beziehung macht ſie keine glänzende Partie, und ſie hat ſo gewiß prinzeßliche Allüren, daß ich oftmals zu ihr ſagte: „Schade, Emerenz, daß Du nicht Kaiſerin aller Reußen werden kannſt; es wäre ein Plätzchen für Dich.“ — „Und gar kein übles!“ pflegte ſie ſcherzend zu antworten — und jetzt heiratet ſie einen Mann, der vom Scheitel bis zur Sohle Edelmann von altem Schrot und Korn, aber nicht ſehr bemittelt iſt. Da kann ſie ſich denn gehörig in der Abtötung üben und die iſt jedem Menſchen heilſam. Zu ihrem Glück und meinem Troſt wird ſie an ihrem Mann, wenn der Liebesrauſch verflogen iſt, einen Freund und Führer haben — und das iſt die Hauptſache in der Ehe.

„Doch ich habe Deine koſtbare Zeit allzu lange mit meinen Familiengeſchichten in Anſpruch genommen, liebe Couſine. Ich kehre zum Anfang zurück und wiederhole die Bitte, Du wolleſt mit geneigter Annahme unſerer Einladung uns alle erfreuen und namentlich mich Deinen Vetter und gehorſamen Diener Winfried von der Argen.“

„Nun, Minettchen, was ſagſt Du?“ fragte der Baron mit einer gewiſſen Spannung, da er der Abwechſelung gar nicht abhold war.

„Für Sintram und — wenn Du es wünſcheſt — für Dich nehme ich dieſe herzliche Einladung an. Für mich lehne ich ſie ab, denn ich fühle mich nicht kräftig genug für dieſe Feſtlichkeit und habe hier auch zu viel Geſchäfte nach der langen Abweſenheit vorgefunden.“

Sintrams heimlicher Wunſch war erfüllt: er ſah ſtrahlend aus. Minder der Baron.

„Wozu willſt Du Dich entſchließen, mein lieber Freund? Gehſt Du nach Argenfels? fragte die Baronin.

„Ich allein!“ rief er faſt erſchreckt.

„Mit Sintram biſt Du ja nicht allein.“

„Aber Du, Minettchen, bliebeſt dann allein hier,“ erwiderte der gute Baron ahnungslos, daß Minettchen ſeine Abweſenheit kaum bemerkt haben würde.

„Du gehſt alſo nicht nach Argenfels, mein lieber Freund!“ entſchied die Baronin. „Du aber, Sintram wirſt nach den Feſtlichkeiten von Argenfels aus Deine Reiſe nach England antreten. Richte Dich darauf ein. Ich will jetzt gleich dem guten Winfried antworten.“

Sie ging in ihr Schreibkabinet, überlas nochmals den Brief und verfiel dabei in allerhand Gedanken. Es lagen nun fünfunddreißig Jahre dazwiſchen, ſeitdem ſie ihrem Vetter Winfried von der Argen in ſehr ſchnippiſcher Weiſe einen Korb gegeben hatte. Er war damals freilich, als jüngerer Sohn der jüngeren Linie, nicht Graf und Herr zu Argenfels, ſondern ein junger unbemittelter Uhlanenoffizier; aber das, was er jetzt an ſeinem Schwiegerſohn hervorhob, vom Scheitel bis zur Sohle Edelmann — das war er auch damals, und nicht aus Geldgier, wie ſie es nannte, hatte er ſich um ſie beworben, ſondern weil ihm die hübſche neunzehnjährige Theophile gefiel und weil die ganze Verwandtſchaft dieſe Verbindung für beide Teile lebhaft wünſchte. Sein Herz wurde nicht tief verwundet durch die ſchnöde Abfertigung und ſeine Vernunft zog daraus die Lehre, bei der Wahl einer Gattin vorſichtiger zu ſein. Im Lauf der nächſten Jahre trat durch drei ganz unerwartete Todesfälle eine wichtige Lebenswendung für ihn ein: er wurde Chef der Familie, Graf und Beſitzer von Argenfels und von einem beträchtlichen Vermögen. Jetzt wäre er dem Fräulein Theophile ein willkommener Freier geweſen, denn als ſie dieſe Nachricht empfing, rief ſie ganz laut: Ja, wenn ich vor ſechs Jahren das geahnt hätte! — Den Nachſatz unterdrückte ſie; allein er hieß ganz deutlich: So wäre ich jetzt Gräfin von der Argen zu Argenfels und auf Waldhaus! — Doch das war verſcherzt. Sie mußte mit Waldhaus ſich begnügen. Winfried vermählte ſich anderweitig und wurde ein glücklicher Gatte und Vater.

Dieſe Zufriedenheit ſprach ſich auch unverkennbar in dem Brief aus, der vor der Baronin lag und der ſie in ihre Gedanken verſenkte. Einen ſolchen Brief ſchrieb ſie nicht, ſchrieb ihr armer Mann nicht. Vielleicht würde ſie aus Stolz und er, als ihr Echo, ſagen: ‚Ich bin ſehr zufrieden. Es iſt aber etwas ganz anderes, es zu ſagen, als es nicht zu ſagen und dennoch in jedem Wort die Zufriedenheit unwillkürlich auszuſprechen. Ihr Vetter erwähnte nicht ſeiner übrigen Kinder, allein die Baronin wußte, daß er noch eine Tochter und zwei Söhne habe. So konnte er denn den Tod der Älteſten verſchmerzen, meinte ſie. Wenn aber Sintram ſterben müßte, was bliebe ihr dann? — Ja, wenn Sintram überhaupt nicht ihren Erwartungen entſpräche, ihre Hoffnungen erfüllte: ſo wäre kein anderes Kind da, um ſie zu tröſten, um ſie zu friſcher Hoffnung zu berechtigen, um ſie vor einem traurigen einſamen Alter zu bewahren. Das iſt die Nemeſis! ſprach eine leiſe Stimme in ihr. Und ein trauriges, einſames Alter? War denn nicht ihr Gatte an ihrer Seite, gar nicht traurig, ſondern recht vergnügt? Sie wendete den innern Blick von ihm ab — und wieder ſprach die leiſe Stimme: das iſt die Nemeſis, die gerechte Rache, die aus unſern eigenen Taten ſich gegen uns erhebt.

Die Baronin war aber nicht die Frau, die ſich in einer elegiſchen Stimmung aufhält. Sie ſchüttelte mißbilligend ihr Haupt und ſprach für ſich: was das für eine ſentimentale Frömmelei mit der Marienverehrung und dem 1. Mai iſt! In meiner Jugend hieß es: in der Nacht vom 1. Mai fahren die Hexen zum Blocksberg. Daß der verſtändige Winfried auf ſolche Poſſen eingeht, iſt unbegreiflich! Mir ſcheint, er geht am Gängelband der Emerenz Mutter und der Emerenz Tochter. — Dann nahm ſie den Gothaer Kalender zur Hand, blätterte darin, las und ſagte entſchloſſen: Ja! Sintram und Chriſtiane von der Argen. — — —

Sintram war in einem Freudenrauſch zum größten Troſt ſeiner Mutter. Sie glaubte, Fräulein Roſalba ſei vergeſſen über Familienfeſte und Reiſeplane. Sie irrte ſehr. Sintram frohlockte, weil Roſalba nicht vergeſſen und weil ihm die Möglichkeit geboten war, ſie wiederzuſehen.

Von allen Perſonen, welche in den letzten Monaten die Superba bewohnt hatten, befand ſich Niemand mehr dort, als Frau Weiß, die mit tiefbetrübtem Herzen ihr Amt als Hausverwalterin fortſetzte und ihrer neuen Herrſchaft ebenſo pflichttreu diente, wie der alten. Der Abſchied von den beiden Roſen tat ihr bitter weh. Ob es ſie mehr ſchmerze, daß Rosmary fortgehen mußte oder daß Roſalba freiwillig ging, entſchied ſie nicht. Es war ihr freilich lieb und ſie ſelbſt hatte darauf gedrungen, daß Rosmary nicht allein ſei bei der Baurätin; doch es gab Augenblicke, in denen ſie ſich wehmütig fragte: bin denn ich nicht auch allein? — Ihr Sohn Anton hatte eine Anſtellung bei der Eiſenbahn bekommen. Sie ſah ihn wenig. Er war ein ungemein fleißiger Beamter, arbeitete von früh bis ſpät und ſuchte nebenbei Spekulatiönchen glücklich auszuführen. Baurat Rot war ſein Ideal, bis zu jenem Punkt, wo er den Unternehmungsgeiſt übertrieben hatte. Dieſen Punkt wollte Anton erreichen, ohne ihn je zu überſchreiten — ein Vorſatz, der, wie ſo mancher andere, nicht feſtgehalten wird, obſchon Tauſende ihn faſſen. Anton war wortkarg und zurückhaltend und das warme fromme Herz ſeiner Mutter fand ſich nicht leicht in ihm zurecht. Über ihren jüngſten Sohn war ſie hingegen ganz im Klaren: er war geſchickt in ſeinem Handwerk, aber leichtſinnig, der ächte Sohn ſeines Vaters. Etwas weniger äußere Roheit und etwas mehr Verſtand änderten an der Hauptſache nichts. Dazu kam eine große Bitterkeit des Charakters, weil er verwachſen war, eine hohe Schulter hatte und dadurch manche Verletzung ſeiner Eitelkeit erfuhr. Philipp arbeitete gut und wurde gut bezahlt, doch gab er immer mehr Geld aus, als er einmahm, ſo daß er ſich nicht ſelten an ſeine Mutter, zuweilen auch an Anton wendete, um kleine Schulden zu bezahlen. Dies hatte er auch jetzt eben getan und Anton antwortete ihm wütend:

„Ich glaube, Du verſchlingſt Dein Geld.“

„In Beafſtacke verwandelt — ja!“ verſetzte Philipp trocken.

„Ich bin aber nicht gewillt deinen Straußenmagen zu füllen, Muſje Lips! Hier haſt Du einen Gulden“ — und Anton zählte zwanzig Dreikreuzerſtücke auf den Tiſch — „und nun marſch fort und komm' nicht wieder.“

„Ich ſage Dir aber, daß ich vier Gulden nötig habe, wenn ich nicht mein Sonntagsjaquet verſetzen ſoll.“

„Verſetze was Du willſt und löſe aus was Du kannſt,“ erwiderte Anton mit kaltem Ingrimm, „mich aber laß ungeſchoren, denn meine paar Kreuzer erſpare ich für mich und nicht für einen Taugenichts wie Du biſt.“

„Taugenichts!“ rief Philipp nun auch ingrimmig, „ich verſtehe meine Sach' ſo gut wie Du die Deine und wenn es mir nicht ſo gut geht wie Dir, ſo kommt das daher, weil ich kein Kapital habe.“

„Meint der Tropf, daß das Kapital aus den Wolken regne?“

„Nein! denn er iſt kein Tropf! wohl aber mein' ich, daß man die Möglichkeit haben muß, kapitaliſieren zu können.“

„Die haſt Du — ſpare!“

„Man kann nicht ſparen, wenn der tägliche Verdienſt nicht das tägliche Brot deckt.“

„Beafſtake gehören nicht zum täglichen Brot."

„Aber zum Lebensbedürfnis."

„Verringere dieſe Bedürfniſſe und lege täglich — wenn's auch nur drei Kreuzer ſind! — in eine Sparbüchſe. Dann haſt Du am Ende des Jahres — den Ausfall des Tagelohnes durch einundſechszig Sonn- und Feſttage abgerechnet — ein Kapitalchen von fünfzehn Gulden und zwölf Kreuzern. So hab' ich's gemacht, als ich mit vierzehn Jahren in den Dienſt des Baurats kam, nur mit dem Unterſchied, daß ich täglich nur einen Kreuzer ſparen konnte. Muſje Lips, mache mir das nach ſtatt Beafſtake zu verſchlingen."

„Mein Ingenium neigt ſich nicht dem Sparſyſtem zu. Ohnehin tritt ja doch über kurz oder lang eine allgemeine Teilung des Vermögens ein. Da fällt mir dann von ſelbſt mein Anteil zu."

„Aha! kommſt Du mir damit! gehörſt Du auch zu dieſer Räuberbande, die da ernten will, wo ſie nicht geſäet hat? .... die in Jubilo leben will und dabei vor Neid platzt, daß andere darben, um ſich ein Kapital zu erſparen! .... die über Ungerechtigkeit in der Verteilung der Glücksgüter ſchreien und jeden Augenblick bereit ſind, die niederträchtigſte Ungerechtigkeit zu begehen und den Nebenmenſchen ihr bischen ſauer verdientes Hab und Gut zu ſtehlen!"

„Keineswegs ſtehlen! Ein Geſetz wird die Teilung befehlen und damit iſt die Sache in Orddie beſte Erklärung dieſes Warums, die ich je gefunden habe.“

„So glauben Sie denn wol an die beiden zertrennten und ſich wieder zuſammenfindenden Hälften des Plato?“

„Plato gab ein Bild um die Sache anſchaulich zu machen: ſo habe ich es verſtanden, nie eine wirkliche Erklärung darin geſucht — darum kann ich auch nicht ſagen, daß ich an ſie glaube.“

„Oder finden Sie den Grafen Sambach vollkommen?“

„Nein! .... doch die Vollkommenheit iſt kein Grund um einen Menſchen zu lieben: es iſt das Weſen der Gottheit. Ein Menſch ohne Fehl iſt nicht mehr meines Gleichen und nur das Gleichartige können wir lieben. Ueberdas geſtehe ich Ihnen, daß ich von den ſogenannt vollkommnen Menſchen nicht viel halte. Es ſind meiſtens ſchwache Charactere, die ſich in gewiſſen augenfälligen Conflikten der Meinung unterwerfen, und das lohnt ihnen die geſchmeichelte Menge dadurch, daß ſie ſie vollkommen nennt.“

„Sie reſigniren Sich alſo die Unvollkommenheit zu lieben und Sich in Ihrer Liebe durch keine Fehler und Schwächen des geliebten Gegenſtandes ſtören zu laſſen?“

nung gebracht. Ein Geſetz iſt allmächtig. Niemand darf dagegen räſonnieren. Wer es tut, wird eingeſperrt."

„Ja, von den Schöppenſtädtern, die Niemand hängen, bevor ſie ihn haben! denn wer ſoll ein ſolches wahnſinniges Geſetz durchbringen."

„Die Majorität, Freund Anton! die Majorität kann heutzutage alles, was ſie will, durchſetzen und den Herrgott von ſeinem Himmelstron abſetzen. Die Majorität aber, Freund Anton, das merke Dir! ſind wir, die Nichtbeſitzenden. Freilich haben wir noch nicht die Gewalt in Händen" . . . —

„Und ehe Ihr ſie bekommt, wird man Euch zuſammenkartätſchen und ausrotten mit Stumpf und Stiel."

„Das iſt die Sprache aller, die ihr Recht auf Gewalt ſtützen," ſagte Philipp ſo verächtlich, als ob er nicht eben in demſelben Sinn geſprochen hätte. „Nun genug! laß uns Freunde bleiben! und da die allgemeine Güterteilung doch nicht zu vermeiden iſt, ſo teile Du zuvor Deinem Bruder etwas mit."

„Ich gab Dir einen Gulden . . . . und nun ſchau, daß Du mir aus den Augen kommſt."

„Ich brauche vier Gulden, ſonſt muß ich mein ſchönes neumodiſches Sonntagsjaquet verſetzen."

Tue das! wozu brauchſt Du ſolche modiſche Jacke, Du . . . . Dromedar!"

„Und wer hat mich dazu gemacht!“ rief Philipp, wütend wie eine wilde Katze auf Anton zuſpringend: „Du haſt mich aus dem Bett geworfen, als ich ein kleiner Bub' war, und haſt mir dabei die Schulter verrenkt.“

„Kinderſtreiche! das iſt nun einmal geſchehen!“ verſetzte Anton und ſchüttelte Philipp von ſich ab, „damit Du aber einſiehſt, welchen guten Bruder Du an mir haſt, ſo gebe ich Dir noch einen Gulden . . . . und damit marſch!“

Anton zog wieder ſein Portemonnaie hervor. Ehe er ſich deſſen verſah, ſprang Philipp auf ihn zu, entriß es ihm, war mit einem Satz zur Tür hinaus und rief zurück:

„Das iſt für den Dromedar!“

„Schon recht!“ ſprach Anton zu ſich ſelbſt, „das erſpart mir zwei Kreuzer . . . . Es waren nur achtundfünfzig Kreuzer drin und das Portemonnaie fällt auseinander, ſo verbraucht iſt es. Ich habe überhaupt keines nötig, ... die Mutter kann mir einen kleinen Geldbeutel von Leinwand nähen . . . . der tut's auch. — —

Frau Weiß ſaß in ihrem Zimmer, fleißig Hauswäſche nähend, denn der neue Beſitzer der Superba ließ das dritte Haus, das ein Jahr leer geſtanden, zur Aufnahme von Kurgäſten einrichten. Da eine Menge Handwerker in dieſem Hauſe beſchäftigt waren, ſo beachtete ſie nicht, daß ein Mann, der zu ihnen zu gehören ſchien, im Hofe ſtehen blieb und als er ſie am Fenſter ſitzend gewahr wurde, auf das Haus zuſchritt, in welchem ſie ſeit mehr als ſechzehn Jahren friedlich ein und dasſelbe Zimmer bewohnte. Dieſer Friede ſollte in unerwarteter Weiſe geſtört werden. Der Mann riß die Tür auf ohne anzuklopfen, trat mit der Mütze auf dem Kopf ein, warf ſich auf einen Stuhl und ſagte mit heiſerem Lachen:

„Nu, Grete, da bin ich wieder!“

Mit dem Ausdruck des höchſten Schreckens erhob ſie ſich und ſtammelte angſtvoll:

„Bernard, biſt Du es! . . . . wo kommſt Du her!“

„Nu, warum ſollt' ich's nicht ſein? . . . . und woher ich komme? — ja, das iſt eine lange Geſchichte, die gar nicht hergehört. Aber ich komme, um Dich zu holen.“

„Mich zu holen? Haſt Du die Abſicht, Dich wieder hier niederzulaſſen? fragte Margarete mehr und mehr beängſtigt.

„Nicht ſo dumm! Dich und die Roſe will ich holen! Dich, aufrichtig geſagt, nur deshalb, weil die Roſe nicht ohne Dich fortgehen wird. Aber wo ſteckt ſie denn? ſie wird doch ein ſauberes Mädel geworden ſein? oder gar ein ſchönes? . . . Nu deſto beſſer, Grete! Jetzt rufe ſie herein und dann packt Euere Habſeligkeiten zuſammen. Wir reiſen nach Paris.

Margarete hatte ſich gefaßt. Sie wußte nicht, ob ihr Mann berauſcht oder nüchtern ſei und verſetzte gelaſſen:

„Röschen iſt mit der Frau Baurätin verreiſt.“

„Verflixtes Ding das!“ rief er und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

„Wäre Sie aber auch hier, ſo würde ſie ſelbſt Dir ſagen, was ich Dir jetzt ſage: wir gehen nicht mit Dir nach Paris. Dieſen Gedanken mußt Du aufgeben.“

„Frau und Tochter haben mir zu gehorchen und mir zu folgen, denn ich bin das Haupt der Familie!“ rief Weiß.

„Lieber Bernard,“ ſagte ſie mit ihrer ſanften Stimme, „wir ſind jetzt im Monat April 1865. Am 2. März 1848 haſt Du mich und Deine vier kleinen Kinder verlaſſen, von denen das älteſte eilf Jahr, das jüngſte achtzehn Monat zählte — und in der ganzen langen Zeit haſt Du nie daran gedacht, daß Du das Haupt der Familie ſein ſollteſt. Du begreifſt alſo, daß Frau und Kinder alles Vertrauen zu Dir verloren haben und nicht mit Dir in die Fremde und in's Elend ziehen werden.“

„Das iſt lauter Wiſchiwaſchi! die Frau muß ihrem Mann gehorchen und folgen.“

„Ich weiß es. Befiehlt er ihr aber in's Waſſer zu ſpringen, ſo braucht ſie nicht zu gehorchen und wenn er ſelbſt es auch vor ihren Augen täte. Mit Dir nach Paris zu gehen wäre aber ſchlimmer als in's Waſſer zu ſpringen.“

„Man kann in Paris ein herrliches Leben führen! ich habe dort meine guten Freunde.“

„Sie werden vom Schlage Joſias ſein! wären ſie aber auch beſſer, ſo wäre das für uns gleichgültig, denn nicht auf Deine Freunde, ſondern auf Deine Arbeit ſollſt Du Dich verlaſſen um Frau und Tochter zu ernähren — und Arbeit findeſt Du hier eben ſo gut wie in Paris. Bleibe alſo hier, wenn es Dir ernſtlich darum zu tun iſt, Dich wieder um uns zu bekümmern.“

„Was iſt denn aus den Buben geworden?“ fragte er barſch.

„Der Alois iſt immer der brave gute Sohn geblieben, der er von Kindesbeinen an war. Er ließ es ſich ſauer werden, um ſtudieren zu können. Der liebe Gott ſtand ihm bei. Er wurde geiſtlich, iſt jetzt Kaplan“. . . . —

„Wie! was! . . . . Millionen Donner . . . . Donnerstag und Freitag ſollen dazwiſchen fahren! . . . . Was! der Alois geiſtlich! ohne meine Erlaubnis! gegen meinen Willen! Das gilt nicht!“ wütete Weiß: „ſie müſſen ihn losgeben! . . . . ich will keinen Sohn in der ſchwarzen Bande haben! welcher alle braven Leute den Tod geſchworen haben! Er ſoll heraus aus ſeiner Sakriſtei, der elende Duckmäuſer! . . . . ſoll ſein Leben genießen" . . . . —

„Der Meinung bin ich auch," ſagte eine fremde Stimme.

Weiß fuhr herum. Philipp ſtand hinter ihm.

„Was iſt denn das für ein Knirps?" fragte der Vater und ſah geringſchätzig auf den Sohn herab.

„Es iſt der Lips! . . . . erkennſt Du ihn nicht nach ſiebzehn Jahren?" erwiderte Philipp höhniſch.

„Ich ſollte wohl, denn die Statur iſt, was die Länge betrifft, nicht viel verändert — und was treibt er denn, dieſer Knirps?"

„Schloſſerhandwerk an der Eiſenbahn," verſetzte Philipp kurz und wenig erbaut von der väterlichen Behandlung, während Margarete mühſam die Tränen zurückhielt, die der Schmerz über ein ſolches Wiederſehen des Gatten, des Vaters ihr erpreßten.

„Alſo Du ſuchſt Dein Leben zu genießen, mein kleiner Wicht? Nu, das iſt brav! das tröſtet mich über den Duckmäuſer, den Alois! . . . . Und der Anton? . . . . was treibt der?"

„Der ſteuert darauf los bei der demnächſtigen allgemeinen Güterteilung ein guter Brocken zu werden: er iſt ein Geizhals! er hat mich ſoeben um zwei Kreuzer betrogen."

„Philipp! wie magſt Du ſo von Deinem Bruder ſprechen!“ unterbrach Margarete das traurige Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn „Anton iſt ſparſam! er denkt an die Zukunft“ . . . .

„Nu, das iſt klug und weiſe, Grete, in unſern Zeiten ſparſam zu ſein,“ ſagte Weiß mit ſeinem häßlichen heiſern Lachen. „Jetzt laß den Anton rufen, damit wir alle gemeinſchaftlich Eure Ueberſiedelung nach Paris beſprechen können.“

„Sind Deine Papiere in Ordnung, Vater?“ fragte Philipp frech. „Wie's in Paris damit beſchaffen iſt, weiß ich nicht . . . . hier aber paßt die Polizei ſcharf auf“ . . . . —

„Ich werde mich hüten in ihre Klauen zu fallen, mein Wicht! Meine Strafen hab' ich abgemacht. Ja, für edle Taten, für Freiheitsbeſtrebungen bin ich geſtraft und eingeſperrt worden . . . . Nu, das muß und wird bald anders werden! Alſo . . . . ruft den Anton. Er kann die Reiſekoſten nach Paris tragen.“

„Das kann er! das kann er! rief Philipp und klatſchte in die Hände mit hämiſcher Freude. „Ich hole ihn! . . . . o welche Freude wird er haben.“

Er ſprang hinweg und Weiß ſagte ſchmunzelnd:

„Ein geſchickter anſtelliger Bub! gelt Grete?“

„Er iſt zu früh in ſchlechte Umgebung gekommen, hört vom Morgen bis zum Abend nichts als Spott über unſern Herrgott und unſre heilige Religion," erwiderte ſie traurig: „das hat ihn frech und leichtſinnig gemacht. Was kann eine arme Mutter dagegen ausrichten? Der Herr Baurat hat ihn an die Eiſenbahn gebracht und geſagt: es ginge in deren Werkſtätten nie die Arbeit aus; da hätte der Lips ſein gutes ſicheres Brot. Jetzt iſt er aber doch unzufrieden, denn ſo viel wie er haben möchte, hat er doch nicht. Und ach! er kommt in keine hl. Meſſe, hört nie das Wort Gottes predigen, arbeitet am Sonntag wie am Werktag .... ja mehr! und geht zu Grunde in der heidniſchen Zucht, die an den Eiſenbahnen geduldet wird. Da iſt Gottes Gebot das Letzte, um das man ſich kümmert, wenn es darauf ankommt, einen Gulden mehr zu verdienen. Wie die Herren von der Eiſenbahn den Gräuel dulden können, iſt für einen Chriſtenmenſchen unbegreiflich."

„Laß das Gewinſel, Grete! haſt Du Dich noch immer nicht von Deiner Frömmelei gebeſſert!" ſagte Weiß, der ſich inzwiſchen an der Bierkanne gütlich getan, die ſie vor ihm hingeſtellt hatte: „Nicht der Herrgott, ſondern der Dampf hat die Eiſenbahnherren reich gemacht. Kann der Herrgott denn verlangen, daß ſie ihm ihre Reverenz machen?"

„Sprich nicht ſo läſterlich, Bernard! ich will es nicht hören!" erwiderte Margarete entſchieden. „Meine armen Buben mögen ſchlimm genug geſinnt ſein und ich kann nichts dagegen tun, als beten; — doch, wüſte Reden dürfen auch ſie vor mir nicht führen."

„Du biſt ſehr zurück in der Kultur, Grete! Nu, in Paris wird ſich das ſchon ändern," ſagte Weiß ganz gemütlich geſtimmt — durch die Bierkanne. — „Aber mir ſcheint, Du freueſt Dich ſehr wenig über meine Rückkehr."

„Weil es keine Rückkehr iſt, ſondern eine Fortſetzung Deines Tun und Treibens, das uns ſchon elend genug gemacht hat," antwortete ſie ruhig.

„Elend? . . . . Es ſieht wahrhaftig nicht elend hier bei Dir aus . . . . alles ganz ſauber, gutes Bier, delikater Käs . . . . und Du redeſt von Elend!"

„Der liebe Gott hat mich herausgeriſſen! aber Du hätteſt mich und die Kinder im Elend umkommen laſſen."

„Weibergeſchwätz!" ſagte Weiß verächtlich und wendete ſich wieder der Bierkanne zu.

Anton war entſetzt über die Nachricht, die Philipp ihm frohlockend brachte. Er hatte längſt, wie alle Welt, ſeinen Vater zu den Toten gezählt und jetzt tauchte er auf, drängte ſich an die Familie und machte Anſprüche, die unter keiner Bedingung zu erfüllen waren. Anton verhielt ſich äußerſt zurückhaltend, wollte anfangs nicht an die Identität des Vaters glauben, ging wenig auf deſſen Fragen, gar nicht auf deſſen Vorſchläge ein und bewies ihm, daß der Plan unausführbar ſei, Mutter und Tochter nach Paris zu führen, denn er ſcheitere an Geldmangel, ſowohl zur Reiſe, als zum dortigen Aufenthalt. Weiß verſicherte zwar, Paris ſei ein Ort, wo ein hübſches Mädchen ihr Glück und das ihrer Familie machen könne. Margarete ſchrie laut auf und Anton ſetzte kaltblütig auseinander, daß es zweifelhaft ſei, ob ein Mädchen, welches dieſer Art von Glück nachgehe, geneigt ſein werde, die Eltern zu unterſtützen.

„Da müßte die Roſe ja ein Rabenkind ſein!“ donnerte Weiß.

„Ja! die ächte Tochter eines Rabenvaters!“ verſetzte Anton mit ſchneidender Verachtung, ſo daß die unglückliche Margarete ihm Dank wußte für die entſchiedene Ablehnung, obſchon ein ſolches Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn ihr Herz zerriß.

Philipp hingegen ſtellte ſich auf die Seite des Vaters und verſicherte, Roſe werde mit beiden Händen nach einer glänzenden Lage greifen, wenn man ihr die Sache nur gehörig vorſtelle, und die Mutter könne ganz ruhig hier bleiben. Margarete war mehr tot als lebendig vor Schreck und Angſt, und als Philipp endlich mit dem Vater von dannen ging, um in einer Schenke die Zukunftspläne auszuſpinnen, beſchwor ſie Anton dafür zu ſorgen,

„Beſinne Dich Cornelie, bevor Du ein heroiſches Ja ausſprichſt! nahm Aurora das Wort; — mir ſcheint das in manchen Fällen unmöglich; .... und überdies iſt Reſignation keine Liebe mehr, iſt nur Unterwerfung vor der Nothwendigkeit, dem Pflichtgefühl, dem Gewiſſen, der Rückſicht auf Verhältniſſe und Bedingungen von denen wir uns nicht losmachen wollen und dürfen. Ach nein: Liebe iſt Schwung der Seele, und ſie findet keine Nahrung wenn man in dem Geliebten nicht das Ideal findet, für welches man den Maßſtab in der Seele trägt. Nicht wahr, Fürſt?“

„Ganz Ihrer Meinung, gnädigſte Frau! ja, ich bin ſehr idealiſtiſch.“

„Ich bin es gar nicht, ſagte Cornelie lachend, darum begreife ich nicht das Bedürfniß ſich ein abſtraktes Ideal der Vollkommenheit zu bilden unter das ein Jeder treten muß wie der Rekrut unter den Maßſtock und entlaſſen wird ſobald er nicht die erfoderliche Höhe erreicht. Sie Selbſt, Fürſt, haben mir einmal den Vers des türkiſchen Dichters Bihiſchti geſagt: „Wer nur Heilige will lieben, findet ſich zuletzt allein.“ Zu dem Schmerz über dies Alleinſein geſellt ſich ſtets die Betrübniß über die eigene Thorheit.“

„„O ſchmähe nicht das Haupt deſſ', welcher weiß daß der Vater die arme Roſe in Ruhe laſſe. Anton zeigte ſogleich auf der Polizei die Ankunft eines ehemaligen Freiſchärlers und gegenwärtigen Vagabunden an; man möge ihn feſt im Auge behalten und ſeine Schritte nicht nur hier, ſondern auch in Frankfurt bewachen, denn er beabſichtigte ein junges Mädchen von dort nach Paris zu entführen.

Am nächſten Morgen erſchien Weiß wieder bei ſeiner Frau und ſagte:

„Du darfſt alſo hier bleiben, Grete, ich habe nichts dawider; aber Lips geht mit mir. Der brave Junge will ſeinen alten Vater nicht verlaſſen. So hab' ich denn doch ein gutes Kind.“

„Ach, ich meine, Ihr ſolltet Beide hier bleiben,“ ſagte Margarete tief betrübt.

„Nein Mutter! ich komme in Paris beſſer vorwärts und lerne in der herrlichen Weltſtadt das Leben beſſer kennen, als in dieſem Neſt.“

„Was hilft Dir das, Philipp, wenn Du ſelbſt nicht beſſer wirſt,“ verſetzte ſie ſchmerzlich.

Der Abſchied war kurz und kalt. Nur Margarete weinte. Anton ſagte nachher höchſt verwundert:

„Ich begreife Dich nicht, Mutter! Du biſt ja nun den Vagabunden hoffentlich auf immer los .... und an dem frechen Lips kann Dir doch nichts liegen.“

Da weinte Margarete noch heftiger.

Überraſchungen.

Im vierten Stockwerk eines ſchmalen Hauſes in einer engen Gaſſe lag die Wohnung der Baurätin Rot: zwei niedrige Zimmer und eine Küche — das war alles. Doch ſo klein und beſchränkt ſie war — unfreundlich war ſie nicht, denn in dieſer Höhe hatte ſie friſche Luft und helles Licht. Rosmary hatte ſie gewählt. Die Baurätin überließ das alles ihrer Tochter; ſie war in tiefe Schwermut verſunken und der Arzt ſagte, dies ſei ein nervöſes Leiden, das ſelten früher als mit dem Leben ende. Einige Meubel, über welche die Baurätin verfügen konnte, füllten die Zimmer und gaben ihnen ein recht wohnliches Anſehen. Es herrſchte auch rings umher eine große Stille, denn es gab in dem ſchmalen Hauſe keine Nachbarn links oder rechts und da die Wohnung in der höchſten Region lag, ſo wohnte auch Niemand über ihnen. Das alles hatte Rosmary überlegt und berückſichtigt, und mit einer Ruhe, die weit über ihre Jahre und ganz außer ihrer Natur lag, richtete ſie ſich ein, als ob es für's Leben wäre. Es gibt Charaktere, welche durch ſchwierige Verhältniſſe erdrückt — andere, welche durch ſie entwickelt und gekräftigt werden. Dies war der Fall bei Rosmary. Sie ſah ſich ganz auf ihre eigenen Füße geſtellt, auf ihre eigenen Kräfte angewieſen, auf ihr eigenes Urteil beſchränkt. Ihre peinlichen Erfahrungen bezüglich der Menſchen, die ſchmerzlichen und demütigenden Ereigniſſe in ihrer Familie, mahnten ſie zur äußerſten Vorſicht, zur ſtrengſten Zurückhaltung. Der Tod des Vaters, der Verluſt des Vermögens, erhielten ihren ſchärfſten Dorn durch den Bankrott und die ſchmachvolle Entweichung ihres Bruders. Jeder Gedanke daran berührte ihre junge ſtolze Seele, als ob ein heißes Eiſen ihre Stirn berühre: ſie zuckte in ſich ſelbſt zuſammen und grub wie mit einem glühenden Griffel den Wahlſpruch in ihr Herz: lieber Tod als Schmach. — Dieſer reine Wille ſchärfte ihre Erkenntnis und aus ihrer gänzlichen, hülfloſen Verlaſſenheit brach ein lebendiger Glaube hervor, wie das lichte Morgenrot aus der grauen ſtumpfen Dämmerung, die bis jetzt ihr Seelenleben umſponnen hielt. Rosmary wendete ſich zu Gott, und jetzt kam die Entſchiedenheit und Aufrichtigkeit, die in ihr eine natürliche Anlage waren, ihr ſehr zu Hülfe: ſie nahm dieſe Wendung mit Feſtigkeit und aus Überzeugung.

Während Rosmary ſich auf Gott verließ, verließ ſich Roſalba auf Sintram. Jene machte ſich mehr und mehr von allem unklaren Wollen und Fühlen los, dieſe verſank immer tiefer in die Traumwelt der Gefühle. Rosmary faßte ihre Zukunft auf als Pflichterfüllung im Dienſte Gottes. Vor Roſalba ſchwamm die Zukunft in einem flimmernden goldenen Schleier, hinter welchem ſie Glück und Wonne ahnte. Rosmary richtete ſich entſchloſſen zum Opfer in der Gegenwart ein. Für Roſalba war die Gegenwart ein ganz kurzer, vorübergehender Zuſtand, der ſie bald ihrem Ziel, der Verbindung mit Sintram, zuführen werde. Sie war daher außerordentlich fügſam in alle Anordnungen Rosmarys. Wie lange konnte es währen? ein Jahr? höchſtens zwei Jahre .... und dann? — Nun, dann begann die irdiſche Seligkeit! — —

Kaplan Weiß hatte Rosmary's Wunſch erfüllt. Sie war von einer Empfehlung an die andere ſchließlich dahin gelangt, daß ſie bei einer geſchickten und beliebten Schneiderin Arbeit fand; nur bekam ſie nicht die Arbeit ins Haus, wie ſie das gewünſcht hatte, ſondern ſie mußte den ganzen Tag und oft bis in den Abend hinein, mit Ausnahme einer Mittagsſtunde, in der Behauſung der Schneiderin mit den übrigen Arbeiterinnen Kleider nähen. Erweiſe ſie ſich als gewandt und brauchbar, hieß es, ſo könne ſie mit der Zeit das Zuſchneiden lernen und allmählig zur Selbſtändigkeit kommen. Rosmary mußte froh ſein wenigſtens ſo viel zu können, daß ihre Arbeit bezahlt wurde, denn dieſe Schneiderin war eine achtbare, anſtändige Frau, die keine umfaſſende Geſpräche duldete und keine Arbeiterin von zweideutigem Ruf annahm oder behielt.

Wie froh war Rosmary unter dieſen Umſtänden, daß Roſalba da war und bei der Mutter blieb. Roſalba hatte ſich eine wahre Kunſtfertigkeit im Blumenmachen angeeignet und lieferte ſo feine und geſchmackvolle Sachen, daß man ihr in einem großen Blumenladen ununterbrochen Beſchäftigung verſprach. Freilich fand ſie nicht minder als Rosmary, es ſei ein gewaltiger Unterſchied, ob man dieſe und jene Arbeit zum Vergnügen und für den eigenen Gebrauch mache — oder ob man durch ſie den Lebensunterhalt erwerben müſſe; denn weiter als bis zum knappen Unterhalt reichte der Erwerb der beiden Mädchen nicht, weil ja auch die Baurätin davon leben mußte. Dieſe verbrachte ihre Tage in Untätigkeit und Trübſinn. Rosmary verſuchte zwar eine Tapiſſerieſtickerei für die Mutter in Gang zu bringen, da dieſe ja früher mit Leidenſchaft geſtickt hatte; allein die arme Frau nähte ein paar Stiche, ließ dann die Nadel ſinken und ſagte tonlos:

„Alles vergeblich! wir müſſen ja doch verhungern.“

Und ſtarr, ſtumm, regungs- und teilnahmlos blieb ſie ſtundenlang in völliger Geiſtesabweſenheit ſitzen, bis es ihr einmal wieder einfiel einige Stiche zu ſticken.

So ſaß ſie denn auch jetzt mit ihrem Stickrahmen in dem einen Fenſter und Roſalba mit ihrem Arbeitstiſch voll Blumen und Blätter an dem andern, und die blendende Aprilſonne ſchien hell durch die weißen Vorhänge in's Zimmer. Roſalba ſetzte einen Kranz von blühenden Myrthen zuſammen und freundliche Bilder umgaukelten ſie, als ob ſie es ſei, die den bräutlichen Kranz tragen werde. Da wurde heftig an der Lattentür geſchellt, welche die Stiege vom Vorplatz abſchloß. Roſalba erſchrack. Rosmary konnte es nicht ſein, denn es war kaum elf Uhr und ſie hatte einen Schlüſſel. Wie immer vom Gedanken an Sintram beherrſcht, fiel ihr plötzlich ein: wenn er es wäre! Er wollte es ja möglich machen, mich zu ſehen! — Freudig, bang, zitternd eilte ſie auf den Vorplatz und war ſehr enttäuſcht, als ſie durch das Lattenwerk ihren Bruder Philipp gewahr wurde. Die Enttäuſchung mußte ſich wohl ſehr deutlich auf ihrem Geſicht abſpiegeln, denn Philipp ſagte, indem er eintrat und ſie ſcharf anſah:

„Wen haſt Du denn erwartet?“

„Niemand! .... aber ich bin erſtaunt, daß Du hier biſt .... und gar mit dieſem fremden Mann.“

„Fremder Mann?“ rief Philipp lachend und der vermeintliche Fremde trat, ebenfalls lachend, hinter Philipp hervor und wollte Roſalba umarmen.

Wie ein geſcheuchtes Reh flog ſie in's Zimmer zurück und ſtellte ſich hinter den Stuhl der Baurätin, während beide Männer immer lachend ihr folgten und Philipp endlich rief:

„Aber, Du Närrchen, es iſt ja der Vater.“

Roſalba jedoch hatte nie von der Möglichkeit reden hören, daß ſich ihr Vater wieder einſtellen könne. Sie zitterte vor Entſetzen, machte eine abwehrende Handbewegung und wiederholte nur:

„Fort, Philipp! .... fort mit dieſem Mann ... fort!“

„Wenn ich Dir doch ſage, daß es unſer Vater iſt,“ wendete er begütigend ein.

„Unſer Vater iſt tot, Philipp! glaube doch nicht, was dieſer ſchreckliche Mann ſagt!“

„Oho! dieſer ſchreckliche Mann, mein Schätzchen, bin ich, Dein Vater, Bernard Weiß, den Deine Mutter geſtern auf der Stelle erkannt hat. Heute in aller Frühe haben wir ſie verlaſſen. Sie ſchickt uns her, um Dich zu holen; wir gehen alle miteinander nach Paris.“

„Ich nicht! ich gehe nicht um alles in der Welt von hier weg .... und wenn auch der Mann mein Vater wäre .... was ich durchaus nicht glaube!“ rief Roſalba.

„Die Weiber ſind verrückt hier zu Lande . . . . wollen nicht nach Paris!“ ſagte Weiß ärgerlich: „von der Alten iſt das zu begreifen, aber von der Jungen! . . . . In Frankreich gibt kein hübſches Madel Ruhe bis es in Paris iſt.“

„Komm Du nur, weiß Röschen,“ ſagte Philipp traulich. „Der Vater will Dein Beſtes, will Dein Glück, kann's nicht leiden, daß Du Dein junges Leben als Pflegerin dieſer Blödſinnigen vertrauerſt. Die Mutter ſchickt uns ja . . . . geh' mit uns.“

„Keinen Schritt geh' ich mit Euch!“ verſetzte Roſalba in fieberhafter Erregung. „Verlaßt mich auf der Stelle . . . . oder ich öffne das Fenſter und rufe um Hülfe.“

„Was geht hier vor?“ fragte eine Stimme, die Roſalba's Herz mit unnennbarem Troſt überſtrömte.

Die Stiegentür war offen geblieben und Sintram eingetreten. Roſalba ſank auf einen Sitz, lautlos vor Erſchöpfung. In dem leeren Blick der Baurätin aber dämmerte etwas Freude auf und Philipp rief:

„Ha! der Herr Baron von Uglas! Nun begreife ich den Widerſtand! . . . . Du biſt zu ſpät gekommen, Vater . . . . Für diesmal müſſen wir ohne ſie abziehen.“

„Doch nicht ohne einen Zehrpfennig,“ ſetzte Weiß hinzu: die Reiſe koſtet Geld und ich habe ſie gemacht, um meine liebe Tochter zu ſehen, Herr Baron! Jetzt verleugnet mich die Undankbare.“

Sintram begriff von dem allen nur das Eine, daß dieſe Scene unendlich qualvoll für Roſalba ſei, denn ſie löſte ſich in Tränen auf — daß er dieſe Männer fortſchaffen müſſe und daß dies nur durch Geld zu bewerkſtelligen ſei.

„Hier iſt ein Goldſtück,“ ſagte er zu Weiß: „ich gebe es Ihnen unter der Bedingung, daß Sie dies Haus auf der Stelle verlaſſen und nicht wiederkommen. Sollte dies geſchehen, ſo würde die Polizei in Kenntnis geſetzt werden, daß Sie die Frau Baurätin und das Fräulein beläſtigen.“

Murrend nahm Weiß das Goldſtück und ging zur Tür.

„Und ich?“ fragte Philipp frech. „Mußte ich nicht meinen Vater zu meiner Schweſter begleiten und dadurch mein bischen Tagelohn einbüßen? Das werden Sie mir doch wohl erſetzen und mich nicht im Stich laſſen . .'. . da ich ja ſo etwas wie Ihr Schwager bin, Herr Baron, wenn auch nur von der linken Hand.“

„Philipp! . . . . Philipp!“ rief Roſalba verzweifelnd.

Sintram warf ihm ſchweigend mit tiefer Verachtung ein Goldſtück zu und wies auf die Tür. Philipp ging frech hinweg und ſagte zu Weiß, doch ſo, daß man es im Zimmer hörte:

„Für jetzt kommſt Du zu ſpät, Vater, aber warte nur ein paar Jahre und ſie folgt Dir mit dem größten Vergnügen.“

Roſalba hatte ſich neben der Baurätin auf die Kniee geworfen und legte den Kopf auf deren Schoß und die arme Frau durch die fremden Geſtalten, die lauten Stimmen, den ganzen Wirrwarr aus ihrer Apathie aufgerüttelt, wiederholte fort und fort: „Mein liebes Kind! mein armes Röschen;“ — ohne zu wiſſen, weshalb ſie Roſalba beklage und tröſte. Sintram aber, der keine Ahnung hatte, daß Roſalba nicht die Tochter der Baurätin ſei, war ganz betäubt von dem unerklärlichen Vorgang, ließ Roſalba ſich ausweinen und bat die Baurätin um Auskunft. Er ſei auf der Durchreiſe hier, wünſche zu wiſſen, wie es ihr in dem neuen Wohnort gefalle und freue ſich herzlich, daß er gerade recht gekommen ſei, um ſie von dieſen unverſchämten Bettlern zu erlöſen.“

„So!“ ſagte die Baurätin und ihr Auge nahm wieder den gewohnten Ausdruck ſtumpfer Gleichgültigkeit an.

Grenzenloſes Mitleid überfiel Sintram. Mit bewegter Stimme ſagte er ſanft:

„Roſalba, was geht hier vor? ich bitte, reden Sie! Alles was ich ſehe, was ich höre, kommt mir wie ein wüſtes Traumbild vor . . . . und doch iſt es eine traurige Wirklichkeit — denn Sie weinen.“

zu lieben" — ſagt der türkiſche Dichter Chiali Tſchelebi, entgegnete Gotthard. Das ſoll heißen: nennen Sie doch nicht unſre idealiſtiſche Richtung in der Liebe eine Thorheit. Dann rächen wir uns, nicht wahr Frau von Elsleben? und nennen Ihre realiſtiſche — gar nicht Liebe und Schwung der Seele, ſondern einen ſehr reſpektabeln Entſchluß des Willens grade den erwählten Gegenſtand einen geliebten zu nennen."

„Das muß ich mir gefallen laſſen, denn ich bin nicht im Stande mir ein Ideal zu bilden und zu ſuchen, das auf nichts und Niemand in der Welt ſeine Anwendung findet. Das iſt ja ſo zu ſagen ein Monſtrum."

„Wenn Du den Belvederiſchen Apoll und die Mediceiſche Venus ſtatt Ideale der Schönheit Monſtra nennen willſt — ſo geſtatten wir es," entgegnete Aurora.

„Die Götter wandeln nicht mehr zwiſchen uns! rief Cornelie, wir haben es nur mit Menſchen zu thun! Jede Individualität bedingt ihre eigene Liebe. Darum giebt es ſchwärmeriſche, eigenſüchtige, opferdurſtige, verehrende, beſchützende, und noch hunderttauſend Arten von Liebe, und Niemand darf von der Seinen behaupten ſie ſei die alleinzig wahre .... aber Jeder hat das Recht zu denken ſie ſei die wahre

Roſalba hatte ſich erhoben und ihre Tränen getrocknet, aber ihr zartes Antlitz war noch ganz verſtört von Schmerz, Abſchen und Aufregung und ihre Lippen bebten, als ſie erwiderte:

„O, wie ſollte ich nicht weinen, wenn mein Bruder die Wahrheit ſpricht und wenn jener ſchreckliche alte Mann mein Vater iſt.“

„Wie kämen Sie zu dieſem Bruder und dieſem Vater,“ verſetzte Sintram begütigend, „da Sie die Tochter der Baurätin Rot ſind?“

Sie verneinte traurig und teilte ihm darauf ihre Herkunft und den Zuſammenhang mit der Familie Rot mit, der tief genug gehe, um alle Welt zu veranlaſſen ſie für eine Tochter dieſer Familie zu halten. So lange ſie denken könne, habe man von ihrem Vater nie anders zu ihr geſprochen als von einem Verſtorbenen und ſie aufgefordert für ihn zu beten. Ob dieſer Mann nun ihr Vater ſei, könne ſie nicht entſcheiden.

„Aber was meint denn die Frau Baurätin?“ fragte Sintram geſpannt.

„Sie hat ihn früher nicht gekannt .... und dann hat ſich jetzt ihr Gedächtnis faſt ganz verloren. Manche Menſchen werden durch ſchmerzliche Gemütsbewegungen körperlich krank; bei ihr hingegen hat der Geiſt gelitten. Der Tod ihres Mannes, das Verfahren ihres Stiefſohnes, die bittere Täuſchung mit Sir Ralph Nelvil, ihre gänzliche Verarmung — das alles folgte Schlag auf Schlag.“

Sintram ließ ſich dieſe verſchiedenen Begebenheiten erzählen, vergaß alles, was ſie an Traurigkeit und Bitterkeit auch für Roſalba enthielten und fühlte nichts weiter, als das Glück ſie wiederzuſehen. Auch Roſalba empfand es; allein dieſer demütigende Auftritt war dermaßen zerſchmetternd für ihr Selbſtgefühl, daß ſie ſchließlich wieder in Tränen ausbrach und leiſe ſagte:

„Sie ſehen, wie die Kluft immer tiefer wird, die uns trennt. Glauben Sie an die Möglichkeit, eine Brücke bauen zu können? O, wenn Sie es nicht glauben, ſo ſprechen Sie es jetzt, in dieſem Augenblick aus, wo ich mich ſo vernichtet fühle, daß kein Schmerz mir weh tun kann.“

Sie hob die Hände ſo flehend zu ihm auf und ſah ihn ſo wehmütig bittend an, daß Sintram ein ganz anderer hätte ſein müſſen, um zu ſagen: Es iſt beſſer, wir ſcheiden. Dies ſchien ihm jedoch ganz unmöglich und mit der ganzen Lebhaftigkeit, die aus der Überzeugung hervorgeht, antwortete er:

„Das Glück meines Lebens hängt mit dem Glauben an dieſe Möglichkeit allzu feſt zuſammen, um ihn aufgeben zu können. Überdas ſehe ich nicht ein, daß ein Unterſchied in Ihrer Herkunft eingetreten wäre. Ihr wirklicher Vater war ein

Handwerker und Ihr Pflegvater war es auch. Dieſer arbeitete ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit in die Höhe, während jener herabkam. Das iſt ſehr ehrenvoll für den Einen und deſſen Nachkommen — und ſehr ſchmerzlich für die Kinder des Andern; allein Ihre Herkunft wird nicht dadurch verändert. Das, was man ebenbürtig nennt, waren Sie mir nie. Ich wußte es. Dennoch gründe ich mein Lebensglück auf Ihre Liebe. Daraus können Sie den Schluß ziehen, daß mir jener Umſtand ganz gleichgültig iſt. Ich liebe Sie, Roſalba! dieſe Roſalba wie ſie nun einmal iſt und mit allen Äußerlichkeiten von Geld und Gut, von Herkunft und Namen habe ich nichts zu ſchaffen."

„Da haben Sie ſehr unrecht, Herr Baron Uglas!" ſagte die eben eintretende Rosmary ruhig und feſt und mit einem ſo tiefen Ernſt in ihren dunkelblauen Augen, daß dieſe ganz ſchwarz erglänzten.

„O ſage das nicht!" rief Roſalba, die plötzlich wieder ihre aufgehende Freudenſonne verfinſtert ſah, eilte auf Rosmary zu und umarmte ſie zärtlich.

Es war ein überraſchendes Bild, dieſe jungen Mädchen, dieſe beiden Köpfe aneinander geſchmiegt und ſo ganz verſchieden: die liebliche reizende Schönheit und die ernſte, faſt tragiſche Schönheit. Sintram gab ſelbſtverſtändlich jener den Vorzug; aber intereſſant — das mußte er ſich doch geſtehen — intereſſant ſah dieſe Rosmary aus mit ihrer klaren blaſſen Geſichtsfarbe, ihrem tiefſchwarzen Haar und ihren wundervoll glänzenden, mächtigen Augen, deren Blau durch ſchwarze Wimpern und Brauen noch dunkler erſchien.

„Sehr unrecht!“ wiederholte Rosmary und umſchlang Roſalba ſo feſt, als wolle ſie dieſelbe nicht von ſich laſſen: „Denn das müſſen Sie ja einſehen: zu einer ehrenvollen, glücklichen Verbindung kommen Sie auf dieſem Wege nicht.“

„Nur eine ſolche iſt mein Ziel und mein Streben,“ verſetzte er lebhaft.

„Ich will es annehmen! aber eine Bürgſchaft, daß Sie Ihr Ziel erreichen werden, liegt nicht in einem Streben, welches alle Schranken bei Seite laſſen und nur der Leidenſchaft folgen will.“

„Es ſind ſchon ähnliche Ehebündniſſe geſchloſſen,“ ſagte Sintram ganz verwirrt durch ihren Ernſt.

„Auch das iſt möglich! Wollen Sie alſo meine Schweſter in dieſer Stunde und von dieſem Zimmer aus zum Altar führen, ſo werde ich das geſchehen laſſen, ohne mich zu freuen. Schieben Sie jedoch Ihren Ehebund in unbeſtimmte Zeit hinaus, ſo kann ich meine Schweſter nur beklagen und Sie . . . . nur verachten.“

„Wer gibt Ihnen das Recht, in dieſer Weiſe mit mir zu reden!“ rief Sintram aufgebracht, während Roſalba ganz außer ſich durch all' dieſe Gemütsbewegungen weinend ausrief:

„O, wie ſehr verkennſt Du ihn!“

Doch ohne Roſalba zu beachten, antwortete Rosmary mit großer Feſtigkeit:

„Die Verhältniſſe, Herr Baron. Sucht ein junger Herr Ihres Standes die Neigung eines armen und geringen Mädchens, einer Arbeiterin, hinter dem Rücken ſeiner Eltern zu gewinnen, ſo ſteht es wie Tauſend gegen Eins, daß es zwiſchen ihnen nicht zu einer Ehe kommt; — und weil die reichen, vornehmen Herren denken, man dürfe ein armes Mädchen kaufen, wie irgend eine andere hübſche Sache, — darum verachte ich ſie aus tiefſter Seele.“

„Das Recht beſtreite ich Ihnen nicht! nur ſollen Sie es nicht auf mich anwenden.“

„Ich wende es auf einen jeden ſo lange an, bis er mir den tatſächlichen Beweis gegeben hat, daß er anders denkt.“

„Ich werde ihn geben, denn vom erſten Augenblick an, als ich Fräulein Roſalba erblickte, ſtand es feſt in mir: Sie! nur ſie! keine andere!“

„Und was ſagen Ihre Eltern, Herr Baron?“

„Sie ſind zu gewinnen, ſobald meine ſtandhafte Treue ihnen die Bürgſchaft gibt, daß auf dieſer Liebe das Glück meines Lebens ruht.“

„Da irren Sie ſchon wieder, Herr Baron!“ erwiderte Rosmary immer gleich ruhig und ernſt. „Unſer Glück ruht auf der Erfüllung unſrer Pflicht, denn die verlangt der liebe Gott von uns und gegen ſeinen Willen können wir nicht auf Glück zählen.“

„Haben Sie eine Offenbarung, daß meine Ehe mit Ihrer Schweſter gegen den Willen Gottes ſei?“ fragte er ſpottend.

„Ich brauche keine beſondere Offenbarung, Herr Baron! ich betrachte die Sache, wie ſie klar vor mir und vor jedem unbefangenen Auge liegt und kann nicht glauben, daß eine Ehe, die Verſtörung, Zwieſpalt, Mißſtimmung in eine Familie bringt, in Übereinſtimmung mit dem Willen Gottes ſei. Bleiben Sie bei der Wahl einer Gattin in Ihrem Kreiſe und laſſen Sie meiner Schweſter ihren Frieden, ihren guten Namen und ihr reines Gewiſſen.“

„Es wäre unnütz, mit Ihnen zu ſtreiten,“ ſagte Sintram beleidigt, „da Sie entſchloſſen ſind, mir Miſſetaten zuzutrauen. Hoffentlich denkt Ihre Schweſter anders von mir“ . . . . —

„O ganz, ganz anders!“ fiel Roſalba ein „ich vertraue Ihnen von Grund meines Herzens.“

„So ſpricht die Liebe!“ rief Sintram triumphierend.

„Die Verblendung!“ ſagte Rosmary ſo unbeſchreiblich traurig, daß Roſalba wieder in Tränen klagte:

„Ach, warum willſt Du meine Zuverſicht töten?“

„Um Dich zu befreien!“ erwiderte Rosmary innig.

„Gegen Vorurteile bin ich wehrlos,“ ſagte Sintram kalt, „ſie können mich verwunden, aber nicht mich verändern. Meine Gefühle und mein Ziel bleiben wie ſie ſind . . . . und die Ihren, Roſalba?“ . . . . —

„Bleiben wie ſie ſind!“ rief ſie entſcheidend und freudig.

„Alſo auf Wiederſehen, Roſalba, und recht bald!“ ſetzte er mit dankbarem liebeſtrahlenden Blick hinzu, grüßte Rosmary und verließ das Zimmer. — —

„O Du Arme! Du Arme! Du doppelt und dreifach Arme!“ rief Rosmary in ſo ſchmerzlicher Bewegung, daß Roſalba ganz erſchüttert ſagte:

„Sei doch ruhig . . . . ich will Dir alles erzählen, was zwiſchen ihm und mir ſeit dem vorigen Spätſommer vorgefallen iſt. Daraus kannſt Du ſchließen, daß wir uns keinen Vorwurf zu machen haben . . . . denn daß wir uns lieben, iſt keine Sünde.“

„Erzähle!“ ſagte Rosmary tonlos und ſetzte plötzlich hinzu: „Warum haſt Du es nicht früher getan?“

„Weil er . . . der Baron es nicht wünſchte, damit ſeine Eltern nicht etwa die Sache zu früh erführen.“

„In einer ſo wichtigen Angelegenheit konnteſt Du ſchweigen auf das Geheiß des Barons?“ O weh! wie ſoll ich dann noch Vertrauen zu Deiner Aufrichtigkeit haben! Nun alſo erzähle!“

Es gab ja recht wenig zu erzählen, denn Roſalba hatte nur zweimal Sintram ohne Zeugen geſprochen; allein die Tatſache ſtand feſt, daß es zu einer Erklärung gekommen und daß es Sintrams Abſicht ſei, ſich mit Roſalba zu vermählen.

„Und was denkſt Du nun zu tun?“ fragte Rosmary, als Roſalba zu Ende war.

„Ich mache fleißig Blumen, damit wir leben können . . . . und warte,“ erwiderte Roſalba.

Dieſe unbefangene Antwort tröſtete etwas Rosmary. Eingedenk des Fürſten hatte ſie gefürchtet, Sintram könne Roſalba von ihr und der Mutter trennen wollen. Zwar dieſe arme Mutter in ihrer ſtumpfen Gedankenloſigkeit gewährte weder Schutz, noch Rat, noch Troſt; aber Roſalba war doch wenigſtens dort, wohin ſie gehörte und Rosmary ſah ein, daß es vorderhand nicht möglich ſei, ſie von Sintram abzulöſen.

Nachdem dieſer Sturm ſich etwas gelegt hatte, trat der Vorgang mit ihrem Bruder und ihrem Vater wieder in Roſalbas Gedächtnis und ſie teilte das volle Grauen, das ſie vor dieſem Wiederſehen und vor ſeinem Anſinnen empfunden, auch Rosmarys Seele mit.

„Schreibe ſogleich unſerm Mütterchen und frage ſie, ob es wirklich Dein unglücklicher Vater geweſen iſt," ſagte Rosmary, ſie wird es ja am beſten wiſſen und dem Philipp trau' ich nicht. Aber Vater oder nicht — er kann Dich nicht zwingen, mit ihm nach Paris zu gehen."

„Nein, lieber ſterben! dazu bin ich entſchloſſen. Ich kann Dir nicht den Abſcheu beſchreiben, der mich bei der Vorſtellung befiel, dieſem Mann in die weite Welt folgen zu ſollen."

„Vielleicht weil er Dich von Baron Uglas getrennt hätte?"

„Nein! ich gebe Dir mein Wort, daß ich in dem Augenblick gar nicht an ihn dachte!" rief Roſalba lebhaft.

Die kurze Mittagsſtunde verfloß nur zu ſchnell und Rosmary mußte wieder auf ihrem Platz ſein. Mit einem ſchweren Herzen voll Kummer und Sorge eilte ſie hinweg, aber ihre Seele ſtieg aus aller Trübſal zu Gott auf, der ja ihr und Roſalbas liebender, ſchützender und allmächtiger Vater ſei — und darin fand ſie ihre Ruhe. Roſalba blieb zurück, auch mit einem ſchweren und beklemmten Herzen; aber Sintrams Bild ſchwebte lichtend über all den Ängſten und nahm in ihrer Seele den Platz ein, der in Rosmarys Seele — Gott ausfüllte.

Als im Lauf des nachmittags wieder die Schelle an der Stiege erklang, kroch eiskalter Schauder über Roſalbas Herz und zaghaft öffnete ſie ein klein wenig die Zimmertür, um zu lauſchen wer draußen ſei.

„Ich bin es!“ ſagte Sintram. „ich konnte mich nicht zur Abreiſe entſchließen, bevor ich Sie noch einmal ſah und nochmals den Verſuch machte, Ihre zürnende Schweſter zu beſänftigen.“

Froh bewegt öffnete Roſalba das Gitter und Sintram war durchaus nicht durch die Kunde betrübt, daß Rosmary bei ihrer Arbeit außer dem Hauſe ſei. Er ſetzte ſich an den Arbeitstiſch, erzählte von den Feſten und Reiſeplänen, denen er entgegen gehe, und daß er ſeine Reiſen immer ſo einrichten werde, um Roſalba einige mal im Jahr zu ſehen, und daß er ihr ſchreiben werde, wenn ſie ihm antworten wolle, wenn auch nur ganz ſelten ein Wörtchen. Dann bewunderte er ihre Geſchicklichkeit, nahm die Scheere und verſuchte ſeinerſeits ein Blumenblatt zu ſchneiden, was ſelbſtverſtändlich mißlang. Dafür aber gelang es ihm, einige Kornblumen in Roſalbas blonde Locken zu legen — was ſie reizend kleidete. So verging die Zeit, bis er plötzlich ſich Gewalt antat, aufſprang und ſagte, er müſſe zum Schnellzug eilen, der ihn noch heute Abend nach Argenfels bringe. Ganz beſeligt blieb für ihn. Ich nenne Liebe: Kraft der Seele, entwickelnde, bildende, adelnde Kraft, die ſich am Vollkommnen wie am Unvollkommnen üben ſoll, wie wir es gemiſcht im Menſchen finden. Mein höchſt proſaiſches Ideal eines Mannes — das Ihr Beide gewiß nicht dafür gelten laßt — iſt: geſtützt auf ſeinen Arm getroſt durch Luſt und Leid des Lebens gehen zu können und wenn ich müde bin mit unermeßlichem Vertrauen mein Haupt an ſeine Bruſt lehnen zu dürfen."

„Immer ein Felſen zu ſein .... immer .... das iſt doch eine ſchwierige Aufgabe!" murmelte Gotthard.

„Ja, fuhr Cornelie fort, ein Fels, ſtark in der Geſinnung, feſt im Handeln, und immer grade in die Höhe. Dafür dulde ich Härte, Eigenſinn, alle Launen — dieſe Nadelſtiche der Häuslichkeit; — dafür habe ich Nachſicht mit wunderlichen Einfällen, mit ſchroffen Anſichten, mit ich weiß nicht was Alles für Gewohnheiten, die mir vielleicht ſehr läſtig — mehr! die mir ſchmerzlich ſein mögen; dafür begehre ich nicht die kleinen Aufmerkſamkeiten und Zärtlichkeiten, die doch gar lieblich ſind und oft mehr Freude machen als große Opfer."

„Das ſind ja wahrhaft antike Geſinnungen, gnädige Gräfin," ſagte Fürſt Gotthard.

„Geſinnungen, die doch eigentlich dem Leben Zau-

Roſalba, nachdem Sintram längſt verſchwunden war. Von dieſem jungen Mann, der jetzt zu vornehmen Verwandten, vom Schloß ſeiner Eltern zum Schloß ſeines Oheims reiſte, von ihm ſo geliebt und bewundert zu werden, daß ihn die Töchter von Fürſten und Grafen gleichgültig ließen, daß er nur den Augenblick erſehnte, wo er ſie auf ſein Schloß als Baronin Uglas führen könne: das gab eine Kette von Zauberbildern, über denen ihre Phantaſie wie ein trunkenes Bienchen über einem Blumenbeet ſchwebte. Sie bemerkte nicht die ſtille ſtumme Frau, die ihr gegenüber ſaß, nicht die Einſamkeit, die langen Stunden, die einförmige Arbeit: das alles war leichtes Gewölk, welches nur dazu diente, ſie einer ſeligen Zukunft entgegen zu tragen.

„Gott ſei gedankt, daß ich Dich in aller Ruhe finde, Röschen!“ ſagte Rosmary, als ſie abends heimkehrte, ich habe den ganzen Nachmittag in tötlicher Angſt zugebracht, Du könnteſt von einem dieſer ſchrecklichen Männer entführt werden, ſei es von Deinem Vater oder von Baron Uglas.“

„Wie kannſt Du ſie auf dieſelbe Stufe ſtellen!“ rief Roſalba empört.

„Warum nicht, Röschen? Beide ſtrecken Krallen nach Dir aus! — alles übrige iſt mir vollkommen gleichgültig.“

Roſalba fühlte ſich beleidigt und dachte bei ſich ſelbſt: welche verkehrte Anſicht! da iſt es beſſer zu ſchweigen . . . . und ſollte ſie das einen Mangel an Vertrauen nennen, ſo hat ſie ſelbſt ihn ſich zugezogen. Genug, Roſalba erwähnte nicht Sintrams Beſuch.

Verſchiedene Charaktere.

Aber Minettchen, bedenk' es doch!" ſagte der Baron friedlich wie immer mit einem „aber" beginnend, welches ihm vielleicht die ſüße Täuſchung bereitete, als ob er eine Meinung habe und ſie verteidige: „Du kannſt unmöglich verlangen, daß ſich der arme Junge in einen Backfiſch verliebe."

„Backfiſch! lieber Freund, ich weiß gar nicht, wie Du zu ſo gemeinen Ausdrücken kommſt!" verſetzte die Baronin und warf einen ſcharfen Blick von ihrer Näharbeit auf den behaglich rauchenden Gatten.

„Ich weiß es auch nicht, Minettchen! aber die halberwachſenen Mädchen, wie die Chriſtiane, nennt man hie und da Backfiſche — und daß Du von Sintram verlangſt" . . . . —

„Man kann von keinem Menſchen verlangen, daß er ſich verliebe!" unterbrach die Baronin, „die Verliebtheit iſt eine Jugendkrankheit, die ganz von ſelbſt, wie das Scharlachfieber zum Kinde, kommt.

Wird Sintram von dieſer Grippe befallen, — nun gut! ſo halte er ſie aus und überſtehe ſie. Was ich verlange iſt dieſes: er ſoll die Chriſtiane heiraten.“

„Er ſchreibt aber, ſie ſei ein kleiner garſtiger, langnaſiger Fratz, wild und unbändig, ſpringe über Tiſch und Bänke, wie ihr Bruder, mit dem ſie aufgewachſen iſt.“

„Lieber Freund! das alles iſt vollkommen gleichgültig! Nicht jetzt ſoll er den vierzehnjährigen Fratz oder Backfiſch — wie Du ſo gewählt Dich ausdrückſt — ſondern ſpäter die neunzehnjährige Chriſtiane von der Argen heiraten. Dabei bleibe ich. Dieſen Vorſchlag machte ich ihm; die Weiſung, ſich danach zu richten, gab ich ihm; die Mahnung daran wiederhole ich ihm in jedem meiner Briefe — und ich finde es unbeſchreiblich kindiſch, daß Sintram ſich fort und fort bei Chriſtianens großer Naſe aufhält. Übrigens ſpricht er in ſeinen letzten Briefen nur von England und es iſt zu erwarten, daß er allmählig an Vernunft und Einſicht reifer und in fünf Jahren — dieſen Termin habe ich ihm geſetzt — bereitwillig mit Chriſtiane ſich vermählen werde.“

„Aber Minettchen, weißt Du denn, ob die Chriſtiane Ja und Amen ſagen wird?“

„Lieber Freund, einen Uglas von Waldhaus ſchlägt man nicht aus, darauf verlaſſe Dich. Heutzutage, bei dem wahnwitzigen Luxus und den raſenden Anſprüchen an Komfort, ſind reiche Freier in unſerm Stande um ſo willkommener, als ſie ſelten ſind. Hat nicht die Emerenz einen ſchlichten Edelmann ohne Vermögen geheiratet, ſie, das bildſchöne Mädchen! und die Chriſtiane ſollte Sintram ausſchlagen! Dieſen Einfall finde ich ſtark.“

„Man kommt auf allerhand Gedanken, wenn man an die Zukunft eines Sohnes denkt, Minettchen.“

„Niemand tut das mehr als ich, lieber Freund! Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend denke ich an Sintram und an ſeine glückliche Zukunft. Im nächſten Frühling beginne ich den inneren Umbau des linken Flügels, deſſen große unbenutzte Reihe von Geſellſchaftsſälen mich ſchon immer gelangweilt hat. Die ganze Einteilung der Räumlichkeit muß verändert und eine große Stiege neu angelegt werden; dann gibt es aber auch eine ſehr behagliche und zugleich ſehr ſtattliche Wohnung, denn ich will nicht, daß die Chriſtiane meinen ſoll, ſie ſei von Schloß Argenfels in eine Hütte gekommen.“

„Eine ſchöne Hütte, Waldhaus! das muß ich geſtehen!“ beteuerte der Baron mit großer Zuverſicht, „ich wünſchte nur die Chriſtiane wäre ſchon darin. Ohne Sintram iſt's doch nur ein halbes Leben und ich meine, er ſei vor zehn Jahren abgereiſt, während es doch erſt“ — der Baron hielt inne und wollte bedachtſam an den Fingern zählen.

„Sechs Monate ſind es,“ ſagte die Baronin.

„Richtig!“ bekräftigte er nach gründlicher Zählung.

„Ich zähle jeden Tag und durchſtreiche ihn im Kalender, lieber Freund; allein es war notwendig, daß Sintram etwas in die weite Welt hinauskam; .... denn ſo ein junger Mann, der ohne eigentliche Beſchäftigung ganz müßig und bequem bei ſeinen Eltern lebt, verfällt auf allerhand Poſſen. Nach ſeiner Heimkehr habe ich die Abſicht, ihm das Departement der Forſten von Waldhaus zu übergeben. Das wird ihn intereſſieren und iſt der Sache förderlich — ſowohl den Forſten, als einer vernünftigen Heirat: die gleichmäßige Beſchäftigung des Alltaglebens führt ihn von ſelbſt zum Verlangen nach Familienleben und einem vielſeitigeren häuslichen Glück, als die Eltern ihm gewähren können.“

So ſprach die Baronin ruhig überlegend, und ſo hätte ſich auch alles geſtalten können, wenn nicht Sintrams Leidenſchaft für Roſalba einen ſchwarzen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Wäre es der Baronin möglich geweſen, über ihren Plan mit Chriſtiane von der Argen zu ſchweigen und dem Einfluß der Zeit, der Verhältniſſe und der Überlegung zu vertrauen, ſo hätte Sintram keine Veranlaſſung gehabt, in eine entſchiedene Oppoſition zu treten, welche das Feuer ſeiner Liebe entflammte, denn der aufreizende Widerſpruch hätte gefehlt. Doch ein ſolches Verfahren lag nicht im Charakter der Baronin. Seit einem Vierteljahrhundert übte ſie die Herrſchaft über Gemahl und Sohn, und man gehorchte ihr. Sie oktroyierte und man empfing — vorübergehende Revolten Sintrams abgerechnet — mit Dankbarkeit. Wie wäre es ihr je in den Sinn gekommen, daß ihr Sohn in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens nicht ihrer Weiſung folgen, ſogar ſie bei Seite ſetzen werde. Das erſchien ihr ganz widernatürlich, während Sintram ſeine knabenhafte Abhängigkeit von der Mutter unnatürlich fand und den feſten Entſchluß faßte, ſich zu emanzipieren und gerade in dieſem Punkt ſeinen Weg zu gehen und ſein Ziel im Auge zu behalten. Ohne heftige Stürme werde das freilich nicht möglich ſein; aber der Sturm ſei ihm lieber, als die langweilige kindiſche Exiſtenz, die er bisher geführt habe. Daß ſich in ſeiner Bruſt der lange und ſtarke Atemzug der Beharrlichkeit finde, der den Kampf gegen den Sturm nicht blos aufnimmt, ſondern überdauert: das ſetzte er voraus.

In den allgemeinen Verhältniſſen änderte ſich durchaus nichts. Rosmary und Roſalba führten ihr Tagewerk fort, das ihnen eine dürftige Exiſtenz gab, ohne Zerſtreuung, ohne Erholung; denn am Sonntag, wenn die Arbeit ruhte, bot ſich ihnen keine Abwechſelung, als nur die des Gottesdienſtes, höchſtens der Spaziergang einer halben Stunde, weil ſie nicht wagten, die Baurätin lange allein zu laſſen. Sie gingen auch nicht gern unter die Leute. In ihrer früheren geſchützten Lage war es ihnen mit nichten unlieb bemerkt und bewundert zu werden; jetzt beängſtigte es ſie nur. Rosmary hatte mit der ihr eigenen Entſchloſſenheit ihre kleine weibliche Eitelkeit zu dem Flitterkram der Vergangenheit gelegt — wie ſie es nannte; und Roſalba beſchränkte ihren Wunſch zu Gefallen auf jene roſigen Zukunftstage, wo Sintram nichts tun werde, als ſie bewundern und ſie lieben. So lebten ſie denn wie die Klausnerinnen, aber unglücklich nicht; denn die eine ruhte in Liebesträumen und die andere im Willen Gottes. Jene wurde getragen von den Wünſchen und Hoffnungen ihrer Einbildungskraft; dieſe von dem Glauben, daß eben dies Leben in ſeiner Dürre und Armut ihre von einer himmliſchen Weisheit angeordnete Beſtimmung ſei — und mit dieſem Glauben führte ſie den Kampf gegen die Aufwallungen ihrer ſtolzen Natur.

Sintram hatte zu ſchreiben verſprochen und er hielt Wort. Selten ſchrieb er, aber bogenlange Briefe. Gerade ſo wünſchte es Roſalba, denn auf dieſe Weiſe konnte die Sache vor Rosmary, die den ganzen Tag außer dem Hauſe war, leicht verborgen bleiben, und Roſalba war des tadelnden Mißfallens Rosmary's zu gewiß und fürchtete es zu ſehr, um nicht ängſtlich alles zu meiden, was verraten hätte, daß ihr Liebesverhältnis zu Sintram fortdauere. Rosmary mied ihrerſeits, davon zu ſprechen. War es eine Wunde, ſo wollte ſie dieſelbe nicht berühren — und war es ein fortdauernder Wahn, ſo wollte ſie ihn nicht durch Bekämpfung aufreizen.

Sie ſelbſt hatte, trotz aller Entſchloſſenheit des Charakters, ihre ſchweren inneren Kämpfe. Alles widerſtrebte ihrer Natur in ihrer gegenwärtigen Lage. Verwöhnt über die Maßen, mußte ſie ſich jetzt in jeder Beziehung und mit jedem Anſpruch auf das knapp Notwendige beſchränken und ſich mit dürftiger Kleidung, Koſt und Wohnung begnügen. Nach Luſt und Laune ſich beſchäftigend oder nicht, hatte ſie es freilich früher unterhaltender gefunden, Weißzeug als Tapiſſerie zu nähen; aber jetzt zu nähen, zwölf Stunden täglich, und dabei in einem engen Zimmer mit einem halben Dutzend Näherinnen feſtzuſitzen: das war nicht bloß für ihre Unabhängigkeitsgewohnheiten, ſondern auch für ihr phyſiſches Befinden eine wahre Folter. Aber ſie ſah, daß ſie dieſelbe aushalten müſſe, weil es ſich für ſie und die Mutter um das tägliche Brot handele; und ſo ſchwieg ſie und nähte fleißig, doch nicht ohne tauſendmal in aller Stille zu bedauern, daß ſie ſo wenig den Unterricht im Inſtitut benutzt habe. Hätte ſie mehr gelernt, ſo hätte ſich ihr doch vielleicht eine beſſere Stellung als die einer Arbeiterin eröffnet. Sie hatte nicht einmal den Troſt, daß die Mutter ſich einigermaßen zufrieden fühle und ihre Zufriedenheit äußere, denn die ſtumpfe Schwermut der Baurätin ſteigerte ſich mehr und mehr. Und von Roſalba Troſt zu verlangen, fiel ihr nicht ein, denn Roſalba war ja in die nämliche Lage verſetzt und war von jeher, vermöge ihres paſſiven Charakters, der energiſchen Rosmary nur gefolgt, nicht vorausgegangen und bedurfte zu ſehr einer Stütze um unterſtützen zu können. So war denn Rosmary ganz auf ſich ſelbſt angewieſen. Schweigend litt und ſchweigend kämpfte ſie und kein fremdes Auge konnte ſie durchſchauen, weil in ihrem äußern Weſen und Benehmen nichts zum Vorſchein kam, als ruhige Gelaſſenheit und eine gewiſſe Kälte, die jede Vertraulichkeit abwehrte.

Einmal hatte ſie eine große Freude. Der Kaplan Weiß kam und brachte einen ganzen Tag bei ihnen zu. Er war Pfarrverwalter einer weitentfernten Pfarrei geworden und wollte, bevor er dieſe Gegend verließ, ſeine Schweſter und ſeine Mutter beſuchen. Roſalba freute ſich mäßig; Alois war immer ſtreng — wie ſie meinte — für ſie geweſen; denn er hatte ſie ſtets getadelt wegen ihres Weltſinns und ihres Hanges zur Eitelder, Friſche und Grazie, das Glück des Verſtandenſeins und die Anmuth der Intimität rauben," ſprach Aurore.

„Geſinnungen, die ein Paar ſchwere trübe Tage nicht in Anſchlag bringen, wenn vom innerlichſten Glück die Rede iſt" — erwiderte Cornelie und verließ den Salon um in ihrem Zimmer an ihren Mann zu ſchreiben.

„Kennen Sie Graf Sambach?" fragte Fürſt Gotthard Aurora.

„Sehr wenig perſönlich — doch ziemlich genau aus den Briefen und Erzählungen meiner Schweſter; entgegnete ſie. Was aber urtheilen Sie über ihn?"

„Daß ich ihn in einem der Momente geſehen habe, welche die Gräfin ſo eben „Laune und wunderliche Einfälle" zu nennen für gut fand und die ſie nicht in Anſchlag bringt — obgleich dieſelben nicht ein Paar Tage, ſondern ein Paar Monate dauerten. Indeſſen hat über ein ſolches Verhältniß kein Dritter ein Urtheil. Die Gräfin iſt zu ehrlich um eine Liebe für ihren Gemal zu affectiren: ſie liebte ihn damals — ſie liebt ihn jezt, und Gott erhalte ſie dabei."

Aurore ſah ihn mit fragendem Erſtaunen an.

„Ein alter Junggeſell wie ich, ſetzte er beruhigend hinzu, betrachtet die unvermeidlichen Vorkommniſſe der Häuslichkeit und Ehe zu ſchwierig — ſonſt wär keit; und das liebte ſie nicht. Auch Rosmary hatte er, wenn es ſich ſo machte, gewarnt oder getadelt; doch dieſe war anders beſchaffen.

„Verdiene ich den Tadel," ſagte ſie, „ſo iſt er mir recht, denn ich weiß, daß ich gar viele Fehler habe und will mich beſſern. Glaube ich ihn nicht zu verdienen, ſo iſt er mir gleichgültig . . . . und das kommt leider! recht oft vor," ſetzte ſie lachend hinzu.

So hatte ſie früher geſprochen. Seitdem waren drei Jahre verfloſſen, in denen Alois ſie nicht geſehen hatte und er war nicht wenig erſtaunt, ſie ſo entwickelt im Guten, ſo gereift zu finden. Mit wehmütiger Teilnahme betrachtete er ſie in ihrer Armut, lebend von ihrer Hände Arbeit, wie ſeine Schweſter, welche aber durch ihre Geburt auf dieſe Lage angewieſen war; — und er dachte zurück an jene Zeit, wo der Vater es für ein ungeheures Glück gehalten habe, daß die Mutter in das Haus des Baurats komme. Wo war jetzt das Glück dieſes Hauſes? ſpurlos war es verſchwunden mit demjenigen, welcher gewähnt hatte, es auf Geld und Gut zu gründen und welcher, immer heftiger nach Geld und Gut ſtrebend, endlich ſelbſt den Untergang des Glücks herbeiführte. Nichts war übrig geblieben, als eine Ruine: der verlorne Sohn und die gemütskranke Frau, die hülflos in jeder Beziehung Rosmary's Lage erſchwerte.

Doch auch von ihm verlangte Rosmary weder Mitleid noch Bedauern, nur Kräftigung.

„Sie müſſen für mich beten,“ ſagte ſie, „und mein Herz alle Tage in der heiligen Meſſe Gott aufopfern, damit mein Glaube, meine Hoffnung und meine Liebe, die ich auf Gott allein richten möchte, in ihm verbleiben.“

„Gern,“ verſetzte Alois, „aber Sie ſelbſt müſſen dies Opfer rückhaltlos täglich erneuern.“

„Das verſteht ſich!“ rief ſie lebhaft, „jeden Morgen geht mein Weg zur Arbeit durch die Kirche, wo die Meſſe geleſen wird, denn es heißt: Bete und arbeite! und zuweilen iſt dann mein Verlangen, mich ganz für Gott zu opfern, ſo groß, daß ich meine: ſollte ich je frei genug ſein, um über meine Zukunft zu verfügen, ſo ginge ich in ein Kloſter.“

„Ein furchtbarer Gedanke!“ warf Roſalba ein: „Du mußt ihn ihr ausreden, Alois.“

„Der läßt ſich weder ein- noch ausreden,“ entgegnete Alois ernſt: „wäre das der Fall, ſo wäre es allerdings ein furchtbarer Gedanke. Allein es iſt Gott, der ihn ſchickt oder nimmt, wie es eben für das Heil der Seele am zuträglichſten iſt — und darin liegt nichts Furchtbares.“

„Und jetzt kommt der Nachſatz,“ ſagte Rosmary lächelnd: „zuweilen habe ich einen entſchiedenen Widerwillen nicht nur gegen das Kloſter, ſondern überhaupt gegen alles, was Opfer iſt;

dann überfällt mich namenloſe Angſt, es könne dieſe Stimmung die Oberhand gewinnen — und eben dagegen, Herr Kaplan, ſuche ich Ihre Gebetshilfe."

„Wähnen Sie etwa, daß Sie allein auf Erden den Kampf zwiſchen der Natur und der Gnade auszufechten haben?" fragte er. „Wer Gott dienen will, muß ihn beſtehen, in jedem Stande! denn welchen Stand man auch erwähle — auf Entſagung, auf Selbſtverleugnung, alſo auf Opfer, muß man immer gefaßt ſein. Sie bilden das Fundament unſers Glücks" . . . . —

„Nein, o nein!" rief Roſalba heftig.

„Doch!" verſetzte er ruhig: „nicht des geträumten, aber des wahren Glücks."

„Die Anſicht mag für den Prieſter richtig ſein, Alois, allein für uns Weltkinder iſt ſie zu hart."

„Die Weltkinder wollen ſtets auf Roſen wandeln und verſuchen nur allzu oft einen ſolchen Weg zu betreten. Doch die Roſen welken und entblättern ſich und nun müſſen ſie ihren Weg auf den kahlen harten Dornen fortſetzen. Wer hingegen auf Entſagung ſich einrichtet, der beginnt freilich auch mit Dornen, aber allmählig findet er lauter Roſen."

„So will ich's halten!" rief Rosmary feurig. „Sie haben dazu in Ihren gegenwärtigen

Verhältniſſen die allerbeſte Gelegenheit,“ erwiderte Alois beruhigend: „und merken Sie ſich das Eine: es iſt leicht, ſich zu exaltieren; das tut die Natur ſehr gern, ſpiegelt uns ſehr gern vor, wir wären zu Ungewöhnlichem berufen. Es iſt aber nicht leicht, hoch zu fliegen und im Hochflug zu beharren. Den gibt die Gnade.“

„Biſt Du denn jetzt im Stande das Mütterchen zu Dir zu nehmen, Alois?“ warf plötzlich Roſalba ein, um dies Geſpräch zu unterbrechen. Ihr ſchien, als ſei jedes ſeiner Worte gegen ſie gerichtet.

„Noch nicht; denn ich habe noch keine eigene Haushaltung. Ich komme in das Haus eines ſehr alten, kränklichen Pfarrers, der über vierzig Jahre in ſeiner Gemeinde lebte und in ihr zu ſterben wünſcht. Wenn ich Pfarrer bin läßt ſich die Mutter, will's Gott! bei mir nieder. Ich habe ſie jetzt ſo wohl gefunden, ſo ruhig ihre Obliegenheiten beſorgend und bedenkend, daß ich glaube ſie ſind ihr noch keine Laſt. Doch Philipp's Verſchwinden betrübt ſie ſehr. Seitdem er vor ſechs Monaten mit dem Vater fortging und beide Dir ihren traurigen Beſuch machten, hat Philipp der Mutter keine Nachricht gegeben. Sie ſagte, ſein Sinn habe ſchon längſt nach Paris ſich gerichtet, weil er dort mehr verdienen und mehr Vergnügen haben könne. Und was ſind dieſe Vergnügen, großer Gott . . . . das Verderben an

Leib und Seele. Und daß er mit dem unglücklichen Vater fortging, iſt ja das Allerbitterſte. In welche Geſellſchaft wird er geraten!"

„Könnte Anton nichts tun, um ihn ausfindig zu machen?" fragte Rosmary: „es iſt doch gar zu traurig, ihn in dem Paris ſeinem Schickſal zu überlaſſen."

„Er iſt vielleicht gar nicht in Paris, ſondern in der Schweiz, in Belgien, gar in England, wo die Arbeiter jetzt hohe Forderungen ſtellen," verſetzte Alois.

„Wenn er nur nicht hierher kommt! rief Roſalba: „laßt ihn doch, wo er auch ſei! Er iſt geſchickt und es wird ihm nie ſein Brot fehlen."

„Du ſprichſt wie der Anton," ſagte Alois traurig: „aber die Mutter und ich wir meinen, daß der Menſch nicht von Brot allein lebe."

„Wie viel Seelen mögen durch den Mangel umkommen und wir denken nicht daran!" ſagte Rosmary, auf die Trauer des Kaplans eingehend.

Er wurde gewahr, daß Rosmary ſehr bildungsfähig ſei, daß es ihr weder an Verſtändnis noch Gelehrigkeit fehle, und daß ſie mit einigem Unterricht und mit Anleitung zum Leſen paſſender Bücher wohl ſo weit kommen könne, um eine andere Stellung einzunehmen. Allein er ſah zu gleicher Zeit, daß ihr Platz jetzt bei ihrer Mutter ſei und daß ſie ihren Tagelohn um keine Stunde verkürzen dürfe, weil es ſich um den Unterhalt des Lebens handele und ſo mußte er Fragen meiden, die in Rosmary den Wunſch nach Lektüre angeregt hätten, um ſo mehr als ſie zufällig geäußert hatte, ſie ſei am Abend ſo müde, daß ſie faſt über dem Nachtgebet einſchlafe. Roſalba ſchien ihm wenig entwickelt und gering begabt. Ihre beſte Eigenſchaft mochte ihre große Arbeitſamkeit, dies Erbteil ihrer Mutter ſein. In dieſem Punkt war ſie unübertrefflich. Als Rosmary dieſen unermüdlichen Fleiß lobte, ſagte Alois:

„Arbeite Dich nur nicht zu Tode, Röschen, und fehlt Dir einmal etwas, worin Dein Bruder Dir helfen kann, ſo denke an ihn.“

„Ach,“ erwiderte Roſalba lächelnd, „Du haſt uns vorhin geſagt, wie hoch Dein Gehalt ſich beläuft. Ich denke, Du wirſt Dich genug einſchränken müſſen, wenn Du damit auskommen willſt.“

„Und hätten Sie alles Gold von Kalifornien, Herr Kaplan!“ rief Rosmary mit Zornesblitzen im Auge, „wir würden nichts von Ihnen nehmen.“

„Das wäre nicht verſtändig von meiner Schweſter.“

„Täte ſie es, ſo würde ſie ſich auf der Stelle von mir trennen müſſen, denn unſer gemeinſchaftliches Leben läßt keine Unterſtützung zu, weil ich lieber von Waſſer und Brot leben, als ſie annehmen will!“

Rosmary ſprach ſo heftig erregt, daß der Kaplan ganz erſchreckt ſagte:

„Ums Himmelswillen, beruhigen Sie ſich! ich habe weder Sie noch meine Schweſter beleidigt, ſondern einfach brüderlich wie ein armes Kaplänchen zu ihr geſprochen. Ich begreife nicht, weshalb Sie darüber außer ſich geraten."

„Das können Sie freilich nicht begreifen!" entgegnete Rosmary beſänftigt und fuhr mit der Hand über die Augen, die nun wieder ihren gewöhnlichen, tiefernſten Ausdruck annahmen: „Vergeben Sie meine aufbrauſende Heftigkeit und verſprechen Sie mir nie wieder von Unterſtützung durch Geld mit uns zu reden; — durch guten Rat und Belehrung deſto mehr. Die tut uns Not und wir werden ſie immer dankbar empfangen." — —

Die Zeit war dem Kaplan karg zugemeſſen; er mußte fort. Rosmary ſagte ſchmerzlich:

„O wenn Sie doch in unſrer Nähe blieben! da hinten in ihren Bergen ſind Sie uns ſo fern und wir ſind ſo einſam."

„Das Gebet vereinigt uns . . . . und uns mit Gott," erwiderte Alois bewegt.

„O!" rief ſie, „wie iſt das wohltuend, Jemand zu hören, der uns immer auf Gott hinweiſt! Der Prediger und der Beichtvater tun es zwar auch und ſind die Wegweiſer, denen ich auch zu folgen ſuche. Aber es iſt ſo ſchön, wenn mitten im täglichen Leben ſolch ein gutes Wort geſprochen wird."

„Adieu, Alois, komm' bald wieder!" ſagte Roſalba in einem Tone, als ob ihr Bruder am andern Ende der Straße wohne.

Wie wird die Zukunft dieſer beiden ſo verſchiedenartigen Weſen ſich geſtalten? Werden beide im richtigen Geleiſe bleiben? Wird die eine nicht zu viel von ſich verlangen und mit der Zeit ermüden? Wird die andere nicht zu wenig von ſich verlangen und dadurch erſchlaffen? Mit dieſen Fragen beſchäftigte ſich der Kaplan noch lange und niemand konnte ſie ihm beantworten, als — die Zeit.

Ein Weihnachtsgeſchenk.

Es war im Dezember, gegen Abend. Es regnete, es ſchneite, es ſtürmte. Roſalba ſaß bei der Lampe zwiſchen ihren Blumen wie in einem Frühlingsgarten und arbeitete fleißig, denn der Winter brachte Bälle und Feſte, und der Kopfputz der Damen verlangte künſtlichen Blumenſchmuck. Die Baurätin ſaß auf dem Sofa, die Hände im Schoß, und nur zuweilen verriet ein tiefer Seufzer ihre Anweſenheit. Die Windſtöße ſchlugen die eiſigen Regenſtröme praſſelnd gegen die Fenſterſcheiben und hatten ſie ſich heulend zurückgezogen, ſo trat eine vorübergehende Stille ein, die in dem warmen, hellen Zimmer in einer gewiſſen gemütlichen Weiſe durch das Tiktak der Wanduhr und durch das kniſternde Feuer im Ofen unterbrochen wurde.

Auf dem Tiſch zwiſchen den Blumen lag Sintrams letzter Brief und obſchon Roſalba ihn faſt auswendig wußte, ſo warf ſie doch hie und da einen ſeligen Blick in die eng und fein beſchriebenen Blätter. Daß zum Weihnachtsfeſt ein anderer Brief kommen werde, darauf rechnete ſie mit großer Beſtimmtheit und es ſchien ihre Erwartung ſolle in Erfüllung gehen, denn die Schelle erklang. Der Briefträger! jubelte ihr Herz. Sie nahm die Lampe und eilte hinaus. Doch welche entzückende Überraſchung! nicht der Briefträger, ſondern der Briefſchreiber ſtand hinter dem Gitter. Er kam aus England zurück und begrüßte ſeine geliebte Braut bevor er nach Waldhaus ging.

Roſalba's Freude über den Beſuch war geſtört durch den Gedanken an Rosmary. Sollte ſie Sintram bitten ſie zu verlaſſen bevor Rosmary heimkehrte, oder ſollte er ruhig da bleiben bis ſie kam. In dieſer Ungewißheit vergingen die Stunden. Rosmary kam nicht. Sintram aber nahm ſich endlich zuſammen, ſtand auf und ſagte, es werde ſpät, er müſſe jetzt gehen, aber morgen Vormittag komme er wieder und Roſalba möge ihm die Freude machen, eine ganz kleine, ganz geringe Weihnachtsgabe anzunehm. Roſalba ſagte nicht ja, nicht nein; ſie wollte durchaus kein koſtbares Geſchenk annehmen; wenn es aber in der That gering war? — —

Sintram hatte inzwiſchen einen kleinen leichten Karton vom Vorplatz hereingeholt und aus demſelben ein Hütchen genommen. Das war denn freilich etwas ſehr Kleines: ein Band, eine Feder, er ja eben nicht Junggeſell, und in die Anſprüche und Eigenthümlichkeiten der Damen weiß er ſich nicht zurechtzufinden. Alſo ſein Sie verſichert, gnädige Frau, daß die Gräfin Sambach Recht hat ihren Gemal zu lieben und daß ich Unrecht habe mich darüber zu wundern.“ —

Wochen waren vergangen, und der Hofmarſchall und Cornelie am Ende ihrer Kur in Ems. Sie wollten nun vierzehn Tage an und auf dem Rhein zubringen bevor ſie nach Schlangenbad zur Nachkur gingen. — In denſelben Tagen ſollte auch Leonor nach Paris abreiſen und Cornelie hatte ihm einen Empfehlungsbrief an ihre dort verheirathete Couſine verſprochen.

„Ich würde in Ihrer Stelle, ſagte Gotthard am Vorabend der Abreiſe zu Cornelien, nicht den Doktor Brand protegiren. Ich habe mich nicht ſehr um ihn bekümmert — aber er macht mir den Effect eines wüthenden Liberalen: was ſoll der bei Ihrer Couſine?“

„So viel deutſches Geſindel und ſo viel geſcheute Taugenichtſe, die ſich mit Deutſchland überworfen haben gehen nach Paris und bilden dort eine deutſche Geſellſchaft von ſo ſchlechten Elementen, daß ich verſuchen will meinem jungen Landsmann Zutritt in einem guten deutſchen Hauſe zu verſchaffen.

eine Spitze — ein Nichts! aber ein ſo reizendes Nichts, daß Roſalba nicht umhin konnte, es beifällig anzulächeln — und als Sintram ihr das Hütchen aufſetzte und ſie vor den Spiegel führte — ihr liebliches Spiegelbild noch beifälliger anzulächeln. Es war unmöglich, eine ſo unbedeutende Gabe zu verſchmähen und ganz beſeligt durch dieſen Erfolg eilte Sintram von dannen. Roſalba blieb vor dem Spiegel ſtehen, ganz in Bewunderung verſunken und aus derſelben in Vorſtellungen übergehend, wie ſie dereinſt als Baronin Uglas im Reich der Mode den Ton angeben, all' ihre Sachen aus Paris kommen laſſen, vielleicht ſelbſt neue Erfindungen machen werde. Dabei rückte ſie das Hütchen ſo und ſo und wieder anders und wendete den Kopf nach rechts und links, wie eine Taube, die ihre Federn putzt — und ſtürzte urplötzlich in ſtarren Schreck, denn ſie gewahrte im Spiegel, daß Rosmary in der Tür ſtehe.

Da ſtand ſie, triefend von Regen, todmüde von der angeſtrengten Arbeit, durchfroren von dem Sturm, der ihr die eiſigen Tropfen in's Geſicht gepeitſcht und ihren Schirm zerbrochen hatte. Sie führte einen Schlüſſel zur Treppentür bei ſich und da, möglicherweiſe, die Mutter ſchon ſchlief, hatte ſie leiſe aufgeſchloſſen, war noch leiſer in's Zimmer getreten und erfaßte ſogleich mit ſcharfem Blick den Thatbeſtand: ein Weihnachtsgeſchenk von Baron Uglas; Roſalba ſtrahlend, der Brief auf dem

Tiſch, der leere Karton! — — Wie ein Dolchſtich ging es ihr durchs Herz. Sie hatte ſich vorgenommen in der Weihnachtszeit täglich zwei Stunden länger zu arbeiten weil dieſe beſonders bezahlt wurden, und für den kleinen Nebenverdienſt ein kleines Chriſtgeſchenk für Roſalba zu kaufen — und jetzt hatte Roſalba ein anderes erhalten und angenommen!!

Roſalba hatte ſchweigend in höchſter Verwirrung den Hut abgenommen, als Rosmary auf ſie zuging, indem ſie gelaſſen ſagte:

„Ein Geſchenk von Baron Uglas, nicht wahr? . . . . Laß mich das niedliche Hütchen ſehen! es ſteht Dir allerliebſt.“

Roſalba reichte es ihr und mit einem Griff war die Feder dreifach geknickt, die Spitze über der Lampe in Rauch aufgegangen und das Band unter Rosmary's Füßen. Roſalba ſtieß einen hellen Schrei aus, dem ein Tränenſtrom folgte.

„Weine nicht, liebes Röschen,“ ſagte Rosmary mitleidig, „ich gebe Dir einen andern Hut, den Du mit Ehren tragen kannſt.“

„Ich will nichts von Dir! höre aber auf mich zu kränken! rief Roſalba außer ſich: „ich wiederhole Dir, daß ich die Braut des Baron Uglas bin.“

„Sei dem ſo! aber niemand weiß es, das iſt gewiß. Hingegen kennt man Dich als eine arme Arbeiterin. Nimmſt Du Geſchenke von einem vornehmen Herrn an, ſo iſt Dein guter Name ruiniert.“

„Das geht denn doch nicht ſo ſchnell!“ rief Roſalba zürnend, „und mein gutes Gewiſſen würde mich darüber tröſten.“

„Sehr mit Unrecht, Röschen! Geſchenke ſetzen Vertraulichkeit voraus . . . . und die führt zum Böſen.“

„Wenn ich Dir doch ſage, daß ich die Braut des Baron Uglas bin!“ beteuerte Roſalba.

„Darauf haben ſich ſchon Tauſende berufen und nie iſt aus einem ſolchen Brautſtand ein Eheſtand geworden,“ verſetzte Rosmary kaltblütig.

Roſalba ſchwieg und weinte, und begann Rosmarys’ Aufſicht unerträglich zu finden. — —

Sintram wurde in Waldhaus freudigſt empfangen. Der Vater war vollkommen mit ihm zufrieden. Die Mutter fand ihn ernſter, gereifter. Bevor ſie mit irgend einem Wunſch für ſeine Zukunft hervortreten konnte, ſprach er lebhaft und dringend den ſeinen aus, mindeſtens ein Jahr auf einer landwirtſchaftlichen Akademie zu ſtudieren, um die Agronomie praktiſch und theoretiſch kennen zu lernen. Dieſer Wunſch entzückte die Baronin; ſie ahnte nicht, daß er aus dem Verlangen hervorging, nicht allzuſelten einen Ausflug nach Roſalba machen zu können, was mit einer größeren Reiſe oder mit dem feſten Aufenthalt in Waldhaus nicht zu verbinden geweſen wäre. Vorderhand blieb er den Winter dort, ging mit ſeinem Vater auf die Jagd, ſpielte mit ihm Piquet und Sechsundſechzig, beſorgte die Geſchäfte, die ſeine Mutter ihm auftrug und ſchrieb endloſe Briefe an Roſalba, die er ſtets ganz vorſichtig ſelbſt zur Poſt brachte.

„O die gute Erziehung!“ ſagte die Baronin höchſt ſelbſtzufrieden zu ihrem Gatten: „die trägt ihre ſchönſten Früchte gerade in der Lebensepoche, in der ſich Sintram jetzt befindet. Wie manche junge Leute ſeines Alters machen ihren Eltern die ſchwerſten Sorgen durch Verſchwendung, Sittenloſigkeit, Schulden, Liebſchaften . . . . durch Unbotmäßigkeit jeder Art. Von dem allen iſt keine Spur bei Sintram. Er wäre perfekt, wenn er nicht wie taub wäre für jedes Wort, ja für jede Anſpielung auf Chriſtiane von der Argen.“

„Ja, Minettchen, das iſt ganz natürlich!“ erwiderte der Baron: „auch der gefügigſte Menſch will in irgend einem Punkt ſeinen freien Willen haben und Sintram, das iſt klar, hat keine Luſt, Chriſtiane zu heiraten.“

„Wie? was? keine Luſt? . . . . Hat er es Dir anvertraut?“ rief ſie heftig.

„Nein, Minettchen! nein! nichts hat er mir anvertraut! . . . . ich meinte das nur ſo,“ entgegnete er beſänftigend.

„Das darf durchaus nicht in ihm aufkommen! dem muß man in jeder Weiſe entgegentreten! auch

Du, lieber Freund, mußt dazu mitwirken, verſteht ſich in paſſender Weiſe. O könnte ich es möglich machen, daß ihm bei jedem Schritt und jedem Blick der Name Chriſtiane wie ein unausweichliches Schickſal entgegen trete, dem man ſich zu unterwerfen hat.“

„Ja, Minettchen, wie Du das anfangen willſt — das geht über meinen Verſtand hinaus,“ ſagte er verblüfft.

„Leider auch über den meinen!“ rief ſie unmutig. „Wären wir nur zwei Jahre weiter, ſo würde Chriſtiane zu einem ſehr hübſchen Mädchen erwachſen ſein und ihm ſehr gefallen.“

„Woher weißt Du das, Minettchen?“

„Es iſt der Welt Lauf!“ verſetzte ſie ärgerlich: „junge Leute finden Gefallen an einander und paſſen dann die Familienverhältniſſe, Stand, Vermögen, Lebensſtellung und Gewohnheiten, ſo gibt das exzellente Ehen.“

„Aber Minettchen, die jungen Leute müſſen ſich doch finden.“

„Eben deshalb, lieber Freund, muß man nachhelfen.“

„Ich weiß nicht warum . . . . allein ich bin gar nicht ſo auf die kleine Chriſtiane erpicht.“

„Dir wäre vermutlich eine hübſche Gänſehirtin eine vollkommene Schwiegertochter!“ ſagte ſie erbittert über die unumwundene Erklärung.

„Das iſt eine Beleidigung meines guten Geſchmacks, Minettchen!“ erwiderte er ſanftmütig: „Ich wünſche nur, daß Sintram nach ſeiner Neigung eine Frau wählen möge.“

„Und ich bleibe bei der Anſicht, daß man junge Leute, die im Gehorſam aufgewachſen ſind, in ihren Neigungen lenken könne. Mein Troſt iſt der, daß die Chriſtiane, wegen ihrer großen Jugend, uns von keinem andern Freier weggeſchnappt werden kann.“

Mit ſeinem Sohn beſprach der Baron niemals dieſen Gegenſtand. Gönnte er auch von ganzem Herzen dem guten Sintram eine freie Wahl, ſo war doch ſein Reſpekt vor Minettchens Willen viel zu groß um ihn in eine Oppoſition zu verſetzen, die einen ſchärferen Ausdruck gehabt hätte, als ſein friedfertiges „Aber“. Sintram mochte ahnen, daß es ihm nicht allzu ſchwer ſein würde den Vater für ſeine Wünſche zu gewinnen; daß aber dieſer des Kampfes unfähige Bundesgenoſſe ihm, der Mutter gegenüber, mehr ſchaden als nützen werde — das wußte er gewiß und deshalb zog er den Vater auch nicht in ſein Geheimnis und ſeine Pläne hinein. Sie waren überdas noch nicht reif, dieſe Pläne, die ſich darauf richteten, eine unabhängige Stellung zu gewinnen. War ihm das gelungen: ſo ſtand der Vorſatz feſt in ihm, ſeiner Liebe für Roſalba einen würdigen Abſchluß durch die Ehe zu geben.

Der gute Baron wollte finden, daß auf ſein vergnügtes „Reminiscère, putz' die Gewehre“ — heuer das „Palmarum, tralarum“ ungewöhnlich früh folge. Die Baronin bewies ihm mit dem Kalender in der Hand, das ſei abſolut unmöglich: vier Wochen lägen dazwiſchen und kein Tag mehr noch minder, jahraus, jahrein.

„Ja ja!“ ſagte er: „ich widerſpreche nicht dem Kalender, das wäre ſchismatiſch oder gar häretiſch. Weil aber Sintram gleich nach Oſtern fortgeht, ſo kommt mir das Fortziehen der Schnepfe auf Palmſonntag zu früh vor. Ich begreife gar nicht was der gute Junge in dem Hohenheim extra zu ſtudieren hat. Alles was er für Waldhaus nötig hat, kann er auch in Waldhaus lernen .... und dann bliebe er hübſch bei ſeinen Eltern.“

„Mein lieber Freund, man muß ſeinem Kinde jedes Opfer zu bringen wiſſen, ſobald dasſelbe einen vernünftigen Grund hat. Ich kann Sintrams Neigung zu einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Landwirtſchaft nur billigen, denn ſie iſt ein Zeichen, daß er ein denkender Menſch iſt, der die Landwirtſchaft nicht blos als eine Veranſtaltung betrachtet, welche ihm den Geldbeutel füllt. Später wird dann durch die Praxis die Erfahrung hinzukommen und das Übergewicht der Theorie mäßigen. Ich danke Gott, daß Sintrams Erziehung ihm dieſes Streben nach ernſten Studien gab. Vor ein paar Jahren fürchtete ich, er könne in eine gewiſſe affröſe ſchöngeiſtige Richtung geraten, die aber vielleicht nur mit ſeiner unreifen Jugend zuſammenhing und ein überwundener Standpunkt iſt.“

Die gute Baronin ahnte nicht, daß jene unbeſtimmte Richtung der Phantaſie und des Gefühls ein Ziel für ihre Huldigung fand, als die Schönheit, verkörpert in Roſalba, ihr entgegentrat — und daß das rationelle Streben, das ſie ſo ſtolz ihrer Erziehung zuſchrieb, ſeinen Grund in dem Verlangen hatte, zum ſichern Beſitz dieſer Schönheit zu kommen.

◆

Der Schutzengel.

Das Haus, in welchem die Baurätin Rot den vierten Stock bewohnte, gehörte einem Drechsler, der ſtill und friedlich ſein Geſchäft betrieb und in zufriedener Ehe mit ſeiner braven Frau lebte. Die Kinder waren ſämtlich, wenn auch nur im beſcheidenen Maß, verſorgt und die Enkel brachten ihre Sonntagsfreude in das ſtille Haus. Denn darauf hielt das würdige Paar: Anſtand und Stille mußten in dem Hauſe herrſchen und nur ſolche Bewohner, welche ſich dieſer guten Eigenſchaften befleißigten, durften darauf rechnen, länger als ſechs Monate unter dem Dach des Herrn Dühr zu weilen. Wer ſie beſaß ſtand bei ihm hoch in Gnaden und da in dieſer Beziehung die Baurätin mit ihren Töchtern muſtergültig war, ſo hatte ſie ſich einer beſondern Gunſt zu erfreuen und kleine Aufmerkſamkeiten, die jedoch nie zudringlich waren, bewieſen es. Geſchwätz, Klatſcherei oder gar Zank kamen trotz der Enge und Nähe gar nicht vor und Herr Dühr ſagte zuweilen ganz beglückt:

„Wer bei mir wohnt, will Frieden haben mit ſeinen Nachbarn und da iſt er denn zu mir, als an den rechten Hausherrn gekommen.“

Rosmary war der entſchiedene Liebling von Herr und Frau Dühr. Ihre Ordnung, ihre Pünktlichkeit, ihr Fleiß, ihre Frömmigkeit, ihre Einfachheit ſprachen die guten Leute ungemein an, denn es waren ſo recht die Tugenden ihres Standes. Auch daß Rosmary wortkarg und ernſt war, mißfiel ihnen durchaus nicht. Herr Dühr hatte im Lauf der Jahre ſeine Menſchenkenntnis geſammelt und behauptete:

„Die ewig lachenden und ſchäkernden Mädchen, deren Mund nur im Schlaf ſtill ſteht, ſind leichte Ware; leichtſinnig — alle, leichtfertig — manche. Fräulein Rosmary grüßt freundlich, fragt beſcheiden, ſteht höflich Red' und Antwort — Punktum. So lob' ich's mir.“

„Die Kleine iſt aber gar ſo lieb und ſitzt da wie ein geſchäftiges Mäuslein in ihrem Löchelchen,“ bemerkte Frau Dühr.

„Ja die arme Frau Baurätin kann Gott nicht genug danken für die braven, ſittſamen, fleißigen Kinder! die Ware iſt rar heutzutage!“ erwiderte Herr Dühr, der ſelten ein Lob oder einen Tadel ausſprach ohne es, als firmer Geſchäftsmann, mit der Ware in Beziehung zu bringen. „Ich ſchätze

Was nun ſeinen Liberalismus betrift, ſo gefällt mir der! ich bin auch liberal! jedes aufrichtigen und geſcheuten Menſchen innerſte Richtung neigt ſich heutzutag dem Liberalismus zu, denn er iſt der Geiſt der die Zeit beherrſcht und der Welt einen friſchen Anſtoß gegeben hat. Aber Republikanismus, Demagogie, Communismus, ſind nur Auswüchſe, wilde Schößlinge des edlen Freiheitsbaumes, Schwärmerei, Verblendung, Egoismus und Unverſtand können ſie eine Zeitlang pflegen, doch nicht ein organiſches Leben ihnen einhauchen. Dazu müßte die Menſchheit zuvor erſt andre Tage ſehen und gräuliche Umwälzungen erleben.“

„Sie wird ſie erleben, Gräfin, darauf verlaſſen Sie Sich. Das ariſtokratiſche Prinzip hält zuſammen, verbindet, ſucht Gemeinſchaft, vielleicht zu eng und ausſchließlich, aber es iſt doch ein Band! das demokratiſche Prinzip löst auf, zerſetzt indem es nivelliren will, und indem es mit Worten die Menſchen als eine große Brüderſchaar anerkennt, zerſpaltet es ſie der That nach zu Todfeinden, indem es den ſchneidendſten perſönlichen Egoismus zum Hebel der Thatkraft macht, der jede fremde Bevorzugung, ſei es Reichthum, Rang, Stand, Anſehen, Macht, als Eingriff und Beeinträchtigung perſönlicher Rechte mit ſcheelem Auge anſehen lehrt. Die auch die Kleine, weil ſie ſo arbeitſam und häuslich iſt," ſetzte er hinzu: „allein es ſteckt doch ein wenig mehr Putzſucht in dem netten Köpfchen und die Große iſt und bleibt die Stütze, ja ſo zu ſagen das Haupt der Familie."

In dieſem vortrefflichen Ruf ſtanden Rosmary und Roſalba. Allein der Wind ſchlug um.

Es war im Spätſommer, am Abend eines ſchwülen Tages. Frau Dühr ſaß im Fenſter, ſtrickte und ſchaute die Gaſſe hinab, während ihr Mann im andern Fenſter ſeinen Platz einnahm und ſein Abendpfeifchen ſchmauchte, indem er dazwiſchen mäßig dem vor ihm ſtehenden „Schöppchen" zuſprach.

„Es dunkelt!" ſagte Frau Dühr, „ich kann ſie nicht kommen ſehen. Ich will ein wenig die Stubentür öffnen, damit ſie mir nicht vorüberhuſcht . . . . mir däucht, mein Gehör nimmt ab . . . . auf dem rechten Ohr iſt es leider Gottes ganz gewiß! Spürſt Du auch keine Zugluft, Mann? . . . . Heute ſag' ich's ihr."

„Nur nicht in meiner Gegenwart, Frau! Du mußt mir Zeit laſſen mich aus dem Staube zu machen. Das arme Ding dauert mich zu ſehr."

„Mich auch! aber eben darum ſage ich's ihr, denn ich will ſie nicht länger bedauern. Und wiſſen muß ſie es! Du biſt ja auch der Meinung."

„Freilich muß ſie es wiſſen, und Du willſt es ihr aus chriſtlicher Nächſtenliebe mitteilen, nicht aus Bosheit .... aber wenn ſie nun kommt, ganz müde, ganz erhitzt, ganz abgearbeitet .... und muß das hören! .... Frau, ich mache mich lieber ſchon jetzt davon .... ich will ſie nicht ſehen.“

Herr Dühr nahm ſeinen Schoppen und zog ſich in die Hinterſtube zurück. Frau Dühr zündete die Lampe an. Da vernahm ſie Rosmary's leichten raſchen Schritt im Hausflur, eilte zur halbgeöffneten Zimmertür und ſagte bittend:

„Ach, ein Wörtchen, Fräulein! treten Sie gefälligſt einen Augenblick ein.“

„Es iſt doch meiner Mutter nichts zugeſtoßen?“ fragte Rosmary haſtig und beklommen.

„Behüte Gott! o nein! ganz etwas anderes.“

„Was wünſchen Sie denn, liebe Frau Dühr?“ fragte Rosmary und ſetzte plötzlich hinzu, als ſie die Verlegenheit der guten Frau gewahr wurde: „Ach, Sie wollen gewiß unſern Mietzins ſteigern.“

„Das fällt uns nicht ein, Fräulein.“

„Sie werden uns doch nicht die Wohnung kündigen wollen, Frau Dühr?“

„Dahin könnte es wohl kommen.“

„Aber warum? reden Sie doch! .... Sie machen mich unruhig .... was iſt geſchehen!“ rief Rosmary immer dringender.

„Nun in Gottes Namen, es muß heraus! Alſo, liebes Fräulein: Ihre arme Schweſter hat Umgang mit dem jungen Handlungsreiſenden, der da drüben um Oſtern ein meubliertes Zimmer gemietet hat und ſich zeitweiſe einige Tage hier aufhält. Dann kommt er Vormittags und Nachmittags herüber und geht fort, bevor Sie kommen — ein feiner, großer, ſchlanker, junger Herr, der ſehr anſtändig ausſieht, dem ich nichts Schlimmes zutrauen würde . . . . aber! aber! ſeine Beſuche ſind ſchon ſchlimm genug . . . . wenn er auch tauſendmal die Abſicht hat Ihre Schweſter zu ehelichen. Doch bis es dazu kommt . . . . was kann da nicht paſſieren! — Sie können ſich vorſtellen, daß in unſrer Gaſſe, wo alle Leute einander kennen und wohin wenig Fremde kommen, der junge Herr ſogleich bemerkt wurde und daß man auch ſogleich von ſeiner Hauswirtin erfuhr, er ſei ein Handlungsreiſender, der ein billiges Abſteigequartier haben müſſe; — die Gaſthöfe wären gar zu koſtſpielig. Das begriff Jedermann und er hätte hier hundert Jahr unbeläſtigt leben können, wenn nicht ſogleich ſeine Beſuche bei Ihrer Schweſter begonnen hätten. Als er zum erſtenmal in's Haus kam, fragte ich ihn, zu wem er wolle. „Zur Frau Baurätin Rot,“ ſagte er und grüßte artig. Und bevor ich ihm zurufen konnte: „Vier Stiegen!“ — war er ſchon über die erſte hinauf und antwortete: „Ich weiß Beſcheid.“

Daraus ſchloß ich, er ſei ein Verwandter und genau von allem unterrichtet wie und wo die Frau Baurätin mit ihren Töchtern lebe. Nach ein paar Tagen verſchwand er . . . . aber nach drei oder vier Wochen war er wieder da — und das ging den ganzen Frühling und Sommer ſo fort, zum größten Ärgernis der ganzen Nachbarſchaft. Jetzt iſt er auf acht Tage hier. Seine Hauswirtin will die Türen und Fenſter friſch anſtreichen laſſen. Sie hat ihn geſtern gefragt, wann ſie das vornehmen dürfe und er hat geantwortet, in der nächſten Woche; dann habe ſie Zeit bis anfang Oktober. Sie hat es unten im Spezereiladen der Frau Kalert erzählt und Frau Kalert mir. Natürlich wiſſen es alle Nachbarn, denn Frau Kalert redet ihr Wörtchen mit ihren Kunden. Das gibt nun ein ſolches Geſchwätz, daß ich es nicht länger verantworten mag, Sie, liebes Fräulein, in Ihrer Unwiſſenheit zu laſſen . . . . denn wir meinen, mein Mann und ich, Sie müßten der Sache ein Ende machen, denn die arme Frau Baurätin kann es ja nicht, da ſie gar nicht weiß, was um ſie her vorgeht."

Frau Dühr hatte ſo lange geſprochen, daß ſich Rosmary nicht nur vom erſten namenloſen Entſetzen erholen, ſondern auch ſich beſinnen und zu einem Entſchluß kommen konnte. Sie nahm ihre ganze Kraft zuſammen und ſagte herzlich:

„Ich danke Ihnen für dieſen Beweis aufrichtiger Freundſchaft . . . . ich will ihn auf der Stelle benutzen. Bitte, geben Sie mir Feder und Papier, nehmen Sie ihren Shawl und begleiten Sie mich zum Telegraphenbureau. Sie ſollen Zeuge ſein von allem was ich für meine arme Schweſter tun werde.“

Sie ſchrieb und ſagte dann zu Frau Dühr, die ganz erſtaunt über Rosmary's Faſſung war:

„Dies Telegramm geht an Roſalba's Bruder ab: „Ich erwarte Sie morgen Nachmittag mit dem „Schnellzug an der Eiſenbahn. Sie müſſen kommen. „Es gilt Roſalba's Rettung.“ Der Bruder iſt ein Geiſtlicher. Er wird kommen und wird ſie zu ihrer Mutter bringen.“

„Lieber Himmel!“ ſagte Frau Dühr ganz verwirrt, „iſt ſie denn nicht Ihre Schweſter?“

„Meine Pflegeſchweſter . . . . doch das iſt einerlei! Kommen Sie, es wird ſpät!“ antwortete Rosmary mit ſo gepreßter Stimme, als ob ihr Atem ſtocke.

— — „Wie ſpät kommſt Du heute . . . . und wie ermüdet ſiehſt Du aus! ach, Rosmary, Du arbeiteſt Dich halbtot!“ ſagte Roſalba liebevoll, als endlich Rosmary heimkehrte.

„Es gab heute etwas beſonderes, Röschen!“ entgegnete dieſe, „und es iſt wahr . . . . ich fühle mich über die Maßen angegriffen. Ich kann nicht eſſen, ich muß mich niederlegen. Bitte, beſorge die Mutter.“

„Gewiß! gewiß! ruhe Dich aus . . . . ſchlafe . . . . ach Rosmary, werde mir nur nicht krank!“ ſagte Roſalba zärtlich und beängſtigt.

Frau Dühr unterrichtete inzwiſchen ihren Mann von dem ganzen Vorgang.

„Sie weinte nicht, ſeufzte nicht, klagte nicht, ſprach kaum ein Wort — aber ſie handelte und die Sache wird morgen abgetan! ſie iſt ein kapitales Frauenzimmer!“ ſagte Herr Dühr und rieb ſich vergnügt die Hände. „Solche Schwiegertochter wäre nach meinem Sinn! Die weiß, was ſie zu tun hat! . . . . Das ewige um Rat fragen iſt eine grauſame Laſt für den Mann.“

„Handelt die Frau ganz nach ihrem Kopf, ſo iſt's dem Mann auch nicht recht,“ bemerkte ſie.

„Als ob eine Frau, die wegen der Ausgabe eines Kreuzers zwanzigmal um Rat fragte, nicht ſchließlich einen Gulden nach ihrem eigenen Kopf verausgabte!“ ſagte er haſtig, fügte aber ſogleich hinzu: „Dir gilt das nicht! aber ſprich die Wahrheit! hab' ich nicht recht?“

„Mit dem Gulden juſt nicht,“ erwiderte Frau Dühr ausweichend, um ihr Geſchlecht nicht völlig dem Angriff ihres Eheherrn preiszugeben.

— — „Ja, Roſalba! noch einige Monate der Trennung und dann Vereinigung für's Leben!“ ſagte Sintram am folgenden Nachmittag und war verwundert, daß Roſalba plötzlich die Farbe wechſelte.

„Die Treppentür wurde aufgeſchloſſen," flüſterte ſie ängſtlich: „Rosmary kommt."

„Nun, das iſt mir recht," verſetzte Sintram.

Rosmary trat ein, aber nicht allein.

„Alois!" rief Roſalba leichenblaß.

„Ja, Röschen," ſagte er ſanft, „ich komme, um Dich abzuholen und zu unſerer Mutter zu bringen. Packe Deine Sachen zuſammen . . . . dann gehen wir."

„Komm' Röschen, ich helfe Dir," ſagte Rosmary und ergriff Roſalba's Hand.

„Nein, ich will hier bleiben! . . . . weshalb willſt Du mich fortſchleppen! . . . . ich gehe nicht mit Dir!" rief Roſalba außer ſich.

„Hochwürdiger Herr," nahm Sintram beſchwichtigend das Wort.

Doch Alois fiel ihm in die Rede:

„Wer Sie auch ſein mögen, ob ein Baron, ob ein Kaufmann, Sie haben hier nichts zu ſagen und nichts zu tun, als uns ſchleunigſt zu verlaſſen."

„Das werde ich nicht tun, denn Sie haben Fräulein Rosmary angehört, die mir feindlich iſt, folglich müſſen Sie auch mich anhören."

„So reden Sie . . . . aber es ſind unnütze Worte und verſchwendete Zeit. Meine Schweſter geht auf der Stelle mit mir fort und zu unſerer Mutter."

„Gut denn! Roſalba wird mit Ihnen, aber auch ich werde mitgehen und werde Ihre Mutter bitten, daß Sie unſerer Liebe nicht ſo feindſelig entgegen trete, wie Fräulein Rosmary.“

„Eine Liebe, die das Geliebte erniedrigt, iſt etwas verächtliches,“ ſagte Rosmary ſchneidend: „und inſofern ich es verhindern kann, ſoll die Verachtung nicht auf Roſalba haften . . . . ſondern auf Ihnen allein.“

„O mein Gott! . . . . wie verkennſt Du ihn!“ jammerte Roſalba in Tränen.

„Ihre Abſichten,“ fuhr Rosmary fort, „kennt Gott allein. Ihre Handlungen liegen uns vor und ſie ſind nicht der Art um uns über Ihre Redlichkeit zu beruhigen, Herr Baron.“

„Wenn Sie der Baron Uglas ſind, weshalb der fremde Name?“ fragte Alois.

„Um Geſchwätz zu vermeiden, das meine Eltern erfahren könnten,“ entgegnete Sintram.

„Sehen Sie wohl!“ rief Rosmary erbittert: „Ihren Eltern gegenüber iſt Roſalba keineswegs Ihre Braut!“

„Noch nicht; doch in einigen Monaten wird ſie es ſein.“

„Und was ſie inzwiſchen in den Augen der Menſchen iſt, in der Meinung der kleinen Welt, die ſie umgibt — das iſt Ihnen natürlich ganz gleichgültig!“ ſagte Rosmary immer ſchneidender.

„Sie wird dieſer kleinen Welt ſo bald entrückt werden“ .... — entgegnete Sintram verlegen.

„Aber nicht eine Stunde, nicht eine Minute ſoll man bezweifeln, daß ſie ein braves Mädchen ſei!“ rief Alois zornglühend. „Sie haben es ja eben ſelbſt geſagt, daß Sie zuerſt Ihre ſündhafte Leidenſchaft berückſichtigen und dann den Unwillen Ihrer Eltern. Von einer Rückſicht für meine Schweſter wiſſen Sie nichts! die iſt Ihr Opfer! .... und dann muten Sie uns zu, lammfromm zu glauben, Sie würden in einigen Monaten ſie heiraten, ſie dem kleinen Kreiſe entrücken, bei dem Sie das unglückliche Kind in’s Gerede und um ihren guten Ruf gebracht haben, und Sie wollten wirklich der ganzen Familie, die Sie in einem ihrer Mitglieder tötlich beleidigten, die Genugtuung geben, die noch in ihren Kräften ſteht! — Nein, Herr Baron, das glauben wir nicht! ein ſündhaftes Verhältnis iſt nicht das Fundament, worauf der edle Bau der chriſtlichen Ehe ſich gründet.“

„O Alois! warum willſt Du es denn durchaus zu etwas ſündhaftem machen!“ klagte Roſalba.

„Ich ſchwöre bei Gott und allen Heiligen“ .... rief Sintram.

„Schwören Sie nicht, Herr Baron!“ unterbrach Alois! „Sünde iſt, was gegen den Willen Gottes iſt und da Gott nicht direkt einem jeden von uns ſeinen Willen ausſpricht, ſo entnehmen wir denſelben den allgemeinen Geſetzen der Sittlichkeit und Ehre, unſern Standespflichten und unſern Verhältniſſen und Beziehungen zu der Welt, in der wir leben, wirken, ein gutes Beiſpiel geben ſollen. Das alles haben Sie unberückſichtigt gelaſſen, indem Sie heimlich ein Liebesverhältnis mit einem unerfahrenen Mädchen anknüpften, deſſen Herkunft und Lage viel zu wenig mit der Ihren übereinſtimmen, um nicht Berge von Schwierigkeiten gegen ein Ehebündnis aufzutürmen. Wie es Ihnen beliebt, ein ſolches Verhältnis zu nennen — das weiß ich nicht! ich nenne es ſündhaft und ich dulde es nicht. Alſo, Röschen, fort von hier, wo die Luft vergiftet iſt .... fort! zur Mutter."

„Nein!" rief Sintram mit großer Entſchiedenheit, „ſie darf nicht fortgehen, wenigſtens nicht in dieſem Augenblick, denn es würde Gott weiß zu welchem Geſchwätz, zu welchen Fabeln Veranlaſſung geben. Ich werde gehen und nicht eher wiederkommen, als bis ich im Stande bin, Ihre Schweſter zum Altar zu führen. Dies wird hoffentlich im nächſten Frühling geſchehen, vielleicht ſpäter .... es liegt nicht in meiner Hand. Aber daß ich bis dahin Ihre Schweſter nicht ſehen werde, das will ich Ihnen mündlich und ſchriftlich, als Schwur, als Eid, oder in welcher Form ſie wollen verſprechen. Habe ich gefehlt, wie Sie behaupten, ſo will ich mich beſtrafen und ich tue es in der empfindlichſten Weiſe durch dies Verſprechen, das franzöſiſche Revolution war ein eben ſo grandios liberales Ereigniß in ihrem Urſprung als die deutſche Reformation. Wie dieſe von den Fürſten und jene von den Jakobinern zu Ende geführt iſt, ſtört nicht meine Anſicht obwol ich Katholik und Ariſtokrat bin. Allein die Juliusrevolution iſt das demokratiſchſte Ereigniß der neuern Zeit geweſen: ſie hat die Geſinnung entadelt! Eine neue Königin ſitzt auf dem Thron der Welt: die Heuchelei. Ihre Herrſchaft beginnt! wenn ſie dereinſt zuſammenſtürzt, dann wird es Revolution geben — nicht in Paris, nicht in Warſchau, nicht hier oder da! .... ſondern an allen vier Ecken von Europa. Ich rathe Ihnen, treten Sie nicht in Gemeinſchaft mit den Jakobinern.“

„Lieber Fürſt, ich trete mit keinem Menſchen in Gemeinſchaft inſofern er Partei macht, denn ich habe nicht das Bedürfniß meine Richtung und Anſicht durch eine unterſtützende Partei bekräftigt zu ſehen, aber eben deshalb nehme ich auch gar keine Rückſicht darauf, in meinem Verkehr mit den Menſchen, zu welcher Partei ein Andrer gehören möge. Wenn man, wie ich, ſtets loyal mit ofnem Viſier einhergeht, ſo hat man nichts zu fürchten.“

„Loyal! liebe Gräfin, tauſend Dank für dies Wort! — Es giebt gewiſſe Worte die mit einem belebenden mich auf lange Zeit des ſüßeſten Glückes beraubt. Sind Sie damit einverſtanden, ſo mache ich nur die Bedingung, daß Sie Ihre engelhafte Schweſter ungekränkt und unverdächtigt ihr ſtilles Blumenleben fortleben laſſen.“

„Nicht wir haben Roſalba's ſtilles Leben verſtört!“ rief Rosmary, die keineswegs beſänftigt war; aber Alois ſagte nachdenkend:

„Wenn ich mich auf Ihr Wort verlaſſen kann, ſo iſt es allerdings viel beſſer, daß meine Schweſter hier bleibe. Doch“ . . . . —

„Kein doch!“ fiel Sintram ein: „ich habe Ihnen keine Veranlaſſung gegeben an meinem mit voller Überlegung ausgeſprochenen Wort zu zweifeln. Ich reiſe Morgen ab“ . . . . —

„O Sintram! Sintram! man will uns ja trennen! rief Roſalba aufgelöſt in Tränen.

„Das iſt ein vergebliches Bemühen!“ entgegnete er: wir trennen uns jetzt freiwillig um uns bald für immer zu vereinigen. Dabei bleibt es, ſo wahr ich Sintram Uglas bin. Alſo auf Wiederſehen im nächſten Frühling, meine Roſalba!“ —

Fort war er. — — —

„Dem hat der geiſtliche Herr kurz und bündig die Tür gewieſen!“ ſagte Frau Dühr ſeelenvergnügt, als ſie Sintram über die Gaſſe ſeiner Wohnung zugehen ſah.

„Wenn er nur nicht wiederkommt,“ meinte Herr Dühr bedachtſam.

„Man wird ſchon die gehörigen Maßregeln da oben treffen. Von einer ſo reſoluten Perſon wie Fräulein Rosmary iſt das gar nicht anders zu erwarten. Die geht gerade auf die Sache los und verſteht gründlich das Sprichwort: Wer viel fragt, geht weit um.“ — —

Alois und Rosmary freuten ſich über eine Wendung der Dinge, welche alles Aufſehen vermied. Roſalba war aber ganz außer ſich, überhäufte beide mit Vorwürfen und behauptete, Rosmary wolle ihr nicht die vornehme Heirat gönnen. Alois erſchöpfte ſich in vernünftigen Vorſtellungen; Rosmary blieb eiskalt und ſagte:

„Gegen eine gute und paſſende Heirat habe ich nicht das mindeſte einzuwenden. Gegen eine vornehme ſehr viel. Am meiſten aber gegen ein Verhältnis, deſſen Folge eine Heirat — nicht iſt.“

„Wenn es nicht dazu kommen würde, ſo wäre es Deine Schuld . . . . und die Folge Deiner Intriguen,“ rief Roſalba zürnend.

„Meiner Intriguen?“ fragte Rosmary mit traurigem Lächeln.

„Nun freilich! . . . . dies Auskundſchaften, dies Spionieren, dies Zitieren meines Bruders — wie ſoll ich es anders nennen, als ein Gewebe von Intriguen.“

„Nenne es, wie es Dir beliebt! ich tat die Pflicht einer Schweſter — nicht mehr, nicht weniger."

„Hätteſt Du nicht von Anfang an einen wahren Haß auf . . . . Ihn geworfen, ſo würde ich Dir längſt alles geſagt haben."

„Dann hätte ich längſt Deinen Bruder zu Hilfe gerufen, denn die Vertraute eines Liebeshandels zu ſein — das ekelt mich an. Übrigens beruht mein Haß gegen Baron Uglas nur auf Mißtrauen in ſeine Abſichten. Zeige ſich der Baron Dir gegenüber als Mann von Ehre, ſo habe ich nichts gegen ſeine Perſon, doch ſehr viel gegen eine ſolche unpaſſende Ehe, die leider! für Dich notwendig geworden iſt."

Roſalba wollte ſich nicht beruhigen laſſen. Es war ſo viel Eitelkeit, Selbſtzufriedenheit und Verblendung in ihrer Leidenſchaft für Sintram — das Verlangen eine vornehme Dame zu werden, Frau Baronin zu heißen, die Freuden der Welt zu genießen, brachte ſo viel Unwahres in das atomiſtiſche Goldkörnchen einer aufrichtigen Zuneigung, daß ſie inſtinktmäßig fürchtete, es ſei in Sintrams Liebe gleichfalls ein gehöriges Maß von Unwahrheit gemiſcht und eine lange Trennung könne ihn darüber zur Beſinnung bringen. Genug, ſie war in Verzweiflung und ihr Bruder mußte mit der ſchmerzlichen Überzeugung abreiſen, daß das Bewußtſein jungfräulicher Würde ſehr ſchwach in ihr ſei. Mit innigſtem Mitleid verließ er

Rosmary, die mehr denn je auf ſich allein angewieſen wie ein Schutzengel neben der ſchwachſinnigen Baurätin und der betörten Roſalba ſtand und — auch wie nur zu oft der Schutzengel! — von beiden nicht erkannt wurde.

Sintram war gefaßt, denn er hatte ſeine Schuldigkeit getan und war entſchloſſen ſie auch ferner zu tun. Am andern Morgen erklärte er ſeiner Hauswirtin, indem er ihr den vollen Mietzins zahlte, ſie könne über ſein Zimmer verfügen, denn ſein Prinzipal habe ihn zum Geſchäftsreiſenden für Holland und Belgien ernannt. So verſchwand er aus der ſtillen Straße und da in Roſalba's gewohnter Lebensweiſe nicht die mindeſte Veränderung eintrat, gab es wenig Anlaß zu dieſer und jener Vermutung und allmählich erſtarb alles Gerede aus Mangel an Stoff um ſo leichter, als die Folgen des Krieges jede Teilnahme für andere Dinge verſchlangen. — —

Die Baronin fand Sintram ſehr ernſt und wenig mitteilend. Sie ſagte zum Baron:

„Gib acht, lieber Freund, was ich prophezeihe. Sintram rückt nächſtens mit dem Wunſch heraus, im künftigen Frühling eine Brautſchau anzutreten. Da wird es denn heißen: Mit Freuden, mein Sohn! und zuerſt begib dich nach Argenfels, wo die kleine garſtige Chriſtiane in dieſen zwei Jahren ein großes hübſches Mädchen wurde

. . . . etwas zu jung für die Ehe, doch alt genug, um ſich zu verloben.“

„Und wenn er nein ſagt, bezüglich Chriſtianens, was dann, Minettchen?“ fragte der Baron unbefangen.

„Was dann?“ wiederholt ſie mit grenzenloſem Erſtaunen in Blick und Ton. Doch ſchnell gefaßt ſetzte ſie hinzu: „Dann findet ſich das Weitere.“

Der Baron mußte ſich mit dieſem geheimnisvollen Wort begnügen.

Das verſteinerte Herz.

Sintram widmete ſich während des zweiten Halbjahres ſeines Aufenthaltes auf der landwirtſchaftlichen Akademie mit erſtaunlichem Eifer den Studien, denn auf die praktiſche Anwendung des Gelernten wollte er ſeine Selbſtändigkeit, ſeine Ehe, ſein Glück gründen. Er ſchöpfte daraus den Mut, der ihm für den entſcheidenden Augenblick über die Maßen nötig war, den Mut vor ſeine Mutter hinzutreten und ihr zu ſagen, daß er ſich mit Roſalba Weiß, der Tochter eines verkommenen Schuhmachers, einer Arbeiterin für ein Blumengeſchäft — verlobt habe. Wenn er verſuchte ſich dieſen Moment deutlich vorzuſtellen, ſo ſenkte ſich eine Wolke vor ſeinen Augen herab und Eisſtröme und Lavaſtröme rieſelten abwechſelnd durch ſeine Adern: dermaßen ſchwer wurde ihm das Unternehmen ſeinen Willen gegen den Willen der Mutter durchzuſetzen — ja, auszuſprechen. Dennoch war er dazu entſchloſſen, denn er fühlte, daß dieſer

Moment über ſeine Stellung der Mutter gegenüber für die ganze lange Zukunft ſeines Lebens entſcheidend ſei: er mußte ihn benutzen, um aus der Vormundſchaft herauszutreten und ein ſelbſtändiger Mann zu werden — wo nicht, ſo geriet er in das paſſive untergeordnete Verhältnis, das ſeinen Vater zu einer Null in der Familie machte. Der Gedanke Roſalba aufzugeben kam ihm nicht in den Sinn. Sie war für ihn das liebenswürdigſte Geſchöpf unter der Sonne und er träumte kein höheres Glück, als ihren Beſitz. Daß die Wiege dieſer Leidenſchaft die unendliche Langweil eines monatlangen Badeaufenthaltes ohne irgend eine Beſchäftigung ſei, das war ihm nicht klar. Er hielt feſt an der Vorſtellung, daß eine ganz unwiderſtehliche Leidenſchaft für Roſalba in ſeinem Herzen ſich entzündet habe, als er ſie am Abend nach ſeiner Ankunft im Theater ſah und als Gewährsmann für dieſe Art der Empfindung berief er ſich gern auf Shakespeare's „Wer liebte je und nicht beim erſten Blick“ — ohne in Betracht zu ziehen wen, wie, wann, der Dichter ſo ſprechen läßt. Das eine aber verhehlte Sintram ſich nicht: eine Fürſtentochter hätte Mühe gehabt aus dem Heiratsplan ſeiner Mutter Chriſtine von der Argen zu verdrängen; .... und jetzt ſollte das eine Schuſterstochter bewerkſtelligen! dazu gehörte ungefähr ein Wunder! —

— — Als er nach Waldhaus kam fand er

dort einen Baumeiſter, den die Baronin berufen hatte um einen Plan über den Umbau des einen Schloßflügels zu machen. Der Plan hatte ihren Beifall, nachdem ſie ihn ſo viel wie möglich nach ihrem Geſchmack verändert hatte. Die Handwerker kamen, es wurden Wände eingeriſſen, Wände gezogen, Türen verlegt; die Baronin ſtieg den ganzen Tag mit dem Maßſtock in der Hand zwiſchen den Arbeitern, den Gerüſten, dem Schutt und dem Staube umher und gab ihre Weiſungen, während der Baron den ganzen Tag ruhig am Fenſter ſaß, ſeine Zigarre rauchte und dem Treiben zuſah.

„Schau' her, Sintram! das ſind eure Gemächer!“ ſagte die Baronin ungemein vergnügt: „Du kannſt nur unvollkommen das Ganze beurteilen, aber doch aus dem Plan einigermaßen die behagliche und zweckmäßige Einteilung erkennen.“

Und mit dem Plan in der einen Hand und mit dem Maßſtock in der andern Hand führte ſie ihn durch den Bau, erklärte ihm die Beſtimmung der verſchiedenen Räume und wies in ihnen den Platz an, wo Sintrams Schreibtiſch und Gewehrſchrank zu ſtehen habe; wohin im Speiſezimmer das Büffet gehöre und wie die lange Wand des Salons für einen Flügel und einen Divan beſtimmt ſei. Sintram ſuchte ſeine Mutter in der beſten Laune zu erhalten, indem er alles bewunderte. Allein je näher der Augenblick der Erklärung kam, deſto höher ſtieg ſeine Beklommenheit. Die Baronin bemerkte es und zog daraus den Schluß, daß ſie wahrſcheinlich eine Lanze für Chriſtiane würde brechen müſſen. Dazu war ſie ganz bereit und als ihr Mann Abends ſeelenfroh ſeine Piket-Karten herbeibrachte, ergriff ſie die Initiative der wichtigen Angelegenheit und ſagte abwehrend:

„Laß die Karten heute ruhen, lieber Freund! wir wollen uns mit ernſteren Dingen beſchäftigen; — mit Deiner Verheiratung, Sintram!“ ſetzte ſie ſogleich hinzu: „denn Du biſt ſechsundzwanzig Jahre alt und da es Deine Beſtimmung iſt in Waldhaus zu leben, ſo wäre dies Leben zu einförmig und abgeſchloſſen, wenn nicht eine Gattin es mit Dir teilte. Hab ich recht?“

„Vollkommen recht, liebe gute Mutter!“ fiel er ſo haſtig ein, daß er ihr die weitere Rede abſchnitt. „Setze jetzt Deiner Güte die Krone auf und heiße das liebliche Weſen als Tochter willkommen, das mehr als jedes andere junge Mädchen Anſprüche an Dein Wohlwollen hat, weil es der Gegenſtand meiner innigſten Liebe iſt.“

„Mein lieber Sintram,“ ſagte die Baronin kühl, „dies iſt nicht die Art und Weiſe wie man eine Ehe ſchließt. Es herrſcht freilich jetzt die traurige Mode in der Welt, einerſeits — dasjenige zu ertrotzen, worauf man kein Recht hat, und andrerſeits — in größter Servilität demjenigen recht zu geben, der ſich auf's Ertrotzen verſteht und zu allen ſeinen Inſolenzen pflichtſchuldigſt ja zu ſagen. Doch wir, Deine Eltern, machen dieſe Mode nicht mit. Sollen wir das Budget für die Familie unſers Sohnes feſtſtellen, ſo dürfen wir verlangen, daß ſich unſer Sohn über die Wahl einer Gattin mit uns beſpreche und unſerm Rat folge. Ganz kurz zu ſagen: ich habe gewählt! — das iſt ein Theaterkoup . . . . oder ein Schreckſchuß, der auf Überrumpelung abzielt — und Du ſollteſt wiſſen, daß dies bei uns nicht angebracht iſt.“

„Verzeih', beſte Mutter, ich ließ mich von meinem Gefühl hinreißen, bin aber gern bereit — ja mehr! ich wünſche ſehnlichſt dieſe für mich ſo wichtige und ſo teure Sache gründlich zu beſprechen.“

„Aus dieſen Worten ſchließe ich, daß Deine Wahl nicht auf diejenige gefallen iſt, die wir für Dich beſtimmten — nicht auf Chriſtiane von der Argen,“ ſagte die Baronin und hob im Geiſt ihre Lanze auf.

„Nein, beſte Mutter!“ verſetzte Sintram mit aller Entſchiedenheit: „ſie fiel auf Fräulein Roſalba, Pflegetochter der Baurätin Rot; das ſchönſte, liebenswürdigſte Mädchen, vortrefflich erzogen, eine vortreffliche Tochter, die in den beſchränkten Verhältniſſen der Mutter die größten Opfer bringt.“

Er hielt inne, denn ſeine Mutter wurde leichenblaß, ihre Lippen bebten und ihre Hände zitterten. Der Baron hatte ſich bis jetzt immer

Klang auf mich wirken gleich Jubelfanfaren: ein ſolches iſt — loyal. Ich danke Ihnen weil ich ſehe, daß noch ein Menſch im Stande iſt dies edle Wort zu denken und auszuſprechen. Hingegen das deutſche Modewort, das dicke, verzwickte, verwickelte „volksthümlich“ — das iſt eins von den Worten, deren Klang mich deprimirt, weil es wie ſchwerer Brei gar nicht über die Zunge gleiten will und weil Niemand einen klaren deutlichen Begriff, ſondern Jeder einen ganz konfuſen und willkürlichen damit verbindet.“

Es wurde der Doktor Brand gemeldet, Gotthard verließ Cornelie indem er ſagte:

„Auf Wiederſehen, meine loyale Gräfin.“

„Wie glücklich iſt der Fürſt, der vom Wiederſehen ſprechen kann, ſagte Leonor eintretend; während ich komme — um Abſchied zu nehmen.“

Cornelie erwiderte freundlich: „Sie denken ja wol nicht daran Sich in Paris niederzulaſſen, ſondern vielmehr nach Schleſien zurückzukehren. Wer weiß wie dort das Schickſal Sie führt und ob Sie nicht einmal nach unſerm Ländchen verſchlagen werden. Wer weiß ob Sie in Paris überhaupt noch die Sehnſucht nach der Heimath bewahren werden.“

„Ich hänge mit der Heimath eigentlich nur durch Leiden zuſammen,“ entgegnete Leonor in dem Ton unterdrückter Bitterkeit der ihn leicht überfiel.

die Hände gerieben, — aber unter dem Tiſch — ſowohl aus Ängſtlichkeit als aus Teilnahme für den beginnenden Kampf. Jetzt erſchrack er heftig und reichte ſchweigend der Baronin ein Fläſchchen mit Kölniſchem Waſſer. Doch ſie ſchob es zurück, ermannte ſich und verſetzte:

„Dies vortreffliche Mädchen iſt folglich ganz auf ihrem Platz da wo ſie iſt. Darum bleibe ſie dort. Bei uns iſt ihr Platz nicht.“

„Das habe ich leider! auch gedacht!“ entgegnete er ganz betreten durch die Ruhe ſeiner Mutter.

„Ich bitte Dich nicht in Rätſeln zu ſprechen! ſiehſt Du ein, daß ihr Platz nicht hier iſt, ſo gibſt Du ſie ja auf.“

„O nein! in dieſem Fall gründe ich mir eine beſcheidene ſelbſtändige Exiſtenz. Ich habe die Zeit meiner letzten Studien benutzt, um Verbindungen anzuknüpfen, die mir nützlich ſein können. In Folge derſelben habe ich die Ausſicht auf einer großen Herrſchaft in Kroatien Verwalter zu werden und fern von der Heimat meinen häuslichen Herd zu gründen, denn ich bin mit dem jungen Mädchen verlobt und mein Wort und mein Herz gehören ihr.“

„Aber Fritzi! nach Kroatien! . . . . das geht doch nicht!“ ſtammelte der Baron und das höchſte Entſetzen malte ſich auf ſeinem ruhigen Antlitz.

„Oder nach Volhynien! auch dort fände ich eine paſſende Stelle.“

„Volhynien, Fritzi? mein Gott . . . . wo liegt das Volhynien? in Aſien, glaub' ich. Aber, Minettchen, ſo rede doch! iſt es nicht höherer Blödſinn nach Kroatien oder Volhynien zu gehen, wenn man in Waldhaus leben kann?“

„Ganz alltäglicher Blödſinn iſt es, den man gewöhnlich Verliebtheit nennt,“ ſagte die Baronin eiſig: „ich habe Sintram ſich ausſprechen laſſen und nunmehr erkannt, daß er in vollem Paroxysmus der Leidenſchaft iſt. Da gibt man der Vernunft kein Gehör. Das Fieber muß ſich zuvor abkühlen; — denn über unſinnige Vorſchläge zu verhandeln wäre ganz zwecklos. Wir wollen alſo dies traurige Geſpräch fallen laſſen.“

„Wie Du befiehlſt, beſte Mutter! Jetzt da Du meine Geſinnungen, meinen Entſchluß und die Wege kennſt, durch die ich zur Ausführung desſelben zu gelangen hoffe — jetzt will ich gern ſchweigen und nur hinzuſetzen, daß Du gewiß nie eine unehrenhafte Handlung von Deinem Sohn verlangen wirſt. Und das wäre es, wenn ich mein Wort nicht hielte.“

„Lieber Sohn,“ entgegnete die Baronin immer ganz eiskalt, „es iſt ſehr wenig ehrenhaft, ſich in Liebeleien zu verwickeln und bricht man ſie ab, ſo iſt das der Ehre ſehr vorteilhaft. Leider treten dergleichen Verwickelungen allzu häufig bei jungen

Männern ein. Wie aber aus ihnen eine anſtändige, den Geſetzen der Ehre entſprechende Ehe hervorgehen könne, das wird mir ein ewiges Rätſel bleiben; denn die erſte Anforderung des Gatten, ſich ſelbſt und der Welt gegenüber, iſt: daß er ſeine Frau achten und von andern verlangen könne, daß ſie geachtet werde. Und das iſt in Deinem ſpeziellen Fall unmöglich."

„Gerade über meinen ſpeziellen Fall biſt Du im Irrtum, beſte Mutter, und Du würdeſt Dich ſogleich davon überzeugen, wenn Du die kindlich einfache, liebliche Roſalba kennen lernen wollteſt" . . . —

„Die Zumutung find' ich ſtark!" fiel die Baronin ein. „Nein, mein Sohn, für dieſes Fräulein wird Waldhaus nicht ausgebaut — das ſchwöre ich Dir!"

„Aber Minettchen!" rief der Baron in wahrer Seelenangſt, „Du wirſt ihn doch nicht zu den Kroaten gehen laſſen . . . . das ſind quaſi Menſchenfreſſer."

„Lieber Freund, ſei ſo barmherzig, mich in dieſem Augenblick mit ſolchem Unſinn zu verſchonen."

„Aber Minettchen, Du mußt durchaus wiſſen, was das für ein Volk iſt, die Kroaten! das ſind ja die Rotmäntel, die in dem großen lombardiſchen Kriege zur Zeit Radetzkys die Wiegenkinder als gebackene Hähnl präpariert und gefreſſen haben."

„Wer erzählt dies Märchen?" fragte die Baronin mit kalter Verachtung.

„Damals erzählten es italieniſche Zeitungen . . . . aber nicht als Märchen."

„Nun gut!" erwiderte ſie gleichgültig wie jemand, der den Widerſpruch nicht der Mühe wert findet: „das mag damals geweſen ſein. Jetzt iſt aber die Welt im herrlichſten Fortſchritt begriffen und da die Kroaten doch auch zur Welt gehören, ſo haben ſie ſich inzwiſchen von jener Untugend gebeſſert. Überdas: wenn der Sohn, das einzige Kind, es vorzieht in der Fremde, von blinder Leidenſchaft bethört, ſein Glück zu ſuchen, ſo bin ich der Meinung, daß die Eltern ihn ziehen laſſen, denn Freude werden ſie nicht von ihm haben."

„O Mutter! ſprich nicht ſo hart!" rief Sintram.

„Ich kann nicht anders ſprechen, als ich denke. Eine Schwiegertochter laſſe ich mir nun einmal nicht oktroyieren."

„Und ich keine Gattin!" brauſte Sintram auf.

„Du ſiehſt, lieber Freund, daß Kroatien ein vortreffliches Auskunftsmittel iſt," ſagte die Baronin zu ihrem Mann, der durch den Gedanken ſo gründlich von Sintram getrennt zu werden, ganz außer Faſſung und in eine Lebhaftigkeit kam, die man ihm gar nicht zugetraut hätte. Er bat ſeine Frau um Nachſicht mit Sintram; er bat ſeinen Sohn um Nachgiebigkeit gegen die Baronin — und ſo gelang es ihm denn, die ſtreitenden Parteien

— nicht zu verſöhnen, ſondern ungeduldig zu machen und es trat für alle drei von dieſem Geſpräch an eine quälende Spannung ein.

Die Baronin nahm ſich auf's äußerſte zuſammen, um weder durch Vorwürfe Sintram aufzuregen, noch durch heftige Ausbrüche ihrer mütterlichen Würde zu ſchaden; aber in ihrem Herzen war ſie außer ſich vor Kummer und Zorn über Sintrams Widerſtand, den ſie nicht zu brechen wußte, während er genau dieſelben Gefühle bezüglich ſeiner Mutter hatte. Doch waren ſie bei ihm verſüßt durch das Bewußtſein, mit aller Aufrichtigkeit über ſeine Gegenwart und ſeine Zukunft ſich ausgeſprochen zu haben. Der Baron ſtand mehr auf der Seite des Sohnes als der Mutter. Ihm ſchwebte das Bild der hübſchen Roſalba in der Erinnerung und eine ſolche Schwiegertochter hätte ihm gar nicht übel gefallen. Vielleicht war es ihm auch angenehm ein Bundesgenoſſe der Oppoſition gegen die Autokratie zu ſein — wer entwirrt die geheimſten Motive dort, wo der Charakter nicht auf Grundſätzen ruht! iſt es doch bei feſten Grundſätzen ſchon ſchwierig genug! Aber dieſer Bundesgenoſſe flößte dem Freund wenig Zuverſicht, dem Gegner wenig Furcht ein — und es iſt unberechenbar ob und wann es zur Auswanderung nach Kroatien oder Volhynien gekommen wäre, hätte ſich nicht ein gewaltiger Bundesgenoſſe für Sintram gefunden — freilich in der höchſt unwillkommenen Geſtalt des

Nervenfiebers. Es herrſchte im Dorf; die Bauleute brachten es in's Schloß und Sintram wurde mit einer Heftigkeit davon angegriffen, die einen tötlichen Ausgang ahnen ließ.

Drei Ärzte umſtanden ratlos das Krankenlager; der Baron überließ ſich ſtiller Verzweiflung; die Baronin äußerlich immer gefaßt, als ſei ſie erhaben über alle Wechſelfälle des Lebens, fühlte ſich doch in ihrem Innern furchtbar gequält. Wenn Sintram ſterben müßte! . . . . wenn der einzige Menſch, den ſie je geliebt und für den allein ſie gelebt hatte — wenn er ihr entriſſen würde! . . . . wenn ſein Tod eine Strafe für ihre Hartnäckigkeit wäre! . . . . wenn das Opfer ihrer Wünſche ihn retten könnte! — All dieſe wenn knüpften ein Netz um ihr Herz und beklemmten es fürchterlich; ſie konnte keinen freien Atemzug tun. Um den lieben Gott bekümmerte ſie ſich im gewöhnlichen Gang des Lebens ſo wenig, wie das von ihrer ſelbſtgefälligen, egoiſtiſchen Richtung zu erwarten war. Aber am mutmaßlichen Sterbebett des einzigen Kindes erinnerte die Mutterliebe ſie an Gott und daß bei ihm vielleicht Hilfe zu finden ſei.

„Ilſe!“ ſagte ſie entſchloſſen zu ihrer Kammerfrau: „Geh' zum Pfarrer und ſag' ihm, ich ließ' ihn bitten, die Meſſe morgen für . . . . meinen Sohn aufzuopfern und ich würde ſelbſt der Meſſe beiwohnen.“

„Morgen! an einem Werktag! iſt der junge

Herr Baron ſo krank!“ rief Ilſe beſtürzt, weil ſie den Gang zur Meſſe am Werktag noch nie bei ihrer Herrin erlebt hatte.

Nicht minder erſtaunt war der Pfarrer, doch erfüllte er gern den Wunſch der Baronin, die ſich auch ganz pünktlich einfand und während der hl. Meſſe den Entſchluß faßte, falls Sintram gerettet werde, ſeiner Verbindung mit Roſalba nicht entgegen zu ſein.

Wollte die göttliche Barmherzigkeit durch das Mutterherz die Seele an ſich ziehen — oder war bereits eine Kriſis eingetreten: genug, im Lauf des Tages erklärte der Arzt, wenn die Nacht glücklich vorübergehe, ſo dürfe man das Beſte hoffen.

Nach einigen Tagen war Sintram außer Gefahr, ſehr ſchwach, ſehr angegriffen, jedoch entſchieden auf dem Wege der Beſſerung. Die Baronin vergaß gänzlich, daß das hochheilige Opfer, an welches alle Gnaden geknüpft ſind, für Sintram dargebracht worden war; ſie ſchrieb ſeine Geneſung der Kraft ihres Gebets zu und hatte nicht wenig Luſt, ſich wegen dieſer Erhörung für eine Heilige zu halten. Indeſſen tröſtete dieſe Lichtſeite ihres Opfers ſie mit nichten über deſſen Schattenſeite und da der Eindruck der erſten nach und nach ſchwächer wurde, ſo trat die zweite um ſo mehr hervor und wurde der Baronin unerträglich. Mußte ſie denn wirklich dies unſelige Ehebündnis gutheißen? . . . . Nein! das! —

nimmermehr! . . . . Aber dulden? — — Sie ſann und ſann, und vermochte keine Ausflucht zu erſinnen.

Sintram war finſter und in ſich gekehrt, machte auch gar kein Hehl aus ſeiner trüben Stimmung und ſagte zu ſeinem Vater, der ohne alle Nebengedanken ſehr glücklich über die Geneſung des Sohnes war:

„Wie ſoll ich mich freuen, am Leben geblieben zu ſein, wenn man mir das Leben zur Folter macht.“

Dabei blieb er. Der arme Baron war troſtlos, verſprach dem Sohn eine Reiſe nach Aſien oder Afrika, oder ein Vollblut-Reitpferd, oder was ihm ſonſt eben gefalle, wenn er nur ein wenig vernünftig ſein wolle; doch Sintram lächelte wehmütig über all die kindiſchen Troſtvorſchläge und ſagte:

„Ich will nichts, lieber Vater, gar nichts als Roſalba heiraten — oder ſterben!“

Nachdem er dieſe Erklärung ein paar mal abgegeben hatte, nahm der Baron ſeinen Mut zuſammen, begab ſich zu ſeiner Frau und ſagte höchſt entſchieden:

„Minettchen, er will ſterben.“

„Wenn Du von Sintram ſprichſt, lieber Freund, ſo irrſt Du Dich: er iſt in voller Geneſung,“ erwiderte ſie ruhig und blickte kaum von dem Papier auf, an dem ſie ſchrieb.

„Er will aber ſterben, Minettchen, wenn er nicht dieſe Roſalba heiraten kann. Laß' ihn doch gewähren! die Hauptſache iſt ja, daß er glücklich werde."

„Und das ſoll er mit dieſem Mädchen werden können!"

„Bei Gott iſt kein Ding unmöglich."

„Wohl aber bei den Menſchen."

„Laß' ihn doch wenigſtens ſein Glück verſuchen."

„In der Ehe gibt es keinen Verſuch, kein Noviziat. Der Bund gilt für's Leben und ob er eine ſolche Dauer verſpricht, darüber entſcheidet nicht die blinde Leidenſchaft, ſondern die Vernunft."

„Aber, Minettchen, Du mußt Dir durchaus etwas ausdenken, was ihn zufrieden ſtellt. Es quält mich unbeſchreiblich ihn ſo unglücklich zu wiſſen und ſeine Klagen zu hören . . . . die er freilich vor Dir nicht laut werden läßt."

„Wohlan!" ſagte die Baronin entſchloſſen, „ich will ſogleich mit ihm reden."

Sie erhob ſich vom Schreibtiſch, ſteckte das Papier in die Taſche und ging raſchen Schrittes nach der Veranda, wo Sintram den größten Teil des Tages zubrachte und wo ihm der Baron mit verzweifelter Ausdauer Geſellſchaft leiſtete. Auch jetzt trippelte er mit ſeinen kurzen Schritten hinter der Baronin her und winkte und nickte unbemerkt dem Sohn eine geheimnisvolle Botſchaft zu.

Sintram ſaß bleich und zuſammengeſunken im Lehnſtuhl und ſchaute trübſinnig in den ſtillen Garten hinein. Unabhängig und mit Roſalba verbunden zu ſein — das war ſein Ideal von Glück und er erſehnte den Augenblick, wo er mit ihr die Reiſe nach Kroatien antreten werde.

„Alſo Du beſtehſt auf dieſer unſeligen Ehe," ſagte die Baronin ohne weiteres und ſetzte ſich ihm gegenüber: „Nun wohlan! warte bis Du dreißig Jahre zählſt. Das iſt ein paſſendes Alter um in den Eheſtand zu treten. Überdas kann bis dahin viel geſchehen: Du kannſt Dich anders beſinnen — und das wäre das beſte; oder ich kann ſterben — und das wäre das zweitbeſte."

„Verzeih, beſte Mutter, daß ich nicht auf dieſen Vorſchlag eingehe. Seit zwei und einem halben Jahr bin ich mit Roſalba einverſtanden, betrachte ich ſie als meine Braut. Noch länger dies Verhältnis fortzuſetzen, wäre mir unerträglich und, ihr gegenüber, gewiſſenlos, weil allzu leicht ihr guter Name gefährdet werden könnte. Ich bitte nur um Deine Einwilligung zu meiner Verbindung und zu meiner Überſiedelung nach Kroatien."

„Da ſiehſt Du in einem ſchlagenden Beiſpiel, welchen unwürdigen Einfluß ein ſolches Verhältnis ausübt, mein Sohn. Daß die Liebe einen jungen Mann anſporne nach etwas höherem zu ſtreben, als das, was ſein Stand mit ſich bringt, das hat man ſchon gehört und das begreift man.

„Schmerzen haben auch ihre Feſſel,“ ſagte Cornelie ſanft. Schmerzgeprüfte Seelen ſind faſt immer treue Seelen.“

„Vielleicht — weil es müde Seelen ſind.“

„So gering denken Sie von der Treue? ich halte ſie nicht für Ermüdung, ſondern für Bewahrung des ganzen Seins.“

„Dazu gehört daß dem ganzen Sein ein Spielraum geöfnet werde um zur Bewahrung ſeiner Selbſt zu gelangen. Davon iſt bei Unſereinem nicht viel die Rede! er füllt ſeinen engen Wirkungskreis, er bekleidet ſein Amt, er thut ſeine feſt vorgezeichnete Pflicht; ſich ſelbſt auszuleben mit individuellen Beſtrebungen und Richtungen — ach! dahin gelangt man nicht! In ſolchen Verhältniſſen giebt es wirklich keine andre Treue als die der Gleichgültigkeit oder der Ermattung oder der Gewohnheit; — und aus Gewohnheit, glaub' ich, iſt mir die Heimat lieb.“

„Dereinſt wird es aus Ueberzeugung ſein! entgegnete Cornelie zuverſichtlich. Sie werden reiſen, werden fremde Länder und Völker, Sitten und Gebräuche kennen und dann erſt die Heimat lieben lernen. Darum ſind Reiſen ſo bildend, weil man ohne ſie ſtets geneigt iſt die Fremde zu überſchätzen oder zu verachten, je nachdem es einem ſchlecht oder gut in der Heimat gegangen iſt. Hinter die Berge

Aber aus freien Stücken nach dem niedrigen zu verlangen, weil die Befriedigung der Leidenſchaft damit verbunden iſt — das nenne ich entwürdigend. Ich ſchätze meinen braven Verwalter ungemein. Er hat ſich von unten herauf gearbeitet. Das iſt etwas ganz anderes, als wenn Du herabſteigſt und für einige hundert Gulden in Dienſt gehſt."

„Ich habe keinen Ehrgeiz. Das Landleben und die Landwirtſchaft ſprechen mich an . . . . und überdas hat man als Anfänger im Staatsdienſt oder im Militär auch nicht mehr als einige hundert Gulden."

„Es iſt ein Unterſchied ob ſie mit dem Anfang einer ehrenvollen Laufbahn verbunden und vom Landesfürſten gezahlt werden — oder ob man bei ſeinesgleichen dient. Das geſchah zu Zeiten Jakobs und Labans, als die Welt eine Schäferwelt war — ſeitdem nicht mehr und es gibt keine Eltern, die einem ſolchem Skandal ihre Zuſtimmung geben würden."

„Du bringſt mich zur Verzweiflung, Mutter! doch meinen Vorſatz geb' ich nicht auf," rief Sintram ſehr aufgebracht.

„Um den Skandal zu verringern, ſo weit es in meinen Kräften ſteht," fuhr die Baronin in ihrer ſtarren Weiſe fort, „und um Deiner Neigung für eine dienende Stellung zu entſprechen, iſt es ſchon anſtändiger, daß Du auf Waldhaus Förſter werdeſt. Dein Vater weiß, daß es ſchon früher meine Abſicht war, Dir den Forſt zu übergeben — freilich in anderer Stellung und Art! doch das iſt jetzt nicht mehr möglich, denn Deine künftige Gattin mag in's Förſterhaus paſſen, allein in's Schloß paßt ſie nicht und der Ausbau des Flügels unterbleibt.“

„Iſt's möglich, liebe Mutter!“ rief Sintram grenzenlos überraſcht: „Wie ſoll ich Dir danken.“

Der Baron rieb ſich ſeelenvergnügt die Hände. Die Baronin ſagte kalt:

„Deine Ehe bleibt mir verhaßt und niemals werde ich die intriguante Perſon, die Dich und Deine Ehre umſponnen hält, als Schwiegertochter willkommen heißen; niemals! das merke Dir. Tue alſo, was Du tun mußt. Ich bin zu keinem Muß verpflichtet.“

„Mir fehlen die Worte, um Dir zu danken, beſte Mutter!“ wiederholte Sintram ganz betäubt: „Es wird ſich alles ganz anders geſtalten, wenn Du nur erſt Roſalba kennen wirſt.“

Ein bitteres Lächeln flog über die Lippen der Baronin. Sie zog ein Papier aus der Taſche und überlas es; ſie hatte die Punkte darauf bemerkt, die ſie beſprechen wollte. Sie antwortete, über das Papier hinwegblickend, ſcharf und beſtimmt:

„Präge es Dir feſt ein, mein Sohn, ich heiße die Schwiegertochter nicht willkommen, die Du mir aufdrängſt und es wird ſich eine weite Kluft zwiſchen uns oder wenigſtens zwiſchen dem Schloß und dem Förſterhaus öffnen. Und um dies Kapitel abzuſchließen, will ich von was anderem ſprechen, das mir mehr am Herzen liegt. Der Doktor ſchrieb mir, er halte ein Seebad ganz notwendig zur Herſtellung Deiner Kräfte, Sintram, und ſo werden wir denn bald nach der Inſel Wight gehen."

Sintram war ſchon jetzt neu belebt. Strahlend vor Freude ſprang er auf, küßte ſeiner Mutter die Hände, fiel ſeinem Vater um den Hals und verſicherte das Seebad ſei ein Luxus. Die Baronin verließ ihn in dieſem Jubelparoxismus, der noch heſtiger wurde, als er mit ſeinem Vater allein war, da dieſer ihm nicht jedes Wort über Roſalba abſchnitt. Er malte das Leben im Förſterhaus ganz idylliſch aus, fand Roſalba ganz dafür geeignet, fand es viel angenehmer, Dach und Fach zu eigen, als einen Flügel des Schloſſes inne zu haben und bat nur den Baron möglichſt den Augenblick zu beſchleunigen, der ihm vergönne Roſalba heimzuführen.

„Nur ruhig, Fritzi, ruhig! nicht ſo hitzig! Du weißt, die Mutter richtet das alles auf's beſte ein und mag nicht geplagt werden," gab der Baron zur Antwort: „Du mußt nicht ſo viel von einer Sache reden, die ihr nicht lieb iſt."

Das merkte ſich Sintram und bevor die Abreiſe nach der Inſel Wight erfolgte, verſchwand er auf ein paar Tage, um endlich! endlich! Roſalba wiederzuſehen und ſie von der Beſeitigung aller Schwierigkeiten in Kenntnis zu ſetzen. Der Baron war Sintrams Vertrauter und teilte der Baronin den kleinen Ausflug mit ohne einen Namen zu nennen — und ſie fragte nicht und antwortete nicht. Sie war troſtlos vor Schmerz; allein nach ihrer Weiſe kam davon nichts zum Vorſchein als ein verſteinertes Herz.

◆

Ein Sterbebett.

„Jetzt bitte ich aber, Fräulein, legen Sie ſich ſchlafen! nur ein paar Stunden! ich bleibe recht gern ſo lange wach," ſagte Frau Dühr zu Rosmary.

„Tauſend Dank, liebe Frau Dühr," entgegnete Rosmary, ohne von ihrem Nähzeug aufzublicken, „ich werde bei der Arbeit nicht ſchläfrig und gegen Morgen, wenn die Mutter ruhig zu werden und zu ſchlummern pflegt, habe ich ein hübſches Stück fertig gemacht und lege mich ſchlafen."

„Ja, auf ein halbes Stündchen," ſagte Frau Dühr mitleidig, „die Frau Baurätin läßt Ihnen ja keine Ruhe."

„Das bringt die Krankheit ſo mit ſich .... und ich habe nicht viel Schlaf nötig — Gott Dank!"

„Wenn man Sie reden hört, ſollte man meinen, Sie hätten Überfluß an Schlaf, an Ruhe, an Eſſen und Trinken .... an allen Bequemlichkeiten des Lebens," verſetzte Frau Dühr kopfſchüttelnd.

„Und habe ich nicht Überfluß, wenn ich wenig brauche?" fragte Rosmary und ſchlug ihre ſchönen Augen groß und ſtrahlend auf.

„Ach, lieber Himmel!" ſagte Frau Dühr wehmütig, ohne die Frage zu beantworten, „wie blaß ſind Sie, Fräulein."

„Der grüne Lampenſchirm gibt mir das bleiche Ausſehen; ich befinde mich ganz wohl und ich bitte Sie herzlich, mich nicht in meiner Nachtwache ablöſen zu wollen — d. h. jetzt noch nicht! Zieht ſich die Krankheit der Mutter ſehr in die Länge, ſo wäre es freilich nötig!"

„Bis dahin aber können Sie zu Grunde gehen, denn Sie leiſten ja ſchon ſeit einem Jahr übermenſchliches!" erwiderte Frau Dühr und ſchlich vorſichtig aus dem Zimmer und die vier Stiegen hinab.

Rosmary blieb allein. Seit einem Jahr hatte ſich alles für ſie verändert: Roſalba war verheiratet; die Krankheit der Baurätin hatte ſich gewendet, ihr Geiſt war frei, allein ihr Körper ſiechte dahin; Rosmary mußte die Subſiſtenzmittel ſchaffen und die Pflege der Mutter beſorgen. Sie arbeitete in ihrer Wohnung und da ſie es ſehr gut verſtand, ſo fehlte es ihr nicht an Aufträgen.

Um die Kundſchaft nicht zu verlieren mußte ſie mit einer Anſtrengung arbeiten, welche durch die Unterbrechungen erhöht wurde, die aus der Krankenpflege und der Beſorgung des kleinen Haushaltes entſprangen. Der war früher Roſalba's Aufgabe geweſen. Jetzt trug Rosmary auch dieſe Laſt. Sie hatte ſich mit der Wohnung noch mehr eingeſchränkt und ihr zweites Zimmer an ein paar Nähterinnen vermietet, anſtändige Mädchen, die nur dort ſchliefen und den ganzen Tag außer dem Hauſe beſchäftigt waren. Dieſe kleine Beihülfe und die hundert Gulden, welche die Baurätin alljährlich erhielt, ſchützten wenigſtens vor bitterer Armut; die Nähnadel allein hätte das für zwei Perſonen nicht zu Stande bringen können: umſoweniger als die Baurätin keineswegs ihren früheren Reichtum vergeſſen hatte und nach deſſen Maßſtab ihre Anforderungen ſtellte. Beſtand ſie auch nicht auf deren Erfüllung, ſo hatte ſie doch ihre Wünſche und Erwartungen kund gegeben und es zerſchnitt Rosmary's Herz, daß ſie mit der Gewährung ſo weit zurückbleiben mußte. Schmerzlicher als alles übrige war für ſie der Seelenzuſtand der Mutter. Tag und Nacht war ſie zuſammen mit einer Todkranken, die nichts wiſſen wollte von den Tröſtungen und Hoffnungen der Religion, noch von der Verſöhnung mit den Leiden durch die Kraft der heiligen Sakramente. Die Baurätin hatte ſich ſtets in einer ſolchen Gleichgültigkeit gegen alles verhalten, was ſich auf Religion bezog, daß ihre Seele gleichſam verödete und jede Bedürftigkeit nach höheren Dingen verlor. Ob ihre Gemütskrankheit aus dieſem Mangel entſprungen war — oder ob die geiſtige Stumpfheit dieſer Krankheit den Mangel nährte — oder beides: genug, ſie befand ſich in dem traurigſten Zuſtand, in welchem ſich der Menſch nur befinden kann: am Rande des Grabes und auf der Schwelle der Ewigkeit war ſie ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe.

In Rosmary hingegen war der Glaube die Grundlage des Lebens geworden. Weil Stärke des Gefühls ihre natürliche Anlage war, ſo hatte ſie auch in ihrer früheren Jugend ſtarkes religiöſes Gefühl; — und weil ſie dieſe Gefühle nicht in die Welt ergoß, nicht an Leidenſchaft verſchwendete: ſo konnte das Himmliſche in ihr ſtark werden, als die Stunde der Trübſal kam und ihr das Vergängliche und Niedrige des Irdiſchen zeigte, das etwa ihre Unerfahrenheit geblendet hatte. In dem unausſprechlich einförmigen abgeſchloſſenen Leben, das ſie jahrelang führte, kehrte ſie mit ihren Gedanken immer tiefer in ſich ein oder ſie ſtieg mit ihnen immer höher über ſich hinauf: hier fand ſie Gott, den Erlöſer; dort fand ſie die Bedingung des Lebens, Schmerz und Kreuz, aber geheiligt, d. h. in ein freiwilliges Opfer verwandelt.

So lebten dieſe zwei Seelen neben einander und doch getrennter in ihrem innerſten Weſen, als ob der Ozean ſie ſcheide. Neben dem Siechbett der Baurätin ſtand auf der einen Seite Rosmary's Lager und auf der andern Seite Rosmary's Arbeitstiſch. Kein Seufzer der Mutter entging ihr, keine Bewegung, keine Klage. Aber umſonſt lauſchte ſie auf ein Wort, das Verlangen nach den Tröſtungen der Religion andeuten könne.

Frau Dühr hatte einmal vorſichtig geſagt:

„Liebes Fräulein, Sie täuſchen ſich vielleicht über den Zuſtand Ihrer armen Mutter. Darum halte ich es für meine Pflicht Ihnen zu ſagen, daß ſie einmal plötzlich in der Ewigkeit ſein kann. Bei dieſen ſchleichenden Fiebern denkt man ſo leicht, der Kranke könne noch lange leben und ſiehe da! es iſt aus mit ihm.“

„Ich weiß was Sie ſagen wollen, liebe Frau Dühr,“ erwiderte Rosmary äußerlich ruhig, „aber meine arme Mutter will nicht an die Nähe der Todesgefahr glauben.“

Frau Dühr kam empört zu ihrem Mann zurück.

„Nein! das muß ich geſtehen, der Frau kann man nur wünſchen, daß ſie in ihrer Melancholie — oder was es für eine Sorte von Irrſinn war — verblieben wäre.“

„Und Du willſt eine gute Chriſtin ſein!“ ſagte Herr Dühr vorwurfsvoll.

„Eben weil ich eine gute Chriſtin bin, muß ich das für die Baurätin wünſchen, denn im Irrſinn iſt man unzurechnungsfähig. Jetzt aber bei geſunden Sinnen und ſterbend, will ſie nicht die heiligen Sakramente empfangen."

„Oh! oh! oh!" ſagte Herr Dühr.

„Müßte ſie es nicht aus Rückſicht für die Tochter, für dieſen Engel und Erzengel tun, wenn ſie auch ſelbſt nicht an die Todesnähe glaubt!"

„Sie wird ſich ſchon beſinnen, Frauchen! der Tod muß ihr nur noch etwas näher rücken und ſie wird willfährig."

„Vielleicht zu ſpät .... das hat man ſchon gehört. Nun, der liebe Gott ſei ihr gnädig! .... Weißt Du aber, welche Nachricht ich heute hörte?"

„Deine Nachrichten ſind unzählbar, wie die Sterne am Himmel, aber ſo ſicher wie die, ſind ſie nicht."

„Wie könnten alle Nachrichten ſicher ſein, die in der Welt kurſieren! das iſt zu viel begehrt. Dieſe Nachricht iſt aber ganz ſicher, nämlich die junge Frau Baronin Uglas ſoll gar nicht glücklich ſein."

„Das kommt immer bei ſolchen verkehrten Heiraten heraus, beſonders wenn man ſo ein eitles Ding iſt, wie die Kleine war."

„Sie war aber gar ſchön und der Baron muß ſich doch gründlich in ſie verliebt haben um ſie zu heiraten — und jetzt ſoll es mit der ganzen oder über die Meere verlegen wir gern das Glück, und ich bin feſt überzeugt, daß ein großer Theil des lockenden Reizes, den Amerika auf arme Auswandernde übt dem Umſtand zuzuſchreiben iſt, daß ſie übers Weltmeer nur dahin gelangen können.“

Wie immer wenn Cornelie ſprach verfiel Leonor in Nachſinnen über ihre Gedanken, ihre Worte, und zuletzt in Träumerei über den Klang ihrer Stimme. Dazu kam, daß ſie die Gewohnheit hatte ihren Blick nicht wegzuwenden vom Antlitz der Perſon mit der ſie ſprach. Dieſe Gewohnheit kann ſehr leicht einen harten, forſchenden, inquirirenden Ausdruck geben, doch ihr ſchönes aber kurzſichtiges Auge legte nur ſeinen Blick wie einen milden Lichtſtral über den Gegenſtand, der ihm grade entgegen trat. Dieſe Milde, dieſe Gelaſſenheit und Gleichmäßigkeit wirkten übermächtig, wie höhere Gewalten, auf Leonor. Sie muß ungeheure magnetiſche Kraft haben, ſprach der Arzt in ihm. Genug, immer fühlte er ſich Cornelien gegenüber in ſein innerlichſtes Weſen hinein- — und zum Kern dermaßen zuſammengedrängt, daß ihm die gewöhnlichen Worte, die mit den Außendingen tändeln, den Dienſt verſagten. Das Urtheil, welches er in ſolchen Momenten unwillkürlich über ſich ſelbſt fällte: ſie muß mich für ſtupid halten! — war denn auch nicht ſehr ermunternd um ihn wach

Herrlichkeit aus und vorbei ſein! Iſt das menſchenmöglich! — Aber die Männer machen alles möglich.“

„Sie werden wohl alle beide kein Gloria ſingen“, bemerkte Herr Tühr mit Gleichmut: „aber, Frauche, woher ſtammt dieſe Nachricht? Gewiß nicht von Fräulein Rosmary.“

„Nein, gewiß nicht! deren Verſchwiegenheit ſucht ihres Gleichen, iſt geradezu langweilig. Frage ich nach der Frau Baronin — was ganz in der Ordnung iſt, da ſie zwei und ein halbes Jahr in unſerm Hauſe wohnte, ſo bekomme ich zur Antwort: „Sie befindet ſich ganz wohl“ — oder: „ich hörte lange nichts von ihr“ — oder dergleichen; ich frage ſchon gar nicht mehr! — Nein, die Nachricht iſt folgendermaßen hergekommen: Eine Kammerfrau von dort hat ihre Schweſter beſucht, die hier im Dienſt einer vornehmen Herrſchaft iſt. Dieſe Schweſter iſt eine gute Freundin von Lena Rotter, der Putzmacherin, und der Bruder von Lena Rotter iſt der Schwiegerſohn von Frau Kalert — und Frau Kalert hat es mir geſagt.“

„Dieſer Spezereiladen iſt ein unerſchöpflicher Brunnen von Neuigkeiten; — aber ich gebe nicht viel auf Klatſchereien, die den Weg über eine ſolche Menge von Weiberzungen genommen haben.“

„Weiberzungen?“ fragte Frau Tühr beleidigt: „Hältſt Du etwa die Männer für ſo tugendhaft, daß ſie ihre Zungen für die Weinprobe aufſparten? ich ſage Dir ſie verſtehen auch zu klatſchen — und gehörig! ſie tun ja nichts anderes in den Wein- und Bierſtuben hinter ihrem Schöppche, als Klatſchereien anſtiften über die Stadt und die Welt und den lieben Herrgott.“

„Ruhig, ruhig, Frauche! ich gehe ja nie in die Wein- und Bierwirtſchaften.“

„Das iſt ſchon wahr . . . . allein ich klatſche auch nicht,“ verſetzte Frau Dühr etwas beſänftigt durch den Hinblick auf den häuslichen Sinn ihres Mannes — und zog ſich in ihr Küchenrevier zurück.

— — Der Arzt war bei der Baurätin geweſen. Er hatte längſt Rosmary geſagt, daß an eine Geneſung der Mutter nicht zu denken ſei. Als ſie ihn jetzt bis auf den Vorplatz begleitete, verhehlte er ihr nicht, daß die überhandnehmende Schwäche eine nahe Auflöſung ankündige.

„Doch nicht heute oder morgen?“ fragte Rosmary in bitterer Seelenangſt.

„Sie wird ſchwerlich das Ende des Monats erleben.“

Es war Mitte November. Rosmary atmete auf.

Sie ging in das Zimmer und an ihre Arbeit zurück. Die Mutter empfing ſie mit der Klage:

„Könnte ich nur Madeira haben, dry Madeira, ſo würde ich gewiß geſund. Ich habe noch Kraft für ein langes Leben . . . . bin noch gar nicht alt . . . . wie alt biſt Du, Roſe?“

„Am Tage der hl. Roſalie bin ich zweiundzwanzig Jahr alt geworden, liebe Mutter.“

„Der hl. Roſalie? . . . . was iſt das für ein Tag?“

„Der 4. September.“

„Alſo Du biſt zweiundzwanzig Jahr alt und als Du auf die Welt kamſt zählte ich zweiundzwanzig. Sieh, was ich für ein langes Leben vor mir habe Roſe! . . . . Bei vierundvierzig Jahren iſt man nicht alt . . . . Hätte ich nur eine Flaſche Madeira, ſo erholte ich mich gewiß.“

„Den Wein können wir haben, den gibt der Kaufmann; aber die Geſundheit gibt Gott“ . . . . —

Warum ſollte er ſie mir nicht geben, Roſe?“

„Vielleicht hat er Dir etwas beſſeres zugedacht, als das arme Leben auf dieſer Erde, liebe Mutter.“

„Ich will nichts beſſeres! . . . . Geſundheit und Leben will ich . . . . Wer mir das nimmt, iſt mein Feind.“

„Wir alle haben keinen beſſern Freund als den lieben Gott, möge er uns auch Kreuz über Kreuz ſchicken.“

„Ich danke für eine ſolche Freundſchaft! weißt Du keinen beſſern Troſt, ſo ſchweige — und laß den Madeira holen . . . . zuerſt nur eine halbe Flaſche . . . . ich bin ja arm und lebe von Deiner Hände Arbeit . . . . da muß man ſparſam ſein . . . . Alſo nur eine halbe Flaſche dry Madeira! Haſt Du verſtanden?"

„Ja, liebe Mutter! . . . . ich weiß aber nicht ob der Doktor bei Deinem ſtarken Fieber den Madeira erlaubt. Champagner darfſt Du trinken."

„Der Doktor ſagte mir, ich dürfe genießen, was ich wolle . . . . den Champagner mag ich nicht mehr . . . . er hilft mir nicht . . . . er ſtärkt mich nicht. Das wird der Madeira tun . . . . — Warum gönnſt Du ihn mir nicht? haſt Du kein Geld für mich?"

„Doch, liebe Mutter, und ich gönne ihn Dir von Herzen. Ich fürchte nur, daß er die Wirkung nicht haben wird, die Du erwarteſt."

„Das müſſen wir abwarten! . . . . ich glaube nun einmal, daß er mir heilſam iſt."

Ähnliche Scenen hatten ſich ſchon oft wiederholt. Rosmary ertrug ſie mit unerſchütterlichem Gleichmut. Auch jetzt ſuchte ſie ihn zu bewahren, allein die gänzliche Unzugänglichkeit der Mutter für das, was jetzt die Hauptſache war, beängſtigte ſie unausſprechlich.

Indeſſen wurde der Wein geholt und ſchon der Blick auf die Etiquette erfreute die arme Kranke ſo ſehr, daß ſie ſagte:

„Jetzt komme ich gewiß zu Kräften, Röschen.“

Rosmary antwortete durch das freundlich traurige Lächeln, das ihr eigentümlich war, wenn ſie weder eine Verneinung noch einen Zweifel ausſprechen wollte. Sie nahm ſich vor, ihren Fleiß zu verdoppeln, um alle ähnlichen Wünſche der Mutter für die kurze Zeit zu erfüllen, wo ſie noch ihrer kindlichen Liebe dieſen Ausdruck geben konnte. Wie lange währte es denn noch? — Einige Tage. — Und dann war ſie allein, ganz allein. Dann blickte kein befreundetes Auge teilnehmend ſie an; dann drückte keine liebe Hand ermutigend die ihre; dann konnte ſie mit niemand von ihrer Kindheit, ihrer Jugend reden, die den Vereinſamten immer im lieblichſten Licht erſcheinen, weil ſie damals nicht einſam waren. Mochte auch ihre und Roſalba's innere Entwickelung eine noch ſo verſchiedene Richtung eingeſchlagen haben — mochte eine tiefere Sympatie nicht bei ihnen ſtattfinden; ſo blieb doch die gemeinſame Kindheit und Jugend mit ihren tauſend Erinnerungen, mit ihren Bildern und Plänen, mit ihren Freuden und Leiden, ein ſtarkes, dem Herzen wohltuendes Band. So lange Roſalba da war hatte ſie nicht die bleierne Wucht des Alleinſeins geſpürt. Sie hatte Kummer und Sorgen um Roſalba gehabt; aber dergleichen kommt ja vor in einer Familie. So lange Roſalba da war hatte ſie eine Familie und ein Heim, und wenn ſie abends müde von der Tagesarbeit ihre

Wohnung betrat, und Roſalba emſig beſchäftigt und die Mutter gut verſorgt fand: ſo fühlte ſie unermeßliche Wohltat, die, trotz aller Dürftigkeit, in dem Bewußtſein liegt, ein Heim zu haben. Mit Roſalba's Heirat war dies Heim aus der Sonnenſeite in die Schattenſeite geraten: am Lager der hinſterbenden Mutter konnte ein Gefühl des Wohlbehagens nicht mehr auftauchen, allein die ernſte, heilige Pflicht nahm deſſen Stelle ein und durchleuchtete wie ein übernatürlicher Stern das traurige Heim. Ging aber die Mutter hinweg — ſo war die Vereinſammung da! Bei Frau Weiß konnte ſie nicht leben, da ſich dieſe in dienender Stellung befand. Bei Alois, der nächſtens Pfarrer werden ſollte, durfte ſie nicht leben; dazu war ſie zu jung. Alſo was dann? wohin? — Das Kloſter? . . . . Aber ſie kannte kein Kloſter und fühlte unzweifelhaft, daß das Alleinſtehen in der Welt keineswegs eins und dasſelbe mit dem Beruf zum Ordensſtande ſei. — Die Ehe? . . . . Nein. Trug ſie im Herzen, gleichſam vor ſich ſelbſt verſchleiert, ein Ideal von irdiſchem Glück: ſo war ihr Blick zu klar und ihr Sinn zu gerade um ſie in Illuſionen einzuwiegen. Sie ſchätzte ſehr den Herrn Dühr und den Herrn Kalert; gleichwohl kam es ihr unmöglich vor, einen Ehemann aus dieſem Kreiſe zu wählen. Hätte ſie das gewollt, ſo hätte ſie ſich ſchon verehelichen können, da Herr Dühr nichts ſehnlicher wünſchte, als Rosmary in ſeine Verwandtſchaft oder Freundſchaft hinein zu ziehen. Wie manche zarte Anſpielung hatte er ſchon gemacht um ihr dies zum Verſtändnis zu bringen! Wie hatte er den Vetter Niklas gerühmt, ſowohl ſeines Charakters als ſeines Geſchäftes wegen. Und ſein Pate, der Hannes Korber, der mußte es weit bringen! der war nicht auf den Kopf gefallen und war reich obenein! Und beide ſuchten eine hübſche, verſtändige, fleißige Hausfrau — die keine Putznärrin ſei — und auf das Geld komme es ihnen gar nicht an. Aber das alles war zu Rosmary wie gegen die Wand geredet, ſo daß Herr Dühr ſchon Luſt hatte, empfindlich zu werden und kopfſchüttelnd gegen ſeine Frau äußerte:

„Jedes Ding hat ſeinen Haken und jeder Menſch ſeinen Fehler. Die Rosmary iſt ſtolz und will hoch hinaus.

„Müſſen denn alle Mädchen an's Heiraten denken!“ erwiderte Frau Dühr mißbilligend.

„Daß ſie es müſſen behaupte ich nicht; daß ſie es aber tun, und oft und gern tun — ja, das behaupte ich. Und warum ſollten ſie nicht? . . . . ſie ſind ja dafür beſtimmt. Deshalb ſchlägt keine ſo leicht einen rechtſchaffenen Mann und eine gute Verſorgung aus — und daß ſie es tut iſt eben ihr Fehler. Sie ſollte doch ein Exempel an ihren Eltern nehmen! der Vater war ein Maurergeſell und die Mutter ein Ladenmädchen. Hätten ſie nicht immer höher und höher hinauf wollen, ſo würde er vielleicht noch heute leben und ſie weder närriſch, noch in der Miſere ſein. Aber das Sprichwort hat recht: „Wie die Alten geſungen, ſo zwitſchern auch die Jungen.“ Die Kleine hat es den Eltern nachgemacht: nun ſitzt ſie da, als Frau Baronin und bläſt Trübſal — und der Großen wird es ebenſo ergehen — was mir aber ſehr leid ſein wird .... denn ſie iſt ein kapitales Mädchen .... das ſteht feſt.“

Ebenſo feſt ſtand es bei Rosmary dergleichen Anſpielungen und Vorſchläge nicht zu beachten. Wie oft hatte ſie von ihrem Vater das Wort „Geſchäft“ gehört! um das Geſchäft drehten ſich ſeine Gedanken, ſeine Beſtrebungen, ſeine Handlungen, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen. Das Geſchäft war der Mittelpunkt, die Sonne ſeines Lebens. Jede Frage, Krieg und Friede, politiſche und geſellſchaftliche Vorfälle, Revolutionen und Reaktionen — alles wurde beurteilt mit Rückſicht und in Beziehung zum Geſchäft. Das Geſchäft nahm bei ihm die Stelle ein, die bei einem Chriſten dem lieben Gott gebührt: er betete nicht zum Geſchäft, weil er überhaupt nicht betete; aber das Geſchäft war der Götze, dem er mit allen ſeinen Gaben und Kräften diente. So lange der Vater lebte, hatte Rosmary nicht weiter darüber nachgedacht, denn ſie liebte ihn kindlich und meinte, was er tue ſei gut und recht. Wie über ſo manches andere war ſie auch darüber erſt ſpäter zur richtigen Einſicht gekommen. Der Gedanke, daß ſie durch die Ehe dahin gebracht werden könne, dem Sklavendienſt des Geſchäfts zu verfallen, war ihr grauenhaft — und obgleich die Vernunft ihr ſagte, es müſſe auch im Geſchäftsleben das richtige Maß inne zu halten ſein, ſo daß keine höhere Pflicht beeinträchtigt werde: ſo ſchien es ihr doch ſehr ſchwer, weil die Erwerbsſucht gar häufig die Larve der Pflicht annimmt. — Hatte ſie aber je von einer Ehe über ihre Verhältniſſe hinaus geträumt: ſo genügte ein Blick auf Roſalba um ſie zu wecken. Es ſchien alſo ihre Beſtimmung zu ſein einſam durch das Leben zu gehen.

All dieſe Gedanken erfüllten Rosmary's Seele, während ſie bei ihrer Lampe ſaß und nähte. Es ſchlug die Mitternacht. Die Baurätin fand noch immer keine Ruhe — und Rosmary nähte weiter und dachte weiter. Es ſchlug Eins. Der Zuſtand der Mutter hatte ſich nicht verändert. Rosmary wollte nicht ſchlafen, ſtand auf, ſchüttete Kohlen auf das Feuer, ging an's Fenſter, blickte auf die Grabesſtille der Gaſſe hinab und zum ſchwerumwölkten Himmel auf, der wie ein Sargdeckel über die Welt zu liegen ſchien — und ſetzte ſich wieder an die Arbeit. Aber es ging nicht mehr vorwärts. Bald verſagten die Augen den Dienſt und bald die Hand. Nach ſo vielen halbdurchwachten Nächten wurde das Bedürfnis nach Schlaf unwiderſtehlich.

Sie hatte nur noch Kraft und Beſinnung, um das Nachtlicht anzuzünden und die Lampe auszulöſchen; dann fiel ſie angekleidet auf ihr Lager — und ſchlief. In Kleidern ſchläft man ja unruhig und wacht bald wieder auf: dies war ihr letzter Gedanke. — —

Als Rosmary erwachte, war das Nachtlicht erloſchen, doch der graue Novembermorgen hatte ſchon den Tag gebracht. Wie lange habe ich geſchlafen! ſeufzte ſie. Gott Lob, daß die Mutter noch ruht. — Aber indem ſie ſich erhob, warf ſie nach ihrer Gewohnheit ſogleich den Blick auf die Kranke, die ſo ungewöhnlich ſtill war. Ach! — der Tod hatte ſie ſtill gemacht! — Eine Lähmung des Herzens war leiſe herangeſchlichen und hatte das ſchwache Flämmchen des Lebens ohne Anſtrengung und ohne Kampf ausgelöſcht. — So ſprach der Arzt und freute ſich, daß keine ſchwere Agonie die arme Frau heimgeſucht habe, während Rosmary ganz faſſungslos über dieſes Scheiden von der Welt war. Eines unverſehenen .Todes war ihr Vater — war ihre Mutter geſtorben: darüber konnte nichts ſie tröſten.

Etwas Beruhigung gewährte ihr der gute Herr Dühr durch die Bemerkung:

„Ach, liebes Fräulein, grämen Sie ſich nicht ſo furchtbar darüber und bedenken Sie, daß unſer lieber Herrgott weiß, wie ſchwach an Geiſt die arme Frau Mutter aus ihrer Melancholie hervorzu ſchütteln. Kurz, es überfiel ihn wieder eine unermeßliche Traurigkeit! er ſah ſie zum letzten Mal; ihre Stimme, ihr Blick, die wie aus einer andern Welt ihn berührten, verſchwanden wie ſüdliche Geſtirne vom Horizont Desjenigen, der ins Eismeer hinein ſchiffen mußte, ſtumm und melancholiſch ſtand er in der Gegenwart vor ihr; ſtummer noch war ihm die Zukunſt, in welcher er kein Echo wach zu rufen hoffen konnte. Mit einer Bewegung ungeheuchelten Seelenſchmerzes legte er die Hand an die Stirn und ſagte kein Wort der Erwiderung. Cornelie, die keine Ahnung von ſeinen Antecedenzien hatte, ward ihrerſeits verlegen, weil ſie fürchtete durch die Erwähnung von Auswanderern und von Amerika trübe Erinnerungen geweckt zu haben. Sie brach kurz ab und ſagte ſcherzend:

„Ich habe meiner Couſine viel Liebenswürdiges von Ihnen geſchrieben, Herr Doktor, jezt muß ich Sie bitten meiner Empfehlung Ehre zu machen und mir, wenn Sie nach Schleſien heimkehren, eine Antwort auf dieſen Brief mitzubringen, die gutes Zeugniß für Sie ablegt.“

Sie ſcherzte und ihm drohte das Herz zu brechen! — Sie reichte ihm den Brief. Er ſtand auf und nahm ihn; aber mit ihm zugleich ihre Hand — und als er dieſe hielt warf er ſich zu Corneliens Füßen gegangen iſt. Es iſt freilich ſehr traurig, ohne die heilige Wegzehrung abſcheiden zu müſſen; allein ſie hat doch ihre Oſtern gehalten und jetzt können Sie ihr ja recht feierliche Exequien halten laſſen — und dann müſſen Sie ſich in Gottes Zulaſſungen finden und auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen."

Zu den Exequien kam Frau Weiß und nahm darauf Rosmary mit in die Heimat. Rosmary ſollte ſich einige Zeit ausruhen und erholen und ſich beſinnen, wie und wo ſie ſich niederlaſſen ſolle.

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Roſe Weiß und Roſe Rot 1
Eine arme Frau 19
Die blaue Wieſe 50
Wir haben ja Geld 67
Vornehm 90
Im Schauſpiel 113
Umſturz 133
Zwei Bewerbungen 155
Abreiſe 172
Schnepfen und Raubvögel 188
Überraſchungen 211
Verſchiedene Charaktere 232
Weihnachtsgeſchenk 248
Der Schutzengel 258
Ein verſteinertes Herz 275
Ein Sterbebett 294

147, 216.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
Geſammelte Werke.

I. Serie: 16. Band.

Die Erzählung des Hofrats.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die
Erzählung des Hofrats.

Idylliſch.

Da wo der Park von Waldhaus aufhört und ſich dem Felde und dem Walde anſchließt, liegt das Förſterhaus, ein kleines ganz unanſehnliches Gebäude, weiß getüncht, die Haustür in der Mitte, rechts zwei Fenſter, links zwei Fenſter mit kleinen Scheiben, und die innere Einrichtung der äußern Einfachheit entſprechend. Dieſe Behauſung war etwas ganz anderes als das idylliſche Schweizerhaus, auf das Roſalba gerechnet hatte, weil im Schloß noch keine Stätte für ſie war. Sintram hatte geſagt, es müſſe erſt ein Flügel ausgebaut werden. Über die Geſinnungen ſeiner Mutter hatte er geſchwiegen. Er ſuchte zu glauben Roſalba's Erſcheinung werde die Mutter beſiegen, die Erfahrung, daß er des Widerſtandes fähig ſei, werde ſie überhaupt geſchmeidig und nachgibiger machen und endlich werde das Glück ſeiner Ehe ſie ganz und gar umſtimmen. Vielleicht glaubte er das alles wirklich. Die Leidenſchaft beſitzt eine gewaltige Kraft zum Verblenden und überdas gibt es Charaktere, die immer in einem gewiſſen Nebel ſchwimmen und ſich nie die Verhältniſſe klar machen.

Die Baronin war tief unglücklich.

„Mein einziges Kind vergiftet meine alten Tage," ſagte ſie zu dem Baron, der in ſeiner Gutmütigkeit faſt weinend erwiderte:

„Ach, Minettchen, rede nicht ſo traurig. Er kann vielleicht recht glücklich werden und dann biſt Du gewiß zufrieden."

„Er wird es aber nicht werden!" verſetzte ſie mit einer Beſtimmtheit, als ſchließe ſie ein Rechenexempel ab.

„Aber Minettchen, das müſſen wir doch erſt erleben."

„Nun und was dann?" fragte ſie ſcharf.

„Dann? ja dann iſt es freilich ſchlimm."

Daß dieſe Redensarten ihres guten Gatten ihr mehr Ungeduld als Troſt gaben, iſt begreiflich. Hätte ſie wenigſtens nicht Chriſtiane von der Argen kennen gelernt! Doch die erſte Perſon, die ihr entgegentrat, als ſie in's Seebad nach der Inſel Wight ging und bei Cowes landete, war Chriſtiane am Arm ihres Vaters. Selbſtverſtändlich fand nun ein täglicher Verkehr ſtatt und die Baronin überließ ſich ſtiller Verzweiflung bei dem Gedanken, wie glücklich ſich alles geſtalten könnte ohne Sintrams unſelige Leidenſchaft. Chriſtiane war freilich nicht ſchön, nicht einmal hübſch zu nennen; der Mund war ein wenig zu groß, die Naſe ein wenig zu lang, die Grazienlinie der Augen ſtreifte ein wenig an den chineſiſchen Schnitt; — aber welche Friſche, welche Anmut, welcher Frohſinn ſtrahlte aus ihrem Blick, offenbarte ſich in ihrem ganzen Weſen! Dazu dieſe kindliche Schmiegſamkeit in den Willen des Vaters, in die kleinen Launen der kränkelnden Mutter! Sie war das Ideal einer Schwiegertochter — und die Baronin, die äußerſt zurückhaltend mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit war, konnte ſich nicht enthalten, Chriſtiane mit zärtlicher Wehmut, wie ein unerreichbares Kleinod zu betrachten.

„Liebe Emerenz," ſagte ſie eines Tages zur Gräfin, „die Familie wird zu beneiden ſein, in welche einſt Deine Chriſtiane als Tochter eintreten wird."

Die Gräfin erſchrak, weil ſie dies für ein Vorſpiel zur Werbung für Sintram hielt und ſagte:

„Ach, beſte Theophile, daran denken wir noch gar nicht. Chriſtiane iſt erſt im ſiebzehnten Jahr, phyſiſch zart und geiſtig unentwickelt."

Die Baronin verſtand dies.

„Gib Dir keine Mühe, die liebliche Chriſtiane herabzuſetzen," fiel ſie der Gräfin etwas herbe in's Wort; „denn ich, liebe Emerenz, darf leider nicht hin, preßte die Hand an ſeine heiße Stirn, an ſeine heißeren Lippen — ſprang auf und verließ ſie ſchnell. Was war denn das? ſagte Cornelie halblaut als er verſchwunden war.

„Was war denn das? fragte Gotthard ſie ſpäter. Ich bin bis daher immer einen Zoll ungefähr größer geweſen als der Doktor Brand; aber heut Mittag als er von Ihnen kam .... ich ſchwöre Ihnen, Gräfin, er ging um einen Kopf höher als ich an mir vorüber. Wodurch haben Sie ihn urplötzlich ſo groß gemacht .... wenn ich fragen darf?“

Cornelie erröthete wie ein kleines Mädchen.

„Warum gingen Sie fort, als er zu mir kam? ſagte ſie: — da hätten Sie es mit erleben können. Nun haben Sie die Gelegenheit verſäumt.“

Eiferſucht, dachte Gotthard bei ſich ſelbſt, iſt ein Zeichen von Leidenſchaft. Mir däucht ſie hat Luſt ſich bei mir zu regen.

Aber ſie hatte nicht Luſt! Gotthard begleitete den Hofmarſchall und ſeine Töchter von Strasburg bis Cöln und nach Schlangenbad; aber bis zu einer unwiderſtehlich mächtigen Paſſion brachte er es nicht. Er fand nur das Leben mit Cornelien unſäglich angenehm — und das iſt ja weit glücklicher für ſie und für mich als der Strudel der Leidenſchaft, ſagte er oft zu ſich ſelbſt.

daran denken, ſie Tochter zu nennen .... leider nicht! leider nicht!“

„Haſt Du Kummer durch Deinen Sohn?“ fragte die Gräfin ſo teilnehmend und ergriff ſo traulich die Hand der Baronin, daß dieſe den Jammer ihres Herzens nicht zurückhalten konnte und ihn der Gräfin offenbarte. Schließlich ſetzte ſie hinzu:

„Das Schreckbild dieſer Heirat ſchwebt mir Tag und Nacht vor Augen und wird zur Wirklichkeit .... in wenig Wochen. Jetzt kannſt Du Dir vorſtellen, was ich leide, liebſte Emerenz, wenn ich ein junges Mädchen wie Chriſtiane ſehe, das möglicherweiſe Sintrams Gattin hätte werden können.“

„Arme Theophile!“ verſetzte die Gräfin voll Mitleid, „was muß das für ein Schmerz ſein, den der einzige Sohn bereitet .... und was wird das für ein Zuſammenleben werden.“

„Daran iſt nicht zu denken! anſtatt miteinander — werden wir ſo getrennt wie es nur möglich iſt leben.“

„Wäre es dann aber nicht beſſer, Du ließeſt Deinen Sohn nach Volhynien gehen?“

„Um dort als Verwalter zu dienen? niemals, Emerenz! wie kannſt Du mir den Vorſchlag machen!“

„Bei disharmoniſchen Familienverhältniſſen iſt nichts ſo geeignet allmälig die Harmonie herzuzuſtellen oder, wenn es abſolut unmöglich iſt, über den Zwieſpalt einen Schleier zu werfen, als Entfernung, Trennung für Jahre."

„Nimmermehr, Emerenz! der Lichtpunkt meines Lebens iſt Sintram."

„Unter den gegenwärtigen Umſtänden wird jeder Blick auf dieſen Lichtpunkt Dir einen Stich in's Herz geben, arme liebe Theophile. Iſt Dein Sohn in der Ferne, ſo kannſt Du ruhiger an ihn denken."

„Möglich! aber ihn mit dieſer Frau in die Verbannung ziehen laſſen — unmöglich! Welch mühſeliges Leben, welche untergeordnete Exiſtenz erwartet ihn dort!"

„Scheint es Dir nicht recht heilſam, daß ein Menſch, der ſich durch die Leidenſchaft für berechtigt hält, nur ſeiner Selbſtſucht zu folgen, jetzt auch die Schattenſeite ſeines Verfahrens kennen lerne? ich meine, dieſe Schule könne ihm gar nicht ſchaden."

„O Emerenz! hat man fünf Kinder wie Du, ſo entſchließt man ſich vielleicht zu einem ſolchen Schritt! Allein bedenke: Sintram iſt mein Einziger."

Die Gräfin hatte Luſt zu ſagen, das ſei in keiner Weiſe ein entſcheidender Grund, aber ſie war bei dem Charakter der Baronin ganz im Klaren, daß dieſe nur ihrem eigenen Sinne folge und ſagte abbrechend:

„Jede Mutter wird am beſten wiſſen, wie ſie ſich ihrem Kinde gegenüber zu verhalten hat und ſo mußt denn auch Du, liebſte Theophile, das beſte zu wählen ſuchen. Sei aber überzeugt, daß Dein Kummer mir die tiefſte Teilnahme einflößt . . . . umſomehr als heutzutage keine Mutter vor einem ähnlichen Kreuz ſicher iſt.“

Je mehr Wohlgefallen die Baronin an Chriſtiane fand, deſto größeres Mißfallen ſprach Sintram aus. Mißfiel ſie ihm wirklich oder wollte er keine Hoffnung in ſeiner Mutter aufkommen laſſen, genug, er tadelte ſie beſtändig in ſeinen traulichen Geſprächen mit ſeinem Vater, weil er wußte, daß dieſer alles der Baronin erzählte.

„Mein Gott, wie ermüdend iſt dieſe ewige Luſtigkeit der Chriſtiane! findeſt Du nicht, Vater? — Sie hat ja beſtändig lachende Augen.“

„Und was für ſchöne blaue Augen! blau wie der Frühlingshimmel . . . . ja, Fritzi, die hat ſie. Und warum ſollte ſie nicht luſtig ſein? ihr fehlt ja nichts.“

„Meinetwegen! ich kann die luſtigen jungen Mädchen nicht leiden.“

„Da haſt Du Unrecht, Fritzi! ſie werden früh genug ernſt.“

Man hatte einen Ausflug nach Carrisbrook-Caſtle gemacht, wo König Karl I. in Gefangenſchaft war. Am andern Morgen ſagte Sintram:

„Nein, dieſe Chriſtiane! geſtern ſpielte ſie die Gelehrte und erzählte mir die ganze Geſchichte von Karl I.“

„Wußte ſie denn dieſe Geſchichte?“ fragte der Baron verwundert.

„Am Schnürchen! .... und ihre Anmerkungen gab ſie obendrein.“

„Schau, das Chriſtianerl!“ ſagte er beifällig.

„Ich begreife nicht, Vater, wie man ſo eingenommen für ſie ſein kann,“ ſagte Sintram, dem alles an ihr mißfiel, wodurch ſie ſich von Roſalba unterſchied.

„Die Jugend macht das, Fritzi! die liebe ſchöne Jugend haben alte Leute immer gern.“

„Die Jugend laſſe ich gelten; doch Chriſtiane iſt wirklich noch ganz kindiſch. Sie ſpricht von nichts anderem ſo gern, als von Argenfels und ihren Geſchwiſtern.“

„Sie kennt nichts anderes, Fritzi! und wenn ſie von Karl I. ſpricht, ſo iſt Dir das auch nicht recht. Du biſt ungerecht gegen ſie.“

Chriſtiane ihrerſeits war durchaus nicht für Sintram eingenommen.

„Gefällt er Dir, Papa?“ fragte ſie, „mir gar nicht! er hat ein mürriſches Weſen.“

„Er war ſchwer krank, Chriſtiane, und von einem Nervenfieber erholt man ſich mühſam,“ ſagte die Gräfin entſchuldigend.

„Und dann hat er auch gar keine guten Grundſätze, der Herr Couſin.“

„Oho, Chriſtiane!“ rief der Graf lachend, „wie biſt Du zu der Entdeckung gekommen.“

„Wir ſprachen von Karl I. und Sintram behauptete, der König habe ganz recht gehabt, Lord Stafford ſeinem Schickſal zu überlaſſen, denn er habe geglaubt Staffords Tod werde den Groll gegen den Thron beſchwichtigen und das ſei die beſtimmende Rückſicht für einen König. Darüber ſtritten wir heftig, denn die Machthaber müſſen vor allen Dingen gerecht ſein, ſonſt könnte man ja auch ſagen, Pilatus habe ganz recht getan Chriſtus geißeln zu laſſen, um die Juden zu beſchwichtigen.“

„Und was antwortete Sintram?“

„Ganz ſpöttiſch antwortete er: war etwa Lord Stafford ein Weltheiland?“ —

„Dann gib Dich zufrieden, Chriſtiane, denn dies iſt ein ſchlechter Scherz, aber kein ſchlechter Grundſatz. Er hat ein wenig mit Dir disputieren wollen, denn ich kann nicht glauben, daß er im Ernſt den armen Karl I. bei dieſer Handlung verteidigt, die einen ergebenen Anhänger als Hochverräter aufs Schaffot führen läßt. Er hat es gebüßt, der unglückliche König! Lord Staffords Blutgerüſt war die erſte Stufe zu ſeinem eigenen.“

Trotz des vollſtändigſten Mangels an Sympathie zwiſchen Sintram und Chriſtiane nahm die

Baronin dennoch an, dieſelbe würde ſich finden, wenn Sintrams Herz frei wäre — und da dies nicht der Fall war, ſo verließ ſie nach ſechswöchentlichem Aufenthalt die Inſel Wight um vieles aufgeregter und ſchmerzlicher bewegt als ſie gekommen war. Die Familie von der Argen verlängerte ihren Aufenthalt, weil die Seeluft der Gräfin heilſam war. Chriſtiane ſtand wieder mit ihrem Vater auf dem Hafendamm von Cowes und winkte den Abreiſenden die letzten Grüße zu. Als nun das Dampfboot ſich wendete und durch die ſanften Wellen dahinrauſchte, trat die Baronin von der Bruſtwehr zurück und ſagte zu Sintram:

„Die Vorſehung hat Dir gezeigt, wo Du Dein Glück hätteſt finden können und Du haſt es nicht gewollt. Jetzt verfällſt Du einem traurigen Schickſal und darfſt niemand anklagen, als Deine eigene Torheit.“

Er ſchwieg und zählte die Tage, die Stunden, die Minuten, die ihn von Roſalba trennten. — —

— — Roſalba war keineswegs angenehm überraſcht, daß ihre Vermählung ohne Sintrams Eltern, überhaupt ohne Feſt und Feierlichkeit ſtattfand. Ihre Mutter und ihr Bruder Anton kamen zur Trauung und Rosmary, das Dühr'ſche Ehepaar und ein paar teilnehmende — oder neugierige — Nachbarn wohnten ihr bei. Von vornehmen Verwandten und Freunden keine Spur. Frau Weiß fühlte mit tiefer Bekümmernis die traurige Stellung

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von
3-598-51062-4
FNr. 20874 / 061

Roſalba's in einem Hauſe, dem ſie unwillkommen war, dankte aber doch von ganzem Herzen dem lieben Gott, daß endlich die Verehelichung ſtattfand; — und das tat denn auch Rosmary. Allein niemand verſpürte unbefangene Freude und frohe Zuverſicht. Anton war ſogar ſehr verſtimmt.

„War denn gar keine Rede von einem Ehekontrakt?" ſagte er zu Rosmary. „Iſt für die Zukunft meiner Schweſter geſorgt für den Fall, daß ſie Witwe wird?"

„Schwerlich! denn Baron Uglas hat nur das, was ihm ſeine Eltern geben und da dieſe gegen ſeine Heirat ſind, ſo werden ſie keine Eil' gehabt haben vorſorglich an ſeine Witwe zu denken."

„Hätten Sie ſich nicht darum bekümmern und dafür bemühen können!" rief er unwillig.

„Iſt mir nicht eingefallen! Das Geld kam mir bei dieſer traurigen Verbindung gar nicht in den Sinn."

„Ja, wenn von der Hauptſache nicht die Rede war — denn die Hauptſache zum Leben iſt das Geld! — dann iſt es freilich eine höchſt traurige Heirat und am Ende könnte meine arme Schweſter es ihrem hübſchen Lärvchen zu danken haben, daß ſie in Miſere geriete."

„Sie hat ſich ihr Schickſal gewählt und muß die Folgen tragen."

„Machen Sie es nur nicht ebenſo, Fräulein

Rosmary! aus alter Freundſchaft rate ich Ihnen nie und unter keiner Bedingung einen armen Mann — und wär' er ein Fürſtenſohn! — zu heiraten.“

„Iſt und bleibt mein unglücklicher Bruder denn wirklich verſchollen?“ fragte ſie abbrechend.

„Das verſteht ſich!“ entgegnete Anton gleichmütig, „die Gläubiger dürfen ihm ja nicht auf die Spur kommen. Vielleicht iſt er auch ſchon zu Grunde gegangen . . . . und vielleicht erwirbt er ſich unter einem andern Namen ein Vermögen . . . . wer kann das wiſſen! In den halbwilden Ländern geſchehen kurioſe Dinge! Spitzbuben werden ehrliche Leute und ehrliche Leute haben nichts dawider wie Spitzbuben zu handeln. — Alles durch, für und um das liebe Geld.“

Rosmary wendete ſich ſchaudernd ab. — —

War Roſalba's Hochzeitstag ohne Sang und Klang vorüber gegangen, ſo war es auch nicht anders mit ihrem Einzug in Waldhaus. Die lange Reihe der Schloßfenſter blinkte und blitzte wie illuminiert im roten Licht der untergehenden Oktoberſonne; aber ſie fuhren ſeitwärts am Schloß vorüber und nach dem Förſterhauſe, das nichts weniger als illuminiert ausſah. Eine Magd empfing ſie an der Tür. Darauf beſchränkte ſich die Dienerſchaft. Freilich konnte ein Jägerburſche dazu gezählt werden; doch der war im Walde und brachte den Dohnenſtrich in Ordnung. Roſalba hatte allerdings in den letzten Jahren jeden Komfort in der Wohnung und der Lebensweiſe entbehrt, doch mit nichten ihn vergeſſen und ſtets gedacht, ſie werde ihn im reichſten Maß finden, wenn ſie nur erſt Baronin Uglas ſei. Was fand ſie nun? — Ein paar niedrige Zimmer mit grün angeſtrichenen Wänden, Strohſtühle, ein hartgepolſtertes Sofa mit ſchwarzem Wollendamaſt bezogen, Tiſche und Schränke von Tannenholz, braun angeſtrichen, Vorhänge von weißem Muſſelin mit ſchrecklichen baumwollnen Franſen: ſie war ganz ſtarr vor Schreck und mit ſtillem Entſetzen glitt ihr enttäuſchter Blick von dem ſchwarzen Sofa auf die weißen Franſen.

Sintram war entzückt von ſeinem Hauſe. Er fand es idylliſch. Auch die Einrichtung. Er hatte ſich im Schloß, trotz aller eleganten und behaglichen Meubel, ſo viel gelangweilt und ſich ſo gedrückt gefühlt, daß ihm ſchien, mit der veränderten Umgebung ſei Langweil und Unbehagen für immer gewichen. Sein Gewehrſchrank von Eichenholz mit reichem Schnitzwerk, der ihm erb- und eigentümlich gehörte, ſtand im ſchreienden Gegenſatz zu den übrigen Stücken. Roſalba ſeufzte heimlich: ſo müßte die ganze Einrichtung ſein! — Sintram ſagte froh:

„Dies Haus und der Wald bilden mein Reich! da bin ich König und in dieſem Schrank ſind meine Kronjuwelen.“

„Halten Sie es für ein Mirakel, fragte er einmal Cornelie, daß zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts Freunde ſein können ohne im Geringſten aus der Sphäre der Freundſchaft in die der Liebe zu gerathen?“

„Ganz und gar nicht, denn wir beide vollführen dies Mirakel!“ erwiderte ſie.

„Und finden Sie nicht — ganz aufrichtig geſprochen! — die Freundſchaft unendlich viel reizender, befriedigender, bequemer zum Leben, als die Liebe?“

Cornelie lachte und ſagte: „Die Freundſchaft hat auch ihre Meriten — aber die Liebe“ .... —

„Nun, die Liebe? was hat man von der Liebe? Qual, Unruh, Angſt, Extaſe, böſes Gewiſſen, Berauſchung, ein Zuſtand von obenaus und nirgendsan, Martern, Unbehagen, Gleichgültigkeit für Alles was ſie nicht — wahnſinnige Spannung für Alles was ſie betrift: ſo lebt man. Denken thut man gar nicht in ihren Paroxysmen. Ihre Sprache ſchrumpft zuſammen auf jauchzen, weinen, fluchen, ſeufzen, dichten. Gotteslaͤſterlich iſt ſie ohnehin! Jeder hat in mißglückten Liebesanfällen wol hundertmal Gott und ſich und das Leben und das ganze Univerſum verwünſcht. Aber in der Freundſchaft iſt das nie paſſirt! ach, wie geht ſie ſo beruhigend, ſo fein ſtillchen, friedlich und vernünftig einher, läßt jedem ſeinen be-

Roſalba lächelte trübſelig; ſie wünſchte ſich ganz andere Juwelen.

In den Schränken fand ſie Hauswäſche von der allereinfachſten Sorte und Sintrams Sachen; doch von einer Ausſtattung, die ſie für ſich erwartet hatte — keine Spur! Hätte Sintram ihr nicht zur Hochzeitsreiſe nach Baden-Baden ein paar Anzüge geſchenkt, ſo wäre ihr Kleiderſchrank leer geblieben.

Das Dienſtmädchen kam und fragte, was ſie zum Nachteſſen bereiten ſolle. Roſalba erwiderte: das, was ſie habe und was ſie könne. Das Mädchen ſagte, ſie habe Milch und Eier und wolle Pfannkuchen backen.

„Herrlich!“ rief Sintram. „Pfannkuchen und Kartoffeln in der Schaale! das iſt ſo recht häusliche Koſt und paßt zu unſrer idylliſchen Hütte.“

Roſalba hatte die häusliche Kartoffelkoſt zur Genüge genoſſen und fand dieſen ganzen idylliſchen Zuſchnitt ihrer Exiſtenz ſo armſelig, wie er wirklich war, während Sintram in dreifachen Freuden ſchwelgte: Roſalba war ſein Weib, er war ſein eigener Herr, und er hatte mit ſeiner Standhaftigkeit den Willen der Mutter beſiegt.

„Findeſt Du es nicht ganz reizend hier, ſüßes Weibchen?“ fragte er, als ſie die häusliche Koſt miteinander verſpeiſten.

„Es kommt mir ſchrecklich einſam vor! weit und breit nichts als Bäume,“ entgegnete Roſalba, die immer in der Stadt gelebt und weder Geſchmack, noch Sinn für die Natur hatte.

„Du fürchteſt Dich wohl vor Wilddieben oder vor Spitzbuben, die im Walde hauſen? Sei ganz ruhig, Röschen! ich ſorge für einen großen Hund, der Dich bewacht, wenn ich nicht bei Dir bin.“

„Ach, an ſolch Geſindel hab' ich noch gar nicht gedacht,“ ſagte ſie kläglich.

Sie vermißte Menſchen und Sintram wollte ſie durch einen Hund tröſten! Nein! In Baden-Baden als Baronin Uglas zu erſcheinen — das war ſehr angenehm; aber in dieſer Wildnis .... und wo es kümmerlicher ausſah und ebenſo dürftig herging, wie bei der Baurätin im vierten Stock — das war ſchrecklich! ſo ſchrecklich, daß es unmöglich ſo bleiben konnte! Es mußte anders werden! Durchaus! — —

Sintram ging am nächſten Morgen zu ſeinen Eltern. Die Baronin war vor Gram blaß wie eine Leiche und nach ihrer Art ſtarr wie eine Leiche; — der Baron nichtsſagend freundlich.

„Wir ſind nun hier,“ begann Sintram.

„Das ſehe ich!“ fiel ſie ein. „Laß uns ſogleich von Deiner geſchäftlichen Stellung reden.“

Das geſchah. Sie beſprach mit ihm den Zuſtand des Forſtes, übergab ihm die Bücher, die ſich auf dieſen Zweig bezogen, ermahnte ihn zur Pünktlichkeit im Dienſt und ſetzte ſeinen Gehalt feſt. — Alles ſo, als ob er wirklich nur der Förſter ſei.

Als ſie mindeſtens eine halbe Stunde ohne Unterbrechung über dieſen Gegenſtand geſprochen und ihn erſchöpft hatte, ſagte Sintram finſter:

„Es iſt alſo wirklich Deine Abſicht, das Verhältnis der Mutter zum Sohn abzubrechen?“

„Zum Sohn — keineswegs!“ verſetzte ſie mit Nachdruck.

„Aber zur Gattin des Sohnes?“

„Das verſteht ſich! ich habe es Dir vorhergeſagt.“

„Wer die Gattin des Sohnes verleugnet, ſtößt auch ihn zurück.“

„Es hängt von Dir ab, Deine Stellung zu nehmen. Willſt Du dich ganz von . . . . dieſer Frau unterjochen laſſen, ſo iſt das Deine Sache. Sie wird nicht meine Schwelle überſchreiten. Weil Du behaupteteſt durch Ehre und Gewiſſen verpflichtet zu ſein ſie zu heiraten, ſo habe ich es geſchehen laſſen um zu verhüten, daß das Verhältnis nicht noch ſündhafter und anſtößiger werde, als es ohnehin ſchon war. Allein ich habe Dir erklärt und wiederholt, ich ließe mir keine Schwiegertochter aufdringen — und Du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß es dabei bleibt. Haſt Du deinem Willen ohne Rückſicht auf mich folgen können, ſo halte ich den meinen feſt, ohne Rückſicht auf eine Perſönlichkeit zu nehmen, die zwiſchen Mutter und Sohn eine tiefe Kluft geriſſen und ihn aus der eigentlichen Bahn ſeines Lebens herausgeworfen hat, denn ihretwegen iſt er ein Diener, ſtatt daß er Herr ſein könnte.“

Sie verließ das Zimmer und Sintram brach nun vor ſeinem Vater in den heftigſten Zorn aus. Doch das änderte die Sache nicht, wenn auch der arme Baron ihn durch allerhand Redensarten zu beruhigen ſuchte. Sintram mußte ſich entſchließen, Roſalba von der andauernden Verſtimmung ſeiner Mutter in Kenntnis zu ſetzen.

Roſalba brach in Tränen aus und rief:

„Hätte ich ahnen können, ein ſolcher Störenfried in Deiner Familie zu ſein, nie und nimmer hätte ich Dich geheiratet!“

„Wie!“ rief er gekränkt, „wegen einer höchſt ungerechten Laune meiner Mutter wollteſt Du mich aufgeben?“

Roſalba wagte nicht, dies zu bejahen, denn im Herzen wußte ſie das Gegenteil. Sie ſagte alſo nur:

„Ich ſoll eine Fremde bleiben, im Schloß, in der Verwandtſchaft . . . . o Sintram, was für ein furchtbares Leben wird das werden.“

„Ich habe Dich und das genügt mir!“ ſagte er etwas empfindlich; „ich meine, Du ſollteſt mit deinen Gedanken nicht gar ſo weit herumſchweifen.“

„Ach!“ ſagte ſie weinend: „ich bin ja Deinetwegen ſo troſtlos!“

Das war nicht wahr; aber ſie täuſchte ſich und ihn, ohne es zu beabſichtigen — wie das den oberflächlichen Menſchen leicht geſchieht.

Die Vorleſerin.

In einem großen ungemein behaglichen Zimmer auf Schloß Argenfels lag die Gräfin von der Argen auf der Chaiſelongue und Chriſtiane ſaß am Schreibtiſch und ſchrieb die Briefe, die ihre Mutter diktierte. Der Schreibtiſch ſtand unweit eines breiten gekuppelten Fenſters, des einzigen im Zimmer, durch welches jedoch hinreichendes Licht einfiel, weil es faſt bis zum Fußboden hinabreichte. Um jedes mögliche Unglück zu verhüten, war von außen ein zierliches Gitterwerk von Eiſen als Bruſtwehr geſetzt. Die Tapeten des Zimmers, die Vorhänge um Fenſter und Türen, die Bezüge der Möbel waren von grünem Damaſt. Die etwas düſtere Färbung wurde freundlich erheitert durch eine Menge von Ölgemälden in goldenen Rahmen, lauter Familienporträts, durch Tiſche und Schränke mit ſchöner eingelegter Holzarbeit, durch Vaſen von chineſiſchem, japaniſchem und Meißner Porzellan und durch eine Menge von Gegenſtänden zum

Gebrauch und Nichtgebrauch, die einem Wohnzimmer das Gepräge häuslichen Wohlbehagens geben. Ein traulich anſprechender Geiſt ſchien dieſen Raum zu beleben und nahm für deſſen Bewohnerin ein. Die Gräfin war in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen. Das ſah man noch an ihrem Profil; allein ſie war in den letzten Jahren ſehr kränklich geworden und in ihrem leidenvollen, tiefeingeſunkenen Auge bemerkte man nur noch den feinen klugen Ausdruck, wenn ſie ſprach. Ob ſie ein Nervenleiden oder ein Herzleiden habe, ergründeten die Ärzte nicht und weder die Seebäder der Inſel Wight, noch der darauf folgende Winteraufenthalt in Nizza hatte ihr Geneſung gebracht. Sie reſignierte ſich und lehnte den Vorſchlag des Grafen ab, einen zweiten Winter im Süden zuzubringen; geſund ſei ſie nirgends und am liebſten ſei ſie auf Argenfels. Um Chriſtiane in die Welt zu führen, wie ſie das für Emerenz und Tony getan, fehle ihr die Geſundheit; ſonſt wäre das wohl ihre erſte Pflicht. Dieſer Winter war ungewöhnlich ſtill auf Argenfels, denn der jüngſte Sohn, Julian, war nicht mehr da. Sein langjähriger Erzieher und Lehrer war zu einer Profeſſur berufen worden und Julian folgte ihm um an dieſem Gymnaſium die letzten Klaſſen durchzumachen. Es war eine ſchwere Trennung für die Eltern; noch ſchwerer für Chriſtiane, die nur ein Jahr jünger als Julian ein Herz und eine Seele mit ihm, früher ſein Spielgefährte, dann ſein Studiengenoſſe war. Da ſie mit viel größerer Leichtigkeit lernte als er und eine unglaubliche Freude am Lernen hatte, ſo war der Wetteifer mit ihr dem Bruder höchſt förderlich und ſo machte es ſich ganz ungeſucht, daß ſie eine klaſſiſche Bildung bekam. Gleicherweiſe ging ſie aber auch mit ihm und ihrem Vater auf die Jagd, war eine gute Reiterin und kein ſchlechter Schütz; — das alles, Studien und Sport, in einfachſter, kindlicher, munterer Weiſe. Nun aber war Julian fort und Chriſtiane allein. Eine unausfüllbare Lücke in ihrer Exiſtenz! — Der Gräfin war dies nicht ganz unwillkommen, denn ſie fand, daß Chriſtiane doch vielleicht eine allzu männliche Richtung bekommen könne. Sie machte den Vorſchlag, eine Geſellſchafterin für Chriſtiane zu ſuchen, doch das lehnte dieſe mit der äußerſten Energie ab. So eine Art von langweiliger, geſchulter Hofdame würde ihr Leben verbittern und ſie habe jetzt als Sekretär und als Vorleſerin der Mutter hinreichende Beſchäftigung und die beſte Geſellſchaft.

„Gut, mein Kind!“ ſagte die Gräfin: „es ſoll alſo nicht von einer Geſellſchafterin für Dich — die ohnehin unſäglich ſchwer zu finden wäre — die Rede ſein. Jedoch wirſt Du mir erlauben, daß ich eine Vorleſerin ſuche, denn ich will nicht, daß Du mir täglich drei bis vier Stunden vorlieſeſt. Das kannſt Du nicht aushalten und es ermüdet mich immer dieſelbe Stimme zu hören. Wechſelſt Du mit einer Vorleſerin ab, ſo iſt uns beiden geholfen.“

Es wurde alſo emſig nach einer Vorleſerin geſucht, die aber außer dieſem Talent noch eine Menge guter Eigenſchaften beſitzen ſollte, um nach Argenfels zu paſſen.

Jetzt war es im Dezember und ſehr kalt. Schnee bedeckte die ganze Landſchaft, der Rhein ging mit Eis und eine ſchwere graue Luftſchicht verhüllte das Siebengebirg. Dieſe ganze Gegend, wo das Ahrtal ſich öffnet und die Ahr in den Rhein fließt, ſo äußerſt lieblich in der guten Jahreszeit, trug jetzt das Gepräge des vollen nordiſchen Ernſtes. Wenn die Gräfin eine Pauſe im Diktiren machte, blickte Chriſtiane hinaus auf die Winterlandſchaft, die im Rahmen des weiten Fenſters wie ein großes Bild eingeſchloſſen war.

„Es iſt ein Glück, daß wir den Rhein haben, nicht wahr, Mama?“ ſagte ſie. „Ohne ihn ſähe es hier aus, wie in Kamtſchatka, tot, leichenhaft, gräulich! aber er erhält das Leben in der Natur; er iſt ihre große Pulsader, ihr Herz — und ſo lange das ſich regt, kann ſie nie ganz erſtarren. Sieh' welche Eisſchollen! und wie ſie ſo eilfertig daher ſchwimmen! . . . . Nur weiter mit euch! nur weiter! nicht geſtockt, damit der Rhein nicht zufriere!“

„Und wenn er zufriert,“ ſagte die Gräfin lächelnd, „ſo ſchnallſt Du jubelnd die Schlittſchuhe an und fliegſt dahin.“

„Ach, ohne Julian!“ ſeufzte Chriſtiane.

„Liebe Emerenz!“ ſagte der eintretende Graf und hielt vergnügt einen Brief in der Hand: „wir haben, glaub’ ich, eine paſſende Vorleſerin gefunden! Höre was unſer guter Profeſſor darüber ſchreibt:

„Hier in der Stadt iſt niemand, zu dem ich „volles Vertrauen habe, weil mir die Leute noch „zu fremd ſind und ich nicht beurteilen kann, auf „welchen Eigenſchaften ihre Empfehlungen ruhen. „Aber eine Perſon, die mein Studiengenoſſe, der „vortreffliche Pfarrer Weiß empfiehlt, ſchlage ich „Ihnen mit gutem Gewiſſen vor. Ob ſie die „Talente hat, die Sie wünſchen, kann ich nicht „entſcheiden. Der Pfarrer ſchreibt nur, ſie ſei in „einem guten Inſtitut erzogen, verſtehe engliſch „und weibliche Arbeiten, ſei klug und bildungs„fähig, habe ihre plötzlich verarmte geiſtesſchwache „Mutter jahrelang nicht bloß gepflegt, ſondern „durch ihrer Hände Arbeit erhalten, ſtehe ganz „vereinzelt in der Welt, wünſche einen Platz, auf „dem man keine hohe Anforderungen ſtelle und „ſei jeden Augenblick zu Dienſten, da ſie ſich nach „dem Tode ihrer Mutter bei der Mutter des „Pfarrers aufhalte und dieſe auf Neujahr zu „ihrem Sohn überſiedelt. So lautet die Empſonnenen Kopf und klare fünf Sinne, und giebt ihm gute Gedanken und erfriſchende Ermunterung obenein.“

Beide Schweſtern lachten um die Wette und endlich mußte auch Gotthard lächeln.

„Da muß die Liebe wol vor Ihnen fliehen, hub Aurora an, wenn Sie mit ſolcher Ungerechtigkeit ſie beurtheilen, und alle Ihre perſönlichen Thorheiten und Schickſale dem Weſen der Liebe aufbürden wollen. Dieſe Verantwortung mag ſie nicht über ſich nehmen!“

„Und es iſt ja doch Alles nur halb wahr! rief Cornelie. Weil die Liebe den Menſchen in den Urtiefen ſeiner Weſenheit ergreift, ſo müſſen auch freilich die Donner und Blitze der Ungewitter neben den Sommerſonnenſtralen des Tropenhimmels grollen und zucken. Es iſt ja ſchön, daß das Alles Platz hat in einer und derſelben Seele.“

„Mir macht das zu viel Confuſion,“ ſagte Gotthard.

„Ach lieber Fürſt! rief Aurora, in dem nüchternen Zuſtand der Freundſchaft ſehen Sie auch nicht mehr, nicht höher noch tiefer, als in dem momentan konfuſen der Liebe — höchſtens ſehen Sie weiter grade aus.“

„Aber ich leide wenigſtens nicht,“ entgegnete er.

„Aber man bleibt ja auch nicht in einen permanenten Leidenszuſtand, ſagte ſie. Denken Sie doch an die lieblichen Genien Hofnung, Gewißheit, Erfüllung!“

„fehlung meines Freundes und da ſie gar nicht „prahleriſch iſt und auf einen guten Charakter „Gewicht legt, ſo ſcheint ſie mir der Berückſichti„gung wert zu ſein.“ — Alſo der Profeſſor. — „Nun, Emerenz, was meinſt Du?“

„Ich meine, daß wir es verſuchen wollen,“ ſagte die Gräfin. „Wir bekommen wenigſtens keine prätentiöſe Dame, ſondern ein ganz einfaches, opferwilliges und, wie es ſcheint, ſchwer geprüftes Weſen in's Haus — und das iſt viel wert.“

„Mama!“ ſagte Chriſtiane warnend ihren Zeigefinger erhebend: „bedenke was Du tuſt, indem Du mich abſetzeſt! ich werde eiferſüchtig werden.“

„Das wirſt Du bleiben laſſen, Närrchen!“ rief der Graf lachend.

„Und wirſt keinen Grund zur Eiferſucht haben, Chriſtiane,“ ſetzte die Gräfin hinzu. „Du behältſt die franzöſiſche Lektüre. — Jetzt aber, beſter Winfried, antworte ſogleich dem Profeſſor, er möge die Sache in der Weiſe abſchließen, daß ſeine Empfohlene komme, je früher, deſto beſſer — und daß ſich ihr Gehalt nach ihren Leiſtungen richten werde.“

„So wie auch ihre Stellung,“ ergänzte der Graf, „denn vielleicht, ja wahrſcheinlich, bleiben dieſe Leiſtungen in der Sphäre der Kammerfrau.“

Die Gräfin wünſchte heimlich, daß dies nicht der Fall ſein möge. Da ſie aber die für andere wie für ſich ſelbſt glückſelige Eigenſchaft beſaß, nicht zu widerſprechen, nicht einmal auf indirekte Weiſe, ſo ſagte ſie ſogar nicht: das wollen wir abwarten; — oder ein ähnliches Wörtchen, ſondern ſie nickte ſchweigend und lächelnd dem Gemal ihre Zuſtimmung zu.

Deſſen Brief ging ſchleunig dem Profeſſor zu; dieſer ſchrieb ſofort dem Pfarrer Weiß und Alois ſeiner Mutter, daß ein Platz für Rosmary gefunden ſei.

Rosmary hatte mit ernſter Wehmut die Superba betreten. Da wo ihre fröhliche Kindheit verfloſſen war, wo ihre Jugend ſo glänzend begann und auf ſo herbe Enttäuſchungen und Demütigungen ſtieß -- da wo ſie Gebieterin hätte ſein können — da fand ſie jetzt eine Zuflucht in ihrer gänzlichen Hülf- und Ratloſigkeit bei einer treuen Dienerin ihrer Eltern. Frau Weiß bewohnte noch immer das Zimmer zu ebener Erde mit dem großen Alkoven, das ſie vor zwanzig Jahren gewählt hatte um ihre Söhne in dem kleinen, längſt verſchwundenen Portierhäuschen vor Augen zu haben. Seitdem war alles um ſie her ganz anders geworden, aber ſie ſelbſt, die fromme, ſtille, arbeitſame Frau war dieſelbe geblieben. Die Freude über Alois und der Troſt, den Abend ihres Lebens unter ſeinem Dach zu beſchließen, erfüllte ſie mit unſäglicher Dankbarkeit gegen Gott, der wenigſtens dieſes Kind friedlich in den Hafen ſeiner Beſtimmung führte. Und daß jetzt Rosmary eine kurze Zeit des Ausruhens bei ihr fand, war eine Wonne für ihr mütterliches Herz.

Jetzt alſo war über Rosmary's nächſte Zukunft entſchieden: zu fremden Menſchen, in ein fremdes Haus, in dienender Stellung. Rosmary ſchauderte. Die Unterwerfung unter ſcharfe Arbeit, die ſie ſeit Jahren geübt hatte, kam ihr minder ſchwer vor, als dieſe direkte Abhängigkeit von ganz unbekannten Perſonen, die über jeden Augenblick ihres Tages beſtimmen durften.

„So arg iſt es nicht, Röschen, Du ſtellſt Dir das gar zu ſchlimm vor,“ ſagte Frau Weiß beruhigend: „Alois ſchreibt ja ausdrücklich es ſei ein ſehr gutes katholiſches Haus . . . . und vornehm iſt es auch. Weißt Du nicht, daß es früher Dein Wunſch war, bei vornehmen Leuten in Dienſt zu treten?“

„O ja, Mütterchen, denn ich dachte mir dabei immer edle Menſchen. Iſt aber dieſe Familie auf Argenfels ſo, wie Roſalba ihre Schwiegereltern beſchrieben hat, ſo werde ich mich dort wohl nicht ſehr zufrieden fühlen.“

„Roſalba's Mann iſt gut für ſie. Durfte ſie mehr erwarten?“ ſeufzte Frau Weiß.

„Unſere Korreſpondenz hat ganz aufgehört. Roſalba nahm es mir übel, daß ich ihr mehr Hingebung an Gottes Fügungen wünſchte. Wenn ich ihr nichts anderes zu ſagen wiſſe, ſo möge ich nur ſchweigen — ſchrieb ſie mir. Aber was konnte ich ihr ſonſt wohl ſagen, Mütterchen? ich weiß wirklich mit dem beſten Willen nichts anderes, denn mein Leben im ganzen und jeder einzelne Tag kennt nur dieſe Hingebung und weiter nichts. Ich bin und ich war ſeit Jahren wie der Sperling auf dem Dach, für den der liebe Gott ſorgt. Dieſe Hingebung iſt in manchen Menſchen eine hohe Tugend; mich aber haben die Verhältniſſe ſo geſtimmt.“

„O nein, liebes Kind! das tun die Verhältniſſe nicht!“ ſagte Frau Weiß gerührt: „Du ſiehſt es an Roſalba. Zu dieſer Hingebung in den Willen Gottes gehört die ſchwerſte und umfaſſendſte Tugend: Selbſtverleugnung. Bete für Roſalba . . . . und für Anton . . . . und für Philipp, der ſich mit ſeinem armen Vater in Paris aufhalten und der Agent einer geheimen Geſellſchaft — wie ſie es nennen — geworden ſein ſoll. Klug genug war er dazu; aber Anton ſagt, dieſe geheimen Geſellſchaften wären wahrhaft teufliſche Bündniſſe, die auf Mord und Plünderung in der ganzen Welt ausgingen. Er iſt wütend, wenn er von ihnen ſpricht und es iſt mir unbegreiflich, daß Alois behauptet, Anton gehöre gleichfalls, und ſchon ſeit Jahren, einer geheimen Geſellſchaft an, die jener mordgierigen in die Hände arbeite. Was wäre das für ein Widerſpruch in Anton! ſeinen chriſtlichen Glauben hat er freilich, leider

Gottes! ſchon lange verloren — und iſt das geſchehen, ſo gibt's eine arge Konfuſion in dem armen Menſchenkopf, der nicht darauf eingerichtet iſt, ſich ohne den Wegweiſer der chriſtlichen Lehre in der gefährlichen Welt zurechtzufinden."

„Und ich muß nun in dieſe Welt hinaus!" ſeufzte Rosmary.

„Nein, ſo mein' ich es nicht!" entgegnete Frau Weiß lebhaft: „Welt nenne ich das, was dem göttlichen Heiland und ſeiner Lehre entgegentritt. Die Welt kam als Eitelkeit in die Dachſtube zu Roſalba, als Ehrgeiz in die Werkſtatt zu Philipp, als Geldgier zu Anton in ſein Schreibzimmer. Sie kann Dich finden, wo Du auch ſein mögeſt. Aber daß ſie im Schloß ihren feſten Sitz habe — das ſag' ich nicht, Röschen! Auch dort werden die Menſchen ſein wie überall, ein Gemiſch von guten und nicht guten Eigenſchaften. Die Hauptſache iſt, daß Du gut bleibſt und Gott vor Augen haſt. Ach, Röschen, Du und der Alois — Ihr ſeid mein Troſt! . . . . Von allen Kindern, die um mich herum aufwuchſen — nur zwei!"

„Gräme Dich nicht, Mütterchen!" ſagte Rosmary zärtlich: „Du haſt gewiß durch Gebet, Beiſpiel und gute Lehren für alle getan, was Du vermochteſt und wir werden uns hoffentlich auch noch alle beſſern. Der Himmel iſt voll Bekehrter — ſagte einmal mein Beichtvater."

Traulich wie Mutter und Tochter verlebten ſie ihre Tage, und Frau Weiß bemerkte mit Freude, daß ſich Rosmary phyſiſch erhole und ihr krankhaft müdes Ausſehen verliere. Die gute Frau Dühr hatte unter vielen Tränen die Nachricht erhalten, daß Rosmary nicht zurückkehre, deren Auftrag vollzogen, ihre geringen Habſeligkeiten zu verkaufen und aus dem Erlös den Arzt zu bezahlen. Sie war ſeelenvergnügt, als noch einige Gulden übrig blieben, denn ſie ſagte:

„So oder ſo — ihr Brot muß ſie ſich immer verdienen! und wer weiß, wie bitter es ihr im fremden Hauſe ſchmecken wird und ob ſie es dort aushält."

„Daß ſie den Hannes nicht heiraten wollte, werde ich vielleicht im andern Leben begreifen; in dieſem Leben aber nun und nimmer! ſagte Herr Dühr tief nachdenklich: „Ja, wenn der Hannes ein widerliches Geſchäft betrieben hätte, Seifenſiederei, Gerberei oder dgl., ſo könnte man es allenfalls ſich erklären; — aber ſo ein ſauberes Kurzwarengeſchäft! und was ſo im Flor iſt! Sie hätte darin geſeſſen wie der Vogel im Hanfſamen. Und jetzt muß ſie dienen." — —

Am Tage vor Rosmary's Abreiſe kam Anton und ſagte in ſeiner wenig einnehmenden Weiſe:

„Fräulein Rosmary, Sie brauchen ohne Zweifel Geld. Ich kann Ihnen einiges geben."

„Ich danke beſtens, ich habe das nötige."

„Die Rückzahlung eilt gar nicht.“

„Das iſt ſehr freundlich, aber ich danke,“ erwiderte ſie höchlichſt verwundert.

„Sie können es auch ganz behalten.“

„Welcher Einfall!“ rief ſie unmutig und ſah ihn zürnend an.

„Fräulein Rosmary, wären Sie nicht geneigt, mich zu heiraten?“ fragte er ruhig.

„Nein! dazu bin ich durchaus nicht geneigt!“ erwiderte ſie raſch und entſchieden.

„Warum nicht? wir paſſen gut für einander: wir ſind beide arbeitſam und ſparſam. Überdas ſind Sie klug und anſtellig und können Ihrem Mann ſehr zu ſeinem Fortkommen behülflich ſein, was denn auch Ihnen zu gut käme. Ich ſehe nicht ein, weshalb Sie ſo raſch nein ſagen. Beſinnen Sie ſich ein Weilchen. Ich habe durch die äußerſte Sparſamkeit und durch beſcheidene aber glückliche Spekulatiönchen ein Sümmchen erworben, das ſich mehr und mehr vergrößert.“

„Und würden Sie ſo reich, wie alle Juden der Welt zuſammen genommen — ich kann Ihren Antrag nicht annehmen!“ fiel ſie ein.

„Aber warum nicht?“ wiederholte er: „vielleicht weil ich ein armer Bub’ und der Schreiber Ihres Vaters war.“

„O nein! auch mein Vater war in ſeiner Jugend ein armer Bube.“

„Oder haben Sie eine andere Ausſicht auf Verſorgung?"

„Nicht die geringſte."

„Oder haben Sie eine Heirat im Sinn wie die der einfältigen Roſalba?"

„Bewahre Gott!"

„Nun denn! kein einziger Grund unterſtützt Ihr nein! alſo ſagen Sie doch lieber ja."

„Ich muß Sie bitten, ſich mit meinem einfachen und entſchiedenen nein zu begnügen," verſetzte Rosmary in einem Ton, der Anton zum Schweigen brachte, ſo daß er mit den Worten Abſchied nahm:

„Mögen Sie es nie bereuen und leben Sie wohl."

Ganz erregt teilte Rosmary der Frau Weiß dieſen höchſt überraſchenden Antrag und deſſen Ausgang mit und bat ein wenig um Entſchuldigung.

„Das haſt Du nicht nötig," gab Frau Weiß zur Antwort: „Anton iſt mein Sohn und ich liebe ihn . . . . aber ohne Verblendung. Deshalb kann ich nicht Eure Verbindung wünſchen, denn entweder würdeſt Du ihm ähnlich — oder durch die Unähnlichkeit unglücklich werden — und eines wie das andere täte mir leid für Dich. Es iſt beſſer, im fremden Hauſe zu dienen, als im eigenen Hauſe die Magd einer böſen Leidenſchaft zu ſein."

Antons vertrocknetes Herz war leicht getröſtet über den Mißerfolg. Als Rosmary abgereiſt war, ſagte er zu ſeiner Mutter:

„Ich weiß in der Tat nicht wie ich bei ihr auf Ehegedanken kam! ich dachte vermutlich, daß zwei arbeitſame und ſparſame Leute mehr vor ſich bringen, als der einzelne Menſch. Allein es iſt ſchon beſſer, daß ich ehelos bleibe. Eine Frau iſt immer eine koſtſpielige Sache, beſonders in unſern Tagen, wo eine jede den Lilien auf dem Felde ähnlich zu werden trachtet, die nicht nähen, nicht ſpinnen und doch in Salomons Herrlichkeit gekleidet ſind. Will dann das Schickſal noch gar, daß eine ſolche Frau eine ganze Schaar von Kindern auf die Welt bringt: ſo muß ja ein armer Hausvater ſich halbtot arbeiten oder ſein bischen ſauer Erſpartes dran geben, um für die liebe Familie zu ſorgen. Nein, Mutter, ich bleibe hübſch ledig! ich denke förmlich mit Schreck daran, daß die Rosmary hätte ja ſagen können. Sie war klüger als ich. Aber ſo geht's, wenn man täglich ein ſchönes Mädchen vor Augen hat! ich habe gewiß Blut ſo kalt wie ein Froſch und dennoch hat es mich faſt zu einem dummen Streich gebracht. Es iſt gar nicht zu verwundern, wenn heißblütige Leute ſehr viel dumme Streiche machen.“

Die Mutter hörte bekümmert den Erörterungen des Sohnes zu, denn der Egoismus ſprach aus ihm; nicht die Vernunft.

Generalprobe.

Der Schaffner riß die Tür des Waggons auf und rief hinein:

„Station für Argenfels!“

Rosmary ſtieg aus, erhielt in größter Geſchwindigkeit ihren Koffer — und der Eilzug ſauſte weiter. Sie gab ihr Gepäck einem Mann, der es auf einen kleinen Schiebkarren lud und dabei fragte:

„Zum Dorf oder zum Schloß?“

„Zum Schloß!“ erwiderte ſie; „aber ich weiß nicht den Weg.“

„Den weiß ich! Kommen Sie nur! in einer Viertelſtunde ſind wir da.“

Vor ihr, auf einer geringen Anhöhe, lag das Schloß, das in alter Zeit eine feſte Burg, ſpäter vielfach um-, an- und ausgebaut wurde, aber trotz aller Veränderungen und mancher Abweichungen im Stil doch ein gewiſſes ſtolzes und ritterliches Gepräge hatte, das den nachgeahmten Bauten

„Ja ja! erwiderte Gotthard, Sie haben gut reden, gnädige Frau! Ihrem Geſchlecht fehlt die Liebe nie! Sie ſind dazu geboren um geliebt zu werden, Sie wiſſen nicht was es heißt lieben ohne Gegenliebe; Ihr Geſchäft, Ihre Beſtimmung iſt Liebe. Aber wir ſind nun einmal keine reizende Erſcheinungen, keine bezaubernde Gebilde, und deshalb müſſen wir es mit den Gefühlen halten, welche ohne Reiz und Zauber beſtehen können, und welche der Freundſchaft angehören.“

„Mir däucht, ſagte Aurora, daß Ihr Klagelied mehr von uns als von den Männern angeſtimmt werden ſollte; denn Sie Selbſt ſagen wir wären liebenswürdig, liebesfähig und liebebedürftig, und die Männer wären das Alles nicht: was alſo ſollen wir anfangen mit unſrer Liebe?“

„Darum ſchlag' ich eben die Freundſchaft vor,“ entgegnete Gotthard.

„Und ich nehme ſie auch an! rief Cornelie. Die Freundſchaft iſt gar ein holder, traulicher, tröſtlicher Stern, der ſein liebes Licht ſpendet und uns viel Gutes thut. Aber die Liebe .... iſt das Pleroma: die Herrlichkeit Gottes offenbart ſich in ihr.“

„Sie ſind ein räthſelhaftes Weſen, ſagte Gotthard nachdenklich; Sie begehren keine Ideale zu finden und haben doch für hohe Dinge immer das dieſes Burgſtils fehlt. Letztere ſind zuweilen wahre Kunſtwerke, die dem Plan des Baumeiſters Ehre machen; aber ſie ſtehen meiſtens wie Fremdlinge auf ihrem Platz, ohne Zuſammenhang mit dem Boden, mit der Zeit, mit der Umgebung. Schloß Argenfels war ſo zu ſagen ein Autochthone, dem Boden entſproſſen und von jeder Generation nach ihren Bedürfniſſen behandelt. Nun lag es da, auf der beſchneiten Anhöhe und ſeine beſchneiten ſpitzen Giebel, Türme und Zinnen ſchnitten ſich mit ſcharfen Linien von dem harten Blau des winterlichen Himmels ab. Der Tag war herrlich, aber bitter kalt. Die Dezemberſonne neigte ſich zum Untergang, glühete wie ein umflorter Rubin in dem leichten Nebel, der bei großer Kälte gegen Abend aufſteigt und färbte die unüberſehbare Schneedecke, je nachdem ſie im Licht oder im Schatten lag, golden oder tiefblau. Im Rhein türmten ſich gewaltige Eisſchollen auf, die ſich nicht mehr von der Strömung ergreifen ließen, ſondern ſie hemmten.

„Bleibt es über Nacht ſo kalt, ſo ſteht er morgen,“ ſagte Rosmary's Führer und deutete auf den Rhein, als ſie eine Weile auf der Chauſſee fortgegangen waren und nun zur Linken abbogen und einen Weg einſchlugen, der mit einer doppelten Reihe von Fruchtbäumen eingefaßt war, welche jetzt, ſtatt des Obſtes, die ſchönſten Guirlanden von Rauhreif trugen.

„Dieſer Weg führt in's Dorf und da wohne ich, in dem Hauſe zwiſchen der Kirche und dem großen Baum. Sehen Sie es? . . . . Wenn man es kennt ſieht man es ganz deutlich. Wir gehen jetzt aber hier hinauf," ſagte der Führer und bog in eine breite Lindenallee ein, die in ſanfter Wendung und Steigung bis zum Schloßtor führte.

Rosmary hatte mit dem größten Vergnügen dieſen kleinen Spaziergang gemacht. Die Gegend war ihr fremd und neu, und das neue gefiel ihr als eine Abwechſelung. Die friſche elektriſche Luft tat ihr wohl; ſie wäre mit Freuden ein paar Stunden auf dem feſten knarrenden Schnee fortgegangen, ſo leicht fühlte ſie ſich. Nun aber ſtand ſie ſchon vor dem Schloßtor. Sie erſchrak beinahe, denn unter der Wölbung dunkelte es ſchon und die grauen Steine kamen ihr kerkermäßig vor. Ein niedriger runder Turm ſtand wie eine Schildwache an der Einfahrt: die Wohnung des Schloßwarts. Er trat aus der Spitzbogentür heraus, als die beiden fremden Geſtalten kamen und fragte:

„Sind Sie etwa Fräulein Rot?" — Auf ihre ſchweigende Bejahung ſetzte er hinzu: „Dann ſpazieren Sie nur herein."

Der Führer ſagte:

„Kommen Sie nur, ich bin hier bekannt, habe ſchon manches Mal Sachen von der Station herauf getragen."

Rosmary folgte ihm. Der Portier ſah ihnen nach und ſeine drei kleinen Kinder, die ihm auf dem Fuß gefolgt waren, taten neugierig dasſelbe. Der Hof, in den Rosmary eintrat, war auf drei Seiten von den Schloßgebäuden umgeben; auf der vierten Seite war er offen und ging unmittelbar in den Garten über, ſo daß Bäume, grüner Raſen, Blumen und der Blick in die weite Landſchaft und auf den herrlichen Rhein im Sommer den ernſten Eindruck des Schloſſes milderten, jetzt aber im Leichentuch des Winters und in dem einbrechenden froſtigen Abenddunkel ihn nur erhöhten. Rosmary fühlte ſich unbeſchreiblich beklemmt durch die Steinmaſſe, in der ſie fortan leben ſollte. Sie vergaß, daß eine große Stadt eine ganz anders beklemmende Steinmaſſe iſt, die zu viel Menſchen beherbergt und zu wenig reine Luft hat. Dem Torhaus gegenüber lag ein großer, mit Zinnen umgebener Turm, der das ganze Schloß überragte und die Fahnenſtange trug. Hier war der Eingang und eine ſehr breite, bequeme, gewundene Stiege führte zu den verſchiedenen Stockwerken und zur Platform hinauf.

„Da wären wir!“ ſagte der Führer und hielt mit ſeinem Schiebkarren vor dem Portal, wo alsbald ein Livreediener erſchien und gleichfalls Rosmary fragte, ob ſie Fräulein Rot ſei. Darauf ſagte er, ſie ſolle ſogleich gemeldet werden und er geleitete ſie in das Zimmer der Beſchließerin, in welchem ſich aber niemand befand, ſo daß ſich

Rosmary ungeſtört ihren Gedanken und dem fremdartigen Eindruck überlaſſen konnte. Doch der Diener kam ſehr bald wieder und führte ſie zur Gräfin im erſten Stock. Daß die Stiege und der Gang mit Teppichen belegt waren, erinnerte ſie einen Augenblick an das Haus ihrer Eltern, denn ſeitdem ſie es verließ, hatte ſie nicht mehr ſolche Teppiche betreten. Es war hier aber doch alles ganz anders! — Der Gang hatte auf der einen Seite Fenſter, die in den Hof gingen; auf der andern Seite waren die Eingänge zu den Zimmern mit Doppeltüren von dunkelrotem Tuch geſchloſſen, was ſehr ſtattlich, freundlich und warm ausſah. Endlich öffnete der Diener die vorletzte Doppeltür, dann die innere Tür, ſchlug den Vorhang zurück und ging durch das Zimmer hindurch nach einer andern Tür, deren Vorhänge er gleichfalls teilte und Rosmary eintreten ließ. Dann verſchwand er und Rosmary ſtand im Zimmer der Gräfin, das durch zwei Lampen und durch ein großes Feuer im Kaminofen nicht übermäßig erleuchtet war, weil der ziemlich dunkle grüne Damaſt der Tapeten und der feſtgeſchloſſenen Vorhänge vor dem Fenſter und vor den beiden Türen das Licht verſchluckte.

Die Gräfin ſaß in einem tiefen Lehnſtuhl an einem runden Tiſch, der mit Büchern, Zeitungen, Briefſchaften und Schreibgerät überhäuft war; neben ihr auf einem Tabouret Chriſtiane mit einem großen Korb voll ſpannenlanger Puppen auf dem Schoß. Dieſe Püppchen in der Tracht von Tirolerinnen, Türkinnen und italieniſchen Bäuerinnen, erregten Chriſtianens höchſtes Wohlgefallen. Sie ſummte eine Polka und ließ die Puppen vor der Gräfin auf dem Tiſch tanzen. Sie ſah allerliebſt aus ohne hübſch zu ſein. Sie trug ein Kleid von roſenfarbenem Cachemire und ihr lichtbraunes Haar aufgelöſt und in weichen natürlichen Locken über den Nacken bis zum Gürtel herabfallend. Ein grünes Sammtband hielt es, wie ein ſchmaler Kranz, zuſammen. Neben der kränklichen verblühten Mutter und in der ernſten Umgebung ſah ſie ganz und gar wie eine Frühlingsblume aus.

„Kommen Sie nur näher, mein Kind!“ ſagte die Gräfin zu Rosmary. „Sie ſind lebhaft empfohlen worden. Wir wollen nun ſehen, wie wir uns am beſten einrichten. Was iſt denn Ihr eigentliches Fach?“

„Kleidermachen, gnädige Gräfin,“ entgegnete Rosmary einfach.

„Es wurde aber geſchrieben, Sie wären in einem ſehr guten Inſtitut erzogen und da pflegt man doch noch andere Dinge zu lernen.“

„Es iſt richtig, daß ich ſechs Jahre dort war, doch mit häufigen Unterbrechungen, da meine Eltern mich Monate lang zu Hauſe behielten. So bin ich nie recht in den Zug des Lernens gekommen und als nach dem Tode meines armen Vaters unſere Verhältniſſe ſich gänzlich änderten, mußte ich mich mit andern Dingen abgeben und vergaß ſo ziemlich das wenige, was ich gelernt hatte. Außer leſen, ſchreiben, rechnen und engliſch weiß ich nichts und mein Fach iſt Kleidermachen — denn davon haben wir gelebt. Ob ich zu etwas anderem tauge, kann ich nicht beſtimmen.“

Grenzenlos überraſcht ſtarrte die Gräfin die Perſon an, die ſo gering von ſich ſelbſt ſprach. Ihre Schönheit, ihr Ausdruck, ihre ganze Erſcheinung paßten ſo gar nicht für eine Schneiderin. Sie trug ein ſchwarzes Merinokleid und einen kleinen glatten, weißen Halskragen. Nirgends eine Spur von Ausſchmückung, und nicht der leiſeſte Anklang an die Mode in ihrer Haartracht; eine blauſchwarze Haarflechte umgab wie ein Diadem von Schmelz ihren Kopf, dieſen wunderſchönen Kopf mit den edeln Zügen, mit dem weichen farbloſen Kolorit und mit dieſen herrlichen ſchwarzblauen Augen, die unter ihren langen ſchwarzen Wimpern nicht eigentlich traurig, aber tief melancholiſch hervorblickten. Aus dieſem Weſen eine Kammerfrau zu machen, ſchien der Gräfin ganz unmöglich, während es doch auch nicht ratſam war eine Kleidermacherin zur Vorleſerin zu erheben. Sie mußte aber doch einen Entſchluß faſſen und ſo ſagte ſie:

„Nun, liebes Kind, wir wollen morgen Vorgeopfert wird. Mir ſchien Du dachteſt etwas Ähnliches.“

„Das gerade nicht! allein ich dachte, daß wir ſie vielleicht gar nicht brauchen können, d. h. nicht den rechten Platz für ſie haben.“

Der Kammerdiener erſchien.

„O Lewold!“ ſagte die Gräfin, „beſorgen Sie, daß Fräulein Rot das Nachteſſen auf ihrem Zimmer habe.“

„Zu Befehl!“ verſetzte Lewold und verſchwand, während der Graf mit zwei Herren aus der Nachbarſchaft, die zum Speiſen gekommen waren, eintrat. Chriſtiane wurde ſehr geneckt mit ihrer Liebhaberei für Puppen, die ihrem Vater ſogleich in die Augen fielen, bis ſich die Sache dahin aufklärte, daß dieſe Puppen zu der Chriſtbeſcheerung gehörten, die übermorgen für arme Kinder ſtattfinden ſolle.

Kaum waren die Gäſte fortgefahren, als Chriſtiane auch ſchon anhub:

„Papa! ich war feindſelig gegen Mama’s Vorleſerin geſtimmt; doch das iſt ganz anders geworden, ſeitdem ich ſie geſehen habe.“

„Alſo ſie iſt hier und zur Vorleſerin ernannt? Nun, das freut mich für uns alle . . . . und beſonders für Dich, Chriſtiane, freut es mich, daß Du Dich stante pede gebeſſert haſt. Wir andern arme Sterbliche legen unſere Vorurteile nicht ſo geſchwind ab,“ erwiderte der Graf ſcherzend.

Aber die Gräfin ſetzte ihn in Kenntnis, daß die Sache noch keineswegs — ja, daß ſie ſelbſt noch nicht entſchieden ſei, ob ſie Fräulein Rot behalten werde.

„Mama, Du wirſt ſie doch nicht fortſchicken? . . . . tief im Winter . . . . kurz vor dem lieben Weihnachtsfeſt? . . . . und wohin?“

Mutter und Tochter ſprachen ſo viel hin und her, daß der Graf endlich gelangweilt ſagte:

„Beſte Emerenz! ich bin im voraus mit Deiner Entſcheidung einverſtanden, allein ich mache eine Bedingung: Fräulein Rot bleibt auf der Stelle, welche Du ihr anweiſen wirſt. Tritt ſie in den Kreis der Dienerſchaft ein, ſo kannſt Du ſie ja auch als Vorleſerin brauchen, jedoch im Salon erſcheint ſie dann nicht, weder jetzt, noch ſpäter. Willſt Du ſie aber als Vorleſerin und mehr zur Geſellſchaft, als zum eigentlichen Dienſt haben: ſo iſt ſie ſalonfähig und bleibt es — und Du mußt morgen Deinen Entſchluß faſſen, damit ſie gleich die richtige Stellung im Hauſe einnehme.“

„Gewiß, lieber Winfried, morgen früh iſt Generalprobe,“ ſcherzte die Gräfin, denn wenn ihr Mann in dieſem beſtimmten Ton geſprochen hatte, ſo gab es keine Widerrede und keinen Aufſchub. Welchen Kampf es ſie auch koſten mochte — ihre Kinder durften nicht ahnen, daß ſie nicht in voller Übereinſtimmung mit dem Vater ſei.

Jeden Morgen um neun Uhr kam der Kaplan

aus dem nahen Pfarrdorf und las in der alten, würdig reſtaurierten Schloßkapelle die heilige Meſſe und wer von der Dienerſchaft in dieſer Stunde von ſeinen Geſchäften abkommen konnte, wohnte ihr bei. Das gehörte auf Argenfels zur Tagesordnung, über welche der Graf ſtrenge Disziplin führte, ſo daß er es nicht gern ſah, wenn die Gräfin nicht erſchien. Er hatte ihr ein Oratorium im erſten Stockwerk einrichten laſſen, deſſen Fenſter auf die Kapelle ſich öffnete und das zu erwärmen war. Er ſelbſt aber war mit Chriſtiane unten zwiſchen den Leuten.

Rosmary bemerkte dies mit großer Freude. Sie ſah da oben die bleiche Frau und hier unten den ſtaatlichen Mann ſo demütig vor dem Altar knieen, daß ſie dachte, es könne auch wohl fromme gute Menſchen unter den Vornehmen geben und daß es ihr eine gewiſſe Beruhigung verlieh einer ſolchen Herrſchaft zu dienen. Nach der Meſſe wurde ſie zur Gräfin gerufen. Dieſe war allein; Chriſtiane machte mit ihrem Vater eine Schlittenfahrt nach der Stadt, um noch einige Weihnachtseinkäufe zu machen. Die Gräfin hatte ihren Platz auf der Chaiſelongue eingenommen, hatte allerhand Papiere neben ſich liegen und ſagte freundlich:

„Da Sie alſo, gemäß Ihrer Ausſage von geſtern, ſchreiben können: ſo ſetzen Sie ſich hier an den Schreibtiſch, denn ich hab[illegible]inige Briefe zu diktieren.“

höchſte Ideal. Sie ſind vernünftig .... und zugleich der Ertaſe fähig. Ihres Weſens Atmoſphäre und Ausſtralung iſt eigentlich immer .... das Pleroma."

Als die Schweſtern allein waren ſagte Aurora ganz bedenklich:

„Kommt Dir nicht Fürſt Gotthards Adoration beängſtigend vor, lieber Engel?"

„Nicht im Mindeſten, antwortete Cornelie gelaſſen. Er adorirt mich mit der Reflerion, nicht mit dem Herzen — und nur die letzte Art iſt gefährlich. Wenn er grade nicht an mich denkt — bin ich ihm ſo gut wie todt. In einem Liebenden würde ich ihm ſelbſt bewußtlos leben, wirken. Er iſt ein unvollkommnes Geſchöpf obgleich er ſehr viel Verſtand und gute edle Geſinnung hat. Er erinnert mich ſtets an ein Gebäude, deſſen Baumeiſter nicht den Schlußſtein finden kann, das daher unfertig iſt und doch ſchon ruinirt ausſieht."

„Kennt Dein Mann keine Eiferſucht?"

„Er kennt ſie, aber nur als Laune, nicht als Ernſt. Du weißt wie die Männer wunderlich ſein können."

„Es iſt erſtaunlich daß Elsleben ſo gar keine Wunderlichkeiten hat! nie die geringſte Anwandlung von Eiferſucht! — Nun, er braucht ſie auch nicht zu haben, aber manche Männer ſind doch in dieſem Punkt von einem Phlegma, einer Trockenheit, einem Selbſtvertrauen ohne Gleichen. Der Fürſt begreift

Sie diktierte ein fingiertes Schreiben an einen Kaufmann, beſtellte dieſe und jene Sachen, gab deren Preis an, machte den ganzen Auftrag etwas unklar und ſagte ſchließlich:

„Wie hoch beläuft ſich denn nun eigentlich die Summe für die Beſtellung?“

Rosmary machte die Rechnung und reichte ihr den Brief. Jene war richtig und dieſer wies die ſchöne korrekte Handſchrift auf, wie ſie im Inſtitut ſie gelernt hatte, ſelbſtverſtändlich ohne eine Spur von Eigentümlichkeit, weil ſie höchſtens ſechsmal im Jahr einen Brief geſchrieben hatte. Aber die Schrift war tadellos, Komma und Punkt ſtanden am rechten Fleck und es fand ſich kein grammatikaliſcher noch orthographiſcher Fehler. Nur die franzöſiſchen Namen der Seidenſtoffe waren nicht richtig geſchrieben. Das erklärte die Gräfin, lobte die Schrift und fragte dann:

„Sagten Sie nicht, daß Sie engliſch verſtänden?“

„Ich konnte es gut, allein ich mag viel vergeſſen haben,“ erwiderte Rosmary.

„Wir wollen es verſuchen! es kommt doch vor, daß es etwas Engliſches zu ſchreiben gibt.“

In Wirklichkeit kam es nie vor; doch eingedenk der peremptoriſchen Beſtimmung ihres Mannes, wollte die Gräfin in der Tat eine Generalprobe halten. Sie fiel befriedigend aus. Zwiſchen den verſchiedenen Prüfungen ſprach die Gräfin über dies und das mit Rosmary und ließ ſich deren ganzen Lebenslauf erzählen. Das tat Rosmary offen und einfach inſofern es ſie ſelbſt — doch mit der größten Zurückhaltung inſofern es andere betraf. Sie ſagte keine Silbe von Roſalba, von Otto, von der Sir Ralph-Epiſode. Sie hatte ſich dies taktvolle Schweigen in den letzten Jahren zu eigen gemacht, der oft zudringlichen Neugier der Leute, zwiſchen denen ſie lebte, gegenüber. Und dabei blieb ſie auch jetzt, denn jene Perſonen berührten nicht im mindeſten ihr Verhältnis zur Gräfin. Dieſe war höchſt befriedigt, ja erbaut von allem was ſie bei Rosmary ſah und hörte und ſie ſagte endlich:

„Ich bin jetzt mit mir einig über die Stelle, die ich Ihnen geben möchte, allein ſie betrifft nicht Ihr eigentliches Fach, wie Sie es nennen, das Kleidermachen — und daher weiß ich nicht, ob Sie einverſtanden ſein werden.“

„Gnädige Gräfin,“ erwiderte Rosmary ruhig, „meine geringe Geſchicklichkeit erlaubt mir nicht, Anſprüche zu machen und meine hülfloſe Lage geſtattet mir keine Wahl. Brot und Obdach in einem Hauſe, wo Glaube und Sittlichkeit herrſchen — mehr verlange ich nicht, und die Weiſe, in der ich Ihnen zu dienen habe, iſt mir gleichgültig.“

„Das freut mich herzlich,“ ſagte die Gräfin liebreich: „ich will Sie für das Fach behalten, dem Sie ebenfalls vorſtehen können: Sie ſollen keinen andern Dienſt haben, als den, mein Sekretär und meine Vorleſerin zu ſein und mir Geſellſchaft zu leiſten, damit meine Tochter etwas mehr Freiheit bekomme. Zu Kleidern werden wir hoffentlich auch ohne Sie gelangen. Sind Sie damit zufrieden?"

„O das übertrifft ja all' meine Erwartungen!" rief Rosmary bewegt: „doch ob ich den Ihren entſprechen werde, gnädige Gräfin, — das weiß ich nicht."

„Es wird ſich ſchon finden, liebes Kind. Der Pfarrer, durch deſſen Vermittelung Sie uns empfohlen wurden, hat Sie in einem Brief an ſeinen Freund „bildungsfähig" genannt — und iſt man das, ſo findet man ſich leicht in ſeiner Stellung und Aufgabe zurecht und lernt hinzu, was etwa fehlt."

Gegen ein Uhr kam ein Diener und fragte, ob die Gräfin mit dem Gabelfrühſtück auf die Rückkehr des Grafen warten wolle.

„Nein," antwortete ſie: „ich will hier frühſtücken und bringen Sie ein zweites Couvert für Fräulein Rot mit."

So hatte denn Rosmary ihren Platz gefunden und der Graf und Chriſtiane ſprachen beide ihre Zufriedenheit damit aus. Die Gräfin unterrichtete Rosmary von allem, was ſie zu tun und zu laſſen habe, von der Tages- und der Hausordnung, und ſagte ſchließlich:

„Es freut mich, daß Sie ſogleich das liebe Weihnachtsfeſt mit uns feiern werden. Deſſen Gemütlichkeit und Andacht wird Ihnen helfen ſich hier einzuwohnen.“

Und das war richtig, ein ſolches Weihnachtsfeſt hatte Rosmary nie erlebt, nicht bei ihren Eltern, nicht im Inſtitut. Hier wurden die verſchiedenſten Elemente in den Kreis der heiligen Feſtfreude hineingezogen, die Dienſtboten, die armen Kinder, die Kranken im Dorf — alle wurden erfreut und beſchenkt zur Erinnerung an das unermeßliche Geſchenk und an die weltüberſtrömende Freude, die der heilige Chriſttag der Menſchheit brachte. Und das ging alles aus vom Grafen und der Gräfin. Sie ſind zwar reich — ſprach Rosmary wehmütig bei ſich ſelbſt — aber meine Eltern waren es auch und haben doch nie an ſo etwas gedacht!

Am zweiten Weihnachtstag fuhr Chriſtiane mit ihrem Vater zu einem großen Diner, welches einen Namenstag in der Nachbarſchaft verherrlichte. In ihrem ſchneeweißen Anzug ſtellte ſie ſich der Mutter vor und ſagte fröhlich:

„Findeſt Du nicht, Mama, daß in dieſem Kleide die Chriſtiane gar nicht übel ausſieht?“

„Ich finde, daß ſie ſeit Julians Abreiſe ſehr frivol wird," entgegnete die Gräfin lächelnd, war aber in der Stille ganz derſelben Meinung.

„Wie bin ich froh, daß Du nicht den lieben langen Abend ganz allein biſt, Mama! ich werde jetzt noch einmal ſo vergnügt ſein. Gib mir aber bitte jetzt den Abendkuß und Deinen Segen, denn ich komme erſt morgen früh wieder . . . . um ein oder zwei Uhr." — —

„Welche glückliche Jugend hat Gräfin Chriſtiane," ſagte Rosmary zur Gräfin, als der Vater mit der Tochter fortgefahren war: „und wie ſieht ſie ſo allerliebſt kindlich aus in dem einfachen Anzug mit dem grünen Sammtband und den Schneeglöckchen im Haar. Ich habe Kleider gemacht für jünge Fräulein, die keineswegs Töchter eines reichen Grafen waren — aber ſie mußten ausſehen wie die neueſte Nummer des Modenjournals."

„Und das iſt der jugendlichen Anmut gar nicht angemeſſen!" erwiderte die Gräfin. „Lebt eine junge Frau in großen Verhältniſſen und hat ſie einen gewiſſen Rang zu repräſentieren: ſo kleide ſie ſich im Geſchmack der Welt; aber ſo ein junges Geſchöpfchen, das erſt eben in der Geſellſchaft erſcheint, das darf nicht durch ſeine Toilette Aufſehen machen; denn ſolchen Toiletten wird dann eine unerhörte Wichtigkeit beigelegt — und die Chriſtiane würde dann gar nicht ſo unbefangen und fröhlich ſein, wie ſie jetzt iſt. Überdas kann ihr die göttliche Vorſehung einen Gatten beſtimmt haben, der nichts weniger als reich iſt — und in einem ſolchen Fall ſind die Gewohnheiten des Reichtums läſtig.“

Wieder dachte Rosmary an ihre arme Mutter und daß vielleicht Roſalba nie verlangt hätte Baronin Uglas zu werden, wenn ſie nicht in allen Verwöhnungen des Luxus aufgewachſen wäre und ſie wiederzufinden gehofft hätte.

Am letzten Abend des Jahres begab ſich das ganze Haus nach der Pfarrkirche, wo ſich die Gemeinde verſammelte, um durch ein feierliches Tedeum für alle Gnaden zu danken, die das Jahr brachte — und um durch den ſakramentaliſchen Segen gewiß zu ſein, daß der Urquell aller Gnaden auch im nächſten Jahr die Hand ſeiner Allmacht nicht zurückziehen werde. Mit tieferem Dankgefühl betete vielleicht niemand an dieſem Abend, als Rosmary.

Die große Sept-Patience.

Wie war der Tag ſo fürchterlich lang im Förſterhauſe! Das fand nicht Roſalba allein, ſondern auch Sintram und er war ſo viel wie möglich außerhalb desſelben, ſei es auf der Jagd, ſei es in ſeinem Förſterberuf. Er liebte Roſalba ſehr, nämlich ſo, wie er ſie von Anbeginn geliebt hatte, wegen ihrer lieblichen äußern Erſcheinung. Er hatte auch nie Gelegenheit gehabt, etwas anderes von ihr kennen zu lernen. Er ſah ſie nur — zuerſt aus der Ferne, und wenn auch ſpäter in der Nähe und bei ihrer Blumenarbeit; ſo hatte er doch nie einen andern Gegenſtand des Geſprächs berührt, als ihre gegenſeitige Zuneigung. Was ſie dachte, wie ſie dachte, ob ſie überhaupt dachte — davon hatte er keine Ahnung, als er ſie zum Altar führte. Freilich machen alle Eheleute erſt im täglichen Beiſammenſein gründlich mit einander Bekanntſchaft und da wird es denn ſchwerlich an Überraſchungen oder allmäligen Enttäuſchungen fehlen. Bald ſind ſie größer, bald geringer; zuweilen treten aber auch unerwartete gute Seiten hervor und entwickeln ſich Lichtpunkte. Genug, in Sintrams und Roſalba's Ehe fehlte es nicht an ſehr großen Überraſchungen. Für ſie war es ihre ganze Stellung und für ihn — Roſalba's Nullität. Die Natur war verſchwenderiſch für ihre phyſiſche — und in demſelben Maß karg für ihre geiſtige Ausſtattung geweſen und ihre Erziehung hatte auf keine Weiſe dem Mangel abgeholfen. Sie hatte ein enges Herz und einen engen Verſtand; — folglich lebte ſie ganz oberflächlich für Außendinge, die ihrer Eitelkeit ſchmeichelten und ihre Selbſtſucht nährten. Man hätte ſie für die leibliche Tochter der Baurätin halten können, ſo ähnlich war ſie derſelben in Geſinnung und Richtung und ſo ganz unähnlich ihrer wirklichen Mutter, die in ihrer abhängigen Lage nicht im Stande war, den Einfluß zu hemmen, den die Verhältniſſe auf Roſalba hatten und dem ihre Neigungen entgegen kamen. Unglück und bittere Erfahrungen, die Rosmary's Charakter reiften und ihren Verſtand weckten, gingen ſpurlos an Roſalba vorüber; ſie hatte die Hoffnung, eine vornehme Dame zu werden — das genügte ihr. Sie ſah und ſie dachte nicht zur Rechten und nicht zur Linken, ſondern nur gerade vor ſich, auf einen Punkt und der hieß: durch Sintram Baronin Uglas werden.

Jetzt war dieſer Punkt erreicht und jetzt ſah ſie auf einmal, wie verſchieden menſchliche Wünſche ſich ausnehmen bevor und nachdem ſie erfüllt ſind.

Sie war nun fünfviertel Jahr verheiratet, und ſie ſaß an jenem Sylveſterabend, den Rosmary ſo andächtig und ſo dankbar vor Gott feierte, einſam in ihrem Zimmer und ſpann. Sie hatte das Spinnen von ihrem Dienſtmädchen gelernt. Es war doch eine kleine Abwechſelung mit ihren beiden andern Beſchäftigungen, nähen und ſtricken. Überdas hatte Sintram in der erſten Zeit gefunden, daß ſie am Spinnrad ein liebliches Bild abgebe. Jetzt freilich ſagte er ſchon lange nichts mehr darüber; aber ſie ſpann, weil ſie nichts anderes zu tun wußte. Ernſte Bücher waren ihr zuwider und es gab auch keine andern im Forſthaus, als ſolche, die ſich auf Forſtwiſſenſchaften bezogen. Bücher wie die Baurätin ſie zu leſen pflegte, hätte ſie ſehr gern gehabt, allein es gab keine Leihbibliothek in Waldhaus. Menſchen ſah ſie nicht. Ihre Schwiegermutter blieb unverſöhnlich und ſo mußte auch ihr Schwiegervater es bleiben. Von ihrer Einführung in den Kreis der Nachbarn oder gar der Verwandten war ſelbſtverſtändlich keine Rede. Es wäre an der Baronin geweſen, Roſalba einzuführen. Sintram konnte es nicht; denn in welchem Hauſe durfte er ſie vorſtellen, da das Haus ſeiner Eltern ihr verſchloſſen war. Überdas war es unmöglich im

Förſterhauſe Gegenbeſuche zu empfangen, was ihm denn doch, trotz aller Vorliebe für die Idylle, in die Augen ſprang. Endlich fehlten ihm auch die pekuniären Mittel, welche die Geſelligkeit unter ſeinen Standesgenoſſen erfordert hätte. Die Mutter behandelte ihn im Geldpunkt nur wenig beſſer, als ihren früheren Förſter. Sie hielt ihm ein Reitpferd, weil er es unter Umſtänden nötig haben konnte um Geſchäfte zu beſorgen; aber Wagen und Pferde für die Frau im Förſterhauſe — welche Torheit! — Den Umgang des Pfarrers und ſeiner Schweſter verſchmähte Roſalba und ſo vegetierte ſie ohne Geſellſchaft, ohne genügende Beſchäftigung, ohne Zerſtreuung, ohne geiſtige Anregung, ohne moraliſche Stütze, ohne religiöſen Troſt, ganz armſelig dahin. Wie mit allen edlen Anlagen und höheren Gefühlen hatte die Natur ſie auch mit ſehr geringem religiöſen Sinn bedacht, und ihre Erziehung hatte alles getan um ihn mehr und mehr zu ſchwächen. Der Gedanke an Gott ſich zu wenden und zu halten, lag ihr fern. So lange ſie mit Rosmary zuſammen war, hatte ſie wenigſtens die allgemeinſten Pflichten des katholiſchen Chriſten erfüllt — und auch dieſe nur mit großer Oberflächlichkeit! — jetzt aber, da Sintram ihr zur Seite ſtand und in religiöſer Beziehung vollkommen gleichgültig und daher nachläſſig war — jetzt wurde auch ſie immer ſtumpfer und nachläſſiger. So fiel es ihr denn auch heute nicht im Entdoch, daß er nicht unwiderſtehlich iſt! Elsleben begreift das nicht. O Gott! könnte man doch die Männer dahin bringen, daß ſie die ehemänniſchen Allüren ablegten und nicht ſo unerhört langweilig würden! Der Deine macht eine Ausnahme! Du ſagſt ja daß Du Dich nie bei ihm langweilſt; — glaube mir, das iſt das größte Glück welches einer Frau widerfahren kann: keine Langeweile.“

„Aurora, liebe Schweſter, bat Cornelie, gieb Dich nicht ſolchen Gedanken hin. Du machſt Dich elend. Denk an die guten Eigenſchaften Deines Mannes, daß er Dich nie mit einem ſcharfen Wort verletzt, nie Dein Herz gekränkt, nie Deine Rechte beeinträchtigt, nie Dir Grund zu ſchmerzlichem Mißvergnügen gegeben hat; daß er der gutmüthigſte, harmloſeſte Menſch, durch ein Lächeln, durch eine halbe Bitte zu gewinnen iſt; daß er“ .... —

„Lauter negative gute Eigenſchaften hat! unterbrach Aurora. Indeſſen .... ja, er hat ſie! und ich will ihrer eingedenk ſein.“

Die letzten Septembertage ſahen Aurora wieder auf der Elsburg, den Hofmarſchall in Berlin, Cornelie in Altdorf und Gotthard auf ſeinem einſamen Schloß Callenberg in der Steiermark.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

fernteſten ein, an dem allgemein üblichen Abendgottesdienſt teilzunehmen. Das Dienſtmädchen trat ein und bat um Erlaubnis in die Pfarrkirche zu gehen. Roſalba fragte ganz erſtaunt:

„Willſt Du ſchon wieder beichten? Du haſt es ja am Weihnachtsfeſt getan.“

Als ſie erfuhr, daß ein Tedeum geſungen und der ſakramentaliſche Segen gegeben werde, antwortete ſie:

„Geh’ nur, wenn es Dich freut! aber bleib’ nur nicht ſehr lange aus.“

Dann blieb ſie allein mit dem großen Hunde, der ihr treueſter Geſellſchafter war. Sie ſpann, ſie weinte, ſie gähnte und zuweilen ſeufzte ſie halblaut: Wie hätte ich dies Schickſal ahnen können! — Sie fühlte ſich unausſprechlich elend. So ſchlichen ein paar Stunden hin. Das Dienſtmädchen kam zurück, ganz erfreut und erbaut und wünſchte der Frau Baronin ein glückſeliges Neujahr. Roſalba lächelte bitter, dankte und fragte, ob es nicht ſehr kalt geweſen ſei. Das hatte das Mädchen nicht gefunden oder nicht bemerkt.

Endlich kam auch Sintram und ein matter Freudenſtrahl überflog Roſalba’s ſchöne Züge; ſie war jetzt nicht allein! Sintram war tief in den Forſten geweſen und hatte Holz verkauft. Das erzählte er und verlangte dann das Nachteſſen. Hat man ſich den ganzen Tag in der Kälte und im Freien umherbewegt, kommt man abends in ein warmes Zimmer und nimmt eine Mahlzeit, ſo wird man ſchläfrig, wenn man nicht von munterer Geſellſchaft umgeben iſt. Das geſchah auch dem guten Sintram. Er ſetzte ſich in einen tiefen Lehnſtuhl und da Roſalba nichts weniger als munter war und gar kein Talent hatte ihn zu unterhalten, ſo ſchlummerte er ſehr bald ein. Jetzt ging Roſalba's Traurigkeit in Troſtloſigkeit über. Sie zerfloß in Tränen und Sintram fuhr aus ſeinem Schlummer durch ihr Schluchzen geweckt auf.

„Liebes Weibchen, was fehlt Dir?“ fragte er arglos und umarmte ſie zärtlich.

„Ach . . . . ich langweile mich zu Tode!“ ſtammelte ſie; „den ganzen Tag bin ich allein geweſen und jetzt, da Du nach Hauſe kommſt und mit mir ſprechen könnteſt . . . . ſchläfſt Du ein! . . . . Ach, ich wollte ich wäre noch eine Blumenarbeiterin.“

„O liebes Weibchen, der Wunſch wird wohl nicht ſo ganz ernſt gemeint ſein! freut es Dich aber Blumen zu machen, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb Du es nicht tuſt. Du haſt ja Deine Werkzeuge, alſo ſetze Dich an Deine Lieblingsarbeit und ſei wieder munter wie früher, wenn ich Dich an Deinem Arbeitstiſche beſuchte.“

„Das waren andere Zeiten!“ ſeufzte ſie.

„Aber nicht beſſere!“ verſetzte er, „denn jetzt haben wir das errreicht, was wir damals erſehnten. Wir gehören einander an — und grollt die Mutter auch noch, weil ich in meiner eigenſten Sache ſelbſtändig handelte, ſo wird das nicht immer dauern. Folglich ſehe ich nicht ein, weshalb Du Grillen fangen willſt.“

Sintram war nicht umſonſt der Sohn ſeines Vaters. Um das Ziel ſeiner Leidenſchaft zu erreichen, hatte er mehr zur Hartnäckigkeit als zur Energie ſich erſchwungen und ſeitdem jenes Ziel erreicht war, trat wiederum ſein paſſiver Charakter in den Vordergrund. Er ließ die Sache gehen und dachte allmällig wie ſein Vater: Kommt Zeit, kommt Rat! — Vor ſeiner Heirat hätte er ſehr gern die bewußte Anſtellung in Kroatien angenommen; doch jetzt, im ruhigen Beſitz Roſalba's, war er herzlich froh, daß es nicht dazu gekommen ſei. Ihm ſagte ſeine gegenwärtige Beſchäftigung zu und er arbeitete auf ſeinem eigenen Grund und Boden. Die Mutter war bejahrt, ſie konnte unmöglich auf die Dauer zürnen. Es gab alſo nichts Verſtändigeres, als ſich in der vorübergehenden Lage zurecht zu finden. Doch ſo ſehr er ſich bemühte Roſalba für ſeine Anſicht zu gewinnen, gelang ihm das keineswegs. Ihre Eitelkeit und ihr Weltſinn litten allzuviel unter dem Druck ihrer Lage und legten das Gewand des Schmerzes an, daß ſie es ſei, die Verſtörung in die Familie bringe. — —

„Minettchen! ſagte Baron Uglas zu ſeiner

Frau, „morgen kommt unſer armer Schelm von Sintram zu mir. Er wird auch zu Dir Proſit Neujahr ſagen wollen“ . . . . —

„Nun das verſteht ſich, lieber Freund! ich habe ihm ja längſt erklärt, daß er mir allzeit willkommen ſei . . . . er allein, natürlich!“

„Eigentlich, Minettchen, dachte ich an ihn und ſie.“

„Ich bitte Dich von ihr zu ſchweigen. Jedes Wort über ſie iſt ein Nagel zu meinem Sarge.“

„O Minettchen! rede nicht ſo traurig! ich ſchweige.“

Als Sintram am Neujahrstag erſchien, war ſie nicht unfreundlich gegen ihn. Sie bedauerte ihn ſo unausſprechlich, daß ihr Zorn über ſeine Unbotmäßigkeit ſich minderte. Sie ſagte ihm er möge zum Speiſen dableiben. Es waren Gäſte anweſend und er blieb. Roſalba hatte ja geſtern Abend gejammert, daß ſie eine Mauer ziehe zwiſchen Sohn und Eltern: folglich mußte es ihr ein Troſt ſein, wenn die Mutterliebe eine Breſche mache.

Statt deſſen geriet Roſalba ganz außer ſich. Sie wartete auf Sintram und er kam und kam nicht. Das Dienſtmädchen fragte zweimal an, ob ſie nicht das Eſſen bringen ſolle. Auf die erſte Frage antwortete Roſalba:

„Ich will noch warten.“

Auf die zweite:

„Ich warte bis der Baron kommt.“

„Ach, das ſollten Frau Baronin lieber nicht tun,“ gab das Mädchen zur Antwort; „es ſind Gäſte im Schloß; — ich hörte es ſchon geſtern .... und der Herr Baron wird gewiß dort ſpeiſen. Soll ich nicht die Suppe bringen? ſie wird ſonſt unſchmackhaft.“

„Nein! ich will warten!“ entgegnete Roſalba ſcharf.

Gegen ein Uhr war Sintram fortgegangen, um zwei ſpeiſte man im Schloß und der kurze Wintertag war bereits Abend geworden, als er um fünf Uhr ſehr heiter bei Roſalba erſchien, die vor Kummer und Hunger ganz entkräftet und in nervöſer Aufregung war.

„Meine Stellung iſt nicht zu ertragen,“ ſagte ſie mit erſtickter, bebender Stimme, nachdem er ihr Bericht über ſein Ausbleiben und die ganze Mahlzeit erſtattet hatte. „Ändert ſie ſich nicht, ſo muß ich mich von Dir trennen.“

„Liebes Weibchen, Du biſt im Fieber! Du redeſt irre!“ verſetzte er beſtürzt: „ich dachte die Sache werde Dir Freude machen und Du nimmſt ſie übel auf! .... Bedenke doch nur dieſes: habe ich erſt bei der Mutter wieder feſten Fuß gefaßt, ſo iſt das der erſte Schritt, der Dich zu ihr führt.“

„In dieſer Weiſe haſt Du ſeit Jahren zu mir geſprochen und da ich ſeitdem gar keine Änderung bemerkt habe, ſo kann ich nicht länger hoffen, daß ſie ſpäter eintreten werde.“

„Da haſt Du Unrecht, liebes Röschen! meine Mutter iſt ein eiſerner Charakter, der die Nachgibigkeit nicht kennt. So iſt ſie ſechszig Jahre alt geworden. Da ändert man ſeine Richtung nicht und gibt man endlich in dem einen oder andern Punkt nach, ſo geht das langſam und ſchwer von ſtatten. Ich habe Dir immer geſagt, daß Du Dich auf Widerwärtigkeiten gefaßt machen müßteſt. Wenn ich ſie nicht ſo ſtark ausmalte, wie ſie in der Wirklichkeit ſind, ſo mußt Du das dem Sohn zu gut halten . . . . weil die Mutter ſie bereitet. Und am wenigſten, ſüßes Weibchen, darfſt Du davon ſprechen mir fortzulaufen,“ ſetzte er ſcherzend hinzu.

Roſalba fühlte zwar ihr Unrecht, doch kam es ihr unmöglich vor ſich andauernd in den Druck ihrer Lage zu finden und ſie wurde täglich mißmutiger, obſchon ſie Blumen machte — freilich nur recht gewöhnliche von Papier; aber zu welchem Zweck hätte ſie feine Blumen machen ſollen? Ihr Dienſtmädchen hatte dringend um Blumen gebeten für die Pfarrkirche, und auf dem Altar des hochheiligen Opfers waren ſie gut genug von Papier. Auf irgend einem gewebten affröſen Chignon wären ſie freilich unmöglich geweſen.

Sintram verkehrte ganz freundſchaftlich mit ſeinem Vater und ſuchte zu bewirken, daß dieſer

Roſalba beſuche. Das hätte der Baron herzlich gern getan, und wäre es möglich geweſen es heimlich zu tun, ſo wäre es ſchon längſt geſchehen. Aber unglückliche Umſtände hätten dieſe Tat verraten — und Minettchen ſie als eine Miſſetat betrachten können und ſo hub er denn eines Abends kläglich an:

„Unſer armer Fritzi! er dauert mich zu ſehr!“

„Erſt jetzt?“ fragte die Baronin und miſchte mit nervöſem Eifer die Piketkarten.

„Ja, Minettchen, erſt jetzt, weil er anfängt ſich unglücklich zu fühlen.“

„Das habe ich vorher gewußt und vorher geſagt,“ verſetzte ſie und gab die Karten.

„Ja, Minettchen, er iſt unglücklich, weil ſeine Frau es iſt — und ſie iſt es, weil ſie ſich in einer ſchiefen Stellung befindet. Drei Aß, Minettchen!“

„Sind gut! — Sie iſt mit Vergnügen auf dieſe Stellung eingegangen . . . . jetzt bleibe ſie darin.“

„Das iſt es eben, was ſie nicht will! deshalb wünſcht Fritzi ſ. . . . drei Könige, Minettchen.“

„Sind gut! — was wünſcht Sintram?“

„Daß ich ſie etwas tröſte, ſie in ihrer Einſamkeit beſuche . . . . Terz Major, Minettchen!“

„Quart Major, lieber Freund! — Nein! daraus wird nichts! Wir beide gelten für eins.

Gingeſt Du in's Förſterhaus, ſo würde alle Welt meinen, daß auch ich hinginge — und davon bin ich weit entfernt."

„Aber, Minettchen, ſie ſpricht von davonlaufen!"

Die Baronin legte ihre Karten auf den Tiſch und ſagte dumpf:

„Werdet Ihr es nun gewahr, Du und Sintram, daß ſie ihn nie wahrhaft geliebt hat? — Wenn ſie ihn liebte, müßte ſie ja in ihrem Förſterhauſe ſelig ſein, denn für ihre Herkunft und Lebensgewohnheiten iſt es wahrlich nicht zu gering! — und iſt ihr Einkommen beſchränkt, ſo braucht ſie doch nicht ihren Unterhalt für Geld zu erwerben. Ihr Mann iſt ganz zufrieden mit ſeiner Stellung, ſeiner Beſchäftigung, iſt in einem ganz leidlichen Verhältnis mit ſeinen Eltern — und jetzt ſpricht dieſe Perſon von davonlaufen, weil ſie nicht hier im Schloß wohnt, nicht mit vier Pferden fährt, nicht ihre Toiletten aus Paris bekommt! .... Gräßlich! .... Aber ich habe ihm das alles prophezeit, ohne eine beſondere Sehergabe zu beſitzen. Damals wollte er nicht glauben, jetzt kann er mit Händen greifen, wie recht ich hatte!"

„Freilich, Minettchen, das kann er! .... aber was hilft ihm das in ſeinem Unglück?"

„Es kann ihm helfen es zu ertragen und die Armſelige, die es über ihn brachte, in die gebührenden Schranken zu weiſen. Übrigens darf er ganz ruhig ſein: ſie wird nicht davonlaufen, ſei es denn — mit einem andern! Gott allein weiß, ob wir die Bitterkeit dieſer Ehe ſchon bis auf die Hefen gekoſtet haben, obſchon ſie mir bereits das Leben gründlich vergällt. Nur ein Kind zu haben — es mit aller Sorgfalt zu erziehen — ihm das beſte Beiſpiel zu geben — ſeinen Charakter ſo zu bilden, daß es in die Fußſtapfen der Eltern eintrete — und nach all' den Sorgen und Mühen eine ſolche Zerſtörung aller und jeder Hoffnung zu erleben — das iſt eine beiſpielloſe Härte des Schickſals."

Der Baron hätte ſagen oder denken können: die Selbſtſucht bildet Selbſtſüchtige heran, indem ſie das liebe Ich zum Prinzip ihrer Handlungen macht. Sintram handelte ſo, wie er ſeine Mutter handeln ſah, obſchon ſie ganz anders ſprach. Was das Beiſpiel betrifft, macht eine einzige Handlung mehr Eindruck und übt einen entſcheidenderen Einfluß, als tauſend Worte. Aber der gute Baron ſeufzte und ſagte in der gedankenloſen Weiſe, die für die Baronin eine Folter war:

„Tröſte Dich, Minettchen! es kann noch alles gut werden!"

„Gut werden? und mein Sohn iſt für's Leben an dieſe Unglückliche gefeſſelt!" brach ſie aus und verließ ihren Gatten und die Piketpartie.

Er hatte einmal gehört, ein geſchickter Schachſpieler fände großes Vergnügen daran mit ſich ſelbſt eine Schachpartie zu ſpielen, weil das einen doppelten Schlachtplan erfordert, und ſo dachte er einen Augenblick daran mit ſich ſelbſt Piket zu ſpielen. Doch nein! ein ganz anderer Gedanke leuchtete in ihm auf. — Ich will die große Sept-Patience darauf legen, daß doch noch alles gut wird. Ach, wenn ſie doch auskäme! — Er legte und legte mit der größten Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit, allein die tückiſche große Sept-Patience wollte ſich nicht herbeilaſſen eine Glücksprophetin zu werden, was den Baron tiefer bekümmerte, als alles, was ſeine Frau geſagt hatte. Indeſſen wußte er ſich nämlich zu faſſen. Morgen lege ich die kleine Sept-Patience! die kommt leichter aus! Und geſchieht das nicht ſogleich, ſo werde ich ſie ſo lange legen bis ſie doch einmal auskommt! . . . . Aber, meiner Seel', das kann ich ja auch bei der großen tun!"

◆

Zwei Frauen.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Nemeſis.

Ihre Kindheit abgerechnet, hatte Rosmary nie ſo friedliche Tage verlebt, wie jetzt auf Argenfels. Durch ihren zuverläſſigen Charakter und ihre Brauchbarkeit war ſie der Gräfin höchſt angenehm, und da dies für ihre Stellung maßgebend war, ſo behandelte der Graf ſie mit väterlicher Güte und Chriſtiane wie eine Freundin. Zuerſt hatte Chriſtiane freilich zu der Mutter geſagt:

„Es iſt ſchade, daß ſie wenig weiß! wenn man über dasjenige ſpricht, was vorgeleſen wurde, kommt es zum Vorſchein."

„Ihre Verhältniſſe haben nicht das viele Wiſſen, ſondern das tüchtige Sein von ihr verlangt und in ihr entwickelt," erwiderte die Gräfin: „Jetzt wird ſie vorleſen, wird für ſich allein leſen, wird über manches ſprechen hören und auf dieſe Weiſe auch manches lernen, weil ſie das Verlangen danach hat und zu denken verſteht. Ich meine Du könnteſt auch etwas für ſie tun."

„Sehr gern, Mama, aber was?“

„Du kannſt ihr franzöſiſchen Unterricht geben, Chriſtiane. Das iſt paſſend für ſie, für Dich eine gute Übung und es gibt Dir zugleich die Befriedigung mit Deinem bischen Wiſſen einem andern genützt zu haben; — das gibt erſt dem Wiſſen einigen Wert.“

Chriſtiane verſtand die gute Lehre, errötete flüchtig und ſagte:

„Wenn Du meinſt, daß ich für das Lehrfach Talent habe, ſo will ich es verſuchen, Mama; guten Willen hab' ich ſchon.“ — —

Da es auch die Schülerin weder an gutem Willen noch an Eifer fehlen ließ, ſo ging die Sache recht glücklich von ſtatten und Rosmary lernte nicht blos das Franzöſiſche, ſondern noch manches andere leicht und gern. Sie hatte auch nicht mehr die krankhafte Bläſſe, welche die Zimmerluft — und die vorgebeugte Haltung, welche die angeſtrengte Näharbeit ſo leicht geben. Es laſteten keine Sorgen auf ihren jungen Schultern: ſie konnte ſich phyſiſch und moraliſch aufrichten, Ätem ſchöpfen, frei bewegen. Sie verlor ſogar etwas ihren melancholiſchen Ausdruck; allein der Ernſt blieb der Typus ihrer Züge und ihres Charakters.“

„Es geht mir hier über alle Beſchreibung „und alle Erwartung gut — ſchrieb ſie einmal „an Frau Weiß — ja ſo gut, daß ich meine es

„müſſe bald wieder anders werden, damit ich nicht „in Verweichlichung und Schlaffheit verfalle. Denn „das iſt und bleibt gewiß: wo meine Trübſal iſt, „da iſt meine Krone.“

Frau Weiß und ihr Sohn, der Pfarrer, bei dem ſie lebte, laſen immer mit Freude und Rührung Rosmary's Briefe und mit banger Bekümmernis Roſalba's äußerſt ſpärliche und äußerſt mißvergnügte Mitteilungen. Worte der Ermunterung, des Troſtes, der Ermahnung — die Hinweiſung auf Gott und die Religion, machten auf Roſalba keinen andern Eindruck als den, daß ſie nur noch ſeltener ſchrieb und nur noch bitterer wurde.

„Wer das Kreuz von ſich ſtoßen will anſtatt es zu tragen, der ſtößt Chriſtus von ſich!“ ſeufzte die Mutter, „und wer das tut, geht zu Grunde.“

„Verzage nicht und bete nur noch mehr für ſie! vielleicht wird ſie, um nicht zu Grunde zu gehen, ſich endlich doch an das Kreuz anklammern,“ ſagte der Pfarrer: „Es ſcheint ja nach dem letzten Brief, daß ihr Mann nicht mehr ſo liebevoll für ſie ſei, als er geweſen iſt. Verliert ſie dieſen Abgott, ſo nimmt vielleicht Gott der Herr deſſen Stelle ein.“

„Lieber Alois,“ erwiderte Frau Weiß, „ſo weit ich Röschen kenne, hat ſie nie einen andern Abgott gehabt als ſich ſelbſt. Wäre es ihr Mann geweſen, ſo hätte ſie doch in der erſten Zeit zufrieden ſein und trachten müſſen ſeine Eltern durch

Demut zu verſöhnen. Allein wir haben nie etwas anderes als unzufriedene Klagen von ihr gehört.“

Und das mußte der Pfarrer zugeben.

Sintram war allerdings beträchtlich gegen Roſalba abgekühlt, denn man gewöhnt ſich an die ſchönſte Frau, wie an die häßlichſte; — und dann iſt häufig der Umſchwung vorteilhafter für dieſe als für jene, weil ſie ſich, um ihrem Mann zu gefallen, nie auf ihre Schönheit verlaſſen hat. Sintram begann in Roſalba das zu ſehen, was ſie immer geweſen war: ein unliebenswürdiger Charakter, ein beſchränkter Verſtand. Er ſelbſt war keineswegs ſehr geiſtvoll oder ſehr hochgebildet; — indeſſen doch genug um zu finden, daß keine Spur davon bei Roſalba zu entdecken ſei und daß ſie kein anderes Intereſſe habe als für das, was ſich auf ihre Perſon bezog. Über allgemeine Dinge ein Geſpräch mit ihr zu führen war unmöglich. Sie langweilte ſich beſtändig und langweilte ihn. Überdas ermüdeten ihn ihre ewigen Klagen über ſeine Eltern, ja, ſie begannen ihn zu verdrießen, ſo daß er mit Ungeduld und Heftigkeit antwortete und Roſalba nur noch mehr verſtimmte. Trotz ihrer Schönheit kam es dahin, daß ſeine Geſpräche mit ihr ihn dahin brachten entweder zu gähnen oder zu zanken — zwei Stimmungen, die dem Glück einer Ehe nicht ſehr förderlich ſind und die weſentlich dazu beitrugen ihn ſeinen Eltern zu nähern, umſomehr als ſeine

Mutter ungewöhnlich liebevoll für ihn war. Er ging immer häufiger in's Schloß, kam Beſuch, ſo fehlte er nie; er fuhr ſogar zuweilen mit den Eltern zu dieſem oder jenem Nachbar. Roſalba's geſchah nie Erwähnung. In dem Punkt blieb die Baronin unerſchütterlich. Sie hatte nie ihre Schwiegertochter geſehen. Der einzige Ort, wo dies zufällig möglich geweſen wäre, war die Pfarrkirche. Um das zu vermeiden, ließ ſie an Sonn- und Feſttagen aus dem benachbarten Städtchen einen penſionierten Geiſtlichen holen, der in der Schloßkapelle die Meſſe las. Roſalba war für die Baronin ein weſenloſer Schatten, aber ein Schatten, der ihr ganzes Leben verfinſterte.

Eines Tages fand Sintram ſie ungewöhnlich aufgeregt. Sie deutete auf ein Blatt Papier, das auf ihrem Schreibtiſch lag; — daneben lag einiges Geld. Sintram nahm das Blatt. Es war der Coupon einer Poſteinzahlung an die Baronin Uglas von einem Modegeſchäft und ganz erſtaunt las er auf dem Coupon: „Für ein Käſtchen mit künſtlichen Blumen.“

„Dein Vater hat ohne nachzudenken, daß dies Geld unmöglich mir beſtimmt ſein könne, unterſchrieben und die Zahlung angenommen. Sei ſo gut dies Geld zu entfernen,“ ſagte die Baronin aufgebracht: „Ich bekenne Dir, daß ich dieſe Taktloſigkeit maßlos finde. Während man alles meiden ſollte, was an frühere Verhältniſſe erinnert, geſchieht in ſo auffallender Weiſe das Gegenteil. Wie mein Sohn das dulden kann, iſt nur dadurch zu erklären, daß er in dem täglichen Umgang alles Zartgefühl verlor.“

„Beſte Mutter, Du tuſt mir Unrecht! ich weiß keine Silbe von dieſem Handel und bin nicht minder empört als Du!“ entgegnete Sintram, nahm den Koupon und das Geld, ſtürmte zu Roſalba, die verdrießlich bei ihrer Blumenarbeit ſaß, legte beides vor ihr hin und fragte zornig:

„Iſt das an Dich?“

„Ja!“ verſetzte Roſalba kalt und ließ es in ihre Taſche gleiten.

„Alſo für Geld arbeiteſt Du? — und wenn ich fragte, was Du mit den ſchönen Blumen anfangen wollteſt — gabſt Du immer ganz ſcheinheilig zur Antwort, ſie wären für Kirchen beſtimmt. Deine Kirche ſcheint alſo eine Modehandlung zu ſein.“

„Ich tat das, um Deine Vorurteile zu ſchonen.“

„Und verſtandeſt doch nicht die gehörigen Maßregeln zu nehmen, damit die Sache geheim bleibe! Jetzt ging die Poſteinzahlung an meine Mutter.“

„Daraus kann ſie ſchließen, daß Dein Einkommen nicht für unſere Bedürfniſſe genügt.“

„Sage lieber, für Deine Bedürfniſſe! denn ich bitte mir aus, daß dies Geld für die unſeren nicht verwendet werde.“

„Du haſt gut reden! Deine ganze Ausgabe für Kleidungsſtücke bezahlt Deine Mutter. Ich mag nicht fort und fort als ärmliches Aſchenbrödel gekleidet ſein und deshalb arbeite ich für Geld.“

„Liebes Kind, als Du in Deinem Manſardenſtübchen ſaßeſt, warſt Du nicht wie eine Prinzeſſin gekleidet und dennoch bezauberte mich Deine Schönheit. Daraus ſiehſt Du, daß es nicht die Kleider ſind, die Liebe einflößen. Ob Dein Kleid grau oder blau, ob Dein Band grün oder gelb iſt — das bemerke ich gar nicht. Willſt Du Dich etwa für die Vögel im Walde ſchmücken?“

„Nein, für mich ſelbſt .... zu meinem eigenen Vergnügen! .... ich habe ja nichts anderes in meiner freudenloſen Exiſtenz.“

Es lag etwas ſo kindiſches in ihrer Klage, daß er Roſalba nur erbärmlich und gar nicht bemitleidenswert fand und es um ſo ſchärfer ausſprach, als er den Vorwurf empfand, der für ihn darin lag. Die Folge davon waren Ströme von Tränen auf ihrer Seite und auf der ſeinen heftiger Verdruß. Sie kamen immer mehr auseinander. Je länger Sintram ſich in den Forſten aufhalten konnte, deſto lieber war es ihm. In ſeinem Hauſe hielt er die Bücher der Förſterei und das ganze Rechnungsweſen in beſter Ordnung.

Waren aber die Geſchäfte abgetan, ſo begann die Langweil und der dritte Winter ſeiner Ehe fand ihn ſo gedrückt, ſo entmutigt, ſo finſter, daß die Baronin mit einer Art von triumphierendem Jammerruf ausbrach:

„Hab' ich es nicht vorhergeſagt: er iſt unglücklich in dieſer Ehe.“

„Das iſt er, Minettchen!“ nahm der Baron ganz niedergeſchlagen das Wort: „Du könnteſt ihm aber etwas auf die Beine helfen, wenn Du ihm erlauben wollteſt den Flügel zu beziehen“ .... —

„Ihm — mit Freuden! ihr — mit nichten! denn ſie iſt es, die ihn unglücklich macht. Er wäre zufrieden im Förſterhauſe, wenn ſie es wäre .... und ſie iſt es nicht, weil ſie weder Takt, noch Bildung, noch Verſtand, noch Herz hat. Das drückt ihn ſchwer. Ich weiß, das ſie ſich einbildet, die Baronin Uglas, die künftige Herrin von Waldhaus müſſe im Schloß wohnen. Will ſie aber als Frau Baronin anerkannt ſein, ſo muß ſie ſich demgemäß benehmen und daß ſie davon ſehr entfernt iſt, hat uns die ſchreckliche Blumengeſchichte handgreiflich klar gemacht. Nein! ſie bleibe wo ſie iſt! .... O könnte ich doch ſagen: wo ſie war.“

„Sie iſt aber doch ſeine rechtmäßige Frau,“ wendete der Baron ſchüchtern ein.

„Das iſt ſie — und damit begnüge ſie ſich bis nach meinem Tode!“ fiel die Baronin ins Wort.

„O Minettchen, ich mag Dich nicht ſo reden hören,“ erwiderte der gutmütige Mann. — —

Roſalba ſaß an ihrem Blumentiſch. Sie hatte bei ſich ſelbſt beſchloſſen keineswegs ihre Arbeit aufzugeben, aber ſie zu verheimlichen und den Erlös an ihre Mutter befördern zu laſſen, die ihn dann mit aller Vorſicht ihr zuſchicken konnte. Dadurch kam Trieb zur Arbeit und eine gewiſſe Spannung in die graue Einförmigkeit ihres Lebens. Es war im dritten Jahre ihrer Ehe, in den letzten Tagen des Februar gegen Abend. Der Himmel war kupferrot; der Tauwind ſauſte hohl durch die mächtigen Bäume des Waldes und des Parks, zwiſchen denen auf einem freien Platz das Förſterhaus lag. Einzelne Schneeflecke und Schneeſtreifen deckten noch hie und da die braune Erde zu, auf welcher Krähen und Sperlinge umher hüpften und flatterten und nach irgend einem genießbaren Körnlein ſpäheten und pickten. Der heulende Ton des Tauwindes, das Knarren der Äſte und das Gekrach, wenn ein trockner Zweig abbrach und zu Boden praſſelte, waren ſchauerlich zu hören, und zuweilen waren die Windſtöße ſo heftig, daß ſie das Häuschen zu erſchüttern ſchienen. Wie das unheimlich iſt . . . . ſolche Hütte im Walde! dachte Roſalba: keine Nachbarn! weit und breit keine Menſchen um dieſe Stunde! . . . . ich ganz allein mit dem Dienſtmädchen! . . . . Wäre Puck nicht da, ſo wäre ich ſchon hundert mal vor Angſt geſtorben. Puck iſt mein beſter Freund . . . . ein Hund! . . . . wer hätte das gedacht! — — Sie verſank in das ſtumpfe Hinbrüten über ihre Lage, welches ihre ohnehin ſo geringe moraliſche Kraft noch mehr lähmte. Sie fühlte, daß Sintram kälter für ſie wurde; allein ſie ſchrieb das lediglich dem Einfluß ſeiner Mutter zu ohne auch nur im mindeſten ihren Mangel an jeglicher feſſelnder Eigenſchaft in Anſchlag zu bringen. Des Nachdenkens ungewohnt, dachte ſie auch nicht über ſich ſelbſt nach. Jede Andeutung ihres Mannes in dieſer Beziehung nahm ſie ſehr übel auf. Von ihren beiden öſterlichen Beichten kam ſie ſo empört zurück, daß ſie den Vorſatz faßte, dieſe Gewohnheit aufzugeben, weil der Geiſtliche ſie zur Geduld, zur Demut und zum Gebet ermahnt hatte. Welch ein grauſamer Mann iſt dieſer Pfarrer! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: ich ſoll mich darein ergeben, die ſchönſten Jahre meines Lebens in dieſer Wildnis zu vertrauern und nicht daran denken, mich von einem Mann zu trennen, dem ich gleichgültig und zur Laſt geworden bin; — ich müßte nun auf meinem Platz ausharren bis es Gott gefalle die Verhältniſſe zu ändern. Der Rat iſt leicht zu geben! zu befolgen ſchwer. Roſalba verſuchte auch gar nicht ihn zu befolgen, ſondern gab ſich träumeriſchen Vorſtellungen hin, wie ſie als ſchlichte

Arbeiterin viel glücklicher ſein würde. Einige Bücher, die ſie aus der Leihbibliothek des benachbarten Städtchens bekam, nährten dieſe Vorſtellungen. Sie hatte bis jetzt ſehr wenig geleſen. Bücher, welchen Inhaltes ſie auch waren, blieben ihr etwas fremdartiges. Nun aber in der Langweil ihres Lebens war es eine Zerſtreuung etwas von Welt und Menſchen — in Ermangelung des Sehens und Hörens — zu leſen. Je übertriebener die Charaktere, die Leidenſchaften, die Begebenheiten waren — je greller Licht und Schatten, je ſchneidender alle Farben aufgetragen wurden — deſto mehr machte es ihr Eindruck, und ob er richtig und der Wahrheit und Wirklichkeit gemäß ſei, darüber dachte ſie weiter nicht nach. Die Schweſter des Pfarrers beſuchte zuweilen Roſalba, eine gebildete Frau, Witwe eines Gymnaſiallehrers. Sie war in einem Verein, der für gute Bücher ſorgte und ſie verſuchte Roſalba für denſelben zu gewinnen — vergeblich. Ebenſo wenig Anklang fand ihr Vorſchlag um die armen Kranken und armen Kinder im Dorf ſich zu bekümmern. Sie habe dazu keine Geldmittel, verſetzte Roſalba, und was die Bücher beträfe, ſo möge ſie nur ſolche leſen, die ganz furchtbar ſpannend wären und vor Erwartung den Atem ſtocken machten. Die Profeſſorin Folger hatte großes Mitleid mit der jungen Frau und wäre ſehr befähigt geweſen ihr nützlich zu ſein, allein Roſalba fand an dieſem Umgang gar kein Behagen. Eine vierzigjährige Witwe mit vierhundert Gulden Einkommen war keine Geſellſchaft nach ihrem Geſchmack. Sintram hatte ſie auf die Profeſſorin hingewieſen, die beſſere Tage gekannt hatte und ſich jetzt mit Ruhe in ihre Lage fand. Das nahm Roſalba höchlichſt übel! Sie wollte mit alten frömmelnden Weibern nichts zu ſchaffen haben und wollte nicht in's Pfarrhaus verbannt ſein, während er ſich im Schloß herrlich unterhalte. Dies war keineswegs der Fall, denn er ſchleppte auch dort die Kette mit ſich umher, an die er ſich durch ſeine Ehe geſchmiedet hatte, allein er ſah dort doch nicht Roſalba's ſchönes, aber durch Mißmut entſtelltes Geſicht, und hörte nicht ihre weinerliche oder mürriſche Stimme. Auch er dachte mit tiefem Schmerz darüber nach, daß nicht bloß ſeine Jugend, ſondern ſein ganzes Lebensglück ruiniert ſei, denn er ſah ſehr klar ein, daß auch die geringſten Anſprüche eines Mannes an den Geiſt, den Charakter und das Herz einer Gattin, durch Roſalba keine Befriedigung finden könnten. Zuweilen fiel ihm Chriſtiane von der Argen ein, die er garſtig gefunden, über deren Geſchichtskenntnis er ſich luſtig gemacht hatte. Ach, wenn Roſalba irgend eine andere Kenntnis als die des Blumenmachens gehabt hätte, welche Erquickung wäre das geweſen. Und dies klägliche Schickſal hatte er ſich ſelbſt bereitet durch elende Verblendung, Eigenſinn und Selbſtſucht. Er wußte zuweilen nicht, ob ihm Roſalba — oder ob er ſich ſelbſt mehr zur Laſt ſei; denn geſetzt der Fall einer Verſöhnung mit ſeiner Mutter oder deren Tod — welches Glück konnte er erwarten an der Seite einer Frau, die an Gemüt und Bildung tief unter der Mittelmäßigkeit ſtand und die in einer höheren Lebensſtellung nichts weiter ſah als durch ſchöne Kleider zu glänzen. Roſalba dachte in ihren Träumereien an Trennung und Sintram, wenn er Tage lang ſeine Forſten durchſtreifte, wünſchte ſich weit hinweg von Roſalba, von ſeiner Mutter, von Waldhaus, in die tiefe Einſamkeit der Wälder Volhyniens — als ob er dort ohne Gewiſſen und ohne Reue ſein würde. — —

Roſalba ſaß unweit des Fenſters, den Kopf voll Phantaſien, die Hände voll Blumenblätter und vom Abendrot ſo lieblich beleuchtet, daß es ſchwer geweſen wäre dies reizende Bild nicht zu bewundern. Plötzlich verdunkelte ſich der Abendhimmel für Roſalba. Sie blickte erſchreckt auf und ſtieß einen ſo gellenden Schrei aus, daß ihr Dienſtmädchen aus der Küche hereinſtürzte, um der Frau Baronin zu Hülfe zu kommen. — —

Die Frau Baronin.

Vor dem Waldhauſer Schloß erſchien ein alter, unſauber und elend gekleideter Mann, mit verwildertem grauen Haupt- und Barthaar und mit dem ſtumpfen Blick, den die Trunkſucht gibt. Er verlangte die Frau Baronin zu ſprechen. Ein Diener ſagte ihm, ſie ſei ausgefahren und bot ihm ein kleines Almoſen, wie man es den Bettlern gibt. Der Mann ſtieß es zurück und erwiderte, er werde auf die Rückkehr der Frau Baronin warten: die werde ihn ganz anders behandeln; und dabei ſetzte er ſich auf eine Bank im Hof. Der Diener verſicherte kein Vagabunde bekomme mehr als drei Kreuzer und ein Stück Brot.

„Ich bin kein Vagabunde . . . . verſtehe mein Geſchäft, bin aber zu alt um zu arbeiten,“ lautete die Antwort.

„So wendet Euch an Eure Gemeinde, daß ſie Euch verſorge,“ verſetzte der Diener.

„Das habe ich gar nicht nötig! meine Kinder können mich verſorgen.“

„Wer ſind denn eure Kinder?“

„Der eine iſt ein Schurke, hat mich in Paris im größten Elend ſitzen laſſen. Der zweite iſt ein Schuft, ſteht ſich ſehr gut als Sekretär oder dgl. an einer Eiſenbahn, hat auch ſchon ſein Schäfchen in's trockene gebracht, der filzige Geizhals! .... Der dritte iſt Pfarrer — aber gegen meinen Willen. Die Schwarzröcke ſind mir verhaßt .... dahin gehe ich nicht.“

„Das ſind ja prächtige Ausſichten für eure Verſorgung!“ ſagte ſpöttiſch der Diener: „ein Schurke, ein Schuft und ein Schwarzrock! Da ihr drei ſo ausgezeichnete Söhne habt, ſo begreife ich nicht, warum Ihr die Frau Baronin beläſtigen wollt.“

„Das kann ich Euch erklären, guter Freund!“ verſetzte der Vagabunde in herablaſſendem Ton: „die Frau Baronin iſt meine Tochter.“

Der Diener erſchrak um ſo heftiger, als das Rollen eines Wagens die Rückkehr der Baronin verkündigte und er ſagte eilfertig:

„Eure Tochter — wenn ſie es wirklich iſt — wohnt nicht im Schloß. Geht bei Seite. Ich führe Euch zu ihr, ſobald“ .... —

„O nein! ich höre ja ihren Wagen. Sie wird ſich freuen .... und ich freue mich auch.“

Der Diener wollte ihn von der Bank fortreißen, aber der Vagabunde ſchrie:

„Ich laſſe mich nicht fortjagen! . . . . ich will zu meiner Tochter! . . . . zur Frau Baronin!“

Der Wagen fuhr vor. Der Diener riß den Schlag auf und der Baron und die Baronin ſtiegen aus. Sie ſagte ſogleich mit ſtrengem Ton:

„Was iſt denn das für ein wüſtes Geſchrei! ſolch ein Lärm ſchickt ſich nicht. — Wer iſt der Mann?“

Der Vagabunde war aufgeſtanden. Jetzt trat er vor, ſtarrte die Baronin an, brach in rohes Gelächter aus und rief:

„Nein, dieſe Alte iſt nicht meine Tochter! . . . . die junge Baronin, die iſt's!“

„Ein Irrſinniger!“ ſagte die Baronin kalt und wollte in's Haus.

„Mit Verlaub . . . . kein Irrer!“ rief der Vagabunde und trat ihr entgegen, „ich heiße Weiß und Roſe Weiß, die junge Frau Baronin Uglas, iſt meine liebe Tochter. Mein Sohn Anton, der Schuft! hat mir geſagt ich ſolle nur hergehen, ſie würde eine große Freude haben.“

„Das wird ſie ohne Zweifel! — Man zeige dieſem Mann den Weg zum Förſterhauſe,“ ſagte die Baronin mit harter Stimme, eiskaltem Blick und unbewegten Zügen, während ihr Mann und der Diener ganz verwirrt vor Schreck waren. Und gelaſſen ging ſie an Weiß vorüber. Aber in ihrem Zimmer und allein mit Ilſe brach ihre Faſſung zuſammen und ein heftiger Nervenkampf verriet den Eindruck, den dieſer Vorfall auf ſie machte, und die Gewalt, womit ſie ihn vor fremden Augen beherrſchte.

Der Baron ließ ſich inzwiſchen die ganze Begebenheit drei- bis vier Mal vom Diener erzählen, ſchüttelte ſchweigend und bedenklich den Kopf und machte ſich, ganz an allem Troſt verzagend, — an die große Sept-Patience um aus ihr Hoffnung zu ſchöpfen, daß dennoch die Sache ein gutes Ende nehmen werde. Als ſich die Baronin ſpäter ganz gefaßt hatte, erſchien ſie zur Piketpartie und ſagte:

„Siehſt Du, wie der Kelch der Schmach immer bitterer wird? ich ſtaune, daß ich's überleben kann! .... Armer Sohn! .... eine Tochter dieſes Mannes Gattin zu nennen .... ſie dereinſt nach meinem Tode in das Haus ſeiner Väter einzuführen — lieber Freund, iſt das alles nicht ein böſer Traum — ein Blendwerk — ein Roman gräßlichſter Art!“

„Ja, dies iſt in der Tat ein ſtarkes Stück und wie der arme Junge mit dieſem Schwiegerpapa ſich ſtellen wird — darauf bin ich geſpannt, denn es hat doch alles ſeine Grenzen,“ verſetzte der Baron mit einem Anflug von Aufgeregtheit.

Ein Diener hatte dem elenden Weiß den

Weg zum Förſterhauſe gezeigt und höchſt empört ſeine Tochter nicht im Schloß zu finden, wanderte dieſer durch den Park und erreichte ſehr bald das Haus. Aber vor der Tür lag Puck, der rieſige Neufundländer und knurrte grimmig den verdächtigen Fremdling an. Weiß wagte nicht der Tür zu nahen. Er ging von der Seite an das Haus heran und ſeine Geſtalt war es, die verdunkelnd zwiſchen dem Fenſter und dem Abendhimmel erſchien. Als Roſalba mit einem durchdringenden Schrei vom Sitz aufſprang und zur Tür lief, klopfte er an's Fenſter, damit ſie hinſchauen und ihn erkennen möge. Das tat ſie denn auch, allein es ſteigerte nur ihr Entſetzen. Sie umklammerte die eintretende Magd und ſtieß krampfhaft die Worte aus:

„Er darf nicht in's Haus.“

„Nein, nein! Puck erlaubt das nicht. Frau Baronin können ganz ruhig ſein. So ein alter Bettler tut uns nichts zu Leide.“

Puck bellte wütend. Weiß machte Geberden, die um Einlaß baten. Die Magd verſtand das nicht und ſagte:

„Frau Baronin ſehen ja, daß er bettelt. Soll ich ihm nicht etwas geben und ihn fortſchicken?“

„Du bleibſt bei mir . . . . gehſt nicht von der Stelle,“ ſtotterte Roſalba, deren Zähne aufeinander ſchlugen, während fahle Bläſſe ihr Antlitz überzog. Dieſer Mann ſollte ihr Vater ſein!

Das hatte Philipp behauptet, als beide vor Jahren ſie nach Paris bringen wollten. Sie wußte es nicht; ſie hatte ja keine Erinnerung von ihrem Vater. Allein die Mutter und Anton hatten ihr ſpäter beſtätigt es ſei der Vater geweſen. Und nun war er wieder da, ſah noch viel verkommener und abſchreckender aus, wollte zu ihr .... vielleicht ſie fortſchleppen .... vielleicht war Philipp in der Nähe .... und niemand weit und breit zu ihrem Schutz, als Puck. Dieſe und tauſend ähnliche Gedanken wirbelten durch Roſalba's Gehirn. Das Herz ſchlug ihr in der Kehle, ihre Lippen waren vertrocknet, ſie zitterte an allen Gliedern.

„Iſt die Haustür verriegelt?“ fragte ſie, indem ſie ſtarr auf Weiß blickte, um jede ſeiner Bewegungen zu überwachen.

„Ja gewiß! Wenn der Herr Baron ausgeht, riegele ich die Tür hinter ihm zu.“

„Aber die Hintertür ſteht gewiß weit offen.“

„Das nicht .... aber verriegelt iſt ſie nicht.“

„Mein Gott, wenn er dort hereinkäme!“

„Puck verwehrt das! Frau Baronin können ja ſehen wie Puck aufpaßt — und können hören wie grimmig er knurrt.“

„Guter Puck!“ ächzte Roſalba ganz ſtumpf.

„Darf ich nicht herausgehen und dem Mann ein Almoſen geben? ich fürchte mich gar nicht.“

„Um Gotteswillen nicht, Bärbchen! . . . . Er würde mit Dir in's Haus eindringen.“

„Das hat noch nie ein Bettler verſucht.“

„Wir wiſſen ja nicht ob er ein Bettler iſt. Er kann ja ein Räuber ſein, der ſich nur als Bettler anſtellt.“

„Ein . . . . Räuber!“ wiederholte Bärbchen mit ſtockendem Atem; denn Roſalba's Angſt wirkte anſteckend: „ach, lieber Gott ſtehe uns bei! . . . . wie ſollen wir einen Räuber loswerden.“

„Ich weiß es nicht!“ ſeufzte Roſalba halb ohnmächtig.

„Vielleicht ginge er fort wenn er einen Gulden bekäme, denn fortgehen muß er . . . . es dunkelt ja ſchon,“ ſagte Bärbchen, die ihre Beſinnung behielt: „Frau Baronin müſſen ihm aus dem Fenſter einen Gulden reichen.“

„Nicht ich . . . . Du! — und nicht reichen, ſondern zuwerfen, damit er uns nicht nahe kommt. Verſuche es! . . . . Hier iſt ein Gulden.“

Bärbchen wickelte den Gulden in ein paar Bogen roſenfarbenen Blumenpapiers ein, um das Päckchen möglichſt groß und ſichtbar zu machen, öffnete dann das Fenſter und ſchleuderte es mit aller Kraft weit hinaus indem ſie Puck herbeirief, damit er ſich nicht etwa auch auf das Päckchen ſtürze.

„Nun? . . . . was tut er?“ fragte Roſalba ängſtlich.

Madame Orzelska hatte den Sommer in Landeck zugebracht, deſſen Bäder ihr zuſagten. Die Verhandlungen mit ihrem Gemal ſchienen eine günſtige Wendung zu nehmen, denn es war ihr gelungen einflußreiche Perſonen für ſich zu intereſſiren, die ihr ſogar Hofnung machten auf Wiedererlangung eines Theils ihres Vermögens. Mit dieſer Hofnung belebte ſich ihr Muth, ihre Laune, ihre Freude an Zerſtreuung und Unterhaltung, ihre Schönheit, ihre Koketterie — und Graf Sambach lag gefeſſelter denn je zu ihren Füßen.

Er empfing Cornelie mit dem größten Jubel, mit einer Fülle von kleinen liebenswürdigen Aufmerkſamkeiten. Jeden flüchtigen Wunſch, den ſie früher einmal geäußert haben mogte, fand ſie realiſirt: hier eine Einrichtung im Schloß, dort eine Anlage im Park, da ein Buch in ihrer Bibliothek. Ihre Diamanten waren neu gefaßt, ein neues Reitpferd wurde ihr vorgeführt. Er ſchien in dieſen dre Monaten ihrer Abweſenheit nur an ſie gedacht, für ſie geſorgt und gelebt zu haben.

„Er hebt das Päckchen auf — und geht fort.“

„Nach welcher Seite?“

„Nach dem Schloß.“

„Auch dort wird er eindringen wollen — wie gräßlich!“ rief Roſalba verzweifelnd.“

„Ach, er ſcheint nicht ſehr feſt auf den Beinen zu ſein! der Johann oder der Jakob werden leicht mit ihm fertig. Frau Baronin ſehen aber weiß wie die Kalkwand aus. Jetzt iſt gar nichts mehr zu fürchten!“ verſicherte Bärbchen, ahnungslos über den eigentlichen Grund von Roſalba's maßloſer Aufregung.

„Geh' und verriegele die Hintertür,“ ſagte Roſalba und ſank als ſie allein war tötlich erſchöpft auf einen Stuhl, gefoltert von dem Gedanken, daß der ſchauerliche Beſuch morgen wiederkehren könne und nicht wiſſend ob ſie ihren Mann davon in Kenntnis ſetzen ſolle oder nicht. Aus Schonung für ihren Mann nichts zu erwähnen — das fiel ihr nicht ein. Die Zeiten waren vorüber! doch aus Schonung für ſich ſelbſt hätte ſie gar gern geſchwiegen. Sintram fand ſie aber bei ſeiner Heimkehr noch ganz außer Faſſung und fragte nach der Urſache. Da ſagte ſie alles.

„Das fehlte noch!“ verſetzte er finſter und dann fragte und ſagte er nichts mehr. Roſalba, und was mit ihr zuſammenhing, demütigte ihn fort und fort auf das empfindlichſte.

„Kann denn nichts für den unglücklichen Greis geſchehen?“ fragte endlich Roſalba entrüſtet.

„Hier nicht! in ſeiner Gemeinde muß man für ihn ſorgen. Er wird einen Heimatſchein haben und dahin muß man ihn morgen befördern,“ erwiderte Sintram kalt.

„O mein Gott! gibt es auf der Welt ein Weſen, das eben ſo unglücklich iſt, wie ich!“ rief ſie.

„O ja! ich bin dies Weſen.“

„Nein! denn Du haſt Eltern, die Dich lieben.“

„Und die ich unglücklich gemacht und um ein zufriedenes Alter gebracht habe! . . . . Doch laß uns nicht weiter ſtreiten, wir kommen doch nicht zur Verſtändigung.“

Sintram ſetzte ſich an ſein Schreibpult und vertiefte ſich in ſeine Rechnungsbücher, während Roſalba irgend ein Buch der „Geheimniſſe“ hervorholte und bei dieſen Schauergeſchichten durch Aufregung der Phantaſie ihre wirkliche Aufregung zu betäuben ſuchte.

In der Frühe des nächſten Morgens meldete der Jägerburſche dem Herrn Förſter, an einer großen knorrigen Eiche am Rande des Waldes habe ſich ein Mann erhenkt. Roſalba's Sinne ſchwanden. Sintram ſtürzte fort um den Fall von der Polizei des Ortes konſtatieren zu laſſen. Ja, der elende Greis hatte ſich in einem Anfall von jener dumpfen Verzweiflung, die den Trunkſüchtigen nicht ſelten in ſeinen lichten Augenblicken ergreift, das Leben genommen. Daß nicht augenblickliche Not ihn dazu drängte, bewies das Guldenſtück, das man bei ihm fand und das in einen roten Papierfetzen eingewickelt war.

Roſalba fiel in eine ſchwere Krankheit. Die Baronin erkrankte nicht, aber ſie ſchwand dahin; der Kummer nagte an ihrem Leben.

In der Familie.

Auf Waldhaus Gram und Verſtörung. Auf Argenfels Freude und Frieden! nicht in den Ereigniſſen, aber im inneren Leben und in den Familienverhältniſſen. Der blutige Krieg mit Frankreich brachte freilich einen Wirbelwind der Verſtörung, der alle Arten von Leiden zuſammentrieb — ein Maſſakre ohnegleichen, vielgeſtaltigen Tod, das Elend der Gefangenſchaft, den Jammer der Spitäler, die Tränenſtröme der Witwen und Waiſen — das alles wurde auf Argenfels ſo tief empfunden als anderswo. Doch umſomehr empfand man auch den Troſt, der im harmoniſchen Familienleben liegt. Emerenz, die älteſte Tochter, war im Anfang des Sommers mit ihren Kindern gekommen um einige Monate bei den Eltern zu bleiben, weil ihr Mann auf ſeinem Gut am Oberrhein das Wohnhaus umbaute. Von den Kriegsereigniſſen überraſcht mußte ſie auf Argenfels bleiben, weil die Bauleute ins Feld zogen und das Haus unfertig da ſtand. Sie mußte ſogar im Spätjahr ihr Wochenbett dort aufſchlagen. Aber die Sorge für ſie brachte eine wohltätige Zerſtreuung mit ſich und als ein Sohn auf die Welt kam — der erſehnte, nach drei kleinen Mädchen — ſo erfüllte dies Geſchenk Gottes alle Herzen mit freudigem Dank. Die Gräfin hatte an Emerenz und den Kindern eine liebe Geſellſchaft und dadurch waren Chriſtiane und Rosmary freier und konnten in dem Spitälchen tätig ſein, das der Graf in einem Nebenhauſe eingerichtet hatte.

Julian von der Argen hatte eine ſo zarte Geſundheit, daß er den Soldatendienſt nicht leiſten konnte. Er hatte im Frühling die Univerſität bezogen und fragte bei dem Ausbruch des Krieges ſeinen Vater, ob er etwa dennoch den Verſuch machen ſolle ins Feld ziehen. Der Graf antwortete:

„Lieber Julian! ſtudiere fleißig und kräftige „Deine Geſundheit. Es werden noch ſoviel Kriege „kommen, daß es ganz gut iſt, wenn jetzt ein paar „junge Leute dafür übrig bleiben., Und fragſt Du „mich, woher ich das wiſſe, ſo antworte ich kurz „und bündig: weil zwei Mächte die Welt regieren „mit denen kein Friede möglich iſt: das Recht des „Stärkeren und die Nützlichkeitspolitik.“

Von allen Siegesberauſchungen und von allen Schwärmereien für dieſen urdeutſchen Krieg und für die wunderbare deutſche Einigkeit blieb man auf Argenfels gänzlich unberührt. Man dankte Gott für die Demütigung des Feindes, man linderte das Elend, wo und wie man es fand: das beſchäftigte die Gedanken und nahm die Zeit in Anſpruch; doch in Jubelfanfaren ſtimmte man nicht ein.

„Über gewonnene Schlachten, die mit einem ſolchen Meer von Blut bezahlt wurden, wird auf Argenfels nicht gejubelt,“ ſagte der Graf ernſt: „die übriggebliebenen Soldaten mögen das thun! Wir denken an die Toten und deren Hinterbliebene — und das ſtimmt nicht zum Frohlocken.“

Sein Schwiegerſohn, Herr von Thierſtein, war anderer Meinung. Er reiſte zwiſchen ſeinem Gut, das nicht herrenlos bleiben durfte, und Argenfels hin und her, und wußte manches zu erzählen von Freudenbezeugungen und Jubel des Volkes da und dort und wie erhebend es ſei, daß endlich das nationale Bewußtſein erwache.

„Es ſoll nur ruhig wieder einſchlafen — das nationale Bewußtſein,“ entgegnete der Graf: „es läuft ſonſt Gefahr als Majeſtätsverbrechen auf der Feſtung eingeſperrt zu werden. Ja ja, lieber Valerian, Du biſt beſtürzt über dieſe Prophezeihung, aber ſie hat bereits ihre Antezedentien. Der preußiſche Staat denkt nur dann daran ſich deutſch zu nennen, wenn er Deutſchlands Hilfe bedarf — ſei es um ſich zu retten, wie im Jahr 1813, ſei es um ſeine Macht zu vergrößern, wie eben jetzt.

Iſt das geſchehen, ſo wird er wieder preußiſch. Die armen dummen Jungen, die ſich unterſtanden zwiſchen den Jahren 1815—40 deutſch ſein zu wollen, wurden als Hochverräter eingeſperrt und Demagogen genannt. Sei feſt überzeugt, daß wir ähnliches erleben werden. Preußiſch wollen diejenigen wahrlich nicht ſein, die im gegenwärtigen Augenblick der preußiſchen Fahne folgen! frage doch einmal die bayeriſchen, die heſſiſchen, die ſächſiſchen Soldaten, ob ſie preußiſche Soldaten ſein wollen? O mit nichten! ſie wollen das bleiben was ſie ſind: jeder ein deutſcher Stamm wie von Alters her. Gehſt du ein paar Stufen höher hinauf, ſo findeſt du allerdings Männer, die ſich mit Stolz als Deutſche fühlen und recht gewaltige Deutſche zu werden hoffen, aber Preußen wollen ſie durchaus nicht werden. Die Freimaurer und Juden, inkluſive jüdiſche Chriſten, die tragen ganz gewaltiges Verlangen nach deutſch-preußiſcher Verſchmelzung; ſonſt niemand. In den famoſen Jahren 1813—15 war man nicht bloß deutſch in Preußen, ſondern ſogar altdeutſch und die Damen trugen altdeutſche Hauben und einen altdeutſchen Kleiderſchnitt. Das ging von Berlin aus. Man ſuchte alſo die Geſinnung in eine Zeit zu verſetzen, wo der preußiſche Staat noch gar nicht exiſtierte, denn das alte Deutſchland wußte nichts von ihm — und trotz deſſen blieb Preußen — preußiſch und verlangte in wenigen Jahren, daß deutſche

Sympathien aufzuhören und mit der altdeutſchen Tracht in die Polterkammer zu wandern hätten.“

„Das ſind alte Sünden, lieber Vater!“ rief Thierſtein lachend, „jetzt iſt Preußen der Retter Deutſchlands und wir müſſen es dankbar mit Gut und Blut unterſtützen.“

„Ich weiß nicht ob Du im Ernſt oder im Scherz redeſt.“

„Im vollen Ernſt, beſter Vater!“

„So werde ich Dir auch im vollen Ernſt antworten: Preußen hat dieſen Krieg herauf beſchworen“ . . . . —

„Ah, Du biſt ungerecht! wegen einer zurückgezogenen Kandidatur zur ſpaniſchen Krone hat Frankreich mit namenloſer wahnwitziger Frechheit den Krieg erklärt.“

„Vollkommen einverſtanden! nichtsdeſtoweniger hat Preußen ihn heraufbeſchworen durch das Jahr 66, als es ſeinen Eroberungsgelüſten Spielraum gab, Deutſchland zerriß und den deutſchen Bund aufhob — mit einem Wort: ſich als Preußen gerierte, als ein erobernder Staat, der von jeher dem deutſchen Reich feindlich war. Das, was jetzt arrangiert werden ſoll — denn gegründet nenne ich nur das, was auf ſittlichen Prinzipien ruht — iſt ein vergrößerter preußiſcher Staat, der mit Deutſchlands Geld- und Blutkräften und mit der deutſchen Reichs-Maske umſomehr erobern kann. Erobernd geſinnt iſt aber auch Frankreich;

auch Frankreich iſt durch Eroberungen das geworden, was es iſt. Obſchon jahrelang intime Freunde — wie wir das 1859 und 66 erlebt haben — mußte über kurz oder lang die Rivalität ſie zu Feinden machen. Das iſt jetzt geſchehen. Preußen und Frankreich bekämpfen ſich um ihre Macht und Stellung in Europa zu behaupten, zu ſichern, zu erhöhen und dafür ſoll nach Deiner Meinung das, was nach dem Bruderkrieg von 66 von Deutſchland übrig geblieben iſt — mit begeiſtertem Dank für Preußen ſich opfern? Dieſer Logik kann ich nicht folgen, mein Sohn."

„Der Gang der Ereigniſſe ſetzt häufig alle Logik beiſeite und überraſcht im rieſigen Maßſtab. Sieh dieſe Taten! ſieh dieſe Erfolge! ſieh dieſen Napoleoniſchen Salto mortale! Wer dergleichen erlebt muß ſich nicht an die ſtarre Logik anklammern."

„Lieber Valerian, ich ſehe gerade aus dieſem Salto mortale, daß die göttliche Vorſehung ſehr logiſch iſt oder — wenn Dir das zu ſtarr klingt — ich ſehe, daß der alte Spruch immer Recht behält:

Gottes Mühlen mahlen langſam,
Langſam aber trefflich fein,
Was an Langmut er verloren,
Holet er durch Schärfe ein. —

Und ſolange dieſe Überzeugung in mir feſt ſteht, kann ich mich unmöglich dazu herablaſſen, über gewonnene Schlachten und Feſtungen in Extaſe zu geraten und in dem Zerſtörer Deutſchlands deſſen Hort und Heil zu ſehen. Wer auf napoleoniſchen Wegen geht, der geht eben dadurch auch napoleoniſchen Schickſalen entgegen. Verſteht ſich in andrer Form. Das iſt die Logik der Tatſachen, die auf jedem Blatt der Weltgeſchichte zu leſen iſt.“

„Du biſt gar nicht in patriotiſche Begeiſterung zu verſetzen!“ rief Thierſtein lachend.

„Wenigſtens nicht durch die Tagesereigniſſe — das gebe ich zu,“ verſetzte der Graf ebenfalls lachend: „ja mir ſcheint ſogar Dein einiges — „Deutſchland“-Räuſchchen habe auch nicht viel von Begeiſterung an ſich, ſei mehr von außen Dir angeweht, Dir und vielen andern, wie eine Influenza, die mit der krankhaften Luft der Zeit zuſammenhängt.“

„Die allerſchlechteſte Patriotin iſt ohne Zweifel Chriſtiane,“ ſagte Thierſtein neckend: „ihr erſter Gedanke iſt immer an die Franzoſen.“

„Ja!“ entgegnete Chriſtiane unverzagt, „denn ſie ſind am unglücklichſten! ſie ſind gedemütigt und gefangen.“

Übrigens ging ſie mit Rosmary den Krankenſchweſtern tätig zur Hand, die im Spitälchen die Verwundeten pflegten, und was ſie an Barſchaft beſaß, und was ſie durch den Verkauf ihrer kleinen Pretioſen löſte, ſie verwendete alles um die Geneſenen nicht mit leerer Hand zu entlaſſen.

„Biſt Du zufrieden? fragte er mit dem einſchmeichelnden Blick und Ton der ihm zu Gebot ſtand. Willſt Du Dich nicht mehr erdrücken laſſen von Erinnerung an vergangenes Weh? Bringſt Du mir Dein liebes, freundliches Geſicht zurück, das ich licht und lächelnd ſehen muß wenn ich zufrieden ſein ſoll, meine Taube?“

Er hatte den Arm um ihre Schulter gelegt und ſah ihr in die Augen mit einer ſolchen Zärtlichkeit, daß Cornelie ganz hingeriſſen entgegnete:

„O Du Lieber! nie anders als nachſichtsvoll und himmliſch gut biſt Du für mich, und ich habe doch Tage gehabt .... nach dem Tode des Kindes .... in denen ich meinte mit Felix mein höchſtes Gut verloren zu haben, in denen ich vergaß daß Du neben mir ſtehſt, in denen mir die Lebensfreude untergegangen war, obgleich ich Dich hatte. Nein, Euſtach, ich will mich nicht nutzlos abhärmen, weil eine Hofnung vom Baum des Lebens herabgefallen iſt — und weil dem Auge entrückt ward was dem Herzen ein unverlierbarer Schatz bleibt. Nein, Euſtach! ich bin ſehr glücklich, ſehr zuverſichtlich, ſehr freudenvoll .... bei Dir, Du Einziglieber, und ſpreche mit dem Sänger des Hohenliedes: „Ich „ſitze in dem Schatten deß ich begehre, und die „Liebe iſt ſein Panier.“

Tief im Winter trafen an demſelben Tage zwei Telegramme ein. Das eine berief Thierſtein zu ſeinem erkrankten Bruder nach Frankreich. Das andere meldete die glückliche Ankunft Winfrieds von der Argen in Europa. Emerenz weinte, daß ihr Mann in dieſen verpeſteten Lazaretten ſeinen Bruder aufſuchen ſolle und die Gräfin machte den Vorſchlag, Valerian möge ihn ſo bald wie möglich nach Argenfels bringen; hier, in der geſunden Luft und in der Ruhe des Schloßlebens werde er ſich gewiß bald erholen. Damit waren alle freudig einverſtanden und Emerenz konnte jetzt ungetrübt an der Freude der Ihrigen über Winfrieds Rückkehr teilnehmen. Sein Seemannsberuf hatte ihn ſeit faſt drei Jahren fern von Europa in die weſtlichen und öſtlichen Meere und zu deren Küſtenländern in allen fremden Weltteilen geführt. Seine Briefe wurden immer mit Frohlocken auf Argenfels empfangen, geleſen, vorgeleſen und wieder geleſen; aber keiner war ſo beglückend wie der, welcher auf das Telegramm folgte. Er nahm auf ein Jahr Urlaub und wollte, nach einem kurzen Aufenthalt bei ſeiner Schweſter Tony in Wien, im Februar auf Argenfels eintreffen.

„Der Februar wird zum Wonnemonat, Mama!“ rief Chriſtiane und umarmte zärtlich die Gräfin und zu Rosmary ſagte ſie: „Jetzt werden Sie endlich einmal einen liebenswürdigen Mann kennen lernen!“

„Du biſt eine ſehr verbindliche Tochter!“ ſagte der Graf herzlich lachend.

„Ich habe junge Männer gemeint!“ beteuerte ſie.

„Dann mußt Du mit mir die Lanze brechen, die ich für Valerian einlege!“ rief Emerenz.

„Nun, Rosmary ſoll ſpäter entſcheiden, ob ich recht habe oder nicht,“ verſetzte Chriſtiane.

„Ich denke das wird Sache des Geſchmacks ſein und darüber läßt ſich nichts entſcheiden,“ ſagte Rosmary.

„Gut! ſo laſſen wir es dabei: für mich iſt Winfried der liebenswürdigſte Mann.“

„Bis jetzt!“ ſagte Emerenz und ſang: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben — hier unter dem wechſelnden Mond.“

„Die arme Theophile!“ ſagte die Gräfin am nächſten Abend und legte den Brief zuſammen, den ſie aufmerkſam geleſen hatte: „während uns eine ſo große Freude bevorſteht, zehrt der Kummer ſie auf.“

„Iſt wieder etwas Neues auf Waldhaus vorgefallen?“ fragte der Graf.

„Das nicht; aber daß es beim Alten bleibt und bleiben muß, iſt ja über die Maßen traurig.“

„Wie ſteht es denn eigentlich auf Waldhaus?“ fragte Frau von Thierſtein: „zwiſchen den tauſend kleinen Ereigniſſen in meiner Kinderſtube und all' den ungeheuerlichen Begebenheiten in Europa tauchen für mich Familiengeſchichten — ſobald ſie nicht den allernächſten Kreis betreffen — nur ganz vorübergehend und zuſammenhangslos auf.“

„Aber Emerenz!“ rief Chriſtiane höchſt empört, „Du wirſt doch nicht die gräßliche Geſchichte mit dem Vater, der ſich neben dem Hauſe ſeiner Tochter erhenkte, vergeſſen haben! Das wäre ja eine himmelſchreiende Gleichgültigkeit.“

„Vier ganz kleine Kinder, d. h. vier äußerſt zarte kleine Menſchenleben, vier unſterbliche, mir anvertraute Seelchen müſſen für ihre Mutter bei Dir Fürſprache einlegen, Chriſtiane,“ gab Frau von Thierſtein lächelnd zur Antwort: „Übrigens entſinne ich mich ſehr genau jener ſchauerlichen Kataſtrophe, die etwa vor einem Jahr vorfiel, und auch, daß in Folge derſelben Sintrams unglückliche Frau ſchwer erkrankte.“

„Ja,“ nahm die Gräfin das Wort, „ſie verfiel in einen Zuſtand von nervöſer Aufregung, der ſie weder Tag noch Nacht zur Ruhe kommen ließ. Im Schlaf wurde ſie von Fieberträumen — wachend von fieberhaften Vorſtellungen geängſtigt. Sie konnte keinen Augenblick allein ſein . . . . ſie konnte keinen Hund ſehen, keinen Baum ſehen und dgl. mehr. Man gab ihr eine Krankenſchweſter zur Pflege und Geſellſchaft; — doch ſie erklärte, ſie werde ſterben, wenn man ſie nicht zu ihrer Mutter gehen laſſe. An ihren Tod glaubte der Arzt durchaus nicht; ſtatt deſſen fürchtete er eine ernſtliche Geiſtesſtörung und ſie ging zu ihrer Mutter.“

„Wenn dieſe dem ſchrecklichen Vater ähnlich iſt,“ unterbrach Frau von Thierſtein, „ſo wird ſie ſich dort ſchwerlich erholen können.“

„Die Mutter ſoll eine brave, ſchlichte Frau ſein, die bei ihrem Sohn, einem Pfarrer im Naſſauiſchen, auf dem Lande lebt.“

„Gott Dank! das iſt ja ein gutes Plätzchen um wieder zur Ruhe zu kommen!“

„Leider war das nicht der Fall! Nach einem kurzen Aufenthalt ging ſie fort, und zu einem andern Bruder, indem ſie ihrem Mann ſchrieb: da wir uns nicht mehr lieben und folglich namenlos unglücklich ſind, trenne ich mich von Dir, lege Deinen Namen ab und gebe Dir die Freiheit Dich anderweitig zu verehelichen.“

„Ihr Verſtand hat alſo doch gelitten!“ bemerkte Frau von Thierſtein.

„Vielleicht iſt es mehr eine moraliſche, als eine Verſtandes-Verfinſterung. Genug ſie ging zu dieſem zweiten Bruder — und ſeitdem iſt ſie verſchollen; — wenigſtens für Waldhaus, und die arme Mutter muß erleben, daß die Gegenwart und die Zukunft ihres einzigen Kindes nichts ſind, als eine Ruine.“

„O dieſe im Wahnwitz geſchloſſenen Ehen! ſie ſind ein Fluch nicht bloß für die betreffende Familie, ſondern für die ganze menſchliche Geſellſchaft, die ſich daran gewöhnt die Verzerrung, die Entwürdigung des heiligſten Verhältniſſes zu ſehen!“ brach der Graf aus.

„Hätte wenigſtens Theophile ihren Sohn mit ſeiner Frau nach Volhynien ziehen laſſen — wie das ſeine Abſicht war!“ ſagte die Gräfin. „Die Entfernung wirkt beruhigend und allmählig ausgleichend auf zwieſpältige Verhältniſſe.“

„Hätte! hätte!“ fiel der Graf ein: „hätte Sintram überhaupt nicht dieſe tolle Ehe geſchloſſen! dieſes „hätte“ würde jedes andere überflüſſig gemacht haben. Man muß doch etwas Rückſicht auf das Dekorum nehmen und er hat ja gewußt, daß ſeine Frau die Tochter eines ganz verkommenen Subjektes ſei, daß er alſo Gefahr laufe in irgend einem Landſtreicher ſeinen Schwiegerpapa begrüßen zu müſſen.“

„Unbegreiflich, daß ein Mädchen, in ſolcher Umgebung aufgewachſen, Sintram feſſeln konnte,“ ſagte Frau von Thierſtein.

„Sie iſt bei einer Wohltäterin aufgewachſen und eine Reihe von Jahren in einem guten — aber freilich proteſtantiſchen Inſtitut erzogen,“ entgegnete die Gräfin, „und ihre äußere Erſcheinung ſoll ſehr einnehmend ſein, wie der gute Uglas verſichert.“

„Kann ſein!“ fuhr der Graf fort: „man muß aber für eine Ehe auch den ganzen Anhang eines Mädchens berückſichtigen! und dieſe Erziehung bei einer Wohltäterin, die das Kind in ein proteſtantiſches Inſtitut und über ſeinen Stand bilden läßt, wird weder für den religiöſen Sinn noch für die Entwickelung des Charakters erſprießlich geweſen ſein. Kurz, es „hätte“ jede der handelnden Perſonen dieſes Dramas ganz anders ſein müſſen — und dann wäre es allerdings nie vorgefallen.“

„Aber, Papa, was würdeſt Du tun, wenn Winfried oder Julian eine ſolche Heirat ſchließen wollten?“ fragte Chriſtiane.

„Ich würde ſie nie zugeben, mein Kind.“

„Und wenn ſie vor Gram krank oder unſinnig werden . . . . oder gar ſterben wollten.“

„Ich kann mir nicht vorſtellen, daß meine Söhne, die chriſtlich vernünftig und in der Übung der Selbſtverleugnung erzogen ſind, in dergleichen Überſpannungen verfallen könnten. Einer ſolchen Überreizung des Gefühls würde ich gewiß nicht nachgeben. Was täteſt Du, Emerenz?“

„Ganz dasſelbe!“ verſetzte die Gräfin lebhaft: „der Rückſchlag einer ſolchen Leidenſchaft bleibt nicht aus. Auf einen kurzen Traum folgt das Erwachen in der Wirklichkeit, die Erkenntnis eines Blendwerks aufgeregter Phantaſie und ſtürmiſcher Gefühle, und eine lange bittre Reue, die ſelten, höchſt ſelten zur Veredelung der Charaktere eines ſolchen Ehepaares führt. Nein! wenn Winfried und Julian jemals einer ſolchen traurigen Leidenſchaft entſagen müßten, ſo würde mein Mutterherz mit ihren Kämpfen ſympathiſieren — aber für einen tötlichen Schmerz oder gar für ein Unglück würde ich dieſen Kampf durchaus nicht halten. Im Gegenteil! Entſagung macht ſtark und die Nichterfüllung eines jugendlichen Wunſches kann dem Charakter eine viel edlere Richtung geben, als er bisher hatte.“

„Wir verſtehen einander!“ ſagte der Graf mit einem Blick der innigſten Zärtlichkeit.

„Mama, Du biſt eine ſpartaniſche Mutter!“ ſagte Frau von Thierſtein und küßte die Hand der Gräfin, die ſanft erwiderte:

„Liebe Emerenz, wenn Du eine längere Lebenserfahrung haben wirſt, ſo wird es Dir einleuchten, daß verſagte Wünſche ſehr oft eine größere Gnade ſind, als erfüllte — und dann kommſt auch Du gewiß zu einer Geſinnung, die ich lieber chriſtlich als ſpartaniſch nennen möchte, denn ihre Wurzel iſt ein unbegrenztes Gottvertrauen und ihre Loſung iſt das göttliche Mahnwort: „Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach.“

„Ich weiß es,“ ſagte Frau von Thierſtein: „aber es wird mir ſo ſchwer das Kreuz für meine ſüßen Kindlein anzunehmen.“

„Ich weiß es auch, Mama,“ ſeufzte Chriſtiane, „aber es wird mir ſo ſchwer das Kreuz, das ich bis jetzt noch nicht kenne, für meine Zukunft anzunehmen.“

„Ich weiß es auch, gnädige Gräfin! wo

mein Kreuz, da iſt meine Krone,“ ſagte Rosmary. Es war das erſte Wort, das ſie an dieſem Abend ſprach.

„Rosmary, Sie ſind ein idealiſches Weſen!“ rief der Graf ſcherzend: „Sie geben Ihre Zuſtimmung ohne Aber! Beiſpiellos in der Geſchichte des weiblichen Geſchlechts!“ — —

Rosmary litt unausſprechlich durch die Nachrichten aus Waldhaus über Sintram und Roſalba und durch die Geſpräche, welche dieſer traurige Gegenſtand hervorrief. Treu ihrer zurückhaltenden Gewohnheit war es ihr nicht eingefallen, bei ihrer Ankunft auf Argenfels andere Mitteilungen über ihre Vergangenheit zu machen, als die, welche ſich auf ihre Perſon und auf ihre Eltern bezogen. Dieſe Angaben waren ſo klar, einfach und rund, daß ſie ein abgeſchloſſenes Bild ihres früheren Lebens gaben und die Familie von der Argen vollkommen zufrieden ſtellten. Als ſie deren Verwandtſchaft mit Sintram im Lauf der Zeit erfuhr, war Rosmary ihres Schweigens unendlich froh, denn man hätte ſelbſtverſtändlich viel mehr von Roſalba geſprochen, wenn man deren ſchweſterliches Verhältnis zu Rosmary gekannt hätte. Und was ſollte ſie über die Arme und über dieſe armſelige Ehe ſagen, die ihr von Anbeginn unheilvoll erſchienen war! jedes Wort wäre ein Tadel für Roſalba und zugleich ihr eigenes Lob geweſen! Sie verblieb in einem unverbrüchlichen Schweigen, ſobald die Rede auf Waldhaus kam und man fand es ſehr taktvoll, daß ſie ſich nie mit einer Frage oder einer Bemerkung in dieſe Geſpräche miſchte. Übrigens war man an ihr äußerſt taktvolles Benehmen zu ſehr gewöhnt, um es bei jedem beſondern Fall beſonders zu bemerken.

Dieſe zwei Jahre auf Argenfels in ſorgenfreier Ruhe, im häuslich traulichen Verkehr mit Menſchen, die gebildet an Geiſt und Herz, und aufrichtig bemüht waren Gott zu dienen, hatten auf ihre edlen Naturanlagen gewirkt, wie Sonnenſchein auf eine Pflanze, die bisher im Schatten ſtand. Der Grundzug ihres Charakters blieb: ſie war ernſt und nahm es ernſt mit dem Leben. Sie hatte nicht Chriſtianens muntern Frohſinn, der ein junges Mädchen ſo lieblich macht; aber ihr Ernſt war keineswegs mürriſch, denn er wurde gelichtet durch eine große Heiterkeit der Seele, weil ſie zufrieden in ihrer Stellung und auf ihrem Platz war. Sie hielt ihr Leben für abgeſchloſſen in dieſem Kreiſe und ihre Wünſche gingen nicht über denſelben hinaus. Im vorigen Frühling war Fürſtin Antonie, die zweite Tochter, auf Argenfels geweſen, hatte ſehnlichſt gewünſcht, Rosmary für ſich zu gewinnen und ihr das doppelte ihres Gehaltes geboten; — aber Rosmary lehnte es ab. Sie hatte ſich mit dem Herzen an Argenfels angeſchloſſen und konnte ſich nicht mit dem Gedanken befreunden es wegen eines pekuniären Vorteils zu verlaſſen. Überdas war zu erwarten, daß ſich Chriſtiane vermählen werde; dann würde die Gräfin gewiß um ſo lieber Rosmary behalten.

„Dieſe Rosmary iſt ein wahrer Schatz für Dich, Mama, und buchſtäblich ein unbezahlbarer, denn eine Gehaltserhöhung rührt ſie gar nicht,“ ſagte die Fürſtin: „ſehr merkwürdig heutzutage, wo im allgemeinen hundert Gulden mehr oder minder für die Leute den Ausſchlag geben, welcher Platz zu wählen ſei.“

„Das iſt es eben! — weil Rosmary nicht ſo denkt, deshalb iſt ſie ein Schatz, mein liebes Kind, und ich hoffe, Du gönnſt ihn mir, denn ſie iſt wirklich unbezahlbar, teils für mich, teils für Chriſtiane, die ſich aufs entſchiedenſte gegen eine Geſellſchafterin ſträubte, obſchon ſie den Einfluß des weiblichen Umgangs recht nötig hatte, und die jetzt noch weniger als ich Rosmary entbehren möchte. Vielleicht iſt dieſe dadurch etwas zu ſehr in den Geſellſchaftskreis hinein gezogen und ich denke zuweilen mit einiger Beklommenheit, daß ihr daraus Schwierigkeiten und innere Kämpfe erwachſen könnten. Allein es iſt auf dem Lande ſchwer, eine Perſon im Familienkreis zu haben und vom Geſellſchaftskreiſe fern zu halten — um ſo ſchwerer, als Rosmary's äußere Erſcheinung ſo gewinnend und ein Schmuck für jeden Salon iſt. Tritt ſie ein, ſo wenden ſich alle Blicke ihr zu.“

„Wie unvergleichlich war ſie vorgeſtern in

Die tiefe Schönheit des Menſchen kommt nur in den Momenten ſeiner tiefen Begeiſterung zum Vorſchein, denn alsdann bricht das Göttliche in ihm hervor. Von dieſem Licht gewahrte Euſtach nur die Flamme, aber doch rief er entzückt:

„Du biſt das edelſte, das ſchönſte, das liebenswürdigſte Weib und zuweilen hab ich Bekümmerniſſe als ſei ich Deiner nicht werth! Abſolvirſt Du mich von dieſen Aengſten?“

„O Du Thor!“ rief ſie in ſeinen Armen.

Er verfolgte ſeine Abſicht, ſeinen Zweck. Er wollte daß Antoinette für den Winter nach Altdorf kommen, daß Cornelie ſie dazu bewegen ſollte. Als Cornelie ihn nach Madame Orzelska's Befinden, und ob er ſie viel geſehen fragte, antwortete er:

„Von dem Augenblick an wo ſie ihr larmoyantes Benehmen aufgab, ſah ich ſie täglich. Du kennſt ja meine Schwäche: Abſcheu vor Weiberthränen. Hat ſie ſich Dir zuweilen barbariſch genug kund gegeben, ſo urtheile was ich bei Andern empfinde! Jetzt iſt ſie wieder charmant, und folglich bin ich es auch. Ihre Verhältniſſe ordnen und ebnen ſich auch allmälig; und iſt ſie in der Gegenwart noch genirt, ſo wird ſie es doch für die Zukunft nicht ſein.“

„Will ſie hier abwarten bis ſich Alles nach ihren Wünſchen macht?“

dem Tableau als Tochter Jephta's! ſie entzückte mich! . . . . ich hätte weinen können über dies tragiſche Schickſal . . . . und alle übrigen verſchwanden neben ihr," ſagte die Fürſtin. „Aber im Leben iſt es anders als im Bilde! da muß denn freilich das arme Mädchen ohne Vermögen, ohne Namen trotz aller Schönheit hinter vielen andern verſchwinden, und wenn Dir das einige Sorge macht, Mama, und wenn es in ihr einige Bitterkeit weckt: ſo finde ich das ganz begreiflich." — —

Doch bis jetzt war nicht der leiſeſte Anflug von Verſtimmung bei Rosmary wahrzunehmen. Sie blieb immer in einer gewiſſen würdevollen Zurückhaltung und nur wenn man ſie hervorzog, nahm ſie den Platz ein, den man ihr anwies. Chriſtiane hing mit größter Zärtlichkeit an ihr. Ein Vergnügen, das Rosmary nicht teilte, war nur ein halbes Vergnügen und ſo machte es ſich mehr und mehr, daß Rosmary betrachtet und behandelt wurde, als gehöre ſie zur Familie und zu deren Geſellſchaftskreis.

Die traurigen Nachrichten über Roſalba erfuhr ſie früher und ausführlicher, als irgend jemand, da Frau Weiß ihr nicht den tiefen Kummer verhehlte, der Roſalba's wegen an ihrem Herzen nagte. Dieſe war zuerſt mit ſtürmiſcher Freude über ihre Erlöſung aus dem Kerker — wie ſie es nannte — im Pfarrhaus erſchienen und war liebreich, als eine Kranke, aufgenommen worden. Nach vierzehn Tagen war ſie aber vollkommen von ihren Nervenleiden hergeſtellt und jetzt verlangte der Pfarrer, daß ſie zu ihrem Mann zurückkehre. Roſalba weigerte ſich mit großer Entſchiedenheit und als auch die Mutter nicht aufhörte in ſie zu dringen, war ſie eines Tages verſchwunden, indem ſie folgendes Schreiben in ihrem Zimmer zurückließ:

„Iſt der gefangene Vogel dem Käfig entſchlüpft, ſo kommt er nicht wieder — um ſo weniger, wenn ſich niemand über ſeine Wiederkehr freut, wie das mein Fall iſt. Nur die ſchmählichſte Täuſchung hat mich zu meiner unheilvollen Ehe bewogen. Ahnungslos über das Schickſal, das mich erwartete, habe ich ſie geſchloſſen. Nie hat mein Mann mir zuvor geſagt, daß man mich wie eine Peſtkranke meiden, daß ich dürftig und einſam wie eine Klausnerin leben würde. Unvorbereitet überfielen mich dieſe entſetzlichen Überraſchungen. Ein Mann, der ſich einen ſolchen Betrug erlaubt, kann nicht auf die Liebe der Hintergangenen rechnen und ihre Kälte wird ihn ſehr bald kühl, ja gleichgültig ſtimmen. Das iſt geſchehen. Er iſt mir zur Laſt und ich bin es ihm. Nur getrennt können wir frei aufatmen. Ich gönne ihm das, was ich für mich in Anſpruch nehme. Wer uns vereinigen will, iſt unſer Feind. Traurig, daß meine Verwandten zu dieſen Feinden gehören! Auch ohne das grauſige Ereignis, das mich forttrieb, wäre ich früher oder ſpäter dem Wahnſinn verfallen. Davor uns zu retten verlangt gebieteriſch die Natur. Ich folge ihr. Ich begehre nichts als Freiheit und Brot. Ich bin jung, ich kann arbeiten. Durch die Arbeit ſichere ich mir das Brot — und durch das Brot die Freiheit. Ich gehe in unſere Heimat zu Anton; — nicht um ihm zur Laſt zu fallen, ſondern um eine Art von Schutz zu haben und mit Mut und Kraft betrete ich meine neue Lebensbahn.“

„Dieſe Bahn führt ſie in den Abgrund,“ ſagte der Pfarrer traurig.

„Verblendet — verloren! das geht Hand in Hand,“ ſagte Frau Weiß mit tiefem Schmerz hinzu.

„Wenn ſie nur nicht ganz von Geldmitteln entblößt iſt, gute Mutter, denn auf Antons Hülfe zähle ich nicht.“

„Sie brachte einige hundert Gulden mit und ſie wird dieſe Summe noch vollſtändig haben, da ſie hier kein Geld bedurfte.“

„Glaubſt Du, daß ſie von der Arbeit ihrer Hände leben kann?“

„Vielleicht könnte ſie es mit der äußerſten Einſchränkung möglich machen — vorausgeſetzt, daß ſie genug Arbeit finde! Aber . . . . ob ſie es wird wollen — ach, Alois! das glaube ich nicht.“

Eine glänzende Exiſtenz.

Herr Anton Weiß ſaß bei ſeinen Geſchäftsbüchern, als ſich ſeine Tür öffnete und eine höchſt elegante und ſehr hübſche junge Dame eintrat. Ganz beſtürzt ſchaute er ſie an, als wolle er ſich vergewiſſern wer ſie ſei; dann ſagte er kühl:

„Biſt Du es, Roſe? Willſt Du hier die Kur brauchen? .... Von Krankheit merkt man in Deinem Ausſehen nichts."

„Ich bin ganz hergeſtellt und werde fortan hier leben," erwiderte ſie und ließ ſich mit großer Rückſicht auf ihren zierlichen Frühlingsanzug nieder, denn die Stühle waren ſehr beſtaubt und das ganze Zimmer unſauber.

„Was ſoll das heißen?" murrte er.

„Wir haben uns getrennt, mein Mann und ich."

„Was gibt er Dir?" fuhr Anton auf.

„Das heißt ich habe ihn verlaſſen," ſetzte ſie hinzu, „es war keine Rede vom Gelde."

„Ich kann Dir nichts geben, denn ich habe nichts, das ſiehſt Du ja an meinem Zimmer!“ .... —

„Ich verlange auch nichts. Vorderhand habe ich Geld genug. So wie ich von der Eiſenbahn kam ging ich zu einer Modiſtin und kleidete mich dort von Kopf zu Fuß nach der neueſten Pariſer Mode. Es iſt ſo angenehm, daß man jetzt die Anzüge fertig kaufen kann. Iſt dieſer nicht reizend? Du ſiehſt alſo, daß ich Geld habe.“

Antons Blick ſtreifte gleichgiltig über ſie hin und er verſetzte:

„Wenn Du Geld haſt ſo iſt es ja einerlei ob Du hier oder wo anders lebſt.“

„Vorderhand habe ich Geld, ja! ich will mich aber wieder auf mein früheres Geſchäft verlegen und bis das gehörig im Gang iſt, werden meine zweihundert Gulden wohl ausgegeben ſein.“

„Wie? was? .... das iſt ja zum toll werden! Du willſt von der Anfertigung künſtlicher Blumen leben? .... Du! die Baronin Uglas! und ich armer Teufel ſoll Dich unterſtützen! denn die ganze Geſchichte läuft doch darauf hinaus! Aber daraus wird nichts! .... ich habe keinen Heller.“

„Sei unbeſorgt! ich verlange keinen Heller von Dir. Was ich wünſchte, war dieſes: mit Dir in demſelben Hauſe zu wohnen. Allein ich ſehe ſchon es geht nicht; denn wenn ich auch keine Unterſtützung von Dir verlange, ſo würdeſt Du doch beſtändig dieſe Furcht haben und das wäre mir unerträglich.“

„Hab' ich's nicht vorhergeſagt!“ rief Anton und fuhr mit beiden Händen in ſeinem nicht ſehr gepflegten Haar umher: „hab' ich's nicht bei Deiner armſeligen Kopulation prophezeit! Sie wird ins Elend geraten, denn ihr iſt weder ein Wittum noch ſonſt irgend etwas gerichtlich, kontraktmäßig ausgeſetzt — und jetzt haben wir die Beſcherung!“

Roſalba erhob ſich und ſagte beleidigt:

„Adieu, alſo! ich gehe und ſuche mir eine Wohnung und werde hier leben unter dem Namen Frau Roſamunde Blank, denn Uglas will ich nicht und Weiß mag ich nicht mich nennen.“

Sie tat wie ſie geſagt hatte.

„Zum toll werden iſt's mit den Weibern!“ murmelte der zärtliche Bruder: „leichtſinnig nehmen ſie einen Mann und leichtſinnig verlaſſen ſie ihn! Was verlangt denn ſo ein einfältiges Geſchöpf noch mehr, als daß ſie, die Tochter eines bettelhaften Schuſtergeſellen, eines Trunkenboldes, eines Freiſchärlers, eines Landſtreichers — die rechtmäßige Frau Baronin Uglas wird! Bei meiner Treu! ſie kann ihr Glück preiſen, denn zwanzig Barone wären nicht ſo redlich geweſen, ſie zu heiraten. Statt ſich vernünftig in die Verhältniſſe zu ſchicken, verfeindet ſie ſich mit ihm oder mit ſeiner Sippſchaft — die an der blutarmen Schuſtertochter ſelbſtverſtändlich kein Wohlgefallen hat — verfeindet ſich, zieht ab und wird natürlich hier am Hungertuch nagen. Ich tue aber nichts für ſie .... kann nichts thun .... weiß nicht wie die Dividende ausfallen wird! — Was hat man für Überraſchungen im Leben und wenn man auch, wie ich, als Einſiedler lebt, um für ſeine alten Tage einen Sparpfennig zurückzulegen. Otto Rot, der Taugenichts, hat alles Unrichtige richtig gemacht und iſt ein höchſt reſpektabler Mann geworden und dieſe einfältige Roſe macht es genau umgekehrt, denn möge ihre Lage geweſen ſein, wie ſie wolle — hier wird ſie ſchlimmer ſein — und dann ſoll der Anton ſchließlich doch ſeinen barmherzigen Beutel auftun. Aber das wird nicht geſchehen! .... dies ſteht ſo feſt! ſo feſt wie .... wie .... ja was ſteht denn heutzutag feſt? Sie wackeln alle! Kaiſer und Könige, Papſt und Sultan! — Feſt wie Rothſchilds Geldmacht! — die ſcheint mir in Europa das feſteſte zu ſein. Und darum iſt jeder ein Tor, der an etwas anderes denkt, als Geld zu erwerben." — —

Auf Waldhaus herrſchte tiefe Niedergeſchlagenheit. Sintram war in Verzweiflung über ſein verfehltes Leben und machte täglich ſeiner Mutter die bitterſten Vorwürfe.

„Du hätteſt dieſe Heirat hintertreiben können und müſſen. Allein Du haſt halb und halb Deine Einwilligung gegeben und mich dadurch zur Hoffnung berechtigt, daß bald eine Ausſöhnung erfolgen werde.“ . . . . —

„Dieſe Hoffnung haſt Du Dir gemacht!“ fiel die Baronin ein: „gegeben habe ich ſie Dir nie.“

„Gleichviel! ich hatte ſie!“

„Und wenn ich jetzt ſpräche: ich bin mit Deiner Ehe verſöhnt — was täteſt Du? Brächteſt Du dieſe ſelbſtſüchtige, leichtſinnige, pflichtvergeſſene Frau triumphierend zurück? — Du ſchweigeſt; denn Du willſt nicht Nein und Du kannſt nicht Ja ſagen.“

„Jetzt iſt es zu ſpät! aber Du hätteſt entweder ganz dagegen oder ganz dafür ſein müſſen. Halbe Maßregeln führen immer zum Unheil! — Welche Exiſtenz ſteht mir bevor! ich bin getrennt von der unglücklichen Frau und doch in einer Weiſe gebunden, die mir eine andere Ehe unmöglich macht. Ehelos . . . . kinderlos . . . . es iſt über die Maßen troſtlos.“

So lebten Mutter und Sohn ſtarr und finſter neben einander fort und der arme Vater hatte nicht mehr den Mut, von der großen Sept-Patience eine tröſtliche Prophezeiung zu erwarten. Der unausgebaute Flügel des Schloſſes blieb in dieſem Zuſtand und legte ein Zeugnis für die Verſtörung ab, die in die Lebensverhältniſſe und in die Gemüter eingezogen war. Die Baronin war weder eine empfindſame, noch eine zärtliche Natur, aber ſie hatte, in ihrer Weiſe, eine große Liebe für ihren Sohn und ſo grämte ſie ſich weit mehr, als man es ihr äußerlich anmerkte, weil ihr Kummer den Ausdruck der Unzufriedenheit annahm.

Kaum drei Monat, nachdem Roſalba Waldhaus verlaſſen hatte, empfing er ein Schreiben von ihr, worin ſie ihm anzeigte, daß ſie im Begriff ſei nach Amerika zu gehen und eine ſehr vorteilhafte Heirat zu machen. Schließlich lud ſie ihn ein ihrem Beiſpiel zu folgen und zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, was durch die Civilehe ganz leicht zu bewerkſtelligen ſei und durchaus keinen Schatten auf Moralität und Anſtand werfe. Er gab den Brief ſchweigend ſeiner Mutter. Sie las und ſagte:

„Fahre ſie dahin — dieſe Frau ohne Herz und ohne Seele! und möge dies das Letzte ſein, das wir von ihr hören.“

„Sie iſt im Stande glücklich zu werden — während ich elend bleibe“ — ſagte Sintram finſter.

„Da haben es die Proteſtanten beſſer,“ meinte der Baron: „die werden nicht bloß oberflächlich getrennt, ſondern gründlich geſchieden, ſo daß ſie ſich wirklich und giltig wieder verheiraten können.“

„Giltig? das iſt wohl ſehr die Frage,“ verſetzte die Baronin.

„Und ich bin nun einmal nicht proteſtantiſch!“ ſagte Sintram: „ich muß in meiner elenden Exiſtenz verbleiben bis ihr Tod oder mein Tod derſelben ein Ende macht. O hätte man mich doch ein Jahr auf Feſtung gebracht, um meine Ehe zu verhindern.“

„Wäre das geſchehen, ſo hätteſt Du den Zorn des Himmels auf Deine Eltern herabgerufen,“ entgegnete ſchneidend die Baronin.

„Was kann mich hindern, es auch jetzt zu tun!“ brauſte er auf.

„O Fritzi! Fritzi!“ ſeufzte der Baron wehmütig.

Aber Sintram hörte ihn nicht und ſtürmte hinaus.

„Sein Eigenſinn war ſein Verderben,“ ſprach die Baronin vor ſich hin: „allein die Frechheit dieſes Weibes überſteigt alle Begriffe. Wenn man ſie jetzt einſperren könnte — welche Wohltat wäre das für ſie!“

„Ach, Minettchen, die Freiheit, die goldene Freiheit mag niemand verlieren, ſelbſt dann nicht, wenn dadurch Schmach und Elend verhindert wird.“

„Von mögen iſt auch gar nicht die Rede, mein guter Freund, und die größten Wohltaten werden gewöhnlich verkannt. Es iſt aber gräßlich, daß eine Perſon, die unſern ehrlichen Namen trägt, ihn in den Kot und mit den Füßen tritt. Was muß das für ein Mann ſein, der

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Ja! ſie findet es bequem für ihre enorme Correſpondenz mit Gott weiß welchen Protektoren, Geſchäftsleuten und Sachverſtändigen in Cracau und Warſchau — nebenbei auch den Aufenthalt wenig koſtſpielig — und im Frühling denkt ſie mit einer von ihren hunderttauſend Verwandtinnen nach Paris gehen zu können — wenn ihre finanziellen Ausſichten nicht allzu ſanguiniſch ſind.“

„Aber ſie darf wirklich nicht für den Winter nach Glatz zurück! für ihre vorjährige trübe melancholiſche Stimmung paßte es — jezt hält ſie es nicht aus.“

„Ich glaub es auch nicht, ſagte Euſtach. Wir wollen ihr abermals unſer gutes Altdorf vorſchlagen! faute de mieux nimmt ſie es vielleicht an.“

Und Antoinette nahm es an. War es Spiel, Laune, Schwäche, Langeweile, genug die Leidenſchaft, die Euſtach für ſie empfand, die ſie anfangs kokett ablehnend, ſpäter kokett ermunternd immer genährt, immer gereizt hatte — war ihr jezt nicht mehr gleichgültig. Vielleicht ſuchte ſie auch eine armſelige Entſchuldigung für ihr Verfahren in dem Vorwand, daß ſie ſeine Empfindungen theile, daß die Huldigung die er ihr vom erſten Augenblick dargebracht und die er der Glänzenden und Gefeierten wie der Verlaſſenen und Verbannten zolle, ihr Herz einer davongelaufenen Ehefrau dieſen Vorſchlag macht!“ — —

Der Mann war Herr Otto Rot.

„Das nenne ich eine gute Karriere!“ rief Anton bewundernd aus.

Otto ſaß — oder lag vielmehr auf dem Rücken und den Ellbogen in dem einzigen elenden Lehnſtuhl, der ſich in Antons unfreundlichem Zimmer vorfand, rauchte und hatte ſeinen Lebenslauf in der neuen Welt auf eine Weiſe mitgeteilt, die alle Angaben unbeſtimmt ließ und nur das Reſultat hervorhob, daß er reich geworden ſei. Anton begriff dieſe Verſchleierung vollkommen, denn er faßte ſogleich das wahre Sachverhältnis auf: Otto war ein berüchtigt glücklicher Spieler, der dieſen Ruf in der neuen Welt in Vergeſſenheit zu bringen wünſchte und deshalb einen Ausflug nach Europa machte. Daher tat Anton keine einzige Frage bezüglich der Vergangenheit, aber er ſetzte jenem Ausruf der Bewunderung hinzu:

„Sie fliegen und ich krieche auf der Bahn des Glücks. Ich habe es endlich ſo weit gebracht Aktionär an der hieſigen Spielbank zu werden.“

„Was ſind die Deutſchen für Philiſter!“ rief Otto: „ſie rupfen nicht minder ihre Leute als das Volk da drüben, aber es muß hübſch ſyſtematiſch geſchehen! man muß den Erlaubnisſchein dazu löſen, dann iſt die Sache geordnet und legal, und die Ehrenmannspoſſe wird mit großer Würde geſpielt und wirſt ſchließlich keine üble Dividende ab — nicht? — Es iſt auch gar nicht meine Abſicht, bei dieſen Deutſchen zu bleiben. Ich habe mich nur in meiner Heimat in der vollen Glorie der goldenen respectability zeigen wollen — dann gehe ich nach Paris. Wie geht's denn meiner Frau Stiefmama, die es wohl um mich verdient hat, daß ich ſie in der Klemme hier ſitzen ließ."

„Längſt tot!"

„Sehr weiſe! man muß nicht zu alt werden! — Und die Roſe, genannt Rosmary, meine Schweſter?"

„Geſellſchafterin durch Vermittelung des Alois in einem ungeheuer frommen gräflichen Hauſe."

„Apage, fromm und gräflich! Nein! mit der will ich nichts zu ſchaffen haben."

„Hahaha! wie würde die Rosmary Sie mißtrauiſch anſchauen und mit Fragen torquieren wie Sie es anfingen um in ſechs Jahren reich zu werden."

„Neugier — dein Name iſt Weib. Das kennt man und darauf antwortet man wie ſich's gebührt! — Nun, und Ihre Schweſter? die reizende Roſalba?"

„Die iſt hier."

„Hier? verheiratet? ledig? wie, wo, was? ſchön wie ein Engel?"

„Ja, wie der Engel, der Trübſal bläſt, von welchem die Schrift ſpricht. Sie kann Ihnen ihr trauriges Schickſal ſelbſt erzählen.“

„Das verſteht ſich! ihre traurigen Schickſale müſſen die ſchönen Weiber ſelbſt erzählen damit ſie gehörig intereſſant klingen — und ſchön muß ſie geworden ſein, die Roſalba. Ich glaube ich hätte mich in meiner Jugend in ſie verlieben können, wenn nicht Coeur-Dame mein Herz unterjocht hätte. Wo finde ich ſie denn, Ihre Schweſter mit den traurigen Schickſalen?“

„In einer kleinen Dachſtube, arbeitend um ihr Brot zu verdienen.“

„Oho! das klingt ja in der Tat traurig. Well! ich ſuche ſie auf.“

Roſalba hatte ſehr bald eingeſehen, daß „Freiheit und Brot“ — wie ſie ſich gegen Sintram ausdrückte — keineswegs ihr genügten. Im Förſterhauſe war ihre Eitelkeit nicht durch äußere Umſtände — ihre Neigung für Eleganz und Schmuck jeder Art nicht angeregt worden. Jetzt aber in dem großen Kurort, unter fremden Menſchen, die in Luxus und Wohlbehagen lebten, und auf dem Boden, wo ſie bis zu ihrem achtzehnten Jahr auch in Luxus und Wohlbehagen gelebt hatte, — jetzt nährten tauſend Umſtände ihre Eitelkeit und boten ihr Verlockungen, denen ſie nicht zu widerſtehen vermochte und ſie ſah mit großem Schreck den Einfluß, den der häufige Beſuch des Schauſpiels und ihre geſchmackvollen Anzüge auf ihre Kaſſe hatten. Dieſe leerte ſich ſo raſch, daß ihre Arbeit nicht entfernt im Stande war mit kargem Verdienſt die gähnende Lücke zu füllen, ſelbſt dann nicht, wenn ſie ſich buchſtäblich mit Brot hätte begnügen wollen. Bei Anton fand ſie weder Rat noch Hülfe noch Troſt.“

„Weshalb biſt Du hergekommen? .... Strecke Dich nach Deiner Decke, iſt ein Univerſalmittel gegen derartige Schwierigkeiten! .... Wandele nicht umher als eine lebendige Figur des Modenjournals! .... Suche Dir ein Geſchäft, das mehr Geld einträgt:“ — dies waren ſeine beſtändigen Antworten auf Roſalba's beſtändige Klagen.

„Aber ſo nenne mir doch ein Geſchäft, das mehr Geld einträgt!“ rief ſie verzweiflungsvoll: „ich habe mir ſchon drei Abende nacheinander den Theaterbeſuch verſagt. Das kann doch nicht immer ſo fortgehen!“

„Warum denn nicht? beſuche ich das Theater? und ich lebe.“

„Aber wie!“

„Wie ein verſtändiger Mann, der für eine ſorgenfreie Exiſtenz im Alter arbeitet.“

„Ich möchte aber lieber eine ſorgenfreie Jugend haben.“

„Nun höre, Roſe, was man ſagt! Ich weiß es nicht .... aber man ſagt hübſche junge

Frauen fänden eine Anſtellung bei der Spielbank in der Weiſe, daß ſie ſich in den Spielſälen und an den Spieltiſchen aufhielten und teils durch ihre angenehme Erſcheinung, teils durch ihr Geſpräch, die Herren für das Spiel zu gewinnen und dabei feſtzuhalten. Beſchwören will ich nicht dieſe Behauptung; aber weshalb ſollte ſie unrichtig ſein? Eine Spielbank iſt vom Staat anerkannt ſo gut wie jede andere Bank, die mit Papieren anſtatt mit Karten ſpielt. Alle dieſe Banken haben ihre Aktionäre, die den etwaigen Gewinn teilen; meiſtens reiche Leute, folglich höchſt angeſehen, ſo daß Jedermann gern mit ihnen in Geſchäftsverbindung tritt. Sollte Dir das gelingen, ſo wärſt Du Deiner Sorgen quitt — denn ſchönen Frauen gegenüber, die indirekt vortreffliche Dienſte leiſten, knauſert man nicht; — und Du hätteſt buntes Leben, Zerſtreuung und Vergnügen in Hülle und Fülle — und zwar durch ein anſtändiges Geſchäft. Freilich behaupte ich nicht, daß Damen, deren Poſten am grünen Tiſch iſt, lauter Tugendſpiegel ſind; — doch das iſt die Sache jeder Einzelnen und darf nicht dem Geſchäft zum Vorwurf gemacht werden.“

Je länger Anton ſprach, deſto mehr ſchwanden Roſalba's Bedenken und ſie häufte die Einwürfe um ſie mit Vergnügen widerlegt zu hören. Er tat es mit Eifer. Je mehr Spieler, deſto mehr Vorteil für die Aktionäre, deſto größer die Dividende — und überdas Roſalba der Dürftigkeit entriſſen.

„Entſchließe Dich, Roſe!“ ſagte er endlich: „Du biſt in einer deſperaten Lage. Was zum Geier! es gibt im Ballet tugendhafte Figurantinnen und in der Oper tugendhafte Choriſtinnen — ſagt man — die einen ſorgen für die Augenluſt, die andern für den Ohrenſchmaus und es ſollte untugendhaft ſein den Leuten den grünen Tiſch ſo anziehend wie möglich zu machen? — das hat keinen Sinn, Roſe . . . . um ſo weniger, als ich nicht begreife, wie Du in anderer Weiſe exiſtieren willſt — es ſei denn, Du faßteſt mit aller Energie den Vorſatz nur von Deiner Blumenarbeit und ihr gemäß zu leben.“

„Das iſt ganz unmöglich!“ rief Roſalba.

„Wohlan, überlege Dir die Sache. Wir . . . . d. h. die Bank hat Zeit; wir ſind ja erſt im April und die Zahl der Spielluſtigen iſt noch gering. Und jetzt geh' an Deine Arbeit, ich muß an die meine.“

Während Roſalba durch Überlegung zu dem Entſchluß kam, den der Leichtſinn gewöhnlich faßt, vom letzten Augenblick — alſo in ihrem ſpeziellen Fach, vom letzten Gulden ihre Entſcheidung abhängig zu machen und dieſe dann wie eine höhere Eingebung zu betrachten, erſchien Otto Rot in ſeiner Vaterſtadt und bald darauf auch bei Roſalba. In ihrem äußerſt ärmlichen Stübchen ſaß ſie bei ihrer zierlichen Arbeit ſo elegant gekleidet und ſo wunderhübſch anzuſehen, daß er ganz entzückt war und es ihr in ſeiner brutalen Art ausſprach.

Dieſes mißfiel ihr zwar, allein jenes gefiel ihr ſo ſehr, daß das Mißfallen mehr und mehr verſchwand und daß ſie ihn ſehr bald in Kenntnis ihrer traurigen Lage und des Vorſchlags. ſetzte, den Anton ihr gemacht hatte. Otto wußte ebenfalls den Vorteil zu ſchätzen, den eine ſchöne Frau ſeinem Gewerbe brachte, und kaum waren vierzehn Tage verfloſſen, ſo machte er ihr einen Heiratsantrag, den ſie gern annahm, nachdem er ihr erklärt hatte, in Amerika beſtänden über die Ehe ganz andere Geſetze und Anſichten, als in Europa. Sie drängte nunmehr auf ihre ſchleunige Abreiſe. Sie fürchtete Alois und ihre Mutter könnten die Sache erfahren und die Gültigkeit der amerikaniſchen Geſetze für eine Europäerin — an die Katholikin dachte ſie gar nicht — verwerfen. Otto liebte ſie — Otto war reich — Otto eröffnete ihr eine Stellung in der Welt, von der ſie nun ſchon ſo lange geträumt hatte — der letzte Gulden war ausgegeben: folglich hieß die höhere Eingebung: mit Otto nach Amerika.

Sie reiſten ab; zunächſt nach Paris. Roſalba wollte durchaus nicht Europa verlaſſen ohne dies bezaubernde Paris geſehen zu haben, an deſſen Mauern bereits eine unſichtbare Hand das Mene Tekel ſchrieb, welches diejenigen nicht beachteten, die es hervorgerufen hatten — genau wie im alten Babylon. Otto hatte ebenfalls ſeine Gründe um nach Paris zu gehen.

„Wie dieſe Mariage ſich geſtalten und enden wird — das ſoll mich wundern!“ ſprach Anton, der gute Bruder zu ſich ſelbſt, als er einen wonnetrunkenen Brief von Roſalba aus Paris bekam. Sie trug ihm auf dies Schreiben, als Beweis und Bürgſchaft ihres Glücks, ihrer Mutter zu ſchicken. Ja, ſie erſchwang ſich ſogar — als ob ſie es im Melodrama der Porte St. Martin gelernt hätte — zu der Bitte, die Mutter möge ein Herzensbündnis ſegnen, — von einem Ehebündnis war nicht die Rede! — das ihr alles Glück gewähre, welches ſie bis jetzt ſo ſchmerzlich vermißt habe. Anton folgte dem Geheiß und dann dachte er nicht mehr an Roſalba, ſondern an ſeine Aktien und deren Vermehrung. Frau Weiß las den Brief mit unausſprechlichem Jammer; aber weder ſie noch Alois vermochten Roſalba zu retten.

„O wäre ſie, als ſie Waldhaus verließ, hier in meinen Armen reumütig geſtorben, wie ſüß wäre dann mein Gram um ſie im Vergleich zu der gegenwärtigen bitterſten Bitterkeit geweſen!“ klagte ſie.

„Daß Anton ſie mit dieſem Otto fortgehen ließ überſteigt alle Begriffe von Herzloſigkeit!“ rief Alois empört.

„Ach!“ ſeufzte Frau Weiß niedergeſchlagen und einen Grund ſuchend um Anton etwas entſchuldigen zu können: „weil Otto ſeine alten Gläubiger befriedigt hat, ſo mag Anton ihn für einen ehrlichen Mann gehalten haben, lieber Sohn. Wir wiſſen ja auch gar nicht, ob nicht die arme Roſe heimlich mit Otto davonging. Gott wolle ihr barmherzig ſein! . . . . — Was wird Rosmary für Kummer haben, wenn ſie dies erfährt . . . . und wiſſen muß ſie es, damit ſie es nicht durch Zufall, durch eine ſchreckliche Überraſchung erfahre.“ — —

Otto und Roſalba waren kaum zwei Monate in Paris, hatten ſich eben glänzend eingerichtet und einen Salon eröffnet, welcher dem Geſchäft Otto's entſprach, das einen guten Fortgang zu nehmen ſchien, als der Krieg mit Preußen ausbrach. Otto, der ſich als ein Bürger der Vereinigten Staaten auswies und bei jeder Veranlaſſung das Sternenbanner mit Fanatismus ſchwang, wurde nicht von dem Mißtrauen berührt, das zur Ausweiſung der Deutſchen führte. Roſalba machte alſo ungeſtört jeden Morgen ihren Rundgang in den eleganteſten Modemagazinen und jeden Abend ihre Spazierfahrt im Bois de Boulogne, wo die zarte, blonde, elfenhafte, immer ſchneeweiß gekleidete Frau, deren Kutſcher und Diener zwei Neger in großer Livree waren, lebhaftes Aufſehen erregte. Am ſpäteren Abend empfing ſie mit großer Anmut die Gäſte, die ſich zu einem gemütlichen Bacarat und Lansquenet verſammelten — und ſie dachte nicht weiter, als daß ſie vierzig bis fünfzig Jahre dies herrliche Leben fortführen werde.

Aus dieſer ſüßen Täuſchung weckte ſie die Kataſtrophe von Sedan, die Ausſicht auf die Belagerung von Paris und Otto's finſtere Laune, die immer finſterer wurde, je mehr die vornehmen, d. h. die reichen Leute, vom Bacarat und aus ſeinem Salon verſchwanden.

„Laß ab von Deiner tollen Verſchwendung," ſagte er eines Tages kurz und bündig zu Roſalba: „ich bezahle fortan Deine fabelhaften Rechnungen nicht."

„O Himmel! warum denn nicht?" fragte ſie beſtürzt und ſchrie laut auf, als er hinzuſetzte:

„Deine beiden Mohren nebſt Wagen und Pferden hab' ich ſoeben abgeſchafft."

„O Himmel! warum denn das!" rief ſie kläglich.

„Weil wir fortgehen!" verſetzte er barſch.

„Fort? . . . . von Paris? . . . . Unmöglich."

„Well! bleibe Du hier wenn Du willſt. Du kannſt Dich zu Deinem Bruder Philipp begeben." . . . . —

„Nimmermehr!" rief ſie leichenblaß.

„Er wird ſich ohne Zweifel ſehr freuen, wenn ſeine ſchöne Schweſter für die ſozialiſtiſche Republik agitieren will."

„Iſt denn Philipp hier? . . . . ich bin ihm Gottlob! nie begegnet . . . . und will es auch nicht!" ſtammelte Roſalba in furchtbarer Angſt.

gerührt habe. Vielleicht war ſie wirklich gefangen durch die Gluten, die ſie in Euſtach angefacht, die ihr ſchmeichelten, die ſie blendeten und berauſchten. Es iſt faſt nicht möglich die erbärmlichen Fädchen bis zu ihrem Urſprung zu verfolgen, die ſich zu einer Liebesintrigue zuſammendrehen.

Antoinette kam im Spätherſt von Landeck nach Altdorf, richtete ſich mit und nach ihren Gewohnheiten ein, blieb zuweilen ein Paar Tage unſichtbar, und bat Cornelie um völlige Freiheit, um unbeachtet und unberückſichtigt ihren „sauvages allures“ — wie ſie ſagte — nachhängen zu dürfen. Cornelie begriff die Gaſtfreundſchaft für beide Theile nicht anders als von völliger Freiheit gefolgt. Kaum aber war Antoinette in Altdorf, kaum ſah Cornelie ſie im täglichen, häuslichen Verkehr mit Euſtach, als ſie wie durch Intuition das Unheil erkannte, welches über ihr ſchwebte.

Sie iſt doch kokett! und er .... mein Gott! er iſt doch ſchwach! ſprach ſie eines Tages zu ſich ſelbſt, als ſie eine jener unbeſchreiblichen Wahrnehmungen gehabt hatte, welche nur der Scharfblick und die Ahnungskraft der Liebe geben. Aber ſie hielt ihn nur für ſchwach, angelockt vom ſpielenden Getändel, gefeſſelt durch die graziöſe Gefallſucht eines anmuthigen Weibes. Kann ich nicht auch gefallen?

„Nein, Otto, ich gehe mit Dir .... aber ſprich! weshalb willſt Du Paris verlaſſen?“

„Alberne Frage! .... Weil ich mich hier ruiniere, mein Schatz! oder eigentlich ſchon ruiniert bin.“

„Ruiniert! in ſechs Monaten ruiniert,“ ſagte ſie ſtarr und tonlos.

„Meinſt Du das ſei unmöglich? Schau' auf dieſe prachtvolle Einrichtung, die kaum zur Hälfte bezahlt iſt; denk' an unſer luxuriöſes Leben! auf welchem Fuß haſt Du gelebt! Eine Millionärin konnte nicht verſchwenderiſcher ſein. Ich aber war nicht ungeheuer reich, ich wollte es werden und zu einer andern Zeit wäre ich es hier auch geworden. Mit Luxus aufzutreten um als ein perfekter Gentleman betrachtet zu werden, das gehört zu meinem Geſchäft und unter andern Umſtänden hätte er mir fürwahr das doppelte und dreifache der Ausgabe eingetragen. Allein dieſe wahnwitzige Kriegserklärung eines Abenteurers, der in Amerika Schnell-Läufer, in Frankreich Kaiſer, in Europa Diktator war — ſchließlich va-banque ſpielt und verliert, macht meine klugen Berechnungen zu Schanden. Mit den Trümmern meines mühſam erworbenen Vermögens muß ich an einem andern Ort mein Zelt aufſchlagen.“

„Und wo das? .... wo?“ fragte Roſalba verſtört.

„Weiß ich's!“ war Otto's rauhe Antwort:

„vielleicht in London .... zunächſt in Brüſſel .... am beſten wär es wohl direkt nach Kalifornien zu gehen."

„Nach Kalifornien .... zu den Halbwilden!" rief Roſalba entſetzt.

„Warum denn nicht? da floriert mein Geſchäft."

„Was iſt denn eigentlich Dein Geſchäft?"

„Mein Geſchäft iſt, wie jedes andere, auf Gelderwerb gerichtet und heißt — das Spiel!"

Roſalba ſank erbebend zuſammen.

„Allons, Madame! hier iſt engliſches Riechſalz. Keine Szene, wenn ich bitten darf. Man muß ſo gedankenlos leichtſinnig ſein wie Du es biſt, um eine ſolche Frage zu tun."

Fröhliches Leben.

Diethelm von Thierſtein, Valerians älterer Bruder, war mit dieſem auf Argenfels angelangt und die Reiſe hatte ihn nicht erſchöpft ſondern gekräftigt, weil er der Atmoſphäre des Typhus und des Spitalfiebers entrückt war. Aber er war noch ſo geſchwächt von Wunden und Krankheit, daß er nicht im Kreiſe der Familie leben konnte. Von einer Krankenſchweſter verpflegt, bedurfte er hauptſächlich Ruhe — und ſo begnügte man ſich ihn abwechſelnd auf ein Viertelſtündchen zu beſuchen.

„Und das iſt ein wahres Glück,“ ſagte Emerenz: „denn wenn Winfried kommt, wird es trotz aller ſchonenden Rückſicht auf den kranken Gaſt, nicht möglich ſein aufregende Geſpräche zu vermeiden.“

Bei dem unregelmäßigen Gang der Eiſenbahnzüge konnte Winfried ſeine Ankunft nicht vorher beſtimmen. Eines Tages war er da. Man verſammelte ſich eben zum Gabelfrühſtück; da flog die Tür des Speiſezimmers ungewöhnlich ſchnell auf und Winfried trat ein. Mit allgemeinem Jubel wurde er begrüßt und mit tiefer Rührung freuten ſich die Eltern nach Jahren des Wiederſehens mit dieſem Sohn, dem Träger ihrer ſchönſten Hoffnungen. Seit ſeinem fünfzehnten Jahr war er in der Marine und aus ganzem Herzen einem Beruf ſzugetan, dem er die Hälfte ſeines Lebens gewidmet hatte, und deſſen Studien und Beſchwerden, deſſen Gefahren und Genüſſe ihm anziehender und befriedigender waren, als das, was irgend eine andere Laufbahn ihm geboten oder von ihm verlangt hätte. In der ſtrengen Disziplin des Seedienſtes hatte er gelernt mit Gleichmut zu gehorchen wie zu befehlen und zwiſchen dieſen beiden Polen entwickelte ſich ſein Charakter zu einer friſchen Freiheit und Selbſtändigkeit. Die Dinge in Europa gefielen ihm wenig und er hatte deſſen kein Hehl. Jetzt war die erſte ſeiner Fragen die auf allgemeines ſich bezog, dieſe:

„Iſt hier jemand vom „Deutſchkaiſerrauſch befallen?“

„Nein! niemand!“ erſchallte es rings umher. Seine zweite Frage lautete:

„Wer war die Göttergeſtalt, die mir im Vorzimmer mit einem großen Blumenſtrauß in der Hand begegnet iſt.“

„Rosmary war es!“ rief Chriſtiane.

„Sie brachte meinem Bruder Kamelien," ſagte Valerian.

„Und aſſiſtiert bei ſeiner einſamen Mahlzeit," ſetzte die Gräfin hinzu: „denn ſeine eigentliche Pflegerin iſt in unſerm Spitälchen durch einen Sterbenden und einen Totkranken für heute in Anſpruch genommen. Deshalb ſiehſt Du die Göttin nicht als gewöhnliche Sterbliche mit uns eſſen und trinken."

„Wie kann man nur einen ſo traurigen Namen haben, der immer an Rosmarin, das Totenkraut erinnert!" ſagte Winfried.

„Traurig?" rief Chriſtiane: „ſie iſt Roſalie Maria getauft und die beiden Namen hat man zu Rosmary zuſammengezogen. Das iſt lieblich, Winfried, und Du wirſt das ſehr bald finden . . . . nicht nur den Namen, ſondern noch mehr die Perſon."

Als Rosmary ſpäter im Salon erſchien und mit ihrem etwas tiefen, melodiſchen Sprachton ſagte:

„Welche Freude für Argenfels, daß Sie endlich gekommen ſind, Herr Graf" —

Da fand Winfried Chriſtianens Bezeichnung „lieblich" ſehr ungenügend, allein es fiel ihm keine andere ein. —

Das Leben auf Argenfels ging ſeinen gewöhnlichen Gang, aber erfriſcht und erheitert durch Winfrieds Anweſenheit — wie das immer zu ſein pflegt, wenn ein Mitglied einer Familie nach längerer Abweſenheit und aus einem ganz andern Kreiſe der Arbeit, der Beſchäftigung, der Gedanken, in ſie eintritt. Winfried, der ſogar auf einem andern Element zu Hauſe war und Streifzüge nach allen Weltteilen gemacht hatte, brachte eine anregende Kraft in den konſervativen Lebenskreis; — doch keine verſtörende. An geregelte Ordnung, pünktliche Pflichterfüllung und großen Reſpekt vor der Autorität gewöhnt, war er ſehr konſervativ bezüglich der Pflichten und Rechte, und der Liberalismus des Tages hatte von ihm keine Verſtärkung zu erwarten.

„Liberale Phraſen im Munde führen und zu gleicher Zeit ſervil handeln — iſt meine Sache nicht,“ ſagte er.

Aber er hing nicht an Europa und an europäiſche politiſche Inſtitutionen und geſellſchaftliche Einrichtungen.

„Treu meinem Kaiſer bis in den Tod laſſe ich mich für ihn auf ſeinem Schiff in die Luft ſprengen, wenn's ſein muß oder wenn Habsburgs Ehre es verlangt; — doch für Miniſterium X. oder Z. mit nichten.“

„In unſern konſtitutionellen Staaten gehorchſt Du dennoch den Maßregeln, die Miniſterium X. oder Z. vorſchreiben,“ ſagte Valerian.

„Ja, ſo wie man die Gebote Gottes befolgen muß, wenn es auch ein gottloſer Lehrer iſt, der ſie deutet und uns ſagt, daß wir ſie zu befolgen haben.“

„In der Praxis läuft es auf dasſelbe hinaus.“

„Das kann ich nicht ändern! ich halte mich an meine Ideen und die bleiben, wenn Miniſterium X. oder Z. — ja der ganze Konſtitutionalismus zu Grunde gegangen ſein werden, was ja doch über kurz oder lang geſchehen wird, weil die Komödie nicht ewig dauern kann. Sollten auch die Schauſpieler derſelben nicht müde werden, die Zuſchauer werden es ſicher.“

„Beſonders die auf den letzten Plätzen,“ ſagte der Graf: „die haben ſchon jetzt große Luſt entweder in ihrer Weiſe die Bühne zu betreten oder ſie zu zertrümmern.“

„Und wenn ſie auftreten,“ bemerkte die Gräfin, „ſo wird wohl Europas Ziviliſation in Trümmer gehen.“

„Die iſt ohnehin ſtark bedroht, liebſte Mama!“ rief Winfried: „eine Ziviliſation, deren Glanzpunkt auf der Spitze der Bajonette ſchwebt, balanziert dort etwas unſicher. Seit zwanzig Jahren wird behauptet Frankreich marſchiere an der Spitze der Ziviliſation und um ſich in dieſem Ruf zu erhalten führte es unausgeſetzt Kriege: den Krimkrieg, den italieniſch-öſterreichiſchen Krieg, den mexikaniſchen Krieg, den jüngſt beendeten Krieg — vier blutige Kriege innerhalb ſechszehn Jahren, Kriege die keineswegs im Intereſſe des Volkes und Landes, ja — wenigſtens die beiden letzteren! — ſogar gegen deſſen Neigung und Willen war: was iſt das für eine Ziviliſation, die ſolche Früchte trägt. Herrſcht ſie etwa in Italien, wo ein Fürſt zu den andern ſpricht: Euer Land ſoll mir gehören! und das Recht des Stärkern übend, jene verjagt. Damit aber nicht zufrieden ſchlägt er ſeine Reſidenz in einer Stadt auf, aus welcher ein anderer rechtmäßiger Fürſt ſich nicht vertreiben läßt — und dieſem in's Angeſicht ſagt der Uſurpator: Ich bin der rechtmäßige Herrſcher! — Und er gerirt ſich als ſolcher! — Iſt das Ziviliſation? — Europas Fürſten aber ſprechen — mit höhniſcher Freude und innigſter Zuſtimmung dieſe, und mit machtloſem Kummer jene, das große Wort Nichtintervention aus und dulden die ſkandalöſe Verletzung des allgemeinen Rechtsbewußtſeins. Iſt das Ziviliſation? Wenn ſich mit dieſem Begriff nicht die einfachſten Sätze der Moral, nicht Geſittung, nicht Bildung, nicht Bewußtſein der eigenen und der fremden Würde, nicht eine einzige Idee verbinden läßt, die der Menſchheit zur Ehre gereicht — wenn ſie nichts weiter iſt, als das Ergebnis von vermehrten Eiſenbahnen, von verlängerten Steuerliſten und von neuerfundenen Kanonen, wenn Kaſernenbildung für geiſtige und moraliſche Bildung gelten ſoll, dann iſt ſie reif genug um zertrümmert zu werden."

„Schweige, Winfried!“ rief die Gräfin: „Du machſt mir Grauen.“

Er lachte und antwortete:

„Ja, Mama, genau ſo ſieht Europa aus, wenn man es vom Meer aus betrachtet.“

„Nun aber vom Lande aus betrachtet, Winfried?“ fragte Emerenz.

„In der Beleuchtung der Gasflammen macht es ſich ganz gut — es blendet!“ — —

Nach und nach genas auch Diethelm von Thierſtein. Er konnte immer länger im Familienkreiſe ſich aufhalten, und je länger er es tat, deſto lieber tat er es — wegen Chriſtiane. Er wagte aber nicht ſich großen Hoffnungen hinzugeben, da ſie wohl andere Anſprüche machen konnte; indeſſen ſprach er doch mit ſeinem Bruder und dieſer mit dem Grafen. Der Graf unterbrach die Anfrage kurz und barſch!

„Nichts da! ich gebe mein ſchönes, lebensfriſches Kind keinem alten Krüppel.“

„Aber lieber Vater, Diethelm iſt weder alt noch ein Krüppel! die Steifheit des linken Armes ſoll durch den Gebrauch einer Badekur gänzlich gehoben werden!“ rief Valerian.

„Soll!“ ſagte der Graf und ſchüttelte mißtrauiſch den Kopf.

„Und bei ſiebenunddreißig Jahren iſt man doch fürwahr nicht alt,“ fuhr Valerin fort.

„Er ſieht aber aus wie ſiebenundvierzig und Chriſtiane wird zwanzig im Mai.“

„Er wird ganz anders in drei Monaten ausſehen. Dies iſt nur eine ganz leiſe, ferne Anfrage, ob Du entſchieden gegen ſeine Bewerbung biſt.“

„Jetzt — ja! Er ſoll erſt ſeine Geſundheit herſtellen und dann wieder anfragen.“

Valerian kehrte auf ſein Gut zurück, um den unterbrochenen Ausbau ſeines Wohnhauſes zu betreiben und möglichſt zu beſchleunigen.

„Meine Kinder vergeſſen ganz, daß ſie außer Argenfels noch eine Heimat haben,“ ſagte er, die Hand der Gräfin küſſend, „und Emerenz führt hier ein ſo bequemes Leben, daß ſie ſich gänzlich von der Tätigkeit der Hausfrau in kleinen Verhältniſſen entwöhnen wird.“

„Das ſei Deine geringſte Sorge!“ verſetzte Emerenz: „mit dem Rücktritt in die Verhältniſſe erwacht die Gewohnheit.“

„Ich habe gar keine Freude an dieſem beſtändigen Kommen und Gehen,“ ſagte Chriſtiane: „ſiedelt Euch doch hier an! ich lobe mir das, was Winfried von den Beduinen am toten Meer erzählte. Da bleibt der ganze Stamm hübſch beiſammen und der Urgroßvater wohnt mit Kind und Kindeskind Zelt an Zelt. Da kann man ſich doch gemütlich für ſein ganzes Leben mit allen die man lieb hat einrichten. Das iſt hier unmöglich!

ſprach ſie zu ihrem Spiegelbild, und das nickte ihr ſtolz und freudig zu: Sehr! o ſehr! Eingedenk wie ſie vor drittehalb Jahren ſich in Kummer, Thränen und Eiferſucht verzehrt und nichts dadurch erreicht hatte, als ihrem Mann läſtig zu fallen und gleichſam ſich ſelbſt ihm gegenüber aufzugeben, beſchloß ſie einen andern Weg zu verfolgen, mit Antoinette in die Schranken der Eroberungsluſt zu treten, und ihren eigenen Gemal als einen Fremden zu behandeln, den ſie gewinnen und der Gefahr entlocken müſſe. Bisher hatte ſie ſich immer ihm untergeordnet gefühlt; jezt wollte ſie ſich geltend machen. Alle Grazie ihrer Perſönlichkeit, alle Anmuth ihres Geiſtes, alle Feinheit ihres Verſtandes, alle Glut ihres Gefühls ließ ſie abwechſelnd und durch einander wie einen Diamant im Sonnenlicht funkeln, ſchimmern und ſtralen, mit jener wundervollen Lieblichkeit und jenem exquiſiten Takt, welche die Eigenthümlichkeit einer feinen und edeln Natur ausmachen.

Euſtach dachte auch tauſendmal: Es iſt ein bezauberndes Geſchöpf, das nur einen Fehler hat: meine Frau zu ſein! es iſt doch platterdings unmöglich ſich für die eigene Frau zu paſſioniren, beſonders wenn ſie neben einer verführeriſchen fremden ſteht. Es iſt ein Unglück aber eine Wahrheit: der Beſitz macht eiskalt. Das iſt nicht meine

Winfried -- unberechenbar wo? — Emerenz im Oberland, Toni in Wien, Julian auf den Univerſitäten" . . . . —

„Und Margarita in der Ewigkeit!" fiel die Gräſin ein: „vergiß nicht den Tod bei Deinen Einrichtungen für's Leben, liebes Kind! und wenn wir noch ſo nah und traulich zuſammen wohnen — der drängt ſich doch zwiſchen uns ein."

Der Graf blickte ganz wehmütig auf Chriſtiane und dachte bei ſich ſelbſt: wie lange währt es und auch ſie zieht in die Ferne und Argenfels verödet! — Zur Gräſin hatte er geſagt:

„Emerenz, ich bin empört über die maßloſe Selbſtgefälligkeit Thierſteins."

„Habt Ihr politiſche Debatten gehabt?" fragte ſie.

„Nein! in dem Punkt iſt er ganz verſtändig. All' die unfreiwilligen Aderlaſſe die er erduldet, und alle Gräuel die er geſehen hat, haben ihn gründlich abgekühlt gegen das Geſchmetter der Siegesposaunen — und da er bis ins Mark hinein deutſch iſt, ſo empört ihn der Gedanke preußiſch werden zu ſollen. Nein! wir ſtimmen ganz überein! Aber ich bitte Dich! er kommt her, erſchöpft, gelähmt, nervenſchwach, kurz — halbtot! verliebt ſich nichtsdeſtoweniger in Chriſtiane, was ich verzeihlich finde, und bildet ſich ein, es könne wohl gar eine Heirat ſtattfinden. Dieſe Einbildung finde ich unverzeihlich."

Und er teilte ihr ſein Geſpräch mit Valerian mit. Schließlich fragte er:

„Biſt Du nicht entrüſtet über dieſe Anmaßung?“

„Wir wollen ſehen, in welchem Zuſtand er aus dem Bade zurückkehrt und ob Chriſtiane ihm geneigt ſein wird. Bis jetzt hat ſie, mein' ich, nur Mitleid und etwas verwandtſchaftliche Teilnahme für ihn und er hält ſich in ſolchen Schranken, daß niemand ſeine Wünſche ahnen kann. Gegen die Sache ſelbſt hab' ich nichts, lieber Winfried.“

„Wirklich?“ fragte er etwas erſtaunt und beſänftigt.

„Es iſt, glaube ich, ein Glück für Chriſtiane, wenn ihr Gatte nicht mehr in der erſten Jugend ſteht, ſondern Ruhe und Erfahrung genug beſitzt um ſie zu leiten. An der Seite eines Mannes von fünfundzwanzig Jahren könnte ſie leicht etwas unbotmäßig werden.“

„Das wäre nicht unmöglich,“ erwiderte der Graf halb lächelnd, halb bedenklich.

„Nimm dazu ihre ernſte Erziehung und Bildung, die daraus hervorging, daß keine Schweſter, ſondern Julian der Gefährte ihrer Jugend war. Ein junger Mann — wofern er nicht auf derſelben Bildungsſtufe ſteht — wird das ſchwerlich zu ſchätzen wiſſen, weil er hauptſächlich an lauter Roſenmonde — und nur ſo nebenher an den Ernſt des Lebens denkt. Bei einem älteren Mann iſt es umgekehrt: er wird ſehr zufrieden ſein, wenn ſeine Frau im Stande iſt, ein ernſtes Buch zu leſen und Vergnügen findet ſich geiſtig zu beſchäftigen; und ihm wiederum käme Chriſtianens Jugendmut und Geiſtesfriſche zu gut.“

„Du ſöhnſt mich mit einer Vorſtellung aus, die mir höchſt zuwider war,“ ſagte der Graf ganz erheitert: „Du haſt Frieden und nimmſt alle zum Frieden. Die ſchönſte Gabe und Aufgabe der Frau! Ich weiß nicht, ob eine Deiner Töchter Mann und Kinder ſo glücklich macht, wie Du es tuſt.“

„Es kommt ſehr auf den Mann an und was er glücklich ſein nennt,“ entgegnete ſie.

„Du willſt mich loben, Emerenz, aber ich verdiene Dein Lob nicht,“ verſetzte der Graf mit großer Entſchiedenheit: „Ich bleibe dabei, je ruhiger die Frau — vorausgeſetzt, daß dieſe Ruhe nicht auf einem pflegmatiſchen Temperament, ſondern auf Selbſtverleugnung beruhe — deſto glücklicher iſt der Mann, iſt die Ehe, iſt die Familie und Chriſtiane, ſo lieblich ſie iſt, wird viel zu tun haben um Dir ähnlich zu werden.“

Die Gräfin warf ihm einen dankbaren Blick zu, aber unwillkürlich ſeufzte ſie:

„Armes Kind.“

„Wir wollen alſo in einigen Monaten die Sache in ernſte Überlegung ziehen. Gut katholiſch,

d. h. ſtets bereit für ſeinen Glauben und ſeine Kirche einzuſtehen, iſt Thierſtein; — ein Ehrenmann ebenfalls; — das übrige findet ſich," ſagte der Graf ſchließlich ganz beruhigt. —

„Auch Sie gehen ſchon fort!" rief Chriſtiane ganz überraſcht, als Thierſtein von ſeiner bevorſtehenden Badekur ſprach: „ich meinte, Sie wollten auf Argenfels Ihre völlige Herſtellung abwarten."

„Sie würde hier nicht ſo bald eintreten, wie ich es erſehne," ſagte Thierſtein.

„Jammerſchade, daß Sie Argenfels nicht im vollen Frühlingsſchmuck ſehen," ſagte ſie und wiegte mißbilligend ihr Köpfchen.

„Liebes Kind!" rief der Graf lachend, „um geſund zu werden bringt man ganz andere Opfer als das iſt, die Obſtbäume um Argenfels blühen zu ſehen."

„Ach," ſagte die Gräfin, „der geſunde Menſch ahnt nicht, was der kränkelnde Menſch entbehrt und was er tun würde um geſund zu werden, wenn das Gottes Wille wäre! — Ich ſympathiſiere ganz mit Ihnen, lieber Thierſtein, nur dürfen Sie nicht allzu früh nach Gaſtein gehen. Im Hochgebirg weht die Luft rauher, als am Rhein. Ich dächte, Sie blieben bis Mitte Mai bei uns."

Aber Thierſtein lehnte dankbar ab und bat nur um Erlaubnis wieder kommen zu dürfen, was ihm von allen Seiten gewährt wurde. — —

„Wer gefällt Ihnen beſſer, Herr von Thierſtein oder mein Bruder Winfried?“ fragte Chriſtiane als Rosmary zur franzöſiſchen Lektion, die noch immer gegeben wurde, in ihr Zimmer trat.

„Ich habe nie an dieſen Vergleich gedacht,“ antwortete Rosmary.

„Ich auch nicht . . . . aber er drängt ſich mir auf.

„Und da ich nicht darüber nachgedacht, habe ich kein Urteil.“

„Immer klug und vorſichtig, Rosmary.“

„Mir ſcheint, daß auch Sie ſich vor einem vorſchnellen Urteil hüten wollen,“ antwortete Rosmary lächelnd und Chriſtiane ſchwieg, denn es kam ihr unbegreiflich vor, daß man Thierſtein angenehmer finden könne als Winfried und doch ſtieg die Ahnung in ihr auf, daß dies gerade ihr geſchehen könne. — —

Zwiſchen allen dieſen ſo verſchiedenen Menſchen und ihren verſchiedenen Intereſſen für Gegenwart und Zukunft lebte Rosmary ein ſtilles Leben, ein ſeliges Leben. Nie war der Frühling ihr ſo reizend erſchienen, nie ſprachen die lieblichen Bilder der Natur ſo warm ſie an, nie ſchwebte ein ſolcher unfaßbarer Zauber um jeden Tag, um jede Stunde, um jedes kleine Ereignis des Tages, als eben jetzt. Es wollte ihr ſcheinen als atme ſie tiefer, als ſchaue ſie weiter, als ſei die Luft friſcher, der Horizont größer geworden, als gehe Stern um Stern an ihm auf. Nicht der Weltlauf brachte das mit ſich. Der Strom der Zeit ſchoß an ihr vorüber und riß Tränen und Blut, Maſſakre und Leichen, Todesnot und Todesverachtung, Peſt und Hunger mit ſich fort: von dort wehten keine Frühlingslüſte! — Und der Strom der Zeit ſchoß an ihr vorüber und wälzte Siegesjubel, Triumphgepränge, Kriegstrophäen, Banner und Kränze und lang nachſchleppende Trauerflore dahin: und nicht von dort wehte Frühlingsluft ſie an. Ach nein! der Frühling, der ſie beſeligte, entfaltete ſich nur in ihrem eigenen Herzen und goß von dort aus ſeinen Zauber über die Welt und das Leben aus. In ihrer abgeſchloſſenen engen Exiſtenz, in ihrer untergeordneten Stellung hatte ſie immer Schranken erkannt und ſich ihnen gefügt, welche gewiſſe Anſprüche an Glück im Sinn ihres Herzens unterſagten. Es war ihr auch nie ein Weſen begegnet, das im Sinn ihres Herzens geweſen wäre — bis Winfried kam. Als eine ganz neue, ganz fremde Erſcheinung tauchte er plötzlich aus dem großen weiten Ozean vor ihr auf. Freilich hatte ſie ſeit zwei Jahren viel von ihm ſprechen und manchen ſeiner Briefe vorleſen hören; aber er war kein briefſchreibender Menſch. Er berichtete Tatſachen; er erzählte das, was ihm begegnete, was er ſah; er ſetzte ein paar liebevolle Worte des Sohnes und des Bruders hinzu — ſo daß man immer geneigt war auszurufen: Wie viel erlebt er! — doch was er war und wie er war — das trat in ſeinen Briefen dermaßen in den Hintergrund, daß Rosmary ſich ein ganz anderes Bild von ihm machte, als ſie in der Wirklichkeit fand. Dies iſt etwas ganz Gewöhnliches. Ungewöhnlich war das, daß Winfrieds perſönliche Erſcheinung jede Vorſtellung, die ſich Rosmary gemacht hatte, weit übertraf. Er war allerdings ein guter und ein tatkräftiger Menſch, der einen ganzen Sturm von Gedanken und Gefühlen, die er auf ſeinem Schiff nicht unterbringen konnte, in Kopf und Herz beherbergte. Seine Mutter hatte ganz recht zu ſagen:

„Du biſt eine Amphibie, Winfried, ein doppellebiges Geſchöpf: auf dem Waſſer — Berufsmenſch, einſeitig; auf dem Lande — Menſch, mit vielen Facetten.“

„Aber doch immer derſelbe Kern, nicht wahr, Mama?“ ergänzte Winfried: „ein ehrliches Gemüt . . . . ein deutſches Gemüt, d. h. deutſch, wie man es vor dem Jahr 1866 war, wo man die ſo und ſo viele Millionen Deutſche, die an der ſchönen blauen Donau und ihren Nebenländern leben, noch zum Begriff Deutſchland zählte. Jetzt freilich iſt das anders. Nur durch einen casus belli könnten ſie wieder Deutſche werden, Neu-Deutſche. Inzwiſchen ſind es die Waſſerpocken geworden. Ich gönne es ihnen — lieber als mir! . . . . allein ich muß lachen über das Gerede von der nationalen Einheit und nationalen Entwickelung und ich denke, daß diejenigen, die ſolche Reden führen, auch darüber lachen — verſteht ſich, nur untereinander, nicht wenn es gilt Vetter Michel in Feuer zu ſetzen für die Wohltaten des neudeutſchen Reiches: Vermehrung der Rekruten, Erhöhung der Steuern und — am paſſenden Ort, — Knebelung der Kirche.“

„Ja wohl, Knebelung der Kirche!“ ſagte der Graf: „in einem Staat, deſſen Hauptgebäude die Kaſerne iſt, hat die Kirche keinen Platz. Das lehrt die Weltgeſchichte, vom alten Rom bis auf unſere Tage. Wo die Militärherrſchaft floriert, wo man auf Eroberung ausgeht, da iſt die Religion und ihre öffentliche Ausübung eine Staatsanſtalt. Zu einer ſolchen kann die Kirche, vermöge ihrer göttlichen Inſtitution, nie herabgewürdigt werden. Das wiſſen auch die Machthaber und deshalb ſchieben ſie ihr einen Knebel in den Mund und binden ihre Hände und Füße mit Stricken. Dann iſt ſie hilflos, meinen ſie, und kann in aller Stille erwürgt werden.“

„Papa! . . . . o um's Himmelswillen! das wird doch nicht geſchehen? . . . . das glaubſt Du doch nicht!“ rief Chriſtiane beängſtigt.

„Nein, mein Kind, ich glaube es nicht und zwar deshalb nicht, weil es von Chriſtus heißt „Surrexit!“ nachdem er die Paſſion und die Kreuzigung erduldet und drei Tage im Grabe gelegen hat — und weil ſein Leben ſich in der heiligen Kirche fortſetzt. Aber nur auf dieſem ganz übernatürlichen Grunde beruht mein Glaube und derjenige, der das katholiſche Dogma nicht annimmt oder es verleugnet, kann ſich immerhin einbilden es ſei möglich die Kirche zu erwürgen und kann dieſer Anſicht gemäß handeln. Eines iſt gewiß: die Weltzeit und die Weltlage deutet für die Kirche auf Sturm. Steht feſt, meine Kinder, harret aus. Die Jugend iſt von immenſen Gefahren bedroht, weil Glaubenslehrer — Irrlehrer geworden ſind und weil die Machthaber dieſe in Schutz nehmen.“

„Es wird aber auch mancher zur Einſicht kommen, Papa!“ verſicherte Chriſtiane: „Wir haben es ja an Herrn von Thierſtein erlebt. Er war anfangs nicht gerade begeiſtert, aber doch eingenommen für die neue Ordnung der Dinge; — als er aber ſah, welche Wendung ſie nahmen, wurde er immer kühler und endlich ſagte er einmal in einem Geſpräch mit Dir ganz ſoldatiſch: Ich bleibe nach alter Art dabei den lieben Gott anzubeten, nicht den Götzen in der Pickelhaube! — Das freute mich unbeſchreiblich.“

„Hat er das geſagt, der gute Diethelm!“ rief Emerenz: „Nun, das freut auch mich aus ganzer Seele.“

„Möchten alle Katholiken ſo ſprechen,“ ſagte die Gräfin.

„Du haſt, wie es ſcheint, ein gutes Gedächtnis, Chriſtiane,“ bemerkte Winfried ſcherzend.

„Das kommt von den klaſſiſchen Studien her,“ entgegnete ſie und lachte ſo hell auf als habe ſie Luſt ſich über alle Studien der Welt luſtig zu machen.

Mit Chriſtiane ſcherzte Winfried; mit Rosmary nicht. Sie war doch heiter, ſie war doch lächelnd, freilich in ganz anderer Weiſe als Chriſtiane; — aber ſie war es, und nie fiel ihm ein Scherz, eine Neckerei bei ihr ein. Ihm war als möchte er ihr unendlich viel ſagen, ſein Leben, ſeine Seele ſagen, um zu hören was ſie darauf antworten werde. Gleichwohl tat er es nicht, wenn er das Wort an ſie richtete — und traf er ſie einen Augenblick allein im Zimmer der Gräfin oder ging er im Garten neben ihr, ſo ſprach er gewiß nur von Wind und Wetter — was ihn dann hinterdrein unausſprechlich verdroß. Dies intereſſante Weſen mußte ihn für ſtupide halten, für ganz unfähig ſich zu ihr zu erheben. In der Tat, ſehr demütigend! . . . . Ein wahres Glück, daß er wenigſtens mit andern in ihrer Gegenwart ſprechen konnte, und zwar viel lebhafter, als wenn ſie nicht da war. Fehlte ſie einmal in der Geſellſchaft, ſo war er ganz zerſtreut und unruhig. Trat ſie ein, ſo kam Ruhe über ihn und ihm ſchien, daß er glücklich ſei, wenn er ſie nur ſehe. — —

Schuld — es iſt die Anordnung der Natur. Die Ueberzeugung, daß ich nur die Hand auszuſtrecken brauche um zu erlangen, läßt den Drang der Leidenſchaft nicht aufkommen. Ich winke .... und Cornelie ſinkt in meine Arme; ſo war es damals, ſo würde es jetzt wieder ſein. Iſt das engelhaft oder erbärmlich? liegt es an der himmliſchen Seele oder am heißen Blut? Gott wird es wiſſen, der die wunderbar geheimnißvoll gemiſchten Elemente der weiblichen Natur kennt. Haben wir aber einmal dieſe — wie ſoll ich ſagen? himmliſche Irdiſchkeit erprobt — dann weh! o weh dem armen Weibe! es kann uns noch rühren und zum Mitleid ſtimmen; aber nimmermehr unwiderſtehlich beherrſchen .... wie jene Circe, die mich zurückſtößt .... — Ja, Mitleid hab ich zuweilen wirklich mit Cornelien! —

Es war nicht ſowol Mitleid als geſchmeichelte Eitelkeit, die ihm zuweilen zuflüſterte: daß er ſich rühren laſſen und der Frau zuwenden müſſe, die mit einem ſolchen Herzensmuth und einer ſo reizenden Tapferkeit um ſeine Liebe werbe. Welch eine Selbſtverleugnung, welch eine Tiefe der Empfindung, welch eine Welt von Großmuth und Treue in dem Benehmen dieſer Frau lag, die ſich zur Nebenbuhlerin ihrer Rivalin machte, um jedes Mittel

Auf Argenfels kam und ging Beſuch aus und ein. Antonie, die der Ausbruch des Krieges im vorigen Sommer verſcheucht hatte, kam jetzt wieder mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Söhnen und da ſie Landpartien und Ausflüge in die Umgegend ebenſo ſehr liebte, wie Emerenz ſie läſtig fand: ſo teilte man ſich in der Weiſe ein, daß Emerenz mit ſämtlichen Kindern bei der Gräfin blieb und die übrigen Exkurſionen machten, die am Rhein ſo lieblich, ſo mannigfaltig und durch Eiſenbahnen und Dampfbote ſo erleichtert ſind. Der Graf führte immer den fröhlichen Zug an. Die Jugend ſeiner Kinder verjüngte und erheiterte ihn. Dieſer friſche lebendige Kranz hielt ſeinen Blick in der Nähe feſt und zog ihn etwas ab vom Horizont, dem ſchwarzumwölkten, des öffentlichen Lebens.

Aus dem romantiſchen Ahrtal kamen ſie eines abends zurück, als die Gräfin ſie mit den Worten empfing:

„Jetzt ratet, welchen Beſuch wir zu erwarten haben.“

„Iſt er angenehm oder . . . . das minder?“ fragte Chriſtiane.

„Ein freundſchaftlicher Beſuch iſt immer angenehm,“ verſetzte die Gräfin lächelnd: „ratet.“

Man nannte dieſen und jenen Namen, doch die Gräfin verneinte beharrlich.

„Aber wer iſt denn dieſer fremdartige Gaſt, der gar keine Sympathien auf Argenfels haben muß, da niemand ihn errät!“ rief ganz ungeduldig Fürſt Gundaccar.

„Es iſt unſere Couſine Uglas von Waldhaus mit ihrem Mann und ihrem Sohn,“ ſagte die Gräfin.

„Mit ſympathiſcher Freude wird dieſe Nachricht juſt nicht aufgenommen,“ verſetzte der Fürſt: „Chriſtiane z. B. ſieht plötzlich ganz mißmutig aus und Fräulein Rosmary ganz betroffen.“

„Ich weiß von der Inſel Wight her, daß Sintram keine gute Grundſätze, ſondern ſehr egoiſtiſche hat,“ erwiderte Chriſtiane, „und folglich erfreut ſein Beſuch mich gar nicht, denn man muß doch mit ihm ſprechen und da gibt es gleich Hader.“

„Willſt Du nur mit Leuten reden, die nicht ſelbſtſüchtig ſind, ſo mußt Du ſchweigend durch die Welt gehen, Chriſtiane.“

„Doch nicht! Selbſtſucht ſteckt ja leider Gottes in uns allen und in mir — eine tüchtige Doſis. Allein ich betrachte ſie nicht als ächte und wahre Richtſchnur für meine Handlungen und ich ſage nicht: was meiner Selbſtſucht dient iſt gut und iſt richtig.“

„Genug, Sintram hat auf ewig Chriſtianens Gnade verſcherzt,“ ſagte Winfried: „aber was hat er Ihnen zu Leid getan, Fräulein Rosmary?“

Sie hatte ſich inzwiſchen geſammelt und erwiderte:

„Nichts hat er mir zu Leid getan. Hier iſt jedoch ſo viel von allem Traurigen geſprochen worden, das ihn und die ganze Familie getroffen hat, daß es mir recht fremdartig vorkommt dieſe Familie auf dem fröhlichen Argenfels zu ſehen.“

„Vor einigen Jahren wurde mir als tüchtiger Verwalter für meine Beſitzungen in Kroatien ein Herr Scheider empfohlen, von dem man mir sub rosa anvertraute, er ſei ein Baron Uglas. Ob der in Zuſammenhang mit dieſer Familie iſt?“ ſagte der Fürſt.

„Gewiß! es iſt Sintram ſelbſt!“ entgegnete die Gräfin: „das mußt Du jedoch gänzlich ignorieren, lieber Gundaccar, denn er wollte wegen ſeiner Frau die Heimat verlaſſen und dieſe Frau hat ihn verlaſſen und iſt mit einem Schwindler nach Kalifornien gegangen . . . . wie es heißt.“

„Dann iſt es leicht begreiflich, daß die ganze Familie in gedrückter Stimmung iſt.“

„Wir wollen ſie erheitern!“ rief Antonie. „Ohnehin iſt man am Rhein anders geſtimmt als im Speſſart. Wenn ich nur die zarten blauen Linien des Siebengebirges oder des Taunus ſehe, ſo lacht mein Auge und mein Herz.“

„Ja, weil ſie keine Veranlaſſung zum weinen haben,“ verſetzte die Gräfin.

„Das iſt auch gar keine ſpezielle Schmeichelei für Taunus und Siebengebirg," ſagte der Fürſt trocken: „ich möchte die Stätte kennen, wo Toni's Auge nicht lacht! Auf der Praterfahrt, im Opernhauſe" . . . . —

„Lacht das Auge vielleicht, doch nicht das Herz," fiel ſie ein.

„O Du Heuchlerin!" ſagte der Graf heiter.

„Sogar unter dem Dach meiner Hütte," ſetzte Emerenz hinzu.

„Ja!" rief Antonie lebhaft, „da lacht das Herz. Aber ich bleibe dabei, wir wollen die Verwandten, die aus ihrem Waldhaus — ſchon der Name klingt ernſt! — herkommen, ſo lange an und auf dem Rhein hin und her fahren, bis ſie in deſſen Fluten ihren Kummer verſenken."

„Nein, Toni, Deine ſchreckliche Art die Leute umherzujagen wird ſie nur ermüden und gar nicht erfreuen," ſagte Emerenz beängſtigt durch dieſe Androhung eines großen Tumultes.

„Schweſterchen, Du lieferſt ein Seitenſtück zur Sage vom Paradiesvogel!" rief Toni lachend. „Er müſſe beſtändig in den Lüften ſchweben, weil er keine Füße habe — ſo hieß es. Weil Du beſtändig auf Deinem Sofa ſitzen willſt, haſt Du vielleicht auch keine Füße. Aber wir andern, die wir dieſe unſchätzbaren Glieder beſitzen, wir ſetzen unſere Streifzüge fort . . . . und der nächſte Ausflug geht nach den Ruinen von Kloſter Heiſterbach.“ — —

Rosmary ſah mit Beklommenheit Sintrams Ankunft entgegen. Würde ihr Verhältnis zu Roſalba durch ihn bekannt werden? Wußte er, daß ihr Bruder der Mann ſei, dem Roſalba folgte? Wußte er überhaupt, welch ein ehrloſer Menſch dieſer Bruder ſei? — Ach! ſeufzte ſie, wie viel ruhiger könnte ich ſein, wenn ich gar keinen Verwandten hätte! Muß ich jetzt nicht immer vor dem Gedanken zittern, Otto in einem ähnlichen Zuſtand auftauchen zu ſehen, wie Roſalba's unglücklichen Vater? . . . . Geht er vielleicht nicht auf noch ſchlimmeren Wegen? . . . . Ach, und er reißt die Arme in den tiefſten Abgrund. —

Die letzte Tochter.

„Für den König von Preußen mich umbringen zu laſſen, iſt mir nicht eingefallen," — hatte Sintram zu ſeinen Eltern geſagt: „aber jetzt, da man für die Schlachtopfer der Kriegsfurie etwas tun kann, jetzt will ich nicht zurückbleiben. Ich gehe nach Frankreich zu unſern braven Verwundeten und will ſie pflegen."

„Torheit!" erwiderte ſeine Mutter: „was verſtehſt Du denn von Pflege der Verwundeten? . . . . Schicke Geld hin oder beliebige Unterſtützungen, was wir ja ſchon im vollſten Maße getan haben; doch Deine Perſon laß aus dem Spiel, obſchon es jetzt Mode iſt, daß alle Welt als barmherziger Bruder die Kranken maltraitiert."

„Du kannſt Dich ja auch in der Nähe mit Verwundeten abgeben, Fritzi!" meinte der Baron. „Warum willſt Du denn ſo ungeheuer weit fortgehen! nach Frankreich!!" —

„Weil es eine gründliche Veränderung iſt!"

„Und deshalb willſt Du uns in die größten Sorgen und in alle Qualen der Ungewißheit ſtürzen!“ ſagte die Baronin bitter: „Hätteſt Du geſagt, daß Du es für eine Pflicht hielteſt, ſo ließe ſich darüber beratſchlagen; aber Du verlangſt eine gründliche Veränderung: — das entſcheidet ohne weiteres die Sache. Wann willſt Du abreiſen?“

„Am liebſten — morgen! das ſchneidet jede Diskuſſion ab;“ antwortete Sintram finſter: „Jedem Unglücklichen gönnt man eine Veränderung ſeiner Lage, denn die Zerſtreuung iſt ſchon eine Erleichterung. Warum ſoll ich ſie mir nicht verſchaffen? Was haben meine Eltern davon mich täglich zu ſehen . . . . aber in einer Lage zu ſehen, die mir jeden Anſpruch an ein glücklicheres Los raubt und die mich gleichſam zu einem Lebendigbegrabenen macht, denn meine Lebensäußerung beſteht darin, daß ich atme und daß ich in Verzweiflung bin.“

„O Fritzi! Fritzi!“ ſagte der Baron tiefbekümmert.

„Ja, Vater, ſo iſt's! . . . . Wie könnte es anders ſein? . . . . In Verzweiflung, daß ich mich täuſchte . . . . in Verzweiflung, daß mir weiſer, liebevoller Rat fehlte — in Verzweiflung, daß ein ſo armſeliges Weib, dem ich ſo große Opfer brachte, mich ſo ſchnell enttäuſchte . . . . in Verzweiflung über die Folgen meiner Illuſion . . . . ja! das bin ich! — Und um dies Daſein zu ertragen, muß ich es einmal auf die Nachtſeite des phyſiſchen Lebens zwiſchen Peſt, Hunger, Todesnot und Leichen verſetzen; — dann kommt es mir vielleicht erträglicher vor.“

„Wohlan, ſo reiſe denn morgen ab,“ verſetzte die Baronin kalt; aber ihre Hände zitterten vor unterdrückter Gemütsbewegung, denn der, welcher ſo ſprach, war ihr einziges Kind.

Er reiſte ab. War das Leben auf Waldhaus bis dahin traurig geweſen, ſo erhielt dieſe Färbung jetzt durch ſpannende Befürchtung und beſtändige Beunruhigung einen quälenden Charakter. Die Nachrichten liefen äußerſt ſpärlich und unregelmäßig ein und in den langen Pauſen zwiſchen den Briefen hörte, las und ſah man ſo viel Elend und hielt der Tod eine ſo furchtbare Ernte, daß der Gedanke ſich immer aufdrängte, der letzte Brief ſei in der Tat — der letzte geweſen. Die Baronin beſorgte die Adminiſtration von Waldhaus und ihre häuslichen Geſchäfte; der Baron las Zeitungen und ging auf die Jagd, legte Patienze und rauchte; beide ſpielten Piket; — aber alles geſchah mehr aus maſchinenmäßiger Gewohnheit, als aus irgend einem Intereſſe für die Sache ſelbſt. Der Pfarrer, der einmal geſagt hatte Baron Sintram ſtehe ja immer und überall unter dem Schutze Gottes, bekam von der Baronin zur Antwort:

„Sie würden das nicht mit ſo goldener Ruhe ſagen, Hochwürden, wenn Sie einen Sohn von ſolchen Gefahren umringt hätten."

Den einzigen Troſt in ähnlichen Umſtänden, ihr ſorgenvolles Herz in die Hand Gottes zu legen, verſchmähte ſie. Das tat der Baron nicht; es wäre ihm recht lieb geweſen, wenn der Pfarrer täglich gekommen und täglich chriſtliche Troſtgründe vorgebracht hätte, denn ſie hafteten nicht in ſeinen ungeſammelten Gedanken. Bei ſeiner Frau fielen ſie auf ſteinigen Boden und bei ihm trugen die Zerſtreuungen im Vogelflug ſie fort. Da nun die Baronin felſenhaft ſtarr und der Baron wolkenhaft verſchwommen war, ſo ergänzten ſie einander nicht, weil jeder in ſeiner Art unzugänglich für den andern war. Beide ſpürten nur ihre gegenſeitigen Mängel; ſie, ſehr bewußt; er, ſo gewiß unbeſtimmt, wie er nun einmal war. Das trug nicht dazu bei den bleiernen Gang der Tage zu erleichtern. So ſchlichen Wochen und Monate dahin.

Gegen Ende des Winters kam ein Brief aus Frankreich von fremder Hand. Sintram hatte nur drei Zeilen diktiert, daß er am Typhus erkrankt ſei.

„Gräßlich!" ſagte die Baronin! „jetzt iſt Friede geſchloſſen, jetzt würde er zurückkommen — und ſtatt deſſen muß er gerade jetzt von dieſer totbringenden Krankheit befallen werden. Es iſt eine Tücke, eine Härte des Schickſals ohnegleichen.

Aber wir holen ihn! er ſoll wenigſtens nicht im fremden Lande ſterben."

„O Minettchen! er ſoll überhaupt nicht ſterben," ſagte der Baron kläglich.

Sie zuckte bemitleidend die Achſeln und verſetzte:

„Das Schickſal hat uns nun einmal für die härteſten Schläge auserkoren: wir müſſen auf ſeinen Tod uns gefaßt machen."

Wirklich war Sintram dem Tode nah, als ſeine Eltern zu ihm gelangten; allein er ſtarb nicht. Nur furchtbar geſchwächt und hinfällig kehrte er mit ihnen nach Waldhaus zurück. Seinetwegen wollten ſie im Lauf des Sommers ein Nordſeebad beſuchen und auf der Hinreiſe ein paar Tage in Argenfels zubringen.

Rosmary's Befürchtungen Sintram könne durch ſie in peinlicher Weiſe an Roſalba erinnert werden und es äußern — oder ſeine Eltern könnten, vom Aufenthalt in der Superba her, ſich ihrer erinnern, trafen nicht zu. Sintram erkannte ſie ſogleich, weil es freilich ſchwer war ihre Erſcheinung zu vergeſſen; allein er entſann ſich nur zu gut der Energie, mit welcher ſie ſeinem Verhältnis zu Roſalba in jeder ihr möglichen Weiſe entgegengetreten war. Es wäre für beide Teile peinlich geweſen ein Wort über die Vergangenheit zu ſagen oder zu hören und er ſtellte ſich als ein Fremder ihr gegenüber. Auch war er zu ſehr zur Rettung des ſchwankenden und ſchwachen Gemals zu verſuchen — das ahnete er nicht.

Zuweilen, in muthloſen Stunden, wenn Cornelie ihr Thun mit prüfendem Blick betrachtete, ſprach ſie troſtlos zu ſich ſelbſt: Ob er mich nicht heimlich verachtet? ob er es nicht kleinlich und niedrig findet, daß ich nicht freiwillig fahren laſſe, was ſich mir zu entziehen ſtrebt? Aber wie ein Andrer um ſein Leben oder ſeine Krone, ſo ringe ich um mein höchſtes Gut. Ringen iſt erlaubt — „und die Liebe iſt ein Panier über mir.“

In dieſen Qualen und Schwankungen verging ihr ein Theil des Winters. Aber die Spannung in der ſie ſeit Monaten lebte, die Aufregung jedes Augenblicks, die Berechnung jedes Wortes, dazu die Ungewißheit des Erfolgs und der Zweifel an ihrer Kraft, endlich der nagende Seelenſchmerz — machten ihr auf die Dauer eine gleichmäßige Ruhe unmöglich. So ängſtlich ſie auch ihr Benehmen gegen Antoinette hütete um nicht durch Ton oder Blick die geringſte Befangenheit, Mißtrauen oder Bitterkeit zu verrathen: ſo war ihr das doch gegen Euſtach nicht immer möglich. Sie fühlte in ſich ſelbſt die Gewitterwolken zuſammenziehen; ſie zitterte vor ihren Ausbruch. In dieſer fürchterlichen Ueberanſtrengung der Seele erkrankte der Körper.

mit Chriſtiane beſchäftigt um Rosmary ſonderlich zu beachten. Er begriff gar nicht, daß dies wirklich eine und dieſelbe Chriſtiane von der Argen ſei, die er auf der Inſel Wight garſtig, unerträglich und Gott weiß was alles! gefunden hatte. Freilich waren ſeitdem Jahre verfloſſen und Chriſtianens Geiſt und Charakter waren gereift; was aber ihre äußere Schönheit betraf, ſo ſtand es feſt, daß ſie nun einmal durchaus nicht ſchön war. Doch das fiel bei ihm nicht mehr ins Gewicht. Aber was half ihm das! Er hatte ſein Lebensglück um eines ſchönen Geſichtes willen verſcherzt und mußte dafür büßen.

Seine Mutter hatte nie einen andern Wunſch gehabt — ſeitdem ſie für Sintram an eine Gattin dachte — als daß Chriſtiane ihre Schwiegertochter werden möchte. Jetzt auf Argenfels, im Kreiſe der ganzen Familie, die aus ſo verſchiedenen Elementen beſtand und doch ſo innig verbunden war, und in welcher glückliche Ehen heimiſch zu ſein ſchienen, hatte ſie Anfälle von tiefer Troſtloſigkeit, die ſich meiſtens in Klagen über ihr Schickſal gegen die Gräfin äußerten.

„Liebſte Emerenz, wie biſt Du zu beneiden!“ ſagte ſie einmal zur Gräfin, deren ſechs Enkel der Großmama ſoeben den Guten Morgen geſagt hatten und nun im Garten ihren kleinen Freuden nachgingen. „Du haſt das große Los des ehelichen und häuslichen Glückes gezogen.“

„Ja," verſetzte die Gräfin, „Gottes Güte iſt groß für uns; aber daß ſich das Glück ſo ganz fix und fertig aus der Lebenslotterie ziehen ließe — das kann ich doch nicht zugeben. Alle günſtigen Gaben und Umſtände dürfen nicht in ihrem ſo gewiß rohen Zuſtand verbleiben und genoſſen werden; ſie müſſen gepflegt, ſorgſam behandelt, gezügelt und gelenkt werden; wir müſſen uns ſelbſt und andere erziehen, um in Übereinſtimmung mit dem Glück, das Gott uns zuwendet, zu ſein und zu bleiben. Weil eine beſtändige Reſignation, eine beſtändige Abtötung die Beſtimmung unſers Lebens iſt, ſofern wir deſſen letztes hohes Ziel ins Auge faſſen, ſo iſt es nicht immer ganz leicht glücklich zu ſein, denn Geduld, Opfer, Entſagung wollen nicht immer zu unſern Begriffen von Glück ſtimmen und ſind doch nicht davon zu trennen, weil uns das Glück wie das Leid in der Vollkommenheit vorwärts bringen ſoll."

Ich weiß nicht, welche ſublime Sorte von Glück Du verlangſt, liebe Emerenz," erwiderte die Baronin etwas ſpitz: „aber das weiß ich: mit einem ſolchen Ehemann, ſolchen Kindern, ſolchen Schwiegerſöhnen und Enkeln, ſolchen äußeren Verhältniſſen wie die Deinen, iſt jede Frau glücklich zu preiſen."

„Darin ſtimmen wir vollkommen überein!" entgegnete die Gräfin lebhaft: „es ſind lauter koſtbare Perlen! Aber liebe Theophile," ſetzte ſie mit ihrem feinen Lächeln hinzu: „ich muß dieſe

Perlen mit vieler Mühe und Anſtrengung aus der harten Muſchel brechen, denn all dieſe Kinder, große und kleine, haben ihren Charakter, ihre Richtung, ihre Fehler und Vorzüge, ſpäter ihre beſondere Lebensſtellung; — kein Kind entſpricht ganz oder auch nur etwas dem Ideal, das man bei der Erziehung vor Augen hatte; — man tut Mißgriffe und erkennt ſie zu ſpät; — man nimmt ſich die Schwierigkeiten, die Kämpfe, die Verkehrtheiten der Kinder übermäßig zu Herzen ohne ihnen dadurch weſentlich zu nützen; — mit dem Vermögen gibt es wieder andere Sorgen: daß man nicht verſchwende, daß man die Pflichten erfülle, die der Reichtum auferlegt; — genug, meine Perlen liegen ſämtlich in rauhen Muſcheln — meinen Mann nicht ausgenommen. Denn es koſtet manchen Kampf bis ſich die von Illuſionen untrennbare, jugendliche Liebe in jenes Gefühl umformt, das in einer glücklichen Ehe bis zum Grabe zwei Menſchen verbindet."

„Du ſagſt das alles, nicht wahr? um in mir jedes Gefühl von Neid zu unterdrücken."

„O nein! ſo gering denke ich nicht von Deiner Auffaſſung der menſchlichen Beſtimmung. Ich ſage das, was für mich wahr iſt."

„Sorgen und Mühen habe auch ich im reichſten Maß gehabt, allein dieſe rauhen Muſcheln enthielten für mich keine Perlen. Sintram war mein Ein und Alles . . . . und ſeine Sache iſt, wie ich fürchte, eine hoffnungsloſe. Oder glaubſt Du, daß man ſeine Ehe für nichtig erklären könne?“

„Darüber habe ich kein Urteil, beſte Theophile.“

„Wenn er frei und in den Stand geſetzt würde, ſich verehelichen zu können, was meinſt Du, wäre er Dir ein willkommener Schwiegerſohn?“

„Ich geſtehe Dir, daß mir dieſe Vorſtellung unter den obwaltenden Umſtänden allzu fern liegt um Deine Frage ſo zu beantworten, wie Du, beſte Theophile, es zu wünſchen ſcheinſt. Vorderhand iſt der arme Sintram in beklagenswerter Weiſe gebunden . . . . und ſo lange er das iſt, meine ich, es ſei beſſer ſich nicht mit Gedanken zu beſchäftigen, die ſich auf das Gegenteil beziehen.“

Die Baronin war durchaus nicht geneigt, dieſen Rat anzunehmen. Sie ſagte:

„Wir wollen den nächſten Winter mit Sintram in Italien zubringen. In Rom denke ich es durchzuſetzen, daß Sintram's Ehe für nichtig erklärt werde. Es gibt ja Präzedenzfälle . . . . ich weiß es! Ich bin entſchloſſen Himmel und Erde in Bewegung zu ſetzen um ihm ſeine Freiheit zu verſchaffen — und hätte er dann Hoffnung auf Chriſtianens Hand“ . . . . —

„Liebe Theophile,“ unterbrach die Gräfin ernſt, „tue alles für Deinen Sohn, was Du für Deine Pflicht hältſt! aber ihn ſchon jetzt als Bewerber um meine Tochter nennen zu hören, das iſt mir unerträglich und ich glaube es würde ſie ſchwer kränken, wenn ſie eine Ahnung davon bekäme; denn er iſt und bleibt, trotz aller Unwürdigkeit ſeiner Frau, ein Ehemann.“

„Nenne doch nicht dies ſchreckliche Weib ſeine Frau! Sie hat ſeinen Namen abgelegt .... ſie iſt mit einem andern davongegangen .... trägt vielleicht deſſen Namen und Du, Emerenz, Du nennſt ſie Sintram's Frau!! das zerſchneidet mein Herz.“

„Liebe gute Theophile, vergib mir! .... allein Du haſt jene Bezeichnung herausgefordert. Ich würde nie dies traurige Thema berührt haben, das Dir ſo bitter weh tun muß.“

„Auch die Sympathie der beſten Freunde erſtirbt vor den großen Schickſalsſchlägen, welche zuweilen eine Familie oder eine Perſönlichkeit betreffen,“ ſagte die Baronin mit Kälte: „Wer jene unſelige Landſtreicherin Sintram's Frau nennen kann, der hat keine Teilnahme für meinen Schmerz und für ſein hartes Los.“

Die Gräfin ſuchte aufs liebreichſte die arme Mutter zu tröſten — aber nicht durch die Hoffnung auf Chriſtianens Hand, denn welche Phantaſiegebilde die Baronin auch aufſtellen mochte, Roſalba war Sintram's rechtmäßige Gattin und ſehr wahrſcheinlich blieb ſie es auch, weil durch die Unwürdigkeit der Perſon die Unauflösbarkeit der Ehe nicht aufgehoben wird. Ob dieſe unſelige Ehe überhaupt nicht rechtmäßig geſchloſſen ſei — dieſe Frage gehört vor ein anderes Forum; die Gräfin konnte das Verhältnis nur ſo auffaſſen, wie es ſich in der Gegenwart herausſtellte.

Was die Fürſtin Antonie ſich vorgenommen hatte, führte ſie in der Weiſe aus, daß Ausflüge zu Waſſer und zu Lande abwechſelten, an denen die Baronin freilich ſelten — um ſo eifriger aber Sintram und ſein Vater teil nahmen. Der arme Baron war mit ſeinem friedlichen Pflegma gar nicht auf ſchwermütigen Jammer eingerichtet. Sintram war wieder da, Sintram war auf dem Wege zur vollſtändigen Geneſung; — dies genügte ihm vor der Hand und mit neubelebter Hoffnung, daß endlich doch alles gut werden müſſe — er wußte nur nicht wie! — legte er wieder die große Sept-Patienze. Hätte er ſeine Geſinnungen an die Fügungen Gottes geknüpft, ſo wäre er ein ſehr vollkommener Chriſt geweſen. Jetzt unterhielt er ſich ganz vortrefflich, weil es ihm etwas neues war, daß ſich jemand damit beſchäftigte ihm immer neue Unterhaltungen zu verſchaffen, und er bewunderte aus ganzem Herzen das ſchöne Rheinland mit ſeinem prächtigen Strom.

„Nicht wahr, Onkel, das Siebengebirg iſt viel lieblicher, als der finſtere Speſſart?“ fragte Toni.

„Das iſt es; allein der Speſſart hat auch ſeine Meriten.“

„Ja, Onkel — Räuberbanden!“ rief Chriſtiane. „Speſſart und Räuber gehören zuſammen.“

„Und die herrlichen Wälder des Speſſart, dieſe rieſigen Bäume, dieſe gewaltigen Forſten — bilden ſie nicht eine ernſte Schönheit, die ſich meſſen kann mit den Rebenhügeln des Rheins?“ fragte Sintram.

„Mit den Rebenhügeln ſchon! aber die bilden auch nur einen Teil der Schönheit des Rheinlandes,“ verſicherte Chriſtiane.

„Im Grunde iſt der Rhein doch nur ein niedliches Miniaturbild,“ ſagte Winfried ſcherzend: „es ſieht alles aus, als wär's ein Puppenſpiel für große Kinder. Schon in Europa! Wie ganz anders großartig iſt die Donau, majeſtätiſch dahin rauſchend an den Ufern von Serbien, wo ſich die Wälder gleichſam wie grüne Laub-Katarakten von den Bergen herab in den Strom ſtürzen. Oder am Bosporus, wo die Platanen- und Kaſtanienwälder bis an's Geſtade des Meeres ſich drängen und die gewaltigen Bäume ihre Äſte in den Meereswellen baden. Von Amerika mit ſeinen Strömen und Wäldern gar nicht zu reden! Am Rhein iſt alles dermaßen kultiviert, daß der Charakter der Gegend kleinlich wird.“

„O Du Verräter am Vaterland!“ rief Toni. „Nicht wahr, die Dome von Köln und Mainz gehören auch zu den Puppenſpielen?“ fragte Chriſtiane ſtill empört.

„Ich habe nur von der Natur geſprochen,“ verſetzte Winfried begütigend.

„Und hier hat der Geiſt, der edelſte Geiſt, der germaniſche Geiſt, ihr eine Seele eingehaucht,“ rief Chriſtiane, „und wo die zum Vorſchein kommt, da iſt es ſchöner als in der Natur der Wildnis.“

„Schöner vielleicht, großartiger nicht! die Schöpfung Gottes, einſam, ohne Menſchen, ohne menſchliches Treiben — in ihr und über ihr nichts was den Gedanken feſſelt, als der Schöpfer — das macht einen ganz überwältigenden Eindruck,“ verſetzte Winfried.

„Schau, ſchau! wie iſt das Chriſtianerl ſo patriotiſch!“ bemerkte der Baron.

„Nein, lieber Onkel, das bin ich gar nicht!“ proteſtierte ſie mit großer Entſchiedenheit: „patriotiſch — das iſt ſo ein künſtliches politiſches Parteiwort. Ich bin gar nicht patriotiſch, ich bin deutſch und zwar deutſch im Sinn ante 1866 = wie Winfried ſagt.“

„Chriſtiane,“ ſagte der Graf lachend, „wir erleben noch, daß Du dingfeſt gemacht und nach Ehrenbreitſtein transportiert wirſt.“

„Doch nicht, Papa!“ rief das fröhliche Mädchen: „ich konſpiriere weder mit den Welfen, noch mit den Polen, noch mit der Internationalen — und ich werde ja auch nie auf der Kanzel ſprechen.“

Chriſtiane entzückte Sintram durch dieſe muntere, lebhafte Friſche des Geiſtes, die ihm in ſeiner Umgebung ſo wenig begegnet war. Sein verwelktes, kraftloſes Gemüt richtete ſich auf unter dem Hauch ihrer Jugendfriſche. Er verſchob die Abreiſe von Argenfels von einem Tage zum andern, indem er behauptete, die milde Luft am Rhein ſei ihm viel zuträglicher als die Luft der Nordſee. Seine Mutter war glücklich über ſeine ganz veränderte Stimmung und erging ſich in ihren Träumen und Plänen für ſeine Zukunft, die ſie freilich nicht mit der Gräfin, doch deſto mehr mit ihrem Mann beſprach.

„Es muß ein Grund gefunden werden, der es möglich macht die Ehe für null und nichtig zu erklären,“ ſagte ſie: „ich vergehe vor Ungeduld bis ich dieſe Entſcheidung habe.“

„Kannſt Du Dich nicht bei uns an die entſprechende Behörde wenden, Minettchen? da würde die Sache viel ſchneller ſich entſcheiden, als wenn ſie den ungeheueren Umweg über Rom nimmt.“

„Ich fürchte, daß ſie bei uns unangenehmes Aufſehen macht. Gehen wir aber zur Stärkung von Sintram's Geſundheit nach Italien, ſo ahnt niemand, was außerdem noch beabſichtigt wird; es gibt kein Geſchwätz darüber und Sintram kehrt unbefangen als freier Mann mit uns zurück, ſo daß die ſchauderhafte Epiſode der letzten Jahre um ſo leichter in Vergeſſenheit geraten wird, als er ſich möglichſt bald und gut verheiratet. Und da ſage nun Emerenz was ſie wolle, ich behalte Chriſtiane im Auge .... und ich meine, Sintram tue es ebenfalls.“

„Ja, Minettchen, das wäre gar nicht übel! aber was wird Chriſtiane tun?“

„Lieber Freund, ſie wird ihn heiraten. Eine Partie wie Sintram findet ſich nicht alle Tage. Der Herr von Waldhaus iſt mindeſtens eben ſo reich, wie der Herr von Argenfels und alle übrigen Verhältniſſe ſtimmen vortrefflich überein. Das hab' ich vor Jahren geſagt und das wiederhole ich jetzt. Was Chriſtiane betrifft, ſo ſchaut ſie friſch und klar in die Welt hinein, vertieft ſich folglich nicht in romantiſche Grillen über Liebe und Sympathie der Seelen, und iſt ganz geneigt, einen jungen Mann, der alle möglichen Vorzüge beſitzt, mit ihrer Hand zu beglücken. Was die Verwandtſchaft zwiſchen Sintram und Chriſtiane betrifft, ſo iſt ſie ja kaum ſo nah um eine Ehedispenſe zu erfordern .... und wäre das dennoch der Fall, ſo holten wir ſie in Rom. Genug — wohin ich blicken möge, nirgends fällt ein Schatten auf meinen Plan.“

„Das iſt ja herrlich, Minettchen! .... Möge er nur recht bald in Erfüllung gehen.“ — —

Schweigende Menſchen machen den Eindruck von großer Überlegenheit oder von großer Inferiorität. Rosmary verhielt ſich faſt immer

„Ein unbedeutendes Fieber! die Nerven müſſen geſchont und calmirt werden,“ ſprach der Arzt.

„Was bedeutet denn das, Herr Graf? ſprach Antoinette zu Euſtach; Cornelie iſt ſeit einigen Tagen auffallend niedergeſchlagen, ſtumm, trübe. Sie erkrankt; ſie hat meinen Beſuch nicht angenommen; ſie leidet vielleicht .... um Sie und um mich; und das ſind wir Beide nicht werth. Cornelie muß glücklich ſein, unbefangen, ſorg- und ahnungslos; das war immer mein glühender Wunſch — nicht um mich vor mir ſelbſt zu rechtfertigen, nur um mir das Gefühl meines Unrechts nicht ſo unerträglich zu machen, daß der Entſchluß Sie nie wiederzuſehen, Graf, in mir die Oberhand gewinnt.“

„Welcher Einfall, theure Antoinette! Cornelie iſt krank, hat ſich wahrſcheinlich vorgeſtern auf dem langen Spazierritt mit mir erkältet oder die Bruſt angegriffen .... wir ritten einen tüchtigen train de chasse. Sie ruht ein Paar Tage, und iſt friſch, munter und geſund, wie ſie ſeit ihrer Rückkehr aus Ems immer iſt — blühender denn je, geſprächiger, aufgeweckter.“

„Ich ſage Ihnen daß Sie Sich irren und mich nicht täuſchen können. Ich ſehe ſchärfer als Sie. Ein Wölkchen auf Corneliens Stirn iſt ein tödtlicher Vorwurf für mich, und dies Wölkchen ſchwebt über ſchweigend; aber niemand glaubte, daß ſie ſchweige, weil ſie gedankenlos ſei und nichts zu ſagen wiſſe. Ihr Schweigen hing mit ihrer ganzen zurückhaltenden Weiſe zuſammen — und dieſe Weiſe entzückte Winfried, obſchon ſie ihm zuweilen wie ein Bann erſchien, der ihn fern von ihr hielt. Hingegen meinte er zuweilen, daß ſie dennoch ihm näher ſtehe, mehr Verſtändnis für ihn habe, als Mutter und Schweſter zuſammen genommen. Einen größeren Zauber übte ſie — das war nun einmal gewiß! — einen ernſten Zauber, der nichts gemein hatte mit dem flüchtigen Wohlgefallen an weiblicher Schönheit und Anmut. Er ſprach nicht viel mit ihr, nicht einmal zu ihr; aber was er auch ſagte, für ſie war es geſagt und, ihr ſelbſt unbewußt, gab ein Blick, ein Aufſchlag der Augen, eine Bewegung der Hand, ein flüchtiges Lächeln ihm die Antwort, daß und wie es verſtanden ſei. Für Rosmary ging durch Winfried eine neue Welt auf, die ſich keineswegs auf Herzensempfindungen beſchränkte. Wenn er ſprach von fremden Völkern und Zonen, von ſeinem Seemannsleben mit deſſen kühner Luſt und beſtändiger Gefahr; von den merkwürdigen Natur- und Kulturbildern, die er mit eigenen Augen geſchaut hatte — wenn er von dieſen Dingen, die man in zwanzig verſchiedenen Büchern mit Verwunderung lieſt, als von etwas Selbſterlebtem, das ihm nahe getreten, das ihm ganz bekannt ſei, ſprach: ſo meinte Rosmary

Winfried führe ſie wie durch einen Triumphbogen in die Herrlichkeit eines ungeahnten Daſeinsglücks ein. Aber ſie fühlte keine Unruhe, kein Verlangen aus ihrer Lage herauszutreten; ſie fühlte ſich nur glücklicher als ſie je geweſen war.

In einer ſtillen Stunde, als Antonie allein bei der Gräfin war, hub ſie an von Rosmary zu ſprechen und wiederum zu bitten, daß die Mutter ihr dieſen Schatz überlaſſen möge. Die Gräfin verweigerte es ſtandhaft.

„Gib ſie mir wenigſtens ſo lange, als Winfried hier iſt, Mama,“ ſagte endlich Antonie.

„Warum denn das!“ rief die Gräfin.

„Weil mir eine Trennung zweckmäßig für beide ſcheint.“

„Beſte Toni! Winfried und Rosmary ſind die vernünftigſten jungen Menſchen, die ich je gekannt habe — und ſolche pflegen nicht in Liebeleien und Phantaſtereien zu verfallen. Weder Dein Vater, noch Emerenz, noch ich — niemand von uns hat etwas der Art wahrgenommen.“

„Ihr habt Euch ſämtlich in beide hinein gelebt, Mama; ich aber bin erſt ſpäter dazu gekommen und da iſt mir gleich Rosmary's Veränderung aufgefallen.“

„Wie ſo, beſtes Kind!“ ſagte die Gräfin mit einem Anflug von Unmut: „Rosmary iſt jetzt zwei und ein halbes Jahr bei mir und ich habe nie etwas anderes bemerkt, als daß ſie in jeder Beziehung, an Verſtand, Gemüt, Takt, an allen Gaben, die ein junges Mädchen zieren, zu den Ausgezeichneten gehört. Sehr abgeſchloſſen nach Außen iſt ſie und ſehr ernſt — vielleicht zu ſehr. Welche Veränderung willſt Du alſo an ihr bemerkt haben?“

„Eine ſehr liebliche,“ verſetzte Antonie lächelnd: „ſie iſt viel ſchöner geworden, Mama, ſie ſieht ja aus wie innerlich illuminiert. Wie leuchtet ihr Auge! welche wunderzarte Roſenfarbe überhaucht ihr Antlitz! ſie hatte immer etwas von einem Marmorbilde — jetzt iſt es beſeelt.“

„Und Du biſt poetiſch geworden, meine Toni, das iſt auch eine Veränderung!“ ſcherzte die Gräfin.

„Beobachte ſie, Mama! Winfried iſt zuweilen ganz verſtummt, ganz bezaubert — wie ſoll ich’s nennen! — durch ihren Anblick. Das kann doch mit der Zeit bedenklich werden und ihm oder ihr oder beiden ſchwere Stunden bereiten, die vielleicht wegfallen, wenn Rosmary unter irgend einem Vorwand mich begleitete.“

„Das wäre allzu auffallend, liebes Kind! Hat Winfried einen kleinen Anfall von Verliebtheit, ſo darf deshalb nichts geſchehen, was Rosmary kränken könnte, denn ſie hat ihn ſicher nicht.“

„Beobachte nur, Mama, dann bin ich ganz ruhig,“ bat Antonie — und die Gräfin verſprach es.

Doch vorderhand kam es nicht dazu. Emerenz reiſte endlich mit ihren vier Kindern ab und kehrte zu ihrem Mann zurück. Es kam aber ein Beſuch, der in anderer Weiſe die Gräfin ungemein beſchäftigte. Diethelm von Thierſtein kehrte ſo vollkommen geneſen aus Gaſtein zurück, daß man ihn kaum erkannte. Der lähmende Druck der Krankheit war von ihm genommen und in ſeinem Antlitz, ſeinem Ausdruck, ſeiner Haltung war er wieder ein kräftiger Mann. Er wurde mit Freude und mit herzlichen Glückwünſchen begrüßt und die Baronin Uglas ſtimmte zuerſt in dieſen Ton ein, weil Thierſtein's vollkommene Geneſung ſie über Sintram's Herſtellung jedes Zweifels überhob. Da Thierſtein aber mit ſeinem raſchen, offenen Weſen ſehr bald verriet weshalb er gekommen ſei — und da niemand ſeiner Abſicht etwas in den Weg zu legen ſchien — am wenigſten Chriſtiane: ſo gerieten Sintram und ſeine Mutter in die größte Aufregung. Er verwünſchte tauſendmal ſeine furchtbare Exiſtenz und verſicherte, daß die Hoffnung, dereinſt Chriſtiane zu beſitzen, ihn allein ans Leben feſſele, während der arme Baron immer wiederholte:

„O Fritzi beruhige Dich .... das Chriſtianerl iſt ja noch zu haben .... und wenn nicht, ſo gibt's noch andere hübſche Mädchen! .... Nur ruhig, Fritzi, ſchön ruhig."

Die Baronin aber bemeiſterte ihre Aufregung und ging zur Gräfin, bei der ſie niemand fand als Rosmary Diktanto's ſchreibend.

„Liebſte Emerenz," begann ſie, „da wir ſoeben unſere Abreiſe, endlich einmal unwiderruflich, auf morgen anſetzten: ſo möchte ich gern ein wenig mit Dir plaudern."

Auf ein Zeichen, das die Gräfin freundlich gab, erhob ſich Rosmary vom Schreibtiſch und verließ das Zimmer, während die Gräfin erwiderte:

„Du ſollteſt Deinen Beſuch verlängern, beſte Theophile, da ſich Dein Sohn ſichtlich erholt und gern mit Winfried und Gundaccar zu verkehren ſcheint."

„Was Sintram belebt iſt nicht der Umgang mit Deinem Sohn und Deinem Schwiegerſohn; es ſind auch nicht die Land- und Waſſer-, die Reit- und Jagdpartien — ſo unterhaltend ſie ſein mögen — es iſt lediglich Chriſtiane" . . . . —

„Liebe Theophile, ich muß Dich bitten in allem was Sintram betrifft, Chriſtiane aus dem Spiel zu laſſen," fiel die Gräfin mit kalter Beſtimmtheit ein.

„Iſt es denn möglich dieſem Thierſtein als Bewerber den Vorzug zu geben vor Sintram!"

„Von Vorzug iſt nicht die Rede, da Sintram kein Bewerber ſein kann."

„Allein er kann es noch werden — und dann wäre er in jeder Beziehung eine paſſendere

Partie für Chriſtiane, denn er iſt reicher und jünger."

„Ob das Chriſtiane glücklicher machen würde, iſt die Frage. Sie bedarf entſchieden eines Gatten, der ſie ſtützt und leitet, und das vermag der ältere Mann leichter, als der jüngere. Was aber das Vermögen betrifft, ſo gibt das nicht den Ausſchlag bei uns. Wir treiben keine Geldgeſchäfte, folglich iſt das Geld für uns kein Lebenszweck, ſondern nur ein Mittel um zu leben — und da es uns nicht einfällt mit dem Reichtum der Juden — überhaupt der Spekulanten — in Luxus und Verſchwendung zu rivaliſieren: ſo ſehen wir nicht ein, weshalb wir beſonderes Gewicht auf das Vermögen eines Schwiegerſohnes legen ſollten."

„Es ſchadet doch gewiß nicht dem Fürſten Gundaccar in Deinen Augen, daß er enorm reich iſt," erwiderte die Baronin ſpitz.

„Gundaccar's großes Vermögen und Valerian's geringes Vermögen haben die Wahl unſerer Töchter und unſere Beſtätigung derſelben nicht beſtimmt — und nur davon ſprachen wir. Diethelm Thierſtein iſt nicht reicher als ſein Bruder. Gibt ſich Chriſtiane mit einer beſcheidenen Lebensſtellung zufrieden, ſo ſind wir Eltern es auch. Ob ſie es iſt, weiß ich aber noch nicht."

„Mir ſcheinen die Abſichten des Herrn von Thierſtein klar wie die Sonne, beſte Emerenz."

„Mir auch. Doch wie Chriſtiane ſie aufnimmt — das nicht.“

„Liebſte Emerenz, ich beſchwöre Dich verſchiebe die Entſcheidung ſo lange bis Sintram's Feſſeln gelöſt ſind, denn mir ſcheint, daß ihm Chriſtiane große Teilnahme ſchenkt.“

„Ja, großes Mitleid, beſte Theophile; indeſſen wird ſie ſich durch Mitleid ſchwerlich zur Wahl eines Gatten beſtimmen laſſen. Sie hat kräftigere Gefühle . . . . und ich muß Dich beſchwören ein Thema nicht zu berühren, das mir über die Maßen peinlich iſt und Dich ſchmerzen muß.“

Die Baronin war unausſprechlich entrüſtet über dieſe Erklärung. Seitdem ſie im Gothaer Kalender über den Geburtstag der damals vierzehnjährigen Chriſtiane ſich vergewiſſert und zu ſich ſelbſt geſagt hatte: Ja! Chriſtiane von der Argen und Sintram! — — ſeitdem war dieſe Ehe bei ihr zur fixen Idee geworden. Sintram's Heirat ſchien deren Verwirklichung unmöglich zu machen; doch ſo wie jetzt die Sache ſich geſtaltet hatte, wollte die Baronin wieder an die Möglichkeit glauben. Je ſchwerer ihr ſelbſt das im Grunde ihres Herzens wurde, deſto mehr ſuchte ſie andere für den Glauben an dieſe Möglichkeit zu gewinnen, weil die fremde Zuſtimmung ihr mehr Sicherheit gegeben hätte. Daß ihr dies bei der Gräfin gänzlich mißlang, kränkte ſie aufs tiefſte. Nach dieſem Geſpräch ſagte ſie zum Baron:

„Die gute Emerenz iſt herzlos wie die glücklichen Menſchen zu ſein pflegen. Sie hat ſchnöde meine Wünſche bezüglich unſerer Kinder abgewieſen.“

„Schnöde? . . . . aber Minettchen, bedenke doch, daß Sintram noch nicht frei iſt“ . . . . —

„So gut wie frei!“ fiel ſie ein: „und ich gebe auch noch keineswegs die Hoffnung auf, ſobald er ſich ohne Rückhalt an Chriſtiane ſelbſt wenden wird. Deshalb wollen wir möglichſt ſchnell die Seebäder abtun und geradeswegs nach Rom gehen. Dann kommen wir doch noch anderen Bewerbern zuvor, und der Flügel des Waldhauſer Schloſſes wird ſeiner Beſtimmung gemäß ausgebaut.“

„Möchte es nur recht bald geſchehen!“ ſeufzte der Baron: „Nachdem ich hier das muntere Leben in einem großen Familienkreiſe geſehen habe, wird mir die Stille und Einſamkeit von Waldhaus gar nicht mehr ſo gefallen. Im Alter bedarf man der Erheiterung durch die liebe Jugend; — nicht wahr, Minettchen?“

„Du biſt ja noch gar nicht alt, mein lieber Freund,“ verſetzte ſie ausweichend, da es ihr unmöglich ſchien eine ſeiner Bemerkungen zu beſtätigen. — —

„Nein, liebe Tante, morgen kannſt Du nicht mit dem erſten Zug abreiſen,“ verſicherte Chriſtiane mit dem Eiſenbahnbuch in der Hand.

„Ich bin an frühe Stunden gewöhnt, gutes Kind,“ erwiderte die Baronin.

„Dann mußt Du ſehr früh aufſtehen, liebe Tante, denn wegen des hohen Feſtes Mariä Himmelfahrt iſt morgen die Frühmeſſe in der Pfarrkirche um halb ſechs Uhr und der Zug geht um ſieben von der Station ab.“

Die Baronin hätte ſehr gern die Meſſe aufgegeben; da man es aber mehr als anſtößig gefunden hätte, ſo ſagte ſie mit ſüßſauerem Lächeln:

„Um nicht um vier Uhr morgens das Schloß in Unruh zu verſetzen, werden wir alſo mit einem ſpäteren Zug gehen. Aber abreiſen müſſen wir, damit wir nicht die beſte Jahreszeit für das Seebad verſäumen.“

Chriſtiane ſagte leiſe zu Rosmary:

„Gottlob! Es wäre recht fatal geweſen und hätte uns ganz geſtört.“ — —

Am nächſten Morgen gingen Chriſtiane und Rosmary in aller Frühe zur erſten Meſſe ins Dorf hinab um die heiligen Sakramente zu empfangen. Im herrſchaftlichen Kirchenſtuhl waren bereits Winfried und Thierſtein — und in der nämlichen Abſicht. Die einen wie die andern waren überraſcht und hatten vielleicht einige Urſache ſich flüchtiger Zerſtreuung anzuklagen; aber kein Blick wurde gewechſelt, viel weniger ein Wort, und Chriſtiane und Rosmary kamen eine halbe

Stunde ſpäter als die beiden Männer ins Schloß zurück, ſchweigend und andächtig.

Sintram eilte ihnen ſchon im Schloßhof entgegen und ohne auf ihre Stimmung Rückſicht zu nehmen, ſagte er lebhaft:

„O Chriſtiane, wie traurig iſt es, daß ich Dich zu früh geſehen und zu ſpät gekannt habe.“

„Wie?“ fragte ſie ganz zerſtreut wie jemand, der von einer Anrede keine Silbe verſtand.

Es iſt höchſt unangenehm, ein Wort wiederholen zu müſſen, das aus dem überwallenden Gefühl geboren iſt. Schon der Umſtand, daß es nicht verſtanden wurde, läßt ahnen, daß es trotz der Wiederholung dasſelbe Schickſal haben werde. Und ſo war es auch, denn Chriſtiane erwiderte:

„Ich entſinne mich nicht, wann ich Dich zuerſt ſah.“

Und damit war das Geſpräch zu Ende. Einige Stunden ſpäter reiſte die Familie Uglas ab. Am Abend dieſes Tages wurde Chriſtiane zu ihrer Mutter gerufen. Sie fand auch ihren Vater da und er ſagte ernſt und bewegt:

„Thierſtein hat um Dich angehalten, Chriſtiane, was antworteſt Du.“

„Das iſt eine ernſte Frage,“ erwiderte ſie, „zuerſt muß ich wiſſen, was meine Eltern dazu ſagen.“

„Sie wußten um ſeine Abſicht und waren ihr

ihr. Sie ſoll, ſie darf nichts ahnen von Ihrer und meiner unheilvollen Schwäche; ſie ſoll glücklich ſein ....“ — —

„Wenn es zu ihrem Glück gehört, daß die Regungen meines Herzens, welchen ich nicht gebieten kann, ſich ihr zuwenden: ſo giebt es kein Glück für Cornelie. Alles was Verehrung, Hochachtung, ſogar Bewunderung von Seiten eines Gemals begehren, bringe ich ihr dar, und ich darf ſagen mit einer Aufmerkſamkeit und Rückſicht, deren ſich wenig Frauen zu erfreuen — wenig Männer zu rühmen haben; das, ſcheint mir, iſt für die Ehe ein großes Glück.“

„Auch den Anſprüchen der Liebe genügend?“

„Theuerſte Antoinette, Sie ſprechen von Liebe und ich ſpreche von Ehe: da können wir uns freilich nimmermehr verſtehen.“

„Nun, ich will Ihnen Zeit geben um zum Verſtändniß zu gelangen. Ich werde heute krank werden auf unbeſtimmte Zeit, Niemand empfangen, ganz unſichtbar bleiben, und zwar ſo lange bis Sie völlig Frieden mit Cornelie gemacht, und jeden Argwohn bis auf die letzte Spur aus ihrer ſchönen vertrauenvollen Seele genommen haben. Sie ſoll glücklich ſein — verſuchen Sie nicht mich darüber zu täuſchen! jeder Verſuch würde nur die Folge durchaus nicht entgegen; allein ſie wollen ſie auch nicht befürworten. Du mußt entſcheiden."

„Überlege, Chriſtiane," ſagte die Gräfin; „es wird in Deinem ganzen Leben kein gewichtigeres Wort von Dir geſprochen werden, als wenn Du jetzt — Ja ſagſt. Das Seelenheil von zwei Menſchen wird auf dieſem Ja beruhen."

„Ein furchtbarer Gedanke!" rief Chriſtiane.

„Und der ſelten nach Gebühr erwogen wird," ſetzte die Gräfin hinzu.

„Sprich ganz unbefangen nein, wenn Dein Sinn auf nein ſteht," ſagte der Graf: „Du haſt es ja ſchon zweimal getan."

„Ach, das iſt es eben, Papa! ich möchte nicht gern nein ſagen .... allein ich fürchte mich ja zu ſagen."

„Wenn es ſo ſteht, Chriſtiane," erwiderte er lächelnd, „dann ſprich nur friſchweg ja, denn über die Furcht wird der liebe Gott Dir ſchon hinweghelfen."

„Ich kann wirklich nicht nein ſagen, obgleich Du das ja ſo ungeheuer ernſt nimmſt, liebſte gute Mama," ſagte Chriſtiane und ſchmiegte ſich an die Gräfin: „Bei den früheren Anträgen konnte ich unmöglich etwas anderes ſagen als nein .... doch jetzt wäre das eine Lüge. Nur weiß ich nicht ob ich Thierſtein genug liebe."

„Flößt er Dir ſo viel Vertrauen zu ſeinem Charakter, ſeiner Denkungsart, ſeinen Grundſätzen ein, daß Du die Zuverſicht haſt in den Freuden und Leiden des Lebens einen ſichern Freund an ihm zu beſitzen?“ fragte die Gräfin: „und biſt Du bereit ihm dafür die Opfer zu bringen, die eine gute Frau in der Ehe zu bringen hat, weil der Mann der Herr iſt, ſo darfſt Du ruhig ſein — Du liebſt ihn mit einem Gefühl, das keinen Rückſchlag vor der Überſchwänglichkeit zu fürchten hat.“

„Nun, was ſollen wir ihm antworten?“ ſetzte der Graf hinzu: „Nimmſt Du nicht ſeinen Antrag an, oder willſt Du Dich längere Zeit beſinnen, ſo will er morgen in aller Stille abreiſen.“

„O bitte, das nicht! Er ſoll hier bleiben!“ rief Chriſtiane lebhaft.

Die letzte Tochter! ſeufzte der Graf für ſich und das Auge der Gräfin füllte ſich mit Tränen, als ſie Chriſtiane in ihre Arme ſchloß.

Boa constrictor.

In einer ſehr eleganten Wohnung in Brüſſel herrſchte eine merkwürdige Unordnung und der Salon ſah noch gerade ſo aus, wie die Geſellſchaft ihn Abends zuvor verlaſſen hatte, obſchon jetzt die Mittagsſtunde vorüber war. Die Vorhänge waren geſchloſſen, Tiſche und Stühle ſtanden durcheinander, die Luft war beklommen und es herrſchte eine ſolche Stille, als ob ſämtliche Bewohner im tiefſten Schlaf lägen, oder als ob ſie in der Nacht geſtorben wären. Es war nicht dieſes und nicht jenes der Fall — und doch eine beängſtigende Öde! —

In dem Schlafzimmer dieſer eleganten Wohnung ſaß eine Frau, mit verweinten Augen, mit entſtellten Zügen. Ihr reiches blondes Haar hing aufgelöſt über ihren Morgenanzug herab. Sie wimmerte vor ſich hin und hielt krampfhaft ein zerknittertes Blatt Papier in der Hand, das ſie zuweilen mit dem Ausdruck der Gedankenloſigkeit glatt ſtrich und anſtarrte um bald wieder mit einem dumpfen Klagelaut in ſtumpfer Verzweiflung zu verſinken, denn ſie war ganz allein, ganz verlaſſen, ganz hilf- und mittellos. Sie beſaß nichts als die Kleider, die ſie trug. All' ihre Toiletten- und Schmuckſachen waren verſchwunden und die Zimmereinrichtung, die ſie umgab, gehörte ihr nicht. Wie — womit — auf welche Weiſe ſollte ſie ihr jammervolles Daſein friſten! . . . . oder ſollte ſie ſich ſtumpfſinnig im Elend untergehen laſſen! . . . . Bilder der Vergangenheit ſtiegen in ihrem Gedächtnis auf, ihre erſte Jugend in der Superba mit maßloſen Verwöhnungen — ihre ſpäteren Jugendjahre, mühſam zwar und dürftig, aber gelichtet durch glänzende Hoffnungen auf eine lange Zukunft voll Glück — ihre Ehe, voll Enttäuſchung zwar und voll mancher Bitterkeit, allein Sintram liebte ſie und hätte ſie ſich in ihre Lage finden und fügen wollen, ſo wäre er zufrieden geweſen und hätte ihr ſicher nicht das Leben ſchwer gemacht. Genug die Exiſtenz in der Manſarde und im Förſterhauſe, ſogar der Aufenthalt bei ihrem Bruder im Pfarrhof, der ihr damals ganz unerträglich vorkam — alles bekam eine paradieſiſche Färbung durch den Gegenſatz zu der Lage, in welcher ſie ſich jetzt befand. Denn was las ſie auf dem ſchrecklichen Papier, das ſie vor einigen Stunden im Salon gefunden hatte? —

„Ich bin gänzlich ruiniert und im Begriff, nach Antwerpen und mit einem Auswandererſchiff nach

Auſtralien zu gehen, wo ich, wenn alle Stricke reißen, Schafhirt werden will. Unter dieſen Umſtänden iſt es ein großes Glück. daß unſere Verbindung ſich eben ſo leicht löſen läßt, als ſie geſchloſſen wurde, denn eine Hirtin in Auſtralien iſt etwas ganz anderes, als eine Hirtin auf dem Theater und iſt in jedem Fall etwas, das einer ſo eleganten, ſchönen und vergnügungsſüchtigen jungen Frau wie die Baronin Roſalba Uglas iſt, nicht zugemutet werden darf. Sie wird mir alſo ohne Zweifel großen Dank wiſſen, daß ich ſie in meine armſelige Zukunft nicht verflechte. Otto Rot.“ —

Er war alſo verſchwunden und hatte in tiefer Nacht das Haus verlaſſen. Verſchwunden waren auch die beiden Diener. Das Kammermädchen war noch erſchienen um anzukündigen, daß ſie in einen andern Dienſt trete, da eben heute der Monat ablaufe, für welchen ſie den Gehalt pränumerando bekommen habe. Und ſomit war Roſalba allein — fürchterlich allein, denn ſie kannte niemand, als die Männer, die ſich zum Spiel bei Otto einfanden und konnte ſie vernünftiger Weiſe von ihnen Rat, Schutz, Hilfe erwarten? — Nein, ach nein. Dieſe Männer gingen ihrer Leidenſchaft nach und hatten nicht das mindeſte Intereſſe für die unglückliche Frau, die ſie ja nur inſoweit beachtet hatten, als dieſelbe die Rolle der Dame des Hauſes geſpielt und die Geſellſchaft empfangen hatte. Was ſollte ſie beginnen? Wo zeigte ſich ihr ein Ausweg? —

Sie verſank in ſtumpfes Hinbrüten, ohne zu überlegen, ohne nachzudenken, ohne zu beten, ohne irgend eine menſchenwürdige Regung des Willens, der moraliſchen Kraft, des ſittlichen Bewußtſeins, des religiöſen Aufſchwungs. Die Boa constrictor der Welt hatte ſie zu feſt umſchlungen, zu gründlich gelähmt. — —

Sie fuhr ſchreckhaft zuſammen, denn es wurde an ihre Tür geklopft. Wer konnte das ſein? — Wahrſcheinlich der Hausherr um ihr zu bedeuten, daß ſie die Wohnung zu verlaſſen habe. Sie ſprang auf, wand ihr Haar zuſammen, ſetzte ihren Hut auf und nahm die Handſchuhe, als ob ſie durch ihren Anzug jener Weiſung zuvorkommen wolle. Dann öffnete ſie die Türe und trat in ihren kleinen Salon. Allein es war nicht der Hausherr, der ſich ganz gemütlich auf dem Sofa niedergelaſſen hatte, und Roſalba rief überraſcht:

„Mein Gott! . . . der Fürſt! Wiſſen Sie denn nicht, was hier vorgefallen iſt?“

„Alles weiß ich und eben deshalb bin ich hier, denn es hat mich die cyniſche Weiſe empört, in welcher der ſaubere Schafhirt in Spe mir geſtern Abend ſeinen Ruin und ſein Vorhaben mitteilte. Ich konnte daraus ſchließen, daß Sie Sich in einiger Verlegenheit, wenigſtens für den Augenblick befinden müßten und ich komme um Ihnen meine Dienſte anzubieten.“

„Ach,“ erwiderte Roſalba, „meine Lage iſt ſo verzweifelt, daß Ihre Teilnahme, mein Fürſt, mich ſehr rührt .... aber daß ſie mir nicht helfen kann.“

„Jugend und Schönheit dürfen nie verzweifeln. Die ganze Welt ſteht ihnen offen und tauſend Hände ſind bereit ihnen zu dienen.“

„Das iſt nicht der Fall bei mir. Ich befinde mich ohne irgend eine Ausſicht in der größten Hilfloſigkeit und würde mich glücklich ſchätzen in eine dienende Stellung zu kommen.“

„Eine dienende Stellung wollten Sie einnehmen, Sie mit Ihren Gewohnheiten der Eleganz? Sie mit Ihren luxuriöſen Liebhabereien?“ rief der Fürſt: „Aber ich bitte, überlegen Sie doch was Sie da unternehmen wollen! Eine Kammerfrau beſorgt die Toilette ihrer Herrin; — nicht die eigene. Eine Geſellſchafterin verkürzt die einſamen Stunden ihrer Herrin und verſchwindet, ſobald dieſe unterhaltendere Geſellſchaft hat. Sind Sie dazu geneigt? Würden Sie in einer ſolchen Lage drei Tage ausharren?“

„Entmutigen Sie mich nicht noch mehr, als ich es ſchon bin,“ verſetzte Roſalba, „mir bleibt keine andere Wahl.“

„Bei der Unmaſſe von Aſpiranten zu jedem, auch zu dem geringſten, dem unſcheinbarſten Plätzchen, ſind gute Empfehlungen durchaus erforderlich,“ fuhr der Fürſt fort: „wer ſoll Sie, die Fremde, im fremden Lande empfehlen?“

„Ich weiß nicht," ſagte ſie tonlos und legte ihre Stirn in beide Hände.

„Hier ſind keine Ausſichten für Sie," ſetzte er kaltblütig hinzu: „aber vielleicht" . . . . —

Er ſchwieg. Roſalba rief lebhaft:

„Vielleicht in Rußland durch Ihre Vermittelung. Sei es wo es ſei! nur daß ich dem Elend entrinne, das mich von allen Seiten als ſcheußliches Geſpenſt angrinſt."

Sie ſprang auf und ging im Zimmer hin und her die Hände ringend.

„Verzeihen Sie die Frage," hub er wieder an, „hat der böſe Flüchtling Ihnen etwa für die nächſte Zeit Subſiſtenzmittel hinterlaſſen?"

„Nichts . . . . gar nichts! In den letzten Wochen hat er ſogar meine Schmuckſachen und von Toilettengegenſtänden alles verkauft was irgend wertvoll war. Er hoffte von einem Tage zum andern auf die Wechſelfälle des Glücks . . . . aber vergebens! Und wir führten hinter der Maske von Glanz ein elendes Leben, ein gequältes Leben, das jetzt für mich den Höhepunkt erreicht hat . . . . denn ich bin nicht imſtande mir ein Stück Brot zu kaufen."

„Das iſt ja haarſträubend!" rief der Fürſt und ſtieß mit ſeinem Krückſtock auf den Fußboden: „beruhigen Sie ſich . . . . ich übernehme es Ihnen eine paſſende Stelle zu verſchaffen, die, wenn auch abhängig, doch keineswegs dienend iſt. Ich gehe nach Aachen zum Gebrauch der Bäder. In einigen Tagen hoffe ich Ihnen ein annehmbares Plätzchen anbieten zu können. Vorderhand müſſen Sie dieſe Wohnung verlaſſen und eine kurze Zeit im Gaſthof wohnen."

„Vergeſſen Sie nicht, daß ich ganz mittellos bin," fiel ſie ein.

„Gewiß nicht! Sie aber brauchen ſich nicht zu beunruhigen, woher die Mittel kommen."

„Doch, doch! fremde Großmut kann ſchwer drücken."

„O ich bin gar nicht großmütig und wir ſind ja alte Bekannte — wenn Sie mich auch damals in der Superba wenig beachtet haben, weil Ihr romaneskes Köpfchen ein Idol hatte, welches zum erſten Kettenglied Ihres traurigen Schickſals geworden iſt. Hier aber bin ich ſechs Monate lang täglich in Ihrem Hauſe, in dieſen jetzt verödeten Räumen geweſen und nicht wegen des Spiels, ſondern hauptſächlich wegen Ihrer muntern, ungezwungenen Unterhaltung, die in einem ſo ſchönen Munde doppelt bezaubert. Es iſt alſo ganz in der Ordnung, daß ich mich Ihrer in einem Augenblick annehme, wo Sie in der peinlichſten Verlegenheit ſich befinden, da ſie ſchwerlich wünſchen zu Baron Uglas zurückzukehren."

„Lieber ſterben!" rief Roſalba entſetzt.

„Nur ruhig! das Sterben iſt gar nicht nötig!

Doch Sie haben vielleicht Geſchwiſter, vielleicht Verwandte, zu denen Sie ſich begeben möchten.“

„Nicht um die Welt! mein jammervolles Schickſal hat mich den meinen entfremdet! Nein, lieber ſterben als mich an meine Verwandten wenden,“ rief Roſalba ganz außer ſich über die Möglichkeit vor Alois oder vor Anton zu erſcheinen, die beide, freilich in ganz verſchiedener Weiſe, unendlich ſie demütigen würden: der eine durch ſein frommes Leben und ſeine den himmliſchen Dingen zugewendete Richtung; der andere durch die Gemeinheit ſeiner Geſinnung. Und ihre Mutter! . . . . und Rosmary! . . . . wie hätte ſie vor ihnen erſcheinen können! — „Nein!“ rief ſie, „ich muß wiederholen, daß mir der Tod minder bitter wäre.“

„Laſſen wir den Tod aus dem Spiel!“ verſetzte der Fürſt, der die Mahnung an das Ende des Menſchen auf dieſer Seite des Lebens durchaus nicht liebte, weil ihm die Fortſetzung auf jener Seite kein beſonders tröſtlicher Gedanke war: „Mögen wir auch einige bittere Stunden haben — die bitterſte von allen — iſt die letzte. Doch genug davon. Ihre Verlaſſenheit, Ihre Hilfloſigkeit wird mir immer klarer und es ſoll mich unendlich freuen, wenn es mir gelingt Sie in eine Lage zu bringen, die Ihnen zuſagt.“

Damit erhob er ſich und ſagte verbindlich:

„Sie erlauben alſo, daß ich meinen Wagen haben, daß Sie mich nie! nie! wiederſähen. Jetzt bin ich krank — drum leben Sie wol.“

„Gnädige Frau! rief Euſtach heftig aufgeregt, Sie treiben ein grauſames und ſeltſames Spiel mit mir. Wenn Ihre Huld mich einen Augenblick zu beglücken ſcheint, ſo weiſen Sie mich in dem andern nur um deſto kälter und ſtolzer aus Ihrer Nähe, es vergehen Tage, Wochen in denen ich Sie nicht ſehen darf, und jezt ſchreiben Sie mir Bedingungen vor, an deren Ernſt ich nicht glauben könnte, wenn Ihr holdes Auge mich nicht ſo unerbittlich ernſt anblickte. Aber was ſoll das bedeuten: auf unbeſtimmte Zeit?“

„Ich laſſe Ihnen einen Monat Friſt....“ — —

„Einen Monat! rief er entſetzt; Antoinette, es iſt Folterqual Sie nicht zu ſehen! wir ſind in einem Hauſe, unter einem Dach.... Antoinette, es kann nicht Ihr Ernſt ſein! Sie gehören zu meinem Leben! Ihres Weſens Atmoſphäre iſt die meine! wir begegnen uns in Geſinnung und Richtung des ganzen Seins! ich liebte Sie von dem erſten Moment an wo ich vor Ihnen geſtanden habe! mit Ihrem erſten Blick haben Sie mich in unzerreißbare Feſſeln geſchlagen....“ —

„Wenn ſie unzerreißbar ſind, warum ſollten ſie ſie denn nicht einen Monat aushalten?“ unterbrach ſchicke, der Sie und Ihre Koffer in ein Hotel bringt?"

„Sie ſehen, daß ich gezwungen bin von Ihrer Güte Gebrauch zu machen," entgegnete Roſalba und ſank erſchöpft in einen Lehnſtuhl.

„Wohlan denn, packen Sie Ihre Sachen zuſammen und faſſen Sie Mut. In einer Viertelſtunde holt mein Wagen Sie ab und ſchon die veränderte Umgebung wird Sie wohltätig zerſtreuen und die Tränen verſiegen laſſen, die Ihre ſchönen Augen doch nur über Ihr Mißgeſchick und gewiß nicht über den Schafhirten in Spe weinen. Alſo Mut — und auf baldiges Wiederſehen in Aachen."

Er ſchüttelte ihre Hand und verließ ſie, etwas mehr auf ſeinen Stock ſich ſtützend wie in der Superba, übrigens durch allerhand Toilettenmittel noch immer gut konſerviert ausſehend und mit großen Anſprüchen für jugendlich zu gelten und dem ſchönen Geſchlecht nicht zu mißfallen.

Als Roſalba ſeinen Wagen fortrollen hörte, fuhr ſie aus ihrer Betäubung auf und ſprach zu ſich ſelbſt: Ja, fort von hier, wo jeder Blick auf die Umgebung mich an den entſetzlichen Menſchen erinnert, der mich in den Abgrund geſtoßen hat! .... Ohne ſeinea flſchen Vorſpiegelungen ſäße ich friedlich in der Heimat bei meiner Blumenarbeit! .... O wie glücklich war ich an meinem Arbeitstiſch! .... — — Roſalba vergaß ganz und gar, daß ſie, als ſie bei ihrer Blumenarbeit ſaß, ſich mit nichten glücklich gefühlt – und daß ſie auch im Förſterhauſe die Klage geführt hatte, durch Sintram's Falſchheit aus einer zufriedenen Lage in eine beweinenswerte verſetzt zu ſein, gleichſam als ſei ſie eine willenloſe Maſchine, die durch fremde Hände in Bewegung geſetzt wird. Lieber will der Menſch, die edelſte Gabe Gottes, die Willenskraft, verleugnen, als eingeſtehen, daß es ſeine Schuld iſt, wenn er ſie nicht anwendete.

Roſalba raffte ſich zuſammen um der Weiſung des Fürſten zu folgen und ihre Koffer zu packen. Ach, das war bald geſchehen! Geſtern Nachmittag war Otto mit einer alten Jüdin gekommen, welcher er den Inhalt von Roſalba's Kleiderſchränken verkaufte — den Reſt nämlich, denn Kleider von Sammt und Seide, Spitzen und Pelze waren ſchon früher nach und nach unter dem Vorwand verkauft, daß Roſalba dieſe Sachen im Sommer nicht brauche. — Als ein Lohndiener erſchien und ihr meldete der Wagen ſtehe zu Befehl, da war ſie auch ſchon zur Abfahrt bereit. Im Gaſthof erfuhr ſie, daß der Fürſt ſchon fort ſei. Es war ihr lieb; ſie konnte ungeſtört ausruhen und ſich erholen von dem furchtbaren Schlag, der ſie betroffen hatte, denn daß Otto ſie jemals verlaſſen könne, dies war ihr nie in den Sinn gekommen. Auf eine vorübergehend dürftige Exiſtenz hatte ſie ſich freilich in der letzten Zeit gefaßt machen und auch erkennen müſſen, wie flüchtig Otto's Zuneigung geweſen ſei. Allein bei ihrer Gewohnheit nie auf den Grund der Dinge und Verhältniſſe zu gehen, nahm ſie immer das an, was ihrem Leichtſinn zuſagte — und das war in dieſem Fall die Überſiedelung nach Amerika. Deshalb hatte Otto's Flucht ſie wie ein überraſchender Blitzſtrahl getroffen. — Das war nun vorbei. Auch dieſe Epoche lag abgeſchloſſen hinter ihr. Was nun? — Sie kannte den Fürſten genug und genug die Atmoſphäre der Welt, in welcher er lebte und ſie lebte, um mindeſtens zu ahnen, welche Stellung er ihr zudenke: aber was blieb ihr übrig, als ſie anzunehmen. Ja, wäre ihre Ehe mit Sintram wirklich aufgelöſt, ſo könnte ſie den Anſpruch machen ſich mit dem Fürſten zu vermählen. Ob dieſer dazu geneigt ſei? — auf dieſe Frage gab ſie keine Antwort; ſie ging nur dazu über, die Unauflösbarkeit der Ehe zu verwünſchen und derſelben alles Unheil zuzuſchreiben, was über ſie und was ſeit dieſer entſetzlichen Einrichtung über die Welt gekommen ſei. Statt in der Unauflösbarkeit der Ehe einen Anker für die Schwankungen des Menſchenherzens auf dem Meer der Leidenſchaft zu erblicken, eine Schranke, die vor dem rettungsloſen Sturz bewahrt, eine Mauer, an deren Anprall der Taumelnde zur Beſinnung und dadurch zum Gebrauch ſeiner betäubten ſittlichen Freiheit erwacht: wollte Roſalba nur eine unbefugte Tyrannei über das Herz und ſeine Gefühle — und wie all' die Redensarten in den Romanen heißen! — darin wahrnehmen. Eine unglückliche Frau, die ſich dem unerträglichen Ehejoch entzog, mußte notgedrungen immer unglücklicher werden, wenn ihr nicht die Mittel zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz zu Gebot ſtanden. Dies war das Ergebnis ihrer Betrachtungen.

Plötzlich nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Sie hatte mit einer raſchen Bewegung ihr Taſchentuch hervorgezogen und mit dem Tuch ein Goldſtück, das klingend zu ihren Füßen niederfiel und auf dem Parquet dahinrollte. Wie lange mochten dieſe zwanzig Franks ihrer Börſe entglitten und in einer Falte der Taſche verſteckt geweſen ſein! — ſie wußte es nicht. Jetzt aber waren ſie da. Zwanzig Franks beſaß ſie. Man konnte verſchiedenes damit unternehmen: man konnte das Handwerkszeug für künſtliche Blumenarbeit kaufen, in einer Manſarde verſchwinden und das Leben der Arbeiterin fortſetzen. Man konnte auf dem letzten Platz der Eiſenbahn in die Heimat gelangen und ſich an Alois wenden, der ſie gewiß nicht verlaſſen werde. Man konnte ſich hier an einen Geiſtlichen wenden und ihn bitten, ihr Unterkunft in einem Kloſter zu verſchaffen, das ſich der Verlaſſenen und Ausgeſtoßenen annehme und ihm als Unterpfand des guten Willens das Goldſtück einhändigen. Von dem kleinen glänzenden Punkt am Boden ſchienen dieſe Vorſtellungen wie Strahlen eines guten Sternes auszugehen um Roſalba's Seele zu erleuchten; doch Eitelkeit, Stolz und Weltſinn zogen ihr finſteres Gewölk über das dämmernde Licht. Roſalba erhob ſich plötzlich aus ihrem Nachſinnen und ſteckte das Goldſtück wieder in die Taſche.

Am dritten Tage erhielt ſie ein Schreiben des Fürſten, welches ihre Ahnung über ihre künftige Stellung zur Gewißheit machte. Schließlich ſagte er, er habe eine reizende Wohnung für ſie in Ausſicht und deshalb müſſe er um eine telegraphiſche Antwort bitten.

Mein Schickſal will es ſo! ſprach Roſalba ſtumpfſinnig zu ſich ſelbſt: welch ein Glück, daß ich die zwanzig Franks habe! . . . . ich kann nun doch das Telegramm bezahlen. Dann ſchrieb ſie: „Ich komme," ließ einen Fiakre holen, fuhr zum telegraphiſchen Bureau, wo ſie ihre Depeſche abgab — und ſpürte eine Art von Erleichterung als ſie zurückkehrte, daß nunmehr das Goldſtück, wie eine ſchwere Verſuchung, verſchwunden ſei.

Der Kammerdiener des Fürſten erſchien Tags darauf. Er hatte den Befehl alles zu berichtigen, ſämtliche Rechnungen zu zahlen und Roſalba nach Aachen zu begleiten. In dem Brief, den er ihr überbrachte, bat der Fürſt dringend, daß ſie ſich in dem eleganten Brüſſel mit allem verſehe was die Toilette erfordere, und was ihrem Geſchmack irgend entſpreche. Der Kammerdiener beſchrieb die Wohnung der Frau Baronin als ein wahres Schmuckkäſtchen; — freilich nur ein kleines Haus, aber von exquiſiter Eleganz, von einem Garten mit den ſchönſten Blumen und Zierpflanzen umgeben. Daraus zog Roſalba den Schluß, daß die Bewohnerin dieſes kleinen Feenpalaſtes in entſprechender Weiſe gekleidet ſein müſſe und die Aufforderung des Fürſten fand kein taubes Ohr. — —

Mir blieb keine Wahl — es ſei denn Cyancali! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, als ſie mit dem Kammerdiener und einer Unmaſſe von Colli zum Bahnhof fuhr. Die Boa constrictor hielt ihre Beute feſt.

Ein Blick.

Seit Chriſtianens Verlobung war Winfried in der unerklärlichen Unruhe, die dem Ausbruch heftiger Leidenſchaft vorhergeht. Weshalb ſind ſie denn glücklich, Thierſtein und Chriſtiane? fragte er ſich heimlich; ſie ſind doch beide nur zwei alltägliche Menſchen, die in alltäglichen Verhältniſſen, ohne Kämpfe und ohne Schwierigkeiten ihr Hüttchen bauen wollen. Was muß es ſein — das Glück, wenn eine ſtarke Liebe es errungen, wenn ein Kampf auf Tod und Leben es den Verhältniſſen abgetrotzt hat! Was würde es für mich ſein, wenn ich *ſie* mir erobern könnte! Aber ſie . . . . was weiß ſie von mir? verſteht ſie, daß mein Herz überwallen möchte um das Geheimnis des ihren herauszulocken — und daß ich doch ſchweigen muß bis ich ſicher bin, daß ſie die meine werden kann. Ohne dieſe Gewißheit von Liebe zu ſprechen, wäre ehrlos . . . . und habe ich dieſe Gewißheit? . . . . Werde ich nicht meine Eltern auf's tiefſte betrüben? . . . . in unſern Familienkreis, der ſo einig, ſo harmoniſch, ſo friedlich iſt, eine gründliche Verſtörung bringen? . . . . Werde ich, der älteſte Sohn, nicht meinem Bruder ein Beiſpiel geben, auf das er ſich dermaleinſt berufen könnte, wenn man ſeine Neigung, ſeine Wahl mit Recht mißbilligen müßte? . . . . Aber können dieſe Rückſichten als eine Pflicht betrachtet werden, die das ſchwerſte Opfer verlangt, welches der Menſch bringen kann — das Opfer ſeines Herzens? . . . . ich glaube nicht. Von geringer Herkunft iſt ſie und in dürftiger Lage hat ſie gelebt . . . . ja! doch zugleich in der Ausübung aller Tugenden. Und jetzt, in ihrer untergeordneten und abhängigen Stellung, hat ſie dieſe Dienſtbarkeit ſo geadelt, daß jeder, der in ihre Nähe kommt ſie achtet und liebt und daß ein Fremder nicht ahnen würde, daß ſie nicht zur Familie gehört — dermaßen paßt ſie hinein und iſt gleichſam zur Adoptivtochter gemacht. Weshalb ſollte ſie nicht wirklich als Tochter aufgenommen werden? — Er ſeufzte, denn die Überlegung ſagte ihm, daß ſeine Eltern trotz des liebreichſten Wohlwollens und ſeine Schweſtern trotz freundlicher Zuneigung für Rosmary, doch nicht mit Unrecht eine andere Schwiegertochter, eine andere Schwägerin wünſchen dürften. Niemand würde über ſeine Wahl ſich freuen — das verhehlte er ſich nicht; doch wirklich ſtörend werde ſie nicht ſein, da er nicht auf Argenfels, ſondern in weiter Ferne lebe, wohin die Gattin ihm folgen werde. Daß ſie ihn empfange, wenn er von ſeinen langen Meeresfahrten heimkehre — konnten ihm die Eltern das mißgönnen? Sie, an Entſagung jeder Art gewöhnt, würde ſich finden in die Einſamkeit, in die lange Trennung, welche der Beruf des Seemanns für deſſen Gattin mit ſich bringt, würde zufrieden ſein in den beſcheidenen Verhältniſſen, die er ihr bieten könnte, würde genug Selbſtverleugnung haben um nicht das Aufgeben ſeines Berufs von ihm zu verlangen. Das alles war nicht zu erwarten von einem in allen Verwöhnungen erzogenen jungen Mädchen und hing doch eng zuſammen mit ſeinem Ideal von Glück: in Freiheit dienen, in Beſchränkung zufrieden ſein.

Antonie war mit Mann und Kindern bald nach Chriſtianens Verlobung abgereiſt. Ihren Vorſchlag bezüglich Rosmary's hatte ſie nicht wiederholt, denn die Gräfin, die ihm ohnehin abgeneigt war, würde in dieſem Augenblick noch weniger darauf eingegangen ſein. Überdas war ſie ſelbſt ſchwankend in ihrer Anſicht geworden, nachdem ſie mit ihrem Mann ſich beſprochen und die Antwort bekommen hatte:

„Liebes Herz, alle Frauen ſind geneigt große Paſſionen zu wittern, wo ſich ein flüchtiges Wohlgefallen kund gibt. Winfried iſt ein Seebär, ein exzentriſcher Menſch, der nichts liebt als ſein Schiff.“

„Ja, weil er bis jetzt keine andere Liebe kannte, Kary. Iſt er aber ein exzentriſcher Menſch — ich meine, ein Menſch, deſſen Axe nicht das hergebrachte Weltleben iſt, ſo wird das auch in ſeiner Herzensneigung an den Tag kommen und das ſpricht für meine Beobachtung.“

„Sie iſt ja wunderſchön — alſo mag er immerhin in ſie verliebt ſein, beſtes Kind, doch das iſt etwas ſo alltägliches, daß ich wirklich nicht begreiſe, wie Dich dieſe Wahrnehmung bei Winfried beunruhigen kann. Du ſiehſt ja, daß die Mama ganz ruhig iſt.“

„Ja, denn ſie hält Winfried in dieſem Punkt für einen ſehr vernünftigen und gar nicht für einen exzentriſchen Menſchen, wie Du es tuſt.“

„Winfried iſt auch inſofern höchſt vernünftig, als er gewiß nie ſuchen wird einem weiblichen Weſen das Köpfchen zu verdrehen; und da dieſe Rosmary neben all ihrer Schönheit auch große Klugheit beſitzt, ſo darfſt Du mit gutem Gewiſſen Deine Beſorgniſſe aufgeben.“

Antonie ſchwieg und reiſte ab. Im November wollte ſie zu Chriſtianens Vermählung mit Gundaccar, aber ohne die Kinder wiederkommen. Der Familienkreis wurde kleiner auf Argenfels; aber Bekannte, Verwandte, Nachbarn und gute Freunde ſtellten häufiger denn zuvor ſich ein, teils um den Verlobten ihre Glückwünſche darzubringen, teils ihn Madame Orzelska mit einer ſo ſüßen Inflexion der Stimme und einem ſo lieblich neckenden Blick, daß er ſich zu ihren Füßen niederwarf und rief:

„So ſei es denn auf einen Monat, Circe! aber dann verſprich mir ....“ —

„Nichts!“ ſagte Madame Orzelska und legte leicht die Hand auf ſeine Lippen ohne ihm Zeit zu einem flüchtigen Kuß der zierlichen Finger zu laſſen.

Er ſprang heftig auf und ſagte faſt zornig:

„Antoinette! Sie verſtehen zu martyriſiren.“

„Hm?“ fragte ſie, ſo gleichgültig als habe ſie ihn nicht verſtanden.

„Gut! ſagte er gefaßt. Alſo auf einen Monat bin ich von Ihrem Angeſicht verbannt um Cornelien Muße zu geben ſich gründlich über jeden bangen Argwohn, der im Lauf dieſes Winters in ihr hätte keimen können, zu beruhigen. Sie befehlen es und ich gehorche. Aber nun bitte ich: denken Sie im Lauf des Frühlings nicht an Ihre Abreiſe.“

„Ich fürchte ich werde ſie vor dem Sommer nicht bewerkſtelligen können,“ ſprach ſie nachläſſig.

Euſtach machte eine Bewegung des Entzückens, aber ſie wich wie ein Schatten zurück.

„Circe!“ rief er und verließ ſie. In ſeinem Zimmer warf er ſich auf die Chaise longue, hüllte um die Freuden der Jagd zu genießen, an denen der Graf ſtets großes Vergnügen fand und die für Winfried etwas neues waren. Dazwiſchen gab es denn endloſe Beratſchlagungen über den Punkt auf dieſem Erdball, wo ſich das künftige Ehepaar niederlaſſen werde. Thierſtein hatte Abſchied aus dem Militär genommen und wollte zu Chriſtianens größter Freude ein Landgut kaufen, denn wie den meiſten auf dem Lande erzogenen Menſchen, kam ihr das Stadtleben eng und drückend vor. Doch wo war dies Gut zu finden? Es gaben ſich Wünſche ſowie Rückſichten in Maſſe kund.

„Muß es denn durchaus in Europa liegen?“ fragte Winfried endlich.

„Meinſt Du im Mond?“ rief Chriſtiane.

„Nein, wir wollen unter dem Mond bleiben, aber in einem andern Weltteil.“

„O Winfried, ſchweige mir von dem gräulichen Amerika!“ rief die Gräfin.

„Willſt Du uns nach Cayenne deportieren?“ fragte Thierſtein.

„Nein, nein!“ verſetzte Winfried, „ich ſpreche ganz ernſthaft. Siedelt euch doch auf einer Inſel der Südſee an: ein mildes, geſundes Klima, ein geſittetes, chriſtliches Volk, die ergiebigſten Zuckerplantagen, der großartigſte Weltverkehr nach und aus allen Zonen — lockt euch das nicht?“

„Schauerlicher Gedanke, tauſend Stunden

über Meer eine Heimat zu gründen," erwiderte Thierſtein, „und durch den Ozean von der alten Heimat auf immer getrennt zu ſein."

„Keineswegs auf immer! ich bin ja wieder in der alten Heimat."

„Aber nicht als Beſitzer einer Zuckerrohrplantage. Hat man die, ſo iſt man an die Scholle gefeſſelt."

„Das iſt man durch jeden irdiſchen Beſitz."

„Mehr und minder — ja! aber in den Feſſeln, die der Ozean mir anlegt, würde ich mir vorkommen, wie ein Verbannter."

„Gottlob!" ſagte Chriſtiane aus Herzensgrund.

Das begriff Winfried gar nicht.

„Was habt ihr nur gegen den Ozean, den herrlichen, den majeſtätiſchen, den weltverbindenden Ozean, über den größere Menſchen gezogen und erhabenere Gedanken geflogen ſind, als in Euren ſtaubigen Poſtkutſchen und auf Euren qualmenden Eiſenbahnen."

„Das iſt denn freilich ein Fanatismus im rieſigen Maßſtab," ſagte der Graf.

„Es iſt Wahrheit!" verſetzte Winfried: „Waren das nicht Menſchen mit großen Gedanken und wunderſam kühnen Charakteren, die übers Meer zogen, um neue Erden zu entdecken — wie die Seefahrer des fünfzehnten Jahrhunderts es taten? Sind es nicht große Menſchen mit erhabenen Gedanken, die darauf ſeit faſt vierhundert

Jahren als Boten des Evangeliums über das Meer ziehen um den fremden Völkern die Gnaden des Chriſtentums zuzuwenden?“

„Gewiß!“ rief Chriſtiane, „aber Europa hat auch ſeine großen Miſſionäre gehabt und iſt auch durch erhabene Gedanken aus dem wilden Zuſtand emporgehoben. Warum willſt Du dieſe Männer verleugnen?“

„Mit nichten! ſind ſie aber in Poſtkutſchen und auf Eiſenbahnen gefahren? Nur das habe ich geleugnet!“ rief Winfried lachend.

„Das ſchlägt mich gar nicht,“ verſetzte Chriſtiane unverzagt, „denn all' jene Männer, die Du mit Recht bewunderſt, kamen und kommen aus Europa.“

„Und alle Schwindler, alle Taugenichtſe, alle Spitzbuben, Verbrecher und Miſſetäter, die freiwillig oder gezwungen die neuen Erden bevölkern, kommen auch daher! Wir ſind quitt, Chriſtiane! Land und Meer wiegen einander auf. Wollt Ihr aber nicht durch den Ozean von Eurem geliebten Europa getrennt ſein und hübſch in der Nähe mit Eurem Landgut bleiben: ſo geht nach Syrien. Abermals ein herrliches Klima, ein fruchtbarer Boden und wo ihr als Chriſten unglaublich gut wirken könnt“ . . . . —

„Bis ein Paſcha uns verjagt!“ fiel Thierſtein ein.

„Und doch ginge ich viel lieber nach Syrien, wenn ich wählen müßte,“ ſagte Chriſtiane.

„Ja, der Orient hat einen wunderbaren Zauber!“ ſagte die Gräfin: „als Heimat des Menſchengeſchlechtes iſt er vielleicht jedem einzelnen von uns fremd.“

„Oder weckt er in uns die Sehnſucht nach dem verlorenen Paradieſe auf?“ fragte Winfried.

„Und nach der Stätte, wo es wieder für uns erkauft wurde,“ ſetzte Rosmary hinzu.

„Aber unter die Türken gehen wir doch nicht!“ rief Chriſtiane: „wir wollen nicht dem Ungläubigen botmäßig werden.“

„Es iſt ſehr die Frage, ob der Muſelmann ungläubiger iſt als die Leute, welche den religionsloſen Staat als Ideal der menſchlichen Vergeſellſchaftung hinſtellen,“ erwiderte Thierſtein.

„Wenigſtens hat der Muſelmann den großen Vorzug,“ ſetzte Winfried hinzu, „daß ſein Unglaube nur auf Unkenntnis des Chriſtentums und nicht auf deſſen Verleugnung beruht. Ich bitte Euch, geht nach Cöleſyrien, in das herrliche, fruchtbare Land zwiſchen dem Libanon und dem Antilibanon, das der Leontes durchſtrömt, das die Ruinen des alten Sonnentempels von Balbeck trägt, ſiedelt Euch dort an, bildet eine chriſtliche Kolonie, zahlt alljährlich dem Paſcha einen Tribut und ſeid verſichert, daß Ihr unter des Türken Botmäßigkeit viel freier lebt, als unter liberalen

Kammermajoritäten und unter Regierungen mit türkiſchen Allüren und Neigungen.“

„Bis die Druſen kommen und uns niedermetzeln, wie das vor einigen Jahren im Libanon geſchah!“ entgegnete Chriſtiane: „denn von Zeit zu Zeit überfallen wilde barbariſche Völker doch immer wieder die Chriſten im Morgenland. So war es in den Tagen des h. Hieronymus und ſo iſt es geblieben.“

„Was das anbelangt, ſo biſt Du keineswegs in Europa ſicher. Wie die Infernale — die man euphoniſtiſch Internationale nennt — wehrloſe Chriſten niederzumetzeln verſteht, hat uns die Pariſer Kommune gezeigt. Wer iſt ſo kindlich zu bezweifeln, daß ſie auf den Moment hinarbeitet, wo ſie ihre Gelüſte in größeren Maßſtab befriedigen und nicht nur einzelne Chriſten, ſondern die chriſtliche Kultur, chriſtliche Sitte, chriſtlichen Glauben vernichten kann! Dahin ſtrebte ſie. Der Infernalen letztes Ziel iſt — Untergang der Kirche; denn die Kirche iſt von oben und ſie iſt von unten und ihrem Urſprung gemäß haßt ſie mit sataniſchem Grimm alles himmliſche, alles göttliche, alles übernatürliche — folglich am meiſten die Kirche, die das alles in höchſter Potenz iſt.“

„Am Ende müſſen wir doch auswandern,“ ſagte Chriſtiane etwas niedergeſchlagen und blickte fragend Thierſtein an.

„Ja, wenn die Kirche auswandert," erwiderte er ruhig.

„Ich denke zuweilen, daß das gar nicht etwas Unglaubliches oder Unmögliches iſt," nahm die Gräfin das Wort. „In den Tagen des heiligen Auguſtinus gab es mehr als vierhundert Biſchofſitze in Mauritanien und Numidien, und chriſtliche Kultur und altrömiſche Civiliſation brachten Nordafrika zu einer ſeltenen Blüte geiſtiger und materieller Entwickelung und auf dem biſchöflichen Stuhl zu Hippo ſaß der große, der wunderbare Mann, der mehr als irgend ein anderer für dies Erblühen gewirkt und ſie gefördert hatte. Und dennoch mußte er in ſeinem hohen Alter erleben, daß Häreſie und Barbarei im Bunde mit allen ſchlechten menſchlichen Leidenſchaften den Grund legten zum allmähligen Untergang des Chriſtentums in Afrika. Es kamen die arianiſchen Vandalen aus Spanien herüber — es brachen die wilden Völkerhorden aus den inneren Wüſten des ungeheuern Weltteils in Mauritanien und Numiden ein — Ehrgeiz und Habſucht der Machthaber verbanden ſich mit ihnen — alle Gräuel materieller Verwüſtung kamen wie eine Sündflut über die reiche Kultur und fegten ſie fort — und die Häreſie unterdrückte dermaßen ganz allmählig jede Lebensäußerung der Kirche, daß ſie aus Nordafrika verſchwand und das Land dem Islam und den Beduinen preisgeben mußte. Freilich ſetzte ſie gerade damals mit wundervoller Kraft ihre ſegensreiche Aufgabe in Europa fort; — aber ob jetzt nicht für Europa jener Zeitpunkt eingetreten iſt, den St. Auguſtinus in Hippo erlebte, das frage ich mich oft, wenn Rosmary, wie eben jetzt, die Lebensbeſchreibung des großen Heiligen mir vorlieſt."

„Denn die Häretiker wären da," ſetzte Winfried hinzu, „die Barbaren auch .... und Herrſchſucht und Habgier in Überfluß."

„Und Heilige, die freilich erſt im Himmel proklamiert werden, haben wir gewiß auch," ſagte Rosmary, „denn die haben zu keiner Zeit der Kirche Gottes gefehlt."

„Heiligt Euch, meine Kinder! ſagte der Graf ernſt: „das iſt ja immer unſre Aufgabe; allein in ſchweren und unheildrohenden Tagen muß es mehr denn je unſer Streben ſein, weil die furchtbaren Heimſuchungen Gottes immer Strafen der Sünden des Menſchengeſchlechtes ſind. Der Zug geht durch die Weltgeſchichte. Iſt das Maß voll, ſo tritt eine Epoche der Sündflut, in mannigfacher Form, ein. Wir wollen uns hüten, daß nicht wir es ſind, die das Maß voll machen. Das wird uns nicht für hienieden retten. Wir werden dem allgemeinen Schickſal mit ſeinen Leiden und Prüfungen verfallen; — aber es rettet uns für die Ewigkeit."

Alle ſchwiegen. Der Graf ſprach ſelten mit dieſem tiefen Ernſt; geſchah es, ſo machte es um ſo ſtärkeren Eindruck. Heiligt euch! hatte er geſagt. Chriſtiane und Thierſtein dachten an ſchwere Pflichten, Winfried an Selbſtverleugnung, Rosmary an irgend ein großes ihr noch unbekanntes Opfer. Was konnte das ſein? .... Eine namenloſe flüchtige Angſt krampfte ihr Herz zuſammen.

Der Graf unterbrach das Schweigen, wendete ſich an Thierſtein und ſagte:

„Da die Vorſchläge Winfried's, des Weltbürgers im großen Styl, Euch nicht annehmbar ſcheinen zur Gründung Eures kleinen Herdes, ſo komm' ich darauf zurück, daß wir uns hier in der Nähe umſchauen wollen, wo uns ja einige Güter vorgeſchlagen ſind. Ich nenne Nußdorf.“

„Nußdorf? Dein Nußdorf, Papa?“ rief Chriſtiane: „das wäre ja lieblich! .... aber in der Nähe iſt es doch eigentlich nicht.“

„Im Vergleich zum Sonnentempel von Balbeck iſt es in nächſter Nähe,“ ſagte der Graf munter, und ging dazu über mit Thierſtein die Vor- und Nachteile dieſes Gutes zu beſprechen, das er bei Trarbach an der Moſel beſaß, während Winfried zur Gräfin ſagte:

„Papa macht ſich luſtig über mich; allein ich kann es nicht ändern: ich finde Europa und all ſeine Verhältniſſe drückend .... beklemmend.“

Chriſtiane, die zwiſchen Thierſtein und Rosmary geſeſſen hatte, ſtand auf und ſetzte ſich mit ihrer Arbeit zwiſchen Thierſtein und den Grafen auf ein Tabouret um den Verhandlungen über Nußdorf zu folgen. Rosmary hatte einen kleinen Rahmen auf dem Schoß und ſtickte feines Altarweißzeug. Sie ſaß Winfried und der Gräfin gegenüber.

„Es mag den Horizont ungemein erweitern,“ antwortete die Gräfin ihrem Sohn, „wenn man wie Du vierzehn Jahre wenig in Europa — oder doch wenig in der Lage geweſen iſt, ſich ſpeziell mit europäiſchen Verhältniſſen zu beſchäftigen. Dennoch darfſt Du es nicht allzu ſehr verachten, mußt es ertragen wie es eben iſt; denn ſchließlich iſt es doch Deine Beſtimmung in Europa und zwar hier auf Argenfels zu leben.“

„Wer weiß,“ ſagte er zweifelnd.

„Wie ſo?“ fragte ſie befremdet.

„Erſtens iſt Papa — dem der liebe Gott Methuſalems Alter ſchenken wolle — ein kräftiger Mann und im Seedienſt iſt das Leben ungewiß. Ein Strick, ein Brett das der Fuß oder die Hand verfehlt und der jähe Tod iſt da. Zweitens liebe ich meinen Beruf zu ſehr um ihn in jungen Jahren aufzugeben. Bevor ich Kommodor bin geſchieht es ſicher nicht . . . . und bis dahin iſt vielleicht Argenfels an Julian übergegangen. Es gibt ſo manche Wechſelfälle . . . . und ungeahnte.“

„Du ſiehſt aus friſch und kräftig wie das Leben und denkſt ſo viel an den Tod?“

„Nicht an den Tod . . . . an das Leben denke ich . . . . an ein glückliches, ein glückſeliges Leben."

Sein Blick ruhte auf Rosmary, als ob er ſie aus der ganzen Welt ausſcheiden und in ſein Leben hinüberziehen möchte. Und ihr Auge begegnete ſeinem Blick ſo verſtändnisvoll erſtrahlend, daß eine Stimme tief in ſeinem Herzen aufjubelte: ſie liebt mich! — Aber es war nur ein Moment — und Rosmary ſenkte wieder die Augen auf ihre Stickerei. Doch ſo flüchtig er war, dieſer Blick, auch die Gräfin hatte ihn wahrgenommen, und mit zweifelloſer Gewißheit ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Toni hat recht! — Sie ſagte gleichwohl im früheren, ruhigen Ton:

„Ich ſehe nicht ein, weshalb Argenfels und ein glückliches Leben ſich nicht für Dich vereinigen könnten."

„Weil meine Eltern das ſchönſte Leben auf Argenfels führen und — will's Gott! — ſo lange führen werden, daß ich mein Glück auf eine andere Stätte verpflanzen muß," entgegnete er lebhaft."

„Haſt Du in Wien Gundaccar's Schweſter geſehen?" fragte die Gräfin nachläſſig: „ich meine die Stiefſchweſter, die durch ihre ruſſiſche Mutter fabelhaft reich wird und die zugleich fabelhaft ſchön ſein ſoll?"

„Ich ſah ſie," verſetzte er trocken.

„Und Du findeſt ſie nicht ſchön?"

ſich in Tabackswolken und ſtellte ſeine Betrachtungen an: Einfälle haben die Frauen.... Einfälle.... de l'autre monde! auf dergleichen kommt ein Mann gar nicht. Wer hat ſich je ſo etwas ausgedacht: den Mann nur unter der Bedingung zu beglücken daß die Frau glücklich ſei. Aber ich weiß was das bedeutet, Circe! dadurch willſt du dich mit deinem Gewiſſen abfinden, willſt zum lieben Herrgott ſagen: Ach lieber Herrgott, ich habe nichts oder wenig verſchuldet! die Frau fühlt ſich glücklich .... alſo kann ich ſie nicht gekränkt haben! den Mann habe ich ermahnt zu aller Liebe für ſie! — Ja, meine Circe, das ſind deine kleinen ſcheinheiligen Geſinnungen. Auch die Welt ſoll dir keine Vorwürfe machen dürfen. Gut gut! ich kenne das Alles!.... Es giebt doch im Grunde nichts Widerwärtigeres, als dieſe heuchleriſche Erbärmlichkeit des Weibes! — Aber was hilft es uns daß wir zu dieſer Ueberzeugung gelangen! Circe bleibt Circe!“

Am Nachmittag wollte er zu Cornelien. In ihrem Zimmer, neben der Thür ihres Schlafzimmers, ſaß ihre Kammerfrau, ſtand auf als er ſich näherte, und ſagte:

„Gnädige Gräfin wünſchen allein zu bleiben.“

Im höchſten Grade verdrießlich ging er fort, ritt drei Stunden ſpazieren, kam wieder, und wieder

„Doch! als man mir ſagte, daß ſie es ſei, da fand ich es.“

„Aber ſie gefiel Dir nicht?“

„Mir gefallen nur ſolche Schönheiten auf die man mich nicht aufmerkſam zu machen braucht; denn nur dieſe ſind mir ſympathiſch.“

„Zuweilen entwickelt ſich die Sympathie erſt ſpäter und allmälig.“

„Das geb' ich gern zu! allein junge Damen, die überall wo ſie erſcheinen, von Anbetern und Bewerbern umſchwärmt werden, ſind mir durch und durch unſympathiſch.“

„Begreiflich! die unbefangene Friſche des Herzens wird durch die Gewöhnung an Huldigungen abgeſtreift und durch eitle Selbſtgefälligkeit erſetzt. Nach Tony's Beſchreibung hatte ich mir ihre junge Schwägerin ganz anders vorgeſtellt.“

„Mama,“ ſagte Winfried ernſt, „ich weiß, welche Beſchreibungen Tony von Adelaide macht und warum ſie es tut . . . . und ich weiß, daß jedes Wort, inſofern es auf mich Eindruck machen ſoll, in den Wind geſprochen iſt.“

„Denn Du bleibſt ein Anbeter der Nereïden und der Ozeaniden,“ erwiderte die Gräfin ſcherzend, „und mit ihnen können die Adelaiden nicht in die Schranken treten — nicht wahr?“

„Nein, Mama,“ ſagte Winfried ablenkend, „wenn ich mich für das Meer begeiſtere, ſo iſt es nicht wegen ſeiner lieblichen Schönheit, welche durch die ſilberfüßige Thetis und ihr reizendes Gefolge von Meermädchen ausgedrückt werden ſoll. Nein! dann muß der Meergott ſelbſt im brauſenden Sturm daher kommen und wie ein gewaltiger Feldherr ſeine ſtahlgepanzerten Krieger — ſo die Wellen, die aufgebäumten, die ſchäumenden, vor ſich hertreiben, wilde ſchnaubende Roſſe, eiſengrau von Farbe, mit fliegenden weißen Mähnen, die ſich immer überſtürzen und immer wieder aufraffen. Dann iſt das Meer in ſeiner eigentümlichen und unvergleichlichen Schönheit. Nur kann man ſie nicht recht genießen, denn im Sturm hat der Seemann andere Dinge zu tun, als Neptuns Erhabenheit zu bewundern. Weder das große Naturbild, noch die Naturſtimmen, die es begleiten und erklären, dies donnern und knattern, ſauſen und brauſen, ächzen und knarren darf ihn beſchäftigen."

„Und unter ſolchen Umſtänden eine Seeſchlacht! — was muß das ſein!" rief Rosmary.

„In der Schlacht von Liſſa war die See ruhig," erwiderte Winfried.

„Mama!" rief Chriſtiane, „erlaubſt Du, daß ich mit Papa und Thierſtein nach Nußdorf gehe. Papa fürchtet es ſei dort kein anderes Wohnhaus als ein Hühnerhaus und das möchte ich ſehen."

„Nußdorf iſt immer eine Art von Stiefkind geweſen, das wir ein wenig vernachläſſigt haben," ſagte die Gräfin: „begleite Deinen Vater, Chriſtiane, es wird Dir gefallen, mein' ich, wenn es auch nur klein und einfach iſt."

„Das iſt ja gerade das, was wir brauchen!" rief ſie froh; — „aber es iſt meine erſte Trennung von Dir, Mama," ſetzte ſie hinzu, verließ ihren Platz und ließ ſich neben der Gräfin nieder, deren Hand ſie mit Küſſen bedeckte.

„Wer leben will muß ſich trennen können von allem, von Menſchen und Dingen, von Freunden und Freuden, denn das gehört der Vergänglichkeit an und kann uns jeden Augenblick geraubt werden. Auch von uns ſelbſt müſſen wir uns trennen, von unſern liebſten Wünſchen und Hoffnungen" . . . . —

„O Mama, das ſind traurige Gedanken, die man nicht gern denkt, wenn man glücklich iſt," ſagte Chriſtiane wehmütig.

„Gerade im Glück ſollen wir an ſie denken, damit uns der Verluſt nicht ganz unvorbereitet finde."

„Verlieren! . . . . ach, verlieren was man liebt — verlieren was uns glücklich macht, nein, Mama, ich bin gar nicht mit dem verlieren einverſtanden."

„Nun, Chriſtiane, dann lege Dich, Dein Herz, Dein Glück, Deine Liebe — in die Hand Gottes. Da geht Dir kein edler Beſitz verloren und nur der Staub wird davon hinweg genommen," ſagte die Gräfin.

Nur ein Tag.

Ein glückliches Leben .... ein glückſeliges Leben! .... So hatte Winfried geſagt. Dies Wort mit dem tiefen Klang ſeiner Stimme geſprochen vibrierte in Rosmary's Ohr, ſo daß ſie alles, was weiter geredet wurde, wie aus der Ferne hörte. Und der Blick, womit er dieſe Worte ſprach, drang ſo tief, ſo leuchtend in ihre Seele, daß der Schleier zerriß, der ihr innerſtes Weſen vor ihr ſelbſt verhüllte. Wäre es denn möglich? ſprach ſie in ihren Gedanken, als ſie abends allein in ihrem Zimmer war: ich könnte lieben? ihn lieben? .... und er könnte .... lieben? — O das wäre ein Abgrund von Glück, von Schmerz. Aber es darf nicht ſein. Es würde zu Unheil führen. Ein glückliches Ende iſt nicht denkbar. — — Nein! es war ja alles dagegen! Wie war ſie nach Argenfels gekommen? — Halb und halb als Kammermädchen. Was war ſie zuvor geweſen? — Eine Näherin um Tagelohn. Wer waren ihre Verwandte? — Der unſelige Otto. Ihre Freunde? — Eine vortreffliche Frau, aber eine Haushälterin — und Roſalba! — Und als ob das alles noch nicht genug ſei, tauchte eine Geſtalt in ihrer Erinnerung auf, die ſonſt faſt ganz ihrem Gedächtnis entſchwunden war, allein jetzt in einem grellen Licht vor ſie hintrat — Sir Ralph! Ja, es war ſo! ſie war die Verlobte dieſes Schwindlers geweſen! War es unmöglich, daß er vor ſie hintrat und ſprach: Meine Braut! — und Otto: Meine Schweſter! — und Roſalba: Meine Freundin! — Welche grauenhafte Geſellſchaft war das gegenüber Winfried und der Familie von der Argen, lauter tadelloſe Menſchen, mit Recht hochgeachtet und ſo gut, wie es der allgemeinen menſchlichen Schwäche möglich iſt zu ſein. — Nein! in Glück konnte dieſe Liebe nicht aufgehen. Unmöglich war das! — Aber . . . . liebte Winfried ſie? — Sie klammerte ſich an die Vorſtellung an, er liebe ſie nicht; ſie liebe ihn nur und ſie könne ja dies Gefühl in tiefſter Seele verſchließen — dann trete wenigſtens keine Verſtörung in den Verhältniſſen und keine Verſtimmung gegen ſie ein. Bald aber ſagte ihr die Überlegung, daß das Weſen der Liebe eine gegenſeitige, keine einſeitige Neigung ſei, daß die einſeitige Neigung ſich auf Wohlgefallen, auf eine Anregung der Phantaſie beſchränke, eine Kohle ſei, die vielleicht eine zeitlang glühe, dann aber verglimme und in Aſche zerfalle, weil ihr der Anhauch fehlte, der die Flamme weckt, und die Nahrung fehlte, welche die Flamme unterhält. — Und wenn er ſie liebte, würde er dann nicht verſuchen ſein Leben unauflöslich mit dem ihren zu verbinden? . . . . Das war bei ſeiner Entſchiedenheit gar nicht anders zu erwarten — und dann würden Verhältniſſe eintreten, wie in der Familie Uglas; aber nachteiliger für ſie, Rosmary; denn Roſalba war den Eltern ihres Mannes fremd, während ſie dem ganzen Hauſe von der Argen die größte Dankbarkeit ſchuldete. Und ſtatt dankbar zu ſein ſollte ſie ſich als unwillkommene Tochter aufdrängen? — Ihr ganzer Stolz bäumte ſich dagegen auf. Lieber ſterben! . . . . ach und das Leben konnte doch ſo ſchön ſein! Ein glückliches . . . . ach, ein glückſeliges Leben konnte es ſein. — Zauberhafte Bilder ſtiegen vor ihr auf wie aus dem Meer, deſſen König er war und gingen wieder unter . . . . in einem Meer von Tränen.

Kalter Schauder hatte Winfried's Herz überrieſelt, als er ſeine Mutter in dem Augenblick, wo ſeine ganze Seele von Rosmary erfüllt, ja überfüllt war, den Namen Adelaiden's nennen hörte. Er entſann ſich, daß Tony ein paar Mal von Adelaiden's Vorzügen geſprochen, ja daß ſie ſogar geſagt hatte: „Es wäre allerliebſt, wenn Adelaide zweifach meine Schwägerin wäre;“ — doch ſeine Eltern hatten bisher nicht die mindeſte

Äußerung gemacht, als ob ſie wünſchten ihn vermählt zu ſehen, denn ſie wußten ja, wie lieb ihm ſein Beruf ſei und daß es ſchwer ſei, mit dem Seemannsleben das häusliche Leben zu verſchmelzen. Er ſelbſt hatte ja bis jetzt noch nie den leiſeſten Wunſch nach ehelichem Glück geſpürt. Hingegen hatte er gefunden, es liege in demſelben die Gefahr der Verweichlichung, der Einſeitigkeit, der Abſchließung, des Vorwaltens materieller Intereſſen, und bis zum ſechsunddreißigſten Jahr müſſe der Mann frei bleiben — nicht aus niedriger Selbſtſucht, ſondern um reif zu werden für die große Aufgabe, eine Familie zu gründen, ein Haus zu regieren, ſich ſelbſt und eine Gattin zu leiten. Dieſe Anſicht war ihm freilich in der letzten Zeit durchaus nicht als die unbedingt richtige erſchienen; geäußert hatte er das aber nie. Wie kam denn ſeine Mutter auf den ſchrecklichen Gedanken ihm gleichſam Adelaiden's Bild aufzudrängen, da er im Zauberſpiegel der Zukunft doch ein ganz anderes Bild ſah — ein Bild, das ihm Welt und Leben verklärte, wenn er es in Verbindung mit ſeinem Daſein brachte und das, wenn es ihm entſchwand, ein Chaos in ihm und um ihn zurückließ. Das mußte anders werden! . . . . Aber wie? . . . . Der Mut entſank ihm wenn er daran dachte — nicht mit ſeinen Eltern, ſondern mit Rosmary zu ſprechen, denn wie würde ſie ſeine Liebe aufnehmen?

— — Der Graf war in der Frühe mit dem Brautpaar nach Nußdorf gefahren. Winfried hatte ſie bis zur Eiſenbahnſtation begleitet. Rosmary hätte es ſehr gern auch getan, aber ſie wollte den Rückweg mit Winfried allein vermeiden, kehrte am Schloßtor um, wünſchte allen eine glückliche Fahrt und ging in den Garten.

Es war die liebliche Morgenfrühe eines Spätſommertages. Je höher die Sonne ſtieg, deſto mehr ſchwand der zarte, ſilberfarbene Duft, der wie ein von der Nacht vergeſſener Schleier über die ganze Natur gehaucht war. Allmählig wurde die Nähe frei, der blaue Strom, die Ortſchaften an beiden Ufern mit ihren hellen Häuſern und grauen Kirchtürmen; — dann die Fluren mit ihren Gärten, Feldern, Rebgeländen, Obſtbäumen, Hügel auf, Hügel ab, da und dort eine Waldpartie, die mit ihrem kräftigen Dunkel das Auge anzog und ausruhte, das von dem lichten Farbenglanz geblendet war; — endlich die weichen, anmutig gezogenen Linien des Siebengebirgs, die das Bild einrahmten. Auf dem Strom wurde es lebendig. Ein Dampfboot zog von Koblenz zu Tal, durchſchnitt raſch und geſchmeidig die Flut und der Rauch flog aus dem Schornſtein von der Sonne gelichtet wie ein wallender weißer Federbuſch und zerflatterte in weichen Wölkchen. Langſamer ging das Dampfboot von Köln zu Berg, und am langſamſten und mit klapperndem, weithin ſchallenden

Gepolter und dicke ſchwarze Rauchwolken aus dem Schornſtein ſpeiend, das Schleppſchiff, das ſieben große Kohlenkähne hinter ſich her zog und deren Ladung nach Mainz oder noch weiter ſtromaufwärts beförderte. Ein breites Floß mit ein paar Bretterhütten und zahlreicher Bemannung kam bedachtſam wie eine große Schildkröte geſchwommen und Nachen ſchoſſen behend wie Waſſervögel von einem Ufer zum andern und vermittelten freundnachbarlichen Verkehr. Es war ein bewegtes, aber friedliches Bild von menſchlichem Treiben. Arbeit, Tätigkeit, rüſtige Friſche regten ſich unter dem blauen Himmel und im goldenen Sonnenſchein.

Auf einer kleinen Anhöhe im Garten ſaß Rosmary und ließ ihren Blick träumeriſch auf der Landſchaft ruhen. Der Platz war dazu beſonders günſtig. Eine Gruppe von herrlichen Platanen, unter denen Gartenbänke und Tiſche ſtanden, gaben den Schatten, den das Auge bedarf, um ein Bild zu genießen. Nach rückwärts war die Anhöhe mit dichtem Gebüſch bepflanzt, das einen ſchützenden Schirm gegen Zugluft bildete. Den vorderen Abhang bedeckte feiner grüner Raſen; auf welchem eine Menge einzelner, niedriger Roſenbäumchen ſtanden, jeder von anderer Farbe, rund und voll wie ein Bouquet. Waren die Remontanten auch nicht mehr in der ganzen Fülle des Frühſommers vorhanden, ſo nahm ſich doch dieſer mit Roſen geſprenkelte grüne Abhang als Vorgrund zu dem übrigen Gemälde ganz reizend aus. Die obere Fläche der Anhöhe war mit feinem Kies beſtreut und glatt geharkt. Der Rechen lehnte an einen Gartenſtuhl; vielleicht mußten noch einige Steinchen weggeſchafft werden. Darin war die Gräfin ſehr eigen. Da ſie nie ihren Fuß außerhalb des Gartens auf den Erdboden ſetzte, ſo hatte ſie keine klare Vorſtellung von den Wegen und Stegen, auf denen der menſchliche Fuß gehen kann und zuweilen gehen muß und ſie verlangte daher möglichſt geringen Unterſchied zwiſchen einem Kiesweg und einem Fußteppich. Doch daran dachte Rosmary nicht. Sie hatte überhaupt keinen beſtimmten Gedanken. Es war ihr etwas ſo neues, fremdes, überraſchendes, ach! überwältigendes — die Liebe! und zu dieſem Mann von dem alles ſie trennte, zu dieſem vornehmen Mann, zwiſchen deſſen Schickſal und dem ihren eine ganze Welt von Hinderniſſen ſich auftürmte. Wenn er aber aus ihrer Welt verſchwand, wenn die Erde für ſie wüſt und leer wurde, war es da nicht beſſer, gleich an den Himmel zu denken ..... ſchweigend ihr Opfer zu bringen? —

Da ſtand er vor ihr. Sie hatte die nahenden Schritte nicht beachtet. Ihre Seele war in einem Elyſium, der Heimat der ſeligen Schatten, aber ach! doch immer nur — Schatten. Er ſetzte ſich ihr gegenüber auf einen Gartenſtuhl und ſagte:

„Hier iſt es wunderſchön.“

trug die Kammerfrau ihren Spruch vor. Er hatte Luſt ſie bei Seite zu ſchieben und allen Regeln des Anſtands zuwider ins Schlafzimmer zu dringen, denn wenn Cornelie ihn wirklich nicht ſehen wollte, wie ſollte er es anfangen um ſie zu beruhigen. Umſonſt verſuchte er Einlaß bei Madame Orzelska; ſie ließ ſich mit ihrer Migräne entſchuldigen. Das war ihr ſtereotyper Vorwand bei allen unbequemen Vorkommenheiten. Er langweilte ſich fürchterlich, ſo ganz allein, verwöhnt wie er war durch die Geſellſchaft der beiden Frauen.

Ah bah! murmelte er, warum laſſe ich mir denn das gefallen! — und ging zu Cornelien. So wie die Kammerfrau Miene machte ihren Spruch zu beginnen, ſagte er ungeduldig:

„Ganz gut, mein Kind! jezt gehen Sie zur Gräfin und fragen Sie ob ich ihr Gute Nacht ſagen dürfte.“

Das geſchah, und nach einem Weilchen öfnete die Kammerfrau ſchweigend die Thür.

„Lieber Engel, warum haſt Du mich denn eigentlich immer abweiſen laſſen?“ fragte er und ſetzte ſich in dem Lehnſtuhl vor ihrem Bett bequem zurecht.

„Weil ich mich recht unwol fühle und auch jezt gern allein ſein mögte,“ antwortete ſie mit der beklommnen Stimme der Fieberkranken.

„Ja, aber Sie dürfen der ſchönen Landſchaft nicht den Rücken wenden,“ ſagte ſie lächelnd.

Er ſetzte ſich auf einen anderen Stuhl, ſeitwärts von ihrer Bank, ſo, daß er zugleich ſie und die Landſchaft in's Auge faſſen konnte und ſagte dann mit bewegter Stimme:

„Wenn ich ſo ein friſches Morgenbild ſehe, in dem lieblichen Glanz, der auf Gottes Schöpfungen liegt, und das den Stempel des Friedens trägt, ſo möchte ich mich verſenken und auflöſen in den Naturelementen um Teil zu haben an ihrer friedlichen Ruhe und von der Unruhe meines Lebens erlöſt zu werden.“

Rosmary hatte ſich geſammelt, wie ſie es immer in ſeiner Gegenwart war, und entgegnete:

„Die Natur kann uns — wenn Sie den Ausdruck brauchen wollen! — vom Daſein erlöſen, d. h. von den phyſiſchen Bedingungen unſrer Exiſtenz, und kann dem Staube wiedergeben, was ihm entnommen iſt. Doch unſer Leben, das wirkliche, wahre, geiſtige, unſterbliche Leben gehört einer höheren Ordnung an, bedarf eines anderen Erlöſers und iſt ein Fremdling in der Natur.“

„Das iſt wohl wahr!“ rief Winfried: freundlich und gaſtfrei mag ſie den Menſchen, dieſen vorüberziehenden Fremdling, behandeln, aber von ſeinem Glück und ſeinem Leid weiß ſie nichts.“

„Denn auch das gehört einer höheren Ordnung an,“ verſetzte Rosmary.

„Was verſtehen Sie unter Glück?“ rief er plötzlich und blickte mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit in ihr ernſtes, zaubervolles Auge.

„Das kann ich nicht genau angeben,“ verſetzte ſie und eine roſige Wolke flog über ihr Antlitz: „mir ſcheint, daß das Glück für jeden Menſchen etwas anderes — wenn auch der Begriff von Glück, als vollkommene Zufriedenheit aufgefaßt, für alle Menſchen derſelbe iſt.“

„Können Sie ſich einen Zuſtand vollkommener Zufriedenheit vorſtellen? — Ich kann es.“

„Ich auch .... doch nur durch die Phantaſie, wenn es das Erdenleben — und durch den Glauben, wenn es das ewige Leben betrifft.“

„O Rosmary!“ rief er ganz überwältigt, „reden Sie nicht ſo kalt, nicht ſo hoch wie ein ſeliger Geiſt! reden Sie mit Ihrem Herzen zu mir ..... ſagen Sie mir, daß Ihr Herz ſich das Glück — nicht dieſes oder jenes Glück, ſondern das Glück wie ich es verſtehe — vorſtellen kann, und dann werden wir es erringen. Laſſen Sie mich wiſſen“ .... —

„Daß wir kein gemeinſames Glück haben können und daß unſere Wege weit auseinander gehen,“ unterbrach ſie ihn feſt.

„Bis jetzt — ja! doch ich faſſe die Zukunft in's Auge.“

„Ich auch, Herr Graf.“

„Halten Sie mich für einen Mann, der vor Schwierigkeiten zurückbebt?“

„Gewiß nicht! es fragt ſich nur, ob es vernünftig iſt, gewiſſe Schwierigkeiten überwinden zu wollen.“

„Wann wäre es, nach Ihrer Meinung, nicht vernünftig?“

„Wenn der Kampf gegen ſie nicht mit dem Willen Gottes übereinſtimmt.“

„Wir können den Willen Gottes durch Beharrlichkeit auf unſere Seite bringen.“

„Zuweilen .... aber ſelten! Im allgemeinen wird in ſolchen Fällen mehr die Zulaſſung, als der Wille Gottes erkämpft und faſt nie zu unſerm Glück.“

Sie ſtand auf und ſetzte im gleichgültigen Ton hinzu:

„Ich glaube es wird Zeit ſein in die Meſſe zu gehen.“

Auch Winfried hatte ſich erhoben, aber mit ſeinen vor der Bruſt gefalteten Händen ſagte er:

„Ich beſchwöre Sie, hören Sie mich an! .... nur dies eine einzige mal! .... die Meſſe iſt ja erſt in einer Stunde! .... O nur einmal laſſen Sie mich ſagen, was mir auf dem Herzen liegt.“

„Wenn es Ihnen ein Troſt oder eine Beruhigung ſein kann, daß ich Sie anhöre, ſo reden Sie. Ob ich recht daran tue, weiß ich nicht.“

gab ſie mit traurigem Lächeln zur Antwort, nahm wieder ihren Platz ein und blickte mit ſtillem, namenloſen Schmerz an ihm vorüber und über die Roſen und die Bilder der Erde hinweg in die blaue Himmelsferne, die auf den Höhen des Siebengebirges zu ruhen ſchien.

„O!“ rief Winfried: „ich wollte ja ſchweigen, bis alle Verhältniſſe gelichtet und geordnet wären! . . . . ich fühle nur zu gut, daß ich Ihnen dies ſchuldig bin . . . . aber dieſer Moment kommt vielleicht nie wieder und ich muß Ihnen ſagen, daß Sie wie eine Gottheit in mein Leben eingetreten ſind und daß ich nichts wünſche, nichts verlange, nichts erſehne, als Sie zu lieben und . . . . Ihrer Liebe würdig zu ſein. Seit einem halben Jahr im täglichen, im intimen Verkehr mit Ihnen, habe ich Sie mehr und mehr bewundert, aber ſtets geſchwiegen, durch mein Schweigen mehr als durch tauſend Worte Ihnen gehuldigt — denn das Wort wird ſo leicht mißbraucht, ſo leicht mißverſtanden. Allein ich meine, daß ein ſympathiſcher Zug uns verband, daß derſelbe Gedanke, dieſelbe Anſicht, dasſelbe Urteil durch die Erſcheinungen der Außenwelt in uns angeregt wurden, daß wir ſchweigend uns verſtanden, daß jeder von uns gleichſam eine Hemiſphäre der Welt der Empfindungen in ſich trug, die zuſammen — ein Ganzes bilden. O Rosmary! werden Sie nicht ſagen: ſo iſt es! — Iſt es aber ſo, nun ſo laſſen Sie uns um den Segen meiner Eltern bitten . . . . oder geben Sie Ihre Zuſtimmung, daß ich es zuerſt allein tue. Jetzt wiſſen Sie alles . . . . jetzt ſprechen Sie . . . . was ſoll geſchehen.“

„Nichts der Art,“ entgegnete ſie leiſe.

„O doch! ich habe geſprochen, ich habe Ihnen und mir die Lage ganz klar gemacht . . . . jetzt muß ſie auch nach Außen klar werden. Heimlichkeit iſt mir zuwider, denn ſie ſieht immer etwas falſch aus. Aber das will ich Ihnen noch ſagen: ein glänzendes Los kann ich Ihnen nicht anbieten — wenn ich auch glaube, daß Ihr Herz edel genug iſt um in beſchränkten Verhältniſſen glücklich zu ſein. Jetzt reden Sie, geliebte Rosmary!“ . . . . —

„Wohlan!“ ſagte ſie und richtete ſich aus ihrer etwas zuſammengeſunkenen Stellung hoch und feſt auf: „wollen Sie wirklich meine Anſicht hören, Herr Graf, ſo iſt es dieſe: vergeſſen Sie Rosmary.“

„Ihre Anſicht mag das ſein!“ rief er lebhaft, „allein ich will nicht wiſſen, was Ihr Verſtand, ſondern was Ihr Herz ſagt.“

„Von meinen Herzensempfindungen ſpreche ich nur zu Gott,“ ſagte ſie mit einer Stimme, die faſt hart klang, weil ſie das Übermaß der inneren Bewegung beherrſchen ſollte.

„Was heißt das? ich verſtehe Sie nicht,“ antwortete Winfried ganz betäubt: „Konnte denn

Ihr Auge mich täuſchen . . . . Ihr Blick, Ihr Lächeln, Ihr ganzes Weſen mich irre führen wollen?“

„O laſſen wir das!“ rief ſie beängſtigt: „Eines iſt notwendig . . . . und das iſt: vergeſſen Sie Rosmary.“

„Sie erſchrecken vor Schwierigkeiten, die Sie in meiner Familie etwa finden könnten, nicht wahr?“ ſagte er, um ſie und mehr noch ſich ſelbſt zu beruhigen.

„Ich habe Ihren Wunſch erfüllt und Sie angehört,“ ſagte Rosmary und erhob ſich, „allein ich habe mich nicht verbindlich gemacht, jede Ihrer Fragen zu beantworten.“

„Es gibt denn doch Fragen,“ brauſte Winfried auf, „die gebieteriſch eine klare Antwort begehren.“

„Und ich gebe ſie Ihnen hiermit zum dritten mal . . . . zum letzten mal: vergeſſen Sie Rosmary.“

Die Glocke der Kapelle rief zur heiligen Meſſe und Rosmary folgte auf der Stelle dem Ruf, denn ihr Platz war jetzt zu Füſſen des Kreuzes; — das fühlte ſie. Langſam verließ ſie den Platanenhügel ohne ſich umzuwenden. Winfried blieb wie vernichtet zurück und ſtarrte ihr nach. Sie liebte ihn alſo nicht. Sie hatte nur mit Empfindungen getändelt. Denn was war das für ein armſeliges Liebesflämmchen, das einige Hinderniſſe nicht überdauern konnte. Oder liebte ſie ihn und waren in ihrem früheren Leben die wahren Hinderniſſe? . . . . ſchwarze Flecken in dirſer Sonne? . . . . Entſetzlich! dieſe wie jene Vermutung — entſetzlich! Was war zu tun? O wenn er ſie doch nie wiederzuſehen brauchte! wenn er ſich hinweg wünſchen könnte auf die hohe See, in alle Stürme des Ozeans, in alle Eisregionen der arktiſchen Meere, in alle Gefahren der wütendſten Cyklonen — das, und das alles auf einmal, wäre ihm gerade recht geweſen um ſich zu ſammeln, um ſeiner ſelbſt bewußt zu werden, um mit energiſcher Tatkraft im Kampf gegen die Elemente die Kämpfe der Leidenſchaft zu überwältigen. Denn ſo ſelig zu träumen und ſo unſelig zu erwachen — das ließ ſich nicht mit alltäglichen Mitteln ausgleichen. — —

Die Meſſe war zu Ende und er ſaß noch immer auf dem Platanenhügel mit verſchränkten Armen, unbeweglich, nichts ſehend in der ganzen Natur als einen Punkt da unten am Hügel, wo Rosmary hinter dem Gebüſch verſchwunden und ihr leichter Florſchleier eine Sekunde zurückgeflogen war wie ein Morgenwölkchen, das flüchtig entſchwebt. Eine Erſcheinung aus einer andern, einer beſſern Welt war ſie ihm geweſen, weil gerade der Gegenſatz zwiſchen ihrer untergeordneten Stellung und der edeln Würde ihres Weſens, die ſich in ihrem Charakter, ihrer Geſinnung, ihrem Benehmen, ihrer Schönheit ausſprach, den edelſten Stempel der Seelenhoheit trug. Und jetzt ſollte ſie nichts anderes ſein, als eine armſelige Kokette, die mit himmliſchen Gaben elend Komödie ſpielte? . . . . Oder hatte ſie eine andere Liebe im Herzen? — Dies fiel ihm jetzt erſt ein! vielleicht eine hoffnungsloſe? . . . . War dies ein neuer Schmerz? . . . . Er wußte es nicht. Ohne ihre Liebe tat ihm nichts wohl und nichts weh. — —

Horch! Schritte nahen dem Platanenhügel. Mächtig ſchlug ſein Herz. O das Herz! wie iſt es zuweilen ſo klug und zuweilen von ſo merkwürdiger Stupidität! Ein Diener erſchien und meldete, daß eben ein Telegramm gekommen ſei und daß die Frau Gräfin ihn zu ſprechen wünſche. Winfried erhob ſich. Ihm war, als habe er Blei in den Adern, ſo kalt, ſo ſchwer, ſo lahm gingen alle Pulſe des Lebens. — —

„Hat Dich das Telegramm erſchreckt, lieber Winfried?“ rief ihm die Gräfin entgegen, als ſie die Verſtörung wahrnahm, die er nicht ganz bemeiſtern konnte: „Es bringt freilich keine gute Nachricht, aber ſie könnte ſchlimmer ſein. Valerian hat ein Bein gebrochen, doch nicht gefährlich; — dies meldet Emerenz.“

„Liebe Mama,“ rief Winfried haſtig, „ich will ſogleich hinaufgehen und mich durch den Augenſchein überzeugen wie Valerian ſich befindet.“

„Du errätſt meinen Wunſch, guter Winfried. Ja, gehe hinauf! es wird für uns tröſtlich und für Emerenz eine Freude, ja eine Erleichterung in der Pflege ſein. Später kann Diethelm Dich ablöſen.“

„Das iſt nicht nötig, Mama! ich freue mich der guten Emerenz zur Hand zu gehen, wie es Pflicht eines Bruders iſt, der nichts zu tun hat. Diethelm wird — wenn es zum Kauf von Nußdorf kommt, was ich nicht bezweifle — ſehr viel zu tun haben um bis Ende November das Haus in wohnlichen Stand zu ſetzen. Darin wollen wir ihn nicht ſtören. Man hat nur einmal im Leben den Traum von Glück.“

„Ich hoffe, daß Diethelm's Glück nicht auf einem Traum beruht und daß auch Du dereinſt ein anderes, als ein geträumtes Glück kennen lernen wirſt,“ ſagte die Gräfin liebreich.

„O ich! — von mir iſt nicht die Rede! — Haſt Du vielleicht noch beſondere Aufträge für Emerenz? . . . . ich will ſie pünktlich ausrichten.“ — —

Die große Schloßuhr ſchlug halb elf. Das war die Stunde, wo ſich Rosmary regelmäßig zur Gräfin begab, die Stunde der Korreſpondenz. Sie hatte ſich gefaßt, wenigſtens äußerlich, und jede Spur von Aufregung war von ihren Zügen verwiſcht. Nur blaß ſah ſie aus. Sie warf einen Blick in den Spiegel. Sehr blaß! . . . . Aber das war ja ihre eigentliche Farbe. Sie war ja früher immer blaß geweſen, blaß wie ihr Leben. Nur hier hatte es eine zeitlang eine roſige Färbung angenommen; .... die war nun dahin und die Grundfarbe ihres Lebens tauchte wieder auf. — —

Als ſie in der Mitte des langen Ganges war, der zu den Zimmern der Gräfin führte, kam Winfried ihr von dort entgegen. Sie erſchrak dergeſtalt über ſeinen veränderten Ausdruck und ſeinen eiſigen Blick, daß ſie zur Seite trat und ſich an einen großen Blumenkorb lehnte, der im Fenſter ſtand. Winfried blieb eine Sekunde vor ihr ſtehen, bot ihr die Hand und ſagte:

„Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm die Hand, die er flüchtig drückte. Dann ging er raſch weiter und ſtieg auf der großen Treppe zu ſeinem Zimmer hinauf. Rosmary war keines Lautes, keiner Bewegung mächtig. Sie horchte auf ſeine verhallenden Schritte, auf die Tür, die ſich oben hinter ihm ſchloß. „Lebe wohl!“ ächzte ihr Herz; ihr Mund blieb ſtumm. Sie ging zur Gräfin.

„Liebe Rosmary!“ rief ihr die Gräfin freundlich wie immer entgegen, „ich bleibe ganz allein mit Ihnen. Winfried geht zu Emerenz.“

Und ſie erzählte das Weitere. Rosmary empfand eine Erleichterung: Winfried kam wieder! es war kein Abſchied fürs Leben!

„Jetzt wollen wir an Tony ſchreiben,“ ſagte die Gräfin und Rosmary nahm ihren Platz am Schreibtiſch ein, wo ſie durch das große Fenſter

„Aber was fehlt Dir wol, mein armer Engel?"

„Ich weiß nicht .... ich leide nur." Und ſie litt den fürchterlichſten Schmerz: ſie fühlte wie ihr Herz ſich von Euſtach ablöſen wollte, mußte — und bei der Qual zu brechen drohte.

Sein Auge hatte ſich inzwiſchen an die Dämmerung des matterleuchteten Schlafzimmers gewöhnt.

„Mein Gott! rief er, Du biſt aber ſehr krank, Cornelie! der kurze Athem, die brennende Wange, das glänzende Auge — Du haſt ſtarkes Fieber!"

Er wollte ihre Hand nehmen; ſie zog ſie zurück, ſeine Theilnahme verletzte ſie. Dann beſann ſie ſich auf ihren Vorſatz nie etwas zu äußern, das wie Empfindlichkeit ausſähe; ſie gab ihm gelaſſen die Hand an welcher der Puls mit der vollen Vehemenz des Fiebers klopfte.

„Ich laſſe den Doktor wieder holen! rief er, Dein Zuſtand ängſtigt mich."

„Sei ruhig, ſagte ſie ſanft und gönne mir auch Ruhe! ich mögte ſchlafen."

„Schlafen? bei ſolchem Fieber? das iſt unmöglich, Engel! Du kannſt nicht ſchlafen."

„So mögt ich doch allein ſein, lieber Euſtach." ſagte ſie mit Ueberwindung.

„Allein, liebes Herz? Du biſt den ganzen Tag dieſelbe Ausſicht hatte, wie vom Platanenhügel, die ſich doch jetzt ſo ganz anders ausnahm, ſo, als ſei ſie grau umflort. Ach! wie viel verſchiedenfarbige Flore webt das Menſchenherz! Die Liebe, die Wahrheit, das Leid, das Glück, der Schmerz — alles iſt umflort durch die Bedingungen des irdiſchen Lebens und des menſchlichen Weſens — und das reine Licht, welches das Auge hinter all' den prismatiſchen Schleiern ahnt und ſucht, geht ihm erſt im Lande der Verheißung auf — nicht hienieden. —

Die erſten Seiten des Briefes an Tony waren freundliche Plaudereien zwiſchen Mutter und Tochter, wie ſie bei einem ſehr intimen, ſehr häufigen und ſehr regelmäßigen Briefwechſel ſtattfinden. Plötzlich ſagte die Gräfin; „Winfried“ — und Rosmary erſchrak dermaßen, daß ihr die Feder entfiel.

„Die blaue Tinte greift die Feder raſch an,“ ſagte ſie und nahm eine andere.

„Winfried gibt mir allerlei zu denken,“ diktierte die Gräfin weiter: „ich weiß nicht, ob „ſein Beruf ihm noch immer vollkommen genügt „und mir ſcheint, daß er ſelbſt es bezweifelt. „Wäre er beſtändig auf großen Expeditionen, die „ſeine volle Tätigkeit in Anſpruch nehmen, ſo „würde er ſich vielleicht ganz befriedigt fühlen. „Allein die finden nicht immer ſtatt und er kann „nicht an einer jeden teilnehmen; ſo muß er zeit-

„weiſe am Land leben. Da iſt der Dienſt viel
„einförmiger und hat nichts anregendes. Da
„kommt leicht eine gewiſſe Stagnation über Geiſt
„und Gemüt, wenn dieſe nicht in einer andern
„Richtung Nahrung finden. Hier bei ſeinen Eltern
„wird es nach und nach einſam. Er iſt der
„liebevollſte und aufmerkſamſte Sohn, doch ein
„friſches, kräftiges Herz will nicht bloß die Eltern
„lieben; es will eine Liebe, die ihm die Zukunft
„eröffnet. Das verrät ſich bei Winfried. Ich
„ſprach noch geſtern Abend bis tief in die Nacht
„hinein über ihn mit Deinem Vater. Wir wünſchen,
„daß er ſich verheirate. Wir haben hier in
„der Gegend nur ein junges Mädchen, das ganz
„für ihn paßt: die allerliebſte Sabine. Die
„übrigen ſind kaum erwachſen, oder gleichen Alters
„mit ihm, oder dies, oder das. Sabine vereinigt
„alle Eigenſchaften, die wir für Winfried's Frau
„wünſchen. Es ſpricht uns ganz beſonders an,
„daß ſie eine vortreffliche häusliche Erziehung bekam
„und an der Seite ihrer klugen Mutter genug
„von der großen Welt ſah um ſich taktvoll und
„ungezwungen zu benehmen, und nicht genug um
„die große Welt als Lebensluft einer Ehe zu betrachten.
„Bis jetzt hat aber Winfried nicht die
„mindeſte Neigung für Sabine verraten. Wir
„wünſchen ſehr, daß Du, liebe Tony, im November,
„nach Chriſtianens Hochzeit, Winfried entführſt
„und ein paar Monate bei Dir auf dem Lande

„feſthältſt. Er hat dann Gelegenheit, durch Euer
„gaſtfreies und gemütliches Schloßleben verſchiedene
„junge Mädchen kennen zu lernen und intimer
„mit ihnen zu verkehren, als dies im Faſching
„möglich iſt. Auf Adelaide darfſt Du in dieſer
„Angelegenheit ſo wenig beſtehen, liebe Tony, wie
„wir auf Sabine. Katholiſch, aus gutem Hauſe,
„Erziehung, Traditionen, Gewohnheiten *unſrer*
„Lebensſphäre — keine exotiſche Pflanze, Königstochter,
„Tänzerin — kein in die Geſellſchaft durch
„Schönheit oder Reichtum hineingeſchobenes Weltwunder
„— das ſind die notwendigen poſitiven
„und negativen Vorbedingungen. Es gibt in der
„Ehe ſo entſetzlich viel Schwierigkeiten zu überwinden
„bis die Charaktere ſich ausgeglichen, die
„Neigungen ſich zuſammengefunden haben, und bis
„das Verſtändnis der gemeinſamen Intereſſen
„beiden Teilen gleichmäßig klar geworden iſt, daß
„eine grenzenloſe Verblendung dazu gehört um die
„Schwierigkeiten durch den Mangel jener Vorbedingungen
„zu vermehren. Ich weiß, daß Deine
„Anſichten ſo wie die Deiner Schweſtern in dieſem
„Hauptpunkt ganz mit denen Deiner Eltern übereinſtimmen,
„liebſte Tony, und daß ich im Grunde
„nötig gehabt hätte ihn zu erwähnen; — allein
„in unſern grenzenlos konfuſen Tagen habe ich
„zuweilen das Bedürfnis mich darüber auszuſprechen,
„um mich ſelbſt zu prüfen, ob ich nicht
„etwa von der graſſierenden moraliſchen Schwäche,

„Raffgier und Genußſucht angeſteckt, ſondern imſtande bin, für meine geliebten Kinder ein Glück „zu verlangen, das vielleicht ernſter, aber gewiß „edler iſt als jenes, welches aus der augenblicklichen Befriedigung rückſichts- und ſchrankenloſer „Leidenſchaft hervorgehen könnte.

„Behüte Dich Gott, mein liebes Kind. Küſſe „Deine Bübchen und grüße Gundaccar herzlich „von Deiner Dich liebenden Mutter.“ — —

„Liebe Rosmary,“ ſagte die Gräfin von der Handarbeit aufblickend, mit welcher ſie ſich während des Diktierens zu beſchäftigen pflegte, „ich habe ſo raſch diktiert, daß Sie gewiß ganz müde ſind. Sie ſehen etwas angegriffen aus.“

„Nicht doch, gnädige Gräfin! ich bin nur mit großer Teilnahme Ihren Gedanken gefolgt.“

„Und finden Sie dieſelben nicht etwas zu ſehr exkluſiv?“

„Mir ſcheint, man müſſe exkluſiv ſein um im Gleichgewicht mit den Lebensverhältniſſen zu bleiben, welche die göttliche Vorſehung uns angewieſen hat,“ verſetzte Rosmary ruhig mit einem wundervollen Aufſtrahlen ihres Auges: „Ich, meines Teils, bin wenigſtens ſehr exkluſiv und möchte nicht geſtatten, daß in meiner Lebensſphäre, ſo eng und niedrig ſie ſei, ein fremdartiges Element Platz nehme — gleichviel ob es aus einem höheren oder einem tieferen Kreiſe der Geſellſchaft ſtamme.“

„Bitte,“ ſagte die Gräfin, „nehmen Sie wieder die Feder und ſchreiben Sie weiter an Tony:

„P. S. Du hatteſt wohl recht, Rosmary „einen ſeltenen Schatz zu nennen! ſie hat ein gol„denes Herz und eine Seele wie Kryſtall.“

„Das muß ich der Wahrheit gemäß entſchieden verneinen,“ ſagte Rosmary.

„Sie kennen ſich ſelbſt nicht,“ entgegnete die Gräfin: „das iſt freilich eine ganz allgemeine Unvollkommenheit, aber gewöhnlich überſchätzen wir uns und Sie unterſchätzen ſich; das iſt ein gewaltiger Unterſchied. — Jetzt ſind hier ein Paar Briefe, die ſich auf Chriſtianens Ausſtattung beziehen. Es iſt mir eine eigentümlich wehmütige Freude dieſe Dinge für die letzte meiner Töchter zu beſorgen; denn jetzt beginnt ein ganz anderer Abſchnitt meines Lebens: das einſame Alter. Die Töchter ſind verheiratet, ſind gebunden an Haus und Herd und Wiege, die Söhne folgen ihrem Beruf oder bilden ſich für denſelben aus. Fünf Kinder — aber die Eltern ſind allein. Das iſt ganz gemäß der göttlichen Ordnung, die uns mehr und mehr von der Welt ablöſen will, nachdem wir in ihr unſere Beſtimmung erfüllten — und ich danke Gott für meine fünf guten Kinder und für das ſechſte, das beſte, das er früh zu ſich nahm. Es geht nun einmal ein melancholiſcher Zug durch das Menſchenleben und er ſpringt uns am meiſten in's Auge bei unſern Freuden — wie das eben jetzt mir geſchieht; denn es iſt eine unausſprechlich troſtvolle Freude, einem braven Mann die Zukunft einer Tochter anvertrauen zu können." —

Die Briefe wurden geſchrieben. Dann erhob ſich die Gräfin von der Chaiſelongue, öffnete das Fenſter ſtützte ſich auf die Bruſtwehr und ſagte:

„Wie weich und erquickend iſt die Luft! und wie balſamiſch! .... Da unten wird das Gras gemäht, wie ich ſehe. Die Orangenbäume ſind ja ganz mit Blüten beregnet. Wie ſteht es mit den Remontanten am Platanenhügel, Rosmary?"

„Sie blühen," erwiderte Rosmary und machte die Aufſchrift des letzten Briefes.

„Ah!" rief die Gräfin, „wir ſind allein, wir wollen uns das Vergnügen machen, auf dem Platanenhügel das Gabelfrühſtück zu nehmen. Der Graf verabſcheut es, um ein Uhr Mittags im Freien eine Mahlzeit zu halten und ſeine paar Biſſen, wie er ſagt, mit Bienen, Mücken und Fliegen zu teilen; aber heute bin ich Herr im Hauſe und das Wetter eignet ſich durchaus für dieſen kleinen Exzeß."

Sie ſchellte und gab dem eintretenden Diener ihre Befehle, nahm dann in ihrem Ankleidezimmer Hut und Shawl und ging mit Rosmary die große Treppe hinab. Als ſie unten an der Tür waren, kamen zwei Damen und ein Reitknecht in den Schloßhof geritten, zwei ungemein elegante Erſcheinungen, Sabine und ihre Mutter. Die Gräfin empfing ſie freudig und führte ſie gleich zum Gabelfrühſtück auf den Platanenhügel; — und Sabine ſetzte ſich auf den Platz, den vor einigen Stunden Winfried eingenommen hatte, frühſtückte mit gutem Appetit und gab beſcheiden, aber munter und lebhaft, ihr Wort zu dem allgemeinen Geſpräch. Das alles ſah und hörte Rosmary wie im Halbſchlaf der Seele. Vor wenig Stunden hatte ſie hier geſeſſen — und in der kurzen Zeit war die Welt ganz anders geworden. Winfried hatte geſprochen; ſie hatte geſprochen; er hatte ihr Lebewohl geſagt; dann der Brief der Gräfin — gleichſam eine Erklärung der Notwendigkeit dieſes Lebewohls. Und jetzt dies junge Mädchen, ſo graziös, ſo unbefangen, vielleicht bald Winfrieds Braut. Es kam zuweilen das Gefühl einer grenzenloſen Verlorenheit über ſie, als ob ſie auf dem Grund des Meeres wäre und als ob ihr durch die Wellen eine unbeſtimmte Kunde von dem Tun und Treiben da oben auf der Erde zukomme.

„Denken Sie nur, Rosmary, die Baronin Uglas iſt nicht in Blankenberghe geweſen, wie ich eben höre,“ ſagte die Gräfin plötzlich: „ſie hat alſo auch nicht meinen Brief mit der Anzeige von Chriſtianens Verlobung erhalten.“

„Dieſer Brief wird ruhig auf dem Poſtbureau in Blankenberghe liegen, da er poste restante adreſſiert war,“ antwortete Rosmary, „und die Frau Baronin wird ihn bei ihrer Ankunft daſelbſt vorfinden.“

„Sie wird aber ſchwerlich jetzt noch nach Blankenberghe kommen, da ſie in der Mitte dieſes Monats nach Italien gehen wollte.“

„Sie wird ein anderes Seebad gewählt haben,“ ſagte Sabinen's Mutter: „Blankenberghe bietet nicht viel Unterhaltung.“

„Ich habe mich herrlich unterhalten,“ verſicherte Sabine, „denn ich ſaß den ganzen Tag am Meer und machte täglich irgend ein kleines Aquarell.“

„Sie hat eine ganze Mappe voll Aquarellzeichnungen, mitunter recht hübſche, zurückgebracht,“ ſagte die Mutter.

„Das iſt eine allerliebſte Beſchäftigung, die in der Gegenwart keine Langeweil aufkommen läßt und ſpäter freundliche Erinnerungen weckt. Das nächſte Mal müſſen Sie dieſe Mappe mitbringen, liebe Sabine,“ ſagte die Gräfin: „ſie wird uns alle intereſſieren. Ich wünſchte Chriſtiane hätte dies Talent.“

„O gnädige Gräfin!“ rief Sabine lebhaft, „Chriſtiane hat ganz andere Gaben.“

„Das iſt wahr! und die Hauptſache iſt ja immer, daß wir die Gaben, die Gott uns gab, gut anwenden. Dennoch liebe ich bei jungen Mädchen kleine Talente, die das eigene Leben und das der ganzen Umgebung erheitern und verſchönern und die Ihnen, liebe Sabine, im vollen Maß zu Gebot ſtehen."

Sabine errötete und küßte beſcheiden die Hand der Gräfin, während ihre Mutter von dem großen Intereſſe ſprach, welches ſie an dem Aufenthalt in Belgien und Holland genommen, indem jede größere Stadt ihre eigentümliche Phyſiognomie habe — wie ſich ja auch in Italien, nur reicher, großartiger, etwas ähnliches finde.

„Das iſt die glänzende Lichtſeite der kleinen Staaten," ſetzte ſie hinzu, „dieſe mannigfachen und individuellen Lebensäußerungen, wie Bedürfnis, Richtung und Befähigung ſie wecken und anregen, ohne eine Schablone, die von hundert Meilen weit herkommt."

„Und es iſt nichts weniger als erfreulich," ſetzte die Gräfin hinzu, „daß wir dies nur noch als eine Erbſchaft aus vergangener Zeit beſitzen. Die moderne Großſtaatsmaſchinerie lähmt jede freie Bewegung und verlangt und erzielt nur — Dreſſur. Da müſſen denn ganz allmählig Charakter, Geiſt und Genie ausſterben und einer Art von chineſiſchem Zuſtand Platz machen, deſſen Annehmlichkeit beträchtlich dadurch vermehrt wird, daß er permanent von den wütendſten Revolutionsgelüſten bedroht iſt."

„Ja wie ſollte es anders ſein," rief Sabinen's Mutter, „als daß ſich ein Widerſtreben gegen die

Staatsmaſchinerie in Denjenigen entwickelt, die noch nicht für Bewunderung chineſiſcher Zuſtände reif ſind, und daß ſie auf einen ſozuſagen unterirdiſchen Boden geraten, weil für wahre und edle Freiheitsideen und für die Möglichkeit nach ihnen zu leben, kein Platz iſt. Meine drei Söhne wollen ſämtlich" . . . .

„Doch nicht Revolution machen?"

„Nein, aber auswandern. Der eine will Landmann in Tirol werden, der andere — Bürger in der Schweiz. Der dritte, der erſt zehn Jahre alt iſt, ſchwankt noch über das wohin — und da der älteſte kaum ſechzehn Jahre zählt, ſo wird noch viel Waſſer im Rhein laufen bis die verſchiedenen Pläne zur Ausführung kommen. Da wo aber keine chriſtliche Erziehung das Widerſtreben in Schranken hält und in erlaubte Bahnen weiſt, da gibt es ſelbſtverſtändlich ſchon ſechzehnjährige Revolutionäre."

„Es iſt gräßlich zu denken, daß eine ſolche Entartung, die keineswegs ein Phantaſiebild iſt, ihren eigentlichen Grund in dem Haß gegen die göttliche Anſtalt der Kirche hat," ſagte die Gräfin. „Soll man es ein Glück oder ein Unglück nennen, daß ſich vielleicht die wenigſten Adepten des Haſſes dieſes Grundes bewußt ſind."

„Ein Unglück!" rief Sabine, „denn wenn ſie es wüßten, ſo würden ſie ſich bekehren."

„Liebes Kind," antwortete die Mutter, „man allein geweſen. Das Alleinſein macht böſe Gedanken .... und die vermehren das Fieber.“

Dies war ſo ungeheuer richtig, da ihr Fieber nur von ihren traurigen und angſtvollen Gedanken herrührte, daß ſie wie entſchuldigend ſagte:

„Nicht böſe ſind ſie .... nur trübe.“

„Denkſt Du an Felix, mein Engel?“

„Nein, lieber Euſtach.“

„Denkſt Du an irgend etwas Peinliches in der Vergangenheit?“

„Nein, lieber Euſtach.“

„Aber ſo ſage mir doch woran Du denkſt! .... und was giebt es denn überhaupt Trübes auf der Welt was Dich ſo nah anginge daß es Dich krank machte, und wovon ich nichts wüßte?“

Sie legte ihre Hände bittend zuſammen und an den Mund.

„Warum ſoll ich ſchweigen? warum willſt Du mir nicht antworten? was iſt das für ein Geheimniß? .... Ich will aber fragen und Du mußt mir antworten!“ ſprach er mit der Stimme die ſo einſchmeichelnd und zugleich ſo gebieteriſch klang, daß ihr ſonſt immer die Seele davor aufging. Aber nun dachte ſie: Er liebt mich nicht, ſonſt würde er ja wiſſen was in mir vorgeht .... oder er weiß es und ſucht es zu ignoriren um mich zu beruhigen:

bekehrt ſich nicht durch das Wiſſen, ſondern durch das Wollen."

„Es kann freilich auch ein Glück ſein," erwiderte Sabine, „weil der göttliche Heiland für die Verblendeten, die nicht wußten was ſie taten, um Vergebung gebeten hat."

„Das wollen wir auf jeden Fall auch tun, liebe Sabine," ſagte die Gräfin, indem ſie ſich erhob: „Jetzt wollen wir aber das Rieſenbeet mit den neuen Blattpflanzen betrachten — dieſen Stolz unſeres Gärtners, der es mir nie verzeihen würde, wenn ich Gartenfreunde nicht zu dieſem achten Wunder der Welt führte."

Nach einem Spaziergang zu den ſchönſten Blumengruppen und Ausſichtspunkten des Gartens, wurden die Pferde verlangt und die Damen ritten nach Hauſe mit dem Verſprechen bald wiederzukommen und alle Beſuche nachzuholen, die ſie durch den langen Aufenthalt in Mähren bei Sabinen's Großeltern und durch die belgiſche Reiſe ſeit fünf Monaten verſäumt hatten.

„Und zu Chriſtianen's Hochzeit müſſen wir uns ganz feenhafte Polterabendſcherze ausdenken — nicht wahr?" fragte Sabine noch vom Pferde herab zu Rosmary.

„Das wird Ihnen gewiß gelingen," verſetzte Rosmary. — —

Darauf verlangte die Gräfin ihren Wagen und machte ihre gewohnte Spazierfahrt, bei der ſie ſich heute von Rosmary begleiten ließ. Sie ſprach faſt ausſchließlich von Sabinens Vorzügen, die Rosmary willig anerkannte. Bei dem herrlichen Wetter dauerte die Fahrt ſo lange, daß man nur gerade Zeit hatte vor dem Diner den Morgenanzug mit einem andern zu vertauſchen. Als Rosmary den Salon betrat, war bereits der Pfarrer mit einem Miſſionär da, der für irgend eine Miſſion in irgend einem Weltteil ſammelte. Die Gräfin, eine eifrige Beſchützerin aller Miſſionswerke, hatte die Herren zum Eſſen eingeladen um recht viel von einem Gegenſtand erzählen zu hören für den ſie ſich auf's lebhafteſte intereſſierte. Rosmary ſeufzte heimlich und unwillkürlich: Gottlob! es wird jetzt von etwas anderem die Rede ſein, als von Sabine. — Großer Irrtum! Der Miſſionär war geſtern bei der Mutter geweſen, war reich bedacht worden und Sabine hatte geſagt, da ſie kein Geld habe, wolle ſie ſuchen der Miſſion nützlich zu ſein durch eine Paramentenſammlung.

„Dazu werden auch wir beitragen," ſagte die Gräfin erfreut: „zuerſt wegen der Sache ſelbſt, und dann um den Eifer des lieben Mädchens zu unterſtützen. Es iſt ſchön wenn man bei neunzehn Jahren ſolche Intereſſen hat, die man nicht ohne Mühe und Beharrlichkeit in's Werk ſetzen kann."

Während man nach dem Eſſen beiſammen war, kam ein Herr aus der Nachbarſchaft mit ſeinen beiden Söhnen um den Grafen von der

Argen, Winfried und Thierſtein zu einer großen Jagd einzuladen, die in acht Tagen ſtattfinden ſollte und von dem Miſſionsthema ging man auf das Jagdthema über. Aber auch da tauchte Sabine auf. Der eine Sohn, der Offizier und ſeit zwei Jahren nicht in der Heimat geweſen war, ſprach ſich ganz begeiſtert über die Veränderung aus, die ſeitdem mit ihr vorgegangen ſei und verſicherte ſie ſei die Perle der jungen Mädchen zwanzig Meilen in der Runde. Der Vater fand dieſe Erklärung, gegenüber Chriſtianens Mutter nicht ſehr verbindlich; allein die Gräfin erwiderte:

„Baron Kurt hat ganz recht und ich ſtimme ihm um ſo lieber bei, als ich mich immer freue, wenn ein junger Mann ein ſo vorzügliches Weſen wie Sabine iſt, zu ſchätzen weiß.“

Baron Kurt's jüngerer Bruder fühlte ſich nunmehr verpflichtet auch ſeine Bewunderung kund zu geben und ſagte:

„Wie ſie die Lieder in ſteyriſcher Mundart zur Zither ſingt, das iſt gewiß nicht gehört worden rheinauf rheinab ſeit .... — nicht gehört .... — ſeit den Tagen“ .... —

„Der Lorelei,“ ergänzte die Gräfin; und er verbeugte ſich zuſtimmend, obſchon er einen Minneſänger gemeint hatte, deſſen Name ihm nicht einfallen wollte. Aber die Lorelei war ja viel paſſender und er fühlte ſich ganz ſtolz dieſen

Namen der Gräfin in den Mund gelegt zu haben. Als ein wißbegieriger, den Studien obliegender Jüngling, die ihn im Grunde mehr intereſſierten als Sabine, fragte er:

„Wie mag wohl die Loreleiſage entſtanden ſein?“

„Nehmen Sie vielleicht Maulbeeren?“ fragte ihn Rosmary, „oder Pfirſich? . . . . oder Melone?“

„Die Maulbeerbäume wollen nicht bei mir gedeihen,“ ſagte der Vater: „Ihr Gärtner, gnädige Gräfin, iſt unvergleichlich für die Obſtkultur.“

„Er bildet ſich auch nicht wenig darauf ein und wir ſind ſehr froh ihn zu haben, denn auf dem Lande müſſen Blumen und Früchte immer zur Hand ſein.“

„Nein, mein Fräulein,“ verſetzte der Student etwas beleidigt, daß die Maulbeerfrage ſeine Loreleifrage verdrängt hatte: „ich danke für Maulbeeren und bitte um Pfirſich; denn Maulbeeren ſchmecken wie Brombeeren — ungefähr ſo! . . . . und Brombeeren hat ſchon ſeiner Zeit Sir John Fallſtaff verachtet.“

„Ich ſehe nicht ein, weshalb Sie ein zweiter Sir John Fallſtaff ſein wollen,“ verſetzte Rosmary und reichte ihm die Pfirſich: „Sie müſſen aber Zucker dazu nehmen.“

Da er es auch nicht einſah, ſo begnügte er ſich ſchweigend ihrem Rat zu folgen.

Rosmary bereitete den Thee, ſtrich Butter auf die Toaſte, zerſchnitt die Melone, verſorgte alle mit allem und dachte zuweilen ganz ſtumpf: wie viel hundert Stunden hat denn eigentlich dieſer Tag? — —

Endlich brachen die Herren auf und wiederholten ihre Einladung, welche die Gräfin beſtens auszurichten verſprach. Auf der Heimfahrt ſagte der Vater:

„Ein angenehmes Haus, das Argenfels — und die Gräfin eine charmante Frau mit der man über alles ſprechen kann, nicht wahr, Kurt?"

Kurt war ſo beſchäftigt die ſchmerzlich entbehrte Zigarre anzuzünden, daß er nur ein zuſtimmendes: „Hm!" brummen konnte, während der Student ſagte:

„Deſto ungeſprächiger iſt die Geſellſchafterin."

„Sie hat den Theetiſch zu beſorgen und aufzupaſſen, daß jeder zu einigen Lebensmitteln komme; folglich iſt es ſehr weiſe, mein Sohn, daß ſie ſich nicht mit überflüſſigem Reden abgibt. Ich wollte Deine Schweſter machte es ebenſo! über ihrem Geſchwätz vergißt ſie ihr Geſchäft, läßt den Thee wie eine Suppe kochen und es währt eine halbe Stunde bis irgend ein Menſch eine Taſſe bekommt. Nein! in dieſem Hauſe iſt alles perfekt. Was meinſt Du, Kurt, iſt es nicht ſchade, daß keine Tochter von der Argen-Sorte mehr zu haben iſt?"

„Ich halte das Haus unſerer weſtlichen Nachbarn für ebenſo perfekt, in jeder Beziehung, wie das der öſtlichen,“ gab Kurt diplomatiſch zur Antwort.

„Gut gebrüllt, Löwe! das heißt für dieſen Fall: fein gebrüllt,“ ſagte der Student, der Bewunderer Shakeſpeare's, während ſein Bruder zwiſchen den Zähnen und dem Zigarrendampf murrte:

„Grasaffe Du!“ — — —

„Liebe Rosmary,“ ſagte die Gräfin als ſie allein waren, „welch ein unruhiges Leben führen wir! . . . . Nur ein Tag — und wir hatten Abreiſen, Telegramme, liebenswürdige Damen, Miſſionäre, Lieutenants — kurz, alles was die Welt bewegt. Gute Nacht, liebes Kind! es ſchlägt eben halb eilf Uhr. Und morgen vergeſſen Sie nicht mich zu erinnern, daß ich an meine Couſine Uglas zu ſchreiben habe . . . . und zwar nach Waldhaus. Dort wird man ſchon wiſſen, wohin der Brief zu ſenden iſt.“

Ja! nur ein Tag! . . . . aber das, was an dieſem Tage vorgegangen iſt . . . . den eigentlichen Vorgang — den ahnt ſie nicht! . . . . So ſeufzte Rosmary als ſie in der Stille ihres Zimmers endlich! endlich! zuſammenſinken durfte.

Gondelfahrt.

Ein junger blaſſer hagerer Mann kam aus dem Hotel Danieli in Venedig, überſchritt den Quai der Schiavoni und ſtieg in die Gondel, die im Canal grande für ihn bereit lag.

„In die Guidecca und weiter hinaus nach Tercello,“ gab er dem fragenden Blick des Gondoliers zur Antwort. Dann lehnte er ſich mit geſchloſſenen Augen auf den breiten Polſtern der Gondel zurück, wie ein Träumender, dem ſeine Traumwelt lieber iſt, als die Welt der Wirklichkeit. Er war krank, oder er fühlte ſich wenigſtens krank, erſchöpft, müde und matt, ein Opfer eigener und fremder Verkehrtheit, eigener und fremder ungeordneter Selbſtliebe; — denn ſo ſehr er es gewünſcht hätte, ganz frei von Schuld konnte er ſich nicht ſprechen. Aber es war eine ſo geringe, ſo verzeihliche Schuld in der Verblendung der jugendlichen, der erſten Liebe der Vernunft kein Gehör gegeben und der Leidenſchaft ſich hingegeben zu haben. Wie oft geſchah das in viel ſträflicherer Weiſe! wie oft wurden Pflichten, Rückſichten und Anſtand weit gröblicher beleidigt und weit mehr aus den Augen geſetzt! Nein! je mehr er darüber nachdachte, ſtellte es ſich für ihn heraus, er ſei das Opfer von zwei egoiſtiſchen Frauen: das Opfer ſeiner Mutter und Roſalba's Opfer. Dieſen Gedanken bebrütete er mit einer Vorliebe, als müſſe ſein Heil daraus hervorgehen. Er war kein böſer Menſch; er wäre ſogar recht gern ein ſehr guter Menſch geweſen; allein in dem Schlummer jeder tüchtigen männlichen Eigenſchaft, beſonders der edeln Willenskraft um zu widerſtehen und der Tatkraft um zu handeln, war ſeine ſittliche Freiheit ſo geſchwächt, daß er es nicht weiter brachte als zu unbeſtimmten Gedanken und kurzatmigen Beſtrebungen, wie z. B. ſein Unternehmen geweſen war, die verwundeten Soldaten in Frankreich zu pflegen. Schwankend waren ſeine Gedanken und matt ſeine Beſtrebungen deshalb, weil er ihnen nie eine höhere Grundlage nie ein edles Motiv gab. Dadurch können auch urſprünglich ſchwache Charaktere ſtark werden. Aber er fing mit ſich und für ſich an, ſuchte ſich — und fand ſich. Folglich fand er keine Befriedigung; denn die liegt nicht im menſchlichen Ich; die liegt in der Entäußerung von demſelben.

Was kümmerte ihn Venedigs Geſchichte, Venedigs Kunſt, Venedigs tragiſches Schickſal und tragiſche Schönheit! Was kümmerte ihn dieſes merkwürdige Volk, das von der Erde verdrängt, wie der Halcyon auf dem Meer ſein Neſt gebaut — in dieſem Neſt Helden, Staatsmänner, Künſtler und Gelehrte erzeugt — und aus dieſem Neſt heraus eine Stimme erhoben hat, die gewichtig und maßgebend im Abendland und im Morgenland erklang! Was kümmerte ihn die Gründung, der Fortgang, der Aufſchwung, der Untergang, das ganze Geſchick dieſer Republik Venedig, die mit all ihren Taten des Lichtes und der Finſternis, mit all ihrem offenbaren Zauber und geheimen Schreckniſſen ohnegleichen in der Weltgeſchichte iſt und einen unermeßlichen Stoff für Bewunderung, Staunen und Nachdenken bietet!

Zur Giudecca hinaus nach Torcello! Er weiß kaum, daß das kleine, grüne, dorfähnliche Inſelchen der erſte Anfang der gewaltigen Republik Venedig, daß die uralte kleine Kirche ihr erſter Dom iſt. Aber Torcello iſt jetzt verlaſſen und öde. Bis auf einige arme Fiſcher und Gärtner und dürftige Leute lebt dort niemand und Fremde kommen ſelten hin, weil es keine ſolche anziehende Kraft hat wie Murano mit ſeinen Perlenfabriken, wie San Lazaro mit dem Kloſter und den Druckereien der Mechitariſten, wie San Michele mit dem Gottesacker, den die treuen Hüter der Gräber, die Männer, die wie Abgeſtorbene und Selige auf Erden leben — die Kapuziner in ihrem Kloſter bewachen; wie der Lido, die große wüſte

Sandbank, welche die Lagune gegen das adriatiſche Meer beſchützt und auf welcher die Juden ihre letzte irdiſche Ruheſtatt finden. Derartiges hat Torcello nicht. Dafür hat es einige Grasflecke und etwas Buſchwerk, wie man es an entlegenen Gewäſſern in unbebauten Gegenden zu finden pflegt. Zwiſchen dem niedern Geſträuch lag hie und da ein Marmorblock, der von einem längſt verfallenen Gebäude übrig geblieben ſein mochte. Dieſe geringen Trümmer machten die ganze Szenerie noch ſchwermütiger und gerade das zog Sintram an. Was kümmerte ihn das muntere Leben auf der Piazza und das Treiben des Volks auf der Riva der Slavonier; — was San Marko's ſo großartige und ſo merkwürdig phantaſtiſche Herrlichkeit; — was dieſe Marmorkirchen, in denen ſich Gian Bellini's und Tintoretto's Meiſterwerke noch auf derſelben Stelle befinden, für welche ſie gemalt wurden; — was dieſe Paläſte, auf deren Architektur der Einfluß des Orients, der Verkehr mit der Levante, die Berührung mit Kairo und Damaskus ſich geltend macht und mit Palladio's königlichem Stil zu einem neuen, dem venetianiſchen Stil verſchmilzt; — was dieſe Bilder von Titian, Palma und Giorgione, die ihren Pinſel in Farben von flüſſigen Diamanten tauchten. Das alles ließ ihn ganz gleichgiltig.

„Für lebende Weſen mag das wunderſchön und höchſt intereſſant ſein; aber nicht für Schatten, in beiden Fällen hab' ich ihm nichts zu ſagen. Und ſie ſchwieg.

Plötzlich kniete Euſtach neben dem Bett nieder, nahm ihre beiden Hände in die ſeine und ſprach:

„Du ſchweigſt hartnäckig, Cornelie? gut! ſo werde ich ſagen was Dich quält: Du biſt eiferſüchtig.“

Sie fuhr ſchmerzlich zuſammen.

„Siehſt Du wie ich das getroffen habe, wie Du vor Dir ſelbſt und Deinem Unrecht gegen mich erſchrickſt. Ja, Unrecht! .... Mißtrauen, Verdacht, Argwohn .... iſt das kein Unrecht? Und warum hegſt Du es? weil ich in Madame Orzelska's charmante Koketterie eingehend ihr ein wenig den Hof mache um ſie zu amüſiren. Wie ſoll man das denn ſonſt bewerkſtelligen? man darf ſie doch nicht ſich langweilen laſſen! und was kann ich dafür, daß ſich die Frauen nur dann gut unterhalten, wenn man ihnen auf tauſenderlei Weiſe ſagt, ausdrückt, an den Tag legt, daß ſie anbetungswerth ſind und uns den Kopf verdrehen. Hat es z. B. Fürſt Gotthard nicht ebenſo Dir gegenüber gemacht und wär es nicht unendlich albern von mir, wenn mich das beängſtigte? Warum? weil ich weiß daß dieſe Art von Courmacherei, die ihre Grazie und ihre Attraktion hat, nun einmal die einzige Art und Weiſe iſt wie beide Geſchlechter mit einander verkehren können die keinen Anteil am Glück und an der Freude des Lebens haben,“ ſagte er zu ſeiner Mutter, wenn ſie verſuchte, ihn aus ſeiner Gleichgiltigkeit zu wecken.

Ihre Sorge um ihn war ſo groß, daß ſie ihm keine Vorwürfe machte und keines ihrer ſcharfen Worte fallen ließ. Der Baron aber teilte nicht in gleichem Maß dieſe Sorge. Er war überzeugt, daß Sintram ſich viel beſſer befinden würde, wenn er ſich zerſtreuen ließe und deshalb antwortete er:

„Nein, Fritzi, Du biſt kein Schatten, allein Du biſt eigenſinnig. Was haſt Du davon, ſtundenlang auf dem Torcello im Graſe zu liegen. Torcello iſt wie ein großes Neſt für Waſſervögel, aber gar kein Aufenthalt für Menſchen.“

Sintram lächelt ſchwermütig, fuhr nach Torcello, legte ſich in's Gras oder ſetzte ſich auf einen Marmorblock und brütete über ſeine Vergangenheit, die rabenſchwarze — und über ſeine Zukunft, die ſonnenhell wurde, wenn Chriſtiane, wie eine gute Fee, ſie belebte, ſonſt aber in Nacht verhüllt blieb.

Aus Blankenberghe hatte ihn ein Arzt fortgeſchickt, ohne ihm auch nur ein Bad zu geſtatten: der Wellenſchlag ſei zu gewaltig für ihn; er brauche die weiche Luft der Lagune und die warmen Wellen der Adria. Ihm war dieſer Ausſpruch gleichgiltig, ſeiner Mutter hingegen höchſt willkommen, weil Venedig auf dem Wege nach Rom lag. Jetzt waren ſie ſchon vier Wochen in Venedig, gleichwohl ſchien ſich Sintram's Zuſtand nicht gebeſſert, ſein Nervenſyſtem nicht gehoben zu haben.

„Wir müſſen abreiſen!“ ſagte die Baronin zu ihrem Gatten: „mir ſcheint, daß die Lagunenluft erſchlaffend, folglich nachteilig wirkt.“

„Nachteilig, Minettchen?“ das finde ich durchaus nicht!“ verſetzte er; „ich meine, es ſei ein unvergleich angenehmes Leben in Venedig.“

„Lieber Freund, Du weißt, daß wir nicht Deinetwegen in Venedig ſind und daß Du dich überall eines vollkommenen Wohlbefindens erfreuſt. Ich habe nur Sintram im Sinn.“

„Wenn er ſo lebte, wie ich, würde er bald ſeine Hypochondrie verlieren; meinſt Du nicht, Minettchen?“

Was ſie meinte, ſei dahingeſtellt; ſie ſagte:

„Es iſt nicht jedem gegeben, mit Vergnügen den ganzen Tag vor den Kaffeehäuſern des Markusplatzes zu ſitzen um Tagesblätter zu leſen, zu rauchen, Gefrornes zu vertilgen und die Menſchenmenge anzuſchauen. Es freut mich, daß es Dich unterhält, mein lieber Freund, allein Sintram bedarf etwas anderes.“

„Aber, Minettchen! hier gibt es ja ſo ungeheuer viel anderes, eine ſolche Maſſe von Kurioſitäten, daß er die Auswahl haben könnte vom Polichinell-Kaſten, bis zur Fenize — und ſo in allen Dingen!“ rief der Baron enthuſiaſtiſch wie noch nie.

„Poetiſche Naturen, mein lieber Freund, gehen ihre eigenen Wege.“

„Macht er Verſe auf Torcello?“ rief der Baron neugierig.

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete ſie ungeduldig: „allein ſeine Geſundheit beſſert ſich hier nicht — das weiß ich. Deshalb können wir uns in den nächſten Tagen auf den Weg nach Rom machen und am 1. Oktober dort eintreffen. Der Oktober iſt der einzige Monat, wo die Luft in Rom geſund iſt: den wollen wir benutzen um zu unſerm eigentlichen Ziel zu gelangen und Anfang November, froh wie Gefangene aus dem Kerker, nach Waldhaus zurückkehren, wo denn Sintram ein neues Leben beginnen und ohne Zweifel ſeine Geſundheit herſtellen wird.“

Selbſtverſtändlich ſtellte der Baron dieſen Anordnungen nichts entgegen. Er wollte ſich nur ſchleunigſt auf den Markusplatz begeben, um die Genüſſe, die Venedig ihm bot, um keinen Augenblick zu verkürzen.

Da kam der Diener und überreichte der Baronin einen großen Brief.

„Höre doch erſt, wie es auf Waldhaus ſteht,“ ſagte ſie zu dem Baron, der pflichtſchuldigſt ſeinen Platz wieder einnahm.

Sie erbrach den Umſchlag. Es fielen verſchiedene Briefe heraus.

„Ach! von der guten Emerenz!“ rief ſie und öffnete den Brief der Gräfin von der Argen. Doch bevor ſie die erſte Seite geleſen hatte, nahm ihr Antlitz einen ſolchen Ausdruck an, daß der Baron ganz beängſtigt fragte:

„Was iſt denn auf Argenfels vorgefallen, Minettchen? iſt ein Unglück geſchehen?“

„Ja, für uns .... ein großes Unglück! Chriſtiane iſt verlobt mit dem Oberſt Diethelm von Thierſtein, der den Abſchied genommen hat und ein Landgut zu kaufen ſucht nicht allzufern von Argenfels,“ ſagte die Baronin ſo erſtarrt, als habe ſie eine Kunde aus der Geiſterwelt bekommen.

„Das wird dem armen Fritzi recht leid ſein,“ ſeufzte der Baron niedergeſchlagen.

„Ich ſollt' es meinen!“ brach ſie aus: „Sein Herz hing in ganz unbegreiflicher Weiſe an dieſer Chriſtiane, die ſo wenig ſeiner wert iſt, daß ſie ihm einen Thierſtein vorziehen kann. Und die falſche Emerenz! .... Wie viel Teilnahme hat ſie mir wegen Sintram vorgeheuchelt! . . . Doch meine Bitte, Chriſtiane frei zu halten bis Sintram frei iſt und als Bewerber auftreten kann — die erfüllt ſie nicht .... und Chriſtiane iſt nun für ihn verloren. Es wird ihn zerſchmettern. Wie ſoll man ihm die Nachricht beibringen?“

Sie war ganz faſſungslos, weil ihr Hirngeſpinnſt der Wirklichkeit der Verhältniſſe nicht Stand hielt, dermaßen hatte ſie ſich in ihren Lieblingswunſch eingeſponnen. Als er in nichts zerrann, ſchien es ihr als werde ſie von Gott und Menſchen, von Himmel und Erde feindſelig behandelt. Der Baron hingegen ſuchte ſich wie immer ſo auch jetzt zu tröſten und ſagte:

„Minettchen, gräme Dich nicht zu ſehr und bedenke, daß er früher Chriſtianerl nicht leiden konnte. Er muß ſich nur auf die Inſel Wight beſinnen, dann wird auch er ſich kein graues Haar wegen dieſer Verlobung wachſen laſſen.“

Dieſe nüchterne Auffaſſung einer Begebenheit, welche ſie über die Maßen tragiſch fand, entrüſtete die Baronin dergeſtalt, daß ſie ſich ſchweigend in ihre Gemächer zurückzog und ihren Gatten ſeinen Betrachtungen überließ. Er war aber mit denſelben zu Ende.

Kein Menſch kann etwas für, etwas gegen dergleichen Kataſtrophen tun .... ich auch nicht! So ſprach er beruhigend zu ſich ſelbſt und begab ſich nach dem Markusplatz. — —

Sintram war keine jener Naturen, die aus dem Schmerz höhere Inſpirationen ſchöpften, keines jener Talente, die in Stürmen und Kämpfen mit ſich ſelbſt und der Welt ſich entwickeln und ſtark werden, keiner jener Charaktere, die, wenn auch das Schickſal ſie zu Boden warf, die Flut des Leidens über ſich hinbrauſen laſſen und ungebrochen ſich wieder erheben. Kraftlos, rat- und tatlos, ließ er ſich treiben von Umſtänden, ſchaukeln und wiegen von ſchwächlichen Gefühlen. Dazwiſchen erfaßte ihn zuweilen eine unerhörte Langweil und er wünſchte zu arbeiten, wie der Fiſcher, der ſeine Netze auswirft, wie der Schiffer, der ſeine Segel ausbeſſert. Dieſe Langweil erfaßte ihn auch jetzt auf Torcello. Er ſprang auf und zu ſeiner Gondel.

„Komm'!“ rief er dem Gondolier zu: „laß uns hinausfahren zu den Murazzi.“

„Das iſt zu weit, Signor! man verläßt die Lagune und kommt in's offene Meer. Ein Mann iſt nicht im Stande Sie hinzuführen, denn bei dieſem Winde gibt es an den Murazzi ſtarke Brandung.“

„Ich helfe Dir mit rudern!“

„Ich habe nur meine beiden Ruder und die habe ich ſelbſt nötig. Überdas, Signor, weiß ich nicht, ob Sie unſre Art zu rudern kennen“ . . . . —

„So ſuche Dir hier einen Gefährten! ich will endlich einmal die Murazzi ſehen.“

„Ach, Signor, Sie werden ſich ſehr wundern, wenn Sie die Murazzi ſehen, denn was ſind die gegen eine Eiſenbahnbrücke über die Lagune.“

„Es war ein großes Werk eine ſtundenlange

Böſchung von Marmorquadern längs der Küſte aufzuführen, damit das Meer nicht ein Sandkorn vom Feſtland wegſpüle, das für Venedig ſo ſpärlich gemeſſen und ſo koſtbar war,“ ſagte Sintram in ſo gebrochenem Italieniſch, daß der Gondolier keine Silbe verſtand, ſondern nur „Si! Si!“ ſagte. Sintram hielt das für eine Einwilligung und rief:

„Nun denn friſchauf zu den Murazzi!“

Allein der Gondolier widerſetzte ſich dem Anſinnen ſo entſchieden, daß ein heftiger Streit ausbrach, der zuerſt einige Kinder, dann ein paar Frauen und Männer herbeizog und der damit endete, daß Sintram in einer größeren Barke und mit zwei Ruderern nach den Murazzi fuhr und ſeine Gondel ſeine Rückkehr nach Torcello daſelbſt erwartete.

Darüber vergingen aber Stunden. Die Mittagsſonne brannte auf das Waſſer und auf die offene Barke und eine ſchwere brütende Hitze machte die Fahrt nichts weniger als angenehm. Plötzlich erhob ſich ein leichter Wind, den Sintram ſehr erquickend fand, der aber im Nu eine ſchwarze Wolke vor ſich her trieb, aus welcher ein Unwetter von Blitz, Donner und Regen hervorbrach. Nach einer halben Stunde war der Himmel wieder blau und klar und die Sonne wieder licht und warm, wie das bei dieſen heftigen italieniſchen Gewittern gewöhnlich der Fall iſt; aber Sintram, der ſeinen Regenmantel in der Gondel vergeſſen hatte, fühlte ſich durch und durch erkältet und eiſige Schauer durchrieſelten ihm Mark und Bein. Er ſtieg bei den Murazzi aus und die Bewegung in der warmen Luft trocknete auch bald ſeine Kleider. Höchſt zufrieden die Murazzi geſehen zu haben fuhr er nach Torcello und von dort nach der Stadt zurück, wo ſeine Eltern ihn mit Beſorgnis und Ungeduld erwarteten, teils wegen des Gewitters, teils wegen des Briefes aus Argenfels. Da er in guter Laune war, ſeine Expedition ganz lebhaft beſchrieb und des Gewitters nur beiläufig erwähnte: ſo fand die Baronin es geraten ſeine gehobene Stimmung zu benutzen um ihm den Schlag minder fühlbar zu machen. Sie reichte ihm den Brief der Gräfin indem ſie ſagte, ſo kühl und gelaſſen wie möglich:

„Das Schickſal iſt uns immer ſo wenig günſtig geweſen, daß dieſe neue Tücke uns nicht überraſchen darf.“

Sintram las und wurde erdfahl.

„Das Leben iſt eine Kette von zerſtörten Hoffnungen,“ ſetzte ſie hinzu.

„Dies war die ſchönſte . . . . und es iſt die letzte,“ antwortete er kalt.

„O nein!“ rief ſie: „in Deinem Alter liegt die ganze Welt vor Dir! Laß uns nur recht bald nach Rom aufbrechen. Die Hauptſache iſt, daß Du frei wirſt und in Freiheit leben und handeln kannſt. Auf dieſem Standpunkt gewinnſt Du wieder Mut, Friſche und Entſchloſſenheit — das iſt meine feſte Ueberzeugung.“

„Ich muß ihn nur erreichen können,“ verſetzte er.

„Ja ja, Fritzi!“ nahm der Baron das Wort, „der linke Schloßflügel wird ausgebaut .... das ſteht feſt.“

„Ich fühle mich über die Maßen ermüdet.... ich muß mich zur Ruhe begeben,“ ſagte Sintram und ging in ſein Zimmer.

„Mein Gott, Minettchen, er iſt ſo gleichgültig! das will mir nicht gefallen!“ ſeufzte der Baron ängſtlich.

„Soll er etwa kindiſch weinen oder töricht wüten?“ fragte ſie hart und verächtlich.

„Nein, Minettchen, ach nein! das gerade nicht! aber er könnte doch reden, doch ſagen wie ihm um's Herz iſt.“

„Nun und dann?“

„Dann wüßte man doch Beſcheid.“

„Ich, mein lieber Freund, ich weiß zur Genüge Beſcheid im Herzen meines Sohnes, auch wenn er ſchweigt.“

„Es würde ihm eine Erleichterung ſein.“

„Wäre das der Fall, ſo würde er es ohne Zweifel tun.“

„Gleichviel! ich gehe zu ihm.“

An der Tür von Sintram's Zimmer kam

ihm ſein Kammerdiener entgegen und meldete, der Herr Baron wolle ſchlafen und ungeſtört ſein.

„Mir ſchien, daß er Fieber habe," ſetzte der Kammerdiener hinzu: „der Gondolier ſagte der Herr Baron ſei bis auf die Haut durchnäßt worden in der offenen Barke und ohne Regenmantel."

„Still! ſtill! die Frau Baronin darf es nicht erfahren, Ernſt . . . . und morgen befindet er ſich hoffentlich beſſer."

Als die Baronin allein war legte ſie die Hand über die Augen um vor ſich ſelbſt ihre Tränen zu verbergen.

ohne vor Langerweile umzukommen. Wo dies pikante Anziehen und Abſtoßen wegfällt, tritt ein inſipider Zuſtand ein, den ich nun einmal nicht ertragen kann — eine torpeur, die mich meiner fünf Sinne, meiner Fähigkeiten, meines Verſtandes beraubt. Findeſt Du mich nicht viel angenehmer wenn ich munter als wenn ich träge bin? — Du willſt nicht Ja ſagen — aber ich weiß doch Du findeſt es .... denn warum wärſt Du wol in all dieſer Zeit ſo außerordentlich liebenswürdig, funkelnd von Geiſt und Anmuth geweſen, wenn ich Dir nicht gefallen hätte und wenn Du mir nicht hätteſt gefallen wollen? Das kleine engourdissement, dies Erbtheil der deutſchen Frauen, welches früher Dir anklebte, iſt ganz von Dir gewichen und es war mir eine Wonne das bei Dir zu beobachten. Meinſt Du denn es mache dem Mann keine Freude zu bemerken, daß ſeine Frau ihm gefallen will? Es iſt ein großes Unglück, daß die Gattin ſo häufig dies Mittel verſchmäht oder verſäumt um den Gatten zu feſſeln, denn es iſt wirkſamer als die Liebe .... oder vielmehr: es iſt eine graziöſe, bezaubernde, holdſelige — und keine hochfahrende, pflichtſtolze Liebe. Du mußt immer ein wenig eiferſüchtig ſein, mein Engel, dann biſt Du hinreißend — aber nur ein wenig, denn ſonſt wirſt Du mir krank und ich

Die Krone des Lebens.

„Mama, wir finden Nußdorf reizend — was die Lage, und vorteilhaft was die geſchäftliche Seite betrifft" — erklärte Chriſtiane bei ihrer Heimkehr — „und im übrigen auch ſehr paſſend, weil ſo viel einzurichten, das Haus bewohnbar zu machen, der Garten anzulegen iſt. Das ſchickt ſich ſo recht für uns Anfänger. Wir haben Spielraum für unſern Geſchmack und unſere Tätigkeit, und beginnen ganz klein."

„Ich bewundere aufrichtig Chriſtiane," ſagte Thierſtein, „daß ſie ſich mit der größten Entſchiedenheit für Nußdorf ausſprach; denn es gehört Entſagung dazu, wenn man von Argenfels dahin kommt."

„Jugendmut, lieber Thierſtein, keine Tugend!" ſagte die Gräfin lächelnd: „Bewundern Sie nur ja nicht dieſe Chriſtiane, die großer Nachſicht bedarf."

„Das iſt wahr," ſagte Chriſtiane mit Überzeugung.

„Wird die junge Frau im Anfang der Ehe ſehr von dem Gatten bewundert, ſo vergißt ſie gar leicht, daß er der Herr ſein ſoll, was denn doch, wenn rechte Ordnung beſteht, über kurz oder lang hervortreten muß.“

„Ich werde es nie vergeſſen, Mama,“ beteuerte Chriſtiane: „denn ich weiß,“ ſetzte ſie hinzu und wendete ſich mit ihrem reizenden ſchelmiſchen Lächeln an Tierſtein, „daß da wo rechte Ordnung iſt, neben dem Herrn — ſeine Herrin ſteht. Nicht wahr, lieber Diethelm?“

Und munter lachend hüpfte ſie aus dem Zimmer.

Nach einigen Tagen als die notwendigen Geſchäfte bezüglich Nußdorfs abgemacht waren, ging Thierſtein zu ſeinem Bruder um Winfried abzulöſen; — aber Winfried kam nicht zurück. Er ſchrieb ſeiner Mutter, da er nun einmal dort oben ſei, wolle er das ganze Schwabenland und den ſchönen Bodenſee etwas kennen lernen, wozu ihm vielleicht nie wieder die Gelegenheit geboten werde. Von ſeinen verſchiedenen Streifzügen werde er immer wieder zu Valerian zurückkehren, deſſen Befinden ſo normal und ſo beruhigend wie möglich ſei; dadurch werde Diethelm frei, deſſen Anweſenheit auf Argenfels in dieſer Zeit willkommener und nötiger als die ſeine ſei.

Die Gräfin lobte laut dies Vorhaben und dankte im ſtillen Gott dafür; denn es ging daraus hervor, daß Winfried entweder nicht die Gefühle hatte, die ihre Beſorgniſſe erregten, oder daß er ſie zu überwinden trachtete. Das eine wie das andere war erwünſcht und tröſtlich, und mit zarter Rückſicht für ihn und Rosmary behielt ſie ihre Beobachtung als Geheimnis für ſich. Ja, als Antonie zur Antwort auf jenen Brief ihr ſchrieb: „Ich bin froh, liebſte Mama, daß Du endlich Deine klugen Augen aufgemacht und erkannt haſt,“ — ließ die Gräfin die Sache fallen ohne ſie mit einer Silbe zu berühren, ſo daß die Fürſtin wieder ganz irr wurde, denn eben ſo entſchieden wie die Gräfin Rosmary nicht zur Schwiegertochter haben wollte, — wollte ſie auch von dieſer und deren tadelloſem Charakter und Benehmen jeden Hauch eines Geredes, jedes Atom eines Tadels fern halten. Darum ſchwieg ſie gegen alle.

Ja, Winfried war feſt entſchloſſen, Rosmary wo möglich gar nicht oder mindeſtens dann erſt wiederzuſehen, wenn er genug ſeiner ſelbſt ſicher war um jeden Ausbruch des Gefühls zu unterdrücken. Denn um ihre Liebe betteln — das konnte er nicht! Wollte, durfte, konnte ſie ihm nicht ihr Herz ſchenken, was wäre es dann für eine armſelige Befriedigung ihr das ſeine aufzudrängen. Nein, ſie liebte ihn nicht! denn warum hätte ſie es ihm nicht geſtanden? Fürchtete ſie Schwierigkeiten, unbeſiegbare Hinderniſſe, ſo hätte ſie ja ſprechen können: „Ich liebe dich, doch wir müſſen uns trennen.“ Aber nein, kein ſolches Wort ſprach ſie .... ſondern ganz einfach und entſchieden, freilich traurig: „Vergeſſen Sie Rosmary.“ — Wohlan! ſo wollte er ſie denn vergeſſen, das erſte, das einzige weibliche Weſen, an deſſen Beſitz er die Zuverſicht auf ein dauerndes, ein heilbringendes, ein edles Glück geknüpft hatte. Und war es nicht möglich ſie zu vergeſſen, ſo wollte er wenigſtens ihr ſchönes Bild ſo tief in ſeine Seele zurückdrängen, daß es vor ihm ſelbſt verſchleiert blieb.

„Ich gönne ihm ſeine Streifzüge,“ ſagte Chriſtiane, „aber wenn er nicht hier iſt und Diethelm auch nicht, ſo kommt es mir hier ganz öde vor, oder wie in einem Kloſter .... Papa zählt nicht! — lauter Frauen.“

„Gewöhne Dich daran ganz allein, auch ohne Frauengeſellſchaft, zu ſein, verſetzte die Gräfin, denn das wird künftig oft genug geſchehen, wenn Thierſtein ſeinen Geſchäften nachgeht.“

„Ich werde ſie mit ihm zu teilen ſuchen.“

„Mit Maß, Chriſtiane, mit Maß! Eine Frau, die ihrem Gatten nicht von der Seite weicht, wird ihm mit der Zeit ganz unerträglich.“

„Das finde ich ſtark, Mama! Es würde mich ſehr frappieren, wenn Diethelm mich eines guten Tages unerträglich fände.“

„Deshalb benimm Dich ſo, daß Du ihm dazu keine Veranlaſſung gibſt, mein Kind. Zarte Zurückhaltung iſt für eine junge Frau ebenſo notwendig wie ein freundliches Entgegenkommen — beides am rechten Ort und zu rechter Zeit.“

„Mir ſcheint der Eheſtand mit ungeheuern Schwierigkeiten verknüpft zu ſein,“ erwiderte Chriſtiane nachdenkend.

„Gewiß, meine Tochter! Denke nur an das alte Sprichwort: Eheſtand — Weheſtand.“

„Und Du tuſt alles, Mama, um ihn mir ſo ſchwer wie möglich vorzuſtellen,“ rief Chriſtiane faſt weinend.

„Gewiß! denn Du ſollſt über Deinen roſenroten Jugendträumen nicht vergeſſen, daß Du dich im Eheſtand heiligen ſollſt und daß, ſo lange die Welt ſteht, kein Menſch es je dahin gebracht hat, ſich durch roſige Phantaſien, ſpielend und ſcherzend zu heiligen. Das geſchieht nur durch gründliches Erkennen und ernſtes Erfaſſen dieſer erhabenen und ſchweren Aufgabe.“

„Du haſt immer recht, Mama, und ich habe immer Unrecht!“ ſeufzte Chriſtiane: „Wie es mir noch im Eheſtand gehen wird — das weiß Gott allein!“

„Und der wird Dir auch beiſtehen, mein Kind.“

„Aber Winfried darf durchaus nicht an unſerm großen Feſt- und Freudentag, der nur einmal im Leben gefeiert wird, hier fehlen! Bitte, Mama, ſchreibe ihm das.“

„Er wird ſich ſchon bis zum November einfinden.“

„Sabine wünſcht lebhaft, daß er nicht zu ſpät komme .... nicht wahr, Rosmary? .... Bitte ſag' ihm auch das, Mama.“

„Wie gerät Sabine auf dieſen Wunſch?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Sie hat, glaub' ich, einen Polterabendſcherz ſich ausgedacht, wozu ſie Winfried nötig hat. Ich darf die Sache nicht wiſſen .... der Überraſchung wegen! Allein man hört doch dies und das, und es täte mir leid, wenn Winfried eine Störung machte.“

„Wir wollen ihm alſo bis Anfang November Urlaub geben; aber vierzehn Tage vor dem einundzwanzigſten muß er hier ſein. Dies Ultimatum will ich ihm im nächſten Brief verkünden,“ ſagte die Gräfin und ging dann im Geſpräch mit Chriſtiane auf tauſend Gegenſtände über, welche die Einrichtung von Nußdorf betrafen.

So friedlich und freundlich wie das Leben für Chriſtiane — ſo kampf- und leidenvoll war es für Rosmary. Sie ſah, daß Winfried ihr Wort ernſt genommen hatte. Es war das rechte, das richtige — und es ſchmerzte ſie doch namenlos! Sie hatte Augenblicke wo ſie ſich wegen dieſer Schwäche tief verachtete; andere wo ſie ſich tief bemitleidete wegen der unheilvollen Verſtörung, die ſo ganz ohne ihre Schuld in ihr friedliches

Leben eingebrochen war; noch andere wo unbeſtimmte Hoffnungen ſich regten und die Vernunft beſiegen wollten. Es geſchah ja ſo viel Unerwartetes, Überraſchendes; konnte nicht auch für ſie eine Wendung zum Glück eintreten? Sie ſtellte ſich vor wie es ſein würde, wenn Winfried vor der ganzen Familie, die ſich nun bald ſo froh und ſo einig verſammeln würde, erklären wollte: Ich liebe Rosmary, meine Braut iſt Rosmary. Welch ein Donnerſchlag für alle! nirgends ein freundliches Auge, ein Händedruck, ein Wort des Willkommens — nirgends! Alle wendeten ſich von dem Eindringling ab. O! es war leichter zu ſterben, als ſo etwas hervorzurufen und zu ertragen. Aber ach! man ſtirbt nicht! Nur das Herz ſoll ſterben .... erſterben .... und ringt in der Agonie mit Gewalt nach dem Leben, das im Morgenlicht der Liebe vor ihm liegt, wie vor dem Auge des Ertrinkenden ein lachendes, blumenreiches Geſtade.

Nein! dies iſt allzu unwürdig! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, nachdem ſie eines Tages in der heiligen Meſſe mit aller Inbrunſt gebetet hatte: Habe ich nicht immer verlangt mich ganz als Opfer an Gott hinzugeben? .... Habe ich nicht immer erkannt, daß mein Weg durch die Zeit in die Ewigkeit ein Weg der Trübſal, ein Weg des Kreuzes ſei? .... Und jetzt dieſe grenzenloſe Schwäche! dieſe Empörung gegen ein paar Tage des Leidens!

dies Verweilen in Verhältniſſen, welche den Kampf furchtbar erſchweren, weil ſie fort und fort an Winfried erinnern. Ich muß Argenfels verlaſſen! — Sie ſchauderte; . . . . aber nicht über das ungewiſſe wohin? ſondern über die Gewißheit, daß ſie dann nie und nimmer Winfried wiederſehen werde. Konnte ſie nicht für einige Zeit, für dieſen Winter etwa fortgehen und nach ſeiner Abreiſe zurückkehren? Sie war ja der Gräfin ſo nützlich, ... faſt unentbehrlich! — Verſuchung hinweg! ſagte ſie traurig lächelnd: das iſt nicht die Weiſe, wie ich dieſe unſelige Liebe überwinde. Ich würde immer die Hoffnung feſthalten ihn wiederzuſehen und vielleicht, ach! vielleicht ihm den Kampf erſchweren mich zu vergeſſen. Nein! . . . . es iſt beſſer ich ſcheide . . . . für ſeinen und meinen Frieden beſſer . . . . und ohne Frieden mit Gott und mit mir ſelbſt kann ich nicht leben, ... nicht menſchenwürdig leben, weil ich in Sklaverei qualvoller Leidenſchaft bin. Ich gehe . . . . aber wohin? . . . . — — — Ja, wohin? So weit der Himmel blau war wußte ſie keine Stätte für ſich. In der Nähe zu bleiben wäre Unſinn geweſen — und wie ſollte ſie zu fremden Menſchen in der Ferne gelangen? — Es gibt eine Menge Leute, welche meinen mit einer hoffnungsloſen Liebe im Herzen müſſe man friſchweg in's Kloſter gehen: das ſei ſo eine Art von Sanitätsanſtalt. Mochte Rosmary vor Jahren an das

Kloſter gedacht haben — jetzt dachte ſie nicht daran, denn während ihres ganzen faſt dreijährigen Aufenthaltes in Argenfels war nie der Wunſch in ihr aufgeſtiegen, im Kloſter Gott zu dienen. Wie hätte er jetzt in ihr erwachen ſollen! — Der Ruf Gottes muß in's Kloſter führen. Der kann an eine Seele ergehen vor welcher die Welt im Sonnenglanz — und an eine Seele vor welcher ſie in Winternacht liegt. Der Ruf Gottes! Das iſt etwas ganz anderes, als das Verlangen eines friſchen Herzens, als das Bedürfnis eines wunden Herzens. Es iſt ein Geheimnis Gottes. Dieſer Ruf erging nicht an Rosmary. Sie verblieb in ihren Ängſten, ihren Qualen, unabläſſig bemüht ihre Kämpfe im innerſten Herzen vor jedem menſchlichen Auge zu verbergen und mit beſonderer Aufmerkſamkeit ihre Pflichten zu erfüllen. Damit verging die Zeit, der November rückte immer näher und mit ihm Winfried's Heimkehr. Er hatte am Bodenſee alte Freunde gefunden, mit denen er nach Tirol gegangen war um etwas Alpenjägerleben zu führen; aber er verſprach den Termin inne zu halten, den ihm die Gräfin geſetzt hatte. Inzwiſchen war Julian nach Argenfels gekommen und Sabine ritt ein paar Mal wöchentlich hinüber und beriet mit ihm und mit Rosmary was und wie alles zu veranſtalten ſei. Die ganze Familie war entzückt von Sabine. Julian, der nicht ſehr ſchwärmeriſch angelegt war, ſagte einmal ganz phlegmatiſch:

„Ich glaube ich begehe den dummen Streich mich in Sabine zu verlieben."

„Ich lobe Dich, mein Sohn, daß Du ſo weiſe biſt uns auf Deine dummen Streiche vorzubereiten," ſagte der Graf lachend.

„Aber Julian, was fällt Dir ein!" rief Chriſtiane entrüſtet: „wie kannſt Du das einen dummen Streich nennen Dich in ein ſo liebenswürdiges Weſen zu verlieben. Das wäre ganz in der Ordnung. Alle Männer müßten ihr zu Füßen liegen . . . . wenn ſie es erlaubte."

„Auch ich?" fragte Thierſtein.

„Das gerade nicht . . . . weil es immer Ausnahmen von der Regel geben muß. Aber es würde mich beglücken, wenn Sabine meine Schwägerin würde."

„So weit habe ich noch gar nicht gedacht," verſicherte Julian immer ganz phlegmatiſch.

„Abermals ſehr weiſe, Julian! ich bin höchſt erfreut Dir ſo viel Lob ſpenden zu können," ſagte der Graf.

„Und ich geſtehe Dir, Julian, daß ſich nicht auf Dich mein Wunſch bezog."

„Woher nur dieſe plötzliche Begeiſterung für ein Nachbarskind?" fragte Thierſtein.

„Es gab in Chriſtianen's Leben eine Zeit, wo ſie den Verkehr mit Sabine unter ihrer Würde hielt," antwortete die Gräfin lächelnd, „denn erſtens mache mir Vorwürfe zu weit gegangen zu ſein .... wie eben jezt. Nicht wahr, Du haſt doch gefürchtet es könnte irgend ein bethörender Reiz um Madame Orzelóka ſchweben? doch gezittert es könnte ein Moment eintreten wo der Euſtach verdummt würde? — Unſinn das, lieber Engel! der Euſtach kennt die kleinen Schliche und Kunſtgriffe der Frauen, es amüſirt ihn ſie in Bewegung zu ſetzen. Baſta! ſein Kopf bleibt immer oben.“

Die arme Cornelie war ganz betäubt. Ihre beiden Vorausſetzungen: entweder wiſſe er nicht was in ihr vorgehe — oder er wiſſe und ignorire es — und in keinem Fall könne er ſie alsdann noch lieben; — waren durch ſeine lebhafte Erklärung, die er feurig und innig ausſprach, zunicht gemacht. Sie ſagte beklommen:

„Euſtach! wenn Du mit ſo grenzenloſer Unbefangenheit eine Rolle durchführſt um eine fremde Frau zu amüſiren und Deine eigene eiferſüchtig zu machen; — wenn Dir nichts daran liegt Deine Frau in die Qualen einer Empfindung zu verſetzen, die, ſo thöricht ſie ſein möge, bei ihr wenigſtens aus ſchüchterner Liebe zu Dir entſpringt — Euſtach! Euſtach! wie kann ich denn Vertrauen zu Dir behalten!“

„Haſt Du kein Vertrauen zu mir, Cornelie, ſo hab' ich Unrecht! unbedingt! — rief Euſtach. Nur iſt Sabine zwei Jahr jünger als ſie und zweitens lernte Sabine kein Latein.“

„Wie Du mich immer demütigſt, Mama!“ warf Chriſtiane ein.

„Durch das lange Leiden von Sabinen's Vater war unſer Umgang ſehr gehemmt,“ fuhr die Gräſin fort: „Die ganze Familie ging vor zwei Jahren nach Madeira, des Vaters wegen, der aber dort ſtarb. Sie kam zurück in tiefer Trauer, ging dann auf Monate zu den Großeltern — und ſo kommt es, daß Sabine eine neue Erſcheinung iſt . . . . doch ganz gewiß nicht wegen ihrer Neuheit ſo viel Beifall findet, ſondern wegen der Vereinigung gar mancher liebenswürdigen und guten Eigenſchaften. Ich würde ſie mit Freuden als meine vierte Tochter willkommen heißen.“

„Man behauptet ja,“ verſetzte Thierſtein, „daß ſich bei einer Hochzeit gewöhnlich Faden anſpinnen, die zu einer andern Hochzeit führen. Wer weiß was hier geſchieht.“

„Silentium über dieſen Punkt, meine Lieben!“ ſagte der Graf: „es gibt ſo zarte Verhältniſſe, daß ein voreiliges Wort genügt um ſie zu zerſtören.“

„Morgen früh um zehn Uhr kommt alſo dieſe unvergleichliche Sabine,“ ſagte Julian, „und dann begeben wir uns an große Dinge, Sie, Fräulein Rosmary und meine Wenigkeit im Vordertreffen und in der Reſerve Dein fac totum, Mama, der unſchätzbare Lewold und ein Schreiner.“

„Und ich werde es machen wie die Kinder, die neugierig durch's Schlüſſelloch lugen, während die Mutter die Weihnachtsbeſcheerung ordnet und den Chriſtbaum anzündet!“ rief Chriſtiane.

„Wie ſeid Ihr zu beneiden, meine Kinder, daß Ihr Euch mit großen Dingen abgebt, die durch's Schlüſſelloch zu belauſchen ſind!“ ſagte der Graf tief ſeufzend: „Mir wird es ſchwer mich von den Dingen abzuwenden, die vor unſern Augen geſchehen und die der Zeit, die ſich eine erleuchtete, eine freie zu nennen ſucht, das Brandmal der Lüge auf die Stirn drücken, denn ihre Taten ſind die der Finſternis und der Knechtsgeſinnung. Die Verfolgung der Kirche tritt in einer Weiſe auf, die jenes Apoſtaten würdig iſt, der Deinen Namen trägt, Julian.“

„Ja! . . . . aber was ſagte der heilige Athanaſius über das Beginnen des Apoſtaten?“ verſetzte Julian: „Er ſprach prophetiſch: „es iſt eine Wolke, die vorüberzieht;“ — und was ſprach er ſelbſt in ſeiner letzten Stunde, die ſo unerwartet ihn ereilte? — „Galiläer, du haſt geſiegt.“ So und nicht anders wird es auch jetzt ſein.“

„Zuvor aber bringt die Wolke unberechenbares Verderben, das in barbariſche Zuſtände zurückdrängt, denn Barbarei und Despotie bedeuten eines und dasſelbe: Entwürdigung der Menſchheit,“ verſetzte der Graf.

„Das mit dem Galiläer ſoll apokryph ſein, weißt Du, Julian,“ ſagte Chriſtiane: tut aber nichts! wenn auch nicht geſagt — gedacht hat der Apoſtat es ganz gewiß.“ — —

Ein Diener unterbrach das Geſpräch, indem er dem Grafen ein Schreiben mit breitem Trauerrand überreichte. Alle Augen wendeten ſich geſpannt auf den Grafen. Es war eine gedruckte Anzeige vom Baron und der Baronin Uglas, daß Sintram in Venedig am Nervenfieber im dreißigſten Lebensjahr verſchieden ſei. Alle waren tief erſchüttert. Mit Tränen ſagte die Gräfin:

„Der einzige! im ſchönſten Mannesalter! .... im Grabe! — O arme Theophile.“

„Seine ſchreckliche Frau iſt nun frei — und er wäre es ſo gern geweſen,“ ſagte Chriſtiane.

„Er iſt es jetzt in anderer Weiſe,“ nahm der Graf das Wort: „ihn ſelbſt kann ich wenig beklagen. Es war ſo etwas Unvollkommenes in ſeinem Charakter, ſeinem Geiſt, ſeiner Richtung, nichts beſtimmtes, nichts ausgeprägtes — vielleicht Folge ſeiner Erziehung, vielleicht ſeiner natürlichen Anlagen. Dazu eine zerrüttete Geſundheit, ein zerrüttetes Herz, eine zerrüttete Lebensſtellung. Armer Sintram! .... Aber die Eltern in ihrer gänzlichen Vereinſamung ſind unausſprechlich zu beklagen. In welchem Zuſtand ſie ſind geht daraus hervor, daß wir eine gedruckte Todesanzeige bekommen. Vermöchte es Theophile von ihrem

Verluſt zu ſprechen, ſo hätte ſie gewiß geſchrieben. Meinſt Du nicht, Emerenz?"

Die Gräfin murmelte ſo etwas wie eine Zuſtimmung. Sie hatte die Überzeugung, daß die Baronin ihr wegen Chriſtianen's Verlobung auf's äußerſte zürne. Der Graf fuhr fort:

„Wirſt Du ihr nicht morgen ein paar tröſtliche Worte ſchreiben, Emerenz?"

„Es wird ſie viel mehr freuen, wenn Du es tuſt," entgegnete ſie lebhaft. Ein dictando hat immer etwas froſtiges."

Später, unter vier Augen mit ihm, teilte ſie ihm den wahren Grund ihrer Ablehnung mit.

„Die gute Theophile kommt durch ihren Eigenſinn auf ganz krankhaft fixe Ideen," antwortete er: „vielleicht hält ſie Dich und Chriſtiane für ſo etwas wie Sintram's Mörderinnen."

„Gott bewahre!" rief die Gräfin erſchreckt.

„Und in jedem Fall iſt es am beſten, daß ich ihr teilnehmend und unbefangen ſchreibe." — — —

Dieſe Geſpräche, dieſe Nachricht, Sabinen's Leben und Sintram's Tod, erſchütterten Rosmary bis auf den Grund ihrer Seele. So elend war Sintram geworden, ſo früh war er geſtorben! Wo war das Glück, das er durch ſeine verkehrte Ehe zu erringen, zu ertrotzen hoffte? Nein! ein friedliches Glück iſt nicht denkbar in einer gemiſchten Ehe, und eine Ehe in der freilich die Religion dieſelbe iſt, aber alle anderen Verhältniſſe verſchieden ſind, iſt auch gemiſcht. Hingegen Winfried's und Sabinen's Verbindung, wie war ſie harmoniſch für die betreffenden, ſympathiſch in zwei Familien und gut geheißen in größeren Kreiſen! Wie traf und paßte alles zuſammen und rundete ſich alles ab um ſie zuſtande zu bringen und zu einem glücklichen Ende zu führen! — — Ja, mein Gott, ich erkenne es . . . . ich ſehe es ein . . . . das wird kommen! Aber es anſehen, es hier erleben — das kann ich nicht! . . . . Ich muß fortgehen, mein Gott! Führe du mich hinweg . . . . o von hier hinweg, wo ich ſo glücklich war bevor ich ihn kannte — und als ich ihn kannte . . . . ſelig.

So rang ſie in Troſtloſigkeit mit ihrem Herzen, denn alles wollte ſie feſthalten. Wie traulich war ihr Zimmer, behaglich eingerichtet, warm und geſchützt gegen den Sturm, der draußen tobte. Da ſtand ihr kleiner Schreibtiſch; dort ein großes Korbgeflecht voll der ſchönſten Blumen; hier lagen Bücher, Tagesbrochüren; lauter Dinge, die ſie früher nicht kannte! . . . . Eine halb aufgeſchnittene Brochüre! . . . . würde ſie zu Ende ſie leſen? — Trotz des Sturmes öffnete ſie die Vorhänge, die Läden und das Fenſter und blickte hinaus. Es war eine Mondnacht, aber der Sturm trieb Wolken über Wolken am Himmel auf, ein düſteres Heer, das ſich fort und fort über den Mond dahinwälzte, als ob empörte Titanen eine friedliche Gottheit mit Untergang bedrohten, als böſe Geiſter gegen etwas Heiliges anſtürmten oder . . . . als ob gegen eine Seele ihre eigene Leidenſchaft kämpfe. Dieſer Gedanke ſprach ſie an. Teilnehmend blickt ſie auf die Wolkenzüge. Zuweilen brach der Mond hervor und warf ſein flüchtiges Licht auf einzelne Punkte, auf den Platanenhügel, wo keine Roſen mehr blühten, oder auf den Strom, der dann wie eine glitzernde Schlange zwiſchen den dunkeln Ufern ſich hinwand. Oder der Mond rollte plötzlich über die Wolken hin, eine Leuchtkugel, ein Phänomen, um in ihrem ſchwarzen Abgrund wieder zu verſchwinden. Aber jetzt! Wie war das ſchön! Zur Geſtalt eines Sarkophages zogen ſich die Wolken zuſammen und aus ihnen ſtieg in goldener ungetrübter Klarheit wie ein ſeliger Geiſt, der überwunden hat, das ſchöne Geſtirn friedlich auf.

Ja! ſagte ſie und faltete die Hände: dies iſt das wahre Ende von allem und wie bald tritt es ein! Denn Jahre, Jahre, ſind doch nur kurz im Vergleich zur Ewigkeit. Und dann heißt es: „Dem Überwinder will ich die Krone des Lebens geben.“

Wer das himmliſche ſucht, der findet es auch in irdiſchen Bildern. Ihr Entſchluß ſtand feſt: ſie wollte morgen die heiligen Sakramente empfangen und dann an Frau Weiß ſchreiben, man möge ſie unter irgend einem Vorwand umgehend durch ein Telegramm abrufen. — —

Durch den Nebel des grauen Oktobermorgens ging Rosmary zur Pfarrkirche hinab um ihr Opfer zu bringen und ſich auf's Kreuz zu legen. Sie war zum ſterben traurig, denn ihr ganzes Leben entſank in eine unbeſtimmte Tiefe von Schmerz, von Verlaſſenheit, von Deſolation, die ſie nie gekannt, nie geahnt hatte. Still war ihr Herz ſo lange geweſen, daß ſie nie an einen ſolchen Sturm geglaubt hätte! daß ſie oft mit ruhigem Lächeln dachte, dieſe Gefahr drohe ihr nicht! Früher unter dem Druck ihrer Verhältniſſe — ſpäter, in Argenfels unter neuen Pflichten und vielfachen angenehmen Beziehungen, waren ihre Kräfte, Gedanken und Beſtrebungen darauf gerichtet den Kreis ihrer Verpflichtungen ſo vollkommen wie möglich auszufüllen. Als jedoch ein ſtärkeres Gefühl' in ihr erwachte, als ihr Herz zum Bewußtſein eines ſelbſtändigen Lebens kam, da richtete ſich deſſen ganze Machtfülle auf, brach überraſchend hervor wie eine Quelle aus dem ſtillen grünen Wieſental und ſchien zu ſagen: ich bin auch da und will meine Wege gehen. Sie war eine kräftige angelegte Natur, ſtarker Empfindung fähig. Als ſie liebte war es eine ſtarke Liebe. Dieſe Stärke drängte ſie aber auch zum Opfer hin: das war die goldene Frucht ihrer Übung der Pflichttreue, der Selbſtverleugnung. Jetzt rang die ſtarke Liebe gegen das ſtarke Bewußtſein eines unabweislichen Opfers. Es war ein Kampf bis zur Agonie.

Aber ſie hielt ihn aus. In der Kirche, bei dem heiligen Meßopfer, zu Füßen des Altars fand ſie ihr Gethſemani. „Dein Wille geſchehe,“ ſprach ſie. Wie ein Opferlamm war ſie hinab gegangen und wie eine Opferprieſterin ſtieg ſie wieder von einer ſtrahlenden Morgenſonne umleuchtet zum Schloß hinauf.

Unter dem Portal kam ihr ſchon Lewold entgegen höflich berichtend er habe ſich erlaubt die Ankunft des Telegramms zu beſcheinigen, das vor einer halben Stunde gekommen ſei und im Zimmer des Fräuleins auf dem Schreibtiſch unter einem Briefbeſchwerer liege. Sie dankte ihm und flog die Stiege hinauf. Was konnte es ſein? Wirre Möglichkeiten und Unmöglichkeiten ſchoſſen durch ihren Sinn. — — Da war das Telegramm. Ihr Herz ſchlug ſtoßweiſe und eine ſchwarze Wolke hing vor ihren Augen, als ſie auf den Stuhl am Schreibtiſch niederſank und den Umſchlag öffnete. Da las ſie:

„Die Mutter iſt ſterbend und wünſcht Sie zu ſehen. A. Weiß.“

Gott will es . . . . dies iſt ſeine Fügung . . . . auf der Stelle ſoll ich gehen — ſprach ſie halblaut. Ein Diener trat ein und brachte ihr Frühſtück.

„Bitte, ſagen Sie mir wann geht ein Schnell- oder Kourierzug hinauf?“ fragte ſie.

„Um zwölf Uhr zweiundfünfzig,“ war die Antwort.

Es war jetzt gegen neun Uhr. Alſo noch ein paar Stunden und ſie verließ Argenfels und kam nie wieder . . . . nie! Gott will es ſo. An dieſem Gedanken hielt ſie feſt und unter dieſem Einfluß legte ſie ganz ſtumpf einige Sachen und ein paar Bücher in eine Reiſetaſche. Da ſchlug es neun Uhr und die Glocke rief zur Meſſe in die Schloßkapelle. Dieſe Glocke hatte Rosmary auch vom Platanenhügel und von Winfried hinweg — und zu Gott gerufen. Heute alſo zum letzten Mal ſollte ſie dieſer Stimme folgen. Zum letzten Mal! Das iſt immer ein ernſtes Wort. Es iſt ein Abſchluß, es deutet ein Ende an, und der Menſch trägt in dieſer Welt der Endlichkeit immer das Bewußtſein mit ſich herum wie flüchtig alles iſt, was ein Ende hat — die Jugend, das Glück, Luſt und Leid der Welt, das Leben — alles! — Zum letzten Mal alſo in die Kapelle! — Da zogen die drei Jahre an ihrem innern Blick vorüber, die zwiſchen dem erſten Mal und dem heute lagen und ein wunderbarer Troſt überſtrömte ihre Seele, denn in dieſen drei Jahren fand ſie zwar Unvollkommenheit und Fehler in Menge; doch nichts was ſie von Gott getrennt hätte — keine Sünde! Nein! auch nicht in dieſer Liebe! —

Nach der Meſſe holte ſie das Telegramm

und ging zur Gräfin. Die Tagesordnung war ſo geregelt und wurde ſo pünktlich inne gehalten, daß die Gräfin ganz erſchreckt war Rosmary ſo früh zu ſehen.

„Iſt etwas ungewöhnliches vorgefallen?“ fragte ſie haſtig.

„Nur für mich,“ entgegnete Rosmary und reichte das Telegramm dar.

Die Gräfin überflog es und ſagte herzlich:

„Das iſt freilich eine traurige Nachricht, liebe Rosmary. Eilen Sie zu Ihrer guten Pflegemutter, denn es ſcheint ihr Ende nahe zu ſein . . . . und kommen Sie zurück, ſobald Sie die Pflichten einer guten Tochter erfüllten.“

Rosmary's Augen füllten ſich mit Tränen und ihr Herzklopfen nahm ſo zu, daß ihr die Stimme verſagte, denn ſie wußte ja, daß ſie zum letzten Mal vor der Gräfin ſtehe. Sie kniete neben ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit Küſſen und ſagte tonlos:

„Ich trete einen ſchweren Gang an . . . . . o ſegnen Sie mich!“

„Gott ſegne Sie, liebe gute Rosmary! opfern Sie dieſen Kummer Ihm auf. Er wird Sie tröſten!“ ſagte die Gräfin ganz ergriffen von dieſem großen Schmerz, deſſen wahren Grund ſie nicht ahnte und umarmte zärtlich Rosmary. „Haben Sie denn auch Reiſegeld? Laſſen Sie ſich von Lewold einen Fußſack geben; er hat alles Pelzſcheint mir, daß Du das tiefſte für mich haben müßteſt, geliebtes Herz. Es iſt ja grade als ſäheſt Du mich am Spieltiſch. Ich ſpiele eifrig, aufmerkſam, geſpannt, ich beobachte alle Nüancen und Chancen des Spieles; ich ſuche ein Paar hübſch glänzende Goldſtücke zu gewinnen; mein Intereſſe iſt ganz auf den grünen Teppich mit Rouge et Noir gerichtet. Bin ich darum ein leidenſchaftlicher Spieler? wag' ich darum mein Vermögen auf die Karte? O mit nichten! ich ſtehe auf, ſchiebe die Karten bei Seite, und bin der gelaſſenſte aller Menſchen. Aber ich wiederhole Dir: hegſt Du Mißtrauen, ſo hab' ich Unrecht, und das bekümmert mich, denn ich will nicht dunkel vor Deiner reinen lichten Seele erſcheinen. Gieb es auf, mein Engel! willſt Du? — Aber aus voller Seele und ohne Hinterhalt? — Dann ſchwindet die Angſt, und mit ihr die Krankheit, die mich ſo ſehr beſorgt macht."

Corneliens Gedanken verwirrten ſich. Sie fand ſich nicht zurecht in dem plötzlichen Wechſel dem alle ihre Gefühle unterliegen mußten, wenn ſie ihm glaubte — und die Geiſterſtimme in ihrem Innern welche ihr zuflüſterte: glaube ihm nicht! kam ihr wie Wahnſinn vor. Das Fieber trat in ſeine Rechte; ſie begann zu phantaſiren.

werk in Obhut und Verſchluß. Und geraten Sie nur nicht in ein Rauch-Coupé. Sollte das Damen-Coupé beſetzt ſein, ſo fahren Sie in der erſten Klaſſe. Es iſt mir ganz beängſtigend, daß Sie allein reiſen."

„Ich bin ja auch allein gekommen und erreiche ſchon heute Abend mein Ziel," ſagte Rosmary.

Chriſtiane und Sabine, letztere im Reitkleid, traten ein.

„Hier kommt die Tauſendkünſtlerin, Mama!" rief Chriſtiane und ſetzte überraſcht und betroffen hinzu: „Was iſt denn das! Rosmary weint!"

Die Gräfin gab die Erklärung. Beide junge Mädchen brachen in Klagen aus.

„Wie traurig! gerade in dieſen letzten Tagen, die ich auf Argenfels verlebe!" ſagte Chriſtiane und Sabine rief niedergeſchlagen:

„Wer wird nun die Siegesgöttin darſtellen!"

Unter dem Vorwand ihre Sachen ordnen zu müſſen entfloh Rosmary und ſchloß ſich in ihrem Zimmer ein, während Sabine ſich umkleidete und dann in einem obern Saal zwiſchen Wandſchirmen, Tapeten, Lattenwerk und Farbentöpfen hantierte und während Chriſtiane bei der Gräfin die vakante Stelle des Sekretärs einnahm. Es ging alles ſeinen Gang trotz der momentanen Lücke. Niemand wähne unentbehrlich zu ſein.

Der Saal, in welchem die Bühne aufgeſchlagen werden ſollte, lag auf demſelben Gang wie Rosmary's Zimmer. Als die Stunde zum Aufbruch kam, ging Rosmary zuerſt zu Sabine um ihr Lebewohl zu ſagen, zu dieſer Sabine, in der und für die ſich alles vereinigte um dereinſt, als Winfrieds Gattin, glücklich zu ſein .... glücklich zu machen.

Sabine kam ihr entgegen in einem baumwollenen Kleide und grauer Schürze, das Haar feſt zuſammengefaßt unter einem Netz, das ſie bis auf die Stirn herabgezogen hatte, die Ärmel zurückgeſtreift bis über den Elbogen hinauf, in der Linken einen großen blauen Farbentopf, in der Rechten einen gewaltigen Pinſel. In dieſem entſtellenden Anzug ſah ſie allerliebſt aus wie ein verkapptes Feenkind und Rosmary's neidloſes Herz verweilte mit Wohlgefallen bei dem anmutigen Weſen.

„Alſo auf baldigſtes Wiederſehen und reiſen Sie glücklich," ſagte Sabine, wiſchte ihre kleine Hand ſo ſauber wie möglich ab und reichte ſie der Scheidenden.

„Und Sie .... bleiben Sie glücklich!" verſetzte Rosmary, drückte dieſe Hand und eilte zur Gräfin herunter, die auf's herzlichſte ſie entließ. Der Graf war mit Thierſtein und Julian gleich nach der Meſſe auf die Jagd gegangen; — ſo war ihr dieſer Abſchied erſpart. Chriſtiane und ein Diener, der die Reiſetaſche trug, begleiteten ſie zur Station. Was auf dem Wege Chriſtiane ſagte, was ſie antwortete — ſie wußte es nicht.

Der Zug brauſte heran. Sie ſtieg ein. Noch ein Händedruck .... noch ein Lächeln .... und fort ging es. Gott ſei mir gnädig! ächzte Rosmary.

Briefe.

Auf Waldhaus herrſchte Grabesſtille. Wie ein geräuſchloſes Räderwerk ging das Leben fort. Sintram ruhte in der Familiengruft und mit ihm war die Hoffnung ausgelöſcht, dies wunderbare Licht, das viel beſeelender, viel ſtärkender, viel anregender iſt, als der Menſch ahnt, ſo lange er hofft. Ihm wird die merkwürdig beflügelnde Kraft der Hoffnung erſt dann klar, wenn er ſie verloren hat.

Alle Ärzte Venedig's ſtanden an ſeinem Krankenbett, aber der Rückfall in das Nervenfieber nahm einen tötlichen Verlauf, denn die Folgen der heftigen Erkältung zehrten ſeinen geſchwächten Organismus auf. Mit einhundertundvierzig Pulsſchlägen in der Minute hält man die Krankheit nicht lange aus. Er verſchied nach acht Tagen. In ſeinen letzten Stunden hörte das Delirium auf, in welchem er fortwährend gelegen hatte. Todesmatt, aber bei voller Beſinnung verlangte, er einen Geiſtlichen. Seine Eltern gaben ſich einer kurzen Täuſchung hin: das Fieber war fort, das Bewußtſein zurückgekehrt; es galt jetzt nur die Kräfte zu heben; er war ja im Frühling, in Frankreich, ſchon in einem ähnlichen Zuſtand geweſen und hatte ſich wieder erholt.

„Es iſt eine Kriſis zum Beſſern,“ ſagte die Baronin, als ſie ihm nach dem Empfang der Sakramente den Todesſchweiß abtrocknete, der ſein feines braunes Haar in Streifen an ſeine bleiche Stirn klebte, über welche die Schatten des Todes flogen, die niemand verkennt, der ſie an teuern Abgeſchiedenen beobachtete. Allein die Baronin hatte nie an einem Sterbebett geſeſſen. In ihrem langen Leben geſchah es jetzt zum erſten mal. Sie kannte nicht den Blick eines brechenden Auges, nicht den letzten Seufzer eines ſtockenden Herzens. Sie ſollte es bei ihrem Sohn kennen lernen. Der Baron ſchwamm in Tränen; Sintram war ruhig entſchlummert. Mit namenloſer Angſt in Blick und Ton ſagte die Baronin halblaut:

„Ilſe . . . . er ſchläft!“

Ilſe aber, die am Fuß des Bettes ſtand, wußte Beſcheid. Sie faltete die Hände und ſagte weinend:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe.“

„Nein!“ rief die Baronin mit hellem Aufſchrei: „Sintram . . . . wach auf . . . . ſieh mich an!“

Sie beugte ſich über ihn, ob er nicht vielleicht die Augen öffnen, ſie anblicken werde. Aber Sintram wachte nicht auf. — — —

Nach Waldhaus zurückgekehrt war es ihr erſter Gedanke den Flügel des Schloſſes, den Sintram bewohnen ſollte, niederreißen zu laſſen.

„O Minettchen! was gibt das für einen gräßlichen Tumult und Lärm! . . . . wie bei dem jüngſten Gericht!“ ſagte der Baron, der ſeine Tage in ſtillen Tränen zugebracht, ganz entſetzt.

Dieſer Vergleich rettete vielleicht das ſchöne Gebäude. Die Baronin ſagte nur:

„Du biſt beneidenswert . . . . Du kannſt weinen. Ich kann es nicht . . . . Nein! nicht eine einzige Träne!“

„Ach, Minettchen! ob man weint oder nicht weint — die Hauptſache iſt immer dieſelbe.“

Er verfiel in ſtillen Gram. Er las die Zeitungen, als ob er hebräiſch leſe. Er legte Patience, gleichgültig ob ſie auskomme oder nicht. Statt die Zigarre zu rauchen, hielt er ſie zwiſchen den Fingern und auf die Jagd mochte er nicht gehen. So gab es denn keine Zerſtreuung, keine Beſchäftigung für ihn . . . . und keinen Troſt.

Die Baronin beſchäftigte ſich mit ihren Gedanken; allein die waren nicht der Art, um ſie zu tröſten. Umſonſt gelebt die vielen Jahre! umſonſt getragen die Mühen, die Beſchwerden, die Sorgen! nichts erreicht, als in einer Wüſte zu ſterben! —

und ein ſolches Schickſal ſoll von einer göttlichen Vorſehung angeordnet ſein? . . . . Ein Kind, wer das glaubt! — Darin vermauerte ſie ſich. Der Pfarrer von Waldhaus verſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Menſch für Gott leben müſſe, nicht für ein Geſchöpf; und daß man nie umſonſt gelebt habe, wenn man mit Hingebung in den Willen Gottes handle und leide.

„Dieſe Theorie iſt mir zu abſtrakt,“ ſagte ſie ſo kühl, als ob es ſich um einen philoſophiſchen Satz handle. „Daß es einen Weltſchöpfer gibt, weiß ich,“ ſetzte ſie ſo apodiktiſch hinzu, als habe ſie darüber Privatoffenbarungen gehabt, „aber unſere Schickſale ſind etwas ganz anderes, als die Regierung von Sonne, Mond und Sternen — und unſere Schickſale hängen von Menſchen und Umſtänden ab.“

„Hängen mit ihnen zuſammen, gnädige Baronin, und ſehr eng zuſammen — doch nicht ab. Der lenkende Faden liegt in der allmächtigen Hand eines alliebenden Gottes.“

„Ich bitte, Hochwürden, ſprechen Sie nicht von Gottes Allmacht und Liebe, da er entweder nicht die Macht oder nicht die Barmherzigkeit hatte, mir meinen Sohn zu erhalten,“ verſetzte ſie ſchneidend.

Der Pfarrer zog ſich zurück. Der Baron begleitete ihn und ſagte im Vorzimmer:

„Ach, Herr Pfarrer, wie verhält ſich denn das eigentlich mit der Allmacht und Liebe Gottes?“

„Beſter Herr Baron, wenn Sie annehmen, daß ſich der liebe Gott nur um Sonne, Mond und Sterne bekümmere, ſo iſt es ſchwer, ihn als den liebenden und barmherzigen Vater ſeiner Menſchenkinder ſich vorzuſtellen.“

„Nein, ganz ſo denke ich nicht. Aber, Herr Pfarrer, Sie müſſen mir das gehörig klar machen. Ich werde Sie beſuchen . . . . wenn ich recht traurig bin.“

„Das ſoll mich herzlich freuen,“ verſetzte der Pfarrer und ſchied mit einem Händedruck von dem armen, niedergeſchlagenen Mann, der gleichſam inſtinktmäßig nach dem Quell des Troſtes ſich wendete.

„Ich will zum Pfarrer gehen, Minettchen!“ ſagte der Baron nach einigen Tagen in einer trüben Stunde: „Du haſt Deine Geſchäfte und tauſend Dinge, die getan ſein müſſen, der Ordnung wegen. Ich habe nichts, was ich tun muß, und was ich früher tun mochte — mag ich nicht mehr. Ich höre aber gern den Pfarrer von Gott reden und deshalb will ich ihn beſuchen.“

„Wird Dich das tröſten über Sintram's Tod?“ fragte ſie ſcharf.

„O nein!“ entgegnete er und ſchüttelte mit einer troſtloſen Geberde ſein Haupt, das gar nicht mehr ſo freundlich zufrieden wie der Vollmond ausſah.

Diesmal ging er nicht; aber am nächſten Tage ſagte er nichts, ſondern ging hin. Der Pfarrer war zu einem Sterbenden nach einer entlegenen Mühle gerufen; doch ſeine Schweſter empfing den Baron ſo teilnehmend und ſympathiſierte ſo herzlich mit einem Kummer, den ſie aus bitterer Erfahrung kannte, daß ſich der Baron ganz erquickt fühlte.

„Du biſt beneidenswert, dabei bleib' ich," ſagte die Baronin, als er in gehobener Stimmung heimkehrte. „Du kannſt weinen und findeſt Du Unterhaltung, ſo zerſtreut Dich das."

„Unterhaltung, Minettchen? Ja! die gute Profeſſorin hat mir erzählt, daß ſie an der Cholera zuerſt ihren Mann und dann, nach zwei Tagen, ihren einzigen Sohn verloren habe und in ſehr dürftige Verhältniſſe geraten ſei. Und dann ſagte ſie: Je ſchwerer das Leben, deſto leichter der Tod. Dies war unſere Unterhaltung. Die Frau weiß wie mir zu Mut iſt. Ich werde ſie öfter beſuchen und dann werden wir von unſern lieben Söhnen ſprechen."

„Tue das!" ſagte die Baronin mit einer ſo milden Zuſtimmung im Ton, wie der Baron ihn in ſeiner dreißigjährigen Ehe nicht gehört hatte, ſo daß er ihr ganz überraſcht und gerührt die Hand reichte.

Nachdem ſie das Beileidsſchreiben des Grafen von der Argen erhalten hatte, nahm ſie ſich zuſammen und antwortete:

„Beſter Winfried! Von Deiner Teilnahme „überzeugt, danke ich Dir und der lieben Emerenz „recht herzlich dafür. Allein es iſt mir nicht möglich, „Euren Wunſch zu erfüllen und Euch das Nähere „über ein Ereignis zu berichten, das jede Faſer „meines Herzens zerriſſen hat. Vielleicht gewinne „ich ſpäter die Faſſung dazu.

„Jetzt, beſter Winfried, will auch ich ein „Zeichen meiner Teilnahme Euch geben. Jenes „entſetzliche Weib — die Grundurſache all meines „Jammers — iſt die Pflegeſchweſter von Fräulein „Rosmary, iſt mit dieſer bei deren Eltern aufwachſen und ſtets zuſammen geweſen. Mein „armer Sintram erzählte mir dies in Venedig — „in Argenfels war er mit andern Gedanken beſchäftigt. Er ſetzte hinzu, Fräulein Rosmary ſei „ſtets ganz anders geſinnt, wie die unſelige Roſalba „— und namentlich der Verbindung mit ihm entſchieden abhold geweſen. Dennoch halte ich es „für meine Pflicht, Dich hievon in Kenntnis zu „ſetzen, umſomehr, als Fräulein Rosmary als „ganz junges Mädchen mit einem Schauſpieler „verlobt war, der ſich für einen vornehmen Engländer ausgab, und der die Verlobung abbrach, „als er nicht ſeine Rechnung bei der verarmten „Braut fand. Obſchon ſie ſich auch in dieſem

Euſtach verließ ſie nicht einen Augenblick. Kam ſie zwiſchendurch zur Beſinnung, ſo fand ſie ihn immer am Fuß des Bettes im Lehnſtuhl ſitzend, den Blick auf ſie gerichtet. Zwanzig Mal begehrte ſie zu trinken und immer bot er ihr liebreich und ſorgſam den Trank. Als gegen Morgen der Paroxysmus vorüber war, bat ſie ihn ſchlafen zu gehen. Er verſprach es, aber er that es nicht; und wenn ſie auffuhr aus dem unruhigen Schlummer, war er immer und immer noch da, und ſie, zu abgemattet um ſprechen zu können, fand doppelt ſüße Ruhe in dem Gedanken von ihm bewacht friedlich ſchlafen zu dürfen.

Wie das geht bei nervenzarten Organiſationen: irgend eine Seelenfolter wirft ſie ins Fieber, und dieſes verſchwindet wenn jene aufhört. Cornelie fühlte ſich ganz geſund als ſie ſpät am Morgen erwachte. Sie ſagte zu ſich ſelbſt: Ich bin ruhig! Euſtachs Art und Weiſe, bedingt durch frühere lange Gewohnheit, vielleicht durch ſeine Natur, iſt ihm Bedürfniß: er muß mit den Frauen tändeln! .... Antoinette wird ja nicht ewig hier bleiben, und einſtweilen iſt ſie unleugbar eine pikante Geſellſchaft. — Sie empfing Euſtach in alter heitrer Stimmung und verſicherte, daß ſie ganz wol ſei.

„Das Fieber iſt fort, das ſehe ich! ſagte er

„Verhältnis gut benommen haben ſoll, ſo ſcheint „es mir doch ratſam, einige Vorſicht zu üben — „bezüglich Deiner Söhne, die beide in dem Alter „ſind, wo das Herz, der Schönheit gegenüber, „leicht erglüht. Die Möglichkeit, daß ſich auf „Argenfels etwas Ähnliches ereignen könnte, wie „das, was unſer Lebensglück zerſchmettert hat, „veranlaßt mich zu dieſer vertraulichen Mitteilung, „die Du hoffentlich im verwandtſchaftlichen Geiſt „aufnehmen wirſt, da ich ſie im verwandtſchaftlichen Intereſſe machte. Mit dieſer Geſinnung „und mit den beſten Grüßen an Emerenz verbleibe ich, lieber Winfried, Deine Freundin und „Couſine Theophile Uglas."

Während der Graf höchſt erſtaunt dieſen Brief las, empfing die Gräfin einen Brief von Rosmary, die ihr ſchrieb:

„Gnädige Frau Gräfin! Mit der huldvollen „Güte, die Sie mir ſtets bewieſen haben, verlangten Sie, als ich abreiſte, ich ſolle Ihnen Nachricht von hier geben. Die Dinge haben ſich ſo „geſtaltet, daß es nicht nur meine Pflicht, ſondern „auch eine Notwendigkeit iſt, Sie davon in „Kenntnis zu ſetzen."

„Meine gute Pflegemutter iſt für den Augenblick außer Gefahr. In der Nacht nach meiner „Ankunft fand eine günſtige Kriſis ſtatt und der „Arzt gab infolge derſelben die Erklärung ab, bei „großer Schonung und guter Pflege könne ſich

„die Kranke allmählig, ja vollſtändig erholen, „denn ihre Lunge ſei nicht eigentlich krank, ſondern „nur ſchwach. Ich bin jetzt fünf Tage hier und „muß ſeine Ausſage beſtätigen inſoweit es die all„mählige Beſſerung betrifft. Nach gründlicher „Rückſprache mit dem Herrn Pfarrer, bin ich zu „dem Entſchluß gekommen, mindeſtens ein halbes „Jahr hier zu bleiben und die häuslichen Geſchäfte „ſowie die Pflege der lieben Kranken zu beſorgen. „Mutter und Sohn ſind mir dafür ſo dankbar, „wie dieſer Dienſt es gewiß nicht verdient. Aber „ich denke es ſoll ein Lohn für mein Opfer ſein, „Argenfels zu verlaſſen. Indeſſen iſt es nicht die „Dankbarkeit allein, die mir hier meinen Platz „anweiſt, obſchon dieſe vortreffliche Frau mir von „meinem erſten Lebenstage an bis zu dieſer Stunde „die arme Mutter in reichem Maß erſetzt hat, „denn ſie verſorgte und behütete meine Kindheit „und ſtand meiner Jugend durch ihre Vorſicht „und Frömmigkeit bei, und was an mir gut iſt, „hat ſie durch ihren Rat, ihre Lehren und ihr „Beiſpiel gepflegt und entwickelt. Aber ſie hat „eine Tochter, meine Milchſchweſter, und dieſe — „über ihre Verhältniſſe bei meinen Eltern erzogen, „weil ich mit kindiſchzärtlichem Eigenwillen an „ihr hing — entfremdete ſich ihrer Mutter und „iſt eben die unglückliche Roſalba Weiß, jetzt die „Witwe des Baron Sintram Uglas. Ja, noch „mehr! — Der Mann, welcher dieſe veranlaßte

„mit ihm in die weite Welt zu gehen und dadurch „die Verſöhnung mit ihrem Gatten, die möglich „geweſen wäre, unmöglich machte — iſt mein „armer Bruder, der ſchon zuvor ſeine Familie „auf's empfindlichſte an ihrer Ehre gekränkt hatte. „Ich glaube ganz klar den Willen Gottes zu „ſehen, daß ich hier bleiben ſoll, um ſo viel wie „möglich den Platz der unglücklichen Tochter aus„zufüllen, und will die Rückſicht auf mich und „will meine Neigung ſich widerſetzen, ſo iſt das „nichts als ein trauriges Zeichen ungeordneter „Selbſtliebe, die ich nie genug bekämpft habe.

„Von den Gefühlen mit denen ich von Ihnen, „gnädige Gräfin, und überhaupt von Argenfels „ſcheide, ſchweige ich. Ich werde aber alle Tage „meines armen Lebens auf den Knieen Gott „danken, daß er mich zu Ihnen führte und daß „er mir die Kraft gegeben hat von Ihnen zu „ſcheiden, weil die Pflicht es gebietet.“ — — -

Dies iſt ein Abſchied für's Leben! ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt: und ich weiß den Grund. —

Der Graf brachte ihr ganz empört das Schreiben der Baronin indem er ſagte:

„Nein, dieſe Theophile! . . . . Sie hat doch einen recht häßlichen Charakter! Was bezweckt ſie denn eigentlich mit ihren Nachrichten über Rosmary? Will ſie uns verſtören . . . . will ſie uns Verdruß machen . . . . will ſie ein paar Steine in unſere Blumenbeete werfen?“ . . . . —

„Das wird es ſein! ſie iſt erbittert. Aber lies jetzt den Brief von Rosmary. An dieſem klaren, reinen Weſen werden Theophilen's Befürchtungen zu Schanden."

„Dieſe Rosmary iſt wirklich eine Lilie des Tals, die zwiſchen Diſteln und Dornen wächſt," ſagte der Graf nachdem er geleſen: „der Vater ein Bankerottier, die Mutter eine Irrſinnige, der Bruder ein Spitzbube, die Pflegeſchweſter eine — Roſalba und, wenn es wahr iſt! der Verlobte ein Betrüger: das iſt ja eine furchtbare Geſellſchaft!" — Weshalb ſie aber in einem Ton ſpricht, als habe ſie die Abſicht nicht wiederzukommen, das ſehe ich nicht ein. Iſt einmal die Frau Weiß hergeſtellt, ſo hat ſie dort keine Pflicht zu erfüllen und ich denke Du rufſt ſie dann zurück."

„Wir müſſen abwarten, was Gott fügt," ſagte die Gräfin vorſichtig.

„Unſrer jungen Welt wollen wir Theophilens Brief verſchweigen und Rosmary's Brief mitteilen, nicht wahr Emerenz?" fuhr der Graf fort: „Es iſt ſo heilſam daß die Jugend — und beſonders die glückliche Jugend, die ihrer Natur nach immer eine Neigung zum Übermut hat — nicht aus Büchern ſondern im Leben ſieht, wie ernſt die Pflicht an den Menſchen herantritt und wie ernſt er ſie erfaßt, wenn ſein Vorhaben gründlich iſt, Gott zu dienen." — — —

Das war es in Rosmary. Sie hatte die

Hand an den Pflug gelegt, der ſchneidende Furchen durch ihr Herz ziehen ſollte und ſie zog die Hand nicht zurück. Sie wurde vom Pfarrer wie ein Engel des Troſtes und von Frau Weiß wie die geliebteſte Tochter begrüßt, als ſie bei ihrer Ankunft erklärte, ſie werde bleiben ſo lange ſie nützlich ſei. Krankenpflege hatte ſie bei ihrer Mutter gelernt und Frau Weiß, die mit allem zufrieden und für alles dankbar war, erſchwerte ſie nicht. Die häuslichen Geſchäfte ſuchte ſie gewiſſenhaft zu erfüllen und ſo war ihr ganzer Tag ihren neuen Pflichten gewidmet und ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Das gab ihr äußerlich eine große Ruhe, aber in ihrem Innern nagte der Schmerz um ſo tiefer, als ſie ihn in die Tiefe drängte.

In ſeiner Freude über ihre Ankunft hatte der Pfarrer Rosmary in den erſten Tagen nicht beobachtet. Als er es aber tat fiel ihm ihr Ausſehen auf. Sie war krankhaft bleich und die Lippen dunkelrot und bei einer raſchen Bewegung flog zuweilen ebenfalls ein dunkles Rot über ihr Antlitz.

„Strengen Sie ſich nur nicht übermäßig an, liebes Fräulein. Mir ſcheint Sie ſehen angegriffen aus,“ ſagte er beſorgt.

„Bei meiner armen Mutter hatte ich es nicht ſo leicht wie bei dem Mütterchen,“ verſetzte ſie ausweichend.

„Ja; aber ich glaube auch, daß Ihre Geſundheit damals etwas gelitten hat.“

„Seitdem habe ich mich vollſtändig erholt,“ verſicherte ſie.

Und ſie glaubte es. Sie hielt das gewaltige Herzklopfen, das ſich manchmal einſtellte, für eine Folge ihrer ſtets bekämpften Gemütsbewegungen und mehr für ein pſychiſches als phyſiſches Leiden und es fiel ihr nicht ein ſich zu ſchonen. Sie hatte an Lewold geſchrieben und ihn gebeten ihre Sachen einzupacken und ihr zu ſchicken. Als der Koffer anlangte und gleichſam den letzten Faden ihres Aufenthaltes auf Argenfels abriß, übermannte ſie ein troſtloſer Schmerz und ſie bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht.

„Sie haben Heimweh, arme Rosmary,“ ſagte der Pfarrer mitleidig.

„Etwas . . . . ja! . . . . es iſt recht töricht, denn ich bin gern hier!“ verſetzte ſie abgebrochen.

Dann las ſie Lewold's Antwort:

„Sehr geehrtes Fräulein! Indem ich Ihnen „hiebei ſämtliche Sachen überſende, welche die „Frau Beſchließerin und ich in Ihrem Zimmer „gefunden und eigenhändig verpackt haben, ſo daß „wir ſicher ſind nichts vergeſſen zu haben, bin ich „ſo frei Ihnen, geehrtes Fräulein, ganz ergebenſt „für Ihre gütigen Zeilen zu danken, weil Sie „mir dadurch Gelegenheit gegeben haben Ihnen „einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Ich hätte nur

„gewünſcht, daß er anderer Art ſein möge. Das
„ſchöne Vermählungsfeſt wird die ganze gräfliche
„Familie und viele Anverwandte derſelben auf
„Schloß Argenfels verſammeln und Sie werden
„nicht dabei ſein. Die Frau Beſchließerin Fräulein
„Johanna und ich wir ſprechen alle Tage
„davon wie leid es uns iſt, daß Sie überhaupt
„und beſonders gerade jetzt abreiſen mußten. Es
„geht nun freilich die Rede Sie würden nach
„einem halben Jahr wiederkommen und das freut
„uns herzlich; aber umſomehr bedauern wir, daß
„Sie, geehrtes Fräulein, an Gräfin Chriſtianen's
„Hochzeitstag nicht hier ſein können.

„Ich bin ſo frei Ihnen mitzuteilen, daß ich
„morgen mit dem Herrn Baron von Thierſtein
„auf zehn bis zwölf Tage nach Nußdorf gehe um
„dort die Handwerker zu überwachen und anzutreiben,
„die Sachen in Empfang zu nehmen,
„welche zur Einrichtung des Hauſes in großer
„Menge dahin geſchickt werden und alles ſo zu
„ordnen, daß Gräfin Chriſtiane es bei ihrem Einzug
„wohnlich finde. Wie Argenfels wird es
„freilich nicht werden; aber wo gäbe es wohl ein
„zweites Argenfels? Das ſagt ſogar die Frau
„Fürſtin, die ſich doch auf Schlöſſer verſteht.
„Ein Wien und ein Argenfels! — ſo ſagt ſie.
„Geehrtes Fräulein können ſich vorſtellen wie viel
„ich in Nußdorf zu tun haben werde und wie
„viel mehr noch bei den Vermählungsfeſten. Allein

„es wird mir nie zu viel, denn es iſt mir eine „Freude und eine Ehre meiner guten gnädigen „Herrſchaft gut und bis zu meinem Lebensende „zu dienen — wie die Frau Gräfin es mir zugeſichert hat, als ich im vorigen Spätjahr meine „fünfundzwanzigjährige Dienſtzeit auf Argenfels „feierte und als ſie ſprach: „Lewold, wir bleiben „lebenslänglich beiſammen; das iſt mein beſtes „Angebinde für Sie.“ —

„Ich bitte, ſehr geehrtes Fräulein, dieſe Zeilen „mit gewohnter Freundlichkeit zu empfangen, ſo „wie auch die angelegentlichſten Empfehlungen „der Frau Beſchließerin, der Fräulein Johanne „und der Fräulein Leontine, die, wenn die Frau „Gräfin ihr etwas diktiert, immer in Todesängſten „ſchwebt auf dem ſchönen Papier mit der eleganten „Stampiglie einen Tintenklex zu machen — eine „Angſt, welche Sie ohne Zweifel nie gehabt haben.

„Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. G. Lewold.“

Rosmary reichte dem Pfarrer den Brief, der ihn las und darauf ſagte:

„Er ehrt den Diener und die Herrſchaft.“

Auch von Chriſtiane kam ein Brief. Sie ſchrieb:

„Liebe beſte Rosmary! Ihre Zeilen an „Mama ſind für uns alle recht niederſchlagend. „Wir hatten gehofft Ihre gute Pflegemutter werde „ſich recht bald erholen und Ihre Rückkehr geſtatten. Nicht nur iſt dies nicht der Fall,

„ſondern Sie reden ſo, als wollten Sie nie wieder-
„kommen. Das mißbilligen wir auf's äußerſte,
„namentlich Papa und meine Wenigkeit. Mama
„iſt ja immer äußerſt zart und vorſichtig mit dem
„Ausdruck ihrer Mißbilligung — was mir außer-
„ordentlich zu ſtatten kommt. Allein im vor-
„liegenden Fall iſt es anders. Ich, in Mama's
„Stelle, würde ein energiſches Geſuch an Sie
„richten, liebſte Rosmary, und Ihnen vorſtellen,
„daß Sie, ſobald Ihre Pflegemutter geneſen iſt,
„hier mehr Gutes tun und wirken können als
„dort; beſonders deshalb, weil die Mama die
„Chriſtiane verliert und ſich ſehr einſam fühlen
„wird. Als meine Schweſtern heirateten war ſie
„noch jünger, war geſund und hatte Julian und
„mich im Hauſe. Als ſie kränklich geworden
„war und Julian fortging, da führte der liebe
„Gott Sie zu uns und wie lieb Sie uns allen
„geworden, wie manchen Dank wir Ihnen ſchuldig
„ſind: das ſagt Ihnen Ihr Herz. Und jetzt ſoll
„Mama ganz einſam bleiben? — das will mir
„nicht einleuchten. Gleichwohl verlangt ſie, daß
„ich Sie durchaus nicht mit Bitten beſtürme.
„Sie ſpricht: „Rosmary wird kommen wenn ſie
„kann. Es bleibt mir alſo nichts übrig als den
„lieben Gott zu bitten die Umſtände ſo zu fügen,
„daß Sie kommen können.

„Je näher der Tag kommt, der mich von
„meinen Eltern trennt, deſto ernſter wird mir zu

„Sinn. Es iſt ein furchtbarer Schritt, dieſer
„unwiderrufliche, den keine Macht im Himmel
„und auf Erden rückgängig machen kann — mit
„einem Mann in die weite Welt zu gehen. Zum
„Glück iſt Nußdorf die weite Welt. Wäre aber
„Thierſtein auf Winfried's Vorſchlag eingegangen
„ſich in Cöleſyrien niederzulaſſen, ſo müßte ich
„auch dahin mitgehen. Und ich täte es . . . .
„ſogar gern, denn ich vertraue ihm, weil er ein
„charakterfeſter Mann iſt. Er hält am Glauben,
„er hält am Recht, er hält folglich an der Ehre
„feſt — und Pflichterfüllung iſt die größte Ehre.
„In unſern Tagen, wo die Geſinnungen wie
„Wetterfahnen nach allen vier Winden ſich drehen
„— wo die Liberalen ſervil werden und Servile
„liberal tun — wie wäre ich unglücklich mit
„einem Mann, der nicht jene höhere Richtſchnur
„hat, durch all die Stürme der Welt und des
„Lebens zu gehen, z. B. mit unſerm vortrefflichen
„Nachbar, Baron Curt, der geſtern folgende
„Phraſe zum beſten gab: Wir haben das herrliche
„Schauſpiel vor Augen, daß hohe politiſche Weisheit
„die glänzendſten Erfolge ſtützt und ſchützt.
„Ich tat unbefangen und ſagte: „Ja, der dritte
„Napoleon, der ſich vom Carbonaro zum Kaiſer
„erſchwindelt hatte, galt für einen höchſt weiſen
„Politiker.“ — „Nein!“ rief Sabine, „Baron
„Curt hat Rumänien im Auge oder dergleichen
„großes.“ — Sabinen's Hohn ging ihm ſehr zu

lächelnd; aber auch der Alp, der Dir das Herz drückte?"

„O, ſagte ſie, der Alp entfloh über Nacht als Du neben mir wachteſt."

„Muß ich auch künftig noch gegen das Ungethüm bei Dir Schildwache ſtehen?"

„Das kommt drauf an," ſagte ſie neckend.

Madame Orzelśka blieb unſichtbar, tagelang, wochenlang. Cornelie fragte mehrmals Dorothee in welchem Zuſtand ſich ihre Herrin denn eigentlich befinde.

„Sie liegt auf dem Canapee, entgegnete dieſe, ſie ſchreibt ab und an, ſie lieſt viel, und ich muß ihr fleißig vorleſen; aber ſie ſagt, ſie bekäme die Migräne ſobald ſie vom Canapee aufſtände."

Euſtach erwiderte höchſt gelaſſen auf dieſe Mittheilung Corneliens:

„Von einer Frau die an der Migräne litte ließe ich mich ſcheiden, unwiderruflich."

Cornelie zog den Schluß, daß Antoinette unmöglich ein lebhaftes Intereſſe für Euſtach hegen könne, da ſie ſich wochenlang nicht die Mühe geben mogte vom Sopha aufzuſtehen um ihn zu ſehen. Sie trat in ihre friſche Unbefangenheit zurück, hatte wieder ihre langen lieben Geſpräche und Lectüren mit ihrem Mann, blieb in dem ſcherzenden, graziös her-

„Herzen. Dies nur ſo beiläufig um zu ſagen,
„daß ich keinem andern Mann als Thierſtein
„meine Zukunft anvertrauen könnte und daß ich
„dennoch ein gewiſſes Zagen nicht überwinden kann.

„Ende dieſer Woche kommt Toni — Gundaccar
„ſpäter — um dem guten Papa Geſellſchaft zu
„leiſten, denn ich ſoll ein Triduum von geiſtlichen
„Übungen machen, was mich außerordentlich freut.
„In der letzten Zeit war faſt von nichts die Rede
„als von Kleidern, Möbeln, Dienſtboten, von Ein-
„ladungen und Feſtprogrammen, ſo daß Mama
„einige Tage ſtiller Sammlung und ruhiger Be-
„trachtung für ganz notwendig hielt. Ich war
„damit ganz einverſtanden, erklärte aber, ſie
„müſſe mitgehen. Ich ganz allein unter fremden
„Menſchen — unmöglich! — So wurde denn
„Toni berufen, die allzeit reiſefertige; und etwa
„zu derſelben Zeit kommt auch der Seemann
„wieder — in einen Alpenjäger verwandelt.
„Thierſtein aber baut in Nußdorf unſer Neſtchen
„recht heimlich aus.

„Liebe Rosmary, das nenne ich ein Plauder-
„ſtündchen! — Iſt aber doch nur ein kümmer-
„licher Erſatz für jene, die wir in einem trauten
„Zimmer hatten, nachdem die franzöſiſche Gram-
„matik abſolviert war — ach, in dem Zimmer,
„das bald ebenſo leer ſein wird, wie das Ihre,
„in welchem ich mit einem Stich durch's Herz
„Lewold und Frau Danzl hantieren ſah.

„Nun aber endlich Gott befohlen, liebe Rosmary. Meine Eltern grüßen Sie aufs herzlichſte. „Ich aber ſchließe Sie in meine Arme und mich „in Ihr frommes Gebet ein. Ihre Chriſtiane.“

Auch dieſen Brief gab Rosmary dem Pfarrer zu leſen. Sie merkte ihm eine leiſe Beunruhigung über die Frage an, in welcher Weiſe — ob gern, ob ungern — man ihre Abreiſe aufgenommen habe. Dieſe Briefe aus zwei ſo ganz verſchiedenen Quellen wie die Tochter des Hauſes und ein treuer Diener des Hauſes, waren ganz geeignet, den Pfarrer vollſtändig zu beruhigen, indem ſie ein glänzenderes Zeugnis für Rosmary ablegten, als dieſe es hätte tun können. Es war alſo nichts auf Argenfels vorgefallen, was Rosmary gekränkt oder betrübt hätte, und barg ſie dennoch in ihrer Seele einen Schmerz, den niemand kannte, noch kennen ſollte, als Gott allein, ſo hatte er die Zuverſicht, daß auch Gott allein helfen könne, ihn entweder zu überwinden oder zu tragen. Er wußte, daß der Schmerz die edelſten Kräfte des Menſchen dadurch entwickelt, daß der Schmerz, indem er das Herz zu Boden drückt, zugleich in den höheren Fähigkeiten das Bewußtſein weckt, der Menſch ſei nicht geſchaffen, um ſich durch äußere Schickſale erdrücken zu laſſen, ſondern um ihnen Widerſtand zu leiſten, und vermöge dieſer Reaktion höher aufzuſteigen als ohne ſie. Er ſprach zuweilen dergleichen Bemerkungen vor Rosmary aus und immer hörte ſie ihm beiſtimmend und mit Teilnahme zu. Jetzt ſagte ſie:

„Ich glaube aber, daß Ihre Auffaſſung des Schmerzes, als eines Erziehers für den Himmel, nur von dem Chriſten gewürdigt werden kann. Der glaubensloſe Menſch wird ihn verabſcheuen, und doch hat auch er Schmerz und Leid. Was kann ihm helfen, ſein Kreuz zu tragen? was kann ihn tröſten? . . . . So frage ich mich oft, wenn ich an die Unglücklichen denke, die in der Welt dahinleben, als ob es keinen chriſtlichen Glauben gebe.“

„Niemand kann ihnen helfen . . . . nichts ſie tröſten, aber ſie betäuben ſich. Sie meſſen ihr Leid den Verhältniſſen bei, den allgemeinen, den beſonderen — ſchieben auf dieſe und jene Menſchen die Schuld und entnehmen daraus das Recht, dieſe und jene feindlich zu betrachten, ſie zu haſſen und, wo möglich, ſich gegen eine Ordnung der Dinge zu empören, welche ſie als den Grund ihres Leidens betrachten. Aber dieſer Grund iſt in letzter Inſtanz unſere tiefgefallene Natur, die ſich nur im Läuterungsfeuer ſchwerer Kämpfe in die Höhe arbeiten kann, und die der Glaubensloſe leugnet. Er behauptet, die menſchliche Natur ſei ganz vortrefflich, man müſſe nur alles fernhalten, was ihr unangenehm iſt, und nichts von dem verſagen, was ſie begehrt; — die Schranken beleidigten ſie und ihre gerechte Rache begehe Taten, die lügenhafter Weiſe Miſſetaten, Sünden, Verbrechen genannt würden. Mit dieſer Auffaſſung verſenkt man ſich in die Sinnenwelt mit ihren grauenhaften Freuden. Wohin aber der Menſch kommt mit dieſem Haß, dieſer Rache und dieſer Genußgier — das hat uns die jüngſte Pariſer Commune vor Augen geſtellt! ein Bild, an ſich ſchon haarſträubend genug — aber noch mehr dadurch, daß alle Elemente vorhanden ſind, um es in Europa zu vervielfältigen, denn gegen Demoraliſation gibt es kein äußeres Mittel — und die inneren, die wahren, die wirkſamen, wollen die Machthaber dieſer Welt nicht anwenden. So wächſt ſie denn wie eine ſteigende Sündflut vor unſern Augen, und wer die rettende Arche zimmert — das ſieht nur das Auge des Ewigen."

„Hörten Sie nichts von dem armen Philipp?" fragte Rosmary ſchüchtern, und als ſie einen überaus ſchmerzlichen Ausdruck des Pfarrers wahrnahm, ſetzte ſie lebhaft hinzu: „O, nicht aus Neugier frage ich! allein ich möchte wiſſen, ob und inwieweit das liebe Mütterchen vom Schickſal ihrer Kinder unterrichtet iſt."

„Sie weiß, was ich weiß, und das iſt ſehr wenig," verſetzte der Pfarrer mit Ueberwindung. „Anton hatte Teil genommen an Gott weiß was für einer Lieferung an die Armee und ging deshalb ſelbſt nach Frankreich, auch nach Paris, wo er von einigen Geſinnungsgenoſſen Philipps erfuhr, daß der Unglückliche bei einem Aufſtand umgekommen ſei. Von denſelben Leuten erfuhr er ferner, Philipp habe geäußert, ſeine Schweſter hätte ſich mit einem Amerikaner etwa ſechs Monate in Paris aufgehalten und ſei im Spätjahr nach Brüſſel gereiſt. Das iſt die letzte Kunde über die Unglückliche. Seit ihrer Abreiſe von Paris iſt alſo jetzt ein Jahr verfloſſen. Was Anton betrifft, ſo heißt es, daß ihm jene Lieferung einen bedeutenden Gewinn abgeworfen habe. Wir ſehen ihn nicht, denn . . . . Sie wiſſen ja, wie er iſt! er behauptet, er habe nicht Zeit, um die Mutter zu beſuchen. Der Mammon iſt ſein Götze. Wie die arme Mutter mit ihrem Gram um drei Kinder — vom Vater nicht zu reden! — mich dauert, das iſt unſagbar, gute Rosmary.“

„Der älteſte Sohn macht alles gut,“ ſagte ſie tröſtend.

Er beachtete es nicht und fuhr fort:

„Ein Glaubensloſer könnte wohl fragen, weshalb dieſe Frau, die in ihren beſchränkten drückenden Verhältniſſen voll Not und Sorgen, unter Schwierigkeiten und Widerſtand jeder Art, immer Gott vor Augen hatte und ſich redlich bemühte ihm durch Pflichterfüllung zu dienen — weshalb ſie in ihrem ganzen Leben nichts als Kreuz . . . . und ſo wenig Glück gehabt hat. Aber in dieſer Frage, welche nicht faſſen kann, daß die Tugend auf Erden ohne irdiſchen Lohn bleibe, liegt ein tiefes Verkennen unſerer Beſtimmung, ein ſchneibender Widerſpruch gegen unſer Ziel. Wir ſollen uns heiligen: deshalb ſind wir auf Erden. Leid und Freude ſind nur die Mittel dazu, ſind gleichgültig. Und von oben herab betrachtet ſieht man das Glück und den Schmerz gerade umgekehrt an, als wir geneigt ſind es zu tun. Da iſt der Glückliche der, welcher in friedlicher Ergebung unter ſeinem Kreuz ſich opfert; und der Unglückliche der, welcher von der heiligenden Kraft des Kreuzes nichts weiß."

„So iſt es," verſetzte Rosmary mit traurigem Lächeln, aber wir verbleiben nicht auf den ſtillen Höhen, wo man dieſen Geſichtspunkt feſthält. Wäre das der Fall — ach! ſo wären wir ſchon hienieden ſelig und wandelten im ungetrübten Licht."

„Und beſſer als die drei Lieblingsjünger Jeſu dürfen wir es nicht haben wollen," ſagte der Pfarrer: „Er nahm ſie freilich mit auf den Tabor und zeigte ſich ihnen in der Verklärung. Aber dann führte er ſie auch wieder herab und ſprach mit ihnen von ſeinem bittern Leiden. Es iſt genug für uns wenn Er uns das Auge des Glaubens für die Dinge des Lichts gegeben hat." — — —

„Wie iſt das alles ſo richtig, ſo wahr, ſo aus meiner tiefſten Seele geſprochen," ſagte Rosmary zu ſich ſelbſt; — und ich weine!! — —

Frau Weiß fragte Rosmary ob man nicht auf Argenfels etwas über Roſalba durch Baron

Uglas gehört habe. Rosmary teilte ihr Sintram's Tod mit und daß von ſeiner traurigen Ehe überhaupt ſelten — und nie mit ihr geſprochen worden ſei. Die arme Mutter ſeufzte:

„O wenn ſie nur nicht in ihrem Elend zu Grunde geht, wie Philipp.“

Auf hohem Meer.

Es war ſpät am Abend. Fürſtin Antonie ſchlüpfte in die zierlichſten goldgeſtickten ruſſiſchen Pantöffelchen und in den behaglichen Sammetſchlafrock, entließ ihr Kammermädchen und trat aus ihrem Ankleidekabinet in ihr Zimmer um, nach ihrer Gewohnheit, die Ereigniſſe des Tages für ihren Mann aufzuſchreiben, dem ſie dann ein paar mal wöchentlich dies Tagebuch ſchickte. Fürſt Gundaccar las ſehr gern lange Briefe, und ſchrieb ſehr ungern kurze; — lange nie. Dieſer Mangel an Erwiderung hielt aber die Fürſtin nicht ab ihm häufig und ausführlich zu ſchreiben. Die von der Argen'ſchen Töchter waren angeleitet dem Gemahl jeden Gefallen zu tun.

Als die Fürſtin in ihr Zimmer trat, ſah ſie verwundert Winfried am Kamin ſitzen.

„Winfried! Du hier? ich dachte Du wäreſt halberfroren, totmüde und der Ruhe bedürftig.“

„Bitte, ſetze Dich, Tony, und antworte mir,“ ſagte er kurz, mit gepreßter Stimme.

Sie nahm ihm gegenüber Platz und erſchrak über den verſtörten Ausdruck, den ſie an ihm bemerkte.

„Lieber Winfried, was iſt Dir widerfahren?“ rief ſie beängſtigt.

„Wo iſt Rosmary“ fragte er tonlos.

„Bei ihrer Pflegemutter,“ erwiderte die Fürſtin und ſchöpfte Atem.

„Warum iſt ſie fortgegangen?“

„Weil die kranke Frau ſie zu ſich rief. Haſt Du nicht gehört wie Papa Dir das alles weitläufig erzählte?“

„Doch! allein ich möchte den Grund, den wahren, den eigentlichen wiſſen, weshalb ſie nicht mehr hier iſt.“

„Wenn ein geheimer Grund ſie dazu angetrieben haben ſollte“ — ſagte die Fürſtin und wurde aufmerkſam: „ſo bin nicht ich im Stande Dir darüber Auskunft zu geben, denn ſeit Mitte Auguſt ſah ich ſie nicht und als ich jetzt kam, war ſie ſeit acht Tagen fort. Du mußt Dich mit Deiner Frage an einen andern wenden.“

„An wen?“ rief er haſtig.

„An Dich ſelbſt,“ antwortete ſie beſtimmt.

„Ja Toni! . . . . Du haſt recht . . . . und ich habe wie ein Wahnwitziger gehandelt!“ rief er ſo verzweiflungsvoll, daß ſie in Beängſtigung zurückfiel und dringend ſagte:

„Lieber Winfried, rede verſtändlich! ich ſehe Dich in furchtbarer Aufregung und weiß nicht die Urſache. Das iſt nicht auszuhalten! .... Sprich, was iſt geſchehen?“

„Ich liebe ſie .... ich geſtand es ihr .... und ſie antwortete: Vergeſſen Sie Rosmary.“

„Nun,“ verſetzte die Fürſtin abermals ganz erleichtert, „dann hat ja die Sache bereits ihren Abſchluß gefunden.“

„Mit nichten! ich liebe ſie.“

„Aber wenn ſie Deine Gefühle nicht teilt — nicht teilen will?“

„Das iſt eben die Frage! ich glaube, daß ſie meine Liebe nicht unerwidert läßt. Hätte ich ihr geſagt: meine Eltern ſegnen meine Wahl, ſegnen die Tochter, die ich ihnen zuführen möchte — o ich bin überzeugt ſie hätte anders geantwortet. Und ſo zu ſprechen war meine Abſicht. Aber mein Herz wallte auf, als ich ſie allein im Garten fand und hingeriſſen von ihrem Anblick, von der günſtigen Stunde, von dem Verlangen vor allen Dingen ihrer Liebe ſicher zu ſein und in dieſem ſeligen Bewußtſein jedes Hindernis zu beſiegen — brach ich das Schweigen, das ſo lange ſchon und ſo ſchwer im Bann mich hielt .... und ich ſprach! — O ich Tor! ich wahnſinniger Tor .... ich ſprach vor der Zeit.“

ausfodernden Ton mit ihm, der ihm ſo ſehr gefiel, und blickte ſo vertrauensvoll in die Zukunft, als habe ſie für immer die Ungewitter des Geſchicks beſchworen.

Ein Monat war vorüber. Plötzlich, überraſchend, trat eines Morgens Madame Orzelska in Corneliens Zimmer. Dieſe eilte ihr freudig entgegen. Euſtach kam dazu. Es gab Jubel, Bedauern und Complimente. Cornelie erzählte viel, munter und harmlos. Euſtach ſcherzte über Antoinettens Verſchwinden und Erſcheinen. Dieſe hörte meiſtens nur zu. Als Euſtach ſie nach ihrem Zimmer zurück begleitete, ſagte er beinah ſpöttiſch:

„Nun, Circe, hab' ich nicht in Deinem Namen Wunder gethan wie ein ächter Fanatiker?“

„Ich bin zufrieden!“ ſagte ſie ſtolz und leidenſchaftlich, und er ſank zu ihren Füßen nieder.

Anders hatte Aurore ihren Winter verbracht! Mit ofnen Armen und ofnem Herzen empfing Elsleben ſie bei ihrer Heimkehr und die Kinder jubelten freudig um ſie herum — alle ſo rothbäckig und ſo groß geworden wie ſie es nur wünſchen — und ſo unbändig wie ſie es nur fürchten konnte.

„Mit den Kindern, Miezchen, das muß ich Dir gleich von vorn herein ſagen, hat's manchen Strauß

„Und was antwortete ſie?“

„Vergeſſen Sie Rosmary! Das ſagte ſie ſehr traurig, ſehr beſtimmt, dreimal. Aber Du wirſt leicht begreifen, daß das keine eigentliche Antwort iſt.“

„Beſter Winfried, welche Täuſchung von Deiner und welche Zartheit von ihrer Seite! Sollte ſie Dir etwa zur Antwort geben: Ich liebe Sie nicht — oder: Ich liebe einen anderen?“

„Genau dieſen Sinn legte ich jenen drei Worten unter und betäubt von Schmerz, beſinnungslos, ergriff ich auf der Stelle die Veranlaſſung mich zu entfernen, die Valerian's Unfall mir bot. Am liebſten wäre ich gleich zur See gegangen, denn ich wollte ſie vergeſſen. Ich fühlte, daß meine Liebe ächt ſei, ächtes Gold .... und das mag man nicht umſonſt verſchwenden. Entweder kauft man dafür die köſtliche Perle .... oder man behält es für ſich. Aber es zu ihren Füßen hinzuwerfen — nein das nicht!“

„Lieber Winfried, Ihr habt alſo beide die richtigſte Stellung eingenommen. Wie biſt Du denn plötzlich wieder in Aufregung geraten?“

„Allmählig erwachte ich aus der Betäubung, in welche der ſo ganz unerwartete Schlag mich geſtürzt hatte und es wurde mir immer klarer, daß unter den vorliegenden Umſtänden, d. h. ohne Wiſſen und Willen meiner Eltern — ein ſo edles Weſen wie Rosmary ſich nie herablaſſen würde ihr Herz zu offenbaren. Ich lebte wieder zur Hoffnung auf und mit der Hoffnung — zur Unruhe, zur Spannung, die mich eine Zeitlang im Gebirg umherjagten, während ich zu jagen ſchien. Endlich, Toni, ſtand mein Plan feſt: trotz jener drei Worte rede ich mit den Eltern und gewinne ſie — und ich bin überzeugt wie von meinem Leben, daß alsdann Rosmary's letztes Wort ganz anders lauten wird. In heller Freude komme ich heute an . . . . und finde ſie nicht! . . . . finde ſie nicht zu Chriſtianen's Hochzeit!" . . . . —

„Beſter Winfried, das ſcheint mir ganz Nebenſache zu ſein," erwiderte die kluge Fürſtin: „für Dich liegt das ganze Gewicht auf der Zuſtimmung unſerer Eltern und ich meine es ſei ganz gut, daß Rosmary während des Kampfes nicht hier iſt."

„Du hältſt den Kampf für gewiß?"

„Für gewiß und für ſchwer."

„Aber Du hältſt auch meinen Sieg für gewiß?"

„Das ſage ich nicht, Winfried!"

„Die Eltern ſchätzen und lieben Rosmary."

„Ja, in ihrer Stellung und, mit recht, über dieſe Stellung hinaus. Ob aber als Tochter?" . . . . —

„Alles was an ihre gegenwärtige Stellung im Hauſe erinnern könnte, verſchwindet dadurch, daß ich nicht in dieſer Gegend, ſondern im Seedienſt bleibe und ſomit mein Heim in einem unſerer

Hafenſtädte am adriatiſchen Meer gründe. Dort kümmert ſich niemand um die Herkunft der Gräfin von der Argen und, als ſolche, wird ſie ſehr bald ein teures Mitglied unſerer Familie ſein.“

„Die Herkunft hat denn doch ihre gewaltigen Schattenſeiten, die nicht zu unterſchätzen ſind. Ich erinnere Dich an Sintram's Ehe . . . . und an den Vater der unglücklichen Roſalba, die Rosmary's Pflegeſchweſter und mit ihr aufgewachſen und erzogen iſt.“

„Wer ſagt das?“ fuhr Winfried auf.

„Rosmary ſchreibt es an Mama und erwähnt zugleich eines ehrloſen Bruders.“

„Das kann auch in vornehmen Familien der Fall ſein.“

„Und iſt es, leider Gottes! häufig genug. Papa nennt Rosmary die Lilie des Tales, die unter Dornen wächſt; dennoch iſt es ſicher, daß ſie mit einem Schwindler, einem Betrüger verlobt war“ . . . . —

„Tony!“ rief Winfried drohend.

„Ich mache Dich auf die Schattenſeiten aufmerkſam, die unſere Eltern mit viel größerer Schärfe Dir vorſtellen werden. Sie ſind kein Tadel für Rosmary's Perſönlichkeit, allein ſie haben etwas Abſtoßendes für eine Familie wie die unſerige,“ verſetzte die Fürſtin gelaſſen und kühl.

„Und ſie ſollten den Glanz der Lilie des

Tales verdunkeln? O nimmermehr! . . . . In meinen Augen ſtrahlt ſie nur um ſo reiner.“

„Ja, das pflegt ſo zu ſein.“

„Und Du magſt recht haben, daß Rosmary's Abweſenheit vor der Entſcheidung keine ſchlimme Fügung iſt.“

„Ich möchte Dich nur um eines bitten, Winfried!“ ſagte die Fürſtin ernſt: „Wie die Entſcheidung auch ausfalle — Du bereiteſt unſern Eltern einen großen Schmerz, einen harten Kampf, denn Du bringſt eine ganz unbekannte, fremdartige Verſtörung ins Haus. Warte wenigſtens damit bis nach Chriſtianens Hochzeit. Gönne ihnen die Freude, ihre Kinder im ungetrübten Frieden um ſich zu verſammeln.“

„Welche Auffaſſung, daß dieſer Friede durch eine Rosmary geſtört werden könnte!“ brauſte er auf.

„Es iſt die unſerer Eltern und Du weißt es!“ entgegnete ſie ruhig. „Deshalb bitte ich Dich, gönne ihnen dies friedliche, frohe Zuſammenſein, das ohnehin durch die bevorſtehende Trennung von Chriſtiane einen bitiern Tropfen hat.“

„Wenn Du denkſt, daß ich durch dieſe Verzögerung auf andere Gedanken kommen ſoll — ſei es durch Sabine . . . . oder durch Deine Aeußerung, daß Rosmary einſt verlobt war . . . . oder durch ſonſt etwas — wenn Du das denkſt, Tony, ſo irrſt Du.“

„Ich denke genau das, was ich ſage; ich denke an unſere Eltern und wünſche ſehnlichſt, daß Du — da Du ihnen dieſen Kummer nicht erſparen kannſt — ihn wenigſtens ſo lange fern halten mögeſt bis er keinen Mißton in unſerm harmoniſchen Familienfeſt wachruft."

„O könnte ich ihnen irgend einen Kummer ſparen — wie glücklich wäre ich! Aber es geht nicht anders! das Glück meiner Zukunft, meines Lebens ſteht auf dem Spiel."

„Aber Du warteſt, Winfried."

„Ich warte alſo und bringe dadurch ein großes Opfer. Denn bevor alles klar iſt, fühle ich mich wie auf einem Schiff ohne Steuer auf hoher See, gefoltert von Ungewißheit an welcher Küſte ich landen werde. Du aber mußt mir gleichfalls verſprechen die Eltern inzwiſchen nicht gegen das, was kommen wird einzunehmen."

„Sei überzeugt," rief die Fürſtin lebhaft, „daß ich mich hüten werde ſie vor der Zeit zu betrüben."

„So iſt die Welt!" verſetzte er zürnend: „die Nähe des himmliſchen verſtört und betrübt ſie."

„In dieſem Fall irrſt Du, beſter Winfried. Eine Gattin — und wenn ſie auch eine Rosmary iſt! — iſt mit nichten nur ein himmliſches Weſen. Sie muß in den Weltverhältniſſen heimiſch ſein, welche ſie ausfüllen ſoll und dazu muß ſie unſere Erziehung, unſere Traditionen, unſere Lebensanſchauungen haben. Wenn nicht, ſo gibt es eine Art von gemiſchter Ehe, minder traurig wie die im Glauben gemiſchte, allein immer bedenklich genug, weil jenſeits der Flitterwochen ſchroffe Gegenſätze aufeinander prallen und das himmliſche keineswegs im Vordergrunde bleibt. „Doch ich weiß, daß ich tauben Ohren predige,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „und ich bin froh, dem lieben Gott und Dir für Deine Zuſage danken zu können.“

Mit herzlichem Händedruck trennten ſich die Geſchwiſter und die Fürſtin begab ſich an ihren Tagesbericht für Fürſt Gundaccar. Der Schluß lautete:

„Genau zur Speiſeſtunde traf Winfried ein;
„war zuletzt mit Freund X. in Blühnbach, ſchoß
„drei Gemsböcke, auch anderes Getier, und ſpricht,
„ſein Lebensſchifflein ſchwanke auf hohem Meer.
„Lieber Cary, welche Irrfahrten werden dereinſt
„unſere Bübchen machen! — Durch Winfried war
„ich von der Whiſtpartie befreit und dankte meinem
„Schöpfer; denn wegen meiner Kurzſichtigkeit
„paſſieren dabei ſchreckliche Dinge. Ich erkenne
„nicht genau die Karten, halte den König für
„einen Buben, den ich mit der Dame ſtechen will
„und dgl. mehr. Der gute Papa gerät darüber
„in ſtille Verzweiflung. Jetzt kann Winfried meinen
„Platz einnehmen. Heute aber gab es kein Whiſt,
„ſondern genug zu erzählen. — Gute Nacht, lieber

„Cary. Ich ſchließe Dich und die Bübchen in
„mein Gebet ein. Es betrübt mich, daß ich ſie
„nicht mitnahm. Ich dachte es ſei beſſer ſie in
„ihrer Ruhe zu laſſen, aber man ſollte ſich nie
„freiwillig von Kindern trennen. Sind ſie einmal
„draußen, ach, wie wenig hat man ſie — und
„dafür Sorgen in Menge. Denn am Lande, wie
„zur See, Stürme gibt's überall. Und noch
„etwas, beſter Cary! Adelaide und ihre Mutter
„ſind dringend eingeladen und ſind hochwillkommen.
„Sollten ſie indeſſen aus irgend einem Grunde
„nicht Luſt haben zu kommen, ſo dringe bitte nicht
„in ſie. Den Grund mündlich.“ — —

Die Fürſtin hielt es für geraten Winfried in ſeiner gegenwärtigen Stimmung ſo wenig wie möglich daran zu erinnern, daß man ihm ganz andere Verbindungen vorſchlagen möchte, als die auf welche ſein Sinn gerichtet war.

Graf von der Argen hatte ſelbſtverſtändlich die Baronin Uglas nicht zu Chriſtianen's Vermählung eingeladen. Um es aber an keiner verwandtſchaftlichen Rückſicht fehlen zu laſſen, ſchrieb er ihr den Tag und bat ſie um Gebet für ſeine Tochter.

„Ich kann dieſe Manier nicht ausſtehen die Leute zum Gebet zu preſſen,“ ſagte ſie indem ſie dem Gatten das Schreiben reichte, „denn es iſt ja doch nur eine Manier.“

„Aber, Minettchen, eine gute, wie mir ſcheint.

Schaden kann ſie gewiß nicht. Vielleicht hört der liebe Gott ſehr gern die Menſchen beten.“

„Lieber Freund, ich will Dir etwas erzählen. Auf einem großen Platz in Rotterdam ſteht die Bildſäule des Erasmus, eines berühmten Gelehrten, der dort geboren iſt. Erasmus iſt mit einem großen offenen Buch in der Hand dargeſtellt. Kommen Fremde dahin, betrachten und bewundern ſie den Erasmus, ſo ſagt man ihnen: „Schlägt die Uhr an der nächſten Kirche Mitternacht und er hört es, ſo wendet er ein Blatt in ſeinem Buch um.“ Dann ſind ſie ungeheuer verblüfft“ . . . . —

„Meiner Treu' das bin ich auch!“ rief der Baron, ſtarr vor Erſtaunen.

„Ohne es zu beachten,“ fuhr die Baronin fort, „daß man ſie auf's Glatteis führte, da der Erasmus nicht hören kann.“

„Aha!“ ſagte der Baron beruhigt.

„An dieſen Erasmus der ein Blatt umſchlagen würde, wenn er hörte, muß ich immer denken, ſobald die Rede davon iſt, daß Gott die Gebete der Menſchen hört.“

„Aber, Minettchen, Gott iſt doch keine Bildſäule.“

„Was Gott iſt, weiß ich nicht und auch Du, mein lieber Freund, weißt es nicht . . . . und ebenſowenig weiß es Dein Pfarrer. Dies aber weiß ich: Gott hört nicht das Gebet des Menſchen, denn er ſchlägt das Blatt nicht um, worauf deſſen ſchwarzes Schickſal geſchrieben ſteht. Folglich iſt er dem Menſchen gegenüber wie eine Bildſäule.“

„Aber, Minettchen, der Pfarrer hat mir in der heiligen Schrift eine Stelle gezeigt, welche heißt: „Gott iſt die Liebe.“ Das ſpricht mich weit mehr an.“

„So bleibe dabei und bete für dieſe .... Braut, die ich nicht nennen mag, weil ihr Name mein Herz zerreißt. Sie .... und eine andere haben Sintram's Leben verſtört.“

„O, Minettchen, ſie .... ohne ihre Schuld.“

„Er iſt haarſträubend der Einfluß, den das Weib auf den Mann hat! .... haarſträubend, daß ſich der Mann nie genug davor hütet, nie klug wird!“

„Das hat ſich ſeit Adams Zeiten auf ihn vererbt, Minettchen, und wird bis zum Untergang der Welt nicht anders werden,“ ſagte der Baron mit Ergebung in ſein Schickſal. — — —

Um dieſe Zeit empfing die Baronin ein Schreiben mit dem Poſtſtempel Pau. Das führte ihren Geiſt nach Frankreich zurück, in das grauenhafte Hoſpital der Typhuskranken, wo ſie Sintram halbtot zwiſchen Sterbenden fand. Gelang es auch durch ſchleunige Entfernung aus der totbringenden Luft ſein Leben zu retten, ſo hatte er ſich ſeitdem doch nicht vollſtändig erholt und der

Keim des Todes wucherte heimlich in ihm fort. Und jetzt ſchrieb irgend ein Weſen aus dieſem unſeligen Lande an ſie! — Menſchen und Dinge, die Natur, die Ereigniſſe — alles war in ihren Augen Schuld an Sintram's Tod.

Sie öffnete den Brief und ſah nach der Unterſchrift. „Schweſter Hilaria.“ Dies überſteigt doch alle Begriffe! ſprach ſie für ſich: eine Bettelei vom Fuß der Pyrenäen in den Speſſart! Die Menſchen kennen in jeder Beziehung nicht Maß und nicht Schranken mehr. Was will nur dieſe Hilarie? — Es war ein franzöſiſcher Brief und ſie las:

„Hochgeehrte Frau Baronin!

„Wenn je die chriſtliche Charitas zu einem „zwiefachen Werk der Barmherzigkeit — zu einem „leiblichen und einem geiſtlichen — aufgefordert hat; „und wenn je unſer göttlicher Heiland den herr„lichſten Lohn in der Ewigkeit dafür verheißen „hat: ſo iſt es ohne Zweifel das Werk, wozu ich „die Frau Baronin durch dieſe Zeilen, im Namen „Jeſu flehend, auffordern möchte.“

Nein! unterbrach ſich die Baronin, was dieſe Nonnen für Redensarten haben um ihre Kranken- oder Schulhäuſer zu empfehlen — das iſt unerträglich.

„Ich bitte mir einen Augenblick geduldiges „Gehör zu ſchenken (— Ja, Geduld iſt mir freilich „ſehr nötig —) Ich werde möglichſt kurz ſein. „Vor etwa vier Wochen brachte man eine Schwergeſetzt, begann Eisleben einigermaßen verlegen. Indeſſen .... in der letzten Zeit ging es beſſer.“

„So? Du wußteſt alſo Dich in Reſpect zu ſetzen?“

„Ja .... das auch .... und die Hauptſache: der Stein des Anſtoßes war fort.“

„Was meinſt Du, lieber Friedrich? ich verſtehe nicht.“

„Es war unaushaltbar, Miezchen, wie die Kinder ſchrien und weinten, ſobald die Lectionen bei der Bonne beginnen ſollten. Die dumme Perſon wußte es ihnen nicht ſo beizubringen wie Du. Als ich ſechs Wochen den Jammer angeſehen und angehört hatte, konnt' ich es nicht mehr ertragen! Da legt' ich Hand über Herz und .... und“ .... —

„Und was thateſt Du endlich?“

„Ich ſchickte die Bonne weg, mein Miezchen“ ....

„Und ſeitdem ſind die Kinder ohne Aufſicht!“ rief Aurore entſetzt.

„Behüte! ſie waren unter der meinen! immer bei mir, und ich ſchwöre Dir .... ganz einzig artig und gehorſam.“

„Gehorſam? großer Gott! haſt Du ihnen denn je irgend etwas verboten?“

„Verboten? .... ich bin nicht fürs Verbieten! ich

„kranke, heimgeſucht an Leib und Seele in unſer „Spital und zwar in die geſonderte Abteilung der „Blatternkranken. Man brachte ſie im furchtbarſten Delirium des Fiebers aus dem erſten „Gaſthof der Stadt mit roher Schonungsloſigkeit „zu uns. Ich möchte ſagen man warf ſie uns „hin. Dabei erzählte man uns folgendes: Sie „war vor drei Tagen mit einem ältlichen vornehmen Herrn nach Pau gekommen um den „Winter dort zuzubringen. Als ſie erkrankte und „der Arzt ſeine Befürchtung ausſprach, wurde der „Herr von einem ſo maßloſen Schreck ergriffen, „daß er auf der Stelle mit 2 Livreedienern zur „Eiſenbahn fuhr und den Kammerdiener beauftragte alle Sachen einzupacken und ihm zu folgen; „in Montpellier wolle er ihn erwarten. Der „Kammerdiener beſorgte die Verpackung und erzählte im Gaſthof: es ſei ein wahres Glück, daß „es ſo gekommen, denn die Dame, zwar jung und „ſchön, aber intrigant und verſchwenderiſch über „die Maßen, gehe darauf aus das ganze Vermögen „des Herrn an ſich zu reißen, habe bedeutende „Kapitalien in der Bank von London und werde „tötlich von deſſen Verwandten gehaßt. Ja ſie ſei „wegen ihrer unerſättlichen Habgier auch dem „Herrn unerträglich geworden. Sie nenne ſich „Baronin Blanc, Amerikanerin; — ob ſie das ſei, „wiſſe niemand. Schließlich wurde hinzugefügt der „Kammerdiener ſei nach Montpellier gereiſt, aber

„was aus der Kammerfrau geworden wiſſe man
„nicht. Sie habe die Koffer ihrer Dame zu uns
„in's Hoſpital bringen laſſen, habe die Träger
„begleitet und ſei nicht in den Gaſthof zurück-
„gekehrt.

„Dieſe lange Mitteilung, die Ihnen vielleicht
„überflüſſig erſcheint, gnädige Frau, die aber weſent-
„lich zu dieſer kläglichen Geſchichte gehört, war
„für uns, die wir uns mit den Verhältniſſen und
„äußern Umſtänden unſerer Kranken nicht zu be-
„ſchäftigen haben, höchſt gleichgültig, bis auf den
„einen Punkt, daß man uns die Effekten der
„Kranken bereits gebracht haben wollte, während
„doch nichts der Art gekommen war. Es wurden
„genaue Nachforſchungen angeſtellt und während
„wir dachten die Sachen der Kranken würden noch
„kommen, ergab es ſich, daß die Kammerfrau mit
„den Kofferträgern zur Eiſenbahn ſtatt zum Ho-
„ſpital gegangen ſei. Sie war und blieb ver-
„ſchwunden und ſämtliche Effekten gleichfalls. Die
„Kranke beſaß nichts als die eleganten Kleidungs-
„ſtücke die ſie eben trug und in ihrer Börſe etwa
„achtzig Franks. Von allem was um ſie her und
„mit ihr vorging wußte ſie nichts. Die furchtbare
„Krankheit nahm ihren Verlauf mit allen Qualen
„die ihr eigen ſind. Das Gehirn und alle Organe
„wurden angegriffen. Während vier Tagen fürch-
„teten wir, es ſei Erblindung eingetreten. Nach
„drei Wochen war die Wut der Krankheit er-

„ſchöpft; aber jetzt trat für die Unglückliche ein „anderer Leidenszuſtand ein. Trotz unſerer Bitten „ſich nicht zu beunruhigen, erfragte ſie nach und „nach, daß ſie hilf- und mittellos und ganz verlaſſen ſei. Anfangs wollte ſie noch hoffen, daß „ihr Beſchützer — wie ſie ihn nannte — nur aus „Furcht vor Anſteckung geflohen ſei und zurückkommen werde. Doch als ſie nach einigen Tagen „ihre Sachen verlangte und als man ihr ſagen „mußte, ſie wären mitſamt der Kammerfrau verſchwunden, geriet ſie förmlich in Verzweiflung. „Man bat ſie über dieſe vorübergehende Mittelloſigkeit ſich zu beruhigen und mit einem Banquier „über ihre Fonds in der engliſchen Bank ſich zu „verſtändigen. Sie begriff nicht, was das heißen „ſolle — und es kam zu Tage, daß der Kammerdiener ein Märchen erzählt habe. Dieſer Menſch „haßte mich — ſo klagte ſie — er mißgönnte mir „die Großmut ſeines Herrn. „Was dieſer für mich „tat, betrachtete er mit einem Neid, als ob es ihm „gebühre, und fortwährend ſuchte er denſelben „gegen mich und meine Verſchwendung zu reizen. „O hätte ich Kapitalien in der engliſchen Bank! „aber daran habe ich nie gedacht . . . . denn ich „bin leider ſehr verſchwenderiſch, doch habgierig „bin ich nicht!“ — — Sie verfiel in einen Ausbruch von unbeſchreiblicher Troſtloſigkeit und ach! „nicht ohne Grund. Ihre Herſtellung wird langſam fortſchreiten, denn ſie hat bis jetzt noch nicht

„das Bett verlaſſen können. Bis ſie ganz geneſen
„entlaſſen wird, vergehen ohne Zweifel Monate.
„Aber was dann? — —

„Heute früh ſagte ſie mir: Schweſter! in
„meinen jammervollen Nächten, wo die Seelenqual
„ſtärker iſt als die phyſiſche Erſchöpfung, taucht
„immer wieder ein Gedanke vor mir auf, an den
„ich mich anklammere, wie an meine einzige Hoffnung
„— und das iſt dieſer: Es gibt einen Mann
„auf der Welt, an deſſen Großmut ich mich in
„meiner entſetzlichen Lage vielleicht wenden könnte,
„wenden ſollte, und der mir aus Barmherzigkeit
„— das glaube ich feſt! — die Mittel reichen
„würde, mein elendes Leben in der Verborgenheit
„zu friſten. Gleichwohl wage ich es nicht. Ich
„habe ihn zu ſchwer beleidigt. Dann gibt es auch
„noch eine Frau auf der Welt, die mir freilich nie
„hold war — vielleicht deshalb nicht, weil ſie mich
„richtig beurteilt hat! — und die dennoch Willens
„ſein könnte ſich großmütig meiner gräßlichen Lage
„zu erbarmen. Schweſter! wollen Sie an dieſe
„Frau ſchreiben? — Ich war ſelbſtverſtändlich
„gern dazu bereit und ſie machte mir folgende
„Angaben, beifügend: Sie, gnädige Frau, würden
„aus denſelben entnehmen, daß hier kein Betrug
„obwalte.

„Sie heißt Roſalba Weiß, Tochter eines
„Schuhmachers, nach ihrem Gewerbe Arbeiterin
„in künſtlichen Blumen, iſt fünfundzwanzig Jahr

„alt, und geboren in einem der berühmteſten „Kurorte unter den rheiniſchen Bädern.

„Sie wünſcht nichts ſehnlicher, als in ihre „Vaterſtadt und zu ihrem früheren Gewerbe zurückzukehren. Sie behauptet ihren Unterhalt damit „verdienen zu können, wenn man ihr die Mittel „zur erſten Anſchaffung des Materials und des Handwerkszeuges, ſowie die Reiſekoſten gewähren wolle.

„In ihrer Vaterſtadt lebend iſt ſie nur einige „Stunden von ihrem Bruder entfernt, der Pfarrer „iſt. Sie kann deſſen Hilfe nicht in Anſpruch „nehmen, weil ſein Einkommen nur ſechshundert „Gulden beträgt und weil er die Mutter, die „bei ihm lebt, zu erhalten hat. Es iſt ihr heißer „Wunſch ſich mit dieſem Bruder auszuſöhnen; „allein ſie kann nicht im Pfarrhaus leben, weil „ihre Vergangenheit ein öffentliches Ärgernis gab.

„Sie ſagt ſchließlich: Ich bin ein Schiffbrüchiger, der in Todesnot auf dem hohen Meer „von den Wellen umher getrieben wird und ich „muß zu Grunde gehen, wenn ſich keine rettende „Hand meiner erbarmt.

„In welchem Verhältnis dieſe Unglückliche zu „Ihnen ſteht, gnädige Frau, hat ſie nicht mitgeteilt, ſondern nur Ihre Adreſſe gegeben. Wir „wiſſen alſo nicht wie groß oder wie gering die „Teilnahme iſt, die Sie ihr ſchenken. Der Wahrheit gemäß iſt auch zu erwähnen, daß eine tiefe, „auf religiöſer Grundlage fußende Bekehrung bis

„jetzt nicht ſtattgefunden hat. Sie iſt teils allzu
„krank, teils dem Glaubensleben allzu entfremdet,
„teils allzuſehr beſtürmt von Sorgen; — und
„endlich ſcheint ſie einen ſchwachen, oberflächlichen
„Charakter zu haben, der von äußern Eindrücken,
„ſowie von Launen und Neigungen beherrſcht
„wird. Der erbarmende Gott, der in ſeinen
„ſchärfſten Heimſuchungen zuweilen am allergnädigſten
„iſt, hat ihre Schönheit und Jugendfriſche
„gründlich zerſtört und dadurch die Übermacht der
„Eitelkeit und Weltluſt gebrochen. Seine Gnade
„bleibt ja nie auf halbem Wege ſtehen. Hat er
„das erſte für ſie getan, ſo müſſen wir glauben,
„hoffen und flehen, daß er ſie nach und nach mit
„ihren kleinen Schritten weiterführen werde. Und
„deshalb will ich auch zweifellos vertrauen, daß
„Sie, gnädige Frau, der Schiffbrüchigen, der
„ach! ſo gefährlich ſchwimmenden, die rettende
„Hand nicht verſagen werden, die durch dieſe
„chriſtliche Liebestat ein Werkzeug der Erbarmungen
„Gottes wird.

„In tiefſter Ehrerbietung ꝛc. Schweſter Hilaria.“

Mit ungeteilter Aufmerkſamkeit und ohne Unterbrechung durch ungeduldige Bemerkungen hatte die Baronin das Schreiben geleſen. Zuweilen ſchauderte ſie aber und zuweilen ſchienen ihre Lippen einen Ausruf des Entſetzens ausſprechen zu wollen. Allein ſie blieb ſtumm, und der Schmerz, der ihr Herz zerkrallte, äußerte ſich nicht.

Sintram's Frau — die elendeſte unter den Elenden!! Hatte ſie nicht recht gehabt dies unſelige Weſen als einen Fluch für Sintram zu betrachten? . . . . Oder hätte es anders werden können, wenn ſie anders gehandelt hätte? . . . . Unnütze Fragen! Hatte Unrecht ſtattgefunden, ſo büßte Sintram dafür mit ſeinem frühen Tode; ſie, mit einer Trauer, die jede Stunde ihres Lebens verfinſterte; und die Unglückliche, mit einer Erniedrigung für die es keine Worte gab.

„Was iſt denn das für ein Brief aus dem Pau, wo wir keine menſchliche Seele kennen?" fragte endlich der Baron, der inzwiſchen den Umſchlag, die Poſtmarken, die Handſchrift und das Siegel gründlich ſtudiert hatte.

Schweigend reichte ſie ihm das Schreiben.

„Franzöſiſch! . . . . und wie lang! . . . . Minettchen, kannſt Du mir nicht in Kürze den Inhalt mitteilen?"

„Unmöglich," ſagte ſie mühſam.

Als er ſie ſo erſchüttert ſah, überwand die Neugier die Trägheit und er las den Brief, etwas mühſam und langſam, aber ganz genau. Dann legte er ihn zuſammen, verfiel ſeinerſeits in Nachdenken und ſagte endlich:

„Minettchen, ſiehſt Du wie die Bildſäule ein Blatt im Buch umſchlägt?"

„Du haſt recht!" ſagte ſie ohne irgend ein beſchränkendes Wort beizufügen.

Im ſtillen Hafen.

Die Gräfin von der Argen kam zurück mit Chriſtiane, die auf Starkmut und Demut hingewieſen worden war um ihren ernſten Beruf zu erfüllen. Der Graf fand ſie etwas zu ernſt, aber die Gräfin ſagte:

„Das ſchadet nicht! die äußerlichen Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfeſt ſind ja ſo zerſtreuend, ſo weltlich, ach! ſo frivol, daß nur eine recht ernſte Stimmung im Stande iſt das Gegengewicht zu halten. Nein! nicht Chriſtianen's Ernſt macht mir Sorge, wohl aber Winfried's unruhige Zerſtreutheit.“

„Es iſt gar nicht gut,“ verſetzte der Graf, „daß junge Männer ſolchen langen Urlaub nehmen um ihn im Familienkreiſe zuzubringen.“

„Lieber Winfried, die Eltern wollen ſich doch zuweilen an der Geſellſchaft eines Sohnes erfreuen, welche ſie jahrelang entbehrten.“

„Und Gott weiß, wie ich mich nach ihm geſehnt habe. Aber acht Wochen hätten genügt. Jetzt iſt er faſt neun Monate hier und er langweilt ſich. Die Langweil erzeugt allerhand verſtörende Gedanken .... vielleicht Heiratsgedanken. Nun, dawider hätte ich nichts, allein dann muß er den Dienſt verlaſſen, denn jahrelange Trennungen taugen nicht in der Ehe. Mann und Frau gewöhnen ſich dadurch, daß jeder auf ſeine eigene Hand möglichſt zufrieden lebe. Und ob Winfried geneigt iſt ſeine Laufbahn ſchon jetzt aufzugeben, iſt mir ſehr zweifelhaft. Im Lauf des Sommers ſagte er einmal, bevor er Kommodor geworden, würde er nie aus dem Dienſt ſcheiden. Genug, ich wünſche er möge wieder in der vollen Tätigkeit ſeines anſtrengenden und anregenden Seemannsberufes ſein; dann hören alle Zerſtreuungen auf. Der Seeoffizier, der nachts auf dem Ozean ein Schiff zu führen und zu wachen hat, damit vier bis fünfhundert Männer, die nur durch ein Paar Bretter vom Tode in den Wellen getrennt ſind, ruhig ſchlafen können, der muß ſeine Sinne gehörig beiſammen haben."

„Mein Gott," ſeufzte die Gräfin, „welch Opferleben führen Eltern! das Herz möchte die Kinder immer bei ſich behalten und das Glück der Kinder gebietet Trennung. Die Liebesgefühle ſind untereinander im Kampf."

Winfried war in einer quälenden Aufregung. Jeder Tag ſchien mehr als vierundzwanzig Stunden zu haben; jede Stunde ſchlich im Schildkrötengang dahin. Er übernahm in Sabinen's Polterabendſpiel drei Rollen nacheinander; er ſchlug eine kleine Bühne auf wo es dargeſtellt werden ſollte; er beſorgte die Ausſchmückung der Schloßkapelle; er veranſtaltete ein Feuerwerk. Er verſtand das auch alles, ſowohl anzugeben als auszuführen. Sabine war entzückt von dieſer hülfreichen Bereitwilligkeit; Dienerſchaft und Handwerker ſtaunten ob der großen Geſchicklichkeit des Herrn Grafen. Er war froh in dieſer Tätigkeit ſich ſelbſt und ſeine Gedanken zu übertäuben.

Nicht zum größten Vergnügen der Fürſtin Antonie kam deren Schwägerin Adelaide zur Vermälung und ſie wußte nicht genau ob es ſie betrüben oder freuen ſolle, daß es auf Winfried gar keinen Eindruck mache. Sabine rief frohlockend:

„Jetzt haben wir für das Schlußtableau eine Siegesgöttin! Adelaide wird auf den Sockel ſteigen, der für Rosmary beſtimmt war."

Da ſagte Winfried betroffen:

„Meinen Sie?"

„Ich meine es nicht," verſetzte Sabine, „ich weiß es wird geſchehen . . . . und das freut mich." — —

Adelaide war ein Paar Jahre in einem Inſtitut des Sacré Cœur geweſen und ſehr bewandert in der Legende der Heiligen. Sie ſagte:

ſage Dir ſeit die Bonne fort iſt ſind die Kinder engelhaft.“

Was war zu thun? die Bonne war fort: Aurore hatte neue Arbeit. Aber ſie war ihr wirklich neu. Dieſe drei Monate, die ſie fern von Mann, Haus und Kindern zugebracht, hatten auch oft die Sehnſucht nach ihnen geweckt; — und nachdem ſie andre Menſchen, Dinge und Gegenſtände geſehen, kamen ihr die heimiſchen weniger trocken vor. Den Hauptmann ſah ſie mit unendlicher Gleichgültigkeit wieder. Er ſchrumpfte vor ihren Augen von ſeinem poetiſchen Standpunkt als kriegeriſch-ritterlicher Sänger, zu ſeinem höchſt proſaiſchen und ungleich richtigeren als Garniſons-Fat herab. Es iſt wol nicht möglich, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, daß ich mich habe für dieſen Mann intereſſiren können! — Sie war auf dem Punkt vor ſich ſelbſt es abzuleugnen, als die Sonette ihr in die Augen fielen. Sie durchblätterte ſie und ſprach für ſich: Ich werde ſie aufheben als einen Beweis, daß man ſich für das Nichts fanatiſiren kann, wenn man grade in überſpannter Stimmung iſt. Arme gute Cornelie! wie ſchwer mag es ihr geworden ſein nicht zu lächeln, als ich ihr mit dem höchſten Ernſt all dieſe Lächerlichkeiten vorlas aus deren Wuſt kein einziger klarer Gedanke, keine einzige warme Empfindung auftaucht.

„Chriſtiane, Du biſt recht glücklich, nicht wahr?"

„Ja, ich bin es!" erwiderte Chriſtiane aus vollem Herzen.

„Nun ſprich! was würdeſt Du tun, wenn Dir der göttliche Heiland, wie einſt der heiligen Katharina von Siena, als Symbol für Deine Zukunft einen Kranz von Roſen und einen Kranz von Dornen zur Wahl darreichte. Wie würdeſt Du wählen? Du weißt, die Heilige griff ſogleich nach dem Dornenkranz."

Alle Blicke richteten ſich auf Chriſtiane. Sie ſchlug die Augen nieder und beſann ſich eine Sekunde; dann ſagte ſie:

„Ich würde nicht wählen! ich würde ſagen: Herr, den Kranz, den du mir geben wirſt — den will ich."

„Tochter meines Herzens!" rief die Gräfin und warf Chriſtiane mit dem Finger einen Kuß zu.

Winfried fragte ſich heimlich ob auch er ſo ſprechen würde und er konnte ſich nicht entſchließen ja zu ſagen. — —

Während das Leben auf Argenfels immer bunter und lauter wurde, hatte Rosmary den Troſt, daß ſich Frau Weiß ſichtlich erholte; — ein zwiefacher Troſt! ihre treue Pflege hatte zur Erhaltung dieſes Lebens beigetragen und ſie konnte ruhig im Pfarrhauſe bleiben und ſich beſinnen, wohin ſie in Zukunft ſich wenden wolle. So wie Frau Weiß zu Kräften kam, richtete ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit auf Rosmary und ſie ſagte eines Tages:

„Liebes Röschen, Du ſiehſt angegriffen aus .... Du übernimmſt hier zu viel. Ich meine, Du ſollteſt in der nächſten Woche nach Argenfels zurückkehren, denn bis dahin kann ich das Zimmer verlaſſen und wieder die Küche beſorgen.“

„Nein, Mütterchen, daraus wird nichts! ich habe ſchon alles mit dem Pfarrer abgemacht und ich bleibe hier, bis Du ganz friſch und geſund biſt.“

„Liebes Röschen, in meinem Alter wird man nicht mehr ganz friſch und ich fürchte, daß Deine Geſundheit hier leide. Du haſt es ganz anders auf Argenfels! Wohnung, Koſt, Bedienung, Geſchäfte — alles anders! Dort — gut und bequem; hier — dürftig und unbequem.“

„In meinem Alter iſt das ganz gleichgültig und je weniger ich verwöhnt werde, deſto beſſer iſt es mir. Ältere Leute müſſen es bequem haben, junge nicht. Alſo mache Dir keine Sorge um mich.“

„Aber wird die Frau Gräfin Dich nicht mit der Zeit ſehr vermiſſen? endlich ungeduldig werden und Deine Stelle anderweitig beſetzen?“

„Ja, Mütterchen, das wäre nicht unmöglich.“

„Und dieſe gute Stelle in einem ſo guten Hauſe würdeſt Du meinetwegen verlieren!“

„Nicht Deinetwegen, ſondern der Pflicht wegen. Quäle Dich darüber nicht und ſei feſt überzeugt, daß mir der liebe Gott zu rechter Zeit ein Plätzchen in einem ſtillen Hafen anweiſen wird. Es braucht ja nicht gerade in Argenfels zu ſein.“

„Haben ſie Dir dort etwas zu Leid getan, mein Röschen?“ fragte Frau Weiß beſorgt.

„O nein, Mütterchen, mit Liebe und Güte bin ich überhäuft worden. Aber Gott hat mich abberufen und ich bin darauf gefaßt, daß er mich nicht dahin zurückführt. Soll ich deshalb verzagen, als ob er jetzt nicht mehr für mich ſorgen würde? O im Gegenteil! gerade jetzt verlaſſe ich mich erſt recht auf ſeine Führung.“

So ſprach ſie, ſo dachte ſie und ſo wollte ſie. Allein damit war ihr Kampf nicht abgetan. Je mehr ſie ihn vor jedem menſchlichen Auge verbarg, deſto mehr griff er in ihr innerſtes Weſen ein.

Mit Händearbeit beſchäftigt, ſaß ſie an einem grauen Novembertag neben Frau Weiß, die eben ſchmerzlich über Roſalba geſeufzt hatte; — da trat der Pfarrer ins Zimmer und ſagte bewegt:

„Liebe Mutter, die verlorene Tochter macht ſich auf den Weg der Heimkehr.“

„Alois . . . . iſt das gewiß?“ rief Frau Weiß und faltete die Hände zum Dankgebet. — —

Die Baronin Uglas hatte an Schweſter Hilaria umgehend die Antwort geſchickt:

„Ehrwürdige Schweſter! Es gereicht mir zu „großer Befriedigung, Ihnen auszuſprechen, wie „ſehr ich die chriſtliche Liebe bewundere, mit welcher „Sie die leiblichen und geiſtigen Nöten Ihrer

„Nebenmenſchen zu lindern ſuchen, und ich danke „Ihnen, daß Sie mir durch Mitteilung eines „ſpeziellen Falles Veranlaſſung geben, mich an „einem Ihrer guten Werke zu beteiligen."

„Ich überſende Ihnen hiebei einen Wechſel auf „zwölfhundert Francs mit folgenden Beſtimmungen:

„Erſtens: Mit eintauſend Francs ſollen die „Verpflegungskoſten der kranken Roſalba Weiß in „der Weiſe beſtritten werden, daß dieſelbe bis zum „nächſten Frühling in Ihrem Hauſe verbleibe. „Ohne Zweifel wird die Geneſung früher erfolgen; „ich halte jedoch einen längeren Aufenthalt unter „Ihrer Obhut für erſprießlich, ja, für notwendig.

„Zweitens: Ende März begebe ſich die Roſalba „Weiß auf die Reiſe nach ihrer Vaterſtadt. Für „dieſen Zweck ſind die übrigen zweihundert Francs „beſtimmt und ich bitte Sie, ehrwürdige Schweſter, „alsdann — und nicht früher — der beſagten „Roſalba Weiß dies Reiſegeld einzuhändigen.

„Dies für die nächſte Zukunft. Was ſpätere „Zeit betrifft, ehrwürdige Schweſter, ſo erkläre ich „mich bereit, der Roſalba Weiß eine lebenslängliche „Rente von vierhundert Gulden unter der Bedingung zu ſichern, daß ſie ſich ſchriftlich verpflichte, „mir oder einem Verwandten gegenüber auf keinen „andern Namen Anſpruch zu machen. Dies Schriftſtück muß ſie ausſtellen, ſowie auch die Adreſſe „angeben, wie die Rente ihr, vom 1. April nächſten „Jahres an, in ihrer Vaterſtadt richtig zukommen

„könne; — und ich erſuche Sie, ehrwürdige „Schweſter, mich davon in Kenntnis zu ſetzen, weil „ich eine direkte Korreſpondenz nicht beabſichtige. „Mit dieſen vierhundert Gulden und dem Ertrag „ihrer Handarbeit wird Roſalba Weiß die beſcheidene, untergeordnete Exiſtenz haben, die ihrer „Herkunft entſpricht. Ja genügt. Wie wenig ſie „für eine andere Stellung geſchaffen iſt, hat die „jammervollſte Erfahrung bewieſen.

„Schließlich, ehrwürdige Schweſter, mögen Sie „der Roſalba Weiß mitteilen, daß der Mann, „den ſie ſo ſchwer beleidigte, nicht mehr unter den „Lebenden iſt.

„Empfangen Sie ꝛc. Baronin Uglas."

So trocken und geſchäftsmäßig der Ton dieſes Briefes und ſo diktatoriſch der Inhalt war — Roſalba war beglückt, denn ſie ſah die Möglichkeit vor ſich, wenigſtens leben zu können, ſehr dürftig, ſehr herabgedrückt auf das knapp Notwendige; aber genug, ſie konnte leben! Mit dem gänzlichen Verluſt ihrer Schönheit, den ſie freilich zeitweiſe bitter beweinte, war denn auch die Neigung zu jeder Art von Eitelkeit beträchtlich gemindert und ſie verlangte nur nach einer ruhigen unbeachteten Exiſtenz, in welcher ſie geſichert ſei vor den ſchrecklichen Wechſelfällen, die mit der ſittlichen Verkommenheit verbunden zu ſein pflegen.

Schweſter Hiliaria teilte dem Pfarrer den Brief der Baronin mit und ſagte zum Schluß:

„Möge die glückliche Wendung im äußeren „Leben Ihrer Schweſter eine ebenſo günſtige „Wendung des inneren Lebens zur Folge haben. „Möge ſie, die von allen Stürmen auf dem Ozean „böſer Leidenſchaften umhergeworfen wurde, im „ſtillen Hafen demütiger Buße Verſöhnung mit „Gott, mit ihrer Familie und mit ſich ſelbſt finden. „Darauf wollen wir unſere vereinten Gebete „richten, denn Armut und Arbeit ſind ſchwer zu „ertragen, wenn man ſie nicht aus Liebe zu Gott, „als ein Kreuz aus der Hand Gottes trägt und „zu dieſer Auffaſſung beginnt Ihre Schweſter erſt „ſich langſam zu erheben.“

Freude und Leid, Dank und Beſorgnis löſten ſich bei Frau Weiß in einen Strom von Tränen auf, während der Pfarrer und Rosmary mit Zuverſicht die Hoffnung ausſprachen, der liebe Gott werde das Werk des Erbarmens zu Ende führen, das er an Roſalba's Seele begonnen hatte.

Als Rosmary abends ihr armes Kämmerchen betrat, fiel ſie auf die Kniee und ſeufzte: O Herr! dein Werk an meiner Seele, wirſt du es unvollendet laſſen? . . . . Werde ich nicht lernen mich freudiger deinem Willen zu opfern? . . . . Werde ich nicht den ſtillen Hafen finden, den die Stürme der Leidenſchaft nicht aufwühlen? . . . . — — —

Die Vermählung auf Argenfels mit ihren Feierlichkeiten, ihren Feſten, ihren Glückwünſchen, ihren Rührungen war vorüber — war überſtanden, wie Julian ſich ausdrückte. Nahe und ferne Verwandte, Nachbarn, Untergebene, alle waren voll Teilnahme und jeder trug das Seine zu einer harmoniſchen Stimmung bei. Chriſtiane und ihre Eltern waren durch Wohlwollen, Liebenswürdigkeit und Güte ungemein beliebt und frohe Ereigniſſe auf Argenfels wurden nicht beneidet und ſo wenig kritiſiert, wie das der allgemein menſchlichen Neigung zur Kritik möglich iſt. Aber auf jede Freudenzeit folgt ihr Gegenſatz, ſchon dadurch, daß ſie aufhört. Hier nun war dies Aufhören mit Trennung verbunden. Zwei Tage nach der Hochzeit reiſten entfernte Verwandte ab; auch Adelaide und ihre Mutter, auch Emerenz und ihr Mann. Am dritten Tage kam der Abſchied von Chriſtiane, der, jedem guten Vorſatz zum Trotz recht gefaßt zu ſein, die Eltern und die Tochter tief erſchütterte.

„Lebewohl, frohe Jugendzeit,“ ſagte Chriſtiane als ſie mit Thierſtein durch die entlaubte Allee vom Schloßberg herabfuhr: „Lebt wohl ihr Tage voll unbeſtimmter Hoffnungen, voll bunter Träume, mein kleines Lebensſchifflein iſt im Hafen eingelaufen.“

„Bedauerſt Du den Verluſt Deiner Freiheit, Chriſtiane?“ fragte Thierſtein.

„O nein!“ verſetzte ſie, „denn das Schifflein iſt vor Anker gegangen an Deinem Herzen.“ — —

Nur einer hatte mit namenloſer, mühſam gezügelter Ungeduld den Augenblick erſehnt, wo Argenfels frei von Gäſten und Feſten — wo er allein ſein werde mit ſeinen Eltern. Damit Argenfels nicht auf einmal veröde, blieben Antonie und Fürſt Gundaccar noch einige Zeit dort; doch deren Anweſenheit ſtörte Winfried nicht. Er hatte vor der heiligen Meſſe zu ſeiner Schweſter geſagt:

„Bete für mich, Tony, und für den Fall, daß Du bei Mama ſein ſollteſt, wenn ich hernach zu ihr gehe, ſo ſei bitte ſo gut uns zu verlaſſen, denn ich möchte mit ihr unter vier Augen ſprechen.“

Die Fürſtin nickte ihm Gewährung zu.

Jetzt trat er in das Morgenzimmer ſeiner Mutter, wo er ſo oft Rosmary am Schreibtiſch geſehen hatte. Jetzt ſaß auf deren Platz Antonie und, wie ihm ſchien, ganz verſtört mit einem Brief in den Händen. Er hatte aber nicht Zeit zu Beobachtungen, denn die Gräfin rief ihm von ihrer Chaiſelongue entgegen:

„Lieber Winfried, welche traurig überraſchende Nachricht trifft eben ein: Rosmary iſt tot.“

„Ha!“ ächzte Winfried dumpf und warf beide Hände vor ſein erbleichendes Antlitz.

„Ja, es iſt furchtbar!“ . . . . . fuhr die

Gräfin fort: „und ſo überraſchend! . . . . Bitte, liebſte Tony, lies noch einmal den Brief vor.“

Winfried ſank faſſungslos, ſprachlos der Fürſtin gegenüber auf einen Sitz am Schreibtiſch und ſtarrte wie geiſtesabweſend ſie an, während er ſeiner Mutter den Rücken zuwendete. Antonie las mit zitternder Stimme:

„Gnädige Frau Gräfin! Die huldvolle Teil„nahme, die Euer Hochgeboren ſtets für Fräulein „Rosmary Rot an den Tag legten, veranlaßt „mich zu der ſchleunigen Mitteilung, daß dieſelbe „ſeit einer Stunde in der Ewigkeit iſt. Geſtern „früh, als ſie aus der heiligen Meſſe kam und „ruhig bei meiner Mutter ſaß, wurde ſie von „einem heftigen Blutſturz befallen. Dem Arzt, „der ſchnell zur Hand war, antwortete ſie auf „ſein Befragen: ſie habe ſchon zwei leichte An„fälle gehabt ſeit ihrem Aufenthalt bei uns; da „ſie aber immer nach denſelben eine vorübergehende „Erleichterung, „eine gewiſſe Ruhe in der un„ruhigen Bruſt“ — wie ſie ſich ausdrückte — „geſpürt, ſo habe ſie es nicht für etwas Schlimmes „gehalten und deshalb auch nichts davon geſagt. „Der Arzt war gleich ohne Hoffnung, ließ aber „Eis auf die Bruſt legen und wendete alle üb„lichen Mittel an. Umſonſt. Als im Lauf des „Tages zwei heftige Anfälle eintraten, verlangte „ſie die heiligen Sterbſakramente und empfing ſie „mit ihrer gewohnten tiefen ernſten Andacht.

„Dann kam noch ein Anfall und erſchöpfte ihre
„letzten Kräfte. Friedlich, in äußerſter Schwäche,
„ohne Wort, ohne Bewegung aber bei Beſinnung
„wenn man laut neben ihr betete, brachte ſie die
„Nacht hin. Als ich heute früh an ihr Sterbe-
„lager trat, war ſie in der Agonie, doch ohne
„Qual und als die Glocken mich zum Altar riefen,
„flüſterte ſie ein Wort, das wie ich meine „Credo"
„war — und hörte auf zu atmen. Ich brachte
„ſogleich zu meinem allergrößten Troſt das hoch-
„heilige Opfer für die teure Seele dar. Requies-
„cat in pace."

„Genehmigen Euer Hochgeboren ꝛc. A. Weiß,
„Pfarrer."

Die Gräfin ſchwamm in Tränen, Antonie weinte. Winfried hörte den Brief an ſtarr wie eine Bildſäule. Als die Fürſtin ſchwieg ſtand er auf und verließ das Zimmer ohne eine Silbe zu ſagen. Die Gräfin beachtete es nicht. Sie ſagte zu ihrer Tochter:

„So iſt das Leben! Vor wenigen Wochen waren hier zwei junge Mädchen in friſcher Jugendblüte. Heute liegt die eine im Sarge und die andere geht einer ungewiſſen Zukunft entgegen. Für welche von Beiden hat der himmliſche Vater am beſten geſorgt? Wer das Leben kennt, ach, der muß ſagen nicht das härteſte Los ſei derjenigen zugefallen, die als ein Kind Gottes aus der Un-

Wenn Cornelie in dieſem Winter die ruhigen Briefe ihrer Schweſter las, die ausführlichen Nachrichten über die Kinder, deren Zahl ſich im Sommer wieder vergrößern ſollte, die Beſchreibung des Weihnachtsfeſtes, verſchiedener Geburtstage und all der kleinen Ereigniſſe, die im häuslichen Leben ſo wichtig ſind, daß ſich aus ihnen die Häuslichkeit auferbaut: ſo gingen oftmals dieſe Bilder friedlichen Glückes in ihren heißen troſtloſen Thränen unter.

Nun hatte ſich das freilich wieder verändert. Zu der unbedingten jauchzenden Zuverſicht, die früher die Baſis ihrer Liebe für Euſtach geweſen, konnte ſie es nach zwei ſo gewaltigen Erſchütterungen nicht mehr bringen. Aber ſeiner Geſinnung und ſeinem Character vertraute ſie mit der ſtillen Wehmuth, welche die Frauen befällt, wenn ſie gewahr werden, daß die Liebe des Mannes aus der Unwillkürlichkeit in die Region des Willens übergegangen iſt: Er könnte aufhören mich zu lieben .... aber er will nicht .... er wird nicht wollen! — Mit dieſer Erkenntniß iſt der Stab über das eigentliche Liebesglück gebrochen. — Zagend vor der Zukunft, unſicher was das Schickſal ihr noch aufbewahren möge, doch beſeligt daß ſich die Beſorgniſſe der Gegenwart verflüchtigt hatten, ſo ſtand Cornelie jezt neben Euſtach, und je näher die Möglichkeit eines Verluſtes ruhe der Zeit in die Ruhe der Ewigkeit überging. Aber was ſagte Winfried? wo iſt er geblieben?" ſetzte ſie hinzu.

„Er iſt vielleicht zu Papa gegangen," ſagte die Fürſtin, obſchon ſie es nicht glaubte.

„Der wird auch einen großen Schreck haben! Er hatte ſie ſo gern! .... Heute iſt es ein Monat ſeitdem ſie fortging. Es war am Tage St. Rafaels des Erzengels. Der Schutzpatron der Reiſenden hat ſie dem Tode zugeführt. Sie lebte vielleicht noch, wenn ſie hier geblieben wäre."

„Schwerlich Mama! Fehler am Herzen oder an der Lunge kommen in dem Alter, das ſie hatte, immer mit tötlichem Ausgang zum Ausbruch und einen ſolchen organiſchen Fehler muß ſie gehabt haben."

„Und Chriſtiane, was wird ſie ſagen! Die erſten Briefe von hier melden ihr einen Todesfall."

Während die Fürſtin ihre Mutter ſo ergriffen von Rosmary's Tod ſah, dachte ſie bei ſich ſelbſt, daß deren Leben wahrſcheinlich eine viel größere Verſtörung hervorgerufen haben würde. Aber wo war Winfried?" — —

Als Winfried nicht zum Gabelfrühſtück erſchien, hielt man Nachfrage und einer der Diener ſagte, er glaube der Herr Graf fahre in ſeinem Nachen auf dem Rhein. Vor etwa drei Stunden ſei der Herr Graf zu der Stelle am Ufer gegangen, wo der Nachen liege. Dergleichen Fahrten machte Winfried häufig, bald rudernd, bald ſegelnd; — aber es regnete ſündflutmäßig und ein eiſiger Wind ſchien den Regen in Schnee verwandeln zu wollen.

„Welch ein ſchrecklicher Einfall! bei dieſem Unwetter eine Nachenfahrt!“ ſeufzte die Gräfin.

„Es iſt draußen gar nicht ſo übel, Mama,“ ſagte Gundaccar, der von einem Ritt zu Baron Kurt zurückkehrend ſich eben umgekleidet hatte. Er ſtellte ſich vor den großen lodernden Kamin im Speiſezimmer, rieb die Hände und wärmte ſich behaglich bevor er ſich an den Frühſtückstiſch ſetzte.

„Mir ſcheint, Cary, Du findeſt es auch drinnen gar nicht ſo übel,“ ſagte die Fürſtin: „Sprich, für wie viel Taſſen Thee habe ich zu ſorgen um Dich zu erwärmen? Ein halbes Dutzend, nicht wahr?“

„Die Hälfte, Toni, die Hälfte! ein Paar Glas Madeira ſind ebenfalls ein gutes Erwärmungsmaterial.“ — —

Der kurze Novembertag mit ſeinem düſtern Regengewölk ging in Abenddämmerung über und Winfried kam nicht zurück. Die Gräfin, ohnehin angegriffen durch den Abſchied von Chriſtiane und die unerwartete Todesnachricht, verfiel in nervöſe Angſt und in Vorſtellung von allerhand Unfällen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Die Fürſtin erſchöpfte ſich vergeblich in Beruhigungsgründen. Endlich ſagte ſie entſchloſſen:

„Mama! ich glaube zu wiſſen wo Winfried iſt. Er will Rosmary im Sarge ſehen und er hat den kürzeſten Weg eingeſchlagen, der dahin führt. Er hat es mir nicht geſagt — aber nach allen Anzeichen vermute ich es.“

Die Gräfin horchte hoch auf, ſah mit einem fragenden Blick die Fürſtin an und ſagte:

„Alſo doch?“

„Ja!“ antwortete Antonie.

Ihre Vermutung war richtig. — — —

Im Pfarrhauſe in einem Zimmer zu ebener Erde ſtand der Sarg zwiſchen vier brennenden Kerzen. Das Fußende war der Tür zugewendet; zu Häupten ſtanden ein paar hohe, grüne Topfgewächſe. Im Sarge lag Rosmary, ſchneeweiß umhüllt, mit einem Kranz von weißen Roſen auf der Marmorſtirn, mit einem Cruzifix in den Marmorhänden. In der zwiefachen Majeſtät des Todes und der Jungfräulichkeit lag ſie da, ganz unentſtellt, unendlich friedlich, aber tief ernſt wie Jemand, der unter der Bürde des Lebens das Lächeln verlernte. Die Zimmertür war offen. Leute gingen aus und ein, Frauen, Kinder, auch hin und wieder Männer. Sie ſtanden andächtig oder knieten am Sarge, beteten ein Paar Vaterunſer und warfen ein Paar Tropfen Weihwaſſer auf die ſtille Geſtalt, bevor ſie ſich entfernten. Auf einem Betſchemel kniete eine Schulſchweſter. Tiefe Stille.

Eine leiſe Unruhe kam unter die Anweſenden. Ein Fremder trat ein. Er war faſt ſo bleich wie die Tote. Sein ſchwarzes Haar klebte feucht vom Regen an ſeiner Stirn und aus ſeinem Auge ſprach ein ſolcher Schmerz, daß alle ihm Platz machten, als habe er das Recht, der nächſte am Sarge zu ſein. Da kniete er nieder. Was dachte er — was fühlte er — betete er? — Gott allein weiß, was in einem ſolchen Augenblick in der Seele vorgeht. Der Menſch weiß es nicht.

Dann erhob er ſich, ſtellte ſich an das Fußende des Sarges und betrachtete mit verſchränkten Armen die entſeelte Hülle ſo, als ob er dieſen Anblick in ſein Herz graben wolle. Auch die Umgebung betrachtete er ganz genau: das niedrige Zimmer mit den kahlen Wänden, den plumpen Betſchemel, die künſtlichen Lilien und Roſen, die roh gearbeitet abwechſelnd um den Rand des Sarges gelegt waren. So ärmlich alles! — und dazwiſchen ſie ſo wunderbar erhaben! Die Roſen ihres Kranzes hoben ſich wie Sterne vom ſchwarzen Glanz ihres Haares ab.

Und wieder kniete er nieder, legte die Stirn auf den Rand des Sarges und weinte. Es war etwas Anſteckendes in dieſer ſtummen Trauer eines Mannes. Ein Paar junge Mädchen fingen auch an zu weinen; dann ein Kind, dann ſämtliche

Kinder; endlich alle Anweſenden. Winfried hörte es nicht. Er war allein auf einer Welt, in welcher Rosmary nicht mehr war. Doch der Pfarrer hörte es in ſeinem Zimmer. Er kam, um zu beruhigen. Der Anblick des Unbekannten überraſchte ihn. Gleichwohl konnte ihn ein Mann, der auf den Knieen lag und weinte, nicht ſtören und er ſagte mild:

„Liebe Kinder, ſeid nicht ſo traurig. Bedenkt doch nur: ſie hat den Kampf des Lebens und des Todes überſtanden, den wir noch zu beſtehen haben. Sie hat für die Dornen der Erde eine Krone von immerblühenden Roſen eingetauſcht und für den Myrrhentrank der Welt einen Trank aus den Waſſern des ewigen Lebens. Sie iſt allen Stürmen und Ungewittern entrückt, die uns bedrohen. Sie iſt im ſtillen Hafen und kommt mit Gottes Gnade hoffentlich recht bald zu ſeiner ſeligen Anſchauung. Um eine ſolche Seele dürfen wir nicht trauern und klagen, als ob wir keinen höheren Troſt, keine himmliſche Hoffnung hätten.“

Er kniete zwiſchen ihnen nieder. Allmählig trat die frühere Stille ein. Geräuſchlos entfernten ſich die Leute. Endlich erhob ſich auch Winfried. Er nahm eine Lilie, die am Fußende des Sarges lag, drückte ſie an ſeine Lippen, ſteckte ſie in ſeine Bruſttaſche, reichte dem Pfarrer die Hand, verließ das Zimmer und das Haus und verſchwand in der Dunkelheit. Ja, ſprach er zu ſich ſelbſt, du biſt im ſtillen Hafen und ich gehe wieder auf das hohe Meer. — —

Am Boden wo Winfried gekniet hatte fand der Pfarrer ein kleines Notizbuch von Saffian. Es war nichts darin als ein Päckchen Banknoten und auf dem erſten Blatt die Worte:

„Bitte um heilige Meſſen, damit die teure Seele deſto eher ruhe im ewigen Frieden; — und um Gebet für Winfried von der Argen.“

Brief des Hofrats.

Meine gnädigſte Gräfin!

Mit nicht geringer Überraſchung las ich das Manuſkript, welches Sie mir gütigſt zugeſendet haben. Gewiß, das iſt die Geſchichte, die ich Ihnen erzählte. Aber daß ſie, niedergeſchrieben, ſo einfach, ſo über die Maßen dürftig an draſtiſchen Effekten werden würde, hätte ich nie gedacht. Es finden ſich gar keine Blitze und Donnerſchläge, die den Leſer aufrütteln; — und aufzurüttelnde Leſer, denen man ein weniges die Moxa, geiſtiger Weiſe, applizieren muß, bilden in unſern Tagen der Überreizung und damit verbundenen Erſchlaffung, neun Zehnteile des leſenden Publikums. Und ſelbſt da, wo Ihnen die Tatſachen der Erzählung ſolche Donnerkeile gleichſam in die Hand drücken — wie z. B. den Selbſtmord — ſtehen Sie wie auf Bergeshöhen, ſchauen gelaſſen nach dem ewigen Blau des Himmels und laſſen die Gewitterwolke zu Ihren Füßen ſich entladen.

Ferner ſtellte ich Ihnen auch das ausgiebigſte Material zu ſozialiſtiſchen Anknüpfungen bei verſchiedenen Charakteren zur Verfügung. Warum in aller Welt verſchmähen Sie es die Lichtpartien Ihres Gemäldes durch ſchwarzen Schatten und wilden Wirrwarr zu heben? Vielleicht antworten Sie mir: Ich ließ die betreffenden Subjekte in der Praxis ihrer Richtung und mit allen Folgen derſelben auftreten und handeln, und das gibt ein klareres Bild, als wenn man ihre Tendenzen durch merkwürdige und geheimnisvolle Verwickelungen klar zu machen ſucht. — Ich gebe das einigermaßen zu; aber dennoch kann ich mein Bedauern nicht unterdrücken, ſolche Farben, die ich Ihnen auf die Palette gegeben habe, verſchmäht zu ſehen.

Nichtsdeſtoweniger muß ich Ihnen ſagen, daß mir etwas ſehr gefallen, und mir umſomehr wohl getan hat, als es ſich durch die ganze Erzählung fortbewegt, und gleichſam der Träger derſelben iſt. Es iſt der Gedanke, welchen der Spruch zuſammenfaßt:

„Gottes Mühlen mahlen langſam,
Langſam aber trefflich fein.“

Freilich können wir uns beide auf dieſen Spruch nichts zu gut tun, weder Sie noch ich; allein ſo, wie dieſe Wahrheit in ſtiller Siegesgewißheit durch die Erzählung geht, hat ſie mein Herz erquickt, das in der unermeßlichen Trübſal der Zeit zuweilen vermeint, die Tage des Antechriſts müßten gekommen ſein. Wenn wir aber feſthalten, daß Gottes Mühlen fort und fort, wenn auch noch ſo langſam mahlen, dann werden wir auch mit Roſe Rot ſagen: „Meine Trübſal iſt meine Krone;“ — oder wie ſie ſich darüber ausdrückt.

In dieſem Hauptpunkt mit Ihnen einverſtanden, empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit, meine gnädige Gräfin, als Ihr treu ergebener und gehorſamer Diener

X. B.

P. S. Werden die Leſer auch verſtehen, daß die Frau, die mit mir am Gitter der Superba ſtand — Roſe Weiß war?

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Idylliſch	1
Die Vorleſerin	18
Generalprobe	32
Die große Sept-Patience	49
Nemeſis	63
Die Frau Baronin	76
In der Familie	86
Eine glänzende Exiſtenz	106
Fröhliches Leben	125
Die letzte Tochter	148
Boa constrictor	175
Ein Blick	189
Nur ein Tag	206
Gondelfahrt	230
Die Krone des Lebens	253
Briefe	276
Auf hohem Meer	300
Im ſtillen Hafen	320
Brief des Hofrats	339

ihr getreten war, um deſto höher ſtieg die Freude des Beſitzes und überhauchte den ganzen Kreis ihrer Empfindungen mit einer Wärme, Tiefe und Innigkeit, wie ſich das Abendroth glühender und ſchöner als die Sonne ſelbſt über deren Untergang breitet.

Da trat eines Tages Dorothee verſtört, zitternd und blaß bei Cornelie ein, und bat um ihre augenblickliche Entlaſſung aus dem ſpeziellen Dienſt bei Madame Orzelska. Cornelie entgegnete ſie möge ſich wol beſinnen: Madame Orzelska ſei ſehr zufrieden mit ihr, ſehr gütig für ſie, behandle ſie wie eine Geſellſchafterin; Dorothee habe ſehr gut vorleſen und ſehr gut franzöſiſch ſprechen bei ihr gelernt, Gelegenheit gehabt ihre Geſundheit vollkommen herzuſtellen, manche Geſchicklichkeit und einen gewiſſen guten Anſtand ſich anzueignen; es ſei undankbar um irgend eines hartklingenden aber gewiß nicht böſe gemeinten Wortes ihre Entlaſſung zu begehren. Dorothee blieb dabei, bat aber dringend um Corneliens Perſon bleiben zu dürfen. Cornelie entgegnete kalt, ſie möge keine launenhaften undankbaren Leute um ſich haben, und Dorothee könne ihretwegen auf der Stelle gehen wohin ſie wolle. Die Augen liefen der armen Dorothee über, ſie küßte ſchweigend Corneliens Hand und kehrte auf der

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie:
Romane und Gedichte:

Band	
1—2	Maria Regina. 2 Bde.
3—4	Doralice. 2 Bde.
5—6	Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8	Peregrin. 2 Bde.
9—10	Eudoxia. 2 Bde.
11—12	Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14	Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16	Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18	Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20	Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22	Nirwana. 2 Bde.
23—24	Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26	Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28	Wahl und Führung. 2 Bde.
29	Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30	Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jeruſalem.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Erneſt Renan:

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche,

2. Band: Die Väter der Wüſte.

3. Band. Die Kirchenväter.

Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche.

4. Band: Die Kirchenväter.

Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Aus Jeruſalem.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Die Liebhaber des Kreuzes. 2 Bde.

Leben der hl. Thereſa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Kloſtergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert.

Die Glöcknerstochter.

17, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Geſammelte Werke.

1. Serie: 17. Band.

Die

Glöcknerstochter.

Erſter Band.

Regensburg. [illegible]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ein Abendbild.

Da wo die letzten Höhenzüge des Taunus in der heitern und geſegneten Ebene der Wetterau auslaufen, liegt ein Dorf, zwiſchen Pappeln, Weiden, Obſtbäumen und Hollunderbüſchen. Durch das Dorf fließt ein Bach, der oberhalb desſelben eine Mühle treibt, einen herrſchaftlichen Park belebt und im Dorfe ſelbſt den Wäſcherinnen dienſtbar iſt, den Kindern ein bequemes Fußbad bietet und, zu einem kleinen Becken ausgeweitet, Enten und Gänſe gemütlich trägt. Dann fließt er durch die Wieſen weiter, aber in ſo krauſen Schlangenwindungen, als habe er gar keine Luſt ſeinen Lauf nach wenigen Stunden in der Lahn zu beenden, die ihm wie ein unausweichliches Schickſal entgegenfließt. Zuweilen verſteckt er ſich gleichſam unter einzelnen Gruppen von Erlengebüſch; einmal macht er eine ſo ſtarke Wendung rückwärts, daß er wieder jenen herrſchaftlichen Park an deſſen äußerer Grenze berührt. Doch alles iſt umſonſt! er kann ſeinem Schickſal nicht entfliehen: er geht in der

Lahn unter. Das aber berührt ſein jugendliches Daſein im Dorf durchaus nicht.

Die Gegend iſt freundlich, das Land bebaut. Von der Vergangenheit, als die Wetterau einer der Hauptſitze der Reichsritterſchaft war, erzählen nur noch vereinzelte Überbleibſel, die Ruine einer Burg auf einem Hügel, ein Wartturm oder ein Stück alter Ringmauer bei kleinen Städten — und auch dieſe Überreſte ſind entkleidet jedes romantiſchen Zaubers durch die proſaiſche Nüchternheit der Umgebung, wie das moderne ziviliſierte Leben, Treiben und Streben ſie hervorzurufen pflegt. Bei jenem Dorf, das ſeiner Lage ſeinen Namen verdankt und Bachheim heißt, befand ſich ebenfalls eine Ruine aus uralten Zeiten, von deren früherer Schönheit, durch beſonders günſtige Umſtände, wenigſtens noch die Spur erhalten war.

In jenen Tagen hohen religöſen Aufſchwungs, da St. Bernhard ins Rheinland kam und mit ſeinem liebeflammenden Herzen die Seelen zur Liebe des Kreuzes entflammte und hinriß, ſiedelten ſich ſeine geiſtlichen Kinder, Mönche und Nonnen, von Claravallis und Ciſterz in der Wetterau an, und Söhne und Töchter der vornehmſten Geſchlechter widmeten ſich dem Kloſterleben, um in dieſem ſtillen Hafen ihre Seele für den Himmel zu retten und den Nöten des Nächſten in den Mühſalen der Welt nach Kräften abzuhelfen. Gertrudis, die

Stelle mit ihren kleinen Habſeligkeiten nach Glatz zurück. Cornelie fragte Madame Orzelska um den Grund dieſer plötzlichen Abreiſe; aber die war eben ſo unwiſſend als ſie. Euſtach ſagte:

„Lieber Engel, Du biſt allzu naiv! Ein Kammerkätzchen entfernt ſich plötzlich wegen irgend eines kleinen Liebesabentheuers. Ich begreiſe nicht, daß Dir das nicht auf der Stelle eingeleuchtet hat.“

„Es leuchtet mir auch jezt nicht ein, Euſtach. Das Mädchen hat gewiß einen Gram! eine ſtumme Traurigkeit ſah ihr aus den Augen heraus — und ſie hat gute treue Augen.“

„Deſto ſchlimmer für ſie wenn ſie treu iſt, denn ich wette es handelt ſich um irgend eine Untreue des Amoroſo,“ entgegnete Euſtach.

Dies Geſpräch fiel bei Tiſch vor, ging commentirt, ausgedehnt, ausgeſchmückt in die Bedientenſtube hinein, Gott weiß in welcher Geſtalt aus ihr heraus, und Dorotheens plötzliche Entlaſſung aus Altdorf wegen irgend eines ſcandalöſen Liebesverhältniſſes verbreitete ſich auch in Glatz in den Kreiſen, wo es ihr Schaden thun konnte. Eine einſamreiche alte Wittwe, die geneigt geweſen war ſie als Geſellſchafterin zu ſich zu nehmen, verweigerte ihr nun die Stelle mit dem ſchneidenden Hohn, den die Bosheit ſo wolgefällig gegen die beargwohnte Tueinzige Tochter des reichen, mächtigen Grafen von Wianden, nahm den Schleier in einem Kloſter im Rheingau, das der Regel von Ciſterz folgte. Als ihr Vater nach einer Reihe von Jahren ihre Wahl zur Äbtiſſin erlebte, fühlte er ſich ſo beglückt und geehrt, daß er auf ſeinen Ländereien in der Wetterau für ſeine Tochter ein Kloſter erbaute, das er Paradies nannte und mit reichen Schenkungen bedachte. Eine derſelben war der Grund und Boden, auf welchem jetzt Bachheim liegt. Am untern Ende des Dorfes befand ſich die Ruine des einſt ſo großartigen, im edelſten Stil des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Ciſterzienſerinnenkloſters Paradies, in welchem Gertrudis von Wianden hochbejahrt im Ruf der Heiligkeit ſtarb. Die Ruine beſtand aus dem Kreuzgang — wie man den viereckigen, von Bogenſtellungen umgebenen innern Hof der Kloſtergebäude nennt — aus einem Seitenſchiff der ehemaligen Kloſterkirche, das jetzt als Pfarrkirche diente, und aus einem Teil der Hinterwand des hohen Chors, welches einſt fünf wunderſchöne Fenſter, im ſchlankſten Spitzbogenſtil gehabt hatte, jetzt aber nur noch eines derſelben aufwies, das der Pfarrkirche am nächſten und durch ſie geſtützt und etwas geſchützt war. Alles Gemäuer des Mittel- und des zweiten Seitenſchiffes war ſpurlos verſchwunden, der Boden geebnet und der ganze Platz zum Gottesacker eingerichtet. Grabhügel bedeckten ihn mit ihren kleinen grünen Wellen, zu deren Häupter arme kleine hölzerne Kreuze ſtanden — ach! zum Teil zerſplittert oder vermorſcht lagen, während in der Mitte des Kirchhofs ein großes Kruzifix von grauem Sandſtein weithin ſichtbar über die niedrige Mauer ſich erhob, welche die Stätte der Toten umfriedete. Dieſe Mauer, der hohe Sockel des Kruzifixes und das Gemäuer des hohen Chors waren mit Epheu umrankt und umſponnen. Über das letztere hatte er ſich dermaßen ausgebreitet, daß es ausſah, als ſei in eine grüne Tapete ein gothiſches Fenſter mit zierlichſtem Maßwerk hineingeſchnitten.

Von dem Kloſter ſelbſt war nicht die geringſte Spur mehr vorhanden. Als es im Anfang des Jahrhunderts ſäkulariſiert, d. h. ſeinen rechtmäßigen Beſitzerinnen geraubt wurde, brach man es ab, und verwendete anderweitig die Steine oder verbrannte ſie zu Kalk; denn man brauchte Material, um aus dem Seitenſchiff der Kloſterkirche die Pfarrkirche mit ihrem notwendigen Zubehör zurecht zu bauen. Dieſer Bau rettete den ſchönen Kreuzgang vom Verderben. Die Rückmauer ſeines einen Trakts wurde die Seitenmauer der Kirche, und ein Teil desſelben wurde zu einer Taufkapelle ausgebaut. An den Trakt zur Rechten war in ſeiner ganzen Länge die Wohnung des Glöckners, der zugleich Schullehrer war, nebſt den Schulzimmern angebaut; an den Trakt zur Linken die Sakriſtei und das Pfarrhaus. In dem vierten

Trakt war ein großes, plumpes Tor gebrochen, das in ſeiner ungeſchickten Roheit einen ſchreienden Gegenſatz zu den ſchönen gotiſchen Bogen bildete, welche den innern Hof umgaben, hingegen in Übereinſtimmung mit der Anordnung dieſes Hofes war. In der Mitte desſelben erhob ſich eine ſchwerfällige hölzerne Pumpe. Sie bildete die Grenze zwiſchen zwei Reichen. Auf der einen Seite, nächſt der Glöcknerwohnung, war ein Raſenfleck mit einem Zaun von Dorngeflecht umgeben, um ihn vor Kindern, Bettlern, Hunden und Hühnern zu ſchützen; denn auf dem Raſen lagen lange Streifen Leinwand zur Bleiche und an ausgeſpannten Seilen hing mancherlei Wäſche zum Trocknen. Daneben, unter einem Kirſchbaum, lagen ein paar Blumenbeete mit Fingerhut und Ritterſporn und einigen gewaltigen Sonnenblumen; aber die Beete waren minder gepflegt, als der Raſenplatz, weil ſie minder notwendig waren. In einer Ecke ſtand das große Waſſerfaß, um aus den Dachrinnen den Regen aufzufangen, den die Hausfrauen zu wirtſchaftlichen Zwecken brauchen. In der andern Ecke ſtand die Hundehütte mit einem wachſamen Hofhund an der Kette und altes Gerümpel lag umher, zerſplitterte Körbe, ein ausgedienter Eimer, ein zerbrochener Strohſtuhl. Dazwiſchen ſtand ein kleiner Trog, der ſpärlich für die Hühner gefüllt wurde, damit ſie nicht ihre Nahrung allzufern ſuchten und ſich mit ihren Eiern im Dorf verliefen.

Die andere Hälfte des Hofes, nächſt dem Pfarrhauſe, war reinlich mit Kies beſtreut, und ſtand auch das unentbehrliche Waſſerfaß in der Ecke, ſo war er übrigens frei und trug nur, in einiger Entfernung von einander, einen Nußbaum und eine Akazie. Unter jedem dieſer Bäume ſtand eine kleine hölzerne Bank, die der Pfarrer mehr für andere als für ſich aufgeſtellt hatte. Das ganze Mauerwerk des Hofes war mit Epheu und wildem Wein bewachſen, auf einigen Stellen ſo feſt wie eine Tapete, auf anderen wie ein leichtes Netz von ſchwankenden Reben, die ſich anmutig an den feinen Säulen hinaufſchlangen und von oben durch den Vierpaß oder das Kleeblatt des Bogens wieder herabfielen. Daß hie und da das Maßwerk beſchädigt war, bemerkte man kaum hinter dem lieblichen grünen Schleier. Es war dieſem Kreuzgang ein Gemiſch von Poeſie und Proſa, von Romantik und Alltäglichkeit, von Schönheit und Gemeinheit aufgeprägt, welches zuweilen einen ſanftmelancholiſchen, zuweilen einen abſtoßenden Eindruck machte, je nachdem der Beſchauer geſtimmt war. Aber Eindruck machte es — ſogar auf die, welche täglich dies Bild vor Augen hatten, wenn ſie ſich deſſen auch nicht bewußt waren.

Es war ein ſchöner Sommerabend. Draußen im Dorf herrſchte Leben und Bewegung. Die Erntewagen fuhren mit ſchweren Garben beladen von den Feldern heim. Die Schnitter folgten ihnen, müde vom Tagwerk, beſtaubt und erhitzt, aber froh des reichen Ernteſegens. Die Kinder ſchrien und jauchzten nach Kinderart ohne zu wiſſen weshalb, nur um dem Drang einer gewiſſen kleinen Lebensfreudigkeit genug zu tun, ſo wie ſie laufen und ſpringen und hin und her rennen, um ihrem Bedürfnis der Tätigkeit einen Ausdruck zu geben. Die Wäſcherinnen knieten am Rand des Baches, ſchwangen kräftig die Schlägel und ſchnatterten untereinander mit dröhnender Stimme, wetteifernd mit den Gänſen, die ihre jugendlich unerfahrene Brut um ſich ſammelten und mit ihr ſchnatternd ihrem Heim zuwatſchelten; aber zuweilen laut aufkreiſchten und verzweiflungsvoll fliehend mit den Flügeln ſchlugen, wenn irgend ein mutwilliges Bübchen in die Herde hineinſprang und ihren Marſch verſtörte. Zu all dieſen Stimmen der Erde geſellte ſich die in den Lüften. Unzählige Schwalben ſchoſſen im Zickzack mit jauchzendem Gezwitſcher hernieder und hinauf und ſchienen ſich in der Luft eben ſo fröhlich zu tummeln, wie die Kinder im Staube des Dorfes; während ſeitab von dem Treiben der Menſchen eine Lerche ſingend himmelhoch über die Felder aufſtieg, als wolle ſie ſich auf goldenen Abendwolken ihr Neſt bauen, jetzt, da es zwiſchen den Stoppeln nicht mehr ſicher ſei; und während von den dunkeln Ulmen und Linden des herrſchaftlichen Parks das ſüße Abendlied der Amſel und Schwarzdroſſel, und das ſchwermütige Gurren der wilden Taube herüberklang und der Storch klappernd über ſeinem Neſt auf dem Giebel einer Scheune ſtand und ſeine Jungen die Beute verzehrten, die er aus dem Wieſengraben für ſie geholt hatte.

Im Hof des Kreuzganges herrſchte tiefe Stille und doch waren drei lebende Weſen darin: ein Kind, eine Katze und ein Hund. Der Hund lag friedlich an der Kette vor ſeiner Hütte, ſchlief den leiſen Schlaf der Wachſamkeit und fuhr bisweilen auf um nach einer Fliege zu ſchnappen, die ſich auf ſeine Schnauze oder ſein Ohr ſetzte. Unter dem Kirſchbaum lag ein umgeſtürzter Zuber und auf dem Zuber lag rund und weich zuſammengerollt eine graue Katze, blinzelte fortwährend mit ihren falſchen, grünen Augen und ſchien ſich ſehr behaglich zu fühlen, denn ſie ließ ununterbrochen das leiſe innere Schnurren hören, das der Ausdruck des Wohlbefindens für Katzen iſt. Vor dem Zuber platt auf der Erde, nur mit dem Kopfe an ihn gelehnt, lag ein Kind, und neben dem Kinde ein kleines Buch. Dies Kind war ein kleines Mädchen von acht bis neun Jahren, mager, ſonnenverbrannt, mit rabenſchwarzem, kurzgeſchnittenen Lockenhaar. Sie lag ganz ruhig da und ſtarrte mit weitgeöffnetem Auge in den Himmel hinauf, durch deſſen tiefes Blau kleine Wolken wie goldene Nachen langſam zogen, während unter ihm die Schwalben ihre jauchzende wilde Jagd hielten.

Da ſprach unter dem Eingang vom Kreuzgang in den Hof ein großer Mann in ſchwarzer Soutane und Schnallenſchuhen mit tiefer milder Stimme:

„Wendeline!“

Jetzt kam Leben in das Kleeblatt. Die Kleine ſchnellte wie eine Feder in die Höhe; die Katze erhob ſich mit gekrümmtem Rücken und gebogenem Schweif auf dem Zuber; der Hund fuhr auf, bog ſeinen Rücken niederwärts auf ſeine vier Pfoten, gähnte mächtig mit einem kurzen ſanften Geheul und wedelte aus Leibeskräften mit ſeinem kurzen Schwanz. In dieſer Weiſe wurde der Pfarrer begrüßt. Wendeline hing ſich mit beiden Händen an ſeine Hand. Er ging zur Bank unter dem Nußbaum, ſetzte ſich, nahm ſeinen Hut ab und ſagte, indem er ſie vor ſich hinſtellte:

„Das wird morgen in der Schule ſchlimm ausſehen mit dem Katechismus, wenn Du Dich hinlegſt und ſchläfſt anſtatt ihn zu lernen.“

„Ich ſchlief nicht,“ erwiderte die Kleine.

„Lernteſt Du Deine Aufgabe auswendig?“

„Nein!“ ſagte ſie ehrlich.

„Wäre es nicht viel beſſer geweſen ſie zu lernen, als ſo träge auf der Erde zu liegen?“

„Ja . . . aber ich konnte nicht.“

„Warum denn nicht? ich ſehe doch, daß Du den Katechismus bei Dir hatteſt.“

„Ja, ich hatte ihn . . . aber ich mußte an etwas anderes denken.“

„Du haſt aber zuerſt und vor allem an Deine Aufgabe zu denken und dann erſt an Deine Spielereien, wenn Du ein gutes Kind ſein willſt."

„O ich dachte nicht an die Hühner und die Ziege . . . ich dachte an den lieben Gott!" rief Wendeline haſtig.

„Das hätteſt Du auch bei dem Katechismus tun können."

„O nein! . . . nicht ſo! nein, ſo nicht!" verſicherte Wendeline und bewegte verneinend den kleinen ſchwarzlockigen Kopf.

„Wie nicht, Wendeline?"

„Nicht ſo wie ich gerne an ihn denke . . . ich meine ohne die Buchſtaben und ohne zu leſen."

„Da haſt Du aber vielleicht gar manches Verkehrte gedacht, Wendeline."

„O nein! ich habe gedacht, daß der liebe Gott da oben über den Wolken ginge und ſich umſchaute nach einer Wendeline, ob ſie wohl heute ein gutes Kind geweſen ſei . . . und ſo etwas mag ich gern denken und es iſt gewiß nicht verkehrt."

„Und meinteſt Du, daß der liebe Gott mit Wendeline zufrieden geweſen ſei?"

„Ganz wohl nicht," ſagte ſie bekümmert.

„Warum denn nicht?"

„Ach . . . wegen des Katechismuslernens."

„Siehſt Du, wie Dein Gewiſſen Dir ganz dasſelbe ſagt, was ich Dir ſage! Zuerſt muß ein gutes Kind hübſch gehorſam ſeine Pflicht tun, damit es ein reines Gewiſſen habe und den lieben Gott zufrieden ſtelle. Jetzt iſt es ſpät geworden ... wie willſt Du denn noch Deine Aufgabe lernen?“

„Es wird ſchon gehen!“ ſagte Wendeline entſchloſſen und blickte treuherzig den Pfarrer mit ein paar wunderſchönen großen ſchwarzen Augen an, die gar nicht zu dem kleinen unſchönen Geſichte zu paſſen ſchienen.

„Nun, dann mußt Du Dich gleich daran machen, es iſt die höchſte Zeit!“ ſagte der Pfarrer liebreich und legte einen Augenblick ſeine Hand auf ihr Haupt.

Wendeline kehrte unter ihren Kirſchbaum zurück. Der Zuber, der vorhin ihr Kopfkiſſen geweſen war, wurde jetzt ihr Sitz. Sie legte den Katechismus auf den Schoß, ſtemmte die Ellbogen auf die Knie und beſchattete mit beiden Händen ihre Augen um nichts zu ſehen von Himmel und Erde, was ſie von ihrer Aufgabe zerſtreuen könne. Der Pfarrer ſah ihr eine kleine Weile zu wie ſie ſich Mühe gab ihren kleinen wilden beweglichen Geiſt zu bändigen. Dann zog er ſein Brevier hervor und begann die Matutine zu beten, ſo daß wieder im Kloſterhof die Stille herrſchte, die mit ſeiner melancholiſchen Schönheit übereinſtimmte. Man hörte nichts als den Abendwind, der in den langen Ranken des wilden Weines flüſterte, denn mit dem

Untergang der Sonne war die Natur zur Ruhe gegangen und das Leben der Kreatur verſtummt.

Eine Viertelſtunde mochte verfloſſen ſein, als die Tür der Glöcknerwohnung, die in den Kreuzgang führte, ſich öffnete. Der Glöckner kam heraus und ging durch den Kreuzgang in die Kirche, deren Seitenwand hier einen Eingang hatte. Gleich darauf begann das Ave Marialäuten.

Wendeline bekreuzte ſich, betete den Engliſchen Gruß und griff ſogleich wieder zu ihrem Katechismus. Da rief eine ſcharfe Frauenſtimme innerhalb der Glöcknerwohnung:

„Wendeline! zu Bett! geſchwind!“

Wendeline regte ſich nicht; doch plötzlich ſchlug ſie die Augen zum Pfarrer auf und als ihr Blick dem ſeinen begegnete, ſprang ſie auf, lief zu ihm, küßte ſeine Hand, lief zu dem Hunde, ſtreichelte deſſen Kopf — und als ſie auf dieſe Weiſe ihren Freunden gute Nacht gewünſcht hatte, lief ſie zur Tür, wo dieſelbe Stimme ihr mit noch ſchärferem Ton entgegenrief:

„Kommſt Du endlich? Du verdienteſt, daß ich Dich draußen in der Hundehütte ſchlafen ließe! — Geſchwind . . . geh' ſchlafen!“

Wendeline war an die keifende Mutter gewöhnt und Vorwürfe waren ihr tägliches Brot. Die Drohung draußen und bei dem Hunde die Nacht zubringen zu ſollen, hätte ſie hingenommen;

gend annimmt; und ſo erfuhr die arme Dorothee endlich: Niemand wolle ſich mit ihr einlaſſen ſeitdem man in Erfahrung gebracht, daß ſie Graf Sambachs Mätreſſe geweſen ſei. — —

Es war ein ſonniger, ſeliger Maitag ſo wie die ſtrenge Bergnatur ihn ſelten ſpendet. Es war ſonniger und ſeliger noch in Corneliens Herzen. Sie lief in den Garten. Die knospenden Bäume, das junge Gras, die keimenden Blumen, die duftigen Fernen — Alles ſah ſie ſo glücksverheißend, ſo hoffnungsfreudig an. Ein Jauchzen, ein Weinen klang durch ihre Seele; ſie ſtand wieder auf einem der ewigen Höhepunkte des Daſeins. Wer da ſteht, der zittere: auf den Höhen ſchlagen die Blitze ein. Cornelie zitterte nicht.

Ein Diener brachte ihr ein ganzes Pack Zeitungen und Briefe. Sie ließ ſie durch die Finger gleiten: Für Euſtach — für Euſtach! ſieh da, einer für mich .... und von wem? — Sie erbrach ihn haſtig, las mit einigem Erſtaunen zuerſt die Unterſchrift, und dann folgende Worte:

„Gnädigſte Gräfin, vor drei Tagen kehrte ich aus „Paris zurück. Ihre Huld hatte mir dort Wege „geebnet, welche ich ohne ſie ſchwerlich betreten ha„ben dürfte. Es wäre mir ein Glück und eine Ehre aber in der Hundehütte! das empörte ſie. Sie fühlte die Verachtung heraus, die darin lag. Trotzig richtete ſie den kleinen Kopf auf und ſagte:

„Ich würde aber nicht in die Hundehütte hineinkriechen.“

„Das wollen wir doch einmal ſehen, wer von uns beiden ſeinen Willen durchſetzt, Du oder ich.“

„Ich!“ ſagte Wendeline trotzig.

„Nun, ſo komm'!“ rief die Mutter, faßte Wendelinens beide Hände über dem Gelenk zuſammen und riß die Kleine nach der Tür und in den Kreuzgang hinein.

Wendeline ſträubte ſich aus allen Kräften, ging keinen Schritt und ließ ſich fortſchleifen; als ſie aber merkte, daß ihr Widerſtand vergeblich und die Mutter wirklich mit ihr im Hof und auf dem Wege zur Hundehütte ſei, erhob ſie ein lautes Jammergeſchrei:

„Vater, lieber Vater! o die ſchreckliche Hundehütte! . . . O lieber Herr Pfarrer! o lieber Gott!“

„Was gibt es denn, Frau Weinrich! was hat Wendeline verbrochen?“ fragte der Pfarrer, indem er ſeine Bank verließ und plötzlich neben der erzürnten Frau ſtand, die ihn in der Hitze des Kampfes gar nicht bemerkt hatte.

„Sie ſoll für ihre Bosheit in die Hundehütte hineinkriechen . . . und das will ſie nicht!“ ſchrie die Mutter.

„Nein, durchaus nicht! ſchluchzte Wendeline: ich will ja für meine Bosheit hier draußen ſchlafen ... aber nicht in die Hütte kriechen! ... Nein! .. Nein! ... —“

„Iſt der Trotz zu dulden, Herr Pfarrer!“ rief die Mutter im höchſten Zorn, während das Kind beſtändig unter Tränenſtrömen jammerte:

„O lieber Gott!“

„Wendeline!“ ſagte der Pfarrer ſanft, „wenn der liebe Gott jetzt da oben auf den Wolken fährt und Dich ſieht, wird er Dich dann ſein gutes Kind nennen?“

Eine große Veränderung kam über die Kleine. Sie hörte auf zu weinen und zu wimmern, ſie ſchöpfte tief Atem, ihre trotzige Miene verſchwand, ſie ſchlug die Augen nieder und ſagte traurig und beſchämt:

„Ach nein!“

„Kommſt Du endlich zur Beſinnung, Du ſchlimme Kröte!“ rief die Mutter triumphierend und ließ Wendelinens Hände los.

„Ich will nur lieber ganz raſch in die Hundehütte kriechen,“ ſagte Wendeline entſchloſſen zum Pfarrer, ſtand in zwei Sätzen vor derſelben, kniete nieder und ſchickte ſich an ihre Abſicht auszuführen.

Doch eben ſo ſchnell war die Mutter neben ihr, hob ſie auf, ſchloß ſie in die Arme und rief:

„Du Goldkind! Du Engel! . . . . wollteſt Du wirklich meinen Willen tun? . . . . Ach, Du einziger Schatz, es war ja nicht mein Ernſt . . . . ich habe es nicht ſo böſe gemeint! . . . . Jetzt komm', ich bringe Dich in Dein Bettchen!"

Und ſie bedeckte Wendeline mit Liebkoſungen und trug ſie in ihre Wohnung zurück.

Gleich darauf kam der Glöckner aus der Kirche. Der Pfarrer ging ihm entgegen und ſagte:

„Lieber Weinrich! könnte ſich doch endlich Ihre arme Frau etwas Selbſtbeherrſchung und Mäßigung angewöhnen! Man muß Geduld mit Wendeline haben — recht viel Geduld, wie mit allen Kindern, wie mit uns ſelbſt; aber ſie iſt nicht unlenkſam. Man muß nur das Wie verſtehen und ſie nicht ganz unſinnig behandeln. Das tut aber Ihre Frau und weckt dadurch des Kindes Trotz."

„Ich weiß das Alles, Herr Pfarrer," antwortete der Mann bekümmert: „es iſt ja mein Hauskreuz, mein tägliches. Alle meine Schulkinder machen mir nicht ſo viel Not wie meine Frau, denn bei jenen kann ich hoffen, daß ſie ſich beſſern; aber bei dieſer nicht mehr. Ihre unverſtändige Zankſucht iſt ihr in's Blut übergegangen, wie eine Krankheit. Sie kann nicht leben ohne Hader und Streit. Nun, Sie kennen ſie ja."

„Freilich kenne ich ſie! daher kenne ich auch ihre guten Seiten: ſie iſt häuslich, fleißig, ſparſam, wohltätig . . . . auch gutmütig . . . . aber ſie behandelt Wendeline ganz verkehrt.“

„Leider Gottes, Hochwürden, behandelt ſie alle Menſchen verkehrt! ich wünſche wohl zu ſchlafen,“ ſagte der langmütige Mann und ging das äußere Tor des Kreuzgangs zu verſchließen, denn die Nacht brach ein.

Eine Lebensſkizze.

Die Kirche nebſt Pfarrwohnung und Schulhaus liegen am untern Ende des Dorfes. Am obern Ende liegen das Wohnhaus, der Hof und der Park des Grafen von Wianden. Jenen Komplex nannte man noch immer den Kloſterhof, dieſen den Herrenhof. In den franzöſiſchen Kriegen zu Anfang unſeres Jahrhunderts, war das ehemalige Schloß gänzlich durch eine Feuersbrunſt zerſtört und der jetzige Graf lebte in dem Hauſe, das die Beamten ſeines Vaters bewohnt hatten. Es war ein ſehr gewöhnliches Gebäude, ohne eine Spur von herrſchaftlichem Anſehen. Zu der Tür des hohen Erdgeſchoſſes führten ein paar breite Stufen hinauf und ein ſteiles gebrochenes Dach mit Manſardenfenſtern gab dem Bau, der ohnehin zu lang für ſeine Höhe war, ein gedrücktes, ſchwerfälliges Anſehen. Das Haus lag auch nicht der Einfahrt in den Hof gegenüber, ſondern zur Seite. Gegenüber, wo das Schloß einſt ſtand, befanden ſich Wirtſchaftsgebäude. Man hätte das unregelmäßige, unſchöne, aber mit Ordnung gehaltene Ganze für einen großen Pächterhof halten können, wenn ſich nicht hinter dieſen Gebäuden und über ihren Dächern uralte Kaſtanien, Ulmen und Linden erhoben und eine größere Gartenanlage verkündet hätten, als die ökonomiſche Betriebſamkeit eines Pächters zuzulaſſen pflegt. Selbſtverſtändlich war der Garten ſo angelegt, daß die ſchönen, ſchattenreichen Lindenalleen auf das ehemalige Schloß zuliefen und daß die Ausſichtspunkte auf die Höhen des Taunus, auf einen alten gebrochenen Wartturm und auf eine freundliche Waſſermühle, für die Schloßfenſter berechnet waren. Auf der Gartenſeite des jetzigen Wohnhauſes hatte man keine andere Ausſicht als die in den Garten ſelbſt, und er hatte keine andere Schönheit aufzuweiſen, als die ſeiner herrlichen Bäume und weiten Raſenplätze. Treibhäuſer, Orangerie, koſtbare Blumen, Gruppen von ſeltenen Pflanzen, und was die moderne Gartenkunſt heutzutage verlangt, hätte man umſonſt geſucht. Im Frühling freilich war der durch ſeine Einförmigkeit etwas melancholiſche Charakter des Gartens dadurch erheitert, daß Maſſen von blühenden Geſträuchen, namentlich in der Nähe des Hauſes, das allgemeine ſtille Grün unterbrachen. Maſſen von Syringen in allen Schattierungen, von der zarteſten Perlenfärbung bis zum Violet, Maſſen von Jasmin, von rotem Dorn, von Cytiſus, ſtanden als dichtes Gebüſch, wie rieſige Blumenſträuße, farbenreich und duftend, beiſammen, während die rote Kaſtanie ihre kleinen pyramidaliſchen Blüten über ſie erhob und die Akazie den ſüdlichen Arom ihrer weißen Traubenbüſchel auf ſie herabgoß. Im hohen Sommer war aber die maſſenhafte Farbenpracht dahin und beſchränkte ſich auf Beete mit Roſen und Levkoyen, die von Reſeda eingefaßt waren und wie ein bunter Kranz um den runden Raſenplatz lagen, den ein Kiesweg vom Hauſe trennte.

Auf dieſem Wege ging ein bejahrter Mann mit einem leichten Rechen in der Hand, womit er ſorgſam jedes Zweiglein, jedes welke Blatt bei Seite harkte. Dann wandelte er weiter nach der großen Allee und ſetzte auch dort ſein ſtilles Werk fort. Dieſer Mann war der Beſitzer von Bachheim, Euſtachius Graf von Wianden, und Bachheim war das einzige, geringe Gut, das ihm von dem Erbe ſeiner Väter übrig blieb, obſchon dieſe ſeit Jahrhunderten reichsfreie und ſehr reiche Herrn in der Wetterau geweſen waren. Dieſer Mann zählte um die Mitte unſeres Jahrhunderts achtundſechzig Jahre, doch ſeine hohe, hagere Geſtalt, ſeine aufrechte Haltung, ſein feſter Schritt hatten nichts, was an das Greiſenalter erinnerte. Seine Züge, obſchon welk und mit tiefen Linien und Furchen ausgeprägt, zeigten noch immer, namentlich im Profil, den edelſten Schnitt und feines, ſilbergraues, an den Spitzen leicht gekräuſeltes Haar, umrahmte das Antlitz, das durch ein Paar große dunkelgraue, geiſtvolle aber unbeſchreiblich ſchwermütige Augen einen eigentümlichen Ausdruck erhielt. Die ganze Erſcheinung des Mannes erinnerte an die Gemälde, die Van Dyk von Karl I. gemalt hat und die ſo majeſtätiſch und ſo traurig ausſehen; ſein Blick ſchien immer auf einer untergehenden Welt zu ruhen.

Als zwölfjähriger Knabe hatte er ſeinen Vater verloren, den der Haß gegen die franzöſiſche Revolution und gegen die Königsmörder zum Verbündeten der Emigrirten in Koblenz gemacht hatte. Er wollte nichts, als gegen die falſche Freiheit kämpfen; Titel, Würden, Ehren wollte er nicht und brauchte er nicht. Er war ein freier Mann, ein hochgeachteter Mann, ein reicher Mann, der niemand über ſich hatte, als den Kaiſer des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Er fiel im Kampf, kaum vierzig Jahre alt. Seine Witwe, eine energiſche Frau, erzog ihren einzigen Sohn nach den Traditionen und im Sinn und in den Ideen ſeines Vaters. Euſtach bekam eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung; ſein Geiſt wurde mit ernſten Studien beſchäftigt, ſeine Gedanken höheren Fragen von allgemeinem Intereſſe zugewendet. Beſonderes Gewicht wurde auf ſeine ſittliche Erziehung, als auf die Grundlage einer kräftigen, geiſtigen Entwickelung gelegt, denn die

Gräfin von Wianden wollte nicht bloß einen gebildeten, ſondern auch einen tüchtigen Mann aus ihrem Sohn machen. Wie ſie ſelbſt unberührt blieb von der kläglichen Frivolität ſo mancher ihrer Standesgenoſſen, die trotz der furchtbaren Erſchütterung, welche durch alle Verhältniſſe ging und durch alle Gemüter hätte gehen ſollen, in allenfalls mit Träumereien von Menſchenwohl flüchtig ſich befaßten: ſo ſchützte ſie auch ihren Sohn vor der allvernichtenden halb genußſüchtigen, halb ſentimentalen Verflachung der Zeit.

Kräftig wurde ſie in ihren Bemühungen unterſtützt durch ihre Schwägerin Claudia von Wianden, Priorin vom Kloſter Paradies, die dort ſeit ihrem zwanzigſten Jahr der Regel von Ciſterz als eine echte Tochter ihrer frommen Ahnfrau, Gertrudis von Wianden, folgte. Es machte immer einen feierlichen Eindruck auf den Knaben, wenn er in dem großen, mit dunkelm Holz getäfelten Sprachzimmer der Priorin erſcheinen durfte. Dann ſetzte er ſich auf einen der hohen, mit braunem Leder bezogenen Stühle und blickte auf das Kruzifix, das zwiſchen einem Gemälde des heil. Benedikt und einem Gemälde des heil. Bernhard an der Wand hing und wehmütig auf ihn herab zu ſchauen ſchien, und es kam ihm gar hart vor, in ſolcher Einſamkeit und ſolcher Umgebung zu leben. Wurde dann aber an der Hinterwand des Zimmers der Vorhang von dunkelbrauner Serge zurückgezogen, öffnete ſich das breite Gitterfenſter, erſchien ſeine Tante in ihrem langen, weißen Ordenshabit und mit dem ſchwarzen Schleier, aus dem ihr freundliches Antlitz ſo heiter und liebreich hervorſah: ſo verſchwand ſeine Beklommenheit, er eilte zum Gitter, küßte zärtlich und ehrfurchtvoll ihre Hand und blickte halb treuherzig, halb neugierig in ihr gutes, lächelndes Auge. Es imponierte ihm auch gewaltig, daß die ernſte Mutter immer die Hand ſeiner Tante küßte. Da die Mutter ihm das Höchſte auf Erden war und ſich ſo unterwürfig bewies — was mußte dann die Tante ſein! und doch fühlte er ſich traulich zu ihr hingezogen, da ſie heiterer und liebreicher mit ihm ſprach, als die ernſte ſorgenvolle Mutter und mehr auf ſeine kindlichen Intereſſen, ſeine jugendlichen Anſichten einzugehen verſtand.

Und doch hatte Claudia von Wianden auch ihre ernſten Sorgen; — nicht, wie ihre Schwägerin, für ein einziges Kind, ſondern für ihre Genoſſenſchaft. Kloſter Paradies hatte ſich in den Stürmen des ſechszehnten Jahrhunderts vom Untergang losgekauft, indem es den glaubensfeindlichen Bedrängern den größten Teil ſeiner Güter überließ, denn die Ordensfrauen wollten lieber arm im ſtillen Hafen ihres Paradieſes leben, als in weltlichen Verhältniſſen außerhalb desſelben. Dann kam der dreißigjährige Krieg mit neuen furchtbaren Verheerungen und Erpreſſungen. Die

„geweſen, hätte ich Ihnen dafür bei meiner Rückkehr „in die Heimat den Ausdruck meines Dankes „zu Füßen legen können. Jetzt verſtummt es vor „der tiefen Kränkung, vor der tödtlichen Beleidigung „die meiner Schweſter in Ihrem Hauſe widerfahren „iſt, gnädigſte Gräfin. Meine Schweſter iſt „ein armes Mädchen, darum iſt ihr guter Name „ihr doppelt werth. Meine Schweſter iſt aber auch „ein edles Mädchen, das ſich keinen Vorwurf zu „machen hat — höchſtens den: zu großen Zartgefühls; „zu groß — denn um Andre zu ſchonen „hat ſie der Verleumdungsſucht Waffen wider ſich „gegeben. Sie ging — um nicht Zeuge der unermeßlichen „Unwürdigkeiten zu ſein, die um Sie, „gnädigſte Gräfin, vorgehen und für die man ſie „erkaufen wollte. Sie ging ſchweigend und ſtumm, „um Sie, gnädigſte Gräfin, durch keine Sylbe zu „verletzen oder zu beunruhigen. Dies einfach edle „Benehmen, ſo ganz einer reinen Seele würdig, „hat ſie in den Ruf gebracht von Ihnen, gnädigſte „Gräfin, auf eine entehrende Weiſe entlaſſen worden „zu ſein. Es werden und müſſen Ihnen Mittel „zu Gebot ſtehen um meiner Schweſter die Genugthuung „widerfahren zu laſſen, die Sie, gnädigſte „Gräfin, ihr noch verſchaffen können: Rechtfertigung „ihres guten Namens — und ich ſetze

Schweden verwüſteten die herrliche Kloſterkirche und ſteckten die Kloſtergebäude in Brand. Um das Notwendigſte wieder aufzubauen und herzuſtellen, mußte beinahe der ganze Reſt der Güter veräußert werden und von dieſer ſchweren Heimſuchung erholte ſich das Kloſter nie. Die Grafen von Wianden, deren Hauptſitz jenſeits des Rheins war, unterſtützten es freilich; aber der alte Glanz war unwiederbringlich verſchwunden. Das hielt aber die hochſinnige Claudia nicht ab, gerade hier den Schleier zu nehmen. Als ſie nach einigen Jahren zur Priorin gewählt wurde, fand ſie die finanzielle Lage gänzlich zerrüttet. Um das Kloſter von ſeinen drückenden Schulden zu befreien, bat ſie ihren Vater, die Ländereien, die es noch in Bachheim beſaß, zurückzukaufen. Er tat es gern, da er dort ein Schloß beſaß. Claudia trug die Schulden ab und lebte mit ihrer Genoſſenſchaft von den Zinſen des ſehr zuſammengeſchmolzenen Kapitals, was um ſo ſchwieriger war, als weit und breit aus der Umgegend alle Arme, Kranke, Rat- und Hilfloſe ſich an das Kloſter wendeten, und ſeit Jahrhunderten in der traditionellen Überzeugung lebten, dort würden ihre Nöten gelindert werden. Und dem war auch ſo. In beſondern Räumen des Hauſes lag das Pilgerzimmer -- da wurden ſie geſpeiſt; das Krankenzimmer -- da wurden ſie gepflegt; das Arbeitszimmer — da wurden die Mädchen in einfachen Handarbeiten und im Katechismus unterrichtet. Die Kloſterapotheke bereitete Arzneien und die Priorin verteilte ſie unentgeltlich mit vielen guten Ratſchlägen, wie das Volk ſie liebt. In der Gewandkammer gab es immer warme Kleidungsſtücke für gebrechliche Alte und dürftige Kinder und die milde Hand der Priorin ſpendete überdas manchen Zehrpfennig. Dann wurden alle Kirchen- und alle Ordensfeſte herrlich gefeiert. Die Altäre ſtrahlten von Kerzen, glänzende Reliquienſchreine wurden ausgeſtellt, die ſchönſten Paramente, kunſtfertig von den Nonnen geſtickt, kamen zum Vorſchein; und ſangen die Nonnen mit wohlgeübten, ſanften, reinen Stimmen im Hochamt ein „Benedictus“, ein „Ave verum“; — in der Veſper das „Magnificat“, vor dem Sanktiſſimum „O sacrum convivium“: ſo fühlten ſich die frommen Andächtigen in der Kirche ſelig bewegt, als ſtänden ſie vor den Pforten des wirklichen Paradieſes.

All' dieſe Wohltaten, leibliche und geiſtige, ſpendete das Kloſter; aber um ſie ſpenden zu können mußte die Priorin mit haushälteriſcher Sparſamkeit walten, beſonders nach dem Tode ihres Vaters und ihres Bruders, welche ihr nicht ſelten mit reichen Almoſen geholfen hatten. Auf den Tod ihres Bruders folgte die Überflutung der linksrheiniſchen deutſchen Lande durch die Armeen der franzöſiſchen Republikaner. Die neuen republikaniſchen Geſetze, die Gleichheit und Brüderlichheit verbreiten wollten, duldeten keine vornehmen Herrn mehr; man verjagte oder guillotinierte ſie, plünderte und verbrannte ihre Schlöſſer und verkaufte ihre Beſitzungen um Spottpreiſe.

Die Gräfin von Wianden hatte im Bachheimer Schloß gelebt, ſeitdem der Graf die Kriegszüge gegen die Republikaner machte. Bald war es ihre einzige Zuflucht, denn die herrlichen Beſitzungen im Chur-Mainziſchen gingen verloren, weil ihr Gemahl ein Feind der Republik geweſen war. Ein treuer Beamter rettete wenigſtens ziemlich bedeutende Kapitalien, während ein treuloſer noch bedeutendere unterſchlug. So ſah ſie ſich denn als Witwe mit einem ſehr zuſammengeſchmolzenen Vermögen und in ſehr unſichern, drohenden Zeiten auf Bachheim beſchränkt. Sie beſaß große Tugenden und manche vortreffliche Eigenſchaft; aber eine ging ihr völlig ab, obſchon ſie unter den gegenwärtigen Verhältniſſen überaus wichtig geweſen wäre: die Sparſamkeit. Nicht etwa, als hätte ſie einen törichten Luxus getrieben: der lag weder in ihrer Lebensweiſe, noch in ihrem Geſchmack; allein ſie blieb bei ihren alten Gewohnheiten, die nach einem großen Zuſchnitt gemacht waren. Sie hatte eine zahlreiche Dienerſchaft, freilich großenteils Leute, die von den andern Schlöſſern verjagt oder geflohen waren; ſie bekümmerte ſich nicht um das, was ihr Haushalt koſtete: das war die Sache des Sekretärs, dem alle Rechnungen eingereicht wurden, welche ſie am Schluß des Jahres nach flüchtiger Durchſicht liquidierte. Sie brauchte jeden Sommer eine lange Brunnenkur in Pyrmont, und da ſie ſich nie von ihrem Sohn trennte und dieſer nicht aus ſeinen Studien herausgeriſſen werden durfte, ſo nahm ſie Gouverneur und Lehrer nebſt entſprechendem Dienſtperſonal mit und reiſte in der koſtſpieligen, ſchwerfälligen Weiſe jener Zeit in einer mächtigen engliſchen Kutſche, mit einem eben ſo gewaltigen Fourgon, mit acht eigenen Pferden und einem Courier, der für dieſe Karawane in den Gaſthöfen Platz machte. Auch war das Bachheimer Schloß allen Verwandten und Freunden immer gaſtlich auf beliebige Zeit geöffnet, was Manchen, die wenigſtens für den Augenblick in ihren Vermögensumſtänden ſehr gelitten hatten, höchſt willkommen war. Und verſicherte die Gräfin auch immer — und mit Recht! — man finde bei ihr nur ein ernſtes, ruhiges Witwenleben: ſo war doch dieſe unbegrenzte Gaſtfreiheit nicht ohne beträchtliche Koſten durchzuführen. Desgleichen auch ihre Almoſen. In dieſem Punkt wußte ſie gar nicht, was Geld ſei. Während drei Jahren beherbergte ſie im Schloß acht emigrierte franzöſiſche Geiſtliche und verſorgte ſie mit allen Bedürfniſſen. Sie blieb, was ſie geweſen war, die vornehme Frau, und es ſchien ihr ebenſo unmöglich, ihre großen Allüren aufzugeben, als aufzuhören Gräfin von Wianden zu ſein. Zuweilen wagte die Priorin wohl eine leiſe Frage; doch immer entgegnete die Gräfin, die Finanzen wären in beſter Ordnung und ſie haſſe die Schulden. Wenn dann die Priorin lächelnd ſagte: es gehöre zu einer guten Vormundſchaft, daß ein Sparpfennig zurückgelegt werde: ſo pflegte die Gräfin in ihrer gemeſſenen Weiſe zu antworten:

„Liebe Frau Schweſter, die Gnade des Gelübdes der heiligen Armut ſteht Ihnen bei. Sie können in Ihrem Haushalt den Sparpfennig erübrigen. Ich beſitze dieſe Gnade nicht. Für die Verhältniſſe, in denen mein Sohn geboren iſt und für die ſtandesmäßige Erziehung und Gewohnheiten, die ich ihm geben muß, reicht das ſo arg geſchmälerte Einkommen nur eben aus. Erſparniſſe ſind nicht zu machen, und meine Einſchränkungen dürfen nicht die althergebrachte Gaſtfreiheit des Hauſes, nicht ergraute Diener, nicht die heilige Pflicht des Almoſenſpendens berühren. Sollten je beſſere Tage kommen und meinem Sohn wieder zu ſeinem überrheiniſchen Erbgut verhelfen: ſo würde es beſtändig mein Gewiſſen beläſtigen, in kleinlicher Weiſe gekargt zu haben — denn, liebe Frau Schweſter, — was für ein Kloſter fromme Sparſamkeit iſt, wäre für mich — Geiz. Ein anderer Stand bringt andere Pflichten mit ſich.“

Die Priorin konnte nur beiſtimmen. Überdas war die Erziehung ihres Neffen ſo vortrefflich geleitet, daß ſie in dieſer Hauptſache die größte Achtung vor der Vernunft und Umſicht ihrer Schwägerin haben mußte und deshalb andere Punkte fallen ließ. Ein gründlich gebildeter, frommer Geiſtlicher aus guter Familie war Euſtachs Erzieher. Ihm lag die Sorge ob, für diejenigen Zweige der Wiſſenſchaft, in denen er ſich nicht dem Unterricht gewachſen fühlte, Lehrer zu ſuchen, welche dann, im Einvernehmen mit der Gräfin, für einzelne Fächer genommen wurden und jahrelang bei dem Knaben blieben. Euſtach hatte einen klaren, ruhigen Verſtand, einen feſten Charakter, große Pflichttreue, aufrichtige Gottesfurcht. Dieſe Gaben der Natur und der Gnade wurden durch ſeine Erziehung und durch das Beiſpiel, das ſeine Mutter, das ſeine ganze Umgebung ihm vor Augen ſtellte, gekräftigt und entwickelt. Schwärmerei der Gefühle war ihm fremd; Enthuſiasmus für neue Ideen kannte er nicht. Die alten, die großen, von Kaiſer und Kirche waren ſeine Ideale. Denn Ideale hatte er; aber ſie waren von feſten Prinzipien unterbaut, damit ſie in der Wahrheit blieben. Er beſaß nicht die gewiſſe chaotiſch geniale Stimmung und Begabung, die man intereſſant zu nennen pflegt; allein er intereſſierte dennoch, weil er aus einem Guß war.

Er blieb bei ſeiner Mutter, bis er ſein neunzehntes Jahr vollendet hatte; dann ging er nach Göttingen, um Rechts- und Staatswiſſenſchaft zu ſtudieren. Seine Mutter hatte ihm in den letzten Jahren alle Freiheit gelaſſen, welche die Jugend, wofern ſie nicht Zügelloſigkeit in Anſpruch nimmt, verlangen darf — und deshalb hatte der Übergang vom geregelten Leben auf dem Bachheimer Schloß zum ungebundenen Leben auf der Univerſität, für ihn keinen andern Reiz, als den der Neuheit — und der war nach einigen Wochen ſeines Zaubers beraubt. Aufgewachſen in dem Bewußtſein, daß Selbſtverleugnung und der Kampf gegen böſe Neigungen die Grundbedingung jeder Tugend ſind, hielt er um ſo feſter daran, als Verlockungen mancher Art ſich ihm naheten und das Beiſpiel vielfacher Ausgelaſſenheit ihm nicht fehlte. Er machte ſeine Studien ſo ernſt und gründlich, wie er alles tat, was ihm ſein Gewiſſen als Pflicht vorſtellte.

Während dieſer Zeit traf ihn in ſeiner Familie ein ſchwerer Schlag: ſeine Tante ſtarb. Claudia von Wianden überlebte nicht die Aufhebung ihres geliebten Kloſters, das im Jahre 1803, wie ſo viele andere, der Säkulariſation erlag und aufgehoben wurde. Die franzöſiſche Republik hob die Klöſter auf, als ſie in Gottloſigkeit, Blutrauſch und Finanznot verſunken war. Aus Ingrimm gegen fremde Gottesfurcht, die ihr als ein moraliſches Privileg erſcheinen mochte, und in dem Wahn, ihre leeren Kaſſen durch den Erlös der Kloſtergüter zu einem unerſchöpflichen Fortunatusſäckel zu machen, vollzog ſie dieſen Gewaltakt brutalſter Art. Obſchon ſich dieſer Wahn ſehr bald in ſeiner vollſtändigen Hohlheit erwies, verſchmähten Deutſchlands Fürſten — auch katholiſche Fürſten! — keineswegs das Beiſpiel, das die Revolution gegeben hatte: die Klöſter wurden bis auf eine verſchwindende Minderzahl aufgehoben, um verſchiedene Kriegsbeſchädigungen mit den Gütern auszugleichen oder zu verbeſſern. Wenn Fürſten das, was ihnen genehm iſt, von der Revolution lernen und getroſt üben: ſo werden ſie mit einiger Logik leicht begreifen, daß andere anderes von ihr lernen und geneigt ſein können, es gleichfalls zu üben. Genug, die letzte Stunde von Kloſter Paradies hatte geſchlagen. Es ſollte überflüſſig ſein, denn es waren nur zehn Nonnen darin; es ſollte gegen den Zeitgeiſt ſein, der die Klöſter verdamme; es ſollte zu einer nützlichen Anſtalt gemacht und Pfarr- und Schulhaus werden. Es ſei ja nicht einmal ein Pfarrer in Bachheim und der Schloßkaplan beſorge die Pfarrgeſchäfte, während der Beichtvater des Kloſters ja ſchon ſo alt ſei, daß er unmöglich der Seelſorge vorſtehen könne.

Die Priorin widerlegte jeden Punkt, verteidigte ihr Kloſter gegen jeden Vorwurf, fand unterſtützende Fürſprache im ganzen Dorf, in der ganzen Umgegend; — doch umſonſt! Die Gräfin von Wianden legte Einſprache ein im Namen der Nachkommen des erſten Stifters. Aber man bewies ihr, daß dieſe Nachkommen nie den mindeſten Anſpruch gemacht hätten, als beſäßen ſie ein Recht an das Kloſter, daß ſie ſogar vor etwa fünfundzwanzig Jahren die Kloſterländereien gekauft hätten, und daß in jedem Fall die Anſprüche verjährt wären. Was hätte die Gräfin darum gegeben, jetzt das gefährdete Kloſter kaufen zu können! aber als man bemerkte, daß dies ihr geheimer Wunſch ſei, forderte man eine übertrieben große Summe, während ihr nicht einmal die mäßigſte zu Gebot ſtand, und als ſich die Verhandlungen endlich zerſchlugen, mußten die Wehrloſen Gewalt leiden und ſich fügen. Sie mieteten ein kleines Haus in Bachheim, wo ſie ihr gemeinſames Leben in klöſterlicher Weiſe fortſetzen wollten, bis es ihnen etwa gelinge, in einem andern Lande von einem Hauſe ihres Ordens aufgenommen zu werden. Die Priorin beſorgte mit brechendem Herzen ihre Obliegenheit, der Genoſſenſchaft eine Unterkunft zu verſchaffen, ſagte aber immer den Schweſtern, ſie glaube nicht, daß es ihr möglich ſein werde, das Paradies zu verlaſſen, in welchem ſie dreißig Jahre dem lieben Gott gedient habe. Die Schweſtern lächelten traurig. Hatten die Kommiſſäre ja ſchon den Tag beſtimmt, an welchem ſie die Genoſſenſchaft in ihre neue Behauſung führen würden! Aber drei Tage vor dieſem ſchmerzlichen Augenblick wurde die Priorin von einem furchtbaren Bruſtkrampf befallen, der ſich in einen Blutſturz auflöſte. Nach vierundzwanzig Stunden heftigen Leidens verſchied ſie ſanft und ſelig. Sie war immer bei voller Beſinnung geblieben und hatte keinen Augenblick aufgehört Gott für die Gnade zu danken, daß ſie im Kloſter leben und ſterben durfte. So ſchloß Claudia von Wianden in Kummer und Unterdrückung die Tore von Kloſter Paradies zu, die ſich für Gertrudis von Wianden ſo glänzend geöffnet hatten. Die großen Ideen des Chriſtentums haben eine ewige Dauer; allein jeder ihrer einzelnen Blüten — und wären ſie noch ſo vollkommen! — iſt die Verheißung irdiſcher Unvergänglichkeit nicht gegeben.

Euſtach von Wianden kam zu den Exequien ſeiner Tante, tief betrübt, nicht an ihrem Sterbelager geweſen zu ſein. Er ließ ſich alle Einzelheiten ihrer letzten Stunden von ſeiner Mutter und von den Geiſtlichen erzählen, von denen immer einer abwechſelnd bei ihr geweſen war.

„Wie ein guter Feldherr iſt ſie auf ihrem Schlachtfeld erlegen,“ ſagte der Schloßkaplan: „und hat ſie gegen die Übermacht auch die Schlacht verloren, ſo behauptete ſie doch den Kampfplatz.“

„Sie war eine Tochter Gottes und als eine ſolche iſt ſie aus dem Wechſel der Zeit in den Frieden der lieben Ewigkeit übergegangen,“ ſagte der greiſe Prieſter, der ſeit dreißig Jahren Beichtvater im Kloſter geweſen war. „Wir wollen hoffen, daß ſie jetzt im ſeligen Schauen Desjenigen

„voraus, daß eine Seele wie die Ihrige damit nicht „zögern, und dem in den Tod betrübten Bruder „dieſe unumwundene Sprache verzeihen werde.

Leonor Brand.“

Was faſelt der wahnſinnige Menſch! rief Cornelie ganz laut und empört. Wer iſt ſeine Schweſter? was weiß ich von ſeiner Schweſter? . . . . — Da gewahrte ſie ein zweites Blatt in dem Umſchlag ſeines Briefes. Sie riß es heraus. Es war Dorothee unterzeichnet. Um Gottes Willen, iſt das ſeine Schweſter! rief ſie; und las den Brief, in welchem Dorothee mit aller Sittſamkeit eines jungen Mädchens ihrem Bruder gegenüber, dieſem die Intrigue zwiſchen Graf Sambach und Madame Orzelska erzählte; ihr Herzeleid um die „engelsgute Gräſin,“ wenn ſie das Verhältniß erführe; ihre Empörung über den Grafen, der ſie durch Geld habe gewinnen wollen; ihren Zorn über Madame Orzelska, die ſo verrätheriſch und ſündhaft gegen eine Freundin handeln könne; die Unmöglichkeit in ihrer Stellung zu bleiben, ſo wie die bange Ahnung deſſen was um ſie vorgehe in dieſem Frühling ihr zur Gewißheit geworden ſei; und endlich wie übel ſie nun daran ſei, da ſie, ſie wiſſe nicht von wem, fürchterlich verleumdet werde, und die beängiſt, an den ſie ſo feſt geglaubt hat. Das Credo war das letzte Gebet, welches ſie mit erbleichenden Lippen betete und ihr letzter Hauch entfloh im Amen.“

„Zwei treue Herzen ſind jetzt unſere Fürbitter am Thron Gottes, mein Sohn, und ich glaube, daß wir ſie ſehr nötig haben, denn die Zeiten werden ſchlimm und ſchlimmer,“ ſagte die Gräfin und umarmte mit ungewohnter Zärtlichkeit ihren Sohn.

Er war jetzt einundzwanzig Jahre alt und großjährig. Ungleich den meiſten Jünglingen, welche danach ſtreben, für Männer zu gelten, wenn ſie kaum die Kinderſchuhe — und am wenigſten die geiſtigen — vertreten haben, wollte Euſtach von Wianden nicht etwas zu ſein ſcheinen, was er noch nicht war. Er fühlte ſich nicht unterrichtet, nicht klar, nicht reif genug; ihm blieb noch ein weites Feld zum lernen, zum nachdenken offen; er wollte es benutzen und ſeine Studien fortſetzen. Überdas waren die politiſchen Verhältniſſe ſo verwirrt und ſo geſpannt, der Konſul Bonaparte, der als Diktator und Eroberer die Revolution bändigte, hielt ganz Europa in Schach; niemand glaubte an Frieden, ein Element des Unbehagens in dem Beſtehenden, ein Drang nach Veränderung, nach Erneuerung, nach Fortſchritt, ging.— obſchon man dies letzte Wort noch nicht kannte — durch die Gemüter. Durch die Vergewaltigung, welche die Kirche zu leiden hatte und durch den Untergang der drei geiſtlichen Churfürſtentümer, waren auch in religiöſer Beziehung ſchwankende Zuſtände eingetreten; nichts war geordnet, manches wurde verſucht, alles war in Gährung. Das erkannte ſowohl die Gräfin, als ihr Sohn. Sie gründeten darauf ihren Plan für die Zukunft, ihr Verhalten in der Gegenwart. Sie rechneten ſo:

Unvermeidlich iſt der Krieg mit Frankreich; denn die Lehren der Revolution mit ihren Folgen und Wirkungen können nicht freundnachbarlich neben den Prinzipien der alten, auf göttlichem Recht baſierenden Ordnung beſtehen; ſie müſſen in Konflikte geraten, die zum Kriege führen. In dieſem Kriege wird, mit Gottes Beiſtand, das alte, heilige Recht ſiegen und aus dieſem Siege wird das deutſche Kaiſerreich gleichſam wiedergeboren hervorgehen und als gebietende Macht im Herzen von Europa das Gleichgewicht halten mit weiſer Berückſichtigung der Elemente und Verhältniſſe, die im Laufe der Zeit zu hiſtoriſcher Berechtigung gelangt ſind.

Dieſem Reich zu dienen, im Kriege wie im Frieden, und für dies Ziel tüchtig und brauchbar zu werden — das war Euſtachs Ideal. Er kehrte mit Eifer zu ſeinen Studien zurück, während die Gräfin einen Prozeß fortſetzte, den ſie begonnen hatte, um die Familiengüter jenſeits des Rheins wieder zu erhalten. Aber alle Hoffnungen ſchlugen fehl. Der Prozeß ging verloren; der Konſul Bonaparte machte ſich zum Kaiſer der Franzoſen, ſammelte deutſche Fürſten als ſeine Schützlinge — Schützlinge eines fremdländiſchen, revolutionären Diktators! — unter ſeine Botmäßigkeit; und der deutſch-römiſche Kaiſer legte die Krone Karls des Großen nieder. Das tauſendjährige Kaiſerreich war zu Ende.

Doch Euſtach und ſeine Mutter hielten ein ſolches Ende für unmöglich. Er hatte inzwiſchen einen längeren Aufenthalt in England gemacht und ſich an den großen Gedanken und Anſchauungen Pitts gekräftigt. Er glaubte feſt an eine große Zukunft Deutſchlands, hielt den Zuſtand des Augenblicks für eine vorübergehende Demütigung und hoffte, daß es unter der Zuchtrute zum guten Kampf erſtarken werde.

„Deutſchland iſt wie der Vogel Phönix, der, wenn er ſich gealtert fühlt, ſich einen Scheiterhaufen baut und ſich ſelbſt verbrennt, weil er weiß, daß ein junger Phönix aus ſeiner Aſche hervorgehen wird. Das deutſche Kaiſerreich wird ein ſolcher Phönix ſein.“ — So ſchrieb er ſeiner Mutter und ſie hoffte mit ihm und für ihn.

Sie lebte nicht mehr in Bachheim. Euſtach war auf Reiſen in London, Paris und Wien; am Rhein wurden die politiſchen Verhältniſſe immer peinlicher, unruhiger; der große Prozeß war verloren; ſie erkannte, daß Euſtach jetzt Herr und Beſitzer ſei und über ſeine Einkünfte zu verfügen habe; ſie ging nach der Steiermark. Dort lebte, auch als Witwe, ihre Couſine und Jugendfreundin, mit welcher ſie im Kloſter zu Brüſſel erzogen worden war: in deren Nähe ließ ſie ſich nieder. Dieſelben Schickſale, dieſelben Intereſſen und die lieben Erinnerungen der erſten Jugend, verbanden beide Frauen im Herbſt des Lebens, wie einſt die Sympathie des Herzens ſie in deſſen Frühling verbunden hatte; und die Gräfin fühlte ſich in ihrem ſtillen Witwenleben zufrieden, denn ſie fühlte ſich in Übereinſtimmung mit ihrer Pflicht.

Während ſie ſich in die Abgeſchiedenheit zurückzog, durchlebte ihr Sohn zehn Jahre des bewegteſten Lebens, zehn Jahre des Krieges gegen Napoleon.

„Ich kämpfe nicht für eine Dynaſtie, nicht für ein Land, nicht für eine Partei, nicht für den eigenen Herd; — ich kämpfe für Prinzipien und deshalb kämpfe ich bis zum letzten Mann!“ ſagte Euſtach zur Gräfin, nachdem das beſiegte Öſterreich mit Napoleon Frieden gemacht hatte. „Geben Sie mir Ihren Segen, liebe Mama! ich gehe nach England und von dort nach Spanien. Auf ſpaniſchem Boden kämpfe ich für den künftigen deutſchen Kaiſer.“

Sie ließ ihn ziehen mit Tränen im Herzen, aber ſtolz und froh; denn es waren ja auch ihre Geſinnungen, für die er kämpfte und nicht anders hätte ſie an ſeiner Stelle gedacht und gehandelt. Als ihm in Spanien die Nachricht zukam, der

Krieg werde aufs neue heftiger denn zuvor in Deutſchland ausbrechen, machte er ſich wieder nach der Heimat auf, um dort mit ſeinem Blut und Leben für die Sache einzuſtehen, welche ihm die teuerſte war. Nie wurde er verwundet, nie fiel er in ſchwere Krankheit, mit unverwüſtlicher Kraft ertrug er alle Strapazen und wenn er zwiſchen ſeinen Feldzügen bei der Gräfin erſchien, fand ſie ihn immer ſchöner, immer beſſer, immer gereifter.

Endlich hatte Europa Frieden, denn Napoleon ſaß im Kerker einer kleinen Inſel, die wie eine Klippe aus dem weiten Ozean hervorſtarrte. Die ſchlaffe Maßregel, ihn nach Elba zu verweiſen, verhöhnte er — mit Recht! Was dachte er, als er ſich dem unbeſiegten, dem unverſöhnlichſten ſeiner Feinde endlich doch ergab? war er ſelbſt kampfesmüde? — Genug, der Engländer machte Ernſt und Europa hatte Frieden. Aber Ruhe hatte Europa nicht. Kein deutſcher Kaiſer ward der Phönix redivivus, nach welchem Euſtach von Wianden, nach welchem Millionen verlangten. Willkürlich wurden deutſche Lande zerteilt und verteilt, wie es den Machthabern genehm war, ohne Rückſicht auf alte Rechte, auf alte Sympathien der Volksſtämme, auf den alten heiligen Glauben. In ihrem Souveränetätsbewußtſein ſetzten ſich die Fürſten zurecht, große und kleine, und fanden die abſolutiſtiſche Form dermaßen bequem für die Regierenden, daß ſie annahmen, die

Regierten fänden es ebenfalls am bequemſten. Ein allgemeines Bevormundungsſyſtem trat ein und wurde von den Regierungen als ihr unantaſtbares Monopol gehandhabt. Die Kirche, die Schule, die Gemeinde, die Tagespreſſe, die Wiſſenſchaft — alles war Sache der Regierung, alles wurde von ihr geordnet, eingerichtet, beſorgt, beaufſichtigt, verwaltet. Es war, als habe das alles nur inſofern ein Recht zu exiſtieren, als der Staat es einräumte. Selbſtändige Lebensäußerungen, Selbſtverwaltung, waren verpönte Dinge, hinter denen man revolutionäre Tendenzen witterte. Denn man hatte das geheime Bewußtſein, daß ſie in der Luft waren, ja, ſein mußten, weil eine naturgemäße freie Bewegung auf dem Boden des öffentlichen Lebens nicht geduldet wurde.

Mit Schmerz und Staunen ſah Euſtach von Wianden dieſe traurige, unheilverkündende Wendung. Nicht für ſie hatte er Gut und Blut aufs Spiel geſetzt und hundertmal ſein Leben in die Schanze geſchlagen. Und wie er dachte, ſo dachten Tauſende von tüchtigen Männern, von friſchen Jünglingen, die mit der Erregung des Krieges und Sieges aus dem Kampf heimkehrten und ſtolze Hoffnungen auf ein großes, ſtarkes Deutſchland mitbrachten. Wie bitter wurden ſie enttäuſcht! Statt Deutſchland zu einigen, wurde es zerſplittert und dem Zerfall preisgegeben.

Euſtach war in der vollen Kraft des Lebens.

fünfunddreißig Jahre alt, reich an Wiſſen, an Erfahrung, befähigt, einen würdigen Platz in der Welt einzunehmen und ihn würdig auszufüllen. Aber wo fand er dieſen Platz? Sollte er Soldat bleiben? — Nein! er hatte den ſchauderhaften Ernſt des Krieges mit ſeinem Jammergefolge von namenloſen Gräuel zu lange, zu gründlich vor Augen gehabt, um im Soldatenſtande etwas anderes zu ſehen, als eine furchtbare, nur unter gewiſſen Bedingungen zu duldende Laſt für die Völker. Sollte er in die Diplomatie eintreten? — Nein! die Diplomaten hatten eben jetzt durch Deutſchlands Zerſtückelung ein Werk vollbracht, das ihm keinen hohen Begriff von ihrer ſtaatsmänniſchen Weisheit gab und ihn nicht lockte, ſich zu ihrem Korps zu geſellen. Sollte er in eine andere Zivil-Karriere eintreten? — Aber Beamter in einem bureaukratiſch organiſierten und abſolutiſtiſch regierten Staat zu ſein — das widerſtrebte ſeinen Anſchauungen zu ſehr. Und endlich — wenn er ſich entſchloſſen hätte, irgend eine Laufbahn anzutreten, wo, wem ſollte er dienen? der Kaiſer von Öſterreich war ja freilich der Sohn der deutſch-römiſchen Kaiſer, aber dieſer Kaiſer ſelbſt und Euſtach's Kaiſer und einziger unmittelbarer Oberherr, war er nicht mehr. Und einem der Monarchen, die in Deutſchland Königreiche beſaßen — oder einem der kleinen Fürſten zu dienen, denen die Wetterau mit ihrer freien Reichsritterſchaft zugefallen war — das kam ihm keinen Augenblick in den Sinn.

Er tat das Beſte, was er unter dieſen Umſtänden tun konnte: er wendete ſeinen Blick vom öffentlichen Leben ab, er verliebte ſich in ein liebliches junges Mädchen und heiratete. Seine Mutter war überglücklich, denn gerade dieſe Heirat hatte ſie ſeit Jahren gewünſcht. Die älteſte Tochter ihrer Jugendfreundin war mit dem ſpaniſchen Geſandten in Wien vermählt — und deren Tochter, Agueda de las Floridias, bezauberte Euſtach und wurde Gräfin von Wianden.

Bis jetzt hatte ſich Euſtach als echter Sohn ſeiner Mutter ſo wenig wie möglich um ſeine Vermögensverhältniſſe bekümmert; nun aber, da er eine Familie begründen wollte, hielt er es für ſeine Pflicht. Er ging nach Bachheim, um ſich zu überzeugen, ob er dort leben könne. Allein er fand es geradezu unmöglich. Das Schloß hatte zu verſchiedenen Malen durchziehenden Truppen bald als Kaſerne, bald als Lazaret, gelegentlich auch als Pferdeſtall gedient. Infolge roher Fahrläſſigkeit war es einmal in Brand geraten und zur Hälfte in Aſche gelegt und zwei Jahre ſpäter ſchlug der Blitz in den andern Flügel ein und eine heftige Feuersbrunſt zerſtörte ihn und die Schloßkapelle. Die äußern Mauern mit ihren Fenſterlücken ſtanden teilweiſe noch aufrecht, machten aber den unheimlichen Eindruck eines Gerippes und waren ſo rieſig, daß Euſtach gleich begriff, es überſteige weit ſeine Mittel, das Schloß wieder aufzubauen. Vielleicht war es ihm willkommen, denn er ſchrieb ſeiner Mutter:

„Wir ſind nicht mehr Herrn im alten Sinne, wir brauchen die alten Schlöſſer nicht herzuſtellen. Sie ſind zu großartig für unſere Stellung in der Neuzeit.“ —

Da auch die Wirtſchaftsgebäude ſehr gelitten hatten, ſo ordnete er an, daß das Baumaterial des Schloſſes verwendet werde, um neue Stallungen und Scheunen zu bauen. Mit tiefer Wehmut verließ er Bachheim. Konnte er doch die geliebte Agueda nicht in das Haus ſeiner Väter, nicht unter ſein eigenes Dach führen!

Inzwiſchen wurde der Graf **de las Floridias** zum Geſandten Spaniens in Neapel ernannt. Er wünſchte ſehnlichſt, ſich nicht von ſeiner einzigen Tochter zu trennen und ſo ſchlug denn auch Euſtach von Wianden ſein Zelt, — wenn nicht dauernd in Neapel, ſo doch in Italien auf, und verlebte teils bei ſeinen Schwiegereltern, teils in Rom, Florenz und Venedig eine Reihe von Jahren; aber weder ſein häusliches Glück noch die Genüſſe, die Italien einem denkenden und gebildeten Geiſt bietet, machten ihn gleichgiltig gegen die Wirren der Zeit. Mit Sorge und Spannung blickte er auf die revolutionären Bewegungen, die in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Belgien, in Deutſchland, in

Polen mehr und minder heftig und mit ſehr verſchiedenem Erfolg ſich äußerten. Immer hoffte er, es werde in Deutſchland ein großer Aufſchwung und Umſchwung ſtattfinden. Er konnte ſich nicht an die Vorſtellung gewöhnen, es für immer von ſeiner Baſis, aus ſeiner Beſtimmung herausgeſchleudert zu ſehen. Er ging darin ſo weit, daß er, wenn er ſeine Mutter in der Steiermark beſuchte und ſeine Anſichten und Hoffnungen ausſprach, für einen Revolutionär galt; — doch nicht bei ihr. Sie verſtand und teilte ſeine Geſinnung; ſie begriff, daß man bei aller Loyalität doch das Einlenken in andere Bahnen, in ein öffentliches, ſtändiſches Leben, wünſchen könne und müſſe. Er aber freute ſich bei dergleichen Wahrnehmungen, daß er ſich fern vom Staatsdienſt gehalten habe, denn es war ihm ganz klar: ſeine Freiſinnigkeit hätte ihn zu einer mißliebigen Perſönlichkeit gemacht und vielleicht in ſchwierige Konflikte verwickelt. Er mußte darauf verzichten, ein Feld für ſeine Tatkraft zu finden.

Auch ein anderer Wunſch blieb ihm unerfüllt: er hatte keinen Sohn. Er ſuchte ſich darüber zu tröſten, indem er ſich die ſchwierige Zukunft eines Sohnes ausmalte, der vielleicht auch keinen ihm zuſagenden Platz in der Welt finden werde, ohne den Charakter zu haben, der den Mangel einer Tätigkeit erträgt. Mehr aber als in ſolchen Vorſtellungen fand er Troſt in dem Gedanken, daß der ſtigte Bitte an ihren Bruder nichts von dieſer Abſcheulichkeit zu glauben.

Gott! ächzte Cornelie, er iſt nicht wahnſinnig, aber ich .... ich muß es werden. O mein Herrgott, laß es mich werden! .... beſſer ewige Geiſtesnacht, als das hölliſche Licht. — Und wieder las ſie die Briefe, bedachtſam, prüfend, das Gewicht und die Bedeutung jedes Wortes erwägend, mit ihren eigenen Erinnerungen ſie vergleichend, die plötzlich in voller Klarheit vor ihr auftauchten, und durch ihre eigenen Beobachtungen das ganze Gewebe von Lug und Trug und von infernaliſcher Maskerade entſchleiernd. Es iſt wahr, ſagte ſie, er iſt ein niederträchtiger Lügner! — Dann ſchrie ſie hell auf: Euſtach! Euſtach! o mein geliebter Euſtach, vertheidige dich, ſag' ein Wort .... lüg' ein Wort wenn's nicht anders geht .... aber ſag' daß du mich nicht betrogen haſt! dir will ich glauben .... dir glaub' ich .... ich bin vernichtet, ich bin entwürdigt wenn ich dir nicht mehr glauben kann .... und ich kann nicht .... ich kann nicht mehr!

Sie war noch immer im Garten. Bald ging ſie hin und her, bald taumelte ſie auf eine Bank und ſaß unbeweglich, gedankenlos und ſtarr da, bald fuhr ſie aus dieſer Stupidität des lähmenden Seelenſchmerzes auf um in herzzerſchneidende Klage, in

Wille Gottes die Schickſale des Menſchen zu deſſen ewigem Heil lenkt. Er vereinigte die ganze Liebeskraft ſeines Herzens auf ſeine Mutter, ſeine Frau, ſeine Tochter.

Aber ſeine Mutter ſtarb. Sie war ſiebenzig Jahre alt; — und doch war ihm ihr Tod ſo unerwartet, als ob es nur von ihrem Willen abgehangen habe, länger zu leben. Er war mit Frau und Kind in rauher Jahreszeit nach der Steiermark gereiſt, um für ſich und die Seinen den Segen der ſterbenden Mutter zu empfangen und ihre Augen zu ſchließen. Die Reiſe wurde ſeiner Frau nachteilig. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, bekam ſie eine Lungenentzündung und ſtarb. In derſelben Zeit wurde ſein Schwiegervater von dem Geſandtſchaftspoſten ab-, nach Spanien zurückberufen und penſioniert. Was ſollte er in Italien beginnen, jetzt, da alle Familienbande, die ihn feſſelten und beglückten, zerriſſen waren? Er zog nordwärts über die Alpen mit ſeiner Tochter, nach dem mit Schmerzen geliebten Deutſchland, nach dem vereinſamten Bachheim. Bis er das Haus der Beamten für ſich — und für ſie in einem andern Gebäude Wohnungen eingerichtet haben werde, brachte er ſeine vierzehnjährige Tochter, die er zur Erinnerung an ſeine Tante Claudia genannt hatte, in eine Erziehungsanſtalt nach Frankfurt. Wurde ihm die vorübergehende Trennung ſchwer, ſo tat Claudia alles, um ſie noch ſchwerer zu machen. Ihr leidenſchaftlicher, poetiſch angelegter Charakter verfiel leicht in alle Stürme des Gefühls. Dadurch übte ſie einen großen Zauber über ihren Vater aus, bei dem die Tiefe der Empfindung immer durch Selbſtbeherrſchung gezügelt, immer durch Grundſätze geregelt wurde und der nun in dem Gegenſatz zu ſeiner Art und Weiſe eine Wärme, eine Urſprünglichkeit fand, die ihn entzückte, wenn er ſich auch dagegen wehrte. Er ſah ſehr klar ein, daß Claudia's Charakter kein ſolcher ſei, der für friedliche Lebenswege beſtimmt ſcheine; aber er fragte ſich, wie es ihm möglich ſein könne, dieſe fliegende Seele zu lenken — und bis er die Antwort fand, flog ſie mit ihm davon.

Claudia fühlte ſich grenzenlos unglücklich in ihrem Inſtitut, in ihrer Umgebung, überhaupt in Deutſchland. Ihre Erziehung war ſo ganz anders geweſen und hatte ihren Geiſt, ihr Urteil ſo ganz anders entwickelt, daß ſie in einer Schar von Altersgenoſſinnen, die alle nach dem Durchſchnittsmaß begabt und gebildet waren, völlig vereinzelt daſtand — eine Vereinzelung, die dadurch verſtärkt wurde, daß Claudia ſehr offenherzig ausſprach, wie ungern ſie hier ſei. Trotz aller ihrer Klagen und Deſolationen mußte ſie ein Jahr verweilen. Sie zerſtreute ſich von ihrem Heimweh dadurch, daß ſie ſich mit glühendem Eifer auf das Studium der Muſik warf, denn es ſagte ihrer Stimmung zu und wußte, welche Freude ſie ihrem

Vater bereite. Als endlich das Jahr ihrer Verbannung, wie ſie es nannte, abgelaufen und Bachheim eingerichtet war, kehrte ſie jubelnd zum Grafen zurück.

Er hatte die langjährige Geſellſchaftsdame ſeiner verſtorbenen Mutter und die junge Lektrize kommen laſſen, welche dieſe in den letzten Jahren gehabt hatte. Frau von Wildermut ſollte als Claudia's Ehrendame fungieren und die Aufſicht über das Haus führen, während Fräulein Leocadie mit Claudia Muſik und fremde Sprachen treiben ſollte. Leocadie war die ſiebente Tochter einer Familie vom alten Adel und ohne Vermögen. Durch die Güte einer Verwandten war ſie in einem Inſtitut erzogen, wo ſie Gelegenheit bekam, ſich ſehr zu unterrichten und ihre Talente ſo auszubilden, daß ſie hoffen durfte, ſelbſtſtändig ihr Fortkommen zu begründen. Als ſie im neunzehnten Jahre das Inſtitut verließ, kam ſie zur Gräfin von Wianden, die faſt erblindet war und ſich den Genuß der Lektüre und der Muſik nur noch durch andere verſchaffen konnte; und als der Graf jetzt eine junge, talentvolle, wohlerzogene Gefährtin für ſeine Tochter ſuchte, machte Frau von Wildermut ihn auf Fräulein Leocadie aufmerkſam. Dieſe gab gern eine Stelle als Erzieherin auf, die ſie inzwiſchen angenommen hatte und die ihr nicht zuſagte, um der Einladung des Grafen zu folgen und als Claudia nach Bachheim kam, fand ſie zu ihrer Freude in Leocadie eine jugendliche Gefährtin, die ihrem Alter nicht allzu fern, aber an Wiſſen und Verſtändigkeit über ihr ſtand.

Da ſich Claudia ſchon im nächſten Jahre vermählte und ihren Vater verließ, hörte auch Leocadie's Stellung in Bachheim auf; aber der Graf konnte ſich nicht in ſeiner Einſamkeit zurechtfinden. Er bedurfte den freundlichen Verkehr der Häuslichkeit und fühlte, daß er ohne denſelben vertrocknen und erſtarren müſſe. Er bot Leocadie ſeine Hand und ſie wurde Gräfin von Wianden. Ja, es ſollte ſogar ſein alter Wunſch erfüllt werden: er bekam einen Sohn.

Die Frau Marquiſe.

Ein ſchöner Knabe trat aus dem Hauſe in den Garten, blickte mit ſcharfem Auge ſpähend rechts und links, entdeckte den Grafen am Ende einer langen Allee und lief auf ihn zu quer über die Raſenplätze, indem er über die Blumenbeete, die ihm im Wege lagen, nicht eben zu deren Vorteil, hinwegſprang.

„Papa, bitte, geh' nicht weiter!“ rief er endlich atemlos: „Claudia iſt gekommen.“

„Claudia iſt gekommen?“ ſagte der Graf erfreut und trat ſogleich den Rückweg an.

„Ja . . . und zu Pferd, Papa! ſie hat ihr Reitpferd nach der Eiſenbahnſtation voraus geſchickt. Die Kammerjungfer und die Koffer kommen mit Extrapoſt. Der Reitknecht reitet einen luſtigen Braunen, den ich reiten möchte. Meinſt Du nicht, Papa, daß der alte Pony nachgerade doch zu alt für mich iſt?“

„Noch nicht, Dagobert,“ entgegnete der Graf lächelnd: „Bei dreizehn Jahren kann man noch kein Pferd bändigen.“

„Aber das kann ich doch nicht durch den altersſchwachen Pony lernen, und ich bin faſt vierzehn Jahre alt!“ rief Dagobert; und indem er hinzu ſetzte: „Da iſt ſie!“ lief er auf zwei Damen zu, die Arm in Arm unten in der Allee erſchienen, ſeine Mutter und ſeine Stiefſchweſter.

Gräfin Leocadie, jetzt im vierzigſten Jahr, war noch immer die freundliche Erſcheinung, die ſie in ihrer Jugend geweſen — nur daß deren friſcher Schmelz abgeſtreift war. Seit ihrer Kindheit an Fügſamkeit gewöhnt und mit dem Gedanken vertraut, daß ſie ſich unterzuordnen und kein glänzendes Los zu erwarten habe, war ſie der göttlichen Vorſehung aufrichtig dankbar, als ſie Herrin in einem Hauſe wurde, das ſie als Muſiklehrerin betreten hatte; als ſie die Gattin eines Mannes wurde, den ſie innig verehrte und deſſen liebreiches Wohlwollen und unbedingtes Vertrauen ihr die Bürgſchaft einer friedlichen Ehe gab; als ſie endlich Dagoberts Mutter wurde. Freilich entſprachen ihre pekuniären Verhältniſſe nicht ihrem Namen und Stande; die Einkünfte beſchränkten ſich auf den Ertrag von Bachheim, das einige tauſend Gulden abwarf; das bare Vermögen war ganz allmählich aufgezehrt, als ſie einen Einblick in den Zuſtand der Finanzen bekam. Da ſie aber immer auf dem Lande und in großer Zurückgezogenheit von der Welt lebte — und da ſie gelernt hatte, ſich mit geringen Mitteln zu begnügen und anſtändig einzurichten: ſo fühlte ſie ſich auch jetzt gar nicht bedrückt, ſondern nur veranlaßt, das Talent einer tüchtigen Hausfrau neben ihren übrigen Talenten zur Geltung zu bringen. Frau von Wildermut rümpfte freilich zuweilen die Naſe, wenn Leocadie ihre Kleider eigenhändig zuſchnitt oder das Einkochen von Früchten zu Confitüren ſelbſt beſorgte oder ihre Linnenvorräte genau muſterte, einregiſtrierte und in Ordnung hielt oder ſonſt mit irgend einem häuslichen Geſchäft ſich befaßte.

„Das hätte meine Gräfin nie getan," pflegte ſie dann wohl zu ſagen, indem ſie die Falten ihres Kleides zurecht ſtrich.

Auch kränkte es ſie ungemein, daß Leocadie einfache wollene und baumwollene Stoffe trug.

„Meine Gräfin hat nie ein anderes als ein ſeidenes Kleid getragen!" ſagte ſie mit ſtiller Empörung.

„Liebe Wildermut," entgegnete der Graf freundlich ſcherzend, „die Zeiten haben ſich verändert. Die Wianden ſind keine großen Herren mehr, ſind herabgekommen, ſind quaſi Bauern geworden . . . Bauern mit vornehmen Namen, ohne Rechte, ohne Verpflichtungen des Adels. Da bin ich denn meiner Gräfin ſehr dankbar, wenn ſie ſich freundlich den Umſtänden anpaßt, ſich einfach kleidet und häusliche Geſchäfte übernimmt."

„O Gott, Herr Graf! . . . ich bewundere ja die Frau Gräfin!" ſagte die gute Wildermut ganz eifrig: „ich bin nur betrübt, daß ſich die Zeiten ſo verändert haben.“

Hatte Leocadie ihren Pflichten als Hausfrau genügt, ſo ſetzte ſie ſich an den Flügel, bat den Grafen ſein Violoncell zu nehmen und wie ein linder Balſam legten ſich Beethovens große Harmonien über die verwundenden Diſſonanzen, welche die Außenwelt hervorrief.

Leocadie wäre eine Vollkommenheit in ihrer Art geweſen, wenn ſie die Vernunft, die ſie als Gattin und Hausfrau beſaß, auch als Mutter gehabt hätte. Aber gerade da hörte ihre Vernunft auf. Sie liebte Dagobert abgöttiſch und ſie zeigte es ihm zum großen Kummer des Grafen, der ſeinem Sohn eine männliche Erziehung zu geben wünſchte und dem weibliche Verweichlichung für einen Knaben unerträglich war. Dieſe verkehrte Liebe für Dagobert bewirkte ſogar, daß Gräfin Leocadie Anwandlungen von Eiferſucht auf die Zärtlichkeit des Grafen für Claudia verſpürte. Sie hätte ſeine ganz väterliche Liebe auf Dagobert konzentriert ſehen mögen. Dennoch hatte ſie ihre Stieftochter gern, ſehr gern. Aber wer hätte auch Claudia nicht gern gehabt? der Vater, der Bruder, Frau von Wildermut, Dienſtboten — alle gerieten in frohe Bewegung wenn ſie kam, allen war ſie ein Freudenſtrahl. Warum? wodurch? — Sie war eben liebenswürdig. Damit iſt alles geſagt und nichts erklärt.

Als ſie am unteren Ende des Lindenganges erſchien, leuchtete das ſchwermütige Auge des Grafen hell auf. Ja, er konnte es nicht leugnen, er hatte eine beſondere Zärtlichkeit für ſie: Claudia war das Kind der Frau ſeiner Liebe; Claudia erinnerte ihn an ſchöne vergangene Tage, an ihre früh verſtorbene Mutter, an eine Zeit, in welcher er ſelbſt noch voll großer, ſeelenſtärkender Hoffnungen war. Nun kam ſie daher in ihrem ſchleppenden braunen Reitkleid, das ſie vorn ein wenig aufnahm. Man war nicht geneigt zu ſagen: ſie ging. Nein! ſie kam daher mit leichtem ruhigen Schritt, groß, dunkel, ſchlank, ſchmieg- und biegſam. Sie hatte ihren Hut abgenommen; der Abendwind wehte ihre Locken, die ſchwarz, wie Rabenflügel, voll und kurz um ihre Schläfe hingen, von der Stirn zurück und die Abendſonne goß einen roſigen Schimmer über ihr ſchönes Antlitz, das gewöhnlich das weiche, warme, aber farbloſe Colorit des Elfenbeines hatte.

„Da iſt ſie ja, die ſchwarze Roſe!“ rief Dagobert und ſprang ihr entgegen, während der Graf rief:

„Welche Überraſchung, mein Kind, ich glaubte Ihr würdet Euch länger in Baden-Baden aufhalten.“

„Ja lieber Vater, ſagte Claudia, indem ſie ihn zärtlich umarmte, wir ſind auch noch dort, allein ich konnte es nicht mehr aushalten . . . und entfloh zu Dir.“

„Was konnteſt Du nicht mehr aushalten?“ fragte Dagobert neugierig.

„Die Langeweile, mein Brüderchen,“ erwiderte ſie mit lächelndem Munde und traurigem Blick.

„Du langweilſt Dich . . . und haſt doch ein ſo herrliches Reitpferd!“ rief der Knabe verwundert.

Aber er bekam keine Antwort, denn Claudia ſprach mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter, welche ſie, ihrer alten Gewohnheit treu, bei Namen nannte.

„Und wie befindet ſich Dein Mann bei dem Gebrauch der warmen Bäder?“ fragte Leocadie.

„Gut!“ verſetzte Claudia trocken.

Man ging zum Hauſe zurück.

„O wie liebe ich das alte Haus!“ rief Claudia und blieb davor ſtehen.

„Natürlich!“ rief Dagoberet.

„Das ſage ich auch,“ ſetzte Leocadie hinzu.

„Ihr ſeid liebreiche Herzen,“ ſagte der Graf.

„Es hat ſeine eigentümlichen Schönheiten — zum Beiſpiel dieſe,“ ſagte Claudia, bückte ſich und brach ein paar Stenglein Reſeda ab, welche zwiſchen den Quaderſteinen der Freitreppenſtufen wild wuchſen: „auf dem harten Stein wachſen duftende Blumen. Iſt das nicht reizend?“

untröſtbaren Jammer auszubrechen, bald legte ſie den Kopf in beide Hände und wiegte ihn betäubt wie um eine Laſt von ihm abzuſchütteln. Dann auf einmal ſprach ſie eiskalt: Nun! wenn es ſo iſt, ſo ſei es ſo! wie man um ein geliebtes Herz ringen kann, ſo hab' ich gerungen. Aber zu betteln verſtehe ich nicht und ebenſowenig dem Hochverrath zu verzeihen.

Gott allein weiß durch welche Qualen ſie im Lauf eines Morgens ging! ſie meinte Jahrtauſende zu durchleben, ſo ſchwer, ſo ſteinern, ſo unergründlich elend wurde ihr das Daſein.

Um halb vier Uhr ſchellte die Ankleideglocke. Eine Viertelſtunde ſpäter erſchien Euſtach unten in der Allee und rief ſchon von Weitem:

„Allons, allons zur Toilette, lieber Engel! in Frühlingsſchwärmereien vergißt ſich die Speiſeſtunde leicht.“

Bei ſeinem Anblick und ſeiner Stimme fühlte ſich Cornelie ohnmächtig werden; aber ſie raffte ſich zuſammen, ging ihm entgegen und ſagte mit der größten Ruhe:

„Euſtach, weißt Du noch wann wir uns verheirathet haben?“

„Wie ſollt ich meinen Sommernachtstraum vergeſſen können! am Johannistag werden es ſieben Jahre, meine Taube.“

„Ja — es iſt aber nicht vorteilhaft für die Freitreppe, wenn ſich ſolch Unkraut in die Spalten der Stufen drängt,“ erwiderte Leocadie.

„Solch' Unkraut! Reſeda mit dem feinſten geiſtigen Arom, und dabei ſo ſchmiegſam und genügſam — Reſeda nennſt Du Unkraut!“ rief Claudia.

„Auf dieſer Stelle — ja!“ behauptete Leocadie.

„Du magſt Recht haben! . . . aber ich bitte Dich, gönne dem Reſeda dies Plätzchen ſo lange ich hier bin. Muß man ſein Leben im Salon zubringen, ſo iſt ſolche kleine wilde Schönheit eine Erquickung für Auge und Gedanken,“ verſetzte Claudia mit dem ihr eigentümlichen ſchwermütigen Lächeln.

Leocadie verſprach es.

„Ich darf im Reitanzug bleiben?“ brauche mich nicht zum Nachteſſen umzukleiden — nicht wahr?“ fragte Claudia ihren Vater.

„Halte das wie Du willſt,“ ſagte er freundlich.

„Und dann ſoll dies Haus keine eigentümliche Schönheit haben! man braucht darin nicht an die Toilette zu denken! . . . das iſt doch eine Wonne!“ rief ſie.

„Haſt Du denn aber an die Muſik gedacht?“ fragte er.

„Das verſteht ſich! hernach gibt es ein Trio von Beethoven. Iſt denn der Wagen noch nicht angekommen mit der Kammerjungfer und den Koffern?“

Dagobert ſprang hinweg um Erkundigungen einzuziehen, die Pferde ſeiner Schweſter zu bewundern und ſich mit dem Reitknecht auf einen guten Fuß zu ſetzen. Von dieſem hörte er zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen, daß die Frau Marquiſe drei Reitpferde beſitze und daß ſie zuweilen alle drei an einem Tage müde reite.

Der Wagen war gekommen und die Bagage abgeladen und untergebracht. Claudia bekümmerte ſich nur um einen einzigen Kaſten; alles übrige fiel in das Bereich der Kammerfrau. Dieſen Kaſten aber trug ſie eigenhändig in den Salon. Und als das Nachteſſen vorüber war und man in den Salon zurückkehrte, zündete ſie geſchäftig die Kerzen an, rückte die Muſikpulte zurecht, legte die Noten auf, ermahnte Dagobert ſich fein ſtill zu halten und ſagte zu Frau von Wildermut, mit deren Namen ſcherzend:

„Du aber, Du wildes Mütterchen, mußt Dir Gewalt antun und ganz ruhig bei Deinem Strickzeug ſitzen.“

Das wilde Mütterchen, das in ſeinem ganzen Leben nicht wilder geweſen war, als etwa ein ſpringendes Häschen, verſprach das beſte. Der Hauskaplan bekam auch eine freundliche Ermahnung; und das Trio begann: Leocadie ſpielte den Flügel, der Graf das Violoncello, Claudia die

Violine — und himmliſche Klänge zogen durch die geöffneten Fenſter in die ſchwüle Sommernacht hinaus.

Der Kaplan, der erſt ſeit einigen Monaten als Dagoberts Erzieher im Hauſe war, ſtarrte Claudia, die für ihn Frau Marquiſe Marialva hieß, wie ein Meerwunder an. Da ſtand ſie! alle übrigen ſaßen, der Graf und die Gräfin an ihren Inſtrumenten, die Zuhörer auf ihren Plätzen; die Marquiſe ſtand. In ihrem langen, dunkeln, ſchleppenden Kleide, das ihre ſchlanke Größe noch mehr hervorhob, ſtand ſie in der Mitte der Umgebung und ſpielte ganz verloren in die Muſik. Er war gar nicht romantiſch, aber es rankten ſich wie dämmernde Traumbilder poetiſche Reminiszenzen durch ſeinen Sinn. Er dachte an muſizierende Engel auf Gemälden der alten, ſinnigen Zeit; er dachte an Lieder von Heine, an Romanzen von Uhland; er dachte an Märchen und Feen, wenn die Marquiſe ihren Bogen wie einen Zauberſtab erhob oder ſinken ließ. Und doch wollten all dieſe Arabesken ſeine Phantaſie nicht genau zu dem Bilde paſſen, das er in der Wirklichkeit vor Augen hatte. Da verließ er plötzlich mit einem gewiſſen Schreck, wie jemand der im Traume geflogen iſt und davon erwacht, die Höhen der Romantik, begab ſich auf die ebenen Wege der Proſa zurück und dachte bei ſich ſelbſt das, was immer unter allen Umſtänden richtig iſt: Am Ende iſt ſie doch nur eine armſelige

Tochter Eva's und in fünfzig Jahren ein wenig Staub und Aſche oder gar ein altes runzeliges Weib. — Dieſe verſtändige Betrachtung über weibliche Schönheit verſetzte ihn in die richtige Stimmung, um in dem Genuß der Muſik nicht geſtört zu werden. Und dieſer Genuß war groß. Die drei Muſiker ſpielten wie Künſtler. Freilich trat Leocadie gegen den Grafen und ſeine Tochter in den Schatten, weil der Ton des Flügels — ſelbſt von Meiſterhand geſpielt — nicht jenen Ausdruck von vibrierendem Leben, von intenſiver Empfindung feſthält, welchen der Bogen dem Streichinſtrument entlockt. In den Paſſagen des Trio, wo Violoncello und Violine vorherrſchten, war es nicht anders, als ob zwei Seelen zu einander ſprächen.

„Wunderbar ſchön! Du haſt wieder Fortſchritte gemacht, liebes Kind,“ ſagte der Graf nach dem letzten Bogenſtrich.

„Ich möchte dasſelbe von Dir behaupten, lieber Vater,“ verſetzte ſie zärtlich.

„Nein, Kind! in meinem Alter macht man nicht mehr Fortſchritte in der Kunſt. Man hält mühſam das zuſammen, was man einmal kann.“

„O nein! denke nur an Michel-Angelo! er begann bei achtzig Jahren Fresken zu malen und warf bei neunzig Jahren mit göttlicher Kühnheit die Kuppel von St. Peter durch die Lüfte.“

„Er war ein wunderſeltenes Genie.“

„Ja . . . aber doch nur ein Menſch.“

„Nicht alle vermögen, was einem gegeben ward. Jeder muß ſeine Schranken kennen. Wer ſie überſpringt bricht leicht den Hals,“ ſagte der Graf.

„Zuweilen auch das Herz,“ ſetzte die Marquiſe ernſt hinzu und dann lachend: „oder auch die Beine, wie das wohl bei einem Rennen geſchehen kann, wo es gilt über Graben, Hecken und Zäune zu ſetzen.“

„Kannſt Du das?“ fragte Dagobert mit ungeheuchelter Bewunderung.

„O ja,“ ſagte ſie gleichgiltig.

„Und magſt Du nicht viel lieber reiten, als die Violine ſpielen?“ fragte er weiter.

„Zu Zeiten, ja! — Jetzt aber wollen wir das Trio wiederholen. Es ging noch nicht ſo gut, wie wir imſtande ſind es zu leiſten.“

Und nun nahm ſie einzelne Stellen vor und ließ jedes Inſtrument erſt allein, dann zuſammen ſie ſpielen, und ſchließlich wurde das Trio wiederholt und ging jetzt ſo gut, daß Claudia nach dem letzten Bogenſtrich ſelbſt ausrief:

„Bravo! wir haben es jetzt ſchon beſſer gemacht!“

Die Gräfin erhob ſich und ſchloß den Flügel zum Zeichen des Aufbruchs. Aber die Marquiſe ſtand noch vor ihrem Notenpult mit der Violine im Arm, ſpielte wie in Gedanken ein paar Takte des Adagio’s, das eben aufgeſchlagen vor ihr lag und ging von ihnen zu den ſchönſten Phantaſien über, die ſie in hinreißenden Modulationen den Saiten entlockte, ſo daß ihre Zuhörer in atemloſer, entzückter Spannung ſchwebten, ungewiß wohin dieſer Flug durch das Reich der Geiſter ſie führen werde, unfähig dieſen Zauberbann zu brechen. Leocadie hatte ſich wieder niedergelaſſen; der Strickſtrumpf war Frau von Wildermuts Händen entſunken; der Graf legte ſich mit geſchloſſenen Augen im Lehnſtuhl zurück; mit weitgeöffneten Augen horchte Dagobert — und die Gedanken des Kaplans begaben ſich wiederum auf ſchwärmeriſche Exkurſe.

Endlich ließ Claudia einen Ton lind und leiſe verſchweben und dann ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe:

„So! — der Engel dieſes Tages hat uns jetzt gute Nacht geſagt. Wo bleiben die Engel der entſchwundenen Tage, Herr Kaplan?“ ſetzte ſie plötzlich hinzu, indem ſie ihre Violine ſorgſam verſchloß.

Der Kaplan war durchaus nicht auf dieſe theologiſche Frage vorbereitet, wußte auch gar nicht, ob die Marquiſe im Ernſt oder im Scherz rede. Ehe er ſich beſonnen hatte, was man paſſender Weiſe antworten könne, ſagte der Graf lächelnd:

„Sollten ſie nicht jenem Engel, der das große Buch über die Welt und uns alle führt, ihren Bericht abſtatten? Liber scriptus proferetur — In quo totum continetur — Unde mundus judicetur. — Nicht wahr, Herr Kaplan?“

„Furchtbar!“ rief Claudia, „furchtbar iſt der Gedanke, daß ein Tag, den wir vertändeln oder vergeuden, ſchwer genug wiegt, um in der Ewigkeit mitgezählt zu werden.“

„Darum iſt es auch ein höchſt heilſamer Gedanke,“ ſagte der Kaplan gewichtig.

Aber ſie hörte ihn nicht. Sie hatte die Glastür geöffnet, die in den Garten führte. Vor dieſer Tür lag ein breiter, altanmäßiger, ſteinerner Perron, auf dem zu jeder Seite der Tür eine Gartenbank ſtand und von dem rechts und links fünf Stufen, hinabführten — jene Stufen, zwiſchen denen der Reſeda wuchs. Eine eiſerne Bruſtwehr befand ſich der Tür gegenüber und zog ſich an den Stufen hinab als Geländer, das von der Epomea mit ihren zarten roſen- und lilafarbenen Glocken umrankt war. Claudia trat hinaus, ſchritt raſch bis zur Bruſtwehr vor, ſtützte ſich mit beiden Armen darauf und wiederholte halblaut:

„O es iſt furchtbar . . . furchtbar!“

Leocadie war ihr gefolgt, nahm ihren Arm und ſagte:

„Du wirſt müde ſein, komm' zur Ruhe.“

„O wie beneide ich Dich! . . . Du haſt einen Sohn!“ rief Claudia mit unterdrückten Tränen in der Stimme und umſchlang einen Augenblick die

Gräfin. Dann kehrte ſie ruhig in den Salon zurück und man ging für die Nacht auseinander.

Claudia bewohnte das Zimmer, welches ſie als junges Mädchen bewohnt hatte und welches ſo geblieben war, wie ihr Vater es für ſie, bei der Rückkehr aus der Erziehungsanſtalt eingerichtet hatte. Sie empfand immer eine eigentümliche Wehmut, wenn ſie, den Vater beſuchend, ihr Zimmer wieder einnahm. Sie hatte es ſo wenig bewohnt, hatte es ſo früh und ach! ſo gedankenlos verlaſſen. Jetzt hatte ſie freilich ein ſchöneres Zimmer, ja, eine ganze Reihe von Zimmern — aber hier gefiel ihr alles viel beſſer. Die Vorhänge von ſchlichtem weißen Muſſelin um Fenſter und Bett, eine Cauſeuſe für zwei Perſonen mit dunkelgrünem velours d' Utrecht bezogen, ihr kleiner Schreibtiſch, Rohrſtühle — das alles war ſo einfach, daß es ihr zu Herzen ging. Es war etwas Friedliches, etwas Unſchuldiges in dieſem Zimmer. Sie hätte weinen mögen vor namenloſer Beklommenheit. Sie entließ raſch die Kammerfrau, löſchte die Lampe aus und öffnete das Fenſter, in welches der volle Mond nun einen Strom von Silberlicht ergoß. Das Zimmer lag in der Manſarde gerade oberhalb des Salons. Sie ſetzte ſich auf ein niedriges Tabouret am Fenſter und blickte hinaus in die ſtille Nacht, in die mondbeglänzte Natur, die wie im Schlaf und vom liebenden Auge des Mondes bewacht, vor ihr lag. Aber ſie beachtete das nicht. Ihr Blick flog über die grüne Erde mit ihrem Licht und ihrem Schatten — flog über den blauen Himmel mit all ſeinen Geſtirnen hinweg und ſchien ſich zu verlieren in etwas Höherem, Unermeßlichen, das ſie erſehnte und das ihr Entſetzen einflößte. Sie verlangte nach etwas Ewigem, ſie ſuchte es, ſie glaubte es gefunden zu haben — — aber das Ewige war wohl nur dort oben über den himmliſchen Sternen und hatte die Erde dem Wechſel und Wandel preisgegeben. Und dieſes Schickſal laſtete nun auch auf ihrem Leben, und dennoch ſollte es in die Ewigkeit eintreten und in derſelben eine Geltung haben! **Liber scriptus proferetur** — flüſterte ſie vor ſich hin: O das iſt furchtbar ... zu furchtbar! O mein vergeudetes, mein verlorenes, mein elendes Leben! **Quid sum miser tunc dicturus?** — — Wie ſie da ſaß auf dem niedrigen Tabouret, verhüllt in ihren weißen, langherabfallenden Peignoir, die Hände um ihre Knie geſchlungen, der ſchöne, bleiche, ſchwarzumlockte Kopf zurückgelehnt, das Auge in Tränen und auf den Lippen die angſtvolle Klage: **Quid sum miser tunc dicturus?** — ſo hätte Murillo ſie als Urbild einer Magdalene malen können. — —

Als ſie am andern Morgen herunter kam, erfuhr ſie, daß die Hausgeſellſchaft ſchon in der Meſſe ſei. Sie ging über den Hof, auf dem die Tauben in der Morgenſonne gurrten, und die Straße des Dorfes entlang nach der Kirche; trat aber nicht durch die Haupttür ein, ſondern ſchlug von der Straße aus den Seitenweg ein, der nach dem Kreuzgang führte. Im Hof blieb ſie ſtehen und betrachtete die ſchönen Arcaden, die ganze Umgebung. Da gewahrte ſie Wendeline, welche neben der Katze auf dem Zuber ſaß und, eingedenk der Ermahnung des Pfarrers ihre Katechismus-Aufgabe überlas, die ſie geſtern ſo ſpät und eilig gelernt hatte.

„Guten Morgen, Wendeline,“ ſagte die Marquiſe freundlich: „weshalb biſt Du denn aber nicht hübſch fromm in der heiligen Meſſe?“

Wendeline war aufgeſtanden und ſagte ſchüchtern:

„Die Pfarrmeſſe fängt um halb acht Uhr an; das iſt die Meſſe für uns Schulkinder; — dieſe nicht.“

„Wer lieſt denn dieſe Meſſe?“

„Der Herr Kaplan, der ſeit Oſtern bei Graf Dagobert iſt, lieſt ſie alle Tage um ſieben Uhr.“

„Du ſcheinſt ja recht verſtändig zu ſein, Wendeline; aber ſage mir, ob Du auch recht fromm biſt und gern in die Schule gehſt?“ ſagte die Marquiſe, indem ſie die Kleine bei der Hand nahm und ſich mit ihr auf die Bank unter der Akazie ſetzte.

Wendeline ſchwieg verſchüchtert, während die Marquiſe ſie mit zärtlicher Teilnahme betrachtete und endlich ſcherzend fragte:

„Du willſt Dich wohl nicht ſelbſt loben?“

„Und habe ich Dir in dieſen ſieben Jahren Veranlaſſung gegeben zu Unzufriedenheit, Mißſtimmung, Mißtrauen — wie das ſo leicht in den Ehen vorkommt? beſinne Dich, Euſtach, und antworte mir vor Gott und Deinem Gewiſſen.“

„Du befremdeſt mich durch Deine Feierlichkeit — aber zu beſinnen brauch' ich mich gar nicht. Nein, lieber Engel, nicht eine Minute! Du biſt eine ſo gute, liebe, treue, holde Frau, wie ſie nur auf der Welt gewünſcht werden kann.“

„Das freut mich denn doch ſehr, daß Du mir vor Gott und Deinem Gewiſſen das Zeugniß in demſelben Augenblick giebſt, wo ich Dir vor Gott und dem meinen ſagen muß: Euſtach, Du haſt inſam an mir gehandelt.“

Ein wilder Zorn zuckte konvulſiviſch über ſein Geſicht, und ſchneidend ſagte er:

„Mäßige Deine Worte! man ſpricht nicht ſo zu einem Gemal.“

„Ich wähle das Wort, welches die Sache bezeichnet, entgegnete ſie mit unzerſtörbarer Sanftmuth. Welch einen Schmerz es mich auszuſprechen koſtet, wirſt Du nicht begreifen; aber ich hoffe Du begreifſt, daß es Deine Handlungsweiſe gegen mich bezeichnet, das heißt — ſie brandmarkt.“

„Ich will dieſe Sprache nicht hören! rief Euſtach

„Ach nein! ich weiß nur nicht, ob ich fromm bin . . . und in die Schule — nein! in die Schule gehe ich gar nicht gern!“ rief Wendeline plötzlich entſchloſſen.

„Das tut mir aber ſehr leid,“ verſetzte lächelnd die Marquiſe: „wer nichts lernen mag bleibt einfältig, und einfältige Leute kann niemand leiden.“

„Auch die Einfältigen können Gott lieben, ſo gut wie die Klugen; — der Herr Pfarrer hat es geſagt,“ verſetzte Wendeline unverzagt, denn der Pfarrer war für ſie die entſcheidende Autorität.

„Vielleicht ſogar beſſer,“ erwiederte die Marquiſe halb für ſich; — „aber ein gutes Kind iſt gehorſam und lernt fleißig, weil das den Eltern Freude macht.“

„Die Mutter hat keine Freude daran; ſie ſagt ich ſolle kochen und nähen lernen. In der Schule würden kleine Mädchen dumm gemacht.“

„Und was ſagt der Vater?“

„Der Vater ſagt, vom kochen und nähen würde man dumm, von der Schule nicht.“

„Da hältſt Du es wohl mit der Mutter?“

„Nein! denn der Herr Pfarrer ſagt, der liebe Gott hätte die Schule zum beſten der Kinder beſtellt. Ich gehe alle Tage in die Schule . . . aber ſehr gern nicht.“

„Das wird noch kommen, wenn Du größer und verſtändiger biſt,“ erwiederte die Marquiſe.

Allein Wendeline beantwortete dieſe Prophezeiung mit einer ſehr zweifelhaften Miene, ſprang von der Bank und ſagte:

„Ich muß nun fort . . . es hat zum zweiten Mal geläutet."

Sie machte einen kleinen kurzen Knix und verſchwand. Mit namenloſer Wehmut ſchaute die Marquiſe ihr nach, ſtand auf und begab ſich in die Kirche. Sie kniete auf einer Bank nieder, wo ſie eben Platz fand; es war ſehr voll. Das wunderte ſie an einem Werktag in der Erntezeit. Als ſie aber den Pfarrer in Schwarz am Altar erſcheinen und die Tumba mit Kerzen umſtellt ſah — und als die Orgel das „Requiem aeternam" anſtimmte, wunderte ſie ſich nicht mehr: das Landvolk betet fleißig für ſeine Abgeſtorbenen. Sie legte die Hände über das Geſicht und horchte auf dieſe wundervollen Klänge, die ſelbſt in einer ſchlichten Dorfkirche herzerſchütternd ſind, weil eine unermeßliche Trauer, von einer himmliſchen Hoffnung geſänftigt aus ihnen ſpricht. Aber ſchmerzlich zuckte die Marquiſe zuſammen, als das „Dies irae" begann. Liber scriptus proferetur — flüſterten ihre bebenden Lippen und das Quid sum miser tunc dicturus, das ihr Mund nicht ausſprach, grub ſich ſchneidend in ihr Herz ein.

So viel Tränen, die auf eine geheime Seelen- oder Herzensfolter deuteten und doch immer, namentlich wenn ſie vor ihrem Vater erſchien, ein

Lächeln, ein Glanz, eine Friſche, wie ſilberne Wellen über den Abgründen des Meeres. Der Graf wußte wohl etwas von dem, worüber ſie ſchwieg; allein es befremdete ihn nicht. Er kannte ihren Charakter, ihr Weſen, ihre Art und Weiſe und er wußte ſehr genau, daß der Menſch durch nichts ſo ſehr leidet, als durch ſich ſelbſt, durch ſeine Fehler wie durch ſeine Vorzüge, weil auch dieſe letzteren durch den Schmelztiegel gehen müſſen, der ihr reines Gold von den beigemiſchten Schlacken trennen ſoll. Auch Leocadie kannte die Marquiſe von Jugend auf und war gewöhnt an dieſe phantaſiereiche, wetterleuchtende Natur, die ſie freilich recht oft phantaſtiſch nannte — wenigſtens im Stillen, denn der Graf pflegte auf eine ſolche Andeutung immer zu erwiedern, daß Claudia beſſer poetiſch als phantaſtiſch zu nennen ſei.

Für den Kaplan Ulmer war ſie aber etwas ganz Neues, Merkwürdiges, Exotiſches. Als Dagobert aus dem Unterricht entlaſſen und bei ſeinen Eltern war, begab ſich der Kaplan zum Pfarrer Edelholt, den er zuweilen beſuchte. Der Pfarrer ging in dem langen mit Weinreben überzogenen Bogengang ſeines Gartens auf und nieder und betete ſein Brevier. Er winkte dem Kaplan ſchweigend einen Gruß zu; ein Zeichen, daß er noch nicht fertig ſei — und ließ ſich durch deſſen Anweſenheit nicht ſtören. Er war ein großer, hagerer Mann, zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren. Sein dunkles

Haar war ſchon mit grau gemiſcht, aber in ſeinem tiefen ruhigen Auge war, wenn es nicht nach Innen blickte, friſches Leben, jugendliches Feuer. Seine ganze Erſcheinung flößte Vertrauen und Ehrfurcht ein. Man fühlte, daß dieſer Mann ſpreche wie er denke, und handele, wie er ſpreche. Er war ſo recht der gute Hirt ſeiner Gemeinde und von Wendeline bis zum Grafen von Wianden liebte und ehrte ihn jedermann. Nach etwa zehn Minuten ſchloß er ſein Brevier, ging auf den Kaplan zu und ſagte herzlich:

„Grüß' Sie Gott, Herr Kaplan! aber wie fangen Sie es an, um ſchon jetzt mit Ihrem Brevier fertig zu ſein? denn Sie haben die Muße nicht benutzt, die ich Ihnen ſo eben laſſen mußte.“

„Ich bete es abends ſpät,“ verſetzte der Kaplan.

„Nur nicht allzuſpät!“ ſagte der Pfarrer: „dann iſt man zuweilen ſo ermüdet, daß man nicht die Kraft hat, die Bilder und Eindrücke zu beſeitigen, die der Tag in unſerem Gedächtnis zurückließ, und es iſt doch jammerſchade, das Brevier in einer ſolchen Zerſtreutheit zu beten.“

„Geſtern iſt mir das allerdings im höchſten Grade widerfahren, denn ich habe die Frau Marquiſe Marialva zum erſten Male geſehen und gehört.“

„Ah ſo!“ erwiederte der Pfarrer trocken.

„Sie kennen wohl ſchon lange die Frau Marquiſe?“

„Seitdem ich hier bin, alſo ſeit acht Jahren, habe ich nicht ſelten die Ehre gehabt, ſie bei dem Herrn Grafen und zuweilen auch bei mir zu ſehen.“

„Und Sie hörten ihr Violinſpiel?“

„Gewiß!“

„Ich habe nie eine ergreifendere Muſik gehört. Was ich einmal von dem berühmten Paganini geleſen — er habe in der Einſamkeit des Kerkers ſein Geigenſpiel ſo wunderbar ausgebildet — das fiel mir immer geſtern ein.“

„Die Frau Marquiſe war nie im Kerker, ſo viel ich weiß.“

„Nun, das verſteht ſich, Herr Pfarrer!“ rief der Kaplan ungeduldig, „aber ſie hat gewiß manche Leiden gehabt.“

„Die hat jedes Menſchenkind; glauben Sie etwa, daß eine Marquiſe anders beſchaffen ſein ſollte? Da irren Sie heftig! ſie iſt genau von demſelben Stoff, wie unſre Bachheimer Bauernweiber.“

„Nein, Herr Pfarrer, diesmal irren Sie heftig!“ rief der Kaplan empört: „die Frau Marquiſe Marialva hat mit denen nichts gemein. Als ich geſtern während des Seelenamtes die Kirche verließ, ſah ich ſie ganz hinten knien, heftig weinend, während ſich die Bachheimer Bauernweiber höchſt gleichmütig verhielten.“

„Aber was um's Himmelswillen geht es Sie an, beſter Ulmer, ob die Frau Marquiſe lacht oder weint! Laſſen Sie ſie nur weinen! vielleicht beweint ſie ihre Sünden und iſt dadurch dem lieben Gott ſehr wohlgefällig.“

„Herr Pfarrer!“ . . .

„Soll ich etwa wieder unrecht haben?“ unterbrach der Pfarrer gutmütig lächelnd: „wir begehen ja alle täglich, ſtündlich, tauſend kleine Unvollkommenheiten, die aus der Schwäche unſerer ſündigen Natur entſpringen und die von Seelen mit ſehr zartem Gewiſſen heftiger bereut werden, als eine rohe Natur ſchwere Fehltritte bereut. Weshalb ſoll ich die Frau Marquiſe nicht zu ſolchen gewiſſenszarten Seelen rechnen? Sie haben mir ja eben bewieſen, daß ſie ganz anders als meine braven Bauernweiber ſei.“

„Ich bitte, Herr Pfarrer, laſſen wie den Scherz fallen und ſagen Sie mir ernſthaft, was Sie von der Frau Marquiſe halten.“

„Ich halte ſie für eine ſehr intereſſante, mit ſeltenen Gaben ausgeſtattete Dame, mit welcher Sie, Herr Kaplan, Sie und ich und tauſend andere, uns möglichſt wenig zu beſchäftigen haben. Sie iſt bei ſechszehn Jahren reich und glänzend vermählt an den Braſilianiſchen Geſandten, Marquis Marialva, hat immer im allergrößten Welttumult gelebt und hat folglich mit unſereinem ſo wenig Berührungspunkte, wie ein Braſilianiſcher Colibri mit einem Bachheimer Spatz.“

Kaplan Ulmer war nicht ſehr entzückt von dieſem Vergleich und ſagte:

„Für ſolchen armen Spatz wie ich bin, iſt es doch ſehr intereſſant, den Colibri zu betrachten und zu bewundern. Wie iſt denn der Herr Marquis?“

„Dunkel und trocken. Ich habe ihn nur ſelten geſehen, weil er nicht häufig und immer nur auf kurze Zeit den Herrn Grafen beſucht.“

„Und beſucht dieſer nie ſeine Tochter?“

„Nein, niemals! Der Herr Graf hat ſeit vielen Jahren Bachheim nicht verlaſſen. Seine beſchränkten Vermögensverhältniſſe erlauben ihm nicht, in der Welt ſtandesmäßig zu leben. Überdas will er ſeinen Sohn in größter Einfachheit, fern von den Verwöhnungen des Luxus erziehen. Darum lebt er beſtändig hier — und die Frau Gräfin iſt ganz mit ihm einverſtanden. Wohl dem, der ſein Glück nicht draußen in der konfuſen Welt ſucht, Herr Kaplan.“

„Die Frau Marquiſe hat den ganzen Nachmittag Violine geſpielt; ich begreife nicht, wie man das aushalten kann,“ verſetzte der Kaplan.

„Sie hat eine Art von Leidenſchaft für die Muſik, wie ſie mir einmal ſagte — und dann kann man unglaublich viel aushalten; aber dennoch iſt in jeder Leidenſchaft etwas Zerſtörendes, welches aufreibt, während es anregt.“

„Und wie ungewöhnlich, daß die Violine ihr Inſtrument iſt!“

„Beſter Kaplan, ſind Sie heute gekommen, um Betrachtungen über die Frau Marquiſe bei mir anzuſtellen: ſo betrachten Sie doch auch die Flüchtigkeit und Koſtbarkeit Ihrer und meiner Zeit. Wir haben andere Dinge zu tun, als uns über die Abſonderlichkeiten einer vornehmen Dame den Kopf zu zerbrechen.“

„Sie haben mir erlaubt, als ich zum Grafen kam, mich mit Fragen an Sie zu wenden, Herr Pfarrer, deren Beantwortung mir in meiner Stellung nützlich und heilſam ſein könnten,“ ſagte Kaplan Ulmer etwas empfindlich.

„Gewiß, lieber Freund, gewiß! Wenn ich Ihnen nun aber auch ſagen könnte, weshalb die Frau Marquiſe Violine ſpielt und nicht Harfe oder Flügel — welchen Nutzen hätten Sie davon?“

„Ich weiß nicht ... es wäre doch möglich ... im täglichen Verkehr mit ihr“ ...

„Beſter Herr Kaplan, Sie haben gar nicht im täglichen Verkehr mit ihr zu ſein.“

„Soll ich mich plötzlich zum Einſiedler machen, Herr Pfarrer! Sie muten mir ſeltſame Dinge zu! -- Der Graf muſiziert täglich mit ſeiner Gemahlin, und ich habe, ſo lange ich hier bin, höchſtens dreimal als Zuhörer gefehlt, weil gute Muſik meine Freude iſt ... und jetzt, da ich die allerbeſte hören kann, ſoll ich dieſem Genuß entſagen!“

„Mit nichten, Herr Caplan! Freut es Sie, ſo hören Sie jeden Abend der Muſik zu, obgleich . . . — doch ich will das nicht weiter ausführen, ſondern nur ſagen: Derjenige, der ein Konzert beſucht, tritt dadurch nicht in Verkehr mit den Virtuoſen, die er bewundert; — und dies wende ich auf Sie und die Frau Marquiſe Marialva an.“

„Aber ſie wird vielleicht über Dagobert mit mir ſprechen . . . die Frau Gräfin tut das ja ſehr oft.“

„Natürlich! ſie iſt ja die Mutter! Doch um ſo weniger wird es die Schweſter — die Halbſchweſter tun.“

„Oder über ihre eigenen Kinder.“

„Die Ehe der Frau Marquiſe iſt kinderlos und wird es auch wohl bleiben, da ſie bereits ſiebzehn Jahre vermählt iſt.“

„Siebzehn Jahre, Herr Pfarrer! . . . nein! das iſt unmöglich! . . . Siebzehn Jahre! . . . Wie alt iſt denn die Frau Marquiſe?“

„Da ſie bei ſechszehn Jahren ſich vermählte, ſo iſt ſie nunmehr dreiunddreißig.“

„Eine neue Merkwürdigkeit! ich hätte ihr vierundzwanzig gegeben.“

„Solche Damen ſind in ihrem bequemen Leben wie Früchte in Zucker eingekocht: ſie erhalten ſich ſehr lange,“ ſagte der Pfarrer ſo trocken im Ton und Blick, daß Kaplan Ulmer für gut fand, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben und nach dem Inhalt des letzten Heftes einer theologiſchen

Zeitſchrift zu fragen — eine Frage, auf die der Pfarrer mit viel größerer Wärme einging, als er bisher an den Tag gelegt hatte.

Am Abend wurde wieder Muſik gemacht. Die Marquiſe hatte eine Maſſe von Muſikalien mitgebracht; nicht bloß Trio's, auch Duo's für Violine und Violoncello und für Violine und Piano — ein Vorrat für viele Wochen. Am ſchönſten war es aber doch, wenn ſie allein ſpielte und ſich in freien Phantaſien erging. Das fand auch ihr Vater:

„Du entführſt die Seelen zu einer Wanderung durch ſchönere Sterne, Claudia,“ ſagte er: „Du verwöhnſt ſie! ſie möchten immer Dir folgen und finden die Erde kalt und leer, wenn Du ſie wieder in ihre natürliche Sphäre verſetzeſt.“

„Das iſt ja die Schattenſeite der Kunſt und mehr noch für den Künſtler ſelbſt, als für den Kunſtfreund. Er zaubert Paradieſe hervor — und ſoll in Wüſteneien leben. Er verkehrt mit Idealen, er ſchafft ideale Gebilde und Geſtaltungen — und prallt überall an dürftige Geſchöpfe der Wirklichkeit an, die ihn grauſam ernüchtern. Er beherrſcht die Geiſter, er lenkt ſie in ſeine Bahnen, er gibt ihnen die Richtung, er leiht ihnen Flügel — und mit dieſer Macht begabt, ſoll er dennoch den kleinen Trott inne halten, den man auf dem Parquet des Alltaglebens zu gehen pflegt. Es iſt kein Glück, ein Fünkchen von jener ſeltſamen außer ſich vor Zorn. Worüber klagſt Du? was verlangſt Du?“ .... —

„O nichts von dem Allen! unterbrach ſie ihn ruhig. Ich will Dir nur ſagen wie es jezt mit uns Beiden ſteht.“

„Da dieſe Erörterung etwas lang werden dürfte, ſagte Euſtach ſpöttiſch, ſo bitte ich ſie bis nach dem Diner zu verſchieben .... und einſtweilen um Deinen Arm.“

Er führte ſie ſchweigend nach dem Schloß. Oben an der Treppe ſagte ſie:

„Ich komme nicht zum Speiſen und erwarte Dich in anderhalb Stunden in meinem Zimmer.“

Nun wird es eine langweilige ſtürmiſche Szene geben, dachte Euſtach als er ſpäter zu Cornelien ging. Soll ich leugnen? ſoll ich geſtehen? ſoll ich trotzen? ſoll ich pater peccavi beten? ſoll ich ſchmeicheln? ſoll ich wüthen? .... ich werde Alles verſuchen je nachdem ich mich inſpirirt fühle.

Krampfhaft zerwühlt waren Corneliens Züge, leichenblaß Wangen und Lippen, ganz zuſammengeſunken Geſtalt und Haltung. Sie kämpfte beſtändig mit einer Ohnmacht und beſtändig riß die Kraft des Willens den zarten Körper empor. So wie Euſtach eintrat verſchwand die troſtloſe Verzweiflung aus ihren Zügen und machte ſanfter Ruhe

Flamme zu beſitzen, die man Poeſie oder Kunſtgenie nennt,“ ſagte Claudia ernſt.

„Unſer Glück, mein' ich, liegt nie in dem, was wir beſitzen,“ erwiderte der Graf, „ſondern in dem, was wir aus den Gaben machen und was wir ſind.“

„Dieſe Anſicht gehört zur chriſtlichen Ethik, zur Wiſſenſchaft der Heiligen — nicht wahr, Herr Kaplan?“ rief die Marquiſe, und dann zu ihrem Vater ſich wendend fuhr ſie fort: „ich wäre ſehr undankbar, wenn ich nicht meine Violine als ein ganz köſtliches Gut betrachten wollte. Wer hat mir je ſo viel Freude, ſo viel Genuß, ſo viel glückliche Stunden bereitet, als ſie! Wenn ich ſie in der rechten Stimmung zur Hand nehme, ſo brauche ich die ganze Welt nicht mehr. Sie iſt eine Vertraute, mit der ich im innerſten Einklang bin; ſie iſt eine Freundin, die alles ſagt und nichts ausplaudert; ſie iſt eine Sklavin, die ſich unbedingt jedem Gefühl anſchmiegt, jeder Laune unterwirft. Sie iſt mein Idol: in ihr bete ich eine transfigurierte Claudia an.“

Lachend umarmte ſie den Grafen, der ihr mild erwiderte:

„Auf die Weiſe wird Claudia nicht transfiguriert.“

„O ich weiß es, mein lieber Vater!“ rief ſie: „ich weiß ſehr gut, daß es der Weg zur wahren

Transfiguration nicht iſt. Nicht wahr, Herr Kaplan, Chriſten haben keine Idole?“

„Wenigſtens ſollten ſie keine Idole haben.“

„Und nicht wahr? in jedem Chriſten ſteckt immer noch ein kleiner Heide, der in aller Stille ſein Idolchen anbetet.“

„Der Chriſt muß den Heiden überwinden — das iſt ſein täglicher Kampf,“ erwiderte der Kaplan.

„Gelingt er ihm?“ fragte ſie weiter.

„Kennen Frau Marquiſe nicht die Legenden der Martyrer und der Heiligen?“ fragte er zurück.

„Ob ich ſie kenne!“ rief die Marquiſe: „habe ich nicht in Rom einige Jahre meiner Jugend auf dem Boden der Martyrer und Heiligen verlebt, wo jeder Schritt an ſie erinnert, jeder Blick an ſie mahnt — wo ihr Andenken und ihre Bilder uns zeigen, daß man das Idol verlaſſen müſſe, um für das Ideal zu leben und zu ſterben! — O ja, ja! ich kenne jene wunderbaren Legenden. Ich habe ſie unter andern geleſen in der Lapidarſchrift des Koliſeums.“

„Werde ich auch einmal das herrliche Rom ſehen, lieber Papa?“ rief Dagobert feurig.

„Ich hoffe es, mein Sohn,“ entgegnete der Graf; „aber merke wohl: Rom iſt herrlich — ja! Rom hat das größte Intereſſe für jeden Menſchen, der einigermaßen an Bildung und Geſittung Anſpruch macht. Allein das, was uns Katholiken hauptſächlich anzieht und feſſelt, das ſind unſre idealen Beziehungen zu Rom, und in ihnen können wir verbleiben auch wenn wir es nie mit Augen ſehen.“

„Ja, Rom iſt herrlich, Dagobert!“ ſagte die Marquiſe, „aber es gibt auch andere Herrlichkeit auf unſerm Erdball. Wenn in ſtiller Sommernacht das Schiff über die breiten Wellen des Atlantiſchen Ozeans mit vollen Segeln wie ein geiſterhafter Rieſenſchwan fortgleitet, wenn die Unermeßlichkeit der Tiefe und der Höhe Dich, das winzige Atom in dem unendlichen Raum, umgibt, wenn Millionen von goldenen Sternen Dir mit ihren ſpielenden Augen tröſtlich zuwinken: wir ſind auch da; — und wenn dann das ſchönſte Geſtirn jener Hemiſphäre, das ſüdliche Kreuz, leuchtend emporſteigt — o Dagobert, das iſt doch noch ſchöner als St. Peters Dom und die ewige Roma.“

„Und an idealen Beziehungen fehlt es auch dabei nicht, denn die Hauptſchönheit iſt ein Kreuz — obſchon von Sternen,“ ſetzte der Graf hinzu.

Es kam mit der Marquiſe neues Leben in das alte Haus. Sie war ſo anregend zum Nachdenken, denn nie wußte man, ob das was ſie ſagte auch richtig, ob es überhaupt ihre Meinung ſei; — und eben dieſes regte das Nachdenken bald zum

Widerſpruch, bald zur Beiſtimmung, bald zur Ergänzung an. Kaplan Ulmer wurde ganz betäubt und geblendet; allein er teilte dem Pfarrer nicht mehr ſeine Eindrücke mit.

Die Marquiſe ging jeden Morgen in die Pfarrmeſſe, ſetzte ſich zuvor ein paar Minuten im Kloſterhof auf die Bank unter der Akazie, betrachtete mit ihren ſchönen ſchwärmeriſchen Augen die Umgebung und rief gewöhnlich Wendeline herbei, um ſie nach dieſem und jenem zu fragen, wobei es ſie ſehr ergötzte, daß die Kleine viel häufiger Nein als Ja ſagte. Einmal fragte ſie:

„Gibt es denn gar nichts, was Du lernen möchteſt, Wendeline? nicht leſen, nicht ſchreiben, nicht nähen, nicht ſtricken?“

Wendeline verneinte beharrlich.

„Beſinne Dich einmal,“ fuhr die Marquiſe fort, „es wird doch irgend etwas geben, das Du zu lernen wünſcheſt.“

„Orgel ſpielen möchte ich lernen,“ ſagte Wendeline plötzlich mit großer Beſtimmtheit.

„Aber dazu biſt Du noch zu jung, zu klein.“

„Das ſagt der Vater auch . . . ich möchte es aber doch lernen.“ — —

Die Marquiſe ging zur Meſſe. Nach derſelben winkte ſie dem Glöckner ihr in den Kloſterhof zu folgen und fragte ihn, ob er glaube, daß Wendeline muſikaliſches Talent habe. Er antwortete:

„So viel ſich aus einem äußerſt richtigen Gehör, muſikaliſchem Gedächtnis und Taktgefühl ſchließen läßt, glaube ich es, und überdies hat ſie die größte Luſt dazu."

„Ja, zum Orgelſpiel — wie ſie mir ſagte."

„Sie kennt kein anderes Inſtrument als die Orgel, gnädige Frau."

Die Marquiſe entließ ihn in ſeine Schule, und am Frühſtückstiſch erzählte ſie von der kleinen Glöcknerstochter, welche Luſt habe eine heilige Cäcilia zu werden — wenigſtens bei der Orgel.

„Sieh! die kleine Zigeunerin!" rief Dagobert.

„Zigeunerin? warum denn das?" fragte die Marquiſe.

„Sie iſt ſo ſchwarz und blaß und hat ſo große dunkele Augen . . . ganz ſchwarze Augen, wie Du" . . . —

„Wie ich? und deshalb nennſt Du ſie Zigeunerin?" rief die Marquiſe lachend.

„Der Herr Pfarrer hat auch ſchwarzes Haar und dunkele Augen," ſagte Dagobert beruhigend: „dem ſieht die Wendeline noch ähnlicher als Dir."

„Zigeuner haben ja Talent für Muſik und nach dem, was der Glöckner mir ſagte, darf man annehmen, daß die Kleine es auch habe. Es wäre zu verſuchen."

„Mit Freuden würde ich ihr Unterricht geben."

ſagte die Gräfin: „es wäre gar nicht übel, wenn wir hier ein kleines muſikaliſches Genie auszubilden bekämen.“

„Zu ſo kühnen Hoffnungen wollen wir uns nicht verſteigen,“ ſagte der Graf: „aber es iſt immer intereſſant, wenn ein Kind eine entſchieden vortretende Anlage hat. Laßt nur Dagoberts kleine Zigeunerin kommen.“

Sie kam, von ihrer Mutter begleitet, die in einem unaufhaltſamen Wortſchwall Wendeline lobte, tadelte, ermahnte, herausſtrich — bis endlich die Gräfin ſagte, Frau Weinrich möge unbeſorgt ſein, man verlange gar nichts von Wendeline und man werde ſie in einer Stunde in den Kloſterhof — wie man noch immer zu ſagen pflegte — zurückſchicken. Bei dieſer ganzen Szene hatte ſich Wendeline ſtarr und ſtumm verhalten. Kaum war die Mutter fort, ſo taute ſie auf, betrachtete den geöffneten Flügel und näherte ſich ihm ſchüchtern.

„Soll ich Dir etwas vorſpielen?“ fragte Leocadie und ſetzte ſich an den Flügel.

„Ach ja, bitte recht viel!“ rief Wendeline.

Die Gräfin ſpielte leichte anmutige Melodien. Die Kleine hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und rief plötzlich:

„Jetzt kann ich es!“

Die Gräfin machte ihr Platz, und indem Wendeline die Melodie leiſe vor ſich hinſummte, tippte ſie mit ihren kleinen ſonnverbrannten Fingern auf den Taſten umher und fand auch dort die Melodie richtig zuſammen.

„Dieſe Schülerin wird Deine Mühe belohnen, Leocadie. Was meinſt Du?“ ſagte der Graf und betrachtete mit teilnehmendem Wohlwollen das Kind.

„Und wer weiß, ob man nicht ihr Fortkommen im ſpätern Leben dadurch begründet oder erleichtert,“ erwiderte die Gräfin, eingedenk ihres eigenen Schickſals.

„O könnte ich das Kind unterrichten!“ rief die Marquiſe, ergriff ihre Violine und ſpielte einige Takte. Dann hielt ſie inne und fragte: „Kannſt Du dies auch, Wendeline?“

„Nein,“ antwortete die Kleine, „ich kann es nicht, aber ich weiß es.“ Und ſie ſummte ganz richtig die Melodie, doch ohne den Verſuch zu machen, ſie auf der Violine nachzuſpielen.

Die Prüfung war befriedigend ausgefallen und Wendeline erhielt die Weiſung, täglich zu einer beſtimmten Stunde bei der Gräfin zu erſcheinen. Ganz beglückt kehrte ſie im ſchnellſten Laufe in den Kloſterhof zurück und teilte zuerſt dem Pfarrer die frohe Kunde mit, ſie werde nun bald die Orgel ſpielen können; ſie müſſe nur zuvor ganz geſchwinde den Flügel ſpielen lernen.

„Sieh', wie der liebe Gott ſo gut für Dich iſt. erwiederte der Pfarrer. „Wirſt Du ihm nun auch dankbar ſein und ein gehorſames, fleißiges Kind werden?"

„Ich will mir Mühe geben," ſagte ſie entſchloſſen, und während des ganzen Tages widerſprach ſie nicht einmal der zänkiſchen Mutter.

Der Herr Marquis.

So vergingen Tage und Wochen, gleichmäßig einförmig im engen häuslichen Kreiſe. Zuweilen kam der Pfarrer Edelholt, allen eine willkommene Erſcheinung. Zuweilen kam ein Beſuch aus den beiden benachbarten Badeorten, alte Bekannte des Grafen, welche die Heilquellen brauchten. Sie wurden immer ſehr freundlich und gaſtfrei empfangen; aber der Graf erwiderte nie den Beſuch. Das war ſo ſeine Art und man hatte ſich daran gewöhnt, ihn wie einen liebenswürdigen Einſiedler zu betrachten, der in ſeiner Klauſe Bilder aus der Welt an ſich vorübergleiten läßt. Indeſſen bewirkte ſeine Art und Weiſe denn doch, daß man viel ſeltener zu ihm kam, als man es ſonſt wohl in der Langweile eines Badeaufenthaltes getan hätte; und gerade das war ſeine Abſicht.

Eines Tages ſtellte ſich ein Beſuch ein, unerwarteter als jeder andere: der Marquis Marialva. Er war ein Herr tief in den fünfziger Jahren, ein ehemals ſehr ſchöner Mann, mit ſüdländiſchem Geſichtsſchnitt und Colorit, ein Mann, der noch immer nicht ſeine früheren glänzenden Tage mit ihren Erfolgen und Eroberungen vergeſſen konnte und nichts ſo ſehr liebte, als das geräuſchvolle Leben der großen Welt, das ihm durch lange Gewohnheit zum Bedürfnis geworden war.

Und dies war der Gemahl der poetiſchen, leidenſchaftlichen, ſchwärmeriſchen Marquiſe! ja ſogar der Mann ihrer Wahl, nämlich bei ſechszehn Jahren. Damals war eine gewaltige Gährung in ihrem jungen Kopf. Sie liebte weder den Aufenthalt in Bachheim, noch überhaupt den in Deutſchland. Sie begann zu denken, daß es im Leben intereſſantere Dinge zu ſehen, zu hören, zu tun gebe, als den ernſten Park von Bachheim, die muſikaliſchen Trio's mit dem Vater und Leocadie und die Geſchichts- und Sprachſtudien, zu denen der Vater ſie mit einiger Strenge anhielt. Sie ſehnte ſich nach Bewegung, nach Veränderung, nach etwas neuem, während der Graf der Anſicht war, daß ſie noch ein paar ſtille Jahre nötig habe, um gründlicher gebildet und reifer zu werden, bevor ſie in der Welt erſcheinen könne. Da kam Marquis Marialva, der den Grafen von Wianden ſeit langer Zeit kannte, nach Bachheim. Der Marquis, damals ein ſchöner Mann von vierzig Jahren, trat mit dem vollen Glanz ſeiner Stellung, ſeines Reichtums, ſeiner Weltgewandtheit vor Claudia und hatte überdas in ihren Augen einen Vorzug, der ihm einen Nimbus verlieh: er war ein Süd-

Platz. Sie imponirte ihm unwillkürlich, drum rief er kurz:

„Nur kein Sündenregiſter mir vorgezählt! ich habe Unrecht .... ich weiß und fühle es .... was haſt Du nach dieſer Erklärung mir noch zu ſagen.“

„Vor drittehalb Jahren ſprachſt Du zu mir: ich habe Unrecht, verzeih mir! und freudejauchzend, die flüchtige Schwäche gar nicht in Anſchlag bringend, ſchloß ich Dich in meine Arme und deckte mit meiner grenzenloſen Liebe Dein Unrecht zu; — entgegnete Cornelie. Ob damals das Gefühl Deines Unrechts in Dir lebte, weiß ich nicht: drum will ich es glauben. Abermals, vor wenigen Monaten, ſprachſt Du: ich habe Unrecht, verzeih mir! und ich, unfähig eine ſolche überdachte Lüge, eine ſo planmäßige Heuchelei zu ahnen, ich ſchloß Dich in meine Arme, nicht freudetrunken mehr, aber immer mit derſelben tiefen Liebe, die mächtig genug war um all meine Aengſte und meine warnende Wehmuth zu übertäuben. Du aber, zum Dank für dies jezt mir ſelbſt unbegreifliche Vertrauen, gingeſt aus meinen Armen in die Arme einer andern Frau, meiner Freundin, unſrer Gaſtfreundin. — Wenn der umgekehrte Fall geſchehen wäre: was würdeſt Du thun?“

„Ich würde den Liebhaber meiner Frau erſchießen, länder, als Portugieſe ein quasi Landsmann ihrer Großeltern, ihrer verſtorbenen Mutter. Er ſprach ſpaniſch mit ihr — und ſie war entzückt. Der Graf lächelte über dieſe Begeiſterung, zu welcher Claudia den vollen Inhalt aus ſich ſelbſt, aus ihrer Phantaſie ſchöpfte, und auch als der Marquis ſeinen Beſuch wiederholte und häufig von dem Badeort, wo er ſich aufhielt, herüberkam, war dem Grafen noch keineswegs der Ernſt der Sache klar geworden. Das geſchah, als Marquis Marialva nach drei Wochen um Claudia's Hand bat. Der Graf hatte nicht die mindeſte Luſt, die Werbung anzunehmen und die feſte Überzeugung, daß Claudia mit ihm übereinſtimmen werde. Um ſie aber nicht in Unkenntnis über eine Frage zu laſſen, welche ſie ſo unmittelbar berührte, teilte er ihr den Antrag mit. Groß und ſchmerzlich war ſein Erſtaunen, als Claudia auf der Stelle die Bewerbung annahm. Er machte ihr ernſte Vorſtellungen über ihre Jugend, ihre Unwiſſenheit. Gerade deshalb, entgegnete ſie, ſchicke ihr der liebe Gott einen Gatten, der älter als ſie ſei und alles habe, was ihr mangele; und ſie werde gelehrig ſein. Der Graf ſtellte ihr ferner vor, daß ſie ihrem Gatten für ihr ganzes Leben eine ausſchließliche Liebe und freundlichen Gehorſam ſchuldig — und daß dies eine ſehr ſchwere und ernſte Aufgabe ſei, für welche die menſchliche Schwäche großer Gnade bedürfe und nur ein ſehr ſtandhafter guter Wille könne dieſe Gnade feſthalten. Sei ſie bei ihrer großen Jugend zu dieſem Entſchluß fähig? Claudia erwiederte, der Marquis ſei ihr in jeder Beziehung dermaßen überlegen, daß ſie ihm gern gehorchen und ihr ganzes Beſtreben darauf richten werde, ihn glücklich zu machen und ihm zu gefallen. Genug, Claudia war entſchieden. Der Graf ſchrieb dem Marquis, bat um acht Tage Bedenkzeit für ſeine noch ſehr kindliche Tochter und bat ferner den Marquis, gründlich zu erwägen, ob Claudia die Frau ſei, die ihn für's Leben glücklich machen könne. Statt einer Antwort erſchien nach acht Tagen der Marquis und wiederholte dringend ſeine Bewerbung. Claudia wurde ſeine Braut und nach einigen Wochen ſeine Gattin. Er war ganz unter ihrem Zauber und machte ein Idol aus ihr. Sie blickte in die Zukunft, wie in ein Feenland. Sie ſollte zuerſt ihre Großeltern wiederſehen, die in Sevilla lebten, und dann ihren Gemahl, der nach Rio Janeiro berufen worden war, auf der See begleiten. Andaluſien, Braſilien, der Atlantiſche Ozean — das alles lag vor ihrem träumeriſchen Blick, wie Gärten der Hesperiden, in denen nur goldene Früchte reiften.

„Ich glaube, wir werden auf dieſer Reiſe das untergegangene Eiland Atlantis, dieſe Inſel der Glückſeligkeit, entdecken,“ ſagte Claudia zu ihrem Vater.

„Mich verlangt nicht nach einer ſolchen Entdeckung!“ rief der Marquis, in Claudia's Anblick verloren, „ich beſitze meinen Anteil an der Glückſeligkeit.“

„Die Inſel Atlantis iſt untergegangen zur Strafe für die Sünden ihrer Bewohner: ſo ſpricht die Fabel,“ ſagte der Graf, „und ich meine, ſie ſpreche eine tiefe Wahrheit aus, der Menſch mißbraucht die irdiſche Glückſeligkeit; er verträgt ſie nicht, denn er iſt nicht für ſie geſchaffen.“

„Nun gut!“ erwiederte Claudia feurig: „wenn ich nur wenigſtens ihre Geſtade berührt habe.“

Der Marquis und die Marquiſe Marialva verließen Bachheim, verließen Europa, und als ſie nach vier Jahren zurückkehrten, fand Claudia ihren Vater mit Leocadie vermählt und beglückt durch den neugeborenen Dagobert. Mit namenloſer Wehmut ſtand Claudia an der Wiege ihres kleinen Bruders. Warum wurde nicht ihr dies Glück zu teil? Sie umarmte zärtlich ihren Vater und ſprach ihm herzlich ihre Freude aus, daß ſein Leben nicht mehr einſam ſei, daß er für ſeine Gedanken einen Gegenſtand, für ſeine Tätigkeit ein Ziel habe. Er lebte zurückgezogen von der Welt, teils weil er ihrer überdrüſſig war, hauptſächlich aber, um für Dagobert's Zukunft in pekuniärer Beziehung zu ſorgen und er hatte die Abſicht, den Knaben in den einfachſten Verhältniſſen des Landlebens und nicht als großen und reichen Herrn zu erziehen, weil dergleichen Anſprüche, unerfüllbar waren und Zwieſpalt zwiſchen Gegenwart und Zukunft des Knaben bewirkt hätten. Claudia ſtimmte aus ganzer Seele dem Plan ihres Vaters bei. Bachheim, das alte Haus, der ernſte Garten, erſchien ihr jetzt in einem ganz andern Licht als früher, ſo traulich, ſo heimiſch.

„Ein Plätzchen zum Ausruhen,“ ſagte ſie.

„Ausruhen? wovon denn? wo iſt Deine Mühe? wer verlangt von Dir eine Anſtrengung?“ fragte lächelnd Leocadie.

„Das Leben!“ erwiederte ſie ernſt.

Ein anderes Mal fragte Leocadie im Scherz:

„Nun, Claudia, haſt Du das untergegangene Eiland Atlantis entdeckt?“

„Ja!“ antwortete ſie: „aber nicht da, wo ich es zu finden wähnte, ſondern untergegangen in meiner eigenen Bruſt. Das iſt das ganz gewöhnliche Schickſal unſerer Jugendträume! wir zielen immer viel zu hoch nach dem Glück. Du nicht, Leocadie, Du nicht!“ ſetzte ſie lebhaft hinzu: „doch nicht jedem iſt Deine ruhige Verſtändigkeit gegeben.“

„Stimme Dich zu dem Ton Deiner Umgebung, Deiner Verhältniſſe,“ ermahnte Leocadie.

„Zum Geſchnatter der Welt? zum Geflüſter der Intrigue? zum falſchen Pathos der Lüge?“ rief Claudia lachend: „Nein, nein! es iſt ſchon beſſer, wenn ich mein eigenes Liedchen pfeife, dann bleibe ich doch wenigſtens in Harmonie mit mir ſelbſt.“

Kaum ein Jahr hatte Claudia mit ihrem Traume von Glück getändelt, als die Wirklichkeit ſich geltend machte: der Marquis wurde ernüchtert und ſie enttäuſcht. Sein Idol ſank herab zu den Dimenſionen eines lieblichen, aber ſehr unvollkommenen, ſehr unentwickelten Menſchenkindes, das tauſend kleine Verſtöße in der Geſellſchaft beging — und die leidenſchaftliche Zärtlichkeit, die er für ſie empfunden und geäußert hatte, kühlte ſich im Laufe der Zeit ab. Das verſtand ſie nicht; ſie war ohne Erfahrung. Der Übergang der Gefühle aus der heißen in die gemäßigte Zone, war für ſie ein Rätſel, denn ſie hatte ihn noch nicht ſelbſt durchgemacht. Sie verdoppelte den Ausdruck ihrer Zärtlichkeit, anſtatt den guten Rat zu befolgen, den der heil. Gregor von Nyſſa ſchon vor anderthalb tauſend Jahren der heil. Olympia bei ihrer Vermählung gab: immer um ein paar Grad kühler zu ſein, als ihr Gemahl. Dies hatte zur Folge, daß der Marquis mehr und mehr gleichgiltig in ſeinem Benehmen gegen ſie wurde. Sie geriet ganz außer ſich, machte ihm Szenen, machte ihm Vorwürfe und vergoß viele Tränen, während der Marquis gar nicht auf ihre romaneſken Grillen — wie er ſie nannte — einging, ſondern für ſeine Geſchäfte, für die Geſelligkeit und für die Verpflichtungen und Freuden der Welt lebte.

Nachdem ſie wieder ein Jahr in dieſem Kummer hingebracht hatte, wurde ſie ihrer eigenen

Tränen überdrüſſig und ſuchte ſich in der Welt zu zerſtreuen. Dazu war man ihr gern behilflich: Sie war eine reizende Erſcheinung, eine ſchöne junge, von ihrem Gemahl vernachläſſigte Frau: folglich lagen ihr eine Menge Männer zu Füßen. Sie ließ ſie freilich dort liegen, aber — es unterhielt ſie, es freute ſie, es gab ihr einen kleinen Triumph dem Marquis gegenüber. Dieſem war es keineswegs unangenehm, ſeine Frau ſo gefeiert und endlich in der Weltſtellung, die ihr gebührte, glänzen zu ſehen. An der Bewunderung, die andere ihr zollten, entzündete ſich wieder die ſeinige. Doch Claudia hatte ſchnell gelernt mit Gefühlen zu ſpielen: ſie wollte ſich ein wenig an dem Marquis rächen und ließ ihn empfinden, was das ſei: mit Gleichgiltigkeit behandelt zu werden, obſchon dieſe Gleichgiltigkeit gegen ihn nicht in ihrem Herzen war. Der Marquis fühlte ſich tief beleidigt, ergrimmte, und verfiel in wütende Eiferſucht. Claudia geriet in Verzweiflung, ſo ſehr verkannt zu werden und das kleinliche Mißtrauen, das er bei jeder Vorkommenheit rückſichtslos äußerte, empörte ſie. Er wurde ihr läſtig, er wurde ihr unerträglich, und in demſelben Maß ſtieg in ihren Augen die Liebenswürdigkeit eines jungen Mannes, der ihr feurige Huldigung darbrachte.

Plötzlich erhielt der Marquis einen diplomatiſchen Poſten in Deutſchland, und Claudia kehrte nach vierjähriger Abweſenheit nach Europa zurück.

um dort, ganz in der Nähe ihres Vaters, am Sitz des deutſchen Bundes, ihren Aufenthalt zu nehmen. Der Graf von Wianden fand Claudia ſehr verändert und nicht in der Weiſe, wie er es gewünſcht hatte. Sie war gänzlich enttäuſcht über ihren Gemahl, deſſen eitler, ſelbſtſüchtiger Charakter ihr kein Vertrauen — deſſen Weltſinn und oberflächliche Bildung ihr keine Hochachtung einflößte; ſie war enttäuſcht über ſich ſelbſt, denn ſie hatte Phantaſiegebilde für Wahrheit, unruhige bunte Träumereien für Liebe gehalten; ſie war enttäuſcht über ihr eheliches Verhältnis, in welchem ſie ein Abgott geweſen und ein Gegenſtand geworden war, der bald mit Gleichgiltigkeit, bald mit tyranniſchem Mißtrauen behandelt wurde. Sie war enttäuſcht über die Tiefe und Stärke der Empfindungen, denen ſie eine ewige Dauer zugetraut hatte und die ſie im eigenen und im fremden Herzen kläglich verwandelt ſah; — denn ſie mußte ſich geſtehen, daß ſie dies nicht nur in ihrer Beziehung zum Marquis erfahren hatte. War doch jener junge Mann, der ihr in Rio ſo leidenſchaftlich huldigte, ihr damals nicht gleichgiltig geweſen, und jetzt, da der Ozean und ein paar Weltteile ſie trennten, jetzt dachte ſie kaum mehr an denjenigen, der ihr die Abreiſe von Rio ſchwer gemacht hatte.

„In jeder Menſchenbruſt liegt ein Sphynx mit ungelöſten, totbringenden Rätſeln — findeſt Du das nicht, lieber Vater?“ fragte ſie ihn.

„Es mag ſein . . . — aber halte Dich nicht bei all' den Täuſchungen des Irdiſchen auf, entgegnete er: wandele auf dem Wege Deiner Pflicht und entferne ſtarkmütig alles, was Dich daran hindern könnte; dann biſt Du in der Wahrheit, dann kann keine Sphynx Dich ergreifen und töten, dann haſt Du das Rätſel Deines Lebens glücklich gelöſt.“

Claudia ſeufzte; ſie wußte mit dem ſchlichten Kompaß der Pflicht nicht recht umzugehen; ſie hätte ihn gern nach ihren Wünſchen geſtellt. Sie fand ſich durch den Marquis verletzt, beleidigt, unterſchätzt, ihrer Ideale beraubt; ſie empfand nur Bitterkeit und Kälte für ihn und ſie dachte nicht daran, es ihm zu verbergen, viel weniger noch, wohlwollendere Gefühle in ſich zu erwecken. Er ſeinerſeits behandelte ſie wie ein eigenſinniges, törichtes Kind, das man unter ſtrenger Zucht halten muß. Doch nahmen ſich beide in Gegenwart des Grafen immer zuſammen, um ihm keinen Anſtoß zu geben. In Claudia's Augen war der Vater das Urbild alles Guten und Edeln; ſeine Mißbilligung, ſein Tadel, ſchienen ihr unerträglich; ſie hätte vollkommen ſein mögen, um ſein Lob zu verdienen, denn trotz aller Nachſicht und Vorliebe, die er für ſie äußerte, war ſein Leben, ſein Charakter, ſeine Geſinnung der Art, daß er ihr die tiefſte Ehrfurcht einflößte und daß ſie zitterte bei dem Gedanken, ihm zu mißfallen. Auch dem Marquis imponierte ganz außerordentlich dieſer Schwiegervater.

der mit unverwüſtlicher Zähigkeit an ſeinen Grundſätzen hing und den Weg verfolgte, auf den ſie ihn hinwieſen, ohne ſich durch Leidenſchaften oder Vorteile oder Mode oder Zeitgeiſt beirren zu laſſen. Genug, in ſeiner Gegenwart wurde ein leidlich freundliches Verhältnis aufrecht gehalten. Unter vier Augen freilich war es anders! ſeitdem Claudia ſich geſagt hatte, daß zwiſchen ihr und ihrem Mann von Liebe keine Spur ſei, behandelte ſie ihn mit eiſiger Kälte und wünſchte ebenſo von ihm behandelt zu werden — ein Wunſch, der nach und nach die vollkommenſte Erhörung fand. Jedoch ſah der Marquis in ihrem leidenſchaftlichen, kapriziöſen Charakter Grund genug zu einer andauernden, ſtillen Eiferſucht — ein Gefühl, das der Marquiſe gänzlich fremd war. Merkwürdigerweiſe verletzte das ſeine Eitelkeit. Er ſah darin einen Beweis, daß ſie gar nicht beachte, ob er andern Frauen huldige oder nicht.

So ſtellte ſich ihr Verhältnis im Laufe der Zeit feſt. Der Marquis blieb fortan in Deutſchland in ſeiner Stellung. Er machte Reiſen nach Italien England und Frankreich mit Claudia; aber auf einer Reiſe nach Braſilien begleitete ſie ihn nicht; ſie ging während der Zeit zu ihren Großeltern nach Sevilla. — In der Welt machte ſie überall ein glänzendes Haus, das, verbunden mit dem Zauber ihrer Perſönlichkeit, außerordentlich geſchätzt wurde. Beobachtete ſie auch keineswegs immer

Etikette und Faſhion nach Zoll und Linie: ſo hielt man das ihrer genialen Begabung zu gut. Man betrachtete ſie wie eine wunderſchöne, höchſt ſeltene exotiſche Blume, wie ſie im Treibhaus der Welt nur unter beſonderen Umſtänden gedeihen konnte. Ihr inneres Leben? — darüber ſchwieg ſie. Ihre tiefen Melancholien behielt ſie für ſich. In der Geſellſchaft war ſie, wie ſie ſein wollte, wie Laune und Stimmung des Augenblicks es ihr eben eingaben, bald anziehend, bald gleichgiltig, bald gelangweilt, bald belebt und anregend. Der Marquis hatte nicht unrecht zu behaupten, daß ſie in ſtrenge Zucht genommen werden müſſe. Hätte eine geſchicktere Hand als die ſeine es getan, ſo hätte Claudia ein ſehr vollkommenes Weſen werden können. — —

Als Marquis Marialva jetzt in Bachheim erſchien, wurde er mit allgemeinem Erſtaunen begrüßt und der Graf ſagte:

„Wir ſind überraſcht, wie Sie ſehen, lieber Marquis, denn meine Tochter hatte uns geſagt, daß Sie bis Ende September in Baden bleiben würden.“

„So war es abgemacht,“ ſagte Claudia kühl.

„Und ſo wäre es geblieben,“ erwiederte der Marquis, „wenn nicht einem meiner Landsleute die Badeorte der Wetterau empfohlen wären. Er ſuchte mich in Baden auf und ich begleitete ihn nach Homburg, wo wir uns jetzt niedergelaſſen haentgegnete Euſtach eiskalt, und wo möglich .... ſie dazu! .... wenn nicht das — dann ſie verſtoßen.“

„Das iſt das Recht des beleidigten Gemals, nicht wahr?“ ſprach Cornelie mit vibrirender Stimme.

„Befiehlſt Du ein Duell?“ fragte er ſpottend.

Sie ſtand auf, ſah mit unendlicher Verachtung auf ihn herab und ſagte:

„Da ich mich nicht rächen kann, wie konnteſt Du denn feig und elend genug ſein mich zu entehren!“

Euſtach ſprang auf knirſchend vor Zorn: „Ich will nicht dieſe beleidigende Sprache hören!“

„Es iſt die der Wahrheit! wenn ich ſage entehrt, ſo ſage ich das mit vollem Bewußtſein, denn .... ich fühle mich Mutter. Nun? iſt das Maß voll?“

Euſtach erblaßte, dann rief er freudig:

„Cornelie, welch ein Glück!“

„Du wagſt es von Glück zu ſprechen, entgegnete ſie mit ſtarrer Kälte, in einem Augenblick wo ich nichts als die Erniedrigung fühle ein Spielwerk Deiner Lüge geweſen zu ſein und wo ich mein Leben, ja meine Seligkeit mit Entzücken drum geben würde, wenn ich mich dadurch von dieſer Schmach befreien könnte!“

„Cornelie, ich beſchwöre Dich, brauche nicht dieſe entſetzlichen Ausdrücke, ſagte Euſtach gemäßigt;

ben. Es iſt Sierra Blanca," ſetzte er an Claudia ſich wendend hinzu.

Ein Funke flog in ihrem Auge auf, als ſie fragte:

„Was will er hier?"

„Du hörſt es ja: die Quellen von Homburg will er brauchen," erwiederte der Marquis — und zu ſeinem Schwiegervater ſagte er:

„Sie erlauben mir, nicht wahr? Ihnen den Grafen Salvator de Sierra Blanca vorzuſtellen — ein ſehr angenehmer Mann, ſo etwas wie ein Seitenſtück zu meiner Frau."

„Was ſoll dieſer Scherz bedeuten?" fragte ſie kalt und hoch.

„Eine Wahrheit ſoll er ausſprechen, meine Liebe. Graf Sierra Blanca iſt der Sohn eines Portugieſen und einer Engländerin, iſt in England erzogen und Braſilianer geworden, weil ſich ſein Vater dem Kaiſer Don Pedro anſchloß. Dieſe komplizierten Familienverhältniſſe haben Ähnlichkeit mit den Deinen."

„Ihr Landsmann ſoll uns willkommen ſein," ſagte der Graf ruhig und ſprach dann von andern Dingen.

Nach einer Stunde brach der Marquis auf und ſagte, er werde in den nächſten Tagen wieder kommen.

Claudia befahl ihrem Reitknechte, fortan täglich die Pferde am Nachmittag im Stall geſattelt und bereit zu halten.

Claudia war mit ihrem Vater tief im Park, als nach drei Tagen der Marquis mit ſeinem Landsmann in Bachheim erſchien. Leocadie empfing die Herrn und ſchickte den Diener fort, um den Grafen zu benachrichtigen. Als Claudia in weiter Entfernung den eilenden Diener wahrnahm, rief ſie plötzlich:

„Ha! . . . Adieu, lieber Vater!“

Dann bog ſie in einen Seitenweg ein und war verſchwunden, bevor der Diener den Grafen erreicht und ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte. Der Graf glaubte, ſie ſei dem Marquis entgegen geeilt, was ihn etwas wunderte; doch ſeine Verwunderung ſtieg, als er ſie nicht im Salon fand und Marialva nach den erſten Begrüßungen fragte:

„Und meine Frau iſt nicht bei Ihnen?“

„Wie Sie ſehen,“ verſetzte der Graf lächelnd und knüpfte ein Geſpräch über England mit dem Fremden an.

Leocadie ließ den Park durchſuchen, ohne daß Claudia gefunden wurde. Sie ging ſelbſt auf deren Zimmer und, als ſie dort niemand fand, zu Dagobert, der in Studien vertieft war; allein Claudia blieb verſchwunden. Endlich meldete der Diener, die Frau Marquiſe werde ausgeritten ſein, denn Pferde und Reitknecht wären nicht im Stall.

„Dann wird ſie ohne Zweifel bald heimkehren," bemerkte der Marquis.

„Das iſt die Frage," erwiderte der Graf.

Claudia kam nicht zurück. Der Marquis wartete zwei Stunden — vergebens! Endlich brachen die Herrn auf.

„Aber, wo um's Himmelswillen iſt Claudia!" rief Leocadie beängſtigt, als jene fort waren: „es dämmert ja ſchon."

„Sei unbeſorgt! ſie kennt hier Weg und Steg," erwiderte der Graf beruhigend.

„Sieh', wie gut wäre es, wenn ich ein Pferd — oder wenigſtens einen jungen muntern Pony hätte, Papa!" rief Dagobert: „dann würde ich Claudia begleiten und Ihr könntet unbeſorgt ſein."

„Das ſind wir auch jetzt, mein Bub'," ſagte der Graf freundlich.

„Ich höre Hufſchlag!" rief Dagobert und ſprang hinaus in den Hof.

Ganz langſam kam Claudia daher geritten, der Reitknecht hinter ihr drein.

„Sie zu Pferd — und nicht ich!" ſagte Dagobert unmutig zu ſich ſelbſt; „und ſie iſt doch nur eine Frau." —

„Kommſt Du endlich!" rief er ihr entgegen: „Dein Mann war hier mit einem Grafen Sierra Blanca, der wie ein Engländer ausſieht — ſagt Mama."

„So?“ ſagte ſie gleichgiltig, ſtieg ab, küßte Dagobert's Stirn, ging mit ihm in den Salon, umarmte Leocadie und ſagte, indem ſie die Hand ihres Vaters küßte:

„Ich war in der Stadt. Ich hatte heute früh dem Pfarrer verſprochen, Arznei für ein paar Kranke im Dorf zu beſorgen und die Rechnung zu zahlen. Das tat ich und hielt mich etwas bei dem Pfarrer auf. Die Tage nehmen ſo ſtark ab, daß es noch gar nicht ſpät und ſchon recht finſter iſt.“

„Welche angenehme Erſcheinung iſt Graf Sierra Blanca,“ ſagte Leocadie: „er macht den Eindruck eines ſehr gebildeten Engländers. Er hätte Dich gern Violine ſpielen gehört.“

„Ach, er kennt ja dies armſelige Violineſpiel,“ rief Claudia unmutig, „wenn ich mich auch jetzt etwas vervollkommnet habe.“

Sie holte alsbald ihre Violine hervor und begann ſo wunderſchön zu ſpielen, daß das Leben in ſeinem Alltagskleide mit Beſuchen und hergebrachten Höflichkeitsphraſen ihren Zuhörern aus dem Sinn kam.

„Die Theſſaliſchen Zauberinnen des Altertums verſtanden den Mond vom Himmel herunter zu ſingen — wie die Sage geht; und die Druidinnen Britaniens den Meeresſturm zu beſchwichtigen: das fällt mir immer bei Deiner Violine ein,“ ſagte der Graf.

Sie warf ihm einen zärtlich dankbaren Blick zu und ſpielte weiter.

„Ich glaube, Du könnteſt Dich zu Tode ſpielen, Claudia, wenn nicht etwas Proſa Deinen poetiſchen Hochflug unterbräche. Laß uns zum Nachteſſen gehen," ſagte Leocadie, indem ſie aufſtand und in das Speiſezimmer ging.

Als Claudia ſpäter einſam in ihrem Zimmer war, brach ſie zuſammen, wie jemand, der ſeine Kräfte überangeſtrengt hat. Sie ſank auf dem Tabouret am Fenſter nieder, ihre Arme fielen ſchlaff herab, ihre Augen ſchloſſen ſich, ihr Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt, der Ausdruck äußerſter Erſchöpfung gab ſich auf ihren Zügen, in ihrer Haltung kund und ihre blaſſen Lippen ſeufzten ſtoßweiſe: Mein Gott . . . erbarme dich meiner . . . o mein Gott! . . . — —

Am andern Morgen war ſie aber wieder da mit ihrem ſchwärmeriſchen Blick, ihrem ſchönen Lächeln, ihrer grazienhaften Haltung, ihrer ganzen gewinnenden Erſcheinung. Trug ſie wirklich im innerſten Herzen eine Wunde, ſo verſtand ſie meiſterhaft ſie zu verbergen.

Nach einigen Tagen kam der Marquis wieder und erzählte, Graf Sierra Blanca habe plötzlich eine Familiennachricht erhalten, die ihn nach England gerufen, und ſei bereits fort. Claudia vernahm gleichgiltig dieſe Kunde. Minder gleichgiltig war ihr der Wunſch des Gatten, ſich zu ihm nach Homburg zu begeben. Er mochte nicht allein ſein und er wußte, daß Claudia immer einen anziehenden Mittelpunkt für die Geſelligkeit bilde.

Der Graf ſagte ſogleich:

„Du haſt mir ſechs Wochen geſchenkt, liebes Kind, ich finde es billig, wenn Dein Mann ſeinen Anſpruch an Deine Geſellſchaft geltend macht.“

„Da Sie und die Gräfin ſchwerlich für uns eine Ausnahme machen und uns beſuchen werden,“ ſagte der Marquis verbindlich, „ſo könnten Sie uns doch vielleicht die Freude machen, uns zuweilen Dagobert zu ſchicken.“

„O ja, Papa! lieber Papa! bitte bitte, ſprich Ja!“ rief Dagobert entzückt und warf ſich um den Hals des Grafen.

„Er wäre ja bei uns ſo ſicher aufgehoben, wie bei Dir und wir ließen ihn nicht aus den Augen,“ ſetzte Claudia hinzu.

Aber der Graf entgegnete:

„Das muß ruhig überlegt werden;“ — und Claudia reiſte ab, ohne ſeine Zuſage erhalten zu haben.

Leocadie, von Dagobert mit Bitten beſtürmt, verſuchte den Grafen für den Wunſch ihres Lieblings zu gewinnen

„Was hat Dagobert von dieſem Beſuch in

Homburg!“ erwiderte der Graf: „Zerſtreuung, ſtörende Eindrücke, verwirrende Bilder und, ſehr wahrſcheinlich, ein geheimes Mißfallen an dem einfachen Elternhauſe.“

„Du nimmſt die Sache zu ernſt,“ erwiderte die Gräfin: „wenn das die Folgen wären, ſo dürfte man ja nie einem Kinde eine Ferienreiſe geſtatten.“

„Es kommt darauf an, mit wem und wohin die Reiſe gemacht wird.“

„Wo kann er in beſſerer Obhut für die kurze Abweſenheit ſein, als bei ſeiner Schweſter?“

„Ich habe keine einzelne Perſönlichkeit im Sinn. Ich fürchte nur einen aufregenden Eindruck für Dagobert von der fremden Luft — der erſten, in die er verſetzt wird.“

„Dazu iſt er zu jung, lieber Euſtach!“ rief Leocadie.

„Sage das nicht! ſeine kleinen Gedanken und Wünſche ſind ganz bereit, ſich außerhalb ſeiner Sphäre zu bewegen, und ich möchte ihn doch gern in jener edeln Genügſamkeit erhalten, die zufrieden iſt mit dem, was ſie beſitzt und nicht mehr verlangt als das, was ihr zugewieſen iſt.“

„Aber, lieber Euſtach, Du nimmſt wirklich die Sache zu hoch, zu ernſt,“ entgegnete Leocadie. „Dagobert iſt ja noch ein Kind! und bedenke, mit welchem Eifer betreibt er ſeine Studien! welche Fortſchritte macht er! noch geſtern ſagte mir Kaplan Ulmer, dieſer Durſt zu lernen, zu wiſſen, ſei ganz ungewöhnlich bei Knaben ſeines Alters. Da muß man ihm denn auch zuweilen eine Erholung gönnen, eine Freude machen, damit er ſich in der einſeitigen Richtung nicht aufreibe — und da wäre, mein' ich, eine Vakanz von etwa vierzehn Tagen ſehr ratſam . . . —"

„Vierzehn Tage!" unterbrach der Graf: „liebes Kind, was fällt Dir ein!"

„Und wenn es denn auch nur acht bis zehn Tage wären, ſo könnte Dagobert ſich doch von den anſtrengenden Studien erholen," fuhr Leocadie fort, im Stillen erfreut, daß der Graf ihren Vorſchlag nicht abſolut verwarf.

„Eine Woche! . . . das iſt das Äußerſte, wozu ich mich entſchließen kann, ſagte der Graf: und ſelbſt das bewillige ich nur, weil Du eine gewiſſe Beſorgnis vor Überanſtrengung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten äußerſt, die ich übrigens nicht teile. denn Dagobert iſt phyſiſch ſo geſund, wie er geiſtig kräftig iſt und kann ſich hier nach Herzensluſt herumtummeln."

„Du machſt uns allen die größte Freude durch Deine Einwilligung!" rief Leocadie ſo raſch, als fürchte ſie, daß der Graf ſie zurücknehmen könne.

Und wirklich war Dagobert freudetrunken, als er drei Tage ſpäter mit Kaplan Ulmer zu ſeiner Schweſter nach Homburg fuhr.

„Jetzt fahre ich hinaus in die Welt — in die weite, große, herrliche Welt!“ frohlockte er, und als Wendeline eben zu ihrer Muſikſtunde im Zimmer der Gräfin erſchien, rief er ihr zu:

„Kleine Zigeunerin, möchteſt Du auch die weite Welt ſehen?“

„Was iſt das, die weite Welt?“ fragte Wendeline ernſt, wie immer.

„O etwas Herrliches!“ rief Dagobert und ſprang zum Wagen.

Als Pfarrer Edelholt die Vesper in ſeinem Garten gebetet hatte, kam Wendeline ihm unten am Laubengang entgegen und fragte nachdenklich:

„Haben Sie wohl die weite Welt geſehen?“

„Ja, ein Stückchen davon hab' ich wohl geſehen,“ erwiderte er lächelnd.

„Und hat ſie Ihnen gefallen?“

„Wie kommſt Du mir vor, Wendeline!“ ſagte er befremdet.

„Ja, Graf Dagobert ſagt, ſie ſei ganz herrlich.“

„Für ſolchen jungen Buben iſt ſie es auch; . . . aber ſchau'! da gehen ſchon die Sterne auf und bald wird der ganze Himmel hell von Sternen ſein und jeder Stern iſt eine Welt. Die weiten

Welten ſind ſchöner, Wendeline, als die, welche Graf Dagobert zu ſehen bekommt.“

Wendeline blickte mit ihren dunkeln Augen zu den Sternen empor und ihre Seele wendete ſich ahnungsvoll einer Welt zu, die ſchöner iſt, als das armſelige Hienieden mit ſeinen ach! ſo vergänglichen — ach! ſo beſtaubten Freuden.

Schmach? Entehrung? Du weißt nicht was Du ſagſt! Dergleichen kann zwiſchen uns nicht ſtatt finden“.... —

„Und warum nicht zwiſchen uns? Kann der Gatte tödtlich beleidigt werden, ſo kann der Gattin ein Gleiches widerfahren. Weil dem Weibe kein äußeres Mittel zu Gebot ſteht um ſich Genugthuung zu verſchaffen, ſo empfindet es doppelt den Verrath. Ja ja! er muß weit getrieben ſein um mich zu veranlaſſen jene Ausdrücke zu brauchen, die Dir ſo ſehr mißfallen, weil ſie ſo ſehr wahr ſind.“

„Du biſt in dieſem Augenblick und in dieſem Zuſtand nicht zurechnungsfähig, ſagte Euſtach, darum bleibe ich dabei, es iſt ein großes Glück das Du mir verkündigt haſt, wenn nicht für Dich, doch für mich — denn um des Kindes Willen wirſt Du dem Vater verzeihen.“

Thränen ſtürzten aus Corneliens Augen, die erſten die ſie in Euſtachs Gegenwart weinte. Endlich bricht der Starrſinn! dachte er heimlich. Sie trocknete die Thränen und ſagte ſanft:

„Ja, für Dich iſt es ein Glück! Dir fehlt ein Sohn, ein Erbe Deines Namens und Deines Vermögens: Du wirſt einen Sohn haben. Für mich, o Gott! ſind es noch nicht zwölf Stunden daß ich einem Glück entgegen ſah, wie ich es jezt nicht

Eine zärtliche Schweſter.

Dagobert kam zurück nach vierzehn Tagen, ganz beſeligt von den Freuden, die er genoſſen hatte. Täglich war er mit ſeiner Schweſter ſpazieren geritten auf einem muntern Pony, täglich im Theater geweſen, um abwechſelnd deutſche und franzöſiſche Schauſpiele zu ſehen und Opern zu hören. Die Menſchenmenge, die Muſik im Freien, die glänzenden Kaufladen, das Wogen und Treiben von Tauſenden in bunter Bewegung, die Spielſäle mit ihren langen grünen Tiſchen im dichten Kranz umdrängt von Spielenden und von neugierigen Zuſchauern: alles hatte er bemerkt und ſo genau ſich gemerkt, daß er davon Schilderungen mit einer Lebhaftigkeit machte, die ſeinen Vater erſchreckte. Sogar hatte er einmal Roulette geſpielt! ſein Schwager hatte ihn an den Tiſch geführt, ihm ein Zwanzigfrankenſtück gegeben und geſagt, er möge jetzt nach Belieben ſetzen und ſein Glück verſuchen. Erfreut, geblendet und verwirrt hatte er geſetzt — auf welche Schrift oder Zahl wußte er vor freudiger Aufregung nicht mehr —

aber ach! ſein Goldſtück wurde eingeſtrichen und der Marquis lachte über ſein betrübtes Geſicht und ſagte:

„So geht es den Gimpeln, die im Hazardſpiel ihr Glück verſuchen wollen.“

Als Dagobert dies alles und noch viel mehr mit feuriger Lebhaftigkeit und unerſchöpflicher Beredſamkeit berichtete, dachte ſein Vater mit leiſer Reue, daß er allzuviel Schwäche gegen Leocadie bewieſen habe und Marialva's Äußerung verſöhnte ihn nicht mit deſſen Verkehrtheit, einen Knaben an den Roulettetiſch zu führen.

„Jetzt ſchlage Dir das alles aus dem Sinn, Dagobert,“ ſagte er ruhig, „und denke an Deine Studien. Es wäre erbärmlich, wenn das, was eine Erholung für Dich ſein ſollte, Dir zur andauernden Zerſtreuung würde.“

„Sei unbeſorgt, Papa! ich werde mit großem Eifer an die Studien gehen,“ erwiderte Dagobert.

Und er hielt Wort. Sein reger Verſtand bedurfte der Tätigkeit, faßte ſchnell und ſcharf auf, verarbeitete mit Leichtigkeit ſeinen Gegenſtand und löſte Aufgaben, die einer reiferen Jugend vorbehalten zu ſein pflegen. Er hatte den edeln Ehrgeiz, alles aufs beſte machen zu wollen und ein lobendes Wort ſeines Vaters, der ſehr karg mit Lob war, gab ihm immer wieder eine friſche Anregung. Seine Mutter frohlockte und behauptete, die neuen Eindrücke der Vakanzen hätten ungemein günſtig auf Dagobert gewirkt, während der Graf meinte, Dagobert ſei in dem Alter, wo der Geiſt des heranwachſenden Knaben beginne, ſich über die Region des Kindes zu erheben. Kaplan Ulmer hatte recht, wenn er beiden Eltern recht gab.

Er fand ſich nicht ſo leicht wie Dagobert wieder zurecht in der einſamen Stille von Bachheim. Nicht das bunte, laute, glänzende Getümmel, das er da draußen gefunden hatte, zerſtreute ihn und feſſelte ſeine Gedanken — o nein! ſie waren in der Gefangenſchaft der Marquiſe Marialva. Er war noch nie in die Nähe einer Frau aus der großen Welt gekommen. In ſehr engen bürgerlichen Verhältniſſen aufgewachſen, eines Landſchullehrers Sohn, verlebte er ſeine Kindheit in ſeinem Dorf und ſeine Jugend in Studienanſtalten und auf Univerſitäten. Wäre es nicht der heiße Wunſch ſeines Vaters geweſen, ihn, den jüngſten und begabteſten der Söhne, im geiſtlichen Stande zu ſehen, hätte nicht nach des Vaters Tode, als er kaum das Gymnaſium abſolviert hatte, ſeine Schweſter Barbara mit unglaublicher Energie den väterlichen Wunſch feſtgehalten: ſo würde er ſich vielleicht einen andern Beruf erwählt haben; doch ſo, wie die Umſtände eben waren, konnte er es kaum — und wollte es auch nicht, denn er hatte keine Abneigung gegen den geiſtlichen Stand. Barbara, zwölf Jahre älter als er, ſetzte ihre ganze

Ehre darein, in ihrer Familie dereinſt einen Herrn Pfarrer zu haben. Sie hatte eine hohe Meinung von ſich ſelbſt, denn ſie mußte ſeit ihrem vierzehnten Jahr das Hausweſen führen, weil die Mutter ſtarb, und ſie tat es mit Umſicht und Geſchicklichkeit. Sie betrachtete ihre vier Brüder, namentlich den jüngſten, ungefähr wie ihre Söhne und es kränkte ſie tief, daß ſich die drei älteren begnügten ein ſchlichtes Handwerk zu lernen. Umſomehr ſetzte ſie ihre ganze Hoffnung auf den jüngſten und als nach des Vaters Tode ſeine Standeswahl zur Sprache kam, ſagte ſie in dem Tone mütterlicher Autorität, den ſie ihm gegenüber angenommen hatte:

„Lorenz! ich kenne Dich genau: Du mußt geiſtlich werden! Dazu taugſt Du und zu nichts anderem.“

„Zu nichts anderem?“ rief er beleidigt: „das iſt doch noch die Frage. Ich möchte ſehr vieles ſtudieren und dann erſt meine Wahl treffen.“

„Wärſt Du vermögend, ſo ſtände Dir das frei. Allein Du biſt ganz unbemittelt.“

„Ich werde Unterricht geben, wie ich es bereits getan habe, ſeitdem ich Primaner bin . . . und mir meine Subſiſtenzmittel erwerben.“

„Und Deine Geſundheit ganz ruinieren! Zur Hälfte iſt ſie es ſchon!“ rief Barbara: „nein, Lorenz, dazu biſt Du nicht kräftig genug. Ich aber mache mich anheiſchig, Dich zu unterſtützen.

zu erhalten . . . wohlverſtanden, wenn Du geiſtlich wirſt. Ich kann das. Für ein Hausweſen habe ich nicht mehr zu ſorgen, unſere Brüder ſind bei ihren Meiſtern untergebracht und für meine Perſon brauche ich wenig. Du weißt, wie geſchickt ich mit der Nähnadel bin, wie ich Kleider, Weißzeug, Hauben und Hüte anzufertigen verſtehe. Wenn ich meine ganze Zeit auf Handarbeit verwenden kann, ſo wird es mir nicht ſchwer werden, Dich kräftig genug zu unterſtützen, um Dich vor allzu großer Anſtrengung zu bewahren."

„Du willſt alſo meinetwegen jahrelang darben, Barbara!" ſagte Lorenz bewegt.

„Darum bekümmere Dich nicht!" rief ſie: „Du biſt mein Stolz und meine Freude! Du ſollſt mich darüber tröſten, daß unſere Brüder weder Gaben noch Neigung hatten, um etwas anderes zu lernen, als ein Handwerk. Es hätte doch mindeſtens einer — Lehrer werden müſſen! aber nein! nicht einer! — Genug, Lorenz, Du mußt das alles gut machen, unſern Namen wieder zu Ehren bringen und geiſtlich werden."

So ſprach Fräulein Barbara Ulmer und Lorenz machte ſeine Studien und wurde geiſtlich, ganz ſo, wie ſie es beſtimmt hatte. Sie arbeitete während fünf Jahren mit rieſigem, beharrlichen Eifer, um Lorenz in den Stand zu ſetzen, ſich ganz den Studien zu widmen. Sie ertrug lieber harte Entbehrungen und ſchränkte die Bedürfniſſe ihres

Lebens auf das allerknappſte Maß ein, damit er nicht nötig habe Unterricht zu geben und Bruſt und Nerven anzuſtrengen; denn ſie wußte, daß er eine ſchwache Geſundheit habe. Dies ſtellte ſich trotz aller ihrer Fürſorge zu ihrem höchſten Entſetzen heraus, als ſie am Ziel ihrer Wünſche und Beſtrebungen, als Lorenz im Hafen des heiligen Prieſtertums eingelaufen war. Kaum hatte er ein Jahr als Kaplan gedient, ſo brachen ſeine Kräfte zuſammen und der Arzt verordnete ihm Ruhe und verbot die Ausübung aller anſtrengenden geiſtlichen Funktionen. Lorenz war troſtlos; Barbara nicht minder. Da traf es ſich aber ſo glücklich, daß Dagobert's bisheriger Erzieher eine feſte Anſtellung bekam und der Graf von Wianden einen Erſatz ſuchte. Er konnte ſich nicht dazu entſchließen, Dagobert in irgend eine Erziehungsanſtalt oder auf ein Gymnaſium zu ſchicken und ihn fremden, unberechenbaren Einflüſſen hinzugeben. Überdas hatte Dagobert nicht nötig, durch das Beiſpiel von Kameraden zum Fleiß angeſpornt zu werden; Verwöhnung und Verzärtelung, die es nur zu häufig wünſchenswert machen, den Knaben aus dem elterlichen Hauſe zu entfernen, gab es in Bachheim nicht — und ſo handelte es ſich nur darum, jemand zu finden, der die nötigen Kenntniſſe mit Liebe für dies Fach, mit einem guten Charakter und tadelloſem Wandel verbinde. Es wurden dem Grafen verſchiedene Perſönlichkeiten empfohlen; doch niemand ſo, wie Kaplan Ulmer. Und mit Recht. Er war ſehr unterrichtet, hatte ein gründliches Wiſſen und die Gabe der leichten Mitteilung. Im Seminar, wo er ſich, nachdem er die Univerſität abſolviert, ein Jahr befunden hatte, zeichnete er ſich aus durch ſeine Kenntniſſe und ſein reges Streben in den Geiſt ſeines Standes und Berufes einzudringen. Der Pfarrer, bei welchem er dann als Kaplan fungierte und den der Pfarrer Edelholt perſönlich konnte, war ſeines Lobes voll — genug, der Graf ſchätzte ſich glücklich, einen ſo tüchtigen jungen Mann für ſeinen Dagobert ins Haus zu bekommen.

„Er wird aber doch nicht von einer für uns ſo niederdrückenden Vollkommenheit ſein,“ ſagte Leocadie lächelnd, „daß er keinen Fehler hat. Hörten Sie gar nichts darüber, Hochwürden?“

Pfarrer Edelholt, an den ſie dieſe Frage ſtellte, antwortete:

„Doch, gnädige Gräfin! etwas eitel ſoll er ſein.“

„Der Fehler des Menſchengeſchlechts!“ entgegnete ſie achſelzuckend.

„Gibt es einen Ort auf Erden, wo dieſer Fehler aus Mangel an Nahrung erſtirbt, ſo iſt es Bachheim,“ ſagte der Graf: „wir wollen es alſo, im Vertrauen auf Gottes Beiſtand, mit Kaplan Ulmer verſuchen.“

Er ſeinerſeits war ſehr froh, in dieſem ruhigen, edeln Hauſe einen Platz zu finden, der ihm eine ehrenvolle Stellung, große pekuniäre Vorteile und eine friedliche Exiſtenz für eine Reihe von Jahren verſprach. Überdas wollte Pfarrer Edelholt ihm immer bereitwillig mit gutem Rat zur Hand gehen. Seine Verpflichtungen waren nicht ſo ſchwer, um auf ſeiner Geſundheit zu laſten, und ſo trat er denn mit gutem Mut in ſein neues Verhältnis ein.

Nun aber ſtörte die Marquiſe Marialva das Gleichgewicht ſeines innern Lebens, freilich vor der Hand nur dadurch, daß er in einem permanenten bewundernden Erſtaunen über ſie war. Wie ſie ging, wie ſie ſtand, wie ſie ſprach, wie ſie ſich benahm, wie ſie ihre Violine ſpielte — alles ſchien ihm ganz anders, als bei der übrigen Menſchheit zu ſein. Dieſen Eindruck hatte ſie bei ihrem erſten Erſcheinen in Bachheim auf ihn gemacht, und der Homburger Aufenthalt in ihrem Hauſe verſtärkte ihn mehr und mehr. Sie war ſehr freundlich für ihn, weil ſie Freude über Dagobert's Beſuch hatte; deshalb ſprach ſie teilnehmend mit ihm über ſeine Geſundheit, ſeine Studien. ſeine Erziehungsgrundſätze, über alles, was ihn intereſſieren konnte; ſie verblüffte ihn nicht mehr mit ihren plötzlichen Kreuz- und Querfragen, weil ſie nicht in der Stimmung war, die ihr dieſelben eingab. Einmal, als er davon ſprach, wie mütterlich ſeine Schweſter für ihn geſorgt, welche

Opfer ſie für ihn gebracht habe, äußerte ſich die Marquiſe mit großer Wärme über Barbara's Opfergeiſt und Tüchtigkeit und ſetzte hinzu, dieſe Barbara müſſe ein wahrer Schatz von Treue, von Hingebung und von Geſchicklichkeit ſein und ſie habe ſchon lange vergebens geſucht, eine ähnliche Perſon für ihr Haus zu gewinnen. Kaplan Ulmer ſchwieg, weil er Barbara's Anſicht über eine dienende Stellung nicht kannte, und es war umſo weniger von jener Äußerung wieder die Rede, als die Marquiſe in den letzten Tagen von Dagobert's Beſuch ſichtbar zerſtreut und bewegt war.

Marquis Marialva hatte im Lauf des Geſprächs plötzlich einmal bei Tiſch geſagt:

„Ich hatte heute einen Brief von Sierra Blanca, meine Liebe! er zeigt mir mit wenigen Worten ſeine Vermählung an. Er hat zuletzt ſeinen Entſchluß kurz und ſchnell gefaßt, denn als er hier war, ſchwankte er noch gewaltig."

„Man muß ihm Glück wünſchen," verſetzte die Marquiſe ruhig.

„Sie ſind zu beneiden, Herr Kaplan," wendete ſich der Marquis an Ulmer: „Sie ſind der Gefahr einer Wahl überhoben."

„Der Gefahr!!" warf die Marquiſe ein.

„Ja, meine Liebe, der Gefahr! denn ich halte es für viel ſchwerer zu Zweien glücklich zu ſein, als wenn man für ſich allein ſteht."

„Schwer iſt es unter allen Umſtänden, wie mir ſcheint," erwiderte die Marquiſe: „ich kenne Maſſen von Menſchen; ob darunter Glückliche ſind — weiß ich nicht."

„Am glücklichſten ſind gewiß die, welche nicht nach dem Glück jagen," ſagte Kaplan Ulmer.

„Sehr weiſe geſprochen und gedacht, junger Mann!" rief der Marquis: „aber wer handelt ſo?"

„Derjenige, der an der Hand Gottes auf dem Wege der Entſagung wandelt," entgegnete der Kaplan mit einem Anflug von Emphaſe.

Zwei Tage ſpäter kehrte er mit ſeinem Zögling nach Bachheim zurück, wo er durch die Verſicherung der Marquiſe, daß ſie zum Weihnachtsfeſt ihren Vater beſuchen werde, allgemeine Freude verbreitete.

Er fand einen Brief ſeiner Schweſter vor, die ihn fragte, ob es nicht möglich ſei, daß ſie ſich in Bachheim niederlaſſen könne. Seine vergleichsweiſe große Entfernung von ihr bekümmere ſie auf die Dauer und ſie wiſſe gar nicht, was ſie mit ihrer Zeit anfangen ſolle, jetzt, da ſie für niemand als für ſich ſelbſt zu ſorgen brauche. Es kämen nun die langen Abende und ſie müſſe vor Langweil vergehen. Nichts war ihm erwünſchter als dieſe Nachricht. Er begab ſich ſogleich zum Pfarrer Edelholt und ſagte:

„Herr Pfarrer, ich habe Ihnen einen Vorſchlag

BIBL. VNIVERS. LIPS.

mehr zu faſſen im Stande bin; — denn begreifſt Du wirklich nicht, daß mir grauet .... vor Deinem Kinde?“

„Wie ſoll ich jezt mit Dir rechten, mit Dir ſtreiten, und Dir meine Freude verbergen! es iſt ein neuer Geiſt zwiſchen uns getreten, und er wird, er muß verſöhnend wirken. Was Dich verletzen kann ſoll hinweg“ .... —

„Mich verletzt nichts mehr!“

„Kein Schmerz ſoll Dich berühren“ .... —

„Du haſt mich über alles Erdenweh geſtellt.“

„Sprich ein Wort! wünſche! befiehl! was ſoll ich thun um Dich zu verſöhnen, um gut zu machen was ich gefehlt habe! Ich will Dein Sclav ſein“ ... —

„Nicht doch! Du biſt frei — aber ich, Euſtach, ich bin es auch.“

„Frei! Cornelie, lieber Engel, Du darfſt mir Alles vorwerfen, nur keine Tyrannei.... —

„Aber Tyrannenlaune, d. h. den Egoismus bis auf die äußerſte Spitze getrieben.“

Er überhörte den Einwand und fuhr fort: „Ich ließ Dir ſtets volle Freiheit, Du warſt Herrin des Hauſes, Herrin Deiner Handlungen, Herrin im Gebiet Deines geiſtigen Lebens, deſſen Entwickelung ich auf jede Weiſe gefördert habe, Herrin als Mutter, Herrin .... ja! auch als Gattin — denn zu machen, der Ihnen vielleicht willkommen iſt — und das wäre mir ſehr lieb."

„Laſſen Sie ihn hören," verſetzte der Pfarrer.

„Meine gute Schweſter möchte ſich aus Liebe zu mir hier in Bachheim niederlaſſen. Ich hoffe freilich, daß die Frau Marquiſe Marialva ihr ſpäter eine Vertrauensſtelle in ihrem Hauſe in Frankfurt geben wird; doch eben deshalb muß die Frau Marquiſe nicht nur meine Schweſter zuvor kennen lernen, ſondern Barbara muß ihr wärmer empfohlen werden, als es ſich von Seiten eines Bruders ſchicken würde. Ich möchte Ihnen nun vorſchlagen, meine Schweſter als Haushälterin zu nehmen. Sie würden dabei gewiß nicht übel fahren; Barbara iſt ein Muſter von Fleiß, von Sparſamkeit, gründlich bewandert in der Führung eines Haushalts, umſichtig und tätig. Einen Gehalt beanſprucht ſie nicht. Genug, ich glaube ſie würde bei Ihnen ganz an ihrem Platz und Ihnen recht nützlich ſein. Was meinen Sie dazu?"

„Ich meine genau das Gegenteil, lieber Herr Kaplan," verſetzte der Pfarrer freundlich. „Ich ziehe die Talente Ihrer Schweſter mit nichten in Zweifel, weiß auch zu ſchätzen, wie brav ſie an Ihnen gehandelt hat; — allein ich kann ſie nicht brauchen, erſtens, weil meine alte Köchin meinen Anſprüchen genügt und zweitens, weil ich in meinem Hauſe kein weibliches Weſen haben will, das nicht meine Dienſtmagd iſt."

„Barbara wird das kanoniſche Alter haben, Herr Pfarrer," ſagte der Kaplan ſpitz.

„Und hätte ſie Methuſalems Alter, Herr Kaplan, ich kann ſie nun einmal nicht in meinem Hauſe brauchen," verſetzte der Pfarrer gelaſſen.

„Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie doch ein gutes Werk dadurch unterſtützen!" wendete der Kaplan bittend ein: „die Frau Marquiſe wünſcht ſo ſehr eine zuverläſſige Perſon, wie meine Schweſter iſt, in ihrem Hauſe zu haben — und für meine Schweſter wäre dann auf Lebenszeit ein gutes Plätzchen geſichert . . . ein beſſeres, als ich je ihr bieten könnte. Sie begreifen, wie mir das am Herzen liegen muß."

„Aber, Herr Kaplan, begreifen Sie denn nicht, daß ich mit immer größerer Entſchiedenheit ablehnen muß! Machen Sie ſich doch die Sache klar. So ſteht ſie: ich ſoll unentgeltliche Dienſte von Ihrer Schweſter annehmen und dafür ſoll ich ſie der Frau Marquiſe warm empfehlen. Setzen wir jedoch den Fall, daß ich dies Letztere nicht könnte, weil ich Eigenſchaften in ihr entdeckte, die es mir unmöglich machten; — in welche Verlegenheit würde mich das bringen. Ich würde dann Ihre arme Schweſter ebenſowenig in meinem Hauſe behalten mögen, als ſie in ein anderes empfehlen, und das würde Sie ſowohl als Ihre Schweſter ſehr verletzen. Mit Recht! denn ich hätte taktlos und unbeſonnen gehandelt. Endlich ſind ſolche Empfehlungen überhaupt nicht meine Sache, da ich weiblich-häusliche Talente nur ſehr unvollkommen zu ermeſſen und zu ſchätzen weiß.“

„Aber meine Schweſter muß durchaus der Frau Marquiſe näher treten!“ rief der Kaplan zürnend.

„Dieſe Notwendigkeit ſehe ich nicht ein, lieber Freund. Ich kann Ihnen im Gegenteil nach meinem Gewiſſen nur den Rat geben: laſſen Sie bei Ihren Plänen, welcher Art ſie ſein mögen, die Frau Marquiſe Marialva gänzlich beiſeite.“

„Bei meinen perſönlichen Plänen verſteht ſich das von ſelbſt,“ antwortete Kaplan Ulmer empfindlich: „ob ich den Rat bezüglich Barbara's befolgen werde, ſei dahingeſtellt. Ich werde inzwiſchen einen anderen Weg verſuchen.“

„Tun Sie, was Sie für das Richtige halten und möge der liebe Gott Sie zu dem Ziel hinführen, wo er Sie haben will,“ ſagte der Pfarrer und blickte den erregten jungen Mann mit ſo mildem Wohlwollen an, daß dieſer ausrief:

„Wie kann man zugleich ſo gut und ſo hart ſein, wie Sie!“

„Ich bin nun einmal ſo,“ entgegnete Pfarrer Edelholt einfach.

Durch dieſen unerwarteten Widerſtand gereizt, beſchloß Kaplan Ulmer, ſeine Schweſter unter allen Umſtänden kommen zu laſſen. Es ſtieg der Verdacht in ihm auf: Pfarrer Edelholt fürchte ſeinen

Einfluß auf die Marquiſe durch ihn, Ulmer, zu verlieren. Da er den wahren Grund der Warnungen nicht einſehen wollte, ſo fiel ihm ein unrichtiger ein; denn wo wäre je Veranlaſſung geweſen, die leiſeſte Spur von Einfluß des Pfarrers auf die Marquiſe zu bemerken. Genug, Ulmer ſtellke in ſeinem Sinn feſt, der Pfarrer müſſe aus unbekannten Motiven handeln und dieſe müßten ſelbſtſüchtiger Art ſein. Er begab ſich zum Glöckner, und da dieſer in ſeiner Schule war, zu Frau Weinrich und fragte, ob ſie geneigt ſei, ihr Manſardenzimmer gegen einen anſtändigen Mietzins ihm zu überlaſſen.

„Ihnen ſehr gern, Herr Kaplan . . . aber für wen?“ fragte Frau Weinrich.

„Für meine Schweſter, die ich gern hier bei uns haben möchte.“

„Und wer iſt Ihre Schweſter, Herr Kaplan? was tut ſie, was treibt ſie? wovon lebt ſie? Ich wünſche von Herzen, Ihnen gefällig zu ſein, allein dieſe Fragen dürfen Hochwürden mir nicht verübeln.“

„Gewiß nicht, Frau Weinrich! meine Schweſter iſt unverehelicht, gegen vierzig Jahre alt und lebt ſehr eingezogen und ſehr anſtändig von der Arbeit ihrer geſchickten Hände.“

„So ſo! eine Nähterin! . . . Nun dann wird ſie wohl mit dem kleinen Zimmer da oben zufrieden ſein. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.“

Er folgte der Frau Weinrich die Treppe hinauf, und als ſie ihm das Zimmer aufſchloß, war er allerdings nicht angenehm überraſcht, denn es ſah dunkel, unfreundlich und vernachläſſigt aus. Frau Weinrich bemerkte den Eindruck und ſagte ſpitzig:

„Ja, Hochwürden, wir ſind geringe Leute, bei uns dürfen Sie keine Prachtgemächer erwarten. Wir ſind ſo beſchränkt in unſerer Wohnung, weil das Schullokal ganz unnützer Weiſe ſplendid geräumig iſt, daß ich dies Zimmer zuweilen als Vorratskammer brauche. Hier haben ſchon Kartoffeln gelegen, hier hat Garn gehangen . . . denn ich ſpinne fleißig und habe nur ſelbſtgeſponnene Leinwand im Hauſe. Iſt Ihnen aber die Stube zu ſchlecht, ſo fragen Sie doch bei dem Herrn Pfarrer an; — ich weiß ohnehin nicht, ob ich ſie entbehren kann und der Herr Pfarrer hat mindeſtens — ſeine zwei Gaſtzimmer abgerechnet — noch zwei Zimmer, die ganz unbenutzt ſind. Vielleicht täte er Ihnen den Gefallen und“ . . . —

„Nein, nein! das geht nicht an, Frau Weinrich!“ unterbrach der Kaplan ſie haſtig: „der Herr Pfarrer mag niemand im Hauſe haben als die alte Joſepha.“

„Hochwürden haben alſo ſchon bei ihm angefragt?“ verſetzte Frau Weinrich mit Befriedigung über ihren Scharfſinn: „ſind Sie alſo nicht geneigt, in der Schenke ein Zimmer zu mieten“ . . . —

„Nein, Frau Weinrich, dazu bin ich durchaus nicht geneigt!“ unterbrach abermals der Kaplan: „die Wirtsleute ſind ſehr brav . . . allein ich kann nicht in die Schenke gehen, um meine Schweſter zu beſuchen. Nein! Sie müſſen mir ſchon den Gefallen tun, mir dies Zimmer zu vermieten. Ich laſſe dann auf meine Koſten die Wände friſch übertünchen, alles Holzwerk dunkelbraun anſtreichen; — meine Schweſter bringt ihre Sachen zur Einrichtung mit und Sie werden ſich wundern, was das für ein nettes Stübchen geben wird.“

„Und wo wird Ihre Schweſter zu eſſen bekommen?“ fragte Frau Weinrich mit praktiſchem Sinn.

„Zu eſſen? . . . Nun, ich denke auch bei Ihnen,“ entgegnete der Kaplan, der noch gar nicht daran gedacht hatte.

Sie ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Hochwürden, das könnte mir ſehr läſtig werden“ . . . eine Fremde an unſerm Tiſch!“ —

Aber Kaplan Ulmer ſtellte ihr das Ganze ſo leicht vor, ſprach ſo eindringlich zu Barbara's Gunſten und machte über den Koſtenpunkt ſo gar keine Schwierigkeiten, daß Frau Weinrich die Sache wie eine große Gefälligkeit von und ein gutes Geſchäft auf ihrer Seite abſchloß und dann ihren Mann mit dieſer Neuigkeit überraſchte. Der Kaplan war ungemein vergnügt und ſchrieb ſeiner Schweſter, ſie möge ſich bereit halten, im Oktober nach Bachheim zu kommen.

Der Glöckner trat mit bleichem Entſetzen im Antlitz bei Pfarrer Edelholt ein und ſeufzte:

„Herr Pfarrer! . . . ein ſchweres Unglück bricht über mich ein.“

„Was iſt geſchehen? . . . oder was fürchten Sie?“ rief der Pfarrer und ſtand lebhaft vom Schreibtiſch auf.

„Stellen Sie ſich dieſes vor, Hochwürden: meine Frau hat die Schweſter vom Herrn Kaplan in Koſt und Wohnung genommen.“

„Nun, nun! das kann unbequem ſein, lieber Weinrich, aber ein Unglück iſt es Gottlob nicht.“

„Für mich iſt es ein Unglück, hochwürdiger Herr, und vielleicht auch für Wendeline . . . denn, von zwei Dingen wird eines geſchehen: entweder geraten dieſe zwei Frauenzimmer in Feindſchaft — und dann bringt ihr Zank und Hader die Hölle unter das Dach; oder ſie ſchließen Freundſchaft — und dann habe ich zwei Tyranninnen ſtatt einer und Wendeline ebenfalls.“

„Faſſen Sie ſich,“ ſagte der Pfarrer mitleidig: „es kann ja ein Mittelzuſtand zwiſchen den Frauenzimmern eintreten. Dieſe Barbara Ulmer ſoll eine ſehr brave Perſon ſein. Vielleicht gewinnt ſie einen guten Einfluß auf Ihre Frau. Und überdas mein' ich, Sie ſollten dies Ereignis benutzen, um ſich aus Ihrer Unterwürfigkeit zu erheben und ſollten Ihrer Frau nicht ſagen aber zeigen, daß Sie Herr im Hauſe ſind.

Mißfällt Ihnen die Sache, ſo ſagen Sie dem Herrn Kaplan den Handel auf, gleich jetzt, auf der Stelle“ . . . —

„Gott bewahre, Hochwürden! das könnte den Herrn Kaplan beleidigen,“ ſagte der zaghafte Mann ſchreckenvoll über die heroiſche Zumutung.

„Und Ihre Frau erzürnen — was noch viel ſchrecklicher wäre . . . nicht wahr?“

„Ich gebe es zu, Herr Pfarrer! Sie haben keine Vorſtellung davon, was das iſt, eine Frau zu beſitzen, welche der eingefleiſchte Geiſt des Widerſpruchs iſt und welche Ihnen bei jeder Gelegenheit ſagt, ſie habe Recht und Sie hätten Unrecht. Das macht ſo morſch und mürbe, daß man ſchon lieber die Dinge gehen läßt wie ſie wollen oder vielmehr . . . wie die Frau will.“

Und damit ſchlich der Glöckner bekümmert von dannen und der Pfarrer ſtellte bei ſich ſelbſt einige Betrachtungen an über die Schwachheit der Männer ihren Ehefrauen gegenüber. Wäre er aber, in anderen Verhältniſſen lebend, mit einer vom Geiſt des Widerſpruchs beſeſſenen Gattin behaftet geweſen: ſo iſt es ſehr die Frage, ob er trotz ſeiner Charakterſtärke nicht ebenſo morſch und mürbe geworden wäre, wie der arme Weinrich, der jetzt kummervoll einer bittern Zukunft engegen ſah.

Bei ſeiner Frau fand das Gegenteil ſtatt. Sie war redſelig und der Kloſterhof war bis jetzt ſehr einſam; ihr Mann hatte ein ſchmales Einkommen: das Koſtgeld war eine willkommene Zubuße. Sie ſah mit Freuden Barbaras Ankunft entgegen, die ihr Geſelligkeit und erhöhte Einkünfte in's Haus brachte.

„Will denn dieſe fremde Perſon für immer hier bleiben?“ fragte Weinrich kläglich.

„Wenigſtens manches Jahr, ſo lange der Herr Kaplan hier iſt. Und wie kannſt Du ſeine Schweſter eine fremde Perſon nennen?“ entgegnete Frau Weinrich entrüſtet.

„Für uns iſt ſie fremd und es iſt mir ſehr unbehaglich ein fremdes Geſicht an meinem Tiſch zu haben. Man kann ja kein Wort mit Wendeline reden.“

„Die Bekanntſchaft wird ſich ſchon machen, Du ſollteſt Dich freuen, daß das Oberſtübchen ſauber hergerichtet wird und daß wir ein hübſches Stück Geld einnehmen werden, das wir zurücklegen wollen für unſere alten Tage. Da ſoll es uns gut tun! . . . Und ich habe nun doch jemand bei der Hand, mit dem ich ein Wörtchen reden kann, während Du mit Wendeline den ganzen Tag in der Schule biſt. Man muß blind ſein, um nicht dieſe großen Vorteile einzuſehen.“

Weinrich begnügte ſich mit einem ſtillen Gemurmel ſtatt der Antwort.

Kaplan Ulmer ſagte der Gräfin, welche Einrichtung er für die Niederlaſſung ſeiner Schweſter getroffen habe.

„Ich wünſche, daß Ihre Schweſter eine friedfertige Seele ſei, die ſich mit der guten Frau Weinrich vertragen könne," antwortete Leocadie, „denn Sie wiſſen, daß dieſe nicht den Ruf eines verträglichen Charakters hat."

„O!" rief er, „meine Schweſter iſt ſo gut und ſo klug, daß ſie ſich mit jedermann vortrefflich zu ſtellen weiß."

An einem herrlichen Oktobernachmittag rückte Fräulein Barbara Ulmer in Bachheim ein. Wendeline ſaß auf der Bank vor der Haustür, die auf die Gaſſe führte und ſtrickte emſig, als ein Wäglein auf der Chauſſee dahergerollt kam, am Gottesacker vorüberfuhr, dann an der Kirche und plötzlich vor ihr ſtill hielt. Eine ſcharfe Stimme fragte aus dem Wagen heraus:

„Hier wohnt Schullehrer Weinrich — nicht?"

Ganz überraſcht und nach verlegener Kinderart nickte Wendeline ſchweigend mit dem Kopf und rührte ſich nicht.

„Ei wie lange ſoll ich denn hier ſitzen!" rief die Stimme: „komm' doch her, Kind, und hilf mir."

Wendeline ſprang an den Wagen, nahm verſchiedene Schachteln und Reiſetaſchen in Empfang und ſchleppte ſie mühſam ins Haus, indem ſie Vater und Mutter herbeirief. Fräulein Barbara folgte ihr mit einigem leichten Gepäck und der Kutſcher beſchloß den Zug mit einem großen Koffer. Frau Weinrich kam eiligſt und ergoß ſich in Be-

Rückſicht, Ehrerbietung, Aufmerkſamkeit die der Herrin gebühren, haben Dir nie gefehlt."

„Du mißverſtehſt mich, Euſtach! Herrin ſein iſt nicht frei ſein. Freiheit iſt: der Schutz des Rechts. Die Freiheit begehr ich. Wir ſtehen nicht zuſammen als Herr und Sclavin, ſo daß etwa der Herr die Sclavin auf den Thron ſetzen und zu ihr ſprechen dürfte: Du ſollſt meine Königin ſein! eine Zeitlang mit ihr Königin ſpielte, aber dann ſie heimlich mißhandelte und nur des Scheines wegen ihr Purpur und Krone ließe, und wenn ſie klagte, zu ihr ſpräche: Was fällt Dir ein! ſitzeſt Du nicht auf dem Thron? biſt Du nicht Königin? Nein, ſo iſt das nicht zwiſchen uns, Euſtach! ſondern ſo iſt es: Du und ich — wir ſind Pairs; das Recht des Einen iſt das Recht des Andern. Das ſtarre Recht iſt zuſammengeſchmolzen in der Flamme der Liebe, die Treue drückte ihr Siegel darauf — da ward das Recht zum gemeinſchaftlichen Glück. Verrath und Lüge haben das Siegel verfälſcht, nun iſt dahin Glück, Treue und Liebe; das Recht iſt geblieben und Jeder von uns tritt in deſſen ſtarres Reich zurück. Es giebt Anſprüche, welche nur die Liebe machen darf. Da keine Liebe mehr zwiſchen uns herrſcht, ſo entſage ich ihnen feierlich für Gegenwart und Zukunft, und erkläre Dich hiemit völlig willkommnungsredensarten, auf welche Fräulein Barbara kühl erwiderte:

„Ich wünſche in mein Zimmer geführt zu werden.“

So ging es die Treppe hinauf: Frau Weinrich ſehr redſelig, Fräulein Barbara ganz ſchweigſam, Wendeline und der Kutſcher keuchend unter ihrer Laſt. Frau Weinrich öffnete das Zimmer, in welchem bereits Barbara's vorausgeſchickte Sachen eingeräumt waren. Die Abendſonne ſchien freundlich hinein und die Fenſtervorhänge von dunkelrotem Baumwollzeug warfen einen warmen Widerſchein auf die weißgetünchten Wände und das dunkelbraune Holzwerk. Fräulein Barbara ſah ſich prüfend ringsum und ſagte vornehm beifällig:

„Nicht übel!“

Der Frau Weinrich fiel ein Stein vom Herzen bei dieſen zwei Worten; ſie hatte nicht geahnt, welche hohe Dame in der Schweſter des Kaplan Ulmer in ihr Haus einziehe und fühlte ſich halb geehrt, halb beängſtigt durch die neue Hausgenoſſin.

„Jetzt will ich auspacken,“ ſetzte Barbara hinzu

„Wendeline kann Ihnen zur Hand gehen und ich will einen Kaffee kochen,“ ſagte Frau Weinrich.

„Tun Sie das,“ verſetzte Barbara gütig.

Zwiſchen den Reiſeeffekten, die wie ein Wall zu ihren Füßen lagen, ſtand Wendeline mit den

Händen auf dem Rücken und betrachtete Fräulein Ulmer. Sie ſah eine lange hagere Geſtalt, knochig und eckig, mit einem Kopf, an welchem die gelbe Farbe vorherrſchte: gelbes Haar, gelbe Hautfarbe, gelbbräunliche Augen, gelbe Zähne in einem lippenloſen Munde, aus dem eine harte, ſcharfe Sprechſtimme ohne Klang und Vibration hervorbrach. Wendeline fühlte ſich ſo wenig von dieſer Erſcheinung angeſprochen, daß ſie plötzlich Kehrt machen und ihrer Mutter folgen wollte; allein der Ruf hielt ſie zurück:

„Ei, was fällt Dir ein! Bleib' hier und hilf mir den Koffer auspacken. Das Weißzeug legſt Du auf die Kommode und die Kleider hängſt Du über Stühle vor dem großen Schrank auf. Kleinigkeiten legſt Du auf das Tiſchchen neben dem kleinen Schrank. Haſt Du mich verſtanden?“

„Ja,“ ſagte Wendeline und befolgte pünktlich die Anweiſung Barbara's, während dieſe ihre Siebenſachen aus Koffer, Schachteln und Reiſetaſchen nahm und ihr darreichte — dabei aber ſagte:

„Ein ſehr gefälliges Kind ſcheinſt Du nicht zu ſein. Man muß Dich ja zwingen einem zur Hand zu gehen. Von ſelbſt fällt Dir das gar nicht ein. Weißt Du nicht, daß es ſich für ein Kind ſchickt, zuvorkommend zu ſein?“

Wendeline war durch ihre Mutter dermaßen an dieſe Art von Gerede gewöhnt, daß es gar keinen Eindruck auf ſie machte. Sie ging gelaſſen zwiſchen Barbara und der Kommode hin und her, gab acht nichts fallen zu laſſen und antwortete nicht.

„Ei, Du biſt wohl gar ein Trotzkopf?“ ſagte Barbara, indem ſie den provinziellen Ausruf ei! mit beſonderer Schärfe betonte.

Wendeline ſchüttelte ſchweigend verneinend ihr ſchwarzlockiges Köpfchen und Barbara murmelte für ſich: Langweiliges Ding! —

Sie war noch lange nicht mit ihrem Geſchäft zu Ende, als Frau Weinrich den Kaffee brachte und Wendeline wurde zum Herrn Kaplan geſchickt mit der Botſchaft, daß ſeine Schweſter glücklich angelangt ſei. Bald darauf kam er. Ein Strahl von Liebe und Freude lichtete Barbara's Antlitz bei ſeinem Anblick. Alle Zärtlichkeit, die ſie je empfunden und die in keinem Frauenherzen — möge es noch ſo trocken und kalt ſein! — ganz fehlt, ſammelte ſich wie in einem Brennpunkt auf Lorenz. Freilich in ihrer Weiſe. Sie liebte ihn ſo zu ſagen als ihr Eigentum, als ihr Geſchöpf; — ohne ſie wäre er nicht das geworden, was er war . . . wäre er vielleicht nicht mehr am Leben. Und nun ſah ſie ihn vor ſich kräftiger und friſcher als ſeit Jahren und durch ſeine Verhältniſſe in den Stand geſetzt für ihre Exiſtenz zu ſorgen. Ihr Herz zitterte in freudigem Stolz. Der Fragen und der Antworten war kein Ende.

„Es iſt ſehr ſchön von Dir, Lorenz,“ ſagte ſie „daß Du mich auf ein halbes Jahr ganz ſorgenfrei gemacht haſt; denn ich muß hier erſt bekannt werden, ehe ich auf Arbeit rechnen kann. Sobald ich ſie habe, brauche ich Deine brüderliche Unterſtützung nicht mehr. Ich hoffe in einigen Monaten imſtande zu ſein für mich ſelbſt zu ſorgen.“

„Das hoffe auch ich . . . aber ganz anders als Du denkſt,“ verſetzte er.

„Ganz anders? . . . was ſoll das heißen?“ fragte ſie ungemein erſtaunt und nicht angenehm überraſcht, denn nach ihres Bruders Plänen und Abſichten ſich einzurichten, fiel ihr trotz aller Zärtlichkeit nicht im Traum ein.

Indeſſen als er ihr die Ausſicht eröffnete Verwalterin im Hauſe der Marquiſe Marialva zu werden, in dieſer Stellung über ein ganzes Heer von Dienſtboten zu ſchalten und zu walten, und in ihrer Region die Stellvertreterin der Frau Marquiſe zu ſein: da ſchien ihr denn doch dieſe Ausſicht zu lächeln und dieſer Plan ſehr annehmbar zu ſein. Er wurde weitläufig beſprochen und der Kaplan riet ſeiner Schweſter, ſich um das Wohlwollen des Herrn Pfarrers und der Frau Gräfin zu bemühen.

„Das ſoll mir nicht fehlen,“ entgegnete Barbara mit kühler Zuverſicht; — „aber wie iſt denn der Herr Pfarrer?“

„Brav, fromm und klug; aber ſehr gradeaus und ſehr geneigt, die Leute zurechtzuweiſen.“

„Das iſt ſo recht der geiſtliche Hochmut!“ rief Barbara empört: „das ſag' ich Dir, Lorenz, daß Du Dir den nie zu Schulden kommen läßt! — Nun und die Frau Gräfin — wie iſt die?“

„Sehr gütig und leutſelig.“

„Und der Herr Graf?“

„Er iſt es ebenfalls . . . hat aber etwas ſo Würdevolles, daß man ſich immer in Schranken gehalten fühlt. Übrigens wirſt Du mit ihm nie in Berührung kommen. Dann iſt aber noch eine alte Geſellſchaftsdame im Hauſe, Frau von Wildermut, die ſehr in Anſehen ſteht und es verdient.“

„Schon gut, Lorenz, ich werde Deine Winke befolgen.“

„Vor allem aber mußt Du hier im Hauſe friedlich mit der etwas zankſüchtigen Frau Weinrich leben, Barbara. Der Mann iſt ein kreuzbraver Schullehrer und ein harmloſer Tropf, der Dir nichts in den Weg legen wird. Er ſteht ganz unter dem Pantoffelregiment. Hüte Dich vor Zank und Streit mit der Frau.“

„Mir ſcheint,“ ſagte Barbara verſtimmt, „man müſſe in Bachheim auf Eiern gehen, um in das Haus der Frau Marquiſe zu gelangen.“

„Die Mühe lohnt ſich!“ verſetzte er.

„Man wird ja ſehen, wie ſich die Dinge anlaſſen,“ entgegnete Barbara: „daß ich mit der

Frau Weinrich nicht in Hader leben werde — das verſpreche ich Dir ſchon jetzt. Wann wird denn die Frau Marquiſe hier erſcheinen? ich bin ſehr geſpannt ſie zu ſehen.“

„Zum Weihnachtsfeſt, Barbara.“

„Das ſind ja noch zwei volle Monate! Sei unbeſorgt, Lorenz! Bis dahin ſitze ich bei den Perſonen, welche Du mir nannteſt, feſt im Sattel und ſie werden mich ſämtlich der Frau Marquiſe Marialva lebhaft empfehlen. Marquiſe Marialva! . . . ein ſchöner Name . . . klingt ſo fremdländiſch, ſo beſonders . . . ganz anders, als wenn die Leute Schmidt oder Müller, Schuſter oder Schneider heißen. Bei denen möchte ich nicht Hausverwalterin ſein. Bei einer Marquiſe Marialva laſſe ich es mir gefallen. Iſt ſie jung? iſt ſie ſchön?“

Und je mehr ſie fragte, deſto mehr ſprach ſich Kaplan Ulmer in die Bewunderung der Marquiſe hinein. Er hätte am Abend bei der Gewiſſenserforſchung finden können, ſeine größte Freude über die Anweſenheit ſeiner Schweſter beſtehe darin, zu ihr von der Marquiſe zu reden; allein er beachtete dieſen Punkt nicht.

Barbara's Prophezeiung von ihrem baldigſten „feſt im Sattel ſitzen“ bewahrheitete ſich mit nichten; niemand hatte Gefallen an ihr, ausgenommen Frau Weinrich. Sie nahm ſowohl bei Gräfin Leocadie als bei Pfarrer Edelholt ein unterwürfiges Weſen an, das beiden umſomehr mißfiel, als ſie dabei eine gewiſſe dienſtfertige Zudringlichkeit an den Tag legte, die klar bewies, wie hoch ſie ſich ſchätzte. Sie erbot ſich der Köchin des Pfarrers die höhere Kochkunſt beizubringen, worauf er trocken erwiderte, die niedere entſpräche ſeinem Geſchmack und ſeinen Verhältniſſen. Sie erbot ſich dem Kammermädchen der Gräfin, neue Muſter und Unterricht im Zuſchneiden derſelben zu erteilen. Die Gräfin dankte und ſagte, ſie habe allezeit ihre Kleider ſelbſt zugeſchnitten; da ihr aber einfiel, daß Barbara für ihren Lebensunterhalt auf Handarbeit angewieſen ſei, ſetzte ſie freundlich hinzu:

„Gibt es aber einmal recht viele und ſchwierige Arbeit, ſo werde ich Sie rufen laſſen.“

Frau von Wildermut konnte nur ſagen, daß ſie die Rezepte für Roſenwaſſer, Maulbeerſaft und Veilcheneſſig, die Barbara als etwas ganz neues pries, längſt beſitze.

„Eine einnehmende Perſönlichkeit iſt dieſe gute Barbara Ulmer nicht,“ ſagte Frau von Wildermut zur Gräfin: „ich hatte ſie mir nach der Beſchreibung des Kaplans ganz anders vorgeſtellt.“

„Ich auch,“ entgegnete Leocadie: „es iſt doch eine ſchöne Sache um die brüderliche Liebe.“

„Was hat ſie für inquirierende Augen und wie weiß ſie zu fragen! Sie war auch bei Roſine, und nicht viel hätte gefehlt, ſo hätte dieſe Ihre Kleiderſchränke geöffnet, um Fräulein Ulmers Fragedurſt zu befriedigen, indem ſie ihr jedes Stück zeigte. Ihren letzten Beſuch ſtattete ſie in der Küche ab. So eben fragte mich die Köchin höchſt empört, wer denn dieſe Perſon ſei und ob ſie ins Haus gehöre, die ſich ein Anſehen gebe, als wiſſe ſie alles am allerbeſten, denn in einem fremden Hauſe ſchicke ſich eine ſolche Unbeſcheidenheit doch nicht.“

„Es ſcheint, daß die arme Perſon überall Fiasko gemacht hat,“ ſagte Leocadie, „und dennoch hat ſie große Verdienſte. Schade, daß ſie nicht einem zweiten Bruder die Subſiſtenzmittel für ſeine Studienzeit zu beſchaffen hat.“

Barbara geſtand ſich aber ihr Fiasko um ſo weniger ein, als ſie im Weinrich'ſchen Hauſe die Zügel in die Hand bekam. Sie nahm einen ſo hohen Ton an, ſie ſprach ſo vornehm, ſo weiſe, ſo von oben herab, wenn Frau Weinrich es ſich einfallen ließ eine andere Meinung zu haben und ſie verteidigen zu wollen, daß ihre gelaſſene Redeflut den Widerſpruch der Frau Weinrich überſtrömte und zum Schweigen brachte. Dieſe fühlte ſich überwunden und blickte mit einer Art von Hochachtung zu derjenigen auf, die es verſtanden hatte Herr zu werden, ohne ihr Übergewicht allzu ſchwer drücken zu laſſen; denn ſobald Barbara ihren Willen oder ihre Anſicht durchgeſetzt hatte, war ſie ſehr freundſchaftlich im Verkehr mit Frau Weinrich und vollkommen einverſtanden mit deren Neigung und Talent, über ganz Bachheim das Gericht ihrer Zunge ergehen zu laſſen. Dies verſtanden beide aus dem Grunde, und vom Grafen von Wianden an bis zum Nachtwächter herab — niemand kam unverſchont an dieſem Richterſtuhl vorüber. Das ſtrengſte Gericht erging über Pfarrer Edelholt. Die nahe Nachbarſchaft, der gemeinſchaftliche innere Kloſterhof brachte das mit ſich. Der Pfarrer benutzte ſeinen Anteil an dieſem Hof durchaus nicht zu wirtſchaftlichen Zwecken und wünſchte lebhaft, den ganzen Hof in einem Zuſtand zu ſehen, der mit der Schönheit des Kreuzganges in Übereinſtimmung geweſen wäre. Dieſer Wunſch hatte ihn vor Jahren zu einer Äußerung hingeriſſen, die Frau Weinrich ihm nie verzieh.

„Stellen Sie ſich vor" — ſo erzählte ſie dieſe entſetzliche Begebenheit ihrer neuen Freundin — „der Herr Pfarrer tritt in den Hof, als ich beſchäftigt bin, meine Wäſche zum Trocknen aufzuhängen, während die Wendeline, die kaum gehen konnte, zwiſchen den Waſchkörben umherkrabbelt. Anſtatt nun gerades Weges über ſeinen Hof zu gehen und ſich nicht um das zu bekümmern, was ich auf dem meinen zu tun habe, geht er auf mich zu, bleibt vor mir ſtehen und ſagt: Liebe Frau Weinrich, ſagt er, könnten Sie nicht Ihre Wäſche irgendwo anders aufhängen? Es iſt gar nicht ſchön, ſagt er, daß hier Hemden und Strümpfe flattern und dieſer Anblick trägt nicht zur Erbauung der Kirchgänger bei, ſagt er, die den Weg durch unſern Kloſterhof nehmen. So ſagte er. Da ſagte ich: Herr Pfarrer werden verzeihen! Hätte ich einen ſo großen Hof und einen ſo ſchönen Garten mit Obſtbäumen und einem Bleichplatz, wie Ew. Hochwürden vor Ihrem Hauſe haben: ſo würde ich mit meiner Wäſche zu bleiben wiſſen. Aber, ſagte ich, vor unſerm Hauſe iſt die Gaſſe, die offene Straße des Dorfes, und nur dies kleine Winkelchen hier mit dem Kirſchbaum iſt für mich Hof, Garten und Bleichplatz zugleich; — alſo muß ich es benutzen.“

„Ei und was antwortete der Herr Pfarrer auf Ihre Erklärung?“ fragte Fräulein Barbara.

„Was er antwortete?“ rief Frau Weinrich triumphierend: „er antwortete ganz ſanftmütig: Da haben Sie freilich Recht, liebe Frau Weinrich.“

„Sehen Sie wohl! er hat Ihnen Satisfaktion gegeben.“

„Das verſteht ſich! . . . Aber ſtatt nun weiter zu ſagen, wie ſich das für einen guten Nachbar, und wenn er auch hundertmal der Herr Pfarrer iſt! geziemt hätte: Sie können ja auf meinem Bleichplatz Ihre Wäſche trocknen; er iſt groß genug für uns beide; — ſtatt dergleichen zu ſagen, was jeder vernünftige Menſch erwarten mußte, ſagt er nichts weiter als: Guten Morgen, liebe unfähig je wieder eine Treuloſigkeit an mir begehen zu können. So iſt es für jezt und für immer zwiſchen uns, Euſtach! nur ſo ſind wir im Gleichgewicht."

„In dieſem Zuſtand biſt Du keiner Ueberlegung fähig! die aufgeregten Nerven beherrſchen Dich. Man entſcheidet nicht in einem Moment des Schmerzes über das ganze Leben" .... —

„Nein! ſondern der Moment ſelbſt entſcheidet!"

„Das wäre zu hart, Cornelie! zu grauſam, zu barbariſch! das wäre etwas Ungeheuerliches, deſſen kein Weib fähig iſt."

„Das iſt ja die ewige Schmach für uns, daß wir uns einſchüchtern laſſen durch Eure hochtönenden Worte! daß wir uns bewahren wollen den Ruhm der Geduld, der Nachſicht, der lammfrommen Liebe, der Barmherzigkeit gegen den Sünder! rief Cornelie leidenſchaftlich. Daß unſre ewige Ohnmacht Euren Schmeicheleien oder Gaukelkünſten gegenüber Euch eine ſo niedrige Meinung von uns beibringt, daß Ihr kaum anders gegen uns handeln könnt, als Ihr handelt" .... —

„Siehſt Du wie Du bei näherer Betrachtung zu großmüthigen Geſinnungen zurückkehrſt! rief Euſtach ſehr erfreut. Ich appellire ja auch nur an Deine Großmuth, nicht an Deine Gerechtigkeit, mein En-

Frau Weinrich — und geht ab. Und nie, niemals in all' den Jahren hat er mir angeboten, mir mit ſeinem Bleichplatz oder ſeinem Garten oder ſeinem Hauſe zu dienen! . . . nur zuweilen mit ſeiner Regentonne. Aber kann die mir genügen?“

„Nimmermehr!“ verſicherte Barbara.

„Darum behaupte ich auch ſteif und feſt,“ fuhr Frau Weinrich fort, „der Herr Pfarrer iſt menſchenfeindlich. Gut iſt er für die Armen und für die Schulkinder . . . ja! übrigens aber iſt er menſchenfeindlich, Fräulein! Hat er doch auch Sie nicht in ſeinem Hauſe haben wollen.“

„Ei wie ſo!“ rief Barbara erregt.

„Er hat dem Herrn Kaplan abgeſchlagen, Ihnen die zwei Zimmer zu geben, die er oben im Hauſe hat, und die von niemand als von den Mäuſen betreten werden. Sie hätten jahrelang da oben wohnen können, ohne je dem Herrn Pfarrer zu begegnen; . . . aber nein! er iſt menſchenfeindlich, ſag' ich!“

Heimlich empört, doch äußerlich ruhig, antwortete Barbara in dem hohen Ton, welcher der Frau Weinrich imponierte:

„In dieſem Fall gebe ich dem Pfarrer recht. Er hatte höhere Rückſichten zu nehmen und durfte ſeiner Gemeinde keinen Anſtoß geben.“

Von ihrem Bruder ließ ſie ſich den wahren Sachverhalt erzählen. Dadurch wuchs ihr Groll beträchtlich. Sie begriff, daß der Pfarrer ihr nicht ſeine Zimmer vermieten wollte; — aber daß er nicht mit beiden Händen zugegriffen habe, um ihre ausgezeichneten Talente zu benutzen, daß er abgelehnt habe, ſie der Frau Marquiſe Marialva zu empfehlen — dies war allerdings menſchenfeindlich im höchſten Grade, denn es konnte ihre ganze Zukunft zerſtören.

So machte es ſich denn, daß der vortreffliche Pfarrer Edelholt zwei grimmige Feindinnen bekam, weil er ganz einfach Ruhe und Stille unter ſeinem Dach haben wollte.

Zum Weihnachtsfeſte kam die Marquiſe, liebenswürdig wie immer, mit Geſchenken für das ganze Haus, mit reichlichen Almoſen für die Armen, mit einer ganzen Chriſtbeſcheerung für die Schulkinder. Aber ach! von Fräulein Barbara Ulmer war gar nicht die Rede! Claudia hatte längſt vergeſſen, daß ein ſolches Weſen auf der Welt, — daß es die Schweſter des Kaplan Ulmer — ja, daß ein Kaplan Ulmer auf der Welt ſei. Was ſie mit ihm in Homburg geſprochen — davon wußte ſie keine Silbe mehr und er fiel ihr überhaupt erſt wieder ein, als ſie ihre Weihnachtseinkäufe machte und für ihn elegantes Schreibgerät wählte. Er hatte jetzt nicht die Gelegenheit, ſich mit ihr zu unterhalten, wie in Homburg, denn er ſah ſie nur im Familienkreiſe. Das war genug, um ſeine Bewunderung zu ſteigern; nicht genug für ſeine und Barbara's Wünſche. Täglich fragte ihn dieſe, ob er ſie nicht der Frau Marquiſe vorſtellen wolle, und täglich mußte er antworten, es fehle die Veranlaſſung dazu. Endlich fügte es ſich ſo, daß die Marquiſe ſagte:

„Als ich heute die Gaſſe hinab und nicht durch den Kreuzgang zur Meſſe ging, bemerkte ich im Weinrich'ſchen Hauſe an den Manſardenfenſtern dunkelrote Vorhänge. Natürlich fiel mir dieſe Veränderung in Bachheim ſogleich auf. Wer wohnt denn jetzt dort?"

„Die Schweſter des Herrn Kaplan," berichtete Dagobert.

„Das freut mich, daß Sie eine Schweſter hier haben," ſagte die Marquiſe zu Ulmer. „Ich fühle hier immer das Glück des Familienlebens ſo innig, daß ich Ihnen Glück wünſche, wenigſtens ein Glied Ihrer Familie in der nächſten Nähe zu haben. Möge die Freude währen ſo lange Sie in Bachheim ſind! es wird Ihnen den Aufenthalt lieber machen."

Aus dieſen Worten mußte er denn freilich die Überzeugung ſchöpfen, daß die Marquiſe nicht daran denke, den Plan auszuführen, den nur er voreilig, nicht ſie, gemacht hatte, und er mußte ſich entſchließen, ſeine Schweſter davon in Kenntnis zu ſetzen.

„Daran iſt niemand Schuld als der Menſchenfeind von drüben!" rief Barbara erzürnt und tiefgekränkt: „die Frau Marquiſe beſuchte ihn heute . . . ich war bei Frau Weinrich und ſah ſie kommen in einem prächtigen ſchwarzen Sammtpelz, denn ſie ging durch den Kreuzgang. Und nach einer halben Stunde kam ſie zurück und er begleitete ſie bis zum Tor des Kloſterhofes. Bei dieſem Beſuch wird ſie ihn über mich befragt und er wird ihr abgeraten haben. Nur ſo iſt die Sache erklärlich.“

„Auch ſo iſt ſie es nicht!“ verſetzte der Kaplan niedergeſchlagen: „vielleicht löſt ſich ſpäter dies Rätſel.“

„Ich ſage Dir, Lorenz, es iſt kein Rätſel, ſondern klar wie die Sonne: ich bin dem Pfarrer nun einmal zuwider und bei jeder Gelegenheit ſucht er mich zu verdächtigen.“

„Was Du da ſagſt ſieht ihm gar nicht ähnlich!“ rief der Kaplan unwillig.

„Ei es iſt aber ſo wie ich ſage, Lorenz!“ verſetzte ſie mit ſchneidendem Ton. „Als er über phariſäiſchen Hochmut predigte, hat er mich angeſehen; als er über böſe Zungen predigte, hat er mich wieder angeſehen . . . vor der ganzen Gemeinde . . . das iſt doch klar.“

„Aber, liebe Barbara, der Prediger wird auf der Kanzel von ſo vielen Perſonen angeſchaut, daß ſein Blick ganz notwendig auf die eine oder die andere fallen muß“ . . . —

„Dies geſchah abſichtlich! . . . ich weiß was ich weiß: ich bin ihm zuwider und er bringt mich um den herrlichen Platz bei der Frau Marquiſe.

Der Kaplan war nicht geneigt, dies zu glauben, mußte ſich aber geſtehen, daß ſeine Bitte um Empfehlung ſeiner Schweſter entſchieden vom Pfarrer zurückgewieſen ſei. Und von ſolcher Zurückweiſung zur Abmahnung der Marquiſe war vielleicht kein großer Schritt — um ſo weniger, als der Pfarrer ja von Anfang an jede Annäherung an dieſelbe von Seiten Ulmers mißbilligt hatte. So arg wie Barbara es macht, wird es nun ſchwerlich ſein, dachte er bei ſich ſelbſt: allein etwas Mißgunſt ſteckt doch wohl dahinter.

Bericht des Pfarrers Edelholt.

Tage, Wochen, Monate verſtrichen und die Monate wurden zu Jahren, zu vier Jahren. Manches hatte ſich in dieſem Zeitraum begeben. Marquis Marialva war geſtorben und die Marquiſe war zum allgemeinen Erſtaunen der Welt troſtlos. Frau Weinrich war geſtorben und ihr Gatte war keineswegs troſtlos, was man in der kleinen Bachheimer Welt ſehr gut begriff. Doch gab ſich auch hier einiges Erſtaunen kund, als der getröſtete Witwer nach ſechs Monaten Fräulein Barbara Ulmer zum Altar führte — oder vielmehr von ihr geführt wurde. Sie hatte ihm erklärt, ihr Ruf leide, weil ſie in ſeinem Hauſe wohne und ſeine Wirtſchaft führe; — ſich habe ſich allezeit eines höchſt tugendhaften Wandels befleißigt, ſei auch ſtets als ein Muſterbild jeglicher Tugend geprieſen worden und könne unmöglich dulden, daß ihr makelloſer Wandel jetzt verdächtigt werde. Der arme Weinrich, der ſein Schickſal ahnte, gab ihr mit großer Beklommenheit recht.

„Wenn Sie das einſehen, ſo werden Sie Ihre Schuldigkeit tun," ſagte Barbara.

Er ſchlich zum Pfarrer und ſagte betrübt:

„Hochwürden, ach! . . . ich glaube Fräulein Barbara wünſcht mich zu ehelichen."

„Wünſchen Sie dasſelbe?" fragte lachend der Pfarrer.

„Genau das Gegenteil . . . grundgütiger Gott!"

„Da Sie es alſo nicht wünſchen und da zur Ehe zwei Perſonen gehören: ſo unterbleibt ſie ganz einfach. Alſo weshalb winſeln Sie?"

„Weil Fräulein Barbara ſagt" — — und er erzählte des Breiteren das ganze Geſpräch.

Der Pfarrer entgegnete darauf:

„Es iſt ſehr ſchön von Fräulein Barbara, daß ſie für ihren guten Ruf Sorge trägt und Sie müſſen ſie darin kräftigſt unterſtützen. Das beſte Mittel wird ſein, ihr zu erklären, Sie wären geſonnen eine Dienſtmagd zu nehmen und erſuchten Fräulein Ulmer, ſich eine andere Wohnung zu ſuchen."

„O Gott, Herr Pfarrer, das nimmt ſie übel."

„Wahrſcheinlich! . . . aber ſie wird das gern ertragen um ihren guten Ruf zu retten."

„Sie ſcherzen, Herr Pfarrer, und mir iſt zum weinen."

„Das iſt eben Ihre Verkehrtheit, guter Weinrich! Mit ſo reſoluten Frauenzimmern wie dieſe

Barbara Ulmer iſt, muß man entſchieden verfahren, ſonſt gerät man in eine ſchauerliche Abhängigkeit.“

„Wüßte ich nur eine andere Wohnung ihr vorzuſchlagen.“

„Raten Sie ihr in ihre Heimat zurückzukehren In ſechs Monaten, ſpäteſtens in einem Jahr geht Graf Dagobert auf die Univerſität und damit iſt Kaplan Ulmers Aufenthalt in Bachheim zu Ende.“

„Mir geht ein Licht auf! Ja, Hochwürden, in dieſer Richtung will ich auf ſie wirken.“

Dies gelang ihm ſo vollſtändig, daß er nach drei Tagen abermals vor dem Pfarrer erſchien und ihn beklommen und verlegen erſuchte, das kirchliche Aufgebot zu machen. Der Pfarrer ſchaute ihn an, zuckte die Achſeln und ſagte:

„Der Menſch iſt ſeines Glückes Schmied.“

„Das Sprichwort lügt ſoweit es mich betrifft Hochwürden!“ verſetzte Weinrich: „ich bin nie etwas anderes geweſen als der Ambos, auf welchem andere mit aller Gewalt geſchmiedet haben — ob ihr Glück . . . weiß ich nicht.“

Genug, Barbara Ulmer war längſt Frau Weinrich, die Marquiſe Marialva Witwe und Dagobert im Begriff, das Vaterhaus zu verlaſſen, als Pfarrer Edelholt ein Schreiben ſeines Biſchofs erhielt, das ihn auf's Höchſte befremdete. Der Inhalt dieſes äußerſt liebreich gehaltenen Schreibens war folgender:

„Es laufe das ſeltſame Gerücht um, die Tochter des Schullehrers von Bachheim ſei die Tochter des Pfarrers. Wie konnte dies Gerücht entſtehen? was gab dazu die Veranlaſſung? Niemand glaube daran, der das Leben des Pfarrer Edelholt kenne; aber umſomehr müſſe man ſuchen, der Verleumdung auf die Spur zu kommen und ſie zu vernichten, damit ſie ſich nicht als unbeſtreitbare Tatſache in leichtgläubigen Köpfen feſtſetze.“

Nachdem der Pfarrer dies Schreiben geleſen und noch einmal geleſen, nahm er aus einem verborgenen Fach ſeines Schreibtiſches einige Papiere, ſah ſie genau durch und verſank in Nachdenken. Da klopfte eine leiſe Hand an ſeine Tür, und auf ſein „Herein!“ erſchien Wendeline. Sie ging lebhaft auf ihn zu, hielt ihm das Körbchen vor, das ſie in beiden Händen trug und ſagte fröhlich:

„Lauter Geſchenke, die ich auf dem Herrnhof erhalten habe, weil heute mein Geburts- und Namenstag iſt, St. Wendelin. Haben Sie wohl daran gedacht, lieber Herr Pfarrer?“

„Gewiß, mein Kind! heute früh in heiliger Meſſe habe ich ſehr an Dich gedacht und Dich dringend Deinem heiligen Schutzpatron empfohlen.“

„Der muß mir auch ſehr beiſtehen,“ ſeufzte ſie und küßte des Pfarrers Hand: „denn ich weiß nicht, wie es kommt — ich gerate ſo leicht in Widerſpruch mit allen Menſchen.“

„Ein großer Fehler, Wendeline.“

„Mit Ihnen nie! Ihnen gehorche ich gern, und wenn es mir auch ſchwer wird — dennoch gern. Aber nun ſagte vorhin die Frau Marquiſe, über's Jahr wolle ſie mich in Frankreich oder England in eine Erziehungsanſtalt geben. Da ſchrie ich laut auf vor Schreck und ſagte: Nein, nein! dann faßte ich mich und bedankte mich vielmal für ihre Güte und ſagte, ich wolle immer in Bachheim bleiben."

„Du hätteſt lieber die Frau Marquiſe bitten ſollen, Dich gleich in eine Erziehungsanſtalt zu geben, Wendeline."

„Nein! nicht um alles in der Welt!" rief ſie energiſch: „ich bleibe hier . . . hier bei Ihnen. Ich kann hier genug lernen. Der Vater unterrichtet mich in der Schule, Sie unterrichten mich, die Frau Gräfin unterrichtet mich. Wenn es Gottes Wille wäre, könnte ich ungeheuer klug und gelehrt werden . . . aber nach Frankreich oder England laſſe ich mich nicht ſchicken. Ich bin nun mal in Bachheim zuhauſe."

„Armes Kind, Du wirſt einmal Dein Brot verdienen müſſen" . . . —

„Ja, das weiß ich und das will ich!" rief ſie: „Ihre Dienſtmagd will ich werden."

„Bis Du eine brauchbare Dienſtmagd biſt, liege ich vielleicht ſtill im Grabe."

„Wenn Sie erlauben, ſo hänge ich noch heute St. Wendelin zu Ehren, der ein Fürſtenſohn war gel. O denke jezt nicht an mich — nur an Dich, an Deine Geſundheit, an die überraſchende Freude, die Du mir bereiteſt, an das unſägliche Glück welches uns die Zukunft aufbewahrt! Ich kann Dir nicht ausdrücken wie ſehr Du mich beglückſt — darf es kaum wagen, weil ich jezt in Deinen Augen dieſes Glücks nicht werth bin, aber Cornelie, ich bin doch beſeligt.“

Stumm ſtand ſie da an eine Conſole gelehnt und ſah ihn mit unerhörter Traurigkeit an. Vor zwölf Stunden würde auch ſie beſeligt geweſen ſein! vor zwölf Stunden würden ſeine zärtlichen Worte, ſein frohes Lächeln, ſein ſtralender Blick ſie wie in ein Freudenmeer getaucht, ſie wie mit einer Ehrenkrone geſchmückt haben! vor zwölf Stunden würde ſie ſich in ſeine Arme geworfen und gejauchzt haben: das iſt mein Stolz, meine Wonne, mein Jubel, mein Entzücken, daß Du der Vater meines Kindes biſt, denn das Kind lieb ich aus Inſtinkt, aber Dich aus der Fülle und der Kraft der ganzen Weſenheit! — Nun ſtand ſie da und ſah ihn an. Er war es! ſeine Geberden, ſeine Stimme, ſeine Züge, ſein Ausdruck, der eigenthümliche Zauber ſeiner Perſönlichkeit — nichts fehlte! nichts war verändert! Nur ihr Glaube an ihn war todt, und ſomit das Ur-

und ſich zum Schafhirten machte, alle Wiſſenſchaften an den Nagel und lerne kochen.“

„Das erlaube ich nicht, Wendeline. Und merke Dir eines: über Deine Zukunft haſt nicht Du zu entſcheiden und nicht ich — ſondern Gott allein! und was Der will, das wirſt auch Du wollen.“

Sie küßte ſchweigend ſeine Hand, nahm aus ihrem Körbchen ein Gebetbuch mit ſchönem Einband und ſagte in einem andern Ton:

„Dies hat mir Graf Dagobert geſchenkt . . und ſehen Sie, auf das weiße Blatt, vorn, hat er geſchrieben: Bete für Dagobert. Iſt das nicht ſchön, daß er, der doch ein Graf iſt, ſo ſchreibt? Und ſehen Sie nur den braunen Sammteinband! An hohen Feſten werde ich das prächtige Buch brauchen, aber für ihn beten werde ich alle Tage.“

„Tue das, Wendeline. Er wird es nötig haben.“

Sie wendete ſich zum gehen, kehrte aber zurück und fragte traurig:

„Wenn die Frau meines Vaters mein ſchönes Gebetbuch begehrt — muß ich es ihr geben?“

„Das verſteht ſich.“

Sie ſenkte ein wenig den Kopf, ihre ſchwarzen Locken fielen über ihre Stirn herab, an ihren ſchwarzen Wimpern hingen Tränen, um ihre Lippen zuckte der Schmerz. Die tiefe Melancholie dieſes Kindergeſichts tat weh zu ſehen und endlich brach ſie in die Klage aus:

„Eine Mutter habe ich nicht und dem Vater bin ich auch gleichgiltig, denn ſonſt würde er nicht erlauben, daß ſeine Frau mich ſo quält.“

„Laß das, Wendeline!“ ſagte der Pfarrer begütigend: „der liebe Gott iſt unſer aller Vater und der liebt Dich mehr, als Vater und Mutter Dich je lieben könnten. Geh' jetzt, Kind, und ſei nicht traurig.“

Sie ſtrich die Locken von der Stirn, verſuchte zu lächeln und verließ ihn. Draußen auf dem Vorplatz fingen aber ihre Tränen zu ſtrömen an Sie ſetzte ſich auf die unterſte Treppenſtufe und weinte bitterlich. Frau Barbara entſprach ihrem Namen und ging barbariſch mit dem Kinde um. Was Wendeline tat oder nicht tat — alles wurde getadelt und bekrittelt. Sie fühlte ſich beleidigt, daß Wendeline und nicht ſie bei der gräflichen Familie in Gunſt war; daß Wendeline ſogar bei dem alten Menſchenfeind genug in Gnaden ſtand, um ihn zu veranlaſſen, ein paar Mal Frau Barbara zu einem beſſeren Verhalten gegen Wendeline zu ermahnen. Die Demütigungen, welche ihre Selbſtgefälligkeit erfuhr, ſchrieb ſie auf Wendelinens Rechnung, und ließ die Unſchuldige dafür büßen, ſo daß das arme Kind zuweilen Hunger litt. Sogar heute an dem für ſie ſo feſtlichen Tage hatte Wendeline kein Mittagbrot bekommen, weil ſie ſich durch den Empfang der Geſchenke nach ihrer Muſikſtunde, etwas bei der Gräfin verſpätet hatte.

Zum Glück war unter dieſen Gaben ein großes Stück Kuchen geweſen. Die Härte der Stiefmutter und die Freundlichkeit, die ihr von Fremden zu Teil wurde, und die Worte des Pfarrers — das alles kam zuſammen, um ihr Herz zu beſtürmen und ſie weinte mit einem Wehgefühl, das ein Kind nicht kennen ſollte.

Zufällig kam Joſepha, die Köchin, aus der Küche, blieb mitleidig vor Wendeline ſtehen und fragte:

„Wendelchen, haben Sie Dir was zu Leide getan?“

Wendeline ſprang auf, drängte ihre Tränen zurück und ſagte mit einer Stimme, die noch vor innerer Bewegung zitterte:

„Nein, Joſephe . . . o nein! man hat mir Freude gemacht mit ſchönen Geſchenken . . . — ſchau' hier! . . . und der Herr Pfarrer hat mich zu allem Guten ermahnt . . . aber ich bin nicht gut.“

„Nu, Wendelchen, denke nicht zu viel daran. Kein Menſch iſt ſo gut, wie er ſein ſollte. Der liebe Gott nimmt mit unſerem guten Willen vorlieb,“ ſagte Joſepha tröſtend und gab Wendelinen einige derbe liebkoſende Schläge in den Rücken: „komm' in den Garten mit mir und hilf mir die Trauben abnehmen. Der Bogengang hängt noch ganz voll und der beſtändige Regen ſchadet dem Wein.“

Willig folgte Wendeline der Aufforderung, und hätte Frau Barbara geſehen wie gut ſie ſich die Trauben ſchmecken ließ, die Joſepha nach vollbrachter Arbeit ihr reichte, ſo würde ſie ohne Zweifel geſagt haben: Das einfältige Ding wird ja mit Kuchen und Obſt gefüttert wie eine Prinzeſſin, und hat wahrhaftig nicht mein armes Mittagbrot nötig. — —

An dieſem Nachmittag ſaß die Familie ſehr gemütlich im Salon oder — wie der Graf lieber und richtiger ſagte — im allgemeinen Wohnzimmer beiſammen; denn der Salon iſt auch Empfang- und Geſellſchaftszimmer, und alles was zur Geſelligkeit gehört trat in Bachheim mehr und mehr in den Hintergrund. Im Kamin brannte ein mildes Feuer. Ein Schirm von buntfarbigem Glaſe auf eiſernem Geſtell, dämpfte den Blick auf die Flamme. Unfern des Kamins ſaß der Graf und ihm gegenüber die Marquiſe; ſie ſpielten Schach. Kaplan Ulmer folgte aufmerkſam der Partie. An einem andern Tiſch, dem Fenſter näher, ſaßen die Gräfin und Frau von Wildermut bei ihrer Handarbeit mit Dagobert in einem lebhaften Geſpräch, das aber mit gedämpfter Stimme geführt wurde.

„Claudia!“ — ſagte der Graf warnend; und nach einer Pauſe: „Claudia, ſiehſt Du denn nicht die Gefahr Deiner Königin? . . . Du biſt ſo zerſtreut, daß ich Scheu habe, meinen Vorteil daraus zu ziehen."

„Vergebung, lieber Vater! . . . ja! unſer Nachbartiſch zerſtreut mich mit ſeinen Reden," antwortete Claudia.

„Wovon redet Ihr denn?" fragte der Graf zum andern Tiſch ſich wendend.

„Von dem ſeltſamen Geſchwätz, das wie eine Grippe aufgetaucht iſt und graſſiert," entgegnete Leocadie, „und das auch Dir zu Ohren gekommen ſein wird: Wendeline ſei die Tochter des Pfarrers."

„Natürlich iſt es mir zu Ohren gekommen, d. h. denn doch immer nur in Form einer Frage, die ich jedesmal mit äußerſter Entſchiedenheit verneint habe. Und ich denke, Ihr alle tut das nämliche," ſagte der Graf ernſt.

„Die Gerüchte ſind zu wunderlich, Papa!" rief Dagobert: „es heißt auch, Wendeline ſei die Tochter einer vornehmen Dame."

„Nein, das nicht!" ſagte die Marquiſe lebhaft, „ſondern einer Zigeunerin."

„An dem Gerücht bin ich Schuld!" ſagte Dagobert herzlich lachend: „ich habe Wendeline allzeit genannt „kleine Zigeunerin." Als man mir von dem umlaufenden Gerücht ſprach, faßte ich es wie einen ſchlechten Spaß auf und ſagte ganz ernſthaft: Unſinn das! Wendeline iſt ein Zigeunerkind."

„Das iſt ganz die Weiſe, in welcher Gerüchte entſtehen," ſagte der Graf: „aber Dagobert, von wem haſt Du zuerſt das Gerede gehört?"

„Ich entſinne mich nicht, Papa . . . ich meine vom Herrn Kaplan."

„Und Sie, Herr Kaplan?"

„Von jemand, der es in der Schenke gehört haben wollte."

„Hörten Sie auch, daß der brave Wirt ſagte: Der Erſte, der in meiner Gaſtſtube ein ehrenrühriges Wort gegen den Herrn Pfarrer ſagt, dem werde ich zeigen, wo der Zimmermann das Loch in der Wand gelaſſen hat."

„Nein, das wußte ich nicht," erwiderte der Kaplan etwas verlegen.

„Leider denken die Wenigſten ſo wie der brave Wirt," ſagte Frau von Wildermut. „In der Küche, im Mägdezimmer, im Dorf am Brunnen — wo Zwei beiſammen ſind, iſt von nichts anderem die Rede. Ich verwies es der Köchin. Sie antwortete mir: Ach, wir glauben es auch eigentlich gar nicht! wir reden nur darüber — und wir möchten gern wiſſen, was im Grunde dahinter ſteckt — ob nicht wirklich eine vornehme Dame."

„Immer dieſe vornehme Dame! wie unwahrſcheinlich!" rief die Marquiſe ungeduldig.

„Auf jeden Fall immer eine Verleumdung," verſetzte der Graf. „Daß Wendeline Weinrichs Nichte und nicht ſeine Tochter iſt, daß er ſie nach dem Tode ſeiner Schweſter als einjähriges Kind zu ſich nahm — das wiſſen wir alle und es iſt mir unbegreiflich, wie plötzlich jetzt, nach zwölf Jahren, dies unſinnige Gerücht auftaucht."

„Möge der Pfarrer nur nichts davon hören!" ſagte Leocadie.

„O Mama!" rief Dagobert, „es wird ihm gleichgiltig ſein."

„Du irrſt, Dagobert! da er ein Mann von heiligmäßigem Wandel iſt, ſo wird er es ſich für ſeine Perſon nicht zu Herzen nehmen. Aber es wird ihn ſehr ſchmerzen, wenn in ſeiner Gemeinde die Verleumdung Wurzel ſchlagen und ihn für manchen zum Anſtoß machen ſollte; denn er iſt der Träger einer höheren Ehre, als der ſeinigen, der menſchlichen. Er iſt als Prieſter der Stellvertreter Gottes in ſeiner Gemeinde und ſie verlangt vor allem in dieſem Punkt eine makelloſe Reinheit von ihm."

„Auch der Prieſter iſt ein Menſch, der ſeiner Gebrechlichkeit eingedenk ſein und ſich zuweilen demütigen muß, gnädige Gräfin," nahm Kaplan Ulmer das Wort: „eine Prüfung wie die gegenwärtige — vorausgeſetzt, daß ſie nur eine Prüfung ſei — iſt ſicher ſehr heilſam."

„Ich wünſche Ihnen, daß Sie nie eine ſolche Prüfung zu beſtehen haben mögen," entgegnete Leocadie mit Kälte: „übrigens weiß ich aus dem Leben der Heiligen, daß derartige Verleumdungen manche von ihnen betroffen haben."

„Mein Gott!“ rief die Marquiſe, „man nimmt das alles zu tragiſch.“

„Zu tragiſch, wenn der gute Ruf eines würdigen Mannes ruiniert werden ſoll!“ rief Leocadie zürnend.

„Nein, nein! aber daß ſo viel darüber geredet und verteidigt und erklärt wird. Es ſchadet der Heiligkeit des heiligen Auguſtinus gar nicht, daß Adeodat ſein Sohn war; man denkt kaum daran; man läßt dieſe Tatſache auf ſich beruhen. Warum will man denn die Vergangenheit eines würdigen Mannes durchforſchen? begnüge man ſich mit ſeiner Gegenwart! wohin käme man, wenn man über das, was vor zwanzig Jahren geſchehen iſt zu Gericht ſitzen wollte!“

„Beſonders dann, wenn man erſt das erfinden muß, worüber man Gericht halten will,“ ſagte der Graf abbrechend. Und dann ſetzte er hinzu:

„Alſo, meine Damen, haltet in der fraglichen Sache das Silentium und fordert männiglich auf, ein gleiches zu tun; dann erſtirbt ſie wie ein Feuer, dem man kein Holz zuträgt.“

Während man ſo über den Pfarrer Edelholt hin und her ſprach, ſtattete er folgenden ſchriftlichen Bericht ab:

Es war am 19. Oktober des Jahres 1842 um halb neun Uhr abends in dem Städtchen N., wo ich damals Pfarrer war, aber bereits meine Ernennung zum Pfarrer von Bachheim hatte. Es regnete in Strömen und der Sturm fuhr ſtoßweiſe gegen die feſtgeſchloſſenen Fenſter und tobte dergeſtalt, daß das Haus zu zittern ſchien. Ich ſaß und las bei meiner Lampe. Ich hörte einen Wagen durch die Gaſſe fahren ohne es zu beachten, vernahm aber bald darauf einen ſtarken Schellenzug an meiner Haustür. Darauf erſchien meine Köchin mit folgender Meldung: Vor der Tür halte ein Wagen; der Poſtillon ſei abgeſtiegen, um zu fragen, ob hier der katholiſche Pfarrer wohne, wie ihm geſagt ſei; es ſitze eine Dame im Wagen, welche denſelben zu ſprechen begehre; ſie verſtehe aber nicht deutſch. Ich antwortete, die Dame möge ſich nur heraufbemühen und verſpürte einige Neugier, in welcher Sprache und in welcher Weiſe unſere Unterhaltung ablaufen werde, da ich franzöſiſch zwar verſtehe, aber kaum rede — und jede andere lebende Sprache mir fremd iſt. Gleich darauf öffnete ſich meine Tür und zu meiner Befremdung erſchien auf der Schwelle eine rabenſchwarze Geſtalt, die in einen langen, weiten, ſeidenen Mantel mit Kapuze und Schleier dermaßen verhüllt war, daß es unmöglich war etwas anderes an ihr wahrzunehmen als eine ſchwarzſeidene Hülle.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mir dieſe auffallende Erſcheinung zu betrachten, ſo trat ſie mir raſch entgegen, fiel mir zu Füßen und ſagte mit erſtickter Stimme in franzöſiſcher Sprache:

„Erbarmen Sie ſich meiner . . . helfen Sie mir . . . Sie ſind ja der Stellvertreter des guten Hirten.“

Ich fragte zuerſt, ob ſie deutſch verſtehe, und als ſie bejahend mit dem Kopf nickte, welche Hilfe ich ihr leiſten könne.

„Erbarmen Sie ſich und laſſen Sie mich zu einer Frau führen, die mir beiſteht in ſchwerer Stunde,“ ſagte ſie: „ich bin hier fremd und muß fremd bleiben . . . o Gott! verdammen Sie mich nicht! . . . ich bin grenzenlos elend.“

Ich bat ſie ruhig zu ſein, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten, ging dann hinaus, rief meine Köchin, die eine brave, zuverläſſige, folglich verſchwiegene Perſon iſt, nahm einige Rückſprache mit ihr, kehrte in das Zimmer zurück und ſagte der Dame, meine Dienerin werde den Poſtillon anweiſen, wohin er zu fahren habe und werde ſie begleiten und einführen.

„Tauſend Gottes Lohn!“ rief ſie, indem ſie ſich raſch erhob und zur Tür ſchritt: „aber machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, Herr Pfarrer, und kommen Sie morgen zu mir, wenn ich noch am Leben bin.“

Ich verſprach es. Da ergriff ſie mit beiden Händen meine Hand und drückte ſie an ihre Lippen, aber ihre Hände blieben mit den langen weiten Ärmeln des Mantels und ihr Antlitz mit dem ſchwarzen Taftſchleier bedeckt.

bild zum Scheinbild geworden. Sie hob beide Arme gen Himmel und rief mit vibrirender Kraft:

„Gott! Gott! Gott! wie hab' ich dieſen Mann geliebt!“ — Und nach dieſem extatiſchen Ausruf ſtürzte ſie beſinnungslos zu Boden.

Diable! dachte Euſtach, daß ſie die dumme Geſchichte auch grade in dieſem gefährlichen Moment entdecken muß! .... und wenn ſie nur nicht eine fausse couche macht! — Ein reitender Bote ſprengte zum Arzt nach Glatz, und eine gewiſſe Bewegung machte ſich im Schloß bemerklich. Euſtach traf Antoinette im Salon und ſagte höchſt verbindlich:

„Madame, ich hoffe Sie freuen Sich mit mir über das unbedeutende und glückverheißende Unwolſein meiner Frau.“

„Ich gratulire von Herzen, entgegnete ſie in demſelben Ton, und bedaure nur nicht Zeuge Ihres Glücks ſein zu können, denn morgen in aller Frühe fahre ich nach Breslau, Herr Graf, wohin mein Onkel mir ein Rendezvous gegeben.“

„Und ein Rendezvous muß reſpektirt werden — das begreif ich.“

Sie trug ihm noch viel Schönes und Artiges für Cornelie auf, ſprach noch viel von deren „ame virile et coeur d'un ange“ — ſprach auch Einiges über ihre eigene Zukunft, die ſie vermuthlich

Ich begleitete ſie mit der Lampe die Stiege hinab; unten nahm meine Dienerin ſie in Empfang und der Wagen raſſelte dahin.

Der ganze Beſuch hatte etwa fünf Minuten in Anſpruch genommen. Nach einer halben Stunde kam meine Köchin zurück und erzählte, im Wagen habe ein zweites, gleichfalls tief vermummtes Frauenzimmer geſeſſen und beide hätten ein paar Worte in fremder Sprache gewechſelt.

„Die erſte aber," — ſo erzählte meine Dienerin — „nahm meine Hand und drückte ſie und ſagte immer: Danke! danke! — Als wir aber zu Frau Schwarzer kamen, wollte ſie die Dame nicht aufnehmen, weil ſie kein Zimmer für ſie habe. Da fing die Dame ſo bitterlich zu weinen an und ſagte ſo kläglich: Nicht Zimmer . . . Kammer! Stall! — daß der Frau Schwarzer der Jammer ins Herz trat und mir auch. Und kurz, ſie iſt dort geblieben. Sie ſagte wieder danke! danke! gab mir das Trinkgeld für den Poſtillon und ſchenkte mir dies Goldſtück. Ich verſtand alles was ſie ſagen wollte."

Ich ſagte zu meiner Köchin:

„Sieh, Joſephe, was das iſt — die Welt! dies unglückliche Weſen iſt reich genug, um einen geringen Dienſt mit Gold zu bezahlen und iſt dennoch in einem ſolchen Elend, daß ſie um Unterkunft in einem Stall wie um eine Gnade bittet.

Das macht die Sünde, Joſephe! Gott wolle uns alle in ſeiner Gnade bewahren!" — —

„Amen!" ſagte Joſephe andächtig.

Am andern Morgen um zehn Uhr wurde ich zu der Fremden gerufen. Sie lag in einem Dachkämmerchen im Bett, tief verſchleiert. Sie bat mich das Kind zu taufen, das in der Frühe des Tages auf die Welt gekommen war, und das ſie in den Armen hielt. Ich fragte nach dem Namen und ſie ſagte: „Wendeline"; — und als ich bemerkte, daß ich jede Geburt in das Kirchenbuch einzutragen hätte und deshalb auch ihre Papiere, ihre Beglaubigung ſehen müſſe, antwortete ſie:

„Ich habe nichts der Art. Ich bin ja auf der Reiſe, ach! auf der Flucht! Und hätte ich auch beglaubigende Papiere — o! lieber ſterben, als ſie vorzeigen! . . . denn ich will und muß unbekannt bleiben."

Ich ſprach ihr mein gegründetes Bedenken aus unter dieſen Umſtänden die Taufe vorzunehmen; da verfiel ſie in ein ſo troſtloſes Weinen und verſicherte ſo beſtimmt, ſie werde mir ſpäter einmal zu gelegener Zeit alles mitteilen was ich verlange; ich möge mich nur des Kindes erbarmen und es auf den Namen „Wendeline Stern" taufen, daß ich dachte, es ſei doch das Wichtigſte, zuerſt für die Seele des armen Kindes und dann erſt für den richtigen Namen zu ſorgen. Der deutſche Name „Wendeline Stern" fiel mir bei der fremdländiſchen Mutter etwas auf. Nach der Taufe gab ſie das Kind ihrer verſchleierten Begleiterin, die uns mit denſelben verließ und ſagte:

„Nun will ich beichten.“

Ihre Beicht gehört nicht hieher. Aber alles was die Reue Bitteres — die Furcht vor Entdeckung Qualvolles — die Angſt vor der Zukunft Peinliches — der Schmerz um die zerſtörte Würde des Lebens Troſtloſes hat: das alles brach wie ein Strom von Wermut aus der Tiefe ihrer Seele hervor.

Nachdem ſie ſich endlich wieder beruhigt hatte, ſagte ſie:

„Herr Pfarrer, Gott vergelte Ihnen die Barmherzigkeit, die Sie an mir armen Sünderin geübt haben; doch Ihr Liebeswerk iſt noch nicht zu Ende.“

„Worin ſoll es noch weiter beſtehen?“ fragte ich.

„Darin, daß Sie dies arme Kind im Auge behalten,“ erwiderte ſie: „ich muß heute Abend abreiſen . . . ich muß fort und koſtete es mein Leben. Ob es mir je vergönnt ſein wird mich Mutter dieſes Kindes zu nennen, weiß ich nicht. Es muß in den einfachſten Verhältniſſen aufwachſen, ganz unſcheinbar bei braven Leuten erzogen werden. Sie kennen ſolche Leute, Herr Pfarrer, Ihnen kommt gewiß der Fall vor, daß Sie ein Waiſenkind einem braven Ehepaar, dem Sie Ihr Vertrauen ſchenken, übergeben. Wendeline iſt eine Waiſe, alſo tun Sie dasſelbe für ſie! Ich laſſe Ihnen vierzig Karolin für die zwei erſten Jahre und flehe Sie an, meine Bitte nicht abzuſchlagen.“

Ich antwortete nach einigem Beſinnen:

„Sie legen mir eine große Verantwortung auf und ich kann nur dann auf Ihren Wunſch eingehen, wenn Sie ſich zufrieden erklären mit der Art und Weiſe wie und wo ich das Kind erziehen laſſe und mir nicht dereinſt Vorwürfe machen. Vor der Hand kann es hier im Hauſe bleiben, da iſt es gut verſorgt. Später muß der liebe Gott weiter helfen. Ich denke, Er iſt es, der dies unglückliche, von Vater und Mutter verleugnete und von der Welt ausgeſtoßene Kind meiner Obhut anvertraut.“

Sie fing wieder jämmerlich zu weinen an und ſagte:

„Verdammen Sie mich nicht! Sie haben das Recht, mich zu verachten . . . aber verdammen Sie mich nicht.“

„Ich habe kein Recht Sie zu verachten oder zu verdammen,“ antwortete ich, „und ich tue weder das eine noch das andere, denn der göttliche Heiland hat in einem ähnlichen Fall nur geſagt: Sündige nicht mehr. Aber wahr bleibt wahr! dies Kind iſt verſtoßen von dem Platz, der einem Kinde gebührt, iſt einem ungewiſſen Schickſal preisgegeben und hat doch eine unſterbliche, mit dem Blut Jeſu erkaufte Seele, die gerettet werden muß."

„Ja, das iſt es!" rief ſie: „o um des Blutes Jeſu willen erbarmen Sie ſich und verſprechen Sie mir mit heiliger Liebe dasjenige gut zu machen, was eine ſündige Liebe verſchuldet hat und dem Kinde ein ſorgſames Auge und ein liebreiches Herz zuzuwenden."

„Was ich vermag will ich Gott zu Liebe tun, das verſpreche ich Ihnen," ſagte ich.

Sie dankte mir mit unbeſchreiblicher Freude und gab mir ihre Adreſſe: Frau Wendeline Stern in Baden-Baden, aber unter einem Umſchlag an Bankier Z. daſelbſt. Sie bat mich ihr alle ſechs Monat mit einigen Zeilen Kunde von dem Kinde zu geben und durch denſelben Bankier werde ſie mir jährlich eine kleine Summe ſenden laſſen, nicht unter einhundert Gulden und nicht über einhundert Taler — je nachdem es ihr möglich ſei. Und ferner bat ſie, ich möge mit der Frau Schwarzer abmachen, daß ſie das Kind wenigſtens ein Jahr behalte und gut verpflege.

Frau Schwarzer ging darauf ein; ſie war eine brave Frau, auf die man ſich verlaſſen konnte und ich händigte ihr ſogleich zwanzig Karolin mit dem Bemerken ein, es müſſe von dieſer ganzen Begebenheit ſo wenig wie möglich die Rede ſein und wir alle könnten ja auch weiter gar nichts ſagen, als daß das Kind nun einmal da ſei. Ein Mehreres wiſſe niemand von uns.

Als ich mich wieder zu der Fremden begab und ihr die Mitteilung machte, das nächſte ſei geordnet, war ſie unerſchöpflich in dem Ausdruck ihrer Dankbarkeit und bat mich ſchließlich um meinen prieſterlichen Segen. Ich erteilte ihn ihr gern, denn ich entnahm aus ihrer ganzen Art und Weiſe, daß ſie in menſchlicher Gebrechlichkeit zwar fallen konnte, aber entſchloſſen war ſich mit Gottes Gnade vom Fall zu erheben. So verließ ich ſie und kehrte in meine Behauſung zurück.

Als ich wieder zwiſchen meinen vier Wänden ſaß, kam mir die ganze Sache wie ein Traum vor. Gleichwohl hatte ſie eine ſo ernſtliche Wirklichkeit und konnte für die Zukunft des Kindes ſo wichtig ſein, daß ich auf der Stelle die ganze Begebenheit, alles was die Fremde tat und ſagte, und alles was ich ſelbſt und was Joſephe tat und ſagte, getreulich niederſchrieb. Dieſer Bericht iſt eine Abſchrift jener Aufzeichnung. Dann rief ich meine Dienerin und ſprach zu ihr:

„Joſephe, ſolche Dinge wie wir ſoeben erlebt haben, erlebt man Gott ſei Dank nicht alle Tage. Es ſteht dabei immer Ehre oder Schande, ja Leben oder Tod einer Perſönlichkeit — ja, die Schmach einer ganzen Familie auf dem Spiel. Deshalb, Joſephe, Silentium! d. h. Stillſchweigen! und ſollte man Dich befragen, ſo antworteſt Du klar und einfach. Du wäreſt nicht imſtande irgend einen Aufſchluß zu geben.“

„Denn ich weiß ja nichts,“ ergänzte Joſephe verſtändig.

„Ganz richtig!“ verſetzte ich: „und es führt zu nichts oder zum Übel mit leeren Vermutungen ſich zu beſchäftigen.“

Gegen Weihnachten desſelben Jahres ſiedelte ich nach Bachheim über. Zuvor hatte ich von der Frau Schwarzer erfahren, daß das Kind geſund und munter ſei. Als es kaum anderthalb Jahre zählte, ſtarb die Frau Schwarzer. Im Lauf des vorhergehenden Winters hatte Schullehrer Weinrich dahier ſeine drei Kinder an den Maſern verloren. Das jüngſte war bereits zehn Jahre alt und keine Ausſicht auf fernere Nachkommenſchaft vorhanden. Frau Weinrich war ganz außer ſich und troſtlos und jammerte nach einem Kinde. Sie war etwas zorniger und ſtreitſüchtiger Gemütsart, aber brav. Der Schullehrer war ein Bruder der Frau Schwarzer, ein ſeelenguter Mann, nur zu ſchwach gegen ſeine Gattin. Ich ſah zwar dieſe Schattenſeiten; andrerſeits ſah ich aber auch einen Vorzug, wenn das Kind unter meinen Augen aufwachſe. Genug, ich ſchlug dem Schullehrer Weinrich vor, die kleine Waiſe ins Haus zu nehmen, die bis jetzt in Pflege ſeiner Schweſter geweſen ſei und die ich jetzt, gegen ein

Jahrgeld, bei guten Leuten unterzubringen wünſche. Frau Weinrich ergriff den Vorſchlag mit beiden Händen: der liebe Gott ſchicke ihr das kleine Kind, das ſie wie ihre Tochter halten wolle und das nie erfahren ſolle, daß es anderer Eltern Kind ſei. So reiſte ſie denn nach N. und brachte von dort Wendeline Stern nach Bachheim zurück. Um allen Fragen über die Herkunft des Kindes auszuweichen — denn Frau Weinrich wollte, daß die Kleine ihre Tochter ſei und was ſie wollte, ſetzte ſie durch — ſagte ſie, ſie habe die Kleine von ihrer Schwägerin geerbt — was ja auch ganz richtig war. Daraus zog man hier den Schluß, es ſei ihre Nichte, während Wendeline in dem Weinrich'ſchen Ehepaar ihre Eltern ſah. Der wirklichen Mutter teilte ich dieſe Veränderung mit, ſo wie ich ihr auch früher halbjährlich das Wohlſein des Kindes angezeigt hatte. Sie antwortete immer „Gott vergelt's," in ſehr ungeſchickter deutſcher Schrift. Zuweilen dauerte es Monate lang bis die Antwort kam. Die Briefe gingen hin und her durch den Bankier Z. in Baden-Baden, der mir auch jährlich einhundert Gulden zuſchickte. Alle Papiere, welche ſich auf dieſe Geldſendungen beziehen und alle Zuſchriften der unbekannten Mutter, ſo wie die Abſchrift von Wendelinens Taufſchein aus dem Kirchenbuch zu N., liegen wohlverwahrt bei mir; aber ausweiſende Papiere über die Mutter erhielt ich, trotz aller

Mahnung nie. Für dieſe Ungehörigkeit verdiene ich allerdings eine ernſte Rüge.

In den erſten Jahren vergötterte Frau Weinrich die kleine Wendeline. Später wurde ſie ihrer eigenen Verkehrtheit überdrüſſig — wie das bei leidenſchaftlichen Naturen zu gehen pflegt — und die Kleine mußte es entgelten. Dazu kam, daß Wendeline keinen fügſamen Charakter, daß ſie ihren eigenen Willen hatte. Frau Weinrich führte manche Klage über ſie gegen mich und ich mußte ihr zuweilen Recht geben und gab ihr manchen guten Ratſchlag. Zugleich aber nahm ich mich des Kindes an und gewann einen guten Einfluß auf dasſelbe, indem ich es gleichmäßig ruhig behandelte. Es ſchloß ſich vertraulich an mich an und gehorchte mir willig. Als es älter wurde, zeigte es Verſtand, Nachdenken und Talent. Die Frau Gräfin von Wianden gibt ihr ſeit vier Jahren mit dem beſten Erfolg Muſikunterricht. Ich habe angefangen ihr einigen Geſchichtsunterricht zu erteilen und die Frau Marquiſe Marialva, geborene Gräfin von Wianden, hat die Abſicht ſie übers Jahr in eine Erziehungsanſtalt zu geben. Wer Wendeline kennt, intereſſiert ſich für ſie und ich bin es nicht allein, dem ſie Teilnahme einflößt. Hingegen iſt es wahr, daß ſie mit großer Zärtlichkeit an mir und nur an mir hängt.

Eine Widerſacherin hat Wendeline in Bachheim und das iſt die zweite Frau des Schullehrers

Weinrich. Die erſte ſtarb vor einem Jahr; ſie war zänkiſch und launenhaft, doch nicht boshaft. Sie quälte Wendeline durch ihre Eigentümlichkeit, nicht aus Abſicht. Ihre Nachfolgerin aber ſcheint mir keinen guten Charakter zu haben, dermaßen martert ſie das arme Kind, und weil ich mich desſelben annehme, ſtehe auch ich nicht bei ihr in Gnaden. Sie gilt in Bachheim für eine böſe Zunge. Ob ſie es iſt, die das Gerücht erfunden und ausgeſprengt hat, Wendeline ſei meine Tochter, will ich nicht behaupten; doch behaupte ich dreiſt, daß früher niemand dieſen Verdacht gehegt hat. Gott, der die Wahrheit kennt, wird ſie zu ſeiner Zeit offenbaren und wenn nicht früher — in der Ewigkeit gewiß.“

nach Paris führen würde, und nahm einen ruhigen und gemeſſenen Abſchied von Euſtach. Dann zog ſie ſich in ihr Gemach zurück und erklärte am nächſten Morgen Niemand ſehen und ſtören zu wollen.

Ob ſie den Takt hatte auf der Stelle ein plauſibles Märchen zu erfinden? dachte Euſtach heimlich als Antoinette fort war. Aber Antoinette ſprach zu ſich ſelbſt: Das Ehepaar iſt vollkommen ausgeſöhnt und vereinigt! der Brief meines Onkels konnte mich in keinem für uns Alle günſtigeren Augenblick zu ſich berufen. —

Cornelie erkrankte nicht. Sie ſcherzte darüber gegen den Arzt, daß ihr Mann um einer Ohnmacht willen ihn bemüht habe. Sie ſiegelte Dorotheens Brief ein und ſchickte ihn an Leonor nach Breslau zurück. Dann, am nächſten Tage, fuhr ſie nach Glatz, hielt mit ihren vier Pferden, ihrer eleganten Kaleſche und ihrem Jäger vor dem kleinen unſcheinbaren Häuschen in welchem Dorothee wohnte, und ging zu ihr hinein in das enge Hinterſtübchen, welches die erſtarrte Hauswirthin ihr mit vielen Knixen bezeichnete. Dorothee ſaß emſig nähend am Fenſter, und ſprang beinah entſetzt auf als ſie die Gräfin vor ſich ſah.

„Meine gute Dorothee, ſagte Cornelie mit bebender Stimme, ich habe mit großem Bedauern die

Verleumdung.

Pfarrer Edelholt hatte ganz Recht zu behaupten, es ſei keinem Menſchen je eingefallen Wendeline für ſeine Tochter zu halten. Man hielt ſie für Weinrichs Nichte. Da er und ſeine Frau ſich aber von ihr Vater und Mutter nennen ließen und ſie in ihnen ihre Eltern ſah: ſo ging man in einer Sache, die für niemand von Wichtigkeit oder von Intereſſe war, auf dieſe Vorſtellung ein, nannte das Kind Weinrichs Wendeline und dachte nicht weiter an ihre Herkunft. Frau Weinrich, die erſte, hatte niemals dieſen Punkt mit Fräulein Barbara Ulmer erörtert; vielleicht wollte ſie ihr Geheimnis für ſich allein haben, vielleicht hatte ſie nicht Luſt des Koſtgeldes zu erwähnen, das Wendeline ihr eintrug, vielleicht fürchtete ſie, Barbara werde mehr fragen und wiſſen wollen als ſie beantworten konnte — und das hätte ſie verdroſſen; genug, ſie ſchwieg. Nach ihrem Hinſcheiden überlegte Fräulein Barbara, daß es vorteilhafter für ſie ſei, als Ehe- und Hausfrau im Schulhauſe zu leben und eine ganz unabhängige

Stellung zu haben, als fort und fort für fremde Leute zu arbeiten oder ihrem Bruder zur Laſt zu fallen. Die Folge dieſer Überlegung war, daß ſie Frau Weinrich die zweite wurde. Sofort legte ſie die Hand auf die Kaſſe und ließ ſich von ihrem Mann bei Kreuzer und Pfennig ſeine jährliche Einnahme vorrechnen. Er tat es treulich. Als er für Wendeline hundert Gulden aufzählte, machte ſie große Augen und rief:

„Ei, wie das . . . für Wendeline?"

„Sie iſt ja ein Waiſenkind, das wir nur ſo angenommen haben . . . ich dachte, meine gute arme Frau, die ſelige, habe es Dir erzählt."

„Nichts hat ſie mir erzählt! . . . Zu ihrer beſten Freundin hat ſie kein Vertrauen gehabt! . . . Alſo ein Waiſenkind — die Wendeline? Ei, ich denke ſie könnte wohl ein uneheliches Kind ſein und ihr . . . oder Dir gehören."

„Ein ſolcher Verdacht," antwortete Weinrich gekränkt und empfindlich, „erniedrigt den, der ihn hegt, nicht den, welchen er trifft. Überdas kann Dich das Koſtgeld, das für Wendeline gezahlt wird, eines beſſeren belehren."

„Wer zahlt dieſe hundert Gulden?" fragte ſie neugierig.

„Der Herr Pfarrer."

„Iſt Wendeline ein Waiſenkind aus der Bachheimer Gemeinde?" fragte ſie weiter.

„Nein, aus N., wo unſer Herr Pfarrer früher

Pfarrer war und meiner, ſeitdem verſtorbenen Schweſter, das Kind in Pflege gab. Nach ihrem Tode ſchlug er uns vor es zu übernehmen, was wir gern taten, beſonders meine Frau; und ſeitdem zahlt er uns jährlich hundert Gulden.“

„Ei und wie hat er Wendeline ſo gern . . . und ein Waiſenkind aus N. iſt ſie, wo er früher Pfarrer war . . . ei das gibt allerhand zu denken.“

„Nur nichts Verkehrtes!“ ſagte Weinrich mit leiſer Drohung im Ton.

„Behandelſt Du mich wie Deine Schulkinder!“ rief ſie gereizt.

„Ich wollte Dir nur einen Fingerzeig geben, wohin Deine Gedanken ſich nicht zu wenden hätten,“ verſetzte er demütig.

„Ei, ich rate Dir, überlaſſe dies mir, denn es iſt wohl ſehr die Frage, weſſen Einſicht und Urteil das richtige iſt.“

„Ich will nicht darüber mit Dir ſtreiten, liebe Barbara,“ ſagte er noch unterwürfiger, „nur bitte ich Dich inſtändigſt Deine Gedanken, welcher Art ſie ſein mögen, nicht laut werden zu laſſen, damit kein unnützes Geſchwätz aufkomme.“

„Daß ich keinen Skandal offenbaren werde, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt,“ erwiderte ſie im hohen Ton.

„Es iſt aber kein Skandal!“ rief er kläglich.

„Ei, ſo ſchweig darüber und laß uns weiter reden von unſerm Kaſſenbeſtand," ſagte ſie abbrechend.

Es niſtete ſich aber die Vorſtellung bei ihr ein, Wendeline ſei des Pfarrers Tochter. Sie, die nie etwas anderes geliebt hatte, als ihren jüngſten Bruder — und auch ihn mit ſtarkem Zuſatz von ſelbſtſüchtigem Hochmut — ſie begriff nicht die höhere Liebe eines Prieſters für ein unglückliches verſtoßenes Kind, welches durch ſeine Geburt dem Elend verfallen war und niemand auf Erden hatte, der es ſchützen konnte, um nicht darin unterzugehen, als eben ihn. Sie fragte ganz unbefangen ihren Bruder, was er zu ihrer Vermutung ſage.

„Daß Du närriſch geworden biſt!" rief er unmutig.

„Ei, unmöglich iſt es doch nicht!" behauptete ſie.

Sie begann leiſe und allmählich bei den Frauen im Dorfe Umfrage nach Wendelinens Herkunft zu halten. Wenn Mütter kamen, um ſich in Schulangelegenheiten ihrer Kinder mit dem Lehrer zu beſprechen und er etwa nicht gleich zur Hand war: ſo benutzte Frau Barbara die Gelegenheit, um eine ſanfte Klage über das Kreuz einfließen zu laſſen, das ſie mit dem fremden Kinde habe, welches ihr gar nicht gehorchen wolle und welches der Herr Pfarrer immer in Schutz nehme, weil er ein Koſtgeld für das Mädchen zahle. Von dieſem Umſtand wußte man in Bachheim nichts; doch befremdete er nicht, höchſtens erregte er einigen Neid, weil hundert Gulden bar in Silber als ein nicht unbeträchtliches Kapital erſchien — und man meinte, der Herr Pfarrer werde vermutlich Wendelinens Vormund ſein. Sie redete aber ſo lange und ſo beharrlich mit den verſchiedenſten Perſonen, bald im Ton ſchüchterner Frage, bald als habe ſie die Behauptung gehört, daß die Leute denn doch nach und nach aufmerkſam wurden und ein Geheimnis ahnten. So kam es, daß niemand ſo recht daran glaubte und daß alle davon redeten — was ja überhaupt die Art iſt, wie falſche Gerüchte ſich lange erhalten können, Dank der unerhörten Geſchäftigkeit der Zungen, in der ganzen Welt wie in Bachheim. Frau Barbara geſtand ſich nicht ein, daß es ihre Abſicht ſei dem Pfarrer zu ſchaden; ſie wollte nur wiſſen woran ſie ſei bezüglich Wendelinens und warum er ſich des Kindes warm genug annehme, um ihr ernſte Vorſtellungen zu machen, die ſie für gänzlich unbegründet hielt.

Ihr Bruder hatte einmal geſagt:

„Ich will nicht fürchten, Barbara, daß Du es biſt, welche das alberne Gerücht über den Herrn Pfarrer in Umlauf ſetzeſt."

„Andere Leute haben ſo gut wie ich ihre Gedanken, ſeitdem es zum Vorſchein kam, daß dieſe Wendeline nicht Weinrichs Nichte iſt," entgegnete ſie kurz.

„Schon recht! aber hüte Dich das Gerücht zu verſtärken. Ich ſage das nicht aus beſonderer Verehrung für Pfarrer Edelholt, der ſich auch wahrlich nicht um meine Zuneigung bemüht, ſondern weil es dem geiſtlichen Stande im allgemeinen ſchadet."

„Was hat er Dir getan, Lorenz? Hat er Dir auch ſeine Ratſchläge aufgedrungen?" fragte ſie mit geſpannter Neugier.

„Ja . . . ungefähr ſo etwas."

Mehr ſagte er nicht zu Barbara's Verdruß. Was hätte er ſagen können ohne die Marquiſe Marialva zu nennen? — Das wollte er nicht.

Der Marquis war alſo geſtorben und ſeine Witwe in Verzweiflung. Warum? — das wußte kein Menſch. Man erzählte ſich folgendes: Er habe ihr ſein ganzes Vermögen für den Fall vermacht, daß ſie ſeine Witwe bleibe; ſchließe ſie eine zweite Ehe, ſo ginge das Vermögen auf der Stelle in den Beſitz ſeiner Neffen über; ſie hege ſeit Jahren eine heftige Leidenſchaft für einen Mann, der ganz unbemittelt und unter ihrem Stande ſei; das Teſtament des Marquis beraube ſie der Möglichkeit ihrer Neigung zu folgen: daher ihre Troſtloſigkeit. Was der Grund ſein mochte, ſie war troſtlos und als ſie in ihrer tiefen Trauerkleidung nach Bachheim kam, warf ſie ſich in die Arme der Gräfin und rief:

„O Leocadie! der Schmerz in meinem Herzen iſt viel ſchwärzer als mein Kleid."

Und zum Grafen ſagte ſie:

„Erlaube mir einige Monate hier zu bleiben, lieber Vater. Ich vergehe vor Gram in der Einſamkeit der großen Welt."

In Bachheim war ſie, wie immer, allen willkommen und ſie richtete ſich für einen längeren Aufenthalt ein. Aber man merkte, daß ſie ſich Gewalt antun mußte, um nicht in ſich ſelbſt und in die Welt ihrer Gedanken, ihrer Schmerzen zu verſinken. Eines Tages ſagte ſie entſchloſſen:

„Ich muß mich aus dieſer brütenden Stimmung herausreißen! ich will etwas leſen, etwas ſtudieren, was meine Gedanken feſſelt — und ich habe mir den Gegenſtand gewählt. Ich will in der altindiſchen Religionslehre, in Schellings Naturphiloſophie und in den deutſchen Myſtikern des vierzehnten Jahrhunderts den Pantheismus kennen lernen. Gott im All — das intereſſiert mich; Alles in Gott — intereſſiert mich noch mehr. Wie es nun möglich iſt dieſe großen Ideen ſo zu verdrehen, daß daraus wird alles iſt Gott — wie man das dem modernen Pantheismus vorwirft — das möchte ich wiſſen."

„Gott bewahre, was iſt das für eine Zuſammenſtellung von Büchern!" rief Leocadie.

„Es wird doch keines auf dem Index ſein, Herr Kaplan?" fragte die Marquiſe ſcherzend.

„Hüte Dich, Claudia,“ ſagte der Graf freundlich mit dem Finger drohend, „daß Deine Geſinnung ſich nicht für den Index qualifiziere.“

„Sei unbeſorgt, lieber Vater! ich habe zu viel ſpaniſches Blut in den Adern;“ erwiderte ſie.

„Die Myſtiker Tauler und Suſo können gewiß nicht auf Abwege führen, ſondern nur das Leben der Seele mit Gott verinnerlichen,“ ſagte der Kaplan.

„Gewiß,“ verſetzte der Graf, „ſobald man einzelne, etwas weitgehende Anſichten über das Aufgeben unſerer ſelbſt, an der katholiſchen Glaubenslehre prüft.“

„O lieber Vater!“ rief die Marquiſe, „wie biſt Du beneidenswert dieſe Wage . . . oder dieſen Thermometer — wie ſoll ich's nennen! — immer zur Hand zu haben.“

„Und immer die Hand ſo ruhig zu heben, daß die Wage nicht zittert,“ ſetzte Kaplan Ulmer hinzu, und den Pulsſchlag ſo gleichmäßig, daß er den Thermometer weder ſteigen noch fallen macht.“

„Wohin käme der Menſchengeiſt,“ entgegnete der Graf, „einerſeits mit ſeinem eingeborenen Drang nach Wiſſen und Kennen, der weit über die Endlichkeit hinausgeht — und andererſeits mit ſeiner angeborenen Blindheit, die ihm das Schauen der Wahrheit in der Zeit verſagt, wenn er nicht einen Prüfſtein in ſeinem Glauben hätte, der ihm den Unterſchied zwiſchen relativen

Wahrheiten und der abſoluten Wahrheit klar machte — was ganz beſonders dann notwendig iſt, wenn jene mit dem Zauber der Phantaſie geſchmückt oder von dem Schwung des Gefühls getragen uns entgegentreten."

„Ach!" ſeufzte Claudia, „die Lehren des Glaubens ſind zuweilen gar nicht zaubervoll, ſondern dunkel und kalt."

„Ja, Kind, wie die Nacht, wie das Meer! aber gib Dich dem Eindruck ihrer Erhabenheit hin und ſie beruhigen und erfriſchen Dein Herz."

„Herr Kaplan!" rief die Marquiſe, „Sie und ich wir ſind, wie mir ſcheint, zwei gleichgeſtimmte Seelen: wir wollen miteinander Studien über den Pantheismus machen. Wer ſchließt ſich uns an?"

„Ich gewiß nicht," ſagte Leocadie: „mein kleiner Verſtand iſt mehr auf Praxis als auf Spekulation gerichtet."

„Und ich habe dieſe Seite meiner Studien abſolviert," ſagte der Graf lächelnd.

„Aber ich bin mit Freuden dabei!" rief Dagobert.

„So jung noch und ſchon ſo ernſte Intereſſen?" fragte die Marquiſe verwundert: „Du biſt früh reif, mein Brüderchen."

„Du haſt ſo recht den Geiſt, der alles wiſſen, alles kennen und erkennen möchte, Dagobert," ſagte der Graf: „verliere nur nie den Prüfſtein aus den Augen! . . . Im Grunde finde ich dieſe

Lektüren viel zu frühzeitig für Dich. Ein ſo junger Kopf hat nicht Klarheit genug, um ſich mit Nutzen mit Philoſophie und Myſtik zu befaſſen.“

„Lieber Papa,“ bat Dagobert ſchmeichelnd, „laß mich doch meine Erholungsſtunden in einer Weiſe verwenden, die mich freut und die gewiß nicht ohne Nutzen für mich ſein wird, da Ihr alle, Du, der Herr Kaplan und Claudia — mir zur richtigen Auffaſſung verhelfen werdet.“

Der Graf hatte eine viel zu große Freude an der geiſtigen Begabung ſeines Sohnes, um ihm eine ſolche Bitte abzuſchlagen, denn Studien waren nun einmal das, woran Dagobert ſeinen höchſten Genuß, ſeine liebſte Unterhaltung fand, und mit Heißhunger warf er ſich auf alles, was ihm dieſen Genuß verſchaffte. Der Kaplan war ſtolz auf ſeinen Zögling. Der Pfarrer Edelholt ſagte einmal zum Grafen:

„Wenn Ihr Sohn nur nicht einmal plötzlich von ſeiner Richtung abfällt! er iſt ſo jung, daß man darüber nicht ſicher ſein kann.“

Der Graf nahm dieſe Bemerkung gar nicht übel auf und erwiderte, dieſe Sorge erhebe ſich auch zuweilen in ihm. Der Kaplan hingegen war empört und behauptete, wer in der Jugend die Liebe zu ernſten Wiſſenſchaften eingeſogen und ihre Vorteile für das geiſtige und ſittliche Leben des Menſchen erkannt habe, der ſage ſich auch ſpäter nicht von ihr los.

unſinnigen Gerüchte vernommen, welche ſich über Sie verbreitet haben. Sie ſollen daher rühren, daß Sie vor ſechs Wochen ſo plötzlich Altdorf verließen. Vielleicht bin ich damals zu haſtig gegen Sie geweſen .... ich bitte Sie herzlich um Verzeihung, und ich hoffe, wenn Sie zu mir zurückkehren, werden die albernen Klatſchereien von ſelbſt aufhören. Ich habe jezt eigentlich keine Stelle für Sie, aber es iſt mir angenehm eine treue Seele in meiner nächſten Umgebung zu wiſſen, und deshalb werden Sie Sich auch gewiß dazu entſchließen."

Dorothee bedeckte Corneliens Hände mit heißen Thränen und rief ein Mal über das andre:

„O gnädige Gräfin, wie glücklich machen Sie mich! wie ſoll ich Ihnen danken! wie wird mein Bruder ſich freuen."

„Nehmen Sie Hut und Tuch und fahren Sie ſogleich mit mir hinaus, ſagte Cornelie. Heute Nachmittag laſſe ich Ihre Sachen holen."

Und Dorothee, wie ſie ging und ſtand, mit dem groben Strohhut und dem ſchottiſchen Tuch, ſtieg zur Gräfin in die kleine Kaleſche die nur zwei Plätze hatte. Es war zwölf Uhr Mitags. Sämtliche Straßenjugend des abgelegenen Gäßchens umſtand gaffend den Wagen und ſtarrte mit ofnen Augen und Mäulern deſſen Herrlichkeiten an. Sämtliche

„Aber Graf Dagobert iſt ja erſt im Anfang ſeiner Jugend und kaum aus dem Knabenalter heraus," wendete der Pfarrer gelaſſen ein: „die Jugend, die gefährliche, liegt noch vor ihm. Indeſſen habe ich keinen Zweifel ausdrücken wollen, ſondern nur eine Sorge, die uns ſo leicht befällt, wenn wir die Welt und den Jugendſinn kennen."

Kaplan Ulmer hatte zu verſchiedenen Malen gelinde Zurechtweiſungen des Pfarrers gehört, wenn er ſich in ſeiner Bewunderung der Marquiſe zu hoch verſtieg und zu lang verweilte. Das verdroß ihn dermaßen, daß er nicht ohne Erbitterung auf den Pfarrer war; aber trotz deſſen konnte er es ſich nicht verſagen von Zeit zu Zeit wieder ſeiner Bewunderung Ausdruck zu geben, beſonders dann, wenn er glaubte einer Freundlichkeit oder einer Auszeichnung von Seiten der Marquiſe gewürdigt zu ſein, — was ſelbſtverſtändlich nicht den mindeſten Eindruck auf den Pfarrer machte. Auch jetzt erzählte ihm der Kaplan ganz triumphierend von den intereſſanten Stunden, welche ihm durch die Frau Marquiſe zu teil würden.

„Vermutlich in Beziehung auf Graf Dagobert, nicht wahr? der allerdings gar mancher Erläuterungen bedürfen wird," verſetzte der Pfarrer: „und es iſt freilich vom höchſten Intereſſe, daß ein junger lebhafter Kopf wichtige Lehren oder fremde Anſichten richtig auffaſſen lerne. Darin beſteht die ſchönſte Gabe und der ſüßeſte Lohn des Lehrers. Ich kenne das! ich habe nie eine reinere Freude, als wenn ich wahrnehme, daß meinen Schulkindern eine Glaubenslehre des Katechismus klar geworden iſt.“

„Dieſe Freude liegt denn doch in einer untergeordneten Sphäre,“ antwortete der Kaplan mit heimlicher Entrüſtung in einem ſo hohen Ton, als habe er ihn von ſeiner Schweſter gelernt.

„Untergeordnete Sphäre? Herr Kaplan reden Sie im Traum? Unſchuldige Kinderſeelen erfaſſen die erhabenſten Wahrheiten des Chriſtentums — ich weiß nicht, ob es etwas Höheres, etwas Wunderbareres, etwas Gnadenreicheres im Leben des Geiſtes gibt.“

„Nun ja, Herr Pfarrer, im religiöſen Gebiet iſt das ganz richtig; allein der Geiſt kann ſich auch auf dem Gebiet des freien Gedankens bewegen und darin hohen Genuß finden — beſonders dann, wenn ein feiner Verſtand, der nicht nach den Regeln der Schule gebildet iſt, die Fragen zu löſen ſucht, welche uns auf jenem Gebiet entgegentreten.“

„Ein ſolcher Verſtand verfällt ſehr leicht in allerhand Kapriolen, die einen an logiſches Denken gewöhnten Kopf doch ſehr bald ermüden,“ ſagte der unverbeſſerliche Pfarrer Edelholt.

„Dieſe Behauptung findet keine Anwendung auf die Frau Marquiſe!“ rief der Kaplan.

„Deſto beſſer für die Frau Marquiſe und für Sie, Herr Kaplan.“

„Und dabei iſt es ſo wunderſchön zu beobachten, wie ſie, ſobald etwas vorkommt, das ihr heterodox zu ſein ſcheint, auf den Boden der chriſtlichen Offenbarung ſich flüchtet, während Dagobert ohne dieſelbe eine Löſung ſucht.“

„Und wie verhalten Sie ſich dabei?“

„Ich? . . . ich ſuche beides zu verbinden und ſeine Zweifel im chriſtlichen Sinn zu löſen.“

„Ich bitte Sie, beſter Kaplan, verlieren Sie bei dieſen gymnaſtiſchen Übungen des Geiſtes nur nie über der Frau Marquiſe Ihren Zögling aus den Augen. Für ſie iſt die ganze Sache nur ein Spiel, eine Zerſtreuung, Unterhaltung — was Sie wollen; ſie wirft eines guten Tages Schelling und Ruysbroch mit Brahma und Wiſchnu über den Haufen und denkt an ganz andere Dinge. Er aber mit ſeinem fragenden Verſtande wird die großen Rätſel des Lebens löſen wollen. Sorgen Sie dafür, daß er das Wort, das rechte, finde.“

Immer verſtand es der Pfarrer, die Marquiſe in den Hintergrund zu ſtellen! das verdroß den Kaplan Ulmer außerordentlich und er ſagte:

„Eine Dame in der Stellung der Frau Marquiſe kann großen Einfluß in der Welt haben, und deshalb iſt es ganz gerechtfertigt, wenn ich ſie mit ihrem Tun und Denken und Sein in's Auge faſſe.

Daß ich Dagobert nicht darüber vergeſſen werde, verſteht ſich wohl von ſelbſt."

„Beſter Kaplan, verzeihen Sie mir . . . aber ich muß Ihnen doch bemerken, daß Sie in hohlen Redensarten ſich ergehen und über die Frau Marquiſe gründlich ſich irren. Sie hat manche gute Eigenſchaft; aber eine Seele, die für Gott und den Nächſten begeiſtern, die zur Liebe der himmliſchen Dinge und zur Verachtung der Welt anfeuern könnte, dies iſt ſie nicht, denn ihr Streben geht nicht dahin, ſich die Welt unter die Füße zu legen. Jetzt frage ich Sie, welchen Zuſammenhang kann eine ſolche Seele mit Ihnen haben? . . . Nicht den geringſten — außer dem allgemein chriſtlichen."

„Sie iſt ein Genie und ein ſolches iſt unter allen Umſtänden anziehend."

„Ich leugne nicht ihre gewiſſe geniale Begabung und deren Anziehungskraft; aber dieſe letztere iſt weder für den, der ſie beſitzt — noch für den, der ſich ihr hingibt ein Glück; es liegt eine große Gefahr darin und ſelten wird das Heil der Seele durch ſie gefördert, weil ſelten geniale Begabung und Selbſtbeherrſchung Hand in Hand gehen, denn es iſt eben die Eigentümlichkeit des Genies, auf außergewöhnlichen Pfaden ſich zu bewegen und alles Außergewöhnliche iſt gefährlich für die Seele."

„Wie klein machen Sie den Menſchen, wenn

Sie annehmen, daß die ſchönſten Gaben Gottes ihm zum Verderben dienen.“

„Dienen können — und häufig: Ja! Dienen müſſen — Nein. Beſter Kaplan, die Trauergeſchicke der Menſchheit ſind, nach ihrem Fall, nicht anders zu erwarten.“

„Wie klein!“ fuhr Ulmer lebhaft fort: „wozu lernt und denkt, wozu ſtrebt und liebt und handelt man, wenn man je höher die Entwickelung — umſomehr in Gefahr iſt. O wie erbärmlich erſcheint in dieſer Auffaſſung der Menſch.“

„Nicht ſo klein und nicht ſo erbärmlich, lieber Freund!“ ſagte der Pfarrer: „Bedenken Sie nur das eine: Gott hat in die Menſchenſeele eine Ahnung der Ewigkeit, eines ewigen Glückes gelegt; denn für dies Ziel iſt der Menſch geſchaffen und dieſe Ahnung iſt ihm ein Unterpfand, daß er ſeine Beſtimmung erreichen könne. Iſt das etwas Kleines — die Ewigkeit zu denken? iſt das etwas Erbärmliches — Verlangen nach der ewigen Seligkeit zu haben? Der Menſch, der heute blüht und morgen welkt und übermorgen eine Handvoll Staub iſt — derſelbe Menſch hat ſolche Gedanken! hat ein ſolches Verlangen! Mir ſcheint, das iſt etwas Großes, iſt die Bürgſchaft einer unendlich erhabenen Beſtimmung. Um ſie zu erreichen braucht er weiter nichts zu tun, als ſich beharrlich mit allen Kräften nach der Seite ſeiner Ewigkeit hinzuwenden“ . . .

„Weiter nichts?!“ warf Ulmer ſchmerzlich und bitter ein.

„Und da treten ihm denn freilich die Bedingungen ſeines Weſens in der Endlichkeit und in der Sinnenwelt entgegen — und er wird klein,“ fuhr der Pfarrer fort. „In dieſem Gegenſatz bewegt ſich ſein Leben. Deshalb dürfen wir den Menſchen — uns ſelbſt inbegriffen — weder über- noch unterſchätzen, nicht zu groß und nicht zu klein ihn machen.“

Kaplan Ulmer war verſtimmt. Er hatte nicht das ſagen können, was er ſagen wollte, und hatte manches hören müſſen, was er nicht hören wollte. Er verfiel in eine unzufriedene Stimmung und ſeine Stellung, ſein Beruf ſogar, mißfielen ihm, wenngleich nicht anhaltend. Er verhehlte ſich nicht, daß er zwar eine ſelbſtſtändige Lage wünſche, aber mit Schrecken daran denke, ſein Leben als Landpfarrer in einem Dorf, ohne geiſtige Anregung und Mitteilung, hinbringen zu müſſen. Alles das, was er durch die Marquiſe Marialva kennen gelernt hatte, drängte ſich ihm auf wie Sonnenlicht und Frühlingsluft und ließ die Entbehrung als Finſternis und Erſtarrung erſcheinen, in denen er zugrunde gehen müſſe. Ihr lebhaftes Geſpräch, ihre geiſtige Regſamkeit, ihr muſikaliſches Talent, ihre einehmende Perſönlichkeit — das alles ſollte erſetzt werden durch Berufspflichten, von denen er ſich im Verlaufe dieſer vier Jahre entwöhnt hatte. Ihn grauete vor ſolcher Zukunft und ſie war doch unvermeidlich, denn ſein Aufenthalt in Bachheim war zu Ende, ſobald Dagobert das Vaterhaus verließ. Die Gerüchte über Pfarrer Edelholt, welche um dieſe Zeit ſo laut wurden, daß ſie ſogar dem Diözeſanbiſchof zu Ohren kamen, gereichten ihm einigermaßen zum Troſt. Er glaubte ſie im Grunde nicht; allein er dachte, es könne doch auch einmal ein Sturm durch das innere Leben dieſes Mannes gebrauſt haben, der jetzt zu einem hohen Grade des innern Friedens gelangt war — und das gab ihm Mut; — doch keine Klarheit.

Dagobert war bei dem Pfarrer geweſen, um Abſchied zu nehmen. Unter der Haustüre ſtieß er auf Wendeline, die ganz blaß und mit verweinten Augen hereinflog.

„Wendelchen, was fehlt Dir?“ fragte er teilnehmend und hielt ſie bei der Hand feſt.

„Nichts,“ ſagte ſie und legte die andere Hand über ihre Augen; aber ihre Lippen bebten.

„Ich gehe nun auf die Univerſität, Wendeline,“ ſagte er und ließ ihre Hand los: „bitte, bete zuweilen ein Vaterunſer für mich.“

„O beten Sie für mich . . . ich habe es viel nötiger!“ rief ſie mit ausbrechenden Tränen.

„Haſt Du es ſo ſchlimm, armes Kind? Nun gut, ſo laß uns für einander beten. Willſt Du das?“

„Ja!“ ſagte ſie und gab ihm die Hand, indem ſie ihn mit treuherziger Liebe unter Tränen anſchaute.

Er ging und Wendeline lief in den Garten, wo ſich eben der Pfarrer befand. Sie blieb vor ihm ſtehen, faltete bittend die Hände und ſagte mit zitternder Stimme:

„Ich möchte gern etwas fragen.“

„Frage nur,“ ſagte er beruhigend.

„Nein . . . nicht hier . . . bitte im Zimmer,“ verſetzte ſie.

Er ging hinein und ſie folgte ihm. Drinnen warf ſie ſich auf die Knie und fragte kurz:

„Iſt es wahr . . . ſind Sie mein Vater?“

„Nein, Wendeline.“

„Wer iſt es denn?“

„Deine Eltern kennt Gott allein, armes Kind.“

„Alſo bin ich weder die Tochter noch die Nichte meines Vaters . . . ich will ſagen meines Pflegevaters?“

„Nein, Du biſt in keiner Weiſe mit ihm verwandt. Aber wer hat Dich auf dieſe Fragen gebracht, Wendeline?“

Sie faßte ſich mit Anſtrengung und ſagte:

„So war es: Die Müllerin hatte bei der Frau meines . . . Pflegevaters geſeſſen und Kaffee getrunken, und als ſie fertig waren, trug ich das Geſchirr in die Küche, um es auszuſpülen. Die Türe der Küche ſtand offen, ſo daß ich deutlich jedes Wort hörte, als die Müllerin auf dem Hausflur von der Frau Weinrich Abſchied nahm und ſagte, ſie könne es noch immer nicht glauben. Da ſagte Frau Weinrich:

„Wer kann auch ſo etwas von dem Herrn Pfarrer glauben, der ganz heiligmäßig tut und redet! Es wäre ja eine Schande für ihn. Aber es heißt doch allgemein, die Wendeline ſei ſeine Tochter."

„Weiter hab' ich nichts gehört — das Herz ſchlug mir in der Kehle und es wurde mir ſchwarz vor den Augen. Ich wollte ſehr gern . . . ach, wie gern! Ihre Tochter ſein; allein ich wollte es nicht ſein, wenn" . . . — ſie brach von neuem in Tränen aus.

„Sieh, das alles hätteſt Du Dir erſparen können, wenn Du nicht auf Reden gehört hätteſt, die nicht an Dich gerichtet waren," ſagte der Pfarrer ruhig.

„Sie ſind alſo nicht mein Vater?" fragte ſie und ſah ihn traurig zärtlich an: „und meine Eltern kennt Gott allein? O, dann bin ich freilich ein ſehr armes Kind! . . . — Da ich dies nun aber alles weiß, ſo kann und will ich meinem Pflegevater nicht länger zur Laſt fallen . . . ich will dienen! laſſen Sie mich Ihre kleine Magd ſein . . . mit der Zeit werde ich ſchon größer und ſtärker".

„Das geht nicht, Kind!" unterbrach ſie der Pfarrer: „Du haſt von Frau Weinrich gehört, es gehe allgemein die Rede, Du wäreſt meine

Tochter, und es würde die Leute in ihrem Irrtum beſtärken, wenn ich Dich gerade jetzt zu mir nehmen wollte. Das darf nicht ſein. Überdas fällſt Du Deinem Pflegevater nicht zur Laſt, denn Du dienſt ihm ja wie eine Magd . . . oder vielmehr wie eine gute Tochter und es wird überdas von unbekannter Hand ein Jahrgeld für Dich gezahlt."

„Alſo gibt es jemand auf der Welt, der an mich denkt!" rief Wendeline: „alſo habe ich noch Eltern! . . . und ſie laſſen mich hier . . . bei Fremden! — O nein! o nein! nicht bei Fremden. Bei Ihnen bin ich, und Sie ſind mir Vater und Mutter."

Sie kniete noch immer vor ihm und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen.

„Daraus ſiehſt Du, wie gut Gott iſt, der mir ein Herz für Dich gegeben hat. Aber nicht ſo ſtürmiſch, Wendeline! Steh' auf! Geh' heim. Du weißt jetzt alles, was ich ſelbſt über Dich weiß, und damit mußt Du Dich beruhigen und gegen jedermann ſchweigen — denn es würde zu keinem Frieden führen, wenn Du die Frau Weinrich merken ließeſt, daß Du ihr Geſpräch mit der Müllerin hörteſt. Sei fromm, brav und geduldig; es kommen vielleicht noch beſſere Tage für Dich."

„O Herr Pfarrer! nichts gönnt mir dieſe grauſame Frau. Der Vater darf mich nicht im Orgelſpiel unterrichten und jetzt ſogar will ſie mich von

Nachbarinnen und Klatſchgevatterinnen ſtürzten aus der Küche an die Hausthür, oder vom Eßtiſch an's Fenſter um Augenzeuge dieſer Begebenheit zu ſein. Sämtliche Klatſchgevattern erſchienen ihrerſeits majeſtätiſch mit Tabackspfeife und Schlafmütze, und ſtaunten nicht minder als Frauen und Kinder. Doch die imponirende Erſcheinung des Glanzes und der Pracht that ihre Wirkung wie überall in der Welt des Pöbels, der ſich auf den Gaſſen und in den Salons umhertreibt. Von der Wahrheit, die in vierſpänniger Kaleſche dahergebraust kommt, läßt man ſich in großer und freudiger Devotion gern eines Beſſern belehren, und Nachmittags meinten ſämtliche Nachbarn, die Dorothee Brand müſſe doch ein ganz vortrefliches, geſchicktes und brauchbares Mädchen ſein, da die Gräfin von Altdorf ſie expreß ſelbſt zu ſich heraus geholt habe, und Niemand könne ihr etwas Andres als das Allerbeſte nachſagen.

Dorothee ſchrieb auf der Stelle an ihren Bruder. Sein erſtes Gefühl war der Gräfin zu danken. Sein zweites, die Sache ruhen zu laſſen. Hatte er ihr auch in gemeſſenen Ausdrücken geſchrieben, ſo mußte Dorotheens Brief ihr doch fürchterlich weh gethan haben. Er war wieder in Breslau, bemüht ſich eine Praxis zu erwerben. Der ruſſiſche Graf, bei meinen Übungsſtunden zurückhalten; — doch das erlaubt die Frau Gräfin nicht.“

„Geh' heim, Wendeline, ſchweige und leide. Das iſt es, was der liebe Gott jetzt von Dir verlangt.“

Sie ging und er ſprach zu ſich ſelbſt: Es iſt auch das, was Er am allerhäufigſten von uns allen verlangt.

Am Vorabend von Dagoberts Abreiſe erſchien Kaplan Ulmer mit einer gewiſſen Verlegenheit im Pfarrhaus und ſagte:

„Der Menſch denkt, Gott lenkt, Herr Pfarrer.“

„Einverſtanden, Herr Kaplan! Jetzt nur weiter: was haben Sie gedacht.“

„Es iſt eine vollſtändige Veränderung meiner Pläne eingetreten. Ich habe mich im letzten Augenblick entſchloſſen, mit Dagobert auf die Univerſität zu gehen.“

„War dies der Wunſch des Herrn Grafen?“

„Das gerade nicht, d. h. er hat ihn nie ausgeſprochen . . . allein es freute ihn.“

„Sie gehen alſo nicht als Begleiter Ihres bisherigen Zöglings mit ihm?“

„Das nicht.“

„Was wollen Sie denn dort anfangen?“

„Philoſophie ſtudieren, Herr Pfarrer. Dies war allzeit mein Wunſch. Er blieb unerfüllt, ſo lange ich mich meinen Fachſtudien zu widmen hatte . . . wenigſtens konnte ich ihn nicht ſo vollſtändig befriedigen, wie ich es verlangte. Jetzt habe ich mich während vier und einem halben Jahr dem Erziehungsfach gewidmet und es ſind eine Menge Fragen in mir erwacht und von außen an mich geſtellt, die ich löſen und beantworten und dazu das Studieren der Philoſophie benutzen will."

„Glauben Sie wirklich, daß die Philoſophie Ihnen das Rätſel des Lebens, das Rätſel des Menſchenherzens . . . und Ihres eigenen Herzens löſen könne?" fragte der Pfarrer.

„Ich hoffe es und auf jeden Fall muß ich es verſuchen und mich philoſophiſchen Studien widmen; denn aus meinen gegenwärtigen Verhältniſſen heraus- und in die Seelſorge einzutreten, unmittelbar, ohne Übergang — dies iſt mir unmöglich."

„Der Menſch denkt;" ſagte der Pfarrer freundlich: „die erſte Hälfte des Sprichworts haben Sie mir erklärt. Nun kommt die zweite. Wo iſt die Lenkung Gottes?"

„Sie liegt darin, daß ich gleichſam in der zwölften Stunde zur Einſicht über das was mir not tut, gekommen bin. Gearbeitet hat die Sache ſchon längſt in mir. Die Subſiſtenzmittel habe ich auch, denn von meinem Gehalt habe ich jedes Jahr den größeren Teil zurückgelegt und durch einige Arbeiten für wiſſenſchaftliche Zeitſchriften helfe ich leicht nach. Dem Grafen iſt mein Entſchluß willkommen und Dagobert freut ſich, daß wir miteinander ſtudieren werden. So macht ſich alles von ſelbſt: das iſt die Lenkung Gottes.“

„Oder Gottes Zulaſſung,“ entgegnete der Pfarrer: „denn Gott überläßt uns auch zuweilen unſeren eigenen Gedanken. Wohlan, lieber Freund, Sie haben Ihren Entſchluß gefaßt! jetzt gilt es, ihn auszuführen zum Heil Ihrer Seele. Hätten Sie mir früher Ihren Plan mitgeteilt, ſo hätte ich Sie gebeten, denſelben in der Einſamkeit der Exerzitien zu erwägen.“

„Das iſt nicht möglich! wir reiſen morgen ab!“ rief der Kaplan haſtig.

„Ich weiß es . . . und bedauere es,“ antwortete der Pfarrer gelaſſen: „je klarer wir darüber ſind, von welcher Seite unſere Eingebungen kommen, auf welchem Grund und Boden ſie entſpringen, deſto ruhiger können wir ihnen folgen oder deſto entſchiedener ſie zurückweiſen. Und einige Tage des einſamen Nachdenkens über uns ſelbſt, über unſere Beſtimmung, über Mittel und Wege, um deren Ziel zu erreichen — einige Tage der gänzlichen Zurückgezogenheit von der Welt und von allem, was an Welt erinnert, ſo daß die Seele beſtändig unter vier Augen mit Gott iſt — fördern mächtig die Selbſterkenntnis.“

Kaplan Ulmer erhob ſich und ſagte, er müſſe noch von ſeiner Schweſter Abſchied nehmen.

„Ah, gut daß Sie mich daran erinnern!“ verſetzte der Pfarrer: „hören Sie, Herr Caplan, Ihre

Schweſter iſt von einer ganz unglaublichen Härte für die kleine Wendeline. Heute hat ſie ihr die Klavierübungen unterſagt, welche die Frau Gräfin verlangt, die ausdrücklich zu dieſem Zweck vor Jahren ein altes Inſtrument zum Schullehrer ſchickte. Legen Sie ihr doch zum Abſchied die Sorge für Wendeline etwas an's Herz. Ein Abſchiedswort macht zuweilen guten Eindruck. Der Unterricht der Frau Gräfin bleibt ohne Frucht, wenn ſich das Kind nicht üben darf — und doch hat es nichts als ſein muſikaliſches Talent, um ſich ſpäter im Leben fortzuhelfen. Ich könnte freilich das Klavier zu mir nehmen und in eines meiner unbewohnten Zimmer ſtellen; — vielleicht iſt dies ſogar die Abſicht der Frau Weinrich — allein in dieſem Augenblick iſt es nicht tunlich.“

„Sie wiſſen . . . Sie hörten!“ . . . rief der Kaplan verblüfft.

„Alles, lieber Freund, und ich denke dabei an den Ausſpruch des Apoſtels Paulus, daß es uns nichts ſchade, wenn die Menſchen Böſes über uns lügen; aber nicht minder an den Ausſpruch des Herrn: Wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt. — Ich kann jetzt nicht dem Kinde helfen, — deshalb bitte ich Sie um Ihre Fürſprache.“

Kaplan Ulmer verabſchiedete ſich vom Pfarrer und ſagte, er hoffe, in den Oſterferien ihn wiederzuſehen, denn der Graf habe ihn eingeladen, ein für allemal die Vakanzen in Bachheim zuzubringen, ſei es mit, ſei es ohne Dagobert. Dann ging er zu ſeiner Schweſter. Bei dem erſten Wort, das er über Wendelinens Muſikübungen äußerte, rief ſie:

„Mein Kopf verträgt nicht länger dies Geklimper. Hat die Wendeline drüben geklagt, ſo möge er ihr helfen und den Klimperkaſten zu ſich nehmen. Am beſten wäre es freilich, wenn er auch ſie zu ſich nehmen wollte. Dann wäre ſie da, wohin ſie von rechtswegen gehört.“

„Es iſt alſo wirklich Deine Abſicht, die Barmherzigkeit des Herrn Pfarrers herauszufordern und ſie dann als Waffe gegen ihn zu kehren?“ fragte er zürnend.

„Ei, das ſollte Barmherzigkeit ſein, Lorenz? es iſt ſeine Pflicht und Schuldigkeit, ſag' ich Dir.“

„Woher weißt Du das, Barbara.“

„Woher? woher? Du fragſt ja, als ob Du im Beichtſtuhl ſäßeſt! Biſt Du auch ſo ein Inquiſitor im Beichtſtuhl, der die Leute mit Fragen torquiert? . . . Das iſt gar nicht ſchön, Lorenz . . . das mußt Du Dir abgewöhnen . . . die Leute werden ſchon von ſelbſt das Nötige ſagen ohne die ſchauderhaften Daumſchrauben, die der Geiſtliche ihnen durch ſeine Fragen anlegt und ihnen die Beicht zur Folter macht.“

„Barbara, merke Dir eines und ereifere Dich nicht unnützer Weiſe gegen die Beichtväter,“ ſagte der Kaplan ernſt: „nie iſt ein Menſch in der Beicht durch etwas anderes torquiert worden, als durch ſeine Sünden; das iſt ſo gewiß wie das Einmaleins. Du haſt aber meine Frage nicht beantwortet — und das iſt auch eine Antwort. Deshalb bitte ich Dich, Deine Zunge im Zaum zu halten und ein unglückliches Kind mit chriſtlicher Nächſtenliebe zu behandeln.“

„Ei, hat er mich ſo ſchwer verklagt, daß Du mir eine Predigt halten mußt, Lorenz?“ fragte ſie mürriſch.

„Der Herr Pfarrer hat mir einfach die Tatſache bezüglich der Muſikübungen mitgeteilt — und ſie iſt's, die Dich verklagt.“

„Nun ſo beruhige Dich, Lorenz! mit dieſer Anklage wird mein Gewiſſen fertig.“

Die Geſchwiſter trennten ſich verſtimmt. Wenngleich Kaplan Ulmer nicht ſelten etwas unzufrieden mit dem Pfarrer war, ihn auch wohl einſeitig, ſogar ungerecht fand: ſo hatte er doch in der Tiefe des Herzens Ehrfurcht vor ihm, und es war ihm widerlich dieſen Mann als den Gegenſtand eines gemeinen Geſchwätzes zu ſehen, deſſen Chorführerin ſeine eigene Schweſter zu ſein ſchien. Er überdachte ſein Geſpräch mit Pfarrer Edelholt und er mußte ſich eingeſtehen, daß er durch geiſtliche Übungen vielleicht zu einem anderen Entſchluß gekommen wäre — oder daß dieſer Entſchluß eine feſtere Grundlage erhalten hätte. Jetzt war es lediglich die Marquiſe Marialva, die der Sache den Ausſchlag gegeben hatte. Ihr offenbarte er ſeine Ängſte vor der Zukunft. Mit ihr überlegte er, ob es nicht beſſer ſei, ſich dem Lehrfach als der Seelſorge zu widmen. Von ihr verlangte er eine endgiltige Entſcheidung.

„Denn Sie ſind ganz unparteiiſch," ſagte er, „Sie kennen mich genug, um mich richtig zu beurteilen und ſind mir gewogen genug, um dasjenige ins Auge zu faſſen, was Ihnen für mich am Erſprießlichſten ſcheint: Ihrem Rat will ich folgen."

„Ich bitte ſehr, nicht unbedingt!" rief die Marquiſe: „ich bin keine Egeria mit Eingebungen von Oben. Allein mir ſcheint Sie wagen nichts dabei, wenn Sie Studien machen, zu denen Sie ſich hingedrängt fühlen, und ſtellt es ſich dabei heraus, daß Ihr Beruf nicht auf die Kanzel, ſondern auf den Katheder Sie führt: ſo mein' ich dieſe Erkenntnis ſei als ein entſchiedener Gewinn zu betrachten. Ein verfehlter Beruf verdüſtert das Leben — und ob man einer Schar von wiſſensdurſtigen Jünglingen oder einer Gemeinde Lehren der Wahrheit vorträgt, iſt ja gleichgiltig, wenn es nur die Wahrheit und wenn nur Ihr Herz und Ihre Überzeugung dabei iſt, ſo daß Sie mit Liebe Ihren Pflichten nachkommen können. Talent für das Lehrfach haben Sie; das ſehen wir an Dagobert. Er iſt freilich ſehr begabt; allein der Lehrer hat es in der Hand die Gaben zu wecken und anzufachen oder ſie einſchlafen zu laſſen. Wir können

Ihnen nie dankbar genug für Dagobert ſein. Welch ein Troſt für Sie, wenn Sie dereinſt in recht vielen Familien dieſe Dankbarkeit erweckten.“

Mit herzklopfender Freude folgte er ihren Gedanken, welche den ſeinen entſprachen, obſchon ſich bei ihm die Frage einmiſchte, ob das prieſterliche Leben nicht bei dem neuen Plan zu kurz kommen werde. Indeſſen drängte er ſie zurück, indem er ſich ſelbſt die Verſicherung gab, es aufs beſte inne zu halten, während er zur Marquiſe ſagte:

„Ich bin es, der Ihnen für immer Dank ſchuldet, gnädige Frau, denn Sie helfen mir den Konflikt in meinem Innern zu entwirren und eine größere Wohltat gibt es nicht.“

„Jetzt, da ich Sie wie eine gute Mutter in die Schule ſchicke,“ ſagte die Marquiſe mit ihrer ganzen Anmut, „jetzt darf ich mir wohl erlauben, für Ihre Bücher zu ſorgen, nicht wahr? Alle Werke, die Sie nötig haben und die von irgend einem Intereſſe für Sie ſein können, bitte ich Sie bei meinem Buchhändler zu nehmen. Hier iſt ſeine Adreſſe“ — und ſie reichte ihm ein Blättchen Papier — „Sie haben carte blanche bei ihm.“ —

Von dieſem ganzen Geſpräch hatte Kaplan Ulmer keine Silbe gegen Pfarrer Edelholt erwähnt.

* * *

Das Chriſtgeſchenk des Waiſenkindes.

Anfang November waren Dagobert und Kaplan Ulmer abgereiſt. Bald darauf kehrte die Marquiſe Marialva nach Frankfurt zurück. Ihr Trauerjahr war zu Ende. Sie hatte in der letzten Zeit ſehr häufig Briefe bekommen, die ſie in Spannung und Unruhe zu verſetzen ſchienen. Sie ſagte ihrem Vater es wären Geſchäftsbriefe. Zum Weihnachtsfeſt verſprach ſie wiederzukommen. Der graue November ſchlich über Bachheim fort. Wie Sonnenſtrahlen Nebel durchbrechen, erfreuten Dagobert's Briefe das Herz ſeiner vereinſamten Eltern. Er ging friſch und froh an ſeine Studien und war bereit den größtmöglichen Vorteil aus ihnen zu ziehen: alſo ganz in der Verfaſſung, die ein Menſch von achtzehn Jahren haben muß.

Pfarrer Edelholt lebte ſein gewohntes Leben auf deſſen Verlauf weder die Jahreszeit, noch das Kommen und Gehen der Menſchen einwirkte. Er beſorgte mit größter Pünktlichkeit die pfarramtlichen Geſchäfte und mit einem Eifer, den er aus einer höheren Liebe als der natürlichen zu ſeinem

Beruf ſchöpfte, die Pflichten, die ihm als Seelſorger oblagen. Häufiger als früher beſuchte er den Grafen, weil dieſer ihn darum gebeten hatte. Einem dieſer Beſuche verdankte Wendeline eine kleine Erleichterung. Die Gräfin ließ den Schullehrer rufen und ſtellte ihm vor, daß Wendeline ohne die erforderlichen Übungen keine Fortſchritte in der Muſik machen könne. Er möge das Klavier im Schulzimmer aufſtellen, dort beläſtige es nicht ſein? Frau und Wendeline ſei ganz ungeſtört in den Nachmittagsſtunden, wo das Lokal frei ſei. Dem Befehl der Gräfin konnte ſich Frau Weinrich nicht widerſetzen und Wendeline fühlte ſich überglücklich, als ſie auf dieſe Weiſe ihr kleines Reich für ſich allein hatte, obſchon Frau Barbara es nicht an Quälerei fehlen ließ und ſie zwanzigmal durch unnötige Fragen und Aufträge ſtörte. Wendeline tat alles, was man von ihr verlangte, gelaſſen und ſchweigend, aber ſie wurde ernſt und immer ernſter und zeigte keine Spur von kindlichem Frohſinn. Zu tief wurde ihr junges Herz von der Liebloſigkeit bedrückt, die ihr auf jedem Schritt entgegentrat.

Pfarrer Edelholt kehrte von einem Krankenbeſuch heim. Es fiel ein leichter Schnee in großen weichen Flocken und der Abend dämmerte herein. Als der Pfarrer den Kreuzgang betrat, ſah er Wendeline am Kirſchbaum ſtehen. Sie hatte einen Arm um den Stamm geſchlungen und ihren Kopf dem er ſich ein Jahr aufgehalten, war in Brüſſel geſtorben, und aus jener brillanten Lage trat Leonor wieder in ſeine engbeſchränkte zurück.

Corneliens Benehmen gegen Euſtach blieb ſo wie ſie es ſich vorgeſetzt hatte: gleichmäßig artig, höflich und kühl. Sie wunderte ſich ſelbſt, daß ſie nie in den alten vertraulichen Ton zurückfiel, daß ſie nie auf den Gedanken kam die warme Innigkeit, welche ihr ſo ganz eigen war, vorwalten zu laſſen. Aber Euſtach war ihr ein Fremder geworden! ſie horchte nicht mehr auf ſeinen Schritt, ſie lauſchte nicht mehr auf ſeine Stimme, ſie freute ſich nicht mehr ſeiner Anweſenheit, ſie wünſchte nicht mehr ſeine Rückkunft herbei. Ob er da oder nicht da war galt ihr ziemlich gleich. Der Euſtach den ſie geliebt, der den Pulsſchlag in ihrem Daſein ausgemacht hatte, der das Licht ihrer Augen, der Polarſtern ihres Lebens geweſen war — der Euſtach war es ja doch nicht mehr, und mit einem andern wußte ſie nichts anzufangen! — Nicht todt war er ihr, ach! das hätte ihr ſchmerzliche Wehmuth geſtattet. Hätte ſie ihn betrachten dürfen als todt für ſie und für eine Andere lebend, — durch eine flammende Leidenſchaft oder eine gewichtige Beſtimmung ihrer Sphäre entrückt und in eine fremde verſetzt, daran gelehnt, — ein Bild tiefer Schwermut. Die Schneeflocken fielen wie Sterne auf ihr ſchwarzes Haar. Sie beachtete es nicht; auch nicht die nahenden Schritte, und ſie erſchrack auch nicht, als der Pfarrer ſie fragte:

„Woran denkſt Du, Kind, daß Du im Schneegeſtöber im Freien bleibſt?"

„An das, was aus mir werden ſoll," ſagte ſie: „andere Kinder haben Eltern, welche dies überlegen; ich muß es ſelbſt tun — mit Ihnen natürlich! O wenn ich Sie nicht hätte . . . was finge ich an! . . . Es iſt zu furchtbar traurig, keine Eltern zu haben oder von ihnen verſtoßen zu ſein."

„Um ſo mehr iſt der liebe Gott Dein Vater und die heilige Mutter Gottes Deine Mutter, Wendeline."

„Ja, ich glaube das und zuweilen tröſtet es mich — zuweilen aber auch gar nicht!" brach ſie heftig aus.

„Wer weiß, was Du ſagen würdeſt, wenn Du plötzlich Deine Eltern fändeſt."

„O ich würde mich freuen, über die Maßen freuen . . . denn ſie würden mich lieb haben und ich wäre nicht mehr verſtoßen. O Sie wiſſen nicht, wie weh das tut! . . . Kleine Zigeunerin nannte mich zuweilen Graf Dagobert. Die Zigeuner ſind arme, umherziehende, verachtete Leute . . . o wäre meine Mutter eine Zigeunerin und käme, um mich zu holen . . . wie gern zöge ich mit ihr."

„Auch mit einem Vater, der Zigeuner wäre?" fragte er lächelnd, um ihre Aufregung zu beſchwichtigen.

„Ich denke hauptſächlich an meine Mutter," erwiderte ſie.

„Bitte den lieben Gott, daß es zum Heil Deiner Seele gereiche, wenn Du Deine Eltern finden ſollteſt, Wendeline, das iſt die Hauptſache. Die Erfüllung unſerer Wünſche, auch der rechtmäßigſten, iſt es nicht."

„Iſt es nicht!" wiederholte ſie langſam und ernſt, küßte die Hand des Pfarrers, ſchüttelte den Schnee aus dem Haar und ging in ihre Behauſung; — aber nicht ins Zimmer, ſondern in den Schulſaal, wo ſie, Dank ihrem feinen muſikaliſchen Gehör, ihre Übungen im Finſtern machte, weil Frau Barbara ihr kein Licht geſtattete: Tiſche und Bänke könnten ja Feuer fangen! — —

Der ſchöne heiligſtille Advent war zu Ende. Die Zeit der Erwartung des Erlöſers, des Königs, des Friedensfürſten, des Wunderbaren, der die hinſiechende, zu den ewigen Abgründen hintaumelnde Welt auf ſeine Schultern nahm und ſie auf die Bahn der Gnade verſetzte — dieſe Zeit, die das gläubige Chriſtenherz alljährlich ſo gern mit Liebe und Dankbarkeit feiert, hatte im hl. Chriſtfeſt ihren Abſchluß gefunden. Die Marquiſe Marialva war nicht nach Bachheim gekommen: ein Erkältungsfieber feſſelte ſie an ihre Gemächer; es hatte ſie aber nicht an ihrer Gewohnheit gehindert eine Maſſe von Geſchenken ins Vaterhaus und in den Pfarrhof zu ſenden. Da wie dort hatte der frohe Chriſtbaum über den Gaben für die Schulkinder, die Armen, die Kranken geſtrahlt — und jetzt war es am Abend des erſten Weihnachtstages. Pfarrer Edelholt ſaß im Beichtſtuhl. Wendeline kniete vor dem Kripplein, das ſeitwärts vom Altar aufgeſtellt und beleuchtet, und ein Überbleibſel aus dem Kloſter war. Kinder und kindliche Seelen freuten ſich an dem friedlichen Bilde.

Plötzlich erſchien Joſephe in der Kirche, ging raſchen Schrittes zum Beichtſtuhl und meldete leiſe dem Pfarrer, ein fremder vornehmer Herr wünſche ihm ein Wort zu ſagen. Der Pfarrer erhob ſich, hing ſeine Stola an den Beichtſtuhl, ſagte den Umſtehenden, er komme gleich zurück und ging in ſein Haus. Als er die Tür ſeines Zimmers öffnete, ſtand der Fremde mit der Lampe in der Hand vor einer wunderſchönen Lithographie, die den hl. Antonius von Padua darſtellte, zu welchem das Kind Jeſus aus einer Glorie von Engeln herabſchwebt, nach dem Meiſterwerk Murillos in der Kathedrale von Sevilla. Es war das Chriſtgeſchenk der Marquiſe. Der Fremde ſtellte bei dem Eintritt des Pfarrers die Lampe auf den Tiſch, verbeugte ſich und reichte demſelben ein offenes Blatt ſchweigend dar. In franzöſiſcher Sprache mit deutſchen Buchſtaben ſtand darauf:

„Graf Sierra Blanca iſt Wendelinens Vater.
„Er kommt, um ſeine Tochter zu holen. Sie dürfen ihm vertrauen. — Wendeline Stern."

Sprachlos vor Überraſchung ſtarrte der Pfarrer den Fremden an, deſſen dunkle Augen vor innerer Bewegung leuchteten, als er in franzöſiſcher Sprache fragte:

„Wo iſt meine Tochter? . . . Kann ich ſie ſehen, ſie mitnehmen?"

„Ich laſſe ſie rufen," erwiderte Pfarrer Edelholt und befahl Joſephen Wendeline zu rufen. Bis ſie kam, fragte er auf's Höchſte beſtürzt den Fremden:

„Vergeben Sie, wenn ich unbeſcheiden bin! . . . wohin denken Sie das Kind zu bringen?"

„Zu bringen?" wiederholte Graf Sierra Blanca erſtaunt: „ich will meine Tochter mit mir nach England nehmen, ſie rechtsgiltig adoptieren und bei mir behalten, will ſie allenfalls in eine Erziehungsanſtalt in London oder Paris geben. Seien Sie unbeſorgt um ihre Zukunft! ich will und werde mit Liebe alles nachholen, was ich verſäumt habe, weil ich nicht . . . —"

Wendeline trat lebhaft ein, blieb jedoch verlegen an der Tür ſtehen, als ſie gewahr wurde, daß der Pfarrer nicht allein ſei.

„Komm' näher, Kind," ſagte er liebreich, „das heilige Chriſtfeſt bringt Dir eine große Freude."

Sie tat einen Schritt — da trat ihr der Fremde entgegen, faßte ihre Hand, zog ſie in den Lichtkreis der Lampe hinein, betrachtete ſie einen Augenblick und rief dann, indem er ſie zärtlich in ſeine Arme ſchloß und ihre Stirn, ihre Locken mit Küſſen bedeckte:

„Oh my dearest child .... Gwendalin ... my own Gwendalin .... my darling" ... —

Wendeline entſetzte ſich. Der fremde Herr, die fremde Sprache ... was wollte er, was ſagte er. Sie ſchloß die Augen.

„Es iſt Dein Vater!" ſagte der Pfarrer.

„Mein Vater?" rief ſie und machte ſich mit einer Bewegung von übermäßiger Freude von ihm los, um ihn anzuſchauen: „mein Vater! ... Und er verſteht nicht meine Sprache und ich nicht die ſeine," ſetzte ſie traurig hinzu.

„Was ſagt ſie? weshalb ſieht ihr liebes Geſicht betrübt aus?" fragte der Graf beſorgt, der keine Silbe deutſch verſtand.

Der Pfarrer mußte franzöſiſch reden und den Dolmetſcher machen. Als Wendeline auf dieſe Weiſe erfuhr, wer ihr Vater ſei und daß er wünſche, noch heute Abend mit ihr nach Paris abzureiſen, wo ſie in einem Penſionat franzöſiſch und engliſch und viele andere Dinge lernen ſolle, wurden ihre Augen immer größer, bis ſie ſich endlich mit Tränen füllten. Sie ſchmiegte ſich an den Arm des Pfarrers und flüſterte:

„Ich möchte lieber zu meiner Mutter, als in das fremde Penſionat.“

„Sie verlangt nach Ihrer Mutter,“ erläuterte der Pfarrer dem Grafen.

„Sagen Sie ihr, daß ſie in meiner Gattin eine Mutter finden werde.“

„Sie ſind vermählt, Herr Graf?“

„Jetzt bin ich Witwer, hochwürdiger Herr; aber meine Vermählung mit Wendeline Stern ſteht bevor. Dies aber dolmetſchen Sie dem Kinde nicht, ſondern nur meine erſte Antwort.“

Der Pfarrer mußte ſich zufrieden geben; Wendeline auch; aber ſie ſagte:

„Bitten Sie doch den Herrn, daß er heute Nacht hier bleibe . . . hier bei Ihnen! ich möchte gern morgen von der guten Gräfin Abſchied nehmen — ach! von allen! . . . Ach, Herr Pfarrer, mein Schreck iſt zu groß! . . . ich habe nie gedacht, daß mein Vater ein vornehmer Herr ſein werde.“

Der Pfarrer trug Wendelinen's Bitte vor und ſetzte hinzu, da die Familie des Grafen von Wianden große Güte für das Kind gehabt habe, und da auch die Pflegeeltern in gehörige Kenntnis zu ſetzen wären, ſo möge der Herr Graf ſich entſchließen, die Gaſtfreundſchaft im Pfarrhauſe anzunehmen. Der Graf tat es bereitwillig, erklärte aber, daß er Wendeline keinen Augenblick länger bei fremden Leuten laſſen wolle. Auch ſie müſſe die Gaſtfreundſchaft des Pfarrers in Anſpruch nehmen und dieſer dem Schullehrer die Wendung der Dinge mitteilen.

Frau Weinrich erſchrack nicht wenig, als Pfarrer Edelholt in Begleitung eines vornehmen Herrn, der Wendelinen's Hand unter ſeinen Arm hielt und gefolgt von ihrem Mann bei ihr erſchien. Durch die Mitteilung, die der Pfarrer jetzt in aller Kürze dem Ehepaar machte, verſteinerte ſie vor unerhörter Überraſchung. Daß ſich eine Mutter, ſogar eine vornehme Mutter für Wendeline finden könne, hatte ſie zuweilen gedacht; aber ein Vater ... und ein ſolcher Vater! — nein! das nie! und daß der Pfarrer ihr ſelbſt dieſe Nachricht brachte ... nein! das war ein ſolcher Triumph dieſes Menſchenfeindes — dieſes Scheinheiligen durfte ſie nicht mehr ſagen — daß ſie zu ihrem eigenen Erſtaunen ſprachlos war: ſie fand keine Worte für den Sturm, der ihr Inneres bewegte. Wie ein Traumbild ging es an ihr vorüber, daß Graf Sierra Blanca ihr mit einigen franzöſiſchen Worten ſehr freundlich die Hand reichte — daß Wendeline es ſchüchtern und ſchweigend tat, hingegen dem Schullehrer um den Hals fiel und ihn herzlich küßte — daß dieſer ganz gerührt ſagte: „Gott ſegne Dich, Wendeline, bleib' immer ein braves Kind.“ — Damit verſchwand die Erſcheinung. Frau Barbara blickte verſtört auf ihren Gatten und kam nicht eher zum vollen Gebrauch ihrer Sinne, bis dieſer ihr ein kleines Taſchenbuch reichte und ſagte:

„Schau, Barbara, dieſe Wertpapiere hat der Herr Graf mir gegeben.“

Sie ſah den Inhalt durch und ſagte mürriſch:

„Es hätte mehr ſein müſſen, denn jetzt entgeht uns das Jahrgeld.“

„Die Unkoſten hören ja auf,“ bemerkte er.

„Ei, die waren nicht gar ſo groß! ſie aß ſehr wenig und ihre Kleider bekam ſie von der Frau Gräfin. Wir ſind bei dieſer Auflöſung der Geſchichte ſehr zu kurz gekommen.“

Wendeline führte ihren Vater in die Kirche und vor das Kripplein, machte ihm verſtändlich, daß ſie für ihn beten werde und warf ſich auf die Knie. Er zog ſich in den dunkelſten Winkel der Kirche zurück und war der letzte am Beichtſtuhl des Pfarrers.

Während der Zeit beſorgte Joſephe das Nachteſſen und brachte die beiden Gaſtzimmer in Ordnung. Da ſteckte Wendeline ihren Kopf in die Tür und ſagte:

„Du haſt ſo viel zu tun, Joſephe, daß Du kaum fertig werden kannſt. Soll ich Dir helfen?“

„Wendelchen, das ſchickt ſich nicht mehr für Dich — Du biſt ein vornehmes Kind geworden und biſt unſer Gaſt: da muß ich Dich bedienen. Gelt, Du biſt froh?“

„Ja . . . ich weiß nicht . . . mir kommen beſtändig Tränen in die Augen. Das ſehe ich ſchon, Joſephe: ob es uns gut geht oder ſchlimm geht, weinen müſſen wir immer.“ — —

Graf und Gräfin Wianden waren mit ganz Bachheim über Wendelinen's Schickſalswendung grenzenlos verwundert. Wenn ſie dem Kinde auch Glück wünſchten und wenn ſie gegen Graf Sierra Blanca mit aller Aufrichtigkeit nur lobend über Wendeline ſich äußerten: ſo ſprachen ſie doch zu einander nicht ohne Beſorgnis über deren Zukunft. In welche Familie kam ſie? würde ſie ſich zurechtfinden in ſo ganz fremden Verhältniſſen? welchen Platz würde ſie einnehmen? — Es ſchien alles ſo unbeſtimmt, ſo nebelhaft zu ſein.

„Das Schickſal eines ſolchen Kindes iſt ſelten ein glückliches,“ ſagte der Graf, „denn es fehlt die Harmonie zwiſchen Kindheit und ſpäterem Leben. Solche romanhafte Ereigniſſe fügen ſich ſelten glatt in die Wirklichkeit und in die alltäglichen Verhältniſſe des Lebens ein.“

„Vielleicht hat der liebe Gott dies alles gerade jetzt ſo gewendet,“ ſagte Frau von Wildermut, „damit das alberne Geſchwätz über unſern guten Pfarrer in ſeiner vollen Richtigkeit erkannt werde.“

„Das iſt gewiß!“ entgegnete Leocadie, „eine ſo erſtaunliche Wendung eines Menſchenſchickſals kann nur auf beſondere Fügung Gottes eintreten.

Wie wird Dagobert ſtaunen, daß die kleine Zigeunerin nunmehr in Paris erzogen wird.“

Wendeline hatte mit ſtillen Tränen vom Grafen, der Gräfin und dem ganzen Herrnhof Abſchied genommen; als nun aber der Wagen ihres Vaters vorfuhr und der Abſchied von Pfarrer Edelholt kam, da brach ein troſtloſer Schmerz aus. Sie warf ſich vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie, ſeine Hände, ſchmiegte ſich an ſeinen Arm und bat, in Tränen ſchwimmend, er möge ſie bei ſich behalten; . . . ſie fürchte ſich. Er ſuchte ſie zu beruhigen und ſagte endlich:

„Aber Wendeline, Du warſt ja entſchloſſen mit einer Zigeunerin fortzuziehen und jetzt . . . —“

„Ja, mit meiner Mutter!“ unterbrach ſie ihn.

„Sei nicht undankbar gegen Gott, der Dich zu einem liebreichen Vater führt,“ verſetzte er ernſt: „Du ſollteſt ihn für dieſe Gnade loben und preiſen . . . und Du weiſeſt ſie zurück? . . .“

„Nein!“ unterbrach ſie ihn abermals und ſprang haſtig auf, „ich will nicht undankbar gegen den lieben Gott ſein . . . aber eben darum muß ich Ihnen dankbarer ſein, als irgend einem Menſchen auf Erden — denn Sie haben mir all' die Jahre nichts als Gutes getan . . . haben mich all' die Jahre, wo nicht Vater, nicht Mutter ſich um mich kümmerten, immer lieb gehabt . . . und ſind dafür — ich weiß es recht wohl! — verkannt und ver-

— herausgeriſſen durch eine Gewaltthat des Geſchickes aus dem Erdboden ihrer Heimat, — nun ja, ſie würde ihn ewig betrauert haben wie einen todten Geliebten und ihr Herz wäre auch todt geweſen für ihn — wenn ein Herz ſterben kann! — Aber jezt: um eine miſerable nichtswürdige Intrigue, die er mit Gleichgültigkeit aufgab als ſie ihren Reiz der Heimlichkeit verloren hatte, und die er wie Staub von ſeinen Füßen von ſich abſchüttelte — aus heller Luſt am Böſen hatte er ſie gefliſſentlich und mit Bewußtſein hintergangen und verrathen, und mit dem Gift der Falſchheit im Herzen ihr liebendes Vertrauen mißbraucht. Wenn ſie ihn anſah fielen ihr jene alten nordiſchen Sagen ein, wo die Spukgeiſter das Menſchenkind aus der Wiege ſtehlen und eins von ihren Kindern, ein Gebild ohne Seele, wieder hinein legen. Kommt dann die Mutter, ſo findet ſie zwar das Kind in der Wiege, allein es blickt ſie mit ſo fremden unheimlichen Augen an, daß ihr davor graut, und wenn es heranwächst hat ſie nichts als Herzeleid damit. Dieſen ſchauerlichen Eindruck daß er das Kind böſer Geiſter ſei, machte er ihr immer, und wer kann denn wiſſen ob die Eindrücke und Einflüſſe die ſich um die Wiege des Menſchenkindes bewegen und kund geben, nicht die guten und böſen Geiſter ſeiner Zukunft ausmachen?

leumdet worden! . . . O, Ihnen bin ich dankbar, Ihnen vor allen.“

„Welch' ein Sturm der Empfindungen durchbrauſt dies Kinderherz,“ ſagte Graf Sierra Blanca, der am Feuer ſitzend Wendelinen zuſchaute und zuhörte, ohne ſie zu verſtehen, halb fragend zum Pfarrer.

„Stürme des Vorfrühlings,“ entgegnete dieſer lächelnd, „ſie werden ſich legen.“ — Und dann zu Wendeline: „Jetzt faſſe Dich, Kind! Gott iſt es, der Dich hinwegführt. Ihm gehorche! die Menſchen ſind nur ſeine Werkzeuge. Ich war es; Dein Vater iſt es; Gott allein iſt der Herr. Er wird Dich führen, wenn Du ihm gehorſam biſt und derjenige kommt zum Ziel, den Er führt.“

„Bitte, geben Sie mir Ihren heiligen prieſterlichen Segen zu meiner Auswanderung,“ ſagte ſie gefaßt und ſanft, indem ſie ſich auf ein Knie vor ihm niederließ.

Darauf erhob ſie ſich, küßte des Pfarrers Hand und dann die ihres Vaters, indem ſie ſagte:

„Ich bin bereit.“

Der Graf verſtand ihren Ausdruck, nicht ihre Worte und ſagte zum Pfarrer:

„Wo hat ſie ihren Hut? . . . ihren Pelz? . . .“

„Das ſind unbekannte Dinge für ein Dorfkind,“ antwortete der Pfarrer lächelnd.

Der Graf betrachtete ſeine Tochter. Ein Dorfkind? ja. Sie ſtand vor ihm im neuen Sonntagskleide von grau und blau gewürfeltem derben Wollenſtoff, dem Chriſtgeſchenk der Gräfin, in blauen wollenen Strümpfen und Lederſchuhen, um den Hals ein ſeidenes Tüchlein geknüpft, das alle Farben hatte, welche dem übrigen Anzug fehlten. Ihre Hände waren rot und rauh; ihre Lippen aufgeſprungen; ihre Arme zu lang, ihre Schultern zu ſchmal. Sie ſah allerdings nichts weniger als ſchön aus. Aber ſie ſah ihn an mit zwei wunderherrlichen dunkeln Augen, die eigentümlich ernſt, wie ſchwarze Geſtirne, faſt ſchwermütig, und doch ſtrahlend unter einer zarten Stirn und einer Fülle ſchwarzer Locken lagen. Und der Graf dachte bei ſich ſelbſt, daß ſie in dem Alter ſei, wo große Umwandlungen mit der weiblichen Schönheit vor ſich gehen, und daß aus der Raupenhülle, die er jetzt erblicke, ſicherlich kein gewöhnlicher Schmetterling ſich entwickeln werde. Er nahm ſeinen Pelz und hüllte Wendeline von Kopf bis zu Füßen darin ein. Der Poſtillon ſtieß inzwiſchen verzweiflungsvolle Mißtöne aus ſeinem Poſthorn und verſicherte, es ſei die höchſte Zeit, wenn die Station vor dem Eiſenbahnſchnellzug erreicht werden ſolle.

Der Wagen fuhr dahin. —

Joſephe ſtrich mit dem Rücken der Hand über ihre Augen und ſagte:

„Gelt, hochwürdiger Herr, Wendelchen wird uns recht fehlen. Man hatte ſich ſo an das Kind gewöhnt, daß es wie zu uns gehörte und man hatte ſeine Freude daran — denn es iſt gut, das Wendelchen!“

„Wir wollen Gott bitten, daß es ſo bleibe in den neuen, fremden, ſo ganz veränderten Verhältniſſen,“ ſagte der Pfarrer bewegt.

„Ob ſich nun auch die Mutter, die ſchwarze Dame, finden wird, Hochwürden?“

„Frage doch nicht nach Dingen, die niemand beantworten kann, Joſephe,“ ſagte Pfarrer Edelholt und begab ſich in ſein Zimmer.

Etwa acht Tage ſpäter bekam er einen Brief von wohlbekannter Hand und er las:

Nächſten Montag, um 7 Uhr abends, werde ich bei dem Herrn Pfarrer Edelholt auf eine Stunde erſcheinen, um dann auf immer zu verſchwinden.

Wendeline Stern.

Er war ſehr abgetötet, der Pfarrer Edelholt; aber er brachte doch drei Tage in erwartender Spannung hin. Am Montag Abend um 7 Uhr hielt ein geſchloſſener Wagen vor dem Pfarrhaus und Joſephe ſtürzte in des Pfarrers Zimmer mit dem Ausruf:

„Hochwürden, nun iſt ſie da . . . die ſchwarze Dame.“

„Daß niemand uns ſtöre, Joſephe,“ verſetzte er, ging der Fremden entgegen und lud ſie ein näher zu treten. Sie war noch mehr vermummt als bei ihrer erſten Erſcheinung, denn über den ſchwarzen Hüllen trug ſie einen weiten Pelzmantel, und über den Kopf hatte ſie einen roten perſiſchen Shawl geworfen. Kaum ſchloß ſich hinter ihr die Tür, ſo wendete ſie ſich um, ſchob den Riegel vor, ergriff des Pfarrers Hand, zog ihn nach der entgegengeſetzten Seite des Zimmers, wickelte ſich behend aus all ihren Hüllen heraus und zeigte ſich endlich in ihrer wahren Geſtalt. Ganz entſetzt trat der Pfarrer zurück, ſprachlos vor Überraſchung.

„Ja, ich bin es" . . . ſagte ſie mit gepreßter Stimme, zitternd, bleich und bewegt: „ich bin es, Claudia Marialva, deren größter Wohltäter Sie geweſen ſind — Sie, dem ich ewige Dankbarkeit ſchulde und deſſen heiliges Erbarmen mit meinem Kinde es mir zur Pflicht macht Sie über deſſen Lage und Stellung in der Gegenwart und Zukunft beruhigend aufzuklären — Sie, dem allein ich das traurige Geheimnis meiner Schuld offenbaren will, damit wenigſtens mein unbegrenztes Vertrauen einen Teil meines Dankes ausſpreche. Und dann: damit ein Menſch auf Erden, ein hochverehrter, dieſe vielbewunderte, vielbeneidete, dieſe genialiſche, reiche, ſchöne Claudia Marialva in ihrer Armſeligkeit, in ihrem Elend kenne und imſtande ſei ihr zu raten, wenn ſchwierige Verhältniſſe eintreten ſollten. Ich bitte, hören Sie mich geduldig an; ich werde kurz ſein.

„Ich lernte Graf Sierra Blanca bereits in Braſilien kennen. Enttäuſcht über das Gefühl, das mich zur Gattin des Marquis Marialva gemacht hatte, glaubte ich nicht an die Wahrheit und Dauer dieſer Gefühle, weder in meinem eigenen noch in fremden Herzen; ich betrachtete ſie als einen Zeitvertreib in der Öde der Welt. Ich hatte keine Kinder, ich hatte nicht eine einzige, wirklich verpflichtende Beſchäftigung; ich ſuchte mich zu unterhalten und das Spiel der Empfindungen unterhielt mich. Mir ſcheint, daß ich damals keine tiefe Neigung für Graf Sierra Blanca hatte, wenigſtens kehrte ich ziemlich ruhig mit meinem Gemahl nach Europa zurück und dachte bei mir ſelbſt, die Liebe ſei ein Traum, ein Phantaſiegebilde ohne innere Wahrheit. Damit wollte ich mich tröſten, denn ich ſehnte mich nach einer großen, dauernden Liebe und wußte ja doch, daß ſie mir verſagt ſei, ſelbſt dann wenn ſie mir begegnen ſollte. Und ſie ſollte mir begegnen. Graf Sierra Blanca, der Sohn einer Engländerin und durch ſie in England begütert und erzogen, lebte mehr dort als in Braſilien, das ihm fremd, weil ſein Vater früh geſtorben war. Bald nachdem wir Rio Janeiro verlaſſen hatten, ging er nach England und im folgenden Jahr auf den Kontinent. Was ihn zu uns führte war leider! ach leider! die Liebe zu mir. Er hatte mich nicht vergeſſen — und daß er mich nicht vergeſſen hatte überraſchte, freute und ergriff dergeſtalt mein Herz, welches ja nichts ſehnlicher verlangte, als an Liebe zu glauben, daß es ſich dieſem erſehnten Glück anfangs zweifelnd noch und ſchüchtern, dann aber mit tiefer Leidenſchaft hingab.

„Das währte zwei Jahre. Graf Sierra Blanca war faſt ununterbrochen in meiner Nähe. Da riefen Staatsgeſchäfte den Marquis Marialva nach Rio auf unbeſtimmte Zeit — höchſtens auf ein Jahr. Es war alſo nur eine Reiſe, keine Überſiedelung. Er fand meine Begleitung überflüſſig und wir ſtimmten in dieſem Punkte durchaus überein. Meine Großeltern, die in Sevilla lebten, hatten längſt gewünſcht, mich auf einige Zeit bei ſich zu haben. Der Marquis brachte mich zu ihnen und ich weiß nicht unter welchem Vorwand Graf Sierra Blanca es möglich machte, uns zu begleiten. Nach einigen Tagen ſchiffte ſich mein Gemahl in Cadix ein. Der Graf blieb in Sevilla und wäre viel länger geblieben, wenn ſeine Mutter ihn nicht nach England gerufen hätte. Sie war bruſtkrank geworden und er ſollte ſie nach Madeira begleiten. — —

„In dieſem Jahr wurde Wendeline geboren. Es war ein Jahr voll Verzweiflung und Todesangſt. Zerdrückt vom Schuldbewußtſein mußte ich ſorglos ſcheinen; gefoltert von der Furcht vor Entdeckung, die ſo groß war, daß mich zuweilen ein krampfhaftes Zittern vor den Blicken, den Worten, ja ich möchte ſagen vor den Gedanken der Menſchen überfiel, mit denen ich verkehrte, mußte mein Benehmen unbefangen wie es geweſen war verbleiben; denn was man auch von meinem Verhältnis zu Graf Sierra Blanca denken mochte — dies ahnte niemand, und ich nahm mir feſt vor, lieber zu ſterben, als dies unſelige Geheimnis zu verraten. Außer meiner Kammerfrau, einer Mulattin aus Rio, die mir ſklaviſch ergeben war, wußte kein Sterblicher darum. Ich brachte die letzten Monate unter dem Vorwand einer Traubenkur in einem Dorfe Savoyens am Genfer See zu. In dieſem entlegenen Örtchen und unter einem fremden Namen hoffte ich den bangen Augenblick zu überſtehen. Ein Brief des Marquis ſcheuchte mich auf. Er ſchrieb, ſein Aufenthalt in Rio gehe früher zu Ende, als er gerechnet; in der letzten Hälfte des Oktobers werde er mich am Genfer See aufſuchen und mit mir nach Frankfurt zurückkehren. Mein Herz drohte ſtill zu ſtehen vor Entſetzen. Was anfangen? Unſinnige Furcht und ſtumpfe Troſtloſigkeit wogten auf und ab. Ich wollte mich beſinnen — und vergaß im Wirbel der quälenden Gedanken, auf was. Ich wollte eine Entſcheidung treffen — und fühlte den Boden unter meinen Füßen wanken, mochte ich rechts oder links, vor- oder rückwärts gehen. Nur eines war mir klar: mein Vater und der Marquis durften nichts von meinem Unglück erfahren und der Marquis durfte mich nicht hier finden. Ich ſchrieb ihm nach Sevilla, wo er meine Großeltern beſuchen wollte, meine Traubenkur ſei zu Ende und ich würde ihn bereits in Frankfurt erwarten. Ich hatte keine Ruhe mehr am Genfer See. Es trieb mich fort nach Deutſchland. War der bange Augenblick überſtanden, ſo konnte ich ja ganz ſchnell Frankfurt erreichen. Ich verließ Savoyen. Das übrige wiſſen Sie. Am Abend jenes 19. Oktobers lenkte ich meine Reiſe von der großen Straße ab und kam zu Ihnen — von Gott geführt. — Ja, von Gott geführt! Sie erinnern ſich, daß ich am andern Tag abreiſte. Meine Schuld trieb mich vor ſich her wie ein geſcheuchtes Wild. Wenn der Marquis früher als ich heimkehrte — was dann? — Die Sorge war unnütz. Seine Abreiſe von Rio erlitt eine unerwartete Verzögerung und er kehrte erſt zwei Monate nach mir zurück. Hätte er mir aber nicht ſeine Abſicht, Rio früher zu verlaſſen, mitgeteilt: ſo wäre Wendeline nicht in Ihre Obhut gekommen; deshalb ſage ich: von Gott geführt. Seine Barmherzigkeit machte gut, was meine Sünde ſchlecht gemacht hatte.

„Daß ich in jeder Weiſe ſuchen mußte, unbekannt zu bleiben, begreifen Sie. In der heiligen Beicht erfuhren Sie von meinen Verhältniſſen nur das, was zur Erläuterung meines Schuldbekenntniſſes notwendig war. Wendeline bekam ihren Namen nach der Mutter des Grafen Sierra

Blanca, die Gwendalin hieß — und nach mir: ich heiße Claudia Eſtrella und der Stern heißt auf ſpaniſch Eſtrella. Da wir die Sommermonate gewöhnlich in Baden-Baden zubrachten, ſo konnte ich Ihnen leicht das Jahrgeld für Wendeline von dort zukommen laſſen. Ich hätte ein größeres Jahrgeld zahlen ſollen und können; aber die Furcht vor Entdeckung meines ſtrafbaren Geheimniſſes ließ es nicht zu. Ein größeres Jahrgeld hätte vielleicht auf eine Mutter aus reicher, aus vornehmer Familie ſchließen laſſen, die Neugier geweckt . . . und die unglückſelige Mutter wollte um jeden Preis vergeſſen ſein. Furcht vor Entdeckung hat mein Leben ſeither vergiftet, war meine Tyrannin . . . und iſt es noch jetzt. Denn ich bin nicht zu Ende mit meinen Leiden . . . mit den Folgen meiner Schuld . . . und die Angſt, daß mein Vater die Sache erfahren könne, wird mich foltern, ſo lange ich lebe.

„Marquis Marialva hat ſie nie geahnt; auch bis jetzt nicht mein Vater und niemand von den meinen . . . auch nicht — bis in jüngſter Zeit — Graf Sierra Blanca. Er war jahrelang mit ſeiner hinſterbenden Mutter auf Meeresfahrten in fernen Zonen. Madeira, Weſtindien, Rio — das wechſelte ab, das erhielt ſie am Leben, das hielt ihn an ihrer Seite feſt. Wie hätte ich mein Geheimnis einem Blatt Papier und dem Spiel der Wellen anvertrauen können! In der erſten Zeit mochte mein Herz es wünſchen; doch bald ſagte mir die Überlegung, je weniger Perſonen es wüßten, deſto ſicherer ſei ich vor Entdeckung. Und endlich waren Sie es, teurer hochwürdiger Herr, der an jenem Morgen in N. von mir den feſten Vorſatz verlangte, mein Verhältnis zu Graf Sierra Blanca entſchieden abzubrechen, ja, ſofern es mir möglich ſei, ihn nicht wieder zu ſehen. Ich verſprach es Ihnen. Hätte er Wendelinens Daſein erfahren, ſo wäre das ein Band mehr zwiſchen ihm und mir geweſen . . . und ich wollte ja ein jedes Band löſen! — So ſchwieg ich denn dreizehn Jahre! —

„O welche Jahre! . . . Gefeſſelt an den mir unſympatiſchen Gatten, liebte ich den Grafen Sierra Blanca mit einem Herzen, das erſt jetzt zum vollen Bewußtſein ſeiner Liebeskraft gekommen zu ſein ſchien — und durfte mich nicht dieſem Gefühl hingeben. Der Graf hatte die Freude, ſeine Mutter geneſen nach England zurückzuführen. Dann kam er nach Deutſchland, immer derſelbe mit dieſer unſeligen Leidenſchaft, die ihn elend machte, weil ich, feſt in meinem Vorſatz, ſie nicht mehr zu erwidern ſchien und ihm auch die Hoffnung nahm, ſie je zu erwidern. Bald glaubte er es — und war troſtlos; bald glaubte er es nicht . . . und war verzweifelnd. Er reiſte fort, er kam wieder, auch wir machten Reiſen, ſogar nach England; immer ſah ich ihn wieder! . . . Ich konnte

Im Lauf des Sommers ſchrieb Gotthard an Cornelie, er wünſche ſie in Altdorf zu beſuchen; ob es ihr und ihrem Gemal genehm ſei? — Sie theilte Euſtach den Brief mit und fügte hinzu:

„Ich bin ſehr angegriffen, ſehr nervenmüde, ſehr wenig zur Unterhaltung aufgelegt; daher wäre es mir lieber er käme jetzt nicht. Doch ſein Beſuch gilt uns Beiden“ .... —

„Und wird Dir gewiß eine recht heilſame Zerſtreuung ſein! unterbrach ſie Euſtach. Grade bei ſolcher Nervenabſpannung wirken fremde Eindrücke vortheilhaft. Ich bitte ſehr um ſeinen Beſuch.“

Er glaubte wirklich daß einige Zerſtreuung Cornelie von ihren übertrieben ernſten Gedanken, wie er ſie nannte, abziehen würde. Er benahm ſich ernſt, aufmerkſam und freundlich für ſie, und hatte die feſte Ueberzeugung, daß ſich mit der Zeit alle Störungen ausgleichen würden die jetzt noch eine Kluft zwiſchen ihnen riſſen.

Ende Auguſt kam Fürſt Gotthard.

„Gerechter Heiland! rief er als er in Corneliens Zimmer trat und ſie todtenbleich und abgezehrt auf der Chaise longue liegend fand. Wie ſind Sie verändert! was iſt Ihnen geſchehen! wie ſehen Sie aus! — das iſt aber entſetzlich, mein Gott!“

„Erſchrecken Sie doch nicht meine Frau durch denen ich ihn bat, meiner Ruhe das Opfer zu bringen, nicht wieder nach Bachheim zu kommen und den heißen Wunſch ſeiner Mutter zu erfüllen. Es war aber keine Tugend, die mich dazu veranlaßte. Mir ſchien, Wendeline ſehe ihrem Vater ähnlich; vielleicht fand nur mein Herz dieſe Ähnlichkeit! doch es genügte, um Graf Sierra Blanca von Bachheim zu verbannen; — und da dieſer Schritt nicht aus Tugend geſchah, ſo brachte mir deſſen Folge weder Ruhe noch Frieden. Nach einigen Wochen vermählte ſich der Graf. Mir war zu Sinn, als werde ich lebendig in's Grab gelegt, in's Grab der Liebe, des Glücks, der Hoffnung! Mir ſchien, als ſteige erſt jetzt eine unüberwindliche Schranke zwiſchen ihm und mir auf — und dieſe Empfindungen ſteigerten ſich, als der Marquis vor anderthalb Jahren ſtarb. Nicht ihm galt meine verzweiflungsvolle Traurigkeit, ſondern der Vorſtellung, daß ich ſelbſt meine Trennung für's Leben von Graf Sierra Blanca bewerkſtelligt habe. Ich will Sie nicht langweilen, hochwürdiger Herr, will von meinem Jammer ſchweigen und zum Schluß eilen. Vor drei Monaten verlor Graf Sierra Blanca ſeine Gemahlin. Er ſchrieb mir, wir wären nun beide frei und ob ich ihn noch jetzt in der Verbannung halten wolle, oder ob nicht vielmehr jetzt der Tag gekommen ſei, der uns für immer verbinden ſolle. Ich antwortete ihm, wenn das erſte Trauer-Vierteljahr vorüber ſei, würde ich ihn erwarten. Mit welchen Empfindungen ich dieſen Briefwechſel führte, können Sie ſich vorſtellen! er fand in den erſten Tagen nach Dagoberts Abreiſe ſtatt und verſetzte mich in eine ſolche Aufregung, daß es mir nicht möglich war, länger bei meinem Vater zu bleiben, denn es war mir unmöglich, meine veränderte Stimmung zu verbergen. Gegen Weihnachten kam Graf Sierra Blanca und jetzt hörte er von Wendelinens Daſein. Das Weitere wiſſen Sie und Sie haben ihn kennen gelernt. Ohne ſeine Liebe zu mir, wäre ſein Leben, ſein Charakter tadellos: ſo gut, ſo edel iſt er! Ich bin es, durch die ein dunkler Schatten in dies Licht fällt! . . . Seine Liebe, die mein Stolz und mein Glück ſein könnte und es — ich möchte ſagen wider meinen Willen — auch iſt, wirſt einen Makel auf ihn! Eines iſt gewiß, hochwürdiger Herr: das Menſchenleben iſt eine Kette von namenloſen, bald offenkundigen, bald geheimen Qualen, und ſie fehlen uns im Glück ſo wenig als im Elend. Gott hat das Herz nun einmal auf den Schmerz geſtellt und nicht auf die Freude! — In einigen Monaten werde ich mich mit Graf Sierra Blanca vermählen und Wendeline wird die Gattin ihres Vaters — Mutter nennen. Daß ich es in der Tat bin, darf ſie nie erfahren. Auch mein Vater darf es nie erfahren. Dieſen Kummer und dieſe Schmach muß ich fern von ſeinem ehrwürdigen Haupt . . .

fern von ihrer unſchuldigen Jugend halten. O mein Gott! ich bin Mutter . . . und mein Kind und mein Vater dürfen es nicht wiſſen! . . . O mein Gott, wie bin ich geſtraft! O warum gibt es nur etwas ſo Schreckliches, ſo Folgenſchweres auf der Welt wie die Sünde!“

„Wo bliebe dann die Tugend und ihre Krone in der Ewigkeit?“ fragte der Pfarrer ſanft, als Claudia, von Schmerz überwältigt, mit beiden Händen ihr bleiches Antlitz bedeckte. Dann ſagte er ablenkend:

„Was macht Wendeline? wo iſt ſie? wie benimmt ſie ſich?“

„Ihr Vater brachte ſie ſogleich zu mir,“ entgegnete Claudia: „er hatte ihr geſagt, wir wären alte Freunde und ich würde ſie bei mir behalten bis für ihre paſſende Kleidung geſorgt ſei. Als ſie bei mir eintrat, ſagte ſie mit einem freudigen Blick: Ah! die Frau Marquiſe! — und dann war ſie ſtill und ernſt, wie ſie immer iſt. Ich fragte, ob ſie ſich freue, bei ihrem Vater zu ſein. Nach kurzem Beſinnen antwortete ſie: „Ich danke Gott dafür, aber freuen kann ich mich noch nicht.“ — Sie ſaß den halben Tag am Flügel; die Muſik ſchien ihr große Freude zu machen. Zuweilen forderte ich ſie auf, mir etwas vorzuleſen, auch Dinge, die ihr notwendig Langweile machen mußten, z. B. Zeitungen. Sie tat es bereitwilligſt; allein von ſelbſt tat ſie nichts der Art.“

„Sie müſſen bedenken, daß Wendeline ſchüchtern iſt wie jemand, der nie weiß, ob ihn nicht ſcharfer Tadel für jede ſeiner Handlungen treffen wird. Dies war bisher ihre Lebenserfahrung. Aber nur ein wenig Geduld und Liebe und ſie ſchließt ſich feſt an und ehrlich auf.“

„An Ihnen, hochwürdiger Herr, hängt bis jetzt ihr ganzes Herz — und wahrlich mit Recht! und ich beſtärke ſie darin, damit ſie jemand habe, dem ſie ihr volles Vertrauen ſchenken könne. Welche Wohltat ein ſolches Vertrauen — und wie gut es bei Ihnen untergebracht iſt, das weiß niemand gründlicher als ich. Gott lohne Ihnen alles, was Sie für mich und für Wendeline getan haben.“

„Und in nächſter Zukunft — was verfügt Graf Sierra Blanca über ſie?“ fragte der Pfarrer.

„Heute früh iſt er mit ihr abgereiſt. Als ich ſie zum Abſchied umarmte, ſah ſie mich wehmütig an und ſagte: „Dies iſt nun das letzte Bachheimer Geſicht, das ich ſehe — die Frau Marquiſe! ach bitte, grüßen Sie den Herrn Pfarrer.“ Dabei füllten ſich ihre lieben Augen mit Tränen. Ihr Vater bringt ſie nach Paris in das bekannte und geſchätzte Inſtitut der Auguſtinerinnen von Notre-Dame-des-Oiseaux. Sie ſoll vor allem franzöſiſch lernen, damit ſie mit ihm reden, ihm ſchreiben könne. Nach England will er ſie nicht bringen bevor ſie als ſeine Tochter rechtsgiltig legitimiert iſt. Dann hat ſie einen Namen und ein

Anrecht an ſeinem Vermögen . . . dann iſt ſie nicht mehr die verwaiſte, die verſtoßene Wendeline Stern, und ihre Eltern können ihr vielleicht eine glückliche Zukunft bereiten."

„Ja, mit Gottes Gnade!" ſetzte der Pfarrer Edelholt hinzu: „Er ſegne Ihnen und allen die Ihrem Herzen teuer ſind, dies neue Jahr."

Claudia küßte ſeine Hand, wickelte ſich in ihre verſchiedenen Hüllen ein und beſtieg wieder ihren Wagen, der vor der Türe ihrer harrte. Durch den knirſchenden Schnee fuhr er von dannen. Mit dem Leuchter in der Hand, ſtand Joſepha da und ſchaute ſchweigend, geſpannter Erwartung voll, ihren Herrn an, als er von der Haustür in ſein Zimmer zurück ging.

„Es war die ſchwarze Dame," ſagte er zerſtreut und gedankenvoll an ihr vorübergehend.

„Hm!" ſprach Joſepha mit einem Anflug von Mißmut zu ſich ſelbſt: „es war juſt nicht nötig, daß der Herr Pfarrer mir das ſagte, denn das ſah ich. Nun, wer weiß! vielleicht kommt doch noch Wendelchens Mutter zum Vorſchein . . . eine Prinzeſſin vielleicht . . . oder ſonſt etwas Großes!" — —

Gingen Joſepha's Erwartungen in dieſem Punkt auch nicht in Erfüllung, ſo gab es doch für ſie und für ganz Bachheim eine große Überraſchung. An einem herrlichen Frühlingsmorgen knieten die Marquiſe Marialva und Graf Sierra

Blanca in der Kirche vor dem Altar und Pfarrer Edelholt las für ſie die Brautmeſſe. Am Nachmittag reiſten ſie ab, nach Sevilla; Claudia wollte noch einmal ihre Großmutter ſehen; ihr Großvater war längſt aus dem Leben geſchieden.

„Mir iſt, als ginge die Sonne unter,“ ſagte der Graf von Wianden tieftraurig zum Pfarrer Edelholt, als Claudia ſich noch einmal aus dem Wagen bog und zum letzten Abſchied mit der Hand winkte.

„Nein, Papa! das darfſt Du nicht ſagen, nicht denken!“ rief Dagobert, ihn zärtlich umarmend. „Bin ich nicht hier?“

„Und gehſt Du nicht in einigen Tagen ebenfalls fort, mein Dagobert?“ ſagte der Graf liebreich.

„Ich gehe, ja . . . allein ich komme wieder und auch Claudia kommt wieder! . . . Niemals geht die Sonne für immer unter.“

„Für die Jugend nicht,“ verſetzte der Graf.

Kaplan Ulmer, der mit Dagobert die Oſterferien in Bachheim zubrachte und jetzt die Worte des Grafen hörte, gab ihm im Stillen vollkommen recht; Bachheim erſchien auch ihm kalt, finſter und öde. War denn die Marquiſe Marialva auch für ihn die Sonne von Bachheim geweſen? . . . war mit ihrem Verſchwinden denn auch die Jugend für ihn entſchwunden? — Ihm war, als hefte der Pfarrer einen fragenden Blick auf ihn, doch er irrte ſich! Er war es, der den Pfarrer anſah.

Am Rhein und am Neckar.

Zwei junge Männer ſtanden auf dem Hügel, der die Ruine Rolandseck trägt. Zu ihren Füßen der herrliche Rhein, der ſang- und ſagenreiche, der mehr Taten geſehen, mehr Lieder gehört hat als irgend ein Strom Europa's. Drüben das Siebengebirg im Abendſonnenſchein roſen- und lilafarben angehaucht, wie ein Diadem von Amethyſten. Ringsum reichbebaute, belebte wechſelvolle Landſchaft. Über dem ganzen Bilde ein Schmelz von Ernſt und Lieblichkeit, als ob ein tief ſinnender und doch anmutig heiterer Geiſt es hervorgerufen habe.

Der eine junge Mann warf das leichte Hütchen in's Gras, ließ die Abendluft durch ſein blondes Lockenhaar wehen, verſank mit dem Blick in das reizende Naturbild und ſprach vor ſich hin, mit leichter Variation, Eichendorfs melodiſche Strophe:

„Wohin ich geh' und ſchaue,
Auf Strom und Wald und Tal,
Vom Berg herab in die Aue,
Viel ſchöne hohe Fraue,
Grüß' ich dich tauſendmal."

„Wer iſt die „viel ſchöne hohe Fraue?“ fragte ſein Begleiter: „ich meine, wer iſt es für Dich?“

„Hm! ich denke es iſt die liebliche Natur, der ich gegenüber ſtehe und ihr in's holde Antlitz blicke. Weil ich nicht dichten kann, bemächtige ich mich des fremden Dichtergrußes, denn der Anblick der Schönheit ſtimmt mich poetiſch.“

„Erregbarer Jüngling,“ ſprach der andere mit leiſem Achſelzucken und verſchränkte die Arme, als wolle er ſich in ſich ſelbſt verſchließen.

„Warum nicht? das iſt das Recht der Jugend.“

„Gewiß! und es iſt auch ihr Glück! ſie verſteinert früh genug.“

„Nie will . . . nie werde ich verſteinern,“ rief der Jüngling heftig.

„Wer fragt nach Deinem Willen, armer Dagobert?“ Die Jahre verſteinern mehr und mehr den alten Menſchen — nicht figürlich, ſondern buchſtäblich. Erdige Subſtanzen bemächtigen ſich ſeines körperlichen Organismus, verdrängen ganz allmählich das Mark aus ſeinen Knochen, das Gehirn aus ſeinem Schädel, die Nerventätigkeit aus allen Organen. Das iſt Naturgeſetz; dagegen kann ſich der Menſch nicht wehren, ſo wenig wie ſich ein Tempel in der Thebaïs wehren kann, daß der Wüſtenwind den Sand hoch und immer höher in ihn hineinwehe, ſo daß er endlich mit all ſeinen mächtigen Säulen und gewaltigen Bildwerken im

Sande verſchwindet, untergeht, verendet. Der Menſch iſt ein ſolcher Tempel, Dagobert.“

„Sein Leib — ja! will der Menſch lange leben, ſo muß er alt werden und das Alter bringt jene Veränderungen mit ſich. Aber der Leib iſt nicht der Menſch! in Verbindung mit einem geiſtigen Weſen iſt er es nur — und wer kann ſagen, daß dies geiſtige Weſen verſteinere — es ſei denn, man wolle den höchſten Grad von Schwerfälligkeit der Gedanken bildlich ausdrücken. Ich wiederhole alſo, daß ich feſt entſchloſſen bin, mich gegen die Verſteinerung zur Wehr zu ſetzen. Ich kann es, denn andere können es. Ich brauche nur meinen Vater zu nennen. Er iſt ein Greis an Jahren, allein er empfindet tief wie ein Jüngling und denkt ſcharf und präzis wie ein Mann.“

„Werde ihm ähnlich — ich wünſche es von Herzen! es iſt aber ſchwerer in unſern Tagen, als in den ſeinen.“

„Warum das? Man kann immer Ideale haben und nach deren Prinzipien leben.“

„Stoßen Prinzipien aufeinander, ſo entwickelt das die Energie, die Charaktere. Zerſplittern die Prinzipien, ſo ſchrumpfen jene ein — ſelbſtverſtändlich! es fehlt ihnen das, was ſie nährt. Das deutſchrömiſche Kaiſerreich in Verbindung mit der Kirche die Revolution — ich meine die Empörung gegen ewige Geſetze, gegen die lex aeterna, die im Ewigen wurzelt — beſiegend: das war die

Ihre Lamentationen! unterbrach ihn Euſtach. In wenig Monaten iſt es überſtanden, und ſie iſt ſchön und blühend wie Sie früher ſie gekannt haben.“

„Lieber Fürſt, ſagte Cornelie ihm freundlich ihre kleine abgemagerte Hand reichend, wer hat denn je zu einer Dame geſagt: Wie ſehen Sie aus! — Das iſt ja gegen alle Sitte!“

Dem Fürſten wurden die Augen feucht: „Und Sie mögen noch ſcherzen? und Sie ſind noch heiter? mein Gott, das iſt bewundernswerth, denn Sie müſſen ja fürchterlich leiden um Sich dermaßen verändert zu haben.“

Er fühlte ein leiſes Zucken ihrer Hand, die er noch in der ſeinen hielt. Aber ſie ſprach gelaſſen:

„Nicht doch! ſo wie ich mich jezt arrangirt habe leide ich wenig .... oder gar nicht. — Und nun nichts mehr von Geſundheitsfragen!“

Das Geſpräch nahm eine andre Wendung. Als aber Gotthard und Euſtach allein war, rief er:

„Aengſtigen Sie Sich denn nicht halbtodt um die Gräfin? eine ſolche Veränderung binnen Jahresfriſt bei einer jungen, ſtarken, ſchönen Frau iſt unnatürlich, Sie wird ſterben!“

„Lieber Fürſt, ſagte Euſtach höchſt ruhig, man ſieht wol daß Sie unverheirathet ſind. Das wäre ja entſetzlich wenn ein Mann ſich dermaßen abhäng-

Idee, welche ſeine Jugend erfüllte und aus welcher er die Grundſätze zog, die ihn wechſellos leiteten und kampfbereit machten. Für dieſe Idee war er bereit zu ſterben, zu leben oder, wenn ſie nicht zu verwirklichen war, keine andere an ihre Stelle zu ſetzen: ſo gewaltig war er von ihrer Größe durchdrungen. Kennſt Du, haſt Du eine ſolche Idee? Wer von uns erſchwingt ſich zu einer ſolchen zweifelloſen innern Einheit? Der Zweifel zernagt alle Grundſätze ſo lange, bis ſie in Splitter auseinander fahren, und in dieſer Zerſplitterung verkümmert der Charakter.“

„Das ſagſt Du!“ rief Dagobert erſchreckt: „Du, ein Prieſter, der für die Kirche der Welt entſagte? Du haſt alſo eine ſolche Idee gehabt, ſonſt wäreſt Du nicht geiſtlich geworden . . . und haſt ſie verloren? aber wodurch? . . . ich hörte doch von meinem Vater und von Pfarrer Edelholt, es ſei in der Kirche manches beſſer, als vor dreißig, vierzig Jahren.“

„Manches beſſer — das iſt möglich. Vieles ſchlimmer — das iſt gewiß! Denn wo ſind die tüchtigen Menſchen, die ſie bildete — wo die Völker, die ſie beglückte? — Jene ſind ganz vereinzelt, dieſe ſind nirgends zu finden. Sie hat es einſt vermocht, doch jetzt nicht mehr. Ihre Zeit iſt aus. Auch ſie verſteinert.“

„Sage das nicht!“ rief Dagobert erregt: „wäre ihre Zeit aus, ſo wäre ſie ja nicht Gottes Anſtalt . . . nichts Ewiges."

„Iſt die wunderſchöne Natur, die uns umgibt, nicht das Werk Gottes? . . . und doch iſt ſie nicht ewig."

„Die Natur hat nicht die Beſtimmung, die Menſchheit über die höchſten Wahrheiten zu belehren," verſetzte Dagobert: „das iſt aber die Beſtimmung der Kirche bis zum Ende der Zeiten. Gelingt ihr das nicht: ſo muß es Gründe geben, ſo muß ſie auf Widerſtand ſtoßen, welche zu beſeitigen nicht in ihrer Macht liegt. O bitte, ſage nicht, daß die Kirche verſteinert, lieber, beſter Ulmer! . . . ſie könnte uns dann ja auch nur Steine bieten und wir verlangen Brot von ihr."

„Du biſt ſehr glücklich, lieber Dagobert, daß der Spiegel Deines Geiſtes, der geſchaffen iſt, um geiſtige Sonnenſtrahlen aufzunehmen, nie durch Wolkenzüge des Zweifels getrübt wurde," erwiderte Ulmer: „die zweifelnde Frage ſtörte den Frieden des Paradieſes und iſt unſer Fluch bis zur heutigen Stunde. Die zweifelnde Frage windet ſich wie die Schlange an jeden Glauben, an jede Überzeugung heran und ſpritzt ihr Gift darauf mit dem „Warum?" und wer ſich mit ihr einläßt, um ſie zu widerlegen, wird nicht ſelten ihre Beute."

„Du warſt ſeit einiger Zeit ſo in Dich gekehrt," ſagte Dagobert und legte traulich Ulmer's Arm in den ſeinen, um mit ihm den Heimweg anzutreten, „daß ich mir freilich dachte, Du hätteſt ſchwere Fragen in Deinem Innern zu löſen. Jetzt erfahre ich, welcher Art ſie ſind und ich danke Dir, daß Du mir Dein Vertrauen ſchenkteſt. Du biſt älter, unterrichteter als ich, biſt zuhauſe in den höchſten Wiſſenſchaften und ich bin ein Anfänger. Ich kann Dir alſo nichts ſagen, als was Dein Verſtand und Deine Einſicht Dir viel beſſer ſagen; deshalb eben freut mich Deine offene Sprache."

„Ich bereue ſie ſchon!" rief Ulmer: „man ſoll nicht Zweifel, die man nicht löſen kann, einem andern mitteilen, auf den man geiſtigen Einfluß hat. Man kann nicht wiſſen, welchen Eindruck ſie auf ihn machen."

„Sei deswegen unbeſorgt, lieber Ulmer, nicht den geringſten Eindruck machen ſie mir."

„Ich will es hoffen! aber zuweilen liegt der Eindruck gleichſam tot in uns, weil die Bedingungen fehlen, unter denen er in unſerer Seele keimen und treiben könnte; und plötzlich regt er ſich, wird lebendig und überwuchert das Erdreich unſerer Seele. Das iſt alles unberechenbar. Hingegen will ich Dir etwas anderes ſagen: ich muß mich im Spätjahr von Dir trennen, denn mein Entſchluß, zum Lehrfach überzugehen, iſt gefaßt. Ich will eine Univerſität beſuchen, wo ich Philologie und orientaliſche Sprachen auf's Gründlichſte ſtudieren kann. Sowie das Sommerhalbjahr der Vorleſungen hier geſchloſſen wird, will ich die Ferien benutzen, um verſchiedene große Bibliotheken kennen zu lernen und im Spätjahr will ich mich dann dort niederlaſſen, wo ich am tüchtigſten für meinen Zweck arbeiten kann.“

„Du gehſt nicht einmal in den Ferien mit mir nach Bachheim? das iſt eine betrübende Kunde! . . . ich hätte Luſt, Dich zu begleiten.“

„Nein, Dagobert, das muß ich entſchieden ablehnen. Deine Ferienzeit iſt eine Freudenzeit für Deine Eltern, welche jetzt, nach der Vermählung der Frau Marquiſe mit einem Ausländer, ſehr vereinſamt ſind. Es wäre unkindlich, ihnen dieſe Freude zu rauben oder zu verkürzen.“

„Ich ſehe es ein,“ erwiederte Dagobert, „und es war auch nur ein flüchtiger Wunſch, den der Schreck über unſere Trennung mir eingab.“

„Sie iſt auch für Dich notwendig, Dagobert! Du biſt im zwanzigſten Jahr, Du haſt viel gelernt und überflügelſt weit Deine Altersgenoſſen auf dem Gebiet der Kenntniſſe. Jetzt aber mußt Du auch lernen ſelbſtſtändig zu werden und nicht immer Dich anzulehnen — Dir mit Überlegung und Vorſicht ein Urteil zu bilden, nach welchem Du Deine Beziehungen zur Welt einrichten willſt. In dieſem erſten Jahr Deines Univerſitätslebens konnte ich Dir nützlich ſein; — ſpäter bin ich es nicht mehr. Wir könnten ſogar einander hinderlich werden, wenn wir uns nicht trennten. Jetzt bleiben wir Freunde.“

„Für's Leben!“ rief Dagobert mit Innigkeit.

Ulmer war nicht nur ein kenntnisreicher und anregender Lehrer für Dagobert geweſen; — er hatte auch verſtanden, deſſen warme Zuneigung, deſſen Vertrauen zu gewinnen und die Anhänglichkeit des Knaben in die Freundſchaft des Jünglings zu verwandeln — beſonders jetzt, da aus dem Lehrer gleichfalls ein Lernender und er dadurch dem früheren Zögling ähnlicher geworden, in anderer Weiſe näher getreten war. Dagobert fühlte ſich ſo zufrieden in dem traulichen Verkehr mit Ulmer, daß er nicht die mindeſte Luſt hatte, mit jungen Leuten ſeines Alters ein ſogenanntes Studentenleben zu führen. Deren Gelage, Parteiungen und Schlägereien widerten ihn an, denn er war zurückhaltend von Natur und durch ſeine abgeſchiedene Erziehung, und in lärmender Genoſſenſchaft fühlte er ſich nicht an ſeinem Platz. Er war heiter und fröhlich zwiſchen Perſonen, die ihm wohlbekannt waren, ernſt und abgeſchloſſen zwiſchen Fremden und ganz teilnahmslos für ein gewiſſes tumultuariſches Treiben. Wer konnte ihm Ulmer's Umgang erſetzen? — Niemand. Und doch durfte er nicht verſuchen, Ulmer von einem Plan abzubringen, welcher mit deſſen Berufswahl und künftiger Lebensſtellung zuſammenhing. Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn ſehr während der Ferien. Seine Eltern fanden aber Ulmer's Entſchluß gar nicht überraſchend und teilten deſſen Anſicht, daß Dagobert ſich nunmehr ſelbſtſtändig bewegen müſſe; — und ſo gewöhnte ſich Dagobert ſchließlich an ſeine veränderte Lage und hoffte, unter den vielen jungen Leuten doch vielleicht einen Erſatz für den ſcheidenden Freund ſeiner erſten Jugend zu finden.

Troſtlos aber war Frau Barbara Weinrich, als ſie ihres Bruders Entſchluß durch einen Brief von ihm erfuhr. Ihr Kummer war heftig genug, um ihren Groll auf Pfarrer Edelholt in den Hintergrund zu drängen. Mit dem Brief in der Hand, ſtürzte ſie durch den Kreuzgang in's Pfarrhaus und, die verblüffte Joſephe beiſeite ſchiebend, in das Zimmer des Pfarrers, legte den Brief vor ihn hin auf den Schreibtiſch und ſagte atemlos mit bebenden Lippen:

„Hochwürden . . . leſen Sie . . . was bedeutet das?"

„Iſt irgend ein Unfall über Sie gekommen?" fragte er höchſt verwundert, daß ſie zu ihm ihre Zuflucht nahm.

„Ich frage, was bedeutet dies?" wiederholte ſie mit gehobener Stimme und klopfte rachgierig mit gekrümmtem Finger auf den Brief: „dies, Hochwürden, dies . . . was der Lorenz mir ſchreibt."

Der Pfarrer ſagte gelaſſen: „Ah ſo!" und las das kurze Schreiben, während Barbara mit Spannung ſeine Mienen beobachtete, die ganz ruhig blieben. Dann legte er den Brief auf den Schreibtiſch und fragte:

„Was alteriert ſie denn eigentlich?“

„Was? großer Gott! . . . daß mein Bruder nicht Pfarrer werden will! . . . Er muß es aber werden! . . . ich habe ihn ja nur deswegen erhalten und ernährt, habe deswegen gearbeitet und es mir am Munde abgeſpart . . . und jetzt will er nicht.“

„Ihr Verdienſt bleibt dasſelbe vor Gott.“

„Daraus mache ich mir nichts, denn ich habe es für meinen Bruder getan!“ rief ſie ſtörriſch.

„Das iſt denn freilich ſehr traurig, Frau Weinrich.“

„Ja, weil er nicht Pfarrer werden will! . . . Lehrer will er werden! Lehrer! . . . Mein Vater war Lehrer, mein Mann iſt Lehrer . . . nun muß endlich einmal einer von meinen Angehörigen Pfarrer werden: das ſchickt ſich nicht anders!“

„Es iſt etwas Großes, ein guter Lehrer zu ſein, Frau Weinrich und Ihre Klagen ſind ſämtlich ohne Grund. Ihr Bruder iſt geiſtlich. Wir haben noch nicht aller Tage Abend: er kann ſpäter Pfarrer werden. Das geſchieht häufig. Machen Sie ihm keine Vorwürfe und beten Sie fleißig für ihn, damit er, in welcher Stellung es ſei, der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden diene.

Dazu kann ein guter Lehrer viel . . . über die Maßen viel beitragen.“

„Was habe ich davon!“ rief ſie in neuen Zornesflammen: „ich wollte ihn am Altar und auf der Kanzel ſehen und hören und mich daran erbauen, wie er die ganze Gemeinde erbaute und wie ſie ſich vor ihm verneigte, wenn er das Weihwaſſer gab und das Kreuzzeichen über ſie machte, und wie er in Anſehen kam und immer etwas Höheres wurde . . . zuerſt Dekan, dann Domherr, endlich . . . vielleicht! . . . Biſchof. Das iſt nun alles vorbei! . . .“

„Seien Sie ruhig, Frau Weinrich,“ ſagte der Pfarrer leiſe lächelnd, „auch ein Lehrer kann Biſchof werden.“

„Iſt es möglich, Hochwürden? . . . iſt es menſchenmöglich?“ fragte ſie zweifelnd: „der Lorenz ſchreibt ja ausdrücklich, er wolle ſich dem Lehrfach widmen.“

„Gibt es denn keine andere Lehrer, als an der Volksſchule? das hätte Ihnen doch die Überlegung ſagen müſſen.“

„Ich werde ſehr lange warten müſſen bis der Lorenz, wenn auch nicht Biſchof, aber doch Dekan wird,“ ſagte ſie überlegend.

„Frau Weinrich, wer alles nach dem Gutdünken und Behagen ſeines Ichs einrichten will, dem begegnen gewöhnlich ungeheure Enttäuſchungen.“

„Behagen?“ ſagte ſie ſchneidend: „war es zu meinem Behagen, daß ich Winters in kalter Stube ſaß, im Sommer nähte von Sonnenaufgang bis Untergang? . . . zu meinem Behagen, daß ich lebte von Kaffee und Kartoffeln, eine düſtere Öllampe brannte, meine Kleider trug bis ſie in Fädchen zerfielen . . . —“

„Ich habe geſagt: Gutdünken und Behagen, Frau Weinrich! — Sie erklärten mir ja ſoeben ſelbſt, Sie hätten Ihr Opfer nicht aus Liebe zu Gott, nicht im Hinblick auf den Willen Gottes gebracht, ſondern aus Liebe zu Ihrem Bruder. Eine ſolche ganz natürliche Liebe iſt aber nichts, als eine ausgedehnte Selbſtliebe, deren Berechnungen fehl ſchlagen.“

„Hochwürden!“ ſagte Frau Weinrich in ihrem vornehmſten Ton, „tun Sie erſt das für einen Bruder, was ich für den Lorenz getan habe — erleben Sie erſt einen ähnlichen Undank — und dann wollen wir weiter reden.“

„Ganz nach Belieben, Frau Weinrich!“ verſetzte der Pfarrer freundlich: „ich werde Ihnen immer herzlich gern jede Auskunft geben, ſo weit ich es vermag.“

Er wendete ſich zu ſeiner Arbeit und Barbara zog ſich zurück, ſtill ergrimmt über den Pfarrer, obſchon er ſie wegen ihrer größten Sorge beruhigt und ihr die Möglichkeit eröffnet hatte, daß Lorenz Pfarrer werden könne. Pfarrer Edelholt aber dachte bei ſich ſelbſt: Sie hat Recht, die gute Frau!

ich brachte nie ein ſolches Opfer für einen Bruder. Er vergaß nur in Anſchlag zu bringen, daß ſein ganzes Leben eine Kette von Opfern nicht für einen leiblichen Bruder, ſondern für viele Brüder nach der Gnadenordnung war, und daß ihm ein reichliches Maß von Undank gewiß nicht gefehlt haben würde, wenn es ſeine Gewohnheit geweſen wäre, an menſchlichen Dank nur zu denken, geſchweige auf ihn zu zählen. Daß Wendeline fort war machte eine große Lücke in ſeinem ſtillen Leben und täglich fehlte ſie ihm; aber er ſagte ſich: Der liebe Gott hat gut für ſie geſorgt — und vielleicht eben dadurch auch für mich; denn ich hatte mich an die Anhänglichkeit des Kindes gewöhnt . . . und das war eine Verwöhnung. — Er widmete ſich um ſo eifriger ſeinen Berufsarbeiten und ſeinen Studien.

Als die nächſten Ferien Dagobert ins Vaterhaus zurückführten, ſprach er mit Begeiſterung von dem Freunde, dem er im Lauf des Winters ſich angeſchloſſen und von dem er ſchon ſehr begeiſtert geſchrieben hatte. Er hieß Maximilian Illinger, war der Sohn eines ſehr reichen Bankiers, war ein ungemein talentvoller Menſch und ein paar Jahr älter wie Dagobert. Beide ſtudierten Rechts- und Staatswiſſenſchaft, beide waren tüchtige Muſiker — und da ſie in demſelben Hauſe wohnten, kamen ſie bald zu einem intimen Umgang.

ſtigen wollte, weil die Frau in the family way iſt! — Bei Corneliens erſter Entbindung lamentirte ich auch ganz kläglich, aber mein Hausarzt, ein vortreflicher praktiſcher Mann, beruhigte mich gründlich durch ein Wort: Das iſt die Sache der Frauen! ſprach er. — Ich finde dieſe einfache Bemerkung ſo luminös, ſo erſchöpfend, ſo beſchwichtigend, durch den Erfolg ſo bewahrheitet, daß ſie mir bei ſolchen Fällen für immer Gelaſſenheit gegeben hat. Das iſt die Sache der Frauen! die Natur hat ſie dafür beſtimmt, alſo ſterben ſie nicht davon. Sie ſterben .... weil ſie nicht unſterblich ſind; aber nicht weil ſie Kinder zur Welt bringen.“

„Gott ſegne Ihre Ruhe,“ ſprach Gotthard kurz. Es herrſchte nicht die geringſte Uebereinſtimmung in den Characteren der beiden Männer, aber die größte in ihren Gewohnheiten. Daraus kann ſich keine Freundſchaft bilden, aber das Zuſammenleben kann einen höchſt freundſchaftlichen Anſtrich bekommen. So war es mit Euſtach und Gotthard. Der Fürſt fand Euſtach von perniziöſen Grundſätzen bei Verfolgung ſeiner Zwecke geleitet, da ſie nichts berückſichtigten als ſein perſönliches Wol; — und Sambach fand Gotthards Grundſätze noch weit perniziöſer, da er mit denſelben zu gar keinem befriedigenden Reſultat gelange.

„Nicht wahr, Papa, Du haſt nichts dagegen, daß ich in den nächſten Ferien einige Zeit mit Maximilian bei ſeinen verheirateten Schweſtern zubringe? Seine Mutter iſt tot,“ ſagte Dagobert.

„Du trittſt da in einen ganz fremden Kreis der Geſellſchaft ein, Dagobert, und nicht in den, welchen ich Dir wünſche. Solche Leute, reich von geſtern und morgen vielleicht arm, haben ſelten Anſichten und verfolgen ſelten Ziele, durch deren Mitteilung und Beſprechung ſie bildend auf junge Leute wirken könnten.“

„Das muß in dieſem ſpeziellen Fall doch anders ſein, Papa, da der Sohn ſolcher Leute — wie Du ſagſt — für alle hohen Intereſſen der Menſchheit voll reger Teilnahme iſt.“

„Es gibt Ausnahmen, Dagobert! Dein Freund kann eine Ausnahme ſein, deſſen Eltern können es ſein; — im allgemeinen wünſche ich Dir einen andern Umgang. Weshalb haſt Du Dich nicht an Standesgenoſſen angeſchloſſen? Du hatteſt gewiß die Auswahl unter ſo Vielen.“

„Sie zerfielen in drei Klaſſen, Papa: die erſte war roh, die zweite frivol, die dritte beſchränkt. Trinkgelage und Schlägereien — Hunde, Pferde, Jagden und ſchöne Damen — geiſtloſes Abſpinnen des Fachſtudiums: in dieſe drei Reviere verteilten ſie ſich. Du wirſt mir nicht zumuten, dort meinen Umgang zu ſuchen oder gar meine Freunde zu wählen.“

„Und Du wirſt mir nicht zumuten, Deine jungen Standes- und Studiengenoſſen auf jene drei Klaſſen zu beſchränken, Dagobert. Mag das geiſtige Leben bei der Mehrzahl nicht genügend geweckt ſein — mag bei Vielen von denen, die nicht auf ein Brotſtudium angewieſen ſind, die Freiheit des Studentenlebens der Magnet geweſen ſein, der ſie auf die Univerſität führte — mögen andere hingehen, um ſich den Schein zu geben, als hätten ſie Luſt gehabt etwas zu lernen: Ausnahmen, und nicht ſeltene, gibt es auch hier, denn ſonſt müßte ich Dich ja für einen Phönix halten und trotz aller väterlichen Liebe bringe ich es doch nicht ſo weit."

„Darin haſt Du ganz Recht, Papa," verſetzte Dagobert und küßte die Hand des Grafen, „ich habe mich etwas ſchroff ausgedrückt. Aber es erzürnt und grämt mich, daß unſere jungen Standesgenoſſen vielfach kein höheres Streben haben, als einen Rock von zweifarbigem Tuch zu tragen und nach einigen Jahren auf einen Meierhof, den der Vater ihnen übergibt, mit einem Ehegeſpons ſich niederzulaſſen, den ganzen Tag in Waſſerſtiefeln auf Hof und Feld und auf der Jagd umherzuſteigen und ſich abends mit dem wohltuenden Gefühl ſchlafen zu legen, man ſei ein ungeheuer tätiges und wichtiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Ich kann nicht ſagen, wie beſchämend, wie demütigend ich das für uns finde! Teils ſtößt dieſe Richtung mich ab, teils fürchte ich von ihrem Geiſt angeſteckt zu werden, wenn ich in vielfache Berührung mit ihr käme; — und ſo hat es ſich gemacht, daß ich außerhalb der Standesſchranken einen Freundſchaftsbund ſchloß.“

„Der nicht dieſe, aber andere Nachteile haben wird,“ ſetzte der Graf hinzu: „mindeſtens den, daß Eure Wege ſpäter ſich ſcheiden werden.“

„Bankier Illinger?“ ſagte die Gräfin: „das ſind gewiß getaufte Juden.“

„Nein Mama! ſie ſind ungetauft!“ rief Dagobert mit flüchtigem Erröten.

„Dagobert! . . . mit Juden willſt Du Dich intim verbinden!“ rief die Gräfin erſchreckt.

„Warum nicht, Mama? — Schau' doch hinüber nach Frankreich! in allen Kreiſen des öffentlichen und des geſellſchaftlichen Lebens nehmen ſie den Platz ein, der jedem Staatsbürger offen ſteht.“

„Ob zu Frankreichs Heil — iſt ſehr die Frage, mein armer Dagobert,“ ſagte der Graf: „aus dem Blutbad und der grauenhaften Demoraliſation der franzöſiſchen Revolution iſt dieſe Gleichſtellung hervorgegangen, die in einem chriſtlichen Staat unmöglich iſt, weil man nicht einen Juden zwingen darf chriſtlichen Geſetzen, die er verabſcheut und verachtet, zu folgen. Nun antworteſt Du mir vielleicht, und ganz richtig: Wo haben wir denn einen chriſtlichen Staat? ſie ſetzen ja ſämtlich ihre Ehre darin, es nicht zu ſein! — — Glaubſt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20875 / 062

Du, Dagobert, daß dies zum Heil Europa's führen würde?"

„Wir müſſen es hoffen, denn wir ſollen dafür arbeiten, wir — die junge Generation," entgegnete Dagobert, „und in jedem Fall, lieber Vater, müſſen wir logiſch ſein und da wir in nicht-chriſtlichen Staaten leben, nicht-chriſtliche Staatsbürger gelten laſſen. Iſt der Schritt aber einmal geſchehen, ſo werden allmählich auch die geſellſchaftlichen Begrenzungen ſchwächer."

„Bis ſie endlich auch für die Familie fallen, nicht wahr? und Chriſt und Jüdin, und vice versa, den Ehebund ſchließen," ſagte der Graf ruhig.

„Nein, Papa! das nicht! das durchaus nicht! Hätte eine Jüdin alle Reize der Kleopatra und alle Schätze Golkonda's — ſie ehelichen . . . eine Familie mit ihr gründen . . . nein! das nimmer! zu einer innigen Verbindung gehört vollkommene Übereinſtimmung in Beziehung auf die höchſten Fragen. Bei untergeordneten Fragen kann Verſchiedenheit der Anſichten herrſchen und die Ehe dennoch glücklich ſein — ſo denk ich mir! — aber in den höchſten — nein! das iſt undenkbar!"

„Was iſt Dir denn die Freundſchaft, wenn Du bei ihr ohne Umſtände auf jene Übereinſtimmung verzichteſt? etwas ganz Äußerliches, wie es ſcheint, eine Anregung, eine Unterhaltung — genug irgend etwas, worauf nicht viel Wert zu legen iſt.

Mir ſcheint alſo, daß ſich Dein Beſuch bei Bankier Illinger nicht lohnen würde. Willſt Du als Chriſt dermaleinſt Deine Gattin wählen, ſo wähle auch als Chriſt Deine Freunde, mein Sohn, ſonſt gerätſt Du in Konflikt mit Dir ſelbſt, denn wahre Freundſchaft iſt nicht denkbar ohne Vertrauen — und das Vertrauen nicht, wenn Dein Freund den Gott verachtet, den Du anbeteſt; . . . denn auf Gott laufen nun einmal alle Dinge in letzter Inſtanz und mit ihrer feinſten Spitze aus.“

Das hatte Dagobert in ſeinem Umgang mit Maximilian Illinger nicht ſelten empfunden, wenn auch nicht klar gedacht. Er war gläubig erzogen und in der Luft des Glaubens, die ſein Vaterhaus kräftig durchwehte, gläubig aufgewachſen. Dies hinderte ihn nicht, mit Fragen des Verſtandes an ſeinen Glauben heranzutreten und es war ihm eine frohe Befriedigung, ſie auf dem Gebiet der höchſten Vernunft im Einklang mit den Lehren der Offenbarung zu beantworten und zu löſen. Dafür fand er kein Verſtändnis bei ſeinem Freunde und eben deshalb beklagte er ihn und ſchloß ſich um ſo feſter ihm an, als ob er ihm dadurch ſeinen Reichtum mitteilen könne. Was ihn ſo ſehr zu Maximilian hinzog, wußte er nicht und hätte er es gewußt, ſo würde er es nicht eingeſtanden haben: Maximilian ſchmeichelte ihm. Daran war er nicht gewöhnt und es tat ihm ungemein wohl bei dieſem jungen Mann, der allgemein für einen äußerſt fähigen Kopf galt, ſolche Anerkennung zu finden. Er war ſehr jung, um nicht das Bedürfnis zu haben ſich anzulehnen, obſchon er, nach Art der Jugend, ſeitdem ſich Ulmer von ihm trennte, ſehr ſelbſtändig aufzutreten ſuchte. An Maximilian hatte er einen Rückhalt, eine Stütze. Der fühlte ſich ſo ſicher, als ob ihm die Welt gehöre, denn er hatte die beiden Faktoren, die nach ſeiner Meinung alles beſiegten: Geld und Verſtand. Es war ſelbſtverſtändlich noch manches andere Band zwiſchen Dagobert und Maximilian: Intereſſe für die Wiſſenſchaft — das Verlangen zu wiſſen und mehr und immer mehr zu wiſſen — Verſtändnis und Ausübung der Muſik — endlich jene Anſchauungsweiſe, die man fälſchlich liberal nennt, nämlich inſofern falſch, als liberal der kurzgefaßte Ausdruck für eine Geſinnung ſein ſoll, welche die Freiheit des Rechts zur Grundlage der menſchlichen Verhältniſſe macht. Der Liberalismus denkt nicht daran! er begehrt nur das unbeſchränkte Recht der Freiheit, wozu denn auch die gehört, nach Umſtänden kriechend, nach Umſtänden tyranniſch — genug immer vom Egoismus und von Äußerlichkeiten abhängig, folglich ſklaviſch zu ſein und um ſo ſklaviſcher, je unbedingter jede geſetzmäßige Schranke verworfen und je grimmiger jede rechtmäßige Autorität angefeindet wird. Die Vertreter und Verteidiger der Freiheit haben mit den Liberalen nichts gemein. Dafür haben ſie die Ehre ſtets von dieſen gehaßt und das Unglück zuweilen mit ihnen verwechſelt zu werden. Dagobert war durchaus nicht eingenommen für den Liberalismus auf dem Gebiet des Glaubens und der Kirche, aber ſehr aufrichtig für die Freiheit politiſcher Inſtitutionen begeiſtert und „ſtand hoch über dem Geiſt ſeiner Kaſte," wie Maximilian es nannte. Es fehlte ihnen alſo nicht an Stoff zu einem beſtändigen Austauſch der Gedanken, wobei Dagobert entſchieden zu kurz kam, aber ohne es zu merken; denn er empfing mehr als er gab; doch die Qualität war geringer. Ein anderer Nachteil für ihn lag darin, daß Maximilian einen ſo großen Aufwand machte, wie es einem jungen Studenten nur möglich war. Er hatte ein Reitpferd, zuweilen Wagen und Pferde, die er gelegentlich wieder verkaufte; die allerbeſte Sorte Zigarren, und immer dasjenige am Schönſten, was gerade in dieſem Semeſter bei den Studenten Mode war, mochte das nun ein Mops oder ein Spazierſtock oder ein Hemdenknopf oder ſonſt etwas ſein. Dagobert's natürliche Neigung zu dieſen Dingen war ſehr abgeſchwächt durch Ulmer, der ſie als ganz nichtig behandelte; nun aber erwachte ſie und er begann ſehr viel Geſchmack an ihnen zu finden. Das zweite Studienjahr endete für ihn auf eine peinliche Weiſe: er kam mit einem Päckchen unbezahlter Rechnungen nach Bachheim.

Sein Vater fragte, wo er ſein Geld gelaſſen — und Dagobert geſtand, daß er ein Pferd gekauft habe „ungeheuer billig“ von einem Studenten, der plötzlich abreiſen mußte.

„Allein der Unterhalt des Pferdes war koſtſpielig,“ ſetzte er hinzu, „und ſchließlich war ich froh, es für einen geringen Preis fortzugeben, um anderes zu bezahlen. Das Geld läuft mir durch die Finger wie Waſſer.“

Der Graf berichtigte alles und ſagte:

„Merk' es Dir, Dagobert, Du biſt nichts weniger als reich: folglich mußt Du manchem entſagen, was andere junge Leute haben und darfſt Dir nie einfallen laſſen irgend einen Aufwand zu treiben, weil Du es nur um den ſchmachvollen Preis des Schuldenmachens tun könnteſt.“

Dagobert verſprach es feierlich. Er bezog eine andere Univerſität — wie das ſchon der Plan ſeines Vaters geweſen war — und er nahm ſich vor, ſich möglichſt einzuſchränken. Er hatte ſich aber ſchon daran gewöhnt auf einem Fuß zu leben, für den ſein Budget nicht ausreichte und ſo war es denn allerdings nicht möglich innerhalb deſſen Schranken zu bleiben. Er geriet in allerhand kleine Verlegenheiten, die ihn verſtimmten. Maximilian bemerkte es — denn ſie hatten jetzt eine gemeinſchaftliche Wohnung — und als Dagobert ihm den Grund eingeſtand, bat Maximilian, er möge ſich doch an ihn wenden und ihm ſpäter einmal gelegentlich das Vorgeſtreckte erſtatten.

„Es ſind doch immer Schulden . . . und ſie drücken!“ ſagte Dagobert unmutig: „es iſt eine große Erleichterung des Lebens — von deſſen Verſchönerung gar nicht zu reden! — viel Geld zu haben.“

„So weit meine Mittel reichen ſind ſie Dir zu Dienſten.“

„Nein, das will ich durchaus nicht! es ſind und bleiben Schulden.“

„Unter Freunden nennt man das nicht ſo.“

„Und ſchließlich muß ich ſie ja auch Dir erſtatten. — Und womit? — Bis ich zu einer ſelbſtſtändigen geſicherten Stellung komme, werden Jahre um Jahre vergehen und bis dahin verſchaffen mir all' meine Kenntniſſe nicht das, was man heutzutage zum leben bedarf. Mein guter Vater iſt teils an den Zuſchnitt in ſeiner eigenen Jugend gewöhnt und teils nicht in der Lage, mir mehr geben zu können. Allein es liegt mehr als ein halbes Jahrhundert zwiſchen ſeiner und meiner Studienzeit und während desſelben haben ſich die Bedürfniſſe in einer Weiſe geſteigert, der ſich niemand entziehen kann. Wie ſoll ich das ausgleichen? . . . gib einen Rat.“

„Verlege Dich auf Spekulationen,“ ſagte Maximilian lächelnd.

„Das iſt wahr! ſagte Gotthard, ich hab' kein Reſultat meines Lebens aufzuweiſen. Ich bin nicht Gatte noch Vater, nicht Staatsmann noch Krieger, nicht Diplomat noch Gelehrter, nicht Herr noch Knecht, nicht Künſtler noch Autor — und ein Menſch, der freiwillig in gar keine Beziehungen treten kann und wenn ſie ihm gegeben ſind zu ihrer Ausbildung völlig untauglich ſich fühlt, iſt ein entſetzlich unvollkommnes Geſchöpf — das geb' ich zu. Dennoch hab' ich eine Art von Satisfaktion des Gewiſſens: Niemand leidet durch meine Untauglichkeit als ich allein."

„Dies iſt eine Art von Gewiſſensberuhigung, die ich durchaus nicht gelten laſſen kann! entgegnete Euſtach. Niemand leidet als ich! ſpricht man und fühlt ſich erhaben. Aber das iſt die menſchliche Beſtimmung verkennen. Was würde das für eine Welt ſein, wo Jeder ſich in ſeine unbewegliche Größe wickelte und gelaſſen ſpräche: Niemand leidet als ich! — Für paſſives Leid iſt kein Menſch geboren! ich meine .... kein Mann. Trifft ihn in Folge ſeines Handelns und Wirkens, ſeines Ehrgeizes, ſeiner Liebe, ſeines Haſſes ein Leid — tant pis pour lui! das macht ihn weder groß noch tüchtig; nur zuweilen, und unter gewiſſen Umſtänden kann es ihm die Glorie der Tugend geben. Thomas Morus, der ſich köpfen ließ weil er nicht die Schei-

„Das heißt?“ fragte Dagobert geſpannt.

„Auf glückliche Geldgeſchäfte.“

„Auf glückliche . . . das tät' ich gern! aber wer garantiert mir ihren Erfolg? — Und dann verſtehe ich auch gar nichts davon.“

„Iſt auch nicht nötig. Man beſorgt das für Dich gegen geringe Courtage und das Sprichwort ſagt: Wagen gewinnt.“

„Was hätte ich denn zu wagen, um zu gewinnen?“

„Sehr wenig! Du müßteſt ſichere Wertpapiere kaufen, welche beträchtliche Zinſen eintragen.“

„Und wo bekomme ich ſie?“ fragte Dagobert ganz eifrig.

„Bei jedem Bankier — alſo auch bei meinem Vater.“

„Aber ich kann ſie ja nicht kaufen — laſſen wir das!“ ſagte Dagobert entmutigt: „mit einem Wertpapier, das mir zwanzig oder dreißig Gulden jährlicher Zinſen bringt, iſt mir nicht geholfen und auch das könnte ich nicht kaufen.“

„Schaffe Dein Reitpferd ab . . . —“

„Meine Freude, meine Erholung? Nein! . . . ein Pferd muß ich haben.“

„Du kannſt ja einſtweilen einen Mietgaul brauchen.“

„Was muteſt Du mir zu! auf einem ſolchen Klepper zu ſitzen iſt kein Vergnügen!“

„Du biſt nicht für Spekulationen geboren!“ rief Maximilian lachend: Du willſt Dir nichts verſagen, Dich nicht einſchränken in Deinen Bedürfniſſen und dennoch auf einen grünen Zweig kommen — das iſt unmöglich, lieber Freund.“

„Mit Schulden kommt man auch nicht auf einen grünen Zweig!“ verſetzte Dagobert unmutig und brach das Geſpräch ab, indem er rief: „Jetzt laß uns ausreiten und den ſchönen Abend genießen.“

Sie ritten dahin am Ufer des romantiſchen Neckar und in Gedanken verſunken, welche nicht mit der reizenden Landſchaft übereinſtimmten, die vor ſeinen Augen lag, wendete ſich plötzlich Dagobert der Vergangenheit zu, als er mit Ulmer weite Spaziergänge machte und keine Spur von den Sorgen und Wünſchen hatte, die ihn jetzt quälten; und unwillkürlich ſprach er vor ſich hin:

„Wohin ich geh und ſchaue
Auf Strom und Wald und Tal,
Vom Berg herab zur Aue,
Viel ſchöne hohe Fraue
Grüß' ich dich tauſendmal.“

„Iſt etwa die kleine runde Miß Watſon Deine viel ſchöne hohe Fraue?“ fragte Maximilian ſcherzend, denn Dagobert gefiel ſehr dieſer jungen Dame, aber ſie gefiel ihm nicht.

„Nein!" rief Dagobert und fuhr mit der Hand über die Stirn: „im Grunde meines Herzens war kein Gedanke an ein ſterbliches Weib."

„Alſo eine Unſterbliche . . . eine Göttin! — Ja, ja, ſo heißen ſie immer . . . für einige Zeit. Auch Muſe und Grazie in einer Perſon — nicht wahr?"

„Du irrſt," erwiderte Dagobert traurig, „ſie hieß diesmal — Fortuna."

Die Heimkehr.

Im alten Bachheimer Hauſe ſchien alles ſich verjüngt zu haben: ſo munter ging es darin zu. Graf Sierra Blanca war mit ſeiner Frau, ſeiner Tochter und ſeinem kleinen Sohn für den ganzen Sommer dort eingezogen. Er hatte zwar alljährlich ſeinen Schwiegervater beſucht; doch nie auf ſo lange Zeit und nie mit Wendeline. Sie war und blieb in Paris in der Erziehungsanſtalt und während der jährlichen Vakanzen ging ſie regelmäßig mit ihren Eltern ins Seebad, weil man ihre Geſundheit ſehr zart fand. Jetzt aber, da ſie friſch und blühend war, wie man es im achtzehnten Jahr zu ſein pflegt — und da ſie die Studien abſolviert hatte, welche junge Mädchen in einem Inſtitut machen -- jetzt wollen ihre Eltern ſich nicht mehr von ihr trennen und ſo kam ſie nach Bachheim zurück, wo ſie ſich heimiſch fühlte trotz der großen Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. In gewiſſer Beziehung war aber keine Veränderung für ſie eingetreten: ſie lebte in Paris zwiſchen Fremden. In der erſten Zeit hatte ſie gehofft, ihr Vater werde ſie ihrer Mutter zuführen oder werde ihr von der Mutter ſprechen. Sie lernte alſo mit Feuereifer franzöſiſch und ihr erſtes Wort in dieſer Sprache war eine Frage an den Grafen nach ihrer Mutter.

„Frage nie nach Deiner herrlichen Mutter, Gwendeline,“ antwortete er ſanft, „es tut mir weh — und ſei überzeugt, daß die Frau, mit welcher ich mich jetzt bald vermählen werde, Dich mit einem Mutterherzen lieben wird. Du kennſt ſie ſchon, es iſt die Marquiſe Marialva.“

„Die Frau Marquiſe!“ rief Wendeline halb erſtaunt, halb erfreut: „o dann kommen wir wohl einmal wieder nach Bachheim.“

„Gewiß, recht oft ſogar! Jetzt aber iſt es ganz notwendig, daß Du Dich des Lernens befleißigſt. Du haſt ſehr guten Elementar- und vortrefflichen Muſikunterricht bekommen; Du haſt bei Pfarrer Edelholt manches gelernt. Wenn die Sprachſchwierigkeit überwunden ſein wird, ſo erwarte ich gute Fortſchritte von Dir.“

Als er nach einigen Monaten mit Claudia vermählt nach Paris kam und Claudia in einem unbeſchreiblichen Gemiſch von Freude und Wehmut Wendeline in ihre Arme ſchloß, blieb dieſe ſchüchtern und zurückhaltend. Es war ihr nicht möglich, die Kluft ſo ſchnell zu überſpringen, die bis dahin Wendeline Weinrich von der Frau Marquiſe getrennt hatte, und trotz des Verbotes der Eltern kam gewohnheitsmäßig, unwillkürlich die „Frau Marquiſe" häufiger über ihre Lippen als die „liebe Mutter". Die Eltern gingen nach Spanien, dann nach England, ein Sohn kam auf die Welt; es währte anderthalb Jahr bis Wendeline ſie wiederſah. Dies Kind, das der Sohn ihres Vaters, alſo ihr Bruder war, brachte ſie deſſen Mutter, ihrer Mutter! näher und fortan ſagte ſie nicht mehr „Frau Marquiſe." Man war im Inſtitut mit ihr zufrieden; ſie lernte gut, war gehorſam und freundlich, aber ſehr abgeſchloſſen; man wünſchte ihr mehr Zutraulichkeit, mehr offene Heiterkeit. Auch die Eltern hatten beides in ihren Briefen vermißt, die ſie regelmäßig zweimal im Monat ſchrieb; ſie berichtete Tatſachen, nicht Gefühle. War ſie eine kalte, eine trockene Natur? — oder fehlte ihr nur die Gabe ſich auszudrücken? —

„Möchteſt Du das Inſtitut verlaſſen?" fragte der Graf liebreich.

Sie beſann ſich einen Augenblick und ſagte:

„Ich habe noch ſehr vieles zu lernen, lieber Vater; folglich würdeſt Du mich in ein anderes Inſtitut geben: da iſt es beſſer, ich bleibe hier."

„Aber es mißfällt Dir hier — nicht wahr?"

„O nein!" ſagte ſie errötend: „man iſt ſehr gut für mich . . . ich paſſe nur nicht ſo recht hieher. Ich bin nie allein, nie im Freien— ich meine nie auf dem freien Felde, nie im Walde, nie auf einer Wieſe! es mißfällt mir nichts, lieber Vater . . .

nur habe ich zuweilen etwas Heimweh nach meiner armen Freiheit.“

„Die haſt Du durch mich verloren,“ verſetzte der Graf und ſchloß ſie in ſeine Arme: „beklagſt Du das?“

„O nie und nimmer!“ rief ſie mit lebhafter Innigkeit: „man kann ja nicht alles haben, was man wünſcht . . . das ſehe ich ein.“

Die Eltern gingen mit ihr nach Oſtende; ſie ſollte Seebäder nehmen. Eines Tages war Wendeline verſchwunden. Nicht in den Kirchen, nicht in der Stadt fand man ſie. Ihr Vater ging zum Strande; da ſaß ſie auf der Düne ganz ruhig und einſam.“

„Hier iſt es ſchön!“ ſagte ſie ruhig zu ihm aufblickend, als er ihren Namen rief.

„Es ſchickt ſich nicht, daß Du hier ganz allein umherſtreifſt!“ verſetzte er unmutig: „Du ſiehſt, daß die Dämmerung eintritt und kannſt Dir vorſtellen, daß wir um Dein Verſchwinden beſorgt ſind.“

„O verzeih!“ ſagte ſie reuig und küßte ſeine Hand.

„Wenn Du ſtundenlang auf der Düne ſitzeſt und in's Meer hinausſchauſt, Wendeline, woran denkſt Du denn?“ fragte er ſchnell beſänftigt.

„An die Ewigkeit,“ entgegnete ſie.

Das war freilich ein Gegenſtand, gegen den ſich keine Einwendung machen ließ und er brachte ſie zu

Hauſe. Claudia ſchlug ihr vor, künftig in Begleitung einer Kammerfrau auf der Düne zu verweilen und Wendeline war ſehr dankbar für dieſe Erlaubnis, machte jedoch keinen Gebrauch davon.

„Warum gehſt Du nicht auf die Dünen?“ fragte Claudia einmal.

„Weil ich es nicht aushalten könnte, das gelangweilte Geſicht der armen Jenny neben mir zu wiſſen,“ antwortete ſie lachend.

So war ſie und ſo blieb ſie. Nur lernte ſie mit den Jahren alles Unpaſſende vermeiden, weniger ſchweigſam und weniger teilnahmslos zu ſein. Sie gewöhnte ſich an die Eltern, die ihr anfangs in jeder Beziehung ſo fremd waren; aber ein Zug nach Stille und Einſamkeit blieb ihr.

„Wenn ſie nur nicht Kloſtergedanken hat,“ ſagte Graf Sierra Blanca beklommen.

„Beruhige Dich!“ entgegnete Claudia: „ſie müßte Karthäuſerin werden wollen und das liegt ihr denn doch zu fern. In jedem andern Orden führt man ja ein gemeinſames Leben, oft mit ſehr vielen Individuen — und gerade das liebt ſie nicht.“

Sie brachte drei und ein halbes Jahr im Inſtitut des Oiseaux zu. Da kamen die Eltern und holten ſie nicht zur Reiſe in's Seebad, ſondern nach Bachheim, und um ſie dann bei ſich zu behalten. Nach Bachheim! . . . Wendeline war verklärt vor Freude.

„Aber, Kind, warſt Du denn ſo glücklich in Bachheim, daß Du Dich beſtändig dahin ſehnſt?“ fragte Claudia ſchmerzlich.

„Glücklich? das weiß ich nicht! . . . ich habe viel geweint und wurde manchmal nicht freundlich behandelt. Aber es war dort ſo ſchön, im Hof des Kreuzgangs und ſo wunderſchön bei dem Herrn Pfarrer . . . und meine Muſikſtunden bei der lieben Frau Gräfin, es war mir alles viel heimlicher und heimiſcher als hier. Nur hatte ich nicht meine Eltern,“ ſetzte ſie zärtlich hinzu: „und daß ich jetzt mit ihnen dahin komme — das macht mir Bachheim ganz ſchön.“

Ob der Graf von Wianden eine Ahnung hatte, daß Wendeline ſeine Enkelin ſei? ob Leocadie es ahnte? — Gewiß iſt es, daß beide nie die leiſeſte Vermutung über Wendelinen's Mutter gegen einander ausſprachen. Claudia hatte ihnen vor ihrer Vermählung mit Graf Sierra Blanca geſagt, ſeit Jahren beſtehe ſchon zwiſchen ihm und ihr eine Neigung, die ihnen viele Kämpfe und Leiden gebracht und die wenig Ausſicht auf Vereinigung gehabt habe; um ſo höher ſchätze ſie jetzt ihr Glück. Der Vater nahm ihre Eröffnung gerade ſo an und auf wie Claudia ſie machte und bemerkte ihr nur, daß ſie durch dieſe Ehe auf das wahrhaft fürſtliche Vermögen des Marquis Marialva verzichte und ganz unbemittelt ſei. Claudia erwiderte, Graf Sierra Blanca ſei davon unterrichtet und ſei reich genug, um eine Frau ohne Vermögen zu heiraten.

Wendeline kam in einem Freudenrauſch nach Bachheim. Sollte ſie ſich in heißer Dankbarkeit auf die Knie — ſollte ſie ſich in frohlockendem Jubel allen in die Arme werfen — ſie wußte es nicht! und ſo wurde ein Gemiſch von beidem daraus, als ſie aus dem Wagen ſprang, ſie zuerſt, und der Gräfin Leocadie lachend und weinend in die Arme ſank, denn dieſe war ja immer beſonders gütig gegen ſie geweſen. Bei der Begrüßung des alten Grafen trat aber, auch wie früher, die Ehrfurcht in den Vordergrund und mit ihr auch der gewohnte Ernſt. Er warf einen prüfenden Blick auf ſie und ſchien befriedigt: Wendeline war im Äußern ganz die Tochter ihres Vaters. Ihre Züge, die für ein Kind zu hart und ſcharf geweſen waren, hatten ſich zu feiner Regelmäßigkeit ausgebildet; ihre gelbe, ſonnenverbrannte Hautfarbe hatte ſich gelichtet und ſchimmerte im roſigen Schmelz der Jugend; ihre kleine hagere Geſtalt mit eckigen Bewegungen hatte ſich geſtreckt und gerundet, war ſchlank, biegſam und kräftig in die Höhe gewachſen: ſie war eine edle, intereſſante Erſcheinung — doch von Claudia's Liebreiz hatte ſie keine Spur, und obſchon beide ſchwarze Augen hatten, ſo war der Ausdruck derſelben ſo verſchieden, daß man nicht an eine Ähnlichkeit dachte.

Als die erſte Begrüßung vorüber und jeder in dung Heinrichs VIII. von ſeiner erſten Gemalin ſanktioniren wollte, war ein ſolcher Tugendheld. Das finde ich ſehr reſpektabel! .... aber zu leiden, weil man ſein ganzes Leben mit den Händen im Schooß geſeſſen hat — theuerſter Freund, das kommt mir mönchiſch vor! mit dem ungeheuern Unterſchied daß dem armen Teufel von Mönch in dem Kerker der Klauſur, der Disciplin und der drei Gelübde nichts Andres zu thun übrig bleibt. Der Menſch iſt da um zu einer Befriedigung zu gelangen. Ja, ich halte dafür, daß befriedigt ſein Eins iſt mit weiſe ſein.“

„Sobald Sie die materiellen Ingredienzien von Wolbehagen, Wolbefinden, Wolleben, Wolgefallen, ſtreng ausſcheiden aus der Ambroſia der Befriedigung, ſo bin ich bereit dieſelbe als das Reſultat der höchſten Weisheit zu verehren.“

„Puritaner!“ warf Euſtach hin.

„Es iſt unmöglich ſich z. B. einen Plato, einen St. Vincenz da Paula, einen Franklin, als moderne Unbefriedigte vorzuſtellen, fuhr Gotthard fort. Aber eben darin liegt auch die Erklärung, warum es heutzutag ſo viel Unbefriedigte giebt: weil man unter Befriedigung nicht die Weihe verſteht, welche tiefe Erkenntniß, ſtarker Wille, ein hohes Ziel und ein großes Herz zu gleichmäßiger Entfaltung ausgebildet, dem Menſchen giebt, ſondern weil man ſie ſeinem Zimmer untergebracht war, eilte Wendeline pfeilſchnell zum Kloſterhof, lief durch den Kreuzgang in's Pfarrerhaus und nach dem Zimmer des Pfarrers, und als ſie auf ihr Anklopfen keine Antwort bekam, ſchnurſtracks in den Garten und nach dem Bogengang, wo er ſein Brevier zu beten pflegte. Das tat er auch jetzt. Als er hinter ſich raſche leichte Schritte hörte, wendete er ſich um und blieb ganz erſtaunt über die fremde junge Dame ſtehen; denn mochte Claudia ihm auch alle Jahr Wendelinens Photographie gezeigt und ihm geſagt haben, ſie werde immer größer und hübſcher: ſo lebte ſie in ſeinem Gedächtnis doch nur in der Geſtalt, die er immer vor Augen gehabt hatte und beſonders ſo, wie er ſie bei ihrer Abreiſe ſah: gelb, mager und klein, im warmen, grauen Winterkleide mit blauen wollenen Strümpfen und derben Lederſchuhen. Das war nun alles ſo gründlich verſchwunden, ſo durchaus anders geworden, wie damals der Dezember und jetzt der Juli — was das Äußere betraf; übrigens aber war es die alte Wendeline, die vor ihm auf die Knie fiel, ſeine Hände ergriff, mit Küſſen bedeckte und vor Tränen nicht ſprechen konnte.

„Nun, Wendeline, hat der liebe Gott nicht alles wunderbar gut und gnädig gefügt?“ fragte er bewegt und hob ſie vom Boden auf.

„O alles! . . . alles!“ rief ſie: „aber beſonders, daß ich wieder hier bin und Sie wiederſehe.“

„Gutes Kind!“ verſetzte er beruhigend.

„O ich weiß nicht, ob ich gut bin! . . . aber Kind bin ich und Sie ſind der Vater meiner Seele! . . . was wäre aus der geworden, wenn Sie ſich nicht meiner angenommen hätten!“ ſagte Wendeline und trocknete ihre Tränen: „früher habe ich das zwar immer gefühlt . . . in dieſen Jahren iſt es mir aber klar geworden. Sie haben mich gelehrt, Gott zu lieben — das iſt das Leben meiner Seele — das verdanke ich Ihnen — folglich ſind Sie der Vater meiner Seele . . . und ich habe den Augenblick erſehnt, wo ich Ihnen dies ſagen würde . . . aber ſagen — denn zu ſchreiben verſtehe ich dergleichen nicht, wie Sie an meinen Briefen bemerkt haben werden.“

„Ja, Ihre Briefe waren trocken und kalt.“

„Das ſagen auch meine Eltern! Nun gleichviel! . . . jetzt wird nicht mehr geſchrieben! . . . jetzt ſind wir alle miteinander in Bachheim und ich bin glücklich. Täglich werde ich Sie beſuchen; nicht wahr? . . . Jetzt aber will ich das hochheilige Sakrament in der lieben alten Kirche beſuchen . . . und meinen alten Pflegevater . . . — Iſt ſeine Frau noch immer ſehr zänkiſch?“ ſetzte ſie bedenklich hinzu, als fürchte ſie eine unfreundliche Aufnahme.

„Gehen Sie nur hin, es wird ſie freuen," ſagte der Pfarrer.

„Sie nennen mich Sie!" rief ſie betroffen: „bin ich nicht mehr Ihr Kind?"

„Immer mein liebes Kind — aber nicht mehr ein Kind, Wendeline."

Sie ging in die Glöcknerswohnung, nachdem ſie Joſephe in der Küche begrüßt hatte.

Frau Barbara war, wenn nicht erfreut doch ſehr geſchmeichelt, daß Wendeline zwei Stunden nach ihrer Ankunft bei ihr erſchien und bemühte ſich, liebenswürdig zu ſein, indem ſie fortwährend Wendelinens Schönheit pries und deren Anzug bewunderte. Der Schullehrer aber erkundigte ſich nach Dingen, die in ſein Fach einſchlugen, fragte nach den Studien und nach der Muſik und war ſehr befriedigt durch die Antworten. Als Wendeline fortgegangen war, ſagte Frau Weinrich in ihrem vornehmſten Ton:

„Recht brav von der Kleinen, daß ſie gleich zu uns gekommen iſt. Wir haben es aber auch um ſie verdient."

Weinrich ſchrieb Noten ab. Bei der Rede ſeiner Gattin blickte er auf, ſchob ſein Käppchen in den Nacken und ſchien etwas ſagen zu wollen. Frau Barbara ließ es aber nicht dazu kommen, ſondern ſetzte mit Schärfe hinzu:

„Denn Du biſt es, Du und kein anderer, der ihr die Anfangsgründe der Bildung beigebracht hat.“

„Das iſt richtig,“ verſetzte er beſchwichtigt und ſein Käppchen ſank auf die Stirn, ſein Blick auf das Notenblatt zurück, während Frau Barbara noch nicht durch dieſe Zuſtimmung befriedigt war, ſondern das unverlierbare Recht einer Ehegattin auf das letzte Wort in Anſpruch nahm und ärgerlich ausrief:

„Als ob ich je etwas Unrichtiges behaupten würde.“

Wendeline ſtand im Hof des Kreuzganges ſtill und ſchaute umher mit leuchtenden Blicken. Es war noch alles da: der umdornte Grasplatz, die Hundehütte, der kleine Trog für die Hühner; – auf der andern Seite die Bänke unter dem Nußbaum und der Akazie; ringsum das ſchöne Maßwerk der Bogen, umſchlungen von den zierlichen Ranken des wilden Weins — und über dem allen, der blaue Himmel, wie ein großes, gutes, ſegnendes Auge. Sie ſtand unter dem Kirſchbaum, den ſie mit einem Arm umſchlungen und ihre Stirn an ſeinen Stamm gelehnt hatte. Als ſie ſich ſatt geſehen an der trauten Umgebung, die ihre Kindheit umſchloß, tat ſie einen tiefen Atemzug, trat vom Baum zurück, drückte beide Hände mit den Fingerſpitzen an die Lippen und warf den Kuß in den Hof hinein, als ob jeder Baum, jedes Blatt, jeder Grashalm, die Schwalben, die Sperlinge, der

Hund und die Hühner, ihren Teil davon nehmen ſollten. Dann ging ſie hinweg und nickte freundlich der Joſephe zu, die hinter dem Gitter des Küchenfenſters ſtand und ſie anſtarrte.

„Daß ich dies erlebt habe, Hochwürden,“ ſagte Joſephe, als ſie des Pfarrers Tiſch deckte: „das wird mich nicht nur all' mein' Lebtage freuen, ſondern auch noch in der Ewigkeit.“

„Wir wollen es hoffen, Joſephe; aber wir müſſen erſt abwarten, was die Welt aus ihr macht . . . die böſe Welt.“

„Die böſe Welt!“ ſeufzte Joſephe als treues Echo, ſetzte aber beruhigend hinzu: „das Wendelchen iſt gut, Herr Pfarrer, iſt gar nicht ſtolz, iſt mir um den Hals gefallen, als ob es noch Weinrichs Wendeline ſei! . . . Da es nicht ſtolz iſt, wird es ſchon gut, fromm und brav bleiben und den lieben Gott vor Augen behalten. Mir iſt gar nicht bange für unſer Wendelchen!“

„Die heilige Schrift lehrt uns, daß die Engel aus dem Himmel gefallen ſind,“ entgegnete der Pfarrer, „und daß wir unſer Heil mit Furcht und Zittern wirken ſollen. Wie für uns ſelbſt müſſen wir auch für den Nächſten beſorgt ſein und uns durch keine Zuneigung blenden laſſen. Alſo Joſephe, bete für Wendeline Sierra Blanca gerade ſo eifrig, als ob ſie noch Weinrichs Wendeline wäre.“ — —

Dagobert wurde erwartet. Claudia hatte ihn in zwei Jahren nicht geſehen und war voll Ungeduld, ob und wie er ſich in dieſer Zeit entwickelt habe. Sie ging Arm in Arm mit Leocadie im Park und ſprach von ihm.

„Du wirſt ihn vielleicht etwas verändert finden,“ ſagte Leocadie mit einiger Befangenheit.

„Ich erwarte das nicht anders! er wird ſelbſtſtändig geworden ſein und das muß man zuweilen teuer bezahlen.“

„Mir ſcheint im Gegenteil er ſei abhängiger von fremder Meinung und fremden Einflüſſen, als er es nach ſeiner Erziehung ſein ſollte,“ erwiderte Leocadie: „die Welt tritt ihm mit allen ihren Lockungen entgegen — und er“ . . . —

„Er hört auf ihre Sirenenſtimmen?“ rief Claudia.

„Ich fürchte es!“ ſeufzte Leocadie.

„Was ſagt mein Vater?“

„Er weiß es nicht ſo.“

„Was heißt das: nicht ſo. Ich beſchwöre Dich, ſprich Dich klar aus, Leocadie! wir ſind jetzt alle beiſammen und können vereint einen guten Einfluß auf Dagobert gewinnen. Sprich alſo: wie ſteht es mit ihm.“

„Er iſt beſtändig in Geldverlegenheit. Das begann mit ſeiner Trennung von Ulmer und hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Er lebt mit jungen Leuten, die den Aufwand beſtreiten können, den ſie machen. Er will es ihnen gleich tun, ja, ſie übertreffen. Er hatte von jeher eine große Neigung für Luxus und Aufwand. Seine Studien, ſeine Vernunft drängten dieſe Neigung zurück, ſo lange ſie keine Veranlaſſung fand, ſich geltend zu machen. Aber ſie iſt erwacht und er gibt ihr in törichter Weiſe nach. Überdas iſt er in verkehrter Weiſe großmütig. Wer unter ſeinen Freunden und Bekannten Geld nötig hat, wendet ſich an ihn — und nie umſonſt! er gibt ſein Letztes hin und macht dann für ſich Schulden. Als es ſich zum erſten Mal zeigte, daß er mit ſeinem Geld nicht reiche, gab ihm ſein Vater das Nötige. Als es zum zweiten Mal und in ſehr verſtärktem Maß geſchah, beſprach ſich ſein Vater mit ihm, legte ihm die Bücher vor über den Ertrag von Bachheim, über die Betriebs- und Verwaltungskoſten, über die Koſten unſeres Hausſtandes; und teilte ihm mit, daß er einige Erſparniſſe beiſeite lege, um Dagoberts Einkommen zu erhöhen, wenn er ſpäter in der Welt leben müſſe. Jetzt ſcheine es ihm, daß ſich Dagobert als Student leicht nach ſeiner Decke ſtrecken und ſich einſchränken könne. Es ſei ein Widerſinn, auf der Univerſität einen Aufwand zu machen, der die Mittel überſteige, denn ſieben Achtel der ſtudierenden Jugend — und unter ihr die Tüchtigſten — hätten dieſe Mittel nicht und zu ihr möge Dagobert ſich halten. Dagobert verſicherte hingegen, er mache keinen Aufwand, er beſchränke ſich nach Möglichkeit, man könne nicht mehr ſo billig leben wie vor fünfzig Jahren und der Vater möge ſo gütig ſein, die erſparte Summe nicht zu vergrößern, ſondern lieber ihm die jährlichen Erſparniſſe zukommen zu laſſen und ſein Jahrgeld dadurch erhöhen. Damit wolle er ſich denn einrichten. Ungern ging der Vater darauf ein; aber er tat es, weil auch ich ihn darum bat, denn Dagobert beſtürmte mich mit Bitten und Verſprechungen. Leider hielt er letztere nicht. Er hatte aber nicht mehr den Mut, ſich an den Vater zu wenden. Ich mußte es vermitteln, daß ihm ein Teil der zurückgelegten Summe ausgezahlt werde. Habe er die in Händen, ſo werde er ſich arrangieren und nie wieder um Zuſchuß bitten — ſo verſicherte er."

„Aber, um's Himmelswillen! was macht er mit dem Gelde?" rief Claudia.

„Ich fürchte, er hat ſich ein paarmal auf den Handel mit Wertpapieren, mit Aktien, was weiß ich! eingelaſſen und, ſelbſtverſtändlich, mit Unglück. Er rückt nie mit der Sprache heraus; allein er äußerte zuweilen, es ſei ein ungeheurer Vorzug unſerer Zeit, daß jeder die Möglichkeit habe, mit Wenigem zu einem großen Reichtum zu gelangen — und zwar ſo ſchnell, daß ſchon der junge Mann die Früchte ſeiner Geſchicklichkeit genießen könne und nicht bis ins Greiſenalter ſich abzumühen brauche."

„Neigung zu Handelsſpekulation liegt gar nicht in Dagoberts Charakter," ſagte Claudia ungläubig.

„Nein, gar nicht;" verſetzte Leocadie: „er betrachtet ſie nur als ein Mittel, um reich zu werden und den Reichtum als Mittel, um das Leben zu genießen . . . nicht in brutaler Weiſe, Claudia! er wird nicht mit Leib und Seele ein Mann des sport und turf — er wird kein Spieler und kein Schlemmer werden; aber er will von dem allen den Schaum abſchöpfen ohne auf ſeine Bildung, auf Intereſſe für ernſte Fragen, auf Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaften zu verzichten. Auf eine dem Gentleman unanſtändige Weiſe reich zu werden, würde ihm nie einfallen."

„Großer Gott!" ſeufzte Claudia, „ich weiß nicht, ob man einen Papierſpekulanten noch zu den Gentlemen zählt! . . . und dahin ſoll es mit Dagobert gekommen ſein?"

„Er verſteht ja nichts davon, liebſte Claudia! er verläßt ſich auf andere . . . und das macht mich unausſprechlich beſorgt, denn dadurch zieht ſich ſein Vertrauen mehr und mehr von uns zurück und zu denjenigen hin, die ſeine Leidenſchaft nähren."

„Wir wollen es noch nicht Leidenſchaft nennen," erwiederte Claudia tröſtend: „Dagobert iſt ſo jung, hat Geiſt und Gemüt; die Geldgier kann ſich unmöglich bei ihm eingeniſtet haben! ſie iſt ein Laſter des Alters."

„Inſofern ſie Begierde nach Beſitz, alſo Geiz iſt — ja! allein Dagobert will nur beſitzen, um zu genießen — und mir ſcheint dies iſt erſt recht ſehr die Neigung und Richtung der Jugend, ja, nicht nur der Jugend, ſondern der ganzen materialiſtiſchen, in die Sinnenwelt verlorenen Zeit, in der wir leben . Ach, Du wirſt Dagobert ſehr verändert finden.“

„Doch nicht in religiöſer Beziehung?“ fragte Claudia ängſtlich: „hält er feſt am Anker des Glaubens, ſo kann er zwar in Meeresſtrudel geriſſen werden und momentan in den Wellen verſchwinden, allein er geht nicht unter . . . er taucht wieder auf, er rettet ſich. O liebe Leocadie, wenn er nur nicht den Glauben verliert! das iſt immer die größte Gefahr, ſobald ſich eine Leidenſchaft unſerer bemächtigt hat, denn der Glaube lehrt uns ſie zu verdammen und der Wille widerſetzt ſich dem Urteil . . . und noch mehr . . . der Vollziehung . . . Da wird dann der Glaube als unerträglicher Tyrann betrachtet! Armer Dagobert! in welchen Kämpfen mag er ſich befinden! . . . Und mein armer Vater! wie weh mag ihm gerade dieſe Richtung ſeines Sohnes tun, die er in deſſen Erziehung und durch ſein Beiſpiel ſtets bekämpfte.“

„Er ſieht mit banger Sorge der Zukunft Dagoberts entgegen,“ verſetzte Leocadie mit Tränen im Auge: „Du kennſt ſeinen edlen Stolz, die unangetaſtete Reinheit ſeiner Geſinnung und er fürchtet, im Genuß materieller Elemente ſucht, die mit der Weisheit ſo wenig zu thun haben, als Schildkrötenſuppe mit Nektar. Der Menſch, ſo gemein er ſich durch gierige Verfolgung erbärmlicher Genüſſe mache, iſt doch nicht im Stande bei der Schildkrötenſuppe Befriedigung zu finden, und da er die Sonne der Weisheit aus ſeiner Nebelregion ausgeſperrt hat, ſo nennt er ſich unbefriedigt."

„Nun, da ſind wir endlich einmal derſelben Meinung! rief Euſtach. Sie halten auch Befriedigung für die Beſtimmung des Menſchen; nur ſuchen Sie dieſelbe in einer transzendentalen Sphäre und ich in einer, die mehr dem ganzen menſchlichen Organismus entſpricht. Ich habe auch einen gar tüchtigen Verfechter meiner Anſicht, der, weniger puritaniſch als Sie, Wolbehagen und Wolgefallen nicht ausſcheidet aus dem Lebenskreiſe eines braven Mannes, ſondern ihnen einen Ehrenplatz anweist; — und zwar den Doctor Luther mit ſeinem Sprüchlein: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang ꝛc."

„Ein Platz iſt genug und ein Ehrenplatz iſt zu viel, erwiderte Gotthard trocken. Uebrigens lag des Doctor Luther Wolbehagen nicht auf einem üppigen Canapee, ſondern auf einem harten Strohſack, und dem unermüdlich Arbeitſamen iſt die Erholung wol zu gönnen. Aber die Berückſichtigung des perſöndaß Dagoberts guter Name, Ruf und Ehre leiden werden, wenn er ſich nicht aus dem Netz der Geldverlegenheiten herausreißt. Aber rede nicht unaufgefordert mit ihm über dieſen Gegenſtand."

Claudia ſagte es gern zu und ſah nur um ſo geſpannter der Ankunft ihres Bruders entgegen. Übrigens war das Leben in Bachheim ſehr gemütlich. Graf Sierra Blanca mit ſeiner hochtoryſtiſchen Geſinnung; ſympathiſierte in der Politik außerordentlich mit ſeinem Schwiegervater und verachtete gründlich den beliebten Konſtitutionalismus, die große Komödie des neunzehnten Jahrhunderts, die in jedem Lande und bei jedem Volk wo ſie aufgeführt wird, ein allgemeines Unbehagen in Permanenz erhält. Dieſe politiſche Sympathie war in dieſem Augenblick beſonders hoch zu ſchätzen, weil der traurige lombardiſche Krieg, ſoeben beendet war und alle Gefühle und Anſichten des alten Grafen auf's Tiefſte verwundete. Nicht die verlorenen Schlachten ſchmerzten ihn am tiefſten.

„Die größten Helden ſind nicht unüberwindlich," ſagte er, „man verliert eine Schlacht und gewinnt eine Schlacht — wer kann genau ſagen, durch welche Umſtände! meiſtens ſiegt die größere Zahl der Soldaten. Nicht der Verluſt der Schlachten ſchmerzt mich am tiefſten; ſondern der Verluſt des Bewußtſeins der Zuſammengehörigkeit Deutſchlands. Es ſieht zu, wie der Erzfeind.

Frankreich, ſich mit Italien gegen den deutſchen Bruderſtamm verbindet — es läßt ſich einſchüchtern durch das Gebot des Franzoſenkaiſers, der Krieg ſolle lokaliſiert bleiben — und ſo manche deutſche Fauſt, die freudig das Schwert gegen Frankreich gezogen und mit Öſterreich gekämpft hätte, ſinkt entmutigt zurück — denn es gibt in Deutſchland eine Region, in welcher der Haß gegen Öſterreich ſo groß iſt, daß man ihm die deutſche Ehre opfert. Das ſchmerzt.“

Alle waren mit ihm einverſtanden, und nur Pfarrer Edelholt, der häufiger denn je in den Familienkreis gezogen wurde, ſuchte als Mann des Friedens den Grafen damit zu tröſten, daß durch die Lokaliſierung des Krieges viel Blutvergießen erſpart ſei.

„Erſpart?“ verſetzte der Graf kopfſchüttelnd: „beſter Herr Pfarrer, ſagen Sie: aufgehoben — dann haben Sie ganz recht. Sie können unmöglich glauben, daß unſere politiſche, auf Doppelzüngigkeit und Heuchelei baſierte Welt, den Frieden geben und erhalten könne. Sie kann lügen und trügen und mit ihrem Aufſchwung der Induſtrie als einer Friedenaſſekuranz ſich breit machen; aber in ihren Eingeweiden birgt ſie nur Krieg — den Krieg der Liſt und der Falſchheit, bis ſie wieder einmal zum Krieg der äußeren blutigen Gewalt übergeht.“

„Cogito, cogitationes pacis et non afflictionis;

ſo ſpricht der Herr der Heerſchaaren,“ ſagte mild der Pfarrer.

„Aber denkt die Welt in Übereinſtimmung mit den Gedanken Gottes?“ rief der Graf: „Nein, ſie denkt genau das Gegenteil: Unfrieden — und folglich Trübſal.“

„Weil ihre Gedanken nicht die Seinen ſind, ſo ſind auch Seine Wege ganz anders, als die ihren; dieſe ſind menſchlich, jene göttlich unberechenbar. Geduld, Herr Graf! Deposuit potentes de sede! das wiſſen wir nicht blos; — wir haben es geſehen, es erlebt.“

„Wie iſt das ſchön, Herr Pfarrer, daß Sie in der heiligen Schrift alles zu finden wiſſen, was Licht und Ruhe gibt!“ rief Claudia.

„Zu dieſem Zweck iſt uns, wie ich meine, die heilige Schrift gegeben, gnädige Gräfin,“ ſagte der Pfarrer, und wenn ich mit größerer Leichtigkeit die bezüglichen Stellen anzugeben weiß, ſo hängt das mit meinem Beruf als Prediger zuſammen.“

„Da ich von Jahr zu Jahr in Bachheim Fortſchritte in der deutſchen Sprache mache,“ ſagte Graf Sierra Blanca, ſo erſchwinge ich mich denn jetzt dazu, die deutſchen Klaſſiker zu leſen — ob zu verſtehen, iſt eine andere Frage. Ich las kürzlich einen Ausſpruch von Göthe über die heilige Schrift, der mir nicht klar und der gegen Ihre Anſicht, Herr Pfarrer von deren Verſtändlichkeit iſt. Er ſagt: „Deshalb iſt die Bibel ein ewig „wirkſames Buch, weil ſo lange die Welt ſteht, „niemand auftreten und ſagen wird: ich begreife „es im Ganzen und verſtehe es im Einzelnen.“ Wie kann das wirkſam ſein, was man nicht verſteht? — Nicht begreift — das ſchon eher. Der göttliche Geiſt, der die heiligen Schriften eingegeben hat, ſteht hoch über unſeren Begriffen und wirkt dennoch durch ſeine Gnade auf uns und er iſt es ja eben, der uns das Einzelne verſtehen lehrt. Warum ſagt denn Göthe, niemand verſteht es?“

„Weil ihm der Glaube fehlte, der übernatürliche, der chriſtliche Glaube, Herr Graf,“ erwiederte der Pfarrer. „Dies iſt nun einmal gewiß. Ob aber jener Ausſpruch nicht anders gedeutet werden könne, wenn man ſeinen Vorder- und Nachſatz kennt, laſſe ich dahingeſtellt ſein.“

Bei ſolchen und ähnlichen Geſprächen, die täglich vorkamen, verhielt ſich Wendeline ganz ſchweigſam, aber ungemein aufmerkſam. Sie beſchäftigte ſich mit einer Handarbeit und lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes Wort. Kam aber die Muſik an die Reihe — und wo Claudia war fehlte ſie nie — da verließ Wendeline ihren Standpunkt als ſchweigende Zuhörerin, da wurde ſie tätig und mitwirkend, und zwar ſo ſehr, daß ſich Leocadie für überflügelt erklärte.

„Und das freut mich,“ ſagte ſie liebreich zu Wendeline, „denn der Meiſter mag gern ſtolz auf ſeine Schüler ſein. Wenn ſtets die Alten es beſſer machten als die Jungen, ſo würde ja nach einigen Jahren alles Schöne und Gute aufhören."

Der alte Graf ſpielte freilich noch immer ſein liebes Violoncello, allein ſeine Hand begann die Kraft zu verlieren, um den Bogen anhaltend mit Energie und Zartheit zu führen. Er empfand es ſchmerzlich.

„Das Alter iſt eine eiſerne Schule der Reſignation," ſagte er wehmütig. „Es legt Entſagung und immer Entſagung auf, und erſt nachdem der alte Menſch am Sterbelager all ſeiner Kräfte ſtand, ſinkt er ihnen nach . . . in's Grab. Von der Wiege bis zum Sarge betrachtet — heiter iſt das Menſchenleben nicht."

„Warum lebt man denn aber doch gern?" fragte Wendeline.

„Ja, das iſt eine Frage, die ſchon Hamlet Prinz von Dänemark beſchäftigt hat!" rief Claudia. „Und dann, lieber Vater, hat das Leben doch ſeine lichten Stunden, welche die trüben Tage vergeſſen machen."

„Ich glaube nicht, daß ſie ausreichen würden, um uns das Leben lieben zu laſſen," entgegnete er: „ich glaube vielmehr, daß dieſe Liebe zum Leben etwas Unfreiwilliges iſt, etwas das der Schöpfer gewollt hat, damit wir ausharren; — und faſſen wir dann das Leben nach ſeiner übernatürlichen Beſtimmung auf, Wendeline, ſo können wir leben, weil es Gottes Wille iſt, daß wir leben, damit wir uns durch die Zeit in die Ewigkeit hineinleben. Hältſt Du Dir das immer vor Augen, ſo wirſt Du mit friedlichem Gleichmut durch lichte wie durch trübe Tage gehen.“

„Ich will es verſuchen,“ ſagte ſie und küßte ſeine Hand.

So wurde es denn Claudia's und Wendelinens Aufgabe, abends Muſik zu machen, denn der alte Graf war dermaßen daran gewöhnt, daß er ſcherzend behauptete, er könne nicht ſein Nachtgebet mit der gehörigen Sammlung verrichten, wenn nicht zuvor die Muſik, wie eine reinigende Luft, die Kammer ſeiner Seele durchweht und die wirren Eindrücke des Tages daraus verjagt hätte. Waren nun auch alle ſehr befriedigt durch Wendelinens Leiſtungen: ſo war es Claudia minder.

„Du ſpielſt recht gut,“ ſagte ſie: „aber was iſt mit ſolchem hölzernen Inſtrument wie ein Flügel iſt, anzufangen? Er iſt Holz und bleibt Holz und in all dem Holz erſtirbt das bischen Vibrieren der Saiten, wie der Vogelſang im entlaubten Walde.“

Leocadie und Wendeline verteidigten lebhaft den Flügel; allein Claudia blieb dabei, er könne nicht Schritt halten mit dem intenſiven Ton der Violine; das könne nur das Violoncello — und dadurch regte ſie ihren Vater an, ſich zuweilen an der Abendmuſik zu beteiligen.

Endlich kam Dagobert. Er hatte ſeine Ankunft nicht mit Beſtimmtheit angezeigt und ſo fand er denn auch keinen Wagen aus Bachheim auf der Station der Eiſenbahn. Das war ihm gerade recht. Sein Gepäck konnte am andern Morgen geholt werden und er machte die Wegſtunde zu Fuß. Es war ein heißer Sommerabend. Die Nacht ſpannte ihren Schleier unter dem Himmelsgewölbe aus und ſchmückte ihn mit all ihren Diamanten, die im rötlichen, im blauen, im weißſchimmernden Licht erſtrahlten oder wie Feuerfunken aufblitzten. Unter dieſer Illumination einer rieſigen Kuppel wanderte Dagobert auf der Chauſſee, die ſich zwiſchen einer Allee von Obſtbäumen als ein breites weißes Band von den dunkeln Feldern zur Rechten und Linken abzeichnete. In dem feuchten Gras des Grabenrandes ſchien die Nacht einige ihrer Diamanten verloren zu haben; aber ſie regten ſich, erhoben ſich und zahlloſe Leuchtkäfer ſchwebten wie fliegende Sterne über die Erde hin. Überall tiefe Stille. In weiter Ferne bellte zuweilen ein Hund. Dieſe Stimme der Wachſamkeit war in Harmonie mit der lautloſen Nacht. Aber der Wanderer — war er es auch? tat dieſer Friede in der Natur ihm wohl oder weh? hatte er überhaupt Gedanken und Auge für die Natur in ihrer majeſtätiſchen Schönheit und für das, was in ihr erhabener iſt als ſie? — Was auch ſeine Gedanken ſein mochten, ſie hinderten ihn nicht mit raſchem Schritt vorwärts zu gehen. Die Uhr am Bachheimer Kirchturm ſchlug halb elf, als er bei dem Gottesacker war, der ſich ſeitwärts an die Kirche anſchloß. Dann ging er an der Kirche vorüber und am Schulhaus, dann in die Gaſſe des Dorfes. Alles totenſtill wie auf dem Gottesacker. Um dieſe Stunde liegt auf dem Lande alles im tiefen Schlaf. Sogar der Bach ſchien zu ſchlafen, der an der einen Seite der Gaſſe vor den Häuſern dahinfloß; die Sommerhitze hatte ihn ſehr ausgetrocknet und ſein geſchwätziges Murmeln zum Schweigen gebracht. Das Tor des Herrnhofs war geſchloſſen; die Nebentür nicht, weil der Nachtwächter ſtündlich ſeine Runde vom Hof aus durch das Dorf zu machen hatte; ſein Dienſt begann im Sommer aber erſt um elf Uhr. Als Dagobert in den Hof trat, ſah er einige Fenſter des Wohnhauſes erhellt; man war alſo noch nicht zur Ruhe gegangen, vielleicht noch verſammelt. Er ging über den Hof durch eine Seitenpforte in den Garten. Ein großer Hund ſchlug an, ſchien jedoch den Schritt zu erkennen und verſtummte. Dagobert ging zur Gartenſeite des Hauſes. Schon von fern hörte er die Muſik. Er nahm einen Gartenſtuhl, ſtellte ihn in einiger Entfernung von den Fenſtern des Wohnzimmers auf den Kiesweg und ſtieg hinauf. So konnte er durch die weitgeöffneten Fenſter das ganze Zimmer überſehen. Da ſtand Claudia mit ihrer Violine, in gewohnter Weiſe, immer lieblich anzuſchauen und anzuhören. Mochte ſie ein paar Jahre älter geworden ſein — ihr Auge hatte den früheren Zauber, ihr Lächeln den früheren Liebreiz, ihre Haltung die frühere Grazie. Dies ſchien auch Graf Sierra Blanca zu finden, der im Lehnſtuhl liegend zwar mit Wohlgefallen der Muſik lauſchte, aber ganz entſchieden in Claudia ſeiner Frau vor der Künſtlerin den Vorzug gab. Der alte Graf hingegen war ganz verſunken in die Muſik! Ob Claudia ſie ausführte, wie Claudia dabei ſtand oder ſich benahm, bemerkte er gar nicht; er war wirklich ganz Ohr. Trotz des Ausdrucks von geſpannter und befriedigter Teilnahme, der ſein Antlitz gleichſam erfriſchte, fand Dagobert doch ſeinen Vater gealtert, wie er da ſaß in der Ecke des Sopha's, etwas zuſammengeſunken und den Kopf geneigt mit den ſchönen weißen Locken, die ſpärlich geworden waren — und mit der Hand, die ſo edel geformt, aber wachsbleich, faſt leichenfarben auf der Sofalehne ruhte. Wie alt iſt denn der Vater? fragte ſich Dagobert beklommen: ſiebenundſiebzig Jahr iſt doch kein ungewöhnliches Alter! . . . Die politiſchen Ereigniſſe beugen ihn. — Neben dem Grafen ſaß Frau von Wildermut auf dem Sopha, doch nicht zuſammengeſunken wie er — obſchon ſie eines Alters mit ihm war — ſondern kerzengerade, wie ſie das in ihrer Jugend gelernt und ſpäter für den geziemenden Anſtand einer Geſellſchaftsdame notwendig erachtet hatte. Jetzt war es ihr dermaßen zur Gewohnheit geworden, daß ſie nicht bemerkte ob ſie auf einem Tabouret oder einem Lehnſtuhl ſitze. Doch den lebhaften Ausdruck des Grafen hatte ſie nicht. Die Muſik gehörte nun einmal zu dieſem Hauſe; damit war ſie einverſtanden. Übrigens ſtrickte ſie emſig und hatte heimliche, hausfrauliche Sorgen, z. B. daß man die Pfirſich in dem heißen Sommer gar nicht vor Inſekten bewahren könne — und daß man noch gar lange auf die Rebhuhnzeit warten müſſe, welche in der Küche ſo geſchätzt wird. Am untern Ende des Flügels, den Arm auf ihn geſtützt, ſah Dagobert ſeine Mutter ſitzen; ſie ſchien ganz mit andern Gedanken beſchäftigt zu ſein — und auch die ſeinen nahmen eine andere Richtung, als er am Flügel Wendeline ſitzen ſah. Nie hätte er ſie erkannt, nie und nimmer! aber Wendeline war in Bachheim, folglich mußte ſie es ſein. Hm! ſprach er bei ſich ſelbſt, mir gefallen nicht ſehr dieſe klaſſiſchen Schönheiten . . . aber es iſt zu merkwürdig, daß aus dem kleinen zigeunerhaften Ding ſo etwas hat werden können.

Übrigens ſaß Wendeline regungslos am Flügel und horchte ſo ganz in Claudia's Spiel verſunken, daß ſie ihre Partie vergaß. Claudia ſpielte die Singſtimme von Beethovens „Adelaide“ und Wendeline die Begleitung. Da ſich aber Claudia in den reichſten Phantaſien erging, ſo war lichen Wolergehens iſt nicht das Fundament, welches würdig den Bau eines Lebens tragen könnte.“

„Theurer Freund, ſagte Euſtach, es iſt das Einzige welches mit uns aushält! alle anderen müſſen wir immer von Neuem legen, was unendlich viel Zeit und die beſten Kräfte raubt. In der Jugend bewegt uns ſchwärmeriſche Menſchenliebe; im Mannesalter der Stolz der Ueberzeugung, die Lockung des Ruhmes; endlich, als Greis, ſucht man doch das Wolergehen, als das höchſte Gut. Da man, aller andern Experimente zum Trotz, dennoch damit endet, ſo finde ich es beſſer und vernünftiger gleich damit anzufangen. Man erſpart ſich ein Heer von Mißgriffen, Schwankungen, Qualen, beängſtigenden Zuſtänden“ .... —

„Und wälzt ſie auf Anderer Schultern! unterbrach ihn Gotthard lachend. Ja, das iſt gewiß, Ihr Lebensſyſtem hat Manches für ſich, und wenn es nicht das Meine iſt, ſo rührt das vermuthlich von einer gewiſſen weibiſchen Weichherzigkeit her, die ungerührt kein fremdes Leid ſehen kann, und der ich mich Ihnen gegenüber von Herzen ſchäme.“

„Glauben Sie denn, rief Sambach ereifert, daß ich gleichgültig gegen fremdes Leid bin! ich kann's nicht ſehen! .... ich kann's nicht aushalten! .... es macht mich troſtlos .... es verfolgt mich .... ich muß die Begleitung ungemein ſchwierig und Wendeline hatte ſie aufgegeben. Ihre Hände lagen im Schoß. Dagobert ſah ſie ganz im Profil, den feinen und doch ſo beſtimmten Schnitt des Geſichts, das dunkle, gewellte, von der Stirn zurückgeworfene Haar, das Auge, das etwas tief unter den ſchwarzen Augenbrauen lag. Wie eine ſinnende Muſe! dachte er.

Plötzlich unterbrach ſich Claudia und rief, indem ſie Violine und Bogen ſinken ließ:

„Nein, das iſt unerträglich, Wendeline! Warum jetzt die Begleitung nicht rechtzeitig ein? Warum unterſtützt ſie nicht den Ruf der Liebe, der noch über dem Grabe fortklingt?“

„Ich habe es vergeſſen über dem Zuhören,“ ſagte Wendeline gelaſſen.

„Es iſt ſehr ſchwer, liebes Kind, Dich auf Deinem Flug zu allen Sternen zu begleiten,“ ſagte der Graf von Vianden.

„Du konnteſt es doch, lieber Vater,“ entgegnete Claudia.

„Ich hatte mehr Übung als Wendeline.“

„Und überhaupt klang das Violoncello ganz anders zur Begleitung! ich kann es nicht verſchmerzen, lieber Vater, daß Du es aufgegeben haſt! . . . Es war recht vorſchnell von Dir.“

„Vorſchnell in meinem Alter? Claudia, Du ſpielſt,“ erwiderte er mit einem trüben Lächeln.

Dagobert vernahm jedes Wort. Alſo war der

Vater wirklich alt und mußte verzichten auf ſeine reinſte Freude. Das ging ihm zu Herzen. Er ſprang vom Gartenſtuhl, ſtieg die Freitreppe hinauf zur großen Glastür, die ins Speiſezimmer führte, ging durch dasſelbe hindurch und öffnete die Tür des Wohnzimmers, ſo daß er ſeinem Vater gegenüber ſtand.

„Dagobert . . . fällſt Du vom Himmel herab!“ rief der alte Graf und erhob ſich lebhaft.

Claudia lag ſchon in den Armen ihres Bruders. Leocadie, Graf Sierra Blanca, Frau von Wildermut umringten ihn. Alle freuten ſich ſeines Kommens und daß die Familie beiſammen war. Wendeline hatte ſich gleichfalls erhoben, ſtand am Flügel und betrachtete mit ihren ernſten Augen die frohe Gruppe. Dagoberts Blick flog zu ihr hinüber, etwas zweifelhaft wie er ſie zu begrüßen habe. Da trat ſie näher, legte die Hand auf den Arm ihres Vaters und fragte:

„Sie kennen wohl nicht mehr die kleine Zigeunerin, Graf Dagobert?“

„Das iſt ihre Schuld! . . . denn ſie hat ſich wunderbar verwandelt,“ verſetzte er, mehr und mehr durch ihre ganze Erſcheinung in Erſtaunen geratend.

„Ihr werdet ſchon wieder bekannt werden,“ ſagte Claudia und wendete ſich mit tauſend Fragen an Dagobert, den ſie ſeit zwei Jahren nicht ſah.

Wendeline hörte nichts von der lebhaften Unterhaltung, die ſich jetzt entſpann. Ihre Gedanken gingen auf den Augenblick zurück, wo ſie Dagobert zum letzten Mal geſehen, als er vor ſeiner Abreiſe zur Univerſität unter der Haustür des Pfarrers zu ihr geſagt hatte: „Wendelchen, was fehlt Dir?“ und dann: „Laß uns für einander beten.“ — Ihr Kummer von damals war von ihr genommen und ſie hatte treu für ihn gebetet. Alles hatte ſich für ſie verändert, aber das nicht. Ob er es wohl auch getan hatte? ... Schwerlich! . . . ſolch ein junger Herr wird ganz andere Dinge im Kopf haben . . . wird die weite Welt geſehen haben, wozu er ſich einſt ſo ſehr freute. Sie wunderte ſich, daß ſie noch wiſſe, was Dagobert vor ſo vielen Jahren zu ihr geſagt hatte. Aber ihre Kindheit war in einer ſo großen Einförmigkeit verfloſſen, daß recht leicht das allergeringſte — beſonders wenn es von der gräflichen Familie herrührte — tiefen Eindruck machen konnte. Und zu dieſer Familie gehörte ſie jetzt. —

Man ging erſt nach Mitternacht auseinander.

Der Wartturm.

Wendeline war nicht gewöhnt an die ſpäten Stunden. Im Inſtitut ging man früh zur Ruhe und erhob ſich früh; — und daß man in Bachheim bis Mitternacht verſammelt geweſen wäre — auf dieſen Fall konnte ſich niemand beſinnen. Wendeline ſchlief ſehr ſpät ein und erwachte ſehr früh. Sie ſah, daß es ein heller ſonniger Morgen ſei, ſtand auf, kleidete ſich an und ging in den Garten. Alle Fenſterladen waren noch geſchloſſen; es ſchlug erſt fünf Uhr. Sie hatte eine lange Zeit bis zur Meſſe vor ſich und beſchloß einen weiten Spaziergang zu machen. Sie ging durch die langen Lindenalleen bis zu dem Steg, der über den Bach zur Mühle führte, die mit einem kleinen Gehöft in einem Buſch von Erlen und Weiden lag. Das Mühlrad klapperte, das Waſſer rauſchte, der Hahn krähte, die Tauben flogen auf mit ihrem klingenden Flügelſchlag, ſetzten ſich auf das Dach und putzten mit zierlichen Bewegungen des Köpfchens und des Schnabels ihr glänzendes Gefieder. Es war ja nur ein alltägliches, ländliches Bild, aber in der Friſche der Morgenluft und im Glanz der Morgenſonne nahm es ſich reizend aus. Von der Mühle ſchlängelte ſich ein ſchmaler wenig betretener Fußſteig ſeitwärts durch die Wieſe nach dem Hügel, auf welchem die Ruine eines Wartturms lag. In einer halben Stunde war ſie zu erreichen. Wendeline war als Kind ſehr oft dort geweſen; jetzt noch gar nicht. niemand liebte und machte weite Spaziergänge, obſchon man ſtundenlang im Garten umherging. Ob es ihr geſtattet ſei jetzt, wie früher, im Feld allein umher zu ſchweifen — dies war Wendelinen nicht ganz klar . Der Hügel gehörte nicht mehr zum Bachheimer Gebiet. Aber ſie ſprach bei ſich ſelbſt: Ich muß mir einmal wieder die Welt von oben herab betrachten; dann gefällt ſie mir am allerbeſten . . . und es iſt ja gar nicht weit bis zum Turm. So ging ſie denn über die Wieſe, die im Morgentau glänzte und duftete, und der Thymian, den ihr Fuß zertrat, hauchte ſeinen kräftigen Wohlgeruch aus. Sie nahm ihren braunen breitrandigen Strohhut ab und erſtieg den Hügel. Das Innere des Turmes war ein Erd- und Schutthaufen. Eine hölzerne Stiege führte von außen zu ſeiner Plattform hinauf, die mit einem rohen Geländer umgeben war. Man ſah dort oben nicht viel mehr, als man unten ſah; aber man gewahrte den Bachheimer Kirchturm und das Dach des Bachheimer Wohnhauſes, welche auf der Wieſe durch die Bäume des ausgebreiteten Gartens verdeckt waren; — übrigens die geſegneten Fluren der Wetterau. Wendeline erſtieg den Turm und ſetzte ſich auf einen der Holzblöcke, welche als rohe Sitze dienten. Sie verſank in die ſtille Träumerei, in welcher man ſich ohne beſtimmte Gedanken als ein Naturweſen und im Einklang mit der Natur, durch die reiche Harmonie ihrer Teile zum Ganzen, befriedigt fühlt; aber — ſo zu ſagen, bewußtlos. Man fühlt nur den Zuſammenhang mit dem großen All der Schöpfung. Doch bald machten ſich bei Wendeline die höheren Seelenkräfte geltend. Ihre Träumerei war das weiche Seidengeſpinnſt, das vorübergehend ihre Seele umſponnen hielt. Die Pſyche durchbrach es und ſchwang ſich höher auf, von der Natur zum Schöpfer — und Wendeline glitt von ihrem Sitz herab auf die Knie und betete Denjenigen an, der im Tabernakel der Bachheimer Kirche, er, der Unendliche, weilen wollte.

Während der Zeit waren zwei Augen mit größter Spannung auf ſie gerichtet. Von der entgegengeſetzten Seite dem Hügel zuſchreitend, hatte ein Mann das weißgekleidete Weſen beobachtet, das auf der Plattform des Turmes ſich bewegte. In früher Morgenſtunde, in ländlicher Umgebung und in gänzlicher Einſamkeit war das eine befremdende Erſcheinung. Vorſichtig erſtieg er den

Hügel und noch viel vorſichtiger ſchlich er über die Turmſtiege, auf welcher er Halt machte, als ſeine Augen in gleicher Höhe mit der Plattform waren. Es war alſo ein junges Mädchen, das da oben ſo unbefangen ſich benahm, als ſei es zu Hauſe. Da ſaß ſie; da nahm ſie ihren Hut vom Boden auf, legte ihn auf einen Holzklotz und tat ihre Handſchuhe hinein. Da kroch ein Marienkäferchen wie eine hochrote Koralle über ihr weißes Kleid ſchlaftrunken hinweg; ſie ſetzte es auf ihre Hand, hauchte es an und ſchaute ihm nach, wie es ſeine kleinen Flügel öffnete und in den Lüften verſchwand. Dann ſaß ſie eine Weile unbeweglich, die Hände im Schoß; — dann legte ſie die Hände zum Gebet zuſammen und ſank auf beide Knie. Dies alles mit jener Unbefangenheit des Ausdrucks und der Bewegungen, welche aus der Gewißheit des vollkommenen Alleinſeins entſpringt. Nun aber erhob ſie ſich raſch, horchte einen Augenblick mit ſeitwärts gewendetem Kopf, wie das Reh, das aus dem Walde tritt, und lehnte ſich dann über die Bruſtwehr. Sie hatte offenbar ein Geräuſch vernommen. Der Mann auf der Stiege hielt es für paſſend ſeine lauſchende Stellung aufzugeben und ſtieg die letzten Staffeln hinauf. Als Wendeline jetzt deutlich Männerſchritte vernahm, trat ſie vom Geländer zurück, ſetzte ihren Hut auf, zog die Handſchuh an und wendete ſich um fortzugehen. Der Fremde war ſchon hinter ihr auf der Plattform, ein junger Mann im eleganten Morgenanzug. Er grüßte ſie und ſagte:

„Sollte meine Gegenwart Sie im Genuß des lieblichen Morgens ſtören, ſo ziehe ich mich zurück.“

„Durchaus nicht; aber meine Zeit iſt abgelaufen. Ich danke Ihnen,“ erwiderte Wendeline, ſah ihn ruhig mit ihren ernſten Augen an, ging die Stiege hinab, dann den Hügel und betrat wieder den Fußpfad zur Mühle, der ſie über den Steg in den Park zurückführte. Von dort ging ſie geradeswegs zur Kirche und kam doch ſo ſpät, daß die Meſſe ſchon bis zum Evangelium vorgeſchritten war. Die Familie war dort; Dagobert nicht. Als man zurückkehrte und am Frühſtückstiſch Platz nahm, erſchien er. Der alte Graf liebte nicht, daß jemand von der Hausordnung abweiche. Als Dagobert ſeine Hand küßte, drohte er freundlich mit dem Finger und ſagte:

„Du Langſchläfer! weißt Du denn nicht, wie gern ich den Tag mit meinen Lieben vor dem lieben Gott beginne? Wendeline hat es wenigſtens nicht ganz ſo ſchlimm gemacht.“

„Verſpätet habe ich mich leider, lieber Großvater,“ verſetzte Wendeline, „aber nicht durch Schlaf. Ich war ſchon auf dem Wartturm.“

„Alſo irrte ich nicht, als ich Dich in aller Frühe in Deinem Zimmer umherſchleichen hörte!“ rief Claudia.

„Das geht aber nicht, Wendeline!“ ſagte Graf

Sierra Blanca etwas unmutig: „Streifereien außerhalb des Parks vor Tau und Tage und ohne Begleitung, ſind ebenſo unſtatthaft wie Dein Umherſchweifen in der Abenddämmerung auf den Dünen von Oſtende. Man lebt ja nicht in der Wildnis und Du ſetzeſt Dich der Gefahr aus, unverſchämten Bettlern und frechen Vagabunden zu begegnen.“

Wendeline ſchwieg und errötete verlegen, da ſie nicht recht wußte ob ſie ihrer Begegnung auf dem Turm erwähnen ſolle. Dem alten Grafen tat es leid ihr, zwar indirekt, den Vorwurf zugezogen zu haben und er ſagte ſcherzend:

„Freue Dich, Wendeline, daß Du nicht vor ein paar hundert Jahren hier lebteſt. Da ging es denen übel, die in der freundlichen Wetterau umherſchweiften. Die Luft machte ſie leibeigen, hier und im Algau, wenn ſie aus der Fremde kommend ſich hier niederließen.“

„Lieber Vater!“ ſagte Graf Sierra Blanca ungläubig.

„Wiſſen Sie nicht, daß es ein Jus Wildfangiatus, ein Wildfangsrecht gab, welches den Churfürſten von der Pfalz zuſtand?“ verſetzte Graf Wianden; „dieſe Herrn durften [illegible] jeden leibeigen machen, der ſich ohne Legitimation vagierend Jahr und Tag in ihren Gebieten aufgehalten hatte.“

„Gut! ich kann mir vorſtellen, daß dies barbariſche Verfahren, welches den Mißbrauch der Freiheit mit Sklaverei beſtrafte, für barbariſche Zeitverhältniſſe paßte. Aber daß ſchon die Luft der Wetterau den harmloſen Fremdling, der ſich anſiedelt, leibeigen macht — dieſe Einrichtung der reichsfreien Ritterſchaft überſteigt alle Begriffe und jedes Maß der Willkür."

„Ich verteidige ſie nicht; ich berichte ſie nur," ſagte Graf Wianden.

„Und das iſt gewiß!" ſagte Wendeline ganz ernſt: „die Luft der Wetterau macht leibeigen, möge man ſich anſiedeln oder nicht. Ich fühle mich allezeit, und wo ich auch ſein möge, Bachheim leibeigen."

Der alte Graf warf ihr einen liebevollen Blick zu. Claudia rief:

„Mein Wahlſpruch iſt und muß ſein: Ubi bene ibi patria! Wo ich glücklich bin, da fühle ich mich heimiſch gebunden — und das iſt eben jetzt auch in Bachheim. Sieh, mein Väterchen, wir ſind Sklavinnen Deiner Liebe! . . . Aber wo bleibt der Kleine? Wendeline, ſchau doch, daß er komme."

Wendeline ging den kleinen Salvator zu holen und von ihrem Streifzug war nicht mehr die Rede, denn als ſie mit ihm zurückkam, wendete ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit dem muntern Bübchen zu, das mit der Sprache kleine Gedanken bekam.

ihm entfliehen. Um ein leidendes Weſen in meiner Umgebung zu tröſten .... könnt' ich lügen und trügen, aus lauter Menſchenliebe."

„Ob die meine ſo weit ginge wage ich nicht zu behaupten," ſprach Gotthard bedachtſam.

„Das kommt daher, Freund, entgegnete Euſtach, weil Sie Sich nicht gewöhnt haben zu handeln, ſondern zu reflectiren. Handelten Sie friſch von der Stelle weg, ſo würden Sie von ſelbſt auf Ihren Lippen oder in Ihrem Benehmen einen Troſt für das Betrübte zu finden wiſſen, ſollte es auch eine kleine unſchuldige Lüge ſein."

„Was meint denn die Gräfin zu dieſen Prinzipien?" fragte Gotthard lächelnd.

„Ah, meine Frau! wie können Sie fragen! es verſteht ſich von ſelbſt daß ſie meiner Meinung nicht iſt. Opfer iſt der Mittelpunkt in der Exiſtenz des Weibes .... des guten unverdorbenen Weibes! die Männer ſind nun einmal Alle! mehr oder weniger Alle!! geborne Egoiſten, und man darf ihnen das bei Gott nicht zum Vorwurf machen, denn es geht aus der Natur ihres Verhältniſſes zum Weibe hervor. Der Mann iſt die Sonne um den ſich das Planetenſyſtem der Familie dreht. Er ſchafft die Familie, er giebt ihr einen Namen, ein Recht, eine Stellung, ein Anſehen. Was die Frau gilt, gilt ſie nur durch

Dagobert war auffallend zerſtreut. Er hatte vorhin mit keiner Silbe am Geſpräch teilgenommen und er tat es auch jetzt nicht an den Scherzen, die man mit dem Kleinen trieb.

Um neun Uhr verließ man den Frühſtückstiſch und jeder ging an ſeine Geſchäfte oder, in Ermangelung derſelben, an ſeine Beſchäftigungen. Dagobert begab ſich mit ſeinen Eltern in das Zimmer der Gräfin, wo ſein Vater ſich niederließ und liebreich ſagte:

„Jetzt, mein Dagobert, liegt ein höchſt wichtiger Lebensabſchnitt hinter Dir. Lernen können und ſollen wir in jedem Alter; allein aus der Epoche der Schulbank trittſt Du heraus. Bleibſt Du jetzt bei Deinem Vorhaben Dich dem diplomatiſchen Fach zu widmen?“

„Ich denke — ja! nur möchte ich mich zuvor in den Weltſtädten London und Paris einige Zeit aufhalten, um die Unbeholfenheit des Studenten abzuſtreifen, lieber Vater, und um ein wenig diejenigen Menſchen — ich will nicht ſagen kennen zu lernen — aber doch zu ſehen und zu beobachten, welche die politiſchen Faden ſpinnen und halten, an denen Europa gelenkt wird. Alles was ich gelernt habe muß ich eine Zeit lang bei Seite legen und gleichſam vergeſſen, um fähig zu werden für klare Anſchauung der wirklichen, der beſtehenden Verhältniſſe und um dann ſpäter mein theoretiſches Wiſſen praktiſch auf ſie anzuwenden. Kehre ich dann zurück, ſo würde ich mich dem diplomatiſchen Examen unterziehen und dann meine Laufbahn beginnen."

„Dieſer Plan iſt verſtändig und ich würde mich über ihn freuen, wenn er nicht in einem gewiſſen Punkt bedenklich wäre."

„Eine Schattenſeite hat jeder menſchliche Plan, lieber Vater, und wollte man allzeit ſie in den Vordergrund ſtellen, ſo würde nie irgend ein Plan zur Ausführung kommen."

„Es iſt dennoch notwendig ſie ins Auge zu faſſen, mein Sohn," antwortete der alte Graf gelaſſen auf Dagoberts lebhafte Erwiderung: „die Laufbahn, die Du betreten willſt, die Deinem Namen, Deiner Erziehung und Bildung wie Deinen Kenntniſſen und Fähigkeiten entſpricht, wird meiſtens von jungen Leuten erwählt, die reiche Eltern oder ſonſtwie ein bedeutendes Vermögen wenigſtens zu erwarten haben. Für Dich iſt weder dieſes noch jenes der Fall. Du kennſt die Einkünfte von Bachheim. Du weißt, daß Du nach meinem Tode Deiner Mutter die jährliche Rente zu zahlen haſt, welche ihr als Witwe gebührt. Du biſt alſo weder in der Gegenwart noch in der Zukunft in einer glänzenden pekuniären Lage. Dennoch haſt Du in dieſen letzten Jahren, wo Du in keiner Weiſe die Veranlaſſung dazu hatteſt, wie der Sohn eines reichen Hauſes gelebt, ohne Dir die Erfüllung irgend einer Laune zu verſagen. Jetzt kommſt Du in die große Welt, in die reichſte, eleganteſte, genußſüchtigſte, frivolſte Geſellſchaft, wo Du tauſendmal Gelegenheit, ja die Aufforderung haben wirſt, das Geld mit beiden Händen wegzuwerfen. Was wirſt Du tun? ... Wo wirſt Du Dir Schranken ſetzen? . . . Und biſt Du entſchloſſen ſie nicht zu überſpringen?"

„Das bin ich, ja! . . . ganz feſt entſchloſſen!" rief Dagobert: „allein ich muß Dich um einen Beweis Deines Vertrauens bitten. Übergib mir das Kapital, welches Du für mich zurücklegteſt, um mir in den nächſten Jahren, wo ich ohne Gehalt dienen muß, ein größeres Einkommen zu verſchaffen. Ich werde es bei einem Bankier niederlegen, der mir augenblicklich meinen Bedarf auszahlt und den Reſt verzinſt. Ich brauche nach Umſtänden bald mehr, bald weniger. Es iſt mir unſäglich peinlich Dich alle ſechs Monate um Geld bitten zu müſſen."

„Das iſt doch das naturgemäße Verhältnis des Sohnes zum Vater, und wenn es Dir peinlich iſt, ſo kann ich den Grund nur darin finden, daß Du die Kontrolle von meiner Seite allzu läſtig findeſt."

„Nein . . . o nein! . . . aber ich bin Dir mit meinen Bitten läſtig. Du haſt das Geld nicht im Kaſten . . . Du mußt es kündigen. Das macht Umſtände, gibt Verzögerungen, vielleicht kleine Nachteile, welche Dich verdrießen. Übergibſt Du mir hingegen das Kapital, ſo biſt Du aller Mühe ledig, während ich mich etwas freier bewegen und genau berechnen kann, wie weit ich damit komme."

„Du begehrſt dies als ein Zeichen meines Vertrauens," entgegnete der Graf trübe: „aber ich muß Dir ſagen, Dagobert, daß ich bezüglich des Geldpunktes wenig Vertrauen zu Dir habe. Du nimmſt ihn leichtſinnig: allein er hängt eng zuſammen mit dem Gefühl für wahre Ehre, perſönliche Würde, Rechtlichkeit, edle Unabhängigkeit und Ordnung — alſo mit einer Menge von Tugenden. Anfangs beachtet der Leichtſinn dieſen Zuſammenhang nicht; — ſpäter ſucht er ihn vor ſich ſelbſt zu verbergen: — noch ſpäter ſein Verhalten zu verteidigen . . . dann zu beſchönigen — bis er endlich im Abgrund liegt . . . im Abgrund der eigenen und der fremden Verachtung."

„So denkſt Du von Deinem Sohn!" rief Dagobert heftig auffahrend."

„Nein! ſo denke ich vom Leichtſinn und mit Fug und Recht; und davor möchte ich Dich mindeſtens warnen, wenn es mir nicht gegeben iſt Dich zu behüten," verſetzte der Graf mit ſo tiefer Wehmut, daß Dagobert ſeine Hand küßte und gerührt ſagte:

„Du haſt ganz Recht, lieber Vater; ich will mich beſſern, will mich ſtrikt auf mein Einkommen beſchränken, will ein genaues Gleichgewicht zwiſchen den Einnahmen und den Ausgaben inne halten. Es iſt ja eine Qual in beſtändiger Geldverlegenheit zu ſein. Schenke mir nur noch diesmal Dein Vertrauen und erfülle meine Bitte. Du ſollſt es wahrlich nicht bereuen.“

Er blickte ſo zärtlich, ſo liebevoll mit ſeinen ſchönen Augen den Vater an, er war ſo aufrichtig durchdrungen von dem, was er ſagte; — Leocadie nahm jetzt auch das Wort zu ſeinen Gunſten: genug, der alte Graf gab nach.

„Gut!“ ſagte er, „das was Du wünſcheſt ſoll geſchehen, mein Sohn, weil Du es zur Bedingung Deiner vernünftigeren Geldwirtſchaft machſt. Überdas kann ich Dich ja nicht hindern auf dies Kapital Schulden zu machen, wenn ich es auch unter meiner Obhut behielte. Es ſoll Dir alſo zur Disposition geſtellt werden.“

Dagobert war von Stund' an wie umgewandelt. Sein zerſtreutes, ſchweigſames Benehmen wich vor der Heiterkeit ſeiner früheren Jahre. Er ſcherzte und lachte; er ſah alles in roſigen Farben — und Claudia ſagte einmal befremdet zu Leocadie:

„Ich begreife Dich gar nicht mit Deiner Sorge um Dagobert. Ich finde gar keine traurige Veränderung bei ihm. Hat er pekuniäre Verdrießlichkeiten gehabt, ſo ſind ſie doch jetzt von ihm genommen. Er ſchaut ja ſo hoffnungsfroh in die Zukunft.“

„Wir wollen mit ihm und für ihn hoffen,“ entgegnete Leocadie: „eine Mutter wird ſchwer ihre Sorgen los.“

„Sieh' doch, wie gemütlich er unſer ſtilles Leben mitlebt! er denkt ja gar nicht an die Welt und ihren Tumult.“

„Er hängt ſehr von ſeiner Umgebung ab. Er ſieht Dich, liebſte Claudia und Deinen vortrefflichen Mann ſehr zufrieden in Bachheim — er hat eine jugendliche Gefährtin an Wendeline, die, wenn man ihr London und Paris lobt, antwortet: Ja . . . aber Bachheim! — er findet all' ſeine Erinnerungen aus der Kindheit und erſten Jugend wieder; er hat die Zeit der ausſchließlichen Studien hinter ſich und vor ſich eine Laufbahn, die ihm zuſagt; ſeine pekuniären Angelegenheiten ſind geordnet: das alles ſtimmt ihn froh und zufrieden. Er iſt eine weiche Natur und hat nichts von der Stahlfederkraft ſeines Vaters. Auf Widerſtand und auf Kämpfe iſt er nicht eingerichtet.“

„Was der Natur mangelt, wird die Gnade erſetzen — wenn er gut bleibt,“ ſagte Claudia, „und jetzt, da ich ihn geſehen habe, hoffe ich es zuverſichtlich.“

„Ja, er iſt gut,“ verſetzte Leocadie, „das Gemeine ſtößt ihn ab, das Edle zieht ihn an; er iſt auch großmütig: er hat mit eigener Lebensgefahr bei einer Feuersbrunſt ein Kind aus den Flammen gerettet und uns dieſe ſchöne Handlung nur ganz beiläufig, als etwas, das ſich von ſelbſt für einen jungen kräftigen Mann verſtehe, mitgeteilt; allein das alles liegt in ſeiner Natur und da, wo er gegen ſie handeln müßte, da iſt er ſchwach. Das quält mich."

Eines Tages erſchien der alte Herr ganz erregt zur Speiſeſtunde und ſagte:

„Es iſt ganz die verkehrte Welt! Der Adel verkauft ſeinen Grundbeſitz, um mit dem Gelde zu ſpekulieren und höhere Prozente herauszuſchlagen und die Bankiers kaufen den Grundbeſitz, anſtatt mit ihrem Gelde zu ſpekulieren."

„Ein ſicheres Zeichen, daß ſie die Zukunft viel richtiger auffaſſen als der Adel," ſagte Graf Sierra Blanca: „die nächſte Revolution entwertet gründlich die Wertpapiere und macht deren Beſitzer zu Bettlern; während die gute Mutter Erde dem, der ſie beſitzt, wen er auch momentan verjagt wird, doch bald wieder einen feſten Fuß und den Unterhalt des Lebens gönnt. Und überhaupt ſteht ein Vermögen viel ſicherer und iſt nicht ſo leicht zu verſchwenden im Grundbeſitz als in Aktien. Revolutionen werden kommen, furchtbare; denn in Europa gilt fortan nichts als das Recht des Stärkeren, heiße es Geldmacht, Herrſchermacht, Heeresmacht, und das ruft früher oder ſpäter Umſturz hervor. Die großen Herrn der Bank wiſſen das ſehr gut und begeben ſich fein vorſichtig von ihrem papierenen Piedeſtal auf die ebene Erde des ſoliden Waizenbodens herab."

„Ganz richtig! dies tut auch Bankier Illinger — wahrſcheinlich, Dagobert, der Vater Deines Freundes? — Soeben erzählte mir der Verwalter, Baron Hellſtatt habe ſein ſchönes Gut, das ſeit Jahrhunderten in ſeiner Familie iſt, dieſem Juden verkauft. Der Verwalter von Hellau hatte ihm ingrimmig die Neuigkeit mitgeteilt und geſagt, er wiſſe nicht, ob er ſeine Stelle behalten werde, denn es komme ihm ſchimpflich vor, einen Juden als Brotherrſchaft zu haben."

„Der gute Mann ſteht nicht auf der Höhe der Zeit!" rief Dagobert lachend: „ich rate ihm ſehr, zu bleiben, wo er iſt. Herr Illinger iſt ein braver Mann."

„Kennſt Du ihn?" fragte Claudia erſtaunt.

„Nur durch Maximilian. Jetzt wird er Dein nächſter Nachbar, lieber Vater. Wirſt Du ihn ſehen?"

„Wenn er herkommt, gewiß! da ich jedoch keine Beſuche mache, ſo wird unſer nachbarlicher Verkehr nicht ſehr lebhaft ſein."

„Er war auch ſchwach genug mit Baron Hellſtatt," ſagte Leocadie: „die Veränderung berührt uns perſönlich ſehr wenig. Spricht Herr Illinger vom Stand der Papiere, von Konjunkturen u. dgl., ſo kann mich das herzlich langweilen, aber nicht verdrießen, denn es iſt ſein Fach, während es mir bei Baron Hellſtatt unerträglich iſt und ich immer denken muß, wenn er mir gegenüber ſitzt: „Das

Einmaleins, es iſt ein Graus — Es ſchaut ihm zu den Augen heraus" — wie es in den Allemanniſchen Liedern heißt."

„Wären es doch wenigſtens die vier Spezies," ſagte Claudia ſcherzend.

„Freilich! es wäre doch eine Abwechſelung!" rief Leocadie eifrig: „ich muß ihm zuhören, denn ich beſitze nicht Dein Talent, liebſte Claudia, den Leuten, die mich langweilen mit Grazie den Rücken zu wenden. Ich muß ihm zuhören und da wären die vier Spezies ein Fortſchritt vom Einmaleins zu nennen."

„Ja!" ſagte Claudia lachend, „Talente ſind eine Gabe Gottes und ſtehen nicht jedem zu Gebot, der ſie zu haben wünſcht."

„Ich habe kein lebhaftes Intereſſe für Baron Hellſtatt, obſchon er der Sohn meines Jugendfreundes iſt," nahm der alte Graf wieder das Wort; „aber mich dauern ſeine Kinder, die er durch ſeine Spekulationen an den Bettelſtab bringen wird."

„Wer weiß!" erwiederte Graf Sierra Blanca: „Spekulationsgeiſt iſt auch ein angeborenes Talent, das ſich durch die Praxis glücklich, ja großartig entwickeln kann."

„Großartig? — nein! Koloſſal! — das gebe ich gern zu. Großartig ſind nur diejenigen Erſcheinungen, in denen ein großer Gedanke zu Tage tritt. Wenn Leonidas mit ſeiner kleinen Schar bei den Termopylen fällt, ſo iſt das großartig, obſchon nicht durch die Kopfzahl. Wenn bei Solferino die ſtärkere franzöſiſche Armee die ſchwächere öſterreichiſche beſiegt hat: ſo liegt darin nichts Großartiges — es ſei denn der Widerſtand der Beſiegten! — obſchon die Zahlen zu Hunderttauſenden geſteigert waren. Die Großartigkeit liegt nicht im Bereich der Zahlen.“

„Vielleicht aber doch in ihrer Anwendung und Benutzung,“ wendete Dagobert ein: „gerade die Vermögen, die durch glückliche Spekulationen und Kombinationen zu einer koloſſalen Maſſe gewachſen ſind, beherrſchen die Weltereigniſſe, indem die Staaten bei ihnen die notwendigen Geldanleihen machen. Der Grundbeſitz hat gar kein Gewicht, gar kein Anſehen mehr; er entſcheidet nichts; er hat keine maßgebende Stimme; er iſt ohne Zuſammenhang. Ich finde es ſehr begreiflich, wenn man einen kleinen Grundbeſitz aufgibt und ſich friſch und tätig in die Reihen derjenigen ſtellt, welche die Gebieter der Zeit werden.“

„Hältſt Du es für möglich, für wahrſcheinlich, daß Baron Hellſtatt einen Platz auf der Bühne der Zeit als ihr Gebieter einnehmen werde?“

„Ich nicht, lieber Vater!“ rief Dagobert lachend; „aber er hält es für möglich und das genügt ihm. Ich, für meine Perſon,“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe ernſter hinzu, „würde mich vielleicht nie entſchließen können, mit Traditionen ihn, denn ſei ſie ſchön wie Venus, klug wie Minerva, reich wie Rothſchild — wenn ſie keinen Mann hat und eine alte Jungfer wird, ſo gilt ſie dennoch nichts. Dem Haupt der Familie gebühren andre Rückſichten, eine andre Handlungsweiſe, ein höheres Selbſtvertrauen, ein ganz, aber ganz anderer Maßſtab! ſehen Sie, aus dieſem Bewußtſein entſpringt das, was wir Egoismus nennen, lieber Fürſt, und nun wagen Sie zu behaupten, daß er nicht mit unſerm edelſten Bewußtſein zuſammenhinge.“

„Ich behaupte nur, daß er aus deſſen Mißbrauch entſpringt!“ rief Gotthard.

So diskutirten ſie tagelang mit einander, bequem auf breite Diwans gelagert, und aus der Lethargie der paſſionirten Tabackraucher auffahrend um auf die Jagd zu gehen, oder Billard zu ſpielen, oder ſpazieren zu reiten. Gotthards Geſellſchaft war höchſt angenehm für Euſtach. Er hatte ſich gewöhnt Cornelie immer zur Seite zu haben, um für jeden Gedanken eine Antwort, für jeden Laut ein Echo zu finden. Eine Zeitlang hatte Madame Orzelska dieſe Stelle eingenommen; nun war dieſe fort, Cornelie unfähig zu beſtändigem Beiſammenſein; Euſtach langweilte ſich, und Gotthard kam ihm grade erwünſcht. Darum ſchien dieſer auch wirklich ein permanenter Bewohner von Altdorf werden zu wollen, und mit der Vergangenheit meiner Familie zu brechen."

Dieſe Verſicherung ſchien den alten Grafen etwas zu beruhigen. Er hatte mit ſichtlicher Bekümmernis den Anſichten ſeines Sohnes zugehört. Nun fragte Wendeline:

„Jetzt gehört wohl auch der Wartturm, der auf dem Gebiet von Hellau ſteht, dem Juden?"

„Allerdings! am Fuße des Hügels iſt die Grenze zwiſchen Bachheim und Hellau," antwortete der alte Graf.

„Welch ein Gegenſatz!" ſagte Wendeline nachdenklich: „früher der Wartturm einer Ritterburg, deſſen Beſitzer geharniſcht zu Fehden und Turnieren — oder mit dem Falken auf der Hand zur Jagd auszog; und jetzt ein zerfallener Steinhaufen, der nicht einmal einem Chriſtmenſchen gehört."

„Das iſt die Nemeſis, Wendeline, die alte Göttin der gerechten Rache!" ſagte Graf Wianden. „Nicht immer hat der Ritter dem edlen Weidwerk, dem frohen Kampfſpiel, dem ernſten Kriege ſich gewidmet. Die Reichsritterſchaft der Wetterau hatte in den letzten Zeiten des Mittelalters einen beſonders ſchlimmen Namen. Die Ritter waren nur zu häufig berüchtigte Wegelagerer, die den Kaufmann plünderten, der mit ſeinen Waren zum Markt zog oder ihn beraubten, wenn er mit dem gelöſten Gelde heimkehrte. Das Opfer ſolcher Untaten waren oftmals die Juden, und von jenem Wartturm aus mag mancher Späherblick nach einem Sohn Iſraels ausgeſchaut haben, der in banger Haſt vor den drohenden Gefahren die unſichern Wege beſchritt und angſtvoll ſeine Schätze zu bergen ſuchte. Studiere die Weltgeſchichte mit chriſtlichem Blick, Wendeline! da findeſt Du das Rätſel der Zeit gelöſt — wenn auch erſt nach Jahrhunderten! und die Sphynx kann Dich dann nicht ergreifen und töten."

„Die Sphynx?" fragte ſie.

„Die Sphynx des Wahnes, daß nicht Gott es ſei, der die Welt regiert."

Das Violoncello.

„Lieber Dagobert! ich bin in Hellau, um mir den Fleck Erde anzuſchauen, den mein Vater gekauft hat aus purer Liebhaberei für drei Prozent. Höher iſt das Erträgnis des Bodens ſchwer zu bringen. Aber er ſpricht, das Kapital ſei auf Nummer ſicher geſetzt. Alſo: ich bin in Deiner Nähe, wünſche ſehr Dich zu ſehen und hoffe, daß Deine Eltern mir erlauben, ihnen meinen Beſuch zu machen. Antworte mir durch meinen Boten. Ich kampiere im Wirtshaus, in einer Art Tanzſaal ländlichen Stils. Sagt mir aber mehr zu, als die Gaſtfreiheit dieſes monſtros langweiligen Baron Hellſtatt in Anſpruch zu nehmen. Dein treuer Freund Maximilian."

Dagobert brachte dies Billet ſeinem Vater, der ſogleich ſagte, zu jeder Stunde werde ihm Maximilian willkommen ſein. Die Freunde hatten ſich ſeit einem Jahr nicht geſehen; Dagobert war ungemein erfreut.

„Könnte er nicht hier wohnen, lieber Vater?" fragte er bittend.

„Ich weiß nicht, ob noch ein Zimmer leer iſt ... Claudia mit Mann, Kindern und Dienſtboten hat ziemlich viel Platz nötig . . . und dann weiß ich ja nicht, ob er in unſern Familienkreis paßt. Das muß ſich erſt herausſtellen."

Leocadie war in ihrem abgeſchiedenen Leben nie anders mit einem Juden zuſammen gekommen, als daß ſie gelegentlich — und auch das nur ungern! — etwas von ihm gekauft hatte. Sie konnte ſich einen Juden gar nicht anders vorſtellen als mit einer Elle in der Hand — eine Vorſtellung, in welcher Frau von Wildermut ſie kräftigſt unterſtützte und immer wiederholte:

„Aber wie lange iſt es denn her, daß es den reichſten jüdiſchen Bankiersfrauen in Wien nicht geſtattet war eine Loge im Theater zu haben? — Sie mußten ſich mit den Parterreplätzen begnügen."

„Jetzt wird es ohne Zweifel bald dahin kommen," ſagte der alte Graf, „daß ſie andere Leute ins Parterre verſetzen."

„Das ſagen Sie, Herr Graf!" ſprach ſie im Ton eines ernſten Vorwurfs.

„Warum nicht? was ich für wahr halte, möge es mir lieb oder leid ſein, ſpreche ich aus."

Claudia ſagte im freundlichen Scherz:

„Ihr ſeid zwei Einſiedlerinnen, Leocadie und Wildermütchen, Ihr werdet nächſtens ganz unbefangen fragen, wie jener Altvater in der Egyptiſchen Wüſte: Bauet man noch immer Häuſer in den Städten? — Wir werden Euch einmal entführen und in die Geſellſchaft der großen Welt, namentlich in Paris verſetzen. Da würdet Ihr aus Euren altväteriſchen Träumen erwachen und gewahr werden, wie gründlich ſich in der letzten Generation die Geſellſchaft verändert hat."

„Das wäre mein Tod," verſicherte Frau von Wildermut.

„Mir iſt gar nicht bange!" rief Dagobert dazwiſchen, „mein Freund wird Euch ſehr gut gefallen."

Maximilian war vor einigen Wochen in Hellau geweſen, um den Kauf abzuſchließen. Er hatte ſich erkundigt, wer das junge Mädchen ſei, das er in der Frühe auf dem Wartturm geſehen.

„Eine romanhafte Erſcheinung, nicht wahr? und eine romaneske Herkunft dazu!" ſagte Baron Hellſtatt: „ſie iſt Graf Sierra Blanca's Tochter; ob aber die Mutter eine braſilianiſche Kaiſerin, oder eine portugieſiſche Prinzeſſin, oder eine Zigeunerin, oder die Frau Gräfin Sierra Blanca ſelbſt iſt — darüber liegt ein undurchdringlicher Schleier."

„Ich begehre durchaus nicht ihn zu lüften, jetzt da ich weiß, daß dies Wendeline iſt."

„Ja, ſo heißt ſie! aber darf ich fragen, woher Sie das wiſſen?"

„Durch meinen Univerſitätsfreund Dagobert von Wianden, der zuweilen von ihr ſprach . . . doch wie von einem Kinde.“

„Aus Kinder werden Leute, aus Mädchen werden Bräute,“ ſagte der Baron mit einem liſtig ſein ſollenden Blick.

„Ah, ich verſtehe . . . Braut Ihres Herrn Sohnes.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief der Baron ganz entſetzt, die geheimſten Wünſche ſeines Herzens verraten zu haben und erraten zu ſehen: „mein Rudolf iſt erſt neunzehn Jahr alt . . . viel zu jung, um an dergleichen zu denken.“

„Umſomehr denkt ein vorſorglicher Vater daran.“

„Aber nein! aber gewiß nicht! aber wie kommen Sie auf dieſen Einfall?“

„Aber, Herr Baron, warum verteidigen Sie ſich ſo lebhaft gegen dieſen meinen unſchuldigen Einfall? ich habe ja nur nach der jungen Dame gefragt, der ſchönen ſtolzen Donna, die wohl ausſieht wie eine quasi Infantin.“

„Quasi Infantin! . . . ſehr gut, Herr Illinger! ſehr gut, quasi Infantin! Finchen, haſt Du gehört? ſehr gut, nicht wahr? Nur ſchade, daß es auch heißen kann quasi Zigeunerin, quasi Pretioſa . . . allein für uns bleibt ſie quasi Infantin.“

Maximilian wurde angſt und bange bei dieſer breiten Wiederholung ſeines Scherzes und er unterbrach den Baron mit der Frage, ob etwa Dagobert in Bachheim ſei; und als er erfuhr, daß man ihn täglich dort erwarte, brach er das Geſpräch ab, ging auf die Geſchäfte über und kehrte nach ihrem Abſchluß am Abend desſelben Tages zu ſeinem Vater zurück.

„Man muß ſuchen ſich in der Gegend zu arrondieren, auszubreiten,“ ſagte Herr Illinger sen. „Sie iſt fruchtbar und dann iſt der Gehalt für den Verwalter eines ſo kleinen Gutes wie Hellau gleichſam weggeworfen. Wäre es doppelt ſo groß wie es iſt — dann erſt würde der Mann eine hinreichende Beſchäftigung haben. Jetzt verbringt er ſeine Tage auf der Bärenhaut . . . und das gefällt mir nicht. Alſo muß man ausſchauen, ob es nicht dort herum Bauern gibt, die nach Amerika auswandern und ihre Höfe verkaufen wollen — oder verarmte oder ſpekulationsſüchtige Gutsbeſitzer.“

„Ich werde das übernehmen,“ ſagte Maximilian.

„Du? aber taugſt Du noch dazu nach allen Deinen gelehrten Studien und Deinem Pflaſtertreten in Paris?“ fragte Herr Illinger sen. ſpöttiſch.

„Ich tauge zu allem, wozu ich Luſt habe,“ verſetzte Maximilian, „und zufällig habe ich eben jetzt gerade dazu Luſt. Bleibt die Sache aber ohne das gewünſchte Reſultat, ſo bitte ich zu bedenken, daß ich die Bauern nicht zum auswandern zwingen und nicht die Gutsherrn für Spekulationen begeiſtern kann.“

„Warum nicht das letztere? der Verarmte begeiſtert ſich leicht für die Möglichkeit wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, und die Zahl derjenigen, die auf einem dürren hocken, iſt Legion,“ bemerkte Herr Illinger sen.

Maximilian verſprach ſein beſtes zu tun. Vor der Hand dachte er nicht daran. Er wünſchte Dagobert wieder zu ſehen. Er hatte Dagobert gern, teils wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften, teils weil dieſer mit einem warmen Herzen an ſeinem kalten hing. Jetzt wünſchte er mehr denn je ihn zu ſehen, weil er dadurch ohne Zweifel auch dieſe Wendeline, dieſe Infantin, wiederſehen werde, die ihm einen ſolchen Eindruck gemacht hatte, daß er ſich ſelbſt höchlichſt darüber wunderte. So kehrte er denn in vierzehn Tagen nach Hellau zurück und nahm Wohnung in einem Tanz- und Gartenſaal des ſehr ländlichen Wirtshauſes. Baron Hellſtatt erfuhr ſogleich dieſes Ereignis, eilte zu Maximilian und beſchwor ihn unter ſeinem Dach einzukehren.

„Sie könnten mir dadurch unendlich nützlich werden, Herr Illinger,“ beſchloß er ſeine Bitte.

„Wie das und wodurch, Herr Baron?“

„Sie könnten mich belehren, wie man es anzufangen hat, um das Steigen und Fallen der

Staatspapiere mit Sicherheit zu ahnen und die An- und Verkäufe vorteilhaft zu machen.“

„Herr Baron, von einer Sache, die man mit Sicherheit ahnt, pflegt man gewöhnlich zu ſagen, daß man ſie wiſſe. In die Wiſſenſchaft des Fallens und Steigens der Staatspapiere, bin ich leider noch ſehr wenig eingeweiht, weil ſie außerhalb der Sphäre meiner Studien liegt. Meine Anweſenheit brächte Ihnen alſo nicht den mindeſten Nutzen. Doch bin ich Ihnen ſehr dankbar für Ihr gütiges Anerbieten, das ich ablehnen muß, weil ich mir vorgenommen habe ganz idylliſch, wie in Theokrit's Schäferwelt, von Milch und Honig zu leben. Sehen Sie, Herr Baron, dort ſtehen die Bienenkörbe und die lieben Schafe werden auch wohl nicht weit ſein.“

Und äußerſt höflich geleitete er den Baron zur Tür. Ganz verblüfft ſagte dieſer bei ſeiner Rückkunft zu ſeiner Frau:

„Finchen, dieſer Jude . . . mir ſcheint er wollte inſolent ſein.“

„Dann wird er es ſicherlich geweſen ſein und Du haſt es verdient!“ verſetzte Finchen entrüſtet: „es iſt ſchon ſchlimm genug mit ihnen handeln zu müſſen . . . aber ſie ins Haus zu ziehen iſt ſinnlos. Gottlob, daß dieſer nicht kommt.“

„Ich hatte meine Abſichten, Rudolfine,“ ſprach er gewichtig; allein das machte ihr keinen Eindruck. Sie war tief bekümmert das Haus und die

Beſitzung verlaſſen zu müſſen, wo ſie zwanzig Jahr ruhig gelebt hatte — und zwar ohne irgend einen vernünftigen Grund, nur wegen der Caprice ihres Mannes.

Maximilian aber wanderte am Nachmittag am Wartturm vorüber, ſchlug den Wieſenpfad ein, der zur Mühle führte und näherte ſich durch den Park dem Wohnhauſe. Er fand dies mehr gentlemanlike, als ſich des abſcheulichen Einſpänners des Wirtes zu bedienen. Er ſah ſchon aus der Ferne die ganze Familie im Garten. Es war ein herrlicher Tag gegen Ende des Auguſt, nicht mehr ſo heiß, um nicht mit Behagen im Freien zu ſitzen. Auf den beiden Bänken des Perrons, von einem Zeltdach überſpannt, ſaßen Graf Wianden und Pfarrer Edelholt, Leocadie und Frau von Wildermut. Auf dem Kiesweg ging Graf Sierra Blanca auf und nieder und rauchte Zigarren, während Dagobert und Wendeline Federball ſpielten. Zuweilen blieb der Graf ſtehen und betrachtete die beiden jungen Leute, den muntern lebhaften Dagobert und Wendeline, immer ernſt, immer zurückhaltend und dennoch — oder vielleicht eben deshalb — ſehr anziehend. Claudia hatte weder einen feſten Platz noch eine Beſchäftigung. Zuweilen ſetzte ſie ſich zu Füßen ihres Vaters auf die obere Stufe der Freitreppe, zuweilen auf die Bank zwiſchen den beiden Damen. Dann ging ſie eine Weile mit ihrem Mann auf und nieder und ſo ganz lebte er ſich mit Euſtach und Cornelie ein. Dieſe war wenig ſichtbar, doch grade weil es nur ein Paar Stunden täglich geſchah, ſo war Gotthard in einer beſtändigen kleinen Spannung von Freude und Hoſnung, und wenn er gegen Abend in ihr Zimmer trat, ſo überkam ihn ein heimlich ſüßes Gefühl von Glück. Cornelie war ſtets gleicher Laune, lebhaft, geſprächig, theilnehmend, wenn ein Ton angeſchlagen wurde, der bei ihr Anklang fand, freundlich zuhörend wenn ſich das Geſpräch um Oberflächlichkeit oder Gleichgültigkeiten drehte. An ihr leidendes Ausſehen hatte Gotthard ſich allmälig gewöhnt, und daß ſich ein ſchwerer Ernſt zuweilen ſo gebieteriſch in ihrem Ausdruck und ihren Anſichten kund gab, brachte er auf Rechnung ihres Zuſtandes. Er bemerkte wol die formelle Kälte welche zwiſchen dem Ehepaar waltete, doch er war zu ſehr an die Ehen gewöhnt wie ſie in Maſſe ſind, um etwas Andres dabei zu denken als daß dieſe ebenſo geworden ſei. Und mit dieſer Frau! — das dachte er denn doch zuweilen hinzu; — ein Weib wie der Himmel es gewollt hat! ein Weib wie kein Mann es edler, holder und beſſer träumen kann! und was iſt ſie ihm? wenn ſie ihm nur einen Sohn bringt, ſo möge ſie immerhin im Kindbett ſterben; er wird ein Jahr um ſie Trauer tragen und ſich verließ ihn, um mit dem kleinen Salvator zu tändeln, der auf dem Raſen ſein fröhliches Weſen unter der Aufſicht einer Wärterin trieb und mit den abziehenden Schwalben um die Wette jauchzte. Es war ein lebendes Bild der vier Menſchenalter.

„Da kommt jemand die Lindenallee herauf . . . wahrſcheinlich Ihr Freund,“ ſagte Wendeline plötzlich zu Dagobert.

Dieſer kehrte ſich um, warf Racket und Federball fort und lief dem Freunde entgegen. Wendeline ſammelte die Spielutenſilien auf und trug ſie ins Haus an ihren Platz. Claudia ging mit ihrem Mann gleichfalls auf Maximilian zu, der ſich viel leutſeliger begrüßt ſah, als er erwartet hatte. Auch Dagoberts Eltern waren ſehr freundlich. Pfarrer Edelholt war es ohnehin für alle Menſchen. Frau von Wildermut verhielt ſich ſtill und ſcheu und dachte bei ſich ſelbſt: Es iſt doch ganz unbegreiflich, daß der Enkel „meiner Gräfin“ einen Juden zum intimen Freunde hat und ich kann das durchaus nicht paſſend finden, obſchon der junge Mann höchſt anſtändig und gar nicht jüdiſch ausſieht. Rotes Haar hat er aber doch! . . . freilich hat das auch mancher Chriſt.

Während ſie ihre Betrachtungen anſtellte, hatten alle auf den Bänken und Gartenſtühlen Platz genommen. Da erſchien Wendeline in der Tür, die aus dem Speiſezimmer auf den Perron führte. Gerade ihr gegenüber ſaß Maximilian. Raſch ſtand er auf und kühn gemacht durch die wohlwollende Aufnahme, verneigte er ſich vor Wendeline und ſagte:

„Ich glaube, wir kennen uns bereits.“

„Das heißt, Sie ſind mir auf dem Wartturm begegnet,“ verſetzte Wendeline ernſter denn je, und ohne ſich weiter um ihn oder um ſonſt jemand zu kümmern, ging ſie die Freitreppe hinab zu ihrem kleinen Bruder und ſetzte ſich neben ihn ins Gras. Maximilian war einen Augenblick betroffen; allein Graf Wianden ſetzte das Geſpräch fort, als habe nicht die kleine Unterbrechung ſtattgefunden und Dagobert dachte bei ſich ſelbſt: Wie wunderbar ſchön iſt Wendeline! . . . wie kommt's, daß ich das nicht ſchon längſt bemerkte? . . . Steht ihr das roſenfarbene Kleid ſo gut? . . . aber ich meine, daß ich ſie ſchon mehrmals in dieſem oder einem ähnlichen Anzug ſah . . . und überdas kann ja auch kein Kleid eine Perſon ſo ſchön machen. Wo iſt ſie geblieben? . . . Wenn ſie doch wiederkäme! . . . ich möchte mich überzeugen, ob ich eine Geſichtstäuſchung hatte oder nicht. — —

Nach einiger Zeit erhob ſich Pfarrer Edelholt. Da rief Claudia in den Garten hinab:

„Wendeline, der Herr Pfarrer will gehen.“

Sie kam eilig, ſchüttelte im Lauf die Grashalme ab, die Salvator ihr auf das lockige Haar geſtreut hatte und ſagte zum Pfarrer:

„Ich begleite Sie ein wenig.“

Und ſie verſchwand mit ihm. Draußen ſagte ſie:

„Bitte, gehen Sie ein Weilchen mit mir in den Feldern umher. Ich komme nicht ſo oft zu Ihnen, wie es mein Wunſch wäre und ich möchte Ihnen doch täglich ſagen, daß ich wirklich ſehr glücklich bin. Iſt das nun die Bachheimer Luft — oder meine Freude einen ſo herrlichen Familienkreis zu haben — oder mein Dankgefühl, daß alle ſo gütig für mich ſind und mich ganz als Tochter annehmen — oder alles zuſammen; ich weiß es nicht . . . aber ich bin glücklich und habe keinen andern Wunſch, als daß es immer ſo bleiben möchte."

„Der Wunſch iſt unerfüllbar, Wendeline. Ihr Vater ſagte mir, er habe die Abreiſe auf Mitte September angeſetzt."

„Leider ja! . . . Es ſoll zuerſt nach Biarritz gehen, dann erſt nach England. Was liegt mir an den fremden Ländern! ich bin gar nicht neugierig ſie zu ſehen, denn ich weiß ja, daß nichts mir ſo gut gefallen wird, daß ich nichts lieber haben werde, als Bachheim."

„Aber Kind, wer wird denn ſo an der Scholle kleben! wer wird ſich im Voraus abſchließen gegen neue Eindrücke, die vielleicht richtiger ſind als die alten und die in jedem Fall dazu dienen ſollen, deren einſeitige Ausſchließlichkeit zu mindern. Sie mögen dies Dörfchen nicht verlaſſen und müſſen über Gebirg, Länder und Meer reiſen — während tauſend andere, die mit höchſter Freude ſolche

Reiſen machen würden, gleichwohl in ihrem Winkelchen ſitzen bleiben müſſen. Sie ſollten doch erkannt haben, daß der liebe Gott es wunderbar gut mit Ihnen meint und ſollten ihm danken, daß er Ihnen vergönnt manches Schöne in ſeiner Schöpfung zu ſehen.“

Sie küßte zuſtimmend ſeine Hand und erzählte ihm wie gut die Eltern für ſie wären. Täglich leſe der Vater mit ihr engliſche Geſchichtswerke und laſſe ſie Auszüge des Geleſenen machen. Täglich gebe ihr die Mutter Unterricht in der ſpaniſchen Sprache und übe mit ihr Duo's für den Flügel und die Geige ein.

„Bei Frau von Wildermut lerne ich Kirſchen und Aprikoſen einzukochen und bei der Großmama das Kleidermachen; — und das alles freut mich, jedes zu ſeiner Zeit,“ ſo ſchloß ſie ihren Bericht. Dann aber ſetzte ſie plötzlich hinzu:

„Was mich jetzt gar nicht freut iſt dieſe Freundſchaft Dagoberts mit einem Juden. — Was ſagen Sie dazu?“

„Nichts, liebes Kind, als daß die jungen Herrn zuweilen eine Caprice haben — ungefähr ſo, wie die jungen Damen,“ verſetzte er ſcherzend.“

„O das iſt ein Scherz, aber keine Antwort!“

„Wie kann ich antworten, da ich Herr Illinger nicht kenne! er hat vielleicht große Vorzüge.“

„Könnten Sie von Herz zu Herzen mit einem

Menſchen ſich befreunden, der nicht an unſern Erlöſer glaubt?“

„Er will vielleicht an ihn glauben, Wendeline, und damit muß man ſich auch zuweilen bei Chriſten begnügen. Graf Dagobert kann möglicherweiſe einen guten Einfluß auf ſeinen Freund haben.“

„Es kann aber auch genau das Gegenteil ſtattfinden . . . und das wäre namenlos traurig . . . das wäre mir ein unausſprechlicher Schmerz.“

„Wie kommt es, daß Ihnen Graf Dagobert ſo im Sinn liegt, da Sie ihn im Grunde wenig kennen?“ fragte der Pfarrer und ſah ſie feſt an.

„Es kommt daher, weil ich täglich ein Vaterunſer für ihn gebetet habe, wie er mich darum bat, als er zur Univerſität ging — und das werden vier Jahre im November; dadurch habe ich mich gewöhnt, an ſeine Seele zu denken,“ ſagte ſie ruhig.

„Das iſt brav, Wendeline,“ erwiderte er gerührt: „und merken Sie es ſich: die Liebe zu den Seelen, die Sorge für ihr ewiges Heil, das Verlangen ihnen dazu behilflich zu ſein — das iſt die einzig wahre und daher die beſte Liebe, die wir für die Menſchen haben können, denn ſie iſt ein Tröpflein aus dem Meer der Liebe, mit welcher Gott uns alle ſeine Kinder umfängt.“ — —

Damit entließ er ſie und Wendeline kehrte zur Geſellſchaft zurück. Dagobert hatte ſie mit Ungeduld erwartet. Er ging ihr entgegen und ſagte:

„Vorhin kamen Sie um ſogleich zu verſchwinden! jetzt muß ich Ihnen meinen Freund vorſtellen und ich hoffe,“ ſetzte er ſcherzend hinzu, „Sie werden gnädig für ihn ſein. Hier hat er inzwiſchen die Herzen gewonnen.“

„Wodurch denn das? bei mir geht es nicht ſo ſchnell,“ erwiderte ſie gelaſſen.

„Er ſpielt das Violoncello,“ ſagte Dagobert.

„Aha!“ rief ſie freudig und ihre Augen ſtrahlten.

„Sehen Sie wohl! Ihr Herz iſt ſchon auf gutem Wege, ſich gewinnen zu laſſen.“

„Weit entfernt! das Herz iſt eines und das Ohr iſt ein anderes. Das muß man hübſch auseinander halten.“

Unter der Ägide der Muſik machte ſich die Vorſtellung Maximilians ganz leicht. Wendeline betrachtete ihn genau. Er war ein hübſcher junger Mann mit ſchönen klugen braunen Augen und mit jenem ſeltenen kaſtanienfarbenen Haar, das da Vinci malte und das man kaum anderswo als bei Lombarden findet. Es kleidete ihn gut und legte ſich weich um ſeine Stirn, deren breite Wölbung nach den Schläfen zu den ſtark entwickelten Muſikſinn andeutete. Dennoch fand Wendeline ſeine Erſcheinung nicht angenehm, einerſeits — allzu ſelbſtgefällig, andererſeits — allzu verbindlich. Neben Dagoberts einfacher, ruhiger, vornehmer Haltung ſchien Maximilian etwas Verzerrtes zu haben.

Claudia und ihr Vater waren ganz beſeligt durch den glücklichen Fund eines Violoncellos und es war ſchon nach Hellau ein Bote geſchickt, um das Inſtrument zu holen. Als es dann kam, als Maximilian es in einer Weiſe ſpielte, die ihn als befähigt auswies mit Claudia Schritt zu halten, ſteigerte ſich die Begeiſterung. Dagobert benutzte ſie, um ſeinen Vater zu bitten, er möge Maximilian einladen den Tanzſaal in Hellau mit einem Zimmer in Bachheim zu vertauſchen. Graf Wianden ſah, daß er ſeinen beiden Kindern dadurch eine große Freude mache und tat es. Am nächſten Tage ſiedelte Maximilian über. Den Vormittag brachten nun die Freunde mit einander zu; die Nachmittage in der allgemeinen Geſelligkeit mit Unterhaltung oder Lektüre; die Abende mit Muſik. Wendeline ſpielte gewöhnlich vierhändige Sachen mit Leocadie oder Dagobert, zuweilen aber auch Trio's von Beethoven mit ihrer Mutter und Maximilian.

„Und wenn ſie am Flügel ſitzt, dann — und nur dann ſcheint ſie ihre ſtolze Kälte aufzugeben — dieſe Bradamante,“ ſagte Maximilian, deſſen Zimmer im Rauch der Zigarren ſchwamm, die beide Freunde mit Leidenſchaft rauchten. Zum Glück hatte Graf Sierra Blanca die allerbeſte Qualität derſelben und ſtellte ſie ganz ſeinem

Schwager zur Verfügung, ſo daß Dagobert in dieſem Punkt nicht hinter Maximilian zurückſtand.

„Ah! möchteſt Du ihr Rüdiger ſein?“ rief Dagobert aufhorchend.

„Ich denke noch nicht daran mich für mein ganzes Leben zu binden. Das iſt gefährlich bei fünfundzwanzig Jahren . . . und ob ich bei fünfunddreißig noch Luſt dazu habe, weiß ich nicht. Sollte es aber je dazu kommen, ſo würde meine Wahl nie auf eine ſchmachtende empfindſame Schöne fallen. Und die Deine?“

„Meine Wahl würde von meiner Liebe abhängen und ihr folgen — möge ſie nun auf eine Bradamante, eine Armida oder eine Phyllis fallen. übrigens iſt es in unſerer Zeit eine Art von Heroismus ſich zu vermählen, es ſei denn, daß man ſehr reich oder ganz arm ſei. Der Reiche iſt imſtande den Anſprüchen zu genügen, welche eine junge Frau an die Welt und die Welt an ſie macht. Der Arme weiß, daß er von Entbehrungen zu leben hat und daß das Weib, mit dem er ſich verbindet, in demſelben Fall iſt. Aber bei einem kleinen Vermögen und wenn Stand, Name und Verhältniſſe nicht in die Kategorie der eigentlichen Armut paſſen wollen, eine Familie zu gründen — allen Entſagungen für ſich und die Seinen die Stirn zu bieten — das iſt ein Heldenmut, zu dem ich mich nie erſchwingen könnte.“

„O nichts von Heldenmut! es iſt Leidenſchaft, iſt Verliebtheit und eine ſtarke Doſis Jugendmut.“

„Nenn' es wie Du willſt! ich ſchaudere bei dem Gedanken, daß eine ſolche Verſuchung mir nahen könne; — und ſie muß heftig ſein, da eine Menge Menſchen ohne ſehr reich oder ganz arm zu ſein, ſich verehelichen. Nein! mein Entſchluß ſteht feſt: ich ſchließe nur eine reiche Heirat, aber es muß aus Liebe geſchehen.“

„Das finde ich ſtark! Du willſt in derſelben Lotterie zweimal die Quinterne gewinnen. Du biſt unbeſcheiden, mein Freund! laß' auch für andere etwas übrig!“ rief Maximilian lachend und ſetzte hinzu: „Schade, daß meine Schweſtern vermählt ſind . . . beſonders die Conſtance! bildſchön, ſechszehn Jahre alt! ſie hätte ganz für Dich gepaßt. Aber ſie heiratete vor drei Monaten einen Millionär, freilich einen Fünfziger. Das arme Ding dauerte mich . . . doch der Papa wiederholte unaufhörlich meinen Schweſtern: wenn man wie er mit ſechs Töchtern geſegnet ſei, ſo müſſe man die Schwiegerſöhne nehmen wie ſie eben kämen. Ich glaube er hat ihnen ſchon in der Wiege dies Lied vorgeſungen. Nun, fünf ſind verheiratet, brillant verheiratet, in Berlin, in London, in Paris und in Wien. Die jüngſte iſt noch zu haben, iſt ein Kind . . . vielleicht gefällt ſie Dir einſt.“

„Wie heißt ſie?“ fragte Dagobert um etwas zu ſagen, was Maximilian nicht beleidigen konnte, denn er meinte die Sache doch vielleicht ernſt, wenn er auch halbſcherzend ſprach und Dagobert war nicht geneigt auf dieſen Ernſt einzugehen.

„Sie heißt Floriane! . . . und was die Religion betrifft, ſo könnte man ſie ja taufen laſſen und ſie wäre eine ebenſo gute Chriſtin wie die Bradamante.“

„Laß das, ich bitte! bleibe Du bei Deinem Glauben oder Nichtglauben — aber laß uns keine Geſpräche führen, die ſich auf Religion beziehen. In dieſem Hauſe, in dieſer Umgebung erwacht immer der Glaube meiner Jugend, meiner Eltern, aller Vorfahren meines Geſchlechts mit voller Macht in mir und ich muß fort und fort denken: „Ich glaube, Herr! hilf meinem Unglauben.“

„Du biſt ein merkwürdig weiches, ſchmiegſames Gemüt! Du glaubſt zwiſchen Gläubigen, Du zweifelſt zwiſchen Zweifelnden, Du gehſt vielleicht noch weiter und wirſt . . . —“

„Kein Ungläubiger!“ unterbrach ihn Dagobert: „Nein . . . niemals! nie und nimmer!“

„Du häufſt die Beteuerungen, als wollteſt Du Dich hinter ihnen verſchanzen.“

„Sie ſind nur der Ausdruck meiner Überzeugung. Ich folge mit lebhaftem Intereſſe allen Religionsſyſtemen und Regionsphiloſophien; ihr Geiſt kann mich anziehen, ſogar mich blenden, etwa wie ein überraſchendes Farbenſpiel das phyſiſche Auge vorübergehend blendet; — allein ich am Jahrestag ihres Todes mit einer Andern verheirathen. Und was iſt er ihr? Wer ergründen könnte ob ſie noch ſo für ihn geſinnt iſt wie damals in Ems! Liebe iſt das Pleroma, die Herrlichkeit Gottes im Menſchen — ſprach ſie damals. Ich hab' es nicht vergeſſen und ich werde es nie! nie vergeſſen! —

Dorothee nahm in dieſer Zeit eine ganz andre Stellung bei Cornelien ein, als dieſe ihr früher angewieſen. Ihre Kränklichkeit brachte das mit ſich. Dorothee mußte ihr vorleſen; Dorothee mußte ſchreiben was ſie ihr diktirte; Dorothee mußte Abends wenn die Männer kamen den Thee machen und ihn herum reichen, weil Cornelie fand, daß das Getrappel der Bedientenſtiefel ihr Crispationen verurſache. Dorothee war faſt immer um Cornelie, und allmälig nahmen ihre Manieren, ihre Haltung, ihre Sprache den gewiſſen Takt an mit welchem man ſich im Salon zu benehmen pflegt. Ohne ihren Platz im Geringſten zu verkennen und ohne ſich ſelbſt zu überſchätzen, immer ernſt, beſcheiden, dienſtwillig und zurückhaltend, erſchien ſie, ihrem ganzen Benehmen nach, als ein Mitglied dieſes Kreiſes. Der Graf und Dorothee haßten ſich gegenſeitig: ſie ihn — weil ſie ihn kannte; er ſie — weil er ſie im falſchen Verdacht hatte über ihn geplaudert zu leſe Plato und übe deshalb noch nicht den Kultus der Hellenen; ich leſe Spinoza und bin deshalb noch kein Pantheiſt. Um ſo weniger werde ich auf philoſophiſchem Gebiet dem Nihilismus und auf religiöſem Gebiet dem Atheismus verfallen; denn ihre Lehren blenden mich nicht, ziehen mich nicht an, weil ſie das Produkt einer materialiſtiſchen und egoiſtiſchen Geiſtesrichtung ſind, welche ich verabſcheue. Ich bin Chriſt, gläubiger Chriſt . . . und will es bleiben.“

„Sei überzeugt, daß ich Dich in Deinem Vorſatz nicht ſtören werde. Ich für meine Perſon mache es wie die große Mehrzahl der Sterblichen auf unſerm Planeten: ich werde ohne Chriſtentum mit dem Leben fertig. Doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich keinen Unterſchied in der Handlungsweiſe gläubiger Chriſten und anderer Menſchenkinder finde. Z. B. die ſchöne Tochter Deines Herrn Schwagers hat eine Mutter die niemand kennt und nennt.“

„Ja Freund, wenn Du meinſt, daß der Glaube jede Leidenſchaft überwinde, jede Verſuchung erſticke: ſo irrſt Du. Wir können dieſe Kraft aus dem Glauben ſchöpfen; das iſt gewiß! ob wir es immer wollen, iſt eine andere Frage Im übrigen hat mein Schwager Wendelinen Namen, Stand und Vermögen gegeben und ich weiß nicht, ob dies bei ähnlichen Umſtänden häufig geſchieht.“

„Iſt Graf Sierra Blanca ſehr reich?“

„Ich kenne nicht den Stand ſeines Vermögens; er gilt für ſehr reich."

„Seine Tochter wird ihn alſo beerben? ebenſo wie die Kinder aus ſeiner Ehe?"

„Ich zweifle nicht . . . aber warum fragſt Du?"

„Weil dieſe Tochter ein Weſen iſt, für das ich mich in gewiſſer Weiſe intereſſiere — und weil ich mir vorſtellen kann, daß es ſchwer iſt ſie, wegen ihrer unbeſtimmten Herkunft, gut zu verheiraten, wenn ſie nicht viel Geld bekommt. Und wie haſt Du Dich denn mit Deinem Vater bezüglich des Geldes eingerichtet?" ſetzte Maximilian das Geſpräch wendend hinzu.

„Mein Vater erfüllt meinen Wunſch und zahlt mir das Kapital auf einmal aus. Er macht mich wahrhaft glücklich . . . ich kam mit ſchweren Sorgen her, denn es iſt eine unbeſchreibliche Pein nicht zu wiſſen wie man es anfangen ſoll, um ſtandesmäßig in der Welt zu leben. Jetzt ſteht mir ein Kapitälchen zu freier Verfügung. Ich werde es Deinem Vater geben und er ſtellt mir darauf einen Kreditbrief aus. Da er Schwiegerſöhne in London, Paris und Wien hat, ſo macht ſich das ſehr gut. Ich wünſche aber doch, daß er für die Hälfte etwa des Kapitals Wertpapiere kaufte, die hohe Zinſen eintragen."

„Ich verſtehe wenig von dieſen Geſchäften; allein ſo viel kann ich Dir denn doch ſagen, beſter Freund, daß Papiere die ungewöhnlich hohe

Zinſen eintragen, entweder ſehr ſicher oder ſehr unſicher ſind. Im erſteren Fall muß man ſie zu hohen Kurs bezahlen und im letzteren iſt es kaum zu raten, weil der Beſitzer ſolcher Papiere ruiniert ſein kann, wenn ſie fallen. Und wie groß iſt denn das Kapital, womit Du Spekulationen machen möchteſt?"

„Mehr als viertauſend Taler könnte ich nicht daran wenden," ſagte Dagobert zögernd.

„Aber lieber Freund, es iſt wirklich damit nicht der Mühe wert!" rief Maximilian.

„Ich bin überzeugt, daß Dein Vater ganz anders denkt," ſagte Dagobert etwas empfindlich, „und ich ſelbſt werde mit ihm darüber ſprechen."

Maximilian blieb drei Wochen in Bachheim. Er benahm ſich ungemein taktvoll, ſprach mit Beſcheidenheit und Vorſicht ſeine Meinungen aus, die freilich ſehr abweichend von denen waren, welche in Bachheim herrſchten und ſchwieg ſtets, ſobald eine religiöſe Frage behandelt wurde, welche die katholiſche Kirche betraf. Da ſei er nicht kompetent — äußerte er einmal. Im übrigen legte er weder Scheu noch Dreiſtigkeit an den Tag; die Lehre, die Wendeline ihm gegeben, trug gute Frucht. Die ganze Familie, Frau von Wildermut inbegriffen, erklärte ihn für einen gebildeten, angenehmen jungen Mann, mit welchem ſich recht gut verkehren laſſe und der durch ſein herrliches muſikaliſches Talent jeden Geſellſchaftskreis erfreuen müſſe. Nur Wendeline ſchwieg. Aber Wendeline war überhaupt nicht geſprächig und war ſehr zurückhaltend mit ihrem Urteil.

„Ich hoffe wir ſehen uns nächſten Sommer hier in Bachheim wieder,“ ſagte Claudia als er Abſchied nahm, „vorausgeſetzt, daß ſie ſich in Hellau befinden ſollten. Denn ſo kühn bin ich nicht, um meine Einladung nach irgend einer Weltſtadt an Sie zu richten.“

Der alte Graf und Leocadie ſprachen dieſelbe Bitte aus und Dagobert ſah mit ſtolzer Freude ſeinen Freund von ſeiner ganzen Familie geſchätzt. Er begleitete ihn über die Wieſe nach Hellau und er ſagte zu Wendeline:

„Gehen Sie mit uns! der Nachmittag iſt wunderſchön. Wir wollen den Wartturm beſteigen und noch einmal die Landſchaft im Sonnenglanz des ſcheidenden Sommers betrachten.“

„Ich danke,“ ſagte Wendeline.

„Geh' doch mit! es freut Dich gewiß,“ ſagte Claudia.

„Nein, ich danke, ich bleibe lieber hier,“ verſetzte Wendeline.

Die Freunde gingen miteinander fort und Graf Sierra Blanca ſagte ſcherzend:

„Haſt Du Launen, Wendeline? Du ſchwärmſt für den alten Wartturm und willſt ihn doch nicht beſuchen? . . . Oder iſt es eine Buße, die Du Dir auferlegſt?“

„Keines von beiden, lieber Vater! mit Dagobert wäre ich recht gern gegangen . . . doch Herr Illinger iſt mir nicht ſympathiſch und deshalb mag ich nicht eine Freude mit ihm teilen.“

„Du biſt allzu exkluſiv, Wendeline,“ ſagte Claudia mit einem Anflug von Unmut: „Du haſt doch alle muſikaliſchen Freuden dieſer Zeit mit ihm geteilt.“

„Ja . . . aber mit der ganzen Geſellſchaft, liebſte Mama. Das ließ ſich ja nicht vermeiden.“

„Mißfällt er Dir ſo ſehr?“ fragte Graf Sierra Blanca verwundert.

„Über alle Maßen!“ antwortete ſie.

„Das iſt die bekannte Art aller jungen Damen, die eben aus dem Penſionat kommen: alle jungen Herrn mißfallen ihnen,“ ſagte Claudia immer ungeduldiger.

„Und Dir, liebes Herz, gefällt jeder Menſch, der ein guter Muſiker iſt,“ verſetzte begütigend ihr Gemahl.

„Getroffen, Salvator! richtig getroffen!“ rief Claudia lachend: „mit einem tüchtigen, gebildeten Muſiker läßt ſich leben.“

„Im Grunde ſtaune ich, daß Du mit mir leben kannſt, da ich doch gar nichts von Muſik verſtehe und mich begnügen muß, ſie bewundern.“

„O, ich bin nicht ſo exkluſiv wie Wendeline!“ entgegnete Claudia und als ſie bemerkte, daß dieſe inzwiſchen das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte ſie hinzu: „Es wird Zeit, Wendeline unter Menſchen und in geſellſchaftliches Leben zu bringen. Sie hat die Neigung des Seidenwurms ſich in einen Cocon einzuſpinnen. So hat ſie es aux Oiseaux gemacht und ſo macht ſie es jetzt hier. In Woodrich Caſtle wollen wir es ihr unmöglich machen, ſo daß ſie ſich an die Atmoſphäre der Welt — ach, der traurigen Welt! — gewöhnt hat, wenn wir nächſten Frühling zur Seaſon nach London gehen. Niemand weiß beſſer als ich, daß in der Welt weder wahre Freude noch wahres Glück zu finden iſt; aber man muß ſich in ihr bewegen lernen, weil die Verhältniſſe nicht zu berechnen ſind, in welche uns die Vorſehung führen kann.“

Und ſie machten Pläne für Wendelinens Zukunft.

„Wo ſehen wir uns wieder?“ ſagte Dagobert, als die Freunde ſich trennten: „Du wirſt Dich ſchwerlich in Hellau niederlaſſen und ich weiß nichts Beſtimmtes über meine Zukunft; — denn ich höre auf, Herr meiner Zeit zu ſein, ſobald ich einmal in der Karriere bin — und das wird mit nächſtem Jahr vermutlich der Fall ſein.“

„Wir werden uns ſchon begegnen . . . unvermutet . . . irgendwo! . . . Ich fixiere mich nirgends, vorderhand . . . nicht in Hellau und nicht in einer großen Stadt. Die Welt iſt in einem beſtändigen Fluß; ich mache ihre Bewegung mit und haſſe jede Stagnation. Dienen mag ich nicht, ſei es in welcher Laufbahn es wolle, obgleich ich genug weiß und befähigt bin, um in jede beliebige einzutreten. Ich bin ein Stück vom ewigen Juden. Ich muß mir einen Ruheplatz erſt ſuchen und bis ich ihn finde, die Freiheit meiner Zeit und meiner Lokomotion mir erhalten. Vielleicht begegnen wir uns nächſtens in England. Ich möchte die Conſtance in ihrem Landhaus zu Chiswick bei London beſuchen. Es ſoll ein Feenſchlößchen ſein."

„Und Woodrich Caſtle, an Englands ſüdweſtlicher Meresküſte, iſt eine Burg mit Zinnen und Türmen, und ſobald mein Schwager dort angelangt ſein wird, gehe ich zu ihm" . . . —

„Und die Freundſchaft ſchlägt eine fliegende Brücke vom Feenſchloß zur Ritterburg," ſetzte Maximilian hinzu. — —

Als Dagobert heimkehrte, begegnete er im Garten Wendeline. Sie hatte eine lange weiße Spitzen-Echarpe ihrer Mutter über Kopf und Nacken geworfen, denn die Abendluft war mild und weich, aber feucht. So, ganz weiß gekleidet, mit ihrer ruhigen Haltung, langſam unter den dunkeln Bäumen wandelnd, ſah ſie aus wie eine belebte Marmorſtatue. Dagobert fühlte ſich gekränkt, daß ſie den Spaziergang zum Wartturm ablehnte. Er hatte ihre Äußerung: mit Dagobert wäre ich gegangen — nicht gehört. Als ſie heran kam, blieb er ſtehen und ſagte:

„Es iſt jammerſchade, daß Sie ſo eigenſinnig ſind, Wendeline."

„Warum ſchade?" fragte ſie.

„Weil das nicht liebenswürdig iſt."

„Ach ſo!" ſagte ſie und ging vorüber.

Er hatte nicht mit ihr umkehren wollen und doch verdroß es ihn, daß ſie nicht das Geſpräch fortgeſetzt und ihn dadurch zur Umkehr veranlaßt hatte. So kalt iſt ſie und doch ſo anziehend — wie iſt das zu erklären? — ſo fragte er ſich jetzt und ſo hatte er ſchon oft ſich gefragt. Sie war nicht kalt; aber das aufbrauſende Jugendfeuer war durch die Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung in ihrer Kindheit und durch ihr ernſtes Schickſal gedämpft.

Am Abend wurde Maximilian ſehr vermißt; man ſprach von ihm und ſeinen Verhältniſſen, und Dagobert erzählte von ſeinen fünf ſchönen Schweſtern, die ſämtlich an reiche Bankiers in den größten Städten Europa's verheiratet wären.

„So umſpinnen die Söhne Israels unſeren Erdball," ſagte Graf Sierra Blanca: „überall haben ſie ihre Leute, mit denen ſie dasſelbe Intereſſe teilen und dasſelbe Ziel verfolgen: durch Geld zur Macht zu kommen."

„Und daß dieſe Macht keine ſolche iſt, die dem Chriſten günſtig und genehm ſein könnte, verſteht ſich von ſelbſt," ſetzte Graf Wianden hinzu.

„Jetzt hat Maximilian noch eine ſechſte Schweſter," ſagte Dagobert.

„Und die beſtimmt er Dir!" fiel ihm Leocadie in's Wort.

„Dazu bin ich nicht reich genug, liebe Mutter," verſetzte er lachend.

„Gottlob! ich will keine Jüdin zur Schwiegertochter, die ſich ganz geſchwind taufen läßt, um Gräfin von Wianden zu werden."

„Aber vielleicht ſehnt ſich Fräulein Floriane aus dem Judentum heraus, wie ein gefangenes Ritterfräulein aus dem Burgverließ — und ich wäre dann der chriſtliche Ritter, der ihr die Erlöſung brächte," ſagte Dagobert ſcherzend: „wäre es nicht ſchön, Glauben und Liebe ſo zu verſchmelzen?"

„Ja ja! in einem Roman! aber in unſerer Welt bin ich doch für einige Begrenzung."

„Jetzt will ich Dir eine Geſchichte von Glauben und Liebe eines chriſtlichen Ritters erzählen, Dagobert," ſagte Graf Sierra Blanca: „ſie iſt wahrhaft und wirklich vorgefallen, freilich vor etlichen hundert Jahren! und ich habe ſie heute geleſen in Lüntzels Geſchichte des Stiftes Hildesheim — einem Quellenwerk, keinem Roman. Umſomehr werden die Damen entzückt ſein."

„Ich bin höchſt geſpannt, ob Du nicht bösartige Neckerei treiben wirſt," ſagte Claudia lächelnd.

„Höre nur die ganze Begebenheit. Im Jahr 1388 ſtiftete Biſchof Gerhard das St. Marienkloſter, Carthäuſerordens, zu Hildesheim vor der Stadt. Die äußerſte Strenge des Lebens, die allſeitigſte Abtötung zeichnete die Carthäuſer aus. Es war das vollkommenſte Opfer des irdiſchen Menſchen, der ſich von der Gnade ergriffen himmliſchen Betrachtungen widmete. Die erſten Mönche kamen aus Erfurt und Straßburg. Man ſtaunte ſie an, ohne ihrem Beiſpiel zu folgen. Aber zwei in Kampf und Fehde ergraute Kriegshelden, Curd von Steinberg und Hans von Schwicheldt, brachten zum Heil ihrer Seelen mit demütiger Bitte um Gebet, große Summen dem Kloſter dar. Nach wenigen Jahren kam ein ſtattlicher Ritter zur Pforte der Carthaus. Es war der junge Henning von Steinberg, ein Neffe jenes Curd. Er liebte ein Fräulein von Wildenſtein. Sie ſtarb. Da ſaß er auf, ritt vor die Carthaus, übergab ſeinem Schildknappen Pferd und Siegel zur Überantwortung an ſeinen Bruder Aſchwin, ließ den Falken, den er auf der Hand führte, fliegen und ſprach: Nun flieg' hin der Welt Freude und Luſt, ich will Gott und der Jungfrau Maria dienen. — Er wurde Carthäuſer."

„Welche Energie!" rief Dagobert.

„Und welche Zartheit der Empfindung! nach der Einen — kein irdiſches Weib!" rief Leocadie.

„So zu lieben und ſo geliebt zu werden, gibt haben. Natürlich konnte dieſer Haß kein Organ finden um ſich auszudrücken; höchſtens war es einmal von Euſtachs Seite irgend eine ſpitze Neckerei, die Dorothee ſtets mit dem tiefſten Ernſt fallen ließ; und ſie hörten auf, als Cornelie ihn bat von dieſem Ton abzuſtehen.

„Ich finde es etwas ſpät, lieber Engel, daß Du Dir noch eine Duenna zulegſt, ſagte er einmal; Dein Fräulein Dorothee hat ganz ſolche Allüren.“

„Mir gefällt das junge Frauenzimmer, ſagte Gotthard, denn ſie ſcheint Ihnen, Gräfin, grenzenlos ergeben.“

„Wenn Sie danach Ihr Wolgefallen vertheilen, lieber Fürſt, antwortete Euſtach, ſo müſſen Sie dem Daſh ein ganz beſondres zuwenden, denn er wedelt mit dem Schweif und hebt aufmerkſam den Kopf, ſobald er Corneliens Schritt von fern hört.“

„Nun ja! nahm Cornelie das Wort, das iſt ja eine bekannte Sache: heutzutag liebt nur noch der Hund und die Frau! — Ich brauche jezt eine freundliche Geſellſchafterin, das iſt Dorothee. Eine zarte und treue Seele halte ich jeder Bildung fähig, daher wird ſie mir von großem Nutzen ſein, wenn ich jezt z. B. eine Tochter haben ſollte.“

„Eine Tochter! rief Euſtach verwundert, eine Tochter! welch ein höchſt befremdlicher Einfall!“

einen Maßſtab für den Adel der Liebe," ſagte Claudia.

„Mich freut es," ſagte Graf Wianden, „daß der alte Curd dieſen übernatürlichen Lohn für ſeine Reichtümer und ſeine Demut erhielt."

„Nun Wildermütchen, was ſagen Sie zu meiner ſchönen Erzählung?" fragte Graf Sierra Blanca.

„Ach, Herr Graf! in meinem Alter verſteht man nicht mehr von Liebe zu reden," ſagte ſie.

„Und in meinem Alter verſteht man es noch nicht," ſagte Wendeline, als ob ſie einer Frage vorbeugen wolle. Aber ihr Vater rief ſcherzend:

„Die Antwort gilt nicht! heraus mit der Sprache, Wendeline! gefällt Dir gar nichts an Ritter Henning von Steinberg?"

„Doch! ſeine Treue!" verſetzte ſie. — —

„So iſt's recht, Wendeline!" rief Graf Sierra Blanca erfreut: „Du biſt meine verſtändige Tochter! Du weißt die edelſte Eigenſchaft des Mannes zu ſchätzen. Sie ſchließt die ſchönſten Tugenden ein. Es gehört Energie im Glauben und Liebe dazu, um treu zu ſein."

Dagobert wußte keineswegs genau, wie er über Wendeline denke, was er von ihr halte, ob ſie anziehend ob ſie abſtoßend ſei, ob aus der feſt geſchloſſenen, grünen Knoſpe ihres Weſens eine Centifolie in allem Reichtum ihrer Schönheit hervorbrechen werde, oder ob ſie etwas Erſtarrtes und Verkümmertes berge. Er hatte abwechſelnd das Alles ſchon gedacht, zuweilen mit Unmut, zuweilen mit Bewunderung und um ſowohl dieſe wie jene zu mäßigen, hatte er zu ſich ſelbſt geſprochen: Was kümmert's Dich! ein junges Mädchen, in das man ſich auf vier Wochen des Landlebens verlieben könne, iſt ſie nicht — und das Übrige geht mich nichts an. — Gleichwohl gelang es ihm nicht, in freundlicher Gleichgiltigkeit ihr gegenüber zu bleiben und zuweilen ertappte er ſich auf der Frage: Was würde ſie wohl antworten, wenn ich zu ihr ſpräche, Wendelchen, ich habe Dich zu gern . . . ſei die Meine! Und wenn ſie dann antwortete: Ich will es ſein — was würden ſie ſagen, die beiden Väter und die beiden Mütter? — Ohne Zweifel würden ſie ſagen, daß der Herr Geſandtſchafts-Attaché in Spe ein Narr ſei, ſich mit Heiratsgedanken zu beſchäftigen. In acht bis zehn Jahren wären ſie ihm geſtattet — und bis dahin ſei Wendeline längſt verheiratet. Übrigens ſei ja auch ihre Herkunft in den Augen ſeines Vaters ein unüberwindliches Hindernis, und wie es mit ihrem Vermögen beſtellt ſei — wiſſe niemand.

Und was dachte Wendeline über Dagobert? — Sie dachte mit einem Anflug von Wehmut: Edles Gold, aber viel Schlacken der Welt . . . ach, wie leid iſt mir die Freundſchaft mit dieſem Juden!

So kam die Abreiſe herbei. Tags zuvor ſaßen Dagobert und Wendeline am Flügel und nahmen eine vierhändige Pièce durch, die am Abend in möglichſter Vollkommenheit vorgetragen werden ſollte. Kaum war der letzte Akkord angeſchlagen, ſo erhob ſich Wendeline lebhaft und rief:

„Gott im Himmel! wie bin ich dieſes ewigen Muſizierens ſatt und wie freue ich mich auf Biarritz, wo der atlantiſche Ozean Muſik macht.“

Sie ging durch den Speiſeſaal über die Freitreppe in den Garten. Dagobert folgte ihr, lachte herzlich und ſagte:

„Muſik gehört zu Bachheim. Wer ſie nicht liebt, iſt hier übel daran.“

„O ich liebe ſie . . . nur nicht immer und allzeit, und beſonders dann nicht, wenn mir andere Dinge im Sinn liegen.“

„Darf man dieſe anderen Dinge erfahren?“

„Es betrifft Sie!“ entgegnete Wendeline und ſah Dagobert ernſt an.

„Mich!“ rief er faſt erſchreckt: „in welcher Weiſe kann ich Ihnen im Sinne liegen?“

„Vor Jahren ſagten Sie mir einmal, wir wollten für einander beten; — darauf gaben wir uns die Hand und trennten uns. Jetzt haben wir uns wieder hier zuſammengefunden und ſind im Begriff, uns abermals zu trennen. Ich habe bisher mein Wort gehalten. Kein Morgen kam und kein Abend ging — ohne ein Gebetchen für Sie. Aber was taten Sie?“

„Wendeline, Sie beſchämen mich“ . . . —

„Unſer Paktum iſt alſo aufgehoben,“ unterbrach ſie ihn.

„Sind Sie denn ſo egoiſtiſch, daß Sie nur Almoſen für Almoſen geben wollen? — Gewiß nicht! Warum wollen Sie denn mit einem übernatürlichen Almoſen kargen?“

„Das habe ich nicht geſagt. Ich wollte nur wiſſen, ob ich mich auf Ihre Zuſage verlaſſen könne.“

„Wie iſt es möglich, ein Gewicht darauf zu legen, ob ich ſo oder anders an Sie denke!“ ſagte er unmutig.

„Ob Sie ſo oder anders an mich denken — darauf kommt es mir nicht an. Aber ſehr viel, ob Sie vor Gott an mich denken.“

„Das ſind Gedanken, die aux Oiseaux herrſchen, Wendeline,“ antwortete Dagobert halb gerührt, halb ſcherzend.

„Ich hatte ſie bevor ich dahin kam.“

„Und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß man auch ohne ſie ein gläubiger Chriſt ſein könne. Und das bin ich. Das Credo ſteht feſt in mir.“

Ein helles Freudenlicht ſtrahlte in ihrem Auge auf, dämpfte ſich aber etwas während ſie fragte:

„Und auch die Lehren, die aus dem Credo fließen?“

„O Tochter Eva's! müſſen Sie denn alles wiſſen?“

„Nicht alles — aber das! denn wenn Sie ſich begnügen, an das Credo zu glauben ohne ihm Einfluß auf Ihr Leben einzuräumen: ſo glauben Sie freilich — ob Sie aber ein gläubiger Chriſt ſind — weiß ich nicht.“

„Fragen Sie den Pfarrer Edelholt!“ rief Dagobert höchſt ungeduldig.

„Das ſoll geſchehen,“ ſprach ſie, und wendete ſich auf dem Abſatz um.

„Aber, Wendeline! es iſt ja gar nicht mit Ihnen zu leben, wenn Sie jedes Wort — wörtlich nehmen!“ rief er und ſtand wieder an ihrer Seite.

„Und wie ſoll ich es denn nehmen?“ fragte ſie befremdet: „in der Welt mag es unmöglich ſein — aber zwiſchen Freunden?“ . . . —

„Wir ſind alſo doch Freunde?“

„O ja, ja!“ rief ſie lebhaft: „jedoch immer ſo, wie ich es verſtehe.“

„Nun wie iſt denn das?“ fragte er etwas ſpöttiſch: „Penſionatsfreundſchaften ſind weltberühmt durch ihre Tiefe und ihre Dauer.“

„So? . . . das wußte ich nicht!“ ſagte ſie ehrlich: „ich komme ja erſt eben aus einem Penſionat.“

„Alſo wie nehmen Sie die Freundſchaft?“

„Wie etwas, womit ich mich für die Ewigkeit einrichte.“

„Oho, Wendeline! wie wollen Sie denn die

Liebe, — ich meine die ausſchließliche Liebe für einen Gegenſtand, — nehmen?“

„Nicht anders! weshalb ſoll ich mich mit Gefühlen befaſſen, die mir unnütz ſind für's ewige Leben?“

„Wendeline,“ ſagte Dagobert mit einem Anflug von Wehmut: „ich fürchte, Sie werden in der Welt nicht glücklich werden.“

„Ich brauche es nicht zu werden, denn ich bin es ſchon.“

Er blickte in die dunkle und doch ſo klare Tiefe ihres Auges und ſah, daß ſie mit voller Wahrhaftigkeit ſpreche.

„Beten Sie für mich!“ ſagte er leiſe.

Sie reichte ihm ſchweigend die Hand. Claudia erſchien oben am Fenſter ihres Zimmers und ſprach zu Wendeline herab:

„Liebes Kind, ein Teil unſerer Sommeranzüge geht direkt nach Woodrich Caſtle. Komm' herauf und triff Deine Auswahl.“

Wendeline eilte in's Haus und ließ Dagobert in einem ſeltſamen Gemiſch von Empfindungen zurück. Ein Diener überbrachte ihm einen Brief, den ein Bote aus einem benachbarten Städtchen gebracht hatte, das nicht an der Eiſenbahn lag. „Von Ulmer!“ rief er überraſcht und erfreut, und gab die Antwort. Als er ſpäter der Geſellſchaft die Mitteilung machte, Ulmer ſei wieder aufgetaucht, fragte der alte Graf:

„Etwa aus dem Strudel der Philoſophie?"

„Ich weiß es nicht! er bittet mich nur, morgen ihn zu beſuchen."

„Wie verkehrt, daß er nicht einfach zu uns kommt," ſagte Leocadie: „das iſt gewiß kein gutes Zeichen. Er will weder uns, noch den Pfarrer, noch ſeine Schweſter ſehen."

„Iſt er wieder da, der gute Ulmer — nun das freut mich," ſagte Claudia: „Schade, daß er nicht früher gekommen iſt. Du hätteſt ihn hergeführt, Dagobert, und ich hätte ihn zur Rede geſtellt, daß er ſeine Studien ohne Bücher machte, denn er hat diejenigen nicht genommen, die ich ihm anbot und über die er ſich zu freuen ſchien."

Am andern Morgen gab es einen ſchmerzlichen Abſchied. Claudia verhehlte ſich nicht, daß es fraglich ſei, ob ſie ihren Vater im nächſten Sommer wiederfinden werde, und Wendeline, die mit der Zuverſicht der Jugend an keinen Tod dachte, fühlte wieder ihr Herz zerriſſen durch die Trennung von dem geliebten Bachheim. Sie zerfloß in Tränen; Claudia ſchwamm in Tränen; Leocadie weinte aus innigſtem Mitgefühl, Frau von Wildermut aus Rührung; und als der kleine Salvator dieſen großen und allgemeinen Schmerz ſah, brach er in lautes klägliches Geſchrei aus. Und ſo weinten ſie ſämtlich ohne einen wirklichen Grund für ihre Tränen zu haben. Wie ſollte es werden, wenn dereinſt eine ernſtliche Veranlaſſung an ſie herantreten ſollte? Das ſchien auch der alte Graf zu denken, denn er ſagte ruhig:

„Faßt Euch jetzt; dankt dem lieben Gott für den ſchönen Sommer, den wir miteinander verlebt haben und bittet ihn, daß ſein heiliger Wille uns wieder zuſammenführe . . . wenn nicht in Bachheim, ſo doch in ſeiner lieben ſchönen Ewigkeit.“

Das Evangelium aeternum.

Zur beſtimmten Stunde betrat Dagobert das höchſt beſcheidene Wirtshaus des Städtchens, wohin Ulmer ihn beſchieden hatte. Haſtig kam dieſer ihm entgegen und führte ihn in ein eben ſo beſcheidenes Stübchen. Da ergriff Dagobert Ulmers beide Hände, drückte und ſchüttelte ſie herzlich und ſagte:

„Endlich ſieht man Dich wieder, alter Freund! aber jetzt nehme ich Dich gleich mit mir nach Bachheim, wo man es ſehr übel aufnimmt, daß Du inkognito in dieſer Gegend erſcheinſt.“

Während er ſprach und dabei Ulmer in's Auge faßte, kam ihm unwillkürlich der Gedanke, dieſer habe recht wohl getan, hier im Wirtshaus zu bleiben, denn er war ganz weltlich und auffallend unkleidſam gekleidet, trug einen ungeheuern Backenbart, eine farbige Weſte und machte den Eindruck, als ſei er im Maskenanzug. Überdas war ſein Blick — wild und zerſtreut.

„Es iſt mir unmöglich, nach Bachheim zu kommen, ſo lange dort gewiſſe Vorurteile herrſchen, von denen auch Du, wie ich fürchte, nicht ganz frei ſein wirſt," erwiederte Ulmer nicht ohne Verlegenheit.

„Haſt Du wirklich die Theologie für die Philoſophie aufgegeben, anſtatt ſie zu verbinden?" fragte Dagobert betroffen.

„Das gerade nicht."

„Von welchen Vorurteilen ſprichſt Du denn . . . ich kann Dich nicht verſtehen."

„Ich bin deutſchkatholiſch und verheiratet," ſagte Ulmer plötzlich entſchloſſen.

Dagobert prallte zurück und rief zürnend:

„Du biſt wahnſinnig geworden!"

„Hatte ich nicht recht zu ſagen, auch Du hätteſt in dieſem Punkt Vorurteile," entgegnete Ulmer mit großer Kälte.

Dagobert faßte ihn ſcharf in's Auge und ſagte noch immer im zweifelnden Ton:

„Wenn Du wirklich nicht den Verſtand verloren haſt, ſo ſprich frei und frank und ſage mir, wie biſt Du zu dieſer ſchauerlichen Apoſtaſie gekommen."

„Ich bin kein Apoſtat!" rief Ulmer: „ich habe mich von einer niedern Glaubensſtufe zu einer höheren erſchwungen."

„Dies geben alle Apoſtaten vor."

„Ich habe ein Recht, es zu beanſpruchen, denn erſt nach vielen Kämpfen und mancher bittern innern Trübſal bin ich dahin gelangt."

„Eine Tochter iſt auch ein Geſchöpf Gottes!“ ſagte Cornelie mit einem melancholiſchen Lächeln.

„Das älteſte Kind in einer Familie muß ſtets ein Sohn ſein! rief Euſtach. Lieber Engel, ſprich nicht von einer Tochter, denke nicht an eine Tochter! ich für meine Perſon habe die Töchter viel lieber .... aber das älteſte Kind muß ein Sohn ſein.“

Cornelie zuckte ſchweigend die Achſeln. Gotthard, empört gegen Euſtach, ſagte abbrechend zu ihr:

„Wie werden Sie Ihren Sohn nennen?“

„Ich hoffe Euſtach iſt mit mir einverſtanden und wir nennen ihn Triſtan. Unſer Felix hat kein Glück gehabt; Triſtan macht keine Anſprüche daran.“

„Das iſt ein trauriger Name!“ ſagten beide Männer aus einem Munde.

„Und dann iſt Triſtan der Held des lieblichſten Gedichtes des deutſchen Sagenkreiſes, fuhr ſie fort. Er iſt geboren aus dem letzten Athemzug einer glühenden, hinſterbenden Liebe: das gefällt mir ſo ſehr. Nicht wahr, Euſtach, es bleibt bei Triſtan.“

„Gott geb' es!“ entgegnete er, ſorgenvoll an eine Tochter denkend.

Das Jahr ging zu Ende. Gotthard war noch immer in Altdorf. Er hatte ſich dermaßen an Cornelie gewöhnt, daß ihm die Trennung von ihr unmöglich ſchien. Vollends in dieſem Augenblick. Wer

„Dahin . . . nach all Deinen theologiſchen, philoſophiſchen und philologiſchen Studien! . . . das iſt entſetzlich und ganz unwahrſcheinlich, denn die Wiſſenſchaften erleuchten den Verſtand.“

„Ganz richtig! ſie haben auch mir Licht gegeben! ſie zeigten mir, daß der nach Wahrheit hungernde Menſchengeiſt auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung verſchiedener Nahrung bedürfe, um zur Erkenntnis der vollen Wahrheit gekräftigt zu werden. Das Kind, der Landmann, der Handwerker, der Taglöhner, die ſchlichte Hausfrau, das junge Mädchen, kurz, die große Maſſe der Menſchen — ſie alle können ſich nicht aus ſich ſelbſt zu dieſer Erkenntnis der Wahrheit erſchwingen; dafür beſitzen ſie die Gabe des Glaubens: ſie halten dasjenige für wahr, was ein anderer ſie lehrt und was auch relativ — Wahrheit iſt; aber nicht abſolut. Alle Religionsformen umſchließen, die einen mehr, die andern minder, einen Kern von Wahrheit; doch keine Form hat ihn bis jetzt zu ſeiner vollſtändigen, beſeligenden Entwickelung gebracht. Wozu dienen aber religiöſe Dogmen, wozu philoſophiſche Syſteme, wenn ſie nicht der Menſchheit Erkenntnis der Vollkommenheit und das Verlangen geben ſich dieſelbe anzueignen. Ich ſage: der Menſchheit; denn das, was der einzelne Menſch erringt und erreicht, gibt nur für ſeine Begabung, nicht für die allgemeine, den Maßſtab. Trotz Dogmen und trotz Syſteme, iſt die Menſchheit unſerer Tage ſehr ungläubig und ſehr unwiſſend — beſonders die chriſtliche. Man muß dahin arbeiten, die Maſſen für höhere Erkenntnis reif zu machen und das tut der katholiſche Prieſter nicht: er gibt ihr nur immer eine und dieſelbe unveränderlich vererbte Glaubenslehre und erhält ſich dadurch in einem ſolchen Zuſtand der Unmündigkeit, daß ſie wähnt, das Reich der höheren Offenbarung ſei abgeſchloſſen. Dieſer Wahn macht die katholiſche Kirche verhaßt. Alles im All der Welten hat Bewegung: die Geſtirne in ihrer Sphäre, das Würmchen im Staube, der Menſch in allen Phaſen ſeiner Entwickelung, die ganze Natur, das Meer, die Wolken — überall iſt Bewegung, Um- und Neubildung, Leben! nur nicht in der katholiſchen Kirche. Sie iſt tot, iſt verſteinert — wie ich Dir einſt auf Rolandseck ſagte — und dann wundert man ſich, wenn ſie für viele zum Stein des Anſtoßes wird!! — Ich konnte nicht ihr Prieſter bleiben“ . . . —

„Und wurdeſt Anhänger einer kläglichen, geringen Sekte,“ rief Dagobert mit Verachtung, „die auf Bierbänken doziert, deren Lehren ſich nicht über die Faſſungskraft der Standgäſte in den Schenken erheben und die gar nicht exiſtieren würde, wenn nicht ihre Anhänger dadurch ihr Leben friſteten, daß ſie vorkommenden Falles liberale, demokratiſche Politik treiben! Ulmer, ich faſſe das nicht!“

Ulmer gebot ihm mit der Hand Schweigen und fuhr fort, ohne den Einwurf zu beachten:

„Konnte nicht ihr Prieſter bleiben! Für die Seelſorge hatte ich nie Intereſſe; das Lehrfach war meine Spezialität und ein Lehrſtuhl der Theologie war vor Jahren mein höchſtes Ziel. Seitdem der Zweifel an mich herantrat und ich ſeine tauſend Fragen nicht löſen konnte, gab ich jenes Ziel auf und gedachte mich der Philoſophie zu widmen, immer mit dem Hinblick auf einen Lehrſtuhl. Um aber ein neues Syſtem zu gründen, dazu fehlt mir die Originalität des Geiſtes — und um ein Schellingianer, Hegelianer, Herbatianer zu werden, die Neigung. Hätte ich auf breitgetretenen Wegen gehen wollen, ſo durfte ich nur katholiſcher Prieſter bleiben. Wer in dem Syſtem der katholiſchen Glaubenslehre keine zweifelloſe Befriedigung findet, dem wird ſchwerlich ein philoſophiſches Syſtem genügen. So lebte ich zwei Jahre in Kämpfen, in Schwankungen, in Troſtloſigkeit, in menſchen- und gottesfeindlicher Stimmung für die es keine Worte gibt, denn das Studium der Philologie, das ich früher nur als eine notwendige Beigabe für das Lehrfach getrieben hatte, ſprach mich als Hauptfach nicht an. Dazu geſellte ſich die Frage: Kannſt und willſt Du denn Katholik bleiben? kannſt und willſt Du das glauben, was Du andern nicht als Glaubensſatzung lehren magſt? — Von all den Konfeſſionen, die ſich

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſeit dreihundert Jahren von der katholiſchen Kirche abzweigten, ſprach mich keine einzige an. Jene iſt wenigſtens ein verſteinerter Bau, der zu ſeiner Zeit ein wunderſchön gegliederter Organismus war. Dieſe waren zu ihrer Zeit Bruchſtücke und ſind jetzt Schutt- und Trümmerhaufen. Unmöglich mit Ihnen mich zu befreunden! ich muß einen Glauben haben, welcher zukunftsgewiß iſt und endlich, endlich fand ich ihn."

Dagobert ſtarrte ſeinen Freund an und begann wieder an deſſen geſundem Verſtande zu zweifeln. Doch Ulmer ließ ihn nicht zum Wort kommen und rief:

„Du ſtaunſt mit Recht! dieſe Lehre iſt ſeit mehr denn einem halben Jahrtauſend in der Welt, und die Welt kennt ſie nicht oder verhöhnt ſie. Es iſt das erhabene Wort, welches der große Ciſterzienſerabt Joachim de Flora mehr als Prophet denn als Lehrer ausgeſprochen hat: Es gibt drei große Weltzeiten, für jede der drei göttlichen Perſonen, eine: die des Vaters und die des Sohnes gehen vorüber; dann folgt die des heiligen Geiſtes und nun erſt tritt die vollkommene Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit ein. Wie auf das alte Teſtament das Evangelium Chriſti folgte, ſo wird auf das neue Teſtament, aus dem der Geiſt des Lebens bereits entwichen iſt, das höhere Geſetz des heiligen Geiſtes folgen — und das iſt das Evangelium aeternum. Begreifſt Du jetzt, daß ich kein Apoſtat bin?“

„Aber doch gewiß ein Ketzer, lieber Freund,“ entgegnete Dagobert ganz verblüfft, „denn Du weißt beſſer als ich, daß das Evangelium aeternum ſchon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von einem Papſt verdammt wurde.“

„Ja, Papſt Alexander IV. und die Univerſität Paris verdammten im Jahr 1255 das, was ſie die Joachimitiſchen Irrtümer nannten. Doch das macht mich nicht irre, Freund Dagobert. Im Gegenteil! ſie wehrten ſich mit den Waffen ihrer Zeit gegen einen — wenn auch unabſichtlichen Angriff — auf die Glaubenslehre, welche ſie vertraten und welche ſie für die richtige hielten. Das iſt in der Ordnung. Aber ihre Zeit iſt vorüber und ihre Waffen ſind morſch und das Evangelium aeternum iſt ein Phönix redivivus.“

„Wie Du mit dieſer myſtiſchen Auffaſſung vom Entwickelungsgang der Kirche aus einer Irrlehre des überſchwänglich phantaſiereichen Mittelalters in die proſaiſchſte aller materialiſtiſchen Sekten geraten biſt — das wird mir ein ewiges Rätſel bleiben,“ ſagte Dagobert noch immer ganz außer Faſſung.

„Vielleicht doch nicht,“ erwiderte Ulmer: „höre weiter. Krank an Körper und gebrochen im Geiſt ſchleppte ich mich in München und in Berlin umher, bevor ich das Licht fand, das mich aus meiner finſtern Höhle erlöſte und einem Tage und einer Höhe zuführte, die vor der Hand erſt am Horizont der geiſtigen Welt dämmern, für mich aber bereits in voller Klarheit beſtehen. Krank und gebrochen fühlte ich mich, weil ich nichts hatte wofür ich leben konnte: keinen Beruf, keinen Wirkungskreis, keine Tätigkeit, kein zuſagendes Studium, keine Freunde, keine Familie, keinen Umgang. Anfangs hatte ich jeden Umgang gemieden, um mich ganz den Studien zu widmen; ſpäter hatte mein Einſiedlerleben mich menſchenſcheu gemacht. Und doch hatte mich das Leben in Bachheim an Umgang gewöhnt, ſogar verwöhnt. Ich fand niemand, dem ich mich mitteilen konnte; ein katholiſcher Prieſter, der nicht mehr Prieſter ſein will, iſt gleichſam in Acht und Aberacht verfallen — es ſei denn, daß er ſich zu einem Religionswechſel entſchließe und der, wie ich Dir ſagte, lag mir fern. Da fiel es mir im vorigen Sommer ein, mein Dachſtuben- und Bücherwurmleben an den Nagel zu hängen und einige Monate in der Natur in ländlicher Abgeſchiedenheit zuzubringen. Ich ging in das Rieſengebirg, deſſen Buchenwälder, rauſchende Bäche und friſche Wieſen mich erfriſchten, indem ſie meine überreizten Nerven kräftigten. Je ruhiger ich wurde durch dies Verſinken in das Naturleben, deſto mehr löſten ſich all' meine religiöſen Zweifel und Skrupel — und aus dem ewigen Werden der Natur ſchöpfte ich die

Zuverſicht, daß eine göttliche Offenbarung unmöglich etwas Stagnierendes ſein könne, ſondern ſich fortſchreitend entwickeln müſſe, um die Menſchheit, die durſtig nach Fortſchritt iſt, auf den rechten Pfad zu leiten und ſie zu einer Entwicklung heranzubilden, welche bis jetzt keine Religion ihr gegeben hat. Chriſtus ſprach zu ſeinen Jüngern, er wolle ihnen den heilgen Geiſt ſenden, der ſie in alle Wahrheit einweihen werde; folglich hat Chriſtus ſelbſt noch nicht alle Wahrheit gelehrt, folglich iſt in der Religion des Kreuzes noch nicht der Menſchheit das letzte Wort geſagt und folglich kann keine andere, als die Religion des heiligen Geiſtes das Evangelium aeternum bringen, das — wie einſt die Menſchheit durch das Chriſtentum aus dem Stand der Ungnade in den der Gnade verſetzt wurde — ſie dem Stand der Gnade entheben und in den der Vollkommenheit verſetzen wird. Die Ahnung dieſer Zukunftsreligion hat ſchon in unſerer Epoche ſich ausgedrückt — aber durch Mißgriffe. Da iſt das gemeine Mormonentum, das nichts lehrt, als die niedrigſte Fleiſchlichkeit; da ſind die Irvingianer mit ihren Engeln, Apoſteln und Evangeliſten — Schattenbilder! weiter nichts! — Da ſind Proteſtanten, ich weiß nicht welcher Sekte, die von einem künftigen Johanneiſchen Zeitalter des Chriſtentums reden, was vielleicht ein Anklang oder ein verzerrtes Echo des Evangelium aeternum iſt. All dieſes Umhertappen beweiſt mir klar und ſicher, daß über einem ſolchen Chaos ein fiat lux erſchallen müſſe und werde.

„Mit dieſen und ähnlichen Gedanken zog ich im ſchleſiſchen Gebirg umher und hielt mich einige Zeit in einem kleinen Badeort auf, der mir ſehr gefiel und der eine Menge der ſchönſten Spaziergänge, teils nah und teils ferner bot. Ein Felſenweg, der unter düſtern Tannen längs eines Baches zu einer Bank in der Vertiefung des Felſens führte, zog mich an, denn von dieſem ziemlich hohen Punkt blickte man aus der Grotte und unter dem ſchwärzlichen Gezweig hinweg auf eine freundliche Landſchaft. Das paßte ganz für meine Stimmung. Als ich mich eines Morgens der Grotte nähere, vernehme ich darin eine Stimme. Wer da ſpreche konnte ich nicht ſehen, weil der Weg von der Seite zum Eingang führte. Ich ſtand ſtill und lauſchte, vernahm aber nichts mehr, glaubte mich getäuſcht zu haben, ging weiter und hörte nun als ich einen Schritt vom Eingang war eine weibliche Stimme, die wehmütig Golo's Worte aus der „Genoveva" ſprach: „Dicht von Felſen eingeſchloſſen — Wo die ſtillen Bäche gehen — Wo die dunkeln Weiden ſproſſen — Wünſch' ich bald mein Grab zu ſeh'n."

„Ich bog um den Felſenvorſprung und ſtand in der Grotte. Auf der Bank ſaß eine Dame, die mich an die Frau Marquiſe Marialva erinnerte, denn ſie hatte dunkles Haar, ſchwarze Augen und ihr brauner Hut lag auf ihrem Schoß, — gerade ſo wie dieſe im Freien es zu halten pflegte. Die Dame rückte auf das Ende der Bank, als wolle ſie mir auf derſelben Platz machen. Ich ſetzte mich und knüpfte an jene Verſe ein Geſpräch über Tieck an. Bald aber gingen meine Gedanken ihren gewöhnlichen Lauf und ich fragte ſie:

„Kennen Sie das Evangelium aeternum?"

„Meinen Sie das Ur-Evangelium von der Allmacht der großen Mutter Natur, welche das Rauſchen des Sturmes und das Murmeln des Baches, die Herrlichkeit des Firmamentes und der Schlag unſeres eigenen Herzens uns verkündet? . . . Ja, das kenne ich!" ſprach ſie.

„Ich meinte freilich etwas ganz Anderes; allein ihre Antwort gefiel mir und ich entwickelte ihr meine Anſicht, meine Hoffnung. Sie ging zuerſt darauf ein, nach Frauenart begeiſtert für das Neue, das Ideale. Dann faßte ſie ſich und machte Einwürfe, was mir noch mehr gefiel als ihre Begeiſterung. Die Stunden flogen dahin im Austauſch der Gedanken. Ohne Verabredung fanden wir uns am andern Morgen wieder in der Grotte zuſammen, am dritten ebenfalls — und ſo blieb es wochenlang. Ich hatte einen verſtändnisvollen Geiſt in ihr gefunden: dieſe Anregung, die zugleich eine große Befriedigung mit ſich führte, tat mir unendlich wohl und ich fühlte mich glücklicher, als ſeit Jahren. Es verſteht ſich, daß ich ſie ſpäter auch in ihrer Wohnung ſah und daß wir auch von anderen Dingen redeten; d. h. ſie tat es. Sie war die Tochter eines proteſtantiſchen Paſtors, eines Rationaliſten. Ihre hochfliegende Seele verachtete den erdigen Rationalismus, und da ihr nichts Himmliſches zu lieben dargeboten wurde, ſo umfing ſie mit größter Leidenſchaft einen jungen Mann, der eine Beamtenſtelle geringen Ranges bekleidete. Da ſie etwas Vermögen beſaß, ſo heiratete ſie ihn. Er war Katholik, aber zu hochherzig und zu aufgeklärt, um ſich den zahlreichen menſchlichen Satzungen der katholiſchen Kirche zu fügen. Der Deutſchkatholizismus, der ohne alle Satzungen, nur durch ein Zuſammentreten edler, ſchöner Seelen aus allen Konfeſſionen beſteht, ſagte ihm zu und folglich auch ihr. Da fanden ſie die Gewiſſensfreiheit, die ſchrankenloſe Forſcherfreiheit, nach der beide ſtrebten. Dennoch wurde die arme Cordula höchſt unglücklich, denn ihr Gatte verlangte in jeder Beziehung eine ſchrankenloſe Freiheit zu genießen. Zum Glück ſtarb er nach drei Jahren und jetzt war ſie ſeit einem Jahr Witwe. Das alles erzählte ſie mir nach und nach, während ich ihr nur ſagte, ich hätte mich von Jugend auf den gelehrten Studien gewidmet und bis jetzt keine paſſende Anſtellung gefunden.

„Eines Tages verkündete ſie mir, ihr Badeaufenthalt gehe zu Ende, wir müßten uns trennen.

weiß ob ich ſie je wieder ſehe! ſprach er zu ſich ſelbſt mit tiefem Schmerz. Die Frauen ſterben — weil ſie nicht unſterblich ſind — ſpricht Sambach! ich muß dieſen Moment abwarten. — Cornelie erwartete ihn täglich mit eiſerner Gelaſſenheit. Sie wußte welche Marter ihr bevorſtand und daß ſie leiden würde ohne Lohn — ohne die Freudenthränen des Geliebten. Vielleicht ſterbe ich! dachte ſie; aber ſie glaubte es nicht: das Glück wäre allzu groß geweſen. Sie wünſchte ſehnlichſt noch in dem alten Jahr niederzukommen: es ſollte ihr eine gute Vorbedeutung, eine Verheißung von Ruhe und Frieden für die Zukunft ſein; — und ihr Wunſch ſchien ſich zu erfüllen, aber die Geburt des Kindes zog ſich vom Sylveſtertage in den Neujahrstag hinein. Als Cornelie die Mitternacht ſchlagen hörte, ſprach ſie leiſe: Welch ein Jahr! in Aengſten begonnen, in Qualen vollendet, und dazwiſchen ein Paar Tage von Glück das auf frevelnder Täuſchung beruhte! wie Gott will .... denn „die Liebe iſt ſein Panier über mir!“ —

Es war am Neujahrstag gegen Abend. Cornelie wurde ſo ſchwach daß die Aerzte unruhig wurden.

„Wenn ſie es nur aushält!“ ſprach der Eine bedenklich zu Euſtach.

„Steht es ſo?“ rief dieſer erſchreckt.

Ich erklärte ihr dagegen, ich ſei entſchloſſen, mich in ihrer Geburtsſtadt anzuſiedeln, denn der Umgang mit ihr ſei mir zum Lebensbedürfnis geworden. Sie antwortete: es gehe auch ihr nicht anders; da ich aber noch jung ſei und ſie nicht eben alt, ſo müſſe eine Trennung eintreten oder eine Verehelichung; ſie ſagte das ganz einfach, weil es unmöglich ſei, in dieſer Weiſe in der Stadt zwiſchen ihren Bekannten fortzuleben und ſie könne es umſomehr ganz einfach ſagen, da ihr kleines Vermögen für die beſcheidenen Anſprüche von zwei Menſchen ausreiche. Zuerſt erſchrak ich, denn ich hatte nie gewünſcht, mich zu verehelichen" . . . —

„Und in dieſe Cordula verliebſt Du Dich genug, um Dein Unglück zu beſiegeln!" rief Dagobert erzürnt und ſchmerzlich.

„Ich war ja nicht mehr geiſtlich," ſagte Ulmer gelaſſen -- „und verliebte mich keineswegs! ihr Geiſt ſprach mich an."

„Täuſche Dich doch nicht mit ſolchen Vorſpiegelungen! Du weißt recht gut, daß die Prieſterweihe den character indelebilis mit ſich bringt — genau wie die Taufe. Der Chriſt kann zum Islam ſich bekennen, zum Geſetz des Moyſes oder des Buddha, aber er iſt und bleibt getauft. So kann der Prieſter Ungeiſtliches tun und ſeinem Stande zuwider handeln und leben, aber er behält die geiſtliche Weihe."

„Du ſprichſt vom katholiſchen Standpunkt aus.

Freund Dagobert, ohne zu bedenken, daß ich ihn verlaſſen habe, verlaſſen mußte, weil ſeine Unvollkommenheit mir nicht länger geſtattete, ihn zu behaupten. Der character indelebilis des Prieſters iſt eine ganz willkürliche Annahme der Kirche. Ich hatte längſt alle prieſterlichen Funktionen aufgegeben; das Brevier — aus Mangel an Zeit; die Meſſe — aus Überdruß an meiner maßloſen Zerſtreuung. Was war denn noch geiſtlich an mir? — Nichts! Ein Prieſter muß Seelſorge haben. Die erſetzt ihm Weib und Kind, Familie, Freunde und Umgang. Die kann ſein Herz ausfüllen; die Wiſſenſchaft und das Studieren können es nicht, denn ſie wenden ſich nur an den Geiſt. Er muß beides vereinigen. Ein Prieſter ohne Seelſorge iſt ein unglücklicher Menſch. Ich habe das Elend der Vereinzelung im vollen Maß kennen gelernt, — und weil ich davor zurückbebte, wurde ich Cordula's Gatte. Doch hielt ich mich zuvor für verpflichtet, ihr mitzuteilen, daß ich die katholiſche Prieſterweihe empfing. Es machte ihr gar keinen Eindruck. Ein deutſchkatholiſcher Prediger ſegnete unſere Verbindung — und auf dieſe Weiſe bin ich mit der Sekte in Berührung gekommen, für die ich übrigens nicht die mindeſte Sympathie habe und ſie für mich und meine Zwecke auch ganz unbrauchbar finde, denn ich habe noch keine Leute von ernſter Bildung, von gründlicher Wiſſenſchaft, von hervorragendem Geiſt unter ihnen gefunden.

Cordula meint, daß ſie, um nicht für eine perfekte Heidin zu gelten, ſich zu ihnen halten wolle — und ich laſſe ſie gewähren. Jetzt aber ſind wir auf der Reiſe nach der Schweiz, dem Herd des politiſchen Liberalismus, der auch dem religiöſen die Hand bieten wird, ſobald die Religion eine fortſchreitende iſt."

„Und was willſt Du dort beginnen?"

„Wir denken am Genfer See, dem Boden des Sektenweſens, ein Inſtitut zu gründen. Es ſcheint unmöglich, daß Eltern nicht erkennen ſollten, welcher Vorteil es iſt, wenn ihre Söhne außerhalb eines jeglichen Dogmenzwanges erzogen werden. Die jugendlichen Geiſter bleiben dann in aller Friſche, um die mächtige geiſtige Strömung zu erfaſſen, die aus dem unergründlich tiefen, übervollen Born der göttlichen Wahrheit hervorquillt, um das Angeſicht der Erde zu erneuern. In der Erziehung der Jugend finde ich meinen wahren Beruf, jetzt beſonders, da ich derſelben eine neue, begeiſternde Idee zugrunde lege. Cordula wird das Hausweſen führen und durch ihre Talente die unſerer Zöglinge wecken und bilden. Sie ſingt ſehr ſchön und ſpielt die Guitarre."

Dagobert dachte in ſeinem Sinn, dann müſſe Cordula uralt ſein, denn Leute unter fünfzig Jahren verſtänden heutzutage nicht die Guitarre zu ſpielen. Ulmer aber fuhr fort:

„Sie ſchreibt auch allerliebſte Verſe. Sie iſt eine wahre Dichterin."

Auch das noch! ſeufzte Dagobert für ſich und atmete erſt wieder auf als Ulmer hinzufügte: „Und dabei eine vortreffliche Hausfrau."

„Biſt Du denn aber ganz ruhig in Deinem Gewiſſen, beſter Freund?" fragte Dagobert.

„Wenigſtens ruhiger als in den entſetzlichen Jahren des Zweifels und des verzweiflungsvollen Suchens, als ich das innere Gleichgewicht verloren hatte und mich nicht mehr in übereinſtimmung mit meinem Beruf fühlte."

„Glaubſt Du aber nicht, daß ſich mancher Geiſtliche in ähnlichen Schwankungen befunden — und dennoch ſich ermannt und hindurch gekämpft hat und ſeinem Beruf treu geblieben iſt?"

„Ich bleibe dem meinen treu und der iſt — Erziehung der Jugend," antwortete Ulmer empfindlich.

„Den könnteſt Du doch im geiſtlichen Stande vortrefflich erfüllen!"

„Von dem Augenblick an nicht mehr, als eine Idee, welche mit der katholiſchen Lehre nicht übereinſtimmt, mich erfaßt und begeiſtert hat."

„Lieber beſter Freund, Deine Idee iſt eine ganz ſubjektive Anſicht, welche Du vielleicht in einigen Jahren aufgeben wirſt; denn daß dieſes nicht geſchehen werde, dafür haſt Du nicht die mindeſte

Bürgſchaft. Wäre es nicht ſicherer, Du ließeſt ſie ſchon jetzt fallen und ſtellteſt Dich wieder auf feſten katholiſchen Boden?“

„Es iſt zu ſpät!“ ſagte Ulmer mit einem traurigen Blick, der nicht zu ſeinem entſchiedenen Ton paßte.

Das bemerkte Dagobert und um ſo lebhafter beſtürmte er Ulmer mit Bitten und Vorſtellungen und beſchwor ihn, nach Bachheim zu kommen, ſich in aller Ruhe, fern von jeder Aufregung, auf ſeine Pflicht zu beſinnen und dann die nötigen Schritte zu tun, um ſich mit der Kirche auszuſöhnen.

„Es iſt mir unbegreiflich, daß Du Dich in der Zeit des Zwieſpaltes nie nach Bachheim gewendet, nie dem Pfarrer Edelholt oder meinem Vater oder meiner Schweſter — von mir will ich nicht reden! — Dich offenbart haſt!“ ſagte ſchließlich Dagobert: „Du hatteſt ja ſonſt viel Vertrauen zu Claudia.“

„Sie hat mich irre geführt!“ entgegnete Ulmer finſter.

„Claudia? . . . Dich irre geführt? . . . die ſtrengkatholiſche Claudia?“ rief Dagobert.

Ulmer faßte ſich und erwiderte:

„Sie iſt es hauptſächlich geweſen, die mir ein ausſchließliches Studium der Philoſophie anriet. Pfarrer Edelholt war dagegen.“

„Alſo ein Grund mehr, der Dich hätte bewegen ſollen, Dich offen gegen meine Schweſter auszuſprechen.“

„Es wäre geſchehen . . . darauf geb' ich Dir mein Wort! — bei der Marquiſe Marialva. Doch bei der Gräfin Sierra Blanca war es unmöglich!“ rief Ulmer mit Bitterkeit.

„Du hatteſt Unrecht, Freund! Claudia iſt und bleibt Claudia . . . gleichviel ob Gräfin oder Marquiſe,“ antwortete Dagobert etwas befremdet. Ulmers ſichtliche Erregung ließ ihn jedoch ahnen, daß es beſſer ſei, dieſen Namen nicht zu nennen und er ſetzte hinzu: „Wie würde ſich Pfarrer Edelholt freuen, wenn ich Dich zu ihm führte.“

„Und Cordula? was ſoll aus ihr werden, Freund Dagobert?“

„Ach, Cordula! — Eine Perſon in vernünftigen Jahren, Witwe eines Katholiken, Proteſtantin, Deutſchkatholikin, alſo kein Neuling weder in der Welt noch in den Religionslehren — die weiß recht gut, daß ein katholiſcher Geiſtlicher nicht friſchweg heiraten darf und daß eine ſolche Ehe vielleicht bürgerlich anerkannt, aber für ihn null und nichtig und gar keine Ehe iſt. Laß' ſie fahren, dieſe Cordula! ſie wird ſich faſſen“ . . . —

Eine Tapetentür öffnete ſich knarrend und herein trat Cordula, ein kleines ſchwarzes unſchönes Perſönchen, deſſen großer Kopf mit unruhigen dunkeln Augen unförmlich auf dem weſpenartig zuſammengeſchnürten Körper ſaß. Eingedenk des bibliſchen Spruches ſuchte ſie ihre Leibeslänge durch möglichſt hohe Abſätze und möglichſt ſchleppende Gewänder ein Beträchtliches zuzuſetzen; aber ſie gaben ihr zugleich etwas ſehr Häßliches: einen wackelnden Gang. Jetzt wo ſie mit einer gewiſſen Hoheit auftreten wollte, nahm ſich der Kontraſt drollig aus. Dagobert war im Stillen empört, daß dieſe chineſiſche Figur ſeiner ſchönen Schweſter ähnlich ſein ſollte. Er verbeugte ſich ſchweigend. Cordula ſagte ſtolz, indem ſie die Hand auf Ulmers Arm legte und Dagobert herausfordernd anblickte:

„Es iſt genug, Herr Graf! Sie haben meinen vortrefflichen Gatten hinreichend zur Pflichtvergeſſenheit mit echtkatholiſchen Sophismen angeſpornt. Er hat männlich Widerſtand geleiſtet. Jetzt haben ſie es mit der ſchwerbeleidigten Gattin, die nur für ihren Gatten, aber nicht für Sie, Herr Graf, Cordula heißt — zu tun."

„Behüte der Himmel! mit Damen breche ich keine Lanze," ſagte Dagobert lächelnd und ſich verbeugend: „Lebe wohl, alter Freund und komm' recht bald nach Bachheim," ſetzte er hinzu, drückte herzlich Ulmers Hand, verließ das Zimmer und fuhr von dannen.

„Wer hieß Dich eintreten!" murrte Ulmer.

„Die maßloſe Inſolenz Deines Zöglings, den Du durchaus nicht in den gebührenden Schranken hielteſt,“ verſetzte Cordula mißmutig.

„Wir redeten miteinander wie alte Freunde und unter vier Augen und ahnten nicht, daß uns ein fremdes — wenn nicht Augen- ſo doch Ohrenpaar belauſche,“ entgegnete Ulmer ſcharf.

„Ein fremdes . . . Lorenz?“ fragte ſie zärtlich.

Aber Lorenz trommelte an den Fenſterſcheiben und murmelte:

„Fort iſt er! . . . Ob ich ihn je wiederſehe?“

Gleichmäßig überraſcht, verſtimmt und geärgert ſprach Cordula bei ſich ſelbſt: Hier weht ungeſunde Luft! — und mit Faſſung ſagte ſie zu Ulmer, als ob nichts vorgefallen ſei:

„Es wird Zeit zum Aufbruch ſein, denn wir haben anderthalb Stunden bis zur Eiſenbahn und jede Minute iſt koſtbar, wenn man ein großes Ziel vor Augen hat . . . ſo wie wir. Ich ſehne mich unausſprechlich nach der Schweiz, nicht wegen der berühmten Naturſchönheit, ſondern wegen der edlen Tätigkeit, welche ſich vor Dir auftut und an welcher ich in fraulicher Weiſe beſcheiden Anteil nehmen werde.“

„Du haſt ganz Recht!“ verſetzte Ulmer, „und das Bewußtſein ein ſolches Ziel zu verfolgen iſt jedes Opfers wert.“

Groß war in Bachheim der Kummer über Dagoberts Bericht: am größten bei Pfarrer Edelholt. O der Unſelige! ſeufzte er für ſich: hätte er nie eine Marquiſe Marialva kennen gelernt, ſo wäre er nie an dieſe Cordula geraten. Aus einer Verwirrung ſtürzte er in die andere, wollte nicht hören . . . nicht verſtehen . . . nicht umkehren . . . und liegt jetzt im Abgrund.

Vier glückliche Ehen.

Unter Londons nebligem Novemberhimmel ſaß in dem wunderſchönen Zimmer eines wunderſchönen Hauſes eine wunderſchöne Frau. Alles was ſie umgab, Tapeten, Teppiche, Möbel, war von der ausgeſuchteſten — man könnte ſagen ängſtlicher Elegance. Alles war das Neueſte des Neuen. Jedes Stück, auch das geringſte, mußte mit den übrigen in vollkommenſter Übereinſtimmung von Zeichnung, Farbe, Form, und Stil ſein, und durfte durchaus nicht das Gepräge des Gebrauchs tragen, denn die Beſitzerin war reich genug, um in einer beſtändigen künſtlichen Frühlingsfriſche zu leben. Sie betrachtete das als einen kleinen Erſatz für das große Unglück, daß ſich die Natur nicht aus dem November in den Mai verwandeln ließ. Dieſe Frau war die fünfte Schweſter von Maximilian Illinger. Sie hieß Conſtance Frymar; ſie war ſehr jung und ſehr ſchön. Sie trug einen Morgenanzug von zarteſtem lilafarbenen Taft reich beſetzt mit Spitzen und Bändern. Ihre feine Hautfarbe, ihr volles ka-

Cornelie hatte Euſtach nicht ein einziges Mal rufen laſſen. Jetzt ging er mit dem Doctor zu ihr. Als ſie ihn gewahrte, ſchloß ſie ſanft die Augen; es war ihr bitter ihn in dieſem Augenblick zu ſehen.

„Gieb mir die Hand! ſprach er leiſe. Zur Verſöhnung!“

„Der Tod verſöhnt,“ ſagte ſie und gab ihm die Hand.

„Auch das Leben .... denn das Leben iſt in Dir mächtiger als der Tod,“ entgegnete er und küßte ihre eiskalte Hand.

Stumm und traurig freundlich nickte ſie ihm zu, und winkte ihm ſich zu entfernen. — Ich wollte die Sache wäre nicht grade jetzt paſſirt! dachte er als er wieder in ſeinem Zimmer war. Gotthard war ſchon ſeit dem Morgen ausgeritten.

Dorothee lag in ihrem Zimmer auf den Knien und Corneliens große Bibel vor ihr auf einem Stuhl, und mit Thränen und Inbrunſt betete ſie den 91. Pſalm, den ſie ſo oft Cornelien vorgeleſen: „Er wird dich „mit ſeinen Fittigen decken, und deine Zuverſicht „wird ſein unter ſeinen Flügeln. Keine Plage wird „zu deiner Hütte ſich nahen. Denn er hat ſeinen „Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten „auf allen deinen Wegen. Auf den Löwen und „Ottern wirſt du gehen“ — — Dies Gebet der ſtanienbraunes Haar waren ganz in Harmonie mit der weichen, duftigen Schattierung des Anzugs. Ihr Auge war halb verdeckt von ungewöhnlich breiten Augenlidern und um den Mund ſchwebte ein lächelnder Zug, den man auf da Vinci's Gemälden findet — ein gewiſſes ſüßes, ſtehendes Lächeln, das in Verbindung mit dem halbverſchleierten Auge, dem Geſicht trotz Anmut und Schönheit, einen leichten Ausdruck von Falſchheit gibt. Sie ſaß mit verſchränkten Armen einem großen Spiegel gegenüber, in welchem ſie ſich aufmerkſam von Kopf zu Fuß betrachtete. Wahrſcheinlich fand ſie im ganzen Zimmer nichts, was dem Blick lieblicher geweſen wäre — und darin hatte ſie ganz Recht. Zuweilen machte ſie eine leichte Bewegung der Hand, eine Wendung des Kopfes, immer mit dem Blick auf dem Spiegel, als wolle ſie prüfen ob dieſe Bewegungen kleidſam wären. Plötzlich war ſie ihrer Beobachtungen überdrüſſig. Sie warf ſich im Sofa zurück, breitete beide Arme aus und gähnte kräftig. Dann ſtand ſie auf und ging mit dem Ausdruck der tiefſten Langweile in das Nebengemach. Es war ein Rundbau, der einen reizenden Wintergarten umſchloß. Zwiſchen fremdländiſchen Pflanzen und ſeltenen Blumen, die in anmutigen Gruppen zuſammengeſtellt waren, plätſcherte ein Springbrunnen in einem Becken von grünlichem Marmor und wiegten ſich Aras und bunte Papageien in großen Ringen von

Bronze. Mit demſelben unausſprechlich gelangweilten Blick überflog ſie dies zierliche Bruchſtück einer ſüdlichen Zone und ſprach halblaut vor ſich hin: Was fange ich nur an, um nicht zu ſterben vor Überdruß? — Auf einmal ſchien ein Gedanke ſie zu erfriſchen, denn ſie ſetzte neubelebt ihren Monolog fort: Ich will mich einmal wieder der Wohltätigkeit widmen! .... Wie pflegte Madame St. Amand zu uns Penſionärinnen zu ſagen? Cela rafraichit le coeur — ſagte ſie. Und dann organiſirte ſie eine Lotterie oder eine fancy fare für eine arme Familie oder irgend einen wohltätigen Zweck .... und das unterhielt uns ſehr .... ob es unſere Herzen erfriſchte, weiß ich nicht. Ich hatte damals noch kein verwelktes Herz: das weiß ich! ... Alſo ich will heute im großen Stil wohltätig ſein — vielleicht erheitert mich das und nimmt mir die vernichtende Laſt des Lebens ab. —

Sie ſchellte und befahl dem eintretenden Diener ihre Kammerfrau zu rufen. Dann drückte ſie ſich wieder in die Ecke des Sofa's dem großen Spiegel gegenüber und ſagte zu der eintretenden, verſtändig ausſehenden Kammerfrau.

„Juliette, haben ſich Perſonen gemeldet, die um Unterſtützung bitten? Ich meine nicht ſolche, die man mit einer kleinen Gabe entläßt und deren Zahl Legion iſt; ſondern ſolche, denen man durch eine größere Gabe wirklich helfen könnte. Ich bin gerade in der Stimmung um Wohltaten zu üben."

„Das iſt eine ſehr gute Stimmung, und wenn Madame ihre Wohltat der armen Frau Wilkins zuwenden wollte, ſo wäre ſie gewiß gut angebracht."

„Wer iſt die arme Frau Wilkins, Juliette?"

„Die Frau eines braven Schreibers, der ſich in einem Büreau halbtot arbeiten wird und bereits halbblind gearbeitet hat um ſeine Familie zu ernähren, die jetzt wieder ſich vermehren ſoll durch das ſechſte Kind."

„Warum ſetzen ſolche Leute mehr Kinder in die Welt, als ſie ernähren können! — Wer hat ſich weiter gemeldet, Juliette?"

„Die Figurantin der Oper, Miß Mirabella?"

„Miß Mirabella?" rief Conſtance Frymar äußerſt teilnehmend: „die reizende Mirabella, die vor etwa drei Monaten um Unterſtützung bat und mit einem lieblichen Kinde von zwei Jahren, das von einem entarteten Vater verleugnet wird, bei mir war?"

„Ganz dieſelbe! Madame hatte damals die große Güte ſelbſt mit dieſer Perſon zu reden" . . .

„Mit dieſer Perſon? — Juliette, dieſe Mirabella iſt ein wunderſchönes Geſchöpf, an der man den Reichtum der Naturgaben bewundern muß."

„Ganz wohl, Madame! Miß Mirabella hat jetzt jenes niedliche Kind verloren; allein ſie wird es in einigen Monaten erſetzen und iſt hilflos und verlaſſen . . . . wie ſie ſagt."

„Hilflos und verlaſſen . . . das ſchöne Geſchöpf! der Mann muß ein Ungeheuer ſein, der ſie in ſolch Elend ſtürzte.“

„Madame ſind allzu gütig! . . . . ich möchte mir die Behauptung erlauben, daß ſie ganz frech ihrem Elend entgegen ging.“

„Frech? Juliette, Sie träumen! Mirabella mit den ſchwärmeriſchen blauen Augen — frech.“

„Madame müſſen nicht ungnädig werden, wenn ich behaupte, daß Komödiantinnen nach Belieben bald ſchwärmeriſche und bald freche Augen haben.“

„Ach Juliette! eine ſolche Schönheit und in ſolchen Verhältniſſen iſt der Verführung ganz erſchrecklich ausgeſetzt wenn ſie dürftig iſt. Ich will ihr die fünfzig Pfund zuwenden, die ich heute für Wohltätigkeit beſtimmt habe.“

„O wenn Madame doch die Summe teilen und die Hälfte der Frau Wilkins zuwenden wollten! es wäre eine ſo große Hilfe für die armen braven Leute . . . . für die Frau, die unter der Laſt der Sorgen, der Arbeit, der Beſchwerden faſt erliegt und doch nicht Mut und Gottvertrauen verliert.“

„Langweilen Sie mich nicht mit Ihrem Gewinſel, Juliette! Ihre Frau Wilkins hat einen Mann, hat Kinder, hat Tugend und Frömmigkeit — folglich kann ſie ſchon einige Sorgen ertragen, während Mirabella von Verſuchungen umringt iſt, wenn ſie arm bleibt. Sie bekommt meine fünfzig Pfund."

„Wie Sie befehlen, Madame."

Juliette zog ſich zurück, um den Auftrag ihrer Herrin auszuführen; da rief ihr dieſe nach:

„Juliette! Sie können der Frau Wilkins ein Pfund ſchicken. Hören Sie .... ein Pfund! und fünfzig an die ſchöne unglückliche Mirabella." —

So! ſprach Conſtance zu ſich ſelbſt, nun bin ich wohltätig geweſen. Ich habe nicht blos ein ſehr reiches Almoſen geſpendet — ich habe auch darüber nachgedacht, wie es am zweckmäßigſten zu verteilen ſei. Spüre ich denn jetzt eine Herzenserfriſchung? — O nein! .... ich ſpüre nichts als vernichtende Langweile.

Die Tür öffnete ſich. Ein fünfzigjähriger Herr, gelblichen Angeſichts mit groben Zügen und ſchwarzem graugemiſchten Haar trat ein und ſprach:

„Guten Morgen, meine Liebe, wie befindeſt Du Dich."

Er bot ihr die Hand. Sie legte zwei Fingerſpitzen hinein und erwiderte mit unterdrücktem Gähnen:

„Ich langweile mich zu Tode."

„Wie iſt das möglich?" ſagte Herr Frymar kaltblütig: „Hier liegen Tagesblätter, Albums und Romane auf allen Tiſchen .... dort iſt der Wintergarten voll Blumen und Vögeln ....

Deine Morgentoilette wird Dich gehörig beſchäftigt haben .... jetzt erwartet uns das Gabelfrühſtück" .... —

„Und dennoch langweile ich mich trotz Papageien und Modejournal! es mag unerhört ſein, aber es iſt nun einmal ſo!" unterbrach Conſtance ihren Gatten.

„Ich beklage es meine Liebe, allein ich kann es nicht ändern. Es iſt ein Übel, an welchem viele reiche Frauen leiden ſollen. Man pflegt zu ſagen die Männerwelt ſei blaſirt; mir ſcheint die Frauen unſrer Tage, die in Reichtum ſchwimmen, ſind es ebenſo ſehr. Dadurch wird man ſich ſelbſt und andern im häuslichen Leben zur Laſt.

„Ich habe kein Leben in meiner Häuslichkeit."

„Es iſt Deine Schuld, meine Liebe! Verſtändeſt Du Dich zu beſchäftigen, ſo würdeſt Du das nicht ſagen."

„Aber womit ſoll ich mich beſchäftigen?" rief Conſtance faſt weinend.

„Zähle Deine Servietten; laß Dir von der Beſchließerin ſagen, was in dem Inventar des Hauſes abgängig wird und erſetzt werden muß; führe im Garten neue Anlagen aus, erbaue eine Gloriette: all dieſe Dinge kannſt Du tun, denn Du haſt Zeit und Geld. Wenn Du ſie mit Deinen geſellſchaftlichen Pflichten und Unterhaltungen abwechſeln läßt, ſo wirſt Du nicht über Langweile klagen."

Conſtance ſtarrte ihren Mann mit weitgeöffneten Augen an, als ob ſie ihn chineſiſch reden höre. Als er zu Ende war ſenkte ſie wieder ihre Augenlider und ſagte gleichgültig:

„Das Alles intereſſirt mich gar nicht. Ich finde keinen Geſchmack an Gloriettén und Servietten.“

„Eine ſolche Trägheit iſt wirklich unerträglich!“ ſagte Herr Frymar mit einer ſolchen Härte in Blick und Ton, daß Conſtance heimlich erſchrack und nichts Beſſeres zu tun wußte, als ein paar Tränen zu weinen, die ihr Mann ſelbſtverſtändlich gar nicht beachtete, ſondern nur mit Ungeduld fragte:

„Wo bleibt denn Floriane?“

Da ging auch ſchon die Tür auf und Floriane trat ein — ganz das Ebenbild ihrer Schweſter: dasſelbe hellkaſtanienbraune Haar, dieſelbe zarte Hautfarbe, dasſelbe ſchöne halbverdeckte goldbraune Auge, dasſelbe ſüße falſche Lächeln: nur war ſie anderthalb Jahre jünger, größer und ſchlanker gewachſen und lebhafter von Ausdruck und Bewegungen. Sie trug einen Morgenanzug von roſenfarbenem Tafft, ohne Spitzen und Bänder, einfach wie es ſich für ein ſo junges Mädchen ziemt, aber dennoch ſuperelegant, wenn man bedachte, daß ſie in dieſem Anzug aus einer Lektion kam.

„Guten Morgen, Floriane, wie befindeſt Du Dich?“ fragte ihr Schwager.

„Ich danke, ſehr gut! und Du?“ erwiederte ſie.

„Du kannſt doch wenigſtens ein vernünftiges Engliſch ſprechen und einen Guten-Morgen-Gruß anſtändig beantworten,“ ſagte ihr Schwager mißmutig: „Deine Schweſter hat es noch nicht ſo weit gebracht, obſchon ſie ſeit ſechs Monaten hier iſt.“

„Ich lerne Alles leicht,“ entgegnete Floriane, während man ſich zum Gabelfrühſtück in's Speiſezimmer begab: „ich werde bald keinen Unterricht mehr nehmen in der Aquarell-Malerei; ich habe es ſo eben meiner Lehrerin angekündigt. Dafür aber will ich lernen auf Glas und auf Porzellan zu malen. Ich will ein ganzes Teeſervice malen .... auf jede Taſſe eine andere Blume und alle friſch nach der Natur .... und lauter Wieſenblumen. Gibt es hier zu Lande Wieſenblumen?“

„Wieſenblumen ſagſt Du, Floriane?“ verſetzte Herr Frymar eilfertig eſſend wie jemand, der keine Zeit zu verlieren hat: Fuchſien gibt es im Garten, Orchideen gibt es in den Treibhäuſern: die habe ich nennen hören. Ich kenne ſie nicht. Ob es aber Wieſenblumen gibt, das weiß ich nicht. Ich entſinne mich nicht jemals das Wort Wieſenblume gehört zu haben.“

„Die kleine Bellis perennis exiſtiert hier doch gewiß!“ verſicherte Floriane.

„Weißt Du ſogar lateiniſche Blumennamen?“ fragte Herr Frymar höchlichſt verwundert.

„Ja, mich freut die Botanik und es iſt ſehr nützlich, die botaniſchen Namen der Pflanzen zu kennen, denn daß die Bellis perennis auf deutſch Gänſeblümchen heißt, weiß ich; — wie aber auf engliſch — das weiß ich nicht.“

„Conſtance, meine Liebe, wie heißt das Blümchen mit dem idylliſchen deutſchen Namen auf engliſch?“ fragte Herr Frymar.

„Daisy,“ erwiederte Conſtance im ſchleppenden Ton. Es war das erſte Wort, das ſie bei Tiſch ſprach.

„Bei Gänſen fällt mir ein, daß Du Dir eine ſehr unterhaltende Beſchäftigung zulegen könnteſt,“ hub er etwas ſarkaſtiſch an: „nämlich einen Hühnerhof, meine Liebe.“

„Ja, einen Hühnerhof!“ rief Floriane in die Hände klatſchend: Bramaputra-, Cochinchina-, Calcutta- und Perlhühner! . . . . Dazu Pfauen und Tauben . . . . .das wird reizend werden! ein Hühnerhof ſo ſchön wie der in Windſor, Conſtance! Iſt hier auch Platz für die Anlage? Laß uns das ſogleich unterſuchen.“

„Sieh’, meine Liebe, welch’ ein vortreffliches Beiſpiel gibt Dir Deine kleine Schweſter!“ ſagte Herr Frymar ſich vom Tiſche erhebend: „ſie beſchäftigt ſich in der liebenswürdigſten Weiſe mit Ausbildung kleiner Talente und mit leichten Studien. Sie iſt kein affröſer Blauſtrumpf und kein langweilender Automat. Sie intereſſirt ſich für das, was ſie umgibt und hat Freude daran, das, was fehlt, zu ſchaffen. Ich wünſchte Du bemühteſt Dich ihr ähnlich zu werden."

Herr Frymar ſprach in ſeinem trockenſten Ton und ſeine kalten Blicke und unbewegten Züge milderten deſſen Eindruck nicht. Conſtance ſpürte eine kindiſche Furcht vor ihm und ſie ſchwieg. Floriane war verlegen auf Koſten ihrer Schweſter gelobt zu werden und ſchwieg auch.

„Nun Adieu!" ſetzte Herr Frymar hinzu: „Was werdet Ihr bis zum Abend beginnen?"

„Ich weiß es nicht!" ſtammelte Conſtance mit bebenden Lippen.

„Etwas, das uns ſehr unterhalten wird!" rief Floriane.

Er ging. Kaum war Conſtance in ihrem Zimmer allein mit Floriane, ſo warf ſie ſich in leidenſchaftlicher Troſtloſigkeit auf den Sofa, drückte ihr Geſicht in die Polſter und weinte krampfhaft. Floriane ſetzte ſich bequem in einem Lehnſtuhl zurecht, nahm das neueſte Modejournal zur Hand und bekümmerte ſich gar nicht um die verzweiflungsvolle Schweſter. So war dieſe genötigt ſich ohne weiteren Zuſpruch von ſelbſt zu faſſen. Sie richtete ſich nach einer Weile ganz erhitzt und ermattet auf, trat vor den Spiegel, ſtrich ein wenig ihr ſchönes Haar zurecht, goß aus einem Flacon wohlriechende Eſſenz auf ihr Taſchentuch, atmete den Arom ein und ſetzte ſich wieder auf ihren unendlichſten Zuverſicht mitten in der unendlichſten Angſt betete ſie.

„Grüß Gott zum neuen Jahr, liebe Dorel! hier geht's ja traurig zu!“ ſprach ein Mann plötzlich ins Zimmer tretend.

„Leonor, ach! biſt Du es? rief Dorothee aufſpringend und freudig. Welche Ueberraſchung! woher kommſt Du? ach, Leonor, es ſind zwei volle Jahr ſeitdem wir uns nicht geſehen haben .... und nun kommſt Du grade heut wo ich mich nur mit halbem Herzen Deiner freuen kann.“

Sie erzählte von den Qualen der Gräfin, von den Bedenklichkeiten der Aerzte. Er ſuchte ſie zu beruhigen ſo gut er konnte; endlich ſprach er:

„Es iſt gar nicht der Augenblick um Dir eine frohe Nachricht mitzutheilen“ .... —

„O doch .... wenn ſie Dich betrift,“ unterbrach ſie ihn und trocknete die Augen.

„Uns Beide, liebe Dorel! ſtell Dir vor — der Onkel iſt geſtorben und hat mir ſein Vermögen vermacht.“

„Iſt es möglich! rief ſie ungläubig; ſein ganzes großes Vermögen?“

„Ja, unter einer Bedingung: ich ſoll ſeine Tochter heirathen!“

Lieblingsplatz dem Spiegel gegenüber in die Sofaecke.

Als ſie beruhigt und melancholiſch da ſaß, blickte Floriane vom Modejournal auf und ſagte:

„Conſtance, ich muß Dir erklären, daß ich Dich unerhört einfältig finde.“

Bei dieſem Kompliment richtete ſich Conſtance ein wenig auf und erwiederte:

„Keine Impertinenz .... ich bitte recht ſehr.“

„Ich ſage das zu Deinem Beſten, Conſtance. Ich bin freilich noch ſehr jung. Was aber die Ehe betrifft .... die habe ich ſtudirt und gründlicher als die Botanik. Seit ſechs Jahren lebe ich abwechſelnd bei einer von unſern Schweſtern, weil die Floriane die jüngſte und der allgemeine Liebling iſt, den eine Jede gern bei ſich haben und zu ihrer Bildung beitragen möchte. Unſere Schweſtern ſind aber vier junge Frauen, die vier ſehr verſchiedene Ehegatten haben. Mir hat die Natur die Gabe der Beobachtung verliehen, die ſich durch den fortwährenden Wechſel meines Aufenthaltes und meiner Umgebung ſehr geſchärft hat. Ich habe nicht blos allerhand Künſte und Wiſſenſchaften betrieben, ſondern mich in der großen Kunſt geübt, wie man mit Männern umgehen müſſe, denn ich bin nächſtens ſechszehn Jahr alt und da wird es Zeit an eine Vermählung zu denken. Aber warum ſtarrſt Du mich ſo an, Conſtance.“

„Weil Du ſprichſt, als wärſt Du ſtatt ſechszehn — dreißig Jahr alt und weil ich mich erſt daran gewöhnen muß eine ſo altkluge junge Schweſter zu haben. Wir kennen uns ja erſt einigermaßen ſeit vier Wochen . . . ſeitdem Du hier biſt.“

„Das kommt von meinem Nomadenleben her! Du haſt ſeit dem Tode der Mutter in Deiner ſchrecklichen Pariſer Penſion geſeſſen und biſt regimentsweiſe gedrillt worden wie ein preußiſcher Soldat. Alles geſchah auf Kommando und automatenmäßig in Deiner Erziehungskaſerne — deshalb biſt Du ein Automat geblieben, wie Dein Mann vorhin Dich nannte. Ich aber habe Dank dem Himmel! eine häusliche Erziehung bei unſern Schweſtern genoſſen und ſie hat mich klug und ſelbſtändig gemacht. So wie ich in ein Haus komme, ſuche ich mich mit allen Bewohnern desſelben ganz allmählich auf den beſten Fuß zu ſtellen — und dann tue ich, was ich will: Alle werden es charmant finden. Du, aus Deiner Kaſernenhaft entlaſſen, haſt nicht einmal verſtanden Dich mit Deinem Mann auf guten Fuß zu ſetzen. Kann man einfältiger ſein, da man ja doch ein halbes Jahrhundert mit ihm leben muß!“

„Ich nicht, Floriane! ich werde jung ſterben . . . ich fürchte meinen Mann und kann ihn nicht leiden“ . . . ſeufzte Conſtance: dabei kann man unmöglich fünfzig Jahre leben.“

„Du wirſt Dich an ihn gewöhnen, Conſtance!

Schön iſt er nicht, auch nicht ſehr angenehm, ſondern trocken und kalt — er zählt ja auch ſchon ſeine Fünfzig. Allein er ſucht Dir das Leben bequem zu machen und iſt ſplendid. Dafür mußt Du ihm dankbar ſein — nicht aber ihn langweilen. O wie ſchwer hat es Feodora und wie benimmt ſie ſich!"

„Sprich! wie benimmt ſie ſich" fragte Conſtance ſo geſpannt, daß ſie ihren Blick vom Spiegel auf Floriane richtete.

„Unſer guter Schwager in Wien iſt über die Maßen eigenwillig und herrſchbegierig," entgegnete Floriane, „und das iſt natürlich ſehr drückend für Feodora, die auch ihren kleinen Willen hat. Das läßt ſie ſich aber nie merken. Ordnet ihr Mann irgend etwas an, beſtimmt er dieſes, verlangt er jenes: ſo läßt ſie ſich auf's Genaueſte ſagen, wie er es haben will — und dann führt ſie es ſo aus, wie es ihr gefällt. Darauf geht ſie zu ihrem Mann und ſpricht mit der größten Freundlichkeit: Jetzt iſt es arrangiert! hab' ich es genau getroffen, wie Du es wünſchteſt? du Schatz! du Engel! — Oder ſie ſpricht: Schau'! ich hab es nicht ganz genau ſo einrichten können, wie du es wünſchteſt. Es war dies und das dagegen und ich mußte es etwas anders machen . . . was mich ſehr verdrießt. Vielleicht billigſt du es aber doch, du Schatz! du Engel! — Und durch dieſe Unterwürfigkeit, die ein Schild ihrer Freiheit iſt, bringt Feodora es dahin, daß ihr Schatz und Engel, wenn auch anſangs etwas polternd oder murrend, alles gut heißt, was ſie tut. Feodora iſt mein Ideal einer klugen Gattin und ich bin ſehr froh, daß ich gerade bei ihr das letzte Jahr verlebte."

„Und die übrigen Schweſtern . . . wie benehmen ſie ſich mit ihren Männern?" fragte Conſtance.

„Mignonne hat es ſehr ſchwer: ihr Mann iſt geizig. Stelle Dir die Qual vor in Paris, in der eleganten Geſellſchaft, als Frau eines ſehr reichen Mannes zu leben, der geizig iſt! Mignonne macht natürlich Schulden und da ihr Mann zum Glück ſehr eitel iſt — weil er für ſchön gilt — ſo weiß ſie in günſtigen Augenblicken dermaßen durch ihre Schmeicheleien ihn zu bezaubern, daß er ihre Schulden bezahlt; — dann kann ſie neue machen."

„Und Hermione?"

„Hermione beſiegt ihren Mann durch ſprechen. Sie ſpricht ſo lange, ſo viel, ſo immerfort, ſo beſtändig dasſelbe, daß er es endlich nicht mehr aushalten kann und ihr in der Sache nachgibt, die ihr am Herzen liegt. Dafür aber iſt ſie ſehr gefällig gegen ihn, wenn eine Sache ihr gleichgiltig und ihm wichtig iſt. Zuletzt iſt noch Adaly. Die hat es gut, denn ihr Mann vergöttert ſie, trägt ſie auf Händen und iſt wie ein Bräutigam in ſie verliebt. Aber auch Adaly iſt klug und vorſichtig und widerſpricht nie ihrem Mann, ſucht nur ganz leiſe ſeinen Willen oder ſeine Anſicht oder was es ſei, umzubiegen. So leben Deine vier Schweſtern ganz vortrefflich in ihrer Ehe und es iſt unerhört, daß eine Illinger, die einen reichen Mann hat, ſich nicht in ihn zu ſchicken weiß.“

„Keine meiner Schweſtern hat bei ſiebzehn Jahren einen Fünfziger heiraten müſſen!“ ſeufzte Conſtance.

„Das iſt freilich hart und ich würde mich ſchwer dazu entſchließen,“ verſetzte Floriane; „allein es iſt nun einmal geſchehen, alſo ergib Dich darein und mache Dich nicht gefliſſentlich elend — und häßlich.“

„Häßlich!“ rief Conſtance dermaßen entſetzt, daß ſie ſich aus der Sofaecke erhob und vor den Spiegel hinſtellte.

„Üble Laune gibt dem Munde, beſonders der Unterlippe, mit der Zeit den Ausdruck von mürriſcher Schlaffheit und Tränen röten die Augenlider: dies hat mir Feodora geſagt, als ich ſie einmal ſehr bewunderte, daß ſie bei Zornesausbrüchen ihres heftigen Mannes ſo freundlich bleibe, nie weine und nie übler Laune ſei. Und ich will nicht häßlich werden, ſetzte ſie hinzu, denn Schönheit iſt eine herrliche Naturgabe für eine Frau.“

„Und ich bin doch gewiß ſchön,“ ſagte Conſtance vor ihrem Spiegelbilde.

„Das biſt Du — folglich biſt Du doppelt ſtrafbar, wenn Du Dich Deinem Mann unerträglich machſt,“ verſetzte Floriane entſchieden.

Ein Diener unterbrach das Geſpräch, indem er ſeiner Herrin auf ſilbernem Teller einen Brief darreichte. Conſtance erbrach gleichgiltig das Schreiben und las:

„Ich bitte Dich, liebe Conſtance, den Grafen
„Dagobert von Wianden als den beſten, den liebenswürdigſten,
„den intimſten Freund Deines
„Bruders zu empfangen und ihm, während ſeines
„Aufenthaltes in London, Dein Haus ſo angenehm
„zu machen, wie das Haus ſeiner Eltern mir im
„Lauf des Sommers war. Maximilian.“

„Hat ein Diener dieſen Brief gebracht?“ fragte Conſtance.

„Der Herr iſt vorgefahren.“

„Ich laſſe ihn bitten ſich herein zu bemühen.“

„Wer iſt es?“ fragte Floriane.

„Ein deutſcher Graf! da, lies!“ entgegnete Conſtance und warf der Schweſter den Brief zu: „Wenn Du hörſt, daß unſer Geſpräch ſchläfrig wird, ſo komm' herein,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie die Portieren zurückſchlug, und ihr Empfangzimmer betrat.

„Behüte der Himmel! für die Rolle bin ich zu gut!“ rief Floriane lachend, las Maximilian's Schreiben, ſetzte ſich mit dem neueſten franzöſiſchen Roman, den ſie auf dem Büchertiſch fand, an den Kamin und vertiefte ſich in die Lektüre.

Dies ſchöne junge Mädchen hatte von der Jugend nur die liebliche äußere Hülle. In verkehrter Erziehung oder richtiger — ohne Erziehung war ſie aufgewachſen, als ein Spielzeug, eine Unterhaltung für ihre Schweſtern, jetzt in Wien, dann in Paris, dann in Berlin, zuletzt wieder in Wien. An Unterricht hatte es ihr nicht gefehlt, und bei ihrer leichten Faſſungskraft und ihrem guten Gedächtnis hatte ſie viel und mit Intereſſe gelernt. Ihre Schweſtern waren entzückt von dem kleinen ſchönen und klugen Geſchöpf, verzogen und verwöhnten es und dachten nicht an Bildung des Charakters. Floriane kam alle paar Jahre in ein anderes Land und ein anderes Haus, in andere Umgebungen und unter andere Einflüſſe. Inſtinktmäßig, um nicht im Strom der wechſelnden Elemente unterzugehen, denen ſie ausgeſetzt war, ſammelte ſie ſich in ihrer Eigenart und wurde eine gründliche Egoiſtin, ganz bereit ſich zu ſchmiegen und zu biegen, aber nie ein edles Opfer zu bringen, um ihre Zwecke zu verfolgen und ihre Ziele zu erreichen. Ihr Ziel war übrigens kein anderes als das eines jeden Menſchenkindes: ſie wollte glücklich werden. Was ſie darunter verſtand war ihr ſelbſt nicht klar — ungefähr auch wie den meiſten Sterblichen. Nur eines ſtand feſt in ihr: nie einen Bankier zu heiraten. Wenn man einen Vater, einen Bruder und fünf Schwäger Bankiers hat — die Vettern und Oheime ſind unzählbar! — ſo kennt man die Spezies und das iſt langweilig, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: es wird in dem weitläufigen Europa doch noch andere reiche Leute geben, als dieſe ewigen Bankiers . . . und wenn nicht in Europa — in Amerika gewiß. — Da niemand ihre Lektüre überwachte, ſo las ſie alle Romane, die ihre Schweſtern laſen und lernte die Sprache und die Irrwege der Leidenſchaften früher kennen als ſie dieſelben empfand. So und ſo muß man folglich ſprechen, ſo und ſo ſich benehmen, wenn man in dieſem Fall oder in jener Situation Eindruck machen will: das war die Frucht ihrer pſychologiſchen Studien. Da ſie aber klug war, ſo brachte ſie nicht dieſe Studien zu plötzlicher ungeſchickter Anwendung, ſondern ſpeicherte ſie in ſich auf und vermehrte dieſen Schatz durch fortgeſetzte Lektüre, Beobachtung und Nachdenken. Woran hätte ſie auch ſonſt noch denken können? Sie kannte kein höheres Streben als das: von Welt und Menſchen möglichſt viel zu empfangen und ihnen möglichſt wenig zu geben. Ein Vorbild ſittlicher Vollkommenheit hatte ſie nicht, folglich hatte ſie auch kein Verlangen nach ihrer eigenen Vervollkommnung. Was ſie in Büchern davon las, berührte ſie nicht; es war ihr allzu fremd, denn ihr Herz hatte nie für etwas Höheres geſchlagen. „In den Geſchichtswerken,“ ſo pflegte ſie zu ſagen, „leſe ich nie die Beſchreibung von Schlachten und in Romanen nie die Kämpfe um Ideale; beides iſt mir langweilig, weil es außerhalb meiner Sphäre liegt. Und meine Sphäre iſt die Praxis des Lebens.“ — Ihre Schweſter Feodora, die unterwürfigſte aller Gattinen, hatte ihr geſagt:

„Floriane, es iſt Deine Beſtimmung Dich zu vermählen und Deinen Mann mit Grazie zu beherrſchen . . . aber mit der größten Grazie, Kind.“

Mignonne hatte geſagt, indem ſie ihre unbezahlten Rechnungen beiſeite legte:

„Floriane, wenn Du verheiratet ſein wirſt, ſo ſtudiere recht genau Deinen Mann und findeſt Du Fehler und Schwächen an ihm, ſo erzürne Dich nicht, ſondern benutze ſie zu Deinem Beſten . . . das wird auch ſein beſtes ſein.“

Hermione, die redfertige, hatte geſagt:

„Floriane! willſt Du in Dingen, welche Dir wichtig ſind, Deinen Willen durchſetzen, ſo mußt Du auch den Deines Mannes reſpektieren, mein Kind; d. h. ſcheint ihm eine Sache am Herzen zu liegen, die Dir gleichgiltig iſt -- und ſei ſie noch ſo verkehrt, noch ſo albern, noch ſo lächerlich: ſo mache ihm nicht die mindeſte Bemerkung darüber, ſondern laſſ' ſie geſchehen. Fällt ſie gut aus, ſo iſt es eben gut. Fällt ſie nicht gut aus, ſo läßt er Dir in Deinen Angelegenheiten um ſo eher freie Hand.“

Adaly hatte geſagt:

„Floriane erhalte Deinen Mann verliebt. Das iſt die Hauptſache! Biſt Du dereinſt vermählt, ſo werde ich Dir einige gute Ratſchläge in dieſer Beziehung geben. Jetzt nützen ſie Dir noch nicht.“

Bei der fünften Schweſter ſtand die Sache anders. Conſtance war nicht imſtande Lehren zu geben; Floriane gab ſie ihr.

Inzwiſchen führte Dagobert mit Conſtance die gewöhnliche langweilige Unterhaltung des erſten Beſuchs. Conſtance beklagte ihn, gerade jetzt in der „**dead season**“, wo keine Seele in der Stadt, alles auf dem Lande oder im Ausland auf Reiſen ſei — London zu beſuchen.

„Ich bin nur auf der Durchreiſe hier,“ verſetzte Dagobert: „ich gehe zu meinem Schwager aufs Land in Dorſetſhire und werde zur Eröffnung des Parlamentes zurückkehren und länger bleiben.“

„Alſo auch Sie gehen aufs Land! . . . natürlich!“ ſeufzte Conſtance: „das Schloßleben in England wird in allen engliſchen Romanen ſo reizend beſchrieben, daß man ein Sonderling ſein muß, wie Herr Frymar es iſt, um es langweilig zu finden.“

„Kennen Sie es denn nur aus engliſchen Romanen?“ fragte Dagobert lächelnd.

„Gewiß! wie könnte ich anders. Seit dem Mai bin ich erſt verheiratet und bis vier Wochen vor meiner Vermählung war ich in einer Erziehungsanſtalt, denn ich war kaum ſiebzehn Jahr alt. Im Frühling und Sommer, während der **season**, iſt es reizend in London, ein wahrer Freudentumult

„Hilf Himmel, hat er denn plötzlich eine Tochter? davon wußten wir ja gar nichts.“

„Niemand wußte davon! in ſeinen alten Tagen hat ihn eine Schwäche angewandelt, Gott weiß für welch Frauenzimmer. Dies Kind iſt jetzt dreizehn Jahr alt und wird als ſeine Mündel in der Penſion zu Gnadenfrei erzogen. Wenn ſie ſiebzehn alt iſt ſoll ich ſie heirathen; wenn ich nicht will oder nicht kann bekommt ſie das Vermögen. Ich aber habe einſtweilen während vier Jahre die Renten deſſelben, — die Erziehungskoſten der Kleinen abgerechnet, — über 5000 Thaler.“

„Und wirſt Du denn die Kleine heirathen?“

„Ich denke ja!“

„Wer weiß wie ſie iſt, Leonor! gräulich garſtig .... dumm oder krumm! .... Es kommt mir ſo liſtig vor, daß er Dich gleichſam kirren will und Dir die Renten ſeines Vermögens auf vier Jahre giebt. Haſt Du ſie ſo lange gehabt, dann — meint der Geizhals — würdeſt Du ſie nicht mehr entbehren können und ſeine Tochter friſchweg heirathen, mit der es gewiß einen bedenklichen Umſtand giebt.“

„Allerdings, Dorel! ſie iſt ein uneheliches Kind, und der Alte mag wol gefürchtet haben dies könne hier oder da ein Anſtoß ſein.“

„Mir würd' es ein ſolcher ſein, Leonor.“

... Sie werden ihn erleben. Schade, daß er ſo kurz iſt. Im Auguſt wird es ſchon ſtiller, im September ſtill, im Oktober — tot! im November — begraben!!"

„Das klingt ja ſehr tragiſch!" rief Dagobert: „aber ich verſichere, daß dieſes Ihr Grab mir einen ſehr freundlichen Eindruck macht."

„Nun ja . . . das alles iſt bequem und geſchmackvoll . . . wir ſind ja reich! aber Tiſche und Stühle ſind keine Geſellſchaft und alle Leute von gutem Ton ſind jetzt auf dem Lande; — nur wir nicht! mein Mann mag weder jagen, noch fiſchen, noch reiten, noch tanzen, noch crocket ſpielen, noch irgend etwas von dem, was ſo unterhaltend in den allerliebſten Romanen beſchrieben wird. Er ſagt, er habe genug an der season. Da ich unmöglich während der dead season in London bleiben kann — denn das wäre allzu ſpießbürgerlich! — ſo ſitze ich denn hier in unſerm Landhauſe und langweile mich grenzenlos, während Herr Frymar täglich um zwei Uhr in die Stadt fährt, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen oder zu überwachen. Mein einziges Vergnügen beſteht darin, mit ein paar wunderniedlichen iſabellfarbenen Ponies meine Schweſter Floriane ſpazieren zu fahren."

„Iſt ſie hier, die kleine Floriane?" fragte Dagobert.

„Die kleine Floriane?" wiederholte Conſtance.

„Ja, Ihre jüngſte Schweſter, das Kind, von dem Maximilian mit großer Teilnahme ſprach.“

Conſtance ſtand auf, ſchlug den Türvorhang zurück und ſprach lachend in ihr Zimmer hinein:

„Floriane, denke Dir, daß Maximilian von Dir geſprochen hat, wie von einem kleinen Kinde.“

„Von mir? . . . zu wem?“ rief Floriane empört.

„Zu ſeinem Freunde, Graf Wianden,“ verſetzte Conſtance, während Floriane ſchon neben ihr im Empfangzimmer ſtand, um durch ihre Erſcheinung gegen männiglich zu behaupten, daß ſie des Verbrechens nicht mehr ſchuldig ſei, welches man ihr zur Laſt legen wollte.

Dagobert war ganz geblendet von dieſer ſeltenen, ja ſeltſamen Schönheit, die ihm bei Conſtance weniger auffallend ſchien wegen ihres matten, geiſtloſen Ausdrucks und ihrer kleinen gedrungenen Geſtalt; und als Floriane ſo plötzlich vor ihm erſchien, dachte er unwillkürlich: Nein! du biſt eine ſchöne böſe Fee und kein Kind.

„O wie hat Maximilian Sie verleumdet, mein Fräulein!“ rief er begütigend.

„Ich will nicht für etwas gelten, was ich nicht bin und nicht ſein mag,“ erwiderte Floriane: „die Kindheit iſt langweilig.“

„Das Leben iſt langweilig,“ ſetzte Conſtance hinzu.

„In einigen Monaten wird es ſchon wieder unterhaltend werden," ſagte Dagobert tröſtend: „und es iſt ſehr grauſam von Ihnen eine ſo ſchlechte Meinung vom ſpäteren Leben vor Fräulein Floriane zu äußern, da dieſe bereits die Kindheit langweilig findet, in welcher man doch kaum Zeit zur Langeweile hat."

„Haben Sie ſich in Ihrer Kindheit ſehr amüſiert?" fragte Floriane.

„Das iſt nicht das Wort; — aber ich lebte entweder fröhlich in der Gegenwart oder, wenn ich für den Augenblick, nach Kinderart mit ihr zerfallen war, fröhlich in Plänen, Wünſchen und Hoffnungen, die ich ſämtlich für leicht erfüllbar hielt."

„Iſt das auch jetzt noch der Fall?" fragte Floriane.

„Je nachdem ſie ſind! Bei manchen Wünſchen, eigenen und fremden, fällt mir jener verzauberte Baum ein, deſſen Früchte kaum reif waren, als ſie ſich in Vögel verwandelten, die von dannen flogen."

„Allerliebſt!" rief Floriane.

„Das verſtehe ich nicht!" ſagte Conſtance ganz ſchwerfällig.

„Kaum ſind unſere Wünſche erfüllt, unſere Pläne ausgeführt, ſo freuen ſie uns nicht mehr," erläuterte Dagobert.

„Und mein Mann! der mir vorſchlug, den Plan zur Anlage eines Hühnerhofes zu machen!“ ſagte Conſtance höchſt ernſthaft: „die Anlage würde buchſtäblich davon fliegen.“

„Doch nicht!“ ſagte Floriane ebenſo ernſthaft: „der berühmte Hühnerhof der Königin Viktoria in Windſor und der unberühmte, aber eben ſo großartige unſerer Schweſter Feodora in Hietzing beſtehen beide ſeit Jahren in aller Schönheit.“

Wohin bin ich geraten? ſprach Dagobert zu ſich ſelbſt; ſind denn dieſe beiden ſchönen Geſchöpfe die eine eben ſo albern wie die andere?

Da lachte Floriane hellauf und ſagte:

„Erzählen Sie uns etwas von Maximilian; — wir wollen die Hühner bei ihres Gleichen laſſen und bei unſers Gleichen bleiben! Wo und wann ſahen Sie ihn zuletzt? ich ſah ihn ſeit anderthalb Jahren nicht.“

Dagobert erzählte von Maximilians Aufenthalt in Bachheim, von den muſikaliſchen Abenden, von dem traulichen Leben bei ſeinen Eltern.

„Hatten Sie immer recht viel Beſuch, recht viel Zuhörer bei Ihren Konzerten?“ fragte Conſtance mit unterdrücktem Gähnen.

„Gelegentlich kam ein Beſuch, ſei es ein Nachbar meiner Eltern, ſei es jemand, der die Bäder der Umgegend brauchte; aber ein beſtändiger geſelliger Verkehr, ein ſtetes wechſelndes Gehen und Kommen findet bei uns nicht ſtatt. Mein Vater iſt ein Greis und hat keine Freude an geräuſchvollen Umgang."

„Dann iſt aber das Landleben ſehr monoton und nicht ſo wie unſere Romane es beſchreiben," entgegnete Conſtance; „dann muß Ihr Vaterhaus etwas Ähnlichkeit mit dieſem Hauſe haben."

„Nicht die mindeſte! dort die größte Einfachheit, hier der größte Luxus."

„Unſer Haus in der Stadt iſt viel prächtiger, viel luxuriöſer."

„Zuweilen iſt in der Elegance, wie ich ſie hier ſehe, mehr Luxus als in der Pracht."

„Meinen Sie?" ſagte Conſtance zerſtreut.

Sobald ſie ein Wort hörte, das ſich über den unbeſtrittenen Satz: Zweimalzwei macht Vier erhob — ſo wußte ſie nichts zu erwidern.

„Man muß ſich ſehr zufrieden in ſeinem Familienkreiſe fühlen, um das Leben, wie Sie es eben beſchrieben haben, auf die Dauer zu führen," nahm Floriane das Wort.

„Auf die Dauer würde ich es mir nicht wünſchen — wenigſtens jetzt noch nicht," verſetzte Dagobert: „mein Vater war über fünfzig Jahr alt und hatte halb Europa geſehen, als er ſich auf ſein Landgut zurückzog."

„Und was man tut, wenn man über fünfzig Jahr alt iſt," rief Floriane, „das iſt ganz gleichgiltig! das gilt nicht mehr für Leben."

„Dieſe Äußerung legt Zeugnis für Ihre Jugend ab, mein Fräulein!“ erwiderte Dagobert und gleichzeitig rief Conſtance:

„Nein, Floriane! das verbitte ich mir! Herr Frymar hat mich geheiratet als er zweiundfünfzig Jahre zählte; aber unſere Ehe gilt.“

„Gute Conſtance!“ entgegnete Floriane mitleidig, „es iſt mir nicht eingefallen zu ſagen: gilt nicht für Ehe. Ich habe geſagt: gilt nicht für Leben.“

„Aha!“ verſetzte Conſtance, als ob ſie jetzt den Unterſchied verſtehe.

Dagobert ſtand auf. Conſtance fragte:

„Würden Sie wohl einmal bei uns ſpeiſen, Herr Graf? Es iſt freilich nicht die Saiſon der Diner's . . . —“

„Aber auch nicht die des Verhungerns!“ rief Floriane lachend: „eſſen muß man allzeit, ſogar in der dead season.“

„Dieſer Anſicht ſtimme ich bei,“ ſagte Dagobert in demſelben Ton, „und auf ein feierliches Diner macht ohnehin der Freund Maximilians keinen Anſpruch in dieſem Hauſe.“

„O . . . Herr Graf! . . . o!“ ſagte Conſtance verbindlich. — —

„Wie ſchön und wie einfältig! dachte Dagobert, als er wieder im Wagen ſaß. Und dieſe Floriane! wie ſchön und . . . nicht einfältig! . . . Allein ſie iſt doch bei weitem nicht ſo ſchön wie Wendeline. — —

Als die Schweſtern den Salon verließen, trat Conſtance ſogleich vor ihren Spiegel, zupfte an ihren Spitzen, ihren Schleifen, wendete den zierlichen Hals zur Rechten und zur Linken und ſagte:

„Floriane, Du weißt Dich gar nicht zu benehmen, Du ſprichſt immer mit ſpitzen Worten“ —

„Und Du immer mit ſtumpfen; ſo gleicht ſich das aus, Du Schatz! Du Engel!“ rief Floriane lachend, nahm das Buch worin ſie vorhin geleſen hatte und lief hinweg.

Nachdem der Spiegel ſie überzeugte, daß ſie noch immer dieſelbe ſchöne Conſtance im Morgenkleid von lilafarbenem Taffit mit Spitzen ſei, begab ſie ſich an den Büchertiſch und begann zu ſuchen und zu blättern. Endlich gelangte ſie zur Gewißheit. Schau', die Floriane! juſt das Buch hat ſie ſich herausgeſucht, das ich für mich ganz unten hingelegt hatte, weil es kein Buch für ſie iſt! ſprach Conſtance zu ſich ſelbſt: nun muß ich den zweiten Teil zuerſt leſen. Es iſt auch einerlei ... ich weiß im voraus jeden Roman auswendig, denn das Ende vom Liede iſt immer: ſie heiraten; — oder ſie heiraten nicht. Das iſt der Inhalt eines jeden Roman's . . . und da ich das ſo genau weiß, müßte ich eigentlich einen Roman ſchreiben können — . . . wenn ich nur den Anfang wüßte.

Am andern Tage kam Herr Frymar zu Dagobert und lud ihn ein in Chiswick zu ſpeiſen, ſo oft es ihm genehm ſei; er werde täglich ſein Couvert dort finden. Dagobert dankte verbindlich mit dem Vorſatz möglichſt wenig Gebrauch von der Einladung zu machen; allein er führte ihn nicht aus. Er fand keine einzige der Perſonen in London, an die er Empfehlungsſchreiben hatte; — es war niemand da, von dem er ſich in einen eleganten Klub hätte einführen laſſen können; — die großen Theater hatten ihren erſten Mitgliedern Urlaub gegeben; — die Novembernebel machten den Beſuch der Muſeen illuſoriſch; er nahm das in Augenſchein, was unabhängig von der Geſelligkeit und von der Jahreszeit Intereſſe darbietet: Weſtminſter und den Tower, die Docks und die Kuppel von St. Paul, die Bank und die Börſe — und war ganz froh, abends in Chiswick zu ſpeiſen, da er in Herrn Frymar einen verſtändigen Mann fand, der ſein England gut kannte. Bei den ernſten Geſprächen der beiden Männer verhielt ſich Conſtance im Halbſchlaf, während Floriane aufmerkſam zuhörte. Das was ſie nicht verſtand, ließ ſie ſich am nächſten Morgen während des Frühſtücks von ihrem Schwager erklären; Conſtance blieb auch dabei ganz teilnahmslos. Dagobert fand es aber angenehm zwiſchen Herrn Frymar's unſchönen plumpen Angeſicht und der ſchläfrigen Schönheit ſeiner Frau, dem klugen Blick und dem denkenden Ausdruck Florianen's zu begegnen, die in ihrem verſtändigen Schweigen ungemein anziehend war, wegen des Kontraſtes mit ihrer Jugend und ihrer Lebhaftigkeit. Sie hatte ſchnell bemerkt, daß eben dies weit mehr Eindruck auf Dagobert mache als ihr Geſpräch, und da er ein eleganter, angenehmer junger Mann war, ſehr vornehm in Haltung und Manieren war, ſo verſtand es ſich von ſelbſt für Floriane, daß ſie ihm einen möglichſt guten Eindruck zu machen wünſchte. Sie hätte zuweilen wohl eine etwas weniger ernſte Unterhaltung gewünſcht; — aber ich lerne doch manches dabei, dachte ſie im Stillen: und man muß immer zurückhaltend ſein, in keiner Weiſe ſich aufdrängen, ſich breit machen. Ich weiß nicht ob ich die gute Lehre gehört, geleſen oder erfunden habe: Man muß ſich biegen und ſchmiegen lernen; denn wer ſich ſelbſt beherrſcht — der beherrſcht die Welt.

Als Dagobert nach vierzehn Tagen Abſchied in Chiswick nahm, um zu ſeinem Schwager zu gehen, ſtaunte er über die Veränderung, die inzwiſchen mit Floriane vorgegangen war. Schöne böſe Fee hatte er ſie genannt, als er zum erſtenmal ſie ſah. Schöne kluge Fee! nannte er ſie jetzt. Er bemerkte nicht, daß die Veränderung nicht mit ihr — ſondern mit ihm vorgegangen ſei.

Das Schloß am Meer.

In Woodrich Caſtle fand Dagobert es faſt eben ſo ſtill als in Chiswick, nur in anderer Weiſe. Graf Sierra Blanca erholte ſich mühſam von einer Lungenentzündung, die tötlich zu werden drohte und deren Folgen es ſein konnten — und Claudia betrieb in aller Stille mit größtem Eifer alle Vorbereitungen zur Abreiſe. Die Ärzte hatten nämlich erklärt, Graf Sierra Blanca müſſe einige Jahre auf ſüdlichen Meeren unter ganz weichen Himmelsſtrichen zubringen, nach Weſtindien reiſen, nach Braſilien und über Madeira heimkehren, wenn die krankhafte Anlage überwunden ſei! Dann könnte er noch lange Jahre in kräftiger Geſundheit leben. Reiche Leute haben in Krankheit den Vorteil, daß die Ärzte unerſchöpflich ſind in guten Ratſchlägen, um ſie aus der Heimat zu entfernen und ihnen die Veränderung als eine Hoffnung vorzuſtellen. Übrigens hielt niemand den Zuſtand des Grafen für hoffnungslos. Er zählte kaum ſechsundvierzig Jahre, hatte von jeher eine vortreffliche Geſundheit gehabt und dies war nur

„Mir wär' es auch lieber wenn er mir das Vermögen ohne Bedingung vermacht hätte. Aber wer weiß! das Mädchen iſt vielleicht ſehr hübſch und ſehr klug. Biſt Du nicht hübſch und klug? bin ich es nicht? ſie gehört zur Familie, warum ſollte ſie aus der Art geſchlagen ſein?“

„Ja Du! ſagte Dorothee, führte ihn an der Hand zum Fenſter um ihn im Dämmerlicht genauer betrachten zu können und ſah ihm mit huldigender Zärtlichkeit in die Augen: Du, mein Leonor, biſt freilich wunderhübſch und wunderklug .... aber eben darum darfſt Du nicht auf eine Frau rechnen, welche Dir darin gleich käme .... beſonders wenn ſie ſo viel Geld hat. Nicht Einem Alles! das glaube mir, Leonor.“

„Aber warum denn nicht, Dorel! Iſt nicht Graf Sambach Einer .... und hat er nicht Alles? weshalb nicht mir ein ähnliches Glück?“

„Graf Sambach? ſagte ſie gedehnt, o nein, der hat nicht Alles, Leonor: er hat kein Gewiſſen.“

„Ach Kind! das iſt etwas Andres! ich ſpreche ja von Glück haben!“

„Und ich meine eben daß es beſſer iſt kein ſo unmenſchliches Glück zu haben, weil es das Gewiſſen häufig einſchläfert.“

„Haſt Du ſolche Bemerkungen hier machen geeine heftige Erkältung, welche ſich auf das zarte Organ der Lungen geworfen hatte, als er bei Sturm und Regen einen ſcharfen Jagdritt machte.

Weder für ihn noch für Claudia hatte die Ausſicht auf eine lange Seereiſe etwas Erſchreckendes. Gewiß! der Aufenthalt in Woodrich Caſtle und in London wäre ihnen unter andern Umſtänden angenehmer geweſen; aber es war dem Grafen viel lieber in See — als nach Neapel oder Nizza zu gehen und dort von dem Treiben der Welt beläſtigt zu werden; und Claudia, die ihn mit jugendlicher Zärtlichkeit liebte, wäre bereitwillig mit ihm und ihren Kindern zum Nord- oder Südpol gereiſt. Nur der Gedanke an die lange Trennung von ihrem alten Vater betrübte ſie. Tieftraurig war nur Wendeline; allein ſie hatte es für eine große ſelbſtſüchtige Schwachheit gehalten, ihren Schmerz zu äußern, da es ſich um eine Maßregel für die Geſundheit ihres Vaters handelte, an den ſie ſich mehr und mehr anſchloß. Aber dieſe furchtbar lange, weite Trennung von Bachheim, von Deutſchland, von Europa krampfte ihr Herz zuſammen. Junge Menſchen von tiefer Empfindung haben zuweilen dieſe grenzenloſe und namenloſe Liebe für die Heimat, die freilich im Jahrhundert der Eiſenbahnen, welche ſchon das Wiegenkind in fremde Regionen führt, immer ſeltener werden muß. Für Wendeline war und blieb die Heimat, Bachheim.

Als ſie Dagobert wiederſah füllte ſich ihr Auge mit Tränen.

„Wendeline, warum weinen Sie!“ rief er beſtürzt: „ſind Sie in Sorgen um Ihren Vater?“

„Mir iſt das Herz ſchwer,“ erwiderte ſie.

Dagobert ſuchte ſie zu zerſtreuen, ſprach von der großen intereſſanten Reiſe nach einem anderen Weltteil. Sie unterbrach ihn:

„Ach, dafür habe ich gar keinen Sinn! ich bin gar keine Cosmopolitin! Ein häusliches Leben — das iſt mein Leben! da fühle ich mich heimiſch, da kenne ich meine Pflichten, da habe ich meine Freuden.“

„Unterhalten Sie ſich nicht in der Geſellſchaft?“

„Ich kenne ſie zu wenig. Was ich in Biarritz davon ſah, kam mir ſchauſpieleriſch vor; und hier, wo es mir ungemein gefällt, hatten meine Eltern erſt eben angefangen Menſchen zu ſehen und einzuladen, als mein Vater erkrankte — und infolge davon ſchickt man uns jetzt auf das weite Weltmeer hinaus.“

„Ich wollte, daß ich Sie begleiten könnte, Wendeline! mich würde es ſehr anziehen, ganz fremde Völker und Länder zu ſehen und ich würde Ihnen ſo viel davon erzählen, bis Sie ſich auch dafür intereſſierten.“

„Das wäre denn freilich etwas anderes!“ ſagte ſie lebhaft: „doch daran iſt ja gar nicht zu denken und es mögen abermals vier Jahre vergehen, bis wir wieder in Bachheim zuſammenkommen — wenn der Großvater dann noch lebt! Lebt er aber nicht mehr, ſo ſind Sie Herr zu Bachheim, und ob meine Eltern dann noch ſich dort aufhalten werden — wer weiß das! Sie laſſen ſich gewiß nicht dort nieder.“

„Gewiß nicht!“ beteuerte er: „ich muß in der Welt meinen Weg machen.“

„Die Welt! ja, was iſt denn das: die Welt, daß ſie für Viele einen ſolchen Zauber hat?“ fragte Wendeline ſinnend.

„Das iſt leichter zu fragen, als zu beantworten!“ rief Dagobert: „die Welt iſt das Geſamtbild der Zeit, in welcher der Menſch lebt. Die Welt ſtellt alle geiſtigen, ſittlichen, politiſchen, geſellſchaftlichen Strömungen und Beſtrebungen dar, welche in der Zeit lebendig ſind. Zugleich iſt ſie auch die Arena, in welcher die Vertreter jener Beſtrebungen, alſo viele Millionen Menſchen, einen Wettlauf halten, um ihr Ziel zu erreichen. Ehrgeiz, Vergnügungsſucht, Golddurſt, Herrſchbegier, ſind das Ziel und der Sporn der großen Maſſe; die kleinere behält das Ziel der Pflichterfüllung im Auge und läßt ſich nicht von dem allgemeinen Tumult betäuben, wenn ſie ihn auch mitmacht. Sie will dem Nebenmenſchen nützlich ſein, will dem Recht und der Ordnung dienen, wie edle Gedanken verbreiten und pflegen, will den Sinn wach halten für höhere Intereſſen als die des Vergnügens.

will die öffentlichen Verhältniſſe und die allgemeinen Zuſtände in einer Weiſe lenken und überwachen, welche den Staaten zum Heil und den Nationen zum Segen wird. Das alles und noch viel mehr iſt die Welt, und wer in ihr wirken will, muß ſie kennen. Dann umſchließt ſie noch ein etwas, das man die große Welt nennt, und das iſt der geſellſchaftliche Verkehr derjenigen Menſchen, die durch Rang und Stand, durch Vermögen, Einfluß, Genie, Talente, großen Namen, eine hervorragende Stellung einnehmen, und den Ton der geſelligen Beziehungen für diejenigen angeben, die ſich ihren Kreiſen nähern. Und auch dieſe große Welt muß man kennen, weil ſie die Spitze, der Gipfel iſt, welche die Weltzeit hervortreibt."

„Haben Sie die Seelenſtärke, Dagobert, um durch dieſes Labyrinth von Leidenſchaften und Beſtrebungen ſich zu winden, ohne Ihr Ziel aus den Augen zu verlieren, den höheren Intereſſen der Menſchheit zu nützen und zu dienen?" fragte Wendeline, die ihm ſehr aufmerkſam zugehört hatte, mit tiefem Ernſt.

„Ich muß ſie gewinnen! gerade in dieſem Kampf bildet ſich der Charakter, erhalten die Überzeugungen ihre Feſtigkeit."

„Oder gehen ſie zu Grunde," ſetzte Wendeline hinzu.

Er ſchwieg, weil ihm unwillkürlich Ulmer einfiel, welcher in dem Stück Welt, das ſein Lebensſchifflein zu durchſegeln hatte, elend an Klippen geſcheitert war; — und weil ihm andere junge Leute einfielen, die ebenſo gefährlich ſchifften, denn ſie nannten ihren Unglauben — geiſtigen Fortſchritt und die ſittliche Verblendung, die er unausweichlich nach ſich zieht — freiere Erkenntnis. Ich aber halte meinen Glauben feſt! ſprach er beruhigend zu ſich ſelbſt: und damit behalte ich den Ariadnesfaden in der Hand, der mich aus jedem Labyrinth ſicher zurückführt. — An dieſen Gedanken klammerte er ſich an.

Er war vor ſeiner Abreiſe bei Herrn Illinger sen. geweſen und hatte mit demſelben ſeine finanzielle Lage beſprochen. Dadurch erfuhr Herr Illinger, daß Bachheim ganz ſchuldenfrei und mit keiner Hypothek belaſtet ſei. Bachheim grenzte an Hellau, hätte eine ſchöne Abrundung des Beſitzes abgegeben und dadurch die Verwaltungskoſten für Hellau gemindert; Herr Illinger behielt den Ankauf von Bachheim im Auge. Er hatte zu Dagobert geſagt:

„Es iſt wahrhaft bewunderungswürdig, Herr Graf, daß Sie bei der Ausſicht auf ein ſo hübſches, ſchuldenfreies Gut, pünktlich ihr Budget inne zu halten ſuchen, das für einen jungen Herrn Ihres Namens und in Ihren Verhältniſſen — knapp zu nennen iſt. Maximilian braucht dreimal ſo viel."

„Maximilian hat einen reichen Vater," verſetzte Dagobert: „der meine iſt es nicht."

„Wie!“ rief Herr Illinger entrüſtet: „er hat ein ſchuldenfreies Gut, das circa einmalhunderttauſend Gulden wert iſt und aus dem man, wenn man es parzelliert, wenigſtens das Doppelte durch Verkauf herausbringt — und ein ſolcher ſicherer und freier Beſitz ſoll kein Reichtum ſein! . . . So ſind die jungen Herren! Millionen! Millionen! nur Millionäre ſind reiche Leute! ſprechen ſie.“

„Auf jeden Fall ſind Sie reicher als mein Vater, Herr Illinger.“

„Ob ich jedem meiner ſieben Kinder ein Vermögen von zweimalhunderttauſend Gulden hinterlaſſen werde, iſt fraglich, Herr Graf.“

„Sie taxieren Bachheim noch einmal ſo hoch als es wert iſt, Herr Illinger.“

„Nicht doch! die Parzellierung ergibt immer das Doppelte.“

„Ich denke aber nicht daran, das uralte Familiengut nach dem Ableben meines Vaters weder im Ganzen noch in Parzellen zu verkaufen, Herr Illinger.“

„Begreiflich, Herr Graf! ſehr begreiflich!“ ſagte Herr Illinger lächelnd: „Sie müſſen mir aber ſchon erlauben, den reellen Wert des Grund und Bodens in's Auge zu faſſen, wenn auch bei der gegenwärtigen, gewiß ſehr patriarchaliſchen Verwaltung Bachheims, der Ertrag nur den Wert eines Kapitals von hunderttauſend Gulden repräſentiert.“

Dagobert war ungemein erfreut über dieſe Erklärung, doch ohne es zu äußern. Allein Herr Illinger bemerkte es dennoch und war ſeinerſeits erfreut. Dann fragte Dagobert, ob man mit einigen tauſend Gulden Spekulationen unternehmen könne.

„Gewiß! und ſehr rentable!“ rief Herr Illinger mit Eifer.

„Ich bitte, wie fängt man das an?“ fragte Dagobert geſpannt.

„Man eröffnet ein Tabaksgeſchäft; der Cigarrenhandel iſt in Flor wie kein anderer.“

„Sie mißverſtehen mich, Herr Illinger!“ unterbrach ihn Dagobert: „ich meinte Spekulation in Staatspapieren, in Eiſenbahn- oder Bankaktien.“

„Allerdings, Herr Graf! wer es verſteht, kann mit tauſend Gulden unter günſtigen Konjunkturen glücklich ſpekulieren. Soll Ihre Frage aber den Sinn haben, daß Sie ſpekulieren möchten, ſo kann ich dazu nicht raten; denn Sie müßten ſich doch immer auf einen Bankier oder Geſchäftsmann verlaſſen, dem Sie Ihr unbedingtes Vertrauen ſchenken — und das hat in Geldſachen ſeine Bedenken, denn wenn ein ſolcher Mann unglücklich ſpekuliert, was auch dem feinſten begegnen kann: ſo werden Sie ihn als den Urheber Ihres Verluſtes betrachten. Die eigentliche Spekulation, den Handel mit Wertpapieren, muß man perſönlich betreiben und Glück und Unglück auf die eigene Kappe nehmen.

Wer das mit gutem Erfolg tun will, muß ſich aber dem Geſchäft widmen — ausgenommen den Fall, daß er Staatsminiſter oder Miniſter des Auswärtigen ſei. Iſt er das, ſo lenkt er die Geſchicke der Nationen und ſpielt nebenbei mit brillantem Erfolg an der Börſe. Haben Sie es dereinſt ſo weit gebracht, dann dürfen Sie getroſt Ihre Spekulationen machen.“

Dagobert kam endlich mit Herrn Illinger dahin überein, daß er das Kapital, welches ſein Vater ihm bei ſeiner Abreiſe übergeben hatte, dem Bankier einzahlte und ſich von demſelben einen Kreditbrief geben ließ, der auf die Hälfte der Summe lautete; die andere Hälfte ſollte mit zwei Prozent verzinſt werden. Dagobert fand das ſehr niedrig. Herr Illinger zuckte die Achſeln und verſicherte, er könne das Geld nicht höher verwerten, da er es ja jeden Augenblick zu Dagoberts Verfügung halten müſſe.

„Jeden Augenblick! Herr Illinger, was fällt Ihnen ein!“ rief Dagobert: „mit meinem Kreditbrief hoffe ich ein paar Jahre auszureichen.“

„Deſto beſſer für Sie, Herr Graf! allein Sie hoffen es nur; folglich bleibt mein Riſiko dasſelbe.“

Dagobert mußte ſich mit dieſer Einrichtung zufrieden geben. Er nahm ſich feſt vor, bei ſeinem Entſchluß zu bleiben und ſein Kapital auf die nächſten ſechs Jahre zu verteilen. Dann freilich müſſe ihm eine Anſtellung mit einem anſtändigen Gehalt zu Teil geworden ſein. Aber in ſechs Jahren konnte manches vorfallen, was ſeine pekuniäre Lage verbeſſerte, z. B. eine reiche Heirat. Dieſe lag ihm beſtändig im Sinn, doch nie ſo, daß er ſie mit einem gleichgiltigen Herzen, nur um des Vermögens willen, hätte ſchließen mögen. Überdachte er die Reihe der jungen Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, ſo fand er von Mimi Hellſtätt bis auf Floriane Illinger nicht eine einzige, mit welcher er ſich getraut hätte, die Wanderung durch's Leben anzutreten, ausgenommen mit der einen — mit Wendeline. Claudia fragte ihn einmal im vertraulichen Zwiegeſpräch, ob ſein Herz ganz ungerührt geblieben — da es in ſeinem Alter gewöhnlich ſehr empfänglich ſei.

„Bis jetzt habe ich es nie weiter als zu einem flüchtigen Wohlgefallen gebracht," entgegnete Dagobert: „und das mag zum Teil ſeinen Grund darin haben, daß mir die Rechte noch nicht begegnete; zum Teil rührt es daher, daß ich mich nicht kopflos verlieben, mich keiner blinden Leidenſchaft hingeben will."

„Ein ſehr guter Vorſatz!" rief Claudia.

„Es werden Jahre verſtreichen, bevor ich an die Ehe denken kann. Dann bin ich hoffentlich meiner ſelbſt ſicher genug, um eine Wahl zu treffen, die mein Herz befriedigt und meinen Wünſchen bezüglich des Vermögens entſpricht."

„Reiche Heiraten ſind doch nicht etwas ganz Gewöhnliches, das ſich nach Belieben erreichen läßt,“ erwiederte Claudia; „beſonders dann nicht, wenn auch das Herz ſeine Befriedigung begehrt und wenn die Verhältniſſe — ich meine Stand und Name, paſſen ſollen.“

„Auf das Letztere lege ich geringen Wert. Ein reiner Stammbaum iſt heutzutage ohne den mindeſten Einfluß auf meine Stellung in der Welt. Ja, hier in England fragt niemand nach zweiunddreißig oder ſechszehn Ahnen, und hier iſt doch noch eine Ariſtokratie alter, vornehmer, d. h. hiſtoriſcher Familien, die durch die Pairie eine Körperſchaft bildet und politiſches Gewicht und Anſehen hat. Das deutſche ſechszehn-Ahnen-Weſen zerbröckelt, und ich will es wahrlich nicht für meine Perſon zuſammenkleiſtern.“

„Wenn das unſer Vater hörte, Dagobert!“

„Ich rede in ſeiner Gegenwart nie über dieſen Punkt, denn ich will nicht den Greis betrüben; allein ebenſowenig kann und will ich meine Anſicht ändern. Doch ſage mir, Claudia, und vergib mir die Frage — hat Wendeline ein bedeutendes Vermögen zu erwarten?“

„Ich glaube — ja; denn ihr Vater hat ſie legitimieren laſſen,“ verſetzte Claudia beklommen wie immer, wenn eine Erinnerung an Wendelinens Herkunft auftauchte.

lernt? fragte er befremdet. Ich fürchte doch nicht .... bei der Gräfin.“

„O die Gräfin! ſprach Dorothee mit überſtrömenden Augen. Gott gebe mir die Gnade, daß ich in meiner letzten Stunde das Haupt ſo friedlich auf mein Sterbekiſſen legen könne als ſie. Amen!“ — ſie faltete die Hände.

„Ja, ſie iſt eine holdſelige Erſcheinung, ſprach er bewegt, und immer wenn ich ſie ſah kam ſie mir ganz eigenthümlich glorreich vor.“

„Das kommt von der glorreichen Seele!“ ſagte Dorothee.

„Ob ſie ſich wol gegrämt haben mag um den Brief? fragte Leonor gedankenvoll; oder ob er nichts Neues für ſie enthielt?“

„Um welchen Brief, Leonor?“

„Um den welchen ich ihr im Frühling ſchrieb und mit dem Deinen aus Glatz ihr zuſchickte.“

„Leonor! ſchrie Dorothee laut auf, den Brief haſt Du ihr geſchickt! den — in welchem ich zu Dir über Madame Orzelska und den Grafen ſprach? o! den nicht .... den nicht!“

„Grade den, liebe Dorel! ſollte ich, Dein Bruder, die ſchmähliche Verleumdung an Dir haften laſſen? In dem Hauſe der Gräfin warſt Du der Verleumdung preisgegeben worden: folglich mußte

„Denn Du mußt wiſſen, Claudia,“ fuhr er fort, „daß Wendeline ein Mädchen iſt, dem ich mein Lebensglück anvertrauen und das ich lieben könnte, wenn“ . . . —

„Wenn ſie Dich liebte,“ ergänzte Claudia.

„Das auch . . . aber Du kennſt meine zweite Bedingung.“

„So jung und ſchon ſo berechnend, Dagobert!“

„Vergib mir! ich muß es ja ſein, Claudia, denn ich bin arm und bin in Verhältniſſe geſtellt und für ſie gebildet, die mich zwingen, mit reichen Leuten auf gleichem Fuß zu leben. Ich muß in der Gegenwart rechnen und für die Zukunft berechnen.“

„Verrechne Dich nur nicht, Dagobert,“ ſagte Claudia ernſt: „was Wendelinens Charakter betrifft, ſo ſiehſt Du richtig, denn ſie iſt treu und zuverläſſig. Was ihr Vermögen betrifft, ſo weiß ich nur, daß mein Mann ihr ein bedeutendes Erbe und eine glänzende Mitgift zudenkt.“

„Und was meinſt Du, Claudia? wie würde unſer Vater Wendeline als Schwiegertochter aufnehmen — wegen ihrer Herkunft?“

Eine Purpurröte flog über Claudia's Antlitz und ſie erwiderte befangen:

„Lieber Dagobert, es ſcheint mir unnütz, eine ſo ganz unreife Sache ernſt zu überlegen. Wendeline iſt kein junges Mädchen, das unbedingt über ſich verfügen ließe, und ſo wenig ich die Geſinnung unſeres Vaters auszuſprechen mich getraue, ſo wenig kenne ich die ihren und die meines Mannes.“

„Wendeline macht mir einen ganz eigentümlichen Eindruck,“ ſagte Dagobert: „ſie entzückt mich nicht, ſie bezaubert mich nicht, ſie hat nichts Hinreißendes“ . . . —

„Nun, aber!“ . . . — rief Claudia ungeduldig.

„Aber ſie führt mich in mich ſelbſt zurück und ich kann bei ihr nicht auf der Oberfläche bleiben. Sie iſt wahr — und daher iſt ſie tief. Die reizende, blendende Fee Floriane Illinger, von der ich Dir erzählt habe, verhält ſich zu ihr, wie eine zauberhafte Theaterdekoration zur freien einfachen Natur.“

„Hüte Dich, Dagobert! eine Fee bezaubert und Du kehrſt in ihren Bereich zurück, während das Naturkind für Dich verſchwindet.“

„Sei ruhig, Claudia! wenn ich nach London zurückkehre, ſo begebe ich mich in das große, geſellſchaftliche Gewühl und ſehe manches Weib, deſſen Schönheit mit Floriane wetteifert. Ich hätte aber ſehr gewünſcht, mit Euch in London zu ſein und dieſe große Reiſe, für Euch ſo traurig, iſt es auch für mich. Euer Haus wäre mein Hafen geweſen; Eure Kenntnis von Menſchen, Verhältniſſen und Zuſtänden — mein Kompaß; Euer Rat — mein Steuerruder. Ohne etwas von dem allen werde ich ziemlich hilflos auf hoher See treiben.“

„Und wir, mein Gott!“ ſeufzte Claudia, „welche ſorgenſchwere Zeit liegt vor uns! wie unberechenbar iſt für uns alles und jedes! . . . die Zeit, die Geſundheit, die Heimkehr, der dauernde Erfolg. Das Herz möchte zerſpringen, wenn ich an die lange Trennung von unſerem Vater — vielleicht auf immer — denke, und nur das Verſenken in die Gegenwart und an die nächſte Pflicht, die mich auf's engſte an Mann und Kinder anſchließt, tröſtet mich. Überdas ſehe ich Wendelinens Kampf und Kummer! Kaum betritt ſie das Vaterhaus, kaum beginnt ſie ſich einzuwohnen, ſich heimiſch und zufrieden zu fühlen: ſo wird ſie herausgeriſſen und in alle fünf Weltteile geſchickt! Sie überwindet ſich, und veredelt ſich durch dieſe Überwindung; es tut mir aber dennoch weh, daß die junge Pflanze wieder von dem heimatlichen Boden abgelöſt wird. Es ſcheint, der liebe Gott wolle ihren feſten Charakter recht geſchmeidig machen, damit ſie zwei entgegengeſetzte gute Eigenſchaften in ſich verbinde. Feſt und unterwürfig zugleich, Dagobert — das iſt ſelten bei einer Frau.“

Ihm tat der Aufenthalt in Woodrich Caſtle ſehr wohl. Hier war nichts von dem unſinnigen Luxus, den Conſtance Frymar in ihrem Landhauſe liebte. Die Einrichtung, der Lebenszuſchnitt, die Gewohnheiten ſtimmten überein und waren ſtattlich und würdig, wie es ſich für Menſchen ziemt, die ihren Reichtum von den Vätern geerbt haben und auf Kinder und Enkel vererben wollen. Sie wollten nicht vor anderen damit prahlen; ſie wollten auch nicht ſich ſelbſt beſtändig daran erinnern, indem ſie jede Laune befriedigten. Das gefiel ihm ungemein! es hatte etwas Edles, etwas Unabhängiges. So zu leben, das wäre mein Ideal! Alles vollauf und nichts übertrieben! ſprach Dagobert zu ſich ſelbſt, umwogt von den Wölkchen der feinſten Cigarren, die Graf Sierra Blanca bei ſeinem Lungenleiden nicht rauchen durfte und dem Schwager geſchenkt hatte. Durch dieſe Wolken hindurch ſah Dagobert aber auch, wie wenig der Reichtum gegen die gewöhnlichen Trauerſchickſale des Lebens ſchützt. Der reiche Mann war erkrankt wie der ärmſten Einer. Die reiche Frau ſchwebte in Angſt und Gram um ihn. Das reiche junge Mädchen war gefeſſelt an des Vaters Krankenlager. Statt in der lieben Heimat den Verlauf der Krankheit, ſtatt Geneſung oder Tod am traulichen eigenen Herd unter dem ſicheren eigenen Dach zu erwarten, wurde die ganze Familie auf's Ungewiſſe in die weite Ferne geſchickt. — — Das alles war freilich traurig. Aber es gehört zum menſchlichen Leben, dachte ſchließlich Dagobert: und es iſt und bleibt angenehmer, reich zu ſein, als arm . . . und arm iſt jeder, der weniger beſitzt, als er zu ſeiner Exiſtenz bedarf, ſo daß es tauſend Stufen oder Schattierungen der Armut gibt.

Claudia war faſt immer bei ihrem Mann, der ihre Geſellſchaft jeder andern vorzog und nur auf Stunden Wendeline rufen ließ. So kam es, daß Dagobert und Wendeline ſehr viel zuſammen waren. Sie machten Muſik, ſie laſen, ſie machten weite Spaziergänge am Meeresſtrand, über welchem der Felſen aufſtieg, der Woodrich Caſtle mit Zinnen und Türmen trug; Wendeline verſuchte ſich in Reitübungen unter Dagoberts Anleitung. Sie waren jung, und mit der Beweglichkeit des jugendlichen Sinnes gewöhnten ſie ſich zu erheitern und Claudia's Sorgen zu zerſtreuen. Dagobert aber fühlte ſich mehr und mehr durch Wendeline gefeſſelt; — nicht bezaubert noch geblendet, ſondern wohltuend beherrſcht. Ihre Schönheit war nicht von der Art, die vorzugsweiſe dem Auge ſchmeichelt. Ihr klarer ruhiger Blick, ihre reine Stirn, der Zug von Güte und Wohlwollen ihres Mundes, verrieten auch dem ungeſchärfteſten Blick den keuſchen Frieden ihrer Seele, ihren geraden Sinn, ihr treues Herz. Wurde durch irgend eine Anregung ihr Gefühl bewegt, ſo ſprach es ſich mit einer tiefen, doch nicht ſtürmiſchen Energie aus, mit einer Energie, die bis an die Grenze der Weiblichkeit ſtreifte, doch ohne ſie zu überſchreiten und die ihrem ganzen Weſen den Ausdruck von friſcher Kraft und ungeſuchter Eigentümlichkeit gab. Als Dagobert einmal ganz beſonders von dieſem Eindruck erfüllt war, rief er:

„Wiſſen Sie, Wendeline, daß Sie ein herrliches Geſchöpf Gottes ſind?“

„Ein Geſchöpf Gottes bin ich — doch ohne jenes Beiwort,“ verſetzte ſie in ihrer gelaſſenen Weiſe: „herrlich iſt nur der Menſch, der Gott verherrlicht und davon bin ich weit entfernt.“

„Meinen Sie, daß man Gott nur durch große Taten verherrlicht?“

„Nein, Dagobert! aber durch große Tugenden.“

„Sie haben immer recht, Wendeline! Wenn ich nun aber ſage: dieſe Tugenden ſind in Ihnen und warten nur auf den Augenblick, der ihrer Entfaltung günſtig iſt — was antworten Sie dann?“

„Daß ich mich nicht auf Ihre Prophezeihung verlaſſen möchte,“ entgegnete ſie lächelnd: „wir wollen uns aber nicht länger mit Weisſagen beſchäftigen, ſondern den letzten Geſang des „Corſar“ leſen. Iſt es Ihnen recht?“

„Ganz recht! das paßt ſo gut zu der ganzen Szenerie. Das Meer, die brandenden Wellen, der Sturm, die ängſtlich flatternden und ſchreienden Möven, dies lebendige Seebild ſehen wir aus dieſem Erkerfenſter, ſo daß wir uns vorſtellen können bei Medora im Turm zu ſein und ihre Angſt um Conrad zu teilen.“

„Wir wollen ſehen, wie weit ich es darin bringe,“ ſagte Wendeline, ſetzte ſich im Erkerfenſter zu einer Handarbeit nieder und hörte aufmerkſam der Vorleſung des letzten Geſanges zu. Als Dagobert zu Ende war, rief ſie:

„Es klingt wunderſchön wie ein leidenſchaftlich bewegter Satz aus einer Beethoven'ſchen Symphonie.“

„Sind Sie gar nicht gerührt, gar nicht ergriffen durch Medora's Tod?“ fragte er.

„Nein!“ erwiderte ſie ehrlich.

„Sie ſind wirklich etwas proſaiſch, Wendeline.“

„Das kommt daher, weil ich vom Lande bin.“

„Ich bin auch vom Lande; . . . aber Medora entzückt mich dennoch und ihr Tod iſt mein Ideal von echt weiblicher Liebe.“

„Dies finde ich ſtark! binnen drei Tagen ſoll man ſich aus bloßer Angſt um Sie zu Tode ängſtigen!“ Sie lachte hellauf.

Auch Dagobert lachte, weil Wendeline die hochromantiſche Situation auf den kahlen Boden der Wirklichkeit geſtellt hatte, ſagte aber doch:

„Ich bleibe dabei: Sie ſind proſaiſch.“

„Kann ſein! allein ich bin wahr und kann mich nicht für etwas begeiſtern, das ich nicht verſtehe.“

„Ihre Sache wird noch ſchlimmer! iſt es denn möglich, daß Sie nicht den Schmerz um einen geliebten Menſchen bis auf den höchſten Grad geſteigert verſtehen ſollten?“

„Ich verſtehe ihn anders, Dagobert.“

„Und wie verſtehen Sie ihn?“

„Ich faſſe den Schmerz, auch den allerſchärſſten, immer auf als ein Kreuz aus der Hand Gottes, als einen Dorn aus jener Dornenkrone, die zu unſerer Erlöſung und Heiligung einſt auf Golgatha getragen wurde — und davon iſt bei Medora's Schmerz keine Rede. Ich kann alſo nicht recht mit ihr ſympathiſieren.“

Dagobert ſchaute tief in Wendelinens Auge und ſagte bewegt:

„Es iſt nicht wahr, was ich geſagt habe: Sie ſind nicht proſaiſch.“

„Wenigſtens hab' auch ich gerade in dieſem Punkt mein Ideal.“

„Und das iſt?“

„Wie Ritter Henning von Steinberg vor die Carthaus reitet, ſeinen Falken fliegen läßt und ſpricht: Flieg' hin Luſt und Freude der Welt! fortan will ich Gott und der Jungfrau Maria dieden. — Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte ſie lebhaft.

„Ich ſage, daß unſere Ideale eine gemeinſame Schattenſeite haben: es wird für mich keine Medora ſterben und es wird für Sie kein Henning von Steinberg Carthäuſer werden.“

„O Dagobert, was reden Sie da! Nicht in andern ſuche ich meine Ideale. In mir ſelbſt möchte ich ſie verwirklichen.“

„Der Mann iſt ein Glücklicher, den Sie einſt lieben werden, Wendeline!" ſagte er langſam nach einer Pauſe.

„Man ſpricht ſo leichthin von Glück und von Liebe," ſagte ſie: „das gefällt mir gar nicht! es ſind ernſte Dinge, die man nicht oberflächlich auffaſſen ſollte."

„Das tue ich wahrlich nicht!" rief Dagobert: „ich möchte mich verſenken in Glück und Liebe."

„Was nennen Sie — Glück?"

„Einen Beſitz und einen Zuſtand, der mich für Zeit und Ewigkeit befriedigt."

„Gibt es ſo etwas auf Erden?"

„Ich ſuche es und hoffe es . . . und ich würde glauben, es gefunden zu haben, wenn Sie" . . . —

„Wenn ich eine Medora wäre!" unterbrach ſie ihn haſtig: „und das bin ich nicht. Aber der Sturm hat ſich gelegt und die Ebbe tritt ein. Wir wollen den günſtigen Augenblick benutzen zu einem Spazierritt auf dem feuchten Sande des Ufers. Ich kleide mich geſchwind um. Bitte, laſſen Sie die Pferde ſatteln."

In dieſem traulichen Verkehr lebten Dagobert und Wendeline, verſtrichen Tage und Wochen. Er hatte einen Ausflug nach den großen Fabrikſtädten beabſichtigt und nach den großen Hafenplätzen. Es unterblieb. Claudia bat ihn, bis zu ihrer Abreiſe in Woodrich Caſtle zu bleiben und er folgte freudig ihrer Einladung. Mitte Dezember wollte man aufbrechen; — da erklärte Graf Sierra Blanca das Weihnachts- und Neujahrsfeſt zuhauſe feiern und im Januar die Reiſe antreten zu wollen. Das vernahm Dagobert und Wendeline mit Freuden.

„O lieber Vater!“ rief ſie, „könnte ich Dir nur ausdrücken, wie ich mich von Tag zu Tag heimiſcher hier fühle! faſt möchte ich ſagen, heimiſcher als in Bachheim.“

Sie wußte, wie ſehr eine ſolche Äußerung den Grafen erfreute; aber nicht deshalb, ſondern weil ſie wirklich das empfand, was ſie ſagte, ſprach ſie ſich ſo lebhaft aus. Dagobert begann zu denken, daß ihm ein Leben ohne Wendeline fortan unerträglich ſein werde und daß er ſich die Hoffnung auf ihren dereinſtigen Beſitz ſichern müſſe. Das werde ihm neuen Eifer geben, um ſich für ſeine Laufbahn auszubilden und zugleich ihm Schranken ſetzen gegen Einflüſſe von der Seite der Welt, deren Gefahren ihm nicht unbekannt waren. In einer traulichen Stunde eröffnete er ſich ſeiner Schweſter. Claudia liebte Dagobert mit einem mütterlichen Herzen und ſah, daß gerade eine Frau wie Wendeline mit ihrer Feſtigkeit und Pflichttreue paſſend für ihn ſei; allein ſie ſah auch die Schwierigkeiten, die ihr Vater erheben werde; — und was ihr Mann in ſeinem kranken Zuſtand, was Wendeline ſelbſt dazu ſagen werde — dies war ihr nicht klar.

„Lieber Dagobert,“ ſagte ſie endlich, „laß die

die Gräfin Dir eine Genugthuung geben — und ſie hat es gethan!“

„O ja, ja! ſie hat es gethan! aber Du haſt ihr das Herz gebrochen! — O nun verſtehe ich Alles! ſie wußte Nichts! ſie war wie eine Roſe friſch und blühend .... es war wie ein Licht um ſie herum, als ich fortging! — Und als ſie nach einigen Wochen mich wieder abholte .... bis zur Unkenntlichkeit war ſie verändert, wie nicht eine Krankheit, wie nur der Gram es vermag: da wußte ſie Alles, da hatte ſie Deinen entſetzlichen Brief bekommen .... und wenn ſie jezt ſtirbt, o mein Heiland! ſo iſt das Deine Schuld.“

„Dorothee, Du treibſt das Zartgefühl zu weit, Du biſt ungerecht gegen mich. Ich habe Niemand auf der Welt zu beſchützen und zu vertreten als Dich — habe auf Niemand Rückſicht zu nehmen ſobald es den guten Ruf meiner einzigen lieben Schweſter gilt — habe Dich hergeſtellt in dem Vertrauen und der guten Meinung der Gräfin, was Dir unſchätzbar ſein muß, da Du ſie ſo hoch verehrſt — und dafür machſt Du mir Vorwürfe!“

„Ach Du Unglückſeliger, hätteſt Du es nur nicht auf ihre Koſten gethan, wie dankbar wollte ich Dir ſein.. Aber jezt kann ich nicht!“

Indem trippelte die alte Kaſtellanin, die ſeit vier-

Sache ruhen bis nach unſerer Heimkehr. Wendeline iſt jetzt erſt achtzehn Jahr alt und Du zählſt fünf Jahre mehr. Schaut Euch beide etwas in der Welt um, bevor Ihr Euch für's Leben bindet. Es iſt nicht gut — ich weiß es aus Erfahrung — ſich an die erſte Erſcheinung zu feſſeln, die uns entgegentritt. Wendeline muß ihre freie Wahl haben. Sie hatte aber bis jetzt keine Gelegenheit, junge Männer anders, als ganz flüchtig zu ſehen und folglich könnte von einer wirklichen Wahl jetzt noch gar nicht die Rede ſein, da Du der Erſte und der Einzige biſt, der ihr näher kam."

„Nicht doch, Claudia! ſie hat mit Maximilian wochenlang im Familienkreiſe gelebt."

„Das iſt freilich Einer! allein es iſt gerade ein Solcher, bei dem an keine Verbindung zu denken iſt."

„Und da ſoll ich gelaſſen abwarten, ob ihr etwa ein Portugieſe oder ein Engländer, ein Braſilier oder ein Peruaner beſſer gefällt als ich! Das würde ſicher nicht der Fall ſein, wenn ich mir zuvor den Beſitz ihres Herzens geſichert hätte . . . und daß ich dies nicht verſuchte, geſchah teils — weil ich die An- und Abſichten der beiden Elternpaare nicht kannte, und teils, weil mir Wendeline über die Maßen imponiert."

„Das iſt ſchön von Dir, Dagobert!" rief Claudia gerührt: „dieſe Ehrfurcht vor den Eltern, dieſe hohe Achtung vor Wenedlinen's jungfräulichem Seelenfrieden, ehrt Dich ſelbſt . . . —"

„Wohlan, Claudia! Du gibſt mir Mut, um mich offen gegen Wendeline auszuſprechen. Ich ertrage nicht länger die Unbeſtimmtheit. Sie ſoll entſcheiden. Gibt ſie mir Hoffnung, ſo bin ich bereit jahrelang auf die volle Erfüllung meiner Wünſche zu warten. Gibt ſie mir keine Hoffnung, ſo weiß ich wenigſtens mein Schickſal ſogleich und ſchwebe nicht in Ungewißheit, bis Ihr aus der andern Hemiſphäre heimkehrt."

„Ich kann Dich nicht zum Stillſchweigen verpflichten, Dagobert, und ich kann nicht Wendelinen's Ohr verſchließen," ſagte Claudia niedergeſchlagen: „allein ich habe kein Vertrauen zu einem glücklichen Ende bei Deinem Verfahren. Solch' ein langer Brautſtand iſt nicht ungefährlich. In zwei, drei Jahren entwickelt ſich der Charakter junger Perſonen zuweilen ganz anders als man erwartet hat. Oder der eine Teil macht Fortſchritte und der andere bleibt ſtehen, ſo daß die ſympathiſchen Berührungen aufhören."

„Liebſte Claudia, dies alles kann auch in der Ehe eintreten und wird ertragen."

„Ja! vermittelſt der Gnade des Sakramentes und weil es nach dem Bündnis unvermeidlich iſt die Laſt zu tragen, die man auf ſich nahm."

„Je mehr Schwierigkeiten Du mir entgegenſtellſt, deſto geneigter fühle ich mich ſie zu überwinden.“

„Auch den Widerſtand unſeres Vaters?“

„Vor der Hand würde ich darüber ſchweigen, und wer kann wiſſen, wie viel Tage dem Greiſe noch zugemeſſen ſind.“

Was konnte Claudia noch ſagen, da jedes abmahnende Wort Dagobert in ſeinem Entſchluß beſtärkte, wie das bei jungen Leuten faſt immer zu geſchehen pflegt. Dennoch führte er ihn nicht auf der Stelle aus. Es war in Wendeline ein Gemiſch von Ernſt und von kindlicher Unbefangenheit, das ihn vor dem Gedanken zittern machte, daß ſie Nein! ſagen könne und daß dann das anmutige Verhältnis, in welchem er jetzt zu ihr ſtand, für immer verſtört ſei. Oft ſchwebte eine Erklärung auf ſeinen Lippen — aber er fand nie das rechte Wort. Er wurde befangen und zerſtreut und verlor die Heiterkeit, die in ſeinem Charakter lag. Wendeline bemerkte es und glaubte, daß er anfange ſich in Woodrich Caſtle zu langweilen, was ſie bei dem ſtillen, einförmigen Leben recht natürlich für ihn fand und was ihr doch ſehr weh tat.

In dem einen breiten und tiefen Erkerfenſter des Salons hatte ſie ſich ihre kleine Privatniederlaſſung eingerichtet, indem ſie einen Tiſch mit Büchern, mit Schreib- und allerhand Arbeitsgerät zwiſchen zwei Stühlen hineinſtellte. Da ſaß ſie bei ihren Beſchäftigungen; da ſetzte ſich Claudia, wenn ſie in den Salon kam, ihr gegenüber und Dagobert, wenn er ihr vorlas oder mit ihr plauderte. Der Erker ſchwebte wie ein Schwalbenneſt an jener Seite des Schloſſes, die dem Meer zugewendet und auf dem ſchroffen Felſen erbaut war, deſſen Fuß die Brandung der Flut beſpülte. Man hatte dort immer das erhabene Schauſpiel vor Augen, welches der Atlantiſche Ozean aufrollt, uralt und immer neu, eine Offenbarung der Allmacht Gottes, welche dieſen rieſigen Wellen, dieſen unermeßlichen Fluten geheimnisvolle Schranken ſetzt, damit ſie nicht verwüſtend über das Geſtade ſich hinwälzen, ſondern taktmäßig zurückweichen in die Tiefe, die kein menſchliches Maß ergründet, und in die Weite, die kein menſchlicher Blick überſchaut.

In dieſem Erker hielt ſich Wendeline mit Vorliebe auf und nie wurde ſie der Ausſicht müde. Von ihrem Buch, ihrem Briefblatt, ihrer Stickerei flog ihr Auge zuweilen hinweg, unwillkürlich, und verſank in das wundervolle Bild der Unermeßlichkeit. Wie einſt das Kind über den goldenen Wolken des Abendhimmels Gott den Herrn wandelnd glaubte: ſo wandelte jetzt für ſie über das Weltmeer derjenige, der allen Stürmen in der Natur und in der Menſchenbruſt Ruhe gebieten kann. In der Abgeſchiedenheit des Kloſterhofes aufgewachſen und mit einer Seele begnadet, die ſich gern und leicht dem Höheren zuwendete, blieb ſie einſam unter den Hunderten von jungen Mädchen des Inſtituts, in deren Herde ein Individuum leicht verſchwindet, wenn es ſich friedlich der allgemeinen Ordnung und Regel fügt. Sie war da um zu lernen und zu gehorchen: das war ihre Pflicht; alſo lernte ſie eifrig und gehorchte pünktlich. Eine Vorliebe, eine beſondere Zuneigung hatte ſie für niemand. Aus den Lehrjahren trat ſie in den Familienkreis, in dem ſie ſich glücklich fühlte und mit dem ſie wiederum in der Abgeſchiedenheit von der Welt war — zuerſt in Bachheim, jetzt in Woodrich Caſtle. Wer dieſem Kreiſe angehörte, den ſchloß ſie in ihr Herz, in ihre Gedanken, in ihre Liebe ein; und jede Trennung war ihr ein heißer Schmerz.

So ſaß ſie denn am letzten Tage des Jahres in ihrem Erker, dachte traurig an die naherückende Trennung von Dagobert und blickte auf's Meer, das grau und unbeſtimmt mit umnebelten Horizont ſich ausbreitete — ein Bild der Zukunft. Dagobert ſaß am Flügel und ſpielte; aber oft ſchaute er zu ihr hinüber, ohne daß ſie es bemerkte, denn er ſah ſie im Profil, und mehr denn je fiel ihre edle Schönheit ihm auf. Durch ihre reichen ſchwarzen Locken zog ſich wie ein Lichtſtreif vom Himmel ein ſchmales hellblaues Sammtband, das der Mode des Tages gemäß rückwärts geknüpft über den Nacken herabfiel, und ihr einfaches lichtgraues Kleid umſchloß in weiten Falten vom Halſe bis zu den Füßen ihre Geſtalt. Sie hatte ſich im Lehnſtuhl zurückgelegt und ihr Kinn ruhte leicht auf der Hand des aufgeſtützten linken Armes. Michel Angelo meißelte das Marmorbild eines Medizäiſchen Herzogs, das man wegen des tief ſinnenden Ausdrucks in Zügen und Haltung „il Pensiero“ zu nennen pflegte. Daran dachte Dagobert und er nannte in ſeinen Gedanken Wendeline einen träumenden Genius. Dann aber ſenkten ſie ſich um einige Stufen hernieder und er begann Schubert's ſüßes, träumeriſch ſchwärmendes „Ständchen“ zu ſpielen, das mehr als irgend eine andere Muſik, vielleicht ſogar mehr als Worte ſeine Empfindung ausdrückte: ſie ſollte erwachen! die Liebe ſollte ſie wecken! Aber ſie regte ſich nicht, ſie blieb in ihrer Stellung und nichts deutete an, ob ſie das Ständchen höre oder nicht. Als es zu Ende war ertrug Dagobert die Spannung nicht länger. Er ging raſch auf Wendeline zu und ſagte zögernd und beklommen:

„Nur ein Wort, Wendeline . . . nur einen Augenblick Gehör . . . Ich liebe Sie! aber könnten Sie mich lieben?“

Bei ſeiner Anrede blickte ſie ihn mit flüchtigem Befremden an, denn ſie pflegten ja ſtets offen und traulich mit einander zu ſprechen; aber ſchnell verſtand ſie, daß jetzt etwas anderes gemeint ſei; ſie wurde leichenblaß und ſchwieg, denn ſie fühlte ihr Herz, ihre Lippen, ihre Stimme zittern.

„O ja! ja! Sie können meine Liebe erwidern!“ rief er ſtürmiſch und ergriff ihre Hand.

Wendeline zog die Hand zurück und ſagte bebend:

„Von können iſt nicht die Rede, ſondern von dürfen — und ich darf es nicht.“

„O Wendeline! wenn Sie mich lieben, ſo ſehe ich nicht, wer den Bund unſerer Herzen trennen ſollte.“

„Ihr Vater, Dagobert! er wird nie zugeben, daß die Glöcknerstochter aus dem Bachheimer Kloſterhof die Frau ſeines Sohnes werde.“

„Aber ſie iſt jetzt die Tochter des Grafen Sierra Blanca, iſt wohlerzogen, talentvoll, vermögend — alles, was man für eine Schwiegertochter wünſchen kann.“

„Dennoch liegt auf meiner Herkunft ein Schleier! Niemand kennt meine Mutter . . . nie ſpricht man von ihr! man könnte mir doch ſagen wer ſie war, wo ſie lebte, wo ſie ſtarb. Sehen Sie, während ich dies ſage, werden Sie verlegen. Es iſt nicht bloß ein Schleier, der auf meiner Herkunft liegt, ſondern ein Schatten, ein Fleck: ich bin nicht in einer rechtmäßigen Ehe geboren.“

Sie hatte mit unausſprechlicher Traurigkeit langſam und leiſe geredet; jetzt bedeckte ſie ihr Geſicht mit beiden Händen, während Dagobert voll zärtlicher Teilnahme erwiderte:

„Laſſen Sie das ruhen, Wendeline! Sie ſind die Tochter Ihres Vaters, Sie führen ſeinen Namen, Sie werden von ihm und ſeiner Frau wie ein geliebtes Kind gehalten und gehegt! . . . Weshalb durchwühlen Sie die Vergangenheit?“

„Ich tue es nicht, doch ſie drängt ſich mir auf! ich habe Leute inbezug auf mich fragen hören: wer war ihre Mutter? — ich habe ein Achſelzucken bemerkt, ein zweifelndes Lächeln . . . — —“

„Das alles will ich nicht hören, Wendeline!“ rief Dagobert erregt, „ſondern nur ein Wort, ein einziges Wort! nur ein Ja — und weiter nichts.“

Sie ſah ihn an mit ihrem grundguten ernſten Auge, das von einem lieblichen Schimmer überglänzt wurde und antwortete ſanft und ruhig:

„Ich habe ſo viel und ſo lange für Sie gebetet, daß Sie in meinem Herzen eingeſchloſſen und mit mir aufgewachſen ſind. Iſt das Liebe?“

„Die beſte, die ſchönſte, die edelſte Liebe!“ rief er hingeriſſen. Doch ſie unterbrach ihn:

„O ſchweigen Sie, Dagobert! ich weiß nicht was meine Eltern ſagen werden — was aber Ihr Vater ſagen wird, Ihr herrlicher Vater, der mir erlaubt ihn Großvater zu nennen — o Gott! das weiß ich ganz genau! und gegen ſeinen Willen kann ich nimmer Ihre Gattin werden."

„Wer kann ſagen, wie Gott den Willen des Menſchen lenkt und ſtimmt, Wendeline," verſetzte Dagobert von der Schwermut ergriffen, mit der ſie ſtets auf ihren Grundgedanken zurückkam.

„Ja . . . aber iſt es auch der Wille Gottes, daß wir uns lieben?" fragte ſie ſinnend: „ich meine, daß Sie mich lieben; denn daß ich Sie liebe, Dagobert, das verſteht ſich von ſelbſt, das hat Er mir ſchon in meinen kindlichen Tagen ins Herz gegeben, als ich noch Wendelchen hieß und Sie mir ſagten: Bete für mich."

„Das ſage ich auch jetzt! bete für mich, Wendeline und liebe mich."

„Wie werden meine Eltern dies aufnehmen? ich muß ſogleich mit ihnen darüber ſprechen," ſagte Wendeline ſich erhebend.

„Ja, mit meiner Schweſter, denn ſie iſt meine Vertraute geweſen und kann zu guter Stunde ihren Mann benachrichtigen . . . —"

„Nur nichts von meinem geheimen Kummer, Dagobert!" rief Wendeline ängſtlich: „ich beobachte darüber tiefes Schweigen gegen die Eltern, weil ich fühle, daß jedes Wort ſie ſchmerzen würde. Gegen Sie habe ich mich ausgeſprochen, weil es nötig war. Übrigens aber ſpreche ich nie darüber, nie! auch nicht mit Pfarrer Edelholt. Es iſt ein

Kreuz, das ich in der Tiefe meines Herzens tragen und verbergen muß. Verſtehen Sie das?“

„Würde ich Sie lieben, wenn in Ihrem Herzen, in Ihrer himmelvollen Seele etwas Unverſtändliches für mich wäre? fragte er zurück.

Sie gingen zu Claudia und Dagobert führte das Wort, während Wendeline die Hand ihrer Mutter in ihre beide Hände nahm und ſie erwartungsvoll anſchaute. Claudia erwiderte nur, wenn beide Väter einverſtanden wären, ſo wäre ſie es von ganzem Herzen; allein ſie müſſe zuerſt mit ihrem Mann ſprechen und ſie werde es noch heute tun, um die ſpannende Erwartung möglichſt abzukürzen. Und ſie tat es. Graf Sierra Blanca war wenig erfreut, ſah alle Schwierigkeiten voraus, die Graf Wianden machen werde, fand Dagobert's Charakter ſchwankend, deſſen Zukunft und Laufbahn unſicher und die Ausſicht höchſt unerfreulich, Wendeline in Deutſchland zu verheiraten. Er hatte die größte Luſt auf der Stelle Nein! zu ſagen und damit eine Sache abzuſchneiden, die ja nichts weiter als die unreife Frucht des abgeſchiedenen Lebens der beiden jungen Leute in Woodrich Caſtle ſei.

„Das ſieht Wendeline nicht ähnlich,“ verſetzte Claudia kopfſchüttelnd.

„Deſto mehr Deinem Bruder,“ ſagte der Graf: „doch ich will nicht ungerecht gegen ihn und nicht zig Jahren im Schloß waltete, freudeſtralend und eilfertig ins Zimmer und rief:

„Liebes Mamſellchen, wir ſind endlich niedergekommen, wir haben ein Söhnchen!“

Dorothee ſtürzte pfeilſchnell hinaus, Leonor lachte über den Mißbrauch des Pronomens, und die alte Dame fragte mit wem ſie die Ehre zu ſprechen habe. Er nannte ſich. Da erzählte ſie ihm Geſchichten aus der Zeit ſeines Vaters und ſeines Großvaters, die ſie Beide gekannt, und würde ſich auch wol bis zum Urgroßvater verſtiegen haben, hätte Dorotheens Rückkehr ſie nicht unterbrochen. Dieſe warf ſich ihrem Bruder um den Hals, dann der Kaſtellanin, lachte und weinte, und jauchzte ganz überſelig:

„Sie lebt! ſie lebt! o die Glückſeligkeit! .... und das Kind lebt auch!“

„Der kleine Graf!“ berichtigte die Kaſtellanin, ganz vergeſſend daß ſie ſelbſt vom Freudenrauſch ſich hatte hinreißen laſſen gegen alle Regeln der Etikette den kleinen Grafen, dies neugeborne Würmchen! „Söhnchen“ zu nennen.

Als die Geſchwiſter wieder allein waren bot Dorothee ihrem Bruder die Hand und ſprach:

„Vergieb Leonor, wenn ich etwas geſagt habe das wie mißverſtehen Deiner guten Abſicht klang.

hart gegen mein liebes Kind ſein! Ebenſowenig will ich aber auch mein Gewiſſen mit dem Selbſtvorwurf des Leichtſinns in einer ſo heiligen Sache beſchweren, ſondern Bedingungen ſtellen, denen ſich beide fügen müſſen. Sei ſo gut und führe ſie in einer Stunde zu mir."

„Nun Claudia, himmliſcher Bote, welche beſeligende Nachricht bringſt Du?" rief Dagobert und flog ihr entgegen, als ſie wieder im Salon erſchien.

„Wo iſt Wendeline?" fragte Claudia.

„In der Kapelle! ſie ſagte, ſie wolle Gott bitten um vollkommene Hingebung in ſeinen heiligen Willen."

„Du hätteſt das nämliche tun ſollen."

„Ich kann nicht, Claudia! ich bin allzu erregt und bewegt . . . Aber Du biſt ſo ernſt . . . Haſt Du eine ſchlimme Botſchaft zu bringen?"

„Durchaus nicht! Allein die Sache iſt ernſt, um die es ſich handelt, Dagobert, denn Glück und Würde des Lebens hängt für zwei geliebte Menſchen von ihr ab. Mein Mann will ſelbſt mit Euch über ſeine Bedingungen reden."

Dagobert fühlte ſich herabgeſtimmt; er wäre am liebſten ſogleich zum Altar gegangen, um das Bündnis ſegnen zu laſſen und, dadurch gekräftigt, allen ſpäteren Schwierigkeiten mutig entgegen zu treten. Er ſprach das aus.

„Du redeſt wie im Traum, Dagobert!“ entgegnete Claudia: „wie ſtrafbar wären Eltern, die ſich zu einer ſolchen Nachgiebigkeit hinreißen ließen! und überdas ſcheinſt Du ganz zu vergeſſen, daß Dein Vater auch mein Vater iſt und daß ich vor niemand auf Erden höhere Achtung habe, als vor ihm, — folglich keinen Schritt tue oder geſtatte, der ihn verletzen könnte.“

Das alles gab Dagobert gern zu und ſagte dann:

„Entnimm aus meiner Unruh' und Verkehrtheit, liebſte Claudia, wie unausſprechlich hoch ich das Glück anſchlage Wendeline die Meine zu nennen.“

Endlich ſchlug die Stunde, und Claudia führte beide zu ihrem Mann. Der Graf ſaß am Kamin; ſeine hohe kräftige Geſtalt war zuſammengeſunken, die Schultern nach vorn gebogen und auf ſeinem Antlitz lag etwas Krankhaftes, ſowohl in den Zügen, als in der Farbe. Auch ſeine Stimme hatte nicht mehr den vollen Ton der Südländiſchen. Die Seinen, die ihn täglich ſahen und ſich allmählich an ſeine Veränderung gewöhnt hatten, bemerkten nicht, welche Todesdrohung in ihr lag. Er empfing Dagobert liebreich wie immer und Wendeline zärtlicher denn je und ſagte, er ſei nicht entſchieden weder für noch gegen ihre Verbindung.

„Aber,“ ſetzte er hinzu, „ehe ich mich auf irgend ein bindendes Wort einlaſſe, muß ich die Überzeugung haben, daß Ihr beide ſicher ſeid, in dieſer Ehe das Glück eines ganzen langen Lebens finden zu wollen. Ob Ihr es findet — das ſteht bei Gott, wie jedes Glück! Allein Ihr müßt den andauernden Willen haben es nur dort zu ſuchen . . . und dieſer Wille muß um ſo mehr geprüft werden, als Ihr beide noch ſehr jung ſeid. Du, Wendeline, kennſt kaum andere Menſchen als die, welche Du in Bachheim und in Notre-Dame-aux-Oiseaux geſehen haſt. Du, Dagobert, haſt noch nicht einmal Deine Laufbahn angetreten, biſt nicht imſtande einer Gattin einen häuslichen Herd anzubieten, weißt gar nicht, ob Dir in der untergeordneten Stellung, welche Du zuerſt wirſt einnehmen müſſen, eine Frau, eine Familie nicht höchſt läſtig ſein würde, ſogar in dem Fall, daß Du ſie ernähren könnteſt — was Du aber nicht kannſt. Dieſe verſchiedenen Gründe beſtimmen mich zu folgender Entſcheidung: Wir treten nächſtens eine Reiſe an, die zwei bis drei Jahre dauern wird. Bis zur Rückkehr iſt jedes von Euch frei, durch nichts gebunden. Benutzt die Friſt, um Euch zu prüfen. Euer Charakter, Eure Lebensanſichten werden reifen und ſich entwickeln. Vielleicht bringt dieſe Entwicklung es mit ſich, daß die Sympathie zwiſchen Euch ſich mindert, ſogar erliſcht; — denn der eine kann andere Wege einſchlagen oder größere Schritte machen als der andere und würde ſich dann zu ſeiner Qual gebunden fühlen. Das darf nicht ſein. Ihr bleibt vollkommen frei und deshalb wird auch kein Briefwechſel zwiſchen Euch ſtattfinden; denn er würde nur dazu dienen Gefühl und Phantaſie zu erregen und Euch in beſtändiger unruhiger Spannung zu erhalten. Ihr ſollt aber mit Vernunft und Ruhe die jugendlichen Gefühle und die Träumereien der Phantaſie ſichten. Bleibt nach der Sichtung — Liebe übrig: nun dann in Gottes Namen gebe ich Euch meinen Segen. Bei unſerer Heimkehr wird es ſich entſcheiden. Bis dahin bleibt das verwandtſchaftliche und freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen Euch beſtehen, das vielleicht für Euch das beſſere iſt." —

Dagobert war etwas entmutigt durch die Länge der Friſt; Wendeline durchaus nicht.

„Drei Jahre des Glücks ſind uns geraubt!" rief er.

„O nein! wir ſollen nur drei Jahre anwenden, um uns des Glückes würdig zu machen, Dagobert. Iſt es zu hart drei Jahre getrennt zu ſein, wenn wir damit ein halbes Jahrhundert der Vereinigung erkaufen können?"

„Und von der ehelichen Verbindung könnte ja doch nicht die Rede ſein innerhalb dieſer drei Jahre, weil Du keine bleibende Stätte haſt, Dagobert," ſagte Claudia.

„Aber durch eine wirkliche Verlobung wäre mir mein Glück geſichert!“ rief er: „Jetzt muß ich beſtändig zittern, daß ein weſtindiſcher Pflanzer oder ein oſtindiſcher Nabob es mir ſtreitig macht.“

„Muß auch ich zittern? . . . und vor wem?“ fragte Wendeline lächelnd.

„O nein! vor niemand!“ entgegnete er: „Es gibt nur eine Wendeline, ein unvergleichliches Weſen! . . . — —“

„Dieſe Geſpräche gehen über das freundſchaftlich verwandtſchaftliche Verhältnis hinaus, welches der Vater erhalten wiſſen will, Dagobert,“ bemerkte Claudia, freundlich mit dem Finger drohend.

„Das beginnt erſt mit Eurer Abreiſe! O Claudia, verſchärfe doch nicht die Strenge Deines ſehr geſtrengen Eheherrn!“ verſetzte er haſtig. — —

So ging der Abend zu Ende, der letzte Abend des Jahres. Aus der Mitternachtsmeſſe in der Schloßkapelle kehrte Wendeline in ihr ſtilles Zimmer zurück. In einen Plaid gehüllt trat ſie an das geöffnete Fenſter und blickte hinaus in die rabenſchwarze Nacht. Der Sturm heulte und die Wellen brandeten mit donnerndem Getöſe an den Uferfelſen. Himmel, Erde und Meer waren mit einer gleichmäßigen Finſternis bedeckt. Es war ſchauerlich dieſe furchtbaren Naturſtimmen zu hören, in dieſen wütenden Aufruhr unbezwinglicher Naturmächte zu blicken und ihnen gegenüber die menſchliche Ohnmacht zu fühlen, welche ſie nicht leiten, nicht lenken, nicht beſchwichtigen, nicht zügeln kann. Das empfand auch Wendeline; und ſie dachte weiter: Iſt nicht ungefähr ſo die Zukunft des Menſchen? ſtatt der Naturkräfte liegen Leidenſchaften, Verwirrungen, ſtreitende Anſichten, feindliche Meinungen vor ihm und bilden eine chaotiſche Finſternis, durch die er ſich winden ſoll . . . ſich retten ſoll . . . die eigene Seele und geliebte Seelen retten ſoll, während er allen Stürmen der Welt und der Unterwelt, allen ſtreitenden Elementen des eigenen Herzens ausgeſetzt iſt. Werde ich es können? O Dagobert, wirſt du es können? Werden wir jenſeits dieſes dunkeln Meeres der Zukunft gemeinſam Hand in Hand an einer freundlichen Küſte landen und hienieden glücklich werden? . . . Oder werden wir erſt auf den wechſellos heitern Höhen der Ewigkeit das wahre, das unvergängliche Glück finden? O Dagobert! möge Gott Dich führen . . . und mich führen! Ich wußte bis jetzt nicht, daß ich Dich liebe . . . aber jetzt iſt es ausgeſprochen; ich weiß es und ich will es! Ja, ich will Dich lieben zum Heil Deiner und meiner Seele, gleichviel ob mir zur Freude oder mir zum Leid.

Die Schloßuhr ſchlug eins. Wendeline ſank auf die Knie. Ihr letzter Gedanke im ſcheidenden Jahr und ihr erſter Gedanke im anbrechenden Jahr — war Gott. Dann ſchloß ſie das Fenſter.

ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſaßte in einem Brief an Pfarrer Edelholt die Ereigniſſe des Tages zuſammen. Zum Schluß ſagte ſie:

„Beten Sie für uns, Vater meiner Seele, um
„die vollkommene Vereinigung mit dem Willen
„Gottes. Denn das glaube ich feſt: das letzte Ende
„und Ziel der Dinge iſt nicht unſer irdiſches
„Glück.“

Eine reiche Erbin.

Sie waren abgereiſt. Nach der Havanna hatten ſie ſich eingeſchifft. Der ſchmerzliche Abſchied war überſtanden. Dagobert ſaß im Warteſaal der Eiſenbahn und dachte über den merkwürdigen Wechſel nach, der in der letzten Zeit über ihn gekommen war. Ahnungslos hatte er Woodrich Caſtle betreten; feſt war ſein Entſchluß geweſen keinen Gedanken an eine eheliche Verbindung feſtzuhalten; eine ſtarke Liebe und ein großes Vermögen hatte er begehrt als Bedingung ſeiner Wahl; und jetzt, nach zwei Monaten, wie war alles ſo verändert. Er liebte, er wurde geliebt, er war in ſeinem Herzen gebunden, von Vermögen war gar keine Rede geweſen! — — und dieſe ganze erſchütternde Revolution ſeines innern und äußern Lebens hatte keine unumſtößliche Grundlage, konnte jeden Augenblick in Frage geſtellt werden, ſobald ein leiſer Wechſel in ſeiner oder in Wendelinen's Willensrichtung eintrat. Scheinbar gebunden, ſcheinbar frei — ein Zwitterzuſtand: darin ſollte er leben! Wohlan! ſprach er zu ſich ſelbſt, ich will dieſen Punkt als erledigt betrachten und ihn nicht weiter durchgrübeln: Wendeline, das herrliche Geſchöpf, wird die meine; ſie iſt die geliebte Tochter eines reichen Mannes und mein Vater wird — wenn Gott ihm noch ſo lange das Leben ſchenkt — dem Glück ſeines einzigen Sohnes nicht entgegen ſein. Dies alles ſoll mir zweifellos feſt ſtehen. Ich will mich fortan mit nichts beſchäftigen, um nichts mich bekümmern, als mir Kenntniſſe zu erwerben, die mir in meiner Laufbahn förderlich ſind.

In tiefem Sinnen hatte er in einem Winkel geſeſſen und nicht bemerkt, daß ſich allmählich der Saal mit Menſchen füllte. Plötzlich blieb ein Herr, der an jedem Arm eine Dame führte, vor ihm ſtehen und rief überraſcht:

„Dagobert! Du hier?“

Wie aus einem Traum erwachend fuhr er auf und begrüßte Maximilian und ſeine ſchönen Schweſtern.

„Wir waren bei guten Freunden auf der Inſel Wight,“ ſagte Conſtance: „es war ſehr hübſch in dem Schlößchen, ſehr elegant, ganz wie es in den engliſchen Romanen beſchrieben wird; allein es regnete vom Morgen bis zum Abend, ſo daß man weder ſpazieren gehen, noch fahren, noch reiten konnte und ſehr langweilige Augenblicke hatte.“

„Und aus der Reihenfolge von Augenblicken dieſer Art beſtand unſer Aufenthalt,“ ſetzte Floriane munter hinzu: „ich bin ſo zu ſagen in einem Murmeltierzuſtand von Schlaftrunkenheit.“

„Ihr Ausſehen verrät das nicht, Fräulein Floriane,“ verſetzte Dagobert lächelnd.

Sie ſah ganz reizend aus in dem Pelzkragen, den ſie dicht unter dem Kinn zuſammenfaßte. Conſtance ſagte eifrig:

„Wir haben uns ſehr gut unterhalten, als wir verzauberte Tiere darſtellten.“

„Oho!“ rief Dagobert hellauf lachend: „das war ja ein formidables Unternehmen.“

„Conſtance will ſagen, daß wir lebende Bilder darſtellten nach jenen allerliebſten franzöſiſchen Phantaſien, welche die menſchliche Geſtalt mit dem Kopf eines Tieres und mit deſſen Bewegungen zuſammenſetzen,“ erläuterte Floriane: „ich war die Katze.“

„Und ich war das Lamm,“ ſagte Conſtance: „ich lag auf einem grünen Teppich zwiſchen vielen Blumen — das ſtellte eine Wieſe vor.“

„Ungeheuer amüſant!“ rief Maximilian dazwiſchen: „aber ſpart Eure Erzählungen auf bis Graf Wianden nach London kommt, was ohne Zweifel bald geſchieht.“

„Ich trete jetzt eine Rundreiſe durch Englands See- und Fabrikſtädte an. Gegen den Frühling komme ich nach London,“ verſetzte Dagobert.

„Wir ſind ſchon in der Stadt,“ ſagte Conſtance; „Chiswick wurde unaushaltbar.“

Du hatteſt es aufs Beſte mit mir im Sinn und zu ändern iſt es nicht mehr! aber das ſchwör' ich Dir; wär' es zu ändern — und ich hätte zu entſcheiden: ſo würde die Gräfin nie jene Briefe bekommen haben! — Und nun ſprich mir von Deinen Plänen für die nächſte Zukunft."

Bis in die Nacht hinein plauderten die Geſchwiſter traulich zuſammen. Leonor wollte nach England und Frankreich, zum Theil im Intereſſe ſeiner Wiſſenſchaft, und hauptſächlich um die weit höher ausgreifenden, welche die Gegenwart bewegten, erſchütterten, neu zu geſtalten ſtrebten, von ihrem Grunde bis zu ihrem Ziel bei deren Fahnenträgern zu verfolgen. Dann wollte er das Glück der Unabhängigkeit genießen, die Welt nach Luſt und Laune durchſtreifen, die Freuden und Gebrechen der Geſellſchaft im vollſten Umfang kennen lernen, die Menſchen ſtudiren von der Straße bis in den Salon hinein, nicht phyſiſch, ſondern pſychologiſch, aus dieſem Studium den Schluß gleicher Berechtigung für Alle ziehen, und auf dieſe praktiſche Gleichheit aus allen Kräften hinwirken, die ihm durch geiſtige und materielle Mittel zu Gebot ſtanden.

„Gott! und das Alles in vier kurzen Jahren! rief Dorothee verwundrungsvoll; ach, Leonor! Du wirſt nicht damit zu Stande kommen! Weißt Du

„Wie gut trifft ſich das!“ rief Maximilian: „ich bin bis Liverpool Dein Reiſegefährte. Ich muß nur zuvor meine Schweſtern auf den Londoner Zug befördern.“

Dies geſchah und Dagobert wußte nicht genau, ob das Zuſammentreffen mit Maximilian ihm lieb oder leid ſei. Er war daran gewöhnt dem Freunde ſein volles Vertrauen zu ſchenken und er wollte doch über alles ſchweigen, was in Woodrich Caſtle vorgegangen war. Ließ ſich das verbinden? mußte nicht etwas Gezwungenes den Verkehr unbehaglich machen? würde Maximilian nicht Fragen tun? — Aber die Sache war nicht zu ändern und ſo beſchloß denn Dagobert aus der Geſellſchaft ſeines Freundes den größtmöglichen Vorteil zu ziehen, da Maximilian ſehr viele Perſönlichkeiten kannte und Verbindungen hatte, die in und über das große und merkwürdige Räderwerk des allgemeinen engliſchen Lebens Einblick und Auskunft zu geben verſprachen. Vor der Hand war Maximilian ganz eingenommen von einer wichtigen finanziellen Operation, die er in Liverpool bewerkſtelligen ſollte und die er gern zum glänzendſten Ausgang führen wollte, um dem Herrn Illinger sen. zu beweiſen, daß ſein Kopf für die größten Geſchäfte befähigt ſei; denn es dämmerte ihm der Verdacht auf, der Vater könne ſeine Töchter oder einen ſeiner Schwiegerſöhne, namentlich den ſehr reichen, ſehr ſoliden und ſehr erfahrenen

Herrn Frymar bevorzugen wollen zum Nachteil des geſchäftsunkundigen und verſchwenderiſchen Sohnes. Es machte ſich alſo ganz von ſelbſt, daß die materiellen Intereſſen des Lebens, die Dagobert in Woodrich Caſtle vergeſſen hatte, nunmehr in den Vordergrund traten und vielfach beſprochen wurden, ſo daß Dagobert auf's neue den Wunſch ſpürte, durch irgend eine finanzielle Unternehmung — reich zu werden. Welche Genugtuung hätte es ihm gewährt, ein Vermögen zu erwerben und nicht in ſeiner gegenwärtigen Mittelloſigkeit vor ſeinem Vater und ſeinem Schwager zu erſcheinen. Allein er wußte keinen Rat und Maximilian auch nicht. Dieſer ſagte:

„Es gibt Waghälſe von Spekulanten, die mit zwölf Kreuzern in der Taſche für eine halbe Million gefährlich ſchwankende Papiere kaufen. Sie können ſo ſicher gewinnen, wie Eins gegen Tauſend ſteht; gleichwohl wagen ſie es darauf hin. Gelingt der tolle Streich, ſo werden ſie immer kecker bis ſie denn doch einmal den Hals brechen. Gelingt er nicht, ſo bleibt ihnen nichts übrig, als ſich an den erſten beſten Baum aufzuhängen oder ſich als vazierender Lump zu den Goldgräbern in Kalifornien oder Auſtralien zu begeben. Dergleichen tut ein überlegender Mann nicht; wenigſtens beginnt er nicht ſeine Spukulationen damit. Will man durch dieſelben ſich ein Vermögen machen, ſo iſt der erſte und notwendigſte Schritt — höchſte

Sparſamkeit. Damit hat mein Vater vor fünfzig Jahren angefangen; er war arm und wollte reich werden. Er zählte ſechszehn Jahre, als er ſich darauf verlegte und mehr als zwanzig Jahre — alſo ſeine ganze Jugend und ſeine kräftigſte Lebenszeit — widmete er ausſchließlich und in jeder Richtung dieſem Beſtreben. Im vierzigſten Jahr war er wohlhabend. Da heiratete er meine ſchöne, reiche Mutter, eine Venetianerin von ſpaniſcher Abkunft und nun wurde er nach und nach ganz außerordentlich reich. Aber er ſagte zuweilen zu ſeinen Kindern: Ihr ſchwelgt durch meinen Hunger und bewohnt Paläſte durch meine Dachkammer. Eine ſolche Energie haſt Du nicht, Dagobert und ich ſetze hinzu, auch ich nicht. Sie kann ſich nur bei dem Armgeborenen entwickeln."

„Und auch nur auf der unterſten Stufe der Geſellſchaft," ſetzte Dagobert hinzu, „wo man keine Verbindlichkeiten des Anſtandes und des geſelligen Verkehrs mit gebildeten Kreiſen zu berückſichtigen hat. Leider ſehe ich nur allzu deutlich ein, daß ich zum Spekulanten durchaus nicht tauge und ich zürne meiner Verkehrtheit, die mich dazu machen möchte."

„Das doch nicht!" erwiderte Maximilian lächelnd: Du möchteſt keineswegs ein Spekulant werden, ſondern nur als grand seigneur die Früchte glücklicher Geldſpekulationen genießen.

Dir wäre es am liebſten, wenn Dein Bankier ſie für Dich machte.“

„Dies verſteht ſich von ſelbſt!“ rief Dagobert.

„O träges Geſchlecht, welches daran gewöhnt iſt, alles von andern für ſich tun zu laſſen!“ entgegnete Maximilian: „dies iſt ſo recht das Mittel, um in ſchlaffe Charakterloſigkeit, in brutale Untätigkeit zu verfallen! Nicht bei Dir, Dagobert, iſt das der Fall; Du haſt einen regen Geiſt und ſtrebende Kraft. Doch Du ſelbſt ſollſt mir antworten wenn ich frage: Findet man das häufig bei Deinen Standesgenoſſen?“

Dagobert erinnerte ſich nur zu gut der Klagen, die er als Student über ſie geführt hatte; indeſſen verſuchte er doch eine Verteidigung und ſagte:

„Man kann geiſtige und ſittliche Kräfte haben ohne ſie auf den ſpeziellen Erwerb zu richten. Ja! in jeder anderen Richtung ſind ſie edler angewendet und der Stachel des Ehrgeizes iſt ebenſo ſcharf und nur feiner, als jener der Habſucht.“

„Ich ſtimme Dir bei! nur täuſche Dich nicht. Biete Deinen Standesgenoſſen die Erfolge des Ehrgeizes und die Früchte der Habſucht zur Wahl an — und von Zehn greifen Neun mit großer Begier nach dem Gelde . . . vielleicht ſogar alle Zehn.“

„Macht Ihr es anders?“

„Wir wiſſen wenigſtens das Geld zu erwerben und es nicht bloß für materielle Genüſſe des

Augenblicks zu vergeuden. Wer regiert Europa? die Fürſten etwa? — Nein! oder die Miniſter? — Nein! oder Kammern . . . oder Konſtitutionen . . . oder wie all der Plunder heißt? — Nein! Alſo wer? — Das Geld regiert durch die allgemeine Staatsſchuld — und das Geld repräſentieren wir durch unſere großen Bankiers; — und die öffentliche Meinung regiert durch die Preſſe: und das ſind wir aber abermals, wenn auch mit einigem Beiſatz fremder Geſinnungsgenoſſen. Ihr aber ſeid nicht imſtande, uns auf dieſen beiden wichtigſten Punkten der Gegenwart nur Konkurrenz zu machen, viel weniger uns zu vertreiben, denn die Machthaber, d. h. diejenigen, die dafür gelten, halten es mit uns, teils heimlich, teils offenkundig, weil ſie unſer Geld, unſere Talente, unſere Gewandtheit nötig haben und in ihnen willkommene Stützen ſehen. Hahaha, Dagobert! ich muß lachen, wenn ich an naive Seelen denke, die den Juden zumuten möchten, Chriſten zu werden. Haſt Du nicht etwa Luſt, Jude zu werden? . . . Das könnte ich eher begreifen.“

„Von Deinem Standpunkt aus iſt das richtig, denn Ihr haßt grundſätzlich das Chriſtentum und folglich müßt Ihr wünſchen, es ausgerottet zu ſehen. Aber Grundſätze, die aus Haß entſpringen, können zwar zerſtören, doch kein neues Leben geben; — und deshalb, lieber Freund, mag die morſche Gegenwart Euch gehören: die Zukunft gehört Euch nicht! — Zum Wiederaufbau eines zuſammenkrachenden geſellſchaftlichen Zuſtandes gehören andere Mittel, als Euer Geld, Eure Preſſe und Eure angebeteten Kanonen, die jetzt in Europa über Recht und Unrecht entſcheiden. Das neunzehnte Jahrhundert iſt das des Umſturzes. Es hat ſchon manche Krone ſtürzen ſehen. Es ſieht auch den Sturz heiliger Ideen, den Sturz des Völkerrechts, den Sturz des Rechtsbewußtſeins, den Sturz von allem, was die Menſchheit veredelt. Wenn dermaleinſt jede rechtmäßige Autorität geſtürzt ſein wird, dann kommt die Reihe an die unrechtmäßige und die Revolution wird ſich gegen die drei Gewalten richten, welche jene vertreten — das iſt der Geldſack, die ſchlechte Preſſe und die Kanone.“

„Wir wollen nicht allzu eifrig in unſeren Diskuſſionen werden,“ entgegnete Maximilian; „unſere Freundſchaft könnte darunter leiden und das darf nicht ſein. Eigentlich müßte ſie den Chor der verſchiedenſten Anſichten gleichmütig hinnehmen; aber wer von uns mag ſich eine ſolche felſenhafte Unbeweglichkeit zutrauen! Alſo von anderen Dingen! . . . Sprich, wie gefällt Dir Floriane?“

„Floriane?“ wiederholte Dagobert ganz erſtaunt.

„Ja, meine jüngſte Schweſter. Findeſt Du ſie nicht reizend? . . . Und ſtelle Dir vor, was das kleine Geſchöpf für ein raſendes Glück hat. Ein Bruder unſerer Mutter iſt jüngſt geſtorben, unverehelicht und Erzmillionär. Er vermachte ihr ſein ganzes Vermögen, über das ſie von ihrem zwanzigſten Jahre an frei verfügen darf. Wir Geſchwiſter erhalten nur Legate. Iſt das nicht ein koloſſales Glück? Sie wird jetzt ihr Näschen noch einmal ſo hoch tragen wie früher. Dieſe ungeheuere Erbſchaft iſt das Wichtigſte, was in letzter Zeit in unſerer Familie vorfiel. Nun erzähle mir von der Deinen — beſonders von der ſchönen, edelſtolzen Bradamante.“

Dazu hatte Dagobert gar keine Luſt. Er ließ bei ſeinem Bericht über Woodrich Caſtle ſeinen Schwager den Vordergrund einnehmen und ſagte, die Reiſe werde wahrſcheinlich drei Jahre dauern, was ihn, wegen ſeines alten Vaters, ſehr bekümmere, da niemand Claudia's Gegenwart in Bachheim erſetzen könne.

„Drei Jahre!“ rief Maximilian: „da will Graf Sierra Blanca gewiß dieſe Reiſe auch dazu benutzen, ſeine Tochter in Braſilien zu vermählen und wir Europäer werden uns entſchließen müſſen, ihr auf immer Valet zu ſagen.“

„Von einer ſolchen Abſicht meines Schwagers hörte ich nichts.“

„Ich denke nur, daß man in England bei einem Heiratsprojekt Anſtoß an ihrer Herkunft nehmen könnte und daß der Graf dem ausweichen will. Haſt Du keine Ahnung wer ihre Mutter war?“

„Nicht die leiſeſte,“ entgegnete Dagobert, höchſt unangenehm durch dieſe Wendung des Geſprächs berührt.

„Wenn die Mutter ſo ſchön wie die Tochter iſt, ſo muß man mit dieſer Jugendſünde Deines Herrn Schwagers große Nachſicht haben . . . wie überhaupt mit der menſchlichen Gebrechlichkeit auf dieſem Kardinalpunkt.“

„Da wären wir in Plymouth!“ rief Dagobert ſehr mißmutig, und kaum hielt der Zug, ſo ſprang er aus dem Waggon mit einem Gefühl, als müſſe er ſich für immer von Maximilian verabſchieden und ſeinen eigenen Weg gehen. Doch unter welchem Vorwand? — — Er tröſtete ſich über die Unmöglichkeit mit dem Hinblick auf die Trennung in Liverpool.

Conſtance und Floriane waren inzwiſchen in London angekommen und Floriane begann ihre Pläne zu entrollen, die unreif wie ihre Jugend waren, aber den Geiſt offenbarten, in welchem ſie ihre Zukunft zu geſtalten dachte. Während Conſtance auf ihrem Lieblingsplatz in der Sophaecke vor dem großen Spiegel ſaß und ſich ſtill bewunderte, ſaß Floriane vor dem Kamin, durcharbeitete die Glut mit dem Feuerſtocher und ſagte, halb mit ſich ſelbſt redend zur Schweſter:

„Unermeßlich reich . . . ja, unermeßlich! das bin ich jetzt."

„Du wirſt nicht reicher ſein als wir ſind, mein Mann und ich," entgegnete Conſtance.

„Unermeßlich ſag' ich Dir! wie eine Königin kann ich leben. Ich muß mir nun auch eine Umgebung anſchaffen, die mir zuſagt. Wäre ich nur nicht ſo entſetzlich jung!"

„Sprichſt Du chineſiſch, Floriane?"

„Für Dich, wie es ſcheint! — Ja, Conſtance, wäre ich nicht ſo ſehr jung, ſo richtete ich mir ſelbſtſtändig mein eigenes Haus ein: Wagen und Pferde, Koch und Kammerdiener, Lakeien und dienende Frauen, zwei Geſellſchaftsdamen, eine ältere und eine jüngere — nichts ſollte fehlen . . . aber ich fürchte, der ſchöne Plan ſcheitert vorderhand an meinen erbärmlichen ſechszehn Jahren."

„Es iſt ja auch ein unerhörter Einfall, da Du einen Vater und fünf Schweſtern haſt, bei denen Du leben kannſt."

„Aber wie!"

„Wie? . . . Nun ſo wie wir alle leben."

„Das iſt aber nicht ſo, wie ich es wünſche. Heiraten will ich jetzt, da ich ſo reich bin, durchaus nicht. Es iſt grauſig als eine lebende Zugabe zum Heiratsgut einem Mann überliefert zu werden; —

grauſig, unter deſſen Botmäßigkeit zu geraten und ein wenig Freiheit um den Preis der Schmeichelei und kriechender Heuchelei zu erkaufen; — ganz grauſig, ſag' ich Dir!"

„Und Du haſt mir doch geraten, mich meinem Mann ſo liebenswürdig wie möglich zu machen!" ſagte Conſtance weinerlich.

„Nun das verſteht ſich, denn Du ſteckſt im Joch mitſamt unſeren Schweſtern, und in dieſem Fall muß man es ſich ſo leicht wie möglich machen. Allein ich will nicht unter dies Joch kriechen und ich will ebenſowenig die zärtliche Tochter ſpielen, die nur im Vaterhauſe leben mag. Ich bin vom Schickſal auf meine eigenen Füße geſtellt und das gefällt mir. Bis zu meinem zwanzigſten Jahr hat unſer Vater die Verwaltung meines Vermögens und nur über die Hälfte meiner Renten kann ich diſponieren. Er wird das ſehr zu ſeinem Vorteil benutzen und der ſei ihm vergönnt; . . . ich hoffe aber gerade deshalb, daß er mir in zwei Jahren, ſpäteſtens! geſtatten wird, in der Unabhängigkeit zu leben, die mir zuſagt. Unſer zärtlicher Vater hat ja für uns nur den einen Wunſch, daß unſere Stellung in der Welt nicht ſeinem Geldbeutel zur Laſt falle. Dieſer Sorge hat mein guter, lieber Onkel ihn in Beziehung auf mich enthoben. Ja ja, Conſtance! in zwei Jahren hab' ich mein eigenes Haus . . . ein deliziöſes."

was ich an Deiner Stelle thun würde? ich reiſte auch; ich ſuchte auch ſo viel zu lernen, zu ſtudiren und zu wiſſen wie mein Kopf es aushielte; aber ich würde nicht mehr als den fünften Theil meiner Renten verbrauchen, die übrigen bei Seite legen, in den letzten zwei Jahren mich ernſthaft und gründlich um eine Praxis bemühen — und wenn die bewußten vier Jahre um wären, ein freier Mann ſein, der keines Vermögens bedarf zu dem er eine Frau in den Kauf nehmen muß an der ein Makel hängt.“

„Ja Dorel! für einen Spießbürger haſt Du da ein recht vernünftiges Leben geſtaltet. Ich bin aber kein Spießbürger und mag auch keiner werden. Man hat Geld — nicht um es zu ſparen, ſondern um es auszugeben. Und was jenen Makel betrift, der an dem armen Kinde hangen ſoll, ſo find' ich Deine Anſicht recht engherzig Dorel! Gottlob, ſo weit iſt die Welt — nämlich der aufgeklärte Theil derſelben — daß der Platz wo ein Menſch geboren iſt, ihm in der Meinung weder Vortheil noch Nachtheil bringt. Wenn ſie gut erzogen wird, wenn ſie die Mittel hat um zu einer Stellung zu gelangen in welcher ſie die Erziehung geltend machen kann — — gutes Kind, da fragt Keiner nach ihrer Herkunft! — Gut erzogen wird ſie in Gnadenfrei; nicht

„Wo denn, Floriane?“ fragte Conſtance neugierig.

„Das muß gehörig überlegt werden. Vorderhand ſchweige ich über meinen Plan, denn dieſe unglücklichen ſechszehn Jahre machen, daß er den Leuten etwas fabelhaft erſcheinen würde und ich mag nicht für eine Phantaſtin gelten. Es könnte mir in der Zukunft ſchaden.“

„Du biſt recht vorſichtig, Floriane und ſehr klug,“ ſagte Conſtance mit einiger Bewunderung.

„Wer ſelbſtſtändig ſein will, muß bedachtſam ſein, ſonſt macht er dumme Streiche, läßt ſich, in meinem ſpeziellen Fall, zur Verſchwendung hinreißen . . . oder zu Liebeleien . . . oder zur Protektion miſerabler Subjekte . . . oder dergleichen. Das alles iſt mir zuwider, Conſtance, und deshalb muß ich mich mit großer Vorſicht benehmen.“

„Es wird ſicher manchem Mann ſehr leid ſein, daß Du keine Ehe ſchließen willſt, Floriane! Du biſt ſo reich und biſt hübſch! Mir däucht, Du wirſt mir ähnlich.“

„Das kümmert mich nicht was einem Mann leid iſt! Ich lebe nach meinem Gefallen . . . und ſollte ich meiner Freiheit überdrüſſig werden, ſo heirate ich, gleichviel ob bei dreißig oder vierzig Jahren. Wer reich iſt, gilt beſtändig für jung und ſchön.“

„Für ſolche Freiheitsideen bin ich gar nicht geſchaffen," ſagte Conſtance: „und ich begreife gar nicht, wie man mit ihnen gemütlich leben kann."

„Iſt auch nicht nötig, beſte Conſtance! . . . aber ich begreife es," verſetzte Floriane, „und das genügt. Hat Dein Mann ſchon eine Loge für die Seaſon in der italieniſchen Oper genommen?"

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Ein Abendbild	1
Eine Lebensſkizze	17
Die Frau Marquiſe	47
Der Herr Marquis	81
Eine zärtliche Schweſter	103
Bericht des Pfarrers Edelholt . . .	138
Verleumdung	163
Das Chriſtgeſchenk des Waiſenkindes . .	191
Am Rhein und am Neckar	220
Die Heimkehr	245
Der Wartturm	275
Das Violoncello	294
Das Evangelium aeternum	330
Vier glückliche Ehen	351
Das Schloß am Meer	381
Eine reiche Erbin	419

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie:
Romane und Gedichte:

Band
1—2 Maria Regina. 2 Bde.
3—4 Doralice. 2 Bde.
5—6 Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8 Peregrin. 2 Bde.
9—10 Eudoxia. 2 Bde.
11—12 Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14 Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16 Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18 Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20 Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22 Nirwana. 2 Bde.
23—24 Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26 Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28 Wahl und Führung. 2 Bde.
29 Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30 Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jeruſalem.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Ernſt Renan.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche.

2. Band: Die Väter der Wüſte.

3. Band. Die Kirchenväter.

Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche.

4. Band: Die Kirchenväter.

Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Aus Jeruſalem.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Die Liebhaber des Kreuzes. 2 Bde.

Leben der hl. Thereſa von Jeſus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Kloſtergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 18. Band.

Die
Glöcknerstochter.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Die Glöcknerstochter.

brillant .... aber ſie könnte ja auf zwei Jahr in eine Erziehungsanſtalt nach Genf oder Paris gebracht werden.“

„Aber lieber Leonor, was willſt Du denn mit einer Frau anfangen, deren Erziehung in Paris vollendet iſt? das paßt ja gar nicht für Dich.“

„Kind! ſagte er verdrießlich, man merkt es Dir recht an in welchem untergeordneten Verhältniß Du hier lebſt und wie ſehr Du unter dem Einfluß der Gräfin Dein Urtheil bildeſt. Wäre z. B. Deine Gräfin in Paris erzogen, ſo würdeſt Du das für die Frau des Grafen Sambach ſehr paſſend finden, nicht wahr? — Nun .... ich habe Vermögen — faſt eben ſo viel als er; Verſtand — wenigſtens eben ſo viel; Bildung — unendlich viel mehr; wo alſo ſiehſt Du die Kluft, die meine Anſprüche von den ſeinen trennt? Etwa weil er Graf iſt und die Herrſchaft Altdorf beſitzt? .... Ach, meine Dorel! morgen kaufe ich mir Schloß und Beſitzung eines verarmten Edelmannes und werde Freiherr von Brandenſtein. So iſt's jezt in der Welt. Die Ungleichheit der Stände iſt nur noch eine Chimäre, ein Ungeheuer, welchem Leben einzuhauchen, und Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit zu verſchaffen, einzelne verkümmerte Kreiſe ſich umſonſt abmühen.“

„Freilich, wenn alle Welt Baron wird, ſo hört

Briefe der Gräfin Leocadie.

I.

Bachheim, 25. Sept. 1862.

Liebe Claudia, heute ſind es drei Jahre ſeit dem traurigen Tage Eurer Abreiſe. Es muß eine Vorahnung geweſen ſein, die uns alle damals ſo unausſprechlich betrübte, eine Vorahnung der langen Trennung, der wir entgegen gingen und die jetzt ſo ſchwer auf uns laſtet. Wir ſind nicht daran gewöhnt ohne Dich, ohne Euch zu leben. und Dein Herz, das ſo innig an Deinem Vater hängt und mir ſeinetwegen eine treue und teilnehmende Liebe ſchenkt, Dein Herz ſchwebt beſtändig auf Wellen der Sorge, bald um Deinen lieben Kranken und bald um Deinen alten Vater. Iſt denn noch immer nicht an Eure Rückkehr zu denken? Schon der Gedanke, daß Ihr auf dem Heimweg ſeid, wäre eine Erquickung, denn es läge eine zweifache Hoffnung darin: Ausſicht auf Geneſung Deines Mannes, Ausſicht Euch wiederzuſehen. Welcher Troſt für uns arme Einſiedler, die wir ſo wenig mit unſern Lieben — für uns alte Leute, die wir ſo wenig mit der Jugend verkehren! Aber wann werden wir hoffen dürfen? Verſäume keinen Augenblick uns davon zu benachrichtigen, liebſte Claudia.

Am 20. d. war der Geburts und Namenstag Deines Vaters. Er wurde achtzig Jahre alt. Dagobert hat es in den früheren Jahren beſtändig ſo eingerichtet, daß er dieſen Tag mit uns feierte — was ja auch Dir eine ſüße Gewohnheit war. Heuer war es ihm nicht möglich Urlaub zu bekommen, da er in Abweſenheit ſeines Geſandten Bern nicht verlaſſen kann. Es tat uns recht weh; aber Du kennſt Deinen Vater: er bringt ſein Opfer und ſchweigt. Am Vorabend überraſchte uns Reſi Wolfsberg mit ihrer allerliebſten kleinen Reſilla und blieb bis geſtern. Wer iſt Reſi und Reſilla — wirſt Du fragen — die ſich ſo häuslich in Bachheim niederlaſſen? Das verhält ſich ſo: obſchon der liebe Gott zwei meiner Schweſtern in's Kloſter und eine in die Ewigkeit rief, ſo habe ich doch durch die drei andern mindeſtens zwanzig Nichten und Neffen. Ihre Zahl iſt ſo groß, daß die liebe ſchöne heimiſche Steiermark ſie nicht faßt. Ja, Öſterreich ſcheint für ſie zu klein zu ſein, denn ſie überfluten deutſchen Boden bis an den Rhein. Zwei Nichten ſind nach Bayern verheiratet; eine dritte kam juſt nach Caſſel, wohin ihr Mann als Geſandter akkreditiert wurde und das iſt eben die Thereſe. Ein Neffe kam durch Heirats-Erbſchaft in's Rheingau, ein anderer durch die diplomatiſche Karriere als dritter oder vierter Sekretär nach Frankfurt. Genug, alle dieſe jungen Leute ſind als Kinder der Neuzeit höchſt mobil, während die Mütter in Unbeweglichkeit mit mir wetteifern; und ſo bekommen wir denn zuweilen einen freundlichen Beſuch von ihnen und zwar ſo, wie Dein Vater es gern hat: man bleibt über Nacht bei uns und die Tagesordnung wird in keiner Weiſe geſtört. Reſi kam, weil ſie in Caſſel noch kein Haus hatte; ihr Mann beſchäftigte ſich erſt mit der Einrichtung. Als Dein Vater das erfuhr, lud er ſie mit ſeiner freundlichen Gaſtfreiheit ein, die Woche hier zuzubringen, was ſie ganz einfach annahm. Sie iſt ein liebes Weibchen und ihre dreijährige Thereſilla iſt in meinem Herzen eine Nebenbuhlerin Deines kleinen Salvator geworden. Ich fühle aber nicht bloß eine verwandtſchaftliche Teilnahme für meine Neffen und Nichten, geliebte Claudia, die mich wünſchen läßt mit ihnen in Verbindung zu bleiben, ſondern meine Mutterliebe iſt dabei im Spiel; denn ſie leben in der Welt, wie Dagobert, zwar nicht an demſelben Ort, aber doch ungefähr in denſelben Kreiſen und Verbindungen, ſo daß ich nicht blos durch ihn und durch ſeine Briefe, ſondern auch durch die Verwandten zuweilen von ihm etwas zu hören hoffe. Wie glücklich wäre ich, wenn er in unſere Nähe nach Caſſel oder Frankfurt käme. Reſi's Mann war bis jetzt Legationsrat in Berlin; daher kennt ſie Dagobert nicht perſönlich. Ihre beiden in Wien verheirateten Schweſtern haben ihr aber geſchrieben, er ſei ungemein liebenswürdig und eine auffallend ſchöne Erſcheinung. Das iſt ja freilich nur ein ganz äußerliches, und ich möchte faſt ſagen — ein gefährliches Lob; aber ſo ein armes Mutterherz kann es nicht laſſen ſich auch darüber zu freuen und das Weitere dem lieben Gott zu empfehlen. Seine Geldangelegenheiten, die uns vor drei Jahren ſolche große Sorge machten, ſcheinen auf's Beſte geregelt zu ſein, ſeitdem ihm ſein Vater das erſparte Kapital auf einmal übergab. Dagobert äußert ſich nie eingehend über den Finanzpunkt, iſt ſtets ſehr dankbar für das Jahrgeld, das ihm regelmäßig alle ſechs Monat zugeſchickt wird und antwortet auf direkte Anfragen: er wiſſe ganz gut ſich einzurichten; oder dgl. — Daß die Koſten der langen Reiſen in England, Frankreich ꝛc. ꝛc. ſein Budget überſtiegen, hat er mir in einem vertraulichen Geſpräch geſtanden, aber ſogleich hinzugeſetzt, die Lücke werde ſich zuſammenziehen laſſen; ich dürfe mir keine Sorgen machen und nicht den Vater beunruhigen. In ſeinen Anſichten ſchien er mir etwas verweltlicht zu ſein, als er zuletzt hier war, im April. Wien hat ihm nicht gut getan. Ich ſagte es ihm. „O liebe Mama!“ erwiderte er freundlich, „ſo ein Faſching könnte einen Heiligen halb und halb zum Weltkind machen. Das ernſte Bern verſetzt mich in eine andere Luft und Du wirſt erleben, daß ich von dort äußerſt ſtreng und ſeriös zurückkehre.“

Ich antwortete, dies ſei durchaus nicht mein Wunſch und er ſolle in ſeinem Charakter bleiben, ſtatt ihn durch Einfluß der Umgebung beſtändig modeln zu laſſen; nur die Auswüchſe wären zu bekämpfen, der Leichtſinn, die Flatterhaftigkeit, nicht aber Frohſinn und Heiterkeit, die der Jugend ſo natürlich, ſo wohlkleidend wären. Er nimmt jeden Rat ſehr freundlich auf; aber eine Bemerkung des guten Pfarrers beängſtigt mich ein wenig. Als ich einmal jene Äußerung gegen ihn machte, entgegnete der Pfarrer:

„Ja, ſo ſehr freundlich, als ob es ihn wenig oder gar nicht angehe.“

Es liegt etwas Wahres darin. O liebe Claudia, wäre ſolche Gleichgiltigkeit nicht ein ſchlimmes Zeichen? — — Die Geſundheit Deines Vaters iſt vortrefflich, Dank ſeiner regelmäßigen, einfachen Lebensweiſe. Mit immer gleichem Genuß lieſt er die griechiſchen und römiſchen Klaſſiker, beſonders die Griechen. Er behauptet, nach ihren Tragödien gebe es nichts Erhabenes in der poetiſchen Literatur der Menſchheit, als den Dante. Ich breche dann immer eine Lanze für meinen Shakespear.

ſo wie Du es für Deine Spanier zu tun pflegteſt; allein er bleibt nun einmal bei ſeiner Behauptung, die griechiſchen Tragiker und Dante hätten in der Poeſie den erhabenſten Ausdruck für göttliche Ideen gefunden. Selbſtverſtändlich nimmt er die Sänger der heil. Schrift, als unmittelbar Inſpirierte, aus. Das ſchöne Violoncello iſt verſtummt; deſto fleißiger lieſt er Partituren und abends kommt mein Flügel an die Reihe, mein armer oft verachteter Flügel, den ich doch ſehr liebe; beſonders jetzt, weil er Deinem Vater fort und fort Freude macht. Die Zeitungslektüre iſt bei uns in tiefem Verfall. Wildermütchen iſt die einzige, die ſich aus fünfzigjähriger Gewohnheit damit beſchäftigt und dann regelmäßig berichtet: „Heute ſteht gar nichts darin.“ Was kann auch darin ſtehen? Deutſchland verfällt mehr und mehr dem Liberalismus; — in Frankreich wird die große Lügen-Komödie vom zweiten Kaiſerreich mehr und mehr durchgeſpielt; — in Italien ſetzt ſich das Syſtem der Raubſtaaten unter einem ſ. g. katholiſchen König feſt; das alles weiß man leider Gottes! zur Genüge, ſo daß man nicht nötig hat, es in den Tagblättern zu leſen. — Unſer lieber Pfarrer kommt in jeder Woche mindeſtens einmal um ſechs Uhr zum Tee, da er weiß, welche Freude uns ſeine häufige Erſcheinung iſt. Ich lerne ihn immer mehr ſchätzen und lieben, denn er ſcheint mir merkwürdig vollkommen zu ſein. Er tut freilich keine beſondere

Dinge; aber er tut die gewöhnlichſten ſo beſonders gut. — Geſtern erhielten wir eine Nachricht, die uns betrübte: Rudolfine Hellſtätt iſt geſtorben — irgendwo in Bayern. Ihr Mann, der Tropf, macht ſeine Familie elend, indem er durch Spekulationen ſie reich machen will. Es geht ihnen ganz ſchlecht. Wir haben ſchon daran gedacht, die arme Mimi zu uns zu nehmen. So lange die Mutter lebt, war das ſchwer zu arrangieren; jetzt wird es ſich machen. Man muß nur den Vater beſtimmen, ſeine drei jüngeren Buben in ein Inſtitut zu geben.

Liebſte Claudia, iſt dieſes Geplauder auch wert über den großen Ozean nach einem andern Weltteil zu gehen? Ich denke doch! Es gibt Dir wieder ein treues Bild unſeres Lebens und trägt Dir etwas von der Luft der Heimat und von unſerer Liebe zu.

II.

Bachheim, 14. Jänner 1863.

Liebſte Claudia! Wir haben das Jahr recht traurig begonnen: unſer Wildermütchen iſt in der Ewigkeit. An einem Bruſtfieber, das ja in ihrem Alter immer gefährlicher iſt, verſchied ſie leicht, ſchmerzlos und fromm am 8. d., nach einem Krankenlager von nur drei Tagen. Du kannſt Dir vorſtellen, wie ſchmerzlich wir die treue Seele vermiſſen. Ich kann mir Bachheim gar nicht ohne ſie vorſtellen, denn ich fand ſie hier vor, als Dein Vater mich — und hauptſächlich auf ihren Rat — hieher rief, vor etwa dreißig Jahren. Ich werde es lernen müſſen! aber es iſt ſchwer, einer ſo langen, traulichen Gewohnheit zu entſagen. Dein Vater fühlt das ganz beſonders mit ſeinem tieftreuen Herzen, das nicht bloß die vortrefflichen Eigenſchaften unſerer alten Freundin, ſondern ſie ſelbſt als ein Erbſtück ſeiner ſeligen Mutter ſchätzte. Er ſagte noch geſtern zu Mimi Hellſtätt, die wir ſeit dem November bei uns haben:

„Solche Perſönlichkeiten, die ihr ganzes Leben einer und derſelben Familie widmen und deren Leiden und Freuden, deren Wohl und Weh' zu ihrem eigenen machen — ſind gar ſelten. Als fünfundzwanzigjährige Witwe kam unſere alte Freundin, die damals eben ihren Mann, einen braven öſterreichiſchen Offizier, in der Schlacht von Leipzig verloren hatte, als Geſellſchaftsdame zu meiner Mutter — und ſpäter von deren Sterbebett zu mir. Das füllt juſt ein halbes Jahrhundert aus und in dem langen Zeitraum iſt ihre Selbſtverleugnung und Ergebenheit ſich immer gleich — und ſo groß geweſen, daß ſie nie verſucht hat, aus den Schranken herauszutreten. welche die äußern Verhältniſſe mehr als unſere Freundſchaft und unſer Vertrauen ihr ſetzten. Ein ſo feiner Takt entſpringt aus großer Demut und dieſe iſt ja die ſchönſte chriſtliche Tugend.“

Die arme Mimi fühlt ſich bei uns wie im Paradieſe. Der verkehrte Vater hat von der Mutter verlangt, daß ſie mit den Kindern quasi von der Luft lebe, damit er ſein ganzes Vermögen in den Wertpapieren aller fünf Weltteile anlegen könne, ohne ſich warnen zu laſſen durch die ungeheuern Verluſte, welche ihm die amerikaniſchen brachten. Seitdem ſie Hellau verließen, haben ſie ein erbärmliches, ungeordnetes, zuletzt ſogar ein dürftiges Leben geführt. Das arme Finchen iſt mehr an Kummer und Not als an Krankheit geſtorben. Des älteſten Sohnes, der eben ſeine Studien vollendet hat, nimmt ſich ein Onkel an und wir haben die Mimi zu uns genommen, doch ohne ihre Zukunft ſicher ſtellen zu können. Die drei jüngeren Knaben will Hellſtätt womöglich in Militär-Inſtituten unterbringen; er meint, das ſei am billigſten und eröffne ihnen gleich eine Laufbahn. So ſprach er, als er die Mimi herbrachte. Es kann ſein! — aber ich finde es ſchrecklich, drei liebe Kinder, die vielleicht ganz andere Talente und Wünſche haben, von Hauſe aus für Kanonenfutter zu beſtimmen. Wäre er ruhig auf ſeinem Hellau geblieben, ſo hätte er das nicht nötig gehabt. Dort ſoll im Frühling das argverfallene Schloß reſtauriert und eingerichtet werden. Es heißt eine der Illinger'ſchen Töchter wolle auf dem Lande leben und man ſagt ſie ſei etwas irrſinnig. Doch, was ſagt man nicht alles! — —

nach oben hin der Unterſchied auf — aber dann wird ja zu den niederen Claſſen hinab die Ungleichheit noch ſchreiender.“

„Nicht alle Welt wird Baron, Dorel! ich würde mich abgeſchmackt finden, wenn ich es werden wollte. Ich ſage Dir nur, daß man es mit großer Leichtigkeit werden kann, daß dadurch der falſche Zauber verſchwindet, womit ſich der Adel ehedem ausſtaffirt hat, und daß man etwas Anderes ſein muß als von Adel um heutzutag etwas zu gelten.“

„Etwas Anderes? ja freilich! man muß reich ſein!“ ſagte Dorothee ganz unbefangen.

„Wie kommſt Du zu dieſem ariſtokratiſchen Vorurtheil, daß man nur mit Geld nicht mit wahrem Verdienſt gegen den Adel in die Schranken zu treten wage?“ rief Leonor heftig.

„Verzeih, lieber Bruder, ſprach Dorothee gelaſſen, all Deine Pläne und Hofnungen für die Zukunft, all Deine Anſichten von Gleichheit, beruhen lediglich auf der Erbſchaft, die Du gemacht haſt — und gar nicht auf Deinen perſönlichen Verdienſten und Eigenſchaften“ .... —

„Geld giebt Unabhängigkeit! unterbrach er ſie. Muß ich mich abarbeiten fürs tägliche Brot, für den Rock den ich trage, für das Zimmer das ich bewohne, ſo ſind meine Gedanken in dieſen engen

Daß dieſer Brief Euch auf Madeira finden ſoll, liebſte Claudia, beglückt uns mehr als Worte es ausdrücken können. In dieſer Ausſicht liegen ſo viele willkommene Verheißungen! Nicht wahr, wir dürfen hoffen Euch im Lauf des Sommers hier zu ſehen . . . nach vier Jahren wieder zu umarmen! Vier Jahre! welch' ein Stück Leben. Wie ſchön mag Wendeline geworden und wie lieblich der kleine Salvator entwickelt ſein. Nun, ich werde es ja ſehen — mit Gottes Gnade.

III.

Bachheim, 17. Mai 1863.

Liebſte Claudia, wir dürfen Euch alſo nicht vor dem Monat Auguſt erwarten und Ihr wollt Euch noch vier Wochen in Granada aufhalten, damit Dein Mann ſich ganz allmählich wieder an nördliche Temperatur gewöhne. So ſchicke ich denn dieſen armen grauen Brief nach Granada, dem zauberhaften, das für mich anziehender iſt, als die Naturbilder des tieferen Südens. Dieſe ſind großartiger, phantaſtiſcher, üppiger — ich gebe es gern zu! aber ſie heimeln mich nicht an. Ich betrachte ſie mit Schauern der Bewunderung und gehe vorüber. Hingegen Granada — wenigſtens das Granada, das Du eben jetzt beſchrieben haſt in voller Frühlingsſchönheit, das entzückt mich, weil meine kleine Phantaſie eben ausreicht, um ſich in dieſer Schönheit heimiſch zu fühlen. Ach, die Nachtigallen, die im blühenden Granatengebüſch am Ufer des Darro und in den Roſenhainen an den ſpringenden Waſſern der Alhambra ſchlagen — und die Sierra Nevada, die mit ihrer Krone von Schnee dieſe Heſperidengärten überragt: das, ſüße Claudia, möchte ich mit Dir hören, ſehen, empfinden.

Statt deſſen, geliebte Seele, ſollſt Du mit mir Sorge und bittere Angſt teilen. Reſi Wolfsberg war eben jetzt acht Tage hier. Wir haben uns recht traulich eingelebt und ſie fühlt ſich ganz bei uns zu Hauſe. Das ſtille Bachheim muß ſeine Reize haben, die wir alten Bewohner gar nicht kennen, obſchon ich unſern Park in ſeiner Frühlingsherrlichkeit immer von Neuem bewundere und meine Freude an ihm habe. Reſi liebt es weite Spaziergänge zu machen; — Du weißt, ich nenne weit — alles, was außerhalb der Grenzen des Parks und des Dorfes liegt — und ſo gingen wir denn auch über die Wieſe zum Wartturm. Wir konnten ihn aber nicht beſteigen, denn die alte gebrechliche Stiege und Bruſtwehr waren abgebrochen und ſollten durch neue erſetzt werden. Die Arbeitsleute ſagten, das neue Fräulein von Hellau habe das angeordnet und Schloß, Garten, Wartturm, alles müſſe fix und fertig ſein bis ſie im Auguſt nach Hellau komme. Während man uns dies erzählte, bemerkte ich bei Reſi eine gewiſſe

Unruhe und kaum traten wir den Heimweg an, ſo brach ſie in die Worte aus:

„Liebe Tante, ich halte es für das beſte Dich über dies „neue Fräulein von Hellau“ aufzuklären.“

„Ich weiß, es iſt eine Tochter des Bankiers Illinger und man nennt ſie geiſteskrank,“ antwortete ich ahnungslos.

„Sie iſt eine Erzkokette, die Deinen Sohn in ihren Feſſeln hält!“ rief Reſi ſtürmiſch.

Ich glaubte es nicht, wollte es nicht glauben, Dagobert lebte ja in Bern. Aber Reſi unterbrach mich und erzählte mir das, was ich Dir jetzt mitteilen werde, liebſte Claudia.

Eine von Reſi's Schweſtern, Ludmilla, kennt in Wien eine Frau von Roſenſtern, Gattin eines reichen Bankiers und Tochter des alten Illinger, der Hellau gekauft hat. Frau von Roſenſtern blättert einmal in Ludmilla's Photographie-Album, findet Dagobert's Bild und fragt, wie Ludmilla dazu komme. Dieſe erwidert, es ſei die Photographie ihres Couſins!

„Ah!“ ruft Frau von Roſenſtern, „dann können wir vielleicht Couſinen werden, Baronin.“

Jetzt fragt Ludmilla ſehr erſtaunt wie das zugehen ſolle und erfährt von Frau von Roſenſtern, daß Dagobert eine heftige Leidenſchaft für ihre „zauberhaft ſchöne und fabelhaft reiche“ Schweſter Floriane Illinger habe. Ludmilla erwidert, daß eine jugendliche Leidenſchaft keineswegs immer zur Ehe führe.

„Um ſo weniger in dieſem Fall,“ verſetzt Frau von Roſenſtern, „da meine Schweſter der Ehe abhold iſt und die Leidenſchaft des Grafen Wianden durchaus nicht erwidert.“

„Das ſollte ſie ihm gehörig klar machen!“ rief Ludmilla.

„Ach, meine Schweſter iſt eine Närrin!“ ſagte Frau von Roſenſtern: „ihr koloſſales Vermögen hat ſie bei ſechszehn Jahren unabhängig gemacht und ſie lebt nach Laune und Einfällen des Augenblicks, ohne je einen vernünftigen Rat, von wem es ſei, anzunehmen.“

Dies ganze Geſpräch teilte Ludmilla ihrer Schweſter mit und nachdem Reſi es mir erzählt hatte, ſetzte ſie hinzu:

„Ich ſchrieb ſofort an Couſin Franz nach Frankfurt und beauftragte ihn ſeine diplomatiſchen Talente zu entwickeln, indem er mir möglichſt genaue Notizen über Fräulein Floriane Illinger zukommen ließe. Seine Antwort beſtätigte Ludmillens Bericht. Dieſe Floriane lebt den größten Teil des Jahres in der Schweiz, will ſich jetzt auf Hellau niederlaſſen, das ſie ihrem Vater abgekauft hat und zwar — wie man ſagt! — um mit ihren künftigen Schwiegereltern in Verbindung zu treten, da Couſin Dagobert der Glückliche ſein ſoll, der dieſe Erzmillionärin und Erzſchönheit erobert hat. Dies lautet nun ja anders, als das, was Frau von Roſenſtern geſagt hat und ich ziehe es ſehr in Zweifel; aber es geht doch aus allem hervor, daß der arme Dagobert zu den Füßen dieſer Jüdin liegt und ich denke, liebe Tante, es iſt gut Dich davon in Kenntnis zu ſetzen, bevor ſie in Hellau einzieht. Franz ſchreibt noch, ſie wolle daſelbſt im Spätſommer ihren zwanzigſten Geburtstag großartig feiern, weil ſie an dem Tage in den unbeſchränkten Beſitz ihres Vermögens trete. Es heiße auch, ſie wolle ſich dann nicht mehr Illinger, ſondern von Hellau nennen; es ſei bereits in dieſem Punkt alles geordnet.“ — —

Liebſte Claudia, mir fehlen die Worte, um auszudrücken, welche Empfindungen bei Reſi's Bericht durch meine Seele wogten; aber ſie liefen zuſammen in einer namenloſen Bangigkeit. Denkt Dagobert ernſtlich an eine Verbindung mit dieſem jungen Mädchen? — ich kann es nicht glauben! es iſt ja alles gegen ſie, was wir bei einer Schwiegertochter wünſchen würden! Alles, Claudia! Herkunft, Name, Charakter, Erziehung, Gewohnheiten, Weltſtellung, — von der Hauptſache gar nicht zu reden! — alles. Dagobert müßte wahnwitzig vor Leidenſchaft geworden ſein, um in einer ſolchen Verbindung ſein Glück zu ſuchen. Denkt er aber nicht daran, gibt er ſich leichtſinnig dem Taumel hin: ſo verſtört er ſeinen Frieden vielleicht für's Leben; — denn dies ſcheint kein Weſen zu ſein, das imſtande wäre einen guten Einfluß auf einen jungen Mann zu üben. Daß dies nicht der Fall iſt, entnehme ich aus einem einzigen, aber ſichern Zeichen: Dagobert hat nie, weder ſchriftlich noch mündlich ihren Namen genannt. Er wird uns im Lauf des Sommers beſuchen, um mit Euch hier zuſammen zu treffen — wie er ſchreibt. Ach! vielleicht hat er ein ganz anderes Zuſammentreffen im Sinn. Jedenfalls bin ich glücklich, daß ich dann Dich zur Seite habe. Wir werden gemeinſchaftlich beobachten und überlegen. Zuweilen taucht der tröſtliche Gedanke in mir auf, daß dergleichen Dinge oft enorm übertrieben werden, beſonders dann, wenn ein gewiſſer Leichtſinn der Formen die Meinung heraus zu fordern ſcheint. Gibt dieſer Gedanke mir auch keine beſtimmte Hoffnung, ſo befeſtigt er mich doch in dem Entſchluß volle Aufklärung abzuwarten, bevor ich mit Deinem Vater darüber rede; denn bis jetzt hat das Gerücht keinen andern Boden, als einen Brief aus Wien und einen Brief aus Frankfurt: zu viel, um ruhig — zu wenig, um klar zu ſein. Armer Dagobert! Laß uns eifriger denn je für ihn beten, geliebte Claudia, und fordere auch Wendeline dazu auf, doch ohne ihr den Grund zu ſagen. Wendeline mit ihrem ſtillen Herzen, ihrem ernſten Sinn iſt gewiß eine gute Beterin.

Deines Vaters Geſundheit iſt und war den ganzen Winter vortrefflich. Leichte Erkältungen waren der geringe Tribut, den er der rauhen Jahreszeit zollte, ſo daß er faſt jeden Tag ins Freie und in die Meſſe gehen konnte. Gegen den Frühling ließ er im Park ſehr viel Bäume pflanzen, unter andern eine Gruppe von Coniferen und rotem Dorn. Wenn die einen herangewachſen und der andere in Blüte ſein wird — welch' ein reizendes, harmoniſch kontraſtierendes Bild, ſo ernſt und ſo lieblich, wird das geben! — Weſſen Auge wird ſich daran erfreuen? —

Die Fee von Beau rivage.

Der Sohn, um den Leocadie in Sorgen ſchwebte, befand ſich in Bern und ſeinerſeits in bittern Sorgen — aber anderer Art. Es war tief in der Nacht, doch er fand keinen Schlaf. Raſtlos wie im Fieber ging er ſchon ein paar Stunden in ſeinem Zimmer auf und nieder, und wenn er ſich zuweilen körperlich und geiſtig müde in einen Seſſel fallen ließ, ſo ſcheuchte ihn eine nervöſe Erregtheit doch bald wieder empor, und wie ein ruheloſer Geiſt ſetzte er die zweck- und zielloſe Wanderung fort, als harre er auf den erſten Hahnenſchrei, der ihm Erlöſung bringen ſolle. Dagobert war ſehr verändert. Die erſte ſchöne Jugendblüte iſt für den Menſchen ſowohl wie in der Natur etwas ungemein Flüchtiges. Kaum aufgeblüht — iſt auch ſchon der Schmelz dahin. Doch nicht immer zum Nachteil der Schönheit bei dem Menſchen. Im Gegenteil! der Geiſt, die Seele beginnen dann die Züge auszuarbeiten und ihnen ein feineres Gepräge, einen edleren Ausdruck zu geben, ſo daß die Schönheit nicht verblüht, ſondern gereift und gekräftigt erſcheint. Doch auch dieſe Epoche ſchien bereits hinter Dagobert zu liegen — oder nicht von ihm erreicht zu ſein. Seine ſo ſchönen, ſo edeln Züge hatten den Schmelz der Jugend verloren und nicht an geiſtiger Belebtheit gewonnen. Und doch fehlte es ihm nicht an Geiſt, nicht an Wiſſen, nicht an Einſicht, nicht an Verſtändnis; aber der Leichtſinn, die Charakterloſigkeit richteten alle jene Gaben zu Grunde, hemmten ihre Entwicklung, ſtörten ihre Anwendung. Mögen ſchöne korinthiſche Säulen noch ſo fein im edelſten Marmor ausgearbeitet ſein — ſtellt man ſie ohne feſte Grundlage auf den Sand, ſo baut man mit ihnen nimmermehr einen Tempel auf. Es gab Augenblicke, in denen Dagobert das mit tiefem Schmerz, ja mit Troſtloſigkeit empfand. Dann verwünſchte er ſeinen Leichtſinn; dann verſchwor er ſich hoch und teuer, wenn er nur noch dieſes Mal, dieſes einzige Mal aus der Verwickelung heraus komme, ſo wolle er ſich auf ewig davor hüten. War er aber heraus gewickelt, ſo vergaß er dermaßen ſeine Vorſätze, als habe er ſie nie gefaßt. Wie war das gekommen? Ganz einfach ſo: Welt und Leben hatten ihn entnervt, nicht gereift. Der Gedanke, der ſeiner Erziehung und Jugendbildung zu grunde lag: er müſſe ſich durch eigene Tüchtigkeit den Weg bahnen, war nicht eigentlich von ihm aufgegeben; allein ſo gewiß abhanden gekommen, daß er nur noch ſporadiſch auftauchte. Denn ein anderer Gedanke beherrſchte Dagobert: reich zu ſein, Schritt zu halten mit Denen, die ein großes Vermögen beſaßen, zu glänzen unter den Glänzenden, überall unter den Erſten, den Tonangebern, den Elegants — der allererſte zu ſein; und dann, und dadurch, einen Weg zu machen, der dem Talent niemals fehlt, ſobald es ſich im Rahmen des Reichtums, gehoben von einer goldenen Folie zeigt. Die Neigung, die ihn ſchon auf der Univerſität in Geldverlegenheit brachte, jede Erfüllung einer koſtſpieligen Laune als eine Notwendigkeit zu betrachten, war übermächtig geworden, weil er ſie zügellos aufwachſen ließ und tyranniſierte ihn zwiefach: zuerſt durch ihr Daſein und dann durch ihre Folgen, denn ſein Einkommen reichte nicht aus, um ſie zu befriedigen und ſeine Schulden mehrten ſich. Das Kapital war längſt verſchwunden, das ihm ſein Vater ausgezahlt hatte. Das Jahrgeld, das er aus Bachheim bekam, reichte kaum für ſeine Schneider- und Schuſterrechnungen aus. Womit die übrigen Lebensbedürfniſſe beſtreiten? und was gehörte nicht alles zu dieſen Bedürfniſſen! Pferde, Reiſen, elegant eingerichtete Wohnung — das ſollte beſtritten werden, ohne Vermögen und ohne einen Kreuzer Gehalt, da die Attaches der Geſandtſchaften nicht bezahlt werden. Was anfangen! Vor Jahren in Liverpool hatte er einmal ganz zufällig

Kreis gebannt, welcher der Kerker meines Geiſtes wird. Der Menſch hat andre Bedürfniſſe als ein Kleid und ein Stück Brot! andre Anſprüche als das Daſein zu friſten! er will nicht vegetiren, ſondern leben: mit Geiſt und Herz, durch Forſchung und Genuß, in anſprechender Thätigkeit und willkommner Ruhe. Er will nicht negativ auf ſich wirken laſſen, ſondern poſitiv wirken; nicht durch äußere Abhängigkeit, ſondern durch inneres Bewußtſein ſich beſtimmen. Er will auch ſein Wort des Verſtändniſſes in die Welt hinein rufen; zur Ermunterung für Gleichgeſinnte. Er will auch Kräfte übrig behalten zur gemeinſamen Arbeit der Zeit, deren Reſultate einer beſſeren Zukunft aufbewahrt ſind und glücklicheren Geſchlechtern zu gut kommen. Für dieſe Beſtrebungen, die edelſten welche dem Menſchen inwohnen, braucht er Unabhängigkeit, weil ſie ihm Spielraum zu ſeiner Selbſtentwickelung verſchafft — — und die iſt in unſern Tagen nur durch Vermögen zu erlangen. Beſitze ich das, ſo wird es mir leicht was ich an Talent und Fähigkeit beſitze zu entfalten, während ſie in beſtändigen miſerablen Sorgen untergehen, erſticken müſſen. Du ſelbſt, Dorel, mußt heraus aus dieſer beklemmenden Atmoſphäre der Dienſtbarkeit. Wähle Dir den Aufenthalt wo Du willſt — ich ſichre Dir eine ſorgenfreie Exiſtenz.“

einen wahren Glücksfund gemacht. Maximilian Illinger hatte eines Tages geſagt:

„Wagen gewinnt! Höre was ich eben gewagt habe. Ein Herr in X. hat Aktien auf ein Schiff, welches verſchollen und, wie man fürchtet, zu Grunde gegangen iſt. Vielleicht aber auch nicht. Jetzt braucht Herr X. ganz notwendig Geld zu einem andern Unternehmen, das einen viel größeren Gewinn verſpricht, als er, im glücklichſten Fall, durch ſeine Schiffsaktien erzielen könnte. Er will alſo dieſe, die er als verloren betrachtet, um ein Geringes verkaufen, weil er bares Geld bedarf. Sie ſind mir angeboten. In Anbetracht des Spottpreiſes und der Möglichkeit, daß ſich das Schiff dennoch wiederfinde, hab' ich ſie in der Tat genommen und ich kann eine glückverheißende Ahnung nicht unterdrücken. Ich hoffe einen guten Coup zu machen und meinen Vater mehr und mehr von meiner Brauchbarkeit zu überzeugen.“

„Und mißlingt der Coup — was dann?“ fragte Dagobert geſpannt.

„Dann iſt mir das Glück bei der nächſten Spekulation umſomehr hold, und ſchweigend begrabe ich den Unfall in dem ſpätern Erfolg — was nicht ſchwer, weil der Verluſt nicht groß iſt.“

Dies Verfahren leuchtete Dagobert ein und gab ihm Mut. Er war damals im Beſitz ſeines Kapitals und er bat Maximilian ihm die Hälfte der Aktien zu überlaſſen.

„Sehr gern! antwortete dieſer: nur ſtelle ich die Bedingung, daß Du im Fall des Mißerfolgs ſo wenig mir zürnſt, als für den Erfolg mir dankſt.“

Dagobert gab ſein Wort und ſein Geld und bekam die Hälfte der Aktien. Drei Monat ſpäter lief das fragliche Schiff zum allgemeinen Erſtaunen glücklich in Liverpool ein, hatte alle Havarien überſtanden und der Cargo trug den Aktionärs eine ſolche Dividende ein, daß Dagobert höchlichſt überraſcht und erfreut gern ſein ganzes Vermögen in unſicheren Schiffsaktien angelegt hätte — wovon jedoch alle Welt ihm dringend abriet. In dem Rauſch ſeiner Freude und ſeines Glücks machte er auf dem Derby-Rennen, das gerade um dieſe Zeit einfiel, eine ſehr hohe Wette gegen ein berühmtes Rennpferd und wirklich wurde dieſes zum erſten Mal, ſeit es auf dem turf erſchien — geſchlagen. Dagobert gewann eine bedeutende Summe und hielt ſich nun entſchieden für einen Liebling des Glücks, während er ſeine unglückliche Richtung immer eifriger verfolgte. Um reich zu werden lebte er wie ein reicher Mann und wurde arm — nicht auf der Stelle, ſondern ganz allmählich, mit Vor- und Rückſchritten, unter manchen getäuſchten Hoffnungen, wettend und wagend, gewinnend und verlierend, — und leider mit bedeutend höherem Verluſt, als er es ſich in ſeiner leichtſinnigen Rechnungsweiſe vorſtellte.

Zwei Jahre brachte er auf Reiſen zu und nicht ohne Nutzen. Großbritannien, Frankreich und Belgien, Spanien und Portugal lernte er kennen, Nationen und Inſtitutionen, Sprache, Literatur, Geſellſchaft. Das alles ſchien ihm zweckdienlich für ſeine Laufbahn und intereſſierte ihn lebhaft. Er hatte keine pekuniäre Sorgen; ſein Geiſt war friſch und angeregt; ſein Herz war bei Wendeline. Zwei- oder dreimal im Jahr ſchrieb er an Claudia Reiſeberichte.

Dann ging er nach Wien, wo er einige Monate blieb bis er nach Bern geſchickt wurde.

In Wien fand er bei dem Bankier Roſenſtein, Schwiegerſohn des Herrn Illinger sen. ein Schreiben des letzteren, woraus Dagobert mit großem Schreck erſah, daß er von dem Gelde, das er Herrn Illinger zurückgelaſſen, nur noch ſoviel vorhanden ſei, um höchſtens ein Jahr, und auch dies nur mit Einſchränkung, davon zu leben. Es reichte alſo nicht für drei Wintermonate aus, die Dagobert in ſeiner gewohnten Lebensweiſe in Wien zubrachte. Mit ganz erſchöpfter Kaſſe, ohne Ausſicht ſie zu füllen, und mit beträchtlichen Schulden, kam er über Bachheim nach Bern. Der Aufenthalt in Bachheim war ihm eine Folter. Er mußte über ſeine pekuniären Verhältniſſe ſchweigen, da er wußte, daß es ſeinem Vater unmöglich ſei ihm ſein Jahrgeld zu erhöhen, und doch brannte ihn die ſchreckliche Geldverlegenheit auf der Seele. Das machte ihn unruhig, zerſtreut, gleichgiltig. Seine Mutter bemerkte es und ſchob es auf den Winter in Wien. Mittelbar war das freilich der Fall.

Dagobert hatte dort Floriane Illinger wieder geſehen, um die er ſich in London nicht weiter bekümmert hatte, weil ihm Kopf und Herz voll anderer Intereſſen waren. Sie hatte aber dieſe Vernachläſſigung bemerkt und empfunden. Es gibt weibliche Weſen, welche durchaus nicht ertragen können, daß ein Mann, der ſeiner fünf Sinne oder wenigſtens ſeiner Augen mächtig iſt, gleichgiltig und ohne ſie zu bemerken an ihnen vorübergehe. Floriane fand das geradezu beleidigend.

„Findeſt Du nicht dieſen Graf Wianden ſehr inſolent?“ hatte ſie damals zu ihrer Schweſter geſagt: „in der dead season waren wir gut genug für ihn und jetzt kennt er uns kaum!“

„O er kennt uns ſehr gut und hat uns geſtern in Hyde-Park äußerſt verbindlich gegrüßt. Er ſieht ungemein vornehm zu Pferd aus — und es iſt ja ganz unmöglich in dieſer tumultuariſchen Freudenzeit mit irgend jemand intim zu leben,“ entgegnete Conſtance harmlos.

Allein es blieb ein Stachel in Florianens Geſinnung gegen Dagobert. Sie langweilte ſich zu ſehr bei Conſtance, um nicht möglichſt bald, nachdem die season vorüber war, London zu verlaſſen. Sie ging zuerſt zu ihrem Vater, um ſich einen klaren Einblick in ihre Erbſchaft zu verſchaffen und erklärte ihm dann:

„Nie werde ich mich verheiraten. Dieſe Heiratsberechnungen, dieſe Ehekontrakte, dieſes Aufzählen des Mein und des Dein, dieſes Abwägen des Vorteils und des Nachteils — ein Greuel iſt es mir, Papa! — Ich will mein Vermögen in meiner Weiſe genießen! vor der Hand muß ich mich ja mit der Hälfte der Zinſen begnügen, aber in drei Jahren hört das auf und dann will ich ſelbſt das Vermögen verwalten.“

„Du biſt ein kindiſches Geſchöpf!“ antwortete Herr Illinger ſen. „Nicht heiraten? welch' ein Unſinn! alle Menſchen heiraten, wenn ſie eine Familie ernähren und für ihre Zukunft ſorgen können — und danken dafür ihrem Schöpfer. Und Du willſt ein Vermögen, das ſich durch vernünftige Spekulation eines umſichtigen Mannes leicht verdoppeln ließe, für Zuckerwerk und bunte Bandſchleifen vertändeln! denn das was Du Verwaltung nennſt, iſt weiter nichts als vertändeln oder verſchwenden.“

Nachdem Floriane ihren Willen und ihre An- und Abſicht mit äußerſter Entſchiedenheit ausgeſprochen hatte, blieb ſie ihrem Grundſatz treu, mit allen Menſchen im guten Vernehmen ſich zu halten. mit denen ſie in Verkehr war; folglich auch mit ihrem Vater. Deshalb hörte ſie ruhig ſeine Vorwürfe an und ſagte dann freundlichſt:

„Sei unbeſorgt, Papa! Kommt es je dazu, ſo ſoll niemand als Du meinen Ehekontrakt entwerfen, und bei jedem wichtigen Schritt werde ich Dich kindlich zu Rate ziehen. Daß ich mich aber perſönlich mit Zuckerwerk, bunten Bändern und dergleichen Tand verſorge — das verſteht ſich von ſelbſt, und das iſt auch die Abſicht meines guten Onkels geweſen, der mir ſchon jetzt die Hälfte der Zinſen als Rente zuweiſt. Du biſt gewiß damit einverſtanden — nicht wahr, Papa? daß ich Mignonne in Paris beſuche und dann zu Feodora gehe. Sie iſt die älteſte von uns und ich bin am liebſten in ihrem Hauſe.“

Herr Illinger war es zufrieden. Er teilte Feodoren ſchriftlich dies Geſpräch mit und ermahnte ſie dringend nach einem Gatten für das närriſche Mädchen auszuſchauen, ſelbſtverſtändlich nach einem ſolchen, der die erforderlichen guten Eigenſchaften habe, um dem Kreiſe der Illingerſchen Schwiegerſöhne einverleibt zu werden, nämlich Vermögen, Geſchäftsgewandtheit und einen reſpektablen Charakter. Alles übrige ſei Larifari. Feodore ſchrieb zurück, ſie werde ihr möglichſtes tun; habe Floriane ſich aber irgend etwas in den Kopf geſetzt, ſo werde ſie durch Widerſpruch darin beſtärkt; man müſſe Geduld mit ihr haben, bis ſie ſelbſt ihres kindiſchen Entſchluſſes müde ſei. In ihrem Sinn aber dachte Feodora: Mit nichten, mein lieber Papa! ich werde mich hüten

Floriane auf Heiratsgedanken zu bringen! . . . Weshalb ſoll ſie in den Eheſtand hinein gezwängt werden? . . . Weshalb ſoll ihr Vermögen einem fremden Mann zu gut kommen? . . . Beides ſehe ich nicht ein. Laſſe man ſie doch nach Belieben die Renten ihres Vermögens verzehren, vertändeln, meinetwegen auch verſchwenden! . . . das Kapital wird ſich nicht mindern, denn ſie iſt eine Illinger und die verſtehen ſämtlich ganz gut zu rechnen . . . und mit dieſem Kapital kann ſie als Unverehelichte dereinſt ſchalten und walten zum beſten der Bedürftigſten in der Familie. Ich bin mit einer Schar von Kindern geſegnet wie weiland die Patriarchen . . . ich muß für ſie ſorgen, in deren Intereſſe iſt es, daß Floriane nicht heirate: alſo!! — Doch dies höhere Intereſſe für meine Kinder muß ich vor Floriane ſelbſt und vor den übrigen Geſchwiſtern verbergen . . . und vor dem Vater nun gar! — — So rechnete Feodora Roſenſtern und bewies durch ſich ſelbſt, daß ſie eine Illinger ſei.

Als Floriane zu ihr kam, wurde ſie mit großer unbefangener Freude empfangen und Feodora ſagte herzlich:

„Du weißt, daß Du bei mir wie in Deinem eigenen Hauſe biſt. Gib alſo Deine Befehle nach Gutdünken; ich bin im voraus mit allen einverſtanden. Nur bitte ich Dich nicht zu vergeſſen, daß Du bei uns nicht den koloſſalen Reichtum der guten Conſtance und nicht die Supereleganz unſerer Mignone findeſt. Ich erinnere Dich daran, weil Du aus ihren Häuſern kommſt und vielleicht verwöhnt biſt.“

„Das glaube ich kaum,“ verſetzte Floriane gelaſſen: „überdies ſtehen mir ja die Mittel zu Gebot nach meinen Bedürfniſſen zu leben, denn dieſe beſchränken ſich auf Toiletten- und ähnliche Gegenſtände.“

Über ihre Zukunftspläne ſchwieg Floriane und ihr Leben war ganz und gar dasjenige, welches ein junges Mädchen in ihrer Lage bei Eltern oder Verwandten führt: etwas Lektüre, etwas Briefwechſel, etwas ſchöne Künſte, geſellſchaftliche Verpflichtungen, Salongeſpräche, intimere Geſpräche — damit wurde die Zeit wenn nicht ausgefüllt, doch hingebracht. Floriane wollte ſich in den Ruf großer Verſtändigkeit und eines reifen geſellſchaftlichen Taktes ſetzen: demgemäß benahm ſie ſich. Durch ihre Schweſter Mignonne wurde ihr aus Paris ein Heiratsantrag gemacht. Sie lehnte ihn ab. Ein zweiter, der durch ihren Schwager Roſenſtern an ſie gelangte, hatte dasſelbe Schickſal.

„Was verlangſt Du denn eigentlich?“ fragte er.

„Vor der Hand nichts, als in Deinem Hauſe zu bleiben,“ antwortete ſie verbindlich.

Ohne in die Pläne ſeiner Frau eingeweiht zu ſein, war er mit Florianen's Anweſenheit ganz zufrieden. Sie war ſchön — immer; ſie war angenehm — wenn ſie es ſein wollte; ſie war ſehr generös; ſie erfüllte jeden Wunſch Feodora's, der mit Geld zu erfüllen war; ſie entzückte die Roſenſtern'ſche Kinderſchar durch einen unerſchöpflichen Vorrat von Näſchereien: genug, ſie war eine Perſon, die man mit Vergnügen im Hauſe hatte.

Plötzlich erſchien Dagobert in Wien und bei Bankier Roſenſtern. Floriane nahm ſich vor ihn fühlen zu laſſen, was das ſei an einer Floriane gleichgiltig vorüber zu gehen. Sie wollte ihn behandeln, als ob Chiswick und London und ein Graf von Wianden für ſie nie auf der Welt geweſen wären. Das tat ſie denn auch. Er ſah darin weiter gar nichts, als die Laune einer von Welt und Menſchen ſehr verwöhnten jungen Dame und nahm es ſich nicht im geringſten zu Herzen. Da änderte ſie ihre Taktik und wurde freundlich. Auch das rührte ihn nicht. Er kannte ſchon genugſam die Menſchen, um zu wiſſen, daß manche die Eigentümlichkeit haben, erſt dann freundlich zu werden, wenn ſie erkennen, daß man gar keinen Wert darauf legt ob ſie freundlich oder unfreundlich, ob ſie höflich oder unhöflich ſein wollen; und es wunderte ihn nicht, daß die reiche, ſchöne, brillante, vielumworbene, vielumſchmeichelte Floriane dieſe Unart beſitze. Es wunderte ihn nur, daß ſie ſehr freundlich wurde. In dem höchſten Kreiſe der Geſellſchaft lebte ſie nicht und begegnete er ihr nicht; da ihm aber auch die Kreiſe offen ſtanden, in denen ſie erſchien, ſo traf er ſie nicht ſelten, und endlich — als Maximilian kam — ſah er ſie faſt täglich. Da ſagte Floriane einmal bei einem großen Diner zu ihm:

„Wiſſen Sie, daß ich Sie ſehr bewundere?“

„Wie hätte ich das ahnen können!“ rief er lächelnd: „darf ich jetzt auch das Warum wiſſen?“

„Weil Sie nicht ſofort vor einer reichen Erbin auf die Knie fallen.“

„Der Götzendienſt iſt verboten.“

„Freilich! und dennoch iſt die Anbetung des goldenen Kalbes ſo allgemein, daß es wie ein Wunder erſcheint, wenn ſich irgend jemand ihr entzieht.“

„Vielleicht hat dieſer jemand andere Götzen,“ entgegnete Dagobert, um irgend etwas zu ſagen, denn er wußte nur zu gut, wie wenig er Florianens Bewunderung verdiene.

„Möglich! ſogar wahrſcheinlich! allein er huldigt doch nicht dieſem gemeinen Götzen.“

„Sind Sie Ihrer ſelbſt ſo ſicher,“ fragte Dagobert plötzlich ernſt, „daß Sie ihm nicht huldigen würden, wenn Sie nicht ein paar Millionen beſäßen? Jetzt, da Sie alle Vorzüge und Vorteile derſelben genießen, jetzt iſt es ſehr leicht zu ſagen: ich verachte die Leute, deren höchſtes Streben, deren Hauptgedanke es iſt Millionen zu beſitzen. Aber fragen Sie ſich einmal was Sie tun, denken, erſtreben würden, wenn Sie das nicht hätten, was

„Mein guter Bruder! entgegnete Dorothee gerührt und bezaubert, Du ſprichſt wie ein Apoſtel und ſiehſt eben ſo ſchön aus — und ich freue mich unſäglich daß Du ſo herrliche Hofnungen und Vorſätze haſt: aber was mich betrift, mein Leonor, da danke ich Dir! ich will nichts, ich brauche nichts, ich bin daran gewöhnt für mich ſelbſt zu ſorgen und für Andre zu arbeiten. Was ſoll ich mutterſeelenallein in der weiten Welt anfangen? da käme ich mir verloren vor. Eltern hab' ich nicht mehr, Verwandte und Freunde hatte ich nie. Mein einziger Bruder geht in fremde Länder; — wo ſollte ich bleiben .... wenn nicht hier! Nein Leonor, ich bleibe bei der Gräfin."

„Aber, meine Dorel, Du könnteſt heirathen" ... —

„Ach nein, dazu hab' ich gar keine Luſt! .... die Männer gefallen mir nicht" .... —

„Was weißt Du von den Männern, Dorel!"

„Nun, ich ſehe ſie doch alle Tage. Gegen den Grafen hab' ich zu viel Groll im Herzen um ihn leiden zu können — und Fürſt Gotthard gefällt mir auch nicht recht! man weiß nie ob er traurig oder ſchläfrig ausſieht."

„Beides, Dorel, Beides! und ich würde Dich auch ſehr beklagen wenn Du einen Fürſten oder Grafen heirathen ſollteſt. Aber es giebt andre Männer

Ihnen zum Leben zwiſchen Ihresgleichen notwendig iſt? wenn Sie in den Kreiſen der hohen Finanzwelt arm wären? denn man kann ſein tägliches Brot, ja mehr noch haben — und dennoch arm ſein.“

„Ich habe nie gedacht, daß ich arm ſein könnte,“ verſetzte Floriane.

„Sehen Sie wohl! Nicht einmal in Gedanken haben Sie verſucht arm zu ſein. Arm ſein, heißt entbehren. Und mit welchen Demütigungen, welchen Bitterkeiten, welcher Selbſtüberwindung, welchen heißaufwallenden Empörungen gegen die Härte des Schickſals, iſt die Entbehrung verbunden! Das wiſſen die nicht, die im Golde und in deſſen Genüſſen ſchwelgen und dabei ganz gemütlich ſagen: Welche Gemeinheit, reich werden zu wollen.“

„Aber woher wiſſen Sie das alles?“ fragte Floriane verwundert und mit Teilnahme.

„Ich weiß es, weil ich nicht ausſchließlich im Salon Ihrer Schweſtern lebe, ſondern auf den verſchiedenſten Stufen der Geſellſchaft die Armut — die abſolute und die relative — kennen gelernt habe, ja, ſtudiert habe.

„Zu welchem Zweck ein ſo peinliches Studium?“

„Um mit meinem eigenen Loſe möglichſt zufrieden zu ſein — und um den Zuſtand einer Geſellſchaft richtig würdigen zu können, in welcher das Geld eine ſo große Rolle ſpielt, daß der Beſitz oder der Nichtbeſitz die Axe iſt, um welche ſie ſich bewegt.“

„Ich werde künftig vorſichtiger in meinen Äußerungen ſein; allein meine Bewunderung für Sie wird dadurch nicht verringert,“ ſagte Floriane in dem Augenblick, als man ſich vom Diner erhob, ſo daß Dagobert unter dem Eindruck dieſes Wortes blieb.

Und dieſer Eindruck war ein angenehmer. Floriane hatte ihren Zauber, auch abgeſehen von ihrer äußern Erſcheinung und von jedem Nebengedanken. Man brauchte nicht beſtändig die frivole, fade und nur zu oft boshafte und giftige Unterhaltung mit ihr zu führen, welche die herrſchende iſt in einer Geſellſchaft, die im oberflächlichſten Treiben ihr Vergnügen findet, mit ſtumpfer Gleichgiltigkeit einem ernſten Gedanken begegnet und in einer Art von flatterhaften Blödſinn zerſtreut, hohl und eitel dahintaumelt. Schon in Chiswick hatte Dagobert dies bemerkt. Neben Conſtance, dieſem koſtbaren Exemplar aus dem verweichlichenden, geiſtig und körperlich entnervenden Treibhaus der Welt, ſtand Floriane zu ihrem großen Vorteil mit klarem Kopf und friſchem Sinn, ganz bereit, ſich auch mit ernſten Gedanken zu beſchäftigen. Jetzt war ſie um einige Jahre älter geworden; in ihrer Familie, ihrer Umgebung hatte ſie keine Nahrung, keine Leitung für ihren Geiſt gefunden; in den Banden ihrer Selbſtſucht blieb er auf das Irdiſche gerichtet; aber er war noch nicht im Schlamm des Materialismus erſtickt, im Sande der Oberflächlichkeit abgeſtorben.

„Nun, wie gefällt Dir Floriane jetzt?“ fragte eines Tages Maximilian.

„Sie iſt ein blendendes Weſen!“ rief Dagobert.

„Bekehre ſie zum Chriſtentum und heirate ſie — das wäre mir eine große Freude.“

„Ich denke weder an das eine noch an das andere, ſo bereit ich ſonſt bin, Dir Freude zu machen.“

„Du haſt unrecht! Floriane iſt ſchön, klug, gewandt — überdas auch ſehr reich. Was fehlt ihr, um eine perfekte Chriſtin zu werden?“

„Nichts weiter, als daß ſie es nicht bereits iſt. Sie paßt nicht für uns. Ihr Haus und mein Haus hat nicht dieſelben Traditionen.“

„Laß doch die altväteriſchen Ideen fallen!“

„Beſter Freund! wollte Deine ſchöne Schweſter es ſich einfallen laſſen, einen armen Mann zu heiraten, ſo würde Dein Vater ohne Zweifel ſagen: Mit nichten, mein Kind! dies iſt nicht gebräuchlich bei den Illingern und Du ſollſt nicht die erſte ſein, die davon abweicht.“

„Ganz recht, ſo würde mein Vater ſprechen!“ rief Maximilian lachend.

„Daraus ſiehſt Du, daß auch Deine Familie ihre Traditionen hat und daß Dein Vater feſt an ihnen hält."

„Nun ja, denn er iſt ein alter Mann. Uns aber, dem jüngeren Geſchlecht, geziemt es, die Schranken derſelben zu ſprengen."

„Würdeſt Du das im vorliegenden Fall Deiner Schweſter raten?"

„In jedem ſchwierigen Fall muß jeder ſich ſelbſt beraten," erwiderte Maximilian ausweichend.

„Das denke auch ich," verſetzte Dagobert.

Der ſchwierigſte aller Fälle war in dieſem Augenblick für ihn ſeine Geldnot. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſie ſeinem Freunde zu offenbaren. Ja, als dieſer einmal die Frage hinwarf:

„Nicht wahr mit Deinen Finanzen ſteht es vortrefflich?"

Da erwiderte Dagobert ruhig:

„Nein, vortreflich nicht! aber ich kann leben."

„Und, bei Gott! leben wie ein Prinz!"

„Doch wäre es nicht übel, wenn Du mir wieder zu einigen fruchtbaren Aktien verhelfen könnteſt, wie damals in Liverpool."

„Aha! auf die Weiſe gewinnſt Du Deinen prinzlichen Lebensunterhalt?"

„Nein!" rief Dagobert „ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich nicht auf Wagniſſe jener Art eingelaſſen habe, weil ich auf meinen Reiſen durchaus keine Gelegenheit dazu fand. Man kann nicht den erſten beſten Vorſchlag der Art annehmen. Hätteſt Du mir aber einen ſolchen zu machen, ſo würde ich darauf eingehen. Lebt man in der großen Welt und nehme man auch nur einen ganz unſcheinbaren Platz ein — Geld braucht man immer und hat man nie genug . . . oder wenigſtens nie zu viel. Alſo, Freund, vorkommenden Falles denke an mich.“

„Es iſt nicht ratſam, mit Freunden — d. h. mit ſolchen, die nicht Geſchäftsfreunde ſind — Geſchäfte zu machen,“ ſagte Maximilian: „ich habe das ſchon zu verſchiedenen Malen gegen Dich ausgeſprochen und ich wiederhole es Dir jetzt. Meine Kaſſe ſteht Dir zu Dienſten ſo lange ſie nicht leer iſt; allein ich rate Dir freundſchaftlich, alles was Geſchäft iſt, mit meinem Vater abzumachen, den Du kennſt und der ein Mann von großer Reſpektabilität iſt.“

Auf dieſe Weiſe hatte ſich Maximilian mit großer Vorſicht in Sicherheit geſtellt, ſowohl gegen irgend einen Anſpruch, als gegen irgend einen Vorwurf von Dagoberts Seite, während dieſer nicht umhin konnte, dem Freunde vollkommen recht zu geben und den Entſchluß faßte, mit Herrn Illinger ſen. ein Arrangement zu machen, das ihm wiederum über die nächſten Jahre hinaushelfe, bis er endlich am Ziel einer feſten Anſtellung und durch Wendeline im Beſitz eines großen

Vermögens ſei. Denn an Wendeline hielt ſein Herz feſt — mindeſtens der beſte Teil ſeines Herzens. Wie ein Schreckbild trat ihm zuweilen die Möglichkeit vor die Seele, daß ſein Vater mit Entſchiedenheit dieſe Verbindung verwerfe; — was dann? . . . Oder daß Wendeline nicht ſo reich ſei, wie er es wünſchte — was dann? Dagobert machte es wie alle ſchwankenden, unklaren Charaktere: er ließ dieſe wichtigen Fragen auf ſich beruhen und nahm an, daß ſich alles nach ſeinen Wünſchen geſtalten werde. Er verließ Wien mit bedeutenden Schulden, welche er in Zukunft bezahlen wollte: damit tröſtete er ſich ſelbſt und andere. In Bachheim empfing er ſein gewöhnliches Jahrgeld. Er beſchloß, in Bern ein ſo eingeſchränktes Leben zu führen, daß er damit ausreichen werde und das Arrangement mit Herrn Illinger sen. wegen ſeiner Schulden auf ſpätere Zeit zu verſchieben.

Kaum war er in Bern angelangt, kaum hatte er ſich in dem Kreiſe ſeiner Obliegenheiten orientiert, ſo wurde er eines Tages in ein Hotel beſchieden, wo zwei Damen ihn zu ſprechen wünſchten. Er dachte an flüchtende Polinnen oder an ſonſtige intereſſante Perſönlichkeiten, die ihre Zuflucht zu dem gewichtigen Schutz des Herrn Geſandtſchafts-Attaché nehmen wollten. Zu ſeinem größten Erſtaunen fand er im Gaſthof, den er eilends betrat — Conſtance Frymar und deren Geſellſchafterin.

„Sie hier?“ rief er grenzenlos überraſcht, als ihm Conſtance mit gewohnter Indolenz vom Sofa aus die Hand darbot: „Sind in Bern? zu Anfang Mai? und in London beginnt der Glanzpunkt des Jahres — die faſhionable Zeit!!“

„Sie haben wohl recht zu ſtaunen und ich ſelbſt bin höchſt erſtaunt darüber — aber ich bin nun einmal hier,“ verſetzte Conſtance gleichmütig.

„Was wollen Sie denn aber hier anfangen?“

„O gar nichts — nur Floriane erwarten.“

„Und dann?“

„Dann gehen wir nach Beau rivage. Denn ich bin krank geweſen und unſer Hausarzt ſagte, gerade jetzt müſſe ich mich ſchonen und mich vom Treiben der Geſellſchaft, von Bällen und Nachtwachen fern halten. Sie werden begreifen, daß mir dieſe ärztliche Entſcheidung bittere Tränen erpreßte. Da erklärte Herr Frymar, er könne es nicht ertragen, ſeine Frau während drei Monaten in Tränen ſchwimmen zu ſehen, und der Arzt traf denn endlich die Beſtimmung, daß ich dieſe drei Monate auf dem Kontinent, doch in keiner Stadt, ſondern in geſunder, milder Luft und in der ſchönen Natur zubringen ſolle; — und ſo gehe ich denn nach Beau rivage. Kaum hatte ich dies meinen Schweſtern nach Wien geſchrieben, ſo antwortete mir Floriane, ſie wolle mich begleiten; ſie kenne die Schweiz gar nicht. In Hietzing und Karlsbad kenne ſie jeden Baum und jeden Stein;

— das ſei ſchrecklich langweilig. In Bern wollten wir zuſammentreffen. Geſtern Abend fand ich ein Telegramm von ihr vor. Sie kommt heute Mittag. Ich freue mich unendlich, ſie nach ſo langer Zeit wiederzuſehen. Nicht wahr, Sie bringen den heutigen Abend bei uns zu und beſuchen uns recht häufig in Beau rivage.“

So plauderte Conſtance bis ihr Wagen gemeldet wurde.

„Ich will zum Bahnhof fahren und Floriane empfangen,“ ſagte Conſtance: „Nicht wahr, Herr Graf, Sie haben die Güte, mich . . . oder eigentlich uns zu bgleiten, denn Herr Frymar hat es mir auf die Seele gebunden, niemals öffentlich ohne eine Begleiterin zu erſcheinen. Deshalb habe ich eine Geſellſchaftsdame bei mir. Die Begleitung eines Herrn iſt aber dennoch überall höchſt willkommen.“

Sie fuhren zum Bahnhof. Der Zug ließ ſich nicht lange erwarten. Er brachte Floriane und die Schweſtern begrüßten ſich zärtlichſt. Nachdem auch Dagobert einen freundlichen Gruß von Floriane erhalten hatte, trennte man ſich, um ſich am Abend wieder zu vereinigen. Floriane erklärte, ſie müſſe ſich wenigſtens einen Tag in Bern ausruhen, da ſie ohne Unterbrechung gereiſt ſei. Conſtance war damit einverſtanden; in jeder eleganten und bequemen Umgebung fühlte ihre indolente Natur ſich ganz behaglich.

„Ich habe ja noch nicht einmal die Bären geſehen!“ ſagte ſie höchſt ernſthaft: „und wer in Bern die Bären, in London den Tower und in Rom den Papſt nicht ſah, der kennt dieſe drei Städte in ihrer größten Merkwürdigkeit nicht. So iſt's! nicht wahr, Graf?“

Er beſtätigte lachend alles was ſie ſagte. Es gibt Menſchen, mit denen eine Diskuſſion unmöglich iſt, weil ihnen jeder beſtimmte Begriff von den Dingen fehlt. Conſtance war ſehr zufrieden, wenn um ſie her gelacht wurde. Lachen war ihr ein Zeichen, daß man ſich gut unterhalte, und zwar in einer Weiſe, die ihr zugänglich war; und dann lachte auch ſie recht herzlich mit.

Die Schweſtern blieben eine Woche in Bern. Floriane war ungemein liebenswürdig; ſie zeigte eine empfindende Seele, einen Blick für das Schöne und Erhabene der Natur, Verſtändnis für große Geſinnungen.

„Welch ein Unterſchied zwiſchen den Schweizern der alten Zeit und denen in unſern Tagen!“ rief ſie. „Mit bewundernswertem Heldenmut verteidigten jene im Bewußtſein ihres heiligen Rechtes gegen die gewaltige Übermacht Karls des Kühnen ihre Freiheit — und jetzt unterdrücken dieſe Schweizer die Glaubensfreiheit der kleineren Kantons, jetzt ziehen ſie zu Felde gegen individuelle Freiheit ihrer Mitbürger, indem ſie Klöſter und Ordensleute nicht dulden wollen! Wahrlich, jedes unbefangene Auge muß da einen ſchauerlichen Rückſchritt von der Freiheit zur Tyrannei wahrnehmen.“

„Die Schweiz war nur ſo lange groß, als ſie katholiſch war,“ ſagte Dagobert: „mit dem Abfall vom alten Glauben hörte ihre Größe auf. Der Kanton Bern wurde mächtig, aber groß wurde er nicht, denn das Palladium der Freiheit, der Schutz des Rechts für die ganze Eidgenoſſenſchaft — das erhob das ſtolze Bern nicht mehr.“

„Iſt Karl der Kühne Charles-Magne?“ fragte Conſtance.

„Nein! Charles-le-Téméraire“ . . . —

„Duc de Bourgogne! j'y suis!“ unterbrach Conſtance die berichtigende Floriane, höchſt vergnügt, daß dieſe Erinnerung an die Geſchichtstabellen des Penſionates noch in ihrem Gedächtnis haftete.

Dergleichen Intermezzo's ſtörten aber nicht Dagoberts und Florianens Geſpräche und erheiterten ſie nur, weil Conſtance es gar nicht übel nahm, wenn man ſie über ihre Unwiſſenheit belächelte.

„Weshalb ſoll ich unterrichtet ſein von all dieſen alten Begebenheiten?“ ſagte ſie ganz unbefangen: „ich brauche ja nur jemand zu fragen, der es weiß, ſo erfahre ich alles.“

Damit begnügte ſie ſich in ihrer des Nachdenkens unfähigen Oberflächlichkeit.

auf der Welt. Schau mich an! könnte ſolch ein Mann Dir nicht gefallen?"

„Als mein Bruder gefällſt Du mir ſehr .... doch zum Ehemann mögt' ich auch Dich nicht! Du mußt eine hochfahrende Frau haben vor der Du einigen Reſpect haſt .... und das gefällt mir nicht."

„Nun Kind, wenn weder ein Fürſt noch ein Graf noch ein Leonor Brand Dir recht ſind: ſo iſt Dir ſchwerlich zu helfen, und wir wollen die Ehefrage fallen laſſen. Aber beſinne Dich doch! was kann ich für Dich thun ehe ich in die weite Welt gehe."

Nach langen Verhandlungen einigten ſie ſich. Dorothee nahm jährlich 200 Thaler von ihrem Bruder an, und er geſtattete ihr bei der Gräfin zu bleiben, nachdem ſie ihm feierlich die Verſicherung gegeben, durchaus nicht mehr in der Stellung einer Kammerjungfer zu ſein. In tiefer Nacht ſchieden ſie endlich, mit herzlicher Wärme von Leonors — mit tiefer Rührung von Dorotheens Seite. Sein Wagen erwartete ihn in der Schenke des Dorfes, und er wollte gleich abreiſen. Dorothee trat ins Fenſter um ihm über den Schloßhof nachzuſehen. Die Erde war mit friſchgefallnem Schnee bedeckt und am Himmel blitzten die Sterne. Der einſam dunkle Menſch da unten ging lautlos durch die kalte ſtille Nacht

Es verſteht ſich, daß Dagobert dringend eingeladen wurde, die Schweſtern in Beau rivage zu beſuchen und daß er es um ſo lieber zuſagte, als er die Ufer des Genfer See's nicht kannte und als Beau rivage einer der ſchönſten Punkte an demſelben und einer der günſtigſten iſt, um Ausflüge zu machen. Beau rivage iſt ein echt ſchweizeriſches — wenn nicht Kunſt- ſo doch Induſtrieprodukt. Es iſt keine Stadt, kein Dorf, keine Villa; es iſt ein wunderſchöner Gaſthof auf den Fuß einer ſ. g. Pension suisse eingerichtet, aber im größten Stil. Es liegt in Ouchy, wo alle Dampfboote landen und gewährt den herrlichſten Umblick auf den See mit den Bergen und den Kaſtanienwäldern von Savoyen, während ſich rückwärts die reizendſten Villa's und Gärten lagern und zu den Rebenhügeln hinanſteigen, von deren Höhe Lauſanne herabſchaut, bekrönt mit ſeiner ehrwürdigen Kathedrale romaniſchen Styls. Nach Beau rivage alſo gingen die Schweſtern. Als ſie aus der ernſten Naturſchönheit Berns und aus dem einförmig grünen Hinterland von Gruyères auf dem Hügelkamm anlangten, der wie ein klöſterlicher Rahmen den Spiegel des See's umgibt: da war es nicht anders, als ob der Mai ſie mit offenen Armen empfange — ein ſolcher Frühlingszauber ſtrahlte ihnen entgegen. Conſtance ſogar war nicht unempfindlich für ihn. In Beau rivage angelangt, nahm ſie die eleganten Zimmer in Beſitz, die Herr Frymar längſt für ſie beſtellt hatte, ging mit großem Wohlgefallen von einem Fenſter zum andern und ſagte:

„O welche erquickende Luft! Warum haben wir ſie nicht in London, Miſtriß Marshell?“

„Weil London nicht am Leman liegt,“ erwiderte ernſthaft Miſtriß Marshell, die Geſellſchaftsdame.

„Aber es liegt doch an der Themſe,“ meinte Conſtance kopfſchüttelnd und wendete ſich von ihren kosmographiſchen Betrachtungen der praktiſchen Prüfung ihrer Sofa's und Lehnſtühle zu.

„Sehr gut gepolſtert! ſehr bequem! . . . Sogar ein recht ſchöner Stoff! ſehen Sie doch, Miſtriß Marshell.“

„Schön und bequem in der Tat! aber warum ſtaunen Sie darüber, Miſtriß Frymar? Beau rivage iſt ja hauptſächlich für reiſende Engländer eingerichtet und die halten an ihren Gewohnheiten und lieben ihren heimiſchen Komfort im Ausland zu finden.“

„Dieſe vortreffliche Eigenſchaft der Engländer iſt mir von der Natur gegeben,“ ſagte Conſtance, indem ſie ſich auf einer Chaiselongue behaglich ausſtreckte: „Schade, daß ich von hier aus nicht den See erblicke!“

Miſtriß Marshell rollte die Chaiselongue ſamt Conſtance vor die geöffnete Balkontür und ſagte:

„Lady Charlotte Fairbell, Tochter ſeiner Gnaden des Herzogs von Lightborough, mit der ich anderhalb Jahre gereiſt bin und die ich dem glücklichen Vater geneſen zurückführte, konnte ſich ebenfalls nicht ſatt ſehen an der ſchönen Natur, während ihre Gnaden die Gräfin von Ormond, mit der ich die Ehre hatte, zehn Monate zu reiſen, gar keine Freude an Naturſchönheit hatte. „Es macht mir nur das Herz ſchwer, pflegten ihre Gnaden zu ſagen, denn ich weiß ja doch, daß ich dieſe ſchöne Erde verlaſſen muß . . . daß ich ſterben muß . . . und ich lebte doch noch ſehr gern.“ Und ſie ſtarb denn auch“ . . . —

„Ich bitte, Miſtriß Marshell, erzählen Sie mir doch nicht ſolche melancholiſche Dinge! . . . das verſtimmt mich . . . das vertragen meine Nerven nicht,“ ſagte Conſtance kläglich. „Sie wird doch nicht etwa hier in Beau rivage geſtorben ſein, dieſe unglückliche junge Gräfin von Ormond? . . . das wäre entſetzlich.“

„Beruhigen Sie ſich, teuere Miſtriß Frymar. Ihre Gnaden ſtarb zu Pau in den Pyrenäen, ſo daß ganz Frankreich zwiſchen deren Sterbebett und Beau rivage liegt. Und was die Jugend betrifft — die Frau Gräfin hatte freilich einen ſehr friſchen Geiſt, ſtarb aber im achtzigſten Jahr.“

„Im achtzigſten Jahr!“ rief Conſtance hellauf lachend, „liebe Miſtriß Marshell, das hätten Sie mir gleich ſagen ſollen! dann hätte ich dies Geſchichtchen gar nicht melancholiſch, ſondern äußerſt drollig gefunden. Leute, die bei achtzig Jahren und auf der andern Seite von Frankreich ſterben, rühren mich nicht!“ —

Floriane nahm mit andern Gedanken Beſitz von ihren Zimmern. Würde Dagobert überhaupt kommen und häufig kommen? . . . Wird er kommen um Beau rivage und den Leman zu ſehen . . . oder um Floriane zu ſehen? Und wenn es iſt, um Floriane zu ſehen — was wird ſie tun? was wird ſie ſagen? wird ſie ſich freuen? — O ja! das wird ſie! aber wird ſie dieſe Freude äußern? — Warum nicht?— Er iſt ein ſehr angenehmer Mann und die Welt wimmelt nicht dergeſtalt von angenehm jungen Männern, daß man ſich nicht freuen ſollte, recht häufig einem ſolchen zu begegnen. Das iſt ganz einfach und ſo wird er es auch nehmen. Käme er nicht — ſchauerlicher Gedanke, mit Conſtance und allerhand langweiligem Geſindel hier zu ſitzen und See und Berge anzugaffen. Ich bin von ſelbſt gar nicht zu Naturſchwärmerei geneigt. Ich muß von einem andern dazu hingeriſſen werden. Er hat nun einmal einen gewiſſen Schwung des Gefühls, den ich nicht habe . . . und das gefällt mir an ihm.

So beſchäftigten ſich ihre Gedanken mit Dagobert, während er ſeinerſeits an Floriane dachte, doch mit gemiſchten Empfindungen. Er war verlobt, war in ſeinem Herzen gebunden, zweifelte keinen Augenblick an Wendelinens Treue — und fühlte ſich doch ſehr angezogen durch Floriane; denn Floriane hatte eine gewiſſe nicht ſich einſchmeichelnde, aber ſich einſchmiegende Lieblichkeit, die Wendeline nicht hatte und die ihm — wie überhaupt jedem Mann! — ungemein anmutig erſchien. Floriane war für jeden Menſchen, mit dem ſie im Leben zuſammentraf, eine andere und immer das, wodurch ſie gerade ihm gefallen mußte, weil ſie es wollte. Wendeline war für alle Menſchen ſtets die eine, treue, ehrliche, grundgute Wendeline, der es aber vollkommen gleichgiltig war, ob ſie ihnen dadurch gefiel oder mißfiel. Ihrem Charakter gemäß hatte Wendeline eine ernſte Schönheit, während Floriane, zugleich blendend und reizend ſchön war. An Geiſt und Begabung ſtand Wendeline höher als Floriane, aber dieſe hatte einen gewandteren Verſtand, der mehr Unterhaltung bot. Dennoch fiel es Dagobert nicht ein, wirklich einen Vergleich anzuſtellen, der zu Gunſten Florianens hätte ausſchlagen können; er konſtatierte nur, daß und wodurch Floriane höchſt anziehend ſei und machte den Schluß: Da übrigens ihre und meine ſämtlichen Verhältniſſe durch eine Kluft ohne Brücke geſchieden, und da wir beide uns deſſen ſehr wohl bewußt ſind: ſo bietet uns der freundſchaftliche Verkehr, der nun einmal zwiſchen uns angeknüpft iſt, nur Annehmlichkeiten und gar keine Gefahr. Seine Vernunft tat jetzt

Einſprache, warnte vor allzu großer Sicherheit und ſtellte ihm vor, es ſei klüger, einen Umgang abzubrechen, der ihm in keiner Beziehung förderlich ſei, der Florianens Ruf beſchädigen könne und der ganz gewiß ſeine Finanzverlegenheiten ſteigern werde. Dieſer letzte Grund war erſchreckend. Dagobert mußte ſich ſagen, daß in ſeinem Budget Ausflüge nach Beau rivage nicht vorgemerkt waren. Aber warum auch Ausflüge? — Ein Ausflug ließe ſich doch wohl beſtreiten. Beſſer wäre es zwar auch den zu unterlaſſen. Gut! ſo unterbleibe er. Ohnehin iſt es zweifelhaft, ob ich Urlaub bekomme . . . und auf wie lange . . . ich bin ja kaum ſieben Wochen in Bern! Er würde mir gewiß abgeſchlagen werden. Ich müßte mich begnügen, Samſtag nachmittag hin und Montag Vormittag zurückzufahren und das wäre ein kurzes und koſtſpieliges Vergnügen! . . . Ich ſchlag' es mir aus dem Sinn. — —

Am nächſten Samſtag ſaß er im Eiſenbahnzug und fuhr nach Beau rivage. — „Was ich nicht will, das tue ich" — hat ſchon der heilige Apoſtel Paulus klagend ausgerufen. So iſt der Menſch; — nicht bloß Dagobert.

„Endlich!" ſagte Floriane mit frohem Lächeln.

„Wir verzweifelten ſchon," ſagte Conſtance, indem ſie ihm ihre kleine, runde Hand reichte.

„Das nicht!" rief Floriane lachend: „aber wir zweifelten."

Mit Dagoberts Erſcheinung kam Leben und Bewegung in den Salon. Conſtance richtete ſich auf dem Sofa aus ihrer liegenden Stellung zu einer ſitzenden auf; Floriane verließ ihr Handwerkszeug und den Tiſch, an welchem ſie die damals beliebte Mode des Schnitzwerks in Holz betrieb; Miſtriß Marshell unterbrach die Vorleſung eines unausſprechlich langweiligen engliſchen Romans mitten im Satz und machte ergebungsvoll das Buch zu, während Mademoiſelle de Trémélian, Florianens Geſellſchaftsdame, die kein Wort engliſch verſtand, die franzöſiſche Zeitung beiſeite legte, über welcher ſie gegähnt hatte. Es wurde ſogleich für den folgenden Tag die Seefahrt nach Genf beſchloſſen.

„Und übermorgen machen wir die Fahrt rings um den See, um ſeine ſo verſchiedenen Ufer im Überblick kennen zu lernen, nicht wahr?" ſagte Floriane.

„Nur nicht zu viel auf einmal!" wendete Conſtance ein: „es iſt ganz genug, wenn wir nach acht Tagen wieder eine ſchöne, aber doch immer ſehr ermüdende Partie machen."

„Ich bin diesmal ganz Ihrer Anſicht, weil ich übermorgen nach Bern zurückkehren muß," ſagte Dagobert.

„Aber in acht Tagen ſind Sie wieder hier!" rief Floriane: „gut! ſo wird dann die Rundfahrt gemacht!"

„Ja, dann mit Freuden," bekräftigte Conſtance.

Dagobert fand es unmöglich, Nein zu ſagen, und Floriane wußte es ſo einzurichten, daß er es auch ſpäter unmöglich fand, und daß ihm der Tag in Beau rivage viel zu kurz erſchien.

„Es iſt ein wahres Glück für uns, daß Sie in Bern ſind," ſagte Floriane: „der Aufenthalt in einer ſolchen Penſion muß ſehr vorſichtig im Punkt der Geſellſchaft machen. Wer ſind die Leute, die man im Speiſeſaal, im Leſezimmer, in den Salons tagtäglich ſieht? Man weiß es nicht! — Von hundert Namen kennt man vielleicht einen und gerade die Perſon, die ihn führt, iſt uns nicht ſympathiſch, während andere, gänzlich Unbekannte, uns intereſſieren. Allein man hat doch nicht den Mut, ihre Bekanntſchaft zu machen, aus Beſorgnis, ſie abbrechen zu müſſen: und ſo finde ich denn dies Penſionleben, hinſichtlich der Geſelligkeit, ſehr unruhig und ſehr öde. Wäre mein Schwager hier, oder wären wir, Conſtance und ich, nicht ſo jung: ſo wären wir allerdings etwas freier von Rückſichten. Jetzt haben wir niemand, als Sie! Sie ſind unſer Ritter, Graf Dagobert."

Konnte er Nein ſagen? — Unmöglich! Er kam, er ging, er kam immer wieder.

Im Auguſt erſchien Herr Frymar, um ſeine Frau nach London zurückzuführen. Nun brach eine kleine Verſchwörung aus, die Floriane mit

Conſtance angeſtiftet hatte: die Schweſtern wollten durchaus nach Mailand, wollten die Simplonſtraße ſehen, die lombardiſchen Seen bewundern, aber vor allem nach Mailand.

„Denn Mailand iſt meine Wiege,“ verſicherte Conſtance mit Wärme.

„Nein, meine Liebe,“ verſicherte kaltblütig Herr Frymar, „Deine Wiege — figürlich zu reden — iſt die ehrenfeſte Reichsſtadt Frankfurt.“

Conſtance ſchaute nach Hilfe, um die Sache zu erklären, bei Floriane aus und dieſe ſagte:

„Der Ahnherr unſerer Mutter, Ruben Escuderes, kam zur Zeit Kaiſer Karl V.“ — . . .

„In deſſen Reichen die Sonne nicht unterging,“ ſchaltete Conſtance ein, in Erinnerung an ihre Geſchichtstabellen.

„Damals kam er aus Spanien nach Mailand und ſeitdem verblieben ſeine Nachkommen dort und ſiedelten ſich allmählich in der ganzen Lombardei an. Ihre Frauen wählten ſie aber nur aus ſpaniſchen Judenfamilien, damit immer die reine Abkunft gewahrt bleibe. Denn Sie wiſſen vielleicht, Herr Graf,“ wendete ſie ſich an Dagobert, „daß die ſpaniſchen Juden die Prärogative der Vornehmheit in der ganzen Welt haben. Kein Grande von Spanien, kein Venetianiſcher Nobile iſt ſtolzer auf ſein „blaues Blut,“ als wir es ſind auf die Abſtammung von ſpaniſchen Juden. Dies alles hat mir mein guter Onkel oft erzählt und aus Pietät für ihn und aus Intereſſe für die Wiege unſerer Familie, möchten wir gern nach Mailand.“

„Das heißt, Du, mein Schatz, möchteſt gern nach Mailand,“ entgegnete Herr Frymar lachend: „ich bin überzeugt, daß Conſtance nie auf dieſen Wunſch verfallen wäre.“

„Ich habe ja bis jetzt keine Silbe gewußt von der intereſſanten Geſchichte der Escuderes!“ entgegnete ſie vorwurfsvoll: „jetzt aber ſtimme ich ganz mit Floriane überein.“

Genug, die lombardiſche Reiſe wurde beſchloſſen und gemacht, ſelbſtverſtändlich in Dagoberts Begleitung, ſowie auch der längſt geplante Ausflug zum Montblanc. Der Spätſommer war ſo günſtig wie möglich um all’ dieſe Schönheiten zu genießen und Dagobert hatte Urlaub auf einen Monat genommen. Floriane war ſtrahlend vor Freude und Lieblichkeit. Er ſah es nur zu gut; — allein was hätte er tun ſollen, um ſie dieſer Freude zu berauben? — Ihr ſagen, ſo ganz gelegentlich, daß er verlobt ſei? — Ja . . . war er denn verlobt? hatte nicht Graf Sierra Blanca ausdrücklich Dagoberts und Wendelinens volle Freiheit gewahrt? konnte er für wortbrüchig gelten, wenn er von dieſer Freiheit Gebrauch machte? was wußte denn er über Wendelinens Geſinnung? — Aber . . . was wußte er von Florianens Geſinnung? — Nichts weiter, als daß er ihr ein willkommener Geſellſchafter in Beau rivage war.

einer neuen Zukunft entgegen. Dorothee fühlte ihre Bruſt unſäglich beklemmt. Die Angſt der beiden letzten Tage, dann die Ueberraſchung und die Freude, hatten ſie heftig aufgeregt. Sie drückte ihre heiße Stirn an die Fenſterſcheiben und ſprach leiſe unter ſtrömenden Thränen: Wenn er nur glücklich wird, mein Gott! .... und wenn ſie es doch auch wieder würde! —

Still und kalt ſahen die Sterne ſie an. Da ertönte Hufſchlag aus der Ferne, kam näher und näher, und ein Reiter ritt in den Schloßhof hinein. Ah, der Fürſt! ſprach Dorothee zu ſich ſelbſt; wo iſt denn der ſo lange geweſen? es iſt zwei Uhr! ich muß ihm doch genauere Auskunft geben, als die Bedienten es können. Sie ging ihm zur Treppe entgegen; da rief er ſchon von fern ihr zu:

„Gottlob! ich weiß, Alles ſteht wol! .... das war ein Tag, Fräulein Dorothee!“

„Das war ein Tag! ſeufzte ſie; — aber wo waren fürſtliche Gnaden?“

„Ich hatte mich bis zur Annen-Kapelle hinauf verirrt.“

„Zur Annen-Kapelle ober Glatz? das iſt ein frommer Wallfahrtsort,“ ſagte ſie freundlich.

„Ja, der Neujahrstag ſtimmt mich immer ernſt. Gute Nacht, Fräulein Dorothee.“

Von da bis zur Geſellſchaft für's Leben, war es außerordentlich weit. Ich will kein Tor ſein und mir dieſen angenehmen Umgang durch Skrupel verbittern — ſo ſchloß er ſeine Betrachtung ab: der Verkehr mit dem weiblichen Geſchlecht wäre ja unerträglich, wenn man bei jedem jungen Mädchen, mit welchem man mehr als zehn Worte ſpricht, gleich an den heiligen Eheſtand denken müßte. Zum Glück iſt meine Stellung in der Welt derart, daß es auch dem blödeſten Blick ſich offenbart, ich ſei eher alles andere, als eine gute Partie . . . um wie viel mehr dieſer klugen Floriane, die überdas ebenſo ſtolz auf den Stammbaum des Escuderes iſt, wie mein Vater auf den der Wianden.

Und ſo ließ er den Nachen ſeines Lebens auf der ſanften Strömung der Verhältniſſe dahinſchwimmen — wie das die Art dieſer Charaktere iſt.

Herr Frymar aber ſagte vorſichtig:

„Floriane, Du pflegſt verſtändig zu ſein. Höre alſo auf meinen Rat und hüte Dein Herz, denn der Graf von Wianden denkt nicht daran, Dich zu heiraten.“

„Eben dadurch iſt er mir ſo angenehm!“ rief ſie munter: „wie oft ſoll ich es Euch allen wiederholen, ich, Floriane! ich will nicht heiraten! und weil ich es nicht will, ſind mir alle Männer unerträglich, die ſich mir mit Heiratsgedanken nähern

— denn ſie ſpekulieren ja doch nur auf mein Vermögen, deſſen Zugabe ich bin.“

„Das klingt beſcheiden, iſt aber unverſtändig und in fünf Jahren, ſpäteſtens, denkſt Du ganz anders. Ich will Dir wünſchen, daß Du bis dahin, gerade durch Deine verkehrte Art, nicht viel Unangenehmes erlebſt,“ antwortete Herr Frymar bedachtſam, während Floriane zu ihrem Handwerkszeug griff und ſcherzend ſagte:

„Was ich am allerbeſten anzufertigen verſtehe, das ſind zierliche Körbchen.“

Sie ſah dabei ſo allerliebſt ſchelmiſch aus, daß es unmöglich war, ihr zu zürnen.

Die Rückkehr aus der Lombardei nach Beau rivage machte man vom Comerſee über den St. Gotthard und dann über den Paß der Furka zum Rhone-Gletſcher und durch den Canton Wallis an den Leman. Conſtance ſtand Todesangſt im Hochgebirg aus, wähnte ſich jeden Augenblick von Lavinen bedroht — obſchon dieſe im Spätſommer nicht zu fallen pflegen, weil der Schnee dann nicht mehr ſchmilzt — ſtieß bei jedem zehnten Schritt ihres äußerſt ſichern Saumpferdes einen matten Klageruf aus und fand bei niemand Sympathie als bei Miſtriß Marshell, die beſtändig wiederholte, ihre Gnaden die Gräfin von Ormond habe einen förmlichen Abſcheu vor dem Hochgebirg gehabt. Deſto beſſer unterhielt Floriane ſich ſelbſt und ihre übrigen Reiſegefährten. Mit dem Wetter, den Wegen, den Nachtlagern, den Pferden, den Führern — mit allem war ſie zufrieden und mochte der Sturm ſauſen und der Regen ſtrömen — ſie behauptete ſtandhaft, das gehöre zum Hochgebirg. Mit einer leichten Erkältung kam ſie nach Beau rivage zurück.

Dagoberts Urlaub war abgelaufen und er begab ſich ſogleich nach Bern. Er war nicht wenig erſchreckt, als Conſtance und ihr Mann drei Tage ſpäter nach Bern kamen, aber ohne Floriane und die beiden Geſellſchaftsdamen, und als Conſtance ſchwermütig ſagte:

„Weiß der Himmel, ob ich meine liebe Schweſter je wiederſehe! iſt das nicht ſehr traurig, guter Graf."

„Was iſt geſchehen?" rief Dagobert zagend.

„Gar nichts! Floriane hat dreimal gehuſtet," verſetzte Herr Frymar trocken, „und ein Arzt hat erklärt, die Traubenkur werde ihr nicht ſchaden. So bleibt ſie vorderhand in Beau rivage mit den beiden Damen zu ihrer Begleitung und Pflege. Dies iſt der wahre Sachverhalt und alles Übrige iſt Zutat der Einbildungskraft oder — genauer geſagt — der Gabe, geringfügige Dinge durch ein Vergrößerungsglas zu betrachten."

So war denn Dagobert vollkommen beruhigt und nur durch die Frage beunruhigt, ob er bei ſeiner Gewohnheit bleiben ſolle, wöchentlich einmal nach Beau rivage zu gehen. Doch nicht lange währte die Schwankung. Am Samstag erſchien er bei Floriane.

„Ach, das iſt doch ein treuer, ein zuverläſſiger Freund!“ rief ſie ihm mit einer Herzlichkeit entgegen, die er noch nie an ihr wahrgenommen hatte: „Jetzt weiß ich doch, daß dieſer trübſelige Aufenthalt ſeinen Lichtpunkt behalten wird!“

Hätte Dagobert dieſe Zuverſicht täuſchen können? — Gewiß nicht! — Überdas behandelte Floriane ihn wirklich als Freund, ſprach mit ihm über ihre Familienverhältniſſe, über Vorfälle in der Welt und in der Geſellſchaft, über welche ſie ſeine Meinung zu hören wünſchte. Sie befragte ihn über ihre Lektüre und klagte, daß ſie in dieſem wichtigen Punkt, der einen ſo großen Einfluß auf Bildung und Verbildung übe, ratlos ſei; — auch jetzt! Denn Miſtriß Marshell kenne und empfehle nichts weiter als ihre engliſchen Romane und Mademoiſelle de Trémélian lege ſich in Ohnmacht, wenn ſie nur das Wort „Roman“ ausſprechen höre und kenne und empfehle nichts weiter, als ihre franzöſiſchen ultramontanen Zeitungen und Erbauungsbücher.

„Sind denn die Katholiken wirklich auf dieſe Lektüre beſchränkt?“ fragte Floriane.

„Nur die trägen und geiſtloſen!“ verſetzte Dagobert. „Daß die Leute bei ihrer Lieblingszeitung vegetieren und ſich einbilden, eine Meinung zu haben, während ſie nur ein Blatt haben, deſſen Meinung ſie Tag für Tag mit geſchäfts- oder gewohnheitsmäßiger Aufmerkſamkeit leſen, iſt ja heutzutage eine ganz allgemeine Erſcheinung, — ſo wie auch die, daß Jeder die Zeitung, die er nicht lieſt, für abſcheulich erklärt.“

„Und was tun Sie?“

„Es gehört zu meinen Geſchäften, Zeitungen aller politiſchen Parteien zu leſen.“

„Und was raten Sie mir?“

„Überhaupt keine Zeitung zu leſen; denn Sie können dadurch nichts weiter werden, als einſeitig oder konfus.“

„Das werde ich an Mademoiſelle de Trémélian ſagen!“ rief Floriane beluſtigt.

„Tun Sie es, wenn Sie boshaft ſind!“

„Nein, ich bin nicht boshaft! . . . Sagen Sie mir lieber, was Sie von den Erbauungsbüchern halten, die Mademoiſelle empfiehlt.“

„Daß ſie ohne Zweifel für ihren Zweck, Herz und Geiſt mit der Betrachtung religiöſer und ſittlicher Wahrheiten zu ſtärken, zu heben, vortrefflich ſein werden, daß ſie aber mit nichten andere Lektüren Poeſie und Belletriſtik, Werke über Geſchichte, Kunſt, Naturkunde ausſchließen und überflüſſig machen.“

„Wie wenig weiß ich von all' dieſen ſchönen, intereſſanten, nützlichen Dingen und das Wenige — wie oberflächlich!“ ſagte Floriane ernſt.

„Mit Ihren neunzehn Jahren ſind Sie auf das Lernen angewieſen — nicht auf das Wiſſen.“

„Ich will dieſen ſtillen Winter benutzen, um recht viel zu leſen und zu lernen — wenn Sie mir ein wenig mit Ihrem guten Rat beiſtehen wollen.“

„Wie? . . . Sie denken doch wohl nicht daran den Winter in Beau rivage zu bleiben?“

„Erſchreckt Sie das?“ fragte Floriane.

„Ja, für Sie!“ rief Dagobert, der aber auch in Beziehung auf ſich erſchrack, denn es gab Augenblicke, in denen ihm dies freundſchaftliche Verhältnis ſehr läſtig ſchien, ſo daß er Florianens Abreiſe wünſchen konnte.

„Meine Geſundheit verlangt für dieſen Winter Ruhe und Stille und ein mildes Klima; das alles finde ich hier, denn mit dem Spätjahr verſchwindet das Menſchengewühl aus Beau rivage und nur wenige bleiben zurück. Ich bin mit meinem kleinen Hofſtaat äußerſt behaglich und bequem eingeniſtet und mag nicht daran denken den Tumult der geſelligen Freuden mitzumachen, die ich nun ſchon ein paar Mal ausgehalten habe und die mich bei meinen Schweſtern in Wien und Paris erwarten. In London aber iſt mir das Klima zuwider und in Berlin — alles: folglich bin ich auf Beau rivage angewieſen.“

„Und Ihr Vater?“ fragte Dagobert.

„Ach, mein Vater hat mich nach dem Tode meiner Mutter mit aller Liebe aus ſeinem Hauſe verbannt!“ unterbrach ihn Floriane. „Conſtance, das gute Schäfchen, ließ ſich geduldig in ein Inſtitut einpferchen und wurde dort das — was ſie jetzt iſt. Ich aber benahm mich rebelliſch und verlangte bei Feodora zu bleiben. Das geſchah; — und meinen Vater habe ich ſeitdem nur dann geſehen, wenn ich von der einen Schweſter zu andern reiſte. Er hatte nach dem Tode meiner Mutter erklärt, er würde nie eine zweite Ehe ſchließen, allein er wolle auch nicht Gouvernanten und ähnliche Damen um ſich haben. Ich kann wohl behaupten, daß ich als ein verwaiſtes Kind aufgewachſen bin, und daß ein kindliches Verhältnis zu meinem Vater nicht beſteht — und nicht beſtehen kann.“

„Ich kenne ein junges Mädchen,“ ſagte Dagobert ernſt, „das bis zum vierzehnten Jahr von ihrem Vater getrennt, dennoch die zärtlichſte Tochter geworden iſt.“

„Vielleicht hat ſie ein zärtliches Gemüt?“

„Sie hat vorzugsweiſe ein tiefes, ein pflichttreues Gemüt.“

„Und wer iſt dies junge Mädchen? . . . und wo lebt es?“

„Es iſt die Tochter meines Schwagers, der in England lebt.“

„Glauben Sie,“ fragte Floriane nachdenklich, „daß das Chriſtentum der Entwicklung von Tugenden beſonders günſtig iſt?“

„Das iſt es ohne allen Zweifel! die chriſtliche Sittenlehre ſteht hoch über jeder andern.“

„Was iſt ihr Grundgedanke?“

„Ihr ſollt vollkommen ſein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.“

Floriane warf ſich auf ihren Sitz zurück, bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht und rief:

„Zu hoch für mich . . . viel zu hoch.“

Dagobert wollte erklären.

„Nein! das erträgt meine Schwäche nicht!“ rief ſie: „Behauptet Ihr Chriſten denn wirklich ſamt und ſonders vollkommen zu ſein?“

„Nicht ein einziger behauptet das von ſich ſelbſt! gleichwohl ſollen und könnten wir es ſein.“

„Das wäre ja eine ganz furchtbar ſchwere Aufgabe, welche jede Lebensfreude erdrückte! . . . Nein, beſter Graf! wir wollen von allen möglichen intereſſanten Gegenſtänden reden, aber dieſen hinfort in tiefſtes Schweigen begraben.“

Dagobert war ganz zerſtreut. Er dachte an die ungeheure Wendung, die in Florianens Leben eintreten würde, wenn ſie zum Chriſtentum ſich bekehrte — und an den Einfluß, den dies auf ſein Leben, auf die Geſinnung ſeiner Eltern haben könnte, wenn er, Dagobert, das Werkzeug dieſer Bekehrung würde; — und nur mit halbem Ohr hörte er auf das, was ſie von ihren Studienplänen ſagte. Allein ſie ſetzte dieſelben ins Werk und widmete ſich ihnen mit großem Eifer, ſo daß Dagobert bei jedem ſeiner Beſuche ſtaunte, wie viel und wie verſtändig ſie las. Allein Miſtriß Marſhell flüſterte ihm zu:

Miß Floriane treibt Unſinn, Herr Graf, und ſetzt ihre Geſundheit auf's Spiel, um ein Blauſtrumpf zu werden. Über meine Sorge und Aufmerkſamkeit lacht ſie nur und von einer Traubenkur iſt gar nicht die Rede — obſchon wir deswegen hier ſind.“

„Mir ſcheint, Miß Floriane befindet ſich auch ohne Traubenkur ganz vortrefflich — was ſie ohne Zweifel Ihrer ſorglichen Pflege, Miſtriß Marſhell, zu danken hat,“ ſagte Dagobert verbindlich.

Mademoiſelle de Trémélian klagte ihm:

„O Herr Graf! welche Flut von Büchern . . . und von welchen Büchern! lauter Gelehrſamkeit! nichts als Wiſſenſchaft! kein einziges religiöſes Buch! . . . Ich bot ihr an „Le Mois de Marie“ — ſie lachte! „Le Mois de la sainte Enfance“ — ſie machte ein finſteres Geſicht.“

„Beſte Mademoiſelle!“ ſagte Dagobert dringend, „an dergleichen Schriften erbauen ſich nur einzelne Katholiken! wie können Sie erwarten, daß eine Nicht-Chriſtin ſie leſe? . . . Empfehlen Sie ihr Boſſuet . . .“

„Boſſuet, Herr Graf!“ rief Mademoiſelle empört: „Boſſuet ſoll ich empfehlen, ich — Jeanne de Trémélian, die das Glück und die Ehre hat zu den Ultramontanen gezählt zu werden! Herr Graf, was muten Sie mir zu! Boſſuet war kein Ultramontaner . . . er war Gallikaner!!“

„Vergeben Sie mir, Mademoiſelle!“ entgegnete Dagobert höchſt beluſtigt durch ihre Entrüſtung: „Handeln Sie ganz nach Ihrer Einſicht! — Aber ſeien Sie feſt überzeugt, daß eine Seite von Boſſuets „**Elévation sur les Mystères**“ mehr zum Nachdenken über die chriſtliche Lehre anregt, als eine ganze Bibliothek von „Mois“. Und darauf kommt es in dieſem Fall hauptſächlich an.“

Mademoiſelle ſchüttelte ihr frommes Haupt und betrachtete Dagobert als einen halben Ketzer. Das war er nicht. Er war auch noch klar in Einſicht und Urteil, ſo lange die Fragen ihn nicht ſelbſt betrafen; allein er geriet in Verwirrung, ſo wie ſie die Wendung auf ihn nahmen: dermaßen umſtrickte ihn Floriane gerade dadurch, daß ſie nicht direkt als eine Rivalin Wendelinens, als eine Bewerberin um ſein Herz und ſeine Liebe an ihn herantrat, ſondern mit ruhigem Vertrauen, mit freundſchaftlicher Geſinnung — als ob jede intimere Beziehung ganz außerhalb ihres Gedankenkreiſes liege. War das nun wirklich der Fall? — Sie überließ es der Zeit und den Umſtänden dieſe Frage feſtzuſtellen. Als aber der Monat Dezember zu Ende ging, war ſie ihrer Bücher und ihrer

Wochen waren vergangen. Cornelie befand ſich vollkommen wol, der kleine Triſtan gedieh aufs Beſte, Euſtach war die Liebenswürdigkeit ſelbſt, Gotthard wurde trüber und immer trüber, und ein geübteres Auge als Dorotheens würde jezt nicht mehr Zweifel haben können ob er traurig ſei oder ſchläfrig. Ich muß fort! ſprach er eines Morgens zu ſich ſelbſt; langſam, langſam kriecht mir die Liebe an's Herz hinan, umſchlingt und zermalmt es .... das kann ich nicht aushalten. Ueberdas ſeh ich nicht ein warum die Liebe grade jezt kommt! Als ich ſie zuerſt kennen lernte war doch ein Moment wo ſie ſich allenfalls zu mir hätte neigen können, vernachläſſigt wie ſie damals von Sambach wurde. Und als ich ſie wiederſah, in Ems, war wieder ſo ein entſcheidender Moment, nach dem Tode des einzigen Kindes, wo das Herz ſich hätte leer fühlen und mir zuneigen können — und dann wäre das meine aufgelodert. Aber warum mir das jezt geſchieht, grade jezt, wo ihre Ehe einen gewiſſen proſaiſchen Anſtrich bekommen hat, eine matrimoniale Gelaſſenheit, und durch den Knaben ein friedliches Glück für Gegenwart und Zukunft — das iſt räthſelhaft! Ich will fort.

Er ging zu Cornelien und fand ſie allein in ihrem Kabinet. Das war ein kleines rundes Gemach

Studien herzlich müde und hatte ſie ihren Zweck erreicht: Vater und Geſchwiſter ſollten ſich mit ihrer ſelbſtändigen Stellung in der Welt vertraut machen. Sie ſchrieb an Feodora, ſie werde ihren Neujahrswunſch mündlich ſagen. Floriane verließ Beau rivage; vereinſamt ſchaute Dagobert der ſchönen verſchwundenen Fee nach, und begann in dieſer Einſamkeit ernſthaft nachzudenken, wie ſeiner Geldverlegenheit gründlich abzuhelfen ſei. Er fand nur ein Mittel. Um es in Anwendung bringen zu können, ſchrieb er an Herr Illinger ſen.

„Wohlgeborner Herr! Die Verhältniſſe, in denen ich lebe, verlangen große pekuniäre Opfer und ſie veranlaſſen und erklären den Vorſchlag, den ich hiemit an Ew. Wohlgeboren richte. Bachheim, das Gut meines Vaters, iſt vollkommen ſchuldenfrei. Ich möchte darauf hin eine Anleihe machen, welche dem vierten Teil vom Wert des Gutes entſpricht. Nur müßte ich die Bedingung machen, daß mein Vater nichts von dieſer Sache erfahre, was um ſo leichter iſt, als nicht er die Zinſen der Anleihe zu zahlen hat, ſondern ich. Ew. Wohlgeboren laufen nicht die mindeſte Gefahr dieſen Vorſchlag anzunehmen, wenn er auch, wie ich es zur Bedingung mache, bis zum Tode meines Vaters, eines hochbejahrten Greiſes, geheim gehalten werden muß, um ihm Sorge und Kummer irgend welcher Art zu erſparen; denn ich bin der einzige Erbe meines Vaters, indem meine Schweſter bereits gleich nach meiner Geburt jeglichem Erbanſpruch rechtsgiltig entſagt hat.“

Herr Illinger sen. ſchrieb kurz und bündig zurück:

„Hochgeborner Herr! ich bin bereit dem Herrn Grafen unter der benannten Bedingung den gewünſchten Dienſt zu leiſten. Ich bitte Ew. Hochgeboren die Größe der Anleihe zu beſtimmen, da ich nicht in der Lage bin den Wert des Gutes Bachheim genau zu kennen.“

Dagobert hatte zuerſt mit fünfundzwanzigtauſend Gulden ſich begnügen wollen, fand jedoch nach längerem Nachdenken, es ſei weiſer, eine größere Summe aufzunehmen; es ſei dann vorkommenden Falles möglich eine günſtige Spekulation zu machen, eine hohe Rennwette zu wagen u. dgl. mehr. Er begehrte alſo fünfzigtauſend Gulden von Herrn Illinger sen. Als er ſie erhielt — ſelbſtverſtändlich zu ſieben Prozent — hielt er ſich für einen Kröſus im Beſitz einer unerſchöpflichen Goldgrube. Er bezahlte ſeine Schulden in Wien und in Bern — und atmete auf. Nun aber lag ſo viel Geld zu ſeiner Dispoſition da; ſollte er es unbenutzt liegen laſſen? wäre das nicht ein vergrabener Schatz? . . . ſogar eine Verſchwendung? Täglich betrachtete er die ganz ſichern Wertpapiere in ſeines Portefeuilles verſchloſſenſtem Fach und dachte dabei: Hier liegen nun ſo viele tauſend Gulden wie tot. Es iſt ein Diebſtahl an mir ſelbſt.

daß ich ſie nicht zu verwerten ſuche! . . . Andererſeits wäre es hart ſie ganz oder zum Teil zu verlieren! — Und dann ſchloß er ſeufzend ſein Portefeuille und verwahrte es tief in ſeinem Schreibtiſch. Aber dieſe Verſuchung nahm ſeine Gedanken dermaßen ein, daß Wendeline, Floriane, ſeine Laufbahn, ſeine Eltern in den zweiten Rang gedrängt wurden.

Plötzlich erhielt er folgendes Telegramm von Maximilian Illinger:

„In Trieſt Coup wie in Liverpool mit zehntauſend Gulden. Ja? — Nein?“

Ja! telegraphierte Dagobert freudig. Zwei Tage ſpäter ſetzte ein Brief Maximilians ihn in Kenntnis von dem Wagnis, das ſie unternommen hatten und das ebenſo unberechenbar wie das in Liverpool war — alſo möglicherweiſe denſelben Ausgang verhieß. In froher Spannung ſah Dagobert ihm entgegen. Statt deſſen kam ſchon nach drei Wochen die Anzeige, das Schiff ſei leider im Meerbuſen von Biscaya zu grunde gegangen und kaum die Bemannung gerettet. Maximilian ſetzte hinzu:

„Nie werde ich mich wieder auf ſolche Kinderſtreiche einlaſſen, noch auch Dich dazu verleiten. Hier in Trieſt iſt der Boden günſtig — und wird es in Zukunft mehr und mehr — für große Unternehmungen nicht bloß nach der Levante, ſondern nach dem tieferen Aſien. Das ſagt mir zu. Ich beabſichtige große Reiſen nach fremden Weltteilen zu machen und ich beklage Dich aufrichtig, lieber Freund, daß Du zu denjenigen gehörſt, die ſich bemühen den Rock der alten Jungfer Europa zu flicken. Er hängt in Fetzen und dieſe ſind vermodert. Der Ruſſiſche Wolf wird kommen, wird ſie ihr abreißen und ihr mit der Knute die Wohltat ſeines Pelzes aufhalſen; nicht heute und nicht morgen. Aber zu ſeiner Zeit.“

Wäre Dagobert nicht hinreichend in Wut über den Verluſt ſeiner Zehntauſend geweſen, ſo hätte Maximilians Prophezeiung ihn wütend gemacht. Jetzt aber erſchienen ihm die künftigen Schickſale der Jungfrau Europa bei weiten nicht ſo tragiſch, als ſein eigenes Schickſal in der Gegenwart. Was ſollte er tun? ergeben den Schlag hinnehmen — oder ſich wehren gegen die feindſelige Tücke der Glücksgöttin. Für jenes ſprach die Vernunft; für dieſes die Leidenſchaft. Bei Dagobert konnte man vorausſehen, — daß die letztere ſiegen werde! Ja! er wollte den Kampf fortſetzen, denn zehntauſend Gulden waren zu verſchmerzen, wenn doch endlich der Sieg eintreten muß. Dieſe Zuverſicht beruhete aber auf nichts, als auf Wolken; zuerſt auf ſeinen Wünſchen und dann darauf, daß Maximilian einmal geſagt hatte: Mißlingt dieſe Spekulation, ſo gelingt jene um ſo beſſer. — Man mußte nur das geeignete Feld wählen. Endlich glaubte er es gefunden zu haben, weil er einige Mal überraſchendes Glück auf dieſem Boden gehabt hatte.

Als im Frühling die Rennen in Paris anfingen, nahm er Urlaub und ging dahin. Er hatte in Paris verſchiedene gute Freunde unter den eleganten jungen Leuten; er wurde ſehr gut aufgenommen; er lebte mit ihnen, folglich mußte er leben wie ſie und ſehr viel Geld ausgeben. Doch waren ſeine Wetten bei den Pferderennen nicht unglücklich. Er berechnete, daß ſein Aufenthalt in Paris durch ſie gedeckt wäre. Armſeliger Erfolg! die verlorenen Zehntauſend ſollten gedeckt werden! — und die Rennen waren zu Ende! — — Aber in England nahmen ſie jetzt ihren Anfang und von Paris nach London — das war ja keine Reiſe, ſondern nur eine Spazierfahrt, die wenig Zeit und wenig Geld koſtete, hingegen mehr Glück verhieß. Was war ein Franc gegen ein Pfund Sterling! und nach Pfund wird in England gerechnet. Zweitauſend Francs machten nicht den zehnten Teil ſeiner Zehntauſend aus. Zweitauſend Pfund — das war mehr als das Doppelte. Zweitauſend Pfund ſchwebten ihm beſtändig vor Augen.

Er ließ ſeinen Urlaub verlängern und jagte in Aſcot, in Epſom, in Derby ſeinen zweitauſend Pfund nach. Und wirklich erreichte er dieſe Ziffer, jedoch in der Weiſe, daß er ſie zu zahlen hatte. War es zu verwundern, wenn er nach Bern troſtlos zurückkehrte? Was blieb ihm denn noch von den fünfzigtauſend Gulden, jetzt, im Juli, die er im Januar aufgenommen hatte? — — ein elender Reſt von höchſtens zwölftauſend.

Verzweiflungsvoll warf ſich Dagobert in der grauen Morgendämmerung auf ſein Lager und verfiel in einen ſchweren, traumgequälten Schlaf.

Wiederſehen — Wiederfinden?

Der folgende Tag war nicht erfreulich. Sein Geſandter verwies ihm ernſt, daß er Nachurlaub eingeholt habe, Dagobert ſei fünfviertel Jahre in Bern und habe in dieſer Zeit Vergnügungsreiſen nach Lombardien, nach Paris, nach England gemacht, das ſei nicht in der Ordnung. Gefalle ihm der Aufenthalt in Bern nicht, ſo könne er ja ſuchen bei einer andern Geſandtſchaft Attaché zu werden und er ſelbſt, der Geſandte, wolle ihm ganz gern dazu behilflich ſein. Dagobert bekannte ſich ſchuldig, war ſehr dankbar und bat, es möge ihm geſtattet ſein den Vorſchlag des Geſandten zu überlegen. Damit zog er ſich zurück. Was ſollte er jetzt tun? — Seinen Chef verſöhnen und mindeſtens ein Jahr nicht aus Bern wanken und weichen, — oder ſcheiden! . . . —

In trübes Sinnen verloren betrat er ſeine Wohnung. Da ſaß auf ſeinem Sofa Maximilian; da lag auf ſeinem Tiſch ein Brief mit breitem Trauerrand und ſchwarzem Siegel. Der

Freudenblitz, der durch Dagoberts gepreßtes Herz flog, war vom dumpfen Donner eines Unglücks begleitet. Seine Rechte drückte Maximilians Hand; ſeine Linke ergriff den Brief.

„Nicht aus Bachheim!“ rief Dagobert erleichtert; „aber aus England! . . . Arme Claudia! . . . ſie hat ihren Mann verloren. Höre nur! Geneſen — wenigſtens anſcheinend — kehrte er zurück . . . ein Nervenſchlag machte ſeinem Leben ein Ende. Armer Salvator! ärmere Claudia! . . . Hätte ich nicht ſterben können ſtatt ſeiner!“ —

„Aber Du biſt ja mit einer ganz monſtroſen Geſchwiſterliebe behaftet, beſter Freund!“ rief Maximilian: „Für einen Schwager ſterben zu wollen — das iſt unerhört in den Annalen der Weltgeſchichte. Die griechiſche Alceſtis ſtarb für ihren Gemahl; die römiſche Arria gab ſich den Tod, um ihren zaghaften Gatten einzuladen dasſelbe zu tun; — aber für einen Schwager . . . —“

„Lieber Freund, ich bin gar nicht in der Stimmung, um auf Deine Scherze einzugehen,“ unterbrach Dagobert: „Claudia ſchreibt weiter, ſie werde im Auguſt nach Bachheim kommen und zähle darauf mich dort zu ſehen. Wie ſoll ich das anfangen?“

„Du beſteigſt die Eiſenbahn und fährſt dahin.“

„Das iſt leicht geſagt und getan! aber mein alter pedantiſcher Chef iſt ſehr ungehalten über meine Reiſen und wird mir den Laufpaß geben.“

„Daran liegt gar nichts! Bei jeder Geſandtſchaft, beſonders bei einer größeren, iſt ein Graf von Wianden, mit Deinen Qualitäten ſehr willkommen.“

„Ich möchte nicht den guten Herrn verſtimmen ... und Bern ſagt mir zu ... in gewiſſer Hinſicht ... —“

„Auch eine Unbegreiflichkeit! dies Bern, dieſe Schweizer, wie ſind ſie ernſt, unbeholfen, ſchwerfällig! ...“

„Ich verbrauche hier, vergleichsweiſe, wenig Geld. In Brüſſel, München — von einer großen Reſidenzſtadt gar nicht zu reden! — hätte ich das Doppelte und Dreifache nötig. Glaube mir, die Sache iſt ſehr zu überlegen. Andererſeits ſcheint es mir unmöglich nicht nach Bachheim zu gehen und die meinen gerade in dieſem Augenblick nicht zu ſehen.“

„Und Floriane, die ſich ſo freut Deine Nachbarin zu ſein — welche Enttäuſchung!“

„Floriane?“ fragte Dagobert mit einem aus Schrecken und Freude gemiſchten Gefühl.

„Kennſt Du nicht ihren ſchönen Entſchluß? — Und Du haſt ſie doch dazu bewogen — wie ſie behauptet.“

„Wozu? ſprich nicht ſo rätſelhaft!“

„Du haſt ihr Vorſtellungen darüber gemacht, daß es an ihr ſei mit ihrem Vater in kindlicher Liebe und Traulichkeit zu leben und ſich nicht wie bisher auf einem fremden Fuß zu halten. Das hat ihr, wie alles, was Du ſagſt, einen tiefen Eindruck gemacht. Sie will allerdings ihre volle Unabhängigkeit wahren und ſie will deshalb einen Beſitz zu eigen haben, auf dem ſie Herrin iſt und als Herrin leben kann; allein ſie verbindet damit die Abſicht, in der Nähe ihres Vaters zu ſein und ihm Freude zu machen. Das letztere iſt ihr vollſtändig gelungen, denn ſie hat ihm Hellau zu einem exorbitanten Preiſe abgekauft. Das Schloß iſt auf's ſchönſte von außen erneuert und drinnen eingerichtet. Meine Schweſter Mignonne ſchickte ihren Tapezier aus Paris, um die Einrichtung zu beſorgen. Ich gehe jetzt nach Hellau, um zu unterſuchen, ob die Herrin baldigſt ihren Einzug halten kann. Im September hofft Floriane ihre ſämtlichen Geſchwiſter in Hellau zu ſehen . . . Dich in Bachheim zu begrüßen und in ihrem Schloß willkommen zu heißen, war ihr ein lieber Gedanke."

„Gewiß, auch für mich wäre die Freude groß! . . . ich muß mich beſinnen was das Beſte iſt. Ich habe ja noch Zeit vor mir! . . . — Nun aber ſage mir, wie es mit den Ausſichten ſteht, die ſich in Trieſt für Dich eröffneten."

„Ganz gut! nur nicht für den Augenblick. Dieſer amerikaniſche Krieg liegt wie ein Alp auf allen Kapitalien in Europa. Die Nordſtaaten, Freund, die Nordſtaaten! das iſt in dieſem Augenmit einem einzigen hohen Fenſter durch welches die Morgenſonne voll hinein ſchien. Darin ſtanden ein Paar Bücherſchränke, ihr Schreibtiſch, eine Conſole mit Blumen, und zu beiden Seiten des Marmorkamins, in welchem ein gedämpftes Feuer brannte, große bequeme Lehnſtühle mit dunkelrothen Sammetpolſtern, lockend zum traulichen Geplauder. In einem dieſer Stühle ſaß Cornelie und las, und ihre liebliche gedankenvolle Erſcheinung paßte ſo vollkommen zu der Umgebung, daß man inne ward daß ſie dieſelbe geſchaffen habe und ſich heimiſch darin fühle. Die Sonne und die purpurfarbenen Vorhänge warfen ein warmes weiches Roſenlicht auf ihren Peignoir von weißem Cachemir, und ihr zartes ernſtes Antlitz brauchte ſich keine fremde Farben zu borgen.

„Gott ſegne Sie, Gräfin! und wenn Sie einmal nichts Beſſeres zu thun wiſſen, ſo denken Sie an mich! ich muß nun abreiſen,“ ſagte er eintretend und ſetzte ſich ihr gegenüber in den andern Lehnſtuhl.

„So plötzlich .... und warum denn überhaupt? fragte Cornelie beinah erſchrocken, iſt etwas vorgefallen?“

„Plötzlich ſagen Sie! Ende Auguſt kam ich, und jezt ſind wir Mitte Februars.“

„Dennoch plötzlich! man ſpricht doch vorher von blick das glückſelige Erdreich, welches goldene Früchte einträgt, wenn man mit kühnem Griff eine Spekulation anpackt und durchführt. Allein man muß entweder ſelbſt in Amerika ſein, oder äußerſt ſichere Verbindungen dort haben — ſonſt gelingt ſie nicht. Dieſe Yankees ſind geldgierig und gerieben über die Maßen. Das Gewiſſen hat auch die entſprechende Weite und ſo iſt der Wettlauf mit ihnen nicht leicht.“

„Es iſt überhaupt nicht leicht reich zu werden.“

„Ausgenommen durch Erbſchaft, wie das Glückskind Floriane. Nun, es ſei ihr gegönnt und die Verwaltung ihres Vermögens dazu, wenn ſie nur die wahnſinnige Idee aufgibt, unvermählt zu bleiben. Ich kann nun einmal die Hoffnung nicht ſinken laſſen, Du werdeſt ſie bekehren und aus meinem Freunde mein Schwager werden.“

„Dazu iſt nicht die mindeſte Ausſicht.“

„Würde ſie Dich freuen, dieſe Ausſicht?“

„Ja und Nein! . . . Unter gewiſſen Vorausſetzungen . . . Doch laſſen wir das . . . —“

„Sprichſt Du auch dann noch: Laſſen wir das — wenn Florianens Herz ſich Dir zuneigte?“

„Wenigſtens ſo lange bis dieſer Fall wirklich eingetreten iſt.“

„Wahrhaftig, nicht übel! Willſt Du etwa abwarten, bis ſie aus Liebe zu Dir ſtirbt?“

Durch eine jener Ideenverbindungen, die uns zuweilen durch ein Wort, eine Bewegung, einen

Ton in eine andere Lage und einen anderen Gedankenkreis verſetzt — trat vor Dagoberts Seele die Erinnerung an den Erker in Woodrich Caſtle mit der Ausſicht auf das ſtürmiſche Meer, wo er Wendelinen gegenüber ſaß und ihr den „Korſar“ vorlas und wo ſie ſo herzlich lachte über ſeinen Anſpruch à la Medora geliebt zu werden — und Wendelinens klares friedliches Bild brach durch all' die Verwirrungen ſeines Herzens wie der aufſteigende Mond aus dem Gewölk der Erdendünſte hervor. Er ſagte ruhig:

„Laſſen wir das, Maximilian. Spätere Tage werden uns allen Licht bringen.“

Der Entſchluß nach Bachheim zu gehen war gefaßt: es mußte zur Entſcheidung kommen wie er zu Wendeline ſtehe. Florianens Aufenthalt in Hellau freute ihn durchaus nicht. Es war unmöglich eine fremde Haltung ihr gegenüber einzunehmen; und eben ſo unmöglich den freundſchaftlichen Verkehr, der zwiſchen Bern und Beau rivage beſtanden hatte, zwiſchen Bachheim und Hellau fortzuſetzen. Wie würde dieſe Sache ſich wenden? — Wie würden ſeine Eltern all' die Dinge aufnehmen, die mit ihm und ſeinem Schickſal verwebt waren? — —

„Du biſt ſehr zerſtreut, lieber Freund,“ bemerkte Maximilian nach einer Weile: und ich muß Dir dennoch ſagen, daß ich Dich wahrhaft um Dein Glück beneide . . . —“

„Um mein Glück?“ rief Dagobert faſt ſchmerzlich.

„Ja, um das Glück des intimen Verkehrs mit der wunderbaren Tochter Deines verſtorbenen Schwagers. Nie vergeſſe ich die drei Wochen, die ich mit ihr in Bachheim verlebte. Sie kümmerte ſich gar nicht um mich, ich war ihr gänzlich gleichgiltig, ich meine, daß ſie nicht zehn Worte direkt mit mir geſprochen hat; allein ſie ſteht in meiner Erinnerung auf einem Platz, den niemand ihr ſtreitig gemacht hat.“

Dagobert lächelte höchſt ungläubig, aber Maximilian ſagte ganz ernſt:

„Andere haben andere Eigenſchaften, die ich wahrhaftig nicht herabſetzen will. In der Welt wie ſie nun einmal iſt, ſehr egoiſtiſch, ſehr materiell, ſehr poſitiv und proſaiſch, braucht man ganz notwendig ein verſchönerndes Element, einen Regenbogen über dem ſtumpfen Grau; und weibliche Anmut, weibliche Feinheit und Grazie, weibliche Schönheit bringen Blumenſchmuck und Goldglanz in die trübe Atmoſphäre — zuweilen auf Koſten der weiblichen Tugend; ich gebe es zu ohne darüber zu richten. Aber ſo iſt die ſchöne Braſilianerin nicht. Ich glaube nicht einmal, daß ſie in der großen Welt Effekt machen würde. Sie ſieht ſo edel aus, daß ſie den Männern imponieren würde. Die Frauen aber würden nicht eine Rivalin in ihr ſehen, ſondern eine Überlegenheit;

jene laſſen ſie gelten als ihresgleichen; dieſe beachten ſie nicht, und die Männer, die dem reizenden Schwarm huldigen, machen es ihm nach. Weshalb ſie nun gerade mich frappiert hat, kann ich Dir nicht ſagen, denn ich weiß es nicht. Aber ſprich, ſie iſt noch unvermählt?“

Dagobert ſchüttelte Maximilians Arm und rief:

„Erwache! erwache! Du redeſt im Traum!“

Maximilian ſah ihn mit einem ſtechenden Blick an, als wolle er ihm eine Antwort auf ſeine ſtumme Frage „Warum?“ aus der Seele ziehen; doch beide ſchwiegen.

Endlich fragte Maximilian: „Iſt es wahr, daß Juden, die ſich zum Chriſtentum bekehren, Prieſter und Ordensmänner werden können? — und daß ſie dann ebenſo geachtet und geehrt, ebenſo betrachtet und behandelt werden, als ob ſie im Chriſtentum geboren wären?“

„Genau ebenſo.“

„Weshalb rufſt Du mir jetzt nicht zu: Wach' auf! Du redeſt im Traum.“

„Weil ich hier keine direkte Beziehung auf Dich wahrnehme, beſter Freund.“

„Es iſt immer gut über alle Möglichkeiten und halbe Unmöglichkeiten zur Klarheit zu kommen,“ erwiderte Maximilian ſcharf: „ich weiß jetzt, daß unſereiner durch Euren geiſtlichen Stand ganz — durch den weltlichen nur ſo etwas verchriſtlicht und chriſtlich ebenbürtig gemacht wird. Jetzt laß uns gehen! ich will die berühmte Ausſicht von der Plattform doch eines Blickes würdigen, um ſpäter ſagen zu können, daß ſie nichts anderes zeige, als Waſſer, Luft und Erde; — und dann muß ich fort nach Hellau, wo wir uns in einigen Wochen ſehen werden . . . nicht wahr?“

„Das hoffe ich!“ rief Dagobert mit einem ſehr ſchwankenden Hoffnungsgefühl; wenigſtens war nicht viel Freudigkeit darin.

Nach Maximilians Abfahrt begab ſich Dagobert ſogleich zu ſeinem Geſandten, teilte ihm die Todesnachricht mit und ſetzte hinzu, er ſei jetzt leider durch dieſen Umſtand und ganz gegen ſeinen Wunſch genötigt im Auguſt um Urlaub zu bitten und er zeige das jetzt ſchon an, damit der Herr Geſandte ſeine Maßregeln treffen könne, um die Geſandtſchaftsgeſchäfte nicht unterbrechen zu laſſen. Der Geſandte ſprach ſein Beileid aus und daß ein Todesfall in der Familie Berückſichtigung verdiene. Daraus ſchloß Dagobert, man werde ihm den Poſten in Bern laſſen und ſchrieb ſeinen Eltern, er werde mit Claudia in Bachheim zuſammentreffen. — —

Das war ein Wiederſehen! Alle in tiefer Trauer, äußerlich und im Herzen! Claudia war ganz gebrochen durch die lange, ſpannende Sorge, den Wechſel von großer Angſt und friſcher Hoffnung und durch den furchtbaren Schlag, der ſie in demſelben Augenblick traf, als die Geneſung geſichert ſchien. Jetzt lag nicht bloß dieſer große Schmerz auf ihr, ſondern die Laſt und die Verantwortung der Erziehung ihres ſiebenjährigen Sohnes und die Feſtſtellung von Wendelinens Zukunft. Sie hatte bei ihrer letzten Abreiſe von Bachheim den lieben Gott ſo heiß angefleht, er möge ihr den Vater bis zu ihrer Wiederkehr erhalten und Gott hatte dies Gebet erhört: ſie fand nach vier Jahren den Greis kräftig an Körper und Geiſt; aber ach! nur unter bittern Tränen freute ſie ſich darüber und nur mit blutendem Herzen konnte ſie dafür danken. Ja, ſelbſt ihr Aufenthalt in Bachheim war ihr verſtört. Sie dachte an verwickelte Geſchäfte in England, an die Wahl eines Erziehers für Salvator, an ihre Stellung als Witwe, an tauſend Dinge, die ihr fremd geblieben waren und in die ſie ſich noch gar nicht finden konnte. Sonſt war Bachheim ein Ruheplatz für ſie geweſen; das hörte jetzt auf, denn all' ihre Sorgen zogen mit ihr dort ein.

In einem Geſpräch mit ihrem Vater und Leocadie über ihre pekuniären Verhältniſſe, die durch ein bedeutendes Wittum ſie in der Lage erhielten an die ſie gewöhnt war, fragte der Graf:

„Und wie iſt für Wendeline geſorgt"

„Sehr gut, lieber Vater! ſie hat ein Vermögen, das man in Deutſchland groß nennt."

„Glaubſt Du, daß ſie in England eine gute Heirat finden wird?“

„Ich habe noch nicht über ihre Zukunft nachgedacht.“ entgegnete Claudia beklommen.

„Verſäume das nicht, liebes Kind! Du biſt es dem Andenken Deines vortrefflichen Mannes ſchuldig, für Wendeline zu ſorgen, als ob ſie Deine leibliche Tochter ſei . . . was allerdings die Sorge ſehr vermindern würde, weil die Schwierigkeit ihrer Herkunft wegfiele.“

„Die iſt ja nur in England bekannt, lieber Vater!“ fiel Claudia ein:

„Aber jede Familie, in welche Wendeline eintreten könnte, gleichviel ob in Deutſchland, in Italien, in Frankreich, würde ohne Zweifel darüber Aufſchluß begehren — und eben deshalb ſcheint es mir nicht ganz leicht, eine paſſende Partie für das liebe Mädchen zu finden.“

Die unglückliche Claudia kämpfte mühſam mit Tränen, als ſie zitternd ſagte:

„Wir wollen hoffen, daß Gott die Schuld der Eltern nicht an der unſchuldigen Wendeline rächen werde.“

„Jetzt kommt aber Dagobert,“ ſagte Leocadie bedenklich: „Wenn die jungen Leute nur keine Neigung zu einander faſſen! es wäre etwas recht natürliches in ihrem Alter! . . . Schon vor vier Jahren hatte ich zuweilen die Beſorgnis.“

„Träte das ein, ſo müßte man ſie ſogleich trennen,“ ſagte der Graf mit großer Beſtimmtheit: „Verſprich mir, Claudia, in dieſem Fall auf der Stelle und ohne alle Rückſicht mit Wendeline abzureiſen; denn das — will ich nicht! Lieber wollte ich die Tochter eines Bauern, aber von rechtmäßiger Abkunft, als Tochter willkommen heißen! — Seid alſo wachſam, Claudia und Leocadie, damit jugendliche Herzen keine Verſtörung in unſer friedliches Bachheim bringen. Doch kennt Dagobert meine Geſinnung in dieſem Punkt zu genau, um nicht auf der Hut zu ſein.“

„Gott lenke alles zum Heil der Kinder!“ ſeufzte Leocadie mit ſchwerem Herzen, eingedenk der Möglichkeit, daß Dagobert eine Leidenſchaft für eine Jüdin gefaßt haben könne.

Bald darauf kam eines Tages ein junger Mann von Hellau daher geritten, um dem Grafen und der Gräfin ſeinen Beſuch zu machen. Es war Maximilian. Er wurde auf dem Perron empfangen, auf dem er zum erſten Mal die Familie verſammelt gefunden hatte. Sie war auch jetzt beiſammen, allein Graf Sierra Blanca fehlte und Dagobert war noch nicht gekommen. Zwiſchen all den Frauen in ſchwarzer Wolle und Flor befand ſich niemand als der Greis im Silberhaar. Es war ein melancholiſches Bild. Maximilian fühlte es. Nach den erſten Begrüßungen und Fragen wendete er ſich an Leocadie und ſagte, er habe um

Erlaubnis bitten wollen, ihr ſeine Schweſter, die Beſitzerin von Hellau, vorzuſtellen; aber er fühle nur zu gut, daß hier niemand in der Stimmung ſei, um neue Bekanntſchaften zu machen, und er verſchiebe dieſe Bitte auf ſpätere Tage.

„Aber ich hoffe,“ ſetzte er hinzu, „daß Sie mir gnädigſt geſtatten werden, zuweilen Dagobert zu beſuchen, da ich ja das Glück gehabt habe, unter Ihrem gaſtfreundlichen Dach zu weilen.“

„Sie werden uns allezeit willkommen ſein,“ entgegnete Leocadie um ſo freundlicher, als ſie entſchloſſen war, keine Silbe über ſeine Schweſter zu ſagen.

Da Claudia wenig ſprach und Wendeline gar nicht, ſo war die Unterhaltung nicht übermäßig belebt und Maximilian zog ſich bald zurück, jedoch mit dem Entſchluß, wiederzukommen. Gerade deshalb, weil Wendeline ihn nie anders als mit der größten Gleichgiltigkeit behandelt hatte, intereſſierte ſie ihn. Floriane ſpürte ein gewiſſes Rachegefühl gegen Dagoberts Gleichgiltigkeit, weil ihr dieſelbe, ihrer Schönheit gegenüber, nicht in der Ordnung ſchien. Maximilian fand Wendelinens Gleichgiltigkeit gegen den Eindruck, den ſie auf einen jungen Mann mache, um ſo mehr in der Ordnung, als es ſeltener — und als er äußerſt blaſiert über Erfolge war. Wendeline in ihren ſchleppenden Trauerkleidern kam ihm noch größer, noch höher, noch ſchöner, noch ernſter vor wie an jenem Tage, da er ihr auf dem Wartturm begegnete.

Und ſie war das alles, aber noch anderes, und noch mehr. Sie hatte ein merkwürdiges Leben geführt in dieſen Jahren: halb in der Wildnis, halb im Gefängnis, immer bei einem Kranken; — Monatelang auf dem Meer, im engen Raum, mit vielen Menſchen und doch einſam; frei und doch beſchränkt; — Monatelang in fremden Himmelsſtrichen, wo alles neu und unbekannt war — die Menſchen, die Natur, die Sprache, Bäume, Blumen und Vögel, ſogar die Geſtirne.

„Ich habe die apoſtoliſche Vorſchrift, daß wir uns hienieden als Fremdlinge betrachten und nach der Heimat verlangen ſollen, in Praxis erfüllt,“ ſagte ſie ſcherzend zu Pfarrer Edelholt, den ſie gleich nach ihrer Ankunft beſuchte.

„Aber ich glaube nicht“ — entgegnete er auf den Scherz eingehend — „daß die heilige Schrift unſere Heimat Bachheim nennt.“

Über Dagobert ſchwieg ſie, auch gegen ihn; dafür aber kam Claudia, die nach dem Tode ihres Mannes niemand als den Pfarrer hatte, mit dem ſie frei über Wendeline ſprechen konnte. Sie teilte ihm deren Verhältnis zu Dagobert mit und ſagte zuletzt:

„Ich glaube, daß Wendelinens Herz feſt an Dagobert hängt und das bekümmert mich unſäglich; denn es ſtehen ihr nur zwei traurige Mögſeiner Abreiſe .... man berathſchlagt doch mit den Freunden ob man ſoll oder nicht ſoll .... aber Sie fahren auf und davon .... wie der Sturm.“

„Ja .... es wird beſſer ſein wenn ich nun reiſe.“

„Dann habe ich nichts weiter zu ſagen, lieber Fürſt. Wo es Ihnen am Beſten geht, dahin müſſen Sie.“

„Ich meine nicht daß es mir irgendwo in der Welt beſſer gehen könne als hier — Sie kennen mich ja! allein ich halte es für vernünftiger und daher für beſſer.“

„Wohin wollen Sie gehen?“ fragte Cornelie einlenkend.

„Daran habe ich noch nicht gedacht! wohin meinen Sie wol daß ich gehen ſollte.“

„Lieber Fürſt, ich kenne zu wenig von der Welt um Ihnen darüber einen Rath geben zu können.“

„Wohin mögten Sie am liebſten?“

„O, nach Italien.“

„So werde ich denn einmal wieder nach Italien gehen und mit Ihren Augen in meinem Herzen das Wunderland anſchauen, das ich bis dahin nur ganz ſtupid mit meinen Augen angeſehen.“

„Ach Fürſt, werden Sie nur nicht ſentimental! das ſteht Ihnen gar nicht gut!“ rief Cornelie und lichkeiten bevor. Entweder hat Dagobert ſie vergeſſen — oder er liebt ſie und mein armer, lieber Vater reißt beide auseinander . . . ahnungslos wie er dadurch auch mein Herz zerreißt. Es iſt mir ſtets ein neuer Dolchſtich in der immer blutenden Wunde, wenn derjenige, den ich am meiſten auf Erden verehre, mir den Makel vorhält, doch ohne es zu beabſichtigen, der auf Wendelinens Geburt liegt. Ich fühle jetzt dieſen Schmerz umſomehr, als man ſie nach dem Tode ihres Vaters wie ein Weſen betrachtet, das mir fern ſteht.“

Es gab keinen Troſt für dieſen Kummer. Pfarrer Edelholt ließ Claudia ſich ausſprechen, ſich ausklagen; dann ſagte er:

„Graf Dagobert iſt mir bei ſeiner letzten Anweſenheit nicht wie ein Menſch von Tiefe und Stärke oder von Schwung der Empfindung vorgekommen, ſondern wie jemand, über den das große Waſſer der Welt nicht vergebens dahingefloſſen iſt. Aus dieſem Waſſer tauchen ſeine guten Naturanlagen und Reminiszenzen ſeiner Erziehung auf; doch kein feſter klarer Charakter, der da weiß, daß er auf jedem Schritt von Gefahren bedroht iſt, der ihnen entrinnen will und der dazu die geeigneten Mittel anwendet. Ich werde Wendeline nur mit Bangen als ſeine Gattin ſehen.“

„Steht es ſo mit Dagobert!“ rief Claudia: „ich habe ſchon ſeine Mutter große Beſorgniſſe ausſprechen hören . . . Dann wäre es ja am beſten für alle Teile, wenn er einfach Wendeline aufgeben wollte . . . — O das arme liebe Kind! was wird ihr endliches Schickſal ſein?“

„So fragt jede Mutter, deren Kind in die Welt hinaustritt, gnädige Gräfin,“ ſagte der Pfarrer tröſtend.

„Das gewiß, hochwürdiger Herr! doch für die wenigſten iſt dieſe Frage ein Dorn im Gewiſſen,“ verſetzte Claudia traurig. — —

Dagobert kam; aber ziemlich verſtimmt. Sein Geſandter hatte ihm zum Abſchied geſagt, er möge ſich darauf einrichten, von Bachheim aus einem andern Beſtimmungsort entgegen zu gehen, der ſeiner Befähigung angemeſſener ſei und wo er mehr Beſchäftigung haben werde; allein es ſei vorderhand der Ort noch nicht bezeichnet und ſo müſſe ſich Dagobert für die nächſten Monate in Geduld ergeben. Dagobert war entrüſtet. Hatte er ſich nicht vorgenommen, in Bern auszuharren, um ſeinen Chef zufrieden zu ſtellen. War er nicht ganz einverſtanden mit dem Aufenthalt in Bern, als dem mindeſt koſtſpieligen? War es ſeine Schuld, daß ſeines Schwagers Tod ihn gebieteriſch in die Heimat rief? . . . Und wen fand er in der Heimat? Wendeline! . . . — und mit ihr die Notwendigkeit, über ſeine Zukunft eine Entſcheidung zu treffen. Und was fiel nur dieſer Floriane ein, ſich aus kindlicher Liebe zur Nachbarin von Bachheim zu machen? — Das hatte einen andern Grund, der aber nur noch größere Verwickelungen hervorrufen konnte. Wie ſollte er Wendeline begrüßen? Er fand, ſein armer Schwager habe die Sache recht verkehrt eingerichtet! Warum ſprach Sierra Blanca nicht entſchieden Nein: dann wäre es gleich aus und vorbei und beide Teile frei geweſen; — oder Ja: dann hätte man ſich als gebunden betrachtet, wäre in Briefwechſel getreten und in Verbindung geblieben. Aber jetzt, nach Jahren, entfremdet und in tauſend Dingen verändert, jetzt über einen Wunſch der Vergangenheit ſich auszuſprechen — das war läſtig und peinlich. — Treu ſeiner Weiſe faßte er wiederum keinen Entſchluß, und überließ es den Umſtänden, ihn zu dem einen oder dem andern hinzuführen. Sein lebhafter Wunſch zuerſt mit Claudia allein zu ſprechen, wurde erfüllt: auf der Eiſenbahnſtation erwartete ihn Claudia mit dem kleinen Salvator. Ein ſchmerzliches Wiederſehen! . . .

„Laß uns zu Fuß nach Bachheim gehen, bat er: der Wagen kann folgen.“

Claudia war es zufrieden und Salvator ſetzte ſelig rechts und links über die Graben neben der Chauſſee hinweg. Das Geſpräch der Geſchwiſter war ungeſtört. Dagoberts erſte Frage war nach Wendelinens Geſinnung. Claudia erwiderte vorſichtig, darauf könne nur Wendeline antworten.

„Du wirſt verzeihen, wenn ich jetzt ſogleich nach ihrem Vermögen frage; aber Du weißt, daß ich darauf Rückſicht nehmen muß," ſagte er.

„Wendeline iſt, für Deutſchland, ungewöhnlich reich: ſie hat ein Vermögen von einer halben Million Gulden."

„Iſt es möglich! . . . Wie reich muß dann der kleine Salvator ſein!"

„Man findet, ſie ſei auf ſeine Koſten ſehr bevorzugt; doch eine weiſe Vormundſchaft kann in den langen Jahren ſeiner Minorennität ſein Vermögen beträchtlich vergrößern."

„Wendelinens zuſtimmende Geſinnung vorausgeſetzt, ſtände alſo unſerer Verbindung nichts im Weg?" rief Dagobert.

„Doch! ſehr viel! die Zuſtimmung Deiner Eltern! . . . — Du weißt weshalb."

„Aber meine Eltern wollen mein Glück!" . . .

„Ja, unter gewiſſen Bedingungen! in dem fraglichen Punkt ſind ſie unerbittlich! . . . wenigſtens der Vater — und ſeinetwegen wird es auch die Mutter ſein. So lange er lebt iſt an keine Ehe zwiſchen Dir und Wendeline zu denken" . . . —

„Aber ich verabſcheue dieſe halben, dieſe heimlichen Verhältniſſe, die ſo unangenehme Verwickelungen nach ſich ziehen können!" rief Dagobert.

„Nicht mehr als ich," ſagte Claudia traurig: „hältſt Du es aber für möglich, unſern Vater umzuſtimmen?"

„Vorderhand iſt es die Hauptſache, daß ich mich mit Wendeline verſtändige. Wann darf ich ſie ſehen, ſie ſprechen“ . . . —

„Ruhig, Dagobert, ruhig! Nicht im Sturm eroberſt Du Wendeline und unſern Vater.“

„O wie bin ich ſo müde dieſer aufreibenden Zögerungen!“ rief Dagobert, dem es jetzt wirklich ſo vorkam, als ſei an Wendelinens Beſitz ſein ganzes Glück gebunden.

„Es freut mich herzlich, daß Du Dich ſo warm ausſprichſt,“ erwiederte Claudia: „Ich will Dir nicht verhehlen, daß Deine Mutter einige Beſorgniſſe hatte, Du könnteſt in die Feſſeln der Schweſter Deines Freundes Maximilian Illinger geraten ſein. Du haſt ſie in London geſehen, in Wien geſehen, in der Schweiz ſehr viel geſehen“ . . . —

„Das ſind lauter Schwätzereien der Reſi, der einfältigen Reſi Wolfsberg in Kaſſel!“

„Es iſt wenigſtens keine Schwätzerei Reſi’s, ſondern eine Tatſache, daß ſich jenes Fräulein in Hellau niederläßt. Haſt Du alſo kein Intereſſe für ſie, ſo iſt vielleicht das ihre für Dich um ſo ſtärker“ . . . —

„Nein! das glaube ich nicht! ſie läßt ſich auf ein paar Monate in Hellau nieder, um unter ihrem eigenen Dach ihre Verwandten zu verſammeln. Sie iſt enorm reich und ſolche Perſonen haben allerhand kurioſe Einfälle. Übrigens leugne ich gar nicht, daß ich Fräulein Floriane Illinger ſehr viel geſehen habe — doch nur weil es die Umſtände mit ſich brachten.“ Und ziemlich getreu ſprach er über ihren Aufenthalt in Beau rivage. Die Lombardiſche Reiſe und ſeine allwöchentlichen Beſuche in Beau rivage wurden aber nicht in dem Bericht aufgeführt. Hingegen legte er einigen Nachdruck auf ſeine Belehrungen hinſichtlich des katholiſchen Glaubens.

„Lieh ſie ihnen Gehör?“ fragte Claudia teilnehmend.

„Sie hörte mir zu — ja! las auch die Bücher, die ich ihr empfahl. Leider hatte ſie aber zwei Damen zur Begleitung, die nicht imſtande waren, ihr eine hohe Meinung vom Chriſtentum beizubringen: eine Engländerin, die zu einer der zahlloſen Sekten ſich bekennt, von denen es in England wimmelt — und eine Franzöſin, die nur für legitimiſtiſche Traditionen und für katholiſche Legenden ſchwärmt, ohne imſtande zu ſein, den einen die Tatſachen der Geſchichte und den andern die Glaubenslehren als Grundlage zu geben; was denn ſelbſtverſtändlich Ungläubige vom Chriſtentum noch mehr entfernt.“

„Wärſt Du nicht dabei im Spiel,“ ſagte Claudit lächelnd, „und hegte ich nicht einige Zweifel über Deinen apoſtoliſchen Beruf, ſo würde ich doch ſuchen mit dieſer Floriane in Verbindung zu kommen; ſo aber, und in meiner Trauerzeit, iſt es kaum möglich.“ — —

Salvator ſprang in die Arme ſeines Großvaters und rief fröhlich mit leuchtenden Augen:

„Er kommt! ... Mein Onkel Dagobert kommt! aber zu Fuß mit Mama. Ich habe ihn aber nicht erkannt.“

„Kleiner Freudenherold!“ ſagte der Graf und legte zärtlich und traurig die Hand auf das ſchöne Köpfchen Salvators, der trotz ſeiner tiefen Trauerkleidung munter wie ein Vogel in die Welt hineinſchaute.

Dagobert kam mit Claudia. Mochte das Wiederſehen eine ſchmerzliche Seite haben, der Graf fühlte, daß ſein Liebſtes nicht fehle, daß die Kleinodien ſeines Herzens, Frau, Kinder und Enkel, ihm erhalten waren, daß er in ſeinem hohen Alter noch von ihrer Liebe umringt ſei; — und die Seinen fühlten mit ihm dies ſeltene Glück. Aber Wendeline ſtand ſeitwärts und ein heißer Schmerz wallte in ihrer Bruſt auf als ſie die Familiengruppe betrachtete und zu ſich ſelbſt ſprach: Mein Vater iſt tot ... ich gehöre nicht mehr zu ihnen! ... — — Claudia mochte ahnen, was in ihrer Tochter vorgehe. Sie wendete ſich lebhaft zu ihr hin, umſchlang ſie innig, küßte ihre Stirn und ſagte zärtlich:

„O mein liebes Kind ... da ſind wir alle beiſammen . . . und nur Dein Vater iſt nicht bei uns."

Dagobert reichte bewegt Wendelinen die Hand. Sie ſah ihn an mit einem Blick, vor dem alle Florianen der Welt wie weſenloſe Schatten verſchwanden und ſagte:

„Willkommen in Bachheim, Dagobert."

Am folgenden Tage bat er Claudia mit Wendeline ſprechen zu dürfen. Als Wendeline ins Zimmer trat, kam ſie jedem Wort von ſeiner Seite zuvor, indem ſie ruhig ſagte:

„Wir ſind uns fremd geworden, Dagobert, wir müſſen uns wieder ein wenig kennen lernen bevor wir über das ſprechen, was uns beiden am nächſten liegt."

„Iſt das der Empfang, den ich erwartet und erſehnt habe!" rief er gekränkt.

„Vergeben Sie mir," ſagte ſie ſanft: „wir waren ſo lange getrennt und wir waren ſo jung, als die Trennung begann, daß wir uns erſt wieder innerlich zuſammenfinden und uns überzeugen müſſen, daß — wenn auch manches in uns anders geworden — doch ein Gefühl unverändert geblieben . . . oder gereift iſt."

„Welche unerhörte Verſtändigkeit!" rief er.

„Sehen Sie wohl, da klingt Ihnen gleich eine Diſſonanz entgegen! Iſt es nicht ganz notwendig, daß wir warten ob auch deren Auflöſung eintreten werde, bevor wir uns binden?"

„Nein, Wendeline! dies beſtändige Warten iſt nicht nach meinem Sinn."

„Sie ſind vollkommen frei,. Dagobert."

„Wie Sie das ſagen! mit einer Kälte . . . mit einer Gleichgiltigkeit . . . —"

„Sie ſind frei, Dagobert! ich wiederhole es, ganz frei. Ich bitte aber, machen Sie mir keine Vorwürfe, denn ich ſpreche im Sinn der Entſcheidung, die mein Vater abgab und er meinte es gut mit Ihnen wie mit mir."

„Was iſt denn jetzt eigentlich Ihre Idee?"

„Daß wir unſer häusliches Familienleben benutzen, um uns gegenſeitig kennen zu lernen und zu überlegen, ob der Bund unſerer Herzen ſtark genug ſein könnte, um alle Schwierigkeiten zu überwinden."

„O Himmel! abermals eine Perſpektive auf Geduldsprüfung! welch ein Leben!"

„Es iſt das Leben, armer lieber Dagobert."

„War es Ihnen ſo ſchwer?" fragte er teilnehmend.

„Ja, ſchwer — wie ein Goldbarren ſchwer iſt. Am langwierigen Krankenbett eines geliebten Vaters, auf der langwierigen, einförmigen Seereiſe — da lernt man ſchätzen, welche Gnade die Geduld iſt. Das Herz möchte verzweifeln in der immerwiederkehrenden Angſt der Frage um Leben oder Tod; — der phyſiſche Menſch ſträubt ſich gegen die ermattende Untätigkeit ſeiner Kräfte, die zwiſchen den ſchwimmenden Brettern lahm gelegt werden: es iſt eine qualvolle Exiſtenz! da ſenkt ſich die Geduld wie ein erfriſchender, balſamiſcher Tau herab und man leidet freilich noch, aber mit Mut, mit Kraft, mit Liebe. Sind das nicht Goldbarren für das Leben?"

Dagobert hörte ihr zu und noch lange hätte ſie ſprechen können, er würde ſie nicht unterbrochen haben. O welche Kluft trennte ihn von ihr! „Goldbarren für's Leben!" ſagte ſie. Ja gewiß! an Goldbarren hatte auch er gedacht und nur zu viel! aber nicht an dieſe — und während ſie ſo hoch und ernſt das Leben erfaßte, hatte er es betrachtet als einen Tummelplatz für die elenden Leidenſchaften der Eitelkeit, der Habgier, der Vergnügungs- und Verſchwendungsſucht. Nein, Wendeline hatte nicht unrecht anzunehmen, daß ihre beiderſeitigen Wege innerlich und äußerlich weit, ſehr weit auseinander gelaufen wären, ja ſo weit, daß ſie ſich vielleicht nimmer begegnen würden . . . — — Aber ſchauerlich wäre das! ein Zeichen wäre es, daß ſein Weg in den Abgrund führe, denn Wendeline — das war ihm klar! — ging nicht dem Abgrund zu. So ſaß er da in Sinnen verloren und merkte nicht, daß ſie ſchwieg, daß er Antwort geben ſollte, bis er plötzlich aufſchreckte und dem wundervollen, ſternhellen Blick ihres Auges begegnete und nicht ihrer Frage, ſondern dem Sturm ſeiner Gedanken die Antwort gab:

warf mit allerliebſter Geberde des Unmuths den Kopf zurück.

„Sie ſind eine entſetzliche Frau! .... wenn einem das Herz ganz ehrlich und ſchwerfällig aufgeht, ſo nennen Sie das ſentimental! Sehen Sie denn nicht daß ich traurig bin .... aber zum todtſchießen traurig.“

„Schämen Sie Sich doch eines ſolchen Spleen-Anfalls,“ ſprach ſie ernſt.

„Schämen? nein, bei Gott nicht! es iſt das beſte Gefühl das ich je empfunden — denn es rührt von meinem Schmerz her .... Sie zu verlaſſen.“

„Lieber Freund, Sie haben mich ſchon zweimal verlaſſen und es iſt Ihnen vortreflich bekommen; machen Sie Sich doch für das dritte Mal keine falſche Vorſtellung.“

„Gräfin, Sie wären würdig geweſen einen Ehrenplatz in der Stoa einzunehmen.“

„Wenn das der Fall iſt, ſo verdanke ich dieſe Auszeichnung zum Theil gewiß Ihnen; denn von Ihnen habe ich zuerſt das große Wort gehört: Man tröſtet ſich! — und das hat viel Eindruck auf mich gemacht.“

„Das ſagt' ich damals als ich Sie noch nicht kannte. Was ſoll mich jezt dafür tröſten daß ich Ihren Umgang entbehre?“

„Gleichviel, Wendeline! ich hefte mich mit meiner Seele an Ihre Seele. Wir werden uns finden. Hoffen Sie das?"

„Ich will es hoffen, Dagobert."

„Wünſchen Sie es?"

„O von ganzem, ganzem Herzen."

„Nun, dann bin ich ruhig; dann wird mein herrlicher Vater, meine liebevolle Mutter nicht unſern Wünſchen entgegen ſein und vielleicht ſchon in wenigen Wochen ſind wir am Ziel."

Er war über Wendelinens Neigung für ihn ganz beruhigt. Er war es auch über ihr Vermögen: man konnte damit leben. Alles andere ſchien ihm Nebenſache, ſogar die väterliche Anſicht über die Herkunft einer Schwiegertochter. Mit Hellau wolle er nichts zu ſchaffen haben. Floriane war freilich durchaus keine Nebenbuhlerin Wendelinens; allein der Verkehr mit ihr hätte ihn in einen andern Gedankenkreis verſetzt — und das wollte er meiden.

Wendeline ging nicht ſo ruhig aus dieſem Zwiegeſpräch hervor wie Dagobert. Sie war mehr daran gewöhnt, in die Tiefe zu ſehen, als auf die Oberfläche und es war ihr, als ob ſie in der Tiefe Dagobert nicht fände. Oftmals hatte ihr Vater ihr wiederholt, vorſichtig in der Wahl eines Gatten zu ſein, als ſich in Rio Janeiro eine glänzende Heirat für ſie fand, die jedem Anſpruch zu genügen ſchien und die Graf Sierra Blanca ſehr gewünſcht hätte. Allein Wendeline war ihr nicht geneigt und ihr Vater ließ ihr ganz eine freie Wahl.

„Denn Du ſollſt mit dem Mann glücklich werden, Du ſollſt mit ihm durch's Leben gehen, Du ſollſt ihm eine gute Gattin ſein," ſagte der Vater: „deshalb iſt es meine Pflicht, Dich zu beraten, aber die letzte Entſcheidung haſt Du abzugeben."

Und in Woodrich Caſtle, wenig Tage vor ſeinem Tode hatte er noch geſagt:

„Du wirſt jetzt bald Dagobert wiederſehen. Ihr waret drei und ein halbes Jahr getrennt; es können große Veränderungen in Euch vorgegangen ſein, die Ihr beide nicht ahnt und erſt dann gewahr werdet, wenn Ihr Euch wiederfindet! Sei behutſam! Dein Schickſal und das ſeine ſtehen auf dem Spiel. Folge nie blind der verblendenden Neigung."

Dieſe Worte, gleichſam das Liebesvermächtnis ihres Vaters, ſchwebten ihr immer vor und ließen die Liebe, die ſie wie unterirdiſche Naphtaflammen für Dagobert im Herzen trug, nicht hervorbrechen. Und jetzt fand ſie in Dagobert ein etwas, eine Stimmung, einen Ton — ſie wußte es nicht zu benennen — wodurch er ihr fremd geworden war. Er hatte zu ſehr auf die Außenſeite des Lebens gelebt, um nicht deren Eigentümlichkeit, das oberflächliche Schillern in tauſend Schattierungen ohne beſtimmte Farbe anzunehmen. Er ſprach wohl die richtigen Prinzipien aus; aber er nahm diejenigen in Schutz, welche nicht danach handelten, während der alte Graf zu Wendelinens Entzücken gelaſſen ſagte:

„Du gehſt von der Entſchuldigung zur Verteidigung über, Dagobert, und das iſt zu viel."

Er ſprach zwar auch ſeine Meinung, ſeine Anſichten aus, doch nie in einer Weiſe, welche die Zuverſicht gab, daß ſie auf ſeiner Überzeugung beruhten. War es kluge Zurückhaltung? milde Nachgiebigkeit? war es Schwäche des Charakters? Mangel an Urteil? an Feſtigkeit?

„Willſt Du aus Schonung nicht Deine Meinung verteidigen?" fragte Claudia einmal.

„Weshalb ſoll ich bis zum Äußerſten vorgehen?" fragte er zurück.

„Damit man wiſſe, wie Du geſinnt biſt."

„Das darf ein Diplomat nicht ausplaudern!" rief er lachend: „Offiziell hat er die Anſicht ſeiner Regierung zu vertreten."

„So lange er ihr dient, verſteht ſich das von ſelbſt. Handelt es ſich aber um Privatmeinungen — und beſonders im freundſchaftlichen Geſpräch, im intimſten Kreiſe: ſo ſteht der Diplomat nicht auf offiziellem Boden und folglich gibt es auch keine offizielle Schranken."

„Das iſt richtig! aber er hat nun einmal die Gewohnheit angenommen und ſie wird ihm zur Natur."

„Dann iſt es ſehr gefährlich, Diplomat zu ſein,“ ſagte Wendeline: „die Unaufrichtigkeit liegt ſo nah.“

„Aber eine ſehr intereſſante und angenehme Laufbahn iſt es doch,“ bemerkte Mimi Hellſtätt, „weil ſie auf den Höhen der Welt fortgeht.“

„O mein gutes Kind,“ rief Claudia, „ſagen Sie: an der Spitze der Geſellſchaft — ſo gebe ich Ihnen recht. Aber auf den Höhen — da irren Sie heftig. Davon kann ich mitſprechen und ich behaupte dreiſt, daß Seifenblaſen mit Goldſchaum umkleidet, das getreueſte Bild für die Höhe, den Zauber, das Streben und das Intereſſe dieſer Geſellſchaft iſt. Das liebt ſie, das verfolgt ſie, darin lebt und webt ſie: das iſt ſie.“

„Eine vergoldete Seifenblaſe — welche Hohlheit! und welcher Aufwand, um das Nichtige aufzuputzen!“ rief Wendeline.

„Du haſt die Kreiſe der diplomatiſchen Geſellſchaft im Auge, liebſte Claudia,“ erwiderte Dagobert, „und wenn Du ſie auch richtig charakteriſiert haſt, ſo iſt und bleibt ſie doch diejenige, die in ihrer Frivolität noch den größten Reiz bewahrt, weil intereſſante Perſönlichkeiten — freilich nur vereinzelt — doch häufiger in ihr als ſonſtwo zu finden ſind, einzelne geſcheite Männer und feine Frauen. Ich würde mich glücklich ſchätzen, einen Kongreß der Diplomatie zu erleben, wie der in

Wien im Jahre 1815 war, mit den beiden Koryphäen Talleyrand und Metternich an der Spitze.“

„O ſchweige von Talleyrand, von dieſer eingefleiſchten Gewiſſenloſigkeit!“ fiel Claudia ihm in's Wort.

„Und ſchweige von Metternich!“ ſagte der alte Graf: „Ein Staatsmann, der einem Volk keine edlere Freiheit gönnt, als die, ſich im Wurſtl-Prater gütlich zu tun, verdient nicht die Bewunderung der Nachwelt. Was damals die Völker verlangten, das war das kräftige Brot der ſtändiſchen Freiheit, der Selbſtverwaltung ſtändiſcher Angelegenheiten. Hätte Öſterreich ſie damals erhalten, welchen Einfluß hätte es fortan auf Deutſchland, ja auf Europa gewonnen und wäre Metternich der große Staatsmann geweſen, den ſeine Anhänger in ihm ſehen wollen, ſo hätte er die Schwierigkeiten beſeitigt, die ihm entgegenarbeiteten. Darin beſteht ja gerade die ſtaatsmänniſche Größe, mit den guten Kräften und den guten Beſtrebungen, die in einer Nation ſich finden und regen, die Mittel zu ſchaffen, um ſie zu heben. Statt ſolche Kräfte und Beſtrebungen in heilſame Bahnen zu bringen, zu leiten, zu lichten, zu üben, wurden ſie als ſtaatsgefährlich unterdrückt von der geiſtloſen Staats-Maſchinerie. Es mangelt ihnen eine geſetzmäßige Tätigkeit; — daher korrumpierten ſie ſich allmählich; ſie wurden tätig gegen die Geſetze, gegen die beſtehende Ordnung; und als ihre wüſten Ausbrüche ſich hinter Barrikaden verſchanzten und nicht mehr zuſammenkartätſcht werden konnten, gab man ihnen ſtatt des Brotes der Freiheit — den Stein des Konſtitutionalismus, der wie ein Grabſtein auf dem Leben der Völker liegt. In Frankreich hat die Despotie ihn geſprengt und — ihn erſetzt. Selbſtverſtändlich wird das auch in Deutſchland geſchehen; — aber Despotie kennzeichnet den Untergang der Nationen: ſind ſie reif für die Knechtſchaft, ſo ſind ſie entſittlicht, der Lebensnerv fehlt ihnen, ſie ſterben allmählich ab — das lehrt die Weltgeſchichte.“

„Beſter Vater,“ rief Dagobert, „Du wirſt doch nicht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und alle Mißgriffe und Miſſetaten, die ſeit fünfzig Jahren geſchehen ſind, auf Metternichs Schultern wälzen wollen!“

„Ich weiß, daß ihm ungeheuere Schwierigkeiten entgegenſtrebten. Dennoch bleibt ſein Syſtem ein unermeßliches Unglück für Öſterreich, folglich für Deutſchland, folglich für Europa; — und ſollteſt Du je einen Kongreß wie den von 1815 erleben, ſo will ich Dir wünſchen, daß Du größere Koryphäen findeſt, als Metternich und Talleyrand — obſchon dazu nicht die mindeſte Ausſicht in einer Zeit iſt, die von Männern der Preſſe und der Kanone, von der Tendenzlüge und von der Gewalt beherrſcht wird.“

So oft Wendeline einen Vergleich zwiſchen den Geſinnungen von Vater und Sohn anſtellte, fiel er nie zu Dagoberts Gunſten aus. Aber ſie dachte: Er iſt noch jung; er ſteht mitten im heißen Kampf der verſchiedenſten Meinungen und Intereſſen; er kann unmöglich ſo reif und klar — alſo unmöglich ſo feſt ſein wie der Greis. Sie fragte einmal ihre Mutter:

„Hat der Großvater immer dieſe Feſtigkeit des Sinnes gehabt? Höre ich ihn ſprechen, ſo muß ich beſtändig an eine Eiche denken, während ſein Auge doch ſo mild und ſein Ausdruck ſo wohlwollend iſt — gerade wie bei unſerm Pfarrer . . . nur ganz anders.“

„Wie ſo — ganz anders!“ ſagte Claudia lächelnd.

„Der Großvater ſieht ſchwermütig aus, als faſſe er beſtändig eine untergehende Zeit in’s Auge; aber der Pfarrer hell und heiter, als ſchaue er ſchon das Morgenrot der Ewigkeit.“

Claudia umarmte zärtlich Wendeline und ſagte:

„O dieſer helle und heitere Blick in die Ewigkeit iſt ſchon der irdiſche Lohn derjenigen, die früh allem irdiſchen entſagten und die ſich nie anders mit der Welt abgaben, als um ſie zum Himmel hinzuziehen! — Was aber Deine Frage betrifft, Wendeline, ſo kann ich Dir antworten, daß Dein Großvater mit ſeinen Geſinnungen jung geweſen und alt geworden iſt. Er hat es nie verſtanden, daß der Wechſel einer prinzipiellen Meinung und Anſicht, eine Tugend — und devote Schmiegſamkeit unter die ſ. g. vollendete Tatſache eine Pflicht ſei.“

„Glaubſt Du, daß Dagobert ſo denkt?“ fragte Wendeline zögernd.

Es war die erſte zweifelnde Frage über ihn, die ſie ihrer Mutter vorlegte, weil ſie wußte, wie ſehr dieſe Dagobert liebte. Claudia erwiderte betroffen:

„Sein Charakter iſt fremden Einflüſſen und äußern Eindrücken viel zugänglicher.“

Sie hatte gewünſcht, Wendeline und Dagobert zu verbinden, wenn es ſich ohne Schwierigkeit gemacht hätte, weil ſie fand, daß ſich beide Charaktere ergänzten; aber in Bachheim und ihrem Vater gegenüber, wünſchte ſie von ganzem Herzen, daß ſich das Verhältnis friedlich auflöſen möge.

Auf der Schwelle.

Die arme Mimi Hellſtätt hatte immer Wunder zu erzählen von Dingen, die in Hellau vorfielen. Da ſie mit Beaufſichtigung des Hausweſens beſchäftigt war, ſo kam ſie häufig mit den Dienſtboten zuſammen und für dieſe ſowohl wie für die Bewohner des Dorfes war alles, was auf Hellau vorging, unausſprechlich merkwürdig. Sonntags machte ſich eine Bachheimer Völkerwanderung regelmäßig auf den Weg nach Hellau, um wenigſtens von Außen das Schloß in ſeinem neuen herrlichen Gewande zu bewundern: die rieſigen Fenſterſcheiben, hinter ihnen ſeidene Vorhänge in allen Farben, die Balkons voll Blumen, die großartige Freitreppe von grauem Granit und am Fuß derſelben, auf breitem Sockel Wache haltend — zwei Hunde von Bronce, welche die entzückten Bachheimer „die goldigen Hunde" tauften.

Von all' dieſen Herrlichkeiten hörte Mimi mit betrübtem Herzen reden und es erwachte in ihr die Sehnſucht, den Schauplatz ihrer friedlichen Kindheit in dieſer glänzenden Verjüngung wiederzuſehen. Als Claudia einmal ſagte, ihre Zofe ſei enttäuſcht von der Hellauer Wallfahrt heimgekehrt, rief Mimi:

„Ach, das alte liebe Hellau mag wohl nicht den Vergleich mit engliſchen Schlöſſern aushalten, aber ich würde es doch gar gern in ſeiner Umwandelung ſehen, obſchon ich weiß, daß es mir weh tun wird.“

„So laß Dich von einer der Kammerfrauen begleiten und gehe hinüber, liebes Kind. Du haſt das ja ſchon getan,“ ſagte Leocadie.

„Ja . . . aber das Schloß war damals unbewohnt,“ verſetzte Mimi.

Ich gehe morgen nach Hellau . . . da begleite ich Sie, Fräulein Mimi!“ rief Dagobert.

„Das doch nicht, mein Sohn!“ erwiderte die Gräfin ſehr beſtimmt: „Mimi wünſcht nur Schloß und Garten zu beſchauen und ich wünſche, daß ſie alles vermeide, was einem Beſuch bei den Bewohnern des Schloſſes ähnlich iſt.“

„Ich habe nie an einen ſolchen Beſuch gedacht, der mir nur peinlich wäre,“ verſicherte Mimi.

„Für mich iſt dieſer Beſuch eine Pflicht und ein Vergnügen,“ ſagte Dagobert empfindlich.

„Iſt Dein Freund noch dort?“ fragte ſeine Mutter.

„Ich glaube, ja! aber ich ſprach ohne Rückſicht auf ſeine Anweſenheit; denn ſeine Familie iſt immer und überall von der größten Artigkeit für

„Ich dächte Sie entſchlöſſen Sich kurz und gut zu einer Heirath. Wie alt ſind Sie jezt?“

„Zweiunddreißig Jahr.“

„Die höchſte Zeit — die allerhöchſte! der Hageſtolz bedroht Sie.“

„Es iſt zu ſpät, Gräfin! — Jezt geben Sie mir zum Abſchied Ihre Hand, und verſprechen Sie mir recht glücklich zu ſein. Die Vorſtellung Ihres Glücks iſt mir — ich kann nicht ſagen tröſtlich — aber ein liebes Bild, worauf die Gedanken mit Wolgefallen ruhen. Und wenn ich mich erinnern werde, wie ich Sie zum letzten Mal geſehen, von Sonne und Purpur und Blumen umſtralt, köſtlich gehegt und gepflegt wie ein Gnadenbild in reichgeſchmückter Niſche, ſelbſt das größte Kleinod zwiſchen all den Kleinodien — ſo wird es mir eine Wonne ſein zu denken, daß doch Einmal eine von den Perlen, welche zuweilen aus der Hand Gottes fallen, in die ihr gebührende Faſſung friedlich begnügten Glückes gekommen iſt. Ihre Hand, meine liebe Gräfin.“

Sie gab ſie ihm ſchweigend. Er hielt ſie in der ſeinen und betrachtete ſie ſtumm und ſo lange, daß Cornelie eine Bewegung machte um die Hand zurückzuziehen. Er gab ſie frei und ſprach traurig:

„In dem letzten Augenblick hätten Sie mir doch wol auf ein Paar Sekunden die Hand laſſen können.“

mich geweſen — und es ſind Perſönlichkeiten, die in den eleganteſten Salons von London und Paris willkommen wären.“

„Auch in Faubourg St. Germain?“ fragte der alte Graf ſanft.

„O lieber Vater, ich ſagte elegante Salons — und mit der Eleganze, das wiſſen wir alle! hat le noble Faubourg nichts zu ſchaffen.“

„Genau wie Bachheim,“ verſetzte der Graf und Claudia wendete das Geſpräch durch die Frage:

„Haſt Du in der Schweiz nichts von dem unglücklichen Ulmer geſehen oder gehört, Dagobert?“

„Begegnet iſt er mir nicht und ich geſtehe, daß ich keine Luſt hatte, Nachforſchungen über ihn anzuſtellen. Unſer letztes Zuſammentreffen war mir über die Maßen peinlich, ſo verwildert und irr kam er mir mit ſeinem Evangelium aeternum und mit dieſer ſchauerlichen Cordula vor, die mir wie die Karrikatur einer Chineſin, mit dem großen ſchwarzen Kopf, dem Wespenleiblein, den ſtelzenhohen Abſätzen und den ſchleppenden Gewändern in der Erinnerung lebt.“

Wendeline und Mimi lachten; Claudia ſagte:

„Ich habe namenloſes Mitleid mit ihm, weil er ſich ganz gewiß namenlos elend fühlt.“

„Kann das je anders ſein bei einem abgefallenen Prieſter!“ rief Leocadie.

„Ulmer machte mir mehr den Eindruck eines Berauſchten, als eines mit vollem Bewußtſein

Handelnden, der ſich feſten Willens im Widerſpruch feſtſetzt,“ ſagte Dagobert, „und ſeine wahnſinnige Idee mit dem Evangelium aeternum ſpricht für ſeinen Rauſch.“

„Deshalb eben kann ſein Erwachen nicht ausbleiben,“ ſagte Claudia, „und es wird gräßlich ſein. Die Verhärtung im Abfall durch böſen Willen ſteigert ſich je länger je mehr, ſo daß ein ſolcher Unglücklicher in der Verſteinerung ſeiner Seele nicht mehr die Qualen der Reue ſpürt; — allein auf den Rauſch folgt nach und nach die Ernüchterung und mit ihr die Einſicht in das verlorene Gut; und da kann ich mir ſehr gut vorſtellen, daß ſich die Reue bis zur Verzweiflung ſteigert und daß der unglückliche Ulmer aus dem Berauſchten ein ſolcher Reuiger wird — vielleicht ſchon iſt.“

„Daß es menſchenmöglich iſt, ſo herabzukommen!“ rief Wendeline ſchmerzlich.

„Denke an den Träger des Lichtes, den ſchönen Engel Lucifer, der in die ewigen Abgründe ſtürzte!“ ſagte der alte Graf: „kein Staubgeborener iſt ſicher vor dem Sturz und am wenigſten der, welcher auf einer Höhe wandelt. Auf der ſittlichen Höhe wandelt der Prieſter, ein gebrechlicher Menſch, ein Sohn des Staubes, mit offenem Auge und offenem Ohr für alle Leidenſchaften, alle Sünde, alle Schwachheit der Welt, die zu ihm ſich flüchtet, um durch ihn Beruhigung, Heilung, Stärke zu finden. Bedenke das, Wendeline, und

Du wirſt ſagen: Wie iſt es menſchenmöglich, nicht von der Höhe herabzukommen. Ich meinesteils verehre in jedem guten Prieſter ein Wunder göttlicher Gnade.“

„Wie beſchämt es mich, neben Deiner edeln und richtigen Auffaſſung zu bekennen, daß mir der abgefallene Prieſter geradezu widerlich iſt,“ ſagte Leocadie: „ich mag nicht Menſchen leiden, in denen auf ſo frappante Weiſe das Höhere vom Niedrigen, das Edle vom Gemeinen, das Himmliſche vom Irdiſchen überwuchert und erſtickt wird. Wir könnten das leider tagtäglich bei der Maſſe der Menſchen und hauptſächlich bei uns ſelbſt wahrnehmen; aber es ſpringt da nicht ſo durch den Kontraſt in die Augen, weil unſer Pfad uns nicht auf die Höhen der Vollkommenheit führte.“

„Du willſt Ideale haben, andere ſollen ſie verwirklichen und Du zürnſt Ihnen, wenn ſie es nicht tun,“ ſagte der Graf ſcherzend, während Claudia rief:

„Ach, wie ſehr fordert ein ſolches Beiſpiel uns auf, mea culpa zu ſagen! Dagobert, Du mußt durchaus in Bern Nachforſchungen über Ulmer anſtellen.“

„Wenn ich nach Bern zurückkehre, ſoll es geſchehen,“ verſetzte Dagobert, ganz froh, daß er auf dieſe Weiſe ſo beiläufig ſagen konnte, er habe nicht mehr ſeinen Poſten inne.

„Du biſt alſo ganz ungewiß über Deine nächſte Zukunft?" fragte der Graf.

„Hoffentlich nicht lange, lieber Vater!"

„Wenn man Dich nur nicht nach Konſtantinopel, Petersburg oder Nord-Amerika ſchickt," ſagte Leocadie beſorgt.

„Warum das nicht, Mama? ich nehme mit Freuden jede Stelle an — und je fremdländiſcher deſto lieber iſt ſie mir, weil ich dort am meiſten lernen kann."

„Hu! was iſt das für ein Fanatismus für das Lernen!" rief Mimi und ſchüttelte ſich mit komiſchem Grauen.

„Das kann ich doch für einen jungen Mann begreifen," ſagte Wendeline: „wer in der Welt etwas leiſten will, muß ſie kennen."

„Etwas ganz Ähnliches ſagte mein Herr Geſandter in Bern," verſetzte Dagobert: „er meinte, ich könnte an einer andern Stelle mehr lernen."

Von dem Beſuch in Hellau war nicht weiter die Rede; aber Dagobert ging am andern Vormittag zu ſo früher Stunde hinüber, daß er vorausſetzen durfte, er werde Niemand ſehen als Maximilian. Dieſem wollte er dann eröffnen, daß es ihm unmöglich ſei, in den geräuſchvollen Kreis von Hellau einzutreten; unter andern Verhältniſſen würde es ihm viel Vergnügen machen; doch jetzt ſei es unmöglich; es würde ſeine ganze Familie als eine Rückſichtsloſigkeit gegen Claudia betrüben. Er ſchlug den Fußweg nach Hellau ein. Es war derſelbe, der zum Wartturm führte; nur ein paar hundert Schritt diesſeits desſelben zweigte ſich ein direkter Pfad nach Hellau ab. Dagobert bemerkte aber Anpflanzungen auf dem Hügel, der den Wartturm trug und neugierig, zu ſehen, welche Veränderungen hier vorgegangen waren, ſchlug er den Pfad zum Turm ein. Alles war geſäubert und gepflegt, eine Stiege von Stein wand ſich um den Turm, der mit Zinnen gekrönt war. Der Eingang, ſonſt immer offen, weil die Pforte längſt vermorſchte, war jetzt geſchloſſen und zum Spitzbogen aufgemauert. Plötzlich öffnete ſich dieſe Tür von innen und heraustrat wie die Fee aus dem Kleiderſchrank Floriane mit einem Maßſtab in der Hand, hinter ihr zwei Männer mit ähnlichen Werkzeugen.

„So wird der Gräuel der Verwüſtung in eine friedliche und freundliche Stätte umgeſchaffen," ſagte ſie in einem Tone zu Dagobert, als habe ſie ihn geſtern zum letzten Mal geſehen: „Treten Sie nur näher."

Mit freundlichem Gruß verabſchiedete ſie die beiden Handwerker und ſagte dann zu Dagobert.

„Dies ſoll meine Einſiedelei werden. Hier will ich philoſophiſche Betrachtungen anſtellen über die Vergänglichkeit aller Dinge um uns, in uns — denn es heißt nicht bloß „tout casse, tout passe, ſondern auch tout lasse."

Während ſie dieſe Lebensphiloſophie zum beſten gab, ſah ſie ganz reizend aus, wie eine auf dem Theater idealiſierte Bäuerin. Sie trug einen Morgenanzug von weiß und hochrot geſtreiftem Zeug, weiß und hochrot geringelte Strümpfe, ſchwarze Saffianſchuhe mit großen hochroten Bandſchleifen, kleinen goldenen Schnallen und hohen Abſätzen und ein ſchwarzes Hütchen nicht größer als ein Fingerhut, von welchem eine hochrote Mohn- und eine Kornblume ſo nachläſſig herabhingen, als habe ſie die Blumen unterwegs gepflückt und in ihr glänzendes, ſeidenweiches Haar geſteckt.

„Wenn es mit dem tout lasse ſeine Richtigkeit hat," ſagte Dagobert, nachdem er ſich von ſeiner Überraſchung erholt hatte, „ſo begreife ich nicht, warum Sie ſich Mühe geben, dieſe Ruine aufzurichten, denn Sie werden derſelben überdrüſſig ſein, bevor ſie vollendet iſt."

„Möglich! . . . ſogar wahrſcheinlich!" entgegnete ſie lachend: Schaffen, entſtehen ſehen — das freut mich. Wenn es fertig iſt, beginnt ſogleich das Gefühl des tout lasse ſich breit zu machen. Jetzt fehlt hier noch ſo ziemlich alles: das Getäfel von Eichenholz für die Wände und Decke — die gemalten Fenſterſcheiben — das ganze Mobiliar; dennoch entzückt mich dieſe Einſiedelei! iſt ſie fertig, ſo mag ich wohl bald denken: Es iſt doch nur ein altes, garſtiges Eulenneſt . . . — Aber was führte Sie hieher?“

„Ein Beſuch in Hellau! vorgeſtern angekommen, wollte ich zu Maximilian gehen und ihn fragen, wann Ihre Empfangſtunden ſind.“

„Abends — im Allgemeinen. Für Sie aber immer, wenn ich zuhauſe bin. Wir wollen uns wieder auf den Fuß von **Beau rivage** ſetzen. Am liebſten wird Ihr Beſuch mir ſein, wenn ich allein bin, vormittags. Denn meine Schweſtern ſind ſämtlich hier und zwar Feodora, Hermione, Adaly und Mignonne in Begleitung einiger Freundinnen und Bekannten. Dazu etwa ein Dutzend Kinder. Das gibt einen unbeſchreiblichen Tumult und für die Schloßherrin wenig Vergnügen außer dem angenehmen Bewußtſein ihrer Gaſtfreiheit.“

„Iſt Miſtriß Frymar nicht hier?“

„Doch! aber allein und einſam wie die Turteltaube in der Wüſte. Conſtance verſteht nicht Freundſchaft zu ſchließen . . . verſteht nicht einmal ihre Kinder zur Welt zu bringen — ſie ſterben ihr. Conſtance dauert mich! aber ſie iſt nun einmal aus ihrer Apathie nicht aufzurütteln. Jetzt laſſen Sie uns nach Hellau gehen und Maximilian überraſchen.“

Es war mit dieſem Beſuch nun ſo gründlich anders gekommen, als Dagobert gerechnet hatte, daß er ſich in das Unabänderliche fügte und mit Floriane auf der einen Seite des Hügels herab und auf Hellau zuging, während Wendeline mit Salvator von der Bachheimer Mühle kommend, der andern Seite ſich näherte. Sie erkannte ihn ſogleich. Er aber hätte ſich umwenden müſſen, um ſie gewahr zu werden.

Im Hellauer Schloßhof ſagte Floriane:

„Jetzt müſſen Sie zuerſt meinen Stall und meine Pferde ſehen.“

„Nein! zuerſt Ihren Bruder.“

„Dergleichen Sentimentalitäten ſind bei uns nicht Mode, beſter Graf. Kommt meine Schweſter Hermione von einer Reiſe nachhauſe, ſo geht ſie zuerſt in ihre Stallungen, um ſich nach dem Befinden ihrer Pferde zu erkundigen — und dann zu ihren Kindern. Es iſt wahr, ſie ſieht pompös zu Pferde aus. Wir nennen ſie gar nicht anders als die Centaurin.“

„Eine greuliche Bezeichnung für eine Dame, die keine Kunſtreiterin iſt.“

„Finden Sie? . . . Aber Sie ſelbſt ſind ja ein paſſionierter Freund des „turf“.

„Eines ſchickt ſich nicht für alle, ſagt Goethe,“ rief Dagobert lachend: „ich finde es ſehr liebenswürdig, wenn die Damen in einem gewiſſen Maß an den Liebhabereien der Männer teil nehmen, aber gar nicht, wenn ſie auf dieſelben nach Männerart eingehen.“

„Kommen Sie, ich bringe Sie zu meinem Bruder. Ich ſehe ſchon Sie verdienen nicht, daß ich in höchſteigener Perſon durch meine Stallungen Sie führe," ſagte Floriane lieblich und nahm ihren Weg nach dem Schloß: „Nicht wahr, das hat ſich vorteilhaft verändert?"

„Unglaublich! man wird erſt jetzt gewahr, was es für ein ſtattlicher Bau iſt."

„Adieu! auf Wiederſehen! Meine Zimmer ſind hier unten," ſagte Floriane und verſchwand nachdem ſie einen Diener herbeigerufen hatte, der Dagobert zu Maximilian führte.

Dieſer ſaß am Schreibtiſch, ſprang eilend auf und rief:

„Du kommſt mir zuvor! . . . es freut mich doppelt! — ich wollte Dich heute Nachmittag beſuchen und Dir vorſchlagen an einer großartigen Finanzoperation Teil zu nehmen, die in Werden iſt und die ganz enorme Reſultate verſpricht — natürlich in dem Maß als man ſich an ihr beteiligt. Die Hauptſummen für den Beginn der Unternehmung liefern ſelbſtverſtändlich die großen Bankiers; allein es bleibt doch immer Raum übrig, damit wir kleinen Leute auch unſern Einſatz machen und mindeſtens ihn verzehnfacht zurückerhalten. Was ſagſt Du dazu?"

Und er las den ausführlichen Plan vor. Dagobert überlegte unterdeſſen, was er zu tun habe. Der Vorſchlag kam ihm gerade im rechten Augenblick und lautete ſo günſtig wie möglich. Seine Zukunft war durch Wendelinen's Vermögen ganz ſicher geſtellt. Warum ſollte er nicht mit ſeinem Vermögen — und als ſolches betrachtete er Bachheim, ſein künftiges Erbe — den Verſuch machen, nicht nur das Verlorene zu erſetzen, ſondern eine großartige Vermehrung des Kapitals zu unternehmen. Wendete er hunderttauſend Gulden daran, ſo war er in einigen Jahren Beſitzer einer Million. Zwar beſaß er nicht die hunderttauſend Gulden; aber fünfzigtauſend mindeſtens konnte er von Herrn Illinger sen. gegen Schuldverſchreibung, für welche Bachheim Sicherheit bot, erwarten und die fehlenden fünfzigtauſend waren für eine ſo ſichere Angelegenheit überall zu finden — wenn nicht bei dem alten wucheriſch geſinnten Illinger, ſo doch bei einem andern Ehrenmann — natürlich gegen höhere Prozente — das war zweifellos! — Aber . . . war es auch ſeine Verbindung mit Wendeline? . . . Konnte ſie nicht zurücktreten? Nein! denn ſie liebte ihn; deſſen war er gewiß. Konnte nicht ſein Vater unerbittlich ſein? . . . Schwerlich! Die Mutter war ohnehin leicht zu gewinnen. Wenn ſie, wenn Claudia, wenn er und Wendeline den Vater beſtürmten — wie ſollte deſſen liebevolles Herz der ganzen Familie widerſtehen, die ganze Familie in Schmerz und Kummer verſenken? — Nein! mit dieſen Zweifeln wollte er ſeinen friſchen Unternehmungsgeiſt nicht dämpfen. — —

„Freund! ich bin dabei!“ ſagte Dagobert entſchloſſen, als Maximilian mit der Vorleſung zu

„Lieber Fürſt, ſagte Cornelie, ich hab' eine ſolche gleichmäßige Natur, daß ich mich ſchwer drin zurecht finde, wenn Andre aus dem Schritt fallen in welchem ich gewohnt bin mit ihnen zu gehen. Das iſt Ihnen ſo eben ein wenig geſchehen! Sie haben hier faſt ein halbes Jahr ſich mit uns eingelebt, allerhand Sorge und Freude mit uns getheilt; — das Scheiden hat immer etwas Schmerzliches — nun mögten Sie fort und mögten auch bleiben; das iſt ſo Ihre unentſchiedene Art und Weiſe! aber ſehen Sie — mich beklemmt es wenn Sie Sich ungebührlich in Sentimentalitäten vertiefen. Sie pflegten ſonſt über dergleichen Anwandelungen gleich hinterdrein zu lachen“ .... —

„Und das ſoll ich auch jezt? — Gräfin .... wüßt' ich nicht daß Sie ein Engel ſind .... ich würde Sie diaboliſch nennen! und von diaboliſcher Kälte ſind Sie auch; das macht Ihnen den Engel leicht.“

„Ich bin kein Engel und bin nicht diaboliſch. Ich bin dieſelbe Cornelie, die Sie ſeit Jahren kennen“ .... —

„Dieſelbe nun wol nicht! kein Menſch bleibt wie er iſt. Vorwärts gehen Alle — Sie gehen aufwärts.“

„Ich ſage: jeder Menſch bleibt wie er iſt. Was

Ende war: „Sprich! wie groß iſt die Summe mit der Du Dich beteiligen willſt.“

„Mit zweimalhunderttauſend Gulden, denn ſonſt iſt es kaum der Mühe wert für ein ſo großartiges Unternehmen.“

„Du ſprichſt wie der ſtolze Sohn eines reichen Vaters! ich muß mich mit der Hälfte begnügen.“

„Ich wiederhole Dir, daß dies nicht der Mühe wert iſt, denn das Projekt iſt großartig und ſicher. Wie groß iſt das bare Kapital, das Du daran wenden willſt?“

„Nur fünfzigtauſend Gulden.“

„Nur? . . . Glaubſt Du, daß ich mehr habe?“

„Vielleicht nicht; — allein es ſtehen Dir ganz gewiß mehr Hilfsmittel in der Reſerve durch Dein halbes Dutzend ſteinreicher Schwäger, während ich ganz allein das Wagnis antrete und, im Fall eines Unglücks, hilflos zu Grunde gehen muß.“

„Davor würden mich, wie ich glaube, die Herrn Schwäger ſchützen, allein es wäre mir unerträglich, dadurch in eine Abhängigkeit von ihnen zu kommen. Nein! man muß ſich hüten mit Verwandten unglückliche Spekulationen zu machen. Das ſtört alle Gemütlichkeit. Übrigens haſt Du eine ſteinreiche Schweſter.“

„Du irrſt! Claudia hat als Witwe ein großes Einkommen; aber kein Vermögen, worüber ſie verfügen könnte, beſitzt ſie nicht.“

„Nun gleichviel! . . . Kannſt Du über fünfzigtauſend Gulden verfügen: ſo darfſt Du Dich dreiſt mit dem vierfachen an dieſer Unternehmung beteiligen — das behaupte ich und dabei bleibe ich denn ich mache es ſo."

„Deine Zuverſicht iſt anſteckend und die Ausſicht auf zwei Millionen verlockend . . . —"

„Nur wähne nicht, daß ſie morgen früh auf Deinem Tiſch liegen!" fiel ihm Maximilian ins Wort: „In einigen Jahren — hab' ich geſagt!"

„Gut! die Ausſicht iſt gar nicht übel, wenn ſie auch einige Jahre hinhält. Ich will Deinem Rat folgen."

„Nicht meinen Rat, denn ich rate nichts!" rief Maximilian ungeduldig: „Folge meinem Beiſpiel oder laß es bleiben, aber handele nach Deinem Ermeſſen und ſei ſo gut Dich nicht auf meinen Rat weder zu ſtützen noch zu berufen. Ich mache Dir nur Vorſchläge und ſage Dir nur meine Anſicht."

Dagobert ging darauf ein und war dermaßen von dieſen Gedanken eingenommen, daß er ſich beeilte nach Bachheim zurückzukehren, um auf der Stelle an Herrn Illinger sen. zu ſchreiben und ihn zu erſuchen ein Kapital von fünfzigtauſend Gulden zu dem und dem Zweck, auf Bachheim aufzunehmen und Sorge zu tragen, daß der alte Graf nichts von der Sache erfahre.

Als man ſich in Hellau zum Gabelfrühſtück verſammelte, ſah Floriane mit Verdruß und Befremden Maximilian ohne Dagobert erſcheinen. Aber ſie ſchwieg und auch er ſchwieg: ſie wollte keine Empfindlichkeit äußern und er hatte andere Gedanken. Er dachte an alle Chancen dieſer Finanzoperation und an alles was er unternehmen könne, wenn ſie gelinge und ſeine Pläne beſchränkten ſich nicht auf Geldſpekulationen.

Dagobert erzählte in Bachheim, er ſei in Hellau bei Maximilian geweſen. Des Zuſammentreffens mit Floriane erwähnte er nicht. Da rief der kleine Salvator:

„Ja, Onkel! wir ſahen Dich hingehen . . . Wendeline und ich. Du kamſt mit einer Dame vom Wartturm und wir gingen dahin."

„Die Dame war Fräulein Floriane Illinger, die ich dort mit einigen Handwerkern antraf; ſie läßt den Turm von außen und von innen herſtellen."

Ein allgemeines Stillſchweigen folgte dieſer Äußerung und Dagobert war ſehr verſtimmt, daß die Verſtimmung, die er vermeiden wollte, hauptſächlich aus Rückſicht für ſeine Mutter — nun doch eingetreten ſei. Claudia brachte das Geſpräch wieder einfach und natürlich in Gang, indem ſie ſagte:

„Jetzt, Mimi, müſſen Sie nach Hellau gehen und ſich umſchauen nach den Stätten Ihrer Jugend.“

„Wenn ich ſie nur unverändert finde!“ entgegnete Mimi.

„Und die geringſte Veränderung mißfällt,“ ſagte Wendeline: „Es war mir ein wahrer Kummer, den Kirſchbaum im Kloſterhof nicht mehr zu finden. Der Schullehrer ſagte, der Baum ſei ganz abgeſtorben geweſen, eine Unzier für den Kloſterhof. Mag ſein! ich aber vermiſſe ihn. Er war mein Lieblingsplatz während meiner ganzen Kindheit, trotz ſeiner einzelnen abgeſtorbenen Zweige, die mich ſchon damals bekümmerten, ſo daß ich zuweilen eine Leiter an den Baum legte und hinaufſtieg und das tote Gezweig abbrach. Solche Streiche haſt Du, Mimi, wohl nie gemacht?“

„O doch!“ rief Mimi heiter und erzählte kleine Taten aus ihrer Kindheit, die wenigſtens ein geneigtes Ohr fanden, denn Salvator ſagte:

„Ich möchte wohl mit Dir geſpielt haben.“

Am Nachmittag ging Mimi mit Claudia’s Kammerfrau nach Hellau. Einige Stunden ſpäter ſprang Salvator in den Salon und rief:

„Großpapa! es kommen drei Damen gefahren.“

„Reſi Wolfsberg mit ihrer Tochter und ihrer Kammerjungfer!“ rief Leocadie erfreut, ſtand lebhaft auf, ging dem lieben Gaſt entgegen und kam gerade unter der Haustür an, um Mimi ausſteigen zu ſehen, dann Miß Honoria; die dritte Dame grüßte verbindlich und der Wagen fuhr von dannen.

„Mein Gott, Mimi, was hat dies zu bedeuten? wo biſt Du geweſen? . . . woher kommſt Du?“ fragte Leocadie höchlichſt verwundert und ging mit ihr in den Salon zurück.

„Ach liebe Frau Gräfin, es war nicht meine Schuld,“ ſagte Mimi kleinlaut.

„Was denn?“ fragten alle.

„Daß Fräulein Floriane Illinger mich heimgefahren hat.“

„Dies Fräulein Floriane taucht heute überall auf wie ein Marquis de Carrabas im geſtiefelten Kater,“ ſagte Claudia, während die Gräfin im Ton des Vorwurfs ſagte:

„Ich hatte gewünſcht, daß Du keinen Beſuch in Hellau machteſt, liebe Mimi.“

„Das iſt auch nicht geſchehen!“ verſicherte dieſe: „wir gingen im Garten umher, betrachteten nur von außen das Schloß und ſchickten uns ſchon zur Heimkehr an, da begegnet uns eine engliſche Bonne, die ein paar Kinder ins Schloß zurückführt. Sie und Miß Honoria begrüßen ſich freudig als alte Bekannte. Wir ſind im Schloß ich weiß nicht wie, und als ich zum Fortgehen dränge, ſagt die Engländerin:

„Sie müſſen erſt einen Blick in die Zimmer des Fräuleins werfen! Sie haben noch nie etwas ſo Reizendes geſehen. Das Fräulein iſt ausgefahren.“

Dabei öffnet ſie die Tür. Es war das Zimmer, welches meine gute Mutter bewohnt hatte und ich ſah im Geiſt ſie an ihrem Arbeitstiſch ſitzen und uns alle um ſie herum. Ich konnte mir nicht helfen — ich weinte.

„Was geht hier vor?“ ſagte plötzlich eine fremde Stimme und Fräulein Illinger trat mit Hut und Handſchuhen aus ihrem Ankleidezimmer herein. Die Kinder, die Bonne und Miß Honoria ſprachen durcheinander engliſch bis ich mich faßte, meine Tränen trocknete und ihr den Sachverhalt erklärte. Sie war ſehr freundlich, ja teilnehmend, und als ich mich entfernen wollte ſagte ſie:

„Jetzt bringe ich Sie und Ihre Begleiterin nach Bachheim zurück, denn ich fahre dahin zum Pfarrer und Sie können nicht zu Fuß gehen, weil es ſtark regnet. Kommen Sie nur mit; der Wagen wartet ſchon.“

„Sie nahm meinen Arm, rief Miß Honoria herbei — und da ſind wir! Mir iſt es wie ein Traum — dieſe Veränderung des Ganzen und dieſe Schloßherrin an der Stelle meiner Mutter!“

„Arme Mimi!“ ſagte der alte Graf und die Sache war abgetan.

Leocadie ſprach noch am nämlichen Abend gegen Claudia ihre Herzensangſt aus, daß dieſe Floriane für Dagobert gefährlich ſei, und Claudia wußte nicht ob es geraten ſei Leocadie darüber zu beruhigen, indem ſie ihr Dagoberts und Wendelinens Verhältnis mitteilte. Sie ſagte alſo:

„Rede doch offen und einfach mit Dagobert.“

„Und wenn er zugibt, daß er eine ernſte Neigung und folglich die Abſicht hat eine Verbindung zu ſchließen, die uns ein Greuel iſt, beſte Claudia, was dann?“

Die arme Claudia ſchwieg mit gedrücktem Herzen und mit dem ſehnlichſten Wunſch, daß Wendeline freiwillig zurücktreten möge, obſchon ſie, wenn ſie nur Dagobert im Auge hatte, dies für ihn als kein Glück betrachten konnte.

Maximilian kam nach Bachheim und wiederholte ſeine Beſuche. Er begann von Muſik zu ſprechen und fand zuerſt wenig Anklang, namentlich bei dem alten Grafen, welcher fürchtete, Claudia ſchmerzlich aufzuregen. Sie aber bemerkte die zarte Rückſicht ihres Vaters, und da ſie wußte, welcher Genuß die Muſik für ihn ſei, ſo brachte ſie ſelbſt bei Maximilians nächſtem Beſuch die Frage nach dem Violincello vor. Es war nicht in Hellau; allein das Inſtrument des Grafen ſtand ihm ja zu Gebot, und als dieſer erſte Schritt getan war, tat Claudia mit großer Selbſtüberwindung den zweiten — und griff zu ihrer Violine. Die Muſik zog wieder belebend und erheiternd in Bachheim ein und infolge derſelben, mannigfache anregende Geſpräche.

„Sind Sie für die ſ. g. Zukunftsmuſik eingenommen, die jetzt Mode iſt?“ fragte Leocadie.

„So wenig wie für irgend ein anderes Chaos, denn das beherrſchende Wort fiat lux fehlt!“ rief Maximilian.

„Die Zukunftsmuſik iſt der Ausdruck der Gegenwart: regelloſe Konfuſion und ein Haſchen nach grellem Effekt,“ ſagte Claudia: „Gedankenvoll ſoll ſie ſein, behaupten ihre Anhänger. Ich behaupte, daß in einem Kunſtwerk der Gedanke vom Gefühl durchglüht und beſeelt ſein, dies Gefühl einen hohen Schwung zu Idealen haben ſoll und daß alsdann etwas Vollkommenes daraus wird. Mit dem Gedanken allein bleibt ein Kunſtwerk roh oder tot; mit dem Gefühl allein wird es ſentimental; beides iſt ſtümperhaft. Für mein Ohr, das ganz altmodiſch gebildet iſt und von der Muſik Harmonie und Melodie verlangt, iſt dieſe moderne Muſik ein wildes betäubendes Tönen und Dröhnen, wie es bei den Bachuszügen der Alten ſtattgefunden haben mag.“

„Ich kann mir nicht denken, daß die ſchönſinnigen Griechen ſich an dergleichen ergötzten,“ ſagte Dagobert.

„O die Griechen waren zugleich ſehr ſchönſinnig und ſehr brutal in ihren Kuſtleiſtungen,“ verſetzte Maximilian: „dieſer Doppelcharakter geht durch die ganze klaſſiſche Welt.“

„Ich halte mich an ihre idealen Gebilde — und die ſind unvergleichlich ſchön durch ihre hohe Auffaſſung und vollendete Darſtellung!“ rief Claudia: „Die neun Muſen z. B. im Muſeum des Vatikan, was ſind das für edle, reine, anmutige, ſinnige Geſtalten! wie hoch dachte der Bildhauer von der Kunſt, von der Wiſſenſchaft, die er ſo perſonifizierte! Die Muſe der Tonkunſt, die graziöſe Euterpe, würde gewiß vor der Zukunftsmuſik entfliehen. O dieſe ganze Marmorwelt des Vatikans in ihrer feierlichen Stille — ich kann gar nicht ohne Entzücken an ſie denken, während alle moderne Bildhauerkunſt mich eiskalt läßt.“

„Man könnte ſagen Meißel und Marmor ſind dem chriſtlichen Künſtler für ſeine Ideale nicht günſtig,“ ſagte Dagobert: „Wie ſeelen- und geiſtlos iſt ſo ein Chriſtus von Dannecker und von Thorwaldſen.“

„An der Aufgabe wäre auch vielleicht ein griechiſcher Meißel geſcheitert,“ ſagte der alte Graf; „aber die Neueren ſtehen bei mythologiſchen Darſtellungen ebenfalls hinter der Antike zurück. Welch ein Gegenſatz — dieſe Ariadne im Vatikan und die Ariadne von Dannecker! und wahrlich nicht zum Vorteil der letzteren! Wer wird in dieſem kecken, ja frechen Geſchöpf, das auf einem Panthertier liegend, trotzig gegen ihr Schickſal ſich aufbäumt, eine Verlaſſene, eine Trauernde erkennen? Sie ſieht aus, als ob menſchlicher Troſt ihr viel willkommener wäre, als himmliſcher. Die Vatikaniſche Ariadne hingegen, die edle, züchtig verhüllte Geſtalt, in Tränen hingeſunken über ihre Verlaſſenheit, in Tränen eingeſchlummert hilflos und einſam: ſie iſt es wohl wert, daß ein Gott ſich liebend zu ihr herabneige."

„Welch' wundervoll tiefſinnige Idee: wer von den Menſchen ſo verlaſſen iſt, wie auf der Felſeninſel Naxos Ariadne war — deſſen erbarmt ſich die Liebe Gottes!" rief Claudia: „warum nur hat ein Polytheiſt ſie edler aufgefaßt und dargeſtellt als ein Chriſt, da dies doch ein ganz chriſtlicher Gedanke iſt!"

„Vielleicht war der Heide das größere Genie," ſagte Maximilian: „Ein ſolches hat zuweilen blitzartige Einblicke in die Tiefen und in die Höhen, wohin ein minder genialiſches Auge nicht reicht."

„Ich möchte wohl einmal an dieſen ſchönen Marmorbildern vorüberwandeln," ſagte Wendeline: „es muß ſein wie ein Gang durch die elyſiſchen Gefilde — Schatten, nichts als Schatten."

„Biſt Du ſo proſaiſch, daß Du Idealgeſtalten — Schatten nennſt?" fragte ſcherzend der alte Graf.

„Ich wollte nur ſagen," verſetzte ſie, „daß all dieſen ſo ſchön perſonifizierten Ideen doch ein Etwas fehlt, welches ihnen das wahre Leben und den rechten Einfluß ſichert; — ich meine die Signatur der Erlöſung."

in ihm war wickelt ſich im Verlauf des Lebens aus ihm heraus. Aus dem Ei eines Paradiesvogels ſchlüpft nie ein Geier, aus dem des Adlers nie eine Taube. Es ſpricht für unſre unerhörte Oberflächlichkeit wenn wir zuweilen ganz verblüft ſagen: Wie iſt der Menſch anders geworden! Wir hatten aus irgend einer Eigenſchaft die uns bei ihm auffiel die Diagnoſe ſeines Lebens aufgeſtellt, ohne zu bedenken, daß höchſt ſelten eine in die Augen ſpringende Eigenſchaft, ſondern der tiefe Characterkeim ihm ſeine Richtung anweist; denn in dieſem oft ſehr lange verhüllten Keim liegt der künftige Paradiesvogel oder Geier.“

„Gleichviel! das Reſultat iſt daſſelbe. Aus dem kleinen unſchuldigen Geierlein wird ein großer grimmiger gefährlicher räuberiſcher Geier — was eine ganz andre Creatur zu nennen iſt als die, welche wir im Neſt gekannt haben; und ſo ſagen wir denn mit Entſetzen oder mit Freude — je nachdem! — wie iſt der Menſch anders geworden. Uebrigens .... Sie ſind nicht anders geworden, nur vollkommner; und wenn Sie auch nicht viel von den vollkommnen Menſchen halten (was, beiläufig geſagt, ein großes Glück für uns Unvollkommne iſt) — ſo ſind das doch grade die, welche mich beherrſchen. Unter Umſtänden mag es eine Wonne ſein

„Das iſt richtig,“ erwiderte der Graf: „plötzlich verdunkeln ſich die erhabenſten Ideen und weil keine göttliche Offenbarung ſie wie Sternbilder in die heilige Nacht des Glaubens ordnend einfügt: ſo ſinken ſie, wie Sternſchnuppen entſtellt, verzerrt, in den Moder des Materialismus hinab ... und der Halbgott wird zum Halbtier.“

„Iſt es anders mit dem Chriſtentum? vergeben Sie die Frage!“ rief Maximilian: „Es hat hohe Lehren und hohe Ideale — und wie mancher, mancher, mancher Chriſt ſinkt zum Halbtier herab.“

„Nur mit einem großen Unterſchied!“ entgegnete der Graf: „Bei den Alten ſchlugen die erhabenſten Lehren und Anſchauungen ſelbſt, weil keine göttliche Offenbarung ſie ſtützte und richtete, aus dem Geiſtigen in das Sinnliche um und der Egypter, der Hellene, der Römer tat wie ſie und folgte ihnen. Die Lehren des Chriſtentums aber bleiben gleichmäßig in ihrer heiligen Region, paktiſieren nicht mit der Sinnlichkeit, beginnen nicht den Flug im reinen Äther, um ihn im Verweſungsdunſt der Erde zu vollenden. Der Chriſt, welcher den Lehren des Chriſtentums nicht folgt, der kann zum Halbtier werden. Es iſt aber etwas ganz anderes: durch die Lehren der Religion und der Philoſophie herabzukommen — oder im Widerſpruch mit ihnen. Jenes geſchah in der antiken Welt; dieſes geſchieht in der chriſtlichen.“

„Und dann gibt es noch einen Unterſchied;“

ſagte Claudia: „Der tiefſtgeſunkene, von allen ſchlimmen Leidenſchaften verwüſtete Chriſt, kann ſich wieder, immer infolge derſelben Lehre, zur reinſten Höhe erheben. Eine ſolche Regeneration gab der Polytheismus nicht. Die wirkende hebende, treibende Kraft, die aus dem Moder einen Frühlingsgarten, aus dem Tode das Leben hervorruft — dies ewige Leben gibt nur das Chriſtentum, weil es eins iſt mit Erlöſung.“

„Ja, das wollte ich vorhin ſagen,“ ſetzte Wendeline hinzu.

Maximilian folgte mit Teilnahme ſolchen Geſprächen und bis auf einen gewiſſen Punkt ſchätzte er hoch, was er ſagen hörte.

„Es iſt nur mein Unglück, daß ich es nicht glaube,“ ſprach er zu Dagobert.

Für dieſen war es genau umgekehrt: er glaubte das, was die Seinen ſagten, allein er ſchätzte es nicht. Er wendete es nicht auf ſich an. Er erkannte nicht das wilde Tier der Leidenſchaft, welches das Mark aus ſeiner Seele ſog. Er ſpielte nicht, er trank nicht, er war nicht unſittlich, er mied ſchlechte Geſellſchaft von Männern und von Frauen; er wollte gar nichts, als mit Anſtand leben und es war nicht ſeine Schuld, daß in ſeiner Lebensſphäre der Anſtand einen ſolchen Luxus und Aufwand erheiſchte. Die Mittel dazu mußte er herbeiſchaffen. Es war nicht ſeine Schuld, daß die pekuniären Verhältniſſe der Familie ſo eingeſchrumpft waren. Das lag an äußern Umſtänden, an der Weltlage vor ſechzig und ſiebenzig Jahren. Nunmehr hatten ſich die Umſtände gründlich verändert und das Geld in einen ungeheueren Umlauf gebracht, in eine unſichtbare Strömung, die elektriſch anregend den Erdball umfing und Unternehmungen auf der andern Hemiſphäre in vibrierende Berührung mit Europa, ja mit jedem einzelnen Europäer brachte, welcher ſich dieſer Strömung nicht entzog. Weshalb hätte er es tun ſollen? weshalb nicht Vorteil ziehen aus dieſem gewaltigen Umſchwung im Völkerverkehr durch rieſige Spekulation des menſchlichen Geiſtes, der, ein neuer Pythagoras, in dem Geleiſe der Zahlen die Welten rollen ließ. Solche und ähnliche Gedanken beſchäftigten Dagobert überwiegend. Auf Claudia's Rat hatte er ſich mit ſeinen Eltern darüber verſtändigt, daß keine Herzensneigung ihn zu Floriane hinziehe und mit Florianen, daß er auf ſeine Familie Rückſichten zu nehmen habe, die ihm einen lebhaften Verkehr mit Hellau unmöglich machten.

„So iſt wenigſtens nach dieſer Seite hin alles gelichtet und geſchlichtet;“ hatte Claudia ſeufzend geſagt und die Frage hinzugeſetzt: „Aber wie ſtehſt Du mit Wendeline?“

„Vortrefflich! auf's allerbeſte!“ rief er ſorglos.

„Weißt Du das gewiß, Dagobert?“

Er wurde leichenblaß und ſeine Lippen bebten.

„Liebſt Du ſie ſo ſehr, daß ſchon ein leiſer Zweifel Dich erſchüttert?“ fragte ſie teilnehmend.

„O . . . mein ganzes Leben iſt an Wendelinens Beſitz gebunden, liebe beſte Claudia! O, tritt nicht ſtörend mir entgegen!“ flehete er.

„Ich bin weit davon entfernt, Dagobert!“ verſicherte Claudia: „aber bei Wendelinens ſchweigender Art weiß man doch nicht genau, was in ihr vorgeht.“

„Ich weiß es! Wendeline iſt treu: ſie liebt mich.“

Seine Eltern nahmen ſeine Eröffnung bezüglich Florianens ganz verſchieden auf. Sie beruhigte ſeine Mutter vollkommen. Sein Vater, der nichts von den Gerüchten gehört hatte, welche die Gräfin ſo peinigend fand, hörte ganz erſtaunt die Verſicherung Dagoberts, daß ihn keine Leidenſchaft zu Fräulein Illinger hinziehe.

„Das erwartete ich von Dir,“ antwortete er gelaſſen: „Es wäre unverantwortlich, wenn Du einer jungen Dame, mit welcher keine Verbindung möglich iſt, in einer Weiſe den Hof machen wollteſt, als ob es dennoch möglich ſei.“

Floriane fand es im Stillen ganz empörend, daß Dagobert — wenn auch nur aus Rückſichten — die Bachheimer Geſellſchaft der ihren vorzog. Überdas hatte ſie durch ihren Bruder ſchon genug von Wendeline gehört, um vorauszuſetzen, daß dieſe es im Grunde ſei, die ihn von Hellau entferne. Sollte das möglich ſein? . . . Sie machte es wie Conſtance: ſie trat vor den Spiegel und muſterte ſich vom Scheitel bis zur Sohle. Der Schluß lautete: Sie muß ſehr ſchön ſein, wenn ſie gegen mich in die Schranken treten will; und was die Liebenswürdigkeit betrifft — da bin ich unbeſorgt! . . . Aber die jungen Herren haben Kaprizen! in Beau rivage hieß die Kaprize Floriane . . . jetzt heißt ſie nicht Floriane. So viel iſt mir klar. Das übrige wird ſich finden.

Dagobert kam höchſtens einmal in der Woche nach Hellau; er liebte Floriane nicht; er fühlte ſich wenig angezogen von dem Kreiſe, der ſie umgab; und dennoch war er außerordentlich gern dort. Dieſe exquiſite Eleganze, dieſer Reichtum, der ſich beſtändig hinter einem feinen Geſchmack verſteckte, um nicht zu drücken, dieſer Überfluß an allem was der Komfort nur träumen konnte und was ſich doch nicht aufdrängte — das entzückte ihn. Wenn er dann heimkehrte und mit der Hellauer Einrichtung die Bachheimer — mit Florianens Teetiſch den ſeiner Mutter — mit Florianens Dienerſchar den ſehr vortrefflichen und anſtandsvollen, aber einzigen Diener im Elternhauſe verglich, ſo kam ihm das alles ſo dürftig, ſo ſpärlich, ja geradezu ſo arm vor, daß er förmlich darunter litt. Er konnte ſich nicht enthalten es gegen ſeine Schweſter auszuſprechen und zu ſagen:

„Wie drückt es mich, Claudia, daß meine Eltern ſo unglaublich viel entbehren müſſen."

Claudia ſah erſtaunt auf und fragte:

„Aber was entbehren ſie denn? Du wirſt doch nicht das eine Entbehrung nennen, daß ſie auf wollenem Damaſt und nicht auf ſeidenem ſitzen?"

„Es gehört mit dazu! ich kann dieſe ſchrecklichen Möbel, die nur altmodiſch, aber gar nicht altertümlich ſind, ohne Widerwillen nicht anſehen ... — und ſo iſt es in allen Stücken. Mein Herz leidet förmlich darunter."

„Ich würde antworten, daß Du mit gutem Gewiſſen dies Leid in Deinem Herzen ſparen könnteſt, lieber Dagobert, wenn ich nicht wüßte, daß es auch gar nicht Dein Herz iſt das leidet, ſondern nur Deine kleine Eitelkeit oder wenn wenn Du das zu hart findeſt — Deine weltlichen Gewohnheiten. Deine Eltern haben dieſe Gewohnheiten nicht, folglich bleiben ſie unberührt von deren Entbehrung."

„Aber ich habe ſie ſeit manchem Jahr für ſie empfunden!" rief Dagobert: „Seit meinem erſten Beſuch bei Dir und bei Marialva in Homburg, wo ich zum erſtenmal ein elegantes und luxuriöſes Leben vor Augen hatte, iſt mir die Lebensweiſe und Lebenseinrichtung meiner Eltern ärmlich und daher bemitleidenswert erſchienen. Dies Gefühl wurde zurückgedrängt, weil ſich kein Gegenſatz ringsumher vorfand. Jetzt aber, da er ſo ſchlagend wie möglich in Hellau ſich mir aufdrängt, jetzt wird dies Gefühl zu einer Art von Pein und ich würde — ich weiß nicht was! darum geben, wenn ich Bachheim nur annähernd ſo einrichten könnte, wie Hellau es iſt.“

„Damit würdeſt Du Deinen Eltern gar keinen Gefallen tun, mein armer Dagobert! Der unſinnige Luxus unſerer Tage macht die Leute ganz kindiſch. Wie die Kinder haſchen ſie, verlangen ſie nach neuem. Was geſtern Mode war iſt es allenfalls noch heute; aber morgen nicht mehr und übermorgen — lächerlich veraltet. Dann würdeſt Du Dich wieder gedrungen fühlen Bachheim neu einzurichten und das paßt doch ſo gar nicht zu deſſen Bewohnern. Laß Du nur den Vater vor ſeinem großen Cylinderſchreibſchrank und Deine Mutter bei ihrem Teegeſchirr von weiß und dunkelblauem Meißner Porzellan ſitzen — das paßt für beide, das iſt im Einklang mit ihnen, das drückt ihre Geſinnung aus, und durch dieſe Geſinnung bekommt Bachheim ſeine Eigentümlichkeit, die noch viel intereſſanter iſt, als das Gepräge, welches ein Tapezierer und ein Schreiner aus London oder Paris aufdrücken könnten.“

„Du biſt eine Art von Genie, Claudia, und legſt als ſolches keinen Wert auf den Luxus, der doch immer die Marquiſe Marialva und die Gräfin Sierra Blanca umgeben hat; darum entbehrſt Du ihn hier nicht.“

„Gewiß nicht! es ſcheint mir kleinlich Sklavin des Luxus zu ſein und ich kann Dir nur raten, Dagobert, Dich von dieſem Tyrannen zu befreien, denn das merke Dir: ſollte es zu Deiner Verbindung mit Wendeline kommen — ſo groß iſt ihr Vermögen nicht, um auf dem Hellauer Fuß davon zu leben.“

„Sollte es — ſagſt Du! wie Du mich erſchreckſt, Claudia! Warum ſollte es nicht!“ rief Dagobert: „aber Wendeline muß endlich ihren unwiderruflichen Entſchluß ausſprechen. Iſt das geſchehen, ſo fühle ich mich ſtark genug die Zuſtimmung unſeres Vaters zu erringen, wenn er mich auch für dieſe ſchöne Rahel einige Jahre der Geduld dienen läßt. In dieſer Zwiſchenzeit werden ſich hoffentlich meine Verhältniſſe dergeſtalt ändern, daß ich in eine ganz unabhängige Lage komme und das wird denn auch unſere Eheſache fördern.“

„Haſt Du Ausſicht als Geſandtſchafts-Sekretär angeſtellt zu werden?“

„Das nicht! ich vernahm keine Silbe über meinen nächſten Poſten . . . bis jetzt.“

„Und doch haſt Du Hoffnung auf eine ganz unabhängige Lage? — Willſt Du etwa eine andere Laufbahn einſchlagen?“ fragte Claudia befremdet!

„Vielleicht . . . ja . . . ich weiß es in dieſem Augenblick noch nicht! . . . Die Hauptſache iſt, daß ſich Wendeline beſtimmt ausſpreche und daß die Spannung aufhöre, in welche ich nun ſeit Wochen ſchwebe. Ich bitte Dich, ſage ihr das.“

Claudia verſprach es und tat es.

„Gut!“ ſagte Wendeline: „ich werde heute Abend zur heiligen Beicht, morgen früh zur heiligen Kommunion gehen — und dann mit Dagobert reden.“

Auf Claudia's Lippen ſchwebte die Frage: „Du liebſt ihn nicht?“ — und wieder regte ſich die Freude in ihrem Herzen, daß ſich das Verhältnis in Frieden löſen werde; deshalb fragte ſie nicht. Sie ſagte aber an Dagobert, daß er morgen Vormittag um zehn Uhr die entſcheidende Unterredung mit Wendeline haben werde. Jetzt, zum erſten Mal, trat ihm der Gedanke entgegen: Wie, wenn ſie Nein ſagte? — Vor dieſem Schreckbild erſchauerte Dagobert in tiefſter Seele. Er war nicht aus dem Stoff gemacht, der ſich zu einer ſtarken, ausſchließlichen Leidenſchaft konzentriert; ſein Charakter war nicht danach angelegt und die vielgeſtaltige Außenwelt hatte ſich überwältigend, wenn auch nicht im gemeinſten Sinn, ſeiner bemächtigt; dennoch blieb Wendeline für ihn ein Weſen, das einen Platz einnahm, wie kein anderes, denn ſie hatte etwas Ideales, etwas Weltfremdes, etwas Jungfräuliches — er wußte nicht was! das ihn mächtig ergriff. Der heilige Hieronymus gab der edlen Römerin Laeta den Rat: „Erziehe Deine Tochter wie im Tempel und wie in der Wüſte“:

das fiel ihm ein bei Wendeline. Nun ſtand auch noch in zweiter Reihe ihr Vermögen. Mochte er noch ſo ſicher auf ſeine glückliche Spekulation zählen: dies Vermögen war unverlierbar, war ſicher, und mit demſelben zur Baſis, konnte er ſich auf die großartigſten Finanzoperationen einlaſſen, die ihn ungleich mehr intereſſierten, als die diplomatiſchen Geſchäfte eines Attachés. Mit Wendeline möglichſt bald vermählt in Wien oder Paris zu leben — das war ſein Traum. Sollte er ſich verwirklichen?

Um in die Stimmung zu kommen, die für große Entſcheidungen einen reinen Willen verlangt, kehrte Wendeline an dieſem Abend ihr ganzes Herz zu Gott hin und ging zu Pfarrer Edelholt und mit ihm in die Kirche. Dagobert, um ſich zu zerſtreuen von der quälenden Erwartung ging nach Hellau zu Floriane.

Er fand ſie mit ihrer Geſellſchaft im Park. Man ging umher, zu den Blumengruppen, zu den Blattpflanzen, zum Schwanenteich, zum Goldfiſchbecken.

Dort warf Conſtance die tiefſinnige Frage auf: „Wie ſchmecken die Goldfiſche?“

„Gebraten ohne Zweifel recht gut,“ ſagte Adaly.

„Laß ſie braten, Floriane,“ bat Conſtance.

„Nein!“ rief Floriane ſcharf: „Du biſt allzu langweilig mit Deinen kindiſchen Einfällen. Sie in dieſer Weiſe beherrſcht zu werden; unter Umſtänden iſt es nur Qual. Genug und übergenug. Leben Sie wol.“

Er drückte noch einmal innig ihre Hand, und der Thürvorhang rauſchte hinter ihm zuſammen. Cornelie ſah ihm nach und dachte trübe: Eine treue Seele, die mich da verläßt!

Euſtach war ſehr zufrieden mit Gotthards Abreiſe. Er hatte nun wieder Corneliens Geſellſchaft, und ſein heimliches, wenn auch nur ſehr flüchtiges Bedenken, ob Cornelie nicht für ihn nachtheilige Vergleiche anſtellen könne, verſchwand mit Gotthard. Ueberdas glaubte er, die Gegenwart eines Dritten in einem ſo engen Kreiſe, hindere Cornelie ihre frühere Vertraulichkeit und Unbefangenheit des Benehmens gegen ihn an den Tag zu legen. Ihre ſanfte Kühle verletzte etwas ſeine Eitelkeit, aber er fand es doch einigermaßen intereſſant ſeine eigene Frau, wie eine fremde, für ſich gewinnen zu müſſen. Indeſſen gelang ihm das ganz und gar nicht, obwol er, ſobald er mit ihr allein war, ſich die größte Mühe gab, und in ſein Benehmen, ſeine Unterhaltung, ſeinen Umgang einen ſolchen Ausdruck von zärtlicher Huldigung, von graziöſer Schmeichelei zu legen wußte, daß Cornelie mit ihrem, jetzt unbeſtechlich klaren Urtheil über ihn, zuweilen dachte: Liemüſſen wiſſen," wendete ſie ſich an Dagobert, „daß meine Schweſtern ſämtlich den hieſigen Aufenthalt nicht ſo reizend finden wie ich und wie ſie es ſich vorgeſtellt haben."

„Enttäuſchungen ſind etwas ſehr Gewöhnliches im Leben," verſetzte Dagobert.

„Ja, dies Hellau liegt zu fern von einer großen Stadt. Man möchte doch gern ein paar Mal wöchentlich zum Theater hereinfahren," ſagte Feodora: „das iſt hier unmöglich."

„Ich lobe mir das Landleben vor den Barrieren von Paris!" rief Mignonne: „da fährt man jeden Morgen zur Modiſtin, beſorgt tauſend Dinge . . . und abends genießt man Landluft. Das genügt mir."

„Es iſt recht niederſchlagend dergleichen Äußerungen von ſeinen Gäſten zu hören; zum Glück iſt die Eiſenbahn nah!" rief Floriane lachend und ſehr wenig niedergeſchlagen.

„Bei Ihren Eltern unterhält man ſich aber vortrefflich," ſagte Conſtance: „Maximilian kommt ſtets ganz begeiſtert zurück."

„Beſonders von Ihrer ſchönen braſilianiſchen Couſine," ſagte Floriane.

„Die eine Reiſe um die Welt gemacht hat!" rief Hermione.

„Und die eine ausgezeichnete Pianiſtin iſt," ſetzte Adaly hinzu.

„Hauptſächlich aber eine klaſſiſche Schönheit," ſagte Feodora.

„Könnte man ſie nicht irgendwo zu ſehen bekommen?" fragte Mignonne.

„O das wäre herrlich! . . . Bitte, guter Graf, bewerkſtelligen Sie das! . . . Und recht bald, nicht wahr? . . . Wie läßt ſich das am beſten arrangieren?" ſo rief es um Dagobert herum. Er antwortete lachend:

„Meine braſilianiſche Couſine, wie Sie, meine Damen, zu nennen ſie belieben, iſt gewiß eine große Schönheit, eine gute Pianiſtin und eine Weitgereiſte; aber eine Kurioſität, die ich Ihnen auf der flachen Hand präſentieren könnte, iſt ſie nicht. Überdas iſt ſie in der erſten tiefen Trauer um ihren Vater und nicht geneigt geſellſchaftliche Beziehungen anzuknüpfen."

Eine zufällige Begegnung auf dem alten Wartturm würde all' Ihre Einwendungen beſeitigen," verſetzte Feodora.

„Und würde eine Art von Erſatz für das ſchwer entbehrte Theater ſein, nicht wahr?"

„O ein Theater! Laß uns eine kleine Bühne aufſchlagen, Floriane, und Luſtſpiele aufführen! das iſt ſehr unterhaltend!" rief Mignonne.

„Auch ohne Zuſchauer?" fragte Floriane.

„Ganz Hellau muß Zuſchauer ſein und alles was im Umkreis von zehn Stunden lebt und webt."

„Im nächſten Sommer mag das geſchehen, wenn es Dich dann noch freut, Mignonne . . . allein jetzt bin ich für ſo großartige Amüſements-Unternehmungen mit der vollſtändigen Einrichtung des Hauſes noch weit zurück.“

„Machen Sie doch einen kleinen Ausflug nach Homburg, wenn Sie theaterdurſtig ſind,“ ſagte Dagobert: „dort befindet ſich eine franzöſiſche Schauſpielertruppe, die das Vaudeville gar nicht übel ſpielen ſoll.“

Der Vorſchlag wurde mit großem Beifall aufgenommen und an dem ſchönen Sommerabend, unter uralten Linden, zwiſchen Blumen und neben erfriſchenden Springbrunnen, begeiſterte man ſich für die allerfrivolſten theatraliſchen Vorſtellungen.

Floriane aber winkte Dagobert heran, ſchlug mit ihm den Weg zum Schwanenteich ein und ſagte:

„Wiſſen Sie, daß ich eine ſehr anziehende Bekanntſchaft gemacht habe? . . . und zwar in Bachheim!“

„Pfarrer Edelholt!“ erwiderte Dagobert: „ich weiß es durch Fräulein von Hellſtätt. Haben Sie ihn ſeitdem wieder geſehen?“

„Nein! . . . und ich wünſche es auch nicht.“

„Warum nicht? . . . Sie finden ihn anziehend: das begegnet uns nicht oft in der Welt . . . —“

„Sogar ſehr ſelten!“ ſchaltete Floriane ein.

„Und dennoch wollten Sie nicht einen ſolchen Fund ausbeuten?“

„Zu welchem Zweck ſollte ich das? ich mag nichts tun ohne einen beſtimmten Zweck. Wer zwecklos handelt — handelt kopflos . . . ſo à la Conſtance.“

„Mein Gott, was für ſpezielle Zwecke können Sie denn bei jeder einzelnen Erſcheinung verfolgen? das iſt ganz unmöglich! Man ſucht im allgemeinen anziehende Perſönlichkeiten auf, um ſich an Kenntniſſen und Erfahrungen zu bereichern, oder um ſich nach ihnen zu bilden oder an ihnen zu erbauen oder von ihnen zu lernen. Iſt das nicht Zweck genug?“

„Umſomehr, als dies alles bei Pfarrer Edelholt der Fall ſein dürfte. Doch eben deshalb meide ich ihn. Ich will mich nicht aus meiner Bahn herausſchleudern laſſen! ich will das bleiben, was ich bin: eine Nicht-Chriſtin. Eine Jüdin . . . kann ich nicht ſagen, denn ich glaube überhaupt nicht an eine beſondere Offenbarung Gottes, weder durch die moſaiſche noch durch die chriſtliche Glaubenslehre ausgeſprochen.“

„Wähnen Sie denn, Pfarrer Edelholt könne Ihnen wider Ihren Willen die katholiſche Glaubenslehre beibringen? gleichſam einimpfen?“ fragte Dagobert lächelnd.

„Das nicht!“ rief Floriane: „allein er könnte vielleicht meinen Willen umſtimmen. Dies ſoll nicht ſein . . . durchaus nicht."

„Es wäre doch ein großes Glück für Sie."

„Ich mag kein Glück, von dem ich mir keine Vorſtellung machen kann. Nun aber will ich Ihnen etwas anvertrauen. Ich weiß nicht, ob ich je in meinem Leben einen Menſchen geliebt habe. Ich weiß auch nicht, ob ich je in meinem Leben einen Menſchen verehrt habe. Hingegen weiß ich ganz genau, daß ich nie und nimmer einen Menſchen zugleich verehrt und geliebt habe: dies wurde mir klar dem Pfarrer Edelholt gegenüber . . . und es ſchmerzte mich. Ihn aber könnte ich lieben, wie den liebevollſten Vater — verehren, wie den weiſeſten Lehrer."

„Nun, wenn das in Ihren Augen kein poſitives Glück iſt, ſo weiß ich nicht, was Sie von der Wirklichkeit verlangen."

„Ein wirkliches Glück ſoll mich dahin führen, wohin ich will und nicht dahin, wohin ich nicht will. Ich will nicht Chriſtin werden. Dieſer Zug von liebender Verehrung für einen katholiſchen Prieſter könnte aber der erſte dazu ſein . . . und deshalb wird die anziehende Bekanntſchaft abgebrochen, ſo leid es mir iſt."

„Sie ſind ein verkehrtes Geſchöpf mit Ihrer Superklugheit!" rief Dagobert unmutig.

„Was kümmert das Sie! unſere Wege gehen

ebenſoweit auseinander wie der meine und der Ihres Pfarrers," entgegnete Floriane finſter.

„Vergebung!" ſagte er betroffen.

Sie wendete ſich zur Rückkehr um und rief:

„Da kommt mein Bruder!"

Maximilian ging auf ſie zu, und da Floriane ſich der Geſellſchaft wieder anſchloß, nahm er Dagoberts Arm und ſagte:

„Ich ertrage nicht auf die Dauer das öde Geſchnatter! Es kommt mir zuweilen vor, als ob meine Schweſtern gar keine Seele, ich meine keinen denkenden Geiſt, nur ein Leben der Sinnenbewegung hätten."

„Ausgenommen Floriane. Sie denkt in ihrer Weiſe und in ihrer Richtung nur zu viel."

„Sie ſind ſchön, meine Schweſtern . . . gehören auch nicht zu den ſchlimmſten Weibern. Aber in welcher Dumpfheit und Stumpfheit vegetieren ſie trotz alles tumultuariſchen Treibens dahin."

„Das Leben der reichen Frauen in der großen Welt iſt entnervend, denn zu gleicher Zeit wirkt es zerſtreuend, betäubend und ermüdend. Man kann ja nichts Hohleres erleben, als einen großen Empfangsabend in dem Salon irgend einer empfangsgewürdigten Perſönlichkeit in jeder beliebigen großen Stadt. Das wirre Treiben macht ſogar angenehme Leute unausſtehlich, kluge Leute ungenießbar, weil die allgemeine Zerſtreutheit ſich auch ihrer bemächtigt und ihre angenehmen Eigenſchaften lähmt oder zerſetzt.“

„Es ſpricht für elaſtiſche Energie der Frauen, daß diejenigen, die beſtändig in einer ſolchen Luft leben, nicht ſämtlich dem Idiotismus verfallen, von dem meine arme Schweſter Conſtance nicht weit entfernt iſt. Du biſt zu beneiden, Freund, daß Du ganz andere Frauen in Deiner Familie haſt: Deine vortreffliche, einfache, ganz ihren Pflichten lebende Mutter, Deine geniale, anziehende Schweſter . . . und endlich dieſe Erſcheinung aus einer andern Welt, dieſe unvergleichliche Wendeline. Sage, weißt Du das alles in ſeinem ganzen Umfang zu ſchätzen?“

„Ich hoffe es! Jetzt aber ſage Du mir, wie es mit der großen Finanzoperation ſteht.“

Maximilian ſah befremdet auf und ſagte:

„Du glaubſt doch etwa nicht, daß dieſe Sache in vier Wochen reif genug iſt, um ihre goldenen Früchte bar in Deine Kaſſe zu liefern?“

„Wenn das auch nicht, ſo freut es mich doch zu hören, daß die Ernteausſicht gut iſt.“

„Wäre ſie es nicht, ſo müßten wir uns auch darin finden und es machen wie der verſtändige Landmann, der über den heurigen Mißwachs hinweg auf das nächſte geſegnete Jahr hofft.“

„Der Vergleich hinkt! Kein Mißwachs kann dem Landmann ſeinen Grund und Boden rauben. Er hat eine Baſis für friſche Hoffnungen. Auf ein leeres ledernes Portefeuille laſſen ſie ſich nicht gründen . . . —“

„Mache Dir keine Sorgen und ſprich: Was würdeſt Du tun, wenn ich Chriſt würde?“

„Dir Glück wünſchen und mich freuen!“ rief Dagobert lebhaft: „aber denkſt Du denn an ſo etwas?“

„Zuweilen — ja!“

„Und aufrichtig? . . . ernſtlich? . . . Verzeih! der Gedanke iſt mir zu fremd, zu neu.“

„Mir auch! deshalb kann ich noch nicht darüber reden. Vergiß die hingeworfene Frage oder erinnere mich wenigſtens nicht an ſie. Es muß ſich zuvor noch manches entſcheiden, bis ich über ſie im Klaren bin.“

Ganz verwirrt durch alles was er von Florianen und Maximilian gehört hatte, kehrte Dagobert nach Bachheim zurück, und auch in ſeiner Bruſt war der unruhige Wellenſchlag, den er bei ihnen wahrnahm; auch in ſeinem Kopf kreuzten ſich widerſprechende Gedanken, die auch in ihnen arbeiteten; — denn ſie jagten alle drei nach Glück, nach Befriedigung, und gerieten auf tauſend Wege, die ihnen bald als der richtige Pfad und bald als ein Irrweg erſchienen. Und morgen ſollte ſich ſeine Zukunft entſcheiden: das erfüllte endlich ſeinen ganzen Sinn! von dieſer Entſcheidung ſollte es dann abhängen, wie ſich ſein äußeres Leben geſtalte. Zuweilen wandelte ihn die Luſt an, ſich ganz von der Welt zurückzuziehen, die ihm ſo gefährlich war und mit Wendeline die letzten Tage ſeines Vaters zu erheitern, um nach deſſen Ableben ſeine friedliche und doch innerlich reiche Exiſtenz auf Bachheim fortzuſetzen. Dann aber durchzuckte ihn wie ein Dolchſtoß die Frage: Wird Bachheim dir gehören? — Kannſt du auf ruhige Tage zählen, da du ſelbſt den Boden für den ruhigen Ausbau des Glücks dir unter deinen eigenen Füßen in bedenklicher Weiſe erſchüttert haſt! — — Wendeline wird mir helfen! . . . ihre Ruhe läßt ihr Kraft und Klarheit . . . ſie kennt nicht das Anſteckende, das Hinreißende, welches vom bezaubernden Blendwerk der Welt ausgeht . . . ſie iſt leidenſchaftslos, alſo ſtark . . . ſie iſt das Weib, das für mich beſtimmt iſt. Das waren ſeine Schlußgedanken — nur waren ſie nicht ganz richtig. Wendeline war eine tiefleidenſchaftliche Natur, die ſtark liebte und ſtark wollte, die aber ſeit ihrer früheſten Kindheit durch Erziehung, Schickſal und Lebensſtellung zur Selbſtbeherrſchung angeleitet und in ihr geübt war. Dieſe Übung ſtärkte ihren Willen und erleuchtete ihren Verſtand mehr und mehr, ſo daß ſie klar erkannte, wie gerade das ihre Aufgabe ſei, zur Herrſchaft über ſich ſelbſt zu kommen. Zu welchem Ziel ſie dann gelangen werde — das überließ ſie der Fügung Gottes. Mit dieſer Richtung und dieſem Charakter, wo alles in die Tiefe geht und in der Tiefe, nur vom Auge des Ewigen geſchaut, ſich ſammelt und faßt — iſt man verſchloſſen und ſchweigend. Das wäſſerige Wortgeplätſcher über jede armſelige Unluſt oder Luſt, iſt immer ein Zeichen von Oberflächlichkeit, häufig von kindiſcher Selbſtſucht. Es war Wendelinen ganz fremd. Sie lebte in einem beſtändigen innern Kampf, um alles von ſich fern zu halten, was die Freiheit ihres Willens gefährden konnte. Und was gefährdet ihn mehr, als die Leidenſchaft? Und ſie fühlte ſich nur allzu geneigt, Dagobert mit Leidenſchaft zu lieben! —

benswürdig zu lieben iſt auch eine von den Gaben, welche wenig Männer beſitzen! Euſtach hätte ſie .... wenn er lieben könnte. — Doch was er auch that, es war ihm unmöglich Cornelien einen jener Ausbrüche des Gefühls zu entlocken auf dem er hätte fußen können um ſagen zu dürfen: Ah, Du liebſt mich noch. — Mit einer Freundlichkeit die nie verletzt und nie ermuntert ſtand ſie ihm gegenüber. Er fand bei ihr Theilnahme für jedes Intereſſe, Anſprache nach jeder Richtung der Verhältniſſe, Anregung für geiſtige Beziehungen, Willfährigkeit auf ſeine Wünſche als Hausherr und als Vater einzugehen — aber dies Alles mit jener nicht zu bezeichnenden Nüance, welche eine Kluft, weit wie die Welt zwiſchen ihnen zog: Cornelie wollte ihm nicht mehr gefallen. Dem geliebten Mann gefallen zu wollen, heißt ſich in der Sonnennähe des Glücks und des Liebeszaubers bewegen; Cornelie war in die Sonnenferne geſchleudert.

Euſtach gerieth in eine peinigende Aufregung. Es iſt vorbei mit mir! ſprach er oft zu ſich ſelbſt; ich werde alt, ich werde langweilig, ich kann nicht mehr ihr rebelliſches Herz bezwingen. Iſt denn das möglich .... ſchon jezt? ich bin ja noch nicht fünfundvierzig Jahr alt. — Er trat vor den Spiegel und betrachtete ſich höchſt aufmerkſam und prüfend: Sü-

Schickſalswendungen.

Die Uhr am Kirchturm von Bachheim ſchlug zehn. Wendeline ſagte zu Claudia:

„Ich bitte Dich, laße mich allein mit Dagobert.“

Claudia umarmte ſie und ſagte zu ihrem Sohn, der mit ſeinem Leſebüchlein in der Hand eben eingetreten war:

„Komm' Salvator! wir wollen heute einmal unſere Studien auf dem Lindenplatz machen.“

Beſeligt durch dieſe Neuerung ſprang der Kleine aus dem Zimmer und die Treppe hinab. Claudia folgte ihm und ſagte zu Dagobert, der heraufſtieg, im Vorübergehen:

„Wendeline erwartet Dich.“

Er trat ein. Sein Herz ſchlug ſo heftig, daß er nicht ſprechen konnte. Wendeline ſtand auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem Stuhle, der ihr gegenüber im Fenſter ſtand.

„So!“ ſagte ſie: „jetzt ſitzen wir bei einander wie damals in Woodrich Caſtle . . . aber doch nicht ganz ſo!“

„Nein! ganz anders!“ rief Dagobert: „was ich damals hoffte, ſoll heute ſich erfüllen.“

Sie ſah ihn an mit dem wunderbaren Blick, den ſie zuweilen, aber nur ſehr ſelten, hatte. An manchen Orten iſt es Volksglaube, daß über einem in der Erde verborgenen Schatz nachts eine Flamme ſchwebe. Etwas von dieſer geheimnisvollen Flamme, die unergründliche Schätze verriet, flog auf in Wendelinens nachtſchwarzem Auge, als ſie ſagte:

„Sie hofften auf Glück, lieber Dagobert: mögen Sie es finden! — ich aber . . . kann es Ihnen nicht bereiten, denn wir paſſen nicht für einander.“

Alle Farbe wich aus ſeinem Antlitz und jeder Blutstropfen drängte ſich ſo gewaltig zu ſeinem Herzen, daß ſich eine ſchwarze Wolke über ſeinen Blick herabſenkte und er wie durch das Geräuſch eines Waſſerfalles hindurch Wendelinens Worte vernahm:

„Wir ſind uns entfremdet, Dagobert! unſere Gedanken, unſer Streben, unſere Sympathien begegnen ſich nicht. Sie ſind von der Welt und ihren Geſinnungen — ich will nicht behaupten ſo erfüllt, aber ſo umſponnen, daß eine weite Kluft uns trennt.“

„Mag ſein!“ rief endlich Dagobert: „aber keine

Kluft iſt ſo weit, daß nicht die Liebe ſie überbrückte . . . und ich liebe Sie."

„Sie irren ſich! Sie lieben mich nicht!" ſagte ſie ernſt.

„Sie teilen doch nicht etwa den Wahn, in welchem meine Mutter befangen war, daß mich eine Herzensneigung an Fräulein Illinger feſſele?"

„Durchaus nicht! Soweit ich es verſtehe, lieben Sie Fräulein Illinger nicht."

„Nun alſo?"

„Aber Sie lieben auch mich nicht . . .oder, wenn es der Fall iſt, ſo iſt es mit einer ganz ſelbſtſüchtigen Liebe und ich will es Ihnen durch eine einzige Frage klar machen: Haben Sie je zu ſich ſelbſt geſagt: ich will Wendeline glücklich machen! Sie ſoll an meiner Seite ſo glücklich werden, wie ihr Herz es träumt! — Dachten Sie das je?"

„Ich dachte höher und edler von Ihnen! ich dachte, Wendeline wird der Schutzengel meines Lebens ſein."

„Das iſt freilich viel höher . . . aber richtig iſt es nicht, denn ich bin kein Engel. Als Gattin würde ich auf demſelben Boden mit Ihnen ſtehen, und da Sie die Welt lieben und von ihr umgarnt ſind, ſo liefe ich Gefahr, in dieſelben Netze zu geraten. Es wäre Vermeſſenheit, darauf einzugehen."

Er wollte etwas erwidern.

„Schweigen Sie!“ unterbrach ſie ihn: „Sie wollen mir Vorwürfe machen und ich verdiene ſie nicht — oder Sie wollen mich mit Bitten beſtürmen und das iſt vergeblich. Aber erfahren Sie eines: ich liebe Sie, Dagobert! Als ich ein Kind war und als Sie ein Knabe waren, begann dieſe Liebe kindlich und himmliſch — im Gebet für Sie und es iſt ſeitdem auch nicht der Schatten einer andern Liebe auf ſie gefallen. Dadurch kann ich mich jedoch nicht beſtimmen laſſen, mein Heil und meine Seele auf's Spiel zu ſetzen. Und das würde geſchehen, wenn ich Ihre Frau wäre. Ihr Einfluß auf mich könnte uns beiden verderblich ſein, denn der, welcher am meiſten liebt, iſt folglich auch am meiſten geneigt, ſich dem Einfluß des Geliebten hinzugeben und ſich ihm zu unterwerfen.“

„Und ſo überlaſſen Sie mich allein großmütig dem Verderben und ſehen gelaſſen zu, wie ich in den Abgrund rolle!“ rief er außer ſich.

Sie verſtand nicht ſeinen Gedankengang und ſagte daher kühl und hoch:

„O ich bitte, Dagobert, nur keinen falſchen Pathos.“

„Es iſt nackte Wahrheit,“ ſagte er finſter, ſtand auf und ſetzte traurig hinzu: „Und ſo wäre denn der Traum meiner Jugend ausgeträumt? ich faſſe es noch nicht, Wendeline! dies Erwachen iſt allzu hart.“

„Glauben Sie etwa, daß es mir leicht iſt?“ fragte ſie mit ſtockender Stimme.

„Sollte dies alles mißverſtandene Großmut ſein?“ rief er plötzlich: „Sie wollen mich nicht in Konflikt mit meinen Eltern bringen?“

„Nein, nein!“ fiel ſie ihm in's Wort: „es iſt genau ſo wie ich es Ihnen ſage. Unſere Charaktere haben ſich allzu verſchieden entwickelt! Sie ſind ſehr liebenswürdig, doch feſt und klar ſind Sie nicht. Ihr Glaube, Ihre Grundſätze, Ihre Anſichten, Ihre Handlungsweiſe — alles iſt verblaßt und verſchwommen. Mit mir ſteht's genau umgekehrt: liebenswürdig bin ich nicht — aber feſt.“

„Wohlan Wendeline! wenn Sie wirklich feſt ſind, ſo müſſen Sie die Kraft haben, dem Mann, den Sie lieben, etwas von Ihrer Feſtigkeit mitzuteilen.“

„Ich weiß nicht, ob der liebe Gott dies von irgend einem Menſchen verlangt. Allein ich weiß, daß eine ſolche Mitteilung von dem andern Teil einen ſehr entſchiedenen guten Willen verlangt — und dieſe Entſchiedenheit mangelt Ihnen. Sie laſſen ſich im Fluß treiben; Sie rudern nicht; und am wenigſten — ſtromauf! Das aber würde ich von dem Mann erwarten, dem ich mich für mein ganzes Leben anvertraute. Denn das Leben iſt eine Gnade, Dagobert . . . aber eine herbe Gnade und ohne unermüdliches Rudern ſtromaufwärts — gleitet es in den Abgrund.“

„Sie vertrauen mir nicht — und Sie haben recht, Wendeline . . . Sie wiſſen nicht, wie recht! — Damit haben Sie das entſcheidende Wort — meine Verurteilung ausgeſprochen. Ich bin vernichtet.“

Dagobert verbarg ſein leichenblaſſes Antlitz in beiden Händen und ein dumpfes Ächzen entrang ſich ſeiner Bruſt. Ihm war zu Sinn, als müſſe Maximilian eintreten und ihm zurufen: Alles verloren! — O daß ich dieſe Laſt von mir abſchütteln und mit ruhigem Schmerz Wendelinens Verluſt hinnehmen könnte! ſeufzte ſein gemartertes Gewiſſen.

Wendeline ſtand vor ihm und betrachtete ihn in dieſer ihr rätſelhaften Vernichtung. Endlich legte ſie ſanft die Hand auf ſein gebeugtes Haupt und ſagte mit unbeſchreiblicher Wehmut, ahnungsvoll, daß Dagobert in einen geheimen Jammer verſtrickt ſein könne, denn dieſer Schmerz war nicht Schmerz der Liebe:

„Vergeſſen Sie nie, daß Sie ſich auf mich verlaſſen können wie auf Ihren beſten Freund. Was Sie auch quälen möge, Dagobert, mir dürfen Sie es anvertrauen! ich bin treu und verſchwiegen. Sprechen Sie! ſagen Sie mir, ob ich auf irgend eine Weiſe Ihnen dienen, zu nützen vermag“ . . .

„Nur mit Ihrem Gebet, Wendeline! die Erde haben Sie mir unter den Füßen weggezogen . . . vielleicht gewinnen Sie mir den Himmel dafür.“

erwiderte Dagobert und erhob ſich aus ſeiner zuſammengebrochenen Stellung. Aber als er aufgerichtet und doch ſo troſtlos vor ihr ſtand, legte ſie lebhaft beide Hände auf ſeine Schultern, rüttelte ihn und ſagte gebietend:

„Dagobert, was iſt mit Ihnen vorgegangen. Vertrauen Sie mir! ... Bedürfen Sie eine Vermittelung, eine Fürſprache bei Ihren Eltern? ... bei irgend jemand? ... handelt es ſich um Geld? ... — Kein Fall iſt hoffnungslos! Aber Sie müſſen reden.“

„Ja, Wendeline!“ entgegnete er mühſam lächelnd: „nur nicht jetzt ... wir ſind zu aufgeregt. Ich war ſo ſicher in meinem Wahn, daß Ihr Herz mir gehöre, daß unſere Zukunft — Eine ſei, daß die Liebe Ihnen helfen würde, meine Unvollkommenheit zu ertragen — da kommt Ihr Nein ... und zerſchmettert mich.“

Sie ſah ihm tief, tief in's Auge, ſchüttelte ernſt den Kopf und ſagte:

„Das iſt nicht die volle Wahrheit, Dagobert! ... Doch ... wenn es Sie nicht tröſtet, mir Ihr Vertrauen zu ſchenken, ſo laſſen wir das, wenigſtens für jetzt ... und glauben Sie nur feſt, daß ich Ihr beſter Freund bin.“

„O Wendeline! warum nicht mein Weib?“

„Nein, das nicht! ich würde zu unglücklich an Ihrer Seite werden.“

„So ſpricht ein egoiſtiſches Weſen, aber kein edles, opfermütiges Weib!"

„Das Opfer hat ſeine Grenzen innerhalb der von Gott mir verliehenen Kraft. Wollte ich ſie überſpringen, um einer natürlichen Neigung zu folgen, ſo wäre das Vermeſſenheit und Gnade und Segen würden von mir weichen. In ſchweren Kämpfen bin ich zu dieſer Erkenntnis gekommen, mein Traum von Glück iſt darüber zugrunde gegangen; — ich kann nicht ändern, was Gott fügt. Dagobert."

Ihre Stimme brach in Tränen und mit einer raſchen Bewegung floh ſie in ihr Zimmer. Dagobert ſah ihr nach mit dem Gefühl eines Ertrinkenden, den die rettende Hand fahren läßt. Er ſank auf den Sitz zurück und verfiel in ein ſtumpfes Hinbrüten über die Frage: wovon ſoll ich leben, bis ſich Maximilians Spekulation günſtig entwickelt hat? und wenn das Gegenteil eintritt — was dann? — dann war Bachheim gänzlich verſchuldet . . . dann mußte er den Tod ſeines Vaters wünſchen, um dem Greiſe den Schmerz zu erſparen, ſeinen einzigen Sohn von Gläubigern gehetzt zu ſehen . . . dann laſtete eine Schuld auf ihm, die ſeine Exiſtenz gleichſam unmöglich machte.

Claudia's Eintritt ſcheuchte ihn auf.

„Du biſt noch hier? und wie verſtört, Du Armer!"

Er raffte ſich auf, ohne zu wiſſen, was er ihr ſagen ſolle; doch kaum hatte er einen Blick auf ſie geworfen, ſo rief er voll Schreck:

„Claudia, was iſt geſchehen? Du biſt verſtört . . . Du zitterſt“ . . . —

„Ja, vor Zorn!“ rief ſie: „Sierra Blanca's Agnaten haben ſein Teſtament bezüglich Wendelinen's Erbe angegriffen, umgeſtoßen, auf einen Formfehler ſich ſtützend! — Sie behaupten, nähere Rechte zu haben, als das arme Kind! — Mein Geſchäftsmann ſtellt mir einen jahrelangen Prozeß in Ausſicht und die Möglichkeit, ihn zu verlieren. Lies ſeinen Brief. Ich laſſe ſogleich einpacken und gehe morgen nach England zurück. Der Vater weiß es ſchon. Mein Gott! . . . wie greift das in Pläne und Verhältniſſe ein! . . . vielleicht in die Euren, Dagobert?“

„Nein!“ erwiderte er mit einem gewiſſen Gefühl von Beruhigung, daß ſich das Verhältnis vor dieſer Kataſtrophe gelöſt habe: „Soeben hat Wendeline mir erklärt, ſie könne nicht die Meine werden.“

„O Dagobert!“ rief Claudia, „unter dieſen Umſtänden iſt das ein namenloſes Glück! aller Exiſtenzmittel beraubt, was hättet Ihr beginnen wollen? . . . Warten bis Du eine Stellung hätteſt? . . . — Sei getroſt, Dagobert, in dieſer Beziehung hat der liebe Gott es ſehr gut gemacht — für Dich, für Wendeline, für Deine Eltern. Es war ein Jugendtraum . . . ein reiner, ſchöner, der Eure Herzen behütet, Euren Willen geſtärkt und gereift hat. Jetzt, nachdem er das Seine tat, weckt Euch das Leben auf, wie jeder Menſch geweckt wird: durch den Schmerz. Faſſe Dich! . . . Deine Zukunft kann noch ſehr glücklich werden, gerade deshalb, weil die Gegenwart nicht Deinen Wünſchen entſpricht. Verſagte Wünſche ſtählen einen tüchtigen Charakter.“

Dagobert hörte ihr zu, ohne in ihren Worten Troſt zu finden, denn Claudia kannte ja nicht ſein eigentliches Elend. Hätte ſie geſagt: Hier ſind zweimalhunderttauſend Gulden; mache Dich mit ihnen frei bei den Herrn Illinger sen. und jun. — er wäre ihr zu Füßen gefallen im Jubel der Dankbarkeit und der Schmerz um Wendelinen's Verluſt wäre untergegangen in dem ſeligen Gefühl der Befreiung von nagender Qual. So ſtand es mit ihm und daß er es ſich eingeſtehen mußte, war eine vernichtende Beſchämung, die ſeine geheime Folterpein verſtärkte.

„Wo iſt Wendeline?“ fragte Claudia.

Dagobert deutete auf das Nebenzimmer. Sie ging dahin, wendete ſich an der Tür um und ſagte:

„Mimi iſt in dieſer Nacht bedenklich erkrankt. Der Arzt wurde gerufen. Er fürchtet, es iſt das Scharlachfieber.“

perbe Zähne! ſüperbes ſchwarzes Haar — nicht ein weißes, nicht einmal an den Schläfen! Etwas blaß, etwas mager? .... ja Gott ſei Dank daß ich kein fetter rothwangiger Falſtaff bin! Etwas fatiguirt? .... nun ja, ſo ſeh ich ſeit zwanzig Jahren aus und ſie kennt mich gar nicht anders. Ich gehöre zu den Männern, welche ſich vor ihrem dreißigſten Jahr dermaßen verändern, daß ſie keine Spur von ſogenannter Jugendſchönheit übrig behalten, und die dafür wenigſtens ein Vierteljahrhundert lang einen ganz andern Effect machen, als jene es im Stande iſt. Warum hab' ich denn meine Macht über Cornelie ſo gänzlich verloren? .... ſo — unwiederbringlich wie es ſcheint. Ich muß es anders anfangen! — —

Seine Liebenswürdigkeit ging ſtracks in die grenzenloſeſte Unliebenswürdigkeit über, in böſe Laune, abſtoßende Schroffheit, Widerſpruchsſucht ohne Grund und ohne Urſach — in ein Verfahren, das ganz dazu geeignet iſt die Geduld zu erſchöpfen und Nachgiebigkeit durch Ermattung zu erzwingen. Es blieb ohne Wirkung auf Cornelie, und ihr Benehmen immer gleich, ohne Empfindlichkeit und ohne den Wunſch einen Schritt des Entgegenkommens zu thun.

Euſtachs Selbſtgefühl erlitt eine grauſame Niederlage. Nie war ihm ſeine Frau in einem ſo vor-

Sie ging zu Wendeline und fand ſie in einem ſo tiefen Schmerz verſunken, daß ſie unempfindlich für Claudia's Nachricht war.

„Beruhige Dich, liebe gute Mutter," ſagte ſie traurig: „mir tut Armut nicht weh, ich bin ja in ihr aufgewachſen."

Solch' ein abſichtsloſes einfaches Wort ging ſtets wie ein Dolchſtich durch Claudia's Herz, denn ſie wußte ſehr gut, daß dieſer Prozeß niemals gegen Sierra Blanca's eheliche Tochter begonnen wäre. Sie ſchloß Wendeline zärtlich in ihre Arme und rief:

„Eben deshalb, geliebtes Kind, ſollſt Du jetzt nicht in ſie zurückſinken! Bei mir und ſo lange ich lebe, biſt Du vor ihr geſchützt . . . aber ſollte ich ſterben, bevor Salvator majorenn ward — was denn?"

„Was Gott will!" verſetzte Wendeline ruhig und mit einem unausſprechlich traurigen Lächeln: „Sei meinetwegen unbeſorgt, ich habe ſchon manches ausgehalten und alles, was Geld und Gut betrifft, ſcheint mir nicht das Schwerſte zu ſein."

„So ſpricht die Jugend, wenn ein himmliſcher Sinn ſie beſeelt! Im ſpätern Leben ſpürt man den Druck. Eine ehrenvolle Heirat ohne alles Vermögen iſt in unſerer Zeit und unſerer Welt das Seltenſte des Seltenen" . . . —

„Daran wollen wir nicht denken!" fiel Wendeline ein: „ich liebe Dagobert! ich würde Glück und

Leben mit Freuden opfern, um ihn glücklich, das heißt in einem edlen Glück, männlich frei und ſtark, zu ſehen. Aber ich vertraue ihm nicht, und die Ehe iſt eine ernſte und heilige Sache, deshalb kann ich nicht ſeine Frau werden. Denn wie dürfte ich es wagen, die furchtbar ſchweren Pflichten der Ehe zu übernehmen, wenn ich nicht dem Mann vertrauen, auf ihn mich verlaſſen, auf ihn mich ſtützen kann? Ich ſoll mich ihm unterwerfen . . . und ich achte ihn nicht? — Das iſt in meinen Augen ein Widerſpruch. Nein! ich kann nicht! Dagobert's Gattin ſein . . . allein ebenſowenig eines andern Mannes, denn der ganze Zug meines Herzens geht zu Dagobert und ich liebe ihn, trotz ſeiner Schwächen, denn er kann ſich beſſern und ſehr gut werden."

„O Gott!" ſeufzte Claudia, „wie iſt doch alles hienieden ſo armſelig, ſo geſpalten, ſo halb! Halbe Empfindungen, halbes Glück, halbe Freude — weiter bringen wir es nicht, mein armes geliebtes Kind! Und ſollten ſie einmal ganz ſein, ſo ſind ſie dermaßen umdornt und umſtachelt, daß man ihrer nur halb froh werden kann."

„Ja, das Leben iſt eine Gnade, aber eine herbe Gnade. Mit dieſen Worten entließ mich geſtern der Pfarrer Edelholt," ſagte Wendeline, „und er hat immer recht."

Es brach im Hauſe die volle Reiſeunruh' und die volle Teilnahme für Wendeline aus. Sie ſelbſt trat in ihre gewohnten Schranken der Selbſtbeherrſchung zurück. Dadurch übte ſie ungeſucht auf andere, namentlich auf Claudia's wellenſchlagende Empfindungsweiſe, eine gewiſſe Herrſchaft aus; und ſo erklärte ſie denn, ſie werde in Bachheim bleiben, Mimi pflegen, den Großeltern Geſellſchaft leiſten; der Aufenthalt in England ſei ihr gegenwärtig allzu peinlich und weder die Mutter, in Geſchäfte vergraben, noch der Bruder, deſſen Erziehung in männliche Hände übergehe, würden ſie entbehren. Claudia hätte ſich lieber nicht von ihr getrennt. Der Gemahl tot, der Sohn ein Kind — da hätte die Tochter die Einſamkeit ihres Herzens, ihres Hauſes, ihres Witwenlebens erheitert; allein ſie begriff, daß Wendeline peinlichen Szenen aus dem Wege gehen und in Bachheim eine Lücke ausfüllen wollte. Sie billigte alſo um ſo mehr den Entſchluß, als der alte Graf ſehr erfreut und Leocadie voll größter Dankbarkeit war.

In dem allgemeinen Tumult wurde Dagobert's Stimmung nicht beſonders beachtet, und als er am Abend erklärte, er habe ſich vorgenommen, nächſtens nach Wien zu gehen, weil er ohne alle Nachricht von dort ſei und fürchten müſſe, vergeſſen zu werden, ſo trieben ihn alle lebhaft dazu an. Claudia war noch ſpät mit Leocadie bei ihrem Vater; da hub dieſer an:

„Deine Sorgen um Wendeline ſind nicht ſo ſchwer wie die meinen um Dagobert. Sein ganzes

Weſen iſt verändert . . . gedrückt. So kam er an, ſo iſt er geblieben. Es liegt ihm irgend eine ſchwere Laſt auf der Seele . . . ein Geheimnis, das all' ſeine Gedanken dermaßen beſchäftigt, daß er für alles Übrige nur einen flüchtigen Blick, aber gar kein Intereſſe hat. Claudia, was meinſt Du? dies kann Dir nicht entgangen ſein. Hat er vielleicht Dir ſich offenbart?"

Claudia ſchwieg beängſtigt. Sie glaubte ja den Grund von Dagoberts gedrückter Stimmung zu wiſſen; aber wie würde ihr Vater die Mitteilung aufnehmen? — —

„Hätte er uns nicht ſein Wort gegeben, daß er kein Liebesverhältnis mit dieſer Floriane Illinger hat," ſagte Leocadie, „ſo würde ich mich von dieſer Vorſtellung ſchwer losmachen können."

„Es iſt ja auch das Natürlichſte bei einem jungen Mann wie Dagobert, einer ſolchen Vorſtellung Raum zu geben. Aber in welche Verwickelung müßte ein Herzensverhältnis ihn verſetzt haben, um ihn ſo gründlich zu verſtören! Es müßte etwas ganz Unehrenhaftes . . . irgend eine niedrige Leidenſchaft ſein, und die Furcht, daß dem ſo ſei, hindert mich, offen mit ihm zu ſprechen."

„Nein, Gottlob! es iſt nichts Unwürdiges, lieber Vater!" rief Claudia: „ich kenne ſein Geheimnis und da eben heute das Gewitter vorübergezogen iſt: ſo ſcheint es mir am beſten, Dir die volle, troſtreiche Wahrheit zu ſagen. Dagobert liebt ſchon ſeit Jahren Wendeline. Heute früh hat er um ihre Hand, ſie lehnte mit der größten Entſchiedenheit ſeinen Antrag ab.“

„Daran hat ſie wohl getan,“ verſetzte der alte Graf kalt: „ſie iſt ein kluges, gutes Kind, das mich kennt. Nur begreife ich Dagobert nicht, der mich — und meine Unbeugſamkeit in dieſem Punkt doch auch kennen ſollte.“

„Er glaubte, daß ein ſo edles, mit allen weiblichen Tugenden, Gaben und Vorzügen ausgeſtattetes Mädchen, wohl wert ſei, Deine Tochter zu werden,“ ſagte Claudia, tief verwundet.

„Ich erkenne ihre Vorzüge gern an, liebes Kind,“ ſagte der Graf begütigend, „ich habe ſie wahrhaft lieb . . . allein der Flecken ihrer Geburt iſt nicht zu tilgen. Doch das betrübe Dich nicht weiter. Du ſagſt ja, das Gewitter ſei abgezogen und Wendeline habe verſtändiger Weiſe Dagobert's Antrag abgelehnt. Dann wollen wir hoffen, daß er ſich bald wieder zurechtfinden werde.“

„Unter dieſen Umſtänden wünſche ich aber, daß Wendeline nicht hier bleibe,“ ſagte Leocadie ſcharf. Sie war in der Stille empört, daß Wendeline ſich erkühnt habe, Dagobert's Hand auszuſchlagen, obgleich das Gegenteil ihre Empörung geſteigert hätte. Auch die Mutterliebe hat ihre bedeutende Schwäche.

„Wie wenig kennſt Du Wendeline, wenn Du ihr unedle Beweggründe zutraueſt!“ rief Claudia mit Tränen im Auge und in der Stimme. „Sie will Deinetwegen und wegen meines Vaters hier bleiben, Euch dienen, Euch zur Hand gehen, Mimi pflegen und deren Stelle im Hauſe erſetzen. Iſt es Dir nicht genehm, ſo iſt es mir deſto lieber, wenn ich ſie nicht hier zu laſſen brauche.“

„Nein!“ ſagte der Graf, „ich wünſche, daß ſie bleibe. Deine Koffer ſind gepackt, Claudia, Du gehſt morgen früh fort — ich weiß nicht unter welchem Vorwand Du ſie plötzlich mitnehmen wollteſt. Übrigens hat Wendeline einen eiſernen Willen. Hat ſie ſich einmal gegen Dagobert's Antrag entſchieden, ſo brauchſt Du nicht in Sorgen zu ſein, gute Leocadie, daß die Neigung für ihn ſie hier feſthalte. Ohnehin werde ich auf ſeine ſchleunigſte Abreiſe dringen, die er ſelbſt zu wünſchen ſcheint. Gott gebe, daß er nunmehr Frieden, Klarheit und Ruhe finde! Wir müſſen Gott danken, daß der Ausbruch dieſes Vulkans unglücklicher Leidenſchaft ohne Verwüſtung erfolgt iſt.“

„Dank Wendelinen's Entſagung,“ ſetzte Claudia erregt hinzu: „Es iſt nichts Geringes, das Herz ſo niederzudrücken, wie ſie es tut.“

„Ich geſtehe, daß ich dies nicht ſehr bewundere,“ ſagte Leocadie mit einem neuen Anflug von Empfindlichkeit, „da jede Ausſicht auf eine Ehe fehlte.“

Claudia bedauerte im Stillen, daß der Wunſch, ihren Vater über Dagobert's Verſtörung zu beruhigen, ſie hingeriſſen habe, Wendelinen's Geheimnis mitzuteilen. Sie entſchloß ſich, es ihrer Tochter zu ſagen und zu erklären, wie es gekommen ſei. Dann ſetzte ſie hinzu:

„Ich ſage es Dir, weil ſich möglicherweiſe in den Eltern ein leiſes Mißtrauen regen könnte, Du hätteſt nicht aufrichtig mit Dagobert gebrochen. Nimmſt Du etwas derart in ihnen wahr, ſo iſt Dir der Grund nicht unbekannt und Du wirſt leicht ſolch' ein aufſteigendes Wölkchen verſcheuchen.“

„O hätteſt Du geſchwiegen, liebe Mutter!“ ſagte Wendeline bewegt: „die Großeltern, bisher ſo liebevoll für mich, legen mir jetzt wohl gar Nebenabſichten bei, als ob ich ſie für meine Pläne gewinnen wolle. Das erleichtert mein Leben nicht! Und dann haſt Du ihnen ja doch nicht den richtigen Grund von Dagobert's innerer Verſtörung angegeben.“

„Weißt Du ihn?“ fragte Claudia geſpannt.

„Leider nicht!“

„Es iſt alſo nur Deine Vorausſetzung?“

„Sie ſtimmt damit überein, wie er ſich heute früh gegen mich äußerte.“

„Und inmitten aller dieſer Verwirrungen gehe ich fort . . . muß ich fort!“ rief Claudia ſchmerzlich: „mit allen Mitteln, die mir zu Gebot ſtehen, will ich Deines Vaters letzten Willen aufrecht halten, denn er war ein Zeichen ſeiner Liebe zu Dir.“

Claudia und Wendeline ſchliefen wenig in dieſer Nacht; Dagobert noch weniger. Tauſend Pläne rollten durch ſeinen Kopf, der eine immer unſinniger als der andere. Endlich blieb er bei dem Gedanken ſtehen, ſich um einen Poſten in der Levante zu bewerben. Dort war er fern von allen Verlockungen der Großſtädte Europa's, dort konnte er ganz beſcheiden fern von den Anforderungen einer luxiöſen Geſellſchaft leben; dort konnte er ſich ungeſtört den Arbeiten ſeiner Stellung und manchen intereſſanten Studien widmen; dort war es möglich ſich genug einzuſchränken, um nicht mehr zu verbrauchen, als ſeine kleine Bachheimer Rente und ſeinen etwaigen Gehalt; — und wie ſich dann auch Maximilian's Finanzoperation wenden möge — zum Gewinn? nun, der war willkommen! — zum Verluſt? — — da ſtand er wieder vor der ſchauerlichen Frage! — aber es ſchien ihm eher möglich in Beirut oder in Kairo einen Ausweg zu finden, als in Europa. Sein Hirn wirbelte von all' dem Denken, ohne feſten Ausgangs- und Endpunkt; doch ein Troſt ſtand ihm klar vor Augen. Es war der: Wendeline hatte ihm ſeine Freiheit gegeben. Nichts hätte zur Vervollſtändigung ſeines Elends gefehlt, als daß die verarmte Wendeline ſeinen Antrag angenommen hätte! Vor dieſem äußerſten Unglück hatte ein günſtiges Geſchick ihn bewahrt und die Möglichkeit einer reichen Heirat dämmerte wieder vor ihm auf. — —

Claudia reiſte ab und Dagobert erklärte, auch er werde in den nächſten Tagen abreiſen. Die Seinen fanden das ganz in der Ordnung. Er ging nach Hellau und teilte ſeinem Freunde mit, was inzwiſchen in Bachheim vorgefallen war, nur nichts von dem, was ſeine Beziehung zu Wendeline verraten hätte.

„Und ſo ſchwebt denn Wendelinen's finanzielle Lage,“ ſetzte er hinzu, „in ebenſo großer Ungewißheit wie die meinige.“

„Es werden in verſchiedenen Orten gerade jetzt von reichen Kapitaliſten und Geſchäftsleuten Banken errichtet, um das Kapital mehr und mehr in Umlauf zu ſetzen und einen gewiſſen Schwung in die Beteiligung an großartigen Geldunternehmungen zu bringen,“ antwortete Maximilian. „Man hat auch ganz gern, wenn man vornehme Namen nennen kann, die ſich für eine ſolche Sache intereſſieren. Nicht die Männer vom Fach, aber die oberflächlichen Weltleute meinen, es ſei eine Garantie ihrer Sicherheit, daß Menſchen, die man ſich als konſervativ und nicht als Liebhaber gewagter Spekulationen vorzuſtellen pflegt, der Unternehmung beitreten und finden dieſelbe ehrenvoller und ehrenhafter, gleichſam geadelt, ſobald ein Graf und zwei Barone dabei ſind. Das iſt nun freilich ſtupid über die Maßen, aber es iſt nun einmal ſo: Äußerlichkeiten beherrſchen die Welt. Du könnteſt vielleicht einer ſolchen Bankunternehmung einen gewiſſen Glanz verleihen, wenn Du im Direktorium wäreſt und Deinen Finanzen brächte es ſicher keinen Nachteil.“

„Aber ich habe nicht die leiſeſte Ahnung von dieſen Geſchäften.“

„Iſt auch nicht nötig! ich ſage Dir ja: Dein Name wäre wünſchenswert; an Deine Geſchicklichkeit würde man keine Forderung ſtellen.“

„Welche erbärmliche Rolle denkſt Du mir zu!“

„Ich denke ganz freundſchaftlich daran, wie Du Deinen beſtändigen Finanzverlegenheiten ein Ende mit Anſtand machen könnteſt und ich geſtehe Dir ehrlich, daß mir auf der Bühne der Welt die Rolle eines Geſandtſchafts-Attachés mit nichten erhabener und glorreicher erſcheint.“

„Sie iſt vollkommen unbedeutend! allein ich habe gelernt, was zu ihr gehört und man bleibt nicht immer Attaché. Man wird Sekretär uſw. Ich wünſche lebhaft Sekretär bei einem General-Konſulat in der Levante zu werden und da ich mir denke, daß dieſe Stellen nicht ſehr geſucht ſind, ſo hoffe ich auf Erfüllung dieſes Wunſches.“

„Auch Du ein Europamüder?“

„Durchaus nicht! der Orient wird bald ein ſchweres Gewicht in die Wagſchale der Europätheilhaften Licht erſchienen, als grade jezt! nie hatte ihre Liebenswürdigkeit einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht. Aber ich liebe ſie ja wie nie zuvor! monologiſirte er in ſeinen olympiſchen Wolken von Taback. Kann ich ihr denn das gar nicht begreiflich machen? Hat ſie ſich denn verſteinert? mumifizirt? Darf das was vor einem Jahr geſchehen iſt noch immer Einfluß üben auf ihr Benehmen und ihre Geſinnung gegen mich? Bin ich nicht in dieſem Jahr ein Muſterehemann geweſen? .... und bin ich es nicht überhaupt? — Ich bin es ſatt ihre ſteinerne Laune zu ertragen. —

Er warf ſeine Schroffheit ebenſo behend von ſich ab, wie er vor vier Wochen ſeine Liebenswürdigkeit abgeſtreiſt. Er ſchlüpfte in eine neue Schlangenhaut und ging zu Cornelien.

„Meine Cornelie, ſprach er mit dem weichſten Ton der ihm zu Gebot ſtand, ich habe ein Jahr aus meinem Leben verloren .... durch meine unſinnige Thorheit und Schuld. Ich habe keine Worte um Dir auszudrücken wie ich leide .... wie ich nichts wünſche als Gelegenheit zu finden Dir meine tiefe Liebe unbedingt an den Tag zu legen“ .... —

„Euſtach! unterbrach ſie ihn, das Wort Liebe muß ein für alle Mal in Bezug auf uns aus uniſchen Politik werfen; da iſt es von Wichtigkeit mit den Verhältniſſen vertraut zu ſein.“

Während Dagobert mit großer Entſchiedenheit ſo ſprach, dachte er im Stillen, für ſeine Finanzen ſei dieſe Laufbahn freilich nicht beſonders erſprießlich, namentlich nicht in den nächſten Jahren, die ſo drückend auf ihm lagen und plötzlich ſetzte er hinzu:

„Wer käme wohl auf den Einfall mich in ein ſo großartiges Geſchäft, wie Du es beſchreibſt, hineinzuziehen? ich bin jung, unbekannt, ohne Vermögen . . . —“

„Du haſt aber einen Freund, der mit fünf Schwägern beglückt iſt, welche ſämtlich ein gewichtiges Wort reden können, wenn ſie wollen. Mein Schwager Frymar wird es ſicher wollen . .“

„Warum der?“ fragte Dagobert erſtaunt.

„Weil er Dich und Floriane in Affektion genommen hat und der Überzeugung iſt Ihr würdet ein glückliches Paar werden und man müſſe alles fördern, was Euch einander näher bringt.“

„Beſter Freund, das iſt leeres Gerede! die Herzen müſſen ſich nähern und davon iſt keine Rede zwiſchen ihr und mir. Jetzt will ich von ihr Abſchied nehmen.“

Dagobert ließ ſich bei Floriane melden. Sie empfing ihn in ihrem Morgenzimmer, welches nur in ſehr ſeltenen Fällen für irgend jemand ſich öffnete. Dagobert betrat es zum erſtenmal. Es war ſo, wie man ſich das Zimmer eines jungen Mädchens nicht denkt.

„Hier ſieht es ja aus wie bei einem Antiquitätenhändler,“ ſagte Dagobert ganz verwundert.

„Ja,“ erwiderte Floriane, „man ſchickt mir ſo viel Sachen zu, daß ich ſelbſt faſt keinen Platz mehr im Hauſe habe. Das langweilt mich und ich werde nächſtens abreiſen.“

„Ich würde doch lieber damit anfangen all’ dieſen Kram an die Beſitzer zurückzuſenden. Was iſt das z. B. für ein greuliches Gemälde?“

„Es ſoll Hellau vorſtellen.“

„Und dieſe Humpen, dieſe alten Gläſer, dieſe Bierkrüge mit altertümlichen Trinkſprüchen . . .“

„Hier iſt ein Dolch mit einem Griff im Geſchmack der Renaiſſance,“ ſagte Floriane.

Und hier ein reizendes Teegeſchirr Stil Pompadour von Meißner Porzellan: das paßt für Sie und für Hellau, das behalten Sie, doch jene Garnitur eines Kredenztiſches in einem Ritterſaal paßt gar nicht her.“

„All’ dieſe Sachen ſind mir von Leuten zugeſchickt worden, die niemand kennt und die mir drohen ſie würden ſich erhängen, erſchießen, erſäufen, wenn ich nicht unerhörte Summen für dieſe Kleinodien zahlte. Iſt man reich, ſo muß man großmütig ſein und da die Sachen nun einmal ausgepackt ſind, ſo behalte ich ſie; . . . allein der Reichtum hat auch ſeine Bürden.“

„Die Tauſende Ihnen mit Freuden erleichtern würden," ſetzte Dagobert hinzu.

Floriane führte ihn an einen Tiſch, auf welchem neun große Papierrollen lagen und ſagte:

„Hier ſehen Sie neun verſchiedene Pläne und Zeichnungen zu einer Synagoge, die ich doch auch haben muß und die einen ſchönen Ausſichtspunkt für den großen Balkon bilden wird. Da iſt nun eine Zeichnung im mauriſchen Stil, eine im engliſch-gothiſchen und eine andere im ſpaniſch-gothiſchen — eine im byzantiniſchen und eine im arabiſchen Stil und noch ein halbes Dutzend andere — ich verſtehe aber nicht genug von der Architektur, um eine paſſende Wahl zu treffen. Und ſo kommen täglich tauſend Dinge vor, die mich langweilen und die mich zwingen werden in einen ſauren Apfel zu beißen und zu heiraten."

„Wer iſt der beneidenswerte Sterbliche," fragte Dagobert lachend, „dem Sie die Hälfte dieſes verlockenden Apfels gönnen wollen?"

„Ich bin auch bei dieſer Wahl ebenſo ſchwankend wie bei jener eines Bauplanes. Meine Schweſtern zählen mir täglich die Bewerber nebſt deren Vorzügen, den moraliſchen und den pekuniären auf — allein ſie gefallen mir nicht. Könnten Sie mir nicht einen freundſchaftlichen Rat geben?"

„Warum nicht? Es iſt der: folgen Sie Ihrem Herzen."

„Aber ich brauche ihm nicht zu folgen, denn mein Herz bleibt ganz ruhig bei mir! Nein! ich meinte Sie würden mir einen Mann nennen können, der für mich paßt. Sie kennen mich ja … und viel genauer als meine Schweſtern mich kennen; alſo beſinnen Sie ſich, gehen Sie Ihre guten Freunde durch … —“

„Sie wiſſen, Fräulein Floriane, daß ich nicht imſtande bin Ihnen in dieſem Punkt zu raten, denn Sie ſind keine Chriſtin. Laſſen Sie ſich taufen — und dann … —“

„Nun dann?“ fiel ſie ein und ſah ihn ſo ernſt fragend an, daß er betroffen ſagte:

„Dann wird Ihnen die Wahl vielleicht minder ſchwer.“

Sie wendete ſich lachend ab und rief:

„Wie gefällt Ihnen dieſe Tabaksdoſe? wunderſchön emailliert, nicht wahr? … Hätten Sie das Unglück zu ſchnupfen, ſo würde ich ſie Ihnen anbieten. Da der gütige Himmel Sie damit verſchont hat, ſo bekommt ſie mein Vater, der leider mit dieſer greulichſten aller Leidenſchaften behaftet iſt.“

Dieſe Erinnerung an Herrn Illinger sen. führte Dagobert's Gedanken, die eben in allerhand Möglichkeiten zerflattert waren, auf den einen Punkt zurück, der ihm in der Gegenwart wichtig war: auf die Möglichkeit ſeine finanzielle Lage zu verbeſſern oder ſie mindeſtens erträglich zu machen und auf ſeinen Plan dies in der Levante zu verſuchen und er ſagte:

„Fräulein Floriane, ich bin gekommen, um Abſchied von Ihnen zu nehmen.“

„Bis auf Wiederſehen, Graf Dagobert.“

„Es dürfte weit hinausgeſchoben ſein — dies Wiederſehen.“

„Wie ſo das? weshalb?“

„Weil ich nicht über mein Schickſal zu beſtimmen, ſondern zu gehorchen habe.“

„Man wird Sie doch nicht nach Kalifornien oder Tasmanien ſchicken? — Innerhalb der ziviliſierten Regionen unſers Erdballs gibt es gar kein in die Ferne gerücktes Wiederſehen.“

„Dem einen ſind drei Tage zu lang, dem andern drei Jahre zu kurz, Fräulein Floriane.“

„Mir ſind drei Tage zu lang!“ rief ſie erregt: „ich langweile mich hier zum ſterben . . . ich denke immer an die Tage von Beau rivage! . . . das war die glücklichſte Zeit meines Lebens . . . obſchon ich damals wähnte, ich würde im vollen Beſitz meines Vermögens viel glücklicher ſein. Arge Täuſchung! — Und nun gehen auch Sie fort — und Sie ſind doch der Einzige, der in meine vergoldete Exiſtenz ein Körnchen echten Goldes hineintrug.“

„Sie werden Zerſtreuung finden, werden reiſen, werden Menſchen und Dinge ſehen . . . —“

„O ich bin gar nicht begierig noch tiefer in die Langweil der Welt eingetaucht zu werden.“

„Sie haben Recht, Floriane! Sie ſind weiſer als ich. Und deshalb will ich Ihnen einen Rat geben, den allerbeſten den ich geben kann: wenden Sie ſich an Pfarrer Edelholt in Bachheim und fragen Sie ihn, was Sie zu tun haben.“

Floriane richtete ſich hoch auf und ſagte entſchieden:

„Chriſtin werde ich aber nicht! Leben Sie wohl und auf Wiederſehen, Graf Dagobert.“

Mit freundlicher Ruhe reichte ſie ihm zum Abſchied die Hand und ſie trennten ſich als gute Freunde. Dagobert aber dachte bei ſich ſelbſt: An ihrem Eigenſinn ſcheitert jede Ausſicht ihre Liebe und ihre Hand zu gewinnen; alſo fort mit dieſen Träumen! — Und Floriane dachte: Gewiß liebt er dies ſchöne braſilianiſche Mädchen! ſonſt müßte er mich ja lieben! — —

Nach Dagoberts Abreiſe blieb Maximilian bei ſeiner Gewohnheit faſt täglich nach Bachheim zu gehen und zwar zu der Stunde, wo er ſicher war Wendeline in dem kleinen ſehr zuſammengeſchmolzenen Kreiſe zu treffen; das war um ſechs Uhr. Dann wurde Tee genommen; ihn zu bereiten war eines der Geſchäfte Wendelinen's und der alte Graf hielt darauf, daß jeder pünktlich zur rechten Zeit das tue, was ſeine Aufgabe war. Leocadie ſah Maximilian gern kommen. Nachdem ihr erſtes

Widerſtreben vor Jahren überwunden war, intereſſierte ſie ſich für ihn, ſowohl weil er Dagobert's Freund war, als weil ſie hoffte freundlichen Verkehr mit einem gutkatholiſchen Hauſe könne vielleicht einen günſtigen Eindruck auf ihn machen und ſeinem Geiſt eine höhere Richtung geben. Der alte Graf hatte nicht dieſe kühne Hoffnung und wenn Leocadie zuweilen die Behauptung ausſprach, Maximilian ſuche die Wahrheit, ſo antwortete der Graf gelaſſen:

„Das nicht! allein er ſucht gute Geſellſchaft und auch darin muß man ihn beſtärken, denn nur allzu viel junge Männer ſuchen mit Vorliebe die ſchlechte auf.“

Überdas hatte er, wegen Maximilians muſikaliſcher Begabung ebenfalls ein beſonderes Intereſſe für ihn. Dennoch waren beide grenzenlos überraſcht, als Leocadie eines Tages einen Brief erhielt, in welchem Maximilian ſeine Werbung um Wendeline unter den Schutz der Gräfin ſtellte. Er ſchrieb, er ſei ganz bereit ſich taufen zu laſſen, ganz bereit in Frankreich oder in Italien oder Spanien eine Herrſchaft zu kaufen und ſich nach ihr zu nennen mit einem beliebigen vornehmen Titel; ganz bereit auf jeden Wunſch einzugehen: denn in ſeinen Augen gebe es kein Opfer, das zu groß ſei, um dadurch zu Wendelinens Beſitz zu gelangen.

„Dazu iſt ja nicht die mindeſte Ausſicht,“ ſagte der Graf kopfſchüttelnd: „Wendeline hat ſich gegen ihn verhalten, wie dieſe Wand.“

„Wer weiß das!“ meinte Leocadie: „ſie iſt überhaupt verſchloſſen; ſie hat vielleicht wegen einer ſtillen Neigung für Maximilian Dagobert's Liebe nicht erwidert.“

„Das iſt mir höchſt unwahrſcheinlich.“

„Junge Mädchen haben zuweilen ganz abenteuerliche Einfälle bezüglich ihrer Neigungen.“

„Die Sache muß aufgeklärt, muß Wendelinen mitgeteilt werden, entſchied der Graf: es iſt etwas Großes das Werkzeug zu ſein, wodurch Gott eine Seele zum Lichte der Wahrheit, zur Gnade des Glaubens ziehen will.“

Wendeline wurde gerufen. Ahnungslos erſchien ſie im Kabinet des Grafen und gelaſſen hörte ſie zu, wie Leocadie den Brief vorlas.

„Was iſt nun Deine Antwort, liebes Kind?“ fragte der Graf: „willſt Du Dir Zeit nehmen zur Überlegung?“

Wendeline ſchwieg einen Augenblick, bevor ſie antwortete:

„Ich freue mich unausſprechlich, daß er katholiſch werden will und es iſt mir ſehr lieb, daß er in Bachheim zu dieſem vortrefflichen Entſchluß gekommen iſt; allein ich kann unmöglich eine Verbindung, einen Ehebund mit ihm ſchließen, denn er iſt mir eher alles andere als ſympathiſch.“

„Das würde ſich vielleicht verlieren, ſobald er ein Sohn der Kirche iſt, Wendeline,“ bemerkte der Graf.

„Als Glaubensbruder würde ich ihm meine warme Teilnahme ſchenken und Gott loben und preiſen für ſeine Bekehrung; doch ſeine Gattin wünſche ich nie und unter keiner Bedingung zu werden.“

„Auch dann nicht,“ fragte Leocadie, „wenn überhaupt ſeine Bekehrung an Dein Jawort gebunden wäre?“

„Dann am allerwenigſten!“ rief ſie: „dann wäre er ja ungeheuer weit entfernt von der Erkenntnis der Offenbarung und liefe Gefahr ſich nie zu ihr zu erſchwingen, weil ein irdiſcher Beweggrund ihn zu dem äußern Schritt ohne innere Überzeugung antrieb. Dann wäre ja ſeine ganze Bekehrung eine Art von Lüge und dazu kann ich nicht die Hand bieten.“

„Kennſt Du den Plan der göttlichen Barmherzigkeit?“ fragte mit einiger Schärfe Leocadie, in welcher das alte Mißtrauen erwachte, daß Wendeline nicht aufrichtig mit Dagobert gebrochen habe: „Könnte es nicht der ewigen Weisheit gefallen gleichſam auf einem Umweg dieſe Seele zu retten und ſie durch eine irdiſche Liebe zur Liebe des Göttlichen hinzuziehen?“

„Weil ich den Plan Gottes nicht kenne, muß ich mich in einer ſo wichtigen Sache damit begnügen, meinem Gewiſſen zu folgen, und hoffentlich wird meine Mutter, der ich ſogleich ſchreiben will, mit mir übereinſtimmen,“ ſagte Wendeline gelaſſen.

„Bedenke was Du tuſt, Wendeline!“ ſagte Leocadie gereizt: „es findet ſich ſchwerlich für Dich eine zweite Heirat, die ſo vorteilhaft wäre: eine Bekehrung, eine anſprechende Perſönlichkeit, Vermögen, Bildung — was verlangſt Du mehr? Die Standesfrage fällt für Dich weg.“

„Ich verlange nichts als die Freiheit ſo zu handeln wie mein Gewiſſen es mir eingibt,“ verſetzte Wendeline mit tiefem Ernſt.

„Und dieſe Freiheit haſt Du unbedingt,“ erwiderte der Graf: „ſchreibe Deiner Mutter, überlege die Sache vor Gott. Der gute Maximilian gedulde ſich.“

„Nur keine törichte Schwärmereien in die Frage hineingezogen!“ rief Leocadie unmutig: „eine gute, anſtändige Verſorgung iſt gar nicht hoch genug anzuſchlagen! bedenke wie die Welt iſt und wie Deine Verhältniſſe in ihr ſind. Dein Vermögen iſt ſo gut wie verloren. Nimmt der Tod uns hinweg, Deine Mutter hinweg, ſo ſtehſt Du verlaſſen da, denn Dein kleiner Halbbruder, fünfzehn Jahr jünger als Du, iſt keine Stütze für Dich. Was dann? . . . Dann würdeſt Du vielleicht bitter bereuen dieſen Antrag ausgeſchlagen zu haben.“

ſern Geſprächen verſchwinden, denn Du weißt wie ich die Lügen haſſe.“

„Wenn Du, wie Gott, in mein Herz ſehen könnteſt ....“

„Würde ich daſſelbe ſehen, was ich jezt weiß: Du haſt nie etwas Andres geliebt, als Dich allein. Und was mich betrift, Euſtach! ich kann nicht lügen! und in meinem Herzen iſt nicht ein Funke von Liebe für Dich.“

„Das iſt nicht möglich, Cornelie! ſieben Jahre der Liebe erſterben nicht in einem Augenblicke des Zornes. Du täuſcheſt Dich, und wirſt früher oder ſpäter, einmal gewiß, mit Deinem vollen warmen Herzen zu mir zurückkehren.“

„Du irrſt Dich in mir, Euſtach! keine zornige Aufwallung hat mich von Dir entfernt, keine zärtliche wird mich Dir nähern. Ich habe Dir ja vor einem Jahr bei unſrer erſten Erklärung Alles auseinandergeſetzt; daran erinnere Dich! das drückt auch heut meine Anſicht und Geſinnung aus, und wird ſie in zehn Jahren, in funfzig Jahren unwandelbar ausdrücken. Es giebt keine Gemeinſchaft der Liebe mehr zwiſchen Dir und mir.“

„Dann iſt es Unſinn mit einander zu leben.“

„Das leugne ich nicht .... aber ich habe ihn nicht herbei geführt. Du haſt den Keim ge-

„Ich werde alles vor Gott überlegen . . . zu Schwärmereien bin ich nicht geneigt, alſo können ſie auch meinen Entſchluß nicht beſtimmen," erwiderte Wendeline ſanft, obgleich jedes Wort der Gräfin ihr Herz zerſchnitt.

Das fühlte der alte Graf ihr nach. Er teilte nicht die Gereiztheit ſeiner Frau; er glaubte an Wendelinens Aufrichtigkeit und er war ihr dankbar, daß ſie Dagobert nicht zu feſſeln ſuchte.

„Wie Dein Entſchluß ausfallen möge," ſagte er liebreich, „eines ſteht feſt, Wendeline: ſo lange meine Augen offen ſind, haſt Du in Bachheim eine Heimat."

Ein paar ſchwere Tränen fielen von Wendelinens Wimpern, als ſie mit zärtlicher Dankbarkeit die Augen zu dem edeln Greiſe aufſchlug und dann ſchweigend das Kabinet verließ. Er blickte ihr nach und ſagte mit einem unterdrückten Seufzer zu Leocadie:

„Und auch das ſteht feſt: wäre ſie Sierra Blanca's eheliche Tochter, ſo würde ihre und Dagoberts Verbindung all' meine Wünſche für ihn krönen . . . und dann wäre auch das Teſtament unangefochten geblieben. Jetzt kann man gar nicht ohne Bangigkeit an die Zukunft dieſes Kindes denken, dem wahrſcheinlich ein Alter bevorſteht nicht minder trübe als die erſte Jugend war."

Leocadie zuckte die Achſeln, ſchwieg und ſchrieb an Maximilian, Wendelinens Mutter müſſe zu Rat gezogen werden. Inzwiſchen wolle ſie ihm nicht verhehlen, daß er wenig Hoffnung habe. Sie ſchrieb aber auch an Claudia und flehte ſie an, Wendeline zu beſtimmen Maximilians Antrag anzunehmen und malte ihr alle Vorteile desſelben mit den ſchönſten Farben aus. Allein die Anſpielung auf Wendelinens Geburt und Armut verletzte auch diesmal, wie immer, Claudia empfindlich. Sie ſchrieb zurück, Wendeline ſolle den Willen Gottes tun und, um ihn zu erkennen, ihr Herz und ihr Gewiſſen prüfen; eine unſympathiſche Ehe ſei eine Hölle auf Erden.

Als dieſe Antwort nach Bachheim kam, war Leocadie ſchwer erkrankt am Scharlachfieber und es war der alte Graf ſelbſt, der Wendelinens Ablehnung an Maximilian ſchrieb.

Wie ihren Entſchluß in Bezug auf Dagobert, ſo hatte ſie auch den jetzigen mit Pfarrer Edelholt reiflich überlegt. An wen konnte ſie ſich mit gröſſerem Vertrauen wenden? alle übrigen ſtanden inmitten irdiſcher Verhältniſſe und ſprachen unter deren Einfluß. Er allein ſtand außerhalb derſelben ſo, daß er ſie klar und deutlich überſah und dabei immer ſein Hauptaugenmerk auf das Heil der Seele richtete. Es war nicht Wendelinens Art zu fragen, was ſie tun ſolle. Mit ihrer energiſchen und kühnen Seele, ergriff ſie immer die

Initiative und ſagte: Es ſcheint mir recht dies zu tun. So hatte ſie geſagt, als ſie hinzuſetzte: Ich liebe Dagobert; aber ich vertraue ihm nicht und deshalb muß ich unſer Verhältnis löſen. Und ſo ſagte ſie auch jetzt:

„Mein Herz hängt mit voller Liebeskraft an Dagobert; deshalb kann ich nicht die Gattin eines andern Mannes werden.“

„Liebes Kind,“ erwiderte der Pfarrer, „nichts iſt gewöhnlicher, als daß die erſte Neigung des Herzens nicht zur Ehe führt, weil es nichts Flüchtigeres und Unbedachtſameres gibt, als ein jugendliches Herz.“

„Diesmal irren Sie in Bezug auf mich,“ ſagte ſie ganz mit dem treuherzigen Ausdruck ihrer kindlichen Tage: „Die Neigung zu Dagobert iſt mir nicht unbeſonnen angeflogen: ſie war klein mit mir, ſie wurde groß mit mir, ſie iſt mit mir alt und feſt geworden — denn ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, Herr Pfarrer! — und obſchon mich ſchwere Kämpfe, heiße Tränen und viel Gebet zur Einſicht brachten, daß er und ich nicht für einander paſſen: ſo iſt das kein Grund für mich, um die Frau eines andern Mannes zu werden.“

„Nein, das iſt kein Grund, Wendeline! Hat man aber in dem einen Fall erkannt, was Gottes Wille nicht iſt, ſo kann man in einem andern ähnlichen Fall erkennen, daß es ſein Wille iſt; — und der Grund wäre maßgebend.“

„Ich kann aber nicht einſehen, daß Gott dies Opfer von mir verlangt, Herr Pfarrer! So wie ich dieſe Vorſtellung zu faſſen ſuche, überfällt mich eine wahre Seelenangſt, Unruhe, Beklommenheit, entſchiedener Widerſtand. Als ich Dagobert zum Opfer brachte, ſchrie mein Herz laut auf vor Jammer . . . aber an Widerſtand dachte ich nicht. Nein! ich dachte wie Ritter Henning von Steinberg, als er vor fünfhundert Jahren Karthäuſer wurde: Flieg hin Luſt und Freude der Welt! ich will Gott und der Jungfrau Maria dienen. — Und das tue ich jetzt und das will ich auch ferner tun . . . nur nicht bei den Karthäuſern, weil mir der klöſterliche Sinn und Beruf fehlt."

„Es iſt ganz unſtatthaft, Wendeline," ſagte der Pfarrer ernſt, „bei wichtigen Entſchlüſſen Beiſpielen folgen zu wollen, die nicht für uns paſſen. Was ein Rittersmann der alten Zeit getan hat, kann unmöglich als maßgebend für Sie betrachtet werden."

„Aber, lieber Herr Pfarrer, wenn ich das Herz eines alten Rittersmannes habe — warum darf ich denn nicht ſo denken und handeln wie er?" verſetzte Wendeline und ſah ganz betroffen mit ihren ſchönen dunkeln Augen den Pfarrer an.

„Wir wollen jetzt den Ritter ruhen laſſen und uns mit Herrn Illinger beſchäftigen," ſagte der Pfarrer lächelnd: „der geht uns jetzt näher an."

„Mich nicht!" rief ſie entſchieden.

„Auch nicht im Fall ſeiner Bekehrung?“

„Nie! unter keinen Umſtänden und unter keiner Bedingung! . . . O zürnen Sie nicht! . . . O ſagen Sie nicht, daß Gott es von mir verlange, denn zum erſtenmal in meinem Leben würde ich Ihnen nicht glauben und nicht folgen.“

„Und wenn Herr Illinger dann die Abſicht aufgibt ſich zu bekehren?“

„Nun, dann hat er ſie nie ernſtlich, nie mit der einfachen geraden Geſinnung gehabt, die eine Bekehrung zu einem Akt der Gnade und des göttlichen Wohlgefallens macht.“

Das gab der Pfarrer zu, machte aber noch verſchiedene Vorſtellungen und Einwendungen, um Wendeline auf alles aufmerkſam zu machen, was für Maximilians Antrag ſprechen konnte. Allein ſie blieb unbeweglich und der Pfarrer dachte bei ſich ſelbſt, die göttliche Weisheit habe vielleicht noch ganz ungeahnte, beſondere Abſichten mit dieſer kräftigen Seele, die mit ſo großer Entſchiedenheit alle Luſt und Freude der Welt von ſich weiſe.

Claudia hatte an Wendeline geſchrieben, nach Mimis Geneſung möge ſie nach England kommen; aber Leocadies Erkrankung verhinderte es. Das Scharlachfieber trat bei ihr mit einer Heftigkeit auf, welche ihr Leben in Gefahr brachte, und als dies überſtanden war trat nicht die Geneſung ein, ſondern ein Zuſtand von Bruſt- und Nervenſchwäche, der ſehr bedenklich ſchien und ein langes, vermutlich hoffnungsloſes Leiden verkündigte. Ihre gleichmäßige Laune, ihr ruhiges Wohlwollen in Behandlung der Menſchen und Dinge verſchwanden infolge der nervöſen Erregung und machten einer gereizten, empfindlichen, trüben Stimmung Platz, welche ihre Pflege ſehr erſchwerte. Sie hatte eine Abneigung gegen Wendeline gefaßt und wollte immer Mimi um ſich haben, während Mimi ihre Launenhaftigkeit unerträglich fand und ſtets auf Vorwände ſann, um dem Krankenzimmer zu entſchlüpfen. Wendeline mußte vermitteln und begütigen und die tauſend kleinen Reibungen möglichſt vor dem Grafen verbergen, was um ſo leichter war, als ſeine Augen ſchwach wurden. Dies hatte zur Folge, daß er nur wenig und mühſam leſen und ſchreiben konnte: Wendeline wurde Sekretär und Vorleſerin. Ihrer Ämter waren ſo viele, daß ſie vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nicht Herr über ihre Zeit war und keine Ordensfrau hätte pünktlicher und bereitwilliger dieſe mühſame Unterwerfung üben können, die ihr ein beſtändiges Opfer auflegte. Denn ihrer Natur nach ſagte Wendeline lieber Nein als Ja, liebte ſie die Unabhängigkeit, hatte ſie nicht die mindeſte Neigung, um die Stelle einer barmherzigen Schweſter auszufüllen. Das wußte niemand beſſer als Pfarrer Edelholt und er wunderte ſich oft im Stillen, wie die Ehrfurcht vor der Pflicht dieſen Charakter ſo geſchmeidigt habe.

Aber auch Wendeline wußte wer ihr dazu die erſte Anleitung gab und ihre Kindheit im Gehorſam übte, und mit zärtlicher Dankbarkeit ſagte ſie zum Pfarrer, als er einmal eine freundliche Äußerung über ihre Selbſtbeherrſchung machte:

„Das verdanke ich Ihnen. Ich wäre ein kleines Ungeheuer von Eigenſinn und Selbſtſucht geworden, wenn Sie mich nicht dahin gebracht hätten als Kind in die Hundehütte aus Liebe zu Gott kriechen zu wollen.“

Maximilian war nach Empfang des ablehnenden Briefes noch einmal bei dem Grafen geweſen, um Abſchied zu nehmen und um die Verſicherung zu geben, daß ſeine Geſinnung bezüglich Wendelinens unverändert bleiben werde. Nur ein Wink, nur ein Strahl von Hoffnung — und er ſei bereit jeden ihrer Wünſche zu erfüllen.

„Ihre Bekehrung zum Chriſtentum iſt ein lebhafter Wunſch Wendelinens und aller, die es gut mit Ihnen meinen,“ erwiderte der Graf; „aber warum wollen Sie ihn nur durch einen Tauſch erfüllen? warum aus einem Schritte, welcher die Folge der Überzeugung ſein ſoll, eine Art von Handel machen?“

„Ich werde Ihnen mit aller Aufrichtigkeit antworten, Herr Graf,“ verſetzte Maximilian: „ich bin dreißig Jahr in einer glaubensloſen Welt alt geworden, die ein gewiſſes heidniſches Gepräge trägt inſofern, als das Heidentum aus den menſchlichen Leidenſchaften — ſeine Götzen machte und ſie unter einem ſchönen Namen anbetete. Wer Augen hat zu ſehen, der ſieht, daß dieſe ganze heidniſche Weiſe die Welt beherrſcht, und zwar, Herr Graf, die chriſtliche Welt! . . . denn Europa iſt chriſtlich: all ſeine Völker ſind zum Chriſtentum getauft und im Chriſtentum unterrichtet“ . . . —

„Aber das öffentliche Leben ganz allgemein und nur allzuoft auch das Privatleben, iſt nicht nach chriſtlichen Grundſätzen geregelt!“ fiel der Graf ein.

„Ganz richtig! das eben wollte ich ſagen. Sie, Herr Graf, ziehen vielleicht den Schluß ſo: dieſe ungeheuere, ſträfliche Inkonſequenz iſt der Grund aller Verderbtheit und Verirrung der Welt. Ich ſchließe anders. Ich ſage: Lehrſätze, die ſo verachtet, ſo vernachläſſigt, ſo übertreten, ſo angegriffen, ja . . . ſo gehaßt werden — und zwar von den Chriſten ſelbſt! — können unmöglich an ſich etwas Beſeligendes haben. Für den Einzelnen — ja! er iſt vielleicht geiſtig ſo bevorzugt, ſo organiſiert, daß er ſie feſthält. Dies glaube ich von dem Wunderweſen, das mir hier wie ein Sternbild aufgegangen iſt. In der Vereinigung mit ihr wäre ich ſicher, mein Glück und meinen Frieden zu finden. Zur vollkommenen Vereinigung würde auch die im Glauben gehören. Fällt aber jene fort,finde ich nicht ihre Hand, die mich führt, ihr Auge, das mir leuchtet; ſo ſtehe ich auf meinem alten Standpunkt, außerhalb des Glaubenskreiſes und muß behaupten, daß die Lehrſätze an ſich ohne Kraft ſind, mich gut und glücklich zu machen und wenn ich auch tauſendmal ſagte, daß ich mich zu ihren Bekennern zählte.“

„Der Kern von allem iſt: Sie glauben an Wendeline, aber nicht an Gott und an die lebendige Kraft ſeiner Offenbarung und Gnade,“ ſagte der Graf.

„So iſt es,“ verſetzte Maximilian.

Sie ſchieden freundlich. Leocadie ſah ihn nicht, ſie war ſchon erkrankt. Wendeline hatte längſt erklärt, ſie würde jeder Begegnung aus dem Wege gehen. Maximilian verließ Hellau und Floriane folgte ihm bald. Ihre Schweſtern hatten ſich überſättigt von Landleben nach allen vier Winden zerſtreut und waren nach Baden-Baden, nach Beau rivage, nach Rigi Kulm und nach Biarritz entflohen. Vor ihrer Abreiſe fuhr Floriane noch einmal nach Bachheim zum Pfarrer Edelholt.

„Ich bringe Ihnen den Katechismus zurück,“ ſagte ſie indem ſie in den Garten trat, wo er die untergehenden Sonnenſtrahlen benutzte, um ſein Brevier zu beten. Mit ihr im Bogengang auf und nieder wandelnd ſagte er:

„Haben Sie das Büchlein wirklich geleſen?“

„Seltſame Frage! um es zu leſen hab' ich es mir ja von Ihnen erbeten.“

„Nun, was ſagen Sie alſo dazu?“

„Daß es ſehr logiſch iſt.“

„Gut! aber was weiter?“

„Daß die Hauptſache gar nicht zur Sprache kommt.“

„Und die wäre?“

„Von allen möglichen Eigenſchaften Gottes iſt die Rede und es wird bewieſen, daß ein allervollkommenſtes Weſen ſie haben müſſe. Damit bin ich einverſtanden. Aber, Herr Pfarrer, daß dies allervollkommenſte Weſen, daß Gott wirklich ſei . . . keine Fiktion ſei: das iſt nicht bewieſen — und das wäre doch zuerſt ganz notwendig. Weiß man nichts vom Abc, ſo kann man auch das einfachſte Wort nicht leſen. Ihre Schulkinder müſſen entweder lauter kleine Philoſophen ſein, deren Vernunft das Daſein eines vollkommenſten Weſens feſtſtellte, oder ſie nehmen dies Weſen auf Treu' und Glauben von Ihnen an, weil Sie ſagen: es iſt.“

„Und weil eine Stimme tief in ihren kleinen Herzen bekräftigend ſpricht: Gott iſt!“ ſetzte der Pfarrer hinzu.

„Für mich aber iſt das gar nicht erwieſen und ſo bringe ich Ihnen den Katechismus als etwas zurück, das für mich keinen Wert hat. Wir wollen aber alle abſtrakten Theorien auf ſich beruhen laſſen und uns mit praktiſchen Dingen beſchäftigen. Der Zuſtand des Pfarrers in Hellau iſt ſo kläglich, daß man einem zweiten Schlaganfall und folglich ſtreut, die Pflanze iſt aufgegangen; ſie trägt ihre Frucht.“

„Weil Du ſie mit barbariſchem Eigenſinn hegſt und pflegſt.“

„Weil es nicht in meiner Macht ſteht dem Gift zu wehren, welches ſich von ihr ausgehend durch unſre Lebensatmoſphäre verbreitet hat.“

„O Cornelie! die Liebe des Weibes iſt ein Antidot.“

„Wie oft ſoll ich Dir wiederholen, daß ich Dich nicht mehr liebe, Euſtach, und daß ich mich verachten müßte wenn ich handelte als ob ich Dich liebte. Sieh, Euſtach! bei einem Mann von edler Denkungsart kann dennoch eine Schwäche vorkommen, ein Taumel, ein Zauber ihn ergreifen und bethören“ .... —

„Und dieſe Möglichkeit willſt Du mir nicht zugeſtehen? Andre willſt Du entſchuldigen und nicht mich? Ich allein, grade ich, ſoll ein Verworfner, ein Miſſethäter ſein? Für Andre haſt Du allendlich Verzeihung und für mich ewige Höllenſtrafe?“

„Ich glaube daß es möglich iſt einem edlen Mann eine ſo zu ſagen ehrliche Untreue zu verzeihen. Ob ich es könnte iſt noch die Frage. Aber eine beſonnene, überlegte, langausgedehnte, ſcheinheilige, komödienhaft einſtudirte Untreue, die ihren Urſprung ſeinem Tode ſtündlich entgegenſieht, daher kann ich nicht mit ihm über eine Sache verhandeln, die mir doch ſehr am Herzen liegt. Graf Dagobert hat mir von weiblichen religiöſen Genoſſenſchaften erzählt, die ſich dem Dienſt der Armen widmen, teils in Schulen den Kindern, teils am Krankenbett allen, welche der Pflege bedürfen. Ich wünſche drei bis vier Mitglieder einer ſolchen Genoſſenſchaft in Hellau für den Armen- und Krankendienſt einzuführen und ihre materielle Exiſtenz zu ſichern. Können Sie mir dazu behilflich ſein? Dieſe Frauen dürften auch für Bachheim dienen, da ſie ja gern die Pflege der hieſigen armen Kranken ebenfalls übernehmen könnten. Hellau iſt ſo nah! . . . Ich hätte gern mein Vorhaben mit der Gräfin von Wianden beſprochen; aber Todesfälle und Scharlachfieber verſchloſſen mir das Haus. Jetzt bin ich im Begriff, abzureiſen, denn die Abende werden kühl und lang; allein ich möchte zuvor dieſe Angelegenheit ſicher ſtellen — und ſie deshalb in Ihre Hand legen. Wollen Sie die Ausführung übernehmen?"

„Wenn Sie mir eine ſchriftliche Vollmacht geben will ich es verſuchen."

„Vollmacht, Geld, alles was Sie nötig finden!"

„Was treibt Sie denn eigentlich zu dieſem Werk der Barmherzigkeit an?" fragte der Pfarrer, mit dem geheimen Mißtrauen, daß ſie darin einen Anknüpfpunkt mit Dagoberts Eltern ſuche.

„Das gehört zu einer perfekten Schloßherrin,“ verſetzte Floriane; „was ſich mit Geld erreichen läßt, tue ich gern. Ich will mir in dieſer Gegend einen guten Namen machen und den Leuten beweiſen, daß die Juden ebenſo großmütig ſein können, wenn ſie wollen, als die Chriſten. Man hat noch immer Vorurteile in Beziehung auf uns. Auch Sie, Herr Pfarrer!“

„Das glaube ich kaum,“ verſetzte er ruhig.

„Halten Sie uns für ebenbürtig mit den Chriſten?“

„Als Geſchöpfe Gottes — ja. Als Kinder der Gnade — nein.“

„Das verſtehe ich nicht.“

„Wollte ich auch verſuchen, es Ihnen zu erklären, Sie würden es doch nicht verſtehen.“

„Und auf etwas ganz Unverſtändliches gründen Sie das Recht eine Kluft zu ziehen, die den Juden gleichſam zum Paria macht!“ rief ſie heftig.

„Sie ſprechen ſich ſelbſt in den Zorn hinein, Fräulein Illinger,“ antwortete der Pfarrer äußerſt gelaſſen. „Sie haben mir aus freiem Antrieb geſagt, daß Sie nicht an Gott, ich meine an den Gott der Offenbarung, glaubten. Nur dieſer Glaube erſchwingt ſich zu den übernatürlichen Höhen des Geiſtes — und erſchließt die übernatürlichen Tiefen der Seele. Ohne ihn kann man ſehr klug ſein, ſehr ſcharfſinnig, ſehr talentvoll, ſehr gewandt für Handhabung dieſer und jener Sachen ſein; — aber das wahre Verſtändnis der Dinge — aber den Zuſammenhang der Zeit und der Ewigkeit, der äußern Lebenserſcheinungen mit den Fügungen und Zulaſſungen Gottes — das erfaßt man nicht und folglich bleibt man beſtändig auf der Oberfläche, ein Spiel der Launen, der Leidenſchaften, eigener und fremder; ein Federball, der vom Impuls des Augenblicks oder von dem Wechſel der Berechnung hin und her geworfen wird. Wenn Sie mir alſo ſagen, ich möge Ihnen behilflich ſein, die Niederlaſſung der Dienſtmägde Chriſti in Hellau zu bewerkſtelligen, ſo verabrede ich mit Ihnen das Nötige; aber für die Kreuz- und Querzüge Ihrer Ein- und Ausfälle gegen das Chriſtentum habe ich keine Antwort . . . auch kein Intereſſe . . . und keine Zeit.“

„Sie ſind nicht ſehr höflich, Herr Pfarrer!“ rief Floriane lachend. „Nun gleichviel! Sorgen Sie nur für die Niederlaſſung jener Genoſſenſchaft in Hellau und zwar ſo, daß deren Tätigkeit auch Ihren Bachheimern zugut komme . . . und ſchenken Sie mir das kleine Buch, das ich Ihnen zurückbrachte. Sie müſſen mir nicht zürnen, daß mir das Daſein Gottes nicht einleuchtet. In unſerer Familie iſt es nicht gebräuchlich, mit dergleichen Gedanken ſich zu befaſſen. Ob mein Vater es für ſich tut, weiß ich nicht. Wir Kinder ſind aber nicht dazu angeleitet worden . . . das weiß ich.“

Damit verließ ſie den Pfarrer und hoffte nach ihrer Art, daß ſie einen guten Eindruck auf ihn gemacht habe. Aber trotz ihrer Bitte um den Katechismus traute Pfarrer Edelholt ihr nicht, ſondern dachte bei ſich ſelbſt: Sie will mit Bachheim in Verbindung kommen und den Weg ſoll ich ihr bahnen.

So war es auch. Dagobert intereſſierte ſie mehr und mehr und er ſchien ſich immer weniger für ſie zu intereſſieren. Lag das an ſeinen Eltern? . . . an ſeiner ſchönen Couſine? . . . an Bachheimer Verhältniſſen und Eigentümlichkeiten? — Sie wollte das ergründen und deshalb ſeine Eltern und ſeine Umgebung kennen lernen und — wo möglich! — ſie bezaubern. Ihren Bruder mochte ſie nicht befragen; ſie fürchtete ſeinen Spott. Über Dagoberts Hauptgedanken hätte ſie auch bei Maximilian keinen Aufſchluß bekommen. Geldgeſchäfte braucht ſolch ein flatterhafter Mädchenkopf nicht zu kennen; nur wenn man an einen Ehekontrakt denkt, muß man ihr gründlich den Vor- und Nachteil klar machen: das ſtand feſt bei ihm. Auch hatte er ihr nicht ſeine mißlungene Werbung um Wendeline mitgeteilt; er wollte noch immer hoffen. — —

Monate vergingen. Der Winter deckte die abgeſtorbene Erde mit ſeinem Leichentuch zu. In

Bachheim war es gar ſtill, wie das in einem Hauſe zu ſein pflegt, wo ein Mitglied der Familie ſchwer krank iſt. Der Zuſtand der Gräfin wurde immer bedenklicher und ging entſchieden in Lungenleiden über. Alle traurigen Erſcheinungen dieſer Krankheit, Huſten, Erſtickungsanfälle, Fieber, Schlafloſigkeit, quälten ſie. Hinfälligkeit und ſteigende Schwäche hielten ſie im Bette feſt; aber die Raſtloſigkeit und Aufregung des Fiebers geſtatteten ihr keine Ruhe und ſie ſuchte in der Veränderung eine Erleichterung, erhob ſich vom Lager und ſchlich aus einem Zimmer in das andere. Wendeline und Mimi hatten vollauf zu tun, um die Kranke zu pflegen, das Hausweſen zu überwachen und dem alten Grafen Geſellſchaft zu leiſten. Er war körperlich und geiſtig geſund und kräftig; er ging täglich morgens in die Meſſe und mittags ſpazieren, gleichviel, ob Winter oder Sommer war; aber die Verdunkelung des Sehorgans machte ihm eine beſtändige Geſellſchaft notwendig und ſein reger Geiſt verlangte Unterhaltung. Die Abwechſelung der Lektüre in verſchiedenen Sprachen und verſchiedenen Zweigen der Literatur, ſchützte ihn vor Überſättigung und die Muſik erquickte ihn immer als treue Freundin. Wendeline wurde ihm täglich lieber, je mehr er ſie in ihrer unermüdlichen Opferwilligkeit kennen lernte. Das war früher nicht ſo geweſen. Äußere Schickſale und inneres Leben machen überhaupt den Menſchen einſam, ſtellen ihn beiſeite des großen allgemeinen Verkehrs. Das geſchah auch Wendelinen. Dazu kam ihr ernſter verſchloſſener Charakter. Sie konnte kalt erſcheinen, beſonders neben Claudia. Waren aber die Umſtände derart, daß eine tatkräftige Liebe von ihr gefordert wurde, dann kam ſie gleichſam an's Tageslicht und aus dem untiefen Born ihres Herzens brach ſilberhell ein unerſchöpflicher Springquell von Liebe hervor. Eines Tages erklärte ihr der Graf, der nur noch diktando ſchrieb, bei ſeinen Briefen an Claudia müſſe Mimi Sekretär ſein, denn ſie, Wendeline, würde nicht gern all das Lob niederſchreiben, welches er ihr, zur Freude ihrer Mutter, ſpenden müſſe; und gewöhnlich nannte er ſie nicht anders als ſeine Antigone. Von Dagobert war nie anders zwiſchen ihnen die Rede, als gelegentlich wenn ein Brief von ihm kam; — und dieſe Briefe kamen ſelten genug und enthielten ſtets dieſelbe Nachricht; ſein Wunſch, in der Levante einen Poſten zu finden, ſei für den Augenblick nicht zu erfüllen; vielleicht im Frühjahr; — es betrübe ihn, nichts neues und beſſeres mitteilen zu können: daher ſeine ſpärlichen Briefe.

„Aber weshalb wartet Dagobert durchaus auf einen Poſten in der Levante!“ rief Wendeline einmal ganz ungeduldig: „ich kann mir vorſtellen: daß ihn die fremden Verhältniſſe lebhafter intereſſieren . . . aber einſtweilen ſollte er doch lieber jeden andern annehmen, als unbeſchäftigt in dem Wien zu ſitzen. Das iſt ſo unpraktiſch . . . oder rätſelhaft.“

„Der ganze Dagobert iſt rätſelhaft, wenn man das, was er iſt vergleicht mit dem, was er ſein könnte,“ verſetzte der Graf und ſprach von etwas anderem.

Wendeline dachte bei ſich ſelbſt: Alſo auch er iſt nicht klar über Dagobert.

Sie hatte eine Erholungsſtunde im Tage: die Abenddämmerung, die im Winter ſo früh eintritt. Dann hüllte ſie ſich in einen großen grauen Tuchmantel, zog die Kapuze über den Kopf und lief durch die langen entlaubten Baumgänge und auf den beſchneiten Wegen des Parks. Die friſche Luft, die Bewegung, der freie Umblick, das verſchwimmende Farben- und Wolkenſpiel, taten ihr wohl, und ſie war auch in dieſer Beziehung die Wendeline aus dem Kloſterhof geblieben.

So ſtand ſie denn einmal auf dem Steg bei der Mühle und betrachtete das ſtille Winterbild. Es hatte geſchneit; der Himmel war rein wie blauer Kryſtall und das erſte Viertel des Mondes hing darin ſo ſcharf wie eine goldene Sichel. Die einzelnen Sterne gingen auf, aber nur wie kleine Silbertropfen; es war noch nicht die Stunde ihres Glanzes gekommen. Die Wieſe war eine weiße Fläche, auf der das Auge keinen Ruhepunkt fand. Über ſie hinwegſchweifend traf es den Wartturm, der ſich ſchwarz und beſtimmt aus dem Schnee erhob und wie ein mahnender Finger gen Himmel zu weiſen ſchien. Im Vordergrund lag die Mühle und brachte freundliches, tätiges Menſchenleben in die ſchlummernde Natur. Das Mühlrad drehte ſich rauſchend in dem Silberſchaum, den der Mond über die Waſſerwellen zauberte. Durch die kleinen Fenſterſcheiben des Wohnzimmers blinkte ein Licht und aus dem Schornſtein ſtieg eine feine Rauchſäule, kerzengerade, in Spiralen verſchwimmend empor. Auf dem Firſt des Daches ſammelten ſich die Krähen, reiheten ſich dicht und feſt neben einander, während aus dem Park noch Nachzügler herbeiflogen und mit rauhem Gekrächz zu melden ſchienen, es ſei kein gutes Nachtquartier auf den dick beſchneiten Baumäſten zu finden. Dann rückten und drückten ſie ſich noch mehr zuſammen und machten Platz für den Ankömmling ſo lange es möglich war und bis eine ſchwarze Kette ſich über den Firſt des Daches dahinzog.

Wendeline lehnte ſich auf der Mitte des Steges an das Geländer, betrachtete die verſchiedenen Abteilungen dieſes Winterbildes, die zuſammen ein Ganzes ausmachten und dachte bei ſich ſelbſt: Wie iſt doch das Leben halb traurig, halb traulich auf der weiten einſamen Erde und unter den ewigen Sternen. — — Es ſchlug fünf am Bachheimer Kirchturm; ſie raffte ſich aus ihren Gedanken auf, wickelte ſich feſt in ihren Mantel und verließ den Steg. Da ſah ſie mit raſchem Schritt einen Mann entgegeneilen. Getäuſcht durch das Mondlicht, mehr noch durch ihre eigenen Gedanken, die nur dem einen Mann ſich zuwendeten, rief ſie ihre Schritte beſchleunigend mit jubelnder Freude:

„Dagobert!“

Doch alsbald erkannte ſie ihren Irrtum. Das war nicht Dagoberts große, ſchlanke Geſtalt. Maximilian war es.

„Ah, Sie ſind es! . . . waren Sie bei meinem Großvater?“ ſagte Wendeline und ihr Ton verriet ihre Enttäuſchung.

„Sie erwarteten Dagobert hier zu finden?“ fragte er zurück. Sie ging raſch dem Hauſe zu und ſagte kurz:

„Nein! ich erwarte niemand.“

„Ich bin ſeit einigen Tagen in Hellau, um zu verſuchen ob es mir nicht gelingen möge Sie zu ſprechen, Sie allein . . . denn es iſt mir unmöglich die Antwort, welche ich von dem Grafen von Wianden bekommen habe, als die Ihre zu betrachten,“ ſagte Maximilian, ihren Schritt inne haltend.

„Doch!“ verſicherte Wendeline: „mein Großvater hat meine Geſinnung ſo beſtimmt ausgeſprochen, daß jedes weitere Wort, alſo auch dies Geſpräch, unnütz iſt.“

Sie blieb ſtehen, als ob ſie nicht geneigt ſei ferner ſeine Begleitung anzunehmen; aber auch Maximilian blieb ſtehen und fragte dringend:

„Kann denn das Glück, ja Heil und Wohlfahrt eines Menſchen, den die Schönheit Ihrer Seele unwiderſtehlich anzieht und zu jedem Opfer bereit macht — Sie wirklich in ſtarrer Gleichgiltigkeit laſſen?“

„Zwiſchen Gleichgiltigkeit und Liebe liegen hunderttauſend Stufen der Teilnahme. Das Heil eines jedenMenſchen liegt mir am Herzen. Doch dies ſind allgemeine Redensarten! eine beſondere iſt dieſe: ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre gütigen Geſinnungen . . . allein ich liebe Sie nicht und dabei muß es bleiben mit allen Konſequenzen dieſer Entſcheidung — als auch mit der, daß wir uns fortan nichts mehr zu ſagen haben.“

„Bedenken Sie die Zukunft, die Sie von ſich weiſen!“ entgegnete er und ſetzte neben ihr gehend den Weg fort: „Sie gewinnen eine Seele für das, was Sie die Wahrheit nennen und Ihre Stellung in der Welt ſoll von einem Glanz umgeben ſein, der all' Ihre Anforderungen übertrifft . . . namentlich jetzt, da Sie mit dem Verluſt Ihres Vermögens bedroht ſind, wie mir Dagobert mit großer Teilnahme ſagte.“

„O laſſen wir Dagobert aus dem Spiel!“ verſetzte Wendeline, und ein Schatten von tiefer Wehmut legte ſich über ihr ſchönes Antlitz.

mehr in einer infernaliſchen Luſt an Intrigue und Lüge als in jedem andern Grund von Leidenſchaft, Leichtſinn oder Sinnlichkeit hat; — eine Untreue die es vermag das tödtlich beleidigte Weib in bethörenden Taumel gefliſſentlich einzuwiegen und ihr thränenvolles Auge mit zärtlichen, glühenden Küſſen zu ſchließen damit ſie den Verrath nicht gewahr werde — eine ſolche iſt keine gemeine Untreue mehr, ſondern eine Miſſethat! .... eine von den Miſſethaten für die es kein ſtrafendes Geſetz, keinen Richter und keinen Rächer giebt als Gott allein — und das Herz des Weibes. Das meine hat über Dich gerichtet. Du darfſt mir kein Beiſpiel anführen, darfſt nicht ſprechen: Dieſe hat Das verziehen, und Jene Jenes! — Es giebt Momente wo allgemeine Regeln, Geſetze und Beiſpiele kraftlos ſind, und wo es Jeder nur mit dem ewigen Recht zu thun hat, welches ihm von Gott verliehen iſt um ſich bei Lebens- und Todesfragen daran zu halten. Und dies ewige menſchliche Recht nehme ich in Anſpruch um Dir abermals zu erklären, daß ich mich Dir gegenüber für völlig frei halte, nachdem Du unſern Bund gebrochen haſt.“

„Jezt, nachdem Du Dich weitläuftig genug über meine Miſſethat ereifert haſt, nahm Euſtach ſpöttiſch das Wort, muß ich Dir denn doch bemerken,

„Iſt es das!“ rief Maximilian faſt drohend und vertrat ihr den Weg: „Sie lieben dieſen armſeligen Dagobert, der . . . —“

„Hinweg von mir!“ rief Wendeline, raffte ihren Mantel zuſammen und flog wie ein Pfeil an ihm vorüber, die Lindenallee hinab, dem Hauſe zu.

Alſo das iſt es! ſprach Maximilian zu ſich ſelbſt: dies göttliche Geſchöpf liebt den ärmſten der armen Tröpfe, während er eine Floriane zu lieben ſcheint. Ob ſie es weiß? . . . es ahnt? . . . Sie liebt ihn, folglich muß ſie ihn auch haſſen können! . . . — Noch iſt ſie nicht für mich verloren.

Er kehrte um und ging nach Hellau über die Schneefläche der Wieſe zurück. Nichts feſſelte ſeinen Blick! nichts von dem allen, worauf ſoeben Wendelinens Auge gedankenvoll geruht hatte. Nur zum Wartturm ſchaute er auf. Dort, vor Jahren, war ihm Wendeline zum erſtenmal begegnet und hatte wie von oben herab einen Funken in ſeine Bruſt geworfen, der lange und unbeachtet glimmte, bis er endlich in heller Flamme aufloderte. Und das, was mir in dieſer Weiſe nie vorher und nie nachher begegnet iſt, das ſollte in ſich ſelbſt zerfallen und zwecklos untergehen? Nimmermehr! ſprach er halblaut vor ſich hin.

◆

Abwärts.

Floriane hatte einen kurzen Aufenthalt in Beau rivage genommen. Dann ging ſie wieder zu ihrer Schweſter Feodora. Sie wollte ſehen was aus Dagobert werde, wo er bleibe, um weitere Pläne danach einzurichten. Er war in Wien, verſtimmt, ungeduldig, ganz im Unklaren über ſeine Zukunft. Sein unruhiges Leben in Bern, ſeine Reiſen nach Mailand und Paris, ſeine häufigen Ausflüge an den Genfer See, hatten dermaßen ſeinem alten Chef mißfallen, daß derſelbe in ihm einen unruhigen Kopf ſah, dem gänzlich die Fähigkeit abgehe zu warten, ſich zu fügen und zu ſchmiegen; einen Sauſewind ſah, der ſich nicht einfangen und dreſſieren laſſe zum leiſen, regelrechten, diplomatiſchen Schritt und Tritt; der nur verwirren könne und im Grunde gar nicht zu brauchen ſei, obgleich man ihm geiſtige Begabung und Bildung durchaus nicht abſprechen könne. Dies Urteil war maßgebend; denn der Geſandte hatte während fünfviertel Jahren Dagoberts Tun und Treiben vor Augen gehabt, — allein es war wenig günſtig. Man konnte ihn zwar allenfalls da und dorthin ſchicken; hatte er aber ein paar Jahre in der Carriere als Attaché gedient, ſo machte er den begründeten Anſpruch auf Beförderung, und es war doch nicht möglich einen Brauſekopf in den höheren Stellen zu verwenden. Dagobert fand, daß man ſehr ungeneigt war auf ſeine Wünſche einzugehen und daß er ſich entſchließen müſſe zu warten, bis ihn ein günſtiger Wind von der Sandbank ab- und in das richtige Fahrwaſſer hineintreibe. Er lebte von den Trümmern des Kapitals, welches als erſte Schuldverſchreibung auf Bachheim aufgenommen war. Um ſich zu zerſtreuen von den Sorgen, deren er ſich für die Zukunft nicht entſchlagen konnte, begann er an eine reiche Heirat mit allem Ernſt zu denken und da war es denn Floriane, die wieder und immer wieder vor ihm auftauchte. Sie war ihm geneigt; ſie zog ihn allen jungen Männern vor: deſſen war er gewiß. Sollte ihr eigenſinniger Widerſtand gegen das Chriſtentum nicht zu brechen ſein? und wenn es geſchah — welcher glückliche Einfluß auf ihren Charakter war zu erwarten! — Wendeline hatte ſich freiwillig von ihm zurückgezogen, alle Verhältniſſe trennten ihn überdas von ihr; er war in jeder Beziehung frei in ſeiner Wahl. Frei? o Gott! ſeufzte er zuweilen in ſtillen Stunden: iſt das Freiheit, wenn ich meine

Wahl abhängig mache — vom Gelde? Denn wenn ich jetzt über eine Million verfügen könnte, ſo würde trotz allem die Wahl meines Herzens — Wendeline ſein. Ich bin nicht frei! . . . ein Sklave des Geldes bin ich. — Dann aber tröſtete er ſich wieder mit dem Gedanken, daß jeder Menſch durch eine Maſſe von Verhältniſſen tauſendfach gebunden ſei und daß man dieſe Art von Unfreiheit nicht Sklaverei nenne, ſondern ſchuldige Rückſichten. Dabei vergaß er nur die Grenzlinie zu beſtimmen: die Pflicht legt Rückſichten auf und die Leidenſchaft führt in die Sklaverei. Er hatte wohl Recht ſich einen Sklaven des Geldes zu nennen.

Frau von Roſenſtern begann zu zweifeln, daß Floriane unvermählt bleiben werde; deshalb zog ſie es vor, als ſorgſame ältere Schweſter, die Initiative zu ergreifen und ſagte eines Tages vertraulich zu Floriane:

„Ich ſehe mit Vergnügen, daß Du Dich mehr und mehr mit dem Gedanken an die Ehe befreundeſt und ich geſtehe Dir, ich wünſche in Deinem Intereſſe — nicht in dem meinen — daß der letzte Schritt möglichſt bald geſchehe.“

„Der letzte Schritt? . . . was nennſt Du ſo? und wen meinſt Du eigentlich?“ fragte Floriane höchſt gelaſſen und beſchäftigte ſich emſig mit einer eleganten Stickerei.

„Ich meine Du ſollteſt Dich taufen laſſen und

Graf Wianden heiraten,“ verſetzte Feodora entſchieden.

„Mich taufen laſſen wegen Graf Wianden! . . . welch ein Einfall, Dora! ich kann einen Eid darauf ablegen, daß nie die Rede von Liebe zwiſchen uns war . . . daß wir auf einem ganz freundſchaftlichen Fuß ſtehen, daß . . . —“

„Alles, was Du willſt, beſte Floriane! aber für jeden vernünftigen Menſchen iſt das eben nur ein kleines Vorſpiel zur Ehe und mir ſcheint Du ſollteſt es abkürzen.“

„Soll ich etwa den Grafen erſuchen mich mit ſeiner Hand zu beglücken?“ rief Floriane: „und iſt denn das überhaupt mein Wunſch? ich habe nicht die mindeſte Luſt mich taufen zu laſſen um Gräfin von Wianden zu werden.“

„Aus Deinem Benehmen ſchloß ich auf Deine Neigung für den Grafen.“

„Allein meine Abneigung gegen die Taufe hält ihr die Wagſchale! Ich könnte ja auch den Herrn Miraſol heiraten, der aus Amſterdam hergekommen iſt und der auf Java Smaragdgruben haben ſoll. Er iſt von ſpaniſcher Abkunft, königlich reich in zwei Weltteilen und die fatale Taufe fiele weg.“

„Gewiß! das wäre eine viel beſſere und paſſendere Heirat, beſte Floriane und Deine ganze Familie würde darüber in Jubilo ſein. Nur mußt Du einen beſtimmten Entſchluß faſſen und Dein Benehmen demſelben anpaſſen, denn bis jetzt hat niemand ahnen können, daß Dir Herr Miraſol beſſer gefalle, als Graf Wianden.“

„Ah, beſſer gefallen, Dora, das ſage ich nicht! mir gefällt die Perſönlichkeit des Amſterdamers ſehr, ſehr mäßig, hingegen ſeine ganze Situation ſehr gut, während es bei Graf Dagobert genau umgekehrt iſt. Du darfſt alſo nicht zu einer Entſcheidung mich drängen wollen, denn ich könnte ja einem Mann begegnen, der beides vereinigte . . . und dann hätte ich mich in vorſchneller Eilfertigkeit gebunden — was in meinem Alter und bei meinem Vermögen eine maßloſe Torheit wäre. Gönne mir doch das bischen Freiheit, Dora! unter das Ehejoch kommt man immer früh genug. Was haſt Du davon gehabt, daß Du es bei vierzehn Jahren auf Deine Schultern nehmen und es jetzt ſchon ſechszehn Jahre tragen mußteſt? — Wahrlich, Sorgen und Mühe vollauf.“

„Und eine fünfzehnjährige Tochter, die ganz bereit wäre unter das Joch zu ſchlüpfen, das Du fliehſt,“ entgegnete Feodora lachend. Doch das Lachen ging ihr nicht von Herzen, denn ſie hätte viel lieber den Beſitzer von Smaragdgruben zum Schwiegerſohn als zum Schwager gehabt, und ſie vernahm jetzt mit Erſtaunen, daß das Letztere nicht unmöglich ſei.

„Herrlich!“ rief Floriane und klatſchte fröhlich in die Hände: „ſuche ihr eine paſſende Partie aus und ich reiſe nach Paris und beſorge ihr eine Ausſtattung, die ihres Gleichen in Europa ſuchen ſoll."

„Ich halte Dich bei Deinem Wort, Floriane. Sieben Kinder hab' ich und vier von ihnen ſind Mädchen! es iſt nicht leicht ſie zu verſorgen aber die Ausſicht auf Deine Beihilfe iſt eine weſentliche Erleichterung.

„Schon recht! zähle ganz auf mich in dieſer Beziehung, Dora, und ſei überzeugt, daß ich allzeit mit Vergnügen die Ausſtattung Deiner Töchter für den Eheſtand übernehmen werde, ſobald ich mir dadurch Dein Stillſchweigen über meine Ehepläne erkaufen kann."

Feodora verließ Floriane ganz erfüllt von dem Gedanken ihre Tochter mit dem Javaneſen zu vermählen und ihr eine Ausſtattung zu geben, von der in allen faſhionablen Tagesblättern Europa's die Rede ſein ſolle. Floriane aber warf ihre Stickerei weit von ſich und verfiel in Nachdenken.

Sie ſah Dagobert täglich; ſie fühlte, daß ſein Intereſſe für ſie immer wärmer, immer lebhafter wurde; das freute ſie, denn daß ſie ihm mehr geneigt ſei, als irgend einem Mann, ja, als irgend einem Menſchen — das mußte ſie ſich geſtehen. Aber ſollte ſie, die ihm ihr Herz, ihr Vermögen, ihre Perſon ſchenkte, ihm auch noch das Opfer ihres Glaubens, d. h. des Glaubens ihrer Väter bringen? Sie dachte ſehr wenig an ihre Väter und deren Glauben und Leben, doch vorkommenden Falles zog ſie dieſelben aus dem Meer der Vergeſſenheit heraus und ſetzte ſie wie Marionetten in Bewegung für ihre Abſichten. Konnte Dagobert nicht das Opfer ſeines Glaubens bringen? — Konnte nicht ein jeder von ihnen bei ſeinem Glauben bleiben? — Wie war es überhaupt möglich das Glück einer Ehe von dem gemeinſamen Glauben abhängig zu machen? — Lauter Unbegreiflichkeiten! lauter Rätſel!

Sie wartete mit Ungeduld auf die Stunde, wo Dagobert zu kommen pflegte. Sie ſetzte ſich an ihr Pianino, ſpielte eine Mazurka und ſtand wieder auf. Sie ſetzte ſich an ihren Malertiſch, tauchte den Pinſel in dieſe Farbe und in jene Farbe — und legte ihn wieder fort. Sie ging im Zimmer umher, betrachtete ihre Gummibäume, die Blumen in ihrer Jardiniere und zählte gedankenlos die roten und die gelben Roſen des Teppichs, der das Parquet bedeckte. Endlich ſetzte ſie ſich an den Büchertiſch und ihr Blick fiel auf den Katechismus. Sie nahm ihn zur Hand und blätterte. Da öffnete ein Diener die Tür und Dagobert trat ein. Sie hob das Büchlein in die Höhe und rief ihm entgegen:

„Schauen Sie hier, in welche Lektüre ich vertieft bin.“

„Das freut mich, Fräulein Floriane.“

„Weshalb, Graf Dagobert.“

„Weil jede ernſte Lektüre gute Gedanken gibt.“

„Nur deshalb?“ rief ſie unmutig.

„Und weil aus den guten Gedanken gute Vorſätze — und aus dieſen gute Handlungen hervorgehen.“

„Meinen Sie?“

„So ſollte es ſein! freilich ſind die wenigſten Leſer konſequent . . . oder beſſer geſagt: die wenigſten Menſchen.“

„Das finde ich nicht! die meiſten Menſchen denken gemein und handeln und ſind gemein.“

„Dieſe Menſchen werden auch ſchwerlich gute ernſte Bücher leſen und deren Einfluß hatte ich im Sinn und beklagte, daß er nicht ſo groß ſei, wie er ſein ſollte.“

„Wollen Sie damit ſagen, daß ich nach der Lektüre des Katechismus hingehen müßte um mich taufen zu laſſen?“

„Das nicht! . . . allein er müßte Ihr Intereſſe für religiöſe Fragen wecken.“

„Sind Sie ſehr religiös?“

„Leider nein! . . . allein ich weiß, daß ich es ſein ſollte. Das Leben in der Welt, die Arbeiten, die Studien, die Intereſſen, die Geſchäfte, die Sorgen, die Wünſche, die Beſtrebungen, die Zerſtreuungen, welche mit dieſem Leben verbunden und ſo wichtig für das Fortkommen, ſo einflußreich auf die ganze Laufbahn ſind — dies Leben nimmt dermaßen die geiſtige und ſittliche Kraft in Anſpruch, daß nach und nach die Fähigkeit verſchwindet den Dingen, die über der Welt ſind, Teilnahme zu ſchenken.“

„Das iſt aber ein ſehr trauriges Geſtändnis!“ rief Floriane: „Wenn bei Ihnen die Teilnahme für religiöſe Fragen abgeſtorben iſt, ſo begreife ich nicht, weshalb Sie wünſchen, daß dieſelbe bei mir erwachen möge, denn von hohem, andauernden Wert ſchätzen Sie ſie nicht.“

„Doch, doch! ich bin nicht abgeſtorben für ſie ... nur etwas abgeſtumpft und ich nehme mir beſtändig vor, mich mehr mit ihnen zu beſchäftigen, ſobald ich mehr Zeit und mehr Ruhe habe. Ein Wertpapier behält immer ſeinen Wert, wenn ich auch verſäume die Coupons abzuſchneiden und durch dieſe Nachläſſigkeit die Zinſen verliere.“

„Ich bin vielleicht allzu neugierig, aber ich muß doch fragen: Was würde erfolgen, wenn Sie religiöſe Fragen mehr in Betracht ziehen und mehr in Ihr Leben verflechten würden?“

„Das iſt ganz unberechenbar,“ verſetzte Dagobert mit einem Anflug von Trauer.

„Würden Sie beſſer, edler, verſtändiger, glücklicher werden?“ fragte ſie dringend.

„Ohne Zweifel!“

„Aber, welcher Wahnwitz treibt Sie denn an, freiwillig das beſſere für das geringere aufzugeben!“ rief Floriane.

daß es kein Geſetz in der Welt giebt, welches Du für Dein Vorhaben in Anſpruch nehmen dürfteſt.“

„Geſetz, Euſtach? ſpreche ich von Geſetz? denke ich an Geſetz? Das Recht ſoll zwiſchen uns herrſchen, Euſtach! das Recht iſt etwas Andres und Höheres als das Geſetz. Denn ſieh! wenn alle Männer des Geſetzes mit allen Geſetzbüchern der Welt kämen und mir bewieſen, daß das Geſetz mir Unrecht gäbe: ſo würd' ich ſprechen: das iſt möglich, aber ich bleibe bei meinem Recht und Gott ſchützt mich darin.“

„Du biſt wirklich wie die Wilden, lieber Engel, die mit ihrem Freiheits-Inſtinkt und ihrem individuellen Unabhängigkeitstrieb ganz unfähig ſind ſich in eine menſchlich geſittete Geſellſchaft zurecht zu finden in der man Kleines fahren laſſen muß um Großes zu gewinnen. Wer nicht im Stande iſt eine perſönliche Kränkung in ſich zu überwinden — wer es nicht dahin bringen kann fremdes Unrecht zu verzeihen und eignes Leid zu vergeſſen — der iſt kein gebildeter Menſch, der tritt in die Reihen der Zeiten und Völker zurück wo die Blutrache eine Pflicht, und die Unverſöhnlichkeit eine Tugend war — mit dem iſt nicht auf gleichem Fuß zu leben. Wer ſeinem Nebenmenſchen keine Conceſſionen ma-

„Wahnwitz! Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen! Spräche jemand zu ihnen: Es iſt viel edler ein großes Vermögen mit den darbenden Nebenmenſchen zu teilen, als es allein zu verzehren, und in dieſem Bewußtſein liegt ein ſo ſüßer, tröſtlicher Lohn, daß man darin mehr Befriedigung als in der Verſchwendung von Millionen findet — würden Sie auf dieſe Teilung eingehen?“

„Schwerlich, Graf!“

„Und weshalb nicht?“

„Weil mir das Opfer zu groß wäre! . . . Weil ich nicht zu gunſten einer idealen Befriedigung dem Genuß entſagen möchte, den die geopferten Millionen mir verſchaffen würden.“

„Sehen Sie, das iſt's! Da haben Sie mit zwei Worten den Grund ausgeſprochen: Opfer und Entſagung. Davor ſchaudert aber die Natur des Menſchen zurück und er verſucht, ob er nicht ohne Opfer und ohne Entſagung ein wenig gut und ein wenig glücklich ſein könne. Nennen Sie das Wahnſinn?“

„Nein!“ ſagte Floriane und legte ihre Stirn in die flache Hand: „ich ſage überhaupt gar nichts mehr über dieſe Dinge, denn ſie machen mir Schwindel der Gedanken, aus dem kein vernünftiges Reſultat hervorgehen kann. Ich will von religiöſen Fragen nichts hören, nichts wiſſen und will in dies kleine Buch keinen Blick mehr werfen. Ich will es machen wie Sie, beſter Graf, und ohne den ſpiritualiſtiſchen Ballaſt verſuchen ein wenig gut und ein wenig glücklich zu ſein. Dann ſtehen wir ja ganz auf demſelben Boden.“

Was konnte er antworten? Mit einem ſehr bittern Gefühl mußte er vor ſich ſelbſt geſtehen, daß ſein religiöſes Leben zu tief im Verfall ſei, um ein Wegweiſer zum Chriſtentum zu werden. Brachte er es aber nicht bei Floriane dahin, blieb dieſe Kluft zwiſchen ihnen — was dann? Die Zeit verſtrich; man hatte ihm noch keinen Poſten zugewieſen; er hörte nichts von Maximilian und der großen Finanzoperation. Nach allen Seiten hin — Ungewißheit, quälende Spannung, zuweilen tötliche Angſt, die ihm alles Blut im Fieber durch die Adern jagte, und zuweilen die namenloſe Traurigkeit einer unfruchtbaren Reue darüber, daß er nicht dem Rat ſeines Vaters bezüglich der Wahl ſeines Freundes gefolgt ſei. Durch all dieſe Jahre zog ſich wie ein ſchwarzer Faden die Freundſchaft für Maximilian und ihre Folgen. Durch Maximilian war er zu jener Toleranz in Glaubensſachen gekommen, die mit ihrem wahren Namen — Gleichgiltigkeit heißt. Durch Maximilian war er in die erſten Geldverwickelungen geraten, dann auf die verlockende Bahn der Geldſpekulation, dann in die geſchäftliche Verbindung mit Herrn Illinger sen., die ihm mit Zentnerſchwere auf dem Gewiſſen lag, dann in die Beteiligung an einer Unternehmung, die in ſeinen Verhältniſſen ein

Frevel war, weil das Mißlingen ihn in unauslöſchliche Schmach ſtürzte und weil das Gelingen höchſt zweifelhaft war. Durch Maximilian war er in geſellſchaftliche Verbindungen gekommen, die keine günſtig anregende, ſondern nur verflachende, verweichlichende Elemente enthielten, welche ihn jetzt ſo umſtrickten, daß er im Begriff war den Schritt zu tun, den ſein Vater ihm vorhergeſagt und den er damals, wie etwas ganz Unmögliches, verworfen hatte: aus dem Kreiſe des Freundes wählt man die Gattin. Und in dem allen hatte Maximilian nichts verſchuldet. Nie hatte er einen ſchlechten Rat gegeben; nur das hatte er geſagt oder vorgeſchlagen oder empfohlen, was für ſeinen Standpunkt nicht zu verwerfen war. Aber ſein Beiſpiel, ſeine Anſicht beeinflußten Dagobert — und warum? weil ſie der natürlichen Neigung Dagoberts entſprachen und weil der, von welchem ſie ausgingen, klug, gewandt und reich war.

Maximilian hinweg aus meinem Leben — wie ganz anders hätte es ſich geſtaltet! ſeufzte Dagobert in Stunden der Erkenntnis, die zwar ſelten, aber nur um deſto ſchwärzer waren. Zuweilen kam ihm der Gedanke nach England zu gehen und Claudia zum Vertrauten ſeines Elends zu machen; — vielleicht wiſſe ſie Rat, Hilfe. Aber Claudia hatte kein Vermögen und hatte die Sorgen und Verdrießlichkeiten eines Prozeſſes: was konnte er von dieſem Schritt erwarten? Zuweilen ſteigerte ſich ſeine innere Unruhe dermaßen, daß er aus Europa fliehen und im Urwald Nord-Amerika's ſich verbergen wollte. Dann dachte er an den greiſen Vater, an die kränkelnde Mutter, an die Möglichkeit der Bekehrung Florianens und der Gunſt Fortuna's; — auch dieſer Schritt war nicht zu tun! — Mehr denn je ſtürzte er ſich in das geſellige Leben, um ſich zu betäuben und um aus der Marterkammer ſeiner Gedanken heraus zu kommen. Mehr denn je ergoß er ſich in die Welt des Scheins, weil ihm ſein eigenes Sein unerträglich war, und in die Außendinge verloren kam ihm mehr und mehr Gott gleichſam abhanden, Gott und ſeine Seele — denn die ſind beide unzertrennlich.

Schwerkranke haben keinen Maßſtab für die Zeit. Schwerkrank, geiſtiger Weiſe, war Dagobert und ein Jahrzehnt ſchien ihm verfloſſen, ſeitdem er ſich mit Maximilian auf das Glücksrad geſtellt hatte; — aber Maximilian war verſchwunden. War er bei ſeinem Vater, oder in Paris oder in Trieſt oder in einem andern Weltteil — man wußte es nicht, denn er ſchrieb nicht und kam nicht. Herr von Roſenſtern verſicherte, er ſei in Paris; aber Feodora und Floriane wollten es nicht glauben, weil er kein Lebenszeichen gebe und er hatte doch von Floriane Aufträge für Hellau bekommen, die ihr wichtig waren: er ſollte die Niederlaſſung der Krankenſchweſtern bei Pfarrer Edelholt betreiben; — und von Feodora nicht minder wichtige Toilettenaufträge für Paris: ſollte er das alles vergeſſen haben? —

O nein! er hatte nichts vergeſſen, aber auch nichts beſorgt. Ihn langweilten die Puppenſpiele ſeiner Schweſtern. Ihn langweilte das Leben, das Treiben, die Welt, die Geſellſchaft, die unbefriedigende und ſtets erneuerte Jagd nach Gold, nach Freuden, nach Berauſchung. Ihn langweilten die Geſchäfte mit ihren Kombinationen und Spekulationen. Und doch ſtand er in dem allen mitten darin und tat genau alles, was er zu tun hatte — und das war nicht wenig, da er das Haus ſeines Vaters mit ſeinen beiden Pariſer Schwägern und mit Herrn Frymar in London in Verbindung erhielt. Gewohnheitsmäßig und aus Tätigkeitsbedürfnis vollzog er ſeine Obliegenheiten; doch ſeine innerſten Gedanken gingen auf ganz anderen Wegen: ſie waren mit gekränktem Zorn der Leidenſchaft bei Wendeline, ſie waren mit Eiferſucht bei Dagobert.

Dagobert aber ertrug nicht länger die Spannung, die ſeine Seelenkräfte verzerrte und verzehrte. Es wurde Frühling und Sommer; ſeine Lage blieb in jeder Beziehung dieſelbe. Da ſagte er zu Floriane, die im Begriff war nach Hellau zu gehen:

„Ich reiſe nach Paris."

„Zur Botſchaft?" fragte ſie lebhaft.

„Nein . . . in eigenen Angelegenheiten.“

„Es tut mir leid, daß Ihnen kein diplomatiſcher Poſten zugewieſen wird.“

„Ich habe gleich auf meinem erſten Poſten in Bern ſehr ungeſchickt mich benommen und muß jetzt für dieſen Fehltritt büßen . . . wer weiß wie lange! ich will dieſen unfreiwilligen Urlaub benutzen und in Privatgeſchäften nach Paris gehen. Es iſt mir zur fixen Idee geworden, für die ehemaligen linksrheiniſchen Beſitzungen meiner Familie, welche ſie durch die franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts verlor, eine Entſchädigung zu verlangen.“

„Mir ſcheint das hätten Sie, hätten Ihre Vorfahren längſt betreiben ſollen.“

„Meine Großmutter tat es, doch ohne Erfolg und mein Vater hat ſeitdem ſtets behauptet, es ſei ganz und gar unmöglich bei den permanenten Umwälzungen in Frankreich eine Entſchädigung zu erhalten.“

„Worauf ſtützt ſich denn Ihre kühne Hoffnung?“

„Mein Gott! unſere ſchönſten Hoffnungen haben meiſtens ſehr ſchwache oder gar keine Stützen, Fräulein Floriane!“ rief Dagobert mit großer Bitterkeit: Man hofft, weil man lebt . . . weil man ſich nicht entſchließen kann bei lebendigem Leibe zur Hölle ſich zu verdammen; denn das iſt der Ort, wo man nicht mehr hofft. Sie wiſſen was Dante ſagt . . . —“

„Dante!“ fiel Floriane ein: „laſſen Sie doch Dante ſagen was er wolle! Dichter ſind überſpannte Leute, ſobald ſie eine große Phantaſie haben und kindiſche Geſchöpfe ſobald ſie keine Phantaſie haben: folglich paßt von all’ ihrem Gerede, ſei es noch ſo ſchwunghaft oder noch ſo läppiſch, keine Silbe auf die Wirklichkeit und auf uns.“

„Nennen Sie nur das, was in die Sinne fällt — Wirklichkeit?“

„O nein, Graf Dagobert!“ rief Floriane mit ihrem ſüßen falſchen Lächeln: „wie ſich die Dinge in der Tat verhalten — das nenne ich Wirklichkeit! und im fraglichen Falle verhält es ſich ſo, daß der Menſch hofft . . . wenn er liebt.“

Sie entfernte ſich raſch, als wolle ſie eine Erklärung nicht hören und nicht weiter geben; aber ihre Worte fielen wie erfriſchender Tau auf Dagoberts mattgequältes Herz. Er hatte ſich in das Blendwerk einer Entſchädigung für das längſt und gründlich Verlorene hineingearbeitet, um eine Beſchönigung ſeiner Reiſe nach Paris zu haben. Auf dieſe Hoffnung konnte ſich Florianens Wort nicht beziehen; ſo ermutigte ſie ihn denn ganz entſchieden zu einer andern, und in ſeiner ſanguiniſchen Weiſe ſah er ſich ſchon der Erfüllung nah. Vielleicht benutzte Floriane ihren Aufenthalt in Hellau, um den Schritt zu tun, der eine Heirat möglich machte. Daß ſie in jüngſter Zeit mit Pfarrer Edelholt in Briefwechſel ſtehe, hatte ſie ihm geſagt. Freilich handelte es ſich nur um die Niederlaſſung der Krankenſchweſtern; aber wie manches konnte dabei zur Sprache gebracht werden und Pfarrer Edelholt war nicht der Mann, der in dieſem Punkt etwas verſäumte. Genug, Dagobert reiſte in gehobener Stimmung ab und ein Telegramm verkündete in Bachheim ſeinen flüchtigen Beſuch. Er fand ſeine Mutter leidend und ſeinen Vater faſt erblindet; aber neben ihnen Wendeline, die wie ein Schutzengel das ganze Haus unter ihre Flügel nahm. Man brauchte ſie nur anzuſehen, um ſofort zu erkennen, welch' ein ſelbſtloſes, reines, opferwilliges Leben ſie führe. Den Inſtinkt dafür hatte Dagobert nicht verloren. Im Gegenteil! es regte ſich in ſeiner Bruſt eine große Freude, daß ein ſolches Weſen auf der Welt und bei ſeinen Eltern ſei und ein großer Schmerz, daß er Wendeline ſo unähnlich ſei, den Eltern ſo wenig Freude und Troſt bereite und im Hinterhalt einen Leidenskelch für ſie habe, der alles übertreffe, was ſie von Herzeleid ahnen konnten. Auf die Frage der Eltern nach der Veranlaſſung zu dieſer Reiſe, antwortete er mit einem diplomatiſchem Lächeln, er mache ſie in Geſchäften. Dadurch war jeder weiteren Frage vorgebeugt. Seine

Idee wegen der Entſchädigung brachte er ſpäter vor.

„Ich hoffe,“ entgegnete ſein Vater, „daß dieſer ganz unbegreifliche Einfall keinen Teil der Geſchäfte ausmacht, welche Dich nach Paris führen; denn das wäre ungefähr ſo, als dächteſt Du daran in unſerm Mühlenbach einen Wallfiſch zu angeln: Was geſchehen konnte iſt zu einer Zeit geſchehen, wo man auf günſtigen Erfolg rechnen durfte . . . und es war vergeblich.“

„Ich habe manche Freunde in Paris, lieber Vater, und mit Geld kann man dort viel erreichen.“

„Das Syſtem der Beſtechung ſpricht mich nicht an, Dagobert,“ verſetzte der Graf mit tiefem Ernſt: „ich weiß nicht ob es erlaubt iſt den Verſuch zu machen, durch unrechtmäßige Mittel zu einem rechtmäßigen Eigentum zu kommen; aber es iſt ganz gewiß, daß dies Eigentum uns durch den Umſturz aller Verhältniſſe verloren ging und daß es ebenſo unnütz iſt Anſprüche darauf zu erheben, als auf das Fortbeſtehen der alten Rechte der Reichsritterſchaft. Gib Dich nicht ſolchen Illuſionen hin und vergeude nicht Dein Geld auf eine Weiſe, wo eine Million gegen Null ſteht.“

Die Gräfin fragte viel nach ſeinen geſellſchaftlichen Beziehungen, nach den Verwandten und andern äußern Dingen; ſie war zu angegriffen und zu leicht ermüdet, um ein ernſtes Geſpräch wünſchen und führen zu können. Sie fand aber, daß er bleich und abgefallen ausſehe. Auf dieſe Bemerkung verſetzte Dagobert ſcherzend:

„Vergiß nicht, beſte Mutter, daß ich längſt ein Vierteljahrhundert hinter mir habe. Eine ſolche Laſt trägt ſich nicht leicht.“

Mochte er aber ſcherzen und lachen und unbefangen über verſchiedene Fragen ſprechen, Wendelinens unbeſtechliches Auge durchſchaute den roſenfarbenen Flor, den er um ſein inneres Weſen zog, und mehr denn je zürnte ſie ſich ſelber, daß ſie, übermannt von aufwallender Empörung, jenes Abendgeſpräch mit Maximilian unterbrochen habe. Hätte ſie ihn ausreden laſſen, hätte ſie ruhig Fragen an ihn geſtellt, hätte ſie dann dasjenige abgezogen, was in Maximilians Äußerungen der Leidenſchaft angehören mochte, ſo hätte ſie einen deutlichen Einblick in Dagoberts Seelenzuſtand gewinnen können. Jetzt klang beſtändig das ſchreckliche Wort „der armſelige Dagobert“ vor ihrem Ohr. Er hielt ſich nur drei Tage in Bachheim auf; ſie fand keinen Augenblick zu einem ungeſtörten Zwiegeſpräch mit ihm; doch bemühte ſie ſich, einigen Troſt aus dem Umſtand zu ſchöpfen, daß Dagobert trotz ſeines kurzen Aufenthaltes zum Pfarrer ging und, gegen ſeine Gewohnheit, lange bei demſelben blieb. Sie wußte nicht, daß Dagobert dem Pfarrer Gelder von Floriane für die Krankenſchweſtern überbrachte.

chen will, der gehe in die Wüſte wo es überhaupt keine Menſchen giebt.“

„In einem ſolchen Fall — ſo ſagteſt Du vor einem Jahr, Euſtach! — würde ich den Liebhaber meiner Frau erſchießen und ſie verſtoßen. Da iſt alſo von Conceſſionen nicht die Rede! Auch ich begehre auf gleichem Fuß zu leben, und daß ſo ſehr viele Frauen es nicht begehren, das eben macht ihre Stellung ſo jämmerlich“ .... —

„Aber ſie behalten dafür die Tugenden ihres Geſchlechts, Milde, Geduld, Nachgiebigkeit, Friedfertigkeit“ .... —

„Ja wol, Euſtach! all die Tugenden die mit ihrer Schwäche zuſammenhängen! Ich aber erkenne nur eine Tugend an, und das iſt Energie: die Fähigkeit das ganze Weſen in dem Brennpunkt zuſammenzufaſſen wo Sein und Thun Eins werden — ſo daß der Kern des Menſchen die Wahrhaftigkeit iſt. Halbheit iſt immer kläglich und häufig verderblich.“

„O Cornelie! rief Euſtach hingeriſſen, es iſt aber nicht allen Menſchen gegeben von einer ſolchen unerſchütterlichen Tugend zu ſein!“

„Vielleicht Keinem! ſprach ſie ſanft. Darum aber ſollte man nicht gute Eigenſchaften, die im Naturel oder im Temperament liegen Tugenden nennen.“

Nachdem ſich Dagobert dieſes Auftrags entledigt hatte, ſagte er:

„Ich hoffe, Sie finden mich nicht unbeſcheiden, Herr Pfarrer, wenn ich mir die Frage erlaube, ob Fräulein Illinger ſich jemals in einer Weiſe gegen Sie äußerte, welche eine Hinneigung zum Chriſtentum verraten hätte.“

„Das hat ſie nie getan. Eine gewiſſe Neugier — ja! auch eine gewiſſe oberflächliche Teilnahme für vereinzelte Erſcheinungen in der Kirche. Aber ein Bedürfnis, ſie im Ganzen und in der Wurzel zu faſſen — nein, das nie!“

„Und es iſt Ihnen nicht möglich geweſen, auf dieſen allzu beweglichen Geiſt einen Einfluß zu gewinnen, der ihn in die Bahn des Chriſtentums hineingelenkt hätte.“

„Nicht den mindeſten, beſter Herr Graf, denn Fräulein Illinger bot mir dazu keine Handhabe. Sie ſchreibt, wie ſie ſpricht: ſie diskurriert kreuz und quer; ſie macht lauter Springerzüge; und ſchließlich ſagt ſie, ich mag nicht oder ich will nicht weiter gehen.“

„Alſo iſt das auch Ihre Erfahrung? ſie ſtimmt mit der meinen überein. Dennoch dürfen wir die Hoffnung auf ihre Bekehrung nicht verlieren.“

„Gewiß nicht! In spem contra spem: das iſt der Wahlſpruch der Kinder des Glaubens und der Erlöſung.“

„Und ich denke zuweilen, wenn Fräulein Illinger in Verbindung käme mit einem ſolchen Kinde des Glaubens, wie z. B. Wendeline iſt, ſo würde ihr das einen tieferen Eindruck machen, als Geſpräche und Lektüre. Meinen Sie nicht?“

„Es iſt möglich . . . obſchon bei dieſem oberflächlichen Charakter nicht wahrſcheinlich.“

„Schlimmere haben ſich ſchon bekehrt, Hochwürden.“

„Ja, Herr Graf! große Sünder, ſtolze Geiſter, ſchwere Verbrecher, Seelen, die nach Wahrheit durſten, haben ſich bekehrt; in alten Zeiten häufig, weil damals die Charaktere im allgemeinen energiſcher waren; in unſerer Zeit der moraliſchen Abmattung ſehr ſelten; und nun gar ſolche Weſen wie Fräulein Illinger, welche die ganze Welt als ein Spielzeug betrachten, das dem Reichtum und der Schönheit gehört und gebührt — die eigenen ſich am allerwenigſten dazu, das Samenkorn der Wahrheit aufzunehmen. Die Ackerkrume iſt zu ſandig und zu ſteinigt: Oberflächlichkeit und Selbſtſucht widerſtehen der Bekehrung.“

„Sie urteilen ſehr ſtreng über Fräulein Illinger.“

„Berichtigen Sie mein Urteil, Graf Dagobert! es ſoll mich herzlich freuen. Ich kann nicht anders ſprechen als ich denke, und ich denke, daß Fräulein Illinger keine großartig angelegte Natur iſt, die um jeden Preis nach der abſoluten Wahrheit ſucht und ringt; — und keine natürlich fromme Seele iſt, die durch Glaubensbedürfnis zur Wahrheit geführt wird. Hingegen ſcheint mir, daß ſie klug genug iſt, um wenigſtens zu ahnen, daß man, wenn man eine abſolute Wahrheit anerkennt, ſich ihr unterwerfen müſſe, daß deren Geſetze Schranken ziehen gegen die Zügelloſigkeit des Willens und gegen die Ausſchreitungen des Verſtandes, und daß dieſe Schranken, namentlich in Betreff des Willens, ungemein beläſtigen können.“

„Ich widerſpreche nicht, Hochwürden! dennoch iſt Fräulein Illingers Bekehrung einer meiner lebhafteſten Wünſche und da ich glaube, daß gute Beiſpiele vom größten Einfluß ſind, ſo würde es mich glücklich machen, wenn Fräulein Illinger, die nächſtens nach Hellau kommt, mit meiner Familie in Verbindung treten würde . . . und wenn Sie die Hand dazu bieten wollten.“

„Aber letzteres iſt ja gar nicht nötig. Sprechen Sie doch Ihren Wunſch Ihren Eltern aus.“

„Das kann ich nicht, denn meine Eltern würden Vorausſetzungen daran knüpfen, die ihnen . . . nicht ſympathiſch ſind. Macht ſich aber die Sache durch Sie: ſo fällt der Verdacht weg, daß ich mich beſonders lebhaft wegen eines perſönlichen Zweckes für ſie intereſſiere.“

„Allein es hätte doch ſeine Richtigkeit mit dieſer Annahme,“ ſagte der Pfarrer ruhig.

„Und es wäre wahrhaftig kein Verbrechen!" rief Dagobert aufgeregt.

„Davon kann in Verbindung mit Ihnen nicht die Rede ſein," verſetzte der Pfarrer: „aber es widerſtrebt mir, eine Sache gleichſam in meinen Schutz zu nehmen, die Ihren vortrefflichen Eltern peinliche Verwickelungen bereiten könnte."

„Vielleicht würde ſie ihnen etwas noch Peinlicheres erſparen," erwiderte Dagobert beklommen.

„Wieſo? . . . Sie ſind doch nicht . . . nein, unmöglich! Sie ſind nicht mit Fräulein Illinger verlobt!" rief der Pfarrer mit lebhafter Teilnahme.

„Gewiß nicht," verſicherte Dagobert.

„Lieber Graf! laſſen Sie ſich nicht binden durch eine Feſſel der Leidenſchaft! . . . halten Sie ſich frei! bleiben Sie Herr über ſich ſelbſt!" ſagte der Pfarrer warm und eindringlich und ergriff Dagoberts Hand, als wolle er ihn von dem nächſten Schritt zurückhalten.

Aber Dagobert mochte nichts weiter hören. Es hätte ihn nur beängſtigt, nicht beruhigt. Er antwortete mit kühlem Lächeln:

„Es iſt gar nicht von mir die Rede, Hochwürden, nur von Fräulein Illinger und deren Bekehrung zum Chriſtentum und ich beklage aufrichtig, daß Sie Ihre Mitwirkung bei einer Veranſtaltung verſagen, die mehr wie jede andere einen günſtigen Erfolg verſprochen hätte.“

„Wenn es zum Heil dieſer Seele dient, ſo wird der liebe Gott ohne Zweifel den Mangel meiner Mitwirkung reichlich zu erſetzen wiſſen,“ erwiderte freundlich der Pfarrer und ſchrieb die Quittung über den Empfang des Geldes. Dann ging Dagobert fort und Pfarrer Edelholt ſprach zu ſich ſelbſt: Nein! das wäre kein Gatte für Wendeline. Es iſt beſſer, daß ſie ihre ſchöne Jugend in einem freudenloſen Leben opfert, beſſer, daß ſie einer einſamen, ungewiſſen Zukunft entgegengehe, als an der Seite dieſes Dagobert mit ihm und durch ihn durch das Leben zu ſchwanken.

Dagobert verließ Bachheim mit ſchwerem Herzen, gepeinigt von der ſchauerlichen, ſtets wiederkehrenden Frage: Wäre der Tod meiner Eltern nicht dem Herzeleid vorzuziehen, das ich ihnen möglicherweiſe bereite? — — Wendeline hatte ihm zu ſeinem größten Befremden zugeflüſtert, als ſie ihn zum Abſchied zur Tür begleitete:

„Wie ſtehen Sie mit Maximilian?“

„Was meinen Sie?“ ſagte er voll Schreck, denn er dachte an ſeine Geldverbindungen mit ihm.

„Genau das, was ich fragte!“ erwiderte ſie haſtig.

„Wir ſind die beſten Freunde.“

„Iſt er gewiß nicht falſch?“

„O Wendeline! wie können Sie mit Ihrem

guten, reinen Herzen ein ſolches Mißtrauen gegen ihn hegen!“

Sie reichte ihm die Hand und ſchwieg. Sie hatte ihre Großeltern gebeten, der Bewerbung Maximilians nicht gegen Dagobert zu erwähnen; ſie wolle es jenem überlaſſen, es mitzuteilen oder zu verſchweigen. Von ihrer Begegnung mit Maximilian im Park ſprach ſie zu niemand, nicht einmal zu Pfarrer Edelholt, weil das letzte Wort ſo ſchrecklich klang, daß ſie ein furchtbares Geheimnis zu offenbaren fürchtete, wenn ſie es ausſpreche.

„Was treibt Dich denn in den ſummenden Bienenſchwarm hinein, der hier den Honig des Goldes zu gewinnen und zu genießen ſtrebt!“ mit dieſen Worten empfing Maximilian Dagobert ſehr kühl in Paris; — und faſt ebenſo kühl antwortete Dagobert, indem er ſich ermüdet in einen Lehnſtuhl warf:

„Das, was den ganzen Bienenſchwarm in Bewegung ſetzt.“

„Du willſt doch nicht etwa in irgend eine Spekulation Dich einlaſſen?“

„Vielleicht doch.“

„Zur Botſchaft gehörſt Du alſo nicht?“

„Leider, nein!“

„Aber ſprich! wozu haſt Du Deine Studien gemacht, Deine Reiſen gemacht, Deine Kenntnis fremder Sprachen erworben, Dich für die diplomatiſche Laufbahn gebildet, wenn Du es jetzt nicht einmal dazu gebracht haſt, Attaché bei einer Botſchaft zu werden! Sekretär müßteſt Du ſein! . . . Man iſt ungerecht gegen Dich."

„Ich wünſchte einen Poſten in der Levante zu bekommen und der iſt vorderhand nicht zu haben. Da beſuchte ich meine Eltern kam hieher, um mich zu erkundigen, wie es ſteht mit Deiner großartigen Finanzoperation?"

„Lieber Freund, ich habe Dir geſagt, daß goldene Früchte nicht ſo ſchnell reiften wie Brombeeren. Sei ſo gut, Dich zu gedulden, ich kann den Lauf der Dinge nicht beſchleunigen und nicht aufhalten."

„Aber es wird bald ein Jahr, ſeitdem die Sache unternommen wurde."

„Sage richtiger: geplant wurde. Bevor eine ſolche Unternehmung in Gang kommt, vergeht einige Zeit. Du mußt Dich anderweitig beſchäftigen und nicht immer dem einen Punkt nachſinnen."

„Aber von dem einen Punkt hängt die Ruhe meines Lebens, hängt meine ganze Zukunft ab . . . meine Karriere nicht ausgenommen."

„Bah! es iſt ein Unglück, wenn man ſich nur ſo nebenbei mit Geldgeſchäften befaßt! da meint man denn gleich, daß gerade von dieſer einen Spekulation das Heil der Welt abhange."

„Nicht das Heil der Welt — aber mein eigenes, meine Wohlfahrt, meine Stellung, mein Ruf, meine Ehre!“ . . . —

„Hat man ſich hingegen wirklich den Geſchäften im großen Stil gewidmet, ſo hat man ſo viel verſchiedene Finanzoperationen angeknüpft, ſo vielſeitige und weitausſchauende Spekulationen unternommen, in ſo tauſendfache Verbindungen ſich eingelaſſen, daß das Auge zu einem freien Überblick des Ganzen gleichſam gezwungen wird; denn, wenn es nur auf einem Punkt haften wollte, wie das Deine, ſo würde man auf den vereinzelten Glücks- oder Unglücksfall ein verſtörendes Gewicht legen, während man auf die Chance des Mißerfolgs vorbereitet ſein und Maßregeln getroffen haben ſoll, die ihn möglichſt unſchädlich machen, ſo daß er wenigſtens auf keinen Fall unſere geſchäftliche Reſpektabilität berührt. Da Du eine ſolche nicht nötig haſt, ſo ſehe ich überhaupt nicht ein, weshalb Du lamentierſt.“

Mit ganz pedantiſcher Breite und Kälte hatte Maximilian ſein Syſtem dargelegt. Sehr beunruhigt erwiderte Dagobert:

„Ich ſtimme Dir im Prinzip ganz bei und Du darfſt mir glauben, daß ich tauſendmal den Schritt bereut habe, welcher mich in eine Arena ſtellte, in der ich mich auf keinen Wettlauf einlaſſen kann. Die Umſtände drängten mich dahin. Ich habe nun einmal das entſetzliche Unglück, mich nie mit meinem Budget zurechtzufinden . . . alſo bin ich auf ungewöhnliche Mittel angewieſen! daß dieſe glücken, iſt für mich keine Geſchäftsſache, ſondern eine Lebensfrage."

„Gehört zu dieſen Mitteln auch Deine Bewerbung um Floriane?" fragte Maximilian ſcharf.

„Ich habe mich nie um ſie beworben!" rief Dagobert mit auffwallendem Zorn.

„Du warteſt nur ihre Bekehrung ab, um es direkter Weiſe zur tun," verſetzte Maximilian ruhig: „indirekt haſt Du es längſt getan, haſt Dich längſt auf einen ſo eigentümlichen Fuß mit ihr geſtellt, daß andere Bewerber wenig Luſt haben konnten, Dir den Rang abzulaufen. Nun, es iſt ja ſeit vielen Jahren mein Wunſch und Floriane iſt klug genug, um nicht weiter zu gehen als ſie will! da Du aber von ungewöhnlichen Mitteln ſprachſt, ſo machte mich das ſtutzen."

„Ich hatte nur meine elenden Finanzverlegenheiten im Sinn," verſetzte Dagobert mißmutig; weil alles ganz richtig war, was er über ſein Verhältnis zu Floriane hören mußte.

„Haſt Du denn wirklich eine ganz tolle Verſchwendung getrieben?" fragte Maximilian.

Er hatte nie ſo gefragt; er hatte nie die Veranlaſſung geboten, daß ſich Dagobert über dieſen Punkt gegen ihn ausſpreche, weil ihm dies Vertrauen läſtig werden konnte. Jetzt aber ſchien es ihm ratſam, ſich Aufklärung zu verſchaffen und mit Dagobert war es dahin gekommen, daß es ihm ſchon eine Erleichterung gewährte, das zu tun, was er ſonſt immer mit zarter Scheu gemieden hatte: dem reichen Freunde einen klaren Einblick in ſeine folternden Geldnöten zu geſtatten. So erfuhr denn Maximilian alles und begriff, daß Dagobert allerdings gezwungen ſei, ſeine ganze Hoffnung auf einen glücklichen Wurf zu ſetzen; denn nur in dieſem Fall war Bachheim zu retten. Mißlang der Wurf, ſo war Bachheim verloren. Entweder verkaufte es der alte Graf von Wianden, um ſeines Sohnes Schulden zu decken — und dann war die ganze Familie am Bettelſtab; oder er verkaufte es nicht — und dann trug Dagobert die Schmach unbezahlbarer Schulden, ſo daß an irgendeine Karriere nicht zu denken und ſeine ganze Exiſtenz ruiniert war. Das alles hörte Maximilian und durch ſeine Seele ging nur ein Gedanke: Und dieſen leichtſinnigen, oberflächlichen Menſchen, der, wenn es der geſellſchaftliche Ton erlaubte, mit Freuden eine Ehe mit einer Jüdin ſchließen würde — den liebt dieſe Wendeline! denn in dem Blitz ihres Auges, im Vibrieren ihrer Stimme lag der Zorn gekränkter Liebe! . . . Sie mußte ihn verachten, ihn haſſen, wenn ſie alles wüßte . . . Aber man weiß nichts in Bachheim . . . die zunehmende Erblindung des Grafen, die Krankheit der Gräfin, der Prozeß, der die Gräfin Sierra Blanca in England feſthält: das alles macht Bachheim zu einer ein-

Euſtach gab ſich nicht überwunden. Mit Thränen, mit liebkoſenden Schmeicheleien, mit zürnenden Vorwürfen, mit Ausbrüchen flammender Leidenſchaft — mit Allem was rühren, ſchmerzen, berauſchen, und dadurch einen Gefühlsaufruhr erregen kann, von dem es keine Rettung giebt als die Rückkehr des Stromes der Empfindung in ſeine alten Ufer: ſo beſtürmte er Cornelie um Etwas das nicht in ihrer Macht war: um ihre Liebe. Täglich wiederholten ſich dieſe Szenen, und immer mit der Steigerung, die unter dieſen Verhältniſſen unvermeidlich war. Sie ſah in ihrer Unerſchütterlichkeit ihr Heil, und er in ſeinem Siege ſein Lebensglück. Tödtliche Worte waren ſchon gefallen, Worte die genügen um jede Vermittlung unmöglich zu machen, weil ſie wie gezogene Schwerter an einander geklirrt haben, deren Klang ſich nie vergißt, auch wenn es nachher Friede werden ſollte.

„Es iſt vergeblich, Euſtach! ſprach Cornelie trübe; die Liebe iſt dahin, das Vertrauen iſt fort .... aber dermaßen fort, daß ich die Ueberzeugung habe: in demſelben Augenblick wo ich mit voller Seele an Dein Herz ſinken würde, würdeſt Du .... mich aufs Neue verrathen. Es giebt ſolche unſelige Naturen; ſteckt es ihnen im Blut, in der Gewohnheit, in den räthſelhaften Abgründen der Eigenthümlichſamen Inſel im Ozean. Man weiß dort nicht, was in der Welt vorgeht. — Das dachte er, während Dagobert ſeine Leidensgeſchichte, die traurigſte, die ſelbſtverſchuldete, vor ihm ausſtrömte und mit den Worten ſchloß:

„Jetzt wirſt Du meine Unruhe begreifen, denn der Mißerfolg der Spekulation ſtempelt mich zum Verbrecher am fremden Eigentum.“

Die Seinen hätten einſtimmig ausgerufen: Nicht der Mißerfolg macht das Verbrechen aus, ſondern die Sache an ſich! — aber Maximilian begnügte ſich zu ſagen:

„Welche raſende Unvorſichtigkeit.“

Dagobert aber, teils geſtachelt und teils abgeſtumpft im Gewiſſen, rief in großer Aufregung:

„Du begreifſt meine Spannung! . . . ich kann ſie nicht ertragen mit den Händen im Schoß . . . ich muß etwas unternehmen, was meine Gedanken ablenkt . . . wenigſtens ſie teilt. Ich hatte gehofft, die Entſcheidung werde früher eintreten und werde günſtig ſein. Je mehr ſie ſich verzögert, deſto mehr fürchte ich den Mißerfolg. Dieſe Furcht könnte mich wahnſinnig machen. Ich muß mich zerſtreuen, muß nach anderer Seite Hoffnung ſchöpfen . . . Hoffnung, dieſe Lebensluſt, die mir jetzt auszugehen droht. Gib mir alſo einen Rat oder, wenn Du das nicht willſt, ſchlage mir etwas vor, wodurch ſich mir eine Chance des Glücks öffnen kann. Ich habe noch einige tauſend Gulden: läßt ſich damit nichts unternehmen?“

„Und wenn ſie verloren gehen — was dann? . . . Soll dann Floriane, gleichviel ob Jüdin oder Chriſtin, die Breſche des guten Namens und der Kaſſe ſchließen?“ fragte Maximilian eiſig.

„Du biſt ein falſcher, ein boshafter Freund!“ brauſte Dagobert auf.

„Nie verdiente ich dieſen Vorwurf weniger als jetzt,“ verſetzte Maximilian kaltblütig: „ich zeige Dir, wohin es mit Dir kommen kann, teils um Dich zu warnen, teils um Dir begreiflich zu machen, daß dies nicht die Art iſt, um Floriane zu gewinnen. Warum willſt Du nicht jetzt frank und frei Dich um ſie bewerben? Tuſt Du das und iſt ſie Dir ſo geneigt wie ich es glaube, ſo läßt ſie ſich taufen, Du heirateſt ſie und biſt all Deiner Ängſte in der Gegenwart und für die Zukunft quitt. Dies iſt mein Vorſchlag und ich finde ihn in Deinen Verhältniſſen viel annehmbarer, als wenn ich Dir vorſchlüge, Aktien zur Gründung eines Gaſthofs oder einer Waſſerheilanſtalt ꝛc.ꝛc. zu nehmen.“

„Wo iſt Floriane?“ fragte Dagobert haſtig: „Als ich Wien verließ, war ſie ſchon ſeit vier Wochen zu ihrer Schweſter nach Berlin gereiſt.“

„Und in dieſen Tagen iſt ſie in Ems bei Conſtance eingetroffen, welche die Kur dort brauchen ſoll. Du tuſt alſo am beſten, Dich nicht hier aufzuhalten, ſondern stante pede nach Ems zu gehen. Da haſt Du einige Wochen vor Dir, um Deine und Florianens Angelegenheit auf's beſte zu Ende zu führen. Für Geldgeſchäfte biſt Du nicht organiſiert, biſt viel zu reizbar und heißblütig und gar nicht imſtande, einen Unfall mit Gelaſſenheit zu ertragen, was eine ungeheuere Schwachheit iſt. Sorglos in den Tag hineinleben, das Geld mit beiden Händen zum Fenſter hinauswerfen, unbekümmert ob es und woher es komme: das iſt Dein Fach. Kannſt Du das, ſo biſt Du ein charmanter Menſch, bewandert in allerhand Wiſſenſchaft, Bildung und Anſtand, und befähigt, eine Depeſche in verſchiedenen Sprachen auf's Feinſte verzwickt zu ſchreiben. Du ſiehſt, ich ſchätze Deine Verdienſte."

„Nach Gebühr!" ſetzte Dagobert mit einem traurigen Lächeln hinzu: „aber Du haſt recht: ich bin ſo, wie Du ſagſt."

„Vergiß nicht, daß ich geſagt habe: ſehr liebenswürdig. Das iſt auch etwas wert. Mache das geltend bei Floriane. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Ihr Euch verſtändigt. Dann iſt Dir gründlich geholfen und ſie wird Gräfin von Wianden."

Maximilian war ganz aufrichtig, indem er ſo zu Dagobert ſprach. Nebſtdem hatte er freilich die Hoffnung, daß Wendeline leichter zu gewinnen ſein werde, wenn Dagobert vermählt ſei. Dieſer folgte dem Rat, hielt ſich nur einige Tage in Paris auf und ging nach Ems, ohne auch nur im entfernteſten an ſeine Entſchädigungsidee gedacht, viel weniger für ſie gewirkt zu haben. So hohl und zuſammenhanglos rollten ſich die Gedanken durch ſeinen Kopf. Jetzt richteten ſie ſich auf Floriane und er ſchöpfte Mut und Zuverſicht aus der Ruhe, mit welcher Maximilian dieſe Angelegenheit betrachtete.

Verlobung.

„Sieh da! Graf Wianden!“ rief eine Stimme mit freudigem Klang, als er am Morgen nach ſeiner Ankunft in Ems im Gewühl der Promenade erſchien und ſich langſam Bahn brach, rechts und links umſpähend. Auf einer Bank neben dem Muſiktempel ſaß Floriane und Conſtance und die erſtere hatte ihn ſogleich mit ſcharfem Blick wahrgenommen. Er ſetzte ſich zu ihnen und Conſtance ſeufzte:

„Sie ſind auch zu einer Kur verurteilt?“

„Das Urteil einer Brunnenkur iſt leicht zu ertragen, Miſtriß Frymar, denn es lautet auf Leben und Geſundheit,“ verſetzte Dagobert.

„Iſt aber doch eine mühſame Sache! Morgens ſpazieren gehen, nachmittags ſpazieren gehen, abends ſpazieren gehen — das iſt keine Kleinigkeit!“

„Ich finde es reizend!“ ſagte Floriane lächelnd: „ich beſteige mit dem größten Vergnügen morgens und abends dieſe grünen Hügel und atme die friſche Waldluft ein . . . nur die Promenade am Brunnen langweilt mich.“

„Die gefällt mir noch am beſten,“ ſagte Conſtance; „da ſind überall Bänke und man hört bequem der Muſik zu.“

„Eine ganz neue Art des Spazierengehens!“ rief Dagobert lachend.

„Wo haben Sie denn Ihren Brunnenbecher — das Wahrzeichen eines Kurgaſtes,“ ſagte Floriane.

„Glauben Sie wirklich, daß ich wegen einer Kur hier bin?“ fragte Dagobert ernſt.

„Sie haben mir keine Veranlaſſung gegeben, etwas anderes zu glauben,“ erwiderte ſie, erhob ſich und ſagte: „Jetzt, Conſtance, der letzte Becher.“

Es wollte Dagobert ſcheinen, als habe Floriane nicht mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit geſprochen und er nahm ſich vor, die nächſte Gelegenheit wahrzunehmen, um ſich zu erklären und ſie um eine beſtimmte Antwort zu bitten. Inzwiſchen war er immer an ihrer Seite, und obſchon Conſtance und Floriane eine Menge Leute kannten, wußte er ſiegreich dieſen Platz zu behaupten.

Sie waren einmal in großer Geſellſchaft auf dem Wintersberg geweſen, die Kränklichen — zu denen Conſtance ſich zählte — in kleinen niedrigen mit Maultieren beſpannten Kaleſchen; andere, die das Bergſteigen ſcheuten, zu Eſel; die Geſunden und Rüſtigen zu Fuß. Dieſe bunt zuſammengeſetzte, muntere Karavane, vergrößert durch eine Schar von Eſeltreibern in blauen Blouſen und roten Mützen, gruppierte ſich in einzelnen Bildern unter dem ſchönen Laubholz.

„Wir ſpielen den Sommernachtstraum!“ rief Floriane: „allerhand Feen- und Elfen- und ſonſtiges phantaſtiſches Geſindel zieht in die grüne Bergeinſamkeit.“

„Und Titania führt den Zug,“ ſagte ein junger Mann, der ſich vergebens bemühte Gnade in Florianens Augen zu finden.

„Sie denken mir keine ſchöne Rolle zu!“ rief ſie lachend: „die arme behexte Titania, die Zettels Eſelskopf mit Roſen bekränzt! Nein, davor will ich mich hüten.“

Sie entfloh vor ſeiner Verlegenheit, lief zu Dagobert und ſagte:

„Schauerlich was man für Dinge herunter würgen muß, die für Artigkeit gelten ſollen! Ich denke mir, ſo müſſen etwa unpräparierte indianiſche Vogelneſter ſchmecken. Ich lobe es an Ihnen, daß Sie mich nie mit dergleichen Faſeleien beläſtigten.“

Sie ließ ihm nicht Zeit zu einer Antwort und ſchwebte leicht wie ein Elf bald zu dieſem und bald zu jenem und an allen vorüber.

Man trat den Rückzug an auf einem Wege, der durch eine ſo ſtille, dunkle Waldpartie, über eine ſo einſame Waldwieſe führt, als ſei man zehn

Stunden von jeder menſchlichen Wohnung entfernt, während nach zehn Minuten ſchon die nächſte Wendung den Blick in das Lahntal und auf die Eiſenbahn öffnet, und bald darauf auch ſchon die erſten Häuſer von Ems am Ufer der Lahn, hochüberragt vom Concordia-Turm ſich zeigen.

„Hier gefällt es mir!“ ſagte Floriane plötzlich auf der Waldwieſe zu Dagobert: „ſehen Sie nur wie ſich der Zug gut ausnimmt.“ Sie trat zur Seite und ließ die Wägelchen, die Reiter, die Fußgänger vorüberziehen, was ziemlich ſchnell ging, da der Weg ſtark bergab läuft. „Iſt es nicht ein Bild des Lebens?“ ſagte ſie plötzlich ernſt: „ſo bunt, ſo rauſchend . . . aber bergab! und die nächſte Wendung und der abendliche Schatten . . . und alles iſt verſchwunden.“

„Nein! nicht in dieſem Strudel ſoll das Leben untergehen!“ entgegnete Dagobert: „Es gibt ein ernſtes Glück, ein wahrhaftes Glück, Floriane, und ich möchte es Ihnen bieten, wenn ich hoffen darf, daß Ihr Herz mit dem meinen einverſtanden iſt.“

„Haben Sie die Kluft vergeſſen, die uns trennt?“ fragte ſie mit einem Anflug von Wehmut.

„Ich glaube, daß ſie ſich in demſelben Augenblick überbrücken wird, wo Sie zu dem Entſchluß kommen mir Ihre Liebe und Ihre Hand zu ſchenken: die Vernunft wird dieſe Brücke ſchlagen und es Ihnen klar machen, daß die Einheit der Herzen und aller Intereſſen des Lebens nach keiner Seite hin eine Trennung verträgt. Das ſage nicht ich allein! Sie könnten mir Befangenheit vorwerfen. Maximilian ſagt es ebenfalls . . . denn er iſt es, der mich hauptſächlich zu dieſem Schritt ermutigt hat, indem er behauptete, daß die Freundſchaft, die ſeit Jahren zwiſchen uns beſteht — Liebe ſei. Er hat Recht inſofern es mich betrifft. Was ſagen Sie?“

„Iſt ein gewiſſer ſympathiſcher Zug, der mich mehr zu Ihnen, als zu irgendeinem Menſchen hinführt — Liebe?“

„Was ſonſt könnte es ſein, Floriane?“

„Ich weiß es nicht . . . ich frage Sie.“

„Wenn ich entſcheiden ſoll, ſo ſag' ich Ja.“

„Und nichts ſteht unſerer Verbindung entgegen? . . . Ihren Eltern bin ich willkommen?“

„Als liebe Tochter! — Darauf können Sie ſich verlaſſen. Der Akt Ihrer Bekehrung überſtrahlt weit jeden Wunſch, den meine Eltern ſonſt etwa gehabt hätten. Je früher er eintritt, deſto glücklicher machen Sie mich, deſto näher iſt der Augenblick, der uns auf immer verbindet.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß ich keinen andern Beweggrund habe mich taufen zu laſſen, als den, daß es Ihr Wunſch, daß es die Bedingung unſerer Verbindung iſt. Meine Geſinnung, meine Denkungsart, meine Handlungsweiſe werden alſo nicht berührt und folglich nicht verändert werden. Ob ich, Floriane Illinger, die Jüdin oder Floriane von Wianden, die Chriſtin heiße — immer werde ich dieſelbe Floriane ſein."

„Laſſen wir das! die Wirkung der Taufe iſt unberechenbar und die des guten Beiſpiels ebenfalls. Im Schoß meiner Familie werden Sie nicht bloß Chriſtin heißen, ſondern ſein. Der Kreis der Meinen und mein alter edler Name — dies iſt das einzige, Floriane, was ich Ihnen zu bieten habe; allein ich glaube es wiegt Millionen auf."

„Warum haben Sie nicht längſt ſo offen geſprochen!" rief Floriane: „Warum nicht vor zwei Jahren in Beau rivage! . . . Dort hätte ich in aller Stille mich taufen laſſen können und dieſer Schritt, der mich beunruhigt, wäre ſchon lange zurückgelegt."

Dagobert konnte nicht ſagen, daß er damals auf Wendelinen's Hand gehofft habe. Er verſetzte:

„Sie waren damals der Ehe vollkommen abgeneigt und ſchwärmten für die ſtolze Unabhängigkeit, die Sie durch Ihr Vermögen zu beſitzen wähnten . . . —"

„Und der ich umſomehr herzlich müde bin," rief ſie lachend, „als dies Vermögen mich in die Abhängigkeit von tauſend kleinen Verpflichtungen bringt. Da iſt es doch ein Erſatz, wenn man auch zugleich durch die Liebe abhängig wird."

keit — genug, ſie ſind ſo beſchaffen, daß die Aufrichtigkeit ſie anekelt, und darum müſſen ſie mit den Empfindungen und Verhältniſſen ein frevelndes Spiel treiben, die uns Andern heilig ſind.“

„Cornelie! rief Euſtach zornig, Du biſt von einer Härte gegen mich, die aus dem Bewußtſein Deiner Tugend entſpringt, und daher doppelt verletzend iſt.“

„Meine Tugend? entgegnete ſie achſelzuckend; lieber Euſtach, meine Tugend, in dem Sinn den Du dem Ausdruck beilegſt, ſchlag' ich ſehr niedrig an. Wo keine Verſuchung war, kann ſie ſich nicht bewähren, und Du weißt wol, daß ich nie einen andern Mann geliebt habe als Dich — woher hätte mir alſo die Verſuchung kommen ſollen?“

So wie Cornelie ein Wort äußerte, das ſich auf ihre Liebe zu ihm bezog — oder wenn ihr Auge feucht wurde — oder wenn ihre Stimme zitterte — immer meinte Euſtach jezt würde die Rührung ſie überwältigen; aber nein! Da rief er eines Tages:

„Meine Geduld iſt erſchöpft! ich will nicht in dieſer Weiſe mit der eigenſinnigſten, der launenhafteſten, der unweiblichſten aller Frauen leben! möge dieſe Scheinehe gelöst werden! .... möge daraus entſtehen was da wolle, mir iſt's einerlei. Dringſt Du mir eine unwillkommne Freiheit auf, ſo will ich wenigſtens ganz frei ſein.“

Dagobert nahm ihre Hand und fragte:

„Darf ich ſie behalten?“

Floriane drückte leicht Dagoberts Hand, zog langſam die ihre zurück und ſagte zögernd:

„Nicht hier darf davon die Rede ſein . . . auch nicht vor Conſtance! in Hellau oder ſonſtwo in der Stille und Einſamkeit wollen wir das Nähere beſprechen . . . jetzt aber unſere Geſellſchaft einholen.“

Das war bald geſchehen — und aus dem reinen Duft der Waldwieſe und der erquickenden Friſche des Sommerabends, zog man in die erſtickende Atmoſphäre des Kurſaals hinein, der von Gaslicht flammte, von Muſik dröhnte, von Menſchen wimmelte. Dagoberts von Freude überſtrömendes Herz fühlte ſich beengt in dem heißen, glänzenden Gewirr. Er verließ den Saal und wandelte lange auf und nieder in der einſamen roten Kaſtanienallee längs dem Ufer der Lahn. Da überdachte er die glückſelige Wendung ſeines Schickſals, ſeine Erlöſung von aller Sorge, ſeine geſicherte Zukunft. Mochte jetzt Maximilian's Spekulation gelingen oder nicht, Herr Illinger sen. machte die Schulden auf Bachheim zum Heiratsgut ſeiner Tochter, die Verbindlichkeiten eines etwaigen Mißerfolgs ließen ſich allmählich decken und Floriane, die glückbringende Fee, wurde Chriſtin, wurde ſein Weib und die geliebte Tochter ſeiner Eltern. Er ſchwelgte in dieſen aus Gold und

Roſen gewebten Zukunftsträumen und alle Sterne, die am Himmel blinkten und alle Gasflammen, die durch das dunkle Laub der Bäume blitzten und in der ſtillen Lahn ſich ſpiegelten, kamen ihm vor wie Freudenfeuer, welche Erde und Himmel in Harmonie mit ſeiner Stimmung anzündeten.

Es war nun zwiſchen ihm und Floriane ein ſtilles Einverſtändnis, ohne daß jenes Geſpräch wieder berührt wurde. Floriane fühlte ſich ſehr zufrieden mit ihrer Wahl. Dagobert war eine ſo angenehme Erſcheinung, ſeine Haltung, ſein Benehmen, ſein Geſpräch, ſein ganzes Weſen waren ſo gewinnend und dabei ſo vornehm, ſeine Bildung ging ſo weit über das Durchſchnittsmaß hinaus, ſeine Familie war ſo geachtet und in ſo guten geſellſchaftlichen Verbindungen, daß ein ſolcher Gemahl ihren Anforderungen mehr entſprach, als ein anderer, deſſen Hauptverdienſt im Reichtum beſtand. Die Laune der Eheloſigkeit hatte ſie längſt fallen laſſen; Dagobert war ihr ſeit Jahren zugetan; — wäre nicht der Umſtand der Taufe geweſen, ſo hätte ſie ſich vollkommen glücklich gefühlt. Unterdeſſen ſchob ſie dieſen unbehaglichen Gedanken beiſeite und ſprach zu ſich ſelbſt: Nun, das wird ſich ſchon ertragen laſſen, da ich mich von Anfang an gegen jede ſublime Anforderung wehren werde, weil das Sublime meiner Naturanlage gründlich widerſpricht. Einſtweilen will ich die angenehme Gegenwart genießen und mich des Gedankens freuen, von einem ſo liebenswürdigen Mann geliebt zu werden und ihn glücklich zu machen.

„Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend — immer ſieht Floriane königlich vergnügt aus!“ ſagte Conſtance kläglich zu Dagobert.

„Warum ſollte ſie anders ausſehen?“ fragte Dagobert: „Sie freut ſich des Lebens, das Jugend und Schönheit ihr bereiten.“

„Bin ich alt? bin ich garſtig? . . . O nein!“ ſeufzte Conſtance melancholiſch.

„Sie haben bereits den Ernſt des Lebens kennen gelernt, Miſtriß Frymar, und dann verliert man leicht den unbefangenen Frohſinn der Jugend,“ verſetzte Dagobert mit großem Ernſt.

„O wie gut verſtehen Sie mich! Ja, ſo iſt es . . . der Ernſt des Lebens drückt mich. Sie tröſten mich, Sie guter Graf. Sie haben das Richtige erkannt. Floriane behauptet, meine Schwermut ſei nur die Maske der Langweil. Aber was weiß Floriane vom Ernſt des Lebens!“

Dieſe Klage führte Conſtance auf einem Eſel ſitzend, der ſie zur geringen Anhöhe hinauftrug, auf welcher das Schweizerhaus liegt, wo ſie frühſtücken wollte und wo Floriane ſchon zu Fuße mit einigen anderen Perſonen angelangt war und alles bereitet hatte.

„Sehen Sie nur . . . dieſe unbegreifliche Fröhlichkeit!“ ſagte Conſtance als Floriane ihnen oben entgegen kam lächelnd, ſcherzend, ſtrahlend, ganz dazu geeignet, einen jungen Mann zu bezaubern.

„Gönne mir doch dies Glück!“ rief Floriane.

„O gern! allein ich möchte es ebenfalls genießen.“

„Liebe Conſtance, das iſt unmöglich! es iſt eben mein Glück.“

„Und warum kann es nicht auch das meine werden?“

„Weil . . . weil“ . . . rief Floriane lachend, „weil Du unter einem andern Stern geboren biſt.“

„Iſt das nun eine vernünftige, verſtändliche Antwort?“ ſagte Conſtance zu Dagobert: „Nein! Niemand verſteht mich ſo gut wie Sie. Der Ernſt des Lebens . . . das iſt es! der drückt mich!“ —

Dagobert hatte Mühe, nicht zu lachen, denn Floriane hatte ganz recht: Conſtance, wie ſo viele Frauen in ähnlichen Verhältniſſen, langweilte ſich, weil ſie ſich nicht zu beſchäftigen wußte und geriet aus Langweil in eine trübe Stimmung. Sobald man ſie unterhielt, vergaß ſie alle Schwermut und ſie verlangte nicht viel zu ihrer Unterhaltung; es genügte, daß man von Toiletten, von ihren eigenen, um ſie zu bewundern, von fremden, um ſie zu bekritteln, mit ihr ſpreche.

Floriane aber fand ihr Einverſtändnis mit Dagobert doppelt reizend, weil es ihr Veranlaſſung zu ſcherzhaften Äußerungen gab, deren Sinn niemand verſtand, als er und ſie.

„Daß eine ſolche Zeit zu Ende gehen muß!“ ſagte ſie am Vorabend ihrer Abreiſe zu Dagobert: „es war die glücklichſte meines Lebens.“

„Ich ahne doch eine noch glücklichere,“ verſetzte er.

„Wenn der Erfüllung unſerer Wünſche und Hoffnungen nicht immer ein gewiſſes bitteres Etwas beigemiſcht wäre, das nach Enttäuſchung ſchmeckt, ſo könnten Sie recht haben. Jetzt bezweifle ich es. Doch vielleicht trübt der ſteile Berg, den ich jetzt zu erklimmen habe, mir die Ausſicht in eine lachende Zukunft.“

„Nehmen Sie es nicht ſo ſchwer, Floriane. Ein tröſtender Glaube erwartet Sie, und von einer Neophitin begehrt man nicht die Vollkommenheit der Heiligen.“

„Ich habe mir vorgenommen, ganz einſam in Hellau zu leben bis der gewiſſe Akt überſtanden iſt, den der Pfarrer von Bachheim, mit dem ich anderweitig in Verbindung bin, hoffentlich übernimmt. Meine Schweſtern und Freundinnen ſind ſämtlich überſättigt von Hellau; ich habe alſo keinen Beſuch zu fürchten. So bleibt die Sache geheim bis zu unſerer öffentlichen Verlobung . . . und dann beſpreche die Welt auf einmal das ganze Ereignis . . . nicht wahr?“

Dagobert war damit einverſtanden. Er bat nur, Floriane möge ihm melden, wann die Taufe vorüber ſei und möge den Akt möglichſt beſchleunigen; je weiter ſie ihn hinausſchiebe, um ſo ſchwerer werde er ihr fallen und um ſo ferner ſei er von ſeinem Glück.

Dagobert ging zunächſt nach Bachheim mit der Abſicht, dort die Gemüter etwas vorzubereiten auf ſeine Verlobung mit Floriane. Aber ſowie er den Fuß auf die Schwelle dieſes ernſten Hauſes ſetzte, ſowie er vor deſſen Bewohnern erſchien, die nie für etwas anderes gelebt hatten, als für die Erfüllung ernſter Pflichten, ſank ihm der Mut. Hätte er wenigſtens für Floriane eine jener heftigen Leidenſchaften gehabt, welche ſich für unüberwindlich und dadurch berechtigt hält, manche Schranke zu überſpringen: das wäre verkehrt geweſen, aber doch eine Erklärung der Sache. Allein das war nicht der Fall. Er war nicht beherrſcht, nicht hingeriſſen von Floriane. Er vergaß nicht die Welt, nicht deren Anforderungen und Verhältniſſe neben Floriane. Er war keineswegs ſo umſtrickt von dem Verlangen nach ihrem Beſitz oder ſo erfüllt von dem Wunſch ihrer Bekehrung, daß er dafür bereit geweſen wäre, zu kämpfen, zu ringen. O nein! ſo war es nicht! Floriane gefiel ihm, ſie war äußerſt reizend und liebenswürdig, ihm ſchmeichelte der Vorzug, den ſie, die Gefeierte und Vielumworbene ihm gab;

freilich wäre der Gedanke, ſie zu verlieren, ihm bitterer geweſen als der Tod. Doch warum? — Dagobert erſchauerte und wendete ſich von der Antwort ab. —

Nun ſtand er wieder vor Wendeline. Sah er in ihr tiefes, unergründliches und doch ſo reines Auge, ſo ſtritten zwei Empfindungen in ſeiner Bruſt: in ſeinem Gewiſſen fühlte er ſich durch den Gegenſatz zu ihr gerichtet — und in ſeinem Vertrauen zu ihr ſo ſtark, daß er ſie gern zu ſeiner Fürſprecherin bei den Eltern gemacht hätte. Doch das iſt nicht möglich! ſeufzte er: denn es gab ja eine Zeit, wo ſie Dagobert, den Dagobert ihrer Herzensträume geliebt hat. Er fand ſeine Mutter außerordentlich leidend und ſo ſchwach, daß ſie das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Er hörte, daß Claudia nicht kommen werde, weil Salvator ſchwer erkrankt ſei. Er ſah ſeinen alten Vater, ja, ganz Bachheim auf Wendeline angewieſen: ſeine Eltern, Mimi Hellſtätt, die Dienſtboten, die Dorfbewohner — alle wendeten ſich an ſie, alle hatten ſie nötig, ein jeder in ſeiner Weiſe und für einen jeden war ſie, tat ſie, ſagte ſie das, was am zweckmäßigſten war. Die Glöcknerstochter aus dem Kloſterhof war Schutzpatronin von Bachheim geworden und immer die einfache Wendeline geblieben. Die arme Leocadie, in der Verſtimmung der langen Krankheit, hatte launenhafte Anfälle, die ſich immer nur gegen Wendeline richteten.

Mimi glaubte ſich zuweilen beeinträchtigt und verdunkelt durch Wendeline und machte ihr Vorwürfe. Sie nahm das hin, wie ſie das Lob des alten Grafen hinnahm, mit friedlichem Gleichmut. Dagoberts Gedanken verſuchten einmal Floriane in dies Haus, in dieſen Kreis der Pflichten zu verſetzen. Da erſchrack er und ließ geſchwind den Vorhang vor dem Bilde fallen, denn eine Floriane paßte nicht hinein.

„Wendeline iſt von einer ganz niederdrückenden Vollkommenheit für meine Armſeligkeit," ſagte er einmal zu ſeinem Vater und dieſer erwiderte:

„Nicht drückend, ſondern erhebend iſt ſolch' ein Weſen und mir gewährt ſie namenloſen Troſt. Nicht deshalb, weil ſie mein Auge, mein Stab und meine Hand iſt — das gehört in eine andere Sphäre, in die der zärtlichſten Dankbarkeit; — aber weil ſie mehr und mehr ſich übt, aus Liebe zu Gott die Selbſtſucht zu überwinden. Das gibt ihr dieſe ſchöne Freiheit des Herzens, die nicht den unbeſtändigen Antrieben der Eigenliebe folgt, ſo daß ſie, wie Antigone zu Ismene, nur in einem andern Sinn, ſagen darf: „Du wählteſt Leben und ich wählte Tod." Wendeline wählt täglich von Neuem den Tod aller ſelbſtſüchtigen Liebe, die nun einmal die ſpezielle Wucherpflanze in den armen, armen Menſchenherzen iſt."

Dagobert war zermalmt. Ihm war als ſpreche dieſe neue Antigone trauernd zu ihm: „Du wählteſt Leben.“ Ja, er wählte Leben und was für ein Leben! — Das Leben der Welt, das Leben des Scheins, das Leben der Irdiſchgeſinnten. Ihm war zu Sinn, als müſſe er in ſeinem Gewiſſen Licht und Frieden herſtellen, zum Pfarrer Edelholt flüchten und vor dem Stellvertreter Gottes ſich anklagen der maßloſen Zerrüttung ſeines innern und äußern Lebens. — Doch was wäre damit gewonnen? ſprach er dann wieder ganz erſchlafft: ich muß meine Exiſtenz fortſetzen und folglich muß ich Geld haben und muß Floriane heiraten . . . ſobald wie möglich. Ohnehin iſt mein Gewiſſen ganz ruhig, wenn ich glücklich bin und nur dann, wenn die Möglichkeit eines Unglücks mir vorſchwebt, quält es mich. Die Qual wird alſo mehr von der Phantaſie, als vom Gewiſſen ausgehen. — Er hätte auch ſagen können: So abgeſtumpft iſt es! — Doch das fiel ihm nicht ein. Er war acht Tage in Bachheim, als er die erfreuliche Kunde erhielt, in München ſei ein Poſten frei.

„Du haſt alſo nicht mehr Deine levantiniſchen Grillen?“ ſagte ſein Vater.

„Ich nehme, was ſich darbietet,“ erwiderte Dagobert, im Stillen herzlich froh, daß er unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht in die Levante zu gehen brauchte.

Seine Eltern freuten ſich der größeren Nähe von München und die Gräfin legte beſonders hohen Wert darauf.

„Denn,“ ſagte ſie, „der Tag iſt nicht fern, wo Du eilen mußt, wenn Du Deine Mutter noch unter den Lebenden finden willſt.“

Er wollte ihr die trübe Ahnung ausreden; aber er teilte ſie, und als er das Haus verließ, dachte er mit ſchneidendem Schmerz: Wie und wann werde ich es wieder betreten? — Er war einmal in Hellau geweſen, wo man Floriane täglich erwartete. Aber ſie kam nicht und er mußte nach München gehen ohne die Gewißheit, daß Floriane in der bewußten Abſicht mit Pfarrer Edelholt in Verbindung getreten ſei.

„Sind Sie denn jetzt recht zufrieden und ruhig?“ fragte Wendeline ihn, als er Abſchied nahm.

„Sie ſtellen immer ſo tiefgreifende Fragen, Wendeline, daß die Antwort nicht leicht iſt,“ entgegnete er.

„Mir ſcheint dieſe Frage ſehr einfach, lieber Dagobert und ſehr natürlich, denn wir haben Sie ſehr lange in Mißbehagen und Unruhe geſehen. Werden dieſe jetzt ſchwinden? dieſe Frage können Sie doch wohl beantworten.“

„Ob mit Ja — das iſt zweifelhaft! ob mit Nein — das würde mich ſelbſt erſchrecken! — Mein Leben, Wendeline, und all’ meine Beſtrebungen ſind voll Unruhe. Das bringt die Welt ſo mit ſich.“

Cornelie ging darauf ein. Plötzlich rief er:

„Nein! wenn ich mich ſcheide ſo heirातheſt Du einen Andern .... und kein Andrer ſoll mir mein Glück ſtehlen! — Schwöre mir, Cornelie, daß Du keinen Andern heirathen willſt!“

„Wie käme ich zu einem ſolchen Schwur? und vollends dazu ihn Dir zu leiſten, Euſtach? ſprach ſie ruhig. Ich ſollte Dir mein neues Schickſal verpfänden, nachdem Du mein altes zertrümmert haſt? eine wunderbare Zumuthung.“

„Cornelie! rief er außer ſich, der Gedanke Du könnteſt einem andern Mann als mir gehören und ihn durch Deine Liebe beglücken — macht mich wahnwitzig! ich laſſe mich nie! nie! unter keiner Bedingung von Dir ſcheiden. Du willſt mich zur Scheidung zwingen, das ſeh ich! Du willſt Gotthard heirathen, der Dich ſeit Jahren geliebt hat! Dir iſt dieſe Veranlaſſung höchſt willkommen! Aber ich .... ich gehe nicht darauf ein! ich werde nicht mein Kleinod in die Hand eines Andern legen! Aus der Scheidung wird nichts, Cornelie! ich ſchwör' es bei Gott.“

„Ich habe ſie nicht gewünſcht, Euſtach,“ ſprach ſie.

Aber die Qualen nahmen kein Ende für ſie. Euſtachs Zorn ging in Haß über. Jedes Wort, jeden Blick, jede Handlung wußte er ſo einzurichten, daß

„Doch kann man dabei Ruhe in der Seele, Ruhe im Gewiſſen haben, Dagobert."

„Wer iſt ſo vollkommen, daß ſein Gewiſſen ihn nie beunruhigte!" rief er aufgeregt.

„Zwiſchen nie und immer liegen tauſend Stufen," entgegnete ſie ſanft.

„Was halten Sie denn aber eigentlich von mir!" rief er abbrechend, halb gekränkt, halb erſchüttert.

„Daß Sie wenig glücklich und nicht auf dem Wege ſind, um es zu werden, lieber Dagobert," antwortete ſie und ihr Ton, ihr Blick waren ſo traurig und ſo liebreich, daß er gern ihr zu Füßen gefallen wäre und ſeine Leiden ihr offenbart hätte. Doch daß Floriane in dies Leiden verwebt war — das hielt ihn zurück. Er überwand das heiß aufwallende Gefühl und ſagte gezwungen ſcherzend:

„Seit wann geben Sie ſich mit Prophezeihung ab? ich geſtehe, daß ich nicht an ſie glaube."

Wendeline zerdrückte die Träne, die ihr dunkles Auge mit Silberſchimmer umflorte, faßte mit beiden Händen Dagoberts Hand und ſagte innig:

„Seien Sie Gott befohlen, lieber armer Dagobert und vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihnen einſt ſagte: Wendeline iſt Ihr treuer Freund." —

So trennten ſie ſich. Als aber Wendeline in ihrem ſtillen Zimmer war, brach ſie in einen

Strom von Tränen aus, fiel vor ihrem Kruzifix auf die Knie und ſeufzte: O gekreuzigter Heiland! es iſt nun einmal ſo und Du weißt es: ich liebe ihn. O laß doch dieſe Liebe dazu dienen, daß ſeine Seele nicht zugrunde gehe in der weiten, der ſchrecklichen Welt. — — —

Während dieſer Zeit befand Floriane ſich mit Conſtance bei ihrer Schweſter Mignone in Paris und alle drei bereiteten ſich, d. h. ihre Toiletten, zu einem Badeaufenthalt in Trouville vor.

„Das muß ich geſtehen — eine zärtliche Braut biſt Du nicht,“ ſagte Maximilian zu Floriane: „Du biſt auf drei Tage hergekommen, um mit mir Rückſprache in dieſer Sache zu nehmen und um dann in Hellau in aller Stille Dich taufen zu laſſen und jetzt biſt Du ſchon drei Wochen hier und denkſt nicht mehr an Hellau und Dagobert.“

„Doch! doch! nur zu viel! . . . und deshalb muß ich nach Trouville und im Seebad meine Nerven ſtärken. Ein ſehr zärtliches Gemüt bin ich zwar nicht; — iſt auch nicht nötig, um glücklich zu ſein und am wenigſten in der Ehe; aber ich habe Dagobert ſehr gern und freue mich ſehr, Gräfin von Wianden zu werden. Ginge nur nicht die läſtige Bedingung vorher!“

„Nun ſo wirf ſie über Bord.“

„Dagobert ſcheint das unmöglich zu finden.“

„Liebt er Dich?“

„Ohne Frage!“

„Wohlan, der Liebe iſt nichts unmöglich! Er wird Dir das Opfer bringen und jene Bedingung fallen laſſen, ſobald Du ihm offen erklärſt, Du hätteſt eine unüberwindliche Abneigung gegen die Taufe.“

„Meinſt Du?“

„Ich meine, es ſei des Verſuches wert, denn es iſt ja namenlos lächerlich in unſern Tagen einen Wert darauf zu legen, daß ein Herr in Rochet und Stola den Bund Eurer Herzen ſegne. Laß Dagobert hieher kommen, ſtellt Euch dem Maire als Eheleute vor . . . und Ihr ſeid es. Das Zeitalter der kirchlichen Ceremonien liegt in nebelgrauer Ferne hinter uns.“

„Ah! es fiele mir ein Stein vom Herzen, wenn Dagobert ſo denken wollte, ſo aufgeklärt, ſo freiſinnig! . . . Ich fürchte nur, er könne zurücktreten . . . ich muß überlegen.“

„Und Trouville eignet ſich ſo ganz zu ſtiller Überlegung.“

„O Du Spötter!“ rief ſie lachend — und am nächſten Tage gingen die drei Schweſtern für den Spätſommer nach Trouville — Floriane aber doch mit einigen ernſten Gedanken, ſo daß Conſtance mit ganz ungewöhnlichem Scharfblick ſagte:

„Ich weiß, weshalb Du hier nicht ſo munter biſt, als in Ems, Floriane! Graf Wianden iſt nicht hier.“

„O Du Herzenskundige!“ rief Floriane.

„Schau! ich hab' es getroffen!" ſagte Conſtance zu Mignone: „Floriane hat mir keine Antwort gegeben und iſt hinweggegangen."

„Das wäre in der Tat eine recht abgeſchmackte Neigung Florianens!" rief Mignone.

„Ich finde das Gegenteil," verſetzte Conſtance.

„Er ſoll ja gar kein Vermögen haben."

„Allein er iſt Graf und aus ſehr vornehmer Familie."

„Liebes Kind," entgegnete Mignone mitleidig, „in Deinem ſteifen und altväteriſchen England hängt man noch an allerhand ariſtokratiſchem Plunder, als da ſind Titel, alte Familien, vornehme Abkunft und Verwandtſchaft ꝛc., den wir ſeit einigen Generationen abſchüttelten."

„Wir?" fragte Conſtance verwundert.

„Ja, wir Franzoſen! wir ſind nicht ſo leichtſinnig, wie man uns verſchreit, wir halten es mit dem Reellen und in der belle France iſt nichts reel — als das Geld. Daher entſetze ich mich, wenn die eine meiner Schweſtern mit deutſcher Idealität und die andere mit engliſchem Ariſtokraten-Humbug an die Ehe denkt."

„Graf Wianden iſt und bleibt ein ſehr angenehmer junger Mann!" verſetzte Conſtance mit einer Entſchiedenheit, als ob Mignonne nun gänzlich aus dem Felde geſchlagen ſei.

Trennung.

Am ſüdweſtlichen Ufer des Vierwaldſtätter See's liegt auf einer ſchmalen Wieſenmatte zwiſchen himmelhohen Felſenwänden, die nach Norden und gegen den See zu, etwas auseinander treten, ein armes kleines Dorf. Das grüne Hirtenland des Kantons Unterwalden hat hier ganz den rauhen Charakter des Kantons Uri angenommen und die ungeſunde, ſonnenloſe Lage des Dorfes bewirkte, daß kein Gaſthof, keine Penſion ſich auf dem unwirtbaren Boden anſiedeln konnte. Ein Fremder war hier eine ſeltſame Erſcheinung.

Der Pfarrer, ein gebeugter Greis mit ſchneeweißem Haar, ſaß ſorgenvoll in ſeinem ärmlichen Zimmer und bat inbrünſtig den lieben Gott, ſeinen Nöten abzuhelfen. Da wurde er hinter den kleinen runden Fenſterſcheiben einen Mann, einen Fremden gewahr, der auf das Pfarrhaus zuſchritt. Seine höchſt dürftige Kleidung, ſein vernachläſſigtes Äußere ſchienen den Bettler, den Vagabunden zu verraten; doch ſah er weder frech noch boshaft ſondern ſo krank oder vergrämt oder beides zugleich aus, daß man wahrhaft Mitleid mit ihm haben konnte.

Der untere Raum des Hauſes war, nach Schweizerart, der Kuhſtall. Eine Magd war darin tätig. Der Fremde fragte ſie, ob der Herr Pfarrer daheim und allein ſei, und als die Magd es bejahete erſtieg er die Stiege, die von außen zum obern Stockwerk und zu dem Gang führte, der ihn umgab. Dort ſtand im Schutz des vorſpringenden Daches eine Bank und der Fremde ſetzte ſich ermüdet nieder, als bedürfe er der Erholung, bevor er ſich zum Pfarrer begebe. Da öffnete dieſer die Tür ſeines Zimmers, trat heraus und ſagte freundlich:

„Was wünſcht Ihr, guter Freund.“

„Ein Stück Brot . . . und Arbeit,“ erwiderte der Fremde matt und tonlos.

„Das erſte kann ich Euch leichter verſchaffen, als das zweite; — kommt nur näher,“ ſagte der mitleidige Greis und hieß den Fremden ihm in die Küche zu folgen. Dort nahm er Brot und Käſe aus dem Schrank, legte es auf den Tiſch und ſagte:

„Nun ſetzt Euch her und eßt. Ihr ſcheint ſehr müde zu ſein. Hier könnt Ihr ausruhen und ehe Ihr weiter zieht gebe ich Euch zur Stärkung ein Gläschen Kirſchwaſſer.“

„Sie ſind ſo gut, Herr Pfarrer, daß ich nicht Ihnen zu danken weiß,“ erwiderte der Fremde: „aber könnten Sie mir nicht Arbeit verſchaffen? brauchen Sie nicht einen Knecht?“

„Ich brauche keinen Knecht. Brauchte ich ihn, ſo würde ich Euch nicht dazu wählen, guter Freund, denn Ihr ſeht nicht aus, als ob Ihr in der Feldarbeit geübt wäret . . . und am wenigſten in der unſern: Ihr ſeid kein Schweizer, Eure Sprache klingt ganz ausländiſch . . . Ihr ſeid von weit her — nicht wahr, aus Deutſchland?“

„Meine Papiere ſind in Ordnung und ich fürchte nicht die Polizei,“ verſetzte der Fremde ausweichend: „aber ich fürchte den Hunger und deshalb bitte ich Sie kniefällig um Arbeit.“

„Wir haben hier nur arme Leute, die ihre Arbeit ſelbſt verrichten. In Stanz oder Luzern, vielleicht in Flüelen und Altorf fändet Ihr eher Euer Fortkommen. Aber was könnt Ihr denn eigentlich? was iſt Euer Fach?“

„Ich bin ein Schullehrer, Herr Pfarrer.“

Ein Freudenſtrahl überflog das Antlitz des Greiſes, machte aber ſofort dem Ausdruck des Unmuts Platz, als er in einem ganz veränderten Ton antwortete:

„Schullehrer ſind Sie? das tut mir ſehr leid! dieſe deutſchen Schullehrer, Profeſſoren genannt, die mit Gott und ihrem Gewiſſen zerfallen nach der Schweiz kommen und unſere Jugend mit ihren unchriſtlichen Lehren zu vergiften trachten, ſind ein Gräuel vor Gott. Gehören Sie alſo zu dieſer Räuberbande, die dem Herrn die Seelen raubt, die er mit ſeinem koſtbaren Blut erkauft hat: ſo wollen wir nicht weiter von der Sache ſprechen."

„Ich gehöre nicht zu ihr, Herr Pfarrer, denn ich weiß nur zu gut, in welchem Elend der Menſch lebt, der vom chriſtlichen Glauben abgewichen iſt."

„Haben Sie ſich denn wieder zurecht gefunden?" fragte der Pfarrer mißtrauiſch: „bekennen Sie aufrichtig das Credo von Trient?"

„Ganz aufrichtig! geben Sie mir Gelegenheit, den Katechismus zu lehren und Sie werden nicht unzufrieden mit mir ſein."

„Den Katechismus! . . . wär' es möglich!" rief der Pfarrer erfreut: „ja, dann will ich Ihnen ſagen, was hier not tut. Es ſind unmittelbar und raſch nach einander zwei Schullehrer hier im Dorf am Nervenfieber geſtorben. Nun will keiner hieher und jeder macht tauſend Ausflüchte. Es heißt allgemein, die Lehrerwohnung ſei ungeſund, feucht und kalt, lehne ſich an den Felſen; genug, wir haben keinen Schullehrer und das iſt mir ſehr leid für die Kinder, die ſo leicht alles vergeſſen, was ſie gelernt haben, wenn ſie nicht in beſtändiger Übung bleiben. Ich, mit meinen fünfundſiebenzig Jahren, habe nicht die Kraft, den Lehrer zu erſetzen. Kommt dann der Kommunikantenunterricht heran, den ich Gottlob! bisher ſelbſt erteilen konnte: ſo ſind die armen Kinder nicht gehörig vorbereitet. Unterricht von einem interimiſtiſchen Lehrer wäre unendlich wünſchenswert. Da Sie nun zum Lehrerſtand gehören und eine Stelle ſuchen: ſo könnten Sie vielleicht hier Aushilfe leiſten und es wäre uns allen geholfen . . . beſonders mir eine ſchwere Sorge vom Herzen.“

„Und mir!“ rief der Fremde. Er zog ſeine Brieftaſche hervor und reichte dem Pfarrer verſchiedene Papiere, welche dieſer durchſah und dann, Käppchen rückend, ſagte:

„Ich ſehe, mein Herr, daß Sie ein Gelehrter und in hohen Wiſſenſchaften bewandert — folglich als beſcheidener Dorfſchullehrer mit einem höchſt armſeligen Gehalt nicht auf Ihrem Platz ſind. Da Sie ſich aber ohne Anſtellung befinden und es hier nur eine interimiſtiſche iſt: ſo wäre Ihnen doch für den Augenblick vielleicht geholfen und Sie könnten von hier aus nach einer paſſenderen Stelle Umſchau halten.“

„Herr Pfarrer!“ erwiderte der Fremde, „ich bin mit jeder Stelle zufrieden, die mir das tägliche Brot und Stille gewährt.“

„Nun, ſtill genug iſt es hier! man merkt bei uns nichts von dem Fremdenverkehr am Vierwaldſtätterſee, denn das Dörfchen iſt verrufen wegen ſeiner ungeſunden Lage. Ich habe hier doch mein hohes Alter erreicht und ich danke täglich dem lieben Gott für meine Abgeſchiedenheit von der Welt und von ihren furchtbaren und verheerenden Leidenſchaften.“

Der Fremde ſtand auf und ſagte:

„Was hätte ich denn jetzt zunächſt zu tun?“

„Haben Sie nicht einige Sachen, Herr . . . — wie iſt Ihr werter Name?“ fragte zögernd der Pfarrer.

„Ich heiße Ulmer, Herr Pfarrer. Meine ganze Habe liegt draußen auf der Bank im Ränzel.“

„Ach Gott!“ ſeufzte der Greis mitleidig, ein ſo gelehrter Herr und ſo arm! Ja, Herr Ulmer, dann können Sie freilich nicht das leere Haus beziehen! . . . Dann weiß ich keinen andern Rat, als Ihnen mein armes kleines Oberſtübchen anzubieten. Sie könnten ja auch bei mir die Koſt bekommen — freilich nur eine ſehr einfache, denn reich bin ich nicht. Aber ich gebe ſie Ihnen gern, wenn nur die lieben Kinder einen Katechismusunterricht bekommen. Ich weiß nicht, ob ein ſo gelehrter Herr wie Sie, den gehörigen Wert darauf legt; aber für unſereins iſt gerade dieſes Wiſſen viel nützlicher und wichtiger als jedes andere.“

„Und ſo dürfte ich wirklich hier bleiben? hier Beſchäftigung und Obdach finden? es iſt mir wie ein Traum,“ ſagte Ulmer.

„Es mag unbedacht ſein, daß ich Sie ohne weiteres bei mir aufnehme und Ihnen eine Verer ſie verletzte. Gewaltſam führte er Szenen herbei in denen er durch Corneliens Ruhe ſich bis zu raſender Wildheit ſteigerte. Zuweilen drohte er ihr den Sohn zu nehmen.

„Wer kann ihn pflegen ſo wie ich? entgegnete Cornelie. Bedenke: Triſtan iſt ein ſchwaches Kind und Dein einziges Kind! Wenn er ſtirbt .... woher willſt Du einen Sohn nehmen?“

Einmal drohte er eine maitresse en titre in ſein Haus zu führen. Cornelie ſagte eiskalt:

„Euſtach! Du biſt erbärmlich.“

Dergleichen furchtbare häusliche Dramen ſpielen ſich häufig zwiſchen vier Wänden, und ihr gewöhnlicher Schluß iſt der, daß beide Theile in dieſen harten ſchneidenden Reibungen dermaßen den Duft und die Feinheit des Gefühls verlieren, daß ſich Haß und Leid allendlich zu jener Gleichgültigkeit abſtumpfen, die das traurigſte iſt was einem intimen Verhältniß begegnen kann. Denn die Intimität iſt ohnehin für die Maſſe der Menſchen mehr eine Auffoderung um ſich gehen zu laſſen als um ſich auszubilden; tritt vollends die Gleichgültigkeit hinzu, ſo iſt der Rückſchritt faſt gewiß.

Hier kam es aber nicht zu dem gewöhnlichen Schluß Cornelie ſagte eines Tages zu Euſtach:

„Ich ertrage dieſen Zuſtand nicht länger! Du

BAYERIS

trauensſtelle übertrage. Allein Sie ſind in großer Not und ich bin es auch — in anderer Weiſe. Wenn Sie nur guten Willen haben, ſo macht das meinen Leichtſinn gut.“

„Sie ſollen Ihr Werk der Barmherzigkeit nicht bereuen, Herr Pfarrer, und vielleicht lichtet ſich hier mein elendes Schickſal!“ rief Ulmer.

Er blieb bei dem Greiſe, und das, was ihm einſt in einem Geſpräch mit Pfarrer Edelholt ſo gering erſchienen war, das wurde jetzt der Anker ſeiner Rettung: der Katechismusunterricht der Schulkinder. Seit vielen Jahren hatte er keinen Katechismus in der Hand gehabt. Das geſchah jetzt und er ſtaunte über deſſen Weisheit im einfachſten Kleide. Mit all ſeinen hohen und tiefen Studien war er vom Glauben abgekommen; — ſollte dies Büchlein ihm wieder dazu verhelfen? — Doch nicht die Studien trugen die Schuld ſeines Abfalles, ſondern der Geiſt, in welchem er ſie getrieben hatte, der eitle, weltliche, ſelbſtgefällige Geiſt des natürlichen Menſchen, welcher die Erleuchtung der Gnade auslöſcht, im eigenen Licht den Vorſpiegelungen der Eigenliebe nachgeht, aus einer Täuſchung in die andere gerät, durch eigene Schuld ſeine Verblendung nicht erkennt und auf dieſe Weiſe zum tiefen, zum unvermeidlichen Sturz gelangt. Erſt als er im Abgrund lag, kam Ulmer zur Beſinnung. Bis dahin verblendete ihn die heftigſte aller Leidenſchaften: die Eigenliebe.

Aber es war zu ſpät! Er langte mit Cordula in der Schweiz an.

Ulmer war aber durchaus nicht der Mann, um Epoche zu machen und eine Sekte zu ſtiften, denn er hatte gar keine politiſche Tendenz. Er war ſehr unterrichtet und ein ſehr guter Lehrer. In einem Hauſe wie das des Grafen von Wianden, das ſeinem ſchwachen Charakter Stütze und Schranke gab, kamen jene Vorzüge zur Geltung und bewirkten, daß er ſeine Begabung überſchätzte und einen größeren Spielraum für ſie verlangte. Jetzt fehlte ihm der Spielraum nicht, wohl aber das Talent des Sektirers: Benutzung der Umſtände. Die Katholiken betrachteten ihn ganz einfach als einen Apoſtaten. Die Pietiſten, bei denen er mit ſeinem Evangelium aeternum großen Anklang zu finden hoffte, waren empört, daß er ihre ſeparatiſtiſchen Anſichten nicht als Offenbarungen des heiligen Geiſtes gelten laſſen wolle, und die Nationaliſten aller Schattierungen lachten ihn aus, daß er der Menſchheit, die aus allen Kräften die chriſtliche Offenbarung zu verwerfen trachte, eine Ulmer'ſche aufbürden wolle. Überall zurückgewieſen und abgeſtoßen, ſtand er endlich einſam da mit dem Unding, das ſein Geiſt mit einer Chimäre erzeugt hatte und ſtarrte es an in ſtumpfer Verzweiflung.

Aber nicht ſchnell, nicht plötzlich, ſondern nach Jahren erſt, und langſam auf der Leiter der Enttäuſchungen herabgleitend, kam er dahin. Sein Plan eine Erziehungsanſtalt zu eröffnen, ſcheiterte gänzlich. Er lernte zwar Leute kennen, denn Cordula hatte für einige Empfehlungsbriefe geſorgt; doch niemand hatte Vertrauen zu ihm. Den chriſtlich geſinnten Eltern war er ein Ungläubiger; den unchriſtlich geſinnten, ein Phantaſt; allen, ein verunglückter Philoſoph, der mit ſeinen Schwärmereien vielleicht in einem Winkel Deutſchlands Glück machen konnte, doch nimmermehr bei den ruhigen nüchternen Schweizern. Dies Urteil fällte man über ihn am Züricher See wie am Genfer See. Cordula hatte mehr praktiſchen Blick als Ulmer, ſchon dadurch, daß ſie als Kaſſenführerin den Geldpunkt ins Auge faſſen mußte; ſie riet ihm, ſich mit dem politiſchen Radikalismus in Einvernehmen zu ſetzen.

„Du haſt freilich viel höhere Ideen für die Zukunft der Menſchheit,“ ſagte ſie: „aber wenn Du ſie für jetzt bei Seite ließeſt und im Sinn der Radikalen am Ruin jeder Autorität, der ſtaatlichen wie der kirchlichen, arbeiten wollteſt . . . verſteht ſich nur mit der Feder! — ſo machteſt Du ſchon dadurch etwas Platz für Deine Geiſtespflanzung, mit welcher Du zu gelegener Zeit hervortreten könnteſt.“

„Ich bin kein politiſcher oder ſozialer Revolutionär,“ entgegnete Ulmer verächtlich, „und nie werde ich mich mit dieſer Bande gemein machen.“

„Es gilt ja nur auf feſten Boden zu gelangen!" verſetzte Cordula mit großer Bedachtſamkeit: „Hernach kannſt Du Dich von ihr losſagen. Aber an irgend etwas, Partei oder Sekte oder wie Du es nennen willſt, muß ſich der Menſch anſchließen; ſonſt bleibt er ein Atom, das im Weltall elend zu Grunde geht."

„Ja! aber an Gleichgeſinnte muß er ſich anſchließen können und nicht an ſolche, bei denen er ſeine Geſinnung wenn nicht zu verleugnen, ſo doch zu verbergen hat!" rief Ulmer empört: „um meiner Geſinnung treu zu bleiben und ihr gemäß zu leben, habe ich mich von der großartigſten Gemeinſchaft getrennt, die es auf Erden gibt . . . und Du ſchlägſt mir eine ſolche Verbrüderung vor! Wie wenig verſtehſt Du mich."

„Ich verſtehe das praktiſche Leben," erwiderte Cordula trocken, „ich ſehe, daß es mit der Erziehungsanſtalt nach Deinen Anſchauungen nicht geht und daß wir nicht von den Renten meines kleinen Vermögens leben können und bereits das Kapital angegriffen haben. Geht das ſo fort, ſo kommen wir an den Bettelſtab und um Dich und mich vor einem ſo elenden Schickſal zu bewahren, ſchlage ich Dir vor ein wenig auf die Anſichten einer Partei einzugehen und mit Deiner Feder derjenigen zu dienen, welche hier zu Lande mächtig iſt. Dies iſt ja die Art und Weiſe wie Tauſende und aber Tauſende in der Welt exiſtieren, beſter Lorenz."

„Wie oft habe ich Dich gebeten von der kindiſchen Gewohnheit abzulaſſen mich bei meinem Taufnamen zu nennen!" rief Ulmer zornig und überließ Cordula ihren einſamen Betrachtungen über die Schattenſeiten des Eheſtandes. Sie hatte den Witwenſtand traurig und langweilig gefunden: war denn jetzt ihr Leben heiter und unterhaltend? — Sie machte ſich gar keine Illuſion darüber, daß dem nicht ſo ſei; aber ſie war eine entſchloſſene Perſon und wußte ſich zu faſſen. Sie hatte ſich nun einmal dieſen Gatten erobert und ſie unternahm es für ihn und für ſich ein Plätzchen in der Welt zu erobern. In ihren Gedanken und Selbſtgeſprächen hatte ſie noch immer etwas von dem romanesken Anflug, durch den ſie einſt Ulmer bezauberte und durch den ſie jetzt gänzlich Fiasko bei ihm machte. O Traum von Liebe! ſeufzte Cordula elegiſch: wo iſt der Sterbliche, der ihn nicht geträumt hat! Er trete hervor und zeihe mich der Torheit, daß die Wahl meines Herzens auf dieſen Mann fiel. Denn nicht er ſorgt für mich — nein! ich muß für ihn ſorgen, damit wir nicht beide kläglich zu Grunde gehen.

Nach dieſem Stoßſeufzer machte ſie ſich an's Werk. Sie hing die Guitarre mit dem apfelgrünen Bande nicht mehr um ihre hagern Schultern, ſondern an die Wand und begab ſich auf kleine

Exkurſionen zu Madame X. in Nyon und Mademoiſelle Z. in Vevey. Sie hatte es verſtanden verſchiedene Bekanntſchaften anzuknüpfen, die ihr nützlich ſein konnten und die ſich für ihr Vorhaben intereſſierten, weil ſie verſicherte, ihr Mann ſei durch das Scheitern ſeiner Pläne auf dem Punkt gemütskrank zu werden. Man half ihr, man ſprach für ſie, man empfahl ihr Unternehmen und genug! Cordula ſagte eines Tages zu Ulmer:

„Zum Erſatz dafür, daß aus Deinem Inſtitut nichts wurde, eröffne ich jetzt das meine.“

„Du redeſt irre,“ antwortete er mürriſch.

„Mein Inſtitut iſt nämlich eine Pension suisse. Ich habe in Collonge am Bergabhang zwiſchen Montreux und Chillon ein vollſtändig eingerichtetes, aber ganz beſcheidenes Haus gekauft, deſſen Beſitzerin ſich durch die Penſion genug Vermögen erworben hat, um das Geſchäft aufgeben zu können. Ich hatte gute Fürſprache und Bürgſchaft: ſo gelang der vorteilhafte Handel. Das Haus iſt bekannt als eine gute, anſtändige billige Penſion; der Zuſpruch wird nicht fehlen; ich verſtehe mich auf alle Zweige der Haushaltung und freue mich ſie üben zu können. Unſere Zukunft iſt geſichert.“

Ulmer ſtarrte Cordula an, die ihm alles mit großer Redſeligkeit und Entſchiedenheit des Breiteren auseinanderſetzte. Ein Hauskauf, eine Gaſtwirtſchaft, ein feſtes Eigentum, eine geſicherte

Zukunft — mit und durch Cordula! in dieſem Lande, deſſen Sprache ihm fremd und zuwider war und das ihn in ſeinen Hoffnungen getäuſcht hatte! hier angeſiedelt ſein, hier leben und ſterben mit Cordula — es kam ihm vor als gehe ein grauenhaftes Märchen an ſeinem Geiſt vorüber; — nichts Wahres, nichts Wirkliches. Er verſtummte.

„Nun, freueſt Du Dich nicht über dieſe glückliche Wendung unſerer Verhältniſſe?“ fragte endlich Cordula.

„Glückliche Wendung?“ entgegnete Ulmer: für Dich mag das wahr ſein. Ich hatte andere, höhere Hoffnungen, als die am Genfer See eine Gaſtwirtſchaft zu eröffnen! Durch dieſen Hauskauf haſt Du Dich an die Scholle gefeſſelt und in die Unmöglichkeit verſetzt auf einem günſtigeren Boden ein Zelt aufzuſchlagen.“

„Ja, das habe ich abſichtlich getan,“ verſetzte Cordula trocken: „ich bin kein Beduinenweib, und obgleich ich ſehr gern in ſchönen Ländern reiſe, ſo habe ich doch unſer Nomadenleben und unſere Dachſtubenexiſtenz herzlich ſatt. Der Wanderſtab ſoll nicht bei uns zum Bettelſtab werden. Jetzt hoffe ich auf ein ruhiges, wenn auch arbeitſames — auf ein angenehmes, wenn auch einfaches Leben, und dieſe Hoffnung ſollte auch Dich freuen. Aber Du lebſt beſtändig in Träumereien und Täuſchungen.“

„Zu Täuſchungen! . . . ja! das iſt richtig und das habe ich vielleicht nie ſo klar und ſo bitter empfunden, als in dieſem Augenblick," verſetzte er ſchmerzlich.

„Siehſt Du das wirklich ein, ſo laß die Grillen fahren! . . . Und jetzt packe Deine Bücher zuſammen, Deine Schreibereien. Das Übrige will ich beſorgen und unſere Rechnung zahlen. Mit dem nächſten Zug verlaſſen wir Lauſanne und eilen dem Ort zu, wo wir fortan unſern eigenen Herd, unſer trauliches Heim haben werden. Iſt der Gedanke nicht beſeligend?"

Ulmer blieb die Antwort ſchuldig. Wie ein Schlaftrunkener hörte und ſah er ohne zu verſtehen, ohne zu faſſen. Konnte — ſollte — durfte — dies das Ende ſein? Herd und Heim — war das ſein Ziel, das ſein Ideal geweſen? O nein! ſie drängten ſich ihm ſo ſpießbürgerlich, ſo alltäglich und ſo furchtbar feſſelnd auf, daß er ſie verabſcheute. So lange er umherirrte ſuchend, fragend, da und dort anklopfend und, wenn auch abgewieſen, doch nicht in die Unmöglichkeit verſetzt noch weiter ſuchen zu können: ſo lang war er im ſtande geweſen die Unruhe ſeiner Seele durch die Unruhe ſeiner Gedanken, ſeiner Beſtrebungen, ſeines äußeren Lebens zu übertäuben. Cordula's praktiſcher Gewaltſtreich machte ihn aber zu ihrem Gefangenen und er begann, wie alle Gefangenen, vom Rauſch ſich zu entnüchtern, der ihn in dieſe grauſige Haft verſetzt hatte; er überdachte ſeine Vergangenheit.

Cordula lenkte wohlgemut in ihre neue Bahn ein. Die Haushaltung verſtand ſie, verbindlich und aufmerkſam war ſie, reden konnte ſie und ſo hielt ſie denn mit dem beſten Erfolg den bewährten Ruf ihres Hauſes aufrecht. Die Pension Oulmère gehörte nicht zu den eleganten, aber zu den ſehr anſtändigen und behaglichen. Während Cordula vom Morgen zum Abend in der Tätigkeit war, welche ein ſolches Hausweſen mit ſich bringt, ſeufzte ihr unglücklicher Gatte:

„Pension Oulmère!“ Alles habe ich verloren, ſogar meinen armen deutſchen Namen! — Und während Cordula bei den Mahlzeiten ſehr höflich die Wirtin machte, und immer bereit und im ſtande war Auskunft und Rat zu geben, wie ihre Gäſte es wünſchten und bedurften, ſaß Ulmer in ſeinem Manſardenkämmerchen, erſchien nie im Salon, höchſt ſelten im Speiſezimmer und machte, wenn er einmal erſchien, einen ſo trübſeligen Eindruck, daß man zweifelhaft war, wer am meiſten zu bedauern ſei: der kranke Mann oder ſeine Frau.

„Die Leute halten Dich für krank; biſt Du denn krank?“ fragte Cordula ihn eines Tages ganz verwundert, denn vor lauter Geſchäftigkeit und Verpflichtungen hatte ſie keine Gedanken für ihn übrig; war auch zu ſehr an ſein abgeſchloſſenes Weſen gewöhnt um es auffallend zu finden.

„Ja . . . krank an der Seele," antwortete er.

An der Seele — das verſtand ſie nicht. Eine Seele von Gott geſchaffen, durch die heiligmachende Gnade in übernatürlicher Verbindung mit Gott; durch die Sünde aus dieſer Verbindung herausgeriſſen, von der heiligenden Herrſchaft der Gnade abgelöſt, unter die Botmäßigkeit der Natur und ihrer Leidenſchaft geraten, und nun in ihrem innerſten Weſen gelähmt, elend und krank — nein! das verſtand Cordula ganz und gar nicht. Sie ſagte eifrig:

„Ich habe ſchon lange gefürchtet, daß Deine hypochondre Laune endlich in Gemütskrankheit ausarten werde. Weshalb hockſt Du immer wie ein Einſiedler in Deinem Zimmer? Zerſtreue Dich etwas, tauſche Deine Gedanken mit fremden Gedanken aus, bekämpfe dieſe Hypochondrie."

„Das alles würde ich mit Erfolg tun, wenn ich krank an der Leber wäre," verſetzte er kalt: „irdiſche Mittel heilen irdiſche Leiden; aber die Seele geſundet nicht durch ſie."

„Du biſt unverbeſſerlich . . . und ich habe nicht Zeit um mit Dir zu disputieren," erwiderte ſie und klapperte eilfertig mit ihren hohen Abſätzen die Treppen herunter.

Fortan ſagte Cordula, wenn man nach ihrem Manne fragte, ſeufzend und achſelzuckend: „Mein Gott! ein Hypochonder!"

willſt Dich nicht ſcheiden laſſen; Du willſt nicht in der Weiſe mit mir leben, welche die einzig ſchickliche für uns iſt nach Allem was vorgefallen; Du willſt mich martyriſiren aus Haß, aus Rache, aus Langerweile — was weiß ich! — Das geht nicht mehr, Euſtach! ich trenne mich von Dir“ .... —

„Und folglich von Triſtan.“

„Nicht von Triſtan! man reißt nicht ein ſo kleines Kind von der Mutterbruſt; Triſtan ſtirbt ohne mich.“

„Ich wundre mich, daß Dir das nicht vollkommen gleichgültig iſt, da doch Triſtan das Unglück hat mein Sohn zu ſein,“ ſagte Euſtach ſchneidend.

Cornelie legte die Hand über die Augen und ſprach:

„Ich liebe das Kind, das Gott mir in die Arme gelegt hat mit dem Inſtinkt des Mutterherzens, und gebe mir Mühe den Vater zu vergeſſen.“

„Die Mühe, denk' ich, wird nicht groß ſein, Frau Gräfin! einmal von mir getrennt, werden Andere die Mühe übernehmen Sie den Vater Ihres Sohnes vergeſſen zu machen.“

Cornelie ſchwieg wie immer zu ſolchen Bemerkungen, und ſagte nur:

„Ich wünſche mit Triſtan zu meinem Vater zurück zu gehen.“

„Sie werden Ihrem Vater ſehr läſtig ſein, Frau

Und niemand bekümmerte ſich um ihn. Je glücklicher ſie in ihrer Unternehmung war, deſto mehr Geſchmack fand ſie daran und deſto lebhafter wünſchte ſie die Vergrößerung und Ausbreitung ihres einträglichen Geſchäftes. In dem Maß als ſie Geld erwarb, bekam das Geld einen großen Reiz für ſie, und nach und nach fand ſie es unerträglich, daß ihr Mann müßig ſitze und an keinen Erwerb denke. Ihre Schwärmerei für ihn war längſt verflogen und in der Wirklichkeit erſchien er ihr ſehr langweilig und ſehr läſtig.

„Endlich mußt Du an die Arbeit!“ rief ſie eines Tages ganz herriſch ihm zu: „ich übergebe Dir das Rechnungsweſen . . . doch ohne die Kaſſe, verſteht ſich! Seitdem ich das Nachbarhaus gemietet habe, mehren ſich meine häuslichen Geſchäfte dergeſtalt, daß ich Dir die Buchführung übertragen muß. Ohnehin wäre es Zeit, daß Du Dich endlich einmal nützlich machteſt und etwas Vernünftiges arbeiteteſt.“

Er war es zufrieden. Er hoffte das trockene Einerlei werde Aſche auf die Glut der Qualen ſtreuen, die er in ſeinem Innern litt. Das war aber für Cordula noch nicht genug.

„Könnteſt Du nicht den Kindern des Herrn Tomking deutſchen Sprachunterricht geben?“ fragte ſie: „er wünſcht es ſehr, weil ihm an einer reinen Ausſprache viel liegt, und iſt deshalb gern bereit fünf Francs für die Stunde zu zahlen. Auf dieſe Weiſe würdeſt Du täglich fünf Francs verdienen — juſt den Penſionspreis! — dreißig Francs in der Woche, hundertundzwanzig im Monat: macht im Jahr zweiundſiebenzig Napoleond'or für eine einzige Unterrichtsſtunde im Tage! Es wäre Torheit nicht mit beiden Händen zuzugreifen! . . . Ohnehin iſt das Unterrichtsweſen Dein Fach und die Knaben ſind ſehr aufgeweckt. Ich werde alſo Herrn Tomking ſagen Du gingeſt auf das Honorar von fünf Francs ein."

Ulmer nahm auch dieſen Vorſchlag — oder vielmehr dieſen Befehl — an; die beiden Knaben gefielen ihm, erinnerten ihn an Dagobert bei vierzehn Jahren. Sie lernten leicht und gern, und um ſie im Sprechen zu üben machte er häufig Spaziergänge mit ihnen. Infolge dieſer Geſpräche erfuhr er, daß die Familie Tomking katholiſch ſei, daß der Vater nie verſäume Sonntags mit den Kindern zur heiligen Meſſe nach Vevey zu fahren und daß es der größte Kummer der zarten bruſtkranken Mutter ſei, ihn nicht immer begleiten zu können.

„Darum gefällt es ihr auch nicht am Genfer See," ſagte der älteſte Knabe. „Die Luft iſt hier mild, ſpricht ſie, aber es iſt keine katholiſche Luft — und die Gegend iſt ſchön, aber weit und breit ſehe ich kein Gotteshaus mit dem Allerheiligſten."

„Sie ſind wohl calviniſch, Herr Ulmer?“ fragte der jüngere Knabe.

„Richard!“ rief der Bruder verweiſend, „vergiß doch nicht immer, daß die Mutter geſagt hat, wir ſollten nicht darnach fragen, ſondern mit allen Leuten hier zu Lande umgehen, als ob ſie unſere Glaubensbrüder wären.“

Der Verkehr mit dieſen Kindern war eine Erquickung für Ulmer; doch ſehr bald miſchte ſich Wermut ein. Die Knaben lebten in ihrem Glauben, ſprachen von ihren Namenspatronen, ihren Heiligen, freuten ſich auf die Feſte der Kirche und gerieten abſichtslos in Geſpräche und auf Fragen, die er, um die Kinder nicht irre zu machen und zu verſtören, im katholiſchen Sinn und von katholiſchem Standpunkt aus beantworten mußte. Nahm er dieſen ein? erkannte er jenen, als den richtigen an? War das nicht der Fall, warum bekannte er dann nicht frank und frei ſeinen Unglauben? War es aber der Fall — weshalb ſuchte er dann nicht ſich mit der Kirche auszuſöhnen, welche dieſen Glauben lehrte? war die tiefſte Demütigung, die härteſte Buße nicht leichter zu tragen, als die Harpye, die in ſein Gewiſſen ihre Krallen einſchlug und ſein ganzes inneres Leben, ſeine Gedanken, ſeinen Willen, ſeine Hoffnungen, Schritt vor Schritt mit Verweſungshauch ankränkelte! — Ja! tauſendmal leichter! ſprach die Vernunft. Allein die Eigenliebe, der menſchliche

Hochmut folgten nicht ſo leicht der beſſern Erkenntnis, und aus ihrer Widerſetzlichkeit entſpringen die furchtbarſten, die zerreißendſten Kämpfe. . .

Herr Tomking verließ zu Anfang des Sommers die Pension Oulmère, die Sprechſtunden hörten folglich auf und Cordula empfand ſehr mißvergnügt den Ausfall in ihrer Kaſſe. Das Geld wurde ihr immer lieber; denn irgend etwas muß der Menſch lieben, und bleibt ſein Liebesbedürfnis in der Sphäre der Natur befangen, ſo iſt nicht zu berechnen, bis zu welchem niedrigen Gegenſtand es herabſinken kann. Cordula liebte nunmehr das Geld — und viel zu ſehr, wie Ulmer meinte. Sie antwortete trocken:

„Sollte es zu viel ſein, ſo ſind daran die Menſchen Schuld. Hätte ich je ein Weſen gefunden, wie ich es ſuchte und wie es meinem Ideal entſprach, ſo hätte ich freilich einen viel höheren Flug nehmen können. Allein meine traurigen Erfahrungen in zwei Ehen haben mich gründlich enttäuſcht und ernüchtert und auf ein tätiges Leben angewieſen. Die Frucht desſelben iſt Geld; an den Früchten ſeiner Arbeit hat der vernünftige Menſch Freude und er ſucht dieſe Freude zu mehren, zu erhalten. Es iſt alſo ſehr vernünftig und höchſt logiſch, daß ich das Geld liebe und ich meine, Du ſollteſt Dich um Unterrichtsſtunden bemühen. Herr Tomking war ja ganz entzückt von Deiner Lehrmethode und von den Fortſchritten ſeiner Söhne. Vergrabe doch nicht Dein Talent für das Lehrfach und Dein vielſeitiges Wiſſen.“

Trotz dieſer ſchmeichelhaften Aufforderung blieb Ulmer ganz kalt und bemühete ſich um nichts. Er fühlte allzu gut, daß man, um ein tüchtiger Lehrer zu ſein und dem Schüler Red' und Antwort ſtehen zu können, feſten Grund unter den Füßen haben und mit ſeinem Wiſſen im Glauben wurzeln müſſe. Dieſe Frucht war ihm aus dem Unterricht der Knaben zugewachſen und er ſchätzte ſie höher, als Cordula ihre Zwanzigfrankenſtücke. Allein er war zu weit von der Wahrheit abgewichen, um den geraden Rückweg anzutreten. Er verſank mehr und mehr in den Trübſinn ſeiner quälenden Gedanken und beſchränkte ſich darauf Cordula's Buchhalter zu ſein. Dieſer Mangel an jeglicher Erwerbsluſt empörte Cordula und ſie ſäumte nicht ihrer Empörung Ausdruck zu geben. Sie verlangte mit großer Energie, Ulmer müſſe ſich dem Lehrfach widmen, um die Kaſſe füllen zu helfen.

„Aber ſie iſt ja gefüllt,“ ſagte er trocken.

„Ja, durch mich und meine aufopfernde Tätigkeit, während Du verſchwendeſt!“ rief ſie.

„Ich verſchwende?“ fragte er ſtaunend.

„Nun freilich! Deine Zeit, Deine koſtbare Zeit verſchwendeſt Du mit Hinbrüten über alten Charteken und mit Herumziehen in den Bergen.

Schickt ſich das für einen verſtändigen Mann . . . einen Hausherrn?“

„Du biſt Hausherr und ich bin Buchhalter,“ ſagte Ulmer mit Bitterkeit.

„Natürlich! denn Du verſtehſt nicht Hausherr zu ſein! er darf nicht fehlen, wenn eine Sache Fortgang haben ſoll und deshalb nehme ich dieſen Platz ein.“

„Ich beanſpruche ihn auf keine Weiſe, aber ich bin deshalb noch nicht Dein Sklav, und auf das Tretrad der Geldgier ſtelle ich mich nicht und laſſe ich mich nicht drängen.“

„Geldgier nennſt Du meine emſige Tätigkeit, meinen Fleiß, meine Sparſamkeit, mein Talent mit möglichſt Wenigem möglichſt viel zu leiſten, die muſterhafte Ordnung meines Hausweſens! ... Geldgier! Jeder vernünftige Ehemann würde ſeiner Gattin für ſolche Tugenden nicht die Hände, ſondern die Füße küſſen — und Du wirfſt mir Geldgier vor! . . . Wie wollteſt Du denn exiſtieren, ich frage, wenn Du mich mit meiner Geldgier nicht hätteſt?“

„Das weiß ich nicht; doch elender als jetzt könnte meine Exiſtenz nicht ſein.“

Cordula ſtaunte Ulmer an. Er ſaß in ihrem freundlichen Zimmer auf einem bequemen Lehnſtuhl an einem großen, gut eingerichteten Schreibtiſch. Die Tür nach dem Speiſezimmer war geöffnet: da ſtand der ſaubere Speiſetiſch, an welchem ſie für zwanzig Perſonen aus allen Weltgegenden auf's Liebenswürdigſte die Wirtin machte — und er ſprach von ſeiner elenden Exiſtenz! Alle Sentimentalität bei Seite laſſend rief ſie höchlichſt entrüſtet:

„Du biſt reif für das Irrenhaus!“

Und mit ihren ſpitzen Abſätzen wandelte ſie den Regionen der Küche zu und ſtellte Betrachtungen darüber an, bis zu welchem Grad des Wahnſinns die Arbeitsſcheu den Menſchen treiben könne. Ulmer ſeinerſeits dachte, daß jetzt der Augenblick gekommen ſei, um ſich friedlich von Cordula zu trennen. Sie war längſt eine moraliſche Laſt für ihn geweſen; jetzt war er eine pekuniäre Laſt für ſie. Wie zwei Galeerenſklaven, die an eine und dieſelbe Kette geſchmiedet ſind, gingen ſie nebeneinander, aber nicht miteinander dahin. Ob er je eine Herzensneigung für ſie gehabt hatte? — Er zweifelte. Er war ihr begegnet, als er ſich in einem Zuſtand von heftiger Aufregung, geiſtig, moraliſch und phyſiſch kränkelnd befand; als ſeine Eitelkeit Nahrung begehrte und ihm vorſpiegelte, er ſei zu hohen Dingen berufen und er müſſe verſtändnisvolle Seelen an ſich ziehen und zu ſeinen Jüngern bilden. Allein er fand niemand, als eben nur Cordula: ſie lieh ihm ein williges Ohr, ſie bewunderte ſeinen Scharfſinn, den Schwung ſeines Geiſtes, ſeine hohe Idealität. Es gibt eine Menge Frauen, welche bewundern ohne zu verſtehen; — denn, wenn ſie verſtänden, ſo würden ſie nicht bewundern — und es gibt eine Menge Männer, die ſich mit der ihnen gezollten Bewunderung ohne Verſtändnis begnügen, und ohne weiteres annehmen, jene ſchließe dieſes ein. Unter dem Einfluß dieſer Täuſchung der Eigenliebe, die bereits ſeinen Willen entnervt und ſeine Erkenntnis verfinſtert hatte, ſchloß Ulmer eine Verbindung mit Cordula, die er lieber nicht geſchloſſen hätte, auf die aber Cordula mit aller Energie einer Witwe beſtand, welche dem vierzigſten Jahr nicht allzufern iſt und den feſten Vorſatz gefaßt hat, nicht Witwe zu bleiben. Jetzt aber war für beide eine Enttäuſchung auf die andere gefolgt. Cordula hatte gewähnt ſich in dem Glanz ihres Gatten zu ſonnen und mußte erleben, daß man über ſeine Hirngeſpinnſte die Achſeln zuckte; hatte gehofft mit ihm und durch ihn eine hervorragende Stellung in der Welt einzunehmen und mußte erleben, daß ſie in eine ganz unbeachtete Exiſtenz gerieten, bei der ſie Gefahr liefen an den Bettelſtab zu kommen. Dies alles war Ulmer's Verſchuldung! und als ſie nun mit großer Tatkraft eine Richtung einſchlug, welche ihr und ihm eine anſtändige Exiſtenz ſicherte, da fand ſie keinen Dank, nicht einmal Anerkennung, viel weniger Unterſtützung; — und ſie verachtete den Mann, den ſie vor einigen Jahren bewundert hatte. Cordula verachtete Ulmer und er fühlte es und die

Stimme ſeines Gewiſſens ſprach: Beſſere als Cordula hätten das Recht dich zu verachten. — —

Cordula erſchien eines Tages ſehr aufgeregt bei der Tafel. Man fragte ob ihr etwas Unangenehmes widerfahren ſei; man müſſe das aus ihrer verſtörten Miene ſchließen.

„„O mein Gott!“ ſeufzte ſie, „mein armer Mann.“

„Iſt er tot? — Iſt er krank? — Iſt er tobſüchtig geworden?“

„Nichts von dem allen. Er iſt fort!“

„Fort? wohin? wie ſo? verſchwunden?“

„Er ſagt er habe ein Heimweh, das ihm keine Ruhe laſſe. Fort iſt er . . . nach Deutſchland.“

„Nun am Heimweh ſtirbt man nicht und Deutſchland iſt nicht aus der Welt! er wird wiederkommen.“

„Wie merkwürdig, daß man nach Deutſchland Heimweh haben könne,“ bemerkt eine franzöſiſche Dame.

„Kennen Sie Deutſchland, Madame?“ fragte ein Deutſcher mit bärbeißiger Miene.

„Genug, er iſt fort!“ rief Cordula beſchwichtigend: „und Sie werden alle meine Verſtörung begreifen.“

Ja, er war fort. Er konnte nicht länger den zwiefachen Druck ſeines Gewiſſens und ſeiner Lage aushalten. Er redete ſich ein, wenn er aus dieſer ſcheide, werde er jenes beruhigen. Er ſagte eines

Morgens ganz gelaſſen zu Cordula, ſie ſei eine viel zu eminente Frau, um den Schutz eines Mannes zu bedürfen; ſie habe ſich ihre Stellung erobert und werde ſie behaupten können; ihm aber ſage dieſe ganze Richtung nicht zu; er wolle ſeinen Pilgerſtab weiter ſetzen.

„Was ſoll das alles bedeuten?“ fragte ſie unwirſch.

„Ein Lebewohl,“ verſetzte er trocken.

„Auf wie lange?“

„Auf immer.“

„Wohin willſt Du denn mit Deinem Pilgerſtab? . . . was iſt eigentlich Deine Abſicht? Rede und handele doch nicht immer ſo entſetzlich unvernünftig.“

„Ich will fort von hier . . . das Übrige wird ſich finden.“

„Auch Geld für Deine Nomadenliebhaberei?“

„Ich denke auch das Geld.“

„Sieh, welchen ſchlechten Charakter Du haſt! Um Deine wahnwitzigen Liebhabereien zu befriedigen, kannſt Du Geld verdienen; aber um mich zu unterſtützen, kannſt Du nichts tun.“

„Erſparte ich Dir nicht den Gehalt für den Buchhalter?“

„Auch dieſe Laſt fällt mir nun zu! . . . —“

„Du wirſt ſie tragen; ich kann es nicht mehr.“

„Und für immer willſt Du mich verlaſſen . . . und ich ſoll hier in der Fremde ohne Freunde, Gräſin. Wie und als was ſoll er Sie in die Geſellſchaft einführen? womit Ihre Exiſtenz ſichern?“

„Sie iſt geſichert durch das kleine Erbtheil meiner ſeligen Mutter; und für Triſtan — muß der Vater des Kindes ſorgen.“

„Der Einfall iſt nicht übel! rief Euſtach mit bitterm Lachen; Du willſt Dich in Berlin amüſiren, und ich ſoll Tauſende verſchwenden um Triſtan fern von mir bei einer Mutter die mich haßt erziehen zu laſſen!“

„So werd' ich ſelbſt für mein Kind ſorgen.“

„Ah, das iſt aber zum Todtlachen! kennſt Du denn Dein glänzendes Vermögen? weißt Du denn wie weit Du mit den Zinſen von 12000 Thalern reichſt? — Grade ſo weit um den türkiſchen Shawl zu bezahlen, der dort auf dem Sopha als Decke über Deinen ſchönen Füßen liegt.“

„Wer frei ſein will, muß genügſam ſein. Ich bin es.“

„Ja! es iſt außerordentlich ſchwer hier in Altdorf genügſam zu ſein. In Zukunft wirſt Du wie eine Bettlerin leben!“

Ein Blitz vernichtender Verachtung zuckte über Corneliens Stirn, aber ſie nahm ſich zuſammen:

„Ich werde Freiheit und Brot haben, ſagte ſie, ohne Verwandte einſam zurückbleiben!“ rief Cordula mit einem Anklang früherer Sentimentalität.

„Du haſt hier Freundſchaft gefunden; in Deinem Geſchäft biſt Du wahrlich nicht einſam; und was die Verwandten betrifft, ſo kannſt Du ja eine Deiner Nichten kommen laſſen und ihr die Buchführung beibringen.“

„O! nicht deshalb ſehne ich mich nach meinen Verwandten, ſondern als Troſt für mein Herz,“ ſagte Cordula tragiſch, aber im Stillen ganz getröſtet durch dieſen Vorſchlag, da ein junges Mädchen friſche Arbeitskraft hat und wenig Unkoſten verurſacht. „Wie ſteht es denn aber mit Deinem Reiſegeld?“ fragte ſie.

„Ich habe das Nötige, denn ich verkaufte unbrauchbare Bücher.“

„Wirſt Du mir Nachricht über Deinen Aufenthalt geben? Es wäre doch gar zu unanſtändig, wenn ich den Leuten keine Auskunft über Dein ſeltſames Verſchwinden geben könnte.“

„Du kannſt ihnen ſagen ich litte an Heimweh und ginge in die Heimat zurück. Sobald ich ſie erreicht und einige Ruhe gefunden habe, wirſt Du von mir hören.“

„Du willſt alſo nicht als Pilger durch die Welt ziehen, ſondern Dich irgendwo niederlaſſen?“ inquirierte Cordula mit unteilnehmender Schärfe.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Ulmer müde.

„Seine Frau zu verlaſſen iſt und bleibt eine ſchlechte Handlung!“ rief ſie mit neuer Empörung.

Er ſchwieg. Er konnte ihr nicht ſagen, daß ſie nicht ſeine rechtmäßige Ehefrau ſei.

„Laß uns in Frieden ſcheiden,“ ſagte er nach einer Weile und reichte ihr die Hand.

„So lebe denn wohl!“ ſagte Cordula gefaßt. Dann, nachdem ſie ſeine Hand gedrückt hatte, warf ſie ſich in den Lehnſeſſel, hielt ihr Tuch vor das Geſicht und ſeufzte: „Der Traum der Liebe iſt dahin! o welch Erwachen!“

Ulmer aber ſah und hörte ſie nicht mehr. Was war ſein Plan? — Er hatte keinen. Wohin wollte er? — Er wußte es nicht. Und doch atmete er tief auf, wie ein Menſch, der eine ſchwere Bürde niederlegt, als er nun einſam des Weges ging. Der Genfer See und das Waadtland wollte er verlaſſen; dort kannte man ihn. Aus demſelben Grunde wollte er auch den Züricher See meiden und lieber nach Luzern gehen, wo er ganz unbekannt war. Doch nicht als Apoſtel des Evangelium aeternum gedachte er dort aufzutreten. Aus dieſem Fiebertraum war er erwacht, ſobald er denſelben in die Wirklichkeit zu verpflanzen ſuchte und ihn an den Bedürfniſſen der Menſchenſeele maß und prüfte. Allein das, was für die große Menge nicht taugte, konnte doch vielleicht dem Einzelnen, konnte mindeſtens ihm ſelbſt genügen. Darüber war er noch nicht im Klaren; das wollte er jetzt ergründen und ergrübeln und einſtweilen mit jeder Arbeit zufrieden ſein, welche ſich ihm zur Friſtung ſeines Lebens darbiete. Ohne es ſich zu geſtehen betrachtete er dies als eine freiwillige Buße. Sie ſollte ihm ſchwer genug werden, denn er fand keine Arbeit. Überall wo ein Plätzchen heute frei wurde, hatten ſich morgen ſchon zwanzig Perſonen für dasſelbe gemeldet, von denen wenigſtens zehn gute Empfehlungen hatten, die ihm gänzlich fehlten. Täglich las er das Blatt, in welchem Dienſte geſucht und angeboten werden; überall kam er zu ſpät. Die Zeit verſtrich mit dem Harren und Warten, und mochte er ſich auch noch ſo ſehr einſchränken — ſein armer Geldbeutel wurde immer leichter und er ſah ſich genötigt die entbehrlichſten Kleidungsſtücke zu verkaufen. Als er einmal ſo weit war, ging die Armut in Elend über. Er irrte in den größeren Ortſchaften am Luzerner See umher, ohne etwas anderes als das Mitleid zu finden, das man mit einem landfremden Vagabunden hat — bis er endlich faſt aufgerieben von Mangel und Erſchöpfung vor die rechte Tür und an Pfarrer Fridolin geriet. Der Katechismus rettete ihn.

Er lebte nun im Pfarrhaus, und das war in der Koſt und Wohnung nicht ſo gut eingerichtet wie Cordula's Pension Oulmère; aber was lag ihm daran! Er war frei; er hatte Arbeit, Obdach und Brot: mehr bedurfte er nicht. Überdas hatte er einen Greis vor Augen, der ſeit faſt fünfzig Jahren in dieſem kleinen unbekannten Winkel der Erde ein Leben des Opfers und der Entſagung führte, das nur von Gott und ſeinen Engeln geſehen und gewürdigt wurde und der dabei ſo zufrieden, ſo ſelig begnügt war, als gehöre es ſchon den Engeln an, die nichts lieben, als zur Ehre Gottes zu dienen, und die nichts verlangen, als den Willen Gottes zu tun. Pfarrer Fridolin hatte nicht den ſcharfen Verſtand und die wiſſenſchaftliche Bildung von Pfarrer Edelholt und doch erinnerte er Ulmer an jenen, denn der echtprieſterliche Zug eines geheiligten, gottgeweihten Lebens war in Beiden der hervorragende.

Und dieſem liebreichen Greiſe hatte er bei ſeinem Eintritt in das Haus und das Amt geſagt, er glaube an das Tridentiniſche Bekenntnis, er wolle demgemäß den Katechismus lehren. Wie ſtand es denn mit ſeinem Glauben an die Siebenzahl der Sakramente ... an die Prieſterweihe ... Er ſchauderte. Bald glaubte er — und wünſchte nicht zu glauben, und wenn er ſich dann in der geſpenſtiſchen Leere des Unglaubens fühlte, ergriff ihn ein verzweifelter Schmerz und er jammerte nach dem feſten, ſichern, klaren katholiſchen Glauben. Pfarrer Fridolin bemerkte wohl den heftigen Kampf in Ulmers Innern; doch den Gegenſtand dieſes Kampfes ahnte er nicht, weil Ulmer ihn nie berührte, ſondern nur im Allgemeinen ſagte, der Zweifel ſei ſeine Plage.

„Dagegen gibt es nur ein Mittel,“ hatte der Pfarrer geantwortet: „das beharrliche, vertrauensvolle Gebet.“

Und wieder erſchauerte Ulmer, denn er dachte an das Brevier, an dieſe wunderbar ſchöne Gebetsſammlung, die alle Schwäche und alle Gebrechlichkeit des armen menſchlichen Herzens ausſpricht und ihm gnadenvolle Hilfe, allmächtigen Schutz, göttliche Tröſtungen, übernatürliche Erleuchtung und Stärkung verheißt. Ja, wo war ſein Brevier? . . . Er wußte es nicht. Er entſann ſich aber ſeiner Empfindlichkeit über den guten Rat des Pfarrers Edelholt lieber das Brevier zu beten, als dem Violinſpiel der Marquiſe Marialva zuzuhören. O dieſe Marquiſe Marialva! ſie hat mein ganzes Leben verſtört! ſeufzte er: Ohne ihren unheilvollen Einfluß wäre ich wahrſcheinlich zufrieden in dem Kreiſe und dem Beruf des Prieſters geblieben — hätte ich wahrſcheinlich nie den unſeligen Einfall gehabt Philoſophie und Philologie zu ſtudieren, die mich meinem Beruf entfremdeten ohne mich zu befriedigen und ohne mir den Erſatz, den Genuß zu verſchaffen, auf den ich hoffte. Nicht direkt durch das was ſie tat, aber indirekt durch das was und wie ſie war — bin ich in mein Elend geraten . . . trotz aller Warnungen . . . die ich in den Wind ſchlug! — —

Er machte es wie Dagobert in Beziehung auf Maximilian: er verwünſchte die Stunde, in welcher er die Marquiſe Marialva zum erſten Mal ſah. Und gleichfalls wie Dagobert mußte er ſich geſtehen, daß nicht die Marquiſe, ſondern er die Schuld trug, daß er es an Überlegung, an Wachſamkeit in dem Verkehr mit ihr hatte fehlen laſſen und daß dieſer Mangel, in leidenſchaftlich blinde Befangenheit ausgeartet, der Urſprung ſeines gegenwärtigen elenden Zuſtandes ſei.

Ulmer war während des ganzen Winters interimiſtiſcher Dorfſchullehrer und, die Gewiſſensqualen beiſeite gelaſſen, zufriedener als er ſeit Jahren geweſen. Nun kam der Frühling und an einem ſonnigen Nachmittag ging Ulmer nach Fluelen, um dort ein Geſchäft für Pfarrer Fridolin zu beſorgen. Bei Fluelen landen die Dampfſchiffe mit jenen Reiſenden, welche auf der St. Gotthardsſtraße nach Italien gehen, ſowie mit den Touriſten, die den Kanton Uri beſuchen und über das Hochgebirg in den Kanton Wallis und in das Berner Oberland eindringen wollen. Immer vermitteln die Dampfſchiffe, auch in früher und ungünſtiger Jahreszeit, einen lebhaften Verkehr. Ulmer ſtand am Ufer und ſah dem Menſchenſtrom, der aus dem Dampfboot an das Land ſich ergoß, mit der zerſtreuten Gleichgiltigkeit zu, die man bei dem Anblick einer Menge unbekannter Menſchen zu haben pflegt. Er bemerkte daher auch nicht, daß jemand ihn in's Auge faſſe, erſt flüchtig, dann zweifelnd, dann ſcharf; bis er endlich ſeiner Sache ſicher war, aus dem Menſchenzug heraustrat, auf Ulmer zuging und plötzlich beide Hände auf deſſen Schultern legend ausrief:

„Da habe ich ihn!“ —

Zwei Unglückliche.

Tage, Wochen, Monate vergingen — Floriane ließ ſich vergebens in Hellau erwarten. Endlich kam ſie, tief im Winter und alsbald ging ein Bote zum Pfarrer von Bachheim mit der Bitte, ſie zu beſuchen; ſie könne nicht zu ihm kommen, denn ſie wolle nicht, daß man in Bachheim ihre Anweſenheit erfahre. Er folgte ihrer Einladung. Er kam und ging, heute und morgen und übermorgen. Dann kam er nicht mehr und Floriane verſchwand wieder aus Hellau. Zuvor aber ſchrieb ſie einen Brief.

Floriane an Dagobert.

„Nein, lieber Graf, das iſt nun einmal ganz unmöglich! von Ihrem Pfarrer in Bachheim kann ich mich nicht taufen laſſen, denn er verlangt Unmögliches von mir. Ich ſoll z. B. ein großes Verlangen nach der Taufe haben — und ich verſpüre genau das Gegenteil. Ich ſoll ferner den Willen haben, die Lehren des Chriſtentums zu glauben — und mir fehlt gänzlich dieſer Wille, denn ich finde jene Lehren ſo fremdartig, ſo unverſtändlich, daß ich in meinem armen Verſtande keine Anknüpfungspunkte für ſie habe. Alſo, lieber Graf, von drei Dingen müſſen Sie jetzt eines wählen: Sie ſuchen mir entweder einen Geiſtlichen, der jene Bedingungen für die Taufe nicht ſtellt; — oder wir ſchließen ganz einfach eine Civilehe; — oder wir löſen unſere Verlobung wieder auf. Wie lebhaft ich wünſche, Ihre Wahl möge auf den zweiten Vorſchlag fallen, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Bei meiner Schweſter Mignonne in Paris erwarte ich Ihre Entſcheidung. Floriane." —

Wie ein eiſiges Sturzbad wirkte dieſer Brief auf Dagobert. Er lebte in der qualvollſten Aufregung auf ſeinem neuen Poſten. Drückende Geldverlegenheit und ſpannende Erwartung verſetzten ihn in einen fieberhaften Zuſtand, der abwechſelnd wie ein Alp auf ihm lag oder wie ein Rauſch ihn erregte. Die Pflichten ſeiner Stellung erfüllte er; aber in ſeinen perſönlichen Angelegenheiten hatte er kein klares Urteil, keine Beſonnenheit mehr. Er war wie ein Menſch, der am Fuß des Schaffots ſteht und der nicht weiß, ob er im nächſten Augenblick hingerichtet oder in Freiheit geſetzt wird. Und nun Florianens trockener, eiskalter Brief! und dieſe drei Vorſchläge, die ſie ihm ſo kühl vorlegte, als handele es ſich um einen Maskenanzug oder eine Landpartie! Selbſtverſtändlich hielt er nur den erſten Vorſchlag feſt;

— aber wo ſollte er den katholiſchen Prieſter finden, der bedingungslos die widerſtrebende Floriane taufte! von welchem Geiſtlichen war eine ſolche Nachgiebigkeit zu hoffen . . . oder zu fürchten. Dagobert ſann und ſann; — plötzlich fiel Ulmer ihm ein. Ja, Ulmer war der rechte Mann! ſeine phantaſtiſchen, ſubjektiven Anſichten erlaubten ihm ohne Zweifel eine ſolche Erweiterung derſelben, daß er Florianen's Begehr erfüllen konnte. Ulmer war der Einzige, auf dem Dagoberts Hoffnungen ruhten. Doch wo war dieſer Einzige? lebte er noch in der Schweiz? . . . und wo? . . . ja, war er überhaupt noch unter den Lebenden? . . . Ulmer mußte erforſcht werden und das war am ſicherſten und am ſchnellſten durch Dagobert ſelbſt zu bewerkſtelligen. Doch das Reiſegeld? — Dagobert durchwühlte in fiebernder Haſt ſein Portefeuille und jeden Auszug ſeines Schreibtiſches. Je mehr er ſuchte, deſto mehr fand er — Schuldverſchreibungen und übrigens eine vernichtende Leere. Mit ſeiner geringen Baarſchaft für die täglichen Ausgaben konnte er unmöglich eine Reiſe antreten, die vorausſichtlich einige Wochen währen konnte. Woher Geld nehmen? Es war keine Zeit zu verlieren. Da flog ein Blitz durch ſeine wilden, verſtörten Gedanken, die ihm mit ſolcher Gewalt das Blut durch die Adern jagte, daß er jeden Sekundenſchlag in ſeinem Gehirn fühlte. Er ſtellte einen Wechſel auf Herr Illinger und bei dieſen Elementen des Lebens mich woler befinden als bei Dir.“

Nie hatte ſie bisjezt ihrem Vater eine Sylbe über ihre ehelichen Verhältniſſe mitgetheilt, weil ſie von der Art waren, daß ſie jeden Rath ausſchloſſen. Jezt ſchickte ſie ſich doch mit großer Ueberwindung dazu an. Siehe! da kam die Nachricht vom Tode ihres Vaters. An einer Gehirnentzündung war er binnen achtundvierzig Stunden geſtorben, und dieſe Stütze für Cornelie gebrochen. — Was wird ſie nun beginnen? dachte Euſtach ſchadenfroh. Was ſoll ich beginnen? ſprach Cornelie mit der tiefen Entmuthigung zu ſich ſelbſt, die den Menſchen befällt, wenn ihn Ereigniſſe treffen welche ihn von der Bahn zurückzudrängen ſcheinen auf die er ſich hingedrängt fühlt.

„Wann werden Sie abreiſen? .... und wohin, Frau Gräfin?“ fragte Euſtach ſie einmal mit unausſprechlichem Hohn.

Cornelie fixirte ihn ſchweigend. Er ſchämte ſich denn doch dieſes Krieges gegen die Wehr- und Hülfloſe, und plötzlich ſich vor ihr niederwerfend rief er heftig:

„Dein Starrſinn treibt mich ja zu ſolcher Unthat! — Bleibe bei mir, vergieb mir, liebe mich ....

sen. aus und eilte damit zu einem Bankier, der ihm ſogleich 2000 fl., auf die der Wechſel lautete, auszahlte. Dagobert ſchöpfte Atem, nahm eiligſt Urlaub unter dem Vorwand eines wichtigen Familienereigniſſes — und reiſte ab. In Zürich machte er Halt, weil dort ſeine Nachforſchungen anfingen. Sie lieferten kein anderes Reſultat, als daß Ulmer vor Jahren allerdings dort geweſen, doch längſt wieder abgereiſt ſei. Alſo tiefer in die Schweiz hinein! — Doch zuvor ſchrieb Dagobert ganz lakoniſch an Herrn Illinger sen.

„Da wir in geldgeſchäftlicher Verbindung ſind, und da ich plötzlich eine größere Geldſumme nötig hatte, als ich in meiner Kaſſe fand: ſo erlaubte ich mir einen Wechſel von zweitauſend Gulden auf Euer Wohlgeboren auszuſtellen. Später werden wir die Abrechnung machen.“

Dann ging Dagobert an den Genfer See und in Lauſanne wurde es ihm nicht ſchwer, Ulmers Spur aufzufinden. An einem ſonnenhellen Märztage erſchien er in der Pension Oulmère und begehrte den Herrn des Hauſes zu ſprechen. Man führte ihn zu Cordula. Sie erhob ſich vom Schreibpult, an welchem ſie in großen Rechnungsbüchern arbeitete, erkannte ſogleich Dagobert, tat aber als kenne ſie ihn nicht und fragte zuvor mit diplomatiſcher Vorſicht und in franzöſiſcher Sprache:

„Was ſteht zu Dienſten, mein Herr?“

„Ich komme, um meinen alten Freund Ulmer zu beſuchen,“ erwiderte Dagobert auf deutſch.

„Ah, ſieh da! der Graf von Wianden!“ ſagte ſie ſpitz, denn es war ihr ſogleich klar, daß ſich Dagobert nicht in ihrem Hauſe niederlaſſen werde, wenn Ulmer nicht da ſei: „Alſo Ihren Freund Ulmer wollen Sie beſuchen? Nun, Herr Graf, er hat den vortrefflichen, echtchriſtlichen Rat befolgt, den Sie ihm vor Jahren gaben: er hat mich, ſeine Gattin, verlaſſen und iſt in die weite Welt gegangen; wohin — das wiſſen die Götter . . . nicht ich!“

Dagobert wurde leichenblaß bei dieſen Worten. Cordula bemerkte es und ſagte ſchadenfroh:

„Es ſcheint, Sie hätten ihn jetzt recht gern an meiner Seite gefunden. Aber er iſt fort! Eine gerechte Strafe für Ihre boshaften Ratſchläge.“

„Und Sie haben keine Ahnung von ſeinem Aufenthalt?“ fragte er dringend.

„Nicht die mindeſte.“

Im vorigen Spätjahr haben hieſige Leute den Onkel in Stanz und in Luzern geſehen,“ ſagte ein junges Mädchen, das von Leinwandballen umlagert war und emſig nähte.

„Ja, im vorigen November; jetzt ſind wir im März,“ ſagte Cordula, um die Nachricht abzuſchwächen.

Doch ſie war für Dagobert ein Leitfaden und ein Hoffnungsſchimmer. Er zog ſich zurück.

„Was fällt denn Dir ein, daß Du Dich in meine Geſpräche mit fremden Herrn einmiſcheſt! das ſchickt ſich durchaus nicht für ein ſittiges junges Mädchen und ich verbitte es mir ein für allemal. Merke es Dir, Annette,“ ſagte Cordula ſcharf zu ihrer Nichte.

Dieſe aber erwiderte ganz ſchnippiſch, weil ſie wußte, welche Hilfe ihr Fleiß und ihre vielfache Geſchicklichkeit für die Tante ſei:

„Sollte denn der Herr vor unſern Augen in Ohnmacht fallen? er wurde ja weiß wie dieſe Serviette. Du warſt zu ergrimmt, um es zu bemerken.“

„Ergrimmt! wähle Deine Ausdrücke richtiger und ſage empört — denn das war ich, und mit vollem Recht, wegen einer früheren, ſchweren Beleidigung, welche vielleicht den Grund zu der unbegreiflichen Flucht meines unglücklichen Mannes legte,“ entgegnete Cordula ſehr aufgebracht: „und was das in Ohnmachtfallen betrifft, ſo rührt mich das gar nicht! im Gegenteil! ich würde frohlocken, wenn das ganze Männergeſchlecht in Ohnmacht fiele; dann kämen die Frauen an das Regiment und ob ſich die Welt dabei ſchlechter befände — das, meine Tochter, iſt eine Frage, die ich nach meinen Erfahrungen entſchieden verneine. Zwei Ehemänner hatte ich und keiner verſtand die Zügel zu führen, weder über ſich ſelbſt, noch über andere — während ich es mit beſtem Erfolg verſtehe.“

„Aber, Tante, die Welt iſt doch noch etwas anderes als der Eheſtand und die Pension Oulmère!“ rief Annette lachend.

Zum Glück wurde Cordula abgerufen; ſonſt würde Annette mit einer Strafpredigt gelangweilt worden ſein.

Dagobert begab ſich nach Luzern. Es war ihm wahrſcheinlich, daß Ulmer im Winter keine weite Reiſe unternommen, ſondern in einer größeren Stadt irgend eine Anſtellung gefunden habe. Er ſetzte alle Gaſtwirte, alle Kellner, alle Lohndiener von Luzern in Bewegung, um irgendwo, irgendwie Ulmers Spur zu entdecken und erfuhr endlich, daß ein Mann dieſes Namens in einem Wirtshaus niedrigſter Ordnung gelebt und Beſchäftigung geſucht habe. Als er ſie nicht gefunden, ſei er in große Dürftigkeit geraten und fortgegangen; — in die kleinen Kantons am See, wie der Wirt ſich entſann. Wie der Jäger dem Wild durch Flur und Wald nachſetzt und ſich keine Raſt gönnt bis er es erlegt hat, ſo wurde Dagobert von dem heißen Verlangen, Ulmer zu entdecken, geſtachelt und aufgejagt. Jetzt meinte er ſchon ihn gewiß gefunden zu haben. Aus Zürich hatte er eilig an Floriane geſchrieben, er ſuche den Mann auf, mit dem ſie ſich ohne Zweifel über ihre Taufe verſtändigen werde. Jetzt ſchrieb er ihr abermals aus Luzern, wiederholte jene Verſicherung und ſetzte hinzu:

„Wollten Sie Ihren dritten Vorſchlag in Ausführung bringen, ſo wäre das ein Todesſtoß für mich — und da kein Menſch ſich entſchließt, zu ſterben, wenn das Leben im Sonnenglanz der Liebe und des Glückes vor ihm liegt: ſo würde ich dann auf Ihren zweiten Vorſchlag eingehen, aber mit ſolchem Herzeleid, daß ich hoffe, Ihre Liebe, teure Floriane, erſpart ihn mir.“

So durchforſchte denn Dagobert die kleinen Kantons, umkreiſte den Vierwaldſtätterſee und ſtieß endlich in Fluelen unvermutet auf den Geſuchten.

„Da habe ich ihn!“ rief er freudeſtrahlend: „Ulmer, liebſter Freund, wie froh bin ich, Dich zu finden! ſeit drei Wochen raſe ich in der ganzen Schweiz umher, um Dich zu erkundſchaften . . . und hier treffe ich Dich! Jetzt nehme ich Dich für mich in Beſchlag, denn ich habe unendlich Wichtiges mit Dir zu verhandeln.“

Mit atemloſer Haſt hatte Dagobert geſprochen und Ulmers Arm gefaßt. Jetzt ſagte er ruhiger:

„Nun, alter Freund, wie geht es Dir?“

„Gut, im Vergleich zu jener Zeit, wo wir uns zuletzt ſahen,“ erwiderte Ulmer.

„Du haſt Dich von Cordula getrennt — wie ich von ihr ſelbſt hörte; — das war weiſe! Und wie lebſt Du jetzt? was treibſt Du? haſt Du Jünger des Evangelium aeternum herangebildet?“

„O ſchweige von der wahnwitzigen Torheit, die mich in den Abgrund namenloſen Elends ſtürzte!" unterbrach Ulmer mit Heftigkeit.

Jetzt betrachtete Dagobert genau ſeinen alten Freund. Dieſe vergrämten Züge, dieſer ſcheue Blick, dieſer unerhört traurige Ausdruck ſeiner ganzen Erſcheinung — dazu die ärmliche Kleidung: das alles war in Übereinſtimmung mit jenem Klageruf.

„Komm!" ſagte er endlich: „hier im Gaſthof wollen wir traulich nach alter Art mit einander plaudern. Ich habe Dir unendlich viel zu ſagen."

Im Gaſthof ließ ſich Dagobert ein behagliches Zimmer geben, beſtellte ein gutes Abendeſſen, zündete ſeine Havanna-Cigarren an und ſagte dann, indem er ſich in einen Lehnſtuhl warf:

„Ulmer! das Wohlbehagen des Lebens macht mich grenzenlos unglücklich! Höre mir mit Geduld zu und Du wirſt in jenen Worten keinen bizarren Widerſpruch finden."

Und nun offenbarte er ſeine ganze Lage, ſeine furchtbare Geldnot, ſeine Schulden, ſeine Spekulationen, ſeine Liebe zu Floriane, das Geheimnis, das auf dieſer Liebe ruhe bis Floriane getauft ſei, die Schwierigkeiten, welche ſie gegen die Taufe erhebe, ihren Vorſchlag einer Civilehe, ihre Drohung, mit ihm zu brechen. Wie ein Strom, der alle Schleuſen überflutet, drängten ſich die traurigen Geſtändniſſe, die er keinem andern Menſchen anvertrauen konnte, aus der dunkeln Haft in ſeiner Bruſt hervor und er ſchloß mit den Worten:

„Scheitert meine Spekulation und löſt Floriane unſere Verlobung auf: ſo bleibt mir nichts übrig als mir eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen.“

„Gott verhüt' es!“ rief Ulmer entſetzt.

„Auf Dich baue ich jetzt meine Hoffnung!“ fuhr Dagobert fort: „Du mußt Floriane für das Chriſtentum gewinnen. Du kannſt es . . . und nur Du — denn Du haſt gewiſſe freiere Anſichten, die ihr zuſagen werden und die Dir geſtatten werden, auf ihre verkehrten Anſchauungen kein Gewicht zu legen, ſondern ihnen eine zweckdienliche Deutung oder Wendung zu geben.“

„Zweckdienlich“ wiederholte Ulmer beſtürzt.

„Ich meine eine ſolche Deutung, welche Floriane mit ihren etwas unchriſtlichen — oder ungläubigen Anſchauungen, verſtehen kann. Gegen Dogmen hat ſie einen entſchiedenen Widerwillen. Da ich nun weiß, daß auch Du keinen beſondern Wert auf Dogmen legſt — wenigſtens nicht auf alle — und dennoch ein Chriſt biſt . . . ſozuſagen ein Chriſt ohne beſtimmte Konfeſſion: ſo biſt Du, ja, ganz allein nur Du! der Mann, um Floriane in dieſen Christianismus vagus aufzunehmen und die Ceremonie der Taufe mit ihr vorzunehmen. Der Skandal wäre zu groß, wenn ich eine Jüdin heiratete: alſo muß ſie getauft werden.

Auf ihre widerſtrebende Geſinnung vor der Taufe wollen wir nicht achten; — ſpäter wird ſich das ſchon ändern. Aber getauft, Ulmer, getauft muß ſie werden! davon hängt meine Ehre, mein Ruf, meine Laufbahn, mein Glück . . . ja, mein Leben ab. Haſt Du dies begriffen?“

„O ja!“ erwiderte Ulmer tieftraurig: „Du muteſt dem gefallenen Prieſter zu, dasjenige zu tun, was kein treuer Prieſter tun würde.“

„Ich ſpreche nicht von Deinen Handlungen und Deinen Schickſalen!“ rief Dagobert ungeduldig: „Du biſt und bleibſt katholiſcher Prieſter.“

„Eben darum iſt es mir nicht möglich, jemand zu taufen, der erwachſen und ſeiner Vernunft mächtig iſt, und nicht die Bedingungen erfüllen will, welche in einem ſolchen Fall der Taufe vorhergehen müſſen.“

Dagobert ſtarrte Ulmer mit einem Ausdruck an als halte ihm der alte Freund ein Meduſenhaupt entgegen: er wurde weiß und kalt wie Marmor und ſagte tonlos:

„Du ſprichſt mein Todesurteil aus.“

Da ſaßen die beiden Unglücklichen einander gegenüber und ſtarrten in die Finſternis ihrer eigenen Seele hinein — Dagobert, überfüllt von ſeinem perſönlichen Elend; Ulmer, voll des Jammers, daß er vielleicht dazu beigetragen habe, Dagobert, ſeinen geliebten Schüler und Zögling, auf den er ſo ſtolz geweſen war, in eine ſolche religiöſe Verwirrung zu ſtürzen; und daß er ſelbſt tief genug geſunken war, um den Vorſchlag zu einer ſo unwürdigen Handlung hinnehmen zu müſſen.

„Es kann nicht ſein!“ rief endlich Dagobert aus ſeinem ſtumpfen Hinbrüten auffahrend: „Du kannſt mich nicht in dieſer Agonie laſſen . . . Du wirſt Dich beſinnen und mir und der armen Floriane zu Hilfe kommen . . . Laß ſie denken und meinen was ſie will — taufe ſie nur — rette ihre Seele.“

„Es wäre ein grauenhaftes Sakrilegium, die Gnade Gottes ſo zu verſchwenden und ein heiliges Sakrament ſo zu mißbrauchen!“ entgegnete Ulmer mit Beſtimmtheit.

„Du haſt das Recht verloren, auf Ehrfurcht vor den Sakramenten Dich zu berufen!“ ſagte Dagobert ſchneidend: „wer das eine mit Füßen getreten hat, verachtet auch die übrigen.“

„Ich verdiene dieſen Vorwurf im vollſten Maß,“ verſetzte Ulmer gelaſſen.

„Nein, nein, lieber, beſter Freund, ich mache Dir keinen Vorwurf . . . ich bin ſo außer mir, daß ich nicht weiß, was ich ſage! . . . Betrachte mich als unzurechnungsfähig und erſinne ein Mittel, wodurch Floriane getauft und dann meine Frau werde . . . denn wenn ſie ungetauft bleibt, ſo muß ich mit ihr die Civilehe ſchließen“: ſo flehte, ſo ſtürmte Dagobert.

„Ich weiß nicht, ob das unter dieſen Umſtänden nicht beſſer wäre, weil kein Sakrament entweiht würde,“ erwiderte Ulmer.

„Alſo Du rätſt mir die Civilehe an?“ fragte Dagobert haſtig.

„Keineswegs!“ rief Ulmer erſchreckt, weil er ſah wie begierig Dagobert nach allem griff, was einen Ausweg zu eröffnen ſchien.

„Aber was rätſt Du mir denn eigentlich?“ ſagte Dagobert dringend: „ich ſuche Dich, finde Dich, vertraue mich Dir an, flehe um Hilfe . . . ſie liegt in Deiner Hand, in Deinem guten Willen, in Deiner Freundſchaft für mich . . . Du kannſt ſie mir unmöglich verſagen . . . alſo ſprich: welchen Schritt habe ich zunächſt zu tun?“

„Beſtimme dieſe widerſpenſtige Floriane dazu, ſich auf das Sakrament der Taufe vorzubereiten, wie es ſich ziemt — einen andern Rat kann ich Dir nicht geben.“

„Und wenn ſie in ihrem Eigenſinn beharrt — was dann?“

„Dann gib ſie auf.“

„Und jage Dir eine Kugel durch’s Gehirn!“ ſetzte Dagobert hinzu.

„Dahin wird ſie es nicht kommen laſſen, wenn ſie Dich liebt.“

„Ja, ſie liebt mich, ſie iſt meine Braut, ſie iſt und auf meinen Händen will ich Dich durch's Leben tragen."

„Ich war bei Dir geblieben; ich hatte keinen Groll gegen Dich und das heißt Vergebung; entgegnete Cornelie; dafür haſt Du mich gefoltert, und jezt wagſt Du von Liebe zu ſprechen? Euſtach! Euſtach! komm doch zur Beſinnung über Dich, und laß Dir und mir Gerechtigkeit widerfahren. Dann wirſt Du erkennen, wie ich nur unter der Bedingung, daß Du Deine Liebesanſprüche fallen läßt, bei Dir bleiben kann."

„Ich will ſie nicht fallen laſſen," ſprach er trotzig.

Die Angelegenheiten des Hofmarſchalls fanden ſich höchſt wolgeordnet und für jede Tochter ein Erbtheil von 12000 Thalern. Als Cornelie dieſe Nachricht empfing ſank ſie auf die Knie und rief unter heißen Thränen:

„O mein Vater! ſogar Dein Tod iſt ein Segen für Deine Tochter. Nun bin ich erlöst!"

Sie theilte augenblicklich dies Ergebniß an Euſtach mit, und fügte die Erklärung hinzu, daß ſie binnen vierzehn Tagen nach der Schweiz abzureiſen dächte.

„Ich will Ihre Projecte nicht länger ſtören, Frau Gräfin, da ich vermuthe daß Fürſt Gotthard Sie mit flammender Ungeduld erwartet. Allein ich beein reizendes, anziehendes, höchſt intereſſantes Weſen . . . aber kapriziös, verzogen vom Schickſal und von den Menſchen . . . ſie iſt unberechenbar, Ulmer, trotz ihrer Liebe und ich wage nicht, allzu ſcharf auf ſie einzudringen.“

„Alſo haſt Du in einer ſo wichtigen, ja der allerwichtigſten Frage, ihr gegenüber den moraliſchen Mut verloren? — Armer Dagobert! welch' ein Sklav der Leidenſchaft biſt Du geworden! und kannſt Du vernünftiger Weiſe auf eine glückliche Ehe hoffen, wenn Du Dich vorher ſo tief unter dieſe Floriane geſtellt haſt?“

„Dafür laß mich ſorgen!“ rief Dagobert, den Ulmers Worte empfindlich berührten, weil ſich ſeine Leidenſchaft mehr auf Florianens Vermögen, als auf ihre Perſon richtete — obſchon er, ſelbſtverſtändlich, dieſe Richtung ſeinen eigenen Augen zu entziehen ſtrebte. — „Sorge Du nur dafür, daß unſere Ehe möglich werde. Du darfſt mir dieſe Bitte nicht abſchlagen. Ich laſſe Dir morgen den ganzen Tag Zeit, Dich zu beſinnen, denn ich gehe nach Luzern, wo ich einen Brief post. rest. von Floriane zu finden hoffe — und komme morgen Abend hieher zurück. Bis dahin wirſt Du eine klare Überſicht der ganzen Angelegenheit gewonnen haben und einſehen, daß Du es unſerer Freundſchaft und meinem rückſichtsloſen Vertrauen ſchuldig biſt, etwas für mich zu tun. O, wenn Du wüßteſt, wie ich Dich geſucht habe! In den letzten Tagen war ich im Kanton Schwyz . . . war in Einſiedeln. Ach Ulmer! in meiner Jugend hätte mir Einſiedeln großen Eindruck gemacht; aber meine Jugend — wo iſt ſie geblieben! und was hat ſie alles mit ſich fort genommen! . . . Jetzt ſuchte ich in Einſiedeln keine Erbauung, keine Andacht, keine Reue, keine Buße, keinen Troſt . . . ich ſuchte nur Dich . . . und als ich Dich nicht fand, ſtürmte ich fort und es iſt doch eine Stätte, wohin ſeit tauſend Jahren Millionen armer Sünder gepilgert ſind, um ſich mit Gott zu verſöhnen. Aber ich bin allzu unglücklich, Ulmer! . . . ich konnte es nicht.“

„Ja, Du biſt . . . wir ſind ſehr unglücklich, ſind unverſöhnt mit Gott,“ ſagte Ulmer vor ſich hin.

„O, was macht die Welt und das Leben aus uns! was die Menſchen mit ihrem blendenden Beiſpiel! . . . In Bachheim war ich gut, da hatte ich nur Gutes vor Augen: die liebe Mutter, den edeln Vater, den apoſtoliſchen Pfarrer, das ſelige Kind, Wendeline“ . . . —

„Iſt ſie tot!“ rief Ulmer.

„Nein, ſie lebt, aber unberührt von der Welt — nicht etwa wie im Urwald eine rohe Wilde, ſondern wie ein ſeliges Weſen, das auf einem beſſern Stern zuhauſe iſt — ganz Opfer, ganz Selbſtverleugnung, ganz heilige Liebe.“

„Und an dieſem Weſen gingſt Du gleichgiltig vorüber!" rief Ulmer.

„Still davon! ich bin ihrer nicht wert!" ſeufzte Dagobert und fuhr mit der Hand über ſeine fieberheiße Stirn: „Wäre ich es geweſen, ſo ſtände es anders mit mir! . . . Aber die ſchreckliche Welt . . . die Verhältniſſe, Anforderungen, Beiſpiele! . . . O wie leicht haben es die Frauen — wenigſtens in den höheren Ständen — ſehr vollkommen zu werden! der Kampf mit dem Leben iſt ihnen fremd."

„Mit dem äußern Leben häufiger als uns; doch immer nicht. Zuweilen müſſen ſie unter den größten Schwierigkeiten und Nöten die Stellung in der Welt aufrecht erhalten, die der Ehemann nicht zu behaupten weiß. Und im innern Leben — welche Todfeinde hat die Frau da zu bekämpfen! beſonders zwei, welche in den Grundelementen ihrer Natur liegen, welche der Mann in dem Maß nicht hat und welche furchtbare Verheerungen in ihr, in der Familie und in unberechenbar weiten Kreiſen macht. Aus dieſen Verheerungen läßt ſich ſchließen, wie ſtark dieſe beiden gefährlichen Anlagen, Gefallſucht und Wankelmut, ſein müſſen und welch' ein beharrlicher, von der Gnade getragener Wille, welche unabläſſige Wachſamkeit dazu gehört, um ſie in ihren feinſten Verzweigungen — und das ſind oft die allergefährlichſten! abzutöten.

Ausſicht heller machen — und wenn Du übermorgen noch ſo geſinnt biſt, wie heute, ſo komm' zu mir — oder zum Pfarrer Fridolin, den ich darauf vorbereiten werde."

„Ja, ſo wollen wir es halten," verſetzte Dagobert: „wer weiß, welche gute Nachricht Floriane mir gibt! Du hatteſt ganz Recht vorhin zu ſagen: Wankelmut — dein Name iſt Weib! . . . oder etwas Ähnliches; das paßt auf Floriane. Ich danke Dir für den Hoffnungsſtern, der mir in Pfarrer Fridolin aufgeht. Alſo auf Wiederſehen — übermorgen in der Frühe. Sprich!" ſetzte er plötzlich hinzu, „beteſt Du noch?"

„O Gott . . . ich bete wieder," ſeufzte Ulmer.

„Für mich betet mein Vater, meine Mutter und Wendeline. Bis jetzt hat ihr Gebet mir gar nichts genützt. Um ſo mehr hoffe ich, daß es nun meiner Sache ein gutes Ende geben werde."

„Wenn Du an die Kraft des Gebetes glaubſt, ſo ſollteſt Du ſelbſt beten?"

„Ich! mit dieſen Stürmen im Herzen, dieſer Lava in den Adern, dieſem Fieber im Gehirn! Du kennſt dieſen Zuſtand aus Erfahrung und weißt folglich, daß er uns unfähig zum Gebet macht. Alſo bete auch Du für mich. Wenn auch nichts weiter, ſo iſt das Gebet doch ein Ausdruck der Liebe — und das erquickt mich."

Die Freunde trennten ſich und Ulmer ging unter dem kühlen, klaren, flimmernden Sternenhimmel nach ſeinem ſtillen Dörfchen zurück, reicher geworden in den wenigen Stunden ſeiner Abweſenheit um einen tiefen Schmerz.

Am dritten Tage ſah er voll Spannung Dagoberts Ankunft entgegen; aber Dagobert kam nicht wieder.

Jüdin und Chriſtin.

Gräfin Leocadie lag im Verſcheiden. Ihre letzten Blicke fielen auf ihren Mann und auf Wendeline. Der Sohn fehlte am Sterbebett der Mutter. Man hatte ſich in Bachheim an ihren Zuſtand dermaßen gewöhnt, daß man nicht an einen plötzlichen Tod glaubte. Aber ſie fühlte ihr Ende, ſie verlangte die Sterbſakramente und dann entſchlief ſie in Frieden.

„Requiescat! möge ich bald ihr folgen,“ ſagte der Graf tieftraurig: „Es iſt hart in meinem Alter auch die zweite Gattin zu überleben; aber der Wille Gottes ſei angebetet.“

Ein Telegramm berief Dagobert zu den Exequien ſeiner Mutter. Es kam keine Antwort von ihm und er ſelbſt kam auch nicht.

Ein paar Tage vorher war Herr Illinger sen. durch einen Herzſchlag ganz plötzlich aus der Zeitlichkeit abgerufen. Vor ſeinem eiſernen Geldſchrank ſtehend empfing er den tötlichen Schlag, ſperrte mit letzter Kraft das künſtliche Schloß zu.

deſſen Geheimnis nur ihm bekannt war und ſtürzte mit einem gellenden Schrei leblos zu Boden. Von all ſeinen Kindern war niemand bei ihm. Jetzt eilten Floriane und Maximilian aus Paris herbei — des Anſtandes wegen, des Vermögens und Geſchäftes wegen, übrigens von Herzen gleichgiltig.

Die Exequien der Gräfin waren gefeiert ohne Dagobert. Angeſtellte Nachforſchungen hatten ergeben, er ſei nach der Schweiz gegangen; — eigentlich hieß es: geflüchtet; doch dies ſchreckliche Wort brachte Wendeline, die Vorleſerin, nicht über ihre Lippen. Eine ängſtliche Spannung, eine dumpfe Beklommenheit überwogen die friedliche Trauer um die liebe Entſchlafene und Wendeline, die es ſonſt ſo ſehr verſtand ihre eigene Stimmung — und dadurch auch die ihrer Umgebung zu beherrſchen, war ſtill beängſtigt wie der Vogel, wenn ein ſchweres Gewitter heraufkommt. Sie blickte immer auf die eine ſchwarze Wolke am Horizont, und dieſe Wolke hieß Sorge um Dagobert. Wo war er? was hatte ihn fortgetrieben? — Von dieſen Fragen löſten ſich ihre Gedanken nicht ab. Auch die des Grafen nicht; — und beide kamen in ihren traurigen Geſprächen überein, es müſſe ein unſeliges Duell ſtattgefunden haben. Gleichwohl war dies nicht wahrſcheinlich; denn ein Duell mit allen ſeinen Folgen wird gewöhnlich ſehr ſchnell weltbekannt.

Da trat Wendeline eines Morgens geiſterbleich in Pfarrer Edelholts Zimmer, ſank auf einen Stuhl und ſeufzte:

„Ich kann nicht länger die Qual in meiner Bruſt verſchließen! Leſen Sie dies Billet, Herr Pfarrer. Ein Bote aus Hellau brachte es mir heute früh.“

Erſchreckt durch Wendelinens Verſtörung nahm der Pfarrer das Blatt und las:

„Gnädige Gräfin! Im Februar des vorigen
„Jahres verſuchte ich Ihnen Aufſchlüſſe über den
„armſeligen Dagobert zu geben. Mit Empörung
„wieſen Sie mich zurück und bezeigten eine Ver-
„achtung, als ob ein Lügner vor Ihnen ſtehe.
„Heute erbiete ich mich Ihnen Aufſchlüſſe über den
„„unwürdigen“ Dagobert zu geben und ich bitte
„Sie dringend mir im Intereſſe Ihrer ganzen
„Familie einige Augenblicke Gehör zu gewähren.
„— Ich habe die Ehre ꝛc. Maximilian Illinger.“

„Nun alſo?“ fragte der Pfarrer gelaſſen, während ihm das Herz erzitterte.

„Alſo ſchrieb ich zurück, ich ſei bereit den Herrn Illinger heute Abend um ſieben Uhr im Bachheimer Pfarrhaus eine Viertelſtunde zu ſprechen,“ antwortete Wendeline: „und ich bitte Sie, Herr Pfarrer, um ſechs Uhr zum Tee zu kommen. Ich bereite den Tee ganz wie gewöhnlich und gegen ſieben Uhr ſage ich, ich wolle ein halbes Stündchen im Freien umherlaufen, was ja auch recht oft geſchieht, wenn Sie bei dem Großvater ſind. So ahnt er nichts und ich habe die Nacht vor mir, um mich zu faſſen und zu beſinnen, denn ich werde entſetzliche Dinge erfahren. Meinen Sie nicht?" ſetzte ſie in einem Ton hinzu, als ſei es doch noch möglich etwas anderes zu meinen."

„Was war denn das im Februar vorigen Jahres?" fragte er ablenkend.

Sie erzählte ihm die Begegnung im Park und daß ſie Maximilian mit ſchneidender Verachtung behandelt habe.

„Etwas Ruhe hätte vielleicht dem gegenwärtigen Unheil vorgebeugt," ſagte der Pfarrer, der Wendeline immer mit der Strenge der heiligen Liebe behandelte.

Sie ſchwieg und hob bittend die Hände mit einem ſolchen Ausdruck von Schmerz zu ihm auf, daß er hinzuſetzte:

„Wahrſcheinlich iſt es aber nicht! das Übel ſcheint tiefe Wurzeln zu haben. Doch iſt jener Vorfall eine Warnung für das heutige Geſpräch, das mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit und ohne irgendeine verletzende Aufwallung des Gefühls zu führen iſt. Nur auf dieſe Weiſe erfahren wir alles . . . und möge es auch das bitterſte ſein. Wir müſſen es wiſſen."

„Ja, wir müſſen es wiſſen!" ſagte Wendeline: „aber beten Sie für mich, denn es wird ein grauenhaftes Geſpräch werden."

merke Ihnen, daß ich Sie für Geſundheit und Leben meines Sohnes verantwortlich mache, und daß ich nicht einen Pfennig für ihn gebe, ſo lange er in Ihren Händen iſt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, entgegnete Cornelie hoch und kalt; mit dieſer Erklärung haben Sie mir Triſtan unbedingt geſchenkt.“

Noch an demſelben Abend reiſte Euſtach ab, ohne Cornelie und Triſtan wiederzuſehen, und Niemand wußte wohin. Cornelie konnte ungeſtört ihre Geſchäfte beſorgen, ihre Anordnungen machen, und ſie that es mit Ruhe und Ernſt, und einem heimlich blutenden Herzen. In den letzten Septembertagen reiste ſie ab mit ihrem Sohn, von Niemand begleitet als von Dorothee und von den Thränen der Zurückbleibenden.

Wieder ſind drei Jahre vergangen. Das ungeheure Aufſehen, welches Corneliens Trennung von Euſtach machte, und welches ſeinen Hauptgrund in dem Umſtand fand, daß man die eigentliche Urſache dieſer Trennung nicht enträthſeln konnte und daher Millionen von Hypotheſen aufſtellen durfte — war endlich mit der Unmöglichkeit neuer Muthmaßungen erſchöpft. Euſtach lebte im Sommer auf Altdorf, im Winter in Paris oder in Wien ſo unbefangen

Unbegreiflichkeit des menſchlichen Herzens! ſprach der Pfarrer zu ſich ſelbſt, nachdem Wendeline ihn verlaſſen hatte: dieſe Wendeline, dieſe feſte klare reine Seele, liebt einen Mann, der von dem allen das Gegenteil iſt! . . . Zum Glück liebt ſie ihn in ihrer Weiſe: feſt, klar und rein, ſo daß der barmherzige Gott dieſe Neigung vielleicht zu etwas Gutes benutzen wird. —

Gegen ſieben Uhr abends kam Wendeline aus der Kirche und ging in das Zimmer des Pfarrers, das Joſephe ihr öffnete.

„Du weißt Beſcheid, nicht wahr, Joſephe?“ fragte ſie freundlich: „wenn Du den Herrn, der nach mir fragen wird, hereinführſt, ſo bringſt Du die Lampe mit und ſtellſt ſie dort auf den Tiſch.“

„Ja, ja, Komteßchen! . . . Es iſt aber noch Tag.“

„Es könnte Nacht werden, Joſephe,“ verſetzte Wendeline mit namenloſer Wehmut.

Aber ſie war gefaßt; ſie hatte gebetet und dies Zimmer, in welchem der Friede wohnte, den die Welt nicht kennt, erhielt ſie in der Stimmung, die ſie vor dem Allerheiligſten ſich erfleht hatte. Als ſie aber Männerſchritte vernahm, flog ein leiſes Zittern über all' ihre Glieder und ſie ſeufzte: O Herr, ſtehe mir bei! — So wie Maximilian erſchien, war ſie ruhig und mit großer Ruhe in Ton und Blick ſagte ſie:

„Wir müſſen Ihnen ſehr dankbar ſein, daß Sie uns über Dagoberts Verſchwinden einigen Aufſchluß bringen wollen. Ich bitte alſo, mir alles zu ſagen, was Sie von ihm und über ihn mit Sicherheit wiſſen.“

Dieſer ruhig verbindliche Ton, mit welchem man in der Welt um eine Gefälligkeit bittet, überraſchte Maximilian, der in ſeinem Innern aufgeregter war, als Wendeline. Sollte Sie aufgehört haben ſich für Dagobert zu intereſſieren? und wenn das der Fall war — wurde ſeine Hoffnung dadurch belebt oder vernichtet?

Sie lud ihn durch eine Handbewegung ein Platz zu nehmen und ſetzte ſich an den Tiſch, auf dem die Lampe ſtand, auf einen Strohſtuhl, denn es gab in dieſem Zimmer keine anderen Stühle. Da ſaß ſie in der ärmlichen Umgebung ſo ernſt, ſo feierlich, daß er ſich zuſammennehmen mußte, um nicht aus der Faſſung zu kommen.

„Sind Ihnen Dagoberts Verhältniſſe gänzlich unbekannt, gnädige Gräfin?“ hub er an.

„Ich bin hier um das zu hören, was Sie, Herr Illinger, mir über Dagobert mitzuteilen haben; aber nicht um auf Ihre Fragen zu antworten,“ erwiderte ſie, immer mit derſelben Ruhe.

„Wohlan! Sie zwingen mich, jede Schonung beiſeite zu ſetzen!“ rief er und begann nun ihr aufs Genaueſte Dagoberts furchtbare jahrelange Geldverwickelungen, ſeine Spekulationen, ſeine

Schulden auseinander zu ſetzen. Dann fuhr er mit ſchneidender Schärfe fort: „Ich ſelbſt habe den vollſtändigen Ruin ſeiner Lage erſt jetzt nach dem Tode meines Vaters kennen gelernt; erſt jetzt habe ich erfahren, daß Bachheim nicht mehr dem Grafen von Wianden, ſondern den Erben meines Vaters gehört — dermaßen iſt es verſchuldet. Dieſer wußte genau wie es mit Dagobert ſtehe und daß er keinen Heller zu eigen beſitze; deshalb nahm er auch nicht den Wechſel an, den Dagobert bevor er nach der Schweiz ging, auf meinen Vater ausſtellte. Daß Dagobert dies tat, bringt ihn jetzt in die unangenehme Lage eingeſperrt zu werden, wenn er wieder in München erſcheint, ohne dem Bankier die zweitauſend Gulden zu erſtatten, die er in betrügeriſcher Weiſe von ihm entnahm."

„Die zweitauſend Gulden ſollen erſtattet werden," erwiderte Wendeline, „und mein Großvater wird den Gläubigern ſeines Sohnes, zu denen auch Sie gehören, ihr Anrecht auf Bachheim nicht beſtreiten."

Sie wollte ſich erheben, aber Maximilian rief: Ich bin noch lange nicht zu Ende, gnädige Gräfin! die Lage der Dinge muß endlich klar werden. Jene große Spekulation, die ich vorhin berührte und die ſo ſicher ſchien, daß auch ich mich mit einem nicht unbedeutenden Kapital an ihr beteiligte, iſt dennoch mißglückt und dadurch hat Dagobert eine Schuld von 150,000 fl. zu zahlen.

Hätte das Glück dieſe Spekulation begünſtigt, ſo würde er ohne Zweifel ſich mit meinem Vater arrangiert und die Schuld auf Bachheim getilgt haben und der Herr Graf von Wianden hätte dann von der ganzen Sache keine Silbe erfahren. Dies war Dagoberts lebhafter Wunſch, der aus ſeinen Briefen an meinen Vater überall hervortritt — wie er denn überhaupt eine Vorliebe für die Verheimlichung hat. Seine Verlobung mit meiner Schweſter Floriane ahnt der Herr Graf von Wianden gewiß nicht — und ebenſowenig, daß ſein Sohn ſich bereit erklärt eine Civilehe mit ihr zu ſchließen, falls ſie nicht geneigt ſein ſollte ſich taufen zu laſſen.“

„Sie werden begreifen, daß ich dieſe letzte Behauptung nicht ohne weiteres glauben kann,“ erwiderte Wendeline.

„Hier iſt der Brief, den er vor kurzem an meine Schweſter aus Luzern ſchrieb,“ ſagte Maximilian und reichte ihr das Blatt. Während ſie es aufmerkſam las, fügte er erläuternd hinzu: „Florianens zweiter Vorſchlag iſt die Civilehe; ihr dritter Vorſchlag — Auflöſung der Verlobung. Aus ſeinem entſchiedenen Sträuben gegen den letzteren können Sie entnehmen, wie heftig ſeine Leidenſchaft iſt — ob für Floriane, ob für ihre Millionen — das weiß ich nicht.“

„Und was macht Dagobert in Luzern?“ fragte Wendeline als ſie den Brief zurückgab.

„Er ſucht in der ganzen Schweiz einen Mann, einen katholiſchen Geiſtlichen, der Floriane taufen ſoll ohne ihr gewiſſe Vorbereitungen zur Pflicht zu machen, welche Pfarrer Edelholt von ihr verlangte.“

„Und was gedenken Sie, was Ihre Schweſter jetzt in dieſer traurigen Sache zu tun?“

„Von den Gefühlen Florianen's und von den Handlungen, die aus ihnen hervorgehen, kann ich nichts ſagen, weil ſie ſehr ſchwankend, folglich unberechenbar ſind; — was aber die Erben meines Vaters tun werden, iſt einfach dieſes: ſie teilen ſich in der Erbſchaft und verlangen die Zahlung von hunderttauſend Gulden — Zinſen extra — die Dagobert bekam. Er hat ſie nicht, aber der Vater, der Herr Graf von Wianden wird ohne Zweifel die Schulden ſeines Sohnes tilgen wollen und Bachheim verkaufen.“

„Aber ſie ſind ja nicht dadurch getilgt, wenn Dagobert bereits eine Summe aufnahm, die dem Wert von Bachheim entſpricht — und dieſe Summe ... verloren hat!“ rief Wendeline. „Es bleiben ja noch 150,000 fl. zu zahlen!“

„Mindeſtens!“ verſetzte Maximilian kalt.

„Und was wird aus Dagobert!“

„Auch das iſt unberechenbar, denn ſeine Laufbahn iſt geſtört und ſein Name . . . —“

„Schweigen Sie!“ unterbrach ſie ihn gebieteriſch.

„Es gibt einen Ausweg aus dieſem finſtern Labyrinth, gnädige Gräfin! darf ich ihn angeben?“ fragte er demütig.

„Gewiß! . . . Sobald er nicht unehrenhaft iſt.“

„Ich würde alle Anſprüche auf Bachheim einlöſen, ich würde Dagoberts Schulden tilgen, ich würde es ſo einrichten, daß ſein Ruf nicht gefährdet würde und daß der Herr Graf von Wianden bis zum Ende ſeines Lebens auf Bachheim verbliebe, ohne zu ahnen, daß es nicht mehr das Eigentum ſeines Sohnes iſt — ſobald Sie mir einige Hoffnung auf Ihre Hand nicht verſagen wollten.“

„Herr Illinger,“ antwortete ſie ſanft und traurig, „ich kann mich opfern . . . aber mich verkaufen kann ich nicht.“

Sie ſtand auf und auch Maximilian erhob ſich und ſagte feurig:

„Ich biete Ihnen ja mehr als Geld und Gut — ich biete Ihnen meine Bekehrung zum Chriſtentum an! ich wiederhole meine früheren Anerbietungen! mir iſt in Sicilien eine fürſtliche Beſitzung angeboten . . . ich kaufe ſie, wenn Sie die Fürſtin werden wollen . . . —“

„Und wenn nicht?“

„Nun, dann wird die Erbſchaft geteilt.“

„Und mit einer ſolchen Geſinnung, die voll Feindſeligkeit gegen Ihren Freund iſt, haben Sie die Kühnheit zu ſagen, daß Sie Chriſt werden wollten! was wäre das für eine Bekehrung! Nein, Herr Illinger, ich muß Ihren Antrag ablehnen. Sie handeln wie ein Feind und nicht wie ein Freund Dagoberts und das flößt mir kein Vertrauen zu Ihnen ein.“

„Immer dieſer Dagobert!“ rief er zürnend.

„Wir ſind ja zuſammengekommen, um von Dagobert zu ſprechen,“ ſagte ſie ruhig.

„Wie iſt es möglich, daß Sie! Sie! Sie! ihn lieben können. Er denkt nicht an Sie, er liebt eine andere, er verliert ſich in einer wahnwitzigen Leidenſchaft, in der Jagd nach Reichtum — und Sie lieben ihn.“

„Ich bitte, Herr Illinger, begeben Sie ſich aus dem Gebiet der Mutmaßungen auf das der Tatſachen,“ verſetzte ſie kühl, „und ſagen Sie mir wie lang die Friſt . . . oder wie kurz ſie iſt, bis mein Großvater den Stand der Dinge erfahren muß. Unvorbereitet darf ihn der Schlag nicht treffen und ich wünſche, daß ihm meine Mutter dann zur Seite ſtehe.“

„Die Ankunft Ihrer Frau Mutter ſoll abgewartet werden!“ rief er ſo lebhaft und mit einem ſolchen Aufblitz von Hoffnung, daß Wendeline einfiel:

„Nicht meinetwegen, ſondern nur wegen des Großvaters wünſche ich, daß meine Mutter komme.“

„Sie ließen mich nicht ausreden, gnädige Gräfin! ich wollte hinzuſetzen: wenn ich meine Herrn Schwäger, fünf Männer des Geſchäfts, zu der Verzögerung beſtimmen kann; denn ſie haben ſämtlich den Wahlſpruch Time is money — und haſſen folglich jeden Aufſchub von Geldangelegenheiten," ſagte Maximilian eiſig.

„Es iſt gut! . . . ich danke Ihnen, Herr Illinger," ſagte Wendeline, ging zum Schellenzug und ſchellte.

Joſephe trat ſogleich ein.

„Leuchte dem Herrn," ſagte Wendeline und verneigte ſich gegen Maximilian.

Joſephe nahm unbefangen die Lampe vom Tiſch und ſchritt voran. Er mußte ihr folgen. In einem Sturm von widerſprechenden Gefühlen wendete er unter der Türe ſich um und fragte mit gepreßter Stimme:

„Ihr letztes Wort?"

„Ich danke Ihnen, Herr Illinger," wiederholte ſie gelaſſen.

Die Tür fiel hinter ihm zu und Wendeline eilte durch den Kloſterhof und nach Hauſe.

„Wendeline, was fehlt Dir? haſt Du einen Fieberanfall?" rief Mimi ihr entgegen, als ſie in das Wohnzimmer trat.

„Die Frühlingsluft bewirkt das leicht," ſagte der Pfarrer beruhigend, denn der Graf fragte ängſtlich beſorgt:

„Du biſt krank, liebes Kind? Du übermüdeſt Dich?“

„Keines von beiden, lieber Großvater! ich fühle mich nur ein wenig unwohl und will ſogleich zur Ruhe gehen. Du erlaubſt, nicht wahr, daß Mimi Dich morgen zu heiligen Meſſe geleitet und mich am Frühſtückstiſch vertritt.“

„Gewiß! ruhe aus und werde mir nicht krank.“

Sie küßte ſeine Hand und begab ſich auf ihr Zimmer. Da brach ſie zuſammen wie unter der Wucht eines heftigen Fiebers. Es klopfte und hämmerte in ihren Schläfen, die Pulſe flogen, das Herz ſchlug hörbar, Feuerfunken wirbelten vor ihren Augen. Was iſt zu tun? . . . Kann man ihn retten? . . . O mein Gott, rette ihn! rette ſeine Seele! — Das dachte ſie; weiter nichts. — Doch in der Stille, die ſie umgab, wich allmählich die Aufregung. Sie beſann ſich auf das Nächſte, was ſie zu tun habe und ſetzte ein Telegramm an Claudia auf: „Komm' eilig her. Es betrifft Deinen Bruder.“ Dann rief ſie Leocadie's Kammerfrau, die fünfundzwanzig Jahre im Hauſe war und ſagte:

„Ein Bote muß ſogleich dies Telegramm zur Station bringen; und da ich nicht wünſche, daß man es im Hauſe erfahre, ſo bitte ich Sie ins Dorf zu gehen und einen der Söhne des Wirts als Boten fortzuſchicken.“

„Sehr gern! das ſind zuverläſſige Leute! . . . aber es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Gott wolle es gnädig abwenden! allein ich wünſche ſehr, daß meine Mutter komme, um meinen Großvater ein wenig zu zerſtreuen, zu tröſten . . . wir ſind hier alle ſo traurig nach dem Tode der lieben Großmutter, daß wir es nicht können.“

„Ach, wenn nur Graf Dagobert käme! das wäre eigentlich die Hauptſache!“ ſagte die Kammerfrau und entfernte ſich, um den Auftrag auszurichten.

Ich muß ruhig werden . . . ſeelenruhig und nervenruhig . . . ich will beten und ſchlafen, ſprach Wendeline zu ſich ſelbſt. Und ſie betete, ging zur Ruhe und entſchlief in Frieden mit Gott und mit ſich ſelbſt.

Als am andern Morgen der größere Teil der Hausgenoſſen in der Meſſe war, ging Wendeline durch den Park, über die Wieſe nach Hellau.

Floriane war dort in einer ganz unbeſchreiblichen Stimmung oder genauer geſagt, Verſtimmung. Trauer über den Verluſt eines Vaters, der ſehr wenig väterlich geweſen war, miſchte ſich kaum in die tauſend Schattierungen ihrer Gefühle, die durch Dagobert aufgeregt waren und die Grundfarbe derſelben war keineswegs Liebe für ihn. In ihren Schwankungen bezüglich der Taufe und wolgemuth als ſei er nie verheirathet geweſen, als exiſtire nirgends in einem Winkel der Welt ſeine Frau und ſein Kind. Alle Vierteljahr ſchrieb Dorothee eine ausführliche Relation über Triſtan nach Altdorf. Euſtach las ſie, legte ſie ruhig bei Seite und ſprach zu ſich ſelbſt: Cornelie wird den Knaben vortreflich erziehen, das weiß ich und das iſt für mich die Hauptſache! wie ſie das bewerkſtelligt iſt mir ganz gleichgültig. Möge ſie empfinden was der Starrſinn, der keine Nachſicht kennt und der lieber ein eheliches Band aufgiebt als ſich ihm anſchmiegt, für bängliche Folgen hat! ich begreife nicht daß ſie von ihrem kleinen Einkommen von 1000 Thalern leben kann, ſie, die Verwöhnte! und allendlich, wenn Triſtan älter wird, muß ſie doch ihren ſtolzen Sinn beugen weil es ihr unmöglich ſein wird die Koſten ſeiner Erziehung zu beſtreiten. Dieſen Moment erwarte ich mit Sehnſucht — denn ich werde großmüthig ſein, ganz ungeheuer großmüthig! .... Auf dieſe Rache freue ich mich, und ſie kann mir nicht entgehen.

Er äußerte ſich gegen Niemand mit Beſtimmtheit über Corneliens Verſchwinden und ihren Aufenthalt. Ein myſtiſches Dunkel ſchien ihm ein paſſender Schleier. Nur im Allgemeinen ſprach er über die Unbegreiflichkeiten im Character der Frauen; über hatte ſie ſich zuweilen mit ihrem Bruder beſprochen, der ihr immer dieſelbe Antwort gab:

„Iſt Dir das Leben ohne Dagobert unerträglich, erſcheint Dir alles was Du beſitzeſt armſelig, alles was Du haben könnteſt fade, iſt Deine Gegenwart grau und ſchwer wie Blei und drückt Dich wie Blei der Gedanke an eine Zukunft ohne ihn: ſo laß Dich taufen. Haſt Du nur ein oberflächliches Wohlgefallen an ihm und wünſcheſt Du hauptſächlich nur Gräfin von Wianden zu werden: ſo ſchlage ihm die Zivilehe vor — oder Trennung. Iſt er kein Tor und liebt er Dich wirklich, ſo ſchließt Ihr die Zivilehe und Euere Söhne werden genau ſolche Grafen von Wianden ſein, als ob fünfzig Herrn in Rochet und Stola ihr Amen über Euch geſprochen hätten. Will er das nicht — aber er wird gewiß wollen! — ſo vermählſt Du Dich mit irgendeinem andern Grafen. Arme Grafen gibt's genug! Die ſind nicht rara avis."

„Wie heißt das?" fragte Floriane unmutig: „an der Armut liegt mir wahrhaftig nichts."

„Das glaub ich Dir gern! dann wäreſt Du nicht die Tochter Deines Vaters!" rief er lachend: „was das heißt, fragſt Du? — Es heißt, ein armer Graf iſt kein ſeltener Vogel."

„Aber Dagobert liebt mich und arm iſt er nicht. Wenn er es wäre könnte er nicht ſo leben wie er lebt."

„Es gibt wahrhaft problematiſche Exiſtenzen, die aber dennoch das berühmte Ei des Columbus gefunden haben, um ſich feſtzuſtellen.“

„Du biſt unerträglich! was willſt Du nur damit ſagen?“

„Daß ſie verſtehen Schulden zu machen, die ſie nicht bezahlen können.“

„Dies paßt nicht auf Dagobert! reich iſt er nicht, das weiß ich, das hat er mir geſagt; allein ſo arm iſt er auch nicht, daß ich fürchten müßte, ſeine Liebe zu mir beruhe auf meinem Vermögen. Er iſt ein Mann, der jeden Augenblick eine gute Partie machen kann.“

„Wohlan, mein Schatz! eine beſſere Partie als Dich findet er nicht. Heirate ihn . . . und ſei ſo gut dies Kapitel nicht mehr zur Sprache zu bringen. denn es beginnt mich herzlich zu langweilen.“

„Wie bin ich hilflos, ratlos, ſchutzlos im Kreiſe einer ſo großen Familie! . . . Ja, ich heirate Dagobert . . . ich gehe nach Hellau und der Pfarrer Edelholt ſoll mich taufen.“

„Sei überzeugt, daß Dein Entſchluß mich herzlich freut und daß dadurch ein Wunſch in Erfüllung geht, den ich hegte, ſeitdem ich Dagobert kenne, der trotz allem ein herzensguter und angenehmer Menſch iſt.“

Wie ſehr der langgehegte Wunſch durch die Hoffnung belebt wurde, Wendeline werde leichter nach Dagobert's Vermählung zu gewinnen ſein, verſchwieg er.

Das letzte Geſpräch dieſer Art fand ſtatt ehe Floriane wirklich nach Hellau reiſte. Das Ergebnis ihrer Beſprechungen mit Pfarrer Edelholt war jener Brief, der Dagobert zur Entdeckungsreiſe Ulmers aufjagte und in zorniger Empörung kehrte ſie nach Paris zurück.

„Beſtehe auf die Zivilehe!“ ſagte Maximilian kaltblütig: „Du haſt das Deine getan; es iſt nunmehr an Dagobert ſich nachgiebig zu zeigen . . . und ſei verſichert er gibt nach.“

„Ha, dieſe Chriſten . . . dieſe Prieſter . . . wie ſie intolerant ſind! wie ſie uns ihre Jdeen, ihre Anſichten aufzwingen wollen, bevor ſie uns einen Platz in ihren Reihen gönnen!“ rief ſie. „Es ſcheint ich habe eine enorme Liebe für Dagobert, um mich ſolchen Demütigungen, ſolchen Zurückweiſungen auszuſetzen! Doch nun iſt's genug! . . . die äußern Zeremonien will ich mir gefallen laſſen, will ich mitmachen . . . aber all die Phantaſtereien als göttliche Offenbarungen annehmen und mein Leben einrichten, als ob ich an ein ewiges Leben glaubte und danach verlangte — nein! das iſt zu viel verlangt, das tue ich nicht.“

„Ganz recht! bleibe ſtandhaft, Floriane, und Dagobert ſchließt die Zivilehe mit Dir. Er iſt Dir dieſe Genugtuung ſchuldig.“

„Glaubſt Du an ein ewiges Leben?“

„Bah! wer fragt denn nach ſolchen hypertelluriſchen Dingen, mein Kind! Wir ſind auf der Erde; da ſollen wir leben und da wollen wir glücklich leben . . . baſta.“

„Ja! jetzt da man es mir ſo ſchwer macht,“ rief ſie, „kommt es mir wirklich vor, als ob ich ganz außerordentlich glücklich mit Dagobert leben würde. O er muß nachgeben! er liebt mich und wir werden ein ſeliges . . . aber freilich kein ewiges Leben führen. Das ſelige Leben, wenn es auch nur kurz iſt, das iſt die Hauptſache.“

Sie fing an ſich für Dagobert zu begeiſtern, was ihr bis jetzt nie eingefallen war. Die Schwierigkeiten regten ſie auf und gaben dem Verhältnis etwas Intereſſantes, das ihre Gedanken belebend in Anſpruch nahm. Und mitten hinein in dieſe Frühlingsträume fuhr wie ein Donnerſchlag — nicht der Tod ihres Vaters, aber die Nachrichten über Dagobert, die an dieſen Todesfall ſich knüpften. Sie war ſchleunigſt mit Ihrem Bruder nach Frankfurt gegangen in der Abſicht Dagobert dahin zu berufen und ihn zu bitten, er möge auf ihre Taufe verzichten und die Jagd auf einen nachgiebigen katholiſchen Geiſtlichen nicht länger fortſetzen, denn ſie wünſche ſehnlichſt, daß endlich ihre Verehelichung ſtattfände und ihre Geſchwiſter wollten nicht länger die Verzögerung dulden. Das alles wollte ſie ihm ſagen und jeden Widerſtand beſiegen. Statt deſſen trat Maximilian eines Morgens in ihr Zimmer und fragte:

„War es nicht Deine Abſicht, Floriane, heute an Dagobert zu ſchreiben er möge herkommen?“

„Es ſoll ſogleich geſchehen,“ ſagte ſie.

„Ich bitte Dich ſo lange zu warten, bis ich Dir Verſchiedenes eröffnet habe, was Dich unangenehm berühren wird.“

„Doch nicht in Beziehung auf Dagobert?“

„Gerade auf ihn. Setze Dich und höre mir zu.“

Sie tat wie ihr geheißen wurde und ſah geſpannt und nichts weniger als freundlich ihren Bruder an.

Dagobert hat mir nie in Geldſachen ſein Vertrauen zugewendet,“ fuhr Maximilian fort: „wir beide vermieden es, weil ein ſolches Vertrauen die Freundſchaft verſtören und überhaupt peinlich werden kann. Er klagte über fehlende Geldmittel ſo lange ich ihn kenne, aber nur im allgemeinen und verwarf, ſchon als junger Student, jeden meiner Ratſchläge, wie er es machen könne, um ſeine Ausgaben ſeinen Einnahmen anzupaſſen. Als er nach Vollendung ſeiner Studien wieder einmal zu klagen begann, wies ich ihn an unſern Vater. Mit dieſem machte er eine Transaktion, die an ſich ſchon nicht günſtig für ihn war, weil ſelbſtverſtändlich unſer Vater auf den eigenen Vorteil bedacht ſein mußte, und die noch ungünſtiger dadurch wurde, daß Dagobert in den Beſitz eines Kapitals kam. So wie er Geld in Händen hatte, hielt er es für einen unerſchöpflichen Schatz, lebte demgemäß und ſuchte ihn durch verſchiedene Spekulationen zu vergrößern. Einige derſelben glückten; die meiſten mißglückten. Ich freue mich behaupten zu können, daß ich ihm nie zu einer Spekulation geraten und ihm nur die Möglichkeit des Gewinnes vorgerechnet habe. Das Geſchäft mit unſerm Vater war derartig, daß Bachheim bei dem Tode des alten Grafen unſerm Vater gehörte, wenn Dagobert nicht das Gut zurückkaufen konnte. Um dies zu ermöglichen und um überhaupt ſeine Begierde nach Reichtum zu befriedigen, ließ er ſich mit vergleichsweiſe geringen Mitteln auf eine großartige Spekulation ein, die freilich uns alle in unſeren Erwartungen bitter getäuſcht — aber ſchwerlich für irgend jemand ſo traurige Folgen hat, als für ihn; denn er hat keinen Heller um die Schuldenlaſt abzutragen, die ihm zufällt und Bachheim gehört nach dem Tode des alten Grafen bereits den Erben unſers Vaters. Wie viel Schulden er außerdem hat, die ich nicht ahne, geht daraus hervor, daß er vor ſeiner Abreiſe nach der Schweiz einen Wechſel von zweitauſend Gulden auf unſern Vater ausſtellte, den dieſer wohlweislich nicht acceptierte. Denn hätte er es getan, ſo würde Dagobert vielleicht morgen einen Wechſel von zwanzigtauſend Gulden auf ihn ausgeſtellt haben. Er war klug, unſer Vater, kannte Dagobert und ſeine Verhältniſſe, kannte die Art und Weiſe der Verſchwender — und tat es nicht.

Dies hat nun die unangenehme Folge für den guten Dagobert, daß er wegen dieſer Wechſelſchuld eingeſperrt wird, ſobald er ſich in München ſehen läßt, es ſei denn, daß Du Dich entſchließen willſt ihn mit Deinem Vermögen aus dieſer furchtbaren Klemme zu retten, die ſeine ganze Exiſtenz zerſtört. Daß Du es unſchwer kannſt, brauche ich Dir nicht zu ſagen.“

„Und warum kannſt Du es nicht?“ fragte Floriane eiſig.

„Alberne Frage!“ rief er barſch: „Du liebſt ihn, Du beſitzeſt Millionen . . . alſo faſſe Deinen Entſchluß bevor Du ihm ſchreibſt.“

„Er iſt gefaßt!“ antwortete ſie kurz: „ich wähnte mit einem Mann von Ehre verlobt zu ſein, denn er ſagte mir mit ruhigem Stolz, er habe mir nichts zu bieten, als ſeinen guten Namen. Damit war ich zufrieden; ich glaubte ſeine Geſinnung ſei übereinſtimmend mit ſeinen ſtolzen Worten . . . aber er iſt ein Verſchwender, ein Schuldenmacher, ein Schwindler, ein Ehrloſer — nein! mit einem ſo unwürdigen Mann will ich mich nicht verbinden und ich begreife nicht, wie Du Deiner Schweſter einen ſolchen Vorſchlag machen kannſt.“

„Wer kennt die Caprice eines Mädchenkopfes! Es konnte Dir ja einfallen die Rolle eines rettenden Engels zu übernehmen.“

„Ich bin nicht für das erhabene Fach.“

„Gleichviel! es war meine Pflicht Dir den Stand der Dinge klar zu machen. Ich habe es getan; tue Du jetzt was Du willſt.“

Er verließ ſie. Floriane ſprang auf, ſchloß die Tür hinter ihm ab, warf ſich auf die Chaiſelongue und verfiel in ein krampfhaftes Weinen. Aber nicht lange. Sie trocknete ihre Tränen, ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder, bereitete ſich ein Glas Zuckerwaſſer — und als ſie ihre Faſſung wieder gewonnen hatte und ihrer Handſchrift ſicher war, ſetzte ſie ſich und ſchrieb. Doch ſie war nicht zufrieden mit dem, was ſie geſchrieben hatte, denn ſie überlas — und zerriß das Blatt. Sie ſtützte den Kopf in die Hand um nachzuſinnen, wie ſie ſich beſtimmt und ſcharf ausſprechen könne, ohne den mindeſten Schmerz zu verraten. Es kann mir doch wahrlich nicht weh tun, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, einen ſolchen Mann aufzugeben! . . . und habe ich vorhin geweint, ſo war das Schreck, Empörung, Verdruß über meine Verblendung . . . über meine Torheit, daß ich Gefallen an ihm finden konnte. Nein! dieſe Täuſchung ſoll mich nicht traurig machen . . . aber für die Zukunft warnen, nimmer der Bewerbung eines armen Mannes Gehör zu geben und wenn ſeine äußere Erſcheinung noch ſo vornehm und noch ſo beſtechend iſt.

Dieſer Vorſatz beruhigte Floriane. Sie griff abermals zur Feder und ſchrieb:

Herr Graf!

„Wenn ich Ihnen jetzt ſchreiben wollte: ich
„laſſe mich nicht taufen und beſtehe auf die Civil-
„ehe, weil ich Sie zu ſehr liebe um mich von Ihnen
„zu trennen; — ſo würden Sie mir, womöglich
„durch Telegramm antworten, Sie gingen auf
„meine Forderung ein, hofften von der Zukunft
„meine Bekehrung ꝛc. ꝛc. Dies iſt meine Über-
„zeugung, dies die Meinung, die ich von Ihrer
„Ehrenhaftigkeit hege."

„Da mich aber mein guter Bruder nach dem
„Tode unſers teuern Vaters über die Lage und
„die Verhältniſſe aufgeklärt hat, worin ſich Ew.
„Hochgeboren befinden: ſo verſteht es ſich von
„ſelbſt, daß ich nicht länger wünſche Sie die Rolle
„eines Liebhabers ſpielen zu ſehen. Ich gebe
„Ihnen hiermit Ihr Wort und Ihre Freiheit zu-
„rück und betrachte gleicherweiſe mich ſelbſt fortan
„als ungebunden. Nie habe ich bei der Wahl
„eines Gatten auf Vermögen, auf Reichtum ge-
„ſehen — denn ich wählte Sie! — deſto mehr auf
„einen edeln Namen, weil ich wähnte er ſei die
„Bürgſchaft einer edeln Geſinnung. Von dieſem
„Irrtum haben Sie mich gründlich geheilt, denn
„wie es jetzt mit Ihrem edeln Namen ſteht, wiſſen
„Ew. Hochgeboren beſſer noch als Ihre ergebene
„Dienerin Floriane Illinger."

Diesmal wurde das Blatt gelaſſen überleſen, in ein Briefkouvert geſchoben, das mit Florianens Initialen in Schwarz geſtempelt war, und nach Luzern poste restante adreſſiert — genau nach Dagoberts Angabe. Dann ſchellte ſie und befahl dem Diener den Brief ſogleich fortzutragen. Nachdem dies alles abgetan und Floriane wieder allein war, warf ſie ſich abermals auf die Chaiſelongue, doch nicht um zu weinen, ſondern um ſich zu fragen: Was in aller Welt ſoll ich jetzt in und mit dem Leben anfangen! dieſer Dagobert verſchwindet daraus . . . und es kommt mir merkwürdig leer vor. Ich will nach Hellau und mich dort beſinnen. In eine Stadt, welche es ſei! will ich nicht. Der Aufenthalt in der Stadt iſt nur dann angenehm, wenn er dem großen allgemeinen, geſellſchaftlichen Rauſch ſich anſchließt — und durch die tiefe Trauer bin ich von ihm ausgeſchloſſen. Alſo nach Hellau! . . . dort bin ich wenigſtens vor faden Redensarten ſicher.

Sie teilte ihrem Bruder ihre Abſicht mit.

„Das kommt mir ſehr gelegen,“ antwortete er, „denn ich hoffe Du vergönnſt mir trotz Deiner einſiedleriſchen Laune auf ein paar Tage Deine Gaſtfreundſchaft.“

„Was willſt denn Du in Hellau!“ rief ſie ſo unverbindlich wie möglich.

„Meine Stellung als Dagoberts Freund fordert einige Rückſicht für den alten Grafen und ich glaube, die Sache läßt ſich leichter mündlich als ſchriftlich mit Schonung abwickeln,“ verſetzte er ihre Inconſequenz; über die Chimären und Phantome denen ihre unbändige Phantaſie nachjage; über die Nothwendigkeit Nachſicht haben zu müſſen mit dieſen reizbar organiſirten Geſchöpfen; über ihre blinde Leidenſchaftlichkeit, und daß ein vernünftiger Mann die Pflicht habe ihnen eine Friſt zu gönnen in der jene ſich gleichſam ausgähren müſſe um allmälig der Klarheit der Beſonnenheit zu weichen. Er ſprach wie ein Weiſer, behielt immer dabei ſeine beſonnene ſeine Haltung, und wer ihn ſah, den Mann in den Jahren der Vernunſt — wie man die Vierziger gar oft zu nennen pflegt — und wer ſich erinnerte, daß ſeine Frau bedeutend jünger ſei als er, dem fiel es wie Schuppen von den Augen. Ach, der edle Mann! gewiß iſt die arme Gräfin von einer jener unſinnigen Leidenſchaften befallen, welche häufig junge Frauen älterer Männer heimſuchen, und er hat die Schonung für ſie keinen éclat zu machen! iſt das aber nicht Güte und Nachſicht zu weit getrieben? heißt das nicht die Frauen zum Mißbrauch der Geduld verlocken? Dergleichen ſollte ſich ein Mann unter keiner Bedingung gefallen laſſen! —

Aurora gerieth faſt in Verzweiflung wegen all der nachtheiligen Gerüchte, welche ſich über Cornelie verbreiteten. Dieſe hatte der Schweſter den Grund der Trennung nur angedeutet ohne auf Einzelheiten äußerlich kalt, aber innerlich froh, daß ſich ihm die Gelegenheit mit Wendeline zu reden ſo leicht und ungeſucht darbot.

Floriane und Maximilian gingen nach Hellau.

Sie hat es ſo gewollt! dachte er bei ſich ſelbſt nach ſeinem Geſpräch mit Wendeline: in ihrer Hand lag das Schickſal der ganzen Familie! ſie konnte retten! ... Sie hat es nicht getan! ... Iſt denn ihr Herz mit eiſernen Banden an dieſen Dagobert geſchmiedet, ſo daß nichts ſie losreißen kann! murmelte er halblaut. Und iſt es zu erwarten, daß Gräfin Sierra Blanca ſie umſtimmen könnte, wenn dieſe phantaſtiſche Frau aus Liebhaberei für das Violoncello ... und nebenbei um Vater und Bruder zu retten ... günſtig für mich geſtimmt ſein ſollte und die Quaſi-Infantin nicht ungern als Fürſtin Roccaſomma ſehen würde! ... Nein! ich will noch nicht alle Hoffnung aufgeben ... ich will die Ankunſt der Gräfin abwarten. — —

Florianens Verſtimmung minderte ſich nicht in Hellau. Im Gegenteil! Sie hatte ja Hellau nur Dagoberts wegen gekauft, gebaut, eingerichtet, Unſummen verſchwendet, um in Beziehung zu ſeiner Familie zu gelangen, ſogar Ordensſchweſtern berufen, um ſo recht in katholiſcher Weiſe die Wohltätigkeit zu üben. Alles umſonſt! Alles vergebens! — Sie unterſagte den Ausbau eines großartigen Treibhauſes; ſie warf ſämtliche Pläne für eine Synagoge ins Feuer; ſie befahl, daß die gemalten Fenſter für das Erdgeſchoß des Wartturms nicht ausgepackt werden ſollten. Die guten Krankenſchweſtern betrachteten es als eine Pflicht der Dankbarkeit bei Florianen ſich zu melden: ſie ließ antworten, die tiefe Trauer verbiete ihr irgend jemand bei ſich zu ſehen. Sie mochte nicht eſſen, ſie konnte nicht ſchlafen, ſie fühlte ſich grenzenlos unzufrieden mit ihrem Schickſal. — —

Es war kaum acht Uhr morgens. Floriane ſaß in ihrem Schreibkabinet auf einem Polſter am Boden, zu ihrer Rechten ein fetter, ſchnaufender Mops, zu ihrer Linken ein großer grauer Kater. Dieſe beiden Tiere, die in Todfeindſchaft lebten, hatte ſie bei der Beſchließerin gefunden und mit ihnen vertrieb ſie ſich die Zeit. Durch tauſend Neckereien reizte ſie Mops und Kater gegen einander; ſollte es endlich zum Kampf kommen, ſo nahm ſie den Mops gegen die Behendigkeit und die Krallen ſeines Gegners in Schutz und geſtattete nicht, daß die Fehde zum Abſchluß komme; denn das hätte den Mops gründlich entmutigt und von ſeinem neidiſchen Knurren gegen den Kater kuriert — und das war ja eben ſo höchſt komiſch, war die einzige Unterhaltung, die es auf Hellau gab. —

Eben war der bellende atemloſe Mops und der fauchende Kater im Begriff auf einander los zu fahren, als der Diener ganz beſtürzt mit der

Meldung eintrat, die junge Gräfin von Bachheim wünſche das Fräulein zu ſprechen. Floriane ſprang blitzſchnell vom Boden auf, ſchlug mit ihrem Taſchentuch zwiſchen die ergrimmten Tiere, ſo daß ſich der Kater mit ſeinen Krallen darin fing und der Mops gerettet war — und trat in den Salon. Da ſtand Wendeline und warf nun ihren großen Kreppflorſchleier zurück. Der raſche Gang durch die friſche Luft eines Aprilmorgens hatte ihre Wangen mit dem ſchönſten Rot angehaucht, das einen lieblichen Kontraſt mit den dunkeln Augen und Locken, dem ernſten Ausdruck und dem Traueranzug bildete. Floriane war überraſcht; Wendeline gar nicht. Es war ihr vollkommen gleichgiltig, ob Floriane ſo ſchön ſei, wie der Ruf ſie nannte oder nicht. Alle äußeren Dinge glitten wie weſenloſe Schatten an ihr vorüber. Inzwiſchen war der Kater mit dem Diener aus Florianens Schreibzimmer entflohen; der vereinſamte Mops winſelte und kratzte an der Tür des Salons.

„Ich bitte Platz zu nehmen! . . . aber dies Tier iſt ja ganz toll“ . . . — ſagte Floriane, öffnete die Tür, hob den Mops auf, ſetzte ſich Wendelinen gegenüber und hielt das affröſe ſchnaufende Tier auf ihren Knieen. „Was verſchafft mir das Vergnügen Ihres Beſuchs zu ſo früher Stunde, Gräfin?“ ſetzte ſie hinzu.

„Sehen Sie gütig über die ungehörige Form hinweg, Fräulein Illinger," ſagte Wendeline ſanft und ernſt, „und ſeien Sie überzeugt, daß nur eine Sache, von welcher das Heil eines Menſchen abhängt, mich vermochte die hergebrachten Formen nicht zu beachten und ohne weiteres bei Ihnen einzudringen."

„Ich erwarte Ihre Eröffnungen, Gräfin," antwortete Floriane und ſtreichelte den Mops auf ſeinem fetten Rücken.

„Wohlan!" ſagte Wendeline entſchloſſen, „Ihr Herr Bruder hat mir geſtern geſagt Sie wären mit meinem Vetter Dagobert von Wianden verlobt. Er teilte mir zugleich gewiſſe Nachrichten über Dagoberts pekuniäre Verhältniſſe mit, die mich mit dem größten Schmerz erfüllen . . . denn ich ſehe nicht bloß meinen Vetter im Begriff in einen Abgrund zu ſtürzen, ſondern ich habe auch noch meinen Großvater vor Augen, den ehrwürdigen Greis von mehr als achtzig Jahren, dem ich einen ſo furchtbaren Schlag am Ende ſeines edeln Lebens erſparen möchte. Und deshalb komme ich zu Ihnen."

„Das verſtehe ich nicht," entgegnete Floriane, ſorgſam den Kopf des Mopſes ſtreichelnd.

„Es iſt doch ſehr einfach! Sie lieben Dagobert."

„Woher wiſſen Sie das?" fragte Floriane und ſchlug zum erſten Mal ihre halbgeſenkten Augenlider groß auf.

„Sie haben ſich ja mit ihm verlobt," verſetzte Wendeline befremdet.

„Nun ja! . . . alſo was folgern Sie weiter."

„Daß Sie ihn in ſeinem unausſprechlichen Unglück nicht verlaſſen werden — daß Sie das einzige Hindernis Ihrer Verehelichung ſchleunigſt beſeitigen und ſich taufen laſſen werden — und daß dies alles raſch genug geſchehen werde, um in der Welt nichts kundbar werden zu laſſen, was Dagoberts Ruf und Namen beflecken könnte. Ihr Herr Bruder würde gewiß gern die Hand zur Ehrenrettung ſeines Freundes Ihnen bieten — und Sie hätten den Blitzſtrahl von Ihrem Gemahl und vom Haupt des Greiſes abgeleitet, der Ihr Vater würde."

„Das iſt in der Tat recht logiſch und nicht übel ausgedacht . . . wenn nur nicht ein Hindernis beſtände, das nicht wegzuräumen iſt," entgegnete Floriane und ſchien jedes Haar im Fell des Mopſes zählen zu wollen.

„Und das wäre?" fragte Wendeline geſpannt.

Floriane lehnte ſich zurück, blickte Wendeline ſcharf an und ſagte eiſig:

„Ich verachte den Herrn Grafen Dagobert von Wianden; — ich habe nicht Luſt mich neben ihn an den Pranger zu ſtellen — und ich habe ihm bereits dieſen unwiderruflichen Entſchluß mitgeteilt."

Alles Blut wich aus Wendelinens Antlitz. Sie erhob ſich und ſtand einen Augenblick ſo bleich, ſo ernſt, ſo dunkel vor Floriane, daß dieſe unwillkürlich erzitterte. Dann neigte ſie ihr ſchönes Haupt zum Gruß und verließ ſchweigend den Salon. Floriane blickte ihr nach, ſchleuderte dann den Mops vom Schooß, ſprang auf und ſagte halblaut mit gepreßter Stimme: Das ſah ja aus, als ob ſie Luſt habe mich zu verachten, mich, Floriane, die reiche, die ſchöne, die angebetete! ... Sie! wer iſt ſie denn? ... Wenn das beſte angenommen wird, eine vornehme Bettlerin. Tröſte dich, du ſchöne Floriane! die Verachtung ſolcher Leute fällt nicht ſchwer ins Gewicht.

Als ihr Bruder ſpäter zum Frühſtück erſchien, ſagte ſie äußerſt verſtimmt:

„Ich werde mich nächſtens in eine Wüſte Aſiens oder Afrika's flüchten müſſen, um vor läſtigem Beſuch ſicher zu ſein.“

„Wer war denn hier?“ fragte Maximilian gleichgiltig.

„Die ſchöne Gräfin von Bachheim, unſere Nachbarin,“ ſagte ſie kalt.

„Wie? wer?“ fuhr er auf.

„Du hörſt es ja, Gräfin Meluſine ... Wendeline ... wie heißt ſie nur?“

„Sierra Blanca heißt ſie! ... und ſie war hier ... hier!“

„Ja, hier, d. h. nicht hier im Frühſtückszimmer, aber bei mir im Salon — und auch das nur drei Minuten.“

„Rätſelhaft!"

„O nein! ſie bat mich ihren Vetter zu heiraten. Natürlich ſind ſeine Verwandten urplötzlich begeiſtert für ſeine Ehe mit einer Jüdin, welche Millionen beſitzt."

„Was ſagſt Du, Floriane! ſie wäre auf die Zivilehe eingegangen?"

„Nein, das nicht; allein ſie ſchlug mir mit einer ſolchen — ich weiß nicht ob Einfalt, ob Inſolenz vor, mich ſchleunigſt taufen zu laſſen, als ob das ein nichtsſagender Akt ſei."

Maximilian ſchüttelte zweifelnd den Kopf: „Nichtsſagend?"

„Oder als ſei die Taufe eine notwendige Folge der Liebe einer Jüdin zu einem Chriſten. Darauf erklärte ich ihr, von Liebe und Ehe ſei keine Rede mehr . . . und wie eine entthronte Königin ging ſie ganz tragiſch ſtillſchweigend hinweg. Du kannſt Dir vorſtellen, daß mir dieſe Szene äußerſt widerwärtig war. Überhaupt verbittert mir die Nähe dieſer Familie den Aufenthalt in Hellau. Ich bin nicht ſicher, daß nicht morgen der alte Graf hier erſcheint und mich fußfällig bittet ſeine Schwiegertochter zu werden."

„Sei unbeſorgt: das wird nicht geſchehen."

„Hätteſt Du den Beſuch von heute wahrſcheinlich gefunden?"

„Nein! ſehr unwahrſcheinlich ſogar! allein den

Schritt, den ſie hochherzig tat, wird der Vater nie tun, weil auch er hochherzig iſt."

„Bewunderſt Du dieſe Leute und ihre Art?" fragte ſie ſpöttiſch: „nun meinethalben! ich habe genug von der Familie Wianden . . . von Hellau . . . von Europa . . .von Welt und Menſchheit! und ich habe während wir hier am Teetiſch ſitzen eine Inſpiration gehabt: ich will eine Reiſe nach Jeruſalem antreten und ganz Paläſtina auf einem Kamel durchziehen; das wird mich angenehm zerſtreuen. Was könnte ich beſſeres in der Trauerzeit unternehmen! . . . Noch heute will ich abreiſen und zu Feodora nach Wien gehen — von dort weiter. Hellau bleibt inzwiſchen zu Deiner Dispoſition."

„Da Du eine Reiſe von ſo langer Dauer unternehmen willſt, daß ſich während der Zeit die Erbſchaftsangelegenheit abwickeln wird, ſo mußt Du mir eine Vollmacht ausſtellen in Deinem Namen handeln zu dürfen," ſagte Maximilian mit äußerſter Gleichgiltigkeit gegen alle Reiſepläne ſeiner Schweſter.

„Das kann ſogleich geſchehen," erwiderte ſie und erhob ſich vom Frühſtückstiſch.

„Ich muß Dir aber ſagen," fuhr Maximilian fort, „daß Deine Geſchwiſter ſämtlich erwarten, Du werdeſt auf Dein Erbe verzichten, weil es im Vergleich zu Deinem Vermögen ja ſehr unbedeutend iſt."

„Darin haben ſich meine Geſchwiſter ſämtlich verrechnet,“ verſetzte Floriane mit großer Ruhe: „daß ich reich bin iſt kein Grund, um nicht noch reicher zu werden. Sollte ich je heiraten, ſo kann mein Vermögen für eine ganze Familie niemals zu groß ſein. Heirate ich nicht, ſo ſind meine zärtlichen Geſchwiſter oder deren Kinder dereinſt meine Erben. — — Und jetzt will ich Dir meine Vollmacht ausſtellen und mit dem Abend-Schnellzug abreiſen.“

Wendeline war in Hellau geweſen! Wendeline hatte Dagoberts und Florianens Verehelichung gewünſcht, lebhaft genug gewünſcht um dieſen Schritt zu tun! — Das beſchäftigte Maximilian dermaßen, daß er Florianens ſchnöde Abfertigung unbeantwortet ließ. Wenn ſie ihn liebt — was iſt das für ein Heroismus! ſprach er zu ſich ſelbſt: und liebt ſie ihn nicht, weshalb ſchlägt ſie denn meine Liebe aus. —

Als Floriane reiſefertig vor ihm ſtand, fragte er:

„Wer ſoll Dich denn auf dieſer fabelhaften Reiſe begleiten? ein verſtändiges männliches Individuum wäre doch höchſt notwendig.“

„Ja, ein verſtändiger Dragoman iſt mir ganz notwendig. Aber für einen Reiſemarſchall, der mich bevormundet, langweilt und geniert, danke ich ſehr. Ich werde mir ſchon ein Gefolge zu ſammeln und es zu beherrſchen wiſſen. Viel Vergnügen verſpreche ich mir von dem folgenden Gedanken: ich nehme ein paar Literaten mit, bezahle ſie gut und laſſe ſie dann ſchreiben wie und was ich will. Wären ſie tauſendmal vom Gegenteil überzeugt — ich bezahle ſie und folglich gehört ihre Feder mir. Hahaha! es iſt wahrhaftig ein Glück, Maximilian, daß es gemeines Geſindel auf der Welt gibt! es dient zur Erheiterung."

„Ja, gemeines Geſindel gibt es in Hülle und Fülle; aber was biſt denn Du?" ſagte er ſcharf.

„O ich! . . . ich bin reich! — Adieu, adieu!" rief ſie, bot ihm die Hand und eilte zum Wagen.

Was nun? . . . was nun? . . . fragte Wendeline ſich ſelbſt auf dem Rückweg von Hellau, der ihr viel ſchwerer wurde, als der Hinweg, weil ſie keinen Hoffnungsſtrahl wahrnahm. Sie machte einen Umweg und ging zum Pfarrer, um ihm den Stand der Dinge mitzuteilen. Er konnte ihr nichts anderes raten, als das, wozu ſie bereits entſchloſſen war: zu warten bis Gräfin Sierra Blanca komme und dann dem Greiſe das zu eröffnen, was er ja durchaus erfahren mußte. Ob Wendeline Maximilians erneuerten Antrag erwähnen wolle, darüber entſchied ſie ſich nicht; vielleicht war es nicht notwendig und das wäre ihr lieb geweſen.

„Beten, Wendeline, fort und fort das Herz über all' den Erdenſtaub und Erdenjammer zu Gott erheben — das iſt beſſer und troſtvoller, als einzugehen, die ihr Gefühl verletzten. „Wo keine „Ausgleichung möglich, iſt Trennung nothwendig, „ſchrieb ſie, denn in der Reibung feindlicher Elemente erzeugt ſich Giftſtoff, dem die Seele unterliegt indem ſie erbittert wird. So weit war es „mit uns gekommen, daher lag nur Rettung in der „Trennung, und von meiner Seite wenigſtens iſt „ſie durchaus ohne Haß, mit voller Beſonnenheit „und Ueberlegung bewerkſtelligt, denn ſeit anderthalb Jahren lag ſie mir vor als der Hafen des „Heils.“

Aurora wollte Cornelien begreiflich machen, daß keine irdiſche noch göttliche Macht ſie des Eides entbinden könne, den ſie geleiſtet habe: ihrem Gatten in Liebe und Gehorſam anzuhängen. Cornelie antwortete: „Keine Macht — aber wol mein Gewiſſen; und das iſt meine höchſte Inſtanz.“ — Aurora ſtellte ihr die Sitte, das Urtheil der Welt, die Heiligkeit ihres Rufes als unantaſtbare Rückſichten vor um die ſich eine weibliche Exiſtenz wie um die Sonne bewegen müſſe, und wer ſich in dieſer Sphäre rein und fleckenlos erhalte, dürfe ſich auf ſein gutes Gewiſſen berufen, aber nicht der, welcher aus ihr heraustrete. „In welchen Zuſtand würde die Geſellſchaft gerathen, ſchrieb ſie, wenn jene allgemein „gültigen und allgemein verſtändlichen Geſetze von unſer ängſtliches Nachgrübeln was wir tun ſollen, denn ach! wir können ſo wenig tun."

„Immer fühle ich mich geſtärkt und erquickt in Ihrer Nähe," ſagte ſie mit inniger Dankbarkeit: „Ihre Seelenruhe, Ihre Geiſtesſtille lenken meinen Blick ſtets hoch hinauf über alle Wolken. Aber ach! ich muß dennoch unter ihnen meinen Weg ſuchen."

„Das iſt das Leben," entgegnete er ſanft.

Er blickte ihr durch das Fenſter nach, als ſie langſam fortging und ſprach bei ſich ſelbſt: Eine traurige Kindheit, eine traurige Jugend iſt ihr Los. Die alten Aſtrologen würden ſagen, ſie ſei unter einem traurigen Stern geboren. Wir ſagen: „Die in Tränen ſäen, werden in Freuden ernten."

Auf der Straße wurde ſie von einem Boten überholt, der von der Station ein Telegramm brachte.

„Geſchwind geben Sie es mir! es iſt von meiner Mutter!" rief ſie froh und ganz erfüllt von dieſer Erwartung.

„Es iſt aber an den Herrn Pfarrer Edelholt adreſſiert und er muß den Empfangsſchein unterſchreiben," wendete der Bote ein.

„Gut! wir wollen zu ihm gehen."

Sie kehrte eilend in's Pfarrhaus zurück und ſagte zu dem erſtaunten Pfarrer:

„Eine Antwort meiner Mutter . . . ſeltſamer

Weiſe an Sie adreſſiert. Darf ich öffnen während Sie unterſchreiben?"

„Gern," ſagte er und unterſchrieb den Empfangſchein.

Während der Zeit riß Wendeline den Umſchlag ab, las — und ſank mit einem dumpfen: „O mein Gott!" auf einen Stuhl.

„Was iſt geſchehen!" rief der Pfarrer, nahm das Blatt aus ihrer ſtarren Hand und las:

„Fluelen, 8. April 1865. Dagobert wollte ſich
„das Leben nehmen, lebt aber noch, tötlich ver-
„wundet. Es komme jemand zu ſeiner Pflege.
„L. Ulmer."

Der letzte Schritt.

Dagobert war nach Luzern gegangen, um ſeine Briefe in Empfang zu nehmen. Er war etwas ruhiger geworden; es ſchien ihm eine gute Vorbedeutung zu ſein, daß er Ulmer gefunden hatte — freilich nicht ſo willfährig wie Dagobert gehofft. Aber es wäre allzu grauſam, allzu tückiſch vom Schickſal, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn unſer Zuſammentreffen ohne günſtige Folgen für mich ſein ſollte. Ulmer ſprach ja auch von einem greiſen Pfarrer bei dem er lebe. Hoffentlich wird dieſer Greis da hinten in ſeinem einſamen Winkel menſchenfreundlich und nachgibig ſein. Ulmer muß wenigſtens das für mich zuſtande bringen.

Das Dampfboot rauſchte durch die grünen Wellen des Vierwaldſtätterſees und legte endlich in Luzern an. Dagobert betrat das Ufer mit einer Ungeduld, als habe die Fahrt hundert Stunden gedauert, und ging eiligſt zur Briefpoſt. Es wurden ihm drei Briefe eingehändigt, zwei von Maximilian und einer von Floriane. Zwei von Maximilian! das erſchreckte ihn. Das mußten ſehr gute oder ſehr ſchlimme Nachrichten ſein. Die Spekulation iſt gewonnen! wollte er mit ſtillem Frohlocken ſagen; aber eine furchtbare Beklemmung hielt ſein Herz wie mit einer Geierkralle umſpannt; er konnte kaum atmen, viel weniger jubeln. Er ſtürzte mit ſeinen drei Briefen nach einem Kaffeehauſe, nahm dort an einem Tiſchchen einen ſolchen Platz ein, daß er dem Saal den Rücken zukehrte und öffnete Florianens Schreiben. Nachdem er es zu Ende geleſen, ſtand eiskalter Schweiß auf ſeiner Stirn und in dumpfer Betäubung hatte er nur den einen Gedanken: Das iſt mein Todesurteil! — Aber was war denn vorgefallen? . . . was bewog ſie zu dieſer Sprache . . . zu dieſem Ton? zu dieſem Entſchluß? . . . — Er las zuerſt Maximilians Brief vom erſten Datum. Derſelbe enthielt nur die kurze Nachricht über die mißglückte Spekulation, über die Summe des Verluſtes, über die einzuzahlenden Gelder — und war ganz den Geſchäften gewidmet. Der zweite, der von demſelben Datum wie Florianens Brief war, lautete:

„Beſter Freund! Es iſt gut, daß Du in der „Schweiz biſt. Bleibe dort, denn hier könnteſt Du „Dich nirgends ruhig aufhalten. Der Tod meines „Vaters, der mit dem Tode Deiner vortrefflichen „Mutter auf einen und denſelben Tag fiel, gab „mir einen vollſtändigen Einblick in ſeine ſämt-

„lichen Geſchäfte, folglich auch in diejenigen, die er
„mit Dir machte. Da er Grund hatte, Dich für
„inſolvent zu halten, ſo acceptierte er nicht Deinen
„Wechſel; — und eben deshalb rate ich Dir, zu
„bleiben, wo Du biſt, falls Du keine Mittel haſt,
„um Deine Gläubiger zu befriedigen. Die Bachheimer
„Sache iſt die allerpeinlichſte für Dich und
„es ſchmerzt mich ſehr, ſie berühren zu müſſen.
„Es iſt aber ganz notwendig, damit Du Dir
„Deine Lage klar machſt. Du haſt mit meinem
„Vater das Übereinkommen getroffen, der Deine
„dürfe nie etwas von der Transaktion mit Bachheim
„erfahren. Du dachteſt vermutlich an das
„hohe Greiſenalter Deines Vaters. Du rechneteſt
„vielleicht auf eine glückliche Spekulation oder
„auf eine reiche Heirat, um Dein Familiengut
„wieder an Dich zu bringen. Aber er lebt. Jene
„iſt fehlgeſchlagen und dieſe — inſofern ſie Floriane
„betrifft — nicht minder. Bachheim iſt
„freilich noch im Beſitz des Grafen von Wianden,
„ſchließt er aber ſeine Augen, ſo gehört es, unter
„Deinen gegenwärtigen Umſtänden, den Illinger'ſchen
„Erben. Und mit größerem Recht als
„Deine übrigen Gläubigern, denn mein Vater iſt
„— ganz gegen ſeine Art — nicht ungroßmütig
„für Dich geweſen. Schreibe mir, beſter Freund,
„ob ich irgend etwas für Dich tun kann; ob Du
„etwa Empfehlungsbriefe haben möchteſt, nach
„Californien, nach Egypten, nach den Sandwich-

„inſeln; — denn ich denke mir, daß Du gut tun
„wirſt, auf einige Jahre aus Europa zu verſchwin-
„den. Die Ackerbau-Anſiedelungen in Tasmanien
„ſind Dir vielleicht am meiſten zu empfehlen; denn
„die Sandwichinſeln eignen ſich mehr für Handels-
„leute und nach Californien und Egypten ziehen
„Abenteurer, Glücksritter und Schwindler in über-
„wiegender Maſſe hin. Vor allen Dingen, lieber
„Freund, nimm dieſen Schlag mit Gleichmut auf.
„Ähnliches geſchieht heutzutage ſehr oft, und ſogar
„gewiegteren Leuten als Dir. Ich bleibe immer
„Dein treuer Freund."

Gräßlich! o gräßlich! murmelte Dagobert von Zeit zu Zeit, während er dieſen freundſchaftlichen Brief las: ich werde vom Schickſal zu jenem Schritt gedrängt, der, wie eine dunkle Ahnung im Hintergrund meiner Gedanken lag. Entehrt und ſchmachbedeckt kann und mag ich nicht leben. . . . Tauſendmal lieber ſterben, als vor meinem Vater erſcheinen und ſeine Verachtung ertragen. ſeinen Kummer ſehen. O meine Mutter, ich war nicht an Deinem Sterbebett . . . und ich Unſeliger muß mich darüber freuen — denn wäre dies Elend in der Heimat über mich eingebrochen, ſo hätte ich den Schmerz der Meinen vor Augen gehabt . . . und jetzt bin ich doch wenigſtens allein.

Er blieb den Tag in Luzern. Er ſann und ſann ob ein Ausweg, eine Hilfe, eine Rettung ſich finden laſſe. Aber nein! aber nirgends! Wer konnte ihm noch vertrauen? — Niemand! Wer an ſeinem guten Willen, an ſeinem feſten Entſchluß, ſich zu beſſern, glauben? — Niemand! Claudia, deſſen war er gewiß, würde ihn nicht verlaſſen, würde gern ihn unterſtützen, ihm forthelfen! . . . aber wie! aber wohin! ein entehrtes Leben in irgend einem einſamen dunkeln Winkel der Welt troſt- und freudenlos hinzuſchleppen — nein! das war der Mühe des Lebens nicht wert. Machte Claudia es möglich, ſeine geringeren Schulden zu bezahlen, bewog ſie den Vater, mit ihr nach England zu gehen, Bachheim zu verlaſſen, wo er, Dagobert, ſich nicht ſehen laſſen durfte, ſo wären ſeine heißeſten Wünſche erfüllt und die Sündflut mochte dann über ihn, über ſeinen ſchmachbedeckten Namen einbrechen — denn es blieb ſein Anteil an der mißglückten unſeligen Spekulation als eine unbezahlbare Schuld von mindeſtens hundertfünfzigtauſend Gulden auf ihm haften.

In irren und wirren Gedanken ſchlich der Tag dahin und doch entſetzte ſich Dagobert, als der Abend kam; denn morgen brach ja wieder ein Tag an und fand ihn in demſelben verzweiflungsvollen Elend . . . und übermorgen wieder ein Tag . . . und ſo fort und fort, wer weiß wie lange! und Rettung brachte keiner dieſer Tage, aber ein jeder konnte neue Qualen bringen: Briefe aus der Heimat voll der herzzerreißenden Vorwürfe

Claudia's, der vernichtenden Verachtung ſeines Vaters, der Klagen Wendelinens; — Briefe auch von ſeinen Gläubigern, die ihn verfolgen, ihn ſchmähen, ihn martern, ihn wie einen entwichenen Sklaven betrachten würden, auf den ſie ein Recht hätten, an den ſie die Hand legen könnten. Und er durfte nicht ſagen: ſie tun mir Unrecht, ich bin ſchuldlos in dieſen Jammer geraten. O nein! das durfte er nicht! Wenn er auch hundert Mal das anſteckende, blendende, verführeriſche Beiſpiel der Welt zu ſeiner Entſchuldigung ſich vor Augen ſtellte: ſo antwortete ihm das Gewiſſen, das im Taumel des Augenblicks zwar zu betäuben, aber in den ernſten Stunden des Lebens eiſern unbeſtechlich iſt: Dein iſt die Schuld; denn neben dem böſen Beiſpiel hat Dir das gute, das allerbeſte nie gefehlt . . . es wurde Dir gegeben von den Menſchen, welche Du am meiſten liebſt und verehrſt, von Menſchen, welche Du nirgends edler, beſſer, treuer gefunden haſt . . . und Du biſt ihrem Beiſpiel nicht gefolgt . . . haſt Dich abgewendet von dieſem Kinde des Lichts, dieſer Wendeline . . . haſt Dich begeben unter die Botmäßigkeit einer Floriane . . . und darfſt niemand anklagen, als Dich allein. — —

Hätte er einen Freund gehabt, eine treue Hand gewußt, die ſich zu ſeiner Rettung erheben würden, keine Demütigung wäre ihm zu ſchwer geweſen. Allein er hatte niemand und wußte niemand. Wendeline hatte ihm freilich einſt geſagt: ich bleibe Ihr beſter Freund; — und wäre ſie im Beſitze ihres Vermögens, ſo würde ſie ihn retten: dieſe Überzeugung ſtand feſt in ſeiner Seele. Doch Wendeline war arm, ganz arm in der Gegenwart; und ob die Zukunft ihre Lage verbeſſern werde, war ſtark zu bezweifeln. Sein beſter Freund konnte ihm nicht helfen. — —

Nur ein Ausweg blieb, ein dunkler, ein grauenvoller. Doch ſchrecklicher als das Leben konnte der Tod nicht ſein. Und nach dem Tode . . . Er ſchauderte vor dieſer Frage. Er wollte ſich aufrichten an der Vorſtellung der unermeßlichen Barmherzigkeit Gottes, wenn es nur nicht eine Verwerfung der Barmherzigkeit geweſen wäre, die Hand zu legen an das eigene Leben, an dieſe Gabe des Schöpfers, die Ihm gehört, auf die Er ſein Anrecht behält. Dagobert ſchauderte vor dieſem Tode. Alles was das Leben Süßes, Schönes, Edles hat, wenn der Menſch verſteht, die Perlen aus ihren rauhen Muſcheln herauszubrechen — alles zog an ſeinem umflorten Auge vorüber. Aber das alles war ja nicht mehr für ihn zu hoffen! Kein trauter Familienkreis, keine ehrenvolle Laufbahn, keine Wirkſamkeit für die großen Ideen, die ſeit Jahrtauſenden die Menſchheit begeiſtern, keine Liebe eines edeln Weibes, keine Freundſchaft eines bewährten Mannes: ſo ſtand es mit ihm! — Nein! war der Tod auch noch ſo furchtbar — er war dem Leben vorzuziehen, das ihn erwartete. —

Er ging aus; er ging umher; aber er hörte nichts, er ſah nichts. Ob die Menſchen eingewurzelt feſtſtanden, ob die Häuſer und Bäume wanderten — er wußte es nicht! ihm war zu Sinn, als ob wirbelnde Atome ihn umkreiſten. Dazwiſchen tauchte momentan das Bewußtſein klar auf und ganz überraſcht dachte er: Wie lieblich liegt die Frühlingsſonne auf den gewaltigen Bergen; — oder: So romantiſch wie Luzern ſieht keine andere Stadt aus, keine am Rhein, keine am Neckar; — — und ihm fielen jene Verſe ein, die er am Rhein und am Neckar ſo gern wiederholte:

Wohin ich gehe und ſchaue
Auf Flur und Strom und Tal
Vom Berg herab zur Aue,
Viel ſchöne, hohe Fraue,
Grüß' ich Dich tauſendmal.

Er hätte vor Jammer aufſchreien mögen, doch es entrang ſich nur ein dumpfes Ächzen ſeiner gefolterten Bruſt.

„Komm her, mein Kind," ſprach eine ſanfte Frauenſtimme neben ihm.

Er fuhr auf und ſah verwirrt umher. Er befand ſich auf einer einſamen Promenade; er ſaß auf einer Bank und auf dem andern Ende derſelben ſaß eine ſchöne junge Frau. Neben ihr lag ein Buch und eine Puppe. Sie hatte alſo ſchon

„Jedermann aufgehoben werden dürften, um dafür „als maßgebende Richtſchnur das individuelle Gewiſſen aufzuſtellen, das bei dem Einen ſehr roh, „bei dem Andern ſehr zart — und bei Allen ein „höchſt einſeitiges Tribunal iſt. Das hieße der „Anarchie in der Geſellſchaft Thür und Thor öffnen und die Willkür zur Geſetzgeberin machen, deren Geheimſchreiber immer der Egoismus iſt.“

Cornelie antwortete: „Liebe Aurora, wie die Geſellſchaft, die unter dem allgemein gültigen und „verſtändlichen Geſetz der Sitte beſteht, mir vorkommt, kann ich Dir nur durch ein Bild anſchaulich machen: wie ein Polyp, den man gleich einem „Handſchuh umkehren kann und den das in ſeiner „Exiſtenz wenig anficht ob er auf der rechten oder „auf der linken Seite lebt. Er iſt herz- und marklos — weshalb ſollte er nicht ſo oder ſo leben „können, da er geſchmeidig und genügſam iſt. Zu „einem ſolchen Polypengallert werden die Menſchen „von der Geſellſchaft zubereitet, und ſie laſſen ſich „rechts wenden und links wenden, wenn ſie nur „ſehen, daß ſie das Beiſpiel, die Zuſtimmung und „das Einverſtändniß der Maſſe für ſich haben. So „machen es Alle, ſo benehmen ſich Alle, ſo handeln, denken, urtheilen Alle — das iſt ihr letzter „Grund. Die Gemeinſchaftlichkeit mag für äußere dort geſeſſen, als er auf dieſer Bank zuſammenfiel. Doch erſt jetzt nahm er ſie wahr und zugleich ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen, das ihm gegenüberſtand und ihn mit großen, klaren, verwunderten Augen anſtarrte. Die Kleine erſchrak, als Dagobert plötzlich aus ſeinem dumpfen Hinbrüten erwachte und einen ſcheuen, wilden, gedankenloſen Blick auf ſie richtete; ſie prallte drei Schritte zurück, ſtürzte dann auf die Mutter zu, umklammerte deren Knie und verbarg ihr Köpfchen in deren Kleidern.

Dieſe kleine Szene, der er in einem ruhigen Augenblick gar nicht beachtet hätte, weil ſie bei ſchüchternen Kindern etwas ganz Gewöhnliches iſt, machte ihm in ſeiner gegenwärtigen Stimmung einen furchtbaren Eindruck. Das Kind fürchtet ſich vor mir . . . fliehet mich . . . verabſcheut mich! . . . Das Kind gibt den Gedanken, den Urteilen der rechtſchaffenen Menſchen gleichſam im Voraus einen Ausdruck. Was ich an dieſem Kinde erlebe, würde ich erleben, wenn ich mich unter rechtſchaffenen Leuten zeigen wollte. Dies kleine, unſchuldige Geſchöpf beſtätigt mein Todesurteil. — — —

Unter dem Eindruck dieſer wahnwitzigen Auffaſſung eilte er in die Stadt zurück und kaufte ein Paar Piſtolen um nach der Scheibe zu ſchießen — wie er ſagte. Dann fuhr er mit dem Dampfbot zurück nach Fluelen. Im Gaſthof erfuhr er, daß Ulmer zweimal nach ihm gefragt und gebeten habe man möge ihn durch einen Boten von Dagoberts Rückkehr in Kenntnis ſetzen.

„Iſt nicht nötig," verſetzte Dagobert: „ich denke noch heute Abend zum Pfarrer Fridolin zu gehen und ſollte es mir nicht möglich ſein — weil ich eine Menge Briefe zu ſchreiben habe und nicht ganz wohl bin — dann morgen früh."

Er betrat wieder das Zimmer, das er vor drei Tagen bewohnt hatte und wo ſein Reiſegepäck geblieben war. Wie ganz anders ſtand es jetzt mit ihm als damals! Er hatte Ulmer gefunden, er hoffte auf die günſtigſte Wendung ſeines Schickſals. Und jetzt — nach drei kurzen Tagen! jetzt war ſein Schickſal ſo, daß es auf der Erde keinen Platz für ihn gab.

Er ſchrieb drei Briefe, aber in großen Pauſen, Die Gedanken, die Worte ſchwammen wie in einem Nebelmeer, aus dem er ſie mühſam hervorſuchte. An ſeinen Vater ſchrieb er:

„Vergebung! Vergebung! Vergebung! O mein „geliebter, mein verehrter Vater, Vergebung iſt „das einzige Wort, das ich vor Dir ausſprechen „kann. Ich überfülle Dein Herz mit dem bitterſten Gram durch meine Unwürdigkeit; ich verhänge über Deine letzten Tage die traurigſte „Verwirrung durch meinen ſchmachvollen Leichtſinn; ich kürze vielleicht Dein Leben ab durch die „Sorge und den Kummer, welche mein Leben und „mein Tod Dir bereiten; — und dennoch flehe ich

„Dich an: vergib mir! vergib mir, daß ich lebte
„Deiner unwürdig, vergib mir, daß ich ſterbe,
„weil ich dies Bewußtſein nicht ertragen kann.
„Nein! mit einem entehrten Namen vor Deinem
„Angeſicht erſcheinen — das kann ich nicht! Ver-
„gib mir! vergib mir! ich weiß nichts anderes Dir
„zu ſagen. — Dein unglückſeliger Sohn Dago-
„bert.“

An Wendeline ſchrieb er:

„Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich
„ſagen durfte: Wendeline, bete für mich! — und
„wo ich ſicher war, daß es geſchehen würde. Jetzt
„darf ich das nicht mehr, in keiner Weiſe. Aber,
„Wendeline, ich bitte Sie dennoch um eine große,
„ſehr große Gunſt: ſorgen Sie dafür, daß mein
„ehrwürdiger Vater nicht mit allzu großer Bit-
„terkeit an mich denke, nicht in die Ewigkeit gehe,
„ohne mir vergeben zu haben. Ach! mein Leben
„und mein Tod ſind ſeinen Grundſätzen ebenſo
„widerſprechend, wie meine Schwäche ſeiner Cha-
„rakterfeſtigkeit — und mein Weltſinn ſeiner
„Glaubenskraft iſt. Es iſt alſo ſehr ſchwer, daß
„er mir verzeihe, denn die Beleidigung Gottes,
„die Übertretung göttlicher Geſetze gilt ihm mehr,
„als die Kränkung des Vaterherzens. Ich weiß
„das alles, Wendeline, und dennoch hoffe ich auf
„Sie. Einſt ſagten Sie zu mir: ich bleibe Ihr be-
„ſter Freund. Nun wohlan! ein treuer Freund
„verläßt uns in der bittern Todesnot nicht und

„vergißt uns nicht, wenn wir in das ſchauerliche
„Grab ſinken: alſo, Wendeline, verſöhnen Sie meinen
„Vater mit meinem Andenken. Sie ſind ihm
„freilich ſehr ähnlich in der klaren Feſtigkeit Ihres
„Glaubens, Ihres Charakters, Ihrer Grundſätze;
„— auch Sie werden mein Leben und meinen Tod
„ſündhaft nennen. Allein es gab eine Zeit — o
„Vergebung, daß ich daran zu erinnern wage! —
„wo Ihr Herz ſich mir zuneigte, nämlich dem
„Dagobert, der Ihnen ähnlich und Ihrer würdig
„geweſen wäre. Aber, mir ſcheint, eine Seele wie
„die Ihre müſſe die Liebe gar ernſt und hoch
„nehmen und je mehr dies der Fall iſt, mit deſto
„mehr himmliſchen Elementen iſt ſie vermiſcht.
„Eines derſelben iſt eine große Barmherzigkeit
„mit den armen Sündern. Nicht wahr, Wendeline,
„dieſe werden Sie mir nicht verſagen, wenn Sie
„auch mit Abſcheu an die Frevel denken, die ich mir
„zu Schulden kommen ließ. Aber Sie werden mich
„nicht verdammen! ich opfere ja mein Blut zur
„Sühne auf. Ich kann nicht glauben, daß dies
„Sünde ſei. Ach, ich weiß nicht, was ich ſage, was
„ich denke, denn ein paar Minuten noch — — o
„Wendeline!"

An Ulmer ſchrieb Dagobert:

„Es iſt aus und vorbei. Die Erde fehlt mir
„unter den Füßen. Sorge wenn es möglich iſt für
„ein anſtändiges Begräbnis und telegraphiere an
„Pfarrer Edelholt, damit er meinem Vater die

„Schreckenskunde vorſichtig beibringe, die ganz
„Bachheim mit Entſetzen erfüllen wird. Die Welt
„wird die Achſeln zucken und an etwas anderes
„denken, die Frauen an die Frühlingsmoden,
„die Männer an Pferderennen und Ballet. Und
„für dieſe Welt lebte ich! und infolge dieſes
„Lebens muß ich ſterben! — — Für Dich iſt die
„Umkehr möglich, denn Dein Sturz hat keinem
„Menſchen geſchadet, als Dir allein. Ich beneide
„Dich! mein Fall iſt ein anderer; ich reiße die
„Meinen in's Elend. O Bachheim! o meine Kind-
„heit! o meine erſte Jugend! wie war das alles
„voll Ruhe, voll Frieden, voll Freude, voll ſtil-
„lem ach! zu ſpät erkannten Glück. Zu ſpät! zu
„ſpät." — — —

In der grauen Morgendämmerung fuhren die Bewohner des Gaſthofs durch einen Schuß erſchreckt aus dem Schlaf auf und der Wirt warf ſich in die Kleider, um nach einem Unglück zu ſpähen. Dies war leicht zu entdecken, denn es wohnten nur drei Fremde im Hauſe und Dagoberts Tür war nicht verſchloſſen. Man fand ihn völlig angekleidet auf dem Fußteppich liegend, in Blut ſchwimmend, mit gebrochenen Augen. Auf dem Tiſch zwiſchen zwei herabgebrannten Kerzen lagen drei verſiegelte Briefe: zwei markierte und der dritte an Ulmer; — und daneben ein Geldbeutel, durch deſſen ſeidenes Gewebe Goldſtücke ſchimmerten. Es ſah aus, als habe er dadurch im Tode gegen den Verdacht proteſtieren wollen, daß Armut ihn zu der Untat bewogen. Der Wirt traf die nötigen Anſtalten, ließ Arzt und Wundarzt und die Männer des Gerichts rufen, um den Selbſtmord zu konſtatieren und ſchickte den einen Brief durch einen Boten an Ulmer, die beiden andern zur Poſt.

Pfarrer Fridolin empfing den ſchreckensbleichen Boten, der ihm mündlich die grauenvolle Kunde mitteilte, während Ulmer den Brief las und ſich in verzweifelnder Haſt ankleidete.

„Sie müſſen mich begleiten, Herr Pfarrer,“ bat er dringend.

„Was ſoll ich bei dieſer armen Leiche?“ fragte der Greis tieftraurig.

„Vielleicht iſt noch ein Lebensfunken in ihm, noch ein Schimmer von Bewußtſein, noch ein Blitz von Reue . . . aus Barmherzigkeit müſſen Sie mich begleiten.“

Sie verließen beide das Haus und gingen mit einer Eil, als ob ſie der Tat noch vorbeugen könnten. Auf der Schwelle des Gaſthofs ſtürzte ihnen der verſtörte Wirt entgegen und rief:

„Soeben hat er die Augen aufgeſchlagen . . . er lebt noch!“

„O Du Vater der ewigen Liebe!“ ſagte Pfarrer Fridolin und blickte zum Himmel auf, während Ulmer mit einem unterdrückten Freudenruf die

Stiege hinauf eilte und in Dagoberts Zimmer trat.

„Ja, er lebte noch. Die Kugel war nicht durch das Herz gegangen. Hatte ſeine Hand gebebt, hatte er nicht genau den tötenden Fleck gekannt — genug, die Kugel ſaß nicht im Herzen, denn er gab ein leiſes Lebenszeichen und der Arzt, der ſeine Hand hielt, bemerkte den Pulsſchlag; aber Ströme von Blut quollen aus der Wunde und ob ſie nicht das Leben mit ſich fortreißen würden — wer wußte das! Als Ulmer ihn ſo daliegen ſah, in Blut gebadet, mit entſtelltem Antlitz, dem Tode nah, fern von der Heimat, von Fremden umgeben — dieſen Dagobert, den glücklichbegabten Knaben, den ſterbenden Jüngling, der ſo friſch und kräftig das Leben zu erfaſſen ſchien: da bemächtigte ſich ſeiner ein furchtbarer Schmerz. Für das Paradies geſchaffen und von der Schlange der böſen Leidenſchaften vergiftet, getötet — das war Dagobert . . . das war er, Ulmer . . . das war der Menſch, der in den Feſſeln der Sünde verbleibt! Und er fragte ſich ſelbſt, ob er nicht eine gewiſſe Schuld an Dagoberts Irrweg habe; ob er nicht vorzugsweiſe den Wiſſensdurſt ſeines Zöglings angeregt habe, anſtatt ſich zu bemühen, deſſen ſittliche Kraft zu ſtärken; ob er nicht im letzten Jahr ihres Beiſammenſeins, als er, Ulmer, ſchon mit ſich ſelbſt zerfallen war, Dagoberts Glaubensfeſtigkeit, wenn auch nur mit leiſem Anhauch, feindlich getrübt habe; ob nicht ein flüchtiger böſer Eindruck heimlich fortwuchern könne, wie Peſtmiasmen, die man nicht eher bemerkt, als bis die verheerende Krankheit ausgebrochen iſt; ob nicht dereinſt der ewige Gott Dagoberts Seele von ihm fordern werde — Dagoberts . . . und ſeine eigene Seele! — Wie ein plötzlich gezücktes Richtſchwert, das ihn mit dem Tode bedrohte, blitzten ihm dieſe Gedanken durch den Sinn. Er fiel auf die Knie neben Dagoberts blutbeflecktem Lager und flüſterte mit verſagender Stimme, zitternd vor Angſt, daß Dagobert ihn nicht hören, nicht verſtehen werde:

„Du lebſt . . . durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit! . . . Willſt Du Dich nicht mit ihm verſöhnen?“

War es ein Seufzer, war es ein Ja — Ulmer wußte es nicht; aber er ergriff Pfarrer Fridolin mit beiden Händen, führte ihn zu Dagoberts Lager und ſprach:

„Hier iſt Ihr Platz, hochwürdiger Herr! Er lebt, er kann bereuen! . . . ich muß Verſchiedenes beſorgen! verlaſſen Sie ihn nicht.“

Pfarrer Friedolin verſprach es und Ulmer telegraphierte an einen geſchickten und der gefährlichen Operationen kundigen Wundarzt in Luzern, der die Kugel ſuchen und herausziehen ſollte; dann an Pfarrer Edelholt — und dann ſchrieb er dem letzteren einen ausführlichen Bericht über ſein Zuſammentreffen mit Dagobert, über ihre Geſpräche und alles, was ſich daran knüpfte. Doch den Grund des Selbſtmordes konnte er nicht angeben, da aus Dagoberts letzten Zeilen kein Aufſchluß zu entnehmen war.

Pfarrer Edelholts Entſetzen war nicht geringer als Wendelinens, nachdem er das unheilvolle Telegramm geleſen hatte. Ja, vor einigen Stunden lebte Dagobert noch, aber tötlich verwundet. Konnte er nicht inzwiſchen in die Ewigkeit gegangen ſein? . . . und wie? . . . Aber er nahm ſich zuſammen und ſagte abgebrochen:

„Mut, Wendeline und Vertrauen auf Gott! Er lebt! . . . das iſt ja ſchon ein Gnadenerweis. Gott will ihn nicht in ſeinen Sünden dahinfahren laſſen, will ihm Zeit gönnen, zu bereuen. Deshalb lebt er. Das wollen wir hoffen. Und wenn dann der verlorene Sohn reuevoll heimkehrt in das Vaterhaus der Ewigkeit, ſo wiſſen wir ja, wie wir armen Sünder dort aufgenommen werden. Darum nicht verzagen, Wendeline, beten . . . und aus Liebe zu Gottes liebenden Fügungen, die unſre Blindheit nicht durchſchaut, zu jedem Opfer bereit ſein — das wollen wir, nicht wahr?“

Mit tränenloſen Augen blickte ſie auf und ſagte tonlos:

„Das Opfer hat ſeine Grenzen. Ich will alles annehmen, was innerhalb der Gnade Gottes liegt. Wenn aber ſeine arme Seele für die Ewigkeit der

Ungnade Gottes verfiele — darüber würde ich mich nie tröſten, nie und nimmer.“

Plötzlich brach ſie in Tränen aus und rief:

„Wie ſoll aber die Schreckensnachricht meinem Großvater beigebracht werden! er weiß noch nichts von Dagoberts finanziellen Nöten, welche das Vorſpiel dieſer grauenhaften Tragödie ſind — und ſoll nun den Ausgang derſelben erfahren . . . und welchen Ausgang!“

Für ihren eigenen Schmerz hatte ſie keine Klage und keine Träne gehabt; aber ſie brach zuſammen bei dem Gedanken an den Schlag, der den Vater Dagoberts mitten in's Herz treffen würde.

„Wir wollen die Mitteilung verſchieben bis die Gräfin Claudia kommt,“ ſagte der Pfarrer: „ſie trifft gewiß morgen ein.“

„Erſt morgen!“ ſeufzte Wendeline: „O was kann in ſechsunddreißig . . . in vierundzwanzig Stunden nicht geſchehen und wie wird es mir möglich ſein, gefaßt zu erſcheinen!“ —

Es wurde ihr dadurch möglich, daß ſie mit einem heftigen Kopfſchmerz heimkehrte, der ſie nötigte, ſich in das Bett zu legen. Der Graf kam in größter Beſorgnis zu ihr. Sie beruhigte ihn und verſicherte, Lindenblütentee und Brauſepulver würden ſie in ein paar Tagen herſtellen.

„Du haſt Dich übermäßig bei der Pflege unſerer lieben Heimgegangenen angeſtrengt und teilſt jetzt meine Angſt um Dagobert,“ verſetzte der

„Zwecke fördernd wirken, aber der Selbſtändigkeit „ſchadet ſie, denn ſie macht es zur Gewohnheit von „Außen Stütze und Hülfe zu ſuchen ſtatt im Innern. Die verfeinerte und gebildete Gemeinſchaftlichkeit nennt man Kultur. Sie iſt eine ſchöne „Sache, die Kultur, die nur einen Fehler hat: ſie „erſtickt die Natur. Eine Bedingung der Natur iſt „die Berechtigung des Individuums zu ſeiner Selbſtbeſtimmung und Selbſtentwickelung: das iſt Freiheit. Dieſe Freiheit wird merkwürdiger Weiſe heutzutag von den Menſchen nur als Ausnahme in „Anſpruch genommen, während ſie nach Lehr-Rede-„Preßfreiheit ſchreien; oder eigentlich ſehr natürlicher Weiſe, denn zum Denken, Reden, Schreiben, allenfalls zum Thun, haben ſie Mittel, Eigenſchaften und Kräfte: aber — für das Sein — „haben ſie keine Kraft. Knechte der Kultur die ſie „ſind, wie könnten ſie Kinder der Freiheit ſein! So „die Männer. Die Weiber, unter ſtrenger Vormundſchaft gehalten, ſind natürlich Sclavinnen „und, in Maſſe, ohne Bewußtſein — wie das die „moderne Schablonen-Erziehung mit ſich bringt, „bei der abermals das Prinzip der Unberückſichtigung des Individuums vorherrſcht; denn in die „Form! in die Form! muß das Weſen paſſen. Das „negative und paſſive Naturel der meiſten Weiber

Graf kopfſchüttelnd; „eine ſolche Überreizung des Nervenſyſtems macht Lindenblütentee nicht gut.“

„Äußere Stille und Ruhe tun das ihre dazu,“ verſetzte Wendeline.

Er ſetzte ſich neben ihrem Bett nieder. Sie wäre lieber allein geweſen; aber er wollte ja nicht mit ihr ſprechen; — nur bei ihr ſein. Beide verfielen in ihre traurigen Gedanken, die durch eine Welt von Möglichkeiten, dieſe Folter des Herzens, ſchweiften. Und doch war alles ſo ſtill, ſo friedlich. Das lebhafte Licht der Frühlingsſonne wurde ſanft gedämpft durch die weiß und grünen Vorhänge des Fenſters und des Bettes, und in dieſer Frühlingsdämmerung ſaß die hohe Greiſengeſtalt mit dem Silberhaar am Lager des jungen Mädchens, welches mit geſchloſſenen Augen dort ruhete und in den Händen ein kleines Kruzifix hielt, das, mit ſchwarzem Sammt überzogen, einen Kruzifixus von Silber trug. Der Pendelſchlag der kleinen Schwarzwälder Wanduhr machte die Stille in dieſem Zimmer gleichſam hörbar. —

Da erſchien Mimi und ſagte mit einem Brief in der Hand:

„Hier iſt ein Telegramm an Dich, Wendeline.“

Wendeline ſtreckte ſchweigend ihre Hand aus, denn die Aufregung und Beklemmung des Herzens erſtickten jedes Wort. Kam das Telegramm aus Woodrich Caſtle . . . oder aus Luzern . . . —

„Laß es von Mimi öffnen und leſen,“ ſagte der Graf.

„Nein, nein!“ ſtammelte Wendeline in furchtbarer Angſt, riß den Umſchlag ab, überflog das Blatt und ſetzte dann mit einem Anflug von Freudigkeit hinzu: „Es iſt von meiner Mutter . . . ſie kommt morgen.“

„Gott ſei Dank, dann ſind wir beiſammen!“ rief der Graf ſichtlich erfreut.

„Ach ja, das iſt ein Troſt!“ ſeufzte Wendeline und küßte ihr Kruzifix.

„Jetzt mußt Du Dich recht ruhig verhalten und in Deinem Zimmer bleiben, damit Deine Mutter Dich morgen Abend ganz hergeſtellt finde,“ ſagte der Graf liebreich und ſetzte mit einem Seufzer hinzu: „Möchten bis dahin doch Nachrichten von Dagobert eintreffen. Dies rätſelhafte Verſchwinden, dieſe Unfindbarkeit verkünden nichts Gutes . . . ja, vielleicht etwas ſehr Schlimmes.“

„Sehr Schlimmes,“ ſprach Wendeline halb bewußtlos wie ein Echo nach.

„Meinſt Du das auch?“ fragte er ſo niedergeſchlagen, als habe er bis dahin gehofft, ſie könne eine andere Meinung haben.

„Kann ich anders!“ rief ſie zitternd.

„Ruhig, Wendeline!“ verſetzte er begütigend: „ſobald Deine Mutter hier ſein wird, wollen wir überlegen, durch welche Maßregeln wir ſeinen Aufenthalt entdecken können. Mimi ſagte mir be:

unſerm Frühſtück, ſie habe gehört, Maximilian Illinger ſei in Hellau und ſie pflegt gut unterrichtet zu ſein. Sollte der nichts von Dagobert wiſſen? ich habe Luſt, ihn einladen zu laſſen. Dir, nicht wahr? iſt es ganz gleichgiltig ob er komme oder gehe.“

„Was mich ſelbſt betrifft — ganz gleichgiltig.“

„Und Du brauchſt ihn auch gar nicht hier zu ſehen . . . ich will ihn aber ſprechen und auch Deine Mutter wird es wünſchen. Es iſt ſeine Pflicht uns mitzuteilen, was er etwa über Dagobert weiß.“

Damit erklärte Wendeline ſich einverſtanden. Ach! Maximilians Nachrichten von geſtern Abend waren ja weit überholt durch Ulmers Telegramm von heute früh.

Am andern Morgen beſuchte Pfarrer Edelholt Wendeline, hauptſächlich um ihr mitzuteilen, daß ſoeben ein zweites Telegramm von Ulmer eingetroffen ſei, welches laute:

„Er lebt noch; aber bewußtlos. Das Gehirn ſcheint affiziert.“

„Iſt das nun ein Troſt?“ fragte Wendeline und rang die Hände: „Sollte er im Irrſinn Hand an ſich ſelbſt gelegt haben? . . . Wäre aber nicht ein ſolcher Irrſinn die Folge einer auf's Höchſte geſteigerten Leidenſchaft ohne das Gegengewicht eines ſittlichen Halt's? . . . Was meinen Sie, lieber Herr Pfarrer. Durch meinen armen Kopf brauſt ein Wirbelwind . . . ich bin keines Urteils fähig.“

„Ich ebenſowenig,“ verſetzte der Pfarrer, „aber Dagobert lebt und ich behaupte das iſt ein Troſt, denn das Bewußtſein kann wiederkehren und er kann bereuen.“

„Und wie wird er bereuen!“ rief ſie.

„Nur keine Illuſionen über ſeinen Charakter,“ ſagte er warnend.

„Nein! . . . aber Hoffnungen ſind erlaubt.“

Beide machten ab, daß der Pfarrer mit dem Wagen zur Eiſenbahnſtation fahren ſollte, der für Claudia dahingeſchickt wurde, damit er ihr auf der Rückfahrt das furchtbare Ereignis mitteilen könne. Das geſchah am Nachmittag. Wendeline war aufgeſtanden und kleidete ſich an, um bei dem Empfang ihrer Mutter nicht zu fehlen. Überdas war ihre innere Unruhe zu groß, um ihr eine längere Zimmerhaft zu geſtatten. Mimi hatte häusliche Beſchäftigung in der Lingerie. Der Graf war allein. Er wandelte in den ſonnigwarmen, freilich noch unbelaubten Alleen des Parks, denn auf dieſen Wegen und Stegen, die er ſeit mehr als dreißig Jahren täglich betrat, ging er ſo ſicher wie im Hauſe ſelbſt und ſein Augenlicht war noch nicht völlig durch den grauen Star verdunkelt. In nächſter Nähe und ohne den Gegenſtand lange zu betrachten, konnte er ſehen; und ſo ſah er denn auch die grünenden Geſträuche mit ihrem zarten durchſichtigen Laub, den friſchen Raſen, den Kranz von buntfarbigen Primeln um die Blumenbeete; — allein er nahm es nicht wahr, denn ſeine Gedanken waren bei Dagobert und irrten mit dieſem durch die Welt und ein ſolcher Gedanke im Vaterherzen reicht hin, um über alle Schönheiten des Frühlings einen ſchwarzen Flor zu werfen.

Der Diener kam und brachte die Poſttaſche und den Schlüſſel, nach alter Gewohnheit. Jetzt war es meiſtenteils Wendelinens Amt die Taſche zu öffnen und auszuleeren; allein ſie war in ihrem Zimmer und der Graf, der an nichts dachte, als an Briefe von Dagobert, ließ ſich auf einer Bank nieder, öffnete haſtig und nahm den Inhalt heraus: Zeitungen und zwei Briefe. Es waren die, welche Dagobert nachts in Fluelen ſchrieb. Der Graf erkannte die Handſchrift und tat mit einem namenloſen Dankgefühl einen tiefen Atemzug: Dagobert gab Nachricht! das war die Hauptſache — für den erſten Augenblick. Doch welche Nachricht? — — Die Hand des Grafen zitterte, als er das Blatt ganz nah an ſeine Augen brachte und zitterte noch mehr, als er Dagoberts Bitten um Vergebung las. Doch plötzlich ſprang er kerzengerade auf und ſtand erſtarrt; er hatte das kurze Schreiben zu Ende geleſen. Mit einem dumpfen Klageton fiel er auf die Bank zurück; konvulſiviſches Zittern ergriff ihn; dann ſank ſein Haupt auf die Bruſt. —

Claudia's Wagen fuhr in den Hof. Wendeline flog die Stiege hinab in ihre Arme.

„Wo iſt mein Vater . . . o mein Vater!“ rief Claudia geiſterbleich und ganz zerwühlt von Schmerz.

Der Diener ſtürzte fort, um ihn zu rufen. Vom Perron auf der Gartenſeite des Hauſes, ſah man ihn auf einer Bank in der Lindenallee ſitzen. Alle eilten dahin, Wendeline voran. Als der Graf die Stimmen hörte und die nahenden Schritte, erhob er ſich — aber kraftlos ſank er zurück. Wendeline bemerkte die leere Poſttaſche, den Brief, der am Boden lag: der Vater wußte alles.

„O vergib ihm!“ rief ſie und warf ſich ihm zu Füßen.

Claudia fiel ſprachlos vor Schmerz in ſeine Arme. Mimi weinte ohne den Grund dieſes allgemeinen Jammers zu wiſſen. Der Pfarrer Edelholt faltete die Hände und dachte: Wenn es ſchwer iſt für einen Reichen in das Reich Gottes zu gelangen, ſo iſt es gewiß noch viel ſchwerer für jemand, der um jeden Preis reich werden will. — Der furchtbare Augenblick, vor dem alle ein Grauen gehabt hatten, war überſtanden: der Graf wußte, was er wiſſen mußte, und was keiner den Mut gehabt hätte ihm zu ſagen. Wendeline bemerkte den Brief, der an ſie adreſſiert zwiſchen den Zeitungen lag, und ſchweigend nahm ſie ihn an ſich. Der Graf erholte ſich, ließ ſich von Pfarrer Edelholt das erzählen, was Ulmers Telegramme ſagten und ſprach dann mit großer Faſſung:

„Ein Bote ſoll auf der Stelle nach Hellau gehen und Herrn Illinger erſuchen noch heute Abend herzukommen. Ich bin überzeugt, daß er uns vollen Aufſchluß geben kann, über dieſe . . . dämoniſche Tat, den er war immer . . . ſein böſer Dämon. Doch nein!“ ſagte er raſch: „ich klage niemand an! ein Engel könnte demjenigen Menſchen zum Fall gereichen, der nicht gegen ſich ſelbſt auf der Hut iſt.“

Es verging keine Stunde und Maximilian erſchien. Bei ſeinem Eintritt verließen Wendeline und Pfarrer Edelholt das Zimmer und er blieb mit Claudia und dem Grafen allein. Dieſer erſuchte mit großer Ruhe Maximilian die pekuniären Verhältniſſe Dagoberts ſo genau wie möglich und ohne alle ſchonende Rückſicht darzulegen. Maximilian folgte der Aufforderung. Als er zu Ende war erwiderte der Graf immer mit großer Ruhe:

„Alſo ſteht die Sache ſo: Dagoberts Gläubiger wollen bezahlt ſein. Dagoberts Vater würde die Schulden ſeines Sohnes tilgen und deshalb Bachheim verkaufen wollen; aber Bachheim iſt bereits durch Dagobert dermaßen mit Schulden überbürdet, daß es dem Hauptgläubiger gehört, der allein ſchon über hunderttauſend Gulden darauf geliehen hat. Der Vater kann alſo weiter nichts tun, als Bachheim abliefern."

„Es ſei denn," unterbrach Maximilian lebhaft, „daß Gräfin Wendeline dieſe traurige Verwickelung löſen und meiner ehrfurchtsvollen Bewerbung Gehör ſchenken wollte. In dieſem Fall wäre ich zu jedem Opfer bereit."

„Alles wollen Sie für die Liebe tun und nichts für die Freundſchaft!" rief Claudia zürnend.

„Die Liebe würde das Glück meines ganzen Lebens begründen und alles unruhige und ſchwankende Streben abſchließen; dagegen kommt ein Geldopfer nicht in Betracht," verſetzte Maximilian kalt. „Muß ich aber dieſe Hoffnung aufgeben, ſo habe ich keinen Zukunftsplan und kann folglich in Lagen kommen, wo mir mein ungeſchmälertes Vermögen ſehr notwendig iſt."

„Laſſen wir all' dieſe Vorausſetzungen beiſeite," ſagte der Graf: „ſie haben kein Gewicht mehr neben Dagoberts grauenhafter Tat . . . —" ſeine Stimme brach.

„Wie ſo?" rief Maximilian erſchreckt.

„Die Verzweiflung hat ihn getrieben Hand an ſein Leben zu legen!" rief Claudia in Tränen.

„Unmöglich . . . unmöglich!" ſtammelte Maximilian übermannt von Entſetzen: „ich riet ihm nach

Auſtralien zu gehen . . . und er ſollte . . . Nein! unmöglich!“

„Es iſt ſo!“ verſetzte der Graf: „Bewußtſein der Schuld und der Schmach, und Mangel an Vertrauen auf Gott und an wahrer Reue haben ihn zu dem entſetzlichen Schritt getrieben.“

„Und ſo wäre er nicht mehr unter den Lebenden . . . dieſer lebenvolle Dagobert!“

„Er lebt noch, aber beſinnungslos. Doch nicht davon wollte ich mit Ihnen reden, ſondern von Geſchäftsſachen. Da ich jetzt weiß wie es damit ſteht und daß Bachheim nach meinem Tode nicht an meinen Sohn, ſondern an deſſen Gläubiger gekommen wäre: ſo hat Bachheim keinen Reiz mehr für mich. Es ſteht Ihnen zu Dienſten und ich werde zu meiner Tochter gehen und in England ſterben.“

Es trat eine tiefe Stille ein. Der Graf und Claudia ſchwiegen und verſanken in den bitterſten Schmerz. Maximilian ſchwieg auch, überwältigt von ſtreitenden Gefühlen. Endlich ſagte er halblaut zu Claudia:

„O wie vieles würde ſich anders geſtalten, wenn Sie die Gnade hätten bei Gräfin Wendeline meine Fürſprecherin zu ſein.“

„Es iſt nicht der Augenblick, um auf Ihre Wünſche einzugehen,“ verſetzte ſie traurig: „andere Gedanken, andere Pflichten beſchäftigen uns.“

„Und wo iſt Dagobert?“

„Er iſt gut aufgehoben, Herr Illinger!“ fiel der Graf raſch ein.

Maximilian erhob ſich und ſagte gereizt:

„In Hellau alſo oder in Frankfurt treffen mich die Nachrichten, die Sie, Herr Graf, in der Geſchäftsſache mir zukommen laſſen werden.“

„Ich danke Ihnen für Ihren Beſuch und für die genaue Auskunft, die Sie mir gaben,“ ſagte der Graf mit ſeiner gewohnten ruhigen Höflichkeit.

Maximilian verließ das Zimmer und ging durch den Gartenſaal hinweg. Durch die geſchloſſene Glastür ſah er draußen auf dem Perron Wendeline ſtehen. Da hatte ihn vor Jahren Dagobert ihr vorgeſtellt. Jetzt ſtand ſie mit dem Rücken ihm zugewendet und das Geräuſch der Tür und der Schritte bewog ſie nicht ſich umzuſchauen. Die entgegenſtehende Tür öffnete ihm der Diener und Maximilian eilte in den Hof, wo ſein Reitpferd umhergeführt wurde. Der Beſuch hatte kaum eine halbe Stunde gewährt.

„O mein lieber Vater, was nun? was nun?“ rief Claudia als ſie mit ihm allein war.

„Rufe Wendeline!“ verſetzte er.

Als ſie erſchien fragte er:

„Liebes Kind, haſt Du eine Ahnung von Dagoberts Geldverwickelungen?“

„Mehr wie das! ich kenne ſie genau durch Herrn Illinger, der ſie mir vorgeſtern im Pfarrhauſe mitgeteilt hat und das war der Grund,

„macht, daß ſie ſich in die Form zu ſchicken und zu„weilen anmuthig, bequem and friedfertig darin zu„recht zu ſetzen wiſſen. Unterwürfigkeit hat man „ihnen ſo lange als höchſte Tugend vorgepredigt, „daß die Einen mit ſtiller Reſignation, die Andern „im Gefühl ihrer Ohnmacht, ſich den allgemein „gültigen Geſetzen — wie Du, liebe Aurora, ſie „nennſt — unterwerfen, und ihr gutes Gewiſſen „in der Sphäre finden, wohin auch Du es ver„legſt. Daß Tauſende dabei unermeßlich elend ſind, „ſich abarbeiten im öden Thun, in ſchnöder Zer„ſtreuungsſucht, im bangen Herumtappen nach künſt„lichem Wirkungskreiſe, und doch dabei zu keiner „Ruhe, zu keiner innern Befriedigung kommen — „liegt klar vor unſern Augen. Sie mögten ſo gern „glücklich ſein, und reiben ſich auf in mißlungenen „Verſuchen, denn Exiſtenzen die kein Sein haben, „können auch nicht glücklich ſein, weil es kein an„dres Glück giebt, als innere Befriedigung. Die, „und nur die habe ich erſtrebt mein Lebenlang! ſie „kann nur gedeihen auf dem Erdreich innerer Tüch„tigkeit, denn ſie iſt kein Blumenkorb voll Roſen „und Veilchen, den wir uns draußen auf dem Markt „kaufen und nach Hauſe tragen, ſondern ſie iſt ein „ſtarker, grüner Baum, der oft nicht eine einzige „Blüte aufzuweiſen hat, aber durch deſſen Zweige weshalb ich die Mutter durch Telegramm bat ſchleunigſt zu kommen."

„Er wird Dir alſo auch einen Ausweg vorgeſchlagen und ſeine frühere Bewerbung erneuert haben?"

„Ja, lieber Großvater," ſagte ſie errötend.

„Und was antworteteſt Du, mein Kind?"

„Beſinne Dich, Wendeline!" rief Claudia: „Rettung der Seelen und Rettung der Familienehre liegen in Deiner Hand."

Wendeline wurde geiſterbleich und ſagte:

„Ich habe mit aller Entſchiedenheit geantwortet: ich kann mich opfern, aber nicht mich verkaufen."

„O Kind, was tateſt Du!" rief Claudia.

„Du tateſt das Rechte, Wendeline!" ſagte der Graf ruhig: „ich halte Dich zu hoch um zu geſtatten, daß Du gegen Deine Neigung die Gattin eines Mannes werdeſt, deſſen aufrichtige Bekehrung ſehr zweifelhaft iſt, um den äußern Schaden zuzudecken, den Dagoberts Ehre genommen hat."

Wendeline fiel dem Grafen zu Füßen und rief:

„O, daß Gott mir die Gnade geben wollte zu beweiſen, daß ich mich opfern kann!"

Claudia's tiefſter Schmerz war der namenloſe Kummer, der über ihren Vater einbrach. Sie hätte nicht ungern Wendelinens Verbindung mit Maximilian geſehen, die wenigſtens die äußern Sorgen vom Herzen des Greiſes genommen und ihm geſtattet hätte in Ruhe ſeine Tage auf Bachheim zu beſchließen. Als ſich Wendeline mit vollkommener Entſchiedenheit ausgeſprochen hatte, konnte Claudia den Ausruf nicht unterdrücken:

„Der günſtige Augenblick für das Opfer iſt vorüber! es wird ſich kein zweiter Dir darbieten.“

Wendeline blickte ſchmerzlich zu ihrer Mutter auf; aber der Graf ſagte mild:

„Wohlan! ſo verlangt Gott kein ſolches Opfer von Wendeline. Daß ſie eine opferwillige Seele iſt, weiß niemand beſſer als ich.“

„Vergib, mein Kind!“ rief Claudia und umarmte zärtlich Wendeline: „der Schmerz um meinen Vater macht mich ungerecht gegen Dich! — Aber was nun, lieber Vater?“ ſetzte ſie hinzu.

„Das Notwendigſte wird ſein, daß Du morgen zu dem Unglückſeligen reiſeſt. Was dort zu tun iſt, kann ich nicht beurteilen. Bleibt er am Leben, ſo geht er nach einem andern Weltteil . . . in Europa gibt es keinen Platz für ihn . . . keinen Platz für meinen Sohn . . . —“

Die Stimme verſagte ihm; er verbarg mit einer troſtloſen Bewegung das Geſicht in beiden Händen und ſagte nach einer Pauſe ruhiger:

„Auch ſeine Überſiedelung würdeſt Du zu beſorgen haben, liebe Tochter, denn ich kann nichts für ihn tun. Ich bin ein Bettler . . . ſogar an Ehre . . . —“

Ein heller Schrei entrang ſich Claudia's gequältem Herzen und Wendeline ſagte tonlos, gedankenlos:

„O wenn er ſo etwas hörte!“ — —

„Tauſendmal hat er es in ſeinem Gewiſſen gehört!“ verſetzte der Graf ſtreng: „Ja, ich bin ein Bettler an Ehre, denn Vater und Sohn ſind ſolidariſch und der Vater kann nicht die Schulden des Sohnes zahlen, kann nicht dieſe gemeine Verpflichtung erfüllen, weil ihn der Sohn an den Bettelſtab brachte. — Wenn Du dann zurückkehrſt, liebes Kind,“ ſprach er mit ſeiner gewöhnlichen Milde weiter, „begleite ich Dich nach England, um in Woodrich Caſtle das zu finden, was ich in Bachheim zu finden hoffte: die Stätte meiner letzten Ruhe hienieden.“

„Aber ich werde Dagobert, wenn er fortzuſchaffen iſt, zuerſt hieherbringen, nicht wahr?“ fragte Claudia.

„Das nicht! So lange ich hier bin wird er nicht nach Bachheim kommen,“ erwiderte der Graf mit großer Beſtimmtheit.

„Aber, lieber Vater, Du willſt ihn doch nicht von Deinem Angeſicht verbannen und ihn in alle Welt ziehen laſſen ohne Deine Vergebung und Deinen Segen?“ fragte Claudia zitternd.

„Du redeſt irr, mein Kind! den Selbſtmörder ſegne ich nicht und deshalb will ich ihn auch nicht ſehen,“ erwiderte der Graf ruhig.

„Barmherzigkeit!“ rieſen Claudia und Wendeline zu ſeinen Füßen.

„Seid Ihr denn wahnſinnig?“ fragte er: „ich ſoll einen Menſchen ſegnen, der ſich ſelbſt vom Angeſicht Gottes verbannt hat? ihn ſegnen, weil er mein Sohn iſt? . . . ich begreife Euch nicht! . . . O wenn ich ihn ſegnen könnte, ſo wäre ja der bitterſte Schmerz, der Schmerz für den es keinen Troſt gibt, von mir genommen. Nun geht zur Ruhe und morgen, Claudia, gehſt Du weiter, nicht wahr? . . . arme Claudia! in welcher Trübſal findeſt Du das ſonſt ſo friedliche Vaterhaus. Und dennoch müſſen wir Gott danken, daß nicht Leocadie dieſen Jammer erlebte, der für ein Mutterherz allzu groß iſt. Ja, Gott iſt barmherzig! . . . aber ſeiner Barmherzigkeit vorgreifen kann ich nicht.“

Das verleugnete Kind.

Floriane ſetzte das Haus ihrer Schweſter und den ganzen Kreis ihrer Bekannten nicht wenig in Erſtaunen, als ſie plötzlich bei Feodora erſchien und ihre Abſicht ankündigte nach Paläſtina zu reiſen und die Trauerzeit in Jeruſalem zu verleben. Feodora's Erſtaunen wurde von ihrem Schreck überwogen; denn aus dieſem ſeltſamen Reiſeplan und aus einigen Äußerungen Florianens ſchloß ſie ſogleich, daß zwiſchen Dagobert und Floriane ein entſchiedener Bruch ſtattgefunden habe. Nun hatte ſie aber die leiſe Hoffnung ihre liebliche Tochter Virginie werde den unermeßlich reichen Herrn Miraſol aus Amſterdam feſſeln, der ſich einmal ſehr lebhaft um Florianens Gunſt bemüht hatte. Kam es damals nicht zu einer förmlichen Bewerbung, ſo lag es nur daran, daß Floriane ihn nicht dazu ermunterte. Fiel ihr das jetzt ein, ſo ſchwand für Feodora jede Hoffnung in ihrer Tochter die Königin der Smaragdgruben auf Java zu ſehen, denn Florianens blendende

Erſcheinung, verbunden mit ihrem ungeheuern Vermögen, mußte Virginie in den Schatten ſtellen. Und was konnte einer Floriane nicht einfallen! —

„Ich bin Europa's müde!" ſagte Floriane und warf ſich in eine Chaiſelongue: „müde der Geſellſchaft und ihres abgeſchmackten, verzerrten Treibens, das man Unterhaltung zu nennen beliebt. Ich will eine Villeggiatura auf dem Libanon machen. Virginie, willſt Du mich begleiten?"

„Ich bin noch gar nicht Europa's müde! ich danke Dir, liebe Tante," verſetzte Virginie.

„Beſtes Kind, ſei ſo gut und nenne mich nicht Tante. Das iſt eine affröſe Benennung in Deinem Munde. Von Kindern höre ich es ſehr gern, allein Du biſt erwachſen und für Dich will ich Floriane heißen."

„Das freut mich, liebe Floriane," ſagte Virginie, geſchmeichelt durch dies Zeichen von Vertraulichkeit.

Zu ihrem Schwager ſagte Floriane:

„Lieber Freund, ſchaffe mir eine Ware, welche Dir in Maſſe zu Gebote ſteht: einen Literaten . . . aber einen geiſtreichen."

„Ohne den Nachſatz wäre das nicht ſchwer; mit dem Nachſatz iſt es ungeheuer ſchwer," verſetzte Herr von Roſenſtern kaltblütig.

„Und er muß ein Chriſt ſein!"

„Macht die Sache noch ſchwerer."

„Aber ich höre doch immer, daß die zahlloſen Tagesblätter, Wochen- und Monatsſchriften zahlloſe Literaten beſchäftigen.“

„Zahllos iſt ein ganz anderes Epitheton als geiſtreich,“ ſagte er trocken.

„Unter dieſen Zahlloſen wird ſich gewiß auch ein brauchbares Subjekt auftreiben laſſen, das für hohe Beſoldung fähig iſt mir als Sekretär auf meiner orientaliſchen Expedition zu dienen — denn um dieſe drehen ſich all' meine Gedanken und ich möchte je eher deſto lieber abreiſen.“

„Beſter Freund,“ ſagte Feodora zu ihrem Mann, als ſie mit ihm allein war, „ich bitte dringend ſorge für einen Sekretär wie Floriane ihn wünſcht.“

„Ich finde dieſe Villeggiatura auf dem Libanon dermaßen albern, daß ich gar nicht geneigt bin ihre Ausführung zu unterſtützen,“ murrte Herr von Roſenſtern.

„Albern ſo viel Du willſt! iſt Dir aber unſere Virginie lieb, ſo mußt Du Florianens Abreiſe beſchleunigen, denn bliebe ſie hier, ſo könnte das Einfluß auf Miraſol haben.“

„Oho!“ rief Herr von Roſenſtern plötzlich ganz lebhaft und entſchloſſen einen geiſtreichen Literaten aufzutreiben.

Floriane ſaß in ihrem Zimmer vor einer Karte von Paläſtina, welche ſie nicht anſah und dachte bei ſich ſelbſt: Wäre nicht dieſer Dagobert ein ſo armſeliges Individuum, ſo könnte ich mit ihm und als Gräfin von Wianden dieſe Reiſe machen. Jetzt trete ich ſie doch nur an um nicht das Geſchwätz zu hören, das über ſeine Schulden, ſeine verfehlten Spekulationen, ſeine Miſere, ſeine unmöglich gewordene Karriere wie eine Sündflut einbrechen wird. Jetzt ſitze ich hier und warte auf dieſen Herrn Leontius, der ſchon den einen großen Fehler der Unpünktlichkeit beſitzt. Um zwei Uhr ſollte er hier ſein . . . es iſt ſieben Minuten über zwei. — —

Ihr mißmutiges Selbſtgeſpräch wurde unterbrochen. Der Diener öffnete die Tür und meldete: „Herr Leontius.“

Es erſchien ein kleiner, ziemlich elegant gekleideter Herr mit lilafarbenen Handſchuhen, der einen großen Kopf mit Selbſtgefälligkeit zwiſchen ſeinen breiten Schultern trug. Floriane ſah ihn ſcharf an, neigte unmerklich ihr ſchönes Haupt und ſagte:

„Sie ſind alſo geneigt mich auf einer Reiſe in den Orient zu begleiten; da muß ich denn zuvor einige Fragen ſtellen. Ich bitte Platz zu nehmen und mir zu antworten. Sind Sie ein Chriſt?“

„Ich habe chriſtliche Eltern,“ erwiderte Herr Leontius mit überlegenem Lächeln: „was meinen Glauben betrifft . . . —“

„Iſt ganz gleichgiltig!“ fiel Floriane ein: „ſofern Sie nämlich kein Jude ſind.“

„Das bin ich nicht; ich bin getauft.“

„Gut! — Nun hören Sie genau mir zu. Ich habe über Menſchen und Dinge meine Anſichten, mein Urteil, meine Gedanken. Ob ſie wahr oder falſch ſind weiß ich nicht; mir gefallen ſie, denn ſie hängen mit mir, mit meinem Geiſt und Weſen, ſo feſt zuſammen wie Kinder mit ihrer Mutter. Ob ich ſie durch die Feder erfaſſen und ausdrücken kann, ſei dahingeſtellt. Aber gewiß iſt es, daß mir dies viel zu mühſam, viel zu langweilig iſt. Deshalb wünſche ich über eine gewandte Feder zu gebieten, die ihnen eine Form gibt, eine paſſende Einkleidung — doch keine Zutat. Stellen Sie mir die Ihre zur Verfügung?“

„Mit Vergnügen.“

„Haben Sie aber auch eine gewandte Feder?“

Herr Leontius legte den Kopf in den Nacken, blickte zur Decke des Zimmers auf und warf nachläſſig hin:

„Man behauptet es.“

„Dann wundert es mich, daß Sie nicht Ihren eigenen Gedanken Form und Kleid geben.“

„Ein uraltes Sprichwort ſagt: Die Kunſt geht nach Brot. Von allen Künſten iſt die des Schreibens die ſchwerſte, weil man dieſer Kunſt nicht anmerken darf, daß ſie Kunſt iſt. Sie ſieht leicht aus. Durch dieſen Schein verführt widmet ſich ihr eine Legion von unfähigen Federn, welche der befähigten Feder Konkurrenz machen. Da nun der Talentvolle nicht minder geneigt iſt als der Dummkopf ſein Leben zu friſten, ſo muß er ſein Brot erwerben, wie und wo ſich ihm die Gelegenheit dazu darbietet.“

„Das iſt begreiflich, allein ich muß Sie aufmerkſam machen, Herr Leontius, daß ich das Chriſtentum haſſe und es gegen den Islam herabſetzen werde.“

„Ganz nach Belieben! der Maler malt mit denſelben ſchönen Farben den Feſtzug des Apis und eine katholiſche Wallfahrt, wenn man die Bilder gleichmäßig gut bezahlt.“

„Vielleicht haben Sie, wenn auch keine religiöſe — doch politiſche oder ſoziale Sympathien. Allein ich werde auch dieſe nicht berückſichtigen.“

„Es iſt in der Ordnung, daß meine Feder, ſo lange ſie in Ihrer Beſoldung iſt, Ihnen diene, um Ihre Sympathien auszudrücken — nicht die meinen.“

„Ich bin alſo ganz ſicher auf keinen Widerſpruch bei Ihnen zu ſtoßen?“

„Mein gnädiges Fräulein! es iſt mir erzählt worden, ein Diplomat unſerer Tage habe von einem andern Diplomaten, der ſich bei einer bedenklichen Sache um jeden Preis in der Gunſt ſeines Fürſten erhalten wollte, mit heiterm beifälligen Lächeln geſagt: Der Monarch liebt die Wurſt auf eine gewiſſe Weiſe gebraten, alſo briet

„die ewig erkräftigenden Lüfte des Himmels wehen.
„— Wie ich zu dieſer Erkenntniß gekommen? wirſt
„Du fragen. Das weiß ich nicht. Es hat ſich mir
„offenbart bei jeder Forſchung des Gedankens, in
„jeder Frage des Herzens, durch jede Beſtrebung
„des Geiſtes; es war mein Bewußtſein das in mir
„ſchlief und allmälig aufwachte als ich anfing zu
„leben, zu lieben, zu leiden. Weil ich nun erkannt
„hatte, daß keine Menſchen, keine Verhältniſſe, keine
„Um- und Zuſtände mir jene innere Befriedigung
„geben konnten, ſo beſchloß ich ſie von mir ſelbſt
„zu fodern und aus mir heraus zu arbeiten. Bei
„dieſer Arbeit, die ich in Luſt und Leid und Schmerz
„und Jubel und Verzagtheit und Triumph fortſetzte,
„entwickelte ſich in mir die Ueberzeugung, daß ſie
„Unſinn wäre, wenn das Individuum nicht ein heiliges
„Recht hätte an einer ſelbſtändigen Entwickelung,
„lung, und ich vertraute dieſem Recht, das mir
„aus allen Anordnungen der Natur entgegen trat.
„Damit dies Recht nicht gemißbraucht werde und
„in Willkür ausarte, wie Du es fürchteſt, wird es
„durch die Pflicht in Schranken gehalten, und Pflicht
„nenne ich das Recht eines Andern in Beziehung
„auf mich, welches als Wechſelwirkung, bald in
„engen bald in weiten Kreiſen, durch die ganze
„Menſchheit geht. Aber noch immer genügt das

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20876 / 063

X. ſie ihm ſo, wie er ſie liebt." Dies wird auch mein Grundſatz ſein."

Ganz verblüfft über dieſen Cynismus der Geſinnung verſtummte Floriane einen Augenblick; dann ſtand ſie auf und ſagte:

„Herr von Roſenſtern hat Ihnen die Bedingungen mitgeteilt?"

„Zu dienen, ja! ſie ſind annehmbar; allein ich wünſche, daß ſie kontraktmäßig feſtgeſtellt werden."

„Das wünſche auch ich und ich werde Sie benachrichtigen laſſen, wann der Kontrakt zu unterſchreiben ſein wird."

Herr Leontius empfahl ſich höchſt ſelbſtzufrieden. Floriane ſchaute ihm nach und ſprach zu ſich ſelbſt: Wie unerhört gemein ſind doch dieſe Chriſten, mögen ſie Dagobert heißen oder Leontius! . . . Einen nehme ich aus . . . den Pfarrer von Bachheim; und vielleicht auch eine . . . dieſe Wendeline! — Die Juden ſind freilich ebenfalls gemein, pochen aber auch nicht auf die Erhabenheit ihrer Glaubenslehre.

Man brachte ihr Briefe; darunter einen von Maximilian, der an demſelben Abend geſchrieben hatte, wo er in Bachheim Dagoberts Schritt erfuhr. Der Brief war ganz kurz:

„Beobachte tiefes Stillſchweigen über nachfolgende Mitteilung. Er — Du weißt wer er iſt — hat einen Selbſtmordverſuch gemacht, wie es ſcheint im Irrſinn, denn er lebt noch, aber bewußtlos. Sein Vater hat mir dies ſoeben mitgeteilt. Es verſteht ſich, daß die Familie alles tun wird, um die Sache nicht ruchbar zu machen. Ob es möglich ſein wird, iſt die Frage und ob Dein Name nicht darin verflochten wird, weiß ich nicht. Ich ſchreibe Dir, damit die Kunde, wenn ſie zur Veröffentlichung kommt, Dich nicht unvorbereitet überraſche und ich rate Dir dringend eine große Reiſe anzutreten, in die Bäder des Kaukaſus zum Beiſpiel, wo Du ſicher biſt nichts von europäiſchem Gerede zu hören."

Starr wie eine Bildſäule vor Entſetzen ſaß Floriane da. Dann zerpflückte ſie maſchinenmäßig den Brief und warf die Stücke ins Feuer. Gräßlich . . . allzu gräßlich! ſeufzte ſie: ja, ich will fort und nicht wieder zurückkehren. — —

Der Kontrakt mit Herrn Leontius wurde nicht unterſchrieben; — hingegen der Ehekontrakt von Herrn David Miraſol und Fräulein Floriane Illinger. Sie ſtipulierte darin, daß die Hochzeitsreiſe nach Java zu machen und daß es ihr geſtattet ſei, mindeſtens drei Jahre in Batavia oder auf Herrn Miraſols zauberhaftem Landſitz in Weltefreden bei Batavia zu verleben. Binnen acht Tagen fand die Verlobung, die Vermählung und die Abreiſe ſtatt. Floriane war von einer Aufregung, einer Ungeduld ohne gleichen und duldete nicht, daß in ihrer Gegenwart von etwas anderem geſprochen werde, als von Amſterdam und Java;

auch nicht einmal von den väterlichen Erſchaftsangelegenheiten, denn ſie hatte auf ihren Anteil zu Gunſten ihrer Nichte Virginie verzichtet und dadurch einigermaßen Feodora und deren Gatten verſöhnt.

„Ich will nichts mehr von Geld hören, noch mich um Geld bekümmern!“ rief ſie erregt. „Ich will leben wie eine orientaliſche Königin im Überfluß — und ohne zu fragen was er koſtet. Herr Miraſol übernimmt alle Sorge und Fürſorge; wir haben uns gleich darüber verſtändigt.“

„Ja, dieſe Verſtändigung hat ſich erſtaunlich ſchnell zwiſchen Euch gemacht,“ ſagte Feodora, noch immer ſtill empört.

„Wozu denn die langen und langweiligen Verhandlungen, Dora! ſie begünſtigen höchſtens fremde Intriguen, um die Verbindung des Smaragdkönigs mit der Goldkönigin zu hintertreiben. Hahaha! klingt das nicht wie ein Feenmärchen? Nun, Weltefreden ſoll ja auch ein feenhafter Aufenthalt ſein, Dora . . . Natur, Umgebung, Komfort, Luxus — alles feenhaft! das ſagt mir zu, dahin paſſe ich . . . und auf dem Libanon würde ich es doch ſehr vermiſſen.“

Maximilian kam zu ihrer Vermählung.

„Lebt er?“ fragte ſie kurz.

„Es heißt ſo. Man ſagt aber etwas höchſt Merkwürdiges,“ erwiderte Maximilian.

„O laſſen wir das!“ rief ſie, „dieſe ganze Epiſode meines Lebens begrabe ich . . . — in den Fluten des Weltmeers, die mich nach Java tragen.“

Es liefen allerdings die ſeltſamſten Gerüchte über Dagobert um: er ſei tot; er ſei irrſinnig wegen ſeiner Schulden; er habe eine glänzende Erbſchaft gemacht; er habe ein Duell wegen einer ſchönen Frau gehabt und dieſe, ſeine erſte Liebe, pflege ihn in einer Schweizer Sennhütte; — dies ſei auch der Grund von Florianens plötzlicher Vermählung: ſie wolle nicht als eine Verlaſſene daſtehen. Genug, Floriane vermählte ſich in aller Stille wegen der tiefen Trauer, reiſte nach Amſterdam und von dort nach London, wo ſie urplötzlich bei der beſtürzten Conſtance erſchien, die ſich von den verſchiedenen Überraſchungen gar nicht erholen konnte.

„Da biſt Du ſchon als Floriane Miraſol!“ rief ſie, und bleibſt nicht hier . . . nicht einmal in Paris oder in Beau rivage! mein Gott, wie traurig! . . . Und wo liegt denn eigentlich die Inſel Java? Geographie, weißt Du, iſt meine ſchwache Seite.“

„Java liegt ſo in der Mitte zwiſchen den fünf Weltteilen,“ verſetzte Floriane lachend.

„Ah ſo!“ ſagte Conſtance ganz zufrieden geſtellt: „Du biſt alſo erreichbar und ich hoffe Dich zu beſuchen.“

„Das ſoll mich freuen, umſomehr als Java und der Aufenthalt in Weltefreden beſonders für Dich ein Paradies ſein wird."

„Warum für mich ganz beſonders?"

„Weil es das Paradies für träge Leute iſt, Du Schatz, Du Engel!" erwiderte Floriane und umarmte ſo zärtlich Conſtance, daß dieſe nicht wußte, ob die Erklärung ſchmeichelhaft ſei oder nicht. Sie betrachtete ganz genau den höchſt ſchweigſamen Herrn Miraſol und ſagte ihm endlich:

„Sie ſind gewiß fünfzehn Jahr jünger als Herr Frymar."

„Ich bin vierzig Jahre alt," entgegnete er lakoniſch.

„Juſt das Alter, das ich für einen Mann gern habe!" rief Floriane: „da iſt Ruhe und Reiſe — und nichts ſchätze ich höher."

Herr Miraſol neigte langſam ſein Haupt vor ſeiner ſchönen Frau. Das Prädikat ruhig war wie für ihn geſchaffen. Er kannte ſeit Jahren Herrn Frymar, der ihn ſchätzte, aber doch höchlichſt über Florianens Wahl ſtaunte. Als das junge Ehepaar abgereiſt war, ſagte er zu Conſtance:

„Wer hätte je gedacht, daß die muntere, lebhafte, bewegliche Floriane einen Mann heiraten werde, der von dem allen das Gegenteil iſt."

„Hätteſt Du die Diamanten und die Perlen geſehen, die er ihr geſchenkt hat, ſo würdeſt Du Dich gar nicht wundern," entgegnete Conſtance mit tiefem Ernſt. „Als ſie ihre Schmuckkaſten vor mir öffnete war es ein Glanz, eine Herrlichkeit, ein Schauſpiel für Götter.“

„Ja, ja!“ entgegnete er kaltblütig; „Diamanten! dies Zauberwort überwindet das Herz jeder Frau.“

Conſtance hätte ihm gern geantwortet, etwas recht Spitzes, recht Scharfes, wenn es ihr nur eingefallen wäre. Es fiel ihr aber nichts ein, und ſie fragte ſtatt deſſen:

„Was wird wohl Graf Wianden zu dieſer Begebenheit ſagen?“

„Nichts, mein Kind, denn er iſt tot.“

„Tot! der junge Mann? das glaub' ich nicht! man ſtirbt nicht ſo jung!“ rief ſie voll Schreck und voll Schauder vor dem Tode.

„Er war ein Schuldenmacher, ein ſchlechter Spekulant . . . er hat ſich erſchoſſen, meine Liebe,“ verſetzte Herr Frymar trocken: „auf dieſe Weiſe kann man auch in der Jugend ſterben.“

„O das iſt ſchauderhaft!“ ſtammelte Conſtance leichenblaß: „mit einem Selbſtmörder habe ich mich befreundet.“

„Es iſt ſchade um ihn . . . aber ſo geht es den Leuten die ohne Erfahrung, ohne Geſchäftskenntnis, ohne Umſicht, immer darauf los ſpekulieren und in der Erwartung ſtets glücklicher Chancen darauf los leben.“

Dieſe Bemerkung ihres Gatten tröſtete Conſtance nicht; ſie weinte ein paar ſtille Tränen um Dagoberts Tod. — —

Aber Dagobert war nicht tot; er lebte und Claudia war bei ihm und beſorgte ſeine Pflege mit einer Krankenſchweſter, die ſie aus dem Ordenshaus zu Ingenbohl kommen ließ.

Als ſie in Flüelen ankam und in Dagoberts Zimmer an ſein Schmerzenslager trat, wo Ulmer treulich Wache hielt, dachte dieſer an jenen unvergeßlichen Abend in Bachheim, wie er ſie zum erſten Mal als Marquiſe Marialva ſah und hörte. Da ließ er ſich von ihrem Zauber umſpinnen! das war der Augenblick, wo die unſelige Wendung ſeines Lebens im Keim begann. Vierzehn Jahre waren ſeitdem verfloſſen; für ſie — im flüchtigen Glück und im andauernden Schmerz; für ihn — in einem Elend, deſſen Tiefe nur er und das Auge Gottes ermaß. So ſah er ſie wieder; und wieder ſollte dieſe Begegnung ein Wendepunkt in ſeinem Leben werden. Er ſtattete ihr einen genauen Bericht über alles ab, was ſich mit Dagobert zugetragen hatte und erklärte ihr, weshalb Dagobert überhaupt nach der Schweiz gekommen ſei.

„Hätten Sie denn dieſe Taufe vorgenommen?“ fragte ſie zögernd.

„Nimmermehr!“ verſetzte Ulmer beſtimmt.

„Gott ſei gelobt!“ rief Claudia erleichtert.

So trennten ſie ſich. Aber Ulmer kam nicht wieder. Statt ſeiner kam Pfarrer Fridolin, begehrte Claudia zu ſprechen und ſagte:

„Gnädige Gräfin, ich bringe Ihnen eine Botſchaft, die ſo froh iſt, daß ſie ſogar jetzt Ihr trauriges Herz erfreuen wird.“

Claudia lächelte ſchmerzlich und ungläubig.

„Der verlorene Sohn Ulmer hat ſich aufgemacht, um zu ſeinem Vater zu gehen und reumütig zu ſprechen: „Ich bin nicht wert, Dein Sohn zu ſein, nimm mich auf als Deinen Knecht.“ Er hat mir geſtern ſeine Apoſtaſie und ſeine Reue offenbart und iſt heute in aller Frühe hinaufgegangen nach Kloſter Engelberg, Benediktinerordens, das da oben in unſern Bergen liegt, um bei dem hochwürdigen Herrn Abt das heilige Bußſakrament und die Losſprechung von der Exkommunikation zu empfangen. Dort im Kloſter will er um Aufnahme bitten und als Laienbruder alle Tage ſeines Lebens in Gehorſam und Demut dem lieben Gott dienen.“

„Hochwürdiger Herr!“ rief Claudia tiefgerührt, „das iſt freilich eine gnadenvolle Botſchaft! ſie belebt meine Hoffnung, daß Gott auch mit meinem armen Bruder Barmherzigkeit üben werde.“

„Sollt' ich ein Wohlgefallen haben am Tode des Sünders, ſpricht der Herr durch den Mund des Propheten Ezechiel — und nicht vielmehr daran, daß er ſich bekehre und lebe, ja, lebe? — Gott der

Herr iſt immer bereit, zu vergeben, gnädige Gräfin, aber unter Bedingungen. Wenn der Sünder Buße tut über alle ſeine Sünden und meine Gebote beobachtet — ſpricht Ezechiel weiter — ſo ſoll er leben, ja leben und nicht ſterben. Der gute Ulmer erfüllt dieſe Bedingungen: geiſtiger Hochmut, eitle Selbſtgefälligkeit trieben ihn zur Empörung an und dieſe ſtürzte ihn in den Abgrund; — jetzt nimmt er das Joch des Gehorſams auf ſich und klimmt demütig wieder empor. Der liebe Gott verleihe ihm Beharrlichkeit; dann wird er leben, ja leben und nicht ſterben!" —

„Schließen Sie Ulmer und Dagobert in Ihr frommes Gebet ein und beſuchen Sie mich zuweilen," ſagte Claudia. „Ich bedarf Troſt und Rat, denn die Zukunft iſt ſehr finſter."

Sie war freilich ſo finſter, daß Claudia kaum etwas anderes wünſchen konnte, als Dagobert mit Gott verſöhnt aus dem Leben ſcheiden zu ſehen, denn wenn er genas — was ſollte aus ihm werden? Sie konnte ihm ein Jahrgeld geben und ſeine Exiſtenz friſten ſo lange ſie lebte; aber das war die geringſte ihrer nagenden Sorgen. Der Vater! der Vater! wird er den Schmerz überleben? wird er verzeihen? wird ſich die grauenhafte Verſtörung der Familie in Frieden löſen? —

Wendeline verlebte inzwiſchen furchtbare Tage in Bachheim. Dagoberts Name wurde nicht genannt und kein anderes Wort über ihn geſprochen,

„nicht um die Eigenſucht zu ſänftigen, dem Recht „die Starrheit, der Pflicht die Herbe zu nehmen — „wenn nicht die Liebe wäre. Sie iſt die ewige Verſöhnerin der Menſchheit, die ſich unter ihrem Schirm „von allen Kämpfen, Wunden und Narben ausruht, und aus allen Verpuppungen trüber und „banger Schickſale als freudiger Schmetterling auffährt. Die Liebe macht das Herz feſt, klar, muthig und treu; wer dieſe Eigenſchaften durchgängig bei fremden und eigenen Schwankungen, in „bittern Geduldsprüfungen, bei Sinnenfreuden wie „Seelenmartern zu bewahren weiß; wer immer bereit iſt die Rückſicht auf fremdes Recht als hochheilige Pflicht für ſich zu achten; wer in jedem „Opfer nur eine Genugthuung des innerlichſten Seelendranges, nur ein Auflodern des Herzens in ſeinen eigenen Flammen gewahrt, und daher nicht „zu geben, ſondern zu empfangen meint; wer beharrlich Zuverſicht, Glauben und Vertrauen aufrecht hält ohne ſich durch eine oder ein Paar böſe „Erfahrungen irre machen zu laſſen, der liebt. So „liebte ich; und wer ſo liebt iſt ſelig. Dieſe Region liegt *über* derjenigen der innern Befriedigung, „denn ſie begreift dieſe in ſich, und man kann aus „ihr herab in dieſe ſteigen wenn auch die Seligkeit „aufhört. Wodurch ſie bei mir aufgehört hat? durch als jenes, welches Claudia jeden Morgen in einem Telegramm über ihn meldete. Wendeline las es dem Grafen vor; verſuchte ſie eine Bemerkung daran zu knüpfen, ſo unterbrach er ſie gleich:

„Genug, liebes Kind!“ und zwar mit einem ſo ſchmerzlichen Ausdruck in Blick und Ton, daß ſie verſtummen mußte. Für ſie war der Großvater liebreicher denn je; nur fielen die Geſpräche aus, die er ſonſt ſo gern mit ihr führte und die durch den reichen Schatz ſeines Wiſſens, ſeiner Erfahrung, ſeiner Welt- und Menſchenkenntnis ſeiner tiefen Religioſität, ſo bildend und anziehend für ſie waren. Auch mit Pfarrer Edelholt vermied er jedes Geſpräch über Dagobert. Er war eben ſprachlos vor Schmerz. Er hatte einen Geſchäftsmann rufen laſſen und ihn beauftragt, eine gründliche Zuſammenſtellung von Dagoberts Schulden zu ermöglichen. Zu welchem Zweck — das war ihm ſelbſt nicht klar, denn nur allzu klar war ihm die Gewißheit, daß es ihm unmöglich ſei, ſie abzutragen.

Bei ihrer Abreiſe hatte Claudia Wendeline ermächtigt, jedes Telegramm, das etwa aus England kommen könne, zu öffnen und zu beantworten. Claudia hatte dabei Salvator im Sinn und Nachrichten von ihm. Und ſo traf denn auch wirklich eines Tages ein Telegramm aus England in Bachheim ein, das durch die zahlreichen telegraphiſchen

Depeſchen plötzlich zum Genuß des größten Vorteils des neunzehnten Jahrhunderts gelangte.

Eine blendende Wolke legte ſich über das Blatt als Wendeline es las; aber die Wolke flog vorüber und klar und deutlich trat die Sache ſelbſt ihr entgegen: der Vetter ihres Vaters, der den Prozeß gegen ſie und ihre Erbſchaft geführt hatte, war geſtorben und ſeine Kinder wünſchten einen Vergleich einzugehen. Wolle Wendeline zwei Fünftel ihrer Erbſchaft ſchwinden laſſen: ſo ſtänden ihr auf der Stelle drei Fünftel zur Verfügung. Sie antwortete ſogleich dem Rechtsanwalt, daß ſie den Vorſchlag annehme und in kürzeſter Friſt eine Beſtimmung über ihr Vermögen machen werde. Ganz betäubt von dieſem unerwarteten Ereignis ſammelte ſie ſich in einem inbrünſtigen Dankgebet und ging dann zum Grafen, der in ſeinen Gram verſunken, im Park durch die langen Baumgänge wandelte. Sie nahm ſeinen Arm, ging mit ihm weiter und ſagte ruhig:

„Lieber Großvater, einer Sorge enthebt Dich der liebe Gott: Dagoberts Schulden werden bezahlt und Bachheim bleibt Dein; aber für die Zukunft — und eine recht ſpäte! gehört es mir, denn ich kaufe es Dir ab.“

„Wie verſtehſt Du dieſe Berechnung?“ fragte er mitleidig lächelnd.

Sie erzählte ihm frohlockend den Sachverhalt und ſetzte dann hinzu:

„Wir bringen alſo die Sache in Ordnung, lieber Großvater, doch unter der Bedingung, daß Du ihm vollſtändig verzeihſt.“

„Wendeline, Du biſt großmütig über die Maßen!“ rief der Graf heftig bewegt; „allein Du biſt auch hochherzig und deshalb wirſt Du mich verſtehen, wenn ich ſage: Du wollteſt vor einiger Zeit Deine Liebe nicht verkaufen und ich kann ebenſowenig meine Verzeihung einer frevelnden Miſſetat verkaufen.“

„Gleichviel!“ rief ſie erregt: „handle nach Deinem Ermeſſen, allein es bleibt bei dem, was ich geſagt habe. Möge Dagobert leben oder ſterben — niemand ſoll klagen dürfen, auch nur einen Pfennig durch ihn verloren zu haben.“

„Aber weshalb dies ungeheuere Opfer, Kind?“

„Großvater! vor Jahren, in einer für Dagobert und mich ſehr ernſten Stunde verſprach ich ihm, ſein beſter Freund zu ſein — und ich will mein Wort halten: das iſt der erſte Grund. Der zweite iſt Dankbarkeit. Du haſt mich immer behandelt, als ob ich wirklich Deine Enkelin — die Mutter, als ob ich wirklich ihre Tochter ſei — durch Eure Liebe bin ich wirklich Dein und ihr Kind geworden, und die erſte Pflicht eines Kindes iſt Dankbarkeit. Der dritte Grund endlich iſt nicht ſehr edel, doch will ich ihn Dir nicht verſchweigen, lieber Großvater. Wenn Du dereinſt in die Ewigkeit gehſt, ſo iſt Bachheim, das liebe Bachheim, mein! mein Eigentum! . . . und ich kann mir keinen Beſitz auf Erden vorſtellen, der mich höher beglücken würde.“

„Nur iſt er dreimal zu hoch bezahlt, Wendeline.“

„Nein! Du mußt auch meine beiden erſten Gründe in Anſchlag bringen! ſie ſind gewiß eines kleinen Geldopfers wert. Ich habe nie das geringſte Verlangen gehabt, reich zu ſein — und immer ein großes Verlangen, Gott wohlgefällig zu ſein. Meinſt Du nicht, daß es Ihm gefällt, wenn ich die Pflichten eines guten Kindes, eines treuen Freundes erfülle?“

„So weit gehen ſie nicht, Wendeline.“

„O markte doch nicht mit mir — das tut ſo weh!“ rief ſie in Tränen.

„Ich markte nicht, mein Kind, ich überlege nur. Willſt Du das nicht von mir hören, ſo überlege Du ſelbſt mit Pfarrer Edelholt und mit Deiner Mutter. Doch Eines präge feſt Dir ein: meine Verzeihung erwirbt Deine Großmut ihm nicht. Ich kann Dich noch mehr lieben, noch mehr bewundern als bisher . . .doch das iſt kein Grund, um einem andern eine Untat zu vergeben.“

Sie begriff das. Sie ſenkte den Kopf und ſchwieg. Aber ſie hätte gern auf Liebe und Bewunderung verzichtet, wenn ſie um dieſen Preis den Vater mit dem unglücklichen Sohne ausgeſöhnt hätte. Sie trug beſtändig Dagoberts Brief bei ſich, den ſie als ſein Teſtament betrachtete und richtete die ganze Inbrunſt ihres Gebetes nur darauf, daß er reuig und im Frieden mit Gott aus dem Leben ſcheide. Mit Pfarrer Edelholt beſprach ſie ſich, weil der Großvater es gewünſcht hatte; doch nicht über was — ſondern wie ſie es zu tun habe. Er verſuchte kaum, eine Einwendung zu machen und ſagte zuletzt nur lächelnd:

„Wie Sie als Kind waren, ſo ſind Sie geblieben, unerhört eigenſinnig. Es bleibt Ihnen zur Ausführung Ihres Vorhabens nichts zu tun, als dem Advokaten, mit dem der Herr Graf ſeit vielen Jahren in Verbindung iſt, Auftrag und Vollmacht zu geben, die Sache mit Graf Dagoberts ſämtlichen Kreditoren und zwar zuerſt — damit wir in dieſem Hauptpunkt Ruhe haben — mit den Illinger'ſchen Erben zu ordnen. Dieſer Herr Maximilian Illinger ſtreift ja beſtändig zwiſchen Hellau, Frankfurt und Paris umher, iſt alſo nicht ſchwer zu erreichen und wird endlich doch froh ſein, wenigſtens die Geldſache in Ordnung zu bringen, wenn es ihm gehörig klar iſt, daß er weiter nichts erwarten darf.“

„Dieſe Überzeugung hätte er ſeit Jahren haben können!“ rief Wendeline.

„Es ſcheint, daß es auch ihm nicht an Eigenſinn fehlt,“ verſetzte der Pfarrer ſcherzend und fügte ernſt hinzu: „er hat mindeſtens nicht die ſchauerliche Oberflächlichkeit ſeiner Schweſter, des Fräuleins von Hellau — wie ſie ſich hier nennen ließ“ . . . —

„Was wiſſen Sie von ihr?“ fiel Wendeline ein.

„Ein paar Krankenſchweſtern von Hellau waren geſtern bei mir und ſagten, ſie wüßten nicht recht, was aus ihrer kleinen Niederlaſſung würde, da ihr Fräulein einen unermeßlich reichen Juden aus Amſterdam geheiratet habe, mit ihm nach der Inſel Java gereiſt ſei und Hellau verkaufen wolle.“

Wendeline bedeckte voll Entſetzen ihr Geſicht mit beiden Händen und ſeufzte im Stillen: Und für ein ſolches Weſen ſtürzte ſich Dagobert in dies namenloſe Elend!

Der Pfarrer fuhr fort:

„Europa iſt der Dame unſympathiſch geworden und dieſe urplötzliche Heirat kommt mir vor wie eine Flucht. Das wäre vielleicht noch eine Spur von Gewiſſen! Die guten Schweſtern ſind übrigens nicht aus Hellau zu verjagen; Fräulein Illinger hat ſie fundiert. Gott lohne ihr dies Werk der Barmherzigkeit, das ſie freilich aus ganz ſelbſtſüchtigen Abſichten vollbrachte — denn es kommt vielen Seelen zu gut.“

Wendeline blieb ſtumm vor Erſtaunen. Floriane ſchon vermählt, ſchon auf dem Wege nach einem andern Weltteil, wenig Wochen nach einer ſo erſchütternden Kataſtrophe! wie demütigend für Dagobert . . . ach! wie heilſam — wenn ſein zerrütteter Geiſt im Stande iſt, es zu faſſen und ſein Wille ſich wieder zu Gott wendet. — —

Wendeline tat alle Schritte, die Pfarrer Edelholt ihr anriet, und als ſehr bald der beſte Erfolg ſie begleitete, meldete ſie das Reſultat ihrer Mutter und ſchrieb dann weiter:

„Da mein Entſchluß unabänderlich gefaßt war, ſo ſchwieg ich bis jetzt gegen Dich, liebſte Mutter, teils um keine Zeit für die ſo dringenden Unterhandlungen mit den Gläubigern zu verlieren und teils um in Deine, jetzt ſo kummervolle Exiſtenz, nicht eine gewiſſe Unruhe zu bringen. Du hätteſt vielleicht ein Opfer von meiner Seite in einer Handlung geſehen, die mir als Pflicht erſcheint, und mich zurückhalten wollen. Das iſt nun alles ganz beruhigend abgetan und mir wird ein wunderſames Glück zu teil, d. h. unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt es ein Glück zu nennen: ruft dereinſt der Herr über Tod und Leben den teuern Großvater in die Ewigkeit, ſo erbe ich Bachheim. Da kann ich in Wahrheit ſagen: Das Los iſt mir auf's Lieblichſte gefallen, mir iſt ein herrliches Erbteil geworden.“

O wunderbare Wege Gottes! ſprach Claudia tief erſchüttert nachdem ſie Wendelinens Brief geleſen hatte: dies verleugnete Kind rettet die Familie vom gänzlichen Sturz und das alte Familiengut geht auf ſie über. Und dies Kind, dieſe Tochter Gottes muß die unſelige Mutter fort und fort verleugnen! O bittere Strafe der Übertretung göttlichen Gebotes! — —

Wendeline hatte über die Stimmung des Vaters geſchwiegen; das war kein gutes Zeichen; dennoch belebten ſich Claudia's Hoffnungen umſomehr, als Dagobert aus ſeiner Lethargie des Bewußtſeins ganz allmählich erwachte. Wie eine Mutter über das erſte Zeichen von Bewußtſein ihres Wiegenkindes ſich freut, ſo — nur in ganz anderer Weiſe — frohlockte Claudia, als die Beſinnung für Dagobert wieder kehrte, als er ſie erkannte, ihre Hand drückte, lächelte. Allein je klarer ſein Gedächtnis wurde und ihm die Vergangenheit an dem Auge des Geiſtes vorüberführte, deſto qualvoller wurde ſein Seelenzuſtand, der ſich zu fieberhafter Unruhe ſteigerte, ſo daß der Arzt neue Geiſtesſtörung fürchtete und Claudia anflehte, die äußern Verhältniſſe des Kranken nach Möglichkeit ruhig zu geſtalten, da ſeine ſeit Jahren übermäßig angeſpannten Nerven keine Aufregung des Gehirns vertragen könnten. Sie ſchrieb das an Wendeline in der Hoffnung, daß der Graf ſagen werde, Dagobert ſolle nach Bachheim transportiert werden. Das geſchah aber nicht, ſondern der Graf ſagte:

„Denkt er an mich mit ganz natürlichen Gefühlen, ſo kann mir das nur weh tun; denn er weiß, daß mir die Beleidigung Gottes unendlich viel ſchmerzlicher iſt, als alles, was er ſich gegen mich hat zu ſchulden kommen laſſen."

Dieſe Antwort ſchrieb Wendeline ihrer Mutter zurück. Claudia fürchtete mit dem Arzt jede Aufregung Dagoberts und ſah doch die Notwendigkeit ein, über ſeinen Seelenzuſtand mit ihm zu ſprechen. Sie tat es ſehr vorſichtig und ſie erkannte nun, wie weit er abgekommen war vom Zuſammenhang mit der Kirche, woraus der Glaube ſein Leben ſchöpft. Dagobert verwarf keine der Lehren der Offenbarung; allein er betrachtete ſie, wie die Geſtirne: ſie hatten keinen Einfluß auf ſeine Handlungsweiſe. Der katholiſche Glaube gehörte zu ſeinem Familientraditionen und hatte ſich durch ſeine Erziehung und durch die unverwüſtlichen Eindrücke ſeiner erſten Jugend in ſeinen Gedankenkreis hinein gewachſen, ſo daß ihm eine akatholiſche Gattin als durchaus ungehörig erſchien. Aber der Wirbel der Welt und der Strudel der Leidenſchaft hatten die Kette der Gnade geſprengt, die den Nachen ſeines Lebens an den Glauben, als an einen Anker binden ſollte: er trieb dahin. So kam es, daß Dagobert mehr Verzweiflung als Reue empfand und mehr das Gefühl des Unglücks, als des Bewußtſeins der Schuld hatte. Was ſollte aus ihm werden? wie, wo, ſollte er ſich eine Exiſtenz ſchaffen? und welche Exiſtenz konnte das überhaupt ſein . . .

ohne Hilfsmittel, ohne Vermögen, mit äußerer Not und innern Qualen.

„Was ſagt nur mein Vater?“ ſagte er immer wieder und Claudia antwortete:

„Er ſchweigt.“

„Wie lange will er denn ſchweigen!“ rief Dagobert einmal höchſt erregt.

„Wahrſcheinlich ſo lange, bis Du zur klaren Einſicht über Dein Verfahren gekommen biſt; denn Du darfſt nicht vergeſſen, daß Du ſeit einer Reihe von Jahren ſehr unaufrichtig geweſen biſt. Er kann Dir nicht vertrauen.“

„Kann der Menſch mehr tun, als ſein Unrecht mit ſeinem eigenen Blut bezahlen?“

„Mehr vielleicht nicht; doch etwas beſſeres ganz gewiß.“

„Und was hätteſt Du an meiner Stelle getan?“

„Auf dieſe Frage gibt es keine Antwort, denn Du biſt Du und ich bin ich, und zwei Menſchen nehmen nie ganz genau einen und denſelben Standpunkt ein, weil Gewiſſen, Empfindungsweiſe, Sinnes- und Denkungsart nicht bei zwei Menſchen genau dieſelben ſind. Was ich an Deiner Stelle jetzt tun würde, kann ich Dir ſagen, lieber Dagobert: ich würde Gott bitten, mir ein reuiges Herz zu ſchenken, damit mein Leben fortan die Fehler meiner Vergangenheit gut mache.“

„den unerhörteſten Mißbrauch frevelhafter Willkür, „der mich unter das Panier meines Rechtes, das „ich von der Natur empfangen habe, zurückſchleudert, mich — die ich für alle Ewigkeit ſtill und „friedlich unter der Aegide der Liebe zu wandeln „wähnte, und nie! nie! etwas Anderes begehrte. „Aber der rechtmäßige Widerſtand beginnt da, — „wo in einer liebenden und durchbildeten Seele das „Bewußtſein der Entwürdigung beginnt, wo ſie ſich „eingeſtehen muß: weichſt du noch einen Schritt „nachgebend zurück, ſo liegſt du im Abgrund und „wirſt mit Füßen getreten. Wo dieſer Grenzpunkt „iſt — kann weder Durchſchnittsbildung, noch Durchſchnittsgeſetz, noch Durchſchnittſitte beſtimmen, denn „dieſe ſind ſämtlich für die Allgemeinheit berechnet „und eingerichtet, und die wird nicht bis zu jenem „Grenzpunkt hingedrängt; die — verzeihe mir den „gemeinen Ausdruck! — die wehrt ſich ihrer Haut „und kämpft mit gleichen Waffen. Nur Einzelnen, „ich will es hoffen! widerfährt das Aeußerſte, und „da keine Regel ihrer gedacht hat, ſo können auch „ſie keiner Regel gedenken. Sie haben nur ein Forum — ihr Gewiſſen, und müſſen mit deſſen Zuſtimmung ihr eigenes Panier erheben und durch die „blutige Schlacht des Lebens tragen. Das thue ich „mit unüberwindlicher Entſchiedenheit. Nicht aus

Claudia ſprach tiefbewegt, eingedenk ihrer eigenen Vergangenheit und Dagobert ſeufzte:

„O Gott! es iſt ja recht leicht einen guten Entſchluß zu faſſen und nur ſehr ſchwer ihn auszuführen, beſonders dann, wenn uns niemand zur Seite ſteht, der uns hilft, ihm treu zu bleiben. Und wer wird in meiner elenden Zukunft mir zur Seite ſtehen?“

„Gott — und ſein Bote: der Schmerz, Dagobert. Der Schmerz hält die Wunden offen, damit das böſe Blut herausfließe — und die Hand Gottes verbindet die Wunden.“

„Aber wie wird ſich meine materielle Zukunft geſtalten?“ — — Auf dieſe Frage kam Dagobert immer zurück. „Könnte ich einen Plan machen und ſagen, dies und das will ich unternehmen, will feſt dabei bleiben: ſo würde das gewiß den Vater verſöhnen; — meinſt Du nicht, Claudia?“

„Ja, ſobald Du Deinen Plan und Deinen Entſchluß infolge einer aufrichtigen Reue und einer gründlichen Abkehr von Deinen früheren Beſtrebungen ſicher ſtellſt.“

„Ich bereue alles, alles! wie kannſt Du daran zweifeln!“ rief er ungeduldig.

Es gab Augenblicke, in denen Claudia ſich nicht enthalten konnte, Wendelinens Großmut recht übel angebracht zu finden. Dagobert hatte keine Ahnung, daß und durch wen ſeine Schulden bezahlt wurden. Wendeline hatte an Claudia geſchrieben:

„Bevor die ganze Sache geordnet iſt braucht Dagobert nichts davon zu wiſſen. Iſt ſie es aber, — dann, liebſte Mutter, mußt Du ſie auf Dich nehmen; denn es würde Dagobert allzu tief demütigen, wenn er das Wahre erführe. Nicht als ob ich eine Demütigung für ihn fürchtete; o nein! ſie iſt ihm ſehr nötig! allein ſie muß von jemand ausgehen, der das Recht hat, ihn zu demütigen und das habe ich nicht — am allerwenigſten durch mein Geld. Alſo, nicht wahr? Du biſt ſo gut, vorderhand zu ſchweigen und ſpäter auf Dagoberts Fragen nichts weiter zu antworten, als: „Das iſt meine Sache.“ —

Inzwiſchen wurde mit Dagoberts Gläubigern, die ihm gegen wucheriſche Zinſen geborgt hatten, ein Abkommen getroffen und den Illinger'ſchen Erben das Kapital zurückgezahlt, das auf Bachheim verſchrieben war. Der Wechſel, der den pekuniären Verlegenheiten Dagoberts den letzten Stoß brachte, war ſogleich von Claudia gezahlt worden. Auf Bachheim verblieb alles wie es ſeit mehr als dreißig Jahren geweſen war — das gehörte zu Wendelinens Bedingungen. Hatten die Leute auch erfahren, daß es mit Dagobert etwas ſchief gegangen ſei, ſo wußten ſie doch nicht, in welchem Umfang. Nur Frau Weinrich, die ſtets ein Ohr mehr als alle andere Menſchen zu haben ſchien, wollte von den wahren Verhältniſſen Kunde haben, denn ſie war in ihrer Heimat geweſen. —

„Und dort lebt man nicht ſo hinter der Mauer wie hier," ſagte ſie zu ihrem geduldigen Mann: „dort weiß man, was im Lande paſſiert und dort heißt es, Bachheim gehöre der Gräfin Wendeline, die es dem alten Grafen abgekauft habe, damit er die Schulden des jungen Grafen bezahlen könne. Allein hier ſchweige ich darüber."

„Das verſteht ſich von ſelbſt," ſagte Herr Weinrich zuſtimmend.

„Warum ſich das von ſelbſt verſteht, ſehe ich nicht ein," verſetzte Frau Barbara treu ihrer alten Gewohnheit; — aber er antwortete unverzagt:

„Weil es ſich nicht ſchickt, ein Gerücht zu verbreiten, das vielleicht den Reſpekt vor der Herrſchaft mindern könnte. überdas haben wir an Gräfin Wendeline ein Exempel, daß Lüge und Gerücht ein und dasſelbe ſein kann."

Diesmal wagte Frau Weinrich keinen Widerſpruch. Sie fand zwar den Pfarrer Edelholt noch immer ſehr menſchenfeindlich, denn ſein Garten und ſein Bleichplatz blieben ihr verſchloſſen; allein ſie behielt ihr Urteil umſomehr für ſich, als die allgemeine Verehrung für den Pfarrer ſich nach den ſchweren Drangſalen, die der Typhus über Bachheim brachte, nur noch ſteigerte. Es war kaum eine Familie verſchont geblieben und am Krankenlager, am Sterbebett, am Sarge —

überall hatte er die Hilfe, den Troſt gebracht, den der Augenblick forderte ohne im Geringſten auf ſeine Perſon Rückſicht zu nehmen.

Totenbleich, zitternd an allen Gliedern, erſchien Frau Weinrich jetzt bei dem Pfarrer und ſank, keines Wortes mächtig, auf einen Stuhl. Er wollte voll Schreck Joſephe zu Hilfe rufen.

„Nein, nein!“ ſtammelte ſie, „es muß ein ewiges Geheimnis bleiben.“

„Was quält Sie denn?“ fragte er mitleidig.

„Ach, der Lorenz, der elende Menſch . . . er gibt mir endlich nach ſo langen Jahren Nachricht.“

„Nun, das iſt ein gutes Zeichen, Frau Weinrich,“ ſagte der Pfarrer, der ſelbſtverſtändlich über Ulmers Telegramme, auch gegen deſſen Schweſter, ſchweigen mußte.

„Ein gutes Zeichen? . . . das kommt denn doch auf die Nachricht an, Hochwürden, und dies iſt eine entſetzliche Nachricht: er dient in einem Kloſter in der Küche, ſpaltet Holz, ſpült die Töpfe aus, trägt Waſſer herbei . . . und aus freiem Willen tut er das . . . nicht aus Not“ . . . —

„Aus Not der Seele, wie ich vermute, Frau Weinrich; das iſt nichts Schlimmes.“

„Wie können Sie das nur ſagen, Hochwürden, für einen ſo gelehrten Mann, der ſo viel ſtudiert hat, der Pfarrer werden ſollte und Biſchof werden konnte — der ſchleppt Waſſer und Holz in eine Kloſterküche und will das tun bis zum Ende ſeines

Lebens, will darauf die Ordensgelübde ablegen — und für einen ſolchen Mann ſoll das nicht etwas Entſetzliches ſein?"

„Es iſt hart, Frau Weinrich, ja! allein Ihr Bruder ſcheint es nicht allzu hart zu finden, da er es freiwillig übernimmt. Hat er Ihnen geſchrieben?"

„Das hat er . . . der Brief iſt aber nicht ſchön."

„Wie das?"

„Der Lorenz ſpricht von nichts anderem, als daß er Buße tun und ſich demütigen müſſe!"

„Gott ſei gedankt!" rief der Pfarrer dermaßen aus dem Grunde ſeines Herzen, daß Frau Weinrich aus dem Ton der Klage in den der Entrüſtung überging.

„Für Sie, Herr Pfarrer, mag der Lorenz immerhin ein Miſſetäter, ein Verbrecher ſein, weil ihn ſeine Gelehrſamkeit ein paar Jahre von der Theologie abgebracht hat, allein für mich iſt es ein furchtbarer Schlag, ihn in dieſer Erniedrigung enden zu ſehen."

„Liebe Frau Weinrich, Ihr Bruder war nicht nur von der Theologie abgekommen — was an ſich und unter anderen Umſtänden keine Sünde iſt — ſondern vom Willen Gottes und vom heiligen Glauben der Offenbarung. Er wollte lieber ſeiner Selbſtſucht folgen, als dem göttlichen Geſetz, welches uns Menſchen die Abtötung der Selbſtſucht, den beſtändigen Kampf gegen ſie zur Pflicht macht; — und weil er das wollte, ſo überredete er ſich — und gewiß nicht ohne Mühe und ohne Gewiſſensunruhe! — jenes Geſetz ſei nicht bindend, denn die Glaubenslehre aus welcher es hervorgehe, ſei nicht die rechte, und die Kirche, welche dieſe Glaubenslehre aufrecht halte, ſei nicht die wahre. Dies iſt der Weg, den alle Häretiker, alle Abtrünnige einſchlagen. Verläßt Ihr Bruder dieſen Weg, der zum Verderben in der Ewigkeit führt, ſo wollen wir Gott loben und preiſen. Daß der gute Lorenz Holz ſpaltet und Küchengeſchirr reinigt, iſt an ſich gleichgiltig, denn große Heilige haben dergleichen Arbeiten verrichtet und große Taugenichtſe ebenfalls. Aber daß er es tut aus Demut, im Geiſt der Reue und Buße, das, liebe Frau Weinrich, muß uns beſtimmen, das Magnifikat mit recht inbrünſtigem Dankgefühl für ihn zu beten, denn da heißt es wörtlich: „Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles;“ zu deutſch: die Gewaltigen erniedrigt Gott der Herr und die Demütigen erhöhet er.“

„Ach, Herr Pfarrer, auf die Erhöhung in der Ewigkeit muß man gar zu lange warten,“ erwiderte Barbara etwas milder.

„Nicht ſo gar lange!“ verſetzte er tröſtend: „die Ewigkeit iſt uns ſo nah, daß ſie uns ſchon über die Schulter ſieht. Aber wir wollen ſie nicht ſehen und verſenken unſern Blick in die Zeit, heften ihn auf das Endliche. — Und dann, Frau Weinrich, tritt ja auch jene Erhöhung ſchon hienieden ein: der Demütige wird ein Freund Gottes, ein Liebling Gottes, ein Auserwählter Gottes: — haben Sie das ſchon überdacht? gewiß nicht! Verſuchen Sie das einmal und ich bin überzeugt, daß Ihre Klagen verſtummen werden.“

Wirklich verſtummte Frau Weinrich, denn ſie konnte dem Pfarrer nicht Unrecht — und wollte ihm doch nicht recht geben. Sie entfernte ſich und als ſie an der Küche vorüberging und Joſephe gewahr wurde, die auf einem Schemel ſitzend Kartoffeln ſchälte und ihr freundlich zunickte, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Und mit dieſer einfältigen Joſephe ſteht der Lorenz nun in einer Reihe . . . der gelehrte, kluge, gebildete Lorenz, der hier mit Grafen und Marquiſen in einer Reihe ſtand! . . . Es iſt und bleibt eine furchtbare Begebenheit! . . . Wenn der alte Graf es nur nicht erfährt! . . . Ich müßte mich Sonntags im Amt und Predigt totſchämen, wenn er wüßte, daß Lorenz Küchenjunge ward.

Ach, ſie ahnte nicht, daß der alte Graf in Trauer verſunken war, weil ſein Sohn ihres Bruders Geſinnung nicht hatte. Dagobert hatte freilich die heiligen Sakramente empfangen, aber, wie es ſeiner Schweſter ganz richtig vorkam, mehr aus Rückſicht für ſie und um das öffentliche Ärgernis, das er gegeben, gut zu machen, als aus einem tieferen Seelenbedürfnis.

„Die Waſſer der Welt haben gar ſehr die Spuren des übernatürlichen Lebens in ihm verwaſchen," ſagte Pfarrer Fridolin zu Claudia und ſie mußte ihm mit betrübtem Herzen Recht geben. Dagobert betrachtete ſie als ein Opfer der Geſellſchaft, in welcher er lebte und deren Verhältniſſe ihm ſämtlich ungünſtig und verderblich geweſen wären, die ihn ſchließlich einem Elend preisgegeben hätten, in das er ſeinen Vater hineingezogen hatte. Nur mit Verachtung ſprach er von Floriane, nur mit Widerwillen von Maximilian, nur mit Abſcheu von ſeiner Laufbahn, ſeiner Stellung.

„Verhilf mir zur Auswanderung nach einem andern Weltteil," ſagte er zu Claudia: „ich werde dort mein Glück machen, ein neues Leben beginnen und allen meinen Gläubigern gerecht werden." — Sie erwiderte:

„Ein neues Leben muß auf einer neuen Baſis ruhen und nicht auf derjenigen von der Du bis jetzt ausgegangen biſt: reich zu werden. Das war Dein Zweck, Dein Streben, Dein Ziel. Du ſiehſt wohin Du damit gekommen biſt. Und dennoch willſt Du, anſtatt Dich von dem unheilvollen Pfade abzuwenden, immer wieder dem Golde nachjagen?"

Indeſſen beſprach ſie doch mit dem Arzt Dagoberts Plan, um zu erfahren, ob ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte dem Umſchwung gewachſen wären, den die Ausführung des Planes ſeinem Leben geben würden. Der Arzt war der Meinung, daß Dagobert den Winter in großer Ruhe und Stille, ohne aufregende Zerſtreuung, wo möglich auf dem Lande zubringen müſſe; dann werde er ſeine jugendliche Spannkraft wieder gewinnen; denn bei neunundzwanzig Jahren ſei die Lebensfülle noch im Steigen begriffen. Claudia meldete dies ihrem Vater, ſo wie auch, daß Salvator gekommen ſei, um die Vakanzen bei ihr zuzubringen. Wendeline antwortete, der Vater wünſche, daß ſie ſämtlich nach Bachheim kämen.

„Nach Bachheim!“ rief Dagobert ganz entſetzt bei dieſer Nachricht: „aber wie ſteht es denn eigentlich mit Bachheim! ich beſchwöre Dich, Claudia, mir Aufklärung zu geben; ich fühle mich kräftig genug, um alles was darauf Beziehung hat zu hören, ohne in wahnſinnige Aufregung zu geraten.“

„Sei mit der Antwort zufrieden, die ich Dir geben werde und frage nicht weiter,“ verſetzte Claudia ernſt: „es iſt mit Deinen ſämtlichen Gläubigern ein Abkommen getroffen, welches Dich von jeder Verbindlichkeit ihnen gegenüber befreit und welches den Vater im Genießbrauch von Bachheim beläßt — jedoch nur ſo, daß nach ſeinem Abſterben Bachheim nicht Dir gehört.“

„O Claudia! Claudia!“ rief Dagobert ganz zerknirſcht von Freude und Dankbarkeit: „ich küſſe

Deine Hände . . . aber ich möchte Deine Füße küſſen.“

„Sieh wie gut Gott für Dich iſt!“ verſetzte ſie ablehnend in einem Ton, der jede Erörterung abſchnitt.

„Nach Bachheim alſo!“ rief Dagobert: „o Gott, welch' eine Heimkehr, Claudia! Hier kennt mich niemand; die Reiſenden kommen und gehen, in ihren Strom verliert ſich der einzelne und verſchwindet das Intereſſe für unbekannte Perſönlichkeiten. Hier kümmert ſich keiner um den fremden Kranken. Wie anders, wie ſchrecklich anders wird es in Bachheim ſein, wo all' die guten Leute mich kennen! . . . — Und wenn Reſi Wolfsberg käme . . . — und wenn andere Verwandte kämen! . . . — Nein, Claudia, wäre es nicht um die Verzeihung unſers Vaters zu erflehen: ſo ginge ich nicht nach Bachheim, ſondern in die weite Welt, wo mich und meine Vergangenheit kein Menſch kennt.“

„Was Reſi Wolfsberg betrifft, ſo kannſt Du unbeſorgt ſein. Ihr Mann iſt zum Geſandten im Haag ernannt und ſie iſt bereits vor vier Wochen mit ihm abgereiſt, nachdem beide ein paar Tage in Bachheim waren — wie Wendeline mir damals ſchrieb,“ ſagte Claudia.

„Und Wendeline!“ ſeufzte Dagobert.

„Uebermuth oder Leidenſchaft zerbreche ich meine
„Pflichten; nicht für Genüſſe feiner oder grober Art
„nehme ich meine Freiheit in Anſpruch. Daß ich
„Alles verſchmähen würde was wie Vergeltung oder
„Rache ausſieht, verſteht ſich bei meiner Denkungsart
„von ſelbſt. Ich will nur meine Menſchenwürde
„retten, und wiederum nicht vor dem Auge
„und nach dem Urtheil der Welt, ſondern vor meinem
„Gewiſſen und unter dem Auge Gottes.“

Dieſer Brief verletzte Aurora grenzenlos, weil ſie grade die Befriedigung wie einen Blumenkorb voll Roſen draußen auf dem Markt kaufen wollte; weil grade ſie nach einem künſtlichen Wirkungskreiſe bange herumtappte. Sie war gekränkt weil ſie auf ihrer ſchwachen Seite ſich getroffen fühlte, und nicht aufrichtig genug ſein wollte um dieſe Schwäche ſich ſelbſt einzugeſtehen. Dazu kam daß ihr armes, unruhiges, bewegliches Herz einen neuen Anlauf genommen hatte um in irgend einer Exaltation Erſatz für die mangelnde Liebeskraft zu ſuchen. Diesmal war es religiöſe Schwärmerei der ſie ſich in die Arme warf. Nichts ſollte gelten als die Liebe zum Heiland. Bei ihrem Pfarrer fand ſie Anklang und Ermunterung. Er mogte glauben daß ihr Herz nur zur Ruhe kommen könne, wenn es ſich am Fuß des Kreuzes zermalme. Sie zeigte ihm troſtlos Corne-

Verſöhnung.

„Welch ein unerhörter märchenhafter Wechſel der Dinge!" ſagte Wendeline zu Pfarrer Edelholt: „ich bin jetzt Beſitzerin von Bachheim. Hätte man mir das vor zwölf Jahren geſagt, als ich unter dem Kirſchbaum ſtand und weinte, und das Kind einer Zigeunerin zu ſein wünſchte — ich glaube ich wäre vor Freude geſtorben. Jetzt kann ich mich nicht freuen, weil die Umſtände, die mich zur Beſitzerin gemacht haben, allzu traurig ſind."

„Und doch müſſen Sie Gott danken, daß Sie es unter dieſen Umſtänden werden konnten, denn ohne Sie wäre die Sache noch viel trauriger geworden."

„Dagobert wird hier ſchwere Tage haben," ſagte Wendeline ihren Gedanken folgend.

„Das wird ihm ſehr heilſam ſein," antwortete der Pfarrer feſt.

„Ich glaube es auch . . . aber es tut mir weh."

„Ja ja! Sie hatten immer ein mitleidiges

Herz mit allen Kindern, die beſtraft werden,“ verſetzte er halb ſcherzend, halb ernſt.

Wendeline hatte ganz Recht: es erwarteten Dagobert keine frohe Tage. Der Vater empfing ihn und behandelte ihn mit eiſiger Kälte.

„Meine Verzeihung erbitteſt Du,“ ſagte der alte Graf; „aber was verſtehſt Du darunter? wahrſcheinlich dieſes: ich ſoll die letzten zehn Jahre Deines Lebens aus meinem Gedächtnis ſtreichen und Dich behandeln, als ob ſie ganz anders geweſen wären. Doch das kann ich nicht. Ich habe alles Vertrauen zu Dir und zu Deinem guten Willen verloren — durch Deine Schuld, denn Du biſt in allen dieſen Jahren falſch und doppelzüngig in Handlungen wie in Worten geweſen. In Folge dieſer Unwahrhaftigkeit haſt Du jeden höheren Halt verloren, denn nie ermannteſt Du Dich dazu ihn mit feſtem Willen Dir zu eigen zu machen — und ſo haſt Du nach und nach Deine Pflicht, Deine Ehre, Deine Laufbahn, Dein Leben, Deinen Glauben über Bord geworfen . . . —“

„Nicht meinen Glauben,“ ſeufzte Dagobert vernichtet.

„Und die Ehe mit dieſer Jüdin, die quasi getauft werden ſollte? und Deine letzte Handlung? ſpricht das für Deinen Glauben? Dein Credo weißt Du vielleicht noch auswendig und das Dogma vom Geheimnis der hochheiligen Dreifaltigkeit iſt Dir nicht zur Laſt . . . weil Du nicht daran denkſt. Allein der Glaube, der lebendige, der ausgeübt ſein will um Geltung zu haben, den haſt Du in dem Strudel der Leidenſchaft über Bord geworfen. Und jetzt willſt Du mir zumuten das alles zu vergeſſen. Das iſt unmöglich! ich traue Dir nicht."

Mit einem Strom von Tränen ſtürzte Dagobert dem Vater zu Füßen; allein dieſer blieb unbewegt und ſagte:

„Meinſt Du es ſei mir leicht und ſüß auf dieſe Weiſe zu meinem Sohn zu ſprechen? . . . Gewiß nicht. Aber ich will, daß er wiſſe wie es in Wahrheit ſteht zwiſchen ihm und mir."

„Welche Bürgſchaft verlangſt Du für meine Beſſerung, teuerer Vater?" flehte Dagobert mit aufgehobenen Händen.

„Du haſt keinen andern Bürgen als Dich ſelbſt, denn Du allein biſt der Herr Deines Willens. Deshalb kann nichts und niemand für Dich einſtehen, und es wäre meinerſeits eine Torheit von Dir eine Bürgſchaft zu verlangen, da ich weiß, daß Du ſie nicht aufrecht halten wirſt."

„Und unter dieſem Mißtrauen, das jede Liebe tötet, ſoll ich fortan leben und ſterben?" rief Dagobert in Verzweiflung: „Nein! lieber fort, nach dem Nordpol oder nach dem Südpol — gleichviel!"

„Welchen Gewinn hätte Deine Seele davon?" fragte der Graf: „Wenn ich glauben könnte, daß der Nordpol oder der Südpol ihr Geneſung brächte, ſo ließe ich Dich noch heute ziehen. Allein das hieße Dich in die Zerſtreuung der Außenwelt ſchleudern und was Dir not tut, iſt Einkehr in Dich ſelbſt — eine Arznei, die dem Leichtſinn ſehr bitter und den Weltkindern unerträglich erſcheint. Du wirſt alſo hier bleiben in der Einſamkeit von Bachheim, die, wie Du weißt, vom Spätjahr bis zum Frühling faſt einſiedleriſch zu nennen iſt . . . und im nächſten Frühling wollen wir ſehen was ſich weiter tun läßt."

Dabei blieb der alte Graf.

Dagobert flehte Claudia an zu erwirken, daß er ſie nach England begleiten und bis zum Frühling bei ihr bleiben dürfe.

„Nicht um mich zu zerſtreuen wünſche ich es," verſicherte er: „ich will wie ein Gefangener in Woodrich Caſtle mich aufhalten . . . ich haſſe den Weltverkehr, habe auch gar nicht den Mut mich unter die Menſchen zu begeben, alte Bekannte aufzuſuchen . . . nur iſt der Zuſtand hier für mich unaushaltbar, ſobald Du abgereiſt ſein wirſt und der Familienkreis dann ſo eng wird, daß er zermalmt, wenn keine Harmonie in ihm herrſcht."

„Nein!" erwiderte Claudia, „was der Vater reiflich erwogen und beſchloſſen hat, davon geht er nicht ab; und dies hat er gründlich erwogen, darauf kannſt Du Dich verlaſſen. Überdas haſt Du

Wendeline vor Augen, die Dich kräftigen und tröſten wird . . . —"

„O!" rief er ſchmerzlich, „jeder Blick auf ſie iſt mir ein Dolchſtich, denn er zeigt mir was ich hätte beſitzen können, wenn ich es verdient hätte."

Claudia ging nicht auf ſeine Klage ein und ſagte:

„Dann haſt Du Pfarrer Edelholt, der ein Mann des guten Rates iſt, wie Wenige — und endlich kannſt Du mit Mimi über dies und das und jenes ſo munter und ſcherzhaft plaudern, wie es Dir beliebt."

„Verhöhnſt Du mich?" fragte er bitter.

„Gewiß nicht, liebſter Bruder! aber ich weiß aus früherer Erfahrung, daß es bei tiefem Kummer zuweilen eine Erleichterung iſt — jedoch nur zuweilen! — einen muntern Ton anzuſchlagen und dafür wirſt Du bei der harmloſen Mimi ſtets Anklang finden."

Dennoch ſah Dagobert mit wahrer Herzensangſt Claudia abreiſen, als Salvators Vakanz zu Ende war, denn nur mit ihr konnte er ganz freimütig ſprechen; zwiſchen ihm und Wendeline ſtand wie ein Geſpenſt, das ihn verſcheuchte — Floriane. Mochte Wendeline nun glauben, daß er Floriane geliebt oder nicht geliebt habe — er durfte ihr nicht ſagen: Im Grunde meines Herzens habe ich nur dich geliebt und nur deshalb, weil ich immer auf der Oberfläche lebte, habe ich mich von Äußerlichkeiten umſtricken laſſen. — Was war das für eine erbärmliche Entſchuldigung! — Er ſchwieg ſcheu und finſter gegen Wendeline. Sie begriff das; ſie empfand die Beſchämung, die ihn drückte; ſie verhielt ſich immer voll liebreicher Teilnahme für ihn, wie ſein beſter Freund — aber konnte ſie an ſeine Liebe glauben? — —

Der alte Graf behandelte Dagobert mit kühler Zurückhaltung, die einen ſchlagenden Gegenſatz zu dem milden Wohlwollen bildete, das ihm im Verkehr mit den Menſchen eigen war. Wendeline blieb ſein Auge und ſeine Hand, ſein Sekretär und ſeine Vorleſerin; alle Geſchäfte und alle Befehle gingen durch ſie aus. Sie wußte es nicht ſelten ſo einzurichten, daß Dagobert ihr Stellvertreter wurde — und der alte Graf hatte nichts dagegen; aber er wendete ſich nur an Wendeline und ließ es den Sohn merken, daß er ihn nur als Stellvertreter betrachte, zu dem er wenig Vertrauen habe.

„Großvater, Du biſt allzu hart gegen Dagobert!“ ſagte ſie einmal ganz entſchieden: „Du willſt ihn demütigen, aber Du wirſt ihn nur erbittern.“

„Kann er die Demütigung nicht von ſeinem Vater ertragen, ſo iſt er nicht zu beſſern, mein Kind. Er hat mein Vertrauen verloren und das ſoll er fühlen. Ich bin nicht hart, kaum ſtreng. Denke an die heilige Monika: Als Auguſtinus ſich den Manichäern anſchloß, durfte er nicht in ihrem Hauſe wohnen, nicht an ihrem Tiſch eſſen. War das Härte von dieſer Mutter, die ihr Leben in Gebet für die Bekehrung des Sohnes verzehrte? und meinſt Du dieſe Behandlung werde ſeine feinfühlende Seele nicht empfindlich geſchmerzt haben? Allein die Mutter hielt es für ihre Pflicht dem Sohne klar zu machen, daß es Umſtände gibt, die eine Gemeinſchaft des Lebens unmöglich machen. Und wie hieß jener alte Graf von Württemberg, der das Tafeltuch mit ſeinem Meſſer zwiſchen ſich und ſeinem Sohn zerſchnitt, zum Zeichen, daß er keine Gemeinſchaft mit demſelben haben wolle, weil der Sohn dem Fürſten die Treue brach.“

Was konnte Wendeline ſagen? war es ein Mittel, um Dagobert mehr und mehr zur Erkenntnis über ſich ſelbſt zu bringen, ſo mußte ſie ja damit einverſtanden ſein; und daß dies Mittel ſeine Wirkung verfehlen werde, durfte ſie keineswegs behaupten, allein ſie nahm in ihrem Herzen und zuweilen auch in Worten immer häufiger und wärmer Dagobert in Schutz gegen ſeinen Vater. Das hatte jedoch keinen Einfluß auf den alten Grafen, und Wendeline floh nicht ſelten zu Pfarrer Edelholt und klagte ihm, daß ſie ſehr geneigt ſei dem Großvater zu zürnen.

„Das iſt ſehr verkehrt, Wendeline,“ erwiderte der Pfarrer: „ein Vater muß nach ſeinem Gewiſſen und wie er es vor Gott überlegt und erkannt hat, ſeinen Sohn behandeln; denn Gott verlangt dereinſt von den Eltern Rechenſchaft über die Seelen der Kinder und gibt ihnen deshalb Licht und Gnaden für ihre ſchwere Aufgabe. Bilden Sie ſich alſo nicht ein beſſer zu wiſſen, was für Graf Dagobert heilſam iſt, als ſein Vater.“

„So lange Dagobert dem Großvater Angſt und Sorge machte, habe ich nie für ihn geſprochen; jetzt aber da er wehrlos iſt und leidet, muß ich mich ſeiner annehmen.“

„Das ſehe ich durchaus nicht ein, Wendeline.“

„O ja, Herr Pfarrer, Sie ſehen es recht gut ein, denn Sie kennen meine Liebe für Dagobert und die Liebe, das wiſſen Sie ja aus der heiligen Schrift verträgt nicht, daß das geknickte Rohr gebrochen werde.“

„Wendeline,“ ſagte der Pfarrer ernſt, „dieſe verkehrte Neigung gibt Ihrem ganzen Leben eine verkehrte Richtung, und Graf Dagobert hat ſich durchaus nicht der Liebe eines reinen, edeln Herzens würdig erwieſen.“

„Ja, es iſt wahr,“ verſetzte ſie mit demſelben Ernſt, „es läßt ſich viel, ach, zu viel gegen ihn ſagen! aber er vertraut mir! Durch ſein ganzes Leben zieht ſich wie ein lichter Faden das Vertrauen zu mir, und in den wichtigſten oder ſchwerſten Augenblicken kommt es zu Tage. Ich kann nicht glauben, daß dem lieben Gott dies Gefühl in Dagobert mißfalle.“

„Nicht von ſeinen Gefühlen für Sie, ſondern von den Ihren für ihn habe ich geſprochen und mir ſcheint, Wendeline, daß Sie ſein Vertrauen hinlänglich rechtfertigten durch die pekuniären Opfer, die Sie brachten. Eine ausſchließliche Neigung von Ihrer Seite iſt durchaus nicht die notwendige Folge ſeines Vertrauens.“

„Sie ſind menſchen- und ſeelenkundig, lieber Herr Pfarrer, und ich bin es nicht. Es ſcheint mir aber doch ganz unmöglich einen Menſchen nicht ſehr ausſchließlich zu lieben, der gleichſam ſeine Seele mir anvertraut, denn er gibt mir das Höchſte was er geben kann. Das Geldopfer, deſſen Sie erwähnen, paßt nicht hieher, denn Dagobert ahnt es nicht. Auch iſt es nicht gar groß, denn er ſetzt mich in den Beſitz von Bachheim.“

„Und was denken Sie dereinſt mit und auf Bachheim zu beginnen, Wendeline?“

„Ich werde Gott und der Jungfrau Maria dienen — aber in welcher Weiſe . . . das weiß ich nicht. Gott wird es wiſſen und wird mir ſeinen Willen zu rechter Zeit kund geben.“ — —

Allmählich übte das ſtille und einfache Leben in Bachheim einen glücklichen Einfluß auf Dagobert. Das, wovor ihm anfangs gegraut hatte, in dieſer Abgeſchiedenheit mit ſich ſelbſt gleichſam unter vier Augen zu ſein — die Unmöglichkeit in äußeren Zerſtreuungen ſich zu betäuben und in einem raſtloſen oberflächlichen Treiben das Seelenleben einzuſchläfern und deſſen Anforderungen zum Schweigen zu bringen — gerade das ließ ihn jetzt zur Ruhe kommen, und die Ruhe zum Nachdenken über ſich ſelbſt und ſeine Vergangenheit. Je klarer er darüber wurde, deſto mehr ſöhnte er ſich mit der väterlichen Strenge aus und deſto aufrichtiger geſtand er ſich ein, ſie verdient zu haben. Auch ſeine Scheu vor Wendeline verſchwand; er beſprach mit ihr ſeine Zukunftspläne und befragte ſie um ihre Anſicht. Das alles ging nicht ſchnell von ſtatten, war nicht die Sache einiger Tage oder Wochen; es ging auch nicht ohne ſchwere Kämpfe ab, da ſein auf Glanz, Eitelkeit und Wohlbehagen gerichteter Weltſinn ſich heftig ſträubte gegen das Joch einer mühſamen Arbeit nach innen und nach außen. Allein der gute Wille brach ſich langſam Bahn und in dem Maß als ihm anfangs vor der Abgeſchiedenheit von der Welt gegraut hatte, ſchauderte er nun vor dem Verkehr mit der Welt zurück.

„Aber wollen Sie denn Karthäuſer werden?“ fragte Wendeline einmal im Zwiegeſpräch mit Dagobert.

„Den hohen Beruf habe ich nicht! ich fühle nur, daß ich nicht geſchaffen bin um in dem eigentlichen Tumult der Welt zu leben, denn er berauſcht mich. Da ich nicht Ordensmann werden kann, ſo weiß ich in Europa, wo dieſer Tumult allüberall tobt, kein ſicheres Plätzchen für mich. Überdas würde ich, wenn ich in Europa bliebe, auf jedem Schritt und Tritt und an jedem Ort an meine Verganliens Brief. Er fand ihn ſtolz, kalt, voll Selbſtüberſchätzung, ohne chriſtliche Liebe und Demuth.

„Auf dieſem Wege iſt der Seelen Seligkeit, Friede in Chriſto, nicht zu finden, ſprach er. Auf dem Pfade der Hoffahrt liegt kein Heil. Das Kreuz welches der Herr uns auferlegt ſollen wir tragen; nicht das, welches wir uns eigenmächtig uns ſelbſt auserleſen haben. Für jenes verleiht Er uns die nothwendige Stärke, die von oben kommt. Für dieſes ſind wir auf unſer Herz, das „ein trotziges und verzagtes Ding“ iſt, angewieſen und in der tiefſten Trübſal wiſſen wir nicht wohin uns wenden, denn wir haben das Kreuz aus Seiner Hand verſchmäht und dadurch Ihn verleugnet.“

Aurora ſchrieb Cornelien einen Jammerbrief, worin ſie dieſelbe beſchwor abzuſtehen von ihrer unchriſtlichen, rationaliſtiſchen, heidniſchen Geſinnung des Uebermuths und des Selbſtvertrauens auf eigene Kraft und demüthig zu Chriſtus zurückzukehren und ſich dem Willen des Höchſten zu fügen, der ſie zu Euſtachs Weib beſtimmt habe.

Cornelie antwortete ihr höchſt gelaſſen: ſie habe ja bereits ihre Gründe angegeben, weshalb ſie ſich von Euſtach getrennt hätte; ſie könne nichts thun als dieſelben, ſtatt fernerer Verneinung, wiederholen. Was ihre heidniſche Geſinnung beträfe, ſo verſtände genheit erinnert werden und ich will ihr ausweichen.“

„Iſt ſie Ihnen noch immer ſo gefährlich?“ fragte ſie traurig.

„Es wäre vermeſſen, wenn ich Nein ſagen wollte . . . obſchon ich ſie verabſcheue. Sicherer iſt es ihr aus dem Wege zu gehen . . . nach Auſtralien z. B.“

„Nein, lieber nach Braſilien! dort hat meine Mutter manche Verwandte und manche freundſchaftliche Beziehungen; überdas iſt das Land wunderſchön, der Boden reich und fruchtbar; als wir vor einigen Jahren dort waren, hat mir Braſilien ſehr gefallen — vielleicht aber deshalb, weil es die Heimat meines Vaters war.“

„Ich glaube in Braſilien iſt die verderbliche Genußſucht, die Europa zerſetzt, ſehr zu Hauſe.“

„Das mag in Rio der Fall ſein; aber das Land iſt ungeheuer groß und menſchenarm: da findet ſich ſchon eine Stätte, wo eine friedliche Anſiedelung für Sie zu machen wäre.“

„O wenn dieſe Anſiedelung nur einen andern Grund — und nicht die Trennung von meinem Vater und von . . . allem was mir teuer iſt zur Folge hätte: wie gern ginge ich zu einem neuen Leben in den neuen Weltteil über!“

Dagobert verſank zuweilen in tiefe Traurigkeit; denn zugleich mit ſeinem beſſern Selbſt erwachte die Liebe für Wendeline; allein ſie war hoffnungslos. Hatte Wendeline ihn vor ein paar Jahren zurückgewieſen, weil ſie ihn nicht ihrer Liebe würdig fand — was mußten jetzt ihre Empfindungen ſein, nachdem ſo ganz andere Dinge als damals vorgefallen waren. Ja, die Trennung von ſeinem greiſen Vater war herbe; allein der Greis ſtand ſchon auf der Schwelle der Ewigkeit und die Zeit war ihm ſchwerlich anders als nach Tagen zugemeſſen, während das Leben an Wendelinens Seite ein halbes Jahrhundert des Glücks ausfüllen könnte. Dieſer Schmerz zerriß ihm ganz anders die Seele, und er mußte ſich ſagen, er habe ihn verſchuldet. Und doch fand er einen namenloſen Troſt, eine Sühne in dieſer Liebe, denn Wendeline hatte kein Vermögen und dennoch würde er ſie unter Millionärinnen zur Gattin wählen.

„Wie ſteht es denn eigentlich mit dem Prozeß um Ihre Erbſchaft?“ hatte er einmal gefragt.

„Er iſt zu Ende,“ erwiderte ſie, „und mir iſt ſehr wenig geblieben . . . aber ich bedauere es nicht.“

Dagobert war auf dem Punkt zu ſagen, daß auch er es nicht bedauere. Dies hätte Wendeline aber ſeltſam finden und nach dem Warum fragen können und dann hätte er ſagen müſſen — was er ſich nicht getraute ihr zu ſagen.

Dem alten Grafen entging nicht, daß Dagoberts frühere Neigung zu Wendeline mächtig erwache. Das wird ihn läutern, ſprach er zu ſich ſelbſt: für einen Menſchen, der ſich gewöhnt hat alle Beſtrebungen auf Welt und Irdiſches zu richten, iſt es ſehr heilſam, wenn er nach etwas Unerreichbarem verlangt, das halb der Erde und halb dem Himmel angehört. — — —

So verging die Zeit. Tage wurden zu Wochen und Wochen zu Monaten. Claudia war im Oktober abgereiſt; dann war das Spätjahr gekommen, dann der Winter, dann die erſten Boten des Frühlings, dann der Frühling, die Auferſtehung der Natur — und die übernatürliche Auferſtehung für ſo manche Seele: das hochheilige Oſterfeſt. In der Karwoche war Dagobert ungewöhnlich in ſich gekehrt, ernſt und ſchweigſam geweſen."

„Er wird ganz melancholiſch," ſagte Mimi zu Wendeline: „er ſtudiert zu viel und ohne Abwechſelung! die Männer ſind wirklich ſehr zu beklagen, weil ſie keine Haushaltsgeſchäfte beſorgen und keine Handarbeiten machen können, und wir ſind von unſerm Schöpfer reich bevorzugt."

„Glücklich jedes weibliche Weſen, welches das findet! es wird ſich bemühen dem Schöpfer dankbar zu ſein, wie Du es biſt," verſetzte Wendeline: „aber ich halte Dagobert nicht für melancholiſch, liebſte Mimi. Er iſt in der Stimmung, die ſich für jeden Chriſten in dieſen Tagen geziemt; und wenn er uns allzu traurig erſcheint, ſo mag es daher kommen, daß er in den vergangenen Jahren zu wenig in der Karfreitags-Stimmung war. Ach, im vorigen Jahr! wie ſtand es gerade in dieſer Zeit ſo jämmerlich mit ihm. Er lief Gefahr ohne Bewußtſein in die Ewigkeit zu gehen. Solche Erinnerung kann ernſt genug ſtimmen.“

Dagobert aber ſagte zu Wendeline:

„Nicht wahr? Sie beten für mich.“

„Alle Tage und ſeit manchem Jahr.“

„Ich bedarf dieſer himmliſchen Hilfe ganz beſonders jetzt, da ich mich beſchäftige mein ganzes Leben im Licht des Glaubens zu betrachten und nach dem Maß und der Richtſchnur des Glaubens zu prüfen. Dazu bedarf ich der Erleuchtung und der Willenskraft, welche die Finſternis und die Schwäche in mir, wenn nicht gründlich beſiegen können, doch ſtandhaft bekämpfen ſollen — denn das, was ich in jener ſcharfen Prüfung als das Rechte erkannt habe, bin ich entſchloſſen fortan zu üben.“

Sie ſah ihn an mit einem ſo guten, hellen, kindesfreundlichen Blick, daß ihm die Frage auf den Lippen ſchwebte: „Wendelchen, könnteſt Du mich lieben?“ — Allein er drängte ſie zurück und dachte: Nein! nicht in dieſem Augenblick will ich fragen, denn unter dem Einfluß einer heiligen Freude könnte ſie zu viel ſagen . . . aber fragen werde ich ſie doch! und dann? . . . — Dann, was Gott will! — —

Das Hochamt des Oſtertages war vorüber. Wendeline trat in das Schreibkabinet ihres Großvaters. Er wollte ihr einen Brief an Claudia in die Feder ſagen. Bevor ſie am Schreibtiſch Platz nahm, ſetzte ſie ſich neben ihn auf ein kleines Tabouret und ſagte:

„Lieber Großvater, wir haben Zeit genug für den Brief! ich muß Dir erſt etwas Wunderſchönes erzählen.“

„Etwas Wunderſchönes iſt zugleich etwas ſo Seltenes, daß es mit Recht allem andern vorgeht,“ ſagte der Graf freundlich.

„Und umſomehr als es eine wahre Begebenheit iſt,“ ſetzte Wendeline hinzu und fuhr fort im Ton der Erzählung:

„Es war einmal ein junger Mann reich begabt von der Natur, aber kein Freund Gottes. Er tat hingegen viel Feindliches gegen Gott und häufte die Beleidigungen dergeſtalt, daß eine ſchwere Züchtigung über ihn kam: er verlor ſein Augenlicht. Die äußere Nacht verhalf ihm zum innern Licht; er demütigte ſich unter der ſtrafenden Hand und rief auf den Knieen: Herr, was willſt du, das ich tun ſoll.“

„Die Geſchichte des Apoſtels Paulus,“ ſagte der Graf etwas verwundert.

Ohne die Unterbrechung zu beachten ſprach Wendeline weiter:

„Seine Freunde erbarmten ſich des jungen erblindeten Mannes und führten ihn in die Stadt, wo er ſich der tiefſten Reue und dem bitterſten Schmerz hingab. Das gefiel dem lieben barmherzigen Gott ſo gut, daß er einem frommen Mann eingeben wollte den Reuigen zu tröſten. Aber der fromme Mann hatte noch keine Beweiſe von der Beſſerung des Büßers und weigerte ſich zu ihm zu gehen. Da ſprach Gott zu ihm: Gehe hin und ſei getroſt; denn ſiehe, er betet. — Großvater!“ ſetzte ſie hinzu und ihre Stimme ging über in ſanftes Weinen: „er betet — und das verſöhnt den gewaltigen, allmächtigen Gott. Keine Tat iſt geſchehen, keine Handlung begangen, welche Bürgſchaft für die Bekehrung des Reuigen leiſtet — aber er betet . . . und Gott ſchickt ihm einen Boten des Friedens. Willſt Du mehr verlangen als Gott? — Sieh, auch Dagobert betet. Willſt Du nicht endlich wieder ihm die Sonnenſeite Deiner Vaterliebe zuwenden? ach! die Nachtſeite hat ſo lange ſchon gewährt!“

„O daß es ihm ernſt wäre!“ ſeufzte der Graf tief erſchüttert.

„Es iſt ihm ernſt!“ beteuerte ſie. „Du haſt ihn nicht ſo beachten können, wie ich; haſt ihn nicht in der Kirche geſehen, und nicht wenn er zum Pfarrer ging und von ihm kam, und nicht heute in aller Frühe bei dem Empfang der heiligen Kommunion. Er betet, lieber Großvater, er iſt in

Frieden mit Gott und mit ſeinem Gewiſſen, er bereut — — und Du ſollteſt ſtarr und ſtreng gegen ihn bleiben? O nein! o nein! das ſieht Deiner Milde nicht ähnlich.“

Sie war auf ihre Kniee vom Tabouret herabgeglitten und bedeckte die Hand des Grafen mit Küſſen.

„Willſt Du der Ananias ſein, der ihm den Gruß des Friedens bringt, Wendeline?“ fragte der Greis zitternd vor Rührung.

„O mit welcher ſeligen Freude!“ rief ſie und flog davon, klopfte an Dagoberts Tür und rief:

„Dagobert! . . . zum Vater! geſchwinde!“

Dagobert ſtürzte ihr entgegen, etwas Schlimmes fürchtend, doch ihr ſtrahlendes Antlitz benahm ihm jede Furcht.

„O nur ſchnell! nur ſchnell!“ rief ſie, ergriff ſeine Hand und eilte mit ihm zurück. An der Tür des Grafen ließ ſie Dagobert eintreten, blieb einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen, ſah wie der Vater die Arme nach dem Sohn ausbreitete, ſah wie Dagobert an das Vaterherz ſank, ſchloß leiſe die Tür, wehrte mühſam den hervorquellenden Tränen und floh in ihr ſtilles Zimmer, wo ſie ſich keine Gewalt antat und in einen Strom von Tränen ausbrach. O mein Gott! ſeufzte ſie endlich, froh ſollte ich ſein . . . und ich weine! . . . ich habe zu viel gelitten durch das Weh des Vaters und des Sohnes . . . und jetzt — jetzt kommt die Trennung! . . .

So ſind die beſten Freuden des armen Menſchenherzens beſchaffen: immer fällt auf ſie ein Schatten vom Kreuz.

Leben und Tod.

Das Feſt der Auferſtehung hatte den Druck geſprengt, der wie ein Grabſtein auf den Gemütern lag. Es wehete wieder friſche Luft des Lebens; es herrſchte wieder ein milder, erquickender Friede, und nicht jene Stille, die — wenn ſie nicht im Gefolge des Friedens iſt, das Herz furchtbar beklemmt. Der alte Graf beſprach mit dem Sohn deſſen Zukunftsplan.

„Bachheim iſt für Dich verloren, wie Du weißt,“ ſagte er: „nur durch große Opfer, die nicht ich gebracht habe, weil ich nicht die Mittel hatte, ſie zu bringen, iſt es mir vergönnt, meine Tage in Bachheim zu beſchließen, ſind Deine Gläubiger befriedigt: alſo rechne in keiner Weiſe darauf, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft.“

„Ich weiß es, lieber Vater!“ verſetzte Dagobert lebhaft: „Claudia’s Großmut hat Mittel gefunden, meine furchtbare Schuld in ihren Folgen abzuwenden, ſoweit ſie Geldſachen betrafen, und

Gott wird es ihr lohnen. Doch ſelbſt dann, wenn Bachheim dereinſt mir zugefallen wäre, würde ich nie wünſchen, hier zu bleiben. Ich bedarf eines tätigen, eines mühevollen, eines arbeitſamen Lebens in Verhältniſſen und Umgebungen, die weitab von allem bequemen Wohlbehagen liegen. Ein ſolches Leben iſt meiner natürlichen Neigung durchaus zuwider — und das iſt ein untrügliches Zeichen, daß ich es ergreifen muß, wenn es mir mit dem Entſchluß Ernſt iſt, meinen Willen, meinen Charakter, meinen Geiſt aus ihrer bisherigen Erſchlaffung und Verflachung aufzureißen. Bachheim bietet mir ein Leben nicht, wie ich es bedarf. Du ließeſt Dich in Bachheim nieder, nachdem Du ein halbes Jahrhundert voll gewaltiger Intereſſen und Erfahrungen hinter Dir hatteſt. Das iſt bei mir nicht der Fall. Ich bin jung und das buntfarbige, hohle, prunkende, armſelige Allerlei der Welt, das mich betörte, weil es mich blendete, hat mir keine große Erfahrungen — ausgenommen die meiner Schwäche — hinterlaſſen. In Bachheim ginge ich an Untätigkeit zu Grunde und außerhalb Bachheim an dem europäiſchen Fieber ſchrankenloſer Begierden, welches alle Grundſätze, alle ſittlichen Kräfte, mithin alle Charaktere wenn nicht völlig zerſetzt, ſo doch anfrißt."

„Nicht alle, mein Sohn! dies Fieber ſteckt nur denjenigen an, der ſchon den Krankheitsſtoff in ſich trägt."

ſie dieſen Vorwurf ebenſowenig als die Auffoderung
zur Rückkehr zu Chriſtus. Sie ſei ſich ſo gar nicht
eines Abfalls bewußt, daß ſie eher meine in ſeiner
Nachfolge — ihren geringen Kräften gemäß — begriffen
zu ſein. „Denn, ſchrieb ſie, mir genügt
„nicht zu wiſſen daß Chriſtus ſein göttliches Leben
„am Kreuz verblutet — daß Moſes ſein göttliches
„Leben in der Wüſte verhaucht hat: ich will in mir
„einen kleinen matten Abglanz dieſer ſtralenden Leben
„aufbewahren, damit ich, wenn ich vierzig Jahr
„durch die Wüſte wandeln oder wenn ich den Kreuzesweg
„gehen muß, zu dieſen Gottgeſandten aufblicken
„und mir Ergebung, Troſt, Verſöhnung und
„Friede bei ihnen holen dürfe. Denn, liebe Aurora,
„ich muß es Dir wiederholen, ich bedarf der
„innern, der ſelbſtgebornen Befriedigung, und äußere
„Thatſachen berühren mich nur inſofern als ſie
„wirkend eingreifen in das Getriebe meines Lebens,
„ſo daß ich ſie als Anker der Ruhe oder als Pharus
„des Lichtes in mir gleichſam auferbauen kann.“

Natürlich machte dieſer Brief keinen beſchwichtigenden, ſondern einen aufregenden Eindruck bei der Empfängerin. Sie erhielt ihn in Gegenwart ihres Mannes und des Pfarrers, las ihn, und theilte dann den Inhalt unter heftiger Gemüthsbewegung Beiden mit. Elsleben ſagte ganz nachdenklich:

„Und der iſt in uns allen zu finden, lieber Vater!“ fiel Dagobert lebhaft ein: „die Welt iſt aus dem Geleiſe gewichen, ſeitdem ſie die Freiheit nur als Schrankenloſigkeit, um allen Begierden ihr Genügen zu verſchaffen, aufgefaßt hat. Das macht ſie raſt- und ruhelos und jagt ſie zuweilen in wüſter Fieberhitze auf; und unter dieſen giftigen Einflüſſen ſind wir — iſt die jüngere Generation geboren; dieſe Miasmen hat ſie eingeatmet, dieſe unruhige Unzufriedenheit iſt ihr in's Blut übergegangen und an allem vergreift ſie ſich, was ihr in den Weg tritt, weil die hohen Begriffe von Recht und von Pflicht von der Selbſtſucht verachtet werden, deren Idol die Schrankenloſigkeit iſt. Alles kennen, alles wiſſen, alles genießen, alles verachten — das iſt ihr Wahlſpruch. Von dieſen Menſchen wimmelt die Welt und täglich begegnen wir ihnen, ſtündlich treffen wir mit ihnen zuſammen. Sie ſind mehr und minder ſcharf ausgeprägt, ſind mehr und minder gemein angelegt, auch mehr und minder begabt; — aber da, wo auch nur ein Atom von Krankheitsſtoff iſt, wie Du es nennſt, da wirken ſie unheilvoll — wie z. B. Floriane auf mich . . . obſchon ich zugebe, daß mein Weltſinn mehr als ein Atom war.“

Zum erſten Mal ſprach Dagobert dieſen Namen vor ſeinem Vater aus und raſch ſetzte er hinzu, als tue es ihm leid, ihrer auch nur erwähnt zu haben:

„O wäre nicht die Trennung von Dir damit verbunden, lieber Vater, es ſollte mir eine Wonne ſein, mir in einem andern Weltteil ein Fleckchen Erde zu erobern, denn alles was ich einſt in der großen Welt von Europa liebte, flößt mir jetzt teils Grauen, teils Widerwillen ein.“

„Und wo denkſt Du ein ſolches Plätzchen zu finden, mein Sohn?“ fragte der alte Graf mit tiefer Wehmut.

„Nicht bei den Goldgräbern in Californien und nicht bei den Geldmenſchen der Vereinigten Staaten! An Auſtralien dachte ich . . . aber Wendeline beſchreibt Braſilien wie ein Paradies.“

„Und das beſtimmt Dich, lieber Sohn?“

„Nicht gerade das,“ verſetzte Dagobert verlegen, „aber es läßt mich in der Wahl ſchwanken.“

„Rechneſt Du etwa in Deinem Lebensplan Wendeline hinein?“ fragte der Graf liebreich.

„O nein! ſo kühn bin ich nicht . . . vielleicht aber in meine Träume von höchſtem Glück.“

„Dagobert, es war eine Zeit, da ich Dich zu gut hielt für Wendeline. Das hab' ich ihr und dem lieben Gott tauſendmal in meinen Gedanken abgebeten, denn das Gegenteil iſt wahr: ſie iſt zu gut für Dich. Das iſt ihr ſchon vor Jahren klar geweſen.“

„Ich weiß es nur zu wohl!“ fiel Dagobert ein: „und dennoch, lieber Vater, dennoch glaube ich, daß ich trotz alles deſſen, was inzwiſchen vorgefallen iſt, jetzt weniger Wendelinens unwürdig bin als damals, denn mein Gewiſſen iſt reiner und mein Wille entſchiedener auf das Gute gerichtet. Ob das aber hinreicht, um ihre Liebe zu gewinnen, weiß ich nicht.“

„Und welcher ungewiſſen Zukunft gehſt Du entgegen! und wie würde ſie erſchwert durch eine Frau! Wendeline hat kein Vermögen, denn einige Tauſend gelten heutzutag für nichts! Nein, mein Sohn, laß Dich nicht von Träumen betören! Es liegt ein Leben vor Dir, das Du keiner Gattin anbieten darfſt.“

„Lieber Vater, wäre ich ſicher, daß Wendeline meine Liebe erwidern könnte, ſo täte ich es dennoch!“

„Immer der alte Leichtſinn, Dagobert?“

„O nein! kein Leichtſinn! wohl aber grenzenloſe Zuverſicht zu ihr.“ — —

Claudia wurde erwartet. Sie ſollte genaue Nachrichten über Anſiedelungen in Braſilien mitbringen. Wendelinens Herz wurde immer ſchwerer, denn Dagobert ſchien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo alles entſchieden und ſeine Abreiſe feſtgeſetzt ſei. Das war auch wirklich der Fall, aber er hatte noch eine ganz andere Entſcheidung im Sinn.

Der Juni hatte ſeinen vollen Blumenkorb über Bachheim ausgeſchüttet. Die ganze Natur war durchatmet von einem ſchöpferiſchen Lebenshauch. Es war ein Blühen und Duften, ein Singen und

Klingen, ein Farbenſchmelz und ein Lichtglanz, eine Fülle von vielgeſtalteter Schönheit, die durch Auge und Ohr in die Seele drang. „Und in dieſen Frieden kreiſcht die Furie des Krieges gellend hinein! . . . und eines ſolchen Krieges!“ ſprach der alte Graf.

Sie ſaßen auf dem Perron, Wendeline und Mimi mit ihrer Handarbeit, während Dagobert die Tagesblätter vorlas.

„Armes Deutſchland!“ fuhr der Greis fort, „Du liegſt in der Agonie. Aber das Sprichwort hat recht: Wie man ſich bettet, ſo liegt man. Armes Deutſchland! ſeit dreihundert Jahren haſt du den gemeinſamen Schwerpunkt, die Einheit im alten Glauben, verloren, biſt nach Willkür verſchiedener Machthaber behandelt und mißhandelt, zerriſſen und zerfleiſcht worden und erduldeſt nun den Todesſtreich der politiſchen Einheit in dem Kriege, den wir jetzt erleben, im grauenhaften Bruderkrieg.“

Er war ſo bleich, ſo zuſammengeſunken, ſo ſchmerzdurchdrungen, daß Wendeline ſich lebhaft erhob und bittend ſagte:

„Laß Dir nicht länger dieſe ſchrecklichen Zeitungen vorleſen, lieber Großvater! ſie enthalten ja ſo viel Lügen. Wir wollen lieber etwas umher gehen. Unten am Bach iſt es ſo ſchön.“

„Ja, das ganze Ufer des Baches auf der Seite des Parkes iſt eine Guirlande von Vergißmeinnicht,“ ſetzte Mimi hinzu.

„Ja, geht nur, meine Kinder!“ verſetzte er freundlich: „ich bleibe zurück, denn ich habe mit dem Verwalter und mit dem Müller zu reden ... und überdas wäre es ja möglich, daß Claudia heute Nachmittag käme ... ich will das abwarten.“

„O mein Gott, wie hat ſich das Ausſehen des Großvaters in der letzten Zeit verändert!“ ſagte Wendeline bekümmert, als ſie zwiſchen Dagobert und Mimi die Lindenallee hinabging.

„Es iſt leider ſehr auffallend,“ entgegnete Mimi: „das Oſterfeſt hatte ihn förmlich verjüngt; aber es wird nur ein letztes Aufflammen geweſen ſein.“

Dagobert ſchwieg, denn er konnte dieſe Anſicht nicht verneinen und wollte ſie nicht beſtätigen. Wendeline rief:

„Das was in Deutſchland vorgeht nagt ihm am Herzen. Er kann es nicht faſſen, daß es mit dem Deutſchland, das er gekannt und geliebt und auf das er ſeit fünfzig Jahren gehofft hat, mit dem heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation aus und vorbei ſein ſoll. Sein Verſtand ſagt es ihm, ſein Herz ſträubt ſich gegen die Erkenntnis ... und ſo leidet er ſchwer.“

„Ach, mein Gott!“ rief plötzlich Mimi, „ich muß zu den Erdbeerbeeten und ſehen, ob nicht die

Ananas-Erdbeeren reif ſind. Vielleicht gibt es deren genug für heute Abend.“

Und ſie ſchlug einen Weg ein, der in den Obſtgarten führte. Ohne ſonderlich darauf zu achten fragte Wendeline:

„Würde der Heimgang des Großvaters Ihnen den Abſchied von Europa erleichtern oder erſchweren?“

„Das weiß ich nicht!“ rief er: „Trennung bleibt Trennung und Trennung tut weh . . . unter allen Umſtänden! mir aber doppelt und dreifach; denn möge mein Vater in eine beſſere Welt eingehen, möge er mich in einen andern Weltteil ziehen ſehen — immer wird mich die Reue peinigen, daß ich in keinem Augenblick meines Lebens ſeine Hoffnungen erfüllt, hingegen ſeine letzten Tage mit dem bitterſten Kummer überfüllt habe.“

„Gott ſegnet die aufrichtige Reue,“ ſagte ſie.

„Aber Sie, Wendeline, was beginnen Sie, wenn der Greis nicht mehr ſein wird, dem Sie eine ſo gute Tochter waren?“

„Ich ſage auch, ich weiß es nicht. Wünſcht meine Mutter mich zu behalten, ſo folge ich ihr; am liebſten würde ich hier bleiben.“

„Hier in Bachheim? . . . ganz allein“ . . . —

„Sie wiſſen ja doch, daß durch eine gewiſſe Transaktion Bachheim meiner Mutter gehört!“ fiel ſie lebhaft ein, um jede Frage über den Sachverhalt abzuſchneiden: „ich wäre hier alſo auf heimiſchen Boden, an den meine teuerſten Erinnerungen ſich knüpfen, auf dem ich mich mit meinem Herzen zuhauſe fühle, wo alles und jedes mir vertraut und ſympathiſch iſt, wo ich am wenigſten empfinde, daß ich ein gar einſames Weſen bin.“

„Und wie einſam werde ich ſein, dort, jenſeits der Meere, im Urwald der tropiſchen Zone!“ ſagte Dagobert: „es gibt Augenblicke, in denen ich meine, es nimmer ertragen zu können.“

Sie ſah ihn an mit einem Blick voll ſo namenloſer, trauernder Zärtlichkeit, daß er ganz überwältigt ausrief, indem er ihre Hand ergriff: „Wendelchen! könnteſt Du mich lieben?“

„Ich kann es, Dagobert,“ erwiderte ſie leiſe aber feſt. — —

„O mein Kind, wie iſt das möglich!“ rief der alte Graf ſchwankend zwiſchen Freude und Beſorgnis, als Dagobert und Wendeline vor ihm knieten und um ſeinen Segen baten.

„Warum ſollte es nicht möglich ſein, lieber Großvater?“ verſetzte ſie: „haſt Du die Stimme vergeſſen, die zu Ananias ermutigend und verheißend ſprach: Gehe zu ihm, denn ſiehe! er betet.“ — — —

Claudia ſaß in Tränen ſchwimmend bei Pfarrer Edelholt.

„Mein Vater ſtirbt!“ rief ſie klagend, „mein Bruder geht fort und Wendeline geht mit ihm . . . und geht Gott weiß welchem Schickſal entgegen!

und ich darf ſie nicht zurückhalten mit der Autorität einer wirklichen Mutter . . . denn nicht als eine ſolche habe ich an ihr gehandelt, nicht ſie erzogen, nicht ſie gebildet! . . . o wie rächt ſich ſo furchtbar die Verletzung göttlicher Gebote . . . mein ganzes Leben hat unter dem Einfluß dieſer ach leider! nur allzu gerechten Rache geſtanden.“

„Auch der fromme König David hat unter Tränenſtrömen geklagt: „Peccatum meum contra me est semper“ und dennoch Gottes Barmherzigkeit geprieſen,“ ſagte der Pfarrer: „Sie können ebenfalls das letztere tun, gnädige Gräfin, wenn Sie den einen Punkt feſthalten, daß Wendeline unter andern Verhältniſſen nie das geworden wäre, was ſie jetzt iſt.“

Aus Claudia’s lebhaftem Auge flog ein Blick auf den Pfarrer, deutlich verratend, daß ihr dieſe Anſicht nicht beſonders gefalle, allein der Pfarrer fuhr mild und gelaſſen fort:

„Sie würde vielleicht andere Vorzüge haben, gnädige Gräfin, doch nicht die, welche ſie jetzt beſitzt und welche Sie in ihr lieben, denn ſie wäre in der Luft der Welt aufgewachſen und die Weltluft erſchlafft.“

„Ja!“ rief Claudia mit entſchiedener Zuſtimmung, „o ja! die Weltluft erſchlafft den Charakter, weil ſie der Entwickelung der Leidenſchaften förderlich iſt.“

„Wendeline iſt aufgewachſen in Armut, in Entbehrung, in Selbſtverleugnung, in Herzeleid — in allem was den Charakter feſt und kräftig macht, ſobald er die Richtung auf Gott hat.“

„Und daß Sie, Herr Pfarrer, Wendelinen dieſe Richtung gaben, wird Gott in der Ewigkeit Ihnen lohnen!“ rief Claudia mit innigſtem Dankgefühl.

„Wie hätte ich anders gekonnt, gnädige Gräfin? Den Eltern geſchieht es leider häufig, daß ſie aus Selbſtſucht oder in der Verblendung der natürlichen Liebe oder nach vorgefaßten Lieblingsideen ihre Kinder für ſich erziehen. Mir aber fehlten die Beweggründe für einen ſolchen Mißgriff. Ich richtete Wendelinens kleine wilde Seele zuerſt auf Gott; nicht ohne ſchwere Kämpfe blieb Wendeline in dieſer Richtung. Eine ſolche Treue belohnt Gott dadurch, daß er die Seele führt, indem er ihr das Licht ſeiner Gnade gibt. Wendeline liebte vor Jahren Graf Dagobert wie ſie jetzt ihn liebt; aber ſie entſagte ihm, weil ſie in dieſer Ehe Unheil für ihre Seele ahnte. Und ſo führte ſie den Plan der göttlichen Barmherzigkeit in Hingebung ihres Willens an Gott aus, Der da wollte, daß Wendeline immer vollkommener werde, bis Graf Dagobert ſich bekehrt habe und imſtande ſei, ihren ſeltenen Wert zu faſſen.“

„Sie iſt wirklich allzu vollkommen, lieber Herr Pfarrer!“ rief Claudia: „ich meine allzu opfermütig. Sie will durchaus nicht, daß Dagobert erfahre, wem Bachheim gehört, will auch nach dem Ableben meines guten Vaters nicht die Renten von Bachheim haben. Sie ſpricht: Zur Anſiedelung genügt mein kleines Vermögen und dann werden wir ſchon für unſere Exiſtenz ſorgen, denn es iſt eine der Aufgaben Dagoberts, dies zu lernen. Ich machte Einwendungen, ſtellte ihr Entbehrung aller Art . . . Not in Ausſicht. Sollte wirklich Not eintreten, ſprach ſie, ſo werde ich Dich bitten, die Bachheimer Renten zu ſchicken, aber als ein Geſchenk von Dir. Dagobert ſoll ſich nicht auf einen Beſitz an Geld und Gut verlaſſen. — Finden Sie das nicht übertrieben genug, um ihr einige Vorſtellungen zu machen?“

„Wendeline iſt nicht ſo verwöhnt, wie Sie es ſind, gnädige Gräfin,“ verſetzte der Pfarrer lächelnd, „und ich zweifele überdas gar nicht, daß der liebe Gott ſie über alles erleuchten werde, was für Graf Dagobert heilſam iſt.“

„Glauben Sie an die gründliche Bekehrung meines Bruders?“ fragte ſie ängſtlich.

„Ich glaube, wir dürfen mit aller Zuverſicht darauf hoffen, da ihm Gott in Wendeline einen ſichtbaren Schutzengel an die Seite ſtellt.“ — — —

Mit vollem Bewußtſein, aber hinſterbend in der Schwäche ſeiner vierundachtzig Jahre lag Graf Euſtachius von Wianden ſo friedlich auf ſeinem Ruhebett, als ſei er ſchon ein ſtiller Mann im Sarge. Dagobert und Wendeline knieten neben

„Inwiefern dieſe Anſicht mit Ihrer Theologia übereinſtimmt oder von ihr abweicht, verſtehe ich nicht zu beurtheilen, Herr Paſtor — aber mir däucht ich leſe Mißfallen in Ihrer Miene. Weshalb Du jedoch Dich grämſt, Miezchen, iſt mir ganz unbegreiflich! ich finde die Geſinnungen Deiner Schweſter recht ſehr erbaulich, ſo gewiß ernſt und klar, was für Euch Frauen höchſt wünſchenswerth iſt. Ob ſie nun Chriſtum im Munde führt oder nicht — darauf kommt es ja gar nicht an. Sie ſagt, ſie trüge ihn in ihrer Seele; weshalb willſt Du ihr denn das nicht glauben?“

„Wäre Chriſtus in ihrem Herzen, ſo würde es ihr ein Bedürfniß und eine Wonne ſein Ihn mit den Lippen zu bekennen, rief Aurora, ſo würde ſie die Kraft, die Ruhe, die Klarheit deren ſie ſich rühmt, als eine Ueberfülle Seiner lautern Gnade — ſich ſelbſt aber in ihrer ohnmächtigen Sündhaftigkeit erkennen und reuevoll an ihre Bruſt ſchlagen. Aber ſie hat keinen Glauben, und die arme Seele wird verloren gehen.“

„Verloren gehen? Larifari, Miezchen! wohin ſoll ſie ſich denn verlieren? Was einmal in Gottes Schöpfung drin iſt, das kommt nicht wieder heraus. Könnte Gott etwas verlieren, eine Seele oder ſonſt etwas, ſo wär' er ja nicht allmächtig.

ihm; ſie kamen aus der heiligen Meſſe, wo ſie von Pfarrer Edelholt den Segen zu ihrem Ehebund empfangen hatten.

„Geht in Frieden aus dem Vaterhauſe,“ ſprach der Graf leiſe: „geht in Frieden in das Haus ein, das Gott Euch bereiten wird . . . ich gehe in Frieden in das ſchönere Haus der Ewigkeit.“ — —

Sie blieben wie gewöhnlich bei ihm, zuweilen alle, zuweilen einzelne. Er hörte ſie gern reden und mitunter gab er ein Wort dazu. Mimi trat ein, ganz verſtört.

„Was gibt es?“ fragte Dagobert halblaut.

Der Graf hatte die Frage gehört. Er faßte Mimi in's Auge. Sie unterdrückte mühſam ihre Tränen.

„Hatteſt Du Nachricht von Deinem Bruder?“ fragte er.

„Nein!“ entgegnete ſie weinend: „aber Gott weiß ob er noch lebt, denn eine furchtbar blutige und entſcheidende Schlacht iſt geſchlagen . . . und iſt verloren! Der Briefträger bringt die ſchreckliche Nachricht.“

„Finis Germaniae!“ ſagte der Greis und legte mit dem Ausdruck tiefſten Schmerzes die Hände zuſammen.

Gegen Abend verſchied er.

Das war Dagoberts und Wendelinens Hochzeitstag, der große Glücks- und Freudentag im

Menſchenleben. Das Erbteil vom verlorenen Paradieſe fiel hinein — der Tod. — — —

Sie gingen fort, nach Braſilien. Aus Rio, und während des erſten Jahres kamen Briefe. Dann nicht mehr. Sie gingen in das innere Land und dort ſind ſie verſchollen.

ENDE

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Briefe der Gräfin Leocadie 1
Die Fee von Beau rivage 17
Wiederſehen — Wiederfinden? 66
Auf der Schwelle 98
Schickſalswendungen 140
Abwärts 191
Verlobung 224
Trennung 244
Zwei Unglückliche 277
Jüdin und Chriſtin 296
Der letzte Schritt 332
Das verleugnete Kind 364
Verſöhnung 399
Leben und Tod 417

✓

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 19. Band.

Vergib uns unſere Schuld.

Erſter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vergib uns unſere Schuld.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Winter und Frühling.

Im Schloß zu X. ſaß die Fürſtin Mutter in ihrem Morgenzimmer. Groß, voll, wenig gebeugt von ihren ſechsundſechzig Jahren, ſaß ſie aufrecht in einem Lehnſtuhl mit grader Lehne, wie ſie vor einem halben Jahrhundert Mode waren und wie ſie das gegenwärtige, bequemlichkeitliebende Geſchlecht nicht duldet. Die neuen Moden mochten in den Salon einziehen; allein die Zimmer, welche die Fürſtin bewohnte, blieben ſo, wie ſie vor fünfzig Jahren zur Vermählung der Fürſtin eingerichtet worden waren. Was ſie umgab, war mit ihr jung geweſen, war mit ihr alt geworden und ſollte keiner Veränderung unterworfen ſein. Ohne Zweifel war die Fürſtin in ihrer Jugend ſchön geweſen; jetzt waren ihre Züge zu ſtark, zu ſcharf ausgeprägt. Volles ſilbergraues Haar legte ſich um ihre Stirne, unter der hellblaue, tiefeingeſenkte Augen klar und kalt hervorblickten. Ein ganz farbloſes Kolorit vollendete den Eindruck von kühler Strenge, den ihre ganze Erſcheinung machte. Sie trug einen Morgenanzug von dunkelgrauem Taffet und ein Spitzenhäubchen. Neben ihr ſtand ein großer runder Tiſch, ganz bedeckt mit Tagesblättern, Briefſchaften, Brochüren, zwiſchen denen ein Schreibzeug von Meißner Porzellan mit bunten erhabenen Blumen, eine ähnliche Vaſe voll Herbſtblumen, ein ähnliches Riechfläſchchen mit kölniſchem Waſſer und ein großer Fächer von grünem Papier ihren Platz behaupteten. Der Fächer war der Fürſtin unentbehrlich, war für ſie das, was eine Handarbeit für die Frauen zu ſein pflegt: er beſchäftigte ihre Hände. Häufig auch begleitete ſie ihre Rede mit ſeinem Auf- und Zurauſchen, und endlich machte ſie auf ihm allerhand Notizen, die ſie vor Augen haben wollte, ſo daß ſie unzählige Fächer von grünem Papier verbrauchte, die, wenn ſie ganz mit Bleiſtift oder Federzügen bekritzelt waren, einer nach dem andern ins Feuer wanderten.

Jetzt war die Aufmerkſamkeit der Fürſtin ganz und gar von zwei Briefen in Anſpruch genommen, die ſie abwechſelnd las, bis die Flügeltür geöffnet wurde, ein junges Mädchen eintrat, raſchen Schrittes auf die Fürſtin zuging, deren Hand küßte und mit tiefer wohlklingender Stimme ſagte:

„Du haſt befohlen, liebe Großmama.“

Die Fürſtin maß das junge Mädchen vom Scheitel bis zur Sohle, nahm ihr Riechfläſchchen.

Bedenke nur wie die Macht das Ihre feſthält — und nun gar die Allmacht!“

Der Pfarrer ſagte:

„Verloren gehen in der Verſtocktheit der Weltweisheit, in der Wüſte des Unglaubens, in dem Hochmuth der Vernunft, in der Erſtarrung der Unbußfertigkeit — warum, Herr von Elsleben, ſollte denn das unmöglich ſein. Wer nicht höher erleuchtet iſt, als durch das irdiſche Licht des klügelnden Verſtandes, der findet nicht den Weg zu Chriſtus welcher in die Welt gekommen iſt „auf daß Alle „die an Ihn glauben nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben.“ Hier haben Sie das heilige Wort der Schrift, daß man ohne den Glauben allerdings verloren werden kann.“

„Ach, Herr Paſtor! rief Elsleben harmlos, über ſolche heilig gelehrte Dinge kann ich natürlich nicht mit Ihnen disputiren! die ſind Ihr Fach, davon verſtehen Sie *mehr* .... und unſereins glaubt denn in ſeiner Unwiſſenheit daß das *mehr* auch immer *richtiger* ſein müſſe. Auf unſerer Dummheit, mein lieber Herr Paſtor, beruht Ihre Weisheit. Aber hören Sie! mir fällt auch ein Spruch aus der Bibel ein: „Es werden nicht Alle die zu mir ſagen „Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern „die den Willen meines Vaters im Himmel thun.“

beſprengte das Kleid ihrer Enkelin von oben bis unten, und ſagte dann:

„Ja! aber es ſchickt ſich nicht, daß Du zu einer Beſprechung mit mir in dem Reitanzuge kommſt, den Du ſoeben im Pferdeſtall getragen haſt.“

„Ich wollte Dich nicht warten laſſen, liebe Großmama,“ erwiderte das junge Mädchen verlegen.

„Nun, das verſteht ſich! Du hätteſt aber vor einer Viertelſtunde heimkehren und Dich umkleiden müſſen. Jetzt ſetze Dich, Dorothea, und höre mich beſonnen und ruhig an.“

Dorothea ſetzte ſich auf ihren gewöhnlichen Platz, im Tabouret der Fürſtin gegenüber. Ihre Reitgerte glitt leiſe auf den Fußteppich und mit niedergeſchlagenen Augen wartete ſie auf die Fortſetzung des Geſprächs. Auch die Fürſtin ſammelte ſich ein paar Augenblicke und ſagte dann mit einem etwas weniger ſtrengen Tone, indem ſie die zwei Briefe zur Hand nahm:

„Du weißt, um welche Frage es ſich handelt, Dea; dieſe beiden Schreiben müſſen beantwortet werden und Dein Vater hat mir den Auftrag gegeben, über Deine unwiderrufliche Entſcheidung mit Dir zu reden.“

„Ich weiß es, liebe Großmama.“

„Wohlan, Dea! Prinz Guido und Lord Waldegrave bewerben ſich um Dich. Dein Vater und ich — wir ſtimmen für Prinz Guido; nicht aber Du.“

Sie hielt inne, als ob ſie dennoch eine zuſtimmende Antwort erwarte. Doch als Dorothea ſchwieg, fuhr ſie fort:

„Du biſt nicht reich, Dea, Du biſt nicht ſchön, Du biſt nicht beſonders mit Geiſtesgaben ausgeſtattet, Du biſt nicht Prinzeſſin; Dein Vater iſt Fürſt und Dein Bruder wird Fürſt; Du aber biſt nichts als eine kleine Komteſſe, wie wir ſie zu Hunderten haben: folglich iſt Prinz Guido eine glänzende Partie für Dich.“

„Ein nachgeborner Sohn iſt das nie,“ entgegnete Dorothea gelaſſen; — das haſt Du ſelbſt zuweilen geſagt, liebe Großmama.“

„Die Sache ſtellt ſich doch anders, denn er iſt aus einem regierenden Hauſe . . . —“

„Lilliput!“ fiel Dorothea unbeſonnen ein, denn die Großmutter war aus einem ſolchen Hauſe.

Ohne die Unterbrechung zu beachten, ſprach die Fürſtin weiter:

„Und iſt dadurch mit allen regierenden Häuſern Europas, mit Kaiſern und Königen verwandt.“

„Ja, das iſt er,“ verſetzte Dorothea trocken.

„Er iſt fünfundzwanzig Jahre alt, von guter Erziehung, artig, elegant und hat eine lebhafte Neigung für Dich; — nur wenig junge Mädchen können ſich eines ſolchen Bewerbers rühmen — und Du ſchlägſt ihn aus — ohne Grund!"

„Das doch nicht, liebe Großmama," ſagte Dorothea und richtete ein wenig ihren geſenkten Kopf auf: „Prinz Guido iſt mir unſympathiſch."

„Ich kann dieſe abgeſchmackten neumodiſchen Worte nicht leiden, Dorothea! Unſympathiſch! leeres Wort. Ehedem ſprach man allerdings von ſympathiſchen Mitteln gegen das Wechſelfieber und die fallende Sucht; doch von ſympathiſchen Gefühlen und Seelenſympathie ſprach man nicht. Es ſteckt bei Dir nur der Sinn dahinter, daß Du den zweiten Bewerber vorziehſt."

„Das kann wohl ſein, liebe Großmama."

„Lord Waldegrave — der gar kein Engländer iſt, — mag intereſſanter ſein als Prinz Guido; aber intereſſante Männer ſind häufig, ja faſt immer ſehr unbequeme Ehemänner, launenhaft, ſelbſtſüchtig, deſpotiſch — Eigenſchaften, die kein häusliches Glück verſprechen. Ferner: er zieht in der Welt umher wie ein Zigeuner, ohne ſich irgendwo niederzulaſſen, ohne Zweck, ohne Beſchäftigung. Ferner: er iſt ein Vierteljahrhundert älter als Du und ſchließlich kommt zu dem allen noch ein Umſtand, der Deinem Vater und mir unausſtehlich iſt — er iſt Katholik. Hätte Dein Vater nicht eine ſo übertriebene Zärtlichkeit für Dich, daß er Dich in der Wahl eines Gatten nicht beſchränken will, ſo würde der letzte Umſtand ſchon genügen, um den Bewerber abzuweiſen. Was Du aber zu tun haſt, wenn Du eine gute Tochter ſein willſt, das iſt klar: wählſt Du Prinz Guido, ſo beglückſt Du Deinen Vater, wählſt Du Lord Waldegrave, ſo betrübſt Du ihn. So liegt die Sache. Dein Vater hat gewünſcht, daß ich ſie mit Dir zum Abſchluß bringe, weil es ihm wiederſtrebt, die Rückſicht bei Dir geltend zu machen, welche Du ihm ſchuldig biſt. Jetzt alſo ſprich und bedenke, daß von Deiner Entſcheidung Deine Zukunft abhängt.“

Die Fürſtin hatte, wie das ihre Art war, ganz affektlos geſprochen. Sie übte dadurch einen ſtarken Druck auf ihre Umgebung nicht nur, ſondern auch auf fremde Perſonen aus, denn man fühlt ſich unwillkürlich geneigt, einer Meinung beizuſtimmen, welche mit der größten Kaltblütigkeit dargelegt wird; man meint, dieſe Ruhe müſſe auf ganz unwiderleglichen Gründen beruhen, während ein ſtarker Affekt Mangel an Gründen vorausſetzen läßt. Auch Dorothea empfand den Druck, ohne ſich Rechenſchaft darüber abzulegen und ſie erwiderte ſchüchtern mit zitternder Stimme:

„Wenn es den guten Papa unglücklich macht, ſo werde ich nicht Lord Waldegrave's Bewerbung annehmen.“

„Das erwartete ich von Dir,“ ſagte die Fürſtin ruhig.

„Aber Papa wird auch nicht wollen, daß ich unglücklich werde — und ſo lehne ich denn auch Prinz Guido's Antrag ab," fuhr Dorothea fort, indem ſie aus ihrer etwas zuſammengeſunkenen Haltung ſich erhob und die Augen aufſchlug. In ihrem Charakter wie in ihrer äußeren Erſcheinung war ein Gemiſch von Schüchternheit und Energie — und da es ſich jetzt um eine Lebensfrage handelte, gewann die Energie die Oberhand. Eine Wolke flog über die Stirn der Fürſtin und ſie fragte:

„Willſt Du etwa unvermählt bleiben?"

„Ich will mich nur mit einem Mann vermählen, vor dem ich hohe Achtung haben kann und das iſt nicht der Fall bei Prinz Guido," verſetzte Dorothea. „Er iſt zu jung für mich. Er iſt mir nicht geiſtig überlegen. Ich kann mich nicht an ihm bilden, in ihm keinen Ratgeber, keine Stütze finden — und das muß ich haben. Prinz Guido iſt vielleicht recht gut, hat auch vielleicht Verſtand. Unterſchätzen will ich ihn gewiß nicht . . . aber auch nicht heiraten. Überdies wäre mir das Leben in einem kleinen Reſidenzſtädtchen, an einem winzigen Höfchen ganz unerträglich."

„Das wäre alſo gegen Prinz Guido," ſagte die Fürſtin: „was iſt denn nun für Lord Waldegrave?"

„Alles, liebe Großmama! o alles! er iſt mir ſympathiſch. Nichts mißfällt mir an ihm; an Prinz Guido gefällt mir nichts. Alles, was Du gegen ihn vorbrachteſt, zieht mich an. Er iſt etwa zwanzig Jahre älter als ich, hat alſo an Erfahrung, Wiſſen und Kenntniſſen einen geiſtigen Schatz, der mir mangelt. Er führt kein Zigeunerleben, ſondern als Erbe ſeines reichen Vaters und ſeines reichen Onkels hat er enorme Beſitzungen in Belgien, in Oeſterreich, in England — und deshalb hält er ſich bald hier und bald dort auf, und um Welt und Menſchen kennen zu lernen, reiſt er viel und gern. Nicht aus Grille nennt er ſich Lord Waldegrave, ſondern weil ſein Onkel dies zur Bedingung für den Antritt der Erbſchaft machte. Katholiſch iſt er — ja! doch das iſt für Papa im Grunde ganz gleichgiltig. Über Theologie werden beide ja nie miteinander reden — und wie gern hat ſich Papa in Ems mit ihm unterhalten! Papa und alle Welt . . . —“

„Beſonders Du!“ unterbrach die Fürſtin.

„Ich nicht, liebe Großmama, ich hörte meiſtens nur zu.“

„Aber wie geſpannt, wie aufmerkſam! mir fiel dabei immer Desdemones und der garſtige Mohr dabei ein.“

„Lord Waldegrave und garſtig!“ rief Dorothea lächelnd im vollen Bewußtſein des Gegenteils.

„Und wäre ich Dein Vater geweſen, ſo würde ich etwas weniger Geſchmack für Lord Waldegrave's Unterhaltung geäußert haben. Ich ſah mit Angſt das voraus, was gekommen iſt."

„Ich wollte nur ſagen, daß Papa ſich in Ems gar nicht darum bekümmert hat, zu welcher Konfeſſion Lord Waldegrave ſich hält, und ich ſehe nicht ein, weshalb er das nicht auch ferner tun will."

„Alles Katholiſche iſt ihm verhaßt. Bei einem katholiſchen Schwiegerſohn lief ſeine Tochter Gefahr katholiſch zu werden."

Dorothea ſchwieg und die Fürſtin fuhr fort:

„Dein Schweigen beweiſt mir, daß Du auch dieſe Gefahr ahnſt."

„Ich habe nie an ſie gedacht. Daß aber Lord Waldegrave Katholik iſt — liebe Großmama, verzeih' es! — auch das gefällt mir."

„Alſo Deine letzte Antwort, Dea," ſagte die Fürſtin abbrechend.

„Ich gab ſie bereits," erwiderte Dorothea, in ihre Schüchternheit zurückfallend: „Mein Glück liegt jetzt in der Hand meines Vaters, denn er muß die Antworten ſchreiben. Ich ſage entweder zweimal Nein! oder Ja . . . für Lord Waldegrave."

„Es iſt gut, Dorothea, Du kannſt jetzt gehen; aber merk' es Dir: Du erſcheinſt nie wieder im Reitkleid zu einer Beſprechung mit Deiner Großmutter."

„Gewiß nicht, liebe Großmama," erwiderte Dorothea, küßte die Hand der Fürſtin, und erhob ſich merklich erleichtert. Ihre Schüchternheit machte ſie verſchloſſen; aber ihr feſter Wille und ihr gerader Sinn machten ſie aufrichtig. Gewannen dieſe beiden die Oberhand, ſo äußerte ſie ſich beſtimmt und freimütig. Dies war ſoeben geſchehen trotz des gewaltigen Reſpekts, den Dorothea vor der ſtrengen Fürſtin hatte und der ihr eine große Scheu einflößte, ſich vor derſelben zu äußern. Jetzt war es ihr, als habe ſie einen großen Sieg davon getragen und durch ihn ermutigt ſagte ſie:

„Und nicht wahr, liebe Großmama, Du richteſt es ſo ein, daß ſich Papa nicht ſehr über meine Antwort betrübt. Gehörte doch meine Mutter der griechiſchen Kirche an und nie hat es ihn beläſtigt. Weshalb alſo ſollte ein katholiſcher Schwiegerſohn ihm zuwider ſein?“

„Weil die katholiſche Kirche ganz andere Anſprüche macht, als die griechiſche. Nimm jetzt Deine Reitgerte auf, geh' und kleide Dich um.“

Dorothea verließ das Zimmer. Es war nicht anders, als ob ein Sonnenſtrahl verſchwunden ſei, als ob ein Frühlingstag wieder dem Winter Platz gemacht habe. Trotz ihrer Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung, die ihr zur andern Natur geworden war, legte ſich der Ausdruck ſchmerzlicher Trauer auf das ſtrenge Antlitz der Fürſtin, als ſie ſich allein befand und — was häufig bei unangenehmen Vorfällen geſchieht — ſie verſank in Grübelei, wie man dies Ereignis hätte abwenden können und ſollen. Der Fürſt ſelbſt hatte es verſchuldet, nicht ſie. Sie erhob ſich, ſchellte und befahl dem eintretenden Diener, dem Fürſten, falls er nicht auf der Jagd ſei, zu melden, daß ſie ihn zu ſprechen wünſche.

Gleich darauf erſchien er. Ein feiner, ſchlanker, ſchmächtiger Herr, mit ſchönen, regelmäßigen, etwas ſchlaffen Zügen, wie man ſie nicht ſelten bei abſterbenden Geſchlechtern findet; von mitteler Größe, ruhig in Haltung und Bewegungen, war er mit achtundvierzig Jahren eine angenehme Erſcheinung — wenigſtens für den erſten Eindruck. Seine Stellung in der Geſellſchaft, ſein vielfacher Weltverkehr hatten ſeinen unbedeutenden geiſtigen Fähigkeiten eine gewiſſe Politur gegeben, die über den Mangel an eigenem Urteil und an gründlichen Kenntniſſen täuſchen konnte. Jede moraliſche und geiſtige Anſtrengung und Aufregung war ihm zuwider; das Leben mußte vor allen Dingen bequem ſein. Daher war ſein Charakter ſchlaff und ſpiegelte ſich in ſeinen Zügen ab. Allem Unangenehmen ging er aus dem Wege und übertrug ſo viel wie möglich ſeiner Mutter, alles Unebene glatt zu machen. Deshalb hatte ſie denn auch die entſcheidene Unterredung mit Dorothea gehabt. Jetzt ſtattete ſie ihm einen genauen Bericht ab, worauf er den Schluß machte:

„Es iſt alſo nicht zu ändern! Dea wird Lady Waldegrave.“

„Und wenn ſie katholiſch würde?“ fiel die Fürſtin ein.

„Das iſt Dea's Sache.“

„Und wenn ihre Kinder katholiſch würden?“

„Beſte Mama! Dea iſt noch nicht Braut und Du denkſt an ihre Nachkommen.“

„Das verſteht ſich, mein Sohn, denn es muß in den Ehepakten aufgenommen werden, daß die Kinder der Religion der Mutter folgen.“

„Und wenn Lord Waldegrave nicht darauf eingeht?“

„So wird die Sache rückgängig — das beſte, was geſchehen kann.“

„Wenn aber Dea erklärt, ihr ſei dieſer Punkt gleichgiltig?“

„Lieber Sohn, die Beſprechung über die künftigen Kinder wird ohne Beteiligung von Seiten Dea's ſtattfinden.“

„Gut! die Sache wird dennoch vor Dea kommen, ſobald ein Grund zum Bruch davon abgeleitet werden ſoll — und das wird ſie nicht wollen.“

Da die Fürſtin dieſelbe Überzeugung hatte, aber es nicht ausſprechen wollte, ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe:

„Hat man heiratsfähige Töchter, ſo muß man mit Rückſicht auf ſie den Umgang wählen und ſie

Nicht wahr? ſo ſpricht Chriſtus .... und da iſt doch gar nicht vom Glauben die Rede! im Gegentheil! das Bekennen Chriſti mit den Lippen wird ausdrücklich verworfen.“

„Lieber Friedrich, bat Aurora inſtändigſt, befaſſe Dich doch nicht mit eigenmächtigen Forſchungen und Vergleichen in der Bibel! man kann dabei allzu leicht auf Abwege gerathen, wenn man ſich nicht bereitwillig einer höheren Autorität unterordnet. Dazu haben wir ja eben die Kirche und ihre Lehrer.“

„Aengſtige Dich nicht um mich, mein Miezchen, ſagte Eisleben gutmüthig, ich bin gewiß recht eine ehrliche aufrichtige Chriſtenſeele, und ich wünſchte nur Dich über Deine Schweſter ebenſo beruhigen zu können.“

Aber das war freilich unmöglich. Aurora vertiefte ſich immer mehr und mehr in ein ſtarres Chriſtenthum, das ſich um den Ausſpruch Luthers: der Menſch müſſe an ſich ſelbſt und all ſeinem Thun verzagen und allein hangen an Chriſti Verdienſt; — kryſtalliſirte. Dieſe Starrheit machte ſie ſich zum Panzer um ihr ſchwaches unruhiges Herz, und regte ſich dies in ſeiner alten Schwachheit, ſo tröſtete ſie ſich mit dem Glauben: die Sünde komme vom Teufel, und Chriſtus habe die Sünde der Welt auf ſich genommen und dafür genug gethan, darum nicht in täglichen Verkehr mit Leuten bringen, die man nicht zum Schwiegerſohn haben will. Dieſe Vorſicht haſt Du nicht beobachtet. Du biſt in Ems während fünf Wochen unzertrennlich von Lord Waldegrave geweſen."

„Allerdings! wer hätte aber denken können, daß er neben Prinz Guido Eindruck auf ſie machen werde!" —

„Wer? — ich! ich bemerkte, wie Dea, ſo weit ihre Schüchternheit es zuließ, nur für Lord Waldegrave Aug' und Ohr hatte. Ich warnte Dich indirekt, als ich Dich bat, Lord Waldegrave nicht nach dem Schloß zu begleiten, welches er zu kaufen gedachte oder gekauft hatte. Aber Du fandeſt es unterhaltend und gingeſt mit ihm. Dein Benehmen mußte ihm jede Hoffnung geſtatten — und jetzt, da Du ſo leicht Deine Einwilligung gabſt, willſt Du nicht einmal die Bedingung wegen der Nachkommenſchaft daran knüpfen."

„Beſte Mama, ich täte es gern, ſobald ich ſicher wäre, dieſe Bedingung durchzuſetzen. Steht aber Dea's Glück auf dem Spiel . . . —"

„Lieber Sohn," fiel die Fürſtin ein, „keine Romanphraſen, ich bitte Dich. Ein verſtändiges und wohlerzogenes junges Mädchen — und das iſt Dea! — kann ſtets recht glücklich in einer ſtandesmäßigen Ehe ſein, ſobald der Gemahl kein Ungeheuer an Leib und Seele iſt, denn man hat ſeine Vernunft, um ſich den Verhältniſſen anzupaſſen oder ſie allmählich beſſer zu geſtalten. Dea's Ehe mit Prinz Guido wäre ſo glücklich wie möglich geworden. Wir kennen die Eltern, die Verhältniſſe; der Zuſchnitt des Lebens iſt der unſere; Dea wäre uns erreichbar geblieben . . . —“

„Beſte Mama,“ fiel jetzt der Fürſt lächelnd ein, „all' dieſe Vorzüge betreffen mehr uns, als Dea. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß Prinz Guido durchaus keine glänzende Apanage — Lord Waldegrave aber ein unermeßliches Vermögen hat.“

„Biſt Du ein Kaufmann, lieber Sohn, daß Du das Glück Deiner Tochter nach dem Gelde abſchätzeſt?“

„Durchaus nicht! doch wenn von äußeren Vorzügen die Rede iſt, darf man auch das Vermögen in Anſchlag bringen. Daß mir Prinz Guido als Schwiegerſohn lieber wäre, verſteht ſich.“

„Daß er es werde, hängt von Dir ab: weiſe Lord Waldegrave's Antrag zurück und nach einigen Tränen und etwas Betrübnis vermählt ſich Dea mit Prinz Guido.“

„Deſſen bin ich ebenſowenig gewiß wie der Frage über die Nachkommenſchaft.“

„Lieber Sohn! wenn Du Deiner ſelbſt ſicher und feſt in Deinen Entſchlüſſen wäreſt, ſo würden Deine Schwankungen aufhören. Allein Du haſt einen Widerwillen gegen alles Unbequeme, und da es manchmal unbequem iſt und Verdrießlichkeiten mit ſich bringt, den Willen feſtzuhalten, ſo läßt Du ihn fallen, wie eben jetzt, weil es Dir läſtig wäre, Dea mit verweinten Augen zu ſehen. Das iſt Schwäche, lieber Sohn, keine Güte.

„Du tuſt mir Unrecht, beſte Mama, es iſt Liebe für Dea.“

Die Fürſtin lächelte in ihrer Weiſe, mit den Lippen, nicht mit den Augen, als ſie entgegnete:

„Stark gemiſcht mit Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe. Doch genug! Du kennſt jetzt Dea's Antwort, Du kennſt meine Anſicht; Du biſt der Vater, Dir ſteht die Entſcheidung zu.“

„Da ich aber die Entſcheidung in Dea's Hand gelegt habe, ſo kann ich nicht mehr eingreifen.“

„Das heißt, lieber Sohn, Du haſt ihr die Freiheit gegeben, nein zu ſagen. Daraus, daß ſie dies für den einen Antrag tut, folgt nicht, daß Du ja und Amen zu dem andern Antrag ſprichſt. Übereile Dich nicht in Deiner väterlichen Liebe.“

„Übereilen!“ rief der Fürſt und erhob ſich ungeduldig: „ſeit drei Tagen langweilt mich die Überlegung dieſer Briefe! Es iſt unmöglich, die Beantwortung noch länger zu verſchieben. Adieu, beſte Mama, ich ſchreibe — und zwar zuerſt an Prinz Guido, den armen Schelm“ . . . — —

„Und dann beſinne Dich, mein Sohn!“

Der Fürſt verließ ſeine Mutter und ſchrieb an Prinz Guido einige freundliche und dankbare Zeilen. Welchen Grund ſollte er aber für das Ablehnen ſeiner Tochter angeben. Es wäre doch allzu unhöflich geweſen, zu ſagen, daß ſie den Prinzen nicht leiden könne, und ganz unwahr, zu ſagen, daß ſie ſich noch nicht vermählen wolle. Was ſoll ich noch lange zaudern! murmelte der Fürſt vor ſich hin: ich ſchreibe, daß das Herz meiner Tochter nicht mehr frei iſt; — und damit iſt die Sache nach zwei Seiten hin abgemacht.

Als der Brief geſchrieben war, ließ er ſeine Tochter rufen, las ihr denſelben vor und fragte dann:

„Nun, Dea, hab' ich es recht gemacht?“

Sie küßte mit zärtlicher Dankbarkeit ſeine Hände. Da fragte er lachend:

„Aha! ich merke! ganz recht iſt es noch nicht. Ich muß jetzt an Lord Waldegrave ſchreiben, daß er komme.“

„O lieber Papa!“ rief Dorothea frohlockend und warf ſich in ſeine Arme.

Der Frühling hatte den Winter beſiegt. Die Fürſtin ſchien durchaus nicht überraſcht zu ſein. Wer zuletzt mit dem Fürſten ſprach — der behielt recht; und dem Unangenehmen mußte, wenn es nun einmal nicht zu vermeiden war, die möglichſt angenehme Seite abgewonnen werden. Zu vermeiden war aber nur dasjenige, was man ohne Mühe beiſeite ſchaffen und dem man ohne Anſtrengung aus dem Wege gehen konnte. Nach dieſer Richtſchnur lebte und handelte der Fürſt. Lord Waldgrave war ihm nun ein ſehr willkommener Schwiegerſohn. Als derſelbe nach wenigen Tagen eintraf, um von Dorothea das Jawort zu empfangen, begrüßte ihn der Fürſt mit großer Freude, die Fürſtin höflich und gemeſſen, Dorothea ſchüchtern und zurückhaltend, aber mit gleichſam verſchleierter Glückſeligkeit. Imponierend wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſtand er auch dem Weſen nach vor ihrem Auge, mit der Sicherheit, der Reife welche der Sommer des Lebens bringt, während ſeine ungewöhnliche ernſte Schönheit, ſein geiſtvoller Ausdruck, ſeine hohe, vornehme Geſtalt und Haltung jenen Eindruck noch vertieften.

Am Tage der Verlobung brachte die Fürſtin den künftigen Wohnſitz zur Sprache und ſagte:

„Sie werden Ihr Wanderleben jetzt hoffentlich ein wenig beſchränken, nicht wahr? Der heimatloſe Menſch iſt ſelten ein zufriedener Menſch und der Beſtimmung der Frau widerſpricht nichts ſo ſehr, als fort und fort auf der Eiſenbahn von einem Ende Europas zum andern — ſogar darüber hinaus zu fliegen.

Dorothea hatte genau den entgegengeſetzten Geſchmack; allein in Gegenwart der Eltern ſprach ſie ſich nicht aus, wie das gewöhnlich bei jungen Leuten der Fall iſt. Sie horchte auf, was Lord Waldegrave antworten werde.

„Ich bin aber nicht heimatlos,“ ſagte er lächelnd; „ich bin zuhauſe hier und da und dort, habe überall mein Haus, Verwandte, freundſchaftliche Beziehungen, Verpflichtungen."

„Eine ſolche Zerſplitterung der Intereſſen raubt ja alle Ruhe, welche doch notwendig iſt, um eine geordnete Exiſtenz zu führen," wendete ſie ein.

„Lokomotion, wenn ſie durch die Verhältniſſe geboten wird, macht nicht unruhig und wird zur Gewohnheit. Übrigens bin ich gern bereit, an demjenigen Ort länger zu verweilen, den Komteſſe Dorothea mir beſtimmen wird."

„Da wirſt Du Goldenſtein wählen, nicht wahr, Dea?" ſagte der Fürſt.

„Ich kenne Goldenſtein nicht, lieber Papa," erwiderte ſie.

„Bevor Sie wählen, müſſen Sie kennen," ſagte Lord Waldegrave, „und wenn Sie Romodin am Fuß der Meeralpen in Slavonien und Belair-Caſtle in der freundlichen Grafſchaft Shrewsbury kennen werden, ſo iſt es zweifelhaft, ob Goldenſtein den Sieg davon trägt."

„Auf jeden Fall bleibt Goldenſtein ein Ruhepunkt auf Ihren Zügen nach Norden wie nach Süden," ſagte der Fürſt, „und es freut mich ungemein, daß ich wenigſtens eine Ihrer zeitweiligen Reſidenzen kennen lernte, ohne damals eine Ahnung zu haben, daß es auch die meiner Tochter werden ſolle."

„Ich hoffe, Sie lernen auch Romodin und Belair-Caſtle kennen,“ entgegnete Lord Waldegrave. „Das letztere wird Ihnen, glaube ich, ſehr gefallen. Es iſt im normaniſch-gotiſchen Stil und wie aus einem Guß — und liegt in einer lieblichen Landſchaft, welche durch die wunderſchöne Ruine von Tintern-Abbey — dieſem Denkmal ſchauerlichen Frevels weltbekannt iſt.“

Die Fürſtin ſtudierte aufmerkſam eine Notiz auf ihrem Fächer. Dorothea horchte geſpannt auf. Der Fürſt fragte ahnungslos:

„Was iſt in Tintern-Abbey geſchehen und warum wurde es zerſtört?“

„In Tintern-Abbey iſt nichts geſchehen, als das, was in allen Klöſtern geſchieht,“ erwiderte Lord Waldegrave: „die Mönche dienten Gott nach ihrer Regel. Wahnſinniger Fanatismus wollte dies nicht dulden. Ein Herrſcher, trunken von Blut und Leidenſchaften, wurde — ſei es Werkzeug, ſei es Urheber des Fanatismus, und von Englands Erde verſchwanden die Klöſter und ihre friedlichen Bewohner und Ruinen von unvergleichlicher Schönheit verkünden der Nachwelt in Lapidarſtil, was das iſt: Glaubenshaß.“

„Der Eifer für Reinigung des Glaubens von vielfachen Auswüchſen kann allerdings zu weit gehen,“ ſagte der Fürſt.

„Sagen Sie doch das richtige Wort!“ fiel Lord Waldegrave ein.

Haſtig unterbrach ihn die Fürſtin durch die Behauptung:

„Der engliſche Volkscharakter paßt nicht für den Katholizismus. Das was man Glaube nennt, nämlich Anſchauungen von überſinnlichen Dingen, hängt vom Temperament ab. Der Engländer iſt choleriſch-phlegmatiſch — eine ganz vortreffliche Miſchung! Ein ſolcher Charakter gibt Kraft und Beharrlichkeit, und läßt ſich nicht durch Phantaſterei blenden.“

„Kraft und Beharrlichkeit im heroiſchen Grade hat der katholiſche Glaube allzeit und überall hervorgerufen, und England zählt ſeine Martyrer nach Tauſenden,“ erwiderte Lord Waldegrave: „das Temperament iſt nur eine natürliche Anlage, welche durch die Religion gezügelt, geſittigt und gebildet werden ſoll — obſchon ich gewiß nicht beſtreite, daß eine ſolche Anlage gewiſſe Schranken ſetzt, gewiſſe Richtungen gibt, denen wir uns unterwerfen müſſen.“

Der Fürſt war durch dieſe Diskuſſion gelangweilt. Scherzend fiel er ein:

„Es ſollen ja alle Menſchen ihr Steckenpferd, ihre fixe Idee, ihre Marotte haben; und ſo iſt dies denn auch bei meiner Mutter. Die vier Temperamente! in letzter Inſtanz entſcheiden dieſe alle Fragen, alle Zweifel.“

„Auch den künftigen Wohnſitz von Komteſſe Dorothea?“ fragte lächelnd Lord Waldegrave.

„Sprich, Dea, wo möchteſt Du Dich am liebſten niederlaſſen," ſagte ihr Vater.

„Nicht in England," verſetzte ſie; „lieber in Slavonien oder am Rhein."

„Nun, dies iſt doch klar!" ſagte die Fürſtin mit einiger Selbſtzufriedenheit: „Dorothea mit ihrem ſaguiniſchen Temperament, fühlt ſich dahin gezogen, wo dieſes im Volk vorherrſcht."

„Das weiß ich nicht, liebe Großmama," antwortete Dorothea: „aber in England ſoll das Leben mit eiſerner Strenge der Mode unterworfen ſein; — ein ſolcher Zwang würde mich beängſtigen."

„Meine Tochter iſt in großer Freiheit aufgewachſen," nahm der Fürſt lächelnd das Wort: „ich fürchte ſehr, ſie wird zuweilen an den Ketten des Eheſtandes rütteln."

„Das wird ſie nicht," ſagte Dorothea ſehr beſtimmt und Lord Waldegrave fügte hinzu:

„Um ſo weniger, als von Ketten nicht die Rede ſein kann."

Die Fürſtin drängte ihren Sohn dahin, von Lord Waldegrave zu begehren, daß ſeine Nachkommen proteſtantiſch würden. Mühſam entſchloß er ſich zu dem unbequemen Geſpräch. Es war aber nach dem erſten Wort ſchon zu Ende, denn mit lakoniſcher Kürze erwiderte Lord Waldegrave:

„Unmöglich! ich kann nicht für meine Nachkommen auf das verzichten, was ihr Recht iſt. Sie haben das Recht, Katholiken zu ſein, wie ſie das Recht haben, meinen Namen zu tragen und mich zu beerben."

Den Fürſten ſtellte dieſe entſchiedene Antwort ganz zufrieden, denn ſie überhob ihn aller Debatten. Aber die Fürſtin ſagte, als er ihr das Ergebnis ſeines Geſprächs mitteilte:

„Wenn Dea nur einen Funken von Energie hätte, würde ſie ſich das nicht gefallen laſſen."

„Beſte Mama," wendete der Fürſt ein, „bedenke doch, daß Pelagie niemals begehrt hat, daß unſere Kinder griechiſch würden. Weshalb ſoll Dea nicht dem Beiſpiel ihrer Mutter folgen und tolerant ſein?"

„Weil Toleranz den Katholiken gegenüber Schwäche und Torheit iſt. Schwäche — weil ſie den Übermut haben, nur ihren Glauben für den wahren zu halten, und Torheit, weil ſie darauf ausgehen, Proſelyten zu machen."

„Daß ihnen dies nicht gelingt, ſehen wir ja," antwortete der Fürſt gleichmütig. „Wir können alſo in großer Ruhe ihren Wahn belächeln."

„Du biſt unverbeſſerlich, mein Sohn, wenn Dea katholiſch wird, wirſt Du aber nicht lächeln," ſagte die Fürſtin.

Der Fürſt machte eine zweifelhafte Miene. Sie ſetzte abbrechend hinzu:

müſſe ſie an ihm ſich halten. Corneliens Geſinnung war ihr heidniſcher Greuel, und ſie ſchrieb ihr bogenlange Briefe voll Bekehrungseifer um ſie zum Glauben! zum Glauben! zum Kern und zur Glorie der Religioſität zu führen.

Ein einziges Mal antwortete Cornelie: „Ueber „meinen Glauben ſoll ich Dich beruhigen? gern, „liebe Aurora! zwei Worte umfaſſen ihn. Gott „ſpricht zu mir wie zu Jeremias: Ich habe dich je „und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. — Der Zug zu Gott iſt der „Kern meiner Religion.“ Dann verließ ſie dies Gebiet um es der Schweſter gegenüber nie mehr zu betreten.

Sie lebte in Zürich. Sie hatte nur einen Zweck: Triſtan zu erziehen. Vor der Hand ſollte nur ſein kleines phyſiſches Leben gedeihen, und die Ufer des freundlichen Züricher Sees lachten ſie ſo an als ſie aus Deutſchland dahin kam, daß ſie fand, in dieſem friſchen, reichen Garten der Natur würde eine glückliche Stätte für eine Wiege ſein. Sie richtete ſich ein nach dem geringen Maßſtab den ſie für die Gegenwart hatte, und mit dem Blick in die Zukunft auf die Mittel gerichtet, die ihr in Zürich für Triſtans ſpätere Erziehung zu Gebot ſtehen dürften. Sambachs letztes Wort war tief in ihre Seele

„Lord Waldegrave wünſcht alſo, daß die Vermählung in ſpäteſtens zwei Monaten ſtattfinde?"

„Ja, gegen Ende November."

„Dann haben wir keine Zeit zu verlieren, um die Ausſtattung zu beſorgen."

„Und ſo elegant wie möglich, beſte Mama. Der Diamantſchmuck, den Waldegrave an Dea ſchenkte, erheiſcht einen ganz königlichen Trouſſeau."

Die Fürſtin nickte Beifall. Lord Waldegrave reiſte ab, um Mitte November wiederzukommen. Dorothea ſchwamm in Tränen.

Roſenmonde.

Die Fürſtin fand, daß die Zeit verfliege, Dorothea fand, daß ſie dahin ſchleiche. Für ſie wollten die Tage kein Ende nehmen, denn von einem Tag zum andern harrte ſie auf Briefe. Lord Waldegrave ſchrieb ſehr häufig, und ſo liebevoll und zärtlich, daß ihr junges Herz davon berührt wurde, wie die Blumenknoſpe vom Sonnenſtrahl. Sie fand den Mut ihre Gedanken, ihre Empfindungen ihm auszuſprechen und ſchon das beglückte ſie. Bei der ſtrengen Großmutter, bei dem oberflächlichen Vater, bei der trockenen Fräulein von Stecken kam es nie zu einem intimen Geſpräch. Bei der Erſteren war Dorothea verſchüchtert; bei den zwei Letzteren fiel ihr nie ſo etwas ein. Mit dem Vater führt ſie die Geſpräche des Alltagslebens, mit Fräulein von Stecken gar keine; -- es ſei denn, daß ſie miteinander botaniſierten. Ihre beiden Brüder, fünfzehnjährige Zwillinge, ſtanden ihr fern durch Alter und Studien. So hatte denn Dorothea eine einſame Jugend. Freilich brachte der Fürſt immer einige Wintermonate in der Hauptſtadt zu, wo er in der Pairskammer des Landes einen Sitz einzunehmen hatte — und da hatte denn auch Dorothea zweimal die Freuden des Karnevals genoſſen und nach Herzensluſt getanzt. Andere Beziehungen jedoch als geſellſchaftliche ließen ſich in dem tumultuariſchen Treiben nicht anknüpfen, um ſo weniger, als die Fürſtin ungemein ſtreng in der Wahl des Umgangs für ihre Enkelin war und einen vertraulichen und freundſchaftlichen gar nicht zuließ. Überflüſſig ſei er immer und häufig ſchädlich; ſo meinte ſie. Vielleicht hatte ſie nicht Unrecht, allein Dorothea fand im Familienkreiſe keinen Erſatz dafür. Sie war allein und ſie fühlte es.

Jetzt wurde das anders. Sie fand liebevolles Verſtändnis, Ermunterung und freundliche Berichtigung und Aufklärung. Sie konnte ſich anſchmiegen ohne ein Fröſteln zu ſpüren; ſie durfte ſich anlehnen, ohne auf Härte zu ſtoßen. Sie nahm Beſitz von der Zukunft wie eine junge Königin, die in ihre Reiche einzieht.

„Es iſt erſtaunlich!“ ſagte Fräulein von Stecken zur Fürſtin, „Komteſſe Dorothea hat alle Freude an der Botanik verloren. Etwas Intereſſe könnte doch dafür geblieben ſein, ſollt' ich meinen.“

„Sanguiniſche Charaktere haben immer etwas Leidenſchaftliches, etwas ganz Unberechenbares,“ erwiderte die Fürſtin; „ſie verlieren ſich in einen

Gegenſtand oder ſtoßen ihn zurück; ſie bewegen ſich in Sprüngen oder gar nicht.“

„Ja, aber ein klein wenig Intereſſe,“ wendete Fräulein von Stecken ein . . . —

„Iſt nicht von Dea zu erwarten!“ unterbrach die Fürſtin.

„Es iſt erſtaunlich, wie die Liebe ein junges Mädchen verändert,“ bemerkte Fräulein von Stecken immer höchſt trocken.

„Nicht eigentlich verändert! ſie entwickelt nur das junge Mädchen; ſie bringt zum Vorſchein, was inwendig war. Übrigens will ich Ihnen zum Troſt ſagen, daß — bevor ein Mädchen einundzwanzig Jahr alt iſt — der erfahrenſte Menſchenkenner nicht berechnen kann, wie ſie ſich entwickeln wird.“

Der Fürſt hatte ſeine Freude an den Vorbereitungen zu einem äußerſt glänzenden Vermählungsfeſt. Leider hatte dieſe Freude dennoch einen ſchwarzen Punkt; nämlich abermals einen Religionskampf, auf dem die Fürſtin beſtand, mit Lord Waldegrave.

Kaum war dieſer angelangt, kaum war er von allen auf’s Herzlichſte, von Dorothea mit ſeliger Freude empfangen worden: ſo bemächtigte der Fürſt ſich ſeiner, ſchloß ſich mit ihm in das entlegenſte ſeiner Zimmer ein und ſagte:

„Lieber Freund, wir haben Ihnen nachgegeben was die Religion Ihrer Kinder betrifft. Dafür werden Sie jetzt nachgeben und den Akt der Trauung von unſerm Paſtor vollziehen laſſen. Wir wünſchen nicht einen katholiſchen Prieſter für dieſe Feierlichkeit zu haben. Überdies iſt der Miſſionsgeiſtliche, der hier in der Stadt einmal im Monat den Gottesdienſt für die Katholiken hält — ich weiß nicht wo! Von einer katholiſchen Trauung kann alſo nicht die Rede ſein.“

Auf dieſe energiſche Anrede verſetzte Lord Waldegrave weiter gar nichts als:

„Gut.“

Der Fürſt war nicht weniger beglückt als verwundert. Wie ein Triumphator den beſiegten Gegner führte er Lord Waldegrave zur Fürſtin, wo ihm das Programm der Feſte mitgeteilt und beſprochen wurde. Dorothea war zugegen aber ohne mitzuſprechen. Plötzlich wurde ſie blaß und rot, denn ihr Vater hatte geſagt:

„Jetzt muß ich unſerem Paſtor Tag und Stunde der Trauung anzeigen, damit er ſich auf eine ſchöne Rede vorbereite.“

Dorothea ſah Lord Waldegrave an, als erwarte ſie von ihm einen Zuſatz, eine Berichtigung – ſie wußte ſelbſt nicht was. Doch dieſer ſagte weiter nichts als:

„Schöne Rede, kurze Rede.“

Dorothea erhob ſich, hielt ihr Tuch vor die Augen und verließ den Salon ſo ſchnell, daß ſie bereits draußen war, bevor der Vater ihr nachrief:

„Was fehlt Dir, Dea?“

„Ich bitte, gehen Sie ihr nach,“ ſagte die Fürſtin zu Fräulein von Stecken.

Es geſchah; ſie kehrte jedoch bald zurück und berichtete:

„Komteſſe Dorothea hat ihre Tür verriegelt und mir zugerufen, ihr ſei nicht ganz wohl; es werde aber ſchnell vorübergehen, wenn man ſie allein laſſe.“

„Sie wird bewegt ſein durch die bevorſtehende Trauung,“ ſagte der Fürſt, „die für uns doch viel ſchwerer ſein wird, als für ſie. Geht die einzige Tochter fort, ſo fällt gleichſam die Blüte des Hauſes ab.“

„Vergiß nicht Deine Söhne,“ ſagte die Fürſtin.

„Gewiß nicht — obſchon ſie erſt Knoſpen und noch keine Blüten ſind. Aber das Kind, das man hergeben muß, kommt uns immer ganz unerſetzlich vor.“

„Und bei Ihrem Nomadenleben, Lord Waldegrave, dürfen wir ja auch gar nicht darauf rechnen, Dorothea wiederzuſehen,“ ſagte die Fürſtin; „denn die Reiſen zwiſchen Nordpol und Südpol rauben Zeit.“

„Dea's Vaterhaus wird immer auf unſerm Wege liegen.“

„Das iſt ein Wort!“ rief der Fürſt vergnügt und drückte Lord Waldegrave's Hand, und ſogar die Fürſtin lächelte, wenn auch nur in ihrer Weiſe mit den Lippen, nicht mit den Augen.

Nach einer halben Stunde kam Dorothea zurück. Man ſah, daß ſie geweint hatte. Lord Waldegrave eilte ihr entgegen, ergriff ihre Hand, blickte zärtlich in ihr ſchönes Auge und fragte:

„Dea, was fehlt Ihnen?“

So leiſe, daß nur er es verſtehen konnte, entgegnete ſie:

„Mir fehlt die katholiſche Trauung, der Segen Ihrer Kirche.“

Er ſchwieg betroffen, denn alles andere hätte er eher erwartet. Sie aber ſagte in verändertem Tone zur Fürſtin, als ob ſie nur fortgegangen ſei, um mit einer Kammerfrau zu ſprechen:

„Es iſt eine große Kiſte angekommen, liebe Großmama. Die Guspuri meint, es ſei das Brautkleid.“

„Laß' es auspacken, Dea!“ rief der Fürſt, der ſich ſehr für Toiletten-Angelegenheiten, Mode und Eleganz intereſſierte.

Das geſchah. In einem der Zimmer der Fürſtin wurden alle Herrlichkeiten ausgebreitet und man ging hinüber, um ſie in Augenſchein zu nehmen. Lord Waldegrave blieb etwas zurück, trat dann aber ſchwer beladen ein. Er ſtellte zwei kleine Kaſten von Cedernholz vor Dea hin und überreichte ihr die Schlüſſel. In dem einen lag ein perſiſcher Shawl, in dem andern lagen Spitzen, beides von ſolcher Schönheit, daß ſogar die Fürſtin ihre Bewunderung äußerte. Endlich reichte er Dorothea eine kleine Kaſſette von braunem Saffian und ſagte:

„Es heißt, Perlen bedeuten Tränen. Deshalb ſind dieſe Perlen mit Diamanten vermiſcht; da verlieren ſie ihre traurige Bedeutung."

„Das iſt aber etwas Unvergleichliches!" rief der Fürſt: „unſer Hausſchmuck iſt übertroffen. Wenn auch unſere Garnitur von Saphieren und Diamanten in die Schranken treten kann gegen die Smaragden und Diamanten, welche Sie bereits an Dea ſchenkten: ſo müſſen doch gegen dieſe Perlen, gegen dieſe Diamanten die unſeren zurückſtehen, nicht wahr, Mama? . . . Unſere Roſe von Rubinen iſt das Einzige, worin wir überlegen ſind."

„Ein ganzer Schmuck von Rubinen und Diamanten harrt auf ſeine Herrin in Belair-Caſtle," ſagte Lord Waldegrave: „man hat ja nur ſelten Gelegenheit, ſolchen Schmuck zu tragen und für die Hochzeitsfeſte genügt das, was Dea jetzt beſitzt."

„Ach, überhaupt! . . . übergenug!" ſagte Dorothea ganz geblendet von den Koſtbarkeiten, welche ſie umgaben. Dann wendete ſie ſich zu Lord Waldegrave und rief mit jenem lebhaften Ausbruch der Empfindung, der ſie ſo reizend machte: „O Manfred! glauben Sie nur ja nicht, daß ich Sie wegen der Diamanten mehr lieben könnte . . . — als ich Sie jetzt liebe."

„Das verſteht ſich,“ ſetzte die Fürſtin hinzu und der Fürſt.

„Aber freuen müſſen ſie Dich doch!“

„Gewiß, lieber Papa! . . . wenn ich nämlich Ihnen in dem ſchönen Schmuck gefalle,“ wendete ſie ſich an Lord Waldegrave.

Er nahm ein Diadem aus dem Käſtchen, hielt es über Dorothea's Stirn, als ob er prüfen wolle, ob ſie ihm gefalle. Dann ſah er den Fürſten an und ſagte:

„Dea!“

„Wenn auch das nicht,“ ſagte der Fürſt lächelnd und geſchmeichelt: „ſo macht es ſich doch ſehr gut.“ — —

Alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren ſo glänzend und feſtlich wie möglich. Das Schloß wimmelte von Gäſten. Zwei Brüder der Fürſtin fanden ſich ein, die Schweſtern des Fürſten, Verwandte von Lord Waldegrave, alle in hochzeitlicher Stimmung, weil dieſe Verbindung, nach beiden Seiten hin, wohlgefällig war. Nur bei der Fürſtin tauchte zuweilen der Gedanke auf: Wenn doch Prinz Guido der Bräutigam wäre! — und doch mußte ſie ſich geſtehen, daß deſſen ſehr mäßige Apanage Dorothea in eine beſchränkte Lage verſetzt haben würde.

Glänzende Tafel, Ball, Feuerwerk, Muſik, Maskenſcherze folgten aufeinander.

Dorothea war ernſt und bewegt.

„Du biſt keine fröhliche Braut, Dea!“ ſagte eine der Couſinen.

„Aber eine glückliche!“ erwiderte ſie.

In dem Tumult, der ſie umgab, konnte ſie zuweilen ein paar Worte an Lord Waldegrave richten, die nicht von der Geſellſchaft gehört werden ſollten. Und ſo fragte ſie ihn einmal ganz raſch:

„Iſt unſere Ehe auch gewiß giltig, wenn kein katholiſcher Prieſter uns traut?“

„Seltſame Frage!“ verſetzte er: „das Sakrament der Ehe wird nicht durch den prieſterlichen Segen empfangen, ſondern durch die erklärte Übereinſtimmung der Brautleute vollzogen. Alles übrige iſt heiliger Brauch, aber nicht weſentlich.“

„Ah, das beruhigt mich!“ ſagte ſie ſichtlich erleichtert: „aber weshalb legt denn mein Vater, oder eigentlich die Großmama, ſolch Gewicht auf die proteſtantiſche Trauung?“

„Liebe Dea, da müſſen Sie die Großmama fragen!“ antwortete er lächelnd.

Einmal ſagte er ihr, wie glücklich es ihn mache, daß ſie Intereſſe habe für die ernſten Fragen der Zeit, Sinn für ernſte Lektüre. Dieſe Übereinſtimmung des Geiſtes ſei ebenſo notwendig wie die der Herzen und mache die Einheit des Lebens möglich. Da erwiderte ſie:

„Ja . . . aber es fehlt uns doch die Einheit im Glauben.“

„Sie kann eintreten, Dea.“

gegraben, und ſie betrachtete Triſtan als ihr Kind allein.

Ehe ſie Altdorf verließ hatte ſie Dorothee mit der Erklärung entlaſſen wollen: ſie werde künftig in Verhältniſſen leben, welche ihr die größte Einſchränkung zur Pflicht machten; drum müſſe ſie ſich mit einer Dienerin begnügen, die alle Dienſte eines kleinen Hausweſens leiſten könne. Dorothee ſtarrte ſie an mit großen Augen, wurde todtenbleich und ſagte endlich feierlich:

„Gnädige Gräfin, ſo weit meine Füße mich tragen und ſo lange meine Augen offen ſind — folge ich Ihnen nach.“

„Liebe Dorothee, ſagte Cornelie weich, wie rührt mich Ihre Anhänglichkeit .... und grade in dieſem Augenblick. Aber ich kann Sie nicht mitnehmen — ich habe wirklich kein Geld dazu .... und darauf muß ich gar große Rückſicht nehmen“ — ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Es iſt alſo doch dahin gekommen! rief Dorothee mit ihren Thränen kämpfend; der Schmerz iſt doch über Sie hereingebrochen, gnädige Gräfin! — Der Bruder hat es verſchuldet aus Liebe für die Schweſter. Zürnen Sie ihm nicht, und gönnen Sie mir als einen Beweis Ihrer Vergebung die Ehre Sie begleiten zu dürfen .... — bis ans Ende

„Wünſchen Sie es?“ fragte ſie haſtig.

„Dieſe Frage iſt nicht mit zwei Worten abzutun,“ erwiderte er lächelnd: „wenn ich ja ſagte, würden Sie vielleicht ſich erheben und vor der ganzen Geſellſchaft ausrufen: Ich will katholiſch werden!“

„O wie hat die Großmama Sie mit Vorurteilen gegen meinen ſanguiniſchen Charakter erfüllt!“ rief ſie munter.

Als man am Vorabend der Hochzeit ſpät auseinander ging, betrat Dorothea ganz erſchöpft ihr Zimmer. Die Stille, die Einſamkeit taten ihr wohl. All' die Zeugen ihres friedlichen Mädchenlebens umgaben ſie. Da ſtand ihr Flügel: ſie öffnete ihn und ſchlug ein paar Akkorde an. Da ſtand der Tiſch mit ihren Malergerätſchaften. Sie ſchlug die Mappe auf, in welcher ihre Aquarelle lagen und betrachtete das letzte Blatt — eine Anſicht von Ems, die anglikaniſche Kapelle. Dort ſtand ein Tiſch mit Photographien und anderen Albums; da ein anderer voll tauſend Sächelchen, Kleinigkeiten, Geſchenke zum teil noch aus ihrer Kinderzeit, ſie wußte kaum von wem. Bis ſie Lord Waldegrave kennen gelernt hatte, waren ihr dieſe Andenken ſehr teuer geweſen, dann aber gleichgiltig geworden. Jetzt kam ihr das wie Treuloſigkeit vor und ein zärtlicher Blick ſtreifte darüber hin, um die Vernachläſſigung gut zu machen. Zwiſchen dieſen friedlichen Bildern tauchte auch die Erinnerung auf, daß ſie hier viele Tränen vergoſſen habe, über den Tod ihrer kleinen Geſchwiſter, der Mutter dann und endlich über den Tod Friedrichs, ihres älteſten Bruders — und daß ſie hier auch manches Mal geſeufzt habe über die Strenge der Großmutter und die Langweiligkeit von Fräulein von Stecken. Das alles trat ihr jetzt auf's Lebendigſte entgegen und erfüllte ihr Herz mit Wehmut, denn es gehörte einem Abſchnitte ihres Lebens an, den ſie jetzt mit einem andern vertauſchte. Und dieſer neue Abſchnitt — was würde er bringen? . . . Auch Tränen? . . . Auch Seufzer? . . . Und ſchließlich: welche Erinnerungen? —

Sie trat an's Fenſter. Von dieſem Flügel des Schloſſes hatte man den Blick auf das Städtchen. Hie und da blinkte noch ein vereinzeltes Licht. Wachte dort ein Kranker? — oder eine arme Arbeiterin? — oder ein Hausvater bei ſeinen Rechnungsbüchern? — oder eine Mutter bei der Leiche ihres Kindes? — oder irgend jemand, der für das Hochzeitsfeſt noch etwas zu tun hatte? — Genug, jedes dieſer kleinen Lichter vertritt ein Menſchenleben, ſprach Dorothea zu ſich ſelbſt; — aber was iſt denn das — ein Menſchenleben? Und wie ſie ihre Stirn an die kühlen Scheiben lehnte und in Nachdenken verſank über dies wunderbare Rätſel, das erſt in der Ewigkeit ſeine Löſung findet: was iſt das — ein Menſchenleben: da ſprach eine

Stimme: Leiden und kämpfen. Wer ſagte das? Dorothea wendete raſch ſich um, trat aus der Fenſterniſche heraus und ſah ſich im Zimmer um. Es war von der Lampe beleuchtet, aber leer. Rings umher war tiefe Stille. Ein jeder hatte ſich in ſein Gemach zurückgezogen. Zur Rechten neben Dorothea's Zimmer wohnte Fräulein von Stecken; zur Linken lag ihr eigenes Schlafzimmer und daneben das Zimmer ihrer Kammerjungfer. Von dort konnte die Stimme nicht kommen. Habe ich geträumt? habe ich im Schlafe geſprochen? Aber wie ſind mir nur die traurigen Worte eingefallen: Leiden und kämpfen? fragte Dorothea ſich heimlich. — —

Auch ſolche Stimmen, auch ſolche überraſchende Worte gehören zu dem großen Geheimnis Menſchenleben.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter war Dorothea Lady Waldegrave und mit ihrem Gemahle auf dem Wege nach Romodin.

Fortan war ihr Leben ein Freudenrauſch. Zärtlich geliebt von ihrem Gatten und ihn zärtlich liebend und verehrend, hätte ſie ſich an ſeiner Seite überall glücklich gefühlt; um wie viel mehr in ihrer glänzenden Lage, auf dieſer großartigen Herrſchaft, umringt von allem, was das Leben angenehm machen kann — von Luxus vereinigt von Eleganz, Geſchmack, Bequemlichkeit. Aber bevor ſie ſich eingewöhnen konnte, ſchlug Lord Waldegrave einen Ausflug nach Venedig vor. Wer hätte das nicht frohlockend angenommen! Selbſtverſtändlich blieb man nicht auf der Schwelle von Italien. Man ging nach Florenz, nach Rom. Das war ja herrlich; — doch es war noch nicht der Süden. Der begann erſt in Neapel und zeigte ſich erſt in Sizilien in ſeiner vollen Schönheit; und ſo kam man denn bis Syrakus. Nun drängte die Zeit zur Heimkehr. Im Mai wollte Lord Waldegrave ſeinen Verwandten in Wien Dorothea vorſtellen und dann eine Schweſter des Fürſten, die in Ungarn verheiratet war, beſuchen. Im Juni endlich brachte Dorothea vierzehn Tage bei ihrem Vater zu.

„Sie ſehen, daß ich Wort halte," ſagte Lord Waldegrave zur Fürſtin: „Dea's Heimat iſt eine Zwiſchenſtation auf unſerem Wanderzug gen Norden."

„Ich habe es nicht anders erwartet," ſagte die Fürſtin.

„Und ſo etwas wie vornehme Zigeuner, die überall und nirgends zuhauſe ſind, ſeid Ihr doch," ſagte der Fürſt.

„Wir gehen jetzt nach England, wo ich meinen Sitz im Parlament einnehmen werde; das iſt doch nicht zigeunerhaft," erwiderte Lord Waldegrave lachend.

„Wie machte ſich Dea in der großen Welt?" fragte ihn die Fürſtin.

„Sie machte ſich ſo, daß ihr die Welt huldigte,“ verſetzte er.

„Und wie benahmſt Du Dich dabei,“ fragte der Fürſt.

„Ich machte es genau ſo wie die Welt,“ entgegnete Waldegrave.

„Und Dea iſt glücklich! das braucht ſie nicht mit Worten zu ſagen, das ſpricht ihre ganze Erſcheinung aus. Da Ihr Euch alſo beide zufrieden fühlt, ſo wird Eure Lebensweiſe ohne Zweifel die ſein, die für Euch paßt,“ ſagte der Fürſt: „ich ginge zu Grunde, wenn ich während ſechs Monaten aus einem Gaſthof in den andern ziehen müßte.“

„Die Gaſthöfe ſind Paläſte, lieber Papa,“ rief Dorothea.

„Kann ſein, meine Tochter! aber ſie gehören mir nicht! immer neue Umgebungen, immer fremde Geſichter, immer andere Gegenſtände um mich her — ich ginge zu Grunde!“

„Das macht die Gewohnheit des gleichmäßigen Lebens, ſei es hier, ſei es in der Reſidenz,“ ſagte Waldegrave.

„Und das phlegmatiſche Temperament,“ ſetzte die Fürſtin hinzu.

Sie war bisher unter dem Druck der Vorſtellung geweſen, Lord Waldegrave werde den Aufenthalt in Italien benutzen, um Dorothea ſchleunigſt „katholiſch zu machen,“ wie ſie ſich ausdrückte. Vergebens ſtellte der Fürſt ihr vor, daß keine Spur davon in Dorothea's Briefen zu finden ſei. Sie zuckte die Achſeln über dieſe Naivetät und ſagte:

„Es wäre nicht das erſte Mal, daß ein ſolcher Übertritt verheimlicht würde."

Jetzt aber ging aus Dorothea's Antwort auf die Fragen der Großmutter hervor, daß deren Beſorgnis ohne Grund ſei. Das Oſterfeſt in Rom hatte die Fürſtin ganz beſonders beängſtigt

„Wie gefielen Dir denn die Ceremonien in der Karwoche?" fragte ſie nachläſſig.

„Wie eine prächtige Vorſtellung in einer fremden Sprache, die ich nicht verſtehe," antwortete Dorothea unbefangen.

„Das war auch der Eindruck, den ſie auf mich machten, als ich vor langen Jahren in Rom war: ſie ließen mich kalt."

„Ja, aber ich möchte ſie verſtehen! dazu war aber gar keine Zeit. Es gibt in Italien ſo ungeheuer viel zu ſehen, daß ich nichts ſein konnte, als Auge. Dazu kam Manfreds Bekanntſchaft mit unzähligen Menſchen und tauſend geſellſchaftliche Pflichten, welche aus dieſen Beziehungen entſprangen. Ich habe nur ein ſehr oberflächliches Tagebuch führen können."

„Bei meiner nächſten Reiſe nach Italien will ich es beſſer machen."

„Dieſe Reiſe wird hoffentlich nicht ſo bald ſtattfinden, denn Du wirſt Mutterpflichten zu erfüllen haben, die mit der Nomadenexiſtenz nicht zu vereinigen ſind," ſagte die Fürſtin.

„Ich werde mich gewiß bemühen, ſie treu zu erfüllen — doch das Leben iſt ja lang, liebe Großmama."

„Meinſt Du?"

„Ja, lang und ſchön! Vor einem Jahre um dieſe Zeit dachte noch niemand an Ems, denn Ernſt war noch nicht an der Lungenentzündung erkrankt. Und jetzt! was habe ich nicht alles in dieſen zwölf Monaten erlebt! wie viel Freude! wie großes Glück! . . . Wenn ich mir vorſtelle, daß ich noch fünfzig Jahre in dieſer Weiſe leben kann, ſo muß ich ſagen, es iſt lange ſchön."

„Du wirſt aber nicht in dieſer Weiſe fortleben und Du ſollteſt Dich jetzt ſchon auf die Möglichkeit des Wechſels gefaßt machen."

„Nein, liebe Großmama! das nicht," rief Dorothea lebhaft: „ich muß hinnehmen, was die Zukunft bringt; . . . doch ich hoffe, daß es nichts Trauriges ſein wird."

Eingewiegt in dem Glück der Jugend verließ Dorothea zum zweiten Mal das Vaterhaus und ging mit ihrem Manne nach London und dann nach Belair-Caſtle.

„Hier beginnt eine neue Phaſe des Lebens, d. h. des Glücks," ſagte ſie zu Waldegrave: „hier ſoll ich Mutter werden."

Plötzlich hielt ſie inne und ſagte ernſt:

„Frauen ſterben im Wochenbett! . . . Wenn ich ſterben ſollte, Manfred, was wird aus meiner Seele."

„Aus Deiner Seele?" wiederholte er betroffen, „ich dachte Du würdeſt ſagen, aus Deinem Kinde."

„O nein, Manfred! das Kind hat ja an Dir einen liebenden Vater und wird gut aufgehoben ſein. Aber was wird aus meiner Seele?"

„Das was Dein Glaube Dir ſagt."

„Mein Glaube ſpricht von Unſterblichkeit. Iſt er aber auch wahr?"

„Es iſt der Glaube der Chriſten, Dorothea. Ich rate Dir, nicht allzuviel zu grübeln: Du könnteſt ihn dadurch verlieren."

„Alſo iſt es auch das, was die katholiſche Kirche lehrt, Manfred?"

„Gewiß! — warum fragſt Du das?"

„Weil ich mit Dir eins im Glauben ſein möchte und weil die katholiſche Kirche die erſte, die urſprüngliche iſt."

Er gab dem Geſpräch keine Folge. Sie hatte ſchon bemerkt, daß er nicht gern über dergleichen Fragen rede. — —

Als der Jahrestag ihrer Hochzeit kam, war auf große Freude großes Herzeleid gefolgt. Dorothea hatte einem Sohne das Leben gegeben — doch nach einigen Tagen ſtarb das Kind.

Aus einem Tagebuche.

I.

Er[1] warf das Gewehr über die Schulter und ging in den Wald. Sommerabend, Sonnenuntergang, Pirſchjagd. Tiefe Waldesſtille; ſo tief, ſo ſtill, daß der Wald regungslos und wie durch Zauberbann gehalten ſchien. Es war ihm recht. Er war nicht bloß Schütz, er war auch Jäger. Er liebte die Tiere des Waldes und der Wildnis, und ihr Leben und Weſen lockte und reizte ihn mehr, als ihr Untergang. Aber dann regte ſich plötzlich der Schütz in ihm und dann hieß es Knall und Fall. Heute nicht. Der Wald war ausgeſtorben. Zuweilen gurrte ganz ſchwermütig eine wilde Taube und in den höchſten Wipfeln der Bäume ſchlug die einſame Schwarzdroſſel ein paar Töne ihres ſchönen Abendliedes an. Über allen Wipfeln iſt Ruh; — ſo fängt ein Lied an. Gott weiß wer es gedichtet hat! der Dichter muß aber den Abend im Walde gekannt haben. Über allen Wipfeln iſt Ruh! Ja. Da oben iſt ſie. Ins Menſchenherz ſteigt ſie jedoch nicht herab. — Er dachte dergleichen tauſendmal gedachte Dinge und ſetzte ſich auf einen bemoſten Baumſtumpf am Rande der Lichtung, die ſich durch den Wald zog. So eben ging die Sonne dort unter, wo der Wald ſein Ende hatte. Sie ſchloß die Lichtung ab, wie ein Vorhang von Purpur und Gold. Der Adler, heißt es, könne mit ſeinem metalliſch glänzenden Auge feſt in die Sonne ſchauen. Was nützt es ihm? er weiß ja nicht, was er ſieht. Unbewußtes Glück iſt kein Glück. Vielleicht doch für das Kind, weil deſſen ganzes Leben noch nicht zum vollen Bewußtſein gelangt iſt. Es wird getragen von ſpielenden Wellen und ahnt nicht, daß dies das Weltmeer iſt, auf dem man zu den Palmenhainen der ſüdlichen Geſtade und zu den Regionen des ewigen Eiſes ſchifft. Als er ein Kind war, umſpielten ihn dieſe Wellen. — —

---

[1] Er ſpricht von ſich in der dritten Perſon.

Mit der Hand über den Augen und in ſich gekehrt ſaß er da. Plötzlich vernahm ſein Jägerohr auf dem Moosboden der Lichtung einen fernen Tritt. Langſam und durch keine Bewegung das kluge ſcheue Reh zu ſchrecken, ließ er die Hand ſinken. Allein die langen ruhigen Schatten, welche das, was ſich nahete, vor ſich herwarf, deutete genugſam an, daß kein Reh ſich nahe. O nein!

der Welt und meines Lebens!“ rief ſie, und ſank auf ihre Knie die ausgebreiteten Arme flehend zu Cornelie erhoben.

„Liebe Dorothee, ſagte Cornelie ſanft und beſchwichtigend, die Schickungen kommen von Gott und die Menſchen ſind nur Werkzeuge für die Pläne ſeiner höheren Weisheit. Ihr Bruder hat genau das gethan was er für Sie thun mußte, und ſomit ſeine nächſte Pflicht erfüllt. Für mein Leben und Daſein hat er keine Verantwortung, und Sie brauchen Sich nicht für ihn zu opfern, denn ich habe ihm nichts, gar nichts zu vergeben. So ſehr ich nun auch wünſchen würde, Triſtans wegen und meinetwegen, Sie zu behalten“ ....

„O Gott, gnädige Gräfin! rief Dorothee faſt jauchzend, Sie wünſchen mich bei Sich zu behalten? iſt's möglich? Sie könnten mich alſo doch nöthig haben — und ich ſollte gehen! fort von Ihnen gehen! und warum? .... weil Sie nicht mehr die Gräfin auf Altdorf ſein mögen! — Nein! Sie wünſchen mich zu behalten .... und ich bleibe.“

Cornelie legte ihr einfach und klar ihre beſchränkten Verhältniſſe vor.

„Deſto beſſer! entgegnete Dorothee, dann werde ich doch endlich etwas zu thun haben! Meine große Unthätigkeit hat mich ſchon lange gequält. Immer

Sie war es. Als ob das Sonnentor ſich für ſie geöffnet habe, ſo kam ſie daher geritten, langſam, ganz langſam, in tiefen Gedanken. Hätte er ſich nicht erhoben um ſie zu grüßen, ſo würde ſie ihn vielleicht gar nicht bemerkt haben. Jetzt neigte ſie ein wenig ihr königliches Haupt und wie an einem Fremden ritt ſie an ihm vorüber. Vielleicht erkannte ſie ihn gar nicht. Aber Abud erkannte ihn. Abud wendete das kluge, feurige, treue Auge ihm zu und ſchien ihn anzulächeln. Ja, mein Abud, das waren andere Tage, als er in der Ebene von Schubra dich für ſie zuritt; du aber, du edles Roß, biſt dasſelbe geblieben und mit Wohlgefallen folgte dir ſein Blick. Von Farbe perlenweiß, hellgrau geapfelt mit rötlichem Anflug auf dem Bug, die Mähne ſilbergrau und ſilbergrau der Schweif, weich geſchwungen wie der Paradiesvogel auf dem Turban einer Odaliske; der Huf ſchlank und nervig wie der einer Gazelle; das Auge verſtändnisvoll, ſanft und kühn — ja, mein Abud, du Sohn der Luft, du biſt es wert die Tochter der Sonne zu tragen! Und wie unſchön nehmen ſich gegen Dich die gereckten und geſtreckten Linien aus, welche zuſammengeſetzt das engliſche Vollblutpferd bilden. Große Überraſchung macht blödſinnig — wenn ſie das Herz betrifft. Er wußte nicht, daß ſie in der Gegend ſei, und als er ſie ſah — dachte er an Abud. Freilich verband ſich mit Abud eine wunderbare Perſpektive — rückwärts.

Sie war längſt am untern Ausgang der Lichtung verſchwunden, längſt auch der Reitknecht, der ihr auf zweihundert Schritt Entfernung folgte. Längſt war die Sonne untergegangen und zögernd wie das Leben vor dem Tode wich das Abendrot der fahlen Dämmerung. Eine Schlange ſchlüpfte neben ſeinem Fuß unter die hohle Wurzel des Baumſtammes, auf welchem er ſaß. Das weckte ihn und gab ſeinen Gedanken eine andere Richtung. Er ging heim. Die Redaktion einer Zeitung hatte ſich mit der Bitte an ihn gewendet, Szenen aus ſeinem Jägerleben in Bengalen und Nubien in ihrem Feuilleton zu beſchreiben. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und überlas den Brief: „Berühmte Leute ſchreiben im Feuilleton.“ Ihm einerlei. Er gehört nicht zu den berühmten Leuten und gibt keinen Pfifferling um durch eine Zeitung als berühmt geprieſen zu werden. „Glänzendes Honorar“ — — ein paar hundert lumpige Gulden nennt der filzige Jud', wenn er ſie zahlen ſoll, glänzend! — „In der ganzen Welt geleſen“ — — von wem? von Männern, die bei einer Zigarre ihren Mittagsſchlaf halten. Frauen leſen keine Jagdſzenen, höchſtens einmal eine recht grauſige. Das genügt ihnen, das iſt ſehr verſtändig. Jagdſzenen, wirklich intereſſante, d. h. gefährliche, muß man erleben, nicht leſen. Es war ein höchſt intereſſantes Abenteuer, als im Jongle bei Lakon das wildeſte der wilden Tiere, eine ſäugende Tigerin, ihm faſt den Garaus gemacht hatte. Doch was iſt davon lang und breit zu ſagen? nichts! oder allenfalls dieſes: Hätte ihm damals die Tigerin mit einem Griff das Herz zerfleiſcht, ſo könnte jetzt keine Katze ihm ganz ſäuberlich das Herz zerkrallen. Eine ſolche Moral von der Geſchichte würde auch den Damen gefallen. Ob ſie ſich wohl auf die Seite der Katze ſtellen und ganz freundlich ſagen würden: O, das tut gar nicht weh! iſt nur ein charmantes Spiel! — Ihm aber gefällt die Tigerin beſſer als die Katze. — O Leben, o Leben! was machſt du aus uns! — Fort mit dem Brief in den Papierkorb. Er ſchreibt für ſich — nicht für andere. Der einſame Menſch, der nicht bloß paſſiv in ſeinem Innern ſich verhält, der nicht bloß empfänglich, ſondern aktiv und verarbeitend iſt, der muß mitunter das Zuviel ſeines Herzens, ſeiner Gedanken aus ſich herausſchütten und dann ſich ſelbſt darin betrachten und ſchauen, ob er nicht etwa ein Narr iſt. Dieſe Art von Schreiberei iſt verſtändig und löblich. Jede andere iſt vom Übel; jede! Ja, es fragt ſich ob die heilige Schrift nicht beſſer ungeſchrieben geblieben wäre, ſo daß die Lehre nur auf der Tradition beruhte. Der Sektirerei wäre weniger Vorſchub geleiſtet. — Halt, er könnte in Konflikt mit dem heiligen Geiſt kommen!

II.

So war es.

Im Dezember werden es drei Jahre, da war er in Egypten, in dieſem ſeltſamen Lande, das die Natur alljährlich an ihrer Mutterbruſt mit den überſtrömenden Waſſern des Nil tränkt — eine Erſcheinung, deren Grund kein Naturforſcher enträtſelt hat. Er kam durch die große Wüſte vom Sinai und hielt ſich in Kairo auf, um ſich zur Nilfahrt bis zu den großen Katarakten in einer eigenen Dahabich anzuſchicken. Die Dampfſchiffreiſe auf dem Nil widerte ihn an und hätte ihn auch nur bis zu den kleinen Katarakten gebracht. Er wollte weiter. Er wollte dies traurige Land kennen lernen, traurig durch ſeine Schickſale: die Kultur geht im Sande unter, das Volk im Islam.

Abud trug ihn zu den Pyramiden. Mit einem allzu verwegenen Griff in ſeine Kaſſe hatte er in einem Dorfe des Antilibanon den Abud gekauft. Sechs Söhne eines ſterbenden Scheiks ſtritten ſich bis auf's Meſſer um das edle Tier. Im Anblick des Goldes verſöhnten ſie ſich und er wurde Beſitzer eines Pferdes, wie es in keinem Marſtall Europas edler zu finden iſt. Bei ſeinem Wüſtenritt aus Syrien zum Sinai und vom Sinai nach Suez und Kairo führte er ein Kameel mit ſich, welches die Waſſerſchläuche für Abud trug, dafür aber wurde er von Abud getragen und das war freilich etwas anderes, als auf dem Rücken eines

Kameels wie ein Warenballen hin und her geſchaukelt zu werden.

Er ritt alſo zu den Pyramiden, zu dieſen merkwürdigen Gebäuden, die vielleicht die Hälfte des Alters unſeres Erdballs haben und ſo unbeweglich auf ihrer ungeheuren Baſis ruhen, als forderten ſie die Ewigkeit heraus um zerſtört zu werden.

Es macht immer einen großen Eindruck, wenn man gewahr wird, daß der Menſch, dieſe Ephemere in der Zeit, mit dem was er ſchafft an die Ewigkeit denkt. Und das taten die alten Egypter; ein tiefſinniges Volk, bei dem Solon und Pythagoras in die Schule der Weisheit und der religiöſen Geheimlehren gingen. Freilich verfiel der Tiefſinn, den keine göttliche Offenbarung erleuchtete, in wilde Phantaſterei und in greulichſte Geiſtesverzerrung. Aber wie in ſchwülen finſtern Nächten Leuchtkäfer auffliegen und mit ihrem Schimmer an Sterne erinnern, während die Sterne des Himmels in Wolken gehüllt ſind: ſo taucht der Glaube an das ewige Leben, an eine Welt des gerechten Lohnes wie der gerechten Strafe zwiſchen den abenteuerlichſten und verwirrteſten Einbildungen auf.

Mit derartigen Gedanken ritt er zu den Pyramiden, beſtieg die des Cheops, kroch in ihre inneren engen dunkeln Gänge hinein und ging dann zu der Sphynx, die unfern im Sande faſt vergraben ihr rieſiges Haupt mit dem verſtümmelten

Antlitz ſo drohend emporhebt, als ſei ſie noch jetzt bereit denjenigen zu erwürgen, der ihr Rätſel nicht löſt. Um die Sphynx herum ſtanden europäiſche Reiſende und ein ganzes Heer von Beduinen, die für alles mögliche und unmögliche ihre Dienſte anboten. In einiger Entfernung Eſeltreiber und Pferdeknechte mit ihren Tieren und zwiſchen ihnen Abud, neben welchem eine hochgewachſene Männergeſtalt die Gruppe wenn nicht überragte ſo doch beherrſchte. Von dieſer Gruppe löſte ſich, als er näher kam, ſein arabiſcher Diener ab, eilte ihm entgegen und berichtete höchſt geſchmeichelt aber halb beängſtigt, es ſei ein Fürſt, ein Prinz, ein ungeheuer reicher Herr aus Frankiſtan da, welcher ſich erkundige, ob Abud feil ſei. Inzwiſchen hatte auch Abud ſeinen Herrn wahrgenommen. Er kehrte ſeinen kleinen, ſchönen, viereckigen Kopf ihm zu und ſein Auge lachte ihn an. Als der Fremde dies gewahrte, ging er auf ihn zu und ſagte auf engliſch:

„Das edle Tier hat Sie als ſeinen Herrn bezeichnet.“

So kamen ſie ins Geſpräch über Abuds Vorzüge.

„Wenn Sie das Tier nach England bringen, wird es großes Aufſehen machen,“ ſagte der Fremde.

Er erwiderte, es ſei nicht ſeine Abſicht nach England zu gehen; er hätte ſich lange dort aufgehalten, aber ſeine Heimat ſei das deutſche Rheinland.

„Dann ſind wir ja halb und halb Landsleute und Nachbarn,“ verſetzte der Fremde in deutſcher Sprache: „Es liegt aber doch gewiß in Ihrer Abſicht, das Pferd nach Europa zu bringen?“

Er war gelangweilt durch die zudringlichen Fragen und antwortete kurz:

„Ich weiß nicht, ob ich ſelbſt nach Europa zurückkehren werde.“

Der Fremde machte eine leicht grüßende Bewegung, um ſich zu entfernen, als die Umſtehenden Platz für eine Dame machten, die auf den fremden Herrn zuging und ſagte:

„Müſſen wir uns nicht auf den Heimritt machen?“

Plötzlich blieb ſie ſtehen und rief:

„O, das herrliche Pferd! wer iſt ſo glücklich es zu beſitzen!“

„Dieſer Herr,“ entgegnete der Fremde und deutete auf ihn. Sie ſah ihn flüchtig an. Er war in der bequemen albaneſiſchen Tracht und ſein Antlitz von der Sonne gebräunt. Sie hielt ihn für einen Orientalen und ſagte zu dem Fremden:

„Ich bitte Dich, laß ihn durch den Dragoman fragen, ob ihm das Pferd nicht feil iſt.“

Jetzt nahm er ſeine Karte aus dem Taſchenbuch, reichte ſie dem Fremden und ſagte zu der Dame:

„Es lag nicht in meiner Abſicht das Tier zu verkaufen, weil mein Reiſeplan noch nicht feſtgeſetzt iſt. Sollte ich mich von Abud trennen, ſo werde ich es Ihnen anzeigen.“

„Gut!“ ſagte ſie im Tone, als rede ſie mit irgend einem Pferdehändler: „wir treten in einigen Tagen die Nilfahrt an. Wenn wir in acht bis zehn Wochen zurückkommen, werden wir anfragen.“

„Auch ich beginne die Nilfahrt, ſo wie meine Barke notdürftig eingerichtet iſt,“ entgegnete er, „und ich denke, der Nil wird mir dazu verhelfen, mich leichter von Abud zu trennen, als es mir in der Wüſte möglich wäre.“

Der Fremde reichte ihm nun auch ſeine Karte mit dem Namen Lord Waldegrave und ſagte:

„Da wir durch die ſyriſche Wüſte zum Oſterfeſt nach Jeruſalem gehen wollen und da meine Frau die Bewegungen des Kameels nicht verträgt, ſo werden Sie Nachſicht mit uns haben, Herr von Turn, wenn wir Ihnen allzu begierig nach Ihrem Pferde erſcheinen.“

Aber Lord Waldegrave hatte nicht nötig, ſich zu entſchuldigen. Georg von Turn — ſo ſtand es auf der Karte — begriff vollkommen, daß der Gemahl dieſer Frau mit Freuden jeden ihrer Wünſche erfüllen müſſe: ſo betroffen war er von ihrer Erſcheinung. War ſie ſchön? — war ſie nicht ſchön? — O nicht das war es, was zunächſt an ihr auffiel, ſondern der Gegenſatz, der zwiſchen ihrem tief ernſten, faſt melancholiſchen Ausdruck und der lieblichen Jugendblüte ihres Antlitzes lag: Zu dieſem Glanz, zu dieſer Friſche hätte ein heiteres Lächeln gehört, ſo wie die Frühlingsſonne zur Welt von Blüten. Statt deſſen aber war es wie Mondlicht über einer Frühlingslandſchaft. —

Er hatte irgend eine Antwort gemurmelt. Da rief ſie plötzlich:

„Aber wird ſich das freie Pferd der Wüſte den Damenſattel gefallen laſſen!“

„Abud iſt gelehrig und ich werde ihn zureiten,“ antwortete er.

„Die Sache ſcheint bereits entſchieden zu ſein,“ ſagte lächelnd Lord Waldegrave.

„O herrlich!“ rief ſie: „Nicht wahr, Herr von Turn, es bleibt bei Ihrem Wort?“

Er hatte Luſt nein zu ſagen. Ihn ſchmerzte die Trennung von Abud. Doch bei ſeinen Reiſeplänen wäre ihm das Tier unnütz und viel zu koſtſpielig geweſen. Jetzt kam es in gute Hände und auf ſo unerwartete, überraſchende Weiſe, daß ein nein! Torheit geweſen wäre. Und ſo ſagte er denn ja. Ein ſonniges Lächeln flog wie ein Blitz über ihr Angeſicht und ſie ſagte bittend:

„Ich würde gern das ſchöne Tier in Bewegung ſehen, Herr von Turn.“

Er nahm einem Beduinen einen halb zerbrochenen Speer ab, ſprang in den Sattel und ritt ihr — ſoweit es eben ging — den Djerid vor, den er in Cöleſyrien geſehen und geübt hatte und dann, ohne abzuſteigen und ganz froh, Abud noch zu beſitzen, ritt er nach Cairo zurück.

Am andern Morgen kam Lord Waldegrave zu ihm, ſehr verbindlich, ſehr dankbar, und ſagte, nachdem der Geldpunkt geordnet war:

„Ich bitte, entſchuldigen Sie die abrupte Weiſe, in welcher wir uns ſozuſagen Ihres Pferdes bemächtigt haben. Meine Frau iſt von äußerſt zarter Geſundheit; ſie hat zwei Brüder an Lungenkrankheit verloren. Um ihre Bruſt zu ſtärken, bringen wir den Winter hier zu. Sie verträgt nicht den Tritt des erſten beſten Pferdes und ſoll doch ſo viel wie möglich in freier Luft ſein. Ich hoffe, Sie werden gütig genug ſein, dieſen Grund als Entſchuldigung gelten zu laſſen.“

So knüpfte ſich die Bekanntſchaft an, die bald in Intimität überging. Er, der ſich nicht leicht anſchloß, nicht raſch ein Herz zu den Menſchen faßte, fühlte ſich unglaublich angezogen durch dieſe beiden Perſönlichkeiten, die doch im ſchroffen Gegenſatz zu ihm befanden; denn Lord Waldegrave war ein ungläubiger Katholik und Lady Waldegrave eine ungläubige Proteſtantin. Dies wurde ihm auch ſehr bald klar, aber es minderte nicht ſein Intereſſe. Im Gegenteil. Gleich im Anfang der Bekanntſchaft hatte er von ſeinen Reiſen geſprochen, von ſeinem Aufenthalt in Daim Zimmer ſitzen iſt mir eine wahre Plage. Immer leſen und nähen greift die Augen ſo an. Als ich mich bei meiner guten ſeligen Mutter recht tummeln, ſchaffen, beſorgen mußte — das war meine glücklichſte Lebenszeit. Jetzt, gnädige Gräfin, werden Sie erſt gewahr werden, wozu eigentlich die Dorothee taugt.“

Cornelie ſchlug ihr großes thränenvolles Auge zum Himmel auf und ſagte:

„Es giebt noch Treue auf der Welt! — Gut! liebe Dorothee. Sie ſollen bei mir bleiben bis Sie Selbſt fühlen werden, daß Sie Sich zu Schweres aufgebürdet haben.“

Aber Dorothee fand nichts zu ſchwer! — In Zürich nahm Cornelie eine ganz kleine, freundliche Wohnung mit einer ſchönen Ausſicht auf den See und auf das Ufer von Rapperswyl. Der Wittwe eines Handwerkers gehörte das Häuschen und der kleine Garten daneben, und ſie hielt Beides mit jener glänzenden Sauberkeit, welche in der Schweiz das ſegenvolle Erbtheil des Volkes iſt. Ihr war die ſtille Familie höchſt willkommen als Mitbewohner des netten engen Hauſes, und willig ging ſie mit Rath und That Cornelien bei ihrer höchſt einfachen Einrichtung zur Hand, ſo daß ſich dieſe noch bevor der Winter kam ganz heimiſch und behaglich maskus, um das Arabiſche zu lernen, und dergleichen mehr; da ſagte Lady Waldegrave unbefangen:

„Darf man fragen, welchen Zweck Sie mit Ihren Reiſen verbinden? denn dies iſt nicht die Art der Touriſten von unſerm Schlag.“

Er konnte ihr nun freilich nicht das Geheimnis ſeines Lebens offenbaren, deshalb ſagte er im ſcherzenden Ton, er ſei ein Pedant, der in allen Dingen mit langſamer Gründlichkeit zu Werke gehe. Da ſagte Lord Waldegrave ebenfalls ſcherzend:

„Verleumde uns nicht, Dea! Wir ſind keine Touriſten vom gewöhnlichen Schlag! wir ſuchen ja eine Religion für Dich.“

„Sprich doch lieber den Glauben an eine Religion,“ entgegnete ſie und der Schatten von Schwermut wurde dunkler in ihrem Auge.

„Um den Glauben zu finden, braucht man nicht weit zu reiſen,“ ſagte er.

„Doch! man ſucht Zeugniſſe für den Glauben,“ erwiderte Lord Waldegrave.

„Von Kindheit auf haben nur Widerſprüche auf religiöſem Gebiete mich umgeben!“ rief ſie lebhaft. „Mein Vater ſagt, er glaube an Vergebung der Sünden durch Chriſtus — das genüge ihm. Meine Großmutter ſagt, ſie glaube an Gott und Unſterblichkeit — das genüge ihr. Was meine Mutter — und ob ſie überhaupt etwas dieſer Art geſagt hat — ich weiß es nicht. Sie war eine Fremde dem Volke und der Religion nach, und mir ſcheint, daß von ihrem Glauben nur alljährlich einmal etwas zum Vorſchein kam. Dann hatte ich während fünf Jahren eine franzöſiſche Sprachlehrerin. Sie war katholiſch, ſie ging in die Meſſe, wenn der Miſſionsprieſter in unſer Städtchen kam und wenn wir uns in der Reſidenz aufhielten; aber ſie hatte gemeſſenen Befehl, nie über Religion mit mir zu reden und alle äußeren Gebräuche der katholiſchen Kirche fallen zu laſſen. Indeſſen war ſie die einzige Perſon, die ich je beten ſah und das machte mir Eindruck von Andacht. Aber wie ſchnell verflüchtigt ſich ein ſolcher Eindruck aus einer jungen Seele! Weit mehr beſchäftigte mich die Furcht vor der Hölle, die mein ſtrenggläubiger Religionslehrer mir einprägte und wie nichts mich vor der ewigen Strafe retten könne, als der Glaube, daß Chriſtus für mich geſtorben ſei. Meiner Großmutter war dieſer Lehrer nicht genehm und ſie widerſprach ihm nicht ſelten, wenigſtens indirekt; — direkt nicht, weil mein Vater ihn gewählt hatte. In den letzten Jahren, die ich im Vaterhauſe verlebte, erwachte meine Teilnahme für die katholiſche Kirche, weil ſie viel Schönes tat und viel Schweres litt; — und als mein Mann ſich um mich bewarb und als ich beiläufig erfuhr, daß er Katholik ſei — verſtärkte das meine Sympathie für ihn. Allein zum Glauben hat mir das nicht verholfen.“

So ſprach ſie, ruhig, eintönig, ohne Affekt, als wolle ſie mehr ſich ſelbſt, als ihm ihren Standpunkt klar machen. Ihn ergriff namenloſes Mitleid mit dieſer Frau, die ſo jung, ſo ſchön, ſo geliebt und liebend, ſcheinbar ſo glücklich — innerlich in einer Wüſte lebte, welche den Durſt ihrer Seele nicht zu ſtillen vermochte. Endlich, um etwas zu ſagen, ſagte er:

„Alſo Lord Waldegrave iſt katholiſch?“

„Gewiß!“ entgegnete dieſer lebhaft, „und ich verehre die katholiſche Kirche als die größte Wohltäterin der Menſchheit durch ihre Sittenlehre und ihre Bildungskraft. Das Höchſte, was in dieſer Beziehung aus den Tempeln von Memphis, aus dem Hain von Dodona, aus Orpheiſchen und Eleuſiſchen Myſterien hervorging, verſchwindet vor dem ſegenvollen Einfluß der katholiſchen Kirche wie Morgennebel vor der Sonne. Nur aber mein perſönliches Verhältnis zu Gott berührt ſie nicht. Das muß ich mir ſelbſt ſchaffen: dazu habe ich mein Gewiſſen. Gebe ich deſſen Rechte auf, ſo würde ich in Zwieſpalt mit mir ſelbſt geraten. Und gerade unſer perſönliches Verhältnis zu Gott iſt ja Religion.“

Er war kein Theolog und war nicht geübt in dogmatiſchen Erörterungen. Doch im feſten Glauben aufgewachſen und verblieben, entgegnete er:

„Das perſönliche Verhältnis des Menſchen zu Gott bedarf aber einer objektiven Richtſchnur um in die chriſtliche Ordnung zu kommen. Das ſubjektive Gewiſſen reicht dazu nicht aus, weil es durch die Gewalt der Leidenſchaften betäubt und durch deren Sophiſtik irre geführt werden kann.“

„Wer dürfte dieſe letzte Behauptung verneinen!“ ſagte Lord Waldegrave: „ich gewiß nicht! aber Leidenſchaften erwachen und erſterben. Das Gewiſſen bleibt und an der Sittenlehre haben wir eine Regel, welche das Gewiſſen ordnet und alles wieder in's rechte Geleiſe bringt.“

„Die Sittenlehre hat keine feſte Grundlage, wenn ſie nicht auf der Glaubenslehre beruht, welche eine Offenbarung des göttlichen Willens für die ganze Menſchheit iſt,“ entgegnete er.

„An ſolchen Offenbarungen hat es nie gefehlt,“ ſagte Lord Waldegrave: „nur waren ſie immer den Zeiten und den Völkern angemeſſen. Nicht nur bei den Iſraeliten, ſondern bei allen alten Kulturvölkern, den Indiern, den Perſern, den Egyptern, den Griechen finden Sie Spuren derſelben — bei den einen Anklänge vom Geheimnis der Dreiperſönlichkeit Gottes; bei den andern die Sage von Heroen, die zwiſchen der Gottheit und den Menſchen ſtanden und beglückend und ſühnend ſich opferten.“

„O!“ rief er, „in welcher Verzerrung finden wir dieſe heiligen Ideen wieder, die ihren erſten

Urſprung allerdings in einer gemeinſamen Urtradition haben mochten.“

„Sie ſagen Verzerrung; ich nenne es Verſchleierung,“ entgegnete Lord Waldegrave. „Wenn in der Prometheus-Sage der Geier den großen Unglückſeligen zerfleiſcht, der die erhabene Kühnheit hatte, den toten Gebilden Leben und Seele einzuhauchen — wenn in der Herkules-Sage der Heros auf dem Scheiterhaufen ſeinen Tod findet, nachdem er ſeine Rieſenwerke vollbrachte: ſind dieſe Szenen auf dem Kaukaſus und dem Oeta nicht Vorbilder von Golgatha?“

„Nein!“ ſagte er entſchieden: „ſie verhalten ſich zu einander wie die Fabel zur Geſchichte, wie Dichtung zur Wahrheit — wenn ich bei der profanen Auffaſſung verbleibe. Für eine höhere Auffaſſung gibt es zwiſchen dieſen Szenen, wie Sie ſie nennen, keinen Vergleich.“

„Unſere Zeit iſt die des Individualiſierens, weil ſie die Erbin der Meinungen, der Anſichten, der Lehren, der Überzeugungen von vergangenen Jahrtauſenden iſt,“ erwiderte Lord Waldegrave: „ein jeder von uns muß dasjenige aus dieſer ungeheuren Erbſchaft ſich zu eigen machen, was ſeinen geiſtigen Bedürfniſſen ſo viel wie möglich entſpricht. Auf vollkommene Befriedigung jedes ſeeliſchen, jedes geiſtigen Begehrens darf niemand rechnen. Aber niemand wähne, daß das Heil für alle in einer und derſelben von Außen gegebenen Form und Norm zu finden ſei. Dies iſt das Reſultat meiner Erfahrungen zwiſchen tauſend und tauſend Menſchen aus allen Nationen und Religionen.“

„Und wer in dieſer koloſſalen Erbſchaft nicht das zu finden weiß, was ihm einigermaßen Befriedigung gibt — was wird aus ihm?“ fragte ſie?

„Er reſigniert ſich,“ antwortete Lord Waldegrave.

„Oder er geht zugrunde an Leidenſchaften ohne Schranke, am Kampfe ohne Waffen — und das iſt häufiger als Reſignation!“ rief er.

„Das klingt aber gräßlich,“ ſagte ſie und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

„Nun, Dea, wir ſuchen ja noch,“ ſagte Lord Waldegrave zärtlich und begütigend.

Man merkte es dieſem Manne an, daß er freudig bereit war, der geliebten Gattin alles zu geben, was in ſeiner Macht ſtand, — allein das, was er nicht beſaß, konnte er auch nicht geben.

Man war übereingekommen, die Nilreiſe gemeinſchaftlich zu machen, d. h. ein jeder in ſeiner Dahabich, aber in Barken unmittelbar hinter einander, ſo daß ein gemeinſames Leben möglich wurde. Beide Männer waren eifrige Schachſpieler und leidenſchaftliche Jäger. Die Jagdausbeute aber freilich gering. Krokodile waren nur noch ſpärlich zwiſchen den kleinen und den großen Katarakten anzutreffen und tief in die Wüſte wollte man nicht eindringen, um nicht Lady Waldegrave allzu lange allein zu laſſen. Bei der Beſichtigung der Tempel, der Felſengräber, der Monumente fehlte ſie nie. Waren die Männer auf ihren Streifzügen, ſo las und ſchrieb ſie und ſtudierte ein paar Werke über egyptiſche Baukunſt. Abends, wenn die Sonne des kurzen Wintertages in einem Meere von Abendrot hinter das lybiſche Gebirg hinabgeſunken war, und wenn der Orion, der Sternjäger, leuchtend über das arabiſche Gebirg im Oſten am Himmelszelt hinaufſtieg, — dann kehrte die Jagdgeſellſchaft zur Mahlzeit heim und der Reſt des abends bis in die Nacht hinein verging in Geſprächen, die bald ernſt, bald heiter, bald an die Ereigniſſe des Tages, bald an die Umgebung ſich knüpften, oder unabhängig von ihnen aus der innern Welt der Gedanken hervorgingen. In ihren langen weißen Burnus eingewickelt, die Kapuze über den Kopf gezogen, lag Lady Waldegrave auf einem Divan, der ſich in der kleinen Vorhalle vor dem Eingang in die Kabine befand. Der Gemahl und der Gaſt nahmen ihr gegenüber Platz. Die unermeßliche Welt der Geſtirne ſpiegelte ſich klar in dem breiten, ruhigen Strom, ſo daß die Barke wie zwiſchen zwei Himmeln dahinglitt und nichts an die Erde erinnerte, als das unruhige Herz in der Menſchenbruſt. —

Ja! es war unruhig! aber nicht ſo, als vergäße es, daß ſie Lord Waldegrave's Gattin ſei.

Nein, das nicht! Dennoch fühlte es ſich unwiderſtehlich zu dieſer Frau hingezogen. Mit Wonne hätte er ſeine halbe Seligkeit geopfert, um ihr das zu geben, was ihr fehlte. Sie war ſtets gleichmäßig freundlich für ihn, teilnehmend, offen und einfach.

„Sprechen Sie von Ihrem Glauben,“ ſagte ſie zuweilen; „ich höre das ſo gern.“

Er tat es, ſo gut er es vermochte und beantwortete ihre Fragen und Einwendungen. Sie hielt aber die Anſicht ihres Mannes feſt, daß jede Seele ſich ihre Religion gleichſam ſchaffen müſſe. Faſt zürnend warf er ihr dies einſt vor.

„Mein Mann iſt ſo viel klüger, erfahrener und beſonnener als ich,“ verſetzte ſie gelaſſen, „daß ich nichts Beſſeres zu tun weiß, als mich ſeiner Anſicht anzuſchließen.“

„Und Sie beeinträchtigen mit all' Ihrer Liebe die Selbſtſtändigkeit Ihrer Frau,“ ſagte er zu Lord Waldegrave, immer ganz zürnend.

„O nein!“ antwortete dieſer lächelnd: „ich rette ihre Selbſtſtändigkeit. Sie würde mit ihrer idealen Richtung elend werden, wenn ſie ſich in die Feſſeln irgend einer Religionsform ſchlagen ließe; denn das, was ſie erſehnt, würde ſie nicht finden und die Enttäuſchung würde ſie namenlos unglücklich machen. Der Menſch iſt und bleibt ein ſehr unvollkommenes Weſen, gleichviel zu welchem Bekenntnis er gehöre.“

Darin hatte allerdings Lord Waldegrave recht und Disputationen förderten keineswegs die Sache, weil ſich Lady Waldegrave ſchließlich immer auf die Seite ihres Mannes ſtellte.

Sonntags wurde ſtets Raſttag gemacht. So war die Bedingung mit der Bemannung der Barken. An einem Samſtag Abend legten ſie bei der Stadt Keneh in Mittel-Egypten an. Dort befindet ſich ein Franziskanerkloſter. Er traf Vorkehrungen, um in der Frühe des Sonntags zur Meſſe ſich zu begeben.

„Laß uns auch nach Keneh gehen. Es iſt ja ohnehin Dein Gottesdienſt,“ ſagte Lady Waldegrave zu ihrem Mann.

Er war ſogleich ohne Einwendung dazu bereit. Mit nichts trat er ihr in den Weg — außer mit ſeiner Anſicht. Hätte ſie Widerſpruch bei ihm gefunden, ſo würde das ſie vielleicht aufgeſtachelt haben. Jetzt ruhte ſie vertrauend und zärtlich in ſeiner Liebe und zuweilen ſagte ſie auch ganz unbefangen:

„Ich bin eine Törin, noch mehr zu erſehnen, als das, was ich beſitze. Die Liebe zu meinem Mann iſt mein Kultus.“

„Das iſt Sterndienſt,“ antwortete er: „die Sonne der ewigen Wahrheit kommt dabei zu kurz.“

„Wenn ſie mir aufgegangen wäre — vielleicht!“ verſetzte ſie.

Nun, an jenem Sonntag mußte er ſich allein zur Meſſe begeben, denn Lady Waldegrave hatte einen leichten Fieberanfall bekommen und blieb einige Tage in der inneren Kabine. Das machte ihn ſo traurig, als habe er von dieſer Meſſe ihre Bekehrung gehofft. Am Nachmittag beſuchte ihn der Pater Guardian, ein ernſter Greis, ein Spanier, und erzählte ruhig und einfach mancherlei aus dem Kloſterleben, das er ſeit vierzig Jahren in Egypten führe zwiſchen Muſelmännern und verkommenen Chriſten — ein Leben ſo arm, ſo dürftig, ſo entblößt von allem, was Troſt, Ermunterung, Freude war, ſo überreich an jeglicher Art von Entbehrung, daß es unbegreiflich ſchien, wie ein Menſch es aushalten könne — wie er nicht erliege unter der Syſiphus-Arbeit, den Felsblock ſeiner Tage fortzuwälzen.

„Gottes Wille hat mich in's Land Egypten geführt; Gottes Wille hält mich hier feſt. „Sustinuit anima mea in Domino“, ſagte der Greis.

Lord Waldegrave erfuhr, daß der Franziskaner Guardian auf der benachbarten Dahabich ſei und ſchickte ein reiches Geldgeſchenk. Der Dank des Paters war:

„Ich werde für ihn beten.“

Das Irdiſche hatte keinen Wert mehr für ihn.

Später ließ ſich Lady Waldegrave von dieſem Beſuche erzählen und ihr Mann ſagte:

in ihren kleinen Räumen befand. Dorothee beſorgte die Küche, die Einkäufe, die Bedienung in Allem was die Perſon der geliebten Herrin betraf, führte die Rechnungen und war doch immer Nachmittags und Abends als Geſellſchafterin Cornelien zu Gebot. Eine Magd hatte die übrigen Verrichtungen des Hausweſens zu beſorgen. Triſtan fiel ſeiner Mutter zu. So war Alles wolgeordnet, und Cornelie wunderte ſich einigermaßen wie leicht und geräuſchlos das Leben in einem ſo engen Bezirk ſich geſtellt. An Einſamkeit war ſie immer gewöhnt geweſen. Ihre Bücher machten ihr eine ernſte Geſellſchaft für den Geiſt, die Natur für's Herz, und mit Triſtans allmäliger Entwickelung meinte ſie tiefer als je in das Heiligthum zu blicken, welches Erkenntniß des Menſchen heißt.

In dem vereinſamten Altdorf kam eines Tages ein Brief für die Gräfin Sambach an. Die Kaſtellanin meinte der müſſe wol aus Amerika kommen, da doch in Europa ſchwerlich ein Menſchenkind wäre welches nicht wüßte, daß ſeit mehr denn zwei Jahren keine Gräfin Sambach in Altdorf wäre. Wo Cornelie ſich aufhielt wußte man nicht genau; darum wurde dieſer Brief mit verſchiedenen Geſchäftsbriefen und mit Dorotheens letztem Vierteljahrsbericht an Euſtach geſendet, der ſich damals in

„Das Geſchlecht der Altväter in der Thebais lebt noch immer in einzelnen Sprößlingen fort."

„Ich bewundere es, allein ich verſtehe es nicht," ſagte ſie: „ein Charakter von ſolcher Energie und ſo ganz der Selbſtſucht abgeſtorben, könnte ja die halbe Welt aus ihren Fugen heben. Was ſitzt er hier, tatlos, zwecklos?"

„Weil Gott ihn, wie einſt den Abraham, in das Land der Verheißung führte — zwar nicht dahin, wo Milch und Honig fließt, ſondern wo die Verheißung auf Himmliſches und Ewiges ſich bezieht," entgegnete er. — —

So ging es immer tiefer gegen Süden; nach Theben mit ſeinen ungeheuern, meilenweiten Ruinen; nach der Inſel Philä, umbrauſt von den kleinen Katarakten des Nil; endlich durch ganz Nubien mit ſeinen gewaltigen Felſentempeln von Wadi-Halfa bis zu den großen Katarakten, wo ein unermeßliches Chaos von Wüſtenſand, von Felsblöcken, von Waſſerwirbeln beginnt, welches noch nie von einem menſchlichen Fuße durchwandert wurde.

Hier begann die Rückreiſe. Sie ging ziemlich ſchnell ſtromab und man war Mitte März wieder in Cairo; — doch nicht ſo, wie man es verlaſſen hatte. Im Benehmen von Lady Waldegrave war eine große Veränderung gegen ihren Reiſegefährten eingetreten. Warum? — Er wußte es nicht. Er weiß es nicht. Jede Spur von unbefangenem

Vertrauen, von Teilnahme war verſchwunden und ſchweigſam verhielt ſie ſich bei den Geſprächen der beiden Männer. War ſie launenhaft? aber lebhafte Charaktere wie der ihre pflegen nicht launenhaft zu ſein. War ſie leidend? — Nein! ihre Geſundheit hatte ſich geſtärkt. Fühlte ſie ſich gekränkt durch die tiefe, ernſte Huldigung, die er ihr weihte? — Unmöglich! In dieſer Weiſe iſt wohl nicht häufig einer Frau gehuldigt worden. Wollte ſie ihm andeuten, daß er in ihrem Leben nicht zähle? — Vielleicht. — Aber war es denn nötig, in ſo ſchroffer Weiſe es zu tun? — Oder war etwas vom allgemeinen Charakterzug der Frauen, von Koketterie in ihr — vom Spiel mit Gefühlen, um zu blenden, zu necken, anzuziehen und abzuſtoßen: Alles dies um zu verſuchen, wie weit die eigene Zaubermacht reicht. Er kann's nicht glauben! Doch wo iſt die klare Seele, in deren Tiefe man bis auf den Grund ſieht? Es hat eine jede ihre Geheimniſſe, gleichſam unterirdiſche Gänge, von denen auf der Oberfläche nichts zum Vorſchein kommt; — ja, ſogar Labyrinthe. Das weiß er nur zu gut. — Es wäre ein letzter Fall denkbar, aber er will ihn nicht denken. Es wäre der, daß ſie fürchtete, ſich allzuſehr an ſeine Nähe, ſeinen Umgang zu gewöhnen. — — Genug, ihr Benehmen war ganz verändert. Nicht das ihres Mannes. Er blieb ſich ganz gleich und ſchien gar nicht zu bemerken, daß ſie es nicht ſei.

Nach Cairo zurückgekehrt, hatte er nur gerade ſo viel Zeit, um Abud an den Frauenſattel zu gewöhnen. Das kluge, edle Tier war gelehrig, und als ſie zum erſten Male Abud beſtieg, ging er ſo ruhig als habe er ſie ſeit Jahren getragen. Das freute ihn. Ihr Pilgerzug war dadurch weſentlich erleichtert. Dann kam der Abſchied, herzlich von Lord Waldegrave's — kühl von ihrer Seite. Über El-Ariſch und Gaza zog ihre kleine Karavane zum Oſterfeſt nach Jeruſalem.

Er aber ging nicht gleich nach Indien, ſondern erſt nach Europa und in die Heimat. Er wollte ſeine Geſchäfte, ſo gering ſie waren, für Leben und Sterben ordnen und dann ſeine Wallfahrten fortſetzen — immer in der einen Abſicht, daß er zu Klarheit und Ruhe, zu Entſchiedenheit und Entſchluß kommen möge, wenn er den Erdball durchwandert und gefunden habe, nichts unter den Sternen könne ſein Herz ausfüllen.

Zwei Jahre war er abweſend. Der Ochſenkarren wurde in Hindoſtan, die Schenke im himmliſchen Reich ſeine Wohnſtätte, die Jagd ſeine Hauptbeſchäftigung, die Überwindung von tauſend Schwierigkeiten und Gefahren ſeine Luſt, ſeine Freude. Doch das alles verhalf ihm nicht zu jenem Siege, den er ſuchte — oder floh. Er kehrte heim, um ſich nach dem armen Europa umzuſchauen, das gefeſſelt und geknebelt unter Deſpoten verſchiedener Färbung, zwiſchen denen der

Großtürk nicht der ſchlimmſte war, am Boden kauerte. Er dankte Gott, in einem friedfertigen Ländchen zu einer glückſeligen Zeit geboren zu ſein, die ihn nicht dazu verdammte, die Muskete zu tragen. Er hätte beſtändig die Verſuchung geſpürt, ſie gegen die beſtehende Ordnung — die eine Vernichtung jeder wahren Ordnung war — zu richten. Auf ſeinem kleinen abgelegenen Waldgütchen, wo er in einer Jägerhütte kampierte, wollte er ſich niederlaſſen und warten, was der Strom der Zeit ihm bringen werde. Die unerwartete Begegnung verſcheucht ihn. Er ſperrt ſich in ſeinem Turm ein. — —

Eine fromme Frau.

Ein altes Bettelweib von jener Art, welche aus der Bettelei ein Gewerbe macht und dieſes auf Unſauberkeit und Nachläſſigkeit in der äußern Erſcheinung ſtützt, ging an einem ſtattlichen Hauſe vorüber, das unbewohnt zu ſein ſchien, denn ſämtliche Fenſter waren durch Sommerläden geſchloſſen und kein Laut, keine Bewegung, kein Lebenszeichen, wie es ſonſt aus einem großen Hauſe hervor zu dringen pflegt, gab ſich hinter ihnen kund. Das Weib warf auf das Haus einen flüchtigen verächtlichen Blick, ging vorüber und ſetzte ſich auf eine Steinbank an der Mauer, die ſich ſeitwärts vom Hauſe hinzog. Neben der Bank war auf der einen Seite eine kleine eiſerne Gittertür, hinter welcher ſich eine zweite von Holz befand; — und auf der andern Seite ein fließender Brunnen mit zwei angeketteten Trinkſchalen. Da ſaß das Weib und kramte in einem großen Deckelkorb unter allerhand Sachen umher, die urſprünglich nicht dazu beſtimmt waren, in einem und demſelben

Korbe zu liegen. Das Weib war aber nicht unzufrieden mit dem Ergebnis der Unterſuchung und ſchleunig ſchlug es den Deckel des Korbes zu, um jedem fremden Auge die Schätze zu entziehen, als eine junge Perſon von krankem Ausſehen und in elender Kleidung des Weges kam.

„He, Schlampe, biſt Du es,“ ſagte die Alte und machte der Jungen Platz auf der Bank: „willſt Du Dich hier auch kurieren laſſen?“

„Ja, das will ich,“ verſetzte die Junge mürriſch: „aber ich heiße nicht Schlampe.“

„Dein Taufname iſt's freilich nicht, Nannchen, aber von Kindesbeinen an warſt Du ſo unordentlich, ſo ungewaſchen und ungekämmt, ſo zerlumpt und unſauber, daß kein Menſch Dich je anders als Schlampe geheißen hat.“

„So hätte man meine Mutter nennen müſſen — nicht mich.“

„Laß gut ſein, Nannchen, es iſt nun mal ſo: erſt die Mutter und dann die Fabriken haben Dich auf ihrem Gewiſſen — gelt?“

„Ja wohl!“ ſagte das junge Weib trotzig: „und jetzt bin ich ſo krank, daß mir das Leben ausgeht . . . und ich mag nicht ſterben.“

„Kein Menſch mag ſterben, warum ſollteſt Du es mögen?“

„Weil ich ſo arm und elend bin, daß ich mir nicht zu helfen weiß.“

„Ich dachte, in den Fabriken würde man gut bezahlt, Nannchen?"

„Das ſchon, wenn man geſund iſt und tüchtig arbeitet. Iſt man aber geſund, ſo will man ſich auch von der Arbeit erholen . . . und dann iſt der Wochenlohn bald verjubelt."

„Immer hab' ich's geſagt: dies Laufen in die Fabriken iſt Satanswerk. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich — das iſt mein Spruch," ſagte die Alte und ſtreichelte ſanft den Deckel ihres Korbes. „Haſt Du Dich nun ausgeruht, Nannchen, ſo wollen wir ſchellen."

Beide ſtanden auf und das junge Weib fragte plötzlich mißtrauiſch:

„Wird mich die Frau denn aber auch geſund machen?"

„Das ſteht bei unſerm lieben Herrgott, ſpricht Frau Sink," verſetzte die Alte ſalbungsvoll. „Du kannſt es ja mit ihr probieren, Nannchen. Es koſtet nichts und ſchmeckt nicht ſchlechter, als die Mixturen, die der Armendoktor verſchreibt."

„Zum Armendoktor gehe ich nicht, durchaus nicht — und ſäße mir der Tod auf der Zunge!" rief Nannchen fieberhaft aufgeregt.

„Das behaupte ich juſt nicht von mir," ſagte die Alte gelaſſen.

„Nein, ich tue es nicht! denn der Armendoktor verkauft die armen Leichen an die Spitäler, und da zerſchneiden die Spitalärzte den elenden

Leichnam und ſuchen die Krankheit auf — und was dann noch von dem Körper übrig bleibt, wird dahin gebracht, wohin man das Vieh hinwirft. Ich will ein chriſtliches Begräbnis haben."

„Ich auch, Nannchen! das kommt uns gerade ſo gut zu wie den Reichen. Daß aber der Armendoktor mit Leichnamen Handel treiben dürfte, hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Freilich geht er mit den armen Kranken ſo ſchlecht um, daß es kein Wunder iſt, wenn man ihm allerhand Schlimmes nachſagt."

Sie ſchellte. Die kleine Tür wurde nach einer kleinen Weile geöffnet und die Weiber traten ein. Sie befanden ſich in einem äußerſt ſauber gehaltenen Hof, auf welchem einige Hühner umherliefen. Rechts lag das Wohnhaus, links wirtſchaftliche Nebengebäude, gegenüber Stallung und große Einfahrt — alles feſt verſchloſſen und nirgends ein lebendes Weſen.

„Hier ſieht's aus wie nicht geheuer," flüſterte Nannchen.

Die Alte ermahnte ſie zum Schweigen durch einen Stoß mit dem Ellbogen und ging dem Gebäude zur Linken zu.

„Was ſteht denn da über der Tür geſchrieben?" fragte Nannchen leiſe.

„Daß Du arbeiten ſollſt," murmelte die Alte; — eine Zumutung, welche dem jungen Weibe nicht zu behagen ſchien, denn ſie folgte zögernd der

Alten, die wie jemand, der gut bekannt iſt, ihren Korb an der Mauer hinſtellte und auf die Tür mit der Überſchrift zuſchritt. Dieſe Überſchrift beſtand aus einem einzigen Wort, welches aber zwei Begriffe ausdrücken ſollte, nämlich Arbeit und die Stätte der Arbeit. Auf den Hauptgedanken war das größte Gewicht gelegt; der zweite lief ſo nebenher — und ſo las man denn auf einer weißen Tafel mit ſchwarzen Buchſtaben, rieſig die erſten, winzig die letzten:

LABORA torium.

An dieſe Tür klopfte das alte Weib und trat mit der Gefährtin ein, als ein ſanftes „Herein" ſich vernehmen ließ. In einem hellen, luftigen, weiß getünchten Gemach ſtand eine Frau in einem aſchgrauen Kleide mit einer weiten Schürze von grober ungebleichter Leinwand, und mit einem Häubchen von glattem Linnen. Es war eine lange hagere Geſtalt mit ſchmalen Schultern und mit einem langen dünnen Halſe, der, wie ein welker Stengel einer vertrockneten Blume, einen Kopf trug, der ſich ein wenig auf die linke Schulter ſenkte, ſo daß das rechte Auge eine leichte Richtung himmelwärts, doch keinen himmliſchen, ſondern einen ſehr kalten Blick hatte. Auch der kleine zuſammengekniffene, lippenloſe Mund drückte kein Wohlwollen aus, als die Frau eintönig ſagte:

„Sieh da, Mutter Klette, was gibt es heute?"

Während Mutter Klette breit und geſchwätzig ihre Krankheitsgeſchichten zum tauſendſten Male wiederholte, muſterte ihre Gefährtin neugierig die Umgebung. Sie war ſehr bald mit ihrer Muſterung fertig. Von einer Wand zur andern waren Seile geſpannt, an denen große und kleine Büſchel teils von friſchen, teils von getrockneten Kräutern hingen. Auf dem ſteinernen Fußboden ſtanden geſchloſſene Kaſten von verſchiedener Größe. In die beiden Fenſteröffnungen war ein ganz feines Drahtgitter eingeſetzt, das der Luft den Durchzug gewährte und keine Inſekten einließ. Vor dem einen Fenſter ſtand ein Tiſch mit einer Steinplatte, ein Strohſtuhl, vor welchem eine kleine Strohmatte lag — und vor dem andern eine Bank für die Patienten. Auf dieſe Bank ſetzte ſie ſich und wartete bis an ſie die Reihe komme.

„Ja, Frau Sink, ſo ſteht es mit mir“ — ſchloß Mutter Klette ihren langen Monolog.

„Darum iſt es am beſten bei dem Baldriantee zu bleiben, erwiderte nun Frau Sink nach kurzem Beſinnen: „Kamillentee iſt zwar auch krampfſtillend, doch mehr bei akuten Leiden. Baldrian iſt das eigentliche Mittel gegen chroniſchen Magenkrampf.“

„Wenn er nur nicht immer wiederkäme, Frau Sink.“

„Krankheiten ſind infolge des Sündenfalls über die arme Menſchheit gekommen,“ ſagte Frau

Dreſden aufhielt. Er erkannte ſogleich Gotthards Hand, erbrach ohne Umſtände den Brief, und las, daß der Fürſt von einer zweijährigen Reiſe in den Orient zurückgekehrt ſei und nach Altdorf kommen wolle. Höchſt gelaſſen warf Euſtach den Brief ins Feuer. Da der gute Fürſt — dachte er dabei — nicht die geringſte Ahnung hat was aus Cornelien geworden iſt und wo ſie lebt: ſo mag er denn auch ferner ohne Nachricht von ihr und über ſie bleiben. Ich wäre wol ein Narr ihr den Brief zu ſchicken, damit ſie eine Correſpondenz mit ihm anknüpfte, die weiß Gott in welche Intimität übergehen könnte. Je mehr ſie ſich langweilt, um deſto früher wird ſie zur Beſinnung über ihre Thorheit kommen. Diable! der gute Gotthard hatte immer nicht übel Luſt mit aller Vehemenz deren er fähig war ſich in ſie zu verlieben. Damals ſchien mir das gar nicht bedenklich .... jezt — ſehr! Sie in Zürich, er auf Callenberg — das beruhigt mich über meine Bedenklichkeit.

Gotthard wartete in Callenberg vier Wochen auf Antwort. Als ſie ausblieb ſezte er ſich in den Wagen und fuhr ohne Umſtände nach Altdorf. Cornelie konnte ja krank ſein — todt ſein. Ihm vergingen die Sinne bei dieſer Vorſtellung. An einem trüben Novembertage kam er in Altdorf an. Todten-

Sink und ließ ihr Haupt noch mehr auf die linke Seite hängen. „So lange es Sünde auf Erden gibt, wird es auch Krankheit geben und möge man es noch ſo gut mit ſeinem Nächſten meinen, ſo kann man doch nichts weiter tun als ihm Mittel geben, um ſeine Leiden zu lindern. Und das tut der Baldriantee.“

„Ja das iſt wahr, das tut er, Frau Sink. Jetzt iſt aber auch mein Alter recht elend geworden, was bei ſeinen ſiebenzig Jahren und ſeiner kümmerlichen Nahrung nicht zu verwundern iſt.“

„Was fehlt ihm?“ ſagte Frau Sink trocken.

„Ich weiß es nicht, Frau Sink. Er holt ſo ſchwer Atem und die Füße ſind geſchwollen und . .“

„Die Füße geſchwollen?“ unterbrach Frau Sink: „nun dann beruhigen Sie ſich, Mutter Klette, dagegen habe ich ein ſicheres Mittel: Wachholdertee. Mit dieſem vortrefflichen Tee habe ich ſchon manchem Waſſerſüchtigen wieder auf die Beine geholfen.“

„Ganz wohl, Frau Sink, den Wachholdertee habe ich ſchon loben hören. Doch die Leute ſagen, — ich weiß es nicht! — mein armer Alter habe nicht bloß den Tee, ſondern auch kräftige Nahrung nötig, Fleiſchbrühe und zuweilen ein Stückchen Ochſenfleiſch. Was meinen Sie dazu?“

Frau Sink richtete ihr geſenktes Haupt ſamt dem Halſe kerzengerade zwiſchen den Schultern auf und ſagte mit dürrer Entſchiedenheit:

„Ich rate ſolche Mittel an und gebe ſie gratis, von denen ich aus Erfahrung weiß, daß ſie probat ſind. Gibt es Leute, welche die Waſſerſucht mit Ochſenfleiſch kurieren, ſo kann ſie ja deren Medikamente in Anſpruch nehmen; ich bleibe bei den meinigen.“

„Nichts für ungut, Frau Sink, es war ja nur eine Anfrage,“ verſetzte die Alte mit einem Anflug von Hohn und nahm die Päckchen in Empfang, die Frau Sink langſam und umſtändlich für ſie bereitete.

Als dies bewerkſtelligt war, fragte Frau Sink:

„Wer iſt die junge Perſon da, Mutter Klette, die mit Ihr gekommen iſt?“

„Ich bin von hier,“ erwiderte Nannchen und trat heran: „ich habe aber ſieben Jahre in Fabrikorten gearbeitet und bin krank heimgekehrt.“

„Und auf die ſieben fetten Jahre folgen nun die magern. Ja, das iſt der Lauf der Welt,“ bemerkte Frau Sink und neigte ihr Haupt gegen die linke Schulter. „Nun, wo fehlt es denn?“

„Das kann ich nicht ſagen, denn ich weiß es nicht. Aber ich huſte Tag und Nacht und das macht mich müde zum umfallen.“

„Es gibt verſchiedene Arten von Huſten und von Medikamenten, die ihnen entſprechen,“ begann Frau Sink belehrend: „gegen einen gewöhnlichen Erkältungshuſten genügt der Eibiſchtee, der ſanft auflöſend wirkt. Kommt gegen Abend eine leichte fieberhafte Aufregung dazu, ſo gebe ich den ſehr wohlſchmeckenden Lindenblütentee. Sitzt aber das Übel tiefer, leidet die Lunge — dann gebe ich meinen unvergleichlichen Bruſttee, welchen die lungenkranke Käthe Bander, die Ihr wahrſcheinlich kennt, ſchon ſeit fünf Jahren gratis von mir bekommt."

„Käthe Bander iſt geſtern auf den Kirchhof gebracht," entgegnete Nannchen.

„Ja, gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen, denn der Tod iſt der Sold der Sünde, ſpricht die heilige Schrift," ſagte Frau Sink mit tief geneigtem Haupt. „Hätte Käthe Bander nicht meinen Bruſttee gehabt, ſo wäre ſie ſchon ſeit fünf Jahren auf dem Kirchhof — und dieſen Tee will ich Ihr denn auch geben. Wie alt iſt Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„So jung! nun da arbeitet Sie hoffentlich recht fleißig."

„Es gibt hier keine Arbeit für mich, denn hier ſind keine Baumwollſpinnereien."

„Aber Sie kann ja nähen, ſtricken, waſchen, kochen."

„Wenn ich's gelernt hätte könnte ich es vielleicht in geſunden Tagen. Jetzt bin ich aber allzu elend."

„Man kann immer etwas arbeiten. Arbeit iſt geſund für Leib und Seele, wenn man zur Ehre Gottes und für die Mitmenſchen arbeitet. Sie kann ein Beiſpiel an mir ſehen. Stundenweit gehe ich umher und ſammele meine Heilmittel in Wieſen und Wald, auf Feld und Flur. Stundenlang ſtehe ich hier in der Kammer, behandele die wilden Kräuter bis ſie ſich zum Gebrauch eignen und warte auf arme Leute, welche ihre paar Kreuzer nicht an die Mixturen der Apotheker vergeuden können. Auf dieſe Weiſe habe ich Arbeit in Hülle und Fülle, jahraus jahrein. Es ſteht aber in der heiligen Schrift, daß wir im Schweiß unſers Angeſichts unſer Brot eſſen ſollen und es iſt mein Troſt bei meiner Arbeit, daß ich genau das tue, was unſer Herrgott verlangt.“

„Zu dem Brot wird aber auch Wein und Braten kommen, gelt Frau Sink?“ fragte Mutter Klette.

Der Hals der Frau Sink bewegte ſich aus der diagonalen Stellung in die perpendikuläre, und ſie öffnete bereits den Mund zu einer Strafpredigt gegen die Gaumenluſt — da läutete es vom Kirchturm den Engel des Herrn. Sie ſenkte ihr Haupt, legte ihre Hände zuſammen, bewegte ihre Lippen und klopfte an ihre Bruſt bei dem „Und das Wort iſt Fleiſch geworden.“ Mutter Klette tat genau dasſelbe. Nannchen aber tat nichts der Art, ſondern ſtarrte die Betenden an. Als Frau Sink fertig war, ſagte ſie ſtreng zu Nannchen:

„Sie betet nicht, Sie arbeitet nicht: da wird unſer Herrgott Sie auch nicht geſund machen.“

„Ich hab' es vergeſſen," ſtammelte Nannchen beſtürzt.

„Das Gebet vergeſſen! o Greuel!" rief Frau Sink mit heiligem Entſetzen.

„Oder hat's nie gelernt, Frau Sink," ſagte begütigend Mutter Klette: „in der Familie war das Beten nicht Mode."

„Sind weiter keine Kranken da?" fragte Frau Sink abbrechend und reichte der Nannchen ein Päckchen Bruſttee.

„Nein, Frau Sink, es iſt heute zu heiß für den Weg aus der Stadt. Man verſchmachtet förmlich," ſagte Mutter Klette.

„Deswegen hat ja mein guter Mann das ſchöne Brünnchen an der Mauertür machen laſſen," verſetzte Frau Sink: „herrliches friſches Waſſer, ganz dasſelbe, das wir hier drinnen auch haben. Nun geht mit Gott und iſt euer Tee verbraucht, ſo kommt wieder."

Kaum hatte Mutter Klette den Hof und das Gittertürchen im Rücken, ſo ſetzte ſie ſich auf die Bank am Brunnen und ſtöhnte:

„Uff! das iſt zu arg, gelt, Schlampe . . . oder Nannchen; es läuft auf eines heraus! Gelt, das iſt zu arg."

„Ja," ſagte Nannchen mürriſch, „die Frau gefällt mir nicht. Was geht es ſie an, ob ich arbeite, ob ich bete, oder nicht! Beten! ſo etwas Einfältiges fragt der Armendoktor nicht."

„Zu arg! in meinen armen, alten, leeren Magen ſoll ich das eiskalte Waſſer gießen. Zu arg!“

„Das friſche Waſſer tut gut bei der Hitze,“ verſetzte Nannchen, trank einen Becher und fügte hinzu: „Was war denn das für eine Geſchichte vom waſſerſüchtigen Mann?“

Mutter Klette ſtand haſtig auf, ergriff ihren Korb und antwortete, indem ſie heimwärts ging:

„Der alte Baas iſt waſſerſüchtig; ich bringe ihm den Wachholdertee und er gibt mir dafür Schnupftabak oder ein paar Kreuzer — was er eben hat. So müſſen die braven armen Leute einander beiſtehen.“ —

Frau Sink verließ ihr Laboratorium, nachdem ſie alle Kräuterbüſchel abgeſtaubt und auf den verſchiedenen Kiſten und Kaſten mit halblauter Stimme wohlgefällig geleſen hatte: Eibiſchtee, Kamillentee, Hollundertee, Meliſſentee, Königskerzentee, Lindenblütentee, Schafgarbentee, Wachholdertee, Bruſttee. Dann hing ſie ihre Schürze über die Stuhllehne, verſchloß die Tür, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche, ging im Hof zum Brunnen, ließ Waſſer über die Hände laufen, trocknete ſie an der warmen Luft und begab ſich ins Wohnhaus und in das höchſt einfache Zimmer, wo der Eßtiſch für zwei Perſonen gedeckt war und wo ihre Tochter ihr entgegen kam.

„Mariänchen,“ ſagte Frau Sink, „da der Vater nicht zu Hauſe iſt, ſo wollen wir uns heute

Mittag recht in der Abtötung üben. Denn was iſt Arbeit und Gebet ohne Abtötung? Scheinheiligkeit, Mariändchen, weiter nichts. Wir aber nehmen die Sache ernſt und deshalb vor allem: Abtötung der Gaumenluſt.“

„Ja, liebe Mutter, alles zu rechter Zeit und am rechten Orte,“ verſetzte Mariändchen nicht ſehr freundlich.

„Du machſt den alten Spruch wahr: gute Kinder eſſen gern Suppe,“ ſagte Frau Sink, nachdem ſie ſich geſetzt hatten, und reichte ihrer Tochter einen übervollen Teller voll warmen Waſſer, worin einige Reiskörner ſchwammen.

„Ja, beſonders wenn ſie gut iſt,“ verſetzte Mariändchen mürriſch.

Nachdem ſie heldenmütig ihren Teller geleert hatte, ſagte Mariane:

„Weißt Du es ſchon, Mutter? Georg iſt wieder da.“ —

„Georg!“ rief Frau Sink mit raſcher Erhebung ihres Hauptes: „wer iſt Georg? . . . was iſt Georg? . . . was iſt er?“

„Aber Mutter,“ verſetzte Marianne verblüfft, „Du wirſt doch wiſſen wer unſer Nachbar Georg von Turn iſt.“

„Ich frage: was iſt er! was treibt er! . . . das iſt die Hauptſache im menſchlichen Leben: Arbeit. Er aber arbeitet nicht, er gehört weder zum Nähr-, noch zum Wehr- oder Lehrſtand. Um einen ſolchen

Menſchen haſt Du Dich nicht zu bekümmern und wenn er auch hundert Jahre unſer Nachbar wäre,“ ſagte Frau Sink mit großem Eifer.

„Aber Mutter, was ſchadet es mir, daß Herr von Turn weder zum Nähr-, noch zum Wehrſtand gehört?“ fragte Mariane treuherzig.

Frau Sink wollte nicht den innerſten Gedanken ihres Herzens ausſprechen; es war die Furcht, Herr von Turn könne etwa die Tochter eines Millionärs heiraten wollen und dann das Vermögen verſchwenden. Sie antwortete kurz:

„Herr von Turn geht Dich überhaupt gar nichts an.“

„Er iſt doch immer ſo gut und freundlich für mich geweſen,“ verſetzte Mariane wehmütig.

„Ja, als Du ein Kind warſt.“

„Vor drei Jahren war ich kein Kind . . . und weshalb ſollte er auch nicht freundlich für mich ſein?“

„Ich ſage Dir, Mariane, daß ich keinen Verkehr mit Herrn von Turn haben will. Sollte er einen Beſuch machen, wenn der Vater nicht zu Hauſe iſt und wenn ich im Laboratorium beſchäftigt bin, oder im Walde Kräuter für meinen Bruſttee ſuche, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er nicht angenommen wird.“

Die beſcheidene Kartoffelſpeiſe, die auf die Waſſerſuppe folgte, war verzehrt und die Mahlzeit beendigt. Frau Sink ſprach ein langes Dankgebet, Mariane ein kurzes Gratias; dann nahm die Mutter ihren Hut und ihre Botaniſierbüchſe und ging ihrer Wege, während ſich die Tochter bei ihrer Näharbeit unausſprechlich langweilte. Es fiel der frommen Frau gar nicht ein ſich mit Mariane in einer Weiſe zu beſchäftigen wie deren Jugend es erforderte. So führte denn Mariane ein ſehr freudeloſes Leben, ohne Geſchwiſter, ohne Jugendgenoſſen, ohne Intereſſe irgend einer Art.

Herr Sink war vom Arbeiterſtande durch großen Fleiß, größere Sparſamkeit und noch größere Glücksfälle empor gekommen, indem er auf den paar Morgen Landes, welche er mühſam erworben hatte, eine ungemein ergiebige Kohlengrube entdeckte. Bei Männern ſeines Schlages kömmt es nur darauf an die erſten Tauſende zu gewinnen. Iſt das einmal geſchehen, ſo legen ſie Zins auf Zins, machen mit kluger Vorſicht gute Geſchäfte und betrachten Wucher aller Art als das beſte Geſchäft. Herr Sink beſann ſich lange bis er ſich verehelichte: ein Mädchen, deſſen Hang zur Sparſamkeit dem ſeinen die Wage hielt und das ihm zwar kein bares Vermögen brachte — denn ihr Vater machte vor ſeinem Tode bankrott — aber doch eine hübſche Beſitzung. Freilich hätte dieſe verkauft werden müſſen, um wenigſtens einen Teil der Schulden zu decken; allein Herr Sink bewies, daß dies Beſitztum der verſtorbenen Frau des Bankrotten verſchrieben worden ſei und daß folglich die Tochter es von der Mutter erbe. Die Gläubiger kamen um das Ihre und Herr Sink vermehrte das Seine.

Das Haus, welches die fromme Frau Sink ihrem Gatten zubrachte, lag vor dem Tor einer jener kleinen altertümlichen ſchwarzen Städte, die den Ufern des Rheins ihren eigentümlichen Charakter geben. Mit ſpitzen Giebeldächern, zerfallenen Mauern, alten Tor- und Warttürmen, großen Kirchen; — am Fuß der Felſen, welche die Kultur in Weinberge verwandelt hat, und die auf ihrer kahlen Höhe Ruinen von Schlöſſern und Burgen tragen: ſehen dieſe Städtchen ganz und gar aus wie rheiniſche Sagen im Lapidarſtil, und was die Dichter von ihnen geſagt und geſungen haben, iſt nicht ſo romantiſch, als der Anblick, den ſie gewähren. Indeſſen iſt es bei manchen dieſer Städtchen minder angenehm ſie zu bewohnen, als an ihnen vorüber zu ziehen, weil ihre Lage am Fuß der Berge und vom Strom nur durch die Eiſenbahn oder durch die Chauſſee getrennt, ihnen eine Enge und Beklommenheit gibt, welche im Sommer, durch den Mangel an Bäumen und erfriſchendem Schatten, den Aufenthalt nicht erquickend macht. Das fiel aber bei Herrn Sink nicht ins Gewicht. Er bezog ſein Haus und richtete ſich mit äußerſter Beſchränkung darin ein. Die Fenſter der Vorderſeite, welche die ſchöne Ausſicht auf den Strom und das andere Ufer boten, ſtille herrſchte im Schloßhof. Die Diener traten befremdet an ſeinen Wagen.

„Iſt der Graf abweſend?“ fragte Gotthard ausſteigend.

„Er iſt ſeit Mitte Octobers in Dresden wo er den Winter zubringen will,“ lautete die Antwort.

„Iſt er recht wol? und die Gräfin auch?“ fragte er weiter und entſetzte ſich über die verſtummenden traurigen Geſichter. „Die Gräfin iſt doch nicht todt!“ rief er haſtig um aus der Ungewißheit zu kommen.

„Nicht todt, aber lange, lange ſchon fort,“ ſagte der Haushofmeiſter niedergeſchlagen, indem er Gotthard die Treppe hinauf führte.

Gotthard blieb ſtehen. „Die Gräfin iſt fort! rief er; der Graf in Dresden! mein Gott, was iſt hier denn vorgegangen?“

„Wir wiſſen es nicht! ſagte der alte Mann traurig. Altdorf iſt verödet, nur im Sommer bringt der Graf ein Paar Monat hier zu; es gefällt ihm auch nicht mehr, wie es ſcheint. Wir kommen uns Alle wie verwaist vor ſeitdem die Gräfin fort iſt .... im September waren es zwei Jahr.“

„Wo iſt die Gräfin?“ fragte Gotthard mit zitternder Stimme, und ging die Treppe wieder hinab.

wurden geſchloſſen und man bewohnte ein paar Zimmer, deren Fenſter in den Hof gingen. Gegen Bilder und Eindrücke der ſchönen Natur waren Herr und Frau Sink ſo abgetötet, daß ſie den Heiligen zum Muſter dienen können.

„Iſt der Rhein grün oder blau, ſind die Felſen gelb oder grau — was habe ich davon,“ ſagte Herr Sink, und er hatte auch wirklich nichts davon, denn er ſaß vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend am Schreibtiſch und rechnete — oder er flog im Waggon oder auf dem Dampfſchiff in Geldgeſchäften rheinauf rheinab, während ſich Frau Sink mit Augen und Gedanken in ihr Hausweſen und ihr Laboratorium verſenkte. Zwiſchen dieſen Eltern erwuchs Mariane wie eine Pflanze auf ſteinigem Boden. Sie hatte ſehr gewünſcht, die Tochter zu verheiraten; doch nur mit einem ungeheuer reichen Mann, der ſich dermaßen in ſie verliebe, daß er keine Mitgift für ſie begehre und ihre Ausſteuer ſelbſt beſorge. Dieſer Phönix wollte ſich nicht einfinden und Mariane langweilte ſich einſtweilen halbtot. Umgang mit jungen Mädchen in der Stadt hatte ſie nicht. Ihre Eltern fanden das höchſt überflüſſig; man müſſe ſich die Zeit mit Arbeit vertreiben und geſelliger Verkehr verwickele immer auf irgend eine Weiſe in unnötige Ausgaben: ſo hieß es. Ihre einzige Erholung war der Garten. Beſtand er auch nur in einer Kürbislaube, aus Gemüſebeeten und Sträuchen von Johannis- und Stachelbeeren, ſo war es doch eine Abwechſelung mit Spaten und Rechen zu arbeiten und ein paar Blumen in Töpfen zu ziehen. In freie Erde war es nicht geſtattet: dem Salat wäre Platz geraubt worden.

Mariane ſetzte ſich mit ihrer Näharbeit in die Kürbislaube und dachte darüber nach, weshalb ihre Mutter ſo empört ſei, daß Georg von Turn weder zum Nähr- noch zum Wehrſtand gehöre. Sie freute ſich, daß er wieder da war und daß er ſie ganz gewiß beſuchen werde.

Zwiſchen der Stadt und dem Hauſe des Herrn Sink lag ein altertümliches Gebäude, eine Art von viereckigem niedrigen Turm mit ſpitzem Dach; man nannte es das graue Haus. Es war vielleicht der letzte Überreſt einer Burg, die in alter Zeit hier geſtanden haben mochte und im Schwedenkriege, wie ſo manche andere, zerſtört ſein ſollte. Während fünfzig Jahren hatte ein Herr von Turn es beſeſſen und bewohnt. Als er uralt ſtarb, vermachte er es ſeiner Großnichte. Sie war Georgs Mutter. Zum Hauſe gehörte ein Weinberg, der hinter demſelben aufſtieg. Einen Garten hatte es nicht; nur einen Raſenfleck mit ein paar Nußbäumen. Auch im Hof, der vor dem Hauſe lag, ſtand ein Nußbaum. Die Umgebung von Bäumen gibt der Menſchenwohnung immer einen traulichen, gemütlichen Charakter. Nomaden pflanzen keine Bäume. Dazu gehört Liebe zum heimiſchen Boden und die Ausſicht, daß unter ihrem Schatten Kinder und Enkel wohnen werden. Dank dieſer ſchönen Bäume ſah das graue Haus zwar ernſt und eigentümlich, doch nicht finſter aus. Die Grenze zwiſchen dieſer und der Sink'ſchen Beſitzung machte ein Bach, der aus einer Schlucht herabkam und ſich ein ſchmales tiefes Bett im Steingeröll geriſſen hatte. Doch nur bei Regengüſſen und ſchmelzendem Schnee beſaß er dieſe Kraft. Im Sommer floß das Waſſer wie ein dünnes Fädchen dahin, verſiegte auch wohl ganz bei anhaltender Hitze. Ein ſchmaler unebener Fußſteg führte vom Sink'ſchen Garten in die ſteile Schlucht hinein und allmählich zur Höhe hinauf. Der entgegengeſetzte Abhang war waldig — und dort ſuchte Frau Sink ihre Kräuter. Die Felſenwand hinter dem grauen Hauſe war minder ſteil und mit Reben bebaut. Der Uferrand des Baches hatte auf beiden Seiten keine Mauer, ſondern eine niedrige Hecke.

Als Marianne im Schatten ihrer Kürbislaube ab und an nach dem grauen Hauſe aufſchaute und ſich freute, daß die Fenſter weit offen ſtanden, wurde ihre Freude plötzlich beträchtlich erhöht, denn Herr von Turn trat aus ſeiner Haustür, ging über den Raſenplatz, überſtieg ſeine Hecke und nach einem Sprung über den Bach auch die Hecke des Sink'ſchen Gartens und ſtand vor

Mariane ehe ſie wußte, ob ſie ihm entgegengehen oder davonlaufen ſolle.

„Grüß Sie Gott, Mariändchen!“ ſagte er freundlich, ſchüttelte ihre Hand und ſetzte ſich ohne Umſtände neben ſie auf die Bank: „Sie kennen mich wohl gar nicht mehr, ſo ſchwarz bin ich geworden.“

„O nein, das nicht!“ rief ſie haſtig: „wir fürchteten immer die Hyänen würden Sie freſſen.“

„Hyänen freſſen nur Leichen und Sie ſehen, ich bin noch ganz lebendig;“ verſetzte er munter: „aber Sie ſind groß geworden! wie alt ſind Sie, Mariändchen?“

„Achtzehn Jahr.“

„O wie jung!“ rief er.

„Das finde ich gar nicht! noch zwei Jahr und ich bin zwanzig . . . und mit zwanzig Jahren iſt man nicht mehr ſo erſtaunlich jung.“

„O, wie lange iſt es her, ſeitdem ich achtzehn Jahr alt war!“ ſagte er ſinnend.

„Zwölf Jahre iſt es her!“ rief ſie.

„Wie Sie gut rechnen, Mariändchen.“

„Der Vater meint, ich rechnete ſchlecht.“

„Wo iſt Ihr Vater? Arbeitet Ihre Mutter noch immer im Laboratorium?“

„Ach ja! bei uns bleibt alles beim Alten! wo der Vater iſt, weiß ich nicht und die Mutter iſt mit allerlei Kräutern beſchäftigt. So war es von jeher und es paſſiert gar nichts Neues.“

„Das Neue iſt ſelten etwas Gutes, Mariändchen.“

„Sie mögen das wohl ſagen, nachdem Sie mehr von der Geographie geſehen, als ich gelernt habe. Der Herr Pfarrer ſagte neulich, Sie wären zu Hauſe auf beiden Hemiſphären und ich weiß nicht einmal, wo die liegen.“

„Tröſten Sie ſich, Mariändchen!“ ſagte er beluſtigt: „auf beiden Hemiſphären gibt es Erde, Luft, Waſſer, Menſchen und allerhand Getier — und das alles gibt es auch hier am Rhein.“

„Dann begreife ich nicht, weshalb Sie nicht am Rhein blieben, ſondern ſich in die Gefahr ſtürzen, von wilden Tieren gefreſſen zu werden,“ ſagte Mariane ſehr verwundert und ſah ihn erwartungsvoll an.

Er ſchwieg zerſtreut und ſagte nach einer Weile wie ſich beſinnend, daß er ihr eine Antwort ſchuldig ſei:

„Ja, das iſt rätſelhaft. Aber es gibt ein Etwas im Menſchen, das ihn aus der Hütte ſeiner Kindheit, aus den Tummelplätzen ſeiner Jugend hinaustreibt in Gefahren, in Kämpfe, in gewaltige Anſtrengungen, die ihren Reiz haben, den namenloſen Reiz die Fähigkeiten zu erproben, die Kräfte zu üben, den Widerſtand zu beſiegen, eine eigene Bahn zu finden, zu brechen. Sehen Sie, Mariändchen, das iſt leben.“

„Lebe ich denn?“ fragte ſie verblüfft.

„Gewiß! mit Frauen iſt es ganz anders. Bei denen geht nur die Phantaſie — bei einigen Wenigen der Geiſt auf große Wanderungen. Die Natur hat es ſo geordnet: die Frau ſoll unter ihrem Dach und an ihrem Herd bleiben. Sie ſehen das ja an Ihren Eltern. Der Vater iſt draußen, die Mutter drinnen.“

„Ich finde es ungeheuer langweilig zu leben wie die Mutter lebt!“ brach Mariane aus.

„Möchten Sie lieber in das Land der Hyänen ſich begeben?“ fragte er ſcherzend.

Mariane ſah plötzlich ſo entſetzt aus, als ſei ſie eine Hyäne gewahr geworden. Es war aber ihre Mutter, die oben in der Schlucht auf dem Fußſteig erſchien. Herr von Turn folgte Marianens Blick und ſagte beruhigend:

„Ihre Mutter iſt ja ſo vertraut mit dieſem Wege, daß ſie ihn im Finſtern gehen könnte . . . und er iſt ja auch gar nicht ſo gefährlich.“

Weil Mariane etwas ganz anders fürchtete, ſchüttelte ſie ſchweigend den Kopf. Er deutete dies in ſeiner Weiſe und ſagte, indem er lachend aufſprang:

„So will ich denn Ihrer Mutter zu Hilfe kommen.“

Frau Sink hatte ihn bereits mit ihrem ſcharfen ſtechenden Auge erkannt und auch ſchon beſchloſſen, an ihm vorüber zu gehen, wie an einem weſenloſen Schatten. Nun aber flog er mit

Blitzesſchnelle ihr entgegen, begrüßte ſie verbindlich, nahm ihr die Botaniſierbüchſe ab und bot ihr den Arm indem er ſagte:

„Frau Sink findet man immer im Dienſt der leidenden Menſchheit.“

Dies Wort ſtimmte ſie milder und wenn auch ſehr kühl war ſie doch nicht unhöflich. Nachdem ſie in der Kürbißlaube angelangt waren und einige Worte gewechſelt hatten, ſagte Herr von Turn:

„Ich muß um Vergebung bitten, Frau Sink, daß ich nicht durch die Tür, ſondern über die Hecken eingedrungen bin. Ich ſah Fräulein Mariane im Garten und begrüßte ſie ſogleich in dieſer etwas ungehörigen Weiſe. Man verwildert auf Reiſen. In den nächſten Tagen werde ich mir erlauben, regelrecht vor Ihnen zu erſcheinen.“

„Mein Mann iſt verreiſt, Herr von Turn. Ich bitte deſſen Rückkunft abzuwarten, damit auch er das Vergnügen habe, Sie zu ſehen,“ erwiderte ſie, und er kehrte in derſelben Weiſe wie er gekommen in ſein Haus zurück.

Mariane fürchtete eine Strafpredigt; aber es erſchien eine Magd und meldete, daß der Herr Pfarrer gekommen ſei.

„Mich überläuft immer ein Schauder, wenn er kommt,“ ſagte Frau Sink mürriſch: „iſt es denn nicht genug, daß ich mich für meine Armen opfere? ... ich ſoll auch noch für die ſeinen ſorgen . . . Nimm Deine Arbeit, Mariane, und komm herein.“

Das Haupt tief gegen die Schulter geſenkt, mit ſüßſaurem Lächeln, erſchien Frau Sink vor dem Pfarrer und ſagte:

„Womit kann ich Euer Hochwürden dienen? ich weiß ja, daß Ihr geſchätzter Beſuch immer einen praktiſchen Zweck hat.“

„Richtig getroffen!“ verſetzte der Pfarrer heiter: „ich brauche Geld und ich hoffe, Sie verhelfen mir dazu.“

„O, Herr Pfarrer . . . um's Himmelswillen . . . Geld habe ich nicht! Medikamente — ja! Kräutertee für verſchiedene Übel ſteht zu Dienſten und ein ganz friſcher vortrefflicher Bruſttee.“

„Danke, danke, Frau Sink!“ entgegnete lachend der Pfarrer: „die Perſon, für welche ich Geld brauche, hat, Gott Dank! eine gute Lunge. Sie ſpricht ihr Credo ſo, daß alle fünf Weltteile es hören.“

Frau Sink ſtarrte den Pfarrer an und ſagte:

„Wer ſo kräftig iſt kann arbeiten, braucht nicht zu betteln.“

Mariane fragte verwundert:

„Wer iſt denn dieſe merkwürdige Perſon, Hochwürden?“

„Die Kirche iſt's, Mariändchen, und jetzt ſpeziell unſere liebe Stadtkirche.“

„Ah!“ fiel Frau Sink ganz erleichtert dem Pfarrer ins Wort, „wenn es die Kirche betrifft, ſo müſſen Sie ſich an meinen Mann wenden, der freilich juſt abweſend iſt."

„Ich weiß, ich weiß, Frau Sink! Bauten, große Reparaturen, die fallen der Kaſſe Ihres Mannes zu. Es handelt ſich aber heute um das recht eigentliche Departement der Frauen, nämlich um kirchliche Gewänder, die erneuert und vervollſtändigt werden müſſen. Das heilige Sakrament der Firmung ſoll hier im Laufe des Sommers geſpendet werden: dazu bedarf ich ganz notwendig einen neuen Vespermantel für den Herrn Biſchof."

„Ach, Hochwürden, der Herr Biſchof iſt gewiß viel zu fromm um zu beachten, ob der Vespermantel alt oder neu iſt," wendete ſie ein.

„Das verſtehen Sie nicht, liebe Frau Sink!" erwiderte der Pfarrer freundlich: „ſeien Sie nur ſo gut, Ihren Geldbeutel recht weit zu öffnen."

„Ja, Herr Pfarrer, wenn mein Mann kommt will ich mit ihm überlegen . . . Kirchenſachen ſind ſeine Sache. Ich ſehe nicht ein, weshalb ich die Koſten allein tragen ſoll."

„Und wann erwarten Sie Ihren Mann?"

„Nächſtens . . . in einigen Tagen . . . es iſt unbeſtimmt . . . ich weiß es nicht."

„Ich aber weiß, liebe Frau Sink, daß ich mit der Beſtellung des Vespermantels nicht zögern darf."

„Mutter," ſagte Mariane, „ich will ſtatt des Vaters einen Beitrag geben."

„Brav, Mariändchen!“ rief der Pfarrer.

Mutter und Tochter gingen ins Nebenzimmer. Die Hände auf dem Rücken gelegt, trat der Pfarrer vor das rieſige Kruzifix, das an der Wand hing und dem öden Zimmer weder ein gemütliches noch ein andächtiges Anſehen gab — und ſtellte ſeine Betrachtungen über das Kameel an, das leichter durch ein Nadelöhr gehen, als mancher Reiche in den Himmel kommen kann. Nach langer Beſprechung kam die Mutter allein zurück, reichte dem Pfarrer ihren in Papier eingewickelten Beitrag und ſagte:

„Ich bitte vorlieb zu nehmen, Hochwürden . . . das gute Kind hat nicht viel.“

„Gott vergelt's!“ ſagte der Pfarrer. Als er fort war ſchöpfte ſie Atem; Mariane hatte ſie gerettet.

Im Papier fand der Pfarrer einen halben Gulden. Als Herr von Turn tags darauf der Frau Sink einen Beſuch machen wollte, wurde er nicht angenommen. Sie ſei beſchäftigt, hieß es. Höchſt gleichmütig kehrte er heim. Wenn nicht die zwanzigjährige Nachbarſchaft geweſen und die kleine Teilnahme, die er für Mariändchen, das Kind, hatte, ſo würde er nie das Sink'ſche Haus betreten haben.

Herr Sink war bei ſeiner Rückkehr noch unfreundlicher und abſtoßender als gewöhnlich gegen Frau und Tochter. Mariane beachtete es nicht;

„Irgendwo in der Schweiz! man glaubt am Genfer- oder Bodenſee.“

„Und .... mit wem iſt ſie da?“ fragte er ſo beklommen, daß er kaum ſelbſt ſeine Frage verſtand.

„Mit dem kleinen Grafen und mit Mamſell Dorothee. Niemand ſonſt hat ſie mitgenommen.“

Gotthard grüßte ſtumm und freundlich die Leute, ſtieg in den Wagen und fuhr fort mit einem Gefühl wie der es haben mag der ſein Vaterhaus von einem Erdbeben verwüſtet findet: die liebſte Stätte auf der Welt war ihm verödet.

Er reiste nach der Schweiz, und begann ſeine Nachforſchungen am Bodenſee. Conſtanz, St. Gallen, Bregenz, Lindau, alle kleineren Ortſchaften, alle Dörfer und Campagnen durchſuchte er faſt Haus um Haus. Die tiefſte Sehnſucht, die heftigſte Spannung, die größte Angſt ſeines Lebens ſtand er in dieſer Zeit aus. Am Tage ging oder fuhr er herum mit Leuten die ihm in ſeinem Vorhaben behülflich ſein konnten, und wenn er ſpät Abends in den Gaſthof zurückkam, todtmüde von der unfruchtbaren Anſtrengung, ſprach er zu ſich ſelbſt: Finden werd' ich ſie ſchon! aber wie? aber wie? — Und eine unſägliche, unbezwingliche Angſt legte ſich ihm wie eine Geierkralle ums Herz. — Drei Wochen hatte er ſich am Bodenſee aufgehalten und die Ueberzeugung ihre Gedanken waren an das graue Haus gefeſſelt. Frau Sink rächte ſich dadurch, daß ſie dem Gatten eine äußerſt ſchmale Verköſtigung zukommen ließ, was ihn mehr und mehr verſtimmte.

„Zum Geier! willſt Du mich des Hungertodes ſterben laſſen!“ fuhr er ſie endlich an.

„Die Abtötung der Gaumenluſt iſt ſo heilſam,“ ſagte ſie ſalbungsvoll.

„Zum Kukuk, töte Dich ab nach Belieben! . . . aber nicht mich. Marſch, fort mit Dir, Mariane! . . . ich habe mit der Mutter zu reden.“

Mariane ſtand vom Eßtiſch auf, nahm ihre Arbeit und ſetzte ſich in die geliebte Kürbislaube.

„Frau!“ ſagte Herr Sink barſch, „ich habe Ausſicht dies Grundſtück, das keinen Heller einträgt, um einen Preis zu verkaufen, der den Wert doppelt und dreifach überſteigt.“

„Damit bin ich ganz einverſtanden,“ verſetzte Frau Sink ihre Hände faltend.

„Das iſt mir lieb,“ ſagte er ſichtlich erleichtert: „ich fürchtete, Du würdeſt dies Haus und Dein Laboratorium ungern verlaſſen.“

„Die Erde iſt überall des Herrn und bietet überall Gelegenheit, dem Nächſten zu dienen,“ erwiderte ſie unendlich ſalbungsvoll und fügte dann die weiſe Bemerkung hinzu: „Wenn aber die Summe ſo groß iſt, iſt ſie dann auch ſicher? . . . keine Schwindelei?“ —

„So ſicher, wie der Rhein zwiſchen ſeinen zwei Ufern fließt!“ rief er und rieb ſich ſo gewaltig vergnügt die Hände, daß die Gelenke krachten.

„Wohin werden wir dann unſern Pilgerſtab ſetzen?“ fragte ſie bedachtſam.

„Ich denke nach Amerika.“

„Nein!“ rief ſie ſchreckenvoll, „in Amerika iſt das Leben zu koſtſpielig.“

„Deſto mehr Gelegenheit zur Abtötung bietet es Dir,“ ſagte er ſpottend, „doch das wird ſich finden. Die Hauptſache iſt, daß wir dieſen Klotz am Bein, dieſes freſſende Kapital, dieſes Haus gut verkaufen.“

„Ja . . . und dann können wir uns in der Stadt, wo niemand uns kennt, eine kleine Wohnung mieten.“

„Ich ſage Dir, Frau, das wird ſich finden. Nur erſt das Geld in Händen haben! das Geld!“

„Freilich, es nützt uns ja, das liebe Geld, um dem Nächſten zu dienen,“ ſetzte ſie hinzu.

Ueberraſchungen.

Der Herr war wieder in das graue Haus eingezogen und die Haushälterin ſorgte mit ſtiller Geſchäftigkeit für ſeine geringen Bedürfniſſe, die ihr genau bekannt waren, denn ſie war noch von ſeiner verſtorbenen Mutter in ihren Dienſt eingeübt worden. Eine Magd unterſtützte ſie dabei. Andere Dienſtboten gab es nicht. Der Weinberg war verpachtet. An irgend eine Unordnung, Veränderung oder geräuſchvolle Geſchäftigkeit dachte niemand im grauen Hauſe. Die Stille ſchien dort ihre Heimat zu haben. Die Lebensgewohnheiten von mehreren Generationen fanden in dieſer weltentfremdeten Stille ihren charakteriſtiſchen Ausdruck. Nun war freilich der jetzige Beſitzer mit nichten weltfremd oder ein Klausner, ſondern genau das Gegenteil: ſein Verlangen, im größtmöglichen Umfang die Welt zu ſehen, zu kennen, war ein faſt krankhafter Durſt, der ihn jahrelang in alle Weltteile trieb. So wie er aber ins graue Haus zurückkehrte, legte ſich auf ihn der Zauberbann der Einſamkeit. Dieſer Bann wurde durch einen ſehr materiellen Grund verſtärkt: durch den Zuſtand ſeiner Finanzen. Seine Einkünfte waren ſehr beſchränkt und beruhten auf dem Pachtzins des kleinen Weinberges, deſſen Produkt weder mit Johannisberg noch Asmannshauſen ſich meſſen durfte; — und auf dem Ertrag des Waldgutes, das er einige Stunden landeinwärts, zwiſchen Rhein und Lahn, beſaß. Nach einer jeder ſeiner Weltfahrten mußte er eine Zeit lang ſich einſchränken, um ſein Budget wieder in das gehörige Gleichgewicht zu bringen. Obſchon er auf dem Waldgut kein Wohnhaus hatte, war es doch ſeine Abſicht geweſen, die heißen Monate dort zu verleben und ſeiner Jagdliebhaberei nachzugehen; allein die unerwartete Begegnung mit Lady Waldegrave, mit dieſer launenhaften, anziehenden und abſtoßenden Frau, hatte ihn verſcheucht. Er konnte vernünftiger Weiſe nicht wünſchen, wieder mit ihr in Berührung zu kommen, und er fand es geratener, die Vernunft zu unterſtützen und ſich in ſo weite Entfernung zu begeben, wie die Umſtände es eben erlaubten.

Er beſchäftige ſich damit, ſeine Papiere zu ſichten, zu ordnen. Er hatte viel geſchrieben und viel gezeichnet. Wies er auch mit Geringſchätzung den Vorſchlag zurück, das Feuilleton irgend eines Blattes zu füllen, ſo trat ihm doch der Gedanke an ein ſelbſtſtändiges Werk entgegen. Mochte dieſes nun ausgeführt werden oder nicht — es bot ihm vollauf Beſchäftigung; und das war es, was er ſuchte. In der Frühe ging er in die Meſſe, dann arbeitete er und abends ruderte er ſich im Nachen lange Stunden auf dem kühlen, grünen Strom.

Er war in ſeinem Schreiben vertieft, als eines vormittags Herr Sink ganz atemlos bei ihm erſchien und haſtig ſagte:

„Geehrter Herr von Turn, beſter Herr Nachbar, ich bitte Sie um eine kleine Gefälligkeit.“

„Sehr gern, Herr Sink, worin beſteht ſie.“

„Darin, daß ſie heute gegen ein Uhr zu mir kommen.“

„Zum Speiſen, Herr Sink?“ fragte Georg lächelnd.

„O bewahre, Herr von Turn, wir Bürgersleute eſſen Punkt zwölf Uhr. Nein! die Sache iſt ſo. Um ein Uhr kommt ein Amerikaner, der mein Haus kaufen will. Da ich kein Wort amerikaniſch verſtehe, ſo bitte ich Sie um die Gefälligkeit, den Dolmetſcher zu machen.“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

„Vorausgeſetzt, daß die amerikaniſche Sprache Ihres Käufers ſpaniſch oder engliſch iſt, will ich das gern tun.“

„Danke, danke! Sie müſſen mir aber auch helfen, das Haus, das ganze Grundſtück gehörig heraus zu ſtreichen.“

„Das Grundſtück beſchränkt ſich auf das, was der Käufer vor Augen hat, Herr Sink, auf das

Wohnhaus und die Wirtſchaftsgebäude, die den Hof umgeben; — da gibt es nichts herauszuſtreichen.“

„Sie vergeſſen den Garten, beſter Herr.“

Georg lachte hell auf.

„Die herrliche Gegend, die ſchöne Ausſicht, die bequeme Lage an einer Eiſenbahn- und einer Dampfſchiffſtation!“ fuhr Herr Sink ganz begeiſtert fort: „O Herr von Turn, hat man nur guten Willen, ſo kann man den Teufel weiß malen. Warum alſo nicht das kleine Paradies mit allen Farben des Regenbogens!“

„Ganz recht, Herr Sink, ich werde kommen und malen helfen ſoweit die Farben reichen; aber was ſagt Frau Sink dazu? Iſt es ihr nicht ſehr leid, ſich von ihrem Vaterhauſe zu trennen und von ihrem Laboratorium? . . . und Ihrer Tochter ſehr leid, ſich von ihrer Kürbisſtaude zu trennen?“

„Was meine Tochter betrifft, ſo wird ſie nicht gefragt. Meine Frau aber iſt in ſolchen Dingen die Vernunft ſelbſt.“

„In welchen Dingen, Herr Sink?“

„In Geldſachen, Herr von Turn. Ihren Vater hat ſie lange vergeſſen und Kräutertee kann ſie überall kochen; doch einen günſtigen Hausverkauf kann ſie nicht jeden Tag bewerkſtelligen und ſo greift ſie mit beiden Händen nach dem kleinen Vorteil, der ſich uns bietet. Sie ſollten auch Ihre alte Baracke zu verkaufen ſuchen.“

„Nein, beſter Herr Sink, daraus wird nichts!“ rief Georg: „dann hätte ich ja keine Heimat mehr.“

„Man läßt ſich an einem andern Ort nieder. Wo? . . . das iſt ja gleichgiltig.“

„Das kommt Ihnen ſo vor, Herr Sink. Fände ich aber nach der Rückkehr von meinen Reiſen nicht mein altes graues Haus wieder, unter deſſen Dach all' meine Jugenderinnerungen lebendig werden — ich weiß nicht, was ich beginnen ſollte.“

„Sind Sie ein Dichter geworden, Herr von Turn? Vergeſſen Sie ganz die ſchwere Hausſteuer, die Sie in dieſer ſteuerreichen Zeit auch dann bezahlen müſſen, wenn Sie es nicht bewohnen?“

„O Herr Sink, in unſerer Zeit hoher Kultur müſſen auch die Leute gehörig Steuer bezahlen, die kein Haus beſitzen. Das wird Ihnen ſchon klar gemacht werden, nachdem Sie Ihr Haus verkauften. Alſo gegen ein Uhr bin ich bei Ihnen.“

Herr von Turn erſchien pünktlich. Nicht ſo der Amerikaner. Der Zug, mit den man ihn erwartete, war längſt gekommen, längſt die Zeit verſtrichen, die er gebraucht hätte, um den Weg vom Stationshauſe zurückzulegen — er kam nicht. Herr Sink überlas zwanzigmal das Telegramm ſeines Geſchäftsfreundes, das die Ankunft des

Käufers auf ein Uhr ankündigte. Frau Sink ſtrickte emſig, um keine Zeit zu verlieren. Mariane ſaß wie immer bei ihrer Näharbeit und gerade ſo lebhaft wie ihre Eltern wünſchten, daß der Amerikaner mit ſeinem Sack voll Geld erſcheinen möge, wünſchte ſie das Gegenteil. Unbeteiligt und folglich ſehr gleichmütig behandelte Herr von Turn die Sache und ſagte tröſtend zu dem aufgeregten Ehepaar:

„Es iſt jetzt halb zwei; — ich gehe jetzt. Um halb vier komme ich aber wieder, denn Ihr Mann trifft vielleicht mit jenem Zuge ein.“

„Oder auch gar nicht!“ rief Herr Sink wütend und zerriß das lügenhafte Telegramm.

„Nun, dann bleiben wir gute Nachbarn,“ erwiderte Georg tröſtend.

„Das wolle Gott,“ ſeufzte Mariane.

„Und verlieren ein Kapital, das uns in unſeren alten Tagen aller Sorgen enthebt!“ winſelte Frau Sink mit geneigtem Haupt, aber mit zornigem Blick.

Ein ſtarker Zug an der Glocke des Hoftors unterbrach das Geſpräch. Man vernahm zugleich Pferdegetrappel, doch keinen Wagen. Herr Sink ſtürzte hinaus:

„So führt ihn der liebe Gott doch noch her,“ ſagte Frau Sink, ſalbungsvoll die Hände faltend.

„Wer weiß, ob es der liebe Gott iſt!“ brauſte

Mariane auf, die nicht länger fähig war, ihre Gefühle zu unterdrücken.

„Iſt Ihnen der Verkauf ſo leid?“ fragte Georg teilnehmend, denn er erkannte in dem ungeſchickten Ausruf Marianens Betrübnis.

Sie blieb die Antwort ſchuldig, denn die Tür ging auf.

Wäre der Orion in's Zimmer getreten, er hätte Georg von Turn nicht mehr überraſcht, als er es jetzt durch den Eintritt von Lady Waldegrave war. Er blieb wie angewurzelt auf ſeinem Platz. Lord Waldegrave, der ſeiner Frau auf dem Fuße folgte, eilte jedoch freudig auf ihn zu und rief, ſeine Hand ergreifend und herzlich drückend:

„Beſter Turn, welche Überraſchung! Wie kommen Sie hierher?“

Sowie Dorothea dies ſah und hörte, trat auch ſie an Georg heran, reichte ihm freundlich die Hand und ſagte:

„Am Nil trennten wir uns, am Rhein finden wir uns wieder. Was machen Sie hier? wollen Sie etwa auch dies Haus kaufen?“

Von allen Überraſchten war es nicht am wenigſten die Familie Sink. Der Amerikaner war ein Deutſcher; der Käufer war eine Dame. Herr von Turn war ein alter guter Freund dieſes reichen Ehepaares. Herr Sink ſtand da mit ehrfurchtsvoll gekrümmten Rücken, Frau Sink ganz bereit, ſich bis zur Erde zu verneigen, Mariane kerzengerade aufrecht, ganz Auge für Lady Waldegrave, die im dunkelbraunem Reitkleid mit einem veilchenblauen Schleier ihr ganz wunderbar vorkam. Endlich beſann ſich denn doch Lord Waldegrave, weshalb er eigentlich gekommen ſei und er ſagte zu ſeiner Frau:

„Jetzt, liebe Dea, nimm das Haus von oben bis unten in Augenſchein. Wir erwarten Deine Rückkehr, Herr von Turn und ich . . . aber nicht hier im ſchwülen Zimmer, ſondern im Garten.“

„Da Sie jetzt keinen Dolmetſcher bedürfen, ſondern mit Lady Waldegrave deutſch ſprechen können, ſo begleite ich Sie nicht,“ ſagte Georg, als ſich der Zug, Herr Sink an der Spitze, um die Türen zu öffnen, in Bewegung ſetzte. Dorothea nahm ihr Reitkleid zuſammen und folgte ihm. Frau Sink und Mariane zogen als Trabanten hinterher, ſchloſſen die Türen und riſſen die Fenſter und die Sommerläden auf.

Während der Zeit ſetzte ſich Georg und Lord Waldegrave in den Schatten der Kürbislaube und ſagte:

„Jetzt erklären Sie mir, weshalb Sie als Amerikaner zum Kauf dieſes Hauſes ſich gemeldet haben“

„Als Amerikaner? ich?“ ſagte Lord Waldegrave verwundert: „davon weiß ich nichts. Die Sache iſt durch Mäkler angeknüpft und die mögen etwas davon gehört haben, daß ich in meiner Jugewonnen: dort ſei Cornelie nicht. Alſo nach Zürich! An einem See glaubte man ja daß ſie ſich niedergelaſſen habe. In Winterthur, einem Städtchen zwiſchen Conſtanz und Zürich, wo die Schweizer Kutſcher regelmäßig ihre Pferde füttern, begehrte Gotthard das Fremdenbuch, blätterte weit zurück und fand von unbekannter und ziemlich ungeſchickter Frauenhand geſchrieben: Oktbr. 9, 1834. Frau Gräfin Sambach — aus Schleſien — nach Zürich. Dies war die erſte directe Nachricht über ſie! Mit verklärten Blicken ſah Gotthard den geliebten Namen an, und nie mag Rafaels oder Murillos Pinſel ein leuchtenderes Entzücken auf einem Menſchenantlitz hervorgerufen haben, als es Dorotheens ſehr wenig kalligraphiſchen Federzügen gelang.

Abends war er in Zürich im Gaſthof „zum Schwert,“ damals einer der berühmteſten in der Schweiz, jetzt ganz verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt durch die großen Fremdenkaſernen des modernen Gaſthofſtyls. Abermals nahm er das Fremdenbuch zur Hand, aber es begann mit dem Jahr 1836. Das ältere mußte aufgeſucht werden, und es fand ſich erſt am nächſten Morgen — und in ihm ihr Name. Einer der Lohndiener des Gaſthofes, den Gotthard fragte ob er ſich der Reiſenden entſinne die ſeit zwei Jahren hier geweſen wären, gend in Amerika war, um den Niagarafall zu ſehen. Mäkler müſſen immer allerhand furioſes Zeug vorbringen, um die Aufmerkſamkeit der Leute zu ſpannen.“

„Aber warum wollen Sie dies Haus kaufen, das doch in der Tat kein angenehmer Sommeraufenthalt iſt, während Sie Belair-Caſtle, Goldenſtein und Romodin beſitzen?“

„Das Haus wurde uns als eine reizende Villa mit Garten geſchildert und meine Frau, die eine große Liebhaberei für große Ströme, für eine Landſchaft mit Waſſer hat und dies Element auf unſeren Beſitzungen vermißt, kam auf den Einfall, eine kleine Niederlaſſung am Rhein zu wünſchen, um hier die Abende zuzubringen. Es hieß, die Entfernung betrage nur anderthalb Stunden; wir ſind aber vier Stunden geritten. Ich denke, ſie läßt den Wunſch fallen. Jetzt ſagen Sie mir, was Sie getrieben haben, ſeitdem wir uns vor dritthalb Jahren in Cairo trennten.“

„Ich war in Indien und in Californien — und bin nur hier in meiner Heimat. Vor Ihren Augen liegt mein Haus.“

„Sie beſitzen aber auch ein Gut ganz in der Nähe von Goldenſtein, wo meine Frau Ihnen vor etwa zehn Tagen begegnete. Als ich Sie beſuchen wollte, waren Sie verſchwunden und doch liegt das Häuschen, welches Sie bewohnen, ſo paſſend wie möglich für den Jägersmann mitten im

Walde. Warum leben Sie nicht dort und halten gute Nachbarſchaft mit uns?“

„Gerade dies wollte ich vermeiden,“ erwiderte Georg entſchieden.

„Beſter Freund, was fällt Ihnen ein!“ rief Lord Waldegrave ſehr erſtaunt.

„Ich will es Ihnen erklären. Gegen das Ende unſerer gemeinſchaftlichen Nilreiſe trat eine ſolche Veränderung im Benehmen von Lady Waldegrave gegen mich ein, daß ich fürchten muß — ihr mißfallen zu haben . . . ich weiß nicht wodurch. Ich habe es alſo für beſſer gehalten, unſere frühere Bekanntſchaft nicht zu erneuern. Es fällt mir nicht ein, von irgend jemand Wohlwollen zu erwarten. Hat man es mir aber bewieſen, ſo bleibe man dabei. Sie begreifen das.“

„Vollkommen! meine Frau iſt aber unſchuldig. Ich bin der Schuldige.“

Georg machte lebhaft eine verneinende Bewegung.

„Doch! doch! hören Sie nur. In jener Zeit beſchäftigte ſich meine Frau faſt ausſchließlich mit religiöſen Fragen. Durch den Tod unſeres Kindes war ſie phyſiſch und geiſtig herabgeſtimmt und gedrückt. Solche Zeiten der Schwermut ſchlagen nicht ſelten in Exaltation um und wirft ſich dieſe auf die Religion, ſo erzeugt ſie einen Fanatismus, der wiederum nicht von Dauer iſt und dann in der Seele eine troſtloſe Öde zurück läßt. Wäre meine

Frau damals katholiſch geworden, — mit ihrem Charakter wäre ſie bis an die äußerſte Grenze gegangen, hätte dann ſpäter keine dauernde Befriedigung in ihrer ſchwärmeriſchen Auffaſſung gefunden und hätte ſich unausſprechlich elend gefühlt. Davor mußte ich ſie ſchützen. Der Umgang mit Ihnen lenkte ſie aber allmählich dahin, wo ich ſie nicht haben wollte. Feſte Überzeugungen, die mit dem Leben desjenigen, der ſie ausſpricht, in Einklang ſtehen, üben immer einen gewiſſen Einfluß: dies iſt eine Eigentümlichkeit der guten Grundſätze; ſie hauchen ſozuſagen eine reine Luft aus. Dagegen hätte ich nun wahrlich nichts einzuwenden; allein die friſche Gebirgsluft und die ſtärkende Meeresluft taugen dennoch nicht für alle, ſondern nur für gewiſſe phyſiſche Organiſationen, obſchon ſie ſehr rein, ſehr belebend ſind. So iſt es auch mit der geiſtigen Atmoſphäre. Dies alles ſetzte ich meiner Frau auseinander. Es verſtimmte ſie. Sie wollte nicht zugeben, daß ihre religiöſe Richtung durch einen Menſchen beeinflußt werden könne, was ein gewaltiger Irrtum iſt; ſie fand das erniedrigend für die Religion — was abermals ein Irrtum iſt. Um nun allen menſchlichen Einfluß von ſich abzuwehren, zog ſie ſich mit einer Schroffheit von Ihnen zurück, die Ihnen allerdings ſehr launenhaft erſcheinen mußte, die mir aber ein neuer Beweis war, daß ſie die Dinge nicht mit dem gehörigen Maß tut. Ich blieb ſelbſtverſtändlich auf dem alten Fuß mit Ihnen und doch trug ich die Schuld des ſchroff veränderten Benehmens meiner Frau. Sie müſſen Nachſicht mit ihrer Jugend, ihrem Charakter, ihrem Mangel an Erfahrung haben. Sie iſt das beſte, liebenswürdigſte Weſen von der Welt und ſie kann mit der Zeit eine ungemein tüchtige Frau werden, ſobald die Epoche der Exaltation vorüber iſt. Aus der Phaſe religiöſer Aufregung iſt ſie herausgetreten. So! jetzt habe ich Ihnen meine Beichte abgelegt und freue mich, daß ich es konnte. Hoffentlich geben Sie jeden Groll auf — wenn Sie ihn überhaupt gegen meine Frau hegten — und wir ſind wieder auf dem Standpunkt alter Freundſchaft, wie in den Tagen von Theben, von Elefantine und Wadi-Halfa.“

„Ich kann jetzt ganz gut Lady Waldegrave verſtehen,“ erwiderte Herr von Turn ſinnend: „Ihre furchtbare Angſt aber, daß dieſelbe katholiſch werden könnte, iſt mir durchaus unverſtändlich.“

„Wäre auch vielleicht nur dann zu begreifen, wenn Sie meine Mutter gekannt hätten. Sie beſaß manche gute Eigenſchaft, führte ein ſehr tugendhaftes Leben, nachdem ſie früh Witwe geworden, war wohltätig und hilfreich für Notleidende . . . aber ſie hat mir einen ſolchen Ballaſt von Roſenkränzen und Skapulieren auf die Schultern gewälzt, zu ſo viel Novenen und Triduums mich gepreßt, ſo viele Pfund Kaffee und Zucker in die Nonnenklöſter bringen laſſen — wo ich dann in unfreundlichem Sprechzimmer warten mußte, bis man ſie mir abnahm — ſo viel Medaillen und Heiligenbilder um mich aufgehäuft, daß mir der Gedanke unerträglich iſt, meine geliebte und liebenswürdige Frau in dieſen Extravaganzen zu ſehen.“

„Extravaganzen braucht aber nicht jeder notwendig zu begehen.“

„Meine Frau hat allerdings viel mehr Verſtand, als meine Mutter hatte; allein ſie hat auch viel mehr Schwärmerei, eine viel ſtärkere Richtung zum Idealen in ihrer Seele.“

„Nun, dies ſind denn doch edle Eigenſchaften, welche der Extravaganz Schranken ſetzen.“

„Lieber Freund! die Frau — nicht meine, nicht dieſe oder jene Frau, ſondern überhaupt die Frau, hat eine gewiſſe Neigung zur Übertreibung. Das hängt, wie mir ſcheint, teils mit der Lebhaftigkeit ihres Gefühls, teils mit ihrer Phantaſie zuſammen. Es iſt ein ganz allgemeiner Charakterzug in der Naturanlage des Weibes. Je ſtärker nun die Einbildungskraft und der Schwung des Gefühls iſt — wie eben bei meiner Frau — deſto mehr wird ſie zur Übertreibung geneigt ſein. Sie wird im großen Stil religiöſe Schwärmerei treiben, wie meine Mutter es im kleinen Stil tat. Sie wird es verſchmähen, die Frage zu erörtern, ob die Andacht zum roten Skapulier der Andacht zum blauen Skapulier vorzuziehen ſei — oder die Frage, ob die Maria vom guten Rat, oder die Maria von der unbefleckten Empfängnis, oder die Maria der ſieben Schmerzen am wirkſamſten Hilfe leiſtet; ſie wird auch nicht in den Träumereien irgend einer Nonne Offenbarungen Gottes verehren und nicht jedes Wort, das der Papſt ſpricht, als Prophezeiung auffaſſen; doch das Schrecklichſte könnte ihr denn doch widerfahren.“

„Und das wäre?“ fragte Georg geſpannt.

„Es wäre, daß ſie in die Hände eines Gewiſſensrates, eines Seelenführers oder wie ein ſolches Individuum zu nennen iſt, geriete. Es iſt unausſprechlich, was ich dadurch gelitten habe.“

„Sie? . . . iſt das möglich?“

„Ja! meine ganze Kindheit und mein Verhältnis zu meiner Mutter iſt dadurch getrübt worden — und deshalb will ich mein Verhältnis zu meiner Frau durch keine unerträgliche Einmiſchung verſtört wiſſen.“

„Das verſteht ſich! aber . . . — —“

„Kein aber, ich beſchwöre Sie.“

„Ich habe weder ein perſönliches Urteil noch ein perſönliches Intereſſe in dieſer Sache; ich wollte Ihnen nur das ſagen, was ich einſt aus dem Munde einer ſehr verſtändigen Frau gehört habe.“

„War ſie verſtändig, ſo wird ſie meine Anſicht geteilt haben. Alſo was ſagte ſie?“

„Es war auf dem Rigi. Unter einem Schwarm der alleraufgeblaſenſten und folglich allerhohlſten Leute hatten ſich ein halbes Dutzend Katholiken, Männer und Frauen, zuſammengefunden, denen ich mich anſchloß. Unſer kleiner Kreis übte, ich weiß nicht wodurch, eine Anziehungskraft auf einen ſehr gebildeten, angenehmen Mann, der zwar Katholik, jedoch der Kirche gram war. Sei es um ſeinem Groll Luft zu machen, ſei es um ſich belehren zu laſſen — immer trat er aggreſſiv auf, aber nicht ſo, daß die Diskuſſion etwas Feindſeliges gehabt hätte. Seine ſchlagfertigſte Gegnerin war eine Frau, die ſo ziemlich der Mittelpunkt unſeres Kreiſes und unſer Organ in dieſen kleinen Geiſteskämpfen war. So hatte er denn auch eines Tages eine Maſſe von Einwendungen gegen den Einfluß von Beichtvätern, von Gewiſſensräten, von Seelenführern vorgebracht und behauptet, es ſtände jeder Katholik unter der Bevormundung eines ſolchen Individuums, das jeden Schritt leite, jede Handlung bewache und dadurch den Geiſt lähme, das Herz verenge, das Gewiſſen abſtumpfe und den Menſchen aller Selbſtſtändigkeit beraube. Wir proteſtierten und behaupteten lebhaft, daß wir von einer ſolchen Unterwürfigkeit nichts wüßten. Die verſtändige Frau hatte gar nicht proteſtiert. Als wir mit unſeren Beteuerungen zu Ende waren, ſagte ſie: Die Seelenführung beſteht nicht darin, daß jeder

Schritt und jede Handlung vorgeſchrieben wird, ſondern darin, daß der Seele ihr großes Ziel vorgeſtellt und Mittel und Weg bezeichnet wird, um es zu erreichen. Der Richtung, die der Seele gegeben wird, muß ſie dann ihre Schritte anpaſſen, muß ihre Handlungen daran meſſen. Der Kompaß gibt dem Schiff im großen Ganzen die Richtung an. Der Steuermann behält den Kompaß im Auge; allein er muß ſelbſtſtändig an den Klippen und Sandbänken ſein Schiff vorüberlenken. Verſtehen Sie das? ſetzte ſie hinzu. — Ob er es verſtand, weiß ich nicht; ich habe es verſtanden und ich meine, auch Sie müßten es verſtehen."

„Ihre vernünftige Frau war eine Idealiſtin, faßte von der höchſten Seite die Sache auf," entgegnete Lord Waldegrave: „ich aber bleibe bei meiner Erfahrung ſtehen."

„Warum ſoll der Empiriker einen richtigeren Blick haben, als die Idealiſtin?" fragte lächelnd Georg.

„Weil er in der Wirklichkeit fußt!" rief Lord Waldegrave.

„Iſt die Wirklichkeit eines und dasſelbe mit der Wahrheit?"

„Das will ich nicht behaupten! . . . Meine Erfahrungen teile ich Ihnen zu gelegener Zeit mit, denn ich zähle darauf, Sie in Goldenſtein zu ſehen."

„Wenn Lady Waldegrave nicht wieder einen Anfall von übler Laune bekommt," ſagte George lachend.

„Das würde nur dann geſchehen, wenn ich Sie auf Proſelytenmacherei ertappte, und die iſt Ihnen ebenſo fern, wie meiner Frau jetzt das Suchen nach einer Religion iſt."

Während dieſes Geſpräches in der Kürbislaube durchwanderte Lady Waldegrave das Haus von der Dachkammer bis zum Keller. Es hätte viel ſchneller geſchehen können, wenn nicht Herr und Frau Sink mit unerſchöpflichen Belobungen und Anpreiſungen des ſoliden Baues, der herrlichen Ausſicht, der geſunden Lage, der behaglichen Zimmereinteilung, der Luft, des Waſſers, des Bodens, die Wanderung beträchtlich verlängert hätten. Endlich langte ſie im Hof an.

„Wo iſt nun der Garten?" fragte Lady Waldegrave, deren Urteil über dieeſ Villa bereits feſtſtand, die aber doch aus Höflichkeit nach allem fragte.

„Es iſt erſt eine Anlage, allein es kann unendlich viel daraus gemacht werden," ſagte Herr Sink, indem er auf das Fleckchen Erde wies, das mit ſeinen Gemüſebeeten und einigen Obſtbäumen einen ſehr dürftigen Eindruck machte.

„Mir ſcheint, es fehlt der Platz," verſetzte Lady Waldegrave.

„Aber der Wald iſt ſo nah,“ ſagte Frau Sink raſch.

„Ah, der Wald! das iſt ſchön!“ rief Dorothea: „laſſen Sie uns in den Wald gehen.“

Herr Sink öffnete die Tür im Lattenzaun, der den Garten vom Hof trennte und blieb mit Mariane zurück und Lord Waldegrave und Herr von Turn waren nicht wenig erſtaunt, Dorothea und Frau Sink eiligſt das Gärtchen durchſchreiten und den Felſenfußſteig, auf den die Nachmittagsſonne brannte, erklimmen zu ſehen.

„Wie lange müſſen wir noch ſteigen,“ fragte Lady Waldegrave nach zehn Minuten: „ich bin eine gute Fußgängerin — nur nicht im Reitkleid.“

„In einem halben Stündchen haben Euer Gnaden den Wald erreicht.“

„Iſt er ſehr groß?“ fragte Dorothea und blieb ſtehen.

„Sehr groß, Euer Gnaden, und ſehr reich an vortrefflichen Kräutern.“

„Und der ganze große Wald gehört Ihnen?“

„Nein, Euer Gnaden, mir gehört er nicht.“

„Ich meine, ob der Wald zu Ihrer verkäuflichen Beſitzung gehört?“

„Das nicht, Euer Gnaden! aber ich botaniſiere im Walde.“

„Ah ſo! . . . dann laſſen Sie uns umkehren,“ ſagte Dorothea und eilte den Fußſteig hinab in den wohltuenden Schatten der Kürbislaube, welerinnerte ſich ſogleich lebhaft der bezeichneten Dame, groß, ſchlank, vornehme Haltung, ein kleines Kind — Alles paßte. Sie lebte hier, in einer Campagne eine Stunde von der Stadt auf dem Wege nach Rapperswyl, und ihr Mann ſei ſpäter ihr nachgekommen. Ihr Mann! Gotthard war wie vom Blitz getroffen. Aber er nahm ſich zuſammen; was wußte der dumme Lohndiener! es konnte ja ihr Vater ſein. Er fuhr hinaus, und befand ſich in der bezeichneten Campagne einer ſchönen ſchlanken Engländerin gegenüber. Er hatte ſeit drei Wochen zu viel Ergebniſſe ähnlicher Art gehabt um nicht ziemlich gelaſſen bei dieſer Täuſchung zu bleiben. Aber im Gaſthof näherte ſich ihm ein andrer Lohndiener und ſagte: er könne ihn zu der Frau Gräfin Sambach führen, denn ſie wohne bei ſeiner alten Muhme, und mit der habe er noch heute früh den kleinen Triſtan im Garten geſehen. Triſtan! ja, das war ſie! — — Athemlos ſtand er vor ihrem Hauſe und ſchickte den Diener zurück, welcher auf zwei hell erleuchtete Fenſter des erſten Stockes deutend ſagte: „Das iſt ihr Wohnzimmer.“ Gotthard flog die Treppe hinan. Oben lehnte er ſich einen Augenblick an die Wand — ſo zitterte er. Da hörte er fröhliche Stimmen in dem bezeichneten Zimmer. Haſtig und beſinnungslos riß er die Thür auf — und cher nun auch Herr Sink ſich nahete. Herr von Turn ſtand auf und Dorothea ſetzte ſich zu ihrem Manne.

„Haſt Du nun alles genau beſehen und biſt Du zufrieden?“ fragte er.

Herr und Frau Sink blickten auf Lady Waldegrave, als ob ein Richterſpruch über Leben und Tod zu erwarten ſei. Mit heiterem Lächeln ſagte ſie:

„Mais c'est affreux.“

Ohne eine Miene zu verändern wendete ſich Lord Waldegrave an Herrn Sink und ſagte:

„Wohlan! morgen wird Ihnen mein Geſchäftsmann Beſcheid zukommen laſſen. Jetzt wollen wir Ihnen nicht länger zur Laſt ſein.“

Er war aufgeſtanden. Als nun auch Dorothea ſich erhob und aus der Laube trat, legte ſie die Hand auf ſeinen Arm und rief:

„O Manfred! wirf doch einen Blick über die Hecken hinweg auf das alte Haus drüben unter den Nußbäumen. Iſt das nicht ein reizendes Bild.“

„Es iſt meine Behauſung,“ ſagte Georg.

„Wie kühl, wie ſchattenreich, wie friedlich liegt ſie da im ſchönen Laube der Nußbäume! Es muß ſich gut in ihr ausruhen laſſen nach Ihren ungeheuren Reiſen, Herr von Turn.“

„Auch nach einem Ritt von Goldenſtein hierher, Lady Waldegrave.“

Sie ſah ihren Mann mit freudig aufleuchtenden Augen an.

„Wenn Sie nicht beſorgt ſind, Herr von Turn,“ ſagte Lord Waldegrave lachend, „daß meine Frau abermals das zehnte Gebot vergißt — wie das bei Abud der Fall war, ſo nehmen wir gern Ihre Einladung an. Ohnehin ſind unſere Reitpferde noch nicht wieder da.“

„Und wir warten ſie bei Ihnen ab,“ ſetzte Dorothea hinzu und nahm Abſchied vom Sink'ſchen Ehepaar, dem Lord Waldegrave die Verſicherung wiederholte, morgen werde der Beſcheid kommen.

Als Lady Waldegrave das Hoftor im Rücken hatte und auf der Chauſſee ſtand, betrachtete ſie noch einmal das Haus und rief:

„Welche gräßliche Idee, ein Landhaus unmittelbar an der Chauſſee zu bauen und keine Bäume daneben zu pflanzen. Nein! mit dieſem Kauf verſchone ich Deine Kaſſe, Manfred.“

Und als ſie gleich darauf den Hof betrat, der das graue Haus von der Chauſſee trennte, ſetzte ſie hinzu:

„O wie ganz anders ſieht es hier aus, gemütlich, einladend! Dort ſtieß mich alles ab, denn ich ſah nichts als Steine.“

Das Erdgeſchoß des grauen Hauſes war niedrig und hatte nur gewölbte Räume, welche zur Lagerung der Weinfäſſer und zu Kellern für wirtſchaftliche Zwecke benutzt wurden. Eine gewundene ſteinerne Stiege führte zum obern Stockwerk. Georg öffnete eine Tür, ließ ſeine Gäſte eintreten und ſagte lächelnd:

„Einen ſolchen Empfangſaal werden Sie noch nicht geſehen haben, Lady Waldegrave.“

Sie blieb an der Tür ſtehen. Es war ein großes Zimmer, nicht hoch, die Wände mit dunkelbraunem Holz getäfelt; ſo auch die Decke, die in der Mitte durch einen fortlaufenden Balken getragen wurde. Die Fenſter waren breit und niedrig, zwei gegen Weſten, eines gegen Süden, jetzt ſämtlich durch Sommerläden gegen die Hitze des Tages geſchloſſen. Durch die weſtlichen Fenſter ſtahlen ſich einzelne Strahlen der Abendſonne und ſpielten glänzend auf dem dunkeln Getäfel. In der Mitte des Zimmers ſtand ein großer Tiſch auf vier plumpen gewundenen Füßen; an der einen Wand ein rieſiger Schreibſchrank mit Doppeltüren über der Walze, welche den eigentlichen Schreibtiſch bedeckte und ſchloß; an der andern Wand, im ſchlagenden Kontraſt zu der Umgebung — ein Piano. In der Tiefe des Zimmers, dem ſüdlichen Fenſter gegenüber, war eine geöffnete Tür, durch welche man in eine Bibliothek trat. Bücherſchränke ringsum, ein Fenſter nach Weſten, eines nach Norden; Tiſche in der Mitte voll Mappen, Karten, Zeichnungen, Schreibereien, Papieren aller Art.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Salon und mein

Arbeitszimmer?“ fragte Herr von Turn, als Dorothea ſchweigend alles betrachtete.

„Sie wohnen einfach wie in einer Bauernſtube, ernſt wie in einer Kloſterzelle und doch im Zuſammenhang mit der Welt und mit deren beſtem Tun und Treiben — wie Ihr Arbeitszimmer es bezeugt,“ erwiderte Lord Waldegrave.

„Wer hier lebt und ſo lebt, muß ſehr glücklich ſein, Herr von Turn,“ ſagte endlich Dorothea und ihr Mann ſetzte hinzu:

„Und ſehr gut.“

„Glücklich iſt ein großes Wort, Lady Waldegrave. Wir können keinen Menſchen glücklich nennen, denn wir kennen nicht ſein inneres Kreuz, und keinen Menſchen gut, denn wir kennen nicht ſeine innerſten Gedanken,“ erwiderte Georg.

„Meine Behauptung halte ich dennoch aufrecht!“ rief Lord Waldegrave: „Gedanken kommen und gehen; die Richtung des Menſchen, wenn ſie bleibend iſt, entſcheidet — ſogar unbeſchadet einzelner Mißgriffe oder verkehrter Schritte.“

„Mit meinem Mann iſt gut leben; nicht wahr, Herr von Turn?“ ſagte Dorothea freundlich: „bei Ihnen findet ſich aber immer noch der alte Ernſt.“

„Gewiß, Lady Waldegrave, denn es iſt das alte Herz.“

Sie ging im Zimmer umher und betrachtete die einzelnen Gegenſtände ſo aufmerkſam, als wandele ſie durch eine Kunſtkammer. Vor dem Pianino fragte ſie:

„Spielen Sie es?“

„Ich habe zu wenig Übung, ich klimpere nur. Meine Mutter ſpielte ſchön.“

„Stammt die ganze Einrichtung von Ihrer Mutter her?“

„O nein! von ihrem Großonkel! von ihr das Allerwenigſte z. B. das Pianino.“

„Ah! iſt das Ihre Mutter!“ rief Dorothea überraſcht und blieb vor der Wand zwiſchen den zwei weſtlichen Fenſtern ſtehen.

Da hing ſtatt eines gewöhnlichen Spiegels ein Spiegel ernſter Art: ein Kruzifix. Es war nicht ſehr groß, aber wunderſchön, das Kreuz von Ebenholz, der Chriſtus von Elfenbein, feine alte italieniſche Arbeit nach irgend einem großen Meiſter, vielleicht nach Fieſole, dem Maler des übernatürlichen Lebens. Rechts neben dem Kruzifix, gleichſam als deſſen Ergänzung, hing ein vortrefflicher Kupferſtich der Rafaeliſchen Transfiguration und links der Sixtiniſchen Madonna; — zu Füßen des Kruzifixes aber ein kleines ovales Medaillon in Gold gefaßt und von einem breiten geſchnitzten Rahmen umgeben. Es war ein weibliches Portrait auf's Zarteſte en miniature gemalt, nur der Kopf von leichten Wolken umgeben, ſo daß alles Störende einer unmodiſchen Tracht oder eines geſchmackloſen Anzugs wegfiel und das ſchöne, intereſſante Geſicht wie ein melancholiſcher Stern aus dem Gewölk herausſchaute.

„Alſo das iſt Ihre Mutter!“ wiederholte Dorothea: „wie ſchön . . . aber wie ernſt, wie ſtolz, wie traurig ſieht ſie aus! An der Seite einer ſolchen Mutter muß man wohl ernſt werden.“

„O,“ ſagte Georg, „ſie konnte auch lächeln und freundlich ſein.“

„Und dann war ſie ohne Zweifel bezaubernd,“ ſetzte Lord Waldegrave hinzu: „ich kann die ſtereotype Freundlichkeit mancher Geſichter nicht leiden . . . es ſei denn, daß ſie der Ausdruck wahrer Güte wären.“

„Die Schönheit abgerechnet, ſehen Sie Ihrer Mutter ähnlich,“ ſagte Dorothea und ging in die Bibliothek. Die Männer lachten und folgten ihr.

Sie fiel ſogleich über eine offene Mappe her und rief erfreut:

„Die Sphynx, Manfred! die Sphynx der Pyramiden!“

Georg rückte einen Tiſch an das nördliche Fenſter der Bibliothek, das nicht durch Sonnerläden geſchloſſen war, legte die Mappe darauf und man betrachtete ſeine Zeichnungen. Sie waren auf ſtarkem gelbbräunlichem Papier mit Bleiſtift ausgeführt, nur Skizzen, aber ungemein lebendig und anſchaulich.

Während der Zeit ſtellte die Haushälterin auf dem großen Tiſch im großen Zimmer das Teegeſchirr zurecht, geräuſchlos, ruhig, gar nicht überraſcht durch unerwartete Gäſte, nur aufmerkſam auf ihr Geſchäft und daß nichts fehle. Dann verſchwand ſie.

„Sie werden wie von Geiſterhänden bedient, Herr von Turn," ſagte Dorothea: „dieſe Frau in ihrem Kleid mit dem weißen Häubchen gleicht einem alten Bilde, das aus der Wand heraustritt, um die gewohnten Dienſte zu leiſten. Sie iſt gewiß noch aus der Schule Ihrer Mutter?"

„Das iſt ſie, die gute, treue Seele! Ob ſie aber ihren Anforderungen an dem Teetiſch entſprechen kann, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Ich bitte um Nachſicht für ſie und für mich."

Dorothea war entzückt von der Einfachheit und dem beſcheidenen Komfort im grauen Hauſe.

„Wir haben Schlöſſer, lieber Manfred, aber eine ſolche Einſiedelei haben wir nicht," ſagte ſie zu ihrem Mann, der ganz trocken erwiderte:

„Natürlich! wir ſind ja zu Zweien."

„Die Einſiedelei würde Ihnen auch bald zu eng und zu beſchränkt werden," ſagte Georg: „der Kontraſt mit Ihren Schlöſſern, mit Ihrem großen Lebenszuſchnitt verleiht ihr einen vorübergehenden Reiz. Sie würden dieſe Stille, dieſe Abgeſchiedenheit nicht lange ertragen."

„Meinen Sie? . . . aber Sie, ein Mann, Sie leben doch hier."

„Gewohnheit der Kindheit, Neigung und Notwendigkeit! ich liebe die Stätte meiner Jugend, ich liebe die Einſamkeit und ich bin nicht reich genug, um in der großen Welt zu leben.“

„Das heißt, Sie ziehen Ihr kleines Paradies unſerer armen Erde vor. Aber Herr von Turn, in dieſem Paradieſe fehlt die Eva.“

„Mit der Eva ging das Paradies ihm verloren, Lady Waldegrave.“

„Ja! allein er gab es mit vollem Bewußtſein für ſie hin. Zu ihm hatte Gott das Verbot geſprochen, nicht zu ihr. Er wußte, was er tat, und tat es doch. Folglich wog Eva in ſeinen Augen das ganze Paradies auf.“

„Und ſo etwas wünſchen Sie mir?“

„Nein! ich wünſche es Ihnen nicht. Ihre boshafte Bemerkung verdiente jedoch eine boshafte Antwort!“ rief ſie lachend, und lobte den Tee und den Honig als wären es Nektar und Ambroſia. Dazwiſchen ermunterte ſie Georg, ſeine Zeichnungen herauszugeben und zwar mit erläuterndem Text, doch keine eigentliche Reiſebeſchreibung. Lord Waldegrave unterſtützte ihre Anſicht und ſagte:

„Ihre Skizzen ſind genial; eine Reiſebeſchreibung iſt in unſerer Zeit des allgemeinen Reiſens und Schreibens im beſten Fall nur banal und im ſchlimmen trivial.“

„In Goldenſtein zeige ich Ihnen meine Aquarelle,“ ſagte Dorothea: „und gefallen Ihnen einige aus Egypten und Paläſtina, ſo gebe ich ſie Ihnen als Beilage in Farbendruck zu Ihrer Sammlung; denn das iſt jetzt Mode.“

„Gut, daß Du Goldenſtein nennſt, Dea,“ ſagte Lord Waldegrave: „es erinnert mich, daß wir uns auf den Heimweg machen müſſen.“

Sie lachte hell auf und ſagte:

„Man wird dort den Tag nicht ſo angenehm hingebracht haben, wie wir.“

„Draußen warteten die Pferde. Sie gingen hinab. Im Hof zwiſchen einem Nußbaum und einem laufenden Brunnen ſtand eine Bank. Dorothea ſetzte ſich. Der Wächter des grauen Hauſes, ein Hund von der St. Bernhardrace kam herbei, legte den Kopf auf ihre Knie und ſah ſie mit treuherzigen klugen Augen an, als wolle er ihre Bekanntſchaft machen. Sie blickte in die Landſchaft hinaus. Die Sonne ſank hinter die bewegten Linien des Hundsrücks und warf einen goldenen Glanz über Himmel und Erde und in dieſem Goldglanz rollte der Strom ſeine ſilberſchimmernden gewaltigen Fluten ſo majeſtätiſch an den lachenden, wechſelvollen Ufern vorüber, wie ein Herrſcher der ſegenſpendend durch ſeine Lande zieht. Sie verſank in den Anblick, in den unnennbaren Zauber, den die Natur nicht durch das Spiel der Farben, der Linien, der harmoniſchen Gegenſätze — ſondern durch den Hauch Gottes hat, der ſie aus dem Chaos hervorrief und über dem Chaos erhält.

„Zu Pferd, Dea, zu Pferd!“ mahnte Lord Waldegrave.

Sie ſtand auf und ſagte:

„Mir iſt zu Sinn wie dem Saul, der ausging ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand — ein kleines Reich, deſſen König Sie ſind, Herr von Turn. Werden Sie es verlaſſen, um uns in Goldenſtein zu beſuchen?“

„Mit Freuden!“ entgegnete er.

„Das iſt ein gutes Wort,“ ſagte Lord Waldegrave: „es macht den Abſchied leicht.“

Abud ſchaute verſtändnisvoll ſeinen ehemaligen Herrn an, als ſich dieſer ihm mit Dorothea näherte und ihn lobte und liebkoſte. Sie blickte etwas verlegen umher. Raſch ſagte Georg:

„Ich biete Ihnen, wie ehedem, meinen Dienſt an.“

Er ließ ſich auf ein Knie nieder und auf das andere legte er ſeine Rechte. Sie ſtellte zierlich ihren Fuß in ſeine Hand und mit leichter Bewegung halb ſich hebend und halb gehoben ſaß ſie im Sattel.

„Alſo auf Wiederſehen,“ ſagte ſie dankbar und Lord Waldegrave ſetzte hinzu:

„Und bald.“

ſtand mitten in einem deutſchen Weihnachtsabend. Der Chriſtbaum brannte auf dem Tiſch in der Mitte des Zimmers. Der Duft des harzigen Tannenbäumchens, der kleinen Wachskerzen, des Zuckerwerks, erfüllte das Gemach mit feſtlichem Wolgeruch. Spielſachen und bunte Bilder wie ein Kind ſie liebt, waren auf dem Tiſch ausgebreitet. Cornelie ſtand vor demſelben mit Triſtan auf dem Arm, der ſo beſſer die Herrlichkeiten überſehen konnte und mit der ſtridenten Stimme ſeines Alters ſeinen Jubel ausſprach.

„Grüß Gott! grüß Gott! rief Cornelie, ſo wie der Fürſt in der Thür erſchien, das iſt brav, daß Sie mich auch hier einmal beſuchen. Ich hab' es immer ſchon erwartet.“

Sie gab ihm die Hand mit ihrem bezaubernden Lächeln, das aus innerer Freude und Freundlichkeit hervorging und daher das erquickende Gepräge wahrer Herzlichkeit trug. Gotthard aber konnte nur ſchweigend ihre Hand an ſein Herz drücken; ihm vergingen Gedanken, Stimme, Worte. Ihm war zu Muth wie noch nie. Er begriff daß man Freudenthränen weinen könne und er fand es doch unendlich ridicül eine ſentimentale Szene zu machen.

Cornelie ſah ihm tief in die feuchten Augen, legte beſchwichtigend die Hand auf ſeine Schulter und ſagte liebreich:

Sie ritten langſam dahin. An ſeinem Hoftor ſtand Herr Sink als wolle er ſich in Erinnerung bringen und machte eine tiefe Verbeugung.

„Was wird denn nun aus Deinem Wunſch, Dea?“ fragte Lord Waldegrave.

„Ich gebe ihn auf, lieber Manfred. Die Turnſche Beſitzung kann ich nicht haben, und eine andere mag ich nicht haben — am wenigſten die, welche uns angeboten wurde. Es freut mich aber herzlich, daß wir bei dieſer Veranlaſſung den guten Turn in ſo überraſchender Weiſe entdeckt haben und daß Du ihn nach alter Art begrüßteſt.“

„Mich freut es zweimal, Dea; ich kann jetzt ſeinen angenehmen Umgang genießen und kann ſicher ſein, daß er keinen verkehrten Einfluß auf Dich gewinnt.“

„Das hoffe ich,“ ſagte ſie ruhig.

Herr Sink und ſeine Gattin zerbrachen ſich nicht wenig den Kopf, als Stunde auf Stunde verging und die Fremden noch immer im grauen Hauſe verweilten.

„Das muß eine beſondere Bewandtnis haben,“ äußerte Frau Sink bedachtſam.

„Wenn es nur nicht die hat, daß der Nachbar uns den Käufer abſpenſtig macht.“

„Torheit! Unſer Haus, ſo neu, ſo herrſchaftlich und das alte Euleneſt!“

„Der Nachbar verſicherte freilich hoch und teuer, nimmermehr werde er ſeine Beſitzung verkaufen. Wird ihm jedoch eine Summe geboten, die den Wert dreifach überſteigt -- wer weiß, was er tut und wir haben das Nachſehen."

„Ich glaube eher, daß beide Häuſer gekauft werden. Dieſe Leute müſſen von einer Verſchwendung ſein, die alle Begriffe überſteigt! Als ich mit ihr den Fußſteig am Felſen hinauf ging, raffte ſie ihr Reitkleid auf, und ich ſah, daß ſie in ihren braunen Saffian-Stiefeln grauſeidene Strümpfe trug. Seidene Strümpfe! und in Stiefeln! eine wahnſinnige Verſchwendung!"

„Gott ſegne die Verſchwender, Frau. Das ſind jetzt die Leute, die wir nötig haben, um auch in der Welt fortzukommen. Ich fange aber an, in unſerm Nachbar große Dinge zu wittern."

„Ich auch! er hat gewiß in Nord- oder Oſtindien eine Goldgrube entdeckt."

„Oder ſich in China am Opiumhandel beteiligt."

„Genug! er muß auf irgend eine Weiſe reich geworden ſein, denn dieſe reichen Leute gingen ja mit ihm wie mit ihresgleichen um. Wer hätte das geahnt! Doch ſtille Waſſer ſind tief. Dieſer Reichtum würde auch erklären, weshalb er gar kein Fortkommen ſucht, weder im Lehr-, noch im Wehr- oder Nährſtand. Dann wäre es mir ſchon recht, wenn ihm Mariänchen gefiele. Gelt, Mann, Dir auch?"

„Ei was Mariändchen! . . . Mir gehen andere Dinge im Kopf herum!" polterte Herr Sink und ſetzte ſich im Nebenzimmer an ſeinen Schreib-, oder bezeichnender geſagt, Rechentiſch.

Frau Sink begab ſich gedankenvoll in den Hof hinaus und rief „Mariane!"

„Hier!" antwortete eine Stimme aus der Kürbislaube.

Die Mutter ſetzte ſich zur Tochter, welche ſich über ihr Nähzeug bückte und ſchweigſam und emſig arbeitete.

„Dieſe ſchöne ſchattige Laube gefällt allen Leuten," begann Frau Sink: „die fremden Herrſchaften konnten ſich ja gar nicht von ihr trennen."

„Sie ſind ſchon dreimal ſo lange im grauen Hauſe," verſetzte Mariane.

„Nun ja! ſie haben in Herrn von Turn einen alten Bekannten wieder gefunden. Bemerkteſt Du, wie dieſe Überraſchung ſie freute?"

„O ja."

„Herr von Turn iſt auch in der Tat ein ganz vortrefflicher Mann, der ſo tugendhaft wie ein Karthäuſer lebt — wenigſtens hier . . . und ſo verlangt denn die chriſtliche Nächſtenliebe, daß wir annehmen, es ſei immer der Fall."

Mariane ſchwieg. Frau Sink fuhr fort:

„Er hat ſich ja auch gleich nach ſeiner Rückkehr zu Dir in dieſe ſchöne Laube geſetzt. Was hat er Dir denn da erzählt?"

„Ich weiß nicht . . . ich vergaß es," erwiderte Mariane und errötete, weil ſie jedes Wort wußte.

„Sagte er Dir etwa nicht, er ſei ein gemachter Mann?" begann Frau Sink zu inquirieren.

„Ein gemachter Mann?"

„Ich meine ein Mann, der wohlhabend, vielleicht ſogar reich geworden iſt. Hat er nicht ſo etwas geſagt oder angedeutet?"

„Nein, nichts."

„Oder ſagte er vielleicht, daß er des Reiſens überdrüßig und entſchloſſen ſei, fortan im grauen Hauſe zu leben?"

„Nein."

„Oder daß er ſich mit einem frommen, ſittſamen Mädchen zu verehelichen wünſche."

„Nein!" ſtieß die gequälte Mariane kurz heraus.

„Da Du ſo genau weißt, was er nicht geſagt hat," rief nun Frau Sink erzürnt: „ſo wirſt Du Dich inzwiſchen auch auf das beſonnen haben, was er geſagt hat."

„Ja!" entgegnete Mariane trocken: „er fragte, wie es uns allen hier im Hauſe gehe und ſprach von wilden Tieren, die er gejagt habe."

„Von wilden Tieren? welche unpaſſende Unterhaltung mit einem jungen Mädchen, das von ſolchem blutdürſtigen Jagdvergnügen nichts weiß."

„Er iſt nun einmal ſo, Mutter; woran er denkt, davon ſpricht er."

„Er hat doch gleich an Dich gedacht und iſt durch die beiden Hecken gedrungen und über den Bach geſprungen, um ſich zu Dir zu ſetzen, Mariändchen.“

„Ob er an mich gedacht hat, weiß ich nicht. Er wurde mich gewahr und da fiel es ihm ein, mir „Guten Tag“ zu ſagen,“ antwortete Mariane mit Bitterkeit.

„Haſt Du nie gewünſcht, Dich zu verehelichen, Mariändchen?“ fragte Frau Sink, ihren Gedankengang verfolgend.

„Nein.“

„Das iſt ſonderbar! bei achtzehn Jahren pflegen ſolche Gedanken zu kommen.“

„Ich kenne ja niemand.“

„Nun, Du kennſt doch Herrn von Turn, . . . Georg, wie Du ihn kürzlich nannteſt.“

„Mutter,“ ſagte Mariane und erhob ſich wie von einer Folterbank: „ich weiß nicht, was Deine Fragen ſollen.“

„Deſto beſſer, Mariändchen! ein unbefangenes Herz folgt leicht den Fügungen des lieben Gottes. Deine Eltern machen es ebenſo: ſie verkaufen die ſchöne Beſitzung, auf welcher ſie alt geworden ſind und laſſen ſich dann wie Abraham, der fromme Patriarch, in das Land führen, das der liebe Gott ihnen zeigen wird.“

„Die da drüben,“ ſagte Mariane und deutete auf das graue Haus, „werden gewiß nicht unſer Haus kaufen.“

„Die da drüben!“ rief Frau Sink empört: „ſpricht man ſo von ſehr reichen, ſehr vornehmen, ſehr edlen Herrſchaften. Das iſt höchſt unartig.“

„So will ich artig ſein und ſagen: dieſe ſehr reichen, vornehmen, edeln Herrſchaften werden gewiß nicht unſer Haus kaufen,“ verſetzte Mariane kalt.

„Aber warum nicht, Du Unglücksprophetin, Du Rabenkind! Es wäre ja ein Schaden von Hunderttauſend für Deine armen Eltern! . . . Warum nicht? ich frage.“

„Weil der Herr ſich um die ganze Sache nicht bekümmert hat und weil die Dame mit ſo hochfahrender Miene Haus und Hof betrachtete und mit ihrer Reitgerte ſo verächtlich hin und her fuchtelte, als ob ſie ſagen wolle: Das iſt alles viel zu ſchlecht für mich.“

„Was weißt Du naſeweiſes Ding von den Manieren hoher Herrſchaften! Die Dame hat ſich ſo benommen, wie ſie es gewöhnt iſt. Du biſt vorwitzig über die Maßen! Sie fuchtelt mit der Reitgerte und das ſoll bedeuten, daß ſie unſer Haus verachtet! . . . Unſinn!“

„Morgen wird ſich das zeigen, Mutter.“

„Ich glaube gar, es würde Dich freuen, wenn ſich die Sache zerſchlüge.“

„Ja, Mutter! denn die Kürbislaube iſt die einzige Freude, die ich auf der weiten Welt habe."

„Welche Gottloſigkeit!" rief Frau Sink, ließ die Hände in den Schoß fallen, das Haupt auf die Schulter ſich neigen und hob die Augen zum Himmel auf, als wolle ſie durch dieſe troſtloſen Geberden ihn zum Zeugen aufrufen, daß ſie unſchuldig ſei an der ſündhaften Verkehrtheit ihrer Tochter. Dieſe blieb aber ganz ungerührt und ſo ſagte denn Frau Sink nach einer Pauſe:

„Eltern haſt Du, die zärtlich für Dich ſorgen, arme Kranke haſt Du, für welche Du ſorgen könnteſt — aber das iſt nichts und die Kürbislaube iſt alles."

„Verzeih' Mutter! es war nicht ſo ſchlimm gemeint. Die Eltern haben ihren beſonderen Platz, von dem ſie nicht durch die Kürbislaube verdrängt werden; allein Deine gräßlichen Bettelweiber, mögen ſie geſund oder krank ſein, ſind mir in den Tod zuwider . . . ſie ſowohl, wie Dein Kräutertee. Das weißt Du ja längſt. Was bleibt mir da übrig, als die Kürbislaube . . . und mein Kummer, wenn ich ſie verlieren ſollte."

„Wie es möglich iſt, daß ich! ich! die Barmherzigkeit ſelbſt! eine ſolche Tochter habe, das iſt ein Rätſel, welches ſich erſt im ewigen Leben für mich löſen wird!" ſagte Frau Sink.

Und das iſt denn allerdings eine jener Erwartungen, die nicht getäuſcht werden ſollen.

Seufzend ging die Mutter in ihr Laboratorium. Seufzend, aber mit atemloſer Spannung beobachtete die Tochter hinter den breiten Blättern ihrer Kürbislaube alles, was im Hof des grauen Hauſes vorging. Es war wenig; allein ihre Gedanken vervollſtändigten es. Die Magd ging über den Hof und in die Stadt mit einem leeren Körbchen; als ſie zurückkam trug ſie es ſorgfältig und es war mit Weinblättern zugedeckt. Sie hat vom Pfarrer ſchöne Pfirſiche geholt, dachte Mariane. Nach einiger Zeit lief die Magd wieder in's Städtchen und kam ſchleunigſt zurück mit ein Paar Citronen. Während der Zeit war die Haushälterin im Hof erſchienen und hatte eine geſchliffene Karaffe am Brunnen mit Waſſer gefüllt für die beabſichtigte Limonade. Dann blieb alles ſtill, lange Zeit, ſo lange, daß Marianens Herz ſchwer wie ein Stein in ihrer Bruſt wurde. Endlich, endlich kam Pferdegetrappel von der Stadt her und die Schelle am Hoftor erklang. Die Magd öffnete eiligſt das Tor und zwei Reitknechte, von denen jeder ein Pferd am Zügel führte, ritten langſam in den Hof. Es währte aber noch geraume Zeit, bis die Herrſchaften erſchienen und als endlich Dorothea heraustrat, war es nicht um zu Pferd zu ſteigen, ſondern um ſich auf die Bank am Brunnen zu ſetzen. Will ſie denn ewig dableiben! ächzte Mariane. Und dieſer Hund, der ſich vor ihr aufpflanzt, als wolle er ſie nicht fortlaſſen!

— Sie hörte, wie Lord Waldegrave zum Aufbruch mahnte. Und nun mußte ſie ſehen, wie Georg den Reitknecht zurückwies und ſtatt ſeiner Dorothea in den Sattel hob. Das iſt ja entſetzlich! flüſterte ſie vor ſich hin und fiel ganz erſchöpft auf die Bank, nachdem ſich das Hoftor hinter den Reitern geſchloſſen, Herr von Turn den Kopf ſeines Hundes geſtreichelt hatte und in's Haus gegangen war. Entſetzlich! wiederholte ſie ein paar Mal. Weshalb aber dieſe ganz alltäglichen Dinge ihr entſetzlich vorkamen — das wußte ſie nicht.

In ganz anderer Stimmung war Herr von Turn: Große Freude, gemiſcht mit großem Erſtaunen erfüllten ſein Herz. Es beglückte ihn, durch eine ganz ungeahnte Überraſchung die alten Freunde wiedergefunden und ſo gefunden zu haben, offen, einfach, zutraulich; und er ſtaunte, daß er nicht von ſelbſt den Grund von Dorothea's Verſtimmung erraten habe. Er hatte dieſen Grund immer in ihr, nie in ihrem Manne geſucht, und das kam daher, weil er mehr mit Lady als mit Lord Waldegrave ſich beſchäftigt hatte. Und wie großes Unrecht hatte er ihr dadurch getan! wie manche Verkehrtheit ihr angedichtet! ſogar Koketterie ihr Schuld gegeben! Ihre Schuld beſtand nur darin, daß ſie nicht verſtanden hatte, die Verſtimmung zu verbergen, in welche nicht er, ſondern ihr Mann ſie verſetzt hatte, und dieſer Mangel lag in ihrem allen Eindrücken offenen Charakter.

Er überlas das, was er von ihr bei der Begegnung im Walde geſchrieben hatte. Es kam ihm ganz lächerlich vor; denn die tragiſch-elegiſche Stimmung war keineswegs im Einklang mit der ſchlichten Auflöſung, die ihm heute ganz proſaiſch zu Teil geworden war. O törichtes Menſchenherz, immer bereit, ſich von ſelbſtgewebten Täuſchungen umſpinnen zu laſſen, ſprach er zu ſich ſelbſt: immer bereit, in dieſen Täuſchungen ein ſchmerzlich-ſüßes Glück zu ſuchen — was biſt Du für ein ſtörendes, läſtiges Möbel zwiſchen dem brauchbaren Hausgerät unſers innern Lebens. Und doch biſt Du deſſen eigentlicher Pulsſchlag, gerade ſo wie Du es für das phyſiſche Leben biſt. Heißt es von jemand: Ein herzloſer Menſch! — ſo weiß man ſchon, daß er dem Reich der Schatten angehört; denn es iſt das Herz, das zuweilen ſo törichte Herz, welches ihn zu ſeiner wahren Größe hindrängt, zum Opfer. Nicht die Wiege, die uns in Träume einlullt — ein Hausaltar ſoll das Herz ſein, wo der ewigen Wahrheit geopfert wird und wo das Leben ſeine Weihe empfängt.

Am nächſten Vormittag kam ein Reitknecht und brachte ein großes Schreiben an Herrn Sink und ein kleines an Herrn von Turn. Herr Sink öffnete mit gebührendem Reſpekt ein Blatt Papier, welches den Wert von hunderttauſend Gulden vorſtellte und überflog die wenigen Zeilen, die ihm mit höflichen Worten ſagten, Lord Waldegrave

„Sehen Sie her welch eine neue Bekanntſchaft Sie bei mir zu machen haben, lieber Fürſt! dies iſt ja mein Triſtan, bei dem Sie damals eine Pathenſtelle übernahmen .... ſo klein war er! und jezt ſchon ſo groß. Am Neujahrstag wird er drei Jahr."

Dieſe ruhigen Worte brachten Gotthard zur Beſinnung. Er ſchöpfte Athem und rief:

„Gott ſei gelobt! Sie ſind da .... ich habe Sie gefunden .... und wie gefunden! wie immer — in einer Glorie .... Tochter des Lichts, die Sie ſind! Dafür ſei Gott gedankt, denn daß ich Sie finden würde, auf oder über der Erde, deſſen war ich ja gewiß! — Und nun, Bübchen, komm her und laß Dich anſchauen ob Du ausſiehſt wie die Mama."

Mit dieſen Worten nahm er Triſtan auf den Arm, betrachtete ihn ſo aufmerkſam und ernſt daß der Knabe ihn ganz ſcheu und blöde anſtarrte, und ſagte endlich indem er ihn auf den Boden ſtellte:

„Nein! das Bübchen gefällt mir nicht! es ſieht frappant aus wie — nicht ſeine Mutter."

„Sie werden es mit der Zeit ſchon lieb gewinnen," ſagte Cornelie lächelnd, aber mit einem wehmüthigen Blick auf Triſtan, der ſo klein er war doch ſchon ſeinem Vater dermaßen glich, wie eine Copie in Miniatüre einem Oelgemälde. „Aufrichtig geſtehe vom Ankauf „der Villa“ ab, denn ſie ſei zu entfernt von Schloß Goldenſtein.

„Nun, was ſchreibt man?“ fragte in atemloſer Spannung Frau Sink, als ſie die wütende Geberde ihres Gatten ſah.

„Er will nicht!“ rief Herr Sink mit vor Zorn erſtickter Stimme und ſchleuderte den Brief zu Boden.

„Er will nicht,“ ſtammelte Frau Sink, „ſo ſind hunderttauſend Gulden dahin.“

„Er will nicht! o herrlich! o prächtig!“ frohlockte Mariane, klatſchte in die Hände und lief aus dem Zimmer, um von ihrer Kürbislaube Beſitz zu nehmen, wie von einem koſtbaren Geſchenk.

„Iſt die Dirne toll geworden!“ rief Herr Sink und warf mit unbeſchreiblichem Ingrimm Marianens Arbeitskorb gegen die Türe, durch welche ſie ſoeben verſchwunden war.

Der Ingrimm von Frau Sink kehrte ſich gegen ihren Gatten und mit heiſerer Stimme ſagte ſie: „Was haſt Du für miſerable, für unzuverläſſige Geſchäftsfreunde!“

„Ja freilich, miſerable!“ rief er, auf den Boden ſtampfend.

„Von einem Amerikaner wird gefaſelt, von einem ſteinreichen Mann . . . und lumpige hunderttauſend Gulden ſind ihm ſchließlich zu viel für ein ſolches Haus . . . dem elenden Geizhals, der gar kein Amerikaner iſt! . . . Man hat Dich gehörig zum Beſten gehabt. Du ſollſt Dich ſchämen, daß Du Dich in Deinem Alter ſo anführen ließeſt.“

„Was anführen! es meldete ſich ein Käufer und ich zeigte ihm das Haus. Da iſt keine Rede von zum beſten haben.“

„Nein, aber“ . . . wendete Frau Sink ein.

„Ja, aber!“ fuhr er zornig auf: „es iſt ſchon genug Wermut ohne Deine Galle da.“

„Du bringſt Elend über uns und ich ſoll dazu ſchweigen?“

Er ſtarrte ſie an und ſagte wild:

„Was weißt Du von unſerm Elend. Hier entgehen uns ja nur hunderttauſend Gulden, die wir noch gar nicht hatten; anderwärts ſollen wir das Dreifache zahlen und wir haben es nicht.“

„Wo iſt es denn geblieben?“ ſtotterte Frau Sink mühſam aus zugeſchnürter Kehle hervor.

„Der Henker hat's geholt! . . . die Spekulation!“ ſchnaubte er ſie an und rannte im Zimmer auf und nieder wie ein wildes Tier im Käfig.

Mit weitaufgeriſſenen Augen ſtarrte Frau Sink ihren Mann an, ſprang vom Stuhl auf wie durch Federkraft emporgeſchnellt und ſank zurück, ſprachlos, beſinnungslos.

Beide waren von Geldgier beſeſſen: Frau Sink verband mit dieſer kläglichen Leidenſchaft den Geiz, welcher kreuzerweiſe zuſammen ſcharrt, ſpart, darbt; — Herr Sink die Gewinnſucht, die in der Verblendung der Begierde ſo weit geht, daß ſie den

Boden der Vorſicht verläßt und, wenn ein Blitzſtrahl ihr den Abgrund zeigt über welchem ſie ſchwebt, ſie zum letzten Wagnis anſpornt den Abgrund zu überſpringen. Aber der Sprung mißlingt. So ſtand es mit Herrn Sink. Seine Frau hatte davon keine Ahnung. Bei ihren Waſſerſuppen, ihren Almoſen von Schlüſſelblumen- und Eibiſchtee, ihrer und ihrer Tochter ärmlichen Kleidung, genügte das karge Wirtſchaftsgeld, das ihr Mann ihr monatlich auszahlte. Ja, ſie machte es möglich, einen Gulden oder zwei zu erſparen, welche ſorgſam in einem Käſtchen verſchloſſen wurden und zuweilen in ſtiller Stunde ihr Auge ergötzten. Herr Sink wußte zu gut, wie ſehr die Neigung zum Gelde ſeiner Frau mit der ſeinen im Widerſpruch war, um ihr ſeine Art und Weiſe, Geldgeſchäfte zu machen, mitzuteilen. War ihm ein Glücksfall, in der Einbildung oder Wirklichkeit begegnet, ſo pflegte er die Hände zu reiben bis alle Gelenke krachten und zu ſagen:

„Verdammtes Glück, das ich habe."

Über Unglücksfälle, mißglückte Spekulationen, ſchwieg er, weil ſeine Frau ihm viel zu gleichgiltig war, um ihren Rat oder ihre Anſicht einzuholen. So war ſie denn in völliger Unkenntnis über den Stand des Vermögens und kam zu deſſen Kenntnis in dem Augenblick, als das Vermögen dahin, ſogar das Haus mit Hypotheken belaſtet war. Denn jetzt war das Eis gebrochen und Herr Sink rechnete ihr alles bis auf den letzten Heller vor. Ein Bruſtkrampf drohte ſie zu erſticken.

„Mariane!“ ſchrie Herr Sink in den Hof hinein: „Heraus aus Deiner Kürbislaube und hieher!“

Sie kam eilig.

„Hier iſt Dein Platz!“ fuhr er ſie an und zeigte auf Frau Sink: „mit der Laube iſt's ohnehin zu Ende.“

„Iſt es doch verkauft?“ fragte ſie, beſtürzt durch das was ſie ſah und hörte.

„Verloren iſt's, Du einfältiges Geſchöpf! Ja, verkauft! . . . Wär's verkauft, ſo wären wir nicht in dieſer hölliſchen Lage.“

Mariane beſchäftigte ſich weinend mit ihrer Mutter.

„Heule nicht! davon wirſt Du immer einfältiger,“ fuhr er fort: „Denke Dir etwas aus, um Deine Eltern zu retten.“

„Ich weiß ja nichts!“ ſchluchzte ſie.

„Elendes Weibsvolk!“ rief er verächtlich: „mir iſt ſoeben etwas eingefallen, das uns helfen kann.“

Fort ging er und ließ die troſtloſe Tochter bei der verzweifelnden Mutter.

Fünf Jahre.

Die Fürſtin ſaß in ihrem Morgenzimmer wie vor fünf Jahren. Alles um ſie her war unverändert, ſogar das zerbrechliche Porzellan der Blumenvaſe, des Schreibzeugs und des Riechfläſchchens hatte ſich gut erhalten; nur ſie ſelbſt war ſehr verändert. Das volle weiße Haar, das früher ihrem Geſicht wie eine ſilberne Krone etwas Majeſtätiſches gab, war ſehr ſpärlich geworden und legte ſich glatt geſcheitelt und ganz dünn um ihre Stirn. Ihre Züge waren verfallen, die Hände welk, die Haltung zuſammengeſunken. Wäre ſie aufgeſtanden und gegangen, ſo würde man bemerkt haben, wie gebeugt der Nacken war, der ſonſt ſo aufrecht ihr Haupt trug, wie ſchleppend der Schritt war, in welchem ſie früher ſo würdevoll ſich bewegte. Die Fürſtin war in das Greiſenalter eingetreten; ſie zählte einundſiebenzig Jahre. Mochte aber die Zeit hier ihr Werk der Zerſtörung getan haben — der Kummer hatte ihr geholfen.

Der Fürſt, ihr Sohn, ſaß gegenüber, noch immer ein ſchöner Mann trotz einiger Silberfaden im Haupt- und Barthaar, noch immer mit ſeinem wohlwollenden etwas ſchlaffen Ausdruck. In dieſem Augenblick aber war er ungewöhnlich erregt, während die Fürſtin in ihrer gewohnten gleichmäßigen Ruhe verblieb als ſie ſagte:

„Ich bat Dich nicht nach Pelagias Tod, eine neue Ehe zu ſchließen, denn Du hatteſt drei blühende Söhne. Doch als Friedrich ſtarb, begann ich zu zagen und Dich zu bitten. Deine Antwort war, Du könnteſt Dich nicht entſchließen, Deiner erwachſenen Tochter eine Stiefmutter zu geben. Das begriff ich. Nach Dea's Verheiratung war, nach meiner Anſicht, der günſtige Moment gekommen und ich bat Dich um ſo dringender, als Ernſt ein ſehr zarter Knabe geworden war. Du behaupteteſt, mit zwei Söhnen ſei hinlänglich für die Nachkommenſchaft geſorgt. Da kam abermals der Tod und nahm nicht den zarten Ernſt, ſondern den kräftigen Wilhelm hinweg, und ſeitdem laſſe ich nicht ab, Dich zu bitten, eine neue Ehe einzugehen. Du lehnſt es ab unter nichtigen Gründen. Nun, mein Sohn, Du wirſt bitter bereuen, meinen Rat nicht befolgt zu haben, wenn Ernſt im Grabe liegt.“

„Aber beſte Mama, höre doch auf, Dich und mich mit dem Schreckbilde dieſes Todes zu ängſtigen!“ rief der Fürſt. „Ernſt hat ſich ſehr erholt, iſt ſehr groß geworden, ein bildhübſcher Menſch.

Noch ein paar Jahre aufmerkſamer Pflege — und er iſt ſo geſund wie ich und kann heiraten. Suche ihm nur bis dahin eine ſchöne Frau aus, ſo wird es an Nachkommen nicht fehlen.“

„Wie Du Dich täuſcheſt, mein Sohn,“ erwiderte die Fürſtin und bewegte verneinend das Haupt: „Ernſt iſt freilich nur zu hoch gewachſen, aber wie ſchmal und ſchmächtig.“

„Das ſind alle junge Leute bei zwanzig Jahren.“

„Dieſe hektiſche Röte“ . . . —

„Jugendblüte, beſte Mama!“

„Dieſe glänzenden Augen“ . . . —

„Sprechen für ſeine Seelenreinheit, liebe Mama! Ich flehe Dich an, mit Deiner Selbſtpeinigung, die mich foltert, nachzulaſſen. Alle Ärzte geben einſtimmig die Verſicherung, bei richtiger Behandlung und ſorgſamer Pflege ſei keine Gefahr vorhanden.“

„Armſeliger Ausſpruch, welcher nur denjenigen beruhigen kann, der ſich beruhigen laſſen will.“

„Der nicht durch unnütze Sorgen ſich ſelbſt und andern das Leben verbittern will, beſte Mama! Ich verwende auf Ernſt jede vernünftige Sorgfalt, wie es der Vaterliebe für den einzigen Sohn ſo natürlich iſt. Allein aus Angſt um ihn — zu heiraten, eine junge Frau mit neuen Gewohnheiten, neuen Anſichten, neuen Moden in's Haus zu bringen — nein! das fällt mir nicht ein. Iſt man zwölf Jahre Witwer geweſen, ſo kommt man nicht mehr auf Eheſtandsgedanken, denn ſie werfen zuweilen das gewohnte Leben über den Haufen — und da das meine mir lieb und bequem iſt, ſo will ich es nicht auf's Spiel ſetzen. Wer weiß, ob eine fremde Frau mit Dir harmonierte, beſte Mama, und mit Dea."

„Ich bin den Ehen unter Verwandten ſehr abgeneigt, mein Sohn; allein es gibt Ausnahmen und es ſollte mich freuen, wenn Doris Dir gefiele."

„Wie Mama? Doris? unſere Doris?"

„Ja mein Sohn, unſere Doris. Sie iſt klug und angenehm, vertraut mit unſerm Leben, unſeren Verhältniſſen, neunundzwanzig Jahre alt. Henriette iſt jetzt mit ihren Töchtern auf längere Zeit gekommen. Benütze das, um Doris nicht mit den Augen eines Onkels, ſondern eines Freiers zu betrachten und ich bin überzeugt, daß ſie Dir gefallen wird. Henriette wäre glücklich, Dir ihre Tochter zu geben und Doris macht gewiß keine Schwierigkeit, denn ſie hat zwei jüngere verheiratete Schweſtern — und ich glaube, daß die beiden Kleinen wegen ihrer Schönheit ſich auch bald verheiraten werden."

„Zwei allerliebſte Hexlein! . . . das iſt wahr! beſonders die Aurora. Sie wäre mir ſchon recht als Schwiegertochter."

„Beſter Sohn, denke doch an Deine und nicht an Ernſts Ehe. Überdies könnt Ihr ja beide ganz andere Partien beanſpruchen, als Henriettens Töchter. Ich ſchlage Dir nur deshalb Doris vor, weil Du gegen eine Fremde tauſend Einwendungen machſt, obſchon eben eine Fremde in anderer Beziehung viel wünſchenswerter iſt, als eine ſo nahe Verwandte. Genug, mein Sohn, überlege und bedenke, was ich Dir vorgeſchlagen habe, und vergiß nicht, daß Ernſt eine äußerſt zarte Pflanze iſt, welche durch einen einzigen ſcharfen Luftzug geknickt werden kann."

„Wohlan, beſte Mama, ich will zu Deiner Beruhigung die Sache erwägen, obgleich ich keine beſondere Zuneigung für Doris habe."

„Die Zuneigung wird kommen, wenn Du Dir alles recht klar machſt und die Überzeugung gewinnſt, daß Ernſt, ſo gut wie wir alle, in jedem Augenblick ſterben kann."

„Ernſt und der Tod ſind nun einmal Zwillinge in Deiner Vorſtellung! Doch ich erkenne darin Deine übergroße Zärtlichkeit und Sorgfalt."

Er ſtand auf, küßte die Hand der Fürſtin, wollte gehen, blieb aber ſtehen und ſagte nachdenklich:

„Doris! liebe Mama, ich bin über die Maßen durch dieſen Vorſchlag überraſcht. Ich glaube, daß Doris eine eben ſo gute Gattin ſein werde, wie hundert andere junge Mädchen; allein Deine Geſinnung oder vielmehr Deine Veränderung derſelben, ſetzt mich in Erſtaunen. Wenn ich um eine

Königstochter geworben hätte, ſo würdeſt Du das keineswegs zu hoch gefunden haben. Da iſt der Schritt zu Doris hinab ſehr tief und ich fürchte, Du könnteſt ſpäter ihn bereuen."

„Nie! ſobald ſie Dir einen Sohn ſchenkt!" ſagte die Fürſtin mit ganz ungewöhnlicher Erregung: „ich überſehe nicht nur das, ſondern auch die Verwandtſchaft . . . alles, mein Sohn, alles, um zu verhindern, daß unſer Haus ausſterbe."

Er lächelte und verließ ſie. Im Vorzimmer begegnete er ſeiner Schweſter.

„Liebe Henriette," bat er, „zerſtreue den Trübſinn der Mama; ſie foltert mich mit ihrer törichten Angſt um Ernſt."

„Törichte Angſt?" ſagte Gräfin Henriette und ſah den Bruder mit großen Augen an.

„Ich begleite ihn jetzt nach Ems," fuhr der Fürſt fort, „und bewache ihn, damit er die Kur pünktlich brauche. Dann ein Winter im Süden . . . und er iſt ſo kräftig wie ich bei zwanzig Jahren war."

„Gott gebe es," erwiderte die Gräfin und ging zur Mutter.

Dieſe, noch immer ganz erregt, rief der Gräfin zu: „Liebe Henriette, was würdeſt Du ſagen, wenn Doris meine Schwiegertochter würde?"

Angenehm überraſcht, doch mit mütterlichem Stolz entgegnete die Gräfin:

ſagt, erſchreckt auch mich zuweilen dieſe Aehnlichkeit, die ſich bis auf die geringſten Züge erſtreckt.“

Gotthard nahm Corneliens Hände in die ſeinen und ſagte mit zornfunkelnden Augen:

„Die Leute meinen man dürfe ſich nicht auf mich verlaſſen, ich ſei ſchwankend und wetterwendiſch .... meinen Sie das auch?“

„Für mich ſind Sie es nicht,“ antwortete ſie.

„Nun, dann ſagen Sie mir aufrichtig — ob ich nicht etwa den Grafen Sambach zur Rechenſchaft ziehen, und ihn erſchießen darf — oder dergleichen.“

„Was fällt Ihnen ein! ſprach ſie kalt; Graf Sambach und ich haben uns, ohne fremder Einmiſchung zu bedürfen, dahin mit einander verſtändigt, daß wir getrennt leben wollen.“

„Ich glaube es! aber ehe Sie zu dieſem Entſchluß gekommen ſind, müſſen Dinge vorgefallen ſein .... Entſetzlichkeiten“ .... —

„Lieber Fürſt! unterbrach ſie ihn raſch, fragen Sie mich nicht. Die Wahrheit kann ich — eine Unwahrheit mag ich nicht Ihnen ſagen. Sie müſſen das Vertrauen zu mir haben, daß ich nach meinem Gewiſſen und meiner Ueberzeugung nicht anders handeln konnte. Erklärungen vermag ich Ihnen nicht zu geben. Solche unſinnige Einfälle wie den vorhin geäußerten dürfen Sie nie gegen mich

„Ich würde Dir und meinem Bruder Glück wünſchen, beſte Mama. Aber wie kommſt Du auf dieſen Gedanken? Mein Bruder hätte ja ſeit zehn Jahren ſich mit Doris vermählen können.“

„Er hat nach Pelagia's Tod nie Luſt gehabt eine neue Ehe zu ſchließen. Sein Familienleben war ihm angenehm und jede Veränderung desſelben unbequem. Er verließ ſich auf ſeine drei Söhne — dann auf zwei Söhne — jetzt auf einen Sohn — auf Ernſt, deſſen ganze Erſcheinung nur zu deutlich die Schwindſucht verrät! Er muß heiraten und bald. Du biſt jetzt auf längere Zeit bei uns. Doris gefällt ihm. Begünſtige ſeine Abſicht — und in wenigen Monaten iſt ſie ſeine Frau. Du weißt wie er iſt: man muß ihm alles bequem machen, zurechtlegen, Bemühung erſparen, Läſtiges abwehren, — dann geht er auf dasjenige ein, was man ihm zu ſeinem Glück vorſchlägt.“

Gräfin Henriette ging bereitwillig auf einen Gedanken ein, der ihrer Tochter eine glänzende Heirat in Ausſicht ſtellte. Nachdem dies Thema erſchöpft war, fragte ſie:

„Ich erhielt ſoeben einen Brief von Dea, die uns alle dringend nach Goldenſtein einladet. Es ſei ſo groß und ſo vollſtändig eingerichtet, daß es für hundert Gäſte Raum habe: Für Dich ſei eine vollſtändige Wohnung von ſieben Zimmern beſtimmt, wo Du mit Fräulein von Stecken und Deinen Kammerfrauen ganz unberührt von etwaigem Tumult und Wirrwarr ſein würdeſt. Was ſoll ich ihr antworten.“

„Daß Du mit Deinen Töchtern kommen wirſt; Dein Bruder ebenfalls; nicht aber ich; Dea hat mich ſchon im Frühling, als ſie vier Wochen hier war, dringend eingeladen den Sommer bei ihr zuzubringen. Allein dieſer Sommer wird ſo tumultuariſch ſein, daß ich es abgelehnt habe. Seit zwei Jahren machte ich keine Reiſe mehr; ich brauche Ruhe und Stille und die gewohnte Umgebung und Einrichtung des Lebens. Das kann mir Dea trotz aller Liebe und Aufmerkſamkeit nicht verſchaffen.“

„Du gehſt alſo nicht mit uns?“

„Nein, mein Kind! ich werde ein paar Zeilen an Dea ſchreiben.“

Gräfin Henriette war aufgeſtanden und an's Fenſter getreten.

„O beſte Mama, ſchau' hier! ſie kommen alle geritten! . . . welche hübſche Kavalkade!“

Die Fürſtin trat auch an's Fenſter und ſagte zufrieden:

„Sieh, Henriette, es macht ſich ſchon.“

Der Fürſt und Doris ritten voran; ihre große ſchmächtige Geſtalt machte ſich ſehr gut zu Pferde und ſie verſtand gut zu reiten. Ernſt folgte zwiſchen ſeinen reizenden Couſinen Flora und Aurora, die ihren Namen Ehre machten. Als die Fürſtin Ernſt erblickte, verdüſterte ſich ihr Auge und ſeufzend trat ſie vom Fenſter zurück. Die Gräfin hatte nur ihre Töchter geſehen und in ihren Gedanken bereits Doris als Fürſtin und als Mutter blühender Kinder. So verſchieden ſind die Gedanken von einem und demſelben Bild des Lebens: das eine lächelt, das andere weint.

Der Fürſt ging mit ſeinem Sohn nach Ems und Gräfin Henriette mit ihren Töchtern nach Goldenſtein, während die jüngſte Tochter der Fürſtin, Gräfin Ottonia, aus Ungarn eingetroffen war und bei der Mutter blieb. Ihre beiden Söhne aber gingen auch nach Goldenſtein.

„Wie ich mich auf Goldenſtein freue, kann ich gar nicht beſchreiben, Großmutter,“ ſagte Aurora, als ſie von der Fürſtin Abſchied nahm: „ich bliebe auch ſehr gern hier . . . allein Goldenſtein muß etwas ganz beſonderes ſein, großartig, vornehm, elegant — kurz, alles was man gern beiſammen hat.“

„Hoffentlich geht es auf Goldenſtein luſtig her, nicht wahr, Großmama?“ fragte Flora: „nicht ſteif, nicht geſpreizt . . . das wäre ſchrecklich! Ich will dort von Bela den Czardas lernen. Wenn wir zurückkommen tanzen wir ihn Dir vor.“

„Das wird mich freuen wenn Du ihn recht hübſch, recht graziös tanzen kannſt,“ ſagte die Fürſtin gütigſt und dann zu Doris: „Gehſt auch Du gern nach Goldenſtein?“

„Sehr gern, liebe Großmama!“ rief Doris.

„Es freut mich immer, wenn die zahlreichen Mitglieder einer Familie zuſammenkommen und einige Zeit mit einander verkehren. So lernt man ſich kennen und gewinnt Teilnahme für alle. Ein großer Kreis von Verwandten iſt mir höchſt angenehm."

„Ja," ſagte die Fürſtin, „es ſind Freunde, welche die Natur uns gibt."

„Zuweilen ſind uns aber die Vettern und Couſinen gar nicht ſympathiſch," verſicherte Aurora mit dem Ernſt der Erfahrung: „deshalb iſt es doch gut, daß man auch unter Fremden bekannt wird und Freunde findet. Ich bin ſehr für neue Bekanntſchaften — für recht abſonderliche."

„Ob Dea dieſen Geſchmack mit Dir teilt, weiß ich nicht," ſagte die Fürſtin lächelnd: „mit abſonderlichen Leuten iſt der Verkehr ſelten angenehm."

„Warum nicht, Großmama?"

„Weil abſonderliche Gewohnheiten, Einfälle, Anſichten, Manieren, allerhand Capriolen veranlaſſen, welche das ebene Geleiſe verſtören, worin ſich der freundſchaftliche Verkehr traulich und ruhig bewegt."

„Capriolen, Großmama!" rief Aurora höchſt erſtaunt: „ich hatte unter abſonderlichen Leuten Genie's im Sinn, Künſtler, katholiſche Prieſter, mit einem Wort ſolche, die man nicht alle Tage ſieht."

„Wer keine klare Frage ſtellt, mein Kind, kann keine klare Antwort bekommen; am wenigſten der, in deſſen Kopf, wie in dem Deinen, ein beträchtliches Maß von Verwirrung herrſcht. Das Genie iſt eine hohe eigentümliche ſchöpferiſche Beſchaffenheit und Begabung des Geiſtes, die in entſprechenden Leiſtungen zum Vorſchein kommt. Dichter, Maler, Schriftſteller können und ſollten Genie haben — häufig aber haben ſie es nicht und ſind ohne Originalität in ihren Leiſtungen. Auch auf anderem Gebiet gibt es Genie's. Ein ſolches war Columbus. Er bildete in ſeinem Geiſt den Weltteil vor, den er entdeckte. Das Genie liegt im Geiſt, nicht in Gewohnheiten und Manieren, die ich vorhin Capriolen nannte und die kein Zeugnis für Genialität und Originalität ablegen, ſondern ganz einfach dafür, daß ein ſolcher Menſch nicht verſteht ſich in Selbſtbeherrſchung zu üben und in Zucht zu nehmen, was für alle Menſchen, mögen ſie reich oder arm begabt ſein, ſo notwendig für das Leben wie das tägliche Brot iſt. Wie Du dazu kommſt den katholiſchen Prieſter als ein Kurioſum zu betrachten, iſt mir rätſelhaft.“

„Ich habe nie einen katholiſchen Prieſter geſehen,“ erwiderte Aurora kleinlaut, „und man hört doch ſo viel von ihnen reden, daß ich es gern möchte.“

„Ich mag es nicht, Großmama!“ rief Flora: „er würde mich gewiß gleich katholiſch machen . . . und das will ich nicht.“ —

„Was habe ich für Nichten!“ rief Gräfin Ottonia lachend: „Ihr lebt, wie mir ſcheint, in einem Urwald, fern von menſchlicher Geſellſchaft, verſunken in Eure eigenen Gedanken, welche keinen Anſpruch auf Geltung in der übrigen Welt machen.“

„Liebe Ottonia,“ ſagte Gräfin Henriette empfindlich, „wir wohnen in Norddeutſchland, Gottlob ganz fern von allem katholiſchen Treiben, welches jetzt die Welt in Hader und Unruhe ſtürzt und im Bunde mit den ſchrecklichen Sozialiſten auf allgemeinen Umſturz ſinnt, um zu größerer Herrſchaft zu gelangen.“

„Ich ſagte, daß Ihr im Dunkel eines ſelbſtgeſchaffenen Urwalds lebt — und Deine Worte bekräftigen meine Anſicht,“ verſetzte Gräfin Ottonia ſchwankend zwiſchen Ironie und Zorn.

„O meine Töchter!“ fiel die Fürſtin ein, „nur keine religiöſe und politiſche Diskuſſionen! ſie verbittern das Leben, verſetzen in Aufregung und rauben dem Familienleben alle Gemütlichkeit. Jetzt in der letzten Stunde des Beiſammenſeins, ſeid Ihr im Begriff lebhaft zu diſputieren.“

„Verzeihung, liebe Mama,“ ſagte Gräfin Ottonia und küßte die Hand der Fürſtin: „aber wenn man fortwährend angegriffen wird, muß man ſich verteidigen.“

„Das ſage auch ich!“ rief Gräfin Henriette.

Die Fürſtin war ganz froh, als es im Schloß ſtill wurde und ſie mit ihrer jüngſten Tochter allein blieb. Gräfin Ottonia war ſeit anderthalb Jahren Witwe und hielt ſich ſeitdem fern von geräuſchvoller Geſelligkeit, wie ſie auf Goldenſtein zu erwarten war.

Die große maleriſche Ruine, welche Lord Waldegrave nebſt den umliegenden weitläufigen Waldungen kaufte, als er fünf Jahre früher in Ems war, hatte eine gänzliche Umwandlung erfahren, war zugleich Schloß und Burg geworden. Ja einzelne, beſonders maleriſche Teile waren im äußern Zuſtand der Ruine verblieben, aber inwendig hergerichtet und dem Ganzen eingefügt. Auf dem Plateau eines mäßigen Hügels liegend, ganz umgeben von Wald, der allmählich zu einer bedeutenderen Höhe hinauf ſtieg, tauchte Goldenſtein mit ſeinen unregelmäßigen Türmen, Zinnen, Erkern von rotem Sandſtein aus dem grünen Walde auf, wie ein rieſiges Korallenriff aus den grünen Wellen des Meeres, phantaſtiſch, romantiſch, großartig; — und dabei ausgeſtattet mit allem Komfort des Reichtums, ohne den guten Geſchmack durch Überladung mit leerem Gepränge zu beeinträchtigen. Man mußte einen jener Einfälle haben, welche aus der Gewohnheit ſchrankenloſer Verfügung über den Reichtum hervorgehen, um neben dieſem Sommeraufenthalt an das Sink'ſche Haus zu denken. Lady Waldegrave hatte ihn gehabt und aufgegeben.

„Man muß ſich reſignieren," ſagte ſie.

„Das iſt ungeheuer ſchwer in Goldenſtein," antwortete lächelnd ein junger Mann von angenehmen Äußern, der ſich mit Lord Waldegrave in Dorothea's Morgenzimmer befand.

„Sie werden zugeben, daß in dieſer Landſchaft das Waſſer fehlt."

„Das Waſſer fehlt — ja! aber wir befinden uns hier in einer großartigen Waldlandſchaft, die ihren Zauber einzig und allein vom Walde hernimmt. Das charakteriſiert ſie. Die gewöhnlichen Elemente einer Landſchaft wären hier ſtörend."

„O beneidenswerte Landſchaft!" rief Dorothea ſcherzend, „deine Mängel werden dir zum Verdienſt gerechnet."

„Nicht als Verdienſt, aber als Anmut," ſagte Lord Waldegrave: „das geſchieht auch manchen Menſchen."

„Ich wünſchte zu dieſen Menſchen zu gehören! und Sie, Prinz Guido?" entgegnete Dorothea heiter.

„Ich habe unter keinen Umſtänden Anſpruch an Liebenswürdigkeit zu machen," antwortete er mit einem Ernſt, der nicht auf ihre Frage paßte.

„Übrigens fehlt nicht ganz das Waſſer. Wie erfriſchend rauſcht der Springbrunnen," ſagte ſie abbrechend und trat in den Erker, der auf eine kleine Terraſſe ſah, von welcher man zum Seiteneingang der Kapelle gelangte. Der Anblick der

Kapelle gab ihren Gedanken eine andere Richtung und ſie fragte ihren Mann:

„Sagte ich Dir ſchon, Manfred, daß Doris mir ſchrieb, unſere Tante Ottonia ſei katholiſch geworden? ſie wolle es jedoch nicht laut werden laſſen, um nicht die Großmutter zu betrüben. So gehe die Sage. Gewißheit habe man nicht.“

„Eine ſolche Sage iſt ſchon für zahlloſe Perſönlichkeiten in Umlauf geſetzt worden ohne den mindeſten wirklichen Grund,“ entgegnete Lord Waldegrave.

„In Tagen religiöſer Aufregung iſt ein Religionswechſel bedenklich. Es miſcht ſich leicht eine gewiſſe Leidenſchaftlichkeit dabei ein und Sympathien und Antipathien aus anderen Gebieten geben auch ihr Wort dazu,“ ſagte Prinz Guido.

„Ich kann mir doch vorſtellen,“ erwiderte Dorothea, „daß gerade die Aufregung der Zeit mit ihren Streitfragen zum ernſten Nachdenken auffordert, wo denn eigentlich das Richtige, das Wahre ſei.“

„Die abſolute Wahrheit iſt in Gott,“ ſagte Prinz Guido, „ihre Bruchſtücke kommen der Menſchheit zu. Mehr als ein Bruchſtück hat kein Sterblicher.“

„Aber der Eine, der Unſterbliche, der Gottmenſch, Chriſtus, hatte ſie in ihrer Fülle und brachte ſie als Offenbarung der Menſchheit,“ erwiderte Lord Waldegrave, der ſtets jeden Angriff auf das Chriſtentum zurückwies.

„Die Auslegung der Offenbarung iſt aber durch ſo viele Köpfe und über ſo viele Lippen gegangen, daß wir ſchließlich doch wieder auf Bruchſtücke beſchränkt ſind,“ ſagte Prinz Guido.

„Der Katholik glaubt das nicht. Er betrachtet die katholiſche Lehre als ein feſt zuſammenhängendes logiſches Syſtem, das in ſeinem ungeheuern Rahmen Zeit und Ewigkeit, Vergängliches und Bleibendes, Sinnliches und Überſinnliches, Erde und Himmel, Menſch und Gott aufnimmt und jedem Teil das zuweiſt, was ihm gebührt. Nirgends Lücke, nirgends Widerſpruch. Eine gegliederte, abgeſchloſſene Einheit: ein Ganzes.“

„Ein ungeheurer Vorzug!“ rief Dorothea; „aber die Millionen Menſchen, die ſich mit Bruchſtücken begnügen müſſen, finden doch auch ihren Weg.“

„Und in größerer Freiheit,“ ſetzte Prinz Guido hinzu.

„Was denn freilich wieder ein ungeheurer Vorteil iſt,“ ſagte Lord Waldegrave.

Prinz Guido war auch in den Erker getreten, blickte umher und ſagte:

„Dieſe Szenerie, die Fontaine, die Roſenbäume, das friſche Grün zwiſchen den verſchiedenen phantaſtiſchen Baulichkeiten, erinnert mich an ausſprechen. Möge Graf Sambach leben und in Frieden leben! ich gönne ihm alles Gute — nur nicht mein Kind und meine Freiheit.“

„Aber — nur getrennt und nicht geſchieden, ſind Sie ja nicht frei ſo lange er lebt, theure Gräfin.“

„Sie meinen nicht frei um einem andern Mann meine Hand zu geben, nicht wahr? — mein lieber Fürſt, dieſe Unfreiheit drückt mich nicht. Den entwürdigenden Zwang wider meine heilige Ueberzeugung handeln, und folglich Erniedrigendes thun und leiden zu müſſen — hab' ich von mir gewieſen; die Seele will frei ſein. Aber in die irdiſche Unfreiheit füg' ich mich. Sie iſt die Schranke welche überall das Leben — und jedes Leben, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt begrenzt. Sie iſt, wenn Sie mir den pedantiſchen Ausdruck verzeihen wollen, die conditio sine qua non des menſchlichen Lebens zwiſchen Menſchen. Sich gegen ſie zu empören iſt Tollheit oder Sünde. Eine Feſſel, lieber Fürſt, müſſen wir nun einmal bis ins Grab mit uns herumſchleppen.“

Es war ihm entſetzlich Cornelie ſo gefaßt reden zu hören. Er hätte faſt gewünſcht ſie unglücklicher zu finden: dann hätte ſie einen Drang nach Veränderung ihrer Lage gehabt; troſtlos — nach Erſatz, erbittert — nach Beſchwichtigung, niedergedrückt einen Teil der Alhambra, den man Garten und Gemach der Lindaraja nennt.“

„Abgerechnet die Sierra Nevada, die reiche Ebene, durch welche der Darro zwiſchen Oleander- und Granatgebüſch ſich ſchlängelt; — abgerechnet die große Stadt, die aus der Ebene zu den Hügeln hinaufſteigt; — abgerechnet das, was Granada ſo unbeſchreiblich anziehend macht: die Poeſie der Kontraſte und geſchichtliche Erinnerungen,“ entgegnete lachend Lord Waldegrave.

„Du verlangſt immer, daß die Poeſie ein Epos ſei, welches eine ganze Welt abſpiegelt, Manfred!“ rief Dorothea ungeduldig: „für mich liegt Poeſie genug in der kleinen Romanze, welche rauſchende Fontaine zwiſchen Roſen und Myrthen von Lindaraja ſingen. Wer war aber Lindaraja, Prinz Guido?“

„Ja, wer war ſie? dieſe Frage iſt noch nicht gelöſt. Wahrſcheinlich eine ſchöne unglückliche mauriſche Prinzeſſin, die einen gefangenen Chriſten liebt“ ...

„Und die durch ihren Gemahl umgebracht wird,“ fiel Dorothea ein.

„So machen die einen Geſchichte und ſo gelangen die andern zur Berühmtheit — zu dieſem wunderſamen Echo der Zeiten, das von Tauſenden verlangt, geſucht, erſtrebt — und nicht errungen wird;“ ſagte Lord Waldegrave: „der Name eines unbekannten Weſens knüpft ſich ſeit Jahrhunderten an eine der lieblichſten Stätten der Erde.“

„Spanien möchte ich kennen,“ ſagte Dorothea.

„Wenn es zur Ruhe gekommen ſein wird, reiſen wir hin,“ erwiderte ihr Mann.

„Iſt dazu eine begründete Hoffnung?“

„Nicht die mindeſte! Spanien wird bis auf's Blut und bis in's Mark zerfleiſcht vom Treiben und von den Spaltungen der Parteien. Während unſers ganzen Jahrhunderts eine Revolution über die andere; dadurch Zerſetzung der moraliſchen Kraft und Abſchwächung der Charaktere in dieſen andauernden Schwankungen, welche der geordneten Entwickelung der Verhältniſſe, der Zuſtände, der Geiſter ebenſo ſchädlich ſind, wie andauernde Erdbeben der Kultur des Bodens. Woher ſoll da Ruhe über dies Volk, dies Land kommen? Die ganze Welt, nicht allein Spanien, iſt ruhelos, weil Friede und Geſetzmäßigkeit ihr fehlen. Willkür herrſcht hier, Gewalt dort, Despotenlaune, ſei ſie von oben oder von unten, ſei ſie offenbar oder geheim, herrſcht allüberall.“

„Welche Übertreibung! in konſtitutionellen Staaten hat man immer die Geſetzmäßigkeit im Auge,“ wendete Prinz Guido ein.

„Halten Sie die Geſetzfabriken, die an der Tagesordnung ſind und die man Kammern nennt, für den Typus der Geſetzmäßigkeit? . . . ich nicht.“

„O lieber Manfred,“ fiel Dorothea bittend ein, „hier in meinem Morgenzimmer will ich Friede haben und keine Politik.“

„Damit haſt Du dem Prinzen Guido den Mund geſchloſſen, liebe Dea, und die Folge davon iſt, daß er die Sache mit mir auf einem Spazierritt ausfechten wird.“

Dem Prinzen war es gar nicht um dies Gefecht zu tun und Lady Waldegraves Morgenzimmer war ihm lieber als alle Spazierritte; aber er mußte dem Wink Folge leiſten und Dorothea blieb allein.

Sie ſetzte ſich an den großen, mit vielen Schubfächern verſehenen Tiſch, auf und in welchem ihre Malergerätſchaften lagen: Farbenkaſten, Mappen mit verſchiedenen Papierſorten, andere mit flüchtigen Skizzen, noch andere mit ausgeführten Aquarellen, Pinſel, Stifte — alles im Überfluß. Sie kramte darin umher, fand aber nicht das was ſie ſuchte, oder ſuchte etwas, das nicht dort zu finden war. Nachdem ſie alle Schubfächer aufgezogen und alle Mappen geöffnet hatte, wurde alles geſchloſſen. Sie lehnte ſich zurück, ſchlug die Arme unter, blickte ſinnend um ſich her und überließ ſich ihren Gedanken. Fünf Jahre! welche unglaubliche, welche ungeahnte Veränderungen bewirken fünf Jahre! . . . Vor fünf Jahren war hier eine rieſenhafte Ruine, die mehr und mehr dem Verfall entgegen ging und in deren noch bewohnbaren Räumen die Forſtleute und Jäger ihre Unterkunft hatten, denen die Obhut und Sorge für die Waldungen von der abweſenden Herrſchaft anvertraut war. Außer ihnen hauſten Uhu und Käuzlein in den verwitterten Türmen, und Schlangen und Kröten in dem feuchten finſtern Getrümmer. Und jetzt ſteht hier ein Schloß, das die hochgeſpannteſten Anforderungen verwöhnter Menſchen befriedigt; denn Pracht und guter Geſchmack, Schönheit und Eleganz, Romantik und Komfort ſind zu einem Ganzen verſchmolzen. Vor fünf Jahren hatte ich ein Zimmer wie dieſes, wo mein Flügel ſtand, mein Malertiſch, mein kleiner Schreibtiſch — und das ich wunderhübſch fand; ein Morgenzimmer für meine Arbeitsſtunden wie dieſes . . . aber ganz anders, ganz einfach, wie es ſich für eine kleine unbedeutende Komteſſe ſchickt, pflegte die Großmama zu ſagen; während jetzt mein Zimmer das eleganteſte im Schloß iſt. — Vor fünf Jahren hatte die kleine Komteſſe die Wahl zwiſchen Lord Waldegrave und Prinz Guido; jetzt — hat ſie gewählt und würde auch jetzt nicht anders wählen wie damals — aber es iſt zum Erſtaunen, wie ſich Prinz Guido in dieſen fünf Jahren zu ſeinem Vorteil verändert hat. Aus dem faden Elegant, der ſich übermäßig gern mit ſeinem Anzug und zweimal übermäßig mit dem Anzug der Damen beſchäftigte, iſt ein ganz verſtändiger junger Mann geworden, mit dem man über alles was nicht zum Anzug gehört, ſehr gut reden kann. Man ſollte nie ein Urteil über einen Mann unter fünfundzwanzig Jahren, und über ein Mädchen unter zwanzig Jahren fällen. Beide ſind in ihrer Entwickelung unberechenbar. Und ich ſelbſt . . . wie war denn ich vor fünf Jahren? Ob beſſer, ob ſchlimmer — ich weiß es nicht. Doch zwei Dinge weiß ich: die Freiheit einer unbedeutenden Komteſſe hat auch ihre Meriten und Enttäuſchungen habe ich erlebt. Ideale Geſtalten gleiten ganz allmählich von ihrem hohen Sockel herab und werden wie andere Menſchen. Das tut weh. Wo ſoll man bleiben mit dem Verlangen des Herzens, das beſtändig nach dem Hohen ſich ſehnt? . . . oder womit ſoll man dieſe Sehnſucht verarbeiten um zu verhüten, daß man nicht in Schwermut verfalle? . . . Es klingt ſo albern, denn ich bin ja glücklich — aber Schwermut kriecht mir zuweilen über das Herz. Es iſt etwas ſehr Unvollkommenes — das Glück. — —

Vielleicht hatte die ſchöne Lindaraja vor Jahrhunderten in der Alhambra dieſelben Betrachtungen über das Glück angeſtellt, mit denen ſich Lady Waldegrave beſchäftigte. Gewiß aber werden Tauſende und Tauſende es tun und ſchwermütig werden, wenn ſie ihr Glück da ſuchen, wo es nicht zu finden iſt: in der Befriedigung der unerſättlichen Anſprüche des Herzens durch die Dinge dieſer Welt. Das Glück iſt in Gott und in uns.

Tod einer frommen Frau.

Der Reitknecht, der in das Sink'ſche Haus eine ſo verſtörende Botſchaft brachte, gab im grauen Hauſe nur einige Zeilen ab, durch welche Lord Waldegrave Herrn von Turn erſuchte, ſobald wie möglich nach Goldenſtein zu kommen, da am dritten Tage eine Jagd abgehalten werden ſolle, von der man Glänzendes erwarten dürfe. Herr von Turn ſchrieb zurück, er werde morgen kommen.

Er hatte ſich vorgenommen, ruhig abzuwarten, welchen Verlauf die Begegnung nehmen werde, nicht einer Laune des Wohlwollens von Seiten Lord Waldegrave's Folge zu leiſten, um ſich nicht bald darauf einer Laune des Mißtrauens auszuſetzen. Doch welcher Jägersmann ſchlägt eine Einladung zur Hirſchjagd aus — beſonders wenn ſie in ſo freundſchaftlichen Ausdrücken ausgeſprochen wird. Hingegen wurde ſein Vorſatz noch feſter, vorſichtig zu ergründen, wie es mit dem Seelenzuſtand von Lady Waldegrave beſchaffen ſei, um dann womöglich einen guten Einfluß nicht unmittelbar auf ſie, ſondern auf ihren Mann zu gewinnen, um ſeine Vorurteile und verkehrten Anſichten zu berichtigen; denn hierin glaubte er das größte Hindernis für Lady Waldegrave's religiöſe Richtung zu finden. Dazwiſchen ſprach eine Stimme in ihm: Was biſt Du für ein Tor! was geht Dich dieſe Frau an! Nie haſt Du verſucht, Proſelyten zu machen, weil Du ſtets ſo vernünftig geweſen biſt, Deinen Mangel an Kenntniſſen und Deine Unvollkommenheit vor Augen zu haben; — und jetzt biſt Du von einem wahren Fanatismus beſeſſen, der höchſt wahrſcheinlich erfolglos in der gewünſchten Richtung bleibt, für Dich aber zwei Gefahren hat. Die erſte, daß Du Dich heftig verliebſt; die zweite, daß Du Dich mit Lord Waldegrave heftig erzürnſt. — Nein! gab er ſich ſelbſt zur Antwort, ſo wird es nicht ſein. Die Gefahr iſt vorüber. Kommt man zum zweiten Mal in eine gefährliche Lage, ſo iſt man gewarnt und nimmt ſich in Obhut. Ich verberge mir nicht, daß nie ein menſchliches Weſen mir eine ſolche Teilnahme eingeflößt hat wie dieſe Frau . . . aber zwiſchen dieſem Gefühl und der Verliebtheit liegt ein Abgrund, den ich — mit Gottes Hilfe — nicht überſpringen werde. Und gar eine große Leidenſchaft . . . nein! daran iſt gar nicht zu denken. Wäre es aber doch! ſagte leiſe die Stimme. Wohlan! ſo muß ſie überwunden werden! ſprach er halblaut mit aller Entſchloſſenheit. — —

Seine Türe öffnete ſich und die Haushälterin ließ Herrn Sink eintreten. Ein erbarmungswürdiger Anblick! Dicke Schweißtropfen auf der Stirn, die Augen aus ihren Höhlen quellend, die Lippen konvulſiviſch bebend, verzerrende Angſt in allen Zügen — ſo ſtand der reiche Mann da, als Turn aufſprang, ihm einen Stuhl hinſchob und höchſt erſtaunt fragte:

„Iſt Ihnen ein Unglück widerfahren?“

„Das allergrößte . . . ich bin ein ruinierter Mann!“ ächzte Herr Sink und fiel auf den Sitz ſteif und ſtarr.

„Es wird nicht ſo ſchlimm ſein,“ antwortete Herr von Turn kalt: „Spekulanten wie Sie, haben immer ein Hinterpförtchen offen.“

„Nichts da! ein ruinierter Mann bin ich. Sie ſind meine letzte Hoffnung.“

„Das beklage ich, denn ich bin nicht imſtande, Ihnen zu helfen.“

„Doch! doch! Sie ſind reich . . . haben ſich auf Ihren Reiſen ein großes Vermögen erworben . . . wollen aber nicht, daß man es erfahre.“

„Sie träumen, Herr Sink. Mein Vermögen iſt das graue Haus und einige tauſend Morgen Wald — genau das, was ich von meiner Mutter erbte. Das wiſſen Sie ja.“

„Ich weiß! ich weiß! Sie wollen nicht, daß es unter die Leute komme, allein Ihre Freundſchaft von geſtern hat es mir verraten.“

„Meine Freundſchaft von geſtern? Herr Sink, Sie reden irr.“

„Das wundert mich nicht! . . . Genug, Herr von Turn, da Sie ein Freund von den ungeheuer reichen Herrſchaften ſind, die geſtern hier waren, ſo ſind Sie höchſt wahrſcheinlich eben ſo reich — denn reiche Leute halten zuſammen — oder Sie können mir doch ganz leicht ein Darlehen von hunderttauſend Gulden verſchaffen.“

„Nicht von hundert Hellern, Herr Sink.“

„Aber ich bin ja ein ruinierter Mann, wenn ich nicht ein ſolches Darlehen finde.“

„Es tut mir leid, daß ich nicht helfen kann.“

„Wenn nicht Sie ſelbſt, dann durch Ihre Freunde.“

„Ich werde offen ſprechen, Herr Sink. Ich könnte nur in dem Fall ein Darlehen vermitteln, wo ich die Überzeugung habe, daß es mit der Zeit zurückgezahlt wird“ . . . —

„Ich gebe Ihnen ſchriftlich jede beliebige Verſicherung.“

„Und daß es angewendet wird, um gerechte Anſprüche der Gläubiger zu befriedigen.“

„Soll alles geſchehen, Herr von Turn, alles! . . . Gläubiger befriedigen, Zinſen zahlen, Darlehen erſtatten . . . ich beſcheinige alles, ſchriftlich . . . Nur muß ich zuvor das Geld in Händen haben“ . . . —

„Um damit in die weite Welt zu gehen; — nicht wahr, Herr Sink?"

„Zum Teufel was geht das Sie an!"

„Was Sie tun wollen, geht mich gar nichts an und iſt mir durchaus gleichgiltig. Sie werden aber begreifen, daß ich Ihre Abſichten nicht unterſtützen werde."

„Sie werden ſich aber doch der armen Mariane annehmen, wenn ich nicht mehr bin," ſagte Herr Sink in einem andern Ton.

„Nein, Herr Sink, das werde ich nicht tun — abgeſehen davon, daß ich es nicht kann. Es iſt nicht meine Art, mich um fremde junge Mädchen zu bekümmern, ebenſowenig wie es Ihre Art iſt, die Drohung auszuführen, die in Ihren Worten liegt. Sie werden vielleicht binnen Kurzem nicht mehr hier ſein — ſtatt deſſen aber auf dem Wege nach Californien, Auſtralien — was weiß ich wohin! In keiner Weiſe werde ich mich weder Ihrer Frau noch Ihrer Tochter annehmen."

„Zum Henker dieſe Weibsbilder!" ſchrie Herr Sink in maßloſer Wut.

Herr von Turn öffnete gelaſſen die Tür zum Vorplatz und ging in ſeine Bibliothek, während Sink hinausſtürmte, jedoch nicht zur Treppe, ſondern zur Küche ging, durch deren Glastür er die Haushälterin erblickte. Er trat mit den Worten in die Küche:

nach einer Stütze ſich geſehnt. Thränen kann man trocknen, Klagen kann man ſtillen; allein für eine reſignirte Seele kann man nichts thun; — man müßte Etwas für ſie ſein. So ungefähr dachte Gotthard.

Die Lichter des Chriſtbaums waren faſt alle erloſchen. Triſtan, der nach Kinderart an einem Freudentage durchaus nicht zu Bett gehen wollte, war längſt, von Jubel und Ermüdung glühend, auf dem Schooß ſeiner Mutter eingeſchlafen. Gotthard und Cornelie plauderten noch immer — und immer von ihr. Endlich bat ſie ihn er möge doch auch von ſeinen Erlebniſſen erzählen.

„Nun ja! ſagte er, ich ging damals nach Italien, dann nach Malta, dann nach Griechenland, dann nach Egypten, dann — ꝛc. ꝛc. ꝛc. Liebe Gräfin ich werde aus meiner Reiſe eine geographiſch-ethnographiſch-hiſtoriſche Lektion für Triſtan machen, wenn Sie befehlen — nur keine Unterhaltung für Sie. Gegen Ihre Art das Leben aufzufaſſen und zu durcharbeiten ſieht die meine gar ſo miſerabel aus."

„Ah! rief ſie, kommen Sie endlich zur Erkenntniß? wollen Sie endlich Ihre Vagabunden-Exiſtenz aufgeben und Sich häuslich in Callenberg niederlaſſen?"

„Frau Agathe, Sie können mir gewiß hundert Gulden leihen . . . Sie ſind ja ſo wohltätig! Sind es zweihundert, ſo iſt es mir noch lieber.“

„Ach nein, Herr Sink, das kann ich nicht,“ erwiderte die beſtürzte Frau.

„Oder auch nur fünfzig Gulden . . . ſogar vierzig — zwanzig würde ich nehmen.“

„Nein, Herr Sink! meine Erſparniſſe ſind in der Sparkaſſe und für meine geringen laufenden Ausgaben habe ich nur das notwendigſte.“

Sink ſtieß einen grimmigen Fluch aus, kehrte ſich auf dem Abſatz um, ſchlug die Küchentür hinter ſich zu, daß die Scheiben klirrten und ſtürmte hinweg. Die ſtille Frau Agathe, gar nicht an ſolche Wutausbrüche gewöhnt, ſchüttelte bedenklich den Kopf, band ihre Schürze feſter, als wolle ſie ſich gürten zur Verteidigung ihrer Habe und ſprach bei ſich ſelbſt: Widerwärtiger Mann! fährt in ein fremdes Haus wie der Blitz, poltert darin umher wie der Donner, ſchickt ſich das! vielleicht iſt er wirr im Kopf. Es munkelt ſeit kurzem unter den Leuten es ſtehe ſchlecht mit ihm. ——

Während ſie ſich in ihre Betrachtungen vertiefte, ohne ihr Geſchäft am Herde zu vernachläſſigen, erſchien plötzlich Marianens bleiches Geſicht vor der Glastür, öffnete ſie leiſe und fragte mit beklommener Stimme, ob Herr von Turn zu ſprechen ſei. Frau Agathe betrachtete höchſt betroffen die verſtörte Erſcheinung und ließ ſchweigend Mariane in das große Zimmer eintreten, während ſie bis an die offene Tür der Bibliothek ging und ſagte:

„Fräulein Sink wünſcht Euer Gnaden zu ſprechen.“

Herr von Turn erhob ſich von ſeinem Schreibtiſch indem er kurz fragte:

„Was ſteht zu Dienſten?“

Als er aber Mariane mit roten geſchwollenen Augen, leichenblaß, verlegen, unbeholfen in der Haltung, verwildert im Ausdruck vor ſich ſah, ſetzte er wohlwollend hinzu:

„Sind Sie krank, Fräulein Mariane?“

„Ich nicht . . . die Mutter iſt ſchwer erkrankt. Sie hatte in der Nacht einen Schlaganfall. Als ich heute früh aufſtand fand ich ſie ohne Beſinnung wie leblos. Der Arzt kam und ſagte es ſtehe ſchlimm um ſie. Er ſei zu ſpät gerufen . . . aber, ach Gott! . . . das iſt doch nicht meine Schuld! . . . ich ſchlief.“

Sie verfiel in krampfhaftes Weinen.

„Faſſen Sie ſich, Fräulein Mariane, und ſagen Sie mir was Sie wünſchen,“ verſetzte Turn beruhigend.

Sie nahm ihre ganze Kraft zuſammen und ſagte mit heiſerer Stimme:

„Die Mutter läßt Sie bitten ihr hundert Gulden zu leihen.“

„Die Mutter? . . . iſt denn die Mutter wieder zur Beſinnung gekommen?“

„O nein! o nein!“ rief Mariane ganz außer ſich, „ſie wird ſterben! . . . der Vater möchte das Geld haben . . . er hat mich hergeſchickt.“

„Gehen Sie nur heim,“ erwiderte Turn ruhig: „Ihr Vater weiß ſchon, daß er von mir nichts zu erwarten hat. Deshalb haben Sie eine Unwahrheit ſagen müſſen.“

„Ich hätte es von ſelbſt nimmermehr getan!“ beteuerte ſie ſchluchzend.

„Das glaube ich gern. Aber gehen Sie heim und wenn der Pfarrer noch nicht bei Ihrer armen Mutter war, ſo rufen Sie ihn; — das wird das nötigſte ſein.“

„Wollen Sie uns nicht mit dem Gelde helfen? — wir würden ſo dankbar ſein,“ wimmerte ſie.

„Auf Dank kömmt es mir nicht an. Hat man, wie ich, geringe Mittel, ſo muß man da zu helfen ſuchen, wo die Hilfe etwas nützen kann.“

„Aber warum kann die Hilfe uns nichts nützen?“

Er durfte ihr nicht antworten, daß ihr Vater mit dem Gelde ſpitzbübiſch handeln würde. Er ſagte ausweichend:

„Ich habe Ihrem Vater meine Gründe mitgeteilt. Gehen Sie heim und laſſen Sie den Pfarrer holen.“

Troſtlos ging ſie fort. Turn trat vor ſeinen großen Schreibſchrank, ſchloß die Doppeltür auf und nahm ein Käſtchen heraus, deſſen Deckel durch den Druck auf eine verborgene Feder aufſprang. Dies war ſeine Schatzkammer. Er fand die beſcheidene Barſchaft von einigen hundert Gulden. Er verſchloß wieder das Käſtchen und den Schrank, rief die Haushälterin und ſagte:

„Liebe Agathe, die Frau Sink liegt im Sterben, der Mann iſt unzurechnungsfähig, die Tochter ſcheint mir über die Maßen ungeſchickt und unbeholfen zu ſein. Geſchwind holen Sie eine Schweſter zur Hilfe und im Vorübergehen ſagen Sie dem Pfarrer, daß er ſich eiligſt zur Kranken begebe.“

„Sogleich gehe ich,“ erwiderte geſchäftig Agathe, „ich will nur erſt den Tiſch decken und dann die Suppe auftragen . . . —“

„Nein! zuerſt holen Sie die Schweſter und den Pfarrer. Es iſt gerade Mittag: da finden Sie beide gewiß zu Hauſe. Es handelt ſich vielleicht um die Rettung einer Seele.“

„Euer Gnaden haben ganz recht,“ verſetzte Agathe und faltete gerührt ihre Hände: „und da Euer Gnaden ſo fromm ſind könnten Sie wohl ein Vater Unſer beten, damit der Pfarrer und die gute Schweſter nebſt der Agathe nicht zum Sinkſchen Hauſe hinausgeworfen werden.“

„Das Beten beſorgen Sie nur ſelbſt, Agathe … und eilen Sie!“ ſagte Turn lachend.

Nach einer halben Stunde kam ſie zurück, erhitzt, aufgeregt und klagte:

„Ach, was iſt das für ein Zuſtand!“

„Hat man Sie abgewieſen?“

„Das nicht! Herr Sink war nicht da und die Magd ließ uns eintreten, wußte aber gar nicht Red’ und Antwort zu ſtehen und ging in den Kuhſtall. Wir fanden uns nach dem Sterbezimmer hin. Da ſah es ſo öde, ſo verlaſſen aus … kein Kruzifix, keine Sterbekerze! Frau Sink liegt da wie eine Leiche ſo ſteif, aber mit offenen ſtarren Augen und verzerrtem Munde — ein ſchrecklicher Anblick. Neben dem Bett ſitzt die Tochter, faſt ebenſo unbeweglich und mit ganz glaſigen Augen. Daß der Pfarrer zur Mutter kam und daß die gute Schweſter Armgard bei ihr bleiben wollte, ſchien ihr ſehr gleichgiltig zu ſein. Sie iſt wie verdummt und weiß nicht aus noch ein.“

„Was ſagte der Herr Pfarrer?“

„Er trug der Schweſter Armgard auf ihn rufen zu laſſen, wenn Frau Sink zum Bewußtſein kommen ſollte — was er aber bezweifelt — und dann ging er fort mit ſchwerem Herzen, weil er am beſten weiß was der armen Seele not tut. Aber welch ein Unhold von Ehemann, Euer Gnaden, der nicht zu Hauſe iſt, wenn die Frau ſtirbt. Doch von einem Wucherer und Geizhals läßt ſich nichts anderes erwarten. Gewiß haben Euer Gnaden großen Hunger. Das Eſſen iſt warm gehalten, wird jedoch nicht beſonders ſchmecken.“

Der Nachmittag verging ohne Kunde aus dem Nachbarhauſe. Gegen Abend jetzte ſich Turn nach ſeiner alten Gewohnheit in ſeinen kleinen Nachen und fuhr ein paar Stunden auf dem ſchönen ſtillen Strom. Er war ein kundiger Schiffer; bald ruderte er kräftig, bald hielt er mit leichtem Ruderſchlag den Nachen auf einer Stelle feſt, die ihm gefiel. Der Rhein führte ſeine Gedanken an den Nil, der ihn auch in ſtillen Sternennächten ſo friedlich auf ſeinen Fluten geſchaukelt und ihm die glücklichſten Stunden ſeines Lebens bereitet hatte. Denn das waren ſie, ſprach er in Gedanken vor ſich hin und ließ die Ruder ruhen: ſie waren es, weil mein höchſtes Intereſſe ſich nicht um mich, ſondern um ein anderes Leben bewegte . . . und das iſt vielleicht die Weiſe, in welcher der Menſch überhaupt ſeine glücklichſten Stunden hat. Und dennoch — als die Selbſtſucht erwachte, als die Phantaſie ſie aufſtachelte, als unklare Gefühle ſie nährten, als Unruhe das innere Gleichgewicht verſtörte — ſo wie Äquinoctialſtürme die Richtung der Magnetnadel verſtören: da bereitete ich ſelbſt mir unſelige Stunden, die mir zur heilſamen Warnung dienen ſollen auf der Hut zu ſein. Wie ſeltſam ſticht dieſes proſaiſche Wiederſehen auf dem flachſten Boden der Alltäglichkeit gegen die

Trennung ab, die auf der Grenze zwiſchen zwei Weltteilen ſtattfand, und wo der eine Teil den Pilgerſtab nach Paläſtina fortſetzte, der andere nach Oſtindien zog . . . um hier, in der Kürbislaube eines alten Wucherers aufeinander zu ſtoßen und alles Finſtere aufzuklären. O ihr ſtillen Sterne da oben, was habt ihr ſchon geſehen von menſchlicher Torheit und Verkehrtheit bei eurem wechſelloſen Wandel durch die Jahrtauſende! ... Verkehrtheit — das iſt die Erbſchaft, welche eine Generation von der andern empfängt: das weiß ich, das ſehe ich, das fühle ich . . . und ich bleibe der Verkehrteſten Einer! — Die Bilder ſeiner Kindheit, ſeiner Jugend, ſeiner ſpäteren Jahre zogen an ſeiner Seele vorüber, tauſendfaltig in Farben, in Formen, in Geſtalten. Nichts hat mich gefeſſelt! nichts hat mich befriedigt! . . . und ich bin der Verkehrteſten Einer! — Mit dieſem Abſchluß ſeiner Gedankenzüge ſprang er an das Ufer, befeſtigte den Nachen und kehrte heim.

Er wollte ſchreiben. Die Idee von Lady Waldegrave, daß er ein Reiſewerk verfaſſe, welches aus Bildern mit erläuterndem Text beſtehe, wodurch nur das wahrhaft Intereſſante und Merkwürdige feſtgehalten, alles Nebenſächliche ausgeſchloſſen wäre, gefiel ihm. Freilich könnte das recht trocken, recht geiſtlos werden; alles Leben müßte in den Skizzen liegen; . . . da ſchellte man an der geſchloſſenen Hofpforte. Die beiden Dienerinnen hatten ſich zur Ruhe begeben. Er nahm ſeine Lampe und ging hinab. Er dachte, man begehre im Nachbarhauſe irgend eine Hilfe. Er öffnete. Mariane ſtürzte herein, ganz verwildert, mit einem Zettel in der Hand.

„Die Mutter iſt tot . . . der Vater iſt verſchwunden!“ ſtieß ſie mit erſtickter Stimme hervor und reichte ihm das Blatt Papier. Da ſtand geſchrieben:

„Ich gehe nach Auſtralien. Herr von Turn hat mir verſprochen für Mariane zu ſorgen, bis ich als vermögender Mann wiederkomme. Jakob Sink.“

„Nichtswürdige Lüge!“ rief er empört und ging ins Haus zurück. Mariane folgte ihm maſchinenmäßig. Am Fuß der Treppe blieb er ſtehen und ſagte:

„Ihr unglückſeliger Vater häuft eine Miſſetat auf die andere. Das Gegenteil von dem, was er geſchrieben hat, iſt wahr: Ich werde Agathe rufen und Sie werden mit ihr zu Hauſe gehen.“

„Zu der Leiche? nimmermehr!“ rief Mariane außer ſich.

„Iſt nicht Schweſter Armgard da?“

„Ja . . . bei der Leiche.“

„Nun gut! Frau Agathe wird dieſe Nacht bei Ihnen bleiben, wenn Sie den Platz ſcheuen, den ein gutes Kind nicht zu fürchten pflegt: den Platz am Totenbett der Mutter.“

Die Haushälterin, durch die Hofglocke geweckt, kam jetzt mit einer Laterne, angekleidet die Treppe herab. Turn gab ihr die nötige Weiſung und ging hinauf. Sie nahm Mariane unter den Arm und ſagte:

„Ich bleibe bei Ihnen! wir wollen für die arme Seele beten; dann vergeht alle Furcht."

„Aber er verſtößt mich," ſtöhnte Mariane.

„Wenn Ihr Vater ſie verſtößt, ſo können Sie gewiß ſein, daß unſer himmliſcher Vater Sie nicht verläßt. Kommen Sie nur."

Sie zog Mariane mit ſich fort.

„Wo iſt das Papier!" rief dieſe plötzlich und blieb ſtehen.

„Herr von Turn hatte ein Blatt Papier in der Hand als wir fortgingen. Meinen ſie das?"

„Gewiß, das meine ich und ich muß es wieder haben."

„Dann werden Sie es morgen erhalten. Heute Nacht brauchen Sie es ja doch nicht."

Endlich gelang es ihr Mariane in das väterliche Haus zurückzubringen. Schweſter Armgard und die Magd beſchäftigten ſich mit der Leiche. Die Magd war im Lauf des Tages im Städtchen geweſen und hatte dort gehört, die Gläubiger des Herrn Sink würden Beſchlag auf das Haus legen laſſen, denn man habe ſchon ſeit längerer Zeit gewußt, daß es ſchlimm mit ihm ſtehe und daß er ſich davon machen müſſe, wenn er nicht eingeſperrt werden wolle. Sie teilte dies flüſternd der Haushälterin mit und ſetzte hinzu:

„Er iſt nun fort — ſie liegt da im Totenhemd: wie komme ich zu meinem rückſtändigen Lohn? Sie hing ja ſo ſehr am Gelde, daß ich manchen Monat warten und immer bitten, mahnen und drängen mußte, um zu meinem bischen Lohn zu kommen. Vierzehn Gulden habe ich an Rückſtand zu fordern und im Oktober meinen Jahreslohn. Das muß ich bei Heller und Pfennig haben! . . . oder ich klage.“

Mariane blieb nicht bei der Leiche und legte ſich auch nicht zur Ruhe. Sie ſetzte ſich in der Küche in eine Ecke und ſtarrte vor ſich hin. Zuweilen ſtöhnte ſie und rang verzweifelnd die Hände, um dann wieder in Stumpfſinn zu verſinken. —

„Sie iſt wirr im Kopf,“ ſagte die Magd: „ſtill und mürriſch war ſie immer.“

„Gott erbarme ſich ihrer,“ ſeufzte Frau Agathe und Schweſter Armgard meinte, in einer anderen Umgebung werde ſie vielleicht auch anders werden.

Nach der heiligen Meſſe ging Turn zum Pfarrer, bat ihn das Begräbnis zu beſorgen, deſſen Koſten er tragen wolle und beſprach ſich mit ihm über Marianens nächſte Zukunft. Dann händigte er ihm eine kleine Geldſumme ein, ging zur Eiſenbahn und fuhr bis zur Station, welche die nächſte von Goldenſtein und zugleich von ſeinem kleinen

„Niederlaſſen will ich mich allerdings; doch nicht häuslich und nicht in Callenberg, ſondern hier im „Schwert.“

„Immer der Alte!“ ſprach ſie mit ſanftem Vorwurf.

„O Gott! rief er, welch ein Triumph für mich. Sie ſagen von mir! Immer der Alte! — Glauben Sie denn daß irgend ein Sterblicher dies ſchon von mir geſagt hat?“

„Deſto ſchlimmer, lieber Fürſt.“

„Kann ſein! — aber am Gnadenbild geſchehen die Mirakel! Ein Menſch, der ſein Lebenlang verſchrien worden iſt wegen ſeiner unruhigen Unbeſtändigkeit, wird von Ihnen erkannt als „immer der Alte“ in ſeiner Beſtändigkeit.“

„Und in ſeiner Unruh, lieber Fürſt.“

„Ich bin ohne alle Schwankung .... vor der Hand. Bei Ihnen iſt es gut.“

Und vor der Hand blieb auch Alles gut; — nur nicht ſehr lange. — Die Liebe iſt capriziös. Bald braucht ſie Jahre um zur Flamme aufzulodern, bald eine Sekunde. Hier erwacht ſie bei der erſten Begegnung, dort nach langem und intimen Zuſammenſein. Dem Einen iſt ſie eine plötzliche Revelation, dem Andern eine langſam Wurzelſchlagende Erkenntniß. Da geht ſie auf im Nu, wie die Sonne, eine

Gut war, welches Eich hieß. Die Station lag am Rande des Waldes. Eine halbſtündige Fahrt führte nach Goldenſtein; aber Turn ging zu Fuß. Auf halbem Wege bog er ab und betrat einen Seitenweg, der ihn in einer Viertelſtunde nach Eich führte. Das Dörfchen war ſehr klein und wurde nur von Holzſchlägern und Tagelöhnern bewohnt. Turn's Förſter und Rentmeiſter hauſten friedlich unter demſelben Dach. Nur der Rentmeiſter war verehelicht und hatte einen Sohn, der bei dem Förſter in der Lehre war. Ein herrſchaftliches Haus gab es nicht. Turn hatte ſich zwei Zimmer eingerichtet, die der Förſter nicht benutzte. Die Rentmeiſterin ſorgte für ſeinen Unterhalt. Er war viel lieber in Eich als in ſeinem grauen Hauſe. Der Wald, die Jagd waren ſeine Freude und jetzt, da der freundſchaftliche Verkehr mit Goldenſtein hergeſtellt war, zog er mit verdoppeltem Wohlgefallen in ſein kleines Waldreich ein, herzlich begrüßt von ſeinen Untergebenen, die ſich ſchon ſehr gewundert hatten, weshalb ihr Herr im hohen Sommer Eich verlaſſen habe. Der Beſuch von Lord Waldegrave wurde ihm ſogleich mitgeteilt, denn Goldenſtein und alles was dort vorging war von großer Wichtigkeit für dieſe vom Treiben der Welt abgeſchnittenen Menſchen.

Während Turn aus Gewohnheit, nicht aus mörderiſchen Abſichten, das Gewehr über die Achſel warf und mit frohem Mut ſeinen Wald durchſtreifte, ging der Pfarrer in das Sink'ſche Haus, ordnete das notwendige an und ließ ſich dann in ein Geſpräch mit Mariane ein. Er fragte, ob ſie zu Verwandten gehen wolle. Sie antwortete, daß ſie von Verwandten nichts wiſſe. Ob ſie geneigt ſei irgend etwas zu lernen, wodurch ſie ſich ſpäter in der Welt ein Fortkommen verſchaffen könne. Sie antwortete zum Lernen habe ſie keine Luſt; ſie könne ſich vielleicht mit Nähen ihr Brot verdienen; allein Herr von Turn werde gewiß für ſie ſorgen: er habe es ihrem Vater verſprochen; — das ſtehe geſchrieben.

„Ja, von Ihrem Vater, auf deſſen Worte Sie ſich nicht verlaſſen dürfen. Herr von Turn iſt nicht in der Lage die Sorge für irgend jemand zu übernehmen.“

„Nun ſo werde ich ſelbſt für mich ſorgen. Ich vermiete dies Haus bis auf ein Zimmer, das ich bewohnen will. Die Mutter hatte einen kleinen Sparpfennig erübrigt — das weiß ich. Ich werde für Geld nähen und genug verdienen, um zu leben. Aber dies Haus verlaſſe ich nicht.“

„Armes Kind! man wird Ihnen dies Haus nicht laſſen. Jeden Augenblick können Gerichtsperſonen kommen und alles für die Gläubiger in Beſchlag nehmen. Beſaß Ihre arme Mutter eigenes Geld, ſo nehmen Sie es an ſich . . . ſonſt geht es mit allem übrigen verloren.“

„Wie . . . das Haus, der Garten, die Laube

... alles geht verloren!" rief Mariane zitternd vom Scheitel bis zur Sohe.

„Nehmen Sie den Sparpfennig Ihrer Mutter an ſich!" drängte der Pfarrer.

Sie ging in das Nebenzimmer, zog einen Schlüſſel aus der Taſche, zeigte auf einen Kleiderſchrank und ſagte:

„Unten rechter Hand in der Ecke ſteht ein kleiner Kaſten, deſſen Schlüſſel ich unterdeſſen ſuchen will."

„Es ſteckt ja ſchon ein Schlüſſel in der Tür ... freilich nicht der richtige, denn das Schloß iſt verdorben und die Tür nur angelehnt," ſagte der Pfarrer, der Marianens Weiſung gefolgt war.

„Wie kann das zugehen?" fragte ſie verwundert.

„Ich finde kein Käſtchen, Mariane."

„Doch! doch! es muß ſich finden!" ſagte ſie haſtig, ging auch zum Schrank, ſuchte — und fand nichts. „Wie kann das zugehen? . . . wo iſt es geblieben? . . . wer hat es genommen?" rief ſie während ſie ſuchte mit ſteigender Angſt.

„Wer betrat dies Zimmer, Mariane?" fragte der Pfarrer mitleidig.

„Niemand als die Eltern und ich . . . es ſtehen ja nur Schränke für Kleidungsſtücke, für die Hauswäſche und allerhand Sachen darin. Niemand betrat es."

Der Pfarrer zog den Schlüſſel aus dem verdorbenen Schloß, ging zu einem andern Schrank, öffnete ihn leicht mit dem Schlüſſel und fand ihn leer. Mariane ſagte:

„Das iſt der Schrank des Vaters.“

„Die Sache wird ſich ſo verhalten,“ ſagte der Pfarrer ſchonend, „daß Ihr Vater, der zu ſeiner Reiſe Geld nötig hat, das Käſtchen Ihrer Mutter mitnahm.“

„Ja, ſo wird es ſein,“ erwiderte ſie tonlos. „Ich habe jetzt keinen Kreuzer. Einen halben Gulden hatte ich . . . ich gab ihn der Mutter, als dieſe Ihnen vor einiger Zeit nichts für die Kirche geben wollte, Herr Pfarrer . . . das war mir leid für Sie . . . und für die Mutter. Nimmt man mir das Haus, wie Sie ſagen, ſo bin ich ganz . . . ganz arm, und wenn Herr von Turn nicht für mich ſorgen will, ganz verlaſſen.“

„Das ſind Sie nicht, Mariane,“ erwiderte der Pfarrer liebreich: „es gibt immer wohltätige Menſchen, barmherzige Seelen, die ihre guten Werke vor den Leuten verheimlichen wollen und deshalb ihr Almoſen mir anvertrauen. Gerade jetzt habe ich genug, um Sie auf einige Monate bei unſern guten Schweſtern unterzubringen.“

„Bei den Schweſtern? . . . ich danke, Herr Pfarrer,“ entgegnete ſie trocken.

„Es bleibt Ihnen keine Wahl, Mariane.“

„Ich gehe nicht zu den Schweſtern . . . nicht ins Kloſter . . . um keinen Preis!“

„Was Kloſter! im Häuschen der Schweſtern ſollen Sie wohnen, und Sie können ſo frei darin ein- und ausgehen wie unſere kleinen Schulmädchen.“

„Nein, ich gehe nun einmal nicht zu den Schweſtern, Herr Pfarrer, denn ſie ſind mir zuwider.“

„Wollen Sie lieber auf der Straße liegen bleiben oder in ein Armenhaus transportiert werden?“

„Ja, Herr Pfarrer.“

„Aber warum wollen Sie nicht zu den Schweſtern?“

„Ich ſagte es ja: ſie ſind mir zuwider.“

„Dafür müſſen Sie doch einen Grund angeben können.“

„Die Mutter mochte die Schweſtern nicht leiden. Sie ſagte, man könne auf eigene Hand viel mehr gute Werke tun — und es ſei gar nicht ſchön mit der Frömmigkeit und Barmherzigkeit zu prahlen.“

„Prahlerei der Schweſtern der Armen . . . das iſt mir etwas ganz neues!“

„Ja! das gemeinſchaftliche Leben und die Ordensregel und ich weiß nicht was! das ſei etwas beſonderes, und alles beſondere ſei Prahlerei.“

„Es iſt freilich eine beſondere Art dem lieben Gott zu dienen. Indeſſen wollen wir ihn bitten, Mariane, daß wir unſere paar guten Werke mit nicht mehr Prahlerei verrichten, als unſere Schweſtern der Armen es tun. Und jetzt machen Sie ſich fertig; ich bringe Sie zu Schweſter Mechtilde. Es fällt hier im Hauſe jetzt Trauriges vor. Schweſter Armgard wird ohne alle Prahlerei die Leiche Ihrer armen Mutter einſargen. Dann kommen Leute vom Gericht, wie ich Ihnen ſchon ſagte. Wollen Sie das alles erleben?"

„Nein, o nein! . . . aber erbarmen Sie ſich, Herr Pfarrer, und nehmen Sie mich in Ihrem Hauſe auf! Sie können mich freilich zu den Schweſtern bringen, aber ſo wie Sie fort ſind laufe ich davon."

„Wohin?" fragte er ſtreng.

„Zu Ihnen!" rief ſie und warf ſich ihm zu Füßen, troſtlos weinend.

„Wohlan! kommen Sie mit mir," ſagte er ſanft.

Munteres Leben.

„Nein, ich kann nicht zugeben, daß Deutſchlands geiſtige Bildung erſt dann begonnen habe, als es vor dreihundert fünfzig Jahren die Feſſeln der römiſchen Knechtſchaft — wie Du es meinſt — zerriß. Dieſe Behauptung wird freilich ſeit dreihundert fünfzig Jahren ſo beharrlich, ſo trotzig, ſo laut in allen Tönen der Skala wiederholt; wer einer Feder mächtig iſt, ſchreibt es; wer der Rede mächtig iſt, verkündet es von Kanzel und Katheder; wer dieſer Gaben nicht mächtig iſt, ſpricht das Gehörte devot nach und prägt es dem Kind und Kindeskind ein. So kommt es, daß Ihr in Eurem Norddeutſchland vielleicht bona fide jene Behauptung aufſtellt. Tritt man Euch aber mit der einfachen Wahrheit der Geſchichte entgegen, ſo müßt Ihr Euren Irrtum — wenn nicht bekennen, ſo doch einſehen; — Du ſowohl, liebe Tante, als Prinz Guido.“

„Liebe Dea,“ verſetzte Gräfin Henriette herablaſſend. „es iſt denn doch weltbekannt, daß die

Wiſſenſchaften ihren Aufſchwung erſt in dieſen letzten Jahrhunderten nahmen."

„Das gebe ich zu, weil es ganz in der Ordnung iſt, indem die früheren Jahrhunderte den Grund dazu legten. Aber Tante, Wiſſenſchaft und geiſtige Bildung iſt zweierlei. Ein Mann der Wiſſenſchaft iſt noch keineswegs ein gebildeter Geiſt; — ja, er kann ſogar ein ſehr roher Geiſt ſein, der ſich ganz einſeitig in die Forſchungen und Spekulationen ſeines Fachs vertieft. Möge aber auch Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung in demſelben Individuum vereinigt ſein, ſo bleibt es dennoch wahr, daß die allgemeine Bildung am Ausgang des Mittelalters eine ganz andere Höhe hatte, als ſo viele es ſich träumen laſſen."

„Zu dieſen Träumern gehören wir wahrſcheinlich auch, Prinz Guido," ſagte Gräfin Henriette.

„Das kann wohl ſein, Tante! Deshalb möchte ich Dich bitten ein kleines Buch zu leſen, das Charitas Pirkheimer heißt."

„Ich lege keinen Wert auf hiſtoriſche Romane, beſte Dorothea."

„Das begreife ich, Tante. Das Gemiſch von Dichtung und Wahrheit iſt immer unbehaglich, möge auch Goethe es geſchrieben haben. Dies iſt jedoch kein Roman, ſondern ihre Lebensgeſchichte nach hiſtoriſchen Dokumenten."

„Und wer war dieſe Charitas Pirkheimer?"

„Sie war Abtiſſin des St. Clarenkloſters in ihrer Vaterſtadt Nürnberg.“

„Und eine Nonne gibt Dir den Maßſtab der Bildung für ihre Zeit? — dann muß er ſehr kurz ſein.“

„Lies das Büchlein, Tante, und Du wirſt anders urteilen. Sie ſtammte aus einer Nürnberger Patrizierfamilie. Dieſe alten freien Reichsſtädte hatten in ihren Patriziern Männer, welche gewohnt waren mit Kaiſer und Königen in politiſchen Angelegenheiten zu verhandeln, auf den Reichstagen ihren Sitz einzunehmen, bei Geſandtſchaften gebraucht zu werden. Dieſe Männer begnügten ſich nicht mit Studien in der Heimat; ſie wollten nicht nur wiſſen, ſie wollten auch kennen: ſie machten ihre Studien an den großen Univerſitäten von Bologna, von Padua; ſie machten Reiſen ins Ausland, traten mit fremden Gelehrten in Verbindung, redeten und ſchrieben die alten Sprachen, beſchäftigten ſich mit der klaſſiſchen Literatur, regierten ihre Vaterſtadt und beſorgten die, häufig ſo großartigen Geſchäfte ihres Hauſes. Und dieſe Männer, Tante, mit dem weiten Horizont und dem durchgebildeten Geiſt, hatten Töchter die ſie mit Freuden dem Kloſter anvertrauten, ſei es als Kind, um dort erzogen zu werden, ſei es als Jungfrauen, um dort zu bleiben. So war es auch mit Charitas Pirkheimer. Von ihrem fünfzehnten bis zu ihrem ſiebenzigſten Jahr lebte ſie im St. Clarenkloſter, dreißig Jahre als deſſen Abtiſſin, ſo gelehrt, daß ſie lateiniſche Briefe mit fremden Gelehrten wechſelte und dieſe ihr lateiniſche Werke widmeten; ſo gottſelig, daß ihre ſiebenzig Kloſterjungfrauen nicht bloß zur reinſten, aufrichtigſten Frömmigkeit — nicht bloß zum Verſtändnis für geiſtige Leiſtungen — ſondern auch zu einer Charakterſtärke heranbildete, die in bewunderungswürdiger Weiſe ſich offenbarte, als die Tage der Trübſal über das St. Clarenkloſter kamen und das Wort Gottes, wie man es nannte, in Nürnberg gepredigt wurde. Überdas ſtand dieſe große Ordensfrau im lieblichſten ſchweſterlichen Verhältnis zu Ihrem Bruder, dem in der Gelehrtenwelt bekannten Willibald Pirkheimer, der für ſie ein Werk des Plutarch aus dem Griechiſchen — nicht etwa ins Deutſche, ſondern ins Lateiniſche überſetzte; — ausdrücklich, damit ſie es auch ihren Nonnen zugänglich mache.“

„Welche unbegreifliche Lobrede, Dea!“ ſagte Gräfin Henriette kühl: „von dieſem einen Kloſter ſchließeſt Du auf die Bildung der Zeit.“

„Ja, Tante! denn es ſpiegelt ihre Blüte ab: kräftiges, ſelbſtändiges Leben, in der Welt, im Kloſter, in den bürgerlichen Verhältniſſen, in der geiſtigen Tätigkeit. Denn dort, wo ein ſolches Kloſter beſteht, da beſtehen auch die Elemente, aus denen es hervorgeht und mit denen es in Zu-

Welt überſtralend; dort allmälig, Stern um Stern, friedlich wie die Geſtirne die am nächtlichen Firmament nacheinander heraufrollen, und den Himmel der Nacht in ſeiner Art eben ſo heilig, herrlich und ſchön machen, als den Himmel des Tages. Tauſend Schattirungen ſtufen dieſe entgegengeſetzten Erſcheinungen ab — Schattirungen ſo unglaublich nüancirt als es verſchiedene Menſchenherzen giebt, und daher ſehr ſchwer von Denen zu begreifen und zu erkennen, welche in einer andern Schattirung des Gefühls die Liebe empfunden haben.

Gotthards Liebe war ſo recht die der ſtillen Nacht: Stern um Stern, immer dunkler die Erde, immer lichter der Himmel, und dieſer Himmel — das Weſen der Geliebten. Er ſelbſt begriff es nicht, weder ſich, noch dieſe Liebe, noch dieſe Frau. Er verſuchte nachzudenken wie denn das allmälig ſo gekommen ſei — von der erſten Zeit in Landeck, als er zu Madame Orzelska ſprach: ich habe auch die Gräfin lieb, und ſie in ſeinem Sinn nie anders nannte als „arme Kleine“; da war etwas von Mitleid und von Leichtſinn in ſeinem Gefühl — ſo recht wie er ſelbſt damals war. Dann in Ems, als er ſie ſo ſchön, ſo geiſtvoll, ſo überlegen, ſo ausgebildet, faſt beherrſchend wieder fand; da war es ſtaunende Verehrung über dies klare Weſen in ſammenhang bleibt. Es ſetzt eine ganze Kette vielſeitiger Entwickelung voraus.“

„Wie viel entartete Klöſter mögen auf dies eine, regelrechte, gekommen ſein?“ fragte Gräfin Henriette, weil ſie Dorothea's Behauptung nicht zu widerlegen wußte.

„Darüber fehlen mir beglaubigte geſchichtliche Dokumente; — unbeſtimmte Angaben beweiſen nichts.“

„In jedem Fall muß dies Buch in kulturhiſtoriſcher Beziehung intereſſant ſein,“ ſagte Prinz Guido: „edlen Charakteren begegnet man überall gern — um ſo mehr dort, wo man berechtigt iſt ſie nicht zu ſuchen.“

Gräfin Henriette ſah ihn mit froher Erwartung an. Dorothea wiederholte ganz erſtaunt:

„Berechtigt nicht zu ſuchen?“

„Denn Sie werden doch zugeben müſſen, Lady Waldegrave, daß ſich der Charakter nur da entwickeln kann, wo er Freiheit dazu hat, und daß der Katholizismus ihm dieſe Freiheit nicht gewährt.“

„Charitas Pirkheimer beweiſt genau das Gegenteil, mein Prinz.“

„Ein vereinzelnter Fall iſt eine Ausnahme. Der Katholizismus verlangt Unterwerfung unter eine äußerlich geſetzte Autorität und damit iſt dem Streben nach Freiheit die Spitze abgebrochen.“

Dorothea ſchwieg. Was Prinz Guido ſagte, ſchien ihr nicht unrichtig. Da trat ihr Mann ein.

„Zu Hilfe, Manfred! zu Hilfe!“ rief ſie: „gib Du Antwort!“ und ſie wiederholte was Prinz Guido geſagt hatte.

„Was Sie geſagt haben iſt ganz richtig, mein beſter Prinz,“ antwortete darauf Lord Waldegrave, „vorausgeſetzt, daß Sie die Anwendung auf die Idee vom modernen Staat, nicht auf die katholiſche Kirche machen wollen; denn er iſt es, welcher die Unterwerfung unter eine äußerliche Autorität verlangt, welche er Geſetze nennt und durch welche er nach Belieben jede individuelle Freiheit des Einzelnen, der Familie, der bürgerlichen Verhältniſſe ein Ende macht. Er fahndet auf jede Erſcheinung und Kundgebung berechtigter Freiheit auf moraliſchem, politiſchen, religiöſen Gebiet, unterſagt ſie, durch ein mit unglaublicher Schnelligkeit ausgefertigtes Geſetz und läßt die Leute einſperren, welche zu behaupten wagen, dieſe Geſetzfabrikation entſpreche nicht dem allgemein giltigen Geſetz der Gerechtigkeit. Was der moderne Staat für Charaktere heranbilden wird, das finden wir, wenn wir in der Geſchichte um achtzehn Jahrhunderte zurückgehen: Sklavenſeelen, die à la chinoise ihren Imperator einen Nero, einen Caracalla anbeteten — Sklavenſeelen, mein lieber Prinz und zwar ganz beſonders auf den kuruliſchen Stühlen.“

„Es war aber gar nicht die Rede vom modernen Staat, ſondern vom Katholizismus,“ fiel Gräfin Henriette ſehr ungeduldig ein.

„Meine gnädigſte Tante,“ erwiderte Lord Waldegrave ungemein verbindlich, „obſchon die katholiſche Kirche vor der ganzen Welt offen daliegt, iſt ſie in unſeren Tagen doch für Viele eine terra incognita jenſeits des Ozeans. Dieſer Ozean heißt — Verblendung; teils freiwillige, teils traditionelle Verblendung. Dieſe in jedem Einzelnen zu bekämpfen, wäre eine Aufgabe, gegen welche die zwölf Arbeiten des Herkules ein leichtes Spiel waren.“

„Wäre die katholiſche Kirche eine ſegenbringende Inſtitution, ſo würde ſie die Verblendung, von der Sie ſprechen, beſiegen.“

„Das hat ſie getan und das wird ſie auch wieder tun für alle, die guten Willens ſind.“

„Sie wollen mir doch wohl nicht den guten Willen abſprechen?“

„Auf dieſe Frage muß ich ſchweigen,“ ſagte Lord Waldegrave noch viel verbindlicher, „Gott allein durchſchaut das Herz einer Frau.“

„Sie ſind ein Böſewicht, Manfred!“ ſagte Gräfin Henriette unmutig und klopfte ihn mit ihrem Fächer auf die Finger.

Dies Geſpräch, welches ſich ſo wenig für den Salon eignete, fiel dennoch im Salon zu Goldenſtein vor. Man ſpeiſte um neun Uhr abends zu

Mittag und Lady Waldegrave hatte die Gewohnheit, immer eine Viertelſtunde vor allen übrigen mit ihrem Anzug fertig und im Salon zu ſein, um ihre Gäſte zu empfangen. Prinz Guido hatte dies bemerkt und ſich ſeinerſeits ſehr mit ſeiner Toilette beeilt, um der Erſte nach ihr im Salon zu ſein. Heute war ihm das geglückt. Sie war allein und knüpfte ein Geſpräch über das kleine Buch an, das ſie ſoeben geleſen hatte, ein Geſpräch, welches durch die Dazwiſchenkunft der Gräfin Henriette eine ernſtere Wendung nahm, als Prinz Guido ihm gegeben hätte. Er war vor einem Jahr mit Lord und Lady Waldegrave in London zuſammengetroffen, hatte ſich bei ihnen in Belair-Caſtle aufgehalten und war nun ein häufiger und willkommener Gaſt auf Goldenſtein. Dorothea war zu ſehr an Huldigungen gewöhnt, um die des Prinzen Guido beſonders zu beachten — wenigſtens bis jetzt. Indeſſen fing ſie doch an, es ſehr rührend zu finden, daß er unvermählt geblieben ſei und, anſtatt ihr zu grollen, einen Teil der alten Gefühle ihr bewahrt habe — natürlich nur einen ſehr geringen Teil! — und das war ihr angenehm. Mit Lord Waldegrave ihn zu vergleichen, fiel ihr gar nicht ein und ſie dachte nicht an die Möglichkeit, einen andern Mann an die Seite ihres Gatten zu ſtellen. Sie dachte ebenda zu wenig, wo es Not tut ſehr genau nachzudenken: über ſich ſelbſt. Sie war eingewiegt in die Vergötterung, welche die Welt ihr darbrachte, die Welt und Lord Waldegrave. Was dieſer dem Fürſten, ihrem Vater, in dieſer Beziehung geſagt hatte, das machte er zur Wahrheit, und ſo oft ſagte er ihr ſie ſei das liebenswürdigſte, das beſte Weib auf Erden, daß ſie ſich nach und nach daran gewöhnte, nur eine ganz kleine Übertreibung ſeiner Zärtlichkeit in dieſen Verſicherungen zu ſehen. Gewiß, ſie war gut, ſie war wohlwollend, ſie war ſo wenig eitel, wie das einer ſehr anmutigen und ſehr verwöhnten Frau in ihren Verhältniſſen möglich iſt, ſie beſchäftigte ſich mit ernſter Lektüre, ſie erfüllte gern die Pflichten der Gattin und der Tochter; allein ſie folgte darin nur der Anlage ihrer glücklichen Natur: innere Feſtigkeit hatte ſie nicht.

Nun ſtand ſie da in ihrem glänzend erleuchteten Salon an einen Blumentiſch gelehnt und es war ſehr begreiflich, daß Lord Waldegrave von dieſer reizenden Erſcheinung bezaubert war. Es gab Frauen, die ſchöner waren als ſie — ſogar in dieſem Salon; — aber ſie war einnehmender, herzgewinnender, und durch ein Gemiſch von Adel und Grazie beſiegte ſie die Schönheit ſelbſt. Sie trug ein Kleid von roſenbarbenem Taffet mit Stickerei von weißer und ſilbergrauer Seide; um den Hals eine dreifache Schnur der ſchönſten Perlen; und auf ihrem glänzenden braunen Haar befeſtigten einige goldene Nadeln mit Knöpfen von roſenfarbenen Rubinen ein paar friſche Blätter der Aſchpflanze. Jede Übertriebenheit der Tagesmode war gedämpft, jede Frechheit gemieden. Die Pyramide von Blattpflanzen, die ſich auf dem Blumentiſch aufbaute, bildete ungeſucht den paſſendſten Hintergrund für Dorothea. Sie ſah aus wie eine belebte Blume.

Der Salon füllte ſich nach und nach. Flora und Aurora luftig und duftig in Weiß gekleidet, flatterten wie ein Paar Lachtauben heran. Mit mehr Haltung, größer, weltgewandter, erſchien Doris und ihre Mutter erſehnte den Augenblick, wo der Fürſt von Ems nach Goldenſtein kommen würde, denn es ſtand feſt bei ihr, daß Doris durch die vornehme elegante Haltung dazu geboren ſei, Fürſtin zu werden. Die ungariſchen Couſins ließen nicht auf ſich warten. Dann kamen Verwandte von Lord Waldegrave: die ſehr fromme Marquiſe de Sabrun und ihr Mann; Mademoiſelle d'Aubespine, ein fünfzigjähriges geſcheutes munteres Fräulein mit ihrer Nichte Adrienne, eine reiche junge Erbin, aber gar nicht ſchön. Dann Dorothea's intime Freundin, die ſchöne Lady Blandford, eine vierundzwanzigjährige Wittwe, mit ihrem Bruder und ihrem Onkel; und ein Jugendfreund von Lord Waldegrave, Baron Regensberg. Der letzte von allen war Herr von Turn, der ſpät angekommen war und nur erſt den Hausherrn geſehen hatte. Von allen Gäſten im

Schloß kannte er niemand und niemand kannte ihn. Alle Augen wendeten ſich ihm zu, als er eintrat und auf Lady Waldegrave zuging, die ihm mit ganzer Freundlichkeit die Hand bot. Seine Erſcheinung war nicht ſo grand seigneur wie Lord Waldegrave , nicht ſo elegant wie Prinz Guido, aber er ſah aus wie ein vornehmer Mann. — Alles an ihm war ſo ruhig und ungezwungen ſicher, ſeine edlen Züge trugen ſo ſehr das Gepräge von Güte und von klarem Verſtand, daß er überall angenehm auffallen mußte. Gräfin Henriette, die jeden jungen Mann mit ſozuſagen ſchwiegermütterlichen Augen prüfte, fand nichts an ihm zu tadeln. Lord Waldegrave ſtellte ihn den Damen und Herren vor, und die Geſpräche und das Diner ging ihren gewöhnlichen Geſellſchaftsgang.

Niemand war bei Tafel fröhlicher als Aurora, denn es eröffnete ſich ihr die Ausſicht auf Tanz. Ihr Tiſchnachbar, Sir John Dudley, der Bruder von Lady Blandford, geſtand ihr nicht ohne Beſchämung, daß er zwar ſehr gern tanze, aber leider ſehr ſchlecht, denn es fehle ihm an Gehör, an Takt.

„Wir ſind hier unter uns, wir wollen Sie recht gern im Tanz üben!“ rief ſie froh.

„Ich tanze mit Leidenſchaft und ganz unermüdlich,“ verſicherte er.

„Was iſt Ihr Lieblingstanz, Sir John?“

„Der Maſurek,“ ſagte er ernſthaft.

Aurora fand die Vorſtellung, den Maſurek ohne Takt tanzen zu ſehen, dermaßen komiſch, daß ſie in helles Lachen ausbrach.

„Iſt er nicht Mode?“ ſetzte er hinzu, weil er ſich dieſen Anfall von Heiterkeit nicht anders zu deuten wußte.

„O doch! ich weiß nicht . . . ich glaube“ . . . erwiderte ſie noch immer lachend: „Genug, wir üben Ihnen den Maſurek ein, gleich heute.“

Als die Tafel aufgehoben und die Geſellſchaft in den Salon zurückgekehrt war, winkte Gräfin Henriette ihre Tochter zu ſich heran und ſagte flüſternd:

„Beſtes Kind, gewöhne Dir doch das laute Lachen ab. Du ſprichſt auch viel zu laut! ich hörte Deine Stimme über den ganzen Tiſch herüber zu mir dringen.“

„Ach, beſte Mama, verzeihe und horche nicht auf meine krähende Stimme,“ verſetzte Aurora bittend: „ich will ſuchen, ſie zu dämpfen. Lachen mußte ich aber und wenn es das Leben gekoſtet hätte . . . und Du wirſt auch lachen, wenn Du das vor Augen ſiehſt, was ich in Gedanken ſah . . . und was gleich vor ſich gehen wird.“

Aurora hüpfte zu Lady Waldegrave und bat um Tanzmuſik. Bela und Emrich unterſtützten kräftig die Bitte.

„Was ſoll es ſein?“ fragte Gräfin Henriette, zog bereitwillig die Handſchuh ab und ſetzte ſich im zweiten Salon an den Flügel.

„Maſurek, beſte Mama! den ſchönſten aller Tänze . . . Maſurek!“ rief Aurora, hüpfte zu Sir John und ſagte: „Jetzt kommen Sie und ſeien Sie hübſch gelehrig.“

Er verſprach, das Beſte zu tun.

Die anderen Paare traten zuſammen, Prinz Guido und Doris, Emrich und Flora, Bela ſollte mit Adrienne tanzen; da ſie ſich aber nicht zu dem ihr unbekannten Tanz verſtehen wollte, ſagte Dorothea:

„So tanze ich mit Dir, Bela.“

Da im Maſurek alle Damen mit allen Herren tanzen, ſo genoſſen die vier Tänzerinnen das Vergnügen, an ihrer Hand Sir John wie ein Ziegenböcklein ganz irr und wild gegen den Takt umherſpringen zu ſehen, was denn allerdings große Heiterkeit hervorrief.

„Die Muſik des Maſurek iſt ſo aufregend, daß man in fröhliche Stimmung kommt; nicht wahr, Sir John?“ ſagte Dorothea nach beendetem Tanz gleichſam entſchuldigend.

„Iſt ſie das, Mylady?“ fragte er zurück: „Ja, das iſt eben mein Unglück! ob der Maſurek geſpielt wird oder „**Rule Britania**“ — ich höre keinen Unterſchied.“

„Lady Blandford hat das muſikaliſche Talent der Familie für ſich allein in Anſpruch genommen,“ ſagte tröſtend Dorothea.

„Das iſt gerade ſo, als ob Sie, Mylady, zu einem hungernden Menſchen ſagten: Deinem Nachbar ſchmeckt es ſehr gut.“

Flora kam nun und ſagte:

„Jetzt, Sir John, müſſen Sie mit mir eine Palko-Maſurka tanzen. Wir haben uns vorgenommen, wir Schweſtern, daß Sie hier tanzen lernen und Goldenſtein im ewigen Gedächtnis behalten ſollen.“

Der Muſiker, welcher die Orgel in der Kapelle zu ſpielen und ein paar Sängerknaben einzuüben hatte, war längſt zur Ruhe gegangen, mußte ſich aber wieder erheben und bis zwei Uhr nachts zum Tanz den Flügel ſpielen. Während deſſen machte der Marquis de Sabrun eine Partie L'hombre mit Lord Dudley und Baron Regensberg. Die Marquiſe langweilte Mademoiſelle d'Aubespine mit Erzählungen der wunderbaren Erſcheinungen, welche im Elſaß ſtattfinden ſollten. Lady Blandford, Gräfin Henriette, Dorothea, Lord Waldegrave und Herr von Turn waren bald in dem einen, bald in dem andern Salon.

Herr von Turn hatte Dorothea nie anders geſehen, als im Reitanzug, im großen weißen Burnus oder in ſchwarzen Reiſekleid. Er ſah ſie zum erſten Mal im Salon und in eleganter Kleidung der konfuſen Welt. Dann in der traulichen Intimität von Altdorf; da war ſie leidend, melancholiſch, aber immer gleich lieb bei allem Ernſt, gleich hold bei aller Tiefe, gleich innig bei aller Ruhe — ſo recht ein Geſchöpf das man auf den Händen durch die Welt tragen mögte und das doch tapfer und mühſelig genug gehen mußte — ſo recht ein Weib nach dem Herzen Gottes, mit allen Grazien und Tugenden — und mit unmerklichen Schwächen ihres Geſchlechts, geſchaffen um der Stolz und die Wonne eines Mannes zu ſein. Da, ja, da mußte ſie wol in ſeine Seele hinein geglitten ſein wie die Elfe in den Blumenkelch, weiß Gott auf welchen Atomen; denn als er ſie hier wiederſah — da fand er ſie zugleich in ſeinem Herzen. Es hat etwas Albernes, ſprach er zu ſich ſelbſt, ich darf es mir nicht verhehlen: vor vier Jahren hatte ich nur freundſchaftliche Geſinnungen für ſie, freute mich aufrichtig daß ſie ihren Mann liebte, daß ſie glücklich bei ihm war, daß ſie ſich eigentlich nichts aus mir machte — und jezt ſind mir die freundſchaftlichen Geſinnungen ein verhaßter Greuel. Warum zeigt ſie ſich immer liebenswürdiger? warum wird ſie immer reizender? .... das paſſirt doch ſonſt nicht den Frauen. So viele hab' ich gekannt, ſo viele hab' ich .... geliebt — will ich aus Höflichkeit ſa-

und Umgebung, wie einen Edelſtein in goldener Faſſung. Er fand ſie verändert, brillanter, lebhafter, vielleicht einnehmender als früher; doch das Ernſte, Sinnende, welches ſie ſo intereſſant machte, war, wenn nicht verſchwunden, doch in den Hintergrund getreten. Ein Hauch von Welt hatte ſie berührt. Man mußte ſcharf beobachten, um dies ſogleich herauszufinden und ſehr genau die Schattierungen ihres Charakters verſtehen. Und ſo war es auch; der Anhauch der weltlichen Geſinnung, der ſie in ihrer Lebensweiſe ohne Gegengewicht beſtändig ausgeſetzt war, hatte bereits ganz leiſe ſein Werk an ihr getan. Und der Mann, der ſie ſo zärtlich liebt, bemerkt es nicht . . . oder iſt damit einverſtanden! ſprach er zu ſich ſelbſt.

Gegen drei Uhr nachts war der Salon leer; gegen vier Uhr erloſchen die letzten Lichter im Schloß. Um zwei Uhr nachmittags zum Gabelfrühſtück verſammelte man ſich wieder. Bis dahin bekümmerte ſich keiner um den andern und jeder vertrieb die Zeit nach Luſt und Laune. Um elf Uhr vormittags las täglich ein Geiſtlicher die Meſſe in der Kapelle. Die Marquiſe de Sabrun fehlte nie; ihr Gemahl zuweilen. Mademoiſelle d'Aubespine ſelten. Die andächtigſte von allen war die ſchöne Lady Winifred Blandford. Sie war die Tochter einer Konvertitin und die Witwe eines ſehr eifrigen Katholiken. Turn war, ſelbſtverſtändlich, täglich in der Meſſe.

„Es iſt ganz ſeltſam, Mama," ſagte Aurora, „von den hier anweſenden Perſonen gefallen mir Lady Winifred und Herr von Turn am beſten."

„Warum iſt das ſeltſam?" fragte Gräfin Henriette.

„Weil beide katholiſch ſind, Mama."

„In der Geſellſchaft iſt das ganz gleichgültig, beſtes Kind. Daran mußt Du Dich gewöhnen."

„Mir gefällt Lady Winifred gar nicht, aber auch gar nicht! . . . und daß man ſie ſchön finden kann, iſt mir unbegreiflich!" rief Flora ſehr erregt, denn Bela, der treuloſe Vetter, hatte nur Augen für die ſchöne Witwe und vergaß ganz und gar, daß eine Flora auf der Welt ſei, welcher er verſprochen hatte, den Czardas einzuüben. Wenn ſie zur Großmutter zurückkehrte und den Czardas nicht konnte — was ſollte ſie ſagen? Bela vergaß es, Bela hatte keine Luſt; — welche ungeheure Beſchämung!

Dies Geſpräch fand ſtatt im Salon, der zu den Gemächern der Gräfin Henriette gehörte, in welchen ſie die Vormittage mit ihren Töchtern zubrachte. Sie beſchäftigte ſich mit einer eleganten Stickerei. Aurora malte ihr Familienwappen für eine Freundin, die auf den Einfall gekommen war, ein Wappen-Album anzulegen. Flora war äußerſt tätig für ein Album ihrer Erfindung: ſie ſchnitt aus dem Briefpapier bekannter und unbekannter Perſonen die farbige Namens-Chiffre aus und klebte ſie alphabetiſch in ein ſehr elegantes Buch; ſie fand das unglaublich intereſſant. Doris ſaß im Schreibkabinet, das an den Salon ſtieß, und ſchrieb an ihren Vater.

„Lady Winifred hat gewiß eine höchſt elegante Chiffre,“ ſagte Aurora.

„Kann ſein! ich bitte ſie nicht darum!“ verſetzte Flora: „ich mag nun einmal nichts mit den Katholiken zu tun haben.“

„Vergiß nicht, daß Du Dich unter dem Dach eines Katholiken befindeſt, der die Liebenswürdigkeit ſelbſt für uns iſt,“ mahnte die Mutter.

„O ein Verwandter! der ſei was er wolle — die Verwandtſchaft macht alles gut, beſte Mama. Ich habe auch geſtern Morgen den Geiſtlichen geſehen, ganz flüchtig. Er kam mit Papieren in der Hand an Dea's Zimmer, als ich ihr den Brief von Großmama brachte. Er ſieht ganz gewöhnlich aus.“

„Aber freundlich,“ ſetzte Aurora hinzu, „und das überraſchte mich ſehr: Ich meinte, es müßten alle katholiſchen Geiſtlichen grämlich ausſehen, weil die Biſchöfe ſie zwingen, das zu glauben, was ſie nicht glauben können — und weil ſie nicht heiraten dürfen. In den Zeitungen werden ſie ja immer ſo ſehr bemitleidet und in Schutz genommen gegen dieſe alten Barbaren, die Biſchöfe.“

„Aurora!“ fiel die Mutter ſtreng ein: „ich habe Euch allen unterſagt, Tagesblätter zu leſen.“

„O liebe Mama, ich wäre die letzte, um meine Zeit ſo zu vergeuden! aber Papa ſpricht ja ſeit Jahr und Tag kaum von etwas anderem."

„Seine Stellung bringt das mit ſich, mein Kind. Es iſt aber nicht verſtändig, alles nachzuplappern, was man — ſei es auch von den verſtändigſten Leuten — hört."

Aurora ſchwieg beſtürzt und malte an ihrem Wappen.

Dorothea trat ein, küßte der Tante zum Morgengruße die Hand und fragte:

„Iſt es Dir genehm, wenn wir ſämtlich meinen guten Vater in Ems mit einem kleinen Beſuch überraſchen? ich wüßte gern, wie es ihm geht und beſonders wie ſich Ernſt befindet — und Papa ſchreibt ſo ungern und daher ſo ungenügend, daß ich nichts erfahre. Es wollen nicht alle dabei ſein. Winifred bleibt hier, Lord Dudley, Juliette und ihr Mann, und Mademoiſelle d'Aubespine auch."

„Ich bin dabei," ſagte Gräfin Henriette.

„Und ich! und ich! und ich!" riefen ihre Töchter. Flora und Aurora umfaßten einander und machten vor Freude eine Galopptour durch den Salon.

„Alſo nach dem Gabelfrühſtück geht es fort," ſagte Dorothea: „Manfred macht ſich ein beſonderes Vergnügen daraus, unſere vier kleinen Komteſſen — um mit der Großmama zu ſprechen —

im kleinen offenen Omnibus mit dem neuen Poſtzug zu kutſchieren.“

Neuer Jubelausbruch.

„O himmliſch! . . . Dann ſind wir und Adrienne quasi allein auf der Welt!“

„Sehr ſchmeichelhaft für uns iſt Euer Jubel eben nicht,“ ſagte die Mutter.

„Du weißt, liebe Tante, Manfred iſt ein ſicherer Kutſcher und Deine fröhliche Bande wird nicht ganz allein ſein,“ verſetzte Dorothea.

„Ich habe auch nur geſagt quasi,“ beteuerte Flora.

„Mit uns, liebe Tante,“ fuhr Dorothea fort, „wird Prinz Guido fahren und Baron Regensberg. Unſere Vettern Herrn von Turn und John Dudley ziehen es vor, zu reiten. Abends im Mondſchein kehren wir zurück.“

„Nur nicht zu früh, liebſte Dea,“ bat Aurora: „wir müſſen Ems gründlich genießen. Dazu gehört, daß wir die verſchiedenen Brunnen beſuchen, einen Eſelritt machen und den Kurſaal ſehen.“

„Und die Spielbank,“ ſetzte Flora hinzu.

„Die ſtreiche ich vom Programm Eurer Freuden,“ erklärte die Mutter.

„Jetzt beſorgt Eure Toilette,“ ſagte Dorothea: „hübſch einfach, Promenadenanzug.“

Sie folgten der Weiſung mit dem merkwürdigen Vergnügen, welches die Jugend an allem hat, was ihr neu iſt. Gräfin Henriette war ſehr beſorgt, daß Doris einen Anzug wählte, der ihr beſonders vorteilhaft ſei.

Man trat die Fahrt in der angegebenen Weiſe an. Turn hatte nicht die mindeſte Luſt, ſie mitzumachen. Ein Pirſchgang im Walde wäre ihm viel lieber geweſen. Aber Lady Waldegrave ſagte:

„Nein, nein, Herr von Turn, Sie dürfen ſich nicht von uns abſondern. Sie haben gar keinen triftigen Grund anzugeben. Sie müſſen dabei ſein und ich weiß ein Mittel, welches bewirkt, daß Sie ſehr gern dabei ſein werden.“

„Ich tue immer gern, was Sie wünſchen,“ erwiderte er.

„Sie ſollen Abud reiten.“

„Das iſt freilich ein großes und ſehr angenehmes Mittel!“ ſagte er dankbar und froh überraſcht.

Prinz Guido war ſtill empört, daß Lady Waldegrave ſo lebhaft Turn's Begleitung wünſchte und daß dieſer es ſo ruhig hinnahm. Es tröſtete ihn aber, daß er in ihrer unmittelbaren Geſellſchaft die Fahrt machte — und alle langten in beſter Stimmung zur großen Freude des Fürſten in Ems an.

„Ein kluger Gedanke von Dir, Dea, mich zu beſuchen,“ ſagte er vergnügt: „ich langweile mich namenlos, grenzenlos. Vor fünf Jahren war es ganz anders! da hatte ich mein hübſches Töchterlein bei mir, das ſich unterhalten wollte und das allen Leuten gefiel: da machte man Bekanntſchaften in Menge. Um mich und um meinen armen Ernſt bekümmert ſich keine Seele. Ernſt hat es beſſer als ich, denn er trinkt morgens und abends ſeinen Brunnen, badet, ſitzt täglich zwei Stunden im pneumatiſchen Apparat, damit geht die Zeit hin. Aber ich! nichts von dem allen habe ich! — Aus heller Langweil habe ich mich ſchon zu ihm in den Apparat geſetzt."

„Um's Himmelswillen, liebſter Papa, tue doch das nicht!" fiel Dorothea ein: „der pneumatiſche Apparat iſt für Lungenkranke, nicht für geſunde Menſchen."

„Pneumatiſcher Apparat!" flüſterte Aurora in Flora's Ohr: „den müſſen wir auch ſehen."

„Nun, meine Langweil wird belohnt," ſagte der Fürſt: „ich halte darauf, daß Ernſt die Kur mit pedantiſcher Pünktlichkeit brauche und ſie bekommt ihm ganz vortrefflich."

„Findeſt Du das? fragte Dorothea und Gräfin Henriette.

„Das weiß ich ſelbſt am beſten," ſagte Ernſt: „noch fünf Tage Geduld, dann geht's nach Goldenſtein, wo ich nach Herzensluſt tanzen und reiten will."

„Da hört Ihr, wie er ſich gekräftigt fühlt." ſagte der Fürſt zufrieden.

Er und Henriette ſchloſſen ſich vom Eſelritt zur Mooshütte und von Beſichtigung der Merkwürdigkeiten von Ems aus und blieben beiſammen im Schatten der hübſchen Baumpartie um die vier Türme, wo er wohnte. Seine Schweſter beſchloß, den Augenblick zu benutzen und hub an:

„Was Du von der Langweil ſagſt, beſter Friedrich, macht mich ganz beklommen bei dem Gedanken, daß Du unſere gute Mutter früher verlieren könnteſt, als Ernſt verheiratet wäre und ich muß geſtehen, daß jenes Ereignis mir näher zu ſein ſcheint, als dieſes.“

„Henriette, ich beſchwöre Dich, verſchone mich mit Todesprophezeiungen,“ rief er ungeduldig: „ſtimme doch nicht ein Rabengekrächze um die Mama an, wie ſie es tut um Ernſt. Sie iſt noch rüſtig . . . die Vorſtellung, ſie zu verlieren, tut mir allzu weh' . . . und dann habe ich ſie auch nötig für Ratſchläge, für Geſchäfte, für mein Haus, für alles.“

„Ich bitte Dich, ſage mir doch, weshalb Du den lebhaften Wunſch der Mama nicht erfüllen und Dich nicht verheiraten willſt. Es würde ſie ſo beglücken“ . . . —

„Weil ich in meine ruhigen Lebensverhältniſſe nichts Störendes bringen mag,“ ſagte er noch ungeduldiger.

„Das begreife ich, indeſſen“ . . .

„Was meinſt Du, Henriette, wäre Deine Doris wohl geneigt, mich zu heiraten?“ fragte er plötzlich, als habe er einen Ausweg gefunden, um den Drängern zu entgehen.

„Ohne Zweifel!“ entgegnete ſie entſchloſſen.

„Ohne Zweifel? Du biſt alſo ihrer Einwilligung gewiß? . . . das wäre exzellent, denn Doris iſt das einzige mir bekannte weibliche Weſen, mit dem ich mich zur Ehe entſchließen könnte.“

„Beſter Friedrich, dies Vertrauen, welches Du in Doris ſetzeſt, iſt eine Ehre für ſie und erfreut ihre Eltern.“

„Wohlan denn!“ ſagte der Fürſt ganz erleichtert, nachdem er zum Entſchluß gekommen war: „rede Du mit Doris. Ich bin ſeit dreißig Jahren ihr Onkel“ . . . —

„Du irrſt in den Zahlen! Doris iſt achtundzwanzig . . . wird erſt im nächſten Monat neunundzwanzig Jahre.“

„Gleichviel! ich habe mich ſo lange als ihr Onkel benommen, daß es mir ſchwer wird, als Bewerber aufzutreten.“

„Ich begreife das und werde Dir gern dieſe kleine Befangenheit erſparen. Morgen ſpreche ich mit Doris und teile Dir ſogleich das Ergebnis mit. Es wird nicht nein heißen . . . verlaſſe Dich darauf. Dann teile ich meinem Mann die Sache mit“ . . .

„Das verſteht ſich! Übrigens aber ſoll ſie geheim bleiben. Ich mag keine verwunderte Augen ſehen, die ſich den alten Bräutigam betrachten."

„Liebſter Bruder, bei zweiundfünfzig Jahren iſt der Mann nicht alt."

„Der Mann — das mag ſein, obſchon ich bei fünfundzwanzig doch jünger war. Aber für einen Bräutigam fühle ich mich entſchieden zu alt. Deshalb ſoll von einer Verlobung nicht die Rede ſein. Ich teile ſie unter dem Siegel der Verſchwiegenheit der guten Mama mit, um ſie zu erfreuen — und meinen Kindern, um ſie nicht unangenehm zu überraſchen. Dann komme ich im Oktober zu Euch, die Hochzeit findet in aller Stille ſtatt und ich kehre heim mit einer hübſchen guten jungen Frau."

„Möge unſere Mutter dieſe Freude erleben!" rief Gräfin Henriette hochbeglückt durch die überraſchend ſchnelle Erfüllung ihres Wunſches.

„Schweige mit Deinen Befürchtungen, die gar keinen Grund haben," entgegnete er ungeduldig: „ſie wird, wie ich hoffe, nicht nur das, ſondern auch die Geburt eines Enkels erleben."

Er war jetzt dermaßen mit der Sache zufrieden, als ob ſie längſt das Ziel ſeiner Wünſche geweſen ſei. In äußerſt zufriedener Stimmung erwarteten die Geſchwiſter die Rückkehr der übrigen Geſellſchaft.

Auf dem Weg zur Mooshütte ſprang Dorothea plötzlich von ihrem Eſel und ſagte:

gen — aber von einer ſolchen Liebe habe ich nichts geahnt und nichts ahnen können.

Aber Cornelie ahnte auch nichts von ihr — und das ſtimmte ihn mitunter grimmig. Es ſind nicht einmal alle Männer liebenswürdig wenn ſie glücklich und hofnungsvoll lieben, wie hätte er es ſein ſollen, da er unglücklich und hofnungslos war? Ein ſolches Gemiſch von Gram, Zorn, Schmerz und Sehnſucht tobte und wühlte in ihm — ſolche heiße Vergötterung für dieſe angebetete Frau, und ſolche unerhörte Bitterkeit daß er ihr nichts ſei als ein guter Freund riſſen an ſeinem Herzen — ſolch einen ewigen Kampf hatte er zu beſtehen zwiſchen dem Verlangen das ihn zu ihren Füßen niederzog, und einer gebieteriſchen Angſt die ihn von ihr entfernte damit er Herr ſeiner ſelbſt bleiben könne — daß er in dieſem Zwieſpalt nicht die gute Laune, den freien Geiſt, die unbefangene Theilnahme haben konnte, die bei einem freundſchaftlichen Umgang ſo erfriſchend und wolthätig ſind. Er war eigentlich unangenehm: empfindlich, gereizt, widerſprecheriſch. Dann that ihm die böſe Laune leid, und er klagte vehement über ſeine ſchlechte Geſundheit, die in Egypten ganz ruinirt ſei und ihn zu einem unerträglichen Hypochondriſten mache. Cornelie fand das ſehr glaublich — weit glaublicher als daß ſich eine

„Ich vertrage nicht den kurzen ſtoßenden Tritt meines Langohr! ich gehe lieber.“

Prinz Guido war ſogleich an ihrer Seite und bot ihr den Arm. Sie lehnte ihn ab. Er ging neben ihr und ſagte:

„Dieſer Tag erfüllt mich mit Wehmut. Hier hat ſich vor fünf Jahren mein Schickſal für's Leben entſchieden . . . und zwar kein glückliches.“

„Das Leben iſt reich an unerwarteten Wendungen,“ verſetzte Dorothea, „und Sie haben eine lange Laufbahn vor ſich. Wer weiß, wie viel Glück Ihnen noch beſchieden iſt.“

„Nur nicht das, was ich erſehnte.“

„Unſere Wünſche ſind zuweilen ſo blind, daß es das größte Glück iſt, wenn ſie nicht erfüllt werden.“

„Sind ſie niedriger Art, ſo begreife ich das. Fallen aber unſere Wünſche mit unſeren Idealen zuſammen: ſo iſt ihre Nichterfüllung eine Zerſtörung des Beſten, das in uns lebt: unſere Liebe zu Idealen.“

„Ideale ſind auf ſehr verſchiedenem Boden heimiſch. Der Glaube, die Liebe, die Tugend haben auch ihre Ideale ſo gut wie die Sehnſucht nach Glück. Auch ihnen ſchwebt das Höchſte und Schönſte, das was der Vollkommenheit am nächſten kommt, vor Augen; auch ihr Streben geht dahin, es zu erreichen, es zu verwirklichen. Man kann das Streben nach dem Ideal in jeder Lebensſtellung verſuchen.“

„Das leugne ich nicht; allein nicht in jeder Richtung beglückt es mich — und vom Glück war die Rede.“

„Das Glück iſt ein Vogel, den nur ein ſicherer Schütze trifft. Ich hoffe,“ ſetzte ſie abbrechend hinzu, „daß ihnen die grauſame Liebhaberei des Taubenſchießens zuwider iſt.“

„Sie irren! es macht mir viel Vergnügen,“ ſagte er verſtimmt; „es gibt Seelenzuſtände, in denen es ein Labſal iſt — zu zerſtören.“

„Nein, beſter Prinz, dieſe Neroniſche Geſinnung traue ich Ihnen nicht zu! Sie verleumden ſich, damit man Ihnen ſage, ſo ſchlimm ſind Sie nicht.“

Sie ſah ihn lächelnd an, als erwarte ſie ſeine Beſtätigung. Aber er ſchwieg und ging finſter neben ihr her. Sie beſann ſich, ob ihr nicht ein paſſenderes Thema des Geſprächs einfallen wolle, als das Taubenſchießen; doch ihr fiel nichts ein und ſie eilte ſo ſchnell wie möglich den ſteilen Pfad hinan, ſo daß ſie bald die übrige Geſellſchaft vor der Mooshütte erreichte. Niemand hatte bemerkt, daß ſie fehle; niemand als Turn. Jetzt bemerkte wiederum nur er, daß ſie unruhig ausſah und Prinz Guido finſter.

„Als echte Touriſten,“ ſagte Lord Waldegrave,

„dürfen wir uns nicht lange hier oben aufhalten. Wir wollen nun in die Brunnenhalle gehen."

„O herrlich!" rief Aurora, „jetzt bin ich eine Touriſtin!"

So zog man weiter, bis man endlich wieder in den Vier Türmen anlangte, wo eine glänzende Kollation hergerichtet war. Der Fürſt ſah ungemein zufrieden aus, daß Dorothea ihn zärtlich umarmte und ſagte:

„Lieber Papa, wie freut es mich, Dich ſo erfreut zu ſehen. Ich mache mir Vorwürfe, Dich nicht früher beſucht zu haben."

„Nein, nein!" entgegnete er: „es war gerade zur rechten Zeit."

Als Doris ihm zum Abſchied die Hand reichte und ſagte:

„Adieu, lieber Onkel, laſſe Dich nicht lange in Goldenſtein erwarten;" —

da hielt er einen Augenblick ihre Hand feſt und ſagte:

„Erwarteſt Du mich auch?"

„Gewiß!" verſetzte ſie halb unbefangen und halb erſtaunt.

„Das wäre mir lieb," entgegnete er.

Bei der Heimkehr war die Stimmung ſehr verſchieden, bei den einen ſehr munter, bei den anderen das Gegenteil. Gräfin Henriette war in der heiterſten Laune und ſo geſprächig, daß Baron Regensberg, ganz begeiſtert von ihrer Liebenswürdigkeit, keinen Augenblick eine Unterhaltung ſtocken ließ, an welcher Lady Waldegrave ſehr wenig, Prinz Guido gar nicht ſich beteiligte. Sie ſagte zu ihrer Entſchuldigung, ſie könne ſich der bangen Sorge um ihren Bruder nicht erwehren; er ſagte kurz, er habe Kopfſchmerz; aber ſie ſagten beide nicht die Wahrheit und verſanken in die Traumwelt nebelhafter Gefühle. Im zweiten Wagen plauderten Flora und Aurora mit Adrienne über die Ereigniſſe des Tages in ihrer muntern Weiſe, Doris war aber auch ſehr ſchweigſam und dachte darüber nach, weshalb der Fürſt ganz anders, als er ſonſt zu tun pflegte, mit ihr geſprochen habe. Bei den Reitern ging es nicht anders her. John Dudley und die jungen Ungarn unterhielten ſich mit einander, ſoweit das zu Pferd möglich iſt. Turn auf Abud reitend, beſchloß den Zug und erwog mit tiefem Ernſt die menſchliche Schwachheit und Verblendung. Waldegrave liebt ſeine Frau zärtlich — ſo lauteten ſeine Gedanken —und er bemerkt nicht, er ſieht nicht, daß ſie in Gefahr iſt! er findet ſie allzu vollkommen, um bei ihr der allgemeinen Gebrechlichkeit eingedenk zu ſein. Und ſie? . . . vergöttert, unbeſonnen, innerlich ohne anderen Halt als den ihrer glücklichen Natur . . . ſie kann grenzenlos unglücklich werden . . . O Du! Du da oben über den Sternen! Du Unvergeßliche! wohl hatteſt Du recht zu ſagen: Nichts iſt hinfälliger als Staub und wir alle ſind

Kinder des Staubes und müſſen fort und fort mit zerknirſchtem Herzen beten: Vergib uns unſere Schuld. Löſe Dein Herz ab von den Gebilden des Staubes und Du ſtehſt um eine Stufe höher und biſt um einen Grad freier. Nicht ganz frei, denn Du behältſt die Wucht Deines Ichs — allein Du biſt weniger umdrängt von den Staubesgebilden. — So ſprach die Unvergeßliche, ſo höre ich ihre Stimme von oben herab, ſo antwortet ihr meine Überzeugung . . . und dennoch! dennoch! ohne die Hand, die gewaltig aus dem Abgrund emporhebt — verbleibt der armſelige Menſch im Staube. —

Fackeln beleuchteten den innern Schloßhof von Goldenſtein, als ſie um elf Uhr abends dort wieder eintrafen und der zurückgebliebene Teil der Geſellſchaft begrüßte den heimkehrenden vom großen Balkon aus. Im Salon aber ſagte Lady Winifred zu Turn:

„Als Sie in den Hof einritten auf dem ſchönen glänzenden weißen arabiſchen Pferd, das ſo ſtolz und feurig Sie trug, fiel mir der Reiter aus der Apokalypſe ein, der auf dem weißen Roß ausritt zum Siege.“

„Sie haben immer himmliſche Gedanken, Lady Winifred, himmliſch wie Ihre Seele, aber ſie paſſen nicht auf mich,“ antwortete er traurig.

Sonntag.

Trotz ihrer Ermüdung ſaß Gräfin Henriette am nächſten Morgen um neun Uhr mit ihren Töchtern im Wagen und fuhr nach einem benachbarten proteſtantiſchen Ort, um dort einer Predigt beizuwohnen. Bela und Emmrich fanden es überflüſſig, die Tante zu begleiten. Lord Dudley und Sir John, der deutſchen Sprache unkundig, blieben auch daheim, was Lord Waldegrave benutzte, um ihnen zu ſagen:

„Sehen Sie den immenſen Vorzug des katholiſchen Gottesdienſtes vor jedem andern! In Grönland oder im Mohrenland, wo eine Meſſe geleſen wird, hat der Katholik ſeinen Gottesdienſt, ohne eine Silbe grönländiſch oder mohrenländiſch zu verſtehen."

„Ja . . . aber er verhält ſich ganz paſſiv dabei," meinte Lord Dudley.

„Paſſiv? wenn er betet?" verſetzte Lord Waldegrave.

„Beten kann er auch in ſeiner Kammer; er hört aber nicht das Wort Gottes predigen.“

„Iſt ein Zuhörer paſſiver oder ein Betender? Mir ſcheint der Zuhörer. Darin haben Sie Recht: der Predigt des Evangeliums kann der Proteſtant wie der Katholik nur dann folgen, wenn er die Sprache verſteht — und eben deshalb habe ich Recht zu behaupten, daß unſer Gottesdienſt der reichere, der vielſeitigere, der vollkommenere iſt — derjenige iſt, welcher den Bedürfniſſen unſeres ſo komplizierten Geiſtes am meiſten entſpricht. Der Menſch iſt ſo beſchaffen, daß er nicht nur von Gott ſprechen hören, ſondern ſelbſt mit Gott ſprechen will. Und dies mit Gott ſprechen iſt eben beten. Die Predigt haben wir auch.“

„Ich wundere mich über nichts ſo ſehr, als daß Lady Waldegrave noch immer proteſtantiſch iſt,“ antwortete Lord Dudley mit einem kleinen Anflug von Bosheit.

„Ah! das iſt etwas ganz anderes!“ rief Lord Waldegrave kurz abbrechend.

Die geräumige Schloßkapelle war im frühgotiſchen Stil, der in ſeiner jungfräulichen Schlankheit von himmelanſtrebender Schönheit iſt. Von grauem und rotem Sandſtein war der Bau und waren ſeine Ornamente. Nirgends verſtörten bunte Farben den harmoniſchen Eindruck der Architektur. Aber auf die Glasmalerei der Fenſter war die größte Kunſt verwendet. In jedem

Fenſter befand ſich nur ein Heiligenbild. Lord und Lady Waldegrave hatten ſie ausgewählt; die meiſten waren Schutzpatrone. Es fehlte nicht St. Georg für England und St. Bonifacius für Deutſchland. Der lieblichſten eines war die heilige Dorothea mit ihren Roſen. Dieſe ſchönen, im Glanz der Farben und des Lichtes verklärten Geſtalten hielten gleichſam Wache, damit von der Außenwelt nichts, nicht einmal das grelle Tageslicht in das Heiligtum eindringe, ohne den irdiſchen Charakter abgelegt zu haben. Das Altarbild war eine Kopie des berühmten Gemäldes von Guido Reni, in der Kirche von St. Lorenzo in Lucina zu Rom: Chriſtus am Kreuz, ganz allein, in der Deſolation und in der Finſternis ſeiner letzten Stunden — ein Bild von namenloſer heiliger Trauer, das die tauſendfach verkannte und verſchmähte Liebe Gottes und ſein übernatürliches Leiden wegen der Sünden der Welt, ganz ſtill, wie durch eine Viſion, in die Seele des Beſchauers ſenkt, um ſie aus ihrer Tiefe hinauf zu ziehen zur Liebe des Gekreuzigten, zur Liebe zum Kreuz.

In dieſer ſchönen Kapelle hatte die Hochmeſſe begonnen. Lord Waldegrave's Sängerchor entſprach freilich nicht der feierlichen Andacht, zu welcher die Kapelle aufforderte. Dem Orgelſpieler, der die Sänger einzuüben hatte, ſtanden keine anderen Kräfte zu Gebot, als die er eben unter der Hand hatte, junge Männer aus der Dienerſchaft und Knaben aus der Umgegend. Dieſe hatten bisher den Chor gebildet und, mittelmäßig wie er war, entzückte er dennoch das Ohr der guten Landleute, die auf kleinen Höfen und Weilern der Nachbarſchaft und näher bei Goldenſtein als bei ihrer Pfarrkirche wohnten. Die Kapelle war gedrängt voll. Turn kniete in einer der herrſchaftlichen Bänke. Neben ihm ſaß ganz gemütlich Lord Waldegrave. Dorothea war nicht zu ſehen. Sollte ſie mit Gräfin Henriette gefahren ſein? — —

Da hub das Kyrie an und unwillkürlich horchte jeder hoch auf. Das waren zwei ganz andere Stimmen, als die, welche man zu hören pflegte. Frauenſtimmen waren es. Sollte ſie es ſein? dachte Turn: ſollte ſie flehen „Herr, erbarme dich unſer," würdeſt du, o Herr, ſie nicht erhören? — Sie mußte es ſein, ſie und Lady Winifred. Es gab ihm heftige Zerſtreuung, daß er die Stimmen nicht kannte; — die eine, ein tiefer voller klagender Alt, die andere ein wunderbar ſchöner, ſüßer, weicher und geſchmeidiger Sopran. Er wollte ein paar Mal Lord Waldegrave fragen; allein er ſchämte ſich der frivolen Neugier und verbarg das Geſicht in beiden Händen. — Kann man ſo ſingen, dachte er, als die Stimmen das Offertorium mit ihrem Geſang begleiteten, ſo ſingen und nicht das Opfer verſtehen? . . . Warum nicht? . . . der Komponiſt muß das Genie des Verſtändniſſes haben, für den Sänger iſt es nicht notwendig. Der kopierende Maler braucht ja auch nicht in die Gedankentiefe der Transfiguration einzugehen, und kann ſie dennoch durch den Zauber des Pinſels wiedergeben. — Bei der Wandlung meinte er, der Geſang müſſe auf den Knieen geſungen ſein, ſo anbetend klang er, und als das Agnus Dei anhub und mit dem dona nobis pacem endete, überkam ihn wieder ein namenloſes Erbarmen mit einer Seele, welche ſolche Bitten mit den Lippen, nicht mit dem Herzen ausſprach.

„Singt ſie nicht wie ein Engel des Himmels?“ flüſterte Lord Waldegrave ihm zu.

Mit einer leiſen Bewegung ſtimmte Turn ihm bei und blieb noch eine Weile in der Kapelle, nachdem die Meſſe beendet war. Er wollte es nicht anhören, daß man die Sängerinnen ohne Zweifel mit Lob und Bewunderung überhäufen werde. Als er die Kapelle verließ, kam Lady Winifred vom Orgelhaus herab.

„Sind Sie auch noch da?“ fragte er überraſcht.

„Ja!“ ſagte ſie unbefangen: „habe ich zur Ehre Gottes geſungen, ſo habe ich eine kleine Pauſe nötig, um in den Wirrwarr menſchlicher Stimmen und Worte das Meine zu tun.“

Vor der Kapelle blieb ſie auf der Terraſſe ſtehen und ſagte plötzlich:

„Sie kannten Lady Waldegrave früher als ich ... vielleicht genauer, indem Sie die egyptiſche

Liebe hinter dieſer rauhen Form verſtecke, und rieth ihm mit einem Arzt zu ſprechen. Das nahm er grenzenlos übel.

„Alſo dermaßen bin ich unleidlich, ſprach er gereizt, daß Sie dieſe Unleidlichkeit gar nicht mehr einem geſunden Zuſtand beimeſſen können und mich zum Arzt ſchicken? Alſo unzurechnungsfähig durch Krankheit erſcheine ich Ihnen bereits?“

„Was ſoll ich Ihnen darauf antworten! ſprach ſie ſanft. Ich bemerke ja nur daß Sie leiden.“

„Nun Gott ſei Dank wenn Sie wenigſtens das bemerken! rief er mit einem tiefen Seufzer; — dann werden Sie Nachſicht und Mitleid mit mir haben, deren ich ſo ſehr bedarf, und die ich ſo ungern bei Ihnen in Anſpruch nehme — weil ich nichts mehr wünſchte als Ihnen ein lieber Umgang zu ſein.“

„Mit der Hypochondrie iſt's nicht anders! ſagte ſie. Man iſt ſich ſelbſt zur Laſt und wähnt Andern läſtig zu ſein.“

„Man fühlt es . . . . und das iſt zum Verzweifeln!“

„Ob Ihnen die hieſige Luft zuträglich iſt?“ fragte ſie nachdenkend und ganz unbefangen.

„Ah, Sie ſchicken mich fort! brach er aus; Sie wollen mich nicht mehr um Sich haben! ich bin Ihnen unbequem, zur Laſt, langweilig, nicht wahr?

Reiſe mit ihr machten; Sie ſind katholiſch wie ich es bin: nicht nur mit dem Glauben, ſondern auch mit Liebe. Sie werden alſo meinen Wunſch, Lady Waldegrave in unſerer Kirche zu ſehen, ganz in der Ordnung finden. Aber haben Sie Hoffnung, daß mein Wunſch, der ohne Zweifel auch der Ihre iſt, ſich erfülle?“

„Ja — vorausgeſetzt, daß ſehr viel für Lady Waldegrave gebetet werde . . . und ganz beſonders von Ihnen.“

„Ich wünſchte eine Antwort zu hören und keine Phraſe,“ ſagte ſie ruhig.

„Mit aller Aufrichtigkeit habe ich Ihnen geantwortet. Das Gebet aus reiner Liebe für eine Seele bleibt gewiß nicht unerhört.“

„Sie finden alſo auch in Lady Waldegrave keinen Anknüpfungspunkt?“ fragte ſie traurig.

„Jetzt nicht! ſie iſt eingewiegt in ihre ſchöne und glückliche Natur.“

„Das iſt gefährlich!“ rief ſie haſtig.

„Gewiß iſt es gefährlich! aber finden Sie, daß ich Unrecht habe? irrig urteile?“

„Nein, Sie haben Recht . . . und das betrübt mich. Sie wird von roſigen Wolken getragen, ſie ruht auf ihnen und ſie weiß nicht, daß es nur Wolken ſind, die keine feſte Grundlage haben und die ſich in grauen Nebel auflöſen können. Wenn einmal der Schmerz über ſie kommt — was hat ſie dann?“

„Dann hat ſie den Schmerz! und außer dem Erzengel St. Michael weiß ich keinen beſſeren Führer der Seelen als ihn.“

„Es würde mir doch ſchwer fallen den Schmerz zu Hilfe zu rufen.“

„Dies wird auch nicht nötig ſein. Der Schmerz kommt ungerufen zu jedem Kinde des Staubes, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt. Wir wiſſen nicht in welcher Geſtalt und zu welcher Stunde er erſcheinen muß, um ſein Werk zu tun, aber er iſt ein himmliſcher Bote und ſo weiß er den rechten Augenblick zu treffen.“

„Iſt es ein Troſt, was Sie mir da ſagen?“

„O Mylady, nicht zum Troſt, ſondern nach meiner Hoffnung haben Sie mich gefragt. Ich gebe Ihnen was ich habe.“

„Und eine übernatürliche Hoffnung iſt ſchließlich unſer beſter Troſt,“ ſagte Lady Winifred und ihr wunderſchönes tiefblaues Auge ſtrahlte ihm, wie ein friedliches Geſtirn, in die Seele hinein.

Da erſchien auf dem Erker ihres Morgenzimmers Dorothea und ſprach herab:

„Ich höre Deine goldene Stimme, Winifred. Bitte, laß uns einen Gang im Park machen. Wir haben bis zum Gabelfrühſtück eine Stunde Zeit.“

„Ich erwarte Dich hier,“ erwiderte Lady Blandford und ſetzte ſich auf einen Gartenſtuhl unter die blühenden Granatbüſche, welche den Springbrunnen umgaben. Turn blieb vor ihr ſtehen und ſah ſie an. Sie war vom Scheitel bis zur Sohle eine vollendete Schönheit. Ihr prächtiges Haar, blauſchwarz wie Rabenflügel und nach der Mode des Tages zurückgeſtrichen, bildete auf der blütenweißen Stirn durch den Wuchs der Haarwurzeln die ſieben zierlichen Spitzen, die ſo unendlich ſelten ſind und die keine Kunſt nachahmen kann. Mit derſelben Feinheit waren die ſchwarzen Augenbrauen gezeichnet und jeder einzelne Zug ihres Antlitzes war ſo zart, als habe eine Künſtlerhand ſie in Alabaſter geſchnitten. Vielleicht hätte man ſie eine kalte Schönheit genannt, wenn nicht ihr ſeelenvolles Auge ſie vor dieſem Tadel geſchützt hätte. Sie hatte ihren Hut abgenommen, ſtrich ihr Haar mit der Hand glatt und ſpielte mit ihrem großen Fächer von braunem Taffet ganz in Gedanken verſunken, bis ſie plötzlich fragte:

„Was wird Lady Waldegrave mir ſagen . . . und was werde ich antworten, Herr von Turn.“

Vom Lufthauch bewegt rieſelten einige Blätter der Granatblüten auf Lady Blandford herab. Turn nahm die Blätter aus ihrem Haar und ſagte:

„Sehen Sie dieſe kleinen feurigen Flämmchen. Sie ſind das Symbol deſſen, was Sie zu ſagen haben.“

„Immer ſo hoch, Herr von Turn,“ entgegnete ſie lächelnd.

„Aber doch immer nur zu Ihren Füßen, Mylady,“ erwiderte er.

Da erſchien Dorothea auf der Terraſſe, ging raſch auf Turn zu und ſagte:

„Vorhin ſah ich Sie beten — das freute mich.“

„Und ich hörte Sie beten — das freute mich auch,“ verſetzte er.

„Nein!“ rief ſie ſcherzend, „ich betete nicht, ich ſang nur. Sie haben Lady Winifreds Stimme für die meine gehalten. Ich ſinge Sopran..“

„Ja . . . aber warum ſoll denn nicht der Sopran ein Gebet ſingen können ſo gut wie der Alt? Beide Stimmen gingen ſo vollkommen zuſammen, daß eine und dieſelbe Seele ſie zu beleben ſchien.“

„Nein, beſter Turn, das müſſen Sie nicht ſagen,“ erwiderte Dorothea eifrig, „dabei kommt Lady Winifred in jeder Weiſe zu kurz. Sie iſt die beſſere Sängerin und die beſſere Seele.“

Sie nahm den Arm ihrer Freundin, ſtieg mit ihr die Stufen hinab, die von der Terraſſe in den innern Hof führten, und bald verſchwanden die beiden weißen luftigen Geſtalten unter dem dunkeln Torbogen. Turn ſah ihnen ſinnend nach, ſetzte ſich auf den Stuhl unter dem Granatbuſch und vertiefte ſich in ſeine Gedanken. Ja, Lady Winifred war vollkommener als Dorothea — vollkommener ihr Geſang, ihre Schönheit, ihr Charakter, ihre Seele: das alles gab er zu; dennoch weckte ſie in ihm nicht jene tiefe Sympathie, die ihn zu Lady Waldegrave zog. Für dieſe hatte er ſo viel zu wünſchen, er nahm ſo manches wahr, was ihr fehlte; er hatte Mitleid mit ihr, Sorge um ſie; der Gang ihres Lebens, die Entwickelung ihres ganzen Weſens intereſſierte ihn unausſprechlich; ſie ſchwebte zwiſchen der Höhe und der Tiefe, bedroht von tauſend Gefahren, während Lady Winifred mit Wehr und Waffen ſicher auf dem Wege wandelte, der aufwärts führt. Aber ſie? ... was wird aus ihr? — — —

„Beſter Turn, warum ſitzen Sie denn da draußen im grellen Sonnenſchein?“ ſagte Lord Waldegrave aus dem Fenſter ſeines Zimmers heraus, welches über dem Zimmer ſeiner Frau lag: „Kommen Sie doch zu mir herauf . . . ich erhielt ſoeben vortreffliche Zigarren.“

Turn folgte ſchleunig der Einladung. Als beide gemütlich neben einander ſaßen, hub Lord Waldegrave an:

„Ich hätte Sie ſchon vor einer halben Stunde zum Zigarrenſchmaus eingeladen, wenn ſie nicht mit Lady Blandford ein intimes Zwiegeſpräch gehabt hätten, worüber ich mich ungemein freute.“

„Es iſt mir ſehr angenehm Ihnen Freude zu bereiten, ohne daß ich eine Ahnung davon habe; doch wäre es mir lieb den Grund dieſer Freude zu wiſſen,“ verſetzte Turn ſehr überraſcht.

„Ja, mich freut es, daß Sie ſich für unſere ſchöne Witwe intereſſieren und hoffentlich auf dem beſten Wege ſind ſich in ſie zu verlieben.“

„Beſter Freund! Lady Blandford iſt ſo ſchön, daß jeder Mann, der klare Augen hat, ſie bewundern muß — und iſt ſo liebenswürdig und ſo gut, daß jeder Mann ſie verehren muß. Ich tue beides aus ganzem Herzen — aber von da bis zum verlieben iſt ein ungeheuer großer Schritt, den ich nicht gewillt bin zu tun.“

„Gewillt! gewillt! die Liebe kommt, ohne nach Ihrem Willen zu fragen.“

„Das gebe ich zu. Iſt ſie aber da, ſo ſchaue ich ihr feſt ins Auge und ſpreche ein vernünftiges Wort mit ihr, z. B. ſo: Was fällt Dir ein? Lady Blandford denkt nicht an dich, und es iſt die größte Verkehrtheit eine Perſon zu lieben, welcher du gleichgiltig biſt.“

„Woher wiſſen Sie, daß Lady Blandford gleichgiltig für Sie iſt.“

„Ich nehme es ganz einfach an, weil ich nicht den mindeſten Grund habe das Gegenteil anzunehmen . . . und ich begreife nicht, weshalb Sie durchaus wollen, daß ich mich in Lady Blandford verliebe.“

„Weil das zu einer Heirat führen würde, die ich für beide Perſönlichkeiten lebhaft wünſche, ich ſowohl wie meine Frau, die jetzt eben mit Lady Blandford dasſelbe Thema behandelt.“

„Mein Gott, welche Verkehrtheit!“ rief Turn höchſt unmutig: „Wer gibt Ihnen das Recht ſo indiskret auf meine Rechnung zu ſein! Sie zwingen mich Goldenſtein auf der Stelle zu verlaſſen.“

„Das ſei ferne! beſter Freund, beruhigen Sie ſich! Dea wird nicht ſo geradeaus ſprechen wie ich, wird nach Frauenart ſondieren, fragen, behutſam zu Werke gehen, um zuerſt zu erfahren, ob Lady Blandford überhaupt an eine zweite Ehe denkt. Es iſt mir rätſelhaft, weshalb Sie empört ſind, daß wir, Ihre Freunde, Ihre Verbindung mit einer jungen, ſchönen, guten und reichen Frau wünſchen. Schließlich werden Sie ja doch ihre Grille, unvermählt zu bleiben, fallen laſſen und dann wäre Lady Blandford eine in jeder Beziehung wünſchenswerte Partie.“

„Gewiß! und müßte ich ſie mir wünſchen, Freund, und nicht Sie!“ rief Turn.

„Sie ſind nicht auf dem rechten Wege, lieber Turn,“ ſagte Lord Waldegrave beſorgt: „es iſt ganz unnatürlich, daß Sie ſich nicht in Lady Blandford verlieben.“

„Sie ſagten vorhin, die Liebe kommt ohne unſern Willen. Ich kann nichts dafür, daß ſie nicht zu mir kommt,“ verſetzte Turn lachend und fuhr ernſt fort: „Hätte man Sie drängen wollen ſich gegen Ihre Neigung in die liebliche Komteſſe Dorothea zu verlieben, glauben Sie, daß dieſe jetzt Lady Waldegrave wäre?“

„Schwerlich," entgegnete Lord Waldegrave aufrichtig.

„Laſſen wir alſo dies Geſpräch fallen und ſagen Sie mir etwas, das mich weit mehr intereſſiert und worüber Sie mir im Sink'ſchen Garten die erſten Mitteilungen machten. Ich bemerke mit lebhafter Teilnahme, daß die Verfolgung und Trübſal, welche über die Kirche gekommen iſt, auf Sie eine günſtige Wirkung hatte und Sie katholiſcher machte, als Sie es zuvor waren. Allein ich bemerke mit Erſtaunen und Betrübnis, daß Sie nicht ſuchen Lady Waldegrave von der katholiſchen Wahrheit zu unterrichten und ihr den Troſt und die Stütze zu geben, welche jede Seele in den Glaubenslehren und den Gnadenmitteln der heiligen Kirche findet."

„Das kann ich nicht, lieber Freund! Dea iſt ein Engel . . . ſie hat das alles gar nicht nötig."

„Und in dieſem Wahn leben Sie, ein kluger verſtändiger Mann, der die Welt und den Menſchen kennt, bloß deshalb weil Ihre Mutter eine ſpezielle Andacht für Skapuliere hatte? Iſt eine ſolche Befangenheit im Vorurteil möglich! iſt ſie zu entſchuldigen, wenn es ſich darum handelt einer Seele die höchſten Güter, die welche für die Ewigkeit Geltung haben, zuzuwenden?"

„Ich ſagte es Ihnen ſchon," entgegnete Lord Waldegrave lebhaft, „ich will keinen Prieſter haben zwiſchen meiner Frau und mir. Ich will der Vertraute ihrer Gedanken, ihrer Gefühle, ihrer Empfindungen ſein. Ich will der Ratgeber ſein, der ihr hinweghilft über die tauſend kleinen Schwierigkeiten des menſchlichen Lebens. In mein Herz ſoll ſie ihr ganzes Herz ausſchütten, ihre Kämpfe, ihre Entmutigungen, ihr Verlangen, ihre Täuſchungen. Auf dieſe Weiſe beſitze ich ihre Seele — und nur wenn ich dieſe beſitze iſt ſie ganz mein.“

„Aber der Prieſter will ja weiter gar nichts, als eine arme Seele zu Gott führen und mit Gott verſöhnen.“

„Ja, ſo heißt es! hat ſich aber ein Prieſter zwiſchen meine Mutter und mich und zwiſchen meine Braut und mich gedrängt: ſo kann er ſich auch zwiſchen meine Frau und mich drängen. Ich ſagte Ihnen ſchon, daß meine Mutter ſehr wenig Verſtand hatte. Sie begriff nicht das Gefühl des Knaben, der ſich gedemütigt fühlte die Mutter unter einer kleinlichen Vormundſchaft zu ſehen. Nahm ſie in der Faſtenzeit außer den beſtimmten Mahlzeiten etwas Speiſe oder Trank, ſo ſagte ſie Pater X. habe es erlaubt. Erſchien ſie einmal in der Oper oder auf einem Ball, ſo hatte Pater X. es gut geheißen. All' meine Fehler und Unarten wurden in jeden einzelnen Fall weitläufig mit Pater X. beſprochen, und wenn die Ermahnungen meiner Mutter mich kalt ließen, ſo verſetzten mich die von Pater X. in Wut, ſo daß mein vortrefflicher Hofmeiſter ihn erſuchte davon abzuſtehen. Pater X. erwiderte, er tue nur das, was meine Mutter ihm auftrage. Genug, auf jedem meiner Schritte begegnete ich dieſem unſeligen Pater X.“

„Aber durch die Schuld Ihrer Mutter!“ fiel Turn ein.

„Ja! allein er hätte die Einſicht und den Takt haben müſſen, welche ihr fehlten, wenn er ihr wirklich von Nutzen ſein wollte. — Mein Vater hatte ſterbend angeordnet, daß ich bis zum Beginn meines achtzehnten Jahres bei meiner Mutter bleiben ſolle, hatte den Hofmeiſter gewählt, den Studienplan angegeben. Dann ſollte dieſer Hofmeiſter mich auf die Univerſität begleiten. Ich freute mich halbſelig dem Einfluß von Pater X. zu entrinnen und trieb mit großem Eifer jene Studien, welche mich zum Abgang zur Univerſität befähigten; da ſtarb mein Hofmeiſter. Jetzt behauptete meine Mutter — oder Pater X. — ich ſei zu jung, zu unreif für die Univerſität, ich müſſe ein Jahr oder zwei in einer geiſtlichen Erziehungsanſtalt zubringen. Die Folge davon war, daß ich auf und davon ging. Ich floh nach England zu Lord Waldegrave, dem Bruder meiner Mutter, und bat ihn auf den Knieen zu bewerkſtelligen, daß ich meine Studien bis auf weiteres in England machen dürfe. Da ich der Erbe ſeiner Pairie, ſeines Vermögens und ſeines Namens werden ſollte, war ihm das ſehr willkommen. Er ſöhnte ſagen Sie nur grade heraus, daß Sie mich nicht mehr leiden können — dann verlaſſe ich auf der Stelle dies miſerable Neſt, wo mich nichts feſſelt, nichts! gar nichts! als Sie.“

„Mein Gott! ſagte Cornelie betrübt und erſchreckt die Hände faltend; ich weiß ja ſehr gut daß Sie meinetwegen hier ſind, und eben darum thut's mir weh wenn Sie Sich unbehaglich fühlen.“

„Nicht unbehaglich ſondern elend!“ ſprach er und ſetzte ſich erſchöpft auf's Sopha.

Cornelie hatte Anwandlungen von wahrer Angſt — wegen ſeines Verſtandes, und mußte ſie ſorgſam verbergen um ihn nicht außer ſich zu bringen. Sie wußte keine Hülfe für dieſen Zuſtand. Einmal faßte ſie ſich ein Herz und auf die Gefahr hin ihn zu ärgern, ſprach ſie:

„Lieber Fürſt, Sie ſind krank aus heller Langerweile. Zu leben wie Sie — das hält kein Menſch aus. Hielte ich Sie nicht zu ernſter Lektüre mit mir und zu unſern ſpaniſchen Lectionen an, ich glaube Sie ſäßen den ganzen Tag den Kopf in der Hand.“

„Ja! darauf geb' ich Ihnen mein Wort.“

„Sie haben Sich nun einmal an's Reiſen, an die Bewegung, an den Wechſel der Eindrücke und die Emotionen des Neuen gewöhnt — Sie ſcheinen mich mit meiner Mutter aus, die bald darauf ſtarb und ich machte in England meine Studien. Als ſie beendet waren und als zur nämlichen Zeit einer unſerer Verwandten, der in Calcutta eine hohe Stelle einnahm, dahin zurückkehrte, begleitete ich ihn und blieb zwei Jahre in Oſtindien. Darauf war ich ein paar Jahre bei der Botſchaft in Petersburg. Der Tod meines Onkels rief mich nach England zurück und verſetzte mich in ein Meer von Geſchäften. Als ich daraus auftauchte, verliebte ich mich heftig in ein reizendes Mädchen, das meine Neigung erwiderte und in jeder Weiſe mir ebenbürtig war.. Ihr ſanfter, liebenswürdiger Charakter hatte den beſten Einfluß auf mich, ſo daß ich gar nicht zweifle, ich wäre an ihrer Seite ein guter Ehemann und guter Katholik geworden. Wenn ich Ihnen ſage, daß ich juſt nicht wie ein Karthäuſer gelebt hatte, ſo werden Sie mir leicht glauben. Sie müſſen mir aber ebenfalls glauben, wenn ich ſage, daß ich zwar von der Ausübung meiner religiöſen Pflichten etwas abgekommen, doch mit nichten ungläubig war. Dies hatte ich hauptſächlich meinem guten Hofmeiſter zu verdanken: die Dogmen ſaßen mir feſt im Kopf, doch in der Praxis war ich ſehr nachläſſig. Als ich mich um die Hand des jungen Mädchens bewarb, gab der Vater mit Freuden ſeine Einwilligung. Die Mutter aber, ein Seitenſtück zu meiner Mutter, hatte auch einen Gewiſſensrat, welcher dem Vater

X. ſehr ähnlich war — und infolge von deſſen Einflüſterungen wurde ich für einen gewiſſen- und ſittenloſen Menſchen gehalten, der Lady Edith nicht nur höchſt unglücklich machen, ſondern ſie auch um ihren Glauben bringen werde, indem ſie ein ſehr ſchmiegſamer und nachgiebiger Charakter ſei. Edith's Mutter machte mir in eigener Perſon und ſo ſchonend wie möglich dieſe Eröffnung. Ich bat ſie, genaue Erkundigungen über mich einzuziehen und ſie würde von allen Seiten hören — möge man mir gewogen oder nicht gewogen ſein — daß ich allerdings bis jetzt ſo gelebt hätte, wie man in der Welt zu leben pflegt, daß ich aber nie ſchlechte Streiche begangen hätte. Ich ſetzte hinzu, ich ſei feſt entſchloſſen mich zu beſſern und das würde mir leicht werden, wenn Lady Edith mich in ihre Zucht nehmen wolle. Ganz katzenfreundlich erwiderte ſie:

„Das Geſchäft möchte ich doch meiner armen Edith nicht aufbürden! ich habe genaue Kunde über Sie von der ſicherſten ganz unparteiiſchen Seite eingeholt und bin genug unterrichtet, um mein Urteil über Sie feſtzuſtellen. Indeſſen kann ſich jeder Menſch mit Gottes Gnade bekehren. Iſt es Ihnen Ernſt mit Ihrer Bekehrung, ſo machen Sie eine Retraite bei Pater Z., leben Sie ein halbes Jahr nach deſſen Anleitung — dann habe ich nichts einzuwenden gegen Ihre Verbindung mit Edith.“

Kochend vor Zorn nahm ich mich zuſammen und ſagte eiſern und eiſig:

„Noch bin ich nicht reif genug, um in eine Beſſerungsanſtalt gebracht zu werden. Ich nehme meine Bitte um Lady Edith's Hand zurück.“

Damit verließ ich ſie, ſtürmte zu Edith's Vater und ließ vor ihm meiner Wut freien Lauf. Er teilte ſie einigermaßen, denn er hätte mich gern zum Schwiegerſohn gehabt und ſeiner Tochter den Schmerz erſpart mich aufgeben zu müſſen. Er machte ſeiner Frau die eindringlichſten Vorſtellungen — ganz vergeblich, das verſteht ſich! wann hätte eine fromme Frau den vernünftigen Gründen ihres Mannes gegen die unvernünftigen ihres Gewiſſensrates Gehör gegeben! — Und das Ende der Geſchichte war denn, daß ich nach Amerika und zum Niagarafall reiſte . . . keineswegs, um mich in ſeinen Wirbel zu ſtürzen, wohl aber von dem frommen Wunſch beſeelt, ſämtliche Patres X. und Z. in Deutſchland und England in den Niagara werfen zu können. Ich geſtehe, daß meine Wut beträchtlich meinen Schmerz um Lady Edith's Verluſt überwog. Längſt bin ich getröſtet, daß ſie nicht meine Frau wurde; doch meinen Groll gegen beichtväterliche Einmiſchung in alle möglichen und unmöglichen Familienangelegenheiten habe ich bewahrt.“

„Was wurde aus Lady Edith?“ fragte Turn.

„Ein Opfer des Pater Z., beſter Freund. Sie grämte ſich unausſprechlich um mich, viel mehr als ich verdiente und ſie erklärte, ſie wolle jetzt gar nicht heiraten und in ein Kloſter ſtrenger Regel gehen. Der Vater war außer ſich vor Zorn und Pater Z. vor Freude; die Mutter ſchwankte zwiſchen beiden, ging jedoch ſchließlich — wie ſich das von ſelbſt verſteht! — zu Pater Z. über. Der Vater mußte ſich in ſeinen Kummer ergeben und ſich von ſeiner einzigen Tochter trennen. In ganz England gab es kein Kloſter, das für Lady Edith ſtreng genug geweſen wäre; ſie begab ſich nach Frankreich und verſchwand dort — ob bei den Trappiſtinnen oder den Karthäuſerinnen — ich weiß es nicht. Aber nach zwei Jahren kam ſie zurück, hektiſch und unrettbar. Die troſtloſen Eltern reiſten einige Jahre mit ihr im Süden und verlängerten dadurch ein wenig ihr Leben. Es erloſch in Sevilla. Sie war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, eines der lieblichſten Weſen, das ich je gekannt habe. — — Was ſagen Sie zu meinen beichtväterlichen Erfahrungen?"

„Daß ſie recht traurig ſind," verſetzte Turn.

„Und vollkommen genügen, um meinen Widerwillen gegen das ganze Inſtitut der Gewiſſensräte oder Seelenführer zu motivieren," ſetzte Lord Waldegrave hinzu.

„Nein, das nicht. Ein Pater X. in Wien und ein Pater Z. in London ſind nicht maßgebend für die Sache ſelbſt."

„Sind es aber für meine perſönliche Auffaſſung,“ fiel Lord Waldegrave ein, „indem meine Kindheit und meine Jugend bitter durch ſie gelitten haben.“

„Bei dieſer Ihrer Auffaſſung wundert es mich, daß Sie nicht Ihren Groll auf die Kirche ſelbſt übertragen haben, welche dies Inſtitut, wie Sie es nennen, billigt.“

„Offen geſprochen, lieber Freund, war das eine Zeitlang mein Fall. Allein die Vernunft kam doch wieder zur Geltung, denn ich kann meine Augen nicht dagegen verſchließen, daß die katholiſche Kirche die beſte ſittliche Bildungsanſtalt für die Menſchheit und in unſeren Tagen das einzige Bollwerk gegen den Einbruch einer Barbarei iſt, die uns von allen Seiten bedroht. Mächte der Finſternis beherrſchen die Welt offenkundig — mit Krone und Szepter, mit Kanonen und Hinterladern, mit Wort und Schrift, mit Geld und Depravation; verſteckt — durch Geheimbündelerei, welche wie eine Rieſenſpinne ihre Faden in alle Verhältniſſe hineinwebt und den Thron wie die Hütte mit ihrem Netz dermaßen umſtrickt, daß ſie im günſtigen Augenblick es nur zuſammenzuziehen braucht — und der Umſturz iſt da. Dieſe zwei Sorten von finſteren Mächten verdanken hauptſächlich ihre Gewalt über die Menſchheit — der Lüge. Sie lügen von Kultur, ſie lügen von Freiheit, ſie lügen von Fortſchritt, ſie lügen von Beſreiung der Gewiſſen, ſie lügen von höherer Bildung. Weil jedes Menſchenherz für dieſe großen Gedanken empfänglich iſt, brauchen ſie die üblichen Bezeichnungen, aber ſtatt des Weſens derſelben bieten ſie deren Karrikatur oder deren Gegenteil. Dieſem unerhörten Wuſt tritt die Kirche gegenüber, die ſtreitende Kirche — und führt mutig und beharrlich, wenn nicht ſiegreich ſo doch unüberwunden, die Sache der Wahrheit und des Rechtes. Ich müßte blödſinnig ſein oder in Vorurteilen ihrer Gegner befangen, wenn ich das leugnen wollte. Nein, ich ſtehe ganz und gar, und ſo recht ſeit den letzten Jahren, feſt auf katholiſchem Boden — und das iſt die Hauptſache. Auswüchſe, welche ſich auf tiefem reichen und fruchtbaren Boden zeigen, mißfallen mir und ich weiſe ſie zurück; Unweſentliches laſſe ich fallen."

„Wie ſehr beklage ich Lady Waldegrave," ſagte Turn, „daß ſie unter Ihrer Auffaſſung des Unweſentlichen zu leiden hat. Sie nennen die Kirche die wohltätige Erzieherin der Menſchheit und Sie ſchließen Ihre Frau, welche doch auch zur Menſchheit gehört, von dieſen Wohltaten aus. Das iſt ein Widerſpruch, eine Anomalie."

„Sei es das, beſter Freund! ich kann es nicht ändern. Das Herz meiner Frau iſt mein Kleinod und niemand außer mir braucht deſſen Geheimniſſe zu wiſſen."

„Wie wollen Sie es anfangen," fragte Turn lächelnd, „dieſe Geheimniſſe zu erfahren, wenn Lady Waldegrave je für gut finden ſollte ſie zu verſchweigen.“

„Ah, Sie fragen zu viel, Freund Turn! An dieſe Möglichkeiten dachte ich noch nicht.“

„Handelt es ſich um das Heil einer Seele,“ entgegnete Turn mit tiefem Ernſt, „ſo muß man an alle Möglichkeiten denken.“

„Aber um des Himmels willen,“ entgegnete Lord Waldegrave, „weshalb wünſchen Sie ſo ſehr, daß meine Frau katholiſch werde, da doch ſie ſelbſt es nicht wünſcht und ich auch nicht.“

„Sie hat es gleichwohl gewünſcht und nur durch Ihre Schuld, lieber Freund, wünſcht ſie es nicht mehr. Da nun aber der Wunſch die göttliche Offenbarung im vollen Umfang und in ihrer ganzen Wahrheit zu kennen, der berechtigtſte iſt, den ein Menſch haben kann, ſo wünſche ich ganz natürlich, daß er für Lady Waldegrave in Erfüllung gehe. Es ſchmerzt mich unausſprechlich, wenn ich ſehe, daß ein edles Weſen Verlangen hat nach Dingen, die nicht von der Erde ſind, und die Flügel ausbreiten möchte, um ſich über das Irdiſche zu erhaben — und dann im Aufflug gehemmt wird. Lady Waldegrave iſt nicht glücklicher geworden ſeit unſeren Abenden auf dem Nil.“

„Doch! ſie iſt mehr im Gleichgewicht.“

„Ja, mit der Welt,“ ſagte Turn traurig.

Die Glocke, die das Zeichen zum Gabelfrühſtück gab, machte dem Geſpräch ein Ende, indem Lord Waldegrave ſagte:

„Sie ſind ſchwärmeriſch, lieber Freund.“

„Nein,“ ſagte Turn, „ich bin katholiſch.“

„Was das betrifft, ſo nehme ich es mit Ihnen auf. Schwärmerei iſt es jedoch, wenn Sie nicht an Lady Winifred und Ihre eigene Zukunft, ſondern an meine Frau und deren ſeeliſchen Aufflug zum Himmel denken.“

„Vielleicht haben Sie Recht! indeſſen gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich ſehr an meine Zukunft denke.“

„Bravo! —und an Lady Winifred? .,. . braviſſimo.“

„Wollen Sie denn durchaus, daß ich stante pede Goldenſtein verlaſſe?“

„Das iſt unmöglich! morgen haben wir große Jagd,“ ſagte lachend Lord Waldegrave.

Während der Zeit gingen die beiden Freundinnen im Schatten der herrlichen Buchen des Parks, welcher das Schloß umgab und im Walde auslief, und Lady Winifred begann ſogleich das Geſpräch, indem ſie liebevoll ſagte:

„O wie ſehr ſchmerzte es mich, daß Du ſoeben zu Herrn von Turn ſagteſt, Du habeſt nicht gebetet, ſondern geſungen, während doch jede Note, jedes Wort unſeres Geſanges ein Gebet — wenigſtens eine Aufforderung zum Gebet war — eine Aufforderung mit Gott zu ſprechen."

„Ich ſagte die Wahrheit," erwiderte Dorothea mit einem Anflug von Unmut: „ich kann nicht lügen. Ich habe nicht den Glauben, den Ihr habt. Du und Turn, folglich ſind mir die Gedanken und Gefühle fremd, welche aus ihm entſpringen. Das was Du nennſt mit Gott ſprechen -- das kann ich nicht."

„Glaubſt Du an Gott?"

„Meine Vernunft ſagt mir, daß Gott ſein müſſe und mein Herz verlangt es. Mehr kann ich nicht ſagen. Gott — das iſt für mich mehr eine Idee als ein Glaube. Meine Gedanken beſchäftigen ſich zuweilen mit dieſer Idee, allein ſie iſt nicht der Mittelpunkt meines Lebens — ſo wie es für Euch Euer Glaube iſt."

„Glaubſt Du an den menſchgewordenen Gott der Offenbarung, an den Erlöſer?"

„Ich habe nicht die zweifelloſe Gewißheit an einer Offenbarung. Hienieden iſt ja alles unvollkommen, alles nur halb."

„Mit dieſer richtigen Erkenntnis und bei dieſem Mangel an poſitivem Glauben, fehlt Dir überhaupt ein feſter Mittelpunkt, eine unverrückbare Axe für Dein Leben."

„Bis jetzt iſt es die Sehnſucht nach unermeßlichem, unwandelbarem und unverlierbarem Glück."

„O arme Dea!"

„Ja, es gibt Augenblicke, in denen ich mich unausſprechlich arm fühle, weil nichts mir genügt, nichts mich befriedigt, nichts unvergänglich genug iſt, um mir Stich und Farbe zu halten. Es verändert ſich und ich verändere mich — und das was ich beſitze ſcheint mir gering gegen das, was ich beſitzen möchte. Dann beſinne ich mich wieder und ſchelte dies Verlangen Torheit und Frevel. Was hilft's! ich kann es eine Zeit lang unterdrücken, doch nicht töten. Immer und immer taucht es wieder auf und quält mich namenlos, ſo daß ich nach jeder Zerſtreuung haſche, um mich ſelbſt zu vergeſſen."

„Was ſpricht Lord Waldegrave dazu?"

„Er weiß es nicht. Ohne Zweifel würde es ihn betrüben und helfen kann er mir ja doch nicht: deshalb ſchweige ich. Er überhäuft mich mit Liebe und Zärtlichkeit, und ich liebe ihn — aber es iſt in mir, ich weiß nicht was für eine Unerſättlichkeit nach Glück."

„O Dea! weil dieſe Unerſättlichkeit in jedem Menſchenherzen lebt, und weil nichts menſchliches, nichts irdiſches ſie befriedigen kann, deshalb eben iſt Chriſtus Menſch geworden, um mit der Überfülle ſeiner göttlichen Liebe die Sehnſucht des Menſchenherzens zu ſtillen, das zwar einerſeits wankelmütig und armſelig genug iſt, um nach Schatten zu haſchen und nach Wolkengebilden ſie nicht entbehren zu können — alſo reiſen Sie doch wieder, und ſchreiben Sie mir hübſche Briefe von Ihrer Reiſe, das wird Ihnen Zerſtreuung, mir Freude geben.“

„Sie ſind ein göttliches Geſchöpf! ſagte Gotthard gerührt. Meine elenden Briefe wollten Sie leſen?“

„Leſen und beantworten mit tauſend Freuden!“

„So dringend wünſchen Sie mich zu entfernen?“ fragte er mißtrauiſch.

Sie ſah ihn kalt an, zuckte die Achſeln und griff zu einem Buch. Gotthard ſprang auf, nahm ihr mit bittendem Blick ſanft das Buch und ſagte:

„Ich kann ja nicht reiſen! ich muß Sie ſchützen gegen die Tyrannei von Fräulein Dorothee unter deren Vormundſchaft Sie vollſtändig gerathen.“

„Warum ſoll ich ſie nicht ſchalten und walten laſſen, ſprach Cornelie erröthend; ſie richtet Alles ſo gut und verſtändig ein.“

„Aber despotiſch! ſie gehört zu den Frauenzimmern, die ſich wonnevoll mit Leib und Leben opfern, wenn ſie dafür nur das unbeſchränkte Regiment im Hauſe haben und in jedem Moment das Bewußtſein ihrer Unentbehrlichkeit genießen. Sie aber, Gräfin, ſind ganz dazu geſchaffen dieſen Despotismus zu leiden, denn Sie gönnen Jedem ſein Plätzchen wo zu verlangen, aber andererſeits ſo groß — weil für das Allergrößte, für Gott, geſchaffen — daß der Beſitz der ganzen Welt mit allen ihren Schätzen, ihm nicht genügt.“

„Dieſe Sprache kannſt Du führen, weil Du ſo fühlſt, Winifred. Ich verſtehe ſie nicht. Laß uns nicht von mir reden, ſondern von Dir — und ſage mir, was iſt Dein Lebensplan? Du biſt ſo fromm! willſt Du etwa in ein Kloſter gehen?“

„Ich glaube nicht, dieſen Beruf zu haben,“ erwiderte Lady Blandford: „Die Gemeinſamkeit des Kloſterlebens und der Ordensregel zieht mich nicht an. Ich bin ein einſiedleriſches Weſen.“

„Aber Du wirſt es nicht bleiben! Du biſt ſo jung . . . und Du weißt, daß man in der Ehe glücklich ſein und glücklich machen kann. Ich hoffe, Du vermählſt Dich wieder.“

„Es kann ſein . . . ich weiß es nicht. Daß die Stellung einer jungen Witwe in der Welt manche Schwierigkeit bietet, iſt mir bekannt; da ich aber nach Gottes Fügung Witwe bin, ſo wird er mir helfen, meinen Weg zu finden. Ich gebe mich ganz ſeinem Willen hin.“

„Dieſe Vollkommenheit iſt von Dir zu erwarten. Ich wünſche aber doch, Du möchteſt etwas unvollkommener ſein und irgend eine Vorliebe haben.“

„Wäre Dein Bruder zehn Jahre älter,“ verſetzte Lady Blandford lächelnd, „ſo würde ich glauben, Du wollteſt meine Schwägerin werden.“

„Ach, mein armer Bruder! bevor man für ihn an die Ehe denkt, muß er ſein Lungenleiden ganz überwunden haben. Nein! nicht meinen Bruder habe ich im Sinn — ſondern einen Freund. Du kennſt ihn und er iſt einer Winifred würdig, obſchon Lady Blandford eine glänzendere Partie beanſpruchen kann.“

„Dieſer Freund denkt aber weder an Winifred noch an Lady Blandford.“

„Woher weißt Du das?“

„Das fühlt man leicht heraus. Über eine Neigung iſt der nicht im Zweifel, der ſie einflößt — vorausgeſetzt, daß dieſe Neigung keine Phantaſterei iſt, an die ein verſtändiger Menſch nicht glauben kann.“

„Da Du ganz und gar im Willen Gottes ruheſt,“ ſagte Dorothea ſcherzend, „ſo warte nur, ob er ſich Dir nicht in überraſchender Weiſe kund gibt. Wir wollen einſtweilen zur Ankunft meines Vaters lebende Bilder und allerhand Scherze vorbereiten. Höre nur.“

Und eifrig ſetzte ſie auseinander, was ſie erſonnen habe und wie es auszuführen ſei, während Lady Blandford ziemlich zerſtreut zuhörte.

Bei dem Gabelfrühſtück wurde der Gräfin Henriette mitgeteilt, welchen hohen Genuß ſie verſäumt habe, indem ſie nicht der Hochmeſſe in der Kapelle beiwohnte.

„Wir ſind daran gewöhnt, meine Töchter und ich,“ entgegnete ſie mit einiger Schärfe, „am Sonntag Nahrung für andächtige Betrachtung zu ſuchen — keinen Kunſtgenuß.“

„Ein ſolcher Kunſtgenuß und auf einer ſolchen Stätte, ſtimmt auch zu andächtiger Betrachtung,“ erwiderte Baron Regensberg, ein leidenſchaftlicher Muſikfreund: „der Geſang aber, den Sie, gnädige Gräfin, bei Ihrem Gottesdienſt ausgeſtanden haben, iſt ganz dazu geeignet, jede Andacht zu verſcheuchen.“

„Unſer Schöpfer hat vielleicht ein großes Wohlgefallen an dem guten Willen der Sänger in ihrer Dorfkirche.“

„Und der Sängerinnen in der Schloßkapelle. Beides nehme ich an. Aber was den Kunſtgenuß betrifft, gnädige Gräfin, da müſſen Sie Ihren göttlichen Standpunkt verlaſſen und mit Ihrem menſchlichen Ohr ihn genießen.“

„Vielleicht iſt Lady Blandford ſo liebenswürdig uns heute Abend die frommen Geſänge hören zu laſſen, die für einen Sonntagabend ſo paſſend ſind,“ ſagte Gräfin Henriette.

„Nur nicht im Salon, beſte Gräfin, neben welchem zur Rechten der Whiſt- und L’hombretiſch ſteht, und zur Linken Maſurek und Czardas getanzt wird. Überdas iſt meine Stimme keine Salonſtimme," entgegnete Lady Blandford.

„Doch! doch!" verſicherte Baron Regensberg: „bis jetzt hat man hier der göttlichen Muſik ſchreiendes Unrecht getan, und ſie hinter Spiel und Tanz und tauſend andere Beluſtigungen zurückgeſetzt — allerdings nur deshalb, weil man nichts von ihrer Anweſenheit wußte. Da ſie jetzt aus ihrem Inkognito herausgetreten iſt, muß ſie obenan ſtehen."

Lady Blandford ſchwieg. Lady Waldegrave hatte nichts gehört, denn ſie war im Geſpräch mit Prinz Guido. Doris aber, die eine hübſche Stimme hatte und überhaupt ſehr muſikaliſch gebildet war, griff den Vorſchlag auf und ſagte lebhaft:

„Sie haben ganz Recht, Baron Regensberg, wir haben die Muſik ſehr vernachläſſigt. Aber Lady Blandford hat auch Recht: Kirchenmuſik iſt allzuhoch für den Salon. Opernmuſik paßt beſſer hinein. Laſſen Sie uns eine Oper aufführen, nicht darſtellend, ſondern ſingend."

„Eine klaſſiſche Idee!" rief Baron Regensberg begeiſtert: „nur muß dieſe Oper auch wirkliche Muſik ſein, — ich meine, ſie muß Harmonie und Melodie haben und kein tumultuariſches Tönen und Toben ſein, das mich in den ſeltſamen Zuſtand verſetzt, als wäre ich betäubt von einem inſtrumentalen Ohrenſauſen."

„Gut! welche Oper würde Ihnen gefallen, Baron?“

„Don Juan, zum Beiſpiel.“

„Und den könnten wir auch gut ausführen. Für Donna Anna und Donna Elvira haben wir unſere beiden großen Sängerinnen. Die kleine Zerline wäre für mich und Sie Baron, übernehmen den Don Juan.“

„Unmöglich, gnädige Comteſſe! dazu gebricht meiner Stimme Friſche und Feuer. Leporello bringe ich allenfalls heraus.“

„Wir müſſen aber doch für unſere Oper die Hauptperſon haben,“ ſagte Doris, als man ſich vom Frühſtück erhob.

Lady Waldegrave hatte von dem allen nichts gehört und gab auch jetzt, als Doris mit ihr darüber ſprach, zerſtreute Antwort. Prinz Guido hatte ihr nämlich angekündigt, er müſſe noch heute Goldenſtein verlaſſen. Einen Grund gab er nicht an und es fiel ihr auch gar nicht ein nach einem Grunde zu fragen. Sie wußte ihn: ſie hatte Prinz Guido gekränkt. Ihre alberne Frage inbetreff des Taubenſchießens, die ſo gar keinen Zuſammenhang mit ſeiner Stimmung hatte, die ihm vielleicht wie eine Verhöhnung erſchien, hatte ihn verletzt, hatte ihn ſtumm und finſter gemacht. Jetzt lag ſeine Verſtimmung und die Folge derſelben, ſeine Abreiſe, ihr wie ein Stein auf dem Herzen.

Vergebens ſagte ſie ſich heimlich, Prinz Guido könne ja nicht ewig auf Goldenſtein bleiben, er müſſe ja doch einmal abreiſen, er werde ja vielleicht wiederkommen. Daß er verſtimmt und gekränkt abreiſte, machte freilich ſeine Rückkehr unwahrſcheinlich. Nun wohlan! ſo bleibe er fort! es wird das beſte ſein . . . allein ich kann es nicht wünſchen. — — Dieſe Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Sie ſah Doris und Baron Regensberg eindringlich mit Prinz Guido ſprechen und als er abzulehnen ſchien, ihn bitten. Sie hatte ihn nicht gebeten zu bleiben, ſie fand es unpaſſend, allein es freute ſie, daß andere ihn baten; — obſchon ſie fühlte, daß deren Bitten ihn nicht umſtimmen würden. Doris rief ihre Mutter zu Hilfe, ihre Schweſtern. Prinz Guido blieb unbewegt wie ein Felſen. Dorothea beobachtete das alles, obgleich ich ſie mit Lord Dudley über eine neue Anlage im Park ſprach. Da kam Doris wieder zu ihr, umſchlang ſie und ſagte:

„Komm' Dea, Du biſt hier die Herrin, und eine Herrin kann befehlen. Befiehl dem Prinzen Guido hier zu bleiben, damit nicht das Vergnügen der ganzen Geſellſchaft durch ſeine Abreiſe geſtört werde. Alle Partieen der Oper ſind beſetzt, die einen gut, die andern ſchwach; doch was hilft's, wenn nicht Prinz Guido den Don Juan übernimmt. Bitte, befiehl ihm zu bleiben."

„Dazu hab' ich kein Recht, beſte Doris."

„Nun ſo bitte ihn darum! eine ſolche Bitte überſchreitet nicht Dein Recht."

Eine Stimme in Lady Waldegrave's Herzen flüſterte ihr zu: Nicht dein Recht, allein in dieſem Augenblick das Rechte; — aber ſie ließ ſich von Doris zu der Gruppe hinziehen, welche um Prinz Guido verſammelt war.

„Jetzt ſtreichen Sie nur die Segel!" rief Baron Regensberg, „denn Lady Waldegrave iſt daran gewöhnt, daß man ihre Wünſche als Befehl hinnimmt."

„Und woher wiſſen Sie, Baron, daß Lady Waldegrave mein Bleiben wünſcht?" fragte der Prinz.

„Weil Lady Waldegrave die liebenswürdigſte aller Schloßfrauen iſt und uns allen Freude macht, wenn ſie unſern Wunſch als den ihren ausſpricht."

Dorothea benutzte raſch die glückliche Wendung und wollte etwas entſprechendes ſagen, aber Prinz Guido ſah ſie ſo erwartungsvoll an, daß ihr gar nichts weiter einfiel, als:

„Ich denke Sie bleiben bei uns."

„Ich bleibe," entgegnete er.

„Und ſingen die Partie des Don Juan?" rief Baron Regensberg ganz entzückt.

„Ich ſinge alles was ſie wünſchen — wenn es meiner Stimme entſpricht."

Mit freudiger Wut ſtürzte Regensberg auf den Flügel zu, ſpielte auswendig und ganz prächtig die Ouverture, ſo daß alle mit Spannung lauſchten und John Dudley fortwährend ſeinen Kopf und ſeinen rechten Fuß gegen den Takt bewegte. Als nun aber Baron Regensberg intonieren wollte: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" — rief Doris:

„Nein, Baron, das geht nicht! wir ſind nicht alle ſo firm in dieſer Muſik wie Sie, Baron! wir müſſen uns etwas zuſammen üben, bevor wir uns vor der ganzen Geſellſchaft hören laſſen; ſonſt machen wir fiasko. Wer nicht zum Sängerperſonal gehört," ſetzte ſie ſcherzend hinzu, „wird erſucht dieſen Salon zu verlaſſen."

Gräfin Henriette war entzückt, daß Doris auf einmal ganz ungeſucht an der Spitze der Unterhaltung ſtehe, wie ſich das ſchicke für die künftige Fürſtin.

„Herr von Turn, gehören Sie zu den Sängern?" fragte Doris und ging auf Georg zu, der ruhig in einer Fenſterbrüſtung ſaß und beobachtete.

„Gewiß nicht!" verſetzte er: „ich habe in meinem ganzen Leben keine Opernarie geſungen."

„Alſo doch geſungen?"

„Das ſchon — doch hauptſächlich nur einfache Lieder nach dem Gehör."

„Nach dem Gehör? O bitte, dann können Sie gewiß ganz leicht die Partie des Maſetto übernehmen. Baron Regensberg übt ſie ein."

„Mit Vergnügen!“ rief dieſer vom Flügel herüber: „aber was haben Sie für eine Stimme? Tenor, Bariton, Baß? das muß man doch erſt wiſſen, gnädige Komteſſe, bevor man die Partieen verteilt.“

„Darum hab' ich mich nie gekümmert, ſondern nur geſungen,“ ſagte Turn.

„So kommen Sie her, Beſter, und laſſen Sie uns hören, ob Sie ſich zum Maſetto qualifizieren.“

Turn ging zum Flügel und ſagte:

„Ich werde Ihnen ein Lied ſingen, das ich ſehr gern habe. Ich kann Ihnen aber weder den Dichter noch den Komponiſten nennen. In meiner Kindheit ſang es meine Mutter mir immer vor. Es heißt: König Enzio's Lied in der Gefangenſchaft:

„Mit meinem Vater, dem Kaiſer,
Gern zög' ich in's Schlachtenfeld,
Zu Häupten Lorbeerreiſer,
Zu Füßen uns die Welt.

„Mit meiner Frauen, der ſüßen,
Gern führt ich den Reigentanz,
Mit Roſen uns zu Füſſen,
Um's Haupt den Blumenkranz.

„Die Bilder ach! zerſtäubten,
Der König iſt allein.
Legt ihm einen Stein zu Häupten,
Zu Füßen einen Stein.“

Vielleicht hätte das Lied unter allen Umſtänden gefallen; aber ſo wie Turn es ſang, ganz kunſtlos, ganz einfach, mit reiner, klingender Bruſtſtimme, machte es einen ergreifenden Eindruck.

„Es iſt himmelſchreiend, daß Sie uns weder den Dichter noch den Komponiſten nennen können," ſagte Doris, nachdem der allgemeine Beifall verſtummt war.

„Ich bin ein ſehr ungebildeter Menſch," erwiderte Turn, „und muß um Nachſicht bitten."

„Nachſicht wäre eine übel angebrachte Verſchwendung, wenn man Sie hört," rief Doris.

„Können Sie mir das Lied verſchaffen?" fragte Dorothea.

„Leider nein, Mylady."

„Vielleicht aufſchreiben?"

„Das nun gar nicht! Sie ſehen, daß ich wirklich höchſt ungebildet bin."

„Zur Strafe dafür müſſen Sie mir das Lied ſo lange vorſingen und ſpielen, bis ich es auswendig weiß," ſagte Dorothea lieblich: „es iſt gar ſchön und mir ſchwebt immer dabei das intereſſante Bild Ihrer Mutter, das ich bei Ihnen ſah, vor Augen."

„Unſere Oper darf aber nicht in den Hintergrund treten, nicht wahr?" ſagte Regensberg bittend, zur Freude von Doris und Prinz Guido, und Doris ſetzte hinzu:

„Wie ſteht's mit dem Maſetto, Herr von Turn?"

er nicht beeinträchtigt werden — Jedem ſein kleines Reich in dem er ſchalten darf; und wenn er deſſen Grenzen ungebührlich ausdehnt, ſo halten Sie Nachſicht für Pflicht. So verwöhnt man aber die Menſchen! die Maſſe kann ja nicht eine edle Freiheit vertragen! Was Sie im Großen an Graf Sambach erlebt haben, erleben Sie im Kleinen an Fräulein Dorothee.“

„Dorothee wird nie mein Vertrauen mißbrauchen, und höchſtens aus Ueberfülle, aber nicht aus Mangel an Ergebenheit fehlen.“

„Davon bin ich überzeugt! — Dennoch muß ich hier bleiben um Ihre Rechte wahrzunehmen — wobei mir die Beobachtung die ich mache höchſt merkwürdig iſt, daß der Menſch dazu geſchaffen ſcheint um durch einen Andern, und in irgend einer Beziehung beherrſcht zu werden; und wer ſich tapfer hält gegen die Liebſte, gegen den Freund, gegen das Kind — widerſteht nicht der Herrſchſucht des Kammerdieners.“

„Sie haben ganz Recht, entgegnete Cornelie. Die untergeordneten Beziehungen erſcheinen einem ſo kleinlich, daß man nicht glaubt den Szepter auf ſie anwenden zu dürfen — und das machen die Gewohnheit und die Bequemlichkeit ſich auf der

„Kann ich ihn nach dem Gehör ſingen lernen, ſo ſtehe ich zu Dienſten," verſetzte er.

„Gefallen Ihnen dergleichen kleine Lieder in der Tat oder aus Höflichkeit?" fragte Prinz Guido Dorothea.

„In der Tat," erwiderte ſie.

„Nun das iſt — auch in der Tat! — ſehr gütig, wenn man, wie Sie, den Kirchengeſang liebt und übt."

„Waren Sie in der Kapelle?"

„Nein! der katholiſche Gottesdienſt zieht mich nicht an. Ich war aber auf der Terraſſe, die ich den Garten der Lindaraja nenne, und vernahm dort jeden Ton Ihrer Stimme, die mit Silberperlen zu ſpielen ſchien."

„Lady Blandford hat eine goldene Stimme und mehr Schule als ich."

„Kann ſein! Es iſt aber in ihrem Geſang nicht der Schwung, der durch alle Himmel fliegt und aus ſeinen Sphären zu uns zurückkehrt, als ob er ſeine Aufgabe erfüllt und uns einen Gruß der ſeligen Geiſter gebracht habe."

„Liegt das in meiner Stimme, ſo lügt ſie. Ich bin nicht zuhauſe unter den ſeligen Geiſtern," ſagte ſie traurig.

„Ihre Trauer iſt unſer Glück. Wären Sie nicht heimiſch auf Erde —o wie leer wäre ſie!"

„Haben Sie ſich nur mit Opernmuſik beſchäftigt?“ fragte Dorothea, um das Geſpräch zu wenden?

„Keineswegs! in dem ſehr muſikaliſchen Hauſe meiner Eltern haben wir ſogar Oratorien geſungen, die mein Vater leidenſchaftlich liebte und ſelbſt dirigierte. Für ernſte Muſik bin ich gebildet; die leichte — iſt nur Zutat für den geſelligen Verkehr.“

„Und das erfahre ich erſt jetzt!“

„Iſt es meine Schuld, wenn Sie mich Ihrer Beachtung nicht wert gehalten haben: ſo geben Sie mir huldvoll das Mittel an, um ſie zu verdienen.“

Anſtatt zu antworten, ſagte Dorothea ganz befangen:

„Es wäre ſchön, wenn wir in der Kapelle vierſtimmig ſingen könnten: Lady Blandford und ich, Sie und Baron Regensberg. Den katholiſchen Gottesdienſt müßten Sie vergeſſen. Ich mache es ja auch ſo.“

„Das iſt ein beſeligender Vorſchlag!“ rief Prinz Guido entzückt.

„Welcher?“ fragte Lord Waldegrave, der im andern Salon die Tagesblätter geleſen und ſich gar nicht um die Melomanen bekümmert hatte.

„Zur Feier der Meſſe fortan täglich Vierſtimmiges zu ſingen,“ erwiderte Prinz Guido raſch.

„Ob es täglich möglich ſein wird, weiß ich nicht," wendete Dorothea ein: „Wir müſſen das erſt mit Regensberg und Lady Winifred beſprechen."

„Regensberg wird es ſchon möglich machen!" erwiderte Lord Waldegrave: „wenn aber nicht, ſo wird Prinz Guido ohne Zweifel auch bereit ſein Zweiſtimmiges mit Dir zu ſingen."

„Das verſteht ſich!" rief Prinz Guido hochbeglückt.

Ihrerſeits war Dorothea unbeſchreiblich froh: Prinz Guido dachte nicht an ſeine Abreiſe; er war vollſtändig mit ihr ausgeſöhnt; und ihr Mann billigte vollkommen, ja, er wünſchte eine Sache die eine größere Intimität zwiſchen ihr und Prinz Guido zur Folge haben mußte. Dieſer letzte Grund blieb ihr noch verſchleiert. Sie begnügte ſich zu denken: Manfred iſt ja ganz damit einverſtanden; — und war ruhig.

Während ſich Dorothea's innerer Blick trübte, ſchien Doris auf einmal Augen zu bekommen für Georg von Turn. Als die muſikaliſche Szene vorüber war, zog ſich Gräfin Henriette mit ihren Töchtern zurück, um, wie ſie ſagte, von ihrer Kirchenfahrt auszuruhen, in Wirklichkeit aber, um ihrem Gatten den Antrag ihres Bruders mitzuteilen. Sie ging in ihr Schreibkabinet, während die drei Schweſtern im Salon mit einander plauderten.

„Ja,“ ſagte Flora „es iſt hier wunderſchön — aber ich habe dennoch Enttäuſchungen . . . wenigſtens eine.“

„Was wäre denn das?“ fragte Doris.

„Ich muß Bela für einen ſehr oberflächlichen Menſchen halten, während ich das Gegenteil glaubte.“

„Darüber hätte ich Dich längſt aufklären können.“

„Ich hätte Dir aber nicht geglaubt. Ich mußte es ſehen, ſelbſt erleben.“

„Was erlebteſt Du denn?“ fragte Aurora neugierig.

„Daß Bela in unverantwortlicher Weiſe der Lady Blandford huldigt. Heiraten kann er ſie nicht, denn ſie iſt ſtreng katholiſch. Was ſoll denn das bedeuten? — ich finde ſein Benehmen ſehr leichtſinnig und das verrät einen oberflächlichen Charakter.“

„Du biſt aber ungeheuer ſtreng, Flora,“ ſagte Doris, „wenn Du die Leute gleich verehelichen willſt, die in der Geſellſchaft Gefallen an einander finden. Zur Ehe gehört mehr als das.“

„Was denn?“ fragte Aurora geſpannt.

„Nun z. B., daß der Charakter anſprechend ſei, daß man Zutrauen faſſen könne.“

„Iſt hier ein Mann, den Du heiraten möchteſt?“ fragte Aurora.

„Zum heiraten gehören Zwei!“ entgegnete Doris lachend: „aber hier iſt ein Mann, zu welchem man ſchon Zutrauen faſſen könnte“ . . . —

„Baron Regensberg!“ rief Aurora und klatſchte vergnügt in die Hände: „Ja, ich habe großes Zutrauen zu ihm. Er geht auf jeden Scherz ein.“

„Du biſt gar zu kindiſch, Aurora! und im Grunde gar nicht ſalonfähig,“ ſagte Doris unmutig.

„Ja, Aurora gehört in die Kinderſtube,“ ſagte begütigend die an Enttäuſchungen reiche Flora: „laß' ſie ſchwätzen und ſage mir wen Du meinſt.“

„Ich meine Herrn von Turn, Flora. Schaue ihn einmal an, wenn er in den Salon tritt; — wie ſieht er vornehm aus, wahrhaft vornehm! ſo edel, als wäre nie etwas gemeines an ihn heran gekommen; wie wohlwollend, wie klug. Vergleiche ihn mit den übrigen Männern und Du wirſt finden, daß keiner ſo edel ausſieht wie er.“

„Von nun an will ich ihn recht genau in's Auge faſſen,“ verſicherte Flora.

„Ich auch,“ ſagte Aurora ſtill empört: „vielleicht findet Ihr mich dann ſalonfähig.“

„Liebe Doris, komm' einmal her!“ rief Gräfin Henriette, welche dem Geſpräch ihrer Töchter gefolgt war. Als Doris ſchnell erſchien, machte ſie ihr ein Zeichen, die Tür zu ſchließen und ſich zu ſetzen und ſagte dann:

„Beſtes Kind, ich bin im Begriff, Deinem Vater in einer Sache zu ſchreiben, welche ganz ſpeziell Dich betrifft, und deshalb muß ich zuvor wiſſen, wie Du darüber denkſt. Dein Onkel, mein Bruder, hat mich geſtern um Deine Hand gebeten. Biſt Du dieſer Verbindung nicht abgeneigt? Sprich. Ich rate weder zu, noch ab. In Deinem Alter hat man in einem ſolchen Fall das Recht unbeſchränkter Selbſtbeſtimmung. Ich ſage Dir weiter nichts, als daß der Fürſt Dich außerordentlich liebenswürdig findet, ſehnlichſt Dein Jawort erwartet und auf baldigſte Vermählung dringt. Von ſeinen glänzenden Verhältniſſen, ſeiner Stellung in der Welt und ſeinem vortrefflichen Charakter ſchweige ich.“

Was hätte ſie mehr ſagen können? Es war auch gar nicht nötig. Doris tat nur die Frage:

„Aber ſeine Kinder?“ —

„Sind viel zu vortrefflich, um ihm ein häusliches Glück zu mißgönnen; das er lange genug entbehrt hat, um es lebhaft zu verlangen.“

„Und mein Vater wird doch auch damit zufrieden ſein?“

„Ebenſo zufrieden wie Deine Mutter.“

„Nun, liebe Mama, dann bin ich es auch . . . von ganzem Herzen.“

„Ich habe alſo jetzt zwei Briefe zu ſchreiben, welche nach zwei Seiten hin ungemein viel Freude machen werden,“ ſagte Gräfin Henriette ſehr vergnügt, umarmte Doris zärtlich, empfahl ihr Schweigen, entließ ſie und ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch. Das hätte noch gefehlt, ſprach ſie bei ſich ſelbſt, daß ſich Doris in Herrn von Turn verliebt hätte! Frauenherzen und kleine Extravaganzen gehören freilich zuſammen und überraſchen mich nie. Aber man muß doch ſuchen, ihnen vorzubeugen. Jetzt iſt Doris Braut und ihre Gedanken werden nicht mehr in Phantaſien umherſchweifen, ſondern ſich an dieſen feſten Punkt heften.

Die Erwartung der Gräfin ging dermaßen in Erfüllung, daß ſich Baron Regensberg gar nicht faſſen konnte vor Erſtaunen, als er am Abend Doris ganz gleichgiltig gegen den herrlichen Don Juan fand, der ihr am Morgen ſo intereſſant war.

„Lady Blandford ſingt nicht gern Opernmuſik,“ ſagte ſie: „mit dem Maſetto ſteht es zweifelhaft. Es wäre doch nur Stückwerk . . . laſſen wir es fallen.“

„Ich falle, gnädigſte Komteſſe, ich falle aus meinem Himmel voll muſikaliſcher Freuden auf den platten Boden, wo Egyptens Fleiſchtöpfe brodeln, nämlich, wo Whiſt und Polka und dergleichen Vergnügungen mehr Beifall finden, als die hehre

Kunſt.“ erwiderte Regensberg halb unmutig und halb ſpöttiſch.

„Nein, ſo niedrig dürfen Sie nicht von uns denken, antwortete Doris lachend: „ich hole Prinz Guido her.“

Sie tat es und ſang mit ihm ſo allerliebſt: „Gib mir die Hand mein Leben,“ daß Regensberg halb verſöhnt und der Kreis der Zuhörer entzückt war. Er dachte aber doch in ſeinem Sinn: Zwei oder drei wahrhaft Verſtändnisvolle abgerechnet, ſind doch die Meiſten, hier wie überall, wahre Böotier in der Muſik und ganz unfähig, das Finale des Don Juan von Aichinger's Alleluja zu unterſcheiden. Ein Meer von Tonwellen ſchlägt an ihr Ohr. Rauſcht es von himmliſchen Sphären herab, brauſt es aus der Hölle herauf — ſie ahnen es nicht! ſie klatſchen Beifall.

Gräfin Henriette war eine umſichtige Mutter. Wer iſt nur dieſer Herr von Turn? fragte ſie ſich heimlich: Doris hat ganz recht, zu ſagen, daß ſeine Perſönlichkeit und ſeine ganze Erſcheinung unbedingtes Zutrauen einflößt. Man könnte ihm eine Tochter anvertrauen und über ihre Zukunft ruhig ſein. Aber wer iſt er? wer iſt ſeine Familie? was hat er für Allianzen? hat er Vermögen? iſt er ſtreng katholiſch? — Meine beiden Kleinen machen vielleicht glänzende Heiraten . . . vielleicht auch nicht. In dieſem Augenblick denke ich nicht an ihn. Doch wer kennt ſpätere Fügungen! Auf keinen Fall ſchadet es, wenn ich mich über ihn ein wenig orientiere. — —

„Laß uns auf den Balkon gehen, es iſt erſtickend heiß im Salon,“ ſagte ſie zu Dorothea.

Auf dem Balkon ließen ſie ſich nieder und Gräfin Henriette fragte:

„Liebe Dea, wer iſt Herr von Turn?“

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Winter und Frühling 1
Roſenmonde 24
Aus einem Tagebuche 41
Eine fromme Frau 67
Überraſchungen 95
Fünf Jahre 137
Tod einer frommen Frau 158
Munteres Leben 179
Sonntag 208

Stelle zu Nutzen um ſich breit niederzulaſſen; denn die ſind unſre eigentlichen Beherrſcher."

Es gab Stunden, ja Tage, in denen ſich Gotthard faſt ebenſo glücklich wie ehedem an Corneliens Seite fühlte und im Geſpräch mit ihr gleichſam ſein Herz vergaß — wie es denn möglich iſt eine Zeitlang an der Oberfläche des eignen Weſens zu zehren. Dann war er vollkommen im Gleichgewicht: ſein Verſtand, ſeine Erfahrung, ſeine Weltkenntniß, ſeine große Gutmüthigkeit machten ſich auf die angenehmſte Weiſe gelten, und ſeine Eigenthümlichkeit — die kleine Manie ſich unbedingt für und wider nichts zu entſcheiden, und über nichts zu einem eigentlichen Abſchluß kommen zu können, weil er den Entſchluß nicht fand — ſprach ſich nur in ergötzlicher Weiſe und zu harmloſer Neckerei auffodernd aus. Aber wenn er in die Tiefe hinabſtieg, er, der nicht gewohnt war in der Tiefe zu leben wo man Eins und ganz iſt — dann war er aus dem Gleichgewicht mit ſich ſelbſt, und er verwünſchte dieſe unſelige Liebe, die ihm das Mark der Seele zuſammen rüttelte — eine Prozedur, wie er oft zornig zu ſich ſelbſt ſprach, gegen die er ſein Lebenlang Abſcheu gehegt. Dieſe ſchneidende Ungleichheit ſeines Benehmens beſtärkte Cornelie in dem Glauben an ſeine leidende Geſundheit, und ſie ſehnte ſich nach dem

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie:
Romane und Gedichte:

Band	
1—2	Maria Regina. 2 Bde.
3—4	Doralice. 2 Bde.
5—6	Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8	Peregrin. 2 Bde.
9—10	Eudoxia. 2 Bde.
11—12	Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14	Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16	Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18	Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20	Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22	Nirwana. 2 Bde.
23—24	Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26	Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28	Wahl und Führung. 2 Bde.
29	Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30	Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 20. Band.

Vergib uns unſere Schuld.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Vergib uns unſere Schuld.

Aus einem Tagebuche.

I.

Wer war er?

Ein einſamer Menſch. Einſam als Kind, einſam als Jüngling, einſam als Mann.

Er ſaß auf dem großen Balkon zu Goldenſtein. Da draußen war es ſtill, kühl und dunkel. Der Nachtwind ſäuſelte im Laube der mächtigen Bäume des Parks, ſtrich über Nachtviolen und blühende Orangenbäume und erfriſchte Herz und Nerven, die drinnen ganz matt geworden waren. Es war viel Beſuch gekommen, viel mehr Menſchen als gewöhnlich bewegten ſich hin und her in den ſtrahlend erleuchteten Räumen. Er war den Meiſten unbekannt. Denen, welche er kannte, wußte er eben nichts zu ſagen — wie ihm das nicht ſelten geſchieht — und Einigen wollte er nichts ſagen. Das Herz wurde ihm ſchwer und müde in dem Gewirr ohne Inhalt. So ein Salon iſt das Treibhaus der Oberflächlichkeit. Das fühlte er. Fort von hier! ſprach er zu ſich ſelbſt. Aber er meinte nicht bloß den Salon. Er ging hinaus und ſetzte ſich in den äußerſten Winkel des Balkons, wo er nichts von allem gewahr wurde, was drinnen vorging. Fort von hier — und bald! ſo ſprach er zu ſich ſelbſt: der Zauber iſt nicht gebrochen und der Zauberbann könnte immer ſtärker werden, ſo daß es ſchließlich unmöglich werden könnte, ihm zu entfliehen. Und er begann, zu überlegen, nach welchem Weltteil er ſeinen Wanderſtab ſetzen — und ob er überhaupt noch wandern und nicht vielmehr ſich fügen und dasjenige tun ſolle, was alle Menſchen genötigt ſind zu tun: ſich unterwerfen. Den Verhältniſſen, dem eigenen oder dem fremden Willen ſich unterwerfen und dieſes betrachten lernen als Lebensbedingung, oder als unausweichliches Schickſal, oder als höhere Fügung, oder einfach als den Willen Gottes: dahin wird allendlich jeder Menſch gedrängt. Warum alſo ſich drängen laſſen; warum nicht friſch und kühn, als mutiger Schwimmer, aus dem Nachen in's Meer ſpringen, bevor er an Klippen zerſchellt.

Weiß gekleidet, hoch und zart wie eine Elfenkönigin, trat Lady Blandford durch die mittlere der drei Türen auf den Balkon, ging bis zu deſſen Bruſtwehr vor und blickte ruhig in die Waldesnacht hinaus. Sie hatte einen Handſchuh ausgezogen. Mit ihrer ſchmalen, weißen Hand griff ſie in den duftenden ſpaniſchen Jasmin hinein, der aus großen ſteinernen Vaſen in reichen Ranfen über die Bruſtwehr quoll. Sie drückte ihr Angeſicht einen Augenblick in die friſchen Blumen, zog den Arom ein, brach ein Zweiglein ab und verſchwand elfenmäßig, wie ſie gekommen war. Harrte die Proſa des Lebens auch auf dieſe ſo poetiſche Erſcheinung? — Die Proſa ſelbſt betrat in der Perſon des Marquis de Sabrun den Balkon; ihm zur Seite ein anderer Franzoſe, beide verſunken in legitimiſtiſche Hoffnungen, die einen gewiſſen antediluvianiſchen Charakter hatten. Sie hielten ſich aber nur wenig Minuten im Freien auf, da die Marquiſe de Sabrun erſchien und ihren Gemahl erſuchte, ſeiner Emſer Kur zu gedenken und ſich nicht in der Nachtluft zu erkälten. Ein Gedankenſprung brachte ihn, den Einſamen, auf die Emſer Punktationen, welche vor etwa neunzig Jahren dem kleinen Badeort eine traurige Berühmtheit gaben und der Gegenſatz von jetzt und damals ging wie ein leuchtendes Geſtirn vor ſeinem Geiſt auf. Damals die Biſchöfe treulos ihrer apoſtoliſchen Stellung und Sendung, dienſtbar den falſchen Aufklärungsideen ihrer Zeit über das Verhältnis von Kirche und Staat. Jetzt die Biſchöfe von Staatswegen eingeſperrt zwiſchen Sträflingen, weil ſie ihrem apoſtoliſchen Beruf nicht treulos werden wollen. Martyrer für das höchſte Gut der Menſchheit, für die katholiſche Glaubenslehre, die ſie in ihrer vollen Unantaſtbarkeit, wie die Kirche ſie durch zwei Jahrtauſende bewahrt hat, ungetrübt durch ſtaatliche Einmiſchung, dem Gewiſſen der Gläubigen erhalten wollen; — echte Martyrer, d. h. Zeugen für die Wahrheit des Chriſtentums, Zeugen für die ewige Liebe des menſchgewordenen Gottes, Zeugen für den katholiſchen Glauben, wie einſt Ignatius, wie einſt Cyprianus es waren, als ſie den Todesgang gingen. Martyrer ſind noch immer Sieger geweſen und zwar deshalb, weil ſie die Sache Gottes führen, die ſchließlich nicht untergehen kann. „Gott allein iſt der Sieger!“ ſpricht ſogar der Muſelmann; aber freilich iſt der ein ganz anderer Mann, als ein moderner Geſetzfabrikarbeiter in Reich-, Land- und ſonſtigen Tagen, der im Solde von Aktiengeſellſchaften ſteht. O armes, o braves deutſches Volk, von welchen Gewalten wirſt Du geknechtet! wann wird der Tag kommen, der Dir die Freiheit bringt, nach Deinem Glauben zu leben, zu handeln, Dich zu bewegen, Dich anzurufen! Kommen wird dieſer Tag! Das iſt ſo gewiß, als hinter uns Jahrtauſende liegen, in deren Geſchichte mit eiſernem Griffel eingegraben iſt, daß die Macht von Gott ſtammt, daß ſie im Namen Gottes geübt werden ſoll, und daß ihr Mißbrauch furchtbar ſich rächt. Die Geſchichte iſt jene geheimnisvolle Hand, die bei König Balthaſar's Feſtmahl, wo die goldenen Gefäße des Tempels die Tafel zierten — ihr grauenhaftes Mene Tekel an die Wand ſchrieb.

Frühling, weil ſie von ihm günſtigen Einfluß auf Gotthard hofte. Er kam denn auch endlich, der Frühling, ſpät wie die Bergnatur das mit ſich bringt, aber um ſo kräftiger je mehr er den winterlichen Widerſtand bekämpfen muß. Gotthard ſaß eines Tages in Corneliens Zimmer am Fenſter, blickte über den ſchillernden Spiegel des Sees hinweg auf die fernen Schneeberge von Glarus und Appenzell, und ſagte:

„Ja, es iſt ſchön hier, aber meine Steiermark iſt doch noch ſchöner, noch grüner, noch primitiver, noch unentweihter durch die Cultur. Dieſer fürchterliche Handel und Wandel, dieſe betäubende Induſtrie, haben dort noch nicht ihren Thron aufgeſchlagen. Hier iſt das Bergmädchen, Natur, doch ſchon gar zu ſtädtiſch herausgeputzt, und durch Betriebſamkeit halb frivol und halb ſpekulirend geworden, was ihre angeborne Naivetät ſehr entſtellt. Ich wollte, Gräfin, Sie kennten meine Steiermark.“

„Meine Augen ſollen wie es ſcheint nicht gar viel auf der Erde kennen lernen, entgegnete Cornelie, ſondern nur Weniges, und das — bis auf den Grund. Ich hab' ſo ein anſchmiegendes Gemüth, ſetzte ſie lächelnd hinzu, was ich ſo recht kenne, gewinne ich lieb und erſehne nichts darüber hinaus.“

Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, ſitzt lieber eingeſperrt bei den Biſchöfen im Zuchthaus, als bei König Balthaſar's Gaſtmahl. — —

Der Einſame fuhr aus ſeinen Gedanken auf, als unter der Tür neben ihm ihre friſche, klingende Stimme ſprach:

„Nein, das iſt nicht möglich! ein Atemzug in reiner Luft ſchadet der Kehle nicht. Wäre das der Fall, ſo müßten Nachtigall und Lerche, die nachts oder in der Morgenfrühe ſingen, beſtändig heiſer ſein.“

Sie lachte und trat auf den Balkon hinaus. Sie bemerkte ihn nicht; ihr Auge war noch geblendet vom Kerzenſchein. Prinz Guido folgte ihr und ſagte:

„Heiſer darf jetzt niemand werden, ſo lange wir unſern vierſtimmigen Kirchengeſang üben. Aber wer ſoll die vierte Stimme ſingen?“

„Ich denke Herr von Turn,“ erwiderte ſie.

„Warum nicht Baron Regensberg, der ein ſo ausgezeichneter Muſiker iſt?“

„Ja! . . . doch ſeine Stimme iſt dahin.“

„Er verſteht zu ſingen, er hat die gute Manier des Geſanges und kann mit dem Reſt ſeiner Stimme viel mehr machen, als Herr von Turn, der ganz ungeübt iſt und von der Schwierigkeit des Kirchengeſanges wahrſcheinlich keine Ahnung hat, da er nur nach dem Gehör ſingt.“

„Meinen Sie? Nun, ſo gebe ich Herrn von Turn auf."

Damit ging ſie durch die entfernteſte Tür in den Salon zurück.

Es ging ihm durch's Herz. Nicht der Vorzug, den ſie dem Baron Regensberg gab, der in der Tat der beſſere Sänger, wenn auch nicht die beſſere Stimme iſt; ſondern die Art, wie ſie es tat, wie ſie augenſcheinlich dem Prinzen zu Gefallen ſagte: Sie meinen es? nun dann gebe ich Herrn von Turn auf. -- Es lag der Wunſch darin, mit dem Prinzen übereinzuſtimmen — mit dieſem Mann, von dem die Sage geht, daß ſie die Wahl zwiſchen ihm und Lord Waldegrave gehabt hat. Was iſt das nur für eine traurige Schwäche im Charakter des Weibes, daß ſie heute wünſcht, was ſie geſtern zurückwies und daß ihr morgen dasjenige gefalle, was ihr heute mißfiel. Haben ſie denn kein Herz, keine Seele — die Frauen? ſind ſie denn wie Wolkengebilde, die mit jedem Lüftchen wechſeln? — Nein! ſo iſt der Mann nicht! ich bin nicht blind für mein Geſchlecht eingenommen. Iſt das Weib ſchwach, ſo iſt der Mann brutal; das leugne ich nicht — und dieſes iſt nicht beſſer als jenes. Allein dieſe unerhörte Wandelbarkeit der Gefühle, kraft welcher das Weib jetzt im Himmel und jetzt in der Hölle zuhauſe iſt — die iſt denn doch dem Manne fremd. -- — So dachte er, im Zorne halb und halb vor

Schmerz. Er weiß ſehr wohl, daß eine höhere Kraft den Töchtern der Luft wie den Söhnen der Erde innewohnen und ſie zu höheren Dingen befähigen kann, als die ſind, welche ihrer Naturanlage entſprechen. Arme Dea! arme ſchöne Göttin! armes, bewundertes Ideal! wird dieſe höhere Kraft ihr zuteil werden? — —

Er ſaß da in ſeinem dunkeln Winkel wie außerhalb der Welt und Bruchſtückbilder der Welt zogen flüchtig an ihm vorüber. Das freute ihn. Nicht mit dem Leben der Welt, wohl aber mit jedem Leben des Menſchen fühlte er ſich ſympathiſch verbunden. Am meiſten freilich mit ihr. Und darum ſtand es auch feſt: er wollte heimkehren in ſein ſtilles graues Haus. Er war einmal, ahnungslos, in die Gefahr geraten, eine heftige Leidenſchaft für die Frau eines andern, ſeines Freundes, zu faſſen; — zum zweiten Mal ſollte das nicht geſchehen und da gab es kein beſſeres Mittel, als ſeine Abreiſe. — — Nun traten zwei Damen auf den Balkon. Sie hatten Mantillen über Kopf und Schultern geworfen, was auf die Abſicht des längeren Verweilens deutete, und er hörte Gräfin Henriette fragen: Liebe Dea, wer iſt Herr von Turn? Da ſtand er auf und ging in den Salon. Die beiden Damen werden ihn kaum bemerkt und gewiß nicht beachtet haben.

Lord Waldegrave kam ihm entgegen und ſagte: „Endlich! wo ſtecken Sie denn? ich habe Sie ſchon in Ihrem Zimmer geſucht! . . . Ich muß nach England; ſogleich. Es iſt eine katholiſche Demonſtration im Gange, zu welcher meine Freunde mich rufen. Ich breche auf mit dem Tage.“

„Sie werden doch Lady Waldegrave mitnehmen?“ rief er unbeſonnen.

„Keineswegs! ſie erwartet ihren Vater in den nächſten Tagen . . . und weshalb ſollte ich ſie mitnehmen, da ich vielleicht nur eine Woche, höchſtens zwei, abweſend ſein werde,“ antwortete Lord Waldegrave höchſt verwundert.

„Weil eine große katholiſche Demonſtration möglicher Weiſe einen ſtarken günſtigen Eindruck auf Lady Waldegrave machen würde,“ entgegnete er.

„Laſſen Sie doch ihre fixe Idee fahren!“ rief Lord Waldegrave hellauf lachend, „und benutzen Sie nicht etwa meine Abweſenheit, um mit meiner Frau über Religion zu ſprechen. Das iſt nun einmal ein verpöntes Thema.“

„Seien Sie ohne Sorge meinetwegen! ich werde überhaupt nicht mit ihr ſprechen, denn ich habe auch einen Ruf bekommen und muß auf einige Zeit in meinem Turm hauſen.“

„Es iſt mir lieb, daß es während meiner Abweſenheit geſchieht,“ entgegnete Lord Waldegrave herzlich: „ſo wie ich heimkehre, klopfe ich an Ihre Tür.“

Als man ſich am nächſten Tage zum Gabelfrühſtück verſammelte, verkündigte Lady Waldegrave die ſchleunige Abreiſe ihres Mannes, ſeine baldige Rückkehr und daß ſie bereits ihrem Vater einen Boten geſchickt und ihn gebeten habe, den Platz des abweſenden Hausherrn zu erſetzen. Lord Dudley verſicherte, daß man ſich unter dem Szepter einer Dame ganz vortrefflich befinde, beweiſe Englands Geſchichte unter Königin Eliſabeth; worauf der junge Graf Ewrich mit unerhörter Gedankenloſigkeit verſetzte, Lord Dudley denke ohne Zweifel an Robert Dudley, Graf von Leiceſter — worauf Lady Waldegrave, über die Taktloſigkeit ihres jungen Vetters lächelnd, hinwegging und ſagte:

„Lord Dudley wird ſich keiner Felonie gegen die Schloßfrau ſchuldig machen — deſſen bin ich gewiß.“

Der Marquis de Sabrun fühlte ſich berufen, noch höher zu gehen, als Lord Dudley und ſprach von der heiligen Walburge, welche als Äbtiſſin Nonnen- und Mönchsklöſter mit ihrem Hirtenſtab regiert habe; — worauf Lady Waldegrave wieder unendlich taktvoll erwiderte:

„Allen dieſen erhabenen Vergleichen mit Königinnen und Heiligen macht die Ankunft meines Vaters bald ein Ende.“

Es war zu heiß um Crocket zu ſpielen oder einen Spazierritt zu machen. Man ging ins Billardzimmer. Mademoiſelle d'Aubespine ſpielte ausgezeichnet Billard. Es war ihre Spezialität, wie ſie ſcherzend ſagte. Im Billard und im Schach gewann ſie alle Partien und keiner der Herren wagte es mit ihr aufzunehmen. Sie wendete ſich an den Einſamen und ſagte verbindlich:

„Herr von Turn, Sie ſind mir ohne Zweifel im Schach ſo überlegen, daß Sie mir meine kleinen Lorbeerkränze nicht rauben wollen. Aber ich bitte, laſſen Sie uns eine Partie machen.“

Sie nahm am Schachbrett-Tiſch Platz; er ſetzte ſich ihr gegenüber und in einer Viertelſtunde war ſie beſiegt.

„Das Geklapper des Billards ſtört mich,“ ſagte ſie mit einem Anflug von Unmut.

Er ſchlug ihr vor, in einem andern Salon eine zweite Partie zu ſpielen; ſie lehnte es ab. Da ging er zu Lady Waldegrave, neben welcher merkwürdiger Weiſe in dieſem Augenblick Prinz Guido nicht ſeinen Platz eingenommen hatte und ſagte:

„Ich beurlaube mich bei Ihnen.“

„Iſt es möglich!“ fiel ſie ein: „Sie gehen, weil Manfred fort iſt!“

„Nicht deshalb! ich gehe, weil ich doch einmal fortgehen muß und weil ich die kleine Arbeit, welche wir jüngſt im grauen Hauſe beſprochen, vornehmen möchte.“

„Ach Sie wollen Ihre illuſtrierten Reiſeſkizzen ordnen. Können Sie das nicht hier tun? — ich hatte mich ſo gefreut, Ihnen dabei behilflich zu ſein . . . allein man kommt hier nicht zu ruhiger Arbeit. Ich rühre keinen Pinſel an.“

„Das iſt eine Schattenſeite des ſonnigen Goldenſtein; die Zerſtreuung wirkt betäubend auf Geiſt und Herz.“

„So arg iſt es denn doch nicht!“ rief ſie mit einer kleinen wegwerfenden Miene.

„Nicht von Ihnen ſprach ich; nur von mir.“

„Nein, Sie haben ganz Recht,“ ſagte ſie mit jener Aufrichtigkeit in ihren guten ſchönen Augen, die ihm zu Herzen ging: „es iſt gar nicht heilſam fort und fort in Saus und Braus zu leben. Man wird oberflächlich. Aber Manfreds Verhältniſſe verſetzen uns in dieſen Tumult und Manfred ſagt, die Erfüllung der Standespflichten verdiente die erſte Berückſichtigung.“

„Ich denke denn doch, daß er die Pflichten gegen Gott, als die höchſten, die außer jedem Vergleich mit den übrigen ſtehen, genannt haben wird. Mir ſcheint aber, daß der liebe Gott zu kurz kommt, wenn uns der Tumult der Welt oberflächlich macht, wie Sie ſo eben aus voller Überzeugung ſagten.“

„O!“ rief ſie, wenn ich ernſt werde und ernſt reden höre, ſo finde ich das Leben unerträglich ſchwer.“

„Wird es leichter durch Oberflächlichkeit? durch Betäubung?“

„Ja! man ſpürt nicht ſo die Konflikte."

„Das iſt kein gutes Wort."

„Aber ein ehrliches! . . . und wann werden Sie wiederkommen?" ſetzte ſie hinzu: „recht bald, nicht wahr?"

Sie reichte ihm die Hand zum Abſchied, drückte die ſeine herzlich und ſagte:

„Sie meinen es wahrhaftig gut mit mir, das fühle ich, und dafür bin ich Ihnen aufrichtig dankbar . . . bin es auch immer geweſen, ſo daß Manfreds Nilgrille — wie ich es nenne — mir recht weh tat. Ich hoffe, Sie bleiben immer mit uns befreundet, obſchon Ihre Einſiedelei Ihnen lieber iſt, als Goldenſtein."

Er ſchwieg. Was hätte er ſagen ſollen? Abends war er im grauen Hauſe.

II.

Ja, wer iſt er, dieſer einſame Menſch? — die Leute haben wohl recht, ſo zu fragen. Fragt er doch ſelbſt ſo — und niemand kann ihm Antwort geben. Sie, die es gekonnt hätte, ruht im Grabe — und bis zum Grabe ſchwieg ſie.

Vor ſechsundzwanzig Jahren zog eine junge Frau mit einem Knaben von vier bis fünf Jahren in das graue Haus ein, das ſie von einem Großoheim geerbt hatte. Sie ſchrieb ſich Eleonore von Turn; den Knaben rief ſie Georg. Eine Dienerin begleitete ſie und eine andere Dienerin fand ſie vor: dieſe vier Perſonen bildeten den Hausſtand.

Das graue Haus, wie die Leute es nannten, war ein plumper Steinkaſten, würfelförmig mit drei breiten Fenſtern auf allen vier Seiten des erſten Stockwerks, welches auch das einzige über den Gewölben des Erdgeſchoſſes war. Ein hohes ungeſchicktes Dach lag wie ein ſchwerer Deckel auf dem Kaſten. Alte kräftige Nußbäume verſteckten teilweiſe deſſen Unſchönheit und gaben ihm einen traulichen Charakter. Auf drei Seiten umgab ein gepflaſterter Hof das Haus. Auf der vierten lag ein Raſenplatz, aus deſſen Mitte ein prächtiger Nußbaum ſich erhob, unter welchem eine Bank und ein Tiſch ſtanden. Vom Hof war der Raſenplatz durch eine hohe Himbeerhecke geſchieden und ein ſchmales grünes Türchen gewährte den Einlaß. Ein ſauberer Kiesweg umgab den Raſenplatz und ein munteres Bächlein, das in einem tiefen ſteinigen Bett floß, trennte ihn vom Garten des Nachbars. Das ganze Gehöft war nach der Chauſſee zu umgeben und abgeſchloſſen von einer Mauer, über welche der Fußgänger nicht blicken konnte und deren innere Wand von wildem Wein dicht bewachſen war. Das Fleckchen Erde, welches dieſe Mauer gleichſam herausſchnitt aus der übrigen Welt, war das Paradies des Knaben. Er war einſam, ja! aber er wußte nicht, daß eine gewiſſe Entbehrung darin liege oder liegen könne.

Seine Kameraden waren die Hühner und die Tauben, gelegentlich die Spatzen und Schwalben, die er fütterte; war der Hofhund, mit dem er ſich balgte, waren die Schmetterlinge, die er haſchte, war jedes lebende Kreatürlein im Laube, im Graſe, im Sande, mit dem er Freundſchaft ſchloß. Und dann hatte er die Mutter.

Sie war eben die Mutter; ſie war ein Univerſum der Liebe für ihn. Zu denken verſtand er damals nicht und ſo wird ſie ihm denn damals auch keineswegs ſo wunderbar erſchienen ſein, wie das ſpäter der Fall war. Aber ſie füllte ſein kleines Herz aus und ſenkte mit ihrer Liebe große und himmliſche Gedanken hinein, die, ſo zu ſagen, darin träumten, bis ſie ſich allmählich zum Verſtändnis entwickelten. Da hatte er einen Schatz im Herzen, ohne zu wiſſen, wie er dazu gekommen ſei. Aus den Worten der Mutter lachten ihn die unendlich lieblichen Bilder von der Schöpfung durch einen himmliſchen Vater und von dem Leben des Menſchen im Paradieſe an, und ſie lachten wieder aus ſeiner Seele heraus. Ein fröhlicheres Kind gab es wohl nie.

Fröhlich war die Mutter nicht; doch immer liebevoll und mild, wenn ſie auch zuweilen ſehr ernſt war — auch ernſt mit ihm. Denn im Garten ſeiner Seele ſchoß auch das traurige Erbe der gefallenen Natur auf, allerlei Unkraut von Stolz und Eigenwillen und kindiſchem Dünkel. Doch

„Wie ein Schweizer See, begrenzt und tief — ſprach Gotthard, der Beſchreibung eingedenk, die ihm einſt Madame Orzelska von Cornelien gemacht — ſo ſind Sie, Gräfin! und ich habe ſchon öfter die Bemerkung gemacht, daß es eine gewiſſe Analogie zwiſchen den Characteren und den Stätten der Erde giebt zu denen ſie ſich hingezogen fühlen. Zuweilen iſt es Sympathie, zuweilen Bedürfniß der Ergänzung, zuweilen der Wunſch innere Bilder ſinnlich dargeſtellt zu ſehen.“

„Und wenn Sie Sich Selbſt fragen — welcher Stätte würden Sie den Vorzug geben? ſprechen Sie! ich will daraus nach Ihrem Beiſpiel, Schlüſſe auf Ihren Character machen.“

Gotthard wendete ſich zu Cornelien, ſah ihr feſt in die Augen, und deutete ſtumm mit dem Finger auf den Teppich zu ihren Füßen.

„Daraus ſchließe ich denn, ſprach ſie ſeiner Pantomime folgend, daß Sie gar keinen Character haben, ſondern nur Launen und Einfälle.“

Je nachdem er geſtimmt war, nahm Gotthard eine ſolche Aeußerung als Scherz oder als Vorwurf hin. Diesmal dünkte es ihn ein tödtlicher Vorwurf. Leichenblaß ſtand er auf, und ſagte ernſt:

„Leben Sie wol! Sie verachten mich! es iſt möglich daß ich keinen Character habe .... allein ich ſie duldete es nicht. Er mußte Hand anlegen und es tapfer ausrotten — ſo weit es eben ging. Wer kann ſagen, daß er es vertilgt habe? Er gewiß nicht.

Dies waren die erſten Zeiten im grauen Hauſe.

Einſam wie das Kind lebte auch die Mutter und auch ſie war — oder ſchien — nicht dadurch gedrückt zu ſein. In dem großen altertümlichen Zimmer, mit den ſchwerfälligen vom Alter geſchwärzten Tiſchen, Schränken und Stühlen von Nußbaumholz, ſaß ſie in einer der tiefen Fenſterniſchen, fleißig beſchäftigt mit der Nadelarbeit, die in einem beſchränkten Haushalt der Hausfrau obliegt. Von dieſem Platz aus konnte ſie das Kind im Auge behalten, wenn es auf dem Hof oder im ſogenannten Garten ſein fröhliches Weſen trieb. Zuweilen unterbrach ſie die Arbeit, deren mechaniſches Einerlei ſie ermüden mochte und las in den großen Büchern, welche im Nebenzimmer wohlgeordnet und ſauber gehalten in Reih und Glied an den Wänden ſtanden und vom Kinde nie anders als mit reſpektvoller Verwunderung betrachtet wurden. Hatte ſie abends das Kind zur Ruhe gebracht, ſo ſetzte ſie ſich an ihr Pianino und es entſchlief unter dem Geſang ihrer ſchönen, ſchwermütigen Stimme. Die heilige Meſſe in der Frühe, abends ein paar Stunden Muſik —das war ihre Stärkung, ihre Erquickung, ihr Genuß und ihre Freude vor und nach dem wechſelloſen Einerlei ihrer Tage.

Von der Kirche her kannte ſie die Bewohner des Städtchens, allein ſie ging zu niemand und niemand kam zu ihr. Eine Ausnahme machte ſie doch für den Pfarrer: ſie beſuchte ihn zuweilen und während ſie mit ihm ſprach, durfte das Kind im Garten des Pfarrhauſes umherlaufen — eine beglückende Erlaubnis, weil in dieſem Garten tauſend Herrlichkeiten waren, die dem Raſenfleck des grauen Hauſes fehlten.

Der Pfarrer war im Außeren eine ernſte, faſt ſtrenge Erſcheinung, eine ehrfurchtgebietende aſcetiſche Perſönlichkeit; — allein das Kind mußte ihm wohl tief ins Auge und durch das Auge ins Herz geblickt haben, denn es ſpürte nicht die mindeſte Scheu vor ihm und der Jubel war groß, wenn die Mutter einmal ſagte:

„Komm, Georg, wir gehen zum Herrn Pfarrer.“

Leider geſchah es äußerſt ſelten. Mit der Zeit trat eine Veränderung ein. Das Kind wurde zum Knaben und der Knabe wurde in die Vorſchule aller Wiſſenſchaften, in die mühſeligen Geheimniſſe des ABC eingeweiht. Dies beſorgte die Mutter. Kindliche Zerſtreuung abgerechnet und flüchtige Unluſt, die fortwährend durch den heilſamen Gedanken der Pflicht bekämpft wurde, lernte er gern und leicht. Die Mutter war während der erſten Jahre ſeiner kleinen Studien ſein einziger Lehrer und nicht bloß durch den Unterricht, ſondern mehr noch durch den beſtändigen Umgang mit ihr wußte er viel mehr, als man in ſeinem Alter zu wiſſen pflegt; — nur nicht ſo ſyſtematiſch, wie die Schuldreſſur es erheiſcht. Da ſprach eines Tages die Mutter:

„Georg, von Montag an wirſt Du täglich zum Herrn Pfarrer gehen; er will ſo gut ſein, Dir lateiniſchen Unterricht zu geben.“

„Alle Tage!“ jubelte er.

„Ich hoffe, Du machſt dem Herrn Pfarrer durch Deinen Fleiß recht viel Freude,“ ſagte ſie weiter: „er will Dich zum Beſuch des Gymnaſiums vorbereiten.“

Dies minderte ſeine Freude und er verſetzte:

„Ich möchte lieber alles vom Herrn Pfarrer lernen.“

„Das geht nicht an, Georg! das würde ihn ſehr beläſtigen. Lerne jetzt recht fleißig, dann wird auch das Gymnaſium Dich freuen,“ entgegnete ſie.

„Meinſt Du?“ fragte er gedankenvoll — denn wie alle Kinder, die einſam erzogen werden, hatte er eine gewiſſe Scheu vor fremden Leuten und vor einem tumultuariſchen Treiben. — —

Sechs ſtille Jahre waren für die Bewohner des grauen Hauſes in ungeſtörter Ruhe verfloſſen, als ſie von einem unerwarteten Schlag getroffen wurden: der Pfarrer ſtarb im ſchönſten Mannesalter. Außer ſich vor Schmerz war der Knabe, zerbrochen von Schmerz die Mutter. Nie hatte er ſie weinen ſehen und jetzt ſchwamm ſie in Tränen. Noch in den letzten Stunden des Pfarrers war ſie bei ihm geweſen, hatte lange mit ihm geſprochen, dann auch den Knaben hereingerufen, mit demſelben vor dem Sterbebett gekniet und den Scheidenden um ſeinen prieſterlichen Segen für ſich und den Knaben gebeten. Dann, aufgelöſt in Tränen, war ſie in die Kirche gegangen, indem ſie zum troſtloſen Knaben ſprach:

„Unter den Menſchen haben wir keinen Freund mehr, Georg! wir müſſen fortan ganz allein an unſern göttlichen Freund uns halten.“

„Aber der ſpricht nicht mit mir!“ ſchluchzte der Knabe.

„Doch! doch!“ antwortete ſie gefaßter und tröſtend: „man muß nur ſehr genau nach ihm hinhorchen.“

Und vor dem Tabernakel niederknieend ſetzte ſie flüſternd hinzu:

„Sieh, mein Sohn, dort wohnt der einzige, der uns nie verläßt.“

Es kam ihm aber doch ungeheuer traurig vor, auf der weiten Welt keinen Freund zu beſitzen — obſchon er ſich nicht klar zu machen wußte, was das eigentlich ſei, die weite Welt; — und die Mutter troſtlos weinen zu ſehen, was er nie geſehen hatte, das war ein verſchärfter Stachel für ſeine

Traurigkeit: genug, er empfand den erſten bittern Schmerz ſeines Lebens, welchen Ströme von Tränen nicht ſogleich beſchwichtigten, wenn ſie auch ſchnell verſiegten.

Die Unterbrechung der Studien ſchmerzte ihn nicht minder als die Mutter. Würde der neue Pfarrer den Unterricht fortſetzen? würde er ſo liebreich, ſo gütig ſein, wie der Verſtorbene? . . . Auf dieſelbe Liebe — er würde geſagt haben väterliche Liebe, hätte er gewußt, was das ſei, ein Vater — durfte er nicht rechnen. Er fing an, dem neuen Pfarrer gram zu werden, bevor derſelbe da war. Als er aber erſchien, ſöhnte ſich der Knabe ſogleich mit ihm aus, obſchon der neue Pfarrer, ſowohl im Charakter, als in der äußern Erſcheinung das Gegenteil des Verſtorbenen war. Gerade das war ihm bei dem Knaben günſtig. Er ſprach zur Mutter:

„Ganz anders iſt er . . . und nur ebenſo gut.“

Er vergaß den Verſtorbenen nicht; allein der war ja im Himmel ſo gut aufgehoben, daß man ſich nicht mehr um ihn grämen konnte; die Lücke in ſeinem kleinen Herzen war ausgefüllt. Ja, mehr als das! ſein Herz wurde überfüllt.

Der Pfarrer trat ſein Amt zur Zeit der allgemeinen Schulferien an. Ein vater- und mutterloſer Knabe, ſein Neffe, der in einem Inſtitut erzogen wurde, brachte ſeine Vakanzen bei dem Oheim zu und zog mit ihm in's Pfarrhaus ein —

gar ein ſchöner Knabe mit reichen blonden Locken und klugen blauen Augen.

Der Pfarrer machte der Mutter einen Beſuch und ſie beſprach ſogleich dasjenige mit ihm, was ihr damals ſorgenvoll am Herzen lag: den Unterricht ihres Sohnes. Der Pfarrer ging mit freundlichſter Bereitwilligkeit auf ihre Bitte ein und ſagte, da er eben jetzt den Evangeliſt bei ſich habe, den er während der Ferien doch etwas in Gewohnheit der Studien erhalten müſſe, ſo mache ihm der Unterricht gar keine Mühe und ſei für beide Buben durch Wetteifer höchſt erſprießlich. Die Mutter liebte für ihren Buben durchaus nicht irgend eine Kameradſchaft und verlangte auch keinen ſpornenden Wetteifer für ihn. Es war aber nicht zu ändern. Sie beſchränkte ſich darauf, den Pfarrer zu bitten, ihr einmal den Kleinen zu ſchicken, damit ſie die Bekanntſchaft des Schulgefährten ihres Sohnes machen könne. Er ließ ſich nicht lange erwarten und blickte ſie mit ſeinen großen Augen treuherzig und verſtändig an. Die Mutter fragte ihn wie man ihn rufe.

„Evangeliſt!“ antwortete er: „Johann Evangeliſt bin ich getauft. Ich will geiſtlich und Miſſionär unter den Heidenkindern werden und deshalb ruft mich der Onkel — Evangeliſt.“

„An ſo etwas haſt Du wohl noch nie gedacht?“ ſprach die Mutter lächelnd zu ihm, der ganz verblüfft den kleinen Glaubensboten anſtarrte.

„Nie!“ antwortete er ehrlich.

„Das wird ſchon kommen,“ verſetzte Evangeliſt ſo ſicher, als handele es ſich um die Löſung eines Rechenexempels.

Auf dieſe Weiſe knüpfte ſich eine Bekanntſchaft an, welche bald in lebhafte Freundſchaft überging, obſchon Evangeliſt, wahrſcheinlich im Bewußtſein ſeiner künftigen Würde, immer eine gewiſſe Superiorität behauptete, welcher ſich der andere um ſo lieber unterwarf, als er ein Jahr jünger war.

Als die Schulferien zu Ende waren und Evangeliſt in ſein Inſtitut zurückkehrte, gab es wieder bittern Kummer, den jedoch die Ausſicht auf die nächſte Vakanz lichtete. Kinder haben keinen Maßſtab für die Zeit, denn ſie ſind Neulinge in ihr. Ein Wiederſehen im nächſten Sommer iſt für ſie nicht viel anderes, als in der nächſten Woche. Sie wiſſen nicht, was alles dazwiſchen liegen kann. Die Freundſchaft mit Evangeliſt, mochte dieſer im Inſtitut oder bei dem Pfarrer ſein, blieb eine beſtändige Freude für den einſamen Knaben, die ihn zu allem Guten aneiferte, indem er ſich aus allen Kräften bemühte, dem überlegenen Freunde möglichſt ähnlich zu werden.

„Schau, Georg, wie Gott ſo gut für Dich iſt,“ ſprach die Mutter: „er hat uns unſern erſten Pfarrer genommen, um Dir einen kleinen Freund zuführen zu können.“

„Aber Dir hat er nichts zum Erſatz gegeben.“ ſagte er bedauernd und zärtlich.

„Nein! das wäre zu viel geweſen,“ entgegnete ſie ruhig.

Ihr Opfer wurde ſeine Freude. Klar war ihm das nicht, allein er fühlte es. Zuweilen fragte er ſich, weshalb er keinen Vater habe, keine Großeltern, keine Geſchwiſter, ſo wie das bei anderen Kindern zu ſein pflegte. Es tröſtete ihn, daß Evangeliſt geſagt habe, Vater und Mutter wären ihm längſt geſtorben.

„Iſt mein Vater ſchon lange tot?“ fragte er einſt die Mutter.

„Sehr lange,“ verſetzte ſie.

„Iſt er hier geſtorben als ich ganz klein war?“ fragte er weiter.

„Als Du ganz klein warſt — ja! . . . aber weit von hier.“

Er wußte nichts weiter zu fragen, allein es tat ihm weh, keinen Vater zu haben. Er umarmte die Mutter und rief ſtürmiſch:

„Wenn ich groß bin, will ich alles für Dich tun, was mein Vater für Dich getan hätte, wäre er nicht ſo früh geſtorben.“

„Das iſt brav von Dir,“ ſprach ſie ruhig und küßte ſeine Stirn.“

Aufregung des Gefühls nahm er nie an ihr wahr. Welchen Kampf ſie gekämpft haben mußte, um mit ihrem Charakter ſo weit zu kommen, ahnte er erſt ſpäter, als auch er die Region der Stürme betrat.

Der gute freundliche Pfarrer gab ihm vortrefflichen Unterricht; die Mutter half nach und überwachte ſeinen Fleiß; der Wunſch, Schritt zu halten mit Evangeliſt, gab ihm Beharrlichkeit; die Freude, Evangeliſt von einer Vakanz zur andern wiederzuſehen, erhielt ihn in Friſche und Munterkeit. Gelehrig war er auch und ſo machte er tüchtige Fortſchritte. Der Pfarrer erklärte, nunmehr müſſe er das Gymnaſium beſuchen. Im Städtchen ſelbſt gab es ein ſolches nicht; wohl aber gerade gegenüber auf dem linksrheiniſchen Ufer ein recht gutes in einer größeren Stadt. In der Frühe brachte ein kleiner Nachen ihn ſchnell hinüber und abends heim. Der Pfarrer hatte auf die Bitte der Mutter es ſo eingerichtet, daß er bei einem der Gymnaſiallehrer beköſtigt wurde und ein Kämmerlein hatte, wo er unter Tages ſeine Arbeiten machte. Auf dieſe Weiſe kam er zu einem Anfang von Unabhängigkeit, der ihn ungemein freute und ihm noch mehr Zärtlichkeit für die Mutter gab, eben weil ſie die Zügel lockerer hielt.

Evangeliſt beneidete ihn wegen ſeiner Unabhängigkeit und wünſchte lebhaft, der Pfarrer möchte für ihn die gleiche Einrichtung treffen. Der Pfarrer aber war anderer Anſicht, fand Evangeliſt gut aufgehoben im Inſtitut, wohin ein Bruder des verſtorbenen Vaters den Knaben gegeben hatte und für ihn ſorgte — und konnte bei ſeinen beſchränkten Mitteln nicht daran denken, die pekuniäre Sorge auf ſich zu nehmen. Die Ferienzeit blieb eine Feſtzeit für die Knaben und die lichteſten Punkte derſelben waren jene Tage in welchen die Mutter mit ihnen eine Rheinfahrt machte, ſei es hinab zum heiligen Köln, hinauf zum goldenen Mainz. Nicht bloß das, was ſie dabei vor Augen hatten und zu ſehen bekamen, weckte ihr Intereſſe, ſondern auch das, was ſie hörten. Die Mutter hatte nicht vergeblich die ernſten Bücher in des Großonkels Bibliothek geleſen; ſie hatte ein treues Gedächtnis und verſtand zu erzählen. Sie trug in ihrem Herzen eine warme Liebe für Deutſchland. Die Geſchichte des deutſchen Volkes, ſeiner Größe, ſeiner Taten, ſeiner Kämpfe, ſeiner Leiden, ſeiner ganzen herrlichen Vergangenheit verſchmolzen mit allen Schmerzen ſeiner Gegenwart, war in ihr lebendig — und aus dieſer innern Fülle heraus ſprach ſie zu den Knaben und prägte der jugendlichen Einbildungskraft leuchtende Taten, edle Geſtalten, großartige Erſcheinungen, nicht als vorüberfliegende Vorſtellungen, ſondern als etwas Bleibendes ein, als ein Gemeingut des Volkes, als einen Schatz, den jeder Einzelne beſitze, um ſich daran zu bilden und zu erquicken. Mehr auf den Sohn, als auf Evangeliſt wirkten dieſe Erzählunhabe ein Herz — und das treten Sie mit Füßen! alſo leben Sie recht, recht wol, denn ich kann nicht länger bei Ihnen leben.“

Ohne Gruß, ohne Händedruck ging er. Cornelie hatte Luſt ſich ihm in den Weg zu werfen, ſo leid that er ihr.

„Gotthard!“ ſagte ſie bittend und ſtreckte die Hand nach ihm aus zur Verſöhnung. Er kehrte um, küßte ihre Hand, verließ das Zimmer, und kam nicht wieder.

Durch ſeine Abreiſe entſtand eine ungeheure Leere in Corneliens Leben. Nichts iſt verwöhnender als der Umgang mit einem Menſchen, bei dem man ſich in der tiefſten Eigenthümlichkeit verſtanden weiß. Mit einem ſolchen Verſtändniß iſt immer Aufrichtigkeit, Vertrauen und Zuverſicht gepaart, und wo dieſe herrſchen hat man ein Gefühl von Sicherheit, von Heimat, von Dach und Fach für die Seele — — was unendlich ſchmerzlich vermißt wird, wenn ein ſolcher Umgang aufhört. Jetzt, früher nie, bedrückte die Einſamkeit Cornelie. Sie wollte Anſprache, Mittheilung, Austauſch der Gedanken, Beſprechung einer Zukunft die ſich um Triſtan bewegte. Sie kam ſich verlaſſen und ausgeſtoßen vor. Sie hatte nicht einen Menſchen auf den ſie bauen, zu dem ſie ſagen durfte: Thue das für mich! Nicht gen, vielleicht deshalb, weil jener mehr Ähnlichkeit mit der Mutter hatte und überhaupt mehr unter ihrem Einfluß ſtand. Schwieg die Mutter, überließ ſich jeder von ihnen den eigenen Gedanken, während das Dampfſchiff durch den grünen Strom rauſchte, ſo ſchaute der Sohn hochauf und meinte für ſich, es ſei gewiß an der Zeit, daß ein anderer Kaiſer Otto aufſtehe, gen Rom ziehe und ſich dort mit der Krone des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation krönen laſſe und mit einem heiligen Papſt das Imperium mundi teile. Oder es ſchien ihm an der Zeit, daß ein anderer St. Bernhard rheinauf rheinab ziehe und die Völker aufrufe zum Kreuzzug gegen die Feinde des Chriſtentums. Ja, es dünkte ihm gar nicht übel, wenn eine andere St. Hildegard aufgeſtanden wäre, um durch himmliſche Weisheit irdiſchen Übermut zu züchtigen und zu belehren. Allein es kam weder ein Kaiſer, noch ſtanden große Heilige auf.

Er wuchs heran, ſtark und kräftig.

„O daß ich ein Pferd hätte um es zu bezwingen, zu tummeln, zu bändigen!“ ſprach er zur Mutter.

„Pferde zu halten iſt die Sache reicher Leute,“ antwortete ſie: „ich bin nicht reich. Aber bezwinge Dich ſelbſt und bezwinge den Strom — das iſt auch etwas wert.“

Er wurde ein guter, ein kühner Schwimmer und das freute ſie.

Er fand eine alte St. Georgs-Legende, welche ſo begann:

„Im Lande Cappadocia
„Die Prinzeſſin St. Georg ſah“ —

er las ſie der Mutter vor und ſprach darauf:

„Wenn mich doch eine Prinzeſſin zu Hilfe rufen wollte gegen einen Lindwurm — wie gern wollte ich ihr beiſtehen!“

„Das wird geſchehen,“ ſagte die Mutter.

Sprachlos vor Überraſchung ſah er ſie erwartungsvoll an. Sie fuhr fort:

„Eine ſehr edle Prinzeſſin, Deine Seele, wird Dich ganz gewiß zu Hilfe rufen gegen den Drachen Welt. Da kannſt Du Dich als St. Georgs-Schützling bewähren.“

Er dachte in ſeinem Sinn, es müſſe noch andere Prinzeſſinnen geben und ſetzte ſich nachdenklich auf die Gartenbank unter dem Nußbaum. Da ſchrie eine kleine Stimme:

„Georg! ein Untier! ach Georg!“

Er ſprang auf, ſetzte über den Bach und die Hecken und ſtand im Nachbarsgarten, wo ihm ein Kind ſchreiend entgegenſtürzte:

„Georg! ein furchtbares Tier! da! da!“

Das Tier war freilich kein Lindwurm, ſondern ein Igel und das Kind war keine Prinzeſſin, ſondern die vierjährige Mariane Sink — aber es war doch etwas, wie die Mutter geſagt hatte, und es freute ihn, das kleine geängſtigte Geſchöpf, um welches niemand ſich bekümmerte, beruhigen zu können. Dies war der Beginn ſeiner Freundſchaft mit Mariänchen, einem unſchönen, von den Eltern und von der Natur vernachläſſigten Kinde, das ſich dankbar an ihn hing, weil er es freundlich behandelte. Übrigens gab es nicht den mindeſten Verkehr zwiſchen der Mutter und der Familie Sink und der ſeine mit Mariänchen beſchränkte ſich darauf, daß er in ihren Garten hinüber ſprang, wenn er ſie ſtundenlang ganz allein dort geſehen hatte, ſie auf den Arm nahm und in ſeinen Garten verſetzte.

Immer reger wurde ſein Eifer für die Studien. Wie lange konnte es dauern und er bezog die Univerſität. Die langen Winterabende waren ihm nie zu lang, und wie waren ſie gemütlich! Rauſchte der Regen als Sündflut herab, brauſte der Strom, heulte der Sturm, überrieſelte der Schnee ganz ſtill die ſtille winterliche Erde: all dieſe Unbill der Elemente drang nicht in die Mauern des grauen Hauſes hinein. Ringsum waren die Fenſterläden dicht geſchloſſen. Im großen Zimmer ſaßen Mutter und Sohn am ſchweren Tiſch, der in der Mitte ſtand. Bücher und Schreibereien aller Art lagen um ihn herum. Sie las gewöhnlich auch oder nähte. Eine Lampe ſtand zwiſchen ihnen und beleuchtete hell die nächſte Umgebung. Der große Ofen von weißen und blauen

Kacheln, welche den Kampf des kleinen David mit dem Rieſen Goliath unzählige Mal darſtellten, verbreitete eine behagliche Wärme. Blickte er von der Arbeit auf, ſo ſah er das ſchöne edle Antlitz der Mutter, wie ſie mit geſenkten Augen in ihr Buch, oder auf ihr Nähzeug ſchaute, mit dem ſchwarzen glattgeſcheitelten Haar, welche ihre gedankenvolle Stirn umgab wie ein Rahmen von Ebenholz ein Bild von Elfenbein. Immer dunkelbraun oder dunkelgrau gekleidet, mit einer kleinen weißen Krauſe um den Hals, war ihre Erſcheinung zwar ernſt, doch nicht finſter. Ja, wenn ſich zuweilen der Blick der Mutter und Sohn begegneten, ſo lächelte ihr Auge ihn mit viel größerer Liebe an, als ihr Mund jemals ihm ausſprach. Alles trug an ihr den Stempel der Selbſtüberwindung und der erkämpften Ruhe, der gekreuzigten Leidenſchaft. — So urteilt er jetzt; damals urteilte er gar nicht; ſie war ganz einfach, ſo wie ſie war ſein Ideal der Vollkommenheit. Zeitweiſe wünſchte er zwar lebhaft etwas, das nie geſchah, nämlich, daß ſie erzählen möge von ihrer Kindheit, ihrer Jugend, ihren Familienverhältniſſen. Darüber ſchwieg ſie und fragte er, ſo antwortete ſie allgemeines und wendete das Geſpräch. Als er zuerſt das Gymnaſium beſuchte, hatte ein frecher Bube ihn gefragt:

„Nicht wahr, Deine Mutter iſt eine entſprungene Nonne?“

„Gerade ſo, wie Dein Vater ein entſprungener Mönch iſt,“ antwortete er ruhig.

Doch die alberne Frage wurmte ihn und als er abends daheim war, brachte er das Geſpräch auf Klöſter und fragte die Mutter, ob ſie im Kloſter erzogen ſei. Sie verneinte es.

„Hatteſt Du nie Luſt ins Kloſter zu gehen?“ fragte er weiter.

„Nein, niemals! es gab auch gar keine Klöſter da, wo ich lebte und man kann keine Neigung für etwas haben, das man gar nicht kennt.“

Dieſe Antwort beruhigte ihn vollſtändig und er fand den Urſprung des Geſchwätzes ganz natürlich in dem abgeſchiedenen Leben und dem zurückhaltenden Weſen der Mutter. Jetzt fragte ſie:

„Wie biſt Du auf dieſen Gedanken gekommen?“

„O . . . weil Du ſo fromm biſt,“ brachte er ganz verlegen hervor.

„Ich bin es nicht; ich gebe mir Mühe es zu werden,“ erwiderte ſie: „und überdies kann man ſehr fromm ſein, ohne den geringſten Beruf zum Kloſterleben zu haben.“

Damit war die Sache erledigt.

Als die nächſten Schulferien Evangeliſt zum Pfarrer und zum Freunde führten, begann eine ſchwere und trübe Zeit. Aller Frohſinn, aller Jugendmut war von Evangeliſt gewichen, ſein

Blick war traurig, ſein Mund verſchloſſen, ſein ganzes Weſen gedrückt.

„Was fehlt Dir?“ rief er ſtürmiſch, als ſie mit einander allein waren. Evangeliſt ſchwieg. Er aber bat und flehte und drängte ſo lange und ſo innig um befriedigende Antwort, daß Evangeliſt endlich mit großer Überwindung dumpf und beängſtigt ſagte:

„Mir fehlt der Beruf zum geiſtlichen Stande ... ich kann nicht, mag nicht, will nicht Miſſionär oder überhaupt Prieſter werden.“

Ganz entſetzt über die unerwartete Eröffnung prallte er zurück.

„Ja, ſo ſteht's mit mir!“ fuhr Evangeliſt troſtlos fort: „Während des ganzen Winters habe ich mit mir gekämpft, habe auch meinem Onkel darüber geſchrieben. Er aber ſieht weiter nichts darin als Verſuchungen, welche man nicht beachten darf, und begreift nicht die Möglichkeit, daß die Standeswahl, die das Kind traf, vom Jüngling verworfen werden könne. Ich weiß nicht, wie ich ihm beibringen ſoll, daß ich eine andere Laufbahn verfolgen, andere Studien machen, auf andere Weiſe mein Brot ehrlich verdienen möchte. Wäre ich in unabhängigen Verhältniſſen, ſo könnte ich mich freier bewegen; allein die Verwandten meines Vaters ſorgen im Einvernehmen mit dem Onkel für meine Erziehung und ich fürchte, daß ſie ihre Hand von mir abziehen, wenn der Onkel mir zürnt und mich als einen leichtſinnigen und wankelmütigen Menſchen ihnen darſtellt. Dann bin ich mittellos, kann nicht ſtudieren und muß mein Leben friſten . . . ich weiß nicht wie! . . . Aber das weiß ich: lieber werde ich Rauchfangkehrer, lieber klopfe ich Steine auf der Chauſſee, als daß ich geiſtlich werde. Dies ſteht feſt bei mir. Meine Zukunft iſt eben die meine . . . ich muß in ſie hinein leben, ich habe zu ſorgen, daß ich ein braver Menſch werde . . . folglich habe ich den Weg zu wählen, der mich zum Ziele führt.“

So und noch viel mehr, viel heftiger, viel angſtvoller ſprach Evangeliſt zum Freunde, der ſtumm und ſtarr blieb, weil er nicht begriff, daß auf ſchöne Jugendträume ein Erwachen folgen kann, das auf einer genaueren und tieferen Selbſterkenntnis beruht als jene iſt, welche der Knabe beſitzt. Endlich ſagte er:

„Aber was fängſt Du denn mit Deiner Begeiſterung für das Miſſionswerk an? . . . mit Deinem Verlangen, fremden Völkern zum Heil zu verhelfen? . . . mit Deinem Drang nach großer bewegter Tätigkeit? . . . —“

„Ich weiß nicht!“ fiel Evangeliſt ein, „und es iſt mir auch ganz einerlei. Zuerſt gehen alle meine Gedanken in dem Verlangen auf, die theologiſchen Studien nicht zu machen, welche am Schluß der Ferien wie Todfeinde auf mich lauern. Ich habe eine ſehr gute Prüfung beſtanden und jede andere

Laufbahn iſt mir geöffnet. Betrete ich ſie, ſo werden Mut und Begeiſterung ſchon wiederkommen, die jetzt unter dem Sargdeckel liegen."

Der Pfarrer ſchien wirklich gar kein Verſtändnis für den Seelenkampf ſeines Neffen zu haben. Deſto mehr die Mutter. Sie rief häufig Evangeliſt zu ſich und hatte lange Zwiegeſpräche mit ihm, die ihn zwar nicht in ſeinem Entſchluß wankend machten, aber ihn ruhiger ſtimmten und ihn ſchließlich vermochten ſich ſeinem Onkel vertrauensvoll zu offenbaren. Der Pfarrer war betrübt, verſtört, gekränkt. Auch er kam zur Mutter und klagte über Evangeliſt's ſchwachen Charakter, der dieſe kleine Verſuchung nicht überwinden könne.

„Iſt es in der Tat moraliſche Schwäche," verſetzte ſie, ſo wollen wir Gott danken, daß ſie zu rechter Zeit hervortrat; denn ſchwache Charaktere taugen nicht für den geiſtlichen Stand."

„Gott iſt im Schwachen mächtig, gnädige Frau! Keiner von uns iſt ein geborener Held und unverwundbar. Die Gnade gibt uns allen Kraft zur Selbſtüberwindung. Evangeliſt bitte Gott darum und ſie wird ihm zu Teil werden."

„Sie haben Perſönlichkeiten im Sinn, die ihren Beruf frei wählten, ſehr lieben und nur Schwierigkeiten auf einem Wege finden, den ſie mit der vollen Überzeugung betreten haben und wandeln, dieſer und kein anderer ſei ihnen von Gott beſtimmt. Evangeliſt hat dieſe Ueberzeugung nicht und ich meine, er müſſe vor allem um Erleuchtung bitten."

„Ja!" rief der Pfarrer, „ich kündigte ihm bereits an, er müſſe Exercitien machen."

„Iſt er dazu bereit, ſo wollen wir nicht an ſeinem guten Willen zweifeln, nicht wahr? und einen ſolchen ſegnet der liebe Gott ja immer, ſei es in ſtarken, ſei es in ſchwachen Charakteren."

Die Mutter ſagte dies ſo liebreich, daß der Pfarrer ſehr beſänftigt wurde und es auch blieb, als Evangeliſt entſchloſſener denn zuvor aus den Exercitien kam. Der Pfarrer ſtimmte auch Evangeliſt's väterliche Verwandte um, ſo daß ſie nichts gegen deſſen Studien in einer polytechniſchen Schule einwendeten und der gute Pfarrer ſagte nur:

„Da aus dem Miſſionär ein Ingenieur wird, ſo verdient er nicht mehr den ſchönen Namen Evangeliſt und fortan ſoll er wieder ganz ordinär Johannes gerufen werden."

Dieſe kleine Strafe machte Evangeliſt keine Sorge und die Ferienzeit, die ſo trübe begonnen hatte, ging gelichtet zu Ende.

Nur auf ihn, den Freund, machte die Sache einen gewaltigen Eindruck, weil ſie ihm den Ernſt und die Wichtigkeit der Berufswahl eindringlich vor Augen ſtellte.

„Was wird mein Beruf ſein?" fragte er die Mutter ſinnend.

„Das wirſt Du überlegen, wenn Du reifer biſt, als jetzt; wenn Du ungefähr weißt, wozu Du taugſt und was Du leiſten kannſt. Lerne fleißig, lerne gründlich, lerne Dich ſelbſt und Deine Fähigkeiten erkennen, ſchaue auf nach dem göttlichen Willen . . . und haſt Du das eine Reihe von Jahren getan, dann wähle. Und dabei ſoll, erlebe ich's, mein Rat, meine Anſicht Dir beiſtehen. Vorderhand haſt Du weder eine entſchiedene Zu- noch Abneigung — alſo bekümmere Dich nicht um das, was die Zukunft Dir klar machen wird. Die Gegenwart iſt das Feld, welches Gott Dir jetzt zur Bebauung anweiſt."

Lange blieb in ſeinem Herzen ein Dorn bei dem Gedanken, daß Evangeliſt nicht imſtande geweſen war, ſich dem geiſtlichen Berufe zu widmen. Schaute er dann aber in ſich ſelbſt hinein und fragte er ſich, ob er es tun möge: ſo war die Antwort ein höchſt entſchiedenes Nein — und das ſtumpfte nach und nach jenen Stachel ab.

Bei neunzehn Jahren ging er auf die Univerſität, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudieren, Staatsrecht, Völkerrecht, Kirchenrecht. Es verſteht ſich, daß die Trennung der Mutter ſchwerer wurde, als dem Sohn, denn er trat ſelbſtändig in ein neues, friſches, anregendes, den Fähigkeiten der Jugend entſprechendes Leben hinein und ihr wurde Derjenige entrückt, welcher der Mittelpunkt ihres Lebenskreiſes war. Aber mit ihrem hero-

Einen an den ſie ſich in wichtigen Entſcheidungen, bei ernſten Lebensfragen, in Muthloſigkeit oder Ungewißheit um Rath, Troſt oder Zuſprache wenden konnte! nicht Einen der ihr Leid, ihre Freuden, ihre Sorgen, ihre Hofnungen ſich zu Herzen nahm, die ſeinen mit ihr theilte und ſo das Einzelleben zu einem Doppelleben erhöhte. Zuweilen war ihr zu Sinn als habe ſie ſich nie ſo unglücklich gefühlt; denn in jener Schreckenszeit die auf das Erwachen aus ihrem Liebestraum folgte, hatte immer der Gedanke einen ſtarken Entſchluß faſſen und durchführen zu müſſen ihr eine innere Erhebung über alle Troſtloſigkeit gegeben und ſie zu dem Schwertſtreich der Entſcheidung beſeelt, während jezt die Nähnadelarbeit der Ausführung ihr bei Weitem mühſeliger, erſchöpfender und anſtrengender vorlag. Die Einſamkeit war ihr läſtig, weil ſie das Gewühl ihrer eigenen aufgeregten Gedanken floh, die ſich ſtets um die Vergangenheit drehten, ſo daß ihre Seele zu ſchmelzen drohte bei Erinnerungen an unwiederbringlich entflohenes Glück, an den Zauber der Liebe, an die Wonne der Gemeinſamkeit, an die ganze freudig ſtolze Richtung ihrer Exiſtenz, die jezt ſo zerbröckelt, ſo dürftig, ſo arm war, daß ihr vor den kommenden Jahren graute, die ſich unüberſehbar vor ihr ausbreiteten und ſie immer in derſelben Oede ließen.

iſchen Gleichmut ertrug ſie den Abſchied und keine Silbe in ihren Briefen verriet Schmerz über ihre Vereinſamung. Ihn hingegen überfiel zuweilen ein bitteres Heimweh, obſchon das, was in ſeinem neuen Lebenskreiſe gut war, ihm ſehr gefiel . . . doch ohne ihm zu genügen. Geiſtiges Leben und munteres Studentenleben — ja, das fand er; doch das Gemütsleben fehlte. Eine ganze Bande von guten Freunden hatte er; ja! doch keinen Freund. Im geſelligen Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht war er unerhört unbeholfen. Er fühlte das und es machte ihn ſchüchtern. So kam es, daß er die Geſelligkeit, außerhalb des Kreiſes ſeiner Kommilitonen mit einer gewiſſen Scheu vermied. Wer keine Unterhaltung zu machen verſteht und doch innerlich das Bedürfnis hat über das öde Tagesgeſpräch hinauszugehen, der langweilt ſich in der Geſellſchaft, vorausgeſetzt, daß die Gabe der Beobachtung nicht vorherrſchend in ihm ſei; — und das iſt ſelten bei zwanzig Jahren.

Einen Teil der Univerſitätsferien brachte er bei der Mutter zu, in dem traulichen grauen Hauſe, in der lieben langgewohnten Umgebung, wo er ſich wieder und immer wieder als das Kind der geliebten Mutter fühlte, die ihm das Herz warm hielt. Während der zweiten Hälfte der Ferien machte er Reiſen, nicht ſehr weit und auch nicht ſehr lange, weil die Geldmittel beſchränkt waren. Indeſſen reichten ſie aus für die Schweiz, für Belgien und für Oberitalien. Das was er ſah, ſah er genau und gründlich und in Verbindung mit der Geſchichte des Landes. Da er es der Mutter verdankt und in keiner Weiſe ſich ſelbſt zuſchreibt, kann er wohl ſagen: er hatte einen ganz anders gebildeten und für Bildung empfänglichen Geiſt, als die meiſten jungen Leute ſeines Alters. An die Wahl eines Berufes dachte er noch immer nicht. Auf die Fachſtudien ſollten allgemeine Weltſtudien folgen: dies war im weiten Umriß ſein Plan. Alle Fächer intereſſierten ihn. Im nächſten Semeſter wollte er Dogmatik hören.

Da trat ein Erdbeben ein. Die Mutter ſtarb. Ein Telegramm des Pfarrers berief ihn rechtzeitig an ihr Krankenbett, das nach wenig Tagen ihr Sterbebett wurde. Die Ärzte ſprachen von einem Bruſtfieber oder etwas der Art. Gleichviel. Gott rief ſie ab. Sie war noch nicht vierzig Jahr alt. Sie wußte, daß ſie nicht zu retten ſei und deshalb ſchonte ſie nicht die letzten Augenblicke. Sie ſprach ganz offen mit ihm über ihr trauriges, ſchmerzenreiches Leben und über eine Schuld, für die ſie ſchwer, ſchwer gebüßt hatte; nur den Namen ſeines Vaters nannte ſie nicht; durchaus nicht. Auf den Knieen beſchwor er ſie darum. Vergebens.

„Das würde Dein ganzes Leben verſtören,“ ſagte ſie feſt.

„Dann kann ich nicht glauben, daß ich in rechtmäßiger Ehe geboren bin!“ rief er in Verzweiflung.

„Du biſt es. Ich würde nicht mit einer Lüge vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen wollen.“

„Aber ich führe nicht den Namen meines Vaters?“

„Nein! Du führſt den guten altadeligen Namen meiner Familie, die mit meinem Großonkel ausſtarb.“

„Und mir ſteht kein Mittel zu Gebot meinen Vater zu finden, zu erkennen, mich erkennen zu laſſen?“

„Nein! Deinen Taufſchein habe ich längſt vernichtet.“

„Und niemand weiß dies folternde Geheimnis?“

„Nein! der verſtorbene Pfarrer wußte es.“

„Aber auf Seiten meines Vaters müſſen es doch andere Leute wiſſen.“

„Nein! Du und ich . . . wir ſind tot für ſie.“

„Aber warum . . . o warum dies ſchreckliche Dunkel zwiſchen Vater und Sohn!“

„Damit der Sohn den Vater nicht verachte; damit nicht eine unberechenbare, zu keinem glücklichen Reſultat führende Verſtörung über alle Teile komme; und damit der Sohn ein Mann werde, der auf eigenen Füßen ſtehen kann. Für dies Ziel habe ich gelebt und unter den obwaltenden Umſtänden, welche nicht meine Schuld allein ſind, blieb mir nichts anderes übrig . . ."

„Als mich zu einem Verſtoßenen, einem Namenloſen, einen Vaterloſen zu machen!"

„Wer hat Dich verſtoßen und wer hat Dir einen Namen gegeben? Haſt Du je den Vater vermißt?" fragte ſie ſanft.

„Nein, o nein!" rief er troſtlos; „allein mir iſt zu Sinn, als ob ich jetzt mit der Mutter auch den Vater verlöre und einſam auf der weiten Welt bliebe."

„Ja, Georg! einſam biſt Du und deshalb ſchließe Dich ſo innig an Gott an, wie es dem Menſchen möglich iſt: werde geiſtlich."

„Nein!" rief er entſchieden, „das nie! ich will mich durch's Leben kämpfen und ringen . . . aber kreuzigen will ich mich nicht."

„Du willſt nicht, mein armer Georg, und es iſt auch nicht Menſchenart das zu wollen. Aber warte nur. Wir werden alle noch vor dreiunddreißig Jahren an das Kreuz geſchlagen und dann wirſt Du an mich denken."

„O das gewiß . . . nur nicht um geiſtlich zu werden."

„Gut!" ſagte ſie mild: „ich verſprach Dir meine Anſicht und meinen Rat bei Deiner Berufswahl. Da ich keine Zeit zu verlieren habe, ſagte ich Dir jetzt, was ich Dir ſpäter ebenfalls geſagt haben würde. Haſt Du dereinſt Welt und Leben kennen gelernt, ſo denkſt Du vielleicht anders. — Jetzt aber vergib mir, wenn ich je aus Schwäche oder aus Mangel an Einſicht irgend wie gegen Dich gefehlt habe.“ — —

Sie hatte eine kurze Agonie und blieb immer bei vollkommenem Bewußtſein. Ihr letztes Wort war: „Vergib uns unſere Schuld, ſo wie wir vergeben —.“

Groß und heftig war ſein Schmerz; größer und heftiger der Zwieſpalt, der von Stund' an in ihm ausbrach. Nur ihre Anſicht hatte die Mutter ausgeſprochen, den Wunſch nur angedeutet; wie war es möglich, daß ſein ganzes Inneres dadurch aufgeregt, ja zerwühlt werden konnte! Sie mußte ein Etwas in ihm getroffen und geweckt haben, das bis dahin ihm ſelbſt unbekannt war. ein ſeltſames Etwas, das ganz leiſe Ja! flüſterte, während er doch mit größter Entſchiedenheit laut Nein! ſagte: Nein! und abermals Nein! Er beherbergte fortan gleichſam zwei Menſchen, die ſich wie Eſau und Jacob im Schoß ihrer Mutter heftig mit einander balgten und ſeines Willens ſich zu bemächtigen ſuchten, ohne daß es dem einen oder dem anderen gelungen wäre, dieſen Willen an ſich zu reißen. Er durchſtreifte die Welt, um das zu ſuchen und zu finden, was ihn unwiderruflich an die Welt gefeſſelt hätte — allein er fand es nicht! Er fand nicht einmal das, was in ihm den Wunſch geweckt hätte, gefeſſelt zu werden. Beſchäftigung, Intereſſe, Unterhaltung, Zerſtreuung, Stoff zur Tätigkeit, Stoff zur Bildung, Stoff zum Nachdenken — das fand er, darin verſenkte er ſich zeitweiſe und dann ſchien es ihm, er habe jetzt das gefunden, was der in ihm ringende Geiſt begehre; allein dann trat immer etwas Unerwartetes ein — nicht etwa unerwartete äußere Lebenswendungen, ſondern innerlich eine unerwartete Abneigung gegen das, was ihn angezogen, ihn beſchäftigt hatte, oder ein unerwarteter Überdruß an ſeinem eigenen reſultatloſen Treiben. Andererſeits aber war der Drang mehr zu wiſſen, mehr zu kennen, intenſiver zu leben, tiefer und auf den Grund der Dinge zu gehen, keineswegs befriedigt; er überwand die Abſpannung und den Überdruß des Augenblicks. Doch wenn er dann auf dem Grunde der Dinge entweder die Nichtigkeit fand, oder Gott — und wenn er dann ſein Herz, das Menſchenherz, ſo beſchaffen fand, daß jene es dennoch anzog, ohne ihm zu genügen und daß Gott es nicht ſtark genug anzog, um ihm zu genügen: ſo verfiel er in die bitterſte Troſt- und Mutloſigkeit.

So war es in den erſten Jahren nach dem Tode der Mutter. Später wurde er ruhiger, verſtändiger, vertrauensvoller auf göttliche Führung und Fügung. Er war entſchloſſen, ihr nicht zu widerſtreben, aber auch nur ihr zu gehorchen. Die ernſte, praktiſche Frömmigkeit, welche die Grundlage ſeiner Erziehung, ja, die Lebensluft ſeiner

Jugend geweſen war, die großen Gedanken, welche aus ihr entſpringen und die Seele in der Verbindung mit Gott, mit der Pflicht und mit der Gnade erhalten, ſie ſtanden ihm bei in dem Kampf, womit der Menſch ſeinen edelſten Schatz bezahlt: die Freiheit ſeines Willens. Am ſtärkſten gefährdet war dieſe Freiheit, als er der einzigen Frau begegnete, die je Eindruck auf ſein Herz machte und der Tribut, den er der Schwäche zollte, war groß genug. Wäre ſie ihm erreichbar geweſen, ſo hätte vielleicht ſein Leben ſchon eine beſtimmte Geſtaltung genommen. Jetzt iſt er das, was er von Anfang an war: ein einſamer Menſch, der auf das wartet, was er ſelbſt nicht weiß und was niemand weiß, als Gott allein.

Das iſt er, Gräfin Henriette.

Gefahr des Mitleids.

„Das iſt aber in der Tat unerträglich," ſagte Georg von Turn und ging mit großen Schritten in ſeinem Zimmer auf und nieder: „das hätten Sie dem Mädchen ausreden ſollen."

„Ausreden, Herr von Turn?" verſetzte der Pfarrer: „dem Eigenſinn kann man nichts ausreden und eigenſinnig über die Maßen iſt dieſe Mariane."

„Eine ſolche Verkehrtheit überſteigt alle Begriffe."

„Das doch nicht, beſter Herr von Turn! ſie kommt nicht ſelten vor. Überhaupt iſt Verkehrtheit der gewöhnliche Zuſtand des menſchlichen Herzens. Iſt man wie Sie zwei bis drei Mal um den Erdball herum gereiſt, ſo hat man ganz gewiß ſchon dieſe Erfahrung gemacht."

„Ach, beſter Pfarrer, dieſe Erfahrung kann man ohne alle Weltfahrten gründlich machen, ſobald man, gleichviel wo, ehrlich ins eigene Herz hinein ſchaut. Doch wir wollen uns von der Betrachtung an die Praxis machen! Was ſoll denn nun mit dieſer verkehrten Mariane geſchehen?“

„Das frage ich Sie, Herr von Turn. Das Mädchen iſt nun einmal in Sie, d. h. in die Idee von Ihnen verliebt.“

„Ich werde ſie ins Narrenhaus bringen laſſen!“ brauſte Georg auf: „das wird am beſten ſein.“

„Doch nicht! ſo weit iſt es nicht und darf es auch nicht kommen.“

„Deſto beſſer! ſo erſinnen Sie etwas, das ſie zur Vernunft bringt. Ich aber will nichts weiter von ihr hören noch wiſſen — ausgenommen das, was zur pekuniären Unterſtützung gehört.“

„Sie müſſen ſich aber doch entſchließen, einmal mit ihr zu ſprechen ... und zwar ganz freundlich. Vielleicht folgt ſie Ihnen, wenn Sie ihr den Wunſch ausdrücken.“

„Aber, Herr Pfarrer!“ fiel Georg aufgebracht ein, „ich will nicht, daß ſie mir folge und ich habe keinen Wunſch für ſie.“

„Doch! doch! Sie haben den lebhaften Wunſch, daß ſie vernünftiger werde; — folglich werden Sie das Ihre dazu beitragen. Bisher haben ſie immer Mariänchen beſucht ... —“

„Immer beſucht! Herr Pfarrer, allenfalls könnte ich ausrechnen, wie oft, d. h. wie ſelten ich ſie beſucht habe.“

„Ganz recht! Sie ließen mich nur nicht ausreden! ich wollte ſagen: immer beſucht, wenn Sie in den Ferien herkamen, oder von Ihren Reiſen heimkehrten.“

„Ja, aber ich habe jetzt keine lange Abweſenheit gemacht — und wenn eine Gewohnheit meiner Jugend und mein gutmütiges nachbarliches Wohlwollen mir ſolche Früchte eintragen, ſo werde ich mich hüten ſie zu pflegen. So lange ich mich entſinnen kann, habe ich Mitleid mit ihr gehabt und ihre Verkehrtheit macht es verſchwinden.“

„Ich bin fern davon, zu verlangen, daß Sie dies oder das Gefühl für Mariane haben ſollen, beſter Herr von Turn; ich bitte Sie nur etwas zu tun, nämlich Mariane freundnachbarlich zu beſuchen und ihr einen guten Rat für ihre Zukunft zu erteilen.“

„Halten Sie es für nötig oder mindeſtens für zweckmäßig, lieber Pfarrer, ſo will ich es tun . . . aber nicht ſehr gern.“

„Gleichviel! tun Sie es nur.“

Beide Männer überlegten noch, was für Mariane wünſchenswert ſein möge und ſchließlich verſprach Georg, ſie beſuchen zu wollen.

Mariane hielt ſich noch genau ſo bei dem Pfarrer auf, wie ſie zu ihm gekommen war: trübſinnig, träge, teilnahmslos. Es war auch kaum anders zu erwarten. Der Pfarrer war alt, ſeine Schweſter war alt, ſeine Magd war alt. Seit zwanzig Jahren lebten dieſe drei Perſonen mit-

Sie hatte ſchwache Augenblicke in denen es ſie wie Reue überfiel, daß ſie ſich nicht ihrem Schickſal unterworfen. Sind wir nun einmal ſo ſchwach daß das Alleinſtehen uns bittrer als jede Bitterkeit iſt — ſprach ſie zu ſich ſelbſt — ſo müſſen wir es denn um jeden Preis vermeiden, und ein wenig Erniedrigung, für die ſich gewiß ein Wort finden ließe, welches ſie in den Adelſtand der Demuth oder etwas dergleichen erhebt — nicht ſcheuen. Dann nahm ſie nach ſolchen Ausbrüchen der Verzagtheit wieder alle Kraft und alle Beſinnung zuſammen um ſich feſt einzuprägen daß ſie recht gehandelt habe, und in dieſem Bewußtſein allendlich Beruhigung finden müſſe. All die klaren und ſtolzen Worte, die ſie gegen Euſtach ausgeſprochen, an Aurora geſchrieben hatte, tauchten vor ihr auf wie ernſte Geiſter und fragten ſie: Kennſt du uns nicht mehr? ſind wir nicht mehr der Abdruck deiner Gedanken und der Ausfluß deiner Geſinnung? verleugnet uns deine beſſere Ueberzeugung? Nein Cornelie! deine Schwäche verleugnet uns! deine Schwäche mögte ſich überreden, daß du in trotzigem Uebermuth uns ausgeſprochen habeſt, daß du einen Irrthum begangen, einen Mißgriff gethan; — und warum das? weil du von Neuem erkennſt, was du ſchon immer erkannt hatteſt, daß das Leben nach allen einander in dem Städtchen und ſo wie Fräulein Magdalena das Hausweſen damals eingerichtet hatte, ſo ging es mit maſchinenmäßiger Pünktlichkeit nach Maß, Ort und Zeit fort. Jedes Ding hatte ſeinen Platz, jede Beſchäftigung ihre Stunde. Regelmäßig ſeufzte Fräulein Magdalena halblaut, wenn ſie in den Keller herab- oder zur Vorratskammer hinaufſtieg:

„Was finge der Herr Bruder an, wenn er mich nicht hätte.“

Regelmäßig brummte die Magd, wenn ſie Holz oder Waſſer herbeitrug:

„Wie das hier hergehen würde mit einer andern Magd — das möchte ich erleben.“

Mochten ſich aber auch die Herrin wie die Dienerin gedrückt fühlen durch die Beſchwerden des Lebens, ſo gab das Bewußtſein der Vortrefflichkeit, womit ſie ihre Aufgabe erfüllten, ihnen doch ein hohes Selbſtgefühl. Jede von ihnen konnte alles, wußte alles, tat alles, was in dem Kreiſe ihrer Pflichten zu kennen, zu wiſſen, zu tun war; dies zu bezweifeln wäre die tiefſte Kränkung geweſen. In einem ſolchen Haushalt war kein Platz für Mariane. Ein munteres fröhliches Mädchen, das ſich zutraulich und ſchmiegſam benommen und mit Geſchicklichkeit kleine Dienſte geleiſtet hätte — das genau den Weiſungen der beiden alten Jungfern nachgekommen wäre — hätte ohne Zweifel vor deren Augen Gnade gefunden.

Von dem allen war und tat Mariane das Gegenteil. Der Pfarrer hatte in ſeiner wohlwollenden Weiſe geſagt:

„Beſtes Lenchen, Du mußt nun ſchon aus Liebe zu Gott und dem Nächſten die Mühe übernehmen, das arme Mariändchen ein wenig im Haushalt zu beſchäftigen und von ihren traurigen Gedanken zu zerſtreuen. Vielleicht kann ſie Dir hie und da eine Verrichtung abnehmen. Du biſt nicht mehr jung . . .—“

„Was das betrifft,“ fiel ſie ein, „ſo ſei der Herr Bruder ohne Sorgen. Ich kann der Arbeit vorſtehen, die ich übernommen habe.“

„Das weiß ich, gutes Lenchen. Indeſſen wird doch auch die Roſine alt . . . und die Hauptſache iſt ja, daß ihr beide ein Werk chriſtlicher Barmherzigkeit an dem verwaiſten Kinde tut; — und gerne tut . . . wie ich überzeugt bin.“

„Verſteht ſich! aus Liebe zu Gott tut man ja alles,“ verſetzte ſie: „möge die Mariane nur gelehrig ſein, damit man nicht dieſelbe Sache hundert Mal zu wiederholen braucht.“

„Wir wollen es hoffen,“ antwortete lächelnd der Pfarrer, der die Gewohnheit ſeiner Schweſter kannte, ihre Anordnungen bis zum Unerträglichen zu wiederholen.

„Ach, Fräulein,“ ſeufzte Roſine, als ſie den Auftrag bekam ein Kämmerchen für Mariane herzurichten: „wenn das nur gut geht.“

„Dem Herrn Pfarrer gefällt es ſo,“ entgegnete Fräulein Magdalena ſtreng. Da ſie aber im Herzen Roſinen's Anſicht teilte, ſetzte ſie milder hinzu: „Und weshalb ſollte es nicht gehen? die Mariane iſt noch ein halbes Kind. Man muß ſie zu behandeln wiſſen.“

„Ach, Fräulein, Art läßt nicht von Art — und die Sink'ſche Art taugt nichts. Der Vater gottlos, die Mutter geizig; er davongelaufen wie ein Spitzbube, der er iſt; ſie dahingefahren ohne die heiligen Sterbſakramente — das prophezeit nichts Gutes für die Tochter.“

„Die überdas immer mürriſch ausſieht. Aber das alles muß nun ganz einerlei ſein, Roſine, denn der Herr Pfarrer will es ſo und hat es ein Werk der Barmherzigkeit genannt. Wir wollen alſo in Gottes Namen die neue Laſt auf unſere alten Schultern nehmen. Was aber der Herr Pfarrer anfinge, wenn er mich nicht hätte — das möchte ich nicht erleben.“

Mariane kam; verweint, verwirrt, betäubt. Während der erſten Tage ließ Fräulein Magdalena das hingehen; dann begann ſie ein Examen.

„Mariane, Du biſt nun drei Tage hier. Du ſitzeſt vom Morgen bis zum Abend auf demſelben Fleck mit dem Strickzeug in der Hand, das ich Dir gegeben habe. Der Strumpf war zur Hälfte fertig und iſt es noch immer nicht ganz. Wie geht das zu?“

„Ich ſtricke nicht fleißig," verſetzte Mariane.

„Möchteſt Du lieber nähen?"

„Es iſt mir einerlei."

„Oder in der Küche helfen?"

„Das verſtehe ich nicht."

„Du könnteſt aber kochen lernen."

„Wozu?"

„Wozu? Alberne Frage! um es zu können! Ein ſo junges Ding wie Du ſollte begierig ſein, recht viel zu lernen."

Mariane ſchwieg.

„Nun heraus mit der Sprache!" fuhr Magdalena aufgebracht fort: „warum willſt Du nichts lernen?"

„Weil es mich nicht freut," erwiderte Mariane immer in ihrem mürriſchen Ton.

„Nicht freut! alberne Redensart: meinſt Du, es freue mich, zu kochen, zu bügeln, Trepp' auf, Trepp' nieder zu laufen, im Garten zu arbeiten?"

„Wie kann ich wiſſen, ob es Sie freut," ſagte Mariane lakoniſch.

Durch dieſe Wendung war Fräulein Magdalena in die Unmöglichkeit verſetzt, die Liſte der Tugenden zu entwickeln, die auf dem Boden ihrer Selbſtverleugnung erblüheten und höchſt entrüſtet ging ſie hinweg, indem ſie gebieteriſch befahl:

„Bis zum Nachteſſen muß dieſer Strumpf fertig ſein."

Er war aber nicht fertig und Marianen's Entſchuldigung, ſie habe es vergeſſen — ſteigerte Fräulein Magdalenen's Entrüſtung. Sie erklärte ihrem Bruder, es ſei nichts mit Mariane anzufangen.

Er kam ſeinerſeits nach und nach zu derſelben Überzeugung. Wenn er von ſeinen vielen Amtsgeſchäften ein wenig Zeit erübrigen konnte, rief er Mariane zu ſich, redete freundlich ihr zu, ſprach ſo tröſtend wie möglich von ihren Eltern. Sie blieb einſilbig und kalt. Als er einmal von der Güte Gottes für jede Kreatur ſprach, antwortete ſie:

„Mir hat er nichts gutes getan.“

Bedenklich ſchüttelte der Pfarrer den Kopf. Eines Tages ſagte Fräulein Magdalena bei Tiſch ganz zufällig:

„Ob Herr von Turn wieder eine Reiſe um die Welt macht?“ “

Da bemerkte der Pfarrer, daß Leben in Marianen's ſtumpfen Blick kam und daß ſich Bewegung auf ihrem Geſicht zeigte, als er antwortete:

„Nein! er iſt auf dem ſchönen Schloß Goldenſtein bei Lord Waldegrave.“

„Ah, ich weiß ſchon!“ entgegnete die Schweſter, „bei dem reichen Engländer, deſſen Frau noch viel ſchöner iſt, als ſein Schloß! Mariane! Du haſt ſie ja geſehen.“

„Sie iſt gar nicht ſchön!“ ſtieß Mariane kurz und heftig heraus.

„Ein ganz eigentümlicher Geſchmack!“ ſagte der Pfarrer und ſah Mariane feſt ins Geſicht.

Sie wurde glühend rot und ſchwieg. Fräulein Magdalena hatte die Suppe vorgelegt und den kleinen Vorgang nicht beachtet; der Pfarrer aber wußte genug. Es machte ſich ſo, daß noch ein paar Mal das Geſpräch auf Lady Waldegrave kam. Die Krankenſchweſtern des Städtchens waren mit irgend einem Anliegen bei ihr geweſen und hatten die leutſeligſte Aufnahme gefunden. Eine arme Witwe war mit einem ungewöhnlich reichen Almoſen beſchenkt worden. Das alles erzählte Fräulein Magdalena weitläufig bei den Mahlzeiten und der Pfarrer beobachtete ſtets an Mariane dieſelbe Aufregung, wenn von Lady Waldegrave oder Goldenſtein die Rede war, obſchon ſie ſich ſchweigend verhielt.

„Schweſter Martiane hat auch Herrn von Turn geſehen, aber nur aus der Ferne,“ ſagte Fräulein Magdalena: „als ſie zur Eiſenbahn zurückkehrte, ging er mit einer Geſellſchaft von Herren und Damen im Walde ſpazieren.“

Aus Furcht, dem Blick des Pfarrers zu begegnen, ſchlug Mariane ihre Augen nicht auf — was er ſehr gut bemerkte.

„Daß Lady Waldegrave von ihrem überflüſſigen Reichtum Wohltaten ſpendet, iſt nicht beſonders lobenswert,“ ſagte der Pfarrer und Mariane ſah ihn mit einer Art von Dankbarkeit an: „aber, daß ſie es in ſo liebreicher Weiſe tut und daß ſie, ſtatt mit ihrer Geſellſchaft ſpazieren zu gehen, Schweſter Martianen's Erörterungen mit aller Langmut anhört: das iſt ſehr zu loben. Hinter ihrem ſchönen Antlitz, das allen Menſchen — mit Ausnahme Marianen's — gefällt, wohnt alſo eine gute Seele, die hoffentlich dem lieben Gott gefällt. Möge er ihre Barmherzigkeit belohnen und ſie unſerer heiligen Kirche zuführen."

„Wie?" rief Fräulein Magdalene, „ſie iſt nicht katholiſch? . . . Nun, wenn Herr von Turn viel in Goldenſtein iſt, ſo wird ſie es ſchon werden."

„Hältſt Du ihn für allmächtig?" fragte der Pfarrer.

„Nein . . . aber für einen guten Beter, der bei dem lieben Gott einen Stein im Brett hat. Macht er ſich recht eifrig daran, für dieſe gute, ſchöne Lady Waldegrave zu beten, ſo wird er ſchon erhört werden. Ich möchte ſie gern einmal ſehen . . . und auch das Schloß. Hat der Herr Bruder nicht irgend ein Anliegen . . . ich meine eine Bitte für Witwen und Waiſen. Ich würde es gern vorbringen. Gelt, Mariane, dabei wäreſt Du auch?"

„Nein, ich danke," ſagte Mariane mit bebenden Lippen.

„Man muß nicht ſo menſchenſcheu ſein!" entgegnete unwillig Fräulein Magdalene: „ſittſame Schüchternheit ſteht einem jungen Mädchen ſehr gut. Ergibt ſich aber eine Gelegenheit, ſo muß man ſich auch unter den Leuten zu benehmen wiſſen.“ —

Später ſagte ſie zum Pfarrer:

„Nein, dieſe Mariane! . . . ein ſo ungeſchicktes Ding gibt es nicht zum zweiten Mal auf Gottes Erdboden. Alles macht ſie verkehrt! . . . Anſtatt mir zu helfen und der Roſine gibt ſie uns doppelte Arbeit, denn wir müſſen alles in Ordnung bringen, was ſie verkehrt machte. Ich weiß nicht, ob ſie nichts lernen will, oder nichts lernen kann; allein das weiß ich: hier bei uns lernt ſie nichts . . . und es wäre eine große Wohltat für ſie und für uns, wenn der Herr Bruder ſie irgendwo anders unterbringen wollte.“

„Es wird geſchehen! nur noch ein wenig Geduld!“ verſetzte ſanftmütig der Pfarrer.“

Endlich ſagte er eines Abends:

„Herr von Turn iſt wieder da.“

Ein Freudenſtrahl ging in Marianens Auge auf. Am andern Morgen erſchien Georg zur heiligen Meſſe und am Nachmittag beſuchte ihn der Pfarrer und teilte ihm ſeine Beobachtungen über Mariane mit. Dieſe wurde immer trauriger, denn es vergingen einige Tage, ohne daß ſich Herr von Turn um ſie bekümmert hätte. Er wollte zuvor Erkundigungen einziehen. Sonſt pflegte er aber ſtets ſie gleich nach ſeiner Heimkehr zu begrüßen. Daß es jetzt nicht geſchah, jetzt da ſie ſo verlaſſen, ſo unglücklich war, kränkte ſie unausſprechlich und ganz in Trübſinn verſunken ſaß ſie im Gärtchen des Pfarrhauſes, als Roſine ihr plötzlich vom Hoftor zurief:

„Kommen Sie herein, Fräulein Mariane! Herr von Turn will Sie ſprechen.“

Sie erſchrak dermaßen über dieſe ſo heiß erſehnte Botſchaft, daß ſie bleich und zitternd, als ob ſie vor Gericht geſtellt werden ſolle und mit einem Herzklopfen, das ihr den Atem raubte, den Garten verließ. Als ſie ins Zimmer trat, fühlte ſie ſich etwas leichter, weil Georg allein und der Pfarrer nicht da war, deſſen feſter Blick ſie beklemmte.

Georg hatte eine Anwandlung von Demütigung. Daß Mariane ſehr unſchön ſei mit ihrem rötlichen Haar, ihrer fahlen Geſichtsfarbe, mit ihren groben Zügen und ihrer eckigen Geſtalt, hatte er von jeher gewußt, aber gar nicht beachtet. Höchſtens hatte ihre Häßlichkeit ſein Mitleid erregt. Jetzt, nach der Eröffnung des Pfarrers, waren ihm ſozuſagen die Augen über dieſe Häßlichkeit aufgegangen und fühlte ſich nichts weniger als geſchmeichelt durch die Vorſtellung, daß dies von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelte Weſen auf den unbegreiflichen Einfall geraten ſei, eine Neigung für ihn zu faſſen. Doch freundlich nach ſeiner Art ſagte er:

„Grüß Gott, Fräulein Mariane, wie geht es Ihnen?“ — und gab ihr die Hand.

Marianens Spannung löſte ſich in einen Strom von Tränen auf. Er ſagte ruhig:

„Wir haben uns zuletzt an einem recht traurigen Tage geſehen; — das fällt Ihnen alles wieder ein. Weinen Sie nur. Wir wollen nachher miteinander reden.“

Dieſe Aufforderung zu weinen beſchwichtigte ihre Aufregung. Sie mochte erwartet haben, er werde verſuchen, ſie zu tröſten. Das geſchah aber nicht. Als er ſie etwas gefaßt ſah, fragte er immer freundlich:

„Wie geht es Ihnen hier?“

„Nicht gut,“ erwiderte ſie leiſe.

„Warum denn nicht? man iſt doch gewiß ſehr gütig für Sie.“

„O ja! aber ich bin doch nicht hier zuhauſe.“

„Das iſt ſchon wahr . . . aber Sie müſſen bedenken, daß Sie Ihre armen Eltern verloren haben und daß Sie ſich nach und nach gewöhnen müſſen, bei anderen Leuten zu leben.“

„Ich mag überhaupt nicht leben!“ brach ſie aus: „ich möchte am liebſten bei meiner Mutter im Grabe liegen.“

„Bei ſolchen Gedanken müſſen Sie ſich gar nicht aufhalten,“ antwortete er mit Ernſt: „Leben und Tod ſind Sachen, die in der Hand Gottes liegen und die wir nach ſeinen Fügungen anzunehmen haben. Denken Sie lieber nach, wie Sie recht fromm und brav leben wollen.“

Richtungen hin eine ſchwere Aufgabe iſt, die ſich nicht im Spiel löſen läßt.

Und zwiſchen dieſen ernſten Betrachtungen, die ſie mit ſich ſelbſt anſtellte, tauchte zuweilen der Wunſch nach froher Lebensluſt, nach einem heitern Daſein in ihr auf, wie ſie es ſonſt gekannt und genoſſen hatte, und mit bangem Schauer fragte ſie ſich zagend ob es denn wirklich möglich ſei ſchon jezt auf alle Freuden verzichten zu können, ohne dadurch ein unbeſchreibliches Etwas in ihrem Sinn zu zerbrechen oder zu knicken deſſen Vernichtung ihr wiederum eine innerlich abweichende und fremde Richtung anzwängen würde. Ach, weil der Menſch ſo gar nicht vorher berechnen kann wie die Ereigniſſe und die Erfahrungen auf ihn wirken, welche Fähigkeit ſie in ihm ſtählen, welche Neigung ſie erſticken oder wecken — darum ſollte er ſich in möglichſt ſchüchterner Entfernung von ihnen halten, während er grade das Gegentheil thut — wenigſtens ſo lange bis der letzte Funke von Jugendmuth und Lebenskraft in ihm verglimmt iſt.

Cornelie war grade dreißig Jahr alt, und oft fiel ihr das Wort der Staël ein: „Après trente ans chaque jour vaut mieux que le lendemain.“ Dreißig Jahre ſind immer eine wichtige Epoche in dem Leben einer Frau: ſie iſt der Markſtein der Jugend.

„Das kann ich nicht . . . ich bin ungeſchickt."

„Vielleicht, weil ſie ſich keine Mühe geben . . . oder hier nicht am rechten Platz ſind."

„Es iſt möglich . . . ich weiß es nicht."

„Der gute Herr Pfarrer findet das Letztere und wir haben gefunden, daß hier nicht der Ort ſei, wo Sie das lernen könnten, was Ihnen fehlt."

„Mir fehlt ſehr viel . . . doch lernen kann ich nicht das, was mir fehlt."

„Ein großer Irrtum! Ihnen fehlt Gottesfurcht und Arbeitſamkeit."

„Ich gehe täglich in die Meſſe und nähe alles, was man mir gibt."

„Das kann man tun, ohne jene beide Tugenden zu beſitzen und auf jeden Fall gibt es eine Menge Dinge für Sie zu lernen. Zuerſt — den Gehorſam."

„Fräulein Magdalene kann nicht über meinen Ungehorſam klagen."

„Sie hat überhaupt nicht geklagt; allein der Herr Pfarrer findet ſie ungefügig. Da Sie allein und ohne Verwandte in der Welt ſtehen, ſo haben wir, der Herr Pfarrer und ich, die wir von der Wiege an Sie kennen, Ihrer uns angenommen — und wir finden es zweckmäßig, Sie in eine Anſtalt zu geben, wo einfache Landmädchen für die Haus- und Landwirtſchaft erzogen werden."

„Ich ſoll fort von hier!“ rief Mariane mit dem Ausdruck des tiefſten Entſetzens.

„Sie haben ja vorhin ſelbſt geſagt, Sie wären hier fremd und nicht am rechten Platz.“

„Ja . . . allein ich meinte nur dies Haus . . . nicht die Stadt.“

„Ich wüßte nicht, wo Sie in der Stadt eine beſſere Unterkunft finden wollten. In der Anſtalt, die wir für Sie gewählt haben, werden Sie ſich bald heimiſch und zufrieden fühlen und Ihre Grillen vergeſſen.“

„Ich ſoll fort von hier!“ rief Mariane und drückte verzweiflungsvoll die Hände auf ihre brennende Stirn.

„Daß es Ihnen ſchwer wird, begreife ich, weil Sie Ihr ganzes Leben hier zugebracht haben. Allein das, was Ihre eigentliche Heimat war, das Elternhaus — es hat für Sie aufgehört und Sie ſind in jener Anſtalt nicht fremder, als Sie es hier ſind.“

„O nein! o nein! hier kenne ich Sie und das Pfarrhaus.“

„Und obſchon Sie mich und das Pfarrhaus kennen, wünſchten Sie doch ſoeben bei Ihrer Mutter im Grabe zu ſein. Daraus können Sie den Schluß ziehen, daß weder ich noch das Pfarrhaus das Geringſte zu Ihrer Zufriedenheit beitragen — und da wir, der Herr Pfarrer und ich, genau derſelben Anſicht ſind, ſo ſtimmen wir ja ſämtlich überein und der liebe Gott wird den Entſchluß ſegnen, der daraus hervorgeht.“

„Aber es iſt doch gar zu ſchrecklich, in die weite Welt hinaus zu müſſen!“ rief Mariane händeringend.

„Davon iſt keine Rede, Sie kommen in ſichere und wohlwollende Obhut.“

„Wünſchen Sie denn wirklich, daß ich fortgehe?“

„Gewiß! denn es iſt zu Ihrem Beſten.“

„Ich bin Ihnen hier doch ſicher nicht läſtig.“

„Sie können mir unter keinen Umſtänden läſtig ſein, Fräulein Mariane, denn die Beziehung der allgemeinen Nächſtenliebe, in welcher ich zu Ihnen ſtehe, geht ſelbſtverſtändlich nicht tief genug, um mir eine Laſt aufzuwälzen. Ich kann nun einmal kein Weſen zugrunde gehen ſehen, ohne die Hand zur Rettung zu bieten. Wird ſie nicht angenommen . . .“ —

„O Gott!“ fiel Mariane ein, „ich will mich ja allem unterwerfen, was Sie für mich anordnen. Ich finde es nur ganz furchtbar ſchwer und weiß nicht, ob ich es überleben werde.“

„Nun, wenn Sie es nicht überleben, ſo wird ja Ihr Wunſch erfüllt, im Grabe zu liegen.“

Sie wußte nichts mehr zu ſagen. Sie hätte vor Verzweiflung ſchreien mögen. Aber ſie fühlte ſich durch ſeinen ruhigen Ernſt in Schranken gebannt, vielleicht auch inſtinktmäßig vor einem

Ausbruch gewarnt, der ihn unfehlbar ganz von ihr abwenden werde. Sie begnügte ſich alſo mit Tränen und Händeringen.

„Ich hielt Sie für verſtändiger," fuhr er kalt fort, „Sie geberden ſich, als ob Sie nach Sibirien geſchickt werden ſollten."

„Ja! denn es iſt für mich ein Sibirien!" ſchluchzte ſie.

„In ſechs Monaten werden Sie ganz anders ſprechen."

„Das müſſen wir erſt erleben."

„Gut! mehr verlange ich nicht. Machen Sie ſich mit dem Gedanken Ihrer Abreiſe vertraut, bitten Sie den lieben Gott um ſeinen Beiſtand . . . übermorgen wird meine Haushälterin Sie an den Ort Ihrer Beſtimmung geleiten."

„Schon übermorgen! . . . . Ihre Haushälterin! . . . O, wenn ich bei ihr bleiben dürfte."

„Sie reden irr, Fräulein Mariane. Meine Haushälterin iſt in meinem Dienſt und folglich nicht in der Lage, irgend jemand zu ſich zu nehmen. Alſo ſammeln Sie ſich und ſein Sie dankbar gegen Gott, der Sie nicht verläßt, während Ihr eigener Vater Sie verlaſſen hat. Trocknen Sie jetzt Ihre Tränen. Die Sache iſt abgemacht . . . nicht wahr."

„Ich werde gehorchen, weil Sie es wollen."

„Dieſer Grund iſt freilich höchſt unvollkommen," doch der liebe Gott wird Nachſicht damit haben und Sie allmählich zu beſſerer Einſicht führen."

„Ich begreife gar nicht, was Gott mit dem allen zu tun hat!" rief ſie erbittert.

„Das iſt eben Ihr Unglück!" entgegnete er ruhig, verließ das Zimmer und kam gleich darauf mit dem Pfarrer zurück, der ſehr freundlich Marianen Mut zuſprach und ihr ſein Wort gab, ſie in den Ferien kommen zu laſſen — eine Ausſicht, welche ſie ein wenig erheiterte. Auch Georg fühlte ſich leichter nach dieſem Geſpräch. Der Entſchluß ſtand aber feſt in ihm, nimmermehr über Bach und Hecke zu ſpringen, um einem jungen Mädchen ſein Mitleid auszudrücken.

„Was die Mariane für Glück hat!" ſagte Fräulein Magdalene, als ihr der Pfarrer die Sache beim Nachteſſen mitteilte.

„Glück?" fragte Mariane bitter.

„Iſt das etwa kein Glück, Wohltäter zu finden, welche den Eintritt in eine ſolche Anſtalt möglich machen?" fragte Fräulein Magdalena ſehr erzürnt zurück.

„Wohltäter! . . . O Himmel! ich werde doch nicht etwa auf Koſten der Lady . . . wie heißt ſie? . . . fortgeſchickt?" rief Mariane heftig. „Herr Pfarrer, dann gehe ich nicht fort . . . ich will keine Wohltat von dieſer Frau! ich will ihr nicht dankbar ſein! ich will nichts, nichts, gar nichts mit ihr zu tun haben."

„Das verſteht ſich ganz von ſelbſt, da Lady Waldegrave, die gute, edle Frau, keine Ahnung von dieſer verkehrten Mariane hat," antwortete gelaſſen der Pfarrer.

„Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommſt, Mariane!" ſagte Fräulein Magdalene und berührte bedenklich die Stirn mit dem Mittelfinger; „wie kannſt Du Dich unterfangen, Lady Waldegrave zu bezeichnen als — dieſe Frau! — Das ſchickt ſich nicht."

„Wie kann ich wiſſen, was ſich ſchickt!" verſetzte Mariane in ihrer mürriſchen Weiſe.

Am dritten Tage reiſte ſie wirklich ab, ein wenig dadurch getröſtet, daß Herr von Turn ihr zur Begleitung ſeine Haushälterin gab, weil ſie einen Beweis von Teilnahme darin finden wollte.

„So geht es in der Welt zu, Roſine," ſagte Fräulein Magdalene im Tone der Betrachtung: „Leute, die ſich gar nicht darum kümmern, ob ſie geſchickt oder ungeſchickt, gelehrig oder ungelehrig, klug oder einfältig ſind, haben das Glück in Verhältniſſe zu kommen, wo ſie in allem unterrichtet werden, was ſie nicht zu ſchätzen wiſſen und was andere ſich mühſam durch Fleiß und Aufmerkſamkeit aneignen müſſen."

„Daran hat es ſehr bei Fräulein Mariane gefehlt," erwiderte Roſine mit einem gewiſſen Selbſtgefühl: „ja freilich geht es ſo in der Welt!

Der eine muß ſich ſelbſt durchhelfen und dem andern wird durchgeholfen."

„Und für den einen wie für den andern muß der liebe Gott die Hauptſache tun," ſagte der Pfarrer, der eben am offenen Fenſter der Küche vorüberging.

Die Nachrichten, welche die Haushälterin am andern Tage mitbrachte, waren ſo, wie ſie ſich erwarten ließen: Mariane hatte während der kleinen Reiſe jeden ermunternden Zuſpruch abgewieſen und hatte ſich durchaus nicht zerſtreuen laſſen wollen; auch bei dem Abſchied von Frau Agathe unmäßig geweint. Dennoch blieben Georg ſowohl als der Pfarrer feſt in ihrer Überzeugung, daß die ganz veränderte Umgebung, der Landaufenthalt, das Leben zwiſchen Kindern und jungen Mädchen, die Abwechſelung der Arbeit in Haus und Hof, in Garten und Feld, die ruhige religiöſe Einwirkung der Schweſtern, welche die Anſtalt leiteten, nach und nach einen günſtigen Einfluß auf Marianens verkümmerte moraliſche Entwickelung üben werde.

„Und dann," ſetzte der Pfarrer hinzu, „hat uns ja der liebe Gott für ein Glas Waſſer den Himmel verſprochen. Sein Segen wird folglich nicht dem Werk der Barmherzigkeit fehlen, welches Sie an dem armen Mädchen tun — und ebenſo wenig wird er vergeſſen, daß Mariane ihm dreißig Kreuzer, ihre ganze Barſchaft hingab, um den

Geiz ihrer armen Mutter gut zu machen und um meiner Bitte für die arme Kirche zu willfahren."

„Das ſind ſehr tröſtliche Gedanken, die zur Hoffnung ermuntern," entgegnete Georg: „aber, lieber Herr Pfarrer, der Segen Gottes wird uns zuweilen in einer ganz andern Weiſe zu Teil, als die iſt, die wir gewünſcht . . . die wir erwartet hätten. Er belohnt zuweilen mit dem Kreuz."

„Ja, ja! das iſt richtig! Gott geht ſeinen großen Schritt über alle Höhen und Tiefen dahin und hat für uns nur unſer letztes Ziel im Auge, das wir am ſicherſten unter dem Kreuz und De profundis betend erreichen. Es iſt ein erſtaunlicher Blödſinn des menſchlichen Herzens dies zu vergeſſen und dem Segen Gottes Maß und Form unſerer Wünſche zu geben. Wie hat es mich betrübt, verdroſſen, gedemütigt, als der Evangeliſt nicht geiſtlich werden wollte! Wie habe ich den lieben Gott gebeten, den Sinn des Buben zu ändern! Wie kam er mir als ein Quaſi-Apoſtel vor, als er unbeugſam blieb! — Nun, jetzt iſt er ein braver gottesfürchtiger Mann, der ſeinen katholiſchen Landsleuten ein gutes Beiſpiel gibt und ihnen manchen Dienſt leiſten kann, denn es fehlt ihm nicht an Geld und Einfluß."

„Wenn Evangeliſt nicht bald herüberkommt, ſo beſuche ich ihn vielleicht in St. Louis," verſetzte Turn.

„O, ich bitte, geben Sie doch endlich dies beſtändige Wanderleben auf, lieber Herr von Turn. Was bezwecken Sie denn eigentlich damit, wie der ewige Jude umher zu ziehen?"

„Mein Zweck iſt, etwas zu ſuchen, das mich unwiderſtehlich und unwiderruflich feſſelt," ſagte Georg ernſt und langſam.

„Unwiderruflich?" fragte der Pfarrer höchſt erſtaunt: „Sie werden ſich doch nicht in Aſien oder Amerika verehelichen wollen?"

„Nein . . . ich weiß es nicht . . . ich ſuche meine Beſtimmung! dies wird wohl der richtigſte Ausdruck ſein."

„Aber finden Sie dieſe auf äußeren Wegen?" fragte der Pfarrer nachdenklich und ſetzte hinzu als Georg nicht ſogleich antwortete: „Verzeihen Sie die anſcheinende Zudringlichkeit! Seit zwanzig Jahren ruht mein Auge mit Teilnahme und Wohlgefallen auf Ihnen — da entſchlüpft zuweilen ein Wort, das unbeſcheiden klingt ohne es im Grunde zu ſein."

„Nein, Sie ſind nicht zudringlich," erwiderte Georg herzlich, „aber ich bin verſchloſſen. Ich kann's nicht ändern. Abgeſchloſſenheit und Schweigen — das iſt die Signatur meines Lebens. Das iſt mein Erbteil; ich habe es von meiner Mutter empfangen. Für andere iſt es anders, für mich iſt es ſo: über mein tiefinnerſtes Weſen und Wollen zu reden und reden zu hören würde mich verwirren. Wenigſtens vorderhand. Ich kann nur ſagen, daß ich nicht einer oberflächlichen Wanderluſt, nicht dem leeren Trieb der Neugier oder dem Durſt nach Ungewöhnlichem, nach Gefahren, nach Aufregungen folge, ſondern daß ich mit aller Aufrichtigkeit den Weg ſuche, auf dem Gott mich haben will.“

Mit herzlichem Händedruck ſchied er vom Pfarrer. „Ja, ja!“ ſprach dieſer zu ſich ſelbſt, „er iſt der Sohn ſeiner Mutter.“ — — —

Eine Sendung von Lady Waldegrave traf im grauen Hauſe ein. Sie ſchrieb:

„Es ſcheint, daß Sie Goldenſtein vergeſſen haben, beſter Herr von Turn, und daß Sie ſich ganz und gar in künſtleriſche und ſchriftſtelleriſche Arbeiten verſenken, denn wir ſehen und hören nichts von Ihnen. Ich aber habe nicht vergeſſen, daß ich Ihnen als Zugabe zu jener Arbeit ein paar Aquarelle verſprach und ich ſende Ihnen zwei Blätter, die mir am beſten gelungen ſind: die Tempelruine von Kom Ombos und den Palmenhain am Nil neben der Inſel Philae. Vielleicht gefallen ſie Ihnen; doch in jedem Fall bitte ich um Nachſicht. Mit wehmütiger Freude betrachte ich dieſe Blätter und überhaupt alles, was auf unſere Reiſe im Orient ſich bezieht; mit Freude — weil ſie ſo ſchön, ſo reich an großartigen Bildern, an erhabenen Eindrücken war und der Seele eine gewiſſe hohe Richtung gab; mit Wehmut — weil mir ſcheint, ich ſei damals beſſer und glücklicher

Man kann deren Gaben und Mängel, deren Liebenswürdigkeiten und Thorheiten, deren Schönheit und Unvollkommenheit auch ins einunddreißigſte Jahr und noch länger mit hinüber nehmen, aber — als geliehenes Gut, während es früher rechtmäßiges Eigenthum iſt. Das macht einen enormen Unterſchied: man fühlt ſich nicht mehr unantaſtbar ſicher im Beſitz der Jugend, und darum liebt man ihn ſo ſehr. Die großen Leidenſchaften, die herzbrechenden Schickſale, die unerhörten Glücke, haben faſt immer vor dem dreißigſten Jahr begonnen, ſo daß die Frau welche ſie bis dahin nicht kennen gelernt hat ſie auch ſchwerlich kennen lernen wird; während die, welche ſie mit ſich bringt zuweilen den ganzen Ballaſt von Deſolationen und Entzückungen in die entflohene erſte Jugend zurückſchleudern — und ach! zuweilen das ganze vorliegende Leben darum wegwerfen mögte, wenn ſie dieſelben in ihrer vollen Gewalt und Stärke feſſeln könnte bis noch ein Jahr, ein einziges armſeliges Jahr vorüber gerollt iſt.

Cornelie ſah auf ihr vergangenes Leben zurück und fand darin eine Liebe, eine Treue, eine Geſinnung die ſie von Anfang bis zu Ende verfolgt, ausgebildet und feſtgehalten hatte; und fand ſich in dem Bewußtſein zufrieden, ſo viel in ihrer Macht lag das Ideal ihrer Beſtimmung, der Selbſtentwickgeweſen, als ich jetzt bin. Ich war traurig — ja! aber iſt es ein Widerſpruch, daß man zugleich traurig und glücklich ſein könne? ich denke nicht. Und ich war beſſer, das iſt ganz gewiß, denn ich hing viel weniger als jetzt an der Welt und mit ihr zuſammen. Das ſtimmt ſehr zur Wehmut. — Ich will Ihnen jedoch lieber von etwas Frohem ſprechen, was eigentlich noch ein Geheimnis ſein ſoll, was aber ganz Goldenſtein weiß und was ſie folglich auch wiſſen müſſen, weil Manfred nächſtens heimkehrt und weil er hoffentlich der Magnet ſein wird, der Sie nach Goldenſtein zurückführt. Alſo: mein guter Vater hat ſich zu allgemeiner Zufriedenheit mit meiner Couſine Doris verlobt. Er hatte ein mühſames Leben neben meiner bejahrten und immer kränklichen Großmutter und meinem armen Bruder, dem Ems nicht viel genützt hat. Doris wird ein erheiterndes und anregendes Element in ſeine Häuslichkeit bringen und wir, Ernſt und ich, freuen uns ſehr über ſeinen Entſchluß und ſeine Wahl. Von unſern lieben Gäſten iſt nur der Marquis de Sabrun Ihrem böſen Beiſpiel gefolgt und abgereiſt; die übrigen ſind hier geblieben und ich ſtelle Ihnen dies gute Beiſpiel zur Nachahmung vor Augen. Gott befohlen, lieber Herr von Turn. Dorothea Waldegrave."

„Nein!" ſprach er zu ſich ſelbſt, nachdem auch er mit einem Gemiſch von Wehmut und Freude den Brief geleſen und die Aquarelle betrachtet hatte, nein! ich gehe nicht nach Goldenſtein! So wie die Lage der Dinge jetzt iſt, kann ich ihr gar nicht nützlich ſein. Sie ſteht unter dem Einfluß einer Neigung, die ſie einflößt; ich will nicht ſagen, die ſie teilt. Das möge Gott verhüten! . . . Unter dieſen Umſtänden muß ſie ihren Kampf allein durchführen. Daß ſie ihn führt, ſpricht ſich in dieſen Zeilen aus. Vielleicht ſoll ſie durch ihn zu einer höheren Erkenntnis deſſen, was der menſchlichen Schwachheit not tut, zu einem lebhaften Verlangen nach göttlichem Beiſtand hingedrängt werden. Das iſt ja der Zweck aller unſerer Kämpfe! . . . — ich aber bin viel zu ſehr in dem meinen befangen um nicht alles zu meiden, was ihn mir noch ſchwerer machen könnte."

Bei den erſtaunlichen Widerſprüchen im Menſchenherzen iſt es ſehr zu verwundern, daß Herr von Turn, nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ihn auch wirklich ausführte. Er ſchrieb an Lady Waldegrave einige Zeilen des Dankes für die ſchönen Aquarelle und des Glückwunſches zur Verlobung ihres Vaters — und ſagte von ſich ſelbſt weiter gar nichts, als daß er recht fleißig an ſeinem Reiſewerk arbeite.

Das verhielt ſich in der Tat ſo. Er trieb dieſe Arbeit, da er ſie einmal begonnen hatte, mit Eifer und Freude. Sollte es nicht möglich ſein darin einen Beruf zu finden, wenn das Intereſſe die Neuheit überdauerte? Es war des Verſuches wert.

Hatte er während des Tages kräftig gearbeitet, ſo wünſchte er freilich lebhaft gegen Abend die Feder mit der Büchſe zu vertauſchen. In Eich hatte er beides vereinigen können; aber den flüchtigen Gedanken in Eich inkognito ſich aufzuhalten, ließ er alsbald fallen. Wegen der Nähe von Goldenſtein war er unausführbar.

Der letzte Seufzer.

„Prinz Guido iſt alſo endlich abgereiſt!“ ſagte Lady Winifred zu Dorothea mit einem gewiſſen Nachdruck.

„Ja,“ verſetzte Dorothea ſo kurz als wolle ſie zu einem anderen Geſpräch übergehen. Da ihr aber nichts einfiel, ſo ſchwieg ſie und arbeitete emſig ohne aufzuſchauen an dem kleinen Stickrahmen, den ſie auf dem Schloß hielt. Lady Winifred ſaß neben ihr mit derſelben Arbeit beſchäftigt, denn die Freundinnen ſtickten gemeinſchaftlich ein Meßgewand für die Kapelle. Sie ſaßen in Dorothea's Morgenzimmer, aber ihr Geſpräch, das ſo traulich zu ſein pflegte, wollte heute nicht in Fluß kommen. Es wird ja behauptet, emſige Handarbeit beeinträchtige die Unterhaltung und Dorothea ſtickte ſo aufmerkſam, als gelte es ihren Lebensunterhalt dadurch zu verdienen.

„Wird Prinz Guido wiederkommen?“ fragte Lady Winifred endlich nach einer langen Pauſe.

„Ich weiß nicht . . . Es wird von Manfreds

Rückkehr abhängen ob wir noch länger hier bleiben," ſagte Dorothea.

„Sein muſikaliſches Talent wird uns in der Kapelle fehlen."

„Ja, ſicher."

„Übrigens aber habe ich nichts gegen ſeine Abreiſe . . . denn er kommt mir eigentlich vor wie ein eleganter Komödiant."

„Was fällt Dir ein!" rief Dorothea.

„Der in einer tragiſchen Liebhaberrolle ſich ſelbſt mehr als anderen gefällt."

„An Selbſtgefälligkeit leiden wir alle," ſagte Dorothea wieder gefaßt.

„Wie gefällt er Dir denn in ſeiner Rolle."

„Es iſt nicht meine Art, vorauszuſetzen, daß man Komödie ſpiele," antwortete Dorothea kühl; „bei Perſonen, die ich ſo lange kenne wie Prinz Guido, würde es mir unmöglich ſein . . . umſomehr als ich den Grund eines ſolchen Spieles nicht einſehen kann."

„Dea!" ſagte Lady Winifred plötzlich in einem anderen Ton, „beteſt Du zuweilen?"

„Ja . . . zuweilen!" entgegnete Dorothea ehrlich.

„Du ſollteſt recht viel beten, liebſte Dea, und Gott bitten, Dir Licht zu geben . . . Licht — um Dich ſelbſt, Licht — um andere zu erkennen."

„Selbſterkenntnis betrachtete irgend einer der ſieben Weiſen Griechenlands für die ſchwerſte und wichtigſte Aufgabe und es war die Vorſchrift, die er ſeinen Schülern mit beſonderem Nachdruck einprägte.“

„Ja, aber die Vorſchrift genügt dem Schüler nicht um ſie zu befolgen. Zur richtigen Selbſterkenntnis gehört nicht blos ein gerades Gewiſſen ſondern auch ein reiner Wille, um in die Labyrinthe unſeres Herzens einzudringen. Ohne göttlichen Beiſtand gelangen wir nimmermehr zur Erleuchtung über unſere inneren Verkrümmungen und Verdüſterungen . . . denn es gibt Zeiten, in denen ſie uns lieb ſind . . . viel lieber ſind als das Licht der Wahrheit. Bitten wir alſo Gott um Erleuchtung: ſo iſt das ein Zeichen, daß wir in der Tat zur Klarheit über uns ſelbſt kommen wollen — und ein ſolches Gebet findet Erhörung.“

„Glaube mir, ich bin ſehr im Klaren über mich ſelbſt.“

„Nein, Dea, das glaube ich nicht.“

„Doch! doch! Am Vorabend meines Hochzeitstages, als ich ſehr glücklich aber dennoch mit einem gewiſſen Ernſt an die Zukunft dachte und ſie gleichſam fragte, wie ſich mein Leben wohl geſtalten werde, ſprach zu meiner großen Überraſchung eine Stimme — ich weiß nicht wie und nicht wo, ob in mir, ob außer mir — ſie ſprach: Kämpfe und leide. Ich konnte das damals gar nicht begreifen. Jetzt begreife ich es. Der Menſch iſt ſo beſchaffen, daß alles, was er beſitzt, ihm nicht genügt, daß er in den glücklichſten Verhältniſſen ſich unbefriedigt fühlt, — dies iſt ſein Leid. Und daß er fort und fort das ſucht was ihm fehlt . . . und was er, wenn er es fand oder zu finden hofft, ſich nicht zu eigen machen kann, weil ſich ringsum Schranken auftürmen — dies iſt ſein Kampf. Dieſe zwei Worte, die mir vor fünf Jahren rätſelhaft vorkamen, haben mir ſeitdem grelles Licht über mich ſelbſt und über das Menſchenleben gebracht. Ich habe es nicht anders als mein großer Leidensgefährte — die Menſchheit.

„Sei es ſo! Haſt Du aber ſtarke Waffen zum Kampf? . . . Ja, mehr noch! haſt Du eine Seele, die den Kampf überhaupt aufnimmt?“

„Du fragſt allzu viel! . . . Ich meine, wenn ich eine ſolche Seele nicht hätte, ſo würde ich auch nicht leiden . . . oder anders leiden, aber das alles iſt freilich etwas ganz anderes als glücklich ſein.“

„Weißt Du, welchen Menſchen ich für den glücklichſten halte?“

„Den, welcher in dem was er beſitzt ſein Genügen findet.“

„Nein! den möchte ich am weiſeſten nennen.“

„Oder den, welcher friedlich das Leid annimmt.“

„Nein! der iſt fromm.“

„Wer iſt denn Dein Glücklichſter?“

„Der, welcher mit den beſten Waffen unabläſſig kämpft, um in dem Zwieſpalt, den Ungenügen und verkehrte Wünſche hervorrufen — Sieger zu bleiben.“

„Und wo ſind die Waffen, um ein ſo ernſtes Glück zu erringen?“

„In der Liebe zu Gott.“

„Das verſtehe ich nicht! ich kann, wenn ich tugendhaft bin, für die Pflicht mich opfern. Ich kann, wenn mein Herz ſo beſchaffen iſt, für einen Menſchen mich opfern. Aber mich opfern — denn ein beſtändiger Kampf iſt ein beſtändiges Opfer — mich opfern aus Liebe zu Gott . . . das kann ich nicht, denn das iſt mir unverſtändlich.“

„Deshalb eben ſagte ich: bitte um Licht.“

„Du kannſt überhaupt gar nicht von Zwieſpalt und Kampf ſprechen, Winifred. Dein Leben war ſo ruhig wie Dein Herz. Deine Ehe war ſo kurz, daß Du in Deinem Glück keine Enttäuſchung erfahren konnteſt und Deine ſanfte Trauer um den geliebten Toten hat nichts, was Dein Gemüt verſtimmen könnte. Es iſt ſehr leicht für den, der am Ufer ſteht, denjenigen, die im Strome ſchwimmen, zu raten wie ſie es machen ſollen, um wieder feſten Boden zu gewinnen.“

„Das alles leugne ich nicht. Es ſind auch gar keine perſönliche Erfahrungen oder aus mir ſelbſt geſchöpfte Anſichten, die ich ausſprach. Es ſind allgemeine Regeln, welche auf den Grundwahrheiten der Religion über das Verhältnis des Menſchen zu Gott beruhen.“

„Ich habe nicht Eure ſtarre Religion, welche alle und jeden in ein und dasſelbe Joch zwängt.“

„Menſch iſt Menſch! wir alle haben eine und dieſelbe gefallene und deshalb erlöſungsbedürftige Natur, die bald gezügelt, bald angeſpornt, bald mit Schranken umgeben, bald unterſtützt werden muß. Kannſt Du die heiligen göttlichen Geſetze, nach welchen dieſes geſchieht, ein drückendes Joch nennen?“

„Ja! es bedrückt das Herz.“

„Um es von einem andern und viel härteren Druck zu befreien; . . . denn kein Druck iſt ſchwerer zu tragen als der, welcher das Herz ſo tief zur Erde hinabbeugt und in das Irdiſche verſenkt, daß es ſich gegen ſeine Pflicht empört.“

„Winifred!“ rief Dorothea heftig, „das verdiene ich nicht! . . . Du biſt ſehr ungerecht . . . Du biſt es bis zur Härte.“

„Nicht hart bin ich, liebſte Dea, nur wahr . . . Iſt es denn meine Schuld, wenn Du jede meiner Äußerungen auf Dich zu beziehen für gut findeſt?“

„O Winifred, das iſt ja gerade Deine Abſicht.“

„Trauſt Du mir etwa eine ſchlimme Abſicht zu?“

„Nein . . . das nicht! . . . o nein!“

„Könnte ich eine andere Abſicht haben, als die, Dir nützlich zu ſein, indem ich Dich aufmerkſam mache?“

„Ich bin nicht kopflos genug, um fremder

Wachſamkeit zu bedürfen," verſetzte Dorothea gereizt, „ſollte das aber je der Fall ſein, ſo würde ich mich unter Manfreds Schutz begeben."

„Vor einiger Zeit ſagteſt Du mir, daß Du ihm doch nicht alles offenbarſt, was Dich bewegt, was in Dir vorgeht . . . und ich ſollte meinen, daß dies unter Umſtänden vernünftig iſt."

„Ach, und ich ſehne mich zuweilen ſo herzlich nach einem kräftigen Rat . . . einem tröſtenden Zuſpruch! . . . Ich wollte, Turn wäre hier."

„Würdeſt Du Dich ohne Rückhalt ihm offenbaren?"

„Nein, antwortete Dorothea raſch, „in die Tiefen der Seele, wo die dunkeln Gedanken wohnen, laſſe ich kein menſchliches Auge ſchauen . . . — und weil das ſo iſt," ſetzte ſie traurig hinzu, „kann auch kein Menſch mir helfen."

„Ich weiß doch, wer Dir helfen könnte?"

„Das wäre?" rief Dorothea geſpannt.

„Der katholiſche Prieſter."

Ein Diener überbrachte ein Telegramm. Dorothea überflog es und ſagte dann, indem ſie ſich erhob und ihren Stickrahmen beiſeite ſtellte:

„Manfred verſchiebt ſeine Abreiſe um acht Tage. Ich muß meinen Vater davon in Kenntnis ſetzen."

„Und ich muß Briefe ſchreiben," ſagte Lady Winifred, „meine Schweſtern behaupten, daß in Goldenſtein aus dem Lethe getrunken würde."

lung, ſtandhaft erſtrebt zu haben. In dieſem Beſtreben war das Glück untergegangen und die Liebe entflohen; aber Glaube und Kraft waren geblieben. „Was könnte mich jezt noch ſchmerzen, jezt noch erſchüttern? Mir kommt meine Seele wie in den Styr getaucht vor;“ — ſchrieb ſie in ihr Tagebuch.

Da erkrankte Triſtan am Scharlachfieber, und tödtlich. O Gott! betete Cornelie auf ihren Knien, haſt Du mein vermeſſnes Wort gehört und willſt mir zeigen wo meine arme Seele verwundbar iſt? — — Es war an einem ſchwülen Abend; die Gewitterwolken wälzten ſich ſchwer und ſchwarz über den See. Nicht ein Stern funkelte, nicht ein Lufthauch wehte erquickend. Es lag jener Druck auf der Natur, der ſich auch den reizbar organiſirten Menſchen mittheilt, ſo daß er ſich zuweilen als körperliches Unbehagen bei ihnen ausſpricht, und zuweilen eine Seelenſtimmung erzeugt in welcher die Erde ſo recht wie ein Gefängniß erſcheint. So war es Cornelien zu Sinn. Sie ſaß am Bett des Knaben, der im heftigſten Fieber mit ſtarren verglasten Augen dalag, und erwartete ungeduldig den Arzt — um doch wenigſtens Etwas zu erwarten, und nicht vor der Zeit in Apathie zu verſinken. Sie hofte eigentlich nicht mehr! Sie dachte auch nichts, ſie wünſchte nichts, ſie glaubte nichts! ihr geiſtiges

Sie legte ſorgſam einen Foulard über ihre Stickerei und verließ das Zimmer mit Lady Waldegrave.

Dieſe fand den Fürſten in beſter Laune bei Gräfin Henriette und deren Töchtern, wo ſoeben die Vermählung beſprochen und der Zeitpunkt feſtgeſetzt wurde.

„In der erſten Woche des Oktobers, dabei bleibt es. Nicht wahr, Doris," ſagte er.

„Du ſollteſt lieber ſagen, nicht wahr Henriette," erwiederte die Gräfin heiter, „denn Doris hat nichts zu tun, als ja zu ſagen."

„Was ſagſt denn Du?"

„Ich ſage, daß wir in dieſem Fall heute unſere Koffer packen und morgen abreiſen müſſen."

„O Mama! Mama! — Schweſterchen, was fällt Dir ein!" erſchallte es wehklagend ringsum.

„Ich habe Vorbereitungen zu machen," verſicherte die Gräfin — wogegen der Fürſt verſicherte:

„Die macht Dein Mann auf's Beſte."

„Aber die Toiletten für Doris muß ich und zwar in Berlin beſorgen."

„Gar nicht nötig Dein Berlin! Fahre nach Frankfurt. Dort findeſt Du alles, was das Herz der Damen begehrt."

„Ach ja, Mama! . . . Bitte, Mama? nach Frankfurt! . . . Und dann wieder hierher."

„Dea!" ſagte Gräfin Henriette zur eben eintretenden Lady Waldegrave. „Euer Goldenſtein iſt verzaubert. Wer einmal darin iſt, kann ſich nicht wieder herausfinden."

„Das freut uns ſehr," antwortete ſie. „Leider hört Manfred nicht zu dieſen Verzauberten. Hier iſt ſein Telegramm aus London von heute früh vier Uhr: „Abreiſe um acht Tage verſchoben. Hirſchjagden nicht aufzuſchieben." — Alſo, lieber Papa, mache die Einladungen, beſtimme die Tage," fuhr ſie fort. „Manfred wird ſich ſehr freuen, wenn die Jagden recht glänzend ausfallen und möglichſt viel Hirſche erlegt werden."

Der Fürſt nahm ſehr gern die Aufforderung ſeiner Tochter an und ſeine Schweſter ſagte:

„Jagdtage ſind immer Tage der gräulichſten Langweil. In aller Frühe wird man aus dem Schlaf aufgeſcheucht und abends, wenn man wieder ſchlafen gehen möchte, muß man ſich zum Diner begeben und liebenswürdig ſein für die unliebenswürdigſten Geſchöpfe auf Gottes Erdboden: müde Jäger."

„Schweſterchen!" rief der Fürſt, „das darfſt Du nicht vor Doris ſagen! ich bin ein leidenſchaftlicher Jäger."

„Und nicht vor mir, Tante, denn Manfred iſt es auch," ſagte Dorothea.

„Die Leidenſchaft für die Jagd iſt die einzige, die ich geſtatte," ſagte Doris ſcherzend zum Fürſten.

„Unbegreiflich!“ verſetzte Gräſin Henriette, „ich finde es eine gründliche Demütigung für eine Frau, die Tiere des Waldes zu Rivalen zu haben und die Neigung eines Gatten geteilt zu ſehen zwiſchen mir und der Jagd auf ein Wildſchwein.“

Aber Dorothea verteidigte die Jäger und nahm die Rivalität mit den unſchuldigen Tieren des Waldes aus; ſchließlich wurde es feſtgeſetzt, daß Gräfin Henriette auf einige Tage nach Frankfurt gehen, die Toilettenangelegenheiten beſorgen und zu einigen großen Jagdtagen wieder in Goldenſtein eintreffen ſolle.

„Dieſe Einrichtung gefällt mir,“ ſagte Flora zu Aurora in einem der traulichen Zwiegeſpräche, die ſie zu haben pflegten. „Es wäre doch äußerſt hart für uns geweſen, wenn wir wegen des Brautkleides der Doris nicht bei den Jagd-Diners geweſen wären.“

„Ja! aber auch für uns beſtellt Mama Hochzeitskleider.“

„Das verſteht ſich, Aurora! . . . und das gefällt mir am beſten bei dieſer ganzen Hochzeit. Ich habe den guten Onkel ſehr lieb . . . wie ſich aber Doris entſchließen kann, ihn zu heiraten, einen Onkel, einen alten, alten Mann, der ſchon graues Haar hat und nicht mehr tanzt — ich bitte Dich, Aurora, ſtelle Dir das vor und dann ſprich, ob es nicht ganz unbegreiflich iſt.“

Aurora beſann ſich einen Augenblick, doch das

Ergebnis ihres Nachdenkens lautete anders. Sie flüſterte:

„Doris iſt auch ſchon recht alt . . . faſt neunundzwanzig Jahr! ſie paßt recht gut für den Onkel.“

„Nein!“ entgegnete Flora energiſch, „das täte ich nie, auch nicht bei neunundzwanzig Jahren, denn ich mache mich dadurch zu meiner eigenen Tante.“ — — —

Gräfin Henriette reiſte mit ihren Töchtern ab. Mademoiſelle d'Aubeſpine und Adrienne waren ſchon fort. Die Geſellſchaft in Goldenſtein beſchränkte ſich auf Dorothea, ihren Vater und ihren Bruder, auf Lady Winifred Blandford, Lord Dudley und Sir John. Zu den bevorſtehenden Jagden waren nur Herren eingeladen, auch Prinz Guido und Herr von Turn.

Die beiden Freundinnen hatten Zeit und Gelegenheit genug zu traulichen Geſprächen; aber Dorothea ſchien ſie nicht zu wünſchen und Lady Winifred, in allen Dingen zurückhaltend, ging ganz auf Dorothea's Vorſchlag ein, dieſe ſtillen Tage zu benützen, um recht fleißig mit einander zu leſen und zu muſizieren. Dorothea wollte weder ſich ſelbſt noch ihrer Freundin eingeſtehen, daß ſie in großer Gefahr ſchwebe durch die Huldigung des Prinzen Guido gerührt zu werden. „Ich bemitleide ihn,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „Er kann einer Neigung nicht Herr werden, welcher er ſeit fünf Jahren treu iſt. Eine ſolche Treue bei gänzlicher Hoffnungsloſigkeit iſt ſehr zu bewundern, denn die Treue iſt eine edle Eigenſchaft . . . Bewunderung iſt aber auch ein edles Gefühl, das in keiner Weiſe gegen Pflichten erkaltet oder andere Gefühle beeinträchtigt. Ich bewundere Prinz Guido keineswegs, weil er äußerſt annehmend — oder ſehr gebildet — oder ungewöhnlich talentvoll — oder überhaupt eine ganz ſeltene Erſcheinung in der Männerwelt iſt — ſondern weil . . . — —" und über dieſes Weil ſenkte ſich ein regenbogenfarbiger Schleier, der den letzten Grund verhüllte. Hätte ſie den Mut gehabt, dieſen Schleier zu zerreißen, ſo würde ſie geſagt haben: Weil er mich liebt. Jetzt gaukelte die Phantaſie ihr ein höchſt intereſſantes — wenn auch nicht wahres Bild von ſeiner fünfjährigen Treue vor — ein Bild, das doch nicht immer lebhaft genug war, um die warnende Stimme zu betäuben, durch welche ihr Gewiſſen ſie zum Kampfe gegen ſich ſelbſt aufforderte. Daß Lady Winifreds Worte mit dieſer inneren Stimme im Einklang waren, verhehlte ſie ſich nicht und wollte ſie dieſelben auch übertrieben, auch ungerecht, ja ſogar unbegründet finden — dennoch waren ſie ihr unbequem — ein ſicheres Zeichen, daß ſie ſich getroffen fühlte — und ſie ging ihnen aus dem Wege. Sie war ſehr viel bei ihrem Vater, der ſich, nach ſeiner Art, nachdem der große

Schritt getan war, ungemein glücklich fühlte. Er ſchrieb ſeiner Mutter:

„Ich habe bei dieſer Verlobung nur ein einziges Bedauern; es iſt jedoch ſehr groß. Es beſteht darin, daß ich nicht vor zehn Jahren die liebenswürdige Doris geheiratet habe. Es wäre in jeder Beziehung beſſer geweſen, denn ich wäre jetzt von blühenden Kindern umgeben, während die Kinder der armen Pelagie einem frühzeitigen Tode zu verfallen ſcheinen. Ernſt iſt recht ſchwach. Möge Dea nicht das Los ihrer Brüder teilen.“

Der Fürſt ging gern abends allein auf die Pirſchjagd. Er hatte ſich am Tage nicht wohl gefühlt; er glaubte, die Kühle des Waldes werde ihn erfriſchen und ſtärken und er ſagte zu Lady Waldegrave:

„Warte nicht mit dem Diner auf mich, Dea. Mein Kopf iſt eingenommen; ich muß mir tüchtig Bewegung machen.“

„Wäre Dir die Ruhe nicht beſſer, liebſter Papa?“ fragte ſie beſorgt.

„Liebes Kind, es iſt ja keine Migräne . . . und ein wenig Erhitzung oder Erkältung — was weiß ich,“ entgegnete er munter, „ich bin kein zartes Dämchen, das ſich auf die Chaiſelongue legt, wenn der kleine Finger weh tut.“

„Das würde ſich auch gar nicht für einen Bräutigam ſchicken,“ erwiderte ſie in demſelben Ton und umarmte ihn zärtlich.

So trennten ſie ſich. Dorothea ging an's Fenſter und ſah ihrem Vater nach, wie er über den Hof ging und nach ihr zurückſchauend mit der Hand ſie grüßte. „Wie freut mich ſeine Heirat,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ein neues Leben wird in ihm aufgehen, während der Tod in der Geſtalt der Großmama und des armen Ernſt ihm zur Seite ſteht.“ — —

Herr von Turn hatte die Nachricht erhalten, daß ſein Förſter in Eich im Sterben ſei. Um den alten treuen Diener noch einmal zu ſehen, ſetzte er ſich auf die Eiſenbahn, hatte bald die Station erreicht und ſchlug zu Fuß den wohlbekannten Weg nach Eich ein. Es dunkelte ſtark. Er ging eilig, um den Kranken noch am Leben zu finden. Da vernahm ſein geübtes Ohr in der Stille des Abends und des Waldes ein leiſes aber ſchweres Ächzen. Er ſtand und horchte. Alles blieb ſtumm; aber nach einer kurzen Pauſe begann es wieder. „Vielleicht ein verwundeter Wilddieb . . . oder ein armer kranker verirrter Wanderer,“ dachte Georg und bog vom Wege ab in die Richtung, woher die Stimme kam. Die Pauſen wurden länger, das Ächzen wurde leiſer. „Ein Sterbender!“ dachte Georg angſtvoll und rief in den Wald hinein. Es kam aber keine Antwort. Die Finſternis nahm zu. Die Stimme erloſch. In heftiger Aufregung tat Georg noch einige Schritte und wäre faſt über eine am Boden liegende Männergeſtalt gefallen.

Ein ſchwacher Seufzer verriet, daß noch Leben in ihr ſei; doch Georgs Fragen blieben unbeantwortet. Das Leben war auf dem Punkt zu erlöſchen. Wie war dem Mann zu helfen? was fehlte ihm? Ein Jagdgewehr lag neben dem Manne. Es war abgeſchoſſen. Georg griff umher. Er griff in Blut, das aus einer Wunde in der Seite quoll. „Ein Selbſtmörder!“ dachte er entſetzt; „ . . . aber nein! der Selbſtmörder hätte einen andern Schuß getan! . . . Ein verunglückter Jägersmann.“ Er raffte Moos auf, legte es auf die Wunde, ſein Taſchentuch darüber. Der Verwundete wimmerte leiſe. „Er lebt! Gott Dank!“ rief Georg und während er ſeinen Plaid zuſammenfaltete, und ihn wie ein Bandelier über die Wunden zu legen, begann er halblaut das Vater Unſer zu beten. Vorſichtig richtete er den Oberleib des Verwundeten auf und zog den Plaid unter deſſen linken Arm durch. In dieſer Stellung kam der Mann etwas zu Atem und zu Beſinnung. „Vergib uns unſere Schuld!“ — betete Georg. „Vergib uns unſere Schuld!“ flüſterte der Verwundete tonlos; — dann ſank er zurück und Georg fühlte, daß er in den Armen eine Leiche halte.

Der Mond war aufgegangen, doch in ſchweren Wolken. Dennoch wurde dadurch Georgs Anſtrengung erleichtert, der mit unſäglicher Mühe die Leiche aus dem Dickicht heraus und auf den Weg nach Eich ſchleppte. Nicht um alles in der Welt hätte er ſie verlaſſen und Hilfe holen mögen, denn der Geruch des Blutes konnte die Tiere des Waldes anlocken und ſie hätten die Leiche beſchädigen können. Nein! der letzte Hauch des Sterbenden war ein demütiges Gebet geweſen und zwar dasjenige, welches Georgs Gedanken an das Sterbebett ſeiner Mutter erinnerte. Er nahm die ſchwere Laſt auf ſeine Schulter und erreichte mit ihr ſein Haus in Eich. Grenzenloſer Schreck ergriff ſeine Leute, als ſie ihren Herrn mit Blut bedeckt und eine Leiche tragend erſcheinen ſahen. Zum Entſetzen ſteigerte ſich der Schreck, als man den Fürſten erkannte. Er wurde in Georgs Zimmer auf deſſen Bett gelegt und jede Art von Belebungsverſuch vorgenommen. Umſonſt. Er war vom Erdenleben geſchieden. Furchtbar erſchüttert ſtand Georg neben ihm. Hilflos, elend, einſam, durch irgend einen ſchrecklichen Unfall plötzlich dahin gerafft, lag der Mann leblos und verlaſſen da, der vor wenig Stunden der Mittelpunkt eines großen Kreiſes und voll der friſcheſten Hoffnungen für die Zukunft geweſen war. Welche Verſtörung auf Goldenſtein! welcher Schmerz für Lady Waldegrave! Wie war ihr das ſchreckliche Ereignis mitzuteilen! — — Ein Bote, welcher von der Station der Eiſenbahn einen Arzt berief, war bereits abgeſchickt. Jetzt ging ein zweiter nach Goldenſtein mit einem Billet an Dorothea, worin Georg ſagte:

„Von einem Unfall auf der Jagd getroffen und verwundet, befindet ſich der Fürſt in meinem Hauſe. Ein Arzt wird erwartet.“

Georg, der die ſpäten Stunden von Goldenſtein kannte und wußte, daß die Geſellſchaft gerade dann am munterſten zu ſein pflegte, ſtellte ſich lebhaft die Beſtürzung vor, welche ſeine Zeilen erregen, die angſtvolle Verwirrung, in welche alle um ſo mehr geraten würden, als Lord Waldegrave nicht gegenwärtig war, um durch Ruhe und Beſonnenheit die Aufregung zu beſchwichtigen. Es war ihm leid, daß er nicht ſelbſt die traurige Botſchaft überbrachte; allein er konnte ſich nicht entſchließen, den armen Abgeſchiedenen zu verlaſſen, der unter einem fremden Dach, auf einem fremden Lager, fern von den Seinen viel elender dalag, als der alte Förſter, der von den Hausgenoſſen umgeben die heiligen Sterbeſakramente empfangen und nun den Troſt hatte, ſeinen guten Herrn an ſeinem Sterbebett zu ſehen. O wie viel beſſer hat es der Förſter als der Fürſt, ſeufzte Georg als die Agonie ausgekämpft war und als er ſanft die Hand über die Augen des Zweiten legte, der an dieſem Abend in ſeinen Armen verſchied. Die Frau des Rentmeiſters ſtellte auch ihre Betrachtung über dieſen erſchütternden Fall an und ſagte:

„Ja, nun ſind ſie beide in der Ewigkeit — der vornehme Herr und der geringe Mann — und

Weſen war bis zu jener Stupidität gelähmt, welche die höchſte Stufe iſt, die man auf der Leiter der Seelenfolter erklimmen kann, und zu der nicht ſowol der Schmerz als die Angſt uns emporſchleppt. Ganz ſtupid murmelte ſie zuweilen vor ſich hin:

„Wenn er doch käme! wenn er doch käme.“

Da hörte ſie im Nebenzimmer leiſe gehen und ſprechen. Sie ſtand auf um dem Arzt entgegen zu gehen, aber als ſie die Thür öfnete war er es nicht, ſondern Dorothee war es Hand in Hand mit einem Mann, den Cornelie ſogleich als Leonor Brand erkannte. Sie trat zurück um die Geſchwiſter nicht zu ſtören. Bald darauf kam der Arzt. Er fand Triſtan höchſt bedenklich und ſagte:

„Nimmt das Fieber nach Mitternacht ab, ſo haben wir Hofnung das Kind zu retten; nimmt es zu — ſo wird es ſchwerlich den Morgen erleben.“

Dieſer Ausſpruch ſtimmte zu ſehr mit Corneliens Ahnung zuſammen um ſie unvorbereitet zu treffen. Sie blickte nur unwillkürlich nach der Uhr: es war zehn. Alſo ungefähr ſieben Stunden lagen vor ihr: wie kurz, für die Hofnung! aber in jeder Stunde ſechszig Minuten: wie lang, für die Angſt! Das wird eine Agonie werden! ſprach ſie nachdem der Arzt gegangen war, und nahm ihren Platz neben dem Kinde wieder ein.

beide haben ihren Richterſpruch gehört. Was meinen Euer Gnaden, wem es beſſer geht?"

„Liebe Frau Grühn," antwortete Georg traurig, „auf dieſe Frage gibt es keine Antwort, weil Gott allein den innern, den wahren Zuſtand des Menſchen kennt. Beten Sie für zwei arme Seelen — das iſt am ſicherſten, denn das werden alle beide nötig haben."

„Ach Euer Gnaden, wie iſt das ſchrecklich, im Leben ſo hoch und ſo vornehm geweſen zu ſein und ſo elend umzukommen in der Nacht, im Walde, eines gewaltſamen Todes . . . und was das ſchlimmſte iſt . . . ohne Beichte und Sakrament. Da hat es doch der elendeſte Bettler beſſer, wenn er katholiſch iſt und wenn ſein letztes Stündlein kommt. In das armſeligſte Dachkämmerlein geht nicht nur der Prieſter ein, ſondern auch der liebe Herrgott im hochheiligen Sakrament."

„Beten Sie Frau Grühn, beten Sie!" ſagte Georg erſchüttert: „und wenn Lady Waldegrave kommt, ſo ſein Sie recht vorſichtig, nichts zu ſagen, was ſie betrüben könnte."

„Das verſteht ſich! ich weiß ja, daß ſie leider Gottes nicht katholiſch iſt. Ich ſprach nur zu Euer Gnaden ſo, wie es mir eben um das betrübte Herz war."

— — Ein Wagen rollte in raſender Schnelligkeit heran. Georg eilte ihm entgegen.

„Wie geht es ihm? . . . Wo iſt er?" . . .

riefen Dorothea und Ernſt und ſtürzten ſich von Lady Winifred und Lord Dudley gefolgt aus dem Wagen.

„Nicht gut,“ ſagte Georg traurig.

„Wo iſt er!“ rief Dorothea betäubt und lehnte ſich auf Georg’s Arm.

„Nicht mehr hienieden,“ antwortete er ſanft und öffnete das Zimmer, in welchem der Fürſt von Blut gereinigt, aber in der vollen Starrheit des Todes lag. Seine Kinder fielen weinend neben ihm auf die Knie und Lord Dudley fragte:

„Ein Schlagfluß?“

Georg verneinte ſchweigend. Lady Winifred ſchaute ihn angſtvoll an und kniete neben Dorothea nieder. Ernſt bog ſich über den Vater, um deſſen Stirn zu küſſen, nahm die zerriſſenen Kleider, den Plaid quer über die Bruſt wahr, taumelte entſetzt zurück und ſchrie:

„Ein Mord!“

Mit einem herzzerreißenden Klageruf ſank Dorothea in Winifred’s Arme und Georg rief:

„Nein, nein! ein Unfall.“

Aber Ernſt wiederholte immer ganz beſinnungslos:

„Ein Mord . . . oder ein Selbſtmord . . . o mein Vater! mein armer Vater . . . ein Mord.“

„Nein!“ rief Georg mit größter Entſchiedenheit: „kein Mord und kein Selbſtmord hat dies ſchreckliche Ereignis herbeigeführt. Der Fürſt iſt im Halbdunkel gefallen, das Gewehr hat ſich entladen und der Schuß iſt ihm von der rechten Seite her durch die Bruſt gegangen: das iſt meine feſte Überzeugung.“

„Ja,“ ſetzte Lord Dudley hinzu, „das iſt die einfachſte, die natürlichſte, den Verhältniſſen entſprechende Löſung.“

„O nur kein Mord,“ ſeufzte Dorothea und fuhr mit beiden Händen über ihre bleiche Stirn: „kein Mord an meinem armen guten Vater! . . . Es wäre allzu gräßlich.“

Ein zweiter Wagen rollte heran. Er brachte den Arzt, einen Wundarzt und ein paar Gerichtsperſonen, denn der Bote hatte die grauenhafte Kunde von einem mutmaßlichen Morde im Stationſtädtchen verbreitet.

Die Unterſuchung beſtätigte die Richtigkeit von Georgs Anſicht. Der Schuß konnte weder von der eigenen noch von einer fremden Hand gelenkt, mußte durch einen Sturz erfolgt ſein. Man ging mit Fackeln zu der Stelle im Walde, wo Georg den Fürſten gefunden hatte. Deſſen Gewehr lag in einer Lache von Blut neben einem dicken niedrigen Baumſtumpf. Alle Umſtände ſchloſſen jeden Gedanken an einen Mord aus und von Selbſtmord konnte ohnehin bei dem Fürſten nicht die Rede ſein. Seine troſtloſen Kinder aber konnten ſich nicht faſſen bei der kläglichen Vorſtellung, daß er vielleicht zu retten geweſen wäre, wenn man

Boten nach ihm ausgeſchickt hätte, als die Dunkelheit einbrach. Doch im vollen Vertrauen auf ſeine alten Waidmannsgewohnheiten, war ihnen das nicht entfernt in den Sinn gekommen und alle ſelbſtquäleriſchen Möglichkeiten, die wie Geſpenſter in ihrer Einbildung aufſtiegen, verſchwanden bei beſonnener Betrachtung auch wie Geſpenſter. Es blieb eben nichts übrig, als die traurige Tatſache, die in einem weiten Kreiſe die größte Verſtörung hervorrief.

In Tränen ſchwimmend, hatte Lady Waldegrave und Ernſt alle Umſtände ſich erzählen laſſen, wie und wo Georg den Fürſten gefunden hatte.

„O daß Sie mit ihm, für ihn beteten, daß Sie ihn veranlaßten, in einer frommen Bitte, in einem Gedanken an Gottes Barmherzigkeit die Seele auszuhauchen — o das vergeſſen wir Ihnen nie,“ ſagte Dorothea.

„Es machte ſich alles ganz einfach,“ entgegnete er ſanft und traurig: „ich wollte, ich hätte mehr tun können.“

„Jetzt können Sie noch mehr tun . . . nicht für ihn, aber für uns!“ rief Dorothea und nahm ſeine Hand in ihre Hände: „Verlaſſen Sie uns jetzt nicht . . . kommen Sie mit uns! . . . Es müſſen ſo viele traurige Dinge geſchehen, die Ernſt und ich nicht imſtande ſind zu beſorgen. Sie können das und aus Freundſchaft für Manfred, der vor morgen Nacht nicht hier ſein kann, werden Sie uns nicht in dieſer ſchrecklichen Lage hilflos laſſen, nicht wahr?“

„Gewiß nicht!“ antwortete Georg ernſt, „und deshalb bitte ich Sie mit Lady Blandford nach Goldenſtein zurückzukehren. Lord Dudley fährt mit Ihnen und ich denke auch Fürſt Ernſt.“

„Nennen Sie mich nicht Fürſt!“ rief Ernſt troſtlos: „ich kann's nicht hören! . . . und ich kann nicht faſſen, daß ich es ſein ſoll. Ich bleibe hier, Dea,“ ſetzte er ruhig hinzu: „kehre heim, wir folgen bald nach.“

„Schone Dich.“ ſagte ſie flehend: „bedenke es: von allen den Meinen biſt Du allein mir geblieben.“

Er ſchüttelte ſanft verneinend den Kopf und ſagte:

„Ich bitte, kehren Sie heim mit meiner Schweſter, Lady Winifred.“

Dieſe umſchlang Dorothea und führte ſie zum Wagen. Lord Dudley folgte ihnen. Später kam der traurige Zug, der die Leiche des Fürſten nach Goldenſtein brachte. Dorothea erwartete ihn. Ganz außer ſich, faſſungslos, raſtlos ging ſie umher, rang die Hände, weinte, klagte:

„O meine arme Großmutter! der Schlag wird ſie töten! . . . Wer ſoll ihn ihr mitteilen? . . . und Doris? ſtatt des Brautkleides muß ſie Trauergewänder tragen, die arme Doris. Auf eine Hochzeit freuten wir uns — ſie verwandelt ſich in ein Leichenbegängnis. Ein ſo plötzlicher, ſo grauenhafter Wechſel iſt unerhört. Geſchieht denn ſo etwas auch für andere Menſchen, Winifred, oder wird nur mir ein Verluſt nach dem andern auferlegt?"

„O ja! wir merken nur nicht ſo genau, was andere trifft und was ſie verlieren."

„Wie wird ſich Manfred über das Telegramm entſetzen! . . . Wäre Turn nicht da — was finge ich an."

„Danke Gott, daß er da iſt und daß er da war," ſagte Lady Winifred mit Nachdruck.

„In einem ſolchen Augenblick des erſchütternden Schmerzes ſoll ich Gott danken!" rief Dorothea aufgeregt: „das wäre übermenſchlich!"

„Beſinne Dich," ſagte Lady Blandford ſanft, „und Du wirſt verſtehen, daß der Troſt, den Gottes Gnade Dir bei dieſem herben Verluſt gibt, des Dankes wert iſt. Es iſt nichts Geringes mit einem demütigen Gebet vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen."

„O das Gebet! . . . Winifred, Liebſte, o lehre mich beten! . . . aber ſo beten, wie Du beteſt und wie ich mir denke, daß Turn betet. Ich meine ſo, daß ich darin Frieden, Ruhe, Licht, Kraft — mit einem Wort alles finde, was zum Ausharren im Kampf des Lebens nötig iſt."

„Fange an zu beten: Vergib uns unſere

Schuld — und Licht und Kraft werden Dir nicht fehlen,“ verſetzte Lady Blandford im zärtlichſten Ton.

„Was habe ich denn verbrochen, um gerade ſo zu beten!“ brauſte Dorothea auf: „wie ungerecht Du biſt! . . . ſogar in dieſem bittern Augenblick.“

„Es tröſtet Dich, daß Dein Vater mit dieſem Gebet verſchied. Sollteſt Du in dieſer Stunde ſterben, ſo würde dasſelbe Gebet Dein beſter Troſt ſein. Weißt Du, wann Dein letztes Stündlein kommt? Wußte es Dein Vater?“

„O mein armer Vater!“ rief Dorothea in Wehklagen zurückfallend: „nein, er wußte, er ahnte es nicht! Er ging vor einigen Stunden mit ſeinem leichten, gewandten Schritt hinweg . . . und wird jetzt als blutiger Leichnam zurückgebracht.“

Sie hatte ihr hellfarbiges Kleid mit einem ſchwarzen vertauſcht und einen ſchwarzen Spitzenſchleier über den Kopf geworfen. Ihr Haar war in Unordnung herabgefallen, ihr Antlitz verſtört von Schmerz, erbleicht von Tränen. So ging ſie auf und nieder in dem erleuchteten Salon, von deſſen Balkon man die Einfahrt in den Hof überſah. Lady Blandford, auch ſchwarz gekleidet, ging und ſtand neben ihr, wie ihr ſtiller Schutzengel, zuweilen ein zärtliches Wort, einen frommen Gedanken ihr zuſprechend, welche ſie meiſtens nicht beachtete.

Lord Dudley kam und legte ihr die Telegramme vor, die er auf ihren Wunſch für Lord Waldegrave und Gräfin Henriette geſchrieben hatte; jenes enthielt die volle Wahrheit, dieſes deutete ſie ſchonend an. So war es recht.

„Aber wie ſoll ich die arme Großmutter vorbereiten!“ rief Dorothea und rang die Hände: „meine Tante Ottonia iſt nicht mehr bei ihr! . . . Wer ſoll es ihr mitteilen? . . . und ſie muß es doch wiſſen.“

Lord Dudley und ſeine Nichte waren ratlos. Da kam langſam ein Wagen daher.

„Er iſt's!“ ſagte Dorothea zitternd aufhorchend und legte den Arm auf Lady Blandford's Schultern.

Fackeln gingen voran; es wurde hell unter der Einfahrt. Dorothea brach zuſammen.

Die letzte Hoffnung.

Die Fürſtin ſaß auf ihrem gewohnten Platz in ihrem gewohnten grauen Taffetanzug mit ihrem großen Fächer in der Linken. In der Rechten hielt ſie einen Rotſtift; — auch wie gewöhnlich. Ganz ungewöhnlich war aber der Ausdruck von Zufriedenheit, der ihre ſcharfen Züge und ihre ernſte Stirn lichtete.

„Das alſo wären die Geſchenke für die liebe Braut: ein Zobelpelz und eine Garnitur ſchwarze Spitzen. Weiße Spitzen, ſchön und reichlich, haben wir im Hauſe. Sind die beiden Briefe geſchrieben, Fräulein von Stecken?"

Dieſe ſaß der Fürſtin gegenüber und reichte derſelben zwei Briefe. Die Fürſtin überlas ſie aufmerkſam und ſagte dann:

„Ganz gut! Jetzt bitte ich die Adreſſe darauf zu ſchreiben; . . . aber verwechſeln Sie nicht die Briefe, Fräulein von Stecken! — Ich will unterdeſſen nachrechnen, ob mein Budget mir erlaubt meinen beiden kleinen Enkelinnen . . .—"

„Die Mairöschen,“ ſchaltet Fräulein von Stecken ein.

„Ich bitte, Fräulein von Stecken, keine Zerſtreuung bei den Adreſſen! — Alſo: ob ich den Mairöschen ein hübſches Hochzeitsgeſchenk machen kann — das will ich jetzt berechnen.“

Fräulein von Stecken ſchrieb. Die Fürſtin durchſtrich die Notiz, die über Pelz und Spitzen auf ihrem Fächer ſtand, mit ihrem Rotſtift und ſchrieb dann mit einem Blauſtift Zahlen über Zahlen auf den Fächer. Das Ergebnis war günſtig, denn ſie ſagte:

„Die Mairöschen werden ſich freuen;“ — und ließ Fächer und Stift ſinken.

Ein Diener überbrachte ein Telegramm.

„Was das für eine ſeltſame Liebhaberei iſt,“ ſagte die Fürſtin, „bei der geringfügigſten Veranlaſſung ein Telegramm zu ſchicken! ich bekomme jetzt mehr Telegramme, als vor fünfzig Jahren Briefe. — — — O mein Gott!“ ſetzte ſie tonlos hinzu. Das Blatt entfiel ihr. Sie lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen, indem ſie zu Fräulein von Stecken mühſam ſagte:

„Leſen Sie . . . es iſt gräßlich!“

„Der Vater iſt plötzlich ſchwer erkrankt. Heute Nachmittag kommt weitere Nachricht. Dorothea.“ — — — „Aber es iſt ja keine Rede von eigentlicher Gefahr,“ ſagte Fräulein von Stecken be-

„Gnädige Gräfin, ſagte Dorothee nach einer kleinen Weile ins Krankenzimmer tretend, mein Bruder iſt gekommen, iſt Arzt .... er wünſcht ſehr die Nacht hier wachen zu dürfen. Darf er?“

„Das iſt recht freundlich von ihm, liebe Dorothee,“ ſagte Cornelie mit einem ſchwachen Lächeln.

Auf einen Wink ſeiner Schweſter trat Leonor ein, grüßte Cornelie ſtumm und betrachtete ſtumm den kleinen Kranken. Dann ging er mit Dorotheen ins andre Zimmer zurück, deſſen Thür geöfnet blieb.

Es herrſchte lautloſe Stille. Es war wie ein Lauſchen auf den Schritt des Todes. Würde er ſich nahen? würde er vorüber ziehen?

Leonor ſaß in tiefe Gedanken verſenkt, den Kopf in die aufgeſtützte Hand gelegt, und ſann über die Schickſale der Menſchen nach, deren Wandelbarkeit ſich ihm mit ſchauerlicher Lebendigkeit aufdrängte — ſchauerlich, durch die Nähe des Todes, welcher die alleinzige, unumſtößliche und unbezweifelbare Gewißheit in all den wechſelvollen Schickſalen iſt. Vor ſieben Jahren hatte er zum erſten Mal dieſe Frau geſehen, im vollen Glanz der Schönheit, der Jugend, des Reichthums, an der Seite ihres liebenswürdigen Gemals, von Dienern umgeben, aus ihrem Schloß tretend um ihr herrliches Reitpferd zu beſteigen — er! damals ein blutarmer Student, der kommen, nachdem ſie das Telegramm geleſen hatte.

„Heute Nachmittag wird eine ſchlimmere Nachricht kommen und heute Abend die ſchlimmſte. Tropfenweiſe will man mir den Tod beibringen . . . den er iſt tot, er iſt es!“ ſprach die Fürſtin dumpf vor ſich hin.

„Aber nein, Durchlaucht! man kann von der ſchwerſten Krankheit geneſen!“ rief Fräulein von Stecken.

„Ich bitte, ſchweigen Sie,“ ſagte die Fürſtin mit eiſerner Ruhe: „Seien Sie ſo gut ein Telegramm-Formular zu nehmen und zu ſchreiben:“

„Ich will die Wahrheit wiſſen ohne Umſchweif. Wann ſtarb er?“

„Um's Himmelswillen, Durchlaucht! es iſt ja davon keine Rede!“ rief Fräulein von Stecken.

„Das iſt es eben! . . . ich laſſe mich nicht hinhalten, nicht täuſchen. Schreiben Sie. Ich will umgehend die Wahrheit wiſſen.“

Fräulein von Stecken ſchrieb zitternd. Die Fürſtin lag wie zerſchmettert im Lehnſtuhl, leichenblaß mit geſchloſſenen Augen. Ein konvulſiviſches Zittern flog zuweilen über ihre Lippen.

„Soll ich den Arzt holen laſſen? . . . oder die Kammerfrau rufen? . . . oder Orangenblütwaſſer bereiten? . . . oder etwas Meliſſengeiſt?“ fragte Fräulein von Stecken.

Aber die Fürſtin antwortete nicht. Sie war ſprachlos vor Schmerz. Nur als Fräulein von Stecken fragte:

„Soll ich wirklich das Telegramm abgehen laſſen?“ — machte die Fürſtin eine Bewegung mit den Augenwimpern, die als Ja gelten ſollte. Das Telegramm ging ab. Sie blieb in ihrer Erſtarrung und wies jede Bemühung und jeden Zuſpruch ihrer Frauen durch eine leiſe Handbewegung zurück. So vergingen einige Stunden bis die Antwort kam. Sie lautete:

„Geſtern Abend um neun Uhr iſt er verſchieden. Wir kommen alle. Dorothea.“

Sie überflog es, tat einen lauten herzzerreißenden Schrei und verlor die Beſinnung in einer ſo tiefen Ohnmacht, daß man ſchon fürchtete, der Schmerz habe ſie getötet. Endlich kam ſie wieder zu ſich; aber ſie war übermannt von einer furchtbaren Troſtloſigkeit. Sie weinte nicht, ſie klagte nicht; ihr Kopf hing auf die Bruſt herab und ſchlaff lagen die wachsbleichen Hände in ihrem Schoß. Sprach ſie, ſo war es mit ſo heiſerer Stimme, daß es kaum zu verſtehen war. Sie wollte niemand ſehen, immer allein ſein. Sie gab an Fräulein von Stecken den Befehl, an Lady Waldegrave zu telegraphieren, Ernſt allein ſolle kommen. Fräulein von Stecken mußte gehorchen, telegraphierte aber zugleich in ihrem eigenen Namen die Bitte, Lady Waldegrave und Gräfin Henriette möchten nicht zögern zu kommen.

Der Zuſtand auf Goldenſtein war ganz unbeſchreiblich. Es war als hätten alle dieſe Menſchen dermaßen die Gewohnheit angenommen, auf einem Sammet-Teppich zu gehen, daß ſie ſich nicht zu helfen wußten, als ſie plötzlich auf rauher Erde ſtanden. Gräfin Henriette war in lauter Verzweiflung; mit einem Schlag verlor ſie den Bruder und den Schwiegerſohn. Doris ſchwamm in Tränen; ihre glänzenden Hoffnungen vernichtet, ihr kurzer Traum von Glück verſtört; ihre Zukunft entfärbt — alles lag im Sarge. Flora und Aurora irrten umher wie ein Paar melancholiſche Turteltauben. Ernſt war ſo erſchöpft, daß ihn der Arzt im Bett feſthielt und der gute Sir John Dudley bewachte ihn. Lord Dudley war dem Lord Waldegrave entgegengefahren. Turn hatte geſorgt, daß die Leiche des Fürſten einbalſamiert werde, um ſie fortführen zu können. Er und Lady Winifred ſtanden mit Rat und Tat und Troſt den übrigen bei und ſchrieben in Lady Waldegrave's Namen die Einladungen zur Jagd ab, welche der Fürſt vor kurzem gemacht hatte. Beide ſprachen gegen einander die ſehnliche Hoffnung aus, dieſer große und ſo ganz unerwartete Schmerz werde vielleicht Dorothea etwas ablöſen von ihrer nach außen gekehrten Richtung.

„Ein einziger herber Verluſt verleidet uns zuweilen gründlich das weltliche Treiben, weil es unwiderruflich ein Ende hat. Am Sarge wird uns das klar."

„Konnten Sie bisher keinen Einfluß auf Lady Waldegrave gewinnen?" fragte Turn.

„Nicht den geringſten," ſagte ſie traurig.

So verging der Tag. In der Nacht kam Lord Waldegrave heftig erſchüttert an. Am andern Morgen reiſten zuerſt Ernſt und Gräfin Henriette ab. Ihre Töchter folgten ſpäter mit Manfred und Dorothea.

„Wir gehen nun fort," ſagte Lady Waldegrave vor ihrer Abreiſe zu Lady Blandford und Turn: „aber was wird aus Euch, Ihr trauten Freunde in der Not! was aus Dir, Winifred? . . . denn Sie, guter, lieber Turn, Sie haben Ihr graues Haus, Ihre traute Einſiedelei. Dort ſuchen und finden Sie unſere Gedanken und Sie können verſichert ſein, daß es nicht ſelten geſchehen wird. Aber Du Winifred, Du Liebſte, Du wollteſt bei uns bleiben, bis wir im Oktober nach Belair-Caſtle gehen — und jetzt wirſt Du mit uns verſtört und verſcheucht. Und ich bin dermaßen in meinen Schmerz verſunken, daß ich erſt in der Abſchiedsſtunde Dich frage, was Du beginnen, wohin Du gehen willſt."

„Ich habe durch meine Kammerfrau von einem Wallfahrtsort gehört, der einige Stunden von hier am Rhein in einem ſtillen Dörfchen liegt. Er wird meiſtens von Landleuten aus der Umgegend beſucht; Redemptoriſten bedienen ihn und in einem ländlichen Wirtshauſe findet man Unterkunft. Dahin möchte ich eine Zeit lang mich begeben.“

„O mein Gott, liebſte Winifred, in einer Bauernſchenke willſt Du wohnen!“ rief Dorothea erſchreckt, während Turn ſagte:

„Sie ſind nicht in England, Mylady, wo die perſönliche Freiheit genug geachtet wird, um katholiſchen Prieſtern zu geſtatten, in Gemeinſchaft zu leben und ihren Glaubensbrüdern die Tröſtungen und die Gnaden der katholiſchen Religion zu ſpenden. Dieſen Begriff des finſtern Mittelalters von perſönlicher Freiheit hat man verworfen im Staat „der Gottesfurcht und frommen Sitte,“ in welchem Sie ſich gegenwärtig befinden, Mylady. Da geht es ganz anders her! da werden die religiöſen Genoſſenſchaften aufgehoben, ihre Mitglieder verbannt. Da ſperrt man die Biſchöfe ins Zuchthaus, ſteckt die Prieſter ins Gefängnis, ſchließt die Kirchen, verbietet gemeinſchaftliche Wallfahrten. Unter Ihrer vortrefflichen Königin Beß, Mylady, geſchahen vor dreihundert Jahren ähnliche Dinge in England. Infolge derſelben iſt denn auch der ſtille Wallfahrtsort Bornhofen, den Sie im Sinn haben, Mylady, verſtört und von den Redemptoriſten verlaſſen.“

„Iſt das der Kulturkampf, den die Anhänger des Staates preiſen: zu Felde ziehen gegen Wehrloſe, die weiter nichts getan, als von ihrer perſönlichen Freiheit erlaubten Gebrauch gemacht haben?" fragte Dorothea nachdenkend.

„Liebes Kind," ſagte Lord Waldegrave, „längſt hat ein ſchlauer Franzoſe geſchrieben: Worte ſind dazu da, um hinter ihnen die Wahrheit zu verbergen. Mit den Worten Kultur, Gottesfurcht und fromme Sitte wird den Leuten ſo viel und ſo lange Sand in die Augen geſtreut, bis ſie blind werden und ſich führen laſſen. Es hat wohl nie einen größeren Humbug in der Welt gegeben, als der iſt, einen Staat, welcher ſich auf Soldaten und Polizei ſtützt, den Staat der Gottesfurcht und frommen Sitte zu nennen. Ob die Polizei die Gottesfurcht repräſentiert und der Soldat die fromme Sitte — oder umgekehrt: dieſe Kulturfrage iſt noch zu löſen."

„Will denn dieſer Staat über Sklaven herrſchen?" fragte Lady Blandford: „iſt dies das Ideal und das Ziel ſeiner ſ. g. Kultur?"

„Die Herren und Herrſcher der Welt verfolgen nur dann Ideale, wenn ſie nach großen chriſtlichen Ideen auf das Leben und die Entwickelung der Völker wirken — und davon iſt man heutzutag ſehr fern," ſagte Georg.

„Beſter Turn!" rief Dorothea in nervöſer Aufregung, „laſſen Sie ſich nur nicht einſperren! Zu all' unſerm Kummer fehlt uns das noch."

„Ich bin weder ein Prieſter noch ein Volksredner," erwiderte Turn: „bis jetzt hat man nur gegen dieſe die Mittel moderner Kultur angewendet."

„Alſo Bornhofen iſt verödet," ſagte Lady Blandford.

„Doch nicht! die alte Kirche ſteht da im Schatten ihrer hundertjährigen Linden — und in der Kirche das Gnadenbild der ſchmerzhaften Mutter Gottes trauernd um den Tod des göttlichen Sohnes und um deſſen ſo vielfach verſchmähte Liebe — und ein Prieſter feiert täglich das Geheimnis des hochheiligen Opfers und bringt das Blut Jeſu auf dem Altar zur Sühne dar für die Sünden der Welt."

„Das genügt mir," ſagte Lady Blandford, „ich gehe nach Bornhofen."

„In die Bauernſchenke! nein, liebſte Winifred, das iſt unmöglich!" rief Dorothea beängſtigt und dem Weinen nah.

„Das ländliche Wirtshaus erſchreckt mich gar nicht, und der ſtille Wallfahrtsort zieht mich an. Ich warte dort die Nachrichten über Deine ferneren Plane ab, liebe Dea," entgegnete Lady Blandford.

„Da Sie Bornhofen kennen, beſter Turn," ſagte Lord Waldegrave, „ſo werden Sie, nicht wahr, Lady Winifred bei ihrer Niederlaſſung behilflich ſein."

„Bornhofen gehört zu meiner Nachbarſchaft," antwortete Georg.

Die Wagen fuhren vor. Lord Waldegrave drängte zum kurzen Abſchied — und bald lag Goldenſtein ſtumm und öde wie ein verzaubertes Schloß im ſtillen Walde.

— — Der ſtarre Schmerz der Fürſtin löſte ſich, als Ernſt und Gräfin Henriette bei ihr erſchienen. Sie brach in Tränen aus, umfaßte Ernſt mit ungewohnter Zärtlichkeit und ſeufzte:

„O mein Ernſt . . . o mein Einziger! Gott erhalte Dich mir."

Sie nahm ſeinen Kopf in ihre Hände, blickte ihm tief in die Augen und fragte:

„Wie geht es Dir? wie fühlſt Du Dich? biſt Du nicht ſehr angegriffen, nicht erſchöpft von dem ſchrecklichen . . . — —"

Ihre Stimme brach. Die Sorge für den Enkel hatte vorübergehend den Schmerz um den Sohn zurückgedrängt.

„Wie und woran iſt er geſtorben? ich will alles wiſſen . . . genau wiſſen," ſagte nach einer Weile gefaßt die Fürſtin, und Ernſt erzählte. Leiſe wimmernd hörte ſie zu, während Gräfin Henriette zuweilen laut weinte und klagte, weil ſie während dieſer furchtbaren Tragödie ahnungslos im Schauſpiel geweſen ſei und mit ihren Töchtern herzlich gelacht habe in einer burlesken Oper.

„Er iſt dahin!" ſagte die Fürſtin, nachdem alle Fragen und alle Antworten erſchöpft waren: „Es iſt aus und vorbei mit ihm . . . aus und vorbei mit allen Hoffnungen, die ſich eben jetzt, mehr denn zuvor, an ſein Leben knüpften. Auf Dir, mein Ernſt, ruhen jetzt alle Hoffnungen . . . ruht die ganze Zukunft unſeres Hauſes. Du biſt unſer Kleinod; biſt ein Unikum. Betrachte Dich als ein ſolches; — nicht Deinetwegen, ſondern wegen Deiner Familie und Deines Hauſes, und tue alles was verſtändig iſt, um Deine Geſundheit zu ſtärken.“

Ernſt wie alle Hektiſchen, voll Lebenshoffnung, verſicherte, daß er ſich vortrefflich befinde, daß die Kur in Ems ihn merkwürdig geſtärkt habe, und daß dies erſchütternde Ereignis ihn zwar in fieberhafte Aufregung verſetze, die aber nur mit den Nerven, nicht mit der Lunge zuſammenhänge. Während er ſprach und die Fürſtin auf jedes Wort mit Spannung lauſchte, und nicht unbefriedigt ſchien — fragte Gräfin Henriette ſich heimlich: Macht ſie ſich wirklich Illuſionen, oder will ſie ſich täuſchen? das eine iſt mir ebenſo unbegreiflich, wie das andere! . . . Vielleicht gönnt Gott ihr den Wahn und ruft ſie ab, bevor der arme Ernſt ins Grab ſinkt. — — —

Das Wiederſehen mit Dorothea, die Ankunft der Leiche, die Beiſetzung derſelben in der Familiengruft neben der Fürſtin Pelagia und zwiſchen den beiden Söhnen — das alles zerwühlte die Fürſtin mit bitterem Schmerz. Doch die Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung gab ihr Faſſung, um

Fürſt Ernſt, nunmehr Haupt des Hauſes, in nächſtliegenden Fragen zu unterweiſen.

„Welch' Glück in dem Unglück iſt es," ſagte ſie, „daß wir es nicht mit einer Minorität zu tun haben. Ich finde Ernſt zwar unerfahren und in manchen Stücken unwiſſend — wie ſich das verſteht! — doch im Ganzen überraſchend reif. Einige Gewohnheit an den Gang der Geſchäfte, einige Übung in ihrer Behandlung — und er iſt ſeiner Stellung gewachſen. Meinen Sie nicht, beſter Manfred?"

„Vorausgeſetzt, daß er vollſtändig geſund werde, bin ich ganz Ihrer Meinung, liebe Großmama," entgegnete Lord Waldegrave: „Es fehlt ihm nicht an geiſtiger Begabung; ſie konnte ſich nur nicht entwickeln, weil die phyſiſche Kraft mangelte. Dieſe muß geſtärkt werden; das iſt vor der Hand die Hauptſache, da der Gang der Geſchäfte den alten bewährten Beamten bleibt."

„Er ſcheint mir minder ſchwächlich, als wir gefürchtet haben," ſagte die Fürſtin mit einem Anflug von Unmut.

„Bei dem Winteraufenthalt im Süden wird es aber doch bleiben, nicht wahr? Papa hatte das ja beſtimmt nach Rückſprache mit den Ärzten," ſagte Dorothea, immer ſchüchtern gegenüber der Großmutter.

„Gewiß! . . . da er es beſtimmt hat," entgegmühſeligen Examina entgegen ging, und keine andern Ausſichten hatte als die welche jeder Sterbliche hat: ſich einen Platz im Leben zu erringen. Wie hatte er ſie damals beneidet! welch ein unglaubliches Glück, welch eine ungerechte Bevorzugung lag in ihren Verhältniſſen mit den ſeinen verglichen! auf ihrer Seite Alles was die Exiſtenz ſchmückt und ſie leicht macht, auf der ſeinen Alles was ſie ſchwer macht und verfinſtert. Jezt, in Folge von zwei Blättern Papier, die er dieſer Frau, von den Umſtänden dazu veranlaßt, geſchickt hatte, jezt ſah er ſie wieder, einſam, arm, fern von der Heimat und ihrem ſchönen Schloß, getrennt von dem liebenswürdigen Gemal, allein mit ihrem Kinde, und an deſſen Sterbebett — während er der Glückliche, der Beneidenswerthe, der Unabhängige war, den das Leben mit friſcher, ſtolzer Freiheit, mit ſeinen beſten Gaben überſchüttete. Und an den Zwiſchenmoment in Ems dachte er, wo ſie Beide, gleichſam auf neutralem Land, neben einander geſtanden, und ſie ihm das Herz ſo erſchüttert und ſo verzaubert hatte, daß durch die unwillkürlichen Träume von ſeiner Zukunft — ihr Bild gaukelte. Seitdem war es in den Schatten getreten. Als er des poſitiven Lebens ſicher war, mogte er kein Träumer und kein Handwerker mehr ſein; er wollte deſſen Genüſſe erſchöpfen, nete dieſe: „ich meine, er knüpfte die Abſicht daran, im nächſten Frühling Ernſt zu verheiraten.“

Henriette und Dorothea blickten betroffen ſchweigend vor ſich hin. Manfred ſagte:

„Kommt Zeit, kommt Rat, beſte Großmama. Gar ſo frühe Ehen ſind nicht erſprießlich für das künftige Geſchlecht.“

„In unſerem Fall iſt es die Hauptſache, daß überhaupt eine Generation auf die gegenwärtige folge. Ob etwas ſchwächlicher oder etwas kräftiger — iſt Nebenſache.“

„Vielleicht iſt aber Ernſt anderer Meinung, beſte Großmama,“ wendete Lord Waldegrave beharrlich ein.

„Wer iſt denn dieſer Herr von Turn, der ſich ſo vortrefflich für unſern teuern Abgeſchiedenen benommen hat?“ fragte die Fürſtin, indem ſie ein Geſpräch abbrach, welches ihr nicht genehm war. Dorothea, der Unterbrechung froh, erzählte mit Eifer; doch die Fürſtin hörte kaum hin. Ihr Sohn in der Vergangenheit, ihr Enkel in der Gegenwart und für die Zukunft: darauf beſchränkte ſich ihr Intereſſe. Für anderes war ſie teilnahmlos und zerſtreut, wie das nicht ſelten bei alten Leuten nach ſchweren Schickſalen der Fall iſt. Was ging ein Herr von Turn ſie an, der in Nubien Krokodille und in Bengalen Tiger erlegt hatte. Daß er ihrem Sohn in ſeiner Todesnot beigeſtanden war, das intereſſierte ſie; — weiter nichts. Auch nicht ihre Enkelinnen — Doris etwa ausgenommen, denn Doris war eingeſchloſſen geweſen in den Kreis ihrer Berechnung und ihrer Hoffnung: Dorothea aber ſtand trotz ihres kindlichen Schmerzes dem Hauſe des Gemahls näher, als dem eigenen Hauſe; und Flora und Aurora endlich fielen gar nicht bei ihr ins Gewicht. Sie war im Gegenteil recht froh, daß Gräfin Henriette mit ihren Töchtern abreiſte, denn ihr ſchien, daß Ernſt mit beſonderem Wohlgefallen ſeine reizende Couſine Flora betrachtete, und das durfte durchaus nicht weiter gehen. Die Ehe des Fürſten mit Doris hatte ſie aus beſonderen Gründen gutgeheißen und eingeleitet; doch für Ernſt und Flora lagen die Sachen ganz anders! Ernſt konnte auf eine große Heirat Anſpruch machen, und durfte unter keiner Bedingung mit einer Couſine ſich verbinden.

Flora und Aurora ſtellten mit einander ſchwermütige Betrachtungen über die Wechſelfälle des Lebens an.

„Wie ganz anders war es hier, als wir im Juni herkamen! . . .“ ſeufzte Aurora, „wie munter ging es zu, wie freundlich war man für uns! . . . Jetzt bekümmert niemand ſich um uns. Die Großmama iſt traurig. Dea iſt traurig. Ernſt iſt traurig. Manfred iſt gar nicht munter. Daß Doris weint und daß Mama betrübt iſt, verſteht ſich. Wir ſind auch betrübt. Ach, wir führen ein recht klägliches Leben. Ich freue mich, wieder zu Hauſe und zu Papa zu kommen. Wer hätte das damals gedacht.“

„Ja, damals!“ ſagte Flora tragiſch: „damals blühten die Roſen. Jetzt blühen die abſcheulichen Dahlien und ſitzen da ganz dick, wie wohlgenährte Bauerfrauen in ſeidenen Kleidern.“

„Ach was! Dahlien ſind auch Blumen.“

„Ja . . . Herbſtblumen. Wir haben unſern Roſenfrühling gehabt, und da er ſo erbärmlich zu Ende gegangen iſt, möchte ich auch am liebſten zu Hauſe ſein, denn Papa wird ſich ungeheuer freuen, wenn er uns wieder hat, und wird alle Tage mit uns ſpazieren reiten. Es iſt unerhört grillenhaft von Großmama, daß wir nicht mit Ernſt reiten dürfen. Wir wollten immer ſcharf traben oder train de chasse reiten . . . und das dürfe er nicht, ſagt ſie. Mein Gott, ein ſanfter Galopp wird ihm nicht ſchaden, und endlich reite ich ſchon lieber Schritt als gar nicht.“

„Genug es iſt die höchſte Zeit, daß wir nach Hauſe kommen,“ entſchied Aurora . . . — „freilich nicht zur Hochzeit, wie wir hofften. Arme Doris! es iſt ſehr traurig, einen Bräutigam zu verlieren! . . . Ach! und all’ die reizenden Toiletten zu verlieren! . . . das darf man freilich nicht eingeſtehen, und Doris würde ſagen: O wie frivol! — allein es iſt und bleibt ein Jammer, daß Mama alles abbeſtellen mußte. Mir lachte das Herz, die Sachen nur zu ſehen. Was muß es ſein, ſie zu tragen.“

Die Fürſtin ſah nicht ungern Gräfin Henriette mit ihren Töchtern abreiſen, denn ſie fand im Stillen, daß Doris einen ganz egoiſtiſchen Schmerz äußere, und daß deren Mutter weniger den Tod des Bruders, als den Tod des Schwiegerſohnes betrauere. Es war ihr unfaßlich, wie man einen perſönlichen Kummer neben dem ſchweren Schlag, der das ganze Haus traf, fühlen könne. Daß Manfred und Dorothea noch länger verweilten, war ihr erwünſcht, weil beide das Intereſſe begriffen und teilten, welches ihre ganze Seele erfüllte und alle ihre Gedanken verſchlang: die Sorge für Ernſt. Wie ſehr Ernſt der Sorgfalt bedürfe, wollte ſie ſich nicht eingeſtehen. Sie ſprach von ihm und zu ihm über ſeinen Winteraufenthalt, wie zu einem geſunden Menſchen, der zu ſeiner Ausbildung eine Reiſe und hiſtoriſche Studien macht, und es war ihr ganz recht, wenn Lord Waldegrave dabei immer die Geſundheitsrückſichten für Ernſt im Auge behielt und hervorhob. Bei Dorothea würde ſie es jedenfalls übertriebene Zärtlichkeit genannt haben. Überdas hatte Ernſt die Schweſter und den Schwager außerordentlich gern: dies genügte, um deren längeres Verweilen der Fürſtin wünſchenswert zu machen.

Der große, überraſchende Schmerz und die Erſchütterung, welcher dieſer plötzliche Todesfall unter ſo traurigen Umſtänden hervorrufen mußte. waren nicht ohne günſtigen Einfluß auf Dorothea geblieben. Ja, ſo iſt's! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: wir denken mehr an alles andere, als an den Tod, und nichts iſt uns gewiſſer . . . iſt uns vielleicht näher, als eben der Tod. Was kommt dann? . . . Unbekanntes! wir hoffen Beſſeres! . . . allein mit unſerm irdiſchen Glück iſt's vorbei. Und kann man dasjenige ein Glück nennen, was von heute bis morgen aufhören kann? — Vermag irgend ein Gegenſtand das Herz auszufüllen, wenn man ſich ſagen muß: in ein paar Tagen verliere ich ihn oder verlaſſe ich ihn. Unverlierbar iſt nichts, als das was ewig iſt. Menſchliches Empfinden aber — o wie iſt es dem Ewigen entgegengeſetzt! Wie ſchwankend, wie wechſelnd, wie vergänglich iſt es! . . . Bringt es nun gar Verſtörung in das innere Leben, ſtreitet es gegen die Pflicht, führt es Zwieſpalt ins Herz ein — o welche Torheit, welche raſende Verkehrtheit, an dieſer Empfindung, die mich quält, die mich martert, die mir ſchädlich iſt, zu hängen, anſtatt ſie zu bekämpfen — und welche unerhörte Schwäche, ſie, welche die Nichtigkeit ſelbſt iſt, zu lieben, anſtatt ſie mir unter die Füße zu legen. O dieſer beſtändige Kampf erſchwert und entzaubert das Leben, das man in der Einbildung nur allzu lieblich ſich träumt; — aber dafür erleichtert er den Tod. — — —

In dieſer ernſten Stimmung war es ihr lieb, daß der Aufenthalt in Goldenſtein ſich nicht verlängerte, denn Prinz Guido wäre ohne Zweifel zu den Jagden gekommen; — und es iſt beſſer, wenn wir uns nicht ſehen, ſagte ſie ſich mit Entſchiedenheit: Vielleicht ſollte ich es anders auffaſſen, vielleicht ſollte ich ihn ſo gleichgiltig ſehen, wie ich hundert andere Männer ſehe; vielleicht bringe ich es mit der Zeit dahin. Aber bis ich ſo weit bin, iſt es am beſten, ihn nicht zu ſehen, nichts von ihm zu hören und überhaupt in gar keinem Verkehr mit ihm zu ſein.

Gute Entſchlüſſe ſind bekanntlich viel leichter zu faſſen, als auszuführen. Zuerſt deshalb, weil der Wille nicht mit der Erkenntnis Schritt hält, ſondern ſich unterwegs auszuruhen ſucht. Dann aber auch deshalb, weil gute Entſchlüſſe ſogleich einer Prüfung unterzogen werden. Iſt es eine feindliche Macht oder eine freundliche, oder ſind es beide zugleich — genug, es wird eine Probe angeſtellt, ob der Entſchluß einige Feſtigkeit habe. Dorothea nahm ihre Gedanken knapp zuſammen und richtete ſie auf alles, was ihrer Großmutter, ihrem Bruder und ihrem Mann angenehm ſein konnte.

„Ich muß geſtehen, daß ſich Dea überraſchend glücklich und ſchön entwickelt hat,“ ſagte die Fürſtin zu Lord Waldegrave: „das iſt, wenn nicht Ihr Werk, doch Ihr Einfluß, beſter Manfred.“

„Nein!“ rief er, „das Lob verdiene ich nicht! Dea iſt ein Engel.“

„Sie werden doch zugeben, daß der tägliche intime Umgang, der Austauſch der Gedanken bildend wirken, wenn in der Ehe der Mann an Geiſt, Charakter und Erfahrung der Frau überlegen iſt. Ob Dea der Engel iſt, den Sie in ihr ſehen, ſei dahin geſtellt. Ich meinesteils glaube nicht recht an Engel von Fleiſch und Blut.“

„Da haben Sie, inſofern es Dea betrifft, vollkommen Unrecht, beſte Großmama. Dea iſt ein Engel. Unberührt von Eitelkeit, von Gefallſucht, von den kleinen Schwächen des weiblichen Herzens, ſteht ſie ganz unangetaſtet, nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich, mitten in den Huldigungen der Welt.“

„Einer kleinen, leicht begreiflichen Schwäche für Ihre liebliche Frau trage ich Rechnung, beſter Manfred. Dennoch bleibt für Dea ſo viel Gutes übrig, daß ich Ihnen und ihr und uns allen nur Glück wünſchen kann,“ ſagte die Fürſtin mit ungewohnter Wärme.

— — Man war im Salon beiſammen. Die Fürſtin mit ihrem Fächer ſpielend, Dorothea zeichnend, Manfred und Ernſt am Schachbrett, ſaßen an demſelben Tiſch, während Fräulein von Stecken auf einem andern Tiſch den Tee bereitete.

„Schau' Großmama, iſt es ähnlich?“ fragte

Dorothea und ſchob das Heft, worin ſie zeichnete, der Fürſtin hin.

„Der Teetiſch iſt es; Fräulein von Stecken iſt nicht zu erkennen,“ ſagte die Fürſtin trocken und blätterte in dem Zeichenheft.

„Das Porträtieren iſt nicht meine Sache und doch tue ich es ſo gern,“ verſetzte Dorothea lächelnd: „es iſt eine unglückliche Liebe.“

„Wer iſt dieſe Dame?“

„Meine ſchöne Freundin Lady Winifred Blandford.“

„Deine ſchöne Freundin ſieht aus wie eine mütterliche Freundin. Fünfzig Jahre gebe ich ihr.“

„Wie Du mich demütigſt, Großmama! ſie iſt ſechs Monat jünger als ich.“

„Ah! . . . dies iſt denn doch zu erkennen! . . . Prinz Guido — nicht wahr?“

„Ja! . . . Männer ſind viel leichter zu treffen als Frauen, Großmama; ſie haben ausgeprägtere Züge. Dazu ein großer Bart und eine Brille, wie bei Prinz Guido, und die Ähnlichkeit iſt da.“

„Nein, nein! hier iſt wirklich Ähnlichkeit, ſo weit ich mich ſeiner erinnere.“

„Wie findeſt Du auf dem nächſten Blatt die Tante Henriette?“

„Ziemlich getroffen . . . doch nicht ſo wie Prinz Guido.“

Zu Dorothea's großer Freude wurde dies Geſpräch durch die Poſt unterbrochen, und jeder bekam ſein Päckchen Briefe, Tagesblätter, Zeitſchriften.

„Welch' ein Haufen Makulatur!" ſagte Lord Waldegrave und betrachtete das aufgetürmte Papier.

„Sie ſind ein Hauptbeförderer dieſes Unfugs, Manfred," ſagte die Fürſtin: „Sie, mit Ihren zahlloſen, rieſigen, engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen, die Ihnen zum Glück ſo viel Vernunft gelaſſen haben, daß Sie kaum hineinſchauen. In meiner Jugend hatte man eine Zeitung, und war durch ſie ebenſo unterrichtet, wie jetzt durch ſechs."

„Ganz gewiß! denn dieſe ſechs ſchreiben ja, was Nachrichten betrifft, ſämtlich das nämliche — und was Konjekturen betrifft, eine jede ihre eigene Konjektur, die natürlich ganz ſubjektiv und der politiſchen Richtung des Blattes entſprechend iſt. Ich leſe Reden und Telegramme. Alles übrige iſt Zeitverſchwendung.

„Wie, Mylord, Sie leſen keinen Leitartikel?" fragte Fräulein von Stecken ſtill entrüſtet.

„Nein!" erwiderte er lachend: „über dieſen kindlichen Standpunkt bin ich hinaus. Ich will ja nicht wiſſen, was der Zeitungſchreiber denkt, ſondern was in der Welt paſſiert. Deshalb ſind Telegramme meine Lieblingslektüre. Indeſſen ziehe ich ihnen doch zuweilen Reden vor, nämlich ſolche

Reden, die Taten ſind, kühne, kräftige, einſchlagende Taten.“

„Ich leſe ſehr gern Leitartikel von Zeitungen, die ich nicht kenne,“ ſagte Ernſt: „dadurch iſt mir ſogleich die ganze Richtung des Blattes klar.“ .

„Dea!“ rief Manfred, der unterdeſſen ſeine Briefe geleſen hatte: „Prinz Guido legt ſich Dir zu Füßen. Er hat ſeiner Teilnahme an unſerm Verluſt nicht im erſten Augenblick Ausdruck geben wollen. Lies ſelbſt. Er ſchreibt ſehr elegant und doch warm.“

Er ſchob ihr den Brief hin. Ohne von ihren eigenen Briefen aufzuſchauen, nickte Dorothea zuſtimmend, die Fürſtin aber ſagte:

„Ich intereſſiere mich noch immer ſehr für Prinz Guido. Sie wiſſen warum, lieber Manfred . . . und ich denke, Sie verargen es mir nicht.“

„Wie könnte mir das einfallen, da wir, er und ich, vielleicht aus demſelben Grunde befreundet ſind.“

„Profeſſor Zenker hat den Vorſchlag angenommen!“ rief Ernſt erfreut, und reichte der Fürſtin einen Brief: „im Oktober iſt er frei und ganz bereit, den Winter bei mir zuzubringen, gleichviel wo.“

Dorothea atmete auf und fragte:

„Da die Ärzte Dir die Wahl ließen — wohin willſt Du gehen?“

„Nach Sizilien, Dea. Das alte Trinacris iſt nicht brutal, nicht ſtupid, ſondern in ſeinen Verzweigungen, in idealen Richtungen, im beſeelenden Verkehr und in anregender Berührung ſie aufſuchen und verfolgen, um ſich die Gewißheit zu verſchaffen, daß er kein Enterbter des Schickſals ſei, wie er ſo lange es gewähnt, weil ſeine Wiege am Heerde der Armuth geſtanden. Des Einen Wiege und des Andern Sarg! ſprach er vor ſich hin: dort liegt das Kind im Todeskampf neben der vereinſamten Mutter, das bei ſeiner Geburt mit dreifachem Jubel als Sohn, als Erbe, als „der junge Graf!“ begrüßt wurde. Bei ſeinem Tode hat es nur die Thränen ſeiner Mutter!

Ab und an ging er in das Krankenzimmer. Jedes Mal wenn er an Triſtans Bett trat hub Cornelie den Kopf auf und fixirte ihn; aber ſie ſprach kein Wort, und er hatte keins zu ſagen. Es hätte ja nur eines der Hofnung ſein können, und bis Mitternacht gab es keine Veranlaſſung dazu. Nach Mitternacht ſetzte er ſich auf die andere Seite neben Triſtans Lager. Anfangs beobachtete Cornelie ſeinen Ausdruck mit unſäglicher Spannung; allein ſie ertrug es nicht; ſie ſtand auf, und ging auf und nieder im Zimmer. Endlich blieb ſie vor Leonor ſtehen; ſie wollte ſprechen, fragen; doch die Stimme verſagte; ſie zeigte nur auf die Uhr: es war Eins.

noch einigermaßen terra incognita und nicht platt und breit getreten vom Fuße der Touriſten.“

„Aber der Räuber . . . der Banditen,“ rief Fräulein von Stecken entſetzt.

„Man hat ja Revolver,“ ſagte Ernſt ruhig, und Dorothea ſetzte hinzu:

„Dieſe Banditengeſchichten werden ſehr viel erzählt und ſehr ſelten erlebt. Wie viel haben wir in Syrien von Räubern gehört. Geſehen haben wir keinen Einzigen.“

„Ein Winter in Sizilien ſpricht mich an,“ ſagte Ernſt: „Italien iſt mir zu nah, Egypten zu fern, Corfu zu eng, Spanien zu unruhig.“

„Eine vortreffliche Wahl, Ernſt!“ ſagte Manfred: „herrliches Klima, reiche Natur, die intereſſanteſten Denkmale aus uralter und mittelalterlicher Zeit, doriſche Kunſt und normanniſche Kunſt, die Rieſentempel von Selinus und die Rogerskapelle in Palermo. Ich machte vor vielen Jahren einen Ausflug von Malta nach Sizilien, eine Rundreiſe, viel zu flüchtig, aber intereſſant über die Maßen. Was meinſt Du, Dea, wenn wir Ernſt begleiteten?“

Ein allgemeiner Freudenruf beantwortete dieſe Frage und in dem kleinen Tumult, der dadurch entſtand, war Dorothea ſo geſchickt ungeſchickt, daß ſie eine Taſſe Tee über Prinz Guido's Porträt umſtieß und nun haſtig das Blatt entfernen mußte.

„Nicht wahr, beſte Großmama, die Vagabundenexiſtenz, das Zigeunerleben haben doch ihre kleinen Meriten?“ ſagte Lord Waldegrave, als die Fürſtin ihm für dieſen großen Troſt lebhaft gedankt hatte. „Man klebt weniger an der Scholle, und ohne Umſtände macht man einen Ausflug nach Sizilien, als ob es ein Beſuch in der Nachbarſchaft wäre. Übrigens aber,“ ſetzte er hinzu, „braucht niemand mir zu danken, denn das Reiſen iſt nun einmal meine Liebhaberei — in dieſem ſpeziellen Fall durch den Gedanken erhöht, daß Dea Freude und Intereſſe durch die Reiſe haben wird. Sizilien iſt in vieler Beziehung eine unausgebeutete Goldgrube; -- auch für den Maler.“

„Wir werden den Ätna beſteigen, Manfred!“ frohlockte Ernſt. „Der iſt ganz anders großartig als der kleine Maulwurfshaufen Veſuv.“

„Aber auch ſchwieriger zu beſteigen. Ich entſinne mich, daß wir damals die Beſteigung nicht unternehmen konnten,“ antwortete Lord Waldegrave, ſo gleichmütig, als ob er Ernſt für fähig halte, den Ätna zu beſteigen.

Fortan drehten ſich alle Gedanken und Geſpräche um die Reiſe nach Sizilien; und die Fürſtin, die, ſo lange ihr Sohn lebte, ihren Enkel beſtändig als ein Opfer der Schwindſucht betrachtet hatte, klammerte ſich jetzt plötzlich mit der entſchiedenen Hoffnung auf Ernſts Geneſung an die Reiſe nach Sizilien.

Auch Dorothea hoffte Gutes von ihr, vielleicht für Ernſt, gewiß für ſich ſelbſt. Sie wollte durchaus Prinz Guido vergeſſen; — und da das Vergeſſen nicht in der Macht des Menſchen ſteht und am wenigſten gelingt, wenn man dahin ſtrebt, zu vergeſſen: ſo ſchien es ihr eine große Hilfe, durch die Reiſe in ein Land, deſſen Küſte ſie nur flüchtig betreten hatte, Eindrücke zu bekommen, die ihre Gedanken beſchäftigen, und Bilder zu ſchauen, die Auge und Phantaſie feſſelten. Dazwiſchen tauchte freilich nicht ſelten eine ganz andere Stimmung in ihr auf, in welcher ſie ſich mit ſchwerem Herzen fragte: Bin ich nicht eine große Törin, mich zu wehren gegen ein höchſt natürliches Gefühl des Mitleides, welches jeder verdient, der eine unerwiderte Neigung im Herzen trägt! Er wünſcht ja weiter gar nichts als ein wenig Mitleid . . . und ſtatt deſſen tue ich mir Gewalt an, um nur ja nicht an ihn zu denken, während doch Manfred und die Großmama ganz unbefangen an ihn denken. Das iſt es eben . . . unbefangen! . . . das kann ich nicht . . . das kann ich nicht mehr. Wüßte ich nur ganz genau, was beſſer iſt: ohne Mitleid zu ſein oder unruhig zu ſein . . . aber unumſtößlich und unwiderſprechlich genau. Wer ſagt mir das? Manfred? — Nein! in dieſem Falle könnte er Partei ſein und nicht Richter. Die Großmama? — Nein! ich bin ihr gegenüber viel zu ſchüchtern. Winifred? — Nein! wir ſtehen zu ſehr auf gleichem Fuß. Sie iſt freilich viel beſſer als ich, aber doch nicht in einer Weiſe mir überlegen, daß ich unbedingt ihr folgte. Wer hilft mir aus dem Zwieſpalt zwiſchen Herz und Vernunft heraus? . . . Vielleicht traf jene geheimnisvolle Stimme das Rechte, die mir ſagte, Kampf und Leid ſei das Leben. Folge ich ihr, ſo gebe ich der Vernunft Gehör und kämpfe gegen das Herz, das ſich zum Mitleid neigt . . . — Darf aber die Vernunft einer ſolchen Stimme trauen? . . . das iſt doch ſehr fraglich! — O wie ſieht mein Leben ſo hell, ſo leicht, ſo friedlich aus und in welcher Finſternis, welcher Mühſal, welcher Unruhe lebe ich! -- —

Still und klar.

Es war ein heller Septembertag. Die Glut des Sommers, die am Rhein unerträglich ſein kann, weil der Menſch keine Weintraube iſt, die von der Sonne durchkocht werden muß — war gewichen und hatte einer äußerſt milden warmen Luft Platz gemacht, deren Anhauch die ganze Natur erfriſchte und kräftigte. Wie flüſſiges Gold lag der Sonnenſchein auf den Rebenhügeln, die mit nacktem Fels abwechſeln, auf den reich bebauten Fluren, durch die der ewig ſchöne Strom dahinzieht, auf den Städten und Dörfern in der Ebene und auf den altersgrauen Ruinen in der Höhe.

Am Fuße eines ſcharf geſpaltenen Felſens, der auf ſeinen beiden Spitzen die Ruinen der Burg Sterrenberg und Liebenſtein trägt, liegt hart an der Felswand und vor dem Eingang in eine ſchmale Schlucht die Kirche, die rheinauf rheinab bekannt iſt als die Wallfahrtskirche zur ſchmerzhaften Mutter Gottes von Bornhofen. Das Dörfchen Bornhofen ſteigt auf beiden Seiten eines

Baches bergan in die Schlucht hinein. Die Kirche iſt eigentümlich gebaut; ſie beſteht aus zwei Langſchiffen von gleicher Höhe, ſo daß die Pfeiler, welche die Schiffe trennen, in der Mitte der Kirche ſtehen und von der Eingangstür auf den Hochaltar zulaufen. Ein kleiner halbrunder Anbau zur Linken iſt die Kapelle des Gnadenbildes. Vor der Kirche ſtehen zwei uralte rieſige Linden und breiten ihr ſchattiges Laubdach über ermüdete Pilger aus. Sehr ſchön oder ſehr intereſſant oder ſehr merkwürdig iſt die Kirche nicht. Sie hat nur den eigentümlichen Zauber, der allen Wallfahrtskirchen, mehr und minder, eigen iſt und der ſich nicht beſchreiben läßt, denn es iſt die Atmoſphäre der Andacht und des Gebets, die ſich in ihr ſeit Jahrhunderten von einer Generation auf die andere, durch tauſend und abermals tauſend Seelen fortgeerbt hat.

Auf dieſem ungemein ſtillen Fleckchen Erde hatte ſich Lady Winifred Blandford in einem kleinen einfachen Wirtshaus niedergelaſſen und die Anmut des Spätſommers unter den Nußbäumen und zwiſchen Rebenhügeln des Rheins genoſſen. Noch waren die Wallfahrten zum Gnadenorte geſtattet. In großen und in kleinen Prozeſſionen, Kreuz und Banner vorauf, bald von Geiſtlichen geführt, bald ohne ſie, immer aber geordnet und ruhig betend, zogen Scharen von Wallfahrern faſt täglich in dieſer Jahreszeit zur ſchmerzhaften von Einſiedelei — inſoweit es die Entfernung von der großen Welt betrifft — zurückgezogen und über meinen Lebensplan nachgedacht. Das Ergebnis dieſer Überlegung kann ich Dir in zwei Worten mitteilen: ich bin keineswegs einer zweiten Ehe abgeneigt, wie Du befürchteſt, beſte Jane, nur iſt es mir nicht möglich, in dieſem Augenblick die höchſt ehrenvolle Bewerbung des Herzogs anzunehmen. Ich habe ſoeben erſt das Trauerjahr zurückgelegt. Ich muß mich erſt wieder in der Welt umſehen, mich an ſie gewöhnen. Daß in der Geſellſchaft die Stellung einer jungen reichen Witwe ihre Schwierigkeiten hat, ja, daß ſich manche Gefahr daran knüpft, iſt allbekannt. Doch hat auch dieſe unabhängige Stellung ihren Reiz und ich geſtehe, daß die größere Freiheit mich anſpricht. Du ſiehſt, beſte Jane, ich bin im Grunde nur in dem einzigen Punkt mit mir im Klaren, daß ich die Bewerbung des Herzogs jetzt nicht annehmen kann; nicht bloß deshalb, weil ich ihn zu wenig kenne, ſondern auch, weil ich meiner Freiheit nicht ſo ſchenll entſagen mag. Ich kehre in den nächſten Wintermonaten nicht nach England zurück. Hat der Herzog nächſten Frühling Verlangen, meine nähere Bekanntſchaft zu machen, ſo wird mir das eine Ehre ſein. Ich bitte Dich, ſage es ihm. Sage ihm aber auch zugleich, ich betrachte ihn und mich als durchaus frei. Hat er bis dahin anders gewählt, ſo iſt er in ſeinem

Recht — und ſollte ich es tun, ſo bringe ich ebenfalls mein Recht in Ausübung. Es freut mich ungemein, daß Du die Kloſterfrage gar nicht in Anſchlag bringſt. Es iſt doch unerhört oberflächlich, anzunehmen, eine junge Witwe müſſe in's Kloſter gehen, weil ſie täglich in die Meſſe geht, und Neigung für ein zurückgezogenes Leben ſei eines und dasſelbe mit Beruf zum Ordensleben und eine etwas ernſte Auffaſſung der Beſtimmung des Menſchen, ſeiner Pflichten und des Zweckes des Daſeins müſſe notwendigerweiſe in die klöſterliche Klauſur führen. Die Anſicht hat unſere gute Mutter nicht bei unſerer Erziehung gehabt, ſondern die, daß man im Eheſtande dem lieben Gott dienen und nach chriſtlicher Vollkommenheit ſtreben könne; — und darin beſtehe die Heiligung. Hoffentlich verliert keine von uns jemals dies Beſtreben aus den Augen. Deine Bemerkung, liebſte Jane, der Herzog ſei ein vortrefflicher Katholik und es gebe bei uns nicht gar viele glänzende katholiſche Parteien, iſt gewiß zu beachten; doch wünſche ich in meinem Gatten noch etwas anderes zu finden, als einen vornehmen katholiſchen Mann, und da ich mich kaum beſinne, je mit dem Herzog mehr als zehn Worte geſprochen zu haben, ſo weiß ich nicht, ob ich dies andere finden werde. In den nächſten Tagen gehe ich zu Charlotte, die mit ihren Kindern bis Anfang Oktober in Oſtende verbleiben will. John ging gleich nach der traurigen Kataſtrophe in Goldenſtein zu Charlotte. Er war ganz bereit, der gute Menſch, mich hieher zu begleiten, wo er doch aus Langweil eingeſchlafen wäre; denn wer nicht in einem gewiſſen Verkehr mit dem lieben Gott und der eigenen Seele ſteht, findet hier keine Unterhaltung — und das iſt nun einmal unſeres guten Johns Sache. In Goldenſtein waren zwei niedliche kleine Mädchen, die ihm ſehr gefielen, aber leider gefiel er weder der einen noch der andern.

„Nun lebe recht wohl, beſte Jane, und adreſſiere Deinen nächſten Brief nach Oſtende, wo ich, will's Gott! nächſten Samſtag eintreffe. Winifred.“

Auf einer kleinen Terraſſe in einer Weinlaube ſitzend, hatte Lady Blandford dieſe Zeilen geſchrieben und ſie dann aufmerkſam überleſen mit der Feder in der Hand, ganz bereit, alles zu verändern, was bei genauer Prüfung ihre Gedanken und ihren Willen nicht beſtimmt genug ausdrückte. Allein ſie veränderte nichts. Der Brief war klar und ruhig wie ſie ſelbſt. Trotz aller Ruhe und Klarheit fühlte ſie doch eine freudige Erregung, als ſie Georg aus der Kirche treten und raſch auf das Wirtshaus zugehen ſah.

Er hatte ſein Jägerleben in Eich geführt und wäre ſchwerlich nach Vorrhofen gegangen, ſo lange Lady Blandford dort war, hätte nicht Dorothea ihn

„Das Fieber nimmt nicht zu,“ ſagte Leonor. Es war das erſte Wort welches ſie von ihm hörte. Es klang ihr von andrer Stimme geſprochen, als womit Menſchen zu reden pflegen. Es war genug um auf Rettung zu hoffen, nicht genug um an ſie zu glauben. Nach einiger Zeit ſprach er wieder:

„Das Fieber nimmt gewiß nicht zu.“

Cornelie legte die bebende Hand auf ſeinen Arm, ſah ihn an, und fragte:

„Gewiß nicht?“ — An ihrem Ton, an dem aufleuchtenden Freudenblitz ihres Auges erkannte er, daß ſie ſchon die Gewißheit der Rettung haben wollte.

„O, ſagte er, ſtürzen Sie Sich nicht ſo heftig der Entſcheidung entgegen! auch im glücklichſten Fall giebt es noch tauſend unglückliche Möglichkeiten.“

Sie verſtand ihn gar nicht, ſo betäubt war ſie, machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wolle ſie keine überflüſſigen Worte hören, und fragte:

„Nun? wie ſcheint Ihnen der Zuſtand des Kindes?“

Es lag ſchon eine unermeßliche Hofnung darin, daß ſie dieſe Frage that; ſeit vierundzwanzig Stunden hatte ſie nicht mehr gefragt.

„Beſſer!“ antwortete Leonor zuverſichtlich; und eine überirdiſche Verklärung umfloß Corneliens Antlitz.

durch Lord Waldegrave bitten laſſen, ihre Freundin zu beſuchen.

„Dea fürchtet, die arme Winifred könne dort verhungern oder ſonſtwie an Mangel jeder Art zugrunde gehen,“ ſchrieb Manfred, „und dieſe Furcht entſpringt beſonders aus dem Umſtand, daß nur ein einziger kurzer Brief aus Bornhofen eingetroffen iſt. Alſo, beſter Freund, ſei ſo gut, Dich perſönlich zu überzeugen, ob Lady Winifred noch unter den Sterblichen iſt und mir davon Kunde zu geben. Soweit Deas Auftrag. Ich ſetze jetzt folgendes hinzu: „Du biſt unſerer ſchönen Freundin nicht ganz gleichgültig. Soweit ihr zurückhaltendes Weſen es geſtattet, hat ſie Intereſſe für Dich geäußert. Daß Du es erwidert hätteſt, bemerkte ich zwar nicht. Auch weiß ich, daß Du keine Neigung für den Eheſtand ſpürſt — was Du vielleicht in einigen Jahren ſehr bereuen wirſt. Ich meine nun, Du ſollteſt einen Beſuch in Bornhofen dazu benutzen, um über ihre Gefühle klar zu werden. Iſt ſie Dir aber geneigt, Freund, dann ſei kein Tor und ſchlage nicht das Glück aus, welches im Beſitz einer ſolchen Frau Dir ſicher iſt.“

Nach Empfang dieſes Briefes hatte Georg die größte Luſt, ſich gar nicht um Lady Winifred zu bekümmern. Er ging nur nach Bornhofen, um Dorotheas Wunſch zu erfüllen. Als er nun in der rebenumrankten Laube der Lady Blandford gegenüber ſaß, fiel ihm unwillkürlich Lord Waldegraves Aufforderung ein und er fragte ſich heimlich, ob er nicht wirklich im Beſitz dieſer ſchönen, edlen, frommen Frau — vorausgeſetzt, daß ſie ihn liebe — die Zuverſicht zu einem Glück faſſen könne, welches ſeine ganze Exiſtenz dermaßen ausfüllen werde, daß der Kreis ſeiner Wünſche und ſeines Strebens damit abgeſchloſſen ſei. Vielleicht . . . wenn ich ſie liebte — ſeufzte er für ſich.

Mochte Lady Winifred von Manfred erraten ſein oder nicht — ihr Blick, ihr Lächeln, der Ton ihrer Stimme, ihre Art zu reden — alles war genau ſo wie am erſten Tage ihrer Bekanntſchaft und Georg hätte viel mehr Selbſtgefälligkeit beſitzen müſſen, um auf Manfreds Annahme einzugehen. Den Mittelpunkt des Geſpräches bildete wie immer Dorothea.

„Unter welchen Einflüſſen ſie dieſen Winter zubringen wird," ſagte Lady Blandford, „das wird, glaube ich, für ihr inneres Leben maßgebend ſein. Geht dieſe gewaltige Erſchütterung an ihr vorüber, ohne ſie zu ernſter Einkehr in ſich ſelbſt zu veranlaſſen, ſo fürchte ich einen Stillſtand auf lange, lange Zeit — und ein ſolcher könnte ein trauriger Rückſchritt werden."

„Gottes Barmherzigkeit bindet ſich nicht an dies oder das Ereignis," verſetzte Georg eifrig, „der eine wird zu ernſtem Nachdenken gebracht durch einen harten Schickſalsſchlag und den andern drängt die goldene Monotonie ſeines Lebens in den Gegenſatz hinein, in raſtloſe unruhige Fragen.“

„Aber die goldene Monotonie ſchläfert auch allmählich ein,“ ſagte Lady Winifred bedenklich, „beſonders dann, wenn man, wie Dorothea, das Unglück hat, eine Gabe zu beſitzen, welche die ſchlimmſte aller Gaben iſt.“

„Was wollen Sie ſagen? was meinen Sie damit? Die ſchlimmſte Gabe! . . . das klingt entſetzlich, denn eine Gabe gilt doch für etwas Gutes und Schönes.“

„Sie iſt liebenswürdig,“ verſetzte Winifred gelaſſen.

„Halten Sie das wirklich für eine gefährliche Gabe?“

„Ja! gefährlicher als Schönheit und für ebenſo gefährlich als Genialität, weil das Selbſtvertrauen ebenſo ſehr dadurch geweckt wird, wenn auch auf einem andern Gebiet. Die ſchöne Frau bezaubert nicht immer, gefällt ſogar zuweilen nicht im mindeſten. Die liebenswürdige Frau bezaubert immer; das iſt ja eben das Eigentümliche der Liebenswürdigkeit und es iſt gewiß ein kleines Mirakel, wenn eine ſolche Frau nicht ſchließlich in die größte Selbſtzufriedenheit eingewiegt wird. Dorothea kann tun und laſſen was ſie will, niemand tadelt ſie, niemand widerſpricht ihr; Lord Waldegrave betet ſie an — andere beten ſie an — und man ſoll nicht für ihre Zukunft zittern?“

„Ja, ſo iſt's!" entgegnete Turn, „die ſchönſten Gaben ſind die gefährlichſten im Dienſte der Selbſtſucht oder der Leidenſchaft."

„Wie ich zuweilen dem Lord Waldegrave zürne — das iſt ganz unausſprechlich!" ſagte Lady Blandford. „Ich habe verſucht, ihm beizubringen, ſeine Frau würde bei einigen feſten Religionsbegriffen viel vollkommener werden; darauf antwortet er: Sie iſt ein Engel! — und viel glücklicher; darauf antwortet er: Zu ihrem vollkommenen Glück fehlen ihr Kinder, aber keine Religionsbegriffe. Mit geringen Variationen iſt dies das Ergebnis unſerer Geſpräche über einen Punkt geweſen, der ihm, ihm vor allen, wichtig ſein müßte. Er iſt klug, iſt gut, iſt erfahren, iſt der zärtlichſte Gatte . . . und ſieht dies nicht ein."

„Eingewurzelte Vorurteile aus der Jugend überwindet der Verſtand nur mühſam; ſie verwachſen gleichſam mit dem Geiſt, ſo wie ſchlechte Gewohnheiten mit der Natur. Sie müſſen das alles in Ordnung beten, Mylady. Sie verſtehen ſich darauf und ſind hier auf einer Stätte des Gebetes."

„Die mich aber ſehr für meine eigene arme Seele in Anſpruch nimmt."

„Das iſt kaum zu glauben! Abgeſehen von allem anderen ſpricht ſich keine Armut, ſondern eine große Kraft der Seele darin aus, daß Sie wochenlang in dieſer Abgeſchiedenheit verweilen und die Dürftigkeit des Aufenthaltes gar nicht beachten.“

„Das iſt viel zu hoch gegriffen! Ganz einfach wehre ich mich dagegen, Sklavin der materiellen Bequemlichkeit des Lebens zu werden. Ein ſolches Intermezzo iſt ungemein nervenſtärkend.“

„Ich finde das allerdings,“ ſagte Turn lächelnd, „es iſt aber ſelten, daß Damen in dieſer Weiſe ihre Nerven zu ſtärken ſuchen.“

„Leider! der Materialismus, welcher unſere Zeit kläglich beherrſcht, redet uns ein, breites Wohlbehagen ſei die Baſis des Glückes — und ſo wird ſchon den Kindern durch Nachgiebigkeit und Verzärtelung die Begier nach materiellem Wohlbehagen eingeimpft, anſtatt ſie zu dämpfen. Dieſe moraliſche Schwäche macht auch phyſiſch ſchwach . . . aber nicht allein die Frauen. Es gibt mehr als zuviel Männer, die an den Nerven leiden, was — wie ich höre — in früherer Zeit ein Vorrecht der Frau war.“

Während ſie ſich in ihrer Weiſe ruhig und unbefangen ausſprach, war Georg ganz zerſtreut durch die Vorſtellung, daß ihm Lady Winifred geneigt ſein könne. Er blickte in die klare Tiefe ihres Auges: es blieb klar und friedlich; in ihr ſchönes ſtilles Antlitz: es gab ſich nicht die Spur ungewöhnlicher Bewegung kund. Wünſchte er etwas derartiges zu finden? . . . Würde dieſe Entdeckung ihm zugleich in einer Falte ſeines Herzens etwas entſprechendes aufgedeckt haben? . . . Wer kann ſagen, welche rätſelhafte Bewegungen, wie Wellen aufrauſchend und verſinkend, durch die Menſchenbruſt gehen! — — Manfred iſt ein Tor mit ſeinen Vorausſetzungen und ich wäre ein viel größerer Tor, zu glauben, daß dieſe Frau mir ein Atom von Intereſſe zuwenden könnte; — dies ſtand feſt in ihm, als er ſich erhob und zu Lady Blandford ſagte:

„Ich darf alſo mit gutem Gewiſſen an Lord Waldegrave ſchreiben, Sie wären in jeder Beziehung mit Ihrer Villeggiatura in Bornhofen zufrieden?“

„Ja, in jeder Beziehung. Es iſt für mich ein kleiner ſtiller Hafen geweſen, in welchen mein Lebensſchifflein einlief, um ſich auf eine neue Fahrt vorzubereiten.“

„Darf man wiſſen, wohin dieſe Fahrt geht?“

„Zunächſt zu meiner Schweſter Charlotte nach Oſtende. Ein weiterer Plan iſt noch nicht feſtgeſtellt.“

„Wird Deutſchland, wird Goldenſtein Sie je wiederſehen?“

„Belair-Caſtle iſt mir näher als Goldenſtein. Aber Sie, Herr von Turn, werden Sie nicht Ihre Freunde in England beſuchen?“

„Wer kann in unſerer Zeit Pläne machen mit der Hoffnung, ſie auszuführen?“

„Wer? Nun . . . der unabhängige Mann, wie eben Sie. Sollten Sie je nach England kommen, Herr von Turn, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich Sie allzeit willkommen heiße.“

Mit herzlichem Händedruck trennten ſie ſich und Georg ging zur Station zurück. Winifred blickte ihm gedankenvoll nach. Der Vergleich zwiſchen ihm und dem Herzog lag nahe. Er fiel nicht zu Gunſten des Herzogs aus. Georg aber ſprach zu ſich ſelbſt: „Wie iſt der Menſch ſo ſeltſam beſchaffen! er haßt Feſſeln und ein Etwas in ſeinem innerſten Weſen ſehnt ſich gefeſſelt zu werden. Er liebt die Freiheit und er kann wünſchen, ſie zu verlieren. Zwiſchen dieſen Gegenſätzen verläuft die Spanne Zeit ſeines Erdenlebens — und ob es ihm gelingt, ſie auszugleichen? . . . — Ja, vielleicht. Doch nur im ſtets erneuerten Kampf.“ —

Als er ſein einſames graues Haus betrat, ſprach er wieder ganz entſchloſſen: „So iſt es beſſer.“ —

Der Pfarrer beſuchte ihn ſogleich, ganz vergnügt über eine Mitteilung in Betreff Marianens.

„Es macht ſich mit ihr, beſter Herr von Turn, Gott Dank! es macht ſich!“ ſagte er. „Die beiden erſten Briefe der Vorſteherin der Anſtalt lauteten recht ſchlimm. Lauter Klagen über Marianens mürriſches, träges, widerſpenſtiges Weſen. Nach dieſem letzten Brief aber, den ich erſt geſtern erhielt, darf man auf Beſſerung hoffen. Sie beginnt aufzutauen, zu ſprechen, zu lachen, zu arbeiten, ſich zu bewegen. Von jugendlichem Leben umringt wird ſie jung und lebendig. Ja! der liebe Gott iſt gnädig für ſeine Geſchöpfe und belohnt das geringſte Gute, das ſie tun, zuweilen ſchon hienieden. Daß Mariane das Geringe, was ſie beſaß, einen halben Gulden hergab, um den Geiz der Eltern zu verdecken, das vergißt der liebe Gott ihr nicht. Er wird auch Ihnen nicht vergeſſen, was Sie für das arme Mädchen tun, indem Sie das Koſtgeld zahlen."

Turn war ſehr erfreut in dem Brief der Vorſteherin alles beſtätigt zu finden, was der Pfarrer von Mariane geſagt hatte; ganz beſonders, daß ſie willig zur Arbeit ſei.

„Ja, ſie wird vielleicht eine tüchtige Hausfrau," ſagte der Pfarrer trocken.

„Hausfrau? beſter Herr Pfarrer, Hausmagd iſt auch etwas!" rief Georg.

„Unter gewiſſen Verhältniſſen iſt Arbeitſamkeit neben der Frömmigkeit die Haupttugend der Frau."

„Wen wollen Sie denn mit der Hand der arbeitſamen Mariane beglücken?"

„Nun, ich dachte ſoeben an Evangeliſt."

„Nein!" rief Georg, „möge Evangeliſt in Amerika ſo proſaiſch wie möglich geworden ſein . . . die arme Mariane iſt denn doch zu unſchön, um den geringſten Anſprüchen zu genügen."

„Wir wollen es abwarten! Im nächſten Frühling kommt Evangeliſt; ohne Zweifel, um ſich eine brave deutſche Frau zu holen. Daß Mariandhen brav werde, iſt nunmehr zu hoffen. Weshalb, beſter Herr von Turn, ſollte ſie nicht ſchön werden können?“

„Lieber Herr Pfarrer,“ rief Georg lachend, „über weibliche Schönheit hat Evangeliſt ohne Zweifel ein anderes Urteil als Sie.“

„Nun, zwei Augen habe ich denn doch auch,“ ſagte der Pfarrer mit harmloſer Selbſtzufriedenheit. — —

Als Lord Waldegrave die Nachrichten las, die ihm Georg über Lady Blandford's Aufenthalt in Bornhofen gab, ſagte er unmutig zu Dorothea:

„Fromme Menſchen ſind ungeſchickte Menſchen. Sie erwägen die Dinge ſo lange, ſo viel und ſo gründlich, daß ſie ganz matt von Überlegung werden und die beſte Gelegenheit zum handeln vorüber gehen laſſen. Was erwartet denn eigentlich Freund Turn vom Leben, wenn er an einer Winifred ungerührt vorüber geht? . . . das wüßte ich gern.“

„Vielleicht will er nur dann heiraten, wenn er eine heftige, eine ganz unwiderſtehliche Leidenſchaft fühlt und einflößt,“ entgegnete ſie.

„Das ſieht ihm gar nicht ähnlich! ich fürchte vielmehr, daß die Ungebundenheit ſeine Leidenſchaft wird und daß er Zeit und Gelegenheit, ein ſolides Glück zu machen, darüber verſäumt.“ —

Die Fürſtin trieb mit einem Eifer zur Abreiſe nach Sizilien, als ob Ernſt's Geneſung dadurch um ſo gewiſſer werde. Es war ſehr merkwürdig, wie ſie an dieſe Hoffnung für die Erhaltung des Hauſes ſich anklammerte, nachdem jede andere Hoffnung geſchwunden war. Die leiſeſte Andeutung des Gegenteils, der entfernteſte Zweifel waren ihr unerträglich. Dorothea und ihr Mann teilten mit nichten dieſe Zuverſicht. Mitte September ging der Reiſezug nach Meran, dann zu den lombardiſchen Seen. Im November wollte man in Palermo ſein und vor dem Monat Mai des nächſten Jahres ſollte Ernſt nicht in die Heimat zurückkehren.

„Möge ich dieſe Freude erleben," ſagte die Fürſtin häufig, doch immer nur in Beziehung auf ihren eigenen Tod.

Als der Abſchied kam, nahm niemand ihn mit ſo leichtem Herzen, als die Fürſtin und Ernſt.

Im letzten Augenblick erhielt Lord Waldegrave ein Telegramm mit der Nachricht:

„Bitte um einige Auskunft über Palermo. Meine Schweſter ward hingeſchickt. Ich begleite ſie. Prinz Guido."

„Vortrefflich!" ſagte Lord Waldegrave.

„Das iſt aber gräßlich," dachte Dorothea.

„Für jezt .... iſt das Kind gerettet!“ ſprach er gegen Morgen.

„Gerettet! gerettet! .... Bote des Heils!“ jauchzte ſie, und warf ſich in extatiſcher Freude auf die Knie.

Die erſten Stralen der aufgehenden Sonne fielen wie eine unermeßlich ſelige Botſchaft in ihr jubelndes Herz. Triſtan genas wirklich, und ſchon nach drei Tagen wurde er außer Gefahr erklärt. Da erkrankte Dorothee am Scharlachfieber, und Leonors Anweſenheit war ebenſo troſt- als hülfreich für Cornelie, welche das unruhige Kind und die Kranke nicht zugleich pflegen konnte, und doch Keines von Beiden nur einer Wärterin anvertrauen mogte.

„Sie ſind recht zur geſegneten Stunde zu uns gekommen,“ ſagte Cornelie gerührt zu Leonor, der weder bei Tag noch bei Nacht die Schweſter verließ.

„Mögte ſie auch für mich ſegenvoll ſein und die Schweſter mir erhalten werden, entgegnete Leonor; ſie iſt das einzige Weſen auf der Welt mit dem ich durch Bande des Bluts, der gemeinſchaftlichen Kindheit, des tiefſten Vertrauens, der herzlichſten Liebe zuſammenhänge — zu dem ich gehöre durch heilige traurige Erinnerungen an die dahingeſchiedenen Eltern — auf das ich durch die Natur in Leid und Freude angewieſen bin als auf eine Freundin. Ich bin ſehr einſam in der Welt, gnädige Gräfin, und

Stürme.

Es war im Winter. In einer Villa zu Olionzzo bei Palermo hatte ſich der junge Fürſt mit ſeiner ganzen Reiſegeſellſchaft niedergelaſſen. Olionzzo liegt eine halbe Stunde landwärts von Palermo. Der Arzt hielt es für zuträglicher, Spaziergänge und Ausfahrten am Ufer des Meeres zu machen, als in deſſen unmittelbarer Nähe zu wohnen und dem Seewind ausgeſetzt zu ſein. Die Villa war reizend und von der üppigſten Vegetation des Südens umgeben. Lord Waldegrave richtete ſie zu engliſcher Bequemlichkeit ein. Faſt gleichzeitig war Prinz Guido mit ſeiner Schweſter angelangt. Sie ſollte hauptſächlich die Seeluft genießen, war ein kränkliches, nervenſchwaches, der Geſelligkeit abholdes Weſen. Mit einer Begleiterin und ihrem Bruder hatte ſie eine Wohnung in der Stadt; allein ſein eigentlicher Aufenthaltsort war in der reizenden Villa zu Olionzzo.

Als Dorothea zuerſt ſeine Ankunft erfuhr, raffte ſie ihre guten Vorſätze zuſammen und beſchloß, ihn mit derſelben freundlichen Gleichgiltigkeit zu behandeln, wie den Doktor und den Profeſſor Zenker, die beide recht gebildete Männer waren. Doch das war unmöglich. Seine Perſönlichkeit ſowohl, als ihr jahrelanger freundſchaftlicher Verkehr gaben ihm eine andere Stellung, und es wäre höchſt auffallend geweſen, wenn ſie ihr Benehmen gegen ihn geändert und einen fremden Ton angeſchlagen hätte. Es ſchien ihr unumgänglich notwendig, in alter Weiſe mit ihm zu verkehren. Sie beruhigte ſich damit, daß nicht ſie dieſe Schickſalsfügung gewünſcht, viel weniger ſie herbeigeführt habe. Da Prinzeß Johanna weder ihres Bruders noch ſonſt eine Geſellſchaft in Anſpruch nahm, ſo wurde Prinz Guido gleichſam ein Hausgenoſſe in der Villa zu Olionzzo, während ihm der ſchlechte Geſundheitszuſtand der Schweſter den Vorwand bot, ſeinen Aufenthalt, der anfangs nur vierzehn Tage dauern ſollte, in's Unbeſtimmte auszudehnen.

Als er zuerſt von ſeiner Abreiſe ſprach, ſagte Ernſt ſcherzend:

„Wenn Sie gehen ſteht es ſchlimm in der Kammer zu Olionzzo: die Linke bekommt die Oberhand."

Um dies Unglück zu verhüten, blieb Prinz Guido. Die Diſkuſſionen zwiſchen ihm, dem Profeſſor Zenker und dem Arzt nahmen kein Ende. Der Profeſſor war — ſelbſtverſtändlich! — liberal, d. h. er beanſpruchte die Freiheit im weiteſten Umfange für diejenigen, die ſo dachten wie er, und die den ſchönſten Gebrauch der Freiheit darin ſahen, daß ſie ſich, an Händen und Füßen gebunden, blindlings der Staatsallmacht unterwarfen und mit großem Zorn gegen diejenigen zu Felde zogen, welche es wagten, perſönliche Freiheit, Freiheit der Familie, Freiheit des Glaubens als ein Recht zu fordern, welches der Staat zu achten und zu ſchützen habe.

„Sie ſind ein moderner Liberaler vom reinſten Waſſer, mein lieber Profeſſor,“ ſagte Lord Waldegrave, den dieſe Expektorationen bis auf einen gewiſſen Punkt unterhielten: „Sie laſſen ſich die ſchauderhafteſten Verletzungen der Freiheit frohlockend gefallen, weil dieſe vorderhand Andersgeſinnte treffen. Sie vergeſſen nur, daß die Guillotine, die anfangs gegen Unfreie arbeitete, ſchließlich auch die größten Freiheitshelden um einen Kopf kürzer machte.“

„Hat der Staat nur erſt die ganze Erziehung der Jugend in der Hand, ſo daß die Bildung nicht von feindlichen Elementen beeinflußt wird: ſo hört von ſelbſt die Auflehnung gegen die große Idee der Staatsomnipotenz auf.“

„Könnte ich nur begreifen, wie ſich der Liberalismus mit der Staatsomnipotenz verträgt, ihr dient, ihr huldigt,“ ſagte Ernſt.

„Er iſt eben nur die Maske eines fanatiſchen

Haſſes gegen Andersdenkende," verſetzte Lord Waldegrave gelaſſen.

„Nein!" rief der Profeſſor: „der Liberalismus hat in unſeren Tagen die große Aufgabe, mit aller Kraft den Staat zu unterſtützen, der den Kampf des Lichtes gegen die Finſternis führt, und dem Staat alle Mittel zu ſchaffen und zu erleichtern, welche deſſen Sieg ermöglichen."

„Ich finde es durchaus keinen Sieg der Kultur über mittelalterliche Verdummung," ſagte der Doktor, „daß Europa in eine rieſige Kaſerne verwandelt und die Hälfte der Menſchheit zum Soldaten gedrillt und in eine zweifarbige Jacke geſteckt wird. Das ſchmeckt nach Zuchthaus — mit nichten nach Kultur. Dieſe wird durch Wiſſenſchaft und Bildung erzielt. Klärt man den Menſchen über die Verkehrtheit und Schädlichkeit der mittelalterlichen Glaubenslehren auf, unterweiſt man ihn in den Ergebniſſen der modernen Wiſſenſchaft. namentlich auf dem Gebiet der Naturwiſſenſchaften: ſo ſtreift er ganz leicht die Feſſeln des religiöſen Wahnes ab und wird ein freies und glückliches Weſen, das durch Selbſtbeſtimmung zum Ziel ſeines Daſeins gelangt und folglich die Staatsomnipotenz verabſcheut."

„Sie ſind ein Träumer, Herr Doktor!" rief der Profeſſor unmutig: „wer ſoll denn Ihre friedliche Herde von wiſſenſchaftlich gebildeten Selbſtbeſtimmlern führen, ſo daß ſie zu politiſcher Größe gelangt? . . . Das vermag nur der Staat, der aus vielen — eins macht."

„Ja, eine Marionette," ſagte der Doktor.

„Oder ein Null," ſagte Lord Waldegrave.

„Das ſagen Sie von einem großen Staat, Mylord!" rief empört der Profeſſor.

„Warum nicht, wenn in demſelben nur einer zählt."

„Welche Erniedrigung für ein Volk iſt ein ſolcher Zuſtand!" rief der Doktor entrüſtet, „und wie wird es ganz naturnotwendig in Revolution hineingedrängt, um ſich aus dieſem Zuſtand zu befreien."

„Sehr richtig, beſter Herr Doktor," erwiderte Lord Waldegrave freundlich; „aber zu dieſem Trieb zur Empörung tragen Sie und Ihre Geſinnungsgenoſſen das Ihre in Maſſe bei; denn Wiſſenſchaft ohne Religion, d. h. ohne Chriſtentum, führt zur Gottesleugnung, ſo wie eine Staatsmaſchinerie ohne Chriſtentum zur Auflehnung gegen deren widernatürliche Einrichtungen führt. Wetzt die Gottesleugnung den Stachel des Triebes, der ſich in jeder Menſchenbruſt gegen Unterdrückung regt, ſo iſt Revolution da, wenn nicht als Tatſache, doch als der Schatten, den die kommenden Dinge vor ſich her werfen; beſonders dann, wenn die Induſtrie, wie ein Dampfkeſſel à haute pression mit raſender Tätigkeit fort arbeitet, ohne daß ihr zermalmendes Räderwerk vom milden Öl des Chriſtentums geſänftigt wird, ſondern wie ein reißendes Ungetüm den Armen und Kleinen mehr und mehr aufreibt, dem Reichen und Großen mehr und mehr dient. So iſt die Induſtrie unſerer Tage beſchaffen, und ſie iſt der dritte Faktor, der die Revolution heraufbeſchwört."

„Iſt denn aber nichts da," fragte Ernſt, „was dem Produkt einer unchriſtlichen Staatsmaſchinerie, einer unchriſtlichen Wiſſenſchaft und einer unchriſtlichen Induſtrie Einhalt tun, Schranken ſetzen könnte?"

„Doch!" erwiderte Prinz Guido: „es iſt das konſervative Element."

„Es iſt nur beklagenswert," ſagte Lord Waldegrave, „daß die Konſervativen nicht genau wiſſen, was ſie konſervieren wollen und ſollen, denn in Europa den Zuſtand der Gegenwart zu konſervieren, wäre eben revolutionär, nicht konſervativ."

„Die Konſervativen," ſagte Prinz Guido, „halten am Prinzip der Legitimität und am Recht der hiſtoriſchen Traditionen feſt, und treten überall der Umſturzpartei entgegen."

„Sollten Sie die Liberalen als Partei des Umſturzes bezeichnen wollen," ſagte der Profeſſor ſpöttiſch, „ſo kann ich Ihnen die Verſicherung geben, Durchlaucht, daß ſich dieſe Partei nicht ſelten in überraſchender Weiſe konſervativer Zuſtimmung zu erfreuen hatte."

„Nur dann, wenn es galt, die Intereſſen der Krone zu ſtützen!“ fiel Prinz Guido ein.

„Aber gerade da, lieber Prinz, iſt ja in unſeren Tagen die Revolution zu Hauſe, nämlich der Umſturz des Rechts,“ verſetzte Lord Waldegrave.

„Das darf man nicht ſo ſchroff behaupten! Parlamente wahren überall das Recht, indem ſie es zur Diskuſſion bringen.“

„Wo dann die Konſervativen es allzu häufig nicht unterſtützen, ſondern dem Servilismus huldigen,“ fiel Lord Waldegrave ein.

„Es iſt kein Servilismus, das Recht des Thrones zu ſtützen, Mylord.“

„Wo das Unrecht gut geheißen und unterſtützt wird, beſter Prinz, da iſt der Servilismus zu Hauſe; und ſo kann man ſervil ſein vor einer Perſönlichkeit, vor einer Majorität, vor dem ſogenannten Zeitgeiſt.“

„Zugeſtändniſſe muß auch der Konſervative gewiſſen unvermeidlichen Veränderungen machen, welche im Lauf der Zeit eintreten, und nur das, was in der Vergangenheit gut war, muß er in die Neugeſtaltung der Neuzeit hinüber nehmen: dies heißt in Wahrheit konſervativ ſein. Das Untaugliche, das Veraltete läßt ſich nun einmal nicht konſervieren und nur zu oft mutet man gerade dieſes den Konſervativen zu, während es ihre

Pflicht iſt, nur das Recht zu ſchützen — Vorrechte nicht.“

„Eine herrliche Aufgabe!“ rief Dorothea.

„Aber Irrtum und Täuſchung!“ fiel der Profeſſor ein: „es gibt gewiß kein Vorrecht, welches ungeheuerlicher wäre, als das der ſogenannten Legitimität, nämlich des Anſpruchs, daß die Herrſchaft über eine Nation erblich ſei in einer und derſelben Familie in saecula saeculorum — und gerade dieſe Anſicht wird von den Konſervativen lebhaft verteidigt.“

„Das verſteht ſich,“ ſagte Prinz Guido lebhaft: „fällt ſie, ſo wird das Volk ein permanentes Opfer der Parteien, die ſich in den Leidenſchaften des Ehrgeizes und der Eigenliebe überbieten werden.“

„So nennt der eine Vorrecht, was der andere Recht nennt,“ ſagte Ernſt: „wo iſt nun die richtige Entſcheidung zu ſuchen?“

„Das Chriſtentum gibt die wahren Prinzipien an,“ erwiderte Lord Waldegrave.

„Unmöglich!“ rief der Profeſſor empört: „die Höhe der politiſchen Bildung, die ein Staat erreicht hat, — ſie entſcheidet.“

„O gehen Sie doch mit Ihrer politiſchen Kaſernenbildung! das iſt zum lachen!“ verſetzte der Arzt: „nur einem wahrhaft wiſſenſchaftlich aufgeklärten Volk kann die Entſcheidung mit Zuverſicht anheimgegeben werden.“

„Da wird die Frage noch lange ſchweben,“ ſagte Ernſt.

„Das fürchte ich!“ rief ſpöttiſch der Profeſſor.

„Wer weiß!“ entgegnete der Arzt gelaſſen: „die Wiſſenſchaft läßt Millionen kleiner Fünkchen in die tiefſten Schichten des Volkes fallen und ſie werden — vielleicht bald — als großes Licht aufgehen.“

„Oder als großer Brand,“ fügte Prinz Guido hinzu.

„Welcher durch nichts zu löſchen ſein wird — auch nicht durch Ihren Christianismus vagus, mein lieber Prinz, als durch die einfache katholiſche Glaubenslehre von Gott und von ſeinen Geboten, das heißt von einem überweltlichen Weltregierer und von deſſen Geſetzen — denn ein Gott ohne Gebote iſt ebenſo unmöglich, wie eine Regierung ohne Geſetze,“ ſagte Lord Waldegrave.

„Damit ſtänden wir denn der Inquiſition und den Galilei'ſchen Schickſalen gegenüber,“ ſagte der Arzt und ließ ſeine Arme ſo ſchlaff ſinken, als wären ſie bereits mit Ketten beladen.

„Und dagegen ſollte ſich die bedrohte Menſchheit nicht wehren!“ rief der Profeſſor.

„Armer Doktor! die Menſchheit zieht gegen Sie zu Felde!“ ſagte Lord Waldegrave gelaſſen: „und wahrhaftig mit Recht; denn ein Gehirn, das ſolchen Ausgeburten fähig iſt, gehört zu dem allgemein Schädlichen.“

„Sagen Sie, was Sie wollen, Mylord, man kennt römiſche Tendenzen. Wie ein ſchwarzer Faden ziehen ſie ſich durch die Weltgeſchichte.“

„Faden!“ rief der Profeſſor, „ſchwarzer Faden? . . . Nein! wie ein ſchwarzes Gewebe bedrohen ſie die Menſchheit.“

„Ich bitte, meine Herren, laſſen Sie dieſe Phraſen fallen, die ſo oft widerlegt wurden, daß anſtändige Kammerredner der Linken ſie nicht einmal mehr anwenden können, ohne über ihren eigenen Humbug, wie die alten römiſchen Auguren, heimlich zu lachen. Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß die Glaubenslehren der katholiſchen Kirche die Grundlage aller Civiliſation auf unſerm Erdball ſind. Freilich muß ich zugeben, daß Sie es nicht wiſſen wollen — was aber an der Sache ſelbſt nicht das Geringſte ändert.“

Gegen dieſe freiwillige Unwiſſenheit verteidigten ſich der Profeſſor und der Doktor eifrig und Prinz Guido behauptete keineswegs, dem Christianismus vagus zu huldigen, ſondern dem wahren, von menſchlicher Zutat gereinigten Chriſtentum. Am Schluß ſolcher Geſpräche war ein jeder feſter denn zuvor in ſeiner Anſicht. Dorothea, die nur zuhörte, weil ſie nicht wußte, ob ſie ſich für ihren Mann oder für Prinz Guido ausſprechen ſollte, wurde immer unklarer. Ernſt aber hatte ſchon ein paar Mal ſeufzend gedacht: ich möchte katholiſch ſein! mir ſcheint, daß in Manfreds Kopf wenn dies Gefühl im Treiben des Lebens und im Drang der Obliegenheiten, der Pflichten, der Studien, der oberflächlich freundſchaftlichen Verbindungen auch eingelullt wird, ſo macht es ſich dafür mit herzzerſchneidender Heftigkeit gelten, wenn man auf dem Punkt iſt die letzte, die einzige Seele zu verlieren an der man aus Inſtinkt hängt."

Wochenlang ſah Cornelie Leonor nie anders als voll aufopfernder Zärtlichkeit für Dorothee, voll unermüdlicher Sorgfalt für Triſtan, voll einer Aufmerkſamkeit und Rückſicht für ſie, um ihr eine Mühe, ein Bedenken, eine Sorge zu erſparen, die ſie mit Bewunderung erfüllten. Eine Freude zu machen oder eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen iſt ſehr leicht, ſobald die Umſtände es begünſtigen. Aber hier, aber für ſie, aber jezt wo ihre ganze Lage etwas Verwundbares hatte — einer ſo zarten und linden Hand zu begegnen, war ein zwiefaches Glück.

Leonor hatte ein peinliches Gefühl nicht bei der Vorſtellung unterdrücken können, daß er es mittelbar geweſen ſei, der einen gänzlichen Umſturz aller ihrer Verhältniſſe herbeigeführt habe, als er ſie in Zürich in einer Lage fand, die einen ſo ſcharfen Gegenſatz zu ihrer ehemaligen bildete. Wie wird ſie ihn ertragen? fragte er ſich beklemmt, nachdem die erſten Aengſte um die Kranken überwunden und mehr Klarheit und Ruhe iſt, als bei den Übrigen. Er ſagte dies ſeiner Schweſter; ſie wollte es aber nicht zugeben. Lord Waldegrave begann mit einigem Erſtaunen zu bemerken, daß Dorothea nicht mehr wie früher auf der katholiſchen, ja nicht einmal auf der gleichgültigen Seite ſtehe, ſondern ſich mit Entſchiedenheit gegen ihn in ſeinen Religionsanſichten ausſpreche. Er fragte ſie, woher das komme. Sie gab zur Antwort:

„Du haſt ſo häufig von menſchlicher Zutat, von Auswüchſen, von Nebenſachen, von Übergriffen in der katholiſchen Kirche geſprochen, daß ich mißtrauiſch gegen ſie geworden bin.“

„Das will ich nicht leugnen! doch nie habe ich die leiſeſte Anklage gegen ihre Glaubenslehren erhoben und dieſe ſind das Weſentliche.“

„Die Proteſtanten ſagen aber, das Weſentliche der chriſtlichen Glaubenslehre hätten auch ſie, nachdem es durch die Reformation vom Unweſentlichen befreit ſei. Das Weſentliche genügt mir.“

„Prinz Guido, Ernſt, Profeſſor Zenker, der Doktor und Du — Ihr ſeid alle fünf proteſtantiſch. Stimmt Ihr denn in Eurer Auffaſſung vom Weſentlichen überein?“

„Das glaube ich kaum! aber lieber Manfred, wenn meine Auffaſſung mir genügt, weshalb ſoll ich ſie aufgeben? Du haſt ſelbſt geſagt, ein jeder müſſe mit dem Bruchſtück von Wahrheit, das ihm zu Teil geworden iſt, ſich zufrieden geben — und das tue ich.“

Was ſollte er ſagen? ſie befolgte ja ſeine Lehren. Aber indem ſie es tat, wendete ſie ſich ganz leiſe, ganz unmerklich, mehr und mehr von ihm ab. Selbſtverſtändlich! Verkehrte Lehren können jahrelang gleichſam ſchlafen und ohne den geringſten Einfluß bleiben; aber im gegebenen Augenblick wird die Eitelkeit, oder die Phantaſie, oder irgend eine heftige Leidenſchaft ſich ihrer erinnern, ſie wecken, ſie anwenden, und dadurch zu größerer Verkehrtheit führen. Nicht mit ſyſtematiſcher Folgerung, nicht mit klarem Bewußtſein tritt dies ein. Man folgt dem Einfluß des Unwahren und er zieht nach unten.

Prinz Guido gehörte in Dorothea's Lebenskreis. Der Gedanke, daß der Aufenthalt in Olionzzo doch einmal zu Ende gehen werde, war ihr unfaßlich. Sie ließ ihn gar nicht aufkommen und lebte nur für den Augenblick — und zwar für den, in welchem Prinz Guido ihr zur Seite war. Ein Spazierritt ohne ihn, Geſpräche und Lektüre ohne ihn, die Muſik ohne ihn — alles erſchien ihr langweilig. Mit Malerei beſchäftigte ſie ſich gar nicht, weil Prinz Guido kein Intereſſe dafür hatte. Sie lebte in ihrem Innern ſo, als habe ſie für Prinz Guido zu leben. Er war die Achſe, um die ihre Gedanken ſich bewegten, und es war eine große Selbſttäuſchung, daß ſie wähnte, ihr Verhältnis zu ihrem Mann werde auf keine Weiſe beeinträchtigt. Lord Waldegrave aber begann aus ſeiner Täuſchung zu erwachen, daß Dorothea ein Engel und ohne menſchliche Gebrechlichkeit ſei; allein er wollte es ſich nicht eingeſtehen, weil er in ſtillen Stunden Reue ſpürte, ihrer Jugend die Stütze nicht geboten zu haben, nach welcher ſie verlangt hatte — und nicht mehr verlangte.

So verſtrichen zwei Monate. Zwiſchen dieſen unruhigen Herzen, unter denen das Herz des Prinzen Guido nicht das ruhigſte war, lebte der junge Fürſt froh und friedlich dahin, denn ihm tat das Klima ſo wohl, daß nicht nur er, ſondern auch der Arzt, feſt auf Geneſung der kranken Lunge rechnete; — der Arzt freilich nur dann, wenn während ſechs Monaten die Beſſerung ohne Störung fortſchreite. Jeder Rückfall in Huſten und Fieber konnte einen tötlichen Ausgang haben. Niemand dachte weniger an einen Rückfall, als Ernſt ſelbſt. Seine Briefe an die Großmutter lauteten triumphierend.

An einem wunderſchönen, ſonnigen Tage im Januar unternahm man einen Ritt zur Grotte der heiligen Roſalie, der Schutzpatronin Palermo's. Auf der Höhe des Monte Pellegrino, der, Land und Meer beherrſchend, weſtlich von der Stadt ſich erhebt, liegt dieſe Grotte, in welcher die Heilige lebte und ſtarb. Der Blick von der Höhe herab auf das weite Meer, die reiche Landſchaft, die herrliche

Stadt, iſt einer der ſchönſten im farbenreichen, ſonnigen Süden Europa's. Wie ein rieſiger Edelſtein, bald violet, bald roſenrot, bald golden und bald dunkelblau — je nach der Beleuchtung durch die Strahlen der Sonne und das leuchtende Meer — ſpringt der Monte Pellegrino als Vorgebirg ſchroff und weit in die See hinein und trägt ungemein viel zur maleriſchen Szenerie von Palermo bei. Aber oben auf der Höhe iſt ein beſtändiger Luftzug, erfriſchend für eine geſunde Bruſt, gefährlich für Kranke. In der Ebene war es frühlingswarm und Ernſt beſtand darauf, dieſen Spazierritt zu machen, den die übrige Geſellſchaft ſchon mehrmals mit großem Vergnügen gemacht hatte. Der Arzt warnte und bat den jungen Fürſten, noch einige Zeit zu warten; doch vergebens. In der fröhlichſten Stimmung wurde der Ausflug gemacht und für den nächſten Tag ein entfernterer beſprochen — nach Monreale zu den Grabmälern der normanniſchen Könige in ihrer prächtigen Kathedrale. Allein in der Nacht erkrankte Ernſt heftig und plötzlich und der Arzt erwartete jeden Augenblick den Eintritt eines Blutſturzes. Es gelang ihm zwar, die Gefahr für jetzt zu beſeitigen; doch ein beſtändiges Fieber wollte ſich nicht bannen laſſen und untergrub allmählich die Kraft — und mit ihr die Hoffnung des jungen Fürſten. Zwar verſuchte er zuweilen die Aufregung des Fiebers — Rückkehr der Kräfte zu nennen; allein die überhandnehmende Schwäche ließ ſein Ende befürchten. Er hatte ſeine ganze Hoffnung auf den Winter in Sizilien geſetzt; als er ſich darin getäuſcht ſah, verfiel er in die tiefſte Entmutigung, aus der kein tröſtender Zuſpruch ihn zu erheben vermochte.

„Es iſt aus und vorbei, Dea, ich muß ſterben,“ ſagte er nach einigen Tagen, als ſie an ſeinem Bett ſaß und ihm eine Hoffnung einzuſprechen ſuchte, welche ſie ſelbſt nicht teilte: „ſterben muß ich; das weiß ich. Ich will aber in der Heimat ſterben; nicht hier. Hier hat die feinere Luft mir anfangs wohl getan, aber mich zu ſehr angeregt, ſo daß ich meine ohnehin ſchwachen Kräfte allzuſchnell aufgezehrt habe. Ich will fort . . . lieber heute wie morgen, Dea! . . . Ich kann die Reiſe noch aushalten . . . ich will fort und in unſerer Heimat ſterben.“

„Lieber Ernſt, gib den törichten Einfall auf, jetzt nach Norden zu reiſen. Das iſt ſchon für Geſunde nicht beſonders heilſam — für Kranke kann es tötlich ſein.“

„Ich ſage Dir, Dea, ich bin auf den Tod vorbereitet; ich erwarte ihn — und bald. Ich will aber nicht hier ſterben. Fort will ich und muß ich.“

Mit der fiebernden Aufregung der Bruſtkranken teilte Ernſt ſeinen Entſchluß ſeinem Schwager und ſeinem Arzt mit. Lord Waldegrave erſchrak zwar auch, denn er fürchtete eine Leiche in die Heimat zu bringen. Er widerſprach jedoch um ſo weniger, als der Arzt erklärte:

„Ich kann die Verantwortung für die Reiſe nicht übernehmen; ich kann aber auch nicht behaupten, daß ſie dem Fürſten abſolut ſchaden, viel weniger ſein Ende beſchleunigen werde. Wie er jetzt iſt, halte ich ihn für rettungslos, doch noch kräftig genug, um die Reiſe zu ertragen, was vielleicht in einigen Wochen umſoweniger der Fall ſein dürfte, als er ſich durch Ungeduld aufreibt und an Heimweh verzehrt.“

„Wohlan, Herr Doktor, ſo reiſen wir zurück,“ ſagte Lord Waldegrave.

„Unmöglich, Manfred! . . . Nein, Herr Doktor, geben Sie doch nicht dieſer krankhaften Laune des Fürſten nach!“ rief Dorothea aufgeregt. „Muß er wirklich bald ſterben, wie Sie befürchten, ſo ſei es hier, wo er in der milden Luft ſanft erlöſchen wird . . . und erſparen Sie ihm die ermüdende Reiſe und unſern deutſchen Winter.“

„Wenn ich den Fürſten veranlaſſe, die beſſere Jahreszeit hier zu erwarten, Mylady, wenn dann das heiße Klima ihn quält, das Heimweh zunimmt, die Kräfte abnehmen — wenn die Reiſe unmöglich und der hieſige Aufenthalt eine Folter wird — was dann?“

„Genug, Herr Doktor,“ ſagte Lord Waldegrave, „Sie ſind nicht entſchieden gegen den Wunſch des Fürſten, weil Sie weder in der Reiſe eine abſolute Gefahr, noch im Hierbleiben eine abſolute Hoffnung ſehen. Es ſcheint mir alſo vernünftig, den Drang des Fürſten zur Heimkehr nicht entgegen zu treten.“

Der Arzt war hoch erfreut über dieſe Zuſtimmung. Er wünſchte lebhaft, daß man nicht von ihm ſage, wie ſo häufig geſchieht, er habe dem Fürſten den Aufenthalt im Süden angeraten, um ihn dort ſterben zu laſſen. Er fand aber in Lady Waldegrave eine entſchiedene Gegnerin. Sie war troſtlos, heftig, in Tränen -- und wollte nichts von Abreiſe hören.

„Aber, beſte Dea,“ ſagte ihr Mann, „wir ſind wegen Deines Bruders hier. Er will fort, der Arzt iſt nicht dagegen . . . Deine Verzweiflung iſt unbegreiflich.“

Sie weinte nur um ſo heftiger. Doch weder Ernſt, noch Manfred, noch der Arzt waren durch ihre Tränen und Vorſtellungen umzuſtimmen.

Ahnungslos zur gewohnten Stunde kam Prinz Guido.

„Übermorgen gehen wir mit dem Dampfſchiff nach Genua,“ rief ihm Lord Waldegrave entgegen.

„O Himmel, weshalb! was iſt vorgefallen!“ erwiderte Prinz Guido bleich vor Schreck.

„Mein Schwager hat ſich mit der größten Entſchiedenheit für ſeine Heimkehr ausgeſprochen und der Arzt iſt durchaus nicht dagegen.“

„Aber das heißt ja einem Selbſtmord beiwohnen, ja ihn befördern.“

„Das ſage ich auch!“ rief Dorothea, „allein man will mich nicht hören.“

„Weil in dieſem Fall der Fürſt und der Arzt das letzte Wort haben müſſen,“ ſetzte Lord Waldegrave ruhig hinzu.

Dorothea war faſſungslos, Prinz Guido betäubt. Er ging zu Ernſt und fand ihn ſo froh, ſo zuverſichtlich, daß es unmöglich war, einen Widerſpruch auch nur anzudeuten. Lord Waldegrave ordnete mit großer Gelaſſenheit den Aufbruch von Olionzzo an. Später ſagte er zu ſeiner Frau:

„Prinz Guido iſt bei Ernſt und unterhält ihn. Wir wollen das benutzen, um in die Stadt zu fahren und einige Abſchiedsbeſuche zu machen.“

Dorothea folgte der Weiſung, aber ſprachlos, faſt beſinnungslos; denn all' ihre Gedanken bewegten ſich um die Frage: wann ſehe ich ihn wieder? — —

Alle Welt ſchob ihre Zerſtreutheit, ihre Beklommenheit den Worten nach auf ihre Sorge um den Fürſten; allein die Gedanken trafen das Richtige, wie es nicht anders zu erwarten war, da niemand in Zweifel ſein konnte über die Huldigung, die Prinz Guido ihr darbrachte. Nur Prinzeß Johanna wußte in ihrer Abgeſchiedenheit nichts von allem, was in der Geſellſchaft vorging und beſprochen wurde. Auf ihrem Sofa liegend ſagte ſie ganz gemütlich zu Dorothea:

„Wie leid iſt es mir für meinen Bruder, daß Sie abreiſen. Der Arme wird gar nicht wiſſen, was er mit ſeiner Zeit anfangen ſoll, wenn die liebliche Villa in Olionzzo leer iſt.“

„Sie wird ohne Zweifel recht bald wieder vermietet werden,“ ſagte Dorothea gedankenlos.

„Ich glaube, dies wird meinem Bruder gleichgültig ſein“ verſetzte lächelnd die Prinzeſſin.

„Prinz Guido hat uns ſeine Zeit dermaßen gewidmet,“ bemerkte Manfred mit großer Trockenheit, „daß es mich freut, wenn er endlich wieder der Geſellſchaft zurückgegeben wird.“

„Das oberflächliche Geſellſchaftsleben iſt kein Erſatz für den intimen Verkehr mit Freunden, Mylord. Ich wünſchte, auch wir dürften Palermo verlaſſen; doch vor dem April iſt es mir nicht geſtattet, da mir das Klima augenſcheinlich recht wohltätig iſt.“

„Dann haben Sie ſehr Recht, ſo lange wie möglich in Palermo zu bleiben, Prinzeſſin. Für uns iſt es anders. Uns allen iſt der hieſige Aufenthalt nicht beſonders heilſam geweſen,“ ſagte Manfred immer ganz trocken.

„Das bedauere ich von ganzem Herzen! In der Tat, Lady Waldegrave ſieht angegriffen aus,“ ſagte teilnehmend die gute Prinzeſſin.

„Nur vorübergehend,“ ſagte Dorothea erſchreckt.

„Das iſt zu hoffen,“ ſetzte Manfred hinzu.

Der Tag verging wie jeder andere. Prinz Guido war da. Aber kein Geſpräch kam in Gang; jede Unterhaltung ſtockte. Endlich ſetzte er ſich an den Flügel und bat ſie, mit ihm zu ſingen. Sie verſuchte es, doch ihre Stimme verſagte; ſie brachte nur einen ſchwachen zitternden Ton hervor.

„Warum iſt Deine Stimme ſo unſicher, ſo beklommen?“ fragte ihr Mann faſt ſtreng.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie und verließ den Salon.

„Ich hatte vorhin wieder eine Diskuſſion mit Mylady,“ ſagte der Doktor, „ſie ſprach heftig gegen die Abreiſe und weinte. Nichts iſt ſchädlicher für die Singſtimme als Gemütsbewegung.“

Sie erſchien nicht wieder. Prinz Guido brauſte den Sturm ſeiner Leidenſchaft in Phantaſien auf dem Flügel aus.

Der nächſte Tag war ſo unbehaglich, wie es immer ein Tag der Abreiſe iſt. Die Koffer waren gepackt; Bücher, Albums, Muſikalien, all' die kleinen Gegenſtände, die eine Wohnung gemütlich machen, waren verſchwunden; Leere und Unordnung traten überall hervor; jeder hatte tauſend Kleinigkeiten zu beſorgen. Dorothea ſaß untätig in ihrem Zimmer, deſſen eine Tür nach dem Salon, die andere nach dem Garten geöffnet war.

keine Gefahr mehr vorhanden war, ſo daß ſich die Gedanken nicht mehr ausſchließlich mit ihnen beſchäftigten. Wird ſie verſchüchtert ſein, niedergedrückt, zweifelnd, muthlos, irgend etwas von dem, was der Menſch ſo leicht wird, der ſich von den Höhen des Lebens in Dunkelheit und Unſcheinbarkeit verſetzt findet? Wird ſie ſchroff und ſtarr geworden ſein, wie derjenige es leicht wird, der mit ſeinem Bewußtſein und im Gefühl ſeines Rechts gradeaus geht und nie an ſich ſelbſt verzagen darf? Wird ſie ſentimental und weichlich fromm geworden ſein, um das Spiel der Empfindung wach und rege zu erhalten? Nichts von dem Allen war ſie — beſonders in dieſem Augenblick wo ſich ihre Seele ſo recht im Läuterungsfeuer einer ſchweren Prüfung und eines großen Glücks geſtählt hatte. Sie war ungebeugt, unverzagt, von oben herab die Schickſale betrachtend.

„Ich habe noch meine Arena in der es gilt heilige Kampfspreiſe davon zu tragen, und ſie iſt eben ſo glorreich und eben ſo einflußreich wie irgend eine, die man ſo zu nennen pflegt — ich habe meinen Sohn! ſagte ſie einſt zu Leonor in einem der ernſten Geſpräche die ſie häufig mit einander hatten. Ich habe nie die Klage der Menſchen begreifen können über einen mangelnden oder heterogenen Wir-

„Werde ich ihn wiederſehen?" ſprach ſie fort und fort zu ſich ſelbſt, „ich will ja nichts als dieſe Gewißheit haben! . . . Aber! wo wird das ſein . . . wann wird es ſein! . . . O nur Gewißheit! Gewißheit!" — — Da trat Prinz Guido in den Salon. Sie wollte ihm raſch entgegen gehen; doch vom Garten her trat Lord Waldegrave in ihr Zimmer, indem er rief :

„Dea! komm' her! Ernſt hat eine Anwandlung von Ohnmacht unter der Palme!"

Sie nahm ſich zuſammen und eilte zum Bruder. Sie ſah Prinz Guido erſt dann, als ſie bereits ſämtlich auf dem Dampfſchiff waren, das um Mitternacht abfahren wollte. Prinz Guido kam an Bord, um Abſchied zu nehmen. Sie reichte ihm ſchweigend die Hand; jedes Wort erſtarb auf ihren bebenden Lippen. Sprach er . . . was ſagte er? . . . ſie wußte es nicht. Sie hörte ohne zu verſtehen. Er ging ein paar Mal mit Manfred auf dem Deck auf und nieder. Dann verſchwand er. Manfred kam allein zurück. Das Schiff ſetzte ſich in Bewegung. Manfred ſagte:

„Geh in Deine Kabine, Dea! der Kapitän fürchtet Sturm."

„Das freut mich!" verſetzte ſie tonlos und folgte ſeiner Weiſung.

Lady Macbeth.

Zwei Monate waren ſchwer und langſam über dem Schloß zu X. dahin geſchlichen. Man war noch in der Trauer um den verſtorbenen Fürſten und dabei in der Erwartung neuer Trauer.

Fürſt Ernſt hatte die Heimreiſe glücklich zurückgelegt. Da ihm dies möglich geweſen war, ſo ſchöpfte er plötzlich wieder alle Hoffnung, die er in Palermo verloren hatte und die niemand mit ihm teilte. Am wenigſten die Fürſtin. Sie hatte ſich gewaltſam an den Winter in Sizilien als den letzten Rettungsanker angeklammert. Als dieſer anbrach, als Ernſt auf Schloß X. anlangte, lebend freilich, doch hinfälliger als er abgereiſt war, da brach auch ſie zuſammen, da verlor ſie ihre ganze Selbſtbeherrſchung, da verſank ſie in einen unausſprechlich gequälten Zuſtand von Schmerz, Angſt und Unruhe, der die ganze Familie auf's höchſte überraſchte und mit tiefem Mitleid erfüllte. In fieberhafter Aufregung verbrachte ſie die langen ſchlafloſen Nächte, verlebte ſie die langen

Tage, unfähig zu jeder Art von Beſchäftigung, zuweilen von Erſchöpfung in kurzen Schlummer ſinkend, immer müde und immer ruhelos.

„Ich erkenne die Großmama gar nicht,“ ſagte Ernſt befremdet, „wie iſt es möglich, ſo ganz die gemeſſene Haltung zu verlieren, die in ihrer Natur zu liegen ſchien.“

Fräulein von Stecken verſicherte, die Fürſtin habe ſich ſehr gut befunden und nichts in ihrer gewohnten Art und Weiſe verändert, bis zu dem Augenblick, als das Telegramm eintraf, welches die bevorſtehende Rückkehr des Fürſten meldete. Dies müſſe ihr ganzes Nervenſyſtem auf's heftigſte erſchüttert haben, denn ſeitdem ſei ihre Ruhe phyſiſch und geiſtig gewichen. Der Hausarzt habe ſeine ganze Wiſſenſchaft aufgeboten, ohne ein Mittel zu finden, das der Fürſtin einige Erleichterung bringe. Eine Kammerfrau, die neben dem Schlafzimmer der Fürſtin wohne, verſichere, es ſei beängſtigend zu hören, wie häufig die Fürſtin in der Nacht aufſtehe, hin und her gehe, ſeufze, ja zuweilen ſchmerzlich ächze, doch alles im unterdrückten Tone. Einmal ſei ſie, die Kammerfrau, eingetreten, weil ſie ein Unwohlſein der Fürſtin befürchtet habe; doch ſtreng ſei ſie abgewieſen worden. Sie wage nicht mehr die nächtliche Unruhe der Fürſtin zu unterbrechen.

„Lady Macbeth!“ rief Ernſt ganz beklommen.

„Welch' ein unpaſſender Vergleich!“ rief Dorothea zürnend, „die vielen Schmerzen ihres langen Lebens haben endlich den kräftigen Organismus unſerer Großmutter dermaßen aufgerieben, daß ihr Wille nicht mehr ausreicht, um die Aufregung der Nerven zu beherrſchen. Bei zweiundſiebenzig Jahren laſſen die Kräfte nach — beſonders dann, wenn man ſie ſtets mit ungewöhnlicher Energie übte. Das Alter behält ſein Recht.“

Ernſt war ganz beſchämt. Von Herzen beklagte er die Fürſtin, aber ſie tat ihm nicht wohl. Unter der beſtändigen Einwirkung des aufreibenden Fiebers, welches aus ſeinem Zuſtand hervorging, bedurfte er eine ſtille, gleichmäßige Umgebung, und jeder Ausbruch von Sorge oder Schmerz peinigte ihn. Möglichſt gelaſſen mußte man mit ihm von gleichgültigen Dingen reden und nie nach ſeinem Befinden fragen. Beides vermochte die Fürſtin nicht. Sie ſprach nur von ſeinem Leiden und von hundert neuen Vorſchlägen und Mitteln, die ihn geſund machen ſollten, während ihre Todesangſt, daß doch alles vergeblich ſei, unwillkürlich hervorbrach.

„Sie ſind ein guter, treuer Sohn des Hauſes, Manfred,“ ſagte ſie zu Lord Waldegrave. „Sie ſind uns Troſt und Stütze in herben Prüfungen. Von tauſend Schwiegerſöhnen hätte kaum Einer das für uns getan, was Sie tun. Aber Manfred, Sie müſſen ein weiteres Opfer bringen.“

„Mit Freuden, teuere Großmama. Steht es in meinen Kräften, ſo geſchieht es.“

„Gehen Sie allein nach England. Laſſen Sie mir Dea für den Reſt des Winters hier.“

„Das muß ich mit ihr . . . und mit mir erſt überlegen, beſte Großmama.“

„Ich flehe Sie an, Manfred, bringen Sie mir dies Opfer. Ernſt wird ſterben, ich werde ihn nicht lange überleben . . . laſſen Sie mir Dea hier, damit ich ein Kind des Hauſes zur Seite habe . . . nicht ganz allein ſei mit meinem nagenden Grame.“

Sie ſah ihn ſo verzweiflungsvoll mit ihren großen tief eingeſunkenen Augen an und hielt ſeine Hand ſo krampfhaft zwiſchen ihren hagern zitternden Händen, daß er mitleidig antwortete:

„Ich zweifle nicht, daß ſich Dea gern entſchließen wird, hier zu bleiben, ſobald es Ihnen Troſt gewährt und ich werde ſogleich den Vorſchlag mit ihr beſprechen.“

„Kein Vorſchlag, liebſter Manfred! . . . Ein heißer Wunſch . . . eine dringende Bitte!“ rief die Fürſtin. — —

Es war ihm ſehr willkommen, Dorothea bei der Fürſtin zu laſſen. Die ernſten Pflichten, welche ihr als Tochter und Schweſter entgegentreten würden und das Leben der Selbſtverleugnung, welches neben der hinſiechenden Greiſin und dem hinſterbenden Jüngling ſie erwartete, müſſe ihr dazu dienen, zur Sammlung, zur Einkehr in ſich ſelbſt zu kommen und allmählich das verlorene Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Freilich blieb ſie in ihrem Kampf ganz allein, ganz ſich ſelbſt überlaſſen; doch das war nicht zu ändern; — auch dann nicht, wenn ſie mit ihm nach England gegangen wäre. Es dämmerte ihm die Ahnung auf, daß für ihren Seelenzuſtand ein Ratgeber ſehr heilſam ſein müſſe, der ohne Parteilichkeit für dieſe oder jene Perſon, ohne vorgefaßte Meinung und ohne perſönliches Intereſſe, nur die Sache ſelbſt im Auge habe, nur auf das Heil ihrer Seele Rückſicht nehme. Unter dieſen Umſtänden wäre es allerdings wünſchenswert, wenn ſie katholiſch wäre, wenn ſie einen tüchtigen Beichtvater hätte, der ihr ins Gewiſſen redete und ſie aus ihrer moraliſchen Lethargie weckte; — ja, es wäre vielleicht nie ſo weit mit ihr gekommen. Aber wer hätte ſo etwas erwarten können. Ich nicht! . . . Bei Dea nicht! . . . — — — So ſprach er für ſich, er, der kluge, welterfahrene Mann, höchſt betroffen und überraſcht durch die Entdeckung, daß die Anmut, die Schönheit und die liebenswürdigen Eigenſchaften ſeiner Frau nicht hinreichten, um ſie vor der Schwäche und Wandelbarkeit zu ſchützen, welche in der Natur des Menſchen liegen. Er begann zu begreifen, daß auch eine ſo glücklich angelegte Natur wie Dorothea, übernatürlicher Hilfe bedürfe, um dieſe Anlagen zu Tugenden auszubilden, und daß nur die Religion mit ihren unwandelbaren Lehren dieſe Hilfe biete: nur die Glaubenslehren der katholiſchen Kirche trügen den Stempel eines göttlichen Urſprungs: die Unwandelbarkeit. — Häufig ſchloß ſein Gedankengang mit dem Seufzer: „Wenn ſie katholiſch werden wollte . . . wahrlich, es wäre mir ein Troſt! . . . aber ſie ſcheint leider nicht daran zu denken.“ —

Dem war auch ſo. Dorothea fühlte ſich höchſt unglücklich, denn ſie ſah die Verkehrtheit ihrer Neigung in lichten Augenblicken ein. Dann erwachte ein heftiges Verlangen ſie zu überwinden, ſich von ihr los zu machen — und eine heftige Reue, nicht bei den guten Vorſätzen geblieben zu ſein, die ſie vor der Abreiſe nach Palermo hatte. Doch die Welle der Einſicht ſank und die Welle der Verblendung ſtieg auf und überbrauſte den aufkeimenden guten Willen, und Qual und Unruhe nahmen kein Ende.

Als Lord Waldegrave mit ihr den Wunſch der Fürſtin beſprach, war ſie in ſo gedrückter Stimmung, daß ſie ſagte:

„Richte es nach Deinem Belieben ein.“

„Das werde ich gewiß nicht tun!“ rief er, „ich möchte es ſo einrichten, wie es für alle Teile das beſte iſt.“

„Ja, das meinte ich,“ antwortete ſie gleichgültig.

„Ich trenne mich ungern von Dir, Dea, das weißt Du. Jetzt aber, da Du noch die Trauer um Deinen Vater trägſt, würde der Aufenthalt in Belair-Caſtle, wohin mich dringende Geſchäfte rufen, ſo einſam für Dich ſein, daß ich meine, Du würdeſt Dich ſehr langweilen.“

Dorothea hatte Luſt zu ſagen, ſie langweile ſich immer und überall; aber ihr fehlte denn doch der Mut dazu und ſie erwiderte:

„Ich bin ſehr gern in Belair-Caſtle und die Einſamkeit erſchreckt mich nicht.“

„Mir ſcheint aber Deine Gegenwart hier einigermaßen geboten; zuerſt durch den lebhaften Wunſch der armen Großmama; dann aber auch dadurch, daß Du ohne Zweifel ſehr bald an Deines Bruders Sterbebett gerufen würdeſt; — dann hätteſt Du abermals die Reiſe zu machen. Es iſt ſchon beſſer, den armen Ernſt nicht zu verlaſſen. Du kannſt ihm ja ſagen, um ihn nicht zu beunruhigen, Du wollteſt wegen der Großmama hier bleiben.“

„Wenn ſich aber ſein Ende lang hinzieht, wenn der martervolle Zuſtand der Großmama zunimmt ... dann bin ich hier ganz allein, Manfred . . . und das kann furchtbar traurig werden,“ ſagte ſie beängſtigt.

„Sobald Du es wünſcheſt, rufe mich und ich komme. Das verſteht ſich.“

„O Manfred, wie gut biſt Du,“ rief ſie in Tränen. — — —

Er reiſte ab, vom innigſten Dank der Fürſtin begleitet, welche, ihre Enkelin in die Arme ſchließend, mit ungewohnter Innigkeit ſagte:

„Wie war es möglich, Dea, daß ich Deiner Verbindung mit Manfred entgegentreten konnte! Du haſt gut gewählt, mein Kind, und ich habe ihm ſchon tauſend Mal in Gedanken das Unrecht abgebeten, daß ich ihm den guten Prinz Guido vorzog, der doch in keiner Weiſe mit ihm zu vergleichen iſt und bei dem Du ſchwerlich Dein Glück gefunden hätteſt.“

„Warum meinſt Du das jetzt, Großmama?“ fragte ſie zagend.

„Weil ich glaube, daß Manfred weniger ſelbſtſüchtig iſt. Ich hörte, Prinz Guido habe einer jungen Frau auf eine Weiſe den Hof gemacht, daß ihr Ruf völlig verloren ſei.“

Dorothea wurde leichenblaß. War ſie etwa dieſe Frau? . . . Wußte die Großmama um die Leidenſchaft des Prinzen Guido? . . . Sie wagte nicht von ihrer Stickerei aufzuſchauen als ſie ſagte:

„Das iſt gewiß eine Verleumdung, liebe Großmama. Seit zwei Jahren haben wir Prinz Guido recht viel geſehen und nie derartiges gehört. Die Welt iſt boshaft und ſtets geneigt das Schlimmſte zu glauben.“

„Diesmal iſt es leider keine Verleumdung, mein Kind. Als Ihr die Reiſe im Orient machtet, brachte Prinz Guido einen Winter in Wien zu, wo damals Deine Tante Ottonia mit ihrem Mann lebte. Vor ihren Augen ſpielte der traurige Roman, denn die junge, unbeſonnene, wunderſchöne Frau iſt eine Nichte ihres Mannes. Es iſt möglich, daß die Welt ſchlimmeres glaubte als wirklich geſchah; aber es iſt gewiß, daß der Friede dieſer Ehe gründlich verſtört wurde. Genug, liebes Kind, Du haſt das große Los gezogen. Der Inſtinkt der Liebe hat Dich zu dem Manne geführt, der ſie vor jedem andern verdient.“

Dorothea war ſprachlos vor Überraſchung, nachdem ſie ſich von ihrem erſten Schreck erholt hatte. Sie hatte wirklich gewähnt, Prinz Guido gehe durch die Welt mit der unheilbaren Wunde, welche ſie ſeinem Herzen ſchlug. Sie ſuchte ſich die Sache zurecht zu legen. Vielleicht hatte nur eine flüchtige Verirrung Prinz Guido zu jener Frau hingezogen; — allein eine Verirrung, die weit genug geht, um den Frieden einer Ehe zu ſtören, iſt nicht flüchtig. Vielleicht war es nur eine oberflächliche Huldigung, welche eine ſchöne, eitle Frau für ernſthaft gemeint hielt; — aber dann hätte er geradezu — ſchlecht gehandelt. Und wie handelte er denn gegen ſie? . . . Stand nicht auch jetzt das Glück einer Ehe auf dem Spiel? . . . War es denn jetzt eine gewaltige, unüberwindliche Leidenſchaft?

kungskreis. Einſeitige Talente, ja, denen kann er fehlen, und von denen wimmelt leider die Welt! aber ein tüchtiger, ganzer Menſch befindet ſich warlich im Irrthum oder von grenzenloſer Eitelkeit befangen, wenn der ſeine ihm nicht recht iſt.“

„Man muß ſehr ſtolz ſein, gnädige Gräfin, um ſich einem jeden gewachſen und von keinem erdrückt zu fühlen.“

„Man muß haben den Stolz der Genügſamkeit, der ſeine Ehre darin ſetzt die geringſte Sphäre mit der größten Treue auszufüllen; und den hoffe ich zu beſitzen. Uebrigens aber iſt eine durcharbeitete Seele, welche ihre Arbeit nicht auf kleinliche äußerliche Zwecke richtet, nicht ſtolz, ſondern ruhig. Sie will nichts von Andern, nicht Beifall, nicht Lob, nicht Schmeichelei. Den Pöbel kränkt's wenn man nicht nach ſeinem Beifall jagt und geizt. Er iſt ſo wenig, daß er ſich beſtändig verſchmäht und überſehen fühlt, und es demjenigen nicht verzeiht, der ohne an ihn zu denken gelaſſen ſeinen Weg geht. Er nennt Alles ſtolz was nicht mit ihm fraterniſirt und macht das Wort zu einem Vorwurf. Er hat Recht von ſeinem Standpunkt aus, denn mit dem Stolz iſt immer eine Geringſchätzung Anderer verbunden; und wie ſollte man den Pöbel nicht gering ſchätzen! — Aber uns die wir ein inneres Sein

... — Dieſe Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf, während die Fürſtin noch vieles zum Lobe Manfreds ſagte, worauf ſie einſilbig und zerſtreut einging. Ihr kam alles wie ein ſchwerer Traum vor. —

Sie ging in ihr Zimmer. Es war dasſelbe, welches ſie als Mädchen bewohnt und welches ſie nach Manfreds Abreiſe ſich gewählt hatte. Da ſank ſie auf einen Seſſel, drückte beide Hände auf ihre heiße Stirne und gedachte der geheimnisvollen Mahnung vor ihrem Hochzeitstage: kämpfen und leiden. Ja, dachte ſie bei ſich ſelbſt, hätte ich mich beſſer auf den Kampf verſtanden, ſo wäre es nie ſo weit mit mir gekommen. Jetzt habe ich meine Freiheit verloren und ſchleppe die Laſt meines in Feſſeln geſchlagenen Herzens mit mir herum. Wer wird ſie ſprengen und mich befreien? . . . Ach, wünſche ich denn meine Freiheit? . . . ich weiß es nicht! . . . ich müßte die Befreiung bezahlen mit der troſtloſen Erkenntnis, daß ich ein Blendwerk der Phantaſie für hohes und edles Gefühl hielt. Das kann ich nicht wünſchen. Eines ſolchen Heroismus bin ich nicht fähig. Unfähig zum überwinden und unwillig zum leiden iſt mein Leben mehr eine Folter, als ein Kampf. — —

Auch das Leben der Fürſtin ſchien eine Folter zu ſein; eine ſo heftige Folter, daß ſie zuweilen, ganz gegen ihre Art und Weiſe, eine Klage verlauten ließ, die wie Selbſtanklage klang.

„O, mein Kind,“ ſagte ſie einmal zu Dorothea, „nicht die Sorgen, die ſich um mich her auftürmen, ſind es, welche mir das Herz abdrücken. Wohl aber das, was vorherging.“

„Meinſt Du die Leiden, welche unſeren lieben Abgeſtorbenen den Tod brachten?“ fragte Dorothea teilnehmend.

„Nein, Kind! ich meine das Leben, das lange, lange, lange Leben.“

Sie brach ab und Dorothea ſagte wehmütig:

„Ja, liebe Großmama, auch für mich ſind die Tage vorüber, wo ich dachte, ein langes Leben ſei gleichbedeutend mit einem glücklichen Leben.“

„Die Jugend, Dea, wähnt ſich unglücklich, wenn ihre Träume, welche ſie Ideale nennt, ſchwinden und die Wirklichkeit vor ihr ſteht. Das iſt aber nichts weniger als Unglück, denn ſolche Erfahrungen reifen und bilden den Charakter. Ganz andere Dornen erwachſen uns im Leben, und die ſchärfſten ſind ſolche, die man verſchweigt.“

Dorothea ſah höchſt verwundert die Fürſtin an, die das ausſprach, was ſie ſelbſt empfand. Sie wagte aber nicht zu fragen, und die Großmutter ſchwieg und verſank in ihr ſtummes, trauriges Hinbrüten.

Ernſt wurde ganz mißmutig durch den Zuſtand der Fürſtin.

„Ich erhole mich, ich befinde mich beſſer als in Palermo,“ ſagte er zu ſeiner Schweſter, „Du biſt hier geblieben, haſt Dich von Manfred getrennt, um ihr Geſellſchaft zu leiſten . . . und ſie iſt beſtändig verſtimmt, entweder heftig aufgeregt, oder tief herabgedrückt. Ganz unnützer Weiſe quält ſie ſich ſelbſt und uns.“

„Du mußt das nicht ſo ſchwer nehmen,“ antwortete Dorothea, „ich glaube, ſie iſt recht krank. Ich habe ſchon gedacht, an Tante Ottonia zu ſchreiben und ſie zu bitten, her zu kommen. Was meinſt Du dazu? die Großmama hat dieſe Tochter beſonders gern. Vielleicht wäre ihr der Beſuch ſehr angenehm.“

„Tante Ottonia ſoll ja katholiſch geworden ſein,“ verſetzte Ernſt lebhaft, „es wäre mir ſehr angenehm, wenn ſie käme.“

Dorothea fühlte nur zu gut, daß ſie in ihrer dumpfen Seelenſtimmung nicht imſtande ſei, ihren Bruder und die Fürſtin zu erheitern und zu unterhalten. Die ſanfte, liebenswürdige Gräfin Ottonie verſtand das viel beſſer. Sie ſchrieb der Tante und bat ſie, die kranke Fürſtin, die vielleicht ihrem Ende nahe ſei, mit einem Beſuche zu überraſchen.

Gräfin Ottonia kam. Im erſten Augenblick war die Fürſtin ſehr erfreut über den Beſuch ihrer Lieblingstochter; doch ſehr bald fiel ſie in ihren alten Trübſinn zurück. Es war eine unheilbare Schwermut, ſchmerzlich zu beobachten bei einer Frau, die am Rande des Grabes in einem Alter ſtand, wo gewöhnlich die ſchwerſten Kämpfe ausgekämpft ſind. Gräfin Ottonia war aus tiefer Überzeugung in die katholiſche Kirche eingetreten. Sie hatte ein ganz friedliches Leben gehabt, eine zufriedene Ehe, mit den gewöhnlichen Leiden und Freuden, hellen und dunkeln Stunden, welche dem Menſchen beſchieden ſind. Keine ungewöhnliche Stürme hatten ſie betroffen. Sie hatte ruhig in ſich hinein, um ſich her und über ſich hinauf geblickt und gefunden, daß ihr in dieſen drei Richtungen ein Etwas fehle, das weder ſie ſelbſt noch irgend ein Menſch ihr geben könne; es mußte von Gott und ſeiner Gnade kommen. Es kam. Es war der Glaube an die Offenbarung, wie die katholiſche Kirche ihn bewahrt. Ihr Gemahl ließ ſie gern gewähren. Ihrer Mutter aber teilte ſie dieſen Schritt nicht mit. Ob die Fürſtin ihn dennoch erfahren hatte? ob ſie ihn ahnte? — Genug, ſie wollte ihn nicht wiſſen, wollte nicht mit ihrer geliebten Ottonia in einen kleinen, wenn auch nur vorübergehenden Zwieſpalt geraten. Jetzt ſagte Gräfin Ottonia einmal zu Lady Waldegrave:

„Dea! Du weißt — oder weißt nicht — daß ich katholiſch bin. Ich kenne die Gnadenmittel der heiligen Kirche; ich weiß, welchen Troſt, welche Kraft ſie der Seele ſpenden. Ich habe bis jetzt vermieden, mit meiner Mutter darüber zu ſprechen, um unnütze Aufregung zu vermeiden. Jetzt aber iſt ſie in einem ſo herabgedrückten Seelenzuſtand, daß eine Aufregung ihr heilſam ſein und ſie zum Nachdenken über religiöſe Fragen beſtimmen dürfte. Ich werde mit ihr ſprechen.“

„Meinſt Du, Tante, das könnte Einfluß auf ſie haben?“ fragte Dorothea verwundert und ungläubig.

„Ich muß es verſuchen,“ ſagte die Gräfin.

Sie tat es. Als ſie allein bei der Mutter war, hub ſie an:

„Liebſte Mama, es iſt ſchon lange meine Abſicht geweſen, Dir eine Mitteilung zu machen, für die ich aber nicht den Augenblick und nicht die Stimmung, weder bei Dir noch bei mir, gefunden habe. Jetzt aber in unſerm ſtillen, ungeſtörten Beiſammenſein will ich Dir ſagen, daß ich ſeit fünf Jahren katholiſch bin.“

„Welch ein ſonderbarer Einfall, beſte Tony! Dazu war ja nicht der mindeſte Grund vorhanden, da Dein Mann als Kalviner gelebt hat und geſtorben iſt und Deine Söhne ebenfalls kalviniſch ſind.“

„Aber, liebe Mama, ich bin nicht wegen Mann und Söhnen, ſondern wegen meiner ſelbſt katholiſch geworden.“

„Haſt Du im Katholizismus mehr Befriedigung Deines religiöſen Bedürfniſſes gefunden, ſo machteſt Du von Deinem Recht der Selbſtbeſtimmung Gebrauch und ich bin fern davon, es Dir zu verargen, obſchon ich es nicht begreife. Ehedem wäre es mir ſehr bitter geweſen. Seitdem Manfred in unſerer Familie iſt, hat der Widerwille gegen den Katholizismus ſich ſehr geändert, denn Dea iſt ihm nicht verfallen.“

Ottonia wußte nicht, wie ſie ein Geſpräch fortſetzen ſolle, welches die Fürſtin ſo außerordentlich kühl behandelte. Dieſe ſagte nach einer Pauſe:

„Was haſt Du denn davon, daß Du katholiſch biſt, meine arme, gute Tony?“

„Vergebung der Sünden und die zuverſichtliche Hoffnung auf ein ewiges, ſeliges Leben,“ gab Ottonia mit tiefer Andacht zur Antwort.

Die Fürſtin wurde noch bleicher, als ſie gewöhnlich ſchon war, und fragte tonlos:

„Was nennſt Du . . . Sünde?“

„Die Beleidigung Gottes, liebe Mama.“

„Das iſt ein unbeſtimmter Ausdruck.“

„Übertretung der Gebote, Verletzung der Rechte des Nächſten . . . —“

„Genug!“ fiel die Fürſtin ein: „dergleichen Dinge kommen in jedem Menſchenleben vor, und ein jeder hat ſie mit ſeinem Gewiſſen abzumachen, denn unſere Fehler ſind Naturanlage und gehen aus unſerer Lage, unſeren Verhältniſſen, aus äußeren Umſtänden hervor.“

„Liebe Mama, das wäre ein furchtbarer Irrtum! Gott gab uns ein Sittengeſetz, nach welchem wir handeln ſollen, nach welchem er uns belohnen und beſtrafen wird. Dieſem göttlichen Geſetz müſſen wir unſere fehlerhaften Eigenſchaften zu unterwerfen trachten. Tun wir es nicht, ſo iſt das eine Verletzung göttlicher Geſetze, Verachtung des Geſetzgebers, Beleidigung Gottes.“

„Beſtes Kind, ich habe eine viel zu hohe Vorſtellung von Gott, um annehmen zu können, daß ein Menſch, der heute iſt und morgen nicht mehr iſt, ihn beleidigen könnte. Zu Menſchen ſtehen wir in Verhältniſſen; Menſchen beleidigen wir, kränken wir; den Menſchen tun wir unrecht . . —“

„Und im Menſchen — Gott!“ fiel Ottonia ein.

„Laſſen wir Gott beiſeite, Ottonia. Wollten wir ihn überall einmiſchen, würde die Laſt allzu ſchwer.“

„Vielleicht würde ſie verringert!“ rief Ottonia lebhaft.

„Du verfällſt in Widerſprüche, Tony.“

„O nein, liebſte Mama! es iſt nur die Folge der allumfaſſenden barmherzigen Liebe Gottes.“

„Laſſen wir das,“ verſetzte die Fürſtin, und legte ermüdet den Kopf an die Lehne des Stuhles: „zu Deinen katholiſchen Ideen kann ich mich weder erſchwingen, noch herablaſſen; bald ſind ſie zu hoch, bald zu tief, immer unbrauchbar für meinen alten Kopf.“

Sie ſchloß die Augen und lag da — regungslos, farblos wie eine ſtille Leiche. Ottonia betrachtete ſchweigend mit tiefem Schmerz die leibende, die ſcheidende Mutter, zu deren umwölkter Seele kein Strahl himmliſchen Lichtes drang. Nach einer Weile ſagte die Fürſtin:

„Wo iſt Dea? . . . ſie pflegte um dieſe Stunde zu kommen und zu ſingen. Ich höre ſie gern . . . gern, wie König Saul den David hörte. Wo bleibt ſie!"

„Sie war vorhin bei Ernſt, der ſich unwohl fühlte."

„Geht es zu Ende!" rief die Fürſtin, ſtand plötzlich auf ihren Füßen und ſank dann atemlos zurück.

„Ich denke nicht," entgegnete Ottonia zögernd.

Da trat Dorothea ein, verſtört und leichenblaß. Die Fürſtin vernahm ihren Schritt, öffnete nicht ihre müden Augen und ſagte nur:

„Singe Dea . . . ſinge ein ſanftes Lied."

Dorothea ging aus dem Zimmer der Fürſtin in deren Salon, deſſen Flügel geöffnet war, und ſetzte ſich an den Flügel, der ſo ſtand, daß ſie der Großmutter den Rücken zukehrte. Ihre Augen wie ihre Stimme waren voll Tränen. Was ſollte ſie ſingen? . . . Ihr fiel das traurige Lied vom gefangenen König Enzio ein, und ſie ſang:

„Mit meinem Vater, dem Kaiſer ꝛc."

Gräfin Ottonia legte die Hand über die Augen und horchte auf das ſchwermütige Lied. Als der letzte Ton verhallte, blickte ſie auf und ſah ſchreckenvoll die Fürſtin aufrecht im Lehnſtuhl ſitzen und mit unausſprechlicher, zur Angſt geſteigerten Spannung auf Dorothea blicken.

„Woher haſt Du das fürchterliche Lied, Dea?“ fragte ſie tonlos.

Dorothea eilte herbei und ſagte:

„Findeſt Du es allzu melancholiſch?“

„Woher haſt Du es? . . . ſeit vielen Jahren hörte ich es nicht. Woher haſt Du es . . . frage ich! Sprich! ſage mir alles.“

„Ich habe es von Herrn von Turn ſingen hören . . . vorigen Sommer in Goldenſtein; und da es mir ſehr gefiel, lernte ich es von ihm. Er wußte weder den Dichter, noch den Komponiſten zu nennen. Er hat das Lied in ſeiner Jugend von ſeiner Mutter gelernt, die es ſehr gern ſang. Das iſt alles, was ich zu ſagen weiß.“ verſetzte Dorothea äußerſt betroffen.

„Er ſoll herkommen,“ ſagte mit großer Beſtimmtheit die Fürſtin.

„Wer, liebe Großmama?“ fragte Dorothea, und Ottonia ſetzte hinzu:

„Meinſt Du vielleicht Ernſt?“

„Nein . . . Herrn von Turn mein' ich,“ ſeufzte die Fürſtin und brach ohnmächtig zuſammen.

Tochter und Enkelin ſtarrten einander ganz entſetzt an und fürchteten, daß die Fürſtin in Geiſtesverwirrung geraten ſei. Als dieſer nach kurzer Zeit ſich erholte, fragte ſie eindringlich:

„Lebt Ernſt noch, Dea? . . . Sage mir die Wahrheit."

„Er lebt, liebe Großmama . . . aber er hatte einen leichten Blutſturz. Wiederholt ſich der, ſo" . . . —

Tränen erſtickten ihre Stimme.

„Von wem lernteſt Du das Lied, Dea?" fragte die Fürſtin weiter.

„Von Herrn von Turn."

„Wohlan, Dea, er ſoll kommen. Berufe ihn zu mir."

„Liebe Großmama, er lebt am Rhein . . . er iſt vielleicht auf Reiſen . . . hat vielleicht keine Luſt, zu kommen" . . . — —

„Gleichviel! man muß es verſuchen. Er muß hier ſein, bevor Ernſt ſtirbt."

„Aber um des Himmels willen, wie kann ich ihm das befehlen!"

„Verlange, daß er komme, Dea, wegen des Andenkens ſeiner Mutter . . . und er wird kommen."

„Wäre es möglich!" rief Ottonia.

„Telegraphiere auf der Stelle, daß er komme, Dea, ohne ſich eine Minute zu beſinnen."

„Das kann ich nicht!" rief Lady Waldegrave ganz in Verzweiflung: „ich habe kein Recht, ihm ſo etwas zu befehlen . . . das mußt Du einſehen."

„Aber ich habe es . . . vielleicht," ſagte die Fürſtin: „er muß hier ſein, bevor Ernſt ſtirbt."

haben, die wir ruhig ſind über alle Erfolge, uns trift dieſer Vorwurf nicht; — denn ich hoffe ſehr von Ihnen, daß Sie ſtolz ſind.“

„Ich finde die Geringſchätzung Anderer, welche Sie ſo unbefangen eingeſtehen, eine zu bedenkliche Klippe um mich am Stolz vor Anker zu legen, gnädige Gräfin.“

„Das iſt ein Vorwand! rief ſie, lieblich mit dem Finger drohend. Dies Gemiſch von Niedrigkeit und Feigheit der Geſinnung, welches in meinen Augen den Pöbel conſtituirt, kann Ihnen zu wenig Mitleid einflößen um ihm nicht Geringſchätzung zu zollen und zu gönnen.“

„Wer die Menſchen kennt, iſt vorſichtig mit einem ſolchen Ausſpruch, der, wenn man die Umſtände und Verhältniſſe berückſichtigt, ſehr oft ungerecht, ja grauſam ſein kann, weil unbekannte Urſachen und Einflüſſe dabei im Spiel ſind, und ihren Schatten oder ihr Gift auf die Handlungen werfen. Soll aber nur von Geſinnungen die Rede ſein, gnädige Gräfin, ſo laufen wir leicht Gefahr diejenigen gering zu ſchätzen, die mit den unſern im Widerſpruch ſind.“

„Was will denn das ſagen! rief ſie die Achſeln zuckend; übertreiben können wir den Stolz und dann wird er Dünkel; das leugne ich nicht. Aber noch in ſeinen Uebertreibungen und Auswüchſen hat er

Lady Waldegrave blickte beängſtigt ihre Tante an, und dieſe ſagte beruhigend:

„Wir wollen ſogleich das Telegramm überlegen und abſenden, liebe Mama. Wir ſchicken Dir Fräulein von Stecken, oder eine Kammerfrau.“

„Das iſt nicht nötig, Ottonia! ich brauche niemand . . . niemand als ihn,“ ſagte die Fürſtin mit dem Ton der äußerſten Erſchöpfung. —

„Was fehlt der Großmama, Tante!“ rief Dorothea, als ſie das Zimmer der Gräfin erreicht hatten und dieſe ſich ſetzte, um das Telegramm zu ſchreiben: „Um's Himmels willen, ſprich! was fehlt ihr?“

„Der Friede,“ ſagte Ottonia.

In Spannung.

Still war's im abendlichen Walde. Kahl ſtanden die Bäume da und ſtreckten ihre ſchwarzen Äſte gen Himmel wie Arme, die den Frühling herbeiziehen möchten. Hie und da lag noch Schnee auf dem feuchten Erdboden; aber auf anderen Stellen ſproßten unter dem welken Laube des vorigen Jahres Leberblümchen und Schneeglocken hervor. Georg von Turn war auf dem Schnepfenzug geweſen und kehrte in ſein Jägerhaus in Eich zurück. Er ſtaunte nicht wenig, als ihm Frau Agathe entgegen trat und ihm ein Telegramm überreichte. Es war rekommandiert; daraus ſchloß ſie auf einen hochwichtigen Inhalt und fand es geraten, ein ſolches Papier eigenhändig ihrem Herrn zu überbringen. Turn las mit unausſprechlicher Überraſchung die wenigen Worte, welche mit dem Namen einer ihm gänzlich unbekannten Frau unterzeichnet waren, von der er nichts weiter wußte, als daß Lady Waldegrave deren Enkelin ſei. Er las:

„Es betrifft Ihre verſtorbene Mutter. Kom-

„men Sie ſchleunigſt zu mir. Dorothea, Fürſtin
„zu X.“

Was war das? ſollte das Geheimnis ſeiner Mutter ſich enthüllen? das Rätſel ſeiner Herkunft ſich löſen? — War ſeine Mutter eine Tochter der Fürſtin? eine verleugnete Tochter? eine verirrte und verſtoßene Tochter? . . . Wollte ſich die Fürſtin vor ihrem Ende mit dem Sohn dieſer Tochter verſöhnen? . . . Auf dieſe Weiſe war er der Vetter von Lady Waldegrave, und der ſympathiſche Zug, der ihn an ſie, an ihr Schickſal feſſelte, war der Zug der Blutsverwandtſchaft. Ja, ja! ſo war es, ſo mußte es ſein. Er fand eine Familie wieder. Mochten traurige Schickſale die Familienbande zerriſſen haben — ſie wurden wieder angeknüpft. Er war nicht mehr der einſame, der vereinzelte Menſch. Sein Herz ſchwoll hoch auf vor Freude, vor Erwartung, vor Spannung . . . — Doch auch Unſeliges konnte ihm eröffnet werden . . . irgend ein großes Verbrechen ſeines Vaters . . . — Er ſchauderte. Wie der Sturm das Meer aufwühlt, wogte es in ſeiner Bruſt.

Er fuhr mit Agathe zurück. Er hatte den Winter im grauen Hauſe zugebracht und ſein Reiſewerk vollendet und der Öffentlichkeit übergeben. Als das geſchehen war, wurde es ihm klar, daß er nicht den mindeſten ſchriftſtelleriſchen Beruf habe. Wo der iſt, da pflegt Freude und Intereſſe für ſelbſtſtändiges Schaffen, verbunden mit dem inſtinktiven Drang, mit der Feder zu arbeiten — nur ganz flüchtig nachzulaſſen, wenn ein Werk vollendet iſt. Sehr bald findet man, daß man ſich lange nicht genug getan und bei weitem nicht alles geſagt habe, was man ſagen wolle. Neue Bilder, neue Gedanken werden wach, und wie der Maler zu Pinſel und Palette greift, um die Geiſterwelt aus ſeinem Kopf heraus und in Geſtalt und Form auf die Leinwand zu bringen, muß ſich der Schriftſteller zu demſelben Zweck mit Tinte, Feder und Papier begnügen. Aber es kommt ihm auch gar nicht darauf an, mit ſo armſeligen Material zu arbeiten, wenn er nur in ſeiner Weiſe arbeiten kann. Davon war keine Spur bei Georg. Er hatte die Sache angefangen, und er wollte ſie zu Ende bringen, weil kein Grund gegen ſie ſprach. Als ſie aber fertig war, wußte er, daß er nimmermehr am Schreibtiſch ſo viel Befriedigung finden könne, wie der Menſch bedarf, der ſich einem Beruf widmen will, und der dieſes und jenes verſucht, um ihn zu finden.

Vor kurzem war ſein Jugendfreund Evangeliſt aus Amerika gekommen, um Verwandte und Freunde zu beſuchen, die er ſeit manchem Jahr nicht ſah: ein ganz auf das praktiſche Leben gerichteter Mann, der gar nicht faßte, wie man ſo viele Umſtände machen und ſich beſinnen könne, anſtatt zuzugreifen und ſich das Leben zurecht zu kneten und den Weg zurecht zu treten.

„So wie ich die Kinderſchuhe auszog, wußte ich, was ich wollte," ſagte er zu ſeinem Oheim, dem Pfarrer.

„Eigentlich wußteſt Du nur, was Du nicht wollteſt," erwiderte dieſer.

„Ja, damit fing ich an, ſo wie derjenige, der im Waſſer ſchwimmt, nicht fortwährend ſchwimmen will. Das treibt ihn zum Ufer. Als ich aus dem alten Geleiſe heraus war, fand ich ſogleich ein neues. Aber Georg brütet zu viel über Gott und die Welt und ſich ſelbſt. Das iſt ein wahrer Jammer, denn er vergeudet ſeine Kraft und ſeine Fähigkeiten, ohne irgend einem Menſchen zu nützen — was freilich in dem armſeligen Europa auch ſchwer iſt, weil hier ein Teil der Menſchheit im Schlaf und der andere in Ketten liegt. Im freien Amerika hat man hingegen Spielraum, und wo der iſt, gibt's Bewegung und Unternehmungsluſt in der Menſchheit — und genug, der Georg darf nicht zugrunde gehen; er muß mit mir nach Amerika."

So ſprach Evangeliſt nicht nur zum Pfarrer, ſondern auch zum Freunde, und nicht ungern hörte Georg ihm zu. Er begriff, daß Evangeliſt, der ſich nicht ohne Mühe und Schwierigkeit eine ſelbſtändige Exiſtenz gegründet hatte, gewiß zufrieden war, wo ſeine Anſtrengungen durch glänzenden Erfolg belohnt wurden. Hingegen ſprach es ihn wenig an, daß der ſchrankenloſe Drang nach

Erwerb, nach Geld doch in letzter Inſtanz die Triebfeder dieſer raſtloſen Tätigkeit ſei. Sagte nun zwar Evangeliſt:

„Schau' an unſere Kirchen, unſere Schulhäuſer, unſere Spitäler: dann weißt Du, wozu wir Geld nötig haben;" —

ſo meinte doch Georg, die raſende Erwerbgier werde nicht dadurch gut gemacht, daß ein Teil des Erworbenen guten Zwecken diene.

„So ſetze Dir ganz ſittſam Schranken," ſagte Evangeliſt lachend: „komm' aber mit mir; dann wirſt Du ſchon gewahr werden, was auf freier Arena, unter freiem Horizont zu machen iſt."

„Da ich weder Ingenieur, noch Kaufmann, noch Bauunternehmer, noch Spekulant bin, ſo öffnet ſich überhaupt keine Arena für mich in Amerika," ſagte Georg.

„Unſinn, lieber Freund! Der Wald, die Jagd ſind Deine Liebhaberei. Gut. Kaufe Dir in Amerika, namentlich im Weſten, ein Stück Wald, ſo groß wie halb Deutſchland, und jage auf Deinem eigenen Grund und Boden mehr Beſtien, als Du in Aſien und Afrika auf fremden Boden erjagen konnteſt — bringe einen Trupp braver, arbeitſamer Anſiedler aus hieſigen Landen mit — und dann laſſe Dich in zehn Jahren fragen, wie es Dir in Amerika gefällt. Verſteht ſich, daß Du Dir eine deutſche Frau mitbringſt. Die Amerikanerinnen ſind lauter Lilien auf dem Felde, nähen nicht, ſpinnen nicht, und wollen doch in Salomo's Herrlichkeit einhergehen.“

„Das Amerika ſpricht mich nicht an,“ ſagte der Pfarrer: „es iſt ſo ungeheuer weitläufig, daß der Menſch ganz darin verſchwindet. Was kann man denn beginnen mit einem wilden Waldbeſitz ſo groß wie halb Deutſchland? Darin verlaufen ſich ja ein paar hundert Anſiedler und gehen ſchließlich moraliſch und phyſiſch zugrunde.“

„Man kann bei uns dem Nächſten ungemein viel Gutes tun, durch Rat und Tat und Beiſtand jeder Art, denn es kommen gar viele hilfloſe Menſchen nach Amerika, weil ſogar die, welche nicht ohne Geld kommen, guten Rat nötig haben, um nicht in ſpitzbübiſche Hände zu geraten.“

„Es gehen aber auch ſehr viel Spitzbuben nach Amerika,“ verſetzte der Pfarrer.

„Sehr wahr!“ rief Evangeliſt: „ſie kommen aus der alten Welt, und zuweilen beſſern ſie ſich in der neuen.“

Turn hörte das alles mit Teilnahme und überlegte, ob nicht eine Reiſe nach Amerika zu machen ſei, um die Möglichkeit einer großen Anſiedlung zu prüfen, die von tüchtigen, an Arbeit gewöhnten deutſchen Auswanderern unternommen werde. Das Telegramm der Fürſtin verſtörte ſeine friedlichen Koloniſationsgedanken, und das Schreckbild ſtellte ſich ihm dar, daß er vielleicht infolge der Eröffnungen, die ihm bevorſtanden, veranlaßt werden könne, auszuwandern, ſeinen Namen abzulegen, für immer zu verſchwinden. —

Um dem Wirrwar ſeiner Gedanken zu entrinnen, ging er zum Pfarrer, wo er Evangeliſt zu finden hoffte. Dieſer war aber abweſend, der Pfarrer jedoch in froheſter Stimmung.

„Beſter Herr von Turn!“ rief er ihm entgegen, „ſtellen Sie ſich dies merkwürdige Glück vor: Marianens dreißig Kreuzer haben ihre Zinſen getragen. Der liebe Gott iſt der beſte Bankier.“

„Was hat ſich ereignet?“ fragte Georg teilnehmend.

„Fügungen, wie die göttliche Vorſehung ſie zu machen weiß. Hören Sie nur. Ihr guter Nachbar Sink machte ſich im vorigen Sommer über die Maßen ſpitzbübiſch aus dem Staube, denn er ließ nicht nur Weib und Kind im Elend zurück, betrog nicht nur ſeine Gläubiger ſo gründlich wie möglich: — er nahm ein hübſches Sümmchen an barem Gelde mit ſich, das er in einem Ledergürtel eingenäht unter den Kleidern bei ſich trug. Es ging ihm ſchlecht, wie es ſcheint; das nähere weiß man nicht. Jetzt, einige Tage vor Evangeliſt's Abreiſe, erſchien ein altes, verkommenes Subjekt vor ihm und bat ihn um Aufnahme in einem Spital, zu deſſen Vorſtehern Evangeliſt gehörte. Er gab ſich als Deutſcher, als Landsmann zu erkennen, führt Sie und mich als ſeine intimſten Freunde an und übergab ſchließlich ſeinen inhaltſchweren Gürtel an Evangeliſt, indem er ſagte: Sie ſollen ja ein rechtſchaffener Mann ſein; alſo heben Sie mir das Geld gegen Schein auf. Im Spital könnte es mir geſtohlen werden. Sterbe ich aber, ſo ſorgen Sie dafür, daß meine Tochter, Mariane Sink, es erhalte, was ſowohl Herr Georg von Turn wie Ihr Herr Oheim, der Herr Pfarrer, in Ordnung bringen werden. — Evangeliſt verſprach alles zu beſorgen. Sink kam in's Spital und ſtarb nach achtundvierzig Stunden — und Marianens Erbſchaft liegt dort im Pult verſchloſſen und eingenäht, wie Evangeliſt ſie erhielt."

„Darf denn Mariane die Erbſchaft eines quasi geſtohlenen Vermögens antreten?" fragte Georg.

„Ein Vermögen wird es juſt nicht ſein," meinte der Pfarrer.

„Da uns beiden die Sorge für Mariane obliegt," verſetzte Georg, „ſo müſſen wir vom Nachlaß des Vaters Kenntnis nehmen und den ſeltſamen Schatzkaſten öffnen."

Das geſchah. Vorſichtig wurde der Gürtel zerſchnitten. Es fanden ſich darin tauſend Gulden in Goldſtücken und ein Zettel mit den Worten: Erſparnis meiner Frau.

„Nun, das gehört dem guten Mariandhen!" rief der Pfarrer vergnügt, „es iſt freilich wenig genug. Es iſt der Sparpfennig, den ſie nach dem Tode der Mutter vergebens ſuchte. Ich will das Geld aber nicht im Kaſten liegen laſſen. Es ſoll ihr Zinſen eintragen. Es iſt keine geringe Hilfe für ihr Fortkommen in der Welt.“

„Wie lauten die letzten Nachrichten?“ fragte Georg.

„Immer beſſer und beſſer! das arme, verkümmerte Weſen, dem es an Lebensluft gebrach, ſchöpft Atem und entwickelt ſich. Hart iſt es, eine Waiſe zu ſein. Doch für Mariane iſt es ein großes Glück, daß ſie die Eltern zu einer Zeit verlor, wo ſie ſelbſt noch nicht verknöchert oder verſteinert war.“

„Ja,“ ſagte Georg ſehr ernſt, „über eine gewiſſe Zeit und ein gewiſſes Maß hinaus darf ſich die Entſcheidung über unſere Zukunft nicht hinziehen.“

„Stehen Sie auf dieſem Punkt, ſo möge Gott Ihre Entſcheidung ſegnen,“ ſagte der Pfarrer.

„Ich glaube, daß Fügungen Gottes mich dahin drängen werden; — doch wie ſie ausfällt . . . — ich weiß es nicht! Beten Sie für mich.“

Der Pfarrer verſprach es gern.

„Es iſt Zeit, daß Sie Hütten bauen,“ ſagte er, „mit ihnen ſteht es genau umgekehrt, wie mit Mariane: ſie war unbrauchbar aus Mangel an Spielraum für Entwickelung ihrer Kräfte. Sie hingegen haben ſich den Spielraum ſo ungeheuer weit zugemeſſen, daß Ihre Kräfte ſich darin verſplittern. Sie müſſen ſich Schranken ſetzen, um ſich zu ſammeln.“ —

nie das Gepräge feiger Kriecherei, welches buhlende Eitelkeit annimmt; denn er gründet ſich, freilich auf ein mißverſtandenes, Sein und ein, freilich unausgebildetes, Bewußtſein — während die Eitelkeit ſich abmüht und ihre Befriedigung in der Meinung und Zuſtimmung Andrer um jeden Preis ſucht. Der Stolz als Fehler, d. h. als Dünkel betrachtet, kann dem Verſtand ſchaden und das Urtheil beſchränken; die Eitelkeit erniedrigt den Character.“

„Ein wenig harmloſe Eitelkeit kann ſo unterhaltend ſein, ſo liebenswürdig machen, mit ſo guten, menſchenfreundlichen Eigenſchaften Hand in Hand gehen, den Impuls zu ſo vielem Lobenswerthen und Nützlichen, zu ſo manchen höchſt vortheilhaft wirkenden Beſtrebungen geben, daß Sie ihr ein Plätzchen zwiſchen den mannigfachen Triebfedern gönnen ſollten, welche die Maſchine des Menſchenlebens in Bewegung ſetzen,“ ſagte Leonor halb ſcherzend und doch ernſt.

„Ich merke, entgegnete Cornelie in demſelben Ton, daß wir Beide unſer verzogenes Schooßkind haben, Sie — die Eitelkeit; ich den Stolz.“

Ein Menſch wie Leonor, der ſein Lebenlang nichts erſtrebt hatte als einen Platz auf dem er glänzend in Szene geſetzt war und blendend in die Augen fiel — der keinen Genuß ſo hoch hielt als den zu

Durch die Nacht fuhr Georg dahin, eine ſchauerliche, gequälte Nacht. Fliegende Wolken, ſauſender Sturm, der Märzſturm, der den Frühling bringt, der über das Totenfeld hinſährt — wie einſt der Prophet Ezechiel es ſah — und ſtarre Leichen und raſſelnde Gebeine zum Leben weckt: die erſtorbene Erde zum grünenden, blühenden, ſonnigen Leben des ſchönen Frühlings. „Ja," ſprach Georg zu ſich ſelbſt, „für das ewige Leben paßt das Gleichnis; nicht aber für unſer Menſchenlieben hienieden. Iſt deſſen Frühling dahin, ſo kehrt er nicht wieder." —

Er hatte gleich nach Empfang des Telegramms geantwortet, daß er kommen werde. Bei dieſer Nachricht ſchien die Fürſtin von ſchwerer Laſt erlöſt.

„Lebt Ernſt noch?" fragte ſie.

„Gewiß, liebſte Großmama! willſt Du nicht zu ihm gehen?" fragte Dorothea.

„Nein, mein Kind, ich fühle mich ſo ſchwach, daß ich vor Schmerz, ihn ſterbend zu ſehen — ſterben könnte. Und ich will nicht ſterben, bevor Herr von Turn hier war. Ernſt ſoll aber nichts von deſſen Ankunft erfahren. Es würde ihm auffallen, ihn beunruhigen. Er hauche in Frieden ſeinen letzten Seufzer aus."

Lady Waldegrave war in äußerſter Spannung.

„Kannſt Du nicht oder willſt Du nicht mir das Wort dieſes Rätſels anvertrauen," ſagte ſie zu

Gräfin Ottonia, deren ſichtliche Spannung mit einer gewiſſen Beängſtigung verbunden war. Sie antwortete:

„Ich kann es nicht . . . ich habe nur Vermutung, keine Gewißheit.“

Die Fürſtin ließ im Verlaufe des Abends ihren Sekretär rufen, der ihre Geſchäfte beſorgte und zu dem ſie großes Vertrauen hatte. Er blieb lange bei ihr. In der Nacht hatte ſie keine Ruhe. Die Kammerfrau hörte ſie ſtundenlang umhergehen und erſt gegen Morgen wurde es ſtill in ihrem Zimmer.

Im anderen Flügel lag Ernſt, erſchöpft von einem heftigen Blutſturz. Dorothea wachte bei ihm. Der Tod ſchwebte über dem Schloß in dieſer ſchauerlichen Nacht. —

„Herr von Turn?“ fragte ein Diener in Livre, als Georg auf der Station X. aus dem Waggon ſtieg. „Hier iſt der Wagen,“ ſetzte er hinzu.

Kaum eine Stunde dauerte die Fahrt. Georg hatte gewünſcht, ſie zu verlängern, ſo unheimlich kam ihm die Sache vor. Dorothea hatte befohlen, daß man ihr alsbald ſeine Ankunft melde. Verſtört, traurig und müde eilte ſie ihm entgegen, reichte ihm beide Hände und rief:

„Gottlob! da ſind Sie!“

„Ja . . . aber was ſoll ich hier?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht!“ ſagte ſie.

Er ſchüttelte langſam den Kopf und ſah ſie ſo forſchend an, als wolle er aus ihrem Auge die Erklärung leſen. Doch ſie wiederholte:

„Ich weiß es nicht . . . aber Ernſt ſtirbt.“

Gräfin Ottonia trat ein und ſagte mit großer Befangenheit:

„Meine Mutter iſt hocherfreut über ihre glückliche Ankunft, Herr von Turn, und hofft, Sie zu ſehen, wenn Sie gefrühſtückt haben werden . . . etwa in einer Stunde.“

Georg verbeugte ſich ſchweigend und ein Diener führt ihn nach ſeinem Zimmer. Was geht hier vor? was ſoll ich hier? was will man mir? was werde ich hören? . . . So wirbelt es in ſeinem Gehirn und ganz betäubt ließ er ſich auf einen Sitz fallen.

Eine Stunde ſpäter erſchien der Kammerdiener der Fürſtin. Sie empfing ihn in ihrem Morgenzimmer, auf ihrem gewöhnlichen Platz ſitzend, in ihrem gewöhnlichen Anzug von grauem Taffet, aber ſo leichenhaft anzuſchauen, daß ihm die Angſt über das Herz kroch, ſie könne vor ſeinen Augen ſterben. Dichte Vorhänge von ſchwerem Damaſt hingen vor den doppelten Flügeltüren. Kein Laut konnte von den Worten, die hier geſprochen wurden, nach außen dringen.

Im Salon der Fürſtin, wo der Flügel ſtand, an welchem Dorothea geſtern das verhängnisvolle Lied ſang, ſaßen am äußerſten Ende Gräfin Ottonia und Lady Waldegrave — beide in größter Aufregung; denn die Fürſtin hatte vor dem Geſpräch mit Turn ihrer Tochter mitgeteilt, um welchen Gegenſtand es ſich handele und ſie zugleich beauftragt, Dorothea davon in Kenntnis zu ſetzen. Sie tat es tief bewegt. Dorothea rief frohlockend:

„O Tante, welch unerwartetes, unerhörtes, unglaubliches Glück!"

Dann ſprachen ſie leiſe mit einander und ſchauten zuweilen erwartungsvoll auf, ob ſich die Tür nach dem Zimmer der Fürſtin nicht öffnen werde. Die Zeit ſchien ſich in's Maßloſe auszudehnen.

Endlich! endlich ging die Tür auf. Schwankend, langſam, weißer als das Tuch, das er an ſeine blaſſe Stirn drückte, trat Turn in dem Salon. Dorothea flog ihm entgegen und rief:

„Georg! lieber, liebſter Georg!"

Er ſtreckte abwehrend den Arm gegen ſie aus. Ottonia eilte zur Fürſtin.

Aus der Vergangenheit.

I.

Etwa vor einem halben Jahrhundert ſpielten im Schloß zu X. fünf kleine Kinder miteinander, zwei Knaben und drei Mädchen. Sie hießen Georg, Friedrich, Henriette, Ottonia und Eleonore. Die vier erſten hatten große Familienähnlichkeit, blonde Lockenköpfe mit klaren Augen und roſigen Wangen, wie die Eltern ſie beſonders gern haben und ſie, wenn auch nicht mit dem Munde, doch im Herzen Engelsköpfe nennen. Das fünfte Kind ſchien gar nicht zu den anderen zu gehören, was das Äußere betraf, denn es hatte dunkles Haar und dunkle Augen und der Gliederbau war kräftiger. Die Kinder tummelten ſich in dem großen Zimmer umher in welchem ſich der Fürſt und die Fürſtin befanden, und trieben ihr munteres Weſen bald einmütig, bald mit kleinen Streitigkeiten.

„Wie befehlshaberiſch die Lori ſich geberdet!" ſagte der Fürſt lachend, „das kleine Ding mit der ſtolzen Miene iſt drollig zum küſſen."

„Meinſt Du?“ verſetzte die Fürſtin, „ich hätte Luſt, ſie ein wenig zu demütigen.“

„O, nur das nicht!“ rief der Fürſt, „das erbittert ihren ſtolzen Charakter.“

„So weit muß man es nicht kommen laſſen, und Liebe dürfte ihr nicht fehlen. Doch ihr Willen müßte gebrochen werden.“

„Nun ſo bringe den anderen Kindern gehörigen Widerſtand gegen Lori's Willen bei, gute Dorothea. Zuerſt widerſetzen ſie ſich ihr und ſchließlich unterwerfen ſie ſich ihr, wenn auch teilweiſe etwas murrend. Wie willſt Du das abändern?“

„Ich wünſchte Lori zu ändern, denn dieſer hervorſtehende Charakterzug des Stolzes iſt nicht glückverheißend.“

„Aber, beſte Seele, was fällt Dir ein! Kinder ändern ſich. Lori kann ein demütiges Lämmchen werden und Friedrich ein ſtolzer Befehlshaber. Das was ſie jetzt ſind, hat für die Zukunft keine Bedeutung.“

Die Fürſtin war anderer Meinung; aber ſie ſchwieg, denn ſie ſah, daß ſich der Fürſt — wie ihm das zuweilen geſchah — im Widerſpruch feſtſetzte, weil ſie eine Anſicht ausſprach, die ihm nicht genehm war. Er hatte eine Zärtlichkeit für Lori, die ihn blind für ihre Fehler machte und die in keinem Verhältnis zu der Stellung war, die das Kind in der Familie einnahm.

Eleonore war keine Tochter des fürſtlichen

Hauſes. Ihr Vater war Herr von Reinoltſtein, ein Edelmann aus Lothringen, der in den Napoleoniſchen Kriegen nach Deutſchland kam und, ſchwer verwundet, in dem Städtchen X. liegen blieb. Er ließ zu ſeiner Pflege ſeine Frau aus Frankreich kommen und fand nach Jahren mühſam ſeine Geneſung, blieb aber dienſtunfähig. Der Fürſt fand Gefallen an dem angenehmen, gebildeten Mann und bot ihm eine Stellung in ſeinen Dienſten an, die Herr von Reinoltſtein gern annahm. Als Soldat war er untauglich, Vermögen hatte er nicht, Verwandte oder Beſchützer, die ihm einen anderen Weg gebahnt hätten, beſaß er auch nicht: er war froh, als ſich ihm hier eine ſorgenfreie Exiſtenz eröffnete. Einen Sohn brachte ſeine Frau aus Frankreich mit; allein der Knabe ſtarb und nach einer Reihe von Jahren wurde Eleonore geboren. Inzwiſchen hatte ſich auch der Fürſt vermählt und ſeine jüngſte Tochter Ottonia war genau in Eleonorens Alter. Die Kinder wurden Geſpielinnen und die kleine Lori fühlte ſich ſehr bald mehr im Schloß zuhauſe, als unter dem beſcheidenen Dach ihrer Eltern, die in der Stadt eine Dienſtwohnung inne hatten. Herr von Reinoltſtein war deſſen herzlich froh, denn auf dieſe Weiſe war auf's beſte für die Erziehung und den Unterricht ſeiner Tochter geſorgt. Auch Frau von Reinoltſtein betrachtete dies als ein Glück für Lori; da ſie aber ernſt von Charakter und eine fromme

Katholikin war, ſo beunruhigte es ſie nicht wenig, daß die Kleine in ganz proteſtantiſcher Umgebung aufwuchs — was ihrem Gatten höchſt gleichgültig war, wie es ſich von einem Sprößling der franzöſiſchen Revolution und von einem Zögling der Rouſſeau'ſchen Ideen nicht anders erwarten ließ.

„Findeſt Du den Religionsunterricht im Schloß nicht genügend, ſo kannſt Du ihn ja vervollſtändigen," ſagte er.

„Ich finde ihn überhaupt nicht paſſend für ein katholiſches Kind," antwortete ſie.

„Es wäre vielleicht beſſer," verſetzte er nachdenklich, „wenn Eleonore proteſtantiſch würde; denn ſie wird doch einmal einen proteſtantiſchen Mann heiraten, da hier weit und breit keine Katholiken unſeres Standes ſind."

„Eine ſolche Heirat wäre freilich recht traurig," erwiderte die Mutter; „allein es wäre viel trauriger, wenn wir uns dadurch beſtimmen ließen, unſer Kind der Gnaden der katholiſchen Kirche zu berauben."

„Ganz wie Du meinſt, liebſter Schatz; unterrichte Deine Tochter, bete mit Deiner Tochter; und vergiß nicht, daß ſie ganz unbemittelt iſt, und daß alle Gnaden der Kirche ihr keine Mitgift verſchaffen."

Frau von Reinoltſtein war an dergleichen frivole Äußerungen ihres Mannes gewöhnt. Sie überlegte in der Stille, ob es für das Kind nicht heilſamer ſei, fern von hier in irgend einem Kloſter erzogen zu werden. Allein ihr Mann ſchrie laut auf, als ſie ihm dieſen Gedanken mitteilte.

„Nicht um die Welt! von meiner Lori trenne ich mich nicht. Ob katholiſch oder proteſtantiſch, das iſt vor dem höchſten Weſen, welches Du den lieben Gott nennſt, ganz einerlei: folglich lege ich ebenfalls keinen Wert darauf. Unterrichte Du das Kind ſoviel Du willſt in religiöſen Dingen — dawider habe ich nichts! aber mit dem Vorſchlag einer Kloſtererziehung darfſt Du mir nicht wieder kommen.“

Frau von Reinoltſtein war vielleicht recht froh über dieſen entſchiedenen Widerſpruch ihres Mannes. Doch hielt ſie es für ihre Pflicht, nicht ſogleich nachzugeben, ſondern nach Bundesgenoſſen ſich umzuſchauen. Sie ſprach mit der Fürſtin über die Sache. Die Fürſtin, im Rationalismus jener Zeit gebildet, hörte mit ſtaunender Geringſchätzung dieſen Bedenken zu.

„Ich begreife, daß eine Mutter wünſcht, ihrem Kinde die beſte Erziehung zu geben, nämlich gute Grundſätze, guten Unterricht und ein gutes Beiſpiel. Dies alles findet Lori hier, teils bei Ihnen, teils bei uns. Was verlangen Sie mehr?“

Frau von Reinoltſtein beſann ſich, wie ſie es auszudrücken habe, daß ſie für ihre Tochter eine

Erziehung wünſche, für welche die Glaubenslehren den Grund legten, — und die Fürſtin fuhr fort:

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Begriffe von Religion etwas exzentriſch zu ſein ſcheinen, da ſie nicht nur den unſerigen fremdartig ſind, ſondern auch denen Ihres Gemahls, der doch auch katholiſch iſt.“

„Ich muß nach meinem Gewiſſen handeln,“ verſetzte Frau von Reinoltſtein, nicht nach dem ſeinen.“

„Darin haben Sie vollkommen recht, ein jeder nach ſeinem Gewiſſen.“

„Deshalb eben,“ fiel Frau von Reinoltſtein ein, „müſſen uns die Glaubenswahrheiten, als göttliche Offenbarung, klar und feſt eingeprägt werden; denn ohne ſie hat unſer Gewiſſen in der Stunde der Verſuchung, die über jeden Sterblichen bald in dieſer, bald in jener Geſtalt einbricht und nur zu leicht durch die Sophiſtik der Leidenſchaft die Erkenntnis trübt — kein Licht und keinen Maßſtab.“

„Die Vernunft muß der Regulator unſerer Leidenſchaft ſein,“ erwiderte die Fürſtin mit äußerſter Entſchiedenheit, „deshalb iſt in jedem Kinde durch die Erziehung Vernunft und Moralität zu entwickeln — dies iſt die Pflicht einer jeden Mutter und ich werde in Ewigkeit nicht begreifen, wie eine Mutter wähnen kann, daß Nonnen dies beſſer verſtehen wie ſie.“

ſchimmern — der unter alle mögliche Arten von Befriedigung grade die nicht rechnete, welche nach Corneliens Ausdruck aus dem Stolz der Genügſamkeit entſprang — deſſen Trachten unabläſſig nach weltlich höheren Sphären drängte, weil Unſcheinbarkeit für ihn eins und daſſelbe mit Vernichtung war — der mußte allerdings in ſich der Eitelkeit Thür und Thor geöfnet haben. Eitelkeit bis zu einem ſolchen Punkt geſteigert, ſchließt immer geſammelte Haltung des Characters aus, aber nicht Lebhaftigkeit der Empfindung, Leidenſchaftlichkeit des Herzens, und Anmuth und Schmiegſamkeit des Geiſtes — woraus eine ſehr gewinnende und liebenswürdige Perſönlichkeit zuſammengeſetzt werden kann, beſonders wenn ein Intereſſe bei ihr vorherrſcht, welches, wie das Licht aus dem Prisma ein ſo reiches Farbenſpiel hervorlockt, daß man meint die Facetten eines Diamanten zu ſehen. So war Leonor, und er lebte wie er war, auf der Oberfläche der Dinge; daher enthuſiaſtiſch, begeiſtert, hingeriſſen, ſobald ihm das Glück lächelte, wie es in den letzten Jahren der Fall geweſen — und verbittert, trübe, muthlos, wie in der Entbehrungszeit ſeiner erſten Jugend. Jetzt ſah er die Frau wieder, welche zuerſt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und ihm zum erſten Mal ihr ganzes Geſchlecht im verklären-

Frau von Reinoltſtein war keineswegs der Anſicht, daß Nonnen die Erziehung beſſer verſtehen müßten, als Mütter. Sie wollte auch nicht der Fürſtin ſagen, daß ſie Lori vor proteſtantiſchen Einflüſſen zu bewahren wünſche, ſie ſagte alſo:

„Indem meine Tochter mit den Kindern Ihrer Durchlaucht aufwächſt, nimmt ſie Gewohnheiten an, die ihrer künftigen Stellung in der Welt nicht entſprechen. Ein ſolches Mißverhältnis kann ſie ſehr unglücklich machen und ihre ganze Zukunft trüben.“

„Dieſe Beſorgnis iſt Selbſtquälerei,“ verſetzte die Fürſtin, „laſſen Sie die religiöſen Skrupel fallen und Lori bleibe vor der Hand die Spielgefährtin und ſpäter die Studiengenoſſin meiner Töchter. Dies iſt das Vernünftigſte, was Sie tun können.“

Zu Herr von Reinoltſtein ſagte ſie:

„Laſſen Sie unter keiner Bedingung Lori ins Kloſter ſperren. Es wäre ein Jammer um das talentvolle, intereſſante Kind. Es würde in der Kloſterzucht verkümmern und ſich höchſt unglücklich fühlen.“

„Durchlaucht ſprechen meine tiefſte Überzeugung aus,“ verſetzte er und der Fürſt fiel ein:

„Auch die meine! Lori eingeſperrt hinter einem Gitter! . . . das arme Kind! . . . Es könnte ſich ja gar nicht ſeines jungen Lebens freuen.“

Frau von Reinoltſtein von allen Seiten überſtimmt, ſah die Unmöglichkeit ein, ihre Anſicht durchzuſetzen und gab ſie vielleicht aus mütterlicher Zärtlichkeit nicht ungern auf.

Das Kind, von welchem ſo viel die Rede war, berechtigte allerdings die Eltern zu ſchönen Hoffnungen: es hatte reiche und glänzende Anlagen und war von einer beſiegenden Schönheit. Ernſt und ſtolz blickte ſie mit ihrem tiefblauen Auge unter ihren ſchwarzen Locken hervor und in ihrem Lächeln lag ein ſolcher Zauber, daß ſie mit demſelben gewöhnlich ihren Willen durchſetzte. Der Fürſt beſonders war ganz unter Lori's Botmäßigkeit. —

„Hexlein, Hexlein!" pflegte er zu ſagen, „Du ſiehſt mir aus, als ob Du ſagen wollteſt: Legt mir eine Krone zu Füßen, ich will Königin ſein."

Er behandelte ſie wie ſeine eigenen Kinder. Die Fürſtin wünſchte nicht, daß ſie genau ſo gekleidet werde, wie ihre Töchter; dafür aber ſchenkte er ihr Kleider, die mindeſtens ebenſo elegant, wie die von Henriette und Ottonia, aber von einer Farbe waren, die mehr zu ihrem dunkeln Haar paßten. So in allen Dingen. Und alles machte ſich ſo, daß es immer zu Lori's Vorteil war.

Georg, der kleine Erbgraf, und Henriette hatten ſie nicht beſonders gern. Friedrich und Ottonia liebten ſie zärtlich. Sie ließ ſich ruhig gefallen, daß die einen ſie liebten und die andern nicht, wenn nur das geſchah, was ſie wollte — und das geſchah faſt immer, denn ſie waren Zwei gegen

Drei. Bei all' den kleinen Streitigkeiten, die zwiſchen Kindern zu entſtehen pflegen, war Friedrich ſtets auf Lori's Seite, ihr Beſchützer und Verteidiger.

„Als edler Ritter," ſagte die Fürſtin.

„Und als treuer Vaſall," ſetzte der Fürſt hinzu.

Das hörte aber die Fürſtin nicht gern.

„Lori, was trägſt Du da!" rief eines Tages Georg und zupfte an der blauen Seidenſchnur, die um Lori's Nacken hing.

„Eine Medaille der heiligen Mutter Gottes," antwortete ſie und zeigte eine kleine ſilberne Medaille vor.

„Was iſt das, die Mutter Gottes?" fragte Henriette.

„Es iſt die heilige Mutter Gottes," erwiderte Lori und küßte andächtig die Medaille.

„Ich will ſie auch küſſen!" rief Friedrich.

„Und ich auch!" ſagte Ottonia.

„Ach, was ſoll das heißen! Gott hat ja keine Mutter," ſagte Henriette mit einem verächtlichen Blick auf die Medaille.

„Wer ſagt das?" fragte Lori.

„Hörteſt Du je, Georg, daß Gott eine Mutter habe?" fragte ihrerſeits Henriette.

„Nein! das hörte ich von niemand," gab er zur Antwort.

„Ich aber hörte es von Mama und was ſie ſagt, glaube ich," rief Lori triumphierend.

„Was meine Mama ſagt, glaube ich auch," verſetzte Henriette lebhaft, „dann wollen wir ſehen wer Recht hat."

Die Gouvernante, welche dieſer religiöſen Disputation beiwohnte, ſetzte die Fürſtin davon in Kenntnis. Dieſe berief ſämtliche Kinder zu ſich und verbot ihnen ſtreng, Geſpräche über Gott, welcher Art ſie ſein möchten, untereinander zu führen, denn ſie wären dazu viel zu unverſtändig; ſie könnten ja von anderen Dingen reden, die ſie beſſer verſtänden. Dies war ihnen allen einleuchtend. Lori fragte aber doch ihre Mutter:

„Mama, hat den Gott eine Mutter? Georg und Henriette ſagen Nein.

„Unſer himmliſcher Vater hat keine Mutter, wohl aber der Sohn Gottes, der liebe Jeſus — und die heilige Maria iſt ſeine Mutter," antwortete Frau von Reinoltſtein.

„Sage das noch einmal, bitte Mama," ſagte Lori.

Die Mutter tat es und wiederholte es ſo lange, bis Eleonore ihrem Gedächtnis den Satz eingeprägt hatte, den ſie dann ſpäter ganz heimlich in Ottonia's williges Ohr flüſterte.

Der Fürſt war ein reicher Mann, lebte aber ſo, als ob er zehnmal reicher wäre, und die Kinder wuchſen in dieſen Gewohnheiten auf. Die Fürſtin kannte nicht den Stand des Vermögens. Sie würde ohne Zweifel verſucht haben, das Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe herzuſtellen. Weil der Fürſt dies ahnte, und weil ihm jede Art von Einſchränkung verhaßt war, geſtattete er der Fürſtin keinen Einblick in ſeine Geſchäfte, ſo daß ſie ſich ſehr gern den Glanz und den Luxus gefallen ließ und ihn ſtandesmäßig nannte. Alle Verwöhnungen ihrer Kinder gingen auch auf Eleonore über, denn die Fürſtin ſagte, das Gegenteil würde Mißgunſt und Bitterkeit im Herzen des Kindes erzeugen. Möglich war das. Einſtweilen aber war es gewiß, daß Eleonore ſich den Kindern des Fürſten gleich hielt und eine ſehr hohe Meinung von ſich bekam. Dies um ſo mehr, als der kleine Friedrich mit der größten Zärtlichkeit an ihr hing und ſie beſtändig ſeine kleine Braut nannte. Der Fürſt fand das allerliebſt. Die Fürſtin lächelte kühl und ſagte wegwerfend:

„Kinderſpiele!“

Frau von Reinoltſtein ließ den Dingen, auf die ſie keinen Einfluß hatte, ihren Lauf. Ihrem Mann hingegen ſchwoll das Herz hoch auf vor Freude bei der Vorſtellung, daß Friedrich und Eleonore ein Paar werden könnten.

„Weshalb auch nicht?“ ſagte er zu ſeiner Frau, wenn irgend ein Wort oder ein kleines Ereignis ihm die Möglichkeit dieſer Ehe als Wahrſcheinlichkeit erſcheinen ließ: „Lori iſt aus altadligem Geſchlecht, vielleicht älter als dies Fürſtenhaus. Lori iſt wunderſchön, iſt klug, iſt vortrefflich erzogen.

Und wenn's Georg wäre, der Erbgraf, der künftige Fürſt — ich würde Lori eine paſſende Partie für ihn finden — wie viel mehr für Friedrich."

„Die Fürſtin will für ihre Söhne ganz andere Frauen haben, als Lori, Töchter aus großen Häuſern, mit großen Namen und großem Vermögen. Es würde uns alle in Unfrieden ſtürzen, wenn Lori je die Abſichten der Fürſtin durchkreuzte. Übrigens hat ſie nicht Unrecht die ganze Sache Kinderſpiel zu nennen. Der Jüngling kommt in die Welt und ſieht junge Mädchen, die ihm viel mehr Eindruck machen werden, als Lori je auf den Knaben machte."

„Das wäre aber ſehr traurig," fiel Herr von Reinoltſtein ſeiner Frau ins Wort: „ich hoffe, Lori trägt den Sieg davon."

„Und wenn das auch der Fall wäre im Herzen des Liebenden: ſo glaube ich doch nicht, daß der Sohn Feſtigkeit genug haben wird, um den Widerſtand ſeiner Mutter zu beſiegen. Lori würde einem harten Schickſal entgegen gehen, wollte ſie ſich der fürſtlichen Familie aufdrängen laſſen."

„Ah bah! aufdrängen! der Fürſt iſt ja ganz verliebt in das reizende Kind und wird ſie mit offenen Armen als Schwiegertochter aufnehmen. Tut das der Vater, ſo muß die Mutter ein gleiches tun."

Frau von Reinoltſtein ſchwieg und bat Gott um ſo inbrünſtiger um eine friedliche Zukunft für

Eleonore, deren ſtolzer leidenſchaftlicher Charakter ſie mit banger Sorge erfüllte. Für religiöſe Eindrücke war das Herz des Kindes wenig geöffnet. Zuweilen blitzte zwar ein Lichtſtrahl in der kleinen Seele auf, der zu verraten ſchien, daß ſie für hohe Ideen, für Glauben und Opfer Verſtändnis habe; doch die Kinderſeele iſt ſo beweglich und leicht zerſtreut, daß die zarten Keime des religiöſen Lebens ſehr ſorgſam gepflegt werden müſſen, wenn ſie zwiſchen den natürlichen Anlagen, welche unter allen Umſtänden ſtets reichlich genährt werden, nicht verkümmern ſollen. Dieſe Pflege ſtand der Frau von Reinoltſtein nur in geringem Maße zu Gebot und beſchränkte ſich auf den Unterricht in Glaubenslehren und die Unterweiſung, welche ſie daran knüpfte. Es gab zwar in der Stadt einige Katholiken; es war jedoch noch kein periodiſcher Gottesdienſt für ſie eingerichtet. Das geſchah erſt ſpäter, als ihre Zahl ſtieg. Sie mußten, um ihren religiöſen Verpflichtungen nachzukommen, ſechs Stunden fahren bevor ſie zu einem katholiſchen Gottesdienſt gelangten. Höchſtens dreimal im Jahre konnte Frau von Reinoltſtein dieſe Fahrt machen, auf welcher ihr Mann ſie nur am Oſterfeſt begleitete. Nahm ſie auch Eleonore immer mit, ſo machte doch dieſer Gottesdienſt, der im dürftigen Kirchlein einer Miſſions-Station gehalten wurde, nicht den geringſten Eindruck auf ein kleines Herz, das großes Wohlgefallen an allem fand, was reich, glänzend und geſchmückt war. Hätten die fürſtlichen Kinder den katholiſchen Gottesdienſt beſucht, ſo wäre Eleonore ihm vielleicht geneigter geweſen. Dieſen kleinen Geſpielen gegenüber gab ſie aber nicht dasjenige zu, was ſie ihrer Mutter geſtand, daß ſie ſich in der heiligen Meſſe langweile. Wurde ſie bei ihrer Rückkehr von jenen befragt, was denn eigentlich dort in der Kirche vorgegangen ſei, ſo antwortete ſie ganz hoch:

„Das verſteht Ihr nicht.“

Immer ſuchte ſie eine gewiſſe Überlegenheit zu bewahren und auszudrücken.

Als Eleonore heranwuchs, begann die Fürſtin zu bedauern, daß ihre Gleichgültigkeit gegen alles was die Religion betraf, Mitſchuld trage, daß das Kind nicht einem Kloſter oder einem katholiſchen Inſtitut zur Erziehung übergeben ſei; denn für ihre Söhne lag die Gefahr nahe ſich zu verlieben; ja, für Friedrich war ſie bereits eingetreten. Er ſagte zwar nicht mehr wie ſonſt ſo oft:

„Nicht wahr, Lori, Du biſt meine Braut? . . . Du heirateſt mich und keinen andern?“ —

Ob er es aber nicht dachte — das war der Mutter zweifelhaft und ſehr bedenklich.

Als Eleonore vierzehn Jahre zählte und ihre Mutter überlegte, wo und wie ſie zur Erſtkommunion vorzubereiten ſei, ergriff die Fürſtin mit Lebhaftigkeit dieſe Veranlaſſung, um zu Frau von Reinoltſtein zu ſagen, jetzt ſcheine ihr der Augenblick gekommen, um Eleonore für einige Jahre in eine katholiſche Erziehungsanſtalt zu geben. Frau von Reinoltſtein begriff ſehr gut, weshalb die Fürſtin Eleonoren's Entfernung wünſche und konnte nicht umhin, mit dieſem Wunſche einverſtanden zu ſein. Entſchiedene Gegner desſelben fand ſie aber in ihrem Mann und ihrer Tochter. Mit der äußerſten Entſchiedenheit ſprach ſich jener dagegen aus. Eleonore ſagte zwar ſehr wenig, erſchien aber immer ſo verweint, blaß und verſtört, daß dieſer tiefe ſtille Schmerz das größte Mitleid einflößte. Herr von Reinoltſtein erklärte endlich mit aller Entſchiedenheit, ſogar der Fürſtin gegenüber, er könne unmöglich zugeben, daß ſein einziges Kind den Launen ſeiner Frau geopfert werde; der Fürſt beſtärkte ihn in ſeiner Entſchiedenheit; Frau von Reinoltſtein, nie unterſtützt in ihren Vorſchlägen, immer ſchwankend zwiſchen ihren verſchiedenen Pflichten gegen Gott, ihren Mann und ihre Tochter — mußte ihren Plan aufgeben und ſich darauf beſchränken, zwei Monate mit Eleonore in der Miſſionsſtation zuzubringen und ihr dort den vorbereitenden Unterricht zur Erſtkommunion erteilen zu laſſen.

Als die Fürſtin ihre Abſicht, Eleonore zu entfernen, ſcheitern ſah, ſchlug ſie einen andern Weg ein. Der Erbgraf Georg ſollte in dieſem Frühling eine Univerſität beſuchen: das war bereits abgemacht. Jetzt ſtellte ſie dem Fürſten vor, es ſei zweckmäßig, die Brüder nicht zu trennen und Friedrich ebenfalls fortzuſchicken.

„Aber beſter Schatz,“ wendete der Fürſt ein, „Friedrich iſt erſt ſiebenzehn Jahre alt und unfähig den Studien zu folgen, die Georg jetzt machen wird.“

„Allerdings; allein er kann dort jede Art von Privatunterricht bekommen, folglich leidet er keinen Nachteil bezüglich der Studien; hat aber den großen Vorteil, zwiſchen jungen Leuten ſich zu bewegen — eine Reibung, die den Charakter entwickelt und bildet, während er hier, ohne männlichen Umgang, im beſtändigen Verkehr mit drei jungen Mädchen, eines Einfluſſes derſelben ſich nicht erwehren kann.“

„Das weibliche Geſchlecht hat immer einen günſtigen Einfluß auf uns,“ entgegnete der Fürſt verbindlich.

Die Fürſtin lächelte kühl und verſetzte:

„Je nachdem! Friedrichs Charakter iſt nicht auf Feſtigkeit angelegt. Indeſſen wird er doch im Verkehr mit Jünglingen zuweilen ſeinen Willen haben und feſthalten, während er den jungen Mädchen gegenüber von der größten Nachgiebigkeit und, ſo zu ſagen, von ihnen beherrſcht iſt.“

„Wenn das der Fall iſt, ſo bereitet er ſich auf ſeine Zukunft vor, beſter Schatz,“ entgegnete heiter der Fürſt. „Wir folgen ſämtlich dem vortrefflichen Beiſpiel, das unſer Stammvater uns im Paraden und beſeelenden Zauber gezeigt hatte, während er vor ihr nur allerliebſte Mädchen oder höchſtens ein reizendes Weib gekannt. Eine ſolche Frau bleibt unvergeßlich! ſie ſteht gleichſam auf anderm Boden! die Ahnung der großen Leidenſchaften, welche die Exiſtenz zertrümmern oder retten, webt ſich als magiſche Glorie um ſie. Sieht man ſie wieder nach einer Reihe von Jahren, iſt man matt und müde, öde und gelangweilt von Thorheiten, Nichtigkeiten, Sinnlichkeiten — von all den Spielereien, die man acht Tage hindurch Liebe, und dann bei ihrem wahren Namen nennt — ſo gewährt es eine Art von Troſt, von Genugthuung für's Gefühl beim Anblick dieſer Frau zu ſich ſelbſt zu ſprechen: Ja, Dich habe ich geliebt! hätte das Schickſal in Deine Nähe, zu Deinen Füßen, in Deine Arme mich geführt — wie wäre mir dann das Loos ſo ganz anders gefallen! wie hätteſt Du mein konfuſes, ſtrudelndes Verhängniß lieblich und leiſe gelöst! wie hätte ich mit Dir ſo glücklich werden können! — Das iſt Alles nicht wahr; wenigſtens unter tauſend Fällen nicht Einmal wahr; denn eine Beſtimmungsliebe reißt doch allendlich über den Strudel der Hinderniſſe, Ketten, Gefahren und Schranken zwei Herzen zu einander; iſt ſie dazu aber nicht mächtig und dauernd genug, ſo iſt es ein Wahn in einen Modieſe gab — und befinden uns ſehr wohl dabei. Hat Friedrich die liebenswürdige Neigung, den Damen zu huldigen, ſo ſcheint es mir viel beſſer, daß es hier in der unſchuldigſten Weiſe von der Welt und unter unſeren Augen geſchehe, als an einem fremden Ort, wo er auf ein ſchlechtes Beiſpiel und gefährliche Geſellſchaft ſtoßen kann.“

„Dafür iſt er von ſeinem Gouverneur begleitet, der die Augen offen haben wird. Hier wird er weibiſch und träge, hier läßt er ſich gehen in ſeiner natürlichen Schlaffheit. Bringt ihm der Umgang mit jungen Männern einige Gefahr, ſo bringt er ihm zugleich den großen Vorteil, daß er lerne, ſich zu bekämpfen, zu überwinden. Ich muß Dir mit aller Beſtimmtheit ſagen, daß ich in ſchwerer Sorge um Friedrich wäre, wenn er länger bei uns bliebe; denn ſeine knabenhafte Neigung für Eleonore könnte wachſen und beide höchſt unglücklich machen.“

„Beſter Schatz, ſei doch nicht ſo übertrieben ängſtlich. Was ſchadet es denn, wenn er ſich ein wenig in Eleonore, das ſchöne Hexlein, verliebt? Das Verlieben iſt der Jugend ja ſo natürlich wie der Pflanze, daß ſie im Frühling blüht; und der Menſch ſollte noch geboren werden, der dadurch unglücklich würde, daß er ſich bei achtzehn Jahren verliebt.“

Die Fürſtin rauſchte mit ihrem großen Fächer, wie ſie zu tun pflegte, wenn in ihr Ungeduld aufſteigen wollte. Sie verlor nicht die äußerliche Selbſtbeherrſchung und ſagte lächelnd zum Fürſten:

„Deine frivolen Reden würden mich erſchrecken, wüßte ich nicht, daß es doch nur Redensarten ſind und daß das Wohl oder Weh Deiner Kinder Dir am Herzen liegt.“

„Das verſteht ſich, lieber Schatz! ich bin ja kein Rabenvater.“

„Gewiß nicht! . . . Eben darum wirſt Du bei einigem Nachdenken die Gefahren gewahr werden, welche ich Dir für Friedrich angedeutet habe — und ſchließlich wirſt Du zu der Anſicht kommen, es ſei notwendig ihn mit Georg auf die Univerſität zu ſchicken.“

Wirklich bekehrte ſich der Fürſt zu dieſer Anſicht — ob infolge eigenen Nachdenkens? das iſt ungewiß. Die Fürſtin trug Sorge, ihm ſo oft, ſo unermüdlich, ſo fort und fort wiederholend ihre Anſicht auszuſprechen, daß ſeine Widerſtandskraft ermattete und er ihrem Drängen nachgab. Während Eleonore mit ihrer Mutter abweſend war, um auf ihre Erſtkommunion vorbereitet zu werden, erhielt Friedrich die Weiſung, ſeinen Bruder zu begleiten. Er war nichts weniger als angenehm überraſcht. Er hatte genau den Charakter, den ſeine Mutter in ihm wahrnahm: träge, ſchlaff, bequem, gutmütig aber und wohlwollend. Seine Neigung für die Studien waren ſehr ſchwach; er lernte, weil er kaum anders konnte, da die Mutter und die verſchiedenen Lehrer ihn fortwährend dazu antrieben. Hätte er jene Trägheit anhaltend bekämpft, ſo würde er recht gut gelernt haben. Doch ſein Widerwille gegen geiſtige Anſtrengung legte ſich lähmend auf alle ſeine Fähigkeiten. Nichts war lebhaft in ihm, als ſeine Neigung zu Eleonore und zur Jagd. Jetzt wurde er plötzlich von der Stätte hinweg geriſſen, wo er ſich friedlich dieſen beiden Neigungen hingeben konnte. Er war ganz verſtört über dieſe unerwartete Entſcheidung, fügte ſich aber, weil Widerſtandsfähigkeit ihm abging und weil ſie in dieſer Sache ganz unſtatthaft geweſen wäre und reiſte ab, tiefbetrübt, ohne Abſchied von Eleonore. Er ließ ihr nur durch Ottonia ſagen, ſie ſei ihm lieber als die ganze Welt.

Bei Eleonoren's Rückkehr richtete Ottonia treulich den Auftrag aus.

Eleonoren's Charakter hatte ſich mehr und mehr in der ihm eigentümlichen Richtung entwickelt: tief leidenſchaftlich in jeder Empfindung, von energiſchem Willen, ſtarker Liebe und großer Opfer fähig; — aber voll ſtolzer Selbſtſucht, welche die Schattenſeite jener edeln Anlagen zu ſein pflegt, und folglich mit nichten geneigt das eigene Glück hinter ein fremdes zu ſtellen. Frau von Reinoltſtein ſah deutlich die Gefahren dieſes Charakters ein und hatte ſich ſtets bemüht ihrer Tochter eine hohe Achtung von der Pflicht einzuflößen, weil das Pflichtgebot der unmittelbare Ausdruck des göttlichen Willens für jeden Menſchen in ſeiner ihm eigentümlichen Lebensſtellung iſt. Sie hatte verſucht, in Eleonore frommen Sinn und eine unweltliche Richtung der Gedanken zu entwickeln, um den ſtolzen Schwung dieſer jungen Seele auf ihr eigentliches Ziel zu lenken. Es war ihr aber wenig gelungen. Sie ſelbſt, mehr eine paſſive, als eine handelnde Natur, vermochte weder mit aller Entſchiedenheit das auszuführen, was ſie als das Richtige erkannte, noch die Einflüſſe unſchädlich zu machen, welche ſie nicht abwehren konnte. Vielleicht hätte es niemand vermocht.

Der ernſte, gründliche, fortgeſetzte Unterricht, den Eleonore jetzt bekam, die heilige Feier, die ihn abſchloß und die ihr die Erhabenheit der menſchlichen Beſtimmung erſchloß, machten jetzt einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüt. Sie begann zu begreifen, daß es ein höheres Glück gebe als jenes, das im Genuß der Herrlichkeiten und der Freuden der Welt liegt. Frau von Reinoltſtein gab ſich den froheſten Hoffnungen für ihre Tochter hin; nicht aber der Geiſtliche, der ſie unterrichtete. Er ſagte warnend zur Mutter:

„Der Stolz iſt gewaltig in dieſem jungen Herzen und das Glück — wie die Welt dies Wort verſteht — wird ihn ſchwerlich mindern. Aber der Wille iſt gut und in der Stunde der Trübſal erringt er vielleicht den Sieg und hilft das Gold von den Schlacken ſäubern. Und dann kann Ihre Tochter weit gehen und hoch."

Die Stunde der Trübſal! welche Mutter zittert nicht bei dem Gedanken an dieſe unbekannte Stunde für ihre einzige Tochter.

Frau von Reinoltſtein war herzlich froh über den Entſchluß des Fürſten, der beide Söhne fortgeſchickt hatte. Sie ahnte in dieſer Maßregel den Willen und den Einfluß der Fürſtin, welcher ſie aus ganzem Herzen beiſtimmte. Friedrich war fort und würde ohne Zweifel Eleonore vergeſſen und das würde ohne Zweifel auf Eleonore zurückwirken und ihr jeden Gedanken an eine feſte Neigung von ſeiner Seite aus dem Sinn ſchlagen. Beide waren ja ſo jung, daß die Beſtändigkeit der Gefühle gegen alle Erfahrung geweſen wäre. Herr von Reinoltſtein erkannte ebenfalls ſehr gut den Einfluß der Fürſtin und die Veranlaſſung dazu; und er ſprach gegen ſeine Frau ſeine volle Entrüſtung darüber aus.

„Für einen nachgeborenen Sohn," ſo beſchloß er regelmäßig den Erguß ſeiner Empörung, „iſt unſere Eleonore wahrlich viel zu ſchön, zu liebenswürdig, zu vortrefflich, zu geiſtreich, mit einem Wort viel, viel zu gut."

„Nun, ſo tröſte Dich, lieber Freund," erwiderte ſeine Frau ſanftmütig; „im Endziel triffſt Du mit der Fürſtin zuſammen. Ein jeder von Euch beiden findet ſein Kind zu gut für das Kind des andern.“

„Deshalb haben nicht die Eltern in dieſer Sache zu entſcheiden,“ verſetzte er, „ſondern die Kinder.“

„Wollte ich das unbedingt zugeben, ſo würde ich dennoch immer hinzuſetzen: wenn ſie nicht mehr erfahrungsloſe Kinder ſind.“

Eleonore war ein paar Tage niedergeſchlagen weil Friedrich fort war. Doch ſein Abſchiedsgruß tröſtete ſie und feſt ſtand es in ihr: ich werde ſeine Frau. Woher ihr dieſe Zuverſicht kam, wußte ſie nicht. Sie hütete ſich, dieſelbe gegen irgend jemand auszuſprechen oder erraten zu laſſen; aber Friedrich's Frau wollte ſie werden; das gehörte ſich ſo. Von tiefer Neigung konnte bei ihrer Jugend nicht die Rede ſein.

Die Fürſtin blieb nicht auf halbem Wege ſtehen. Eleonore kam nach wie vor ins Schloß und wurde nach wie vor als Tochter behandelt; als aber die Zeit der Ferien herankam, ſagte ſie zum Fürſten:

„Ich habe eine große Bitte Dir an's Herz zu legen. Mein Vater iſt hoch in Jahren und in letzter Zeit ſehr kränklich. Laß uns die Ferien der Söhne mit unſeren Kindern bei meinen Eltern zubringen. Es wäre für die alten Leute eine große Freude.“

„Beſter Schatz, acht Tage, vierzehn Tage mit Freuden; doch die ganze Zeit . . . das wäre des Guten zu viel für Deine Eltern und für uns.

überdas würden die Buben ganz fremd hier . . . was ich durchaus nicht wünſche; am wenigſten für Georg, der hier ſtets heimiſch ſich fühlen und gerade im Vaterhauſe ſeine Erholung und ſeine Freuden finden ſoll."

„Aber Georg iſt in dem Alter, wo ſich das Auge des Jünglings für andere Intereſſen öffnen ſoll, als für die, welche ihm das Vaterhaus bietet. Laß uns die Ferien auf Reiſen zubringen, nachdem wir meinen Eltern einen Beſuch abſtatteten."

„Das laſſe ich gelten!" verſetzte der Fürſt, der eine große Neigung für Reiſen hatte: „das bildet die Jugend und Dein Vorſchlag, mein beſter Schatz, entſpricht ganz meiner Anſicht."

So machte es ſich ganz von ſelbſt, daß eine Trennung Eleonorens von der fürſtlichen Familie eintrat. Fürſt und Fürſtin gingen mit ihren Töchtern zu dem Großvater, einem der kleinſten unter den kleinen ſouveränen Fürſten Deutſchlands. Dahin begaben ſich auch Friedrich und Georg. Nach vierzehn Tagen fand die Fürſtin für ihre ſämtlichen Kinder ein Seebad höchſt notwendig. Man brachte einen Monat in Oſtende zu und die Zeit, die dann noch von den Ferien übrig war, verwendete man auf eine Reiſe in Belgien. Georg war ungemein befriedigt durch dieſe Art die Vakanzen zu verleben und er bat den Fürſten es auch in Zukunft ſo einzurichten. Seine Schweſtern ſtimmten ihm lebhaft bei; Friedrich nicht;

er wurde auch nicht viel gefragt und ſagte wenig, weil er ſah, daß Eltern und Geſchwiſter gegen ihn waren. Er ſuchte durch Ottonia recht viel von Eleonore zu hören; doch Ottonia ging wenig darauf ein. Am kleinen Hof ihrer Großeltern und im Seebad erlebte ſie ſo viel Zerſtreuendes und Neues, daß ihre Gedanken ſehr wenig bei Eleonore verweilten.

Dieſe empfand ſchmerzlich die Trennung von der fürſtlichen Familie. Sie wurde dadurch die Kluft gewahr, die ſich zwiſchen ihr und Friedrich öffnete. Schmerzlich fühlte ſie ſich auch durch Ottonia's kurze flüchtige Briefe berührt, in denen ſie nie ein trauliches Wort, eine Mitteilung aus dem Herzen fand. Ja, in den letzten vier Wochen blieben ſie ganz aus: Friedrichs Name war nur beiläufig genannt und nur ein einziges Mal ein Gruß von ihm erwähnt. Sie ſah, daß ſie eine Fremde zwiſchen ihnen war.

„Was ſchreibt Ottonia?“ hatte Frau von Reinoltſtein einmal gefragt.

„Nichts was der Mühe des Schreibens wert wäre,“ entgegnete Eleonore und reichte der Mutter den Brief.

Es war in der Tat eine Aufzählung von Perſonen, die ſie bei dem Großvater ſah und ein trockner Bericht über die Tagesordnung. Kein Wort über Friedrich.

„Sie ſchreibt das, was ſie intereſſiert,“ ſagte Frau von Reinoltſtein ruhig.

„Ja — ſie intereſſiert es, doch mich nicht,“ rief Eleonore.

„Daraus ſiehſt Du, daß Euere Intereſſen auseinandergehen. Gewöhne Dich daran. Es wird mit der Zeit immer mehr und mehr geſchehen.“

Das war auch wirklich der Fall. Eleonore trat bei der fürſtlichen Familie, den Fürſten ausgenommen, in den Hintergrund. Die Fürſtin brachte von ihrer Reiſe eine Nichte mit, die Tochter ihres Bruders, die in Ottonia's Alter und ein ſehr liebliches junges Mädchen war. Die Fürſtin ſorgte dafür, bei ihren Töchtern tüchtige Lehrer zu haben, und Prinzeſſin Clara ſollte dieſen großen Vorteil mit ihren Couſinen genießen. Nebenbei oder vielleicht hauptſächlich hatte die Fürſtin die Abſicht, ihren Töchtern eine Gefährtin zu geben, welche Eleonore in Schatten ſtellte, ja überflüſſig machte. Dies gelang ihr vollkommen. Eleonore verlor nach und nach ihre Stellung im Schloß, ſowie zu Henriette und Ottonia. Sie empfand es tief; doch nie ließ ſie es merken, wie tief ihr Herz und vielleicht noch mehr ihr Stolz verwundet ſei. Da die Geſundheit ihrer Mutter um dieſe Zeit wankend wurde, war dies der Vorwand, um ſie fern vom Schloß zu halten und zugleich der, hinter welchem ſie ſich verſchanzte, um nicht dem Verdacht Raum zu geben, daß ſie die Kränkung fühle.

„Fräulein Eleonore muß vom Unterricht dispenſiert werden; ihre Mutter iſt allzu leidend," ſagte die Fürſtin zu den verſchiedenen Lehrern, welche nur ungern Eleonoren's raſche Auffaſſung und lebhafte Teilnahme für die Studien aufgaben. Sie aber ſtudierte für ſich mit Eifer in der Stille des Krankenzimmers und fand immer Gelegenheit, Rat und Anleitung der Lehrer zu erhalten und zu benutzen.

„Lori, ſchönes Hexlein, Du biſt ja ganz unſichtbar im Schloß geworden, woran liegt das?" ſagte der Fürſt ſehr freundlich jedesmal, wenn er Frau von Reinoltſtein beſuchte.

„An der Krankheit meiner Mutter," erwiderte Eleonore regelmäßig; „es freut mich, daß ich ihr unentbehrlich bin."

„Das iſt brav, Lori! nicht jedes Hexlein hat gute Geſinnungen. Aber zuweilen ſollte man Dich doch im Schloß ſehen."

Zuweilen kam ſie auch, doch nie ohne eingeladen zu ſein. Die Fürſtin war dann freundlich und gütig für ſie, obſchon ſie Eleonoren's ſtolze Zurückhaltung gern getadelt hätte. Sie fühlte jedoch, daß ſie dies nicht äußern dürfe, und dies trug nicht dazu bei, ihr Wohlwollen für Eleonore zu erhöhen. Sie ſagte zu ihren Töchtern:

„Es iſt ſehr zu loben, wie ſich Lori in ihre Stellung zu fügen weiß, um ſo mehr, als es ihr nicht leicht wird."

ment verflatternder Begeiſterung die beſtimmende Wirkung für eine ganze Zukunft zu verlegen. Aber zwiſchen den troſtloſen Realitäten thut der Wahn mitunter ſo gut! Alles was man erlangt hat löſcht ſo wenig den heißen heimlichen Durſt der Seele, daß man unwillkürlich zu ſich ſelbſt ſpricht: Es muß aber doch noch etwas Anderes, Genügenderes geben, und — da es im Erlangten nicht zu finden iſt — ſollte es da nicht im Verſagten ſein? — Mit dieſen Gefühlen ſah Leonor Cornelie wieder, und neue kamen hinzu, welche den Eindruck verſtärkten. Er konnte nicht eine Art von Mitleid unterdrücken, wenn er ſie in dieſer quasi Hütte und den damit übereinſtimmenden Umgebungen ſah. Er vermißte Sammet und Seide, Silber und Bronce, Diener und Pferde, Luxus und Elegance; ihn bedrückten die kleinen Zimmer, die enge Räumlichkeit, die ſchlichten Meuble, der Mangel an den hunderttauſend Ueberflüſſigkeiten der Mode und der Laune. Sie muß darunter leiden, ſprach er heimlich, wenn ſie es auch nicht eingeſteht. Gotthard war nie auf dieſen Gedanken gekommen! Wie alle Menſchen die im Reichthum geboren und erzogen und doch nicht glücklich geworden ſind, und doch tauſend unerfüllte Wünſche und Erwartungen in ſich herumtragen — ſchlug er den Reichthum zwiſchen allen Lebensgütern

Die Ferien der Söhne wurden aber immer, teils bei den Großeltern, teils auf gemeinſamen Reiſen verbracht. Darauf hielt die Fürſtin ſtreng. Sie hätte ſehnlich gewünſcht, Eleonore zu verheiraten. Dazu war aber nicht die mindeſte Ausſicht. Eleonore wurde zwar immer ſchöner und ſchöner, reicher aber wurde ſie nicht und Herr von Reinoltſtein beſaß kein Vermögen und lebte von dem Gehalt, welchen der Fürſt ihm gab. Übrigens hätte ſich Eleonore unter keiner Bedingung verheiraten laſſen. Sie wußte ſehr genau, weshalb die Fürſtin ihre Söhne nie kommen ließ. Niemand hatte es ihr geſagt, aber ſie wußte es dennoch. Friedrich ſollte fern von ihr gehalten werden. Deſto feſter hielt ſie ſich innerlich zu ihm.

Auf Friedrich hatte die Taktik ſeiner Mutter denſelben Einfluß. Es war ſo etwas Gezwungenes, daß die Söhne nicht in die Heimat kommen durften. Er ſuchte nach dem Grunde und fand ihn. Im allgemeinen war er nachgiebig; hatte er ſich aber irgend etwas in den Kopf geſetzt, ſo hielt er mit großer Zähigkeit daran feſt. Von der Wiege an war Eleonore der Gegenſtand ſeiner Zuneigung geweſen, an Eleonore knüpft ſich das Erwachen zärtlicher Empfindung; ſie blieb haften. Die Trägheit ſeiner Natur unterſtützte ihn in dieſer ſozuſagen natürlichen Treue. Während ſich Georg ſchon zehnmal verliebt und zum Glück ebenſo ſchnell wieder beruhigt hatte, ſah Friedrich höchſt gleichmütig dieſen Spielereien des Herzens zu und blieb unbewegt, wenn Georg ihn Eisbär nannte. Höchſtens lächelte er mit einem Gefühl von Überlegenheit.

Die Fürſtin hatte ihrem älteſten Sohn anvertraut, welcher Grund und welche Abſicht ſie bei ihrem eigentümlichen Verfahren leite. Sie war ſicher, daß Georg darauf eingehen werde, denn er hatte Eleonore nie gemocht, und ſie immer „kleines, hochmütiges Ding“ genannt. Nach der Eröffnung der Fürſtin ſagte er lebhaft:

„Du haſt ganz Recht, Mama! . . . Sie wäre imſtande, ſich in unſere Familie eindrängen zu wollen, und Friedrich wäre imſtande, ſich genug von ihr beherrſchen zu laſſen, um ſie zu heiraten.“

„Dieſen kindiſchen Gedanken muß er aufgeben,“ verſetzte die Fürſtin. „Will er heiraten, er, der nachgeborene Sohn mit geringer Apanage, ſo heirate er ein reiches Mädchen aus unſerer Sphäre, damit ſeine Kinder weder unſerm Hauſe zur Laſt fallen, noch das Schrecklichſte werden, was es auf Erden gibt: vornehme Proletarier.“

„Und er denkt an Lori, um ſie zu heiraten, Mama. Jetzt nach Deiner Mitteilung, wird es mir klar. Er ſagt zuweilen mit Entſchiedenheit: Ich werde nur dasjenige Mädchen lieben, das ich zu heiraten entſchloſſen bin. Da ſieht man jetzt ganz deutlich im Hintergrund ſeiner Gedanken — Lori.“

„Sein Vorſatz, nur dasjenige Mädchen zu lieben, das er heiraten will, iſt ſo vortrefflich, daß ich nur wünſche, es möge auch der Deine ſein, lieber Georg. Aber, daß er wegen Lori dieſen Vorſatz faßt, iſt unbeſchreiblich zu beklagen.“

„Und man weiß gar nicht, wie er davon abzubringen iſt! Widerſpruch würde ihn nur noch eigenſinniger machen,“ rief Georg aufgeregt.

„Zeit und Entfernung ſind zwei Mittel, denen am Ende ſchwer zu widerſtehen iſt, weil man ſie wenig, und allmählich immer weniger ſpürt. Man wird durch ſie nicht gereizt, nicht angegriffen, nicht zur Verteidigung aufgeſtachelt. Und ſiehe da! eines guten Tages iſt man umgewandelt, man weiß nicht wie.“

„Iſt ſie denn wirklich ſo ſchön, Mama?“

„Ich möchte Nein ſagen können . . . aber ich muß Ja ſagen. Deine Schweſtern ſind nicht mit ihr zu vergleichen, und die liebliche Clara verſchwindet neben ihr. Dein Vater, der freilich immer eine entſchiedene Vorliebe für ſie hatte, der bis zur Stunde von ihr bezaubert iſt, nennt ſie eine beſiegende Schönheit.“

„Das iſt eine ſchlimme Sorte, Mama! ſie wird ihren Sieg über Friedrich zu benutzen wiſſen.“

II.

Nach langen Leiden ruhte Frau von Reinoltſtein im Grabe. Der Fürſt war ſchwer krank. Ein Nervenfieber bedrohte ſein Leben. Seine Söhne waren an ſein Krankenbett gerufen. Friedrich beklagte die ſchmerzliche Veranlaſſung, konnte aber nicht ändern, daß ſein Herz in Wonne aufwallte, als er Eleonore wiederſah.

Sie lebte bei ihrem Vater. Die Brüder beſuchten ihn und ſie. Sie trug noch die Trauer um ihre Mutter. Kein Band, keine Blume, nicht der geringſte Schmuck an ihrem ſchwarzen Kleide.

Beſiegend ſchön! ſprach Georg zu ſich ſelbſt. Friedrich dachte nichts. Er ſah ſie wieder; er war ſelig; in der Seligkeit hören die Gedanken auf. Da aber die Seligkeit kein Zuſtand für die Erde iſt, ſo iſt es ſehr ratſam, ſich nicht ſo weit in ſie zu verſenken, daß die Gedanken in ihr untergehen. Dies geſchah ihm aber, denn er war einundzwanzig Jahre alt. Er beſchloß, dem Vater ſeine Liebe zu offenbaren und ihn zu bitten, Eleonore als Schwiegertochter anzunehmen. Er pflegte den Fürſten mit unermüdlicher, zärtlicher Ausdauer, durchwachte die Nächte bei ihm, verblieb am Tage im Krankenzimmer, war von ſo großer Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, daß der Fürſt ihn am liebſten, im Grunde nur ihn um ſich haben mochte. Die Gefahr ging vorüber, doch eine langſame und mühſame Geneſung ſtand bevor. Der

Fürſt erklärte, er wolle Friedrich bei ſich behalten; Georg möge immerhin allein die Reiſe nach England machen, die für beide Söhne beabſichtigt war. Die Fürſtin zitterte vor Beſorgnis, konnte aber unmöglich dem Willen des kranken Vaters entgegen treten, tröſtete ſich auch damit, daß Friedrich nur höchſt ſelten und flüchtig Eleonore ſah, und gar keine Gelegenheit hatte, ſich ihr zu nähern, ein trauliches Wort mit ihr zu wechſeln; denn wenn Eleonore auch zuweilen den Kranken beſuchte, ſo war dies immer in Gegenwart der Fürſtin oder ihrer Tochter. Der Fürſt ſagte zwar jedes Mal:

„Beſuche mich doch häufiger, Du liebes, ſchönes Hexlein. Du machſt Dich gar zu rar.“

Aber Eleonore verblieb in ihrer ſtolzen Zurückhaltung, und Friedrichs ſtille Liebe ſteigerte ſich mehr und mehr zur Leidenſchaft. Nicht wenig trug dazu bei, daß er ganz ungewiß war, ob Eleonore geneigt ſei, ihr kindliches Wort ihm zu halten. Wenn aber — was würden ſeine Eltern ſagen, und wenn ſie dagegen wären — wie ſollte es ihm möglich werden, ſein Wort zu halten. Quälten ihn dieſe Gedanken zuweilen, ſo traten ſie doch meiſtens in den Hintergrund; denn er war jung und verliebt: folglich hoffte er, und die Hoffnung iſt wie die Mittagsſonne; ſteht ſie am Himmel, ſo nimmt man keinen Schatten wahr.

Die Geneſung des Fürſten zog ſich ſehr in die

Länge und Friedrich wurde ihm immer lieber, immer unentbehrlicher. Vergeblich ſtellte ihm die Fürſtin vor, es ſei ganz unnütz, in die Geſchäfte Friedrich einzuweihen, ganz unpaſſend, die Beamten an ihn zu weiſen, ganz verkehrt, ihn in ſeiner Ausbildung durch Reiſen zu ſtören. Der Fürſt hörte mit größtem Gleichmut ihre Vorſtellungen an, ging nicht im mindeſten darauf ein und antwortete nur:

„Ich will einen meiner Söhne bei mir haben. Friedrich iſt gern hier. Er wird mir mit jedem Tage lieber. Unter keiner Bedingung laſſe ich ihn fort.“

Zuweilen bat ſie ihn, Friedrich gehen zu laſſen und Georg zu berufen.

„Daß ich ein Tor wäre!“ verſetzte der Fürſt; „hat Georg hier acht Tage zugebracht, ſo langweilt er ſich dermaßen, daß ich ihn nur anzuſehen brauche, um zu gähnen. Daraus wird nichts, beſter Schatz, der Friedrich bleibt hier.“

Henriette wurde verlobt. Der Bräutigam kam mit verſchiedenen Perſonen ſeiner Familie. Friedrich wurde etwas freier, als bisher, in ſeinen Bewegungen: der Vater nahm ſeine Geſellſchaft nicht ſo ausſchließlich in Anſpruch und die Mutter konnte ihn nicht ſo ſcharf beobachten. Er ritt zuweilen ſpazieren, oder ging auf die Jagd. Er hätte wohl einen günſtigen Augenblick benutzen und zu Herr von Reinoltſtein gehen können, wäre er nur ſicher geweſen, Eleonore zu ſprechen und ſich mit ihr zu verſtändigen. Er konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen, und eine günſtige Veranlaſſung machte ihr ein Ende.

Der Fürſt, ein Freund von Feſten und immer bereit, jungen Leuten Vergnügen zu bereiten, gab einen glänzenden Ball, teils um Henrietten's Verlobung, teils um ſeine Geneſung zu feiern. Friedrich's Herz frohlockte, denn Eleonoren's Trauer um die Mutter war zu Ende, und im Gewühl einer zahlreichen Geſellſchaft war es nicht ſchwer, unbemerkt mit ihr zu ſprechen.

Sie erſchien in ihrer ganzen Schönheit, ſo ſtolz, ſo hoch, als ſei ſie und nicht Henriette die Königin des Feſtes, überdas höchſt elegant gekleidet, da der Fürſt ihr den Anzug geſchenkt hatte. Sie war eine ſo beſiegende Erſcheinung, daß ſich alle jungen Männer ohne weiteres in ſie verliebt haben würden, wenn ſie geneigt geweſen wäre, dieſe Huldigungen anzunehmen. Die ſchwarze Sonne wurde ſie genannt, weil ſie ſo ſtrahlend und ſo ernſt war. Konnte ſie lächeln? Das ſchien ungewiß. Sie ſprach freundlich, wie ſich das für ein wohlerzogenes Mädchen gehört; aber ſie lächelte nicht. Nicht eher lächelte ſie, als bis Friedrich, nachdem er alle Höflichkeitstänze abgemacht hatte, ſich ihr näherte und ſagte:

„Denken Sie denn noch an mich . . . — mit einem Tanz, den Sie mir aufgehoben haben, Eleonore?“

Sie ſah ihn an und lächelte. Hätte die Fürſtin ſie beobachtet, ſo wäre ſie gewahr geworden, daß Friedrich's Schickſal entſchieden ſei.

Er überlegte nicht lange, was er zu tun habe. Er ſprach ſich am nächſten Tage ganz offen gegen ſeinen Vater aus und bat ihn um ſeinen Segen zur Verbindung mit Eleonore. Der Fürſt war ganz damit einverſtanden, ja ſo ſehr, daß er gar nicht begriff, weshalb Friedrich eine Scheu hatte, der Mutter dieſe Eröffnung zu machen. Als es geſchah, und die Fürſtin ſich ſehr erzürnte, ſagte er verwundert:

„Aber, beſter Schatz, was fällt Dir ein. Warum ſoll denn nicht unſer nachgeborener Sohn ein Fräulein aus altadeligem Geſchlecht heiraten, das bildſchön, vortrefflich erzogen, mit reichen Geiſtesgaben ausgeſtattet iſt!“

„Weil ſie die Tochter Deines Untergebenen iſt, eines Mannes iſt, der in Deinen Dienſten ſteht, der vom Gehalt lebt, welchen Du ihm gibſt.“

„Das iſt richtig; die Umſtände haben ihn in meinen Dienſt gebracht. Allein die Umſtände ſind keineswegs erniedrigend für ihn. Hätte er Vermögen, ſo könnte er, ſeiner Herkunft und ſeinem Stande nach, überall in der beſten Geſellſchaft leben, denn er iſt ein ebenſo guter Edelmann wie Friedrich.“

„Aber kein Fürſt."

„Friedrich iſt auch nur der Sohn eines Fürſten." —

„Er kann aber, als ſolcher, an glänzende Allianzen Anſpruch machen."

„Beſter Schatz! Glänzende Allianzen ſind Goldſchaum, aber keine Goldſtücke. Sie bringen einen hohen Namen und entſprechende Verwandtſchaft ins Haus . . . —"

„Und das nennſt Du leeren Schaum!" fiel die Fürſtin beleidigt ein.

„Gewiß nicht, lieber Schatz, gewiß nicht!" ſagte der Fürſt begütigend: „es ſind Vorzüge, ſobald diejenige, welche den Namen und die Verwandtſchaften ins Haus bringt, den Geiſt und den Charakter hat, um jene zu verwerten und geltend zu machen. Das findet ſich aber nicht alle Tage . . . und am wenigſten für einen nachgeborenen Sohn."

„Das iſt er allerdings: Er iſt aber auch ein ſchöner, junger Mann, mit vortrefflichen Eigenſchaften, und ein ſolcher iſt allen Müttern als Schwiegerſohn willkommen."

„Vorausgeſetzt, lieber Schatz, daß ein ſtandesmäßiges Einkommen die Zukunft der Tochter und der Nachkommenſchaft feſtſtellen: Friedrich hat nach meinem Tode ſeine Apanage; — und ſind das auch ſehr proſaiſche Rückſichten, ſo bekümmert ſich doch jede verſtändige Mutter darum, wäre der junge Mann auch hundertmal vortrefflicher, als Friedrich iſt.“

„Eine geringere Heirat — das wirſt Du zugeben müſſen — kann Friedrich unmöglich machen. Wozu die übereilte Zuſtimmung! die Welt wimmelt von hübſchen Mädchen; ſchicke ihn fort; laſſe ihn ſich umſchauen in der Welt. Er ſitzt ſeit Monaten hier, — als guter, ſehr guter Sohn; aber er langweilt ſich, weil er keine Zerſtreuung, keine Beſchäftigung hat. Da iſt es faſt unvermeidlich, daß er ſich verliebe, und da hier niemand iſt, in die er ſich verlieben könne, als Lori: ſo verliebt er ſich in ſie. Ich beſchwöre Dich, dieſer albernen Kinderei mit Entſchiedenheit entgegenzutreten.“

„Nein, beſter Schatz, das werde ich nicht tun!“ verſetzte der Fürſt freundlich und beſtimmt: Friedrich iſt verliebt und wünſcht zu heiraten. Er heirate! . . . Er bleibt dann friedlich und häuslich hier bei uns. Lori paßt für uns. Sie wird Kinder haben — und wenn unſere Töchter fortziehen, und wenn ſich Georg in der Welt umher tummelt und wenig Neigung für ein ruhiges Leben im Eheſtand an den Tag legt: ſo ſind wir doch nicht im leeren Hauſe und ſo zu ſagen kinderlos. Wir haben vor Augen unſern glücklichen Sohn in einer zufriedenen Ehe.“

„Mit einer katholiſchen Frau!“ fiel die Fürſtin ein: „das iſt unerhört.“

„Aber ganz gleichgültig! Während zwei

am Geringſten an, nämlich gar nicht; ungefähr ebenſowenig wie man bei zwanzig Jahren die Geſundheit in Anſchlag bringt oder reine Luft in einem Zimmer. Daß es möglich ſei zu leiden weil man ſtatt von einem ſilbernen Teller von einem aus Steingut eſſe — war ihm nie in den Sinn gekommen. Seine häufigen Reiſen in fremden Ländern hatten ihn in ſeiner Gleichgültigkeit gegen den Luxus der Umgebung beſtärkt. Ob Cornelie ein Atlas- oder ein Indiennekleid, eine Brüſſeler oder eine engliſche Spitze, einen Florentiner oder einen Schweizer Strohhut trug, ob ſie ſechs Lackaien oder keinen einzigen im Vorzimmer hatte, war für ihn von der allerletzten Unwichtigkeit. Wer den Reichthum als eine Bedingung des Glücks betrachtet, bei dem iſt ſofort anzunehmen, daß er, wie Leonor, in ſeiner Jugend vom Mangel wahrhaft gelähmt geweſen iſt, und nun die Befreiung davon als Glück anerkennt; oder aber daß er eine jener ſterilen engen Naturen iſt, die keine andern Wünſche haben als die, welche man bezahlen kann. Gotthard dachte: Cornelie muß leiden weil ſie einſam iſt; Leonor: weil ſie arm iſt. Es war ihm ein unüberwindlich bittrer Schmerz der ſich ihm faſt in jedem Augenblick aufdrängte und auch zuweilen zur Sprache kam.

Nachdem die Kranken hergeſtellt waren ſprach

Stunden im Jahr iſt ſie in ihrer Miſſionskirche katholiſch und während dreihundertfünfundſechszig Tagen, weniger jene zwei Stunden, iſt ſie hier mit uns proteſtantiſch; woher ſoll da eine Verſtörung in's Familienleben kommen!"

„Ganz unberechenbar iſt der Einfluß des katholiſchen Prieſters. Auf die arme, unbedeutende Lori wird man ihn nicht geltend machen. Iſt ſie aber Deine Schwiegertochter, ſo liegt die Sache ganz anders. Da wird man verlangen, daß ſie zuerſt auf Mann und Kinder, ſpäter auf die ganze Familie wirke, damit der Katholizismus in unſer Haus dringe und ſich allmählich darin feſtſetze. Lori mit ihrem harten Charakter kann ſehr leicht bigott werden."

„Lori bigott!" rief der Fürſt lachend; „beſter Schatz, dann werde ich auch noch bigott! Nein! dazu hat das Hexlein nicht Anlage und nicht Luſt. Übrigens," ſetzte er nachdenkend hinzu, „wäre dieſer Gefahr abzuhelfen: ſie werde proteſtantiſch. Es iſt nicht gut, wenn Eheleute verſchiedener Religion ſind."

„Ja, ſie muß proteſtantiſch werden, bevor ſie Friedrich heiratet," ſagte die Fürſtin mit großer Entſchiedenheit: „Tut ſie das, ſo iſt es wenigſtens eine Bürgſchaft ihrer Liebe, und wir haben die Genugtuung, eine große Gefahr von unſerm Hauſe entfernt zu haben. Verzichten wir zu Lori's Gunſten auf die gerechteſten Anſprüche, die wir an eine Schwiegertochter machen dürfen: ſo verzichte ſie wenigſtens aus Liebe und aus Dankbarkeit auf ihre unſelige Religion.“

„Ja, das iſt billig,“ ſagte der Fürſt.

„Und Du wirſt es ihr und ihrem Vater mitteilen,“ fuhr die Fürſtin fort: „denn wenn ich es täte, würde man ſich einbilden, durch Dich die Sache rückgängig zu machen. Ich kann ſelbſtverſtändlich zu dieſer armſeligen Verbindung nicht nein ſagen, weil Du ſie genehmigſt. Ich werde indeſſen meinem Mißfallen nur dann keinen Ausdruck geben, wenn Lori proteſtantiſch wird.“

„Vortrefflich!“ ſagte der Fürſt: „dieſe Schwierigkeit ſoll bald gehoben ſein.“

Er ließ Herr von Reinoltſtein rufen, trug ihm die ganze Sache vor und ſagte ſchließlich:

„Es ſteht alſo feſt: nur als Proteſtantin wird Lori meine Schwiegertochter. Was ſagen Sie dazu?“

„Daß ſie es wird, Durchlaucht!“ rief Herr von Reinoltſtein freudeſtrahlend. „Sie wird keinen Einwand machen. Sollte es jedoch aus Unverſtand geſchehen, ſo würde ich nicht erlauben, daß ſie das Glück ihres Lebens einer äußeren Form zum Opfer brächte; denn die kirchlichen Ceremonien ſind ja weiter nichts, als äußere Schalen; der Nerv des Chriſtentums iſt für Katholiken und Proteſtanten überall derſelbe.“

„Bravo, Freund Reinoltſtein! mit dieſen Grundſätzen ſtimme ich ganz überein. Meinetwegen dürfte die Lori auch katholiſch bleiben; doch wegen der Nachkommenſchaft iſt es beſſer, daß ſie proteſtantiſch werde. Die Fürſtin legt großen Wert darauf, und ich will ſie deshalb nicht tadeln.“

„O gewiß nicht! die durchlauchte Frau iſt ganz in ihrem Recht, eine vollkommene Übereinſtimmung der religiöſen Anſichten von ihrer künftigen Schwiegertochter zu begehren.“

„Wohlan, ſo ſprechen Sie mit Lori und bringen Sie mir bald einen günſtigen Beſcheid.“

Glückberauſcht eilte Herr von Reinoltſtein zu ſeiner Tochter und rief:

„Herzenskind, der Wunſch meines Lebens iſt erfüllt! ſoeben teilte mir der Fürſt mit, ſein Sohn habe ihm eröffnet, daß er Dich liebe und als Gattin begehre.“

„Was ſagte der Fürſt dazu?“ fragte ſie errötend.

„Er war ſehr erfreut und ſtellte nur die kleine Bedingung, daß Du proteſtantiſch werden müßteſt.“

„Eine ſeltſame Bedingung! was hat mein Glaube dabei zu ſchaffen?“

„Das ſage auch ich! und eben deshalb, liebes Kind, wirſt Du, wie ich hoffe, die Bedingung des Fürſten ſchleunigſt annehmen; — es ſei denn — was Gott verhüte! — daß Du Graf Friedrichs Liebe nicht erwidern wollteſt."

„Ich liebe ihn," ſagte ſie ruhig.

„Das erwartete ich, und deshalb habe ich ſchon dem Fürſten Deine Einwilligung zugeſagt."

„Lieb iſt mir dieſe Bedingung nicht, und meine gute Mutter würde ſie mir nicht raten."

„Auch ich rate ſie Dir nicht geradezu, allein ich frage Dich, ob Du Deine Liebe aufgeben willſt."

„Nicht um die Welt!" rief ſie feurig, „ich werde in religiöſen Dingen die Anſichten Friedrichs teilen. Das, lieber Vater, kannſt Du dem Fürſten ſagen."

„Du wirſt Dich aber entſchließen müſſen, einigen Unterricht in der proteſtantiſchen Glaubenslehre zu nehmen, beſtes Kind."

„O, das iſt gräulich! da muß ich zuvor mit dem Miſſionsgeiſtlichen ſprechen."

Dabei blieb ſie. So unangenehm es ihrem Vater war, mußte er dem Fürſten dieſe Mitteilung machen. Der Fürſt fand eine ſolche Rückſprache höchſt überflüſſig; die Fürſtin ſchöpfte Atem und hoffte auf den Einfluß des katholiſchen Prieſters, den ſie ſich als unwiderſtehlich ausmalte. Friedrich ſchwankte zwiſchen Zuverſicht und Furcht. Während noch die Verlobungsfeſte im vollen Gange waren, verſchwand Eleonore mit ihrem Vater und begab ſich zu dem Geiſtlichen.

Ihr religiöſes Leben hatte einen ſo niedrigen Stand des Thermometers gehabt, daß der Geiſtliche zwar recht betrübt, doch gar nicht erſtaunt war, ihren Abfall zu vernehmen. Sie ſagte ihm ganz unumwunden, es handele ſich durch dieſe Heirat um das Glück ihres Lebens. Durch ihren katholiſchen Glauben habe ſie nicht das mindeſte Glück zu erwarten: folglich ſei es in der Ordnung, daß er weiche — die Liebe ſei ja das höchſte und vollkommenſte, was der Menſch empfinden könne, ſei der Inbegriff aller Vollkommenheit — und das lehre die heilige Schrift. Der Geiſtliche proteſtierte kräftig gegen dieſe Auslegung der heiligen Schrift, und bat Herr von Reinoltſtein dringend, ſeine Tochter von einem Schritt zurückzuhalten, über deſſen ſündige Verkehrtheit Leidenſchaft und Unerfahrenheit verblendeten, während es doch dem Vater klar ſein müſſe, daß dieſer Schritt, den nur irdiſche Rückſichten bedingten, Unſegen auf ihre Ehe bringen werde. Allein der Vater war ebenſo verblendet wie die Tochter, und pries ſogar ihre kindliche Zärtlichkeit, welche ſie veranlaſſe, ſeine letzten Jahre überreich an ſchönſten Vaterfreuden zu machen.

„Wenn Frau von Reinoltſtein noch lebte, würden wir nicht dieſen traurigen Auftritt haben," ſagte der Geiſtliche.

„Er würde noch trauriger ſein," antwortete Eleonore, „denn ſie würde ſich ſehr gegrämt haben."

„So feſt ſteht Ihr Entſchluß, daß der Gedanke an die Mißbilligung und den Schmerz Ihrer Mutter ihn nicht wankend macht?"

„Ja, denn mein Glück würde ſie getröſtet haben."

„Ihr Glück? Sie treten mit der Ungnade und dem Unſegen Gottes in den Eheſtand, und zählen auf Glück!"

„Welche empörende Anſicht!" rief Herr von Reinoltſtein gereizt.

Eleonore wechſelte die Farbe und ſagte:

„Geben Sie mir einen guten Rat, hochwürdiger Herr. Ich möchte gern in der Gnade Gottes bleiben."

„Nun, dann bleiben Sie katholiſch. Einen andern Rat gibt es in dieſem Fall nicht."

„Und gerade in dieſem Fall iſt es unmöglich."

„Da man aber nicht zweien Herren dienen kann, nicht zugleich den göttlichen Geboten und dem Weltſinn gehorchen kann: ſo kann ich Ihnen auch keinen Rat für die Art und Weiſe geben, in welcher Sie dieſem böſen Herrn zu dienen haben."

„Sie werden beleidigend, Hochwürden," ſagte Herr von Reinoltſtein zitternd vor Zorn: „meine Tochter wird die Gebote Gottes nie verletzen."

„Du ſollſt keine Götter haben neben mir,“ entgegnete der Geiſtliche ruhig: „dies iſt ein ſehr deutliches Gebot, und Fräulein Eleonore verletzt es, indem ſie aus einem Menſchen ihren Götzen macht und ſeinem Willen folgt.“

„Dann wäre ich im Grunde mein eigener Götze, denn ich tue das, was ich ſelbſt will,“ ſagte Eleonore, die alles ganz gelaſſen anhörte.

„Deſto ſchlimmer für Sie! Hingeriſſen von der Neigung zu einem Menſchen, verblendet durch die Heftigkeit ſeiner Zuneigung, könnten Sie in dem Rauſch der Leidenſchaft, der zuweilen uns arme Kinder des Staubes überfällt, eine kleine Entſchuldigung finden. Handeln Sie aber mit kalter Überlegung, ſo gibt es keine für Sie, und ſind Sie feſt in Ihrem verkehrten Willen, ſo begreife ich nicht, weshalb Sie ſich die Mühe machten, zu mir zu kommen.“

„Da hörſt Du es, Lori!“ rief Herr von Reinoltſtein: „Du biſt ganz unnütziger Weiſe hier. Anſtatt Rat und Belehrung zu finden, wird eine Beleidigung über die andere auf Dich gehäuft. Nun iſt’s genug! Laß’ uns gehen.“

„Sogleich, lieber Vater, und nur noch eine Frage, hochwürdiger Herr. Wäre es nicht möglich, daß die proteſtantiſche Lehre vollkommener wäre, als die katholiſche?“

„Nein! die Fülle der göttlichen Offenbarung iſt in der katholiſchen Glaubenslehre beſchloſſen.“

„Alſo brauche ich mich nicht in der proteſtantiſchen unterrichten zu laſſen, denn ſie hat, als ſie ſich abzweigte, von jener ihre Dogmen entlehnt. Folglich weiß ich mehr, als ein proteſtantiſcher Lehrer weiß, und brauche nicht mich unterrichten zu laſſen — was mir ſehr läſtig wäre.“

Eleonore ſprach mit ſo großer Ruhe und Entſchloſſenheit, daß der Geiſtliche ihr ganz traurig antwortete:

„Mir ſcheint, daß wir einander nichts mehr zu ſagen haben . . . — für jetzt.“

„Und nie und nimmer!“ ſetzte Herr von Reinoltſtein hinzu.

So trennte man ſich: der Vater in Zorn über vermeintliche Beleidigung, die Tochter gefaßt in ihrem eigenen Willen, der Geiſtliche betrübt, daß dieſe Seele durch eine ſchlimme und eine gute Gabe, durch Stolz und Energie, auf Abwege kam.

Nunmehr waren alle Schwierigkeiten beſeitigt. Friedrich und Eleonore wurden verlobt. Der Fürſt war faſt ebenſo glücklich, wie ſein Sohn; die Fürſtin voll herablaſſender Güte. Sie freute ſich des ſtillen Sieges, den ſie über Eleonore gewonnen, des Tributs, den dieſe gezahlt hatte. Eleonore triumphierte einerſeits heimlich über die Fürſtin, die ſie nicht als Tochter des Hauſes gewollt hatte. So ſtanden dieſe beiden Frauen — — äußerlich neben einander; innerlich — einander gegenüber.

III.

Herr von Reinoltſtein genoß nicht lange die Freude, im Glanz und Glück ſeiner Tochter ſich zu ſonnen. Er ſtarb im erſten Jahre ihrer Ehe. Als der Tod ihm nahe kam, ließ er den Geiſtlichen an ſein Sterbebett rufen, um den er ſich im Leben nicht viel gekümmert hatte, und recht andächtig empfing er die heiligen Sterbſakramente und ſagte ſeiner Tochter, daß er aus ihnen großen Troſt für den ſchweren Todeskampf ſchöpfe. Eleonore ſah ihrer Niederkunft entgegen. Der Geiſtliche ſagte zu ihr:

„Wer weiß, wie nahe Ihnen der Tod iſt, gnädige Gräfin. Sie werden aber in Ihrer Sterbeſtunde nicht die Tröſtungen haben, deren Ihr Vater ſich erfreut.“

„Ich werde nicht ſterben, hochwürdiger Herr! ich bin geſund und ſtark. Ich zähle auf einen Sohn und auf kräftiges Leben für ihn und mich.“

Eleonore ſagte dies mit einer Ruhe, als habe ſie für immer einen Bund mit der Gunſt des Schickſals geſchloſſen. Was wird das für ein Sturz werden, dachte der Geiſtliche bei ſich ſelbſt, wenn dieſe Sicherheit, die kein Fundament hat, jemals zuſammenbricht.

Bald darauf gab Eleonore einem Sohn das Leben. Er wurde, nach ſeinem Großvater, Georg genannt. Ihre ganze Exiſtenz war eine Kette von Triumphen. Sie war allmächtig bei ihrem

Schwiegervater. Was ſie wollte, geſchah; was ſie wünſchte, ging in Erfüllung; was ſie anordnete, war ihm recht. Er hatte den Flügel des Schloſſes, den ſie bewohnte, mit einem Luxus eingerichtet, der alle anderen Gemächer übertraf. Er hatte ihr eine Ausſtattung gegeben, durch welche die ſeiner Tochter Henriette, welche ſich um dieſelbe Zeit vermählte, in Schatten geſtellt wurde. Er überhäufte ſie fortwährend mit Geſchenken, mit Aufmerkſamkeiten jeder Art. Ihre Geſellſchaft war ihm unentbehrlich. Als die Fürſtin in's Bad reiſen wollte und ihn fragte, ob es ihm genehm ſei, daß Ottonia ſie begleite, antwortete er:

„Beſter Schatz, reiſe wohin Du willſt und mit wem Du willſt . . . vorausgeſetzt, daß Lori hier bleibt."

Selbſtverſtändlich waren die Fürſtin und ihre Kinder nicht ſehr entzückt über dieſe unmäßige Vorliebe für Eleonore; um ſo weniger, als dieſe ſich mit nichten um deren Wohlwollen bewarb, ſondern die Fürſtin mit großer Kälte und ihre Schwägerinnen mit hochmütiger Gleichgültigkeit behandelte. Der Schwiegervater und der Gemahl ſahen ihre Fehler nicht und machten ſie zu ihrem Abgott. Nach der Geburt ihres Sohnes ging der Fürſt ſo weit, es zu beklagen, daß nicht dieſer Kleine dazu beſtimmt ſei, dereinſt Fürſt zu werden. Er ſann darauf, für ihn einen beträchtlichen Teil des Vermögens zurückzulegen, was ihm frei-

Leonor von einer Reiſe ins Berner Oberland, das er noch nicht kenne, und Cornelie ſagte:

„Ja ſo gehts! ich bin im dritten Jahr hier und nicht über die Umgebung von Zürich hinausgekommen.“

„Ach, rief Leonor, wenn ich Ihr Führer ſein dürfte, gnädige Gräfin!“

„Behüte der Himmel! rief ſie munter, wir hier ſind höchſt ſparſame Leute, die an dergleichen Reiſeverſchwendungen nicht im Traum denken dürfen.“

„Es mögte doch für Ihre Geſundheit ſehr vortheilhaft ſein,“ entgegnete er faſt verlegen.

„Das iſt recht wie ein Arzt geſprochen, der mit eleganten Damen zu thun hat; ſagte ſie. Wir befinden uns vortreflich und machen uns ein wenig über die Leute luſtig, welche krank werden weil ſie blaſirt und gelangweilt ſind, und auf Chauſſeen und in Gaſthöfen den Emotionen nachjagen gegen die ſie abgeſtumpft ſind. Sie als Arzt, lieber Doctor, müſſen merkwürdige Beobachtungen darüber machen wie der Reichthum entnervt und erſchlafft. Ich meines Theils glaube, daß ſieben Achtel des Krankheitsſtoffes, womit die Welt heimgeſucht wird, eine Decompoſition des Reichthums iſt: die ihn beſitzen, werden entnervt vom Genuß; die ihn nicht beſitzen, werden aſthmatiſch vor Begier, und in dieſen verlich nicht gelang, was aber die übrigen Mitglieder der Familie erbitterte, ſo daß der älteſte Sohn ſich faſt gar nicht ſehen ließ und in Paris ein Leben führte, das dem Vater ſehr mißfallen mußte. Als Ottonia ſich vermählte, mußte Georg auf Befehl des Fürſten zur Hochzeit erſcheinen und es fand eine ziemlich heftige Unterredung zwiſchen Vater und Sohn ſtatt, indem jener dieſem ſeinen Mangel an Rückſichten, ſeinen Leichtſinn, ſeine Verſchwendung vorwarf.

„Das alles wird nur dann aufhören," ſagte er, „wenn Du eine vernünftige Heirat machſt und Dich hier niederläßt, wie ſich das für meinen älteſten Sohn und Nachfolger im Regiment geziemt."

„Lieber Papa," erwiderte Georg ſpitz, „mein Bruder und ſeine Frau nehmen hier einen ſo großen Raum und einen noch größeren in Deinem Herzen ein, daß kaum für mich und noch viel weniger für meine Frau, etwas Platz übrig bleibt. Du begreifſt, daß eine Frau, wie meine Eltern und meine Verhältniſſe ſie verlangen, ſich nicht mit der untergeordneten Stellung begnügen würde, die hier jedermann, meine Mutter nicht ausgenommen, wegen meiner Schwägerin einnimmt."

„Bringe mir eine Schwiegertochter, welche Lori's Vorzüge beſitzt und mit ihr wetteifert, mein Alter zu erheitern, und beide werden meinem Herzen gleich teuer ſein."

„Ich würde mich doch ſcheuen, dieſe Probe zu machen.“

„So darf es Dich nicht Wunder nehmen, daß ich die größte Freude über Friedrich und ſeine Frau habe und daß ich es äußere. Was habe ich denn von meinen Kindern? Du behaupteſt, nur in Paris leben zu können. Was das bedeutet, weiß ich zur Genüge. Kann mich das freuen? — Henriette ſitzt in Norddeutſchland in Permanenz zwiſchen Wiegen und Wochenbett und nichts habe ich von ihr, als den Gedanken, daß es ihr gut geht — was mir dann auch ſehr lieb iſt. Jetzt heiratet Ottonia nach Ungarn, wo ſie es ohne Zweifel genau ſo machen wird, wie Henriette. Wer bleibt mir übrig, wer iſt bei mir, wer zeigt mir ein fröhliches, junges Antlitz, wer pflegt mich, wenn ich krank bin, wer erheitert mich, wenn ich geſund bin, wer ſchenkt mir einen Enkel, den ich unter meinen Augen aufwachſen ſehe — Friedrich und ſeine Frau. Nimm ein Beiſpiel an Deinem Bruder und ich werde Dich genau ſo behandeln wie ihn.“

Die Fürſtin war ebenfalls der Anſicht, daß ſich Georg baldmöglichſt vermähle, teils um ihn in ein ruhiges Geleiſe des Lebens zu bringen, teils um Eleonorens Einfluß die Wage zu halten; doch Georg wollte nichts vom ſüßen Joch der Ehe wiſſen und kehrte nach Paris zurück. Kaum dort angelangt wurde er ſchleunigſt an das Sterbebett des Fürſten gerufen.

Dieſer hatte in den letzten Jahren fortwährend gekränkelt. Seine Kräfte waren erſchöpft; eine leichte Krankheit nahm ihn hinweg.

Georg war jetzt Fürſt.

Eine größere Veränderung der Verhältniſſe iſt kaum denkbar als die, welche nunmehr erfolgte. In tiefen Schatten traten Friedrich und Eleonore in jeder Beziehung. Er war jetzt der jüngere Bruder, welcher von ſeiner Apanage zu leben hatte und mit den in pekuniärer Beziehung bis zur Verſchwendung freien Exiſtenz war es aus und vorbei; — nicht bloß deshalb, weil Georg keineswegs geneigt war, dem Bruder den unbeſchränkten Mitgenuß des Vermögens zu gewähren, wie der Vater es bisher getan hatte: ſondern auch, weil es ſich herausſtellte, daß das Vermögen tief zerrüttet und von einer ungeheuern Schuldenlaſt bedrückt war. Vielleicht hatte ſich dieſe Laſt ſchon von einer Generation auf die andere vererbt. — Niemand wußte Rechenſchaft und Auskunft zu geben. Der verſtorbene Fürſt hatte ſich in ſeinem ganzen Leben nicht um den Stand ſeines Vermögens bekümmert. Er verließ ſich auf die Ziffer ſeines Einkommens. Daß bedeutende Schulden darauf lagen, daß dieſe von Jahr zu Jahr ſtiegen, weil er ſeine Ausgaben nach jener Ziffer einrichtete, dieſe auch ſorglos überſchritt, wenn es ſich eben ſo machte, beachtete er nicht; vielleicht wußte er es kaum. Er verließ ſich auf ſeine Beamten und dieſe, die ſich in der Verwirrung ſo großer Geſchäfte nicht zurecht fanden, auch nicht den Beruf fühlten, den Fürſten davon in Kenntnis zu ſetzen, begnügten ſich damit, beſtändig bares Geld zu ſeiner Verfügung bereit zu halten. Dem klaren Blick der Fürſtin war der Gang der Geſchäfte zuweilen höchſt bedenklich vorgekommen. Da aber ihre Einmiſchung, ja ſchon ihre Frage, dem Fürſten unerträglich war, und da es nie und nirgends an Geld fehlte: ſo konnte der eigentliche Zuſtand der Dinge ihr doch verborgen bleiben. Vielleicht wünſchte ſie auch keineswegs, ihn zu ergründen, da er Einſchränkung verlangt hätte und ſie — nicht für ihre Perſon, aber für ihr Haus — einen großartigen Zuſchnitt verlangte.

Jetzt ſah dies Haus einer furchtbaren Kataſtrophe entgegen. Um ſie zu hemmen, reichten gewöhnliche Einſchränkungen nicht aus. Ohnehin war das eine Sache, die dem jungen Fürſten ebenſo fremd war, wie die Goldmacherkunſt. Nur eine reiche und zwar eine ganz außerordentlich reiche Heirat konnte von weſentlichem Nutzen ſein. Aber wo war ſie zu finden? Die Fürſtin dachte und überdachte die Reihe der Prinzeſſinnen, die ihr paſſend für Georg erſchienen; ja, ſie ließ ſich herab, die Komteſſen zu muſtern, mit denen allenfalls eine Verbindung möglich erſchienen wäre; — aber ach! es ſtand keine einzige auf dem ſo notwendigen goldenen Piedeſtal. In eine andere Sphare begaben ſich aber ihre Gedanken nicht. Sie grämte ſich namenlos und ſie zürnte dem Fürſten, daß er in ſeinem Leichtſinn an keine Abhilfe dachte.

„Ich bin ſogleich bereit, eine reiche Frau zu heiraten, wenn's auch keine Prinzeſſin iſt, aber Du mußt ſie ſuchen, beſte Mama," ſagte er ruhig, „ich bin nicht ſo bewandert wie Du in der vornehmen Frauenwelt."

Er ritt und jagte, kaufte die ſchönſten Wagen und Pferde, ließ einen Koch aus Paris kommen, legte einen großartigen Park an und benahm ſich nicht anders, als ob ihm bereits die Millionen der Gemahlin, die ſeine Mutter zu ſuchen hatte, zu Gebot ſtänden. Seinem Bruder mutete er zu, die Wohnung im Schloß aufzugeben und ſich in dem herrſchaftlichen Hauſe im Städtchen niederzulaſſen, wo Herr von Reinoltſtein gelebt hatte; — das paſſe viel beſſer für Friedrichs kleine Verhältniſſe und beſchränkte Mittel; Eleonore werde ſich dort aus alter Gewohnheit ganz heimiſch fühlen; und er, ſobald er ſich vermähle, brauche das Schloß für ſich ganz notwendig, da die Mama ſchon ein halbes Stockwerk einnehme.

Dieſe Zumutung empörte Eleonore über die Maßen und ſie beſchwor Friedrich, nicht nur das Schloß, ſondern auch die Stadt zu verlaſſen und ſich an einem anderen Orte anzuſiedeln. Aber

Friedrich fand wiederum die Zumutung Eleonorens empörend, denn er war an das volle Behagen der Exiſtenz auf dem väterlichen Schloß gewöhnt und wußte ſehr genau, daß es vorbei ſei mit aller Behaglichkeit, wenn er mit ſeiner Apanage an einem fremden Ort ſich begnügen müſſe.

„Das würde Einſchränkungen erfordern,“ ſagte er, „von denen wir nur unbeſtimmte Ahnung haben und deren wir gar nicht fähig wären.“

„O doch! ich gewiß!“ rief ſie.

„Du weißt gar nicht, was perſönliche Einſchränkung iſt, obſchon Deine Eltern nicht wohlhabend waren. Denn mein Vater hat Dich von der Wiege an mit allen Dingen überſchüttet, die das Kind, das junge Mädchen, die Frau irgend wünſchen konnte. Von Deiner erſten Puppe an bis zu Deinem letzten Kleide — das Schönſte und Beſte, wurde für Dich ausgeſucht und es würde Dir unerträglich ſein, ſtatt in Sammet und Seide in geringeren Stoffen einher zu gehen.“

„Ja, hier . . . weil es eine Demütigung wäre; nicht aber in der Fremde, wo niemand uns kennt.“

„Reinſter Hochmut! ich habe für den Unterhalt meiner Familie zu ſorgen und ich will dort bleiben, wo das mir möglich iſt — und das iſt hier, wenn nicht hier im Schloß, dann in der Stadt im Herrſchaftshauſe.“

„In die Fremde gehen wir aus freier Wahl. Zu dieſem Schritt kann uns niemand zwingen.

In die Stadtwohnung werden wir aber getrieben und das iſt eine Beleidigung für uns und unſere Kinder."

„Kinder!" rief Friedrich mit ſcharfer Betonung der letzten Silbe, „das fehlt noch! ein Kind iſt wahrlich genug."

Eleonore ſchwieg, tief gekränkt.

Der Fürſtin wurde der Gebrauch von Karlsbad verordnet. Als ſie vierzehn Tage dort war, ließ ſie den Fürſten kommen, und als ihre Kur beendet war, hatte er ſich verlobt. Fabelhaft reich war ſeine Braut; der letzte Sprößling der Mingreliſchen Fürſten, in Rußland geboren, in Paris erzogen, früh verwaiſt, ſechszehn Jahre alt. Sie hieß Pelagia und war mit der Familie ihres Vormundes in Karlsbad. Von Bewerbern umringt und ganz frei in ihrer Wahl, wählte ſie den ſchönſten von ihnen: das war Georg."

Noch nie hatte eine ſolche Freude, ein ſolches Hochgefühl das Herz der Fürſtin gehoben, als an dem Tage, wo Georg ſeine junge Gattin in das Schloß ſeiner Väter einführte. Der Glanz des Hauſes und die Fortdauer des Hauſes waren geſichert. Pelagia war ſehr ſchön; keine geiſtige, ſondern eine ſinnliche Schönheit, wie ſie eben ſein mußte, um Georg zu gefallen. Alles ging nach Wunſch. Friedrich fand ſeine Schwägerin äußerſt angenehm. Ihr Geiſt war nicht hoch, ihr Charakter nicht tief, ihre Bildung nicht gründlich; ſie lebte auf der Oberfläche der Dinge mit großer Anmut und eben das ſagte ihm gerade ſo zu, wie ſeinem Bruder der Charakter ihrer Schönheit. Überdies war ſie wohlwollend und träge, ſo daß ſie keinem Menſchen in den Weg trat, vorausgeſetzt, daß man den ihren nicht durchkreuzte. Sie hatte ſogleich befohlen, daß Friedrich im Schloß und unter den früheren Verhältniſſen bleibe. So wurde Pelagia ſelbſtverſtändlich der Mittelpunkt der Familie.

Nur Eleonore hielt ſich in kühler Entfernung. Sie empfand es, daß ſie hinter zwei Fürſtinnen ſtand. Sie empfand es, daß Friedrich der Schwägerin ſehr zugetan war. Sie ſagte nicht; doch in der innerſten Tiefe ihrer Seele zogen ſich Wolken zuſammen. Bis hieher hatte der Stolz ſie geführt und wie ſie meinte, zu ihrem Glück ſie geführt. Als ſie dieſen Punkt erreicht hatte, begann ſie zu leiden und zwar durch ihren Stolz. Viel verkannt und ſehr gemieden iſt das Leiden und es iſt doch der edle Diamant, welchen die Hand Gottes braucht um den Kieſelſtein der menſchlichen Seele zum ſtrahlenden Rubin auszuſchleifen.

Eleonore begann nachzudenken über ſich ſelbſt und die Welt und das Leben, über ihre Beſtimmung und ihre Pflicht. Je mehr ſie es tat, deſto ernſter wurde ſie und deſto mehr geriet ſie in Disharmonie mit ihrer Familie. Vor ihrer zweiten Niederkunft verſank ſie in ſolche Schwermut, daß ſie alles darum gegeben hätte, mit dem Miſſionsgeiſtlichen reden zu können. Aber ſie wußte es nicht einzurichten; — und was wollte ſie ihm denn auch ſagen? — ſie verſtand ſich ſelbſt nicht. Das kleine Mädchen, dem ſie das Leben gab, ſtarb bald darauf: für ſie — ein unausſprechlicher Schmerz, für ihren Mann — kaum ein ſchwaches, trauriges Gefühl. Alle Kraft ihres Herzens ſammelte ſich bei ihr in der Mutterliebe. War Friedrich denn überhaupt wert, Vater zu ſein, da ein ſolcher Verluſt faſt unbemerkt an ihm vorüberging? fragte ſie ſich heimlich.

Pelagia ſah ihrer Niederkunft entgegen. Sie war geſund und fröhlich und alle hofften auf einen Erben. Sie fuhr mit ihrem Mann ſpazieren und er führte ſelbſt die Zügel. Sie bat ihn, es tun zu dürfen, wie ſie es ſchon oft getan. Er gab ſie ihr. In demſelben Augenblick ſcheuten die Pferde — Niemand wußte weshalb! — taten einen heftigen Seitenſprung, ſchleuderten den leichten Wagen um und nahmen Reißaus. Feldarbeiter eilten zu Hilfe. Die Pferde raſten fort bis ſie vor Ermattung zuſammenbrachen. Der Fürſt lag entſeelt am Wege, mit dem Kopf auf einem Prellſtein; die Fürſtin bewußtlos und ſchwer verletzt fünfzig Schritt weiter; der Kutſcher war vom Lakaienſitz herabgeſprungen ohne im mindeſten beſchädigt zu ſein. Die erſte Folge war, daß Pelagia einen toten Knaben zur Welt brachte; die zweite, daß

Friedrich nunmehr Fürſt war; die dritte, daß Pelagia ihr Vermögen zurückbegehrte; die vierte, daß der Fürſt vollkommen ruiniert war, wenn das geſchah.

Es gab jetzt drei Fürſtinnen im Schloß, aber zwei von ihnen waren Witwen und Eleonore war jetzt die erſte, die Herrin. Sie war mehr, ſie ſtand höher, als ſie je erwartet hatte — und von dem Augenblick an hatte ſie keine einzige frohe Stunde mehr. Niemand wußte ein Mittel um dem Ruin vorzubeugen, denn Pelagia's ehemaliger Vormund forderte für ſie, die erſt achtzehn Jahre zählt, mit größter Entſchiedenheit nicht nur ihr Vermögen, ſondern auch ihre Rückkehr in ſein Haus und unter ſeinen Schutz, da die junge Witwe ohne Zweifel einer zweiten Ehe geneigt ſein werde, und dieſe ſich nicht ſo leicht in einem abgelegenen Schloß, in einem Winkel von Deutſchland finden laſſe. Die Fürſtin Mutter zitterte vom Scheitel bis zur Sohle bei dieſer ganz einfachen Forderung und auf ihre und Friedrichs Bitten gab Pelagia dem Vormund zur Antwort, ſie wolle das Trauerjahr bei der Familie ihres verſtorbenen Gemahls zubringen, und ſo lange ſollten auch die Vermögensverhältniſſe unberührt von den veränderten Umſtänden bleiben.

Die Fürſtin ſchöpfte Atem und Friedrich war ſelig. Für ihn ſtand das Vermögen im Hintergrund; ihm war es um Pelagia's Perſönlichkeit knöcherten Organiſationen wird dem Herzen weh und wund.“

Leonor verſuchte den Reichthum in Schutz zu nehmen durch die hergebrachten Gemeinplätze, was für Vortreſſliches, Menſchenfreundliches ꝛc. durch ihn geſtiftet werden könne, welche Genüſſe man ſich und Andern bereite, welch einer Verfeinerung, auch in geiſtiger Beziehung, das Leben durch ihn befähigt werde, welch ein Protektor der Kunſt, der Induſtrie er ſei, wie er den Umſchwung der Civiliſation und den Gang der Kultur befördere.

„Umſonſt iſt nichts auf der Welt, und auch Verderbliches bringt irgend einen Vortheil, entgegnete Cornelie. Sie müſſen geſtehen, daß all dieſe Herrlichkeiten, welche Sie dem Reichthum beimeſſen, nur ausnahmsweiſe bewußte Wirkungen der Einzelnen ſind. Die Reichen im Allgemeinen leben wie auf Gamachos Hochzeit, und laſſen Kunſt, Induſtrie, Wiſſenſchaft ihre eignen Wege gehen. Ich bin ja ſelbſt reich geweſen; ich weiß ja aus Erfahrung, daß der Reichthum eine unerhörte Menge von faktiven Bedürfniſſen erzeugt in denen er ſich zerſplittert, ſo daß von der grandioſen Verwendung, die Sie im Auge haben und mir vielleicht einen Lorenzo di Medici nennen mögen, höchſtens alle hundert Jahr einmal bei einem Individuum die Rede iſt.

zu tun. So lange ſein Bruder lebte, hatte Friedrich nicht bemerkt, wenigſtens nicht beachtet, wie lieb ihm Pelagia ſei. Sie war Georg's Frau, ſie gehörte zur Familie, er war ſicher, ſie ſtets in dieſem Kreiſe zu finden — das genügte ihm . . . vorderhand und in die Zukunft dachte er nicht. Jetzt war er aus ſeiner ruhigen Behaglichkeit aufgeſcheucht, jetzt türmten ſich Berge von Schwierigkeiten und Sorgen vor ihm auf, jetzt ſollte er auch ſie verlieren, die ſein Auge erfreute, ſeine Verſtimmung erheiterte, und ebenſo wie er das Leben leicht nahm und nicht allzuviel über deſſen Aufgabe grübelte, ſondern die Freuden hinnahm, die ſich eben darboten, die Leiden aber möglichſt bei Seite ſchob.

Bevor das Trauerjahr zu Ende ging, war Friedrich zur Überzeugung gekommen, es ſei ihm ganz unmöglich, ohne Pelagia zu leben. Nichts iſt wandelbarer als die Leidenſchaft, weil ſie keine belebende, ſondern eine verzehrende Flamme iſt. Daß er Eleonore ſo lange geliebt und ſo mühſam errungen hatte, ſchien ihm auf jugendlicher Täuſchung zu beruhen — oder auch darauf, daß ſie aufgehört hatte, liebenswürdig wie damals zu ſein. Und das Letztere war in der Tat richtig: ſie war für ihn von eiſiger Kälte. Ihre ſtolze Seele verachtete den Verſuch, ihn anzuziehen, zu gewinnen, zu feſſeln; ſie behandelte ihn abſtoßend und drängte ihn dadurch um ſo mehr zu Pelagia hin.

Aber ſie litt unausſprechliches — und ohne Troſt. Der Gott, den ich ſchnöde für einen Götzen verachtet habe, rächt ſich und gibt mich in die Gewalt dieſes Götzen, der jetzt mich verachtet: ſprach ſie zu ſich ſelbſt mit bitterer Trauer, die einen ſcharfen Stachel durch das Bewußtſein erhielt, daß der äußere Glanz ihrer Lage einzig und allein durch Pelagia's Reichtum aufrecht gehalten würde. Sie war Fürſtin — ja! . . . aber unter welchen Umſtänden! Sie fühlte ſich herabgewürdigt unter das ärmſte Bettelweib.

Die Fürſtin Mutter ſah ganz deutlich, was in den Gemütern vorging, erkannte ganz deutlich, daß dies unhaltbare Verhältnis ſehr leicht unheilbar werden könne, und daß Pelagia's Abreiſe notwendig ſei. Sie fühlte auch, daß ſie die Pflicht der Mutter üben, daß ſie warnen und raten müſſe; . . . aber dieſer Rat entfernte Pelagia, führte ſie einer zweiten Ehe zu, ruinierte auf immer das Anſehen und den Glanz des Hauſes und machte Friedrich unglücklich an der Seite einer Frau, die durch ihre Schuld der ganzen Familie im höchſten Grade unſympathiſch war und die ſich in der ſchroffſten Weiſe vor ihm zurückzog. Sie geſtand ſich nicht ein, daß ſie ganz anders handeln würde, wäre die Geldfrage nicht im Spiel, und wäre Eleonore ihr eine liebe Schwiegertochter. Es ſchien ihr am beſten, die Augen zu ſchließen über eine Lage der Dinge, für welche ſie keine Abhilfe wußte.

Es ließ ſich nichts peinlicheres denken, als das Verhältnis, in welchem dieſe vier Menſchen neben einander lebten. Die Spannung war zu ſtark um noch lange zu währen. Die Fürſtin Mutter erſchrak innerlich, wenn ſie in ihrem Vorzimmer einen raſchen Schritt hörte. Eleonore ſchien nichts zu ſehen noch zu hören von allem, was um ſie her vorging, hielt ſich in ſtolzer Zurückgezogenheit fremd und ſchweigend wie ein abgeſchiedener Geiſt und bekümmerte ſich um nichts und um niemand, als um ihren Sohn. Friedrich und Pelagia bekümmerten ſich auch um nichts und um niemand . . . außer um einander.

Längſt war das Trauerjahr vorüber und von Pelagia's Abreiſe keine Rede. Da trat Friedrich eines Morgens höchſt aufgeregt in das Zimmer ſeiner Mutter, warf ſich verſtört auf einen Seſſel und rief mit ganz ungewohnter Lebhaftigkeit, wie jemand, der ſich zum äußerſten entſchloſſen hat:

„Es iſt unmöglich, Mama! ich will und ich kann Pelagia nicht fortgehen laſſen."

„Wer verlangt es?" fragte ſie in ihrer gelaſſenen Weiſe.

„Dieſer unſelige Vormund, der es freilich ſehr gut mit ihr gemeint und auf ſeinem Standpunkt ganz Recht hat. Geſtern Abend bekam ſie einen Brief von ihm, der ſie untröſtlich macht. Sie durchweinte die Nacht, ſie will nicht fort, es kann aber nicht ſo bleiben wie es jetzt iſt. Der Vormund ſchlägt ihr eine ſehr glänzende Heirat vor und beſchwört ſie, den Bewerber anzunehmen, der alle Vorzüge, die ſie beanſpruchen könne, in ſeiner Perſon vereinige. Pelagia aber fühlt ſich an uns ... an mich gefeſſelt; ſie will nicht gehen und ich will ſie nicht gehen laſſen . . . ich liebe ſie zu ſehr um mich von ihr zu trennen . . . und ſie liebt mich! Eleonore iſt ganz gleichgültig gegen mich, wird gern auf eine Trennung unſerer Ehe eingehen . . . ich bin entſchloſſen, Pelagia zu heiraten. Nimm Dich unſerer an, Mama, und habe die Güte, Eleonore zur Willfährigkeit zu beſtimmen.“

„Vor fünf Jahren war das anders!“ erwiderte die Fürſtin ſcharf.

„O laß das ruhen, beſte Mama! die Jugend hat ihre Träume . . . aus denen ſie mit großem Schreck zur Wirklichkeit erwacht.“

„Ich zweifle ſehr, ob Eleonore ihre Ehe als einen ſolchen Traum zu behandeln geneigt ſein wird.“

„Du mußt es dahin bringen, Mama, denn Pelagia geht fort, wenn ſie mich nicht heiraten kann; dazu iſt ſie feſt entſchloſſen, und Du mußt das in der Ordnung finden. Geht ſie aber . . . nun, dann muß ihr Vermögen ihr folgen, und dann bricht hier alles zuſammen . . . was mir denn auch vollkommen gleichgültig wäre, da mir am Ruin des Hauſes nichts liegt, wenn ich Pelagia nicht beſitzen kann.“

„Ich will mit Eleonore reden, lieber Sohn; aber Du mußt Geduld haben; ſie wird ſich nicht leicht entſchließen, vielleicht gar nicht . . . Pelagia muß den Bewerber hinhalten . . .“

„Nein! das ſoll ſie nicht!“ rief der Fürſt und ſtürmte hinweg zu Pelagia. Sie ſchrieb ihrem Vormund, ſo wie einige Familienverhältniſſe geordnet wären, würde ſie mit ihrem Schwager, dem Fürſten, ſich vermählen und ſpäteſtens in einigen Monaten werde ihm die definitive Anzeige zukommen. So war nach dieſer Seite hin die Sache abgetan.

Daß ſie es auch nach der andern Seite werde, bezweifelten Friedrich und Pelagia keinen Augenblick, weil die Fürſtin Mutter ſie in die Hand nahm. Dieſe jedoch war mit nichten des Ausgangs gewiß, denn ſie kannte Eleonorens Charakter, ihre Hartnäckigkeit, ihren Stolz. Sie verſpürte etwas wie Furcht vor der Schwiegertochter. Sie mußte ihre ganze Entſchloſſenheit aufbieten, um gelaſſen dem Geſpräch mit Eleonore entgegen zu gehen.

Dieſe ſaß in ihrem Zimmer am Flügel und ſang mit ihrer ſchönen, vibirierenden Stimme das Lied von König Enzio im Kerker. Ihr Sohn, der kleine Georg, tummelte ſich mit ſeinem Steckenpferd umher.

„Liebe Großmama!“ rief der ſchöne Knabe, lief der Fürſtin entgegen und umfaßte ihre Knie.

Mit ungewohnter Zärtlichkeit bog ſie ſich zu ihm nieder und küßte ihn, indem ſie ſagte:

„Schicke ihn fort, Lori, ich muß ungeſtört mit Dir ſprechen.“

Der Kleine verſchwand. Eleonore ſetzte ſich der Fürſtin gegenüber und ſah ſie mit ihrem tiefen, dunkeln Auge ernſt an.

„Lori,“ ſagte die Fürſtin beklommen, „Du biſt eine ſtarke Seele . . . ich glaube, Du biſt imſtande Opfer zu bringen.“

„Vielleicht,“ entgegnete Eleonore.

„Ich glaube, Du haſt eine Ahnung von der unſeligen Neigung die Pelagia und Friedrich für einander faßten.“

„Möge ich ſie ahnen! . . . wiſſen will ich ſie nicht,“ antwortete Eleonore und ſtand auf.

Aber auch die Fürſtin erhob ſich, ergriff Eleonorens Arm, drückte ſie auf den Sitz zurück und ſagte gebietend:

„Du wirſt mich anhören.“

Darauf entwickelte ſie die ganze Lage und alle Verhältniſſe und ſchloß mit den Worten:

„Jetzt ſind drei Menſchen elend in Ketten. Es ſteht bei Dir, Euch alle drei in Freiheit zu ſetzen. Genehmige die Trennung Deiner Ehe.“

„Und mein Sohn?“ fragte Eleonore finſter: „ich ſollte ihn laſſen bei einem Vater, den ich nicht achten kann!“

„Das würde ſich nach Deinen Wünſchen geſtalten, ſobald Du einwilligſt.“

„Und mein Sohn?“ fuhr Eleonore fort, „ich ſollte ihn bei mir behalten? er ſollte ohne Vater bei einer Mutter bleiben, deren Leben bei dreiundzwanzig Jahren gebrochen iſt!“

„Beſſer für ihn, als Zeuge zu ſein der unglücklichen Ehe ſeiner Eltern,“ verſetzte die Fürſtin. —

„Und ich! ich! . . . Einſam und ohne Schutz ſollte ich in der Welt ſtehen, mit einem Namen, den man in ihr kennt! . . . Vermögen habe ich nicht . . . ich müßte mir ein Almoſen geben laſſen, von einem Almoſen leben, das eine verachtete Hand mir bietet! . . . O nein! hier iſt mein Platz . . . hier für mich und für meinen Sohn . . . ich bleibe hier.“

„Welch furchtbare Verantwortung willſt Du übernehmen! Nicht vom Ruin des Hauſes will ich ſprechen, nicht von der elenden Zukunft Deines Sohnes, den Du zum Bettler machſt . . . aber von Deinem Mann . . . was ſoll aus ihm werden!“

„Nichts! er ſoll das bleiben, was er iſt — mein Mann.“

„Und wenn ſeine Neigung für Pelagia zu einer Leidenſchaft wächſt, die alle Schranken überſteigt?“

„So iſt das ſeine Sache . . . die meine nicht — und übrigens nehmen Leidenſchaften ein Ende;

3-598-51062-4
FNr. 20877 / 064

das weiß er aus Erfahrung . . . Auch dieſe wird ſich austoben.“

„Und vielleicht Pelagia unglücklich machen.“

„Das iſt ihre Sache . . . die meine nicht! und bin ich denn glücklich?“

„Du biſt es nicht. Das verſteht ſich. Wer ſich in eine Familie eindrängt, muß ſich darauf gefaßt machen, in ihr und durch ſie eher alles andere als Glück zu finden.“

„Ich bitte, Friedrich zu fragen, ob ich mich in ſeine Familie eingedrängt habe.“

„Nicht Friedrich frage ich, ſondern Dich . . . nur Dich. Es ſtand bei Dir, Deine Zukunft zu wählen . . . Du haſt gewählt, aber . . . um den Preis Deines Glaubens.“

Mit Ruhe und Gelaſſenheit, nach ihrer Art, hatte die Fürſtin die ganze Unterhaltung geführt, und mit kalter Bitterkeit hatte Eleonore geantwortet. Jetzt aber verſtummte ſie: dieſer Vorwurf — aus dieſem Munde! Sie war zerſchmettert. Ja, um den Preis des Glaubens hatte ſie gewählt: das ſtand feſt. Sie fühlte ſich in dem ganzen Stolz ihrer Seele vernichtet, und wie in einer Viſion leuchtete vor ihrem Geiſte alle Gnade auf, die ſie verkannt und verſchmäht hatte, und alle Barmherzigkeit, die ihr offen ſtand.

Die Fürſtin hoffte einen entſcheidenden ſiegreichen Streich geführt und Eleonore überzeugt zu haben, und verließ ſie ſchweigend, um ihr Zeit zu ſtiller Überlegung zu laſſen. Aber der Tag verging ohne Antwort, ohne Entſcheidung. Eleonore erſchien nicht zu den Mahlzeiten. Sie ſei unwohl hieß es. Die Fürſtin ging zu ihr, gelangte aber nur zu einer Kammerfrau. Eleonorens Zimmer waren verſchloſſen, auch für den kleinen Georg, der vergebens gebeten hatte, ihr gute Nacht zu ſagen.

Geraten phlegmatiſche Naturen durch einen der ſeltenen Vorfälle, der ſie im innerſten Weſen anpackt und aufſtachelt, in Zorn, ſo ſteigert ſich dieſer gewöhnlich bis zum Übermaß. So erging es dem Fürſten. Vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben war er in Wut. So ſtürzte er zu ſeiner Frau. Es war unmöglich, ohne das größte Aufſehen im Schloß zu machen, vor dem Gemahl, der Einlaß begehrte, ihre Tür verſchloſſen zu halten; ſie öffnete. Beide ſtanden ſich gegenüber, furchtbar aufgeregt. Dem entſprechend war der Auftritt, der jetzt ſtattfand, denn beide ſahen, ein jedes in dem andern, das Unglück ihres Lebens. Der Fürſt beſtand auf Scheidung der Ehe und legte tauſend Eide darauf ab, daß er ſie durchſetzen werde. Eleonore behauptete, das ſei unmöglich, denn man könne keine Ehe trennen, weil der Mann ſich in eine andere Frau verliebt habe. Da der Fürſt keinen andern Grund hatte, als eben dieſen, ſo konnte er nichts Vernünftiges dagegen ſagen. Er nahm ſeine Zuflucht zum Unvernünf-

Alle Anderen ſprechen: Nun ja, ich hab' grade genug um anſtändig zu leben, meine Kinder zu verſorgen, die ungeheuern Anſprüche zu befriedigen, die an mich gemacht werden. Nein, lieber Doctor, in unſern Zeiten iſt es gewiß ein Unſinn und vielleicht eine Sünde nach Reichthum zu ſtreben; Unſinn — weil der Umſchwung der Dinge von der Art iſt, daß es mehr als ungewiß iſt ob er auf unſre Kinder übergehen wird; Sünde — weil es die ungeheure gährende, brodelnde Kluft immer tiefer ſpalten hilft, die zum Vortheil Einzelner zwiſchen dem Beſitzenden und dem Nichtbeſitzenden geriſſen wird, und die ein Schlund iſt, welchen der Einzelne lieber wie Curtius durch ein Opfer ſchließen, als ihn vergrößern helfen ſollte — wenn hiebei überhaupt Opfer der Einzelnen heilbringende Wirkung thun könnten."

„Gnädige Gräfin, ſagte Leonor faſt ſpöttiſch, Sie ſind nicht umſonſt in dieſem Lande und in der Nachbarſchaft Frankreichs geweſen: der Communismus hat Sie angeſteckt."

„Warum nicht? fragte ſie neckend; auf dem Boden der Freiheit wäre das nicht außerordentlich. Der Communismus iſt ja weiter nichts als die Theorie der Gleichheit in der materiellen Wirklichkeit praktiſch ausgeführt und, wenn ich nicht irre, waren Sie früher ein glühender Anhänger dieſer Theorie."

tigen und überhäufte ſie mit Vorwürfen aller Art, die ſie gar nicht oder höchſtens im geringſten Maß verdiente: ſie ſei verſchwenderiſch, eitel, gefallſüchtig, launenhaft. Sie antwortete weiter nichts, als:

„Ich verachte Dich.“

Dabei blieb ſie. Als er ſie durch nichts zu erſchüttern fand, ſagte er endlich:

„Du willſt es nicht anders — wohlan! ich werde ohne alle Rückſicht die Scheidung durchſetzen und Pelagia heiraten — das ſchwöre ich Dir.“

„Ich verachte Dich!“ wiederholte ſie mit eiſiger Bitterkeit.

So trennten ſie ſich. Eleonore verlebte eine von jenen Nächten, die im Menſchenleben ſo ſchwer wiegen, daß das Herz unter ihrer Wucht entweder bricht oder erſtarkt. Bei ihr trat beides ein. All' ihre Selbſtſucht, all' ihr Hochmut, all' ihr Stolz knickte zuſammen, und nichts ſtand feſt in ihr, als der Vorſatz: Rückkehr zum Glauben, Verſöhnung mit Gott. Tauſend wilde Gedanken ſchweiften durch ihren Sinn, wie Wolkenzüge, die der Sturm treibt; aber dieſe Gedanken hefteten ſich nicht an die Nichtigkeiten dieſer Welt; ſie dachte an ihre Seele und an die Seele ihres Sohnes, um ſie einigermaßen ſicher zu ſtellen vor den Verheerungen eigener und fremder Leidenſchaften, um ihnen Widerſtandskraft zu geben gegen den Anprall übermächtiger Verſuchungen. Nicht nur ſich ſelbſt, auch das Kind wollte ſie retten, das Kind. — das einzige Weſen, das ſie ohne Selbſtſucht liebte. Aber wie war das zu machen? — Sie ſtarrte in undurchdringliche Finſternis hinein. Der Fürſt war entſchloſſen, ſich von ihr zu trennen, um Pelagia zu heiraten: dies ſtand ihr klar vor Augen. Bei ſeinem ſchwachen, von den Neigungen des Augenblicks beſtimmten Charakter war das um ſo weniger zu verwundern, als die Perſonen, die eben jetzt den größten Einfluß auf ihn hatten, ihn dahin drängten — wenn auch nicht direkt: Pelagia — weil er unter der Botmäßigkeit ſeiner Leidenſchaft ſtand; die Fürſtin Mutter — weil ſie ihm beſtändig den Ruin des Hauſes vor Augen ſtellte. Man wollte ſie verdrängen — wohlan, ſo wollte ſie gehen, fortgehen, heimlich mit ihrem Sohn — ſo wollte ſie den Mann verlaſſen, der ſie verſtoßen wollte! — Fortgehen! . . . aber wohin? aber mit welchen Mitteln? . . . und ſie allein mit dem Knaben, ohne Schutz, ohne Heimat in der weiten, weiten Welt . . . und den Knaben berauben ſeines Vaters, ſeines Erbes! . . . — Aber war das ein Vater, der die Mutter ſeines Kindes ſo behandelte . . . und was das Erbe betraf, ſo hatte ja ihr Sohn von ſeinem Vater kein Erbe zu erwarten, und an Pelagia's Vermögen ohnehin keinen Anteil. Nein! der arme Knabe verlor nichts, wenn ſie ihn mit ſich nahm. Er wäre ja doch nur ein Stiefſohn geworden im väterlichen

Schloß. Bei ihr aber wurde er ein Kind der katholiſchen Kirche . . . und das wog jeden irdiſchen Verluſt auf. Ja, fort von hier in eine Wüſte, in eine Abgeſchiedenheit, wo es ihr möglich war, für Gott und für den Knaben zu leben. Aber wo, aber wie war das zu machen? Und wenn es nicht bald zu machen war, ſo erfolgte die Trennung der Ehe — und dann mußte ſie fort! — Ihr Kopf und ihr Herz ſtanden in Flammen.

Unter den Briefen, die man ihr am andern Morgen brachte, fiel ihr der eine von unbekannter Hand ſogleich auf. Sie las ihn überraſcht; dann genau; dann ſank ſie auf die Knie und ſeufzte:

„O Du ewige Barmherzigkeit.“

Sie ließ den Sekretär Hardinger rufen. Er hatte ihrer Fürſprache ſeine Stelle bei dem verſtorbenen Fürſten zu verdanken, und war ihr ſehr ergeben. Sie gab ihm den Brief, dazu den Auftrag, die ganze Geſchäftsſache zu beſorgen und nahm ihm das Verſprechen unverbrüchlichen Stillſchweigens ab. Dann ſchrieb ſie dem Fürſten:

„Durch den Tod eines Verwandten meiner
„verſtorbenen Mutter gelange ich unerwartet zu
„den Mitteln, die mir und meinem Sohn eine
„unabhängige Exiſtenz ſichern. In meiner größten
„Not ſendet mir der gnädige Gott unerwartet
„dieſe Hilfe, die mich in den Stand ſetzt, das
„Haus zu verlaſſen, aus dem ich verſtoßen werden

„ſoll. Ich gehe. Aber unter Bedingungen, die
„Du erfüllen wirſt. Ich nehme erſtens meinen
„Sohn mit mir, denn ich will ihn katholiſch erziehen;
„Du wirſt zweitens nie verſuchen, auf
„irgend eine Weiſe Vaterrechte in Anſpruch zu
„nehmen oder geltend zu machen; und Du wirſt
„drittens uns beide als Verſtorbene betrachten,
„die nichts mehr mit Dir, mit Deinem Namen,
„mit Deinem Vermögen, mit Deiner Beerbung,
„mit Deinem Hauſe zu tun haben. Erfüllſt Du
„dieſe Bedingungen, ſo verſchwinden wir hinter
„einem fremden Namen, und Du darfſt dann getroſt
„ſagen: die fanatiſche Katholikin hat mich
„böslich und heimlich verlaſſen, und das iſt, wenn
„ich nicht irre, der Grund, den Du zur Scheidung
„geltend machen kannſt. Verſtörſt Du uns aber
„irgendwie, ſo iſt mein Sohn da, der Katholik,
„welcher dann, als Dein älteſter Sohn, Dein
„Nachfolger und Dein Erbe iſt, und den Platz
„einnimmt, auf dem Du ohne Zweifel den Sohn
„einer anderen Frau zu ſehen wünſcheſt. Für
„die Erziehung meines Sohnes bürge ich Dir mit
„meinem Glauben, d. h. mit dem Glauben der
„katholiſchen Kirche, welcher ſtarke Charaktere
„bildet; — und mit meinem Herzen, welches der
„ſtarken Liebe und ihrer Opfer fähig ſein wird,
„weil die Kraft des Glaubens es unterſtützt. Mein
„ganzes Elend hat keinen andern Grund, als den,
„daß ich dies in ſtarrer Verblendung der Selbſt-

„ſucht früher nicht erkannte. Mein erſter Schritt „aus Deinem Hauſe wird nach einer Stätte gehen, „wo die ſo lange verſchmähte Gnade Gottes wie„der in meine Seele einziehen kann.“

„Was hier geſchrieben ſteht, iſt unwiderruf„lich. Ich füge eine Abſchrift bei. Unterſchreibe „das eine Blatt und ſchicke es mir zurück; das „andere behalte. Dann gehe ich und wir begeg„nen einander nicht mehr auf dieſer Welt. Aber „Friede ſei dann zwiſchen mir und Dir.

Eleonore.“

Unerhört überraſcht eilte der Fürſt mit dieſem Brief zu Pelagia. Der Ausdruck ihrer Freude, ihres Glückes berauſchte ihn. Er unterſchrieb das eine Blatt mit den Worten:

„Ich gehe auf dieſe Bedingungen ein und „bürge für ihre Aufrechterhaltung bei meiner „Ehre und mit meinem Namen. Friedrich.“

Er ſchickte dieſes Blatt an Eleonore; das andere brachte er ſeiner Mutter. Sie las es aufmerkſam und ſagte:

„Eine höchſt merkwürdige Wendung der Dinge! es ſcheint höhere Fügung zu ſein, denn alle Perſonen, die bei der Sache intereſſiert ſind, werden zufriedengeſtellt.“

„Nur nicht mein Sohn,“ ſagte der Fürſt nachdenklich und mißmutig.

„Was hätte er denn zu erwarten, wenn ſeine Eltern beiſammen blieben und Pelagia mit ihrem

Vermögen fort ginge? das bedenke. Hoffentlich wird Dir Pelagia mehr Söhne ſchenken, und Opfer ſind nun einmal immer zu bringen. Dieſes iſt das kleinere. Überdas wäre ein katholiſches Element in unſerm Hauſe gar nicht zu ertragen. Eleonore mit ihrem ſtarren Charakter wird eine fanatiſche Katholikin werden . . . das geht ſchon aus allen ihren großen Phraſen hervor — und wir würden ſie nimmer vom Schritt zurückhalten können, den ſie tun will. Sie würde ihren ganzen Einfluß auf ihren Sohn anwenden, um auch ihn katholiſch zu machen; . . . ſtelle Dir vor, wie Dein Leben . . . wie unſer aller Leben ſein würde, und geſtalte Dir gelaſſen eine beſſere Zukunft. In dem großen Sturm dieſer Zeit wird der kleine ſtürmiſche Auftritt in unſerm Hauſe unbemerkt vorüber gehen."

IV.

Es war im Sommer 1848. Aufſtände und Unruhe, Verwirrung der Zuſtände, Aufregung der Gemüter überall. Der Miſſionsgeiſtliche war nicht wenig überraſcht, als die Fürſtin Eleonore eines Tages mit ihrem Knaben an der Hand bei ihm eintrat. Ein ihm unbekannter Mann folgte ihr. Sie ſagte zu dieſem:

„Lieber Herr Hardinger nehmen Sie ein wenig, ich bitte, meinen Sohn in Ihre Obhut; ich habe mit dem Herrn Pfarrer zu ſprechen."

Der Sekretär verbeugte ſich und führte den Kleinen hinweg und ſprachlos vor Erſtaunen hörte der Pfarrer den Mitteilungen Eleonorens zu. Die Stunde der Trübſal, die er ihr einſt vorhergeſagt hatte, war über ſie gekommen, und ſie bat mit unausſprechlicher Zerknirſchung des Herzens und mit brennender Reue um Ausſöhnung mit der Kirche.

Der Geiſtliche ſtellte ihr vor, es ſei ihre Pflicht, zu ihrem Gemahl zurückzukehren und, wenn ſie wegen ihrer Bekehrung zu leiden haben werde, ſo ſei das eine Buße für ihren Abfall vom Glauben.

„Ohne Frage würde ich es tun, wenn von einer augenblicklichen Verirrung meines Mannes die Rede wäre. Das iſt aber nicht der Fall! Er iſt zu einer andern Verbindung feſt entſchloſſen. Sekretär Hardinger ſagte mir, der Scheidungsprozeß ſei bereits eingeleitet. In wenigen Wochen wird die Sache entſchieden ſein. Während dieſer Wochen aber wäre meine Stellung im Schloß unerträglich; ſie war es ſchon jetzt — und deshalb tat ich den Schritt, der, wie die Lage der Sache nun einmal iſt, gar nicht zu vermeiden iſt: ich habe den Fürſten verlaſſen."

Sie blieb einige Tage in der Stadt und nahm ein Frauenzimmer, das der Pfarrer ihr empfahl, in ihren Dienſt. Den Sekretär ſchickte ſie zurück.

Er war der einzige, der um ihren künftigen Aufenthalt wußte.

„Sie ſchwören mir, nichts zu verraten,“ ſagte ſie zu ihm, als er traurig und bewegt von ihr Abſchied nahm: „und ich vertraue Ihrem Wort, denn Sie ſind ein gläubiger Proteſtant. Ich geſtatte Ihnen, dem Fürſten zu ſagen, daß Sie meinen Aufenthalt und meine Verhältniſſe kennen, daß Sie aber ohne meine Erlaubnis darüber nicht reden dürfen. Er wird das zu würdigen wiſſen, und Ihnen um ſo mehr ſein Vertrauen ſchenken.“

Hardinger richtete pünktlich dieſen Auftrag aus. Der Fürſt und die Fürſtin Mutter ſchätzten ihn immer als einen ihrer tüchtigſten und ergebenſten Diener.

Die Fürſtin Eleonore verſchwand. Es hieß, religiöſe Zerwürfniſſe hätten die Ehe verſtört, ſie hätte ſich nach Tirol begeben, um in ganz katholiſcher Umgebung ihren Sohn zu erziehen. Sehr bald ſprach man gar nicht mehr von ihr. Die Welt vergißt ſehr ſchnell alle, die ſich nicht bei ihr in Erinnerung bringen. Sie war überhaupt nie in der großen Welt erſchienen, und ſo war ſie bald vergeſſen. Noch ſchneller erfolgte die Scheidung und die Vermählung des Fürſten mit Pelagia. Vermöge ſeiner hervorſtechenden Neigung, alles Unangenehme von ſich zu entfernen, trat dieſe Epiſode ſeiner erſten Jugend dermaßen bei ihm in den Hintergrund, daß ſie ihm wie ein unbehaglicher Traum erſchien. Über den Verluſt ſeines älteſten Sohnes tröſtete ihn nicht nur die Menge der Kinder, die er mit Pelagia hatte — von denen freilich nur vier die Mutter überlebten — ſondern auch der Gedanke, daß, wie die Sachen nun einmal ſtanden, Eleonorens katholiſcher Sohn dem älteſten Sohn Pelagia's nicht in den Weg treten dürfe, und daß folglich Georg am beſten bei ſeiner Mutter aufgehoben ſei, die ihm ohne Zweifel eine vortreffliche Erziehung geben werde. Damit ſchläferte er nach und nach ſein Gewiſſen ſo gründlich ein, daß es ihm ganz unbehaglich geweſen wäre, in Georg von Turn ſeinen Sohn zu entdecken. Er lebte äußerſt zufrieden mit Pelagia, die ſich ſehr wenig über die Art und Weiſe beunruhigte, in der ſie zu dieſer Ehe gekommen war. Sie liebte zärtlich den Fürſten und ihre Kinder; auf höheres ließ ſie ſich nicht ein. Sie ſtarb in ihrem neunten Wochenbett und ihr Kind mit ihr. Den Keim des Bruſtleidens erbten ihre ſämtlichen Kinder von ihr.

Die Fürſtin Eleonore zog in das graue Haus ein und wurde Eleonore von Turn, nach dem Namen des Großonkels. Welchen Kampf ſie gekämpft hat, um die ſtolze Starrheit ihres Charakters in ausdauernde, ruhige Energie einzuarbeiten, davon hatte ihr Sohn nur eine Ahnung. Es war ein Kampf nach Innen wie nach Außen, in jeder Richtung, in jeder Empfindung, in jeder

Neigung; und erſt mit ihrem Tode nahm er ein Ende. Sie liebte den Glanz des Lebens — und ihre pekuniären Verhältniſſe nötigten ſie zur knappſten Einſchränkung. Sie liebte die Herrſchaft — und ſie hatte kaum die notwendigſte Bedienung. Sei war daran gewöhnt, bewundert zu werden, ſie fand, daß ihr Bewunderung gebühre — und ſie lebte in der äußerſten Unſcheinbarkeit. Sie hatte einen regen und hochfliegenden Geiſt — aber niemand, dem ſie ſich mitteilen konnte. Sie hatte ein Herz voll ſtarker Gefühle — aber niemand, der ein Verſtändnis dafür hatte, niemand, vor dem ſie den übervollen Strom der Empfindungen hätte ausbrauſen laſſen können. Ihr Leben wäre eine Folter geweſen, hätte ſie es nicht zu einem Opfer gemacht — zum Sühnopfer für ſich ſelbſt, zum unabläſſigen Bittopfer für ihren Sohn.

„In dieſem gewaltigen Kampf, der ihr das Herz in der Bruſt umkehrte, ſtand ihr feſt und treu zur Seite der Pfarrer, den ſie in ihrem neuen Wohnort vorfand. Wenn die Kraft gebrechen, der Mut wanken, die Geduld verſagen wollte, wenn ſie am Verſinken ſich fühlte, ſo richtete er ſie wieder auf und lehrte ſie, ſich in die Arme Gottes zu werfen und unter dem Kreuz des Gekreuzigten Standhaftigkeit im Leiden zu finden. Wollte die Glut des Herzens ſich verzehrend nach Innen wenden, ſo wußte er die ſchwülen Gluten in

„Ich bin es noch wie ich es früher war, nämlich für den Communismus geiſtiger Güter.“

„Nennen Sie die Ungleichheit welche durch die Geburt bewirkt wird ein geiſtiges oder leibliches Gut für den Bevorzugten?“

„Sie hält tauſend gleichbefähigte, gleichberechtigte Exiſtenzen im Druck, in der Finſterniß, in der Abhängigkeit, um Anſehen und Macht auf eine einzige zu concentriren, für welche ſich alle Wege ebnen, alle Schwierigkeiten verſchwinden; — ſie häuft auf ein Haupt Ehren, Auszeichnungen, Glanz, Alles was das Leben reich, wichtig und impoſant macht, während Tauſende ſogar von der Laufbahn ausgeſchloſſen bleiben auf der eine ſolche Stellung zu erringen wäre; — ſie greift mit ſchreiender, mit materialiſtiſcher Unbilligkeit in die Schöpfung hinein, und ſondert von der Menſchheit die Kaſte ab, und aus der Kaſte wiederum das Individuum, wie z. B. einen Majoratsherrn; — das ſind materielle Vorzüge und Güter, und inſofern ſcheint mein Prinzip vom Communismus geiſtiger Güter nicht auf ſie anwendbar. Allein bedenken Sie, daß die Ideen in denen ein Menſch aufwächst von demſelben Einfluß auf ihn ſind wie die leibliche Nahrung die er zu ſich nimmt, und Sie werden geſtehen, daß die unerhörteſte Verwirrung, Verſchrobenheit, Verkeneine lichte Flamme umzuwandeln, die nun einmal die Beſtimmung habe, das Opfer zu entzünden. Als dieſer Mann aus dem Erdenleben ſchied, war ſie und blieb ſie allein. Vortrefflich war ſein Nachfolger, war der beſte Lehrer, Freund und Ratgeber ihres Sohnes, war ihr befreundet und ergeben; aber er kannte nicht ihre Schickſale, nicht ihre Vergangenheit, und ſie fühlte nicht das Bedürfnis, ſich ihm darüber zu offenbaren. Für die Gegenwart, und namentlich für alles, was ihren Sohn betraf, holte ſie gern ſeinen Rat. Sie lernte, einſam zu ſein — nicht bloß dem Herzen, ſondern auch der Seele nach: ſie war wie der Sturmvogel, dem die treuloſen Wellen des Meeres und die ſtürmiſchen Ungewitter das Neſt zerſtörten, und der dann, wie es heißt, hoch hinaufſliegt in die Region, wo es keine Ungewitter gibt, und wo er ſich mit ſeinen großen Schwingen auf den Wolken niederläßt. Über allem Wechſel und Wandel der Vergänglichkeit ſuchte ſie ihre Ruhe in Gott — in Gott allein. Ob ſie ein paar Tränen mehr im Tale der Tränen weinte; ob ſie an ein paar Dornen mehr die Hand ſich blutig riß: ſie weinte die Tränen und ſie griff in die Dornen, denn Wunden und Schmerzen waren ja nichts, gar nichts, wenn ſie auf dem Wege zu Gott lagen.

Dieſe Frau war Georg von Turns Mutter. An ihrer Seele war ſeine Seele ſtark, an ihrem Herzen ſein Herz warm geworden. Ihre ideale

Richtung gab ihm die ſeine und ihr Opferleben zog auf ihn die reichſten Gnaden herab. Sie blieb für ihn die idealſte Erſcheinung ſeines Lebens und unwillkürlich maß er an ihr jedes weibliche Weſen, das ihm begegnete. Er fand eine Dea, er fand eine Winifred; — aber ihresgleichen fand er nicht.

Verſöhnt.

Nach dem Geſpräch mit Georg war die Fürſtin in der höchſten Erſchöpfung zurückgeblieben. Sie wehrte Ottonia und Dorothea von ſich ab, gebot ihnen Stillſchweigen und ſchloß die Augen. Ungeſtört durch äußere Eindrücke betrachtete ſie die höhere Fügung, durch welche ſie genötigt wurde, ihre letzte Hoffnung auf den Stab zu ſtützen, den ſie zu zerſplittern geſucht hatte. Der Götze ihres Lebens war der Glanz ihres Hauſes geweſen. All' ihre Handlungen zielten dahin, das Anſehen des Hauſes zu erhöhen, deſſen Beſtand zu ſichern. Als pekuniärer Ruin jenes Anſehen bedrohte, ließ ſie die Frau fallen, welche zur Herſtellung des alten Glanzes nicht brauchbar war. Als die Fortdauer des Hauſes bedenklich ſchwankte, gedachte ſie nicht des rechtmäßigen Erben, ſondern bewog ihren Sohn zu einer dritten Ehe. Jener Erbe war ja tot für die Familie, das war ja längſt entſchieden. Die Demütigung wäre allzu groß geweſen, den Sohn einer Frau, welcher ſo bitteres

Unrecht geſchehen war, und dadurch die Verſchuldung gegen ſie, anzuerkennen. Übrigens war dieſer Sohn katholiſch, was den rationaliſtiſchen Anſichten der Fürſtin gemäß gleichbedeutend war mit fanatiſchem Haß gegen andere Konfeſſionen. Sie beruhigte ſich mit der ganz willkürlichen Annahme, ein Katholik verliere in dieſem Hauſe ſein Erbrecht ſelbſt dann, wenn der Fürſt den Sohn anerkenne, und die erbberechtigte Seitenlinie des Hauſes werde die ärgerlichſten Prozeſſe und Verwickelungen herbeiführen.

Auf dieſe Weiſe hatte ſie fort und fort ihre Gewiſſensunruhe beſchwichtigt, die ſich bei jedem Todesfall in der Familie einſtellte und die ſich durch das Siechtum ihres letzten Enkels zu einer ſolchen Pein ſteigerte, daß ſie zu dem Schritt hingedrängt wurde, welcher genau das Gegenteil aller Schritte war, die ſie ſeit dreißig Jahren getan hatte. Wollte ſie die Fortdauer des Hauſes durch einen Enkel ſicher ſtellen, ſo mußte ſie, gerade ſie, und nur ſie den Verſtoßenen berufen und anerkennen.

Daß er lebe, erfuhr ſie durch Dorothea's Lied von König Enzio im Kerker. Daß ſeine Mutter längſt tot ſei, wußte ſie, denn Eleonore hatte ſterbend den Pfarrer beauftragt, ihren Tod dem Sekretär Hardinger zu melden, damit ihn dieſer an betreffender Stelle anzeige. Eleonorens Tod erleichterte freilich ſehr den Schritt, der ihr dennoch ſo ſchwer wurde, daß der Kampf ihre phyſiſchen Kräfte aufrieb.

Jetzt war er da, der Verſtoßene. Jetzt ſtand er vor ihr, ein Mann, auf den ſie hätte ſtolz ſein können, dem ſie mit berechtigter Zuverſicht die Zukunft dieſes Hauſes hätte anvertrauen können. Aber ganz wie ein Fremder und halb wie ein Richter ſtand er vor ihr und ſie wußte nicht, ob ſie von ihm hoffen, oder was ſie von ihm fürchten ſollte. Auf ihre lange Mitteilung, welche tauſend Beweggründe und Entſchuldigungen einſchloß, hatte er nicht eine einzige Silbe geantwortet. Den Scheidebrief, den Eleonore dem Fürſten ſchrieb, hatte er an ſich genommen, die Unterſchrift ihres Namens hatte er geküßt; dann hatte er ſie verlaſſen. Was fühlte, was dachte, was wollte er?

Nicht minder geſpannt als die Fürſtin waren Ottonia und Dorothea; aber bei der letzteren überwog die Freude jedes andere Gefühl. Der Mann, für den ſie immer lebhafte Teilnahme und hohe Achtung gehegt hatte, — war ihr Bruder! Sie fand in demſelben Augenblick einen Bruder wieder, als ſie fürchten mußte, die Letzte ihres Hauſes zu ſein. Eine ganze Reihe freundlicher Bilder entrollte ſich vor ihrem innern Auge. Georg und Winifred traten in dieſen Rahmen hinein. Mit großer Mühe entſchloß ſie ſich, auf Ottonia's Zureden, Georg ſich ſelbſt und dem Sturm von

Gedanken und Empfindungen zu überlaſſen, der durch ſeine Seele bis zur Betäubung rauſchen mußte. —

Ja, bis zur Betäubung. Da ſaß er in ſeinem Zimmer und hielt den Kopf in beiden Händen. Die Adern pochten in ſeinen Schläfen, das Herz klopfte in ſeinem Buſen, als ob ſie das Haupt und die Bruſt zerſprengen wollten. Alſo hier war ſeine Mutter zuhauſe geweſen; hier war ſie erzogen, hier vermählt; hier hatte ſie ihm, dem Sohn des Fürſten, das Leben gegeben; hier hatte er ſelbſt ſeine erſten Jahre zugebracht. Wie hatte er das ſo ganz vergeſſen können? Aber freilich! wird ein Kind in eine durchaus fremde Umgebung verſetzt, die nicht die entfernteſte Ähnlichkeit mit der früheren hat; redet niemand mit ihm von der Vergangenheit, ſo vergißt es ſchnell die alten Bilder über den neuen. So war es ihm ergangen und ſeine Erinnerungen gingen nicht weiter als das graue Haus. Und nun ſollte er hier heimiſch werden, hier Fürſt und Herr werden, wo er ſich nicht heimiſch fühlte, wo er als Fremdling ſtand — er! der verſtoßene Sohn einer verſtoßenen Frau! — Nein, die Kluft zwiſchen ihm und dieſem Hauſe war allzutief — und die Kluft zwiſchen ihm und der Welt wurde immer tiefer. Nicht ungewöhnliche Miſſetaten waren hier verübt; die alltäglichſten Leidenſchaften des Menſchenherzes, Leichtſinn, Ehrgeiz, Sinnlichkeit, ungezügelt durch religiöſe Grundſätze und durch Einwirkung poſitiver Glaubenslehrer, hatten den Familienkreis beherrſcht, dem er entſproſſen war. Allein ſie genügten, um die Exiſtenz ſeiner Mutter zu zertrümmern und ſeine eigene dazu. Durch eine große Gnade Gottes gelangte ſeine Mutter aus dem Schiffbruch an's Ufer; . . . aber dies rettende Ufer war ein einſamer Felſen. Und er! von dieſem Felſen herab, in welchen Abgrund hätte er ſtürzen, in welchem Meeresſtrudel untergehen können, wenn ihn göttliche Fügung nicht von Dorothea entfernt hätte. Es war gräßlich! . . . über alle Maßen gräßlich! — — —

Man klopfte leiſe an die Tür. Ottonia trat ein und ſagte im traulichen Ton, indem ſie ſeine Hand nahm:

„Lieber Georg, willſt Du nicht zu Deiner Großmutter, zu Deinen Geſchwiſtern kommen?“

„Nein!“ ſagte er heftig, „ich will fort . . . mir iſt hier nicht wohl.“

„Hier iſt aber Dein Platz, Deine Heimat,“ wendete ſie ſanft ein.

„O nein! meine Heimat nicht!“ rief er traurig, „ich habe ſie gehabt in meinem ſtillen Hauſe . . . das iſt nun vorbei.“

„Ja, Gott Dank! es wird jetzt alles in die rechte Ordnung kommen,“ entgegnete ſie liebreich; „ich führe Dich zu Deiner Großmutter und zu Dea. Ernſt iſt allzu ſchwach; er weiß noch nichts.“

„Und er darf auch nichts wiſſen!“ fiel Georg ein: „ich bitte, führen Sie mich zur Fürſtin.“

„Zur Fürſtin? . . . Sie?“ — fragte Ottonia mit Betonung: „Sprich doch nicht ſo fremd zu uns, lieber Georg.“

„Halten Sie es für männlich, daß ein paar Stunden einunddreißig Jahre der Vergangenheit in Vergeſſenheit bringen können?“

„Ich hoffe . . . es und unſere Liebe wird es zuſtande bringen,“ ſagte ſie ſanft.

„Wohlan, ich folge Ihnen,“ verſetzte er.

Die Fürſtin ſaß, ganz wie gewöhnlich, in ihrem Morgenzimmer; aber die Erſchlaffung ihrer Züge und ihre große Mattigkeit beängſtigten ihre Umgebung. Sie redete keine Silbe. Sie ſchien zu ſchlummern. Seitwärts ſaß Lady Waldegrave, in ernſte Gedanken verſunken. Welche Verſtörung brachten die Leidenſchaften in's Leben. Hier eine Frau, die ihren Glauben verließ — wegen eines Mannes; dort ein Mann, der ſeine Frau verließ — wegen einer andern Frau; da eine Frau, welche zu allen dieſen Fehltritten ihre Zuſtimmung gab, ja ſie veranlaßte, ſie beſchönigte — weil ſie ihren Wünſchen entſprachen, ihre Hoffnungen erfüllten! — Und dieſe Menſchen ſtanden ihr ſo nahe und gehörten zum engſten Kreiſe ihrer Familie. Ach! alles, was ſie liebte, war in dieſen furchtbaren Strudel hineingezogen! . . . auch ihre Mutter! . . . o wie war es möglich, daß ſie für ihr Glück einen ſolchen Preis gezahlt und die Eintracht einer Ehe unwiderbringlich geſtört hatte! —

Lady Waldegrave erſchauerte. Das hatte ihre Mutter getan. Und ſie ſelbſt — wie ſtand es mit ihr? . . . war die Eintracht ihrer Ehe unverletzt? . . . und wenn ſie es nicht war, wer trug die Schuld? Manfred? . . . O nein. Sie ſelbſt? . . . O ja! ja! ſie ſelbſt. Aus dem dunkeln Abgrunde ihres Herzens ſprach eine Stimme wie rollender Donner in ihr Ohr: Du! Du! Du trägſt die Schuld. — — Sie hätte aufſchreien mögen vor Entſetzen. Ihr war, als ſei ſie von einer Schlange umwunden, die jede Bewegung lähme und feſt und immer feſter ihre Schlinge ziehe. Mein Gott, errette mich . . . o laſſe mich nicht zugrunde gehen . . . o zeige mir, wie ich mich befreien kann, ſeufzte Dorothea in heißer Seelenangſt: es muß anders mit mir werden . . . ich muß Kraft haben, ich muß Licht haben . . . wo finde ich das? wer gibt mir das? — — Wo hat ſie die Kraft und das Licht gefunden, ſie, die Eine, die Einzige, die, nachdem ſie in der Verblendung ihres Herzens gefehlt hat — ſich nicht im Behagen des Lebens zurecht geſetzt, ſondern in herber Entſagung und in großer Tugend gelebt hat — Georgs Mutter, wo hat ſie Licht und Kraft gefunden, um in geheiligter Liebe und erkämpftem Frieden ihren Sohn ſo zu erziehen! O, dieſe himmliſche Stärke ſchöpft der Menſch nicht aus ſeinem ſchwankenden Willen, aus ſeinen wandelbaren Gedanken, aus dem Auflodern ſeines Herzens: ſie entſtammt einer höheren Macht; ſie entſtammt der Gnade — und ich weiß, wo die Mittel ſind, wo die Kanäle ſind, um die Gnade mir zuzuwenden, mir zugänglich zu machen. Ich weiß es durch Georg. Der Sohn der Verſtoßenen rettet die Tochter Derjenigen, die jener feindlich war! o himmliſche Genugtuung für eine große Seele.

Während ſolche Gedanken ſie bewegten und feſte Entſchlüſſe in ihr reiften, hatte Gräfin Ottonia ihrer Schweſter geſchrieben, um ſie auf den Tod der Fürſtin vorzubereiten und hatte den Sekretär Hardinger rufen laſſen, um, wenn möglich, näheres über Frau von Turn und ihren Sohn zu erfahren. Sie begriff nicht, wie ihre Mutter erfahren habe, daß Herr von Turn des Sohn des Fürſten ſei.

„Wußten Sie es?“ fragte Ottonia den Sekretär.

„Nach dem Tode der Frau Fürſtin Eleonore,“ antwortete er, „erfuhr ich durch den Ortspfarrer den Stand der Dinge, zugleich aber auch, daß die Verewigte mir mein Verſprechen einſchärfe und daß ſie mich nur im alleräußerſten Notfall davon entbinde. Was ſie unter dieſem Fall verſtanden hat, weiß nur der Allwiſſende. Ich habe geſchwiegen. Als die durchlauchte Fürſtin mich geſtern fragte, ob Herr von Turn der Sohn der Frau nung des Rechts und der Wahrheit daraus entſpringen muß, wenn ein Theil der Menſchen unter dem Druck, in ſtumpfer Stupidität oder im tiefen Bewußtſein einer erduldeten Ungerechtigkeit, das Leben beginnt und beſchließt, während der andre Theil es ſich in angeſtammter Behaglichkeit wol ſein läßt. Auf welcher Seite die tüchtigen Menſchen ſich ausbilden, kann kaum mehr die Frage ſein, da die Tüchtigkeit vom Individuum abhängt und nicht von den Ahnen, aber darum fodert ſie auch gebieteriſch Berückſichtigung, Gleichſtellung, daſſelbe Ziel, und dies nenne ich geiſtige Güter zu denen Alle berechtigt ſind — während Jeder ſeinen Geldbeutel für ſich durch Glück, Geſchicklichkeit oder Zufall beſitzt.“

„Dies ſcheint mir nicht ganz conſequent, ſagte Cornelie, denn wenn Sie bei Geburtsunterſchied die Folgen deſſelben geiſtig, auf den Geiſt wirkend, nennen, ſo müſſen Sie das Nämliche auch bei den Folgen des Reichthums und der Armuth thun, und um ſo mehr, da dieſe noch weit greller in die Augen ſpringen. Aber Reichthum iſt das Idol der Zeit und gilt, wie jedes Idol, eine Zeitlang für heilbringend und ſegenſpendend bei ſeinen Adoranten. Ueber Idole iſt nicht zu disputiren, lieber Doctor! Da ſich in gährenden Zeiten die Gegenſätze ſtets ſchreiend hervordrängen, ſo finde ich den Com-

Fürſtin Eleonore ſei, gab ich ja zur Antwort; und als ſie nach ſeinem Aufenthaltsort fragte, nannte ich denſelben; denn in Anbetracht des hoffnungsloſen Zuſtandes, in welchem ſich Durchlaucht der Fürſt befindet, ſchien mir der alleräußerſte Notfall eingetreten zu ſein. Ich hoffe, nichts Verkehrtes getan zu haben."

„Durchaus nicht, Herr Hardinger. Ich kann nur nicht begreifen, wie die Fürſtin auf den Gedanken kam, daß Herr von Turn ihr Enkel ſei, da doch niemand in der ganzen Familie dies geahnt hat, und da ſie ohne Verbindung mit der Fürſtin Eleonore geweſen iſt. Nun, wie dem auch ſei! ich bitte Sie, in tiefem Stillſchweigen zu verharren, welches Sie während ſo langer Jahre treu beobachteten; denn wie ſich dieſe ganze Sache entwirren wird, iſt ſehr zweifelhaft." — —

So waren alle Beteiligten in ſchweren, ſorgenvollen, wenn auch in verſchiedenen Gedanken.

„Hier iſt Georg, liebe Mama," ſagte Ottonia, als ſie mit ihm bei der Fürſtin eintrat.

Dieſe ſchlug ihre großen, müden, tief eingeſunkenen Augen auf und winkte ihm mit der wachsfarbenen Hand, näher zu treten. Er kniete an ihre Seite nieder und küßte ſtumm ihre Hand, mit großer Ehrfurcht aber unausſprechlich traurig. Sie ſagte:

„Setze Dich zu mir, Georg, wir haben einiges zu reden . . . Die Zeit drängt."

Er nahm einen Stuhl ihr gegenüber, Ottonia ſetzte ſich der Mutter zur Seite. Lady Waldegrave blieb in ihrem Winkel, im Rücken der Fürſtin regungslos ſitzen, ganz Auge, ganz Ohr, ganz Aufmerkſamkeit für Georg, das Herz voll Freude über dieſen wie aus dem Himmel herabgeſtiegenen Bruder, und doch voll unerklärlicher Bangigkeit. Sie meinte, er werde Gericht halten.

„Georg,“ begann die Fürſtin, „meine Tage ſind gezählt und, ich fürchte, es ſteht nicht anders mit Deinem Bruder. Wir müſſen alſo dieſe kurze Friſt benutzen und ſchleunigſt Deine Anerkennung als älteſten Sohn Deines Vaters in's Werk ſetzen, damit Du als Fürſt und Erbe hier auftrittſt, bevor Ernſt ſeinen letzten Seufzer verhaucht hat. Sobald ich Dich öffentlich als den Sohn der Fürſtin Eleonore anerkenne, werden die Agnaten keine Schwierigkeiten machen, dasſelbe zu tun, denn bei einem etwaigen Prozeß würden ſie den Kürzeren ziehen.“

„Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deinen guten Willen, teure Großmutter,“ verſetzte Georg ruhig: „aber ich kann nicht darauf eingehen. Ich will das bleiben, was ich geweſen bin: Georg von Turn.“

„Das wäre eine große Torheit, Georg. Du wirſt Dich eines beſſern beſinnen. Du biſt dazu beſtimmt, Fürſt zu ſein, den äußern Glanz des Hauſes durch Adel der Geſinnung zu erhöhen.

Dies war ſchon in der Wiege Deine Beſtimmung. Eine ſchmerzliche Verkettung betrübender Umſtände hat Dich eine Zeit lang dieſer Beſtimmung entzogen; doch abermals mußte eine Verkettung von anderen Umſtänden eintreten, um Dich auf den Platz zurückzuführen, der Dir gebührt. Dieſe wunderbare Fügung hat eine höhere Macht geordnet, welcher wir uns unterwerfen müſſen. Vernunft und Pflicht gebieten es.“

„Ich denke anders, teure Großmutter,“ entgegnete Georg ſanft und feſt: „ich erkenne nicht meine Verpflichtung gegen ein Haus an, in welchem ich bei einunddreißig Jahren ein Fremder bin — fremd durch meine Erziehung, meinen Glauben, meine Vergangenheit; fremd — nicht durch meine Schuld! — allen Traditionen und allen Verhältniſſen, welche ſich von einer Generation auf die andere ererbt. Ich habe keine Pflicht gegen ein Haus, in welchem man ſich erſt dann meiner erinnert, als es am Ausſterben iſt, und als man lieber mir, als den Agnaten die Aufgabe ſtellt, es fortzuſetzen. Ohne mich zu befragen, ob dies mein Wille, meine Neigung ſei, will man mir dieſe Bürde als Pflicht auf die Schultern legen, während man mich als unmündiges Kind meiner Rechte an das Vaterhaus, an die Liebe meines Vaters, an die Heimat, an das Familienleben beraubt hat.“

„Das war die Schuld Deiner Mutter,“ fiel die

Fürſtin zürnend ein: „ſie riß Dich hinweg, ſie warf Dich auf einen fremdartigen Lebensweg, ſie gab Dir einen fremden Glauben. Sie verſchuldete Deine Entfremdung — nicht wir. Du hätteſt aufwachſen können hier und dort, geteilt zwiſchen Vater und Mutter . . . und das war der Wunſch Deines Vaters. Doch ſie mit ihrem ſtarren Sinn, ſie wollte es anders.“

„Habe ich Dich vor einigen Stunden recht verſtanden, ſo war nicht ſie es, welche die Trennung verlangte, ſondern ſie wurde dazu gedrängt; — und dies ſtimmt überein mit den Eröffnungen, die ſie auf dem Sterbebette mir machte. So gekränkt, ſo verletzt, ſo tief beleidigt als Weib und als Gattin, wollte ſie wenigſtens ihr Kind ganz und ungeteilt haben, wollte es nicht preisgeben dem Schwanken zwiſchen Vater und Mutter, den wechſelnden Einflüſſen ſeines und ihres Glaubens; — nach ihrer energiſchen Art tat ſie nichts halb. Hat ſie dabei gefehlt, ſo wird Gott, der Barmherzige, ihr vergeben haben. Ihre Fehler waren der Art, daß ſie für andere Leute Tugenden wären.

„O ſprich noch mehr von Deiner Mutter,“ bat Ottonia in Tränen.

„Hier . . . kann ich es nicht, Tante,“ ſagte er ſanft.

„Es iſt ſchön von Dir, daß Du Deine Mutter ſo liebſt, Georg,“ nahm die Fürſtin wieder ganz geſammelt das Wort: „aber ich bitte Dich, ſei nicht einſeitig. Ich gebe ja zu, daß wir alle manchen Fehler begangen und manchen Mißgriff getan haben. Nur dürfen jene Mißgriffe Dich nicht gegen den neuen Lebensweg verſtimmen, den Du zu betreten haſt.“

„Gewiß nicht teure Großmutter! ſie ſind es, die meinen Fuß auf dieſen Weg ſtellen . . . und gerade jetzt. Der Wunſch der Mutter hat ihn vor langen Jahren mir angedeutet. Ich zagte, ich bebte zurück, ich ſchauderte. Ich wollte nicht glauben, was ſie ſagte: Schlage Dich freiwillig an's Kreuz, denn wir werden alle und noch vor dreiunddreißig Jahren ans Kreuz geſchlagen. Ich mochte und wollte es nicht glauben. Aber ſie hat Recht. Entſagung. Das iſt mir jetzt ganz klar, jetzt, da die Welt mit allem, was man ihren Reiz zu nennen pflegt, vor meinem Blick und unter meiner Hand liegt; jetzt, da ich zu gleicher Zeit den ſchmerzlichſten Einblick in ihre verborgenen Verheerungen und Täuſchungen — und in den zerſetzenden Prozeß der Leidenſchaften gewonnen habe, — ein Prozeß, deſſen Miasmen dermaßen die ganze Weltatmoſphäre erfüllen, daß man ahnungslos ihr Gift einatmen, ahnungslos einen tötlichen Trank trinken kann. Nein! die Welt mit all' ihrer Herrlichkeit, all' ihren Freuden, all' ihren Genüſſen, iſt nicht ſo ſchön, daß ich ihretwegen meine Seele der Gefahr ausſetzen will, an den Täuſchungen des Irdiſchen zu Grunde zu gehen.“

„Lieber Georg,“ entgegnete die Fürſtin gelaſſen, „verſtändige Menſchen wiſſen gefährliche Lockungen zu beſiegen und drohende Klippen zu umſchiffen.“

„Hat mein Vater es vermocht?“ fragte er traurig.

„Dein Vater brachte die Neigung für Deine Mutter aus der Kinderſtube mit und war ſehr jung, als eine andere Leidenſchaft ihn überfiel.“

„Entſchuldigungsgründe gibt es immer und ich bin fern davon, auf irgend jemand einen Stein zu werfen; denn wir alle müſſen beten: Vergib uns unſere Schuld.“

Und unwillkürlich flog ſein Blick zu Dorothea hinüber, die regungslos auf ihrem Platz ſaß und mit herzklopfender Spannung dem Geſpräch folgte. Sein Blick begegnete dem ihren. Sie ahnte nicht, daß Georg ihretwegen dies Schuldbekenntnis ausſprach. Ihr ſchien, als fordere er ſie auf, durch dieſen Blick, durch dies Wort, ihrerſeits in ihr Gewiſſen einzugehen und das zu ſagen, was deſſen mahnende Stimme ihr fort und fort zuflüſterte: Vergib mir meine Schuld; — und es wirkſam zu ſagen. Sie wollte aufſpringen, ſich in Georgs Arme werfen, ihn bitten, ihr zu helfen . . . allein die froſtige Stimme der Großmutter hielt ſie zurück.

„Eben darum ſagte ich Dir, daß man ſich bemühen müſſe, vernünftig zu handeln. Irrtum wird immer vorkommen und iſt in einem gewiſſen Grade unzertrennlich vom Weſen des Menſchen. Deshalb werden auch immer Fehlgriffe und Fehltritte geſchehen, und haben wir ſie begangen, ſo müſſen wir uns damit tröſten, daß im großen ganzen die Vernunft unſere Richtſchnur war. Ich hoffe, Du wirſt in Deinen Handlungen mit feſterem Schritte ihr folgen, als in Deinen etwas exzentriſchen Anſichten, die mir unverſtändlich ſind."

„Gewiß, teure Großmutter! ich bin feſt entſchloſſen, der höchſten Vernunft, dieſer Zwillingsſchweſter des Glaubens, zu folgen. Was der Glaube ſpricht, das unterſchreibt die Vernunft. Aus ihrer Einigkeit entſpringt mein Entſchluß, der unwiderruflich und unerſchütterlich iſt, obſchon ich weiß, daß er nicht Deinen Anſichten und Deinen Wünſchen entſpricht: Teure Großmutter, ich werde geiſtlich."

„Was heißt das?" fragte ſie kühl.

„Ich werde ein Prieſter der katholiſchen Kirche."

„Ein Sühnopfer für uns alle," ſagte Ottonie in Tränen, während die Fürſtin mit einem dumpfen Seufzer das Geſicht in beiden Händen verbarg. Lady Waldegrave aber flog auf ihn zu und rief:

„Georg! . . . ich werde katholiſch!“

„Dea!“ rief er beſeligt und breitete die Arme ihr entgegen aus. Es war der erſte Freudenblitz, der in ſein Auge, — der erſte Freudenſtrahl, der in ſein Herz trat, ſeitdem er hier war.

„Immer und ewig dieſelbe unbeſonnene, von verfliegenden Eindrücken abhängige Dea!“ ſagte die Fürſtin mit kalter Faſſung und ließ die Hände ſinken: „Ich denke, Ihr ſeid beide etwas erregt durch die Freude der Überraſchung und Ihr werdet mit der Zeit wieder nüchtern werden und zur Beſinnung kommen.“

„Mein Entſchluß ſteht feſt,“ ſagte Georg mit eiſerner Entſchiedenheit in Blick und Ton; — und Dorothea ſetzte hinzu:

„Liebe Großmama, vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben handelt die arme Dea nicht unbeſonnen.“

Ottonia zog ſie liebevoll in ihre Arme. Die Fürſtin aber beachtete ſie gar nicht und ſprach weiter:

„Georg, bedenke was Du tuſt: Du richteſt alles und auf immer zugrunde, was zu erhalten und zu befeſtigen die Aufgabe und die Anſtrengung meines Lebens war: Erhaltung, Glanz, Würde unſeres Hauſes. Ja, das Haus ſelbſt erliſcht und ſtirbt aus. Du vernichteſt meine Mühe, meine Anſtrengungen. Das Werk meiner Sorgen zerfällt, ſobald Ernſt ſeine Augen ſchließt . . . und dies erlebe ich durch Dich.“

„Nicht ſowohl durch mich, teure Großmutter,“ verſetzte er mild und feſt, „als durch die Tatſache, daß dieſer verſtoßene Sohn . . . —“

„Nicht verſtoßen!“ warf die Fürſtin ein, „Du biſt uns entführt . . . entfremdet.“

„So will ich den richtigen Ausdruck brauchen und ſagen: Dieſer Sohn wurde einer Leidenſchaft zum Opfer gebracht. Ein Fremdling iſt er geworden in dem Hauſe ſeines Vaters und ohne Rückſicht auf dasſelbe hat er ſeinen Beruf gewählt. Dies darf niemand befremden oder kränken . . . denn der Schritt, der ſeit mehr als zehn Jahren bald anziehend, bald abſtoßend meine Seele bewegt — der mich gedrängt hat, ſo weit der Himmel blau iſt, ein etwas zu ſuchen, das mich beſtimmen konnte, ihn nicht zu tun — der iſt es, den ich eben jetzt aus allen Kräften meiner Seele zu tun verlange, denn dieſe letzte Prüfung hat mich zur Erkenntnis meiner Beſtimmung gebracht.“

„Georg!“ ſagte die Fürſtin und ihre Stimme ſtockte zuweilen vor innerer Bewegung: „ich wollte, daß ich Dir beſchreiben könnte, mit welcher unausſprechlicher Angſt ich die Särge ſah, die ſich um mich her auftürmten. Zwei Deiner Brüder ſtarben in der Wiege; bei der Geburt des dritten und mit ihm ſtarb meine Schwiegertochter, und

Dein Vater blieb fortan unvermählt. Dann ſtarben Deine zwei erwachſenen Brüder in ſchöner Jugend . . . dann Dein Vater, als er im Begriff war, eine neue Ehe zu ſchließen . . . und Ernſt iſt dem Tode verfallen. Iſt das nicht ein unerhörtes Schickſal? . . . ſind das nicht Schmerzen, die einigen Troſt verdienen? . . . ich verlange, ich erwarte ihn von Dir . . . und Du verſagſt ihn? . . . — O wüßteſt Du, durch welche Seelenpein ich gegangen bin, durch welche troſt- und ruheloſe Nächte, durch welche grauenhafte verzweiflungsvolle Tage, bis ich zu dem Entſchluß kam, nach Dir zu fragen, Dich zu rufen! Es wird ja dem Menſchen immer ſchwer, ſein Unrecht einzugeſtehen, und ich hatte ja keine Ahnung, was für ein Mann dieſer entfremdete Sohn ſei. Es war ein Kampf, der meine letzten Kräfte erſchöpfte. Ein Lied gab ihm den Ausſchlag — ein ſchwermütiges Lied, das Deine Mutter in verhänignisvoller Stunde ſang, das ich dann nie wieder hörte, nie . . . bis geſtern Dea es ſang. Infolge davon berief ich Dich! . . . Du biſt gekommen, Du biſt hier in Deiner Heimat, in Deinem Eigentum, im Hauſe Deiner Ahnen, unter dem Dache Deiner Väter, auf der Stätte Deiner Kindheit . . . mit offenen Armen und offenen Herzen empfangen wir Dich . . . und Du weiſeſt uns ab . . . Du erfülleſt die letzten Stunden Deiner Großmutter mit bitterm Gram . . . Du machſt ihre letzte Hoffnung zu nichte.“

munismus einen eben ſo natürlichen und berechtigten Gegenſatz gegen die jezt herrſchende und drückende Uebermacht des Reichthums, als es vor fünfzig Jahren die Gleichheit der Menſchenrechte gegen die Uebermacht der Geburt war, und ich habe auch die Ueberzeugung, daß er ſich, eben ſo gut wie ſein Vorgänger, dereinſt wird Geltung verſchaffen — natürlich unter den furchtbarſten Convulſionen! denn die Reformation war eine Mündigkeitserklärung des Menſchen in ſeinem religiöſen — die franzöſiſche Revolution in ſeinem geiſtigen Freiheitsrecht. Jezt bereitet ſich die dritte Umwälzung vor und das wird die grimmigſte ſein, weil der Hunger ſie machen wird.“

Cornelie und Leonor fanden das größte Vergnügen an dieſen Unterhaltungen, beſonders weil ſie ſo verſchiedene Anſichten hatten und ſich nun angeregt fühlten ſie zu vertheidigen und ihnen, wenn auch keinen Sieg, doch Anerkennung zu verſchaffen. Unbedingte Uebereinſtimmung der Meinung iſt in keinem Verhältniß wünſchenswerth, weil mit ihr die Uebung in Verſtändigung, Toleranz, Nachſicht wegfällt. Nur tyranniſche oder beſchränkte Naturen können ſie begehren; für wirklich denkende, gebildete, freiſinnige, iſt ſie der ermunternde Reiz des intimen Umgangs der, ach wie leicht! ſchläfrige Allüren an-

„Sie richtet ſich ja nur auf Irdiſches, teure Großmutter . . . und wir haben ja höhere Hoffnungen, denen wir uns von ganzer Seele zuwenden wollen,“ erwiderte Georg, der eine große Veränderung in den Zügen der Fürſtin bemerkte. Raſch kniete er nieder, Ottonia und Dorothea neben ihm. Er betete das Vater Unſer, wie einſt am Sterbebette der Mutter und im Todeskampf ſeines Vaters. Bei der Bitte: Vergib uns unſere Schuld — ſchlug die Fürſtin noch einmal die Augen auf und bewegte die Lippen. Dann kam der Tod und alles war vorüber, was der Erde angehört.

Ottonia ſagte mit ſtiller Trauer:

„O Du ewige Gerechtigkeit, biſt Du verſöhnt?“

Noch ein Kampf.

Zur Beiſetzung der Fürſtin waren die Verwandten herbeigeeilt. Lord Waldegrave zuerſt. Er war der einzige, der von Georgs Verhältnis zur Familie in Kenntnis geſetzt wurde. Für alle übrigen, ſowie für die Welt wollte Georg, um unnützes Aufſehen zu vermeiden und um alles in Vergeſſenheit zu begraben was früher vorgefallen war, Georg von Turn bleiben. Jetzt war er gegenwärtig als intimer Freund von Lord und Lady Waldegrave, aber nicht als Leidtragender. Man bekümmerte ſich auch nicht viel um ihn; man glaubte Lord Waldegrave habe ihn mitgebracht. Gräfin Henriette war nicht gekommen; ſie konnte nicht den Grafen, ihren Gemahl, verlaſſen, der totkrank am Typhus darniederlag und faſt von den Ärzten aufgegeben war.

Dorothea empfing Lord Waldegrave mit zärtlicher Freude und mit innigem Dank, daß er bei der Großmutter ſie gelaſſen habe.

„Denn,“ ſagte ſie, „von dem Liede, das ich ſang — freilich in der von Gott gegebenen und gewollten Stunde — hing vielleicht die Wendung in Georgs und in meinem Leben ab."

„In Deinem Leben?" fragte er.

„O Manfred, ſie wird gut und glückbringend ſein," rief ſie und umarmte ihn, „und Du darfſt keine Silbe dagegen ſagen, weil mein Entſchluß ebenſo feſt ſteht wie Georg's."

„Willſt Du etwa Nonne werden?" ſagte er lächelnd.

„Ganz im Gegenteil, Manfred! ich will eine beſſere Frau, Deine beſſere Frau werden, als ich bisher war. Aber zuvor — und ſo bald wie möglich — will ich katholiſch werden. Es iſt etwas ganz Himmliſches, eine ganz übernatürliche Kraft im katholiſchen Glauben. Das iſt mir durch Georg und durch das, was ſeine Mutter betrifft, ſo lebendig vor die Seele getreten und ſo anſchaulich geworden, daß ich Anteil an dieſem Glauben und an ſeinen Gnaden haben will — und das wirſt Du mir nicht mißgönnen."

„Gewiß nicht, Dea!" erwiderte er gerührt: „es freut mich hingegen viel mehr, als ich Dir ſagen kann."

Aber vor Georg ſprach er ſeine ganze Freude über Dorothea's Entſchluß aus, und daß er dieſen Schritt als einen großen Segen für ſeine Ehe betrachte.

„Und dieſen Segen hätteſt Du, lieber Freund, ſeit Jahren haben können,“ verſetzte Georg.

„Daran ſind nur verwünſchte Vorurteile ſchuld, die ich aus ein paar traurigen Erfahrungen ſchöpfte, welche ich als das Allgemeine betrachtete. Ich, für meine Perſon, war ja ſtets ſehr gut katholiſch. Das wirſt Du mir zugeben.“

„Da Du Dich gebeſſert haſt, wollen wir nicht darüber ſtreiten. Indeſſen hoffe ich doch, daß Du ein reuiges mea culpa ſagen wirſt,“ verſetzte Georg freundlich.

Noch eine kleine Spanne Zeit und Ernſt entſchlief im Frieden. Ein katholiſcher Prieſter ſtand an ſeinem Sterbelager. Als Dorothea ihm ſagte, es ſei ihr Vorſatz in die katholiſche Kirche zurückzutreten, hatte Ernſt lebhaft ausgerufen:

„O das war ja längſt auch mein Wunſch. Weißt Du noch, daß ich ihn Dir in Palermo ausſprach? — Laß' einen katholiſchen Geiſtlichen kommen, Dea! . . . Du willſt katholiſch leben . . . und ich werde katholiſch ſterben.“

Er fand noch Kraft eine Beicht abzulegen und die heiligen Sakramente zu empfangen. Sanft entſchlummerte er in die Ewigkeit.

„O Du begnadigte, Du im Blute Jeſu reingewaſchene Seele, Dein Totenhemd iſt Dein weißes Hochzeitskleid für's ſelige Leben“, ſagte Georg in ſchmerzlichſüßer Wehmut, und kniete neben dem Bruder, der ihn nie als Bruder gekannt hatte.

„Wir ſind jetzt von allen allein übrig geblieben, Georg,“ ſagte Dorothea, „und auch wir trennen uns, nachdem wir uns kaum gefunden haben. Gibt es denn etwas anderes hienieden, als den Schmerz?“

„Doch!“ ſagte er, „den guten Kampf, den ſtarken Kampf, den Kampf im Glauben.“

„Aber dieſer Kampf, Georg, den Dein Glaube Dich führen lehrt und mich führen lehren wird — bringt er nicht Schmerz und nicht Leiden mit ſich?“

„Kämpfen und Leiden iſt unzertrennlich, Dea. Der Kampf iſt etwas, wobei der Menſch ſein Herzblut vergießt. Bald verwandelt es ſich in Tränen, bald in Schweißtropfen, bald erſtarrt es gleichſam und erpreßt der gequälten Bruſt angſtvolles Stöhnen, bald wallt es auf zu einem Lavaſtrom, der die Seele mit Todesdrohung umbrauſt; — und das alles muß der Menſch ertragen und durchkämpfen, nicht heute nur und etwa morgen noch einmal, Dea, ſondern bis zu ſeinem letzten Atemzug . . . nur nicht ununterbrochen. Das iſt das chriſtliche Leben, Dea. Willſt Du es führen, ſo ſei kampfbereit.“

Sie ſaßen in dem Zimmer, das Dorothea in ihrer erſten Jugend bewohnt hatte, denn die verödeten Gemächer der Fürſtin und des jungen Fürſten waren geſchloſſen und gerade dies Zimmer hatte für beide einen beſonderen Reiz: für Dorothea ihre Jugenderinnerungen; für Georg — als er von Sekretär Hardinger erfuhr, daß ſeine Mutter hier gewohnt habe.

„Ach,“ verſetzte Dorothea, „als hier einſt in ernſter Stunde eine geheimnisvolle Stimme von Kampf und Leiden zu mir ſprach, da erſchauerte ich ſchon vor dem bloßen Gedanken. Wie ſchwer es in der Wirklichkeit ſei, ahnte ich nicht. Mir iſt zu Sinn, als ſtehe ich in einer Arena und rings umher wären Käfige mit wilden Tieren und jeden Augenblick erwartete ich, daß eines der Beſtien mich anfallen werde.“

„So iſt es auch, Dea, und die ſchlimmſte dieſer Beſtien wohnt im innerſten Käfig unſeres Herzens: das iſt die Selbſtſucht. Aber ſei getroſt, arme Dea, der Kampf im Glauben hat auch ſeine Süßigkeit, weil die untrügende Verheißung auf ihm liegt, ſein Siegespreis ſei die Krone des ewigen, ſeligen Lebens.“

Plötzlich brach Lady Waldegrave in einen Strom von Tränen aus. Sie glitt auf ihre Knie vor Georg und flehte mit gebrochener Stimme und aufgehobenen Händen:

„O Georg! . . . o Du mein einziger, mein geliebter Bruder, verlaſſe mich nicht! . . . bleibe bei mir, Georg. Sieh’, alles was Du ſagſt, findet ein Echo in meinem Herzen . . . ich verſtehe Dich, ich vertraue Dir, ich glaube Dir! . . . Bleibe bei uns, geh’ mit uns nach England . . . dort ſind Männer wie Du hochwillkommen! Warum mußt Du denn durchaus Prieſter werden . . . durchaus Prieſter in dieſem unglückſeligen, zermalmten Deutſchland, wo der gute Prieſter nichts zu erwarten hat . . . als den Kerker, den er mit Mördern und Räubern teilt. Geh' mit uns nach England, lieber, geliebter Georg!“

Er hob ſie ſanft auf und ſagte mit namenloſer Wehmut:

„Weine nicht, Dea! Du weißt ja nicht, wann der Tag der Gerechtigkeit aufgehen wird für unſer katholiſches Deutſchland . . . und Du weißt auch nicht, was das iſt, mein Beruf. Das ſind Geheimniſſe Gottes, geliebte Dea! . . . Schweigend und anbetend wollen wir ſie über uns, in uns, durch Gottes Hand vollziehen laſſen.“

Aber ſie weinte nur noch viel heftiger, wollte ſich durch nichts tröſten laſſen, was er ihr auch ſagen mochte, und rief endlich von Schmerz überwältigt:

„O ſchweige, Georg! Du biſt ein kalter Menſch . . . ein Herz von Stein! Du haſt Dich ſo lange geübt, Deine Gefühle zu überwinden, bis Du gefühllos geworden biſt.“

„Meinſt Du?“ fragte er mit einem Ausdruck im Blick, im Ton, daß ihre Tränen plötzlich vor Schreck ſtockten, denn ihr war, als habe ſie eine heiße Wunde mit unvorſichtiger Hand berührt. „Laß Dir erzählen!“ fuhr er fort: „Zur Zeit der

Chriſtenverfolgung durch die heidniſchen Kaiſer ſtand Pionius, Presbyter von Smyrna, auf dem Scheiterhaufen, weil er nicht den Götzenbildern opfern wollte. Das heidniſche Volk von Smyrna, das ihn wegen ſeiner Tugenden liebte, umringte den Scheiterhaufen und rief ihm bittend zu: Opfere, Pionius, rette Dein Leben, opfere den Göttern! du leideſt zu ſehr! — Pionius ſchaute in den Sonnenaufgang und ſagte: Ja, ich fühle die Schmerzen und die brennenden Wunden! aber was tut es, wenn ich nur zur ſeligen Anſchauung Gottes gelange. — — Es gibt verſchiedene Weiſen den Götzen zu opfern, Dea.“

„O Du ſeliger Menſch, der den beſten Teil gewählt hat,“ ſagte ſie zärtlich und weinte nicht mehr.

Das Schloß zu X. war verlaſſen; die Agnaten nahmen es ſpäter in Beſitz. Das Allodialvermögen kam an Lady Waldegrave. Sie hatte mit Georg teilen wollen, aber er ſagte:

„Es ſtammt von Deiner Mutter und gebührt Dir. Mir genügt die Erbſchaft meiner Mutter.“

Er ging heim in ſein graues Haus, wo er mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, bevor er ſeine theologiſchen Studien beginnen konnte. Gräfin Ottonia ging mit Lord und Lady Waldegrave nach Goldenſtein, wo ſich Dorothea in der katholiſchen Glaubenslehre unterrichten ließ. Der Verkehr zwiſchen dem grauen Hauſe und Goldenſtein war ununterbrochen.

„Das iſt aber eine große Gnade,“ ſagte der Pfarrer tiefgerührt, als ihm Georg ſeinen Entſchluß mitteilte: „das hat Ihre fromme Mutter für Sie erbetet. Der Tigerjäger verwandelt ſich in einen guten Hirten und, ohne Zweifel, in einen ſehr guten.“

„Das müſſen wir erſt erleben, lieber Herr Pfarrer.“

„Nun, es wäre doch höchſt merkwürdig, wenn unſer Herrgott Sie ein paarmal rund um die Welt geſchickt hätte, um ſchließlich einen ſchlimmen Prieſter aus Ihnen zu machen! Nein! daß Sie jetzt ſprechen: Iſrael, zu deinen Zelten! — dabei iſt die Hand Gottes im Spiel, die alles lenkt zum Heil der Seelen. Und daß Sie Pfarrer werden wollen, lieber Herr von Turn, das ſetzt meiner Freude die Krone auf. Ein Pfarrer hat eine ſegensreichere Wirkſamkeit, als irgend ein Menſch auf Erden. Er iſt in ſeiner Gemeinde der Ratgeber, der Freund, der Vertraute jeder Familie. Die Eltern, die jungen Leute, die Kinder — alle haben mit ihm zu tun, ein jeder in ſeiner Weiſe. Gefährlichen Richtungen bricht er die Spitze ab, ſchwierige Verhältniſſe ordnet er. Jung und Alt folgt ſeiner Anleitung. Vom ſterbenden Greiſe angefangen bis herab zum jüngſten Täufling —

allen iſt er ein Wohltäter, denn er ſpendet allen die hochheiligen Sakramente. Ohne ihn kann niemand leben und niemand ſterben. Daraus webt ſich dann ein Band von heiliger Liebe, das ſeinesgleichen nicht hat. Der Ordensmann ſitzt in ſeinem Kloſter, der Profeſſor der Theologie ſitzt auf ſeinem Katheder: ſie tun und ſie lehren viel Gutes, und bringen es höher in der Wiſſenſchaft und in der Aſceſe — das gebe ich gern zu, aber die Stellung und den Einfluß, den der Pfarrer in ſeiner Gemeinde und auf ganze Generationen hat — ziehe ich tauſendmal vor und es freut mich unausſprechlich, daß Sie nichts anderes werden wollen als ein ſchlichter Pfarrer. Jetzt aber hören Sie die große Neuigkeit: Mariane Sink — heiratet."

„Iſt es möglich!" rief Georg höchſt verwundert: „das garſtige Mariänchen heiratet! wer iſt denn der Glückliche, der dieſen Schatz heimführt?"

„Der Evangeliſt iſt es!" rief lachend der Pfarrer und als Georg ihn ungläubig anſah, ſetzte er hinzu: „Ja, ja! der Evangeliſt, Ihr Spielkamerad, Ihr Jugendfreund, der geiſtlich werden wollte — er entführt Mariänchen nach Philadelphia. Sie kam zum Oſterfeſt zu mir und wie verändert! Freilich iſt ihr Haar rot und ihre Züge ſind nicht fein. Aber ſie iſt groß und kräftig geworden, hat ein friſches munteres Ausſehen, geht und ſteht, ſpricht und lacht wie ein fröhliches junges Mädchen — und genug, der Evangeliſt fand für gut, nimmt. Spricht der Eine: So iſt es! — und der Andre entgegnet: Richtig! — ſo iſt die Converſation zu Ende. Das war nun nie der Fall zwiſchen Cornelie und Leonor! Wie bei ihren Anſichten über Stolz und Eitelkeit, über Geburt und Reichthum — immer ſtanden ſie unter feindlicher Fahne. Wären in ihren Naturen antipathiſche Elemente vorherrſchend geweſen, ſo hätte ſich der Geiſt des Widerſpruchs in ihnen ausgebildet und eine gründliche Abneigung, einen redlichen kleinen Haß erzeugt; aber Leonor liebte Cornelie, und in der Atmoſphäre der Liebe iſt immer etwas Erwärmendes und Verſchmelzendes, welches das Entgegengeſetzte verbindet oder ihm wenigſtens die Härten nimmt. Nach ſechs Wochen war Leonor wieder ebenſo vollſtändig wie damals in Ems unter dem Zauber, zu dem ſich das Bewußtſein geſellte, ihr jezt in jeder Beziehung näher zu ſtehen, und für ihre Würdigung und ihr Verſtändniß einen größern Maßſtab und höhere Fähigkeiten an ſich entwickelt zu haben. Er war in gleichem Alter mit ihr. Damals wegen ſeiner Unkunde der Welt und mehr noch der Frauen, kam er ſich wie ein Schulknabe neben ihr vor; jezt ging er bewußt und vertraut an ihrer Seite. Dies gab ihm die ſüßeſte Gewißheit von Entwickelung und innerm Fortſchritt, die er je in ſich ſelbſt wahrgenommen ſich stante pede in ſie zu verlieben und zu erklären, ſie ſei die Frau, die er ſuche. Daß Mariändchen ſich finden ließ, verſteht ſich von ſelbſt. Jetzt iſt ſie wieder in der Anſtalt bis zur Hochzeit im Sommer — und dann geht ſie mit Evangeliſt auf und davon nach Amerika.“

„Mariändchen heiratet! bei Gott iſt kein Ding unmöglich!“ ſagte Georg.

„Ein kurioſer Glückwunſch, lieber Herr von Turn! aber ich weiß doch, wie gut Sie es meinen,“ verſetzte der Pfarrer und drückte Georg's Hand.

An einem heitern Frühlingstag, als Lady Winifred Blandford in England die Herzogskrone auf ihr ſchönes Haupt ſetzte, legte Dorothea in Goldenſtein zwiſchen Manfred, Georg und Ottonia das Glaubensbekenntnis der katholiſchen Kirche ab. Die Glücklichere von beiden war an dieſem Tage Dorothea.

ENDE

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Aus einem Tagebuche 1
Gefahr des Mitleids 42
Der letzte Seufzer 68
Die letzte Hoffnung 93
Still und klar 119
Stürme 135
Lady Macbeth 156
In Spannung 176
Aus der Vergangenheit 189
Verſöhnt 266
Noch ein Kampf 285

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 21. Band.

Nirwana.

Erſter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nirwana.

Der Eisbär.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

„Es iſt empörend!“ ſagte entſchieden die Gräfin von Euben.

„Es iſt vernünftig!“ ſagte noch entſchiedener der Graf von Euben.

„Welche Mutter bebt nicht zurück vor der Miſſetat, ihr Kind einem Schwachſinnigen in die Arme zu werfen — weil er reich iſt!“ rief ſie.

„Das ſei der Mutter immerhin geſtattet. Der Vater aber — und in unſerem Falle der Vormund — hat auf jede Weiſe für die Wohlfahrt des Mündels zu ſorgen. Dieſe Wohlfahrt wird beſonders durch die Ehe begründet, und befindet ſich der Mündel nicht in der Lage, ſich nach einer Gattin umzuſchauen, ſo iſt es Pflicht des Vormunds, das Nötige zu tun,“ verſetzte er.

„Wer nicht im Stande iſt, ſeine Gattin zu wählen, der ſoll auch nicht in die Ehe eintreten,“ behauptete die Gräfin.

„Überſpannte Anſicht! Edwin hat nun einmal weder Menſchenkenntnis noch ſcharfes Urteil und hatte: er kam ſich immer erhoben und beſſer in ihrer Nähe vor. Einmal hatte Cornelie geſagt:

„In ausgedehnten Kreiſen Gutes thun iſt gewiß eine ſehr reſpektable Sache. Aber es ängſtige ſich doch Niemand, der nicht dieſen Beruf und die dazu nothwendigen Fähigkeiten in ſich verſpürt, als ſei er deshalb ein minder taugliches und nützliches Geſchöpf! er muß nur eine innere Tüchtigkeit haben; dann werden Andere es ſchon merken, zu ihm kommen, ſich an ihn lehnen, das von ihm nehmen was ſie grade bedürfen — denn es giebt viele Arten von Bedürftigen auf der Welt! — und der Thatenloſe darf ſich dieſes Samenkörnchens des Guten in ſeiner Weiſe ebenſo freuen als der Thätige.“

Zu Dorotheen hatte ſie dies geſagt, die ſich in ihrem Durſt nach Thätigkeit faſt aufrieb und ſich nie genug that; und Leonor fand daß dieſe Worte in der Anwendung auf Cornelie ihre wahre Beſtätigung fanden. Sie hatte keine Thaten aufzuweiſen als ihr Leben — aber in ihrem bloßen Daſein lag Erkräftigung und Ermunterung. Die wunderſeltne Vereinigung von Ueberlegenheit des Characters und Geiſtes mit der höchſten, reizendſten Anmuth, machte Cornelie zugleich impoſant und entzückend, und dadurch unwiderſtehlich für Leonor. Was er wollte — was er wünſchte — war ihm ſelbſt nicht klar, das iſt freilich ſehr zu beklagen. Ihm aber deshalb das Glück der Ehe verſagen zu wollen, wäre barbariſch über die Maßen — abgeſehen davon, daß mit ihm ſein Name und ſein Haus erlöſchen würden.“

„Iſt der Geiſt erloſchen, ſo iſt es nicht der Mühe wert, den Leib zu erhalten. Die Nachkommen eines Schwachſinnigen werden mehr und mehr geiſtesſchwach ſein — vorausgeſetzt, daß er überhaupt Nachkommen habe.“

„Dies ſetze ich bei Edwin allerdings voraus, allein Deine erſte Behauptung beſtreite ich. Ein Simpel kann kluge Kinder haben, und umgekehrt. Das lehrt die Erfahrung. Endlich ſehe ich nicht ein, weshalb ich dieſe Leonilla van Sitart abhalten ſoll, Edwin zu heiraten, wenn er ihr gefällt.“

„Daß Edwin einem jungen und ſchönen Mädchen nicht gefallen könne, ſagt Dir Deine Vernunft, und daß der alte van Sitart ein ruinierter Mann und Frau van Sitart eitel und ehrgeizig iſt, weiß alle Welt. Die Eltern beeinfluſſen die Tochter, wollen ſie zur reichen Baronin von der Walden machen und ſehen über Edwins leibliche und geiſtige Gebrechen hinweg. Ich bleibe dabei — das iſt empörend.“

„Aber es iſt die Sache der Eltern und die handeln ohne Zweifel nach ihrem Gewiſſen zum beſten ihres Kindes; folglich bleibe auch ich dabei:

es iſt vernünftig, und da dieſe Handlungsweiſe dem armen Edwin zugut kommt, ſo bin ich ganz damit einverſtanden.“

Die Gräfin war ſo betrübt, daß ſie nicht daran dachte, ihr Frauenrecht geltend zu machen und das letzte Wort zu behalten. Der Graf fühlte ſich ſiegreich.

Dies Geſpräch fiel in einem der Landhäuſer vor, welche in der Ebene von Salzburg zwiſchen der Stadt und dem Geisberg liegen. Graf Euben hat es für den Sommer gemietet und ſich mit ſeiner Familie bequem darin eingerichtet. Sein Mündel, Edwin von der Walden, bewohnte mit ſeinem Arzt, ſeinem Sekretär, ſeiner Dienerſchaft und ſeinen Pferden eine benachbarte Villa, ſeitdem er ſeine Badekur in Reichenhall beendet hatte.

Edwin von der Walden war freilich großjährig; doch ſeine Verſtandesſchwäche machte es notwendig, ihn unter eine ſanft verſchleierte Kuratel zu ſtellen und Graf Euben, ſein vieljähriger Vormund und Vetter und vertrauter Freund ſeines verſtorbenen Vaters, bevormundete ihn, ſein Vermögen, ſein Tun und Treiben trotz ſeiner Großjährigkeit mit großer Sorgfalt. Er hatte ſich dermaßen an Edwins Gebrechen gewöhnt, daß er ſie nicht hoch anſchlug, ſondern einfach der Anſicht war, das Gemüt walte zu ſehr bei Edwin vor, um nicht die geiſtige Entwickelung etwas zu beeinträchtigen. Ja, es wäre ihm nicht unlieb geweſen, eine ſeiner Töchter mit Edwin zu vermählen und er hatte deshalb einmal zur Gräfin geſagt:

„Lydia würde vortrefflich für ihn paſſen. Mit Sanftmut würde ſie ihn regieren, mit Umſicht die Geſchäfte führen und niemand würde eine beſondere Mangelhaftigkeit an ihm verſpüren. Es bliebe alles unter uns in Camera caritatis.“

Die Gräfin hatte energiſch geantwortet:

„Lieber würde ich Lydia in's Grab legen und mich dazu, als eine ſolche Ehe geſtatten.“

„Überſpannte Anſicht!“ murrte der Graf, wiederholte jedoch nicht ſeinen Vorſchlag. Indeſſen dachte er doch mehr und mehr daran, Edwin zu verheiraten. Er machte unter der Hand Vorſchläge bei Standesgenoſſen, die wenig Vermögen und viele Töchter hatten. Mochte er aber Edwins vortreffliches Herz und große Gutmütigkeit — um nicht vom Vermögen allein zu reden — herausſtreichen, ſeine Werbungen waren bis jetzt immer mißglückt.

Und dies war begreiflich, wenn man Edwin von der Walden betrachtete. Eine kleine, ſchwächliche, unentwickelte Geſtalt, die auf ſchmalen Schultern einen großen, plump geformten Kopf trug. Ein ſeelenloſes Auge, eine gedankenloſe Stirn, ein unfeiner Mund, ſprachen nur allzu deutlich ſeine geiſtigen Mängel aus, und ein gewiſſer Trotz, der zwiſchen ſeinen Augenbrauen lag, hatte ſogar etwas Abſtoßendes. Jedes junge Mädchen zog ſich unwillkürlich ſcheu vor ihm zurück. Er war ſo wenig unterrichtet, wie ſeine geiſtigen Fähigkeiten — oder Unfähigkeiten — das mit ſich brachten. Graf Euben behauptete zwar, Edwins Intereſſe für Geographie und Naturwiſſenſchaft ſei äußerſt lebhaft; doch in der Tat beſchränkte es ſich darauf, daß Edwin gern Landkarten, ſowie auch botaniſche und mineralogiſche und ähnliche Sammlungen betrachtete und gelegentlich deren Namen und Bezeichnungen auswendig lernte. Er ſelbſt hatte keine geringe Meinung weder von ſeiner Bildung, noch von ſeiner Perſon, und trat er auch mit jener nicht hervor, ſo ſuchte er doch dieſe durch den exquiſiteſten und modernſten Anzug in's beſte Licht zu ſtellen. Er ſprach ſehr wenig, und alles was er ſagte, bewegte ſich innerhalb ſeines engen Gedankenkreiſes.

So war der junge Mann beſchaffen, deſſen Verlobung mit Fräulein Leonilla van Sitart Gräfin Euben empörend, Graf Euben vernünftig genannt hatte.

Es wäre wohl ſchwerlich jemals zu einer Verlobung gekommen, wenn Graf Euben nicht die Sache in die Hand genommen hätte. Daß Edwin ſich zu verehelichen und ſeinen Namen fortzupflanzen habe, ſtand feſt bei ihm.

„Er iſt ja kerngeſund," ſagte er zu Edwins Hausarzt.

Dieſer zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Er muß eine kräftige, geſunde Frau heiraten,“ fuhr der Graf fort.

Der Arzt verbeugte ſich ſchweigend.

„Herr Doktor, laſſen Sie ihre Pantomimen und reden Sie verſtändlich!“ rief der Graf ungeduldig.

„Herr Graf,“ entgegnete der Arzt, „wir haben über dieſen Punkt ſchon ſehr viel und ſehr deutlich geredet. Sie haben Ihre Anſicht und ich habe die meine — und jeder von uns bleibt bei der ſeinigen.“

„Ganz gut . . . ſchon recht, Herr Doktor. Indeſſen ſind Sie doch gewiß der Meinung, daß eine Gattin ſein Leben erheitern würde.“

„Das käme auf deren Charakter an, Herr Graf! und das Leben dieſer Gattin würde auf keinen Fall ein heiteres ſein.“

„Es gibt doch wohlwollende Weſen, die zugleich Freude haben am Genuſſe des Reichtums und an einer glänzenden Stellung in der Welt.“

„Beſter Herr Graf! um an der Seite des Baron Edwin in der Welt zu ſtehen — dazu gehört ſo viel Takt und Selbſtverleugnung, daß ein beträchtlicher Schatten auf Glanz und Reichtum fällt.“

„Sie ſind unverbeſſerlich, Doktor, gerade wie meine Frau! . . . Ich finde keine Unterſtützung weder bei ihr, noch bei Ihnen; allein ich hoffe, Sie treten mir ebenſowenig in den Weg, wie die Gräfin es tut. Ich muß nach meinem beſten Gewiſſen für Baron Edwin ſorgen, wie für mein eigenes Kind — Sie wiſſen, warum! — und ich finde es unumgänglich notwendig, daß er ſich vereheliche, denn im Falle meines Todes — wen hätte er zur Seite? . . . Niemand." — —

Edwin war in Reichenhall und Graf Euben beſuchte ihn und fand ihn ungewöhnlich munter.

„Gefällt es Dir hier? Bekommt Dir die Gebirgsluft?" fragt er teilnehmend.

„Sehr gut," antwortete Edwin, „ausgezeichnet gut. Wir waren geſtern — . . . Doktor, wo waren wir?" —

„In der Ramſau, Herr Baron."

„Ja, da waren wir und dann fuhren wir mit zwei Damen zurück."

„Wie ging denn das zu?" fragte der Graf höchſt verwundert.

„Ja, wie ging das zu, Doktor!" ſagte Edwin.

„Folgendermaßen," nahm der Arzt das Wort: „Wir fanden bei unſerer Rückfahrt einen zerbrochenen Wagen, zwei hilfloſe Damen und einen fluchenden Kutſcher. Den letzteren überließ der Baron ſeinem Schickſale; die Damen aber nahm er in ſeinen Wagen und fuhr ſie nach ihrem Hauſe. Es waren Mutter und Tochter, Frau und Fräulein van Sitart" . . . —

„Sie gefällt mir,“ fiel Edwin ein, „denn mein Affenpincher gefällt ihr.“

Während dieſes Geſpräches wurde Herr van Sitart gemeldet und angenommen. Es erſchien ein gewandter, glatter Mann, der dem Baron Walden ſehr verbindlich Dank ſagte und hinzuſetzte, Frau van Sitart würde ſich ſehr freuen, wenn Baron Walden ihr die Gelegenheit geben wollte, perſönlich ihren Dank auszuſprechen. Edwin verbeugte ſich nach ſeiner Gewohnheit zwanzigmal nach einander und ſchwieg. Der Graf antwortete ſtatt ſeiner:

„Wer zwei Damen händeringend zwiſchen einem groben Kutſcher und einem zerbrochenen Wagen findet und ſo glücklich iſt, ſie nach Hauſe führen zu können, verdient wahrlich keinen Dank. Mein Neffe ſprach mir ſoeben ſeine Freude über dieſe kleine Begebenheit aus und wir werden heute Nachmittag die Ehre haben, uns der Frau van Sitart vorzuſtellen.“

Nachdem Herr van Sitart, ſichtlich erfreut, ſich zurückgezogen hatte, ſagte der Doktor:

„Wiſſen Sie, Herr Graf, wer dieſer Herr van Sitart iſt?“

„Keine Ahnung, beſter Doktor, und es iſt mir auch ganz gleichgiltig. Ich will nur das junge Fräulein ſehen, von welchem Baron Edwin geſagt hat, ſie gefällt mir. Dieſe Äußerung machte er noch nie.“

„Der Affenpincher gab ſie ihm ein.“

„Mit nichten, Doktor! meine Töchter haben hundertmal ſeine Hunde und Pferde bewundert und nie hat er geſagt, daß ihm die Mädchen gefielen. Nun alſo , wer iſt dieſer Herr van Sitart? Was weiß man, was ſpricht man hier von ihm?“

„Er iſt ein großer Finanzmann, bekannt an der Börſe in ganz Europa, aber total ruiniert, auch an Kredit. Er hält ſich hier auf, weil er eben nicht weiß, wo er leben ſoll und leben kann.“

„Und was ſpricht man von den Damen?“

„Nichts! ſie halten ſich fern von allem Umgang und zeigen ſich ſelten. Wenn aber Fräulein van Sitart erſcheint, ſo wenden ſich alle Augen ihr zu, wegen ihrer merkwürdigen Schönheit.“

„Aha! mein Edwin, Du haſt Sinn für Schönheit! das freut mich . . . kaum hätte ich es gehofft. Nun, wir werden ſie noch heute ſehen.“

„Wen?“ fragte Edwin zerſtreut.

„Das ſchöne Fräulein van Sitart.“

„Ja . . . ſie gefällt mir.“

Der Graf dachte bei ſich ſelbſt: Ja, mein armer 'Bub', wirſt aber Du ihr gefallen? — Aber er unterdrückte dieſe Beſorgnis. Aus dem Wunſche der Frau van Sitart, Edwin bei ſich zu ſehen, entnahm Graf Euben den Grund zu vielverſprechenden Hoffnungen; denn im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge wäre der Dank des Vaters genügend für den kleinen Dienſt geweſen.

Die Hoffnungen des Grafen wurden nicht getäuſcht. Während acht Tagen — ſo lange dauerte noch Edwins Aufenthalt in Reichenhall — fuhr er jeden Nachmittag hinüber, und am letzten Tage war Edwin verlobt und ſiedelte über in die Villa, die der Graf in der Nähe der ſeinen für ihn gemietet hatte.

Gräfin Euben war durch ein Erkältungsfieber in ihr Zimmer gebannt, während die Sache ſich zurecht machte, und der Graf fand nicht für gut, ſie früher davon in Kenntnis zu ſetzen, als bis der Schluß erfolgt war.

Dieſe Verlobung nun fand die Gräfin empörend und der Graf vernünftig.

Wie war ihm das möglich?

Er und Edwins Vater waren von Kindheit auf vertraute Freunde geweſen, hatten mit einander ihre Studien gemacht, erſchienen zuſammen in der Welt, teilten alle Intereſſen, alle Freuden, alle Beſtrebungen der Jugend — und verliebten ſich ſchließlich beide in dasſelbe junge Mädchen. Beide verſprachen einander Freunde zu bleiben, gleichviel wer der Bevorzugte ſei. Graf Euben war es nicht. Aber es blieb bei dem Verſprechen und bei der Freundſchaft.

Da, auf einer großen Jagd, tat Graf Euben einen unglücklichen Schuß, der den Baron von der Walden zum Tode traf. Der Graf war in Verzweiflung, wollte ſich im Fieber des Schmerzes das Leben nehmen, nannte ſich einen Brudermörder, einen andern Kain und lag in äußerſter Troſtloſigkeit Tag und Nacht auf den Knieen neben dem Sterbebett, auf welchem der Freund in namenloſen Qualen drei Wochen dem Tode entgegenſah. Er ſtarb mit großer Ergebung, tröſtete den Untröſtlichen und legte ihm das Kind an's Herz, das die arme junge Witwe auf die Welt bringen werde. Euben gelobte, dies Kind zu lieben, als ob es ſein eigenes ſei — und er hielt ſein Verſprechen. Edwin wurde nach einigen Monaten geboren. Sein Leben brachte der Mutter den Tod. Graf Euben betrachtete ſich als denjenigen, der dem Knaben Vater und Mutter geraubt hatte, einen Vater, der ſein Freund und eine Mutter, die ſeine erſte Liebe war. All' dieſe Gefühle ſchmolzen zuſammen in Zärtlichkeit für das verwaiſte Kind, das in die liebevolle Obhut einer Großmutter kam. Bald traf ein neuer Schmerz den Grafen: der Schwachſinn des kleinen Edwin ſtellte ſich heraus. Graf Euben konnte und wollte es nicht glauben, nachdem die Großmutter, die Ärzte, die Umgebung des Knaben längſt zu der ſchmerzlichen Überzeugung gekommen waren. Edwin, der Sohn blühender, ſchöner, kräftiger als in der einen Form: von ihr geliebt ſein! Eines Tages ſagte Dorothee:

„Leonor, Du biſt ein großer Thor, daß Du noch immer hier bleibſt! Du verliebſt Dich mehr und mehr in die Gräfin — was ſoll denn daraus wërden?“

„Dorothee, Du biſt eine vortrefliche Perſon, entgegnete er, aber Rechenſchaft meiner Gefühle bin ich Dir nicht ſchuldig, und meiner Handlungsweiſe nur inſofern als ſie etwas Verletzendes für Dich haben könnte. Ich lebe hier weil Zürich mir gefällt, weil Du hier biſt, weil hier geſcheute Männer leben“ .... —

„Um die Du Dich gar nicht bekümmerſt! fiel ſie ihm ins Wort. Nur der Gräfin wegen verlängerſt Du Deinen Aufenthalt, lieber Leonor.“

„Und wäre das, wo läge der Grund zum Erſtaunen und zum Vorwurf der Thorheit?“

„Weil kein befriedigendes Ende für Dich abzuſehen iſt. Die Gräfin hat den Fürſt Gotthard fortgeſchickt, als ſeine Liebe ihr läſtig wurde“.... —

„Und hat ſehr weiſe daran gethan, gute Dorel! ein Mann der durch ſeine Liebe läſtig wird hat natürlich nichts Andres zu erwarten! — Aber was kümmert das mich?“

„Ich fürchte Du wirſt ein ähnliches Schickſal haben.“

Eltern, ſollte ſchwachſinnig ſein! . . . Wie war das möglich? . . . Hatten etwa die Leiden der Mutter am Sterbelager, am Sarge, am Grabe des geliebten Gatten nachteilig auf die Entwickelung des Kindes gewirkt, bevor es zur Welt kam? Der eine Arzt ſagte ja; der andere ſagte nein. Der dritte ließ es zweifelhaft; helfen konnte keiner. Man tat, was irgend zu tun, was irgend möglich war. — Doch Edwin blieb ein unentwickeltes Weſen mit einer unvollkommenen Exiſtenz. Nach dem Tode der Großmutter nahm ihn Graf Euben, der ſich inzwiſchen verheiratet hatte, zu geringer Freude der Gräfin in ſein Haus und Edwin wuchs zwiſchen den Euben'ſchen Kindern auf. Sie waren an ihn gewöhnt und hatten Mitleid mit ihm und Nachgiebigkeit für ihn; zwiſchen ihnen fühlte er ſich ganz behaglich, hatte ſogar Anwandlungen von Selbſtgefälligkeit. Unter Fremden aber war er ſcheu. Als er einundzwanzig Jahre alt war, umgab ihn Graf Euben mit Vertrauensperſonen und richtete ihn ſelbſtändig auf ſeinem ſchönen Schloſſe Waldenhauſen ein, welches eine halbe Stunde vom Wohnſitze des Grafen entfernt war, und man ſuchte ihm dort die Zeit ſo gut es gehen wollte zu vertreiben. Eine gewiſſe nervöſe Unruhe, verbunden mit ſeinem Mangel an Faſſungskraft, verhinderte jede ernſte, anhaltende Beſchäftigung. Dieſe Unruhe gab ihm eine große Neigung für Locomotion. Er ritt mit Leidenſchaft auf ſehr ſanften, ſehr gut zugerittenen ſicheren Pferden, und ſtundenweite Spaziergänge und Spazierfahrten waren ſeine Liebhaberei. So machte ihm denn auch die Reiſe nach Salzburg große Freude. Was ihm da geſchehen würde, ahnte niemand und er ſelbſt am wenigſten: er wurde Bräutigam.

Zweites Kapitel.

Gräfin Euben hatte manche ſchätzbare Eigenſchaften. Sie hatte aber auch eine Eigenſchaft, welche jene zum Teil neutraliſierte: ſie ſprach unendlich viel, unendlich langweilig und, wenn irgend möglich, widerſprechend. Sie hatte zuweilen Recht, indem ſie widerſprach; da ſie aber mit dem Geiſte des Widerſpruchs behaftet war und man dies zur Genüge konnte, ſo machte es keinen Eindruck, wenn ſie das Richtige verteidigte. Am wenigſten auf ihren Gatten. Ihre Gewohnheit hatte aber die Folge, daß er ihr ſo wenig wie möglich mitteilte, was er tun wollte und was er tat. Das kränkte ſie und ſie fand darin Mangel an Vertrauen. Da ſie ſich aber nicht änderte, ſo änderte auch er ſich nicht und nicht ſelten hatte ſie kleine Überraſchungen, die ihr mit nichten gefielen. Eine größere aber als Edwins Verlobung hatte der Graf ihr nie bereitet. Sie wußte um ſeine Abſicht, Edwin zu vermählen; ſie war aus guten Gründen dagegen — und jetzt war die Sache in größter Geſchwindigkeit und Heimlichkeit abgemacht. Sie war dermaßen aus dem Geleiſe, daß ſie erbleichte, als zum erſten Male Herr und Frau van Sitart gemeldet wurden, um der Gräfin ihre künftige Nichte vorzuſtellen. Die Verwandtſchaft zwiſchen den Euben und den von der Walden war ſehr entfernt; die Verhältniſſe brachten es aber mit ſich, daß Edwin immer der Neffe des Grafen genannt, und von dieſem als Neffe betrachtet wurde — und ſo mußte denn Gräfin Euben Fräulein Leonilla van Sitart als ihre künftige Nichte empfangen und behandeln. Sie rief ihre Töchter als Hilfstruppen herbei. Doch das wäre nicht nötig geweſen, denn die Familie van Sitart trat mit ſo viel Ruhe und Gleichmut auf, fand ſo gar kein Bedenken bei dieſer Heirat, ſprach ſo obenhin von der zarten Geſundheit des Baron von der Walden, daß die Gräfin auch ganz gleichmütig wurde und ſich heimlich fragte, ob hier denn wirklich vom armen Edwin die Rede ſei und ob ſie ihn etwa mit ungerechtem Blicke betrachte. Als aber Edwin erſchien, ſich linkiſch verbeugte, noch linkiſcher Leonilla's und der Mutter Hand küßte, und dann neben der Braut ſtand, einen Kopf kleiner als ſie, verlegen und ſchweigend, da ſprach die Gräfin bei ſich ſelbſt: Ich habe doch Recht! es iſt zum Erbarmen für ihn und für ſie.

Die erſte Begegnung ging auf beiden Seiten taktvoll vorüber. Der Graf und Edwin führten die Damen zum Wagen zurück. Lydia und Philiberte von Euben eilten auf den Balkon, um Leonilla, als ſie wegfuhr, noch einen Gruß zuzuwinken — und der Graf ſagte zu Edwin, deſſen ganze Teilnahme ſich auf Verbeugungen beſchränkte:

„Nun, mein Sohn, wann iſt die Hochzeit?“

„Bald!“ entgegnete Edwin lakoniſch wie immer.

„Bald und hier — und dann machſt Du eine große Reiſe mit Deiner Frau — denn Du reiſeſt ja gern, nicht wahr?“

„Sehr gern,“ antworte Edwin vergnügt.

„Der gute Junge lebt förmlich auf!“ ſagte der Graf, als er in den Salon zurückkam.

„Wilibald, was haſt Du angeſtiftet?“ rief ihm die Gräfin entgegen.

„Eine Ehe, beſtes Kind,“ verſetzte er.

„Welche Verantwortung haſt Du übernommen! . . . Edwin und dieſes Mädchen, Wilibald! . . . dies junge, ſchöne Mädchen.“

„Alt und garſtig durfte ich doch nicht für ihn wählen.“

„Nein . . . aber eine verſtändige Frau.“

„Mir ſcheint Fräulein Leonilla recht viel Verſtand zu haben.“

„Aber welchen Verſtand! gewiß nicht den, welchen ſie für ihre Stellung nötig hat.“

„Das iſt Deine willkürliche Annahme. Hat eine

Frau Verſtand, ſo findet ſie ſich in ihren Verhältniſſen zurecht."

„Sie wird Edwin tyranniſieren."

„Dies Schickſal teilt er mit der Mehrzahl der Männer."

„Und ſie gehört jetzt zu uns . . . ſie wird bei uns aus- und eingehen . . . wird ſich mit unſeren Töchtern befreunden, Einfluß auf ſie gewinnen . . . Wilibald, Du warſt unerhört unvorſichtig."

„Lydia! Philiberte! kommt her!" rief der Graf ſeinen Töchtern zu: „ſprecht, wie hat Euch Edwins Braut gefallen?"

„Außerordentlich gut! wie intereſſant ſieht ſie aus! . . . und ſchön iſt ſie . . . aber ſchön!" und um ihrer Begeiſterung den gehörigen Nachdruck zu geben, legte Philiberte ihre zehn Fingerſpitzen an den Mund und küßte ſie ganz entzückt.

Der Graf nickte beifällig. Die Gräfin wiegte mißbilligend ihr Haupt.

„Schön iſt ſie, aber kalt," ſagte Lydia, „und für Edwin hat ſie kein Herz."

Die Gräfin nickte zuſtimmend. Der Graf fuhr auf:

„Was fällt Dir ein, Lydia! wie kannſt Du Dir einbilden, die Gefühle der Menſchen zu erraten."

„Ich errate ſie nur dann, lieber Papa, wenn die Menſchen ſelbſt ſie verraten," antwortete Lydia errötend.

„Welche kluge Tochter habe ich an Dir. Wodurch hat alſo Leonilla nach Deiner Meinung ihre Kälte gegen Edwin verraten — rede."

„Als er nach ſeiner Gewohnheit ungeſchickt und linkiſch eintrat, hat ſie ihn ſtarr angeſchaut."

„Angeſchaut? . . . nun ja! was in aller Welt hätte ſie ſonſt tun ſollen?"

„Sie hätte ihn freundlich anſchauen ſollen oder gar nicht, lieber Papa."

„Kind, Du biſt mir zu fein! Philiberte und ich, wir halten zuſammen."

„Ja, Papa! und Rüdiger wird auch mit uns halten! Rüdiger wird gewiß ganz entzückt von Leonilla ſein."

„Das iſt noch die Frage!" ſagte der Graf mit einem Anflug von Unmut: „bei dem Phantaſten darf man auf gar nichts mit Gewißheit zählen."

„Wann wird er nur kommen, Papa? Die Univerſitätsferien haben längſt begonnen. Ich freue mich ungeheuer auf ſeine grenzenloſe Überraſchung."

„Er wird kommen, wann es ihm beliebt," verſetzte der Graf.

„Er macht wahrſcheinlich eine Fußreiſe im Gebirg," ſagte die Gräfin. „Es iſt hart, Wilibald, daß Du ihn einen Phantaſten nennſt. Er hat eine Künſtlernatur voll Feuer, voll Beweglichkeit. Daher iſt er nicht immer zu berechnen . . . —"

„Er iſt es gar nicht! er iſt unzuverläſſig," fiel der Graf ein; — und nun fuhr die Gräfin in ihrer Verteidigung Rüdigers ſo lange fort und ſprach ſo lange von deſſen Künſtlernatur und künſtleriſchen Begabung, bis der Graf die Geduld verlor und zu Philiberte ſagte:

„Nimm Deinen Hut, wir wollen auf den Schloßberg gehen."

„O Papa, dabei muß ich auch ſein!" rief Lydia.

Wohlgemut ging der Graf mit ſeinen zwei hübſchen Töchtern von dannen. Die Gräfin blieb händeringend zurück, denn Philiberte hatte ihrer geheimen Angſt Worte gegeben durch die unbefangene Äußerung, Rüdiger werde entzückt ſein von Leonilla, die von dem intimſten Familienleben nicht auszuſchließen war.

Während deſſen fuhr Leonilla van Sitart mit ihren Eltern nach Reichenhall zurück und ſagte unterwegs:

„Das iſt gewiß: eine glänzende Rolle in der Geſellſchaft ſpielt Baron von der Walden nicht."

„Nicht durch ſeine äußere Erſcheinung," erwiderte Herr van Sitart: „iſt man aber ſo reich wie er, ſo räumt ihm die Geſellſchaft dennoch einen guten Platz ein . . . beſonders dann, wenn er an der Seite einer ſchönen Frau auftritt."

„Ich wünſche, Papa, daß die Vermählung ſo bald wie möglich ſtattfinde."

„Dieſen Wunſch, meine Tochter, pflegt der Bräutigam auszuſprechen und nicht die Braut," erwiderte Herr van Sitart.

„Ich ſpreche ihn aber mit aller Entſchiedenheit aus, Papa. Es wird mir leichter ſein, mich als die Gattin des Baron Walden zurecht zu finden und paſſend zu benehmen, als jetzt, wo ich mich in der Stellung der Braut faſt ſo linkiſch und verlegen fühle, wie Baron Walden ſelbſt."

„Ja, es iſt eine peinliche Situation," ſagte Frau van Sitart, „und man muß ſie nach Möglichkeit abkürzen und ganz beſonders verhüten, daß das Brautpaar mit einander in der Geſellſchaft erſcheine. Des Geſchwätzes und der Gloſſen wäre kein Ende. In der Ehe beruhigt ſich alles."

„Ich bitte Dich, Papa," nahm Leonilla wieder das Wort, „ſage an Graf Euben, Deine Geſchäfte riefen Dich im nächſten Monat nach London, nach Amſterdam — gleichviel wohin! — und es ſcheine Dir geraten, daß die Vermählung vorher ſtattfinde. Wird ſie noch lange hinausgeſchoben, ſo bekenne ich Dir — was Du aber nicht an Graf Euben ſagen darfſt — daß ich Luſt bekommen könnte, die Sache rückgängig zu machen."

„Leonilla! was fällt Dir ein!" rief Herr van Sitart ganz entſetzt.

„Ein kindiſcher Gedanke!" ſagte Frau van Sitart kalt: „Leonilla kennt unſere Lage — weiß, daß in unſeren Tagen ein Mädchen ohne Vermögen allerdings ſich obſcur verheiraten, doch nimmermehr eine glänzende Partie machen kann — möge ſie ſchöner ſein, als alle Göttinnen des Olymps. Daß ſich hier unter beſonderen Umſtänden dennoch eine findet, iſt eine merkwürdige Gunſt des Schickſals, die Leonilla zu ſchätzen weiß. Daß die Schattenſeite nicht fehlt, iſt ganz in der Ordnung menſchlicher Dinge — und daß die Schatten zuweilen die Lichtpunkte verdunkeln, darf auch nicht befremden. Man möchte alles golden, alles roſig haben, und findet ſich denn doch ein ſchwarzes Atom, ſo meint man alsbald, es ſei ein himmelhoher ſchwarzer Berg. Leonilla iſt zu klug, um dieſe Heirat rückgängig zu machen und ich wünſche mit ihr die Beſchleunigung der Vermählung Vielleicht wünſcht Baron Walden ganz dasſelbe.“

„Ja, ja!“ ſagte Herr van Sitart ganz zerſtreut, denn er wollte nicht bloß für ſeine Tochter, ſondern auch für ſich ſelbſt, aus dieſer Heirat eine gute Finanzoperation machen.

„Iſt denn Baron Walden in der Tat ſo reich, wie man ſagt, Papa?“ fragte Leonilla: „zuweilen wird das Vermögen ſehr übertrieben.“

„Ziffern weiß ich nicht; allein die Art wie er lebt und die Äußerungen von Graf Euben beſtätigen einen ungewöhnlichen Reichtum.“

„Das freut mich!“ entgegnete Leonilla: „es iſt nicht bloß ſehr angenehm reich zu ſein und glänzend zu leben — es wird mich auch beſchäf-

„Sei ganz unbeſorgt, Dorel, und thue mir nicht die Schmach an mich mit dem langweiligen Fürſt Gotthard, deſſen ich mich aus Ems ſehr deutlich erinnere, zu vergleichen. Er machte ihr ſchon damals in ſeiner phlegmatiſchen Weiſe den Hof, und die muß ja einer ſolchen Frau unerträglich ſein."

Dorothee ſah ihn lange an und fragte: „Hältſt Du Dich für unwiderſtehlich, Leonor?"

„Bah! rief er ungeduldig, auf ſolche Frage giebt's keine Antwort, Kind."

„Nun, dann bedenke doch die Verhältniſſe!" ſagte ſie bittend.

„Hat die Gräfin irgend etwas Unvortheilhaftes von mir geſagt? fragte er dringend; mißfalle ich ihr? hat ſie etwas gegen mich .... ein Vorurtheil, oder ſonſt etwas? Sprich, ſprich, liebe Dorel."

„Nichts hat ſie mir geſagt, und nichts wird ſie mir ſagen! ſie weiß zu gut wie ſehr ich Dich liebe; und dann iſt ſie ja auch doppelt freundlich gegen Dich, damit Du nicht etwa meinen dürfteſt ſie trage Dir Groll nach wegen der unſeligen Briefe. Nein, mich ängſtigt nur, daß Dir die Liebe über den Kopf wachſen wird wenn Du hier bleibſt."

Leonor lachte und ſuchte ihr den Gedanken wegzuſcherzen, allein er überzeugte ſie nicht; ſie blieb niedergeſchlagen. Er hingegen überließ ſich ſorglos tigen, denn ich werde die Verwaltung des Vermögens in die Hand nehmen."

„Du? aber das verſtehſt Du ja nicht!" rief Herr van Sitart überraſcht.

„Ich werde es lernen und alle Schmarotzer entfernen," entgegnete ſie kalt.

„Das iſt ſehr weiſe, Leonilla," ſagte Frau van Sitart: „dadurch wird Dein Gatte Dich hoch ſchätzen und Du bekommſt die Zügel in die Hand, welche Dir unter den vorliegenden Umſtänden gebühren; über ihn ſowohl, als über das Vermögen."

Herr van Sitart ſchien mit dem Entſchluſſe ſeiner Tochter weniger zufrieden. Er hätte bei dem Schwiegerſohn ohne Zweifel ein leichteres Spiel gehabt.

Als Frau von Sitart mit Leonilla allein war, ſagte ſie:

„Liebſtes Kind, ich muß Dir einen Rat geben, ſo ſchwer er mir auch wird. Laſſe Dich nie mit Deinem Vater in Geldgeſchäfte ein und wären ſie noch ſo gering. Er hat eine große Neigung für Finanzoperationen aller Art und verſteht ſo wenig eine kluge Spekulation, daß er ſich von der Höhe des Reichtums in unſere gegenwärtige armſelige Lage gebracht hat. Sei alſo unendlich vorſichtig mit ihm, denn nichts iſt ſo bitter, als reich geweſen -- und arm zu ſein."

Drittes Kapitel.

Der Doktor ordnete ein kleines Herbarium von ſchönen Alpenblumen für Lydia. Edwin ſtand neben ihm, tippte mit dem Finger auf jede einzelne Blume und ſagte dabei:

„Dies iſt die Soldanella, dies iſt das Cyclamen, dies iſt Edelweiß.“

„Nein, Baron Edwin,“ ſagte der Doktor, „Edelweiß iſt eine weiße Blume; dieſe iſt blau und heißt . . . —“

„Edelweiß! ich glaube, es gibt ein blaues Edelweiß.“ fiel Edwin ein.

„Ich habe nie davon gehört und dieſe Blume iſt nun einmal kein Edelweiß, ſondern eine wunderſchöne Genziane.“

Ein Diener öffnete die Türe, ein junger auffallend ſchöner Mann trat lebhaft ein und rief:

„Grüß' Dich Gott, Edwin! ich wünſche Dir Glück zur ſchönen Braut.“

„Guten Morgen, Rüdiger,“ ſagte Edwin in

einem Ton, als hätten ſie ſich geſtern Abend getrennt.

Rüdiger begrüßte freundlich den Doktor und ſagte:

„Die Botanik iſt alſo noch immer in Flor, Edwin.“

„Nein!“ erwiderte dieſer mürriſch und gekränkt, weil die Genziane kein Edelweiß war: als Bräutigam mag ich nicht mehr die Botanik.“

„Nun, das iſt ja auch nicht notwendig für einen Bräutigam!“ rief lachend Rüdiger: „Was haſt Du denn jetzt lieber als die Botanik?“

„Die Geographie,“ verſetzte Edwin ernſthaft.

„Die Wiſſenſchaften über alles! ſogar als Bräutigam! Du biſt famos, Edwin! was ſpricht die Braut dazu?“

„Nichts. Aber ich treibe Georgraphie, denn wir wollen reiſen.“

„Reiſen! iſt es möglich? nach Waldenhauſen reiſen — nicht wahr?“

„Der Plan iſt dieſer,“ nahm der Doktor das Wort, „daß der Herr Baron ſeine Hochzeitsreiſe nach der Schweiz macht und den Winter in Paris zubringt.“

Edwin nickte beſtätigend unaufhörlich mit dem Kopf, wie eine chineſiſche Porzellanfigur.

„Nach Paris,“ rief Rüdiger mehr und mehr erſtaunt: „da willſt Du Deiner Frau ſchöne Kleider kaufen — nicht wahr, Edwin?“

„Ja, alles was ſie will."

„Geht Herr von Geldern mit . . . und Sekretär Helwig?" fragte Rüdiger in raſcher Gedankenverbindung mehr den Doktor als Edwin.

Der Doktor zuckte ſchweigend die Achſeln, und da Edwin nichts ſagte, nahm Rüdiger wieder die Weiſe des Geſprächs auf, die man mit Edwin innehalten mußte, um einigermaßen verſtanden zu werden.

Als er nach einer kleinen Weile fortging, begleitete ihn der Doktor die Treppe hinab und flüſterte:

„Iſt dies nicht eine unbegreifliche Begebenheit?"

„Gewiß! und eine recht traurige! Wie hat ſie ſich nur gemacht? . . . ich bekomme von meinen Eltern keine klare Antwort. Der Vater ſagt mit großer Zuverſicht: Edwin hat ſich verliebt. Die Mutter ſchlägt die Augen zum Himmel auf, ſeufzt und ſpricht: Ich ſchweige."

„Ja, ja! das iſt die Art, wie die Frau Gräfin gegen eine Sache proteſtiert, die nun einmal abgemacht aber ihr nicht genehm iſt," verſetzte der Doktor: „und um die Wahrheit zu ſagen, Graf Rüdiger, Ihr Herr Vater hat die ganze Sache eingefädelt und mit unglaublicher Geſchwindigkeit zuſammengenäht. Baron Edwin zu vermählen iſt ja ſeit Jahren ſeine fixe Idee. Hier fand er die Möglichkeit ſie zu verwirklichen; — er zögerte nicht.“

„Aber das junge Mädchen . . . aber deſſen Eltern!“ — — —

„Es gibt allerhand Menſchenſorten unter der Sonne,“ verſetzte der Doktor und empfahl ſich.

Rüdiger ging zu ſeinen Eltern.

Die Familie ſaß gemütlich beiſammen in einem Salon, deſſen Fenſter die ſchönſte Ausſicht auf die maleriſche Stadt und das Gebirg boten. Der Graf las Zeitungen, die Gräfin ſchrieb Briefe, Lydia malte einen Strauß von Alpenblumen in Aquarell, Philiberte zeichnete ein Stickmuſter ab. Rüdiger ſetzte ſich zwiſchen ſeine Schweſtern und ſprach halblaut mit ihnen, um die Eltern nicht zu ſtören.

Endlich legte der Graf die Zeitungsblätter fort und ſagte mit unterdrücktem Gähnen:

„Bei dieſer Lektüre hat man nur die Wahl ſich halbtot zu ärgern oder halbtot zu langweilen.“

„Gottlob, Papa, daß Du das letztere wählſt!“ rief Philiberte: „jetzt will ich Dir etwas erzählen, was Dich unterhalten wird: Rüdiger hat ſich verliebt.“

„Sehr merkwürdig iſt das nicht,“ ſagte der Graf.

Die Gräfin kehrte ſich lebhaft am Schreibtiſch um und rief:

„Welche Poſſen, Rüdiger! Du haſt ganz andere Dinge zu tun, als Dich bei zwanzig Jahren zu verlieben.“

„Das Unglück iſt geſchehen, beſte Mama,“ fuhr Philiberte fort, „er hat ſich verliebt in eine Hamadryade.“

„In was?“ rief der Graf.

„In eine Hamadryade, Papa.“

„Sprich deutſch, Philiberte! was iſt das für ein Geſchöpf?“

„In der griechiſchen Mythologie iſt die Hamadryade eine Nymphe des Waldes, wie die Najade eine Nymphe des Waſſers iſt.“

„Dies finde ich ſtark, Rüdiger! Für einen Phantaſten habe ich Dich immer gehalten . . . aber in eine mythologiſche Perſon, als in ein Bild oder eine Statue Dich zu verlieben — das überſteigt doch alle Begriffe.“

„Das laſſe ich gelten, Rüdiger,“ ſagte die Gräfin, und ſchrieb weiter.

Rüdiger hätte lächelnd zugehört und mit einem Bleiſtift auf einen Streifen Papier einen Hund gezeichnet. Philiberte beugte ſich über ſeine Hand und ſagte:

„Ja, das iſt der Hund, aber wie ſieht ſie aus?“

„Das möchte ich endlich auch erfahren,“ rief der Graf.

„Nun, Rüdiger, erzähle doch Dein kleines, allerliebſtes Romanchen ſo, wie Du es uns erzählt haſt,“ bat Philiberte.

Wiederum unterbrach die Gräfin ihren Brief, wendete ſich gegen ihre Kinder und ſagte klagend:

„Mein Gott, was muß ich hören, Rüdiger! Zuerſt, daß Du Dich verliebt haſt, was in Deinem Alter ganz unerlaubt, ganz unpaſſend iſt, denn man verliebt ſich nur dann, wenn man heiraten kann und nur in die Perſon, die man heiraten will.“

„Leute, die ſo verſtändig denken, verlieben ſich überhaupt nicht,“ ſchaltete der Graf ein.

„Zweitens aber,“ fuhr die Gräfin noch klagender fort, „teilſt Du Deine Torheiten Deinen Schweſtern mit, und während ſie keine Romane leſen dürfen, durchleben ſie den Deinen mit Dir -- und das iſt viel gefährlicher.“

„Aber beſtes Kind!“ rief der Graf ungeduldig, „dieſer Roman mit einer Hamadryade kann unmöglich gefährlich ſein.“

„Roman bleibt Roman!“ verſetzte ſie, „und es iſt mir ſchon angenehm, daß dies Wort über Deine Lippen gekommen iſt, Philiberte; merk' es Dir.“

„Ich kann auch ebenſo bezeichnend Abenteuer ſagen, liebe Mama,“ erwiderte Philiberte und der Graf rief gelangweilt:

„Ob Roman, ob Abenteuer — heraus damit,

Freund Rüdiger! ich bin höchſt geſpannt, eine Hamadryade kennen zu lernen."

„Am Morgen nach meiner Ankunft ging ich im Park von Aigen ſpazieren," hub Rüdiger an und zeichnete weiter an ſeinem Hunde. „Ich komme zu dem Platze, wo man unter dem Laubdach hinweg einen Blick auf die Gruppe des Watzmann hat. Da ich eben aus Tirol und von deſſen ewigen Schneegebirgen kam, fand ich das Bild im Ganzen ſehr lieblich, allein den Watzmann ſelbſt nicht ſo majeſtätiſch, wie ich ihn mir nach der Beſchreibung vorgeſtellt hatte — was mir überhaupt leicht geſchieht. Indeſſen war ich doch im Begriff, mein kleines Skizzenbuch zu öffnen und ein paar Striche zu tun, als ich bemerke, daß ich nicht allein bin. Auf der Bank — und zwar da, wo man die beſte Ausſicht hat, ſaß eine kleine Perſon und zeichnete höchſt aufmerkſam. Sie war ſo ſchön, daß ich augenblicklich dem Watzmann den Rücken kehrte, zur Seite trat und ſie betrachtete. Sie trug ein weißes Kleid, ein grünes Gürtelband und braune Saffianſtiefelchen. Sie hatte ihren rechten Fuß auf den Rücken eines ſchwarzen Neufundländers geſtellt, der zu ihren Füßen ſchlief, und auf ihrem etwas erhobenen Knie lag ihr Zeichenbuch. So konnte ſie ganz bequem arbeiten. Mit einem raſchen und ſcharfen Aufſchlag ihrer wunderſchön geſchnittenen Augen blickte ſie zuweilen zum Watzmann hinüber, wobei ſie, wie man das wohl in

Spannung tut, ein klein wenig den Mund öffnete, was dem Geſichtchen einen gar lieben Ausdruck von Kindlichkeit gab. Eine Fülle von Locken drängte ſich unter dem flachen, runden Strohhut mit grünem Bande hervor, und bei der leiſeſten Bewegung fielen ein paar rebelliſche Locken auf ihre Stirne herab, welche ſie dann ganz eilig mit der linken Hand zurückſchob. Sie war vielleicht dreizehn Jahre alt."

„Dreizehn Jahre!" ſagte der Graf im Tone der Enttäuſchung.

„Dreizehn Jahre!" ſagte die Gräfin und atmete beruhigt auf.

„Weil ſie ſo kindlich unbefangen ausſah und ſich um meine Anweſenheit ganz und gar nicht bekümmerte, faßte ich einen allerdings etwas ſeltſamen Entſchluß. Ich ging auf ſie zu und fragte höflich:

„Würden Sie mir erlauben, mein gnädiges Fräulein, Sie zu zeichnen, ſo wie Sie da ſitzen mit dem Hunde zu Ihren Füßen?"

„Überraſcht, mit erſtauntem und ſtolzen Blick ſah ſie mich an, ſchlug ihr Skizzenbuch zu und erhob ſich. Der Hund ebenfalls.

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, laſſen Sie ſich nicht ſtören!" rief ich: „ich gehe. Aber es würde mich ſehr glücklich machen, wenn Sie mir Ihren Namen ſagen wollten."

„Als ob ſie mich nicht gehört oder nicht verſtanden hätte, nahm ſie ihre Handſchuhe von der Bank, ihr Buch unter den Arm, kehrte mir den Rücken zu und kehrte von dannen. Der Hund hinter ihr her. Beide ganz ruhig und langſam. Ich bereute von Herzen meine Unbeſcheidenheit, holte ſie mit drei langen Schritten ein und ſagte:

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, bleiben Sie hier und vergeben Sie mir die Störung. Ich gehe auf der Stelle fort. Wollen Sie aber ganz gnädig ſein, ſo geſtatten Sie mir als Zeichen Ihrer Vergebung, Ihre Hand zu küſſen.“

„Sie blieb ſtehen. Den linken Handſchuh hatte ſie bereits angezogen, den rechten noch nicht. Sie richtete wiederum einen ernſten, ſtolzen Blick auf mich und reichte mir dann ihre rechte Hand, die ich ganz demütig küßte. Als Bekräftigung, daß ſie nunmehr verſöhnt ſei, ſagte ſie mit einem fremden Accent halblaut zutraulich und halb neckend, indem ſie auf den Hund zeigte:

„Er heißt Fido, und ich heiße Adriane.“

„Und wie ein Pfeil flog ſie dahin und war im Nu mir entſchwunden. Der Hund gleichfalls. Seitdem bin ich jeden Morgen im Park von Aigen geweſen, habe ihn in allen Richtungen durchſtreift, doch keine Spur von Adriane und von Fido gefunden. Da es drüben im Untersberg allerhand Gnomen geben ſoll, ſo wäre es ja möglich, daß ſeiner Leidenſchaft. Er glaubte nicht daß Cornelie doppelt freundlich gegen ihn ſei um ihn über die Vergangenheit zu beruhigen — und er glaubte ganz Recht! Vielleicht zu Anfang ſeiner Anweſenheit konnte es der Fall geweſen ſein, doch jezt nicht mehr! Der Umgang mit Leonor war ihr ein Bedürfniß geworden. Sie freute ſich den ganzen Tag auf den Abend, der ihn zu ihr führte — oder zu dem Spaziergang den ſie Alle gemeinſchaftlich machten — oder zu dem Buch das er ihr brachte und das ſie beſprachen. Es war wieder Nerv und Reiz in ihr Leben gekommen, deſſen ſchwerfällige Eintönigkeit durch ein ganz fremdes Element aufgefriſcht und erheitert wurde. In dieſer abgeſchiedenen Exiſtenz mußte das Neue, das ſich heimiſch zu machen wußte, einen ungewöhnlichen Eindruck machen und ſich anders mit dem Gewebe dieſes Daſeins aſſimiliren, als es unter den gewöhnlichen Bedingungen in der Geſellſchaft möglich geweſen wäre. Die großen Leidenſchaften ſuchen in ihrem Entſtehen immer die Einſamkeit, weil ſie in deren Boden gedeihen, und in zwei iſolirten Menſchen ſpricht ſich Zu- und Abneigung früher und lebhafter aus, als wenn ſie ſich im Tumult der Geſelligkeit träfen. Zuweilen ſtieg in Cornelien die Frage auf: Wird er immer hier bleiben? oder wird er früher oder ſpäter fortgehen?

der herrliche Park von Aigen jene Hamadryade hätte und daß ſie mir erſchienen wäre.“

„Iſt das nicht ein reizendes Abenteuer, Papa?“ rief Philiberte und klatſchte beifällig in die Hände.

„Rüdiger, Du ſtehſt, was die Kindlichkeit betrifft, auf einer und derſelben Stufe mit Deiner Hamadryade,“ ſagte der Graf gelaſſen: „für ſolche Kinderei kann ſich wohl Philiberte, doch kein vernünftiger Menſch intereſſieren.“

„Lieber Rüdiger,“ ſagte die Gräfin zärtlich, „mir fällt ein Stein vom Herzen, durch dies allerliebſte Abenteuer mit einem Kinde, und es tut mir herzlich leid, daß Adriane und ihr Fido verſchwunden ſind. Vielleicht tauchen ſie wieder auf. Du biſt ja erſt drei Tage hier und die Kleine wird ohne Zweifel für's erſte den Park von Aigen meiden.“

„Heute fahren wir nach Reichenhall, Rüdiger,“ ſagte der Graf, „und ich denke, Du wirſt dort eine Schönheit finden, über welcher Du die kleine Nymphe vergißt.“

Die Gräfin ſchlug ſeufzend die Augen zum Himmel auf und Rüdiger ſagte:

„Ich bin recht geſpannt, ob ihre Schönheit die des fremden Kindes übertreffen wird.“

„Du biſt und bleibſt ein Phantaſt, Rüdiger!“ ſagte der Graf und lachte hell auf: „Ein Kindergeſichtchen kann nimmer den Vergleich mit dieſer Schönheit aushalten.“

„Dieſe Schönheit hat gelbe Augen, Rüdiger,“ ſagte die Gräfin.

„Sonnenaugen!“ rief entrüſtet der Graf.

„Aber, Mama,“ ſagte Philiberte, „ſie hat ja ganz lichtbraune Augen, die ſo flimmern, als wären ſie mit Gold unterlegt — wunderſchöne Augen.“

„Schön mögen ſie ſein . . . aber gelb ſind ſie,“ verſicherte die Gräfin ſtandhaft und Lydia ſagte zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter ganz ſanft:

„Man ſollte doch lieber Rüdiger dem erſten friſchen Eindruck überlaſſen.“

„Bewunderung darf man immer ausſprechen,“ verſetzte der Graf und ſchleunigſt fügte die Gräfin hinzu:

„Auch das Gegenteil.“

Das Geſpräch wurde durch Edwins Eintritt unterbrochen, der nach kurzem Gruße ganz kurz den Grafen fragte:

„Kommt Geldern, Onkel?“

„Zu Deiner Hochzeit ohne Zweifel. Er hat jetzt noch Urlaub.“

„Geht er mit auf Reiſen?“

„Wenn Du es wünſcheſt“ . . . —

„Nein! ich wünſche es nicht! ich heirate jetzt und will frei ſein.“

„Der gute Geldern hat doch nie Deine Freiheit beſchränkt.“

„Nicht? . . . Nun, Onkel, dann kann er mitreiſen," ſagte Edwin umgeſtimmt.

Die Gräfin flüſterte ihrem Sohne zu:

„Geldern wird mitreiſen, wenn Fräulein Leonilla es gut heißt."

„Führt ſie ſchon als Braut mit ſolcher Entſchiedenheit den Szepter?" fragte er verwundert.

„Sie ſieht wenigſtens aus, als hätte ſie die Luſt dazu," erwiderte die Gräfin.

Viertes Kapitel.

Man fuhr nach Reichenhall, wo Herr van Sitart eine ſehr einfache Wohnung inne hatte. Mutter und Tochter waren in ſchwarzen Taffet gekleidet. Leichte Trauer um eine Verwandte, ſprachen ſie. Andere ſagten, die Trauer ſei ein Vorwand, um den koſtſpieligen Wechſel des Anzuges zu beſeitigen.

Als Leonilla Rüdiger begrüßte, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück. War es Schreck? war es Bewunderung? wollte er ſie ſchärfer in's Auge faſſen? — genug, er trat zurück.

„Wollen Sie ſich mit mir meſſen?“ fragte ſie lächelnd, aber mit leichtem Spott: „Seien Sie ganz ruhig! ich bin nicht ſo groß wie Sie.“

Rüdiger war betroffen durch ihre Erſcheinung ſowohl, als durch die ſeltſame Anrede und er antwortete ſehr trocken:

„Da ich viel male, ſuche ich immer die richtige Perſpektive zu gewinnen, um richtig ſehen zu können,“ ſagte Rüdiger.

Sie ſtand vor ihm, ungewöhnlich groß, ungemein ſchlank, biegſam und gewandt, der Kopf von einem Reichtum blonden goldglänzenden Haares umgeben, das goldbraune Auge ſtrahlend, die Hautfarbe weiß wie Schnee vom Morgenrot warm überhaucht — eine blendende Erſcheinung; — doch mehr blendend als anziehend. Dies war das Reſultat von Rüdigers Blick aus der richtigen Perſpektive. Er fand in ihrem Auge keine Tiefe, um ihren feinen ſcharfgeſchnittenen Mund keinen Zauber. Philiberte ſprach lebhaft mit ihr, Lydia freundlich, die Gräfin kühl, Edwin gar nicht; das eine wie das andere machte ihr keinen Eindruck; ſie blieb in ihrer ſelbſtbewußten Höhe. Nur wenn ſie mit Graf Euben ſprach, ſchien ſie etwas wärmer zu werden. Aber ſie ſowohl, wie Frau van Sitart, ließen in die Unterhaltung fallen, was bei der Kühle der Gräfin, bei Edwins Schweigſamkeit und bei Rüdigers Zurückhaltung auf weltvertraute Gewandtheit im geſelligen Verkehr ſchließen ließ.

Unterdeſſen hatte ſich Graf Euben mit Herrn van Sitart lebhaft unterhalten und verſtändigt.

„Ihr Wunſch iſt mir aus dem Herzen geſprochen,“ ſagte der Graf: „der Vermählung meines Neffen ſteht nichts im Wege. Vielleicht müſſen einige Formalitäten beobachtet, Papiere vorgelegt werden, weil wir und weil Sie hier fremd ſind. Das kann aber nur eine Verzögerung von Tagen ſein. Beſtimmen Sie alſo, ich bitte, wann die Hochzeit ſtattfinden ſoll und dann wollen wir an den Ehekontrakt denken.“

„Herr Graf,“ ſagte Herr van Sitart mit beſcheidener Miene, „die gewaltigen Geldkriſen, welche von einem Weltteil zum andern wie vulkaniſche Eruptionen erſchütternd laufen, verſetzen die ganze europäiſche Bank in bedenkliche Schwankung. Dieſe wird beträchtlich erhöht durch einen ebenſo wahnſinnigen wie unehrenhaften Aktienſchwindel, den ſogar Ihre Standesgenoſſen, Grafen und Fürſten befördern und mitmachen“.

„Leider! leider!“ fiel Graf Euben ein: „Geldgier iſt die moraliſche Krankheit unſerer Tage und graſſiert wie die Cholera in allen Ständen. Aber was hat das mit unſerm Ehekontrakt zu ſchaffen?“

„Ein ehrenhafter Finanzmann, Herr Graf, leidet unglaublich durch den Schwarm der Schwindler und durch die Waghälſe der Spekulanten. So iſt es mir denn auch jetzt nicht möglich, meiner Tochter eine Mitgift zu geben“ . . . —

„Beſter Herr van Sitart, daran denkt mein Neffe ja gar nicht. Er iſt kein ſolcher Kröſus, wie Ihr Herren von der Finanz es zuweilen ſeid, allein er iſt ein ſehr wohlhabender Mann, der ſeine Frau mit einem gewiſſen Glanz umgeben kann. Die Ehepakten ſollen nur deshalb gemacht werden, um im Falle ſeines Ablebens für ſeine Witwe zu ſorgen und dadurch jede Kolliſion mit mutmaßlichen Erben abzuſchneiden.“

„Sie ſcheinen nicht auf eine Deſzendenz in dieſer Ehe zu zählen, Herr Graf.“

„Zählen iſt eines und hoffen iſt ein anderes, Herr van Sitart,“ ſagte Graf Euben abbrechend: „die Ehepakten werden ohne irgend eine Rückſicht auf Nachkommen oder nicht, die Stellung Ihrer Tochter ſo glänzend wie irgend möglich zu machen. Darauf verlaſſen Sie ſich.“

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, Ihnen meine Anſicht auszuſprechen. Glanz iſt gut; Unabhängigkeit iſt beſſer.“

„Einverſtanden, Herr van Sitart, aber da, wo der Glanz die feſte Grundlage eines Vermögens hat, das dem Aktienſchwindel nicht unterworfen iſt — da gibt er Unabhängigkeit. Und eine ſolche würde die Witwe meines Neffen genießen.“

„Ja, die Witwe! aber nicht die Frau.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr van Sitart.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich meine Gedanken ganz kurz und klar ausſpreche. Es muß geſchehen, um die Schwierigkeiten möglichſt zu erleichtern, welche meine Tochter in der ſo höchſt ehrenvollen Verbindung mit dem Freiherrn von der Walden denn doch zu erwarten hat.“

„Alſo, Herr van Sitart?“ —

„Alſo, Herr Graf, iſt es ganz gewiß, daß eine Frau ohne Mitgift in eine Abhängigkeit von ihrem Mann gerät, die unter Umſtänden höchſt drückend ſein kann, z. B. dann, wenn der Mann Launen hat; oder dann, wenn nicht er ſelbſt, ſondern ein Beamter oder gar einige ſein Vermögen verwalten. Hat Baron Edwin keine Launen?“

„Beſter Herr van Sitart, auch der vortrefflichſte Ehemann hat Launen, denn ſeine Frau ſteckt ihn damit an.“

„Verwaltet Baron Edwin ſelbſt ſein Vermögen?“

„Nein! darum bekümmert er ſich nicht! ... Er hat vortrefflich erprobte Beamte.“

„Meine Tochter würde alſo unter die Bevormundung dieſer Herren geraten, die ihr jeden Gulden und jeden Kreuzer nachrechnen könnten. Das würde Leonilla unerträglich finden.“

„Aber, beſter Herr, ſie kann mit ihrem Nadelgeld nach Belieben ſchalten. Niemand bekümmert ſich darum, ob ſie es für Almoſen oder für Zuckerwerk oder für Toiletten ausgibt.“

„Wenn ſie aber einmal — was ich nicht fürchten will, was aber doch geſchehen könnte — ihr Budget überſteigt: welche peinliche Szenen wird ſie haben und wie bitter wird ſie es empfinden, kein Vermögen zu beſitzen, um dasjenige in Ordnung zu bringen, was ſo leicht bei einer ſchönen und eleganten Frau vorkommt: Schulden zu haben.“

„Das abſcheuliche Wort mag ich nicht hören, am wenigſten in Beziehung auf Damen — und am allerwenigſten, wenn von meiner künftigen Nichte die Rede iſt. Verſtehe ich Sie recht, ſo würden Sie es für zweckmäßig halten, daß mein Neffe ſeiner Braut ein Kapital verſchreibe, ſo eine Art von Morgengabe, die ihr erb- und eigentümlich gehört."

„So iſt es, Herr Graf. Meine Tochter bekommt dadurch eine freiere Stellung, nicht dem Gemahl gegenüber, dem ſie dieſe Freiheit verdankt — wohl aber in tauſend anderen Beziehungen."

„Das wird zu machen ſein," verſetzte der Graf.

Mochte er auch noch ſo ſehr für Edwin eingenommen ſein und über deſſen Mängel die Augen ſchließen: ſo mußte er ſich doch die Wahrheit eingeſtehen, daß Edwin — wenn er ſich vermählen wollte — auf die Bedingungen eingehen müſſe, die man ihm ſtellte. Es war allerdings nicht üblich, in dieſer Weiſe ein Kapital von der Maſſe des Vermögens zu trennen; konnte aber der gute Edwin, der ſo wenig Genuß von ſeinem Vermögen hatte, dadurch in den Beſitz einer ſchönen Gattin gelangen, ſo war der Schritt des Vormunds durchaus gerechtfertigt und Graf Euben einigte ſich in allen Punkten mit Herrn van Sitart zu deſſen größter Zufriedenheit.

Als man ſich trennte, ſagte Graf Euben zu Leonilla:

„in acht Tagen, ſchöne Braut, iſt alſo die Vermählung."

Leonilla verneigte ſich.

„Wie? ſo ſchnell?“ rief Frau van Sitart: „da kann man ja gar nicht die gehörige Toilette beſorgen.“

„Das beſorgt Leonilla ſelbſt und in Paris . . . wohin ja die Reiſe geht!“ ſagte Herr van Sitart ungeduldig.

„Den reizenden Affenpincher nehmen wir mit nach Paris, nicht wahr?“ ſagte Leonilla zu Edwin.

„Verſteht ſich!“ entgegnete er.

Lydia fuhr mit Edwin in deſſen Wagen zurück.

„Freut Dich Deine Hochzeit und Deine Reiſe, lieber Edwin?“ fragte ſie freundlich.

„Ja, ja . . . ſie gefällt mir und die Reiſe auch. Geographie muß man ſtudieren,“ — und dabei blieben ſeine Gedanken ſtehen.

Im zweiten Wagen war man nicht ſo einſilbig.

„Nun, Rüdiger, wie gefällt ſie Dir? ſiehſt ſie nicht aus wie eine Zauberin?“ fragte Philiberte.

„Sie ſieht wohl aus . . . aber ſie bezaubert mich nicht,“ verſetzte er.

„O Du Ur-Eisbär!“ rief der Graf.

„Rüdiger, Du biſt der echte Sohn Deiner Mutter!“ frohlockte die Gräfin.

„Ich habe eine gewiſſe Scheu vor ihr,“ fuhr Rüdiger fort: „ich meine, wenn es eine Schlangenkönigin geben könnte, ſo müßte ſie es ſein.“

„Nein, Rüdiger, Du biſt unausſtehlich!“ rief der Graf empört: „Scheu zu haben vor einem

— Die ungeheure Bangigkeit mit der ſie die Frage ſich ſelbſt vorlegte, machte es ihr unmöglich ſie an Leonor zu richten. Bei ſeiner Ankunft in Zürich hatte er von einem Sommeraufenthalt geſprochen, und als der Sommer zu Ende und er noch immer da war, hatte Cornelie die unbeſtimmte Hofnung er werde ſich vielleicht ganz dort niederlaſſen — und dann auf einmal kam ſie ſich nicht mehr vor wie im Exil.

Durch Leonors Seele gingen ungeheure Projecte. Wenn ſie ihn liebte ſchien ihm Alles möglich, jedes Opfer leicht, jede Schwierigkeit unbedeutend. In Zürich wollte er ſich niederlaſſen als praktiſcher Arzt, in Gottes Namen die Heirath und das Vermögen fahren laſſen, für Cornelie leben, bei ihr, mit ihr. Konnte ſie ſich nicht ſcheiden laſſen von Euſtach? würde ſie es nicht wünſchen, wenn ſie ihn liebte, um auch äußerlich frei zu ſein, über Herz und Hand ſchalten zu können? Geſtand ſie äußern Rückſichten die Fähigkeit und Berechtigung zu ſie zu binden, ſobald ihr Herz entſchieden hatte? O nein! nein! tauſendmal nein! Wenn ſie ihn liebte würde ſie ihm gehören wollen.

Kein Wort war geſprochen, kein Ausbruch der Empfindung erfolgt, doch Jeder wußte welch Geheimniß der Andre wie hinter einem goldenen Schleier ſchönen jungen Mädchen, in Deinem Alter, wenn man ausſieht wie Du! . . . ſchäme Dich, Rüdiger! zieh' eine Kutte an und geh' zu den Kapuzinern! Dahin gehörſt Du . . . nicht in die menſchliche Geſellſchaft."

Rüdiger lächelte und ſchwieg nach ſeiner Art; und Philiberte rief entrüſtet:

„Aber Papa, wie kannſt Du Rüdiger zu den Kapuzinern ſchicken! War er nicht ganz verliebt in ſeine Hamadryade? . . . vielleicht iſt er es noch".

„Das iſt eben ſein Unſinn! welcher vernünftige junge Mann verliebt ſich in ein Kind? Das iſt noch keinem eingefallen! Ja, Rüdiger, iſt vielleicht mehr in die Situation, in welcher er das Kind geſehen hat, verliebt, als in das Kind ſelbſt."

„Beſter Wilibald," ſagte die Gräfin beängſtigt, „rede doch nicht ſo viel mit Philiberte vom Verlieben."

„Ach was!" murrte der Graf, „wer weiß, wie bald die Reihe ſich zu verlieben an ſie kommt."

„Aber beſter Wilibald," ſeufzte die Gräfin, „bedenke, daß Philiberte ein Kind iſt."

„Ja, Mama," ſagte Philiberte lieblich, „ich bin Dein Kind und will es bleiben. Aber ein Kind, was man ſo nennt ein Kind — nein, Mama, das bin ich nicht. Das iſt man nicht bei ſechszehn Jahren."

„Spricht man von Dingen, die man nicht verſteht, ſo iſt man kindiſch und das, Philiberte, iſt viel ſchlimmer als ein Kind zu ſein,“ ſagte die Gräfin ernſt.

„Lieber Schatz,“ ſagte der Graf und lachte hell auf, „was das Verlieben betrifft, ſo verſtehen das die Jungen beſſer, als die Alten.“

„Wilibald, ich beſchwöre Dich!“ rief die Gräfin händeringend, „ſprich nicht ſo viel von dieſer ſchrecklichen Sache! ich kann ſchon gar nicht das fatale Wort leiden ... vollends nicht, wenn Philiberte es ausſpricht und Du forderſt ſie, wenn auch indirekt, beſtändig dazu auf.“

„Das iſt ganz in der Ordnung, beſter Schatz! dergleichen harmloſe Neckereien erheitern mich und ich begreife nicht, wie Du ſie in tragiſcher Weiſe auffaſſen kannſt.“

„Weil ſie tragiſch werden, einen tragiſchen Einfluß haben können, Wilibald.“

„Nein, Mama!“ rief Philiberte, „ich und tragiſch — das ſind zwei Dinge, welche ſich nicht mit einander vertragen. Überhaupt habe ich gar nicht gedacht, daß das Verlieben etwas Tragiſches ſei.“

„Philiberte!“ unterbrach die Gräfin ſtreng.

Sie ſchwieg beſtürzt; der Graf und Rüdiger lachten und der letztere ſagte:

„Fräulein Leonilla wird ja morgen den ganzen Tag und ohne ihre Eltern bei uns zubringen; vielleicht faſſe ich dann mehr Herz zu ihr.“

„Das will ich Dir raten!“ rief, mit dem Finger drohend, Philiberte, die niemals lange aus der Faſſung war und der Graf bemerkte:

„Die Eltern ſind allerdings keine angenehme Zugabe zu Leonilla. Der Vater ſieht aus wie ein lebendiges Rechenexempel und die Mutter ſteif und trocken wie eine hölzerne Gliederpuppe.“

„Und die Tochter hat von beiden einen Anflug,“ ſetzte die Gräfin hinzu.

Als aber Leonilla am nächſten Tage kam und mit der Familie Euben allein war, mußte die Gräfin ſich heimlich geſtehen, daß ſie dem jungen Mädchen nicht gerecht geweſen ſei, denn es war unmöglich ſich einfacher, kindlicher und herzlicher zu benehmen. Es war, als ob ſie den Druck abſchüttele, den die Eltern auf ſie übten, und an die Stelle kühler Gemeſſenheit trat einnehmende Liebenswürdigkeit. Sie war für einen jeden gerade in der Weiſe liebenswürdig wie es eben ſeiner Art entſprach. War dies ein wunderſchöner Takt des Herzens? . . . war es Menſchenkenntnis und Geſchicklichkeit? . . . Die Gräfin wußte es nicht. Sie ſaß in der Ecke ihres Sofa’s, ſprach faſt gar nicht, hielt eine Broſchüre in der Hand und ſah und hörte auf Leonilla’s Benehmen und Geſpräche. Mit dem Grafen war des Scherzes kein Ende, jedoch nicht in dem vertraulichen Ton, in welchem ſie mit Philiberte ſcherzte und lachte.

„Wie zwei Lachtauben!“ bemerkte der Doktor ganz entzückt, denn Leonilla hatte lebhaftes Intereſſe für chemiſche und phyſikaliſche Experimente ausgeſprochen — und zwar nicht mit oberflächlicher Neugier, ſondern wie jemand, der einige Kenntniſſe von der Sache hat und ſie zu vervollſtändigen wünſcht. Mit Edwin ging Leonilla ganz auf den wohlwollenden, harmloſen Ton ein, den die Familie anſchlug. Mit Rüdiger war ſie freundlich zurückhaltend, faſt ſchüchtern. Sie ſchien zu fühlen, daß ſein Auge unter den feinen ſchwarzen Augenbrauen meiſtens geſenkt, zuweilen beobachtend auf ihr ruhte.

Man ging in den Park von Aigen.

„Dahin, wo man den Watzmann ſieht, nicht wahr, Rüdiger?“ fragte Philiberte neckend.

„O, der ſchöne Hund!“ rief Edwin, als ein rieſiger Neufundländer an der Geſellſchaft vorüberſauſte und ſeiner Herrin nachlief, die etwa fünfzig Schritte vor ihm voraus ging.

Es war eine Dame mit einem kleinen Mädchen — und als der Hund ſie erreicht hatte, ging er gemeſſenen Schrittes neben ihnen her.

„Iſt das etwa Deine Hamadryade, Rüdiger?“ fragte der Graf lächelnd und Philiberte ſetzte hinzu:

„Das iſt Adriane und Fido! . . . ich wette darauf."

„Sie iſt es," erwiderte Rüdiger lakoniſch.

„Wer kann das ſein?" fragte der Graf: „ich kenne doch einigermaßen die Leute, die hier umher wohnen, denn ſpazieren gehend oder fahrend begegnet man einander unaufhörlich; — allein dieſe Dame mit der Kleinen und mit dem Hunde ſah ich noch nicht."

„Ich auch nicht," ſagte der Doktor, „und ich ſtreife doch gehörig umher. Wenn nicht die Damen — den Hund hätte ich ganz gewiß bemerkt."

„Doktor, Sie ſind ein Muſter von Höflichkeit und Aufrichtigkeit," ſagte Philiberte und Edwin rief:

„O, der Hund iſt fort, der ſchöne Hund . . .!" denn die Dame bog mit ihrer Tochter und ihrem Hunde in einen Seitenweg ein und verſchwand.

„Wer mag das ſein und wo mag ſie wohnen? — ſie ſah vornehm aus, dieſe Dame," ſagte Lydia.

„Wir zerbrechen uns ganz vergeblich den Kopf," verſetzte der Graf, „denn es wimmelt hier herum von Touriſten. Es iſt ſehr verſtändig, daß ſich Rüdiger mit der Annahme, einer Hamadryade begegnet zu ſein, begnügt."

„Das tat ich, ſo lange die Hamadryade nicht neben einer Mutter einherging," ſagte Rüdinger lachend.

„Vielleicht iſt es die Schauſpielerin, von der ich in Reichenhall hörte, ſie gehe und fahre immer mit einem großen Hunde ſpazieren," ſagte Leonilla.

„Das wird es ſein! ſie kommt zuweilen von Reichenhall herüber!" verſetzte der Graf: „jetzt weißt Du, Rüdiger, wo Du Deine Hamadryade finden kannſt."

„Und wo ich ſie nicht ſuchen werde," erwiderte Rüdiger, etwas verſtimmt.

„Es ſoll eine ſehr berühmte Schauſpielerin ſein," verſicherte Leonilla: „ich vergaß ihren Namen."

„Gefällt Ihnen der Hund?" fragte Edwin.

„Ihr Affenpincher gefällt mir viel beſſer," antwortete ſie freundlich und damit war Edwin zufrieden und ſchwieg getröſtet.

Am Abend kamen Leonilla's Eltern und fuhren mit ihr nach Reichenhall zurück.

„Das muß ich geſtehen," rief der Doktor ganz begeiſtert, „eine ſolche Vollkommenheit wie Fräulein van Sitart, iſt etwas ſeltenes. Ich bin überzeugt, daß ſie den glücklichſten Einfluß auf Baron Edwin haben wird. Sie iſt vielſeitig gebildet, von lebhaftem Geiſte, dabei voll Anmut und Güte. Es kann nicht fehlen, daß der beſtändige Verkehr mit einer ſolchen Gemahlin, ungemein weckend und anregend wirken muß. Erſt heute habe ich Fräulein van Sitart ſo recht erkannt und ſchätzen gelernt.

Herr Graf, Sie haben für Baron Edwin das große Los gezogen."

Alle ſtimmten in dieſen Lobgeſang ein; ſogar die Gräfin. Nicht aber Rüdiger. Er verhielt ſich ſchweigend.

„Ur-Eisbär biſt Du und bleibſt Du mehr noch als Phantaſt," ſagte der Graf.

Am Kamin

Erſtes Kapitel.

Tiefer ſtiller Winterabend. Draußen hoher Schnee unter einem grau umwölkten Himmel und das lautloſe Schweigen, das auf dem Lande auf einer abendlichen Winterlandſchaft ruht. In der Stadt iſt der Winterabend nicht ſelten belebter als als der Tag. Da zieht das Gaslicht ſeine glänzenden Guirlanden von Straße zu Straße, da zeigen die Schaufenſter ihre tauſendfachen, farbenreichen Herrlichkeiten ſchwimmend in vorteilhafteſter Beleuchtung, da rollen die Wagen: die eleganten Equipagen des Reichen, die Fiaker für minder Bemittelte, der Omnibus für alle Welt. Daneben wogen die Fußgänger hin und her, auf und ab, ihren Geſchäften, ihrem Vergnügen, ihrem Erwerb, ihren Sorgen nachgehend, die einen leichtfüßig, neugierig, ſorglos, die anderen müde vom Tagewerk, erſchöpft und nach Ruhe verlangend, noch andere rüſtigen Schrittes den Obliegenheiten ihrer Tätigkeit nachkommend; dazwiſchen arme Kinder, deren gewiſſenloſe Eltern ſich nicht darum verbarg. — O! er liebt mich! ſagte Cornelie mit jenem unentwirrbaren Gemiſch von Entzücken und Schmerz, welches entſteht wenn die Seele ſich nicht ungefeſſelt genug fühlt um aus der tiefſten Fülle heraus die Liebe erwidern zu dürfen, — allein die Freude war dennoch vorherrſchend. Ueber alle Erfahrungen, alle Täuſchungen, alles Grauen, alle Furcht reißt das Bewußtſein hinüber geliebt zu werden, und in ihr Leben, das ihr nichts als die Gewißheit gab ein Spielwerk in den Händen ihres Mannes geweſen zu ſein, baute ſich dies ſüße Bewußtſein wie ein verſöhnender Regenbogen vor einer dunkeln Wolke auf. Aber ſie wich ſcheu der leiſeſten Erklärung aus. Sie war glücklich genug um ſich vor dem ausgeſprochenen Wort zu fürchten. Jezt ſchwebte dies Glück noch in der Unendlichkeit; ein Wort — und es hatte ein Ziel! — Aber Leonor ertrug es nicht mehr. Ihm wurde allmälig dies unausgeſprochene Wort zu jener Zauberformel, die demjenigen, welcher ſie zur glücklichen Stunde und unter günſtigen Conſtellationen ausſpricht, wunderbare, myſtiſche Schätze ſchafft. Er traf Cornelie eines Morgens, als er früher als gewöhnlich kam, allein im Garten, und als ſie überraſcht und froh ihn anſah, fragte er ganz kurz und ſchnell:

kümmern, ob ſie und wo ſie zu ſpäter Stunde ſich umhertreiben und die maſſenhaft wie verzaubert vor den Schaufenſtern mit Spielzeug oder mit Zuckerſachen ſtehen bleiben und das Trottoir verſperren; Arbeiterinnen, die zu zweien und drei heimkehren und auf welche das Schaufenſter eines Juweliers oder einer Modiſtin denſelben Zauber übt. Genug, der Winterabend in der Stadt, namentlich zur Weihnachtszeit, iſt ebenſo bunt und bewegt, wie er auf dem Lande grau und ſtarr iſt. Feld und Flur ſind weit und breit mit Schnee bedeckt und weit und breit iſt nichts zu ſehen und zu hören, was an menſchliches Treiben erinnert, denn die Landleute gehen früh zur Ruhe und die Haus- und Hoftiere noch früher. Daher ſind auch die Dörfer wie ausgeſtorben. Höchſtens in der Schenke ſieht man ein Licht brennen. Die Lampe im Pfarrhauſe wird man nicht gewahr, weil die Fenſterläden ſorgſam verſchloſſen ſind. Zu hören gibt es weit und breit auch nichts weiter, als etwa das Gebell eines wachſamen Hofhundes, oder das ſchwerfällige Rollen eines verſpäteten Laſtwagens, neben welchem der Fuhrmann hergeht, um nicht einzuſchlafen. Vielleicht fliegt auch einmal ein herrſchaftlicher Wagen mit zwei Laternen über die Chauſſee dahin; — — doch das iſt ſelten.

Die Grabesſtille der Landſchaft ſchien auch in Schloß Waldenhauſen eingekehrt zu ſein. In einem großen, behaglich eingerichteten Zimmer ſaßen ſechs Perſonen beiſammen; allein es ſprach keine von ihnen. Zwei Herren ſaßen an einem Tiſche und ſpielten Domino; zwei Herren an einem andern Tiſche und ſpielten Schach. Vor dem Kamin auf niedrigen Lehnſeſſeln ſaßen wiederum zwei ſtumme Perſonen: eine Frau, die unverwandten Blickes in die Flamme ſtarrte und mit dem Feuerſtocher in den Kohlen umher wühlte und ein junger Mann, der die Frau anſtarrte. Daß er es tat, war begreiflich, denn in der vorgebeugten Stellung, die ſie einnahm, zeigte ihm ihr geſenktes Haupt ein Profil, deſſen edle, zarte Linien an die tragiſche Schönheit der Antike erinnerten. Sie trug ein ſchwarzes Atlaskleid, das im Reflex des Feuers erglänzte und eine Jacke von ſchwarzem Sammt, die etwas vom Nacken zurückgeworfen war und eine weiche Folie für den ſchlanken weißen Hals bildete, und für das reiche, blonde Haar, das halb kunſtlos und halb kunſtvoll auf ihn herabfiel.

„Frau Baronin!“ rief ein Dominoſpieler, „wenn Sie noch länger vor der Glut des Kamins ſitzen, werden Sie einen ungeheuern Schnupfen bekommen.“

Sie machte eine Bewegung, welche deutlich ausdrückte, daß ihr dies ungeheuer gleichgiltig ſei. Die Stimme des Dominoſpielers verhallte ohne Reſultat, wie die des Predigers in der Wüſte. Doch unverzagt ſagte er nach einer Weile:

„Frau Baronin, Sie verderben ohne Gnade Ihren wunderſchönen Teint. Keine zarte Haut kann ſolche grelle Hitze vertragen. Es iſt eine ungeſunde Liebhaberei, vor einem Kamin zu hocken, wenn das Zimmer doch ſchon durch einen guten, ſoliden Ofen gründlich erwärmt iſt. Es iſt eine unſinnige Mode, neben den vortrefflichen, naturwüchſigen deutſchen Ofen, den fremdländiſchen Kamin zu verpflanzen — gerade ſo unſinnig, wie überhaupt heutzutage die Moden ſind.“

Aber auch dieſer kriegeriſche Ausfall machte nicht den beabſichtigten Eindruck. Die Baronin blieb am Kamin ſitzen, bearbeitete unaufhörlich das Feuer und Grabesſtille herrſchte wieder im Salon.

Da ſchlug es neun Uhr. Der zweite Dominoſpieler erhob ſich und ſagte mit ſpitzer Stimme:

„Genug! — Zu Tiſche.“

Die Flügeltüren öffneten ſich und im Nebenzimmer ſtand das Nachteſſen bereit. Die Schachſpieler erhoben ſich widerwillig, denn die Partie war nicht beendet. Die Baronin und der junge Mann ihr zur Seite erhoben ſich nicht.

„Aber Leonilla zu Tiſche!“ wiederholte die ſpitze Stimme.

„Ich mag nicht eſſen,“ ſagte ſie endlich; „man ſoll mir Tee herbringen für mich und für Rüdiger.“

„Für Dich — ja! Rüdiger ſoll aber mit mir eſſen,“ ſagte Edwin, der durch das Zimmer gegangen war und nun ſeine beiden hagern Hände auf Rüdigers Schulter legte: „Komm' Rüdiger.“

„Meinetwegen!“ verſetzte ſie, ohne aufzuſchauen.

Edwin, Rüdiger, Herr von Geldern, der Doktor und der Schloßkaplan gingen in's Speiſezimmer. Leonilla blieb allein. Da ſtand ſie auf, reckte ſich zu ihrer ganzen Höhe empor, holte Atem aus tiefer Bruſt, wie jemand, der eine ſchwere Laſt niederlegte und ging langſam auf und ab. Vor ihrer Harfe blieb ſie ſtehen und fuhr mit der Hand haſtig über alle Saiten, die im wirren Getön, gleichſam erſchreckt durch die unkünſtleriſche Berührung aufrauſchten.

„Spielen, Leonilla!“ rief Edwin gellend im Nebenzimmer.

Sie beachtete es nicht und ſetzte ihre Wanderung fort. Da erſchien ein Kammerdiener und meldete, der Herr Baron laſſe bitten, Frau Baronin möchten ein wenig die Harfe ſpielen. Sie nahm das ſchöne Inſtrument in den Arm. Die Türe zum Speiſezimmer war geöffnet und Rüdiger ſaß ihr gerade gegenüber und ſtaunte das wunderſchöne Bild an, wie ſie da ſtand in dem ſchleppenden ſchwarzen Gewande mit der goldenen Harfe im Arme, hellbeleuchtet, vom Hintergrund der dunkelroten Damaſttapete ſich abhebend.

„Welcher Maler hätte je ſo etwas geträumt?“ ſagte der Doktor halblaut.

„Giorgione!“ erwiderte Rüdiger: „üppige Schönheit und tiefe Schwermut ſind in ſeinen höchſt ſeltenen Frauenbildern verſchmolzen.“

Leonilla griff einige Akkorde, nahm den Stimmhammer, ſtimmte — und eine Saite zerſprang. Auch die zweite und dritte. Sie ſtellte die Harfe zur Seite, trat unter die Türe und ſagte zu Edwin:

„Die Harfe iſt ſehr verſtimmt, ich kann nicht ſpielen.“

Dann ſchloß ſie die Türe, als ob ſie mit allen den Leuten nichts zu tun haben, ſie nicht ſehen noch hören wolle.

Man hatte ihr Tee gebracht. Sie blieb vor dem ſilbernen Geſchirr ſtehen, ſetzte die Taſſe an die Lippen und ſetzte ſie zurück. Bitter wie Galle, murmelte ſie vor ſich hin und begann wieder ihre Wanderung. Nichts war zu hören, als das Rieſeln ihres Kleides auf dem Teppich, das Kniſtern der Flamme im Kamin und das Klappern der Teller im Speiſezimmer.

Nach einer halben Stunde kehrten die Herren in den Salon zurück, ausgenommen der Schloßkaplan, der ſich gleich nach dem Nachteſſen entfernte. Leonilla ließ ſich in ihrer Wanderung nicht ſtören.

„Setze Dich, Leonilla, Du machſt mich nervös.“ ſagte Edwin, ließ ſich am Teetiſche nieder und ſchenkte ſich eine Taſſe ein. „Hier ſitze Dich her . . . hier, zu mir. Ich habe mir ſelbſt einſchenken müſſen . . . das paßt ſich nicht! . . . Geldern, wollen Sie Tee? Doktor — Sie? Rüdiger — Du?“

Die Herren dankten. Leonilla hatte ſich mit dem Rücken gegen den Teetiſch vor den Kamin geſetzt und blieb ſtumm wie zuvor.

„Nun, Edwin, wie wird es?“ fragte Rüdiger, „kommſt Du zum Feſt zu uns?“

„Weiß nicht!“ verſetzte Edwin kurz.

„Du haſt es doch ſonſt immer bei meinen Eltern zugebracht. Es täte ihnen leid, wenn Du nicht mit Leonilla kommen wollteſt.“

„Und das Weihnachtsfeſt muß man gemütlich in einem größern Familienkreiſe begehen.“ ſetzte der Doktor hinzu.

Herr von Geldern ſchwieg, weil er an Edwins Miene bemerkte, daß auf dringendes Zureden ein nein erfolgen würde.

„Leonilla, was wünſcheſt Du?“ fragte Rüdiger und ſetzte ſich wieder neben ſie.

„Nichts!“ antwortete ſie.

„Es geht bei meinen Eltern fröhlicher her als hier.“

„Das kann leicht ſein.“

„Einige Tage in Oberau werden Dich erheitern, Leonilla. Du biſt nicht an die Einſamkeit gewöhnt, in welcher Du hier lebſt.“

„Die Einſamkeit iſt das beſte, was ich hier habe,“ ſagte ſie halblaut.

„Nun, Leonilla, was wünſcheſt Du?“ fragte Edwin; „was ſagt ſie Dir, Rüdiger?“

„Nichts!“ erwiderten beide.

„Gut, dann gehen wir nach Oberau, alle miteinander . . . auch der Kaplan; ich will meine Meſſe in Oberau haben.“

„Alle Perſonen, die Du mitbringſt, ſind willkommen in Oberau.“

„Ja . . . und ich muß meine Meſſe haben.“

Dabei blieb er. Zur gelegener Zeit mußten ſpäter Herr von Geldern und der Doktor ihm begreiflich machen, daß der Kaplan während des Feſtes in Waldenhauſen bleiben müſſe wegen ſeiner Amtsgeſchäfte. Hätten ſie ihn jetzt darauf aufmerkſam gemacht, ſo würde das die Fahrt nach Oberau zweifelhaft gemacht haben.

„Wie wird mein Vater ſich freuen, Dich einige Tage zu ſehen, Leonilla,“ ſagte Rüdiger.

Sie ſtand raſch auf, ſtreifte leicht mit der Hand über Rüdigers feines, glänzend ſchwarzes Haar und ſagte mitleidig:

„Du gutes Kind“ — und verließ den Salon, indem ſie ſagte:

„Gute Nacht, meine Herren.“

Zweites Kapitel.

„Beſter Doktor," ſagte Rüdiger, als ſie zuſammen nach ihren Zimmern gingen, „meine Couſine macht mir einen troſtloſen Eindruck und mit dem armen Edwin iſt es auch nicht beſſer geworden."

„Ja, ja! die Frau Baronin hat ſich den Zuſtand des Barons nicht ſo ſchlimm und ihre Lage nicht ſo mühſam vorgeſtellt, lieber Herr Graf," verſetzte der Doktor: „ſie hat gemeint, ihn lenken und ihren Willen zu dem ſeinigen machen zu können. Dem iſt aber nicht ſo. Mit ſeiner Unruhe durchkreuzt er, was ſie will, und vor ſeinem Eigenſinn ſteht ſie wie vor einer Mauer. Das fing ſchon in der Schweiz an. Nirgends fand er Ruhe. Nirgends mochte er länger als einen Tag bleiben. Im Waggon ſitzen — das iſt ſein Ideal von reiſen. Dreimal hintereinander fuhr er die Rigi-Eiſenbahn hinauf und herab; das unterhielt ihn. In Paris umher zu fahren und das geräuſchvolle Straßenleben wahrzunehmen, machte ihm Spaß; allein den Winter dort zuzubringen, wie der

Plan urſprünglich war und wie die Frau Baronin es wünſchte — das war nicht möglich, zu machen. Er wollte heimkehren und wir ſind nun ſeit zehn Tagen hier, wo die Frau Baronin vor Langweile zugrunde geht, da ſie nie auf dem Lande gelebt und hier weder Beſchäftigung, noch zuſagende Unterhaltung hat.“

„Eine grauenhafte Ehe, lieber Doktor,“ ſagte Rüdiger und die Herren trennten ſich.

Als Rüdiger ſein Zimmer betrat, empfing ihn ſanfte, äußerſt liebliche Muſik, wie ein Flüſtern von Geiſterſtimmen. Er beſann ſich, was das ſein könne, und orientierte ſich über die Einteilung der Gemächer. Das ſeine lag zu ebener Erde unter demjenigen, welches Leonilla im erſten Stocke bewohnte. Sie ſpielte die Harfe. Rüdiger zündete eine Cigarre an und verſank in Gedanken, die ſich nur um Leonilla bewegten. Vor wenig Monaten war ſie ihm unheimlich erſchienen, hatte er Schlangenkönigin ſie genannt und jetzt! . . . wie war ſie verändert! welch tiefes Mitleid flößte ſie ein! . . . um ſo tiefer, als es ein hoffnungsloſes Mitleid war, denn ihre Lage ließ ſich nicht ändern und ſie ſchien in dieſer Lage zu verſteinern. Daß ſie die Religion kühl und gleichgiltig behandelte, hatte er im vergangenen Sommer aus einzelnen Äußerungen wahrgenommen und es wunderte ihn nicht; es paßte zu ihrer ganzen Erſcheinung und zu dem Weltſinn ihrer Eltern. Wie ſtand es in dieſer Beziehung jetzt mit ihr? wohin wendete ſie ſich, um einen Halt und eine Richtſchnur zu finden? war ſie noch im Kampfe zwiſchen Licht und Finſternis? — Wer ſtand ihr bei in dieſem Kampfe? wer bot ihr hilfreich die Hand? . . . Konnte er es nicht ſein? konnte er nicht dazu beitragen, daß ſich dieſe Tochter der Nacht in ein Kind des Lichtes umbilde! . . . Er war ja feſt im Glauben. O armer Rüdiger! flüſterte ihm ſein Schutzengel zu. Er hörte es nicht. Über ihm rauſchten wunderſame Tonverſchlingungen mit ſpät aufgelöſten Diſſonanzen durch die Saiten der Harfe — ſo ſpät aufgelöſt, daß es ihm eine Pein war, ihr zu folgen. Ein Schiffbrüchiger, der aus dem einen Meeresſtrudel in den andern gerät und hinunter gewirbelt wird — dachte er. Plötzlich verſtummte die Harfe und Rüdiger atmete auf. Doch nach kurzer Pauſe begann das Spiel von neuem und Rüdiger zündete eine Cigarre nach der andern an und verſank unter dem Zauber der Muſik in Träumereien, was wohl zu tun ſein möge für Leonilla. Die Zeit verflog. Als wiederum eine Pauſe in der Muſik eintrat, ſchlug die Uhr eins nach Mitternacht und er ging zur Ruhe; allein die Harfe hub wieder an, ſanfter, friedlicher als zuvor; der Sturm ſchien ſich ausgetobt zu haben. Rüdiger entſchlief. Aber nicht ſehr feſt. Sein Geiſt war noch unter dem Einfluſſe der Harfe. Klang ſie nur in ſeinen Träumen? — Nein! Er

„Was würden Sie ſagen, wenn ich meinen Plan mich in Zürich zu etabliren ausführte?“

„Ich hab's gedacht!“ rief Cornelie mit einem ganz unbeſchreiblichen Ausdruck von Freude in der ihr Herz vibrirte und drückte ihre Hände gefaltet an die Bruſt.

„So ſehr freuen Sie Sich? fragte er bebend.

„So ſehr!“ entgegnete ſie leiſe und zwei große Thränen lösten ſich ſchwer von ihren Wimpern.

„Dann bleibe ich ewig,“ ſagte Leonor.

„O beſinnen Sie Sich!“ rief ſie angſtvoll.

„Jezt iſt es zu ſpät, ſagte er. Die Gewißheit meiner Liebe konnte mich nicht beſtimmen; es mußte die der Ihren ſein.“ — Er nahm ihre Hände, kniete vor ihr nieder und ſagte: „Ja, ſo lag ich ſchon einſt zu Ihren Füßen, aber die Lippen durften nicht einſtimmen in die Huldigung des Herzens, denn damals .... liebteſt Du mich nicht, Cornelie.“

Sie legte ihm entſetzt die Hand auf den Mund.

„Strafen Sie mich Lügen?“ fragte er lächelnd.

„Ich darf es nicht,“ ſagte ſie gepreßt.

„Und das bedauern Sie, Cornelie?“

„O! ich kann's nicht bedauern!“ rief ſie überwältigt.

Leonor drückte ſie mit raſcher Bewegung an's wachte auf, er horchte, er lauſchte — er hörte die Uhr drei ſchlagen. Es war keine Täuſchung: das Harfenſpiel währte fort. Das iſt aber entſetzlich, ſie wird ſich töten mit dieſer nervenaufregenden nächtlichen Muſik, dachte er und entſchlief.

Der nächſte Tag war Sonntag und die Meſſe um zehn Uhr: Leonilla erſchien nicht und blieb den ganzen Vormittag unſichtbar oder wenigſtens unnahbar, denn man ſah ſie in den langen, öden, tiefverſchneiten Alleen des Parks wandeln. Als ſie zum Mittageſſen erſchien, fragte Edwin mürriſch:

„Wo haſt Du den ganzen Vormittag geſteckt?“

„Ich ſchlief bis zehn Uhr und ging ſpazieren,“ entgegnete ſie eiſig.

„Sonntags geht man in die Meſſe,“ erwiderte er noch mürriſcher.

„Herr Kaplan, ſetzen Sie die Meſſe Sonntags auf elf Uhr an, ſo werde ich erſcheinen,“ ſagte Leonilla gleichgiltig.

„Das hängt nicht von mir ab, gnädige Frau,“ antwortete der Kaplan beſtürzt, ein ältlicher, kränklicher Mann, ſeit einem Vierteljahrhundert an die ſtille Einförmigkeit von Waldenhauſen gewöhnt, deſſen grauen Himmel jetzt Leonilla wie ein Meteor durchkreuzte.

„Es wird aber doch vom Schloßherrn abhängen,“ erwiderte ſie ſcharf.

„Nein, gnädige Frau,“ nahm Herr von Geldern das Wort: „die Vorfahren des Baron Edwin haben dieſe Kaplanei nicht nur für die Bewohner des Schloſſes, ſondern für die ganze Umgegend geſtiftet. Wir haben vereinzelte Höfe, Mühlen, Ziegeleien, Forſthäuſer in der Nachbarſchaft, die von der Pfarrkirche anderthalb Stunden entfernt ſind, ſo daß eine ganze Familie, namentlich im Winter, unmöglich den Pfarrgottesdienſt beſuchen kann. Da iſt denn die Schloßkapelle, die man in einem halben Stündchen bequem erreicht, eine große Erleichterung, und die Stunde der Meſſe, zehn Uhr, iſt eben die, welche für dieſe Leute ſowohl, als auch für die Schloßbewohner paßt. Elf Uhr wäre zu ſpät.“

„So!“ ſagte Leonilla gelangweilt, und Edwin ſagte plötzlich erregt:

„Was meine Voreltern ſtifteten, das bleibt.“

„So!“ wiederholte ſie froſtig: „dann werde ich wenig in der Meſſe erſcheinen.“

Allgemeines Stillſchweigen folgte dieſer Erklärung. Edwins Gedanken waren nicht mehr bei der Sache und die anderen Herren fühlten ſich nicht zu einer Erwiderung berufen. Der Kaplan war in ſtiller Verzweiflung, Herr von Geldern empört, der Doktor beklagte die Sache und Rüdiger beklagte ſie dreimal mehr. Es war eine ſolche Zerklüftung und Verſtimmung zwiſchen dieſen Menſchen, daß an ein gemütliches Zuſammenleben nicht zu denken war.

Herr von Geldern war, ſeitdem Edwin für mündig galt, der eigentliche Herr nicht nur auf Waldenhauſen, ſondern auf ſämtlichen Beſitzungen und in ſämtlichen Angelegenheiten Edwins. Er war ein Jugendfreund des Grafen Euben und des verſtorbenen Baron von der Walden, und als der Erſtere ihm die Stellung und die Tätigkeit anbot, die nur ein Vertrauensmann ausfüllen konnte, war Geldern gern bereit, den öden Militärdienſt zu verlaſſen und in einen Wirkungskreis einzutreten, der ſeine Teilnahme in Anſpruch nahm und ihm nicht wenig Arbeit gab. Sowohl was die Geſchäfte als was die Sorgfalt für Edwins Perſon betraf, wäre es unmöglich geweſen, eine Perſönlichkeit von größerer Zuverläſſigkeit zu finden, und das Band der alten Freundſchaft zwiſchen ihm und Graf Euben zog ſich durch die neuen Beziehungen nur um ſo feſter. Doch gab es einen Punkt, in welchem ihre Anſichten ſchnurſtracks auseinander gingen — und das war Edwins Verheiratung. Herr von Geldern war ebenſo entſchieden dagegen, wie Graf Euben dafür. Deshalb hatte auch der Graf Edwins Verlobung in der größten Stille betrieben und Herr von Geldern erfuhr ſie erſt, nachdem alles abgemacht war. Er war gekränkt durch dieſe Heimlichkeit und es tröſtete ihn gar nicht, daß ihm die Gräfin, als er zur Vermählung nach Salzburg kam, wehmütig die Hand bot und ſagte:

„Lieber Geldern, wir ſind beide, was dieſe Begebenheit betrifft, Gleichgeſinnte und Leidensgefährten.“

Leonilla hatte erklärt, auf der Reiſe genüge die Begleitung des Doktors; ſie wünſche, daß ſich ihr Gatte an ſie gewöhne und das werde leichter geſchehen, wenn ſie mit ihm allein ſei. Der Graf fand dies ganz in der Ordnung, und Herr von Geldern hätte es ohne Zweifel auch in der Ordnung gefunden, wäre ihm die Heirat genehm und Leonilla ſympathiſch geweſen. Das eine war ſo wenig der Fall wie das andere. Verſtimmt und gekränkt ging er nach Waldenhauſen zurück und machte dem ängſtlichen Gemüt des Schloßkaplans eine ſo haarſträubende Beſchreibung von Leonilla's Weltſinn, daß dieſer zitternd und zagend der jungen Baronin von der Walden entgegenſah und ganz außer Faſſung kam, als die überraſchende Nachricht eintraf, nicht im Frühling, ſondern ſchon zum Weihnachtsfeſte werde Baron Edwin in Waldenhauſen eintreffen.

„Beſter Herr von Geldern,“ ſagte der Kaplan beklommen, „Sie werden es erleben, jetzt beginnen ſchlimme Tage.“

„Beſter Herr Kaplan,“ verſetzte Geldern ungeduldig, „das werde ich nicht erleben. Mißfällt es mir unter dem Szepter der Dame, ſo marſchiere ich ab.“

„Bitte, Bitte, Sie ſind ſo martialiſch, ſo kurz und gut entſchloſſen und können dem Herrn Baron den Stuhl vor die Tür ſetzen — wie man zu ſagen pflegt. Das kann ich aber nicht.“

„Mit Ihnen wird die Baronin auch nicht in Konflikt geraten . . . Im Gegenteil! ſie wird ſich ſo wenig wie möglich um Sie, um die Kapelle und um alles, was damit zuſammenhängt, kümmern.“

„Für meine Perſon wäre mir das höchſt erwünſcht. Man iſt aber nie, bei einem ſo deſpotiſchen und hochfahrenden Charakter vor einem Anprall ſicher — und wenn die Baronin den Baron beherrſcht und Sie, Herr von Geldern, ihr nicht das Gegengewicht halten, ſo könnte auch ich in Alteration mit ihr geraten — und das wäre entſetzlich.“

„Ja, Herr Kaplan, dies Entſetzliche ſteht Ihnen möglicherweiſe bevor, alſo waffnen Sie ſich bis an die Zähne.“

„O, die Frauen! die Frauen! welch Elend bringen ſie in die Welt, in die großen, wie in die kleinen Verhältniſſe!“ ſeufzte bekümmert der Kaplan. „Sechsundzwanzig Jahre lebe ich hier in Frieden — und jetzt kommt eine ſolche Unruhe.“

„Aber ſo warten Sie doch ab, was da kommt.

Herr Kaplan! Ich bin überzeugt, daß Sie ungefährdet ſind.“

Edwin kam mit Leonilla. Herr von Geldern ſtaunte. Der Kaplan nicht minder. Er ſagte:

„Sie lebt ja wie ein abgeſchiedener Geiſt, der mit den Dingen der Welt nichts zu ſchaffen hat.“

„Was habt Ihr Euch denn eigentlich von ihr vorgeſtellt, Ihr Herren!“ ſagte der Doktor: „ſie iſt eine arme junge Frau, die unter der Wucht eines Schickſales erliegt, das ſie ſich nicht ſo hart vorgeſtellt hat.“

„Es ſieht ſo aus, aber ich glaube nicht, daß ſie erliegt,“ ſagte Geldern.

„Doch! doch! der gute Baron iſt ja eine beſtändige, nervenangreifende Seccatur, wenn die Gewohnheit nicht Gleichmut ihm gegenüber gibt. So weit iſt ſie noch nicht und ſo macht ſie eine Folter durch,“ verſicherte der Doktor.

„Sie ſind ſehr für die Baronin eingenommen,“ ſagte Geldern.

„Ich habe großes Mitleid mit ihr — ja! denn ſie ſchweigt und leidet.“

„Vorderhand — ja! wir müſſen abwarten, was darauf folgen wird,“ entgegnete Geldern nachdenklich.

„Wie Sie mißtrauiſch ſind!“ rief der Doktor.

„Ich ſtimme Ihnen bei, Herr von Geldern,“ ſagte der Kaplan: „es iſt noch nicht aller Tage Abend — wie man zu ſagen pflegt. Die Frau

Baronin wandelt hier freilich jetzt wie ein abgeſchiedener Geiſt umher; aber! aber! wenn ich ſie betrachte, dieſe Baronin Leonilla mit dem unchriſtlichen Namen und mit dem goldbraunen Haar, ſo kommt ſie mir vor wie eine junge Löwin, die ſich aufrichten und ihre Mähne ſchütteln wird.“

„Aber, Kaplan!“ rief der Doktor lachend, „mit Ihrer poetiſchen Auffaſſung machen Sie einen gewaltigen Schnitzer gegen die Naturgeſchichte. Die Löwin der Zoologie hat keine Mähne.“

„Gleichviel,“ verſetzte der Kaplan gelaſſen, „mein Vergleich iſt treffend.“ —

An dieſem Sonntage nun, wo die Baronin ſpazieren ging, ſtatt in der Meſſe zu erſcheinen, ſagte der Kaplan ganz aufgeregt zum Doktor:

„Dies iſt aber eine unerhörte Begebenheit! ſo lange die Kapelle hier beſteht, alſo ſeit Jahrhunderten! . . . ſo lange iſt es nicht geſchehen, daß eine Baronin von der Walden am heiligen Sonntage vor aller Leute Augen den Gottesdienſt verſäumt hätte, um im tiefen Schnee umher zu ſteigen. Das wird dem Herrn Baron ſehr unlieb ſein! Und welch ſchlechtes Beiſpiel für die Untergebenen, für die Dienerſchaft, ja für die ganze Gemeinde, iſt dieſe ſo ganz offenkundige Verletzung des göttlichen Gebotes, den Sonntag zu heiligen. Iſt ſie denn Katholikin, die Frau Baronin? . . . iſt ſie überhaupt Chriſtin? Doktor, reden Sie doch.“

„Ich denke, daß ſie katholiſch iſt,“ verſetzte der Doktor.

„Iſt es möglich! Sie wiſſen es nicht genau!“ rief ſchreckenvoll der Kaplan: „Monate lang ſind Sie mit ihr gereiſt und Sie wiſſen nicht einmal das!“

„Nein, gerade das weiß ich nicht, denn ich ging meine Wege und ſie ging die ihren. Und wohin dieſe am Sonntage ſie führten, weiß ich nicht. Ich bin weder ihr Wächter, noch ihr Beichtvater,“ ſagte der Doktor kurz abbrechend.

Nicht weniger entrüſtet als der Schloßkaplan, war in ſeiner Weiſe Edwin. Er hatte während des Gottesdienſtes häufig mißbilligend den Kopf geſchüttelt. Als Leonilla endlich im Salon erſchien, wo die Herren vor dem Mittagseſſen verſammelt waren, rief Edwin ihr mit finſterer Miene entgegen:

„Warum biſt Du nicht in der Meſſe geweſen?“

„Weil ich Migräne hatte und habe,“ antwortete ſie trocken.

„Immer am Sonntag?“ fragte er weiter, denn er entſann ſich, daß ſie vor acht Tagen dieſelbe Antwort gab.

„Gewöhnlich,“ erwiderte ſie lakoniſch.

„Herr Doktor, kurieren Sie die Baronin,“ ſagte Edwin herriſch.

„Nichts iſt ſchwerer als die Migräne zu kurieren; es iſt ein kapriziöſes Leiden . . . —“

„Und hängt mit Kapricen zuſammen. Nicht wahr, das wollten Sie ſagen?“ unterbrach Leonilla den Doktor und lachte.

Noch niemand hatte ſie in Waldenhauſen lachen ſehen. Es ſtand ihr lieblich. Es war als fliege ein Sonnenſtrahl über ihr Geſicht.

„Ja gewiß! mit allerhand Kapricen!“ rief Rüdiger: „zum Beiſpiel mit dem Harfenſpiel in tiefer Nacht.“

„Haſt Du mich belauſcht?“ fragte ſie wieder ernſt.

„Nein, ich habe nur gehört,“ antwortete er.

Nach dem Eſſen ſetzte ſich Edwin mit dem Doktor zum geliebten Dominoſpiel, wobei er bald einſchlief, ſo daß ſich der Doktor entfernen konnte. Herr von Geldern und der Kaplan taten dasſelbe und Leonilla blieb mit Rüdiger vor dem Kamin ſitzen mit dem Feuerſtocher in der Hand.

„Ja, das iſt meine Lieblingsbeſchäftigung,“ ſagte ſie: „Nachts ſpiele ich die Harfe und am Tage ſpiele ich in den Kohlen.“

„Genügt ſie Dir?“ fragte er lächelnd.

„Nichts kann mir — nichts kann überhaupt dem Menſchen genügen,“ ſagte ſie kalt.

„Du ſagſt da etwas, was Du ſelbſt nicht glaubſt, nicht glauben kannſt, weil Dir darüber alle Erfahrung fehlt.“

„Nein! ſondern weil ich mir vorgenommen

habe, zu finden, daß Ungenügen das allgemeine Los der Sterblichen ſei.“

„Dies Ungenügen iſt allerdings eine Kluft, die zwiſchen Himmel und Erde liegt, und die uns arme Erdenkinder an die Unvollkommenheit unſeres irdiſchen Zuſtandes mahnt, an die Schranken, die uns geſetzt ſind; doch innerhalb dieſer Schranken haben wir einen weiten, ſehr weiten Spielraum, der uns geſtattet, unſere Kräfte zu entwickeln, unſere Fähigkeiten anzuwenden, den Anforderungen unſeres Geiſtes zu entſprechen, dem Ziel nachzuſtreben, das uns geſetzt iſt; — mit einem Wort, unſer Leben zu dem Zweck zu brauchen, für den wir es erhalten haben: um uns mehr und mehr zu vervollkommnen.“

„Meinſt Du denn wirklich, daß Dich Deine Bücher und Deine Palette ſehr vollkommen machen, Du gutes Kind?“ ſagte ſie mit leichtem Spott in Blick und Ton.

„Kein Sterblicher wird vollkommen *gemacht*; er muß vollkommen werden wollen. Und dazu hat er tauſend Mittel. Dazu ſollen ihm Bücher und Palette ſo gut dienen, wie ſeine Gaben, ſeine Lage, ſeine Verhältniſſe.“

„Es gibt aber Verhältniſſe, welche jede Entwickelung unmöglich machen.“

„Die geiſtige vielleicht.“

„Nein, Rüdiger! auch die des Herzens und

Herz; ſie ſchreckte zuſammen, warf beide Hände vor's Geſicht und ſagte langſam und troſtlos:

„Der Traum iſt aus.“

„Und die Wirklichkeit iſt ſchöner als er,“ ſetzte Leonor feurig hinzu.

Triſtan unterbrach das Geſpräch; Dorothee kam ſpäter, und während des ganzen Tages fand Leonor nicht wieder Gelegenheit ein ungeſtörtes Wort mit Cornelien zu ſprechen. Am nächſten Morgen lag ein Brief von ihr auf ſeinen Tiſch. Sie ſchrieb:

„Der Traum iſt aus. Die Wirklichkeit tritt in „ihr Recht! Daß ich auf die Dauer meines lieblichſten Traumes und auf die Möglichkeit gerechnet „habe es könne unſer Leben ſo friedlich beglückend „bleiben wie es geweſen iſt, war eine von den Verblendungen, die man ſich nur in ganz idealiſchen „Seligkeits-Zuſtänden machen kann, weil man für „ſie weder Erfahrung noch Maßſtab hat. Das ſei „meine Entſchuldigung, denn ich fühle mich ſchmerzgebeugt genug um mich ſchuldig zu fühlen. Als „Sie mich geſtern fragten ob Sie in Zürich bleiben „ſollten, antwortete Ihnen nur mein Herz, und „das hat wenig mitzuſprechen in den Angelegenheiten dieſer Welt. Ueber Nacht iſt mir eine andre „Antwort gekommen: Nein. Reiſen Sie, kehren „Sie in Ihre Heimat zurück, vergeſſen Sie dieſe ſeiner Fähigkeiten. Sie werden nicht angeregt, nicht gebraucht. Sie erſterben, ſie verkommen."

„Liebe . . . und ſie werden leben."

„Lieben? . . . ja, was liebſt denn Du?"

„Meine Ideale."

„Das heißt Deine Träumereien, Du armes Kind," ſagte ſie wieder in ihrem ſpöttiſchen Tone.

„Nein, Leonilla! große Ideen von ſittlicher Kraft, von hohem Genie, von erhabenem Opfer — dieſe angewendet auf mein eigenes Streben und Wirken, ſie durchgeiſtend und beſeelend — dieſe liebe ich."

„Und dies ſoll Dir genügen für die lange, lange Reihe der Tage und Jahre, die vor Dir liegt? Das glaube ich in Ewigkeit nicht, Rüdiger! Die geheimnisvolle Signatur jedes Menſchenherzens heißt: kein Genügen."

Leonilla war aus ihrem gedämpften Sprachton in einen lebhaften gefallen und Edwin fuhr aus ſeinem Schlaf auf, ſchaute mit wirrem Blick um ſich und fragte:

„Was gibt es denn?"

„Ungenügen," erwiderte Leonilla, ſtand auf und verließ den Salon.

„Was iſt das?" fragte Edwin ganz verſtört.

„Etwas, was Du nicht kennſt," erwiderte Rüdiger und ſetzte raſch hinzu: „Jetzt gib uns ganz geſchwind Deine Befehle, daß Du nach dem Nachmittagsgottesdienſt mit Deiner ganzen Geſellſchaft nach Oberau fahren und dort bis nach Neujahr bleiben willſt — damit ſich jeder darauf einrichten könne.“

„Faſt hätte ich es vergeſſen . . . Ja, man ſoll ſich darauf einrichten,“ verſetzte Edwin, ſchellte haſtig und gab dem eintretenden Diener Befehle in ſo großer Menge und Eilfertigkeit, daß Rüdiger ſie ordnen und erklären mußte.

Leonilla erſchien auch nicht bei der Nachmittagsandacht; ſie ſei beſchäftigt hieß es. Als man ſich zur Abfahrt verſammelte, erklärte ſie, es ſei ihr ganz unmöglich bei ihrer Migräne mit Edwin im geſchloſſenen Wagen zu fahren. Sie wolle mit Rüdiger auf ſeiner Gaſſel fahren. Die Gaſſel iſt ein einſpänniger Schlitten, mit dem man außerordentlich raſch fährt, denn er beſteht nur aus einem Schlittengeſtell mit einem ſchmalen Bocke, auf den der Kutſcher ſich rittlings ſetzt. In gleicher Weiſe nimmt hinter ihm der Herr Platz und dann ſauſet die Gaſſel dahin. Will eine Dame die Gaſſelfahrt machen, ſo muß ſie ſich ſeitwärts ſetzen und an dem Kutſcher halten, denn ſie kann ſehr leicht aus dem Gleichgewicht kommen und bei einer Wendung der Gaſſel von ihrem luftigen Sitze herab und in den Schnee fliegen.

Dies wurde ihr von allen Seiten erklärt und der Doktor bedrohte ſie mit Schnupfen und Huſten und allen möglichen und unmöglichen Folgen einer Erkältung. Aber ganz vergebens.

„Ich komme, Rüdiger und dann raſch vorwärts!“ rief ſie ihm zu, der ſelbſt ſeine Gaſſel führte; ſie nahm ihren Platz ein und unter betäubendem Schellengeklingel ging die luſtige Fahrt im Fluge dahin. Die Wagen folgten.

Der Schloßkaplan ſah ihnen bedenklich nach. ſchüttelte langſam den Kopf und ſprach zu ſich ſelbſt: Zwei Sonntage hier . . . und in keiner heiligen Meſſe, in keiner Nachmittagsandacht! . . . Wohl aber auf der Gaſſel . . . wie in einer wilden Jagd! . . . Ob es wohl eine öſterliche Beicht geben wird? — Und ſo etwas muß hier vorkommen, hier in Waldenhauſen! . . . Welche Verantwortung hat der Herr Graf übernommen, als er den armen Baron dieſe Gemahlin ausſuchte, die in keiner Weiſe für ihn und für uns paßt. Gott wolle ein ſchlimmes Ende verhüten. — — —

Seine Zweifel blieben ungelöſt, denn Edwin begab ſich mit ſeiner Frau im Januar in die Reſidenz und blieb da bis in den Frühling hinein.

Drittes Kapitel.

„Lieber Onkel," hatte Leonilla in einem traulichen Geſpräche mit Graf Euben in Oberau geſagt, „Du wirſt einſehen, daß es mir unmöglich iſt, in Waldenhauſen mit Edwin zu leben. Ich fühle mich, wie ein lebendig Begrabener: ihm geht die Lebensluft aus."

„O meine arme Leonilla," verſetzte der Graf halb teilnehmend und halb verlegen, „ſo ſchlimm iſt es doch wohl nicht."

„Viel ſchlimmer iſt es, als ich es ausdrücken kann!" rief ſie: „Du biſt der einzige, dem ich genug vertraue, um ſo offenherzig zu ſprechen, lieber Onkel, biſt auch der einzige, der imſtande iſt, mir etwas zu helfen, wenigſtens mir beizuſtehen — nicht wahr, Du wirſt es tun? Du wirſt nicht nur, wie bisher, in Edwin einen Sohn ſehen, ſondern auch in mir eine Tochter, die ſehr ſchutzbedürftig iſt — nicht wahr, das wirſt Du, lieber Onkel?"

Mit ihren leuchtenden Augen ſchaute ſie ſo wehmütig ihn an und ſo zärtlich und demütig küßte ſie ſeine Hand, daß der Graf ſehr bewegt erwiderte:

„Liebe Leonilla, Du machſt mir einen Vorwurf, den ich nicht verdiene. Ich habe Dich nicht hinter Edwin zurückgeſetzt und Dein Wohl liegt mir ebenſoſehr am Herzen, als das ſeine. Es iſt richtig, man muß ſich daran gewöhnen, mit ihm zu leben . . . —“

„Du haſt dieſe Gewohnheit ſeit vierundzwanzig Jahren,“ fiel ſie ein, „ich bin ein Neuling, und ſtehe anders zu ihm als Du, bin gleichberechtigt mit ihm, habe Anſprüche an das Leben und das Glück wie er — mehr als er. Das mußt Du bedenken, lieber Onkel und dann wirſt Du ganz gewiß meinen Entſchluß billig finden und mir helfen ihn auszuführen — denn Du vermagſt etwas über Edwin.“

„Sehr gern, liebſtes Kind! welchen Plan hat denn Dein ſchönes Köpfchen erdacht?“

„Er iſt nicht ſehr tiefſinnig, dieſer Plan,“ entgegnete ſie lächelnd: „ich will den Winter in der Reſidenz leben. Edwin hat nicht Luſt dazu, wir hätten ja ſonſt in Paris bleiben können. Ihm iſt nichts ſo bequem wie Waldenhauſen. Er findet die fremde Umgebung unbehaglich; ihm fehlen ſeine Sachen, ſeine Landkarten, ſeine Herbarien

. . . ich weiß nicht, was alles, womit er die Zeit hinbringt . . . —"

„So nimm ſie mit in die Reſidenz, beſtes Kind. Nimm eine große Wohnung, richte ſie ein wie Edwin es gern hat, eine Menge von Zimmern, in denen er ſich bewegen kann, hänge in dem einen die Landkarten auf und Edwin wird damit einverſtanden ſein."

„Alſo Du biſt es, liebſter Onkel," rief ſie froh und küßte dankbar des Grafen Hand: „O, dann gehe ich ſicher. Dann mußt Du aber auch die Güte haben, dem Herrn von Geldern die Sache mitzuteilen, damit er die gehörigen Schritte zu unſerer Überſiedelung tue. Ich bin noch zu fremd ihm gegenüber und überhaupt in meinen Verhältniſſen, um mich damit zu befaſſen. Ich werde es aber allmählich lernen, wenn ich nur erſt ein wenig feſter im Sattel ſitze . . . und dazu wirſt Du mir verhelfen; denn Du kannſt nicht wollen, daß ich in Waldenhauſen zugrunde gehe an der ſeelenloſen Monotonie eines Daſeins ohne irgend ein Intereſſe. Herr von Geldern beſorgt das ganze Geſchäftsweſen und iſt gleichſam der Majordomus. Der Doktor unterhält Edwin mit Wiſſenſchaften und Dominoſpiel. Der Schloßkaplan unterſtützt den Doktor und löſt ihn ab. Was bleibt mir übrig, Onkel? . . . ich ſpiele die Harfe und weine."

„Weine nicht, beſtes Kind! das würde Deinen ſchönen Augen ſchaden. Aber höre! Edwin hat mir geklagt, Du wollteſt nie die Harfe ſpielen, wenn er es wünſcht. Iſt das wahr?"

„Ja, lieber Onkel, das iſt wahr. Es iſt mir unerträglich vor Menſchen zu ſpielen, die kein Verſtändnis für Muſik haben. Ich ſpiele nie vor Zuhörern."

„Da haſt Du unrecht — wenigſtens inſofern es Deinen Mann betrifft. Du könnteſt ihm durch Dein Harfenſpiel manche Grille vertreiben, wie David dem König Saul."

„Ja, Onkel! . . . allein ich muß die Möglichkeit haben, mir ſelbſt meine Grillen zu vertreiben."

„Nun, das wird ſich in der Reſidenz ſchon machen. Ich ſpreche noch heute mit Edwin und mit dem vortrefflichen Majordomus — wie Du ihn ſehr richtig bezeichneſt — und ich denke, wir werden einen recht gemütlichen Winter verleben, da Rüdiger ebenfalls in der Reſidenz ſein muß, um ſeine Staatsprüfung zu beſtehen.„

„Es iſt für mich ganz unſchätzbar, daß ich unter dem Schutze der Tante und mit ihren Töchtern meinen Eintritt in die Geſellſchaft der Reſidenz machen werde; denn Edwin iſt dafür nicht geſchaffen."

„Das iſt er nicht," liebes Kind! Du mußt Dir aber einige Mühe geben, um ihn zufrieden zu ſtellen; — ſonſt gewinnſt Du keinen Einfluß auf ihn, wie das doch in der Ordnung — und für Dich wie für Edwin wichtig iſt. Er muß in allen Dingen geleitet werden, und das ſchickt ſich am beſten für ein ſo kluges, feines Weibchen wie Du biſt. Deinen Einfluß wird er gar nicht oder mit Vergnügen ſpüren, der meine hingegen oder der des Majordomus könnte ihm läſtig ſein. Alſo benutze Deinen Verſtand, Deine Talente, Deine Schönheit zu rechter Zeit und im rechten Maß ihm gegenüber; dann wird er nicht über Dich klagen und Du wirſt allmählich ſeine Leitung, ſowie die des Hauſes in die Hand bekommen, da Geldern ſie mit Freuden Dir abtreten wird.“

Die Worte des guten Grafen gehörten nicht zu jenen, von welchen die heilige Schrift ſagt: Die Vögel des Himmels trugen ſie fort. Nein! Leonilla bewahrte ſie ſorgſam in ihrem Herzen und ließ ſie in der Stille reifen und Frucht bringen. Es verſteht ſich, daß Edwin nach einigen mürriſchen Einwendungen die Überſiedelung in die Reſidenz gut hieß, beſonders dann, als der Doktor ihm ſagte, man finde dort Gelegenheit, allerhand phyſikaliſchen Experimenten beizuwohnen, was Edwin außerordentlich gern tat. Der Doktor ſprach nicht nur in ſeinem eigenen und Edwins Intereſſe ſehr lebhaft für den Winter in der Reſidenz, ſondern auch, weil Leonilla ihn darum gebeten und geſagt hatte:

„Lieber Herr Doktor, tun Sie doch Ihr möglichſtes, um den Baron der Sache recht geneigt zu machen. Sie ſind freilich ein Mann der Wiſſenſchaft, der ſich allüberall in ſeine Studien und ſeine Bücher verſenkt und aus ihnen Nahrung des Geiſtes ſchöpft. Dennoch meine ich, es müſſe auch Ihnen eine Unterbrechung des bleiernen Einerlei von Waldenhauſen willkommen ſein — und in jedem Falle begreifen Sie, daß ich es nicht ertragen kann, nicht wahr, beſter Doktor? . . . Die Migräne wäre mein tägliches Brot und der Ruin meines ganzen Nervenſyſtems wäre gewiß. Mit aller Ihrer Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit könnten Sie mich nicht davor ſchützen.“

Teils von Mitleid mit der Baronin und teils von der Überzeugung tief durchdrungen, daß das Nervenſyſtem der Damen ein Gebiet iſt, welches ſich einer rationellen ärztlichen Behandlung nur ausnahmsweiſe zu unterwerfen pflegt, war der Doktor mit vollen Segeln auf Leonilla's Wunſch eingegangen. Sein Zureden bewirkte hauptſächlich, daß Edwin ſchließlich ganz freudig der Überſiedelung entgegenſah. Nur Geldern murrte und Gräfin Euben ſtimmte ihm bei.

„Hat man ſich entſchloſſen, einen Edwin zu heiraten,“ ſagte ſie, „ſo muß man mit ihm in der Verborgenheit bleiben. Die Welt iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß ſich eine Menge von Männern in eine ſchöne junge Frau verlieben, die an ihrem Gatten keine Stütze hat — beſonders dann, wenn dieſe Frau eine ſo brillante Erſcheinung wie Leonilla iſt.“

„So mögen ſie ſich verlieben,“ verſetzte Graf Euben gleichmütig.

„Beſter Wilibald, Dich reden zu hören, iſt wahrhaft haarſträubend. Denn wenn Leonilla es ihrerſeits tun ſollte — was dann?“

„Lieber Schatz, die Frauen ſind viel tugendhafter, als die böſen Männer. Leonilla wird ſich nicht verlieben.“

„Du bringſt mich zur Verzweiflung, Wilibald, mit dieſen faden optimiſtiſchen Anſichten. Für Frauen gilt, was für Männer gilt: „Führe uns nicht in Verſuchung“ — und es iſt eine ungeheuere Verſuchung für eine Frau in der großen Welt, von Männern umringt zu ſein, mit denen ein Edwin keinen Vergleich aushält. Es iſt viel beſſer, ſie bleibt in Waldenhauſen, langweilt ſich dort ein paar Jahre, gewöhnt ſich endlich an ihre Exiſtenz und findet ſie zuletzt ganz bequem.“
Der Graf lachte hell auf und rief:

„Ich möchte wiſſen, was Leonilla zu dieſem Programme ihres Lebens ſpricht.“

„Sie würde es verwerfen und das macht mich beſorgt für ſie.“

„Nun, ſie hat ja in der Geſellſchaft einen Halt an uns.“

„Das eben freut mich gar nicht. Ich führe ſie ein; — alſo ſoll ich auch einigermaßen für ihre Schritte einſtehen.“

„Zeit, vergeſſen Sie auch mich, thun Sie was „Sie wollen .... nur nicht drei Dinge: nicht hier „bleiben, nicht mich wiederſehen, nicht mir ſchrei„ben. Darum beſchwört Sie Cornelie.“

Ah! rief Leonor und drückte zornig das Billet zuſammen, ſie ſchickt auch mich fort wenn meine Liebe ihr läſtig wird? nein, Frau Gräfin, ich bleibe hier! ich will Sie nicht vergeſſen! ich will Sie ſehen! — Er las das Billet wieder. Welch eine fliegende Angſt in den letzten Zeilen, ſprach er zu ſich ſelbſt. Was bedeutet das? — Ohne zu zaudern ging er gradesweges zu Cornelien. Es war kaum neun Uhr; er fand ſie wieder im Garten. Sie ging umher um eine körperliche Bewegung zu haben, weil ſie ſich förmlich erſtickt fühlte und im Zimmer zwiſchen den engen Wänden, unter der niedern Decke nicht aushalten konnte. Als Leonor plötzlich vor ihr ſtand, lehnte ſie ſich ſprachlos an einen Baum und ſchloß die Augen.

„Sie wollen mich alſo wirklich nicht ſehen? ſo plötzlich hat ſich Ihre Liebe in Haß verkehrt?“ fragte er mit Schärfe.

Ihre Lippen zuckten, aber ſie ſchwieg.

„Mein Gott! warum wollen Sie mich denn nicht mehr lieben!“ rief er außer ſich.

„Ich habe nur geſagt daß ich Sie nicht ſehen

„Nur nicht zu ängſtlich, liebſter Schatz! Leonilla wird ſich ſchon auf die richtige Weiſe zu emanzipieren wiſſen."

„Oder auf die unrichtige! Sie hat ja keinen Funken von Religion."

„Das liegt an ihrer Erziehung. Herr van Sitart wird in ſeinem Leben wenig Paternoſter gebetet haben und Frau van Sitart, wenn ſie es tat, hat gewiß ſehr an Zerſtreuung, an ſchlecht bekämpfter, dabei gelitten."

Und wieder lachte Graf Euben von ganzem Herzen, während die Gräfin ſeufzte:

„Welch' Beiſpiel für Lydia und Philiberte!"

„Beſter Schatz!" rief der Graf in höchſter Ungeduld, „Du wimmerſt, winſelſt, klagſt, jammerſt, als ob irgend ein ungeheueres Verbrechen begangen ſei, weil Edwin und Leonilla genau dasſelbe tun, was wir tun: ſie bringen drei bis vier Monate in der Reſidenz zu. Weshalb dies ein Frevel für ſie ſein ſoll, iſt mir unerklärlich" . . . —

„Weil die Verhältniſſe ganz anders ſind!" fiel ſie ein.

Aber der Graf hörte ſie nicht. Mit beiden Händen hielt er ſich die Ohren zu und eilte hinweg. Die Gräfin ſchlug ihre Augen wehmütig zum Himmel auf und ſeufzte halblaut: O, dieſe Männer . . . dieſe entſetzlich eigenſinnigen Männer! Nicht nur wollen ſie immer recht haben, ſondern auch das letzte Wort behalten! — —

Der Knabe Samuel.

Erſtes Kapitel.

Die Kunſtausſtellung, die alljährlich in der Reſidenz ſtattfand, wies eine unüberſehbare Reihe von Gemälden auf; — aber von Kunſtwerken äußerſt wenig. Die ſchauluſtige Menge verlangt dergleichen nicht und vermißt ſie daher auch nicht. Techniſche Fertigkeit, kurioſe Lichteffekte, widernatürlicher Farbenton — das genügt ihr. Hat das Bild einen Anhauch von Frivolität, ſo gefällt es ihr; von Brutalität, ſo iſt ſie entzückt; ſie fühlt ſich einer gleichgeſtimmten Seele gegenüber. Es iſt nicht bloß der Mangel an Sinn für wahre und edle Schönheit — oder für ernſte Gedanken und für hohe Ideen, welche die Maſſe der Schauluſtigen Kunſtfertigkeit mit Kunſt verwechſeln läßt. Nein! Der unerhörte Unfug, der in Opern und Ballets — überhaupt auf der Bühne — mit den Dekorationen getrieben wird, trägt weſentlich dazu bei, das Auge der Menge zu blenden und infolge davon — abzuſtumpfen. Wer jeden Abend ſtundenlang die farbenreichen, glänzenden, fort und fort wechſelnden, ſtets auf Effekt berechneten Bilder der Bühne an ſich vorüberziehen läßt und ihren in's Auge fallenden Zauber bewundert, der kommt allmählich dahin, überhaupt nur Das zu bewundern, was dem Bereiche der fünf Sinne angehört. Man wird blaſiert, man wird träge, zu denken: höchſt willkommen iſt nur alles Grelle, alles Aufſtachelnde, alles Grauſenerregende, denn es weckt aus dem Halbſchlaf, und der Menſch iſt ſo beſchaffen, daß er eine gewiſſe Zuneigung für alles ſpürt, was ihn, wenigſtens für einen Augenblick, aus ſeinem geiſtigen Murmeltierzuſtande befreit.

Die Menge wogte durch die langen Gänge und Säle, in denen Bild an Bild ſich reihte, und lobte, tadelte, ſchwatzte, urteilte, kritiſierte nach Herzensluſt — doch nicht nach verſtändiger, kunſtgebildeter Einſicht.

„Haben Sie ſchon den Daniel in der Löwengrube geſehen?“ fragte ein Herr, der äußerſt geſchmeidig ausſah, einen andern Herrn von martiqliſchem Ausſehen.

„Nein, noch nicht! Sind die Beſtien gut gemalt?“

„Was, Beſtien! Auf den Daniel kommt es an.“

„Daniel? Daniel? wer war denn dieſer Daniel?“

„Ein Judenjunge von einer ausgeſtorbenen Sorte: er wollte einem gewaltigen Könige nicht gehorchen.“

„Hahaha! Heutzutage iſt der Jude klüger.“

„Und der Chriſt auch! . . . Doch das Intereſſante an dem Bilde iſt dieſes: der Daniel ſoll das ſprechend ähnliche Porträt jenes Erzbiſchofs vom Köln ſein, der vor einigen Dezennien die Katholiken Deutſchlands aufhetzte, ſich einer höchſt rechtmäßigen Forderung eines proteſtantiſchen Staates in Religionsſachen nicht zu fügen — worauf er dann eingeſperrt wurde, wie ſich das von ſelbſt verſteht.“

„Schade, daß bei uns die Löwengruben nicht mehr gebräuchlich ſind. Hahaha! . . . Ein jokoſer Einfall, einen Erzbiſchof als Judenjungen zu malen!“

„Jocos? was fällt Ihnen ein! Es iſt ein höchſt boshafter Einfall; ja, noch mehr. Es iſt ein polizeiwidriger Einfall! Denken Sie doch nach! In unſeren Tagen beſtändiger Konflikte zwiſchen Staat und Kirche, iſt es äußerſt frech, ein rebelliſches, unbotmäßiges Individuum zu verherrlichen.“

„Nun, die Verherrlichung in der Löwengrube iſt nicht beneidenswert.“

„Doch! doch! die Löwen fraßen den Daniel nicht“ . . . —

„Tut mir leid! Ich hätte es dem Judenjungen gegönnt.“

„Der König aber, welcher den Daniel in die Löwengrube werfen ließ, wurde raſend und in ſeiner Tollheit fraß er Gras, wie ein Ochs. Was ſagen Sie zu dieſer Anſpielung, dieſer Prophezeiung?"

„Daß der Maler stante pede einzuſperren und das Gemälde zu entfernen, womöglich zu vernichten iſt, wenn noch Recht und Gerechtigkeit auf Erden herrſchen." — —

„Mama," ſagte ein junges Mädchen, „laß uns zum Ugolino gehen. Ich kann mich nicht ſatt ſehen an dem ſchauerlichen Anblicke, wie er ſeinen Sohn frißt."

„Kind, ich begreife Dich nicht! es iſt ein gräßliches Bild."

„Eben darum, Mama! dieſer Ausdruck von Gier und von Verzweiflung, von ſterben müſſen und leben wollen, macht mir einen unausſprechlichen Schauder, der etwas angenehmes hat." —

„Die Bacchantin! die iſt's wert, die allein, daß man täglich dieſe bunte, fade Plunderkammer durchſtreift, um zu ihr zu gelangen," ſagte ein Student im Fortgehen zum andern, und dieſer antwortete lachend:

„Uns iſt ſo kanibaliſch wohl, als wie" . . . — —

„Läſtere nicht dies göttliche Geſchöpf!" verſetzte der erſte mit hoher Miene. —

„Ob ſich die gute Fürſtin X. mit oder ohne ihre Schminke hat malen laſſen?" ſagte eine Dame, welche klüger getan hätte, die Frage der

Schminke ruhen zu laſſen, vor dem Porträt einer ſchönen, jungen Frau.

„Mit oder ohne Schminke — die Fürſtin X. iſt immer wunderbar ſchön,“ erwiderte der junge Herr, an den die Frage gerichtet war. — —

Im Katalog hieß es bei Nr. 399:

Porträt eines Kindes in einer Grotte bei Sorrent.

Das Bild war eine ganze Figur in halber Lebensgröße. Unter einem überhängenden Felſen ſaß auf einem Felsblock von ungleicher Höhe ein kleines Mädchen von acht bis zehn Jahren. Mit der anmutigen Nachläſſigkeit der Kinder ſaß es auf dem Felsblock, ſtützte den dunkeln Lockenkopf in die aufgeſtemmte Hand und ſchien ſoeben das tränenvolle Auge von der Barke abgewendet zu haben, die in der Ferne dahin glitt und deren lateiniſches Segel verriet, daß man an der Küſte des ſüdlichen Meeres ſich befinde. Neben der Kleinen ſaß ein Hund, aufrecht und wachſam in der Stellung, den Kopf halb vom Meere ab- und zu dem Kinde hingewendet, als ſei er zweifelhaft, wem er die größere Teilnahme zu ſchenken habe, im Auge den melancholiſchen Ausdruck von Treue, der zuweilen im Blicke des Hundes ergreifend iſt, wie eine Klage, die der Menſch nicht beantworten kann; das ganze Gemälde hatte etwas unausſprechlich Schwermütiges. Dies Kind, das nicht weinte, aber deſſen Augen in Tränen ſchimmerten

— dieſe Barke, die hinweg glitt — dieſer Hund als einziger Wächter und Freund des einſamen Kindes am Meeresufer — alles trug das Gepräge der Trauer. Gemalt war es wunderbar ſchön, mit jener Feinheit und Vollendung, welche die modernen Maler gar ſelten auf das Porträt verwenden. Durch die Locken des Kindes ſpielte der Meerwind. In des Kindes Händen — dieſem Probierſtein der Kunſt — lag Leben, Bewegung, Ausdruck bis in die Fingerſpitzen. Am Rahmen des Gemäldes war eine gedruckte Karte befeſtigt, auf der man las: Espérance Sisania, Porträtmalerin — und ihre Adreſſe.

„Warum will das kleine Mädchen weinen, Mama?“ ſagte ein Kind von ſechs Jahren zu ſeiner Mutter: „es hat ja den Hund . . . . mit dem kann es ſpielen.“

„Aber es hat keinen Vater, Nina;“ erwiderte die junge Mutter: „der fährt im Schiffchen davon.“

„Das iſt gar nicht ſchön von dem Vater,“ ſagte Nina.

„Wäre nicht der Kupferſtich ruiniert durch die Photographie,“ ſagte ein Kunſthändler, der das Gemälde aufmerkſam betrachtete, „ſo kaufte ich das Bild, ließ es ſtechen, taufte es „Eine Perle“ — und wäre des Abſatzes gewiß.“

„Ja, das weißgekleidete Kind in der dunkeln

Grotte ſieht in der Tat aus, wie in der Muſchel eine Perle," bemerkte die junge Mutter.

„Wenn es doch mit dem Hunde ſpielen wollte, Mama," ſagte Nina: „ein ſo ſchöner Hund!"

„Espérance Sisania . . . Sisania" . . . murmelte ein kleiner, dürrer, ſpitznaſiger Mann, der aufmerkſam die Worte geleſen hatte, und ſchüttelte mißbilligend das Haupt.

„Kennen Sie etwa die Künſtlerin, mein Herr?" fragte ein junger Mann, der ganz in Bewunderung des Bildes verſunken war.

„Das nicht, mein Herr," lautete die Antwort: „das durchaus nicht. Ich ſtaune nur über die Verkehrtheit, Sisania mit einem S zu ſchreiben. Es muß mit einem Z geſchrieben werden: Zizania iſt ein lateiniſches Wort und heißt Unkraut."

„Aber, Herr Profeſſor, woher wiſſen Sie, daß Espérance Sisania zum Geſchlechte des Unkrautes zu zählen iſt?" fragte ein fünfzehnjähriges Bürſchlein mit ungemein kecker und liſtiger Miene — augenſcheinlich der Zögling des Herrn Profeſſors; denn beide verſchwanden mit einander in dem Gedränge, das plötzlich vor dem Bilde entſtand. Einige Damen der haute volée rauſchten durch die Säle und ein Schwarm von Herren begleiteten ſie.

„Ein göttlicher Hund . . . bei meinem Bart!" rief ein begeiſterter Elegant und ſtrich wohlgefällig den ſtrohfarbenen Schmuck ſeines Angeſichts, wollte, entgegnete Cornelie; die Liebe gehorcht dem Willen nicht — wenigſtens nicht auf der Stelle!“

„Mit der Zeit alſo hoffen Sie mich nicht mehr zu lieben?“ fragte er bitter.

„Ich fühle mich in dieſem Augenblick zu elend, um irgend etwas hoffen zu können,“ ſagte ſie.

„Cornelie! rief er, Sie ſind falſch!“

„Das ſieht mir ähnlich!“ ſprach ſie gelaſſen.

„Cornelie! wollen wir einmal ruhig überlegend mit einander ſprechen — hub Leonor nach einer Pauſe an, und fuhr fort, als ſie zuſtimmend das Haupt neigte: was iſt denn innerhalb dieſer vierundzwanzig Stunden geſchehen um urplötzlich einen ſolchen Umſturz herbei zu führen? Ich habe Sie damals geliebt und ich liebe Sie jezt. Ich habe vier Monat hier gelebt und werde auch künftig hier leben, in meinem Beruf, in einer mir zuſagenden Wirkſamkeit. Warum erfreute Sie das geſtern? warum erſchreckt es Sie heute? Ich werde irre an Ihnen. Sie ſind ja ſonſt immer ſo klar und feſt.“

„Ja! .... ſonſt! rief ſie. Sonſt war mein Herz immer entſchieden, immer in ſolcher tiefen Harmonie, daß, wenn die innere, gebieteriſche Stimme zu ihm ſagte: Brich! — ſo ſprach das Herz: Wolan! ich will brechen! — Aber jezt .... will es nicht.“

der ihm wie eine Matratze auf der Bruſt lag. „Mein Perro iſt es wert, durch dieſen Pinſel verewigt zu werden.“

„Aber mit Ihnen, Sie gehören zuſammen!“ ſagte eine junge, friſche Stimme: „ich ſehe in Ihnen Perro, ohne an Sie zu denken.“

„Ihre Worte ſind bitterſüß, Komteſſe Philiberte,“ verſetzte er.

„Ich bitte Dich, Liebſte, betrachte die Hände des Kindes!“ ſagte eine der Damen, deren Hände die ſchönſten in der ganzen Stadt ſein ſollten, zu einer andern Dame: „Schon dreimal bin ich gemalt worden, in Wien, in Paris, in Venedig und, wie man ſagt, ähnlich. Was aber die Hände betrifft — ach Gott! es ſind Hände, ja — aber nicht meine Hände.“

„Das wundert mich nicht!“ entgegnete nicht diejenige, an welche die Klage gerichtet war, ſondern einer der Herren: „Ihre Hände, meine gnädigſte Gräfin, warten auf den Pinſel eines Velasquez, Murillo oder Van Dyck.“

„Vielleicht auf dieſe Espérance Sisania,“ erwiderte ſie und lächelte mit großer Befriedigung.

„Ein merkwürdiges Talent, die Hand und den Hund in gleicher Vollkommenheit zu malen . . . im Beſitz der Kunſt eines Velasquez und eines Landſeer zu ſein! Ich verabſcheue Hunde und habe keine ſchöne Hand; da ſich aber dieſe Espérance Sisania darauf verſteht, auch dem Menſchenantlitz Ausdruck zu geben — denn dies Kind weint nicht und der ganze Kopf iſt doch nur eine Träne — ſo will ich mich von ihr malen laſſen. Die langweilige Faſtenzeit wird damit ausgefüllt," ſagte die Baronin von der Walden.

„Ein herrlicher Vorſatz, Leonilla! Ich begleite Dich in Deine Sitzungen!" rief Philiberte und ſetzte hinzu: „Schau, da iſt ja Rüdiger."

Leonilla trat an ihn heran, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Ein elegiſches Bild, nicht wahr? Man muß es nicht allzu lange betrachten, es ſtimmt zur Wehmut. Hilf uns lieber den renitenten Judenjungen ſuchen."

„Wen?" fragte Rüdiger ſtarr vor Erſtaunen.

Leonilla blätterte im Katalog und erwiderte:

„Hier wird es genannt „Daniel in der Löwengrube."

„Ach ſo! meinſt Du das? Ja, zwei Löwen ſind vortrefflich, aber der dritte" . . .

„Laß doch die Löwen aus dem Spiel. Es handelt ſich gar nicht um die Beſtien. Das Bild ſoll geradezu geſetzwidrig ſein, nicht bloß polizeiwidrig. Freche und boshafte Anſpielungen ſollen mit Händen zu greifen ſein . . . Laß uns doch das Bild ſuchen."

„Wer hat Dir von dieſem Bilde geſprochen, Leonilla?"

„General Y. und zwar in höchſter Empörung über dies gemalte Attentat, das er faſt als ein Majeſtätsverbrechen betrachtete."

„General Y. ja, das erklärt alles!" ſagte Rüdiger: „Komm' ich zeige Dir das geſetzwidrige Gemälde."

Als ſie vor demſelben ſtanden, fragte Leonilla lachend:

„Was iſt denn nun geſetzwidrig — der Daniel oder die Löwen?"

„Das muß Dir General Y. erklären . . . ich weiß es nicht."

„Und wer iſt der Maler dieſes verbrecheriſchen Bildes?"

„Ein franzöſiſcher Künſtler, der ſich beſonders auf Tiermalerei verſtand und der vor zwei Jahren in Paris geſtorben iſt."

„Wohl ihm!" rief Leonilla herzlich lachend, „ſo iſt er der Gefahr entrückt von General Y. durch einen kühnen Griff erwiſcht und in die Stadtvogtei geſperrt zu werden."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zweites Kapitel.

Das Atelier war ſehr leer. Entweder war es noch nicht vollſtändig eingerichtet oder es fehlten die Aufträge. Es war paſſend gelegen, drei Stiegen hoch, nach Norden, mit gutem Licht und freiem Blick über Gärten hinweg. Nichts befand ſich darin als ein Lehnſtuhl mit rotem Damaſt bezogen, ein Tiſch, über den ein ſchöner gewirkter Teppich gebreitet war und ein dunkelgrüner Bettſchirm: drei Dinge, die offenbar zur Staffage der Porträts gebraucht werden. Ein großer und ein kleiner Mannequin und einige Strohſtühle ſtanden an den Wänden; weiter nichts, als in der Nähe des zur Hälfte verhangenen Fenſters die Staffelei, vor welcher die Malerin ſaß.

War ſie alt, war ſie jung — war ſie ſchön, war ſie unſchön? — jede Frage erſtarb vor dem Anblick dieſer Trauergeſtalt, die in Grau gekleidet war und keine andere Lebensäußerung kund gab, als Bewegung des Auges und der Hand. Sah man ſie aufmerkſam an, ſo dachte man, daß ſie älter ausſehen könne, als ihre Jahre; daß die Ruine ihres Angeſichts einſt in der Fülle und Friſche der Jugend ſchön geweſen ſein könne; daß ſie mehr übermüdet von Arbeit, von Anſtrengung, von Leiden — als durch das Alter gebrochen ſein möge. Aber was man auch denken mochte, es blieb bei dem erſten melancholiſchen Eindruck und man fühlte unwillkürlich, daß die Sonne des Glücks nicht über dieſem bleichen Antlitz geleuchtet habe.

Sie malte das Porträt von zwei Kindern, die ſich an einander ſchmiegten und mit ihren großen klaren unſchuldigen Augen halb treuherzig, halb verwundert nach Kinderart aus dem Bilde herausſchauten. Es war der erſte Auftrag, den ſie in dieſer Reſidenz bekommen hatte; er konnte ihren Ruf begründen: ſie malte ungemein aufmerkſam und emſig.

Eine Dienerin erſchien und ſagte auf italieniſch:

„Signora, zwei Damen und ein Herr wünſchen Sie zu ſprechen.“

Schweigend nickte die Malerin mit dem Kopf und Leonilla, Philiberte und Rüdiger traten ein. Er war in einer gewiſſen Spannung. Das Kind im Gemälde der Ausſtellung war nicht das Kind aus dem Park von Aigen und der Hund war auch nicht derſelbe Hund. Überdies iſt ein Kind mit einem Hunde ein ſehr alltäglicher Gegenſtand für ein Bild; und doch meinte er gerade dieſes Bild könne einen Zuſammenhang mit der kleinen lieblichen Waldnymphe haben. Leonilla ſagte kurz und kalt:

„Das ſchöne Bildnis eines kleinen Mädchens auf der Ausſtellung hat den Wunſch in mir geweckt von Ihnen gemalt zu werden — vorausgeſetzt, daß jenes Bild kein Phantaſieſtück, ſondern wirklich das iſt, was der Katalog angibt: ein Porträt.“

Die Malerin war aufgeſtanden und erwiderte ruhig auf dieſe unhöfliche Äußerung:

„Es iſt das Porträt meiner verſtorbenen Tochter.“

„O Rüdiger, ſchau' her!“ rief Philiberte, die an die Staffelei getreten war: „hier ſind zwei Vögelchen aus dem engliſchen Neſt, das täglich auf der großen Promenade in einem Ponywagen ſpazieren gefahren wird. Du haſt ſie gewiß bemerkt. Fünf reizende Kinder . . . und ein Mohr als Kutſcher.“

„Ja, es ſind zwei Kinder des Oberſt Wood;“ ſagte die Malerin: „allein das Bild iſt noch lange nicht fertig.“

„Und doch ſchon ſo ähnlich!“ rief Philiberte.

Leonilla verabredete die Stunden der Sitzung und ſetzte hinzu:

„Ich will in meinem ſchlichten Hauskleide gemalt ſein, ſtehend, auf meine Harfe gelehnt. Mein

Mann ſieht mich ſo am liebſten und das Bild iſt für ihn. Gleichwohl ſoll es bei der nächſten Kunſtausſtellung einen Platz einnehmen. So haben Sie ein ganzes Jahr Zeit um es zu vollenden; — nicht etwa nur um es fertig zu machen. Nein! es muß alles vollendet ſein — **finished**, würde der Engländer ſagen. Mein Haar, mein ſchwarzes Sammtkleid, die venetianiſchen Spitzen — alles!“

„Es wird ein ſchönes Bild geben,“ verſetzte die Malerin ſtatt jeder Beteuerung gelaſſen.

„Sie können uns gewiß noch einige Proben Ihrer Kunſt zeigen,“ ſagte Philiberte verbindlich.

„Doch nicht, denn ich porträtiere und Bildniſſe bleiben bei ihren Originalen oder bei den Perſonen für die ſie, und an dem Ort wo ſie gemalt wurden. Hier bin ich noch fremd.“

„Und wo findet man Ihre ſchönen Bilder?“ fragte Philiberte neugierig.

„In Italien, Paris und Wien,“ verſetzte die Malerin ablehnend.

„Ich hoffe, Sie bleiben recht lange hier und finden recht viel zu tun,“ ſagte Leonilla herablaſſend.

„Das hoffe auch ich, denn das Sprichwort ſagt ſehr richtig „die Kunſt geht nach Brot“.

Die Unterhaltung war in franzöſiſcher Sprache geführt; das Sprichwort aber ſagte die Malerin auf deutſch und ohne einen ſtarken fremdländiſchen Akzent, ſo daß Philiberte vergnügt ausrief:

„Sie ſprechen deutſch? ... Herrlich! ich ſpreche nicht gern franzöſiſch! — Ich wußte gar nicht, daß man in Italien deutſch lernt.“

„Leute wie unſereiner kommen ſo viel in der Welt herum, daß ſie ein wenig von verſchiedenen Sprachen verſtehen,“ entgegnete die Malerin zurückhaltend.

„Alſo auf übermorgen um elf Uhr.“ Mit dieſen Worten nahm Leonilla Abſchied und die Malerin ſetzte ſich wieder an ihre Staffelei.

„Sie iſt eine Deutſche, dieſe Künſtlerin! das freut mich ſehr!“ ſagte im Wagen Philiberte.

„Ach, das iſt ja ganz gleichgiltig,“ erwiderte Leonilla und Rüdiger ſagte:

„Man muß die Leute nicht ſo über ihre Heimat und Vergangenheit ausfragen, wie Du es wenigſtens indirekt tuſt, Philiberte.“

„Ich habe der Malerin Teilnahme bezeigt. während Du geſchwiegen haſt wie ein Karthäuſer und Leonilla ihr nichts Verbindliches geſagt hat,“ verſetzte Philiberte unverzagt.

„Was liegt einer ſolchen Frau an Deiner kahlen Teilnahme, Philiberte,“ rief lachend Leonilla: „laſſe Dich für fünfhundert Dukaten bei ihr malen! Dieſe Sorte von Teilnahme wird ihr höchſt willkommen ſein und jede andere — läſtig.“

„Das iſt noch die Frage!“ antwortete mit Entſchiedenheit Philiberte, welche von ihrer Mutter eine entſchiedene Vorliebe für das letzte Wort in einer Diskuſſion geerbt hatte, und es auch wirklich behielt, weil Leonilla zu Rüdiger ſagte:

„Worüber brüteſt Du denn eigentlich, Du Träumer?“

„Über Traumbilder,“ entgegnete er, aus ſeinen Gedanken auffahrend.

Das war aber nicht ganz richtig. Er war von dem Vorſatz erfüllt, ſich ganz der Ausübung der Kunſt zu widmen. Andeutungen, die er bisher gemacht und Wünſche, die er geäußert hatte, waren bis jetzt bei ſeinem Vater auf entſchiedenen Widerſtand geſtoßen. Rüdiger ſollte tüchtig ſtudieren, ſprach der Graf, und im Hinblick auf die Examina ſeine Kunſtgrillen an den Nagel hängen; denn die Welt brauche tüchtige Männer, aber keine Phantaſten, die mit Mondſchein und Sonnenſchein, und mit tauſend anderen Dingen, welche in der Wirklichkeit viel ſchöner ſind, Maſſen von Leinwand bepinſeln. Rüdiger fügte ſich und ſtudierte mit Ernſt und Eifer. Jetzt aber, an dieſem Vormittag, ging er zu ſeinem Vater und ſtellte ihm vor, daß er deſſen Wunſch erfüllt und mit Auszeichnung ein paar Prüfungen beſtanden habe; — nunmehr aber hoffe, daß der Vater zufrieden geſtellt ſein und ihm die Wahl des Lebensberufes frei geben werde. Der Graf war empört und rief:

„Rüdiger, ſei kein Thor! In alten Zeiten mag es ein Lebensberuf geweſen ſein hinter der

Staffelei zu ſitzen; aber jetzt, wo die Photographie das ganze Univerſum ſprechend ähnlich konterfeit, jetzt iſt es unglaublich unſinnig."

„Aber, beſter Papa, die Photographie kann doch nicht meine Ideen abkonterfeien," wendete Rüdiger ein.

„Was, Ideen! ich habe noch nie gemalte Ideen geſehen, ſondern Figuren von Menſchen und Tieren oder landſchaftliche Gegenſtände. Könnte man aber auch Ideen malen, ſo iſt es doch ſehr die Frage, ob Deine Ideen dieſer Mühe wert wären. Überdies iſt mit dem Beruf zur Kunſt ein gewiſſes Vagabundentum des Lebens verbunden, das ich verabſcheue."

„Das würdeſt Du nicht bei mir zu fürchten haben."

„Mein Sohn, für Menſchen von Deiner Jugend und Deinem Mangel an Erfahrung iſt alles zu fürchten, ſobald ſie nicht in den gewöhnlichen Geleiſen bleiben."

„Dieſe können doch nur eine äußere Ordnung gewähren, die nicht von Bedeutung iſt, liebſter Papa."

„Von der allergrößten, mein Sohn! Die Gewohnheit der äußern Ordnung ſetzt Schranken und Bruſtwehr gegen gefährliche Ausſchreitungen."

„Ja, Demjenigen, der ſich aus Wahl oder aus

„Und ſoll es nicht!“ rief Leonor leidenſchaftlich.

„Es wird müſſen, entgegnete ſie melancholiſch. O Leonor! täuſchen Sie Sich doch nicht: Sie werden unglücklich ſein wenn Sie bleiben — und das wird mir das Herz brechen.“

„Auf mein Unglück laſſe ich es ankommen! rief er entſchieden. Ich bin in dieſen vier Monaten glücklicher geweſen als je zuvor, ſei es in meinen Träumen oder meiner Wirklichkeit. Dies Glück, das von Ihnen ausgeht wie das Licht von der Sonne und der Duft von der Roſe, kommt nicht heut und geht nicht morgen. Es gehört zu Ihrer Weſenheit, und ich habe es ſtets bei Ihnen gefunden, es wird nicht aufhören ſo lange Sie .... Cornelie ſind. Ich bleibe hier, Cornelie! das heißt: ich bleibe bei Ihnen, in Ihrer Nähe, ich folge Ihnen wohin Sie gehen. Sie haben mich monatelang um ſich gelitten, ich war Ihnen lieb, ich bin es noch: Sie haben nicht das Recht mich von Sich zu weiſen. Das Recht haben Sie mir jeden Ausdruck meiner Liebe zu unterſagen, wenn der es iſt der ſeit geſtern Ihr Herz ſo ſehr beklemmt. Nicht ein Wort, nicht eine Sylbe ſoll Sie ſtören oder beunruhigen. Ich kann ſchweigen, Cornelie! ſtumm hab' ich Dich geliebt und ſtumm werde ich Dich lieben! .... aber ſprich nicht davon, daß ich an Deiner Seite un-

Pflicht oder aus Beruf ihr unterwirft. Wird ſie ihm aber aufgezwungen, ſo reizt ihn beſtändig die Luſt ſich über ſie hinweg zu ſetzen.“

Der Graf ſah dies ein, hatte aber durchaus nicht den Willen es zuzugeben und rief:

„Ja! wenn Du ein großes Genie wäreſt, ſo ließe ſich die Sache überlegen . . . und wenn Du noch dazu ein armer Teufel wäreſt, deſſen Genie ihm zu einem Stück Brot verhelfen ſoll — ja, das würde der Sache den Ausſchlag geben. Allein Du biſt kein Genie und Du biſt der Sohn, der einzige Sohn, eines ziemlich wohlhabenden Mannes -- folglich fehlt Dir der zwiefache Stachel, der auf die Bahn der Kunſt treibt, und Du vergeudeſt Dein Leben, Deine Kräfte, Deine Gaben im armſeligſten Dilettantismus. Leute unſeres Standes ſollen die Kunſt beſchützen und fördern, nicht aber ſie üben. Maler, Bildhauer, Dichter, Architekten haben ſich nie aus unſeren Leuten rekrutiert.“

„Schlimm genug, Papa! aber doch nicht ganz wahr. Alfieri, Lord Byron gehörten zu unſeren Leuten.“

„Von Malern iſt die Rede, von Malern und nicht von Dichtern!“ rief der Graf in höchſter Ungeduld: „ich beſchwöre Dich, Rüdiger, laß mich nichts mehr von dieſem Unſinn hören.“ Damit hatte das Geſpräch ein Ende.

Wenn aber Rüdiger auch ſchwieg — Gräfin Euben ſchwieg nicht. Sie ſprach ſo viel, ſo lange, ſo breit, ſo weitſchweifig, ſo unaufhörlich, bei jeder und ohne jede Veranlaſſung von Rüdigers Genie und Beruf, daß der unglückliche Graf mürbe und allmählich kampfunfähig wurde. Den letzten Schlag führte Leonilla gegen ihn, die ſich bis dahin gar nicht in dieſe Angelegenheit gemiſcht hatte. Sie ſagte:

„Lieber Onkel, gib doch Rüdiger ein Jahr frei. Laß ihn gleichſam ein Noviziat in ſeinem Beruf zur Kunſt machen.“

„Aber, liebes Kind, ein Jahr bringt andere junge Männer vor ihm in die Karriere, die er machen ſoll.“

„Ein Jahr muß freilich geopfert werden. Gelangt Rüdiger aber dadurch zu einer andern Einſicht, ſo iſt das kein ſchwerer Verluſt. Er wird auch dann ſeinen Weg ganz gut machen.“

„Wenn er aber nicht zur Einſicht käme?“

„Nun, dann wäre es wirklich ſein Beruf, und dann würden ſeine Leiſtungen und ſeine Zufriedenheit Dich, den zärtlichſten, den beſten Vater, über das Scheitern der eigenen Wünſche tröſten; ... nicht wahr?“

Ihre Augen blickten wie Sternengeflimmer ſo freundlich ihn an, daß er verſetzte:

„Leonilla, Du biſt die einzige verſtändige

Frau, die ich kenne. Du kannſt einen Vorſchlag machen, einen Rat geben; Du kannſt in einem entgegengeſetzten Sinne ſprechen ohne zu widerſprechen — Du biſt ein Kleinod, Leonilla, ein Phönix . . . es ſoll das geſchehen, was Du vorgeſchlagen haſt.“

Drittes Kapitel.

Nicht Graf Euben allein nannte Leonilla ein Kleinod; es war das allgemeine Urteil. Man fand ſie bewunderungswürdig, wie ſie ſich mit ihrem Mann benahm und, wie ſie ſich in der Geſellſchaft zu ſtellen wußte. Allerdings hoben einige auch ihre Schattenſeiten hervor und meinten, ſie ſei über die Maßen hochfahrend, übermütig im Benehmen, exzentriſch in Anſichten. Doch das Urteil verſchwand neben der Huldigung, die man ihr darbrachte. Sie hatte ihre Eigenheiten. Sie war immer mit dem feinſten Geſchmack und häufig ſehr koſtbar gekleidet; aber nie anders als rabenſchwarz oder ſchneeweiß: das ſtand ihr am beſten. Weiß war harmoniſch mit dem lichten Charakter ihrer Schönheit. Schwarz war ein vorteilhafter Kontraſt derſelben. Farben wären unharmoniſch geweſen. Das Farbloſe machte aber einen gewiſſen Eindruck von Einfachheit.

„Die Baronin von der Walden erſcheint im Salon wie ein Schwan zwiſchen Goldfaſanen und Colibris,“ ſagte ein Herr.

„Wenn ſie in ihren glänzend weißen Gewändern den Salon betritt, ſo iſt es, als werde der Kronleuchter angezündet,“ ſetzte ein anderer hinzu.

„Und dieſe idealiſche Einfachheit! immer in Weiß!“ rief entzückt ein Dritter.

„Was die Einfachheit betrifft, guter Baron,“ erwiderte ihm eine Dame, „ſo bemerke ich Ihnen, daß Brüſſeler Spitzen Tauſende koſten.“

„Ja, ja! die Damen verſtehen dergleichen zu bemerken und zu taxieren. Für uns aber bleibt der vorherrſchende Eindruck, jener der Einfachheit. Sie will durch ihren Anzug nicht auffallen und nicht blenden.“

„Und erreicht doch beides im höchſten Grade,“ antwortete lächelnd die Dame . . . vielleicht mit einigem Neid.

Es war nicht möglich Leonilla zu bewegen vor mehreren Perſonen die Harfe zu ſpielen. Sie bewohnte mit Edwin den zweiten Stock des Hauſes, deſſen erſten Stock Graf Euben bewohnte. Sie empfing vormittags Beſuche; nie am Abend. Sie brachte die Abendſtunden immer mit der Familie Euben zu, die ſtets gern und viel Menſchen ſah. Es wäre leicht geweſen, die Harfe herunter zu bringen; doch Leonilla blieb unerbittlich und ſagte, das Geklimper im Salon zwiſchen Teetaſſenklappern und unterdrücktem Gähnen ſei unausſtehlich. Gab man ihr die Verſicherung, es ſolle alles mäuschenſtill ſich verhalten, und ohnehin könne von

Gähnen keine Rede ſein: ſo erwiderte ſie, ſie wolle nicht wegen ihrer Harfe bewundert werden. Da die Frauen im allgemeinen ſo lebhaft wünſchen, bewundert zu werden, daß es ihnen nicht darauf ankommt, weshalb es geſchieht: ſo fand man Leonilla heldenmütig, daß ſie ihr herrliches Talent nur für ihren Mann ausübe, der doch kein Verſtändnis dafür habe und nur ein gewiſſes Wohlbehagen dabei verſpüre. Denn das tat ſie. Sie hatte ſich Graf Eubens Ratſchlag gemerkt und überhaupt erkannt, daß ſie ſich mit Edwin auf einen freundlicheren Fuß als bisher ſetzen müſſe, wenn ſie Einfluß auf ihn haben wolle, damit ihr Leben in Zukunft nach ihrem Gefallen und Geſchmack ſich geſtalte. Sie hatte ſelbſtverſtändlich nur um der glänzenden geſellſchaftlichen Stellung willen Edwin geheiratet. In dem üppigen Luxus ihres Elternhauſes aufgewachſen, wo man kein höheres Streben kannte, als Reichtum zu erwerben, keinen höheren Genuß, als alles zu haben, was man ſich durch ihn verſchaffen kann: hatte Leonilla bis zu ihrem zwanzigſten Jahre Heiratsanträge abgelehnt, die ihren Anſprüchen nicht genügten. Sie bereute es ohne Zweifel tief; denn es traten jetzt in der Finanzwelt gewaltige Erſchütterungen ein, die mit äußerſter Ungunſt auf Herrn van Sitarts Verhältniſſe einwirkten. Er hatte immer bei ſeinen Operationen den Bogen zu ſtraff geſpannt und den Pfeil zu hoch abgeſchoſſen, ſo daß er nie das Ziel traf, dennoch aber ſo lebte, als ſei es getroffen. In einer ſchweren Geldkriſis kam dies zu Tage. Herr van Sitart fand es geraten Paris zu verlaſſen. Er ſtammte aus Holland, hatte in Brüſſel entfernte Verwandte, glaubte dort ſein Glück verſuchen zu können und geriet nur immer tiefer in finanzielle Verwirrung. Vier Jahre lebte Leonilla unter dieſem Druck, in der äußerſten Einſchränkung, welche alle Gewohnheiten eines luxuriöſen, ja ſogar eines behaglichen, endlich eines ſorgenfreien Lebens unerbittlich abſchnitten. Von einer Heirat war keine Rede, und doch war nur in einer ſolchen Rettung aus der Bedrängnis ihrer Lage zu finden. Von Gläubigern gedrängt, die er nicht befriedigen konnte, ging Herr van Sitart in ein ganz fremdes Land, wo das Glück ihm in der Perſon Edwins von der Walden einen reichen Schwiegerſohn zuführte. Leonilla entſchloß ſich ohne langes Bedenken zu dieſer Ehe. Sie hatte in den vier Jahren des Mißgeſchicks die demütigende Erfahrung gemacht, daß die Schönheit nicht immer ausreiche, um eine glänzende Heirat beanſpruchen zu können. Ihre Eltern waren von derſelben Anſicht tief durchdrungen, und ſo ſah ſie denn über die Perſönlichkeit des Bewerbers hinweg auf ſeinen Namen und ſein Vermögen — und wurde Baronin von der Walden.

Die erſte Zeit war furchtbar. Sie kam zum

Bewußtſein über die Laſt, die ſie auf ſich geladen hatte, als ſie einen Mann heiratete, der ohne Geiſt, ohne Gemüt, ohne Willenskraft, eines jener in der Entwickelung verkümmerten Individuen war, deren Exiſtenz wie deren Organiſation ein Geheimnis der göttlichen Vorſehung iſt, welches ſich im Erdenleben nicht entſchleiert. An dieſes arme Weſen, das ſeine Launen und ſeine Eigenheiten hatte, war ſie gefeſſelt. Namenloſe Verzweiflung überfiel ſie, wenn ſie bedachte, was das ſei, was das in ſich ſchließe: gefeſſelt für's Leben. Aber es war geſchehen! und nachdem ſie die ganze Bitterkeit ihrer Lage als Edwins Frau ſich klar gemacht hatte, faßte ſie den Entſchluß, aus der Schattenſeite in die Lichtſeite dieſer Lage überzugehen und als die ſchöne und reiche Baronin von der Walden in der Welt Erſatz zu finden. Für dieſen Zweck richtete ſie ihr Verhältnis zu Edwin freundlich, ja rückſichtsvoll ein. Sie ſpielte für ihn — und für ihn allein! — die Harfe; ſie fuhr mit ihm ſpazieren, wann er es wünſchte; ſie begleitete ihn ſogar am Sonntag in die Elf-Uhr-Meſſe. Mit dieſen Rückſichten war er vollkommen zufriedengeſtellt. Sagte ſie nun gar ein lobendes Wort über ſeinen Lieblingshund, oder tat ſie eine Frage bezüglich ſeiner Landkarten und ſeiner Herbarien, die ein Kind hätte beantworten können, alſo auch er — ſo war Edwin entzückt, pries Leonilla's Vortrefflichkeit und ließ ihr in allen

Stücken freie Hand. Sie mißbrauchte auch keineswegs dieſe Freiheit. Sie wollte herrſchen: deshalb fing ſie damit an ſich zu fügen.

Graf Eubens Vorliebe für ſie ging in Begeiſterung über. Herr von Geldern, der die Geldgeſchäfte in der Hand hatte, doch ſelbſtverſtändlich nie mit Edwin, ſondern mit dem Grafen ſie beriet, ſchrieb dieſem, daß ihm ſcheine, die Baronin habe unverhältnismäßig viel Geld nötig; doch der Graf ſchrieb zurück, ſie mache keine überflüſſige Ausgaben und der vortreffliche Majordomus müſſe ſich fortan daran gewöhnen, daß eine ſchöne junge Frau an der Spitze des Hauſes ſtehe und daß man mit dem Kapitaliſieren der Renten aufhören müſſe — was überdies ganz unnütz ſei. Die Baronin ſei auch im Punkte dieſer Angelegenheiten unvergleichlich: ſie habe ſich jede Einmiſchung ihres Vaters in Edwins pekuniäre Verhältniſſe durchaus verbeten und das Kapital, das ihr laut Ehekontrakt ausgezahlt worden, habe ſie zur Verwaltung nicht Herrn van Sitart übergeben, ſondern in eine ſolide Bank niedergelegt.

Nachdem Herr von Geldern dieſen Brief geleſen hatte, ſagte er:

„Kaplan! ich mache mich marſchfertig.“

„Was iſt denn vorgefallen,“ fragte der Kaplan ſchreckenvoll.

„Nichts iſt vorgefallen! die Frau Baronin iſt keine Frau von plötzlichen Vorfällen. Gleichwohl wird ſie binnen kurzer Zeit in erſtaunlicher Weiſe hier die Oberhand haben.“

„Das iſt ſehr traurig, Herr von Geldern, aber im Grunde iſt es gar nicht erſtaunlich. Wenn der weiſe Salomon von ſeinen Weibern beherrſcht wurde und ſogar ihren Götzen Tempel baute: ſo darf man ſich nicht wundern, daß etwas Ähnliches dem Baron geſchieht. Möge er wenigſtens feſter im Glauben bleiben, als König Salomon.“

„Zu Ihrem frommen Wunſch füge ich den höchſt profanen: und nicht ſein Vermögen ruinieren laſſen.“ —

Gräfin Euben ſtand wie immer ihrem Gemahl mit ihrer Geſinnung gegenüber und fand Leonilla's Ausgaben für ihre Toilette ganz unerhört.

„Man muß doch innerhalb ſeiner Schranken bleiben,“ ſagte ſie empört zum Grafen: „Brüſſeler Spitzen ſind ſo koſtſpielig, daß ſehr wenig Frauen unſeres Standes ſie haben. Das iſt etwas für reiche Fürſtinnen und noch reichere Jüdinnen; aber nicht für Leonilla.“

„Kleiderordnung nach Ständen iſt nicht mehr gebräuchlich, beſter Schatz,“ verſetzte mit großem Gleichmut der Graf, „und haben auch nie oder doch nur auf kurze Zeit gefruchtet. Hat Leonilla Geld genug, um das koſtbarſte zu zahlen: ſo kauft und trägt ſie es, — und ſie darf es umſo ſicherer tun, als es unter Euch Damen, wie ich ‚höre, glücklich werden könnte! — und wenn es wäre .... was geht's Dich an? ich hab' es gewollt. Laß mich bei Dir und ich ſchwöre Dir: gefaßtes Schweigen."

„Leonor! antwortete ſie zitternd und leiſe; wir werden unglücklich ſein."

„Wir! rief er und umſchlang ſie leidenſchaftlich; wir! nun, Cornelie, wenn wir unglücklich ſind, ſo iſt das nur eine ernſte Art von Glück."

„O! rief ſie außer ſich, ich will aber nicht unglücklich ſein."

„Kaltes Herz!" ſprach er bitter und ließ ihre Hand fallen. Wer ſo geſinnt iſt wie Sie, gnädige Gräfin, welchem Unglück dürfte der nicht gelaſſen entgegen gehen? Wer in der Liebe das mögliche Unglück fürchtet, wird nie mächtig genug lieben um den Blitz des Unglücks auf ſich herab zu ziehen indem er beſinnungslos unter den Wetterſtral tritt. Nein nein, Cornelie! fürchten Sie nichts! — ſetzte er mit ſanfter Stimme hinzu, Ihnen wird das Unglück nicht nahen. Es kommt nur zu uns anderen gewöhnlichen Menſchen. Du biſt unantaſtbar in Deiner Glorie .... ſie iſt Dein Schild! — Und kann's nicht anders ſein, ſo laß mich unglücklich, ja elend werden .... ſo laß mich leiden — aber in Deiner Nähe . .. zu Deinen Füßen .... und nicht fern von Dir. Jeder Menſch hat das Recht ſein Glück zu einige geben ſoll, welche die koſtbaren Sachen, die ſie tragen, nicht bezahlen."

„Laß doch andere Damen aus dem Spiel, Wilibald und höre, welche inſolente Antwort Leonilla mir auf eine ganz zarte Warnung, die Spitzen nicht zu kaufen, gab."

„Nun, was hat ſie geantwortet?"

„Mit lachender Miene ſagte ſie: Liebe Tante, Brüſſeler Spitzen ſind ein Familienſchatz, der ſich auf Kind und Kindeskind vererbt."

„Arme Leonilla!" ſagt der Graf mitleidig: „Gönne ihr doch den Spaß, Spitzen, Perlen, Diamanten nach Herzensluſt zu kaufen und ſich damit die Langeweile ihrer Ehe ein wenig zu vertreiben."

„Und wer hat dieſe Ehe gewünſcht, gewollt, betrieben, geſtiftet?" rief die Gräfin triumphierend: „Du, Wilibald! Und wer hat ſie von Anfang an verkehrt, unſtatthaft, ja gewiſſenlos genannt? Ich, Wilibald!" —

Aber Wilibald war bereits aus der Türe und hörte nur die Hälfte ihres Siegesliedes.

Viertes Kapitel.

Wenn nicht unter Leonilla's Zauber, wie der Vater, ſtand doch unter ihrem Einfluſſe auch der Sohn. Die Scheu, welche Rüdiger anfangs vor Leonilla empfand, hatte ſich gemindert; gewichen war ſie nicht. Ihr hochmütiges Weſen, die Schroffheit ihrer Anſichten, ihr herriſches und doch auch wohlberechnetes Benehmen — das alles ſtieß ihn ab. Allein ſie war nicht oberflächlich, obſchon ſie auf der Oberfläche des Lebens weltlich mit der Welt ſich bewegte und er meinte, ſie werde allmählich durch den Druck ihrer Verhältniſſe von den Äußerlichkeiten abgezogen werden, nach Innen ſich wenden und nach und nach jene Erleuchtung und jene Kraft finden, welche zu einer ſchönen Entwickelung des Charakters notwendig ſind und welche jeder finden kann, der ſie mit aufrichtigem Herzen ſucht. Daß Leonilla ihn wie ein untergeordnetes Weſen behandelte; wie ein Kind, das von den großen Fragen und Prüfungen, die dem Menſchen vorliegen, blutwenig wiſſe, war ihm halb lieb, halb leid. Es verdroß ihn, ſo wenig in Leonilla's Augen zu gelten, daß ſie ihn jeden Augenblick „armes Kind“ nannte; gleichwohl fühlte er heimlich, es ſei beſſer ſo, als wenn ſie ihm mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte. Überdies war ſie drei Jahre älter als er, weltgewandt, weltvertraut, gewöhnt an großen geſelligen Verkehr und an Umgang mit den verſchiedenſten Perſönlichkeiten; — während er von dem allen — nichts war. Er hatte fleißig ſtudiert und mit Eifer gearbeitet, um nicht hinter ſeinesgleichen zurückzubleiben, er hatte ſeine freie Zeit weniger der Geſelligkeit, als der Malerei, ſeiner geliebten Kunſt, gewidmet; er hatte im Elternhauſe genug Weltverkehr, um zu lernen, daß man ſich mit Anſtand unterhalten und mit Anſtand langweilen müſſe: allein die großen Prüfungen, welche den Charakter bildend an den Menſchen herantreten, waren ihm noch fremd; er hatte noch nicht den Fuß in die Region der großen Leidenſchaften geſetzt.

Die Faſtenzeit brachte, vergleichsweiſe, Stille und Ruhe in die tumultuariſche Geſelligkeit. Man widmete ſich auch anderer Unterhaltung, als der des Tanzes. Man hörte mit einigem Intereſſe die Faſtenpredigten, die ein berühmter Kanzelredner hielt und man beſuchte auch die Vorleſungen eines Jüngers des Materialismus, der in ihnen ſeine Weltanſchauung entwickelte. Indeſſen taten dies nicht alle Zuhörer der Predigten und es gab heftige Diskuſſionen über dieſen Punkt.

„Iſt die Darlegung eines philoſophiſchen Syſtems logiſch: ſo iſt es intereſſant, gleichviel ob es von einer irrigen oder einer richtigen Baſis ausgeht; und ich will das hören," ſagte Graf Euben.

„Ich finde es gottlos, einem Gerede das Ohr zu leihen, von dem man weiß, daß es unchriſtlich iſt," ſagte die Gräfin.

„Nicht wahr, lieber Onkel, Du nimmſt mich mit?" bat Leonilla.

Aus Philibertens Augen ſprach dieſelbe Bitte und die Gräfin ſagte haſtig:

„Es iſt unberechenbar, welchen Schaden ein einziges ungläubiges Wort in einer gläubigen Seele anrichten kann."

„Dann muß der Glaube dieſer Seele doch ſehr ſchwach ſein, Tante!" rief Leonilla.

„Oder das Gift des Unglaubens ſehr fein!" verſetzte die Gräfin lebhaft: „Genug, meine Töchtere und ich, wir begnügen uns mit den Faſtenpredigten und ich meine, Rüdiger ſollte es auch tun."

Leonilla richtete ihr goldglänzendes Auge ſo eindringlich auf Rüdiger, daß er der Aufforderung nicht zu widerſtehen vermochte und lächelnd ſagte:

„Liebe Mama, ſorge nicht um mich. Meinſt Du, ich hätte ſo manches Jahr in den akademiſchen Hörſälen zugebracht, ohne von der materialiſtiſchen ſogenannten Philoſophie Kenntnis zu nehmen?"

„Gut, mein Sohn, ſo laß Dich daran genügen. Schon um des guten Beiſpiels willen, ſollte kein Chriſtenmenſch Vorträge beſuchen, welche den Chriſtenglauben verhöhnen und mit Füßen treten."

„Gerade umgekehrt!" rief der Graf: „man hört ſie und bleibt ein gläubiger Chriſt: das iſt ein viel ſchärferer Ausdruck der Verachtung, als ſie zu ignorieren."

„Und ich finde es immer höchſt intereſſant," ſagte Leonilla, „dem Menſchengeiſte auf allen Wegen ſeiner Entwickelung zu folgen. Das Syſtem des Materialismus iſt ein Denkprozeß wie jeder andere. Ich folge ihm. Ob ich ihm beiſtimme, iſt eine andere Frage. Ich meine, ihm zu folgen, könne mir ebenſowenig ſchädlich ſein, als wenn ich die moraliſche Entwickelung eines großen Verbrechers verfolge."

„Richtig!" rief der Graf: „man wird kein Raubmörder und keine Giftmiſcherin, weil man deren Lebensbeſchreibung lieſt. Im Gegenteil! man fühlt ſich abgeſtoßen."

„Vergiß nicht, Papa," verſetzte Rüdiger, „daß ſehr wenig Menſchen Neigung zur Giftmiſcherei und zum Raubmord haben; daß hingegen die

Neigung zum Unglauben im Winkel eines jeden Menſchenherzens lauert. Vielleicht ſchläft ſie . . . aber ſie iſt da und folglich iſt in uns der Anknüpfungspunkt für ein Syſtem des Unglaubens vorhanden, den Kriminalgeſchichten nicht in uns vorfinden."

„Wohlan, ſo gibt es Kampf!" rief Leonilla: „wer den Kampf fürchtet, iſt kein hochherziger Ritter."

„Von Feigheit iſt nicht die Rede, ſondern von weiſer Vorſicht," ſagte die Gräfin mit großer Schärfe.

„Alſo morgen um zwei Uhr findet die Vorleſung ſtatt, Leonilla," ſagte der Graf abbrechend.

„Und um vier Uhr iſt die Predigt, meine Töchter," ſagte die Gräfin.

Es kamen einige Perſonen, die den Abend bei der Gräfin zubrachten und die Salongeſpräche gingen ihren gewohnten Gang. Leonilla war ſichtlich gelangweilt, gab kurze Antworten und ſchien ganz andere Dinge zu denken, als ſie ſagte. Ein Herr ſaß neben ihr und ſchien ſehr eindringlich und begeiſtert zu ſprechen.

„Ja, ja!" verſetzte ſie zuſtimmend.

„Wie!" rief er lebhaft, „Sie wollen uns wirklich heute die Sphärenmuſik Ihrer Harfe gönnen?"

„Nein, das durchaus nicht," entgegnete Leonilla, und als eben Rüdiger in ihre Nähe kam, rief ſie: „Ein Wort Rüdiger! ſetze Dich zu mir!"

Der enttäuſchte Herr ſtand ganz verblüfft auf und machte Platz für Rüdiger. Sie fragte raſch:

„Du begleiteſt mich doch morgen in die Vorleſung?"

„Wenn Du es wünſcheſt, gern. Aber warum wünſcheſt Du es?"

„Weil es gut für Dich iſt, etwas aufgeweckt zu werden."

„Findeſt Du mich ſchläfrig?"

„Nicht in Deinem Fach, Rüdiger! Du betreibſt mit Eifer und Beharrlichkeit, das, was Dich intereſſiert: Deine Studien und Deine Malerei. Aber Du biſt einſeitig."

„Vielſeitig, Leonilla, iſt nur das Genie."

„Ja, was das Schaffen betrifft. Aber ein gebildeter Menſch muß rundum gebildet ſein, und muß Aug' und Ohr nach allen Seiten offen haben."

„Da hört und ſieht man gar viel Unerfreuliches und Abſtoßendes."

„Gleichviel! man kennt es dann doch! Du biſt ein gar gutes Kind, allein Du mußt jetzt nicht länger am Gängelband gehen."

„Mein Gängelband ſind meine Überzeugungen, Leonilla."

„Haſt Du Überzeugungen? ſind ſie geprüft? ſind ſie bewährt?"

„Ich hoffe es. Du mußt mir Zeit laſſen oder Gelegenheit geben, ſie zu bewähren.“

„Ich rechne alſo morgen auf Deine Begleitung,“ ſagte Leonilla, erhob ſich und ging einer eben eintretenden Dame entgegen.

Rüdiger begriff nicht, weshalb Leonilla ſo ſehr ſeine Begleitung in die Vorleſung wünſche, und nachdem er derſelben beigewohnt hatte, begriff er es noch weniger, da er nicht den geringſten geiſtigen Genuß gehabt hatte. Er ſagte es ihr und ſetzte hinzu:

„Dieſe materialiſtiſche Weltauffaſſung, die den Menſchen jeder höheren Würde entkleidet und ſeine Exiſtenz zu derjenigen eines vervollkommneten Tieres und zu deſſen Freuden herabſetzt, hat nicht bloß das Chriſtentum, ſondern auch die Vernunft längſt verworfen. Wie kannſt Du Deine Aufmerkſamkeit ihr zuwenden?“

„Zu dem Urteil, welches in der Sphäre der Religion und einer durch den chriſtlichen Glauben beſchränkten Vernunft gefällt wird, erſchwinge ich mich nicht,“ entgegnete ſie mit großer Beſtimmtheit: „mir gefällt das raſtloſe Beſtreben des menſchlichen Geiſtes, die Fragen zu löſen, welche das Leben, dieſe Sphinx, jedem Sterblichen vorlegt.“

„Vergiß nicht, Leonilla,“ rief er lebhaft, „daß die Sphinx den Unglücklichen erwürgte, der ihre Rätſel nicht richtig löſte: Iſt unſer Leben eine

Sphinx mit furchtbaren und geheimnisvollen Rätſeln, ſo müſſen wir uns ſehr bemühen, zu deren Löſung das richtige Wort zu finden, damit uns nicht die Sphinx ergreife und erwürge.“

„Das tut ſie immer! der Menſch ſtirbt am Leben.“

„Der Tod iſt Beſtimmung des Menſchen — ja! aber er iſt nicht dazu beſtimmt, elend zugrunde zu gehen.“

„Das meine auch ich! er will glücklich ſein! ... und der Menſch wird leichter durch die materialiſtiſche Weltanſchauung glücklich, als durch irgend eine andere. In der Gedankenwelt mit ihren Nebelbildern und ihren geſpenſtiſchen Geſtaltungen iſt ſeine Heimat ſo wenig wie ſeine Befriedigung.“

„Deshalb iſt ihm die Welt des Glaubens geöffnet, Leonilla. Sie hat einen Inhalt, welche den ganzen Menſchen, nicht bloß ſeine Gedanken — anzieht, anregt und in Spannung erhält, um ihn einer höheren Befriedigung zuzuführen.“

„Rüdiger!“ ſagte Leonilla mitleidig und mit einem Anflug von Traurigkeit: „es war einmal ein Unſeliger, welcher es wagte die Götterkönigin zu lieben und in heißer Sehnſucht die Arme nach ihr auszuſtrecken. Aber die Göttin entſchwand dem Sterblichen und ſtatt der Juno hielt er in ſeinen Armen — eine Wolke. So, Rüdiger, ſo ſteht es mit dem Menſchen, der im Glauben —

Ewiges ſucht und Göttliches verlangt. Täuſchung und aber Täuſchung! Er umfaßt eine Wolke, Rüdiger, und je inniger ſeine Inbrunſt iſt, deſto tiefer und ſchmerzlicher iſt ſeine Ernüchterung."

„Es iſt gerade umgekehrt, Leonilla. Vor dem Auge des Glaubens wird einſt die Wolke zerfließen und das Göttliche, das Ewige wird hinter ihr ſtehen."

Er ſaß ihr gegenüber in ihrem Zimmer am Kamin — der ihr nirgends fehlen durfte — und ſie ſpielte nach ihrer Art mit dem Feuerſtocher in den Kohlen. Jetzt erhob ſie ſich, ſtrich ganz leicht, auch nach ihrer Art, mit der Hand über ſein Haar und ſagte:

„Du wirſt nicht auf dieſem Punkt ſtehen bleiben, Du ſchwärmeriſcher Träumer! . . . und dann denke an mich. Jetzt aber geh'. Ich muß mit Edwin ausfahren."

Er ging — — aber ungern. Sie feſſelte ihn; das Herz noch nicht, doch die Gedanken. Schöner war ſie als irgend eine Frau, die er je geſehen; intereſſant auch; in eigentümlicher Weiſe, halb abſtoßend, doch ſehr anziehend, ſehr einnehmend; — und endlich höchſt bemitleidenswert an der Seite eines Mannes, deſſen ſchattenhaftes Daſein im Grunde weniger Mitleid als Grauen einflößte. Rüdiger merkte nicht, daß er auf beſtem Wege ſei, ſich in Leonilla zu verlieben. Er hätte es doch merken können, denn er ſaß drei Stunden ganz nehmen — nicht zu rauben, zu ſtehlen, zu beeinträchtigen — aber zu nehmen, wenn er es auf ſeinem Wege findet. Es iſt mir begegnet in Deiner Geſtalt .... ich beeinträchtige Niemand wenn ich ihr folge: ich folge ihr. Setze dieſem Entſchluß keinen Widerſtand entgegen, der Dich unnütz aufregen, mich unnütz betrüben würde: es bleibt dabei! — Und nun! auf Wiederſehen heut Abend, gnädige Gräfin,“ ſetzte er mit veränderter Stimme hinzu, küßte ihre Hände und verließ ſchnell den Garten.

Cornelie legte betäubt die Hand an die Stirn, und fragte ſich wie denn Alles ſo ganz anders gekommen ſei als ſie gerechnet habe. Sie wollte ſich Muth einſprechen, Zuverſicht zu Leonors Entſchluß. Die heimliche unbezwingliche Freude daß er blieb, daß ſie ihn ſehen würde, alle Tage, immer — hob wie ein Sonnenſtral die Wolken der Bangigkeit von ihrer Seele. Sie ließ ſich gehen in der Berauſchung der Gegenwart. Es war ja auch eigentlich nichts verändert nach der geſtrigen Erklärung: eine lange tiefe Ahnung war Gewißheit geworden; und warum ſollte ſie durch dieſe Gewißheit ſich beängſtigen laſſen? ihr Herz war ja frei — und könnten nicht auch die äußeren Feſſeln gelöst werden? Ach nein! nie! ſtörte eine heimliche Warnungsſtimme ihren freudigen Flug der Phantaſien und Hofnungen; Euträumeriſch vor ſeiner Staffelei, miſchte die Farben, tat einige Striche, ließ die Hand ſinken, fand die Beleuchtung höchſt ungünſtig für die Arbeit, bald zu grell und bald zu düſter — und als nun wirklich die Dämmerung eintrat, ergriff er ganz froh ſeinen Hut und ging von dannen; gleichviel wohin, nur ſo in den Straßen umher.

So gelangte er zu einer entlegenen Kirche, durch deren Fenſter helles Licht ſchien, während jener Geſang aus ihr ertönte, welcher den ſakramentaliſchen Segen begleitet. Rüdiger trat ein, kniete nieder und blieb bis nach dem Schluß der Andacht. Das Allerheiligſte war ausgeſetzt, umgeben von Weihrauchwölkchen und Kerzenglanz. Die Menge lag in Anbetung auf den Knieen und über ihrem Haupte zogen die feierlichen Klänge des Tantum ergo dahin. Dann verliefen ſich nach und nach die Andächtigen.

Rüdiger hatte während des Segens ſein Geſicht in beide Hände gelegt. Jetzt ließ er ſie ſinken und gewahrte plötzlich in ſeiner Nähe, ſo daß er ſie freilich nur im Profil ſehen konnte — die Malerin und neben ihr das Kind aus dem Park von Aigen: Adriane. Er ſah genau hin, ob ihn nicht die Beleuchtung täuſche und die veränderte Tracht. Die Lockenfülle hing nicht mehr frei über den Nacken, quoll nur hie und da unter dem ſchwarzen Hütchen hervor, das ſie verſteckte, und der knappe, ſchwarze Anzug ließ die Geſtalt ſchmächtiger erſcheinen. Dies Kind hätte auch ein ſchöner zarter Knabe ſein können. Auf jeden Fall iſt es ein betender Engel, dachte Rüdiger. Das Kind hatte die Arme auf den Betſtuhl geſtützt und das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt, ſo daß der Kopf ein wenig aufwärts gerichtet war. Die großen dunkeln Augen ruhten feſt auf dem Allerheiligſten und die Lippen waren ſanft geöffnet, als ob das innere Gebet zum geſprochenen Wort werden ſolle. Ihr Auge ſchien anderes zu ſehen, ihr Ohr anderes zu hören, als das, was in der Kirche vorging, und der Ausdruck tiefer Sammlung auf einem Kindergeſicht, das gewöhnlich ſo beweglich iſt, feſſelte Rüdiger in einer Weiſe, die ihn vergeſſen ließ, daß es nicht Sitte iſt, irgend jemand, und am wenigſten im Gotteshauſe, ſo anzuſtarren. Das Kind bemerkt es nicht; wohl aber die Mutter — wenn die Malerin überhaupt die Mutter war. Sie erhob ſich und verließ ihren Platz und die Kirche, indem ſie ganz leicht, nur mit den Augen, Rüdiger grüßte, um ihm zu zeigen, daß ſie ihn erkannt habe. Ihr folgte die Kleine, doch ohne ihn zu beachten.

Alle Kerzen waren ausgelöſcht, nur das ewige Licht brannte vor dem Gott der ewigen Liebe. Da verließ auch Rüdiger die Kirche und kehrte gedankenvoll heim. Die Schweſtern neckten ihn, weshalb er wohl ſo zerſtreut, ſo in ſich gekehrt ſei.

„Hatteſt Du eine himmliſche Viſion?“ fragte Lydia.

„Haſt Du Dich verliebt?“ fragte Philiberte.

„Philiberte!“ rief die Gräfin ſtreng.

„Sei ruhig, Mama, ich kenne gar keine Frau, in die ich mich verlieben könnte,“ ſagte Rüdiger.

„Gott ſei gedankt!“ rief die Gräfin.

„Warum nicht gar!“ murrte der Graf: „Wie kannſt Du wünſchen, daß Dein einziger Sohn als Eisbär lebe und ſterbe.“

„Alles zur rechten Zeit und mit Vernunft: das iſt's, was ich ihm als gute Mutter wünſche,“ verſetzte ſie: „jetzt liebt Rüdiger die Kunſt, ſpäter wird er ſeine Gattin lieben.“

Der Graf lachte hell auf und rief:

„Beſter Schatz, das klingt, als ob Du ſagteſt: jetzt blüht der Weinſtock, ſpäter trägt er Trauben. Der Menſch fügt ſich aber nicht immer in dieſe pedantiſche Ordnung.“

„Leider nicht! glücklich wär' es für ihn, wenn er es täte.“

„Sage das nicht, beſter Schatz! Wer in die Ehe treten will, muß zuvor wiſſen, was das für ein merkwürdiges Geſchöpf iſt: das Weib. Dies lernt er aber nur dann einigermaßen, wenn er ſich zehn- bis zwanzigmal verliebt hat. Ich ſage: einigermaßen; denn Euch ganz zu kennen — deſſen darf ſich kein Sterblicher rühmen und wenn er auch die Weisheit, die Klugheit, die Erfahrung der ſieben Weiſen Griechenlands in ſich vereinigte.“

„Sind denn die Männer leichter zu kennen, Papa?“ fragte Philiberte.

„Viel leichter, meine Tochter, denn ſie ſind viel ehrlicher.“

„O weh, Papa! da gibſt Du uns ein ſchlimmes Zeugnis.“

„Gräme Dich nicht zu ſehr, gutes Kind, es iſt nicht Euere Schuld. Die Schlange hat die Eva im Paradieſe ſo gründlich unterrichtet, wie ſie ſich zu verhalten habe, daß die Inſtruktion auf all' ihre Nachkommen weiblichen Geſchlechts übergegangen iſt.“

Philiberte ſtarrte ihren Vater an, eine Erklärung erwartend, als Leonilla eintrat, welche die letzten Worte gehört hatte und lebhaft rief:

„Nur keine Verleumdung, Onkel. Der Mann kennt und geht genau ſo krumme Wege, wenn ſie ihn zum Ziel führen, wie die Frau. Er iſt nur nicht ſo bemüht, ſie zu verheimlichen; — und zwar deshalb nicht, weil die Welt für ihn viel nachſichtiger als für die Frau iſt. Nennſt Du das Ehrlichkeit?“

„Vor Dir ſtreiche ich ein für allemal die Segel,“ ſagte der Graf und küßte ihre Hand.

„Leonilla ſpricht nur das aus, was alle Frauen zur Genüge wiſſen,“ ſagte die Gräfin empfindlich.

„Nun ja, Tante! aber die Wahrheit muß ausgeſprochen werden,“ entgegnete Leonilla: „es genügt nicht, daß man ſie wiſſe.“

„Was Dein ſchöner Mund ſpricht, das läßt man gern für Wahrheit gelten, Leonilla,“ erwiderte der Graf.

„Sprichſt Du im Ernſt, Papa?“ fragte Philiberte: „dann könnten ja ſchöne Perſonen ſehr leicht die Leute betrügen.“

„Das tun ſie auch, meine Tochter,“ antwortete der Graf mit Gleichmut.

„Nein, Onkel, das iſt eine unerhörte Beſchuldigung!“ rief Leonilla.

„Schau' einmal dieſen Kopf an, Papa!“ ſagte Rüdiger: „glaubſt Du, daß ein ſolches Geſicht betrügt?“

Er reichte dem Grafen ein Blatt graues Papier, worauf er mit ſchwarzer Kreide Adrianens Bild in flüchtigen, aber ſehr reinen und treffenden Zügen gezeichnet hatte.

„Erſtens iſt dies ein Kindergeſicht,“ antwortete der Graf, „und das zählt nicht; zweitens aber kann ein papierner Kopf nichts widerlegen und nichts beſtätigen. Aber das Köpfchen iſt lieblich.“

Das Blatt ging von Hand zu Hand.

„Deine Erfindung, Rüdiger?“ fragte Lydia.

„Wen ſtellt es vor?“ fragte Philiberte, und Leonilla fragte entſchieden:

„Wer iſt das Original?“

„Heraus mit der Sprache, Rüdiger! gib Antwort auf all' dieſe Fragen,“ ſagte der Graf.

„Es iſt der Kopf eines Knaben, den ich malen werde,“ entgegnete Rüdiger.

„Verlegſt Du Dich wie Murillo auf Bettelbuben?“

„Nein! es iſt der Knabe Samuel im Tempel, der auf die Knie fällt, als er die Stimme des Herrn vernimmt.“

„Das kann ein ſchönes Bild werden, Rüdiger,“ ſagte die Gräfin beifällig.

„Nur nicht zu hoch in den Wolken, Rüdiger,“ warnte Leonilla mit aufgehobenem Finger: „ſetze Deinen Knaben Samuel nicht der Gefahr aus, eine täuſchende Wolke ſtatt der Göttin zu umfangen.“

„Sei unbeſorgt, Leonilla,“ verſetzte Rüdiger: „mein Knabe Samuel iſt unterwürfig, gehorſam, fromm — lauter Eigenſchaften, welche das Herz zugänglich machen für die Wahrheit, und welche der verwegene Schwärmer Ixion ſchwerlich gehabt hat.“

„Sprecht Ihr chineſiſch oder hottentottiſch?“ fragte der Graf.

„Nein, lieber Onkel, nur mythologiſch,“ erwiderte Leonilla lachend.

Ein ſchwarzer Stern.

Erſtes Kapitel.

In ihrem Toilettenzimmer ſaß eine junge Frau im Ballanzug. Eine kleine, feine Figur, ſehr elegant gekleidet, ſaß ſie da, ſpielte zerſtreut mit ihrem Fächer und ſchien keine Ballgedanken zu haben, denn ſie ſagte auf einmal halblaut für ſich: Im Grunde iſt es langweilig! . . . das heißt, der Ball wäre langweilig, wenn man nicht ein anderes Intereſſe hätte, ihn zu beſuchen, als geſellſchaftliche Pflicht, oder den Tanz.

Ein Diener unterbrach ihren Monolog, indem er an die für ihn unüberſchreitbare Türe des Toilettenzimmers anklopfte und den Wagen meldete. Zugleich trat von der andern Seite die Kammerjungfer ein und warf einen Pelz um die Schultern der Herrin. Im Vorzimmer traf die junge Frau mit dem Gemahl zuſammen und ſie fuhren zum Ball bei dem franzöſiſchen Geſandten, wo ſie in dem Gewühl und Gewoge von einigen hundert Perſonen untertauchten und verſchwanden —

ſtach wird nie in die Scheidung willigen — es ſei denn um Triſtans Preis. Nein! nichts iſt frei — als mein Herz.

Leonor kam wie gewöhnlich am Abend. Cornelie erröthete flüchtig als ſie ihn begrüßte, dann war Alles wieder wie es immer geweſen. Am dritten Tage ſagte Leonor zu Cornelien:

„Nun? halte ich mein Wort?“

„Wie ein Mann!“ entgegnete ſie mit ſtralenden Augen.

„Gott! rief er und trat einen Schritt zurück um ſie beſſer zu betrachten, wie ſind Sie ſchön!“

„Man iſt immer ſchön wenn man glückſtralend iſt,“ erwiderte ſie lieblich.

Etwas auf dem Herzen haben und es nicht ausſprechen dürfen, iſt eine große Pein. Weiß man, daß ein Andrer genau daſſelbe auf dem Herzen hat, und es ausſprechen mögte — hindert es aber die Umgebung, die Zeit, die Geſellſchaft: ſo iſt die Pein noch einmal ſo groß. Sie erreicht den Superlativ, wenn zwei Menſchen mit übervollen Herzen und nicht durch äußere Hinderniſſe dazu gezwungen, ſich dennoch ſtumm einander gegenüber ſtehen. Es tritt ein Zwang, eine Spannung, eine Erſchöpfung ein, welche das Fieber geben können, ſo haſtig und angſtvoll greift man nach Thema's welche wenigſtens für diejenigen verſchwanden, denen nicht darum zu tun war, ſie zu bemerken.

„Wie ſpät Du kommſt, Philiberte! Du verſtehſt es, unſere Ungeduld zu ſpannen.“

„Deine Ungeduld, Leonilla, kann ich mir lebhaft vorſtellen.“

Dieſe Worte wurden in einem Tone gewechſelt, der mehr ſpitz als verbindlich war; — und dann rauſchten ſie aneinander vorüber. Die Zeiten waren dahin, wo Leonilla Philiberte mit großer Vorliebe unter ihre Flügel nahm, und wo Philiberte in jugendlicher Begeiſterung ganz geblendet, Leonilla's Glanz wie ein Nachtſchmetterling umflatterte. Leonilla hatte ſo feſten Fuß in der Geſellſchaft gefaßt, und eine ſo ſichere Stellung gewonnen, daß ſie längſt nicht mehr die Stütze bedurfte, welche Familienverbindungen und Familienrückſichten einer jungen Frau in der Welt gewähren. Sie war Selbſtherrſcherin, ihrem Gatten gegenüber, in ihrem Hauſe, in allen ihren Verhältniſſen. Edwin ſah mit ihrem Auge, hörte mit ihrem Ohr — und ſprach er nicht mit ihren Worten, ſo geſchah es deshalb, weil er überhaupt immer weniger und weniger ſprach. Der vortreffliche Majordomus, wie Leonilla Herrn von Geldern nannte, war trotz ſeiner Vortrefflichkeit ganz überflüſſig erachtet worden. Sie hatte ſich von ihm über den Stand des Vermögens, der Geſchäfte, der Verhältniſſe, über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit der verſchiedenen Beamten und Bedienſteten auf's Allergenaueſte unterrichten laſſen, und da es ihr nicht an Einſicht und praktiſchem Blick fehlte, ſo ſah Herr von Geldern ſehr bald ein, daß ſie ſich vollkommen dazu eigne, an die Spitze der Verwaltung des Vermögens und der Geſchäfte zu treten und ſomit zog er ſich zurück. Leonilla überhäufte ihn mit Verſicherungen ewiger Dankbarkeit und Freundſchaft, beſchwor ihn, als Hausfreund in Waldenhauſen zu verweilen und ordnete an, daß die „Geldern'ſchen Zimmer“ allezeit für ihn in Bereitſchaft gehalten und nie von einem andern Gaſt bewohnt werden ſollten. Sie tat das alles auf eine ſolche Weiſe, daß er ihr nicht gram ſein konnte.

„Sie hat auf ihrem Standpunkt ganz recht,“ ſagte er zum Schloßkaplan und hielt gedankenvoll die Cigarre zwiſchen zwei Fingern: „ganz recht, denn ſie hat einen guten Kopf für Geſchäfte. Das erkannte ich ſogleich an der Art, wie ſie über das Kapital verfügte, das ſie vom Baron erhielt und das ſie nicht ihrem Vater anvertraute. Sie ſagt auch nicht wie unſere gute Gräfin, wenn ich ſie frage, ob ſie vom Bankier ihren Konto-Kourant erhielt; — dann ſagt ſie nicht: Ach, lieber Geldern, Konto-Kourant! ja, es kann ſein . . . aber was iſt das eigentlich, Konto-Kourant? — So iſt die Baronin nicht. Sie weiß Beſcheid, ſie verſteht die Sache. Sie wird nicht das Vermögen vergrößern, doch auch nicht ruinieren — wie ich das zuerſt fürchtete. Sie iſt vernünftig. Sie hat eingeſehen, daß man von den Renten und nicht vom Kapital zu leben habe. Genug, ich räume ihr mit Ruhe den Platz ein, den ſie verlangt und der ihr gebührt."

„Das iſt alles ſchön und gut," verſetzte der Kaplan: „ich aber muß wünſchen, die Frau Baronin möchte weniger vom Konto-Kourant und mehr von der Religion wiſſen."

„Das iſt freilich ihre etwas ſchwache Seite," entgegnete Geldern.

„Etwas ſchwach, ſagen Sie!" rief der Kaplan: „aber es iſt ja geradezu — Null. Und was noch ſchlimmer iſt — ſie mag nichts, ſie will nichts von Religion wiſſen. Und dann das Allerſchlimmſte: ihr Einfluß macht auch den Baron gleichgiltig."

„Das doch nicht," antwortete Geldern begütigend.

„Doch, Herr von Geldern, doch! Sie ſpricht, er habe den Huſten oder den Schnupfen oder ich weiß nicht was! und er dürfte nicht in die Kapelle gehen. Oder ſie ſpielt ihm ſo lange auf der Harfe vor, bis die ſakramentaliſche Andacht vorüber iſt. Und dergleichen mehr. Sollten Sie das nicht bemerkt haben?"

„Es können zufällige Abhaltungen ſtatt gefunden haben."

„Aber die fanden ehedem niemals ſtatt. Der Baron beſuchte gern den Gottesdienſt, dem Große und Kleine, erhabene und ſchwache Geiſter folgen können, der ihn beſchäftigte und zuweilen einen ernſten Gedanken in ihm weckte. Fällt dieſe Anregung weg — was bleibt ihm? — das Harfenſpiel der Frau Baronin? — Ja, Herr von Geldern, ſo lange es der Frau Baronin ſo gefällt. Und das wird nicht immer ſein.“

„Sie werden prophetiſch, Kaplan.“

„Dieſen Geiſt der Weisſagung werden auch Sie beſitzen, Herr von Geldern, und ihn nur etwa nicht aufkommen laſſen. Wenn Sie gehen, iſt die Frau Baronin omnipotent in Waldenhauſen . . . und das wiſſen wir ja alle: es gibt nichts Gefährlicheres für uns ſchwache Menſchen, als der Traum von unſerer Omnipotenz. Sobald der Menſch ſich nicht in irgend einer Abhängigkeit fühlt, beginnt er zu handeln, wie ein Unmenſch. Unſere ganze Rettung beruht auf unſeren Feſſeln und unſer größtes Elend beſteht darin, daß wir dies nicht erkennen, nicht anerkennen.“

Geldern gab das zu, hielt aber die Bekehrung der Baronin feſt, indem er ſagte:

„Erziehung und Verhältniſſe haben ſie jeder religiöſen Einwirkung beraubt. Sie iſt aber zu klug, um nicht einzuſehen, daß dies ein Mangel iſt, dem man nach und nach abhelfen muß.“

Der Kaplan lächelte traurig und ſagte:

„Ein Mangel? ach Gott, was iſt das für eine altmodiſche Anſicht! Die Welt ſpricht, es ſei ein Vorzug.“ — —

Geldern reiſte ab, um längere Zeit bei ſeinen Verwandten zu verweilen, mußte aber zuvor der Baronin verſprechen und geloben, Waldenhauſen ſtets als ſeine Heimat anzuſehen und nie zu vergeſſen, daß ſie ſeine Schülerin und in tauſend Dingen ſeines Rates bedürftig ſei. Der Kaplan nahm ſehr traurig von ihm Abſchied.

„Meine friedlichen, guten Tage in Waldenhauſen ſind vorüber,“ ſagte er trübe.

„Sie haben länger als ein Vierteljahrhundert gewährt — warum ſollten ſie aufhören?“ ſagte Geldern lächelnd.

„Weil ein fremder Geiſt in Waldenhauſen eingezogen iſt,“ war die Antwort.

Leonilla, die alle Menſchen für ſich zu gewinnen wußte, indem ſie mit einem jeden ſo umging, wie es ihm lieb war — und die keine Mühe ſcheute, um dies Ziel zu erreichen, legte gegen den Kaplan eine entſchiedene Abneigung an den Tag. Der Doktor pflegte von ihr zu ſagen, die Frau Baronin teile nicht ſelten bittere Mandeln aus, aber ſie wären überzuckert; und nur der Kaplan bekomme ſie ohne Zucker. Leonilla ſagte ihm eines Tages:

„Wiſſen Sie wohl, Herr Doktor, daß der arme

Edwin ganz aufgeregt wird durch die Geſpräche des Kaplans.“

„Nein, Frau Baronin, das weiß ich nicht und ich geſtehe . . . ich glaube es nicht.“

„Doch! doch! geſtern Abend, und ſogar bei dem Nachteſſen, hat der Kaplan vom Tode geſprochen — ich weiß nicht was.“

„Er ſagte, eine brave Frau in der Gemeinde ſei recht ſchnell geſtorben, doch zum Glück habe ſie noch zuvor die Sterbſakramente empfangen.“

„Gleichviel was — er ſprach vom Tode und Edwin hört das nur mit Widerwillen. Dazu iſt er ſelbſt, dieſe lange, hagere Geſtalt mit den eingefallenen Zügen und dem ſpärlichen grauen Haar ein lebendiges **Memento mori**, eine erſchreckende Erſcheinung für jemand, der, wie Edwin, ſchwache Nerven hat, und ich finde es geraten, daß er nicht mehr mit uns ſpeiſe und auch nicht mehr abends im Salon erſcheine, da Herr von Geldern, der ihn bei ſeiner Schachpartie nicht entbehren konnte, uns verlaſſen hat. Ich zweifle nicht, daß dieſe Einrichtung dem Herrn Kaplan genehm ſein werde, und ich bitte Sie, ihm dieſelbe mitzuteilen.“

Dem Kaplan war ſie allerdings für ſeine Perſon ſehr willkommen, allein für Edwin war ſie ihm leid; denn Edwin intereſſierte ſich, ſoweit ihm das möglich war, für die Leute auf ſeinen Beſitzungen, war bereit, ihnen zu helfen, ſie zu unterſtützen und hörte immer gern zu, wenn Herr von Geldern oder der Kaplan von ihnen erzählten. Geldern war fort und jetzt wurde auch er, der Kaplan, entfernt. Er ſagte:

„Der arme Baron wird aber ganz abgeſchnitten von allem was ihn freute.“

„Nicht doch! Domino zu ſpielen iſt ja ſein größtes Vergnügen und dafür hat die Frau Baronin geſorgt, indem der neue Kammerdiener ganz ausgezeichnet, ja mit Tiefſinn, Domino ſpielt. Das, die Harfe der Frau Baronin und meine Herbarien und Landkarten beſchäftigen ihn hinreichend.“

„Ja, ſeine Augen und Ohren -- aber nicht ſeine Gemüts- und Geiſteskräfte.“

„Sie ſcherzen, wenn Sie von Kräften reden.“

„So ſchwach dieſe ſind, vorhanden ſind ſie noch; allein ſie werden nach und nach ganz abſterben, wenn man ſie gar nicht pflegt.“

„In der Reſidenz hat der Baron mehr Zerſtreuung und Anregung. Er fährt ſpazieren, ſieht Menſchen, Pferde, ſchöne Wagen. Er beſucht Ausſtellungen von Kunſt- oder Induſtrie-Gegenſtänden; ferner Blumenausſtellung, zoologiſchen Garten, Aquarium. Das alles unterhält ihn ſehr. Am meiſten aber das Schauſpiel, nämlich Oper und Ballet, worin recht viel Wechſel zauberhafter Dekorationen vorkommt und ſeine Augen ergötzt; denn Muſik ſchläfert ihn auf die Länge ein, und für die Anmut der Tänzerinnen hat er keinen Sinn.“

„Das fehlte noch!“ ſeufzte der Kaplan.

„Gewiß, das fehlt ihm!“ rief lachend der Doktor: „es ſtände beſſer mit ihm, wenn ihm dieſer Sinn aufgegangen wäre.“

„Herr Doktor, Sie ſind allzu frivol!“

„Herr Kaplan, Sie ſind allzu einſeitig. Weil Sie kein Auge für die Frauenſchönheit haben, ſollen wir anderen unſere Augen dagegen verſchließen! — iſt das gerecht? iſt das verſtändig? — Die Schönheit einer Blume, eines Baumes, einer Landſchaft, erfreut mein Auge, mit Vergnügen betrachte ich das Farbenſpiel des Regenbogens und des Kolibris — und plötzlich ſollen dieſe angenehmen Eindrücke Halt machen, wenn mein Blick auf das ſchönſte Gebilde der Natur, auf ein ſchönes Weib fällt!! Das Weib iſt auch eine Kreatur Gottes, Herr Kaplan! . . . oder glauben Sie etwa mit manchen Theologen, das Weib ſei ein Geſchöpf des Satans?“

Der Kaplan lachte hell auf und ſagte:

„Dieſe Theologen möchte ich kennen! Der Türke behauptet, das Weib habe keine Seele und daher auch keinen Zutritt in Muhameds Paradies. Aber, Doktor, Sie ſind der Erſte, der das Weib für ein ſataniſches Gebilde erklärt. Die Anſicht iſt neu, aber häretiſch oder — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen — verrückt.“

„Nein, Herr Kaplan, das nehme ich gar nicht übel. Sehen Sie, wenn man den Winter in einer großen Stadt verlebt und allen möglichen und quaſi unmöglichen Unſinn, der dort zur Sprache kommt, geſehen, gehört, geleſen, beſprochen hat: ſo muß man ſeinen Kopf mit beiden Händen halten, damit er nicht von all' dem verwirrten, wilden, gährenden Material, das er aufnahm, wie eine Bombe zerplatze. Und endlich, Kaplan, wenn es nur ein Produkt meiner überfeurigen Einbildungskraft wäre — und wenn in der Tat niemand je geſagt hätte, das Weib ſtamme vom Teufel: ſo gibt's doch Leute, welche behaupten, das Menſchengeſchlecht ſtamme vom Affen ab, nicht gerade vom Orang-Utang, ſondern von einer paläotheriſchen Sorte: Iſt dieſe Anſicht ſchmeichelhafter für das Menſchengeſchlecht, als die meine?“

„Beſter Doktor, bei dergleichen Hypotheſen kommt es gar nicht auf Schmeichelei, ſondern auf die Wahrheit an.“

„Richtig, Herr Kaplan! und das dürfen Sie mir glauben: einige Wahrheit iſt auf Seiten meiner Hypotheſe. Schaut man dem Treiben mancher Frauen zu, ſo muß man ſagen, es ſind Töchter Belials. Nun, hab' ich recht oder nicht.“

„Ja, figürlich geſprochen, haben Sie recht und eben deshalb habe auch ich recht, zu behaupten, daß man ſich fern halten müſſe von dieſen Belialstöchtern, die zum Blendwerk der Schaubühne gehören.“

„Freund Kaplan,“ ſagte der Doktor ernſt, „es gibt noch andere Töchter Belials als jene, welche auf der Bühne ihre tollen Sprünge machen.“

„Was meinen Sie?“ fragte der Kaplan ganz erſtaunt über dieſen ungewohnten Ernſt des Doktors, der die Dinge nicht allzu ſchwer zu nehmen pflegte.

„Ich meine das, was ich ſage,“ verſetzte der Doktor und ging von dannen.

Der Kaplan hatte fortan nur äußerſt ſelten Gelegenheit mit dem Baron zu ſprechen und nie anders als in Leonilla's Gegenwart. Das Geſpräch betraf auch nur die Nöten armer kranker hilfsbedürftiger Leute, und der Kaplan konnte nie dazu kommen, wie er früher getan, ein Wort der Liebe, einen erhebenden Gedanken einzuſtreuen, um Edwins Blick von der irdiſchen Not zum Himmel zu erheben. Es blieb bei der trockenen Aufzählung von Almoſen, die zu ſpenden waren.

„Sie kommen mir vor wie ein redendes Regiſter des menſchlichen Elends,“ ſagte Leonilla einſt bei einer ſolchen Veranlaſſung zum Kaplan.

„Und Sie, Frau Baronin, wie die Stellvertreterin Gottes, um dies Elend zu mildern,“ antwortete er mild.

„Es iſt die Sache des Barons!“ entgegnete ſie kurz.

gleichſam auf der andern Hemiſphäre der Gedanken liegen, und darum verſagen dieſe auch zuweilen gänzlich den Dienſt, ſtocken und reißen ab wie ein Faden — ſo daß man oft den Nachſatz, oft das kommende Wort nicht finden kann. Das geſchah häufig und immer häufiger bei Leonor und Cornelien. Er hatte ihr gefaßtes Schweigen gelobt. Er ſchwieg noch — aber von Faſſung war keine Spur. Er kämpfte ſtets mit ſich ſelbſt ob er ſich nicht ihr zu Füßen werfen, ſein Herz ausſtrömen laſſen — und dann ihren Zorn oder ihre Vorwürfe hinnehmen ſolle. Die Qual ſich ewig Gewalt anthun zu müſſen um nicht Leonor unwillkürlich dazu zu ermuntern, ihn mit einem Blick, einem Lächeln unbewußt dazu aufzufodern, wurde ſo unerträglich für Cornelie, daß ſie zuweilen, wenn er nicht da war, wünſchte, er möge heute nicht kommen damit ſie ſich erholen könne. Aber — wenn der Moment eintrat der ihn zu bringen pflegte, und er war nicht auf die Secunde da, ſo ergriff ſie eine ungeheure Angſt: Gott! wenn er abgereiſt wäre! und die hielt an bis ſie ſeinen Schritt hörte. Dann war ſie von der Angſt erlöſt; dann kamen ein Paar glückſelige Secunden: in dem engen Häuschen hörte ſie jeden Schritt — wie er die Hausthür öfnete — wie er raſch die Treppe hinaufſtieg — wie er an ihre Thür

Die Gleichgiltigkeit, mit der ſie dieſe Sachen behandelte, ging ſelbſtverſtändlich auf Edwin über und er murmelte, wenn der Kaplan einmal erſchien:

„Alter, langweiliger Bettler!“

Für ſogenannte Zwecke der Humanität gab Leonilla nicht gerade mit vollen Händen, aber doch anſtändige Beiträge. Sie mußte nur ſicher ſein, daß das Wirken dieſer Humanität außerhalb des Bereichs des katholiſchen Prieſters liege.

So ging das erſte Jahr ihrer Ehe vorüber. Sie ſchloß es mit einem glänzenden Feſte, das ſie in Waldenhauſen zur Nachfeier von Lydia's Vermählung gab. Sie hatte während des Sommers ganz zurückgezogen gelebt, unter Gelderns Leitung den Gang und die Richtung ihrer Geſchäfte ſtudiert und zugleich im Schloß große Veränderungen und Einrichtungen vorgenommen, die jetzt bei der feſtlichen Veranlaſſung zutage kamen. Ihr feiner Geſchmack und die Art und Weiſe, wie ſie — ſie allein! — dem Hauſe vorſtand und deſſen Glanz vertrat, machten ſie zum Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Dies Feſt wurde der Ausgangspunkt eines neuen Lebens zu Waldenhauſen. Die Geſelligkeit zog ein, die ſeit einem Vierteljahrhundert dort etwas ganz Unbekanntes geweſen war. Die Nähe von Oberau und von Lydia's Wohnſitz ermöglichte es, daß immer die eine oder die andere Perſönlichkeit aus Edwins

Verwandtſchaft in Leonilla's Kreis ſich befinden konnte, und daß namentlich Graf Euben mehr in Waldenhauſen als in Oberau ſeine Tage verlebte. Leonilla behandelte ihn ſtets mit zärtlicher Dankbarkeit und mit der Aufmerkſamkeit einer guten Tochter und bedauerte nur, daß die Tante ſich viel ſeltener einfinde, als der Onkel. Wenn Graf Euben ſeiner Frau dies Bedauern Leonilla's ausſprach, verſetzte die Gräfin kühl:

„Das rührt mich wenig."

„Es iſt doch ein Zeichen großer Aufmerkſamkeit für Dich," erwiderte er.

„Leonilla ſoll ihre Aufmerkſamkeit dem guten Edwin zuwenden — nicht mir."

„Aber Edwin iſt ja ſehr zufrieden! Er hat Menſchen und Bewegung um ſich herum. Er hält ſogar etwas auf ſeinen Anzug, was ihm ſonſt nie eingefallen iſt. Du biſt und bleibſt ungerecht gegen die arme Leonilla, trotz ihres muſterhaften Benehmens."

„Und Du biſt und bleibſt in ſie verliebt, mein guter Wilibald, ſo weit Deine Stellung als Onkel dies geſtattet."

„Ah bah!" ſagte der Graf.

Da er zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahre zählte, war es ihm keineswegs unangenehm, daß ſeine Frau ihm dieſe jugendlichen Gefühle zutraute.

„Aber, lieber Onkel," fragte Leonilla, „weshalb läßt ſich Rüdiger gar nicht ſehen? Es iſt ja ein Unſinn, ſich während der ſchönen Jahreszeit in der Reſidenz und in einem Atelier einzuſperren und nicht einmal zur Jagdzeit herzukommen."

„Ja gewiß! eine ungeheure Verkehrtheit!" verſetzte der Graf: „Es iſt nichts Geſcheidtes mit dem Phantaſten anzufangen! Er ſchrieb kürzlich ſeiner Mutter, ſein Gemälde vom Knaben Samuel im Tempel fülle ſeine Gedanken und ſeine Zeit aus; er könne nicht kommen und werde überdies im Winter genug mit uns zuſammen ſein. Ich bin in der Tat geſpannt, wie das Gemälde ſchließlich ausfallen wird."

„Wäre nur der Gegenſtand anſprechender, lieber Onkel! aber ein viſionäres Kind — was läßt ſich davon erwarten! Wer nicht weiß, daß der Maler Rüdiger von Euben iſt, ſchaut es gar nicht an."

„Es iſt unverantwortlich, auf dieſe Weiſe ſein Talent und ſeine ſchönen Jugendjahre zu vergeuden," murrte der Graf.

Zweites Kapitel.

Als die Winterſtürme zu toben anfingen und als die erſten Schneeflocken fielen, floh Leonilla mit Edwin in die Reſidenz. Sie kam gerade rechtzeitig, um den Aufgang eines glänzenden Geſtirnes am Horizonte der Geſellſchaft zu erleben. Der Graf Theoderich von Teutleben, der ſeit einigen Jahren Geſandtſchaftsſekretär in London und Paris geweſen war, hatte ſeinen Vater verloren und kam in die Heimat, um eine Erbſchaft anzutreten, von der man ſagte, daß ſie dem außerordentlichen Geiz des Verſtorbenen entſpreche und außerordentlich groß ſei. Selbſtverſtändlich richteten ſich die Augen aller Mütter ganz unbefangen und die aller Töchter ein wenig befangen auf Theoderich von Teutleben. Er beachtete das gar nicht und nahm nur, inſoweit die Höflichkeit und der gute Ton es erforderten, Rückſicht auf die Frauenwelt. Nur als Leonilla erſchien, trat er aus ſeiner Gleichgiltigkeit heraus und wurde der feurigſte ihrer Bewunderer. Sie war für ihn herablaſſend genug, ſich bewundern zu laſſen, ohne den mindeſten Wert auf ſeine Huldigung durchblicken zu laſſen. Ihre ganze Teilnahme ſchien ſich auf Rüdiger zu beſchränken.

„Aber Rüdiger, Du ſiehſt ganz krank aus!“ rief ſie ihm entgegen, als er zum erſtenmal ſie beſuchte. „Schau' ihn an und ſprich, Edwin: ſieht er nicht blaß und angegriffen aus?“

„Ja, blaß und angegriffen,“ ſagte Edwin wie ein ſchwaches Echo.

„Ich befinde mich aber ganz vortrefflich,“ verſicherte Rüdiger lächelnd: „die Arbeit iſt meine Freude, alſo gönnt ſie mir.“

„Mit Maß, Rüdiger, mit Maß! wir wollen auch etwas von Dir haben,“ ſagte Leonilla lebhaft: „Du darfſt nicht das friſche Leben Deines Geiſtes an die tote Leinwand heften.“

„Warum nicht, wenn ich ihr dadurch Leben einhauche? — Das iſt ja eben der Beruf der Kunſt. Sie ſoll Ideale verſinnlichen.“

„Beſter Rüdiger, welch' Ideal kannſt Du denn durch Deinen kleinen Judenjungen verſinnlichen!“

„Ja, durch Deinen kleinen Judenjungen,“ ſetzte Edwin hinzu, dem dieſes Wort aufgefallen war.

„Das Ideal einer reinen Seele! ſie lauſcht auf Gottes Einſprechung und das verklärt den Menſchen,“ verſetzte Rüdiger.

„O, nur keine Myſtik! ſie erinnert allzu ſehr an Mythe!“ rief Leonilla.

„Wie der Traum an eine Wahrheit — ja.“

„Nein! ob chriſtliche, ob heidniſche Fabelwelt — das iſt einerlei. Fabel iſt beides. Myſtik wie Mythe.“

„Wer ſagt Dir das?“

„Vernünftiges Nachdenken.“

„Und wer beglaubigt Dir, daß Dein Denken der Vernunft entſpreche?“

„Die Vernunft aller Jahrhunderte.“

„Aber wer gibt dieſer Vernunft den Ausdruck? Wer iſt der Wortführer dieſer Vernunft aller Jahrhunderte?“

„Der Lichtgeiſt, der allzeit in der Menſchheit durch ſeine Organe den Geiſt der Finſternis bekämpft hat.“

„Meinſt Du nicht, daß ein Lichtgeiſt ohne höhere Beglaubigung ein Irrwiſch ſein könne?“

„O ja!“ ſagte ſie abbrechend: „da ich aber von Deinem Offenbarungsglauben nicht ſonderlich viel halte, und da Du bereit biſt mit ihm und für ihn ins Feld zu rücken, ſo habe ich keine Luſt ſeinetwegen zu disputieren . . . und ich will Dich lieber fragen, ob mein Porträt fertig und ähnlich iſt.“

„Fertig und ähnlich in der Vollkommenheit, wie eine große Kunſt ſie leiſtet.“

„Herrlich! das freut mich!“ rief ſie und klatſchte vergnügt in die Hände: „Nicht wahr, Edwin, zuerſt kommt es auf die Kunſtausſtellung, um den Ruhm der Signora — wie heißt ſie doch? — zu begründen und dann wird es ſich im roten Salon zu Waldenhauſen ganz vortrefflich ausnehmen."

„Ja, im roten Salon," ſagte Edwin.

„Und bis dahin hängen wir es hier auf, obgleich die Beleuchtung ſehr unvorteilhaft iſt. Nicht wahr, Edwin?"

„Ja, ja, ja: ich muß jetzt Domino ſpielen," verſetzte er eilfertig und ging in ſein Zimmer.

„Er iſt recht glücklich!" ſagte Leonilla, als er fort war.

„Glücklich! mit einem verſchleierten Bewußtſein!" rief Rüdiger.

„Ja, denn er iſt zufrieden . . . und das iſt mehr, als Du von Dir ſagen kannſt und ich von mir."

Und immer wieder und wieder fühlte Rüdiger das tiefe Mitleid mit Leonilla, deſſen er ſich nicht erwehren konnte, ſeitdem er in ihre troſt- und glaubensloſe Seele geſchaut hatte. Immer wieder und wieder fragte er ſich heimlich, ob ſie denn nicht — und wie ſie wohl zu retten ſein könne — und ob das nicht etwa ſeine Aufgabe ſei, jetzt gerade, da Leonilla ihn freundlicher behandelte und ihn nicht mehr ſo kindiſch zu finden ſchien, als im vergangenen Jahre. Sie feſſelte ſeine Gedanken. Daß es vom Kopf zum Herzen nicht ſo gar weit ſei, bedachte er nicht.

Wer mit grenzenloſer Verwunderung eine gewiſſe Sympathie Leonilla's für Rüdiger wahrnahm, das war Graf Theoderich von Teutleben. Wie war es dieſer Frau möglich, den kleinen, obſcuren, in ſein Atelier vergrabenen Rüdiger von Euben nur zu bemerken, wenn er, der glänzende, der beſiegende Theoderich ihr huldigte! . . . Rätſelhaft! unerklärlich! . . . Vielleicht eine kleine Komödie? — Er ließ ſich nicht irre machen und fort und fort, bei jeder Veranlaſſung, traf ſie ihn und den Ausdruck ſeiner Bewunderung. Und ſo folgte er denn auch Leonilla's Aufforderung, mit ihr und Edwin Rüdiger's Atelier zu beſuchen, als dieſer erklärt hatte, ſein Gemälde ſei fertig.

„Nur bitte ich kein Urteil von mir zu verlangen, gnädige Frau, denn ich verſtehe gar wenig von der edlen Malerkunſt," ſagte Theoderich.

„Ich auch," antwortete Leonilla, „aber wir können doch ſagen, ob es uns gefällt."

„Ja, das können wir!" bekräftigte Edwin.

Sie gingen in Rüdigers Atelier in der Wohnung ſeiner Eltern. Als Leonilla eintrat, ſah ſie ſich um und ſagte:

„Hier alſo biſt Du mit Deinen Phantaſiegebilden zu Hauſe? . . . Es ſieht aber ganz friedlich bei Dir aus . . . keine Spur von genialer Unordnung."

„Nein, keine Unordnung! das iſt ſchön von Dir, Rüdiger,“ ſagte Edwin, der eine pedantiſche Ordnung in ſeinem Zimmer liebte und jeden Stuhl zurecht rückte, wenn er um einen halben Zoll anders ſtand, als er eigentlich ſtehen ſollte.

Rüdiger öffnete die Türe zu ſeinem Atelier und die Eintretenden ſtanden dem Gemälde gegenüber.

Der Knabe Samuel iſt ſchon zweimal durch die Stimme des Herrn aus dem Schlaf geweckt worden. Schon zweimal iſt er vom Lager aufgeſprungen, zum Hohenprieſter geeilt und hat nach deſſen Befehl gefragt. Schon zweimal hat der Hoheprieſter geantwortet, nicht er habe Samuel gerufen. Als zum dritten Mal die Stimme des Herrn ihn weckt, ſteht Samuel wieder auf, aber er fällt auf die Knie und ſagt: „Sprich, o Herr, dein Diener hört.“ Und ſo kniet er da, lauſchend, atemlos, in Ehrfurcht ſtaunend, doch in kindlicher Unſchuld ruhig, ſo recht das Bild, wie die reine Seele die Einſprechung Gottes aufnimmt: in heiligem Frieden. Ein Lichtglanz in der Höhe bezeichnet die Stelle, woher die Stimme kommt und beleuchtet zugleich den Samuel.

„Ein betendes Kind iſt immer ein rührender Anblick,“ ſagte nach einer Weile Graf Theoderich.

„Ja,“ ſagte Leonilla, „aber was iſt der Gegenſtand Deines Gemäldes, Rüdiger? ich habe es vergeſſen.“

Rüdiger gab es an.

„Es ſcheint mir eine Unvollkommenheit — vergib, daß ich es offen ſage, beſter Rüdiger! — daß man Dein Gemälde nur dann verſteht, wenn es erklärt wird," ſagte Leonilla trocken.

„Du haſt ganz Recht," verſetzte er ruhig.

„Und ich fürchte, es findet aus dieſem Grunde wenig Beifall auf der Ausſtellung," fuhr ſie fort.

„Auf der Ausſtellung?" fragte Rüdiger erſtaunt: „daran denke ich gar nicht. Ich bin Dilettant und habe mit der großen Kunſtwelt nichts zu ſchaffen. Durch die Bilder eines Malers ſieht man in ſein Herz. Meinſt Du, ich hätte dazu Luſt?"

„Warum nicht, wenn die Geheimniſſe Deines Herzens ſo unſchuldig ſind wie dies Gemälde," warf ſie hin.

„Und wäre es nicht unterhaltend und auch anregend," fragte Theoderich, „die verſchiedenen Urteile des Publikums zu vernehmen. Man ſpricht freilich über Gemälde. Man iſt aber gar nicht daran gewöhnt, eine Herzensergießung des Malers in ihnen zu ſehen."

„Nicht?" ſagte Rüdiger: „Wenn ich ein Bild vor mir habe, welches chriſtliche Ideen durch einen in Gift und Galle getauchten Pinſel darſtellt — iſt das keine Herzensergießung? — Oder ich ſehe ein frivoles Bild, gemalt mit den frappanteſten Farben, die darauf berechnet ſind, den Gegenſtand ins ſchärfſte Licht zu ſtellen und das Auge des Beklopfte — wie er eintrat. Ja, dann war ſie ſelig! ſie hatte die Gewißheit ihn zu ſehen, ſie ſah ihn! — Aber damit hörte auch eigentlich das Glück auf: die reine Freude ging über in eine zitternde, beklommene, fiebernde.

An einem trüben Novembertag, als es um fünf Uhr ſchon dunkelte, kam Leonor und fand Cornelie nicht in ihrem Zimmer. Das befremdete ihn; ſie pflegte ſtets ihn zu erwarten. Er harrte fünf Minuten — dann klopfte er an die Thür ihres Schlafzimmers; keine Antwort. Er ging zu ſeiner Schweſter; Cornelie war nicht da.

„Sie geht mitunter Nachmittags ſpazieren, ſagte Dorothee, und wird ſich verſpätet haben.“

„Ja, Nachmittags! ſagte Leonor beängſtigt; aber es iſt Abend!“

Er ging in den Garten; ſie war nicht da. Auf die Straße — ſie war nicht zu ſehen. Er wollte ihr nachgehen — aber wohin? ſie ſuchen — aber wo? Er kehrte ins Gärtchen zurück und lief umher wol eine halbe Stunde. Er wußte gar nicht was er denken ſollte, d'rum verfiel er auf Unſinn. Wieder ging er zu ſeiner Schweſter und bat ſie ihn zu rufen wenn die Gräfin heimgekehrt ſei; er ſei im Garten. Als er ſich umkehrte, ſtand Cornelie in Hut und Shawl hinter ihm und ſagte:

ſchauers anzulocken — iſt das keine Herzensergießung?“

„Vergeſſen Sie nicht, daß — wie man zu ſagen pflegt — die Kunſt nach Brot geht. Die Mode, die geiſtige Strömung der Zeit, die Sorge für eine Familie — das alles hat Einfluß auf die Schöpfungen des Künſtlers. Er malt eine Venus und möchte vielleicht lieber eine Madonna malen.“

„Nun, das wäre eine indirekte, eine umgekehrte Herzensergießung,“ entgegnete Rüdiger lachend.

„Wo haſt Du das Original dieſes ſchönen Köpfchens geſehen?“ fragte Leonilla.

„In einer Kirche.“

„Iſt es möglich? . . . Aber doch nicht mit dieſem Ausdruck?“

„Ungefähr ſo.“

„Künſtler idealiſieren immer,“ ſagte Theoderich.

„Ja, wenn der Gegenſtand es verdient,“ verſetzte Leonilla abbrechend und fügte hinzu: „Tritt heraus aus der Sphäre der Kinderwelt, Rüdiger . . . dann wirſt Du ohne Zweifel Tüchtiges, Schönes leiſten . . . aber Du mußt freier werden und Deinen gebundenen Flügeln einen höheren Schwung geſtatten.“

„Erlauben Sie mir, Graf Euben, dieſelbe Bitte auszuſprechen,“ ſagte Theoderich: „gehen Sie aus der Region des Gefühls in die des Gedankens über und Ihr Talent wird einen rieſigen Fortſchritt machen.“

„Ich habe alſo bei Ihnen beiden mit meinem Knaben Samuel Fiasko gemacht,“ ſagte Rüdiger lachend, „und er iſt gefallen, der Arme! nicht wahr, Edwin.“

„Er iſt gefallen vom Himmel herunter,“ antwortete Edwin, der während der ganzen Zeit vor dem Gemälde ſaß und es betrachtete.

„Edwin gibt ein Kunſturteil ab! das iſt neu und ſehr ſchmeichelhaft für Dich, Rüdiger,“ ſagte Leonilla.

„Das iſt der Zauber, der in der Kunſt liegt und dem ſich niemand ganz entziehen kann,“ ſetzte Graf Theoderich verbindlich hinzu.

Aber Rüdiger beachtete es nicht und drückte nur Edwins Hand. — —

Rüdiger hatte das Original ſeines kleinen Samuel nicht wieder geſehen, weder in irgend einer Kirche noch bei der Malerin, die er zuweilen in Leonilla's Auftrag beſuchte und ſie immer allein und bei ihren Arbeiten fand, eine ernſte, ſorgen- und kummervolle Frau. Jetzt plötzlich erhielt Leonilla ein Billet von ihr mit der Anzeige, das Gemälde ſei abzuholen und der Preis dafür bei dem Bankier X. einzuzahlen. Beides geſchah und dadurch erfuhr man, daß die Signora Espérance Sisania abgereiſt ſei. Für Leonilla war dieſe Nachricht höchſt gleichgiltig, denn ſie hatte ihr Bild und es war wunderſchön, nur ſo viel idealiſiert, wie jedes Bildnis es ſein muß, weil die Bewegung und Beweglichkeit des Lebens einen Reiz gibt, den Farben und Pinſel unmöglich geben können, und der durch einen andern Reiz erſetzt werden muß. Leonilla war ungemein zufrieden. Ihr ſchöner Kopf ſprechend ähnlich; die Stellung zur Harfe ſo anmutig, ſo natürlich wie möglich; die Hände aufs feinſte vollendet. Abgeſehen vom ſchönen Bildnis, war es auch ein ſchönes Bild. Alle Welt bewunderte es. Dieſer nannte es Desdemona.

„Aber ohne Othello,“ ſagte Leonilla ſcherzend.

Jener nannte es Corinna.

„Nur nicht auf dem Wege zum Kapitol,“ ſetzte ſie hinzu.

„Es iſt eben Leonilla,“ ſagte Rüdiger.

„Und was ſagen Sie, Graf Teutleben?“ fragte ſie.

„Ich ſchweige,“ erwiderte dieſer mit einem Anflug von Verſtimmung.

Sie bemerkte es; aber ſie veränderte nicht ihr Benehmen, weder gegen ihn, noch gegen Rüdiger. Rüdiger war ungleich intereſſanter mit ſeinem feinen edlen Antlitz und dem ernſten, aber doch ſo lebhaften Ausdruck ſeiner dunkeln Augen. Im großen Kreiſe mochte Teutlebens glänzende Erſcheinung ihn verdunkeln; im kleinen Kreiſe war das ſehr zweifelhaft, und Teutleben ſchien es mit Verwunderung zu fühlen.

„Wie unerträglich ſind die Männer, die ſich für unwiderſtehlich halten! ich faſſe es nicht, wie eine Frau ſich für einen ſolchen intereſſieren kann,“ ſagte Leonilla einmal zu Rüdiger.

„Wohl Dir!“ entgegnete er; „aber es iſt nun einmal ſo: um zu beſiegen muß man ſiegesgewiß ſein.“ — —

Im Januar kam nach alter Gewohnheit Graf Euben in die Reſidenz und Philiberte erſchien in der großen Geſellſchaft. Im vorigen Winter hatte man ſie nur im Salon ihrer Mutter geſehen. Jetzt war ſie achtzehn Jahre alt, in friſcher Jugendblüte, mit muntern Augen, einem ſchelmiſchen Lächeln und mit dem Ausdruck heitern Frohſinns in ihrer ganzen Erſcheinung. Dabei war ſie etwas eitel und unbeſonnen. Sie hatte große Freude an Bällen und Feſten, an ſchönen Toiletten — an allem, was der Wirbelwind der großen Geſellſchaft herbeiführt; und ſie äußerte es unbefangen. Man fand ſie reizend.

Graf Theoderich hatte noch nie daran gedacht, ſich zu vermählen. Er gehörte zu den Männern, welche die Welt verwöhnt und verdirbt, und welche dann wiederum beitragen ſie zu verderben. Die Ehe war ihm bisher als ein unbequemes, langweiliges Joch erſchienen. Man wußte, daß er lebhafte Neigungen geweckt und gefühlt habe. Vielleicht fand man ihn flatterhaft; doch im ganzen war ſein Ruf gut. Jetzt, nach dem Tode des Vaters hieß es, er werde den Staatsdienſt verlaſſen, was ungefähr gleichbedeutend damit war: er werde ſich vermählen. Und in der Tat! nachdem er Philiberte kennen gelernt hatte, ſchien die Ehe in den Kreis der Möglichkeiten für ihn zu treten. Philiberte nahm anfangs arglos ſeine Huldigung an; ſie war jung genug, um ſich ganz unbefangen unterhalten zu wollen, ohne an heiraten zu denken. Sehr bald aber fühlte ſie ſich geſchmeichelt durch ſeine Aufmerkſamkeit und verbarg es ihm nicht. Gräfin Euben war keineswegs damit einverſtanden. Sie warnte Philiberte. Sie ſagte:

„Nimm Dich in acht, Philiberte! Graf Teutleben ſpricht gern mit Dir, weil Du munter und fröhlich und ein Neuling in der Welt biſt. Das unterhält ihn. Ernſte Abſichten hat er nicht, und Du würdeſt gewaltig irren, wenn Du ſolche bei ihm vorausſetzen wollteſt."

„Vorausſetzen will ich das nicht, beſte Mama, allein es könnte doch kommen," entgegnete unverzagt Philiberte.

„Es wäre kein Glück für Dich! Graf Teutleben gehört zu den freien Denkern, nämlich zu Leuten, die nicht nur weder Glauben noch Religion haben, ſondern, die ſogar etwas darauf ſich zu gut tun."

„Ach, Mama, man kann ſehr gut ſein, ohne alle Tage in die Meſſe zu gehen. Schau' Leonilla! welch' muſterhaftes Leben führt ſie, ohne beſonders viel auf Religion zu geben. Und Männer tun das überhaupt nicht ſo viel — wenigſtens nicht die jungen Männer.“

„Darum gibt es auch recht viel unglückliche Ehen, Philiberte, und es wäre mir ein bitterer Kummer, wenn Du leichtſinnig eine ſolche eingehen wollteſt.“

Aber Philiberte lieh der Gräfin nur ein halbes Ohr und das ganze — dem Grafen Teutleben.

„Wie findeſt Du den Grafen?“ fragte ſie Leonilla.

„Nicht übel,“ entgegnete dieſe kühl, denn ſie war im Innerſten des Herzens verletzt, daß ein Mann, wie Teutleben, neben ihr die kleine Philiberte bemerken könne — ein ganz hübſches Perſönchen, aber doch ſternenweit unter einer Leonilla.

„Nicht übel!“ wiederholte Philiberte lachend: „das Wort paßt gar nicht auf einen ſo eminenten Mann.“

„Eminent? . . . weil er ſich ein wenig in Dich verliebt hat, nicht wahr?“

„Nicht deshalb!“ verſetzte Philiberte errötend: „aber nenne mir jemand, den Du höher ſtellſt.“

„Nun, zum Beiſpiel Rüdiger.“

„Rüdiger? unſer Rüdiger? . . . Nein, Leonilla, das glaube ich Dir nicht.“

„Halte das, wie Du willſt! Rüdiger iſt an Geiſt und Gemüt viel reicher begabt, und nur ſeine große Zurückhaltung bewirkt, daß er in der Geſellſchaft nicht ſo glänzt, wie er es könnte, wenn er ſich einige Mühe geben würde. Überdies iſt er auch viel ſchöner. Welch' ein edler Kopf! — Bei Graf Teutleben iſt alles blendend — edel nicht.“

„Ich wußte bisher gar nichts von Deiner Begeiſterung für meinen Bruder, den Du wie ein halbes Kind zu behandeln pflegteſt,“ ſagte Philiberte mit einem Anflug von Spott.

„Man bleibt nicht immer ein Kind,“ antwortete Leonilla; — „Rüdiger hat ſich im Laufe des Winters mir angeſchloſſen, und dadurch bin ich imſtande, ihn richtiger zu beurteilen, als früher.“

Allerdings hatte ſich Rüdiger ihr angeſchloſſen, ohne ſich klare Rechenſchaft zu geben, was ſie ſo anziehend mache. Mitleid mit ihrer Lage, ihrer Erziehung, mit ihren Mängeln, welche ſie unglücklich — und mit ihren Vorzügen, welche ſie nicht glücklich machten — tiefes Mitleid war der Anfang einer Empfindung geweſen, die bereits in das lebhafteſte und unbedingte Intereſſe übergegangen war, bevor er bemerkte, daß nicht er, wie er es wünſchte, auf Leonilla — ſondern Leonilla auf ihn den größten Einfluß habe. Und als er es bemerkte, da ſchien es ihm ganz in der Ordnung zu ſein, daß die reichere Natur der ärmeren mitteile. Doch hielt er dabei die Hoffnung feſt, eine Sinnesänderung bezüglich der Religion ſei in ihr nicht unmöglich und mit großer Geduld und Sanftmut könne er in dieſer Beziehung auf ſie wirken. Und doch ſagte ſie ganz gelaſſen:

„Nein, Rüdiger, mit Deinem Chriſtentum mußt Du mich verſchonen. Hat die uralte Weisheit der Prieſter zu Memphis und Heliopolis — haben die Orpheiſchen und Eleuſiſchen Geheimlehren — haben die Weisſagungen im Hain von Dodona ihren Tag gehabt, ihren Einfluß geübt und — verloren: ſo iſt es auch nicht anders mit dem Chriſtentum. Alles hat ſeine Zeit, tritt in die Welt ein, geht vorüber — der Menſch, der Baum, das Religionsſyſtem. Der Menſch ſtirbt, der Baum wird gefällt, das Religionsſyſtem verſchwindet, ſobald der Glaube an dasſelbe geſchwunden iſt — und der Glaube wechſelt, wie jede andere menſchliche Anſicht."

Rüdiger wollte ſich auf die chriſtliche Offenbarung berufen.

„Ich bitte Dich, ſchweige davon," unterbrach ſie ihn: „Als andere Religionen in Blüte ſtanden und ihre heilſame Wirkung auf die Völker übten — da hat man ihre Lehren wahrlich nicht für eine menſchliche Erfindung gehalten, ſondern man hat ſie als eine höhere Eingebung verehrt. Das iſt Menſchenart, Rüdiger. Von Jehova auf dem feurigen Sinai empfing Moſes die Tafeln des Geſetzes und von der Nymphe Egeria in ihrer kühlen Grotte lernte König Numa die Weisheit, die er in ſeinen Geſetzen niederlegte. Von jeher fühlte ſich der Menſchengeiſt als etwas ſo Unvollkommenes, daß er nach höherer Beglaubigung griff."

„Aber nur dem Chriſtentum ſteht ſie zu Gebot," entgegnete Rüdiger. „Nur das Chriſtentum hat Zeugen für ſeinen göttlichen Urſprung, Zeugen, die mit dem Beginne der Menſchheit auftreten und durch alle Jahrhunderte gehen."

„Um das anzunehmen, muß man eben an eine ſpezielle übernatürliche Offenbarung glauben."

„Ja, Leonilla! und um zu glauben, muß man glauben wollen."

„Was würde es mir nützen?"

„Die Gnade und die Kraft der Erlöſung ſtände Dir zu Gebot."

„Die Erlöſung verſtehe ich nicht und verlange ich nicht. Aber es gibt Erlöſer."

Rüdiger ſtarrte ſie an. Leonilla ſah ſo ſchön, ſo traurig und ſo ſtolz aus, daß er dachte: Geldern hat Recht ſie zu nennen Engel Luzifer. Sie fuhr fort:

„Ja, Rüdiger! ein Erlöſer iſt das Glück. Nicht reich ſein, nicht ſchön ſein, nicht dies und das haben, iſt glücklich ſein. Das Glück wäre etwas, das ohne Wechſel und ohne Wandel, in ſtets gleichem Licht und gleichem Maß mein ganzes Weſen ſo erfüllte, daß kein Wunſch irgend einer Art auftauchte. Das wäre Erlöſung.“

„Das iſt Seligkeit, Leonilla — und auf Erden finden wir ſie nicht.“

„Wohlan!“ fuhr ſie fort, „deshalb gibt es noch einen andern Erlöſer, einen ſtarken, einen mächtigen — das iſt der Tod! . . . Der macht ein gründliches Ende mit der Qual des Lebens. Doch wir ſind jung,“ ſetzte ſie abbrechend hinzu: „wir wollen hoffen, daß uns vielleicht dennoch das Glück, wie ich es träume, erlöſen werde.“

Rüdiger wußte zwar, daß das nicht richtig ſei, was Leonilla ſagte und verlangte; allein ſie war ſo ſchön und ſo unglücklich, daß er ihr unmöglich immer widerſprechen konnte. Fand ſie Troſt in dieſem Gedanken — weshalb ihr dieſen Troſt rauben! — So ſtand es mit ſeinem Einfluß auf ſie!

Er malte wieder ein großes Bild. Im Mondlicht ſtand die Druidin im Walde und ſchnitt mit einer goldenen Sichel das Zauberkraut ab, aus welchem der Trank, der die Unſterblichkeit gab, bereitet wurde. Die ſchöne Druidin trug Leonilla's Züge. Das Gemälde war viel ſchöner, viel vollendeter, als das vom Knaben Samuel.

„Du haſt große Fortſchritte gemacht, Rüdiger,“ ſagte Leonilla mit Befriedigung, „fährſt Du ſo fort, ſo bereitet die Druidin für Dich den Trank,

„Da bin ich.“

„Endlich! o endlich! rief Leonor und preßte ſie wie in Verzweiflung an ſein Herz. Ich hab' Dich wieder .... ich wähnte Dich verloren .... fort .... ich weiß nicht was! Siehſt Du, das kann ich nicht aushalten! .... Du mußt da ſein, hier ſein, hier bei mir ſein. — Ich glaub' ich dachte, Cornelie, Du wollteſt mich fliehen. Unſinn! Unſinn! nicht wahr, mein Engel? .... aber ſo ſag' doch, daß das ein ganz unſinniger, toller Gedanke war. Und wie kalt Deine Händchen ſind, Dein liebes Antlitz! ganz feucht Dein Shawl! ſo nebelt es. Finſter iſt's auch — o mein Engel, Du haſt mich halbtodt geängſtigt, das mußt Du nicht wieder thun.“

Ganz überwältigt von dieſem unbezwingbaren Ausbruch von Zärtlichkeit und Glut, Leidenſchaft und Innigkeit, umſchlang Cornelie ihn heftig und ſagte:

„Leonor! .... wir ſind aber doch unglücklich.“

„Jezt nicht! o .... jezt nicht!“ rief er und die Flammen des Kuſſes zogen einen magiſchen Schleier zwiſchen ihnen und der Welt.

Am andern Tage ſah Leonor mit Erſtaunen, faſt mit Schreck Dorothee in der Frühe in ſein Zimmer treten.

„Ich muß mit Dir ſprechen, Leonor, und ganz ungeſtört und unzerſtreut; d'rum komme ich zu Dir, der Unſterblichkeit gibt -- ich meine die Unſterblichkeit, die dem Genie gebührt.“

„Wäre dies Bild deren erſte Stufe, ſo würde ich ſie Dir verdanken; denn Du, Leonilla, haſt mir dies Gemälde in die Seele gegeben,“ erwiderte Rüdiger.

Drittes Kapitel.

Zu Ende des Winters war Philiberte mit Graf Teutleben verlobt. Sie war ſelig und wurde allgemein beneidet, denn Theoderich war ohne Frage die glänzendſte Partie, die ſich im Laufe des Winters geboten hatte. Er war bezaubert von ſeiner reizenden Braut und Graf Euben ungemein zufrieden mit dem Schwiegerſohne. Gräfin Euben minder. Sie warnte Philiberte vor der Gefahr, die aus einer Ehe mit einem ungläubigen Manne entſpringen könne; ſie warnte deshalb auch den Grafen, Theoderichs Abſichten nicht zu begünſtigen. Allein Philiberte ſagte zu ihrem Vater:

„Nicht wahr, die Mama iſt allzu ängſtlich, Papa? Graf Teutleben iſt ja ein ſehr edler Mann, ſehr großmütig. Welche bedeutende Summe hat er für die Überſchwemmten gegeben ... und in unſerem Bazar für das Kinder-Rettungshaus hat er allein faſt meinen ganzen Kram mir abgekauft! . . . und bei einem ſolchen Manne ſoll meine Seele in Gefahr ſein! Glaubſt Du das auch, Papa?“

Graf Euben beſann ſich ein wenig und ſagte dann, um das Vertrauen ſeiner Tochter doch etwas zu rechtfertigen:

„Schau, Philibertchen, für eine hübſche, junge Perſon gibt es überall Gefahren. Sie kann eitel werden, leichtſinnig werden, gefallſüchtig werden, flatterhaft werden, verſchwenderiſch werden, vergnügungsſüchtig werden; — aber dies alles kann ſie werden mit dem einen wie mit dem andern Mann, vermählt und unvermählt. Sie muß acht auf ſich haben; das iſt für jede Frau ohne Ausnahme die Hauptſache. Sollte Graf Teutleben nicht ſo fromm ſein, wie Deine Mutter es wünſcht, ſo wirſt Du ohne Zweifel dieſen Mangel erſetzen, da die Mama Dich und Lydia ſehr fromm erzogen hat.“

„Ich bin lange nicht ſo fromm wie Lydia, und wie die Mama es wünſcht,“ ſagte Philiberte.

„Nun, ich denke, Graf Teutleben wird mit Deiner Doſis Frömmigkeit ganz zufrieden ſein und ich denke, daß Ihr beide ganz gut für einander paßt,“ ſagte der Graf beruhigend und beruhigt.

Leonilla konnte Theoderichs Wahl gar nicht faſſen. In ihrer nächſten Nähe feſſelte ihn ein junges Mädchen, das ſoeben in die Welt trat — feſſelte ihn, den Weltmann. Hätte er aus London oder Paris die Braut geholt — nun, das wäre zu begreifen geweſen: aber aus Oberau! aber aus Leonilla's engſtem Familienkreiſe! aber eine Philiberte, ein kleines Mädchen, ganz hübſch freilich und naſeweis genug. Das war unbegreiflich! Sie ſagte zu Rüdiger, indem ſie unmutig ihren blonden Lockenkopf ſchüttelte:

„Begreifſt Du dieſe Leidenſchaft Theoderichs für Philiberte?“

„Eine Leidenſchaft iſt gewöhnlich allen Menſchen unbegreiflich, ausgenommen Dem, der ſie einflößt und Dem, der ſie fühlt. Ja, zuweilen auch dieſen beiden,“ entgegnete er.

„Aber Rüdiger, denkſt Du ſo ſcharf über die Leidenſchaft nach!“ rief ſie und ſah ihm tief in die Augen. „Wie iſt denn das gekommen? Sprich!“

Sie ſetzte ſich gemütlich zurecht, wie um einer Erzählung zuzuhören.

„Es iſt gekommen . . . ſeitdem ich ſie fühle,“ entgegnete er beklommen.

„Und wird ſie verſtanden?“ fragte ſie nachdenklich.

„Das frage ich Dich!“ ſagte er leiſe.

„Ich bin ja damit beſchäftigt, Theoderichs Leidenſchaft für Philiberte zu enträtſeln und ſoll mich jetzt in gleicher Weiſe mit der Deinen beſchäftigen! Nein, Rüdiger! Du verlangſt zu viel!“ rief ſie lachend.

„Ich verlange nichts . . . ich wünſche nur?“

„Ah . . . Du überſetzeſt den Petrarca von der Liebe „che molto brame, ma nulla chiede."

„Und Du den Dante, der jede Hoffnung unterſagt."

„Du irrſt, Rüdiger! Dante iſt immer zu hoch für mich geweſen," antwortete Leonilla immer lachend, ſetzte aber plötzlich ernſt hinzu: „Es iſt eine gefährliche Sache von der Leidenſchaft zu reden, mögen ſie uns ſelbſt oder andere betreffen. Sie hat eine ſo feurige Atmoſphäre, daß die Flamme uns ergreift, ehe wir uns deſſen verſehen — und ich habe nicht Luſt, Theoderichs wegen, von deſſen Leidenſchaft für Philiberte wir ausgingen, mich zu verbrennen. Komm' her, ich zeige Dir die Schmuckſachen, die Edwin und ich zum Hochzeitsgeſchenk Deiner Schweſter beſtimmen." — —

Die Vermählung fand im Frühling in Oberau ſtatt und Graf Teutleben machte mit ſeiner Frau eine Hochzeitsreiſe durch halb Europa.

Leonilla ſagte zum Doktor:

„Ich meine, daß die Luft der Pyrenäen ſehr heilſam für den Baron ſein müſſe. Sie meinen es auch, nicht wahr?"

„Gebirgsluft iſt immer nervenſtärkend, gnädige Baronin."

„Die Schweiz iſt mir odiös wegen des unerträglichen Tumultes der Reiſenden. Die Pyrenäen ſind bei weitem nicht ſo überlaufen und ſind freilich auch nicht ſo elegant; — aber wunderſchön ſind ſie und wir werden dort drei Monate zubringen. Machen Sie ſich reiſefertig, Herr Doktor. In der nächſten Woche geht es fort — nach welchem Badeort, das mögen Sie beſtimmen.“

„St. Sauveur und Barèges haben eine etwas rauhe Lage und einförmige Umgebung. Tourbonnes und Bagnères de Bigorre liegen ſehr lieblich.“

„Gut! ſo wählen wir das letztere,“ entſchied ſie.

Sie fuhr mit Edwin nach Oberau, um ſich zu verabſchieden. Rüdiger war noch bei ſeinen Eltern.

„Was fängſt denn Du, Rüdiger, mit Deinem Sommer an? wo machſt Du Naturſtudien?“ fragte Leonilla.

„Ich dachte, nach Schottland zu gehen,“ antwortete er.

„O nur nicht nach Schottland!“ rief ſie. „Da mußt Du Deine Studien unter dem Regenſchirm machen. Das Reich des Malers iſt die Farbe und durch Farben muß er wirken. Schottland iſt grau. Der Himmel, die Berge, die Seen, das Moor- und Haideland — grau! grau! Dazwiſchen freilich etwas Wald und die unermeßlichen Parks, die Großbritanniens Stolz und Schönheit ſind. Die ſind grün. Aber das monotone Grün iſt mit nichten erheiternd, um ſo weniger, als die Sonne fehlt mit ihrem Wechſel von Licht und Schatten.

Ich war vor Jahren mit meiner Mutter in Schottland; ſie wurde dort melancholiſch geſtimmt und nur meine Jugend bewahrte mich vor demſelben Schickſale."

„Aber das Hochland," wendete Gräfin Euben ein, „das romantiſche Hochland."

„Unter beſtändigen Regenſtrömen hört aller Sinn für Romantik auf, liebe Tante. Ich will nicht behaupten, daß Schottland gar keine Naturſchönheit beſitze, aber mir ſcheint, daß der Dichter ſie beſſer genießen müſſe, als der Maler, weil ſie der Phantaſie einen ungleich größeren Spielraum bietet, als dem Auge. Nein, Rüdiger! Schottland bietet Dir kein Intereſſe. Begleite uns in das ſonnige Land der Pyrenäen, wo Rebenhügel den Fuß der Gletſcher umgrenzen und wilde Waſſerfälle des Hochgebirges in Kaſtanienwälder hineinbrauſen: Nicht wahr, Edwin, wenn Rüdiger mit uns ginge — das wäre ſchön."

„Das wäre ſchön," wiederholte Edwin.

„So gehe doch mit, Rüdiger," ſagte Graf Euben: „hätte ich mich nicht an den Gebrauch von Karlsbad gewöhnt, ſo ginge ich auch nach Bagnères de Bigorre."

„Ich ſtimme für Schottland, Rüdiger," ſagte die Gräfin.

Man kannte ihre Art und niemand beachtete den Widerſpruch. Als Leonilla fort war, nahm ſie Rüdigers Arm, ging mit ihm in den Park und bat ihn inſtändig, nach Schottland zu gehen, oder wohin er wolle — nur nicht in die Pyrenäen.

„Ich habe während des ganzen Winters mit wahrer Herzensangſt beobachtet, wie Du von Tag zu Tage mehr in Leonilla's Zauberkreis gerieteſt. Ich hoffte, der Sommer würde Dich von ihr trennen . . . nur in der Entfernung von ihr iſt Heil für Dich . . . das iſt meine feſte Überzeugung.“

Rüdiger fühlte ſich im Herzen getroffen, verſicherte jedoch hoch und teuer, von einer Gefahr könne für ihn nicht die Rede ſein, wenngleich er Leonilla intereſſanter finde, als irgend eine Frau.

„Das iſt es ja eben!“ ſagte die Gräfin. „Man bemerkt die Gefahr erſt dann, wenn es zu ſpät iſt. Leonilla intereſſiert Dich über die Maßen; das zieht Dich zu ihr hin . . . und plötzlich wird Dein armes Herz in Flammen ſtehen und Dich elend machen. Deshalb beſchwöre ich Dich, Rüdiger, gehe nach Schottland, gehe nach Norwegen, gehe nach Island — aber nicht nach Bagnères.“

„Beſte Mama,“ verſetzte Rüdiger empfindlich, „Deine ungerechtfertigten Befürchtungen ſind kränkend . . . für mich ſowohl als für Leonilla.“

„Nein!“ erwiderte ſie beſtimmt: „ſie ſind ganz in der Ordnung und gründen ſich auf allgemeine Erfahrung, von der ich zu Deinen Gunſten keine Ausnahme machen kann. Und was Leonilla betrifft, ſo will ich nicht ungerecht ſein; aber ich bleibe dabei, daß ſie keine Frau iſt, die auf andere einen günſtigen Einfluß hat. Philiberte hat nicht in der Bildung ihres Charakters gewonnen, ſeitdem Leonilla in unſeren Familienkreis eingetreten iſt, und früher hatteſt Du ſelbſt inſtinktmäßig vor Leonilla eine gewiſſe Scheu“ . . . —

„Ja, wegen ihrer Überlegenheit.“

„Nein, mein Sohn! ihre Überlegenheit hätte Dich ſchüchtern machen können, aber nicht ſcheu. Du hatteſt eine gewiſſe Furcht vor ihr, wie vor einem Weſen, das Unheil bringt. Klar war Dir das nicht“ . . . —

„Gewiß nicht!“ fiel Rüdiger ein: „doch erlaube mir, zu erwidern, daß auch Du in dieſem Punkt nicht ganz klar biſt, denn Du warſt von Anfang an gegen Leonilla eingenommen, während ich doch nur die Schüchternheit oder — wenn Du willſt — die Scheu vor ihr hatte, die ein junger Mann von einundzwanzig Jahren gegenüber einer ſehr ſchönen, ſehr weltgewandten und ſehr liebenswürdigen Frau nicht ſelten empfindet.“

„Nein, mein Sohn, das war es nicht! Du trateſt vor Leonilla zurück, wie vor einem Weſen, dem man keinen guten Einfluß zutraut. Entſinnſt Du Dich nicht, daß Du ſie Schlangenkönigin nannteſt?“

„Liebe Mama, erinnere mich doch nicht an ein Wort, das man hinwirft, ohne es zu überlegen und für welches ich im Stillen ſchon hundertmal Leonilla um Vergebung bat.“

„Du biſt jetzt zur Genüge gewarnt, Rüdiger,“ ſagte die Gräfin ſeufzend, „und ich bin daran gewöhnt, in meiner Familie eine zweite Caſſandra zu ſein, alles vorauszuſehen, was Unheil bringt und keinen Glauben zu finden.“

Rüdiger beteuerte ſeiner Mutter, er ſei ihr unausſprechlich dankbar für ihre ſorgende Liebe, allein es drohe ihm keine Gefahr, in den Pyrenäen ſo wenig, als in Schottland — und ſie möge ſich vollſtändig über dieſen Punkt beruhigen.

Selbſtverſtändlich wurde die Mutter keineswegs durch dieſe Verſicherungen beruhigt. In Rüdiger aber ſtand der Entſchluß feſt, wenn nicht gerade nach Bagnères, ſo doch in die Pyrenäen zu gehen — teils weil Leonilla's Anſicht maßgebend für ihn war und hauptſächlich, weil er lieber bei ihr, als fern von ihr war. Er geriet ſchon auf die krummen Wege, die zum Verbotenen führen, als er am nächſten Tage dem Vater ſeinen Entſchluß mitteilte und ganz liſtig hinzuſetzte:

„Die Mama fürchtet, es könnte etwas anſtößig ſein, wenn ich mit Edwin und Leonilla reiſen würde. Findeſt Du das auch?“

„Deine Mutter iſt eine vortreffliche Frau,“ rief Graf Euben in größter Ungeduld, „aber mit ihren Befürchtungen iſt ſie über die Maßen unerträglich. Man muß doch dem Menſchen ſeine Freihub ſie an. Dort .... haſt Du nie Zeit und Ruhe für mich und ich hab' Dir doch Wichtiges zu ſagen."

Er ſah ſie in höchſter Spannung an, er dachte nur an irgend eine Botſchaft von Cornelien.

„Du mußt fort, Leonor! ſprach Dorothee weiter; ich hab' Dir's prophezeiet, daß Dir die Liebe allzu mächtig werden würde — und wenn mich das auch grämt, ſo iſt es doch nichts gegen meinen Gram .... um ſie."

„Wenn Du die Gräfin meinſt, entgegnete Leonor freundlich beſchwichtigend, ſo haſt Du mir auch prophezeiet, daß ſie mich wegſchicken würde, wenn ich ihr läſtig fiele, meine Dorel. Alſo ſei doch ganz ruhig."

„Weil ſie es nicht thut — darum bin ich unruhig, o Leonor! namenlos unruhig. Du kommſt mir vor wie ihr böſer Dämon .... wie ein unheilbringender Geiſt für dieſe himmliſche Seele, in dieſem edlen Leben. Erſt bewerkſtelligſt Du den Umſturz ihrer Verhältniſſe in denen ſie glücklich war, reißeſt barbariſch den Vorhang weg der ihr die Wahrheit verhüllte, ſchleuderſt ſie in die Fremde, in die Ferne, in die Abgeſchiedenheit — und als ſie nun allein und einſam iſt — kommſt Du, ſchmeichelſt Dich in ihr Herz, liebſt ſie und weißt ſie zur Geheit gönnen, wenn er ſie nie mißbraucht hat! . . . Du biſt ein vernünftiger Menſch, die arme Leonilla iſt die Tugend ſelbſt — gehe alſo getroſt in die Pyrenäen, wenn ſie Dich mehr intereſſieren, als das ſchottiſche Hochland. Vielleicht kannſt Du einen Ausflug nach Spanien damit verbinden.“

Rüdiger fühlte ſich durch dieſe Entſcheidung ſeines Vaters, die er vorausſehen konnte, in ſeinem Gewiſſen beruhigt und er ritt ſogleich nach Waldenhauſen, um ſeinen Entſchluß anzuzeigen, der große Freude verbreitete. Leonilla freute ſich ihres kleinen Sieges, Edwin freute ſich in ſeiner Weiſe mit Leonilla und der Doktor freute ſich ſehr, weil er ſich mit Rüdiger gut unterhielt und weil er wußte, daß Edwin ſeinen Vetter gern hatte.

Rüdiger reiſte aber nicht ſogleich mit Edwin und Leonilla ab. Er ging nach der Reſidenz zurück, um einen Wunſch ſeiner Mutter zu erfüllen, die eine große Verehrerin der Photographie war und die ihres Sohnes Gemälde in einem ihrer zahlloſen Photographie-Albums zu beſitzen wünſchte; — aber nicht das ganze Gemälde, ſondern nur die Druidin und den Knaben Samuel als einzelne Figur; denn der Lichteffekt auf dieſem Bilde, und Wald und Mondſchein auf jenem, lagen außerhalb photographiſcher Leiſtung.

Als Rüdiger die Treppe zum Atelier des Photographen hinaufſtieg, kam herunter ihm entgegen die Malerin. Er grüßte ſie und fragte:

„Sind Sie wieder hier?“

„Seit einigen Tagen,“ antwortete ſie eilig und ging raſch vorüber.

Eine jugendliche Geſtalt folgte ihr auf dem Fuße nach. Aber der Schleier und das Halbdunkel auf der Treppe ließen Rüdiger nicht erkennen, ob es Adriane ſei. Wäre ſie es aber auch geweſen — ſie trat in Schatten neben Leonilla's Glanz.

Viertes Kapitel.

Im Oktober kehrten Edwin und Leonilla zurück, gaben große Jagden in Waldenhauſen und gingen Ende November in die Reſidenz; — beide unverändert: er — ſtumpf, wie immer, ſie — glänzend, wie immer. Etwas ſpäter, weil er ſich in Paris aufhielt, traf Rüdiger ein. Er aber war ſehr verändert. Er war wie der Nachtfalter, der ſo lange das Licht umſchwärmt, bis er ſich an der Flamme die Flügel verſengt und nun wund, matt und gelähmt, ſein verſtümmeltes Daſein mühſam friſtet. Er hatte in ſeiner Leidenſchaft für Leonilla das Glück ſeines Lebens finden wollen und er fand ſtatt deſſen die bitterſte Enttäuſchung; denn er wollte ſich mit ſeiner Liebe für die Ewigkeit einrichten und Leonilla wollte mit der Liebe tändeln und ſie als willkommenen Zeitvertreib behandeln, als einen erheiternden Reiz im Leben, der aber ſeiner Natur nach nicht von Dauer ſein kann, da alles Schöne ſchnell verſchwindet. So lange Rüdiger nicht unter ihrer

Botmäßigkeit ſtand, ſondern ſich derſelben widerſetzte, hatte Leonilla ihn äußerſt intereſſant gefunden und es ihm nicht verhehlt; doch von dem Augenblicke an, wo er beſiegt zu ihren Füßen lag, änderte ſich das; ſie fand ihn ſchwerfällig und langweilig, und hatte ſie früher ſeine Richtung eine ideale genannt, ſo erſchien ihr dieſelbe jetzt nur phantaſtiſch und träumeriſch.

„Wach' auf und lebe wie der Menſch lebt,“ ſagte ſie und ſchüttelte ſeinen Arm. „Er iſt eine Ephemere, die nur während eines kurzen Sommertages lebt. Freue Dich alſo, wenn dieſer Tag Sonne hat und blicke nicht über ihn hinaus. Freue Dich, daß Du einen Sommertag hatteſt, auch nachdem er untergegangen iſt.“

„Ein Glück, das untergeht, eine Liebe, die mir entſchwindet, können mich nicht freuen,“ entgegnete er: „der Stempel des wahren Glückes, das heißt der wahren Liebe — iſt ihre Dauer.“

„O, Du Tor!“ rief ſie: „nichts dauert hienieden und alles iſt ſo vergänglich, wie der Menſch ſelbſt es iſt. Freut Dich etwa nicht die Roſe, obſchon ſie verblüht! Weshalb denn, o Du Tor, ſoll die Liebe Dich nicht beglücken, obſchon ſie mit der Roſe verblüht?“

„Weil mein Herz etwas Höheres begehrt, als mein Auge.“

„Da haſt Du unrecht, Rüdiger! man ſpricht von unſeren fünf Sinnen. Ich behaupte, unſer ſechſter Sinn ſei das Herz; — und demgemäß müſſen wir es behandeln und nicht ſo viel Umſtände und ſo viele große Worte damit machen. Es iſt in Wirklichkeit ja doch nur ein affröſer Fleiſchklumpen."

„Leonilla, Du biſt entſetzlich!" rief er.

„O, gar nicht!" erwiderte ſie lachend, „ich muß Dich nur etwas nüchtern ſtimmen."

„Nüchtern!" wiederholte er: „nüchtern . . . Meinſt Du nüchtern ſei Irion geworden, als er ſtatt der Götterkönigin eine Wolke im Arm hielt! nüchtern! — Nein, Leonilla, das haben die alten Griechen beſſer verſtanden. Er fiel in troſtloſe Verzweiflung. Dies drückt das Rad aus, woran er gefeſſelt iſt, welches ſich ewig mit ihm dreht. Die edelſte Empfindung des Menſchen iſt die Liebe. Sie iſt die Königin aller anderen Empfindungen, weil ſie alle beherrſcht. Stolz, Ehrgeiz, Ruhmſucht — alles, was uns zum kräftigen Handeln treibt, alles tritt zurück und macht ihr Platz, wenn ſie in die Menſchenbruſt einzieht. Stellt es ſich aber heraus, daß dieſe Königin ein Schattenbild iſt: ſo bleibt dem Getäuſchten nichts übrig, als die tiefſte Troſtloſigkeit, weil dies Nebelbild mit vernichtendem oder vergifteten Anhauch alles zugrunde gerichtet hat, was früher dem Leben die Richtung, die Energie und das Ziel gab. Das iſt keine Ernüchterung, Leonilla, ſondern Vernichtung."

„Seltſamer Schwärmer!“ verſetzte ſie mitleidig. „Sei getroſt, Rüdiger! in einigen Jahren wirſt Du mir Dank wiſſen, daß ich Dich enttäuſchte. Sonſt würdeſt Du Dich immer tiefer in Deine Schwärmereien verſenken und aus einer Täuſchung in die andere geraten. Jetzt biſt Du gewarnt.“

„Zu ſpät!“ ſeufzte er.

Das Meer der Leidenſchaft wogte hoch auf in ſeiner Bruſt und die Wellen ſchlugen über ſeinem Haupte zuſammen und in die Tiefe verſank alles, was ihm bis dahin das Teuerſte geweſen war: ſein Glaube und ſeine Liebe zur Kunſt. Er ließ es ſinken. Er war nicht fähig, etwas anderes in ſeinem Herzen feſtzuhalten, als dieſe Frau, die ihn betörte, ohne ihn zu lieben. Zeitweiſe empfand er es.

„Ich könnte Dich haſſen, Leonilla,“ ſagte er.

„Das wäre ſehr verkehrt,“ antwortete ſie gelaſſen: „wohin kämen wir, wenn ich ſo unbeſonnen wäre wie Du?“

„Unbeſonnen!“ rief er bitter.

„Ja, das iſt eine milde Bezeichnung für die Ausbrüche Deiner Leidenſchaft.“

Als der Aufenthalt in den Pyrenäen zu Ende ging, ſagte Leonilla:

„Jetzt, da wir heimkehren, muß ich Dich ernſtlich bitten, daß Du Dich einer ganz notwendigen Selbſtbeherrſchung befleißigſt. In der Heimat ſind tauſend Augen auf mich gerichtet und auf Dich. Wollteſt Du fortfahren, Dich ſo unbeſonnen zu benehmen, wie bisher, ſo würdeſt Du mich über alle Maßen kompromittieren und meinem Rufe ſchaden. Das tut kein Mann von Ehre."

„Bin ich ſo weit herab gekommen, daß Du es nötig findeſt, mich daran zu erinnern," rief er.

„Nicht herab gekommen, Rüdinger," antwortete ſie lächelnd, „ſondern hinauf gekommen zum Gipfel der Leidenſchaft, wo man die Beſonnenheit, die Umſicht, verliert. Deshalb mache ich Dich auf Dein Verhalten für die Zukunft aufmerkſam und bitte Dich, Deine Reiſe zu verlängern. Geh' nach Paris, Rüdiger, ſtudiere in der herrlichen Gemäldeſammlung des Louvre, unterhalte Dich, vergiß mich . . . und dann kehre zurück mit wiedergewonnenem Gleichgewicht."

„Wer trägt die Schuld, daß ich es verlor?" brauſte er auf.

„O, nur keine Vorwürfe, Rüdiger! ich hatte Mitleid mit Dir. Hätte ich Deine Leidenſchaft gekannt, ſo würde ich Dich nicht aufgefordert haben, mit uns zu reiſen."

„Haſt Du meine unſelige Leidenſchaft nicht geahnt, Leonilla?"

„Du fragſt zu viel, Rüdiger. Eines iſt gewiß: ich will nicht Deinetwegen meinen guten Ruf auf's Spiel ſetzen und deshalb iſt es ganz notwendig, daß wir uns hier trennen. Wir gehen nach Waldenhauſen und Du machſt noch irgend eine Reiſe.“

Das geſchah. Rüdiger ging nach Andaluſien, um in Sevilla die Meiſterwerke Murillo's kennen zu lernen. Ja, wenn ich arbeiten könnte — — den Murillo möchte ich kopieren, ſprach er zu ſich ſelbſt: aber das Herz zittert und folglich iſt der Blick nicht klar und die Hand nicht feſt.

Eines Tages ſaß er da und verlor ſich in die Viſion des heil. Felix von Cantalizio. Da weckte ihn eine bekannte Frauenſtimme aus ſeinem Hinbrüten. Er ſchaute auf und rief überraſcht:

„Begegnen wir uns ſchon wieder, Signora!“

„Mein unſtetes Leben führt mich dahin, wo ich Arbeit finde,“ erwiderte die Malerin: „ein Kunſthändler in London hat mich beauftragt, die Gemälde vom heil. Felix und vom heil. Joſeph zu kopieren und ich tue es mit Freuden.“

Sie ließ ihre Staffelei und ihren Malerapparat vor dem Bilde des heil. Joſeph aufſtellen, während Rüdiger ſagte:

„Ein merkwürdiges Bild! ganz abweichend vom hergebrachten Typus des heil. Joſeph.“

„Ja,“ ſagte die Malerin lächelnd, „von Typus in der Form und vom Konventionellen in Gedanken weiß Murillo nichts; auch nichts von ſogenannter klaſſiſcher Schönheit. Er malte ſeine Ideale — und zwar ſo, wie ſie das Genie eines Spaniers auffaßt und geſtaltet.“

„Das iſt ſehr intereſſant," erwidert Rüdiger: „doch für uns andere, die wir uns mehr nach einer Schule als nach Eingebung des Genius bilden — für uns iſt es fremdartig."

„Nein, nein!" rief die Malerin lebhaft, und in ihrem von Arbeit müden Auge blitzten lichte Funken auf: „Nein, Graf Euben, nicht fremdartig! Machen Sie ſich nur Murillo's Auffaſſung der typiſchen gegenüber recht klar. Die letztere iſt ſo: Ein alter, graubärtiger, kahlköpfiger Mann mit geneigtem Haupte und kummervoller Miene hält das Kind auf dem Arm wie eine beſorgte Wärterin und ſieht unausſprechlich gedrückt durch die Aufgabe aus, die ihm zuteil geworden iſt. Ganz anders Murillo. Schauen Sie her, Graf. Steht dieſem Manne in der vollen Kraft des Lebens die Entſagung nicht viel ſchöner, als dem gebeugten Greiſe? Schauen Sie, wie er ſo feſt und ruhig daſteht in ſeinem ſchlichten, braunen Kleide! wie klar iſt der Ausdruck in ſeinem ſchönen, gebräunten Antlitz! wie ernſt und tief blickt ſein dunkles Auge über die Gegenwart hinweg in eine Zukunft, die nicht für ihn, aber verhängnisſchwer für das Kind iſt, das neben ihm auf einer gebrochenen Säule ſtehend, von ſeinem Arm gehalten wird. Hier nimmt ein Mann das Leben des Opfers an; dort ein Greis: Was iſt ſchöner?"

„Das Opfer des Mannes."

„Sie ſollten einige Zeit den Murillo ſtudieren und kopieren, Graf Euben. Es würde Ihr Talent ſehr fördern, ſehr entwickeln und Ihnen großen Genuß verſchaffen.“

„Iſt Ihre Tochter hier, Signora?“ fragte Rüdiger plötzlich.

„Meine Tochter?“ fragte ſie zurück und ſah ihn verwundert an: „was wiſſen Sie von meiner Tochter?“

„Ich ſah Sie einige Mal mit einem jungen Mädchen,“ verſetzte er ganz verlegen.

„Ach ſo! ja, ſie iſt in London in einer Erziehungsanſtalt,“ entgegnete die Malerin.

Wäre ſie in Sevilla geweſen, ſo wäre vielleicht Rüdigers früheres Intereſſe für Adriane wach geworden; aber ein Kind in einer Erziehungsanſtalt hatte keinen Zauber für ihn. Die Leidenſchaft für Leonilla war wie der vernichtende Wind der Wüſte über ihn gekommen und hatte jede andere Empfindung wie begraben in Staub. Er ſah wohl das Schöne in der Kunſt, in der Natur; aber er wußte kaum, daß es ſchön ſei. Es weckte kein edles Gefühl, keinen begeiſternden Gedanken in ſeiner verſandeten Seele auf. Die Sonne ſcheine noch ſo ſtrahlend — die Wüſte bleibt abgeſtorben, tot.

Er ſah zuweilen der Malerin zu, wie ſie vor dem St. Joſephsbilde ſaß und ganz in ihre Arbeit verſunken war.

genliebe zu bewegen — und das iſt für beide Theile ein gleich großes Elend.“

„Sollte man nicht meinen ich ſei ein Erzböſewicht, der jahrelang geſchickt und ſchlau das Verderben einer Frau berechnet und herbeigeführt hat! — Gute Dorothee, ich habe die Gräfin nie geſehen ohne eine herzpochende Anbetung für ſie zu empfinden; dennoch zauderte ich nicht ihr weh zu thun als Dein Intereſſe es begehrte; und wenn ich jezt, unwiderſtehlich von ihr beherrſcht, mein Herz und mein Leben ihr widme — wenn ich für die Liebestäuſchung die ihr durch meine Handlungsweiſe entſchwunden iſt, eine wahre und tiefe Liebe ihr darbringe — wie kannſt Du das dämoniſch nennen und unheimlich finden? Das Geſchick hat mich mit ihr zuſammengeführt, höchſt einfach, höchſt natürlich, es hat die Fäden unſrer Exiſtenz ſich mehrfach durchkreuzen laſſen, es läßt ſie durch Liebe entwirren — iſt das nicht ſchön? — Ich habe mich nie an die Gräfin gedrängt .... ich begreife Deine Vorwürfe nicht.“

„Wolan, ich will Dir keine machen — wenn Du abreiſeſt! — Thuſt Du es nicht — ſo ſage ich der Gräfin .... daß Du verlobt biſt.“

„Dann ſagſt Du eine Lüge! rief Leonor heftig; ich bin nicht verlobt; ich gebe mit Freuden die Erb-

„Wie beneide ich Sie um Ihre Fähigkeit allzeit geſammelt zu ſein," ſagte er einmal.

„Übung!" erwiderte ſie.

„Naturgabe!" rief er: „ein unruhiges Herz bringt das nicht zuſtande."

„Ich bitte, Herr Graf, wo iſt ein Menſchenherz, das nicht unruhig wäre!"

„Wir träumen doch alle von Ruhe, Signora."

„Und am meiſten dann, wenn unſer Herz vor Qual zerſpringen möchte. Dann aber tritt die Pflicht oder ein Umſtand, eine Notwendigkeit an uns heran und gebietet uns der Qual nicht zu achten, zu lächeln, wenn wir weinen möchten, zu ſcherzen, wenn wir wehklagen möchten, gelaſſen zu erſcheinen, wenn Nattern das Herz zernagen — und ſo gewöhnt man ſich allmählich daran, eine gewiſſe Sammlung zu erlangen, die für uns anderen, die wir von unſerer Arbeit leben müſſen, allerdings notwendiger iſt, als für einen Dilettanten, wie Graf Rüdiger von Euben."

„O!" rief er ſchmerzlich, „dieſem Rüdiger wäre ſie nicht minder notwendig als Ihnen."

„Bitten Sie Gott darum. Er hilft . . . aber erſt . . . zu ſeiner Zeit."

„Und bis ſie kommt, kann ich zugrunde gehen," entgegnete er finſter.

„Ja," verſetzte ſie ruhig, „unſere Seele ſchwebt beſtändig in Todesgefahr." — —

Er verließ Sevilla, die ſonnige Stadt. Der ſtille Guadalquivir trug ihn hinab nach Cadix, das ſich wie ein blendend weißer Schwan aus dem funkelnden Glanz des Meeres erhebt. Wohin konnte nicht dieſes Meer ihn tragen? Nach Afrika, nach Paläſtina, nach Amerika; auch nach Schottland — wohin er ja urſprünglich reiſen wollte. Er hatte die Wahl. Allein der Kompaß ſeines Herzens fragte nicht nach Norden oder Süden, nach Weſten oder Oſten; — er wies nur nach der Heimat hin. Rüdiger irrte noch eine Zeit lang umher, ruhelos, teilnahmlos, troſtlos — und endlich erſchien er wieder in der Reſidenz.

Leonilla empfing ihn wenig gnädig. Er war ihr läſtig, langweilig, und die Flamme ſeines Herzens, welche ſie ſelbſt genährt hatte, kam ihr jetzt höchſt ungelegen. Sie beſchloß, ihn zu heilen, indem ſie ihm die größte Gleichgültigkeit bewies.

Graf und Gräfin Teutleben hatten bereits ihr Haus eingerichtet und eröffnet, als Leonilla nach der Reſidenz kam. Philiberte war ſehr heiter und zufrieden, eine glückliche junge Frau, wie es deren eine Menge im erſten Jahre der Ehe gibt. Theoderich war immer derſelbe ſchöne blaſierte Mann und von einer Herzensneigung für Philiberte war nicht viel zu bemerken. Leonilla nahm ſogleich wieder ihr altes freundſchaftliches Verhältnis mit Philiberte auf und beide Frauen waren unzertrennlich. Leonilla war bis dahin wenig huldvoll für Theoderich geweſen; jetzt, als Philibertens Gatte, behandelte ſie ihn mit der unbefangenen Vertraulichkeit, die man einem Familienmitgliede beweiſt.

Als Rüdiger zurückkam bemerkte er dies mit Unwillen und überhäufte Leonilla mit Vorwürfen, weil ſie einen Fremdling in der Familie — wie er ihn nannte — mit dieſer ganz unverdienten Freundlichkeit behandele. Sie war empört und ſagte eiſig:

„Die Beurteilung von Theoderichs Stellung in der Familie und meines Benehmens ihm gegenüber ſteht — ſoweit es mich betrifft — auch nur mir zu. Du biſt der Vetter meines Mannes, Theoderich iſt der Mann meiner Couſine; das bleibt ſich gleich. Iſt aber einer von Euch oder überhaupt irgend jemand mir vorzugsweiſe ſympathiſch, ſo behandele ich ihn demgemäß. Dieſe Freiheit werde ich mir nicht verkümmern laſſen. Ich habe ja nichts in dieſem elenden Leben, als ein winziges Bruchſtück von Freiheit. Wie es mir beliebt, ſo und nur ſo, will ich ſie genießen.“

Leonilla hatte mit eiſerner Entſchiedenheit geſprochen. Rüdiger antwortete zitternd vor unterdrückter Bewegung:

„Und auf dieſe Weiſe gehſt Du in Dein Verderben.“

„Verderben? . . . was nennſt Du ſo?“

„Du nimmſt die Schuld auf Dich, nicht nur Dich ſelbſt — ſondern auch andere elend zu machen.“

„Bis jetzt habe ich wahrlich weder das eine noch das andere getan! Mir iſt mein Leben zugewieſen worden, und habe ich in deſſen Verhältniſſen nicht die Möglichkeit — nicht den Stoff gefunden um glücklich zu ſein, ſo iſt das nicht meine Schuld. Etwas Glück oder mindeſtens Hoffnung auf Glück, will der Menſch haben, bedarf er ſeiner Natur nach. Muß er das aufgeben, ſo geht er zugrunde, ſo ſtirbt er — vielleicht nicht dem Leibe nach . . . aber er ſtirbt, denn er muß ſterben, wenn die Sehnſucht nach Glück, dieſe Achſe ſeines Lebens, in Splitter gegangen iſt. Es iſt ſehr leicht möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß ein ſolches tragiſches Schickſal auch auf andere denſelben Einfluß übt; aber was iſt denn anderes zu erwarten von der Tragödie des Menſchenlebens, als daß es tragiſch zu Ende gehe?“

Leonilla hatte im Tone tiefſter Überzeugung geſprochen, ihre Stimme war gedämpft durch ein Gemiſch von Schwermut und Leidenſchaft, die mit einander um die Oberhand zu kämpfen ſchienen; der Glanz ihrer ſtrahlenden Augen war gedämpft durch ihre geſenkten Augenlider, ſie ſah ſo ſchön aus in dieſem ungewohnten Anhauch von Melancholie, daß Rüdiger unter ihren Zauber zurückſank, jeden Tadel aufgab, allen Groll fahren ließ und ganz hingeriſſen ausrief:

„Sei es ſo, Leonilla! gehe es tragiſch zu Ende ... aber Blitze von Glückſeligkeit durchleuchten jede Tragödie.“

„Ja, das meine auch ich und ich will eben meine Freiheit anwenden, um das zu ſuchen.“

Während dieſes Geſprächs ſaß ſie wie gewöhnlich vor dem Kamin und durchwühlte die Kohlen mit dem Feuerſtocher.

„Du verdirbſt Deinen zarten Teint, Leonilla!“ ſagte die eben eintretende Philiberte: „mit dieſer Schönheit muß man vorſichtig umgehen, ſonſt hält ſie nicht mit uns aus.“

„Dieſer Sorge biſt Du mit Deinem brünetten Teint überhoben,“ verſetzte Leonilla.

Sie waren intime Freundinnen, aber kleine Pfeile flogen doch zuweilen hin und her.

Rüdiger verſchwand bei dem Eintritt ſeiner Schweſter. Philiberte ſetzte ſich zu Leonilla, jedoch ſo, daß ſie dem Kamin den Rücken wendete — und plauderte von dem Tun und Treiben in der Geſellſchaft.

„Ich finde es hier recht kleinſtädtiſch,“ ſagte endlich Leonilla: „wäre Edwin nicht Edwin, ſo würde ich gern den Winter in irgend einer Weltſtadt zubringen.“

„Aber Edwin legt der Erfüllung dieſes Wunſches gewiß nichts in den Weg,“ verſetzte haſtig

Philiberte, die es nicht ungern geſehen hätte, ihren erſten Winter als Gräfin von Teutleben fern von Leonilla zubringen zu können, weil ſie ein gewiſſes Gefühl von Leonilla's Übergewicht noch nicht ganz in ſich überwunden hatte. Leonilla war ihr früher als Ideal der intereſſanten, eleganten und brillanten Frau erſchienen; in deren Glanz hatte ſie ſich geſonnt, nach deren Muſter ſich gebildet. Das innige Verhältnis, das zwiſchen der Meiſterin und der Schülerin beſtand, hatte dem jungen Mädchen ſehr gefallen und ſehr geſchmeichelt. Nunmehr aber, da Philiberte mit großem Selbſtbewußtſein ihre Selbſtändigkeit angetreten hatte, war ihr Verhältnis zu Leonilla ein anderes und ſie hatten ſich beide noch nicht darin zurecht gefunden. Sie waren ſelbſtverſtändlich Freundinnen: die Verwandtſchaft und das frühere Verhältnis brachten es mit ſich; doch in der Tiefe ihres Herzens fand die eine dies Freundſchaftsband ein Joch, während die andere gewünſcht hätte, dies Joch lieber zu erſchweren, als zu erleichtern.

Theoderichs Liebesrauſch für Philiberte war bereits verflogen. Indeſſen war er doch damit zufrieden, gerade ſie zur Gräfin Teutleben gemacht zu haben. Heiraten mußte er doch einmal und ſie war eine ſo reizende Erſcheinung, daß ſie überall Aufſehen machte. Das gefiel ihm. Überdies ſtand ſie noch auf jener Stufe, wo die junge Frau aus dem Gemahl ihr Idol macht — und das gefiel ihm noch beſſer. Er war immer derſelbe elegante Mann, rauchte die feinſte Zigarre, ritt das edelſte Pferd, hatte den beſten Koch, trug den neueſten Anzug, war keineswegs unwiſſend oder ungebildet, hatte aber die Marotte, ſo zu tun, als ſei Bildung und Wiſſenſchaft etwas, das tief unter den Füßen eines Mannes liege, der ſich zur Höhe eines Freidenkers und zur Würde eines Elegants emporgeſchwungen hatte. Als er ein Jahr zuvor in der Geſellſchaft erſchien, hatte Leoniſſa ihn ganz richtig beurteilt, weil ſie weder für ihn noch gegen ihn eingenommen war. Rüdiger feſſelte damals ihr ganzes Intereſſe. Dieſer junge Mann, mit der ſonnigen Stirn und dem tiefen Auge, der ſich von der Welt mit einer gewiſſen Scheu fern hielt, der ſo innig ſeine Kunſt liebte, daß ſie ihn zu befriedigen ſchien und der, wenn er die Unvollkommenheit und die Leere des Lebens empfand, in ſeinem Glauben ſich über ſie erhob: dieſer junge Mann war bei weitem intereſſanter als Theoderich — und demgemäß behandelte ſie dieſen und jenen. Jetzt war aber der Stand der Dinge ganz anders. Auf Rüdigers ſonniger Stirn lagen finſtere Wolken, ſeines Auges klare Tiefe war verdüſtert, gleichgültig war ihm ſeine Kunſt — und was war ihm ſein Glaube? — — Der Orkan der Leidenſchaft war über Rüdiger gekommen und hatte eine innere Verwüſtung herbeigeführt. Und als er ſo weit war, ſagte Leonilla ruhig: „Du biſt nicht mehr der alte Rüdiger“ — und wendete ſich ab von dem Läſtigen, auf deſſen Lippen ein beſtändiger Vorwurf zu ſchweben ſchien. In dem Maße, als ſein trauriger Stern unterging, erhob ſich Theoderichs Stern vor Leonilla. Sie wollte die Frage ergründen, wie es ihm möglich geweſen ſei, neben einer Leonilla dieſe kleine Philiberte zu bemerken. Sollte es Rache geweſen ſein, weil Leonilla ihn nicht beachtet hatte? Er ſollte ihr Rede ſtehen. — —

Zu einer Vermählungsfeier in der Geſellſchaft wollte man in lebenden Bildern Perſonen darſtellen, deren Liebe durch die Dichtkunſt erfunden und unſterblich gemacht iſt. Shakeſpeare, Arioſt, Taſſo, die ſpaniſche Romanze, die deutſche Heldenſage — alles wurde durchblättert, um Ideale der Liebe aufzuſpüren, welche ein junges Brautpaar als Schutzgeiſter durchs Leben geleiten ſollten. Romeo und Julia, Ruggiero und Bradamante, Tancred und Clorinde, der Cid und Ximene, Siegfried und Chriemhilde waren unter den Hauptfiguren. Man wünſchte, daß Leonilla die Bradamante und Rüdiger von Euben den Ruggiero übernehmen möchten; doch ſie erklärte ganz weitläufig, man müſſe Rückſicht nehmen auf das Äußere der Darſteller und ſie könne mit ihrem blonden Haar unmöglich für eine Italienerin, eine Bradamante gelten; die Chriemhilde falle ihr ganz von ſelbſt zu. Theoderich hatte erklärt, er werde keinen Teil nehmen. Die Liebhaberei in möglichſt fremdartiger Tracht zu erſcheinen, ſei eine Eigentümlichkeit der Damen, die man ihnen überlaſſen müſſe.

„Als Romeo hätteſt Du einen ſehr einfachen Anzug haben können,“ ſagte Philiberte, welche die Julia darſtellte.

Theoderich lachte hell auf und rief:

„Ich und Romeo! beſtes Kind, für einen Romeo bin ich mindeſtens zehn Jahre zu alt. Man muß blutjung ſein, um aus Liebe und für die Liebe zu ſterben. Der Jugend glückt ſehr viel — alſo auch das . . . zuweilen. Mir aber, ob in Romeo's Tracht, ob ohne dieſelbe, mir traut kein Menſch dergleichen zu — und man muß den Leuten doch einige Illuſion laſſen. Überdies wäre es lächerlich, wenn Mann und Frau ein ſchwärmeriſches Liebespaar darſtellen wollten. Mit dem kleinen Marquis de Fleuranges als Deinen Romeo wirſt Du Dich ſehr gut machen.“

„Obſchon auch ich wahrlich nicht auf den Einfall kommen würde, aus Liebe und für die Liebe zu ſterben,“ antwortete Philiberte in gereiztem Tone.

„Das hoffe ich von Dir,“ verſetzte Theoderich mit Gleichmut.

„Mit Ihrer Figur, welche eines alten Recken nicht unwürdig iſt, Theoderich, wären Sie als Siegfried ganz auf Ihrem Platz,“ ſagte Leonilla.

„Aber Baron Kaller iſt ja ſchon zum Siegfried ernannt!“ rief Philiberte.

„Ich weiß! ich weiß!“ ſagte Leonilla: „er wird ſich aber gar nicht gut neben ſeiner Chriemhilde ausnehmen, denn er iſt kaum ſo groß wie ich.“

„Was die Liebe betrifft, ſind die Frauen immer größer als die Männer,“ ſagte Theoderich.

„Hier iſt aber nicht die Rede von großer Liebe, ſondern von einer langen Geſtalt!“ rief Leonilla lachend, „und ich bleibe dabei, daß Sie ſich als Siegfried ganz vortrefflich ausnehmen und alle anderen Männer überragen würden. Meinſt Du nicht, Philiberte?“

„Ja, ganz gewiß!“ rief Philiberte, in deren Herzen die Bewunderung Theoderichs den Sieg davon trug über ihr Mißtrauen gegen Leonilla.

„O Gott, Theoderich! was biſt Du für ein blaſierter Menſch!“ ſeufzte Graf Euben: „Wenn zwei ſchöne Damen lebhaft wünſchen würden, ich möge einen Schornſteinfeger machen, ſo täte ich es auf der Stelle.“

„Aber Papa, der Kaller iſt ja ſchon zum Siegfried ernannt,“ wendete Theoderich ein.

„Setze ihm das Piſtol auf die Bruſt und fordere ihm den Siegfried ab . . . oder das Leben.“

„Lieber Onkel!“ rief Leonilla, „Du biſt ein Epigone von der Tafelrunde des Königs Artus ſchaft des Onkels auf. Ich bleibe hier, ein Wirkungskreis kann mir nicht fehlen da mir die erforderlichen Kenntniſſe überreichlich zu Gebot ſtehen. Graf Sambach iſt nicht unſterblich — oder Scheidung iſt möglich — oder was ich liebe kann in Liebe mein werden — genug: mein Glück iſt hier, und mein Herz dazu. — Ich weiß von keiner Verlobten."

„Du willſt die Erbſchaft aufgeben! rief Dorothee ſchmerzlich; Du willſt ein armer Mann werden und Dir Dein Brod mühſam verdienen! Du, der Du Dich in dieſen vier Jahren ſo gewöhnt haſt Tauſende zu verſchwenden, als ſeieſt Du der Sohn eines Millionärs, willſt plötzlich aus der Verwöhnung in die Dürftigkeit zurücktreten und nichts haben! nichts! aber gar nichts als was Du Dir erwirbſt! und wie willſt Du denn etwas erwerben? wo iſt Deine Praxis? wo iſt der Wirkungskreis zu dem — davon bin ich überzeugt — Talent und Kenntniſſe Dich befähigen? — Du biſt ein Fremder in dieſem Lande. Als ein Fremder haſt Du einige Menſchen kennen gelernt, haſt ihnen vielleicht gefallen und eine vortheilhafte Meinung von Deiner Bildung und Deinem Verſtande beigebracht. Aber Vertrauen errungen und Deine Tüchtigkeit bewährt haſt Du in keiner Weiſe. Eine Praxis, von der man leben kann, findet man nicht eines Mor-

— immer bereit für den Wunſch einer Dame eine Lanze zu brechen. Allein ich glaube, wir haben ein ſo heroiſches Mittel bei Baron Kaller nicht nötig. Ich muß nur zuvor eines andern Siegfried ſicher ſein."

„Und ich muß zuvor hören, wie ſich Chriemhilde eines ungenehmen Siegfried entledigt, ehe ich mich ihr anvertraue," ſagte Theoderich lachend, „denn ich habe mit nichten Geſinnungen à la König Artus und bin nicht geneigt, mit Freund Kaller eine Lanze zu brechen."

„Ich würde ihm ganz einfach ſagen," erwiderte Leonilla, „Siegfrieds Helm mit Adlerflügeln paſſe nicht für ihn und ich hätte deshalb ganz ſpeziell für ihn ein neues Liebespaar den übrigen beigefügt — nämlich Petrarca und Laura."

„Bravo!" rief Graf Euben.

„Gott bewahre!" rief Gräfin Euben, „das iſt eine Verleumdung Laura's, welche eine ſehr tugendhafte Gattin des Herrn von Sade war und ſich gar nicht um ihren poetiſchen Verehrer bekümmerte."

„Eben deshalb, Mama, wäre es ſehr intereſſant, Vertreter einer platoniſchen Liebe in unſerm Feſtzug zu haben," ſagte Philiberte.

„Man könnte auch Taſſo und Leonore wählen," ſagte Leonilla.

„Kaller irrſinnig im Rauſch der Liebe und der

Poeſie!" rief Theoderich und lachte hell auf: „nein! der Hohn wäre allzu bitter."

„So muß es denn bei Petrarca und Laura bleiben und Kaller wird mit dem Lorbeerkranz um ſeine Stirne ſehr zufrieden ſein — dies alles in der Vorausſetzung, daß Theoderich aus ſeiner Apathie heraustritt und den Siegfried übernimmt," ſagte Leonilla.

„Wenn er nicht will, könnte ja auch Rüdiger den Siegfried übernehmen," verſetzte Philiberte.

„Rüdiger der Kunſtverſtändige," entgegnete Leonilla verbindlich, „wird ſelbſt finden, daß er keine Heldengeſtalt iſt."

„So bleibt es denn im Rat der Götter beſchloſſen, daß ich mir den Helm mit Adlerflügeln aufs Haupt ſetze," ſagte endlich Theoderich.

„Herrlich!" rief Leonilla in die Hände klatſchend: „ich ſchreibe ſogleich ein Billet an Baron Kaller und bitte ihn, zu mir zu kommen. Ganz herrlich!"

Sie ſtand auf und verließ Gräfin Eubens Zimmer, wo dies Geſpräch eines vormittags ſtattgefunden hatte.

„Herrlich!" rief Edwin ihr nach, der wie gewöhnlich ſchweigend zugegen war.

„Weshalb nimmt Rüdiger keinen Anteil an dieſem Feſtſpiel?" fragte die Gräfin.

„Er iſt quaſi menſchenſcheu, Mama," erwiderte

Philiberte: „wahrſcheinlich trägt er ſich mit der Idee zu einem großen Gemälde herum.“

„O, der Phantaſt! . . . der Eisbär!“ ſeufzte Graf Euben.

„Ich könnte mir keinen ſchöneren Taſſo denken,“ ſagte die Gräfin, „obſchon ich als ſeine Mutter dergleichen nicht ſagen darf. Seine Stirn paßt für einen Lorbeerkranz.“

„Aber der Vergleich iſt allzu traurig, beſte Mama,“ ſagte Theoderich, „denn mit all' ſeinem Genie wird Taſſo doch in's Irrenhaus geſperrt.“

„Er iſt ein Narr!“ ſagte Edwin. Wen meinte er? —

„Ganz recht, ein Narr!“ verſicherte der Graf beruhigend. — —

Chriemhilde ſchlug Siegfried in ihre Feſſeln.

Zu Ende des Faſchings erklärte Leonilla, ihre Geſundheit ſei angegriffen; ſie müſſe ein wenig gen Süden ziehen und ſich in weicherer Luft erholen. Zwei Monate in Venedig würden ihr wohl tun. Kaum war ſie mit Edwin in Venedig eingewohnt, kaum hatte ſie geſchrieben, das geſellſchaftliche Leben ſei ſehr angenehm und die Oper ganz vorzüglich, ſo erklärte Theoderich ſeiner Frau, es ſei ihm ganz unmöglich, ein halbes Jahr ununterbrochen in der Reſidenz auszuharren; er kenne Venedig noch gar nicht und er habe bereits dahin geſchrieben, daß man eine behagliche Wohnung für ihn nehmen ſolle. Wäre Leonilla nicht in Venedig geweſen, ſo hätte ſich Philiberte frohlockend auf die Reiſe gemacht. Jetzt tat ſie es nur mit halbem Herzen; ja, ſie ſuchte ſogar Theoderich von ſeinem Vorhaben abzubringen, indem ſie ihm ſagte, ſie ſei in einem Zuſtand, der ihr die Reiſe beſchwerlich mache. Allein Theoderich verſicherte, das weiche Klima von Venedig und die Gondelfahrten in der Lagune würden ihr äußerſt heilſam ſein.

Leonilla empfing Philiberte mit der größten Freundlichkeit und vermied auf jede Weiſe, irgend ein Übergewicht hervortreten zu laſſen. Sie war damit zufrieden der Mond zu ſein, um welchen Theoderich, als treuer Trabant, ſich bewegte, — der wechſelvolle, launenhafte Mond, der eben dadurch, daß man keine Zuverſicht zu ihm faſſen konnte, daß man nie im Klaren über die eigentliche Geſinnung ſein konnte — einen blaſierten Mann wie Theoderich mächtig anzog.

Nach und nach kam die Erkenntnis über Philiberte mit dem heftigen Schmerz der erſten Enttäuſchung. Sie hatte gewähnt, Theoderichs Herz, Theoderichs Liebe zu beſitzen. Das war aber nicht zu vereinigen mit der Art und Weiſe, wie er Leonilla bewunderte, ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Geiſte huldigte und nur Augen und Gedanken für Leonilla hatte. War ſie etwa häßlich, unliebenswürdig, einfältig? — O nein! ſie war es nicht! Andere Männer hatten ihr oft genug das Gegenteil geſagt. Sie konnte dreiſt mit Leonilla in die Schranken treten. Aber ſie tat es in heftiger Aufregung. Sie überhäufte Theoderich mit Vorwürfen, die er ſehr gelaſſen hinnahm, ſehr wenig beantwortete und noch weniger beachtete. Sie geriet mehr und mehr aus aller Faſſung und wendete nun ihren Zorn gegen Leonilla, der ſie vorwarf, Theoderichs Herz erobern zu wollen.

„Darüber tröſte Dich, beſte Philiberte,“ antwortete Leonilla kalt: „ich weiß gar nicht, ob Theoderich ein Herz hat — ich meine ein anderes Herz als dasjenige, was auf der linken Seite unter unſerer Bruſt ſchlägt — und ich bin erſtaunt, daß Du dies ganz kühn annimmſt. Halte es alſo feſt; ich mache es Dir nicht ſtreitig, dies problematiſche Herz.“

„Das ſind leere Worte . . . das ſind Phraſen, denen Dein ganzes Benehmen widerſpricht!“ rief Philiberte erzürnt.

„Aber was ſoll ich denn tun, um Dich zu beruhigen? Soll ich vor Theoderich meine Loge verſchließen, weil er lieber in die Oper geht, als den ganzen Abend neben Deiner Chaiſelongue ſitzt? Soll ich nicht auf dem Lido ein wenig mit ihm umher reiten, weil Du eben jetzt nicht reiten kannſt! — Hierauf beſchränken ſich, wie ich vermute, Deine Anklagen . . . —“

„O nein!“ fiel Philiberte ein, „nicht ſowohl die Sachen ſelbſt, ſondern die Art, wie ſie geſchehen — die iſt darauf berechnet, Theoderich zu Deinen Füßen zu ſehen . . . und das gelingt Dir nur allzu gut."

„Beſte Philiberte! Bei dem unglaublichen Flatterſinn der Männer kommt es ohne Zweifel nicht ſelten vor, daß ein Ehemann anderen Frauen häufiger zu Füßen liegt, als der eigenen Frau. Dagegen gibt es kein Mittel und wenn Du alle Vorzüge einer Heiligen und allen Zauber einer olympiſchen Göttin in Dir vereinigteſt. Dir bleibt nichts zu tun übrig, als zu warten, bis Dein Gatte zu Dir zurückkehrt."

„Du biſt entſetzlich, Leonilla!" rief Philiberte in Verzweiflung: „Du zerſtörſt den Frieden unſerer Ehe. Du raubſt mir das Glück, das ich in Theoderichs Liebe beſaß. Du entſchuldigſt Dich auch gar nicht wegen dieſes Frevels — nein! Du findeſt ihn ganz in der Ordnung, weil jede Rückſicht auf fremdes Wohl Deinem Egoismus fern liegt. Du haſt mit Rüdiger geſpielt, Du ſpielſt mit Theoderich das unterhält Dich, das regt Deine Eitelkeit an, und gehen andere dabei zu Grunde, ſo iſt das für Dich nur ein Reiz mehr."

„Du haſt früher ganz anders über mich geurteilt," verſetzte mit großer Kälte Leonilla.

„Ja! denn ich war unerfahren und durchſchaute nicht Deine furchtbare Selbſtſucht."

„Dieſe Flut von Vorwürfen macht mich ſtumm, gute Philiberte. Wenn Du Dich etwas beruhigt haſt, wollen wir uns verſtändigen," entgegnete Leonilla und überließ Philiberte ihrer Troſtloſigkeit.

Daß dieſe ſich nicht beruhigte und daß überhaupt keine Verſtändigung zwiſchen beiden Frauen möglich war, verſteht ſich von ſelbſt. Theoderich fand Philiberte kindiſch, launenhaft und unerträglich langweilig und ſagte ihr ganz offenherzig:

„Hätte ich geahnt, Du würdeſt verlangen, daß ich keine ſchöne Frau ſchön und keine liebenswürdige Frau liebenswürdig finden dürfe, ſo hätte ich Dich nie geheiratet, denn eine ſolche Tyrannei laſſe ich mir nicht gefallen. Ich bitte, merke Dir eines: es gibt nichts Unerträglicheres auf der weiten Welt, als eine eiferſüchtige Frau."

Philiberte verſtummte vor Zorn und Schmerz. Fortan klagte ſie nicht mehr, verſuchte auch gar nicht, irgend einen Einfluß auf ihren Mann zu gewinnen und überlegte nur in der Stille ihres erbitterten Herzens, wie ſie ſich unter dieſen Umſtänden zu benehmen habe. Der Schluß war, ſo feindſelig wie möglich gegen Leonilla und ſo gleichgiltig wie möglich gegen Theoderich. Sie war nicht vergebens Leonilla's Jüngerin und in deren Schule geweſen. In der Stunde der Prüfung kam es zu Tage.

„Nicht wahr, beſter Doktor, die Luft der Lagune beginnt ungeſund für Edwin zu werden?“ ſagte Leonilla zum Doktor und ſtrahlte ihn mit ihren Sonnenaugen an.

Er war ihr längſt ſo vollkommen unterwürfig und ſo zufrieden in und mit ſeiner Unterwürfigkeit, daß er in dieſem Punkte Edwin übertraf, weil dieſer nicht das Bewußtſein der Zufriedenheit hatte. Der Doktor hatte es. Er ſchrieb zuweilen dem Schloßkaplan und immer dermaßen begeiſtert für die Liebenswürdigkeit und Güte der Baronin und für das Glück, in ihrer Nähe zu weilen, daß der Kaplan ganz bedenklich vor ſich himmurmelte: der Doktor wird doch kein ſolcher Tor ſein, in die Baronin ſich zu verlieben! . . . Ihr Wille, iſt ſein Wille! . . . Ja, noch mehr! Wäre er nicht von kugelförmiger Leibesgeſtalt, ſo würde ich ſagen, daß er in ihrem Willen tanzt, wie die Mücke im Sonnenſtrahl.

Edwin und den Doktor abgerechnet, verließ man in bitterer, ja feindſeliger Stimmung das ſchöne Venedig, dies Bruchſtück großartiger Poeſie in der Völkergeſchichte; das ſchöne melancholiſche Venedig, das trotz ſeines Ruins noch immer den großen Eindruck macht, den große Gedanken zu machen pflegen und aus dem Venedig hervorging: aus dem Geiſte der Freiheit und Unabhängigkeit, der lieber auf den unſicheren Wellen ſeine Heimat ſucht und gründet, als auf der alten Erdſcholle Sklave zu ſein. Theoderich war erbittert gegen Philiberte, die ſich anmaßte, ſeine Handlungen zu kontrolieren. Philiberte war erbittert gegen den flatterhaften Gatten und die treuloſe Freundin Leonilla ihrerſeits war, trotz ihres Triumphes, feindſelig gegen Philiberte geſtimmt; denn das Menſchenherz hat eine merkwürdige Beſchaffenheit: es haßt nicht immer denjenigen, der ihm Unrecht tut; aber immer den, dem es Unrecht tut.

Als Philiberte ihre Schweſter Lydia wiederſah, konnte ſie ſich eines heißen Schmerzes nicht erwehren. Vor zwei Jahren hatte ſie gefunden, daß Lydia eine ganz erbärmliche Heirat mache, da deren Gatte weder intereſſant, noch geiſtreich, noch ſchön, noch reich, ſondern nichts weiter war, als ein braver, rechtſchaffener Mann von feſten Grundſätzen für Glauben und Leben. Jetzt aber ſah ſie ihn mit anderen Augen an, mit Augen, deren Blick nicht mehr auf der Oberfläche haften blieb, und ſie gewahrte eine Pflichttreue für große und kleine Dinge, eine Gewiſſenhaftigkeit, die jedes fremde Recht willig anerkannte, eine bereitwillige Selbſtverleugnung, die lieber dem eigenen Herzen als einem andern wehe tut; — und dies alles begründet und erleuchtet durch ruhige, ſchlichte Frömmigkeit, die dem Lebenskreiſe, in deſſen Mitte er ſtand, eine Würde und eine Zufriedenheit gab, wovon ſie in ihrer Ehe nicht die leiſeſte Spur fand. Lydia kam ſoeben friſch und blühend aus ihrem zweiten Wochenbett, eine liebevolle Gattin, eine zärtliche Mutter, eine ſorgſame Hausfrau, voll guten Willens, alle Pflichten zu erfüllen, mochten ſie leicht oder ſchwer ſein, und keineswegs verlangend, auf einem Sammt-Teppich durch das Leben zu wandeln; während gerade dies die Idee war, an welcher Philiberte hing. Aber was half es ihr, den ſchönen, den gefeierten, den brillanten Theoderich zum Gemahl zu haben, wenn ihr Weg über Dornen ging! Was halfen ihr alle äußeren Glücksgüter, wenn ſie ihr nicht das Glück brachten, welches ſie erſehnte!

Was ſie aber auch empfinden mochte, Philiberte war viel zu ſtolz, um ſich in Klagen zu ergießen. Lydia oder die Mutter hätten ihr antworten können, ſie ſei hinlänglich über Theoderich aufgeklärt und vor ihm gewarnt worden. Und ſo hielt ſie ſorgfältig den Schleier über der Wunde ihres Herzens zuſammen und ſprach von den Winterfreuden in der Reſidenz und von dem Frühlingsaufenthalt in Venedig, als von den angenehmſten Dingen der Welt.

„Das wird ſich ändern, ſobald Du ein Kind haſt,“ ſagte Lydia.

„O nein!“ rief Philiberte, „im Spätjahre habe ich das Wochenbett hinter mir und kann dann nach alter Gewohnheit den Winter verleben. Es wäre mir unerträglich, an die Wiege eines Kindes gefetgens vor ſeiner Thür. Dazu gehören Jahre! — Du aber haſt ſeit Jahren die Praxis verſäumt, und Deine Wiſſenſchaft aus Liebhaberei ſtudirt, wie ein reicher Mann der Du biſt; da koſtet es große Mühe und Anſtrengung um wieder einen Broterwerb aus ihr zu machen. Du wirſt zurückfallen in Deinen früheren Mißmuth, wirſt verſtimmt, bitter, unzufrieden mit Dir ſelbſt und der Welt werden, wirſt Deine Liebe keinen Zauber nennen, ſondern eine Entzauberung, wirſt leiden und Leid verhängen, wirſt Dich in Reue verzehren. Nein, Leonor! ſo wie Du in dieſen vier entſcheidenden Jahren den Zuſchnitt Deines Lebens gemacht haſt — iſt Dein Glück nicht hier, und Du haſt ein Herz welches des Glückes bedarf um nicht zu verzagen. Du biſt wie der Schmetterling für den Sonnenſchein geboren. Es giebt ſolche Naturen .... Unwetter lähmt ſie .... erkenne die Deine, mein geliebter Leonor! Es iſt ja nicht ein Menſch wie der andre beſchaffen, ſo daß Jeder mit Gleichmuth den Wechſel der äußern Schickſale ertragen und ſich darin zurechtfinden könnte; Du vermagſt es gar nicht .... Dir gehen gleich die Wellen über den Kopf. Als ich Dir vor vier Jahren rieth ſparſam zu ſein und Dir aus Deinem glänzenden Einkommen ein kleines Vermögen zu ſammeln um in der Zukunft — die jetzt Gegenwart iſt tet zu ſein! . . . langweilig zum ſterben. Findeſt Du das nicht?“

„Gar nicht! ich bin aber auch nicht an die Wiege gekettet. Ich habe meine häuslichen Geſchäfte, meine Handarbeit, meine Bücher und, wenn Heinrich da iſt, die Unterhaltung mit ihm. Dazwiſchen ein paar ſtille Augenblicke der Sammlung vor Gott in unſerer trauten Hauskapelle. Du ſiehſt, für Langweile habe ich keine Zeit und Heinrich ebenſo wenig.“

„Ihr ſeid genügſame Menſchen.“

„Das ſind wir, Philiberte, und darum ſind wir auch zufrieden; denn nur in der Beſchränkung iſt das Glück zu finden, wie es auf unſerer unvollkommenen Erde möglich iſt.“

„Für mich wäre dieſe Sorte von Glück eine Pein, eine Strafe!“

„Man muß unſer Leben zu Zwei leben, um darin das Glück zu finden. Wäre Dein Mann meinem Manne ähnlich, ſo würdeſt Du anders reden.“

„Nimmer! Ich ſchätze Deinen Mann, aber nicht um die Welt möchte ich ſeine Frau ſein.

„Und ich nicht Theoderichs Frau,“ verſetzte Lydia ſanftmütig: „und ſo beſitzt eine jede von uns den Mann und durch ihn das Glück ihrer Wahl.“

Philiberte ſchwieg. Ja, ſie beſaß den Mann ihrer Wahl; aber wo war das Glück, das ſie geträumt hatte? . . . — —

Gegen Gräfin Euben ſprach ſich Philiberte noch weniger aus, als gegen Lydia, denn die Mutter hatte ſo ernſt vor Theoderich gewarnt und die Mutter wog alles nach dem Maße der Frömmigkeit ab — ein Maß, auf welches Philiberte kein großes Gewicht legte. Theoderich war nicht durch Frömmigkeit zu feſſeln und mußte ſie ſich eingeſtehen, daß ſie ſich durch ihn habe blenden laſſen und daß er ſie aus ihrer Täuſchung geweckt habe: ſo verlangte ſie einen ganz andern Erſatz für dieſe bittere Erfahrung, als die Moralpredigten der Gräfin. Dieſe ſah mit ihrem mütterlichen Auge freilich tiefer in Philibertens Herz, als Lydia; aber was war zu machen bei dieſer kühlen Ehe, wo beide Gatten mit höflicher Gleichgiltigkeit einander behandelten. Sie fand ihren Troſt darin, ſich Caſſandra zu nennen und vor ihrem Mann ihr gepreßtes Herz auszuſchütten.

„Erkennſt Du jetzt das Unheil, das Leonilla über uns gebracht hat,“ brach ſie eines Tages kummervoll aus.

„Nein, beſter Schatz . . . wie ſo?“ fragte der Graf und ſah ſie mit großen Augen an.

„Rüdiger iſt ihr verfallen. Die Leidenſchaft für Leonilla treibt ihn umher, wie einen ruheloſen Geiſt. Er hat die Kraft zum Widerſtand verloren, das Intereſſe für die Kunſt verloren, ſeinen inneren Halt verloren — mit einem Wort: er hat den Glauben verloren! . . . Er iſt der Sklave dieſes koketten Weibes geworden."

„Der Eisbär . . . Leonilla's Sklave, ſollte das möglich ſein!" rief der Graf mit einem Anflug von Zufriedenheit: „Nun, lieber Schatz, dann tröſte Dich! Verlieben mußte ſich Rüdiger doch endlich. Da iſt es beſſer, er verliebt ſich in Leonilla, als in eine Figurantin des Ballets, die ihn zu tollen Ausgaben, zu Verſchwendung, zu Schulden, zur Gewohnheit ſchlechter Geſellſchaft verführt."

„O Wilibald!" rief die Gräfin händeringend, „willſt Du denn ewig auf der Oberfläche Dich bewegen und nie einſehen, daß Du in dieſem Punkte eine ganz verkehrte Anſicht haſt! Von zwei Übeln iſt es das kleinere, wenn ſich Rüdiger in eine Figurantin oder dergleichen verliebt, denn man darf hoffen, daß ein ſolcher Jugendrauſch ſchnell verraucht. Hingegen eine Leonilla kann ihn für's Leben feſſeln, das heißt, Wilibald, für's Leben unglücklich machen, denn nicht ungeſtraft faßt der Menſch eine Leidenſchaft für die Frau eines anderen Mannes . . . und daß mein einziger Sohn dies Unglück hat — es zerreißt mein Herz und ich faſſe nicht Deine unbegreifliche Gleichgiltigkeit . . . um ſo weniger, als Du das Spiel vor Augen haſt, das Leonilla mit Theoderich treibt."

„Nun, Theoderich hat Erfahrung im Verkehr mit Frauen und wird ſich nicht über Hals und Kopf in eine Leidenſchaft ſtürzen, die ihn und Philiberte unglücklich machen würde.“

„Theoderich iſt ſehr eitel und die Eitelkeit geht unberechenbar weit. Vielleicht hofft er, Leonilla zu erobern. Genug, Philiberte iſt nicht glücklich und haßt Leonilla, nachdem ſie leider Gottes von deren Anſichten allzuviel ſich zu eigen machte. So ſteht es mit unſeren Kindern, Wilibald, ſeitdem Leonilla wie ein ſchwarzes feindliches Geſtirn in unſerer Familie Einfluß gewann.“

„Ah bah, Schatz! Du nimmſt die Sache zu ernſt, denn Du haſt Leonilla nie leiden können!“ rief der unverbeſſerliche Graf, drehte ſich auf dem Abſatze um und verſchwand.

Der Winter führt wiederum alle in der Reſidenz zuſammen und die angeknüpften Beziehungen ſpannen ſich weiter und weiter fort, webten neue Fäden in die alten hinein und ſchlangen ſich in einander zum großen Gewirr von Menſchenleben, das man die Welt nennt.

Irrwege.

Erſtes Kapitel.

Das Dampfſchiff ging von Dover nach Calais. Es führte wenig Reiſende hinüber, denn der Winterſturm heulte, die See ging hoch und ſchwarze, graue Wolken hingen finſter vom Himmel auf das finſtere Meer herab, deſſen gallenfarbene Wellen das Dampfſchiff umtobten, ſo daß der Schaum ihrer weißen Kämme wild auf das Verdeck hinauf ſpritzte. In der Damen-Kabine waren nur zwei Damen. In Shawl und Mantel gehüllt, lag die ältere auf dem Sofa. Neben ihr ſaß ein junges Mädchen, hatte den roten iriſchen Plaid über den Kopf geworfen und blickte mit einem ſo lieblichen, friſchen Antlitz daraus hervor, daß es einen Lichtſtrahl auf das ſchauerliche Unbehagen der Situation warf.

„Was ſind wir für Wandervögel," ſagte das junge Mädchen: „Du kommſt aus Spanien nach England und ſogleich geht es weiter nach Deutſchland . . . Wird das fortdauern, immer und immer?"

„So lange, bis für uns halcyoniſche Tage eintreten,“ erwiderte die Mutter.

„Und dann?“

„Dann ziehen wir heim nach Italien, um es nicht mehr zu verlaſſen.“

„Könnten wir nicht jetzt ſchon nach Italien ziehen?“

„Es iſt leichter, im fremden Lande ſein Brot zu verdienen, als in der Heimat.“

„Wie werde ich wohl einſt mein Brot verdienen?“ ſagte das junge Mädchen mit einem Anflug von Schwermut.

„Du ſollſt nicht Dein Brot verdienen! Darauf iſt ja meine ganze Sorge gerichtet, armes Kind. Es iſt ja genug, daß eine von uns die ſchwere Bürde dieſer Sorge trage. An meine Hand knüpfte der barmherzige Gott eine Gabe, die mich dazu befähigte. Ihm ſei Dank! . . . Du aber haſt die Fähigkeit nicht.“

„O, wer hat Gott mehr zu danken, als ich! . . . Ihm und Dir zu danken . . . denn meinetwegen führſt Du Dein Leben voll Mühe und Arbeit!“ rief das junge Mädchen bewegt.

„Nicht bloß Deinetwegen, liebes Kind! ich habe noch andere Verpflichtungen.“

„Und für das alles mußt Du mit Deinem Talent einſtehen, liebſte Mutter, und ich kann Dir nicht helfen! Mein Wille iſt zwar gut, aber mein Talent gering.“

„„Laß das, Adriane," ſagte die Mutter abbrechend: „ich bin ſehr zufrieden, denn ich habe eine ganze Reihe von Aufträgen, ſoll in der Gemäldegallerie der Reſidenz, wo wir vor ein paar Jahren uns aufhielten, einige der ſchönſten Bilder kopieren und nicht mit der Zeit gedrängt ſein, ſo daß ich auch porträtieren kann, wenn es ſich darbietet. Sei getroſt, es wird uns gut gehen."

„Das Beſte dabei iſt, daß ich wieder bei Dir bin," ſagte Adriane zärtlich.

„Gewiß! aber nach Sevilla, in das fremde Land, wo ich ganz unbekannt war und wo ich meine Tage in der Gemäldegallerie zubringen mußte, nach Sevilla konnte ich Dich unmöglich mitnehmen. Da warſt Du beſſer im Inſtitut aufgehoben. Jetzt iſt das überſtanden und wir trennen uns nicht mehr."

Einige Tage ſpäter traf Signora Espérance Sisania mit ihrer Tochter in der Reſidenz ein, nahm wieder eine ſehr beſcheidene Wohnung und widmete ſich den Aufträgen, die ihr gemacht worden waren. Adriane lebte in tiefſter Zurückgezogenheit. Nur zum täglichen Beſuch der heiligen Meſſe und zum allabendlichen Spaziergang ſetzte ſie den Fuß auf die Gaſſe und nie anders, als an der Seite ihrer Mutter. Aber die Einſamkeit drückte ſie nicht. Sie war munter wie ein Vögelchen im Käfig; ſie zeichnete fleißig; ſie ließ ſich

— unabhängig zu ſein: da nannteſt Du meinen Rath ſpießbürgerlich; er war es auch! aber ich erwähne ſeiner nur um Dir zu zeigen, daß ich weit mehr als Du die Wechſelfälle Deiner Zukunft berechne, und da all' meine Dich betreffenden Vorausſichten ſich erfüllt haben, ſo vertraue mir jezt .... ach! nur inſofern, daß Du Dich auf Dich ſelbſt beſinnſt ehe Du einen Schritt thuſt, der von ſo fürchterlicher Wichtigkeit iſt."

Dorothee hatte mit der eindringlichſten Lebhaftigkeit geſprochen, und Leonor im höchſten Grade getroffen durch die Richtigkeit ihrer Anſichten, die ſich auf genaue Kenntniß ſeines Characters gründeten, verſank in trübes nachdenkendes Schweigen. Endlich erwiderte er:

„Du biſt ein redlicher Anwalt der Vernunft, gute Dorothee, aber die Liebe hat den ihren in meinem Herzen. Seit ich dieſe Frau kenne iſt ſie wie ein überirdiſches Weſen, wie eine Gottheit mir entgegen getreten. Für Dich, für mich, zu jeder Zeit, in jeder Beziehung, war ihr Thun und Sein holdſelig, voll Güte, voll ich weiß nicht welcher vollherzigen Seelenwärme und Geiſtesfriſche, von denen ich in dieſem Grad und dieſer Vereinigung kein zweites Beiſpiel kenne. Sie iſt wie die Sonne, ſo warm und ſo licht! — o liebe Dorel, die Frauen ſind von ihrer italieniſchen Dienerin in kleinen häuslichen Arbeiten unterrichten — und wenn ihre Gedanken über ihre vier Wände hinausgingen, ſo war es, um an die Zukunft in ihrer italieniſchen Heimat zu denken, wobei ſie denn immer bei der Frage unſicher wurde, ob ſie in Sorrent oder in Venedig ihr Zelt aufzuſchlagen wünſche. Sie hatte nur ganz dunkle Erinnerungen von dem einen wie von dem andern Ort; aber die Beſchreibungen der Mutter machten ihre Wahl ſchwanken. Von den Stürmen da draußen in der Welt und in den Menſchenherzen ahnte ihre Seele nichts.

„Erſt hier, dann in Sevilla, jetzt wieder hier, Signora!“ ſo begrüßte Rüdiger von Euben die Malerin, als er eines Tages die Gemäldegallerie beſuchte und auf ſie ſtieß. „Ich bewundere Sie, Signora, und diesmal nicht wegen Ihrer Kunſt; — das iſt ein beſonderes Kapitel! — ſondern deswegen, weil Sie ſo beweglich, bald hier und bald dort, und dabei ſo geſammelt ſind, daß Sie ſich Ihrer Kunſt widmen, als ob Sie auf jeder Stelle, wo Sie vor Ihrer Staffelei ſitzen, auf die Welt gekommen wären. Sie ſind ein Planet, der in feſter Bahn die Sonne der Kunſt umkreiſt.“

„Ach nein, Herr Graf, nur die Sonne der Pflicht. Aber wie geht es Ihnen? malen Sie noch immer gern und was malen Sie?“

„Ich male nicht mehr,“ verſetzte er finſter.

„Ohne Zweifel ſind Sie veranlaßt worden, den Weg des Staatsdienſtes einzuſchlagen?“

„Auch das nicht, Signora.“

„Aber, Herr Graf, Sie werden doch nicht auf dem platten Boden des geſelligen Lebens Ihr Talent, Ihr Wiſſen, alle Ihre guten Gaben verkümmern laſſen?“

„Etwas der Art wäre nicht unmöglich.“

„Aber jammervoll wäre es!“ entgegnete ſie lebhaft: „dermaßen jammervoll, daß ich es nicht glauben will.“

„Man erlebt ähnliches doch täglich.“

„Ja, allein es ſollte nicht ſein und am wenigſten ſollte man es erleben von Menſchen, die tüchtig angelegt und gut begabt ſind, denn ſie haben eine ernſte Rechenſchaft abzulegen.“

„Wem?“

„Gott und den Menſchen.“

Rüdiger zuckte nachläſſig die Schultern.

„Gott und den Menſchen,“ wiederholte ſie: „denn Gott gab Ihnen beſondere Fähigkeiten, welche Sie nicht allein für ſich, ſondern auch für andere verwerten ſollen. Iſt die große Menge auch ſehr ſtumpf und ſehr blind für das Schöne, das Wahre: ſo gibt es doch gar manche, die man erfreuen, erbauen, belehren, begeiſtern kann.“

„Der Sirenenſang des Ruhmes lockt mich nicht mehr.“

„Es gibt auch Sirenenſtimmen, die von allem hinweglocken, was ſchön, wahr und groß iſt,“ ſagte ſie und zum erſten Mal blickte ſie von ihrer Malerei hinweg und ihn an.

Er ſaß auf der Fenſterbrüſtung mit unterſchlagenen Armen. Traurig ſah er vor ſich nieder und ſagte:

„Sie haben immer recht, Signora.“

„Wer das zugibt, hat ſchon den Zauber des Sirenenſanges gebrochen.“

„O, Signora, Sie werden wiſſen, daß Erkennen und Wollen zwei ſehr verſchiedene Kräfte ſind.“

„Freilich hält die Kraft unſeres Willens häufig nicht Schritt mit unſerer Erkenntnis. Deshalb müſſen wir an unſerem gebrechlichen Willen das tun, was Odyſſeus an ſeiner Schiffsmannſchaft tat, als ſie an den Inſeln der Sirenen vorüber ſchiffiten: er band ſeine Gefährten am Maſtbaume feſt.“

„Äußere Mittel machen den Geiſt und ſeine Kräfte nicht ſtark,“ fiel Rüdiger ein.

„Der ſichere Maſtbaum unſeres Lebensſchiffleins,“ fuhr ſie fort, „iſt der Glaube. An ihn wollen wir den Willen binden und er findet die Kraft, die ihm Not tut.“

„Meinen Sie das?“ ſagte er und eine finſtere Wolke legte ſich auf ſeine Stirne. Kam ſie von

Innen — oder war es ein Schatten, den die Außenwelt auf ihn warf? — —

Leonilla kam daher. Langſam ging ſie, nach ihrer Art. Es war, als wolle ſie allen Augen Zeit laſſen, ſie zu bewundern und doch ſah ſie ſo ſtolz aus, als liege ihr nichts an der Bewunderung der Menge. Aber alle ſchauten auf, die ſich in der Gemäldegallerie befanden, ſogar die emſigſten Maler, alle ſchauten ihr entgegen oder ſchauten ihr nach, wie ſie, in ſchwarzen Sammt gekleidet, langſam dahin wandelte und bald vor dieſem, bald vor jenem Bilde betrachtend ſtehen blieb und einige Worte mit ihrem Begleiter wechſelte.

„Eine Titianiſche Bella wie ſie leibt und lebt,“ flüſterte ein junger Maler dem andern zu: „glücklich der, welcher ſie malen dürfte.“

„Ein höchſt unvollkommenes Glück, das!“ war die Antwort: „ich ſage, glücklich der, deſſen Bella ſie iſt.“

„Ah, Signora, willkommen bei uns!“ rief Leonilla und blieb neben der Malerin ſtehen. „Wie geht es Ihnen? wo waren Sie? Porträtieren Sie nicht mehr? . . . das wäre ſchade. Hier ſtelle ich Ihnen Graf Teutleben vor. Er hat eine hübſche Frau . . . das wären zwei Bilder für Ihren Pinſel, nicht wahr, Signora? Habe ich nicht recht, Theoderich? Sehen Sie nur, wie meiſterhaft die Signora das Haar und die Hände behandelt. Durch das Haar weht die Luft, durch die Adern dieſer Hände fließt Blut. Sie ſind ihrem Ahnenſaal zwei Bildniſſe ſchuldig. Benutzen Sie alſo den meiſterhaften Pinſel, der ſich Ihnen darbietet."

Theoderich war ebenſo bereit, ſich malen zu laſſen, wie die Signora, ihn zu malen. Sie ſprachen darüber hin und her. Plötzlich ſagte Leonilla:

„Sieh da, Rüdiger!"

Er hatte ihr die ganze Zeit auf der Fenſterbrüſtung gegenüber geſeſſen, doch wie einen weſenloſen Schatten hatte ſie ihn nicht geſehen oder nicht ſehen wollen.

„Willſt Du auch hier in der Gallerie malen?" fuhr ſie fort.

„Nein!" ſagte er trocken.

„Du ſollteſt es tun, Rüdiger! die Beſchäftigung mit Kunſtwerken würde vielleicht Deine frühere Begeiſterung für die Kunſt wieder anfachen. Addio, Signora a rivederla."

Damit ging ſie vorüber. Teutleben folgte ihr. Rüdiger ſtand auf und entfernte ſich in der entgegengeſetzten Richtung, nachdem er ſchweigend die Malerin gegrüßt hatte.

Du Armer! dachte ſie für ſich: der Sirenenſang hat Dich betört! — —

„Es iſt der Mühe wert, von dieſer Frau gemalt zu werden," ſagte Leonilla zu Theoderich. „ſie bringt geiſtiges Leben in das Bildnis."

„Das wird ihr bei mir ſchwer werden, denn mein geiſtiges Leben erliſcht, ſobald ich dem Maler eine Sitzung gebe.“

„Wir werden der Langweile vorbeugen und Sie angenehm unterhalten. Aber wie wollen Sie gemalt werden?“

„Ich will es überhaupt nicht! Sie wollen es,“ ſagte er lachend.

„Ja, das gehört ſich ſo. Wer einen Ahnenſaal hat und eine Bibliothek hat, darf keine Lücke eintreten laſſen. Er muß an die Nachkommen denken und ſie vervollſtändigen. Ihr Porträt muß etwas charakteriſtiſches für unſere Zeit und für Ihre Stellung in der Welt haben. Alſo: wie wollen Sie gemalt ſein? Vielleicht in Erinnerung an Ihre diplomatiſche Laufbahn, am Schreibtiſch ſitzend, und tiefſſinnigen Blickes eine chiffrierte Depeſche ſtudierend.“

„Das ſieht entſetzlich bureaukratiſch aus und entſpricht zwar der Zeit, aber nicht meiner Neigung.“

„Oder als Sportsmann in halb nachläſſiger, halb phantaſtiſcher Kleidung.“

„Nein! jeder Laffe will Sportsman ſein; möge er auch weder ein guter Reiter, noch ein guter Schütz, noch ein guter Jäger, noch irgend etwas von allem ſein, was zum Sport gehört.“

„Laſſen Sie ſich mit einer offiziellen Zeitung in der Hand , gähnend malen; — das wäre originell und würde zugleich den Zeitungshumbug unſerer Tage perſiflieren und zeigen, wie ein vernünftiger Mann darüber denkt.“

„Man darf aber nicht einem vernünftigen Mann zumuten, ſich als eine quaſi Karrikatur für die Nachwelt verewigen zu laſſen — obſchon das Gähnen etwas iſt, das uns leicht anwandelt — ausgenommen, neben Ihnen.“

„Ziehen Sie etwa eine Familiengruppe vor?“

„Alles Familienhafte iſt ſpießbürgerlich! davor grauet mir.“

„Ich bin zu Ende mit meinen Vorſchlägen und ſehr geſpannt, was Sie wählen werden.“

„Um auf der Höhe der Zeit zu ſtehen und der Nachwelt ihren Charakter anzudeuten, wäre nichts paſſender, als ein zweifarbiger Rock; — was ſagen Sie dazu?“

„Ich ſage, daß ich dann Beſchlag auf das Bild lege, es nach Waldenhauſen nehme und es dort auf dem Schießſtand im Park als Ziel für meine Übungen in Piſtolenſchießen aufſtelle.“

„Dawider hätte ich bei weitem nicht ſo viel, als gegen Ihre Schießübungen. Mordgewehre in Frauenhänden beängſtigen mich. Die Damen ſind unvorſichtig.“

„Dieſen Fehler beſitze ich nicht, denn ich bin kaltblütig. Alſo auf Wiederſehen, Theoderich. Ich muß ein paar Beſuche machen.“

Er führte ſie zu ihrem Wagen. Dort trennten ſie ſich — auf einige Stunden; denn wie ihr Schatten folgte er ihr.

Daß Philiberte ihrerſeits von einem Schatten gefolgt wurde, ließ ſich vorausſehen. Gekränkt und vernachläſſigt durch den Gemahl, von lebhaftem Geiſt und äußerſt einnehmend, war ſie durchaus nicht geneigt ihr Leben zu vertrauern und auf ein Glück zu verzichten, das ſie nicht in ihrer Ehe fand. Der Marquis de Fleuranges lag ihr zu Füßen und die böſe Welt ſagte, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei. Von ihr galt das, was Leonilla von ſich wies: ſie war unvorſichtig. Sie verſtand nicht wie Leonilla kluge Rückſicht auf Perſonen zu nehmen, deren Vertrauen und deren Wohlwollen ein Gegengewicht gegen üble Nachrede geweſen wäre: ſie vernachläſſigte ihre Eltern; man ſah ſie nie zuſammen mit ihrem Mann; ſie ging häufig allein in Geſellſchaft; dies alles bei ihren zwanzig Jahren verhieß keine glückliche Zukunft.

Zweites Kapitel.

Leonilla lag auf ihrer Chaiſelongue und las ſehr aufmerkſam ein Buch. Sie ſchüttelte zuweilen bedenklich, verneinend, zweifelnd, unmutig ihre blonde Lockenfülle; dann las ſie weiter bis ſie ſchließlich das Buch ſinken ließ, den Kopf in die Hand ſtützte und in Nachdenken oder in Träumerei verfiel.

Ein Diener erſchien und fragte, ob es der Frau Baronin gefällig ſei mit dem Herrn Baron in die Blumenausſtellung zu fahren. Sie erwiderte:

„Ich laſſe den Herrn Doktor bitten, heute den Herrn Baron zu begleiten."

Sie verſank wieder in Nachſinnen. Edwins Wagen rollte dumpf aus der Einfahrt. Sie war allein. Tiefe Stille umgab ſie. Auch auf der Straße war es ſtill, denn es ſchneite heftig und hoher Schnee bedeckte das Straßenpflaſter mit einem dichten Teppich. Das Feuer brannte und kniſterte behaglich im Kamin. Der ſtarke Arom von frühzeitig gezogenen Hyazinthen und Maiblumen erfüllte das Zimmer, während die Blumen durch ihre herrliche Farbenpracht dem Winter in ſein graues grämliches Antlitz lachten. Schwere Vorhänge von dunkelrotem Atlas fielen über die Türen und von den Fenſtern herab. Der elegante Schreibtiſch von Roſenholz war mit Schreibmaterial und Schreibgerät dermaßen überladen, daß es ſchwierig ſchien, den Platz zum ſchreiben ausfindig zu machen. Auf einem runden Tiſch mit einem reichen orientaliſchen Teppich bedeckt, lagen Albums aller Größe, aller Art; — auf einem andern Tiſch die neueſten Erzeugniſſe der Belletriſtik, der Broſchüren- und der Tagesliteratur. In einer Ecke ſtand die goldene Harfe und warf einen Strahl von Poeſie auf all den modiſchen Tand und Luxus.

Schöner als alles, was ſie umgab, war Leonilla in ihrem Hausanzug von weißem Cachemir. Anmutig und majeſtätiſch wie ein Schwan, ruhte ſie auf den roten Atlaspolſtern; doch in ihrem Innern war keine Ruhe.

„Er hat Recht, der Mann da!“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt und legte die Hand auf das Buch, das offen auf ihrem Schoß lag: „ganz Recht! die materialiſtiſche Weltanſchauung befriedigt den Menſchen nicht. Was habe ich vom Glanz, der mich umgibt? . . . vom Reichtum und ſeinem Behagen? . . . Für meine Befriedigung iſt das genau ſo, eins oder das andre. Bei ihr aber iſt die Eſſenz des Weſens eine ſo vollendete Miſchung wie etwa ein Diamant. Drum hat ſie auch etwas von deſſen Zauber. Man ſagt ſich: es iſt ja nur ein todter Stein! und wird doch nicht müde ſeinen Glanz, ſein Gefunkel, ſein Farbenſpiel, ſein Feuer, ſeine unenträthſelbare heimliche Glut als ein Wunder der Natur zu betrachten. So geht es mir mit ihr! — Sie iſt mir wie ein Talisman, deſſen Beſitz eine tiefere Erkenntniß, ich mögte ſagen ein Ergründen der Dinge giebt.“

„Beſitz? unterbrach ihn Dorothee, nennſt Du Beſitz — ſie im Herzen tragen, ſie nie vergeſſen, heilige Freude daß ſie auf einer Welt mit Dir iſt, daß Du ſie gekannt und geliebt haſt: ſo geht Dir der durch Deine Entfernung nimmermehr verloren. Nennſt Du Beſitz — ihr äußeres Schickſal unwiderruflich an das Deine knüpfen: ſo wirſt Du nie dahin gelangen.“

„Ah! rief er, im Namen der Vernunft darfſt Du ſprechen, Dorothee, und dankbar und nachdenkend höre ich Dir zu — aber nicht im Namen der Liebe.“

„Verſprich mir nur aufrichtig zu überlegen welche Bedenken mir für Deinen Entſchluß Dich hier niederzulaſſen und des Onkels Erbſchaft aufzugeben, entgegen getreten ſind, — ſagte Dorothee aufbrechend.

als ob ich in der hohlen Hand Waſſer ſchöpfe. Einige Tropfen führe ich zum Munde. Statt den Durſt zu ſtillen, vermehren ſie ihn . . . und das übrige verrinnt unbemerkt zwiſchen meinen Fingern. Welche Befriedigung habe ich davon, daß in meiner Hand eine Art Herrſcherſtab liegt? Sind dieſe Männer es wert, daß ich mir die Mühe gebe, ſie zu beherrſchen? — dieſer Edwin, der Arme . . . dieſer Rüdiger, der ſchwache Knabe . . . dieſer Theoderich, der eitle blaſierte Mann! . . . Edwin? ja, das war ich mir ſchuldig, meine Stellung in der Welt baſiert darauf und er iſt zufrieden-- ſoweit er es ſein kann; folglich tat ich ihm gegenüber meine Pflicht. Aber Rüdiger — weshalb ihn feſſeln wollen? . . . O, in meinem öden Daſein iſt es ein fremdartig ſüßes Gefühl geliebt zu werden, jedoch iſt es ungenügend, denn ich liebe ihn nicht . . . ſein träumeriſches Weſen intereſſierte mich. Ich wollte ihn wecken . . . aber als er wach wurde, war mein Intereſſe dahin. Was kann ich dafür? — Und Theoderich? . . . nun ja! Theoderich ſollte erkennen und empfinden, wer die iſt, an deren Seite er eine unbedeutende Frau ſich gewählt hat . . . eine Frau, die bereits ganz getröſtet über den Verluſt ſeines Herzens iſt, ſo daß man wahrlich nicht ſagen darf, ich hätte das Glück dieſer Ehe verſtört. Eine Störung war über kurz oder lang unvermeidlich. Doch der kleine Triumph hat mich nur angeregt, nur unterhalten, nur gefreut! Beglückt hat er mich nicht; denn es war keine Dauer in ihm und mit dem Vergänglichen kann man ſich nur ſcheinbar und irrtümlich befriedigen, d. h. betäuben. Allein darin hat der Mann da ganz und gar Unrecht, daß ich über dies Ungenügen in Verzweiflung geraten ſoll. Das iſt gegen meine Natur . . . überhaupt gegen die menſchliche Natur . . . ſie will glücklich werden und ſie ſucht ihr Glück. Nicht Reichtum, nicht Anſehen, nicht Glanz, nicht Weltfreuden, nicht ſinnliche Bezauberung gewähren es — wohlan! ſo muß es in einer andern Region liegen! . . . Aber was iſt das für eine andere Region? oder wo liegt ſie? Das Chriſtentum iſt es nicht, und darin hat der Mann da abermals Recht. Die Weltverhältniſſe gehen in allen Richtungen aus ihren Fugen. Wäre das Chriſtentum eine lebenskräftige geiſtige Macht, ſo müßte es dem Zerfall vorbeugen. Das kann es nicht. In klägliche Ohnmacht verſunken ſchrumpft es in ſich ſelbſt zuſammen und überläßt die Weltherrſchaft — der Gewalt! dem unwürdigſten was für die Menſchheit denkbar iſt: der äußeren Gewalt, welche ihre Eiſenringe um die teils ſtumpfſinnige, teils gähnende, teils ſklaviſche Maſſe der Menſchen ſchlägt. Alſo vom Chriſtentum iſt keine Rede! . . . aber wovon denn?"

„Graf Rüdiger von Euben," meldete ein Diener und ſchlug die Vorhänge von der Türe zurück.

Rüdinger trat ein. Leonilla erhob ſich, ging ihm lebhaft entgegen und ſagte dringend:

„Nicht wahr, Rüdiger, das Chriſtentum iſt tot?“

„Ich weiß es nicht, Leonilla.“

„Die allerlangweiligſten Leute ſind jene, welche eine ganz beſtimmte Frage unbeſtimmt und zweifelhaft beantworten. Die Quäker ſollen dies tun, damit man ihnen nie eine Lüge vorwerfen könne,“ rief ſie ungeduldig.

„Kann Unſterbliches ſterben?“ fragte Rüdiger, „gefällt Dir dieſe Antwort beſſer?“

„Hätte ich gefragt: kann Lebendiges leben — ſo verdiente ich Deine Frage. Sprich verſtändlich.“

„Iſt in der chriſtlichen Glaubenslehre die Offenbarung der ewigen Wahrheit niedergelegt, ſo iſt ſie göttlichen Urſprungs und folglich unſterblich.“

„Richtig! das iſt ja eben die Frage! Jetzt weiter! was iſt Deine Anſicht: iſt das Chriſtentum lebendig, oder iſt es tot?“

„Ich weiß es nicht, Leonilla! ſchaue ich in die eigene Bruſt, ſo ſcheint es mir erſtorben; ſchaue ich auf die Weltgeſchichte, ſo ſcheint es mir lebendig.“

„Du willſt alſo ſagen: der Menſch unſerer Tage ſei abgeſtorben gegen die Lehren des Chriſtentums; ſie behielten gleichwohl göttliche Kraft, göttlichen Wert.“

„Ja! denn mit unſerer ſubjektiven Anſicht können wir nicht die objektive Wahrheit vernichten."

„Das können wir freilich nicht. Legt aber eine Epoche, wie z. B. die unſere, dasjenige bei Seite, was eine andere Epoche göttliche Wahrheit nannte, lebt man nach anderen Grundſätzen, denkt man nach anderen Regeln, handelt man nach anderen Vorſchriften, mißt man mit anderem Maßſtab, bekümmert man ſich gar nicht um jene veraltete Wahrheit, ignoriert man ihre Exiſtenz: ſo iſt es für die Menſchheit unſerer Epoche höchſt gleichgültig, ob jene Wahrheit ſich ſchließlich in den Kopf eines Philoſophen geflüchtet hat, von ihm als Problem aufgefaßt oder als Syſtem zerlegt wird, oder ob nicht einmal ein ſolcher einſamer Grübler ſich noch damit beſchäftigt."

„Das Gold behält ſeinen Wert, Leonilla, viele hundert Klafter tief im Schoß der Erde, obſchon die Menſchen unſerer Tage mit Banknoten und Koupons reich ſind."

„Du biſt alſo ein gläubiger Chriſt; denn ſo muß ich den Schluß ziehen aus allem, was Du ſagſt. Du biſt ein gläubiger Chriſt, nur etwa nicht in der Ausübung Deines Glaubens."

„Weder im einen noch im andern," entgegnete Rüdiger dumpf.

Leonilla hatte ſich an den Kamin geſetzt und Rüdiger ſetzte ſich zu ihr.

„So ſaßen wir vor einigen Jahren in Waldenhauſen bei einander," ſagte Leonilla nach einer Pauſe, „damals redeteſt Du anders."

„Ja, damals war ich ein anderer."

„Beklagſt Du die Veränderung?"

„Wenn ich Dich ſehe, beklage ich ſie nicht!" rief er heftig.

„Du willſt doch nicht einen Zuſammenhang ſehen zwiſchen mir und Deinem Schiffbruch am Glauben?"

„O ja! . . . das will ich, denn das iſt der Fall. Das Menſchenherz iſt ſo beſchaffen, daß es keinen Raum hat zugleich für Gott und für Götter; aber auch ſo beſchaffen, daß ſich fort und fort Götter eindrängen und Gott verdrängen wollen. Das iſt der Kampf — der Kampf des Lebens! wir ſind ihm verfallen, ja mehr noch! wir ſind ihm beſtimmt; denn ſonſt würde das Gebot nicht ſprechen: Du ſollſt keine Götter haben neben Gott. Fällt nun der Kampf zugunſten der Götter aus, ſo weicht Gott aus dem Herzen und mit ihm ſein himmliſches Gefolge von Gnade, Glaube und Frieden — und in dem entleerten Herzen ſteht nichts weiter als das Idol da, wie alle Idole, ſich anbeten läßt, aber kein Heil und keinen Segen bringt. Wer mein Idol iſt . . . das weißt Du."

„Leider! und ich beklage es. Ich konnte nicht vorherſehen, daß meine Abſicht, Dich aus Deinem allzu träumeriſchen Leben und Sein in die Wirklichkeit einzuführen, dieſe traurige Folge haben werde. Ich konnte nicht ahnen, daß ſtatt einer Zuneigung, die uns beide beglückt hätte, eine Leidenſchaft in Dir erwachen werde, die Dich elend macht und die mich bedrückt, ja beläſtigt, weil Du gar nicht Dich zu beherrſchen verſtehſt. Sei vernünftig, Rüdiger, kehre zurück zu Deiner Kunſt, Deinen Studien, Deinen Intereſſen und laß uns Freunde ſein, welche herzliches Wohlwollen für einander haben."

„Das will ich nicht!" fuhr er heftig auf: „Herz für Herz . . . alles für alles . . . das will ich! — ſonſt nichts. Dein Wohlwollen mag ich nicht! Deine Ratſchläge ſind unausführbar! . . . So wenig wie ich mich in meine unſchuldige Kindheit zurückverſetzen kann, ebenſowenig kann ich wieder leben, wie ich vor Jahren gelebt habe — erfüllt von Gedanken, von Beſtrebungen, von Intereſſen, welche ſich auf die Kunſt bezogen. Die Kunſt, die ich erfaßte als einen Abglanz, einen Wiederſchein himmliſcher Ideen, ſie hat ſich von mir gewendet als das Himmliſche mir entſchwand. Die reine Naphtaflamme iſt erloſchen . . . dafür iſt aber Kohlenglut da . . . und es iſt ja Deine Lieblingsbeſchäftigung mit der Kohlenglut zu ſpielen.

Er preßte beide Hände auf die brennende Stirne. Leonilla ließ den Feuerſtocher ſinken und mit einem gewiſſen Mitleid betrachtete ſie den troſtloſen Rüdiger.

„Du biſt ein überſpanntes Gemüt und ein ſolches kann nie glücklich werden, denn es iſt nicht im Gleichgewicht mit den Verhältniſſen des menſchlichen Lebens,“ ſagte ſie. „Ich hoffe Deine Leidenſchaft wird ſich austoben wie der Sturm, der den Frühling bringt; feſter und klarer in Deiner Seele wirſt Du aus ihr hervorgehen, und dann Rüdiger wollen wir das Geheimnis zu ergründen ſuchen, wo des Menſchen Glückſeligkeit zu finden iſt.“

Er ließ die Hände ſinken und fragte kalt und ſchneidend:

„Soll etwa auch Theoderich Dir helfen dies Problem zu löſen?“

Leonilla's Auge flammte erzürnt auf; allein ſie beherrſchte ſich und antwortete noch kälter und noch ſchneidender:

„Ja, Theoderich, ſowie jeder, an den es mir beliebt, dieſe Frage zu richten, welche Du nicht imſtande biſt zu beantworten. — Willſt Du mich etwa auf einer Ausfahrt begleiten?“ ſetzte ſie im veränderten Ton mit freundlichem Lächeln hinzu.

„Wohin fährſt Du, Leonilla?“

„Zur Malerin Siſania. Theoderich wird ihr zum erſtenmal ſitzen. Da muß man eine vorteilhafte Stellung für ihn wählen.“

Rüdiger ſtand auf, leichenblaß und ſagte mit bebender Stimme:

„Ich gehe zu Philiberte, die ſchwerlich ihren Mann begleiten wird.“

„Schwerlich! denn ohne Zweifel findeſt Du den Vicomte de Fleuranges bei ihr.“

Sie nickte ihm kühl einen Abſchiedsgruß zu. Rüdiger ſtand auf und ſchwankte, ob er ihr zu Füßen fallen und um Vergebung bitten oder hinweg fliehen ſollte. Sie ließ ihm keine Zeit, ſich zu entſcheiden. Sie erhob ſich und verließ das Zimmer, als ob er gar nicht da ſei.

Drittes Kapitel.

„Beſte Signora, wer war der Herr, dem ich ſoeben begegnet bin?“ fragte Leonilla ungewöhnlich lebhaft, als ſie das Atelier der Malerin betrat.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte die Malerin lächelnd: „hier iſt niemand geweſen.“

„Er ſtieg vor mir die Treppe hinauf, blieb oben vor Ihrer Türe ſtehen, ließ mich eintreten, folgte mir und wendete ſich im Vorzimmer zur Türe linker Hand, während ich hier eintrat. Er trug einen langen ſchwarzen Habit und hat einen Kopf, ein Antlitz, dem ich zutrauen möchte, daß er Probleme löſen kann. Wer iſt er?“

„Ein Kaplan meiner Pfarrkirche,“ antwortete die Malerin.

„Ein . . . Kaplan . . . —“ wiederholte Leonilla ganz erſtaunt.

„Ja, Frau Baronin! Kaplan Oſorio von St. Sylveſter. Er beſucht meine ſchwerkranke italieniſche Dienerin. Er iſt ein Südtiroler.“

„Ja, aber ein Kaplan . . . . und ein ſolcher Kopf! . . . Merkwürdig!“

„Ich bitte, was denken Sie ſich denn eigentlich unter einem Kaplan?“ fragte die Malerin höchſt verwundert.

„Gar nichts, Signora, . . . ein unbedeutendes Weſen . . . einen beſchränkten Verſtand . . . ein geängſtigtes Gemüt . . . enge Anſichten . . . —“

„Aber das iſt ja eine erbärmliche Vorſtellung!“ rief die Malerin heiter, indem ſie ihre Staffelei zurechtrückte.

„Können Sie behaupten, daß ſie falſch ſei, Signora?“

„Gewiß! Ich gebe zu, daß große Geiſtesgaben in allen Ständen und in allen Klaſſen der Geſellſchaft — Ausnahmen ſind. Doch eine Armſeligkeit der Begabung, wie Sie dieſelbe vorausſetzen, gehört ebenfalls zu den Ausnahmen. Vergeben Sie mir die Frage, Frau Baronin: ſind Sie proteſtantiſch? Ich kann mir nämlich bei einer Dame von Ihrer Welterfahrung und Ihrem Verſtande eine ſolche Anſicht nur durch ein angeerbtes Vorurteil erklären.“

„Ich bin nicht proteſtantiſch . . . aber das iſt ja ganz gleichgültig; denn ich kenne ſo wenig katholiſche Geiſtliche und wünſche ſo wenig ſie kennen zu lernen, als ob ich proteſtantiſch wäre.“

Die Malerin antwortete nicht. Leonilla ſetzte nach einer Weile hinzu:

Mehr verlange ich nicht. Du wirſt redlich gegen Dich ſelbſt ſein und Illuſionen aufgeben; denn unter Umſtänden können abſichtlich gepflegte Illuſionen — Lügen genannt werden. Dein Wort, Leonor.“

Sie hielt ihre Hand hin; er legte ernſt die ſeine hinein, und Dorothee ging indem ſie ſagte:

„Gott mit Dir, Leonor.“

Lange ſaß er über ſich ſelbſt brütend da. Endlich fuhr er auf und rief zornig: Welch einen Drang die unverheiratheten Frauenzimmer haben ſich in andrer Leute Angelegenheiten zu miſchen, und bei allen Dingen ihren Rath, ihr Wort, ihre Predigt dazu zu geben — das iſt zum Verzweifeln. Neugier, Klatſcherei, Einmiſchung, Verleumdung, Aufdringlichkeit, all' dieſe Fehler, die ich das Ungeziefer unter den Fehlern nenne — ſo wie es auch reißende und giftige Thiere darunter giebt — laſſen ſie ſich zu Schulden kommen, und bilden ſich Wunder ein was für wichtige Dienſte ſie mit ihrem aufgedrungenen Rath der Menſchheit leiſten. — Arme Dorothee, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, du haſt ganz Recht! du kennſt mich genau .... ich muß ernſt erwägen was ich zu thun habe.

In gleicher Stimmung befand ſich Cornelie. Sie ſaß an ihrem Schreibtiſch; das Buch in welchem ſie mancherlei Gedanken, Bemerkungen, Urtheile, Ein-

„Iſt dieſer Herr ſo geiſtreich wie er ausſieht?"

„Frau Baronin," erwiderte die Malerin, „ich glaube, daß Sie einen ganz andern Maßſtab für die Menſchen haben, als ich. Deshalb traue ich mir nicht zu, Ihre Frage zu beantworten. Ich kann Ihnen nur die Verſicherung geben, daß ſein edles Antlitz nicht lügt, denn er iſt ein frommer, einſichtsvoller, unterrichteter Prieſter."

Man klopfte an die Türe des Ateliers und auf das Herein! der Malerin trat der Kaplan ein und ſagte:

„Der Arzt iſt gekommen, Signora, und wünſcht Sie zu ſprechen."

Die Malerin ſtand auf und ſagte:

„Entſchuldigen Sie mich einen Augenblick, Frau Baronin, ich kehre ſogleich zurück . . . und hier ſtelle ich Ihnen den Herrn Kaplan Oſorio vor."

Damit verließ Sie das Atelier.

Für Leonilla war das Urbild eines Kaplans — der Schloßkaplan von Waldenhauſen. Sie ging an ihm vorüber, wie an einem Wurm, den man nicht zertreten will, den man aber nicht ſehen mag. Sie nannte die Schüchternheit und Befangenheit, die er ihr gegenüber an den Tag legte, kindiſche Schwäche; — da dieſe aber nie ſoweit gingen, um eine religiöſe Wahrheit oder Pflicht, welche ſie mißachtete, zu verleugnen, ſo ſagte ſie von ihm, er beſitze den vollen Eigenſinn der beſchränkten Köpfe und er ſei der echte Repräſentant des katholiſchen Prieſters: borniert und trotzig. Mit einem andern katholiſchen Geiſtlichen war ſie ſeit den Tagen ihrer Kindheit nicht in Berührung gekommen. Entfremdet der Kirche und tot für den Glauben, wie ſie war, war ihr ſelbſtverſtändlich der katholiſche Prieſter ein fremdartiges unbegreifliches Weſen, welches aber dennoch einen geheimen Stachel gegen ſie zu wenden ſchien. Dadurch wurde er ihr ganz unerträglich und ſie fand es am bequemſten, ihn kurzweg zu verachten. Jetzt ſtand ein Mann vor ihr, der ein katholiſcher Prieſter ſein ſollte, dem aber jeder Zug ihres Urbildes fehlte. Die Stirn — wie edel und klar, als ob nur hohe Gedanken hinter ihr wohnten; der Mund — dieſer Verräter des Gemütslebens ſelbſt wenn er ſchweigt — wie wohlwollend; das dunkle Auge — wie ſanft, ernſt und klug! — Dieſe verſchiedenartigen Gedanken verſetzten Leonilla in eine Zerſtreuung, welche ſich in der Frage ausſprach:

„Sind Sie katholiſch, mein Herr?“

„Ich bin Kaplan von St. Sylveſter, gnädige Frau,“ antwortete er.

„Und Italiener, nicht wahr?“

„Die Bevölkerung iſt in Südtirol ſehr gemiſcht. Mein Vater iſt Italiener, meine Mutter eine Deutſche.“

„Auf dieſe Weiſe werden Ihnen die Vorzüge beider Nationen zu gut kommen: italieniſches Feuer und deutſche Tiefe.“

„Vielleicht noch mehr die Schattenſeiten, gnädige Frau: italieniſche Trägheit und deutſche Schwerfälligkeit.“

„Sie ſcheinen weder mit der einen noch mit der andern behaftet zu ſein.“

„Ich habe allerdings in meinem Beruf eine Schutzwehr, gnädige Frau.“

„Es muß ſehr angenehm ſein, einen Beruf zu haben, der uns von unſern Fehlern befreit.“

„Befreit, gnädige Frau? . . . Das habe ich nicht geſagt! Er ſchützt inſofern, als er gute Waffen zum Kampfe gegen ſie gewährt.“

„Lieben Sie Ihren Beruf?“

„Ich denke, es gibt wenig Prieſter, die ſo unglücklich ſind, ihren Beruf nicht zu lieben.“

„Trotz aller Bürden, die er auferlegt?“

„Trotz ſeiner Bürden, gnädige Frau.“

„Alſo erkennen Sie dieſelben an?“

„Wie ſollte ich nicht? Die ſchwerſte aller Bürden iſt der Menſch ſich ſelbſt . . . und dieſe Bürde bleibt ihm bis zum Grabe und in jedem Beruf.“

„Nicht dieſe Bürde meinte ich, ſondern die beſtändige Unterwerfung der Vernunft unter unverſtändliche Lehren und Geſetze.“

„Wenn die Vernunft vernünftig iſt, gnädige

Frau," entgegnete Kaplan Oſorio lächelnd, „ſo ſind ihr dieſe Lehren nicht unverſtändlich."

„Sie fällen alſo über die Mehrzahl der Menſchen das Urteil der Stupidität," rief Leonilla, denn der großen Mehrzahl ſind die Glaubenslehren unverſtändlich."

„Ich fälle gar kein Urteil, gnädige Frau! Ich ſage nur, wie ſich die Sache verhält und Sie werden mir gewiß beiſtimmen, daß die Vernunft bei nicht wenig Menſchen im Schlaf der Unwiſſenheit und in der Betäubung durch Leidenſchaften liegt, ſo daß ſie nicht in ihrem normalen freien — ſondern in einem elend geknechteten Zuſtand ſich befindet. Um die Wahrheit zu erkennen, muß ſie dieſe Feſſeln ſprengen."

„Ja, aber wie fängt ſie das an, da ſie in Knechtſchaft liegt?"

„Sie muß den Willen brauchen, dann bekommt ſie die Gnade."

Die Malerin trat wieder ein und Oſorio verabſchiedete ſich ſogleich.

„Warum geht er denn ſo eilig fort, beſte Signora!" ſagte Leonilla unmutig: „ich hätte gern noch länger mit ihm geſprochen."

„Seine Zeit iſt ſehr in Anſpruch genommen."

„Mein Gott, wodurch denn? Der Arzt hat ſeine Kranken, der Rechtsgelehrte ſeine Akten, der Kaufmann ſeinen Kram, der Soldat . . . ich weiß nicht was! allein der Geiſtliche, beſte Signora, der hat ja nichts zu tun, als die Meſſe zu leſen! das dauert eine halbe Stunde."

„Und die Predigt, Frau Baronin, und der Beichtſtuhl und der Schulunterricht und der Krankenbeſuch und das Brevier und die Katechumenen und tauſend und abertauſend Fragen und Anfragen, die ihm geſtellt werden — und die Taufen, die Kopulationen, die Beerdigungen" . . . —

„Ich bitte, hören Sie auf, Signora. Sie werden atemlos durch die Aufzählung aller Geſchäfte des Geiſtlichen!" ſagte lachend Leonilla.

„Sie lachen, weil Sie dieſe Aufzählung für Übertreibung halten, Frau Baronin; aber ſie iſt nicht übertrieben. Rechnen Sie nun einige Andachtsübungen hinzu, ſo iſt es klar, daß dem eifrigen Prieſter — und Kaplan Oſorio iſt ein ſolcher — äußerſt wenig Zeit zur Unterhaltung bleibt."

„Schade! ich höre gern etwas anderes, als das fade Gerede der Welt, das man auswendig weiß, bevor es geſprochen wurde."

Theoderich kam. Leonilla rief ihm vorwurfsvoll entgegen:

„Seit einer halben Stunde harren wir Ihrer Ankunft."

„Vergebung! ich hatte unglaublich viel zu tun!" ſagte Theoderich matt. „Zuerſt zankte ich den Haushofmeiſter gehörig aus wegen horrender Verſchwendung in Ausgaben für das Haus. Dann beſprach ich mit dem Koch ein großes Diner, das nächſten ſtattfinden ſoll. Dann wurden mir ein paar vortreffliche Schweißhunde zur Auswahl gebracht; — ich kaufte den einen. Ich war noch damit beſchäftigt, als Sir John Sadler kam und mir eine Wette auf das berühmte Rennpferd Bridegroom vorſchlug; ich lehnte ſie ab. Darauf kam der Vicomte de Fleuranges, deſſen ich mich dadurch entledigte, daß ich ihn zu meiner Frau ſchickte. Eine flüchtige Toilette . . . und da bin ich.“

„Dieſe Geſchäfte lauten anders, als jene Ihres Kaplans,“ ſagte Leonilla zur Malerin.

„Das will ich hoffen!“ rief Theoderich mit ſpöttiſchem Lächeln.

„Freilich, ganz anders!“ verſetzte die Malerin, und ein Zug von Wehmut flog über ihr Antlitz, das ſelten durch einen Affekt bewegt wurde.

Nach langwierigen Beratſchlagungen kamen endlich alle Drei überein, es ſei am vorteilhafteſten ſowohl für Graf Teutleben als für das Gemälde, ein Knieſtück zu wählen und die modiſche Kleidung, die dem Kunſtſinn und dem Künſtlerauge ſo zuwider iſt, möglichſt durch einen Pelzmantel zu verhüllen.

„Auf dieſe Weiſe bekommt das Bild aber nicht den mindeſten hiſtoriſchen Charakter,“ ſagte Leonilla.

„Ich werde meine verſchiedenen Orden anlegen,“ verſetzte Theoderich: „das gibt einen Anhaltspunkt für die Zeitgeſchichte . . . nur keinen intereſſanten.“

„Gräßlich!“ rief Leonilla und lachte.

„Oder ich könnte eine ausgezeichnete Schrift der libres penseurs dergeſtalt in der Hand halten, daß der Titel zu leſen wäre.“

„Ja, das würde die Richtung der Zeit und Ihre eigene bezeichnen,“ ſagte Leonilla beifällig.

„Aber es würde Ihnen vielleicht in zehn Jahren ſehr leid ſein, Herr Graf, daß Sie der Nachwelt dies Denkmal Ihres Geiſtes ließen,“ ſagte mit tiefem Ernſt die Malerin.

„Sollte es mir je leid werden, ſo brauche ich ja nur das Denkmal in's Feuer zu werfen,“ ſagte der Graf im wegwerfenden Ton.

„Man zerſtört nicht ſo leicht ein Kunſtwerk,“ entgegnete ſie gelaſſen.

„Ich weiß etwas anderes!“ rief Leonilla: „ſtellen Sie ſeitwärts auf eine Konſole die Büſte eines Götzen des Tages auf.“

„Da würde ich mich einer ungeheueren Lüge ſchuldig machen; denn Sie wiſſen ja, daß ich außer der Schönheit — nichts anbete, weder Gott noch Götzen.“

„Es wird am beſten ſein, wenn wir uns auf Ihre Figur beſchränken und jede Zutat fortlaſſen. Ein Mann wie Sie, Herr Graf, iſt an ſich ſchon ein Stück der Zeitgeſchichte,“ ſagte die Malerin in einem ſo verbindlichen Ton, daß Theoderich nicht im Klaren war, wie das gemeint ſei. Er warf den Pelz um und ſagte:

„Jetzt, Signora, tun Sie Ihr beſtes, damit ein Kunſtwerk mich für die Langweile der Sitzungen belohne.“

Als die erſte Sitzung beendet war, fragte er Leonilla, ob er ſie nach Hauſe führen dürfe. Sie dankte ihm und ſagte, ſie habe noch mit der Signora zu reden. Sehr befremdet entfernte er ſich. Kaum war er fort, ſo fragte Leonilla:

„Signora, kennen Sie den Kaplan Oſorio genau?“

„Nein, Frau Baronin! ich habe ihn erſt kürzlich am Krankenbett meiner Dienerin, deren Beichtvater er iſt, kennen gelernt.“

„Würde er wohl zu mir kommen, wenn ich ihn darum erſuchte?“

„Das weiß ich nicht, Frau Baronin.“

„Ich würde ihn gar gern ſprechen. Er macht mir den Eindruck, als hätte er feſte Überzeugungen, und ich möchte wiſſen, auf welcher Grundlage dieſe beruhen.“

„Das kann ich Ihnen ſagen: auf der katholiſchen Glaubenslehre.“

„Woher wiſſen Sie das, da Sie ihn wenig kennen?“

„Weil es überhaupt keine andere Grundlage gibt — weder für den Geiſtlichen, noch für den

Laien — ſobald von chriſtlichen Überzeugungen die Rede iſt."

„Ja, das iſt es eben, was ich kennen zu lernen wünſche. Meine Erziehung hat ſich damit nicht befaßt und meinen Verhältniſſen, ſowie meiner Neigung entſprach dieſe gläubige Richtung nicht. Vielleicht ſagt ſie mir dennoch zu. Ich bitte, Signora, ſeien Sie die Vermittlerin meines Wunſches und teilen Sie mir mit, ob Kaplan Oſorio ihn erfüllen will."

Die Malerin ſagte, ſie wolle am folgenden Tage den Kaplan fragen, und Leonilla kehrte zufrieden heim. Das Buch, in welchem ſie zuvor geleſen hatte, lag noch auf der Chaiſelongue. Sie nahm es in die Hand und ſprach für ſich: Der Mann da hat doch vielleicht unrecht und das Chriſtentum lebt noch. Dem Kultus einer Leiche widmet man ſich nicht, ſo lange man bei Sinnen iſt. Wo ein vernünftiger, vom Glauben beſeelter Prieſter iſt, da ſammeln ſich Gläubige um ihn. Vielleicht bekehrt er mich zu ſeinem Glauben. — — Und ganz verſchwommen dachte ſie weiter: Oder ich bekehre ihn zu meinem Unglauben.

Die Malerin richtete Leonilla's Auftrag aus. Oſorio antwortete entſchieden:

„Nein! dieſe Dame langweilt ſich und ſucht eine neue Art des Zeitvertreibs. Dazu iſt aber meine Zeit zu koſtbar."

„Ich will Sie nicht umſtimmen, aber doch bemerken, daß es ſich vielleicht um die Rettung einer Seele handelt."

„Wer iſt denn eigentlich dieſe Frau?"

„Sie iſt die Gattin eines außerordentlich reichen Baron von der Walden, den ſie trotz ſeines Schwachſinnes heiratete, teils auf den Wunſch ihres Vaters, eines bankrotten Bankiers, teils um aus ihrer beſchränkten Lage in eine glänzende überzugehen. So heißt es allgemein und einzelne ihrer Äußerungen widerſprechen nicht. Bei alledem ſoll ſie ſich in ihrer Ehe gut benehmen, obſchon es Leute gibt, welche ein anderes Urteil fällen. Dies letztere können jedoch möglicherweiſe Perſonen tun, welche ſie beneiden. Daß man ihr ſehr huldigt, verſteht ſich bei ihrer Schönheit und in ihrem Weltleben von ſelbſt. Da ich mit allerhand Menſchen durch meinen Beruf zuſammenkomme und ſie vor ein paar Jahren gemalt habe: ſo iſt dies die Auskunft— freilich die ungenügende, die ich Ihnen geben kann."

„Ich will mich beſinnen und Ihnen morgen Antwort bringen," ſagte Oſorio.

Schließlich überwand das Mitleid des Prieſters ſeine Abneigung. Er bat die Malerin, der Baronin mitzuteilen, daß er kommen könne, wenn ihr Tag und Stunde, die er beſtimmte, genehm ſei. Leonilla war mit allem zufrieden; . . . nur wußte ſie nicht recht, was ſie ihm ſagen wolle und es fälle einzuſchreiben pflegte, lag geöfnet vor ihr. Sie hielt eine Feder in der Hand — aber ihr Arm lag quer über dem Buch und ihr Geſicht lag auf ihrem Arm. Ihr Gehirn brannte, aber die helle Flamme der Gedanken loderte nicht aus der Glut auf. Sie raffte ſich zuſammen, ſie blätterte in dem Buch um in eine andre Stimmung zu kommen. Da fiel ihr Blick auf die Worte: „Mir kommt meine Seele wie in den Styx getaucht vor.“ Ja, ſagte ſie, dies wahnſinnig vermeſſene, das Schickſal herausfodernde Wort, ſchrieb ich am Tage vor Triſtans Erkrankung; ſieben Tage darauf kam Leonor; ſeitdem ſind fünf Monat verfloſſen — und jezt muß ich ſchreiben — — ſie ergriff die Feder und ſchrieb: „Meine „Seele iſt wund als könne ſie ſich noch heute verbluten. So iſt der Menſch. Es rühme und freue „ſich doch Niemand ſeiner Kraft bevor die Verſuchung, ſeine Verſuchung zu ihm getreten und von „ihm gewichen iſt.“

Da vernahm ſie Leonors Stimme; ſie eilte ihm entgegen, zog ihn mit heftiger Bewegung ins Zimmer, legte beide Hände auf ſeine Bruſt, ſah ihn an mit einem Blick der ihn wie in Liebe einwickelte, und ſprach:

„Leonor! .... leb wol.“

„Nein! ſagte er entſchieden, ich gehe nicht.“

ſchien ihr, daß es ihr im Grunde lieber geweſen wäre, wenn Oſorio ihre Bitte abgelehnt hätte. Denn vielleicht bekomme ich Dinge zu hören, die mich beunruhigen werden . . . die ich nicht hören mag, ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Nun, ſollte das geſchehen, ſo bleibt es bei dem einmaligen Beſuch. Allerhand Dinge zu hören, legt mir ja nicht die Verpflichtung auf, ſie anzunehmen und zu befolgen.

Viertes Kapitel.

An den Tagen, wo die Malerin in der Gemäldegallerie arbeitete, fand Rüdiger ſich regelmäßig bei ihr ein, ſetzte ſich auf die Fenſterbrüſtung, ſah ihrem emſigen Fleiße zu und unterhielt ſich mit ihr, ſoweit es ſie nicht in der Arbeit ſtörte. Dieſer Verkehr tat ihm wohl. Seine in beſtändigen Aufregungen ſchwebende Mutter gewährte ihm weder Troſt noch Halt. Die arme Gräfin ſah ihre beiden Kinder, Rüdiger und Philiberte, auf gefahrvollem Wege. Standen ſie noch nicht am Rande des Abgrunds — wie ihr Mutterherz hoffte — ſo gingen ſie doch auf dem Abhang, der ſicher zum Abgrund führt. Sie erſchöpfte ſich in Ratſchlägen und Vorſtellungen, ohne die beabſichtigte Wirkung auch nur entfernt zu erreichen. Die Kinder kannten ja ihre Gewohnheit, über Kleinigkeiten lange Predigten zu halten und waren dagegen abgeſtumpft. Philiberte dachte in der ihr eigenen ſpöttiſchen Weiſe: die Mama hat in ihrem ganzen Leben nur eine einzige Leidenſchaft gehabt und zwar dieſe: im Geiſte des Widerſpruchs unermeßlich lange Reden zu halten. Und Rüdiger dachte: Was weiß von meinem Kampf die Mutter, die ſtets im gewöhnlichen Geleiſe einer zufriedenen Ehe mit einem religiöſen Gemüt gelebt und keine Ahnung hat vom vernichtenden Einfluß der Leidenſchaft auf den Glauben. Hätte ſie dieſe Ahnung, ſo würde ſie mir nicht fort und fort wiederholen, ich ſolle mich am Glauben feſthalten und dann werde er die Leidenſchaft überwinden. Hätte ſie dieſe Ahnung, ſo müßte ſie ja einſehen, daß ich nicht dasjenige feſthalten kann, was überhaupt nicht feſt für mich ſteht. — —

„Beſtes Kind, was fehlt Dir? wie ſiehſt Du aus? ganz verſtört . . . verweint . . . Was iſt geſchehen?“ So fragte angſtvoll Gräfin Euben, als Philiberte eines morgens bei ihr eintrat und allerdings verweinte Augen hatte.

„Es iſt nichts, Mama . . . nur Folge der ſcharfen Luft . . . — Wie haſt Du geſchlafen? Gehſt Du heute Abend zum ruſſiſchen Geſandten?“

„Aber Philiberte, wie kannſt Du ſagen, Dir fehle nichts! Ich ſehe Dir ja die Verſtörung an!“

„Wohlan, Mama, wenn es Dich beruhigt, ſo wiſſe, daß ich eine heftige Szene mit Theoderich hatte,“ verſetzte Philiberte entſchloſſen nach kurzem Beſinnen. „Er will drei große Diners geben und keinen Ball. Das iſt aber ſehr langweilig . . . und ich habe bereits aller Welt geſagt, wir würden einen Ball geben.“

„Und darüber weinſt Du? ſei doch nicht ſo kindiſch! Du kannſt ja in anderen Häuſern tanzen. Sei liebenswürdig in Deinem eigenen Hauſe bei den Diners . . . und lerne Dich mit Anmut zu langweilen. Dies iſt eine Art von Tugend, die man in der Welt ſehr nötig hat, und um welche man ſich leider ſehr wenig bemüht . . . junge Frauen verfehlen ſich gar häufig in dieſem Punkt.“

„Das verſteht ſich, Mama! Kein Menſch mag ſich langweilen und am wenigſten dann, wenn er darüber Zeit und Gelegenheit verliert ſich zu unterhalten.“

„Unterhalten! beſtes Kind, wir ſind nicht zu unſerer Unterhaltung auf der Welt, ſondern um unſere Pflichten zu erfüllen.“

„Ja, Mama, das weiß ich längſt.“

„Man weiß manches, aber man handelt, als wiſſe man es nicht . . . und deshalb iſt es notwendig, daß wir zuweilen daran erinnert werden.“

„Gewiß, liebe Mama, ſehr notwendig . . . ich danke Dir vielmal . . . Gehſt Du heute zum ruſſiſchen Geſandten? Iſt Papa zu Hauſe? . . . Ich will auch ihm Guten Morgen ſagen.“

Sie küßte der Gräfin die Hand und verſchwand. Aber die Gräfin wiegte ſorgenvoll das Haupt und dachte bei ſich ſelbſt: Es iſt ja nicht anders möglich, als daß in dieſem beſtändigen frivolen Treiben und in dieſem Heißhunger nach Unterhaltung das Pflichtgefühl geſchwächt werde ... und das iſt geſchehen — wo iſt eine Schranke?

Philiberte hatte eine ganz andere Szene mit ihrem Mann gehabt, als diejenige war, welche ſie in größter Geſchwindigkeit für ihre Mutter erſann. Kühl und fremd lebten beide neben einander hin. In Philibertens Herz war die Eiferſucht erloſchen, um einer mißachtenden Gleichgültigkeit Platz zu machen. Wie zahlloſen jungen Perſonen war es auch ihr ergangen: geblendet durch äußere Vorzüge, geſchmeichelt in ihrer Eitelkeit, mit einem Herzen, das ganz bereit war Liebe zu nennen, was Liebesbedürfnis war — tanzte ſie gleichſam in die Ehe hinein und entſetzte ſich nicht wenig, als es ihr klar wurde, daß es ſich hier nicht um einen Tanz, ſondern um einen Gang über Dornen und Steine handele. Ungeneigt zum Opfer, ungeübt in der Selbſtverleugnung, mit einer ſtarken Doſis von Selbſtzufriedenheit und einer ſchwachen von religiöſen Grundſätzen, erholte ſie ſich bald vom bitteren Schmerz ihrer Täuſchung. Konnte Theoderich ſich zufrieden fühlen ohne ſie, ſo wollte ſie ihm beweiſen, daß dies für ſie ein leichtes ſei und nur allzu gut gelang ihr Vorhaben. Nichts wird von den Männern in der Geſellſchaft ſchneller wahrgenommen, als eine nicht glückliche Ehe. Iſt die vernachläſſigte Gattin hübſch und einnehmend, ſo wird ſie der Gegenſtand lebhafter Huldigung.

Dies war der Fall bei Philiberte. Sie hatte nicht den Edelſinn und die Tugend, dieſe Huldigungen zurückzuweiſen. Sie nahm ſie an. Zuerſt aus Rache gegen Theoderich: er ſollte ſehen, wie bewundert, wie gefeiert ſie werde. Später, weil ſie Wohlgefallen daran fand. Endlich, weil ſie ſich in den Feſſeln verſtrickte, welche ſie ſich ſelbſt ſo unbeſonnen angelegt hatte. Theoderich, der es ganz in der Ordnung fand, daß die Gattin des Freiherrn von der Walden ſeine Huldigung annehme, wäre durch die Vorſtellung empört geweſen, daß ſeine Frau etwas Ähnliches tun könne; allein er beachtete ſie gar nicht und ließ ſie gehen, wie ſie eben wollte. Außer bei den Mahlzeiten ſah er ſie nicht. Er war nicht bei ihr, wenn ſie Beſuch empfing, nicht bei ihr, wenn ſie ſpazieren fuhr. Selten erſchien er in ihrer — gewöhnlich in Leonilla's Loge. Auf den Viſitenbillets ſtand freilich: Graf und Gräfin Teutleben; — aber nur eines von ihnen warf die Karte ab. Um dem Knaben, dem Philiberte das Leben gegeben hatte, bekümmerten ſich beide herzlich wenig. Philiberte ſorgte, daß er die Pflege habe, die ein kleines Kind bedarf und war übrigens eine äußerſt ſeltene Erſcheinung in der Kinderſtube — was ihr denn häufige Ermahnungen von Gräfin Euben zuzog, welche keinen Erfolg hatten.

„Wenn Theoderich Dich nur ein einziges Mal bei dem Kleinen fände,“ ſagte Gräfin Euben, „ſo würde er doch gewahr werden, daß Du ein Herz haſt.“

„Liebſte Mama,“ entgegnete Philiberte lachend, „ich wünſche gar nicht, daß er mein Herz gewahr werde!“

„Es iſt ſehr traurig, beſtes Kind, wenn eine Frau dies wünſcht und es ſo unbeſonnen ausſpricht.“

„O, liebſte Mama, ich ſage es ja nur Dir.“

„Aber Du läßt andere es merken.“

„Ach, beſte Mama, in der Welt bemerkt man eine elegante Toilette mehr, als das edelſte Herz,“ antwortete Philiberte ausweichend.

Leonilla ſah mit Erſtaunen, daß Philiberte in der Welt ungewöhnlichen Beifall fand und ſehr gefeiert wurde, und daß man zu ſchwanken ſcheine, ob Leonilla, ob Philiberte den Vorzug verdiene. Es kam ihr vor, als ſei dadurch der Tribut geſchmälert, den man ihr zu entrichten habe und als müſſe dies Unterfangen an Philiberte gerächt werden.

„Wie wunderhübſch ſieht Ihre Frau heute aus,“ ſagte ſie eines abends im Theater, als Teutleben in ihre Loge trat, „und wie glücklich muß ſie ſich fühlen: ſie ſtrahlt ja von Glück.“

Theoderich war höchſt überraſcht durch dieſe Äußerung. Er hatte bisher gedacht, ſeine Frau werde ſich unterhalten und Gefallen finden an den kleinen Triumphen der Eitelkeit: aber daß ſie glücklich ſein, herzensſelig ſein könne — das hatte er nie gedacht. Er ſah mit ſeinem Opernglas zu Philiberte hinüber und fand Leonilla's Bemerkung richtig. Der Vicomte de Fleuranges befand ſich in Philibertens Loge. Dieſer ſchien ſie aufmerkſam zu machen, daß Teutleben ſie beobachte. Plötzlich veränderte ſich ihr Ausdruck; die Sonne verſchwand, Wolken legten ſich auf ihr Antlitz und mit eiskaltem Blick ſchaute ſie zu ihrem Mann hinüber. Doch nur ganz flüchtig; ſie wendete ſich alsbald zu Fleuranges und die Sonne ging wieder auf.

„Das iſt ein aufrichtiges Geſtändnis, nicht wahr, Theoderich?“ ſagte Leonilla halb ernſt, halb ſcherzend.

„Wie ſo?“ verſetzte er unmutig.

„Verſtehen Sie es nicht, ſo fühle ich mich durchaus nicht berufen, es Ihnen zu erklären . . . umſo weniger, als ich irren kann.“

„Laſſen Sie doch Philiberte ausſehen wie ſie will, und ſich unterhalten mit wem ſie will,“ antwortete Teutleben noch unmutiger.

Leonilla wandte ſich zu Edwin, in welchem ſich eine förmliche Leidenſchaft für das Theater — nämlich mehr für das, was es dem Auge, als was es dem Ohr bot — entwickelt hatte; und Teutleben verließ bald darauf Leonilla's Loge und ging zu ſeiner Frau.

Herr von Fleuranges machte ſogleich die charmanteſte Unterhaltung mit Teutleben. Philiberte aber verfinſterte ſich wieder, kehrte den beiden Herren den Rücken zu und verſank in die „Prinzeſſin mit der Eſelshaut“ oder — in ihre Gedanken.

An jenem Morgen, an dem Philiberte mit verweinten Augen zu Gräfin Euben kam, hatte Theoderich ihr bei dem Gabelfrühſtück geſagt:

„Das Neueſte des Neuen will ich Dir doch mitteilen. Fleuranges iſt nach Petersburg verſetzt.“

„Es war davon die Rede,“ entgegnete ſie gleichgültig.

„Es iſt jetzt aber geſchehen! Geſtern Abend kam Frank Sadler noch ganz ſpät in den Klub und brachte die Nachricht mit, die er ſoeben in der franzöſiſchen Geſandtſchaft gehört hatte.“

„Ich glaube es nicht eher, als bis Fleuranges ſelbſt es mir ſagt,“ erwiderte Philiberte blaß vor Schreck.

„Das Ereignis iſt doch nicht ſo gewaltig, um unglaublich zu ſein . . . es ſei denn, daß Fleuranges Dir andere Eröffnungen gemacht hätte.“

„Das tat er,“ ſagte Philiberte wieder gefaßt.

„Genug, jetzt iſt die Sache entſchieden. Im Mai findet eine große Veränderung und Verſetzung in der franzöſiſchen Diplomatie ſtatt.“

„Ah, erſt im Mai!“ fiel ganz erleichtert Philiberte ein.

„Ja, erſt im Mai," entgegnete Teutleben kalt: „bis dahin aber wünſche ich, daß Du Dein lebhaftes Intereſſe für Fleuranges weniger als bisher zur Schau trägſt."

„Er iſt mir angenehm und demgemäß behandele ich ihn," erwiderte ſie auch ganz kalt."

„Doch muß ich bitten, die Rückſichten nicht zu vergeſſen, welche die Gräfin Teutleben zu nehmen hat."

„Wenn Du meinſt, ich hätte auf Dich beſondere Rückſichten zu nehmen, ſo werde ich Dich erinnern, daß Du vor einem Jahr in Venedig Deine Freiheit in Anſpruch genommen und mir dadurch die meinige gegeben haſt."

Dies letztere wollte Theoderich nicht zugeben. Philiberte blieb bei ihrer Behauptung. Beide gingen zu den heftigſten Vorwürfen über. Er wollte dem Grafen Fleuranges ſein Haus verbieten. Sie verſetzte, das würde ein ganz unnützes Aufſehen machen, da ſie mit Fleuranges überall zuſammentreffe und ihr Benehmen gegen ihn nicht ändern werde. Teutleben drohte ihr mit Trennung. Philiberte verſicherte, nichts ſei ihr willkommener. Seitdem dies ausgeſprochen war, wurde die Kluft zwiſchen ihnen immer tiefer. In ihren vier Wänden und wenn der Wirbel des Herzens und der Welt, worin ſie lebte, ihr einen Augenblick des Nachdenkens gönnte, weinte Philiberte in troſtloſer Aufregung über ihren Mann,

„Das hängt von Dir ab! allein ich gehe."

„Du gehſt, Cornelie? Du fliehſt mich? und ich komme um Tod oder Leben von Dir zu holen."

„Was willſt Du, Leonor?" fragte ſie ſanft.

„O nur bei Dir ſein, mein Engel!" ſprach er, ſank vor ihr nieder und ſah ſie flehend an. „Es iſt ja heute wie es geſtern war .... gönne uns doch den Genuß eines ſtillen Glücks."

Sie legte ihre Stirn an die ſeine; mit unbeſtechlicher Wahrheit blitzten ihre mächtigen Augen ihn an.

„Leonor! Du behaupteteſt früher die Erklärung der Liebe ändre nichts in unſrem Verhältniß. Jetzt frage ich Dich: hat es ſich nicht ſeitdem geändert? — Du darfſt nicht Nein ſagen. Jetzt meinſt Du abermals der Ausbruch lange unterdrückter Leidenſchaft ändre nichts. Die Hand aufs Herz, Leonor: glaubſt Du das? — Du darfſt nicht Ja ſagen. — Ich war ſchwach genug Dir damals zu glauben .... und ich war's .... weil ich ſchwach ſein wollte! Es iſt ſo gräßlich, Leonor, immer ſtark ſein, immer den Panzer tragen zu müſſen unter dem das Herz gar nicht ſeinen freien Schlag thun kann. Aber Leonor! der Menſch hat nur die Wahl zwiſchen dem Panzer und der Verblutung. Ich habe gewählt. Leb wol, mein geliebter Leonor."

ihre Ehe, ihr Schickſal, über ſich ſelbſt; — doch ſowie ſie in der Geſellſchaft erſchien und ſich umringt, bewundert und gefeiert ſah, vergaß ſie ihre Tränen und ſah in den Huldigungen einen ihr gebührenden Erſatz für das Glück, das ihr geraubt ſei. Mit Leonilla verkehrte ſie faſt gar nicht. Sie fühlte die heftigſte Feindſeligkeit gegen Leonilla, weil ſie in dieſer Grundurſache ihrer unglücklichen Ehe ſah. Hätte ſie geahnt, daß im Herzen ihres Mannes eine leiſe Verſtimmung gegen Leonilla ſich regte, ſo hätte Philiberte vielleicht ihr Benehmen geändert; — jetzt fand ſie es nur empörend, daß Theoderich frei, ſie aber Sklavin ſein ſolle.

Theoderich war verſtimmt, weil Leonilla ihn auf Philiberte und Fleuranges aufmerkſam gemacht hatte. Ob er bis dahin nichts bemerkt hatte oder nichts bemerken wollte — war ſeine Frau ihm gleichgültig — war es ihm bequem, daß ſie die eiferſüchtige Laune aufgab, mit der ſie ihn in Venedig quälte und daß ſie ſich gar nicht mehr um ſein Tun und Laſſen bekümmerte — genug, er war mißmutig über Leonilla's Einmiſchung in Dinge, welche ſie nichts angingen; wie er ſich ausdrückte. Er war es jedoch nicht genug, um ſich ganz von ihr zurückzuziehen. Er murrte etwas wider ſie; doch nur ſo, wie der Sklave wider ſeinen Herrn: er verblieb in ihren Feſſeln. Ein ſolches Verhältnis ſpinnt ſich zuweilen im Leben eines Mannes dermaßen fort, daß es zu einem Netz wird, welches in jeder Richtung ſeine Bewegung hemmt und ſie zu ſeinem größten Nachteil beeinträchtigt.

Während Rüdiger auf der Fenſterbrüſtung in der Gemäldegalerie ſitzend, ſeine Tage ſchlaff verträumte, brach der Unwille ſeines Vaters gegen ihn aus. Graf Euben ließ ihn eines Morgens rufen und ſagte als er eintrat:

„Setze Dich. Ich habe ein ernſtes Wort mit Dir zu reden. Sieh!“ fuhr er fort, „es kommt klar zum Vorſchein, was ich ſtets behauptet habe: Du biſt nicht das Genie, das Deine Mutter in Dir ſah und das wohlwollende Gemüter in Dir ſehen wollten. Du haſt ein hübſches Talent für die Malerei — weiter nichts. Das Genie iſt ſchöpferiſch. Ich ſage nicht, daß es fort und fort produzieren ſoll, wie der Arbeiter in der Fabrik oder wie eine Dampfmaſchine, allein es muß zuweilen von einer Idee ergriffen, von einem Gedanken beſeelt — und dadurch angetrieben werden, Form und Ausdruck für ſie zu ſuchen und ſie mit dem Material auszugeſtalten, das unter ſeiner Hand liegt. Es muß arbeiten, ſtudieren, raſtlos ſich bemühen, um das Werk, das es in ſich herumträgt, aus ſich heraus zu ſchaffen . . . zu erſchaffen. Von dem allen tuſt Du nicht das allermindeſte. In Deinem Zimmer ſehe ich nichts, was Studien verrät; in Deinem Atelier nichts, was Beſchäftigung mit der Malerei verrät, in Deinem ganzen

Leben nichts, was Deine Abſicht verrät, ein brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden.“

„Du haſt ganz Recht, beſter Vater,“ verſetzte Rüdiger niedergeſchlagen, „ich tauge zu nichts.“

„Wäre dieſe Äußerung bei Dir eine Überzeugung, ſo würde ich Dir antworten: mit derſelben wird man wirklich ein Taugenichts, der in Schlaffheit und Arbeitſcheu zugrunde geht. Es iſt aber leeres Gerede! Du haſt Deine Studien für den Staatsdienſt gemacht, die verſchiedenen Prüfungen gut beſtanden. Du kannſt jeden Augenblick in eine Laufbahn eintreten — und dies iſt es, was ich von Dir verlange, da Du nunmehr über Deinem Mangel an künſtleriſcher Begabung vollſtändig im Klaren ſein mußt.“

„Ich bin aber auch von meiner Unfähigkeit für den Staatsdienſt überzeugt,“ fiel Rüdiger ein.

„Schwätze doch keinen Unſinn, lieber Sohn! Kein Sterblicher hat die Verpflichtung ein Genie zu ſein. Ein ſolches Produkt der Vorſehung iſt meines Erachtens ſehr überflüſſig, ſehr entbehrlich. Allein jeder Mann, der ſeiner fünf Sinne mächtig iſt, hat die Verpflichtung einen Platz in der Welt zu ſuchen und ſich für denſelben tauglich zu machen, auf dem er ſich nötigenfalls ſein Brot verdienen könne. Der Staatsdienſt iſt ſo eingerichtet, daß mittelmäßige, ſogar beſchränkte Köpfe ſehr brauchbar ſind. Weshalb ſollteſt Du es nicht ſein? . . . Ich habe es ſatt, Dich in Deinem Schlaraffendaſein verkommen zu ſehen.“

„Du brauchſt harte Worte, lieber Vater.“

„Ja, mein Sohn, abſichtlich! Du ſollſt aufgerüttelt werden aus Deinem Nachtwandlerzuſtand, Dich beſinnen, zu Dir kommen und ein vernünftiger Mann werden: darauf beſtehe ich. Doch will ich Dir noch einen andern Vorſchlag machen: Ziehſt Du es vor auf dem Lande zu leben, wo man ſich ſehr zufrieden fühlen kann, wie Lydia und Heinrich es uns zeigen: ſo will ich Dir Weißenhof übergeben . . . und Du heirateſt.“

„Ich heiraten! . . . Nein! . . . beſter Vater, das iſt unmöglich.“

„So gehe hin und werde Kapuziner!“ brauſte Graf Euben auf: „Kannſt Du nichts von allem, was ſich für den Mann geziemt, ſo krieche unter die Kapuze!“

„Für den geiſtlichen Stand habe ich keinen Beruf,“ ſagte Rüdiger trübe.

„Gott ſei gedankt, daß Du endlich ein vernünftiges Wort ſprichſt!“ rief Graf Euben erleichtert: „fehlt Dir jener Beruf, ſo iſt der für den Eheſtand vorhanden. Du wirſt heiraten und ein ganz vernünftiger Menſch werden. Alſo entſchließe Dich: tritt in den Staatsdienſt oder nimm Weißenhof . . . aber zugleich — eine Frau.“

„Ich erkenne dankbar Deine große Güte . . .

allein ich kenne keine Perſon, die ich zur Gefährtin meines Lebens haben möchte.“

„Das iſt unſinnig und unnatürlich!“ fiel der Graf wieder aufbrauſend ein: „höre doch endlich auf, ein Eisbär zu ſein.“

„Gerade weil ich kein Eisbär bin, kann ich nicht heiraten.“

„Soll das heißen, Dein Herz ſei gefeſſelt durch irgend eine reizende Sterbliche, mit welcher die Ehe unmöglich iſt, ſo rate ich Dir väterlich und ohne im geringſten nach Deinen Herzensgeheimniſſen zu fragen — denn die ſind ſich alle gleich: kennt man eines, ſo kennt man tauſend! — mache Dein Herz los und dann heirate friſchweg. Die Unmöglichkeit des Beſitzes ſtimmt anfangs ſehr traurig — das gebe ich zu. Allmählich aber wird die Traurigkeit langweilig und der Langweile wird man überdrüſſig. Dann wacht man eines ſchönen Tages ganz nüchtern auf, gähnt herzhaft und ſpricht mit Falſtaff: „Hole der Henker das Seufzen und Grämen.“ Mit klarem Auge ſchaut man in ſich und findet das Herz ruhig auf dem rechten Fleck — ſchaut man um ſich und findet ein anderes Herz, das in einem allerliebſten Figürchen ſteckt und das zu gewinnen wäre. Das Weitere macht ſich von ſelbſt und ich hoffe, es macht ſich recht bald bei Dir. So, mein Sohn, jetzt kennſt Du meine Anſicht, meinen Wunſch, meinen Wilſen. Handele demgemäß. Zu einer Heirat — einer ſtandesmäßigen, das verſteht ſich! — gebe ich Dir ſchon jetzt meinen Segen; Perſönlichkeit und Name ſind mir gleichgültig. Deine Schweſtern haben freie Wahl gehabt und ſo iſt der kreuzbrave langweilige Heinrich mein Schwiegerſohn geworden und Theoderich, von welchem genau das Gegenteil zu ſagen wäre. Wähle alſo — und bald."

Betäubt, erſchreckt und doch gerührt durch die väterliche Liebe, die ſich bemühte ihm den Weg durch's Leben leicht zu machen, zog Rüdiger ſich zurück, indem er dem Vater verſprach, er wolle ſich ernſt und ruhig beſinnen.

Triumphierend trat der Graf in das Zimmer ſeiner Frau und rief:

„Freue Dich, Viktorie, Rüdiger will heiraten!"

Die Gräfin ſaß am Schreibtiſch und ergoß vor Lydia ihre Sorgen wegen Rüdiger. Er ſei in einer Gemütsverfaſſung, welche nur allzu deutlich verrate, daß er den innern Halt, den Glauben verloren habe. Jetzt warf ihr der Gemahl die unerwartete Nachricht wie eine Bombe vor die Füße. Sie ſprang erſchreckt auf und rief:

„Unmöglich, Wilibald! er kann jetzt ganz unmöglich heiraten!"

„Gerade jetzt iſt der rechte Augenblick da! er iſt unzufrieden . . . kein Menſch mag im Zuſtand der Unzufriedenheit verbleiben! Er will glücklich werden. Ich riet ihm eine Heirat und — um ihm die Sache leicht zu machen — gleichviel mit wem.“

„O Wilibald, was haſt Du getan! er iſt viel zu verſtört in ſeinem Innern, um eine gute Wahl treffen zu können. Ach, Wilibald! wie konnteſt Du ſo unvorſichtig ſein!“

„Viktorie!“ ſagte der Graf mit mühſam unterdrücktem Zorn: „mit Deinem O und Ach, Deinem Wie und Was kannſt Du mich freilich unerhört verſtimmen, doch keineswegs mich überzeugen, daß ich Unrecht tat. Junge Männer, die auf ganz verkehrtem Wege waren, ſind durch eine gute Ehe auf den richtigen gekommen.“

„Ja, durch eine gute Ehe! . . . aber Rüdiger wird jetzt gewiß eine Wahl treffen, die keine gute Ehe möglich macht. Er wird noch unglücklicher werden, als er bereits iſt und uns, die wir durch Philibertens Ehe ſchon genug Kummer haben, noch mehr Kummer bereiten. Es iſt meine Pflicht, ich muß ihn vor Übereilung warnen.“

„Er denkt nicht an Übereilung, ſondern an Überlegung! Laß ihn doch in Ruhe die Sache ins Auge faſſen ohne darein zu reden.“

„Nicht reden ſoll ich! Du ſagſt ich ſoll nicht reden mit meinem Sohn . . . nicht reden von der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens . . . nicht reden, ſagſt Du, alſo nicht meine Pflicht tun! . . . Nein! . . . das darfſt Du mir nicht zumuten . . . ich werde mit ihm reden.“

„Rede mit wem Du willſt, nur nicht länger mit mir!“ rief der Graf und eilte hinweg.

Eine Frühlingsblume.

Er ſprang auf, Thränen blitzten in ſeinen Augen, mit zitternder Stimme rief er:

„O ſchweig! Du haſt mich nie geliebt! Du biſt ein kaltes Herz, ... eine berechnende Seele! Du füllſt müßige Stunden mit Liebe aus — aber die Bruſt läßt Du nicht von ihr erfüllen! Du willſt nur martern, aber nicht glücklich machen .... Cornelie, den Geliebten nur martern .... ſiehſt Du, das iſt teufliſch.“

Sie ſah ihn an mit unerhörter Traurigkeit.

„Sieh mich nicht ſo an! rief er mit brechender Stimme. Sprich .... damit ich Dir zürnen könne.“

Sie lächelte melancholiſch und ſagte: „Du haſt ganz Recht. Das wird den Frauen immer zum Vorwurf gemacht! Aber es giebt Herzen, die man doch nicht nach der gemeinen Regel beurtheilen ſollte. Das wäre ſo, Leonor, als ob Du Deinen Horizont für die Grenze der Welt halten wollteſt. Bedenke meine Eigenthümlichkeit: mein Streben nach innerer Einheit, nach Klarheit, nach Freiheit, nach Uebereinſtimmung zwiſchen Wort und That! wer ſo die Sclaverei haßt wie ich, darf nicht der Sclav willenloſer, ohnmächtiger Schwäche ſein. Bedenke das .... ſei billig .... oder kannſt Du das nicht ſein, ſo ſei barmherzig .... vergieb mir! und .... leb wol, mein geliebter Leonor.“

Erſtes Kapitel.

Wie unangenehm! . . . er wird mich bekehren wollen! . . . daraus kann nichts werden! . . . vielleicht bekehre ich ihn zu mir! . . . — Dieſe Gedanken flogen durch Leonilla's Kopf, als ihr Kaplan Oſorio gemeldet wurde. Ihr letzter Gedanke ſchien ſie in beſſere Stimmung zu verſetzen, denn als er eintrat, ſagte ſie freundlich:

„Ich bin Ihnen recht dankbar, daß Sie gekommen ſind. Ich möchte Ihnen gern eine Frage vorlegen, eine ſehr einfache."

„Ich ſtehe zu Dienſten, gnädige Frau."

„Glauben Sie an Gott?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ich meine an einen Schöpfer des All's."

„Ja, an einen Schöpfer des Weltall's."

„Dies kann ich verſtehen, weil die Dinge einen Urgrund haben müſſen, um ihr Daſein zu bekommen. — Aber glauben Sie an einen Gott der Menſch wurde, um die Menſchheit zu erlöſen?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ich nicht! der Menſch liegt in unſichtbaren Ketten und Banden. Mein Wille kann hie und da dasjenige, was mich feſſelt erleichtern . . . aber ſchließlich iſt der Tod da und dann . . . —"

„Dann geht der Menſch in das Haus ſeiner Ewigkeit, gnädige Frau, denn der Tod iſt der Durchgang zu einer umgeſtalteten Fortſetzung unſeres Lebens, und unſer Leben iſt der Weg zu zwei Schickſalen, zur ewigen Seligkeit und zur ewigen Unſeligkeit."

„Auch das verwerfe ich. Jenſeits des Todes iſt nichts — iſt das Nichts. Nirwana nennt es der tiefſinnige Hindu."

„Der Hindu irrt," gnädige Frau. „Er hat die Tradition einer göttlichen Uroffenbarung, deren Spur bei allen Kulturvölkern in ihren Religionen mehr oder minder ſich ausſpricht. Deshalb ahnt er den übernatürlichen Urſprung der Seele — deshalb ihren Zuſammenhang mit Gott — deshalb ihr höchſtes Ziel: Vereinigung mit Gott — deshalb die Notwendigkeit der Abtötung und der Betrachtung göttlicher Dinge. Da aber Chriſtus geſagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben — und da das Licht des Chriſtentums dem Hindu nicht aufgegangen iſt, ſo geht er irr. Nicht gemäß der chriſtlichen Lehre ſucht er ſich im irdiſchen Leben durch die Hingebung ſeines Willens mit Gott zu vereinigen; — nein! er ſtrebt dahin in Gott aufzugehen, in Gott ſein eigenes Sein zu vernichten; und da es ihm trotz aller Aufregung der Einbildungskraft und aller phantaſtiſchen Träumerei nicht gelingen will, ſich zu dieſer Höhe zu erſchwingen: ſo läßt er ſich ſterbensmüde und unbefriedigt durch ſeine Anſtrengungen in die tiefſte Tiefe, in den Gegenſatz fallen, und ſpricht erſchöpft: Mit dem Tode ſinkt der Menſch ins Nirwana — in das Ur-Nichts.“

„Ganz richtig! dieſe Anſicht ſagt mir zu. Alle Anſtrengungen, die der Menſch macht um glücklich zu ſein, bringen ihm nichts anderes, als ein höchſt unvollkommenes, vergängliches, kaum nennenswertes Glück. Damit erſchöpft er ſeine Kräfte, ſeine Gaben, ſein Leben, und müde der fruchtloſen Qual iſt es ihm ein Troſt, eine Labung, zu denken: Es kommt die Stunde, da alles vorüber iſt und wo ich ins Ur-Nichts verſinke.“

„Das Erdenleben iſt eine gerade Linie, gnädige Frau. Es geht hervor aus der Hand Gottes des Schöpfers, es läuft aus in der Hand Gottes des Richters, welcher ſtraft oder lohnt. Betrachtet man es nicht zwiſchen dieſem feſten Ausgangs- und Endpunkt, ſo iſt es ſtatt der geraden Linie ein verwirrtes Netz, welchem man dahin und dorthin zu entrinnen ſucht und das am Ende, der Menſch mag wollen oder nicht, ihn doch dahin zieht, wohin er nicht will: vor den Stuhl des Richters! . . . möge man an ihn glauben oder nicht.“

„Ihre Anſicht ſagt mir durchaus nicht zu."

„Das bedauere ich von Herzen, gnädige Frau. Ich habe dasjenige ausgeſprochen, was jeder Chriſt glaubt . . . und glauben muß, wenn er Chriſt ſein will."

„Wohlan, ſo verwerfe ich Ihr Chriſtentum."

„Das wird Sie nicht glücklich machen, gnädige Frau! der Blick ins Nirwana gibt weder Licht, noch Troſt, noch Kraft — und das alles hat der Menſch ſo nötig, wie er Luft nötig hat, um atmen zu können."

„O, das iſt wahr . . . ſehr wahr! Licht, Troſt, Kraft. Aber aus Ihren finſteren Dogmen gehen dieſe nicht hervor."

„Iſt es ein finſteres Dogma, gnädige Frau: Credo remissionem peccatorum et vitam aeternam. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß mit dem Glauben an Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben Tag für Tag Tauſende und Tauſende die Nöten und Drangſale des Lebens friedlich tragen und ſelig ſterben."

„Wie fangen Sie es an, um den Kindern die Glaubenslehren beizubringen?" fragte Leonilla nachdenkend.

„Leicht faßt die unſchuldige Seele des Kindes ſie auf. Das von Leidenſchaft getrübte Herz faßt ſie ſchwer."

„Nein, ſo iſt es nicht, ſondern ſo: das Kind nimmt willig an, was der Lehrer ſagt; es kann nicht prüfen, der Verſtand iſt unentwickelt: es glaubt. Später tritt der prüfende Verſtand dem Glauben entgegen.“

„Der Wille tritt dem Glauben entgegen, der verkehrte Wille. Seien Sie feſt überzeugt, die Leute hätten gar nichts dawider ihren Verſtand den Glaubenslehren zu unterwerfen, wenn dieſe Lehren ihnen nur die Freiheit ließen, den ſchlimmen Gelüſten des Willens zu folgen. Weil das unſchuldige Kind gern bereit iſt, ſich von ſeinen kleinen Fehlern zu beſſern, deshalb nimmt es gern Lehren an, die es unterrichten, was es zu tun habe um das zu können und um die Pflichten gegen Gott und den Nächſten zu erfüllen.“

„Der Menſch verbleibt aber nicht in der Unſchuld des Kindes, erhält alſo nicht ſeinen Willen in jener Reinheit, die Ihnen notwendig ſcheint um glauben zu können. Nun kommt es aber doch vor, daß Menſchen dieſen Glauben haben möchten; — was müſſen ſie dann tun, um ihn zu erlangen?“

„Sie müſſen den Willen in der Achſe umkehren und ihn von der Selbſtſucht und Eigenliebe ab- und auf Gott hinwenden — und ſie müſſen beten.“

„Eines iſt ſo ſchwierig wie das andere.“

„Beides iſt aber unerläßlich; denn der Wille bleibt verkehrt, wenn ihm nicht die Gnade zu Hilfe kommt — und die Gnade kommt nicht ohne Gebet.“

„Das alles ſcheint mir unerhört mühſam!" rief Leonilla, halb gelangweilt und halb ungeduldig.

„Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die, welche Gewalt brauchen — d. h. die, welche den verkehrten Willen mit Anſtrengung aller Kraft zur Umkehr zwingen — nur dieſe werden es erreichen."

„Wer behauptet das?"

„Der Sohn Gottes, unſer Erlöſer."

„Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich die Erlöſung — und folglich auch die Idee eines Erlöſers verwerfe."

„Allerdings ſagten Sie das, gnädige Frau, und deshalb glaube ich, daß ich Ihnen nichts mehr zu ſagen habe."

„Ich bin die Epigone irgend eines alten Kulturvolkes, vielleicht der Griechen, vielleicht der Hindu," fuhr ſie fort, ohne auf ſeine Antwort zu achten.

„Das ſind Sie nicht!" ſagte Oſorio: „durch die Taufe ſind ſie Chriſtin geworden. Der chriſtliche Charakter, der unvertilgbare, iſt Ihrer Seele durch die Taufe aufgeprägt. Sie können ihn verleugnen, Sie können heidniſch denken, fühlen, leben und handeln, allein die wunderbare, geheimnisvolle Signatur, welche Sie im Sakrament der Taufe durch die Kraft des Blutes Jeſu empfangen — dieſe Signatur läßt ſich nicht verlöſchen

— und in der Ewigkeit, vor dem Richterſtuhl Gottes, auch nicht verleugnen.“

„So wäre in mir ein etwas, das ich nicht kenne, nicht verſtehe?“ fragte Leonilla nachdenkend.

„Ganz gewiß, gnädige Frau.“

„Und das wäre?“

„Ihre Seele, die nach Wahrheit verlangt und mit Irrtum ſich zufrieden geben ſoll.“

„Ich bin mit meinem Irrtum nicht übler daran, als Tauſende mit ihrer Wahrheit.“

„Dies wird ſich offenbaren, gnädige Frau, in der Stunde der Trübſal und in der Stunde des Todes.“

„Kann ſein! bis dieſe kommen geht es mir aber ganz gut.“

Da Oſorio ſchwieg, ſetzte ſie hinzu:

„Sogar ſehr gut — und Tauſende können mich beneiden.“

„Ja, um äußere Dinge; um Lebensſtellung, Vermögen und alles, was der Welt gefällt. Doch: „tutto che piace al mondo è breve sogno.“

„Wer ſagt das?“

„Einer, den die Welt ſehr bewunderte und mit Recht: Petrarca.“

„Wohlan! ſei das Leben ein Traum — wenn ich es nur ſelig verträume.“

„Dahin bringen Sie es nicht.“

„O, ich glaube es auch nicht!" rief Leonilla plötzlich, ſtand auf und ging im Zimmer auf und nieder.

Oſorio war auch aufgeſtanden. Sie blieb bei der Harfe ſtehen und ſagte:

„Hören Sie! ich will Ihnen etwas erzählen."

Sie nahm die Harfe, griff ein paar volle Akkorde, auf welche eine ſchreiende Diſſonanz folgte.

„Das iſt mein Leben," ſagte ſie dann und ſtellte die Harfe zurück: „haben Sie es verſtanden?"

„O ja, gnädige Frau! es iſt die uralte Klage der Gefangenen Babylons, wenn Sie an Zion denken."

„Ich weiß nicht was Zion iſt und ob ich daran denke."

„Zion iſt die Heimat der Seele, und die Sehnſucht verlangt dahin, um Frieden zu finden."

„Wie iſt der Frieden zu finden?"

„Durch den Glauben, den Gott geoffenbart hat, und den die Kirche lehrt."

„Nein! daraus wird nichts! Kirchenluft iſt mir zuwider, beklemmt mich, erſtickt mich. Ich bedauere unausſprechlich, daß Ihr Amt es mit ſich bringt, die Kirche zu loben und zu preiſen. Das iſt eine Kluft, die ich nie überſpringen werde."

„Schon mancher hat das geſagt und iſt dennoch über die Kluft geſprungen," verſetzte Oſorio ruhig.

„Wie! Sie träumen von meiner ſogenannten Bekehrung!“ rief Leonilla zürnend.

„Ich träume gar nichts, gnädige Frau, ich ſprach im allgemeinen von einer Tatſache“ . . . —

„Die nicht auf mich Anwendung finden wird, denn ich bin nicht für Sklaverei geſchaffen.“

„Ich auch nicht, gnädige Frau, und überhaupt kein Menſch. Wir alle ſind berufen zur edlen Freiheit der Kinder Gottes, welche gleichmäßig Ungebundenheit und Knechtſchaft des Verſtandes und des Willens ausſchließt.“

„Genug!“ ſagte Leonilla nach einer Pauſe, „ich bin Ihnen ſehr dankbar, daß Sie meinen Wunſch erfüllten und zu mir kamen. Allein es iſt keine Verſtändigung zwiſchen uns möglich. Für Sie iſt der katholiſche Glaube alles in allem, das erſte und letzte, Ausgang und Ziel, Heil und Seligkeit.“

„So iſt es. Darf ich aber fragen, wo Sie Ihr Heil und Ihre Seligkeit zu finden denken?“

„Nirgends! Es ſind zwei unklare Worte, nach denen ich nicht verlange.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau . . . das bezweifle ich. Jeder Menſch verlangt darnach. Nur vergißt er zuweilen ſein Verlangen in dem Wirrwarr von tauſend anderen Wünſchen, tauſend anderen Beſtrebungen.“

„Und Ihnen ſind dieſe Wünſche, dieſe Beſtrebungen fremd?“

Sie kniete vor ihm nieder und hob die Hände empor. Er umſchlang ſie heftig, riß ſie auf und an ſein Herz und rief:

„Schweig! ſprich nicht, ſieh mich nicht an, rege Dich nicht .... ich kann's nicht aushalten! — ich will ſprechen.“

Sie legte den Kopf an ſeine Schulter und ſchwieg.

„Iſt die Scheidung von Graf Sambach unmöglich?“ fragte Leonor.

„Ja! in wahnſinniger Eiferſucht hat er es geſchworen und, wenn auch die Hemmung als ungültig für mich zu überwinden wäre, ſo müßte ich ihm bei einer gerichtlichen Scheidung Triſtan überlaſſen, er würde ihn zum Kaufpreis meiner Freiheit von mir begehren“ .... —

„Genug! unterbrach ſie Leonor. Aber nun ſage mir: iſt es denn möglich daß Du Dich für gefeſſelt an dieſen Mann betrachten kannſt, der mit unerhörter Tyrannei gegen Dich verfährt, mit vollkommner Willkür ſeiner Wege geht, Rückſicht keiner Art nimmt aber Dir die Freiheit ſo grauſam mißgönnt daß er Dich wie ein böſer Bube den ängſtlich flatternden Vogel an einem Faden hält. Iſt's nicht genug daß er um Deine Hand einen ehernen Reif geſchmiedet hat, mußt Du ihm auch noch Deine Liebe bewahren?“

„Ich habe weder Zeit noch Luſt, mich mit ihnen zu befaſſen,“ antwortete er ruhig.

Leonilla wiegte halb ſinnend und halb unmutig ihren ſchönen Kopf und ſagte:

„Ob je der Tag kommen wird, wo ich imſtande ſein werde, dies zu verſtehen?“

„Ich will es hoffen, gnädige Frau.“

„Warum?“

„Weil Ihre Seele dann auf dem Wege ſein dürfte, das Haus der ſeligen Ewigkeit zu finden.“

„O, immer dieſe Ewigkeit, von der man im Nirwana nichts weiß.“

„Dafür weiß man in der Ewigkeit — ſei ſie ſelig oder unſelig — auch nichts vom Nirwana.“

„Leben Sie wohl!“ ſagte Leonilla entſchieden: „ſollte ich Sie wieder einmal bitten laſſen, zu mir zu kommen — werden Sie es tun?“

„Gern . . . wenn Ihnen dadurch ein Dienſt geſchieht.“ —

Nachdem ſich Oſorio entfernt hatte, blieb Leonilla ſich ſelbſt überlaſſen mit dem Gefühl zurück, als ſei ſie in einer Art von Schachpartie geſchlagen worden. Sie hatte gar nicht zu dem Verſuch kommen können, Oſorio zu bekehren, nämlich ihn im Glauben wankend zu machen. Sie war freilich auch nicht zum Glauben bekehrt worden; allein Oſorio hatte doch immer das geſagt, was er ſagen wollte und ſie hatte, wie ein kleines Schulmädchen, gar nicht ſo recht ſich ausſprechen können. Ernſte Dinge hatte er geſagt — ſelbſtverſtändlich! das brachte ſein Amt mit ſich. Ob es ſeine Überzeugung war? — — Sie fühlte ſich teils enttäuſcht, teils gedemütigt und ſie faßte den Entſchluß, nie wieder einen intereſſanten Kopf zu beachten, ſobald es der eines Prieſters war.

Theoderich fand ſie dermaßen verſtimmt, daß er ſo lange in ſie drang, ihm mitzuteilen, was ihr widerfahren ſei, bis ſie nachgab.

„Er hat mich verwirrt, in Widerſpruch verwickelt, ſo ſchloß ſie ihren Bericht: ich ſagte zu derſelben Sache bald ja bald nein, und der Stachel der Inferiorität iſt mir — einem Prieſter, einem kleinen Kaplan gegenüber! in's Herz gedrückt."

Theoderich ſah ihr ſcharf in die Augen und ſagte eben ſo ſcharf:

„Ihr Unmut hat einen anderen Grund."

„Und der wäre?" fragte ſie ſpöttiſch.

„Empfindlicher als das Scheitern eines Bekehrungsverſuches iſt es, wenn ein Bezauberungsverſuch mißlingt."

„Bekehrung und Bezauberung iſt eines und dasſelbe," verſetzte Leonilla kalt.

„O nein! Gründe bekehren, Perſönlichkeiten bezaubern . . . und es verſtimmt Sie, daß Sie auf jemand ſtießen, der gegen ihren Zauber gefeit iſt. Ich begreife nur nicht, wie Sie auf den Einfall kommen konnten, an ein ſolches Weſen Ihren Zauber zu verſchwenden.“

„Es iſt ganz vergeblich,“ erwiderte Leonilla, „mit Ihnen über geiſtige Bedürfniſſe zu diskutieren, denn Ihre Frivolität begreift das nicht. Dieſe Frivolität macht es Ihnen möglich, mit einem Hunde, einem Pferde, einem Hirſch oder ſonſt einer Beſtie ſich zu tröſten, wenn der Kelch des Lebens einen Bodenſatz zeigt, wenn der Schaum verflogen, der Arom verduftet iſt. In mir machen ſich zuweilen ungeſuchte, ernſte Gedanken geltend und ich ſuche ihre Beantwortung.“

„Vergebliche Mühe! der Menſch iſt da! warum? er weiß es nicht; wie lange? er weiß es nicht. Er weiß nur, daß er da iſt, daß er lebt, und daß er ſich nach allen Richtungen hin ausleben, durchleben will, um den Kräften und Gaben zu entſprechen, die ihn bewegen, bilden und leiten. Dieſe nutzen ſich allmählich ab, verſiegen nach und nach, das Feuer erliſcht . . . eine Hand voll Aſche bleibt zurück. Dies wiſſen wir; dieſen Lebensprozeß kennen wir; . . . damit ſollen wir uns begnügen. So wenig wie der Lauf der Sterne Einfluß hat auf den Gang der Dinge unſerer Erdenwelt, eben ſo wenig können ungelöſte Fragen über unbeſtimmte Regungen in unſerer heißhungrigen Bruſt unſer Daſein beeinfluſſen. Wir leben — das genügt.“

„Ja, es genügt, wenn wir glücklich ſind.“

„Die Pauſen müſſen wir auszufüllen ſuchen und Liebhabereien tun dies; ſie zerſtreuen und erheitern. Gönnen Sie mir alſo meine Hunde und Hirſche."

„Von Herzen gern! allein ich laſſe ſie mir nicht aufzwingen, denn ſie genügen mir nicht."

„Das weiß ich! Sie haben nur dann Freude, wenn Sie das Bewußtſein Ihrer Überlegenheit genießen — und dies Bewußtſein hat Ihr kleiner Kaplan nicht aufkommen laſſen. Wie ihm das möglich war . . . — dies gehört in das Kapitel der ungelöſten Fragen. Sie ſehen aber daraus, daß Sie ſich mit Leuten dieſer Art nicht befaſſen ſollen. Sie haben ja Ihre Sklaven — unter denen ich der Erſte bin."

„Es iſt langweilig, von Sklaven umgeben zu ſein," ſagte Leonilla gleichgiltig.

„Sie würden es noch viel langweiliger finden," rief er lachend, „wenn ſich die armen Sklaven Ihrer Botmäßigkeit entziehen wollten."

„Glauben Sie denn, daß ein Rüdiger mir angenehm iſt?" fragte ſie.

„Seine Haltung Ihnen gegenüber, ſeine ganze Art und Weiſe — das alles iſt Ihnen nicht angenehm. Sollten Sie aber jemals aufhören das Geſtirn zu ſein, um welches er als treuer Trabant ſich bewegt — Leonilla, es würde Ihnen nichts weniger als angenehm ſein."

„Weshalb vermuten Sie das?"

„Weil der Menſch nichts von dem, was er für ſein eigen hält, verlieren mag.“

„Ich halte Rüdiger durchaus nicht für mein Eigentum,“ ſagte ſie raſch.

„Vielleicht kommt der Augenblick bald, wo Sie dies durch die Tat beweiſen können.“

„Wie ſo, was geht mit ihm vor?. . . ich ſehe ihn äußerſt ſelten.“

„Ich glaube, mein Schwiegervater wünſcht lebhaft, ihn zu verheiraten, als das einzige Mittel, ihn in ein brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft umzuwandeln.“

„Und er?“ fragte ſie haſtig.

„Darüber weiß ich nichts,“ ſagte er kalt.

Zweites Kapitel.

Beklemmt durch den Willen ſeines Vaters, den er bei ruhigem Nachdenken vernünftig finden mußte; in Langweile und Ungeduld verſetzt durch das endloſe Gerede ſeiner Mutter, die ihm beweiſen wollte, daß er an keine Heirat denken dürfe, ſo lange er ſich nicht im Glauben wieder zurecht gefunden habe: war Rüdigers Troſt die Malerin. Sie ſagte ihm nicht, er habe dieſes zu tun und jenes zu unterlaſſen; ſie ſuchte ihm Mut zu geben, um ſeine moraliſche Erſchlaffung zu bekämpfen; ſie regte ſein Intereſſe für die Kunſt an; ſie ſprach zu ihm aus der Tiefe ihres ernſten gläubigen Gemütes und mit der ſchonenden Klugheit, die ſeinen Eltern abging. Bis jetzt hatte er ſie nie in ihrer Wohnung — außer in ihrem Atelier, als ſie Leonilla malte — beſucht; er war noch zu ſehr ſeinen Träumereien hingegeben und es war ihm noch nicht Ernſt mit dem Entſchluſſe, wenigſtens den Verſuch zu machen, drückende Ketten abzuſchütteln, von denen er doch fühlte, daß ſie ſeiner unwürdig waren. Jetzt aber ſagte er eines morgens, auf der Fenſterbrüſtung ſitzend:

„Signora! Sie ſind ſo gütig für mich, daß ich eine Bitte ausſpreche, deren Erfüllung mich beglücken würde.“

„Das klingt ja ſehr ernſt,“ verſetzte ſie freundlich: „was wünſchen Sie?“

„Die Erlaubnis, Sie beſuchen zu dürfen, um ungeſtörter mich einer Unterhaltung hinzugeben, welche jetzt jeden Augenblick teils durch Ihre Arbeit, teils durch andere Perſonen unterbrochen wird.“

„Herr Graf,“ erwiderte ſie, „nur abends bin ich von Arbeit frei. So lange das Tageslicht es erlaubt, arbeite ich hier oder zuhauſe. Am Abend gehöre ich meiner Tochter. Es iſt die Zeit, die ich ihr widme und auf die ſie ſich den ganzen Tag freut. Ich halte es für beſſer, daß unſere Abgeſchiedenheit ungeſtört bleibe.“

„Ich bin ein ſo ſtiller Menſch, Signora, daß ich keine Störung veranlaſſen würde.“

„Das iſt unberechenbar, lieber Graf. Meine Tochter kennt nicht die Welt, nicht die Geſellſchaft, iſt vielleicht gar nicht dazu beſtimmt, ſie kennen zu lernen. Gewähre ich Ihnen den Zutritt zu uns, ſo wäre es nicht unmöglich, daß infolge davon Wünſche in meiner Tochter erwachten, welche ich nicht erfüllen kann.“

„Haben Sie denn Ihre Tochtere für das Kloſter erzogen, daß Sie ſo fern von menſchlichem Verkehr ſie halten?“

„Nein, Herr Graf, ich habe ſie für Gott erzogen; allein die Welt iſt nun einmal der Jugend ſehr gefährlich.“

„Bin ich denn wirklich ein ſo arger Weltmenſch, Signora?“ fragte er trübe.

„Das will ich nicht behaupten; allein um Sie herum iſt die Atmoſphäre der Welt, Unruhe, Unzufriedenheit, Leidenſchaft. Nicht ſelten wird ein junges, empfängliches Gemüt davon angeſteckt, wenn der Träger derſelben in einnehmender Geſtalt erſcheint. Ich wünſche aber, daß meine Tochter ſo lange wie möglich den Frieden der Seele bewahre. Ginge ſie, wie andere junge Mädchen, in die Welt, wo eine Erſcheinung die andere verdrängt, ſo daß keine tiefen Eindruck machen kann, ſo müßte überhaupt mein Leben einen andern Zuſchnitt erhalten.“

„Aber dieſe übertriebene Einſamkeit — verzeihen Sie die Frage, Signora — wohin ſoll ſie Ihre Tochter führen?“

„Wohin Gott will, Herr Graf.“

„O!“ rief er ſchmerzlich, „welche Ruhe muß es geben, im Willen Gottes ſo friedlich, ſo hingebend zu ruhen, wie Sie.“

Sie ſchwieg und malte mit größter Aufmerkſamkeit.

„Sehen Sie,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wir kommen hier nicht zu einem intimen Geſpräch. Sie hören manchmal gar nicht, was ich ſage, weil Ihre Arbeit Sie ganz und gar in Anſpruch nimmt, und Sie ſind doch das einzige Weſen, das mir eine richtige Antwort geben könnte.“

„Beſter Graf, welche Übertreibung.“

„Durchaus nicht! Meine Eltern, meine Verwandten, ſprechen ſo zu mir, wie ihre Eigentümlichkeit, zum Teil auch ihre Selbſtſucht, ihnen Wünſche für mich eingibt und ihr Intereſſe für mich iſt mehr und minder mit Eigenliebe vermiſcht . . . — das tut mir nicht wohl. Sie aber haben kein anderes Intereſſe für mich, als das der Nächſtenliebe, Sie ſind frei von jedem Rückblick auf eigenes Intereſſe, Sie ſprechen einfach Ihre Anſichten, Ihre Grundſätze aus, ohne ſie mir einimpfen zu wollen, und deshalb machen ſie mir einen viel tieferen Eindruck — ſelbſt dann, wenn ich nicht mit ihnen übereinſtimme.“

„Es könnte vielleicht etwas Eigenſinn in Ihre Behauptung ſich miſchen,“ antwortete ſie lächelnd: „der Menſch hat ein ſo gewaltiges Freiheitsbedürfnis, daß er ſich gegen jeden Zügel empört, von welchem er — ſei es mit Recht oder Unrecht — Beeinträchtigung ſeiner Selbſtbeſtimmung befürchtet. Andererſeits aber braucht er ſeine Freiheit nur allzu oft, um ſich in Sklaverei zu begeben, und dann nennt er ganz ſtolz dieſen Mangel an innerer Zucht — Recht der Selbſtbeſtimmung und verwirft, auf dieſe fußend, wohlgemeinte und weiſe Ratſchläge ſeiner beſten Freunde."

„Sie ſind ſehr ſcharf, Signora," entgegnete Rüdiger, „allein ich muß Ihnen bekennen, daß Sie in Beziehung auf mich nicht ganz unrecht haben. Gleichwohl habe ich recht, zu behaupten, daß ich mehr wohlbegründetes Vertrauen zu Ihnen, als zu irgend jemand auf Erden habe — und da ein ſolches Vertrauen das Edelſte iſt, was ein Menſch geben und was ein anderer Menſch empfangen kann, ſo meine ich, daß Sie, mich in Ihrer Nähe dulden und meine Bitte nicht ſchroff zurückweiſen ſollten."

„Laſſen Sie doch einen ſo geringen Wunſch fallen, beſter Graf, und denken Sie über den eben ſo ernſten als gerechtfertigten Wunſch Ihres Herrn Vaters nach," entgegnete die Malerin ablehnend und begütigend.

„Wenn aber meine Bitte eine geheimnisvolle Fügung wäre," ſagte er dringend, „wenn Ihre Tochter es ſein würde, die mir den Faden reichte, um dem Labyrinth meines Innern zu entrinnen — eine andere Ariadne, — Adriane."

Die Malerin ſtaunte ihn an und tippte kopfſchüttelnd mit dem Zeigefinger auf ihre Stirn. Rüdiger ſagte lächelnd:

„Ja, ſie heißt Adriane, ich weiß es, Signora und der große Hund heißt Fido."

„Meine Liebe gehört Dir, entgegnete ſie ruhig, aber ich trage die Feſſel meines Verhängniſſes. Das Verhängniß iſt die ganze Kette unſres Schickſals, deren Anfang und Ende in der Hand Gottes liegt, und von der wir uns nicht losmachen können. Glaube mir, jeder Menſch hat ſein Verhängniß, für das und gegen das er nichts kann; er muß ſich ihm unterwerfen wie dem Alter und wie dem Tod."

„Unterwerfen? Du, die ſo ſtark, ſo ſtandhaft ihr Recht durchgeſetzt und ſich nicht dem Gemal unterworfen hat, Du Cornelie ſprichſt von Unterwerfung!"

„Ja, Leonor, weil ich nicht das Bewußtſein des Rechtes habe um mich darauf zu ſtützen. Das iſt bei mir die höchſte, die letzte Inſtanz; ſo hab' ich's in meinem ganzen Leben gehalten, und daß ich's jezt ſo halte, mitten auf dieſem Ozean der Leidenſchaft, der mir wie jede Unermeßlichkeit lockend winkt und fernab mit dem Himmel zu verſchwimmen ſcheint — der mir Inſeln der Seligen zeigt, und ich weiß nicht was für berauſchende, magiſche Bilder vorſpiegelt — zwiſchen deſſen Klippen und Wogen mein Lebensnachen fremd und unerfahren iſt — daß ich's dennoch ſo halten will .... dazu ſei Gott mir gnädig .... und Du, Leonor!"

„Haben Sie das im magnetiſchen Hellſehen erfahren?“ fragte ſie etwas erſtaunt.

„Nein, Signora, Ihre Tochter ſelbſt hat es mir geſagt.“

„Aber wo ſahen Sie meine Tochter?“

„Einmal im Park von Aigen.“

„Ich bin ſeit Jahren nicht dort geweſen.“

„Ganz recht! es werden im Sommer vier Jahre. Damals im Park von Aigen ſagte mir Ihre Tochter zwei Worte: Adriane und Fido.“

„Und was das kleine, zwölfjährige Mädchen ſagte — das behielten Sie?“

„Das behielt ich, Signora. Im nächſten Winter ſah ich Ihre Tochter wieder, in der Kirche, betend. Dann nicht mehr. Es war, als ginge dieſe Erſcheinung aus einer beſſeren Welt in den Wolken unter, welche von der Erde aufſtiegen.“

„Lieber Graf, Sie ſind ein unbegreiflicher Phantaſt!“ rief ſie lachend.

Rüdiger antwortete ernſt:

„Wenn Sie mein Bild vom Knaben Samuel beachtet hätten, welches ein Jahr ſpäter in der Kunſtausſtellung zu ſehen war, wohin ich es auf den Wunſch meiner Eltern gab, ſo hätten Sie ſich überzeugen können, daß der Eindruck, den Ihre Tochter mir gemacht hatte, keine leere Phantaſterei war — denn er gab mir jenes Bild ein, welches, wie ich glaube und wie Kunſtverſtändige mir ſagten — gut und vielverſprechend war. Hernach traten Ereigniſſe ein, die mich der Kunſt und jedem höheren Streben entfremdeten . . . bis zu dieſer Stunde. Wer kann ſagen, ob nicht etwa jetzt ein Wendepunkt in meinem Innern ſtattfinden ſoll!“

„So war es denn, um meine Tochter zu ſehen, daß Sie Zutritt bei mir zu haben wünſchten?“ fragte ſie ſcharf.

„Nein! ich wußte nicht, daß ſie hier ſei. Sie konnte ja noch in London im Inſtitut ſein — und nur ganz verſchwommen kam mir der Gedanke, daß ſie vielleicht jetzt bei Ihnen, Signora, ſich aufhalte und ich bekenne, dieſer Gedanke zog mich noch mehr zu Ihnen hin.“

„Sie ſind ehrlich und deshalb, lieber Graf, wollen wir uns die Situation möglichſt klar machen — was in zwei Worten geſchehen kann. Meine Tochter iſt eine liebliche Erſcheinung: Sie könnten eine Neigung zu ihr faſſen und ihr könnte Ihnen gegenüber das nämliche geſchehen. Sie begreifen, daß ich dies nicht wünſchen kann, denn die Lebenswege ſind ſehr verſchieden, welche die göttliche Vorſehung Ihnen und Adrianen beſtimmt.“

„Ich will eben ſo aufrichtig ſein, wie Sie, Signora, und Ihnen einfach ſagen, daß ich nicht in der Stimmung bin, um mich zu verlieben. Sie haben längſt geahnt, daß ich eine Leidenſchaft zu bekämpfen ſuche, die mein Leben verbittert. Habe ich mein Herz frei gemacht, ſo will ich es für mich behalten.“

„O, mein armer Graf, nichts iſt ſo wankelmütig, als unſer Herz. Sie wähnen, die Geneſung von einer unglücklichen Neigung werde nicht ſo leicht eine andere in Ihrem Herzen aufkommen laſſen. Das iſt aber ſehr zweifelhaft. Bei Ihrer Jugend und Ihrem Charakter iſt ſogar das Gegenteil vorauszuſehen. Jetzt kommt der lebhafte Wunſch Ihres Vaters hinzu und drängt Sie in das Leben hinein, für welches der Menſch beſtimmt iſt. Nicht in egoiſtiſcher Vereinzelung ſoll er ſein Daſein verträumen oder vertrauern. Das fühlen Sie ſchon jetzt. Ja, wenn Sie es auch nicht eingeſtehen wollen — im tiefſten Grunde Ihres Herzens regt ſich zu Ihrem eigenen ſtillen Erſtaunen ein Etwas, das ſeiner Kette überdrüſſig iſt und ſich ſehnt, ſie zu ſprengen. So iſt das Menſchenherz nun einmal beſchaffen und ſo wird es immer bleiben, wenn es nicht in ernſte Zucht genommen und in die heilſamen Schranken der Pflicht gewieſen und gehalten wird. Ihre Bürgſchaft gilt alſo nicht.“

„Wohlan, Signora! wenn ich eine tiefe Neigung für Ihre Tochter faßte, ſo iſt damit nicht geſagt, daß ſie erwidert würde. Wäre dies aber der Fall, ſo hat mein Vater mir bereits ſeinen Segen zu jedweder Wahl gegeben. Folglich kann nicht das mindeſte Unheil einbrechen, wenn Sie mir Zutritt zu Ihrem näheren Umgang gewähren. Vielleicht finde ich nicht das darin, was ich ſuche, was ich wünſche, was ich bedarf; — nun, dann bleibe ich der armſelige Menſch, der ich bin. Dann haben Sie die Beruhigung, daß Sie für mich taten, was in Ihren Kräften ſtand. Vielleicht aber werde ich wieder lebensmutig — und dann iſt das Ihr Werk und es wird Sie freuen.“

„Nun, ſo kommen Sie, Herr Graf! wir wollen ſehen, was mit Ihnen anzufangen iſt und ob Sie unverbeſſerlich ſind,“ entgegnete mit freundlichem Scherz die Malerin.

Ihm war zu Sinn, als habe ſie mit dieſen Worten das Tor zu einem neuen Leben vor ihm aufgetan.

Fortan erſchien Rüdiger zuweilen in der großen Geſellſchaft und zwar ohne die finſtere Gleichgiltigkeit, die man an ihm wahrzunehmen gewohnt war. Indeſſen bemerkte Graf Euben doch mit Unzufriedenheit, daß von einer Annäherung an ein junges Mädchen, das eine paſſende Partie für Rüdiger geweſen wäre, keine Spur ſich zeigte. Er grollte deshalb mit der Gräfin.

„Ich möchte wohl wiſſen, welche Bedenken Du ihm über die Wahl einer Gattin beigebracht haſt, Victorie! Rüdigers Benehmen iſt ganz unnatürlich . . . ſehr freundlich, ſehr höflich, aber kalt wie ein Gletſcher.“

„Er iſt vorſichtig . . . und das iſt keineswegs unnatürlich, ſondern ſehr weiſe. Er will nicht in eine Verlobung hineinraſen und ich danke Gott, daß der gute Sohn meinen Vorſtellungen Gehör gab,“ erwiderte die Gräfin Euben ſelbſtzufrieden.

„Mit all' dieſer Weisheit und Vortrefflichkeit kommt er nicht zum Ziel! Die reizende Cunigunde Waldegg hat er ſich vor den Augen wegfiſchen laſſen. Sie hätte ihn gewiß lieber genommen, als den dicken, langweiligen Burſchen, ihren Vetter. Ihre Schweſter, die Stephanie, iſt freilich noch da, iſt aber bei weitem nicht ſo anmutig und reicht der Cunigunde in keiner Beziehung das Waſſer.“

„Es freut mich, wenn Rüdigers Wahl nicht auf eine Waldegg'ſche Tochter fällt. Ich habe nichts gegen die Mädchen, allein die Mutter war etwas frivol.“

„Ich beſchwöre Dich, beſte Victorie, den Mantel der Liebe über Dinge zu decken, welche vor einem Vierteljahrhundert vorgefallen ſein können. Willſt Du die moraliſchen Stammbäume unerbittlich durchforſchen, ſo findeſt Du vielleicht kein junges Mädchen der Ehre würdig, Deine Schwiegertochter zu werden. Die Frivolität der Gräfin Waldegg beſtand darin, daß ſie ziemlich viel Geld ausgab, und dies wäre nie beachtet worden, wenn nicht ihr ſteinreicher Mann ein Geizhals geweſen wäre.“

„Möglich! Verſchwendung iſt gleichwohl ein großer Fehler, und da Rüdiger nur ein ſehr mäßiges Einkommen haben wird, ſo muß ſeine Frau ſich auf Einſchränkung verſtehen.“

Dies leuchtete dem Grafen um ſo mehr ein, als er in der letzten Zeit bedeutende Geldverluſte gehabt hatte. Die furchtbare Krankheit, die wie eine moraliſche Cholera in der Welt graſſiert und ſo viele Opfer fordert — Opfer der Redlichkeit, Opfer des Gewiſſens, Opfer des guten Namens, Opfer der Ehrenhaftigkeit — dies Fieber hatte auch ihn ergriffen. Er war ein wohlhabender, doch kein reicher Mann. Er wollte reich werden — durch allerhand Spekulation; — für Leute ſeines Standes und ſeines Schlages das ſicherſte Mittel, um arm zu werden, denn ſie verſtehen die Sache nicht und ſind ſomit immer in den Händen der eigentlichen Spekulanten.

Drittes Kapitel.

Leonilla bekümmerte ſich herzlich wenig um ihre Eltern und dieſe um ſie. Es war eine große Enttäuſchung für Herr van Sitart, daß er auf die Vermögensverhältniſſe ſeiner Tochter nicht den mindeſten Einfluß bekam und daß ſie in deren Verwaltung genug Klugheit und Umſicht an den Tag legte, um jeden Rat überflüſſig zu machen. Es war nun einmal ihre Neigung und ihr Talent, in allen Dingen Herrin zu ſein. Indeſſen waren die Zeitumſtände dem Herrn van Sitart günſtig geweſen. Sie haben ſo viel Hohles, Falſches, Trügeriſches — die gewöhnlichſten Begriffe von Recht und Gerechtigkeit ſind dermaßen erſchüttert — die Lüge nimmt ſo frank und frei die Stelle der Wahrheit ein — die Selbſtſucht iſt ſo offenkundig das Ziel alles Strebens, daß ſich die Charaktere unvermeidlich abſchwächen und erniedrigen, wenn ſie nicht in entſchiedener Oppoſition zur Strömung der Zeit ſich halten. Selbſtverſtändlich fiel dies dem Herrn van Sitart nicht ein. Er ſchwamm mit Behagen im breiten Strom und fiſchte, was ihm zu erfiſchen möglich war. Er hatte diesmal Glück und ſo trat er denn mit ſeiner Frau in ungewöhntem Glanz bei ſeiner Tochter auf und ſprach mit großer Selbſtzufriedenheit von ſeinen finanziellen Operationen und von der Geſchicklichkeit, mit welcher er nunmehr — durch bittere Erfahrung gewitzigt — ſie zu manipulieren verſtehe. Seine Worte würden wenig Eindruck auf Leonilla gemacht haben, wenn nicht Frau van Sitart und mehr noch die Tatſachen ſie beſtätigt hätten. Auf ihre Frage, wie es möglich geweſen ſei, in ſo kurzer Friſt ſo glänzende Geſchäfte zu machen, erwiderte Herr van Sitart:

„Erſtens, meine Tochter, merke Dir dies: heutzutage iſt alles möglich und auf das Wie kommt es gar nicht an. Le fait accompli gibt die Antwort und ſie genügt der ganzen Welt. Schau Dich um! ... ſiehſt Du etwas anderes als Krieg? — Krieg der Geſinnungen, Krieg der Leidenſchaften, Krieg der Parteien, offener Krieg, geheimer Krieg, Krieg mit Waffen, Krieg mit Papier — denn Aktien und die Preſſe teilen wütende Hiebe aus. Alſo Krieg, wie er vielleicht noch nie dageweſen iſt. Wer hat Unrecht? wer hat Recht? — Darüber entſcheidet le fait accompli. Im glücklichen Falle heißt es dann, wenn im erhabenen Stil geredet wird, die Zukunft eines großen Reiches oder die Staatsraiſon oder der Wille einer edeln Nation haben es ſo gewollt. Im kleinen Stil, den unſereins führt, heißt es: die Wohlfahrt meiner Familie macht mir dies und das zur Pflicht. Zweitens, meine Tochter, iſt Fortuna die launenhafteſte aller Frauen, wahrſcheinlich deshalb, weil man ſich um ihre Gunſt eifriger bemüht, als um das ſchönſte ſterbliche Weib. Sie lächelt heute und morgen kennt ſie uns nicht mehr. Da iſt es ganz vergeblich nach dem Wie und dem Warum ihrer Gunſt zu fragen. Ich rate Dir väterlich, daß Du Dich immer ohne viel zu fragen mit dem fait accompli zufrieden geben mögeſt.“

„Ja, Du haſt Recht,“ ſagte Leonilla: „wir müſſen klug und umſichtig ſein, um unſere Pläne — im kleinen wie im größten Kreiſe und Maßſtab — geſchickt auszuführen, und wenn wir das ſind, ſo iſt uns auch in der Regel das Glück hold.“

Leonilla hatte bisher keine ſehr hohe Meinung van der Einſicht ihres Vaters gehabt; aber der äußere Erfolg iſt nun einmal für Menſchen ohne Grundſätze etwas ſo blendendes, daß ſie ihm unbedingt huldigen, weil ſie in ſich eine Stimme hören, die da ſagt: wäre ich in derſelben Lage, ich würde es ebenſo machen. Leonilla war nicht daran gewöhnt, vor ſich ſelbſt Rechenſchaft über ihre Beweggründe abzulegen. Ihr Vater ſtieg beträchtlich in ihren Augen und umſomehr, als Frau van Sitart ihr die Verſicherung gab, daß ſeine Angaben auf Wahrheit beruhten. Seine Mitteilungen intereſſierten ſie lebhaft. Die Berechnung und die Schachzüge der Spekulation, die Verbrüderung politiſcher und finanzieller Kombinationen regten ſie an und ſie drang in Herrn van Sitart, ſich nicht von dieſem Gebiet zurückzuziehen. Er hörte das ſehr gern, antwortete aber:

„Unter Umſtänden, wenn es gilt einen großen Coup auszuführen, könnte es zweckmäßig ſein, wenn ich bei Dir Unterſtützung fände . . . wenigſtens dem Namen nach — und da wäre es unerläßlich, daß Du einige Kapitalien flüſſig machteſt und in Bereitſchaft hielteſt — oder aber, wenn Du dies nicht kannſt, daß Du andere dazu vermöchteſt. Die meiſten Leute geben ja mit Freuden ihr Kapital her, wenn ihnen eine Dividende von zehn, von fünfzehn Prozent entgegenlacht. Es kann ja auch zu viel höheren Dividenden kommen; allein die Operation iſt dann nicht ſelten gewagt und ich bin nicht willens mich in Gefahr zu bringen, durch kecke Wagniſſe viel zu verlieren.“

Leonilla erwiderte, ſie werde den Vater gern unterſtützen, vorausgeſetzt, daß er bei ſeiner Einſicht und Mäßigung verbleibe.

Herr van Sitart machte ſeiner Tochter keinen langen Beſuch. Sie hielt ſich in Waldenhauſen auf und das ungewohnte Landleben langweilte ihre Mutter und verſetzte durch Mangel an Beſchäftigung ihren Vater in nervöſe Unruhe. Den Stand der Börſe nur durch Zeitungen zu erfahren, Sie richtete ſich auf in ſeinen Armen; ſie war nicht mehr blaß, bebend und erſchöpft; hoch, groß und feſt ſtand ſie vor ihm. Der wundervolle Glanz extatiſcher Begeiſterung leuchtete über Stirn, Augen und Wangen, während um den Mund, den Verräther ſüßer Schwäche, ein ſchmerzliches Lächeln ſich legte. So warf ſie ſich in ſeine Arme, ſo umſchlang ſie ihn, ſo drückte ſie einen Kuß auf ſeine Lippen — und ihm war zu Muth als werde ſie ſich in eine Flamme verwandeln und ihn verzehren — ſo machte ſie ſich los und verſchwand im Nebenzimmer, und wie einer überirdiſchen Erſcheinung ſtarrte er träumeriſch ihr nach. Allmälig kam er zur Beſinnung. Ich ſehe dich nie wieder! rief er, taumelte auf einen Stuhl, und Thränen ſtürzten ihm konvulſiviſch aus den Augen. — O ſchäme dich, Leonor! ſprach er nach einer Weile gefaßter, ſie .... weinte nicht! — Er ſaß an Corneliens Schreibtiſch, nahm ein Blatt und ſchrieb:

„Dies war ein Abſchied auf immer! Nach einem „ſolchen kann man in den Tod oder ins Leben ge„hen — gleichviel. Sei ruhig, ich gehe, ich reiſe „noch in dieſer Stunde. Wie eine Gottheit biſt „Du in meinem Daſein erſchienen, wie eine Gott„heit wirſt Du über meinem Daſein ſtehen. Das „iſt gewiß. Dennoch werd' ich Dich ewig vermiſquälte ihn dermaßen, daß er es mühſam aushielt, von dieſem Zentrum des Weltlebens, wie er die Börſe nannte, vierzehn Tage entfernt zu ſein.

Leonilla war reich, wünſchte jedoch noch reicher zu ſein, noch größere Einkünfte zu haben. Es gehört zu den Ausnahmen, daß ein Reicher denkt, er habe genug. Sein Budget iſt ſeinem Vermögen angepaßt; es kommen gleichwohl im Laufe eines Jahres ſtets Ausgaben vor, die nicht im Budget vorhergeſehen ſind, und ſo iſt denn auch der Millionär nach ſeiner Meinung nicht reich genug. Leonilla teilte dem Graf Euben ihre Abſicht mit, Kapitalien, die auf ſicheren Hypotheken belegt waren, zu kündigen.

„Man kann nicht mehr auf dem gewohnten Fuß leben, lieber Onkel,“ ſagte ſie, „wenn man ſich mit armſeligen Vierprozentzinſen begnügen ſoll. Der Grundbeſitz und ſichere Hypotheken tragen aber nicht mehr ein. Deshalb muß man einen Teil ſeines Vermögens in Bewegung ſetzen. Der Umlauf vermehrt ſchon die allgemeine Maſſe und ein Teil dieſer Vermehrung kommt uns zu gut.“

„Das iſt ſehr die Frage,“ verſetzte Graf Euben: „es kommt hauptſächlich denen zu gut, welche die Maſſe in Bewegung bringen und die hausse und die baisse dekretieren.“

„Ich verſuche es, Onkel, und zwar mit meinem eigenen Vermögen, denn ich will nicht über Edwin die Möglichkeit eines Unfalls kommen laſſen.

Nimm Dir einmal Zeit die Mitteilungen meines Vaters zu erwägen und Du wirſt mir beiſtimmen. Er iſt durch Schaden klug und ſehr vorſichtig geworden; — ich laufe keine Gefahr bei ſeinen finanziellen Operationen."

Graf Euben fand mit Leonilla die Steigerung der ſogenannten Lebensbedürfniſſe und die zunehmende Überſchwenglichkeit des Luxus ſehr erſchöpfend für die Kaſſe. Überdies hatte er Rüdigers Verheiratung im Auge, und mochte die künftige Schwiegertochter Vermögen mitbringen oder nicht — ihm lag es ob, den Sohn, den er zur Ehe drängte, in ſtandesmäßige Verhältniſſe zu ſtellen; — und das koſtete keine geringen Opfer. Leonilla's einnehmende Perſönlichkeit trug ſtets bei ihm den Sieg über gegneriſche Anklagen, welche die Gräfin nicht ſparte, davon.

„Was ſchadet es denn, wenn Rüdiger ein wenig in ſie verliebt iſt," erwiderte er ganz gemütlich ſeiner Frau: „das erlebt man ja alle Tage. Wenn ich mich nicht lächerlich machen würde, ſo hätte ich große Luſt, mich trotz meiner grauen Haare auch in Leonilla zu verlieben."

„Das ſieht Dir ähnlich!" entgegnete die Gräfin bitter: „wahrſcheinlich findeſt Du es ganz in der Ordnung, daß Theoderich wegen Leonilla ſozuſagen Philiberte verlaſſen hat."

„Beſte Viktorie, Theoderich und Philiberte müſſen ſehen, wie ſie mit einander auskommen.

Um Ehezwiſte, auch der eigenen Kinder, muß man ſich ſo wenig wie möglich bekümmern, und ſo wenig wie möglich davon reden.“

Sprach's und verſchwand. Die Gräfin ſeufzte händeringend: Hab' ich nicht alles Unheil vorhergeſehen und vorhergeſagt, welches dieſe Frau in unſere Familie bringen würde! — —

Graf Euben hatte auch vor Leonilla's praktiſcher Einſicht große Achtung. Wie führte ſie ihr Haus; wie ſtand ſie den Geſchäften vor; welchen Blick hatte ſie für alles, was auf den Gütern geſchah, nicht geſchah, geſchehen ſollte; wie hatte ſie ſo gar nichts von kleinlicher Frauenart, die immer in verkehrter Weiſe Erſparung machen will. War Leonilla mit einer Finanzunternehmung ihres Vaters einverſtanden, ſo war Hundert gegen Eins zu wetten für einen glücklichen Ausgang. So gewöhnte ſich Graf Euben mehr und mehr an den Gedanken, auf die Pläne, die Verwickelungen, die glänzenden Reſultate der Spekulation einzugehen.

Herr van Sitart ſetzte ſeine Tochter in Kenntnis, daß eine Aktiengeſellſchaft für großartige kommerzielle Zwecke zuſammengetreten ſei, daß alle Konjunkturen dieſe Zwecke begünſtigten, daß man einen ungeheueren Erfolg zu erwarten habe, ſogar in naher Zukunft, und daß man nie vorteilhafter ſeine Kapitalien anlegen könne, als eben jetzt in dieſen Aktien.

„Nun, lieber Onkel, was tuſt Du?“ fragte

Leonilla, nachdem ſie dem Grafen die betreffenden Papiere vorgelegt hatte: „die Unternehmung hat gar nichts marktſchreieriſches, gar nichts ſchwindelhaftes, wie mir ſcheint — und ſo will ich mich mit fünfzigtauſend Gulden daran beteiligen.“

„Wozu rätſt Du mir?“ fragte der Graf nachdenkend.

„Ich rate weder dafür noch dagegen, beſter Onkel, denn ich will in dieſer Sache weder Deinen Dank noch Deine Vorwürfe hören.“

So war denn der Graf auf ſeinen eigenen Entſchluß angewieſen und zum Nachdenken genötigt. Je mehr er ſich mit der Unternehmung beſchäftigte, deſto vorteilhafter erſchien ſie ihm und er ſchwankte nur deshalb, weil er nicht, wie Leonilla, ein Kapital zu ſeiner Verfügung hatte, ſondern eine Hypothek auf Ob[illegible] zu machen mußte. Endlich ſiegte ſein Verlangen, ſein Vermögen zu vermehren, und nach einiger Zeit ſagte er zu Leonilla:

„Wagen gewinnt! ſagt das Sprichwort. Meine Überzeugung iſt überdies gleichfalls für einen günſtigen Erfolg gewonnen, und ſo habe ich mich entſchloſſen, Aktien zu nehmen und zwar in einer Quantität, die meinem Vertrauen entſpricht. Ich nehme doppelt ſo viel wie Du.“

„Du biſt in allen Stücken raſch wie ein Jüngling, lieber Onkel,“ erwiderte Leonilla ſehr überraſcht: „mir ſcheint dies iſt der Streich eines jugendlichen Waghalſes.“

„Ich ſage nicht Nein! aber ich habe nun einmal Zutrauen zu der Sache und folglich will ich ſie ſo vorteilhaft wie möglich ausbeuten. Ich bitte Dich aber gegen meine Frau und Kinder nichts zu erwähnen. Ich will nicht nachträgliche Bedenken überhören und hoffe, ihnen eine angenehme Überraſchung zu bereiten."

Leonilla konnte etwas, das ſehr wenig Frauen können: ſie konnte ſchweigen. Jetzt wollte ſie ſchweigen, denn ſo wie ſie die Gräfin und deren Neigung zum Widerſpruch — auch wenn er ganz unnütz war — kannte, würden deren endloſe Reden nur große Verſtimmung hervorgerufen haben. Jetzt ging die Sache ſtill und unbeachtet vorüber und niemand ahnte den Schritt, den Graf Euben getan. Leonilla aber begann zu denken, es ſei viel unterhaltender und zweckmäßiger, finanzielle Kombinationen zu machen, als religiöſe Fragen zu erörtern. Freilich ſpürte ſie eine mehr und mehr wachſende innere Leere, ein Unbehagen, das ſich zuweilen zu bitterer Troſtloſigkeit ſteigerte. Dann ſchmachtete ſie nach etwas neuem, etwas anregendem — nur dürfte es nicht etwas ſein, das ſich anmaßte zu behaupten, ſie ſei auf irrigem Wege. Es gibt keine Befriedigung für den Menſchen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt in ſtillen Stunden: er wird immer wieder und wieder ſie ſuchen, ſie verlangen, denn das liegt in ſeiner Natur. Er mag nicht unglücklich ſein . . . er beſtrebt ſich, vom Druck dieſes

Gefühls ſich zu befreien . . . er greift nach Zerſtreuung, nach Betäubung . . . doch das dauert nicht . . . er iſt elend und er bleibt elend. — Manchmal kam ihr der Gedanke, ernſtlich Hilfe bei Kaplan Oſorio zu ſuchen. Doch ein anderer Gedanke ſtand ſogleich daneben: Nein! er will mich demütigen . . . er hat mich ſchon gedemütigt . . . ich möchte mich an ihm rächen und ihn demütigen . . . ihn aus dem Geleiſe hinauswerfen, in welchem er ſo ruhig wandelt . . . das wäre eine Genugtuung für mich, während er jetzt das Bewußtſein ſeines Sieges ſo ſicher mit ſich umher trägt, wie ich das meiner Niederlage.

Hätte Leonilla gewußt, daß Oſorio gar nicht mehr an dieſen vermeintlichen Sieg — aber andererſeits auch gar nicht mehr an die Baronin von der Walden denke: ſo würde das ihr Selbſtgefühl nicht erhöht haben.

Am Ufer des Nils in Nubien liegen uralte, in den Felſen gehauene Tempel. Gewaltige Bildſäulen halten vor der äußeren Halle Wache. Im Innern führen drei neben einander hinlaufende Säulengänge zu einer Cella, hinter welcher ſich eine zweite und zuweilen eine dritte öffnet. In der letzten ſtand das Götterbild. Wo iſt es geblieben? Niemand weiß es. Jetzt iſt die Cella leer, wüſt und finſter, und ſeitdem der Kultus erloſchen iſt, keine Prieſter und keine Andächtige mehr hat, der Tempel von keinem menſchlichen Fuß betreten wird und keine Opfer mehr ſieht, iſt er in ſeiner Verlaſſenheit den vernichtenden Einflüſſen der Natur preisgegeben. Von Weſten her aus Libyen kommt der furchtbare Samum, der Wüſtenwind, der unausgeſetzt Wolken des feinſten Wüſtenſandes vor ſich herfegt. Fällt der Wind, ſo fallen dieſe Wolken, löſen ſich auf in Staub, der den Erdboden bedeckt, ſich häuft, wächſt und ſteigt, in den Tempel eindringt, die Bildſäulen verſchüttet, den Zugang zur Cella hemmt. Bald wird er ſein Werk vollendet haben und der Wüſtenſand bedeckt wie ein rieſiges Leichentuch in ſchauerlicher Erſtarrung den großartigen Bau und niemand ahnt, daß unter dem Sande ein Tempel verſchüttet iſt, in welchem ein Götterbild geſtanden hat. Ein ähnliches Schickſal kann auch der Menſch haben, wenn aus der Cella ſeines Herzens das Gottesbild entweicht: Es ſind noch Spuren ſeiner urſprünglichen Beſtimmung vorhanden, es ſteht noch hier eine Säule aufrecht und dort ein Bild; aber der ſchädliche Einfluß ſeiner gefallenen Natur macht ſich mehr und immer mehr geltend und in ihr findet er, wenn alles Göttliche geſchwunden iſt, ſeinen Untergang.

Viertes Kapitel.

Der feſte Wille, mit einer Leidenſchaft zu brechen — bricht ſie; denn mit dieſem Willen iſt ſelbſtverſtändlich der Entſchluß verbunden alle Mittel anzuwenden, die zur Überwindung notwendig ſind. War es Graf Eubens entſchloſſene Mahnung, war es Überdruß ſeiner eigenen Schlaffheit, war es die Reaktion von Jugendmut gegen eingebildetes Unglück — genug, Rüdiger kam allmählich zur Beſinnung, wie ein Fieberkranker zum Bewußtſein. Es geſchah aber nicht ohne großen Schmerz. Wo war ſein Glaube geblieben? wo ſeine Liebe für die Kunſt? wo ſeine Hoffnung, etwas tüchtiges in ihr zu leiſten? wo die Ideale, die er einſt verwirklichen und im Zauber der Schönheit darſtellen wollte? . . . Wo? — Über das alles war der Sturm der Leidenſchaft dahingebrauſt, Bruchſtücke lagen umher, Trümmer und Aſche. So lange der Orkan tobte, fühlte er ſich unglücklich; jetzt wurde es ſtiller; doch der Blick in ſeine eigene Verwüſtung war über die Maßen ſchmerzlich.

„Warum iſt Graf Euben ſo ſchwermütig?“ fragte Adriane ihre Mutter, nachdem Rüdiger zum erſtenmal einen Abend bei ihnen zugebracht hatte.

„Es wird wohl in ſeiner Natur liegen. Er hat ein ſchwärmeriſches Gemüt, das heißt er hat nicht immer die richtige Mäßigung ſeiner Gefühle, und daraus erwächſt nicht ſelten eine gewiſſe Schwermut. Alles was nicht geordnet iſt, rächt ſich.“

„Im Park von Aigen ſah er auch ganz anders aus, Mama.“

„Weißt Du das noch? Nun, wie ſah er denn aus?“

„Ja, wie ſoll ich ſagen? ſo gewiß heller.“

„Das war vor vier Jahren! man wird älter und verändert ſich.“

„Es iſt recht traurig, daß man älter wird. Findeſt Du nicht, Mama?“

„Nein, mein Kind, immer jung zu bleiben, immer unreif, immer unklar — das wäre traurig.“

„Aber Mama, man kann ja in der Jugend ebenſo klar über ſeine Pflicht ſein, als im Alter — nicht wahr? . . . und dieſe Klarheit iſt ja immer die Hauptſache.“

„Gewiß, mein Kind! man muß aber den lieben Gott ſehr flehentlich darum bitten, denn es können Stunden kommen, welche dieſe Klarheit ſehr verfinſtern.“

„Es freut mich, Mama, daß Graf Euben in ſeinem Trübſinn zu Dir ſeine Zuflucht nahm. Wir wollen ihn erheitern.“

Dieſer gute Vorſatz ſchien anfangs ohne Frucht zu bleiben. Wenn Rüdiger das freundliche aber höchſt einfache Wohnzimmer der Malerin betrat — wenn er dieſe Frau nach ihrem angeſtrengten Tagewerk betrachtete — wenn er das junge Mädchen ſo zufrieden in der beſchränkten Lage ſah, daß die Gedanken nie darüber hinausſchweiften: ſo war dies Bild des Friedens, der Arbeitſamkeit, der Pflichterfüllung ein ſo ſchreiender Gegenſatz zu ſeiner unfriedlichen, untätigen, verſtörten Exiſtenz, daß er mehr Pein als Troſt fand.

Da ſaßen ſie. Auf dem runden Tiſch ſtand eine Lampe mit einem grünen Schirm. Die Mutter war mit einer leichten Handarbeit beſchäftigt. Adiraue zeichnete; ihr Kopf war in dem Lichtkreis der Lampe, während Rüdiger ihr gegenüber im Schatten des Schirmes ſaß und in ihren Anblick verſank. War ſie ſchön — war ſie nicht ſchön? — hatte ſie blaue, hatte ſie ſchwarze Augen? — er wußte es nicht, es war ihm auch gleichgiltig. Was ihn mit einem unausſprechlichen Gemiſch von Bewunderung, von Wehmut, von Zärtlichkeit erfüllte, das war ihre ganze Erſcheinung, das war der Glanz von Unſchuld, von Güte, von Seelenfrieden, der ſie durchleuchtete, der ſich in ihrem Blick, in ihrem Lächeln kund gab, der auf ihrer

„ſen, ewig entbehren, ewig erſehnen — und nie! „nie! nie! Dich wiederſehen.“

Er ſchloß das Billet und ließ es auf dem Schreibtiſch liegen, ging zu ſeiner Schweſter, drückte ihr die Hand und rief indem er fortſtürmte:

„Lebewol! ich reiſe heim.“

Er that es auf der Stelle. — Cornelie kam erſt gegen Abend zum Vorſchein, ſchwankend und wie gebrochen. Als ſie Leonors Billet fand ging ein Freudenſtern in ihrem nachtumwölkten Auge auf. Sie ſchnitt ſeine Zeilen aus dem Blatt heraus, rollte ſie zuſammen, und verwahrte ſie in einem dicken goldnen Armband das ſie immer trug. Es war das einzige ſichtbare Andenken, welches ſie von ihm beſaß. Dann rief ſie ihren Sohn, nahm ihn auf den Schooß, herzte und liebkoste ihn mit heißen Thränen, und ſeufzte leiſe:

„Triſtan! Du koſteſt mich viel. Möge Dein Name ſich nur auf Deine Mutter und nicht auf Dich beziehen!“

Triſtan aber, als er ſeine Mutter ſo herzbrechend weinen ſah, that was ſie oftmals gegen ihn gethan; er drohte ernſthaft aber freundlich mit ſeinem Fingerchen, und ſagte:

„Mama! Mama! mußt nicht unartig ſein .... mußt nicht weinen!“

Stirne lag, der ihr ganzes Weſen umfloß und ihrer Unbefangenheit in Worten, Geberden und Mienenſpiel eine zauberhafte Anmut verlieh. Wie ein Verbannter, der aus dem Reich des Lichtes in das Reich der Finſternis verſetzt iſt, — ſo kam er ſich vor, wenn er aus ſeiner Verſchattung zu ihr hinüberblickte.

Doch allmählich wurde es anders. Er war nicht mehr traurig, wenn er Adriane ſah, ſondern traurig, wenn er ſie nicht ſah. Er kam oft und öfter. Sie ſprach wenig, ſie miſchte ſelten ein Wort in die Unterhaltung, die er mit der Mutter führte; aber ſie war da — das genügte ihm. Überdies war ſie nicht da, wie eine lebloſe Puppe, ſondern ſie hörte auf das Geſpräch, ſie folgte, ſie nahm Teil und man bemerkte leicht, daß ſie wohl hätte ſprechen können, wenn nicht kindliche Schüchternheit ſie zurückgehalten hätte. Die Geſpräche waren ſo, daß Adriane gern zuhörte. Von der Kunſt war die Rede, von den ernſten Fragen, welche die Zeit bewegten, von den fremden Ländern und Städten, in welchen ſich die Malerin aufgehalten hatte, von der Beſtimmung und Aufgabe des Menſchen. Von Religion direkt wenig, weil Rüdiger dazu ſchwieg. Von perſönlichen Verhältniſſen gar nicht. Wollte Rüdiger einen Ton anſchlagen, der aus der Welt der Leidenſchaften herüber klang: ſo gab die Malerin ſogleich dem Geſpräch eine Wendung.

Graf Euben ſagte unterdeſſen alle acht Tage zu Rüdiger:

„Nun, wie ſteht's mit Dir? wirſt Du bald mit einer Bewerbung hervortreten?“

Und Gräfin Euben ſagte eben ſo oft:

„Sei vorſichtig, mein Sohn, ich beſchwöre Dich, ſei vorſichtig und laſſe Dich nicht von Deinem Vater zu einem unbeſonnenen Schritt hinreißen.“

„Laſſe mir Zeit, beſter Vater“ — und „Gewiß nicht, Mama,“ waren Rüdigers ſtehende Antworten.

„Aber rücke doch endlich mit der Sprache heraus, Rüdiger!“ ſagte einmal der Vater: „wer liegt Dir im Sinn? Du näherſt Dich keinem einzigen jungen Mädchen. Ich lobe Deine Zurückhaltung, denn es würden ohne Zweifel zehn bis zwanzig Mamas auf Dich zufahren und Dich für ihre Beute erklären, wenn Du Dich unter ihren Töchtern als Freiersmann bewegteſt; — allein bei uns könnteſt Du doch durchſchimmern laſſen, wohin Dein Herz ſich wendet.“

„Ich werde es tun, ſobald es eine entſchiedene Wendung macht,“ antwortete er lächelnd.

„Du mußt ihm zureden, ihm Luſt und Mut zur Heirat machen,“ ſagte Graf Euben unter vier Augen zu Leonilla. „Du biſt es ihm ſchuldig! er hat lange genug an Deinem Tirumphwagen gezogen.“

„Ganz gegen meinen Willen, beſter Onkel!“

„Nun, nun! ſo ganz gegen Deinen Willen wird es wohl nicht geſchehen ſein . . . das pflegen die Damen zu vergeſſen . . . — Genug. Du haſt Einfluß auf ihn. Benutze das zu Rüdigers Beſten.“

„Ich täte es gern, aber ich ſehe ihn kaum und ich weiß auch gar nicht, wie die Schwiegertochter beſchaffen ſein müßte, welche zugleich Dir und der Tante gefiele.“

„Die Hauptſache iſt, daß ſie Rüdiger gefällt. Alſo ſprich im allgemeinen und laſſe ihm die Wahl.“

Dieſe Zumutung hatte aber nicht Leonilla's Beifall. Sie hatte zwar oft genug zu Rüdiger geſagt, er ſei ihr langweilig, ja unerträglich; er möge ſich vernünftig benehmen und ſeine Leidenſchaft verglühen laſſen. Zwar hatte ſie keinen Blick und kein Wort für ihn, wenn ſie ſich anderweitig unterhielt. Doch geradezu von ihrem Triumphwagen ihn zu entfeſſeln — nein! die Zumutung war ſtark! das tut man nicht ſo leicht, denn niemand will das aufgeben, was er beſitzt. Überdas kam es ihr vor, als ſei Rüdiger kein Mann, der in der Ehe ſein Glück finden könne, weil er Überſchwängliches begehre. Nein, ſie wollte lieber ab- als zuraten.

Auf einem glänzenden Ball, wo Rüdiger eine kurze Zeit erſchien, kam zu ſeinem größten Erſtaunen Leonilla ſtrahlend in ihrer Schönheit und in ihren Diamanten zu ihm und ſagte:

„Kannſt Du morgen Vormittag zu mir kommen?"

„Wann befiehlſt Du?"

„So früh wie möglich."

„Früh iſt ein relativer Begriff."

„Alſo um elf Uhr. Ich muß Dich ungeſtört ſprechen."

Sie tauchte unter im Gewoge der Menſchen, während Rüdiger faſt erſchreckt dachte: Was iſt geſchehen? was will ſie nur? — —

Am andern Morgen bot ſie ihm freundlich die Hand und ſagte:

„Komm' her, Rüdiger, ſetze Dich zu mir am Kamin. Ich muß die Beſtätigung deſſen, was Dein Vater mir ſagte, aus Deinem eigenen Munde hören, bevor ich es glaube. Du willſt heiraten?"

„Es iſt der Wunſch meines Vaters."

„O, Rüdiger! dieſe Ehen, welche die Eltern wünſchen, ſind entſetzlich," ſagte ſie lebhaft.

„Das weiß ich! — doch von einer ſolchen Ehe iſt nicht die Rede. Die Wahl ſteht mir zu."

„Und was willſt Du tun?"

„Vorderhand . . . mich beſinnen."

„Ah! das freut mich!"

„Das glaub' ich nicht! was ich tue und nicht tue iſt Dir gleichgiltig."

„Du irrſt, Rüdiger; ich nehme lebhaften Anteil an allem, was Dich betrifft, und eben deshalb habe ich Dich etwas fremd behandelt. Doch laſſen wir das und ſage mir, ob Du mit Deinem Vater einverſtanden biſt.“

„Mir ſcheint, mein Vater hat recht.“

„Ja, aber was ſagt Deine Neigung, Dein Herz?“

„Es ſchweigt.“

„Ich muß mit Deines Vaters Worten fragen: Biſt Du ein Eisbär oder ein Phantaſt?“

„Du weißt, daß ich weder das eine noch das andere bin. Allein mein Herz ſchweigt — weil ich es will.“

„Und warum das?“

„Weil ich nicht an ein Glück glaube, wie mein Herz es träumt.“

„Du beurteilſt Dich richtig und deshalb ſcheint es mir nicht weiſe, Dich zur Ehe zu drängen, wie Dein Vater wünſcht, daß ich tue. Ich kann es nicht, meine Freundſchaft für Dich läßt es nicht zu.“

„Deine Freundſchaft?“ ſagte er bitter.

„Gewiß, meine Freundſchaft — von der ich Dir ſtets durch lebhafte Teilnahme an Deinem Wohl die Beweiſe gegeben habe. Leider haſt Du ſie zuweilen mißverſtanden“ . . . — —

„Laſſen wir das, Leonilla!“ fiel er ein: „Deine Freundſchaft mag gut gemeint geweſen ſein, aber ſie hat mir kein Glück, kein Heil, keinen Segen gebracht. Sie hat mich von dem Wege abgezogen, auf dem ich mit ruhigem Bewußtſein ging — und hat mich in eine troſt- und freudenloſe Öde geführt, wo ich ohne Glauben, ohne Kraft, ohne Tätigkeit vegetiere, aber nicht lebe. Iſt das der Einfluß Deiner Freundſchaft, ſo weiß ich nicht, was ein Feind mir hätte Schlimmeres antun können — und ich begreife ganz gut, daß mein Vater keine Freude an mir haben kann und mir eine Pflicht auflegen will, damit ich wieder ein menſchenwürdiges Leben beginne — wie das nur in der Pflichterfüllung zu finden iſt.“

„Sehr moraliſch, mein guter Rüdiger! Deine Eltern werden Dich loben, Du ſcheinſt Luſt zum Eheſtand zu haben — alſo heirate. Ich habe Dir nichts weiter zu ſagen.“

„Du irrſt, Leonilla, ich habe nicht Luſt zur Ehe, überhaupt nicht Luſt, zu irgend einem großen Entſchluß, weil ich nicht weiß, ob ich die Kraft haben werde, ihn durchzuführen. Früher würde ich im ähnlichen Fall mit feſtem Vertrauen auf das Walten und die Fügung der göttlichen Vorſehung geſagt haben: Gott wird mir beiſtehen — und dieſer Glaube hätte mir Kraft gegeben.“

„Aber ich bitte Dich, was hindert Dich, dies auch jetzt zu ſagen und zu glauben?“

„Begreifſt Du das wirklich nicht?“

„Nein! Du biſt derſelbe, der Du vor vier Jahren geweſen biſt — nur etwas gereifter, etwas vernünftiger. Kann denn Dein Glaube nicht beſtehen neben der Vernunft und der Erfahrung?“

„Doch, Leonilla! das kann er. Hat aber Leidenſchaft das Herz verkehrt und die Vernunft verdunkelt — wogen beſtändig Wolken und Wellen durch die Seele, ſo iſt ihm der feſte Boden entzogen, auf dem er Wurzel faſſen und ſich entfalten kann. Er ſpendet kein Licht, er gibt keine Kraft.“

„Nimm Deinen Willen zuſammen und Du haſt Das, was Dir not tut. Mit unſerm Willen beherrſchen wir die Welt.“

„O ja! aber mit welcher Art von Willen und wie lange? Der unerleuchtete Wille führt uns ſelbſt und andere in den Abgrund. Er kann, eben weil er keine höheren Rückſichten und Schranken kennt, für ein paar Augenblicke große Energie entfalten; aber er bricht dennoch zuſammen, denn die natürlichen Stützen halten nur eine Zeit lang aus; dann verſagen ſie plötzlich den Dienſt, man weiß ſelbſt nicht, warum; die Abſpannung, die Langweile, die Troſtloſigkeit, ja die Verzweiflung tritt ein — denn es fehlen die himmliſchen Einflüſſe, die den Willen heben und ſtärken, lichten und reinigen . . . und der unſelige Menſch findet ſich ſelbſt im Abgrund.“

Leonilla ſchüttelte unwillig ihre Locken und ſagte verſtimmt:

„Du ſcheinſt in Deiner Zurückgezogenheit von der Welt Moralpredigten ſtudiert zu haben, die ungeheuer langweilig ſind und folglich nicht den geringſten Eindruck auf mich machen. Wir verſtehen einander nicht mehr, Rüdiger, und deshalb überlaſſe ich Dich Deinem Schickſal . . . oder Deinen Erleuchtungen und nehme jeden Rat zurück, den ich Dir etwa gegeben habe. Heirate, heirate nicht, tue, was Du willſt — nur ſprich nicht mit dieſem gewaltigen Pathos von dem armen Menſchen, der eine Ephemere iſt, wie ich ihn nun einmal auffaſſe — und der, wie die Ephemere, einen Sonnentag haben will, um darin zu leben und zu ſterben. Tritt die Nacht ein, ſo iſt die Ephemere verſchwunden und dahin.“

Sie erhob ſich, ging im Zimmer ein paarmal auf und nieder, trat dann zur Harfe und begann zu ſpielen, als ob Rüdiger gar nicht da ſei. Er blieb auf ſeinem Platz ſitzen, ſah ihr zu, hörte ihr zu. Aber der Sturm, der früher in ſeinem Herzen ſich erhob, wenn er in ihrer Nähe war — der hatte ſich gelegt und eine unausſprechliche Traurigkeit ging ihm durch die Seele. Trauerte er um ſie, um dies ſchöne, luziferiſche Geſchöpf? trauerte er um ſich ſelbſt, der durch ſie aus dem Himmel geriſſen war? — —

Edwin trat ein und ſagte:

„Du ſpielteſt . . . aber nicht für mich? . . . Jetzt ſpiele weiter.“

Sie tat es, während ſich eine eiſige Starrheit über ihr Antlitz legte, die Rüdiger durchſchauerte, denn er ſah, welche Qual Edwin für ſie war.

„Wie befinden ſich Deine Kanarienvögel, Edwin?“ fragte Rüdiger, um Leonilla zu erlöſen.

„Komm' und ſchau' ſie an,“ antwortete ganz vergnügt Edwin, der eben jetzt ſeine größte Freude an der Volière hatte, die in ſeinem Zimmer eingerichtet war.

Als beide Männer das Zimmer verlaſſen hatten, ſank Leonilla in einen Seſſel, legte ihr Geſicht in beide Hände und ächzte:

O, mein elendes, mein gräßliches Leben! . . . O, wenn doch dieſer Oſorio einmal wieder käme!

Die Tür ging auf, doch Oſorio trat nicht ein, ſondern Theoderich.

„Soeben iſt mir eine reizende Überraſchung zuteil geworden!“ rief er: „eine Überraſchung und eine Entdeckung. Hören Sie nur. Es war auf heute meine letzte Sitzung bei der Malerin beſtimmt. Als ich komme, iſt ſie nicht im Atelier, die Dienerin aber ſagt mir, ſie ſei nur noch fünf Minuten in Anſpruch genommen. Ich warte fünf Minuten — ſie kommt nicht; abermals fünf Minuten — ſie kommt nicht. Jetzt langweile ich mich und will fortgehen. Da tritt mir im Vorzimmer ein liebliches, junges Mädchen entgegen, bittet um Verzeihung für die Mama und verſichert, ſie werde ſogleich erſcheinen. Damit nötigt ſie mich, in's Atelier zurückzukehren und ich bitte ſie, mir Geſellſchaft zu leiſten. Sie tat es mit anmutiger Schüchternheit, nicht linkiſch, nicht verlegen. Wir unterhalten uns. Ich frage dies und das, nach ihren Beſchäftigungen, ihrer Lebensweiſe — und ſo erfahre ich denn, daß Freund Rüdiger ihr intimer Umgang iſt und ein- bis zweimal in der Woche einen Abend bei der Malerin zubringt. Jetzt wiſſen wir alſo, weshalb er ſo ſelten in der Geſellſchaft erſcheint: er iſt verliebt in dies liebliche Geſchöpf . . . und das kann ihm niemand verargen.“

„Ich begreife alles übrige, nur nicht die Mutter!“ ſagte Leonilla höchſt überraſcht: „das kann ſich dieſe Malerin doch vorſtellen, daß Graf Euben ihre Tochter nicht heiraten wird.“

„Aber warum denn nicht!“ rief Theoderich: „beſinnen Sie ſich Leonilla, Sie kluge Frau, warum nicht? auf den Stammbaum ſieht heutzutage kein Menſch. Die älteſten Adelsfamilien bringen nur ausnahmsweiſe ſechszehn Ahnen zuſammen, denn in der letzten und vorletzten Generation iſt auf zahlloſe alte Stammbäume das wilde Reis einer neugeadelten oder gar nicht geadelten Mutter geimpft worden. Zuweilen iſt es vergoldet, dies wilde Reis; zuweilen iſt es entſproſſen im Garten der Künſte; — genug, die Sache iſt ſo alltäglich, daß kein Menſch ſich wundern wird, wenn Fräulein Adriane Siſania Gräfin Euben wird.“

„Sie überſchätzen doch die Macht der Schönheit, wie mir ſcheint. Die Frage: wer iſt dieſe

Plötzlich ſtürzte Dorothee ängſtlich herein.

„Gott! gnädige Gräfin! ſtammelte ſie, Salzmann iſt hier.“

Salzmann war Euſtachs Kammerdiener. Cornelie ſank beſinnungslos im Sopha zurück und ſchrie:

„Euſtach iſt todt!“

Der Briefwechſel der Schweſtern war in den letzten Jahren durch lange und immer längere Pauſen unterbrochen worden. Aurora, die von Kindheit auf ein gewiſſes Bedürfniß der Exaltation geäußert und erſtrebt hatte, fand in ihren religiöſen Anſchauungen ein ſchrankenloſes Feld für dieſe Neigung, eine Auffoderung ſich derſelben ohne Rückhalt hinzugeben. Glaubensanſichten, und mehr noch Art und Weiſe ihrer Aeußerungen, können leicht etwas Zelotiſches annehmen, weil ſie aus den innerlichſten Ueberzeugungen, oder beſſer, aus dem innerlichſten Kern des Menſchen hervorgehen, ſo daß Jeder an dem ſeinen hängt wie an Seele und Leben, und mit ihnen nicht bloß für die Erde, ſondern auch für den Himmel Schlachten liefert. Dieſe Schlachten ſind die heißeſten die je geliefert worden, und Aurora ſuchte mit aller Kraft die ihre gegen Cornelie zu gewinnen. Cornelie hingegen hatte durchaus nicht den Bekehrungsberuf; ſie glaubte daß der individuelle

Mutter und wo iſt der Vater? — werden Rüdigers Eltern ſich ohne Zweifel erlauben.“

„Wahrſcheinlich! mein Schwiegervater iſt aber ſehr leicht von der weiblichen Schönheit beſiegt, und an den Widerſpruch meiner Schwiegermutter gegen alles was geſchieht und nicht geſchieht, ſind wir ſämtlich zu ſehr gewöhnt, um darauf Gewicht zu legen.“

„Ich glaube aber gar nicht, daß Rüdiger daran denkt, dies kleine Mirakel zu heiraten.“

„Leicht möglich! Er hat vielleicht nur ganz verſchwommen Luſt dazu oder eine Ahnung davon. Dies hindert aber nicht, daß ihm eines Tages, wenn ſein Vater ſehr auf eine Heirat dringt, die Augen über den Stand der Dinge aufgehen — und daß er dann ganz ruhig ſagt: Adriane oder keine.“

„Werden Sie Ihrem Schwiegervater dieſe Mitteilung machen?“

„O nein! weshalb ſollte ich das tun? man muß Rüdiger nicht verſtören, wenn er auf einem guten Wege iſt.“

„Dieſer gute Weg, Theoderich, iſt mir ſehr bedenklich.“

„Fragen Sie Rüdiger über die Lage der Sache?“

„Ich werde mich hüten!“ rief Leonilla: „das könnte ihm Gedanken beibringen, die er vielleicht gar nicht hat! . . . O nein! ich werde Ihre Mitteilung in Vergeſſenheit zu begraben ſuchen.“

Was ſie aber auch ſagen mochte — ſie vergaß es nicht und ſie empörte ſich heimlich gegen die Vorſtellung, daß Rüdiger müde ſei, ihre Feſſeln zu tragen. Nachdem er ſeit langer Zeit gar nicht für ſie auf der Welt geweſen war, ſo daß ſie an ihm vorüber ging, wie an einem Schatten, fing ſie plötzlich wieder an, freundlich gegen ihn zu ſein. Denn — ſprach ſie zu ſich ſelbſt — es iſt doch ein Etwas in ihm, das ihn anziehend macht . . . ich weiß nur nicht, was es iſt . . . Er hat Leben in ſich, er hat Kämpfe, er hat Qual, er leidet . . . das iſt vielleicht ſehr töricht, allein es iſt anziehend. Leute wie Theoderich und tauſend andere ſind ſo hohl, ſo oberflächlich, daß ſie an ſehr künſtliche Automaten erinnern, die durch äußere Geſchicklichkeit unterhalten und eine Weile über ihre innere Leere täuſchen. Wo kein Leben — da iſt auch keine Anziehungskraft. Je kräftiger, je reicher, je blühender dies Leben inwendig im Menſchen iſt, deſto ſtärker und belebender wirkt es auch nach Außen . . . und beſonders auf die, welche von Gebilden des Todes umgeben ſind . . . wie ich! und bin ich ſelbſt nicht ein ſolches Gebilde . . . ratlos, machtlos! . . . elend bin ich und ich möchte glücklich ſein . . . Mir bleibt nichts übrig, als zerſtreuende Betäubung zu ſuchen . . . einen geiſtigen Opiumrauſch. — — —

Und ſo lebte ſie fort. Die Frauen zu überſtrahlen, die Männer zu blenden, alle zu beſiegen, die Allbewunderte, die Allgefeierte zu ſein — das erſtrebte ſie. Rüdiger aber hielt ſich fern von ihr, obſchon er die Veränderung ihres Benehmens bemerkte. Er fand mehr und mehr in dem Umgang mit Adriane und ihrer Mutter eine Erfriſchung, als ob er aus der tropiſchen Schwüle eines Palmenhauſes in die reine Luft eines Frühlingsmorgens getreten ſei. Das tat ihm unausſprechlich wohl. Er atmete auf, ſeine Bruſt wurde frei, ſein Blick wurde hell; glückverheißende Möglichkeiten — ein Wort, ein Lächeln Adrianens — tauchten vor ihm auf. Ein neues Leben nahm Form und Geſtalt an und der Mittelpunkt dieſes Lebens war: Adriane die Seine. Es war keine ſtürmiſche Leidenſchaft, die ihn zu ihr hinzog — es war eine zärtliche, innige Neigung ſeines Herzens, mit ihr und für ſie durch die lichten wie durch die dunkeln Tage des Lebens zu gehen und das feſte Vertrauen, daß ſie — vorausgeſetzt, ſie erwidere ſeine Liebe — die ſchweren wie die glücklichen Stunden mutig und zärtlich mit ihm teilen werde. Aber dachte Adriane an dieſe Lebenswendung? das ahnte er nicht! Er blickte zuweilen in die klare Tiefe ihres Auges, als wolle er in ihre Seele eindringen. Zuweilen begegnete ſie ſeinem Blicke mit freundlichem Wohlwollen; zuweilen wendete ſie mit einer kleinen ungeduldigen Bewegung, doch ohne Verwirrung den Kopf ab. Einmal aber ſagte ſie unbefangen:

„Warum ſehen Sie mich ſo forſchend an, als ob Sie mich malen wollten?“

Er antwortete etwas verlegen:

„Ich verglich Sie mit jenem ſchönen Gemälde und fand einige Ähnlichkeit.“

Er deutete auf das Bild des Kindes mit dem Hunde, das einſt in der Kunſtausſtellung großes Aufſehen machte.

„Es iſt das Bild meiner verſtorbenen Tochter Hyazinthe,“ ſagte die Malerin, „und ſo iſt eine gewiſſe Ähnlichkeit erklärlich, obſchon Hyazinthe eine ſeltene Schönheit beſaß, die Adriane fehlt.“

„Sie war zu ſchön für dieſe Welt, Mama,“ ſagte Adriane tröſtend, „deshalb haben die Engel ſie zu ſich genommen. Mich werden ſie wohl auf der Erde laſſen . . . und darüber bin ich ſehr froh.“

„Finden Sie das Leben ſo ſchön?“ fragte Rüdiger.

„O wunderſchön!“ rief Adriane.

„Was gefällt Ihnen denn ſo ſehr?“

„Was mir gefällt? . . . nun, alles! daß ich da bin, daß Gott da iſt, daß meine Mutter da iſt, daß ſo vieles Gutes und Schönes da iſt, die heilige Kirche, der Frühling, Sonne, Mond und Sterne — iſt das nicht alles ſo wunderſchön, daß es mir gefallen muß? . . . und wo es uns gefällt, da bleibt man gern.“

„Glückſelige Genügſamkeit der Jugend,“ ſagte die Malerin lächelnd.

„Ich bin auch noch jung,“ erwiderte Rüdiger, „doch gar nicht ſo genügſam, daß Sonne, Mond und Sterne meine Wünſche befriedigten.“

„Im Grunde ſteht's mit mir ebenſo,“ ſagte Adriane nachdenklich.

„Und was wünſchen Sie denn noch?“ fragte Rüdiger geſpannt.

„Unſere Heimkehr nach Italien! . . . Und was wünſchen Sie?“

„Daß Sie nicht nach Italien gehen, ſondern bei uns . . . ſondern hier bleiben mögen.“

„Dies iſt gar kein freundſchaftlicher Wunſch — nicht wahr, Mama?“ rief ſie.

„Graf Euben weiß nicht, wie ſehr uns die Rückkehr in die Heimat am Herzen liegt. Er hat ſein Vaterland nie verlaſſen,“ erwiderte die Malerin.

„Kann das arme, zerriſſene Italien Sie anziehen, Signora?“ fragte er.

„Kann das arme, geknechtete Deutſchland mich feſſeln?“ fragte ſie zurück.

„Vielleicht durch die Ähnlichkeit mit Italien, Signora. Es ſind zwei edle Schweſtern in Sklaverei.“

„Und in der elendeſten, die es auf Erden gibt! Italia und Germania ſind Sklavinnen ihrer ſchlimmſten Söhne. Denn unter dem lügenhaften, betäubenden Feldgeſchrei Freiheit! Fortſchritt! Kultur! erſtreben dieſe entarteten Söhne genau das Gegenteil: ſtatt freier Entwickelung unter göttlichen Geſetzen — blinde Untertänigkeit unter willkürlicher Geſetzmacherei — ſtatt Fortſchritt eines Volkes zu größerem materiellem Wohlſtand, zu beſſerer Einſicht über ſeine Pflichten und ſeine Intereſſen — Rückſchritt traurigſter Art zu rieſig anwachſender Verarmung, zur Abſtumpfung des Geiſtes, des Charakters; — ſtatt der Kultur, ſtatt dieſer Blüte im Leben eines Volkes, die ohne eine gewiſſe ideale Richtung oder Beimiſchung gar nicht zur Entwickelung gelangen kann — Dreſſur, das heißt Erziehung und Bildung nach der Schablone, die äußerlich, nicht nach ſeinen verſchiedenartigen Bedürfniſſen und ohne Rückſicht auf die höchſten, über den Menſchen verhängt wird. Und warum das alles? — Es klingt lächerlich . . . gleichwohl iſt das letzte Wort dieſes: um den dreieinigen Gott vom Regiment der Welt abzuſetzen und, ſtatt Seiner, nach den böſen Gelüſten des eigenen Herzens — mögen dieſe nun heißen Geldgier, Ehrgeiz, politiſcher und religiöſer Fanatismus, Herrſchſucht, ſittliche Verkommenheit, wahnwitziger Hochmut oder ſonſt wie — eine Welt zu regieren, in welcher die guten und edeln Elemente gefeſſelt und geknebelt, geächtet und verbannt ſind . . . oder ſein ſollen. Nein! ſegenverheißende Zuſtände Italiens ſind es wahrlich nicht, die mich dahin zurück locken. Es hat aber der Menſch eine gewiſſe Sehnſucht, auf der Erde zu ſterben, wo er geboren wurde.“

„Nein, Mama, nicht ſterben! . . . leben wollen wir in Italien!“ rief Adriane.

„Darf ich fragen, Signora, wo Sie auf Italiens Erde geboren wurden?“

„Gar nicht auf der Erde,“ antwortete ſie lächelnd: „ſondern in der Lagunenſtadt Venedig, der intereſſanteſten Stadt der Welt, denn ſie iſt unvergleichlich; iſt ein Unikum.“

So ſprachen ſie mit einander, bald ernſt, bald traulich, und mehr und mehr ruhte ſich Rüdiger in dieſem ſchlichten und doch ſo anſprechenden Verkehr aus. Freilich kreuzten ſich allerhand Befürchtungen in ſeiner Bruſt. Würde Adriane geneigt ſein, diesſeits der Alpen zu bleiben? würde ſein Vater geneigt ſein, ihn nach Italien ziehen zu laſſen? — Würde er ſelbſt imſtande ſein, eine ſelbſtſtändige Exiſtenz ſich zu gründen, wenn er auf ſeine Kunſt angewieſen wäre? — Mit Adriane offen zu reden, gebrach ihm der Mut; doch mit der Mutter ſollte es geſchehen: das ſtand feſt. Da ließ Graf Euben ihn eines morgens in aller Frühe rufen und ſagte:

„Ich bin unzufrieden mit Dir, mein Sohn. Ich habe Dir vor drei Monaten meinen Wunſch und Willen mit aller Entſchiedenheit kund gegeben. Es ſchien Dir Eindruck zu machen . . . nur leider nicht den, der zu erwarten geweſen wäre; denn ich höre mit Bedauern, daß Du Dich außerhalb unſeres geſellſchaftlichen Kreiſes mit einem jungen Mädchen beſchäftigſt . . . doch keineswegs an eine Heirat denkſt: Hätteſt Du dies früher getan, ſo wäre es zu begreifen und zu entſchuldigen geweſen. Daß es Dir aber gerade in dieſem Augenblick einfällt, das iſt eine unerhörte Rückſichtsloſigkeit für Deine Familie und es wird nicht dazu beitragen, eine ernſte Bewerbung zu unterſtützen, auf die ich doch mit aller Entſchiedenheit zähle. Der Frühling iſt da. Wir alle gehen auf's Land. Faſſe Deinen Entſchluß. Was willſt Du tun? Entſcheideſt Du Dich für den Staatsdienſt — gut. Für das Landleben — auch gut. In jedem Fall ſorge ich für Deine unabhängige Exiſtenz — vorausgeſetzt, Du heirateſt und zwar vernünftig. Dein Schlaraffenleben wird mir mit jedem Tage unerträglicher."

„Lieber Vater," verſetzte Rüdiger entſchloſſen, „gib mir Friſt bis morgen und morgen um dieſe Stunde gebe ich Dir eine entſcheidende Antwort. Denn Deinen Segen zu meiner Wahl haſt Du mir bereits gegeben und Du kannſt ihn nicht zurückziehen."

Der Graf wollte Einwendungen machen: Rüdiger ließ ſie aber nicht aufkommen, verſicherte nur, ſein Vater werde morgen ganz mit ihm zufrieden ſein — und ging ſtehenden Fußes in die

Bildergallerie, wo die Malerin an dieſem Morgen zu finden war. Ganz bewegt nahm er ſeinen gewohnten Platz ein und ſagte:

„Ich bitte, Signora, laſſen Sie ſich nicht in Ihrer Arbeit ſtören . . . ich muß Sie unter vier Augen ſprechen . . . das kann ich nicht in Ihrem Hauſe. Hier bin ich unbeachtet. Ich bitte, ſagen Sie mir, Signora, was werden Sie tun, was wird Adriane tun . . . wenn ich mich um das Herz und die Hand Ihrer Tochter bewerbe.“

„Lieber Graf, das hat große Schwierigkeiten,“ antwortete die Malerin gelaſſen: „ich habe ſie angedeutet, als Sie Zutritt in meine Häuslichkeit wünſchten.“

„Iſt Adrianens Herz nicht frei?“

„Doch! doch!“

„Haben Sie einen begründeten Einwand zu machen, Signora?“

„Was ſagt Ihre Familie?“ fragte ſie raſch.

„Sie wird ſich freuen über mein Glück . . . dort ſind keine Schwierigkeiten! ich bin ganz gewiß, daß mein Vater nur Adriane zu ſehen braucht, um ſie als geliebte Tochter willkommen zu heißen. Aber was darf ich von Adriane hoffen?“

„Meine Tochter hat nie eine Äußerung gemacht, die eine Neigung des Herzens für Sie, lieber Graf, verraten hätte. Sie iſt ſo jung . . . und ganz unerfahren in dieſen Dingen.“

„Das weiß ich — ich begehre ja nur Hoffnung, Signora.“

„Sie müſſen zuvor klar ſein über unſere Verhältniſſe.“

„O, teure Signora, darauf kommt es gar nicht an. Nicht der Verhältniſſe wegen, der Stellung wegen, der Welt wegen wünſche ich Adriane die meine zu nennen, ſondern ganz einfach, weil ich ſie liebe und weil ich hoffe, mit dieſem ganz und gar nicht von der Welt berührten Weſen mein Glück zu finden.“

Die Malerin hatte inzwiſchen ihre Pinſel gereinigt und ihr Arbeitszeug zuſammengelegt. Jetzt ſtand ſie auf und ſagte:

„Kommen Sie! wir machen einen Spaziergang.“

Rüdiger folgte ihr. Sie ſchlugen den Weg nach dem großen Park ein, der ſich vor den Toren ausbreitete. Es war ein warmer, ſonnenheller Aprilmorgen. Die Geſträuche grünten, die Bäume knoſpeten, friſches Gras mit Frühlingsblümchen beſtreut deckte den Boden zu; die Vögel zwitſcherten fröhlich, die Schmetterlinge flatterten auf und ab, hin und her.

„O Frühlingstag! o Jugendzeit! o Lebensfreudigkeit!“ ſagte die Malerin und ſie ſetzten ſich auf eine Bank, welche von Gebüſch wie mit einem grünen Florſchleier umgeben war. Dort hörte Rüdiger den Mitteilungen zu, welche die Malerin

Glaube der alleinſeligmachende und ganz unabhängig von kirchlicher Glaubenslehre ſei. Stimmte Aurorens Glaube mit letzterer zuſammen, ſo gönnte ſie ihn ihr von Herzen ohne ihn theilen zu können; allein ſie begehrte dieſelbe Toleranz von der Schweſter ohne ſie zu finden. Sie wäre ſehr gern bereit geweſen im ruhigen Ton der Disputation mit Auroren das Für und Wider ihrer beiderſeitigen religiöſen Richtung zu beſprechen, während Aurora nichts als Belehrung im Sinn hatte. Cornelie ließ alſo dies Thema gänzlich fallen und ſprach von andern Dingen; Aurora intereſſirte ſich für nichts Anderes — ſo kam es daß die Schweſtern ſich wenig zu ſagen und zuweilen in einem Vierteljahr keine Nachricht von einander hatten. Ihre Intimität hatte gänzlich aufgehört.

Aurora verfiel in jenen krankhaften Fanatismus, der faſt immer die Folge eines überreizten, unruhigen Herzens iſt. Sündhaft erſchien ihr das Leben, verwerflich die Erde und die irdiſchen Verhältniſſe, ſelig der Tod, der ſie mit ihrem Heiland vereinigte. So lange ſie auf dieſer Sündenwelt war, gab es keine andere Vereinigung mit dem Heiland, als durch Gebet, und da dieſe der Endzweck ihres Strebens und das letzte Ziel ihres Glaubens war, ſo wurde das Gebet gleichſam ihre fixe Idee. Sie beihm zu machen für nötig erachtete. Schließlich ſagte ſie:

„In Jahresfriſt, vielleicht früher ſoll die Sache erledigt ſein — wie man mir ſchreibt; — ob es geſchieht? . . . o Gott! wie lange ſchon wurde ich damit vertröſtet! und ob ſie günſtig ausfällt? — — Alles liegt in Gottes Hand. Sind einmal die Würfel gefallen, ſo werde ich Adrianen die Verhältniſſe klar machen. Bis dahin iſt das aber unnütz. Sie weiß jetzt nur, daß vom Gewinn eines Prozeſſes unſere Rückkehr nach Italien abhängt. Es ſteht jetzt bei Ihnen was Sie tun wollen . . . —“

„Ich wünſche nichts weiter als Adrianens Herz und Hand,“ fiel Rüdiger ein. „Gewiß ſollte es mich ſehr freuen, wenn der Ausgang des Prozeſſes gemäß der Gerechtigkeit für Sie und für Ihre Tochter wäre — doch perſönlich berührt er mich nicht und ich beharre bei meiner Bitte.“

„Sie ſehen aber doch ein, daß Ihrer Verheiratung vor Ausgang des Prozeſſes Schwierigkeiten entgegen ſtehen?“

„Allerdings! . . . doch nicht meiner Verlobung mit Adriane Siſania. Ich werde auch gegen meine Eltern über Ihre Mitteilungen ſchweigen, Signora, da Sie nun einmal die Malerin bleiben wollen.“

„Wollen?“ rief ſie ſchmerzlich: „o ſagen Sie doch das wahre, das bittere Wort müſſen! ich muß leben, mein Kind muß leben, ich muß die Mittel zur Führung des Prozeſſes ſchaffen; — ich muß die Malerin ſein . . . und vielleicht bleiben.“

„Sei es ſo . . . wenn Adriane die Meine wird, ſo ändern ſich auch die Verhältniſſe ihrer Mutter. Jetzt erfüllen Sie mir nur die Bitte, bei Ihrer Tochter meine Fürſprecherin zu ſein.“

„Das iſt zu viel verlangt, lieber Graf! ich werde Adriane befragen, doch nicht in ſie dringen. Glauben Sie mir: Angſt um Adrianens Zukunft liegt mir zuweilen wie ein Alp auf der Bruſt und in mancher ſchlafloſen Nacht, wenn die müden Augen ſich gern ſchließen würden, um die angeſtrengte Arbeit des nächſten Tages wieder aufnehmen zu können — da iſt es der Gedanke an die Möglichkeit meines Todes und an die Verlaſſenheit meines Kindes, der mich wach hält, wie ein quälendes Geſpenſt. Dennoch überlaſſe ich Adrianen die freie Entſcheidung und ich lege keine Fürſprache für Sie ein.“

„Sie haben Recht, Signora! das zarte reine Herz Ihrer Tochter könnte geneigt ſein, Ihrem leiſeſten Wink zu folgen. Ich verzichte auf Ihre Fürſprache; aber ich flehe Sie an, ſprechen Sie mit Adriane ſo, daß ich mir heute Abend die Entſcheidung holen kann.“

Die Malerin verſprach es und ſie gingen in die Stadt zurück. Sie ſtießen auf ein kleines Mädchen, das Sträußſe von Frühlingsblumen verkaufte. Rüdiger nahm einen Strauß, reichte ihn der Malerin und knüpfte daran eine Bitte.

„Es ſoll geſchehen,“ antwortete ſie.

Dann trennten ſie ſich.

Adriane ſaß im offenen Fenſter und blickte häufig aber flüchtig über ihre Handarbeit hinweg auf die grünenden Gärten, die ſich in dieſem entlegenen Teil der Stadt hinter den Häuſern befanden. Sie ſah dort im engen Rahmen dieſelbe liebliche Naturſzene, welche ihre Mutter in einem größeren Bilde ſah. Sie ſah über das lebendige Staffage: kleine Kinder liefen in den Gärten umher, ſchreiend vor lauter Luſt und Freudigkeit. Auf dem Raſen lagen lange Streifen Leinwand zum bleichen und Mägde gingen mit Gießkannen auf und nieder und begoſſen ſie. Hühner verliefen ſich aus dem Hof in den lockenden Garten und zerkratzten die friſch beſäeten Beete, entflohen aber mit lautem Angſtgeſchrei, als eine zürnende Hausfrau herbei eilte und ſie verſcheuchte. Hähne krähten, Enten ſchnatterten, Tauben girrten, Bienen ſummten und ſchwirrten umher; ja, manch' verwegenes Bienchen wagte es, bis zu Adrianens drittem Stockwerk ſich zu erſchwingen und ſich auf die Tulpen und Aurikeln zu ſetzen, die auf Adrianens Fenſterbrett blühten und dufteten. Sie nahm das alles wahr, aber ſie nähte emſig an ihrem Frühlingskleid von roſenfarbenem Muſſelin und hing ihren Gedanken nach . . . ihren Frühlingsträumen.

Die Malerin trat ein. Adriane eilte ihr entgegen und rief:

„O, liebſte Mama, welchen ſchönen Strauß bringſt Du mir mit.“

„Graf Euben ſchickt ihn Dir als Abſchiedsgruß. Er verreiſt.“

Flammendes Rot und fahle Bläſſe wechſelten blitzſchnell in Adrianens Antlitz und ein Strom von Tränen ſtürzte aus ihren Augen. Ganz beſtürzt fragte die Mutter:

„Beſtes Kind, was fehlt Dir?“

„O, das tut mir weh . . . unausſprechlich weh . . . —“ flüſterte Adriane.

„Daß Graf Euben fort iſt?“

„Unausſprechlich weh?“ wiederholte ſie.

„Dachteſt Du, das Leben mit ihm würde immer ſo fortgehen?“

„O, ich weiß nicht, was ich dachte!“

„Aber Du hätteſt es gewünſcht?“

„Das verſteht ſich, Mama!“ rief Adriane entſchieden.

„Immer? — beſinne Dich.“

„Immer! immer! immer!“

„Wenn das ſo iſt, Adriane, wird Graf Euben wohl ſeine Abreiſe aufgeben.“

„Meinſt Du, Mama?“ fragte Adriane zweifelnd und ihre Tränen ſtockten.

„Ja, mein Kind, denn er hat Dich außerordentlich lieb . . . er weiß aber nicht, ob Du ihn gern haſt . . . —“

„Wie kann er daran zweifeln!“

„So gern haſt, daß Du Dich entſchließen könnteſt . . . ſeine Frau zu werden.“

Adriane faltete die Hände vor der Bruſt und ſagte ernſt:

„O, das wäre aber ein Glück . . . —“

„Nun, wenn Du es als Glück betrachteſt, ſo wird es geſchehen, denn ich habe den Auftrag von Graf Euben, dieſe Fragen an Dich zu richten. Es hängt alſo von Dir ab, ob Du Dein Leben an das ſeine knüpfen willſt — oder nicht.“

„Biſt Du damit einverſtanden, Mama, wenn ich ſage: ich will.“

„Ich bin es! aber bedenke es wohl: die Ehe iſt eine furchtbar ernſte Sache, die furchtbar ſchwere Pflichten mit ſich bringt, Pflichten, welche Du erſt dann erkennen wirſt, wenn es Dir nicht mehr möglich iſt zurückzutreten und die Dein ganzes Leben und Dein ganzes Weſen an eine Kette legen, die Du nicht tragen könnteſt, wenn ſie nicht in der Hand Gottes ausliefe. Mache Dich alſo gefaßt auf ſoviel Ernſtes und Schweres, auf ſoviel Kämpfe und Opfer, wie Du Dir nur irgend vorſtellen kannſt . . . und dann ſage, ob Du ſie übernehmen willſt."

„Du willſt mich wohl vor der Einwilligung zurückſchrecken, Mama!" ſagte Adriane bleich und betroffen.

„Nein, das will ich nicht; aber Du ſollſt wiſſen, daß in der Ehe das Glück nur durch große Opfer erkauft wird und daß es mehr Tränen bringt als Freuden. Überdies kennſt Du gar keine anderen Männer. Graf Euben allein iſt uns bekannt geworden; die Verhältniſſe fügten es ſo. Dir können Männer begegnen, welche Dir beſſer gefallen als er . . . —"

Adriane ſchüttelte ſchweigend verneinend den Kopf.

„Doch! das kann leicht geſchehen. Gleichwohl darfſt Du nie, auch nicht in Gedanken, einem andern Mann den Vorzug geben."

„Aber, Mama, wie könnte mir ſo etwas einfallen!" rief Adriane.

„Weil es tauſenden einfällt, mein armes Kind."

„Deren Mann iſt aber nicht Graf Euben."

„Wohlan, Adriane, Graf Euben wird heute Abend kommen. Um ihm und Dir jedes Wort zu erſparen, wünſcht er, daß Du, im Fall Deiner Einwilligung, bei ſeinem Eintritt eine Blume aus dieſem Strauß in der Hand hältſt."

„O, wie ſchön iſt das ausgedacht," ſagte Adriane und umarmte die Mutter.

Der Abend kam. Rüdiger machte ſich auf den Weg, als ginge er dem Richterſpruch über Tod und Leben entgegen. Als er in das Zimmer trat flimmerte es nebelhaft vor ſeinen Augen. Doch der Nebel ſank, denn Adriane ſtand da und hatte eine Hyazinthe in der Hand.

Eſpérance Siſania.

Erſtes Kapitel.

Eine Gondel führte zwei junge Männer durch den Kanal der Giudecca in Venedig. Die Verdeckung war von der Gondel genommen, denn der eine junge Mann war ein Fremder, der die Lagunenſtadt ſehen und kennen lernen wollte. Er war ein Sicilianer und hieß Don Diego Duca de Alcamo. Sein Freund war ein Venetianer. Beide unterhielten ſich lebhaft, wenn auch mit gedämpfter Stimme, von ihren Angelegenheiten und dieſe Angelegenheiten hießen Konſpiration. Es war in der Mitte der Vierziger Jahre unſeres Jahrhunderts. Damals ging eine Schwärmerei für den Konſtitutionalismus durch die halbe europäiſche Welt, welche Englands Magna Charta mit der Charte von König Louis Philipp vermengte und das Heil der Menſchheit auf ewig geſichert wähnte, ſobald das Zweikammerſyſtem und die Preßfreiheit überall eingeführt wären. Man vergaß in Anſchlag zu bringen, daß England in ſeiner erblichen Pairie, in großen hiſtoriſchen Traditionen, tete, ihre Kinder mußten beten, ihre Dienſtboten mußten beten, alle Bewohner von Elsburg mußten beten. Morgens und Abends hielt ſie lange Gebetſtunden mit ihren Hausgenoſſen, am Sonntag hielt ſie drei; die Leute und die Kinder ſchliefen häufig ein vor Langerweile und Ermüdung bei den Vorträgen und Vorleſungen welche ſie und der Hofmeiſter ihres Sohnes abwechſelnd hielten, und ermunterten ſich erſt wieder, wenn ſie ſich an das Poſitiv ſetzte und ein geiſtliches Lied anſtimmte, in welches die ganze kleine Gemeinde einfiel. An dieſem chriſtlichen Hausſtand hatte ſie große Erbauung und ſo viel Freude, als ſich mit ihrer ascetiſchen Weltanſchauung vertrug; — aber ein Leid .... und das größte von Allen: Elsleben war und blieb unbekehrt und außerhalb des Gnadenſtandes. So wenig wie ſie ihm vor Jahren Geſchmack für „the Last of the Mohicans“ beigebracht hatte, ſo wenig gelang es ihr jezt mit der Bibel und mit Erbauungsbüchern. Er blieb unerſchütterlich bei ſeiner gewohnten Weiſe und ſagte mit dem höchſten Gleichmuth:

„Miezchen! Dein Orgelſpiel und Dein Singen und Beten ſind fromme Narrenspoſſen, denn ich ſehe nicht daß Ihr ſamt und ſonders dadurch beſſer werdet. Die Dienſtboten ſind träge, nachläſſig, zänkiſch — genau wie ſie immer waren; Du biſt gut in großem und feſtem Grundbeſitz, in großer Achtung vor altgewohntem Herkommen ein Prinzip der Stabilität in ſich trug, welches ein heilſames Gegengewicht gegen Überſtürzung neuer Ideen, gegen ſtürmiſche Bewegungen auf politiſchem und ſozialen Gebiet abgab. Man vergaß, daß in England im Schutz der Magna Charta ſeit ſiebenhundert Jahren ein Volk erwachſen war, das zwar hohe Achtung vor dem Geſetz hatte, aber zugleich hohe Achtung vor der perſönlichen Freiheit des Einzelnen begehrte und großes Gewicht auf die Unantaſtbarkeit des Haus- und Familienrechtes und auf Selbſtverwaltung in bürgerlichen Dingen legte. Nur auf Frankreich und auf Louis Philipps Charte warf man in ahnungsloſer Kurzſichtigkeit ſehnſüchtige Blicke und ſuchte renitente Regierungen — wie ſie damals überall waren — zu zwingen, dies große Heilmittel für alle Schaden der menſchlichen Geſellſchaft, ihren Staaten zukommen zu laſſen — wenn es nicht anders ging, auch durch den Zwang der Revolution. So dachten die Bonafide-Schwärmer. Sie wußten nicht, daß hinter ihnen ganz andere Leute ſtanden, für deren Abſichten ſie nur die Mauerbrecher ſein ſollten. Sie wollten die uralten Gewalten, Kirche und Thron in ihren zwei Kammern und mit ihrer freien Preſſe gehörig zügeln, bevormunden und in möglichſt engen Schranken halten. Allein, daß die Leute hinter ihnen jene Mächte radikal vernichten und ausrotten, und dann die Herrſchaft ihrer Gewalt auf den Thron ſetzen wollten, davon hatten die Bonafide-Schwärmer keine Ahnung.

Zu dieſen zählte auch Don Diego. Bei den Italienern trat der Fanatismus für die Italia una beſonders in den Vordergrund — und ſo ſprachen denn auch Don Diego und ſein Freund angelegentlich über Mittel und Möglichkeit, Italien in dieſen glückſeligen Zuſtand zu verſetzen.

Von den ſchönen Glasfabriken der Inſel Murano kamen ſie, fuhren entlang der Giudecca und bogen in den Kanal grande ein, indem ſie den Marmorbau der Kirche Maria Salute zur Linken ließen.

„Zur Rialtobrücke!“ rief der Venetianer dem Gondelier zu.

„Halt!“ rief Don Diego.

Die Gondel befand ſich eben vor einem armſeligen Hauſe, auf deſſen zerfallenem Balkon ein junges Mädchen ſtand und eine ſehr häusliche Arbeit verrichtete: es hing Wäſche zum trocknen auf.

„Per Giove! eine Göttin im Inkognito einer Wäſcherin!“ rief Don Diego.

Bei der lautloſen Stille auf Venedigs Gewäſſern hörte das junge Mädchen den Ausruf, warf einen neugierigen Blick in die Gondel und verſchwand, vom Balkon zurücktretend. Don Diego ſagte zum Gondelier:

„Nino, wer iſt dies Mädchen?“

Nino zog ſtumm die Achſeln bis zu den Ohren hinauf.

„Wie! . . . Du weißt es nicht, Nino? Biſt Du ein echter Venetianer und kennſt nicht das ſchönſte Mädchen Venedigs! Schäme Dich, Nino! und erforſche wer ſie iſt und wie ſie heißt.“

Am Abend dieſes Tages teilte Nino das Reſultat ſeiner Forſchungen mit.

Sie heißt Jazinta Fredini, iſt die Tochter eines blinden Malers und iſt ſelbſt Malerin. Sie malt was man verlangt, Porträts und andere Bilder, ſie ernährt ihre Eltern. Jetzt iſt ſie beſchäftigt ein Gemälde in der Galerie des Palaſtes Manfrini zu malen.“

„Braver Nino, Du haſt Deine Sache gut gemacht! Morgen bringſt Du mich nach dem Palaſt Manfrini.“

Unter den wunderſchönen Gemälden im Palaſt Manfrini waren einige der ſchönſten von Giorgione, dem „großen Georg“, der in einem ſeltenen Grade das Talent beſaß, durch welches die venetianiſche Schule glänzt: er gab ſeinen Bildern Leben, Lebenshauch, Lebensatem. In dieſer Weiſe malte er auch ſein eigenes Bild.

Vor demſelben ſaß an ihrer Staffelei Jazinta Fredini und kopierte es — freilich recht unvollkommen. Sie übte ſich in der Porträtmalerei. Sie war ſo ſchön, als habe ſie Georgione's und Titians Phantaſie vorgeſchwebt, da ſie ihre ſchönen Frauenbilder malten. Aber ſie ſah ſehr traurig aus und zuweilen ſchimmerte in ihrem Auge eine Träne, die aber ſogleich hinter den dunklen Wimpern verſchwand, um nicht die Arbeit zu ſtören.

Jazinta war ſehr unglücklich. Ihr Vater Jacopo Fredini war ein Porträtmaler in untergeordneter Sphäre. Er traf das Charakteriſtiſche in einem Geſicht, aber er malte es teils roh, teils flüchtig. Er liebte ein fröhliches Leben und betrachtete ſeine Kunſt nur als ein Handwerk, womit er ſich ſamt Weib und Kind ernährte. Sein Pinſel war ihm das, was dem Schmied der Hammer, dem Schneider die Nadel iſt: Handwerkszeug. Dennoch nahm er mit großer Freude in Jazinta, ſeinem einzigen Kinde, ein entſchiedenes Talent wahr, und er nahm ſich vor, es auszubilden, um ſpäter es auszubeuten. War es Gewinnſucht, war es ein gewiſſer Ehrgeiz für ſeine Tochter — genug, er wollte etwas Großes aus ihr machen, und da jede Größe, welcher Art ſie ſei, teuer erkauft werden muß, hatte Jazinta von Kindheit an ein mühevolles, gequältes Leben. Sie mußte zeichnen und malen, und malen und zeichnen, bis ihre kleine Hand vor Ermüdung Stift oder Pinſel fallen ließ und der Schlaf ihre Augen zudrückte. Später gab der Vater ihr auch beſſere Lehrer als er ſelbſt war und er frohlockte als Jazinta's Talent ſich mit den Jahren ebenſo entwickelte wie ihre Schönheit.

„Ja! Du ſollſt Venedigs Zierde und der Stolz Italiens werden, Du, meine Tochter! . . . und der Name Jazinta Fredini ſoll ſo hoch ſtehen, wie noch keine Malerin geſtanden hat! . . . viel höher als Eliſabeth Sirani und Angelika Kauffmann . . . von Roſalba Carriera gar nicht zu reden, die nur eine Paſtellmalerin war."

„Ach, lieber Vater," ſagte Jazinta, „ich habe geleſen, daß Eliſabeth Sirani von neidiſchen Malern vergiftet ſein ſoll . . . —"

„Ah bah! Märchen! — oder eine Begebenheit aus früheren Tagen, die ſich bei uns nicht wiederholt."

„Und Angelika, lieber Vater, von der es heißt, daß ſie den Namen, die Schönheit und den Pinſel eines Engels hatte, Angelika war doch ſehr unglücklich, denn ſie heiratete einen gemeinen Betrüger, der ſich für einen vornehmen Mann ausgab. Sollte ich das Schickſal dieſer beiden Malerinnen haben — ach! was hilft es mir dann, Venedigs Zierde zu ſein!"

„Einfältiges Geſchwätz! ich ſage Dir, Du wirſt reich, glücklich und ſehr berühmt werden. Verlaſſe Dich auf Deinen Vater."

Allein dieſe Stütze ſollte ihr ſehr bald fehlen. Jacopo Fredini bekam eine Augenentzündung und erblindete gänzlich. Jazinta war fünfzehn Jahre alt und ſollte jetzt Vater und Mutter ernähren. Und welchen Vater! einen troſtloſen Blinden. Und welche Mutter! eine träge Frau. Beide jammerten über den kargen Erwerb Jazinta's, die alle Studien aufgeben und ſich auf Porträtmalerei werfen mußte. Sie war aber zu ungeübt, um die Fertigkeit ihres Vaters in dieſem Fach zu beſitzen und folglich war die Bezahlung geringer und ſpärlicher. Die Eltern murrten und warfen ihr Mangel an Eifer und Fleiß vor.

„Habe ich Dir nicht die beſten Lehrer gegeben — und jetzt ſtellt es ſich heraus, daß Du nichts gelernt haſt, nichts kannſt," rief zornig Jacopo Fredini.

„Wie biſt Du langſam und träge, Jazinta," ſagte mürriſch die träge Mutter: „es währt eine halbe Ewigkeit, bis Du ein Bildnis fertig machſt, das Dein Vater in drei Tagen malte."

„Du biſt ein undankbares Kind!" in dieſem Ausruf ſtimmten die Eltern zuſammen gegen das arme junge Geſchöpf, das mit größter Anſtrengung ſeine Pflicht erfüllte, ſo weit die Kräfte reichten, und mutig ihre ſchwere Aufgabe zu löſen ſuchte. Mit der Zeit kamen neue Quälereien zu den alten.

„Wenn man ſo gut ausſieht, wie Du, Jazinta, ſo heiratet man," ſagte die Mutter.

„Und einen reichen Mann, Jazinta, das bitte ich mir aus!“ ſetzte der Vater hinzu.

„Die Nachbarinnen haben mir auch erzählt, Jazinta, daß ein reicher und vornehmer Herr — ſie meinen es ſei ein Mylord — um Deine Gunſt ſich bewerbe; Du aber wäreſt ſehr ſpröde. Ob es wahr iſt, weiß ich nicht! Ich muß ja beſtändig bei Deinem blinden Vater ſitzen,“ ſagte Frau Fredini.

„Es iſt wahr,“ verſetzte Jazinta errötend: „aber ich will mit dieſem Mylord oder was er ſein mag, nichts zu ſchaffen haben, denn er würde mich doch nicht heiraten.“

„Nur nicht allzu hochmütig, Jazinta! Beſſere wie Du haben ſich ſchon in ihr Schickſal ergeben, wenn ſie einſahen, daß ſie nicht anders durch's Leben kommen konnten.“

„O Mutter, wie kannſt Du ſagen beſſere!“ rief Jazinta empört.

„Ja, gewiß: beſſere! denn ſie waren nicht ſo unverſtändig wie Du biſt, Du Törin!“ donnerte Jacopo Fredini ſeiner unglücklichen Tochter zu. „Iſt Dir der Mylord nicht genehm, nun, ſo heirate irgend jemand! . . . aber einen reichen Mann, der gut für Deine armen Eltern ſorgt . . . nicht ſo ſpärlich wie Du.“

Dergleichen Reden, dergleichen Vorwürfe, mußte Jazinta täglich hören, und allmählich taten ſie ihre Wirkung. Je mehr die Hoffnung ſchwand, die ihr in den erſten Jahren Mut gegeben hatte, ihre Eltern zufrieden zu ſtellen, deſto mehr ſank ihre Energie. Sie beſaß nicht den lebendigen Glauben, der eine höhere Kraft als die gebrechliche natürliche, wenn ſchwere Prüfungen kommen, verleiht. Sie ging in die Meſſe, ſie verrichtete ihre Gebete — damit glaubte ſie ihre religiöſen Verpflichtungen zur Genüge erfüllt zu haben, und ſo hatte ſie es bei den Eltern geſehen und von ihnen gelernt. Sie glaubte es umſomehr, als ſie ſich ſagte, daß ihr Leben ein ununterbrochenes Opfer ſei, ſo arm, ſo freudenlos, ſo fern von jeder Erholung und Erheiterung, daß der liebe Gott ihr qualvolles Tagewerk recht hoch ihr anrechnen müſſe. Und ſo fehlte ihr denn in ihrer traurigen Exiſtenz jeder Troſt, jeder Lichtblick. Sie wurde trübſinnig und ſchlaff; die Arbeit widerte ſie an; ſie dachte an die Freuden, die mit der Jugend und der Schönheit Hand in Hand zu gehen pflegen; ſie ſehnte ſich nach ihnen und ſie weinte heiße Tränen bei dem Gedanken, daß ſie ihr für immer verſagt ſein könnten.

„Wie alt biſt Du, Jazinta?“ fragte eines Tages Jacopo Fredini mürriſch.

„Zwanzig Jahre,“ antwortete Jazinta ſeufzend.

„Du haſt ganz recht, zu ſeufzen! es iſt eine Schmach, zwanzig Jahre alt und unverheiratet zu ſein.“

„Arme Männer gibt's genug, die mich heiraten möchten . . . aber ich mag ſie nicht leiden und reiche denken nicht an mich.“

„Das iſt unerhört! . . . wozu haſt Du denn Dein ſchönes Lärvchen? Ein Mädchen wie Du müßte die Wahl haben zwiſchen hundert Anbetern. Du biſt ein ſtumpfſinniges Geſchöpf, biſt gleichgiltig gegen die Not Deiner armen Eltern!“ . . .

„Geht es mir denn gut!“ fiel ſie troſtlos ein.

„Nein, das iſt es eben! Es ſoll Dir beſſer gehen: Deine Eltern wünſchen es ſehnlichſt . . . es ſoll Dir beſſer und ihnen beſſer gehen . . . und es geſchieht nicht? warum nicht? — weil Du einfältig biſt! das bringt mich zur Verzweiflung und vor der Zeit in's Grab, Du ungeratenes Kind!“ —

„Du arbeiteſt ſo langſam, oder ſo wenig, Jazinta,“ ſagte die Mutter, „daß Dein Verdienſt nicht zur Notdurft des Lebens für uns drei ausreichen will — wie geht das zu?“

„Mein alter Lehrer Gian Aldi hat mir geſagt, ich würde mein Talent ganz zugrunde richten, wenn ich nicht zuweilen große Meiſter kopierte. Er war ſo gut, mir Zulaſſung im Palaſt Manfrini zu verſchaffen und dort male ich einige Tage in jeder Woche.“

„Dafür darben Deine Eltern! Gian Aldi iſt ein alter Narr, Dir einen ſolchen Rat zu geben!“ murrte Jacopo Fredini: „male Du Porträts! betreibt man das mit Eifer, wie ich es zu meiner und brav — auch wie immer! nur ſo entſetzlich überſpannt, meine Mieze, wie Du doch ſonſt nicht warſt. Glaube Du mir, das thun die Choräle, die Dir immer in den Ohren klingen! — Ich kann's nicht aushalten! Ich gehe alle Sonntag in die Kirche des guten Beiſpiels wegen und weil ich mich gewöhnt habe mich am öffentlichen Gottesdienſt zu erbauen; und im Herbſt gehe ich alljährlich zum Abendmal .... und damit Holla. Das iſt genug für einen Chriſtenmenſchen. Wir haben einen ſehr guten chriſtlichen Hausſtand gehabt ehe Deine Orgel und Deine Choräle und Deine Bibelerklärungen an der Tagesordnung waren, und daher kommt mir das Alles entſetzlich überflüſſig vor.“

„Einen chriſtlichen Hausſtand hätten wir gehabt? fragte Aurora wehmüthig, und wir dachten nicht an Chriſtus, wir ſprachen nicht von Ihm, wir ſehnten uns nicht nach Ihm, wir ſuchten nicht die Vereinigung mit Ihm, wir lebten gleichgültig gegen Ihn und uneingedenk Seiner Gnade in weltlicher Befangenheit dahin. Wir fühlten uns nicht von der Laſt unſrer Sünden ſo zermartert und geängſtigt, daß wir uns zum Kreuz drängten, es umklammerten in tödtlicher Seelenfolter und vom Blut des Lammes Gottes uns überrieſeln ließen, deſſen Wunden die Zuflucht der Sünder ſind.“

haben, wo es heißt: Du haſt den Namen, doch nicht die Werke. Aber Geduld und Mut, Jazinta! es kommen noch beſſere Zeiten für Dich.“

So ſaß Sie denn in der Gallerie Manfrini, kopierte Giorgione's ſchönen, feurigen Kopf und dachte mit heißer Sehnſucht an die beſſeren Zeiten, die Gian Aldi ihr verheißen hatte.

Da ſtand plötzlich ein junger Mann von vornehmer Haltung und ſchöner Geſtalt neben ihrer Staffelei und fragte:

„Iſt das Bild beſtellt, das Sie malen?“

„Nein, Signor, es iſt eine Studie,“ erwiderte Jazinta.

„Darf ich es beſitzen, Signorina?“

„O gern, ſehr gern!“ rief ſie freudig, „aber es iſt noch nicht ganz fertig.“

„Ich bitte, vollenden Sie es! ich werde täglich nachſchauen, wie weit die Arbeit vorgeſchritten iſt.“

„Ich kann nicht täglich daran malen, Signor. Ich bin Porträtmalerin und ich darf dieſen Zweig der Malerei nicht aufgeben. Ich muß ein paar Bildniſſe malen.“

„Nur einſtweilen, Signorina! nur ſo lange bis dies Bild vollendet iſt, laſſen Sie die Porträts ruhen!“ rief Don Diego bittend.

Jazinta errötete. Sie wollte nicht ſagen, daß die Porträtmalerei ſie ernähre. Aber Nino, der Gondelier, hatte Don Diego genau von den Verhältniſſen Jazinta's unterrichtet und dieſer ſetzte raſch hinzu:

„Der Künſtler lebt von ſeinem Talent, ich weiß es, Signorina. Um Sie vorderhand von jeder andern Arbeit zu befreien, ſchlage ich Ihnen vor, den Preis dieſes Bildes im Voraus anzunehmen.“

„Das kann ich nicht, Signor, denn ich weiß nicht, ob Sie mit meiner Arbeit zufrieden ſein werden.“

„Ich werde es unter allen Umſtänden ſein! . . . doch wenn Sie allzubeſcheiden ſind, ſo fragen Sie Ihren Vater. Ein alter Praktiker wird ſchon wiſſen, daß man zuweilen eine Vorauszahlung annehmen darf.“

Jazinta war höchlichſt verwundert, den Fremden von ihrem Vater in einem Ton reden zu hören, als ob er ihn kenne. Sie antwortete, ſie wolle ihren Vater fragen und Don Diego ſagte, er werde am folgenden Tage zur nämlichen Stunde hier ſein, um ihre Antwort zu vernehmen.

Daß Jacopo Fredini mit beiden Händen zugriff, verſteht ſich von ſelbſt, und daß Don Diego bald von ganz anderen Dingen zu Jazinta redete, als von dem Gemälde — ebenfalls. Er bot ihr alles an, worüber er verfügen konnte, ſeine Liebe, ſeine Perſon, eine ſorgenfrei Exiſtenz, ein behagliches Leben für ihre Eltern. Sie ſchwankte, ſie zögerte; aber nicht lange währte ein Kampf, gegen den ſie keine Waffen hatte. — —

Jazinta Fredini verſchwand aus Venedig. Gian Aldi ſagte zu Jacopo Fredini:

„Sprich, alter Freund, was iſt denn das für eine geheimnisvolle Geſchichte mit der Jazinta? Iſt es denn wahr, daß ein vornehmer, reicher, junger Herr ſie entführt habe?“

„Ganz wahr, Gian Aldi, ganz wahr! ein ſicilianiſcher Herzogsſohn hat ſie entführt und hat für unſern Lebensunterhalt reichlich geſorgt,“ verſetzte Jacopo und Donna Angiolina fügte hinzu:

„Und mit der Zeit ſoll ſie Frau Herzogin werden.“

„Arme Jazinta!“ ſagte mit traurigem Kopfſchütteln Gian Aldi.

Zweites Kapitel.

In einer freundlichen Villa bei Sorrent ſaß eine ſchöne, ernſte Frau. Sie ſaß auf einer Terraſſe, die mit einem Dach von ſpaniſchem Esparto überſpannt und wie ein Zimmer mit Seſſeln, Tiſchen und allerhand kleinen Gerätſchaften bequem eingerichtet war. Vor der Terraſſe und um das Haus herum lag ein Orangengarten untermiſcht mit Ölbäumen. Der ſchroffe, von Grotten durchbrochene Felſenabhang, auf welchem Sorrent mit ſeiner ganzen Umgebung ſo unvergleichlich maleriſch liegt, fiel auch bei dieſem Garten ganz plötzlich wie eine Wand bis zum Ufer des Meeres hinunter. Eine niedrige Mauer, hart am Rande des Abhanges, ſchützte vor Unfällen. Die Türe in der Mauer öffnete ſich auf eine ſchmale, ſteile, in den Felſen gehauene Treppe von ein paar hundert Stufen, ſo daß man aus dem Garten zum Strande hinabſteigen konnte, wo eine Badehütte lag und ein Nachen, welche zur Villa gehörten.

Es war Abend. Die Sonne ſtand tief am

Horizont und der flammende Purpur des weſtlichen Himmels warf einen roſigen Widerſchein auf das blaue Meer, das wellenlos unter dem leiſen Abendwind nur zitterte, nicht wogte; — auf die nördliche Küſte des Golfs, wo ſich Neapel mit allen ſeinen angereihten Ortſchaften weiß wie eine Perlenſchnur langhin erſtreckt; — und im Oſten auf den Veſuv, aus deſſen Krater die rötlich angehauchte Rauchſäule aufſtieg, kerzengerade, nach oben ſich ausbreitend wie ein Federbuſch und in der ſtillen Luft allmählich zerfließend; — während Sorrent, an der ſüdlichen Küſte des Golfs, zwiſchen grünen Hainen und kühlen Schluchten, umgeben von Orangen-, Oliven- und Maulbeerpflanzungen, von Eichenhainen auf hohen Felſen überragt, ſtill und kühl wie ein friedlicher Zuſchauer die Herrlichkeit des Südens überblickt.

Dies tat auch die ſchöne, ernſte Frau auf der Terraſſe, Jazinta Fredini. Hier lebte ſie ſeit Jahren; ſeit ihrer Flucht aus Venedig, in großer Zurückgezogenheit. Hier hatte Don Diego ſie verborgen und ſie mit allem umgeben, was ihr die Abgeſchiedenheit erleichtern konnte. Die Villa war ſein Eigentum. Er richtete ſie einfach und bequem ein und Jazinta, erlöſt aus der Sklaverei des Vaterhauſes, wähnte ſich in ein Paradies verſetzt. Don Diego trug ſie auf den Händen. Der Blitz der Leidenſchaft, der ihn entzündet hatte, ließ eine Flamme in ſeinem Herzen aufgehen, die nur für

Jazinta brannte. Er war ein wilder Menſch mit brauſendem Kopf und heißem Blut. Jazinta war ſtill und ernſt; nicht Leidenſchaft hatte ſie zu ihm hingezogen; ſie war ihm gefolgt wie einem Retter, der ſie von der Folter ihres gequälten Lebens erlöſte und dem ſie mit zärtlicher Dankbarkeit anhing. Ihre Ruhe beherrſchte ſeine Heftigkeit; ihr ſanfter Ernſt ruhte ihn aus. Nur zeitweiſe war er bei ihr in der Villa Alcamone. Tief verwickelt in Rugiero Settimo's Beſtrebungen für Siciliens Freiheit, mußte er bald in ſeiner Heimat, bald auf einem andern Punkt Italiens ſein. Vielleicht trug die häufige Trennung dazu bei, ihn an Jazinta zu feſſeln, denn er hatte nie Zeit, durch die Gewohnheit des Beiſammenſeins gleichgiltig gegen ſie zu werden; ſie behielt den Zauber, den das Entbehrte, das Neue über das arme Menſchenherz übt.

Nicht durch Don Diego kam Jazinta nach und nach zur Erkenntnis, daß ſie nicht im Paradieſe lebe, ſondern durch ihr eigenes Gewiſſen. Die Berauſchung, in welche Diego's Liebe, das neue Leben, die bequemen Verhältniſſe, die Anmut der Umgebung, der Genuß der Freiheit ſie verſetzte, konnte bei ihrem Charakter nicht von Dauer ſein. In Diego's Abweſenheit dachte ſie über dasjenige nach, was ſie vergaß, wenn er da war: über ihre zweideutige Stellung in der Welt und über die verlorene Würde ihres Lebens; —

und der ſcharfe Stachel dieſer geheimen Vorwürfe, führte ſie zu dem Gott, den ſie ſo wenig gekannt und ſo gar nicht geliebt hatte — und lehrte ſie beten und bereuen. Oftmals dachte ſie daran, dem Beiſpiel der heil. Margarita von Cortona zu folgen, ihr Kind an der Hand zu nehmen und das Haus eines Mannes zu verlaſſen, der nicht ihr Gatte war, deſſen Namen ſie nicht trug und den ihre Tochter nicht öffentlich Vater nennen durfte. Sie tat es nicht. Fehlte ihr der Mut? hielt Don Diego's Verzweiflung ſie zurück? bangte ihr vor der Zukunft ihres Kindes? Genug, ſie tat es nicht. Im tiefſten Grunde ihres Herzens, ſo tief, daß es vor ihr ſelbſt verſchleiert war, glimmte ein Fünkchen der Hoffnung, daß ſie doch noch einſt Don Diego's Gemahlin werden könne. An der Ducheſſa de Alcamo lag ihr nichts für ſie ſelbſt, aber alles für ihr Kind.

Don Diego's Liebe war ſo groß, daß er, wäre er ſein eigener Herr geweſen, und hätte nicht ſeine Zukunft, im Sinne der Welt, auf dem Spiel geſtanden, Jazinta geheiratet hätte. Aber auf ſeinen vom Vater ererbten Beſitzungen lag eine ungeheuere Schuldenlaſt, ſein mütterliches Erbe war nicht bedeutend; nur das große Vermögen eines Oheims, der zugleich ſein Vormund und Erzieher geweſen war, ſtand für ihn in Ausſicht und gab ihm die Hoffnung, nach dem Tode dieſes bejahrten Mannes ſtandesgemäß als Duca de Alcamo leben zu können. Auch jetzt lebt er ſo, aber nur durch die Güte dieſes Oheims, deſſen Lieblingswunſch es war, Don Diego mit einem jungen Mädchen, ſeiner entfernten Verwandten, zu vermählen. Dies junge Mädchen war ein Kind, ſo daß für die nächſten Jahre keine Ehe geſchloſſen werden konnte. Ob aber der Oheim keine Änderung bezüglich ſeines Vermögens treffen werde, wenn ihm Jazinta Frodini nicht als Don Diego's Frau genehm ſein würde — das war höchſt wahrſcheinlich. Jazinta kannte dieſe Verhältniſſe, ſie ſah, wie Don Diego unter dem Zwieſpalt litt, in welchen ſeine Liebe zu ihr und ſeine Sorge um die Zukunft ihn verſetzte, und ſo nagte fortwährend ein herber Schmerz in ihrer Bruſt. O, wie oft ſeufzte ſie leiſe: Für einen Fehltritt dreifache Strafe! ich leide für ihn, für unſer Kind und für mich! — —

So ſaß ſie auf ihrer Terraſſe, und ihr großes, ernſtes Auge ruhte träumeriſch auf dem Zauberbilde, welches die Natur vor ihr ausbreitete. So ſchön iſt die Erde, ſeufzte ſie, ſo reich, ſo friedlich! ... und der Menſch ſteht da ... unſchön, armſelig, ruhelos . . . durch die Sünde, die jede Freude trübt, jeden Frieden raubt, jeden Reichtum verbittert.

Fiſchernachen mit dem dreieckigen lateiniſchen Segel flogen von dem leichten Abendwind hin und her auf dem Meer wie weiße Schmetterlinge.

Größere Barken, ſchwerer beladen mit Menſchen und allerhand Fracht — denn es gab noch keine Eiſenbahn zwiſchen Neapel und Sorrent — kamen von der Südküſte des Golfs nach der Nordküſte herüber, nach Sorrent, und nach dem Piano di Sorrento mit den großen, wohlhabenden Ortſchaften, die ſo fleißig den Seidenbau und die Seidenweberei betreiben. Eine dieſer Barken nahte dem Strande unterhalb des Gartens der Villa Alcamone. Jazinta ſtand auf, verließ die Terraſſe und das Haus und ging Don Diego entgegen. Über die Mauer gelehnt, winkte ſie ihm zu, als er an das Ufer ſprang. Raſch erklimmte er die Felſenſtiege, öffnete die kleine Pforte in der Gartenmauer und ſchloß zärtlich Jazinta in die Arme. Aber er ſah traurig und unruhig aus.

„Was fehlt Dir?“ fragte ſie und ihr tiefer Blick ſenkte ſich in ſeine Augen.

„Nichts weiter als Entſcheidung,“ entgegnete er und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Welche Entſcheidung, Diego?“

„Du fragſt . . . und Italien iſt noch immer zerriſſen, noch immer die Beute fremder Nationen, fremder Herrſcher und fremder Dynaſtien!“

„Iſt es nur das, Diego?“

„Mein Oheim hat einen neuen Anfall ſeiner Krankheit überſtanden“ . . .

„O, laß das ruhen!“ unterbrach ſie ihn bittend.

„Nein!“ rief er heftig: „Gott weiß, daß ich ihm ſein Leben gönne! . . . Doch dieſe Abhängigkeit von ihm, dieſe Ungewißheit der Zukunft, dies Fortſchleppen der Sorge von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr . . . o, das macht mich müde und matt! ich könnte nicht über ſeinen Tod traurig ſein.“

„Laß das, Diego, es iſt nicht zu ändern — rege Dich nicht unnütz durch Befürchtungen auf, die vielleicht nie eintreffen . . . und wirf Dich nicht ſo ſtürmiſch in die politiſchen Umtriebe, die Dich mehr und mehr in Unruhe verſetzen.“

„Nicht doch, Jazinta! ſie liegen mir am Herzen, wie es ſich für einen jungen Mann geziemt, der ſein Vaterland liebt und ihm nützlich ſein will. Sie dienen mir aber auch dazu, die Widerwärtigkeit meiner Lage — nicht zu vergeſſen aber zu betäuben.“

„Betäubung iſt kein Heilmittel, Diego.“

„Aber ſie hilft über ſchwere Augenblicke hinweg, Jazinta. Mir ſteht kein Talent zu Gebot, womit ich mir trübe Stunden lichten könnte . . . wie Du es kannſt.“

Dann fragte er nach ſeiner kleinen Tochter und Jazinta führte ihn zum Bettchen des Kindes, das im tiefen Schlummer lag.

„O ſeliges Kind!“ ſeufzte Diego: „Dein Schlaf iſt ſo ruhig! wie wird dereinſt Dein Leben ſein?“

„Nein, Gott ſei Dank! das Alles thaten wir nicht, und ich werde es mit Hülfe meiner geſunden Vernunft auch niemals thun!“ brauſte Elsleben heftig heraus und verließ das Zimmer, während Aurora ihm nachrief:

„O Friedrich! ſei eingedenk des Wortes der Schrift: „Gott widerſtehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.““

Dann nahm ſie ihre Bibel zur Hand, las mit inbrünſtiger Andacht den Ausſpruch des Apoſtels: „— wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthum „ſeines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und wird bedecken die Menge der Sünden;“ — und fühlte ſich in dem Vorhaben erkräftigt nicht zu ermatten bei der Bekehrung ihres Mannes und dadurch ihr eignes Seelenheil zu fördern.

Doch wie geſagt: ſie ſcheiterte gänzlich! er wurde nicht fromm — wol aber gereizt, verdrießlich, verſtimmt, übellaunig, er! der ſonſt der freundlichſte, wolwollendſte, harmloſeſte Menſch war. Die ewige Quälerei um ſein Seelenheil erbitterte ihn und veranlaßte ihn zu den heftigſten Vorwürfen über ihren geiſtlichen Hochmuth, die ſie mit der Gelaſſenheit einer Märtyrin hinnahm. Bei dem beſtändigen Widerſtand den Aurora ihm aufzwängte, gewöhnte er, der eben kein überlegner Character war, ſich den

„Auch ruhig, wenn es in der Unſchuld des Kindes verbleibt, Diego."

„Das iſt dem Menſchen nicht gegeben, Jazinta! die alte Schlange ringelt ſich an jeden Staubgeborenen heran und vertreibt ihn durch ihre Einflüſterungen aus der ſtillen Hütte ſeiner Kindheit. Dies allgemeine Menſchenſchickſal wird auch Hyazinthe haben. Es iſt nur die Frage, ob in der Sonnenſeite oder in der Schattenſeite des Glückes."

„Was iſt Sonnen- und was iſt Schattenſeite im Menſchenleben, Diego? . . . die Tugend iſt die Sonnenſeite, und geht Hyazinthe dereinſt von der kindlichen Unſchuld zu höherer Tugend über, ſo iſt ihr ein glückſeliges Los zugefallen."

„Du biſt eine Engelſeele!" rief er heftig.

Sie legte traurig lächelnd einen Finger auf ſeine Lippen; allein er fuhr fort:

„Ja, das biſt Du! . . . aber ich — ich bin anders und ich muß auch anders ſein. Ich will dies Kind und die Mutter dieſes Kindes im äußern Glanz des Glückes ſehen; — denn der gebührt ihnen, weil Kind und Mutter mein ſind, mir angehören . . . und ich haſſe die Verhältniſſe, die mich zwingen vor der Welt dieſe beiden lieben Weſen zu verbergen, zu verleugnen."

„Ich weiß es, Diego, ich weiß es!" erwiderte Jazinta beruhigend: „quäle Dich nicht ſo übermäßig und bedenke, daß ich das Recht verloren habe, einen Anſpruch an Dich zu machen, der über die Grenzen meiner jetzigen Stellung hinausgeht. Ich folgte Dir freiwillig in Deine Heimat und war nicht Deine Gattin: damit iſt alles geſagt. Was Hyazinthe betrifft, ſo bitte ich Gott, daß er nicht an ihr die Schuld ihrer Mutter ſtrafe . . . und das mußt Du auch tun.“

Diego fuhr aber mit beiden Händen wild in ſein Haar, zerraufte es und rief mit dem Fuße ſtampfend:

„Schweig'! das alles mag und kann und will ich nicht hören!“

Mit ſanfter Lieblichkeit wußte ſie ihn zu beruhigen, und in den Tagen, die er bei Jazinta zubrachte, fühlte er ſehr deutlich, daß ihn die Verhältniſſe Italiens viel weniger aufregen und in Verwirrung ſetzen würden, wenn ſeine eigenen Verhältniſſe beſſer geordnet wären. Die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, die er ſich nicht eingeſtehen wollte, machte ihn unzufrieden mit den allgemeinen Verhältniſſen. Um nicht zu ſagen mea culpa, ſchob er die Schuld ſeines Mißbehagens auf Welt und Menſchen und Dinge und Umſtände, an denen er nichts ändern konnte — es ſei denn, inſofern es politiſche oder bürgerliche Zuſtände betraf, durch das Treiben des Parteiweſens, dem er ſich ganz in die Arme geworfen hatte. Längere Zeit feſſelte ihn das ſtille Leben in der Alcamone nicht. Das Zuſammenſein mit Jazinta war für ihn wie ein erfriſchendes Bad, das ihm eine Zeit lang wohl tat. Er war aber zu ſehr an das raſtloſe Getriebe der Welt — und zu wenig an eigene, ſelbſttätige Beſchäftigung gewöhnt, um nicht nach einigen Wochen oder Tagen Leere und Langeweile zu ſpüren. Er bewunderte Jazinta, bei der dies gar nicht der Fall war. Doch ihre Lage war eine andere. Sie war von Kindheit auf an Beſchäftigung gewöhnt. Freilich hatte ſie gar oft über deren Übermaß geſeufzt, gar oft ſich geſehnt nach Erholung und nach den Freuden der Jugend, gar oft dieſen Mangel bitter empfunden; dennoch war ihr die Beſchäftigung eine Gewohnheit, ja, eine Bedingung der Exiſtenz geworden. Es hat aber niemand ein großes Talent — ſei es welcher Art es ſei — ohne an deſſen Ausbildung und Ausübung eine gewiſſe Freude zu haben. Die emſige, verſtändige Hausfrau hat Freude daran, ihre verſchiedenen Vorratskammern zu füllen, obſchon es ihr nicht wenig Sorge und Mühe macht. Die gute und kluge Lehrerin hat Freude daran, ihre häufig rebelliſchen, häufig unbotmäßigen Zöglinge, die ihr doch eine ſchwere Laſt aufbürden, zu erziehen. Sie hat dieſe Gabe, ſo wie die gute Hausfrau die ihre hat. Seltener freilich iſt die Gabe eines Talents wie Jazinta es beſaß. Als ſie Venedig verließ, wähnte ſie zwar, daß ſie in ihrem Leben keinen Pinſel mehr anrühren werde: dermaßen hatte der Zwang, unter dem ſie ſeufzte, die Malerei ihr verhaßt gemacht. Doch dieſe Verſtimmung wich, als ſie in Florenz, in Rom, in Neapel die großartigen Schöpfungen der Kunſt, die Werke der alten Meiſter ſah. In der Alcamone angeſiedelt, häufig einſam und auf ſich ſelbſt angewieſen, wendete ſie ſich mit Liebe zur Malerei zurück und Don Diego ſorgte dafür, daß ein ausgezeichneter Lehrmeiſter zuweilen von Neapel nach Sorrent kam und Jazinta fördernden Unterricht erhielt. Auch in der Kunſtgeſchichte unterrichtete dieſer Maler ſie, brachte ihr Bücher über die Entwickelung der Kunſt, über die verſchiedenen Malerſchulen und Lebensbeſchreibungen großer Maler. Das alles intereſſierte Jazinta ungemein; ihr Gedankenkreis erweiterte ſich; ſie begehrte die Geſchichte der Völker zu wiſſen, aus denen die großen Künſtler hervorgegangen waren, und ſo kam ſie allmählich zu einer geiſtigen Entwickelung und Bildung, die ihr ganz fern lag, als ſie Venedig verließ. Aber ihr ſtiller und ernſter Charakter nahm ſeinen Anteil an dieſer Entwickelung, und mehr und mehr erkannte ſie die falſche Stellung, die ſie in der Geſellſchaft einnahm und den ſcharfen Tadel, der eine Exiſtenz wie die ihre treffen mußte. Deshalb liebte ſie ihre Abgeſchiedenheit, ihr verborgenes Leben. Don Diego hatte ſie zuerſt nach der Alcamone gebracht, unter ſein Dach, in ſein Haus. Später aber ſtellte er ihr die Wahl frei in Palermo oder Neapel ihren Wohnſitz zu nehmen. Einerſeits hätte er gewünſcht Jazinta mehr zur Seite zu haben; andererſeits lebte ſein Oheim in Palermo und die ganze Verwandtſchaft ſeiner Mutter in Neapel, und es wäre kaum möglich geweſen vor dieſer und vor jenem Jazinta zu verbergen. Es war ihm alſo nicht unlieb, daß Jazinta ſich ſogleich für ihr Verbleiben in der Alcamone entſchied. Denn ſie zitterte bei dem Gedanken von Don Diego's Freunden und Verwandten bemerkt — überhaupt in der Welt mit ihm geſehen zu werden. Auch wollte ſie ihn nicht zu größeren Ausgaben veranlaſſen. In der Alcamone lebte ſie einfach und wenig koſtſpielig; nie trug ſie koſtbare Kleider oder Schmuckſachen; ſie hatte ſich das ein für allemal verbeten; Don Diego brauchte ohnehin ſehr viel Geld. Dieſer einfache Sinn, der nicht den mindeſten Wert auf irgend eine Weltherrlichkeit legte — dieſer gänzliche Mangel an Eitelkeit bei ſo großer Schönheit — dieſer feſte Entſchluß nur für ihn allein leben zu wollen — entzückte Don Diego umſomehr, als eine ſolche Geſinnung, nicht bloß in Jazinta's Lage, ſondern überhaupt in der Welt nicht allzu häufig gefunden wird.

So vergingen Jahre. Jazinta wäre glücklich geweſen, wenn Ruhe und Friede, dieſe Träger des Glücks, in ihrem Verhältnis möglich geweſen wäre. Das junge Mädchen, das Don Diego's Gattin werden ſollte, hatte das fünfzehnte Jahr erreicht und der Oheim beſtand auf eine Vermählung, zu welcher Donna Clara ſo wenig Luſt hatte wie Don Diego und beide verſtändigten ſich darüber. Clara erfuhr, daß Diego's Herz gefeſſelt ſei und riet ihm offen mit dem Oheim zu ſprechen. Sie kannte aber nicht Diego's Verhältnis mit Jazinta; hätte ſie es gekannt, ſo würde ſie wahrſcheinlich mit Diego gefürchtet haben, daß, ſelbſt wenn die Ehe es ſanktioniere, der Oheim doch im höchſten Grad erzürnen und in ſeinem Zorn unberechenbar weit gehen werde. Don Diego war nur inſoweit offen, daß er dem Oheim erklärte, er werde ſich nie anders als nach der Wahl ſeines Herzens vermählen und folglich nicht mit Donna Clara, die ihm nicht die geringſte Neigung einflöße. Der Oheim geriet in Wut und drohte ſein Teſtament zu verändern, welches bis jetzt Don Diego zum Erben ſeines enormen Vermögens einſetze. Diego fühlte, daß der alte Herr auf der Stelle ſeine Drohung vollziehen und in Ausübung bringen werde, wenn er ahnen könnte, daß ein Kind, wie die kleine Hyazinthe, aus einem illegitimen Verhältniſſe entſproſſen, möglicherweiſe in den Beſitz dieſes Vermögens kommen könne. Dennoch fühlte ſich Don Diego ungemein erleichtert durch dieſe Kundgebung, da er in Beziehung auf Donna Clara nunmehr ſeine volle Freiheit erlangt hatte; denn auch Clara erklärte mit der größten Beſtimmtheit, ſie werde ſich lieber mit jedem andern Mann vermählen als mit Don Diego.

Jazinta's Herz war von Freude und Dank überfüllt, als Diego eines Tages frohlockend in der Alcamone erſchien und ihr ſagte, ein großer Teil der Laſt, die bisher ſein Herz bedrückte, ſei gefallen; die ihm zugedachte Braut habe ihn ausgeſchlagen und es ſtehe nunmehr ſeiner Vermählung mit Jazinta nichts im Wege; — nur müſſe die Ehe vorderhand geheim bleiben. Dieſe Bedingung war ihr höchſt willkommen. Wollte ſie als Neuvermählte in der Welt erſcheinen, ſo hätte ſie ſich von Hyazinthe trennen müſſen — und dagegen ſträubte ſich ihr Herz umſomehr, als ſie ſich nicht verhehlte, daß die erlauchte Familie des Fürſten von Alcamo ſchwerlich die arme unbedeutende Jazinta Fredini mit Wohlwollen aufnehmen würde. Don Diego war wiederum entzückt von Jazintas Willfährigkeit. Es wurden jetzt alle Vorſchriften und Bedingungen erfüllt, welche die Kirche in einem ſolchen Fall macht, und ſieben Jahre nach ihrer Entführung aus Venedig ward Jazinta Fredini Ducheſſa de Alcamo. Donna Angiolina's Weiſſagung war alſo in Erfüllung gegangen. Doch weder ſie noch Jacopo Fredini war noch am Leben. Auch Gian Aldi nicht mehr, ſo daß Jazinta in ihrer Heimat gänzlich vergeſſen und verſchollen war.

Drittes Kapitel.

Auch Donna Clara hatte ſich vermählt und ihr Gemahl ſtand ſehr in Gunſt bei dem alten Herzog, deſſen Gunſt für Don Diego mehr und mehr zu ſchwinden ſchien. Konnte er ihm nicht vergeben Clara's Hand ausgeſchlagen und ſomit ſeinen Lieblingswunſch verſtört zu haben? — wußte er oder ahnte er Diego's heimliche Ehe? — Niemand ergründete es, denn er beobachtete darüber ein eiſernes Schweigen. Er fuhr fort nach alter Weiſe Diego reichlich mit Geldmitteln zu verſehen, was aber die Zukunft betraf und wer ihn beerben werde — das war ein tiefes Geheimnis.

Es laſtete ſchwer auf Don Diego. Die Ausſicht auf eine enorme Erbſchaft hatte ihn verführt nicht unbedeutende Schulden zu machen — nicht für ſeine Perſon, aber für ſeine Partei, in deren Intereſſe es gar manche Perſönlichkeit zu beſolden gab: Emiſſäre, Zeitungsſchreiber, Tumultuanten und dergleichen Leute mehr, die ein käufliches Gewiſſen haben und ſich dem Parteitreiben bald öffentlich, bald in geheim, zur Verfügung ſtellen. Starb der alte Herzog und war Don Diego nicht ſein Erbe, ſo öffnete ſich vor dieſem ein Abgrund, den keine Revolution zu füllen vermochte.

Es begannen furchtbare Tage für Jazinta. Freilich war ſie jetzt Diego's rechtmäßige Gattin; aber ihre Hoffnung, daß ſomit die Vergangenheit geſühnt ſei, ging keineswegs in Erfüllung. Sowohl in Diego's Herzen als in dem ihren nagte der Wurm der Reue über den einen, den erſten Schritt, der ein Fehltritt war. Er bereute es, Jazinta in den Strudel ſeiner wilden Leidenſchaft hinein geriſſen zu haben; ſie bereute die ſündhafte Verblendung, in welcher ſie ihm gefolgt war und fühlte bitter ihr Unvermögen ihn wahrhaft glücklich zu machen. Jedes von ihnen geſtand ſich heimlich ein, daß es das andere aus ſeiner Bahn herausgeworfen habe und daß ein Fehltritt das erſte Glied einer Kette ſei, die zwar ein paar Tage von der Leidenſchaft vergoldete geweſen ſei — dann aber in ihrer vollen Schwere auf zwei Leben drücke.

Diego hatte ſeine Verhältniſſe vor Jazinta verheimlicht; ſie wußte alſo, wie es mit ihm und ſeinem Oheim ſtand, und ihr Grauſen vor der Zukunft übertraf das ſeine, weil ſie ſich ſagte, Diego's Leidenſchaft für ſie, habe ihn in dieſe Verwickelungen gebracht. Dieſe Leidenſchaft war nicht erloſchen; allein ſie äußerte ſich ſo, wie die unbändige

Wildheit ſeines Charakters es mit ſich brachte: er verſicherte, ſie ſei jedes Opfer wert, aber die Ungunſt des Schickſals ſtürze ihn ins Verderben und er ſei in Verzweiflung, weil er keinen Ausweg aus dem Elend ſehe. Jazinta ſuchte ihn zu beruhigen: der Oheim lebe ja noch, und daß derſelbe nicht von ſeinem Teſtamente ſpreche, zeuge ja nicht für abholde Geſinnung, ſondern nur dafür, daß er, wie ſo manche alte Leute, nicht an ſeinen Tod erinnert ſein wolle. Ihr fehlte aber ſelbſt die Zuverſicht zu der Hoffnung, die ſie ausſprach.

Seitdem Donna Clara ſich vermählt und Kinder hatte, war ihr freundſchaftliches Verhältnis zu Diego ganz verändert. Sie war in jeder Beziehung unter die Botmäßigkeit ihres Gemahls, des Grafen Tarregiano geraten, der nicht bloß ein politiſcher Gegner Don Diego's, ſondern auch der Anſicht war, daß ſeine Frau dieſelben Anſprüche an die Erbſchaft des alten Herzogs machen könne, da beide in demſelben Grad der Verwandtſchaft zu ihm ſtänden. Clara fand dies ganz in der Ordnung, umſomehr, als Graf Tarregiano wenig Vermögen hatte und die Zahl der Kinder ſich vergrößerte. Gerade dieſe Kinder machten dem alten Herzog große Freude und erheiterten ihn in ſeiner zunehmenden Kränklichkeit. Früher war er mit nichten ein Gegner von Diego's politiſchen Anſichten geweſen; jetzt ſprach ihn des Grafen konſervative Geſinnung weit mehr an. Er wollte

Widerſpruch dermaßen an, daß ihr Ja ihn ſofort zum Nein veranlaßte, und was für ſie Weiß war, war für ihn Schwarz. Um die Kinder gab es täglich die heftigſten Szenen. Wie eine Todſünde betrachtete Aurora ihre früheren Wünſche, die in ihren Kindern, namentlich in ihrem älteſten Sohn, nach glänzenden Geiſtesgaben, nach genialen Anlagen geſucht hatten. Kein Genie ſollte Fritzchen werden, ſondern ein Kind Gottes, und danach trachten ſeinem lieben Heiland zu gefallen; während Elsleben behauptete: er ſolle vor Allem kein pietiſtiſcher Kopfhänger werden, und ferner danach trachten den braven, tüchtigen Menſchen zu gefallen. Da Elsleben ſich in ſeiner Familie ſo ſehr unbehaglich fühlte, ſuchte er weit mehr den Umgang ſeiner Nachbarn und wünſchte häufig ſie bei ſich zu ſehen um, wie er ſagte, ein vernünftiges Wort zu hören und zu ſprechen. Das war nun ein Greuel für Aurora! ſie mußte doch die Wirthin machen, das Diner anordnen, mit den Gäſten ſich unterhalten, mit einem Wuſt von Weltlichkeit ſich befaſſen, zuweilen ſogar auf Elslebens ausdrücklichen Befehl einen Beſuch erwidern, zuweilen einen Whiſttiſch dulden und ihren eigenen Mann ſpielen ſehen!! — Um dieſe ſeine vermeintliche Sünde abzubüßen legte ſie ſich doppelte Gebete, ja Kaſteiungen auf: bald faſtete ſie, bald

Ruhe haben und mit Diego gab es nichts als Streit. Diego ſelbſt, getrieben von ſeiner innern Aufregung, ſprach ſich ſo ſcharf und ſchonungslos wie möglich gegen den Oheim aus und kehrte dann -- dieſe Verkehrtheit, ſeine Mißgriffe und deren Folgen wohl fühlend — immer verzweiflungsvoller und immer troſtloſer nach der Alcamone zurück.

Eben jetzt hielt er ſich wieder dort auf. Jazinta hatte nach ihrer Vermählung einem zweiten Kinde das Leben gegeben; es hieß Adriane. Don Diego war nicht ſehr erfreut über die Geburt des kleinen Mädchens. Er hatte einen Sohn gewünſcht und erwartet: Er bildete ſich ein, es könne den Oheim verſöhnen, wenn ein Träger und mutmaßlicher Fortpflanzer des Namens auf der Welt ſei. Er ſagte:

„Hätte ich einen Sohn, ſo würde ich ohne weiteres meinem Oheim unſere Ehe mitteilen, und ich wäre ſicher meine frühere Stellung wieder bei ihm zu gewinnen.“

„Vielleicht würde auch jetzt dieſer Beweis von Vertrauen ihn gewinnen,“ wendete Jazinta ſchüchtern ein; denn ſie wollte in keiner Weiſe Diego zu irgend einem Schritt, deſſen Folgen unberechenbar waren, hindrängen.

„Nein!“ verſetzte Diego, „mit der Gemütlichkeit reicht man bei ihm nicht weit. Ein Sohn würde einen ganz andern Effekt machen, als tauſend Erweiſe von Zutrauen. Deshalb einen Sohn, Jazinta, einen Sohn!“

„Haſt Du mich gar nicht lieb, Papa?“ ſagte Hyazinthe, die eben bei den Eltern war, ein wunderſchönes neunjähriges Kind, ſchlang die Arme um Diego’s Nacken und ſah ihn mit ihren ſchwarzen ſchwermütigen Augen ſo trau[illegible] an, daß er von Wehmut ergriffen zärtlich ausrief:

„O, mein ſüßes Kind, ich habe Dich lieber als zehn Söhne.“

„Dann mußt Du auch mein kleines Schweſterchen lieb haben, Papa! ſonſt grämt es ſich, wenn es größer wird . . . ſo wie ich mich grämte, als ich dachte, Du hätteſt mich nicht gern.“

Um ſeine Rührung zu verbergen, überſchüttete Diego in ſeiner wilden Weiſe Hyazinthe mit Liebkoſungen und ſchickte ſie fort: Dann ſagte er zu Jazinta:

„Mein ganzes Herz hängt an dem Kinde! es erinnert mich an die Zeit, wo ich ſorglos glücklich war.“

Wie ſehr dergleichen Äußerungen Jazinta ſchmerzen mußten, bedachte er nicht. Sie aber fühlte den Schmerz wie einen beſtändigen Bußgürtel um ihre Seele, und er wurde mehr und mehr das, wozu ihn Gott beſtimmt hat: ein Kreuz, an welchem ſich unſere Selbſtſucht durch das Leben in den Tod ringen ſoll. Sie ſah, wie Diego’s Liebe nach und nach erkaltete, zuweilen noch in

Glut der Leidenſchaft aufflammte, aber nicht zu jenem ſtillen und gleichmäßigen Feuer wurde, welche das kühle Dunkel des Mißgeſchicks erwärmt und erleuchtet. Sie ſah, wie er immer launenhafter, immer unzufriedener, immer unruhiger wurde, weil nichts nach ſeinem Wunſch ging. Seine perſönlichen Verhältniſſe wollten nicht die erſehnte Wendung nehmen, und die ſo heiß erſehnte und eifrig betriebene Revolution Italiens hielt nicht den raſchen Schritt ſeiner Erwartungen ein. Jazinta's ſtilles, von der Welt abgekehrtes, auf die Erfüllung ihrer Pflichten hingewendetes Leben, hatte ſie zu Gott hingeführt, deſſen Gnade und Beiſtand ihr ſo notwendig war, daß ſie ſich in die Hand ſeiner Vorſehung legen mußte, um für Gegenwart und Zukunft in Ruhe zu verbleiben. Den Glauben an Gott hatte ſie nie verloren, auch nicht in der Zeit ihrer Verirrung. Jetzt erwachte die Liebe zu Gott, wie das ſo häufig geſchieht, wenn die menſchliche Liebe ſich als trügeriſch und ungenügend ausweiſt — und ſie wurde fromm, ernſt fromm, wie ihr ernſter Charakter es mit ſich brachte, nicht nur fromm um die Hände zu falten, ſondern um auszuharren in Kampf und Leid. Bei Diego fand genau das Gegenteil ſtatt: ausgegoſſen in die Außenwelt mit all' ſeinen Beſtrebungen, Gedanken, Wünſchen und Hoffnungen, verlor er nach und nach jeden innern Halt in einem ſolchen Grade, daß ihm Jazinta unerträglich wurde. Ihr Gleichmut, ihre Ergebung waren ein ſtiller Vorwurf für ihn. Er wollte ſich nicht eingeſtehen, daß er denſelben verdiene; deshalb fühlte er ſich nur gereizt und zum Widerſpruch geneigt. Er warf ihr Frömmelei vor, Gleichgültigkeit für die Schickſale des Vaterlandes, des Gatten, der Kinder. Er warf ihre geringe Herkunft ihr vor: dadurch ſei ſie unfähig große Gedanken zu faſſen, ſowohl in Beziehung auf Italien, als auf die Familie. Hatte er ſie mit tauſend Nadelſtichen gekränkt und verwundet, blieb ſie ſanft und freundlich, wenn auch Tränen in ihr Auge traten, ſo brauſte eine Anwandlung von ſtürmiſcher Zärtlichkeit in Diego auf und er bat ſie tauſendmal um Vergebung, indem er ihr tauſend ſüße Namen gab. Sie vergab ihm gern, aber ſie ſchwebte in beſtändiger bitterer Angſt um ihn, für ihn.

Da ſtarb der alte Herzog in Palermo. Ein Telegramm brachte die Nachricht nach der Alcamone, wo Don Diego ſich eben bei Jazinta befand. Am nächſten Tage führte das Dampfſchiff von Neapel ihn und ſie nach Palermo. Er wollte, daß ſie als ſeine Gemahlin unter den Leidtragenden am erſten Platz erſcheine. Da ſeine heimliche Ehe ein öffentliches Geheimnis war, ſo erſtaunte niemand. Nur ihre Schönheit wurde angeſtaunt, obſchon die glänzende Jugendfriſche längſt verblüht war. Der tiefe Traueranzug paßte zu ihrer ganzen

Erſcheinung; ſie ſah durchſchmerzt und edel aus. Gräfin Tarregiano war freundlich für ſie und ſomit auch die übrigen Verwandten. Jazinta benahm ſich ruhig, dankbar und zurückhaltend.

Nachdem die Trauerfeierlichkeiten vorüber waren, trat die Frage nach dem Teſtament hervor. Es fand ſich aber keines, ſondern nur ein Blatt Papier, worauf der Herzog mit zitternder Hand geſchrieben hatte: „Donna Clara Gräfin Tarregiano iſt meine Erbin.“ Don Diego erklärte ſogleich, dies ſei kein rechtsgültiges Teſtament und er werde alsbald einen Prozeß einleiten. Freunde, Verwandte, Rechtsgelehrte rieten zu einem Vergleich zwiſchen beiden Parteien, denn es ſei nicht anzunehmen, daß der verſtorbene Herzog Don Diego habe enterben wollen; es ſei ſogar fraglich, ob er dazu ein Recht habe, ſoweit es einen gewiſſen Teil des Grundbeſitzes betreffe; und in jedem Fall ſei das Vermögen ſo groß, daß die Hälfte ſowohl für Don Diego als für Donna Clara eine glänzende Erbſchaft ſei. Doch Diego behauptete, ihm allein gebühre die ganze Erbſchaft und Graf Tarregiano wies auf ſeine vier Söhne hin und ſagte, man dürfe deren Mutter nicht zumuten, ihre Kinder berauben zu laſſen. Der Prozeß wurde eingeleitet. Bis er aber entſchieden war, mußte Don Diego mit den Seinen von ſeinem mütterlichen Vermögen leben oder neue Schulden machen. Hätte er ſicher auf einen glücklichen Ausgang des Prozeſſes rechnen dürfen, ſo würden Schulden ihn nicht beängſtigt haben; doch ſo wie die Sache ſtand war der Verluſt kein Ding der Unmöglichkeit. In der finſterſten Stimmung verließ er Palermo und brachte Jazinta nach Sorrent zurück.

Tags darauf, im Mai 1859, brach der jammervolle öſterreichiſch-italieniſche Krieg aus, unter franzöſiſchem offenbaren und preußiſchen geheimen Schutz der Revolution Italiens. Don Diego geriet in einen Freudenrauſch.

„Jetzt kommt Italiens große Stunde, die langerſehnte!“ frohlockte er: „jetzt macht die lähmende Gewitterſchwüle dem erfriſchenden Hauch der Freiheit Platz! Der Fremde verſchwindet von Italiens Boden! mit ihm verſchwindet Italiens Zerriſſenheit! verſchwindet Italiens Entwürdigung, auf ſeinem edeln kräftigen Boden den morſchen Bau des Kirchenſtaates dulden zu müſſen. Italien wird frei und wird groß werden, Jazinta, freue Dich mit mir.“

„Freuen will ich mich und auf Italiens Größe und Freiheit will ich hoffen, Diego, doch erſt dann, wenn Ihr groß und frei ſein werdet . . . Du und Deine Parteigenoſſen. Habt Ihr aber keine Ehrfurcht vor dem Recht anderer, wollt Ihr nur Euere Anſichten durchſetzen, ſo bleibt Ihr befangen in Eueren Leidenſchaften und Sklaven derſelben. Solche Sklaven aber ſind ſehr fern davon groß zu ſein. Sklavenſeelen richten Völker und Staaten zugrunde.“

„Du kannſt Recht haben, Jazinta! Plötzlich ergreift mich der Gedanke, dies ganze Parteileben aufzugeben. Seit zwölf Jahren, ſeit ich Dich in Venedig fand, habe ich mein ganzes Leben, mein Vermögen, meine Tätigkeit, mein Intereſſe darauf verwendet und gleichſam unterirdiſch für die erhabene Sache gewirkt, die jetzt ans Tageslicht tritt und im vollen Licht des Tages ausgekämpft werden ſoll. Dieſer Krieg bringt alles zur Reife, was wir unermüdlich geſäet haben. Ich gehe jetzt auf das große Erntefeld, Jazinta, und nachdem ich alles für das Vaterland opferte, will ich auch noch mein Blut hingeben.“

„Diego! . . . was ſoll das heißen? . . . was willſt Du beginnen?“ rief ſie entſetzt.

„Ich gehe nach Turin und mache dort als Freiwilliger den Feldzug gegen dieſe verhaßten Unterdrücker Italiens mit . . . —“

„Diego, ſei barmherzig für Weib und Kinder! gib dieſen ſchrecklichen Gedanken auf, uns zu verlaſſen . . . in dieſem Augenblick uns zu verlaſſen, wo, ſozuſagen, unſere Exiſtenz gefährdet iſt. O, Diego, unſere Vergangenheit, und jetzt dieſer jammervolle Prozeß, macht mich und die Kinder zu Fremdlingen in Deiner Verwandtſchaft. Wer wird ſich unſerer annehmen, uns ſchützen . . . wenn Du uns verlaſſen haſt? Es iſt eine vorübergehende Exaltation, die Dich ergriffen hat, nicht wahr, liebſter Diego? . . . ſie auszuführen wäre ſündhaft.“

„Sündhaft? der gerechte Kampf für Italiens Befreiung . . . ſündhaft! . . . Jazinta! welche kleinliche Auffaſſung der Liebe für das Vaterland.“

„Liebe es, Diego . . . nur nicht ſo, daß andere Pflichten dadurch beeinträchtigt werden. Geſchieht das, ſo iſt Liebe nichts anderes als Selbſtſucht; und es wäre ſelbſtſüchtig, wenn Du mich in der gegenwärtigen Zerrüttung unſerer Lage verlaſſen wollteſt. Ich flehe Dich an, verbanne dieſen Gedanken. Überlege vielmehr, was wir zu tun, wie wir zu leben haben . . . —“

„Das verſteht die Frau viel beſſer als der Mann!“ warf er hin.

„Ich würde es wiſſen, wenn ich in Venedig Jazinta Fredini wäre! Hier aber als Fürſtin Alcamo und mit zwei unmündigen Kindern, ohne Vermögen, ohne Ratgeber, weiß ich es nicht!“

„Wohlan, ich bleibe hier! beruhige Dich, arme Jazinta,“ ſagte er plötzlich gefaßt.

Er war aber entſchloſſen, ſie zu täuſchen und ſein Vorhaben auszuführen. Dazu drängte ihn das Unbehagen ſeiner Exiſtenz. Es war unmöglich in der Welt ſo aufzutreten, wie er es gewohnt war und wie er es jetzt, nach der Veröffentlichung ſeiner Ehe mehr denn je gewünſcht hätte. Zur Unmöglichkeit dieſe Schwierigkeit zu überwinden, geſellte ſich die Unruhe, die infolge ſeines raſtloſen Parteitreibens ihm zum Bedürfnis geworden war; — und das Verlangen mit dem Schwert drein zu ſchlagen, um auf dieſe Weiſe alle Stürme auszutoben, die er in ſich nicht überwältigen konnte. Denn er verhehlte ſich nicht, daß er Jazinta in der peinlichſten Lage zurückließ. Das mitzumachen, das Tag für Tag vor Augen zu haben — das fand er unmöglich. Konnte er nicht helfen und nichts ändern, ſo wollte er wenigſtens ſich betäuben. Statt der Pflicht, die ihm oblag, ſpiegelte er ſich nach leidenſchaftlicher Menſchen Weiſe vor, er habe eine höhere Pflicht zu erfüllen, und er ſann auf Flucht ohne über ſeine Pläne zu reden. Dies Schweigen beunruhigte Jazinta. Seine heftige aufbrauſende Natur war mitteilend. Sie ſuchte indirekt ihn zu beſchwichtigen, feſt zu halten. Sie äußerte ihre Meinung, daß ohne Zweifel ganz Italien von den Alpen bis zum Aetna nächſtens im Feuer des Krieges und der Revolutionen ſtehen werde.

„Das wird geſchehen!“ rief Diego: „dazu iſt alles vorbereitet. Das Feuer kann aber nur dann zum Ausbruch kommen, wenn wir jetzt in Oberitalien ſiegen . . . und zu dieſem Siege muß jeder von uns beitragen, muß mit Leib und Leben für ihn eintreten.“

„Spart Euer Blut, bis der grauenhafte Kampf hier ausbricht!“ rief Jazinta.

„Jawohl . . . gewiß!“ verſetzte er, um irgend etwas zu antworten.

Jazinta lebte in beſtändiger Todesangſt. Erwachte ſie nachts aus dem Schlaf, ſo legte ſie unwillkürlich die Hand auf ſeinen Arm, um ſich zu vergewiſſern, daß er da ſei. Verlor ſie ihn am Tage aus den Augen, hatte er ſich auf einem Spaziergang verſpätet, ſo durchrieſelte ſie ein Schauer des Entſetzens: er iſt fort!

Schöner als der Mai in Sorrent iſt, kann er nirgends ſein, nicht einmal bei den Dichtern. Die Überfülle der Natur, die auf dem einen Punkt Sorrent! den Reichtum verſchiedener Zonen in üppigſter Vegetation, in verſchwenderiſcher Mannigfaltigkeit der Bilder und in den frappanteſten Gegenſätzen zuſammendrängt, kommt am lieblichſten und glänzendſten im Frühling zum Vorſchein, der ſeinen ganzen Schmuckkaſten offen zur Schau ſtellt. Wie prächtig iſt ein einziger Orangenbaum! Sein Laub — Smaragd, ſeine Früchte — Gold, ſeine Blüte — Perlen; und ſo Tauſende von Bäumen funkelnd im Sonnenſchein wie Smaragden, Gold und Perlen und einen Arom aushauchend, der die Luft in Wohlgeruch verwandelt. Meiſtens in ſchmalen Felſenſchluchten liegen dieſe Orangenhaine wie Edelſtein im Schacht. Aufwärts aus den Schluchten ſteigt wie ein zweiter ließ ſie kein Feuer in ihrem Zimmer machen. Bemerkte Elsleben das, ſo brach unfehlbar ein Donnerwetter aus, das Aurora mit großer Sanftmuth über ſich ergehen ließ; denn ſie litt ja um des Glaubens willen und wähnte ſich eine Märtyrin. Schon in ihrer weltlichen Richtung hatte ſie ſich immer überſchätzt, um wie viel mehr jetzt in ihrer religiöſen.

Da traf ſie ein ſchwerer Schlag. Ihre Kinder bekamen die Maſern und ihr einziger Sohn, der Aelteſte, der Liebling ſtarb; kurz darauf auch die jüngſte Tochter. Elsleben war außer ſich vor Schmerz; er hing mit der größten Zärtlichkeit an den Kindern, er konnte ſich nicht tröſten um ſeinen einzigen Sohn. Aurora wollte den Schmerz bekämpfen, nicht zum Bewußtſein kommen laſſen, ſie rang im Gebet um Ergebung; ſie unterdrückte jeden Ausbruch als aufrühreriſch gegen den Willen Gottes. Sie rieb ſich auf, und fühlte ſich mit heimlicher Freude ſchwach und hinfällig werden. Sie huſtete viel; eine fliegende Röthe färbte zuweilen ihre abgemagerten Wangen. Das war in dem Sommer, wo Cornelie ſtralend von Schönheit und Liebe war.

Aber jetzt ſchien auch Cornelie gebrochen zu ſein! Als ſie wieder zur Beſinnung kam, als Dorothee ihr zögernd ſagte Salzmann ſei hier im Auftrag des Grafen, und ſie glaube der Graf ſelbſt ſei in

Gürtel der Kultur der Ölbaum auf mit ſeinem zarten ſilbergrauen Gefieder, welches anmutig kontraſtiert mit dem kräftigen Grün des Maulbeerbaumes, der abermals eine Stufe höher liegt und um den ſich die Rebe ſchlingt, die ihre Gewinde von einem Baum zum andern hinüber wirft und aus dem Maulbeerhain einen Urwald im kleinen macht. Dies alles ſteht auf felſigem Boden, der mit unſäglicher Mühe von der fleißigen Menſchenhand urbar gemacht iſt und terraſſenmäßig bebaut wird. Noch höher hinauf, wo der Felſen die Kultur unmöglich macht, auf dem Kamm des Höhenzuges, der Sorrent von Amalfi trennt — da ſteht der Baum, den ein Nordlandsauge nie ohne Freude erblickt — die deutſche Eiche, den gewaltigen, den maleriſchen, den ſchönen ernſten Baum, der unter ſeinen Äſten eine ganze Welt von Geſchichte und Poeſie, von Sang und Sage beherbergt. Um den Fuß der Eichen breiten die Alpenblumen Cyclamen und Soldanella einen reizenden bunten Teppich aus. Muntere Bäche rieſeln zwiſchen dem Geſtein hervor und hinab, bewäſſern und erquicken die Haine, Gärten und Pflanzungen und bilden hie und da mit ihren Silberfäden kleine Waſſerfälle, über die ſich das ſchöne Farrenkraut genannt Frauenhaar in weichen grünen Caſcatellen ſenkt. So iſt die Erde von Sorrent. Aber zu ihrer Schönheit kommt eine zweite: das Meer, das leuchtende tyrrheniſche

Meer, weit ſich ausbreitend gegen Weſten, als wolle es der Sonne nachziehen und den freundlichen öſtlichen Geſtaden entfliehen; und mitten aus den blauen Wellen ragt ſeltſam geheimnisvoll der wilde, ſchroffe, phantaſtiſche Felſen empor, welcher die Inſel Capri bildet.

„Komm', Hyazinthe," ſagte Don Diego an einem wunderſchönen Maimorgen zu ſeiner älteſten Tochter: „wir wollen ans Ufer hinabgehen."

„Sei vorſichtig auf der Felſenſtiege, Hyazinthe," ſagte Jazinta.

Sie waren alle beiſammen auf der Terraſſe der Alcamone. Jazinta beſchäftigte ſich mit Handarbeit, Hyazinthe hatte ihre Aufgabe gelernt, Adriane bemühte ſich, ihres Vaters Lieblingshund — St. Bernhards-Race — zu veranlaſſen, mit ihren Puppen zu ſpielen. Es war ein gemütliches Familienbild. Don Diego betrachtete aufmerkſam die ganze Szene und alle Einzelheiten. Dann ſtand er auf, nahm Adriane auf den Arm und liebkoſte die Kleine, küßte Jazinta's ſchöne, gedankenvolle Stirn und wiederholte:

„Komm' Hyazinthe."

Beide verließen die Terraſſe. Jazinta ſtand auf und ſah ihnen nach, wie ſie durch den Garten gingen. Plötzlich überfiel heiße Angſt ihr Herz. Da pfiff Diego ſeinem treuen Fido und blitzſchnell ſchoß der Hund die Terraſſe hinab und ſeinem Herrn nach, den er bald ereilte und in großen

Sprüngen freudig umkreiſte. Da ſchaute Diego noch einmal zurück, ſah Jazinta auf der Terraſſe ſtehen und grüßte ſie mit der Hand winkend. Es kann nicht ſein, ſprach Jazinta zu ſich ſelbſt: er hat Hyazinthe und den Fido mitgenommen; er kann nicht fortgehen. Hyazinthe ſchaute in demſelben Augenblick zum Vater auf und rief bange:

„Papa . . . warum weinſt Du!“

„Ich weine nicht, Hyazinthe, ein Sonnenſtrahl blendete mich!“ antwortete er und zerdrückte eine Träne.

Sie gingen langſam die Felſenſtiege hinab. Unten am Ufer ſetzte ſich Don Diego auf einen Steinblock, ſtellte Hyazinthe zwiſchen ſeine Knie und ſagte:

„Ich gehe jetzt auf einige Zeit fort, mein ſüßes Kind, und ich weiß nicht wann ich Dich und die Mutter und die Kleine wiederſehen werde . . .“

„Nein, nein, nein!“ rief Hyazinthe und umſchlang den Vater. „Du ſollſt nicht fortgehen . . . Du ſollſt hier bleiben . . . ich laſſe Dich nicht fort.“

„Ich muß fort, Hyazinthe.“

„Wohin mußt Du?“

„In den Krieg!“

„O, der ſchreckliche Krieg . . . wo ſich die armen Menſchen an ihren Wunden zu Tode bluten!“ rief ſie ſchaudernd: „und dahin willſt Du? . . . Nein, Papa! das gebe ich nicht zu! . . . denn wenn

Du ſtirbſt, ſo ſtirbt auch Mama . . . und ich ſterbe . . . und was ſoll dann aus der Kleinen werden.“

Ein Strom von Tränen ſtürzte aus ihren Augen, ihre Lippen bebten, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit warf ſie beide Arme um Diego's Nacken und rief:

„Ich laß Dich nicht fort! . . . Nein, nein! . . . Du ſollſt nicht ſterben.“

„Ich werde auch nicht ſterben . . . ich werde wiederkommen, wenn der Krieg vorüber iſt . . . und wenn Alles beſſer iſt;“ entgegnete er zärtlich und ſtreichelte liebkoſend ihre brennenden Wangen: „aber jetzt muß ich fortgehen . . . das iſt unabänderlich . . . und da Du immer mein liebes folgſames Kind geweſen biſt, ſo wirſt Du mich nicht feſthalten wollen.“

Sie ließ die Arme ſinken und ſagte:

„Ich will ja ſehr gern folgſam ſein . . . ich kann es nur jetzt nicht.“

„Doch, doch, Hyazinthe! Du biſt folgſam und verſtändig; Du mußt die Mutter tröſten und ihr ſagen, ich hoffte recht bald wieder zu kommen, da der Krieg gewiß nicht von Dauer ſein werde.“

„Ja, ich will es tun! . . . aber bitte! nimm mich lieber mit!“ rief ſie abermals von Schmerz überwältigt in Tränen ausbrechend.

„Unmöglich, ſüßes Kind! Du bleibſt hier bei der Mutter“ . . . —

„Und wenn Du krank wirſt — wer wird Dich pflegen? Wenn Du verwundet wirſt — wer wird Dich verbinden?“ . . .

„Das alles kannſt Du ja nicht, Hyazinthe; Du kannſt gar nichts, als bei der Mutter bleiben und ſie tröſten. Gib ihr dieſen Brief . . . und nun leb' wohl, mein ſüßes, mein geliebtes Kind!“ — Von Schmerz überwältigt brach er in Tränen aus.

Eine Barke war dem Ufer genaht. Diego raffte ſich auf und ging dem Ufer zu. Hyazinthe umklammerte ihn, ließ ſich einige Schritte fortſchleppen und wimmerte:

„Nimm mich mit.“

Gewaltſam riß er ſich los und ſprang in die Barke. Sie fiel auf die Knie und ſchrie verzweiflungsvoll:

„Nimm mich mit!“

Fido ſtand dabei, unſchlüſſig was er zu tun habe. Als ſich aber die Barke, die ſeinen Herrn trug, in Bewegung ſetzte, faßte er ſeinen Entſchluß, und mit einem gewaltigen Satz war er im Meer, um Don Diego zu erreichen. Als dieſer aber auf Hyazinthe hinweiſend ihm zudonnerte:

„Zurück, Fido! zurück!“ — Da kehrte das treue Tier um und ſtellte ſich wie ein Wächter neben Hyazinthe, die immer noch knieend ihre Arme ausſtreckte und bittend rief:

„Nimm mich mit! nimm mich mit!“

Als die Barke ſich mehr und mehr entfernte, brach ſie zuſammen, umfaßte Fido's Nacken, legte ihren Kopf auf ſeinen Kopf und flüſterte:

„Wir wollen nun auch ſterben.“

Und wie verſteinert vor Schmerz verblieb eine Weile das troſtloſe Kind und der treue Hund.

Dann beſann ſich Hyazinthe auf den Brief, den ſie der Mutter zu geben hatte. Sie ſtand auf und nahm ihn von dem Stein, auf welchem der Vater geſeſſen war. Dabei fiel ihr ſeine Ermahnung ein die Mutter zu tröſten, und daß er ſie ſein liebes, folgſames Kind genannt hatte.

„Komm', mein Fido!“ ſagte ſie und ging mit ihm in eine der Grotten, welche die Natur in den Uferfelſen von Sorrent ausgehöhlt hat. Dort ſetzte ſie ſich auf einen Felsblock, um ſich etwas zu faſſen und ruhiger zu werden, und ſchaute mit ihren großen melancholiſchen Augen nach der Barke hinüber, die in der Richtung auf Caſtellamare verſchwand. Fido tat dasſelbe. — —

Jazinta fand, daß Don Diego gar lange ausbleibe. Die Sonne ſtieg höher, der Tag rückte vor, es wurde heiß. Wo blieb er? wo konnte er ſich mit Hyazinthe am ſchattenloſen Strande aufhalten? vielleicht in einer der Ufergrotten! — — Ihre Unruhe ſtieg. Sie ging durch alle Zimmer, um ſich zu überzeugen, daß Diego nicht im Hauſe ſei, obſchon ſie wußte, daß er nicht da war. Sie ging in den Garten, unter deſſen Bäumen ſie bis zur Mauer hinſchauen konnte. Es war Niemand im Garten. Sie ging bis zur Mauer vor und beugte ſich über die Bruſtwehr. Es war Niemand am Strande. Von namenloſer Angſt ergriffen, eilte ſie die Felſenſtiege hinab und auf die wohlbekannten Grotten zu. Da fand ſie Hyazinthe und Fido — allein! —

Viertes Kapitel.

Don Diego war fort und ſein Brief ſagte nur einige zärtliche Abſchiedsworte und daß er nach Turin und zur italieniſchen Armee gehe. In den nächſten Wochen kamen noch ein paar Briefe; – und dann kam die Nachricht ſeines Todes. Er war einer Gehirnentzündung erlegen.

Jazinta's Leben nahm eine furchtbare Wendung. Diego hatte eine Schuldenlaſt hinterlaſſen, welche nur durch das Opfer ſeines Vermögens getilgt werden konnte. Zu dieſem Vermögen, das von ſeiner Mutter ſtammte, gehörte auch die Villa Alcamone. Sie mußte verkauft werden. In ſo unruhigen Zeiten, wie ſie damals über Italien kamen, gibt es wenig Kaufluſtige. Die Spekulation iſt gehemmt und gelähmt, die Liebhaberei iſt vorſichtig. Die ſchöne Villa wurde zu einem ſo niedrigen Preiſe verkauft, daß nach Abzahlung der Schulden der Reſt des Vermögens ſo gering war, daß es nur ausreichte, um Jazinta's und der Kinder Exiſtenz ein paar Jahre notdürftig zu friſten. Dann aber waren mit dem kleinen Kapital ihre Subſiſtenzmittel erſchöpft. Von deſſen Renten zu leben, wäre unmöglich geweſen. Don Diego's Witwe war in einer ſo troſtloſen Lage, wie ſie nur gedacht werden kann. Der Prozeß mit den Tarregianos ging fort. Das hatte Diego ihr zur Pflicht gemacht. Immer hatte er behauptet ihm und nur ihm gehöre der ganze, der vollſtändige Nachlaß des alten Herzogs, und nie werde er dieſen Anſpruch aufgeben; — das Teſtament des Oheims könne noch gefunden werden und ſeine Behauptung beſtätigen. Noch in ſeinem letzten Brief beſprach er dieſen Punkt und daß es Pflicht ſei, den Prozeß fortzuführen und wenn deſſen Ende und Ausgang auch nicht zu berechnen wären. Das Anrecht ſeiner Kinder müſſe gewahrt werden. Dazu war Jazinta entſchloſſen. Als ihr Rechtsanwalt ihr meldete, die Tarregiano ſchlügen eine Abfindung durch eine beträchtliche Summe vor, lehnte ſie ab.

Zu dieſen ſchweren Sorgen kam ein bitterer Gram. Hyazinthe ſiechte dahin. Der Arzt ſagte, ihr Nervenſyſtem ſei überreizt und der Aufenthalt in der kühlen Grotte nach der heftigen Aufregung und Erhitzung habe ihren ganzen Organismus angegriffen und übermäßig erſchüttert. Genug — ſie fieberte, ſie huſtete, ſie verlor mehr und mehr ihre Kräfte, ſie ſchwand dahin. Dazu kam eine krankhafte Sehnſucht nach dem verſtorbenen Vater.

an welchem ſie — und der an ihr mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Sie hatte den heißeſten Wunſch zu ſterben und ſie ſagte es zuweilen im Anfang ihrer Krankheit. Später nicht, weil es die Mutter tief betrübte und vielleicht auch weil ſie fühlte, daß ihr Wunſch in Erfüllung gehen werde. Monatelang währte die Qual für Mutter und Kind. Nächte voll Agonie reihten ſich an Tage voll Sorgen, bis endlich Hyazinthe ihren Leiden erlag und gänzlich erſchöpft aus ihrem unſchuldigen und doch ſchon ſo gequälten Leben in eine ſchönere Welt hinüber ſchlummerte.

„Papa ruft mich und der liebe Gott ſagt, ich ſolle jetzt zu ihm gehen.“

Das waren ihre letzten Worte. Namenlos war Jazinta's Schmerz. Diego tot, Hyazinthe tot, ſie hienieden in einer Vereinſamung, einer Verlaſſenheit, einer Hilfloſigkeit, die weder Licht noch Troſt durch das arme kleine Kind Adriane erhielt, das in ſeiner Hilfloſigkeit die der unglücklichen Mutter nur noch bitterer machte.

Aber Jazinta's Leben war nicht über Roſen dahin gegangen, denn immer hatte ſie in ihrer Bruſt das Bewußtſein getragen, daß ihre Schuld nicht geſühnt ſei und daß die ewige Gerechtigkeit noch große Opfer und noch tauſend Tränen von ihr verlangen werde; — und dies Bewußtſein genügt, um eine Seele wie die ihre in demütiger Unterwürfigkeit unter göttliche Fügungen zu

Zürich — da ward ſie von nervöſem Beben überfallen, und ſie mußte ſich auf Dorothee ſtützen, als ſie den Kammerdiener eintreten ließ und nach ſeinem Herrn ſich erkundigte. Salzmann entgegnete niedergeſchlagen es gehe dem Grafen nicht gut; er komme von Paris, von Genf, nirgends habe man ihm helfen können; nun wolle er hier einen berühmten Arzt befragen.

„Aber was fehlt ihm denn?“ fragte Cornelie zitternd.

„Die Aerzte ſprechen vom ſchwarzen Staar, entgegnete Salzmann ängſtlich; aber der Graf weiß das nicht, und hält ihn für den grauen, den man operiren kann. Er hatte einen ungeheuern Drang hieher, zur gnädigen Gräfin .... ach Gott! er iſt faſt ganz blind!“

„Blind! ſchrie Cornelie und preßte beide Hände vor die Augen; blind! .... und kommt zu mir! — Triſtan, geſchwind! der Vater iſt hier .... komm, mein Sohn, komm! .... Dich muß er doch noch einmal ſehen!“

Sie nahm ihren Shawl; ſie flog zum „Schwert“, Salzmann mußte Triſtan tragen. Vor Euſtachs Zimmer angelangt nahm ſie das Kind bei der Hand, und ſagte, raſch eintretend, und auf Euſtach zugehend der im Sopha ſaß:

halten. Die Stunde der Trübſal fand ſie in heißen Schmerzen, aber nicht entmutigt, ſondern entſchloſſen ihre mit Dornen überſäete via dolorosa zu betreten und auf ihr zu verharren, ſo lange es Gott gefalle.

Ein Jahr nach Don Diego's Tode war die Alcamone an einen andern Beſitzer übergegangen, die Schuldenlaſt getilgt, alles geordnet und ein Weg angebahnt, auf welchem Jazinta hoffen durfte, mit Adriane exiſtiren zu können. Sie hatte ſich als Fürſtin Alcamo an einen Kunſthändler in Neapel gewendet, ihm zwei ihrer anmutigſten Genrebilder geſchickt und angefragt, ob er nicht Gelegenheit habe, ſie für Signora Espérance Misania zu verkaufen, eine ſizilianiſche Malerin, die ſich eben in Sorrent aufhalte und für welche ſich die Fürſtin Alcamo intereſſire. Die Bilder verkauften ſich bald und gut. Als ſie den Ertrag erhielt, ſprach Jazinta zu ſich ſelbſt: Dies war meine mir von Gott angewieſene Beſtimmung! Malen ſollte ich . . . für meine Eltern und für mich! . . . Ich fand das zu ſchwer, zu hart . . . ich ſagte meinen Willen los vom Willen Gottes und ſiehe da! meine verkehrten Wege hat er ſo gelenkt, daß ich wieder bei meiner erſten Beſtimmung angelangt bin . . . nur unter viel ſchwierigeren Verhältniſſen und mit Erinnerungen, die zu dem ſchweren Schmerz und herben Gram fügen. Aber . . . ich hab' es verdient."

Sie verließ Sorrent, die Stätte ihrer flüchtigen Freuden und langen Leiden. Als ſie an Hyazinthens Grabſtätte zum letzten Male kniete, hatte ſie keine Tränen für das ſelige Kind, das es jetzt beſſer hatte, als es jemals auf Erden es haben können; denn in dem kleinen Herzen paarte ſich die leidenſchaftliche Glut des Vaters mit der Tieſe der Empfindung der Mutter; und daraus geht nichts ſo gewiß hervor als heißer Kampf, und nichts ſo ungewiß als der Sieg.

Jazinta's Rechtsanwalt in Palermo erfuhr ihren Lebensplan, deſſen Ausführung durch den gründlichen Umſturz aller Verhältniſſe in Italien ſehr erleichtert wurde. Wenige hatten ſie gekannt und dieſe Wenigen hatten kein Intereſſe für ſie. Den Tarregianos war es ganz lieb, daß gar nicht von ihr die Rede war. Sie glaubten, Jazinta werde bald des Prozeſſes müde und einer Abfindung geneigt ſein. Wollte ſie im Ausland leben, ſo war das ihre Sache, und ohne Zweifel war das für eine Fürſtin Alcoma mit ſo geringem Vermögen viel leichter, als in der Heimat. Man erfuhr von ihrem Anwalt, ſie ſei in Turin und damit gab man ſich zufrieden.

Signora **Espérance Sisania** widmete ſich vollſtändig dem mühſamen Leben, die Mittel für ihre und ihres Kindes Exiſtenz zu erwerben: ſie wurde Porträtmalerin — ein Kunſtzweig, der in der jammervollen Epoche der Fotographie erſt dann geſchätzt und geſucht wird, wenn ſich der Maler einen großen Ruf erwarb. Und dazu gehört Zeit. Inzwiſchen fuhr ſie fort ihre anmutigen Genrebilder zu malen, meiſtens Szenen aus dem Leben des Volkes in Venedig und in Sorrent, in denen Kindergruppen von reizender Naivetät den erſten Platz einzunehmen pflegten. Auf Beſtellung kopierte ſie auch Gemälde. Ihr feiner und zugleich energiſcher Pinſel mußte ſich dem jeweiligen Bedürfniſſe anſchmiegen und bereit ſein jeder Anforderung zu dienen, die innerhalb ihrer Kräfte lag.

Doch welche Anſtrengung, welche Beharrlichkeit gehörte dazu! welche aufreibende Tätigkeit füllte ihre Tage! Mit der Morgendämmerung ſetzte ſie ſich an ihre Arbeit; mit der Abenddämmerung legte ſie den Pinſel nieder. Es war eine Spannung, eine Aufmerkſamkeit des Auges, der Hand, der Gedanken, die aufreibend geweſen wären, wenn nicht das Talent ſie erleichtert hätte. Andererſeits erſchwerte manche Sorge die Arbeit. Wie das zu gehen pflegt: bald fehlten Aufträge und bald drängten ſie ſich; bald war Überhäufung mit Arbeit und bald Mangel da — wenigſtens an ſolcher, die den materiellen Bedürfniſſen des Lebens entſprochen hätte. Früh verblühte Jazinta's Schönheit, früh zogen ſich Silberfäden durch ihre einſt ſo glänzenden blonden Locken, früh verlor ſie den Schmelz und die

Friſche der Farben, früh den leuchtenden Glanz des Auges. Mäßige Arbeit iſt heilſam, übt die Kraft, ſtärkt die Nerven, beugt der Erſchlaffung vor, die mit der trägen Untätigkeit verbunden iſt; Übermaß der Arbeit wirkt zerſtörend — bald auf die Geſundheit, bald auf die Schönheit, zuweilen auf Beide. Überdies war Adriane ein ſehr zartes Kind, das äußerſt ſorgfältig gepflegt und gehütet werden mußte und einige ſchwere Krankheiten durchmachte, ſo daß oft heiße Herzensangſt die arme Mutter quälte, wenn ſie in einer Gemäldegallerie arbeitete oder die Sitzung zu einem Porträt abnahm, ob nicht eben jetzt Adrianens Befinden ſich verſchlimmere oder ihr Zuſtand gefährlich werde. Adrianens treue Wärterin Filomena verließ Sorrent mit Jazinta und trennte ſich nie von ihr. Bei dieſer guten frommen Seele war Adriane als Kind ſicher aufgehoben. Später gab die Mutter ſie in ein Inſtitut des Ortes, wo ſie eben ſich aufhielt und nach Spanien nahm ſie überhaupt nicht die Tochter mit. So hatte Adriane allen Unterricht und alle Bildungsmittel, welche ſie als Tochter des Fürſten von Alcamo haben mußte, allein ſie ahnte nicht, daß ſie etwas anderes ſei, als Adriane Siſania, Tochter einer Malerin. Filomena hatte ihrer Herrin bei den heiligen fünf Wunden gelobt, niemals gegen irgend ein ſterbliches Weſen Jazinta's Geheimnis zu verraten und ſie hielt ihren Schwur. Adriane wußte nur, daß ſie ihren Vater und ihre Schweſter Hyazinthe früh verloren habe und daß von dem glücklichen Ausgang eines Prozeſſes die Rückkehr der Mutter nach Italien und ihr Verbleiben in der Heimat abhänge.

Dieſer Prozeß — wie laſtete er auf Jazinta und wie langſam ſchleppte er ſich hin. Gewann ſie ihn — nun, dann war Adrianens Zukunft ſicher geſtellt. Dann ging ſie nach Palermo, wohin ſie gehörte und wo man die Fürſtin von Alcamo, die Beſitzerin eines enormen Vermögens nicht um ihre Vergangenheit befragen — vielleicht ſogar ſie bewundern werde, wenn ein Ungefähr die Kunde von Espérance Sisania verrate. Gewann ſie aber nicht den Prozeß — was war Adrianens Zukunft? durfte ſie für immer der Tochter den Namen des Vaters vorenthalten? hätten nicht Andere daraus folgern dürfen, ja müſſen — Adriane ſei nicht in rechtmäßiger Ehe geboren? mußte die Mutter nicht einem ſolchen Verdacht vorbeugen? . . . Doch was ſollte Adriane mit einem glänzenden Namen aber ganz mittellos in der Welt beginnen, wenn ſie dermaleinſt die Mutter verlor? Dieſe Berge von Schwierigkeiten und nagender Sorge hätten Jazinta erdrücken müſſen, wenn nicht der feſte Glaube ſie aufrecht gehalten hätte, daß Gottes Schickungen nie ſchwerer ſind, als der Menſch ſie ertragen könne; — daß ſie ihr Kreuz wohl verdient habe; —

und daß allendlich über der Paſſionszeit die Osterſonne aufgehe.

Als Rüdinger von Euben ſich um Adriane bewarb, ſchien ein Strahl dieſer Sonne aufzuleuchten — und nicht allein durch ihn.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der Eisbär.

Erſtes Kapitel 3
Zweites Kapitel 16
Drittes Kapitel 25
Viertes Kapitel 37

Am Kamin.

Erſtes Kapitel 53
Zweites Kapitel 61
Drittes Kapitel 77

Der Knabe Samuel.

Erſtes Kapitel 87
Zweites Kapitel 97
Drittes Kapitel 107
Viertes Kapitel 115

Ein ſchwarzer Stern.

Erſtes Kapitel 133
Zweites Kapitel 147
Drittes Kapitel 165
Viertes Kapitel 176

Irrwege.

Erſtes Kapitel 211
Zweites Kapitel 222
Drittes Kapitel 232
Viertes Kapitel 245

Eine Frühlingsblume.

Erſtes Kapitel 265
Zweites Kapitel 279
Drittes Kapitel 290
Viertes Kapitel 301

Eſpérance Siſania.

Erſtes Kapitel 333
Zweites Kapitel 347
Drittes Kapitel 361
Viertes Kapitel 381

„Euſtach .... hier iſt Triſtan!“

„O! rief Euſtach aufſpringend, Du biſt's, Cornelie! .... Du biſt's! .... Du kommſt zu mir ... Gott ſegne Dich! .... ich wußte wol daß Du mich jezt nicht verlaſſen würdeſt.“

Es war eine herzzerreißende Szene! mit den ungewiſſen, tappenden Bewegungen der Blinden ſuchte Euſtach erſt Corneliens Hand und dann das Kind, das er nicht müde wurde zu herzen. Er ſah gar nicht mehr, kaum einen Lichtſchimmer, aber wie das faſt allen Erblindeten geht, er wollte es verbergen — vielleicht um ſich ſelbſt eine Illuſion der Hofnung zu machen. Er nahm Triſtans Kopf in ſeine Hände, blickte ihn lange an und ſagte:

„Triſtan ſieht Dir ähnlich, nicht wahr Cornelie? darum iſt mir der Knabe noch einmal ſo lieb.“

Aber Triſtan war das Ebenbild ſeines Vaters und Cornelie wagte nicht ihm zu widerſprechen. Euſtach hatte ſich ſehr verändert in dieſen drei Jahren wo ſie ihn nicht geſehen. Sein ſchönes ſchwarzes Haar war dünn geworden und mit grau gemiſcht; die Züge des Geſichts und die ganze Geſtalt waren welk geworden; die Haltung hatte keine Kraft mehr und die ganze Erſcheinung keinen Nerv. Es war etwas Gebeugtes in ihm, das Cornelien durch die Seele ging und ſie mit Mitleid über-

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 22. Band.

Nirwana.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Nirwana.

Die Schlangenkönigin.

Erſtes Kapitel.

Mit unausſprechlicher Verwunderung ſtarrte Graf Euben ſeinen Sohn an.

„Ja, lieber Vater, ſo iſt's!" ſagte Rüdiger feſt und ruhig: „dieſe Adriane — oder keine."

Der Graf, noch immer ſprachlos vor Erſtaunen, machte eine verneinende Bewegung der Hand und des Kopfes.

„Keine — oder dieſe Adriane!" wiederholte Rüdiger entſchloſſen.

„Aber das iſt ja eine unerhörte Geſchichte!" fuhr endlich der Graf auf: „unerhört . . . ſag' ich! Wimmelt es denn nicht von jungen Mädchen unſeres Standes, aus unſerem Kreiſe, hübſche, wohlerzogene artige Mädchen, unter denen Du wählen konnteſt!"

„Das iſt möglich . . . ich habe ſie aber nicht bemerkt, beſter Vater, und Perſonen die ich gar nicht gewahr werde, können mich ſelbſtverſtändlich nicht feſſeln."

„Das iſt ja eben Dein Unſinn! Weshalb haſt

Du nicht Deine träumeriſchen Augen am rechten Platz aufgetan!“

„Auf dies Warum will ich Dir antworten, lieber Vater, wenn Du zuvor meine Frage beantworteſt: Warum liebt man, wenn man liebt. Ich liebe nun einmal dieſe Adriane und Du wirſt das ganz leicht begreifen, ſobald Du ſie kennſt.“

„Ich ſage nicht nein . . . allein ich ſage zu dieſer Heirat nein.“

„Und ich ſage nein zu jeder anderen Heirat.“

„Rüdiger, beſinne Dich doch! . . . Ganz fremde Leute, Künſtlerfamilie, in der Welt umherziehend des Erwerbs wegen, nirgends zuhauſe, ohne Heim, ohne Herd, internationale Exiſtenzen — und aus einem ſolchen Kreiſe wählt Graf Rüdiger von Euben die Gattin!“

„Es iſt ungewöhnlich, das gebe ich zu . . . aber Adriane iſt auch ungewöhnlich.“

„Dieſe Phraſe kennt man, ſie iſt allen Verliebten geläufig; aber ſie beweiſt nichts.“

„Das muß die Perſönlichkeit tun, allerdings, lieber Vater, Du darfſt aber überzeugt ſein, daß Adriane es tun wird. Du haſt gar keine Ahnung von einem ſolchen Weſen.“

„Meinſt Du?“ ſagte der Graf, ganz neugierig gegen ſeinen Willen: „iſt ſie ſo ſchön?“

„Das behaupte ich nicht. Es mag ſchönere Frauen geben.“

„Iſt ſie denn ſehr einnehmend? ſo à la Leonilla?"

Rüdiger warf beide Hände vor die Augen und rief:

„O, nicht im geringſten! . . . Nein, beſter Vater, ganz das Gegenteil! man kann nicht aufrichtiger, einfacher und unſchuldiger ſein, als Adriane iſt."

„Solche Einfalt iſt gar nicht nach meinem Geſchmack," murrte der Graf, „und paßt auch gar nicht für unſere Welt und unſere Verhältniſſe."

„Adriane iſt ſo ſchmiegſam, daß ſie in alle Verhältniſſe ſich einpaſſen wird. Erlaube mir nur ſie Dir vorzuſtellen. Du haſt mir nicht nur eine ganz freie Wahl geſtattet . . . beſinne Dich, lieber Vater! Du haſt mir auch ſchon Deinen Segen zu meiner Wahl gegeben. Du wirſt ihn nicht zurücknehmen, weil ich nach meinem Herzen wählte."

„Und was wird Deine Mutter ſagen, die durchaus nicht exotiſche Pflanzen in den wohlgeordneten Garten des Familienlebens ſehen will — wie wir das bis zu dieſer Stunde in ihrer Abneigung gegen Leonilla wahrnehmen."

Bei jedem Vergleich Adrianens mit Leonilla zuckte Rüdigers Herz zuſammen. Er antwortete:

„Darüber mache Dir keine Sorgen, es wird ganz anders mit Adriane ſich geſtalten."

„Und wo willſt Du denn mit ihr leben . . . auf dem Lande, bei uns! . . . Dieſe Sizilianerin!

ſlutete, ſo daß kein andres Gefühl in ihr erwachen konnte als freundliche Erinnerungen an die erſten Jahre ihrer Ehe, wo ſie zu ihm, wie zu ihrem Propheten aufgeſchaut hatte und ſo friedenvoll glücklich geweſen war. Eine himmliſche Freude flammte als Dankgebet in ihr auf, daß ſie eine reine ſtarke Hand ihm als Stütze anbieten durfte. Während der Zeit erzählte er von ſeinen Leiden, die ungefähr vor einem Jahr begonnen hatten, und obgleich kein Mittel gefruchtet und kein Arzt ihm Hofnung gegeben hatte, ſo beharrte er bei der Behauptung, er habe den grauen Staar, und man müſſe ihn geduldig reiſen laſſen bis er operirt werden könne; vielleicht ſei das ſchon hier möglich.

„Nicht wahr, ſchloß er, Du bleibſt bei mir. Ich war immer egoiſtiſch, ich bin es noch .... ich kann Dich jezt nicht entbehren! nur Deine Stimme zu hören iſt mir ein Troſt. Sag mir daß Du mir vergiebſt, mir .... dem armen Blinden.“

„Demüthige mich nicht, Euſtach! ſagte ſie ganz aufgelöst in allen Arten von Schmerz. Das Vertrauen welches Du mir jezt beweiſeſt iſt eine ſolche Ehre für mich, daß Du mich dadurch zu Deiner Sclavin machſt. Ich werde Alles thun was Du wünſcheſt.“

Während drei Monate blieb Sambach mit ſeiner iſt das menſchenmöglich. Rüdiger, was machſt Du mir für Kummer.“

Was half die Klage. Rüdiger kam immer darauf zurück, daß der Vater ihm eine freie Wahl gelaſſen und dazu ſeinen Segen gegeben habe, ohne irgend eine Bedingung zu machen. Der Graf konnte dies nicht leugnen. Er mußte nachgeben. Da er dies mit einigem Widerſtreben tat, ſo war die Gräfin, ſelbſtverſtändlich, ganz begeiſtert für dieſe Heirat.

„Unbegreiflich!“ ſagte der Graf.

„Sehr natürlich!“ verſetzte die Gräfin. „Iſt mein einziger Sohn glücklich, ſo frohlocke ich.“

„Ja, ich auch! . . . allein dies Glück müſſen wir erſt erleben und bis jetzt ſind die Ausſichten nicht ſehr glückverheißend.“

Adriane erſchien mit ihrer Mutter im Eubenſchen Familienkreiſe. Sie war ſchüchtern und ſtill, wie ein junges Weſen unter ganz fremden Menſchen und unbekannten Verhältniſſen gar nicht anders ſein kann, ſobald ihr noch nicht die Dreſſur Welt eingeimpft war. Aber wenn ſie aufblickte, wenn ſie lächelte, wenn ſie mit einem kleinen fremdländiſchen Akzent ein Wort ſagte, ſo blitzte ein ſolcher Strahl von innerem Leben, von Feuer, und von Anmut in ihrem Auge und in ihrem ganzen Ausdruck auf, daß Graf Euben mit Befriedigung zu Rüdiger ſagte:

„Sie wird noch manchen Kopf verdrehen.“

„Beſter Vater,“ entgegnete Rüdiger, „verbittere mir doch nicht die ſchönſte Stunde meines Lebens, in welcher ich Dir eine Tochter zuführe, durch Unglücksprophezeiung.“

„Du biſt doch immer der alte überſpannte Menſch, Rüdiger!“ ſagte der Graf kopfſchüttelnd: „es gibt ja nichts angenehmeres auf Erden — für Frauen, als Köpfe zu verdrehen; für Männer, als ſich den Kopf verdrehen zu laſſen. Verſchwindet dies kleine Vergnügen, ſo weiß ich nicht, wie man in unſerer miſerabeln Welt die Zeit hinbringen ſoll.“

Rüdiger lachte. Was ſonſt hätte er dem Vater antworten können.

Theoderich ſprach ſich mit Begeiſterung über Adriane aus.

„Es iſt ja, als ſei ſie auf einem andern Planeten geboren und erzogen!“ rief er: „und dieſe Tochter der Sterne neigt ſich zu Rüdiger herab ... zu meinem menſchenſcheuen Schwager. Wahrlich ein fabelhaftes Glück.“

Philiberte dachte viel zu wenig an ihren Mann und viel zu ſehr an ſich ſelbſt, um das, was er ſagte, zu beachten. Sie ſagte mit kühler Freundlichkeit:

„Eine recht liebe Erſcheinung.“

„Ja, ein liebes Kind,“ ſetzte Leonilla in demſelben Tone hinzu — obſchon es ihre Gewohnheit war, niemals im Urteil mit Philiberte überein zu ſtimmen.

„Aha!“ rief der Graf lachend, „unſere Damen ſehen bereits eine gefährliche Rivalin in Adriane. Wir werden durch ihren Eintritt in unſere Familie drei Göttinnen haben, die auf den goldenen Apfel Anſpruch machen, den irgend ein moderner Paris der ſchönſten darzureichen hat.“

„Nein, lieber Onkel, ich trete mit keiner Göttin in die Schranken,“ ſagte Leonilla ſtolz.

„Und ich behaupte mein eigenes Plätzchen, Papa!“ rief Philiberte.

„Sehr weiſe, meine Töchter!“ erwiderte lachend der Graf: „der arme Paris wird es Euch danken. Er kann jetzt ganz unbehelligt ſeinen Apfel an Adriane reichen.“

„Sei doch nicht immer ſo übertrieben, Wilibald!“ ermahnte die Gräfin, die wenigſtens in dieſer indirekten Weiſe dem Gemahl widerſprechen mußte: „Siehſt Du in Adriane eine Göttin, ſo wirſt Du ſie einerſeits ſehr bald um ihre kindliche Einfachheit bringen und andererſeits wirſt Du es ihr ſehr übel nehmen, wenn mit der Zeit ihre Schattenſeiten, menſchliche Schwachheiten, zum Vorſchein kommen, oder wenn ſie durch ihren Mangel an Weltbildung hie und da verſtoßen ſollte. Ich finde ſie ſo lieblich, daß ich über ihre äußeren Verhältniſſe — die meinen Wünſchen durchaus nicht entſprechen — gänzlich hinwegſehe.

Indeſſen wird ſich auch bei ihr, wie bei allen Sterblichen, ein Aber finden.“

„Möglich!“ antwortete der Graf gelangweilt: „einſtweilen iſt ſie etwas ganz neues, fremdartiges — und das entzückt mich.“

„Sie iſt die Waldnymphe, lieber Vater, die ich vor Jahren im Park von Aigen ſah,“ ſagte Rüdiger. „Du ſiehſt daraus, daß ſie auch auf mich den Eindruck von etwas ganz ungewöhnlichem machte, obſchon ſie nur ein Kind war.“

„Alſo Adriane war die Waldnymphe!“ ſagten alle in verſchiedenem Ton der Überraſchung.

Leonilla ſetzte hinzu:

„Sie hielt ſich damals einige Zeit mit der Mutter in Reichenhall auf, und dieſe galt für eine Schauſpielerin.“

„Man wird ſo gewiß unbeſtimmt gehört haben, ſie ſei eine Künſtlerin, und dabei denken die Leute zuerſt an das Theater,“ entgegnete Rüdiger.

„Wo iſt ihr Hund?“ fragte plötzlich Edwin: „ſie hatte einen ſchönen Hund.“

„Fido iſt dahin, lieber Edwin.“

„Tut nichts! ſie gefällt mir auch ohne den ſchönen Hund . . . ſie gefällt mir,“ beteuerte Edwin.

„Das freut mich,“ ſagte Rüdiger.

„Sie muß in der Tat ein höchſt merkwürdiges Weſen ſein,“ ſagte Theoderich, „da ſie ſo verſchiedene Perſönlichkeiten, wie wir hier ſind, zur Bewunderung hinreißt; — ich ſpreche von uns Männern, ſelbſtverſtändlich! die Gefühle der Damen ſind ſtets verſchleiert und es iſt geraten dieſe Schleier nicht zu heben."

„Ganz meine Anſicht, Theoderich!" rief Graf Euben: „die Damen haben den ungeheuern Vorteil, der ſogleich für ſie einnimmt, daß ſie in Maſſe heißen das ſchöne Geſchlecht und das fromme Geſchlecht. Sie heißen aber auch das ſchwache Geſchlecht — und deshalb ſind ihnen Schleier höchſt notwendig."

„Gewiß!" verſetzte Teutleben: „eine ganze Welt van Neid, von Eiferſucht, von Frivolität, von Bosheit, kann hinter dieſem Schleier ſich verbergen."

„Aber Wilibald! . . . aber Theoderich!" rief ſchreckenvoll die Gräfin, „was fällt Euch ein, um hier vor unſeren Ohren ſolche haarſträubende Anſichten zum beſten zu geben."

„Laß ſie reden, Mama!" ſagte Philiberte ſpöttiſch, „Papa ſcherzt ja nur, und Theoderich wird wohl wiſſen, weshalb er ſo ſpricht."

Sie warf einen halben Blick auf Leonilla, die zerſtreut mit ihrem Fächer ſpielte und an ganz andere Dinge zu denken ſchien, als die waren, die man eben verhandelte. Plötzlich warf ſie die Frage auf:

„Wann findet Deine Hochzeit ſtatt, Rüdiger?"

„Das weiß ich nicht . . . davon war noch nicht die Rede ... Adriane iſt kaum ſechszehn Jahre alt."

„Hat nichts zu ſagen, Rüdiger!" verſicherte der Graf: „zu Ende des Sommers, wenn Weißenhof vollſtändig eingerichtet ſein wird, kann die Hochzeit ſtattfinden."

„So ſchnell wird ſich das ſchwerlich machen, Rüdiger," ſagte die Gräfin: „aber gewiß im Spätjahr." — —

Bald darauf gingen Graf und Gräfin Euben auf's Land. Leonilla blieb in der Stadt, denn der Arzt hatte erklärt, der Mai ſei ſo rauh in Waldenhauſen, daß Edwin beſſer tue noch einige Zeit in der Reſidenz zu verweilen, wo ſeine Wohnung weniger dem Sturme ausgeſetzt ſei, als in dem auf einer Hochebene gelegenen, weitläufigen Schloſſe. Leonilla hatte mehr und mehr einen Widerwillen gegen das Landleben, das ihr ſo wenig Zerſtreuung bot. Die Geſchäfte gingen ihren richtigen und ruhigen Gang, denn ſie hatte verſtanden, tüchtige Beamte anzuſtellen. Die Veränderungen und Einrichtungen, die ſie getroffen hatte, bewährten ſich und beſtanden fort. Sie konnte nicht alle ſechs Monate etwas neues herſtellen, mochte es auch nicht, weil ſie ſah, daß das Beſtehende zweckmäßig ſei. So fehlte ihr denn eine äußere Tätigkeit, durch welche ſie, in Ermangelung einer höheren Auffaſſung, imſtande geweſen wäre, die drückende Öde ihres Lebens zu ertragen. In der Stadt gab es mehr Menſchen, mehr Verkehr, mehr Zerſtreuung, mehr Betäubungsmittel — ja, mehr Intriguen. Das Letztere geſtand ſie ſich nicht ein; ſie nannte es mehr Intereſſen. Sie wollte wiſſen, wie Rüdiger im tiefſten Herzen geſinnt ſei; wiſſen, wie Philiberte ſich benehmen werde, wenn Herr von Fleuranges fortgehe; — und dazwiſchen tauchte immer wieder jener Geiſtliche vor ihr auf, jener Oſorio, der ſie anzog und dem ſie doch ſo tief abgeneigt war. Für Edwin war es vollkommen einerlei, wo er ſich aufhielt. Er war eben jetzt ſogar weit lieber in der Stadt, denn wie hätte er ſeine Kanarienvogelhecke, wo die Weibchen juſt brüteten, verlaſſen oder wie hätte er ſie transportieren ſollen.

Rüdiger hatte ſich in der letzten Zeit ganz fern von Leonilla gehalten und nur bei ſeinen Eltern ſie geſehen. Auch ſeine Schweſter beſuchte er faſt gar nicht. Ihre traurige Ehe tat ihm weh und er beklagte ſie von Herzen; aber, ſo gründlich zuwider ſein Schwager ihm war, konnte er ſich doch nicht verhehlen, daß ſchwerer Tadel mit Recht Philiberte treffe.

Dieſe war nicht zu bewegen geweſen, die Stadt zu verlaſſen. Sie ſchützte die zarte Geſundheit ihres Sohnes vor, der die Luftveränderung noch nicht vertrage. Um ihren Bruder und um Adriane bekümmerte ſie ſich nicht im mindeſten. Theoderich machte eine Geſchäftsreiſe nach London. Sie war allein und hatte für nichts Sinn, als für ihre perſönlichen Beziehungen. Von der ganzen Familie war niemand glücklich, ausgenommen Rüdiger. Sein Leben war äußerlich nicht verändert. Er ſaß häufig in der Gemäldegallerie neben Jazinta's Staffelei, aber es erwachten auch wieder Gedanken und Luſt und Liebe für die Malerei in ihm; er entdeckte mit Vergnügen, daß ſein Talent nicht abgeſtorben ſei; er entwarf Skizzen, er machte Zeichnungen, er trug in ſeiner Phantaſie Keime, die ſich zu Bildern entwickeln und geſtalten ſollten. Es war wieder Leben da — Lebensmut, Lebenskraft. Er kam ſich ſelbſt vor wie jemand, der von einer Todeskrankheit geneſen iſt . . . Freilich noch nicht ganz. Das fühlte er — und mit Schmerz: Oft fragte er ſich heimlich: Wo iſt mein Glaube geblieben? . . . Er iſt dahin! . . . alles andere kann wiederkommen . . . nicht der Glaube. Er iſt unverträglich mit ſündiger Leidenſchaft. Eines von beiden muß weichen . . . ſie oder er . . . und iſt er gewichen, ſo iſt er eine ausgebrannte Sonne, welche die Seele nicht erwärmt, nicht erleuchtet und keinen Stoff mehr bietet, um auf's neue entzündet zu werden. Dieſer Punkt iſt in mir abgeſtorben. Die Liebe muß ihn bedecken. —

— Kam er am Abend zu Adriane, fand er ſie ſo friſch, ſo froh, ſo unbefangen glücklich, daß er die Klagen und die Vorwürfe ſeines Gewiſſens vergaß und ſich ganz dem Glück hingab, dies junge

Herz gewonnen zu haben, in welchem die Liebe ein ſo reizendes Gepräge von Kindlichkeit mit Jungfräulichkeit — und von Zärtlichkeit mit Zurückhaltung gemiſcht trug. Mit Jazinta unter vier Augen ſprach er zuweilen, wenigſtens andeutend, von ſeinem Seelenzuſtand. Sie ſuchte ihn zu ermutigen.

„Es kommen Stürme über die Jugend,“ ſagte ſie, „es kommen wilde, brauſende Tage für manche junge Männer, wo ſich die höheren Seelenkräfte — und die höchſte iſt der Glaube — nicht nach Gebühr geltend machen. Es ſind traurige Zeiten. Das Leben in uns und außer uns iſt dann wie ein wogendes, tobendes Meer, deſſen Wellen uns über dem Kopf zuſammen ſchlagen. Man hört nichts, man ſieht nichts, man iſt betäubt von dem furchtbaren Tumult, man fühlt ſich ſchon hinabgeriſſen in den Strudel“ . . . — —

„Und man geht unter!“ rief Rüdiger ſchmerzlich.

„Nein, man taucht wieder auf. Nur etwas Vertrauen auf himmliſche Hilfe, nur etwas guter Wille, um ſie zu benutzen — und ſiehe da! aus den Wolken kommt die rettende Hand und reißt denjenigen empor, der ſchon am Ertrinken war. Er ſchöpft Atem, er ſammelt ſeine Kräfte, er treibt nicht mehr hinaus in den Ozean der ſchrankenloſen Leidenſchaft, er kehrt um und ſchwimmt zurück zur Küſte — und möge die Brandung auch noch ſo gewaltig ſein und ihn zurückſchleudern, einmal, zehnmal — nur getroſt! nur nicht den Mut verlieren! er erreicht ſchließlich das ſichere Ufer, denn Gottes Barmherzigkeit verläßt nicht den armen Menſchen, der ſich aus ſeiner Verblendung und Verkehrtheit herausreißen will. Wenden Sie ſich an dieſe unermeßliche Barmherzigkeit . . . und beten Sie.“

„Ich hab' es verlernt,“ ſeufzte er.

„Sie werden es wieder lernen,“ antwortete ſie tröſtend: „iſt der Menſch ſehr glücklich oder ſehr unglücklich, ſo findet er in ſeinem Herzen das Gebet.“

„O, ich bin glücklich im Beſitze von Adrianens Liebe . . . allein ich zittere vor dem Gedanken, daß ſie ſich von mir abwenden würde, wenn mein Inneres ganz offen vor ihr wäre . . . und das ſchmerzt.“

„Ja, lieber Graf, ohne Schmerz lebt der Menſch nicht, der irgend etwas zu bereuen hat. Den Schmerz müſſen Sie hinnehmen als das Feuer, das aus dem Gold Ihrer Seele das unedle beigemiſchte Metall hinwegbrennt. Adriane braucht aber von dieſem Läuterungsprozeß nichts zu wiſſen, denn fremd iſt ihr das, was ihn hervorgerufen hat, was ihn notwendig macht. Sie muß in ihrer Unbefangenheit verbleiben, und Sie werden ſich durch Adrianens Einfluß ganz allmählich zurecht finden und das errungene Gut des Glau-

Familie im Gaſthof „zum Schwert“, der ihnen im Winter, wo es keine Reiſende gab, eine eben ſo ſtille, aber geräumigere Wohnung bot als Corneliens Häuschen. Sie betrat es nie wieder. Der Abſchnitt ihres Lebens der ſich an daſſelbe knüpfte, war mit ſeinen Kämpfen und Genüſſen, Martern und Wonnen, mit ſeinem Ernſt und ſeiner Erkenntniß, wie ein untergehendes Sternbild unter ihren Horizont geſunken; aber ihr war zu Sinn als ob dafür andere, leuchtendere Sterne feierlich in der Tiefe ihres Weſens aufgingen.

Während dieſer drei Monate war ſie eine Märtyrin, wie die arme Aurora zu ſein wähnte, aber nicht des ſtumpfen Glaubens, ſondern der lebendigen Liebe; und das iſt um ſo viel höher als die Liebe, die eine Kraft Gottes iſt, über dem Glauben ſteht, der nur Kraft des Menſchen iſt. Euſtach marterte ſie. Er hatte ganz Recht! er war der Egoiſt, der er immer geweſen: er dachte auch jetzt nur an ſich. Das Leben war ihm ſchwer wie dem Galeerenſträfling ſeine Kette; er machte Cornelien zu dem Gefährten, welcher an deren andres Ende geſchmiedet iſt. Ihm war nicht zu helfen. Die Lähmung des Sehnervs, mithin der ſchwarze Staar, war entſchieden; dennoch begehrte er Hofnung und verfiel in Zuſtände von halbem Wahnwitz, wenn bens als einen Strahl vom Himmel beſitzen, der jedes Glück und jeden Schmerz verklärt.“

Adriane drang fort und fort in Rüdiger, er müſſe malen; es ſei ganz unerlaubt, im Müſſiggang dahin zu leben.

„Es iſt recht traurig, daß Sie nicht gezwungen zur Arbeit ſind, daß Ihr Vater für Sie ſorgt,“ ſagte ſie: „es gefällt mir gar nicht, wenn ein junger Mann nicht imſtande iſt, für ſich ſelbſt zu ſorgen.“

„So ſpricht auch mein Vater,“ verſetzte Rüdiger lächelnd.

„Das freut mich!“ rief ſie froh: „ſehen Sie meine Mutter. Welcher Fleiß, welche Arbeitſamkeit, welche Tätigkeit! wie viel Mühe und Anſtrengung koſtet es ſie . . . aber auch welche Befriedigung! Hätte ich nur irgend ein Talent, um ihr zu helfen — es ſollte meine größte Freude ſein. Jetzt muß ſie allein für ſich und mich ſorgen . . . und Sie ſind ein Mann und ſorgen nicht einmal für ſich ſelbſt, das gefällt mir nicht.“

„Ich fürchte immer, daß ich Ihnen nicht ſehr gefalle,“ verſetzte er.

„Da irren Sie ſehr!“ rief ſie und ihr Auge leuchtete auf: „ich habe geſagt: das gefällt mir nicht. Dieſen enormen Unterſchied brauche ich Ihnen nicht zu erklären.“

„Sie ſehen, Adriane weiß ſich zu rechtfertigen,“ ſagte Jazinta.

„O, Mama, es wäre ja ſehr traurig, wenn ich zu einer ſolchen Behauptung ſchweigen müßte,“ ſagte Adriane eifrig.

„Beſonders traurig für mich,“ ſetzte Rüdiger hinzu.

„Wer weiß, welche Zeiten uns bevorſtehen,“ ſagte Jazinta: „Wer weiß, ob Sie, Rüdiger, nicht dereinſt genötigt ſein werden, mit Ihrem Pinſel Ihr Brot zu erwerben.“

„Das wäre ſehr traurig für Adriane, denn es würde buchſtäblich bei dem Brot bleiben,“ ſagte Rüdiger und lachte.

„Lachen Sie nicht,“ entgegnete Jazinta ernſt: „Was ſteht denn feſt von äußeren Dingen? Die ſchamloſeſte Willkür ſpottet jedes Rechts. Werden die Menſchen geiſtiger Weiſe zu Heloten gemacht und ihrer höchſten Güter beraubt: ſo ſehe ich nicht ein, weshalb eine Beraubung an Geld und Gut nicht ſo zweckmäßig erachtet werden könnte, um mißliebige Perſönlichkeiten zu vernichten, die ſich als renitent gegen das aufgezwungene Helotentum herausſtellen. Und davon abgeſehen! wie wird ſich in früher oder ſpäterer Zeit die Verletzung des Rechts rächen, welche die Machthaber der Welt an denjenigen begehen, welche ſie unterdrücken, weil ſie wehrlos ſind. Es wird auch einmal der Stärkere kommen, gegen den ſie wehrlos ſind — und der jetzt von ihnen lernt, wie man zu terroriſieren und zu vergewaltigen, zu beſtechen und zu erkaufen hat. Dieſer gelehrige Schüler heißt Umſturz und ſeine Zeit wird kommen, wenn die Willkür alle Grundlagen der menſchlichen Geſellſchaft, allen Sinn für Pflicht und Recht, jeden poſitiven Glauben und jede Liebe für Tugend und Wahrheit in den Seelen zerſtört hat; — mit einem Wort, wenn ſie an die Stelle Gottes einen beliebigen Popanz geſetzt hat. Dieſe Zeit können Sie erleben, mein Rüdiger! und wähnen Sie etwa, daß alsdann Ihres Vaters Schloß eine Veſte ſein wird, die der Umſturz nicht brechen kann? . . . Das wäre ein gewaltiger Irrtum! Halten Sie Ihren Pinſel nicht bloß in Ehren, ſondern auch in Übung, denn wer kann ſagen, wie bald Sie ihn nötig haben werden."

„Wie ſehen Sie ſchwarz in die Zukunft!" entgegnete Rüdiger ganz überraſcht.

„Ich ſehe das ſchwarz, was ſchwarz iſt und das licht, was licht iſt."

„Und was iſt licht in Ihren Augen?"

„Die unterdrückte, gequälte, verfolgte, mißhandelte, heilige katholiſche Kirche."

Rüdiger ſchwieg. Adriane ſah ihn an, als erwarte ſie ſeine Zuſtimmung. Jazinta fuhr fort:

„Achthundert Biſchöfe ſind über unſern Erdball zerſtreut: — achthundert Männer, die über die Erhaltung der Glaubenslehren zu wachen haben. Und dieſe Männer ſtehen jetzt ſo feſt, ſo einmütig für dieſe überlieferte Glaubenslehre beiſammen, als ob ſie ein Herz und einen Mund hätten — obſchon ſie dafür weder Ehren nach Anſehen, noch Reichtum, noch irgend einen weltlichen oder irdiſchen Vorteil zu erwarten haben, ſondern nicht wenige von ihnen genau das Gegenteil. Sie zeugen für die göttlich offenbarte Wahrheit. Ein ſolches Zeugnis ſo einmütig, ſo offen, unter ſolchen Umſtänden, drückt eine Geſinnung aus, die nicht von dieſer Welt iſt; und iſt ein Phänomen, welches die Kirche bis jetzt nicht geſehen hat. Einſt war unter dreizehn Apoſteln ein Judas; jetzt iſt keiner unter achthundert ihrer Nachfolger. Mögen ſie beharrlich ſein! — Für uns aber geht von dieſem Phänomen ein Glanz und ein Licht aus, wie von jener Feuerſäule, welche einſt die Kinder Iſraels durch die Nacht der Wüſte leitete, ſo daß ſie ihr erſehntes Kanaan erreichten.“

„Aber Millionen und Millionen wiſſen nichts von dieſem Licht und wollen gar nicht nach Kanaan. Alſo exiſtiert dies Phänomen nicht für ſie.“

„Millionen und Millionen ahnten nichts von jenen vierzig Männern, die einſt in Cönaculum beiſammen waren. Und doch bekehrten dieſe Vierzig den Unverſtand und beſiegten den Widerſtand der Welt. Sie hatten keine Soldaten, um zu morden, kein Geld, um zu erkaufen, keine Tagespreſſe, um zu korrumpieren — und ſie blieben Sieger, weil ſie für die göttliche Wahrheit Zeugnis ablegten, und weil dieſe ihnen göttlichen Beiſtand gewährte. Die heidniſche Welt ging vor ihnen unter. Auf dieſem Punkt des Kampfes ſtehen wir auch jetzt wieder, und die Mächte der Welt und der Unterwelt führen ihn gemeinſam mit äußerſter Wut gegen die göttliche Wahrheit. Wo aber Krieg iſt, da iſt Gräuel — dieſen haben wir ringsum vor Augen. Was ſchwarz iſt, nenne ich nicht roſenrot."

„Wie glücklich bin ich!" rief Rüdiger; „ich ſehe Adriane — und die ganze Zukunft iſt roſenrot."

Adriane lächelte und Jazinta ſagte: „Jugendtraum!"

Zweites Kapitel.

Theoderich kannte Leonilla, als er ihr einſt ſagte: ſie wolle nicht dasjenige verlieren, was ſie als ihr eigen betrachte. Im allgemeinen hat jedermann dieſe Ungeneigtheit und ſie iſt innerhalb gewiſſer Schranken ganz berechtigt. Leonilla aber griff weit über dieſe Schranken hinaus und betrachtete es als ihr Recht, nach Belieben zu herrſchen, zu beherrſchen, zu unterwerfen, feſtzuhalten oder nicht — je nachdem eine Stimmung, eine Aufwallung, eine Leidenſchaft ſie ſo oder anders ergriff und anregte. Sie war für ſich ſelbſt Mittelpunkt ihres Lebens. Die traurige Ehe, welche ſie unter dem Druck äußerer Verhältniſſe geſchloſſen hatte und deren Joch ſie widerwillig trug, berechtigte ſie — ihrer Anſicht nach — Erſatz zu ſuchen, wo und wie er zu finden ſei. Nichts Böſes wollte ſie tun — das war ſelbſtverſtändlich. Aber der Menſch, der ſich zu ſeinem eigenen Götzen macht, hat für gut oder böſe nur den dehnbaren Maßſtab, den ſeine Selbſtſucht ihm reicht; den objektiven, unveränderlichen, der nach den göttlichen Geboten abmißt — den hat er nicht. Und Leonilla hatte ihn auch nicht. Sie maß mit ihrem Egoismus die Verhältniſſe und die Dinge ab. Was ihr zuſagte, ihr gefiel, ihren Anſichten entſprach, das fand ſie recht und richtig. Was ihr mißbehagte, läſtig oder ihr widerſprechend war, das nannte ſie verkehrt und falſch. Dieſes ſuchte ſie hinweg zu räumen, zu beſeitigen, zu unterdrücken, jenes — zu benutzen oder ſich zu eigen zu machen, ſo weit es möglich war und in ihren Lebenskreis paßte. Wie ſie aber auch Menſchen und Dinge und Verhältniſſe im beſtändigen Hinblick auf ihr Ich behandelte, ſie kam zu keiner Ruhe, zu keiner Zufriedenheit. Sie fand alle Menſchen glücklicher, als ſie ſelbſt war, und das erfüllte ſie mit namenloſer Bitterkeit, mit tiefem Groll gegen ihr Schickſal. Dieſe unbedeutende Lydia, dieſe leichtſinnige Philiberte hatten wenigſtens Augenblicke gehabt, in denen ſie ſich ſehr glücklich fühlten; ſie aber nie. Die Leidenſchaft eines träumeriſchen Rüdiger, eines blaſierten Theoderich, konnten einen Augenblick ihre Eitelkeit befriedigen, doch nie ſie glücklich machen. Und jetzt ſchien dieſer Rüdiger zu erwachen, ſchien ein Mann zu werden, errang ſich eine Braut, gewann ſeine Eltern für ſeine Wahl und vergaß gänzlich, daß eine Leonilla auf der Welt ſei — weil er im Glück der Liebe ſchwelgte. — —

Leonilla und die Familie Euben bewohnten ein und dasſelbe Haus. Im Euben'ſchen Stockwerk hatte Rüdiger einige Zimmer, welche in einem Flügel lagen, der in den Garten hinein ging. Das letzte dieſer Zimmer hatte er zu ſeinem Atelier gemacht, hatte eine Staffelei aufgeſtellt und er begann wieder, ſich dort aufzuhalten.

Dort befand er ſich eines Morgens, als man an die Türe klopfte und zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen Leonilla eintrat. In den Tagen, da er die Druidin malte, hatte ſie zuweilen ſein Atelier beſucht; ſeitdem nicht — und jetzt kam ſie ganz unerwartet. Was wollte ſie? . . . ſo fragte ſich Rüdiger heimlich, während Leonilla unbefangen ſagte:

„Ich muß Dich einmal ungeſtört ſprechen, Rüdiger. Ich habe ſtets zu viel Teilnahme für Dich gehabt, um nicht zu wünſchen, daß es Dir wohl gehen möge, daß Du glücklich werden mögeſt. Dieſer Wunſch, ſcheint mir, iſt erfüllt; deshalb ſchmerzt es mich, daß Du Dich ſo ganz von uns zurückziehſt. Wir wohnen unter einem Dache, Deine Eltern ſind fort; — es wäre ganz in der Ordnung, wenn Du wenigſtens Deine Mahlzeit bei uns nehmen wollteſt. Du erwarteſt doch ſchwerlich eine feierliche ſteife Einladung?“

„Gewiß nicht! aber meine Speiſeſtunde iſt unbeſtimmt,“ entgegnete er kalt. „ich danke Dir für den gütigen Vorſchlag.“

Er ſaß vor ſeiner Staffelei und zeichnete mit ſchwarzer Kreide einen Karton. Leonilla hatte ſich ihm gegenüber geſetzt. Sie blickte ihn forſchend an und fragte plötzlich:

„Weshalb von Mahlzeiten reden, Rüdiger, biſt Du jetzt zufrieden? Haſt Du die Übereinſtimmung der Gefühle, die Sympathie der Herzen gefunden, welche Dein ſchwärmeriſches Gemüt begehrte? — Das möchte ich wiſſen, weil ich mir gar nicht ein weibliches Weſen vorſtellen kann, welches Deinen Idealen, Deinen Anforderungen zu entſprechen imſtande iſt. Die Wünſche des Menſchen gehen immer viel höher, als die Erfüllung leiſten kann. Wie ſieht es denn jetzt damit bei Dir aus . . . jetzt, da Du Dich für immer gebunden haſt?“

„Ich danke Dir für Deine Teilnahme, Leonilla. Sei verſichert, daß es ſehr gut — in dieſer Beziehung — bei mir ausſieht. Beſſer denn je zuvor; denn ich weiß, was ich will, und ich will, was ich darf.“

„Wohl Dir! Du biſt Dir ſelbſt klarer geworden und das iſt ein großer Fortſchritt.“

„Sagſt Du dasſelbe auch von Dir?“

„Ich kann es nicht ſagen, Rüdiger! ich weiß zwar, was ich will . . . aber es iſt mir unerreichbar . . . ich will Zufriedenheit haben. Zuweilen gelingt es mir, mich zu täuſchen, und dann ſage ich — und vielleicht denke ich es auch einen Augenblick — ich bin ſehr zufrieden. Aber es iſt nicht wahr! ich bin es nicht. Im Gegenteil! ich ſuche es zu werden ... ich ſuche mich halbtot und ganz müde ... ich weiß nicht mehr, wo ich ſuchen ſoll ... und ich kann doch nicht den Gedanken faſſen, fort und fort in dieſer Weiſe zu vegetieren und nie! nie zur Zufriedenheit zu gelangen! Es iſt ſchauerlich, mit nichts und für nichts in das Nichts überzugehen ... aus der Welt von Schatten in die Schattenwelt."

Wenn Leonilla in dieſer Weiſe ihr Schickſal beklagte, fühlte Rüdiger ſtets die tiefſte Teilnahme für ſie. Dies hatte ihm jedoch ſo viel Leid bereitet und in ſolche Seelenqualen geſtürzt, daß er ſich dagegen durch die Erinnerung waffnete und mit Kälte erwiderte:

„Wer entſchloſſen iſt, ſeine Pflicht zu tun und alle Opfer zu bringen, welche ſie erheiſcht, lebt in der Wahrheit. Die Pflicht verachten und das Opfer ſcheuen — daraus kann keine Zufriedenheit hervorgehen, denn es iſt eine Widerſetzlichkeit gegen die menſchliche Beſtimmung."

„Du redeſt, als ob Du der Herr Deiner Beſtimmung wäreſt, und als ob Du ſie nach Deinen Bedürfniſſen einrichten könnteſt. Schwärmeriſche Seelen haben eine Art von Leidenſchaft für das Opfer" ... —

„Während andere Seelen verlangen, daß man ihnen Opfer bringe."

man keine Mittel fand um ihn in ſeiner gefliſſentlichen Täuſchung zu beſtärken. Jede Andeutung von Reſignation verwarf er mit Abſcheu. In ſo furchtbare Klagen und Lamentationen verfiel er, daß Alle die ihn hörten und ſahen von jener nervoſen Verzweiflung gepackt wurden, der man ſich grimmigen Leiden gegenüber ſo ſchwer erwehrt. Die Unruhe welche die Erblindeten umher treibt, bevor ſie ſich in ihr Schickſal ergeben haben, ergriff ihn in ſolchem Grad, daß er aus Tag — Nacht, und aus Nacht — Tag machte, immer gehen, fahren, ſprechen wollte. Er litt an entſetzlichen Schlafloſigkeiten, an einer Nervenreizbarkeit, die ihn folterten — und immer! immer! immer mußte Cornelie um ihn ſein. Dorothee, Salzmann, zwei Bedienten waren ihm verhaßt. Er duldete ſie höchſtens auf eine Stunde um ſich; dann ſchrie er wieder nach Cornelien mit einer Angſt, einer Ungeduld, einem Zorn die ihn aufzureiben drohten. Und ſie war immer da, liebreich, geduldig, gelaſſen, freundlich, heiter ſogar wenn er ruhige Momente hatte. Wie ſie lebte, leben konnte, Niemand begriff es; aber ſie vermogte es. Sie war eine von den prachtvollen Organiſationen, die ſich in den Flammen der Prüfung wie in den Flammen der Liebe am herrlichſten entfalten. Dorothee beſchwor ſie oft mit

„Kann ſein! aber ſprich! weshalb ſoll der Menſch ſich opfern, wenn dies Opfer ihn nicht glücklich macht?“

„Wenn die Pflicht es gebietet, muß er es tun.“

„Die Pflicht! das iſt ein Wort wie Kautſchuk! man kann daraus nützliche Dinge anfertigen, Spielereien, Fratzenbilder! . . . Wer ſagt mir, was Pflicht ſei!“

„Das Gewiſſen — und das göttliche Geſetz, mit welchem das Gewiſſen in Übereinſtimmung iſt.“

„Ah! . . . Du biſt fromm geworden.“

„Weil ich vom Gewiſſen ſpreche!“ rief er mit großer Bitterkeit.

„Im Zuſammenhang mit einem göttlichen Geſetz — ja, Rüdiger! denn daraus geht hervor, daß Du den Menſchen in Abhängigkeit von einer überweltlichen Ordnung annimmſt.“

„Zu dieſer Abhängigkeit bekannte ſich die ganze antike Welt und ich glaube nicht, daß Chriſten mich deswegen fromm nennen würden.“

„Die moderne Welt denkt anders, als die antike und die mittelalterliche. In jener herrſchten die Götter; in dieſer herrſchte ein Gott. Immer aber herrſchten anſtatt der Götter und des Gottes — Menſchen: die Prieſter. Die moderne Welt iſt zum Bewußtſein über eine Auffaſſung gekommen, die einerſeits der reichen Phantaſie jugendkräftiger Völker — andererſeits den Herrſchergelüſten einer bevorzugten Kaſte entſprang und entſprach. Sie glaubt nicht mehr an Gottheiten, die ſich gleichſam unter Vormundſchaft jener Kaſte ſtellen und durch dieſelbe ſich mitteilen; — nicht an die Eleuſiniſchen Geheimniſſe und nicht an das Geheimnis des Meßopfers. Die moderne Welt iſt nüchtern und klar, wie es ſich geziemt für das edle Mannesalter der Menſchheit. Sie verwirft eine außerweltliche Gottheit. Sie verwirft auch den Pantheismus: die Gottheit im All. Für ſie iſt der Menſch abhängig von ſeiner Selbſtbeſtimmung, von den Geſetzen der Natur und von den Staatsgeſetzen, in deren Sphäre er lebt und denen er ſich unterwirft, weil die Kultur nicht den Zuſtand einer wilden, geſetzloſen Horde zuläßt. Unter dieſer Dreiheit — Naturgeſetz, Selbſtbeſtimmung, Staatsgeſetze lebt er, ſucht er den entſprechenden Spielraum für ſein Leben, unterwirft er ſich dort, wo ſeine Vernunft ihm ſagt, daß er ſich unterwerfen müſſe, um eine gewiſſe äußere Ordnung aufrecht zu halten. In dieſe Welt, Rüdiger, paſſen Deine Anſichten durchaus nicht hinein.“

„Das iſt möglich, Leonilla! ich wünſche auch gar nicht, mich dieſer modernen Weltanſchauung anzupaſſen, denn wahrlich! ſie macht den Menſchen weder glücklich, noch gut — ſondern ſehr elend.“

„Bin ich elend!“ rief ſie zürnend.

„Wer unglücklich und böſe iſt, der iſt elend . . .

und man wird es durch eine ſchrankenlos gehandhabte Selbſtbeſtimmung, welche überall an die ſtarren Schranken anprallt, welche das eiſerne Naturgeſetz und dürre Staatsgeſetze ziehen. Zwiſchen einer ſolchen Maſchinerie, welcher er trotz ſeines Rechtes der Selbſtbeſtimmung nicht entfliehen kann, wird der Menſch zermalmt . . . aber zuvor wird er raſend oder blödſinnig vor Schmerz, vor Zorn, vor Übermaß ſeiner unfruchtbaren Anſtrengung."

„Wenn Du ein Prophet meiner Zukunft ſein willſt, ſo ſollteſt Du Dich etwas verbindlicher ausdrücken," ſagte ſie ſpottend.

„Ich ſpreche im allgemeinen und dachte nur an mich ſelbſt," verſetzte er. „Legt ſich nicht der Gedanke an Gott zwiſchen das Streben des Menſchen und das Räderwerk des Lebens: ſo iſt der Menſch weder glücklich noch gut. Dabei bleib' ich."

„Biſt Du denn wieder der gläubige Chriſt geworden, der Du früher geweſen biſt?" fragte ſie geſpannt.

„Wollte Gott, daß ich ja ſagen dürfte!" verſetzte er traurig.

„Es wäre ein unerhörter Rückſchritt!" rief ſie heftig: „Jetzt befindeſt Du Dich im vollen Tageslicht und Du könnteſt wieder hinabſteigen in die Höhle der Finſternis, die den Menſchengeiſt bedrückt, ihn dumpf und eng macht! Nein, Rüdiger! daß Du in der Knechtſchaft des Glaubens geweſen biſt, war zu entſchuldigen durch Deine Erziehung. Aber . . . ihr entronnen zu ſein und dann freiwillig die Sklavenketten wieder annehmen — nein, Rüdiger! unerhört und unverzeihlich wäre das für ein denkendes Weſen! Wer hat dieſen erbärmlichen Einfluß auf Dich? etwa Deine ſchöne Braut?"

„Nein, Leonilla."

„Oder deren Mutter, die weiſe Frau? Vielleicht ſogar . . . Rüdiger, verzeih' mir den Verdacht! ſogar . . . dieſer Kaplan Oſorio!"

„Ich kenne ihn nicht, Leonilla."

„Nun, wer iſt es denn?"

„Meine Vernunft und mein Gewiſſen."

„Es gab eine Zeit," ſagte ſie langſam und mit Nachdruck, „wo dieſe eine andere Sprache führten — oder ſchwiegen."

„Ja! ich hab' es nicht vergeſſen!" entgegnete Rüdiger mit ruhiger Entſchloſſenheit und blickte ernſt in Leonilla's Augen: „das war zur Zeit, als ich unter dem unheilbringenden Einfluß einer Zauberin ſtand . . . welche Leidenſchaft heißt und die ich mühſam, ſehr mühſam beſiegte."

„Und jetzt zieht eine andere Leidenſchaft Dich in eine andere Richtung hinein. Du wäreſt in der früheren geblieben ohne Adrianens Dazwiſchenkunft."

„Ich wiederhole Dir, daß meine Vernunft und mein Gewiſſen nicht im Einklang mit jener Zauderin und mit der Richtung waren, welche ſie mir gab . . . und zwar bevor ich Adriane kannte.“

„Ich habe Dich dieſen Winter noch unter dem Zauber geſehen.“

„Ja . . . aber in widerſtrebender Unterwerfung.“

Leonilla ſtand auf und ſagte lachend.

„Schau', Rüdiger, ich hab' es immer Dir geſagt und immer gewünſcht, Du müßteſt ein vernünftiger Menſch werden: dann könnten wir gute Freunde werden. Du biſt jetzt auf dem beſten Wege, trotz einiger Exzentrizität, die nun einmal zu Deiner Eigentümlichkeit gehört und mit der ich folglich Nachſicht habe . . . ſo wie Du mit meiner Eigentümlichkeit Nachſicht haben mußt. Sei alſo nicht ſo menſchenſcheu, laß Dich ſehen . . . das freut mich und zerſtreut Edwin, den armen . . . wenn auch die Hecke der Kanarienvögel ihn ungemein in Anſpruch nimmt.“

Sie ging im Zimmer umher und beſah alles, was da ſtand und lag, Zeichnungen, Farbenkaſten, Gypsabgüſſe von Köpfen, Armen, Beinen, ein Totenkopf, ein Skelett, das mit einem türkiſchen Teppich behängt war. Als ſie dieſe Decke aufhob, rief ſie:

„Hu! . . . gräßlich! daß dies unſer Ende ſein muß . . . gräßlich.“

„Noch weniger als dies, Leonilla! ein wenig Staub.“

„Und dafür lebt man! . . . und dafür leidet man . . . es iſt über die Maßen gräßlich, ein Leben zu lieben, das unwiderruflich ſo endet . . . ein Geripp."

„Mir ſcheint, unſere heftige Liebe zum Leben beweiſt uns, daß in dieſem Leben ein etwas ſein muß, das nicht mit dem Geripp endigt," ſagte Rüdiger.

„Ganz das Gegenteil!" rief Leonilla: „weil es ſo ungeheuer vergänglich iſt, haben wir eine wahre Leidenſchaft, es zu genießen nach allen Richtungen. Das alte Volkslied: „Freut Euch des Lebens" — hat den richtigen Ausdruck dafür gefunden: „Pflücket die Roſe eh' ſie verblüht." Wir lieben am meiſten das, was wir nicht mit aller Sicherheit beſitzen. Der Menſch iſt ein ſolches Kind der Vergänglichkeit, daß dieſe ihn mehr entzückt, als das Dauernde."

Alles was ſie ſagte hatte einen Anhauch von Schwermut.

„Was iſt das für ein wunderſchöner Kopf?" fragte ſie und zeigte auf den Gypsabguß eines Antinouskopfes: „Hat je ein Menſch ihn auf ſeinen Schultern getragen?"

„Vielleicht hat die Kunſt den Antinous idealiſiert, als Kaiſer Hadrian dieſen ſeinen Lieblingsſklaven unter die Götter verſetzen ließ, als er im Nil ertrank. Die Lotusblume über der Stirne deutet dieſen Tod an, und die Stadt

Antinoe in Egypten ſollte den Namen des ſchönen Sklaven verewigen.“

„So ſchön zu ſein, ein Sklave zu ſein und in blühender Jugend zu ſterben . . . o, welch' melancholiſches Schickſal!“ rief Leonilla und ihre Stimme zitterte; doch ſie riß ſich mit Anſtrengung auf und ſetzte hinzu: „Da ſiehſt Du, Rüdiger, was die Menſchheit ſchon für Gottheiten gehabt hat. Die Laune eines Kaiſers und die Schönheit eines Sklaven — und der Gott iſt fertig, hat Tempel und Prieſter . . . bis er durch einen andern Gott entthront wird. Neben dem Tempel des Antinous hat vielleicht eine chriſtliche Kirche am Nil geſtanden und jetzt ſind beide verſchwunden vor der Moſchee des Muſelmannes. Der Kultus der Götter iſt etwas ſehr Wechſelvolles, Rüdiger. Man muß ſich nicht unbedingt ihm hingeben.“

Sie lachte und ſagte darauf:

„Alſo heute erwarte ich Dich zum Speiſen, um fünf Uhr. Adieu.“

Sie verſchwand und ließ Rüdiger ganz beſtürzt zurück. Was fiel ihr ein? was wollte ſie? wollte ſie nichts weiter, als ſich einmal ausſprechen? wollte ſie wieder Einfluß auf ihn gewinnen? Seine alte Abneigung gegen ſie tauchte wieder auf. Aber er folgte ihrer Einladung.

Edwin kam ihm höchſt erfreut entgegen und ſagte:

„Bleibſt Du auch hier, Rüdiger? wir bleiben wegen der Kanarienvögel."

„Haſt Du ſie ſo gern, lieber Edwin?"

„Ungeheuer gern! Noch lieber wäre mir aber eine Papageienhecke."

„Die Papageien brüten nicht in Europa."

„Kann ſein! hätte ich nur eine Papageienhecke, ſo brüteten ſie ja."

Edwin ſprach von Kanarienvögeln und Papageien, wenn er überhaupt ſprach. Leonilla ſprach von allen Göttern und allen Götterlehren, die je Eingang bei den Menſchen gefunden hatten. Die Edda und der Buddhaismus, der Druidendienſt der Galen und der Feuerdienſt der Perſer, — alles zog ſie herbei, um zu beweiſen, daß jedes Volk und jede Epoche Gottheiten und deren Kultus gehabt habe; daß aber ſtets dieſe Gottheiten mit der Zeit verſchwunden wären, und daß die Menſchheit unſerer Tage, durch Erfahrung belehrt und durch wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Studien gebildet, zu einer geiſtigen Reife gekommen ſei, welche die Fiktionen der Phantaſie und des blinden Glaubens nicht mehr ertragen könne."

„Das überweltliche Weſen, das man Gott nennt, gehört zu dieſen Fiktionen," ſagte ſie zum Schluß: „Die Menſchheit beſteht ohne ihn; denn aus Trieben der Natur iſt der Menſch hervorgegangen, den Geſetzen der Natur iſt er unterworfen. Im übrigen aber iſt er ſein eigener Geſetzgeber und er würde auch ſein eigener Beſeliger und Beglücker ſein, wenn das in dieſer ärmlichen Welt möglich wäre. Er verſucht es, ja! er ſtrengt alle ſeine Kräfte an, um es zu werden . . . er bringt es aber nicht weit . . . denn das Leben iſt dürftig und gewährt gar wenig. Der Menſch aber begehrt unendlich viel.“

„Sage lieber: der Menſch begehrt Unendliches.“ entgegnete Rüdiger.

„Dann iſt er ein Tor!“ rief Leonilla. „Hat er das Endliche, das er begehrt, ſo fallen ihm die Träumereien von Unendlichkeit nicht ein. Dieſe ſind eine Fiktion derjenigen Leute, die ſich mit allerlei Einbildungen über die unvollkommene Wirklichkeit tröſten wollen. Alles iſt endlich.“

„Der Glaube ſpricht anders.“

„Ja, der angelernte Glaube. Kannſt Du denn dieſe Kinderſchuhe wieder anziehen.“

„Wenn ich es täte, was kümmert es Dich?“

„Es würde mir ſehr wehe tun, Deinen geiſtigen Selbſtmord erleben zu müſſen.“

„Vielleicht wäre das, was Du Selbſtmord nennſt, eine Auferſtehung.“

„Wir verſtehen einander gar nicht!“ rief Leonilla ungeduldig. „Du legſt meinen Worten einen andern Sinn unter und Deine Worte haben für mich keine Bedeutung. Laß uns von Papageien und Kanarienvögeln reden; — das freut Edwin und der Doktor hat auch mehr Intereſſe für naturhiſtoriſche Geſpräche, als für philoſophiſch religiöſe. Nicht wahr, Herr Doktor?“

„Verzeihen Sie, Frau Baronin, ich habe heute gar kein Intereſſe für irgend ein Geſpräch,“ erwiderte der Doktor.

„Aber nehmen Sie ſich doch nicht dieſen Tod zu Herzen,“ ſagte Leonilla.

„Wer iſt geſtorben,“ fragte Rüdiger.

„Der gute Schloßkaplan zu Waldenhauſen. Vorhin kam das Telegramm,“ antwortete der Doktor niedergeſchlagen.

„Der gute Kaplan!“ rief Rüdiger.

„Man muß ihn erſetzen durch einen gebildeten Mann, womöglich durch einen Anhänger der neuen Sekte,“ ſagte ſie.

„Den Gedanken laß fahren!“ rief Rüdiger: „dergleichen Individuen ſchickt der Biſchof nicht.“

„Dieſe Abhängigkeit von der Anſicht eines Biſchofs hat etwas Empörendes für die menſchliche Vernunft!“ verſetzte ſie.

„Der gute Kaplan!“ ſagte Edwin.

„Ja, gut mag er geweſen ſein!“ antwortete ſie ſehr ungeduldig: „ſelten aber iſt mir ein Menſch ſo unſympathiſch geweſen, und eine zweite Auflage dieſer Sorte will ich durchaus nicht unter meinem Dache haben. Ich laſſe mir nicht den erſten beſten ins Haus ſchicken.“

„Ich auch nicht!“ verſicherte Edwin, um ſein gutes Einvernehmen mit Leonilla auszuſprechen.

tauſend Thränen ſich zu ſchonen, an ſich ſelbſt zu denken. Sie ſagte ſanft:

„Gott denkt an mich! und — „die Liebe iſt ſein „Panier über mir.“

Es fiel ihr nicht ein ſich zu ſchonen! — Endlich kam die Stunde der Erlöſung! ein Nervenſchlag machte Euſtachs Qualen ein Ende. Salzmann brachte ſeine Leiche nach Altdorf; Cornelie reiſte ſchneller und empfing ſie dort um ihrer feierlichen Beſtattung beizuwohnen. Kaum waren die heftigen Emotionen überſtanden, welche aus dieſer Rückkehr unter ſolchen Auſpizien hervorgehen mußten, ſo empfing ſie zwei Nachrichten, die zerſchmetternd auf ihr Herz fielen: Aurora war todt und Leonor verheirathet.

Der geſchwächte Körper erlag und ein Nervenfieber ließ für ihr Leben fürchten. In den drei Wochen der Bewußtloſigkeit, die ihr wie ein Alp auf den Sinnen lag, ſchien ihr doch zuweilen, als blicke durch trübe Nebel ein bekanntes und befreundetes Geſicht ſie an; aber es verſchwamm immer wieder. Endlich! endlich einmal erkannte ſie dies Antlitz.

„Mein treuer Gotthard!“ ſagte ſie mühſam, wie aus ſchwerem Traum erwachend.

„Vielleicht könnten wir den Kaplan Oſorio bekommen,“ ſagte ſie nachdenkend.

„Wer iſt das? Du nennſt ihn heute zum zweitenmal,“ ſagte Rüdiger erſtaunt.

„Wer ſoll er ſein? ein Kaplan bei St. Sylveſter iſt er . . . ich habe ihn bei Deiner künftigen Schwiegermutter getroffen und etwas mit ihm disputiert. Das habe ich gern.“

„Ja, das wiſſen wir alle!“ ſagte Rüdiger lächelnd.

„Nur ſchade, daß höchſt ſelten ein Sieg auf die Disputation folgt,“ ſagte ſie ebenfalls lachend: „die Leute hängen allzu feſt an ihren Irrtümern! Ein kleiner Einfluß — mehr iſt nicht zu gewinnen.“ —

Rüdiger war aber feſt entſchloſſen, ihr auch dieſen nicht zu geſtatten. Aber er verſprach ihr nicht länger den Menſchenhaſſer zu ſpielen — wie ſie neckend ſagte.

Drittes Kapitel.

Durch den Tod des Schloßkaplans, der ſehr ſchnell infolge einer Bruſtentzündung erfolgte, war plötzlich Leonilla's Intereſſe auf ein anderes Gebiet verſetzt. Es ſtand feſt in ihrem Sinne, daß Kaplan Oſorio deſſen Stelle einnehmen müſſe. Er hatte ihr geſagt, wenn er ihr dienen könne, ſei er bereit wieder zu ihr zu kommen. Sie ſchrieb ihm ein paar Zeilen und bat um ſeinen Beſuch. Es kam die Antwort zurück, er ſei unwohl und der Arzt laſſe ihn noch nicht ausgehen. Acht Tage vergingen, die Leonilla's Ungeduld und Spannung ſehr erhöhten. Endlich kam er. Sie hatte Luſt, ihm Vorwürfe zu machen. Er ſah aber ſo leidend aus, daß ſie es denn doch unterließ.

Sie ging ſogleich auf die Sache ein, und entwickelte ihm ganz genau den Stand der Dinge, die Verhältniſſe und die Stellung des Geiſtlichen in Waldenhauſen. Dann fragte ſie, ob er geneigt ſei dieſe Stelle anzunehmen. Oſorio erwiderte, er denke nicht daran ſeine Stelle bei St. Sylveſter zu verlaſſen.

„Aber hätten Sie nicht Luſt zu der bequemeren Stelle in Waldenhauſen.“

„Nicht die mindeſte, gnädige Frau.“

„Aber Sie müſſen ſich hier übermäßig anſtrengen, halbtot arbeiten . . . dort gar nicht.“

„Ich ſcheue keine Arbeit, gnädige Frau, und der Platz, auf den meine Vorgeſetzten mich ſtellen, iſt für mich der rechte.“

„Geſetzt den Fall, man wieſe Ihnen den Platz bei uns an, ſo würden Sie ihn annehmen.“

„Im Gehorſam immer.“

„Ich ſollte meinen — gern.“

„Bereitwillig, gnädige Frau.“

„Ich ſage Ihnen, es iſt ein Platz auf dem Sie ſehr viel gutes tun, viel veraltetes abſtellen, viel neues und beſſeres einführen können. Unter dem verſtorbenen Kaplan, der im vorgerückten Alter und von ſchwachem Charakter war, hat ſich eine Maſſe von altem Gerümpel angeſammelt, Andachten, Bittgänge, was weiß ich! die Sie beſeitigen könnten. Das wäre für die ganze Gegend, nicht bloß für die Schloßbewohner, eine große Erleichterung und ein großer Zeitgewinn; — auch für Sie. Ich würde ſehr glücklich ſein, wenn ich dazu beigetragen hätte, daß ein junger friſcher Geiſt die ſtagnierenden Elemente durchwehte. Und deshalb meine ich, dieſer Platz müſſe Ihnen hochwillkommen ſein.“

„Er wird auch ſeine Schattenſeiten haben, gnädige Frau.“

„Das verſteht ſich, denn er iſt nicht auf einem andern beſſeren Stern, ſondern auf unſerer elenden Erde. Dennoch überwiegen die Lichtpunkte, denn Sie ſind frei von einer Menge langweiliger Verrichtungen — weil das Schloß keine Pfarrei iſt — und Sie können über Ihre Zeit und Ihre Beſchäftigung verfügen.“

Oſorio verbeugte ſich ſchweigend.

„Vielleicht würde es Ihnen ſogar gelingen, mich zu Ihrem Glauben zu bekehren,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Eine Bekehrung iſt die Sache Gottes, nicht das Werk eines armen Prieſters, gnädige Frau.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen! Bis ich bekehrt ſein werde — und das wird nicht ſchnell gehen — bleibe ich bei meiner Auffaſſung und bei meiner Art ſie auszudrücken.“

„Erlauben Sie mir die Frage, gnädige Frau: wünſchen Sie dieſe Bekehrung?“

„Ich antworte Ihnen ganz aufrichtig: Nein! durchaus nicht!“

„Wünſchen Sie, als Gutsherrſchaft, daß das Volk in ſeinem katholiſchen Glauben recht befeſtigt, angefeuert und für ihn begeiſtert werde?“

„Nein, durchaus nicht! ich verabſcheue ſolche fanatiſche Anhänglichkeit an irgend eine Glaubenslehre.“

„Dann, gnädige Frau, iſt es mir ganz unbegreiflich, weshalb Sie wünſchen einen Geiſtlichen in ihrer Nähe zu haben, von dem Sie wiſſen, daß er jene fanatiſche Anhänglichkeit beſitzt.“

„Weshalb ich es wünſche?“ ſagte Leonilla nachdenkend, denn ſie wußte es ſelbſt nicht genau: weshalb? . . . — „Ja, ſehen Sie, ich denke im Punkt des Fanatismus ſteht jeder ſogenannt fromme katholiſche Prieſter auf einer und derſelben Stufe — und Sie beſitzen denn doch ſoviel Bildung, daß Sie in Ihrem Fanatismus nicht ſo weit gehen, um Leute zu verdammen die anders denken und anders glauben als Sie.“

„Kein katholiſcher Prieſter verdammt irgend jemand, gnädige Frau.“

„Aber nach Ihrem Glauben gibt es doch Verdammte?“

„Ewig Unſelige — ja, gnädige Frau.“

„Nun alſo — wer verdammt ſie zur ewigen Unſeligkeit?“

„Sie tun es ſelbſt! ſie ſchließen ſich freiwillig aus von Gottes Gnade in der Zeit, und von ſeiner Herrlichkeit in der Ewigkeit.“

Leonilla ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Welch' ein Syſtem von unbegreiflichen Lehren und Anſchauungen müſſen einem ſolchen Schluß vorhergehen!“

„Dieſe Lehren, gnädige Frau, werden Sie doch ohne Zweifel im Religionsunterricht gehört haben.“

„Wer kann alles behalten, was Lehrer vortragen! Überdies fehlt meinem Kopf das Organ der Frömmigkeit . . . und mir ſcheint, es fehlt auch meinen Eltern!“ rief Leonilla und lachte; — dann ſetzte ſie ernſt hinzu: „Beſonders gern würden Sie nicht zu uns kommen, das ſehe ich.“

„Ich habe hier einen Wirkungskreis, der mir teuer iſt . . . —“

„Und der Ihre Geſundheit untergräbt! Es iſt ja heldenmütig ſo etwas zu lieben.“

„Unſer Leben gehört Dem, der es gegeben hat, gnädige Frau: unſerem Schöpfer.“

„O, nur nicht dergleichen Phraſen!“ rief ſie mit einem Ausbruch von Ungeduld.

„Ich ſage, was ich denke, gnädige Frau,“ entgegnete er ſanft.

„Können Sie denn nie Ihre Gedanken verſchweigen.“

„Doch: ſobald kein Grund vorliegt um zu ſprechen.“

„Iſt es ein Grund zum ſchweigen, wenn ich Ihnen ſage: dies oder das verdrießt mich.“

„Je nach den Umſtänden, gnädige Frau. Aber die Wahrheit darf man nie verletzen.“

„Kennen Sie meinen Vetter, Graf Rüdiger von Euben?“ fragte ſie plötzlich.

„Nein, gnädige Frau.“

„Aber ſeine Braut, Fräulein Adriane Siſania?“

„Ich habe ſie ein paarmal geſehen.“

„Sie iſt eine glühende Katholikin, nicht wahr? und wohl imſtande einen Mann zu ihrem Glauben zu bekehren, der nicht ſehr feſte Grundſätze hat, nicht wahr?“

„Das weiß ich nicht, gnädige Frau. Sie iſt täglich mit ihrer Mutter zur heiligen Meſſe in St. Sylveſter und empfängt einmal im Monat andächtig die heilige Kommunion. Ob ſie verſteht angünſtigen Einfluß auf Graf Eubens religiöſe Anſichten zu üben, kann ich nicht beurteilen. Bei ihrer großen Jugend iſt ihr ſehr zu wünſchen, daß der Verlobte keinen Einfluß auf ihren frommen Sinn gewinne . . . wenn er der Mann iſt, den Sie ſoeben andeuteten.“

Leonilla ſtand auf, ging zu ihrer Harfe, griff ein paar Akkorde und fragte:

„Sind Sie muſikaliſch?“

„Etwas, gnädige Frau!“

„Herrlich! Muſik iſt immer, beſonders aber auf dem Lande, eine unausſprechlich angenehme Unterhaltung.“

„Dazu eignet ſich mein Inſtrument nicht ſehr, gnädige Frau: es iſt die Orgel.“

„O, herrlich! Orgel und Harfe — das ſind zwei Inſtrumente, welche der Geiſterwelt angehören . . . nicht der Salonwelt! und darum liebe ich ſie."

„Sind Sie der Salonwelt abhold, gnädige Frau?"

„Ah, das iſt eine Gewiſſensfrage!" rief ſie: „ich ſage nicht unbedingt Ja, denn ich bin zu ſehr an ihre Zerſtreuung und ihr Treiben gewöhnt; doch für meine Harfe iſt ſie mir zu profan. O," ſetzte ſie mit einem Anflug von Trauer hinzu, „glauben Sie mir, man braucht nicht Prieſter zu ſein, um zuweilen von einer Welt ſich abzuwenden. die ſo viel Ungenügen und Bitterkeit uns bereitet und die uns Überdruß gewährt, ohne uns geſättigt zu haben. Und dennoch! dennoch! immer meint man wieder, es ſei möglich Befriedigung zu finden . . . und immer ringt man ſich wieder müde nach ihr . . . totmüde!"

„Sie liegt in der Entſagung, gnädige Frau," ſagte Oſorio voll Mitleid mit dieſer ſo gefährlich umher irrenden Seele."

„Nein, das nicht!" rief ſie heftig: „ich will Befriedigung . . . und kann ich ſie nicht haben, ſo will ich ſie doch ſuchen — oder ſterben."

„Suchen Sie, gnädige Frau! aber ſuchen Sie da, wo ſie zu finden iſt: nicht im Tal voll Nachtſchatten und Wermut . . . —"

„Dahin verweiſen Sie mich, wenn Sie von Entſagung ſprechen!" fiel Leonilla noch heftiger ein.

„Doch nicht, gnädige Frau! die Entſagung gibt Frieden und im Frieden kommt die Seele zu Klarheit und Licht.“

„Aber um welchen Preis und für welches Ziel?“

„Für ein paar Tage voll Kampf und für die ſelige Ewigkeit.“

„Das iſt nun einmal Ihre Idee: die ſelige Ewigkeit! ich möchte ſie eine fixe Idee nennen.“

„In einem gewiſſen Sinne haben Sie ganz recht: es iſt die vorherrſchende und feſtſtehende Idee im Leben des Chriſten.“

„Aber nicht die meine.“

„Sie kann es werden, gnädige Frau.“

„Wünſchen Sie es?“

„Ich wäre ein ſchlechter Prieſter, wenn ich es nicht wünſchte.“

„Aber ich ſelbſt wünſche es nicht.“

„Auch das kann ſich ändern, gnädige Frau.“

„Sie ſind ſehr langmütig und kein Zelot. Wir würden uns ſehr gut mit einander vertragen, trotz unſerer verſchiedenen Anſichten über das, was jenſeits des Grabes liegt, wenn Sie zu uns auf's Land kämen . . . und da dieſe Verſetzung für ihre geſchwächte Geſundheit ſehr heilſam ſein wird: ſo unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß dieſelbe erfolgen wird, wenn wir uns an geeigneter Stelle darum bewerben.“

Oſorio verbeugte ſich ſchweigend.

„Das wird geſchehen! es möge Ihnen lieb oder leid ſein,“ ſagte Leonilla. —

Oſorio verließ ſie mit dem feſten Entſchluß, Kaplan bei St. Sylveſter zu bleiben. Leonilla beſchloß genau das Gegenteil. Er iſt ein ſehr unbeugſamer Mann, aber nicht eigentlich hart — ſprach ſie zu ſich ſelbſt, als Oſorio fort war: Feſtigkeit mit Sanftmut gepaart — was iſt das für ein ſchöner Charakter! . . wie edel und wie ungeheuer ſelten! . . . und den ſollte ich bei einem katholiſchen Prieſter finden? . . . bei einem unaufgeklärten, der ganz und gar in den Windeln ſeiner Dogmen zu liegen ſcheint! . . . unerhört wäre das . . . und unbegreiflich . . . denn Blindheit des Geiſtes und knechtiſche Unterwürfigkeit der Vernunft ſind unfähig, einen edeln Charakter zu bilden. So iſt er denn ein Rätſel . . . eine Ausnahme . . . Ich werde das ergründen, denn er kommt zu uns — das ſteht feſt! . . . Wäre nur der Onkel Euben hier, der alle Welt kennt und mit aller Welt ganz charmant iſt . . . alſo auch mit einem Biſchof . . . Aber er kann ja ſchreiben! — ich will mich nicht direkt in die Sache miſchen. — —

Bald darauf erhielt Kaplan Oſorio die Mitteilung von ſeinem Vorgeſetzten, daß ihm die Schloßkaplanei zu Waldenhauſen offen ſtehe, falls er eine minder mühevolle Stelle als bei St. Sylveſter wünſche. Oſorio lehnte dankbar den Vorſchlag ab.

„Sie iſt gerettet!“ jauchzte er und kniete mit Freudenthränen neben ihr nieder.

Leonor war in einem Zuge von Zürich nach Breslau gereiſt. Dumpf, betäubt, ſchmerzzerriſſen hatte er ſich in den Wagen geſetzt; er verließ ihn zornig auf Cornelie und auf ſich ſelbſt. Seine Eitelkeit hatte wieder die Oberhand gewonnen, und nur ſo lange ſich verſteckt, als ſein Herz, einer andern Leidenſchaft ſich ergebend, bei Cornelien Erwiderung und Nahrung gefunden hatte. Von ihr getrennt, für immer ohne Hofnung, dem Rauſch des Gefühls entrückt, und nicht mehr unter dem Zauber ihrer Perſönlichkeit und überwunden durch ihre beherrſchende Natur — bäumte die Eitelkeit ſich wider die Liebe auf. Richtig! ſprach er kalt mit zürnender Bitterkeit zu ſich ſelbſt; als ich ihr läſtig wurde hat ſie mich fortgeſchickt, genau ſo wie ſie den langweiligen Fürſten fortgeſchickt hat. Eine ſolche Macht hat ſie über mich, daß ich in dem Augenblick die Kränkung nicht fühlte ſo .... wie ein ſtupider Schulknabe fortgejagt zu werden. Und ich war auf dem Punkt meine Exiſtenz bis auf den Grund zu erſchüttern, ja zu ruiniren, um meiner Leidenſchaft genug zu thun und ſie nicht zu verlaſſen. Ja ja! ſo weit war ich faſt! ſo glaubte

Leonilla war nicht wenig erſtaunt über dieſen Mißerfolg: Graf Euben hatte ihr die Antwort mitgeteilt, die ihm auf ſein Geſuch gegeben war; ſie lautete freundlich und ganz willfährig — und trotz der Zuſtimmung der Vorgeſetzten lehnte dieſer Kaplan Oſorio den in jeder Beziehung vorteilhaften Vorſchlag ab! — Sie war ſehr erzürnt und beſonders deshalb, weil ſie ſich wiederum durch ihn gedemütigt fühlte. Eine ſolche Inſolenz hatte gar keinen Namen! . . . Aber was ſollte ſie tun, um ihren Willen durchzuſetzen. — — Sie wußte es nicht. — Auf einmal kam Hilfe.

Rüdiger beſuchte ſie zuweilen, ſeitdem ſie ihn in ſeinem Atelier beſucht hatte. Er fand es am beſten, möglichſt unbefangen mit ihr zu verkehren. So war er denn auch jetzt zum Mittageſſen bei ihr.

„Du haſt einige Mal einen Kaplan von St. Sylveſter genannt, Leonilla,“ ſagte er, „weißt Du, daß er im Sterben liegt.“

„Nein! das weiß ich nicht!“ rief ſie erbleichend: „aber wer ſagt es Dir? Adriane?“

„Die Mutter — deren italieniſche Dienerin in Tränen ſchwimmt, über den mutmaßlichen Tod ihres Beichtvaters.“

„Was fehlt ihm?“ fragte der Doktor.

„Er hat den Bluthuſten.“

„Wie alt iſt er?“

„Dreiunddreißig Jahre.“

„Ein ſchlimmes Alter, wenn auch nicht das allergefährlichſte."

„Hat man denn wirklich alle Hoffnung verloren?" ſagte Leonilla: „eine Neapolitanerin aus dem Volke überläßt ſich ohne Zweifel in ihrer Herzensangſt einer maßloſen Verzweiflung."

„Darüber weiß ich nichts," erwiderte Rüdiger: „meine Nachrichten ſind von geſtern Abend."

Leonilla gab ſogleich einem Diener den Befehl, einen Wagen zu nehmen, nach St. Sylveſter zu fahren, ſich nach dem Befinden des Kaplans Oſorio zu erkundigen und in fliegender Eile zurück zu kehren. Dann ſagte ſie zürnend:

„Euere katholiſchen Prieſter ſind wahnwitzige Leute."

„Ich bin unſchuldig an ihrem Wahnſinn, Frau Baronin," beteuerte der Doktor ganz verblüfft: „Bluthuſten und Wahnſinn ſind überdies Krankheiten ganz verſchiedener Organe."

„Die Proteſtanten ſind viel menſchenfreundlicher," fuhr ſie fort: „die Männer, welche bei ihnen die Stelle des katholiſchen Prieſters einnehmen, leben, wie alle anderen Leute, ganz gemütlich mit Frau und Kindern im Behagen des Familienkreiſes, beſorgen, wie alle anderen Leute, mit Muße ihre Geſchäfte, teilen ihre Sorgen und Beſchwerden — wenn ſie vorkommen! — mit ihrer Gattin und denken nicht im Mindeſten daran, ſich für ihre Gemeinde halb oder ganz zu Tode zu arbeiten, weil Weib und Kind über dergleichen Extravaganzen Ach und Weh ſchreien würden. Dieſe Exiſtenz unterſcheidet ſich nicht von der eines andern Staatsbürgers. Der eine ſpricht vom Katheder, der andere von der Kanzel. Dieſer ſchreibt Akten, jener das Kirchenbuch und alle ſind reſpektable Leute. Aber Euere Prieſter, Edwin, Rüdiger, Doktor, Euere katholiſchen Prieſter, ohne den heilſamen Anker des Familienkreiſes, reiben ſich auf in dem Meer von Arbeit, die man ihnen als Unverehelichten zumutet und aufbürdet. Wären ſie verheiratet, ſo würden ſie gelaſſen ſagen: Mit nichten! wir dürfen uns nicht aufreiben, müſſen uns für die Unſeren erhalten. So aber heißt es bei ihnen fort und fort. Opfer und nichts als Opfer — und ſo gehen ſie im blühenden Mannesalter am eigenen und fremden Wahnwitz zugrunde."

„Zuweilen werden ſie auch ſehr alt," erwiderte der Doktor begütigend.

Rüdiger aber ſagte:

„Du hältſt gegen Deine Abſicht unſeren Prieſtern eine Lobrede, Leonilla. Wie ſchwer wird es uns armen Menſchen, ein Opfer zu bringen. Wer ſich alſo einem beſtändigen Opferleben von Jugend auf widmet, deſſen Sinn muß ſehr hoch gerichtet ſein."

„Ja, auf die Ewigkeit — ſagt Kaplan Oſorio," entgegnete ſie ernſt.

Der Diener kam zurück und meldete, der Kaplan Oſorio befinde ſich beſſer und ſei vorderhand außer Gefahr. Leonilla klatſchte froh in die Hände und rief:

„Jetzt aber ſetze ich es ganz gewiß durch.“

„Was?“ fragte Rüdiger erſtaunt, und der Doktor, der nicht ſeine Verwunderung auszuſprechen wagte, begleitete mit Blicken Rüdigers Frage.

„Geduld, meine neugierigen Herren!“ rief ſie ſpöttiſch: „Sie erfahren es mit der Zeit.“

* * *

Viertes Kapitel.

Leonilla ſaß am Schreibtiſch in ihrem Morgenzimmer und ſchrieb an den Haushofmeiſter in Waldenhauſen, er ſolle die Zimmer des Schloßkaplans für einen Herrn von ſehr ſchwacher Geſundheit bequem einrichten. Philiberte trat ein und ſagte:

„Guten Morgen, Leonilla! . . . laß Dich nicht ſtören. Ich wollte Dir nur Adieu ſagen.“

„Wie ſo?“ rief Leonilla aufſtehend.

„Ja, ich muß nach Schlangenbad gehen . . . der Arzt findet mein Nervenſyſtem zerrüttet . . . ich gehe heute Abend.“

„Und ganz allein?“

„Keinesweges! Kammerjungfer und Diener nehme ich mit.“

„Daß ich dieſe Begleitung bei meiner Frage nicht im Sinne hatte, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt.“

„Dieſe genügt mir.“

„Willſt Du in Schlangenbad mit Theoderich zuſammentreffen?“

„Daran habe ich nicht gedacht."

„Er kommt ja wohl in vierzehn Tagen zurück."

„Darüber wirſt Du beſſer unterrichtet ſein, als ich."

„Doch nicht! ich habe keine Nachricht von ihm. Aber ich meine, es wäre bei ſeiner Abreiſe ſo beſtimmt worden."

„Kann ſein! Ich gehe für mich, nicht für ihn nach Schlangenbad."

„Ich weiß, Philiberte, daß Du unzufrieden mit mir biſt" . . . —

„O nein! die Zeiten ſind vorüber!"

„Deſto beſſer! dann hörſt Du vielleicht auf meinen Rat: ſei nicht unbeſonnen, ſei nicht unvorſichtig, Philiberte. Tue keinen leichtſinnigen Schritt, gehe nicht fort."

„Es iſt nicht meine Art zu berechnen, wie viel oder wie wenig Schritte ich tun kann."

„Aber das ſchadet Dir in den Augen der Welt."

„Ich weiß nicht, ob man ſich durch Vorſicht und Berechnung in den Augen der Welt vorteilhafter darſtellt."

„Ganz gewiß! man zeigt dadurch, daß man Achtung vor ihren Geſetzen hat."

„Und man lügt, Leonilla, denn nur äußerlich werden in einem ſolchen Fall die Geſetze geachtet."

„Das iſt keine Lüge. Die Welt verlangt Beobachtung gewiſſer Formen der Sitte, des Anſtandes, des Hergebrachten. Mehr nicht. Und ſie hat auch kein Recht dazu; denn ich allein bin Richter über meine Handlungen. Aber gerade deshalb — um mich frei und ſicher in meinem Tun und Treiben halten zu können — beobachte ich die Schranken des Hergebrachten, und laſſe ich mich nicht durch irgend eine Verblendung des Augenblicks zu einem Schritt hinreißen, den ich ſpäter bereuen könnte."

„Ja, das muß man Dir laſſen," entgegnete Philiberte ſchneidend, „Du weißt mit kühler Umſicht zu Deinem Ziele zu gelangen. Du haſt Deine Proben abgelegt. Die Welt bewundert Dich als eine vortreffliche Frau und findet es ganz in der Ordnung, daß die Männer Dir huldigen. Allein dieſer Schleier iſt vor meinen Augen zerriſſen, und was Du eben geſagt haſt beſtätigt mir, daß es Dir nur um den Schein, um den äußern Anſtrich zu tun iſt . . . und den verachte ich."

„Da haſt Du ſehr unrecht, Philiberte."

„Das kommt darauf an, Leonilla. Ich will lieber, daß die Leute wiſſen, was an mir iſt, als ſie betrügen oder täuſchen."

„Du redeſt jetzt ſo," ſagte Leonilla gelaſſen, „weil Du nicht geneigt biſt, Dich in dieſem Augenblicke durch Rückſicht auf die Welt von einem Schritt abhalten zu laſſen, der Dir doch große Unannehmlichkeiten zuziehen kann. Vergiß nicht, daß ich Dir dies vorausgeſagt und Dich gewarnt habe: Ich bin Deine Freundin."

„Deine Freundſchaft habe ich in Venedig gründlich kennen gelernt!“ rief Philiberte heftig: „und heilſam iſt ſie mir zu keiner Zeit geweſen. Hätte ich Deine Herzenskälte, ſo wäre ich geworden, wie Du biſt — eine berechnende Egoiſtin ... allein ich habe einen andern Charakter und“ ...

„Der macht Dich zu einer leidenſchaftlichen Egoiſtin,“ fiel Leonilla ein: „folglich rühren Deine Vorwürfe mich nicht.“

„O, das weiß ich! ... das habe ich in Venedig gründlich erfahren!“ erwiderte Philiberte mit Bitterkeit: „Doch, wie geſagt, die Vergangenheit liegt hinter uns und ein ganzes langes Leben vor uns. Da verſucht jeder Menſch, glücklich zu werden in der Weiſe, wie er es verſteht ... Du ſo ... ich anders ... und Tauſende ſo oder anders. Alſo Leonilla, auf Wiederſehen in beſſeren Tagen! Was Theoderich betrifft, ſo wirſt Du ihn vermutlich früher zu Geſicht bekommen, als ich.“

„Weiß er, daß Du nach Schlangenbad gehſt?“

„Lebe wohl, Leonilla!“ ſagte Philiberte und verſchwand.

Philiberte ging auch zu Jazinta und Adriane, nahm von ihnen Abſchied und reiſte am Abend nach Schlangenbad ab. Dort blieb ſie aber nur einige Tage. Sie ging nach Rüdesheim hinunter, wo ſie eine Zuſammenkunft mit Herrn von Fleuranges hatte, der über Kreuznach von Paris kam, um weiter nach Petersburg zu reiſen. Leonilla ahnte dieſe Zuſammenkunſt und war ungehalten über Philibertens Unbeſonnenheit. Sie fürchtete von Seiten Theoderichs irgend einen Ausbruch des Zornes. Denn er iſt auch ein Egoiſt — ſprach ſie zu ſich ſelbſt ſo gelaſſen, als ob ſie die einzige unegoiſtiſche Perſon auf Erden ſei: — Er will ſeine Freiheit haben, er will ſeine eigenen Wege gehen . . . und dann ſtaunt er über die Maßen, wenn ſeine Frau dieſelben Anſprüche macht. Freilich iſt ihr Leichtſinn und Unvorſichtigkeit vorzuwerfen und zu tadeln . . . Sie meint, ich hätte keinen guten Einfluß auf ſie gehabt. Es iſt aber doch ganz gewiß, daß ſie Vorſicht und Überlegung von mir hätte lernen können! . . . Doch der Menſch nimmt von andern nur das an, was ſeiner Neigung entſpricht . . . alles übrige beachtet er nicht. — — Sie ſetzte ſich wieder an den Schreibtiſch und beendete ihren Brief.

Kaplan Oſorio hatte von ſeinen Vorgeſetzten die entſchiedene Weiſung bekommen, die Schloßkaplanei in Waldenhauſen anzunehmen, da es eine Stelle ſei, auf welcher er ſeine angegriffene Geſundheit herſtellen könne. Diesmal mußte er ſich unterwerfen. Leonilla hatte ihren Willen durchgeſetzt; das genügte ihr. Sie hatte ſich ſehr beleidigt gefühlt durch Oſorio's erſte Weigerung, doch ließ ſie es ihn nicht merken, als er nach ſeiner Ernennung bei ihr erſchien. Sie ſagte ganz ſanftmütig:

„Sie ſehen, ich habe meinen kleinen Willen und ich habe einen langen Arm.“

Oſorio verbeugte ſich lächelnd und fragte, ob er ſich dem Baron vorſtellen dürfe.

„Es wird meinen Mann in ſeiner Weiſe freuen, Ihre Bekanntſchaft zu machen,“ gab ſie zur Antwort, ſchellte, und ließ Oſorio durch den eintretenden Diener zu Edwin führen.

Dieſer ſaß in ſeinem Zimmer vor der Glaswand, die den Raum abſonderte, in welchem ſich die Kanarienvogelhecke befand. Es war ein geräumiges Kabinet mit einem Fenſter, das durch ein feines Drahtgitter geſchloſſen war, welches Luft und Licht einließ. Große Käfige, in denen die Neſter geſchützt waren, hingen an den Wänden. Einige Baumäſte mit friſchem Laub waren da und dort angelehnt. Schalen voll Waſſer und voll allerhand Vogelfutter ſtanden umher. Zahlloſe Kanarienvögel lebten und brüteten, flogen und flatterten, ſchwirrten und zirpten, ſchmetterten und ſangen wohlgemut in dieſer großartigen Volière; und der glückliche Beſitzer derſelben war ganz in Beobachtung vertieft als Oſorio eintrat. Edwin beachtete ihn gar nicht. Der Diener, der ihn angemeldet hatte, ſtellte einen Stuhl neben den des Barons, machte eine Handbewegung, die Oſorio einlud Platz zu nehmen und verließ das Zimmer. Oſorio ſetzte ſich und betrachtete Edwin wie er da ſaß, im eleganten Morgenanzug und in ich an ihre Liebe weil die meine ſo übermächtig war! Und ſie konnte mich fortſchicken! — Wer weiß! vielleicht wäre ich auch ohnehin gegangen, hätte ſie verlaſſen, ja! verlaſſen! Dorotheens Vorſtellungen und mein eignes Nachdenken würden mich gewiß auf Berückſichtigung meines Wols, meiner Zukunft, meiner Ausſichten hingeführt haben, wäre dieſer Ausbruch nicht ſo plötzlich erfolgt. Vielleicht nur zwei oder drei Tage ruhiger Ueberlegung — und die Rollen wurden vertauſcht, und ich verließ ſie. Es iſt unzweifelhaft: das wäre geſchehen. — Dieſe Ueberzeugung beruhigte ihn ganz unſäglich. Sein Selbſtgefühl war gerettet und ſeine Eitelkeit hatte ſich einen Schild gegen den giftigen Pfeil: du biſt verſchmäht! — erfunden. Ich will ihr den kleinen Triumph gönnen, ſo ſchloß er ſeine Monologe, die erſte Hand an unſern Bruch gelegt zu haben: ſie iſt Weib, d. h. empfindlich, eitel und leicht gekränkt! .... aber, weil denn doch der Bruch von ihr zuerſt ausgegangen iſt, ſo bin ich frei und ihr keine Rückſicht ſchuldig.

Der Vormund von Fräulein Fanny Ahrheim — ſo hieß Leonors Couſine — lebte in Breslau und benachrichtigte ihn, daß das junge Mädchen ſeit zwei Jahren der Stolz und die Freude einer Berliner Erziehungsanſtalt erſten Ranges, aber in jeder einer ſehr eleganten Umgebung, ganz verſunken in den Anblick ſeiner Vögel. Das Intereſſe, das er an ihnen nahm, belebte nicht ſeine plumpen, lebloſen Züge, obſchon ſein Auge ſtarr auf ſie gerichtet war. Neben einem ſolchen Mann — dieſe Frau! welch' furchtbares Schickſal! . . . furchtbar, wenn ſie es unfreiwillig — furchtbarer, wenn ſie es freiwillig auf ſich nahm — dachte Oſorio für ſich, und erſchrak beinahe, wie wenn man einen Automaten ſich bewegen ſieht, als Edwin plötzlich mit beiden flachen Händen auf ſeine Knie ſchlug und ſagte:

„Die zwei Hähnchen ſind aber in Wut aufeinander!“ — und es zuckte etwas wie ein vergnügtes Lächeln um ſeinen ſchlaffen Mund: „Wie ſie bitterböſe . . . wie ſie giftig werden! . . . ſchauen Sie, Doktor.“

„Ich bin nicht der Doktor, Herr Baron,“ ſagte Oſorio mitleidig.

Edwin ſah ihn ohne alle Überraſchung in den Mienen an und ſagte:

„Ach ja, ich weiß ſchon . . . der neue Kaplan ſind Sie . . . der alte iſt ja tot. Haben Sie die Vögel gern?“

„Ich habe jede Kreatur Gottes gern.“

„Kreatur Gottes . . . ja! aber die Kanarienvögel mein' ich — haben Sie ſie gern.“

„Es ſind auch Kreaturen Gottes, Herr Baron.“

„Ja, aber ich meine, ob Sie ſie gern haben?“

ſagte Edwin, der immer eigenſinnig bei ſeinen Fragen zu verbleiben pflegte, ſo daß Oſorio, als er dies bemerkte, Ja ſagte.

Damit war die Unterhaltung zu Ende und Oſorio ſah, daß Edwin nicht imſtande ſei, oder wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht geneigt ſei, einem andern Gedanken Raum zu geben, als dem an ſeine Vögel.

Die Türe ging auf, Leoniſſa trat ein und ſagte mit ihrer vibrierenden Stimme:

„Edwin, Du weißt wer bei Dir iſt?“

Er blickte ſie an und erwiderte:

„Ja, Goldfaſan.“

Oſorio war ſo überraſcht durch den treffenden Vergleich, daß er dachte, Edwin müſſe lucide Augenblicke haben.

„Jetzt ſind die Vögel ſeine Liebhaberei,“ ſagte Leoniſſa erklärend: „früher waren es Blumen; da hieß ich die Sonnenblume — und Mineralien, da hieß ich der Topas. Doktor Melz, der ſeit Jahren im Hauſe iſt, beſchäftigt und unterhält den Baron mit dergleichen Sachen.“

Dann wendete ſie ſich zu Edwin und ſagte:

„Die Brutzeit iſt vorüber bei Deinen Vögeln und einen Kaplan haben wir wieder . . . ſo können wir nächſtens nach Waldenhauſen abreiſen — nicht wahr?“

„Aber die junge Brut?“

„O, wir nehmen ſie mit, Alte und Junge, gut verwahrt in einigen großen Käfigen.“

„Wenn aber einer zugrunde ginge?“

„So werden im nächſten Jahr zwanzig ausgebrütet.“

„Zwanzig!“ ſagte Edwin vergnügt.

„Ja, vielleicht noch mehr! — Sie werden Doktor Melz kennen lernen,“ ſetzte ſie hinzu und wendete ſich an Oſorio: „es iſt ein vortrefflicher Mann und uns ſehr ergeben.“

„Ja, ein vortrefflicher Mann,“ bekräftigte Edwin, der den Doktor ſehr gern hatte, weil dieſer ihm zu immer neuen Liebhabereien verhalf.

Oſorio zog ſich zurück, vom tiefſten Mitleid für Leonilla durchdrungen. Gab ihr Mann ihr auch die Namen von Blumen und Edelſteinen: ſo war das doch nur etwas eingelerntes, und ob ſie wirklich einigen Wert für ihn habe, war ſehr zweifelhaft.

Leonilla überließ Edwin ſeinen Beobachtungen auf dem Gebiete der Ornithologie, denn ein Brief ihres Vaters lenkte ihre Gedanken auf ein ganz anderes Gebiet. Herr van Sitart hatte nämlich ſoeben ſeiner Tochter geſchrieben, ſie möge ſchleunigſt die Aktien verkaufen, welche ſie im Winter auf ſeinen Rat genommen habe. Das Unternehmen werde ſehr wahrſcheinlich zugrunde gehen, bevor es ins Leben getreten ſei; — die Großartigkeit des Planes habe zu Schwindeleien Veranlaſſung gegeben. Sie möge aber über die Sache, die bis jetzt tiefes Geheimnis ſei, ſchweigen und nur ihrem Bankier ſagen, ſie verkaufe die Aktien, weil ſie gut ſtänden und ſie das Geld anderweitig verwenden wolle. Würde die Sache bekannt, ſo würden alle Inhaber von Aktien dieſe auf einmal losſchlagen wollen, was ein ſtarkes Sinken der Aktien und dadurch große Verluſte für deren Inhaber nach ſich ziehen würde. Verhielten ſich dieſe ruhig, ſo könne die Unternehmung vielleicht gerettet werden. Ein paniſcher Schreck aber würde alles verderben.

Leonilla befolgte pünktlich den Rat ihres Vaters und verkaufte ihre Aktien mit Vorteil. Sie dachte zwar daran, Graf Euben von der ſchwebenden Gefahr in Kenntnis zu ſetzen, der doppelt ſo viel Aktien hatte als ſie, folglich einem ſchweren Verluſt ausgeſetzt war. Allein ihr Vater war an der Unternehmung beteiligt und die Furcht ihm zu ſchaden, wenn ſie ihren Onkel warnte, trug den Sieg davon. Sie machte den Schluß, daß es gewiß am geratenſten ſei, pünktlich der Weiſung ihres Vaters Folge zu leiſten. Freilich empfand ſie darüber etwas Unbehagen, denn Graf Euben hatte ſich auf ihre Ermunterung, wenn auch nicht auf ihren Rat, mit dieſer Spekulation befaßt, die, wenn ſie mißlingen ſollte, ſeine pekuniären Verhältniſſe ſehr bedrücken würde, beſonders jetzt, wo Rüdiger eine Familie gründen und ein Mädchen heiraten wollte, das keinen Kreuzer Vermögen beſaß. Doch das alles war ja nicht ihre Schuld, ſie hatte alſo auch keine Verantwortung für die Folgen — und vielleicht glückte die Unternehmung, wenn die Schwankung verheimlicht blieb. In jedem Fall konnte ſich Graf Euben mit der Zeit über ſeinen Verluſt tröſten, und was Rüdiger betraf, ſo war es ja ſeine Schuld, daß er ſich in ein ganz unbemitteltes, obſcures, kaum der Kinderſtube entwachſenes Perſönchen verliebt hatte. Er konnte warten mit ſeiner Verheiratung.

Selbſtverſtändlich konnte Leonilla kein Gefallen an Adriane finden — abgeſehen davon, daß ihr jede Perſon, in welche Rüdiger ſich verliebt hätte, zuwider geweſen wäre; denn Rüdiger, den ſie träumeriſch, charakterlos, phantaſtiſch nannte und den ſie zuweilen unerträglich und läſtig fand, Rüdiger war ihr dennoch intereſſant, weil er kein oberflächlicher Menſch war, weil ſeine Geſinnung und ſein Streben, ſelbſt in ſeiner Verkehrtheit — höheres begehrte als weltliche Freuden und irdiſche Genüſſe. Sie hatte mit ihm geſpielt, ihn angezogen, ihn zurückgeſtoßen — ſie hatte ſozuſagen ſeine Unerfahrenheit benutzt, um Studien zu machen, wie lang die Ketten ſein müßten, mit denen man feſſeln wolle, und wie leicht ſie ſein müßten, um ſie mühelos wieder zuſammen zu ziehen. Aber ihre Studien waren unterbrochen worden. Rüdiger hatte dieſe Feſſeln abgeſtreift!

War ihre Eigenliebe verwundet, ſo ſtieg er doch in ihren Augen durch dies Zeichen männlicher Entſchloſſenheit. Dieſe Adriane aber, dies fremde, unbedeutende Weſen, deſſen ſehr mittelmäßige Schönheit ſowohl ihn als auch Theoderich bezaubert hatte — weil es die Schönheit der ſechszehn Jahre war — dieſe Adriane hatte ſich nicht Leonilla's Gunſt zu erfreuen. Ja, Leonilla, die weder durch den Glanz ihres Namens oder den ihres Reichtums Edwins Frau geworden war, fand es empörend, daß ein Mädchen von geringer Herkunft und ohne Vermögen ein Mitglied dieſer Familie werden ſolle. Überdies waren Mutter und Tochter fromme Katholikinnen und Rüdiger lief Gefahr, von dieſer Frömmelei angeſteckt zu werden. Es wäre in jeder Beziehung kein Unglück, wenn aus dieſer armſeligen Heirat nichts würde, ſprach Leonilla zu ſich ſelbſt, als ſie die möglichen Folgen der Vermögenszerrüttung ihres Onkels in dem Augenblicke erwog, als ſie in den Wagen ſtieg, um vor ihrer Abreiſe nach Waldenhauſen Abſchied von Adriane zu nehmen.

Adriane war wie gewöhnlich am Vormittag allein. Sie ſaß am Pianino und ſang mit einer ſchönen, reinen, melancholiſchen Altſtimme Beethovens „In questa tomba oscura lascia mi riposar" — als Leonilla eintrat und ſagte:

„Dies Klagelied ſchickt ſich nicht für eine frohe Braut, Adriane."

„Es paßt für meine tiefe Stimmlage," entgegnete Adriane unbefangen.

„Und da ſingſt Du friſchweg, was Dir vorkommt?" fragte Leonilla mitleidig.

„Nein! was der Singmeiſter mir aufgibt."

„Haſt Du noch anderen Unterricht, Adriane."

„Ja, ich habe eine franzöſiſche Sprachmeiſterin und bei Mama Unterricht im Zeichnen. Und dann leſe ich bei ihr Geſchichtsbücher."

„Auch wenn Rüdiger da iſt?"

„Dann nicht . . . vielleicht ausnahmsweiſe einmal. Wenn Mama zu Hauſe malt, leſe ich ihr vor. Rüdiger kommt nur abends."

„Iſt ſchon etwas Näheres über Euere Heirat feſtgeſetzt?"

„Das weiß ich nicht. Mama meint, ich ſei noch ſehr jung und Rüdiger meint — nicht zu jung."

„Wie alt biſt Du denn jetzt?"

„Sechszehn Jahre und zwei Monate."

„Das iſt freilich ſehr jung für einen ſo ernſten und pflichtſchweren Stand."

„Der liebe Gott gibt dazu die Gnade durch das heilige Sakrament der Ehe."

„Du biſt ſehr fromm, Adriane."

„O, ich müßte noch viel frommer ſein! . . . was ich eben ſagte, iſt ja ein Glaubensſatz."

„Was ſagt denn Rüdiger dazu?"

„Wozu, liebe Leonilla."

„Zu Deiner großen Frömmigkeit."

„Was ſoll er denn ſagen?"

„Ich meine . . . gefällt ſie ihm?"

„Ich habe ihn nie gefragt, ob ihm dies und jenes gefalle. Er hat mich ſehr lieb . . . das weiß ich. Doch auf Fragen laſſe ich mich nicht ein."

„Dann weißt Du ja gar nicht, wie es in ſeinem Herzen ausſieht."

„Doch! doch! das weiß ich genau. Er ſagt mir, was er denkt."

„Und biſt Du immer mit ſeinen Gedanken zufrieden?"

„Wir ſind zuweilen verſchiedener Meinung . . . aber Mama ſagt, das ſei unter Menſchen nun einmal nicht anders."

„Seid Ihr denn in Eueren religiöſen Anſichten einig?"

„Im Glauben?" . . . Nun, das verſteht ſich. Wir ſind ja beide katholiſch."

„Du wirſt aber doch gehört haben, daß es im katholiſchen Glauben ſehr verſchiedene Schattierungen gibt."

„Nein, Leonilla, das hörte ich nie. Die katholiſche Glaubenslehre iſt allzeit und überall ein und dieſelbe. Die Menſchen ſind aber verſchieden geartet. Der eine hält ſich feſter, der andere minder feſt an der Glaubenslehre . . . und das mag denn die Schattierungen hervorrufen, von denen Du ſprichſt."

„Ganz recht! und ich möchte gern wiſſen, ob Ihr von derſelben Farbe ſeid . . . . Du und Rüdiger," ſagte Leonilla lächelnd.

„Das habe ich nie bezweifelt!" rief Adriane ſehr lebhaft: „Mama ſagt zwar, es heiße von den Frauen „das fromme Geſchlecht" und die Männer hätten weniger Anlage zur Frömmigkeit und weniger Neigung zu Andachtsübungen als wir. Das mag alſo auch auf Rüdiger paſſen . . . doch ſein Glaube wird gewiß nicht davon berührt."

„Das wüßte ich gern und es wundert mich, daß Du in dieſem wichtigen Punkt ſo gleichgültig biſt."

„Ich! . . . gleichgültig! ich . . . Adriane . . . gleichgültig im Punkt des Glaubens! beſte Leonilla, wie wenig kennſt Du mich."

„Wenn Du nicht gleichgültig wäreſt, liebſte Adriane, ſo würdeſt Du wiſſen, daß es eine Epoche in Rüdigers Leben gab, wo er dem Glauben ganz entfremdet war. Vielleicht hat er ſich wieder zurecht gefunden . . . Du begreifſt, daß mich dies ſehr intereſſiert."

„Und mich . . . obſchon ich nicht den leiſeſten Zweifel in ſeine Glaubenstreue ſetze. Ich werde ihn fragen, wenn er heimkehrt."

„Iſt er verreiſt?"

„Ja, auf einige Tage zu Lydia, bei deren kleinen Sohn er eine Patenſtelle übernommen hat."

„Sei vorſichtig, Adriane, mit Deiner Frage,“ ſagte Leonilla warnend: „in dieſem Punkt ſind die Männer ſehr ſcheu und leicht verletzt. Sie fürchten, zu größerer Frömmigkeit gezwungen zu werden, als ſie leiſten können . . . oder ſie fürchten Gewiſſensfragen, welche ſie nicht beantworten wollen. Sei alſo vorſichtig, warte den günſtigen Augenblick ab. Frage Rüdiger, wenn Du mit ihm allein biſt. Unter vier Augen ſpricht man viel unbefangener und viel aufrichtiger, als wenn eine dritte Perſon dabei iſt und zuhört.“

„Du machſt mir bange, Leonilla, mit all' Deinen Vorſichtsmaßregeln,“ verſetzte Adriane nachdenklich: „und ich meine. es wäre am beſten, wenn Du ihn fragteſt.“

„Dazu habe ich kein Recht, und er würde nicht nötig haben mir zu antworten. Du aber, die Braut, Du biſt zu dieſer Frage berechtigt. Du darfſt, ja, Du mußt wiſſen, wie es in dieſer Beziehung mit ihm ſteht . . . und ich bekenne Dir, Adriane, ich bin erſtaunt, daß Du Dich ganz und gar nicht um etwas bekümmert haſt, was Dir doch ſo wichtig ſein müßte.“

Die arme Adriane, die nie in ihrem jungen Leben gezweifelt hatte, daß ein Katholik gut katholiſch ſei und alles glaube, was die Kirche zu glauben lehrt — der es folglich nie eingefallen war, Rüdiger um ſeinen Glauben zu befragen — Adriane war ganz betroffen über Leonilla's Vor-

Hinſicht ſo ausgebildet und vorgeſchritten ſei, daß ihr längerer Aufenthalt daſelbſt ihr durchaus keinen Nutzen bringen könne, um ſo mehr, da der erſte Januar 1838 eine große Umwälzung in ihrem Leben machen müſſe. Leonor ſagte unbedenklich er ſchätze ſich glücklich dem Wunſch ſeines vortreflichen Oheims nachkommen, und deſſen einzigem Kinde, ſeiner nächſten Verwandten, den Schutz ſeiner Hand und ſeines Herzens anbieten zu dürfen. Der Vormund reiste auf der Stelle mit ſeiner Frau nach Berlin, brachte Fräulein Fanny Ahrheim zum Weihnachtsfeſt nach Breslau zurück, und an dem bewußten Neujahrstage erfolgte ihre Verlobung mit Leonor — höchſtens ſechs Wochen nach ſeiner Abreiſe von Zürich. Leonor hatte für ſeine Braut nur den einen Wunſch: ſie möge gute Manieren haben; — Alles andre kann man ſich bei ſiebzehn Jahren noch aneignen, Talente entwickeln, Verſtand und Character ausbilden, meinte er, ſind aber ihre Manieren nicht die der Frauen aus der guten Geſellſchaft, ſo weiß ich nicht wie ich das ertragen werde. Zum Glück war Fräulein Fanny eine ſehr wol erzogene junge Dame. Die Art wie ſie ins Zimmer trat, ſich verneigte, ſich an den Theetiſch ſetzte, ihre Handſchuh auszog und den Thee machte, war tadellos, war ſo ganz bon genre wie man wurf, und ſie antwortete mit zitternder Stimme:

„Es war keine Gleichgültigkeit, Leonilla, o gewiß nicht! . . . es war Vertrauen.“

„Ja, liebſte Adriane, mit einem ſolchen Vertrauen, das nur auf Deiner perſönlichen Anſicht und Überzeugung beruht, kommt man im Leben nicht aus. Um furchtbare Erfahrungen und bittere Überraſchungen zu vermeiden, muß man zu rechter Zeit und im rechten Augenblicke Fragen tun, zu denen die Verhältniſſe und die Umſtände berechtigen, damit über unbeſtimmte Punkte das gebührende Licht ſich verbreite und jede unſelige Täuſchung und Verblendung ſchwinde.“

„Du machſt mir das Herz ſchwer, Leonilla, denn ich beziehe alles, was Du ſagſt, auf Rüdiger.“

„Da haſt Du Unrecht, beſte Adriane ich weiß nicht, wie es mit ſeinem Glaubensbekenntnis ſteht: dies habe ich Dir ſagen wollen, weil ich mich für ihn intereſſiere. Beängſtigende Schlüſſe darfſt Du daraus nicht ziehen; — allein Du haſt das Recht ihn über einen Punkt zu befragen, der Dir ohne Zweifel wichtig iſt.“

„O, über alles wichtig!“

„Es freut mich recht, daß ich Dich aufmerkſam gemacht habe, liebe Adriane,“ ſagte Leonilla zärtlich: „ich will nicht fürchten, daß Du Unangenehmes erfahren könnteſt. Auf jeden Fall aber wird Dein Verhältnis zu Rüdiger nur umſo inniger;

— denn das bringt die gegenſeitige Offenheit mit ſich.“

„Meinſt Du?“ fragte Adriane zweifelnd.

„Gewiß! ſind zwei Menſchen ganz aufrichtig gegen einander, ſo ſetzt das eine große Liebe voraus.“

„Ja, wenn die Aufrichtigkeit von ſelbſt kommt, wenn das Herz ſich von ſelbſt öffnet, um Gedanken und Gefühle mitzuteilen, wenn das Vertrauen zutraulich macht — o ja, das geht aus großer Liebe hervor. Hier aber liegt die Sache ganz anders!“

„Quäle Dich nicht durch unnütze Ängſtlichkeit, liebſte Adriane, und befolge in allen Punkten meinen Rat,“ ſagte Leonilla und ſetzte hinzu: „Daß Kaplan Oſorio nach Waldenhauſen kommt als Schloßkaplan, wirſt Du gehört haben.“

„Ja, Filomena iſt darüber troſtlos.“

„Wer iſt dieſe troſtloſe Filomena?“

„Eine treue Dienerin, die Mama aus Italien mitgebracht hat. Sie war meine Wärterin, als ich klein war.“

„Was hat denn aber dieſe Filomena mit Kaplan Oſorio gemein?“

„Er iſt ja ihr Beichtvater.“

„Iſt denn dieſe Filomena eine gebildete Perſon?“

Adriane lachte hell auf und rief:

„Zum beichten gehört keine beſonders hohe Bildung, wie Du weißt!"

„Aber, daß ſie ihn wählen konnte!"

„Dieſe Wahl des Beichtvaters ſteht ja einem jeden frei, und Filomena war ſehr froh einen Landsmann zu finden, denn ſie kann durchaus nicht die deutſche Sprache lernen."

„Unbegreiflich, daß er ſich mit ihr befaßt."

„O, daß muß er! das bringt ſein Amt mit ſich … und das tut er ſehr gern, denn er iſt ein guter Prieſter, der ſich ganz für ſeinen heiligen Beruf opfert. Deshalb beklagt man ſehr in der ganzen Gemeinde, daß er fortgeht. Aber man hofft, er werde auf dem Lande und in der größeren Ruhe ſeine Geſundheit herſtellen und dann wieder kommen."

„Alſo iſt er außerordentlich beliebt?"

„O, ganz außerordentlich! Wie viel heilige Meſſen hat man für ihn leſen laſſen und wie viel Novenen gehalten, als er ſchwer krank war."

„Du auch?"

„Das verſteht ſich! Mama und ich."

„Er iſt doch nicht Euer Beichtvater?"

„Nein! aber er iſt ein ſehr frommer Prieſter und Kaplan unſerer Pfarrkirche. Und ſo gehören wir doch zuſammen. Unſere Novenen hat der liebe Gott erhört, denn der Kaplan lebt."

„Ja, aber Ihr verliert ihn."

„Unſere Gebete ſind blind, Leonilla! der liebe

Gott muß ſie auf das rechte Ziel lenken. Wir würden gern den Kaplan behalten; doch für ihn wird es beſſer ſein, daß er ſeine Geſundheit herſtelle, und ſo ſind wir wenigſtens darüber froh, daß wir ihm das Leben erbetet haben.“

„Schreibſt Du das wirklich Eueren Novenen und Meſſen zu?“

„Der Gnade Gottes, die auf dem Gebet ruht.“

„Ihr Italiener ſeid über alle Begriffe gläubig.“

„Aber, beſte Leonilla, dies iſt ja der Glaube aller Katholiken, und er beruht auf den Verheißungen unſeres Heilandes.“

„Ja, ja! Ihr ſeid kurioſe Leute!“ ſagte Leonilla im ſcherzenden Ton: „Wir gehen übermorgen nach Waldenhauſen und Kaplan Oſorio folgt uns hoffentlich bald nach. Wir bleiben dieſen Sommer in Waldenhauſen. Ich denke, Euere Vermählung findet zu Ende des Sommers ſtatt und dabei muß ich ſein. Adieu, liebe Adriane. Vielleicht ſuche ich morgen Vormittag Deine Mutter in der Gemäldegallerie auf. Grüße ſie von mir.“

Sie umarmte Adriane und entfernte ſich. Als ſie im Wagen ſaß, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Ich bin geſpannt, was Rüdiger ſagen und ob ſeine Antwort eine Braut befriedigen wird, welche glaubt, daß ein Menſch nicht ſtirbt, wenn man neun Tage für ihn betet. Ob Kaplan Oſorio auch dergleichen glaubt. Es wäre entſetzlich! —

War Leonilla nicht imſtande, Adriane zu verſtehen, ſo war dieſe ihrerſeits ſehr beſtürzt über alles, was ſie von Leonilla gehört — mit welcher ſie zum erſten Mal ein Zwiegeſpräch gehabt hatte. Nahm auch der Gedanke an Rüdiger den Vordergrund ihrer Gedanken ein, ſo war doch im Hintergrunde noch Platz für manche andere.

Da brachte Filomena einen Brief. Adriane nahm ihn und ſagte, als ſie den Poſtſtempel ſah:

„Palermo! . . . O weh! dieſe Briefe aus Palermo machen die Mama immer traurig.“

„Vielleicht kommt endlich einmal eine gute Nachricht,“ ſagte tröſtend Filomena.

Bald darauf kam Jazinta. Eine Wolke von Beſorgnis flog über ihre Stirne, als ſie den Brief erbrach. Doch nachdem ſie ihn geleſen, blickte ſie mit Tränen im Auge dankbar zum Himmel auf und ſagte:

„Komm', Adriane, wir wollen das Te Deum beten.“

Schlag auf Schlag.

Erſtes Kapitel.

Graf und Gräfin Euben waren ſoeben von der Taufe bei Lydia nach Oberau zurückgekehrt und Rüdiger begleitete ſie. Die Gräfin winſelte ein wenig über Lydia's zahlreiche Nachkommenſchaft, die ſich alljährlich vermehrte; der Graf aber ſagte:

„Ich bin wie die alten Patriarchen geſinnt und habe großes Wohlgefallen an zahlreichen Enkeln. Ich hoffe, Rüdiger, Du ſorgſt dafür, mir ſo häufig wie möglich dieſe Freude zu verſchaffen. Mich verlangt nach Deiner Hochzeit, als ob ich der Bräutigam wäre."

„Nur nicht allzu eilig, Wilibald!" ermahnte die Gräfin: „Weißenhof muß doch erſt vollſtändig eingerichtet ſein."

„Es geht alles ſchnell vorwärts," entgegnete der Graf: „die Zimmer ſind ſehr geſchmackvoll tapeziert und gemalt; die Möbel kommen nächſtens und dann ſteht dem Einzug des jungen Ehepaares nichts im Wege — denn in Adrianens Jugend ſehe ich durchaus keinen Grund, um die Heirat zu verſchieben.“

„Und ich auch nicht,“ ſetzte Rüdiger hinzu.

„Die Mutter muß ihre Gründe haben, um es zu wünſchen,“ bemerkte die Gräfin ganz froh, daß ſie indirekter Weiſe widerſprechen konnte und fragte.

„Kennſt Du den Schloßkaplan, Rüdiger, den Leonilla mitbringt?“

„Nein, Mama.“

„Ich ſchwebe in großer Angſt, daß dieſer Geiſtliche mit der neuen Sekte zuſammenhängt, weil Leonilla ſo für ihn eingenommen iſt.“

„Leonilla hat unberechenbare Einfälle, liebſte Mama.“

„Das wiſſen die Götter!“ rief der Graf, „ich habe mir die Finger lahm ſchreiben müſſen, um dieſen, gerade dieſen Mann für die Schloßkaplanei in Waldenhauſen vom Ordinariat zu erlangen. Er ſelbſt hatte, wie mir ſcheint, nicht die geringſte Luſt, auf's Land zu gehen; allein Leonilla ſetzt das durch, was ſie will.“

„Ja, weil ſie immer Helfershelfer findet, unter denen Du der erſte biſt, Wilibald. Jetzt bedenke, was Du angeſtellt haſt, wenn ein ganz ungläubiges Individuum auf dieſe Stelle kommt und weit und breit unſer braves Landvolk mit ſeiner Häreſie vergiftet.“

„Wenn er zu der Sekte gehörte, Victorie, ſo wäre er exkommuniziert und dann könnte ihn der Biſchof ebenſowenig auf ſeinem jetzigen Platz laſſen, als ihm einen neuen anweiſen.“

„Er kann ein heimlicher Anhänger der Sekte ſein, Wilibald, und ſich erſt hier unter Leonilla's Ägide entlarven; -- denn daß Leonilla ein ſo lebhaftes Verlangen nach einem eifrigen, frommen Hausgeiſtlichen haben ſollte, um ihn inſtändigſt von ſeinen Vorgeſetzten zu erbitten, zu ertrotzen, — das glaube ich in Ewigkeit nicht.“

„Vielleicht hat Edwin an ſeinen Predigten Gefallen gefunden, Victorie.“

Die Gräfin zuckte mitleidig die Achſeln und ſagte im Tone des Bedauerns:

„Deine Verblendung über Edwin und Leonilla überſteigt alle Begriffe, Wilibald! . . . ich will wünſchen, daß Du nicht bedauern mögeſt, Dich in dieſe Geſchichte eingemiſcht zu haben. Warum betrieb ſie nicht ſelbſt die Sache?“

„Weil es paſſender für mich, als den quaſi Vormund Edwins war, als für ſie.“

„Sie handelt doch gewöhnlich ſehr entſchieden nicht als die Baronin — ſondern als der Baron von der Walden.“

„Ja, gewöhnlich, Victorie! daß ſie es in ungewöhnlichen Fällen nicht tut — und die Anſtellung eines Geiſtlichen iſt ein ungewöhnlicher Fall — legt Zeugnis ab für ihren Takt. Da ich den Biſchof perſönlich kenne und überhaupt in der es in einer eleganten Erziehungsanſtalt lernen kann. Ueberdies malte ſie auf Porzellan und auf verſchiedenen anderen Stoffen, ſang „Casta Diva“, und trug alte und neue Meiſter auf dem Piano vor, nämlich immer „la Consolation“ von Duſſek und „la Fontaine“ von Henſelt. Hübſch war ſie gar nicht; aber ſiebzehn Jahr alt, und das iſt eine große Schönheit. Auch verſtand ſie ſich einfach und mit Geſchmack zu kleiden. Sie war eine muſterhafte Salonfigur. Zu einer Bekanntſchaft mit ihr konnte Leonor es gar nicht bringen, weil ſie auf jede Frage eine wolgeſetzte Antwort gab, von der es zweifelhaft war ob ſie dieſelbe gehört, geleſen, auswendig gelernt hatte; aber ſchuldig blieb ſie keine, und verlegen oder ſchüchtern war ſie nie. Sollte ſie dumm ſein? fragte ſich Leonor zuweilen ganz beängſtigt; — nein, nein! unentwickelt iſt ſie wie ihre ſiebzehn Jahre das mit ſich bringen, die man ihrer ruhigen Haltung gegenüber immer geneigt iſt zu vergeſſen. — Je länger er ſie ſah um deſto deutlicher fühlte er daß Fräulein Fanny nicht zu den weiblichen Weſen gehöre, welche ſich ins Herz eines Mannes ſtehlen, es erwärmen und ſich ihm anſchmiegen können. Unwillkürlich flog ihm zuweilen die Erinnerung an Corneliens Lächeln, an ihren Blick, an gewiſſe kleine Bewegungen der Hand und des

Reſidenz als guter Katholik bekannt bin, ſo ſchickte ſich die Sache beſſer für mich, als für eine junge, den betreffenden Perſönlichkeiten unbekannte Frau.“

Sobald das Geſpräch auf Leonilla kam, waren Graf und Gräfin Euben unerſchöpflich in Angriffen und Verteidigung. Schließlich ſagte die Gräfin höchlichſt entrüſtet zu ihrem Sohn:

„Das rate ich Dir mütterlich, Rüdiger! halte Adriane ſo fern wie möglich von Leonilla . . . denn Du weißt aus Erfahrung, daß ihr Einfluß nicht wünſchenswert iſt.“

„Nur keine Gehäſſigkeiten im Familienkreiſe, Victorie!“ rief erzürnt der Graf: „Lydia und Heinrich — Edwin und Leonilla — Rüdiger und Adriane ſind unſere Kinder; wir ſind ſo glücklich, ſie ſo nahe zu haben, wie es auf dem Lande und in unſeren Verhältniſſen möglich iſt. Wenn ſie nicht geſchwiſterlich mit einander leben, ſo iſt auch für uns Eltern Friede und Freude dahin.“

Rüdiger ſuchte die aufgeregten Gemüter zu beruhigen und verſicherte, daß Adriane und er alles aufbieten würden, um den Eltern Freude zu machen. In ſeinem Beſtreben unterſtützte ihn die Ankunft der Poſt — dieſer große Moment des Tages auf dem Lande, wo plötzlich eine ganze Fracht von Briefen, Zeitungen, Packeten, von Nachrichten aus allen vier Winden zuſammenſtrömen und in den verſchiedenen Händen ſich verteilen. Die heutige Poſt war aber ſehr mager und brachte nur Zeitungen und einen Brief an Graf Euben.

„Ob wohl wieder ein Biſchof eingeſperrt iſt!“ ſagte die Gräfin und entfaltete ein Blatt, während ſie hinzuſetzte: „Was iſt das für eine Zeit, in welcher man auf dergleichen Nachrichten gefaßt ſein muß.“

„Ich las kürzlich die Lebensbeſchreibung John Fiſhers, Biſchof von Rocheſter unter Heinrich VIII.,“ ſagte Rüdiger: „Er war damals der einzige Biſchof Englands, der Martyrerblut in den Adern hatte und es hingab, weil er Unrecht nicht Recht nennen konnte. Wird heutzutage despotiſche Tyrannei vor dem Schaffot Halt machen, wenn ſie gewahr wird, daß es ſo edle, unbeugſame Köpfe, wie den des Biſchofs von Rocheſter, aber in größerer Anzahl, gibt? . . . das iſt die Frage!“

„Schweige, Rüdiger,“ ſagte der Graf und ließ mit unermeßlichem Erſtaunen die Hände ſinken, in denen er ſeinen Brief hielt: „Victorie, lege Deine Zeitung beiſeite, höre mir zu und unterbrich mich nicht. Ich leſe den Brief vor.“

„Von wem iſt er?“

„Wenn ich Dich doch bitte, zu ſchweigen und zu hören, Victorie!“ ſagte er flehend; dann las er:

„Verehrter Graf! Es iſt in meinem Leben eine große Wendung eingetreten, die ich zuerſt Ihnen und der Gräfin, Ihrer Gemahlin, mitteile, weil ſie auch meine Tochter Adriane berührt" . . . — —

„Adriane berührt! Rüdiger, was kann das ſein!" rief die Gräfin ſchreckenvoll.

„Erbarme Dich, ſchweige und höre dem Mirakel zu!" ſeufzte der Graf.

„Mirakel?" rief die Gräfin abermals; aber ohne darauf zu achten, las der Graf weiter:

„Ein widriger Prozeß hat ſeit 15 Jahren meine ganze Exiſtenz verſtört und verwüſtet. Nicht ich habe ihn begonnen; er fiel mir zu nach dem Tode meines Mannes, der für die Umgeſtaltung Italiens große Summen verwendete und der mich infolge davon in einer ſo hilf- und mittelloſen Lage zurückließ, daß ich meine Zuflucht zu dem Talent nehmen mußte, das Gott mir gab, um mir und meiner Tochter den Lebensunterhalt zu verſchaffen und die Koſten zu beſtreiten, welche die Führung eines Prozeſſes mit ſich bringt. Ich lebte fünfzehn ſchwere, bittere, ſorgenvolle Jahre unter dem Namen, der Ihnen bekannt iſt, der mir eine gewiſſe Berühmtheit erwarb, der aber pſeudonym iſt. Unter dieſem Namen erzog ich meine Tochter, denn er war im Einklang mit unſeren beſchränkten Verhältniſſen. In ſpäteren Jahren, wenn ihr Charakter mehr Ruhe und Einſicht, ihr Verſtand mehr Reife gewonnen hätte, würde ich die wirklichen Verhältniſſe ihr mitgeteilt haben; bis jetzt war ſie Adriane Siſania.

Als ſolche hat Ihr Sohn ihr Herz gewonnen; als ſolche haben Sie, verehrter Graf, hat die Gräfin, Ihre Gemahlin, ſie als Tochter aufgenommen“ ...

„Aber um des Himmels willen, wer iſt ſie denn!“ brach die Gräfin aus, unfähig, ihre Geduld länger zu bemeiſtern.

„Aber, um des Himmels willen ſchweige und höre!“ ſagte der Graf und fuhr fort:

„Adriane als Tochter aufgenommen. Seien Sie feſt überzeugt, daß ich nie den Edelſinn vergeſſen werde, womit Sie jede Anforderung beiſeite ſetzten, welche Sie für die Gattin Ihres einzigen Sohnes beanſpruchen konnten und von denen Adriane Siſania ſehr fern war“ ... —

„Die Frau verſteht es, die Spannung bis zur Folter zu ſteigern!“ brach faſt weinend die Gräfin aus.

„Schweige und höre, was nun folgt,“ ſagte der Graf und las:

„Ich kann Sie nur bitten, verehrter Graf, bewahren Sie und Ihre Gemahlin Ihr Wohlwollen und Ihre Zuneigung meiner Tochter, deren Name Adriane de Alcamo iſt. Don Diego Duca de Alcamo, ein Sizilianer, war mein Gatte — und der Gewinn eines Prozeſſes macht Adriane zur Erbin eines großen Vermögens. Sie ſind hochherzig genug, auf dieſen Umſtand keinen Wert zu legen, zugleich aber auch teilnehmend genug, um meine Freude zu teilen, daß nach langen, mühevollen Jahren endlich das Recht zur Geltung gekommen iſt, welches mein Mann in Anſpruch genommen und behauptet hat."

„Ihrem Sohn, verehrter Graf, habe ich, als er ſich um meine Tochter bewarb, ſelbſtverſtändlich die volle Wahrheit über unſere Verhältniſſe mitgeteilt; er wird Ihnen alles ſagen, was Sie intereſſieren kann. Ich gehe binnen kurzem nach Palermo, wo ich, nachdem alle Verhältniſſe gelichtet und geordnet ſein werden, Graf Rüdiger zur Vermählung mit Adriane erwarte — und hoffe, daß ſowohl Sie, geehrter Graf, als die Gräfin, Ihre Gemahlin, Ihren Sohn begleiten werden. Im Palazzo Alcamo werden wir uns alſo — will's Gott! — in einigen Monaten zu einem Feſt zuſammenfinden, von welchem wir das Glück unſerer Kinder hoffen, und auf welches wir Gottes beſten Segen herabflehen wollen. — Jazinta de Alcamo."

Der Graf ließ den Brief ſinken und ſagte vergnügt zu ſeinem Sohne, der ſtill und ſelig da ſaß:

„Das muß ich geſtehen, Rüdiger, Du haſt Glück, Du Träumer. Dies iſt ja eine Begebenheit, wie in den Feenmärchen, wo eine Gänſehirtin ſich als eine Königstochter entpuppt — ausgenommen, daß die reizende Adriane nichts gemein hat mit einer Gänſehirtin. Jetzt erzähle uns alles, was Du weißt über die Schickſale von Mutter und Tochter. Es iſt ja fabelhaft und unbegreiflich, daß dieſe Frau ſich während fünfzehn Jahren ihren Lebensunterhalt mit ihrem Pinſel erworben hat.“

„Fabelhaft und doch recht natürlich,“ ſagte Rüdiger.

„Warte einen Augenblick mit Deiner Erzählung, Rüdiger, ich muß zuvor den Brief ſelbſt leſen,“ ſagte die Gräfin und nahm das Blatt aus der Hand ihres Mannes. „Mir kommt dies alles wie ein Traum vor, aus dem wir erwachen könnten.“

„Das wäre höchſt unerwünſcht!“ rief der Graf: „aber Rüdiger, ob Adriane geneigt ſein wird, ſich jetzt in Weißenhof niederzulaſſen — das iſt mir doch zu zweifelhaft. Der Palazzo Alcoma in Palermo iſt ihr doch vielleicht lieber . . . und Dir auch.“

„Beſter Papa, mir iſt jeder Aufenthaltsort recht, wo ich mit Adriane ſein kann.“

„Beſter Sohn, ein Phantaſt biſt Du, ein Phantaſt bleibſt Du — und ich bin froh, daß Du wenigſtens kein Eisbär mehr biſt — wenn man aber eine Erbtochter zur Frau bekommt, ſo muß man ſich etwas um ihre Beſitzungen und ihr Vermögen bekümmern und auf ihre Neigungen Rückſicht nehmen.“

„Das Letztere wird mir viel leichter als das Erſte werden.“

„Hilft nichts, Rüdiger, allmählich muß das alles zur Sprache gebracht werden.“

„Alſo Adriane iſt die Tochter eines ſizilianiſchen Duca, eines Italianiſſimo, vielleicht eines Anhängers Garibaldi’s . . . oder gar Mazzini’s! . . . vielleicht eines Erz-Revolutionärs!“ ſagte die Gräfin und ſprach jedes Wort im geſteigerten Ton aus, während ſie den Brief zurückgab.

„Darüber wollen wir uns nicht weiter Sorgen machen, beſte Victorie, denn der gute Duca liegt ſeit fünfzehn Jahren im Grabe,“ erwiderte der Graf: „und Adriane iſt von einer Mutter erzogen, die einen ungemein feſten und energiſchen Charakter haben muß, um ſich und ihr Kind in ſo ehrenhafter Weiſe durch die Welt zu bringen.“

Als Rüdiger zu erzählen begann, wurde er unterbrochen durch ein paar klägliche Töne eines Poſthorns, das ein ungeübter Poſtillon jammervoll blies und ein Wagen fuhr in den Hof.

„Wer kommt denn da!“ rief der Graf, an’s Fenſter eilend.

„Philibertens Diener ſitzt neben dem Poſtillon! . . . Was hat das zu bedeuten!“ ſagte die Gräfin.

„Es iſt Philiberte! ſie kommt zur guten Stunde!“ rief der Graf und eilte ihr entgegen.

„Was will Philiberte jetzt hier?“ fragte die

Gräfin ihren Sohn. „Theoderich muß ja jeden Augenblick aus England heimkehren."

„Vielleicht will ſie hier mit ihm zuſammentreffen," entgegnete Rüdiger nicht minder erſtaunt.

Philiberte trat am Arm ihres Vaters ein, leichenblaß, verſtört, warf ſich in die Arme der Gräfin und brach in Tränen aus, indem ſie rief:

„Liebſte Mama, ich will hier bleiben, ich will nicht zu Theoderich zurückgehen."

Zweites Kapitel.

So hatte denn wirklich Jazinta den Prozeß für ihre Tochter gewonnen, und zwar war der Rechtsſtreit in der entſcheidendſten und bündigſten Weiſe dadurch erledigt, daß das Teſtament des alten Herzogs, auf welches Don Diego ſich ſtets berufen hatte — ſich fand.

Graf Tarregiano war ſeit einigen Jahren von einer ſchweren, unheilbaren Krankheit befallen und ſehr leidend. Der Prozeß beunruhigte ihn, denn der Ausgang war zweifelhaft und die beſtändige Spannung in einer ſo wichtigen Angelegenheit, war ſeiner Geſundheit nachteilig. Er hatte mehrmals einen Vergleich vorgeſchlagen, den Jazinta ſtets zurückwies, weil Don Diego es getan und dabei geäußert hatte, das ſei eine Verzichtung auf ſein Recht. Zuletzt war der angebotene Vergleich ſo günſtig für Jazinta, daß ihr Rechtsanwalt in ſie drang, auf den Vorſchlag einzugehen. Einige Beſitzungen ſollten an Donna Clara und ihre nachgeborenen Söhne kommen, die Hauptmaſſe des Vermögens aber ſollte zwiſchen Adriane und des

Grafen älteſten Sohne, Mario Tarregiano geteilt — dann aber durch die Ehe der beiden jungen Leute wieder vereinigt werden. Doch Jazinta lehnte ſtandhaft ab. Sie ſagte ſich, wenn ihr Gegner einen Vergleich dringend genug wünſche, um immer darauf zurückzukommen, ſo ſei das ein Zeichen, welches ihrer Hoffnung auf einen günſtigen Ausgang Mut mache; — überdies war ſie nicht ſehr begierig, Mario Tarregiano zum Schwiegerſohn zu bekommen, da deſſen Vater ſich nie anders als feindlich gegen Don Diego benommen hatte.

Jetzt ſtarb Graf Tarregiano. Als man daran ging, ſeine Papiere zu ordnen, fand Mario Tarregiano in dem Schreibtiſch ſeines Vaters, eingeklemmt zwiſchen einem Schubfach und der Rückwand des Tiſches, das Teſtament des alten Herzogs. Dieſem hatte der Schreibtiſch gehört und aus deſſen Beſitz ging er unmittelbar in den des Grafen über. Alle Schubfächer waren geöffnet, alle Papiere durchgeſehen worden, als man dem Teſtament nachforſchte; es war aber niemand auf den Gedanken gekommen, die Schubfächer ganz herauszuziehen, und ſo hatte das Teſtament all die Jahre im Schreibtiſch gelegen, während deſſen Entdeckung ſo wichtig für eine Mutter und ein Kind geweſen wäre, die in's Elend gingen, weil man es nicht fand. Perſonen, welche dem Grafen Tarregiano nicht wohlwollend geſinnt waren, behaupteten: er habe gewußt, daß das Teſtament im

Kopfes durch das Gedächtniß. Das war Alles um davor niederzuknien, ſo friſch, ſo ungenirt, ſo im Einklang mit ihrer momentanen Stimmung und mit dem Gegenſtand des Geſprächs. Und ihre Augen ſahen ihn an, die ſo magiſch und myſtiſch leuchteten wie Flammen über verborgenen Schätzen, zugleich klar und geheimnißvoll — der höchſte Reiz in einem Frauenantlitz. — — Um dieſen innern Verlockungen zu entgehen beſchleunigte er ſeine Heirath. Am 15. Februar verheirathete er ſich, und meldete ſeiner Schweſter dies wichtige Ereigniß nach Zürich. Es war der erſte Brief, den er ihr ſeit ſeiner Abreiſe ſchrieb. In ihrer glückwünſchenden Antwort zeigte ſie ihm Graf Sambachs Tod an, der grade in dieſer Zeit erfolgt war. Als Leonor dieſen Brief erhielt war er bereits dermaßen der guten Manieren, der Porzellanmalereien, der „Casta Diva“ und der „Consolation“ ſeiner Frau überdrüſſig, daß er den Brief in grimmiger Verzweiflung zerriß und mit ausbrechender Troſtloſigkeit zu ſich ſelbſt ſagte: Und ſo habe ich mich denn für den Mammon verkauft! — Aber er war ein reicher Mann, und wurde es noch mehr durch einen glänzenden Handel, der ſich ihm darbot. Eine ſtattliche Beſitzung ſollte ſo ſchnell wie möglich verkauft werden um ein Dutzend Erben auseinander zu ſetzen. Leonor kaufte ſie. Da war

Schreibtiſch verborgen liege. Beweiſen ließ ſich die Behauptung nicht und er nahm das Geheimnis mit ſich in's Grab. Im Teſtament war Donna Clara reichlich bedacht; aber der kleine Zettel, den der alte Herzog ſterbend zu ihren Gunſten geſchrieben hatte, verlor alle Giltigkeit — wenn er ſie überhaupt je gehabt hatte — neben dem vollgiltigen, in aller Rechtsform aufgeſetzten Teſtament. Mario Terragiano war es ſelbſt, der Jazinta von dieſer Wendung der Dinge in Kenntnis ſetzte und der ſich glücklich pries, daß durch ihn das Recht an den Tag gekommen und Adriane unzweifelhaft die rechtmäßige Erbin an der Stelle ihres verſtorbenen Vaters ſei. Er ſetzte hinzu, er hoffe, Jazinta werde recht bald nach Palermo kommen und die verwandtſchaftlichen, freundlichen Beziehungen, die der traurige Prozeß verhindert habe, zwiſchen den Alcamo und den Tarregiano anknüpfen.

„Welche großmütige Geſinnung, Mama!" rief Adriane ganz erfreut nach Leſung dieſes Briefes: „Mario Tarregiano verliert unſertwegen ein großes Vermögen und läßt doch nicht das geringſte Bedauern durchſchimmern."

„Ich will ihm nicht großmütige Geſinnung abſprechen, Adriane; es wäre jedoch möglich, daß Mario Tarregiano an den Plan ſeines Vaters in Beziehung auf Dich denkt."

„Daraus kann freilich nichts werden!" rief Adriane: „aber in gutem Vernehmen wollen wir mit ihm und den Seinigen ſtehen, nicht wahr? ... Was wird Rüdiger ſagen . . . was Graf Euben . . .was alle, welche Dich als Malerin gekannt haben, Mama? Ich bin noch immer ſo erſtaunt, daß ich Dich gar nicht als Fürſtin Alcamo mir vorſtellen kann.“

„Liebes Kind, ich bin immer dieſelbe Jazinta: die arme Malerstochter — Don Diego's Frau — die Malerin Espérance Sisania — Fürſtin Alcamo — immer Jazinta, eine und dieſelbe Perſon, die gleichſam in verſchiedenen Kleidern den Weg ihres Lebens wandelt. Mögen dieſe Gewänder roſenfarben oder aſchgrau ſein — ſie ſind nur das Pilgerkleid, das zurückbleibt, wenn Jazinta ihr letztes Ziel erreicht hat und vor dem Throne des ewigen Richters erſcheint. Laß Dich nicht blenden, Tochter meiner Seele, durch den plötzlichen unerwarteten Glückswechſel! ob Du reich oder arm — ob Du hoch oder niedrig geboren biſt — ob Du Dich nenneſt Siſania oder Alcamo oder Euben: darauf kommt nichts an! In der heiligen Meſſe, die dereinſt der Prieſter für Deine abgeſchiedene liebe arme Seele leſen wird, iſt von jenen Namen, iſt von Rang und Stand keine Rede; da nennt er Dich im Gebet — Adriane. Vergiß das nicht.“

Rüdiger wäre gern gleich nach Jazinta's Brief abgereiſt und zu ihr geeilt; aber Philibertens unerwartete Ankunft und der Kummer, den ſeine Eltern darüber empfanden, machten es ihm unmöglich. Graf Euben, der alle Ereigniſſe, welche ihn betrafen, in der Beleuchtung durch bengaliſches Feuer zu ſehen pflegte, und der überall ſcharfe Ecken abzuſchleifen wußte, war von Philibertens Flucht aus dem Hauſe ihres Mannes, war von dieſem verkehrten und törichten Schritt ſeines Lieblingskindes dermaßen ergriffen, daß er faſſungsloſer war, als die Gräfin. Dieſe begehrte, daß Philiberte auf der Stelle nach der Reſidenz zurückkehre, in ihr Haus zu ihrem Kinde; allein Philiberte war nicht dazu zu bewegen. Sie warf ſich der Gräfin zu Füßen und beſchwor ſie unter Strömen von Tränen dies nicht von ihr zu verlangen; ſie wolle von Theoderich getrennt werden.

„Aber bedenke, Du unglückſeliges Kind, welche Zukunft bereiteſt Du Dir, bereiteſt Du ihm!“ ſagte die Gräfin: „Du ruinierſt Dein und Deines Mannes Leben. Eine Trennung iſt ja etwas Unerträgliches für beide Teile, denn das Band der Ehe iſt nicht zu löſen, ſondern nur die äußere Gemeinſchaft kann aufgehoben werden. Das gibt eine Zwitterexiſtenz, die mit der Zeit unaushaltbar wird und die Du Deinen zwanzig Jahren nicht aufbürden darfſt.“

Allein Philiberte hörte auf keine Vorſtellungen und fuhr fort zu weinen, zu bitten, zu klagen. Schließlich legte ſie ſich ins Bett, verſicherte, ſie ſei ſchwer krank, werde vielleicht ſterben und ziehe den Tod der Rückkehr zu Theoderich vor. Endlich gelang es der mütterlichen Zuſprache aus Philiberte heraus zu bringen, um was es ſich denn eigentlich handele — und das war nichts weniger als ein Religionswechſel, den Philiberte und Herr von Fleuranges vornehmen wollten, um einander heiraten zu können, ſobald ihre Trennung von Theoderich erfolgt ſei. Und dieſe Trennung ſei ſehr leicht zu bewerkſtelligen, da ſie heimlich, ohne Vorwiſſen ihres Mannes, ſein Haus verlaſſen habe.

„Wo iſt denn Herr von Fleuranges?“ fragte die Gräfin.

„Auf der Eiſenbahn, die ihn ſchnurgerade nach Petersburg bringt, beſte Mama,“ lautete die Antwort, durch welche ſich die Gräfin etwas beruhigt fühlte, da Herr von Fleuranges in ſeiner neuen Stellung ohne Zweifel an andere Dinge zu denken haben werde, als an einen Religionswechſel. Um Philiberte nicht noch mehr aufzuregen, ſagte ſie gelaſſen:

„Dein Seelenzuſtand, liebes Kind, iſt in einem ſolchen Aufruhr, daß Du in dieſem Augenblick unzurechnungsfähig biſt. Ich ſehe ein, daß es am vernünftigſten iſt, wenn Du vor der Hand bei Deinen Eltern bleibſt.“

Nach dieſer Verſicherung ſchöpfte Philiberte Atem und verſprach ruhiger werden zu wollen, da ſie ſich in Schutz und Obhut der Eltern ſicher wiſſe. Als die bekümmerte Gräfin ihrem Mann die traurige Lage der Dinge mitteilte, rief er:

„Ja! das wird die ſicherſte Löſung ſein! Philiberte und Fleuranges müſſen proteſtantiſch werden!“

„So lange ich lebe, wird das nicht geſchehen,“ verſetzte die Gräfin entſchloſſen: „der Schritt wäre unwiderruflich . . . und folglich auch Philibertens Unglück.“

„Aber ſoll ſie denn in der Trennung von Theoderich ihr Leben vertrauern.“

„Hat ſie nicht verſtanden mit ihm und durch ihn glücklich zu werden, — inſoweit glücklich, als es ſich für eine verſtändige chriſtliche Gattin ſchickt! mehr verlange ich nicht! — ſo ſei ſie unglücklich durch die Trennung von ihm.“

„Du biſt eine Rabenmutter!“ rief der Graf entrüſtet; — aber die Gräfin brach aus:

„Was biſt Du geweſen, als Du Philiberte nicht warnteſt vor einer Ehe mit Theoderich, mit einem blaſierten Weltmenſchen ohne Glauben, ohne Gott, ohne irgend eine höhere geiſtige Begabung, die ſeine ſittliche Unvollkommenheit verſchleiern könnte; — nur ſchön, nur glatt und gewandt — alſo blendend für ein unerfahrenes und weltlich geſinntes Mädchen, wie Philiberte war; — und ſehr reich — alſo blendend für einen Vater, dem Glück gleichbedeutend iſt mit Glanz. Theoderich und Philiberte tragen beide die Verſchuldung an dem Unglück ihrer Ehe; aber . . . daß es überhaupt zur Ehe kam, das iſt zum großen Teil Deine Schuld. Ich war dagegen und zwar aus religiöſen Rückſichten. Du haſt von jeher dieſe Rückſichten übertrieben oder ganz und gar überflüſſig gefunden. Du haſt Philiberte, die nie Neigung zur Frömmigkeit, viel weniger einen frommen Sinn hatte, in ihrer Richtung beſtärkt, haſt immer Philiberten den Vorzug vor unſerer lieben vortrefflichen Lydia gegeben; — haſt immer Philiberte gewarnt, nur ja nicht in der Kinderſtube zu verſchwinden, wenn ſie heirate; — und haſt, als Theoderich's Antrag kam, Philiberte ermuntert, ihn anzunehmen und kein Gewicht auf den Mangel an Religion zu legen. Und jetzt, da das Elend einbricht, welches dieſer Mangel ſtets und unfehlbar nach ſich zieht, weil mit ihm die Schranke fehlt, welche der Leidenſchaft ein gebieteriſches: Bis hieher und nicht weiter! entgegenſtellt: jetzt nennſt Du, der Du das alles mitverſchuldet haſt, mich eine Rabenmutter, weil ich das Übel, das ſchon groß genug iſt, nicht vollſtändig unheilbar machen will.“

Die Gräfin hatte ihre Vorwürfe mit einer ſo heftigen Erregung gemacht, daß der Graf, der ſich vielleicht in ſeinem Gewiſſen getroffen fühlen mochte, ſeine Stellung in der Oppoſition nahm, von der Sache, die in Frage war, abſah, und nur behauptete, die Bigotterie der Gräfin habe Philiberten eine gewiſſe Gleichgültigkeit in Glaubensſachen beigebracht.

„Übrigens,“ ſo ſchloß er, „ſind wir im Zeitalter der Toleranz und wir wiſſen ganz gut, daß es vollkommen einerlei iſt, ob der Menſch in die Meſſe geht oder in die proteſtantiſche Predigt. Weder durch das eine noch durch das andere wird bewirkt, daß er ein braver Mann oder ein Spitzbube ſei. Das hängt von ſeinem Charakter ab.“

„Aber was entwickelt einen guten Charakter? — gute Grundſätze. Und worauf beruhen gute Grundſätze? — auf den Glaubenslehren der chriſtlichen Offenbarung. Und was gibt uns Kraft in den Stürmen der Leidenſchaft, bei unſeren guten Grundſätzen zu beharren? — der Empfang der heiligen Sakramente, welche uns die dazu notwendige Gnade bringen. Was Dein Gerede von Toleranz betrifft, Wilibald, ſo ſingen die Spatzen auf den Dächern davon, wie man heutzutage tolerant für die Niederträchtigkeit jeder Art und nur intolerant für die Wahrheit, und was mit ihr zuſammenhängt, iſt. Nicht mir obliegt die Verantwortung dafür. Wohl aber habe ich für meine Tochter dereinſt Rechenſchaft abzulegen. Gott hat ſie mir gegeben als ein katholiſches Kind, und katholiſch ſoll ſie bleiben — und wenn ſie vor Gram ſterben ſollte . . . was übrigens nicht geſchehen wird.“

„Dein Fanatismus überſteigt alle Grenzen! laß doch das Kind glücklich werden in ſeiner Weiſe.“

„Würdeſt Du nicht vorziehen Deine Tochter tot im Sarge — als lebend in Bigamie zu ſehen, Wilibald?"

„In Bigamie! gräßlicher Ausdruck, der nicht auf proteſtantiſche Verhältniſſe paßt."

„Deſto ſchlimmer für ſie! was für ſie paßt oder nicht paßt, geht uns nichts an, Wilibald. Wir haben eine feſte und ſichere Richtſchnur: Das Band der Ehe iſt unauflöslich; — das iſt katholiſche Glaubenslehre und Du weißt — katholiſch heißt allgemein. Es iſt alſo eine allgemeine Glaubenslehre. Wer ſie verwirft, ſehe zu, wie er das verantworten kann; aber Bigamie bleibt Bigamie."

„Es können ganz reſpektable Leute ſein," verſicherte der Graf.

„Meine Tochter ſoll nicht zu ihnen gehören," verſetzte die Gräfin trocken, „und mein ganzes Streben wird dahin gehen, Philiberte davor zu ſchützen. Daß Du mir keine Schwierigkeiten machen, vielmehr mich unterſtützen wirſt, darauf rechne ich, Willibald."

Da ſich die Gräfin diesmal in ihrem vollen Recht nicht bloß wähnte, ſondern wußte, war ſie friedfertig geſtimmt, bot dem Grafen freundlich die Hand und ſagte, indem ſie aus dem Salon in ihr Zimmer ging:

„Ich ſchreibe an Theoderich."

Rüdiger hatte ſich nicht in das Zwiegeſpräch ſeiner Eltern gemiſcht. Er ſtand in dieſer Frage auf der Seite der Mutter und fand, daß Vernunft und Gewiſſen im Einklang mit der Glaubenslehre wären, und daß eine entgegengeſetzte Anſicht nur aus dem Bedürfniſſe der menſchlichen Leidenſchaften entſpringe und angenommen werde, weil ſie denſelben ſchmeicheln. Iſt aber der Menſch, ſprach er zu ſich ſelbſt, für ein Ziel geſchaffen, das über dies Erdenleben hinausliegt und ihn einer höheren Lebensordnung einreiht, ſo muß er, um dies Ziel zu erſtreben und zu erreichen, Mittel ergreifen, die jener Ordnung entſprechen und die ihm helfen, ſeine Leidenſchaften zu bekämpfen — nicht aber ſich ihnen hingeben. Das iſt meine Überzeugung . . . aber Glaube und chriſtlicher Glaube iſt das noch nicht; es iſt ein Schluß, den meine Vernunft macht. —

„Es iſt doch eine miſerable Exiſtenz, Rüdiger! Du ſiehſt mir auch ganz melancholiſch aus und könnteſt froh und vergnügt ſein!“ ſagte Graf Euben und ging unmutig im Salon auf und nieder: „Eben hat man eine Freude gehabt und ſicher folgt ihr eine Unannehmlichkeit. Auf die gute Nachricht der Fürſtin dieſe Geſchichte mit Philiberte! . . . Aber nimm ſie Dir nicht allzu ſehr zu Herzen und ziehe daraus die Lehre, daß ein verſtändiger Mann ſeine junge ſchöne Frau nicht vernachläſſigen, nicht monatelang ohne irgend eine Notwendigkeit ſich von ihr trennen und in der Welt umherſchweifen ſoll. Dadurch kommt die Frau auf allerhand Gedanken und beſonders auf den einen, ſehr gefährlichen, daß es nicht ſehr ſchwer ſei, ohne den Herrn Gemahl zu leben . . . woran ſich denn manches andere knüpft. Ich rate Dir freundſchaftlich, Rüdiger, laß dieſen Gedanken nie in Adriane aufkommen. Jetzt aber will ich der Fürſtin antworten und ihr Glück wünſchen . . . Philiberte hat mich ganz verſtört . . . Du weißt, ſie war immer mein Lieblingskind . . . aber ſei überzeugt, daß Dein Glück mir nicht weniger am Herzen liegt. Ich würde ſehr wünſchen, Dich und Dein Weibchen in der Nähe zu behalten. Glaubſt Du, daß die Fürſtin Euch hier laſſen wird? . . . ich muß ſie nach den Plänen fragen, die jenſeits Euerer Hochzeit liegen.“

Bevor der Graf ſein Vorhaben ausführen konnte, wurde ihm ein Telegramm gebracht.

„Von wem?“ fragte Rüdiger ganz gleichgültig, da ein Telegramm heutzutage die gewöhnlichſte Sache von der Welt iſt.

Aber der Graf antwortete nicht, wurde geiſterbleich und ließ das Blatt fallen. Voll Schreck hob Rüdiger es auf und ſah den Grafen fragend an. Als dieſer bejahend winkte, überflog er mit einem Blick die kurze Nachricht des Bankiers, daß die Unternehmung des Herrn van Sitart & Comp. nicht nur zuſammengebrochen, ſondern ſozuſagen untergegangen ſei, denn die Aktionäre würden ſich mit zwei bis drei Prozent begnügen müſſen.

ein Schloß faſt ſo groß wie das zu Altdorf, da war ein herrlicher Garten; da waren geräumige Stallungen; da hatte ſeine Frau ein hübſches Reitpferd und ritt mit ihm ſpazieren; da beſaß er ungefähr Alles, was er einſt ſo ſehr dem Grafen Sambach beneidet hatte und konnte gleich Jenem en grand seigneur auf ſeinem Schloß leben, und in den äußeren Herrlichkeiten der Welt ſchwelgen, die das Ziel ſeiner Sehnſucht geweſen waren. Aber ſie erſchienen ihm fortan öde und nichtig.

Dorothee, ohne doch eigentlich zu wiſſen wie tief Corneliens Herz durch Leonors plötzliche Heirath gekränkt werden mußte, fühlte wol daß es in der erſten Trauerzeit nicht ſchicklich ſein mögte ſie davon zu benachrichtigen, und gern hätte ſie noch länger mit der Mittheilung gezögert, wenn ſie nicht eine zufällige Nachricht gefürchtet hätte, da Leonors Beſitzung kaum zehn Meilen von Altdorf lag. Cornelie ſtarrte Dorothee vollkommen ungläubig an, und war weit eher geneigt zu glauben, daß ſie im Irrſinn — als daß ſie die Wahrheit rede. Als ſie denn doch endlich nach allen möglichen Erklärungen und Einzelheiten ſich überzeugen laſſen mußte, wurde ſie eiskalt, ſchlug verwundert die Hände zuſammen und ſagte tonlos: Mein Herrgott! was für Männer haſt du geſchaffen! ſind denn Männer

„Alſo ſtatt Einmalhunderttauſend Gulden — zwei bis dreitauſend!“ ſtammelte der Graf und zerriß wütend das Blatt.

„Hatteſt Du ſoviel Aktien genommen?“ fragte Rüdiger erſchreckt.

„Genommen und bar bezahlt . . . und zwar bezahlt, indem ich die Summe bei dem Bankier X. aufnahm. Jetzt ſchulde ich ihm Einmalhunderttauſend Gulden, muß entweder eine Hypothek auf Oberau machen oder Weißenhof verkaufen — und entbehre die Zinſen des Kapitals gerade jetzt, wo Du Deine Niederlaſſung haben mußt! . . . Es iſt diaboliſch!“

„Beſter Vater, wie biſt Du dazu gekommen, Dich auf die Spekulationen des Herrn van Sitart einzulaſſen, da Dir doch ſeine Antecedentien auf dieſem Felde bekannt ſind.“

„Ganz einfach durch Leonilla! Herr van Sitart hatte in der letzten Zeit mehr Glück als früher. Er wußte ſeine Tochter für ſeine Unternehmung dermaßen zu gewinnen, daß ſie ſich gleichfalls daran beteiligte. Sie ſchien des Erfolges gewiß zu ſein . . . und iſt nun auch um das Ihre gebracht, während der alte Spekulant aus unſerm Unglück Seide ſpinnen mag! . . . Und daß es gerade jetzt eintritt! . . . Es iſt eine Tücke des Schickſals — eine diaboliſche! . . . Reich war ich nie . . . aber ich konnte bequem leben. Einige Einſchränkung würde Deine Niederlaſſung in

Weißenhof mir auferlegt haben, denn von der Liebe zu leben iſt eine unpraktiſche Idee . . . ſogar für ein junges Ehepaar. Und jetzt dieſer Donnerſchlag in dem Augenblick, wo Adriane Millionen erbt! . . . Es iſt eine Demütigung ohne gleichen.“

Der Graf war in der heftigſten Aufregung und wünſchte die Spekulation, Herr van Sitart, Leonilla und ſich ſelbſt, in den Mittelpunkt der Erde verſenken zu können.

„Und was wird Deine Mutter ſagen!“ fuhr er fort: „wie wird ſie lamentieren, winſeln, weinen, mir meine Unbeſonnenheit einmal und zehnmal und hundertmal vorhalten. Sie iſt ohnehin aufgeregt durch Philibertens Unbeſonnenheit . . . und das alles bricht heute über uns ein, wie ein ſchweres Gewitter! — Rüdiger, ich bin nicht imſtande der Fürſtin zu ſchreiben, wie es vorhin meine Abſicht war und wie es ſich geziemt hätte. Du mußt es übernehmen, Rüdiger, Du mußt mich vertreten. Sage ihr, was Du willſt . . . was Du für das richtige erachteſt . . . ich bin mit allem einverſtanden! . . . Schreibe ihr.“

Rüdiger ſchrieb an Jazinta und ſprach ihr zuerſt ſeinen und ſeiner Eltern Glückwunſch zum Gewinn ihres Prozeſſes aus. Dann ſchrieb er ihr den Unfall der mißglückten Spekulation, der zunächſt ſeinen Vater, dann aber auch ihn betreffe, da dieſer Unfall das Mißverhältnis zwiſchen

Adrianens glänzender äußerer Lage — und der ſeinen, die jetzt mehr als beſcheiden ſei, in ſchreiender Weiſe hervortreten laſſe. Er glaube nicht, daß dies in Adrianens Gefühlen und in den Anſichten der Fürſtin eine Änderung bewirken werde; er halte es aber für ſeine Pflicht, die Fürſtin davon in Kenntnis zu ſetzen — auch deshalb, damit ſie nie dieſen Punkt ſeinen Eltern gegenüber berühre.

Dies Schreiben ging ſogleich nach der Reſidenz ab und ſchon am andern Morgen bekam Rüdiger in einem Telegramm die Antwort:

„Die Angelegenheiten des Vaters haben nicht den geringſten Einfluß auf die des Sohnes. Jazinta.“

Gräfin Euben hatte ihrerſeits zwei Briefe fortgeſchickt. Der eine lautete:

„Lieber Theoderich!

„Dein Aufenthalt in England verlängert ſich dermaßen, daß wohl nicht anzunehmen iſt, Deine Geſchäfte könnten Dich ein paar Monate feſthalten. Du wirſt jetzt, wo die Seaſon in London ihren Höhepunkt erreicht, Deine früheren Freunde ſämtlich wiedergefunden und frühere angenehme geſellſchaftliche Verbindungen wieder angeknüpft haben. Dazu das Intereſſe, welches eine Weltſtadt bietet, die nicht ihresgleichen hat — und ich begreife, wie ſehr Du Dich gefeſſelt fühlen mußt. Dies begreifen aber nicht alle, beſter Theoderich. Man meint wenigſtens, Du hätteſt Deine Frau mitnehmen und ihr das intereſſante England zeigen ſollen. Es gibt Stimmungen, in welchen nichts einen ſo wohltätigen Eindruck macht, als die Reiſe in ein fremdes Land; Stimmungen, in welchen nichts ſo ſchädlich iſt, als die Einſamkeit. Gewußt habe ich das immer und geleſen ſehr oft; jetzt erlebe ich es an Philiberte. Sie iſt hier bei uns und ich will Dir nicht verhehlen, daß ſie keine Luſt hat, ja ſogar, daß ſie eine entſchiedene Abneigung hat zu Dir zurückzukehren. Sie möchte von Dir getrennt bei ihren Eltern leben. Eine ſolche verkehrte Auffaſſung ihrer Pflicht und der Aufgabe ihres Lebens, entſpringt aus einer krankhaften Verſtimmung des Gemüts und darf nicht geduldet werden; denn eine ſolche Trennung wäre für Euch beide ein großes Unglück. Ihr habt einen Sohn. Stirbt dies Kind, ſo biſt Du ohne Nachkommen, ohne Erben Deines Namens, Deines Vermögens, während Philiberte des Troſtes beraubt iſt, in der Freude an einem Kinde das peinliche ihrer Lage zu vergeſſen. Ihr würdet beide mit der Zeit dieſes Verhältnis unerträglich finden und Euch nach ein paar Jahren wieder vereinigen. Du glaubſt jetzt vielleicht, es ſei Dir ganz genehm, ohne Philiberte zu leben; ja, Du lieferſt ſogar ihr und der Welt dieſen Beweis. Die Flitterwochen abgerechnet, iſt Euere Ehe nie ſo geweſen, als ob Ihr wirklich geſonnen wäret, für einander zu leben, und ich habe oft genug, doch leider ohne Erfolg, Philiberte auf dieſen großen Mangel aufmerkſam gemacht. Sie ſchob auf Dich die Schuld und Du wirſt ſie ohne Zweifel Philiberten zuſchieben. Ihr tragt beide daran, weil nun einmal in der Ehe alles gemeinſam iſt. Ich habe bis jetzt dieſen Punkt nicht mit Dir erörtern mögen, beſter Theoderich, weil dergleichen Angelegenheiten am ſicherſten und zweckmäßigſten von den Eheleuten ſelbſt behandelt und geordnet werden. Machen dieſe aber gar keine Anſtalten dazu, entfremden ſie ſich ſogar mehr und mehr von einander, dann wird es Pflicht, ſie aufmerkſam zu machen, auf welchem Irrweg ſie ſich befinden und zu welchem Unheil ſie beiderſeits gelangen, wenn ſie nicht umkehren. Ich bin feſt überzeugt, lieber Theoderich, ſchon jetzt ſiehſt Du das alles deutlich ein, wenn Du ein wenig überlegſt, was ich ſage. Ob Du es auch ſchon jetzt eingeſtehſt — das iſt eine andere Frage! vorderhand erwarte ich eine ſolche Selbſtüberwindung nicht von Dir. Ich bitte Dich nur, ſo dringend ein Mutterherz voll Sorgen bitten kann, überlege ohne Leidenſchaft, ohne Eigenliebe den Stand der Dinge und laſſe es nicht — ſo viel an Dir iſt — zu einer Trennung kommen, die eine ganze Kette von Elend nach ſich ziehen würde. Freilich würde Philiberte an dieſem Elend ohne Zweifel ſchwerer tragen als Du, weil ihre Stellung in der Welt viel ſchwieriger wäre, als die Deine, und durch ihren etwas unbeſonnenen und allzu lebhaften Charakter noch ſchwieriger wird. Deshalb rufe ich für ſie den Schutz und die Stütze an, die der Mann ſeiner Frau gewähren muß und beſchwöre Dich in dieſem Augenblick, Nachſicht mit Philiberte zu haben und ihre verkehrten Wünſche — falls ſie den Mut haben ſollte, ſie Dir auszuſprechen — ebenſowenig zu berückſichtigen, als ihr verkehrtes Benehmen. Ich glaube, es wird das beſte ſein, ſie auch nach Deiner Rückkehr eine Zeit lang bei uns zu laſſen. Vielleicht verlängert ſich Deine Abweſenheit; — dann wäre es ſogar ganz in der Ordnung, daß ſich Philiberte bei ihren Eltern aufhielte, da eine allzu große Freiheit und Selbſtſtändigkeit für ihre zwanzig Jahre nicht wünſchenswert iſt.

„Verzeihe mir dies lange Schreiben, beſter Theoderich. Bange Sorge um Euere Zukunft hat es mir eingegeben. Mögteſt Du es mit der Geſinnung eines Sohnes aufnehmen, wie ich es mit dem Herzen einer Mutter geſchrieben habe.

Victorie von Euben.

Der zweite Brief, den die Gräfin ſchrieb und den ſie an die franzöſiſche Botſchaft in Petersburg adreſſierte, war kürzer und war an den Vicomte de Fleuranges gerichtet.

„Herr Graf!

„Es gibt Augenblicke, in denen das arme, ſchwache Menſchenherz dermaßen unter dem Einfluß heftiger Leidenſchaften ſteht, daß es gleichſam beſinnungslos iſt und in dieſem kläglichen Zuſtand auf Gedanken kommt, die es verwirft, ſobald Vernunft und Nachdenken ſich ruhig mit der Ausführung derſelben beſchäftigen. Der Verkehrteſte und traurigſte aller Gedanken, iſt der — an eine Apoſtaſie, denn er ſchleudert in's Verderben für die Ewigkeit. Dennoch hat eime junge, unglückliche Frau ihn gefaßt und zwar unter Ihrem Einfluß, Herr Graf. Ich bin überzeugt, daß Sie die Torheit und Sündhaftigkeit dieſes Gedankens einſehen, bevor Sie noch Petersburg erreicht haben und daß Sie ihn dort an dem Maßſtab der Vernunft und der gegebenen Verhältniſſe meſſen und ſonnenklar erkennen werdem, daß er unausführbar iſt. Dieſe Überzeugung, welcher ſich ein verſtändiger Mann nicht verſchließen kann, iſt aber auch der jungen Frau beizudrängen, die ihn, wie ich glaube, mit ihrer lebhaften Phantaſie ernſter aufgefaßt hat, als Sie, Herr Graf. Ich erbitte mir dazu Ihre Mitwirkung. Dieſe beſteht einfach darin, daß Sie nach drei bis vier Wochen der betreffenden jungen Frau erklären, eine Apoſtaſie gehöre in das Reich der Unmöglichkeit.

„Mit dieſer Erklärung fallen alle Folgerungen über den Haufen, welche an die Apoſtaſie geknüpft waren — und eben dieſes bezwecke ich. Welchen Eindruck Ihre Erklärung machen wird, ſei Ihnen gleichgiltig. Sie haben in dieſer Sache gar keine andere Rückſicht zu nehmen, als auf die Wohlfahrt der jungen Frau: Ein Gentleman wie Sie, wird davon durchdrungen ſein und wird gern perſönliche Gefühle zum Opfer bringen, wenn er dadurch die Ruhe des Herzens und die Wünſche des Lebens eines jungen Weſens erkaufen kann, das eine allzulange Zukunft vor ſich hat, um der bitteren Reue darin einen Platz einzuräumen. Ich verbleibe ꝛc. Victorie Gräfin Euben."

Rüdiger blieb noch zwei Tage in Oberau. Als er ſeine Eltern und Philiberte ruhiger fand, kehrte er nach der Reſidenz zurück, um mit Jazinta notwendige Rückſprache über ihre Zukunftspläne zu nehmen. Leonilla war in Waldenhauſen angekommen, hatte ſich aber nicht in Oberau ſehen laſſen, ſondern nur der Gräfin ein paar Zeilen geſchrieben und geſagt, Edwin ſei etwas unwohl.

„Vorwand!" ſagte der Graf: „die mißglückte Spekulation des Herrn Papa und deren Folgen für ſie und für mich ſind ihr peinlich; deshalb kommt ſie nicht."

„Glaubſt Du, daß Leonilla auch verloren hat?" fragte die Gräfin.

„Nun, das verſteht ſich von ſelbſt."

„O, nein! es iſt ſehr die Frage."

„Hätte Leonilla Kunde von einer Gefahr gehabt, ſo würde ſie mich gewarnt haben . . . das iſt meine feſte Überzeugung."

„Ich will nicht ſtreiten," erwiderte die Gräfin: „aber ich teile nicht dieſe Überzeugung."

„Dein Vorurteil gegen Leonilla iſt nun einmal nicht auszurotten."

„Ebenſowenig, wie Deine Vorliebe für ſie."

„Dieſe Vorliebe macht mich wenigſtens gegen niemand ungerecht," erwiderte der Graf ſo feſt, als ob er entſchloſſen ſei, in dieſem Punkt das letzte Wort zu behalten. Doch die gute Gräfin verzichtete nicht auf dies unveräußerliche Recht der Ehefrau und verſetzte:

„Die blinde Vorliebe iſt ſchon an ſich ſelbſt eine Ungerechtigkeit gegen andere."

Er ſchwieg ermüdet.

Drittes Kapitel.

Rüdiger ging mit dem Nachtzug nach der Reſidenz. Er dachte nicht, daß Jazinta de Alcamo die Verpflichtungen inne halten werde, die Espérance Visania übernommen hatte, und ging um neun Uhr morgens, von freudiger Ungeduld gedrängt, in ihre Wohnung. Filomena empfing ihn mit der Nachricht, die Signora ſei bereits in die Gemäldegallerie gegangen, um ein Bild zu vollenden. Adriane aber hatte Rüdigers Stimme gehört: ſie flog ihm frohlockend entgegen und als er fragte, ob er bleiben dürfe, rief ſie:

„Gewiß! gewiß! ich habe ſo viel zu ſagen.“

Ihr Geſpräch mit Leonilla und die Gedanken, die ſich daran knüpften, waren durch das Ereignis, das ihren Namen und ihre Stellung in der Welt gründlich veränderte, in den Hintergrund getreten. Jetzt auf einmal erinnerte ſie ſich deſſen und daß Leonilla ihr geraten habe, Rüdiger zu befragen, wenn ſie mit ihm allein ſei, und ſie beſchloß, den günſtigen Augenblick zu benutzen. Zuvor aber erzählte ſie ihm ausführlich, was Mario Tarrewirklich auch Menſchen? .... und war es nicht genug daß ein Euſtach mir begegnete? mußte auch noch ein Leonor dazu kommen? und bin denn ich ſo unbegreiflich erbärmlich, daß ich nur erbärmlichen Männern und in erbärmlicher Weiſe gefallen ann!

Aber wie ſie nun einmal war: ſie bebte vor keiner Entſcheidung zurück. Keiner hat mich geliebt, ſagte ſie entſchloſſen und wehmüthig; aber ich — ich habe geliebt! mit dieſem Bewußtſein kann man nicht glücklich ſein — ach nein! die Blüte, der Duft, die Verklärung fehlen im Daſein .... aber die ernſte Befriedigung nicht.

Zu dieſen verſchiedenen Aufregungen kam die letzte: die Nachricht von Aurorens Tod. Elsleben zeigte ihn ihr an. Aurora war zu früh niedergekommen und jammervoll mit dem Kinde während der Entbindung geſtorben. Ein unvollendeter an Cornelie gerichteter Brief machte ihr klägliches Ende noch kläglicher. Elsleben hatte ihn beigefügt und noch Manches über ihren unendlich traurigen Seelenzuſtand mitgetheilt. Unter andern ſchrieb ſie:

„Mir iſt im tiefſten Innern zu Muth als hätte „ich ganz umſonſt gelebt, liebe Cornelie, das heißt, „nichts von dem Allen erreicht und durchgeführt, „weder für mich noch für Andre, was ich mir als giano geſchrieben hatte und daß es die Abſicht der Mutter ſei, am Ende der Woche abzureiſen, ſchnurgerade nach Palermo. Sobald ſie ſich dort etwas orientiert und alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe, dürfe Rüdiger kommen.

„Und dann,“ ſetzte ſie lieblich hinzu, „dann bleiben wir immer beiſammen . . . nicht wahr, Rüdiger, immer! immer!“

Von der zärtlichen Zuverſicht in ihrem Blick, ihrem Ton ganz ergriffen und hingeriſſen, rief Rüdiger:

„O, Adriane, ich verdiene das Glück nicht.“

„Verdienen?“ erwiderte ſie ernſt: „ja, was verdient man denn? . . . ich weiß es nicht. Wenn wir aber vor dem lieben Gott auf die Knie fallen, ihm für ſeine Gabe danken und ihn bitten, ſie uns zu erhalten und unſer Glück fort und fort zu ſegnen, ſo dürfen wir hoffen, daß er uns als ſeine guten Kinder behandelt. Und deshalb denke ich auch, Rüdiger, daß wir zuſammen, bevor ich abreiſe, die heiligen Sakramente empfangen wollen.“

Rüdiger erbleichte und ſchwieg. Adrianens ſonnenhelles Auge wurde tief ernſt, als ſie dies wahrnahm. Ihr Blick ſchien in den Grund ſeiner Seele dringen zu wollen, als ſie leiſe und langſam fragte:

„Nicht wahr, Rüdiger, das wollen wir tun?“

„Ich weiß nicht, ob mir das möglich ſein wird,“ gab er eben ſo leiſe zur Antwort.

„Warum nicht möglich, Rüdiger?“ fragte ſie zitternd und alle Farbe wich aus ihrem Antlitz; ſogar ihre Lippen erblaßten.

„Es iſt mir nicht möglich,“ verſetzte er tonlos.

„Sollte Leonilla recht haben,“ fragte ſie eindringlich.

„Leonilla! was ſagt Leonilla!“ rief er aufgeregt.

„Sie ſagte, Rüdiger von Euben ſei ein Mann ohne Glauben . . . ſei kein Chriſt . . . vielleicht ſagte ſie es mit anderen Worten . . . aber dies war der Sinn . . . und iſt das ſo?“

Ein furchtbarer Kampf zerwühlte Rüdigers Herz, bis er endlich hervorbrachte:

„Ungefähr ſo.“

Aber unerbittlich fuhr Adriane fort:

„In dieſem Punkt gibt es nichts halbes. Was die heilige katholiſche Kirche zu glauben vorſtellt, weil ſie den vollen Schatz der Offenbarungslehren umfaßt und die Lehrerin der Völker bis zum jüngſten Tage iſt — das glaubt man, wenn man ein katholiſcher Chriſt iſt — . . . und wird man darüber auf Seele und Gewiſſen befragt, ſo antwortet man ja oder nein.“

„Nein!“ ſagte Rüdiger dumpf und ſtarr.

„Nein?“ ſchrie Adriane im hellen Klageton und ſank wie gebrochen auf einen Sitz.

„Adriane!“ rief er, fiel ihr zu Füßen und faßte ihre Hände: „nur jetzt kein Urteil über mich . . . oder ein barmherziges.“

Sie zog ihre Hände zurück, hob ſie zum Himmel auf und ſagte unter ſtrömenden Tränen:

„Lebe wohl, mein Glück!“

„Keine Entſcheidung, Adriane! . . . aus Barmherzigkeit keine Entſcheidung in dieſer Aufregung!“ flehte er.

„Und warum nicht jetzt? . . . würde ich tauſend Jahre alt — nie würde ich etwas anderes ſagen als: lebe wohl, mein Glück!“

„So ſage denn auch ich: lebe wohl, Adriane!“ ſprach Rüdiger entſchloſſen, erhob ſich und ging der Türe zu.

Da ſprang Adriane auf, kam ihm zuvor, warf ſich vor der Türe auf ihre Knie, breitete beide Arme aus und rief:

„Nein! . . . Nein! . . . ich faſſe ihn nicht, dieſen Abſchied für immer, dieſe Trennung auf ewig! es kann nicht ſein, Rüdiger . . . der Glaube iſt ja ein Bedürfnis unſeres Herzens, eine Forderung unſerer Vernunft . . . wir können uns ja gar nicht von ihm losſagen, ohne troſtlos, ohne lichtlos zu werden . . . und das ſollten Sie getan haben? . . . Vielleicht in einem Anfalle von Wahnwitz, von Betörung . . . was weiß ich! — aber der kann nicht dauern, der iſt vorüber, nicht wahr?“

„Ja wohl, in einem Anfall von Wahnwitz!“ erwiderte er finſter: „aber was damals zerſtört und verwüſtet worden iſt . . . das bleibt leer . . . und das iſt in meiner Seele die Stelle, wo der Glaube gelebt hat.“

„Das kann nicht ſein . . . das darf nicht fortdauern! . . . Du biſt ja kein böſer Menſch! iſt es denn möglich, daß Du nicht an Gott glaubſt!“

„Nicht an den dreieinen Gott der Offenbarung, den die Kirche lehrt; nicht an die Kirche als eine göttliche Anſtalt zum Heil, zur Beſeligung der Menſchheit . . . und folglich auch nicht an ihre Dogmen. Ich kann nicht lügen, Adriane.“

„Ich auch nicht, Rüdiger . . . und deshalb ſollſt Du wiſſen, daß zwiſchen Dir und mir alles aus und vorbei iſt, wenn Du dies Zimmer verläßt, ohne mir das Verſprechen gegeben zu haben, in den nächſten Tagen die heiligen Sakramente zu empfangen.“

„Ich kann das Verſprechen nicht geben.“

„O, Rüdiger, bedenke, was Du tuſt, bedenke, wie lieb ich Dich habe! ich würde Dich ja gern mit meinem Leben für den Glauben erkaufen. Aber mich mit Dir verbinden, wenn wir nicht im Glauben vereinigt ſind — das kann ich nicht. Täte ich es, ſo ſetzte ich meine Seele auf's Spiel, die durch Deinen Einfluß auf mich von Deinen verkehrten Anſichten angeſteckt werden könnte . . . und das darf ich nicht wagen. Ich darf keinen

Schritt rückwärts tun . . . aber Du, Rüdiger, Du mußt ihn vorwärts tun“ . . . —

„Nie gegen meine Überzeugung und am wenigſten jetzt, da Du eine reiche Erbtochter geworden biſt. Du haſt mein Herz gewonnen, als Du ein fremdes Kind warſt — ich habe Dich geliebt, als Du Adriane Siſania warſt — mir perſönlich liegt nichts weder an Deinem Namen, noch an Deinem Vermögen — ich werde Dich lieben, ſo lange mein Herz ſchlägt — Dein Beſitz wäre eine Glückſeligkeit, für die ich keinen Namen weiß — aber ich verzichte darauf, wenn ich ſie nur um den Preis meiner Überzeugung erringen kann.“

„Gräßlich!“ rief Adriane: „welch ein häßlicher Fleck fällt auf meinen Charakter, wenn ich unſere Verbindung in dem nämlichen Augenblick abbreche, wo Vermögen und Name mir zufallen. Es hat ja den Anſchein, als verlangte ich jetzt eine glänzendere Heirat zu machen. O gräßlich! . . . Doch das hilft nichts! ich muß auch das hinnehmen, auch das ertragen . . . und ich kann alles ertragen, wenn ich den Schmerz ertrage, Dich zu verlieren. O, Rüdiger! rette Deine Seele vom Verderben und rette mich aus dieſem Abgrund von Schmerz.“

Sie lag noch immer auf den Knieen, in Tränen ſchwimmend, die Hände ringend, aufgelöſt in den zwiefachen Schmerz um die Seele des Geliebten und um ihr verlorenes Glück. Beides war für ſie ſo innig verbunden, ging ſo feſt Hand in Hand, daß eine Schwankung ihr gar nicht in den Sinn kam. War Rüdiger kein gläubiger Katholik, ſo konnte ſie nicht ſeine Gattin werden — das ſtand klar vor ihrer Seele. Dies Opfer mußte gebracht werden. Sie war unerſchütterlich in ihrem Heldenmut. Je mehr Rüdiger gewahrte, wie ſie litt und welche Gewalt ſie ihrem Herzen tat, um es von ihm loszureißen, deſto heftiger wurde ſein Kampf, denn er wurde nicht, wie ſie, von der Gnade geſtärkt und getragen. Die Leidenſchaft iſt eine Schlange, die den ganzen Menſchen umſtrickt und ſeinen Willen, ſeine Vernunft, ſeine Erkenntnis, ſeine ſämtlichen Fähigkeiten unterjocht und ſie ſich dienſtbar macht. Nur nach und nach kann ſich der Menſch von dieſer Schlange befreien, ihre Ringe löſen. Nur ganz allmählich, und oft ſehr langſam und nicht ohne Rückſchritte, kommt der Wille wieder zu Kräften und die Vernunft zum Licht. Seine Leidenſchaft für Leonilla hatte Rüdiger überwunden; allein er litt noch an deren Folgen: an Schwäche des Willens und Verblendung des Verſtandes. Er ſagte ſich nicht, welche göttliche Kraft in einem Glauben liegen müſſe, der dieſem kindlichen, liebenden jungen Weſen eine ſo heldenhafte Entſagung zumute und möglich mache. Er fand hingegen ihren Ton gebieteriſch, unweiblich. Adriane war allerdings die Tochter ihres Vaters, ſehr heftig in ihren Gefühlen, ſehr lebhaft im Ausdruck derſelben und ſehr erregt in ihren Kämpfen. Das alles hatte bisher in ihr geſchlummert. Ihr Leben war ein klares Bächlein geweſen und ihre Liebe für Rüdiger hatte deſſen friedlichen Lauf nicht verſtört. Urplötzlich fand ſie ſich aus der Windſtille in den Sturm, aus dem Bach auf die hohe See geſchleudert. Urplötzlich ſah ſie ſich auf dem Punkt, wo der Menſch zu wählen hat zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen ſeinem Gewiſſen und ſeinem Herzen, zwiſchen Gott und einem Götzen. Sie beſann ſich nicht: ſie wählte. Aber ſie fühlte die Wucht ihres Opfers, und jedes Wort das ſie ſprach war ein Schrei, den der Seelenſchmerz ihr erpreßte. Rüdiger fand ſie zornig. Er ging in ſeiner verblendeten Stimmung ſo weit, den Verdacht auf Adriane zu werfen, daß ſie in ihrer früheren Lebensſtellung minder entſchieden ſich ausgeſprochen — vielleicht ſogar ganz geſchwiegen hätte. Endlich fiel ihm auch ein, daß Adriane Leonilla's erwähnte. Hatte ihr Leonilla etwas von Rüdigers Leidenſchaft für ſie geſprochen? war es etwa Eiferſucht, die Adriane aufreizte und die den Zwieſpalt im Glauben nur vorſchützte, um ihn zu kränken oder gar, um einen Bruch herbeizuführen. — — Aber dann ſah er ſie in ihrer Troſtloſigkeit auf den Knieen weinen und flehen — nicht um ſeine Liebe, nicht um ihr Glück — nein! . . . um ſeine Seele. Und welch ein Kleinod der Seele, welch ein Schönheitsſtrahl in der Seele mußte der Glaube ſein — welch ein unerhörter, unerſetzlicher Mangel andererſeits mußte in der Seele ſein, wo er fehlte, da dieſer Mangel für Adriane eine Kluft bildete, welche keine Liebe auszufüllen vermochte.

Das alles wogte auf und nieder in ſeiner Bruſt, und die Vorſtellung, Adriane in dem Augenblick zu verlieren, wo er unter den ſchönſten Zukunftsverheißungen ihrem Beſitz ſo nahe war, zerfleiſchte ſein Herz wie mit Geierkrallen. Und doch konnte er ſich nicht überwinden, dasjenige ſich unter die Füße zu legen, was er ſeine Überzeugung nannte, und was doch nichts anderes war, als die Umringelung ſeines Willens durch die Schlange, die nicht leiden wollte, daß ſein Hochmut ſich beuge und bekenne: Ich habe geirrt.

Er ſuchte ſich zu faſſen und Adriane zu überzeugen, daß er mit nichten ungläubig ſei, daß er an ein höchſtes Weſen, an Gott, glaube — und er ſprach lange in dieſem Sinn. Ja, er hoffte, ſie beruhigt zu haben, denn ſie hatte ihre Tränen getrocknet und ſich neben ihn geſetzt. Als er endlich nichts mehr zu ſagen wußte, wendete ſie ihr ſchönes, von Schmerz verſtörtes Antlitz ihm zu und gab ihm mit unbeſtechlicher Klarheit zur Antwort:

„Das will ich nicht bezweifeln, denn der Muhamedaner, der Jude, der Heide ſogar, glaubt an ein höchſtes Weſen. Aber unter dieſer Bezeichnung kann ſich ein jeder denken, was ihm beliebt. Dies genügt nicht, Rüdiger, um die heiligen Sakramente zu empfangen. Und das ſteht nun einmal feſt bei mir: ich werde nie! nie! die Frau eines Mannes, der ſich von Gottes Gnade ausſchließt und die heiligen Sakramente verſchmäht."

„Gott kann auch durch andere Kanäle ſeine Gnade mitteilen, Adriane."

„Das kann er und das tut er, zum Beiſpiel durch das Gebet — ich weiß es, Rüdiger. Allein Du empfängſt das heilige Sakrament der Ehe nicht würdig, wenn Du Dich nicht durch die Sakramente der Buße und der Kommunion darauf vorbereitet haſt. So ſpricht die heilige Mutter, die Kirche, und ihre Stimme iſt die Stimme Gottes, denn in ihr lebt der heilige Geiſt, der uns alle Wahrheit lehrt."

„Laſſe die Theologie beiſeite, Adriane und gönne auch der Liebe eine Stimme neben dem Glauben."

„Ich verſtehe mich nicht auf Theologie, ſondern nur auf den Katechiſmus, den die Kinder lernen, und den auch Du in Deiner Kindheit gelernt und jetzt nur ein wenig vergeſſen haſt. Aber nicht wahr, Rüdiger, lieber, geliebter Rüdiger, Du wirſt Dich auf ihn beſinnen? . . . Hörſt Du denn nicht, daß das die Stimme der Liebe iſt?"

„Nein, Adriane! die Liebe, wie ich ſie mir in ihrer höchſten Macht vorſtelle, nimmt ihren Flug hoch hinauf über verſchiedenartige Anſichten und Meinungen.“

„Wohlan, Rüdiger, ſo nimm Du dieſen Flug, denn Du haſt nur Anſichten und Meinungen zu überfliegen. Ich kann es nicht . . . denn ich ſtehe feſt auf dem Glauben und mit mir . . . meine Liebe.“

Er ſprach noch vieles; — ganz umſonſt.

„Laß das!“ ſagte ſie endlich: „es iſt aus und vorbei mit dem Glück, das ich gehofft habe. Bin ich Deiner nicht ſicher für die Ewigkeit, ſo mag ich Dich nicht für die Zeitlichkeit beſitzen. Der Himmel — das iſt die Stätte der Liebe. Die Erde iſt es nicht.“

Sie ſtand auf und ſagte mit feſtem Tone, aber mit blaſſen, zitternden Lippen:

„Lebe wohl, Rüdiger meines Herzens.“

Aber nun warf er ſich ihr zu Füßen und beſchwor ſie in einem Ausbruch der glühendſten Zärtlichkeit, Mitleid mit ihm und mit ſich ſelbſt zu haben. Doch ſie bewegte verneinend ihr ſchönes Haupt, blickte ihn unausſprechlich traurig an, beugte ſich zu ihm herab, küßte flüchtig ſeine Stirne und entwich wie ein Schatten mit bebendem Klagelaut:

„Lebe wohl, Rüdiger.“

Die Türe des Nebenzimmers fiel hinter ihr in's Schloß. Mit einem Gemiſch von Verzweiflung und Ingrimm drückte Rüdiger die geballte

„Aufgabe meines Lebens geſtellt. Und doch war „ich keine ſchlechte, leichtſinnige, pflichtvergeſſene „Frau! im Gegentheil! ich habe immer nach beſten „Kräften und Wiſſen meine Pflicht gethan — aber „ich bin nicht einen Augenblick über die Illuſionen „meiner erſten Jugend hinweg glücklich geweſen. Ich „fand nicht das in mir, was glücklich macht, und „daß ich es doch von Außen in mich hinein brin„gen wollte, wird wol mein Irrthum, mein Fehler „geweſen ſein. Meine Liebe hat mir keine Befrie„digung — mein Glaube keine Beruhigung gege„ben, denn ich verfolgte ſie über die Bedingungen „hinaus in denen ſich nun einmal der Kreis mei„nes Lebens abſchloß. Ich wollte durchaus etwas „leiſten, wirken, fühlen, ſchaffen, dem alle Ele„mente und Stoffe widerſtrebten, die ich unter mei„ner Hand auszubilden vorfand. Ich habe meinen „Mann nicht glücklich gemacht. Er wird ſich bald „tröſten, und thut Recht daran. Ich habe meinen „Sohn verloren, an dem mein Herz mit ſolcher „Liebe hing, daß es den ſpätern Verluſt ſeiner „Schweſter kaum empfand — und das iſt auch nicht „ſo, wie eine Mutter fühlen ſollte. Nun ſoll ich „wieder ein armes Kind zur Welt bringen: Einen „Sohn, einen Sohn, wünſcht Elsleben. — Du „wirſt ſehen, meine Cornelie, daß es auch diesmal

Hand vor ſeine Stirne und flüſterte: O, Leonilla . . . Fluch meines Lebens! — — Dann verließ er den Salon und ſagte im Vorzimmer zu Filomena:

„Ich bitte, ſagen Sie der Frau Fürſtin, ich ſei abgereiſt.“

„Wohin, Herr Graf, wird die Frau Fürſtin fragen;“ verſetzte Filomena etwas verwundert.

„Wohin . . . das weiß ich nicht . . . das wird ſich finden. Die Welt iſt weit.“

„Herr Graf ſcheinen unwohl zu ſein,“ ſagte Filomena beängſtigt durch ſein verſtörtes Benehmen.

„O, gar nicht! . . . Addio Filomena,“ erwiderte er, verſuchte zu lächeln und eilte hinweg.

Filomena ging beſtürzt in den Salon. Adriane war nicht da. Sie wollte in's Nebenzimmer gehen und fand die Türe verſchloſſen. Sie klopfte an und bat um Einlaß. Adriane antwortete:

„Ich werde Dich rufen, ſobald ich Dich nötig habe, Filomena.“

Filomena geriet in große Angſt. Sie hätte gern Jazinta von der Gemäldegallerie herbeigerufen; allein der Weg war weit und ſie getraute ſich nicht, Adriane allein zu laſſen. Sie ging ein paarmal an die verſchloſſene Türe, horchte und klopfte an. Adriane erwiderte immer:

„Noch nicht, Filomena . . . bald! bald!“

Filomena wurde ganz mißmutig und ſprach bei ſich ſelbſt: Torheit, daß ich mich quäle! Verliebte haben ihre Launen und zanken zuweilen mit einander, um ſich hernach deſto inniger zu verſöhnen. Es mag ſo etwas hier vorgefallen ſein. — Und ſie ging an ihre Geſchäfte.

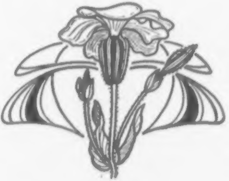

Viertes Kapitel.

Es war ein ganz unbeſchreibliches Gefühl, womit Jazinta den letzten Pinſelſtrich an dem Gemälde tat, das ſie auf der Bildergalerie malte. Dieſer Strich war der Grenzſtein, der für immer einem mühſeligen Abſchnitt ihres Lebens ein Ende machte, einem langen Abſchnitt voll Sorgen, voll Anſtrengung, voll Kummer, in welchem ſie keine Stütze und keinen Troſt hatte, außer in dem Gedanken, ihre Pflicht als Mutter zu erfüllen. Wie viel Tränen ſie geweint, welche bittere Angſt ſie ausgeſtanden, mit welchen Entmutigungen ſie gekämpft hatte — wie finſter ihr die Zukunft mit den tauſend Wechſelfällen, welche den Menſchen treffen können, ihr zuweilen erſchienen war — das alles zog jetzt mit dieſem einen Pinſelſtrich an ihrem innern Auge vorüber. Sie hatte Don Diego's Recht erkämpft; ſie hatte ihrer Tochter die Stellung in der Welt erkämpft, die ihr gebührte — und das hatte ſie vollbracht mit Gott und mit ihrem Pinſel. Rührung, Dankbarkeit, Wehmut, Freude, durchfluteten ihr Herz in einem namenlos ſeligen Gemiſch, aus welchem immer wieder und wieder, gleich dem Arom aus glühenden Weihrauchkörnern, heißer Dank gegen Gott aufſtieg, der ihr dieſen dornenvollen und kreuzesſchweren Pfad angewieſen hatte — aber auf demſelben auch ihr Führer, ihr Helfer, ihr Tröſter geweſen war.

All' dieſe Trübſal lag nun hinter ihr. Die Nacht war vorüber und der Tag angebrochen; — ja, um ſo heller, als die Schatten, die aus ihrem Jugendleben in ihn hinein hätten fallen können, mit Don Diego und Hyazinthe ins Grab geſunken waren. Sie war Fürſtin Alcamo und Adriane war die Erbin ihres Vaters.

So, mein treuer Freund! ſprach Jazinta bei ſich ſelbſt und küßte dankbar ihren Pinſel: dein ſchwerer Dienſt iſt jetzt zu Ende, doch zu meinem Vergnügen werde ich dich fort und fort brauchen und nie vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin. —

Darauf begab ſie ſich zu dem Kunſthändler, der die Signora **Espérance Sisania** ſehr protegiert hatte, ſagte ihm, daß ſie in ihre Heimat zurückkehre und nicht mehr Zeit habe ihr Gemälde zu firniſſen; er möge dieſes und auch die Verſendung desſelben an eine ruſſiſche Fürſtin beſorgen. Endlich kehrte ſie in ihre Wohnung zurück.

Verſtört kam Filomena ihr entgegen, reichte ihr einen Brief und ſagte, ein Diener aus dem Eubenſchen Hauſe habe ihn gebracht und habe auf ihre

Frage geſagt, Graf Rüdiger ſei in der Frühe angekommen, habe ſich umgekleidet und gefrühſtückt, ſei ausgegangen, ſei nach zwei Stunden wieder gekommen, habe den Brief geſchrieben und, als er ihn dem Diener zur Beſorgung gab, geſagt, er reiſe auf der Stelle ab; — und mit dieſen Worten ſei Graf Rüdiger in den Wagen geſtiegen und zur Südbahn gefahren.

„War er hier?" fragte Jazinta.

„Ja, gewiß! ungefähr zwei Stunden, zwiſchen neun und elf Uhr."

„Nun, dann wird Adriane wiſſen, weshalb er abgereiſt iſt," ſagte Jazinta, ging in den Salon und erbrach gleichgültig den Brief. Doch kaum hatte ſie die paar Zeilen überflogen, ſo rief ſie:

„Adriane!"

Bleich und ſtarr wie ein Marmorbild trat Adriane langſam ein, kniete vor ihrer Mutter nieder und legte den Kopf auf deren Schoß.

Erkläre mir, was Rüdiger meint," ſagte Jazinta und las:

„Adriane hat Unmögliches von mir begehrt.
„Da ich es ihr nicht gewähren konnte, hat ſie mir
„mit der äußerſten Entſchiedenheit erklärt, demzufolge
„könne von unſerer Verbindung keine
„Rede ſein. Nie werde ich aus Nachgiebigkeit
„gegen Adriane meine Überzeugung verleugnen.
„Wir ſind alſo auf immer getrennt! — Ich danke
„Ihnen ewig für das Wohlwollen, das Sie, gnä-

„digſte Fürſtin, mir bewieſen haben, indem Sie
„das Glück Ihrer Tochter mir anvertrauen woll-
„ten; aber Adriane zweifelt an dieſem Glück —
„und das iſt entſcheidend! — Bewahren Sie mir
„dieſe wohlwollende Geſinnung, wenn es möglich
„iſt, und in jedem Fall, gnädigſte Fürſtin, ſchen-
„ken Sie mir Ihr Mitleid."

„Was ſoll dies alles heißen?" ſetzte Jazinta hinzu: „was haſt Du verlangt?"

„Daß Rüdiger mit mir vor unſerer Abreiſe die heiligen Sakramente empfange; weiter gar nichts," entgegnete Adriane.

„Und auf ſeine Weigerung haſt Du alsbald mit ihm gebrochen?"

„Das verſteht ſich!" ſagte Adriane mit der größten Entſchiedenheit: „ich habe ihn gebeten, ihn angefleht . . . ich habe zärtlich und habe ernſt mit ihm geſprochen . . . auch er hat geſprochen . . . allein er blieb bei ſeiner Weigerung ſo feſt, wie ich bei meinem Verlangen — und folglich . . . ſagte ich ihm Lebewohl."

„Ohne ihm Zeit zu geben ſich zu beſinnen, ruhig zu überlegen? . . . o, mein armes Kind, was haſt Du getan?"

„Was ich tun mußte, teure Mama."

„O nein, armes Kind! Du haſt ihn jetzt vielleicht für immer von der Kirche zurückgeſchreckt, für die Du ihn hätteſt gewinnen können, wenn Du ihm nicht die Beſinnung geraubt hätteſt."

„Er hatte alle Zeit, ſich zu beſinnen, Mama. Wir haben ein paar Stunden hin und her geſprochen."

„Ja wohl, hin und her! Beide in Aufregung, beide in Leidenſchaft, beide in Schmerz!"

„Ganz richtig, Mama, ſo war es."

„Und von einem ſolchen Geſpräch läßt Du eine Entſcheidung abhängen, die ſeinem und Deinem Leben — Gott weiß, welche Richtung gibt! Hätteſt Du ihm wenigſtens eine Friſt gegönnt . . . mich mit ihm reden laſſen . . . er wäre zu gewinnen geweſen."

„Tadelſt Du mich?" rief Adriane troſtlos: „Ach! . . . ich habe dies ſchwere, ſchwere Opfer doch nur gebracht aus Liebe zu Gott . . .denn Gott kann nicht mit Wohlgefallen auf einen Menſchen ſchauen, der das verachtet, was er offenbart hat, . . . der ihm nicht in der Weiſe dient, wie er es verlangt."

„Gewiß nicht mit Wohlgefallen, aber mit Geduld, mit Langmut, mit Erbarmen, Adriane! Zu ſolchen armen Menſchen ſendet Gott ſeine Boten, ſeine Werkzeuge, um deren Bekehrung zu verſuchen, zu betreiben — aber in ſeinem Geiſt, nicht haſtig, nicht gewaltſam. Ein ſolcher Bote Gottes hätteſt Du für Rüdiger ſein können, ſein ſollen, mein armes Kind. Dein Opfer iſt groß, und Gott, der auf den guten Willen ſieht, wird es Dir lohnen . . . aber dem armen Rüdiger kommt es nicht zu gut."

„Doch, Mama, doch!" rief Adriane feurig: „ich will Gott bitten nicht an mir mein Opfer zu lohnen, ſondern an Rüdigers Seele. Wird die gerettet, ſo iſt das ein ſo großes übernatürliches Glück, daß ich vielleicht den Verluſt meines irdiſchen Glückes darüber verſchmerzen kann."

„Und haſt Du denn wirklich ganz entſchieden Euere Trennung ausgeſprochen?"

„Ganz entſchieden, Mama."

„Und das in einem Augenblick, wo Graf Euben pekuniäre Verluſte hatte und Du Millionen erbteſt."

Adriane ſtieß einen hellen Schrei aus.

„Nein, Mama! . . . Nie wird Rüdiger etwas Niedriges von mir glauben."

„Das hoffe ich, Adriane! . . . Aber nie wird Rüdiger den geringſten Schritt tun, um ſich der Erbin von Millionen wieder zu nähern, wenn ſie ihm nicht irgendwie ein Hinterpförtchen offen ließ."

„O nein, Mama, das tat ſie nicht!" ſagte Adriane: „ach, vergib mir, daß ich Dir jetzt Kummer mache, da wir doch ſo froh ſein könnten."

Sie blickte ſo flehend mit aufgehobenen Händen zur Mutter empor, daß dieſe wehmütig ihre Hand über Adrianens verweinte Augen legte und zärtlich ſagte:

„Mein liebes, armes Kind, Dir ſelbſt haſt Du ja den allergrößten Schmerz bereitet. Es iſt aber geſchehen . . . unwiderruflich geſchehen — und ſo müſſen wir gelaſſen die Folgen tragen. Hier hält uns nichts mehr zurück. Unter anderen Verhältniſſen hätte ich meinen Weg nach Italien über Oberau genommen, weil Graf Euben in einer gedrückten Stimmung iſt. Selbſtverſtändlich kann jetzt davon keine Rede ſein . . . und ich denke, wir reiſen je früher deſto lieber ab.“

„O ja, liebe gute Mama! laß uns abreiſen, ſobald wie möglich, und ſoweit wie möglich fortgehen, damit nichts mich an Rüdiger erinnere.“

Unter Strömen von Tränen, die zeitweiſe ihre fieberhafte Erregung beſchwichtigten, brachte Adriane die nächſten Tage zu. Ihr wollte das Herz zerſpringen vor Schmerz, auf dieſe Weiſe den Ort zu verlaſſen, wo ſie ihren kurzen Traum von Glück geträumt hatte; aber ſie klagte nicht. Sie blieb feſt und entſchieden. Ihre Mutter ſagte:

„Du begreifſt, daß ich den Sachverhalt einfach an Graf Euben ſchreibe. Willſt Du etwa ein paar Zeilen an die gute Gräfin beifügen?“

Hatte Jazinta gehofft, Adriane werde dieſe Veranlaſſung benutzen, um der Sache eine mildere Wendung zu geben, die allenfalls eine Anknüpfung ermöglicht hätte, ſo irrte ſie; denn Adriane antwortete traurig:

„Nein, Mama! . . . ich könnte der guten Gräfin nichts weiter ſchreiben als: Ich — und Rüdiger ohne Gott und Glauben — wir paſſen nicht zuſammen. Und das würde ihr unausſprechlich wehe tun . . . und mir noch tauſendmal mehr.“

Jazinta hegte in ihrem Herzen die Überzeugung, daß Rüdiger nicht im Unglauben verſtockt ſei, daß der Sturm, der ſeine Seele durchtobt hatte, freilich gar viele ſchöne Blüten abſtreifte, doch nicht die Keime für einen neuen Frühling hinwegfegte; daß milde Schonung und der unmerkliche Einfluß eines Glaubens, der mehr durch das tägliche Leben als durch Worte zum Vorſchein kommt, die beſte Wirkung auf ihn haben würde. Deshalb hatte ſie Adrianens Vermählung nicht beeilt; ja, ſie hatte bei ſich ſelbſt den Entſchluß gefaßt, die Hochzeit hinaus zu ſchieben und in ihrem erſten Schreiben an Graf Euben nur deshalb auf den Spätſommer hingedeutet, damit der Graf nicht etwa glaube, es liege der jungen Millionärin oder deren Mutter unter den veränderten Verhältniſſen nichts mehr an dieſer Verbindung. Wie feſt aber auch ihre Hoffnung auf Rüdigers Bekehrung war — Gewißheit hatte ſie nicht; Gewißheit konnte ſie ihrer Tochter nicht verſprechen, umſo weniger, als ſie ſehr klar ſah, daß Adrianens beſtimmte Herausforderung bei Rüdigers in ſich gekehrtem Charakter, nachteilig auf ihn gewirkt haben müſſe. Vielleicht war er jetzt

„heiſſen wird: Umſonſt! — In der Liebe habe ich „mich müde geſehnt — umſonſt! In der Religion „hab' ich mich müde gebetet — umſonſt! Für Mann „und Kinder habe ich mich müde gearbeitet — umſonſt! Jezt werd' ich auch ſterben müſſen — umſonſt! .... Denn ſterben werde ich; das fühle „ich an meiner unerhörten körperlichen Schwäche „und an der Klarheit meines Geiſtes mit der er „über den ganzen irdiſchen Abſchnitt meines Lebens „hinwegſieht, als über einen Schauplatz auf dem es „nichts Befremdendes mehr für ihn giebt. Sieh! „in meinen letzten Augenblicken kommt mir die Klarheit, die mir ſonſt immer gefehlt hat; — wiederum „heißt es da — umſonſt."

Dies war das letzte Wort geweſen welches ſie geſchrieben — vielleicht der letzte Gedanke den ſie gedacht hatte. Corneliens Sinne vergingen und ihr Herz drohte ſich vor Weh und Jammer zu ſpalten. Zum Glück löste der Körper durch eine Krankheit das zerſetzende Leid von der Seele ab.

Sie genas, aber langſam und traurig. Das Leben kam ihr feindlich vor. Todt und entfremdet war ihr Alles was ſie je geliebt. Nur Triſtan — und daß ſie wieder in ihrem geliebten Altdorf war — und daß Gotthard bei ihr war — machte ihr Muth für ihren Wiedereintritt ins Leben. Sie hatte viel für immer von einem Ziel zurückgeſchleudert, das ihm erreichbar geweſen wäre . . . und zwar durch die Hand, welche von der göttlichen Vorſehung beſtimmt zu ſein ſchien, ihn dieſem Ziel zuzuführen. Heißer Schmerz erfüllte Jazinta bei der Vorſtellung, daß Adriane für immer unglücklich und Rüdiger für immer elend werden könne. Und dies mußte gerade in dem Augenblick eintreten, wo ſie zum erſtenmal in ihrem Leben in der Ruhe der äußeren Umſtände verbunden mit Frieden in ihrer Seele war. Sie konnte weiter nichts tun als wiederum, nur anders als bisher, ſich und ihr Kind in die Arme Gottes und ſeiner himmliſchen Führungen zu werfen.

Jazinta ſchrieb an Graf Euben:

„Verehrter Graf!

„Das abgenutzte Bild vom Donnerſchlag aus blauem Himmel iſt doch das einzige, das ich brauchen kann, für Sie, wie für mich, da ich mich genötigt ſehe, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß die Verbindung unſerer Kinder ſich aufgelöſt hat. Wer die größere Schuld trägt, maße ich mir nicht an zu entſcheiden. Die traurige Tatſache ſteht feſt und ich denke, Graf Rüdiger wird Ihnen das nähere mitgeteilt haben.

„Heute Abend trete ich mit meiner Tochter die Reiſe nach unſerer Heimat an. Ich hatte gehofft, daß dies mit anderen Gefühlen ſtattfinden — und daß ich ein glückliches Kind unter das Dach ihrer

Väter zurückführen würde. Es ſollte nicht ſein. Adrianens ſchöne friſche Jugend iſt geknickt vom bittern Herzeleid und ſie iſt mein einziges Kind. Dies Wort ſpricht meinen ganzen Schmerz aus und Sie werden ihn begreifen, Sie verehrter Graf und die Gräfin Ihre Gemahlin.

„Es bleibt mir nichts übrig, als zu wiederholen, daß die dankbarſte Erinnerung an Sie mich durch das Leben begleiten wird, und daß ich unwandelbar in dieſer Geſinnung verharren werde.

Jazinta Fürſtin Alcamo.“

Jazinta hatte ganz richtig vom Donnerſchlag aus heiterm Himmel geſprochen, denn dieſen Eindruck machte ihr Brief, als er in Oberau geleſen wurde. Von Rüdiger hatte man noch keine Kunde; man wähnte ihn in der Reſidenz bei ſeiner Braut.

„Was kann ſie trennen?“ fragte der Graf ganz erſtarrt vor Schreck.

„Ein religiöſer Zwieſpalt,“ ſagte die Gräfin in Tränen ausbrechend.

„Nein . . . Leonilla!“ rief Philiberte

„Unſinn!“ murmelte der Graf.

„Keineswegs, Papa! Adriane hat erfahren, was weltkundig iſt: Rüdigers Leidenſchaft für Leonilla . . . und ſie fürchtet für ihre Zukunft.“

„Nein! ſoweit denkt ein junges, liebendes Mädchen nicht,“ ſagte die Gräfin — „und am wenigſten dieſe argloſe Adriane. Sie vertraut dem Mann, den ſie liebt, im Punkt der Liebe. Aber was den Glauben betrifft . . . —"

„Es wäre doch allzu einfältig," fiel der Graf ein, „wenn Adriane Schwierigkeiten erhoben hätte, weil Rüdiger nicht ſoviel Paternoſter betet, wie ſie.."

„Beſter Wilibald, Du weißt nicht, wie es in dieſer Beziehung mit Rüdiger ſteht . . . und ich fürchte, daß Adriane mehr weiß als wir alle."

„Nun wohlan, ſo beſſere ſie ihn! einer ſchönen Braut wird das ſehr leicht."

„Mit der Oberfläche begnügt ſie ſich nicht . . . ſie wird ohne Zweifel eine Bekehrung verlangen."

„Ich bitte Dich, Viktorie, faſele nicht, rede vernünftig!" ſagte der Graf und ließ ganz matt die Hände ſinken; „dies iſt ja ein unſäglich trauriges Ereignis. Es hat ſolange gewährt, bis Rüdiger ſich entſchloß an eine Heirat zu denken. Endlich tut er es. Wir ſprechen uns mit ſeiner Wahl zufrieden aus, obgleich ſie viel zu wünſchen übrig ließ, weil wir froh ſind, daß es dahin kam. Wir richten uns auf ſeine Heirat ein. Da trägt ſich eine merkwürdige unerwartete Verwandlung zu, die unſere Wünſche überflügelt — eine Verwandlung ſo glänzend, als ob ſie eine Ballet-Dekoration wäre. Kaum haben wir ſie mit froher Überraſchung angeſtaunt, ſo wird die ganze Herrlichkeit, auch wie im Ballet, vom Abgrund verſchlungen . . . und es iſt aus und vorbei mit der ſchönen

Braut und ihren Millionen! . . . Rüdiger wird ſich nie wieder zu einer Heirat entſchließen. . . . und bleibt er unvermählt, ſo erliſcht mein Haus mit ihm . . . er iſt der letzte Euben.“

Er ſchwieg tief bekümmert. Die Gräfin weinte. Philiberte rief entrüſtet:

„Was kann dies kleine naſeweiſe Perſönchen nur von ihm verlangt haben.“

„Das, was Du von Theoderich hätteſt verlangen ſollen, daß er ein gläubiger Chriſt ſei,“ verſetzte die Gräfin ernſt.

„Verſchone uns mit Deiner fixen Idee,“ ſagte der Graf ganz erſchöpft; aber die Gräfin, obſchon ſie ſehr betrübt und niedergeſchlagen war, ließ doch nicht die Veranlaſſung vorüber gehen und hielt einen kleinen Vortrag über die Notwendigkeit der Übereinſtimmung in Glaubensſachen für Eheleute; – fehle dieſe, ſo habe jede andere Übereinſtimmung keine feſte Grundlage, ſei nur Sache des Geſchmacks, der Laune, der Neigung, und wandelbar wie dieſe. Graf Euben hörte gar nicht darauf und ſtarrte in die Wogen ſeiner unbeſtimmten Gedanken hinein. Philiberte hörte noch weniger darauf und dachte, wenn Herr von Fleuranges und ſie zu einer andern Konfeſſion ſich bekennen würden, ſo ſei das, nach der Theorie der Gräfin eine Übereinſtimmung in Glaubensſachen, aus der eine ungewöhnlich glückliche Ehe hervorgehen müſſe.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von
3-598-51062-4
FNr. 20878 / 065

Es verſtrich noch ein langer banger Tag, bevor Rüdiger Nachricht von ſich gab. Er ſchrieb klar und unumwunden die Tatſachen und ſetzte hinzu:

„Niemals werde ich Adrianen oder irgend einem ſterblichen Weſen zu Gefallen, ein Heuchler ſein und mit dem Glauben ſpielen. Aber ich will nicht leugnen, daß ich vielleicht minder ſchroff gegen Adriane Siſania geweſen wäre, als ich es gegen Adriane de Alcamo geweſen bin — und ich bin überzeugt, daß Ihr, liebe Eltern, mich in dieſem Punkt gewiß nicht tadelt. Von meinem Schmerz ſchweige ich, denn der Euere würde nur erhöhet werden, wenn ich ſprechen wollte. Eines aber iſt gewiß: Adriane zerſtört das Glück meines Lebens und dennoch will ich lieber durch ſie unglücklich, als durch irgend ein anderes weibliches Weſen glücklich ſein: ein ſolches ſtände mit mir auf gleichem Boden. — Adriane aber ſteht höher als ich und der bloße Gedanke, daß ſie mich geliebt hat, vielleicht noch liebt, vielleicht um mich leidet, vielleicht mit heißem Schmerz das vorbringt, was ſie für ihre Pflicht hält — ſchon dieſer Gedanke gibt mir eine gewiſſe Befriedigung: ich zähle für etwas in ihrem Leben. Sie bleibt für mich ein ſtrahlender Stern, himmliſch und unerreichbar.“

„Überſpannter Menſch! . . . Phantaſt . . . Träumer!“ murrte der Graf: „Liebte er die Adriane wirklich ſo übermenſchlich, wie er es ſich einbildet, ſo hätte er ihr zu Gefallen an unſern guten Urſtammvater denken und in den Apfel beißen ſollen, mochte dieſer ſüß oder ſauer ſein — umſomehr, als es ja ganz gut iſt, die Sakramente zu empfangen. Sie ſind ja ſogar eine Vorbedingung, um in das Paradies der Ehe einzugehen. Nicht wahr, Viktorie.“

„Ja! aber nur der würdige Empfang kann Segen bringen. Hatte Rüdiger nicht die Abſicht das Sakrament der Buße reumütig zu empfangen, glaubte er nicht an die wirkliche Gegenwart im heiligen Altarsſakrament, ſo war es freilich beſſer. ſie nicht zu empfangen, als ſie zu entweihen. Aber daß es mit ihm ſo ſteht, o! das iſt gräßlich!“ ſagte die Gräſin ſchmerzlich.

„Wie hat es denn Theoderich in dieſem Punkt gehalten, Philiberte“, fragte der Graf.

„Das weiß ich nicht, lieber Papa,“ verſetzte ſie: „auf keinen Fall ſo, daß es unſerer Ehe Segen gebracht hätte.“

„Und ganz dasſelbe wirſt Du auch von Dir eingeſtehen müſſen,“ ſagte die Gräfin ſtreng.

Da kam Leonilla geritten. Sie entſchuldigte ihren ſo ſpäten Beſuch in Oberau damit, daß ſie zwei Kranke im Hauſe habe.

„Zwei?“ fragte die Gräfin.

„Ja, zwei. Edwin hat einen Anfall von gaſtriſchem Fieber und der neue Schloßkaplan von Bruſtentzündung.“

„Hier ſind ganz andere Dinge vorgefallen!“

rief der Graf unmutig: „zuerſt aber ſprich! biſt Du auch um das Deine gekommen bei dieſer charmanten Unternehmung Deines Vaters, die ein ſo ſkandalöſes Ende nimmt, daß ich für mein Kapital von hunderttauſend Gulden etwa dreitauſend bekomme, da die Aktien quaſi Papierſchnitzel geworden ſind, und zu weiter nichts taugen als eingeſtampft zu werden.“

„Beſter Onkel,“ erwiderte Leonilla gelaſſen und hoch, „ich bitte Dich, meinen armen Vater recht ſehr zu beklagen, da er ohne Zweifel mehr als Du verloren haben wird. Was mich betrifft, ſo hatte ich vor einiger Zeit Gelegenheit, meine Aktien nicht unvorteilhaft zu verkaufen, und da mir dieſer ganze Handel mit Papieren unbehaglich iſt, ſo legte ich das Kapital als erſte Hypothek auf ein Haus in der Reſidenz an.“

„Da hörſt Du es, Wilibald!“ rief Gräfin Euben triumphierend.

„Was, beſte Tante?“ fragte Leonilla immer im hohen Ton.

„Daß Du, wie ich behauptet habe, viel umſichtiger biſt, als mein Mann,“ erwiderte die Gräfin ſo, daß Verbindlichkeit den Spott dämpfte.

„Aber was iſt mein Verluſt gegen den, welcher Rüdiger getroffen hat! Die Braut mit ihren Millionen iſt dahin! Höre nur!“ rief der Graf und erzählte.

Grenzenlos war Leonilla's Erſtaunen. Hatte auf ihr Anſtiften Adriane die Glaubensfrage angeregt? . . . und Rüdiger! . . . ſtand er wirklich ſo wenig unter Adrianens Zauber, um ihr wegen dieſer Frage zu entſagen? . . . Auf der einen Seite dieſe entſchiedene Forderung — auf der andern dieſe entſchiedene Weigerung! . . . —

„Das iſt die merkwürdigſte Liebesgeſchichte, die ich je hörte," ſagte ſie, als der Graf zu Ende war. „Zwei Menſchen behaupten, daß ſie ſich lieben, und gehen in dieſer Weiſe auseinander! . . . Da ſieht man ſo recht, welch ein armſeliges Gefühl die Liebe iſt."

„So etwas kann bei vernünftigen Menſchen gar nicht vorkommen!" brach der Graf aus, „iſt nur möglich bei Rüdiger, dem Phantaſten, und bei Adriane, die von den Dingen der Welt kein Jota weiß. Rüdiger ſei, wie er wolle — er iſt doch tauſendmal beſſer als tauſend andere . . . und daß die Mutter, die Frau Fürſtin, dies nicht eingeſehen und dem kleinen einfältigen Geſchöpf nicht den Kopf zurecht geſetzt hat — das wird mir ein ewiges Rätſel bleiben."

„Die Frau Fürſtin wird denken, daß Adriane in ihrer Heimat eine glänzendere Partie machen könne," ſagte Leonilla trocken.

Dann wendete ſie ſich an Philiberte, die teilnahmlos dieſen Geſpächen und Erörterungen beigewohnt hatte und fragte kühl:

„Biſt Du mit Deiner Kur in Schlangenbad zufrieden?"

„Der Erfolg ſtellt ſich erſt ſpäter ein," gab dieſe ebenſo kühl zur Antwort.

„Wann wird denn Theoderich zurückkehren?"

„Noch lange nicht. Er geht nach Island."

„Nach Island! welch toller Einfall."

„Nun ja! daran iſt man bei ihm gewöhnt."

„Aber was will er in Island?"

„Ein Sechsgeſpann von isländiſchen Pferden kaufen."

„Kein übler Einfall! . . . Aber ein Sechsgeſpann von kleinen Korſikanern wären mir doch lieber."

„Nun, er kauft ja auch nicht für Dich die Isländer," ſagte Philiberte ſpöttiſch. Gegen Leonilla wollte ſie ſtets ihr Recht auf Theoderich behaupten.

Leonilla ließ bald wieder ihr Pferd ſatteln. Sie ſagte, ſie müſſe nach ihren Kranken ſchauen. Gräfin Euben bemerkte:

„Wie ſtörend es iſt, daß Ihr einen ſo kränklichen Schloßkaplan bekommen habt."

„Im Gegenteil, Tante! die früheren Exzeſſe werden nun wegfallen."

Philiberte lachte hell auf und die Gräfin ſagte lächelnd:

„Welcher Exzeſſe hat ſich denn der gute alte Kaplan ſchuldig gemacht?"

zu thun, zu beſorgen, zu bedenken; ſie war gänzlich unerfahren in Geſchäften; ſie mußte ſich einüben, und das zerſtreute ſie: Euſtachs letzter Wille hatte ſie zu Triſtans alleiniger Vormundſchaft erklärt.

Gotthard kam nach Altdorf ſo wie er Euſtachs Todesanzeige erhielt, wieder von dem Drang getrieben, der ihn nach Zürich geführt: um zu ſehen ob er nichts für Cornelie thun könne; — ſo war der offizielle Ausdruck; der geheime hieß ſein. Nur vereinſamte Menſchen wiſſen, welch eine Wonne es iſt doch wenigſtens eine Seele unter ihres Gleichen zu haben mit der ſie vergangener Tage gedenken, und zukünftige beſprechen können. Cornelie nahm ihn mit der herzlichſten Freude und Freundlichkeit auf, als ſie wieder die Wirthin in ihrem Hauſe machen konnte. Ihr tiefer Wittwentraueranzug machte auf Gotthard den vortreflichen Eindruck, daß er es für höchſt unpaſſend erkannte mit irgendwelchen Liebesanſprüchen hervor zu treten: folglich konnte er ſich nicht in dieſen verletzt fühlen und folglich nicht ſo unerträglich übellaunig und wunderlich wie in ſeinen Paroxismen zu Zürech ſein. Hingegen ſtellten ſich ſeine guten Eigenſchaften ins Licht, zwiſchen denen ſtrenge Rechtlichkeit der Geſinnung verbunden mit der größten Zartheit im Handeln, vorzugsweiſe ſich bemerklich machten. Cornelie

„Er führte Wallfahrten . . . er hielt Bittgänge, Andachten . . . das nahm kein Ende! Er vertrat Eueren alten harthörigen Pfarrer im Beichtſtuhl . . . —"

„Hoffentlich wird der neue Kaplan es ebenſo machen."

„Nein, Tante, das wird er nicht! das kann er nicht! . . . und er ſoll es auch nicht. Er ſoll bei uns von ſeinen übergroßen Anſtrengungen ſich erholen und geſund werden."

Und damit ritt ſie von dannen. Philiberte ſagte:

„Leonilla iſt wie der Oſtwind, der nichts als Dürre und Kälte verbreitet. Ich bin neugierig, den Geiſtlichen zu ſehen, den ſie ſich auserkoren hat."

Der Graf war ſchweigſam; es ſtürmte ſo vieles auf ihn ein und er war in dem ruhigen Geleiſe ſeines behaglichen Lebens ſo wenig an Stürme gewöhnt, daß er ihnen nicht gewachſen war. Der pekuniäre Verluſt beunruhigte ihn. Sollte er Weißenhof verkaufen und damit ſeine Schuld decken? aber das Haus zu Weißenhof war ſoeben für Rüdigers Niederlaſſung eingerichtet; und ſollte Rüdiger ſich ja einmal zu einer Ehe entſchließen, ſo wäre Weißhof ſchwer zu entbehren. Aber würde ſich Rüdiger je zur Ehe bequemen, da ihm der erſte Verſuch ſo wenig geglückt war? . . . Sehr ungewiß! . . . und ſehr wahrſcheinlich ſo ſpät, daß er, der Vater, nicht mehr die Freude haben würde, Enkel ſeines Namens zu erleben . . . Und Philiberte, ſein Lieblingskind, was hatte ſie für ein erbärmliches Los . . . ob durch ihre oder durch Theoderichs Schuld — gleichviel! erbärmlich war es nun einmal.

Theoderich hatte umgehend den Brief ſeiner Schwiegermutter beantwortet.

„Beſte Mama! Mit dem herzlichſten Dank für Dein gütiges Schreiben, muß ich doch die Erklärung verbinden, daß ich nicht Deiner Anſicht bezüglich einer Trennung ſein kann. Nach meiner Meinung hat Philiberte nichts beſſeres tun können, als ſich zu ihren Eltern zu begeben. Der erſte Akt in ihrer Ehe hieß Eiferſucht; der zweite — Leichtſinn; der letzte Akt dieſes Drama's kann kaum anders heißen, als Trennung. Es iſt viel gegen dieſelbe zu ſagen, und Du tuſt es mit großer Energie. Für die Trennung ſpricht aber dieſes, daß Philiberte mir eben ſo unſympathiſch geworden iſt, wie ich es ihr bin. Unter ſolchen Umſtänden iſt das gemeinſame eheliche Leben ein Bild der Tortur, die zwei Galeerenſklaven ausſtehen, welche ich einſt im Hafen von Toulon ſah. Das eine Ende einer ſchweren Eiſenkette war um den linken Fußknöchel des einen Sträflings geſchmiedet und das andere Ende um den rechten Fußknöchel des andern. Überdies war die Kette ſo kurz, daß die Unglücklichen nur einen Schritt und nicht weiter von einander ſich entfernen konnten, weder bei Tage noch bei Nacht, weder bei der Arbeit noch bei der Ruhe. Anmutig iſt dies Bild nicht, beſte Mama, aber treu der Wirklichkeit entſprechend — was Philiberte Dir beſtätigen wird. Ich wiederhole alſo, daß ich vollkommen einverſtanden bin mit Philibertens Schritt. Ich habe mich einer kleinen Geſellſchaft angeſchloſſen, welche des langweiligen, ſtets ſich wiederholenden Treibens in high life ebenſo überdrüſſig iſt wie ich, und wir wollen Nordlandsfahrten machen, wie die Seekönige der alten Tage. Es ſind einige Engländer, ein Ruſſe, ein Spanier und ich — ſelbſtverſtändlich lauter reiche, junge Männer. Wir wollen in Norwegens Klippen Seehunde ſchießen, auf Lapplands Schneefeldern das Renntier jagen und auf Island Pferde kaufen. Unſer Reiſeplan iſt auf ein Jahr gemacht. Das Weitere wird ſich finden. Auf ein Jahr, liebe Mama, wirſt Du auch gewiß ſo gütig ſein, mein Bübchen zu beherbergen, deſſen zartes Alter weibliche Aufſicht und Pflege in Anſpruch nimmt. Auch für ihn heißt es, das Weitere findet ſich. In Verehrung und Dankbarkeit, beſte Mama, verbleibe ich allzeit Dein ganz gehorſamer Sohn Theoderich Teutleben.“

Philiberte ſagte frohlockend, als Gräfin Euben ihr dieſen Brief mitteilte:

„Da haſt Du es ſchwarz auf weiß, Mama! Theoderich ſpricht eine Geſinnung aus, die ganz mit der meinen übereinſtimmt. Unſere Ehe iſt Sträflingsarbeit, iſt ein Zuſtand des Zwanges und uns beiden unerträglich. Durch den Glaubenswechſel erlöſe ich ihn und mich."

„Wovon?"

„Von der Qual einer unglücklichen Ehe."

„Du irrſt heftig! Du magſt wollen oder nicht und Schritte tun, welche Du willſt, — Du bleibſt unter dem Sakrament der Ehe und Theoderichs Gattin. Dies iſt Satzung Gottes. Wer wider ſie handelt, rennt in ein viel größeres Elend, als das iſt, dem er zu entrinnen dachte:

„Aber die Proteſtanten laſſen ſich ſcheiden, heiraten wieder und ſind ſehr glücklich."

„Haben ſie Dir ihr Gewiſſen enthüllt? haben ſie Dich in ihr Herz ſchauen laſſen? . . . Schwerlich! Die Proteſtanten haben nicht unſere Glaubenslehre vom Sakrament der Ehe, folglich handeln ſie nach einer Richtſchnur, die für ſie giltig ſein mag, für uns aber durchaus verkehrt, irrig und unſtatthaft iſt. Alſo ſchweige von ihnen und denke vielmehr daran, Deinen Kleinen zu holen, der nur ſchon ſeit Wochen der Obhut der Wärterin überlaſſen iſt." —

Damit war Philiberte einverſtanden; allein ſie zählte die Tage, die Stunden, bis ſie Nachricht von Herr von Fleuranges erhalten konnte.

* * *

Goldene Buchſtaben.

Erſtes Kapitel.

Es war im Dezember, in der Abenddämmerung. Im Salon ſaß Edwin und ſpielte ſein ewiges Domino mit dem Doktor. Vor dem Kamin ſaß nach ihrer Gewohnheit Leonilla, ſtarrte in die ſinkende Flamme und ſpielte gedankenvoll oder gedankenlos mit einem großen Fächer, den ſie zuweilen zum Schutze gegen die Glut vor den Augen hielt. Nur das leiſe Rauſchen dieſes Fächers unterbrach die tiefe Stille, denn das Klappern der Dominoſteine wurde verhindert durch den ſtarken Teppich, der den Tiſch bedeckte. Die Dominoſpieler ſaßen in der Nähe eines Fenſters, ſo daß ſie noch genug Licht hatten; — und das war ihnen ſehr zu wünſchen, denn als die Türe ſich öffnete und zwei Diener mit Lampen eintraten, ſagte Leonilla:

„Noch nicht!"

Und ſie verſchwanden. Die Flamme im Kamin ſank und ſank, flackerte nur noch zuweilen bläulich auf über den glühroten Funken, die beweglich wie feurige Ameiſen wirr durcheinander liefen in dem ſchwarzverkohlten Holz und einer nach dem andern erloſchen. „So ſinkt die Flamme des Lebens,“ dachte Leonilla: „ob ſie aus dem Brand von Cedern- und Sandelholz, oder von Weihrauchkörnern, oder von gemeinem Brennmaterial aufging — das iſt einerlei! geht ihr der nährende Stoff aus, ſo ſinkt und ſinkt ſie . . . und ſchließlich bleibt nichts übrig als ein Häuflein ſchwarzgrauer Aſche. Gräßlich! . . . aber es iſt ſo. Und das Gräßlichſte iſt, daß man ein Leben lieben kann, das unwiderruflich ſo endet.“ —

Wie eine Stimme vom Himmel, die das Menſchenherz an himmliſche Dinge erinnert, unterbrach das Glockengeläute der Schloßkapelle Leonilla's trauriges Selbſtgeſpräch, während Edwin alsbald die Dominoſteine durcheinander warf, ſich erhob, ſchellte und dem eintretenden Diener befahl, ſeinen Pelz zu bringen. Während dies geſchah, fragte Leonilla unmutig:

„Was bedeutet das, Herr Doktor?“

„Kaplan Oſorio predigt, Frau Baronin.“

„Aber weshalb? wozu die Neuerung?“

„Es iſt keine Neuerung. Frau Baronin haben es vergeſſen oder waren nicht um dieſe Zeit hier — aber an den vier Adventſonntagen iſt von jeher gegen Abend eine Predigt und Andacht gehalten worden, welche die Landleute von Waldenhauſen, Oberau und der ganzen Nachbarſchaft fleißig beſuchten.“

„Kommen Sie, Doktor!" drängte Edwin.

„Geh' nur voran, der Doktor folgt Dir," ſagte Leonilla, und gehorſam ging er, während ſie zum Doktor ſagte:

„Es iſt ein Unſinn, zweimal an einem Tage zu predigen, wenn man eine ſchwache Bruſt hat . . . und ich begreife nicht, Herr Doktor, weshalb Sie dergleichen Übertreibungen dem Kaplan nicht unterſagen."

„Weil er ſich nicht daran kehrt, Frau Baronin! wie alle Bruſtkranke hält er ſich nicht für leidend . . . oder ſpricht wenigſtens ſo. Ferner behauptet er, das Landvolk ſei viel begieriger und geneigter die Auslegung des Evangeliums zu hören, als man gewöhnlich annehme, und es ſei Pflicht des Geiſtlichen dieſe Neigung aus allen Kräften zu unterſtützen."

Ein Wagen fuhr in den Hof.

„Wer kommt da, Herr Doktor?"

„Ein Wagen aus Oberau . . . ich kenne die Pferde. Er hält vor der Türe der Kapelle, Frau Gräfin Euben ſteigt aus . . . und zwei dienende Frauen."

„Meine Tante iſt ſehr entzückt von den Predigten des Kaplans . . . — Ob das ein Lob derſelben iſt, kann ich nicht entſcheiden. Was halten denn Sie davon?"

„Ich, Frau Baronin? . . . Hm, ja . . . ich denke, daß denjenigen Perſonen, welche auf Kaplan

Oſorio's Standpunkt ſtehen, ſeine Predigten ungemein gefallen müſſen, denn er predigt mit tiefem Ernſt und ſchmuckloſer Einfachheit und das pflegt nur der zu tun, der die Wahrheit für ſich hat."

„Hat er Ihnen das, was er für Wahrheit hält, ſchon einleuchtend gemacht, Doktor?"

„Das will ich nicht behaupten."

„Gut! . . . ich verſtehe Sie, Doktor! Sie urteilen ganz objektiv. Sie erkennen an, daß Kaplan Oſorio eine Überzeugung hat und Sie bleiben bei der Ihren — wie ſich das für einen verſtändigen Mann ſchickt. Es iſt in der Tat recht jämmerlich und kein glänzendes Zeugnis für den menſchlichen Verſtand, daß ſich mein armer Onkel der frommen Seite zukehrt."

„Herr Graf Euben hat ſeit einem halben Jahr manchen Kummer und die ſchwere Krankheit gehabt . . . —"

„Sie meinen alſo, daß moraliſche Schwäche, daß Mangel an ſittlicher Kraft und an Stärke des Charakters dazu gehören, um den Menſchen eine gewiſſe religiöſe Richtung — oder mindeſtens die Hinneigung zu dieſer Richtung — zu geben."

„Ja! man findet das nicht ſelten."

„Nun! ein ſchmeichelhaftes Kompliment für die Religion iſt das nicht, Doktor."

„Wie man es nehmen will, Frau Baronin. Es gibt gar viele Leiden in der Menſchheit, und bewunderte ihn einſt um dieſer Vereinigung willen, aber er rief ablehnend:

„Um's Himmelswillen! dieſe Vereinigung iſt ja eben Schuld daran, daß ich ſo ſchwer zum Entſchluß, zur Ausführung, überhaupt zum Handeln in allen Angelegenheiten komme, die mich perſönlich betreffen. Zartheit und Gerechtigkeit kommen oft in den gräulichſten Conflict, und die arme Seele mit gleicher Liebe und Ueberzeugung an Beiden hängend und voll Verzweiflung nicht wiſſend zu wem ſie ſich halten ſoll, bleibt zagend in der Mitte ſtehen, und wird dafür von barbariſchen Leuten, z. B. von einer Gräfin Cornelie, unenergiſch und ſchwankend genannt.“

„Aber Sie wiſſen ja immer ſehr genau was Sie in meinen Angelegenheiten und für mich zu thun und zu laſſen haben — wandte Cornelie ein — warum verfahren Sie bei den Ihren nicht nach ähnlichen beſtimmenden Prinzipien?“

„Theils weil ich fürchte allzu ſelbſtiſche Rückſichten vorwalten zu laſſen, die man in die vortrefflichſten Prinzipe hineinſpielen kann, theils auch weil mein perſönliches Intereſſe mir nicht ſo am Herzen liegt, wie z. B. das Ihre. Für mich etwas durchzuſetzen, einen Prozeß zu gewinnen, ein überſehenes Recht geltend zu machen, einen begründeten wenn die Religion dieſe zu lindern vermag, ſo iſt das nicht übel.“

„Troſt und Linderung, die ich nicht aus mir ſelbſt ſchöpfe, ſind etwas fremdes, das nicht Stich hält, Doktor.“

„Wenn Sie krank ſind, Frau Baronin — was freilich noch nie geſchehen iſt, ſeitdem ich die Ehre habe Sie zu kennen — müſſen Sie Ihre Zuflucht zu Arzenei nehmen, können nicht die Geneſung aus ſich ſelbſt ſchöpfen. Warum ſollte man bei moraliſchen Leiden nicht dasſelbe tun dürfen?“

„Sie werden auch noch ein Oſorianer werden, Doktor!“

„Schwerlich, Frau Baronin! ich betrachte die Menſchen und Dinge objektiv — wie Sie ganz richtig bemerkten, und laſſe nicht ſo leicht Einfluß an mich herankommen, der mich in meiner ſubjektiven Richtung ſtört. Ich ſchätze den Kaplan Oſorio, ohne ſeine Anſichten zu teilen.“

„Aber Sie beſuchen ſeine Predigten. Da könnte er Sie für ſeine Anſichten gewinnen.“

„Ich höre ſeine Predigten, weil er ſpricht wie ein denkender Menſch — und das iſt nicht ſo allgemein, wie man geneigt iſt, anzunehmen. Ferner aber auch deshalb, weil ſie von allen Leuten beſprochen werden — und da will ich mitreden können.“

„Den erſten Beweggrund laſſe ich gelten. Der zweite iſt oberflächlich. Gehen Sie alſo und hören

Sie ihn. Ich unterhalte mich ſehr gern mit Kaplan Oſorio, aber Predigten ſind mir ein für allemal zuwider.“

Der Doktor ging in die Kapelle und Leonilla blieb am Kamin; aber nur ein paar Minuten. Dann ſtand ſie auf, hüllte ſich in ihre Mantille und ging raſch in die Kapelle; doch nicht in die obere Tribüne, ſondern über den Hof in den öffentlichen Eingang, wo ſie an der Türe ganz unbemerkt ſtehen blieb. Oſorio ſtand auf der Kanzel und predigte über die Hoffnung der Menſchheit auf den Erlöſer und über die Erlöſungsbedürftigkeit. Leonilla war ganz Ohr — für den Prediger; nicht für die Predigt. Er ſprach mit der klangvollen italieniſchen Bruſtſtimme, welcher keine Schwäche der Lunge anzumerken war — und mit italieniſchem Feuer, das durch deutſchen Ernſt einen nährenden Stoff — und durch deutſche Tiefe eine Begründung bekam, kein flackerndes Strohfeuer war. Für Menſchen, die guten Willen hatten, war er hinreißend, für Menſchen die logiſch dachten, überzeugend. Aber Leonilla hatte nur Ihren Willen, und einem ſolchen Willen klebt die Eigentümlichkeit an, daß er, weil er keiner höheren Ordnung ſich anfügt und unterwirft, überhaupt keine Ordnung zuläßt und jeden Augenblick die Kette folgerichtiger Gedanken ſprengt. Die Sonne des Chriſtentums, die Erlöſung, war ihr nicht aufgegangen, weil der Glaube, der das übernatürliche Auge für dies himmliſche Licht öffnet, im früheſten Keim bei ihr erſtickt war. So begriff ſie zwar die Sehnſucht des Menſchen nach Erlöſung; aber nur nach derjenigen aus ſeinem unvollkommenen Daſein. Und dieſe Erlöſung mußte der Menſch teils ſich ſelbſt verſchaffen in ſeinem Streben nach Glück, teils und endlich aber ſie erwarten von dem wahren Befreier, dem Tode. Was Oſorio da oben auf ſeiner Kanzel von dem Erlöſungswerke ſagte, war für ſie eine Mythe, die ihr lieblich klang, weil ſie ſo ſchön davon ſprach. Aus dem Munde eines anderen Predigers wäre es ihr ganz kindiſch vorgekommen.

Als die Predigt zu Ende war, ſchlüpfte ſie aus der Kapelle und zurück in den Salon, ohne den Schluß des Gottesdienſtes durch den ſakramentaliſchen Segen abzuwarten.

Eine Viertelſtunde ſpäter kam Edwin und ſagte:

„Die Tante grüßt.“

„Haſt Du ſie nicht eingeladen mit uns zu ſpeiſen?“ fragte Leonilla.

„Die Tante grüßt,“ wiederholte er: „da fährt ſie fort.“

Der Wagen der Gräfin fuhr eben aus dem Hofe und der Doktor trat ein.

„Hat der Baron nicht die Tante zum Speiſen eingeladen, Herr Doktor?“ fragte Leonilla unmutig.

„Doch, doch! gnädige Frau, aber . . . —"

„Aber ſie grüßt," fiel Edwin ein.

„Ja, ſie grüßt und dankt," fuhr der Doktor fort: „ſie will zur Speiſeſtunde wieder in Oberau ſein. Der Graf hat es nicht gern, wenn jemand fehlt."

Ein Diener trat ein und meldete, der Herr Kaplan laſſe ſich entſchuldigen, daß er nicht erſcheine; er werde auf ſeinem Zimmer ſpeiſen.

„Ich gleiche meinem Onkel, ich mag bei Tiſche keinen leeren Platz ſehen!" ſagte Leonilla: „ich bitte, Doktor, gehen Sie zum Kaplan und richten Sie ihm in meinem Namen aus, daß ich das Diner um eine halbe Stunde aufſchiebe, damit er zu Atem kommen, ſich ausruhen und erſcheinen könne. Nicht wahr, Edwin, Du warteſt gern das halbe Stündchen?"

„Nicht gern," murmelte Edwin.

„Es iſt überhaupt beſſer um ſechs Uhr zu ſpeiſen, wie in Oberau, als um halb ſechs, wie wir es tun."

„Nein!" ſagte Edwin mürriſch.

„So wollen wir es bei halb ſechs Uhr laſſen und nur heute um ſechs Uhr ſpeiſen; — ſonſt kommt der Kaplan nicht."

„Das iſt ein Grund, ja! wir eſſen um ſechs Uhr."

Edwin hatte eine große Zuneigung für Oſorio gefaßt — zum Teil durch Leonilla's Einwirkung.

Sie hatte ihm den guten verſtorbenen Kaplan unerträglich gemacht, weil ſie fortwährend verſicherte, er ſei unerträglich. Jetzt verſicherte ſie das Gegenteil von Kaplan Oſorio, und Edwin, der zwar zuweilen Anfälle vom Geiſt des Widerſpruchs hatte, glaubte ſchließlich doch immer das, was Leonilla behauptete und glaubte es in dieſem Fall um ſo leichter, als Oſorio ihn ſehr ſanft und rückſichtsvoll behandelte, die ein guter Prieſter für alle Leiden der Menſchheit hat. In der Ruine ſeines Geiſtes, zwiſchen allen kindiſchen Spielereien, die ihn ergötzten und beſchäftigten, war ein gewiſſes religiöſes Bedürfnis und Intereſſe für alles Religiöſe in Edwin wach geblieben, und Oſorio ſuchte dies auf jede Weiſe zu erhalten und zu pflegen. Leonilla hatte, wie alle ungläubigen Katholiken nicht bloß im allgemeinen ein großes Mißfallen an religiöſen Übungen, ſondern ſie wollte auch nicht leiden, daß andere ſich übten. Als Oſorio nach Waldenhauſen kam, ſagte Leonilla:

„Jetzt bitte ich Sie, Herr Kaplan, vor allem an Ihre Geſundheit zu denken und Ihre ſchwache Bruſt zu ſchonen.“

Oſorio verſicherte hoch und teuer ſeine Bruſt ſei nicht angegriffen und der Huſten weiter nichts, als die Folge zufälliger Erkältung und einiger Ermüdung geweſen.

„So ſprechen alle, die keine ſtarke Bruſt haben,“ verſetzte ſie: „Genug, Sie ſind hier bei uns um ſich zu erholen, und ſo betrachte ich es als meine Pflicht der Hausfrau dafür zu ſorgen, daß Sie ſich in der Tat erholen können.“

„Sie haben ſo gütig für mich geſorgt, gnädige Frau, daß ich nicht wüßte, was mir zu wünſchen, und welche Pflicht der Hausfrau Ihnen zu erfüllen bliebe.“

„Nein, Herr Kaplan, ſo laſſe ich mir meine hausfraulichen Pflichten nicht verkümmern, daß ich mich darauf beſchränkte, zu eſſen und zu trinken zu geben und Tiſche und Stühle in die Zimmer zu ſtellen. Wer unter unſerm Dach verweilt, dem ſoll es wohl gehen — und deshalb bitte ich Sie inſtändig alles zu meiden, was Ihrer Geſundheit ſchaden könnte — vor allem dürfen Sie nicht viel ſprechen.“

„Ich bin nicht ſehr geſchwätzig, gnädige Frau,“ ſagte er lächelnd.

„Das genügt nicht! Sie müſſen die Predigt am Sonntag einſtellen.“

„Ich habe genaue Kenntnis von allem genommen, was hier üblich iſt. Dazu gehört am Sonntag die kleine Homilie nach dem Evangelium.“

„So nehmen Sie wenigſtens ein Frühſtück vor der Meſſe.“

„Wiſſen Sie wirklich nicht, daß dies unerlaubt iſt, gnädige Frau!“

„Es gibt ja für alle mögliche Dinge Dispenſe.“

„Für ſtatthafte Dinge gibt es Dispenſe, für unſtatthafte nicht.“

„Wer entſcheidet über das was ſtatthaft iſt oder nicht?“

„Die Kirche, gnädige Frau.“

„Was iſt das für eine Perſon, die Kirche.“

„Die von Gott eingeſetzte Lehrerin der Menſchheit.“

„Aber ſie iſt ſtumm,“ rief ſie ungeduldig.

„Mit nichten, gnädige Frau.“

„Wer ſpricht in ihr . . . oder aus ihr?“ ſagte Leonilla mit ſteigender Ungeduld.

„Der heilige Geiſt, gnädige Frau.“

„Genug und übergenug davon!“ brach Leonilla aus: „Müſſen Sie durchaus die Predigt am Sonntage halten, ſo laſſen Sie das gemeinſchaftliche tägliche Abendgebet fallen, das die überflüſſigſte Sache von der Welt iſt, da ein jeder für ſich beten kann, ſo viel ihm beliebt.“

„Oder auch gar nicht, gnädige Frau. Die Leute des Schloſſes ſind daran gewöhnt, täglich um halb neun Uhr in der Kapelle zum Abendgebet ſich einzufinden und ſich dort verſammelt zu ſehen. Hört das auf und beraubt man ſie der Stütze der guten Gewohnheit, ſo nehmen Zerſtreuung, Ermüdung und tauſend Vorwände den leeren Platz ein, das Gebet wird vernachläſſigt . . . häufig vergeſſen.“

„Ihr Gewohnheitsgebet, Herr Kaplan, erinnert mich an die Gebetsweiſe irgend eines aſiatiſchen Volkes . . . Tunguſen glaub' ich. Da dreht der Betende eine kleine Maſchine und das bedeutet beten."

„Ich habe die gute Gewohnheit eine Stütze genannt, gnädige Frau, und das iſt ſie; denn ſie hängt mit der Ordnung zuſammen, und dieſe dient dazu, unſern Tag und folglich unſer Leben, im Gleichmaß zu halten."

„Das iſt aber ungeheuer langweilig."

Ein untergeordneter Tag iſt keineswegs ein unterhaltender Tag, gnädige Frau."

Leonilla war empört, daß Oſorio fortwährend eine andere Meinung nicht nur hatte, ſondern auch äußerte, als die ihre. Der verſtorbene Kaplan hatte auch eine andere Meinung; aber er ſchwieg. Dafür verachtete Leonilla ihn gründlich. Oſorio ſchwieg nicht. Er gab gelaſſen Antwort auf all' ihre ſcharfen, verkehrten und herausfordernden Bemerkungen. Es war unmöglich ihn zu verachten. Aber Widerſpruch gegen ihre Anſicht ſchien ihr Anmaßung zu ſein. Sie wollte herrſchen, auch über ihn. Dabei lag im Hintergrund ihrer Seele und vielleicht ihr ſelbſt nicht klar, der unüberwindliche Groll, den der Unglaube gegen die katholiſche Kirche und gegen alles hat, was zu ihr gehört, ſowie der geheime Wunſch, ſie irgendwie zu beſchädigen. Einen Mann wie Oſorio, von ſo beſtimmtem Charakter und ſo feſt in ſeinem Glauben zum Schwanken zu bringen, das wäre ein Triumph geweſen! das würde ihre Überlegenheit beſiegeln! — Vorderhand war dazu keine Ausſicht, und ihre Wünſche bezüglich der Verminderung gottesdienſtlicher Handlungen wurden nicht erfüllt. Die ſonntägliche Homilie und das Abendgebet in der Kapelle wurden beibehalten. Ja, es kamen noch andere Dinge hinzu.

In dem benachbarten Weißenhof war eine Kapelle der heiligen Anna, am Feſt dieſer Heiligen das Ziel einer großen Wallfahrt, die mit einem vollkommenen Ablaß begnadigt war. Es fanden fanden ſich alljährlich ein paar Tauſend Leute dort ein. Oſorio nahm freudig die Einladung des Pfarrers an, in der Frühe im Beichtſtuhl auszuhelfen und am Nachmittag zu predigen.

Es iſt unerhört,“ rief Leonilla empört, „daß ein geſcheidter Mann wie Sie, Herr Kaplan, den Ablaßkram begünſtigt, der doch einem ſo ſchlechten Ruf hat.“

„Bei wem, gnädige Frau?“

„Bei allen denkenden Menſchen.“

„Denken mögen dieſe Menſchen, gnädige Frau, aber ſie denken nicht das Richtige, wenn ſie nicht ſo denken, wie die Kirche es lehrt.“

„Das können Sie nicht von Leuten begehren, die nicht katholiſch ſind . . . oder die ſich nicht zur katholiſchen Kirche halten.“

„Nun, gnädige Frau, denn hat das, was dieſe

Leute denken, ja nicht das mindeſte Gewicht für den Katholiken, der ſeine Glaubenslehre kennt.“

„Wie Sie ſtolz ſprechen, Herr Kaplan!“ ſagte Leonilla ſpottend.

„Nicht ſtolz, gnädige Frau, nur ruhig.“

Plötzlich erklärte Edwin, er werde am St. Annatage zur Predigt kommen; ſie werde im Freien unter ſchönen uralten Linden gehalten; und das gefalle ihm. Leonilla tat ihr möglichſtes, um ihn davon abzubringen, ſtellte ihm die brennende Hitze, das Gedränge des Volkes vor, rief den Doktor zu Hilfe. Es war umſonſt! Hatte Edwin einmal geſagt: „Das gefällt mir!“ ſo blieb er dabei und die Sache geſchah. Leonilla war außer ſich. Sie hatte gerade in jenen Tagen Beſuch von Freunden aus der Reſidenz und dieſe mußten nun erleben, daß in ihrer Nachbarſchaft ein ſolcher Mangel an Kultur, ein ſolcher antediluvianiſcher Zuſtand herrſche, daß eine Wallfahrt Tauſende von Menſchen in Bewegung ſetzte. Auch ihren Mann. Edwin hatte freilich nicht viel bedeutet; allein der Wagen von Waldenhauſen, vierſpännig, Kutſcher und Diener in Livree — das wurde bemerkt, das wurde ohne Zweifel in liberalen Blättern beſpöttelt, und das hatte der Kaplan Oſorio angeſtiftet! ſie ſtaunte über ſich ſelbſt, daß ſie ihn nicht haſſe, daß ſie ſich in ihrer Nähe dulde. Doch ſie hatte ſich ſo viel Mühe gegeben ihn nach Waldenhauſen zu verſetzen, daß an ſeine

Anſpruch durchzuführen, — ach, liebſte Gräfin, das iſt ja nicht der Mühe werth meine Cigarre aus dem Munde zu nehmen um darüber Ja oder Nein zu meinem Anwalt zu ſagen!“

„Freilich, ſo waren Sie immer! und daher kommt es, daß man die größte Luſt hat Sie tüchtig auszuſchelten, und Ihnen doch wieder von Herzen gut ſein muß.“

Im Herbſt ging Cornelie nach Italien. Dorothee gab Leonors Bitten nach ſich bei ihm häuslich niederzulaſſen — wenigſtens verſuchsweiſe — und begleitete daher die Gräfin nicht, die ihr aber beim Abſchied lächelnd ſagte:

„Schwägerinnen harmoniren ſelten genug um auf die Dauer miteinander leben zu mögen. Sollten Sie keine Ausnahme von der Regel machen liebe Dorothee, ſo kommen Sie nur flugs nach Altdorf zurück, ſelbſt wenn ich noch in Italien ſein ſollte; denn Sie haben hier auch eine Heimat.“

Gotthard reiste ſpäter Cornelien nach, fand ſie in Florenz und war auf der ganzen Reiſe ihr ſorgſamer Begleiter und ihr ſachkundiger Cicerone. Er ſagte oft:

„Ich hoffe Sie ſtellen mir nach vollendeter Reiſe ein ganz vortrefliches Certifikat aus, und ich bin

Entfernung nicht zu denken war. Sie wollte ihn auch gar nicht entfernen, wohl aber bekehren — wie ſie es nannte. Genug, Edwin fuhr mit dem Doktor nach dem Gabelfrühſtück ſehr vergnügt von dannen und Leonilla blieb mit ihrer Geſellſchaft in dem kühlen Sommerſalon, den eine breite Veranda gegen die Sonne ſchützte.

Gräfin X. ſetzte ſich möglichſt bequem im Sopha zurecht, betrachtete wohlgefällig die Stickerei ihres weißen Morgenanzugs und ſagte:

„Wie bin ich froh, nicht genötigt zu ſein vor der Wallfahrtskapelle auf dem Erdboden zwiſchen Ameiſen zu ſitzen, und in der ſtehenden Nachmittagsſonne von Landvolk umdrängt zu ſein.“

„Ameiſen und Volksgedränge iſt das Erträglichſte bei dieſem Vergnügen; aber die Predigt! die Predigt!“ ſagte Graf X.

„Was das Volk von einer Predigt hat, iſt mir unbegreiflich,“ bemerkte Baron Z.

„Mir nicht! es hat nichts von ihr!“ verſetzte Leonilla: „es hört die hergebrachten frommen Redensarten, an die es ſeit ſeiner Kindheit gewöhnt iſt. Es nennt dies Erbauung und iſt befriedigt. Im Übrigen gilt das, was Pater Abraham a Santa Clara am Schluſſe ſeiner Fiſchpredigt des heiligen Antonius ſo ergötzlich ſagt.“

„Wer iſt der Mann?“ fragte Gräfin X., „eine ergötzliche Predigt höre ich gern.“

„Pater Abraham a Sta. Clara,“ entgegnete

Leonilla, „war vor zweihundert Jahren etwa ein Auguſtinermönch in Wien, deſſen burleſke, aber zuweilen witzige und ſchlagende Predigten ſehr beliebt waren und ihm einen großen Ruf verſchafften.“

„O, die Wiener! wenn ſie ſich amüſieren können, gehen ſie auch in eine Predigt!“ rief Baron Z.“

„Und tun ſehr weiſe daran,“ erwiderte Gräfin X., „ich ginge ganz gern in eine unterhaltende Predigt. Nun, Liebſte, erzähle! was iſt das — dieſe Fiſchpredigt.“

„Es iſt ein Gedicht, in welchem der heilige Antonius die Fiſche zu ſeiner Predigt ruft, weil die Menſchen ihn nicht hören wollen. Die Fiſche kommen auch in der Tat maſſenhaft und hören ſehr aufmerkſam zu. Doch, nachdem die Predigt aus iſt, ſchwimmen ſie in ihr Element zurück und da heißt es:

Die Hechte bleiben Diebe,
Die Aale bei der Liebe,
Die Krebſ' gehn zurücke,
Die Karpfen tun dicke;
Die Predigt hat gefallen —
Sie bleiben wie alle.“

„Sehr witzig und ſehr richtig!“ ſagte Graf X.; „die Krebſ' geh'n zurücke und die Karpfen tun dicke, weil das nun einmal in ihrer Art liegt. Es iſt eine unbegreifliche Verkennung der menſchlichen

Natur, zu wähnen, daß eine Predigt oder meinetwegen hundert Predigten ſie ändern könnten.“

„Der blinden Selbſtüberſchätzung eines Prieſters iſt alles möglich,“ ſagte Baron Z., „und doch ſieht Ihr Schloßkaplan, Baronin, nicht ſo beſchränkt aus.“

„Er iſt auch weder verblendet noch ſelbſtgefällig,“ verſetzte Leonilla, „allein er hat das Unglück Prieſter zu ſein. Er muß ſich der hierarchiſchen Zucht unterwerfen.“

„Es iſt etwas Rätſelhaftes; daß ſich in dem gegenwärtigen Kulturkampf, wie das beliebte Schlagwort heißt, ſo ungemein wenig Geiſtliche auf die Seite der Kultur ſtellen,“ bemerkte Baron Z.

„Das bewirkt die hierarchiſche Zucht, wie die Baronin ganz richtig ſagt,“ entgegnete Graf X.

„Ja, das iſt eben das Rätſelhafte, mein beſter. Die hierarchiſche Zucht verlangt von dem Geiſtlichen ein Leben voll Entſagung — und bereitet es ihm. Er muß verzichten auf die Ehe, verzichten auf Familienfreuden, verzichten auf eine glänzende Laufbahn, auf eine hohe Stellung, auf ein reiches Einkommen. Er hat ſich den Anordnungen ſeines Biſchofs zu unterwerfen und er unterwirft ſich — möge der Biſchof einen beſchränkten Verſtand und er einen eminenten haben. Er ſitzt lebenslang in einem Dorf oder in einem Winkelſtädtchen. Und dies Leben voll Entſagung und Unterordnung hat er gewählt und beharrt dabei — jetzt! in unſeren Tagen! wo er weiß, daß der Staat mit tauſend Freuden bereit iſt, ihn von dieſen Verpflichtungen zu diſpenſieren."

„Er kann aber Biſchof werden," fiel Gräfin X. mit wichtiger Miene ein.

„Er kann auch Papſt werden, gnädige Gräfin," verſetzte lächelnd Baron Z. „Dieſe Ausſichten ſcheinen mir aber etwas zu unſicher, um großen Einfluß zu üben, da verſchiedene Biſchöfe in Zuchthäuſern eingeſperrt ſind, und andere Biſchöfe etwas Ähnliches oder noch Schlimmeres zu erwarten haben. Übrigens gilt auch für die Biſchöfe meine Behauptung: es iſt etwas Rätſelhaftes in dieſem katholiſchen Prieſterſtand."

„Wäre es nicht katholiſch, ſo könnte man ſagen, etwas Erhabenes," ſagte Leonilla.

„Ja, ſtellen Sie ſich vor, Baronin! obſchon es katholiſch iſt, wandelt mich zuweilen die Luſt an, es erhaben zu nennen;" rief der Baron Z. „Sie lächeln! aber ich bitte Sie: dieſe Geſinnungstreue ohne Lohn in unſeren käuflichen, beſtechbaren, über Recht und Unrecht ganz konfuſen Zeiten mit lauter windſchiefen Anſichten; — dieſe Charakterfeſtigkeit unter einem Hagel von Spott, von Hohn, von Verleumdung, von Mißhandlung jeder Art — in unſeren ſchmarotzenden, kriechenden, ſchweifwedelnden, ſpeichelleckenden, vor der Gewalt ſich krümmenden Zeiten — ich bitte, wie wollen Sie das anders nennen, als erhaben — erhaben über jede weltliche, irdiſche Rückſicht."

„Beſter Freund, Du katholiſierſt!" rief ſchreckenvoll Graf X.

„Ich nenne es trotzig," ſagte Leonilla heftig: „dieſer Prieſterſtand bildet ſich ein etwas ganz beſonderes, auserwähltes zu ſein. Dieſer Anſpruch iſt der fortgeſchrittenen, geiſtig entwickelten Menſchheit unerträglich. Sie iſt auf dem Punkt angelangt, wo ſie im freien Reich des Geiſtes nicht mehr vermorſchte Schranken dulden kann, weil das eine Verzichtung auf ihr Recht wäre. Sie braucht nicht mehr den Prieſter; ſie verlangt ihn nicht. Lebe er wie alle anderen ehrlichen Leute — dawider hat ſie nichts; allein er gebe veraltete Anſichten und die damit verbundenen Anſprüche auf und füge ſich den Geſetzen, welche die Zuſtände des öffentlichen Lebens erheiſchen."

„Sehr richtig!" ſtimmte Graf X. ein: „ſie ſollen leben wie andere Leute. Warum verſchmähen ſie das ehrliche Leben? Das iſt eine Beleidigung des ſchönen Geſchlechts und ein Nachteil für die Vermehrung der Bevölkerung. Ausnahmegeſetze muß ſich Derjenige gefallen laſſen, der im Ausnahmezuſtand lebt."

„Dann müßte man auch für mich und meinesgleichen Ausnahmegeſetze machen," ſagte Boron Z.

„Wäre ich am Regiment, ſo würde es geſchehen!" rief Gräfin X. „Wer vierzig Jahre alt und unvermählt iſt, müßte die Hälfte ſeines VerVermögens für eheluſtige Leute hergeben, die wegen Armut nicht heiraten können.“

„Zu einer ſolchen Vergewaltigung der perſönlichen Freiheit kommt man mit Ausnahmegeſetzen,“ ſagte der Baron trocken.

„Es iſt unbegreiflich,“ fuhr die Gräfin X. fort, „daß ein verſtändiger Mann wie Sie, Baron, das vegetative Leben im Klub aushält.“

„Der Klub, beſte Gräfin, iſt das Paradies des Junggeſellen.“

„Ein elendes Paradies, ohne Eva!“

„Allerdings! . . . aber ein Ort der Ruhe, der Sorgloſigkeit, des Friedens, Gräfin. Lauter Annehmlichkeiten, die man häufig mit und durch Eva verliert.“

So ging das Geſpräch im Gartenſaal zu Waldenhauſen fort. Baron Z. war ein bequemer Mann mit einem trockenen Verſtand und leidenſchaftloſen Urteil, den aber ſeine Bequemlichkeit hinderte Schlußfolgerungen zu machen, die ihn in Konflikt mit ſich ſelbſt oder mit anderen bringen konnten. Ihm gefiel Kaplan Oſorio, und hätte er unter den Linden vor der St. Anna-Kapelle tiefen Schatten und einen behaglichen Lehnſeſſel gefunden, ſo wäre er imſtande geweſen, Edwin zu begleiten, um eine Predigt an einem Wallfahrtsort als Kurioſität zu hören. Doch die Juliſonne brannte zu heftig für eine ſolche Unternehmung und Leonilla, obſchon ſie — oder weil ſie — beſtändig mit ihm disputierte, wußte ihm Dank, daß er blieb, denn Graf und Gräfin X., ihre intimen Freunde, langweilten ſie ſehr. Beide gehörten aber zu den exquiſit eleganteſten Perſönlichkeiten der Reſidenz, und da Leonilla ebenfalls dieſen Vorzug beſaß, ſo war er das ſympathiſche Band ihrer Freundſchaft. War ſie aber in freien Stunden allein in ihrem Zimmer, ſo ſchöpfte ſie Atem, wie jemand, der auf einige Zeit eine ſchwere Bürde niederlegt und ſeufzte: Wie lange ſoll dies hohle Leben währen? Und das, was dieſem leeren Leben einen Inhalt geben konnte, war ihr ſo nah. Und ſie verſchmähte es.

Zur Stunde des Diners kam Edwin zurück mit dem Doktor und dem Kaplan Oſorio. Edwin war ſehr befriedigt von ſeiner kleinen Expedition. Graf und Gräfin Euben waren mit Philiberte ebenfalls bei der St. Anna-Kapelle geweſen, und Menſchen — unzählige. Er liebte alles, was ihn verhinderte, ſtumpf in ſich ſelbſt zu verſinken. Von der Predigt wußte er natürlich ſehr wenig. Sie hatte jedoch auf Graf Euben einen tiefen Eindruck gemacht. Oſorio hatte das menſchliche Leben eine Wallfahrt zum ewigen Gnadenort genannt, den die Seele mit großer Reue, großem Vertrauen und großem Verlangen zu erreichen ſuchen müſſe. Der gute Graf hatte bis jetzt viel mehr an alles gedacht, was er auf Erden zu erreichen wünſchte, als an ſein himmliſches Ziel. Doch der vielfache Kummer, der ihn in der letzten Zeit ſo plötzlich, ſo unerwartet befallen hatte, und die ganz ungewohnte Kränklichkeit, die ihn ebenfalls ganz unerwartet heimſuchte, verſetzte ihn in eine ganz andere Stimmung, als ihm ſonſt eigen war. Er wurde ernſt und nachdenkend, las ernſte Bücher und liebte ernſte Geſpräche. Oſorio's milder Ernſt gefiel ihm ungemein, und zum erſten Mal in ihrem Leben war die Gräfin ganz mit dem Gemahl einverſtanden.

Leonilla hatte ihr möglichſtes getan und ſich in Vorſtellungen erſchöpft, um Oſorio zu verhindern, den alten Pfarrer von Oberau im Beichtſtuhl zu unterſtützen — ſelbſtverſtändlich ohne den gewünſchten Erfolg, da ſich ſeine Geſundheit, wie er verſicherte und wie man wahrnehmen konnte, gebeſſert hatte.

„Sie gehören zu jenen Fanatikern Hindoſtans,“ ſagte ſie zürnend, „die ſich unter die Wagenräder ihrer Götzen werfen, um ſich zermalmen zu laſſen.“

„Keineswegs, gnädige Frau, ich erfülle nur eine Pflicht — und ſie iſt nicht ſchwer,“ entgegnete er in dem ruhigen Ton, den er ſtets beibehielt, mochte ſie bitten, zürnen, ſpotten.

„Ihre Pflichten beſchränken ſich auf Waldenhauſen, Herr Kaplan.“

„Iſt die Nächſtenliebe keine Pflicht, Frau Baronin? Sie werden nicht den Mut haben, nein zu ſagen. Der Pfarrer von Oberau bedarf der Hilfe; ich leiſte ſie ihm.“

„Und meiner frommen Tante! . . . Es iſt gar nicht rückſichtsvoll — und dies ſollten doch auch fromme Perſonen ſein! — Sie alle acht oder vierzehn Tage mit ihren Beichten zu beläſtigen.“

„Es iſt für mich keine Beläſtigung.“

„Sie ſollten meine Tante doch lieber von dieſer Manie abbringen, Herr Kaplan, denn was kann ſie alle vierzehn Tage zu beichten haben? . . . ich frage Sie!“

„Ich kann dieſe Frage nicht beantworten, gnädige Baronin,“ ſagte er lächelnd.

„Wozu nützt ihr überhaupt die Frömmigkeit,“ fuhr Leonilla erbittert fort, „wenn ſie jeden Augenblick etwas zu beichten hat.“

„Trotz des aufrichtigen Strebens nach chriſtlichen Tugenden, macht ſich die menſchliche Schwäche bei uns allen geltend und zieht Fehler und Nachläſſigkeiten nach ſich, die man ohne den häufigen Empfang des heiligen Bußſakramentes gar nicht oder nur ſchwach bekämpfen — vielleicht nicht einmal erkennen würde. Die Beicht verhilft zur Selbſtkenntnis, indem ſie das Gewiſſen ſchärft und reinigt.“

„Dann müſſen Leute, die häufig beichten, ſehr vollkommen ſein.“

„Es iſt anzunehmen, daß ſie vollkommener ſind, als ſie ſein würden, wenn ſie nicht beichteten.“

„Mehr nicht?“

„Das iſt viel, gnädige Frau, für uns arme Kinder des Staubes. Die Vollkommenheit iſt eine ſchwere Sache und liegt hoch.“

„Auch für Sie?“

„Für uns alle ohne Ausnahme.“

„Wen nennen Sie vollkommen?“

„Den, der Chriſtus ähnlich iſt.“

„Nun ja, das iſt ja das allgemeine chriſtliche Ideal.“

„Das Ideal der Menſchheit wie jedes Einzelnen, Frau Baronin. Es gibt kein Höheres.“

„Für Ihren Standpunkt allerdings nicht, aber es gibt einen höheren Standpunkt für die Menſchheit.“

„Meinen Sie, Frau Baronin?“

„Ja, es iſt der, wo der Menſch feſt und frei auf ſich ſelbſt ruht, ſich entwickelt und ausbildet gemäß der Anlagen und Gaben ſeiner Natur — ſein Glück und ſeine Befriedigung ſucht und findet nach ſeiner Eigenart — oder aber, wenn er ſie nicht findet, gelaſſen ſeine Rechnung abſchließt, ohne mit dem Geſchick zu hadern, ſich ihm unterwirft — und keinen andern Richter kennt, als ſein Gewiſſen, keine andere Erlöſung, als den Tod.“

„Der Egoismus in ſeiner Verſteinerung und Verzweiflung wäre alſo Ihr Ideal.“

nur ungewiß ob Sie mich mehr als Courier oder als Cicerone beloben werden.“

Für Cornelie ging die Kunſt wie eine neuentdeckte Welt auf. Sie lernte in derſelben eine ihr bisher ganz fremde Phaſe der Menſchheit kennen, und ſah wie die Richtung der Maſſe die Baſis und die Vorbereitung bildet, auf die ſich einzelne beherrſchende Genies wie auf ihr Piedeſtal hinſtellen. Mit ihrem Ernſt und ihrer Tiefe lief ſie nicht Gefahr in dürftige Kunſtkennerei, öden Dilettantismus, modiſche Protektion der Künſtler zu verfallen. Sie blieb ihrem Grundſatz treu: für ſich ſelbſt, innerhalb ſeiner Sphäre, für ſeine eigene Befriedigung muß der Menſch ſich bilden. Daher mögen Wenige einen ſo wahren Genuß und einen ſo ächten Vortheil von einer italieniſchen Reiſe heimgebracht haben als ſie. — Unſre alte Bekanntſchaft aus Doberan erneuerten wir in Rom und Neapel. Dort hatte ich ſie kennen gelernt, hier lernte ich ſie lieben und bewundern.

Als Lohn für ſeinen „mühſamen Dienſt“ hatte Fürſt Gotthard ſich von ihr erbeten, daß ſie ihre Rückreiſe durch die Steiermark und über Callenberg machen wolle. Von Grätz aufwärts ins Muhrthal hinein, auf einem grünen Hügel, an höhere Berge gelehnt, lag das alterthümliche, in ſpitzen Thürmen

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, Herr Kaplan, und kommen Sie mir nicht mit Widerlegungen, die ſich auf den Katechismus, auf die zehn Gebote, auf die Schriften des alten und neuen Teſtamentes und dergleichen mehr ſtützen — denn das alles hat der entfeſſelte, der unabhängige Geiſt der fortgeſchrittenen Menſchheit verurteilt und beſeitigt. Wer einmal aus der Wiege und den Windeln heraus iſt, legt ſich nicht wieder hinein."

„Glauben Sie, Frau Baronin, daß die auf dieſe Weiſe fortgeſchrittene Menſchheit gut und glücklich wird?"

„Glücklich? — Kaum! — Die Luft unſeres armen Planeten hat etwas Glückvernichtendes. Gut? — Das hat jeder mit ſeinem Gewiſſen und nach allgemeinen Geſetzen bürgerlicher Ordnung abzumachen."

„Ihr Ideal läuft alſo darauf hinaus, daß Sie, wenn Sie demſelben nachleben, weder gut noch glücklich werden. Ich bekenne, daß mir dies als eine ſehr traurige Wirkung Ihres Ideals erſcheint."

„Und Ihr Ideal, Herr Kaplan — macht es lauter tugendhafte, glückſelige Menſchen?"

„Gnädige Frau! Tugend und Glückſeligkeit werden uns nicht von Außen angetan! ſie wollen errungen werden. Wer aufrichtig dem chriſtlichen Ideal nachſtrebt, gelangt zur Tugend und zum innern Frieden; denn dies iſt die wahre Bedeutung der Worte gut und glücklich.“

„Wie traurig, daß unſere Anſichten ſo gar nicht übereinſtimmen, Herr Kaplan.“

„Wenn Sie es traurig finden, ſo kann das ein gutes Zeichen ſein,“ ſagte er lächelnd.

„Wie ſo?“ rief ſie verwundert.

„Es könnte Sie veranlaſſen, die Anſichten genauer zu prüfen, die nicht mit den Ihren übereinſtimmen, und aus dieſer Prüfung könnte der Sieg der Wahrheit hervorgehen.“

„Nein, ſo war mein Bedauern nicht gemeint! Mir iſt es leid, daß wir, Sie und ich, in beſtändiger Disharmonie ſind.“

Trotz dieſer Disharmonie, trotz des Widerſpruchs, den Oſorio in Wort und Werk gelaſſen ihr entgegen ſtellte, wo es nötig war; trotz des Zornes, den ſie zuweilen über ſeine Unbeugſamkeit empfand, blieb ihr doch der Umgang mit ihm angenehm und anziehend. Denn — ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt — er iſt der erſte Mann, der ſich nicht von mir um den Finger wickeln läßt . . . und das iſt intereſſant. Er hat Charakter! — —

Im Laufe des Sommers hatte Oſorio in Waldenhauſen wie in Oberau feſten Fuß gefaßt.

Zweites Kapitel.

Rüdiger brachte dieſen Sommer mit einſamen Streifereien in Gegenden zu, die nicht von Touriſten überſchwemmt ſind, in abgelegenen Tälern des Odenwaldes, in kleinen Städten am Neckar und am Main, wo niemand ihn und er niemand kannte. Was hätte er unter Menſchen und in der Heimat beginnen ſollen? Er war nie mitteilend, immer in ſich gekehrt geweſen — auch in ſeiner Familie. Er hatte nie Freude an der Welt und an ihren Vergnügungen und Zerſtreuungen gehabt. Er war ein ſtiller, innerlicher Menſch, den ſeine Studien und ſein Talent zur Genüge beſchäftigten und anregten, ſo lange ihm die Leidenſchaften fern blieben. Als dieſer Vulkan ausbrach, der in jeder Menſchenbruſt ſeine Stätte hat, da war deſſen Wirkung um ſo gewaltiger, als ſein in ſich geſammeltes Gemüt auf einmal von der vollen Wucht dieſes Ausbruchs befallen wurde. Ohne Zweifel hätte er den Kampf beſtehen und ſiegreich zu Ende führen können; da er es aber nicht tat, ſondern ſeine Waffen fallen ließ: ſo war die Leidenſchaft für Leonilla bei ihm viel verderblicher, als ſie bei einem leichtſinnigen, oberflächlichen Menſchen geweſen wäre. Es ging ihr Einfluß vom Herzen auf die Seele über, und ſeine beſten und edelſten Gaben wurden von der Lava verbrannt, unter der Aſche begraben.

Doch wenn der Menſch auch nur ein Fünkchen von gutem Willen bewahrt hat, beſitzt er eine Lebenskraft, die gegen das Tote in ihm reagiert. Dies Fünkchen durchbricht nach und nach die Aſche und ſchmilzt die Lava hinweg, und auf dem verſchütteten Garten kann allmählich ein neuer Frühling erblühen. Dieſer war für Rüdiger in ſeiner friedlichen Liebe für Adriane angebrochen, aber noch nicht zur vollen Blüte gekommen — und ſiehe da! es trat urplötzlich ein ſcharfer Winterfroſt ein und ſämtliche zarten Blütenknoſpen waren erſtarrt und geknickt. Er war troſtlos über Adrianens Verluſt; troſtlos auch deshalb, weil er ganz verſchwommen die Überzeugung hatte, daß an ihrer Seite und ihrem Einfluß der Anhauch des böſen, glaubensfeindlichen Geiſtes von ihm gewichen wäre. Das war nun vorbei. Er fühlte ſich maßlos elend. Er machte ihr keinen Vorwurf aus ihrem raſchen Verfahren. Ihre klare Seele hatte ja keinen Begriff von der Verwirrung, der Unklarheit der ſeinigen. Er bedauerte nur auf's tiefſte, daß ihre Mutter nicht zugegen geweſen war. Dieſe hätte hier gemildert, dort ermutigt. O, dann wäre alles ganz anders geworden — ſeufzte er.

Was ſollte er anfangen? — Nach Weißenhof gehen, das für ihn und Adriane eingerichtet worden war? — Aber das einſame Landleben bot ihm eine troſtloſe Exiſtenz und überdies wollte er ſeinen Vater nicht hindern, Weißenhof zu verkaufen, wenn es für deſſen pekuniäre Verhältniſſe zweckmäßig gefunden werde. Das Ideal ſeiner erſten Jugend, als Künſtler zu leben, war zerronnen wie ein Regenbogen, der ſich lieblich über die Erde wölbt und doch nur ein Farbenſpiel iſt. Der Staatsdienſt, in welchem Zweige es auch ſei, war ihm von jeher unerträglich geweſen. Wohin er einen fragenden Blick richtete — überall ſchwebte ein grauer Nebel, der jede Ausſicht verhüllte. Sein Vater war leidend, wünſchte aber nicht, Rüdiger nach Oberau zu berufen. Gräfin Euben ſchrieb ihm:

„Der Zuſtand Deines Vaters iſt nicht gefährlich. Er iſt in ſeinem ganzen Leben nicht krank geweſen und ſo kommt denn endlich die Reihe an ihn, eine Abnahme der Kräfte zu fühlen, wie die zunehmenden Jahre das mit ſich bringen. Er möchte fortwährend erheitert werden, und da er ſich leicht vorſtellen kann, daß Du gegenwärtig nicht imſtande biſt, etwas zu ſeiner Erheiterung beizutragen — ſo wenig wie er zu der Deinen — findet er es am zweckmäßigſten, daß Du Dich vorderhand dort aufhältſt, wo es Dir beliebt.“

Und ſo ruhte denn auch nicht der heilſame Zwang, eine Pflicht erfüllen zu müſſen, auf ihm. Er verſank in eine unbeſchreibliche Traurigkeit, die ſich wie ſchweres Gewölk um ihn lagerte. Zuweilen wurde es durchbrochen von einem Blitz, der ihn aber nicht erleuchtete, ſondern noch mehr verwirrte. Es war ein Gefühl des Haſſes gegen Leonilla: ſie hatte all' ſeine Leiden verſchuldet, ſie war die erſte Urſache derſelben, — wenigſtens indirekt. Durch ſie war er vom Glauben abgekommen; auf dieſen Zuſtand hatte Leonilla die argloſe Adriane aufmerkſam gemacht; und ſo hatte Leonilla ihn auch ſeines Liebesglückes beraubt. In jeder Richtung übte Leonilla einen feindlichen Einfluß auf ihn, und er dachte mit Wehmut daran, daß er vor vier Jahren, als er ſie kennen lernte und eine inſtinktmäßige Abneigung — vielleicht eine Warnung ſeines Schutzengels — empfand, auch das fremde, liebliche Kind ſah, das ihm viel anziehender erſchien, als die „Schlangenkönigin“, das jetzt alles gut machen konnte, was jene böſe gemacht hatte, und das nun doch vor dem Anhauch des Böſen von ihm gewichen war.

An den lieblichen Ufern des Main, die halb idyliſch, halb romantiſch und ungemein reich an wechſelnder Szenerie ſind, hielt er ſich länger auf, und da ſein Auge den Blick für anmutige Bilder der Natur nicht verloren hatte — und da mit dieſem Blick die Gewohnheit und Übung das Bild feſtzuhalten verbunden war, ſo zeichnete ſeine Hand zuweilen das nieder, was er ſah: die Ruine einer Burg, eine Baumgruppe am Fluß, ein zerſtörtes Felſenſchloß, ein einſames Kloſter auf der Höhe. Ja, das Kloſter! dachte er bei ſich ſelbſt: wer ſich dahin berufen fühlt, der iſt geborgen! aber um den Beruf zu erkennen, muß der Ruf an ihn ergehen: Hier iſt die Stätte Deines Friedens. Und dieſen Ruf vernahm er nicht. Er dachte an Dante, der einſt auf den vielfachen Wanderungen ſeines ruheloſen Lebens zu einem Kloſter im Apennin geriet. Da trat er in den Kreuzgang, der den Gottesacker der Mönche umgab, lehnte ſich an eine Säule und verſank in die lautloſe Stille des Kloſters und der Gräber. Ein Kloſterbruder bemerkte den Fremdling mit der hohen Geſtalt und den ausgeprägten Zügen, trat an ihn heran und fragte, was er begehre. „La pace“, erwiderte Dante — und ging hinweg, denn er wußte, daß Kloſtermauern den Frieden nicht geben, ſondern nur beſchirmen können.

Er ſchrieb an Gräfin Euben: Vorderhand ſei ihm die Einſamkeit ein Bedürfnis. Es gebe Stimmungen, in denen der Menſch ſich ſelbſt und ſeiner Umgebung dermaßen zur Laſt ſei, daß er ſich um der Nächſtenliebe willen von allem Verkehr fern halten müſſe. Sie werde es in der Ordnung finden, daß er dieſer Stimmung erſt nach und nach Herr werden könne. Er werde aber heimkehren, ſobald ſie ihm melde, daß ſeine Anweſenheit zu Oberau notwendig oder wünſchenswert ſei.

Dies war aber nicht der Fall. Herr von Geldern, der frühere Majordomus — wie ihn Leonilla ſcherzend nannte — kam nach Oberau und ließ ſich auf längere Zeit bei ſeinem alten Freunde nieder; Philiberte war da mit ihrem kleinen Sohn und einmal in jeder Woche kam Oſorio und brachte den ganzen Tag in Oberau zu.

„Unfaßlich, daß mein ziemlich frivoler Onkel eine ſo große Freude an Ihrem Umgang hat,“ ſagte Leonilla mißmutig. „Meine fromme Tante — das iſt zu erklären! Doch mein Onkel und meine Couſine — ich faſſe es nicht.“

„Ich glaube nicht, daß Frau Gräfin Teutleben Gefallen an meiner Geſellſchaft hat,“ verſetzte Oſorio: „aber Herr Graf Euben liebt ernſte, ja religiöſe Geſpräche und dadurch iſt das Gefallen erklärt, das er an meiner Geſellſchaft findet.“

„Wenn Sie nicht immer recht behielten, würde ich auch viel lieber mit Ihnen ſprechen, als jetzt.“

„Gnädige Frau, das Rechte behält recht, nicht ich.“

„Das iſt Spitzfindigkeit! Sie ſind der Vertreter des Rechtes — wenigſtens nach ihrer Meinung.“

„Haben Sie denn etwa die Meinung, das Unrecht, die Unwahrheit zu vertreten?“

„Gewiß nicht! aber Sie ſprechen faſt immer bei unſeren Diskuſſionen, als ob Sie das Organ von ein paar Millionen Stimmen wären.“

„Betreffen dieſe Diskuſſionen religiöſe Wahrheiten, ſo iſt der katholiſche Prieſter allerdings das Organ von ein paar Millionen — ja im Grunde von allen Katholiken auf dem ganzen Erdboden, indem es nur eine offenbarte Religion gibt,“ entgegnete Oſorio immer ganz ſanft.

„Es gibt nichts Unerträglicheres als den katholiſchen Hochmut, im Alleinbeſitz der höchſten Wahrheit zu ſein!“ rief Leonilla entrüſtet.

„Aus unſerem Glauben ſchöpfen wir dieſe Zuverſicht, gnädige Frau, nicht aus unſerer An- und Einſicht. Deshalb ſcheint mir, verdienen wir nicht den Vorwurf des Hochmuts.“

Leonilla fühlte ſich beſtändig geſchlagen; ſie ſagte abbrechend:

„Ich möchte wiſſen, welche Rolle meine Couſine bei Ihren frommen Geſprächen ſpielt, Herr Kaplan. Früher hatte ſie keine religiöſen Liebhabereien.“

„Frau Gräfin Teutleben beſchäftigt ſich aufmerkſam mit ihrer Stickerei, ohne ſich irgendwie in derartige Geſpräche zu miſchen.“

Leonilla kam nur ſelten nach Oberau. Graf Euben, ihr eigentlicher Protektor, war auffallend kühl gegen ſie geworden. Bei Kranken tritt nicht ſelten die Erſcheinung auf, daß ſie Perſonen nicht leiden können, die ihnen in geſunden Tagen ſehr angenehm waren; — Graf Euben war nicht gerade krank, aber ſchlimmer als das: er war kränklich. Überdies zürnte er ihr wegen ihres Verhaltens bei der Spekulation ihres Vaters, denn ſie hatte augenſcheinlich mehr deſſen Intereſſe im Auge gehabt, als das ſeine, ſowohl zuerſt, als ſie zur Beteiligung riet, als auch ſpäter, da ſie nicht warnte. Seine Kränklichkeit ſtimmte ihn ernſt, und der Ernſt gab ihm das Verlangen nach einem minder weltlichen Gedankenkreiſe als der war, worin ſich Leonilla bewegte. Gräfin Euben war nie ihre Gönnerin geweſen und Philiberte hatte eine tiefe Antipathie gegen Leonilla gefaßt; denn ihr Verhältnis zu Theoderich war jetzt freilich ſo traurig wie möglich; wenn ihr aber die erſten Tage ihrer Ehe einfielen, ſo wallte bitterer Groll gegen Leonilla in ihr auf, die ihr Glück verſtört hatte. Nur mühſam brachte Philiberte es dahin, Leonilla mit kalter Höflichkeit zu behandeln. Wäre Rüdiger in Oberau geweſen, ſo würde auch er ohne Zweifel die Stimmung der Seinen gegen Leonilla geteilt haben — das fühlte ſie; und er konnte jeden Augenblick kommen. Sie fragte ſich heimlich, ob ſein Bruch mit Adriane ihre Abſicht aufſchießende, burgähnliche Schloß romantiſch und einſam da, und die Frühlingsfülle der erſten Junustage hauchte eine unendliche Lieblichkeit über den Hintergrund von tiefem Ernſte, der allen Gebirgsgegenden eigen iſt. Mit dem ſchimmernden Glanz der italieniſchen Natur kontraſtirte dieſe in frappanter Weiſe.

„Ich bin doch ganz eine Tochter des Nordens, ſagte Cornelie zu Gotthard. Ich bin mit Wonne in Italien geweſen, aber leben .... kann und mag ich nur in Deutſchland!“

„Ich hoffe .... nur in Callenberg,“ entgegnete er.

„In Callenberg auch!“ ſagte ſie lachend.

„Ja, das meinte ich auch eigentlich: in Altdorf und in Callenberg!“

„Himmel! rief ſie überraſcht, ſprechen Sie im Ernſt.“

„Gerechteſter Heiland! ſagte Gotthard, ſeit neun Jahren, ich bitte bedenken Sie, es ſind neun Jahr ſeit ich zuerſt nach Landeck kam! — alſo ſeit neun Jahren thue ich weiter nichts als Ihnen meine grenzenloſe Liebe an den Tag legen, und Sie fragen mich nach neun Jahren ob das mein Ernſt iſt.“

„Lieber Fürſt! unterbrach ihn Cornelie, nach neun Wochen würde ich vermuthlich nicht gefragt haben! — jetzt habe ich mich zu ſehr aller Liebesgedanken geweſen und ob ſie darüber erfreut ſei. Sie blieb ſich die Antwort ſchuldig. Im Grunde ihrer Seele lag ein leiſer Neid auf jedes rechtmäßige Glück. Ihre Selbſtſucht wollte nicht ertragen, daß andere das beſaßen, was ihr fehlte, und ihre ungläubige Richtung verhinderte ſie, die Ausgleichung zu ſuchen, welche die Religion, und ſie allein darbietet, um auch das ſchwerſte Los erträglich zu machen. Sie ließ ihren inneren Wirrwarr beſtehen, richtete den Blick von ſich hinweg auf andere und ſagte beruhigend zu ſich ſelbſt, als ſie erfuhr, daß und weshalb Adriane ihr Wort zurückgezogen habe: O, dieſe intolerante Italienerin! unter ihrem Einfluß hätte Rüdiger mit ſeinem ſchwachen Charakter es noch dahin bringen können, Viſionär zu werden . . . und wer weiß, ob ſich nicht hinter der intoleranten — die ſchlaue Italienerin verſteckt! . . . ein armer deutſcher Graf iſt keine Partie für das Prinzeßchen.

Es war ihr ſehr wenig genehm, daß Oſorio in Oberau ſo hoch geſchätzt wurde, denn dieſe Hochſchätzung beruhte darauf, daß er ein frommer Prieſter war, der ganz für ſeinen Beruf lebte. Ihr aber erſchien dieſer Beruf als eine große Verkehrtheit, als ein Überreſt aus dunkeln, mittelalterlichen Zeiten, der auf einer und derſelben Stufe mit Burgverließ und Folterkammer ſtehe — denn er ſei ein Kerker des freien Willens und eine Marter für alle Neigungen des Menſchenherzens — und deshalb ſei er im herrlichen Jahrhundert der Freiheit und angeſtrahlt vom Licht des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr zu dulden. Mochte Leonilla ihre Anſicht noch ſo oft und in allen Tönen der Skala, in Moll und in Dur wiederholen, Oſorio machte keinen Verſuch der Berichtigung, denn Leonilla wollte dieſe nicht; jetzt nicht. Vielleicht kam ſpäter der Augenblick, wo ein Strahl der Gnade ihr Herz berührte und es der Wahrheit zugänglich machte. Aber dieſer Strahl mußte abgewartet werden. Sie mußte Belehrung verlangen; denn ohne dies Verlangen erſchien ihr die Belehrung als Widerſpruch oder Rechthaberei.

Von der religiöſen Streitfrage abgeſehen, war Leonilla voll Rückſichten und Aufmerkſamkeit für Oſorio, ſo daß Herr von Geldern ſich gar nicht von ſeinem Erſtaunen erholen konnte und einmal zu Oſorio ſagte, als er mit ihm in Oberau ſpazieren ging:

„Sie haben in Waldenhauſen bereits ein Wunder gewirkt, Herr Kaplan: die Baronin iſt umgewandelt.“

„Ich kenne ſie freilich erſt ſeit dem letzten Winter; bemerke aber nicht die geringſte Veränderung, geſchweige eine Umwandlung.“

„Sie war die Schroffheit ſelbſt gegen den verſtorbenen Kaplan, der vor ihr zitterte. Jetzt iſt es umgekehrt.“

„Doch nicht, Herr von Geldern! Die Frau Baronin zittert nicht vor mir und ich bin nicht ſchroff gegen ſie.“

„Ihr ruhiger Gleichmut, Herr Kaplan, muß ihr, die an nichts derart, ſondern daran gewöhnt iſt, daß man ihr gehorche, als Schroffheit erſcheinen, und daß ſie dennoch ihrer Aufmerkſamkeit Sie würdigt, iſt das Zeichen einer großen Veränderung; ſie hat Reſpekt vor Ihnen. Benutzen Sie das; die Baronin hat, glaube ich, noch vor keinem Sterblichen Reſpekt gehabt, da ſie ihn nicht vor Gott hat — und führen Sie dieſen Engel Lucifer in den Himmel zurück, aus dem er geſtürzt iſt . . . durch eigene und fremde Schuld.“

Er teilte dem Kaplan Leonilla's Lebensgeſchichte mit, ihre Erziehung, ihre Eltern, ihre Exiſtenz ſchwankend zwiſchen Glanz und Dürftigkeit; ihre Vermählung mit Edwin, ihr Auftreten im Hauſe und in der Welt als Herrin, als Autokratin — und er ſchloß mit der Verſicherung:

„Da ſie nun einmal, merkwürdiger Weiſe! ein gewiſſes Zutrauen zu Ihnen faßte, beſter Herr Kaplan, ſo iſt das ein Zeichen, daß Sie günſtig auf die Baronin wirken können und ſollen.“

Aber Oſorio verneinte dieſe Behauptung und ſetzte hinzu:

„Die Frau Baronin fühlt ſich unausſprechlich unglücklich und gibt allerhand Einfällen und Launen Raum, um ſich über ihr inneres Elend zu täuſchen. Sie ſucht Zerſtreuung und haſcht nach allen Seiten, um ſie zu finden. Ein katholiſcher Prieſter, der ihre Anſichten nicht teilt, kommt ihr in den Weg. Es unterhält ſie, mit ihm zu disputieren, weil es ihr neu iſt. Bald wird der Reiz des neuen abgeſtumpft ſein . . . dann langweile ich ſie . . . —“

„Und das iſt der günſtige Augenblick für eine Bekehrung! Sehen Sie unſern guten Grafen! er kränkelt, er langweilt ſich, die Gegenwart bietet ihm keinen Reiz, die Zukunft verſpricht ihm nichts neues, er geht in die Vergangenheit zurück, in ſein Inneres; da findet er manches, das halb vergeſſen war, manches, das nicht geordnet iſt, dieſes und jenes, das ihn beunruhigt . . . und ſo kommt allmählich das religiöſe Bewußtſein wieder zur Geltung und ſchließlich das religiöſe Bedürfnis in den Vordergrund. Was dem Grafen geſchieht, kann auch der Baronin geſchehen — ſogar ſchneller, plötzlicher, weil ſie energiſcher iſt.“

„Energiſcher? . . . das iſt noch die Frage, Herr von Geldern! ſie iſt nichtsachtend und geht über das hinweg, was den Schritt ihres Egoismus hemmen könnte. Aber energiſch genug, um zu ſagen: Ich habe geirrt, ich habe gefehlt, ich muß umkehren; — energiſch genug um, wie jener bekehrte König der Franken, das anzubeten, was er verachtet hatte — den Gott am Kreuz — glauben Sie das?“

„Ich will es hoffen, denn ſie iſt ſehr unglücklich. Im Anfang ihrer Ehe warf ſie ſich in die Außenwelt, griff in alle Verhältniſſe — in die eigenen unbeſchränkt, und in fremde ſoviel es ihr möglich war — hinein, fand vorübergehende Beſchäftigung und Befriedigung; aber dieſe Epoche liegt nunmehr hinter ihr. Die Außenwelt langweilt ſie zu Tode und ſo weiß ſie nicht, womit ſie die furchtbare Leere eines Daſeins ausfüllen ſoll, das ohne Religion und ohne häusliches Glück iſt. Ich flehe Sie an, beſter Herr Kaplan, machen Sie ihr die Bekehrung leicht.“

„Das liegt ja gar nicht in meiner Hand.“

„Etwas doch! Sie ſehen ja, wie mein lieber alter Freund Euben nach und nach zur Beſinnung kommt.“

„Ja, der Herr Graf hat guten Willen, und ein ſolcher wird durch Gottes Gnade unterſtützt: darauf muß ich immer zurückkommen.“

Geldern war ganz unmutig und fand Oſorio zu ſtreng in der Beurteilung Leonilla's. Dieſe hatte für den alten Majordomus ihre ganze Liebenswürdigkeit entwickelt, um für ſich ein Gegengewicht in Oberau zu haben; denn ſie wollte nicht mit dieſen nächſten Verwandten in geſpannten Verhältniſſen leben. Sie wollte es wenigſtens ihrerſeits nicht aufkommen laſſen. Es hätte ihr in der Welt ſchaden können; — und ſo wenig Befriedigung die Welt ihr bot -- ihre Eitelkeit machte ſie dennoch zur Sklavin der Welt, denn ſie wollte bewundert werden. Sie gab dem guten Geldern fort und fort die Verſicherung ihrer innigſten Dankbarkeit; ſie habe unſäglich viel von ihm gelernt; er ſei ihr Ideal in Führung der Geſchäfte; ſei Waldenhauſen in Flor, ſo ſei das ſein Werk; ſie zähle auch jetzt für dieſe und jene Angelegenheit auf ſeinen Rat. Dieſe Angelegenheiten waren derart, daß ein Kind ſie hätte beſorgen können; Leonilla gab ihnen nur einen Anſchein von Wichtigkeit, um ſie mit Geldern zu beſprechen. Ihre ganze Exiſtenz war eine Komödie, die darauf hinauslief, vom Publikum bewundert und gefeiert zu werden. Zuweilen wurde ſie von einem ſtillen Grauen vor ſich ſelbſt beſchlichen und ſie dachte heimlich: Nichts anderes bin ich, als eine geſchminkte und aufgeputzte Leiche . . . denn was lebt in mir? Nichts. Ein wenig Herzſchlag, ein paar Tropfen Blut . . . alſo phyſiſches Leben, wie auch das Tier es genießt! . . . und das Tier kann es genießen, denn es begehrt weiter nichts und folglich entbehrt es auch nichts. Aber ich! was ich erlange, genieße, beſitze — iſt mir wie Staub. — Ich möchte die ganze Welt beſitzen . . . aber auch ſie iſt Staub und ich bin dazu verdammt mit ihm zu ſpielen und ihm eine Wichtigkeit beizulegen, die er nicht hat! . . . Wohl dem, der ſich darüber Illuſion machen kann! . . . ich kann's nicht mehr. Nichts hält Farbe, nichts hält Stich! . . . Jeder Menſch täuſcht den andern, aber noch mehr ſich ſelbſt.

Dann verſank ſie in tiefe Troſtloſigkeit. Zuweilen ſaß ſie ſtundenlang in ihrem Zimmer mit einem Buch, einem Tagblatt in der Hand, das ſie nicht las: Auch war ſie nicht in Gedanken verſunken, ſondern ſie brütete nur ſo hin. Zuweilen raffte ſie ſich auf, ließ ihr Pferd ſatteln und ritt von dannen, ritt ſtundenlang, bis die Nacht einbrach und ſie zur Heimkehr zwang. Der Reitknecht verſicherte, es ſei ein Wunder, daß die Frau Baronin nicht längſt den Hals und der ſchöne Mohrenkopf Othello die Beine gebrochen habe, denn ſie reite im Finſtern querfeldein und ſetze über die Graben. Edwin hatte Luſt mit dieſen abendlichen Spazierritten Leonilla's unzufrieden zu ſein, denn ihr Platz im Salon war leer, ſo daß ſein Auge keinen Ruhepunkt fand, wenn er von ſeinem Dominoſpiel aufſchaute. Leonilla machte ihm jedoch begreiflich, ihre Geſundheit erfordere die ſtarke Bewegung. Müßte ſie dieſer entſagen, ſo würde ſie genötigt ſein, nach irgend einem Badeorte zu gehen und das ſei unerträglich langweilig. So ergab er ſich ihren Vorſtellungen und ließ ſie gewähren.

Drittes Kapitel.

Leonilla fühlte ſich elend, weil das Leben ihr kein Glück bot; Philiberte — weil es ihr ein Glück bot, das ſie nicht erreichen konnte.

Herr von Fleuranges hatte den Brief von Gräfin Euben zuerſt mit unmutiger Überraſchung, dann mit Aufmerkſamkeit, endlich mit ernſtem Nachdenken geleſen und ſchließlich alles reiflich erwogen und weiſe gefunden. Die weite Entfernung von Philiberte, der neue Lebenskreis, die fremden Menſchen und Umgebungen, die Aufmerkſamkeit, die er ſeiner Stellung und ſeinen Geſchäften widmen mußte — dies alles unterſtützte mächtig die Anſicht der Gräfin und dämpfte bedeutend ſeine Leidenſchaft, ſo daß die Beſonnenheit wieder ihr Recht behaupten konnte. Der Religionswechſel kam ihm ſo verkehrt wie möglich, ja, gar nicht ausführbar vor, und da auf demſelben die Ausſicht auf ſeine Ehe mit Philiberte beruhte, ſo ſchwand dieſe Ausſicht wie ein Nebelgebilde. Freilich fand er es äußerſt ſchwierig, Philiberte von ſeiner veränderten Geſinnung in Kenntnis zu ſetzen, und doch ſagte ihm die Vernunft, dies ſei der einzige Ausweg aus dem Labyrinth, in das ſie geraten waren.

Philiberte fand ſeine Briefe ungemein trocken. Er ſprach ſo angenehm, ſo beredt, ſo aus dem Herzen fließend und ſchrieb ſo ſteif diplomatiſch, jedes Wort wägend! . . . und nie eine Silbe über den bevorſtehenden Religionswechſel. Sie härmte ſich und vergoß manche Träne, daß die Entſcheidung ſich ſo verzögere. Gräfin Euben beobachtete dieſen Gram mit ſtiller Zufriedenheit. Er war das Zeichen, daß Fleuranges ſo handelte, wie ſie es wünſchte. Sie hatte herzliches Mitleid mit Philiberte; doch dieſer Kummer war der jungen unbeſonnenen Frau nicht zu erſparen, und konnte ihr für ihr ganzes Leben heilſam ſein. Sie ließ Philiberte weinen und ſchwieg, um nicht zu verraten, daß ſie die eigentliche Anſtifterin dieſer Tränen ſei.

Endlich nach einigen Monaten ſchrieb Herr von Fleuranges zwar ſehr rückſichtsvoll, aber klar und verſtändlich, daß ein Plan, der in augenblicklicher Verblendung gemacht worden ſei, ſich nicht ausführen laſſe und nicht über eine lange Zukunft entſcheiden dürfe, und daß es ein Verbrechen von ſeiner Seite ſein würde, wenn er Philiberte länger in ſpannender Ungewißheit ließe. Mit welcher Selbſtüberwindung er zu dieſer

Einſicht und zu dieſem Entſchluß gekommen ſei, werde ſie leicht an ihren eigenen Gefühlen ermeſſen.

Philiberte war vernichtet. Dies alſo war das Ende, die Auflöſung einer großen Leidenſchaft, einer Liebe, die für die Ewigkeit aushalten ſollte! für die ſie bereit geweſen war, jedes Opfer zu bringen! welche Ungeheuer waren dieſe Männer! ... nicht bloß ein Theoderich, ſondern auch ein Fleuranges, dem ſie nimmermehr einen ſo monſtröſen Flatterſinn zugetraut hätte. Philiberte warf ſich, ganz außer ſich vor Schmerz, in die Arme ihrer Mutter und teilte ihr dieſen Fall von unerhörter Treuloſigkeit mit. Die Gräfin, innerlich hoch erfreut, nahm ſich zuſammen, um dieſe Freude vorderhand nicht laut werden zu laſſen und drückte nur mütterliche Teilnahme für Philibertens Kummer, doch nicht über dieſe Wendung der Dinge aus. Erſt, nachdem Philiberte ein paar Tage und Nächte durchweint hatte und ihrer Tränen ſelbſt müde war, erſt da ſtellte ſie ihr vor, daß dieſer Ausgang der glücklichſte von der Welt ſei. —

„Du haſt jetzt an Dir und an anderen zur Genüge erfahren, wie ſchwach, wie leichtſinnig, wie flatterhaft das Menſchenherz iſt, wenn man es nicht beſtändig in Zucht hält. Du haſt die Handlungsweiſe Deines Mannes mit Zorn und Bitterkeit getadelt, und haſt es nicht beſſer gemacht

Ihnen gegenüber entwöhnt, denn entſinnen Sie Sich doch nur, daß Sie vor ſieben Jahren in Ems mir feierlich erklärten, die Liebe ſei Ihnen verhaßt, und wir wollten Freunde ſein.“

„Aber begreifen Sie denn nicht, daß dies damals die einzige Weiſe war in der ich Ihnen ſagen durfte, daß ich Ihnen auf Leben und Tod gehöre!“ rief Gotthard.

„Wie merkwürdig! ſagte ſie; ich ſollte Sie wirklich gefeſſelt haben? Nein, ſolch Mirakel kann ich mir nicht zutrauen.“

„Zutrauen oder nicht! rief er; Sie erleben es. C'est un fait accompli, wie man heutzutage ſpricht, und dafür Anerkennung begehrt und — findet. Merkwürdig iſt es ohnehin nicht: als ich Dasjenige fand was mich feſſeln konnte, war ich gefeſſelt — Dank meinem unenergiſchen Character, der ſich oberflächlich anziehen und wieder abſtoßen und auf ſich wirken läßt. Als die Macht eintrat, war die überwältigende Wirkung da — und für immer. Energiſch iſt das nicht, Cornelie, aber conſequent.“

„Ich nenne das .... treu!“ ſagte ſie lieblich.

Er wollte ihre Hand nehmen, aber beängſtigt wich ſie zurück und rief:

„Ah, bisher haben Sie mir nur wol gethan! jetzt aber .... da ich mich liebend und vertrauend als er. Ja, Du warſt im Begriff, es viel ſchlimmer zu machen. Statt mit ſeiner Verirrung Geduld zu haben und ſie zu bemitleiden, haſt Du Dich an ihm rächen wollen, und wer von Euch beiden hat jetzt mehr zu bereuen: Du oder er?“

So ſprach die Gräfin zuweilen. Philiberte ſuchte zwar immer ſich zu entſchuldigen; doch nach und nach dämmerte eine richtigere Erkenntnis in ihr auf, obſchon ſie ſich zeitweiſe heftig dagegen ſträubte. In der Betäubung des Weltlebens, unter dem Einfluß fremder und eigener Leidenſchaft, durch ihre Perſönlichkeit ſowohl, wie durch Graf Teutlebens Reichtum und Stellung in der Geſellſchaft, in alle Eitelkeiten verſenkt, mit einem Charakter, der dem Ernſt und folglich der Pflicht ziemlich abhold war, hatte Philiberte kaum Zeit und noch viel weniger Luſt gehabt, über die ſchwere Aufgabe, die heilige Verpflichtung der Gattin, der Mutter nachzudenken. Aus der beſtändigen Beſchäftigung mit oberflächlichen Dingen geht Zerſtreutheit hervor. Häufen und drängen ſich dieſe Dinge, die nur weſenloſe Schatten ſind, ſo ſteigert ſich die Zerſtreutheit zu einer Art von Rauſch, der den Menſchen gar nicht zu ſich ſelbſt kommen läßt, denn alle ſeine Fähigkeiten ſind dermaßen nach außen gerichtet, daß er kaum weiß, ob er eine Seele hat, und ob dieſe nicht ihre Anforderungen macht. So war es Philiberten ergangen. Die Oberflächlichkeit des Wohlbehagens, verbunden mit dem Leichtſinn ihrer Natur, hätte ſie zugrunde gerichtet. Sie bedurfte erſchütternder Schmerzen, um den Flitterkram abzuſchütteln, worin ſie befangen war. Allein es ging nicht ſo ſchnell, wie die Gräfin wünſchte. Philiberte war ebenſo betrübt als gedemütigt durch die bittere Enttäuſchung, die Herr von Fleuranges ihr bereitet hatte — das Siechtum ihres geliebten Vaters ging ihr ſehr zu Herzen — mit Beklommenheit ſah ſie in die Zukunft; denn wenn Graf Euben ſtarb, wurde Rüdiger Herr zu Oberau und dann hörte Oberau auf, das Vaterhaus und Philibertens Heimat zu ſein. Das alles beſtürmte ſie, machte ihr Kummer und Sorgen, weckte aber kein Verlangen nach höheren Tröſtungen in ihr.

Oſorio ging aus und ein in Oberau. Daß die Mutter ihn hochſchätzte, machte gar keinen Eindruck auf Philiberte; das verſtand ſich von ſelbſt, denn er war ein frommer Prieſter und war angenehm im täglichen Umgang. Daß Graf Euben ihn nicht nur hochſchätzte, ſondern auch eine lebhafte Vorliebe für ihn und für den Verkehr mit ihm hatte, würde ihr großen Eindruck gemacht haben, wenn ſie ſich nicht geſagt hätte, der Papa verträgt nicht mehr die große Geſelligkeit und mag ſich doch gern unterhalten: da iſt ihm der Kaplan ganz genehm. Früher würde er ſich nicht um ihn bekümmert haben. Dabei blieb es und ſo verging der Sommer und der Herbſt. Wo Theoderich war, ob in Lappland oder Island, ob auf der Renntierjagd oder dem Robbenfang — das wußte niemand.

Der Advent war gekommen. Gräfin Euben war in Waldenhauſen im Nachmittagsgottesdienſt geweſen. Als ſie nach Oberau zurückkam, fand ſie das ganze Haus in höchſter Beſtürzung: Philibertens kleiner Sohn lag im Sterben.

Graf Euben, Herr von Geldern und Philiberte ſaßen im Salon ruhig beiſammen und der Kleine lief zwiſchen ihnen mit allerhand Spielzeug umher. Plötzlich lief er zum Kamin und warf ein hölzernes Pferdchen in die lodernde Flamme.

„Komm her, Deodat!“ rief der Graf erſchreckt, als er das Kind ſo nahe bei dem großen Feuer ſah.

Der Kleine wollte gehorchen, wollte aber auch gern ſein Spielzeug wieder haben, machte eine ſchwankende Bewegung — und bevor Philiberte, die ſogleich aufgeſprungen war, ihn erreichen konnte, war er vornüber in's Feuer geſtürzt und das Geſicht gräßlich verbrannt. Es wurde ſogleich alle Hilfe geleiſtet, jedes Mittel gegen Brandwunden angewendet, aber der Kleine ſtarb in namenloſen Schmerzen am nächſten Morgen. Philiberte war in Verzweiflung, Graf Euben troſtlos. Auf Oberau wurde es noch ſtiller als zuvor. Die Gräfin ſchrieb an Rüdiger, er müſſe kommen, müſſe ſich männlich zuſammennehmen und alle Kreuze tragen helfen, von denen die Familie heimgeſucht ſei. Er kam ſogleich. Es war allerdings ein ſehr trauriger Kreis: Rüdiger hatte — ſeitdem man ſich vor einem halben Jahre trennte — die Braut verloren, Philiberte ihr Kind, der Graf ſeine Geſundheit; die Gräfin ſah traurig auf das zerſtörte Glück ihrer beiden Kinder und auf den leidenden Gemahl, deſſen Zuſtand mehr und mehr den Charakter der Zehrung annahm. Lydia mit Mann und Kindern war der einzige lichte Punkt in dem trüben Familienbilde. Leonilla kam faſt gar nicht und Niemand vermißte ſie. Sie ſagte, ſie ſei leidend; zerrüttet ihr ganzes Nervenſyſtem.

„Ich glaube es,“ ſagte Herr von Geldern zum Doktor: „Sie mit Ihrem Fiſchblut, Doktor, Sie können allerdings den beſtändigen Umgang mit unſerm guten Edwin ertragen; doch für die arme Baronin muß er je länger, deſto mehr eine Tortur ſein, die ſich nicht ertragen läßt.“

„Fiſchblut! . . . nicht ertragen läßt! . . . — Was das für Redensarten ſind!“ antwortete der Doktor halb ungehalten, halb ſcherzhaft: „Was wiſſen Sie von meinem Fiſchblut, Herr von Geldern? Kann ich auch nicht mit Emilia Galotti ſagen: Ich habe ſo jugendliches, ſo warmes Blut, wie Eine — beiläufig bemerkt, eine Aufrichtigkeit, die ihr Vater dadurch belohnte, daß er ſie ermordete — alſo, kann ich das nicht von mir ſagen, ſo iſt doch mein Blut in der Verfaſſung, die ſich für einen Mann der Wiſſenſchaft geziemt, deſſen

Gehirn in beſtändiger Tätigkeit iſt und folglich einen regelmäßigen Kreislauf des Blutes nötig hat, um weder zu vertrocknen noch überreizt zu werden.“

„Drei Stunden täglich Dominoſpiel werden Ihr Gehirn nicht überreizen.“

„Gewiß nicht! und damit bin ich ſehr zufrieden; da ruht es aus. Alles was ich mit dem guten Edwin treibe, ruht mich aus von meinen Studien. Auf dieſe Weiſe habe ich meinen Beruf erfaßt, der mich hergeführt hat. Jeder Beruf hat nach irgend einer Seite hin etwas Drückendes, das zeitweiſe unerträglich erſcheinen mag. Sieht man ihn aber genau und rundum an, ſo verſöhnt man ſich mit ſeinem Druck und erträgt ihn weiter. Die Frau Baronin iſt doch lieber Baronin von der Walden, als Fräulein von Sitart, obſchon ſie zuweilen, das leugne ich nicht, Anfälle von Schwermut hat. Nach Weihnachten gehen wir in die Reſidenz; da findet ſie mehr Zerſtreuung.“

Als Rüdiger nach ſeiner Heimkehr ſeinen erſten Beſuch in Waldenhauſen machte, fragte Edwin, der die Verlobung, aber nicht deren Auflöſung im Gedächtnis hatte, ganz harmlos:

„Wann wird nun die Hochzeit ſein?“

„Aber Edwin!“ fiel Leonilla ein, „ich ſagte Dir ja, daß aus der Hochzeit nichts wird.“

„Schade! ſehr ſchade! iſt mir ſehr leid! ſehr!“ wiederholte Edwin nachdrücklich.

„Ich denke, Rüdiger," fuhr Leonilla fort, „daß eine Verbindung, welche der religiöſe Fanatismus aufgelöſt hat, Dich nie glücklich gemacht hätte, weil Intoleranz gegen dieſen und jenen Glauben Dir fern liegt."

„Ich finde, daß Intoleranz, bis zum fanatiſchen Haß geſteigert, den Unglauben kennzeichnet, nicht den Glauben," erwiderte Rüdiger ausweichend: „Nicht die Gläubigen ſind die Verfolger, ſondern die Ungläubigen."

„Aber die Gläubigen, wie Du ſie nennſt, wollen in keine Lebensgemeinſchaft mit Andersgeſinnten treten."

„Was die Ehe, die Schule und alle kirchlichen Einrichtungen betrifft, es iſt ihnen freilich nicht möglich, weil dieſe Inſtitutionen bei ihnen eine religiöſe Grundlage haben, welche den Andersgeſinnten ganz oder teilweiſe fehlt. Es fällt ihnen aber nicht ein, dieſen Andersgeſinnten ihre Anſichten über Schule, Ehe und kirchliche Einrichtungen aufzwingen zu wollen oder gar, wenn ihnen dieſer Zwang nicht gelänge, ſie auszurotten, ſie zu vertilgen. Das iſt Fanatismus, das iſt Intoleranz."

„Hat Adriane nicht etwa Fanatismus und Intoleranz ſo weit getrieben, daß Dein Leben verſtört iſt."

„Nein! ſie hat die Lebensgemeinſchaft mit mir aufgehoben, weil dieſe nicht für uns beide auf der unzerſtörbaren Grundlage desſelben Glaubens ruht. Übrigens aber wünſcht ſie mir alles Glück und gönnt ſie mir alles Gute, was ich auf meinem Wege finden könnte — und das tun Intoleranz und Fanatismus nicht . .. ſondern das Gegenteil! ſie zerſtören und verwüſten alles, was der Glaube ſchätzt und verehrt."

„Du biſt imſtande, zu finden, daß ſie recht getan hat."

„Ja, ſie hat recht getan."

„Welch unerhörte Leidenſchaft!"

„O nein! es iſt das Gegenteil der Leidenſchaft!"

„Was nennſt Du ſo?"

„Ruhige Erkenntnis."

„Mit kalter Überlegung kannſt Du ihr recht geben?"

„Nur dann! . . . im Sturm der Leidenſchaft könnte ich es nicht. Adriane hat recht; denn nicht auf den Gefühlen, die wechſelvoll und launenhaft ſind, beruht die Einheit, die in der Ehe das Glück verbürgt und feſthält. Dieſe Einheit bedarf ein anderes, ein unerſchütterliches Prinzip, ein ſolches, das aus der göttlichen Offenbarung hervorgeht — einen gemeinſamen, übernatürlichen Glauben, in deſſen Licht die höchſten Fragen, welche die Menſchenſeele bewegen, ihre Löſung . . . oder wenigſtens ihre Entſcheidung finden."

„Aber ich bitte Dich, was haſt Du, was weißt

Du, wenn Du das glaubſt, was die arme Adriane glaubt?“

„Dann habe ich die Kirche und dann weiß ich, was ſie lehrt: den vollen Inhalt der göttlichen Offenbarung.“

„Du wäreſt zurückgegangen auf den Standpunkt Deiner früheren Jahre!“ rief Leonilla ſchwankend zwiſchen Entrüſtung und Entſetzen.

„Den ich zu meinem Unglück verlaſſen habe und dafür ſchwer geſtraft bin — ja.“

„Zurückzukriechen unter das Joch, dem man entſchlüpft war . . . zurückzukriechen, um eines Weibes willen . . . und gar eines Weibes, das Dich von ſich ſtieß — Rüdiger, das iſt eine unerhörte Schwäche! unerhört in der Geſchichte der Menſchheit.“

„Es kommt allerdings viel häufiger, ja ſehr häufig vor, daß man den Glauben verliert und nicht wieder findet, um eines Weibes willen, welches anzieht und betört,“ entgegnete Rüdiger mit Schärfe.

Leonilla verſtand vortrefflich, Dinge nicht zu hören, die ſie nicht hören wollte.

„Da Du auf dem Wege biſt, Pater peccavi zu ſagen, ſo wird Dir der Aufenthalt in Oberau höchſt ſympathiſch ſein, denn dort iſt eine ſo allgemeine bußfertige Stimmung eingetreten, daß ich mich unheimlich fühle. Doch hat die Sache eine ſpaßhafte Seite, denn ich war es, ich! die den Bußprediger dort einführte; ich wählte ihn zu unſerem Schloßkaplan . . . freilich nur in der Abſicht, daß er ſeine Geſundheit herſtelle und daß ich mich mit ihm unterhalten könne, wenn mich die Langweile übermannt — ich meine nicht die lange Weile, welche aus leeren Stunden hervorgeht, ſondern die große, die gründliche Langweile, die mit der Monotonie des Menſchenlebens verbunden iſt.“

„Und ſagt ſeine Unterhaltung Dir zu?“

„Es iſt ein Jammer um dieſen Mann!“ fuhr ſie fort: „eingezwängt in Roms Windeln, kommt er nicht zu ſeiner vollſtändigen Entwickelung . . . dieſer ſchöne, edle, aber verkrüppelte Geiſt.“

„Nach Deiner Meinung iſt das Chriſtentum ſchuld an dieſer Verkrüppelung.“

„Das verſteht ſich! es beruht auf ihr und deshalb ruft es ſie hervor. Die feſte Burg des Chriſtenglaubens iſt Rom. Rom will herrſchen: deshalb bildet es Sklavenſeelen.“

„Ich ſehe Sklavenſeelen in Maſſe unter der Knute ſich entfalten, welche die Waffe der modernen Kultur iſt!“ rief mit großer Entſchiedenheit Rüdiger: „auf der Seite Roms ſehe ich freie Männer.“

„So ſteht es mit Dir?“ ſagte Leonilla ſchneidend und eiſig: „Nun, dann wirſt Du wohl bald zum Kreuz kriechen.“

„Das wäre eine große Gnade.“

„Wegen Adriane . . . nicht wahr?"

„Nein! wegen meiner Seele."

„Rüdiger! ich verſtehe Dich nicht mehr!" rief Leonilla faſt ſchreiend.

„Das iſt begreiflich," ſagte er ſanft.

„Nein! es iſt unbegreiflich! ich verſtand Dich, als Du in der Unerfahrenheit der Jugend Ideale Dir bildeteſt, welche Du durch die Kunſt und durch Dein Leben verwirklichen wollteſt. Ich verſtand, daß jene Ideale Träume waren, zerfließend wie jene Roſenwolken vor dem Sonnenaufgang. Ich verſtand Dich, als die Wirklichkeit Dir tagte — als Du erkannteſt, daß der Menſch die Beſtimmung hat, nach dem Freiheitsbedürfnis ſich zu entwickeln, welches die Natur in ſein Weſen legte, und daß die Lehren, welche man ihm in ſeiner unmündigen Kindheit gleichſam wie die Schutzblattern einimpfte, mit dieſer Beſtimmung zur Freiheit nicht übereinſtimmten, daß Du ſie beſeitigen müßteſt, um Dich zu einer höheren Stufe zu erſchwingen. Und jetzt gibſt Du ſie auf! jetzt läßt Du fallen, was Du mühſam errungen haſt! jetzt . . . wo Du geſehen, erfahren, erlebt haſt, welch ein furchtbarer, unſinniger Tyrann der chriſtliche Glaube iſt, wie er alle Bande zwiſchen den Menſchen zerreißt, wie er die edelſten Gefühle erſtickt — da kehrſt Du um! da willſt Du lieber — geiſtiger Weiſe — Knecht als Herr ſein! — Nein, ich verſtehe Dich nicht mehr."

an Sie ſchließen mögte, jezt werden Sie mir weh thun. So machen es die Männer.“

„Die Männer! die Männer! was geht's mich an wie die Männer es machen! was kümmert's mich welch eine Vorſtellung Sie von den Männern haben!.... ja, iſt ſie unvortheilhaft — deſto beſſer für mich: deſto geneigter werden Sie einer Ausnahme ſein. — Sollen Sie denn den Männern rottenweiſe vertrauen? ſollen Sie ſie rottenweiſe lieben? mit nichten. Denken Sie von der Maſſe wie Sie wollen — für den Einzelnen werden Sie ſtets die Ausnahme der Individualität anerkennen, und auf mich mit wolbegründeter Zuverſicht das Wort anwenden dürfen, das Sie bei jenem Liebes- und Freundſchaftsgeſpräch in Ems äußerten: ein Mann auf deſſen Arm geſtützt Sie getroſt durch Luſt und Leid des Lebens gehen können. Nun, Cornelie? wollen Sie das?“

„Ja, Gotthard!“ ſagte ſie feſt.

Vier Wochen ſpäter kam Cornelie als Fürſtin Callenberg mit ihrem Gemal nach Altdorf. Unter Allen die ſie mit Jubel empfingen war Dorothee die freudigſte.

„Schon wieder da? nun, ſein Sie herzlich willkommen und bleiben Sie bei uns: ſagte Cornelie mit ihrer anmuthigen Innigkeit und Dorothee erwiderte:

„Und ich kann Dich auch nicht zum Verſtändnis bringen, Leonilla.“

„Du nicht? . . . Wer denn?“

„Gott allein.“

„O! immer dieſe Phraſen!“ rief ſie.

„Das iſt es eben: für Dich iſt Phraſe, was für mich eine Wahrheit iſt: Uns trennt eine unausfüllbare Kluft.“

„Unausfüllbar?“

„Unausfüllbar! denn zwiſchen Wahrheit und Irrtum gibt es keine Vermittelung. Da heißt es: entweder — oder. Aber es kann über die Kluft eine Brücke geſchlagen werden, auf welcher man aus dem Lager des Irrtums zu den Zelten der Wahrheit gelangt.“

„Alſo doch!“

„Ja! aber Gott allein baut dieſe Brücke. Sie heißt die Gnade.“

„Du ſprichſt. als ob Du bereits ein Jünger Oſorio wäreſt und zur frommen Genoſſenſchaft von Oberau gehörteſt.“

„Aber warum heirateſt Du Adriane nicht?“ fragte plötzlich Edwin, der ſich inzwiſchen dieſe Tatſache klar machte.

„So möchte auch ich fragen,“ ſetzte Leonilla hinzu.

„Weil Adriane mit mir gebrochen hat, lieber Edwin,“ gab Rüdiger zur Antwort.

„Ah ſo!“ entgegnete Edwin beruhigt.

Auch Leonilla fühlte ſich dadurch etwas beruhigt. Es war ja ſchon eine große Demütigung, daß Adriane ein Herz gewonnen hatte, welches einſt von Liebe für Leonilla erfüllt geweſen war. Sollte Adriane auch jetzt noch einen ſolchen Einfluß auf Rüdiger üben, daß er den verlorenen Glauben wieder ſuchte und wieder fand? Sollte er mit Adriane in Glaube und Liebe vereinigt, glücklich ſein? . . . und ſie war unglücklich! elend! Aber Rüdigers Antwort: Adriane habe den Bruch zwiſchen ihnen herbeigeführt — ſchien die Verſicherung zu enthalten, daß er keinen Schritt tun werde, um eine Verſöhnung herbeizuführen. Dies lag auch ganz in Rüdigers zurückhaltendem Charakter, und in dieſem Fall, in Anbetracht von Adrianens großem Vermögen, gebot ein edler Stolz dieſe Zurückhaltung. Überdies war Rüdiger vorderhand durch ſeines Vaters leidenden Zuſtand an Oberau gefeſſelt, und das Millionäre Prinzeßchen — ſo dachte Leonilla — wird in dem fernen Palermo dermaßen von Bewerbern umſchwärmt ſein, daß ſie Rüdiger bald vergißt, vielleicht ſchon jetzt vergeſſen hat. Daß Oſorio auf Rüdiger in deſſen gegenwärtiger Stimmung Einfluß gewinnen werde, war ihr ebenſo wahrſcheinlich, wie unangenehm. Sie hätte am liebſten Oſorio in die Reſidenz mitgenommen, und ſie beſann ſich, ob das nicht zu bewerkſtelligen ſei.

„Werden Sie nicht den hieſigen Aufenthalt unerträglich finden, wenn wir in der Stadt ſein werden, den größten Teil der Dienſtboten mitnehmen und Sie im tiefen Winter einſam im großen verödeten Schloß zurückbleiben.“

„Durchaus nicht, gnädige Frau. Ich freue mich ſogar darauf, recht ungeſtört den Studien mich widmen zu können, was früher die Amtsgeſchäfte gar ſehr verhinderten.“

„Wenn Sie nichts weiter ſtudieren wollen als die Theologie, ſo ſcheint mir das ein Luxus. Sie wiſſen übergenug.“

„Sie ſagen: nichts weiter! aber ich bitte Sie, Frau Baronin? iſt die Wiſſenſchaft von den göttlichen Dingen nicht ein tiefer Brunnen, aus dem der menſchliche Geiſt fort und fort ſchöpfen kann, ohne ihn zu erſchöpfen!“

„Um ſchließlich mit dem alten, ehrlichen Montaigne zu ſagen: „Que sais-je.“

„Der alte, ehrliche Montaigne war ein Zweifler, deſſen Anſichten weder ihn ſelbſt, noch andere befriedigten. Ich ziehe es vor, mit den Legionen von Martyrern, von Heiligen, von Büßern, von gewaltigen Geiſtern, von großen Seelen und von kindlichen, einfachen Seelen zu ſagen: Credo.“

„Es iſt ein Jammer, daß ein Geiſt, wie der Ihre, nichts iſt, als ein Echo aus einer untergegangenen Weltzeit.“

„Das iſt eben der Streitpunkt; denn ich ſage, kein Echo iſt's, dies Credo, ſondern das Wort des

Lebens, das in vergangenen Weltzeiten urkräftig war, und jetzt und immer in allen Weltzeiten urkräftig ſein wird, um den Menſchen ſeinem übernatürlichen Ziel zuzuführen."

„Nirwana iſt ſein letztes Ziel: das Nichts" — ſagte ſie verächtlich.

„Die ſelige Anſchauung Gottes iſt es," verſetzte er ſanft.

„O, wenn Sie doch Philoſophie ſtudieren wollten!" rief Leonilla.

„Das tue ich, gnädige Baronin."

„Aber was für eine, Herr Kaplan!"

„Die Lehre, wie die Vernunft zu brauchen und zu adeln iſt, um ſich der göttlichen Wahrheit zu unterwerfen."

„In der chriſtlichen Mythe gibt es einen Mann, den ich ungemein verehre."

„Darf man fragen, wer dieſer Bevorzugte iſt?"

„Pilatus iſt es. Er fragte: Was iſt Wahrheit? — und ging von dannen, weil er wußte, daß er keine befriedigende Antwort bekommen könne."

„Pilatus hatte bei ſeiner Frage menſchliche Wahrheit, relative Wahrheit, alſo Wahrheiten im Sinn, nicht göttliche Wahrheit, welche Derjenige lehrt und lebte, an welchen Pilatus ſeine Frage richtete."

„Sie ſind unverbeſſerlich!" rief ſie zürnend und ſchüttelte unmutig die Fülle der goldenen Locken.

Hundertmal ſchon hatte ſie ſich vorgenommen, gar nicht mit Oſorio zu ſprechen, ſich gar nicht um ihn zu bekümmern; doch länger wie höchſtens zwei Tage hielt der Vorſatz nicht an, weil es auf ihn nicht den mindeſten Eindruck machte, ob ſie ſo war, oder anders. Sonnig blieb ſeine Stirne, wohlwollend blieb ſein Mund, und ſein lebhaftes und doch ſanftes Auge behielt den milden, leidenvollen Ausdruck, den Menſchen haben können, die innerlich viel gelitten und viel gekämpft haben — und der doch nicht traurig iſt. Chriſtus am Kreuz ſah leidenvoll aus, doch nicht traurig. Schließlich fand Leonilla immer, daß dieſer unbeugſame Charakter, der doch nicht hart war, weit intereſſanter ſei als die biegſamen, die ihr nur allzu oft begegnet waren.

„Herr Doktor,“ ſagte Leonilla, „mein Mann huſtet ſeit einigen Tagen.“

„Ich habe es nicht bemerkt, gnädige Frau.“

„Wie iſt das möglich. Herr Doktor! er huſtet ſtark.“

„Ich wollte ſagen — nicht beachtet, denn in dieſer Jahreszeit iſt der Huſten etwas ſehr gewöhnliches.“

„Sie haben Unrecht den Huſten bei meinem Mann nicht zu beachten.“

„Der Herr Baron hat eine treffliche Lunge.“

„Mag ſein! aber eine krankhafte Organiſation, bei welcher die edleren Organe leicht affiziert werden können.“

Der Doktor, der nicht wußte, was Leonilla eigentlich wollte, ſtarrte ſie an und ſagte:

„Ja, Frau Baronin.“

„Er muß ſich ſehr vor Erkältung hüten,“ fuhr ſie fort: „deshalb will ich in der Stadt das grüne Zimmer als Kapelle einrichten. Da kann Kaplan Oſorio täglich die Meſſe zu der Stunde leſen, die dem Baron genehm iſt.“

„Das kann er, gnädige Frau,“ ſagte der Doktor ganz verblüfft.

„Nicht wahr, Edwin, Du magſt ſehr gern im Winter die Meſſe in einem Deiner Zimmer haben?“ ſagte Leonilla zu Edwin, der eben eintrat.

„Im Zimmer? wie! gar nicht!“ entgegnete er, dem jede Änderung alter Gewohnheit höchſt zuwider war.

„Aber wenn Deine Geſundheit es fordert.“

„Bin ich krank, Doktor?“

„Noch nicht,“ ſagte Leonilla.

„Bin ich krank Doktor?“ wiederholte er.

„Noch nicht,“ ſagte, der Wahrheit gemäß, Doktor Melz.

„Bis ich's werde gehe ich zur Meſſe in die Kirche;“ — dabei blieb Edwin.

Leonilla würde ſich wohl nicht daran gekehrt, ſondern gehofft haben, Edwin umzuſtimmen. Allein ſie fand bei Oſorio entſchiedenen Widerſtand. Die Sonntagsmeſſe in Waldenhauſen war geſtiftet; der kranke Pfarrer von Oberau zählte auf Oſorio; Graf Euben hätte ihn am liebſten ganz in Oberau behalten und war in einem bedenklichen Geſundheitszuſtand; — dies alles machte Oſorio eindringlich geltend. Leonilla mußte ſich entſchließen, ihren Plan aufzugeben, Oſorio blieb in Waldenhauſen, als ſie nach dem Weihnachtsfeſte höchſt mißvergnügt in die Stadt zog. Sie hatte nur an ſich gedacht, als ſie den Kaplan für Waldenhauſen errang, und jetzt mußte ſie ihn in Waldenhauſen laſſen und ſie hatte, unabſichtlich, beſſer für Oberau geſorgt, als für ſich. Sie beſchloß, den Aufenthalt in der Reſidenz möglichſt abzukürzen.

Viertes Kapitel.

Gräfin Euben hatte mit großer Bangigkeit der Ankunft ihres Sohnes entgegen geſehen. Er ſchrieb ſo ſelten und ſo wenig, daß ſie kaum etwas anderes aus ſeinen Briefen entnehmen konnte, als daß er lebe. Aber wie? aber mit welchen Geſinnungen? — ſie wußte es nicht. Disharmonie im Glauben hatte den Bruch mit Adriane herbei geführt: welchen Einfluß hatte dieſer Schmerz auf ihn? war deſſen Wirkung verſöhnend — war ſie erbitternd.

Rüdiger kam. Er war gefaßt und ruhig, und nach ſeiner Weiſe zurückhaltend. Oſorio, dem ſie ihre Sorgen anvertraute, hatte ſie angefleht, ihren Sohn nicht mit Fragen zu beſtürmen, mit Ermahnungen zu torquieren. Sie fand den Ausdruck torquieren zu hart; doch er verſicherte:

„Keineswegs! für einen verſchloſſenen Charakter iſt es eine Tortur. Graf Rüdiger wird ſchon ſprechen, wenn es ihm ſo um's Herz iſt."

Die Gräfin ſchwieg alſo; aber auch Rüdiger ſchwieg. Indeſſen bemerkte ſie doch zu ihrem größten Troſt, daß er Sonntags nicht in der heiligen Meſſe fehle. Graf Euben war ſehr mit Rüdiger zufrieden, denn er fand ihn ganz bereit ſich in die Geſchäfte einweihen zu laſſen und deren Führung zu übernehmen, wozu er ſich früher nie hatte entſchließen können.

„Der ſchwere Schlag, der ſein Glück zerſtörte,“ ſagte der Graf, „hat ihn zu einem verſtändigen, brauchbaren Menſchen gemacht.“

„O, daß es wäre zu einem gläubigen Menſchen!“ ſeufzte die Gräfin.

Philiberte ſagte nichts. Sie war dermaßen in ihren Schmerz begraben, daß ſie des Bruders Anweſenheit kaum beachtete. Sie ſtarrte troſtlos, hoffnungslos in eine Zukunft, über welche ein großes Leichentuch gebreitet war, denn ihr Kind war tot, Fleuranges war tot für ſie und Theoderich war nicht der Mann, der ihren Blick in die Zukunft erheitern konnte. Sie war ſehr unglücklich. Es war alſo keine fröhliche Geſellſchaft in Oberau beiſammen. Abgeſehen von den Schmerzen und Sorgen, die jeder einzelne im eigenen Herzen mit ſich umhertrug, erfüllte die ſchwindende Geſundheit des Grafen, die keine Hoffnung auf Geneſung übrig ließ, die Familie mit Kummer. Gelderns Anweſenheit war allen ſehr willkommen. Er bildete durch ſeine Teilnahme und ſeine treue Freundſchaft ein tröſtendes Element in dem kleinen Kreiſe; — beſonders für Philiberte. Sie liebte ihren Vater zärtlich; ſie hatte ſich auch in der letzten Zeit mehr ihrer Mutter angeſchloſſen; aber ihr Gewiſſen ſagte ihr, daß ſie doch nicht in Oberau auf ihrem eigentlichen Platze ſei, und da der Menſch immer geneigt iſt, ſich allerhand kleine Beruhigungen zu verſchaffen, ſo fand ſie ſich durch Gelderns monatelangen Beſuch in Oberau etwas beruhigt über ihren Aufenthalt daſelbſt.

Geldern war es auch, der einmal zu Rüdiger ſagte:

„In Deinem Zimmer liegen zwei rieſige Mappen. Du ſollteſt uns doch ihren Inhalt ſehen laſſen. Es ſind ohne Zweifel Früchte Deiner letzten Wanderungen.“

„Es ſind nur Skizzen und Studien, nichts iſt ausgeführt,“ ſagte Rüdiger.

„Gerade das iſt intereſſant,“ ſagte Oſorio, der eben anweſend war: „man ſieht durch ſie in die Werkſtatt des Geiſtes hinein und wie viel da geſammelt und zuſammengetragen, beobachtet und verſucht werden muß, bevor das Material vollſtändig iſt, aus welchem ein Kunſtwerk hervorgeht, das dieſen Namen verdient. Ohne ernſte und zuweilen recht mühſame Studien kommt ein ſolches nicht zuſtande.“

„Aber es darf nicht den Eindruck des mühſam erarbeiteten machen,“ ſagte Geldern.

„Dann wäre es auch kein Kunſtwerk,“ verſetzte Oſorio.

„O ja, gnädige Gräfin! ich bleibe hier. Bei Ihnen iſt es am Beſten auf der ganzen weiten Welt, Sie wiſſen etwas mit den verſchiedenſten Menſchen anzufangen, Sie werden mich ſchon brauchen können. Für meine Schwägerin war ich nicht elegant und gebildet genug! die weiß mit Niemand etwas anzufangen — nicht einmal mit ſich ſelbſt — am wenigſten mit meinem Bruder.“

„Der Arme!“ ſagte Cornelie mild und gelaſſen und tröſtete die weinende Dorothee, die traurig fortfuhr:

„Ach er! der ſo geſcheut iſt, kann ja mit der Fanny kein vernünftiges Wort ſprechen — ſo ſehr, ſehr dumm iſt ſie! Auf Porzellan malen kann ſie — ja, das iſt wahr! alle Taſſen und Teller, Schaalen und Schüſſeln im ganzen Hauſe hat ſie bemalt, und zuweilen recht niedlich. Aber, gnädige Gräfin, was macht ſich ein verſtändiger Mann daraus ob ſeine Frau ihm das Theegeſchirr bemalen kann? hingegen iſt es ihm Bedürfniß ein verſtändiges Geſpräch führen zu können und dazu ſollte eine Frau denn doch die nächſte ſein. Und was hat er davon daß ſie ihm „la Consolation“ vorklimpert, wenn er niedergeſchlagen, ſorgenvoll und traurig iſt? Ein herzliches, ernſtes, gutes Geſpräch tröſtet weit beſſer. Kinder hat ſie auch nicht, die Fanny!

„Ein Kunſtwerk iſt für mich etwas Unerreichbares," ſagte Rüdiger.

„O nein!" rief die Gräfin: „denke nur an den Knaben Samuel."

„Ich denke an ihn!" erwiderte er und ſetzte hinzu: „ich will ſehr gern meine Mappe zeigen, aber ich fürchte, es iſt nicht der Mühe wert, den Inhalt zu betrachten."

„Hole ſie nur und überlaſſe uns das Urteil," verſetzte Geldern.

Die Mappen kamen und wurden auf einen großen runden Tiſch in der Mitte des Salons gelegt. Graf Euben nahm zwar nicht viel Teil an der allgemeinen Unterhaltung, wendete ihr aber immer ſeine Aufmerkſamkeit zu und ſetzte ſich an den Tiſch; zur Rechten die Gräfin und Philiberte; zur Linken Geldern und Oſorio. So bildeten ſie einen Halbkreis, welchem Rüdiger gegenüberſtand und jedes einzelne Blatt aus den Mappen ſenkrecht vor ſich auf den Tiſch ſtellte, ſo daß die fünf Zuſchauer es bequem ſehen konnten. Es waren Farbenſkizzen auf Folioblättern.

„O, wie hübſch!" rief Philiberte.

„Es iſt Neckarſteinach mit ſeinem alten, aber neu ausgebauten Schlößchen am Neckar," ſagte Rüdiger.

„Iſt das Heidelberg?" fragte ſie bei dem nächſten Blatt.

„Nein," ſagte er, „Heidelberg iſt ein Tummelplatz der Maler und der Touriſten. Ich ſuchte mir einſamere Stätten. Das iſt die Ruine des Schloſſes Wertheim am Zuſammenfluß der Tauber und des Main. Und hier iſt eine zweite Anſicht der Ruine, die ſo großartig iſt, daß man zehn, ja zwanzig Anſichten von ihr aufnehmen könnte.“

„Das gefällt mir ausnehmend: ein Kloſter einſam auf der Höhe im Abendrot,“ ſagte die Gräfin: „iſt es Phantaſie oder Wirklichkeit.“

„Es iſt Kloſter Engelberg am Main mit ſeiner Wallfahrtskirche. Es iſt der Ort, wo einer der gründlichſt verleumdeten Männer unſerer Zeit, Dom Miguel von Portugal, ſeine irdiſche Ruheſtätte fand,“ ſagte Rüdiger. „Und die Baumgruppe auf dieſem Blatt hier, mit dem Durchblick auf ein ſtattliches Schloß, iſt aus dem Park von Klein-Heubach, gegenüber Engelberg. Das dritte Blatt aus dieſer halb romantiſchen und halb idylliſchen Gegend, iſt das altertümliche Städtchen Miltenberg am Main, wo — wie es heißt — Götz von Berlichingen gefangen ſaß.“

„Dieſer Götz von Berlichingen iſt mir höchſt unſympathiſch,“ ſagte Herr von Geldern: „er lehnte ſich auf gegen Kaiſer und Reich, er ſowohl wie der Franz von Sickingen, der ſogar die kirchlichen Neuerungen beſchützte. Solche Leute ſind nicht meine Leute.“

„Goethe hat ihn verherrlicht,“ ſagte Philiberte.

„Das macht mir gar keinen Eindruck, meine liebe kleine Gräfin. Goethe war in mancher Beziehung ein Frankfurter Spießbürger und ein Weimar'ſcher Geheimerat, und als ſolcher hatte er kein Herz für Kaiſer und Reich.“

„Nein! ich proteſtiere,“ ſagte die Gräfin: „als Frankfurter Bürger iſt er nicht notwendigerweiſe dieſer Geſinnung beraubt. Das können Sie aus Böhmers Briefen erſehen, der auch ein Frankfurter Bürger war.“

„Wie ſollte dieſe Geſinnung nicht im Volke ſchwach geworden ſein — und ich erlaube mir den Geheimerat von Goethe zum deutſchen Volk zu zählen — wenn die deutſch-römiſchen Kaiſer der letzten Zeit ſie nicht mehr hatten,“ ſagte Rüdiger. „Die eigene Hausmacht erhöht und umſtrahlt vom Glanz der Kaiſerkrone — das war freilich ſehr weit entfernt von der großen Idee des Imperium mundi, die in den Heinrichen, den Ottonen und, im gewiſſen Grade, in den Hohenſtauffen lebte, und welche das edelſte Erbe Karls des Großen war: Träger der Weltherrſchaft zu ſein und, als ſolcher, Schirmherr der Kirche.“

„Ghibelline,“ ſagte Oſorio.

„Was dieſe Idee betrifft — ja! aber nicht als Anhänger einer Partei oder als Verfechter einer Perſönlichkeit. Als Rom verwüſtet von Factionen war, die um den Sitz auf dem Stuhl Petri buhlten und einander zerfleiſchten, da nahm es in ſeiner Geſunkenheit Zuflucht zu Otto dem Großen und flehte ihn an, den heiligen Stuhl mit einem würdigen Mann zu beſetzen. Und im hohen Bewußtſein, das Imperium mundi in der Hand zu halten — nicht um ſein Anſehen zu heben, nicht um ſeine Macht zu vergrößern — bezeichnete Kaiſer Otto nacheinander vier Päpſte, die des Heiligen Stuhles würdig waren. Damals wußte man nichts von Ghibellinen oder Guelfen. Als dieſe Bezeichnungen zum Feldgeſchrei kaiſerlicher und päpſtlicher Parteien wurden, ſchwand die Idee des Imperium mundi dahin und perſönliche Herrſchſucht nahm ihren Platz ein. Übrigens nahmen dieſe Bezeichnungen die merkwürdigſten Umbiegungen an. Die franzöſiſchen Könige galten für guelfiſch geſinnt, weil ſie, wenn es ihrer Politik entſprach oder ihr Vorteil es heiſchte, einem bedrängten Papſt ſolange zu Hilfe kamen, bis es vorteilhafter für ſie war, ſeine Bedränger zu werden und den Stuhl Petri ſoviel wie möglich zu beſchädigen. Florenz, die Guelfenſtadt, hielt immer zu Frankreich; aber der größte Sohn dieſer Stadt, Dante, war Ghibelline, in dem Sinn, daß er mit ſeinem Genie und aus ſeiner Seele heraus, einen Kaiſer herbeiwünſchte, der das Imperium mundi trage. Der Kaiſer, den er erſehnte und der wohl fähig war, die Idee zu faſſen und — unter günſtigen Umſtänden — ſie vielleicht auszuführen, Heinrich VII. ſtarb in Piſa, der treuen Ghibellinenſtadt. Dante war tief katholiſch. Man kann ein Ghibelline und doch ein guter Katholik ſein, Herr Kaplan.“

„Es freut mich, es von Ihnen zu hören, Herr Graf,“ erwiderte Oſorio.

„Iſt es nicht halb zum lachen und halb zum weinen!“ rief Geldern: „Wir ſehen alle vor unſeren Augen und ohne daran zu denken, die ſchauderhafteſte Karrikatur des Kaiſers, der das Imperium mundi trägt.“

„Ich ſehe ſie nicht,“ ſagte Philiberte.

„Ich habe keine Ahnung, wo ich ſie ſehen könnte,“ ſetzte Gräfin Euben hinzu.

„Das kommt daher, weil die Damen das edle Whiſt- und Lhombreſpiel verſchmähen,“ ſagte Geldern, ſtand auf, holte ein Kartenblatt und legte es auf den Tiſch: „ſehen Sie hier die Kaiſerliche Majeſtät mit Krone, Szepter und Reichsapfel — welcher letztere das Symbol ſeiner Weltmacht iſt: die Weltkugel, auf der ein kleines Kreuz ſteht.“

„Eine abſcheuliche Karrikatur!“ rief Philiberte: „geſchwind, Rüdiger, zeige uns etwas ſchönes.“

„Ein Kaiſerdenkmal: Rudolf von Habsburg im Dom zu Speyer,“ ſagte Rüdiger und zeigte ein Blatt von bräunlichem Papier, von welchem ſich das Monument von weißem Marmor abhob: „Ein tüchtiger, rechtſchaffener, frommer Mann, ein ehrenhafter Kaiſer — aber kein großer Kaiſer mehr.“

So zeigte er noch andere Blätter, bis er an eines kam, das er einen Augenblick betrachtete und dann in die Mappe zurücklegte.

„Was iſt das Rüdiger!“ rief Philiberte neugierig, „das iſt gewiß am allerintereſſanteſten.“

„Laß doch, Philiberte, man muß nicht zudringlich ſein,“ ſagte die Gräfin, befürchtend, das Blatt könne eine Beziehung auf Adriane haben. Doch Philiberte ließ ſich nicht abſchrecken und fuhr fort: „Iſt es ein Herzensgeheimnis, Rüdiger?“

„Vielleicht,“ ſagte er ernſt, nahm das Blatt aus der Mappe und zeigte es vor. Es war ein Chriſtus am Kreuz in Holzfarbe gemalt. Darunter ſtand in goldenen Buchſtaben geſchrieben: „Rette Deine Seele.“ Rüdiger ſetzte hinzu:

„Es iſt kopiert nach einem großen, in Holz geſchnittenen Kruzifix im Dom zu Mainz. Es hängt in einem Winkel, unbeachtet, kaum geſehen. Ich habe aber in dem ganzen Dom nichts geſehen, als dies wunderſchöne Bild des Leidens.“

„Und ich war dort und habe es gar nicht bemerkt,“ ſagte Philiberte verwundert.

„Ein Wort, ein Bild, ein Ton, kann uns eine Perſpektive erſchließen, welche in die Ewigkeit hinein reicht — wenn wir eben dafür geſtimmt ſind,“ ſagte Oſorio: „und ein anderer ſieht und hört dasſelbe und es macht keinen Eindruck auf ihn. Wie oft haben wir das Wort ewig gehört; wie oft haben wir es höchſt gleichgültig ausgeſprochen. Einſt hörte eine kleine ſechsjährige Spanierin von der ewigen Seligkeit ſprechen. Ewig! ewig wiederholte ſie und ſie vergaß es nie. Aus der Kleinen wurde die große heilige Thereſe.“

„O, die Heiligen zählen nicht mit!“ rief Philiberte.

„Doch, gnädige Gräfin! die Heiligen kommen nicht als Heilige auf die Welt. Das kleine Mädchen, das vom Gedanken an die Ewigkeit ſo tief ergriffen wurde, las einige Jahre ſpäter mit Leidenſchaft Romane — was eben nicht eine Anleitung zur chriſtlichen Vollkommenheit zu ſein pflegt. Und ſo haben die Heiligen ſo gut wie wir anderen Sterblichen große Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden.“

„Die heilige Thereſe las Romane!“ ſagte Philiberte ganz nachdenklich.

„Aha!“ rief Geldern lachend, „jetzt denkt Gräfin Philiberte auch daran, eine Heilige zu werden.“

„Spotten Sie nur!“ verſetzte ſie: „ich dachte daran, welche göttliche Kraft dem Menſchen zu Gebot ſtehen muß, der aus einem Weltkind — ein Muſterbild der höchſten, der vollkommenſten Tugend werden kann.“

„Warum haſt Du die Worte: „Rette deine Seele“, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, Rüdiger? ſie paſſen nicht für den ſtillen Farbenton," ſagte Gräfin Euben.

„Ich habe einmal eine Legende gehört," verſetzte Rüdiger mit tiefem Ernſt: „ein Ungläubiger läſterte Gott. Da fiel plötzlich ein weißes Blatt vor ihm nieder, worauf mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Miserere mei Domine. Und er bekehrte ſich. Als ich vor dies Kruzifix hintrat und las „Rette deine Seele", kam es mir vor, als wären dieſe Worte in Gold geſchrieben — und ſie ſtehen doch nur auf einer plumpen Tafel, die geſchmacklos am Fuß des Kreuzes angebracht iſt."

„Vielleicht fiel ein Sonnenſtrahl auf dieſe Worte," ſagte Philiberte.

„Ganz recht, Philiberte! ein Sonnenſtrahl," verſetzte Rüdiger und legte die Blätter wieder in die Mappen.

Die Gräfin betrachtete ihn mit wehmütiger Freude, Oſorio mit tiefer Teilnahme. Der Graf ſagte:

„Du haſt Fortſchritte gemacht."

„Ich hoffe es, beſter Vater," entgegnete Rüdiger.

Jugendfreunde.

— reich iſt mein Bruder ſehr, und das hat er ja immer ſein wollen! — auch klug und geſcheut iſt er; er ſagt er wolle ſchreiben und ſich recht abarbeiten im Geiſt. Alſo etwas Zufriedenheit mag er ſich denn wol mit der Zeit erringen und ſie thut ihm Noth! Bis zum Glück bringt er es ſchwerlich je, mein armer Leonor!“

Im vergangenen Sommer 1844 ſaß an der langen table d'hote im Kurſaal zu Ems die Fürſtin Callenberg zwiſchen ihrem Mann und dem Grafen W. Sie war auf der Reiſe zu Gotthards Verwandten, die an der Moſel Beſitzungen haben. Triſtan ein ſchöner ſchlanker, ſchwarzer Knabe ſaß ihr gegenüber und ſorgte für den kleinen blondlockigen, vierjährigen Felix weiſe wie ein Hofmeiſter, obgleich ein ſolcher neben ihm ſaß.

„Sehen Sie Fürſtin, ſagte Graf W., dort am andern Ende des Tiſches ſitzt Ihr Landsmann, der Doctor Brand, deſſen geiſtreiche, publiziſtiſche Broſchüren ſeit einigen Jahren ſo viel Aufſehen, und ihn zu einer ſolchen literariſchen Sommität gemacht haben. Der lange magre Mann mit dem feinen Geſicht und der goldnen Brille iſt es, der neben der kleinen dürren brünetten Dame im roſenfarbnen

Erſtes Kapitel.

In der Reſidenz waren Veränderungen in der diplomatiſchen Geſellſchaft eingetreten. Nicht nur Herr von Fleuranges war nach Petersburg verſetzt, ſondern auch ſein Geſandter hatte einen anderen Poſten erhalten und an deſſen Stelle war der Marquis de Vaudreuil gekommen. Er war ein ſehr artiger, ſehr einnehmender Mann, der ein glänzendes Haus zu machen verſprach, da er ſehr reich war. Nicht von ſich. Er war von ſehr guter alter Familie, aber ohne Vermögen. Der Reichtum kam von ſeiner Frau, der Tochter eines wallachiſchen Bojaren — und dieſe Frau war die Schattenſeite ſeines glänzenden Lebens. Die Marquiſe de Vaudreuil war eine kleine, unſchöne, ſehr kränkliche Perſon, die das Haus ihres Gemahls weder durch Kinder noch durch ihre eigene Anmut und Liebenswürdigkeit ſchmückte. Man bedauerte den Marquis wegen dieſer läſtigen Zugabe zu dem großen Vermögen. Er aber ſchien ganz mit ſeinem Schickſal zufrieden zu ſein und behandelte ſtets ſeine Frau, die mit allen Launen der Kränklichkeit behaftet war, mit rückſichtsvollem Anſtand.

Als Leonilla in der Reſidenz eintraf, hatte der Marquis bereits ſein Haus eröffnet, und ihre intime Freundin, Gräfin X. ſprach ſich ſo entzückt über ihn aus, daß ſie, die in der eleganten Geſellſchaft ein Orakel war und den Ton angab, nach welchem neue Erſcheinungen beurteilt wurden, dem Marquis ſogleich einen hohen Platz im Olymp der Crême anwies. Ohne eine Miene zu verändern, fragte Leonilla:

„Heißt er Jean de Vaudreuil.“

„Das weiß ich nicht,“ ſagte Gräfin X. etwas verſtimmt, weil ihr ſchien, Leonilla mache den Anſpruch, den Marquis lange zu kennen, da ſie nach ſeinem Taufnamen fragte. Leonilla ließ ihr auch keinen Zweifel darüber, indem ſie ſagte:

„Heißt er Jean, ſo kenne ich ihn.“

„Charmant! er wird dann umſo lieber zu unſeren Intimen ſich zählen,“ ſagte die Gräfin ſchnell gefaßt und richtete ihren Blick auf den Vorteil, den die Sache hatte.

„Das iſt die Frage,“ verſetzte Leonilla lächelnd, und ohne die erſtaunten Augen der Gräfin zu beachten, ging ſie auf andere Fragen über, deren Beantwortung dazu dienten, ſie nach einer halbjährigen Abweſenheit wieder vollſtändig in der Geſellſchaft zu orientieren. Endlich begann auch Gräfin X. Fragen zu ſtellen.

„Ich bitte Dich, Leonilla, was iſt aus Graf Teutleben geworden? und die gute Philiberte — wo iſt ſie? was treibt ſie? beweint ſie die Treuloſigkeit des böſen Fleuranges?“

„Über Teutleben fehlen genaue Nachrichten, beſte Hedwig. Er ſitzt im Eiſe am Nordpol oder am Südpol — das iſt unbeſtimmt. Er will die Fabel von der großen Seeſchlange entlarven, die ein paar Meilen lang ſein ſoll.“

„Gott bewahre, welch Ungeheuer . . . ein paar Meilen lang!“

„Es gibt viel größere Ungeheuer, beſte Hedwig, obſchon ſie nur fünf bis ſechs Fuß lang ſind.“

„Ungeheuer à la Fleuranges . . . ach, der Arme!“ rief lachend Hedwig.

„Nein, nicht Fleuranges. Er handelt klug und gut, wenn er Philiberte aufgibt, denn er kann ſie nicht heiraten und will nicht ihrer Stellung ſchaden.“

„Weißt Du, Leonilla: Frauen, die ſo unbeſonnen ſind, wie Philiberte, mögen ſie noch ſchöner, noch eleganter, noch einnehmender ſein, wie Deine Couſine iſt, dürfen wir unter keiner Bedingung in den Kreis der Intimen aufnehmen. Sie kompromittieren ſich allzu leicht . . . und einigermaßen unſern Kreis, weil man ſie doch nicht ganz fallen laſſen darf.“

„Einverſtanden, beſte Hedwig! nun, Philiberte iſt bei ihren Eltern und bleibt vorderhand dort . . .

und iſt ſie traurig, ſo rührt das ohne Zweifel daher, daß ſie ihren kleinen Sohn verloren hat.“

„Es iſt alſo keine Trennung zwiſchen ihr und Graf Teutleben erfolgt?“

„Doch! denn er iſt am Nordpol und ſie in Oberau,“ antwortete lachend Leonilla, die ſelbſt nicht wußte, wie die Sache von Philiberte und Theoderich ſtehe.

„Was iſt denn aus Deinem Vetter, dem menſchenſcheuen Rüdiger Euben geworden? Im vorigen Frühling ging die Sage, er habe ſich in eine bildſchöne Malerin verliebt und wolle die Einwilligung ſeines Vaters ertrotzen. Im Sommer verwandeln wir uns ja alle in Zugvögel, die in alle vier Winde ausfliegen; da hört man nichts von einander. Was iſt aus ihm geworden? er iſt ein ſo ſchöner Menſch und ſieht ſo intereſſant aus, daß ſeine Scheu vor der großen Geſellſchaft gar nicht zu begreifen iſt. Viele Herzen würde er erobern . . . er verfehlt ſeine Beſtimmung.“

„Einſtweilen und bis er ſie erkannt hat,“ entgegnete Leonilla lachend, „iſt auch er in Oberau, denn mein armer guter Onkel iſt an einem zehrenden Leiden erkrankt, das ihn langſam aufreibt.“

„Schade um den muntern Mann, der ja noch im Sommer ganz geſund und vergnügt war.“

„Ja, ſo ſtirbt man.“

„O ſchweige vom Sterben, gute Leonilla, dann ſpüre ich gleich einen ganz fatalen Modergeruch. Adieu, liebes Herz.“

Mit dieſen Worten ſtand Gräfin Hedwig auf und verließ die Freundin, die ſo unvorſichtig geäußert hatte, daß der Menſch ſterblich ſei.“

Leonilla blieb allein vor ihrem Kamin und verſank in ihre Gedanken. Alſo Jean de Vaudreuil war da . . . ohne Zweifel er und kein anderer, denn Jean de Vaudreuil hatte keine Brüder und war in der Diplomatie.

Vor langer Zeit, es mochten zwölf Jahre ſein, als Herr van Sitart noch ein reicher Mann war oder wenigſtens ganz allgemein dafür galt und in Brüſſel ein glänzendes Haus machte, war der junge Geſandtſchaftsſekretär Marquis de Vaudreuil täglich in dieſem Hauſe. Leonilla van Sitart bezauberte ihn, feſſelte ihn. Kaum achtzehn Jahre alt, erſchien ſie in der Welt in erſter Jugendblüte ihrer ſtrahlenden Schönheit, unbefangen, ſorglos, unbekannt mit Menſchen und deren verwickelten Verhältniſſen, aber wohl wiſſend, daß ſie ſchön — und die einzige Tochter des reichen van Sitart ſei; und voll Zuverſicht, daß eine glänzende Zukunft vor ihr liege. Der Marquis faßte eine heftige Leidenſchaft für ſie, die Leonilla zwar nicht im gleichen Maß, aber doch mit zärtlicher Zuneigung erwiderte. Ihre Eltern ſahen das ſehr gern; ſie wünſchten die Tochter ſobald wie möglich zu vermählen, um dieſer Sorge ledig zu ſein, da die Sorge um den Ruin des Hauſes immer drückender wurde.

Nicht ohne Mühe erhielt Jean de Vaudreuil die Erlaubnis ſeines Vaters, um Leonilla ſich zu bewerben.

„Die bildſchöne Tochter eines Bankiers, im größten Luxus aufgewachſen, in jeder Weiſe verwöhnt, voll unbefriedigbarer Anſprüche — und Du ohne Vermögen! Jean, das gefällt mir nicht!“ ſagte der alte Herr kopfſchüttelnd.

Der Sohn ſprach von Herr van Sitarts immenſem Vermögen.

„Das gefällt mir noch weniger, Jean! Der Mann iſt der Frau gegenüber unfrei, wenn er lebt vom Vermögen des Schwiegervaters.“

Aber der Sohn ließ nicht ab, zu bitten und zu flehen; der Vater gab mit ſchwerem Herzen ſeine Zuſtimmung und ſetzte hinzu:

„Möge nie dieſer Schritt Dich reuen.“

Beſeligt kehrte Jean de Vaudreuil nach Brüſſel zurück, begab ſich zu Herrn van Sitart und eröffnete ihm, daß er Leonilla zärtlich liebe, nichts ſehnlicher wünſche, als ſich mit ihr zu verbinden, aber nicht in der Lage ſei, die glänzenden Gewohnheiten ihres Lebens ihr zu verſchaffen. Herr van Sitart unterbrach ihn mit dem Ausruf:

„Beſter Marquis! bei dieſen Nebendingen wollen wir uns nicht aufhalten! Teilt Leonilla Ihre Wünſche, was wir auf der Stelle erfahren werden, ſo begrüße ich Sie mit Freuden als Sohn."

Leonilla gab freudig ihr Jawort. Die Verlobung war geſchehen, und mit einer Haſt, welche den Marquis entzückte, ſetzte Herr van Sitart feſt, daß die Vermählung in ſechs Wochen ſtattfinden ſolle. Von der Art und Weiſe wie die Niederlaſſung des jungen Paares ermöglicht werden ſolle, war in dieſer Zwiſchenzeit nicht die Rede; denn Herr van Sitart hüllte ſich in ein unverbrüchliches Schweigen und Frau van Sitart warf zuweilen die Bemerkung hin, es ſei nicht angenehm für die Ehefrau, in die pekuniären Verhältniſſe des Gatten gar nicht eingeweiht zu ſein. Der Marquis zog daraus den Schluß, daß Frau van Sitart weder Auskunft geben, noch Vermittlerin ſein könne oder — ſein wolle; und Herr van Sitart mit einer Anfrage zu beläſtigen, war ihm peinlich und ſchien ihm unzart. Er verließ ſich auf das, was er ſah: auf den Glanz worin man lebte und auf Herr van Sitart's Liebe für Leonilla, die er mit Zärtlichkeiten überhäufte. Quälend, ja demütigend war es ihm, daß ſein Vater gar nicht dies unbedingte Vertrauen hatte, ſondern die einfache Tatſache ins Auge faßte, daß man Geld haben müſſe um zu leben. Er ſchrieb:

„Dein Gehalt als Geſandtſchaftsſekretär und die Zulage, die ich Dir gebe, reichen nur gerade für Dich allein aus. Vor fünfzig Jahren wäre es anders geweſen. Da machte man nicht die wahnſinnigen Forderungen an Luxus und Bequemlichkeit des Lebens, wozu ſich heutzutage jeder Gelbſchnabel berechtigt wähnt — ſehr zu ſeinem Schaden! denn dieſe genußſüchtige Generation iſt eine markloſe — marklos an Leib und Seele. Ich ſage das nicht für Dich, mein lieber Jean. Du weißt, daß Dein Vater nicht reich iſt und Du richteſt Dich anſtändig, wie es ſich für einen Gentleman ſchickt, mit Deinem Einkommen ein. Aber dies Einkommen muß verdreifacht werden, wenn Du eine Familie gründen willſt und eine Frau nimmſt, die ohne Zweifel keine Ahnung von Einſchränkung irgend einer Art hat. Bedenke das und ſprich es ohne Scheu — wenn's Dich auch Überwindung koſtet — gegen Herrn van Sitart aus. Leute, deren ganzes Leben in Geldgeſchäften verläuft, ſehen in allem, was vorfällt, auch eine geſchäftliche Seite, auch eine Frage, die ſich auf das Geld bezieht — und ſie erſchrecken keineswegs, wenn andere dasſelbe tun; d. h. wenn ſie ehrlich ſind. Erſchrickt aber Herr van Sitart, dann, mein lieber Jean, iſt er entweder ein Geizhals oder etwas noch Schlimmeres, und dann rate ich Dir väterlich, gib das ſchöne Fräulein auf, denn es iſt gewiſſenlos, eine Frau zu nehmen, und ſie nicht ſtandesmäßig ernähren zu können. Du biſt zu verſtändig, um die Idylle „Eine Hütte und ihr Herz“ in Wirklichkeit ſpielen zu wollen — um ſo weniger, als Fräulein van Sitart ganz gewiß kein Gefallen an dieſer Idylle finden würde.“

Vier Wochen waren ſeit der Verlobung verſtrichen und Jean de Vaudreuil hatte ſich noch nicht entſchließen können, dem Rat ſeines Vaters zu folgen. Da berief ihn dieſer durch ein Telegramm an das Sterbebett ſeiner Mutter, die an einer Lungenentzündung tötlich erkrankt war.

Leonilla war erſchreckt und betrübt über die Nachricht und die Trennung. Herr van Sitart aber kam ganz aus der Faſſung und fragte:

„Können Sie nicht Ihre Abreiſe um einige Tage verſchieben, mit Leonilla ſich vermählen und der Mutter die Tochter zuführen?“

„Nein! das kann ich nicht!“ verſetzte der Marquis unmutig über den unpaſſenden Vorſchlag.

„Wann werden Sie zurück kommen?“

„Sobald die Umſtände es erlauben . . . und dieſe können ſo traurig werden, daß die Vermählung etwas aufgeſchoben werden muß.“

„Das wäre in jeder Beziehung traurig, weil ich vielleicht in nächſter Zeit nach London überſiedele.“

„O, das iſt ja etwas ganz Unweſentliches, ob ich mich in Brüſſel oder in London mit Leonilla vermähle. Auf Wiederſehen, Herr van Sitart . . . gleichviel wo.“

Jean de Vaudreuil reiſte zu ſeinen Eltern, fand die Mutter noch am Leben, ſogar anſcheinend beſſer. Aber es kam ein Rückfall, der Zuſtand verſchlimmerte ſich, wurde hoffnungslos und endlich ſtarb ſie. Von ihren Exequien mußte Jean auf ſeinen Poſten zurückkehren. Er war faſt drei Wochen bei den Eltern geweſen. Am Vorabend ſeiner Abreiſe ſagte ſein Vater:

„Du findeſt den Herrn van Sitart nicht in Brüſſel.“

„Ja, ich weiß es. Leonilla ſchrieb mir in ihrem letzten Brief ſie gingen nach London.“

„Schrieb ſie auch warum?“

„Warum? . . . nein, das ſchrieb ſie nicht.“

„So will ich es Dir ſagen, mein armer guter Jean: weil das Haus van Sitart einen rieſigen Bankrott gemacht hat, eine Fallite von Millonen.“

Jean ſtammelte vernichtet:

„Wer ſagt das?“

„Die Tagesblätter: Hier, in drei Nummern, kannſt Du es leſen mit allen Umſtänden — und hier lies den Brief meines Geſchäftsfreundes in Paris. Bei der erſten Nachricht, welche die Blätter brachten, bat ich ihn telegraphiſch um zuverläſſige Auskunft. Sie erfolgte und beſtätigt, was die Blätter ſagen.“

„Gräßlich! gräßlich! o arme Leonilla!“ ſeufzte Jean, während er die Zeitungsnachrichten und den Brief durchlas.

„Deine arme Mutter mußte ſterben, um Dich zu retten, Jean,“ ſagte der alte Herr wehmütig.

Kleide ſitzt. Das iſt ſeine Frau. Anekdoten von ihrer Einfalt werden erzählt, die unglaublich wären, wenn man nicht wüßte, daß die klügſten Männer in der Regel die dümmſten Frauen haben. Sehen Sie ihn?"

„Ich ſehe und erkenne ihn," ſagte Cornelie ruhig, nahm ihr Lorgnon und ſah ihn an. Ja, allerdings! das war der Doctor Brand, ein ihr gänzlich fremder, ferner, gleichgültiger Mann. So wenig wie einſt Euſtach für ſie Euſtach geblieben war, ſo wenig war er noch für ſie Leonor.

„Geſcheut, eitel und unruhig wie er ſonſt war, ſetzte ſie hinzu, muß ihm dieſe Carriere, die eine gewiſſe Popularität und Berühmtheit des Tages mit ſich bringt, ſehr zuſagen."

„Er iſt für ſie geſchaffen, ſagte Gotthard. Erinnerſt Du Dich noch, Cornelie, daß er gleichſam unter Deiner Aegide vor einer Reihe von Jahren nach Paris ging?"

„Ja wol, ſagte ſie, und erinnerſt Du Dich noch der feindſeligen Stimmung in der Du damals gegen die Liebe warſt? ich muß noch lachen, wenn ich daran denke. Wie gut daß wir Alle — er, Du, ich — allendlich die Sphäre gefunden haben nach der wir mühſam rangen: inneres Gleichgewicht mit den äußeren Verhältniſſen."

„Ohne ihren Tod wäreſt Du ſeit acht Tagen der Eidam eines Mannes, der ſeinen Ruf und ſein Vermögen in unwürdiger Weiſe verloren hat."

„O arme, arme Leonilla!" ſeufzte Jean.

„Ich beklage von Herzen die Tochter . . . aber jetzt keine Schwäche aus Mitleid, Jean. Hebe das Verhältnis mit ihr auf, ſogleich, und ſage ihr weshalb. Sage ihr, daß ihr Vater gewußt habe, Du könnteſt kein Mädchen ohne Vermögen heiraten. Sage ihr, daß er Dich dennoch ermuntert und eine Mitgabe in Ausſicht geſtellt habe. Sage ihr, Du hätteſt ohne dieſe Ermunterung von Seiten ihres Vaters nie um ſie geworben, weil Deine pekuniäre Lage es Dir verbiete. Sage ihr das zart und vorſichtig . . . allein ſie muß wiſſen, daß Du hintergangen biſt und daß Du Dich zurückziehen mußt, weil Dir nicht die Möglichkeit geboten iſt, ihr eine ſtandesmäßige Exiſtenz zu ſchaffen."

„O, wie erbärmlich . . . o, wie unwürdig muß ich ihr erſcheinen!"

„Es kommt auf das Sein an — nicht auf den Schein. Sei ein verſtändiger Mann und handle als ein ſolcher. Jetzt wird ſie weinen, doch allmählich wird ſie einſehen, daß Du den einzig richtigen Weg eingeſchlagen haſt. Da ſie wunderſchön iſt und nunmehr in England lebt, findet ſie dort, wo es reiche Leute gibt, vielleicht eine gute Partie."

„Lieber Vater, welch ein Troſt für mich, da ich ſie verliere!"

„Der allerbeſte, mein Sohn! Du handelſt verſtändig und Leonilla kann noch ihr Glück finden. Unter dieſen Umſtänden iſt nichts Beſſeres zu erwarten. Die Umſtände ſelbſt kannſt Du aber ſo wenig ändern, als Du ſie herbeigeführt haſt."

Jean machte Einwendungen. Er fand es unritterlich, mit Leonilla in dieſem Augenblick zu brechen.

„Könnte ich nicht meinen Abſchied nehmen und mit Leonilla hier bei Dir auf dem Lande leben, beſter Vater, wo Du jetzt, nach dem Tode der guten Mutter, ſehr einſam Dich fühlen wirſt. Es würde Deine Exiſtenz erheitern und uns dadurch zwiefach glücklich machen."

„Es iſt ſchön von Dir, daß Du ſo denkſt, Jean, und daß Du bereit biſt, Opfer zu bringen. Nur müßten dieſe Opfer zum Ziel führen und folglich drei Menſchen beglücken."

„Für zwei Menſchen ſtehe ich ein."

„Tue es nicht, Jean! Du biſt in einer Laufbahn, die Dir zuſagt, für die Du Dich gebildet haſt, die Deinen Fähigkeiten entſpricht und die einen guten Fortgang zu nehmen verſpricht, — und Du wollteſt ſie bei achtundzwanzig Jahren aufgeben, um das Leben eines Landedelmannes zu führen, das allerdings ſehr reſpektabel — aber Deinen bisherigen Intereſſen und Studien allzu fern iſt, um Dich zu feſſeln. Unzufriedenheit und Langweile würden ſich ſehr bald einſtellen und die Reue ihnen folgen. Ob Fräulein van Sitart geneigt iſt, ſich auf einem Schlößchen in Poitou zu vergraben, weiß ich nicht; ob ſie imſtande iſt, durch häusliches Glück Dein Opfer zu vergelten, weiß ich auch nicht. Du nimmſt es als eine ausgemachte Sache an, weil Du verliebt biſt: das verſteht ſich! das iſt aber die Art der Verliebten — aber nicht die der vernünftigen Leute. Ich meinesteils glaube nicht, daß unſer Landleben ihren Gewohnheiten, ihrer Erziehung, ihren Anſprüchen genügt. Was endlich mich betrifft, lieber Jean, ſo iſt es mir viel tröſtlicher, Dich etwa einmal im Jahre zufrieden und heiter — als Tag für Tag mit umwölkter Stirn zu ſehen. Übrigens bin ich nicht ſo ganz einſam, denn Charlotte und Eugenie leben ja ganz in der Nähe und ſind gute aufmerkſame Töchter — und Jeanne bringt ja immer den Sommer mit ihren Kindern hier zu.“

„Ich könnte aber warten, bis ich eine Stellung finde, die mir erlaubt, auf mein Einkommen eine Familie zu gründen.“

„Unſinn und Unrecht, mein lieber Jean! dies Harren und Warten in's Blaue hinein, das zehn, zwölf Jahre hindurch zwei Menſchen in Unruhe und Spannung erhält und ſie vielleicht verhindert, anderweitige Verbindungen einzugehen — iſt ſo verkehrt, wie möglich. Wer heiraten will, muß wiſſen, daß er Weib und Kind ſtandesmäßig ernähren könne. Er laſſe es bleiben, wenn er es nicht kann. Bei dem langen Brautſtande kommt nichts heraus, als daß das Mädchen ihre ſchöne Jugend einſam vertrauert — was nicht angenehm iſt; und daß der Mann ſchließlich am Ziele ſeiner Wünſche keine blühende Roſe, ſondern eine verblühte findet — und das iſt auch nicht angenehm."

„Beſter Vater!" rief Jean aufgeregt, „verzeihe mir, wenn ich ſage, wäre Leonilla's Vater unſeres Standes, ſo würdeſt Du anders ſprechen."

„Auf wenn und aber laſſe ich mich nicht ein, mein guter Jean. Ich betrachte die vorliegenden Verhältniſſe und gründe darauf meine Anſicht. Wäre aber Leonilla's Vater Fürſt oder Graf und hätte er einen ſolchen Bankerott gemacht, den ein ehrenhafter Mann unmöglich machen kann, ſo würde ich meine Abneigung gegen dieſe Verbindung noch viel entſchiedener ausſprechen."

Der Sohn wußte dem Vater keine anderweitige Vorſchläge zu machen, keine anderweitige Bedenken zu äußern. Er ſah die gänzliche Hoffnungsloſigkeit des Verhältniſſes ein, und in dieſem Sinne ſchrieb er mit aufrichtigem wahren Schmerz an Leonilla. Er betrachtete es als eine Gunſt des Schickſals, daß er von einem ſo heftigen Fieber befallen wurde, daß er ſeine Abreiſe nach Brüſſel verſchieben mußte. Das Fieber entwickelte ſich zum Typhus, und als er nach drei Monaten geneſen war, hatte ſein Vater erwirkt, daß Jean zur Geſandtſchaft nach Florenz kam.

Herr van Sitart hatte für Frau und Tochter eine äußerſt beſcheidene Unterkunft in dem kleinen Seebadeort Margate beſorgt, während er ſelbſt in dem Gewühl von London untertauchte und verſchwand. Leonilla begriff dies alles gar nicht. Frau van Sitart hatte nicht Luſt, ſich auf Aufklärungen einzulaſſen und ſagte nur ganz kurz:

„Es ſind Stockungen in den großen Geldgeſchäften eingetreten, welche eine vorübergehende Einſchränkung nötig machen.“

„Wie wird Jean de Vaudreuil erſchrecken ... und wann wird nun unſere Hochzeit ſein!“ rief Leonilla weinend.

„Hoffentlich recht bald,“ ſagte die Mutter.

Da kam der Brief, der von Brüſſel nach Margate geſchickt wurde. Leonilla las ihn und erſtarrte. Mit eiſiger Kälte ſagte ſie:

„Auch das iſt vorbei ... aber die Schmach bleibt, denn mein Vater hat Jean de Vaudreuil hintergehen wollen.“

Sie reichte den Brief an Frau van Sitart. Dieſe las und rief entrüſtet:

„Leere Ausflüchte! der Marquis de Vaudreuil will ſein ſchmachvolles Benehmen entſchuldigen.“

„O nein!“ verſetzte Leonilla, „er denkt an keine Entſchuldigung, er teilt Tatſachen mit ... und dieſe ſind haarſträubend.“

„Sollte Dein Vater Deinem Glück in den Weg treten und eine ſo ehrenvolle Verbindung hindern?"

„Er ſollte die Wahrheit ſagen und keine trügeriſche Hoffnungen wecken."

„Er wird ſich vorſichtig ausgedrückt haben."

„Ja! zweideutig . . . das glaube ich ja."

„Wer hat es denn gern, daß fremde Augen in ſeinen Geldbeutel ſchauen?"

„Das wäre nicht nötig geweſen . . . doch gleichviel! denn jetzt iſt die Sache abgetan. Der Marquis de Vaudreuil konnte nicht anders handeln, da er kein Vermögen beſitzt. In Armut zu leben, iſt in der Tat kein Vergnügen und ich ſchätze ihn, daß er es mir nicht zumutet."

Sie verblieb in dieſer bittern und kalten Stimmung. Jede Beſchuldigung des Marquis de Vaudreuil, jede Entſchuldigung ihres Vaters wies ſie kühl zurück. Frau van Sitart mußte ſchweigen. Dieſe ſchmerzlichen Erfahrungen bei ihrem erſten Eintritt in die Welt, zerknickten in Leonilla alle jugendliche Unbefangenheit. Eine Richtung auf Ideale, einen feurigen Schwung der Gefühle, wie ſie nicht ſelten der Jugend eigen ſind, ging ihr ohnehin ab. Von der Wiege an hatte ſie nichts anderes gehört und geſehen, als daß man ſo behaglich und ſo glanzvoll wie möglich in der Welt leben müſſe, um ſich zufrieden zu fühlen. Ihre Eltern legten nur Wert auf äußere

Dinge; im Inſtitut, wo ſie ſieben Jahre zubrachte, legte man nur Wert auf äußere Bildung: kein Wunder alſo, daß ſie nach Äußerlichkeiten haſchte und darin ihre Befriedigung ſuchte. Kein Wunder aber auch, daß ſie ſich höchſt unglücklich fühlte, als dieſe ihr fehlten, und als ſie, anſtatt Marquiſe de Vaudreuil zu werden und in der diplomatiſchen Welt zu glänzen, ein armes Mädchen wurde, das in einem fremden Lande in einem unbekannten und unſcheinbaren Ort, von der ganzen Welt vergeſſen ſaß. Je ferner ſie von der Welt und von der großen Geſellſchaft war, deſto lebhafter wurde ihr Verlangen, in derſelben zur Geltung zu kommen, reich zu werden, bewundert zu werden, nicht nur zu gefallen, ſondern zu herrſchen.

Sieben Jahre trug ſie dieſen brennenden Wunſch in ſich herum. Aber trotz ihrer ſeltenen und blendenden Schönheit — es fanden ſich keine Bewerber um ihre Hand — wenigſtens nicht ſolche, die Leonilla geneigt war, zu erhören. Herr John Bull — der Mann hieß in der Tat ſo, und er machte dem Spitznamen keine Unehre — ein alter Freund ihres Vaters und ein wohlhabender Mann in der City, kam freilich manchmal nach Margate und hätte ſehr gern die ſchöne Leonilla als Gattin heimgeführt — ſo bezaubert war er von ihr. Doch unter keiner Bedingung und ſo ſehr Herr van Sitart in ſie drang, war ſie zu bewegen, die Frau eines fünfzigjährigen Kornhändlers zu werden und ein Haus in der City zu bewohnen. Damals dachte ſie, es müßten ganz andere Freier kommen, beſonders als der Vater nach Paris überſiedelte. Später bereute ſie es. Die kleinen Exiſtenzen verſchwinden in Paris, können ſich nicht zur Geltung bringen; niemand beachtet ſie. Einmal ſchien Herr van Sitarts Glücksſtern wieder zu ſtrahlen. Man lebte mit einem gewiſſen Luxus; bei weitem nicht ſo, wie in Brüſſel, aber doch nicht in der armſeligen Einſchränkung der letzten Jahre. Dieſer Glücksſtern war aber nur aufgegangen, um für den Erfolg irgend eines merkantilen Unternehmens zu blenden und Teilnehmer zu gewinnen. Die Sache hatte aber nicht den gehörigen Schwindel, um andere fortzureißen und der Stern ſank in Wolken zurück. Ein junger, artiger Mann von guter Familie, doch ohne Vermögen, der ſehr beſchäftigt mit Leonilla geweſen war, zog ſich in aller Stille zurück, und ein anderer junger Mann, der das nicht tat, entpuppte ſich als Glücksritter, der, wenn er nicht zu Millionen gelangte, doch wenigſtens zu einer ſchönen Frau zu gelangen dachte.

Unausſprechlich gedemütigt und dadurch, nach Art der ſtolzen Seelen mit Bitterkeit und Menſchenverachtung erfüllt, ſah ſich Leonilla bei fünfundzwanzig Jahren in jeder Hoffnung geknickt, in jeder Erwartung getäuſcht — und ſo wurde ſie Edwins Frau.

Jean de Baudreuil war ihren Augen entſchwunden. Die Sphäre, in welcher er lebte, war ihr nicht zugänglich. Nur einmal nach Jahren, in einem Augenblick des väterlichen Glanzes, als ſie mit ihrer Mutter in der italieniſchen Oper war, ſah ſie ihn in einer Loge neben einer jungen Dame, die, aus ihrem Benehmen zu ſchließen, ſeine Frau ſein mußte. Mit einem Gefühl von Triumph wendete Leonilla den Blick ab; denn ſie ſtellte in Gedanken ihre Schönheit neben dieſe kleine, ſchwarze, unſchöne Perſon und ſie dachte, daß ein Vergleich dem Marquis bitter weh tun müſſe. An dieſer indirekten Rache hatte ſie ihre Freude. — — —

Dieſe Bilder, dieſe Erinnerungen, dieſe Enttäuſchungen, dieſe Entfärbungen wogten wie ſchwere Wolkenzüge durch Leonilla's Seele, nachdem Gräfin Hedwig ſie verlaſſen hatte. Jetzt alſo ſollte ſie dem Marquis begegnen, im Ton der Geſellſchaft mit ihm verkehren, ſie, die ſchöne, die elegante, die gefeierte, die reiche Baronin von der Walden — aber ! Edwins Frau! ein Aber ſo furchtbar, ſo drückend, ſo demütigend, daß es zeitweiſe all den äußeren Glanz ihres Lebens aus Gold in Flitter verwandelte. Es beruhigte ſie etwas, daß Edwin nie weder im eigenen, noch im fremden Salon erſchien, nie perſönlich einen Beſuch machte, alſo nur im Theater und bei der Spazierfahrt an ihrer Seite öffentlich zu ſehen war; doch ſie empfand in voller Schärfe den Stachel, der in der Tatſache lag, daß ſie ſich an einen Mann verkauft hatte, den ſie weder lieben, noch ehren konnte, — der nichts für ſie ſein konnte, als höchſtens ihr Kaſſenführer. Schließlich nahm ſie wieder ihren kalten Stolz zuſammen und ſprach für ſich:

Nun, wahrlich! nicht auf mich fällt ein Schatten, weil ich, das unbemittelte, hilfloſe Mädchen, eine Heirat machte, die meine Exiſtenz ſicher ſtellt — ſondern auf die ganze Männerwelt, die an Schönheit, Geiſt und Talent gleichgiltig vorübergeht und nur auf den Reichtum ſpähende ſehnſüchtige Blicke wirft. So iſt die Weltſtrömung. Sie macht den Einzelnen erbärmlich, ſo daß keiner dem andern etwas vorzuwerfen hat und daß jeder einzelne wiederum die Strömung verſtärkt. Ein Kreislauf von namenloſer Gemeinheit und voll unträglichem Elend. Und dieſe Toren à la Oſorio! und dieſe Betrüger, wenn ſie nicht glauben, wie er, und nur reden, wie er! . . . Welche koloſſale Einbildungskraft gehört dazu, um den Wahn feſtzuhalten, dieſer Strömung, dieſem Kreislauf ſei zu entrinnen, dieſer Welt der Verweſung ſei eine Welt der Verklärung gegenüber geſtellt, und ſie zu erringen und zu erreichen ſei des Menſchen wahre Beſtimmung! . . . Ja, wo ſind denn die Fähigkeiten, die Kräfte, mit denen er ſie erringen und erreichen kann — vorausgeſetzt, daß er an ſie

Leonors Tiſchnachbar ſagte zu ihm:

„Geſtern ſind wieder ſehr viel Fremde angekommen; auch Fürſt Gotthard Callenberg mit ſeiner Familie — da ganz unten ſehen Sie ihn ſitzen. Aber ich höre er reist nach Tiſch wieder ab zu einem Familienkongreß in der Gegend von Trier.“

Der Mann hätte noch lange ſchwatzen können, Leonor unterbrach ihn nicht. Er ſah ſtarr hinüber. Da ſaß Gotthard, da ſaß Triſtan, da ſaß der kleine Knabe mit ihren Zügen, da ſaß ſie! — nicht die Fürſtin Callenberg! nein! ewig ſie — ewig die Eine — Cornelie.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

glaubt! .... Das ſind Träumereien! dem elenden Zuſtand des Menſchen entſpricht die Rückkehr in's Nichts ... — — —

Und immer ſchwerer und ſchwärzer legten ſich die Wolken um ihre traurige, glaubensloſe, und folglich ſternenloſe Seele.

Zweites Kapitel.

Die Marquiſe de Vaudreuil lag in ihrem Toilettenzimmer auf der Chaiſelongue, obſchon ſie vollſtändig zur Ausfahrt angekleidet war. Ihr zur Rechten ſtand eine Kammerfrau mit einem Pelz über den Arm, ihr zur Linken ſtand eine Kammerfrau, die Hut und Handſchuhe hielt. Man klopfte an die Tür.

„Wer iſt da" fragte die Marquiſe mit kaum hörbarer Stimme.

Die Kammerfrau mit dem Pelz ging zur Tür, öffnete ſie ganz leiſe ein wenig; — dann aber ganz, als ſie gewahr wurde, wer da ſei — und ſagte:

„Der Herr Marquis."

Er trat ein, gleichfalls im Pelz und fragte:

„Biſt Du noch nicht fertig, beſte Zoë? ich warte ſeit einer halben Stunde."

„Ich wäre ja fertig, wie Du ſiehſt, wenn ich mich nicht ſo überaus matt fühlte, daß es mir unmöglich iſt, aufzuſtehen," verſetzte ſie mit geſchloſſenen Augen.

„Nimm Dich etwas zuſammen; Du haſt ganz notwendige Beſuche zu machen.“

„Ich kann mich unmöglich wegen einiger Beſuche um's Leben bringen,“ ſagte ſie kläglich.

„Es koſtet nicht Dein Leben, ſondern nur eine ganz kleine Überwindung.“

„Du ſprichſt wie alle Leute, die mein Leiden nicht kennen. Hat man ein Herzleiden, wie ich, ſo muß man ſich ſchonen. Das ſagen alle Ärzte, wie Du weißt, und ich begreife Deine Grauſamkeit nicht.“

„Hat man Nervenleiden, wie Du, ſo muß man ſich überwinden: dies ſagen alle vernünftigen Ärzte.“

„Nur Barbaren können ſo ſprechen!“ rief ſie laut und heftig.

„Deine Stimme iſt ſchon ganz kräftig,“ verſetzte er gleichmütig: „ſteh' nur auf und laſſe uns endlich fahren.“

Die Marquiſe brach in krampfhaftes Weinen aus und der Marquis ſagte gelaſſen:

„Da Du nicht in der Stimmung biſt, um Beſuche zu machen, ſo werde ich allein ausfahren. Adieu, gute Zoë! ruhe Dich aus und erhole Dich, damit Du heute Abend erſcheinen kannſt.“

„O Jean, Du haſt es auf meinen Tod abgeſehen, da Du mich fort und fort umherjagen willſt.“

„Ich ſinne nicht auf ein ſolches Verbrechen," erwiderte er immer ganz ruhig, „ich wünſche nur, daß Du die Pflichten erfüllſt, die unſere Stellung Dir auferlegt."

„Selbſterhaltung iſt meine erſte Pflicht."

„Gut! ſo erfülle ſie," gab der Marquis gelangweilt zur Antwort und ging von dannen.

Troſtlos blieb ſie liegen und ſchellte ihren Kammerfrauen, die ſich bei dem Eintritt des Marquis entfernt hatten und die ſich jetzt bemühten, die matten Lebensgeiſter ihrer Herrin durch Meliſſengeiſt und Orangeblütwaſſer zu heben."

„O, laſſen Sie doch dieſe faden Mittel beiſeite und bringen Sie mir Opium," ſeufzte die Marquiſe.

„Gnädige Frau werden ſich vergiften mit dieſem übermäßigen Gebrauch von Opium," ſagte die eine Kammerfrau, während die andere das Fläſchchen brachte.

„Davon verſtehen Sie nichts, Liſette. Mein Arzt ſagt, einer der größten Wohltäter der Menſchheit — ſei Opium."

„Das verſtehe ich allerdings nicht . . . allein ich weiß, daß ſich die Leute mit Opium vergiften und daß ſich die Nervenleiden der gnädigen Frau ſeit dem enormen Gebrauch von Opium nicht gebeſſert haben."

„Was fällt Ihnen ein, Liſette, meine Nerven und die Wirkungen des Opium beurteilen zu wollen! wer eine ſo rieſige Geſundheit beſitzt wie Sie, hat in dieſem Punkt keine Stimme. Ich muß nun einmal Opium nehmen, wenn ich einigermaßen meine geſellſchaftlichen Pflichten erfüllen ſoll, wie der Herr Marquis es wünſcht.“

„Es würde auch ohne ſo viel Opium gehen,“ ſagte Liſette beharrlich.

„Schweigen Sie!“ rief gebieteriſch die Marquiſe.

Jean de Vaudreuil war allerdings nicht der Mann, der die Idylle „Eine Hütte und ihr Herz“ im Leben durchzuführen geſonnen war. Im erſten Augenblick war ihm die Trennung von Leonilla äußerſt ſchmerzlich geweſen. Seine ſchwere und langwierige Krankheit legte aber einen Schleier über den Schmerz. Darauf taten die Entfernung, die Verſetzung nach Florenz und die Zeit das ihre, und endlich machte er es ſo, wie alle Welt: er tröſtete ſich. An eine Ehe dachte er nicht, konnte er nicht denken, wenn er dem verſtändigen Rat ſeines Vaters folgen wollte: erſt dann zu heiraten, wenn er die pekuniären Mittel dazu beſitze, eine Familie ſtandesmäßig zu begründen. Ja, ſelbſt dann, als ſein Vater ſtarb und ſein Erbteil ihm zufiel, dachte er nicht daran, denn er ſah den ſteigenden Luxus, er ſah, welche Ausdehnung das Wort Lebensbedürfniſſe bekam; er ſteigerte ſelbſt ſeine Anſprüche an dieſe Bedürfniſſe mehr und mehr und endlich kam er zu dem Schluß, die Ehe biete nur dann eine angenehme Exiſtenz und einen Erſatz für die verlorene Freiheit, wenn ſie mit großem Reichtum gepaart ſei — und zu dem Vorſatz, nur eine ſolche zu ſchließen.

Das Glück ſchien ihm in dieſer Beziehung hold zu ſein. In der Geſellſchaft zu Florenz erſchien unter einem Schwarm von Engländern und Amerikanern ein Bojar der wilden Wallachei mit einem fabelhaften Reichtum und einer einzigen Tochter. Es verſteht ſich, daß ſie von Huldigung umringt, von Anbetern umſchwärmt war. Um die Anbetung des Goldes anſtandsmäßig zu verhüllen, fanden die einen ſie ſchön, verſtiegen ſich die anderen zu der verwegenen Behauptung, ſie ſei intereſſant. Sie hatte glänzend ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen — und das iſt immer etwas, das bei dem erſten Blick auffällt; doch ihre Züge waren unfein, ihr Ausdruck war geiſtlos, ihre Farbe matt, ihre Geſtalt ohne Anmut; die ganze Erſcheinung hatte einen Charakter von Schlaffheit, der aus übergroßer Verweichlichung hervorgeht; — ein zweiter Blick enttäuſchte gründlich jeden Unbefangenen. Daß die Bewerber nicht zu dieſen gehörten, verſteht ſich von ſelbſt. In ihren Schwarm miſchte ſich nicht der Marquis de Vaudreuil — und gerade dadurch mußte er der verwöhnten Bojarentochter auffallen. Er bemerkte es, aber — war es planmäßig, war es abſichtslos!

er beobachtete eine feine Zurückhaltung, welche ihre Neigung mehr und mehr ſteigerte.

Verſchiedene Anträge lehnte ſie kurz ab. Ihr Vater — die Mutter war tot — fand es ſehr mühſam, ſich mit einer Tochter durch das Labyrinth der Geſellſchaft zu winden und wünſchte ſehnlichſt, ſie einem Gemahl zu überliefern.

„Es ſcheint, Zoë, daß Du auf einen Sohn der Sonne oder wenigſtens des Mondes warteſt; denn kein Sterblicher findet Gnade vor Deinen Augen,“ ſagte er eines Tages ſehr mißmutig, als Zoë wiederum einen Heiratsantrag ablehnte.

„O nein, Papa! ich warte auf den Rechten,“ gab Zoë zur Antwort.

„Und darf man fragen, wer das iſt?“

„Der Marquis de Vaudreuil, Papa.“

„Der Marquis de Vaudreuil!! warum denn gerade der, welcher ſich gar nicht mit Dir beſchäftigt!“

„Weil mir das gefällt . . . und weil er mir gefällt, Papa!“

„Wenn er aber nicht an Dich denkt, ſo iſt Deine Neigung für ihn ganz unſinnig.“

Zoë warf einen Blick in den Spiegel auf ihr Rabenhaar und ihre ſchwarzen Augen und ſagte:

„Erfährt der Marquis de Vaudreuil, daß ich an ihn denke, Papa, ſo wird er auch an mich denken.“

„Das will ich hoffen, Zoë.“

„Wohlan, Papa, ſorge nun dafür, daß er es erfahre, damit er aus ſeiner Zurückhaltung heraustrete — denn ich wiederhole Dir, mir gefällt niemand als er allein."

Durch Vermittelung dieſer und jener Freunde erfuhr der Marquis ſehr bald, daß es nur an ſeinem Willen liege, die reiche Wallachin heimzuführen. Und ſo wurde er denn ein ſehr reicher Mann, wenn auch nicht ein ſehr glücklicher Mann. Zoë war ebenſo launenhaft, wie ſie reizlos und geiſtlos war, allein ſie hatte eine große Zuneigung für ihn, und da er dieſer Zuneigung ſeinen Reichtum verdankte, ſo wäre es brutal geweſen, ſie nicht mit Freundlichkeit und Rückſicht zu behandeln, ſo daß dieſe Ehe nicht viel anders war, als manche, die für glücklich gilt. Im Laufe der Zeit wurde freilich Zoë immer launenhafter und der Marquis immer gleichgültiger — und ſo hatten ſie jetzt acht Jahre verlebt.

Die Marquiſe nahm alſo eine ſtarke Doſis Opium, und als ſie nach einiger Zeit eine gewiſſe Belebung des Nervenſyſtems verſpürte, erhob ſie ſich von der Chaiſelongue, rief die Kammerfrauen und ſagte:

„Jetzt will ich ausfahren."

Bis ihr Wagen angeſpannt war, wählte ſie unter einem halben Dutzend Hüten hin und her, welcher am vorteilhafteſten ſei, ſodaß die Geduld einer Kammerfrau dazu gehörte, um bei dieſer

Unentſchloſſenheit und dieſem endloſen Gerede nicht vor Langeweile zu ſterben.

Endlich, endlich ſaß ſie in die koſtbarſten Pelze gehüllt im Wagen, und der Diener fragte, als er den Schlag ſchließen wollte:

„Wohin befehlen, gnädige Frau.“

„Zur Modiſtin und dann zum Hofkonditor — ... Nein! erſt zum Konditor ... ich muß Bruſtbonbon haben und dann zu meinem Blumenhändler — ... Aber nein! es wird am beſten ſein, daß ich zuerſt zum Hofjuwelier fahre ... und dann ... findet ſich das übrige.“

Sie fuhr alſo zum Hofjuwelier, was ſie faſt täglich zu tun pflegte. Da ſaß ſie ſtundenlang, ließ ſich alle möglichen Koſtbarkeiten zeigen, betrachtete und bewunderte ſie, kaufte heute, vertauſchte morgen, ließ übermorgen die Faſſung ändern und wäre eine Plage für den Juwelier geweſen, hätte ſie nicht ſchließlich eine Maſſe Geld für Juwelen aller Art ausgegeben.

„Ich war in drei Tagen nicht hier,“ ſagte ſie, als ſie in den Laden eintrat und ſich bequem zurecht ſetzte: „zeigen Sie mir das neueſte.“

„Was die Vollendung der Arbeit betrifft, kann ich nichts Schöneres zeigen, als dies Armband im etruskiſchen Stil — bis jetzt ein Unikum, da ich nicht weiß, ob es Beifall finden wird,“ ſagte der Juwelier.

Die Marquiſe lobte es, bewunderte es, fragte nach dem Preiſe, fand ihn zu hoch und ſagte endlich, indem ſie das Etui zur Seite ſchob:

„Zeigen Sie mir andere Sachen, dies Armband nehme ich nicht.“

„Ich nehme es,“ ſagte eine Stimme neben ihr.

Die Marquiſe blickte erſtaunt auf und ſah eine Dame in ſchwarzen Sammt und Hermelin gekleidet, groß und ſchlank, eine herrliche Erſcheinung, die nicht im mindeſten die Marquiſe beachtete, ſondern das Armband nahm und zum Juwelier ſagte:

„Ich behalte es, trotz des unſinnigen Preiſes, denn es iſt ein Kunſtwerk, wie nur Caſtellani in Rom es liefern kann.“

„Frau Baronin haben es ganz richtig erkannt,“ ſagte der Juwelier erfreut und begleitete die Dame zu ihrem Wagen zurück.

„Wer war das“ fragte die Marquiſe beſtürzt: „ich hätte doch vielleicht das Armband behalten, ſie hat es mir entriſſen.“

„Es war die Frau Baronin von der Walden. Wenn aber Frau Marquiſe befehlen, ſo kann ich mit einem andern Exemplar aufwarten,“ ſagte geſchmeidig der Juwelier.

„Alſo kein Unikum!“ rief ſie erfreut.

„Ein Unikum in duplo,“ verſetzte er ruhig.

„Bravo!“ rief die Marquiſe vergnügt: „ein Unikum in duplo! bringen Sie es mir, ich nehme es . . . aber zeigen Sie mir noch mehr Sachen.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sie brachte drei Stunden bei dem Juwelier zu. Endlich, als längſt alle Gasflammen brannten, fiel es ihr ein, daß es hohe Zeit ſei nach Hauſe zu fahren und ſich zum Diner anzukleiden. Die Modiſtin, der Konditor und der Blumenhändler konnten heute an dem tatenvollen Tage, wo ſie ein Unikum in duplo gekauft hatte, nicht mehr beſucht werden.

Leonilla hatte die Marquiſe de Vaudreuil nur einen Abend in der Oper zu Paris geſehen, aber ſie erkannte dieſelbe ſogleich, als ſie bei dem Juwelier eintrat, und es freute ſie, daß ſie dieſer Frau mit einer gewiſſen Überlegenheit entgegen getreten war.

Heimkehrend begegnete ihr auf der Stiege Edwin, der eben mit dem Doktor ausfahren wollte. Da überfiel wieder ein herber Groll mit ihrem Schickſal ihr Herz. Sie ging an ihm mit gezwungener Freundlichkeit vorüber, und in ihrem Zimmer warf ſie das Etui auf einen Tiſch, ſich ſelbſt auf einen Stuhl und rief ganz laut mit troſtloſer Geberde:

„O, armſeliger Triumph.“

Wie ein wilder Strom flutete der Schmerz durch ihre arme, leere Seele, die ihm keine Schranken zu ſetzen wußte. Warum ſterbe ich nicht? fragte ſie ſich zürnend: hat der fade Trank der Lebensgewohnheit wirklich noch einen Tropfen Honig, der mich feſſelt? iſt die Qual des Daſeins noch nicht auf ihrem Höhepunkt? . . . Es ſcheint ſo, denn ich lebe . . . das heißt, ich atme, ich bewege mich . . . und ich bin unausſprechlich unglücklich.“

Sie ſchluchzte krampfhaft ein paar Minuten. Dann raffte ſie ſich auf, warf ihr tränenfeuchtes Taſchentuch ins Kaminfeuer und ſagte: „Bah! Tränen! fort mit ihnen! . . . Es könnte freilich alles ganz anders ſein, als es iſt. Aber da es nun einmal ſo iſt, muß man nicht feig ſein . . . muß man unter allen Umſtänden vor der Welt nicht anders als triumphierend erſcheinen.

Am nächſten Abend war großer Ball bei dem ruſſiſchen Geſandten. Leonilla kleidete ſich mit ausgeſuchter Sorgfalt an. Als ſie in der Geſellſchaft erſchien im weißen ſilberdurchwirkten Seidenkleide, mit Silberſpitzen und Perlen überrieſelt, wendeten ſich alle Augen ihr zu, und obſchon man ſie ſeit fünf Wintern kannte, meinte man doch, man habe ſie noch nie ſo ſchön, ſo ſtrahlend geſehen. Denn in der Tat alles ſtrahlte an ihr; das Auge, das Lächeln, das Colorit, das goldene Haar. Sie war blendend und blendete denn auch ſo, daß man die Marquiſe de Vaudreuil, die einige Augenblicke ſpäter eintrat, gar nicht bemerkte, obſchon ſie eine ganz neue Erſcheinung war, einen prächtigen Schmuck von Smaragden trug und in weißen Atlas mit Goldſpitzen gekleidet war. Doch ihre kleine dürftige Geſtalt eignete ſich nicht für die große Toilette. Sie ſah überladen aus. Dazu kam ihr unſchöner Gang, der ſich in den Hüften wiegte. Sie machte Fiasko. Ein Spaßvogel ſagte von den beiden Damen:

„Weißer Pfau und Krähe in Menſchengeſtalt.“

Leonilla verlor den Marquis nicht aus den Augen. Plötzlich trat ſie auf ihn zu, bot ihm die Hand und ſagte lächelnd:

„Kennen Sie mich, Herr von Baudreuil?“

Er prallte überraſcht zurück, faßte ſich aber ſogleich, ergriff die dargebotene Hand und ſagte:

„Unvergeßlich!“

„Wir ſind ja Jugendbekannte,“ ſagte ſie anmutig: „es iſt immer eine Freude einander wieder zu ſehen. Sie ſind vermählt, wie ich höre . . . darf ich Sie bitten mich mit Frau von Baudreuil bekannt zu machen.“

„Sie wird entzückt ſein,“ verſetzte er unausſprechlich überraſcht: „aber . . . ich weiß nicht —“

„Wie ich jetzt heiße!“ rief ſie lachend: „das iſt verzeihlich! . . . Baronin von der Walden . . . wenn Sie dieſen teutoniſchen Namen behalten und ausſprechen können.“

Der Marquis holte ſeine Frau und machte die Damen mit einander bekannt. Sie ſchienen aber kein beſonderes Wohlgefallen an einander zu finden: Leonilla blickte zu ſehr von oben herab im Bewußtſein ihrer Schönheit auf die Marquiſe — und dieſe, im Bewußtſein ihrer Diamanten, fand Leonilla’s Hochmut übel angebracht.

Im Lauf des Abends bekümmerte Leonilla ſich nicht weiter um den Marquis de Vaudreuil. Sie hätte es auch nicht gekonnt ohne Aufſehen zu machen, denn ſie war umlagert von Perſonen, die ſich freuten ſie wieder zu ſehen, die mit ihr tanzen wollten, mit ihr ſprechen wollten, in ihrem Glanz ſich ſonnen wollten. Sie hatte ja auch ihre Abſicht erreicht: ſie hatte ihm zeigen wollen, daß ſie in der Geſellſchaft eine Stellung einnehme, welche der ſeinen nichts nachgab. Gegen Ende des Balls näherte ſich ihr der Marquis und fragte, ob er nicht die Bekanntſchaft ihres Gemahls machen könne.

„Da er von ſehr ſchwacher Geſundheit iſt, geht er gar nicht in die Welt und empfängt auch nie Beſuch,“ verſetzte ſie ruhig.

„Das iſt traurig! es wäre aber noch viel trauriger, wenn man deshalb auf das Glück verzichten müßte, Sie aufzuſuchen.“

„Das doch nicht. Es freut im Gegenteil meinen Mann, wenn mein geſellſchaftliches Leben recht glänzend und bewegt iſt . . . und es wird mich freuen, Herr Marquis, Sie bei mir zu ſehen.“

So trennten ſie ſich. Die Marquiſe ſagte, als ſie mit ihrem Mann zu Hauſe fuhr:

„Wer war dieſe rothaarige Rieſin? . . . ich verſtand nicht ihren Namen.“

„Rothaarige Rieſin?“ wiederholte er.

„Ja! Deine Jugendbekannte mein' ich.“

„Ach ſo! . . . das war die Baronin von der Walden.“

„Man findet ſie ſchön, wie ich hörte. Findeſt auch Du ſie ſchön?“

„Ja, auffallend ſchön.“

„Auffallend genug mit dieſer Länge, dieſem roten Haar und dieſen herrlichen Perlen . . . aber ſchön? . . . ich finde es nicht!“ —

Drittes Kapitel.

Leonilla ſah von nun an ziemlich häufig den Marquis de Vaudreuil bei ſich und noch häufiger begegnete ſie ihm in kleinen und größeren Kreiſen. Es gewährte ihr eine gewiſſe Befriedigung wahrzunehmen, daß er ſich an der Seite einer launenhaften, kränklichen, kinderloſen Frau umſoweniger glücklich fühlte, als dieſe mit großer Eiferſucht an ihm hing. Sie mochte inſtinktmäßig fühlen, daß ſie keine Reize beſaß, die ihn feſſeln konnten. Dies hatte ihr von jeher einen großen Argwohn eingeflößt; doch nie war dieſer ſo offen zu Tage getreten, als jetzt, bezüglich Leonilla's. Sie hatte ihrem Mann ſchon unter vier Augen Szenen gemacht und ihm eine heftige Leidenſchaft für Leonilla vorgeworfen. Der Marquis bemühte ſich anfangs ſie zu beruhigen, ihr die Verſicherung zu geben, daß er ſich gern mit Leonilla unterhalte, weil ſie klug ſei, gern ſie ſehe, weil ſie ſchön ſei; von Leidenſchaft für ſie ſei er aber ſehr fern. Als das nichts fruchtete, ſagte er gelaſſen:

„Gute Zoë, langweile mich nicht.“

Und als auch das nichts half, ſagte er mit großer Entſchiedenheit:

„Du bringſt zuſtande — nicht, daß ich mich in die ſchöne Baronin verliebe, aber daß Du mir ganz unausſtehlich wirſt.“

Die Marquiſe bekam Nervenzufälle und vertilgte Opium in Maſſe, um allen Geſellſchaften beiwohnen zu können, wo ihr Mann und Leonilla zuſammentrafen und beobachtete ſie mit Argusaugen. Leonilla fand das höchſt ergötzlich. Bevor ſie den Marquis geſehen hatte, war es ihr wohl eingefallen, ihren Zauber bei ihm in Anwendung zu bringen. Er lebte in ihrer Erinnerung als der hübſche, ſchlanke, blondlockige Jean de Vaudreuil, dem jungen tonangebenden Elegant, dem gewandteſten Tänzer. Jetzt ſah ſie einen Mann von vierzig Jahren wieder, der freilich ſehr gute Manieren und eine angenehme Höflichkeit — aber eine etwas ſchwerfällige Figur, eine beträchtliche Glatze und jene Röte des Geſichts hat, welche blonde Männer nicht ſelten mit den Jahren bekommen und welche nicht dazu beiträgt, ſie zu verſchönern. Überdies fiel es ihm nicht im Entfernteſten ein, Eroberungen unter dem ſchönen Geſchlecht machen zu wollen, oder der lion of the day werden zu wollen. Er dachte hingegen daran, eine Karriere zu machen, eine möglichſt gute Stellung in der Geſellſchaft einzunehmen und das beſte Verhältnis mit ſeinem Schwiegervater zu behaupten, damit dieſer ihm nicht ſein Vermögen entziehe, falls die gute Zoë kinderlos eines frühen Todes ſterben ſollte. Er war ein ganz praktiſcher Mann geworden und Leonilla ſtaunte im ſtillen, wie es ihr möglich geweſen ſei, ſich in ihn zu verlieben. Jetzt dieſen Mann zu feſſeln und mit dieſer reizloſen, ungeliebten Frau in die Schranken zu treten, fiel ihr nicht im Traume ein. Der Siegespreis war zu gering. Hier war nicht der glänzende, bewunderte, gefeierte Graf von Teutleben und die reizende Philiberte. Hier war nicht der ſchöne ſchwärmeriſche Rüdiger mit ſeinen Idealen. Hier war gar nichts, was ſich der Mühe lohnte, dieſen braven, proſaiſchen Mann aus ſeinem Geleiſe zu bringen. Wäre er ſehr glücklich geweſen -- dann ſchon eher. Jetzt dachte ſie: er hat es auch nicht viel beſſer als ich . . . und ein Mann, mit dem ich mich ernſtlich beſchäftigen könnte, iſt er gar nicht. Sie unterhielt ſich eigentlich nur dann gern mit ihm, wenn ſie die verzweifelte Unruhe der Marquiſe bemerkte.

„Die gute Zoë muß zur Vernunft gebracht werden,“ ſagte ſie lachend zu Baron Z.

„Daß Ihre Arzenei die richtige ſei, läßt ſich nicht behaupten, gnädige Frau.“

„Doch! man muß ſolange über ſie lachen, bis ſie ſelbſt mitlacht.“

Dazu hatte die Marquiſe aber gar nicht Luſt. Auf einem großen Rout, der durch eine fremde

Sängerin und einige andere Muſikſtücke belebt werden ſollte, hatte ſich Leonilla mit einigen anderen Perſonen in ein Zimmer zurückgezogen, welches das entlegenſte vom Muſikſaal war. So wie es ihre Manie war, ſich nie anders als weiß oder ſchwarz zu kleiden, hatte ſie auch die andere, Muſik im Salon zu haſſen.

„Will man Muſik hören, ſo gehe man in die Oper, wo man ein abgerundetes Ganze verfolgen kann. Iſt man imſtande ſie als tutti frutti zu ertragen, ſo gehe man ins Konzert. Aber im Salon, bei einem Rout, wo man zuſammenkommt, um Menſchen zu ſehen, zu hören — da iſt ſie unerträglich. Ich höre nicht hin.“

„Wenn man ſo unmuſikaliſch iſt, wie ich,“ ſagte der Marquis, „ſo iſt man froh dem unverſtändlichen Gewirr von Tönen zu entſchlüpfen — und Ihnen zu folgen.“

„Es wundert mich nicht, daß Sie die Muſik nicht lieben,“ ſagte Leonilla und ließ ſich neben einer Pyramide von Camelien nieder: „Sie ſind ganz und gar Lebensproſa.“

Der Marquis ſetzte ſich zu ihr und ſagte:

„Sie wollen mir kein Kompliment machen, das fühle ich! dennoch bin ich ganz gern damit einverſtanden. Wir müſſen uns zurechtfinden auf unſerem Platz, in unſerer Stellung, in unſeren Verhältniſſen: das iſt eine immer ſchwere und zuweilen ſehr mühſame Aufgabe. In ihrer Ausübung verſchwinden alle Täuſchungen, alle Spielereien der Phantaſie, alle Gefühlständeleien und Schwärmereien. Man wird nüchtern und ich geſtehe aufrichtig, daß ich in dieſer Ernüchterung einen Vorzug ſehe. Wer im Rauſch durch's Leben geht, prallt überall an und verliert ſeinen Weg und ſein Ziel.“

„Das letzte, das unabweisliche und unvermeidliche, erreicht man immer, ſei es nüchtern, ſei es im Rauſch; denn dies Ziel iſt der Tod,“ erwiderte Leonilla lebhaft.

„Ja, es iſt das allerletzte — aber nicht gerade das Ziel, wohin wir ſtreben. Wir nahen uns den Tode, doch wir ſuchen ihn eben nicht ſehr eifrig,“ verſetzte der Marquis lächelnd.

„Ich meine aber, da der Tod uns gewiß iſt, und da jenſeits des Todes — nichts iſt: ſo ſei es ziemlich einerlei, ob man nüchtern oder berauſcht die paar Jahre ſeines Lebens hinbringt. Ich finde es unterhaltender, ſie in einer gewiſſen Berauſchung zu verleben; doch kann man dieſe nicht feſthalten. Zwei oder dreimal ſpinnt man ſich in die Illuſion von Glück, von dauernder Befriedigung ein; zwei oder dreimal beflügelt dieſer Rauſch das matte, träge, öde Leben. Sind aber dieſe Illuſionen zwei bis dreimal verſchwunden, ſo wird man ihrer überdrüſſig und man tritt in die Sphäre ein, die ich in Dante's Hölle vermiſſe. — Raten Sie, was das iſt.“

Druckfehler.

I. Theil.

Seite	36,	Zeile	26	lies	„nach“ ſtatt „auch“
-	128,	-	10	-	„einen“ ſtatt „einem“
	146,	-	8	-	„gewiſſe“ ſtatt „gewiß“
	156,	-	25	-	„jezt“ ſtatt „ezt“
-	202,	-	6	-	„Bewährung“ ſtatt „Bewahrung“
-	202,	-	9	-	„Bewährung“ ſtatt „Bewabrung“
-	204,	-	6	-	„muß“ ſtatt „mußte“

II. Theil.

Seite	2,	Zeile	26	lies	„Liebe iſt ſein Panier über mir“
-	5,	-	7	-	„Spätherbſt“ ſtatt „Spätherſt“
-	8,	-	24	nach	„Gewitterwolken“ fehlt „ſich“
-	8,	-	25	lies	„ihrem“ ſtatt „ihren“
	30,	-	3	-	„er“ ſtatt „es“
	122,	-	11	-	„geſtalte“ ſtatt „geſtellt“
-	179,	-	10	-	„ſeinem“ ſtatt „ſeinen“

Der Marquis ſtarrte Leonilla verwundert an und erwiderte:

„Gnädige Frau, Damen pflegen ſehr kapriziöſe Auffaſſungen zu haben, die uns zu fern liegen, um ſie zu enträtſeln.“

„Die Sphäre der Höllenſtrafen, welche ich vermiſſe, heißt — Langweile;“ gab Leonilla zur Antwort und lachte.

„Sie haben Recht zu lachen, denn alles, was Sie ſagen iſt Scherz — wenigſtens in Beziehung auf Sie.“

„O nein, beſter Marquis! ich lache nur zuweilen, wenn ich nicht weinen will — weinen über die unerhörte Langweile des Lebens.“

„Es iſt ein Verbrechen, wenn ein Geiſt wie der Ihre von Langweile ſpricht.“

„Es iſt ein Verbrechen, wenn man zu einem Geiſt, wie der meine iſt, in Gemeinplätzen redet,“ entgegnete Leonilla und klopfte zierlich mit ihrem Fächer dem Marquis auf die Finger: „Das muß geſtraft werden.“

Soeben war die Marquiſe eingetreten. Sie ging haſtig auf ihn zu und ſagte atemlos vor Aufregung, indem ſie ihm mit ihrem Fächer derb auf den Arm ſchlug:

„Seit einer Stunde ſuche ich Dich . . . das muß auch geſtraft werden . . . Die Muſik bringt mich um.“

„Setze Dich zu uns, meine Liebe, hier hörſt Du wenig von der Muſik," entgegnete der Marquis mit Gleichmut.

„Nein!" rief ſie, immer höchſt aufgeregt, „es iſt hier nicht zu ertragen! . . . ich will fort."

„Vielleicht wird Ihnen wohler, wenn Sie meinen Platz einnehmen, hier neben . . . den ſchönen Blumen," ſagte Leonilla verbindlich, erhob ſich und ging lachend und vornehm an der kleinen vor Zorn bebenden Marquiſe vorüber — wobei ſie die Rückſicht hatte, den Marquis nicht anzuſehen.

Gleich im erſten Saal ſtieß ſie auf den Baron Z. und ſagte heiter:

„Hätten Sie doch mit mir die kleine Eheſtandsſzene da drinnen erlebt, ſo wären Sie gewiß von Ihrem Hageſtolzleben geheilt. Es war gar ſo gemütlich."

„Ein junges zärtliches Ehepaar? wer kann das ſein?" fragte er neugierig.

„Jung nicht und zärtlich auch nicht!" rief ſie lachend. „Im kirſchroten Sammtkleid mit ihrem herrlichen Smaragdſchmuck und mit ihrem wackelnden Gang anzuſchauen wie ein Papagei, machte die Marquiſe de Vaudreuil dem Gemahl Vorwürfe, daß er zehn Minuten von ihrer Seite gewichen ſei und ſtrafte ihn dafür ſo derb, daß ein Stab ihres ſchönen Fächers zerbrach — was ſie in ihrer Aufregung gar nicht bemerkte."

„Der Exekution hätte ich beiwohnen mögen!“ rief Baron Z. ganz entzückt.

„Vielleicht können ſie noch ein Nachſpiel ſehen! — Wo mag Hedwig ſein?“

„Sie war im Muſikſaal.“

Leonilla ging weiter und der Baron eilte in das letzte Zimmer. Aber das Ehepaar war verſchwunden. — — —

Leonilla langweilte ſich dieſen Winter über die Maßen. Noch nie hatte ſie einen Faſching ſo matt, ſo öde, ſo reizlos gefunden. Es waren doch dieſelben Menſchen, dasſelbe bunte zerſtreuende Leben von früher! aber gerade die Wiederholung war ſo fade, ſo ohne alles Intereſſe. Im erſten Winter eroberte ſie ſich ihre Stellung; ſpäter — Rüdiger; dann — Theoderich. Da gab es ein Intereſſe für Perſonen und Verhältniſſe! Ja, im vorigen Winter hatte ſie ſich wenigſtens für Oſorio, als für ein fremdartiges Weſen, intereſſieren können; — heuer, für nichts und niemand. Und doch mußte ſie den Nimbus erhalten, der ſie umgab, während ſie in der Monotonie ihres geſchminkten und vergoldeten hohlen Daſeins verging, und dies auch durch allerhand exzentriſche Äußerungen kundgab.

„O, wie beneide ich die Katholiken . . . ich meine die Ultramontanen,“ ſagte ſie einmal zu Baron Z., den ſie gern hatte und viel ſah.

„Das kann ich nicht ſagen," verſetzte er, „und nur Sie in ganz Europa können auf dieſen extravaganten Neid verfallen."

„Ja, ich beneide ſie, denn ſie haben Männer von unbeugſamem Charakter, die ihre Sache vertreten, und ſie haben Überzeugungen, für die ſie bereit ſind, alle Drangſal zu ertragen, welche ihre Gegner über ſie verhängen. Wenn ich ſagen höre „Ultramontane", ſo meine ich einen Edelhirſch zu ſehen, der durch eine Meute kläffender Hunde zu Tode gehetzt werden ſoll. Vielleicht gelingt das der Meute . . . er bleibt dennoch ein Edelhirſch und die Hunde bleiben auch was ſie ſind."

„Mit dieſer Geſinnung gehören Sie ja zu den Ultramontanen, die Sie beneiden."

„Nein, das nicht! mir fehlt der Glaube, welcher dieſe Leute beſeelt, und den ich mir nicht geben kann, ja ſogar . . . nicht einmal wünſche, denn er ſchließt zu vieles ein, was nach meiner Art die Dinge zu betrachten verkehrt, unvernünftig iſt."

„Kann das Verkehrte, das Unvernünftige, edle, ſtarke, männliche Charaktere bilden?"

„Dieſe Frage habe auch ich mir ſchon vorgelegt und ich löſe ſie ſo: die Begeiſterung für die Sache gibt ihnen den hohen Schwung."

„Wenn aber die Begeiſterung nicht die Wahrheit zum Kern hat, der dieſe Blüte hervortreibt, ſo verdorrt ſie."

„Das gebe ich zu. Ich denke, daß es auch hier wie überall Anomalien gibt."

„Damit brechen Sie die Frage ab, ohne ſie zu löſen, Baronin."

„Beſter Freund, wir müſſen uns dem allgemeinen Schickſal der Sterblichen unterwerfen. Wie viel Fragen gibt es denn überhaupt, auf welche wir eine klare, genügende, verſtändliche Antwort bekommen?"

Baron Z. war nicht der Mann, um ihr zu ſagen, was er vielleicht heimlich dachte: Und wenn Sie eine Antwort bekommen würden, ſo ſagten Sie wahrſcheinlich: Die will ich nicht! die paßt mir nicht. — Und wenn er ſo von Leonilla dachte, ſo beurteilte er ſie ganz richtig. Es war nicht in ihr der tiefe Ernſt, der auf den Grund der Dinge geht, um die Wahrheit zu finden, unbekümmert, ob die Wahrheit Dornen bietet oder Roſen. Sie hatte ein Grauen vor dieſem Ernſt. Er hätte ihr Leben, ihr Treiben, ihr ganzes Sein verurteilt.

Mit froher Miene trat Leonilla eines Morgens in Edwins Zimmer und ſagte:

„Der Onkel iſt ſchwer erkrankt und dem Tode nahe, Edwin, ſchreibt Philiberte ſoeben."

„Und das freut Dich?" fragte er ungehalten.

„O nein! Philiberte ſchreibt weiter, ihr Vater wünſche ſehr Dich zu ſehen — es freut mich, daß wir nach Waldenhauſen zurückgehen."

„Mich gar nicht! . . . ich mag keine Leiche ſehen.“

„Du ſollſt ſie auch nicht ſehen. Du hörſt ja, daß der Onkel lebt und Dich zu ſehen verlangt.“

„Ja, das iſt etwas anderes!“ ſagte Edwin ganz beruhigt, ſetzte aber hinzu: „Es wird noch ſehr kalt im Schloß ſein.“

„Dagegen hilft tüchtiges Feuer in allen Öfen und Kaminen — nicht wahr?“

„Richtig! in allen Öfen und Kaminen tüchtiges Feuer . . . aber auch wirklich in allen.“

„In allen! verlaſſe Dich darauf! Du wirſt nicht von der Kälte leiden.“

„Und keine Leiche ſehen!“

„Gewiß nicht, lieber Edwin.“

So beſchwichtigte Leonilla ſeine Einwendungen und dann fügte er ſich in jede ihrer Anordnungen.

„Wie traurig, daß Du gerade jetzt fortgehſt,“ ſagte Gräfin Hedwig, als Leonilla Abſchied von ihr nahm: „in der Faſte iſt es hier viel angenehmer, viel intimer zu leben, als im Tumult des Faſchings.“

„Ich bekenne mich eines Majeſtätsverbrechens gegen die große Welt mit ihren Faſten- und Faſchingsfreuden ſchuldig, beſte Hedwig: ſie langweilen mich in ihrer beſtändigen Wiederholung.“

„Wiederholung? nun ja — ſo wie Sommer und Winter, Tag und Nacht in ihrem Wechſel ſich wiederholen! Es kommt aber doch immer etwas anderes: andere Menſchen, andere Toiletten, andere Opernſänger, andere geſellſchaftliche Ereigniſſe, überraſchende Verlobungen, Zwiſte, Verfeindungen, Bewerbungen.“

„Ja, ja, ja! das iſt ſchon wahr! . . . aber neu iſt es nicht. Es gibt keinen neuen Gedanken, es regt keine neue Empfindung an.“

„Du verlangſt zu viel von der Geſellſchaft, liebſte Leonilla. Gedanken und Gefühle hat man zuhauſe — übergenug.“

„Könnteſt Du doch Deinen Überfluß mir abtreten,“ ſagte Leonilla lachend.

„O, glaube ja nicht, daß das etwas Angenehmes iſt! Dieſe Gedanken und Gefühle ſind lauter Sorgen! Der Gemahl gibt zu viel Geld aus — die Kinder ſind krank, ſind unartig, ſind einfältig, der Hofmeiſter iſt ein eitler Geck, die Gouvernante macht inſolente Anſprüche, die Kinderfrau iſt mürriſch und träge! . . . Sei froh, daß Du keine Kinder haſt und daß alle Zügel des Hauſes in Deiner Hand liegen, denn zu allen meinen Sorgen kommt noch der Druck, der aus der Abhängigkeit von dem Gemahl hervorgeht. Du in Deiner Freiheit kannſt wahrlich mit Deinem Loſe zufrieden ſein.“

Daß der arme Edwin einen beträchtlichen Schatten auf dies geprieſene Los werfe, brachte Gräfin Hedwig gar nicht in Anſchlag; — dermaßen war man gewöhnt, Leonilla allein zu ſehen.

So trennten ſich die Freundinnen. Zum Marquis de Vaudreuil ſagte Leonilla:

„Adieu, lieber Marquis. Es freut mich, daß ich Sie wiederſah und es freut mich, daß ich nicht nötig habe, Sie beſtändig zu ſehen.“

Sie reichte ihm lachend die Hand und er nahm ſie, ganz beſtürzt über ihre undiplomatiſche Aufrichtigkeit, die er nur mit einem unverſtändlichen Gemurmel beantwortete.

Viertes Kapitel.

Graf Euben ruhte in der Gruft ſeiner Väter in der Kirche zu Oberau. Von einem zehrenden Fieber langſam aufgerieben, war er bei voller Beſinnung in die Ewigkeit gegangen, von den Seinen umringt und mit allen Tröſtungen verſehen, welche die heilige Kirche ihren ſcheidenden Kindern gewährt. Sein Tod war ſo friedlich, daß Edwin — der ſich eingebildet hatte, keinen Sterbenden und keine Leiche ſehen zu können — gar nichts Erſchreckendes, ſondern nur Erbauliches darin fand. Leonilla war ebenfalls gegenwärtig; aber ſie empfing einen ganz andern Eindruck. Ein Schattenſpiel! ſprach ſie für ſich: dieſe Unſterblichkeitsgedanken neben einer Leiche — wie ſind ſie phantaſtiſch! das Leben iſt dahin, der Tod iſt da, die Verweſung wird kommen. Dann allerdings, wenn die Stoffe dieſen Prozeß durchgemacht haben, dann kann aus ihren Elementen etwas anderes ſich bilden; was aber nicht den geringſten Zuſammenhang mit dem verſtorbenen Menſchen hat, ſondern nur mit der Natur, die immer von neuem in raſtloſer Tätigkeit ihrer merkwürdigen Maſchinerie, des Produzierens nicht müde wird — bis auch ſie allendlich ihrer Beſtimmung, dem Untergang, verfällt. — —

Mit einem Gemiſch von Zorn und Mitleid beobachtete ſie Rüdiger bei den heiligen Ceremonien, die das Sterbebett umgaben. Dieſe Andacht, dieſe fromme Haltung, dieſe tiefe Sammlung gingen nicht aus Schmerz und Rührung über den ſterbenden Vater hervor. Das einſchläfernde Wiegenlied des katholiſchen Glaubens iſt wiederum Herr über ihn geworden, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Zurückgeſunken iſt er in ſeine alte, chriſtliche Traumwelt, aus welcher einſt die Druidin ihn gerettet hat. Jetzt iſt er unrettbar, denn jetzt hat er frei gewählt. Früher war er befangen vom Bann des Angeerbten, des Anerzogenen. Es kam der Augenblick, der dieſen Bann ſprengte und ihm einen weiteren Geſichtskreis eröffnete. Aber allzuweit erſchien der Horizont ſeinem ſchwachen Auge. Er fand ihn leer, und um nicht in der Leere zu verſchmachten, legte er ſich freiwillig das alte, zerriſſene Gängelband wieder an. Er iſt unrettbar. — —

Dieſe Überzeugung ſtand feſt in ihr. Allein wer hatte einen ſolchen Einfluß auf Rüdiger geübt? . . . wer anders als Diorio! — — —

Sie hatte ſich ſehr gefreut, den Kaplan wieder zu ſehen.

„Es iſt unausſprechlich angenehm, jemand um ſich zu haben, der ganz anders denkt, als die Leute, mit denen man in der Welt verkehrt,“ ſagte ſie bei der erſten Begrüßung.

„Ich würde es glauben, wenn dieſer Gegenſatz Einfluß auf Sie hätte, gnädige Frau,“ entgegnete Oſorio in ſeiner ruhigen Weiſe.

„Nein! daraus wird nichts, Herr Kaplan!“

„Woraus wird nichts, gnädige Frau?“

„Aus Ihren Hintergedanken.“

„Ich ſage, was ich denke.“

„Ja, aber Sie denken mehr, als Sie ſagen. Und jetzt haben Sie gedacht: das wäre ein Einfluß, wenn ich mir Ihren Katechismus erklären ließe.“

„Nein, Frau Baronin, ich habe gedacht, ein Gegenſatz zu Ihren Anſchauungen, der Sie nicht zum Nachdenken antreibt, könne Sie unmöglich intereſſieren.“

„Sehen Sie! im Hintergrund des Nachdenkens lauert richtig der gräßliche Katechismus, dies ABC-Buch Ihrer Religionslehre . . . und für Kinderfibeln bin ich zu alt. Nun? weshalb verteidigen Sie ihn nicht, Ihren Katechismus?“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu; — denn Oſorio ſchwieg.

„Weil Sie Streiche in die Luft führen, die ihn nicht treffen, gnädige Frau, und weil alles, was ich ſagen würde, um Ihr Urteil zu berichtigen, erfolglos wäre, denn Sie wollen bei Ihrer Anſicht bleiben.“

„Das will jeder, der überhaupt eine Anſicht, eine Überzeugung, einen Glauben hat. Das wollen auch Sie.“

„Gewiß! das hindert mich aber nicht, andere Anſichten anzuhören, während Sie von vornherein erklären, Sie wollten nichts hören: Ihre Anſicht ſtehe allzu feſt — oder“ . . . —

„Oder, Herr Kaplan?“

„Oder ruhe nicht auf unerſchütterlicher Grundlage und könne doch vielleicht in Schwankung geraten.“

„Sie irren, Herr Kaplan, mein Geiſt iſt keine Wetterfahne,“ ſagte ſie kalt und brach das Geſpräch ab. Doch ſie, die ſich nie darum kümmerte, ob ſie Leute, die ihr nicht genehm waren, kränkte — ſie wollte doch Oſorio nicht beleidigen, und wenn ſie fürchtete, daß es geſchehen ſei, ſo ſuchte ſie es durch irgend eine Aufmerkſamkeit gut zu machen. Mochte ſie ſein wie ſie wollte, er blieb immer in ſeinem freundlichen Gleichmut. Ob ſie ihn wohlwollend, ob ſie ihn abſtoßend behandelte — ob ſie heute das Geſpräch mit ihm ſpöttiſch oder entrüſtet abbrach, morgen aber lächelnd es wieder anknüpfte: er bezog weder ihre Worte noch ihr Benehmen auf ſeine Perſon. Seit Jahren für die Seelſorge lebend, welche dem Prieſter die Selbſtverleugnung zur erſten Pflicht macht, dachte er an ſeine Perſon nur ſo weit, um ſie zu einem tauglichen Werkzeug im Dienſt der Seelen zu machen. Ob er dadurch gefiel oder mißfiel, war ihm höchſt gleichgültig. Dem Wirrwarr in Leonilla's Geiſt, den Launen ihres Charakters, den Springenzügen ihres Benehmens ſah er gelaſſen zu, immer bereit einem wahren Bedürfniſſe ihrer Seele zu dienen, nie gekränkt, wenn ſie ſeinen Dienſt zurückſtieß, nie erfreut, wenn ſie ihn gefliſſentlich zu ſuchen ſchien. Dieſe Unerſchütterlichkeit imponierte ihr. Sie war nicht daran gewöhnt. Auf einen ſolchen Mann kann man ſich denn doch verlaſſen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, als ſie eines Tages ziemlich verſtimmt von Oberau nach Waldenhauſen zurückritt: Was ſind das für Menſchen! . . . Rüdiger betete mich an — jetzt hält er ſich in möglichſter Entfernung. Philiberte hing an mir wie an einer älteren Schweſter; — jetzt meidet ſie mich. Der Onkel war in ſeiner Krankheit ſehr kalt gegen mich . . . und zuletzt, als er von Allen Abſchied nahm und für Edwin ſo zärtlich war, hat er mich ſehr kühl behandelt. Was ſind das für unbeſtändige Menſchen! ich bin dieſelbe, die ich immer war . . . Ich kann nichts dafür, daß mein Weg, mein Intereſſe, meine Lebensanſicht zuweilen die ihren durchkreuzten . . . ich muß mich durch die Welt bringen, nicht andere! . . . Es iſt nicht meine Schuld, wenn andere, anſtatt mich zu nehmen wie ich nun einmal bin, mich idealiſierten und anſtatt in die wahre Leonilla — in ein Phantaſiegebilde ſich verliebten. Dann verlaſſe man ſich auf Verwandte, auf Jugendfreunde . . . von einer Enttäuſchung geht man zur andern über . . . Jean de Vaudreuil! bald ſehen wir die Leute mit anderen Augen an — Rüdiger! bald ſehen ſie uns mit anderen Augen an. Grauenhaft iſt das Leben zwiſchen dieſen Schatten! ich — ein Schatten wie ſie! Auf dem Grund aller Dinge iſt das Nichts — und deshalb ekeln ſie mich an. — —

In ihre Träumereien verſenkt ritt ſie langſam dahin. Da kam Oſorio ihr entgegen mit einem Buch in der Hand. Sie hielt an.

„Was leſen Sie da ſo aufmerkſam, Herr Kaplan?" fragte ſie.

„Ich bete mein Brevier, gnädige Frau."

„Wenn Sie auf der Chauſſee ſo vertieft in Ihr Gebetbuch einhergehen, laufen Sie Gefahr überritten oder überfahren zu werden," ſagte ſie unmutig.

„Doch nicht, gnädige Frau! ich gehe ja auf dem Fußweg," gab er freundlich zur Antwort und wollte ſeinen Weg fortſetzen.

„Halt!" rief ſie und hielt ihre Reitgerte wie einen Schlagbaum vor ihn: „ich muß erſt wiſſen, ob wir dieſelbe Anſicht über eine gewiſſe Frage haben."

„Es wäre das erſte Mal, glaub' ich."

„Eben deshalb intereſſirt es mich. Nicht wahr, Herr Kaplan, auf dem Grund der Dinge iſt das Nichts — und deshalb werden wir ſehr leicht mit allem fertig?“

„Wenn auf dem Grund der Dinge — nichts iſt als Eitelkeit, Torheit, Verblendung, alſo Nichtigkeiten, ſo wird allerdings der Menſch mit dieſem Blendwerk fertig, indem er es bei Seite wirft. Es gibt aber auch Dinge, mit denen der Menſch nicht fertig wird, die eine Frage nach der anderen vorlegen, ein Rätſel nach dem andern darbieten, und mit denen der Menſch nicht fertig wird, weil ihr letzter Grund — Gott iſt.“

„Was ſind das für Dinge, Herr Kaplan?“

„Zum Beiſpiel das Leben.“

„O, das Schattenſpiel ohne Inhalt, Herr Kaplan!“

„Zum Beiſpiel der Tod, gnädige Frau. Hinter dem Leben wie hinter dem Tode ſteht Gott.“

„Nirwana, Herr Kaplan! das Nichts liegt dahinter.“

Sie ließ die Reitgerte ſinken, grüßte ihn und ritt langſam dem Schloß zu, unter der langen Allee von Linden, die ſtarr und unbelaubt da ſtanden wie Leichen von Bäumen, die ihre Frühlingsauferſtehung erwarteten. Die Allee war abgeſchloſſen durch zwei breite Pfeiler von Sandſtein. Auf jedem derſelben ſtand ein Hirſch von Eiſen gegoſſen, das Wappen des Hauſes, der Söhne des

Waldes. Leonilla hatte ſie gießen laſſen, zwei ſchöne Standbilder. Die ſtanden nun auch da, ſo dunkel, ſo leblos. Zwiſchen dieſen ſtarren Wächtern öffnete ſich das eiſerne Gittertor, das in den Hof führte, und zu beiden Seiten der großen Pfeiler zog ſich ein Eiſengitter, das von kleinen Pfeilern durchbrochen war, bis zu den Flügeln des Schloſſes hin. Es ſah ſehr herrſchaftlich und ſehr gut gehalten aus, aber ſtill und einſam. Ich lebe ſchon jetzt im Reich der Schatten — dachte Leonilla, als ſie in den Hof hineinritt und als ſie den Herrn dieſes Reiches unter dem Portal des Schloſſes gewahr wurde. Es war ein milder Tag im Frühlingsanfang; aber Edwin trug noch einen langen Pelz und eine große Pelzmütze. Seine kleine ſchmächtige Geſtalt verſchwand derartig in dieſer Umhüllung, daß er ausſah wie ein wandelndes Packet.

Als Leonilla ihm raſch entgegenritt, fuhr er zurück und rief erſchreckt:

„Was willſt Du?“

„Dich bitten, den ungeheuern Pelz mit einem leichteren zu vertauſchen. In dieſem kamtſchadaliſchen Anzug mußt Du erſticken, wenn Du hundert Schritt gegangen biſt.“

„Ich will aber lieber erſticken als erfrieren,“ ſagte er mürriſch und ging von dannen.

Sie ſtieg ab und wollte ins Schloß gehen, beſann ſich aber und befahl dem Reitknecht ein anderes Reitpferd zu ſatteln, den Othello. Bis das geſchah, ging ſie in ihrem ſchleppenden Reitkleid vor dem Schloß auf und nieder. Der Reitknecht ſagte im Stall:

„Frau Baronin will den Mohrenkopf haben. Das wird einen ſcharfen Ritt geben. Wenn ſie nur nicht einmal den Hals bricht und der Othello die Beine."

Man führte ihr den ſchönen feurigen Hengſt vor. Sie ſtieg auf, nachdem ſie liebkoſend ſeine Mähne geſtreichelt hatte, und langſam wie ſie gekommen war, ritt ſie wieder vom Hof herunter, durch das Gittertor und die lange Lindenallee hinab. Da, wo dieſe an der großen Landſtraße aufhörte, flog Othello wie ein Pfeil mit ihr fort, und erſt nach einem vierſtündigen Ritt kehrte ſie zurück.

Edwin, der eine halbe Stunde in ſeinem ſchweren Pelz umhergeſchlichen und ſehr vergnügt war nicht erſtickt zu ſein, begrüßte ſie, als ſie zum Eſſen erſchien, mit den Worten:

„Ich lebe noch."

„Ich auch," ſagte ſie tonlos.

„Von Dir war ja gar nicht die Rede," antwortete er ſehr erſtaunt.

„Ich bin ja auch ein ſterbliches Weſen," verſetzte ſie müde.

„Ein ſterbliches Weſen," wiederholte Edwin, als ob er nachdenken wolle.

„Wir müſſen ja alle ſterben," ſagte Oſorio, um ihn auf die rechte Bahn zu leiten.

„Ja, das müſſen wir!" rief Edwin, froh dieſer Löſung des rätſelhaften Wortes.

Für dergleichen kleine Aufmerkſamkeiten, welche nie in Leonilla's Sinn kamen, war Edwin dem Kaplan innig dankbar. Wenn es ihm auch nicht ganz klar war, fühlte er doch, daß der Kaplan ihm aus Wohlwollen, nicht um ihn zu beherrſchen, eine Stütze ſei. Und vor dem Beherrſchtwerden hatte der arme Edwin, wie gar viele Männer, die ſich ihrer Schwäche bewußt ſind, große Furcht.

„Waren Sie in Oberau, Herr Kaplan?" fragte Leonilla.

„Ja, gnädige Frau."

„Zu Fuß hin und zurück?"

„Man iſt ja in einer Stunde bequem dort."

„Sie übermüden ſich für Oberau, Herr Kaplan! . . . Freilich iſt Ihnen die Bekehrung Graf Rüdigers gelungen – und das iſt in Ihren Augen des Martyriums wert."

„Graf Rüdinger iſt ebenſowenig durch mich von früheren Zweifeln geheilt, als ich ein Martyrer bin, gnädige Frau."

„Sie drücken ſich ſehr mild über einen Ungläubigen aus."

„Mir ſcheint, daß Graf Rüdiger kein Ungläubiger war. Es war nur eine Verſchleierung, eine Verfinſterung des Glaubens eingetreten."

„Eine Art von Mondfinſternis, Herr Kaplan.“

„Ganz richtig, Frau Baronin! eine Mondfinſternis: die Erde war zwiſchen ihn und die Sonne der Wahrheit, die ihn früher erleuchtet hatte, getreten.“

„Sie ſind ein Poet, Herr Kaplan,“ ſagte Leonilla ſpitz.

„Um Vergebung, gnädige Frau! jene Bemerkung entſprang aus der Naturkunde,“ verſetzte er trocken.

„Wie kann nur mein Vetter zu ſeiner ſogenannten Bekehrung gelangt ſein?“

„Er wird ſeine Vernunft gebraucht und die Gnade wird ihm Beiſtand geleiſtet haben.“

„O, die ſchwächliche Vernunft und die feindſelige Gnade, die einen ſolchen Rückſchritt bewirken!“

„Seien Sie feſt überzeugt, gnädige Frau, daß da, wo die Gnade die Vernunft erleuchtet und den Willen erfaßt, ein Rückſchritt unmöglich iſt.“

„Was nennen Sie einen Rückſchritt?“

„Die Abkehr von Gott zu Götzen.“

„Laſſen Sie Gott beiſeite, dann werden wir uns vielleicht verſtändigen.“

„Gefällt es Ihnen beſſer, wenn ich ſage: die Abkehr von der Wahrheit zum Irrtum — von der heiligen Liebe zur Selbſtliebe? . . . ich kann das ſagen. Es ändert aber den innern Kern der Sache nicht, denn Gott iſt die Wahrheit und Gott iſt die Liebe und ohne Gott haben Sie weder dieſe noch jene. Dieſer Mangel aber macht namenlos elend — und in dieſen Zuſtand des Mangels ſich zu verſetzen iſt ein grauenhafter Rückſchritt.“

„In meinen Augen gibt es nur einen Rückſchritt, Herr Kaplan, und das iſt der, wenn man zum überwundenen Standpunkt des Chriſtentums zurückkehrt. Wie mein armer Vetter dies bewerkſtelligen konnte, wird mir ein ewiges Rätſel bleiben.“

„Ein ewiges nicht, gnädige Frau.“

„Sie wollen doch nicht etwa der Prophet meiner Bekehrung werden, Herr Kaplan?“

„Dann liefe ich Gefahr, unter die falſchen Propheten zu geraten.“

„Sehr richtig! — und dennoch?“ . . . —

„Dennoch wird die Stunde kommen, wo zu allen Rätſeln des Lebens das löſende Wort ſich findet.“

„Die Stunde wird mich freuen!“

„Das kommt darauf an, gnädige Frau, denn hienieden ſchlägt ſie nicht.“

„Nirwana, Herr Kaplan, ſage ich Ihnen heute ſchon zum zweiten Mal.“

„Nein, Frau Baronin, das iſt menſchenfeindlich,“ nahm der Doktor raſch das Wort, „das geht wirklich nicht, bei der Mahlzeit ſo furchtbar ernſte

Clelia Conti.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1846.

Geſpräche zu führen, die allen Appetit benehmen und eine friedliche Verdauung unmöglich machen.“

„Eſſen Sie, Doktorlein, eſſen Sie! hören Sie nicht hin und laſſen Sie es ſich ſchmecken.“

„Ich ſpreche nicht von mir, Frau Baronin, ſondern von Ihnen und dem Herrn Kaplan,“ verſetzte der Doktor: „ewige Rätſel bei der Mahlzeit zur Sprache zu bringen, iſt eine übermenſchliche und ganz unnatürliche Unternehmung.“

„Ja, Doktor, Sie ſind weiſe!“ ſagte Leonilla lachend: „bei Tiſch muß man ganz andere Nüſſe knacken — und da man uns ſtatt der Nüſſe Krachmandeln vorgeſetzt hat, wollen wir uns mit dieſen beſchäftigen.“

Und dabei ſah ſie ſo munter aus, als mache es ihr das größte Vergnügen, Mandeln und Roſinen zu verſpeiſen. Aber ſpäter in ihrem Zimmer, wenn der Abend tötlich langweilig dahin geſchlichen war, brach ſie zuſammen und ſeufzte: O, o! ſie iſt nicht zu ertragen, dieſe Öde des Lebens . . . Wenn Oſorio nicht wäre — was finge ich an! Aber was iſt er mir? . . . ein Menſch wie kein anderer. Aber warum? . . . — ich weiß es nicht! . . . gleichviel! . . . wie kein anderer: das ſteht feſt. Er iſt keine Larve . . . in ihm iſt Leben. Für ihn könnte ich an Unſterblichkeit glauben — wenn ich glaubte. — —

Dabei blieb ſie ſtehen. Verhüllt mit dem Leichentuch der gefallenen Natur, geſeſſelt durch die Bande des Stolzes und der Eigenliebe, verblieb ſie in ihrem Ich, wie in einem Kerker und ergriff nicht die Hand, welche ſie herausgeführt hätte und erkannte nicht das Werkzeug der Gnade, die Gott ihr anbot.

„Surrexit."

Erſtes Kapitel.

Rüdiger war Herr auf Oberau. Auch dort ging das Leben einen ſehr ernſten Gang, der im Einklang mit den Trauerkleidern war, welche alle trugen. Rüdiger war ruhig zu den Pflichten eines gläubigen Katholiken zurückgekehrt. Die Gräfin hätte gern das Nähere gewußt, das Wie, das Warum; aber er war nun einmal ein ſchweigender Menſch und was hätte er ſagen können? — Nur das, was Oſorio von ihm zu Leonilla ſagte: Er brauchte ſeine Vernunft, und die Gnade kam ihm zu Hilfe. Überdies war das Ergebnis ſo befriedigend, daß die Gräfin darin ihren Troſt für das Verſagte fand.

Auch die neuen Pflichten, welche ſeine Stellung mit ſich brachte, ſuchte Rüdiger pünktlich zu erfüllen, und da ſie ihm ganz fremd waren, hatte er den kundigen Geldern gebeten, vorderhand in Oberau zu bleiben und ihn, den Unkundigen, in die Geſchäfte einzuführen, die mit der Verwaltung eines Vermögens verbunden ſind — und in die

Verpflichtungen, die auf einem großen Grundbeſitz laſten. Geldern erfüllte gern dieſen Wunſch, weil er ſah, daß Rüdiger ſich nicht den Pflichten, die ihm unſympathiſch waren, entziehen, ſondern lernen wollte, ſie gewiſſenhaft und ſo gut wie möglich in Ausübung zu bringen.

„Rüdiger iſt zu bewundern, wie er ſich fügt, wie er ſeine Liebhabereien opfert, wie er eigentlich nur in der Pflichttreue lebt,“ ſagte Geldern faſt täglich und immer höchſt erſtaunt zur Gräfin: „Nie hätte man das von ihm erwartet und ſein guter Vater am allerwenigſten. Ihm iſt die Schule des Lebens, die Erfahrung, in einem ſeltenen Maß heilſam geweſen.“

„Er hat ſie teuer genug erkauft, der arme Rüdiger,“ ſeufzte die Gräfin.

„Da er ſie aber bezahlt und ſie zum Nutzen angewendet hat, ſo ſeufzen Sie nicht, teure Gräfin. Er gewann mehr, als er verloren hat; denn Glaube und Charakter ſind feſt geworden.“

„Aber ſein Glück iſt dahin.“

„Auch das wird wiederkommen, wenn auch in einer andern Geſtalt — und wird ihn reifer finden, um es zu ertragen . . . denn das Glück verweichlicht den Charakter, wenn er nicht gediegen iſt“.

„Sie ſprechen ja wie Kaplan Oſorio, lieber Geldern,“ ſagte die Gräfin lächelnd.

„Möglich, daß ich etwas ähnliches oder das Nämliche ſogar von ihm hörte. Man lebt nicht Monate lang mit ihm, ohne ſich mit ihm zu befreunden, und ein Freund übt ſtets einen gewiſſen Einfluß, ſei es in der einen oder der andern Richtung.“

„Möchte das für Leonilla wahr werden! ſie ſchätzt den Kaplan ſehr hoch.“

„Ja, wie eine fremdländiſche Kurioſität, wie ein überſeeiſches Kunſtprodukt, das ſie zergliedern, zerſetzen und dann in ihrer Manier wieder aufbauen möchte.“

„Haben Sie dieſe Äußerung auch von Kaplan Oſorio gehört?“ fragte Philiberte und ſah Geldern über ihren Stickrahmen hinweg ſchelmiſch an.

„Eine gewiſſe Selbſtändigkeit des Urteils muß man ſich ſtets bewahren, wenn man nicht ein langweiliges Echo werden will. Kaplan Oſorio iſt zurückhaltender im Urteil über Perſonen, als ich — und ich glaube auch, als Sie, Gräfin Philiberte.“

„In dieſem Fall, lieber Geldern, ſind wir wenigſtens Bundesgenoſſen,“ entgegnete Philiberte.

Sie verabſcheute Leonilla mehr und mehr in dem Maß, als ſie ſich immer unglücklicher fühlte und den letzten Grund ihres Unglücks in Leonilla ſah, welche ſtörend in ihre Ehe hinein getreten war. Jetzt war dieſe Ehe jämmerlich verwüſtet. Es beſtand freilich das unzerreißbare Band, welches das Sakrament geknüpft und geheiligt hat, allein es fehlte die Lebensgemeinſchaft, und ſie ſelbſt, Philiberte ſelbſt, hatte dieſe Gemeinſchaft ihrem Manne aufgekündigt, hatte ihm erklärt, ſie wolle zu ihren Eltern zurückkehren. Jetzt war ſie im Vaterhauſe; doch nicht wie auf dem Durchgang zur Neugeſtaltung ihres Lebens, auf welche ſie in der Verblendung damals gehofft hatte: ſondern wie in dem einzigen Zufluchtsort, der ihr offen ſtand; — da war ſie in kläglich zwitterhafter Stellung — nicht auf kurze Zeit und nicht auf lange Zeit, ſondern für immer und mit der Gewißheit einer einſamen traurigen Zukunft. Sie durchweinte manche Nacht im bittern Schmerz über ihren frevelhaften Leichtſinn; doch da war nichts zu ändern! ſie mußte die Folgen hinnehmen. Ihr Schmerz wurde verſchärft durch die grenzenloſe Langweile, die ſich nach dem Tode ihres Kindes und ihres Vaters in Oberau ſpürte. Sie hatte nicht eine einzige Beſchäftigung, die ihr als Pflicht oblag; ſie mußte ſich Beſchäftigungen machen — was eine drückende Aufgabe iſt, ſowohl was die Erfindung, als was die Ausführung betrifft. Gräfin Euben war Herrin des Hauſes geblieben und führte deren Pflichten fort, die in ihren Verhältniſſen gering und bei ihrer langen Übung leicht waren, — bis ſie einſt dieſelben auf eine Schwiegertochter übertragen konnte. Philiberte ſaß am Stickrahmen, oder las ihrer Mutter vor — und das einzige Geſchäft, das ihr oblag, war die Verwaltung — des Teetiſches, genau ſo, als ob ſie noch Philiberte von Euben ſei. Doch zwiſchen jener und der Gräfin von Teutleben lagen ein paar Jahre der Selbſtändigkeit mit allen Erinnerungen der Frau, der Gattin, der Mutter. — —

Von Theoderich kam keine Nachricht. War er in Lappland, Island, Grönland — lebte er noch — waren Briefe verloren — niemand wußte es! — Den Tod des Kindes hatte Gräfin Euben ihm gemeldet, mit tiefem Schmerz über den Verluſt des lieblichen Knaben und über das traurige Verhältnis der Eltern. Auf dies Schreiben war aber nach einem halben Jahre keine Antwort erfolgt. Die Vorſtellung, daß Theoderich nicht mehr unter den Lebenden ſei, daß er abgeſchieden ſei in Groll mit ihr — erfüllte Philiberte mit wahrem Entſetzen, und gern, o wie gern, hätte ſie ihn tauſendmal um Vergebung gebeten, wenn ſie dadurch zur Gewißheit hätte gelangen können, daß er noch lebe. Alle Schreckniſſe einer Nordpol-Expedition gingen an ihrer Einbildungskraft vorüber, und dieſe Angſt und Sorge erwärmte ihr Herz für ihn. Sie dachte mit Wehmut an das erſte Jahr ihrer Ehe und mit Reue an die folgenden. War Theoderich auch leichtſinnig geweſen — hatte er ſich von Leonilla's Zaubernetz verſtricken laſſen: ſo mußte ſie ſich doch eingeſtehen, daß ſie ihm mit gleicher

Münze gezahlt hatte und daß ein anderes Benehmen von ihrer Seite, mehr Geduld, mehr Selbſtbeherrſchung — ihn vielleicht längſt zu ihr zurückgeführt hätte. Und dann — o wie ganz anders wäre dann ihr Leben! Dann wäre er jetzt nicht zwiſchen den Eisbären und ſie nicht in Oberau, ſondern beide auf Theoderichs ſchönem, alten Schloß im Gebirg . . . dann wäre Deodat noch am Leben . . . dann wäre die traurige, unſinnige Epiſode mit Fleuranges nicht geweſen . . . und ſo folgte ein „dann" auf das andere; und der Gedanke, daß ſie zu vermeiden geweſen wären, wenn ſie ihre Pflicht getan hätte, machte ſie unausſprechlich unglücklich. O Pflichttreue! o Pflichterfüllung! welcher Segen liegt darin und wie wenig habe ich das verſtanden! ſeufzte ſie: jetzt erkenne ich es . . . und jetzt iſt es zu ſpät.

Sie brachte zuweilen einige Tage bei ihrer Schweſter Lydia zu, die mit ihrem ruhigen Gemüt in friedlicher Ehe, ohne beſondere Glücks- oder Unglücksfälle ſtille Tage verlebte. Philiberte fand dieſe Tage allerdings etwas grau, etwas einförmig, fand die kleinen Sorgen und Sparſamkeiten, die mit einem geringen Vermögen verbunden ſind, etwas drückend für eine Hausfrau, fand ihren Schwager nicht ſehr unterhaltend, wenn er am Abend von den Dingen ſprach, die er am Tage in Feld, Wald und Flur in Augenſchein nahm. Und dennoch ſprach die Eintracht in dieſer Ehe ſie wohl-

BI[illegible]IOTECA
[illegible]TA
[illegible] IIS

tätig an und die ſchlichte Frömmigkeit, mit welcher Lydia und ihr Mann Gott zu dienen ſuchten, rührte ſie. Da war Gemeinſamkeit der Sorgen, der Intereſſen, der Beſtrebungen — und dieſe Gemeinſamkeit erleichterte die einen und gab den andern größeren Reiz. Und hätten ſich dieſe friedlichen Exiſtenzen zu ſehr in das Alltagsleben und in die Gegenwart verlieren wollen, ſo verhinderten das die Kinder, deren Erziehung höhere Kräfte in Bewegung ſetzte und die auf die Zukunft hinwieſen und an ſie anknüpften.

Nach Waldenhauſen ging Philiberte nicht gern; doch war es nach dem Tode des Vaters nicht zu vermeiden. So lange er lebte, hatte ſie ſeine Pflege vorgeſchützt. Leonilla's Fragen nach Theoderich waren ihr unerträglich und Leonilla ſparte ihr dieſe Fragen nicht. Philiberte aber hatte immer eine und dieſelbe Antwort: es ſei weder in Oberau, noch zuhauſe ein Brief angelangt. Auf das „zuhauſe“ legte ſie gern einen beſondern Nachdruck, mit dem geheimen Angſtgefühl, ob ſie denn noch unter Theoderichs Dach zuhauſe ſei.

„Er wird auf Island ſein,“ ſagte ſie einmal: „das erklärt ſein Schweigen. Es geht nur alle ſechs Monate ein Schiff von Kopenhagen nach Island und zurück. Hat ein Brief die Abfahrt dieſes Schiffes von Island verpaßt, ſo iſt man ein Jahr ohne Nachricht.“

„Es iſt mir unbegreiflich, daß der Ankauf von Pferden ihn ein Jahr lang an Island feſſelt.“

„Er hängt ja nicht von ſich allein ab, beſte Leonilla. Seine Reiſegefährten ſind wahrſcheinlich unternehmende oder wißbegierige Leute, denn nur ſolche kommen auf den Gedanken, zu ihrem Vergnügen dieſe Expedition zu machen. Da will einer den Hekla beſteigen, ein anderer die Geiſerquellen chemiſch unterſuchen — und die übrigen müſſen ſich fügen und ſich die Zeit vertreiben wie ſie eben können.“

„Du biſt ſehr weiſe, Philiberte, die Sache ſo kaltblütig zu betrachten. Unter Umſtänden iſt es ja auch viel angenehmer, von dem Gatten getrennt, als an ſeiner Seite zu ſein.“

„Ein ſolcher Fall gehört denn doch zu den Ausnahmen,“ erwiderte Philiberte ſcharf: „es iſt jedoch zu begreifen, daß Du auf einen ſolchen Gedanken kommſt.“

„Im Gegenteil!“ verſetzte Leonilla noch ſchärfer: „ich ſprach für andere; denn was mich betrifft, ſo iſt es ja ganz einerlei, ob Edwin da iſt oder nicht — ſo wenig iſt meine Freiheit durch ihn beeinträchtigt.“

„Trotz Deiner Freiheit iſt Dein Loos nicht beneidenswert.“

„Das iſt überhaupt keines Menſchen Loos. Ein jedes iſt mit dem jammervollen Stempel gezeichnet, der überhaupt die Signatur des menſchlichen Lebens iſt: Unvollkommenheit, Entwickelung, Gefühle, Beſtrebungen, Verhältniſſe — unvollkommen iſt alles und daher ungenügend, unbefriedigend und daher wiederum dieſe Maſſe von unruhigem Elend auf der Welt. Man kann nicht von den Menſchen begehren, ſtill zu halten in ihrem Jammer. Sie wenden ſich rechts und ſie wenden ſich links, ſie ſeufzen, ſie winſeln, zuweilen ſchreien ſie ganz laut vor Übermaß der Verzweiflung — und das vererbt ſich von einer Generation auf die andere ſo ſicher, wie in wechſelloſer Unerſchütterlichkeit die Sonne auf- und untergeht. O, wenn der Tod nicht wäre — der Menſch würde ihn erfinden.“

„Der Glaube lichtet und erleichtert die Unvollkommenheit des menſchlichen Lebens, indem er es als die Zeit der Buße und der Heiligung, vor dem Übergang in ein beſſeres, ein höheres Daſein, betrachten lehrt; — ſagt Oſorio,“ erwiderte Philiberte.

„Biſt Du auch ſeine Jüngerin geworden?“ rief Leonilla.

„Ja! denn ich finde, daß der Glaube mehr Troſt und mehr Kraft gibt, als frivole Gleichgiltigkeit und entſchiedener Unglaube. Und gerade weil die Welt, und der Menſch und das Leben ſo unvollkommen ſind — gerade deshalb müſſen wir gekräftigt und getröſtet werden.“

„Ich ſehe darin keinen Vorteil, denn die Übel bleiben. Es iſt alſo nur eine Betäubung und die verwerfe ich.“

„Was Du Betäubung nennſt, iſt für Millionen Kompaß und Anker“ . . . — —

„Wovon andere Millionen nichts wiſſen und doch genau ſo geboren werden, leben und ſterben wie ihre gläubigen Nachbarn. Nein, Philiberte! ich ſtehe auf meinen Füßen und ſehe mit meinen Augen und denke mit meinen Gedanken — nicht mit Oſorio. Daher ſind wir, er und ich, fortwährend im Streit und das habe ich gern.“

„Ich habe gern, wenn man mich recht gründlich über den chriſtlichen Glauben belehrt. Der meine war ſehr verſchwommen. Oſorio iſt ein Wohltäter meiner Seele geworden.“

„Wie kam denn das? religiöſe Geſpräche pflegten nicht ſehr nach Deinem Geſchmack zu ſein.“

„Sie waren es gar nicht, als ich im vorigen Sommer nach Oberau kam, und es währte Monate, bevor ich nur hinhörte, wenn Oſorio mit dem guten Papa ſprach; denn wenn ich hie und da ein Wort hörte, kam es mir ſo übertrieben, ſo unfaßlich vor, daß ich geſchwind mein Ohr abwendete. Ich hatte noch gar nicht den Willen, ihn zu verſtehen und es wunderte mich ungemein, daß Papa, deſſen Geſinnung ich kannte, ſo ſehr von Oſorio ſich einnehmen ließ, daß er ſich vollſtändig bekehrte und ſchließlich als ein ſehr frommer Katholik in die Ewigkeit ging. Aber im Dezember kam der Tod meines lieben Bübchens, mit dem meine Erdenfreude zu Grabe ging. Dann kehrte Rüdiger zurück — ganz anders in ſeiner Seele, als er fortgegangen war. Ein großer Schmerz hatte ihn zum Glauben zurückgeführt. Das machte mir einen großen Eindruck. Ich hatte inzwiſchen in meinem Innern auch manches durchgekämpft . . . und nun fing ich an, aufmerkſam zu werden, wenn Oſorio kam und das Geſpräch ſich ernſten und hohen Fragen zuwendete. Der Wunſch und der Wille, ihn zu verſtehen, wurden wach in mir und wurden ſehr lebendig, als mein guter Vater ſo friedlich in ſeinem Glauben ſtarb. Da ſagte ich zu Oſorio, im Frieden dieſes Glaubens möchte auch ich ſterben. Er gab mir einige Unterweiſung, dann legte ich eine Lebensbeicht bei ihm ab . . . und jetzt glaube ich wieder ganz katholiſch, wie die kleinen Kinder und wie die großen Heiligen, alles, was die Kirche lehrt . . . bin freilich noch ſehr ſchwach im Glauben, hoffe aber, daß ich mich nach und nach beſſere und dann nicht mehr zwiſchen gut und böſe ſchwanken werde . . . wie jetzt noch oft.“

Während Philiberte ſo ſprach, ganz aufrichtig und mit Überzeugung, wurde ihr das Herz warm für Leonilla, die ja im Grunde mehr zu beklagen als zu haſſen ſei, mehr Mitleid als Groll verdiene — und die in jedem Fall unausſprechlich unglücklich ſei, viel unglücklicher als ſie, Philiberte; und ſie nahm ſich vor, ihre Abneigung zu bekämpfen, weil ſie dann, möglicher Weiſe, einigen Einfluß auf Leonilla gewinnen könne. Doch dieſe teilte nicht Philibertens Gedanken des Friedens. Sie antwortete:

„Bisher dachte ich, Du hätteſt ziemlich viel Verſtand, Philiberte. Jetzt ſehe ich meinen Irrtum ein. Daß Dein Vater in ſeinem letzten Jahr, kränkelnd, hinſterbend, Einſicht und Urteil gefangen gab — daß Dein Bruder in ſeiner ſchwärmeriſchen Leidenſchaft es tat — o, das wundert mich gar nicht. Das hing bei dem einen mit phyſiſcher und bei dem andern mit moraliſcher Schwäche zuſammen, welche ihren Geiſt umnebelte. Aber daß Du, die Du jene Schwäche nicht haſt, Dich dennoch freiwillig in die Sphäre der Umnebelung begibſt, und vom lieben Gott der kleinen Kinder und der großen Heiligen ſprichſt — ſchau', Philiberte, das iſt Schwäche des Verſtandes, und zwar iſt ſie angekünſtelt, denn kein Menſch iſt ſo beſchaffen, daß er ſeine eigene Vergangenheit gleichſam verdammt und verwirft, indem er ſagt: was ich tat, was ich wollte, was ich dachte — alles entſprang aus einer unrichtigen Grundlage.“

„Der natürliche Menſch tut das ganz gewiß nicht,“ entgegnete Philiberte, „doch mit der Gnade bringt er es zuſtande.“

„Mit der Gnade! das iſt ſo recht Oſorio's Wort!“

„Es iſt das Wort des Chriſten, Leonilla.“

„Wie wird Theoderich ſtaunen, wenn er von ſeiner Wikingsfahrt heimkehrt, Dich ſo verändert zu finden.“

„Verändert — ja! doch weder zu ſeinem noch zu meinem Nachteil.“

Sie führten das Geſpräch in der Tiefe des Parks, wo man zwiſchen den Bäumen und jenſeits einer kleinen Wieſe die Landſtraße ſah, auf der eben jetzt ein Reiter heranſprengte.

„Da kommt mein Schwager,“ ſagte Philiberte, „und ſo eilig! was bringt er wohl?“

„Ohne Zweifel die Einladung zu einer Taufe,“ ſagte Leonilla lachend. Lydi's jüngſtes Kind war ein halbes Jahr alt.

„Die Fürſorge wäre gut, aber die Eile unnötig,“ verſetzte Philiberte in demſelben Ton: „laß uns umkehren und hören, was er will.“

Unter der großen Veranda auf der Gartenſeite des Schloſſes ſaß Gräfin Euben mit Rüdiger, Edwin, Herr von Geldern und Doktor Melz, als Baron Heinrich von Ertingen plötzlich erſchien und ebenſo plötzlich ſagte, indem er um ſich blickte:

„Grüß Euch Gott, alle mit einander! aber wo iſt die Hauptperſon.“

„Leonilla und Philiberte ſind unten im Park,“ verſetzte die Gräfin lächelnd.

„Die Frau vom Hauſe iſt ſtereotyp Hauptperſon,“ entgegnete Ertingen: „heute aber und in meinem beſonderen Anliegen iſt es Kaplan Oſorio. Ich muß ihn ſprechen, auf der Stelle ... es hängt alles davon ab.“

„Doch nicht Leben und Sterben?“ fragte Geldern ſcherzend.

„Etwas ſehr wichtiges, Freund Geldern.“

„Eine Bekehrung etwa?“ fragte die Gräfin.

„Eine Bekehrung, Mama? ... eine? ... ich ſage vielleicht einhundert.“

„Iſt ein Wunder bei Euch geſchehen und ſoll der Kaplan es konſtatieren?“ ſagte die Gräfin ganz geſpannt.

„Iſt eine Stigmatiſierte oder mindeſtens eine Extatiſche bei Ihnen aufgetaucht?“ ſetzte Geldern hinzu.

Rüdiger hatte inzwiſchen den Kaplan geholt, und Leonilla und Philiberte kamen eiligſt daher.

Da teilte Ertingen mit, daß die Volksverſammlung, die am nächſten Sonntag bei ihm auf Ertinghof ſtattfinden ſolle, von einem ſchweren Schlag bedroht ſei, indem ein Geiſtlicher, ein berühmter Redner, der die Abſicht habe, das „Nonpoſſumus“ dem Volk gründlich zu erklären — durch Telegramm angezeigt habe, eine heftige Grippe mache es ihm unmöglich, zu kommen.

„Meine ganze Hoffnung ruht jetzt auf Ihnen, hochwürdiger Herr,“ ſetzte Ertingen hinzu. „Der Nonpoſſumus-Vortrag muß gehalten werden, er iſt die Hauptſache, er iſt der Glanzpunkt; man erwartet ihn. Fällt er weg, ſo iſt man enttäuſcht und das paralyſiert den ganzen Eindruck der Verſammlung, der ohne Zweifel erſchütternd, belehrend und bekehrend wirken würde. Ich beſchwöre Sie alſo, dieſen Vortrag im Intereſſe von ein paar tauſend katholiſchen Männern zu halten."

„Ich leiſtete Ihnen gern einen Dienſt, Herr Baron," verſetzte Oſorio, „nur dieſen nicht. Dergleichen Reden ſind nicht mein Fach; ich paſſe nicht für ſie."

„Aber, hochwürdiger Herr," rief Ertingen ganz verblüfft, „Reden ſind Reden — gleichviel ob ſie auf der Kanzel vorgetragen werden oder auf der Rednerbühne. Wer die Gabe der Rede beſitzt, redet da wie dort und immer vortrefflich."

„Die Gabe genügt nicht, Herr Baron; der Beruf gibt ihr die Richtung, die Kraft und den Segen. Mein Beruf weiſt mir die Kanzel an . . . nicht die Rednerbühne."

„O, Herr Kaplan!" rief Gräfin Euben, „auf Ihren Worten liegt immer Segen, wenn ſie auch nicht auf der Kanzel geſprochen ſind."

„Nur dann, gnädige Gräfin, wenn ich als der Stellvertreter desjenigen ſpreche, der mich geſendet hat und der mir ſeinen Beiſtand gibt."

„Rufen Sie nur den heiligen Geiſt an, hochwürdiger Herr, dann läßt er Sie auf der Rednerbühne ſo wenig im Stich als auf der Kanzel," ſagte Philiberte.

„Sie werden all' dieſe direkten und indirekten Bitten erfüllen — nicht wahr?“ ſagte Geldern.

„Doch nicht! ich finde es viel paſſender, wenn bei dergleichen Volksverſammlungen Laien reden,“ entgegnete Oſorio: „es macht einen beſſeren Eindruck auf das Volk, welches daran gewöhnt iſt, von den Geiſtlichen gute und erbauliche Dinge zu hören. Ein Mann aus der Welt aber, ein Mann vom Geſchäft — das iſt etwas neues, das rüttelt auf und mancher denkt: das Ding muß ſeine Richtigkeit haben! — während er denken würde, wenn ein Geiſtlicher geſprochen hätte: Nun ja, die Pfarrer, die müſſen für die Kirche reden — das iſt nicht anders, das ſchickt ſich ſo.“

„Die Laien ſind aber nicht ſo redefertig,“ ſagte Rüdiger, „und das gehört bei einem ſolchen Vortrag weſentlich zu einem guten Eindruck.“

„Die Laien ſollen ſich im Reden üben und werden ſich üben — und Übung macht den Meiſter. Dieſe Wahrheit ſehen wir jetzt an ſo manchen Männern, welche die Sache des Rechts und des Glaubens vertreten.“

„Aber woher ſoll ich einen ſolchen Mann nehmen!“ jammerte Ertingen: „heute iſt Freitag und übermorgen die Verſammlung. Ein Telegramm, die Vorbereitung auf die Rede, die Herreiſe — das alles will doch ſeine Zeit haben.“

„Und die Vorbereitung eine gehörige Zeit,“ ſagte Oſorio, „wenn man nicht daran gewöhnt iſt,

An meine Schwägerin

Nancy

Gräſin Hahn geborne von Hedemann.

dergleichen Vorträge zu halten, wenn man kein Improviſator iſt und etwas Gediegenes geben möchte. Dies, Herr Baron, gilt auch von mir.“

„Ach, Hochwürden,“ ſagte der ehrliche Ertingen ganz betrübt: „wie leicht blamiert ſich Unſereiner . . . ſchon bei einem Toaſt . . . das würde Ihnen doch nicht begegnen.“

„Nun, wenn das mit dem Blamieren ſeine Richtigkeit hat — und ich zweifle nicht daran!“ rief Leonilla mit ausbrechender Ungeduld: „ſo blamieren Sie ſich immerhin noch einmal, Sie oder ſonſt jemand, mit Ihrem Nonpoſſumus, Ertingen, und verſchonen Sie den Kaplan Oſorio, deſſen ſchwache Bruſt einem ſolchen Vortrag im Freien nicht gewachſen iſt. Laſſen Sie doch dieſen Vortrag ausfallen. Man kann ja den Männern etwas anderes erzählen, das mehr für ſie paßt . . . etwas landwirtſchaftliches zum Beiſpiel. Es gibt recht nützliche und, in ihrer Art, intereſſante Zeitſchriften über Agrikultur, Forſtkultur, Obſtbaumzucht, Bienenzucht. Doktor Melz könnte bis Sonntag einen Vortrag zuſammenſtellen und Sie, Ertingen, Sie könnten ihn halten, das heißt ihn vorleſen. Dabei blamiert ſich niemand und die braven Bauern hätten etwas praktiſches dafür, daß ſie ein paar Stunden unter freiem Himmel ſtehen müſſen.“

„Das iſt ja aber keine Erläuterung von Nonpoſſumus,“ ſagte Ertingen betrübt.

„Wozu alle dieſe Erläuterungen und Aufklärungen!“ fuhr ſie fort: „Der gemeine Mann verſteht ſie doch nur halb.“

„Das iſt fraglich, Frau Baronin,“ fiel Geldern ein. „Iſt er nicht konfus gemacht durch den ſtrömenden Wortſchwall des Liberalismus, ſo hat er nicht ſelten ein richtiges Verſtändnis und ein klares Urteil. Der Liberalismus ſetzt alle Hebel in Bewegung, auch die gemeinſten und unwürdigſten — Lüge, Verleumdung, Beſtechung, Einſchüchterung — um der Menſchheit Einſicht und Urteil zu rauben. Er geht ſyſtematiſch darauf aus, ſie zu verwirren, ihr die Mittel zu entziehen, durch die ſie ſich menſchenwürdig bilden kann. Deshalb wird die Kirche, die Schule, die perſönliche Freiheit ruiniert; deshalb wird alles gehoben, alles beſchützt, was entſittlichend wirkt. Iſt die Menſchheit auf dieſer Stufe der Vollkommenheit angelangt, dann iſt ſie leicht dahin zu bringen ſich unter die Knute zu ſchmiegen, die der Liberalismus ſchwingt -- ja, dieſe Knute als den erhabenſten Szepter, als den weltbeherrſchenden anzubeten.“

„Beherrſcht er die Welt, ſo iſt er groß — denn er iſt eine Macht!“ rief Leonilla.

„Secundum quid, Frau Baronin,“ ſagte Geldern bedächtig: „der große Kanzler Oxenſtierna ſagte in vertrauten Stunden zu ſeinem

Sohn: „„O, mein Sohn, wüßteſt Du mit wie wenig Verſtand die Welt ſich regieren läßt.““

„Und wenn man eine ſolche Welt regiert,“ ſagte Oſorio „was beherrſcht man? . . . eine Welt von Sklaven.“

„Boſſuet ſpricht einmal von den altrömiſchen Imperatoren, von denen einige gewiſſe Tugenden und edle Geſinnungen hatten — und ſetzt hinzu: „Dieu leur laissa l'empire du monde comme une chose de nul prix“ — ſetzte Rüdiger hinzu. „Das iſt kein Zeugnis für die Erhabenheit des Szepters, der ſolche Welt regiert.“

„O, ich bitte Dich, Rüdiger!“ rief Leonilla, „verlaſſe Deine überweltliche Höhe“ . . . — —

„Und ſenke Dich nach Ertinghof herab,“ fiel Ertingen ein, der mit Betrübnis dem Gefecht zugehört hatte, das ſich mit Leonilla entſpann und das ſein Anliegen in den Hintergrund drängte.

„Beſter Heinrich,“ erwiderte Rüdiger, „in mir iſt nicht die geringſte Faſer, die mich zum Volksredner machen könnte.“

„Aber Sie, Geldern,“ rief Leonilla, „Sie können ohne Zweifel der O'Connell von Ertinghof werden, wenn Sie den kleinen Vortrag, den Sie uns ſoeben hielten, etwas verlängerten und mit einigen Nonpoſſumus-Phraſen ſchmückten.“

„Nein,“ antwortete Geldern, „ich bin zu alt, um noch ein maiden-speech zu halten. Das geziemt der Jugend.“

„Wenn ſie das Talent hat,“ ſagte Rüdiger.

„Ach, laßt doch das Gerede!“ rief Ertingen ungeduldig: „nicht Euch habe ich gebeten den Vortrag zu halten und Ihr könnt es ſo wenig als ich. Helft mir den Herrn Kaplan erbitten! er iſt der Mann, der uns aus der Verlegenheit helfen und die Verſammlung befriedigen kann.“

„Ich finde es höchſt inſolent, Ertingen,“ verſetzte Leonilla ſtandhaft, „daß Sie ihn auffordern ein Lückenbüßer zu ſein.“

„Nicht doch! ſo iſt es nicht gemeint, hochwürdiger Herr,“ verſicherte Ertingen: „Aber Sie ſind ſo gut, daß ich und daß jedermann das Vertrauen zu Ihnen hat, Sie wären allzeit bereit zu helfen.“

Er ſagte dies ſo aufrichtig und herzlich und die ganze Geſellſchaft — Leonilla ausgenommen — beſtürmte Oſorio dermaßen mit Bitten und Vorſtellungen, daß dieſer nicht abſtoßend und unfreundlich ſein wollte und ſeine Einwilligung gab.

„Ich werde jedoch meine Sache nicht gut machen,“ ſetzte er hinzu, „denn ich fühle mich auf der Rednerbühne nicht an meinem Platz.“

„So bleiben Sie fort!“ rief Leonilla ſehr unmutig.

„Jetzt iſt die Sache abgemacht,“ ſagte Ertingen Oſorio's Hand drückend: „Sie haben mir einen Stein vom Herzen genommen. Alſo auf Wiederſehen übermorgen in Ertinghof die ganze Geſellſchaft, nicht wahr?"

„Ich gewiß nicht," ſagte Leonilla.

„Was gibt es denn?" fragte Edwin ganz betäubt, da er dem Geſpräch nicht folgen konnte.

„Eine Predigt im Freien vom Herrn Kaplan," ſagte Ertingen: „Du mußt ſie hören, Edwin, ſie wird Dich freuen. Nicht wahr Du kommſt."

„Das verſteht ſich . . . verſteht ſich!" beteuerte Edwin.

Und Ertingen ſchwang ſich wieder auf's Roß und ritt ſiegesfroh heim.

„Welche verkehrte Nachgiebigkeit, Herr Kaplan!" ſagte Leonilla: „zuweilen wie ein Felſen . . . und jetzt ganz ſchwach."

„Nicht ſchwach!" rief Philiberte: „aber ſehr gütig, denn Sie bringen ein Opfer."

„Das uns allen Freude macht," ſetzte die Gräfin hinzu.

„Nur mir nicht! in keiner Beziehung!" rief Leonilla: „ich haſſe dieſe Aufwiegelung des rohen Haufens" . . . —

„Das tun unſere Gegner," unterbrach Geldern: „der Liberalismus wiegelt auf in empörender Weiſe. Bei unſeren Leuten kommt nichts weiter vor als Belehrung und Abwehr, und Sie können ſich übermorgen davon überzeugen."

Leonilla hörte gar nicht auf Geldern und ſagte:

„Und ich finde es über alle Maßen unverſtändig, daß Sie, Herr Kaplan, aus übertriebener Güte ſich der Gefahr ausſetzen, wieder den Bluthuſten zu bekommen, von dem Sie hier geheilt ſind, weil Sie Ihre Bruſt geſchont haben. Und ich begreife Euch nicht,“ ſagte ſie zu Gräfin Euben und Philiberte, „daß Ihr mit Ertingen gemeinſchaftliche Sache machen konntet.“

Allein ſie machte keine Proſelyten. Alle freuten ſich auf die Volksverſammlung in Ertinghof und auf Oſorio's Vortrag, und er ſelbſt ſchwieg geduldig zu Leonilla's Vorwürfen wie zu den Lobeserhebungen der anderen Perſonen.

Philiberte ſagte, als ſie mit den Ihren nach Oberau zurückfuhr:

„Kaplan Oſorio iſt der einzige Menſch auf Erden, für den ſich Leonilla wirklich intereſſiert.“

„Gottlob, daß es doch einer iſt,“ ſagte Geldern.

„Wäre es nur in der rechten Weiſe, ſo daß ihre Seele einen Vorteil davon hätte!“ ſeufzte Gräfin Euben: „dann könnte der tägliche Umgang mit ihm ihr vom größten Vorteil ſein. Jetzt äußert ſich ihr Intereſſe nur dadurch, daß ſie ihn bevormunden und wie unter einer Glasglocke halten möchte.“

„Ich glaube doch, daß das Übernatürliche im Leben und Weſen des Prieſters Eindruck auf ſie macht, ohne daß ſie es verſteht,“ ſagte Rüdiger.

„Bei dem verſtorbenen Schloßkaplan, der doch ein ſehr frommer Mann und ein ſehr guter Prieſter war, hatte ſie keineswegs dieſen Eindruck,“ wendete Gräfin Euben ein.

„Man muß geſtehen,“ ſagte Geldern, „daß die heiligen Weihen bei dem vortrefflichen Manne zu einem ſehr guten Gemüt, doch weniger zu einem kräftigen Charakter kamen. Kaplan Oſorio imponiert der Baronin, und mir ſcheint, das iſt ein gutes Zeichen. Sie hat jetzt täglich vor Augen einen jungen Mann in der Blüte des Lebens, mit ſchönen und reichen Gaben ausgeſtattet, der für nichts lebt, als für Gott allein — dies muß Eindruck auf ſie machen.“

„Möge es der rechte ſein — dabei bleibe ich,“ ſagte die Gräfin: „Leonilla iſt ein ſo verkehrtes Weſen, daß die Dinge unter ihrer Hand verkehrt werden.“

Zweites Kapitel.

Die Volksverſammlung in Ertinghof nahm eine unerwartete Wendung. Ein Gewaltiger der Zeit, eine Säule des modernen Staates, ein Mann der Polizei löſte ſie mitten in Oſorio's Vortrag auf. Weshalb? das war allen Anweſenden unerfindlich. Im Verlauf ſeiner Rede hatte Oſorio in Beziehung auf das Nonpoſſumus geſagt: „Wir ſind die Schwächeren, die Angegriffenen; weltliche Mittel ſtehen uns nicht zu unſerer Verteidigung zu Gebot; aber nachgeben werden wir nicht, obſchon wir annehmen dürfen, daß es auf unſere Ausrottung abgeſehen iſt.“

Dieſe Worte mißfielen dem Gewaltigen und die Sache war zu Ende.

Waldenhauſen lag in der Mitte zwiſchen Ertinghof und Oberau. Gräfin Euben hatte keine Luſt gehabt, der Verſammlung beizuwohnen und war bei Leonilla geblieben, und mit ſehr verſchiedenen Gefühlen ſahen beide Damen gegen Abend der Rückkehr der übrigen Geſellſchaft entgegen.

Sie brauchten nicht lange zu harren. Zwei Stunden früher, als man erwartet hatte, rollten die beiden Wagen wieder in den Hof. Als deren Inſaſſen mit einer gewiſſen Aufregung unter der Veranda erſchienen, rief die Gräfin voll Schreck:

„Iſt ein Unglück geſchehen? . . . aber Ihr ſeid vollzählig da . . . Gottlob.“

„Haben Sie Fiasko gemacht, Herr Kaplan?“ fragte Leonilla, ohne ſich um Edwin zu kümmern, der blaß und verſtört ausſah.

Der Kaplan lächelte. Alle übrigen ſprachen durcheinander, ſogar Edwin, der beſtändig wiederholte:

„Es iſt himmelſchreiend! Er ſprach ſo ſchön.“

Endlich teilte Geldern den Verlauf der Sache mit.

„Da habt Ihr es!“ ſagte Leonilla triumphierend: „Ihr betragt Euch ſo, daß Ihr die Polizei zwingt, Euch zu bewachen, Euch zu verſprengen! . . . Schickt ſich das für anſtändige Männer!“

„Schickt es ſich für Dich, Du Bannerträgerin der Freiheit,“ ſagte Rüdiger ſcharf, „Polizeimaßregeln gegen friedliche Menſchen, welche nur aufmerkſam zuhörten, in Schutz zu nehmen!“

„Zweierlei Maß und Gewicht, Frau Baronin, verrät ein gefälſchtes Urteil — genauer geſagt: ein gefälſchtes Gewiſſen,“ ſagte Oſorio: „Freimaurer dürfen ſprechen wie, wo, was ſie wollen und keine Polizei überwacht ſie — Sekten dürfen ungeſtört ihre Verſammlungen halten — und den Katholiken wird dieſe Freiheit, dieſes Recht verkümmert, ja geraubt. Deutſchlands ächte, beſte, uralte Söhne, ſie, die ſozuſagen Deutſchland gemacht haben ,— ſie ſollen wie Heloten mundtot, gebeugt, unter dem Polizeiſtock ſein. Und das verteidigen Sie, gnädige Frau?"

„Es iſt himmelſchreiend! Er ſprach ſo ſchön," ſagte Edwin dazwiſchen.

„Für Ausnahmezuſtände gehören Ausnahmegeſetze," behauptete Leonilla.

„Aber dieſe rufen jene hervor! wir ſtehen auf dem feſten Boden der Verfaſſung und von dort will man uns verdrängen; deshalb dieſe Flut von Ausnahmegeſetzen," ſagte Oſorio.

„Ausnahmegeſetze gehören zur Regierung durch die Knute, von der wir vorgeſtern ſprachen," ſagte Geldern: „Sie werden doch keine Anhängerin derſelben ſein, Frau Baronin?"

„Unter Umſtänden — doch!"

„O, Du Liberale vom reinſten Waſſer!" rief Rüdiger: „was ſind das wohl für Umſtände?"

„Nun zum Beiſpiel, wenn es gilt, etwas allgemein Schädliches zu vertilgen."

„Es wäre vortrefflich, wenn man die Engerlinge und die Kieferwanze durch Ausnahmegeſetze vertilgen könnte," ſagte der Doktor ſo bedachtſam, daß man nicht wußte, ob er im Ernſt oder im Scherz rede.

„Im modernen Staat iſt nun einmal der Katholizismus eine Anomalie, ein längſt überwundener Standpunkt,“ fuhr ſie fort.

„Aber Millionen nehmen ihn ein,“ entgegnete Oſorio.

„Das wird ſich am Schluſſe des Kulturkampfes zeigen,“ verſetzte Leonilla.

„Würde dieſer ſogenannte Kulturkampf mit den Waffen der Kultur von unſeren Gegnern geführt,“ ſagte Oſorio, „ſo wäre der Ausgang nicht zweifelhaft, und am Schluſſe desſelben ſtände die katholiſche Kirche in aller Glorie für Millionen von Seelen als „die Stadt auf dem Berge“ da; denn ſie könnte dann zeigen, daß ſie dieſen edlen Waffen — gründliche Bildung, Reſpekt vor dem Recht, ernſte Sitte, opferwillige Nächſtenliebe — gewachſen iſt. Aber gegen Ausnahmegeſetze oder genauer geſagt, gegen machthaberiſche Willkür, kann ſie ſich nicht verteidigen und am Schluſſe des Kampfes ſteht ſie vielleicht in unſerem katholiſchen Vaterlande ſo, wie ſie in Großbritannien nach Einführung des Teſt-Eides ſtand.“

„Wie war das?“ rief Philiberte.

„Wer den Kopf eines katholiſchen Prieſters oder den Kopf eines Wolfes einlieferte, erhielt von den Behörden eine Belohnung von ein Pfund Sterling.“

„Gräßlich!“ rief Philiberte.

„Unſinn!“ rief Leonilla, „unſer Jahrhundert hat Achtung vor dem Menſchenleben.“

„Dafür legen die zahlloſen, wütenden Kriege des Jahrhunderts ein Zeugnis ab,“ ſagte Geldern trocken.

„Vom Kriege iſt nicht die Rede,“ verſetzte ſie, „ſondern von der Todesſtrafe.“

„Bis jetzt hat die Humanität des Jahrhunderts ſich nicht bemerklich gemacht, wenn es galt, Ausnahmegeſetze gegen uns einzuführen,“ ſagte Oſorio: „und hat man einmal dieſen Weg betreten, ſo iſt nicht abzuſehen, wie weit man darin gehen kann.“

„Wenn nur die Aufhebung der Verſammlung keine unangenehmen Folgen für Heinrich hat,“ ſagte Gräfin Euben.

„Für Heinrich gewiß nicht,“ entgegnete Rüdiger: „aber für Den, deſſen Rede die Aufhebung hervorrief. Kaplan Oſorio kann wohl in's Zuchthaus wandern.“

„Es iſt himmelſchreiend! er ſprach ſo ſchön,“ ſagte Edwin, als er den Kaplan nennen hörte.

„Das fehlte noch!“ rief Leonilla entrüſtet: „zuerſt zieht Ihr den Kaplan mit Gewalt herbei, in Eurer Verſammlung zu reden; — aus übergroßer Güte gibt er Eurem Drängen nach; — und ſchließlich ſoll er ſich für Euch alle einſperren laſſen! — das wäre denn doch unerhört. Käme es ſo weit, ſo müßtet Ihr einen Stellvertreter ſchaffen, der gegen gute Bezahlung ſich etwa einſperren läßt.“

„Es wird wohl nicht ſo weit kommen,“ meinte Oſorio.

Allein er irrte. Es kam ſo weit. Ein Prozeß wurde ſogleich eingeleitet und ſchnell entſchieden. Vier Wochen im Zuchthaus: ſo lautete die Strafe. Oſorio war darauf gefaßt. In Oberau war man ſehr betrübt — nicht nur über den Ausgang des Prozeſſes, ſondern auch darüber, daß alle ſagten: wir haben es verſchuldet, unſeren Bitten hat er nachgegeben. Leonilla war außer ſich vor Schmerz und Zorn. Sie hatte ſich perſönlich und ſchriftlich überall hingewendet, wo ſie glaubte direkt oder indirekt dahin wirken zu können — anfänglich, daß der Prozeß niedergeſchlagen werde und ſpäter, daß er minder ungünſtig ende. Selbſtverſtändlich waren ihre Bemühungen fruchtlos. Man gibt nicht Ausnahmegeſetze, damit ſie nicht vollzogen werden. Endlich wollte ſie die Haft in Geldſtrafe verwandelt wiſſen. Dies lehnte Oſorio ab. Er wiſſe nicht, ob es zuläſſig ſei; wenn es aber auch der Fall wäre, ſo wolle er nicht der erſte Geiſtliche ſein, der mit einer Geldſtrafe ſich abfinde. Leonilla ſtellte ihm ſeine ſchwache Geſundheit vor, die Möglichkeit im Zuchthaus aus Mangel an friſcher Luft und geſunder Nahrung krank zu werden, die Langweile der Haft, die ſchauderhafte Umgebung, Waldenhauſen und Oberau verwaiſt: es war ganz vergeblich! Oſorio blieb dabei, er wolle denſelben Weg inne halten, den bis jetzt Erzbiſchöfe, Biſchöfe und hunderte von braven Prieſtern gegangen wären. Dabei blieb er und wanderte ins Zuchthaus: „Te saxa loquuntur“ iſt die Inſchrift des Felſentores in Salzburg, das der Erzbiſchof von Schrattenbach ſprengen ließ. Andere Dinge, viel größere, viel erhabenere, könnten in unſeren Tagen die Steine mancher Zuchthausmauern von den Männern verkünden, welche ſie umſchloſſen haben.

Bevor Oſorio fortging hatte er nachſtehenden Brief geſchrieben:

„Gnädigſte Fürſtin!

„Es iſt immer eine bedenkliche Sache für einen Unberufenen, in fremde Familienangelegenheiten, wenn auch nur indirekt, ſich zu miſchen. Ich bitte daher dringend dieſe Zeilen nicht als Einmiſchung zu betrachten, ſondern nur die Darſtellung einer Lage der Dinge, die vielleicht von Intereſſe für Sie, gnädigſte Fürſtin, ſein könnte. Vielleicht auch nicht. Die Entſcheidung ſteht bei Ihnen.

„Seit einem Jahre lebe ich als Schloßkaplan bei dem Baron von der Walden, Vetter des Grafen Rüdiger von Euben, und die Nähe der Eubenſchen Beſitzung Oberau hat mich mit der gräflichen Familie in ein Verhältnis gebracht, das ebenſo ehrend als tröſtlich für mich iſt. Seit dem Dezember vorigen Jahres iſt Graf Rüdiger in Oberau, und ſeit dem März dieſes Jahres iſt er dort der Herr, denn Graf Euben Vater ging in die Ewigkeit und ſtarb als gläubiger katholiſcher Chriſt.

„Frau Gräfin Euben hatte mir in mütterlicher Sorge ein Bild vom Seelenzuſtand des Grafen Rüdiger entworfen, das mich mit tiefem Bedauern erfüllen mußte und hatte hinzugeſetzt, wegen dieſes Seelenzuſtandes habe ein junges, ſehr frommes Mädchen die Verbindung mit ihm abgebrochen. Den Namen des jungen Mädchens nannte ſie nicht. Sie beklagte dieſen Bruch aufs tiefſte, weil ſie von der Verbindung den günſtigſten Einfluß auf ihren Sohn gehofft hatte. Gleichwohl tadelte ſie nicht das junge Mädchen.

„Ich ſah mit Spannung der Ankunft des Grafen Rüdiger entgegen und wurde ſehr überraſcht, ihn ganz anders zu finden, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte. Aber nicht ich allein, ſondern Graf Rüdigers Familie war überraſcht und hoch erfreut über ſeine Veränderung in Beziehung zur Kirche. Er hielt ſich nicht fern vom Gottesdienſt, nicht fern vom Empfang der heiligen Sakramente. Er ſprach ſich wenig aus — wie er denn überhaupt ein ſchweigender Menſch iſt; geſchah es aber, ſo war es mit einer ſo zweifelloſen Entſchiedenheit, daß jeder zu der Überzeugung kommen mußte, er habe einen ſchweren Kampf durchgekämpft. In der letzten Zeit näherte er ſich mir und wir hatten zuweilen ernſte, vertraute Geſpräche. So kam es, daß er mir einmal ſagte:

„Das junge, liebliche Geſchöpf, das mein irdiſches Glück zertrümmerte, hat mir dadurch den Weg zum Himmel eröffnet, denn nachdem der erſte raſende Schmerz überſtanden war, begann ich nachzudenken, — ohne Vorurteil, ohne Eingenommenheit für oder gegen — woher ſie die Kraft nehmen konnte, ein Opfer zu bringen, das ihrem Herzen bitter weh tat. Da konnte ich keinen andern Beweggrund finden, als nur dieſen einen: ſie wollte im Glauben eins ſein mit dem Mann, den ſie liebte, denn der Glaube war die Richtſchnur ihres Lebens für Zeit und Ewigkeit. Und da dachte ich weiter, es müſſe doch etwas ganz himmliſches, ganz Übernatürliches in einem Glauben ſein, vor deſſen Einſprechung oder Erleuchtung — wie ſoll ich's nennen! — das ſtärkſte Gefühl des Menſchenherzens zum ſchweigen und zur Unterwerfung gebracht werde. Zu dieſer Einſicht kommt man nun zwar durch Nachdenken, aber zum Glauben ſelbſt — o, noch lange nicht! wenigſtens nicht derjenige, der durch ſündige Leidenſchaft dies Kleinod ſeiner Seele verloren — weggeworfen hat. Ich hielt mich damals in einem Städtchen des Schwarzwaldes auf, das nur von braven Katholiken bewohnt war, welche einfach glaubten, jeder vernünftige Menſch müſſe ein guter Sohn der Kirche ſein — worin ſie im Grunde ganz recht haben. Ich hielt mich dort auf, weil mir die Gegend ungemein gefiel. Ich ging auch von dort hinüber in die romantiſchen und wenig gekannten Vogeſen, in das alte deutſche Wasgau — ach! was iſt jetzt daraus geworden! — und fand da wie dort reiche Ausbeute für mein Skizzenbuch. Die gute Sonnenwirtin, bei der ich wohnte, hielt den ſtillen, traurigen Menſchen, der ſich um nichts und um niemand bekümmerte und nur mit ſeinem Malerapparat ausging, wahrſcheinlich für ſehr fromm, da man ſonſt nicht leicht ein ſolches Leben aushält. Als ich eines abends heimkehrte, ſtand ſie in der Haustüre und ſagte unter ſtrömenden Tränen:

„Ach, lieber Herr, helfen Sie mir beten. Jetzt ſoll mein Jüngſter, der arme Bub' unter die Soldaten. Er iſt ſo raſch und ſo lang aufgeſchoſſen, und hat nicht die gehörige Kraft in den Gliedern. Aber was kehren ſich die daran! es gibt einen Soldaten mehr — und alles andere, die Steuern ausgenommen, iſt ihnen ganz gleichgültig.“

„Deshalb wird Ihr Gebet ihn auch nicht befreien, liebe Frau Wirtin,“ ſagte ich.

„Ach, lieber Herr, das weiß ich!“ entgegnete ſie. „Aber der arme Bub' iſt ganz außer ſich vor Betrübnis. Er weiß, daß wir ihn hier nicht entbehren können, denn Knechte ſind jetzt, wo alles, was nicht blind und lahm iſt, in die Kaſernen muß, ſo rar wie Gold — und Blinde und Lahme können wir nicht brauchen. Mein Älteſter und ich, wir können aber nicht ohne Hilfe der Gaſthaus- und der Feldwirtſchaft vorſtehen. Wir ſind voll Sorgen, beſter Herr, und die kann uns doch unſer Herrgott abnehmen, wenn wir ihn ſehr darum bitten . . . und wenn er will.“

„Ich bin ein ſchlechter Beter, liebe Frau Wirtin,“ gab ich ihr zur Antwort. Denn geradezu mochte ich ihr nicht die volle Wahrheit ſagen.

„So ſprechen die frommen Leute immer,“ verſetzte ſie beharrlich: „aber ein Vaterunſerchen werden Sie mir nicht abſchlagen.“

„Sie wurde abgerufen und ich blieb ihr die Antwort ſchuldig. Mir fehlte der Mut ſowohl Ja zu ſagen als Nein. Es iſt ſchauerlich, daß es mit dem Menſchen dahin kommen kann! — Indeſſen muß ich doch ſagen, daß mein Inneres mehr für Ja ſtimmte, als für Nein: Ich fühlte mich nur ſo gewiß geniert, verlegen wie jemand, der nicht recht weiß, was er tun ſoll und wie es aufgenommen wird. Ich betete aber nicht an dieſem Abend; auch nicht am nächſten Morgen. Als ich ausging, trat die Wirtin unter die Küchentüre und ſagte halblaut:

„Vergeſſen Sie nicht das Vaterunſerchen, lieber Herr.“

„Schweigend nickte ich ihr zu. Das konnte ebenſogut für einen Gruß gelten, als für ein Ja.

Ich ging an der Pfarrkirche vorüber. Es wurde die heilige Meſſe geleſen. Ich hörte das Glöckchen der Wandlung; allein ich trat nicht ein. Mir war, als müßten alle Leute mir anſehen, daß ich ein verlorener Sohn und noch nicht wieder zu Gnaden angenommen ſei; — denn als ein verlorener Sohn oder als ein Vertriebener aus dem Paradieſe, habe ich mich in den traurigen Tagen des Unglaubens immer gefühlt. Als ich nach einigen Stunden heimkehrte und wieder an der Pfarrkirche vorüberging, ſtand die Türe weit geöffnet und die ſinkende Sonne des Spätſommers warf ihre glühroten Strahlen in die Kirche und bewirkte dort, ich weiß nicht was für einen Lichteffekt, der mir auffiel. Ich blieb ſtehen und trat dann, um ihn genauer zu beobachten in die Kirche. Als ich drinnen war und außer mir keine Seele, dachte ich dies zu benutzen und mein Vaterunſer für die Sonnenwirtin zu beten. Ich ſchlich ganz leiſe, wie ein Eindringling, an der Wand hin, und in möglichſt weiter Entfernung vom Hochaltar und vom Sanktiſſimum kniete ich hinter einem Pfeiler nieder, legte das Geſicht in beide Hände und begann dies wunderbare Gebet mit ſeinen ganz himmliſchen, ganz übernatürlichen Bitten. Dein Name werde geheiliget — Dein Reich komme zu uns — Dein Reich des Friedens, in unſern Unfrieden, des Lichtes, in unſere Finſternis, der Wahrheit, in unſere Lügen, der Kraft, in unſere Hinfälligkeit; Dein Reich des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe komme in unſer tiefes Elend; Dein Reich der Gnade und des Heils komme in unſere jammervolle Verworfenheit. So betete ich, ſo ungefähr flutete es durch meine Seele, denn in ſolchen Augenblicken weiß man nicht, was man betet, wie man betet, ja, ob man betet. Genug, in dieſer Stunde tat das Reich der Gnade ſich wieder vor mir auf, in aller Stille, ohne äußern Anlaß, ohne menſchliches Zutun. Ich betete — und war gerettet.

„Für ein Vaterunſer das Himmelreich! — welch ein Tauſch!“ ſagte ich erſchüttert und dachte an jene Stimme, die einſt den Ananias zu Paulus ſchickte, indem ſie ſprach: Siehe, er betet.

„Ich ſtand von meinen Knien auf als gläubiger Chriſt — fuhr Graf Rüdiger fort, und als meine gute Sonnenwirtin mich ſpäter fragte, ob ich an das Vaterunſer gedacht hätte, konnte ich mit gutem Gewiſſen Ja ſagen. Keine wunderbare Erſcheinung, kein gewaltig wirkendes Wort, kein Blitzſtrahl hoher Erleuchtung bewirkte in mir das Geheimnis des Glaubens, welches der menſchliche Geiſt nicht ergründen, nicht erfaſſen kann, und gleichſam aus dem Schlamm einer Sündflut ſtieg das verlorene Paradies der Offenbarung wieder vor meinem Geiſt auf, und dennoch — werden Sie es glauben? — dennoch zögerte ich durch den Empfang der Sakramente mich mit Gott zu ver-

Es iſt verwegen heutzutag ein Buch zu ſchreiben worin kein Wort ſteht von Fortſchritt und Freiheit, von Jeſuiten und Lichtfreunden, von Induſtrie und Armenweſen, von Conſervativen und Liberalen. Du, liebe Nancy, biſt eine der Wenigen, die ſich grade darüber freuen, daß ich jene Intereſſen nicht in den kleinen Roman hineingeſchleppt habe, und darum ſchmücke ich ihn mit Deinem Namen. Du weißt was das iſt: ein liebendes Menſchenherz; Du begreifſt das Gefühl als deſſen diamantenen Kern, von dem allein die Lichtſtralen der Wahrheit ausgehen; Du glaubſt daß das innere Leben — und ſöhnen. Es iſt ein furchtbares Rätſel in der Bruſt des Menſchen. Er ſieht deutlich den Weg zum Himmel, er verlangt nach dem Himmel, er ſehnt ſich nach dem Himmel — und ein Etwas in ihm will und wählt die Hölle. Es ſtieg mir der Gedanke auf, der Glaube an die Offenbarung und folglich an das Erlöſungswerk genüge, um als guter Katholik zu leben und zu ſterben und gewiſſe Handlungen, welche die Kirche begehe, könnten mir nicht zur Seligkeit verhelfen. Mit dieſem Gedanken ſchleppte ich mich noch lange herum. Ich verließ mein kleines Patmos und ging, um einige architektoniſche Studien zu machen, ins Rheinland, wo ich von Freiburg bis Xanten alle Schöpfungen der Baukunſt kennen lernte, welche ein ſo großartiges Zeugnis für die hohe Kultur einer Zeit ablegen, die finſter genannt wird von ſolchen Leuten, welche in der Umnebelung durch ihre Vorurteile kein anderes Licht gewahr werden, als das Öllämpchen in ihrem Gehirn. So ein Dom von Freiburg in ſeiner Vollendung, wie eine verſteinerte Rieſenblume aus der Erde gewachſen — oder wie ein Himmelskörper, der ſeinen Weg verloren hat, auf die Erde herabgeſunken — welche geiſtige und materielle Kräfte ſetzt er voraus, ſetzte er in Bewegung — ganz abgeſehen von dem Genie, das ihn plante. Dieſen Genius der finſteren Zeiten ahmen wir nach ſo gut wir können. Ihre Schöpfungen aber ſind Originale. Ich vertiefte mich mit dem lebhafteſten Intereſſe und dem höchſten Genuß in dieſe Kunſt — die heilige Architektur. Ich will ſie nicht die erhabenſte aller Künſte nennen — dieſen Rang kann ihr vielleicht die Muſik ſtreitig machen; — aber die wunderbarſte iſt ſie ohne Frage, denn ſie bezwingt und durchgeiſtet den rohen, plumpen, kalten Stein ſo, daß er ein Hymnus von Gott wird. Sie meinen vielleicht, gnädige Fürſtin, dieſer Excurs gehöre gar nicht hieher; jetzt kommt der Nachſatz. Ich bekenne, fuhr Graf Rüdiger fort, daß die Studien mich ganz einnahmen, und daß ich mit meiner Bekehrung zum Glauben auf halbem Wege ſtehen blieb. Ja, es war mir ſogar recht lieb, ganz von dieſen Gedanken in Anſpruch genommen und von den religiöſen entfernt zu werden. Ich glaubte und das genügte mir.

„Vom Niederrhein kehrte ich zurück nach Mainz, um dort das Innere einer der ſchönſten Hallenkirchen, die ich je geſehen, zu zeichnen. Ich zeigte ſie Ihnen ſchon. Es iſt die St. Stephanskirche, auswendig ein plumper Steinblock, inwendig ein Edelſtein. Ich ging auch wieder in den Dom, deſſen Kreuzgang bereits in meiner Mappe war. Im nördlichen Kreuzarm befindet ſich ein Not-Gottes-Bild von Stein, mit der ganzen Naivetät der früheren Jahrhunderte in Hautrelief gemeißelt, daneben, über einem Altar, in verſchiedenen Abteilungen und ebenfalls in Stein, Bilder aus der Paſſionsgeſchichte. Das betrachte ich mir alles genau und allerhand Gedanken gingen mir dabei durch den Sinn. Der Opfertod war der Schluß des Erlöſungswerkes — das heilige Blut des Erlöſers war der Preis, der für uns die Vergebung der Sünden erkaufte. Aber war es genug, das zu glauben? mußte man ſich nicht dies Blut zu eigen machen? Gehe ich mit Staub bedeckt neben einem Fluſſe her, ſo werde ich nicht dadurch erfriſcht, daß ich denke, Waſſer reinigt von Staub, ſondern dadurch, daß ich mich in die Fluten werfe; nicht dadurch erquickt, daß ich denke, Waſſer löſcht den Durſt; ſondern ich muß mich bücken, muß ſchöpfen und trinken. Und ich ſollte mich begnügen am Strom der Gnaden hin und her zu gehen und zu denken: da ſind ſie! . . . aber nicht das Bad der Reinigung nehmen? . . . aber nicht den Trunk der Erfriſchung tun? . . . In Gedanken beſäße ich die Wahrheit . . . und ſie käme nicht meiner Seele zu gut! . . . das wäre ja ſo als beſäße ich ſie nicht, denn für meine Seele hat der Erlöſer den Kaufpreis gezahlt! . . . —

„Ich ſaß dem Altar gegenüber. Ich ſtand auf, ganz bewegt, ganz erregt, wie jemand, der nicht weiß, wohin er ſeinen Schritt wenden ſoll — und trat etwas näher zum Altar. Da gewahrte ich plötzlich an der Seitenwand unmittelbar neben dem Altar in den Winkel hineingedrängt, ein ſchönes großes Kruzifix mit der Unterſchrift: Rette deine Seele. Ich ſtarrte ſie an. Wie Flammen brannte ſie mir in die Augen und in das Herz, ſo intenſiv, als wollten ſie den Schlammboden dieſes Herzens austrocknen, ausbrennen, um ihn zu verwandeln in urbares Land, das fähig iſt, göttlichen Samen aufzunehmen. Indem höre ich Schritte. Ein Prieſter kommt aus der Sakriſtei und ſetzt ſich einige Schritte vor mir in den Beichtſtuhl, den ich jetzt erſt bemerkte, ſowie die Leute, die daneben knieten. Raſch entſchloſſen kniete ich mich zu ihnen — und Gottes Gnade rettete meine Seele. Es war ein Samstag im Advent. Tags darauf empfing ich die heilige Kommunion; — mit welchen Gefühlen dies alles — dafür gibt es keine Worte. Am Abend bekam ich einen Brief aus Oberau, der mich heim berief.

„Meine große Bagage, meine Mappen mit meinen Sommerarbeiten, hatte ich bei der Sonnenwirtin gelaſſen: ich holte ſie jetzt. Die brave Frau kam mir in Tränen entgegen und ſagte mir, vor drei Wochen ſei ihr Benedikt an einer Lungenlähmung ſanft und ſelig verſchieden. Ich wollte ihn und ſie bedauern. Allein ſie ſchüttelte ſanft den Kopf und ſagte:

„Nein, nein, lieber Herr! er iſt gut aufgehoben, mein armer Benedikt! in der Ewigkeit hat er es beſſer, als er es je in der Zeitlichkeit — ſelbſt wenn es ihm gut gegangen wäre — hätte haben können. Und nun gar in der Kaſerne! Leiblich wäre er dort zugrunde gegangen — das iſt gewiß! . . . und vielleicht auch die Seele, obſchon er immer fromm und brav war, mein armer Benedikt! ich danke Ihnen vielmal, lieber Herr, daß Sie damals für ihn gebetet haben. Er wird es Ihnen vergelten, wenn er zur Anſchauung Gottes gelangt.“

„Während ſie ſo ſprach und mir ſeine Krankheitsgeſchichte erzählte, rollte ihr Träne über Träne aus den Augen, und nicht viel fehlte, ſo hätte auch ich geweint aus Dankbarkeit, weil dies Vaterunſer für Benedikt mich wieder beten lehrte.

„So, gnädigſte Fürſtin, erzählte Graf Rüdiger mir ganz einfach die Geſchichte ſeiner Bekehrung, und ich betete ſtill die göttliche Gnade an, die Zeit und Stunde weiß, und Wege und Umwege nimmt, um Seelen zu gewinnen. Plötzlich ſtand Graf Rüdiger auf, ging zur verſchloſſenen Türe ſeines Ateliers, öffnete ſie mit dem Schlüſſel, den er immer bei ſich trägt und winkte mir, ihm zu folgen. Ich trat ein. Er zeigte ſchweigend auf einen großen Karton, der die halbe Wand einnahm und ſetzte ſich ihm gegenüber. Ich tat dasſelbe und betrachtete aufmerkſam die Kompoſition: Ein Oſterbild. Im Hintergrund die Felſengrotte, in welcher das heilige Grab ſich befindet, offen; man ſchaut hinein. Vorn rechts die Gruppe von drei heiligen Frauen, ſtaunend, bewundernd, hocherfreut, fromme edle Geſtalten. Links, auf dem weggewälzten Steine ſitzend, der Engel der Auferſtehung, eine Geſtalt von idealer Anmut in Ausdruck, Haltung und Geberde, den Blick und die Hand zum Himmel erhoben, dahin deutend, wo ganz oben am Karton mit großen Buchſtaben das Wort „Surrexit" geſchrieben ſteht. Die Kompoſition iſt ſo einfach und großartig, daß ſie Ihr Künſtlerauge erfreuen würde, gnädigſte Fürſtin, und ſo gläubig gehalten — Ihren chriſtlichen Sinn. Die größte Freude hätte aber, wenn ich nicht irre, Ihr Mutterherz; denn der Engel der Auferſtehung, der das „Surrexit" ſpricht, gnädige Fürſtin, iſt Ihre Tochter."

„Als ich ſie erkannte, rief ich vor Überraſchung ganz laut und in Gewohnheit des früheren Namens:

„Adriane Siſania!"

„Nicht wahr, ſie iſt's?" ſagte Graf Rüdiger erfreut; und dann ſetzte er traurig und wie für ſich ſeufzend hinzu:

„O, daß ſie es wäre!"

„Ich ſchaute ihn befremdet an und fragte:

„Gibt es noch eine andere Adriane?"

„Leider ja! . . . Adriane de Alcamo," verſetzte er.

„Aber das iſt ja dieſelbe Perſon!" ſagte ich höchſt verwundert: „ich rief nur in der Überraſchung denjenigen Namen, der mir am geläufigſten war.“

„Er legte die Hand auf meinen Arm und ſagte, ohne mich anzublicken:

„Adriane Siſania war meine Braut. Adriane de Alcamo nahm ihr Wort zurück.“

„Sie alſo war es!“ rief ich.

„Kennen Sie die Sachlage?“

„Ihre Frau Mutter hat ſie mir mitgeteilt, ohne den Namen zu nennen. Jetzt, da ich ihn weiß, ſpreche ich die Überzeugung aus, daß Adriane de Alcamo überglücklich ſein wird, zu erfahren, welche Frucht der Gnade aus dem Opfer hervorgegangen iſt, das ihr feuriges, junges Herz etwas zu raſch, zu ſehr unter dem Eindruck einer erſten Aufwallung des Schmerzes, gebracht hat.“

„Das wird ſie nicht erfahren!“ gab Graf Rüdiger zur Antwort: „wäre ſie noch das arme, unbeachtete Mädchen von ehedem — ja! dann! — aber jetzt? . . . ſo reich, ſo umworben, in ſo hervorragender Stellung, jetzt ſoll ich vor ſie hintreten und ſprechen: ich melde mich Dir wieder, denn ich habe indirekt durch Dich den Glauben wieder gefunden und ich hoffe, Du belohnſt mich dafür mit Deiner Hand — — nein, hochwürdiger Herr! ich verzichte auf ein Glück, das ich durch eine ſo niedrige Geſinnung erkaufen müßte.“

„Beſter Herr Graf,“ entgegnete ich gelaſſen, „man kann, wie Sie wiſſen, aus einem Froſchkopf die Karrikatur eines Apollokopfes machen und eine ähnliche moraliſche Karrikatur haben Sie von ſich ſelbſt gemacht. Ich habe nur ganz oberflächlich Adriane de Alcamo gekannt; aber nie werde ich glauben, daß Sie den Schritt, der Ihnen verächtlich erſcheint, in gleicher Weiſe beurteilen würde. Vielmehr glaube ich, daß der Schmerz um Ihre Seele, Herr Graf, den Schmerz um die Trennung von Ihnen überwiegt.“

„Es wäre ihr ähnlich!“ erwiderte er und ſein Auge leuchtete auf: „Doch wozu das? ſie war ſo jung, faſt noch Kind, ſie kann mich vergeſſen haben, ſie kann vermählt ſein . . . in einem Jahr gehen große Veränderungen vor.“

„Das alles kann geſchehen ſein; gleichwohl bleibe ich dabei, daß Ihre Bekehrung zum Glauben ihr eine hohe Freude bereiten würde.“

„Sie wird dieſe Freude in der Ewigkeit haben,“ erwiderte er mit Entſchiedenheit; und damit war unſer Geſpräch zu Ende und wurde nicht wieder aufgenommen. Doch ſchloß ſich Graf Rüdiger ſeitdem noch mehr an mich an.

„Vielleicht hätte ich mir nie erlaubt, Ihnen, gnädigſte Fürſtin, dieſe Mitteilung zu machen. Es treten aber in unſerer verwirrten, ordnungsloſen

Zeit Wechſelfälle ſo unerwarteter und ſonderbarer Art in das Leben der Menſchen ein; — und ein ſolcher, der freilich nur unbedeutend iſt, und nur meine unbedeutende Perſon berührt — hat mich aufmerkſam gemacht, daß die geringſte Veranlaſſung, ja, ein einziges Wort, zuweilen ernſte, ſchwere Folgen haben können — und deshalb glaube ich dieſe einfache, wahrhaftige Mitteilung machen zu müſſen, die in dem Wort „Surrexit“ gipfelt. Ein ſchöneres Credo iſt wohl nie gemalt worden. Und ich ſetze hinzu: was der Pinſel malte, dem entſpricht das Leben. Alle Menſchen von großem Talent haben eine große Neigung, es auszuüben — ſelbſtverſtändlich! das Talent iſt eine ungewöhnliche Gabe und eine ſolche ſoll möglichſt vielen, in möglichſt weiten Kreiſen zugut kommen. Deshalb wohnte dem Talent dieſe expanſive Kraft inne. Graf Rüdiger hatte bisher für nichts Intereſſe, als für ſeine Kunſt. Jetzt aber widmet er ſich den Geſchäften, die ihm obliegen, mit einem Ernſt und einer Beharrlichkeit, als ob ſie ihm höchſt ſympathiſch wären, und als ob weder Kartons noch Skizzen in ſeinem Atelier auf Ausführung harrten. Der gute, ſelige Graf, ſein Vater, würde ihn nicht mehr Träumer und Phantaſt nennen. Er hat Klarheit und Kraft gewonnen.

„Unter welchen Umſtänden und in welcher Stimmung dieſe Zeilen Sie finden werden, gnädigſte Fürſtin, iſt für mich ganz unberechenbar.

Ich hege aber die feſte Zuverſicht, daß ſie Ihnen eine erfreuliche, eine troſtvolle Botſchaft bringen.

„Indem ich bitte, den Ausdruck meiner tiefſten Ehrfurcht genehmigen zu wollen, verharre ich der gnädigſten Fürſtin gehorſamer Diener in Chriſto
Stephan Oſorio.“

Der Brief ging nach Palermo ab.

das allein! — ein ewiges Leben hat. Mit dieſen Geſinnungen habe ich geſchrieben, mich recht eigentlich zu ihnen geflüchtet und bei ihnen ausgeruht von der lärmenden Unruhe der Tagesintereſſen. Mit dieſen Geſinnungen wirſt Du leſen und nicht ganz unbefriedigt bleiben — hoffe ich. Laß uns auch hoffen daß manche Andre noch unſre Sympathien theilen, und laß mich immer an der Deinen mich freuen.

Dresden, den 11. Februar 1846.

Ida Hahn-Hahn.

Drittes Kapitel.

Nur ein Jahr war Oſorio Schloßkaplan zu Waldenhauſen geweſen und nur auf vier Wochen wurde er in's Zuchthaus geſperrt; aber an dem Morgen, da er fortgeführt wurde, war eine ſo große Wehklage im Schloß, in der Umgegend und in Oberau, als ob jeder den beſten Freund und für immer verlieren ſolle. Es kamen Leute ſtundenweit herbei, um ihn noch einmal zu ſehen, um ſich und ihre Familien, um Kranke, um Sterbende ſeinem Gebet zu empfehlen. Frauen weinten und rangen die Hände. Kinder, welche dieſe allgemeine Betrübnis ſahen, begannen zu ſchreien. Er wiederholte freundlich und ruhig auf alle dieſe Klagen:

„Ich komme ja wieder . . . in vier Wochen bin ich wieder hier — wenn es der Wille Gottes iſt.“

So fuhr er dahin. Er mußte durch Oberau. Da ſtanden die Leute am Wege, um ihn zu ſehen. Einige riefen ihm Segenswünſche zu. Andere baten um ſeinen Segen. Überall brach die ehrfurchtsvolle Liebe hervor, die einem guten Seelenhirten immer zuteil wird von jenen, welche fühlen, daß die Seele der Pflege bedarf und daß nur der gute Prieſter ſie ſpenden kann.

Im Schloß zu Oberau und zu Waldenhauſen war man tief betrübt. Edwin, der den ganzen Vorgang nicht klar faßte, ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte fort und fort:

„Keine Meſſe in der Kapelle! . . . unerträglich! . . . ich will meine Meſſe haben.“

Leonilla ſagte nichts. Als Oſorio fort fuhr, ſtand ſie im offenen Fenſter ihres Schlafzimmers — denn es war früh am Morgen — winkte ihm den Abſchiedsgruß zu und ſchaute dem Wagen durch die lange Lindenallee nach. Als er dann auf der großen Landſtraße eine Biegung machte und ihren Augen entſchwand, trat ſie vom Fenſter zurück, ſank in einen Seſſel und flüſterte halblaut: Wenn dies ein Abſchied für immer wäre! . . . wenn er nicht wiederkäme . . . wenn die enge Haft, die ſchlechte Luft, die ſchlechte Koſt ihn um's Leben brächten . . . wenn er dahin ginge in's Nichts jenſeits des Grabes . . . — Das Blut erſtarrte ihr in den Adern, ihre Hände wurden eiskalt und ſchwer und ſie ſchloß die Augen. — —

„Mindeſtens einmal in der Woche müſſen Sie Kaplan Oſorio beſuchen,“ ſagte Leonilla zu Doktor Melz. „Ich täte es weit lieber ſelbſt; ich würde mich aber im Zuchthaus vor Zorn nicht zu benehmen wiſſen. Sie bringen das beſſer zuſtande, Doktor.“

„Und dann gibt er Ihnen ohne Zweifel beſſere Auskunft über ſein Befinden als mir.“

Der Doktor war ſehr zufrieden mit der Anordnung, die ihn zwei Tage wöchentlich von der Sklaverei des Dominoſpiels erlöſte; — minder zufrieden, als Edwin erklärte, auch er wolle ſeinen guten Schloßkaplan beſuchen.

„Das iſt ganz in der Ordnung, Edwin,“ ſagte Leonilla, „ich täte es ja mit Freuden — wenn ich's aushalten könnte ihn zwiſchen Verbrechern eingeſperrt zu ſehen.“

„Könnte ich nur begreifen,“ ſagte Philiberte zu ihrer Mutter, „weshalb Leonilla ſich ſo ungeheuer über die Haft des Kaplans grämt. Wir vermiſſen ihn ſehr, das verſteht ſich! das liegt in ſeinem Verhältnis zu einem jeden von uns. Wir ſind empört über die Verfolgung der Prieſter, die jetzt auch ihn getroffen hat. Allein Leonilla findet dies Verfahren gegen katholiſche Geiſtliche höchſt zweckmäßig, um deren blinden Fanatismus zu ſtrafen — und da ſie beſtändig bei dem Kaplan auf dieſen Fanatismus ſtößt, müßte ſie ſich freuen, daß er im Zuchthaus ſeine verdiente Strafe bekommt. Statt deſſen iſt ſie in ſtiller Verzweiflung.“

„Seine Geſundheit hat ſich in Waldenhauſen auffallend gebeſſert,“ ſagte Geldern: „die Baronin hat ihn nach Waldenhauſen verſetzt. Sie betrachtet ſeine Herſtellung als ihr Werk und ihn ſelbſt quaſi als ihr Eigentum — wie das nun einmal in ihrer Herrſchernatur liegt . . . —"

„Sagen Sie doch genauer: in ihrer egoiſtiſchen Natur!" fiel Gräfin Euben ein.

„Genug," fuhr Geldern fort, „ſie will nicht ihr Werk zerſtört ſehen und nicht ihres Eigentums beraubt ſein."

„Aber Geldern, was fällt Ihnen ein!" rief Philiberte. „Sie reden von Kaplan Oſorio, als ſei er für Leonilla kein Menſch, ſondern ein Ding, eine Sache, ich weiß nicht was!"

„Und iſt dem nicht ſo?" ſagte Rüdiger. „Wer, wie Leonilla, im Menſchen nicht das Geſchöpf Gottes mit einer übernatürlichen und ewigen Beſtimmung ſieht, ſondern nur das ephemere Naturprodukt, das einige Jahre exiſtiert, um dann auf immer zu verſchwinden, ſich in Moder aufzulöſen, in Gas zu verflüchtigen, für den kann der Menſch nichts anderes ſein, als eine Sache. Die Würde des Menſchen, die Freiheit des Menſchen, die Bildung des Menſchen und ähnliche Worte, die man oft hört, haben nur dann einen Sinn, wenn man ſie auf den Menſchen anwendet, den Gott geſchaffen hat . . . und zwar geſchaffen für ein ewiges Leben. Nur dieſer Gedanke zügelt die Herrſchergelüſte der Selbſtſucht, die ſich in jeder Bruſt regen, und die ein jeder gar gern über ſeine Nebenmenſchen üben möchte. Leonilla hat dieſen Zügel nicht."

„Mir iſt ſchon der Gedanke aufgeſtiegen," ſagte Geldern, „Kaplan Oſorio ſei von der göttlichen Barmherzigkeit in den Weg der Baronin geſtellt worden, um ihr Wegweiſer zum Glauben zu ſein. Aber ein Jahr iſt verfloſſen, und ich bemerke keine Veränderung an dem Engel Luzifer in Menſchengeſtalt."

„Sie wird jedoch immer trauriger; das iſt ganz gewiß," ſagte Philiberte.

„Sehr natürlich!" verſetzte Rüdiger: „die Jahre rollen dahin. Das Ungenügen eines Lebens, das nicht vom göttlichen Glauben geſtützt, nicht von himmliſchen Hoffnungen überwölbt, nicht von heiliger Liebe durchleuchtet wird, tritt immer greller hervor. Da kann man traurig werden bis zur Verzweiflung."

„Vielleicht muß ſie ſo weit kommen," äußerte Gräfin Euben, „um dann, gleichſam in Todesgefahr an ihre Rettung zu denken."

„Ja," ſagte Philiberte, „aber warum grämt ſie ſich dermaßen um Kaplan Oſorio, daß ſie darüber in Verzweiflung verfällt: das iſt's, was ich wiſſen möchte."

„Und was nur ſie ſelbſt Dir offenbaren kann," ſetzte Rüdiger hinzu: „ja, es iſt die Frage, ob ſie es könnte."

„Meinſt Du das?" rief Philiberte und ſah ihren Bruder fragend an.

„Ich meine, daß es nicht immer leicht iſt, ſich ſelbſt klar zu ſein über Gefühle — weiter nichts!" entgegnete er lächelnd.

Dieſe Bemerkung war ſehr treffend in Beziehung auf Philiberte. Ihre Liebe für Theoderich war ſo lebhaft erwacht, daß ſie gar nicht begriff, wie jemals ein anderer Gegenſtand ihr Herz hatte einnehmen können, als er. So ſchwach, ſo wandelbar, ſo abhängig von der Phantaſie und von Eindrücken des Augenblicks iſt das arme Herz, wenn es nicht von Anfang an in ſtrenge Zucht genommen wird. Aber was half das! welchen Einfluß hatte das auf ihre Ehe . . . auf Theoderich! war der Bruch zwiſchen ihnen unheilbar? wie jammervoll dieſe Vorſtellung! war er zu heilen? o, welches Glück! . . . aber wie . . . auf welche Weiſe . . . wer ſollte den erſten Schritt tun . . . wer die Hand zur Verſöhnung bieten. Hätte ſie nur den leiſeſten Anhaltspunkt für Theoderichs Geſinnung gehabt, ſie würde ihn mit Freuden auf den Knieen um Vergebung gebeten haben, um nur wieder in das richtige und feſte Geleiſe der Ehe zu kommen und ihre gegenwärtige ſchiefe Stellung und drückende Lage zu verlaſſen. War aber Theoderich überhaupt nicht zur Verſöhnung geneigt — was dann? . . . Sie erſtarrte bei dieſer Vorſtellung. Oſorio hatte ihr immer Mut und

Hoffnung zugeſprochen und ſie zum demütigen, vertrauensvollen Gebet ermahnt. Er fehlte ihr außerordentlich. Nur mit ihm konnte ſie ganz offen von ihren Schwierigkeiten reden, denn ihre Mutter ſchwebte in derſelben Ungewißheit und Beſorgnis und hatte ohnehin nicht die Ruhe, die beruhigend auf andere wirkt. Und mit ihrem Bruder hatte ſie nie dieſen Punkt berührt. Er kannte nur durch ſeine Eltern das Zerwürfnis Theoderichs und ſeiner Schweſter. Sein Vater hatte ihn mehrmals dringend gebeten, alles aufzubieten, um eine Verſöhnung herbeizuführen, und niemand war bereitwilliger, als eben Rüdiger. Blieb aber Theoderich verſchollen oder wenigſtens in ſeiner unnahbaren Stellung, ſo fehlte die Brücke, um zu ihm zu gelangen.

Daß Philiberte Oſorio vermißte, war begreiflich. Auch Gräfin Euben mit ihren tauſend Ängſtlichkeiten um alles und um nichts ſeufzte nach ihm. Rüdiger vermißte ihn, denn Oſorio tat ſeiner Seele wohl. Geldern vermißte ihn, denn Oſorio's Umgang war ihm angenehm. Ertingen, der unſchuldige Anſtifter dieſer ganzen Kataſtrophe, Ertingen jammerte nach ihm, wenn er in Oberau war.

„Wären nur erſt dieſe ſchrecklichen vier Wochen abgelaufen und Kaplan Oſorio ſo friſch und geſund wieder hier!" ſagte er. „Mir liegt die ganze Geſchichte ſchwer wie eine Sünde auf dem Herzen.

Lydia findet das freilich ſehr übertrieben und meint, was hundert Geiſtliche ausgehalten hätten, würde auch er aushalten können; aber es iſt nun einmal ſo: ich mache mir Vorwürfe. In Waldenhauſen wage ich ſchon gar nicht mich ſehen zu laſſen, denn Leonilla ſchaut mich an mit Blicken . . . ich ſage Euch mit Blicken . . . – –“

„Nun ja, Heinrich! mit Blicken ſieht man einander an!“ rief Philiberte lachend.

„Aber mit Blicken wie eine junge Tigerin!“ rief Ertingen: „ſie kratzt mir die Augen aus, wenn Oſorio in der Haft oder infolge derſelben ſtirbt.“

„Gott behüte ihn!“ rief die Gräfin, „dieſer Gedanke iſt mir noch gar nicht gekommen.“

„Du haſt ihm doch auch zugeredet, Mama, den unſeligen Speech zu halten. O Gott, das Reden! was bringt es für Unheil über die Menſchheit, ſogar dann, wenn man Aufklärung bezweckt,“ erwiderte Ertingen.

Plötzlich verſtummte er, ſah nach dem Fenſter und ſagte dann voll Schreck:

„Ein Wagen aus Waldenhauſen . . . Leonilla kommt! . . . ich verſchwinde.“

„Du bleibſt!“ ſagte Philiberte und hielt ſeinen Arm mit beiden Händen feſt: „Du bleibſt hier, Heinrich, und gewöhnſt Dich daran, daß man Dich mit Blicken anſchaut.“

Leonilla trat mit Edwin und dem Doktor ein und ſagte nach der erſten Begrüßung:

„Doktor Melz bringt Nachricht von Oſorio.“

„Alſo lebt er noch!“ rief der ehrliche Ertingen höchſt vergnügt.

Leonilla warf ihm zu Philibertens größter Beluſtigung einen Blick zu, der allerdings das Gegenteil von liebevoll war — und der Doktor erwiderte:

„Gewiß, er lebt! ja er befindet ſich ſogar ganz wohl, trotz der elenden Sträflingsexiſtenz, die er als Inſaſſe des Zuchthauſes führen muß. Die gröbſte Koſt, das dürftigſte Lager, das geringſte Maß von friſcher Luft und Bewegung, die langweiligſte, maſchinenhafte Beſchäftigung während langer, langer Stunden: das iſt ſein Anteil und der ſeiner Leidensgenoſſen.“

„Kann er wenigſtens die Meſſe leſen?“ fragte die Gräfin.

„Nein! der Sträfling hat zu arbeiten von früh bis ſpät.“

„Aber was kann er arbeiten?“

„Er klebt von blauem Papier Düten zuſammen, wie die Spezereihändler ſie nötig haben — und Sonntags darf er der Meſſe beiwohnen.“

„Und das alles erträgt er?“

„Sanft und ernſt, genau ſo, als ob er hier zwiſchen uns ſich befände.“

„Es iſt zum Weinen!“ rief Philiberte.

„Ja wohl, gnädige Gräfin, zum Weinen! das haben auch andere gefunden, deren Herz nicht eben für zarte Empfindungen offen iſt. Am Sonntag haben die Sträflinge dem Gottesdienſt beizuwohnen. In der Kapelle befinden ſich auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauen — und alle ſchauen auf den Altar. Als die acht Prieſter, die ſich zur Zeit im Zuchthaus befinden, zur heiligen Kommunion gingen, ergriff der Anblick dermaßen die Weiber, daß ſie in ein lautes Jammergeſchrei ausbrachen. Ihr roher aber richtiger Inſtinkt ſagte ihnen, daß das Zuchthaus nicht der Platz für ſolche Männer ſei.“

„O, wie ſehr werden die Kulturmenſchen, die dergleichen Strafen anordnen, durch dieſe armen rohen Weiber beſchämt!“ ſagte Philiberte.

„Da ſitzt er nun bereits eine Woche und drei ſtehen ihm noch bevor!“ rief Leonilla: „noch drei Wochen gefangen, bei dieſer Hitze, dieſer ſchwülen Luft des Auguſt, dieſer beklemmenden Enge . . . und das bei einem Bruſtleiden! Wenn er ſchwer erkrankt — was wird aus ihm!“

„Dann ſtirbt er!“ ließ ſich Edwin plötzlich vernehmen.

„Gott verhüte das eine und das andere,“ ſagte die Gräfin.

Schweigend zuckte Leonilla die Achſeln und Rüdiger ſagte:

„Ich werde ihn in der nächſten Woche beſuchen.“

1. Ein trauriges Leben.

„Ob viele Menſchen dafür beſtimmt ſind, keine andere Liebe als eine abgöttiſche zu empfinden?“ ich weiß es nicht. Mein ganzes Leben hat mich zu fern von den Menſchen gehalten, um Vergleiche anſtellen zu können; und keine andre Erfahrung habe ich darüber gemacht, als die einzige, die traurige — an mir ſelbſt. Was ich auch geliebt haben möge — erſt die Mutter, dann mein Kloſter, dann … ihn, dann das Kind — immer, zu jeder Zeit, in jedem Alter, war es dieſe beſinnungsloſe Liebe, in der ich hätte mein Leben aushauchen mögen, um zu verſchmelzen mit dem Geliebten. Wenn es eine unglückſelige Liebesfähigkeit giebt, ſo iſt es ſicher dieſe, weil ſie alle anderen Fähigkeiten paralyſirt, und in keinem Verhältniß iſt uns das erlaubt! auch in dem glücklichſten giebt es tauſend Foderungen, die ſich an andere Kräfte wenden, als an ſolche unbedingte Liebe. Sie war mein Erbtheil, mein

„Und ich in der darauf folgenden," ſetzte Geldern hinzu.

„In der vierten Woche gehe ich hin!" rief der gute Ertingen ganz vergnügt.

„Ob Ihr Beſuch ihn freuen kann, iſt doch ſehr die Frage," verſetzte Leonilla ſchneidend.

„Ja, es wird ihn freuen! . . . Gehe nur hin, Heinrich!" riefen Rüdiger und Philiberte.

„Wenn er nur nicht ſtirbt," ſagte Edwin ſo bedenklich, als habe er über dieſe Möglichkeit ernſte Betrachtungen angeſtellt.

„Das ſage auch ich, Edwin," ſetzte Leonilla hinzu.

„Bis jetzt iſt ſein Befinden ganz gut," verſicherte Doktor Melz.

„Ein großer Troſt!" ſeufzte Ertingen.

„Ein unverdienter," verſetzte Leonilla.

„Aber ſei doch nicht ſo grauſam für den armen Heinrich," bat Philiberte.

„Empört bin ich, grauſam nicht," entgegnete Leonilla: „grauſam ſind diejenigen, die wegen ihrer, noch gar nicht durch Erfahrung beſtätigten Anſicht über Belehrung großer Volksmaſſen, Geſundheit und Leben anderer aufs Spiel ſetzen."

„Wer konnte das erwarten!" ſeufzte Ertingen.

„So ſprechen immer die Leute, die ſich durch Ereigniſſe überraſchen laſſen, welche ſie vorausſehen konnten," erwiderte Leonilla. „Iſt die Zeit ſo ſchlimm für die Katholiken, wie Ihr behauptet, ſo hält man ſich fein ruhig. Ihr werdet es ſo weit treiben, daß man Euch den Löwen vorwirft, wie es den erſten Chriſten geſchah . . . und durch ihre Schuld, denn ſie wollten Roms Gottheiten nicht anbeten."

„Sie geben den Kulturkämpfern ein glänzendes Zeugnis, Frau Baronin," ſagte Geldern verbindlich: „in unſerem Munde wäre es verdächtig, weil wir Gegner dieſer Kämpfer ſind. Sie aber ſind deren Bundesgenoſſin und geben doch zu, daß ſie große Ähnlichkeit mit blutberauſchten Tyrannen der Heidenwelt haben."

„Ich wollte hauptſächlich den Starrſinn Ihrer Partei bezeichnen," entgegnete Leonilla.

„Er würde uns alſo nach Deiner Meinung zum Starrſinn der Märtyrer führen," ſagte Rüdiger, „und ſo gibſt Du auch uns ein unverdächtiges Zeugnis."

„Das iſt leeres Gerede!" fiel ſie ungeduldig ein: „Ihr ſeid Rebellen gegen den Staat, denn Ihr taſtet ſeine Rechte an und das kann er nicht dulden."

„So iſt es nicht, Leonilla! wir ſind friedliche Staatsbürger, zahlen unſere enormen Steuern, tun unſere unerträgliche Soldatendienſtzeit. Aber wir ſprechen ihm ganz entſchieden die Omnipotenz ab und wir verlangen, daß er unſer Recht als Staatsbürger reſpektieren und weder unſere Kirche noch unſer Gewiſſen antaſte. Nicht durch

Rebellion wehren wir uns gegen Vergewaltigung, ſondern dadurch, daß wir, wo die Veranlaſſung ſich bietet, Worte der Wahrheit reden. Die will man nicht hören, und deshalb wanderte Oſorio, wie ſo viele andere, ins Zuchthaus.“

„Und das Zuchthaus, Frau Baronin,“ ſetzte Geldern hinzu, „iſt eine Erfindung der Kulturiſten; — das muß man ihnen laſſen. Ehrenmänner, Prieſter und Laien, mit Sträflingen zuſammen zu ſperren, die geſtohlen und gemordet haben, iſt eine kulturkämpferiſche Idee. Vielleicht rührt ſie daher, daß wir weder ein Sibirien noch ein Cayenne haben.“

„Es hat zu allen Zeiten Kämpfe unter den Menſchen gegeben,“ erwiderte Leonilla, „und nicht eher werden ſie aufhören, als bis die Menſchen erkennen, daß in dieſem elenden Leben die Siege nicht des Kampfes wert ſind.“

„Es gibt Siege, die des Kampfes wert ſind,“ ſagte Rüdiger, „doch nicht hienieden wird der Siegespreis ausgeteilt.“

„Du weißt, wie ich über dieſen Punkt denke,“ verſetzte ſie kalt.

„Sie können nicht die Menſchheit in einen ſolchen Zuſtand von Apathie verſenken, Frau Baronin,“ ſagte Geldern, „daß ihr die Frage über Mein und Dein gleichgültig würde; ſie wird immer lebhaft Partei nehmen, für und wider, aber gleichgültig bleibt niemand dabei. An dieſe Frage ſchließt ſich ganz eng diejenige über Recht und Unrecht an, und an dieſe wiederum die großen religiöſen Fragen. Entnervte Greiſe, oder greiſenhaft abgeſtorbene Menſchen mögen einem ſolchen brutalen Stumpfſinn verfallen; doch der ſtrebenden, hoffenden, tatenfrohen rüſtiger Jugend bringen Sie das nicht bei. Wenn weiter nichts, ſo wäre doch immer der Inſtinkt des Menſchen da, der ihn treibt um ſich zu ſchauen, zu fragen, zu hören, zu denken, zu vergleichen . . . —"

„Und hat man das alles getan, ſo kommt man zu meinem Reſultat," fiel Leonilla ein.

„Nein! dahin kommt man, wenn man noch lange nicht alles getan hat, Leonilla!" rief Philiberte.

„O, Du zwanzigjährige Weltweiſe," erwiderte Leonilla mitleidig: „in zehn Jahren wirſt Du ganz anders reden. Das Leben iſt ein ungeheueres Phantasma, denn es geht vorüber — und das Vergängliche iſt keiner Frage und keines Kampfes wert."

„Dann begreife ich nur nicht, beſte Leonilla," ſagte Gräfin Euben mit einiger Ungeduld, „daß es Dir nicht vollkommen einerlei iſt, ob Kaplan Oſorio im Zuchthaus oder in Waldenhauſen ſich befindet, denn ſein Leben iſt genau ſo vergänglich, wie das von allen anderen Sterblichen."

„Du haſt ganz Recht, liebe Tante, es iſt eine Anomalie," erwiderte ſie kühl: „ich ſehe freilich an Gelderns ſpitzigem Lächeln, daß er denkt, ich brauche dieſes Wort, um damit meine falſche Theorie zuzudecken. Gleichwohl finde ich kein anderes als Anomalie, ein Etwas, das im Widerſtreit mit meiner Geſinnung iſt, nicht zu ihr paßt noch gehört."

„Es wird ihn recht freuen, daß Sie dieſe Ausnahme für ihn machen," ſagte Ertingen ungeſchickt wie immer in ſeinem Bemühen ihr etwas Angenehmes zu ſagen.

„O nein, guter Ertingen, das freut ihn nicht im mindeſten," antwortete ſie trocken: „er iſt ja glücklicherweiſe kein gewöhnlicher Mann."

Verblüfft ſchwieg der arme Ertingen.

Als Leonilla fort war, ſagte Geldern:

„Was iſt ſie doch für ein ſchönes, hochmütiges, unglückliches Geſchöpf — unſere liebe Baronin!"

„Hochmütig! . . . ja! das iſt ſie!" ſagte Ertingen mit Überzeugung.

„Und ſchön iſt ſie auch! nicht wahr? . . . Sag' es nur gerade heraus, Heinrich, Lydia hört es ja nicht!" rief Philiberte ſcherzend.

„Unglücklich iſt ſie — das iſt gewiß!" ſagte Rüdiger.

Wie ein ruheloſer Geiſt brachte Leonilla ihre Tage hin. Sie mochte keine Geſellſchaft haben. Gräfin Hedwig wäre ſehr gern auf einige Zeit nach Waldenhauſen gekommen. Sie ſchrieb an Leonilla:

„Ich bedarf Erholung; aber nicht ein tumultuariſches Badeleben oder Aufenthalt in der Schweiz. Meine Mutter iſt ſo gütig, herzukommen, und die Kinder zu hüten. Paßt es Dir, liebes Herz, ſo wiederholte ich mit Freuden meinen Beſuch in Deinem ſchönen fürſtlichen Waldenhauſen. Und ebenfalls mit Freuden würden mein Mann und Baron Z. mich begleiten. Ja, wäre es Dir genehm, ſo würde, glaub' ich, der Marquis de Vaudreuil entzückt ſein, eine Einladung von Dir zu erhalten. Die Marquiſe macht Rundreiſen zu verſchiedenen nervenkundigen Ärzten und nach verſchiedenen Badeorten, von Mehadia bis Trouville — ein beruhigendes Zeugnis für ihre Geſundheit. Antworte mir recht bald, ob mein Vorſchlag Dir gefällt."

Sie war ſehr enttäuſcht, als Leonilla ihr mit angenehmen Phraſen und ſüßen Worten ſchrieb, er gefalle ihr nicht. Den Vorwand nahm ſie von der erdichteten Notwendigkeit her, die Zimmer, in welchen ſo liebe Gäſte bequem wohnen könnten, würden eben jetzt neu tapeziert und eingerichtet — leider ſo ſpät im Sommer wegen wortbrüchiger Handwerker, die im Frühling ſchon beſtellt waren.

„Ich glaube kein Wort von dieſer Entſchuldigung," ſagte Gräfin Hedwig mißmutig zu Baron Z., der ſchon bei ihr auf dem Lande war, nichts anderes erwartend, als daß ſie zuſammen nach Waldenhauſen gehen würden.

„Ich auch nicht,“ ſagte er lakoniſch.

„Welche ſeltſame Laune von der lieben Leonilla, den Beſuch ihrer intimen Freunde abzulehnen!“

„Ja, die Damen haben Kaprizen, ſogar mit ihren Freundinnen.“

„Das trifft mich nicht! ich behandele meine Freundinnen nie kapriziös. Allein im nächſten Winter ſoll ſie doch fühlen, daß ich, wenn ich meinen Beſuch melde, daran gewöhnt bin, empfangen zu werden.“

Leonilla holte tief Atem boi dem Gedanken keine Gäſte im Schloß zu haben. Was lag ihr an Hedwig, was an Baron Z., was an dem Marquis de Vaudreuil. Alle dieſe Leute zuſammen genommen und mit Rüdiger und Theoderich in eine Schale der Wage geſetzt, flogen hoch in die Luft, wenn Oſorio in der andern Schale war. Und dies war jetzt der Fall. Der Gedanke, er könne in dieſem ſchrecklichen Zuchthaus ſterben, folterten ſie unabläſſig. Bis tief in die Nacht hinein wandelte ſie in den langen Alleen des Parks auf und nieder und fragte ſich: Was dann? was dann? — Die Sternſchnuppen fielen in den heißen Auguſtnächten wie ein goldener Regen herab — die Nachtviolen hauchten ihren ſanften Duft aus — zuweilen rieſelte ein Luftzug über Bäume und Blumen hin und entlockte den blühenden Orangenbäumen einen ſtärkeren Arom — ſie beachtete es nicht. Sie fragte ſich nur: Was dann? was dann? iſt im Menſchen ein geiſtiges Weſen? wird es ſchweben als trauernder Schatten über den Wieſen von Asphodelus? Nein! beſſer als eine Schattenwelt iſt Nirwana. — —

Und war ſie müde von der langen Wanderung und begab ſie ſich endlich in ihr Zimmer, ſo ſetzte ſie ſich zur Harfe und ſpielte wundervolle Melodien, welche ſie improviſierte — bis ſie übermüdet endlich im Schlaf ewige Ruhe fand.

Doktor Melz kam einſt um drei Uhr in der Nacht von einem Krankenbeſuch in der Nachbarſchaft zurück. Er fuhr durch den Park Schritt vor Schritt, weil es finſter unter den Bäumen war. Aber hell leuchteten vier Fenſter im erſten Stock des übrigens ganz dunklen Schloſſes, die Fenſter von Leonilla's Zimmern. Sie waren alle weit geöffnet und die herrliche Harfe tönte ihm entgegen. Da ſagte er am andern Tage:

„Gnädige Baronin, ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, daß kein Nervenſyſtem kräftig genug iſt, um das tägliche Muſizieren bis in die ſpäte Nacht auszuhalten.“

„Doch! doch!“ ſagte ſie gleichgiltig.

„Aber, gnädige Baronin, Sie können ja den ganzen Tag von früh bis ſpät die Harfe ſpielen. Weshalb in der Nacht?“

„Das verſtehen Sie nicht, guter Doktor,“ ſagte ſie und lachte.

„Ich gebe gern zu, daß ich den poetiſchen oder phantaſtiſchen Reiz dieſer Nachtmuſik nicht verſtehe,“ entgegnete beharrlich und beſorgt der Doktor, „hingegen weiß ich ganz genau, daß dieſes, in Verbindung mit dem Mangel an richtigem Schlaf . . . —“

„An richtigem Schlaf!“ fiel ſie ein: „Doktor, Sie werden immer ſpaßhafter.“

„Der richtige, geſunde, kräftigende Schlaf iſt der vor Mitternacht. Nach Mitternacht iſt er der Torpor der Ermüdung, der nicht ſtärkt, nicht beruhigt, der dem Blut keine Erfriſchung, den Nerven keine wohltätige Abſpannung gewährt. Ich bitte inſtändigſt, gnädige Frau, ruinieren Sie doch nicht mutwillig Ihren ganzen Organismus.“

„Ach, guter Doktor,“ rief ſie immer lachend, „es wäre etwas ganz Neues, ganz Überirdiſches, am Harfenſpiel zu ſterben. Ein ebenſo intereſſanter als ſeltener Fall — nicht wahr?“

„Ich wünſche nicht, ihn in meiner Praxis zu erleben, Frau Baronin. Übrigens bemerke ich Ihnen, daß man keineswegs an dieſer Überreizung ſogleich ſtirbt. Man wird ſchlaff und ſiech; ja, es treten geiſtige Störungen ein, die ſich zu fixen Ideen, ſogar zu Irrſinn ſteigern können.“

„Schweigen Sie, Doktor!“ rief Leonilla erzürnt: „Sie meinen es gut . . . ich weiß es und ich will deshalb entſchuldigen, daß Sie mir eine ſolche Prognoſe ſtellen; allein ich will nichts weiter darüber hören, denn Sie wiſſen ja, daß ich mich in meinen Gewohnheiten nicht ſtören laſſe. Überdies," ſetzte ſie wiederum lachend hinzu, „bin ich kein Murmeltier, das einen maßloſen Schlaf bedarf."

Doktor Melz verbeugte ſich und ſchwieg.

Schickſal, meine Conſtellation, mir angeboren, mit dem Blut durch meine Adern fließend, mit dem Herzſchlag in meinem Buſen klopfend, mit dem unſterblichen Funken in meine Seele geimpft, gemiſcht aus allen Elementen meines geiſtigen und leiblichen Daſeins. Beherrſcht ein gebieteriſches Geſtirn, ein unabweisbares Verhängniß das Leben großer Menſchen, ſo beſteht ihre Größe meiſtens darin, daß ſie ſich auf den Punkt zu ſtellen wiſſen, wo ſie jenem Einfluß am zugänglichſten ſind, und all deſſen Folgen, guten und ſchlimmen, gelaſſen ins Auge ſehen. Daher werden ſie nie zerſchmettert; und wenn ſie auch im Kampf mit dem Geſchick oder mit den Leidenſchaften momentan zu Boden gedrückt werden, ſo iſt das nur um in neuer Kraft zu erſtehen. O, es mag göttlich ſein — groß zu ſein! Doch für uns alltägliche Menſchen, deren mittelmäßige oder einſeitige Gaben uns nicht befähigen zu einer ungewöhnlichen Laufbahn, zu einer außerordentlichen Entwickelung — da giebt es eine gründliche Niederlage, wenn wir uns unbeſonnen dem Brennpunkt eines ſolchen übermächtigen Einfluſſes ausſetzen. Aber wie hätte ich ihn vermeiden, wie ihn dämpfen ſollen? Jeder Menſch iſt von ſeiner eigenen Atmoſphäre, von einer ebenſo unfaßbaren als unleugbaren Eſſenz ſeiner Weſenheit

Viertes Kapitel.

Die vier Wochen von Oſorio's Haft gingen genau in demſelben Schritt vorüber, wie alle anderen achtundvierzig Wochen des Jahres. Die Herren, die ihn im Zuchthaus beſuchten, brachten ſtets gute Nachrichten von ſeinem Befinden mit, und Leonilla rechnete nach Minuten den Tag ſeiner Befreiung aus, der für die ganze Umgegend, doch beſonders für ſie, ein Feſt- und Freudentag ſein würde.

Inzwiſchen war in Oberau ein Brief von Theoderich angelangt. Er ſchrieb aus Stockholm an Gräfin Euben:

„Beſte Mama, ich komme wie von einem andern Planeten in die Regionen der Erde, der ziviliſierten Menſchheit, der gebildeten Welt zurück. Ich ſchaue mir ganz neugierig und ganz überraſcht große Häuſer an, Türme, elegante Frauen, eine gut beſetzte Tafel — lauter Wunderdinge für einen Hyperboreer. Ob ich in Lappland, Finnland, Island, Grönland war, beſte Mama, iſt im Grunde ganz einerlei; dieſe Länder unterſcheiden ſich von einander nur durch die Silbe Grön- oder Is- oder Lapp-, die vor ihrem Land ſteht. Einzelne Kurioſitäten abgerechnet, ſind ſie ſämtlich unter aller Kritik. Und dieſe Kurioſitäten, z. B. das Nordlicht, z. B. der Tag in Torneo, wo die Sonne beſtändig während vierundzwanzig Stunden am Horizont ſteht, ſind von der Art, daß manche Theaterdekoration ſie übertrifft. Genug, beſte Mama, wer ein Europamüder oder Geſellſchaftsmüder iſt, der begebe ſich in die hyperboreiſchen Regionen: er kommt dort zu ſich und kehrt kuriert heim. Längſt hätte ich es getan; — allein ich hatte dieſe Eispartie im großen Stil angeregt, organiſiert, bedeutende Koſten darauf verwendet; da mußte ich ſie denn, um nicht launenhaft und wankelmütig zu erſcheinen, mitmachen und mitgenießen — bis auf die Hefen. Briefe habe ich auf meiner Expedition nicht erhalten und nicht geſchrieben. So ein Fetzen Papier ſagt ja nichts. Nächſtens werde ich in Perſon erſcheinen, beſte Mama, und hoffentlich alle und alles wohlauf finden, wie es wünſcht Dein gehorſamer Sohn

Th. Teutleben."

Die Gräfin wußte nicht, ſollte ſie dieſen ſonderbaren Brief Philiberten zeigen oder nicht.

„Was meinſt Du, Rüdiger," ſagte ſie: „mit keinem Wort nach Weib und Kind zu fragen —

das iſt wirklich ſo verdreht und ſo blaſiert, daß nur ein Theoderich es zuſtande bringt.“

„Du mußt berückſichtigen, daß Philiberte ihn verlaſſen hatte, ſich von ihm trennen wollte. Er weiß nicht, wie er mit ihr daran iſt und will ſich keine Blöße geben und den erſten Schritt zur Verſöhnung tun. Er ahnt nicht, daß ſie ebenſo müde von Oberau, wie er von ſeinen hyperboreiſchen Streifzügen iſt.“

„Ich bekenne Dir, guter Sohn, daß ich gar nicht an dieſe Eisfahrten glaube. Er hat ſich gewiß in Stockholm vortrefflich unterhalten, Grön-, Is- und Lappland in Photographien — und Nordlicht nebſt Torneo's langen Tag nur im Traum geſehen. Aber ſoll ich den Brief an Philiberte zeigen: das iſt die Frage.“

„Ich täte es. Sie kann alsdann überlegen, wie ſie ihn empfangen will. Überraſchungen ſind nur dann angenehm, wenn ſie erfreulicher Art ſind.“

Gräfin Euben gab ihrer Tochter Teutlebens Brief. Philiberte erbleichte, während ſie las und ſagte dann niedergeſchlagen:

„Er fragt nicht nach Deodat.“

„Nein!“ verſetzte die Gräfin unmutig: „nur von dem lieben Ich zu reden iſt die Art der Egoiſten von Theoderichs Schlag.“

„Wann wird er kommen?“ ſagte Philiberte.

„Wann es ihm gefällt! vielleicht heute, vielleicht in ſechs Monaten. Das hängt von ſeiner unberechenbaren Laune ab.“

„Du biſt ſtreng für ihn, Mama.“

„Es freut mich, wenn Du es nicht biſt,“ ſagte die Gräfin.

Im Herzen war Philiberte faſſungslos, weil ſie gar keine Ahnung über Theoderichs Geſinnung hatte, alſo gar nicht wußte, wie ſie ſich benehmen ſollte: ob kühl und fremd, ob warm und innig, ob ernſt, ob froh, ob lächelnd, ob weinend. Ihr Herz ſchlug wie im Fieber, und ebenſo wirbelten ihr die Gedanken durch den Kopf. O, mein Gott! ſeufzte ſie beklommen, Du mußt mir eingeben, was ich tun ſoll . . . was ich ſagen ſoll. —

Leonilla kam geritten, um zu ſagen, daß Doktor Melz ſoeben fortgefahren ſei, um Oſorio aus dem Zuchthaus abzuholen, und daß beide morgen nachmittag in Waldenhauſen eintreffen würden. Sie wolle ihm mit Edwin bis zur Eiſenbahnſtation entgegenfahren.

„Ihr müßt ja durch Oberau,“ ſagte Rüdiger: „ich halte meinen Wagen bereit, und wenn Ihr kommt, ſchließe ich mich Euch an.“

„Mit mir,“ ſetzte Gräfin Euben hinzu: „ich will eine der Erſten ſein, um unſern lieben Kaplan zu begrüßen.“

„Wie gern wäre auch ich dabei,“ ſagte Philiberte, „aber Theoderich könnte in meiner Abweſenheit eintreffen.“

„Theoderich!“ ſagte Leonilla mit einer Miene, als ob ſie zum erſten Mal in ihrem Leben dieſen Namen nennen höre.

„Ja, Theoderich. Erinnerſt Du Dich ſeiner nicht? Theoderich Teutleben,“ erwiderte Philiberte ſpitz.

„Er war ſo lange abweſend, daß man das Gedächtnis einer zärtlichen Gattin haben muß, um ſich ſeiner zu erinnern,“ gab Leonilla höchſt gleichgiltig zur Antwort. Auf Rüdiger warf ſie aber einen ſo freundlichen Blick, daß er unwillkürlich dachte: O, Du ſchöne Circe, welche Gabe des Verblendens beſitzeſt Du.

Leonilla hatte die Gleichgültigkeit gegen Theoderichs Rückkehr nicht erheuchelt. Sie hatte jetzt nur Intereſſe für Oſorio und für das, was ihn direkt oder indirekt anging. Deshalb lächelte ſie Rüdiger an, deshalb war Teutleben ihrem Gedächtnis entſunken.

Am andern Tage fuhr ſie mit Edwin im offenen Landauer zur Eiſenbahnſtation, die eine Viertelſtunde jenſeits Oberau lag. Es war ein goldener Abend im Auguſt, warm, weich, der Himmel blau, die Luft rein. Die ganze Natur atmete Erquickung aus. Welche Wohltat für den armen Gefangenen — keine Mauern, keine Beſchränkung, keine Abſperrung mehr! für den Blick, für den

Atemzug, für die Bewegung — Freiheit! ringsum Freiheit! — Und Leonilla ſelbſt kam ſich vor, als ſei ſie befreit aus ſchwerer, peinlicher Haft, wie ſie ſo raſch und ſo leicht dahin rollte in den herrlichen Abend hinein, einem frohen Wiederſehen entgegen — und ſie vergaß für einige Augenblicke ihre eigene Unfreiheit, welche in Edwins Perſon immer drückend ſich ihr aufdrängte.

In Oberau ſchloß Rüdiger ſich ihnen an.

In einem leichten, offenen Wagen ſaß Gräfin Euben neben ihm und er ſelbſt lenkte die munteren Pferde.

Während dieſe Wagen gen Süden fuhren, kam auf der Straße von Norden her ein anderer Wagen in den Hof. Theoderich war's. Das Haus ſchien verödet. Ein Diener, der ihn nicht kannte, öffnete den Schlag. Er ſtieg aus und fragte:

„Iſt die Herrſchaft verreiſt?"

„Soeben ſpazieren gefahren," verſetzte der Diener.

„Auch der Herr Graf? iſt gar niemand zuhauſe?" fragte Theoderich ungeduldig, daß man ihn nicht erwarte, obſchon er keine Andeutung über ſeine Ankunft gegeben hatte.

„Frau Gräfin Teutleben iſt zuhauſe," ſagte zögernd der Diener.

„Ah, gut! . . . wo iſt ſie!" rief Theoderich und ging raſchen Schrittes durch das Vorzimmer in den Salon.

„Wen habe ich zu melden . . . ſie iſt im Garten," ſtotterte der Diener und lief beſtürzt dem Eindringling nach.

„Nicht nötig! ich bin Graf Teutleben und weiß hier ganz gut Beſcheid," ſagte Theoderich, indem er unter die Veranda trat, die vor dem Salon lag. Da ſah er in der Ferne ſeine Frau. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt und es fiel ihm auf, daß ſie im hohen Sommer auf dem Lande ſchwarz gekleidet war. Er ging ihr raſch nach und rief:

„Philiberte!"

Blitzſchnell kehrte ſie um, nahm ihre langen, ſchleppenden Trauerkleider, die ſie um den Vater trug, zuſammen und flog ihm entgegen. Plötzlich blieb ſie einen Augenblick zögernd ſtehen; aber nur einen Augenblick.

„Philiberte!" rief er; — und als er raſch auf ſie zuging, warf ſie ſich, von Gefühl überwältigt, in ſeine Arme, brach in einen Strom von Tränen aus und ſeufzte:

„O Theoderich . . . Deodat, unſer Deodat."

Er ſchrie laut auf:

„Tot!"

„Tot!" flüſterte ſie: „und mein Vater" . . . —

„Tot!" wiederholte er dumpf.

„Beide geſtorben während dieſes entſetzlichen Winters," ſagte Philiberte, ſchwimmend in Tränen, durch welche ſie ihre beklommene Scheu vor dem erſten Wiederſehen mit Theoderich löſte und verlor.

„Teodat . . . tot! wie, wann, wo, wodurch! . .. entſetzlich!“ rief Theoderich heftig aufgeregt: „Wie war das möglich! . . . Wie ging das zu! . . . Aber ſo ſprich doch.“

Sie nahm ſich zuſammen und erzählte ihm ausführlich die traurige Begebenheit. Arm in Arm gingen ſie im Garten. Grön-, Is- und Lappland war vergeſſen. Auf einmal rief Theoderich, grillenhaft wie immer:

„Philiberte, ich entführe Dich! Komm'! der Wagen iſt noch da . . . komm' auf der Stelle mit mir!“

„Lieber Theoderich,“ ſagte ſie erſchreckt: „laß mich nur Abſchied nehmen von Rüdiger und von der Mama, die ſo liebevoll für mich geweſen . . . und ſo froh ſind, daß Du da biſt.“

„Ich entführe Dich, Philiberte! ich mag nicht all' die langweiligen Fragen hören, die man an mich richten wird: wo warſt Du? wie war das? . . . Unerträglich!“

„Niemand ſoll Dich fragen, Theoderich . . . aber erlaube mir Abſchied zu nehmen,“ bat Philiberte mit aufgehobenen Händen.

„Nichts da! das kannſt Du ſchriftlich abmachen. Ich entführe Dich heimlicher Weiſe. Die eigene Frau zu entführen . . . ich weiß nicht, ob dieſer Fall ſchon in der Weltgeſchichte vorgekommen iſt — dermaßen iſt er intereſſant.“

„Da ſind ſie!“ rief Philiberte froh, denn ſie hörte einen Wagen vorfahren und eilte den Heimkehrenden entgegen. Teutleben folgte ihr auf dem Fuße und rief:

„Da bin ich, beſte Mama! . . . Rüdiger, wie geht's! ich entführe Philiberte, mein Wagen iſt noch hier und in einer halben Stunde kommt der Nachtzug, den wir noch juſt erreichen können. Nimm Deinen Hut, Philiberte! . . . Toilettenſachen findeſt Du ja in Hülle und Fülle zu Hauſe. Nicht wahr, Mama, Du erfreuſt uns im September mit Deinem lieben Beſuch . . . und Du, Rüdiger, zur Jagdzeit, . . . nicht wahr? O, dieſe Todesfälle! . . . ſchrecklich! . . . entſetzlich! . . . — Philiberte, es wird Zeit! . . . Nimm einen warmen Shawl . . . Es iſt kühl in der Nacht. Wir kommen um drei Uhr in der Reſidenz an. Ich werde auf der Station telegraphieren, daß unſere Leute uns erwarten ſollen und ein Nachteſſen bereit halten.“

So ſprach er ununterbrochen, ließ keinen Menſchen zu Wort kommen, küßte ſeiner Schwiegermutter zehnmal die Hand, drückte Rüdigers Hände, daß ſie krachten, ließ Philiberten kaum Zeit, Mutter und Bruder zu umarmen, hob ſie in den Wagen, rief dem Poſtillon zu:

„Zur Südſtation!“ — und fuhr entführungsfroh mit ſeiner Frau von dannen.

Schwankend zwiſchen Beſtürzung und Freude ſah Gräfin Euben ihnen nach und Rüdiger ſagte:

„Welch ein grillenhafter, unzuverläſſiger Menſch! immer abhängig von augenblicklichen Launen und Eindrücken. Philiberte wird noch ihr Kreuz mit ihm haben.“

„Hoffentlich hat ſie gelernt, es beſſer als bisher zu tragen. Wir müſſen Gott danken, daß er wieder da — und daß ſie bei ihm iſt. Wie ſich das nur ſo ſchnell gemacht hat . . . ich kann mich noch gar nicht erholen von der Überraſchung . . . und von dem Schreck über den armen Oſorio.“

Dieſer Schreck war groß für alle, welche ſich verſammelt hatten, um ſeine Rückkehr froh zu begrüßen. Ganz langſam ſtieg er aus dem Waggon und eben ſo langſam ging er, auf Doktor Melz geſtützt, zu der kleinen befreundeten Gruppe auf dem Perron und ſagte mit ſo leiſer, heiſerer Stimme ein paar Worte, daß niemand ſie verſtand.

„Nicht reden, nur nicht reden,“ mahnte der Doktor — und fügte erklärend hinzu, „vor drei Tagen ſei Oſorio wieder vom Bluthuſten befallen worden und müſſe ſich auf's Äußerſte ſchonen.“

Edwin, Rüdiger, Gräfin Euben umgaben ihn und drückten ihm ihre Teilnahme, ihr Bedauern aus. Leonilla ſtand da wie verſteinert. Es war ihr unmöglich, eine Silbe über die Lippen zu bringen. Ihre ganze Kraft konzentrierte ſich in dem Gedanken: Er wird ſterben! — — Wie ſah er aus!

umfloſſen; ſie iſt eine Bedingung ſeiner individuellen Exiſtenz. Die Erde, außerhalb ihrer eigenen Atmoſphäre, wäre unſre alte wolbekannte Erde nicht mehr. Der Menſch hat den Willen, welchen der Planet nicht hat, ſpricht man. Hat die Frau einen Willen? darf ſie ihn haben, ihn äußern? Von der Wiege an wird er gebrochen, unterdrückt, wird ſie geübt in Fügſamkeit und Nachgiebigkeit, werden ihr dieſe Tugenden als die vorzüglichſten ihres Geſchlechts geprieſen, und anmuthige Geſchmeidigkeit wird ihr als die höchſte Grazie zugerechnet. Strengen Eltern gegenüber oder einem harten Gatten iſt das auch wirklich der Fall. Aber nun ſoll ſie mit dieſem ungeübten Willen der Liebe entgegentreten, und für die Pflicht gegen die Leidenſchaft kämpfen, denn die Pflicht, das Geſetz des Guten und Schönen, ſoll ſie wollen — ja, dafür hat man ſie erzogen, das iſt wahr! aber iſt das Geliebte nicht immer der Inbegriff alles Guten, Schönen und Edlen? und da die Leidenſchaft leicht ſophiſtiſch wird und Scheingründe ſchafft, darf man ſich wundern, wenn ſie einmal das Geliebte will? Dann kommt die Rache für die Verletzung der Pflicht: die Reue, der Schmerz, die Verzweiflung — wie es heißen möge das vielköpfige Ungeheuer, das giftig aus dem Roſenkelch hervorſchießt! Bei mir hieß es anders!

welch ein müder Blick war in ſein tiefes, freundliches Auge gekommen! ſeine ſonnige Stirn, — welche matte Farbe, welche Perlmutterſchattierung hatte ſie angehaucht! wie lag ſein dunkles Haar, in der Haft gewachſen, gleich einem ſchwarzen Rahmen um ſeine Schläfen! — Sie ſtarrte ihn an und war ſprachlos vor Schmerz, während der arme Edwin Oſorio's Hand feſthielt und beſtändig wiederholte:

„Lieber Herr Kaplan, nun ſind Sie wieder da! . . . nun gibt's wieder eine heilige Meſſe täglich, Sie guter Kaplan.“

„Wir müſſn fahren, bevor die Sonne untergeht,“ bemerkte der Doktor.

„Dann iſt's hohe Zeit,“ ſagte Leonilla tonlos: „Adieu liebe Tante, Adieu Rüdiger.“

Man trennte ſich. Leonilla ließ den Landauer halb aufſchlagen, um Oſorio vor jedem Luftzug zu ſchützen. Während der Fahrt ſprach nur der Doktor; er erzählte Oſorio's Krankheitsgeſchichte. Zuweilen wollte dieſer ein berichtigendes oder erläuterndes Wort einſchieben; dann legte Leonilla den Finger an ihre Lippen und gebot ihm Schweigen. So kamen ſie nach Waldenhauſen. Oſorio war wieder da; — aber Leonilla war troſtloſer als während ſeiner Abweſenheit, denn ihre unbeſtimmte Angſt, er könne ſterben, ſtand jetzt beinahe als Überzeugung feſt in ihrer Seele.

Am andern Morgen brachte Doktor Melz verſchiedene Briefe an Oſorio, welche während deſſen Abweſenheit eingelaufen waren. Der eine Brief enthielt eine Einlage. Oſorio bat den Doktor, dieſelbe ſogleich durch einen Boten nach Oberau zu befördern, denn ſie war an Rüdiger. Als Rüdiger dies Schreiben las, wurde er geiſterbleich, ſank auf einen Seſſel und verbarg ſein Geſicht in beiden Händen.

Nirwana.

Erſtes Kapitel.

Zu Sorrent in der Villa Alcamone lag die Fürſtin Alcamo leidend und ſorgenvoll auf der Chaiſelongue. Wie das nicht ſelten im Leben geht: ein Kreuz wird dem Menſchen abgenommen und ein anderes wird ihm aufgelegt: ſo ging es auch ihr. Die ſchweren Tage des Ringens um die materielle Exiſtenz waren vorüber; hatten dem Wohlbehagen und dem Glanze Platz gemacht; ſie war von den Verwandten und in der Geſellſchaft freundlich aufgenommen; Adriane wurde ſo bewundert, gefeiert und umworben, wie das bei einer ſchönen und reichen Erbtochter zu ſein pflegt. Die Fürſtin hätte in Ruhe und Gemütlichkeit leben können. Da aber kam die Krankheit, die ſchleichende, zehrende, langſam aufreibende Krankheit und mit ihr die bange Sorge um Adrianens Vereinſamung, wenn ihre Mutter in die Ewigkeit gerufen würde. Jazinta Fredini darf es nicht allzu gut auf dieſer Welt haben. — Fiat! ſprach die Fürſtin in ihrer ruhig energiſchen Weiſe bei ſich ſelbſt. —

Die Ärzte hatten ihr eine Luftveränderung angeraten, als man ihr eben den Vorſchlag machte, die Alcamone in Sorrent wieder zu kaufen. Adriane frohlockte; die Fürſtin ſelbſt hatte ein Heimweh nach Sorrent; ſo war der Handel bald abgeſchloſſen und die Fürſtin wollte jetzt die heißeſten Monate in dem kühlen Sorrent zubringen.

Adriane ſaß im Zimmer ihrer Mutter an einem Tiſche, auf deſſen kalter Marmorplatte ſie friſche Blumen ausgebreitet hatte, die ſie zu einem Kranz zuſammenband. Die Mutter ſah ihr wehmütig eine Weile zu und ſagte dann:

„Myrthen und Orangenblüten, Adriane, — wird das ein Brautkranz?“

„Nein, Mama, ein Totenkranz für die ſüße Hyazinthe. Brautkränze winde ich nicht,“ gab Adriane zur Antwort und ſchaute mit ihren großen, dunkeln Gazellenaugen über die Blumen hinweg die Mutter an.

„Das iſt auch nicht nötig, Adriane. Aber Du könnteſt doch einen Brautkranz tragen.“

„Noch weniger, Mama.“

„Doch, mein Kind, Du wirſt ihn tragen! Du biſt jetzt ſehr jung und wähnſt, daß das Leben mit einer Empfindung des Herzens auszufüllen ſei — ein häufiger Irrtum der Jugend, der mit der Zeit und vor den wirklichen Anſprüchen, die der Menſch an das Leben macht und machen darf, verſchwindet. Du wirſt den Brautkranz tragen, Adriane —

und dann wirſt Du vielleicht bereuen, daß Du nicht einen von jenen Männern wählteſt, welche ſich jetzt um Dich bewerben. Mario Tarregiano iſt ein vortrefflicher Menſch. Wir haben ein ganzes Jahr im intimen Verkehr mit ihm und ſeiner Mutter gelebt, und nie und in keiner Richtung hat er ſeinen geraden, ritterlichen Charakter verleugnet.“

„Mario Tarregiano iſt ſehr jung, Mama.“

„Findeſt Du einundzwanzig Jahre zu jung, nun ſo wähle Luca Rioſalta. Er iſt geiſtreicher und glänzender als Mario, hat ein großes Vermögen“ . . . —

„Ja, Mama! allein der Fürſt Rioſalta iſt dreißig Jahre alt . . . und das ſcheint mir zu alt.“

„Liebes Kind, es können nicht alle Bewerber ſiebenundzwanzig Jahre zählen.“

Adriane errötete heiß, ließ die Blumen fallen, legte bittend die Hände zuſammen und ſagte:

„Habe Geduld mit mir! ich will ja Deinen Wunſch erfüllen, ſobald ich Rüdiger vergeſſen habe. Jetzt iſt es mir unmöglich, denn er lebt in meinem Herzen.“

„Und wenn mich der Wille Gottes in die Ewigkeit ruft — was wird aus Dir?“

„Das weiß ich nicht . . . dafür muß dann der liebe Gott ſorgen!“ rief Adriane, ſtand auf und kniete neben der Mutter nieder.

Hat man einmal mit einem Manne gründlich und entſchieden gebrochen, Adriane, ſo iſt es verkehrt und ganz unzuläſſig an Erinnerungen ſich anzuklammern, welche der Gegenwart und der Zukunft eine ſchiefe Richtung geben. Hatteſt Du die Kraft, wegen religiöſer Bedenken mit Graf Euben zu brechen, ſo wird es Dir Gott — wenn Du ihn aufrichtig bitteſt — auch nicht an Kraft fehlen laſſen, um eine Chimäre zu überwinden.“

„Eine Chimäre, Mama!“

„Ja, Kind! ein Gefühl, das aus Sympathie, Reue und Sehnſucht zuſammengeſetzt iſt, das gar keine Ausſicht auf Erwiderung, auf ein befriedigendes Ziel hat — ein ſolches Gefühl wird viel weniger vom Herzen, als von der Einbildungskraft genährt und artet ſchließlich ganz in ein Gebilde der Phantaſie aus, wird zur Chimäre — und es iſt unwürdig, einer edlen und frommen Seele ihre ſchönſte Fähigkeit an einer ſolchen zu vergeuden.“

„Ja, hätte ich nicht den Dorn im Herzen, daß Rüdiger durch mich dem Glauben und der Kirche entfremdeter iſt, als er es zuvor war: ſo würde ich mich, wie mir ſcheint, beruhigen können. Ja, wüßte ich, daß er wieder ein guter Sohn der Kirche würde . . . ich könnte mein Herz niederdrücken und frohlocken. Dann wüßte ich, er denkt an Gott und Gott denkt an ihn als liebender Vater. Aber jetzt mit meiner Bangigkeit im Gewiſſen, hält die Sorge meine Gedanken an ihn wach, ſchmerzlich wach.“

„Dieſe Sorge begreife ich, mein armes Kind. Sie iſt eine harte Buße für das, was in Deiner Handlungsweiſe unüberlegt und ſchroff war. Gleichwohl bitte ich Dich inſtändig, hänge nicht dieſer Sorge nach, bitte Gott, daß er in ſeiner Barmherzigkeit ein Verfahren gut mache, welches Du, in beſter Abſicht, aber ganz verkehrt, eingehalten haſt — und dann wirf einen ernſten und klaren Blick auf Deine Beſtimmung, auf das, was Gott von Dir verlangt — und handele dann in entſprechender Weiſe."

„Mama, könnteſt Du mir die Gewißheit verſchaffen, daß er mit der Kirche ausgeſöhnt iſt, ſo will ich mir Mühe geben, Deine Wünſche zu erfüllen."

„Du knüpfſt dieſe Erfüllung an eine Unmöglichkeit, Adriane. Ich wüßte nicht, durch wen ich eine ſo intime Sache erforſchen laſſen könnte. Und jetzt, mein Kind, genug über dieſen Punkt, den wir ſo häufig beſprochen und erwogen haben, daß nichts neues zu ſagen übrig bleibt. Morgen alſo kommt Gräfin Tarregiano mit ihren jüngeren Söhnen nach Caſtellamare, wie das ihre Abſicht war."

„Das freut mich ſehr, Mama! ich habe die Tante gern und die Vettern gern."

„Auch Mario?"

„Als Vetter — o gewiß! nur nicht als Gemahl. Wird er ſeine Mutter begleiten?"

„Ich denke nein! Mario mag nicht zudringlich erſcheinen.“

„O, wie dankbar bin ich ihm! käme er, ſo würden alle Ausflüge, welche die Tante mir verſprochen hat . . . nach Capri, nach Amalfi, nach Pompeji, vielleicht auf den Veſuv, mir gar keine Freude machen. Hingegen ohne ihn — die größte! . . . und die allergrößte, wenn Dein Befinden Dir geſtatten ſollte, dabei zu ſein.“

Die Fürſtin machte ſanft eine verneinende Bewegung und ſagte:

„Wie gern zeigte ich Dir dieſe ſchönen Punkte, die ich ſo manches Mal mit Deinem Vater beſuchte . . . aber ich muß es Deiner Tante überlaſſen. Du wirſt mir dann erzählen, wie ſchön es war.“

Sie ſtrich liebkoſend mit der Hand über Adrianens dunkle Locken, die ihr reich und voll wie ſchwarze Trauben um das blühende Antlitz hingen, und ſagte zärtlich:

„Wäre mir nicht ein früher Tod in Ausſicht geſtellt, würde ich nie zur Ehe Dich drängen, würde ich immer wünſchen, Dich bei mir zu behalten. Aber ſo“ . . . — —

„O, laß die trüben Gedanken von Tod und von Ehe fallen, ſüße Mama. Du lebſt und ich bleibe bei Dir!“ rief Adriane und bedeckte die Hand der Fürſtin mit Küſſen.

Die Fürſtin konnte dem lieben, geliebten Kinde nicht zürnen. Sie ſann und ſann, ob es möglich bei mir war es ein Superlativ aller Troſtloſigkeiten, eine Quinteſſenz aller Bitterkeiten, für die ich keinen Namen habe. O ſelig die Frauen, die nicht lieben! die in friſcher kühler Gleichgültigkeit durch die gemäßigte Zone des Lebens wandeln, und ſich nie in das Tropenklima verirren. Selig die ſtillen Herzen, die nie das Bedürfniß fühlen in ſich ſelbſt hinein zu wühlen und zu ſuchen nach der himmliſchen Perle der Liebe, die, ſobald ſie ſich offenbart, in eine Thräne ſich verwandelt, — in ein Thränenmeer, worin wir untergehen. Tranquillina, mein Kind! meine Einzige! liebe nur nichts und nie! Sobald Du liebſt biſt Du elend; denn Liebe iſt: ſchmachtender unſtillbarer Durſt nach Seligkeit, durch einen beſtimmten Gegenſtand geweckt; und da dieſer Durſt nie nach dem Maßſtab unſers Verlangens befriedigt wird — und da der Wunſch nach unerreichbarer Seligkeit die Hölle iſt: ſo iſt ein von der Liebe beherrſchtes Leben ein unermeßlich elendes.

Mein Vater war aus einer vornehmen und unbemittelten lombardiſchen Familie, und in öſterreichiſchem Militärdienſt, meine Mutter eine Deutſche. Er lernte ſie in Carlsbad kennen; ſie liebten und heiratheten ſich, und er kam in Garniſon nach Verona. Da wurde ich geboren, das einzige Kind aus einer traurigen Ehe. Ihre gegenſeitige hohe zu machen ſei, ſichere Kunde über Rüdigers Seelenzuſtand zu erhalten. Aber nur jemand aus ſeiner nächſten Umgebung, aus ſeiner Familie, hätte darüber Auskunft geben können. Graf Euben, der Vater, fiel ihr ein. Doch eine ſolche Anfrage — würde ſie ihm nicht als eine neue Kränkung erſcheinen! — Sie ſah, daß ſie nichts, gar nichts tun konnte, als ſich mit allen ihren Sorgen in die Hand Gottes zu werfen.

Gräfin Tarregiano kam mit der fröhlichen Bande von vier Söhnen in Vakanzen nach Caſtellamare, das durch die Eiſenbahn ſehr nahe an Sorrent gerückt iſt. Mario begleitete ſeine Mutter nicht; die Fürſtin hatte ihn richtig beurteilt. Zwiſchen ihren jungen Vettern von achtzehn, ſechzehn, zwölf und zehn Jahren war Adriane ein fröhliches Kind, das die unbefangenſte Freude an Eſelritten, Waſſerfahrten, Ausflügen in die Nähe und Ferne hatte und dabei nichts anderes verlangte, als das, was Kinder erfreut: Bewegung, Munterkeit, Altersgenoſſen, neue Dinge ſehen. Die Region der Kindheit lag ihr ſo nahe, daß ſie unwillkürlich dahin zurücktrat, wenn ihr innerſtes Weſen unberührt blieb. Die Glut des Sommers war noch von Frühlingsduft durchweht.

Die ganze Geſellſchaft kehrte von einer herrlichen Expedition nach Capri ſehr befriedigt nach Sorrent zurück, von wo man in der Frühe mit einer Speranzella hinüber gefahren und dabei, ſo wie bei der Einfahrt in die blaue Grotte von dem beſten Wind und Wetter begünſtigt geweſen. Alle erzählten der Fürſtin ihre allgemeinen Erlebniſſe, die ſelbſtverſtändlich die einfachſten von der Welt waren — und ihre beſonderen Gedanken.

„Die Grotte iſt aber nicht blau, liebe Tante, das Waſſer iſt wunderſchön dunkelblau . . . die Grotte iſt grau — Du darfſt es mir glauben,“ ſagte der kleine Cecco, und legte beteuernd die Hand auf die Bruſt.

„Die Grotte iſt blau, Tante,“ ſagte mit Beſtimmtheit der ſechszehnjährige Ceſario.

„Glaube ihm nicht, gute Tante,“ bat Vinzenzo, der Älteſte: „Ceſario ſieht alles mit ſchwärmeriſchen blauen Augen an. Er hat, während die übrigen Sieſta hielten und von mir belauſcht, eine Ode gedichtet, worin die Grotte ſo blau iſt, wie die Augen der Nymphen, die ſie bevölkern. Ich hörte ihn erhabene Verſe murmeln.“

„Heraus mit Deiner Ode, Ceſario!“ riefen alle. Aber Ceſario hatte keine Luſt, die Erſtlinge ſeiner Poeſie im hohen Stil der Kritik zu unterwerfen. Er verſicherte, ſie ſei mit Bleiſtift geſchrieben und ganz unleſerlich.

„Und denke nur, Tante, der Herr Abbe erzählte, daß auf Capri, wo es doch ſo ſchön iſt, Kaiſer Tiberius, der grauſame Tyrann, jahrelang gehauſt und viele unſchuldige Menſchen zum Tode verurteilt habe. Iſt das nicht greulich!“ rief Diego.

Gräfin Tarregiano ſagte:

„Liebe Jazinta, wir waren froh, der Herr Abbé und ich, als die Expedition in die Grotte hinein und wieder heraus glücklich überſtanden war und wir unſer Völkchen in der Speranzella beiſammen hatten.“

„Ich lag bei der Einfahrt in die Grotte mit Mama platt im Nachen und habe gar keine Angſt gehabt,“ verſicherte Cecco heldenhaft.

Man ſaß auf der Terraſſe beiſammen, die mit Windlichtern beleuchtet war, nahm Erfriſchungen, plauderte und lachte, bis endlich die Gräfin aufbrach und mit ihren vier jungen Tarregianos und dem Herrn Abbé auf der Eiſenbahn nach Caſtellamare zurückkehrte.

Kaum war die Fürſtin mit ihrer Tochter allein, ſo ſagte ſie zärtlich:

„Was iſt Dir widerfahren, Adriane. Du biſt gar nicht heiter von Capri gekommen; was gab es dort?“

„Ach, liebe Mama,“ antwortete Adriane niedergeſchlagen, „die Tante iſt ſo freundlich, ſo gütig für mich, daß es mich traurig macht. Sie rechnet feſt darauf, daß ich Mario heirate. In den heißen Stunden, wo wir alle ruhten, nahm ſie mich in ihr Zimmer und ſprach faſt die ganze Zeit davon, wie glücklich und wie ſchön unſere Ehe ſein würde, welch ein vortrefflicher Menſch Mario ſei, wie er mich liebe — weshalb ich mein Jawort verzögere? — ſie könne nicht glauben, daß der Duca de Rioſalta mir beſſer gefalle — und dergleichen mehr.“

„Und was haſt Du zur Antwort gegeben?“

„Das, was ich ſeit ſechs Monaten, ſeit Mario's erſter Bewerbung ſage: ich dächte nicht an die Ehe und wollte deshalb niemand Hoffnung geben. Darauf bat ſie mich, ihr zu verſprechen, daß ich an Mario denken wolle, wenn ich anfinge an die Ehe zu denken. Das Verſprechen konnte ich ihr aber unmöglich geben, und da ich ſah, daß es ſie betrübe, mußte ich bitterlich weinen. O, Mama, wüßteſt Du, wie ſchwer und wie ſchmerzlich es für mich iſt, daß ich Dich und die Tante betrübe, weil ich Mario nicht gern heiraten möchte — ach! Du würdeſt mich bedauern.“

Und Adrianens Tränen floſſen aufs neue.

„Faſſe Dich, mein armes Kind,“ ſagte Jazinta, „ich will Dir etwas erzählen, was Dich freuen wird.“

Adriane ſah wehmütig und zweifelnd die Mutter an, horchte aber hoch auf, als dieſe fortfuhr:

„Ich habe die ganz beſtimmte und verbürgte Nachricht bekommen, daß Graf Rüdiger von Euben als guter Katholik glaubt und denkt, lebt und handelt.“

„Wiederhole es, Mama . . . wiederhole es, damit ich dies Glück, dieſe Gnade faſſe!“ rief Adriane ſtrahlend, bebend vor Freude.

„Es iſt ſo, wie ich es ſagte. Du darfſt Dich darauf verlaſſen: Caplan Oſorio — Du weißt, er war Filomenens Beichtvater — hat es mir geſchrieben. Ich bekam heute Nachmittag ſeinen Brief, der mich in Palermo aufgeſucht hat.“

„Gott vergelt's dem einzig guten Kaplan Oſorio! . . . aber, Mama, wie kam er dazu, Dir dies zu ſchreiben? fragteſt Du ihn?“

„Ich fragte ihn nicht, Adriane, ich dachte gar nicht an ihn . . . aber der liebe Gott dachte an Dich. Willſt Du den Brief leſen?“

Sprachlos vor innerer Bewegung nahm Adriane Oſorio's Schreiben, ſetzte ſich zur Lampe und las mit geſpannter Aufmerkſamkeit, während die Fürſtin auf dem Antlitze der Tochter den Eindruck verfolgte, den der Bericht ihr machte. Zuweilen ſah Adriane über den Brief hinweg ihre Mutter zärtlich, zuweilen in Tränen lächelnd an; als ſie aber an das „Surrexit“ kam, ſtand ſie auf, ging zur Bruſtwehr der Terraſſe vor, warf ſich auf die Knie und ergoß im heißen Dankgebet für die übergroße Gnade ihr Herz vor Gott. Dann kam ſie wieder, las den Brief zu Ende und fragte dann halb verlegen, halb treuherzig:

„Was meinſt Du, Mama? . . . ſollte er noch geneigt ſein, mich zu heiraten?“

„Es ſcheint mir ſo,“ verſetzte die Fürſtin.

„O, dann — dann wirſt Du ihn wiſſen laſſen, daß ich ſeine Braut bin — nicht wahr?“

„Alſo jetzt denkſt Du an die Ehe!“ ſagte die Fürſtin ſcherzend.

„Ach nein, Mama! . . . an Rüdiger denk' ich, an ihn, der ſo wunderſchön an mich gedacht hat, daß er der armen kleinen Adriane den Ausdruck ſeines Credo in den Mund legte durch das erhabene Wort, das alles ausdrückt, „Surrexit“. Chriſtus iſt auferſtanden zur Glorie und Rüdiger iſt auferſtanden zur Gnade. Komme jetzt, was da wolle . . . ich bin glückſelig! . . . denn ſeine Seele iſt gerettet.“

Und mit Wonneſchauer ſank ſie wieder auf die Knie, um das Übermaß ihres Glücks durch Gebet zu heiligen.

Am andern Tage ſchrieb die Fürſtin an Rüdiger ganz einfach die Sachlage und wie Adriane ſich geäußert hatte. Dann ſetzte ſie hinzu:

„Ich denke, lieber Graf, daß Sie keinen Augenblick in Ihrem Entſchluſſe ſchwanken werden. Die erbarmende Hand Gottes hat Adrianens allzu raſchen Schritt zu Ihrem Heile gewendet. Vielleicht wußte die göttliche Vorſehung, daß Sie nur durch eine gewaltige, ins Innerſte dringende Erſchütterung gründlich vom Irrtum abgelöſt werden konnten — und Adriane diente ihr als Werkzeug. So, denke ich, werden Sie dieſe Fügungen

Gottes auffaſſen und darin eine Prüfung, eine Läuterung ſehen, welche Sie und Adriane befähigt, die Dornen und die Roſen des Lebens mit größerer Vollkommenheit denn zuvor hinzunehmen und Ihr größtes Glück darin zu ſetzen, dem gnadenreichen Gott zu dienen.

„Sind Ihre Geſinnungen für Adriane ſo, wie ſie vor der Kataſtrophe des vergangenen Jahres waren, lieber Graf, ſo ſteht Ihrer Verbindung nichts im Wege, und jederzeit kann ſie hier, wo ich anſäſſig bin, geſchloſſen werden. Wir ſehen mit klopfendem Herzen — denn Mutter und Tochter ſind ſolidariſch — Ihrer Antwort entgegen.“

Dieſe Antwort aber ließ ſich in der Alcamone drei Wochen erwarten, weil Rüdiger den Brief der Fürſtin erſt nach Oſorio's Rückkehr aus dem Zuchthauſe erhielt.

Nachdem ſich Rüdiger von ſeiner ungeheueren Überraſchung erholt hatte, ging er zur Gräfin und teilte ihr dieſe unerwartete Wendung der Dinge, die Oſorio herbeigeführt hatte, mit. Die Gräfin frohlockte und rief:

„Es iſt wahr, Leonilla hat uns manches Schlimme zugefügt; allein ſie hat uns Oſorio ins Haus gebracht und dadurch alles gut gemacht.“

Sie beſprachen nun die nächſte Zukunft. Dann ließ Rüdiger ein Telegramm abgehen, das die verſpätete Antwort erklärte — und dann ſchrieb er der Fürſtin ſeine Freude, ſein Glück, ſeinen Dank und daß er in drei Wochen in Sorrent eintreffen werde. Schließlich ſprach er ſeine Betrübnis aus, daß derjenige, dem er ſein Glück verdanke, bruſtkrank und wahrſcheinlich in nächſter Zeit dem Tode geweiht ſei.

Adriane brachte dieſe Wochen in namenloſer Spannung hin und ließ alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche die Antwort verzögern konnten, durch ihren Kopf laufen . . . Rüdigers Tod . . . Rüdigers Vermählung . . . oder mindeſtens Verlobung. Auch die Fürſtin war in Spannung, dachte jedoch einfach, daß ihr Brief verloren ſei und daß ſie am beſten tue, abermals an Oſorio zu ſchreiben. Da kam das Telegramm und vier Tage ſpäter der Brief. Mit ihm zogen Freude und Ruhe in die Alcamone.

„Jetzt beginnt mein Leben!“ jubelte Adriane.

„Jetzt kann Jazinta Fredini in Frieden ſcheiden,“ ſprach die Fürſtin zu ſich ſelbſt.

„Aber, Mama, Rüdiger muß unſeren Wohltäter, unſeren guten Engel . . . muß Kaplan Oſorio mitbringen. Hier, und ſpäter in Palermo wird er gewiß wieder geſund . . . und will der liebe Gott ihn durchaus im Himmel haben, ſo bleibt uns der Troſt, ihn zu pflegen und bis zum letzten Augenblick den Segen ſeiner Gegenwart zu haben.“

„Du haſt ganz Recht, liebes Kind,“ erwiderte die Fürſtin lebhaft: „ich werde an Rüdiger ſchreiben. Du hätteſt außer dem Wunſche, ihn zu ſehen, nur den, daß er Kaplan Oſorio mitbringe.“

„O, herrlich, liebſte Mama!“ frohlockte Adriane und umarmte die Fürſtin, „hier wird er bei Freunden ſein, die ihn lieben und verehren und ihm ewig dankbar ſein werden. Was ſoll er in Waldenhauſen tun! Bei Leonilla mit ihrem eiskalten Herzen kann ihm nicht wohl ſein. Bei uns iſt ſein Platz — und überdies iſt er hier in Italien, auf heimiſchem Boden; . . . das iſt auch etwas!“

Zweites Kapitel.

Leonilla hatte für die beiden, der Familie Euben ſo wichtigen Ereigniſſe, eine äußerſt geringe Teilnahme. Rüdiger war ſogleich nach Waldenhauſen geritten, teils um ſie ihr anzuzeigen, teils um Oſorio in Kenntnis von dem Erfolg zu ſetzen, den ſein Schreiben an Fürſtin Alcamo gehabt hatte.

„Verſöhnung über Verſöhnung!" erwiderte Leonilla. „Ihr ſeid wahre Lämmer, Du und Philiberte. Da läßt ſie ſich wie eine Sklavin von dieſem grillenhaften Bärenjäger und Wallfiſchfänger auf ſein Bergſchloß ſchleppen und Du ſcheinſt mir auch ganz geneigt zu ſein, jedem Wink Deines verzauberten Prinzeßchens zu folgen."

„Sage bezaubernden — und dann kannſt Du Recht haben," verſetzte Rüdiger.

„O, wenn die Männer doch verſtänden Männer zu ſein! Jetzt ſind ſie entweder Tyrannen oder Sklaven des Weibes. Theoderich und Du, Rüdiger, Ihr ſeid ſo eben die Illuſtration zu meiner

Schönheit hatte ſie wol zu einander gezogen; ihre Charaktere ſtießen ſich ab. Mein Vater war Feuer, meine Mutter Eis; ſein Blut wie Lava, das ihre wie Waſſer. Wahrſcheinlich hatte ſeine funkenſprühende Erſcheinung ſie einen Augenblick ſo heftig überraſcht, daß ſie dieſe Erſchütterung Liebe nannte. Ich glaube ſie hätte in ihrer norddeutſchen Heimat bleiben müſſen um glücklich zu werden und zu machen; jetzt gelang ihr Beides nicht; ſie verſtand nicht mit meinem Vater umzugehen. Ihre wundervolle Schönheit zog ihn immer zu ihr, obgleich er ſich nie ganz durch dieſelbe feſſeln ließ. Ich weiß nicht ob es in ſeinem Auge, ſeinem Temperamente, ſeiner Seele lag: genug er huldigte jeder Schönheit. Meine Mutter beſaß im höchſten Grade dieſen Magnet und wußte ihn nicht zu brauchen!... Mit ein wenig Freundlichkeit und Entgegenkommen, mit einem Lächeln, einem Wort, einem Kuß, hätte ſie ihn von tauſend Flatterhaftigkeiten zurückhalten können. Es war nun einmal nicht in ihrer Natur: ſie konnte nicht lieblich ſein. Er war einer von den Männern, von denen man Alles erhalten kann durch zärtliche Bitte; ſie bat ihn nie um etwas. Und wünſchte ſie heimlich noch ſo dringend, daß er dies oder jenes thun oder laſſen möge — ſie bat ihn nicht, ſie ſagte kurz und kalt ihre Meinung, Behauptung. Haſt Du ſchon Oſorio geſehen? ... Der Doktor ſagt, die Reiſe habe ihm nicht geſchadet ... Fieber und Huſten nicht vermehrt ... geſunde Luft, gute Pflege, große Ruhe könnten ihn herſtellen ... wenigſtens lange erhalten. Ich möchte andere Ärzte zu Rat ziehen. Es hat aber jeder einen anderen Rat, eine andere Anſicht ... das beängſtigt und verwirrt noch mehr.“

„Es freut mich innig, daß Du einen ſo hohen Wert auf das Leben dieſes frommen Prieſters legſt,“ ſagte Rüdiger: „es wird Dir Gnade bringen.“

„Ich wünſche keine andere, als daß er geſund werde!“ rief Leonilla.

„Unſere Wünſche ſind blind! Eine höhere Macht verwandelt zuweilen das, was irdiſch gemeint war, in Himmliſches um.“

„Da würde ich dieſer höheren Macht heftig zürnen, Rüdiger, denn ich verlange durchaus nichts Himmliſches, ſondern das ganz irdiſche Gut: Oſorio's Geſundheit, Oſorio's Leben ... und dieſes durchaus nicht für geheimnisvolle Zwecke, wie Du anzudeuten ſcheinſt, Rüdiger ... ſondern ganz einfach damit er lebe.“

„Aber was haſt Du von ſeinem Leben?“

„Haben! haben! muß man denn ganz gierig immer etwas von einem Menſchen haben wollen!“

„Wir ſind ſo beſchaffen, Leonilla, daß wir von Perſonen, mit denen wir verkehren, Troſt, Belehrung, Rat, Aneiſerung, Unterhaltung, Freude haben möchten . . . —"

„Wohlan!" fiel ſie lebhaft ein. „Oſorio iſt meine Freude."

„Du biſt ein rätſelhaftes Weſen," entgegnete er.

„Das verſteht ſich! alle Menſchen ſind Rätſel in ihrem traurigen unvollkommenen Daſein."

„Es gibt doch ein Mittel, um es vollkommener zu machen, Leonilla."

„Wozu das, wenn auch die Vollkommenheit dem Tode verfällt."

„Der Tod nimmt ihr nur die irdiſche Verſchleierung ab, Leonilla! je vollkommener eine Seele, deſto ſeeliger ihr Leben in der Ewigkeit . . . jenſeits des Grabes."

„Schwärmer der Du biſt, Rüdiger."

„Dann mußt Du auch Oſorio Schwärmer nennen. Er glaubt, was ich glaube."

„Er iſt ein Prieſter — folglich muß er lehren, wie das Syſtem es mit ſich bringt, dem er ſich unterworfen hat."

„Wie? . . . Du hältſt Oſorio der Heuchelei, der Falſchheit fähig?"

„Nein! aber der Verblendung. Er hat ſich in ſeiner erſten Jugend einer Macht überliefert, welche das Licht im menſchlichen Weſen auslöſcht und dieſes dafür mit Phantasmen erfüllt. Vielleicht ... wenn er am Leben bleibt ... vielleicht iſt ihm die Binde der Finſternis abzuſtreifen.“

„Iſt es möglich! kann die Verfinſterung ſo weit gehen!“ rief Rüdiger voll Entſetzen: „Man kann begreifen, daß Du bei mir und bei anderen, die mir ähnlich ſind, den Verſuch machen konnteſt, die Binde der Finſternis, wie Du ſie nennſt, abzuſtreifen, weil wir uns nicht mit den richtigen Waffen gegen Dich verteidigten; — aber bei Oſorio auf dieſen Einfall zu kommen — Leonilla, das iſt ſchauerliche Vermeſſenheit. Nicht deshalb hat die göttliche Fügung dieſen Mann auf Deinen Weg geſtellt; — nicht deshalb hat ſie Dir eine Teilnahme, eine Bewunderung für ihn gegeben, die im vollſtändigen Widerſpruch mit Deiner Eigentümlichkeit iſt — —“

„Nun weshalb denn?“ fiel ſie mit heftiger Ungeduld ein.

„Um Dir durch ihn die höchſte Gnade zu bringen: den Glauben an die göttliche Wahrheit des Chriſtentums. Leonilla! Gott hat Abſichten des Heils und des Segens bei dieſer Fügung für Dich im Sinne ... ich beſchwöre Dich, ſie zu benutzen ... ſie nicht zurückzuſtoßen, nicht zu mißbrauchen, nicht in Unheil zu verwandeln. Mißbrauch der Gnaden zieht furchtbare Strafen nach ſich.“

„Da Du nunmehr auf dem Gebiete der Prophezeiung angelangt biſt,“ entgegnete ſie kühl,

„wirſt Du notgedrungen Halt machen müſſen, denn höher kannſt Du nicht gehen.“

„Was Du Prophezeiung nennſt iſt eine Erfahrung, Leonilla.“

„Ja, für denjenigen, der an dergleichen Prophezeiungen glaubt . . . für Schwärmer, für Fanatiker — — und ich nehme mit großem Bedauern täglich mehr wahr, daß Deine Liebe für das Prinzeßchen und Deine Freundſchaft für Oſorio Dich zu einem Erz-Fanatiker machen; ſo daß wir, Du und ich, uns immer weniger und weniger verſtehen. Weiß Edwin ſchon die neueſten Ereigniſſe von Oberau?“ ſetzte ſie abbrechend hinzu.

„Nein; — wo finde ich ihn,“ erwiderte Rüdiger niedergeſchlagen.

„Am Weiher im Walde, tief unten im Park. Er fiſcht.“

Rüdiger ging. Leonilla folgte ihm bis zur Türe. Da legte ſie die Hand auf ſeine Schulter und ſagte freundlich:

„Du meinſt es gut, Rüdiger, das weiß ich. Dein ſchwacher Charakter aber dauert mich.“

„Und mich dauert das, was Du Stärke nennſt, Leonilla,“ antwortete er und verließ ihr Zimmer.

Während er durch den Park ging, konnte er ſich, mitten in ſeinem Glück, trauriger Gedanken um Leonilla nicht erwehren. Er hatte ſie ja geliebt . . . hatte gewähnt, in dieſem unglückſeligen

Weſen ſeine Seligkeit finden zu können. Und jetzt hatte er ein Grauen vor ihr, ein Grauen vor ſeiner Vergangenheit, ein Grauen vor der unausſprechlichen Hinfälligkeit des Menſchen, wenn er ſich nicht an die Gnade anklammert.

Am kühlen, ſchattigen Weiher ſaß Edwin in einem bequemen Lehnſtuhl mit der Angel in der Hand und harrte mit beiſpielloſer Geduld, daß ein Fiſchlein kommen und nach der künſtlichen Fliege ſchnappen möge, die trügeriſch den Angelhaken verbarg. Sein Kammerdiener ſaß neben ihm mit dem ganzen Fiſchapparat und verfertigte die Fliegen. Je nachdem die Sonne weiter ging, rückte er auch Edwins Lehnſtuhl weiter, ſo daß dieſer beſtändig im Schatten der Bäume und Gebüſche ſaß, die den Weiher umgaben. Auf dieſe Weiſe verbrachte er ſeine Tage. Bei ſeinem erbärmlichen, ſtumpfſinnigen Anblick gewann wieder namenloſes Mitleid mit Leonilla die Oberhand in Rüdigers Bruſt.

„Grüß Dich Gott, lieber Edwin!“ rief er.

„Nur fein ruhig! fein ſtill!“ murmelte Edwin verdrießlich: „Du ſiehſt ja . . . ich fiſche! Die Fiſche mögen nicht den Spektakel leiden, denn ſie machen keinen.“

Rüdiger ſchlich leiſe heran, nahm den Sitz des Kammerdieners an und flüſterte:

„Edwin, es gibt eine Hochzeit.“

„Biſt Du der Hochzeiter?“ fragte Edwin, von der Angel aufſchauend.

„Getroffen! und Adriane iſt die Braut.“

„Adriane,“ wiederholte Edwin gedankenlos.

„Weißt Du nicht mehr die liebliche Adriane mit ſchwarzen Locken . . . ſie gefiel Dir.“

„So? ſie gefiel mir mit ſchwarzen Locken? Leonilla hat blonde . . . ſtill! die Fiſche kommen ſonſt nicht.“

Es war nichts zu tun, als ihn ſeiner Fiſcherei zu überlaſſen. Rüdiger ging zu Oſorio und teilte ihm die Wirkung ſeines Briefes auf die Fürſtin und Adriane mit. Oſorio durfte nur ganz wenig und ganz leiſe ſprechen; allein die paar Worte waren voll jener tiefen Teilnahme, die aus dem Intereſſe für die Seelen mehr als für die äußeren Schickſale hervorgeht. Auch bezüglich Philibertens äußerte er dieſelbe Teilnahme, gemiſcht mit einiger Beſorgnis vor ihrer Zukunft, denn ſie war noch ſehr ſchwankend, ſehr unfertig — und nicht geſtützt durch den Gemahl.

Von Tag zu Tag beſſerte ſich Oſorio's Zuſtand, doch eine wirkliche Geneſung war ſehr zweifelhaft. Kanzel und Beichtſtuhl unterſagte Doktor Melz gänzlich.

„Und wie er durch den Winter kommen ſoll, weiß ich nicht,“ ſagte er im Vertrauen zu Rüdiger.

Da erhielt Rüdiger den zweiten Brief der Fürſtin mit der herzlichen Bitte, Oſorio möge den Winter bei ihr in Sorrent und Palermo zubringen. Rüdiger und Gräfin Euben waren beglückt durch dieſe Einladung und Oſorio ſagte erfreut:

„Bekomme ich Urlaub vom Ordinariate und von der Frau Baronin, wie ich nicht zweifle, ſo nehme ich dankbar die Einladung an. Acht Monate im tiefen Süden ſetzen mich hoffentlich in den Stand, die Seelſorge wieder aufnehmen zu können.“

„Reichen Sie nur ſogleich Ihr Geſuch bei dem Ordinariat ein, damit unſerer Abreiſe Mitte September nichts im Wege ſtehe, bat Rüdiger.

„Sobald wir der Frau Baronin die Sache vorgetragen haben,“ verſetzte Oſorio.

„O, meine Couſine wird entzückt ſein, Sie ſo gut aufgehoben zu wiſſen. Kommen Sie, wir wollen ſogleich alles in Ordnung mit ihr bringen, damit Sie noch heute um Urlaub — am beſten auf ein Jahr — bitten können.“

Leonilla ſaß in ihrem Zimmer vor einem Tiſch, auf welchem Landkarten lagen, als die beiden Herren eintraten, und Rüdiger ſagte gleich nach der erſten Begrüßung:

„Erlaube mir, Dir aus dem Brief der Fürſtin Alcamo, den ich geſtern Abend erhielt, eine Stelle vorzuleſen, welche Dir ohne Zweifel große Freude machen wird.“

Und er las die freundliche Einladung, die mit den Worten ſchloß:

„Palermo iſt dem Nordwinde ausgeſetzt. Catanea iſt es nicht. Sollte Kaplan Oſorio's Geſundheitszuſtand ſich mehr für die Luft von Catanea eignen, ſo wird ihn dort ein Palaſt Alcamo aufnehmen, der freilich in einem etwas vernachläſſigten Zuſtand iſt, ihn aber doch beherbergen kann.“

Finſterer Unmut hatte ſich auf Leonilla's Stirn gelagert, und als Rüdiger vom Brief aufſchaute, ſagte ſie herbe:

„Die Fürſtin Alcamo greift in mein Hausrecht ein. Kaplan Oſorio iſt unter meinem Dach, iſt mein Hausgenoſſe, iſt Schloßkaplan zu Waldenhauſen: wir werden das für ihn tun, was der Arzt für ſeine Geſundheit verlangt. Iſt es ein Winter im Süden, ſo werden wir unſeren Aufenthalt in Cadix, in Cairo, auf Madeira, oder wo es ſei, mit ihm nehmen“ . . . —

„Nein, gnädige Frau,“ fiel Oſorio ein, „dies großmütige Anerbieten lehne ich dankbar und entſchieden ab. Ich werde nie und unter keiner Bedingung darauf eingehen, daß Sie meinetwegen eine ſo große Reiſe machen, die ganz außerhalb Ihrer Lebensgewohnheiten liegt und die dem Herrn Baron höchſt zuwider und vielleicht nachteilig ſein würde.“

„Sie wollen alſo lieber hier ſterben, als mit uns nach Cairo oder Madeira gehen und dort geſund werden!“ rief ſie zürnend.

„Es iſt weder dieſes, noch jenes gewiß, gnädige Frau; — allein es iſt unumſtößlich gewiß, daß ich weder nach Madeira noch nach Cairo reiſen werde.“

„Wohl aber mit Graf Euben nach Sorrent.“

„Ja, gnädige Frau, denn da liegt die Sache ganz anders. Der Herr Graf geht in jedem Falle nach Sorrent und ich begleite ihn; nicht für mich macht er die Reiſe — und ſowohl in der Villa Alcamone als in einem Palaſt Alcamo gibt es ein überflüſſiges Plätzchen, das die Güte der Frau Fürſtin mir gönnt und das ich annehmen darf, ohne zu befürchten, die Gaſtfreundſchaft zu mißbrauchen.“

„Sie ſchätzen das Anerbieten der Gaſtfreundſchaft höher als das der Freundſchaft, Herr Kaplan.“

„Das nicht, gnädige Frau; eine jede hat ihren hohen Wert, die meine ganze Dankbarkeit in Anſpruch nimmt. Unter den gegenwärtigen Umſtänden aber kann ich nicht anders, als der huldvollen Einladung der Frau Fürſtin Folge leiſten oder hier bleiben.“

„Das auf keinen Fall!“ rief Leonilla: „nur ein Winter im tiefen Süden kann Ihre Bruſt herſtellen — alſo reiſen Sie mit meinem Vetter nach

Sorrent, nach Catanea . . . die Hauptſache iſt Ihre Geſundheit, Ihr Leben.“

Dann wendete ſie ſich an Rüdiger und fragte:

„Iſt ſchon die Zeit Deiner Vermählung mit dem Prinzeßchen feſtgeſetzt?“

„Nein! ich hoffe aber, daß ſie bald ſtattfindet.“

Mit eiſiger Kälte entließ Leonilla beide Herren und Rüdiger ſagte zu Oſorio:

„Was für eine merkwürdige Frau iſt meine Couſine! gleichgültig für die ganze Welt — beſorgt für Sie. Es freut mich, daß ſie dadurch doch etwas von einem menſchlichen Herzen offenbart . . . gleichwohl iſt mir das Warum ganz unbegreiflich.“

„Solche exzentriſche Weſen,“ ſagte Oſorio, „ohne Grundſätze, die ihnen einen innern Halt und einen feſten Standpunkt geben, ſind gar nicht zu berechnen; ſo wenig wie ein Schiff ohne Kompaß, ohne Steuerruder und ohne Ballaſt in ſeinem Lauf zu brechen iſt. Es iſt ein Spiel des Windes und der Wellen . . . es kann keine Klippe vermeiden . . . es kann an keinem Ufer landen . . . und kommen Stürme — ſo muß es zugrunde gehen. Dieſe Gedanken kommen mir immer bei der Frau Baronin und ihre Zukunft liegt mir ſchwer auf dem Herzen, denn ohne gewaltige Erſchütterungen, die ſie im tiefſten Weſen ergreifen und ſozuſagen vernichten, wird dies ſtolze, kalte Herz nicht bezwungen, wird die Verſteinerung in trotziger verſuchte nie die ſeine zu gewinnen, und ſchien höchſt gleichgültig für ihn geſinnt zu ſein. Ich ſage ſchien; denn heimlich grämte ſie ſich doch; heimlich nagte es ihr doch am Herzen, daß ſie um andrer Frauen willen verlaſſen war, die nicht ſo ſchön und edel waren als ſie. Denn ſie glich dem Kryſtall, an Kälte und an Reinheit. All ihr Gram bewirkte nie in ihr ein Auflodern von Eiferſucht. Ich glaube es hätte meinen Vater glücklich gemacht, ſie der Eiferſucht fähig zu finden; aber ſie hielt das für unwürdig, und verbarg ſorgſam ihr Herzeleid hinter kühlem Indifferentismus. So glaubte er denn er ſei ihr gleichgültig, gar läſtig, und verließ das Haus, während er häufig gewiß eben ſo gern geblieben wäre. Einmal erinnere ich mich, daß die Mutter, ich weiß nicht von welchem Schmerz überwältigt, zu mir ſprach:

„Clelia, bitte Deinen Vater bei uns zu bleiben! bitte ihn ſo herzlich Du kannſt, Clelia."

Ich that es mit der vollen Leidenſchaftlichkeit meines kleinen achtjährigen Herzens; und er blieb daheim. Aber meine Mutter verſtand nicht zu bitten. Damals war mir dies Alles ganz unverſtändlich. Ich fühlte mich beklommen zwiſchen den Eltern. Meine ganze Liebe gehörte ausſchließlich meiner Mutter. Ich ſah ſie immer, war beſtändig um ſie, Selbſtſucht nicht gebrochen. Sie iſt allerdings erſtaunlich gütig für mich, erſtaunlich rückſichtsvoll; doch eben weil es zum Erſtaunen und mit einer großen Schroffheit verbunden iſt, hat es keinen andern Grund als ihre Laune. Wahres Wohlwollen iſt gleichmäßig."

Nach einigen Tagen ließ Leonilla Doktor Melz rufen und ſagte:

„Doktor! Sie ſind ein Prophet!"

„Wie ſo, Frau Baronin?" fragte er ganz beſtürzt.

„Sie ſind beſtürzt, weil ich nichts auf Prophezeiungen gebe, nicht war? Nein, ich will es anders ausdrücken und ſagen: Sie haben mir eine richtige Prognoſe geſtellt: mein Nervenſyſtem iſt über die Maßen erſchüttert. Ich habe keinen Schlaf und kann nichts eſſen, als Gefrornes und Früchte."

„Das iſt es eben, gnädige Frau! wollten Sie ſich entſchließen, Beefſteak, Braten und Schinken zu eſſen, ſo würden Sie ganz vortrefflich ſchlafen."

„Wenn ich Ihnen ſage, daß ich dergleichen Speiſen nicht eſſen kann, ſo kann ich eben nicht: das, Doktor, müſſen Sie ſich merken. Mein Nervenſyſtem muß durch etwas anderes geſtärkt werden, als durch Schinken."

„Und wodurch wünſchen Frau Baronin Ihren ganzen Organismus zu kräftigen?"

„Durch Luftveränderung . . . überhaupt durch Veränderung. Es liegt etwas Ermattendes, ich möchte ſagen Ertötendes in der Einförmigkeit meines Lebens; — ſie bildet gleichſam deſſen Grundton — und er klingt immer durch, wenn auch die Wintermonate in der Reſidenz und im Sommer dieſer und jener Beſuch einige Abwechſelung der Oberfläche bringen. Eine lähmende Monotonie bleibt vorherrſchend, und die armſeligen Freuden des Faſchings bringen mir keine Zerſtreuung. Deshalb habe ich beſchloſſen, nach dem Süden von Europa zu gehen und den Winter in Italien, Spanien, Sizilien zuzubringen. Das wird uns allen heilſam ſein — nicht nur mir, ſondern auch dem Baron und Ihnen. Haben Sie alſo die Güte, meinen Mann für dieſen Plan zu ſtimmen. Dies wird Ihnen nicht ſchwer werden, wenn Sie das Wort Leiche in Beziehung auf mich fallen laſſen. Der Baron haßt den Tod und was damit zuſammenhängt ſo ſehr, daß er in alles einwilligen wird, was mein Leben verlängert. Ich aber muß ſuchen, dies Leben zu ertragen."

„Der Herr Baron iſt dermaßen in die Fiſcherei verſunken, daß es nicht leicht ſein wird, ihn für eine lange Reiſe, die ihn ohnehin langweilt, zu gewinnen."

„Gleichviel, Doktor! es muß geſchehen. Wir gehen an's Meer, zuerſt nach Neapel. Dann kann der Baron den ganzen Tag im Nachen ſitzen und fiſchen. Machen Sie ihm das klar.“

Doktor Melz war ganz von der Überzeugung durchdrungen, daß alles geſchehen werde und geſchehen müſſe, was Leonilla wolle, und ſo begab er ſich alsbald zum Weiher im Park, wo Edwin ſtumm und unbeweglich ſaß und die ſchwimmende Fliege ſeines Angelhakens anſtarrte.

Der Doktor lobte zuerſt, um Edwins Aufmerkſamkeit zu feſſeln, dieſe bewundernswerten, kunſtvollen Fliegen und ſetzte dann leiſe flüſternd hinzu:

„Wie ſchade, daß der Winter kommt. Dann iſt's aus mit dem Fiſchen. Der Weiher friert zu.“

„Der Weiher? nein! er friert nicht zu,“ flüſterte Edwin.

„Jetzt nicht, aber im Winter.“

„Ja, im Winter!“ ſagte Edwin in einem Tone, als ſei der Winter etwas, das ſich alle hundert Jahre einmal ereigne.

„Die Tage werden ſchon kurz und die Nächte kühl. Der Winter kommt bald hieher und dann liegt Eis auf dem Weiher. Es gibt aber Länder, wo man jahraus jahrein fiſchen kann.“

„Sind dieſe Länder weit von hier?“

„Lange nicht ſo weit wie Amerika.“

„Kann man leicht nach dieſen Ländern kommen?“

„Außerordentlich leicht.“

„Aber gibt es auch dort ſo viele Fiſche, daß man jahraus jahrein fiſchen kann?"

„Da können tauſend Menſchen hundert Jahre fiſchen und immer noch ſind Fiſche übrig."

„Welch ein ungeheuer großer Weiher muß das ſein."

„Ja! er heißt das mittelländiſche Meer."

„Dahin will ich — wenn Leonilla will," ſagte Edwin entſchloſſen — und die Sache war abgemacht.

Bevor Leonilla ihre Abſicht in Oberau und an Oſorio mitteilte, kamen Briefe von der Fürſtin. Sie lud Gräfin Euben, Graf und Gräfin Teutleben, Baron und Baronin Ertingen und Baron und Baronin von der Walden zur Vermählung ein. Sie hatte eine Villa neben der Alcamone genommen, um alle Gäſte aus Deutſchland aufzunehmen.

Niemand war innerlich froher über dieſe Einladung als Leonilla. Es machte ſich jetzt ganz natürlich ſo, daß ſie nicht zum Winter nach Deutſchland zurückkehrte.

„Wir folgen Ihnen," ſagte ſie zu Oſorio, als dieſer in der Mitte des Septembers mit Rüdiger nach Sorrent abreiſte.

Ertingen hatte Rüdiger beauftragt, ihn und Lydia bei der Fürſtin zu entſchuldigen.

„Wir würden ja ſehr gern unſere allerliebſte Schwägerin kennen lernen," ſagte er, „aber primo iſt eine ſolche Reiſe ſehr koſtſpielig und ſecundo — was eigentlich primo iſt — iſt ſie ganz unmöglich; denn drei kleinwinzige Kinder und das vierte in Erwartung, halten Lydia feſt . . . und folglich auch mich. Sonſt würde ich für mein Leben gern das Land ſehen, wo die Citronen blühen, wie bei uns die Apfelbäume.“

Gräfin Euben war zum Beſuche bei Philiberte auf Theoderichs Bergſchloß, als dort die Einladung anlangte.

„Wir gehen nach Sorrent — nicht wahr, Theoderich?“ ſagte Philiberte ſchmeichelnd: „man reiſt ſo ſchnell . . . zu den Jagden ſind wir wieder hier.“

„Das kommt darauf an, Philli! . . . denn ich denke, weil wir dort in der Nähe ſind, wollen wir den Ätna beſteigen.“

„O herrlich! erſt die Hochzeit und dann die Beſteigung des Ätna mit ſeinen berühmten Kaſtanienbäumen!“

„Ihr meint wohl den Veſuv?“ ſagte Gräfin Euben verwundert.

„Mit nichten, Mama, den Ätna mein' ich, den gewaltigen, ſchneebedeckten Ätna, den der zürnende Zeus auf den alten Titanen — wie heißt er doch? — warf, der die vulkaniſchen Ausbrüche veranlaßt, wenn er ſeufzt und ſich regt. Den Veſuv zu beſteigen, iſt gar kein Spaß mehr. Die albernen Eiſenbahnen verderben überall das Intereſſante des Reiſens: Mühe und Beſchwerde.“

„O bitte, Theoderich, laß uns den Veſuv mit der Eiſenbahn befahren. Das iſt doch eine ungeheuere Kurioſität! — und dann den Ätna."

„Wenn es Dich freut, Philli, ſehr gern."

„Frauen haben, glaube ich, noch nie den Ätna beſtiegen," wendete Gräfin Euben ein.

„Warum ſollte es nicht geſchehen, wenn es ſie freut, Mama?" ſagte Teutleben.

Er war dermaßen in Philiberte verliebt, daß er alles tat, was ihr im Traum einfiel und daß Gräfin Euben nicht wußte, ſollte ſie ſich darüber freuen oder nicht, weil es ſchwerlich ſo bleiben würde und Philiberte dann wieder Gefahr lief, aus der Faſſung zu kommen.

„Es iſt mir ſehr intereſſant, daß ich dies kleine Meerwunder, Adriane Alcamo, vor anderthalb Jahren ſozuſagen entdeckt habe, als noch kein Menſch eine Ahnung von ihrer Exiſtenz hatte," ſagte Teutleben.

„Rüdiger ausgenommen," ſagte die Gräfin lächelnd.

„Ja, Rüdiger! von dem kann es wohl heißen: Stille Waſſer ſind tief. Er ſpinnt einen Roman an, der im dritten Stock in einem Maleratelier beginnt" . . . —

„O, viel früher, im Park von Aigen mit einem Kinde und einem Hunde!" rief Philiberte.

„Braviſſimo! das wird immer zauberhafter! — und der im Palais eines ſizilianiſchen Fürſten den erſehnten Abſchluß findet. Dergleichen geſchieht nicht alle Tage. Ich bin ganz ſtolz auf meinen Schwager — obſchon ich bekenne, daß es in der Familie Euben ein Mitglied gibt, auf das ich noch ſtolzer bin“ — und verbindlich küßte Teutleben die Hand ſeiner Schwiegermutter.

„Schauſpieler,“ ſagte Gräfin Euben, und klopfte ihn mit ihrem langen, weißen Finger auf die Hand.

„O nein, Mama!“ rief Philiberte: „er ſpricht wahr und recht.“

„Wird denn auch Leonilla nach Sorrent gehen und Edwin mitſchleppen?“ fragte er.

„Darüber habe ich keine Ahnung,“ entgegnete die Gräfin: „es wäre am beſten, wenn ſie ihn ruhig daheim ließe und mit uns die Reiſe machte, die ihn ſehr ermüden wird, während er in Waldenhauſen unter des Doktors Aufſicht gut aufgehoben in ſeiner Ruhe bleibt, und ſie ſehr gut anderhalb bis zwei Monate entbehren kann. Dann komme ich auf jeden Fall zurück, denn gegen Weihnachten bedarf Lydia meiner Pflege.“

„Wir bleiben aber länger in Italien, nicht wahr, Theoderich?“ ſagte Philiberte ganz eifrig: „auf uns darf Leonilla nicht bei ihren Plänen rechnen.“

„Das war auch durchaus nicht meine Meinung,“ erwiderte die Gräfin.

„Wir gehen wohin Du willſt, Philli, und bleiben wo Du willſt,“ entgegnete Teutleben: „nur Eines bitte ich mir aus: wir bleiben nicht länger als drei Wochen in dem melancholiſchen Rom — in dieſem uralten Schutthaufen, aus dem nichts hervorragt, als ein paar Kirchen und Paläſte.“

„Ein paar Kirchen?“ ſagte die Gräfin lächelnd: „es ſind über dreihundert.“

„Gleichviel! ich bin mit drei Wochen in Rom zufrieden, wenn ich nur den ganzen Winter in Italien bin!“ ſagte Philiberte. Sie wünſchte ſehr, eine längere Zeit verſtreichen zu laſſen, bevor ſie mit Theoderich wieder in der Geſellſchaft der heimiſchen Reſidenz erſchien.

„Wann iſt denn der Hochzeitstag?“ ſagte Theoderich und nahm das Schreiben der Fürſtin zur Hand: „unbeſtimmt, gegen Mitte Oktober . . . um die fernen Gäſte nicht zu einer übereilten Reiſe zu drängen . . . vortrefflich! Mama, wann biſt Du reiſefertig?“

„Wenn ich morgen nach Oberau zurückkehre . . . in acht Tagen.“

„Acht Tage, um Deinen Koffer zu packen, der nichts enthalten wird, als ein paar Kleider in Halbtrauer; Mama, das iſt unerhört!“ rief Teutleben empört: „in drei Tagen ſind wir reiſefertig, nicht wahr, Philli?“

„Das kann ich doch nicht verſprechen, lieber

Theoderich! auch die Halbtrauer macht ihre Anſprüche an Eleganz."

„Verſteht ſich, Philli! elegant müſſen Damen immer ſein. Kann das nicht in drei Tagen bewerkſtelligt werden: ſo nehmen wir uns acht Tage Zeit . . . denn ich verlange durchaus, daß das kleine, ſizilianiſche Meerwunder Dich in keiner Weiſe überſtrahle."

Als Gräfin Euben ein paar Tage ſpäter von Oberau nach Waldenhauſen kam, rief Edwin ihr entgegen ſo laut und ſo froh er nur konnte.

„Tante! ich fiſche hier . . . ich fiſche dort . . . ich fiſche beſtändig! . . . wir reiſen zum Meer."

„Alſo biſt Du entſchloſſen, die weite Reiſe mit Edwin zu machen," ſagte beſorgt die Gräfin zu Leonilla.

„Ja, ich hatte ſchon längſt ſo etwas im Sinn," erwiderte Leonilla gelaſſen: „die Meerluft iſt nervenſtärkend. Ich wußte nur nicht wohin. Ich dachte an die Inſel Wight und an Torquay in Devonſhire. Aber die Einladung der Fürſtin Alcamo entſcheidet die Frage. Wir brechen nächſtens auf. Ich hatte inzwiſchen zwei Telegramme von Oſorio. Das eine aus Genua, wo ſie ſich einſchifften; das andere gleich nach ſeiner Ankunft in Sorrent. Die Reiſe hat ihm wohlgetan. Was ſchreibt Dir Rüdiger über ihn?"

„Ganz dasſelbe. Gott gebe eine durchgreifende Beſſerung."

„Ich rechne feſt darauf, Tante; Menſchen wie Oſorio dürften im Grunde gar nicht ſterben; aber ſicher nicht bei dreißig Jahren.“

„Freilich iſt ſein Leben ein Segen für Viele . . . doch manche Seelen werden in frühen Jahren reif für den Himmel.“

„Schauerlicher Gedanke, Tante! ein Oſorio könnte ſterben und ein Edwin graue Jahre erleben! — ich gönne ſie ihm, dem armen Edwin . . . allein was wäre das für eine Ökonomie in der Natur, das Unbrauchbare zu erhalten, das Brauchbare zu vernichten.“

„In der Ewigkeit werden wir die Weisheit göttlicher Fügungen erkennen, die etwas ganz anderes iſt, als blinde Naturkraft.“

„Wie geht's da oben im Bergſchloß,“ ſagte Leonilla abbrechend: „iſt man noch im Turteltaubenzuſtand?“ — und ohne die Antwort abzuwarten, ſprach ſie wieder von der Reiſe, und daß ſie Edwins wegen auch den Weg mit dem Dampfſchiff ſchon von Marſeille aus einſchlagen wolle; da Doktor Melz die lange Eiſenbahnfahrt für ihn nicht zweckmäßig finde.

„Du wirſt alſo den ganzen Winter abweſend ſein?“ fragte Gräfin Euben.

„Gewiß! und vielleicht noch länger. Hier geht alles ſeinen feſten gutgeſchulten Gang. Zweimal im Monat werde ich mir Berichte ſchicken laſſen, aus denen ich entnehmen werde, ob man die fand ſie ſtets ſanft und traurig, und liebte ſie mit einer Vehemenz, über die ich noch jetzt in der Erinnerung ſtaune. Ich fühlte inſtinktmäßig, daß ſie nicht glücklich war; und da mein kleines wildes Herz nicht im Stande war als Schiedsrichter zwiſchen den Eltern zu ſtehen, und da es ſich nun einmal den abſoluten Gefühlen zuneigte: ſo wurde die Mutter der Gegenſtand meiner abgöttiſchen Liebe, während ich für den Vater beinah Abneigung empfand. Er hatte Momente von ſtürmiſcher Zärtlichkeit, auch für mich; aber ſobald ihm andere Dinge und Gegenſtände durch den Kopf gingen, beherrſchten ſie ihn auch. Er beachtete mich dann gar nicht, und das kränkte mich fürchterlich. Die Mutter war hingegen immer ganz gleichmäßig freundlich für mich, nie zärtlich, aber auch nie zerſtreut; mild und ruhig wie die Madonna; — und deren Bild verſchmolz für mich dermaßen mit dem der Mutter, daß meine kindiſchen Gebete ſich immer an dieſe richteten. Ein glückliches Kind war ich aber mit nichten, wie das die Kinder ſo leicht zu ſein pflegen bei einer guten, freundlichen Mutter, und daran war eben meine unglückſelige Eigenthümlichkeit Schuld. Nicht umſonſt war ich die Tochter meines Vaters! all ſeine Glut loderte in mir, und dafür fand ich ſo wenig Erwiderung bei meiner Mutter, daß ich mir feſt

Ordnung inne hält. Weiter iſt nichts nötig; ich behalte die Zügel in der Hand, gleichviel, ob ich hier bin oder in Neapel. Daß ein Leben, wie ich es ſeit fünf Jahren neben Edwin führe, die Nerven etwas angreift und ſehr müde macht, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Ich weiß, Du biſt immer dagegen geweſen, daß Edwin ſich verehelichte; Du hatteſt Mitleid mit ſeiner Gattin. So wirſt Du leicht einſehen, daß ich einmal eine gründliche Veränderung des Ortes und der Umgebung vornehmen muß, um dem Druck der Verhältniſſe nicht zu erliegen.“

„Ich begreife vollkommen die Schwere dieſes Druckes, liebſte Leonilla: ich fürchte nur, daß eine ſolche ganz äußerliche Veränderung Dir keine weſentliche Erleichterung bringen wird . . . wenigſtens keine andauernde. Zerſtreuung wirſt Du finden — Ruhe nicht,“ ſagte die Gräfin mitleidig, denn Leonilla hatte ſich noch nie ſo offen über ihre Lage ausgeſprochen.

„Zerſtreuung iſt das, was ich wünſche, beſte Tante! mit einer Ruhe, die mich veranlaßte, mit meinem eiſernen Joch zufrieden zu ſein, wäre mir nicht gedient.“

„Aber Dir wäre geholfen, armes Kind.“

„O bitte, Tante, nur kein Bedauern!“ verſetzte Leonilla kalt und hoch. „Das kann ich gar nicht vertragen, weil gar nicht brauchen.“

Die Gräfin ſchwieg. Dieſer Seele, die ſich wie ein Igel abſtoßend zuſammenballte gegen den leiſeſten religiöſen Einfluß, fühlte ſie ſich nicht gewachſen.

Mit unbeſchreiblicher Haſt betrieb Leonilla die Vorbereitungen zu einer Reiſe, welche ſie nach Gutdünken verlängern oder abkürzen wollte. Es war, als fürchte ſie, irgend ein Hindernis werde die Reiſe unmöglich machen. Als ſie im Wagen ſaß, atmete ſie tief auf und ſeufzte: Endlich! . . . nach Sorrent.

„Ja, zum Fiſchen, jahraus jahrein,“ ſagte Edwin.

Drittes Kapitel.

In die ſtille Alcamone war ein froh bewegtes Leben eingezogen. Rüdiger und Adriane waren vermählt. Eigentliche Feſtlichkeiten gab es nicht, weil man ſich in Graf Eubens Todesjahr befand und weil die ſchwache Geſundheit der Fürſtin es ohnehin nicht geſtattete; aber das Leben war ein Feſt. Rüdiger und Adriane waren glücklich, Theoderich und Philiberte waren glücklich, Gräfin Euben und die Fürſtin waren glücklich im Glück ihrer Kinder. Mario und Tarregiano und ſeine Mutter, obſchon ſchmerzlich getäuſcht in ihren Hoffnungen, wollten doch mit den Verwandten im freundſchaftlichen Verhältnis bleiben und benahmen ſich demgemäß mit Teilnahme und Herzlichkeit, wofür ihnen die Fürſtin, die Mario's Wünſche früher begünſtigt hatte, den innigſten Dank wußte. Jetzt, da die Sorge um Adrianens Zukunft ſie nicht mehr quälte, beſſerte ſich auch ihre Geſundheit, wie es ſchien, und in tiefer Demut dankte ſie dem gütigen Gott für die unverdiente Gnade, daß Jazinta Fredini ſolche halcyoniſche Tage erlebe.

Oſorio wohnte bei ihr in der Alcamone, nicht in der benachbarten, für die Gäſte eingerichteten Villa. Adriane hatte geſagt:

„Unſeren guten Engel behalten wir unter unſerem Dach.“

In ihrer lebhaften und anſchmiegenden Weiſe hatte ſie tauſend kleine Aufmerkſamkeiten, um ihm ſeinen Aufenthalt ſo bequem, ſo zuträglich und ſo angenehm wie möglich zu machen, und die gute Filomena, die er einſt in ſchwerer Krankheit ſo fleißig beſucht hatte, vergalt es ihm freudig durch treue Dienſtfertigkeit. Wie alle Bruſtkranke, hielt er ſich für weniger leidend, als er wirklich ſein mochte und zählte, obſchon immer vereint mit dem Willen Gottes, doch ziemlich feſt auf ſeine Geneſung.

Der zufriedenſten Einer war Edwin. Stunden und Stunden ſaß er im Nachen, neben ihm ſein Kammerdiener, der die nötigen Fliegen anfertigte und Gaetano, der Fiſcher, dem der Nachen gehörte und Ruder und Segel handhabte, wobei ihm ſein Sohn Antonio unterſtützte. Beide ſuchten aus allen Kräften die Liebhaberei des guten Edwin zu nähren, die für ſie einträglicher war, als der Fiſchfang eines halben Jahres. An Edwins Angel kamen Wunderdinge zu hängen, Meerſterne, Seequallen, Polypen; — am ſeltenſten freilich Fiſche, welche in jenen Meeren überhaupt nicht bei Tage, ſondern nachts zwiſchen Untergang und Anfang der Sonne geſangen werden. Das hatte aber für Edwin nichts zu ſagen, wenn nur irgend etwas, und ſei es Seetang, an ſeinem Angelhaken hängen blieb. Er begriff nicht, daß die ganze Geſellſchaft, anſtatt ſich auf den Fiſchfang zu begeben, andere Exkurſionen vorzog und lieber in Pompeji ein ausgegrabenes Stück Leben aus der römiſchen Kaiſerzeit betrachtete; — lieber an den Tempeln von Päſtum die Kultur Großgriechenlands in dieſen Monumenten doriſcher Kunſt bewunderte. Zuweilen gab es aber auch an ſchönen Abenden Waſſerfahrten, bei denen Philibertens und Adrianens liebliche Stimmen ihren ſüßen Nixengeſang hören ließen und Mario Tarregiano zur Guitarre ſizilianiſche Volkslieder ſang.

„O, Mama, wenn ich nur nicht vor Glückſeligkeit ſterbe," ſagte Adriane, als ſie eines Abends von einer ſolchen Waſſerfahrt im Mondenſchein heimkehrte, und umarmte die Fürſtin, die ſich von der Abendluft fern hielt und bei der ſich Oſorio befand.

„Die paar Tage von Glück wirſt Du ſchon aushalten, ſüßes Kind," ſagte die Fürſtin und ſtreichelte zärtlich Adrianens Locken — und Oſorio ſetzte hinzu:

„Der Tod wird bald genug in dieſen Kreis hineingreifen."

„Wie ſo, Hochwürden,“ rief ſtarr von Schreck Adriane.

„Denken Sie nur, wie viel Menſchen wir hier beiſammen ſind; — das kann ja doch nicht ewig ſo fortgehen.“

„Nein, ewig nicht, aber doch bis . . . bis“ . . .

„Bis zum Ende der Welt!“ fiel Oſorio lachend ein.

„Bis zum Ende des Jahrhunderts!“ rief ſie fröhlich und hüpfte von dannen.

Zwiſchen dieſen Menſchen, um die ſich ein Band der Liebe und des Wohlwollens ſchlang, ſtand Leonilla wie ein Marmorbild. Troſtloſigkeit, wortloſe, namenloſe, maßloſe, hing wie ein undurchdringlicher Trauerflor um ihre Seele. Alle dieſe Menſchen waren glücklich. Vorübergehend, ja, aber ſie waren es in der Gegenwart. Sie konnten ſagen in der Stunde der Trübſal: ich bin glücklich geweſen. Sogar die, deren Leben ſie durchkreuzt hatte, Rüdiger, Theoderich — tranken aus dem Kelch der Freuden, während der Kelch, den das Leben ihr darbot, nichts als die bitterſte Bitterkeit, ohne einen einzigen ſüßen Tropfen enthielt! keinen verſöhnenden Tropfen! ihre Eltern — gleichgültige Egoiſten; ihr Mann — ein ſchattenhaftes Gebilde; keine Kinder; keine Geſchwiſter, keine Freunde — gar nichts! gar nichts auf der weiten Welt, als das tote Ding — Geld. Aber hätte ich auch das alles, was ich nicht habe — was hätte ich denn? was könnte mir, dauernd, ein Jean de Vaudreuil ſein, der nichts im Kopf hat als ſeine Karriere! Was ein Theoderich, der in Launen und Genußſucht lebt! Was ein Rüdiger — charakterlos und verſchwommen wie er iſt! — Was eine Philiberte, die heute ihrem Mann davonläuft und morgen ihn anbetet. Nein, nicht den kleinen Finger meiner Hand bewege ich jetzt, da ich die unerhörte Armſeligkeit der Menſchen erkannt habe, um einen aus ihnen zu gewinnen, zu feſſeln. Freilich! freilich! . . . — ſo fuhr ſie in ihren langen, langen Selbſtgeſprächen fort — da iſt ein Menſch . . . aber der gehört nicht zu der großen allgemeinen Herde . . . der gehört einer anderen Sphäre an . . . der lebt mit ganz anderen Gedanken und Gefühlen, und für ganz andere Ziele und Beſtrebungen . . . und zu wiſſen, zu ſehen, daß ein ſolcher Menſch in dieſer elenden beſtaubten Welt exiſtiert, ohne ſich im Staube zu vergraben — das wäre genug, um die Mühe des Daſeins zu ertragen . . . und dieſer Menſch . . . — — Sie griff mit beiden Händen an ihre Stirn, in ihre Locken; ſie ſprach das furchtbare Wort nicht aus, das wie ein drohendes Geſpenſt im Hintergrunde ihrer Gedanken lag, aber ſie wußte, daß es dort lag: dieſer Menſch ſtirbt! — —

Als ſie nach Sorrent kam, als ſie Diorio wiederſah und von allen Seiten hörte, er befinde ſich beſſer, er habe ſich ſchon gekräftigt und bedürfe nur der Ruhe, um vollſtändig zu geneſen — da nahm ſie ein Etwas in ſeinem Auge wahr — war's ein Schimmer, war's ein Schatten? — das ſie früher nie bemerkt hatte, das fremd und unheilverkündend ſie anſchaute und ihr die Ahnung ins Herz ſenkte: Er ſtirbt. Sie fragte den Doktor:

„Wie finden Sie Kaplan Oſorio?"

„Überraſchend gut! das ganze Nerven- und Gefäßſyſtem iſt gehoben."

„Jawohl . . . dermaßen gehoben, daß es ganz raſch die Kräfte aufzehren wird."

„Die herrliche Meeresluft ſtärkt ihn, die Sonne, die in dieſer Jahreszeit nur erwärmt und nicht verbrennt, verbunden mit der gleichmäßigen Temperatur, tut ihm ſichtlich wohl . . ."

„Herr Doktor, laſſen Sie Ihre allgemeinen Redensarten und Ihren Optimismus beiſeite! . . . wie finden Sie Kaplan Oſorio?"

„So gut wie es nach den Umſtänden zu erwarten iſt, gnädige Frau," ſagte er trocken.

„Genug! ich weiß Beſcheid," ſagte ſie kalt, aber ſie bebte vom Scheitel bis zur Sohle.

Zuweilen faßte ſie Mut und Hoffnung, weil Oſorio ſelbſt voll Hoffnung war und ſich mitunter an der Geſellſchaft in einer Weiſe beteiligte, die ihr gewagt ſchien.

„Sie müſſen nicht immer der Aufforderung dieſes Kindes, dieſer Adriane folgen," ſagte ſie einmal zu Oſorio, als er an dem Ritt teilnahm, den man zu Eſel nach Sta. Agata auf der Höhe des Bergrückens unternahm. „Wir freuen uns, wenn Sie zwiſchen uns anderen ſind, allein es ermüdet Sie doch und das müſſen Sie durchaus vermeiden."

„Die Ausſicht von der Villa Pignatelli iſt ſo wunderſchön und ſo großartig, daß ich die kleine Ermüdung nicht bedauern kann, gnädige Baronin," verſetzte Oſorio.

„Ich bin dieſer Naturſchwärmerei ganz überdrüſſig!" ſagte ſie wegwerfend. „Was iſt denn daran zu bewundern, daß man ſich hoch genug befindet, um zugleich den Golf von Neapel rechts und den Golf von Salerno links zu ſehen."

„Nicht die Höhe iſt zu bewundern, aber die großartige Mannigfaltigkeit des überreichen Bildes."

„Immer Waſſer, Luft und Erde, Herr Kaplan."

„Ja, der Blick in den Himmel würde ſchöner ſein — das gebe ich zu," entgegnete er ſanft.

„Genug, Sie dürfen nicht allzu nachgiebig ſein, Herr Kaplan."

„Ich geſtehe, daß ich es zuweilen gern bin. Wenn ich mich wohl fühle, wie jetzt faſt immer, wäre es überdies unfreundlich die Aufforderung zur Teilnahme beſtändig abzulehnen.“

„Sie fühlen ſich alſo wirklich kräftiger als vor der Reiſe?“ fragte ſie dringend.

„Ohne Frage!“ antwortete er entſchieden.

Das tröſtete ſie denn ein wenig, ohne ſie wirklich zu beruhigen. Sie war ſo überfüllt von ihren Gedanken, daß ſie in der Geſellſchaft zerſtreut und einſilbig war. Sie hing ihrer Liebhaberei nach, welche darin beſtand, allein mit dem Schiffer Vito weit hinaus ins Meer zu fahren.

„Da ſingt die Cellenza zuweilen wie eine Sirene,“ erzählte Vito, wenn er heimkehrte: „gewöhnlich aber iſt ſie ganz ſtill und ſchaut über das Meer hinweg.

Rüdiger hatte Mitleid mit Leonilla; Theoderich nicht. In einem vertraulichen Geſpräch äußerte Theoderich einmal gegen Rüdiger:

„Sie iſt ein böſes Weib, eine wahre Hexe. Ganz kaltblütig, ohne von Leidenſchaft hingeriſſen oder verblendet zu ſein — was freilich keine Entſchuldigung, aber doch eine Erklärung wäre — ſtiftet ſie Unheil. Sie kann es nicht leiden, daß jemand zufrieden iſt; ſie muß ihn ſtören in ſeiner Ruhe, in ſeiner Liebe, in ſeinem Glück, in ſeinem Glauben — worin es ſei, ſie muß ihn ſtören . . . dazu wendet ſie ihre Schönheit, ihren Verſtand, ihre Überlegenheit, all' ihre Gaben an — und das einbildete ſie liebe mich wenig oder gar nicht. Nun wollte ich ſie aber erwärmen und gewinnen, durchaus! und wurde ihr wahrſcheinlich dadurch höchſt läſtig, denn mir ſtanden freilich nur geringe Mittel zu Gebot, um ihr meine Liebe an den Tag zu legen. Gehorſam, aufmerkſam und wißbegierig war ich, und dafür lobte ſie mich denn nach ihrer Weiſe mit ein Paar Worten; aber ich unterſchied Lob von Liebe, und jenes genügte mir gar nicht. Beſtändig wollte ich bei ihr ſein, neben ihr ſitzen, ihre Hand halten, in ihre Augen ſehen, zwanzig Mal in der Stunde ihr um den Hals fallen, ſie überſtürzen mit Liebkoſungen, Küſſen, Schmeichelworten. Las ſie, ſo kniete ich vor ihr nieder, und ſah ſie ſo lange, ſo feſt, ſo unverwandt an, bis ſie mir über das Buch hinweg einen Blick zuwarf. Saß ſie am Piano: ſo kletterte ich hinter ihr auf den Stuhl, und umſchlang voll Entzücken über ihre wundervolle Stimme ihren Nacken und Kopf ſo heftig, daß ich ſie im Geſang unterbrach. Kleidete ſie ſich feſtlich an, um in irgend eine Soiree zu gehen — was höchſt ſelten geſchah — ſo zerfloß ich in Thränen über die Vorſtellung, daß ich ſie zwiſchen all den geſchmückten Menſchen, in den hell erleuchteten Sälen nicht ſehen durfte. Zu meinen Thränen ſprach ſie: „Schäme Dich, Clelia!“ — Zu meinen iſt ganz diaboliſch. Darum ſage ich: ein böſes Weib.“

„Ein unglückliches Weib,“ ſagte Rüdiger.

„Sie iſt doch wahrlich kein Engel des Lichts für Dich geweſen.“

„Nein! allein das iſt kein Grund, um auf ſie den Stein zu werfen, der richtiger mich treffen müßte.“

„Immer ſublim . . . immer in höheren Regionen, Freund Rüdiger,“ ſagte Teutleben und blickte den Spiralwölkchen ſeines Zigarrenrauches ſo ernſt nach, als ob dieſe ihm höhere Regionen bezeichneten.

„Im Gegenteil! ganz auf feſtem Boden!“ verſetzte Rüdiger: „ich hatte Glauben und Grundſätze; ihr fehlte jener und folglich auch dieſe. Wer trägt die größere Schuld — ſie, die blind handelte, oder er, der ſich blenden ließ.“

„Auf ſolche haarſpaltende Fragen laſſe ich mich nicht ein; bemerke Dir jedoch, daß ſie keineswegs ganz blind iſt. Sie hat ihren guten Verſtand und der ſpricht denn doch in allen Dingen ein Wörtchen mit; obſchon er gerade jetzt ſehr umnebelt iſt.“

„Beſter Freund! Kämpfe für die Wahrheit zerſtreuen allmählich die Nebel.“

„Für die Wahrheit?“ rief Teutleben und ſah ſeinen Schwager befremdet an: „ich wiederhole Dir, Du ſchwebſt immer in höheren Regionen. Ich rede von einer Tatſache — und das iſt dieſe:

Leonilla hat eine Leidenſchaft für dieſen vortrefflichen Dſorio gefaßt . . . —"

„Sprich nicht ſolchen Unſinn!" rief Rüdiger, ſprang auf und warf ſeine Zigarre fort.

Teutleben nahm eine andere Zigarre, reichte ſie ganz gemütlich ſeinem Schwager und fuhr fort, als ob keine Unterbrechung ſtattgefunden habe:

„Eine platoniſche Liebe — das verſteht ſich! für dieſen hinſterbenden Mann: das iſt mir ſo klar wie das Einmaleins. Ich habe mich während eines ganzen Jahres auf wilden Streifzügen von den Verkehrtheiten der Menſchen entwöhnt. Ich komme in ihre Kreiſe gleichſam mit friſch gewaſchenen Augen zurück. Folglich ſehe ich ſchärfer und erkenne deutlicher, wie ſie beſchaffen ſind und was um mich vorgeht, als Ihr übrigen, die Ihr Euch in Leonilla's Seltſamkeiten, Schroffheiten uſw. uſw. feſt eingelebt habt."

„Es wäre ja ein wahnwitziger Einfall," rief Rüdiger.

„Ich bitte Dich, ſetze Dich wieder zu mir. Dein Zimmer iſt zu klein, um darin auf und nieder im Tempo eines verwundeten Panthers zu rennen. Das macht mich nervös und raubt mir alle Gemütlichkeit, die hier in ſolchem Grade zu Hauſe iſt, daß ich faſt meine Aetna-Expedition vergeſſe. Setze Dich, rauche Deine Zigarre . . . das beruhigt Dich wieder. So. — Ja, es iſt ein wahnwitziger Einfall. Doch, das iſt kein Grund, daß Leonilla ihn nicht habe. Im Gegenteil. Weshalb ſie von anfang an einen ſympathiſchen Zug zu dieſem frommen Menſchen gehabt hat — das iſt ſo unerklärlich wie überhaupt jede Zuneigung iſt. Aber ich weiß es. Im Winter vor anderthalb Jahren intereſſierte ſie ſich ſchon lebhaft für ihn . . . zu meinem größten Erſtaunen. Ein frommer Prieſter, der ſich um nichts und um niemand bekümmert, und nur für ſeine ernſten Seelſorgpflichten lebt — welch' Intereſſe konnte er einer Leonilla einflößen? Vielleicht das der Neugier. So dachte ich. Darauf manöverierte ſie ſo lange, bis er nach Waldenhauſen kam und ein Jahr unter ihrem Dache lebte — ſtets in gleicher Weiſe um nichts und niemand ſich bekümmernd als um ſeine Seelſorgpflichten, welche ſie, gemäß ihrer Geſinnung, nicht in Anſpruch nahm, ſo daß er auf demſelben fernen, höflichen Fuß mit ihr blieb, während er ſich mit Euch allen in Oberau befreundete. Dies iſt ihr neu, überraſchend, unbegreiflich und, nach Frauenart, begeiſtert ſie ſich für das, was ſie nicht begreift und was überhaupt kein Menſch begreifen kann. Ich ſchätze Oſorio ungemein . . . Du lächelſt? . . . ich wiederhole den Ausdruck meiner Hochſchätzung, denn er hat die Philli auf einen Standpunkt gebracht, der mich entzückt. Er hat ihr folgendes eingeprägt: Seien Sie jetzt ſo für Ihren Mann, wie Sie auch künftig ſein werden, wenn Tage kommen, die nicht roſenrot — ja, vielleicht Stunden, die ſchwarz ſind. Das hat er ihr hier auf ein Blättchen geſchrieben, das in ihrem Gebetbuch liegt. Welche angenehme Ausſicht iſt das für einen armen Ehemann, der ſeine menſchliche Schwachheit kennt und den Troſt hat, die Gattin unter dem Einfluß eines ſo weiſen Ratgebers zu wiſſen. Alſo: ich folge dem Beiſpiel der Oberauer und ehre und ſchätze ihn . . . ja, ich habe ein gewiſſes Zutrauen zu ihm . . . — —“

„Benutze das zum Vorteil Deiner Seele,“ fiel Rüdiger ein: „hätte Leonilla das getan, ſo ſtände es jetzt ganz anders mit ihr.“

„Mir liegt jetzt die Ätna-Expedition im Kopf . . . habe ich ſie hinter mir, ſo denke ich vielleicht an andere Dinge, zu denen die Philli mich zu drängen ſucht.“

„Aber der Ätna bleibt . . . und wer kann behaupten, daß Oſorio unter uns bleiben wird!“ ſagte Rüdiger lebhaft.

„Der Ätna bleibt? . . . das iſt fraglich, Freund Rüdiger. Hat der Hekla nicht eben jetzt halb Island verwüſtet? wer weiß, was dem Ätna einfällt! . . . Nein! den muß ich erſt beſteigen, ſchon wegen Philli, die es ſo ſehr wünſcht.“

„Philli würde weit mehr wünſchen.“

„Nichts da!“ unterbrach Theoderich: „verſuche Deine Überredungsgabe an Leonilla . . . bringe ſie zur Vernunft. Es iſt ja ein erbärmliches Schickſal Edwins Frau zu ſein, aber ſie iſt es nun einmal! . . . und will ſie ſich verlieben, nun, ſo gibt es ja unzählige Männer, die ſich beſſer dazu eignen, als der fromme totkranke Diorio. Bringe ihr das bei. Du ſtehſt ja mit ihr auf freundſchaftlichem Fuß; — ich nicht. Wir können uns im Grunde beide nicht leiden."

„Ich teile aber gar nicht Deine Anſicht," entgegnete Rüdiger, „und ich finde nichts in Leonilla's Benehmen, was dieſelbe beſtätigt. Sie hatte Rückſichten für ihn, die einem Geiſtlichen — Aufmerkſamkeiten, die einem Schwerkranken gebühren, ſolange er bei ihr in Waldenhauſen war. Hier hat das aufgehört, denn er iſt der Gaſt meiner Schwiegermutter. Dort wie hier hat ſie ihm aber nie ein freundliches Wort geſagt. Ihr Ton iſt immer herriſch oder abſtoßend, herausfordernd oder ſpöttiſch, wenn ſie mit ihm ſpricht. Das verrät keine Zuneigung."

„Nein! es verhüllt ſie. Übrigens wird ihr auch dieſe Grille vergehen, ſo gut wie manche andere — und das iſt beruhigend," ſagte Theoderich gleichmütig.

„Ihr ſitzt hier bei Eueren Zigarren und wir warten auf Euch bei unſeren Eſeln," ſagte Adriane lebhaft eintretend.

„Schönſte aller Schwägerinnen, wohin ſoll der Ritt gehen?" ſagte Teutleben und ſtand raſch auf.

„Über den Bergrücken nach Amalfi. Die Tage werden kurz; wir dürfen nicht zögern. Kommt nur ganz geſchwind.“

Unten ſtand Leonilla und ſagte zu Doktor Melz, indem ſie die Zahl der Eſel überſah:

„Will der Baron mitreiten?“

„Bewahre der Himmel! wie die Auſter an ihrer Schale, ſo feſt hängt er an ſeinem Nachen.“

Indem traten die Herren und Adriane aus dem Hauſe. Auch Oſorio.

„Herr Kaplan,“ rief Leonilla entſetzt, „Sie werden doch den ſtarken Ritt nach Amalfi nicht mitmachen?“

„Ich wage es, gnädige Frau! der Doktor hat bei dem herrlichen Wetter nichts dagegen,“ gab Oſorio zur Antwort und Adriane ſagte:

„Sei unbeſorgt, Leonilla! ich habe einen Eſel für ihn ausgeſucht, der einen Schritt hat ſanft wie ein Lämmchen, das auf Sammet geht.“

„Das klingt ja ganz lieblich . . . aber wir kommen auf die Höhe des Bergrückens und da gibt's immer Wind,“ ſagte Leonilla troſtlos.

„Wagen gewinnt, Herr Kaplan!“ rief Adriane und klatſchte ſiegesfroh in die Hände, als Oſorio im Sattel ſaß.

Fort ging die Kavalkade. Vom Balkon blickte Jazinta froh über die allgemeine Fröhlichkeit ihr nach. Sie hatte auch ihre Gedanken bezüglich Leonilla's, aber ſie trug ſie ſtill in der Bruſt.

Rüdiger hielt ſich ſoviel wie möglich an Leonilla's Seite auf, immer hoffend, einen günſtigen Augenblick für ein trauliches Geſpräch zu benutzen. Sie ſchien es nicht zu wünſchen. Der Eſel, der ſie trug, hatte keinen ſichern Tritt auf dem Felſenweg; er ſtrauchelte ein paarmal. Rüdiger ſtieg ab und ging neben Leonilla her. Sie ſagte:

„Es iſt nicht nötig, ich danke Dir. Ich verſtehe ja zu reiten.“

„Ein Pferd iſt leichter zu regieren, als ein Eſel.“

„Das iſt richtig; denn das Pferd iſt klug und verſteht das, was es verſtehen ſoll. Der Eſel aber iſt dumm und iſt verſtockt, nach Art der Dummheit.“

„Leidet alſo Dein gutes Grauchen an dieſem unheilbaren Übel, ſo erlaube mir an Deiner Seite zu bleiben.“

„Adriane wird eiferſüchtig werden,“ ſagte ſie mit ihrem eiſigen Lächeln.

„Dazu iſt keine Veranlaſſung . . . und überdies hat ſie ſich vorgenommen bei Oſorio zu bleiben für den Fall, daß er nicht ſo raſch reiten will, wie die übrigen.“

„Es wäre klüger geweſen, ihn zu überreden, daheim zu bleiben.“

„Scheint Dir die Gefahr ſo nah?“

„Wie nah?“ rief ſie erbleichend.

„Daß ein ſolcher Ritt ihm weſentlich ſchaden könnte."

„Ich begreife Euch nicht!" brach ſie aus: „Euch alle nicht! Ihr ſchätzt Oſorio hoch. Ihr ſeid ihm dankbar. Ihr ſeid ihm befreundet . . . und Ihr ſeid nicht um ſein Leben beſorgt."

„Das ſind wir . . . ſonſt wäre er nicht hier. Aber wir können ihn unmöglich vor lauter Teilnahme einſperren."

„Doch! wenn dadurch ſein Leben erhalten werden könnte! . . . Ihr geht mit ihm um, als ſei er unſterblich."

„Deinen Vorwurf laſſe ich fallen, Leonilla, und ich frage Dich, ſiehſt Du in ihm nur ein ſterbliches Weſen?"

„Jetzt iſt ein Menſch da. Stirbt er, ſo iſt er da geweſen. Das gilt für alle, ohne Ausnahme. Deshalb zittere ich für Oſorio's Leben, denn es iſt ein edles Leben."

„Jawohl! es iſt das verborgene, ſelbſtloſe, ſegenſpendende, opferwillige Leben des guten Prieſters. Nur das Auge Gottes erſchaut ſeine Verdienſte und nur die Liebe Gottes lohnt ſie ihm in Zeit und Ewigkeit. Wer das Leben voll Selbſtverleugnung eines guten Prieſters beobachtet, gründlich erwägt und mit dem Leben von uns anderen Leuten vergleicht, dem ſagt die Vernunft, daß es jenſeits des Grabes ein ewiges Leben geben müſſe, wo Vergeltung für den höheren oder geringeren Grad der Tugend geſpendet wird. Wäre das nicht der Fall, wäre die Stimme der Vernunft eine Lüge — ſo müßte man verzweifeln über den Tod.“

„Weil der Menſch ſein ephemeres Daſein fühlt, iſt er gierig nach dem Leben, klammert er ſich an das Leben an. Er hat den Inſtinkt, daß der Tod — der Tod iſt und er ſträubt ſich gegen ihn . . . auch durch allerhand Phantasmen von Unſterblichkeit. So ſteht die Sache, Rüdiger: der Tod — der iſt wahr, der iſt wirklich. Von jenſeits des Grabes iſt noch niemand zurückgekehrt, um uns Botſchaft von Unſterblichkeit zu bringen.“

„Du irrſt, Leonilla.“

„Glaubſt Du die Ammenmärchen von Geſpenſtern und Vampyren?“

„Das nicht, Leonilla. Allein ich glaube, daß Chriſtus der Heiland der Welt vom Tode auferſtanden iſt, um uns ein ewiges Leben zu offenbaren.“

„Du glaubſt nicht an Märchen, ſagſt Du, mein armer Rüdiger, und Du glaubſt eine Mythe!“ rief Leonilla mitleidig: „das überſteigt meine Faſſungskraft! Doch in dieſem Punkt biſt Du ſo klar, daß ich ganz mit Dir übereinſtimme.“

„Und das iſt?“ fragte er überraſcht.

„Es gibt Gräber, bei denen man der Verzweiflung, das heißt dem Schmerz ohne Troſt anheimfällt.“

„Nur dann, wenn man Deine Geſinnung teilt, Leonilla. Der chriſtliche Glaube hat Troſt für jeden Schmerz.“

„Mein Troſt iſt . . . Nirwana,“ ſagte ſie und trieb ihren Eſel zu einem ſo raſchen Schritt an, daß Rüdiger den ſeinen beſteigen mußte.

Die Exkurſion nach Amalfi hatte keinen übeln Einfluß auf Oſorios Befinden und Adriane frohlockte:

„Wagen gewinnt, Leonilla.“

Liebkoſungen: „Nun iſt's genug, Clelia, unterbrich mich doch nicht immer!“ — Zu meinen Kniebeugungen: „Wälze Dich doch nicht beſtändig auf der Erde wie ein kleiner Hund herum, Clelia!“ — Einmal antwortete ich, und legte meinen Kopf auf ihre Füße:

„Ich bin ja auch Dein armes Hündchen, Mama, das gar zu gern auf Deinen lieben ſchönen Füßen liegen mag.“

Da ſprach ſie ſtreng: „Steh auf, Clelia! Du mußt nicht ſo übertreiben; das iſt nah verwandt mit lügen. Man muß nie mehr ſagen als man empfindet.“

Ich hatte nun aber genau die zärtliche Unterwürfigkeit, die unbedingte Ergebung empfunden, die ein Hündchen in der Nähe ſeines geliebten Herrn haben mag; und nicht der Vorwurf der Mutter grämte mich, ſondern der Gedanke, daß ich ihr keinen Begriff von meiner Liebe beibringen könne.

Ein andres Mal trat ich in ihr Zimmer, als ſie eben ihren Anzug zu einem großen Diner beendet hatte. Ich ſehe ſie noch vor mir! veilchenfarbenen Atlas trug ſie und Ohrgehänge von Diamanten, und ihre wunderſchönen marmorweißen Arme glänzten aus den ſehr kurzen Ermeln, die man damals trug, heraus. Ganz geblendet blieb ich erſt ſtehen,

Viertes Kapitel.

So lieblich der Aufenthalt in Sorrent und ſo ſehr er vom herrlichſten Wetter und von allgemeiner glücklicher Stimmung begleitet war — endlich mußte man doch an den Aufbruch denken. Rüdiger und Adriane wollten Gräfin Euben bis Venedig begleiten; Trautleben und Philiberte rüſteten ſich zur Erſteigung des Ätna; die Fürſtin ging mit Oſorio nach Palermo. Leonilla ſprach von einer Reiſe durch das Innere von Sizilien, zu den Tempeln von Agrigent, von Selinunt und von Segeſte; ſie wollte die Reiſe mit Doktor Melz zu Pferde machen; Edwin ſollte in einer Sänfte von Maultieren getragen werden — und was ſpäter geſchehen werde, wußte ſie ſelbſt nicht.

Am 1. Dezember ſollte von Neapel aus der allgemeine Aufbruch geſchehen, ſollte die Eiſenbahn die einen gen Rom und das Dampfſchiff die anderen nach Sizilien führen. Die nahe Trennung erfüllte alle mit einem Anflug von Wehmut, denn alle — nicht die Fürſtin allein — hatten in der Alcamone halcyoniſche Tage verlebt; ruhige, friedliche, ſorgenloſe, durch erlaubtes Glück verſchönerte Tage. Leonilla ausgenommen. Sie hatte weder Frieden noch Ruhe; aber ſie teilte die wehmütige Stimmung, denn ſie dachte angſtvoll an die Möglichkeiten, die der Winter bringen könne.

Zwei Tage vor der Abreiſe trat Filomena blaß und zitternd in das Schlafzimmer der Fürſtin, die eben aufgeſtanden und meldete ihr, Kaplan Oſorio ſei von einem furchtbar heftigen Anfall des Bluthuſtens befallen. Jazinta rief voll Schreck:

„Er lebt doch noch, Filomena? . . . iſt der Pfarrer gerufen? . . . — —"

„Ja, ja . . . aber wie eine Leiche liegt er da . . . die Augen geſchloſſen . . . und ach! die Schatten, die der Tod vor ſich her wirft, auf dem Antlitz."

„Iſt er bei Beſinnung, um die heilige Wegzehr zu empfangen?"

„Ich weiß nicht," ſchluchzte Filomena.

Die Fürſtin eilte zu Oſorio. Er lag ſo da, wie Filomena es geſagt hatte, aber als die Fürſtin ſeinen Namen nannte, ſchlug er die Augen auf und blickte ſie todesmatt aber mit Bewußtſein an. Über ſeinem Bett hing ein Kruzifix. Sie vermutete, daß der Sterbeablaß darauf liege, nahm es von der Wand und berührte damit ſeine Lippen. In dieſer lieblichen Weiſe, gleichſam im

Fuß des Gekreuzigten, trat ihm die Todesbotſchaft entgegen und er lächelte ihr zu.

Gräfin Euben und Rüdiger eilten herbei. Philiberte und Adriane in ſtillen Tränen ſchwimmend, knieten neben ihm. Theoderich kam. Wie merkwürdig! dachte er für ſich: da ſtirbt ein armer unſcheinbarer Prieſter, und die Glücklichen dieſer Welt umringen ſein Sterbelager mit ſolcher Liebe und ſolchem Schmerz, als ginge ihnen allen der teuerſte Freund hinweg. Es iſt etwas erhabenes der katholiſche Prieſter . . . wenn er gut iſt, prieſterlich gut. — — Edwin war im Garten; man hatte ihn geheißen Laub und Blumen zu pflücken, um ihn zu beſchäftigen.

Das Haus wurde geſchmückt zum Empfang des Sanktiſſimum, Kerzen angezündet, Teppiche hingebreitet, Blumen geſtreut, ein kleiner Altar im Sterbezimmer hergerichtet. Nach der ſchönen italieniſchen Sitte verkündete die Glocke der Pfarrkirche durch gewiſſe Schläge, daß das Allerheiligſte Sakrament zu einem Schwerkranken in der Gemeinde in feierlicher Prozeſſion gebracht werde. Es wurde vom Pfarrer unter einem kleinen weißſeidenen Baldachin getragen, von Kerzenträgern umgeben, von Andächtigen begleitet. Das Miſerere betend, kam der Zug aus der Stadt zur Villa Alcamone, die unmittelbar vor dem Tor lag. Am Eingang der Villa ſtanden ihre Bewohner mit brennenden Kerzen in der Hand und folgten dem Hochwürdigſten Gut ins Haus und in das Sterbezimmer. Teutleben war dabei. Als die Kerzen verteilt wurden, drückte Philiberte ihm eine Kerze in die Hand, blickte ihn zärtlich mit ihren ſchimmernden tränenfeuchten Augen an und ſagte:

„Nicht wahr, lieber Theoderich, Du tuſt genau das, was wir übrigen tun?“

Schweigend nickte er ihr ein Ja zu und tat wie ſie ihn geheißen hatte. Und ſo lag er denn jetzt vor dem verborgenen Gott auf den Knien, den er ſolange, ſolange verleugnet hatte, und der Gedanke, es ſei doch ſchön als katholiſcher Chriſt zu ſterben, trat lebendig an ſeine Seele heran. Wo nur das allerkleinſte glimmende Fünkchen von gutem Willen iſt, da iſt die Gnade immer bereit es anzufachen.

Leonilla war zugegen, aber teilnahmlos für alles, was geſchah und von niemand beachtet. Dem Sterbebett gegenüber ſtand ſie halb verhüllt vom Vorhang in einer Fenſterniſche und blickte unverwandt mit erſchreckender Starrheit, als wolle ſie das entſchwindende Leben feſthalten, auf Oſorio. Sie dachte nicht, daß es doch ſchön ſei, als ein guter Prieſter zu ſterben, als katholiſcher Chriſt zu ſterben — wie ſogar Theoderich, ergriffen von der Erhabenheit des Augenblicks, wenn eine Seele vor ihrem Richter erſcheinen ſoll, dachte. Sie dachte, ſie fühlte, ſie wußte überhaupt nichts in der grenzenloſen Leere ihres Geiſtes. Sie ſah nur eines — und das Eine war für ſie alles: Oſorio ſtirbt.

Ihr in die Sinnenwelt gebannter Geiſt nahm nur das Sinnliche des Todes wahr: Oſorio ſtirbt. — —

Ja — er war in der Ewigkeit. — Der Geiſtliche ſprach: Requiescat in pace. Leonilla hörte es, aber wie aus weiter Ferne, jenſeits brauſender Wogen. Jazinta legte ſanft die Hand über ſeine Augen. Leonilla ſah es, aber wie hinter zitternden Wolken. In ihrer Bruſt, in ihrem Gehirn waren die Wolken und die Wellen. Einen Augenblick wollten ihre Sinne ſchwinden. Sie lehnte ſich in der Fenſterniſche zurück, um nicht zu fallen und preßte krampfhaft die Hände zuſammen. Das gab ihr wieder äußere Sammlung. Sie trat aus dem verhüllenden Vorhang hervor und nahm einen Sitz am Fuß des Sterbebettes ein, immer ſtarr die entſeelte Hülle anſchauend. Adriane ergriff weinend ihre Hand; ſie war kalt und ſtarr wie Marmor und erwiderte nicht den warmen Druck. Man ſah, daß ſie furchtbar erſchüttert war, doch kein Seufzer, keine Silbe, keine Träne verriet ihren Schmerz. — —

Es war ein trauriger Tag in der Alcamone und ein ſchneidender Gegenſatz zu den vergangenen Tagen.

„Wir trauern nicht wie die, welche keine höhere Hoffnung haben," ſagte Jazinta; „aber das Herz fühlt den Riß und die ſchmerzende Wunde, die ein ſolcher Verluſt ſchlägt."

„Ich ſehe," ſagte Adriane betrübt, „daß es mit der Glückſeligkeit gar nicht lange dauert, da man jeden Augenblick ſeine beſten Freunde verlieren kann.“

„Ja, ein Freund, ein wahrer, ein heilbringender Freund — das iſt er für uns alle geweſen!“ rief die Gräfin — und Rüdiger ſetzte hinzu:

„Und das bleibt er für uns! . . . er vergißt uns nicht in der ſeligen Ewigkeit.“

Was redet doch Rüdiger! dachte Leonilla für ſich, wie von einem Traum befangen.

Philiberte hatte mitten in ihrer Betrübnis eine namenloſe Freude. Theoderich ſagte gedankenvoll mit der erloſchenen Cigarre zwiſchen Zeige- und Mittelfinger:

„Krame doch nicht ewig in Deinen Siebenſachen, Philli, überlaſſe das der Kammerfrau, wirbele nicht wie ein Kreiſel umher und ſetze Dich zu mir.“

„Da bin ich!“ rief ſie und ſaß neben ihm.

„Nicht wahr, Philli, um als katholiſcher Chriſt zu ſterben, iſt es erforderlich, zuvor als katholiſcher Chriſt zu leben.“

„Das iſt wenigſtens mehr in der Ordnung und iſt auch ſicherer, lieber Theoderich.“

„Da habe ich denn gedacht, wenn Du die Ätna-Expedition etwas aufſchieben wollteſt, ſo möchte ich — ſei es in Neapel, ſei es in Rom — das tun, was die Kirche . . . ſo ſagt man, nicht wahr? . . . was die Kirche von einem katholiſchen Chriſten verlangt.“

„O, Theoderich!“ rief Philiberte freudeſtrahlend, „laſſen wir den Ätna und gehen wir nach Rom.“

„Später kommt auch der Ätna an die Reihe, das verſpreche ich Dir, Philli! Doch vorderhand liegt mir etwas anderes näher.“

„O, mir auch! mir auch!“ rief ſie beſeeligt. „O, dieſe Gnade hat Oſorio's Tod mir erkauft.“ — —

Am Abend des Tages ſtand ein Sarg in der unteren Halle der Alcamone. Oſorio ruhte darin. Er trug die prieſterlichen Gewänder und aus Orangenblüten gewunden den heiligen Brautkranz, wie bleiche Sterne und die bleiche Stirn. Er ſchien zu ſchlafen, ſo mild war ſein Ausdruck. Kerzen brannten neben dem Sarge, Symbole des ewigen Lichtes, das der geheiligten Seele leuchtet. Einige Kapuzinerpatres, welche die Männer der Kultur noch nicht aus ihrem armen Kloſter verjagt hatten, verrichten ihren in Italien altherkömmlichen Dienſt bei den Toten, und hielten abwechſelnd Nachtwache neben der Leiche. Die Bewohner der Alcamone, bald dieſer, bald jener, kamen in die Halle und beteten bei dem Abgeſchiedenen. Auch Edwin verlangte Oſorio zu ſehen, der ihm, auf ſeinem Sterbebett ruhend, gar keinen beängſtigenden Eindruck gemacht hatte. Jetzt aber, da er die Leiche im Sarge ſah und die dunkeln Geſtalten der Kapuziner, ergriff ihn plötzlich ſein altes Entſetzen vor Leichen. Er ſtieß einen gellenden Schrei aus und fiel dem Doktor beſinnungslos in die Arme. — — —

Es war nach Mitternacht. Man hatte ſich zur Ruhe begeben. Jazinta wollte eben ihre Kammerfrau entlaſſen, als an die Türe des Schlafzimmers geklopft wurde. Die Kammerfrau ging, zu ſehen, wer es ſei, und meldete ganz verſtört die Frau Baronin. Leonilla trat ein, nahm Platz neben Jazinta's Bett und ſagte:

„Vergebung, liebe Fürſtin, daß ich Sie in tiefer Nacht beläſtige. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß unſere ſizilianiſche Reiſegeſellſchaft wie ein zerriſſener Kranz auseinander fällt. Nicht nur gibt Teutleben den Ätna auf und geht nach Rom — mein armer Mann beſteht mit ſo verzweiflungsvoller Vehemenz auf Rückkehr in die Heimat, daß Doktor Melz Nervenzufälle und vielleicht Tobſucht befürchtet, wenn man nicht ſeinen Willen erfüllt. Ich habe meine Leute beauftragt, die Koffer zu packen, ſo daß wir morgen vormittag abreiſen können."

„Wäre es nicht beſſer, die Exequien abzuwarten, liebe Baronin," wendete Jazinta ein, „das würde vielleicht einen beruhigenden Eindruck auf den guten Baron machen, weil er einen frommen Sinn hat."

„Aber auch einen großen Eigenſinn, den ich überhaupt gar nicht ſelten an frommen Leuten wahrnahm. Gottes Wille iſt mein Wille: ſo ſprechen ſie. Mein Wille iſt Gottes Wille: ſo handeln ſie. Edwin iſt dermaßen von Grauen und Entſetzen befallen, daß man die größte Mühe hatte, ihn für dieſe Nacht hier feſt zu halten."

„Der liebe Gott gibt Ihnen ein Kreuz zu tragen, das nicht leicht iſt," ſagte mit herzlicher Teilnahme Jazinta.

„Ach," verſetzte Leonilla kalt, „alle Menſchen ſind unglücklich oder waren es, oder werden es. Das iſt die Signatur der Menſchheit."

„Ein Kreuz iſt kein Unglück, liebe Baronin. Ein Kreuz iſt ſehr häufig die andere Seite des Glücks. Man muß es nur von oben herab betrachten."

„Auf ſolche ſublime Unterſcheidungen laſſe ich mich nicht ein," ſagte Leonilla mit ihrem eiſigen Lächeln.

Die Locken hingen ihr verwirrt um das geiſterbleiche Antlitz, aus dem ihr Auge glanzvoll und ſtarr mit metalliſchem Blick heraus ſchaute. Jazinta beſann ſich, wo ſie ein ähnliches Antlitz geſehen, als Leonilla im Halbdunkel der Lampe vor ihr ſtand, einen langen, ſchwarzen Schleier über den Kopf warf und ſagte:

„Alſo Adieu, liebe Fürſtin, und tauſend Dank für Ihre Gaſtfreundſchaft."

„Gute Nacht! auf morgen," erwiderte Jazinta ganz ergriffen, denn Leonilla's Kopf erinnerte ſie an das ſchöne Haupt der Meduſa Rondanini in der Glyptothek in München.

Leonilla verließ das Zimmer der Fürſtin und ging hinab in die Halle zur ſtillen Leiche, bei welcher die Kapuziner Vigilie hielten. Sie nahm einen Sitz neben dem Sarge und blieb dort regungslos die ganze Nacht. Starrer, ſchwarzer Schmerz erfüllte ihre Seele. Seiner Wucht erlagen Gedanken und Empfindungen, wenn ſie hie und da ſich regten und wild aufflogen wie ſcheue Nachtvögel, die gleich wieder im Dunkel des Waldes verſchwinden. Nur eine Erinnerung zuckte zuweilen wie ein greller Blitz durch dies finſtere, wogende, wirbelnde Chaos. Es war das Wort, das ſie einſt zu Rüdiger ſprach: „Der Menſch ſtirbt, wenn die Axe ſeines Lebens — die Möglichkeit, erſehntes Glück zu erreichen — in Splitter geht.“

So ſaß ſie da. Über Dante's Höllentor ſteht geſchrieben: Lasciate ogni speranza. Die Glaubensloſe war hoffnungslos.

Als der Himmel ſich im Oſten goldig färbte, angehaucht vom Glanz der noch unſichtbaren Sonne, erhob ſie ſich, küßte die Hand des Toten und flüſterte:

„Lebewohl!“

Sie zog den Schleier um ſich zuſammen und ging aus der Halle. — —

Etwa zwei Stunden ſpäter war die Villa Alcamone und die Nachbarvilla in der furchtbarſten Aufregung, an welcher ſehr bald ganz Sorrent teilnahm.

Wie ein Raſender kam Vito, der Schiffer, gerannt und verlangte abwechſelnd heulend und fluchend, weinend und jammernd die Ducheſſa zu flog dann auf ſie zu, umfaßte ſie, bedeckte ihre Schultern und Arme mit Küſſen, und rief ganz in Extaſe:

„Du biſt aber zu ſchön, Mama!“

Sie ſtreifte mich mühſam ab, und ſprach nicht eben unfreundlich, aber doch ein wenig unwillig:

„Es ſchickt ſich nicht, Clelia, daß kleine Mädchen ſo zudringlich ſind.“

Mein Vater war bei dieſer Szene zugegen. Er mogte Mitleid mit dem kleinen glühenden Herzchen haben, das geknickt aus ſeinen Himmeln fiel. Er umarmte mich zärtlich und ſagte:

„Du haſt ganz Recht, meine Clelia, die Mama iſt zu ſchön, ſieht genau wie ein Muttergottesbild aus.“

„Ihr ſeid Beide Schauſpieler,“ entgegnete ſie kühl.

Das ſchien ihr ſo, weil ſie anders empfand als wir; aber wir verdienten den Vorwurf nicht — auch der Vater nicht. Er hatte die reizbare Beweglichkeit, die fiebernde Empfänglichkeit, welche den Menſchen hinreißbar und flatterhaft machen, ſo daß er heute anders iſt, denkt, handelt, als er morgen ſein wird, und geſtern war. An ungeregelter Fülle der Empfindung litt er, aber nicht an Mangel, und er war viel zu ſehr vom Moment beherrſcht, um ſchauſpielern zu können.

ſehen, ſein Ruf, ſeine Ehre, ſein guter Name, ja ſein Leben ſtehe auf dem Spiel, und die ganze Welt ſolle herbei kommen und hören, daß er unſchuldig ſei wie ein eben getauftes, neugeborenes Kind.

„Biſt Du wahnſinnig geworden, Vito?“ fragte Rüdiger, der zuerſt auf dem Platze erſchien.

„Nein, Cellenz, ich bin nicht wahnſinnig . . . könnte es aber werden, wenn ich an das denke, was ich ſah . . . und daß nur dies von ihr übrig iſt.“

Er zog aus ſeiner Bruſttaſche einen Fetzen von einem ſchwarzen Spitzenſchleier, der ganz feucht war.

„Übrig iſt . . . von wem“ . . . ſtammelte Rüdiger ſtarr vor Schreck.

„Das iſt Leonilla's Schleier,“ ſagte Adriane, die ſoeben mit ihrer Mutter eintrat: „warum iſt er naß, Vito?“

„Weil er im Meer lag, Cellenza,“ antwortete Vito mit Jammergeſchrei.

Indem ſtürzte Gräfin Euben herein und rief angſtvoll:

„Was geht hier denn vor? . . . wo iſt Leonilla . . . ſie hat nicht die Nacht in unſerer Villa zugebracht . . . ihr Bett iſt unberührt“ . . .

„Sie war nach Mitternacht bei mir,“ flüſterte Jazinta in tötlicher Spannung kaum hörbar.

„Und dann die ganze Nacht in der unteren Halle am Sarge,“ ſagte Filomena, „denn ich ſtand gegen zwei Uhr auf und um ſechs Uhr wieder und ging hin, um zu ſehen, ob die Patres auch ſchön wach wären und um ihnen eine kleine Erfriſchung anzubieten. Nach ſechs Uhr dämmerte der Tag. Da ſtand ſie auf und ging fort . . . aber nicht der Straße zu, ſondern in den Garten."

„Nun gut! Das ſind ja nur zwei Stunden!" rief Rüdiger beklommen: „alſo Vito, wo iſt ſie jetzt?"

„Im Meer, Cellenz! im Meer!" ſchrie Vito und raufte ſich das Haar aus.

Ein Schrei des Entſetzens dröhnte durch den Saal. Jazinta ſank ohnmächtig in Filomenens Arme, Adriane fiel auf die Knie, Gräfin Euben klammerte ſich krampfhaft an den Arm der zitternden Philiberte, die Männer ſtürzten auf Vito zu und riefen durcheinander:

„Wie ging das zu! . . . Warum haſt Du ſie nicht gerettet! . . . Sprich doch! . . . Sage die Wahrheit! . . . Biſt Du Schuld an dem Unfall, ſo" . . . — —

„Ich bin es nicht, Cellenz, bin es nicht," brüllte Vito und ſtreckte ſeine geballten Fäuſte gen Himmel: „Maria Santiſſima und S. Vito wiſſen, daß ich es nicht bin."

„Rede Vito, ruhig und aufrichtig . . . wir glauben Dir!" ſagte Rüdiger tonlos.

„In der Dämmerung war ich bei meiner Barke," hub Vito an, „die am Ufer vor dem Garten der Villa liegt, um jeden Augenblick zum Dienſt der Luſtriſſima bereit zu ſein. Da ſie noch nie ſo früh am Tage gefahren war, wohl aber abends zu ſpäter Stunde, wollte ich in der Frühe nach Vico und dort ein Geſchäft mit meinem Gevatter Gennaro abmachen. Da ſah ich mit Erſtaunen die Luſtriſſima auf der Felſentreppe, die vom Garten der Villa an's Ufer führt. Sie kam mir ſehr ungelegen, das muß ich ſchon ſagen" . . .

„Vito!" rief Theoderich drohend.

Aber Vito ſah ihn händeringend und flehend an und fuhr fort:

„Denn ich wollte mit Gennaro den Tag meiner Hochzeit mit ſeiner jüngſten Tochter Marina feſtſetzen. Deshalb tat ich, als ob ich die Luſtriſſima nicht gewahr würde. Ach, es war die Warnung meines Schutzengels! . . . ſie aber rief: Vito! Vito! — Der Wind ging ziemlich ſtark und die Wellen rauſchten . . . ich tat, als höre ich ſie nicht und wollte eben vom Lande abſtoßen — da rief ſie laut und ſo gebieteriſch, daß es unmöglich war, ſie nicht zu hören: Vito! warte auf mich! — Sie war auch ſchon unten am Fuß der Felſentreppe, ſchritt raſch auf die Barke zu und ſagte:

„Hinaus in die See, Vito!"

„So früh, Luſtriſſima? . . . und der Wind geht ſtark," wendete ich ein.

„Hinaus in die See, Vito! ich habe Fieber und mir iſt ſo heiß . . . ich muß mich abkühlen."

„Ich reichte ihr die Hand, als ſie in die Barke ſtieg und fühlte durch ihren Handſchuh hindurch, daß ihre Hand kalt wie Eis war. So fuhren wir denn hinaus. Der Wind war ſtark auf dem Waſſer. Sie ſaß ganz ruhig mir gegenüber, aber ihre ſchönen goldenen Locken flatterten aufgelöſt im Winde. Auf einmal rief ſie:

„Singe, Vito!“

„Rudern und ſingen bei ſolchem Winde — das geht unmöglich, Luſtriſſima,“ gab ich ihr zur Antwort.

„Nun, ſo werde ich ſingen,“ ſagte ſie und ſang ein Lied ſo traurig, daß es mir zu Herzen ging. Der Anfang lautete: **In questa tomba oscura lascia mi riposar** — das Folgende vergaß ich. Als ſie zu Ende war, fragte ſie:

„Gefiel Dir das Lied, Vito?“

„Nein, Luſtriſſima, gar nicht, es iſt viel zu traurig . . . und auf dem Meer muß man ſingen: **Ave maris stella** oder dergleichen.“

„Warum denn, Vito?“ fragte ſie.

„Das hört Maria Santiſſima und erbittet dem Schiffer glückliche Fahrt.“

„Guter Vito!“ ſagte ſie ganz mitleidig.

„Der Wind wird ſtärker, Luſtriſſima, ſoll ich nicht umkehren?“ fragte ich nach einer Weile, denn die Barke tanzte ganz gewaltig und die Wellen ſchlugen in ſie hinein.

„Noch ein wenig weiter, Vito,“ ſagte ſie.

„Plötzlich ſtand ſie hoch aufgerichtet in der Barke und ſagte:

„Jetzt, Vito, wende die Barke.“

„Setzen Sie ſich, was ſoll das heißen!“ ſchrie ich voll Entſetzen.

„Wende, Vito," ſagte ſie und ſetzte ſich.

„Es war ſchwierig, die Barke zu wenden bei den kurzen, hohen Wellen und dem Winde. Ich mußte meine ganze Kraft zuſammen nehmen. Und wieder richtete ſich die Luſtriſſima auf und wieder ſchrie ich ihr zu:

„Setzen Sie ſich" . . . — —

„Da war die Barke gewendet . . . aber ſie — ſie war nicht mehr da." — — —

Übermannt von dem Entſetzlichen, ſchloß Vito die Augen und taumelte auf einen Sitz. Seine Worte, ſeine Geberden, trugen dermaßen das Gepräge der Aufrichtigkeit, daß von keinem Verdacht die Rede ſein konnte.

„Und Du verſuchteſt nicht, ſie zu retten? Schrie ſie nicht um Hilfe? Suchte ſie nicht die Barke zu gewinnen?" fragten alle.

Vito machte erſchöpft eine verneinde Bewegung und ſagte mit heiſerer Stimme und ganz verwirrt:

„Nichts! nichts! fort war ſie . . . ganz ſtill . . . in questa tomba oscura . . . wir Fiſcher ſchwimmen nicht . . . der Fetzen vom Schleier blieb an der Barke hängen . . . ſonſt nichts iſt übrig von ihr."

„Alle Fiſcher von Sorrent hinaus in See, um ſie zu retten!" rief Rüdiger außer ſich.

„Zu ſuchen, Cellenz! . . . zu retten iſt da nichts mehr," ſagte Vito. — —

Zu retten war nichts mehr und alle Nachſuchungen blieben ohne Erfolg. Leonilla war ſpurlos in dem ſelbſt gewählten Grabe verſchwunden.

Dieſe ſchauerliche Kataſtrophe machte den Hochzeitsfreuden in der Alcamone ein erſchütterndes Ende.

„O, dieſer Tod und Oſorio's Tod!“ ſeufzte Jazinta: „ſo nah bei einander und ſo unermeßlich getrennt! . . . O, meine Kinder, möchtet Ihr leben und ſterben im Lichte des himmliſchen katholiſchen Glaubens. Schwache, armſelige, gebrechliche Menſchen ſind wir alle und die Stürme des Lebens ſchleudern uns oft ſehr weit aus dem heiligen Hafen der Kirche heraus . . . aber nur nicht den Glauben verlieren! . . . wenigſtens nicht ſo ihn verlieren, daß man nicht glauben will: dann läßt der liebe Gott immer den Stern der Gnade aufgehen, der in den Hafen zurückführt.“

Edwin war in einer ſo furchtbaren nervöſen Aufregung, daß die Nachricht, Leonilla ſei auf einer Waſſerfahrt verunglückt, ihm gar keinen Eindruck machte. Zwei Gedanken beherrſchten ihn: keine Leiche ſehen! — fort nach Waldenhauſen. Doktor Melz fürchtete gänzlichen Irrſinn für ihn.

Rüdiger wollte Leonilla's hinterlaſſene Papiere an ſich nehmen; allein ihr Schreibtiſch war ganz leer. Kein Brief, kein Notizbuch, nichts! ſie hatte ihr Geheimnis mit ſich in den Wellen begraben. Nur ein halb zerriſſenes Blättchen Papier lag da, auf welches ſie die traurige Signatur ihres Lebens geſchrieben hatte: Nirwana.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Schlangenkönigin.

Erſtes Kapitel 3
Zweites Kapitel 21
Drittes Kapitel 37
Viertes Kapitel 50

Schlag auf Schlag.

Erſtes Kapitel 73
Zweites Kapitel 84
Drittes Kapitel 105
Viertes Kapitel 118

Goldene Buchſtaben.

Erſtes Kapitel 141
Zweites Kapitel 167
Drittes Kapitel 182
Viertes Kapitel 202

Jugendfreunde.

Erſtes Kapitel 215
Zweites Kapitel 236
Drittes Kapitel 250
Viertes Kapitel 268

Seite

„Surrexit.“

Erſtes Kapitel 279
Zweites Kapitel 302
Drittes Kapitel 325
Viertes Kapitel 345

Nirwana.

Erſtes Kapitel 359
Zweites Kapitel 374
Drittes Kapitel 397
Viertes Kapitel 415

Ich wundre mich, daß ich, beſtändig von der Mutter in Schranken gewieſen und in Zaum gehalten, nicht mich von ihr ab- und dem Vater zuwandte. Es geſchah nicht, und ich erkläre es mir nur dadurch, daß ich ihm zu gleichartig war, oder dadurch, daß ich denn doch eine Eigenſchaft beſaß, die ihm völlig abging und die ich von der Mutter geerbt: ich war treu. Und ſo liebte ich ſie denn fort, eben ſo leidenſchaftlich als treu, und wahrhaft unglücklich, weil ich allmälig lernte den Ausdruck meiner Gefühle in mich hinein zu zwängen, um ihr nicht zu mißfallen, und ſtumm zu ſein, wo ich hätte jauchzen oder weinen mögen. Ich bin überzeugt, daß ſie die Abſicht hatte mich an eine gewiſſe innerliche Disciplin zu gewöhnen und die Leidenſchaftlichkeit zu dämpfen, welche ihr beim Vater ſo betrübend erſchien; allein ſie wurde nicht erſtickt, ſondern brannte nur nach Innen. Hätte ich ihr in meiner kindiſchen Weiſe ungeſtört meine Liebe offenbaren dürfen; wäre es ihr möglich geweſen ein wenig darauf einzugehen, Freude darüber zu äußern, mich zur Mittheilſamkeit zu ermuntern — ach! ich wäre überglücklich geweſen! Jetzt wurde ich äußerlich ſcheu und ſchüchtern, und innerlich traurig und beklommen. Ich weiß nicht zu welchem Ausbruch es gekommen wäre, wenn nicht ihr plötzlicher Tod mich

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Geſammelte Werke.

I. Serie: 23. Band.

Eine reiche Frau.

Erſter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Eine reiche Frau.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Stromauf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Der Regiſtrator Geringer erſtieg die drei Stiegen zu ſeiner Wohnung. Auf jedem Abſatz ſtand er einen Augenblick ſtill, ſtieß mit dem Stock auf den Boden und ſagte „Uff!“ — Weder Ermüdung noch Mangel an Atem erpreßte ihm dieſen Seufzer. Er hatte ihn ſich angewöhnt, da er als Kind von ſeinem Großvater, welcher mit Mühe Treppen erſtieg, dies „Uff“ hörte — und er blieb bei dieſer Gewohnheit. Am Fuß der dritten Stiege angelangt, ſtieß er kräftig den Stock auf den Fußboden und ſagte wiederum „Uff!“ Da erſchien urplötzlich am obern Ende der Stiege eine Frau, ſehr erhitzt, mit aufgeſtreiften Ärmeln und einer grauen Leinwandſchürze; ſie breitete ihre Arme wie zwei Schlagbäume aus, als wolle ſie den Eintritt in ihr Reich verteidigen, und rief ganz aufgeregt und mit einer gewiſſen Beängſtigung:

„Was ſoll das heißen? . . . Was willſt Du? . . . Warum kommſt Du? . . . Was fällt Dir ein? . . .“

Der Regiſtrator hatte ruhig die Treppe erſtiegen, blieb vor ſeiner Frau ſtehen und ſagte:

„Ich komme nach Hauſe, weil —“

Da verfinſterte ſich ſein Geſicht, denn er hatte einen Blick in die offene Zimmertür geworfen, und ſehr unmutig ſetzte er hinzu:

„Was ſoll das heißen! Weshalb denn heute dieſer Unfug! Iſt es nicht genug, daß jeden Samstag eine Sündflut unſere Wohnung überſchwemmt?“

Frau Geringer hatte ihren Verteidigungspoſten aufgegeben und der Regiſtrator war eingetreten und ſah ſich troſtlos um, indem er ſagte:

„Welche Greuel der Verwüſtung! Die Taube Noa's würde hier kein Ölblatt pflücken können und ich ſehe keinen Ararat, auf den ich mich flüchten könnte. Es iſt entſetzlich! Mitten in der Woche!“

„Nein, lieber Mann,“ ſagte Frau Geringer begütigend, „am letzten Samstag konnte es nicht geſchehen — da war die Juli nicht wohl.“

Der Regiſtrator ſchlug die Augen zum Himmel auf und ſeufzte:

„Muß ich Dir denn lebenslang wiederholen, daß der ſiebente Monat im Jahr der Juli iſt und daß unſere Tochter in der Taufe den ſchönen Namen Juliane erhielt, den man allerdings durch Julia abkürzen kann, doch nimmer und unter keiner Bedingung durch Juli.“

„Ich weiß, lieber Mann, ich weiß! Juliane iſt aber ſo zeitraubend lang. Julia liegt mir nicht bequem im Munde, deshalb ſage ich nur Juli und Jane."

„Greulich! Über alle Begriffe greulich! . . . dieſe Sündflut mitten in der Woche, und Juli und Jane!" ſeufzte der Regiſtrator und ſchritt vorſichtig auf den Fußſpitzen einher — was ſehr zu raten war, da ſich in den Senkungen des alten abgenutzten Fußbodens das Waſſer angeſammelt hatte und kleine Pfützen bildete, welche Frau Geringer noch nicht ausgetrocknet hatte. „Wir ſitzen hier ja förmlich in den pontiniſchen Sümpfen," fügte er hinzu, „und wir werden das Fieber bekommen."

„Bis die Kinder heimkehren, iſt alles trocken," verſetzte Frau Geringer mit Entſchloſſenheit, „und ich begreife nicht, weshalb Du mich zu dieſer ungehörigen Stunde überfällſt, anſtatt, wie gewöhnlich, Deinen Schoppen bei Hüttler zu trinken."

„Du wirſt es begreifen, wenn ich Dir ſage, daß bei dem armen Hüttler, der ſich ſchon ſeit längerer Zeit unwohl fühlte, aber nichts von einem Arzt wiſſen wollte, der Typhus mit voller Wut ausgebrochen iſt."

„Und Du warſt bei ihm? — Vielleicht an ſeinem Krankenbett — in der Typhusluft — o Du unbeſonnener Mann, Du ſchleppſt uns die Krankheit ein! Dir werden wir Fieber und Typhus — und Gott weiß was noch! — zu verdanken haben!"

rief Frau Geringer, ſehr zufrieden, aus der defenſiven in die offenſive Stellung übergehen zu können.

„Ich mußte den alten braven Freund doch ſehen, bevor er ſtirbt," ſagte Herr Geringer.

„Stirbt! . . . Spricht man von ſterben?" rief ſie erſchreckt.

„Gewiß! Das Fieber raſet in ihm."

„Das wäre traurig," ſagte ſie und trocknete mit entſprechenden Utenſilien die letzte der kleinen Pfützen aus. „So, jetzt iſt alles in beſter Ordnung."

„Und dies gilt für nächſten Samstag," ſagte der Regiſtrator, „ich will Ruhe haben.'"

Am nächſten Samstag hatte er ſie einigermaßen, denn er lag in der Betäubung des Typhus. Und als wieder ein Samstag kam, war er in der vollkommenen Ruhe, denn er lag im Grabe.

Frau Geringer blieb zurück, ſorgenvoll, mittellos, eine betrübte Witwe, Mutter von fünf unverſorgten, unerzogenen Kindern. Auch ratlos war ſie, denn in ihrer kleinen Haushaltung war ſie freilich die unbeſchränkte Regentin, die nach ihrem Ermeſſen kochte, nähte, ſtrickte, wuſch, ſäuberte, Einkäufe machte und im Zweige der Wirtſchaftlichkeit Umſicht und Sparſamkeit vereinigte. Allein Herr Geringer war der Mittelpunkt und der Regent der ganzen Familie geweſen, hatte den Ton auf einmal in ganz neue Verhältniſſe gebracht hätte. Sie ſtarb an einer Bruſtentzündung, in voller Kraft und Schönheit, bei kaum dreißig Jahren. Ich war im zwölften. Der Schlag war ſo heftig, daß er mich anfangs mehr betäubte als ſchmerzte. Ich wurde auch nicht eigentlich krank, aber gleichſam bewußtlos. Ein ſtupides Hinbrüten bemächtigte ſich meiner. Ob ſie mich wol lieb gehabt hat? ob ſie wol gewußt hat, wie ich ſie liebe? dieſe Fragen umnebelten mir die Gedanken, und ich wagte nicht ſie auszuſprechen, weil mir in dem Zweifel ein Tadel der geliebten Todten zu liegen ſchien.

Mein Vater wußte nicht was er mit mir machen ſollte; er gab mich ins Kloſter der Urſulinerinnen, die ſich mit Erziehung und Unterricht junger Mädchen beſchäftigten. Meine Mutter war Proteſtantin. Hätte ſie gelebt, ſo würde ich vermuthlich ihrer Kirche angehört haben; jezt war davon die Rede nicht — und ich wurde eine glühende Katholikin. Meine Mutter hatte mir allen Unterricht ſelbſt ertheilt, und ich wußte ſo ziemlich Alles, was Kinder meines Alters zu wiſſen pflegen, auch Sprüche aus der Bibel, und bibliſche Geſchichten. Sie hatten mich bis jezt ſehr kalt gelaſſen, wahrſcheinlich weil meine Mutter Alles mied, was mein Herz erregte, und mir rührende Dinge in dem gleichgül-

und die Richtſchnur angegeben und ſehr darauf geachtet, daß man ſie befolge. Er hatte ihr die Kinderzucht leicht gemacht, weil er pünktlichen Gehorſam verlangte. Er hatte für die pekuniäre Exiſtenz der Seinigen geſorgt und ſtets ſein beſcheidenes Einkommen ſeiner Frau eingehändigt, die es vortrefflich zu verwalten verſtand und die — ihre kleinen Eigenheiten abgerechnet — folgſam wie eine gute Tochter war. Jetzt hörte das auf. Aus ihrem kleinen Bereich herausgeriſſen, fühlte ſie ſich einem größeren nicht gewachſen. Sie verfiel ſtiller Troſtloſigkeit.

Zweites Kapitel.

„Jetzt macht nur Eure Aufgaben, meine lieben Buben, lernt fleißig und ſeid ſo brav, als ob der Vater noch hier wäre," ſagte Juliane Geringer zu ihren drei jüngeren Brüdern, nachdem die erſten Tage der Trauer vorüber waren; „wir müſſen immer unſere Pflicht tun, gleichviel ob wir fröhlich, ob wir traurig ſind."

„Du machſt aber nicht Deine Aufgaben," verſetzte der jüngſte Knabe, der Luſt zu haben ſchien, mehr dem Beiſpiel als der Ermahnung der Schweſter zu folgen.

„Ich werde ſie machen, wenn Ihr im Bett liegt und ſchlaft," antwortete Juliane; „jetzt muß ich das Nachteſſen bereiten — die arme Mutter vergißt es."

So trat Juliane an die Spitze des Hausweſens. Nebenbei machte ſie die Studien, die ihrer Prüfung als Lehrerin vorhergehen mußten. Bis tief in die Nacht hinein ſaß ſie bei einem trüben Lämpchen hinter ihren Büchern und am frühen Morgen ſtand ſie auf und beſorgte die tauſend

Dinge, die in jeder Haushaltung, möge ſie noch ſo klein ſein, beſorgt ſein müſſen, wenn Ordnung herrſchen ſoll. Dabei war ſie immer gleichmäßig ſanft und freundlich, ſprach der Mutter tröſtend, den Brüdern ermunternd zu und ſchien die Laſt, die auf ihren ſiebzehnjährigen Schultern lag, gar nicht zu fühlen. Vermöge der unglaublichen Spannkraft, die der Jugend eigen iſt, kann der junge Menſch Dinge und Zuſtände aushalten, über die er ſelbſt ſpäter erſtaunt. In der Jugend wird der Menſch vom Leben getragen; im Alter muß er es tragen.

Während Juliane ſo tätig und fleißig war, bekümmerte ſich ihre ältere Schweſter, Maximiliane Geringer, um nichts und um niemand. Ihr ſtörriſcher Charakter, der nur widerwillig gehorchte und immer zur Rebellion bereit war, hatte dem Regiſtrator von jeher große Sorge gemacht. Sie wollte ſtets ihren eigenen Weg gehen und dieſer Weg war nie der richtige, der vernünftige. Der Vater beſtand darauf, daß ſämtliche Kinder tüchtig lernten. Maximiliane hatte aber eine unüberwindliche Abneigung gegen Bücher und blieb weit hinter ihrer Schweſter zurück. Nur zur Muſik hatte ſie Luſt und auch Talent. Ihre Stimme verſprach etwas Schönes und bei den Pianoübungen war ſie nicht ganz unluſtig. Sie wollte ſich zur Muſiklehrerin ausbilden. Dem Regiſtrator war das recht.

„Werdet, was Ihr wollt," ſagte er zu ſeinen Kindern; „aber werdet tüchtige, brauchbare, brave, fromme Menſchen."

Jetzt, nach dem Tode des Vaters, hatte ſie ſogleich den koſtſpieligen Muſiklehrer aufgegeben und faſt ebenſo niedergeſchlagen wie die Mutter ſaß ſie da, ließ ihre Näharbeit im Schoß ruhen und brütete über ihr trauriges Schickſal.

Mit dem knappen Einkommen einer kleinen Penſion für die dreißigjährige Dienſtzeit des Regiſtrators und mit einem Jahrgeld aus der Wittwenkaſſe ſollte Frau Geringer fortan mit ihren Kindern leben.

„Das iſt unmöglich!" jammerte ſie.

„Sei unbeſorgt, liebe Mutter," ſagte Juliane, in drei Wochen iſt mein Examen, und habe ich das mit Gottes Hilfe gut beſtanden, ſo bekomme ich eine Stelle als Lehrerin, welche mir jährlich einige hundert Gulden einträgt — und dann können wir ganz gut leben."

„Ach, Juli, Du weiß nicht, wie koſtſpielig der Anzug von drei Buben iſt."

„Doch, liebe Mutter; aber der Onkel hat Dir ja auch eine Unterſtützung zugeſagt — er wird Wort halten."

„Und ich werde auch das meine tun, Mutter," ſagte Maximiliane plötzlich.

„Ach, Jane, Du kannſt ja nichts . . . Deine

Stimme iſt noch lange nicht ausgebildet, ſagte der Vater,“ entgegnete Frau Geringer.

„Ich werde ſie ausbilden, aber auf eine Weiſe, die nichts koſtet, ſondern Geld einträgt,“ ſagte Maximiliane, während Mutter und Schweſter ſie erwartungsvoll anſtarrten. Ich habe es gründlich überlegt und bin feſt entſchloſſen: ich gehe auf's Theater.“

Frau Geringer ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und rief voll Schrecken:

„Nein, das darfſt Du nicht, durchaus nicht!“

„Ich gehe auf's Theater,“ erwiderte Maximiliane, „da wird man reich, da wird man geehrt.“

„O, Du ungeratenes Kind! Wüßte das der Vater, er kehrte ſich im Grabe um,“ jammerte Frau Geringer. „Reich und geehrt? — Daß Gott erbarm! Arm und gering geſchätzt, Jane, das kommt viel häufiger vor — hab' ich mir ſagen laſſen — ich kenne ſolche Leute nicht.“

„Ich auch nicht, Mutter, aber ich will Geld verdienen und das kann ich nur auf dem Theater.“

„Ich verlange aber nicht, daß Du auf ſolche Weiſe Geld verdienſt, Jane. Du kannſt Dich hier bei uns im Hauſe nützlich machen.“

„Nein, Mutter, das mag ich nicht.“

Sprachlos vor Schrecken ſtarrte Frau Geringer ihre Tochter an, denn eine ſolche Äußerung war etwas Unerhörtes, das Herr Geringer nie geduldet hatte.

„Ich mag es nicht, denn ich kann es nicht,“ fuhr Maximiliane entſchloſſen fort.

„Woher weißt Du denn, daß Du auf dem Theater etwas zuſtande bringen wirſt?“ fragte Juliane.

„Ich habe eine ſchöne Stimme —“

„Aber ſie iſt unausgebildet!“

„Ich ſehe nicht übel aus —“

„Mit der äußern Geſtalt macht man kein gutes Glück.“

„Sage das nicht! Prinzen, Fürſten, Grafen holen ſich ihre Frauen vom Theater.“

„Woher weißt Du das?“

„Man hört hie und da ein Wort — man lieſt hie und da ein Blatt, worin Sachen eingewickelt waren — — und endlich, ich habe Luſt, auf's Theater zu gehen, die allergrößte Luſt — und nur dazu! Es muß alſo wohl mein Beruf ſein.“

„O Du ungeratenes Kind!“ brach Frau Geringer ganz verzweifelt aus und ſprach ſich mehr und mehr in Aufregung hinein. „O Jane, muß ich das an Dir erleben! Iſt das der Dank, den wir verdient haben! Hat dafür der arme Vater ſich gar manches abgeſpart, um Dich unterrichten zu laſſen! Habe ich dafür Dich gewartet und gepflegt wie die übrigen Kinder! Haben wir dafür Dich gehalten und behandelt wie die Juli und nie

Dich ahnen laſſen, daß Du nicht unſere Tochter biſt!"

„Mutter! Was ſagſt Du da?" riefen beide Mädchen.

„Es iſt nun einmal heraus!" rief Frau Geringer in höchſter Aufregung; „der Vater wollte nicht, daß Du es erfahren ſollteſt, außer in dem Fall einer Verehelichung. Aber auf dieſen Undank, auf dies Benehmen waren wir nicht gefaßt. Handelſt Du nicht wie unſere Tochter, ſo ſollſt Du auch wiſſen, daß Du nicht unſere Tochter biſt. Wir haben Dich nur an Kindes ſtatt angenommen."

„Wer bin ich aber denn?" fragte Maximiliane bleich und bebend.

„Ein Findling biſt Du, den wir von der Straße aufgeleſen, vielleicht vom Tode gerettet haben — ein armes, auf die Erde geworfenes, mit dem heidniſchen Namen Miranda benanntes Kreaturlein — das biſt Du!"

Maximiliane ſtieß einen grellen Schrei aus und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen — und Frau Geringer fuhr fort:

„Ja, ſchreie nur! — Ich möchte auch ſchreien vor Kummer und Schreck über Dein unkindliches Benehmen. Nie hätteſt Du gewagt, dem Vater zu ſagen, daß Du auf's Theater wollteſt, denn nie hätte er es zugegeben, und das wußteſt Du! Kaum liegt er unter der Erde, ſo kommen auch ſchon

Deine unkindlichen, unchriſtlichen Geſinnungen zum Vorſchein. Du willſt Dich von uns trennen, Du willſt in die weite Welt . . . auf's Theater! . . . Nun, ſo gehe! Du gehörſt nicht mehr zu uns."

„O liebe Mutter!" bat Juliane zärtlich, „beſinne Dich! Alles, was Du ſagſt, klingt ſo furchtbar traurig, daß wir es nicht glauben können — nicht glauben wollen."

„Es iſt aber die Wahrheit, Juli! — Ein Findling, um den ſich ſeit achtzehn Jahren niemand gekümmert hat — nur wir — das iſt ſie."

Maximiliane ſaß wie vernichtet auf ihrem Platz. Juliane eilte zu ihr, umarmte ſie, gab ihr ſchmeichelnde Namen, bat ſie, den Theaterplan aufzugeben, bei der Familie zu bleiben als Tochter, als Schweſter.

Maximiliane blieb ſtumm und ſtarr und Frau Geringer blieb empört. In der Stille ihres Herzens zürnte ſie mit ſich ſelbſt, daß ſie ein Geheimnis verriet, an welches ſie ſeit achtzehn Jahren kaum gedacht, und über welches ihr Mann ein unverbrüchliches Stillſchweigen ihr auferlegt hatte. Ohne Zweifel hätte ſie es gehalten, wenn er am Leben geblieben wäre, denn er würde ein Mittel gefunden haben, um Maximiliane auf andere Gedanken zu bringen. Ohne ihn wußte ſie ſich in großen überraſchenden Dingen nicht zu helfen; — und ſo erfuhr Maximiliane, daß ſie in der Familie Geringer ein fremdes Kind ſei.

Drittes Kapitel.

Vor achtzehn Jahren hatte ſich eine Begebenheit zugetragen, welche das Städtchen X. in große Aufregung verſetzte.

Der Nachtſchnellzug war vorübergeſauſt, der Tag brach an, der Bahnwärter ſtieg die Stufen der Böſchung hinauf, die zu ſeinem Hüttchen führten. Da hörte er das halberſtickte Geſchrei eines kleinen Kindes. Er blieb ſtehen und horchte. Das Geſchrei kam aus der Nähe und von unten her. Er ſtieg wieder hinab und ging auf dem Bahnkörper in der Richtung fort, woher der Zug gekommen war. Er brauchte kaum zwanzig Schritte zu gehen, ſo gewahrte er auch ſchon im Graſe der Böſchung zwei Packete. Das eine beſtand aus einem großen ſchottiſchen Frauenmantel, worin ſehr ſorgfältig ein kleines Kind gehüllt war. Das andere lag zehn Schritte weiter aufwärts und war viel kleiner; der Bahnwärter öffnete es gar nicht. Er nahm beide Packete und da er dreiundvierzig Minuten Zeit hatte, bis wieder ein Zug vorüber fuhr, lief er eiligſt zum Stationshauſe der Stadt

X. Dem Bahninſpektor lieferte er ſeine beiden Packete ab, ſagte, wo er ſie gefunden, und kehrte eiligſt auf ſeinen Poſten zurück. Der Bahninſpektor übergab das Kind ſeiner Frau, verſchloß das kleinere Packet und ſetzte die Polizei von X. in Kenntnis des Vorfalles. Bis dieſe erſchien, hatte das Kind bereits Eltern gefunden.

Der Regiſtrator Geringer war mit ſeiner Frau zum Beſuch in ſeiner Vaterſtadt X. und wohnte bei ſeinem Bruder, dem Bahninſpektor. Seit zehn Jahren verheiratet, war ſeine Ehe kinderlos. Sowie ſeine Frau den kleinen unglücklichen Findling ſah, der ein geſundes friſches Mägdlein war, wurde ſie ſo lebhaft von Mitleid und Zärtlichkeit ergriffen, daß ſie ihren Mann bat, die Kleine als Kind anzunehmen. Was ſie aus weiblichem Gefühl und aus dem Drang der unbefriedigten Mutterliebe wünſchte, das gewährte ihr Mann, weil er eine höhere Fügung in dieſem Zuſammentreffen ſah. Selbſtverſtändlich legte niemand Einſprache ab. Die Behörde war froh, der Sorge für den Findling enthoben zu ſein. Als man in Gegenwart des Polizeibeamten das Packet öffnete, fand man darin Kinderweißzeug und Kleidchen — alles vom gewöhnlichſten Stoff — eine kleine Flaſche mit Milch und ein abgenütztes Geldtäſchchen, das ein Bankbillet von tauſend Gulden und einen Zettel enthielt, worauf geſchrieben war: „Miranda's Mitgabe“.

tigſten Ton zu erzählen pflegte. Wie anders hier bei meinen Kloſterfrauen! welch eine ſüße, wolthätige Glorie legten ſie um das Leben Jeſu und ſeiner Mutter! in welcher heiligen Schönheit malten ſie den goldenen Thron der Himmelskönigin mir aus, von Engeln getragen, von Roſen umlaubt, von Sternen beſtralt, auf dem ſie ſitzt mit dem göttlichen Kinde, und alle Gebete gnädig anhört, die zu ihr emporſteigen, und die ſie, als begnadigte Fürbitterin, noch höher hinauf trägt, und mit himmliſcher Barmherzigkeit vor dem Throne Gottes niederlegt. Meine kleine verſchüchterte Seele fand in dieſer goldnen ſeligen Liebeswelt voll Engeln und Heiligen Spielraum für ihre Bedürftigkeit. Es war mir eine Wonne für das Seelenheil meiner Mutter zur heiligen Jungfrau zu beten — und mit welcher Zuverſicht, mit welcher Gewißheit der Erhörung, mit welcher flammenden Andacht! Jezt hatte ich ja ein Mittel, um dieſer vergötterten Mutter über das Grab hinaus meine Liebe zu bethätigen: ich betete für ſie.

O Du mein Gott, der in die Herzen ſchaut und das Verborgene kennt, gehe gnädig mit mir ins Gericht.

Anfangs war ich unſäglich zufrieden in meinem Kloſter; mein Trübſinn ſchwand, mein Schmerz

„Gut!“ ſagte der Regiſtrator, „die tauſend Gulden bleiben hier in der ſtädtiſchen Sparkaſſe. Es wird Zins auf Zins gelegt, und ſollte dermaleinſt die Kleine ſich verehelichen, ſo bekommt ſie ihre Mitgabe verdoppelt.“

Der Bahninſpektor meinte, das Wort Mitgabe ſei vielleicht ſo zu verſtehen, daß dieſelbe den Perſonen zu gut kommen ſolle, welche ſich Miranda's annehmen würden. Wenigſtens ſei der Regiſtrator berechtigt, die Zinſen der tauſend Gulden an ſich zu nehmen, als Pflegegeld für das Kind. Allein der Regiſtrator ſagte:

„Was andere gemeint haben, weiß ich nicht. Wir nehmen das unglückliche Geſchöpfchen als unſer Kind an, um ihm die Eltern zu erſetzen und ihm eine chriſtliche Erziehung zu geben; — und dazu haben wir dies Geld nicht nötig. Es bleibt hier in der Sparkaſſe. Ganz notwendig iſt es aber, daß das Kind bedingungsweiſe getauft werde, denn es hat ſchwerlich den Namen Miranda in der heiligen Taufe erhalten.“

Ganz X. nahm den lebhafteſten Anteil an dem Kinde und die Frau des Bürgermeiſters, eine Verwandte der Geringer, übernahm die Patenſtelle und gab ihren Namen, Maximiliane, der Kleinen. Daß man über deren Herkunft tauſend Vermutungen aufſtellte und daß ſie keine Auskunft brachten, verſteht ſich von ſelbſt. Die Behörden machten Nachforſchungen, allein ſie blieben ohne Erfolg. Man erfuhr nicht, ob das Kind aus dem Waggon heraus auf den Raſen der Böſchung geworfen — oder ob es in der Abſicht dahin gelegt worden ſei, um die Annahme hervorzurufen, man habe beide Packete nacheinander aus dem Zug herausgeſchleudert. War dies der Fall, ſo mußte es aus einem Koupé erſter Klaſſe geſchehen ſein, da der Zudrang zu den Wagen anderer Klaſſen zu groß iſt, um eine Wagenabteilung für eine einzige Perſon — ſei es die verbrecheriſche Mutter oder deren Vertraute zu reſervieren. Als man aller möglichen und unmöglichen Vermutungen müde war, und als der Bürgermeiſter ſeine älteſte Tochter mit einem reichen Gutsbeſitzer verheiratete und ein glänzendes Hochzeitsfeſt veranſtaltete, trat dies letzte Ereignis in den Vordergrund der allgemeinen Geſpräche und der Findling entſchwand der Teilnahme und endlich dem Gedächtnis der Leute.

Nicht ſelten geſchieht es, daß Eheleute, die in Ermangelung von Nachkommen ein fremdes Kind annehmen, eigene Kinder bekommen — ſei es als Lohn für ihr Liebeswerk, ſei es als eine Mahnung, daß man in allen Dingen Geduld haben müſſe. So ging es auch dem Geringer'ſchen Ehepaar. Es verging kein Jahr und die kleine Juliane kam zur größten Freude der Eltern auf die Welt. Da ſagte der Regiſtrator:

„Jetzt, Frau, gilt es, ſich zuſammen zu nehmen und die natürliche Vorliebe, die der Menſch für ſein Fleiſch und Blut hat, beharrlich zu unterdrücken. Der liebe Gott hat uns beide Kinder gegeben, das eine auf dieſe Weiſe und das andere auf jene; doch beide ſind ſein Geſchenk, beide haben Seelen, die ihm gehören, die wir für ihn erziehen ſollen— und folglich darf unſere Liebe, Sorgfalt und Pflege keinen Unterſchied zwiſchen ihnen machen; nie dürfen ſie ahnen, daß ſie nicht wirklich der Geburt nach Schweſtern ſind.“

„Gewiß nicht, lieber Mann,“ verſetzte Frau Geringer, „es iſt unglaublich, wie mir das Jänchen ins Herz gewachſen iſt.“

„Jedes gute Werk bringt ſeinen Lohn mit ſich,“ ſagte der Regiſtrator mit einem leiſen Seufzer; „aber könnteſt Du Dir nicht angewöhnen, wie ich ſo oft Dich gebeten habe, Maximiliane zu ſagen?“

„Nein, lieber Mann, das iſt nicht möglich . . . der Name wäre ja länger als das Kind. Iſt es erwachſen, ſo will ich es Maximiliane nennen . . . weil es Dich freut.“

„Dann iſt die ſchlechte Gewohnheit eingeführt und hat ſich feſtgeſetzt. Du weißt, daß ich die Verſtümmelung der Namen, überhaupt der Worte, nicht leiden kann. Jedem Ding muß ſein Recht werden, unverkürzt, das darf es fordern.“

„Ganz richtig, lieber Mann. Jänchen iſt ein

Liebesname und darauf hat ſie ein Recht," entgegnete Frau Geringer ſtandhaft.

Abgeſehen von der Liebhaberei ſeiner Frau und von der andern, ihre Wohnung aus Reinlichkeitsgründen ſo oft wie möglich unter Waſſer zu ſetzen — Liebhabereien, welche dem Regiſtrator zuwider waren, weil die eine etwas unpünktliches und die andere etwas tumultuariſches hatte — lebten ſie in friedlicher und zufriedener Ehe. Er war ein verſtändiger, frommer Mann; ſie eine folgſame Frau. Er ordnete an, ſie führte aus, ohne Widerrede. Nach und nach vermehrten drei Knaben die Familie, während ſich das Einkommen nur durch angeſtrengte Nebenarbeit des Regiſtrators vermehrte. Frau Geringer war ihrerſeits förmlich erfinderiſch in Maßregeln kluger Sparſamkeit und die Kinder wuchſen heran in beſchränkten, doch nicht in dürftigen Verhältniſſen, in ernſter Zucht, die keinen Müßiggang und keinen Ungehorſam duldete. Trotz der pünktlichen Handhabung ſeiner Geſetze war aber der Regiſtrator doch ſehr liebevoll für die Seinen, ſo daß ſein Regiment ſie nicht drückte. Der feſten Ordnung ſich zu fügen, war eine Pflicht, gegen die nur hie und da ganz leiſe ein Seufzer ſich auflehnte.

Maximiliane allein machte eine Ausnahme. Erzogen wie die übrigen Kinder, war ſie doch ganz anders geartet, ein ſtörriſcher Charakter, der ſich äußerlich unterwarf, aber innerlich rebellierte und die Rebellion in ſich verſchloß — nicht um ſie zu unterdrücken, ſondern weil kein Ausweg dafür war.

Als beide Mädchen aus der Schule entlaſſen waren, ſprach der Regiſtrator mit ihnen über die Art und Weiſe, wie ſie ſich dereinſt ihr Brot verdienen könnten. Juliane wollte Lehrerin werden, Maximiliane Muſikunterricht geben. Der Regiſtrator war damit einverſtanden, ermahnte aber zu Fleiß und Ausdauer. Juliane unterſtützte ihre Begabung für das Lehrfach durch dieſe beiden Tugenden. Maximiliane wollte nur ſingen und machte auf dem Piano unerhebliche Fortſchritte. Durch ihr ganzes Weſen und ihre Eigenart, die ſo gar nicht in dieſe Familie paßte, war ſie ein Sorgenkind für die Eltern, welche ſie jedoch nie anders behandelten, als die eigenen, beſſer gearteten und glücklicher begabten Kinder.

Viertes Kapitel.

Der unerhörte plötzliche Schreck, welcher der Frau Geringer das Geheimnis entlockt hatte, ging in einen tiefen Schmerz über. „Töchter gehören ins Haus,“ hatte ihr Mann fort und fort geſagt, „junge Mädchen ſoll man nicht auf der Straße ſehen.“ Demzufolge waren ſie gehalten. Als Kinder wußten ſie, daß der Vater die Minuten gezählt habe, die ſie zum Schulweg brauchten. Später ging der Vater täglich mit ihnen in eine Sieben-Uhr-Meſſe und Sonntags nach dem Nachmittag-Gottesdienſt mit ſämtlichen Kindern in Feld und Wald, im Sommer ſtundenweit. Zuweilen, doch höchſt ſelten, machte er im Sommer an Wochentagen gegen Abend einen Spaziergang mit den Kindern. Frau Geringer ging nie mit. Sie fand es eine ungeheuere Zeitverſchwendung, müßig umherzuwandeln, und behauptete, der Sonntag ſei gemacht, um müde Füße auszuruhen, aber nicht um ſie ganz extra in Bewegung zu ſetzen. Dies außerordentlich zurückgezogene häusliche

Leben fand der Regiſtrator ganz notwendig für ſeine Töchter, deren Beſtimmung es war, ſich dereinſt durch eigene Bemühung in der Welt fortzuhelfen, und die ſich folglich daran zu gewöhnen hatten, keine Anſprüche an Unterhaltung, Zerſtreuung und Vergnügungen zu machen, welche der Verkehr mit der Welt bietet. Juliane beſuchte ein Inſtitut, in welchem Lehrerinnen gebildet wurden, und hatte vollauf mit ihren Studien zu tun, welche Gedanken und Gedächtnis in Anſpruch nahmen. Maximiliane ging zu einer Muſiklehrerin und Frau Geringer ſorgte dafür, daß eine Maſſe von Handarbeit die Stunden füllte, welche die Solfeggien der Kehle und der Finger frei ließen. Und dieſe Maximiliane, deren Platz am Nähtiſch und Klavier war, wollte auf's Theater! Frau Geringer's Entſetzen war ſo groß, als ob die Tochter ihr eröffnet habe, ſie wolle im Luftballon nach Amerika fliegen. Sie ſah darin einen ungeheueren Mangel an Pietät, an Sittſamkeit; einen Vorwurf für die Eltern einer ſo frivolen Tochter, eine tiefe Mißachtung der Grundſätze, die in der Familie herrſchten. Wollte ſie ſich losſagen von der ungeratenen Tochter oder wollte ſie erklären, wie es möglich ſei, daß Maximiliane auf ſolchen Irrweg geraten könne — ſie wußte es nicht. Genug, ſie fühlte einen Riß durch das Herz und das Geheimnis ſprang heraus.

Nachdem ſich Maximiliane von der erſtarrenden

Überraſchung dieſer Enthüllung erholt hatte, brach ſie in einen Strom von Tränen aus, wodurch Frau Geringer dermaßen gerührt wurde, daß ſie gleichfalls kläglich zu weinen begann und fort und fort verſicherte:

„Du biſt aber doch unſer liebes Kind . . . unſer Jänchen! . . . Nicht wahr, Juli, ſie iſt Eure Schweſter?“

Was ſie aber ſagen mochte, das verhängnisvolle Wort „Findling“ war ausgeſprochen. Maximiliane trocknete ihre Tränen, ſtand auf, umarmte die Frau Geringer und ſagte:

„Gott vergelt's, was Du . . . was der Vater an dem armen Findling getan! Es iſt nun ſeine Pflicht, Dir nicht zur Laſt zu fallen, und jetzt erſt recht will ich aufs Theater. Ich weiß nur nicht, wie ich das anzufangen habe.“

„Ich auch nicht,“ wimmerte Frau Geringer.

„Bitte doch den lieben Gott um andere Gedanken, Jänchen,“ ſagte Juliane betrübt.

„Nein . . . aber ich will ihn bitten, mir zu zeigen, wie ich auf's Theater komme und -- o, jetzt weiß ich es!“ ſetzte ſie plötzlich hinzu, „ich frage den rechten Mann.“

„Den Herrn Pfarrer, Jänchen?“ rief klagend Frau Geringer.

„Nein, Mutter, den Herrn von Lehrbach, der zum Beſuche hier iſt. Der weiß Beſcheid in allen Dingen . . . der hilft mir . . . und Du wirſt in ein paar Jahren große Freude an mir erleben und gar keine Sorgen um die Buben haben — denn ich verdiene viel Geld und ſchicke Dir alles, was ich nicht notwendig brauche."

„Jänchen, Du gehörſt ins Narrenhaus — nicht auf's Theater," verſetzte Frau Geringer ganz verblüfft und Juliane ſagte:

„Herr von Lehrbach wird Dir abraten! Davon bin ich überzeugt."

„Es kommt darauf an, wie man ihm die Sache vorſtellt," entgegnete Maximiliane.

Fünftes Kapitel.

Im erſten Stockwerk dieſes Hauſes wohnte ſeit einigen Jahren die verwitwete Frau von Lehrbach mit ihrer Tochter Clariſſe. Eine andere Tochter war verheiratet und bewohnte den zweiten Stock. Ihr älteſter Sohn war in einer anderen Provinz bei der Regierung angeſtellt. So oft ſeine Geſchäfte es erlaubten, beſuchte er ſeine Mutter — und ſo war er auch jetzt bei ihr.

Frau von Lehrbach hatte die Geringer'ſchen Kinder heranwachſen ſehen und intereſſierte ſich für die Familie, weil Zucht und Ordnung im ſeltenen Maß in ihr herrſchten. Allerhand kleine Beziehungen, kleine Gefälligkeiten fanden ſtatt, wie ſich das bei Perſonen macht, die in demſelben Hauſe wohnen. Frau von Lehrbach ſchickte zuweilen ein Zeitungsblatt hinauf, wenn ſie glaubte, daß der Regiſtrator dadurch eine wichtige Nachricht früher erhielt, als durch ſeine Zeitung; oder ein Buch, eine Zeitſchrift, in welcher ſie etwas Paſſendes für die jungen Mädchen fand — und dieſe brachten es dann wieder herunter und ſpralöſ'te ſich in himmliſche Hoffnungen, die Kloſterfrauen hatten mich zärtlich lieb und wir feierten rührende Feſte dem göttlichen Kinde zu Ehren und ſeiner Mutter: die Ausſtellung des Kripplein's am Weihnachtsfeſt! dann die herzbrechend traurige Paſſion! und all die ſchönen hellen Marientage, wo ich mit zwiefacher Freude ihren Altar ſchmückte, weil meine Mutter auch Maria genannt wurde. Ich war immer beſchäftigt, aber ich lernte wenig; die Dinge von da draußen intereſſirten mich gar nicht, und was auf der Erde vorfiel war mir einerlei. Ich hatte kein Gedächtniß für die Namen von Kaiſern und Königen, für die Berge und Flüſſe in Aſien und Afrika, und für amerikaniſche Pflanzen oder Völker. Ich las Legenden, ich ſpielte mit großem Eifer Klavier, um dereinſt die Orgel ſpielen zu dürfen, ich übte meine Stimme, die ſich allmälig entwickelte, ich arbeitete für arme Kinder und für unſre Kirchenfeſte, und ich pflegte Blumen zum Altarſchmuck. Meine Gefährtinnen, und allmälig auch die Kloſterfrauen, nannten mich die kleine Nonne, und das wollt' ich werden.

Mein Vater war aber durchaus nicht dieſer Meinung; die Vorſtellung mich dereinſt im Schleier zu ſehen machte ihn unglücklich. Ich ſah ihn zuweilen am Sprachgitter, und ermangelte nie ihn um ſeine chen mit Frau von Lehrbach oder Fräulein Clariſſe über das, was ſie geleſen hatten. Der Regiſtrator äußerte ſich ſtets mit hoher Achtung über die Familie Lehrbach und ſtellte namentlich ſeinem älteſten Sohne, der Vinzenz hieß, den Herrn Vinzenz von Lehrbach als Muſter eines guten Sohnes und eines vortrefflichen jungen Mannes vor Augen. Es machte immer einen gewiſſen Eindruck auf die Kinder, wenn eines ſagte:

„Herr von Lehrbach iſt hier; ich begegnete ihm in der Haustüre.“

So war es nicht unnatürlich, daß Maximiliane auf den Gedanken geriet, Herrn von Lehrbach um ſeinen Beiſtand zu bitten. Ein ſo ausgezeichneter Mann mußte Rat und Hilfe ſchaffen.

Sie lief mutig die erſte Treppe hinab, auf der zweiten wurde ihr Schritt langſam, und als ſie die Schelle der Lehrbach'ſchen Wohnung zog, war ſie ganz beängſtigt. Es gewährte ihr Beruhigung, daß Fräulein Clariſſe ſelbſt die Türe öffnete und freundlich ſagte:

„Sieh da, Jänchen! Wünſchen Sie etwas?“

„Ach ja! ich möchte gern Herrn von Lehrbach ſprechen,“ ſagte Maximiliane verlegen.

„Er iſt eben nicht zu Hauſe . . . aber kommen Sie nur herein. Vielleicht kann ich ihm Ihr Anliegen mitteilen.“

„O, wenn Sie die Güte haben wollten . . . und zugleich recht für mich bitten wollten — das wäre

„Wenn es doch mein Beruf iſt, gnädige Frau! Ich bitte inſtändigſt, ſtimmen Sie Ihren Herrn Sohn und meine Mutter günſtig für meine Abſicht.“

Frau von Lehrbach ſchüttelte mißbilligend den Kopf und verſetzte:

„Sie müſſen bei Ihrer Mutter bleiben und ſie in ihren mühſamen Verhältniſſen unterſtützen.“

„Das letztere will ich ja eben tun, gnädige Frau! . . . aber meine Mutter . . . iſt gar nicht meine Mutter.“

„Wenn Sie ein angenommenes Kind ſind, ſo ſind Sie noch mehr zur Dankbarkeit und zum Gehorſam verpflichtet, denn aus reiner Barmherzigkeit hat man dann gegen Sie gehandelt.“

„Das iſt etwas ganz neues!“ ſagte Clariſſe.

„Ich habe es erſt heute erfahren,“ antwortete Maximiliane und erzählte den ganzen Vorgang. Dann ſetzte ſie hinzu:

„Ich bin nicht undankbar, gnädige Frau, aber ich muß in meiner Weiſe dankbar ſein dürfen.“

„Das iſt Eigenſinn,“ verſetzte Frau von Lehrbach ſtreng; „denn gerade Ihre Weiſe mißfällt Ihrer Mutter und allen verſtändigen Leuten. Das chriſtliche Leben geht freilich ſtets ſtromauf, weil wir ſtets Selbſtverleugnung zu üben und zuweilen ſehr mühſame und drückende Verhältniſſe bald zu ertragen, bald zu überwinden haben. Doch ſtromauf zu ſchwimmen gegen Pflicht, Vernunft und gute Ratſchläge — das iſt eine große Verkehrtheit und ſie rächt ſich an dem Verblendeten, der ſo etwas unternimmt."

„Sie ſind ſehr hart, gnädige Frau," ſagte Maximiliane finſter und ſtand auf.

„Hart? Meine Mutter hart?" rief Herr von Lehrbach, der eben eingetreten war — und er ſetzte ſich zu ſeiner Mutter und küßte zärtlich ihre Hand, während ſie zu Maximiliane ſagte:

„Sie wünſchten meinen Sohn zu ſprechen. Alſo reden Sie freimütig mit ihm."

Maximiliane ſetzte ſich wieder und trug ihre Wünſche vor. Ihr letztes Wort war:

„Wie fange ich es an, um auf das Theater zu kommen?"

Herr von Lehrbach betrachtete ſie. Sie war keine einnehmende Erſcheinung, obſchon ſie eine ſchöne Geſtalt und glänzend ſchwarze Augen und Haare hatte. Aber der Blick war hart, die Züge waren hart, der Sprachton war hart; die gelbliche Geſichtsfarbe verſtärkte den allgemeinen Ausdruck: er war finſter. Vielleicht aber konnte ſie auf der Bühne Effekt machen — vielleicht konnte ſie ſogar anziehend ſein — oder werden, wenn ſich ein Talent in ihr entwickelte.

„Sie müſſen das tun, was Jeder tun muß, der ſich einer Kunſt widmen will," gab er zur Antwort. „Sie müſſen diejenigen Fächer ſtudieren, welche Sie zur Ausübung derſelben befähigen.

Dann wird es ſich zeigen, ob Sie wirklich Talent — oder nur eine unbegründete Neigung haben.“

„Studieren?“ ſagte Maximiliane gedehnt. „Ja ... was denn ... wo denn?“

„Was? — Nun zum Beiſpiel, wie man auf der Bühne zu gehen, zu ſtehen, zu ſprechen, ſich zu bewegen hat — wie man in den Geiſt einer Rolle eindringen muß — und Ähnliches, worüber ich keine nähere Auskunft geben kann. Und wo? ... Ich denke da, wo große Bühnen ſind, wird es ohne Zweifel Perſonen geben, die ſich mit der Ausbildung von Aſpirantinnen zu dieſem Fach beſchäftigen.“

„Aber das würde ja nicht ohne Koſten zu ermöglichen ſein!“ rief Maximiliane betroffen.

„Gewiß nicht.“

„Es geht alſo nicht mit den Studien; ich muß es anders anfangen.“

„Das wäre verkehrt und gefährlich.“

„Geben Sie es auf, gegen den Strom zu ſchwimmen, Jänchen,“ ſagte Clariſſe liebreich; „lernen Sie ſo viel Muſik, bis ſie imſtande ſind, Muſiklehrerin zu werden, und bleiben Sie ſein ruhig hier.“

Aber Maximiliane war verſtimmt und zog ſich mißmutig zurück, hielt jedoch ihre Abſicht feſt. Daß Frau von Lehrbach geſagt hatte, um mühſame Verhältniſſe zu überwinden, müſſe man ſtromauf ſchwimmen, das gehöre zum Leben —

hatte Maximiliane behalten. Daß Frau von Lehrbach dieſes Stromaufſchwimmen eine Bedingung des chriſtlichen Lebens und eine beſtändige Selbſtverleugnung genannt hatte — ließ ſie fallen. Aus dem weiſeſten Ratſchlag reißt man ſich nur das eine Wort heraus, das man eben hören will, und verdreht dadurch den ganzen Sinn desſelben.

Maximiliane ſagte zu Frau Geringer:

„Da Du mir geſagt haſt, daß ich nicht Deine Tochter ſei, ſo ſage mir doch alles, alles, was Du von meiner Herkunft weißt . . . oder denkſt.“

„Weshalb, Jänchen? Vergiß es lieber. Es bleibt ja doch alles zwiſchen uns wie früher und es tut mir bitter weh, daß ich mich hinreißen ließ, das zu verraten, was Du gar nicht zu wiſſen brauchſt.“

„Es iſt aber geſchehen, Mutter, und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis Du mir vollſtändig Auskunft gegeben haſt. Alſo bitte ich Dich inſtändig: was weißt Du, was denkſt Du, liebe, gute Mutter?“

„Ich weiß ſehr wenig und denke gar nichts darüber, Jänchen. Den Vorfall will ich Dir erzählen.“

Das tat Frau Geringer mit der größten Umſtändlichkeit und Maximiliane erfuhr dasjenige, was ihr in dieſem Augenblick am wichtigſten war, daß ſie in der Sparkaſſe der Stadt X. ein kleines

Kapital beſitze. Sie umarmte lebhaft Frau Geringer und rief:

„O Mutter, wie froh bin ich! Nun iſt uns geholfen! Laß das Geld kommen, wir teilen es; Du bekommſt die eine Hälfte, ich die andere . . . und ich verwende ſie zu meinen Studien . . . wenn ſie wirklich nötig ſind, wie Herr von Lehrbach behauptet.“

„Nun, was ſagte Herr von Lehrbach? Was für Studien meinte er?“

„O Mutter, Du ſollſt alles erfahren, bringe es nur recht eilig dahin, daß das Geld komme — dann macht ſich alles ganz leicht.“

„Du ſollſt es bekommen, wenn Du Dich einſt verheirateſt, Jänchen. So hat es der Vater beſtimmt.“

„Ja, wenn er lebte, möchte es wohl ſo geworden ſein . . . jetzt aber iſt es ganz anders! Der liebe Gott ſchickt mir das Geld.“

„Das tut er. Dafür biſt Du ihm aber auch über die Verwendung Rechenſchaft ſchuldig. Und ich will ſelbſt mit Herrn von Lehrbach ſprechen, um zu erfahren, was er Dir denn eigentlich geraten hat.“

Das tat die betrübte Frau. Sie ſprach mit Herrn von Lehrbach, mit Frau von Lehrbach, mit Fräulein Clariſſe; — Maximiliane tat dasſelbe und ſchließlich blieb jedes bei ſeiner Meinung von der Sache: Frau Geringer beweinte, Frau von

Lehrbach tadelte, Clariſſe beklagte Maximilianens Entſchluß und Herr von Lehrbach behauptete, man müſſe ihre Fähigkeiten gründlich prüfen; ſtelle ſich Talent und Beruf heraus, ſo dürfe man ihr ſchwerlich ein Verbot in den Weg legen. Er wolle durch verſchiedene Freunde ermitteln laſſen, wo derartige Studien zu machen wären, da die Koſtenfrage glücklich erledigt ſei. Maximiliane war ſehr froh über dieſe Entſcheidung; Frau von Lehrbach durchaus nicht.

„Du haſt jetzt das Mädchen ſozuſagen auf Deinem Gewiſſen, Vinzenz,“ ſagte ſie, „denn Du ermöglichſt ihr den gefährlichen Schritt.“

„Indem ich ſuche, ihn möglichſt ungefährlich zu machen, beſte Mutter! Es iſt doch in dieſer Weiſe beſſer, als wenn ſie mit irgend einer vagierenden Truppe auf und davon ginge.“

„Gott bewahre!“ rief Frau von Lehrbach.

„Ich würde glauben, daß ſie aus einer ſolchen herſtammt, wenn nicht die tauſend Gulden da wären,“ entgegnete er.

Als Juliane von dieſem Stromauf der Frau von Lehrbach hörte, dachte ſie für ſich: Ja . . . ſich ſelbſt überwinden . . . das iſt ſtromauf ſchwimmen.

Enttäuſchung.

Erlaubniß zu bitten, aber ſehr beſtimmt ſchlug er ſie mir ab. Ich vermuthe, daß er der Oberin ſeinen Willen ausgeſprochen haben muß, denn ſie erklärte mir eines Tages: ich müſſe mir das Kloſterleben aus dem Sinn ſchlagen, denn mit ſechszehn Jahren begehre mich mein Vater in die Welt zurück, und Gehorſam ſei die erſte Pflicht eines guten frommen Kindes. Ich weinte ſehr, aber ſei es Gewohnheit der Unterwerfung, oder war meine Vocation wirklich nicht ſtark genug: ich gab den Plan auf, wünſchte aber um ſo glühender in den mir noch vergönnten Jahren ein recht ſeliges, gottgefälliges Kloſterleben zu führen, und mich dadurch ſtark zu machen gegen die dereinſtigen Verlockungen der Welt, von denen ich nicht den geringſten Begriff hatte. Nicht genug daß ich mich bemühte in mein kleines Leben alle Tugenden hineinzulegen, für die ich Spielraum fand: Sanftmuth, Demuth, Aufrichtigkeit, Andacht, unermüdlichen Fleiß; — ich wollte mich ſo recht als ein Kind Gottes, unter ſeiner unmittelbaren Hand, durch ſeine Gnade erhoben fühlen. Ich las in meinen Geſchichten der Heiligen, welche wundervolle Offenbarungen und Erſcheinungen ſie hatten, wie der Heiland ihnen begegnet, wie die Mutter Gottes ihnen zulächelt, wie Engel ſie tröſten und ſtärken. Ich wollte einen

Erſtes Kapitel.

Die Zeit ſauſt dahin. Was wäre ſie für die Menſchen, wenn es keine Ewigkeit gäbe? — Eine taube Blüte, die einen Augenblick bunt gefärbt iſt, einen Augenblick Wohlgeruch ſpendet, ſchnell verwelkt, zuſammenfällt, Farbe und Aroma verliert, vom Wind verweht — ein zerfließender Schatten wird. Jetzt iſt ſie ein Acker, deſſen mühſam gezogene Früchte — mögen ſie ohne Glanz, ohne Farbe, ohne Aroma ſein — für die Ewigkeit reifen und dort dem Arbeiter zu gut kommen.

Zwei Jahre waren dahingeſauſt. In Julianens mühevollem Leben trat jetzt eine große Veränderung ein: Frau Geringer ſtarb. Die Verwandten in X. nahmen ſich ſogleich der beiden älteren Söhne an und ſorgten für deren Fortkommen. Nun war aber noch der dritte da, ein zwölfjähriger Knabe. Wie hätte Juliane ihn und ſich ſelbſt mit ihrem kleinen Gehalt als Lehrerin in einem Inſtitut erhalten können! So lange Frau Geringer lebte, hatte deren Einkommen, verbunden mit Unterſtützung von Seite der Verwandten und mit Julianens Gehalt, die Exiſtenz nach knappem Zuſchnitt ermöglicht und Juliane fühlte ſich glücklich, daß ſie dazu beitrug, den kleinen Familienkreis traulich beiſammen und zufrieden in ſeiner Beſchränkung zu erhalten. Jetzt fiel er nicht nur auseinander, ſondern ihr fiel eine neue Sorge zu: ſie mußte eine Stellung ſuchen, welche ihre Geldmittel vermehrte, und, da ſich in der Nähe eben keine ſolche fand, die Heimat verlaſſen.

Unſere alten Vorfahren, die von Chauſſee und Eilwagen nichts wußten und von Dampfſchiff und Eiſenbahn nichts träumten, hingen ſo ſehr an der Heimat, daß ſie in die Fremde gehen nannten: ins Elend gehen. Sie konnten es nicht faſſen, wie man ſich fern von der Heimat anders als elend fühlen könne. Ungefähr ſo dachte auch Juliane. Sie hatte ſchon hundertmal hin und her gerechnet, ob es nicht möglich ſei, mit ihrem Gehalt und mit dem Honorar, das ſie für Unterricht außerhalb des Inſtitutes verdiente, mit ihrem kleinen Bruder fortzuleben wie bisher; — es ſtellte ſich aber immer die Kaſſe als unzureichend heraus und mit blutendem Herzen mußte Juliane ſchließlich einſehen, Frau Lehrbach habe Recht, zu behaupten, ihr bleibe nichts übrig als eine Stelle in einem fremden Hauſe als Erzieherin anzunehmen.

Clariſſe von Lehrbach brachte ihr Leben in der

Sorge und Liebe für andere hin: zuerſt für ihre Mutter; dann für ihre verheiratete Schweſter, die in ſehr beſchränkten Verhältniſſen lebte; endlich für alle, die ſich in den vielgeſtalteten Nöten des Lebens an ſie wendeten — und deren Zahl war nicht klein. Frau von Lehrbach beſaß wenig Vermögen; Clariſſens Geldmittel waren ſehr beſchränkt. Es iſt aber auch nicht immer das Geld, welches Hilfe bringt oder Troſt gibt. Für die vereinſamte Juliane wurde Fräulein Clariſſe eine teilnehmende Freundin und der Unterſchied der Jahre — denn Clariſſe war über dreißig — flößte Julianen nur noch mehr Vertrauen ein.

Jetzt ſaßen ſie zuſammen bei Frau von Lehrbach. Clariſſe hatte einen Brief in der Hand und ſagte:

„Dieſe Sylvia Goldiſch, die von mir eine gut katholiſche Erzieherin für ihre kleine Tochter verlangt, hieß früher Sylvia von Reheim und war jahrelang mit mir, mit uns allen innig befreundet. Aber ſie kam leider in das Haus von ſehr reichen Verwandten, die nur für die Freuden der Welt Sinn hatten und nach dem Wohlbehagen verlangten, welches der Reichtum gewährt. Der ſchädliche Einfluß einer ſolchen Umgebung — das tägliche Beiſpiel — die Gewohnheit des Luxus — der Wunſch, in der Geſellſchaft zu glänzen — eigene und fremde Schuld — alles kam zuſammen, um die Arme auf den traurigſten Irrweg zu führen. Der Glaube ging dermaßen in ihr zugrunde, daß ſie keinen Wert auf deſſen Vorſchriften legte. Sie kam mehr und mehr von der Kirche ab und heiratete ſchließlich den Herrn Goldiſch, einen reichen Mann, der ſich von ſeiner Frau, Sylvia's Couſine, hatte ſcheiden laſſen — ſo daß für uns Sylvia gar nicht in der Ehe lebt, denn die erſte Frau Goldiſch iſt noch am Leben. Herr Goldiſch, der Proteſtant, mag ſich bona fide für verehelicht mit Sylvia halten; ſie aber kann es nur mit völliger Verleugnung des katholiſchen Dogmas von der Unauflöslichkeit der Ehe.“

„Und dieſe Frau verlangt eine gut katholiſche Erzieherin für ihr Kind! . . . ſucht ſie bei Ihnen!“ rief Juliane.

„Ja, das iſt eine glückliche und nicht ganz ſeltene Inkonſequenz derjenigen Leute, die für ſich ſelbſt keinen Wert auf die Religion legen: ihre Kinder ſollen gläubig erzogen werden. Es iſt die letzte Gnade, die der barmherzige Gott ihnen anbietet, zum Lohn dafür, daß ſie wenigſtens ihren Kindern das Kleinod zuwenden wollen, das ſie ſelbſt wegwarfen.“

„Und Sie meinen, daß ich in das Haus dieſer Frau gehen ſoll?“ ſagte Juliane zu Frau von Lehrbach.

„Ja, beſtes Kind, das meine ich, denn erſtens ſchreibt Sylvia ausdrücklich, niemand werde Sie in der Ausübung Ihrer religiöſen Pflichten ſtören; zweitens bekommen Sie die heilige Aufgabe, ein Kind gleichſam von der Wiege an für den Himmel zu erziehen und dadurch indirekt auf die arme Mutter zu wirken; drittens iſt der Gehalt ſo, daß Sie den kleinen Konrad in eine Erziehungsanſtalt geben und doch die notwendigen Geldmittel für ſich behalten können; und viertens endlich iſt dies der einzige annehmbare Vorſchlag und die Zeit drängt, denn in das Haus eines Witwers mit drei halberwachſenen Töchtern paſſen Sie nicht und ein ſo geringer Gehalt, wie Frau von Z. Ihnen anbot, paßt nicht für Sie.“

„Und wenn ich, durch das Beiſpiel meiner Umgebung betört, Schiffbruch am Glauben erlitte, wie das arme Fräulein von Neheim?“ ſagte Juliane nachdenkend.

„Sie treten unter ganz anderen Verhältniſſen und Bedingungen in das Haus des Herrn Goldiſch,“ entgegnete Frau von Lehrbach. „Sylvia wurde behandelt wie ein verwöhntes Kind: das fällt bei Ihnen weg; und Sie haben eine ernſte Aufgabe, die ihr fehlt. Überdies ſind Sie durch Erziehung und Schickſal ſelbſtſtändiger und dadurch unabhängiger, ſowohl dem Charakter als der Stellung nach — als Sylvia war.“

Juliane nahm die Stelle an und ſchied mit tieſem Schmerz, aber ohne Klage, aus der trauten Heimat, von ihrem kleinen Bruder, von den Stätten ihrer Jugend, von den Gräbern ihrer Eltern, von ihren Freunden, von allem, was dem Menſchenherz teuer iſt — um einer ungewiſſen Zukunft entgegen zu gehen.

Zweites Kapitel.

Sylvia von Neheim hieß ſeit drei Jahren Sylvia Goldiſch. Sie hatte um des Reichtums willen geheiratet und ſo war ſie denn eine reiche Frau. Als ſie das war, begann ſie zu fühlen, daß reich ſein etwas ganz anderes ſei, als glücklich ſein. Sie hätte das auch ſchon vorher wiſſen, ſehen, ſozuſagen mit Händen greifen können; aber nein! Der Menſch iſt ſo beſchaffen, daß er höchſt ſelten durch die Erfahrung anderer, ſondern gewöhnlich nur durch Selbſterlebtes zur richtigen Einſicht kommt, denn er hängt ſo feſt und ſo lange wie möglich an Illuſionen, die ihm beſſer gefallen als die Wahrheit.

Herr Goldiſch war ganz das, was er in ſeiner Stellung und ſeinen Verhältniſſen ſein ſollte: ein rechtſchaffener, tüchtiger, umſichtiger Mann des Geſchäfts. Auf dieſen Kreis beſchränkten ſich ſeine Vorzüge, ſeine Fähigkeiten, ſeine Gedanken, ſeine Tätigkeit. Die Spekulation beherrſchte ihn, nicht aus Geldgier, nicht im Geiſte der Schwindelei, ſondern weil es ſein Fach und ſeine Gewohnheit war. Wie alle Männer, die große Geldgeſchäfte treiben, welche in unſeren Tagen eng mit Staatswirtſchaft zuſammenhängen, hatte er Intereſſe für die Politik und ihre Kombinationen und gelegentlich ſprach er darüber nicht mehr noch minder einſichtsvoll als tauſend andere. In Geſellſchaft von Damen war er ſchweigſam, weil er die Gabe der leichten Unterhaltung, die alles berührt und nichts ausführt, nicht beſaß. Er flüchtete ſich dann ſo eilig wie möglich hinter das Bollwerk jedes angenehmen Geſprächs -- hinter den Whiſttiſch. In ſeinem Hauſe brachte er zu den Mahlzeiten die Tagesblätter mit, die ihm täglich aus allen Weltgegenden zukamen und die er ſeiner Geſchäfte wegen durchſehen mußte. Übrigens legte er ſeinen Hausgenoſſen nichts in den Weg, verlangte nur pünktliche Haus- und Tagesordnung; innerhalb derſelben hatten alle, jeder auf ſeinem Platz, ein gutes Leben. Genug, er war ein Mann, den die Frau achten mußte und bei dem ſie ſich halbtot langweilen konnte. Sylvia tat dieſes und jenes; dieſes am gründlichſten.

Herr Goldiſch war ein angehender Fünfziger; ſein Haus war vortrefflich eingerichtet, von gutgeſchulten Dienſtboten vortrefflich gehalten; das ganze Räderwerk des Lebens ging wie auf Eiſenbahnſchienen ſo glatt und ſo gleichmäßig fort. Sylvia brauchte nichts zu ſagen, nichts zu ordnen, an nichts zu erinnern. Sie konnte aber auch nichts verändern. Es ſchien alles feſtgenagelt zu ſein, denn Herr Goldiſch hatte es nun einmal ſo und nicht anders beſtimmt. Sylvia's Stiefſohn, ein recht lieber, achtjähriger Knabe, hatte bereits einen Hofmeiſter, bei dem er ſehr fleißig ſtudieren mußte, ſo daß ſich wenig Gelegenheit fand, ihn zu ſehen. Nur zwei Arten von Beſchäftigung ſtanden Sylvia zu Gebot: die Einkehr in ſich ſelbſt und der Verkehr mit der Welt. Man kann und ſoll beides verbinden; es iſt aber ſchwer, die Wage im Gleichmaß zu halten und der einen wie der anderen Richtung ihren gebührenden Anteil zu geben. Gewöhnlich kommt die Einkehr in uns ſelbſt dabei zu kurz, weil der Weltverkehr ein abmattendes, erſchlaffendes Element mit ſich bringt, welches der Sammlung und der ruhigen Stille wiederſtrebt und ſelten mit gebührender Energie bekämpft wird. Sylvia's nach außen gekehrtes Weſen ſuchte in der Welt Zerſtreuung und Genuß. Sie hatte wegen des Reichtums geheiratet; jetzt wollte ſie den Reichtum genießen. Man gewöhnt ſich aber an nichts leichter als an ihn. Er müßte ſich beſtändig ſteigern, um beſtändig einen neuen Reiz zu bieten, und ſchließlich müßte man es machen, wie Kleopatra, und in Wein zerſetzte koſtbare Perlen den Gäſten vorſetzen, um Freude am Reichtum zu haben.

Sylvia ſah ihrer Niederkunft entgegen. Da kündigte Herr Goldiſch ihr an, ſobald dieſe überſtanden ſei, würden ſie nach London überſiedeln. Sein Schwager, Herr Dambleton, finde den Augenblick günſtig und die Niederlaſſung in England erſprießlich für ein Geſchäft, das ſie gemeinſchaftlich führten. Seine jüngſte Schweſter aber, die vor einiger Zeit ihren Mann verlor, wünſche in ihre Vaterſtadt zurückzukehren und das Haus ihres Bruders zu kaufen. Er wolle alſo dem Rat des Schwagers folgen und ſeiner Schweſter gefällig ſein.

Sylvia war entzückt von dieſem Entſchluß. Je größer der Schauplatz, auf dem ſich ihr Leben bewegte, deſto lieber war es ihr. Nach der Geburt einer kleinen Tochter ging Herr Goldiſch mit Frau und Kindern nach London. Aber die Welt bietet nun einmal nichts anderes als Täuſchungen und Enttäuſchungen. Um in der Londoner Geſellſchaft als ein Stern erſter Größe aufzugehen, dazu reichten Sylvia's Gaben, Mittel und Stellung nicht aus. Sie war eine elegante, einnehmende Erſcheinung; aber ihre Schönheit war nicht mehr die der Jugend. Und wie ſie unter hundert Frauen verſchwand, die ihr gleich waren, ſo war es auch mit dem Vermögen des Herrn Goldiſch. Ihm war das ſehr gleichgültig. Er wollte das, was er beſaß, bequem genießen und behäbig vermehren; glänzen wollte er durchaus nicht. Er fühlte ſich ungemein zufrieden, während ähnlichen himmliſchen Boten, als ein Zeichen der Liebe Gottes zu mir, begrüßen; ich wollte auch die Seligkeit kennen ſeines Wolgefallens ſo recht ſicher zu ſein. O, wie betete ich! wie lag ich flehend und weinend auf meinen Knien! wie dachte ich mir Qualen aus, die ich mir heimlich anthat und litt, um ihn zu rühren! Umſonſt! kein Engel ſtieg zu mir herab, und nicht einmal in meinen Träumen durfte ich mich irgend einer troſtreichen Viſion erfreuen. Wie ich einſt unglückſelig geweſen war durch meine unerwiderte Liebe zur Mutter, ſo war ichs jezt im geſteigerten Grade, denn ich wähnte mich von Gott verſtoßen. Das unabweisliche Bedürfniß glücklich zu ſein durch die Liebe — ſprach ſich wieder flammend in mir aus. Diesmal verſtanden meine Kloſterfrauen mich nicht, und noch weniger mein Beichtiger. Als geiſtigen Stolz legten ſie mir meine Wünſche und Klagen aus, als eitlen Hochmuth für eine Auserwählte gelten zu wollen. Ach, nicht die Eitelkeit — das Herz ſtrebte nach Befriedigung! In tiefſter Stille, in demüthigem Schweigen hätte ich eine himmliſche Offenbarung empfangen. Ich war ja daran gewöhnt die Schmerzen meiner Liebe zu verbergen, und ich würde auch ihre Seligkeit verborgen haben. Jezt gab ich mich einer unſinnigen Traurigkeit hin. Ich muß bei ſeiner Frau das Gegenteil ſtattfand. Als ſie die Verbindung mit Herrn Goldrich einging, hatte ſie ſich vorgeſpiegelt, daß ſie eine Vernunftheirat mache. Jetzt mußte ſie ſich eingeſtehen — was in ähnlichen Fällen ganz gewöhnlich iſt — daß es eine Geldheirat geweſen ſei und daß ſie ihren Glauben und ihr beſſeres Selbſt mit Füßen getreten habe, um ſich zur Sklavin des Mammon zu machen. Sie unterdrückte aus allen Kräften in ſich dieſe Erkenntnis und haſchte nur umſomehr nach Zerſtreuung, nach Betäubung; doch zufrieden mit dem ſelbſtgewählten Loſe war ſie durchaus nicht. Ohne jene Charakterſtärke, welche die Pflicht feſthält, möge dieſe ſüß ſein oder bitter; ohne die Stütze der Religion, welche der Pflichttreue ihre Tröſtungen gibt — ausgegoſſen in das wirbelnde, taumelnde Weltgewühl — gab es Augenblicke, in denen Sylvia unwillkürlich ſeufzte: O — ich bin aber elend! — — Dann blickte ſie um ſich, als ob ſie dort ſuchen wolle, was ihr fehle. Doch ringsum war alles ſo elegant, ſo luxuriös, ſo komfortable, daß ihr nichts zu wünſchen übrig blieb. Ihr Haus lag im Weſtend, im Belgravia, und war demgemäß eingerichtet. Sie fand keine Lücke, an welcher ein Wunſch hätte haften können; allein nach Innen wendete ſie den Blick nicht!

Drittes Kapitel.

Sylvia ſaß in ihrem Zimmer und ſah gleichgültig einige Einladungs- und Viſitenkarten durch; denn das Parlament war freilich ſchon eröffnet, allein die eigentliche Saiſon noch nicht eingetreten, denn dieſe beginnt erſt nach Oſtern mit dem Frühling. Jetzt, im März, waren die vornehmen und eleganten Leute noch auf dem Lande oder im Auslande oder in der Stadt, aber abgeſchloſſen und nur für intime Freunde zugänglich. Die Einladungen und die Beſuche waren alſo der Art, daß Sylvia ſie läſtig fand und nach einer Migräne ſeufzte, um dieſen Höflichkeitsverpflichtungen etwas aus dem Wege zu gehen. Ihr ſtand jedoch dieſe Entſchuldigung nicht zu Gebote, denn ſie hatte nie die Migräne.

Ein ſtarker Schlag des metallenen Klopfers auf die Haustür verkündete einen Beſuch. Sylvia fuhr auf aus ihrem Studium der Viſitenkarten. Es war ſehr früh am Tage, erſt eine Stunde nach dem Gabelfrühſtück — und ſo verſprach dieſer Beſuch auch kein ſonderliches Intereſſe. Vielleicht war es der Arzt, der zuweilen nach dem Befinden der kleinen Konradine fragte. Es erſchien aber nicht die lange, hagere Geſtalt des Doktors, ſondern die kleine runde Miſtreß Dambleton, eine Schweſter des Herrn Goldiſch.

„So früh, Liebſte?" ſagte Sylvia, indem ſie die Hand der Schwägerin drückte.

„Um Dir die gute Nachricht zu bringen, daß Geoffroy durch ſeinen Winteraufenthalt in Kairo vollſtändig hergeſtellt iſt, daß er im April Egypten verlaſſen, dann in Gibraltar ſich etwas aufhalten und im Mai hier ſein wird — Maschallah! ſetzt er hinzu und ſchreibt, dies arabiſche Wort bedeute: ſo Gott will! und werde ſehr häufig geſagt. Es ſcheint alſo, daß dieſe Muſelmänner gottesfürchtige Leute ſind. Wie froh ich bin über Geoffroy's Geneſung, kannſt Du Dir vorſtellen."

„Ein Sorgenkind ſollen Mütter immer am liebſten haben — wie es heißt," entgegnete Sylvia.

„Jawohl, ein Sorgenkind! Allein meine Sorgen betrafen nur ſeine Geſundheit, ſeine ſchwächliche Organiſation; andere Sorge hat mir mein guter Geoffroy nie gemacht. Jetzt bringt er aber einen ganz anderen Sorgenſohn mit und das trübt gar ſehr meine Freude."

Sylvia ſah ganz erſtaunt ihre Schwägerin an und dieſe fuhr fort:

„Ja, denke nur! Er bringt den Paul Weſtern mit, der ſich bei dem Generalkonſul in Alexandrien nicht mehr halten kann, ſo leichtſinnig lebt er. Wie arg muß er es treiben, da man in dieſem Punkt, wie Geoffroy ſagt, ſehr nachſichtig in Egypten ſein ſoll.“

„Ich dachte, er ſei längſt nach Rio oder Waſhington verſetzt,“ ſagte Sylvia; „denn nachdem ſeine Mutter zurückkehrte und unſer Haus kaufte, ſetzte ſie Himmel und Erde in Bewegung, um ihm eine andere Stelle zu verſchaffen.“

„Ganz recht! Man ſchickte ihn nach Bancok im Königreich Siam. Er blieb kaum ſechs Monate dort und kehrte unter dem Vorwand ſeiner angegriffenen Geſundheit nach Alexandrien zurück. Weil ſein Vater dort über dreißig Jahre Generalkonſul und ein ſehr tüchtiger Geſchäftsmann geweſen war, gab man dem Paul eine kleine Stelle beim Generalkonſulat, in der Hoffnung, er werde vernünftig werden. Das iſt aber nicht der Fall, man hat ihn entlaſſen, ihm bereits einen Nachfolger gegeben; deshalb will er nicht nach Deutſchland zurück. Mit ſeiner Mutter lebt er ohnehin in einem geſpannten Verhältnis, weil ſie ſeine Schulden nicht mehr bezahlen will — ja, ſie kann es nicht, ohne das Vermögen ihrer anderen Kinder zu ſchmälern — und ſo bleibt nichts übrig, ſchreibt mein guter Geoffroy, als ihn nach England zu den Verwandten zu bringen, was eine höchſt unangenehme Zugabe zur Rückkehr meines Sohnes iſt."

„Es wird auch meinem Mann ſehr unlieb ſein," erwiderte Sylvia; „denn ihm wird die Hauptſorge für den Sohn ſeiner Schweſter zufallen, nämlich die, ihn auf andere Wege zu bringen — und das iſt eine ebenſo ſchwierige als undankbare Aufgabe."

„Und wenn er nur nicht den vortrefflichen Geoffroy umgarnt!" ſeufzte Miſtreß Dambleton tief bekümmert.

„Das wirſt Du nicht zu befürchten haben, beſte Eliſa," entgegnete Sylvia tröſtend.

„Ich meine nicht in ſittlicher Beziehung," antwortete Miſtreß Dambleton; „aber Du weißt nicht — oder haſt es vergeſſen — daß Geoffroy mit vierundzwanzig Jahren Herr des großen Vermögens wird, das ihm der Oheim vermachte, deſſen Patenkind er iſt. Weiß Paul Weſtern Geoffroy zu gewinnen, ihm Komödie von Beſſerung, von Bekehrung geſchickt vorzuſpielen, ſo iſt Geoffroy imſtande, ſich aus übertriebenem Pflichtgefühl für den Vetter zu ruinieren."

„Ruinieren! Liebe Eliſa, das geht nicht ſo ſchnell."

„Bei manchen Leuten geht's im Galopp, Sylvia! Eine Hundertpfundnote iſt für ſie ein mageres Gabelfrühſtück. Und von dieſem Schlag iſt der Paul Weſtern. Sein braver Vater hat bittern

Gram um ihn gehabt und meine arme Schweſter zittert, wenn ſie an ihn denkt."

„Was muß das für ein Ungeheuer ſein?" rief Sylvia.

„Und leider ein Ungeheuer, das in einer ſehr ſchönen Hülle ſteckt und ſehr einnehmend iſt," ſeufzte Miſtreß Dambleton. „Paul lebt ſchon jetzt bei uns durch Geoffroy, der es für ſeine Pflicht hält, ſich ſeines Vetters anzunehmen. Er wird mit ihm die Reiſe machen und ſo iſt Paul bei ihm eingeniſtet, wenn ſie hier ankommen."

„Du wirſt ihn aber aufklären über Paul's Leichtſinn."

„Beſte Sylvia! Welcher Menſch läßt ſich denn aufklären, wenn er für oder gegen jemand eingenommen iſt! Die Menſchen wollen lieber ihre Illuſionen behalten als eingeſtehen, daß ſie ſich getäuſcht haben — und wenn ſie auch bitter durch dieſelben leiden — denn das kränkt die Eigenliebe."

Sylvia ſchwieg. Sie gab in Gedanken der Schwägerin recht.

Als Geoffroy Dambleton zwei Monate ſpäter mit Paul von Weſtern in London ankam, dachte Sylvia nach der erſten Begrüßung: dies Ungeheuer, dieſer Paul mit ſeinen ſchönen ſammtſchwarzen Augen, ſieht ganz aus wie ein Menſch, für den man ſich lebhaft intereſſieren könnte. Das wäre doch angenehm.

Viertes Kapitel.

In dem ſagen-, ſchönheits- und quellenreichen Schwarzwald gibt es außer dem weltberühmten Baden-Baden eine Anzahl anderer Kurorte, die man teils wegen ihrer mineraliſchen Geſundbrunnen, teils wegen ihrer reinen, nervenſtärkenden Luft vielfach beſucht.

An einem ſolchen Kurort befand ſich Juliane Geringer. Sie ſaß im Zimmer eines freundlichen Hauſes, das von der Straße durch Gartenanlagen getrennt war und von Sylvia und Miſtreß Dambleton bewohnt wurde. Juliane war herzlich froh, dem Sommeraufenthalt in London entronnen zu ſein, obgleich die Veranlaſſung für die Familie eine traurige war. Zwei Söhne von Miſtreß Dambleton dienten in der Marine; der eine war auf einer Seereiſe in den weſtindiſchen Meeren am gelben Fieber geſtorben. Der andere, ebenfalls ſchwer erkrankt, war vom Tode gerettet, aber man glaubte, er werde ſeine volle Geſundheit nur in Europa's Luft wiederfinden. Miſtreß

Dambleton, troſtlos über den Tod ihres Arthur und zitternd für John, war ſelbſt ſchwer erkrankt und ihr Arzt hatte ſie in dieſen ſtillen Kurort des Schwarzwaldes geſchickt, um in der freien Natur, in friſcher Waldluft und in großer Ruhe ihr erſchöpftes Nervenſyſtem zu kräftigen. Geoffroy begleitete ſie und es wurde ausgemacht, daß John ſich zu ſeiner Mutter begeben ſolle, wenn er wirklich nach Europa zurückkehre. Sylvia erhielt leicht die Zuſtimmung ihres Mannes, ſich ſeiner Schweſter anzuſchließen. Er gewährte ſie umſo leichter, da Sylvia in der letzten Zeit über die Maßen verſchwenderiſch geweſen war und da er hoffte, drei Monate in einem entlegenen Kurort des Schwarzwaldes würden minder große Ausgaben nach ſich ziehen.

Juliane ſaß in ihrem Zimmer und ſprach in einem Briefe an Clariſſe von Lehrbach ihre Freude aus, nach zwei Jahren wieder auf deutſchem Boden und in ganz katholiſcher Umgebung zu ſein.

Dieſe Jahre waren nicht leicht für Juliane geweſen: ſie kam zu einem zweijährigen Kinde, bei welchem mehr von Wartung als von Erziehung und Unterricht die Rede ſein konnte. Sie hatte weiter nichts zu tun, als die Kleine zu beaufſichtigen und ſie beſtändig unter den Augen zu haben. Dadurch war ſie auf die Geſellſchaft des Kindes beſchränkt, denn deſſen Tagesordnung war ſelbſtverſtändlich eine ganz andere als die der Eltern. Konradine erſchien bei deren erſtem Frühſtück um zehn oder elf Uhr, wurde von ihnen geliebkoſt und mit Backwerk gefüttert und verſchwand nach einer Viertelſtunde, wenn Herr Goldiſch nach den Morgenblättern griff, worauf Sylvia, die das Leſen bei der Mahlzeit unausſtehlich fand, ſich erhob und das Speiſezimmer verließ. Zuweilen, wenn ſie in ihrem Landhaus bei London lebten, nahm ſie dann die Kleine mit ſich und ſchickte ſie nach einem halben Stündchen Julianen zurück. Hatte Sylvia ſehr viel Zeit — was höchſt ſelten der Fall war — ſo kam ſie unter Tages zu Juliane und ſprach mit ihr über Konradine recht zärtlich, recht beſorgt für die Geſundheit, für den Charakter, für die Winter- und Sommeranzüge der Kleinen. Man hätte ſie dann für eine ſehr ſorgſame Mutter halten können. Vielleicht hatte ſie Luſt, es zu ſein — aber in großen Pauſen. Die Welt mit ihren Zerſtreuungen und mit ihrem betäubenden Treiben nahm ihre Gedanken nicht weniger als ihre Zeit in Anſpruch. Aber ſie war freundlich und dankbar gegen Juliane und ſagte oft:

„Hätte ich Sie nicht — was finge ich an, um meine tauſend und abertauſend geſellſchaftlichen Pflichten zu erfüllen! Sie ſind entſetzlich langweilig . . . dieſe Pflichten, doch abſchütteln darf man ſie nicht. Konradine iſt bei Ihnen geborgen

... iſt in den beſten Händen ... das beruhigt mich ungemein ... ich hoffe, wir trennen uns nie."

Auch an Geſchenken ließ ſie es ſo wenig fehlen, wie Herr Goldiſch. Juliane bekam Kleider, bekam allerhand Modeſachen, wie ſie in ihrer Vaterſtadt nie geträumt hatte, daß ſie dergleichen je tragen werde. Ihr Gehalt war reichlich genug, um ihren jüngſten Bruder im Inſtitut zu erhalten. Sie konnte in pekuniärer Beziehung nicht mehr begehren und ſie dankte inbrünſtig dem lieben Gott, daß ſie imſtande war, für den Bruder zu ſorgen; aber ſie vermißte zuweilen recht ſchmerzlich einen Wirkungskreis und einen anregenden Umgang, wie ſie ihn mit Frau von Lehrbach und Clariſſe gehabt hatte. Sie nahm ihre Zuflucht zu den Studien. las wiſſenſchaftliche Bücher, lernte gründlich Engliſch — die Zeit verging. Und Dank der Elaſtizität ihrer neunzehn Jahre, Dank ihrer ernſten Religioſität — die Zeit verging viel ſchneller und leichter als ſie anfänglich geglaubt hatte.

ſie unſinnig nennen, weil ſie keinen andern Grund hatte als mein blindes Verlangen. Damals aber erſchien ſie mir durchaus rechtmäßig und natürlich: ich liebte und wurde nicht wieder geliebt.

Das Kloſterleben in ſeiner Unwandelbarkeit und Gleichmäßigkeit gemahnt mich an die Wirkungen des Magnetismus: es ſchläfert entweder die Fähigkeiten ein, oder treibt ſie auf die Spitze. Meinem ſchwärmeriſchen Liebesdurſt geſchah das Letztere. O, Niemand weiß welche Aſpirationen aus ſolchem jungen ſtarken heißen Herzen zum Himmel fliegen; Niemand! denn ach! wir ſelbſt vergeſſen ſie ja; wir ſelbſt ſtören ihren Flug und wenden ſie, wenn wir das Unvergängliche als unerreichbar erkennen, dem Vergänglichen zu — thöricht wähnend, es ſei deshalb erreichbarer. Ich hatte ein heimliches unſägliches Grauſen vor meiner Rückkehr in die Welt, und doch fühlte ich mich elend im Kloſter. Wie ich ſchon bei der Mutter verſchüchtert und innerlichſt unruhig geweſen war, weil ich mich nicht ins Gleichgewicht mit ihr bringen konnte: ſo war mir jezt wieder zu Muth. Keiner will mich lieben, weder auf noch über der Erde! ſprach ich heimlich mit zerknickender Niedergeſchlagenheit zu mir ſelbſt.

In den Freiſtunden durften wir in den Garten gehen und uns da nach Luſt und Laune unterhalten.

Fünftes Kapitel.

Es war Abend, als Juliane ſo in ihrem Zimmer ſaß und ſchrieb. Durch die geſchloſſenen Jalouſien drang die erquickende aromatiſche Luft des Waldes in das offene Fenſter. Im Alkoven ſchlief Konradine feſt und ruhig. Eine Lampe erleuchtete das freundliche Zimmer. Es war ein friedliches Bild, friedlich wie das ſchlafende Kind, friedlich wie das ſinnige junge Mädchen, das ſoeben den Brief beendigt und die Feder weggelegt hatte.

Unter dem Fenſter befand ſich eine Veranda, wo Miſtreß Dambleton und Sylvia den Tee zu nehmen pflegten. Dies war auch jetzt der Fall. Juliane hörte Taſſen klappern, aber faſt gar kein Geſpräch. Zuweilen ſagte Geoffroy ein Wort, welches meiſtens wie in einer Einöde verhallte, da die beiden Damen nur ſelten eine höchſt lakoniſche Antwort gaben, denn Miſtreß Dambleton war nervenleidend und Sylvia mochte es auch ſein — wenigſtens ſah ſie ſehr angegriffen aus.

Da hub die erſte plötzlich an:

„Beſte Sylvia, wir ſind ſchweigſam wie Karthäuſerinnen und der arme Geoffroy muß ſich halbtot bei uns langweilen. Willſt Du nicht Miß Juliane einladen laſſen, zum Tee zu kommen?“

„Gern,“ ſagte Sylvia gleichgültig, ſchellte und gab dem Diener dieſen Auftrag und fügte hinzu, ein Garderobemädchen ſolle bei der Kleinen bleiben.

Juliane erſchien in der Veranda. Miſtreß Dambleton, die Gutmütigkeit ſelbſt, ſagte:

„So recht, liebe Miß! Unterhalten Sie ſich jetzt munter mit meinem Sohn . . . das wird auch uns etwas munter machen, meine Schwägerin und mich.“

Es iſt wohl nichts ſchwieriger, als der Aufforderung, munter zu ſein, **stante pede** nachzukommen; aber Juliane faßte es als Scherz auf, ging in den Ton ein und knüpfte ein ganz lebhaftes Geſpräch mit Geoffroy über ſeinen Aufenthalt in Egypten und in Spanien an — nicht um ihn, ſondern um ſich ſelbſt zu unterhalten. Um zu gefallen, iſt es gar nicht nötig, daß wir den Leuten gefallen; wir müſſen es nur zu machen wiſſen, daß ſie ſich bei uns, mit uns gefallen — was freilich eine beſondere Gabe iſt. Geoffroy, der nicht ſehr daran gewöhnt war, daß man ihm Aufmerkſamkeit zuwende, war angenehm überraſcht, dieſe bei Juliane zu finden, welche zwar freilich keine ſchöne, keine glänzende Erſcheinung war, aber eine ſo angenehme, einfache und wohlwollende, daß ſie ſchön ausſah vor lauter Güte. Ihr Auge, ihre Stirn, ihr Lächeln, ihr Ausdruck, wenn ſie ſprach und wenn ſie ſchwieg, hatten etwas ſo Klares, als ob ſie von einem innern Licht erleuchtet werde und als ob man bis auf den Grund dieſer Seele ohne Falſch ſchauen könne. Ihrer beſcheidenen Stellung wohl bewußt und anſpruchslos, hätte ſie ſich doch einer Fürſtin gegenüber im Gleichgewicht gefühlt und gehalten; denn nur die unerfüllten Anſprüche machen verlegen, unſicher und rauben das Gleichgewicht.

Als man auseinander ging und Geoffroy ſeine Mutter in ihr Zimmer führte, ſprach er ihr ſeinen Dank aus, daß ſie Julianens Erſcheinen veranlaßt habe, und fügte hinzu:

„Auch für Miß Geringer danke ich Dir, beſte Mutter, denn mir ſcheint, das junge Mädchen führt ein allzu einſames Leben.“

„Das bringt ihre Stellung mit ſich, mein guter Geoffroy, ſie hat die Aufſicht der Kleinen übernommen. Wird Konradine älter, ſo wird man auch Miß Geringer mehr in den Kreis der Familie hineinziehen. Jetzt kann das nur ausnahmsweiſe geſchehen, denn ihr Platz iſt bei der Kleinen, welche Sylvia nun einmal keiner anderen als einer gebildeten, unterrichteten Perſon anvertrauen will, einer Perſon, die, wie Miß Geringer, nicht nur imſtande iſt, zu unterrichten, ſondern auch zu erziehen.“

Das Eis war nun aber einmal gebrochen und Juliane erſchien fortan täglich zum Tee. In der Frühe aber, wenn Konradine noch ſchlief, wohnte ſie der Feier der heiligen Meſſe bei, welche ſie, ſo lange ſie bei Sylvia war, keinen Tag verſäumt hatte, obſchon ſie zuweilen Schwierigkeiten hatte, um die Zeit zu gewinnen und die Entfernung zu überwinden. Sie ſah in Geoffroy einen armen Krüppel, der häufig in der Geſellſchaft zurückgeſetzt und verletzt worden war und den man deshalb freundlicher als andere Männer zu behandeln hatte.

Einem friſchen, kräftigen, jungen Mädchen konnte Geoffroy Dambleton freilich als Krüppel gelten, denn ſein linker Fuß war etwas kürzer, als der rechte; er war klein und ſchmächtig, und wenn die Anlage zur Hektik auch beſeitigt war, ſo blieb ſein Ausſehen doch das eines jungen Mannes von zarter Geſundheit. Er war nicht krank, aber ſchwächlich.

Geoffroy Dambleton war Beſitzer eines großen Vermögens: folglich fehlte es nicht an Müttern und an Töchtern, die in ihm eine vortreffliche Partie ſahen. Aber er hielt ſich fern von der Damenwelt und er geſtand ſeiner Mutter, er habe die Marotte, um ſeiner ſelbſt willen geheiratet zu werden. Da dies bei ſeinem unvorteilhaften Äußern nicht wohl möglich ſei, ſo werde er vermutlich ein Hageſtolz werden, den Fall jedoch ausgenommen, daß er ſich über die Maßen verliebe und dadurch Gegenliebe, ſozuſagen, erzwinge. Er war ſeit zwei Jahren aus Egypten heimgekehrt, und ſeit zwei Jahren Herr ſeines Vermögens; doch von Verliebtheit hatte ſich nicht die leiſeſte Spur gezeigt. Seine Mutter wünſchte lebhaft ſeine Verehelichung, weil er, ein gemütvoller, pflichttreuer Menſch, ganz geſchaffen für das Familienleben war; aber ſie fühlte, daß ſich Geoffroy durch ihre Wünſche nicht beſtimmen laſſen werde, obſchon er in anderen Dingen äußerſt nachgiebig war. Sie ſchwieg, nachdem ſie mit zwei oder drei Vorſchlägen nichts anderes bewirkt hatte, als ein entſchiedenes „Nein“ hervorzurufen. Jetzt war ſie ſehr gerührt, daß er London in der glänzendſten Zeit verließ, um ſich mit ihr im wilden Schwarzwald zu vergraben. Geoffroy fand es ganz in der Ordnung, daß er die leidende, traurige, ſorgenvolle Mutter begleite, und nicht verlaſſe. Indeſſen hatte er dazu noch einen andern Grund, den Miſtreß Dambleton nicht ahnte: — Intereſſe für Sylvia.

◆

Neue Täuſchung.

Erſtes Kapitel.

Hat der Menſch im frevelnden Leichtſinn die Geſetze des Glaubens beiſeite gelegt und dermaßen mißachtet, daß er ſich in dieſer Mißachtung feſt und zurecht ſetzt und auf ihr den Bau ſeines Glückes errichten will: ſo tut ſich in ſeiner Seele eine Lücke an jener Stelle auf, welche einſt der Glaube einnahm — und dieſe Leere quält. Dann ſpricht der Menſch zu ſich ſelbſt: Ich werde meine Pflichten erfüllen und in jeder Weiſe mich bemühen, ſehr vollkommen zu werden. Die andauernde, allſeitige, ſtandhafte Pflichterfüllung iſt aber eine höchſt mühſame Arbeit, die in uns und außer uns auf tauſend Schwierigkeiten ſtößt, welche bald lähmend, bald verwirrend wirken, weil man nicht Kraft und Licht im Anſchluß an Gott und an die Lehre des Glaubens ſuchet. Dann nimmt die innere Verwirrung und Unklarheit zu. Die Lücke wird größer. Das Unbehagen auch. Dann ſpricht der Menſch: Ich muß mich zerſtreuen, mich unterhalten, ſonſt fällt mir das Leben allzu ſchwer.

Allein Zerſtreuung durch weltlichen Tand füllt dieſe Lücke nicht aus. Je mehr hineingeworfen wird, deſto mehr zeigt ſich ihre Tiefe. Sie wird zum Abgrund. Der Menſch, ſchwindelnd und taumelnd hineingeriſſen in die Dinge der Welt, hat keinen Leitfaden in der Hand, keinen Boden unter den Füßen, keinen Kompaß vor Augen. Von blinder Selbſtſucht getrieben, unfähig zum Widerſtand, verfällt er dem Böſen und das Böſe nimmt die Stelle ein, welche Gottes Geſetz einnehmen ſollte.

„Dieſen Weg war Sylvia gegangen, langſam, Schritt vor Schritt. Ihre unchriſtliche Verbindung mit Herrn Goldiſch brachte zu Tage, in welchem Zuſtand von moraliſcher Erſchlaffung ſie ſich befinde: ſie wollte durchaus eine reiche Frau werden. Herr Goldiſch war Proteſtant, war getrennt von ſeiner Frau, war allerdings eine achtbare Perſönlichkeit, für welche Sylvia jedoch nicht die mindeſte Zuneigung — höchſtens ein allgemeines Wohlwollen empfand; allein er war ein reicher Mann. Das genügte ihr, um jedes Bedenken über Bord zu werfen, um ihr Verlöbnis mit Vinzenz von Lehrbach aufzuheben und um ihre Hand einem Manne zu reichen, der über ſeine Hand nicht verfügen konnte, weil ſie durch das unauflösliche Eheband unfrei gemacht war. Sie verlor mit einem Schlag alle höheren Güter: die Gnade Gottes, das Licht des Glaubens, die Heilsmittel der Kirche, Die Größeren gingen meiſtens Arm in Arm in den langen Bogengängen von Weinreben ſpazieren, die Freundinnen paarweiſe, plaudernd von Hofnungen und Erwartungen. Die Kleinen liefen wild und fröhlich umher. Ich gehörte ſchon längſt zu den Großen, war fünfzehn Jahr alt und vollkommen erwachſen; ich lebte im beſten Vernehmen mit allen meinen Gefährtinnen, aber eine beſondere und ganz erkluſive Freundin hatte ich nicht. Ich glaube ich war ihnen zu ſtreng, zu ascetiſch. „Clelia darf keine Nonne werden, dafür mögte ſie eine Heilige ſein;“ — ſprachen Einige ſpottend, Andre bewundernd. Alle hatten mich lieb und großes Vertrauen zu mir. Sollte unſeren Oberinnen eine Bitte vorgetragen oder eine Entſchuldigung gemacht werden; ſprach Dieſe um Nachſicht, Jene um Verzeihung an: immer mußte Clelia das Wort führen, und häufig nahm Clelia Schuld und Vorwürfe auf ſich. Ich war immer bereit zu helfen, zu leiden, mich zu opfern; darin fand ich Befriedigung. Dank begehrte ich nicht; er machte mich faſt traurig. Liebe wünſchte ich nicht; die Liebe meines Gleichen ſchien mir nicht des Wunſches werth: höhere, beſſere, reinere Weſen ſollten mich lieben. So war ich denn faſt immer allein, und ſchloß Freundſchaft mit den Blumen, den Bäumen, den Vögeln, den Sternen.

den Frieden des Gewiſſens. Sie verlor die Liebe eines vortrefflichen jungen Mannes — und ſie gewann dafür das Gemeinſte, was es auf Erden gibt — Geld. Als ſie das hatte, fühlte ſie ſich elend; denn nicht ungeſtraft ſagt der Menſch ſich los von himmliſchen Gütern: es iſt immer und immer die Geſchichte vom „verlorenen Sohne“ im Evangelium.

Zu der Zeit, da Geoffroy Dambleton mit Paul von Weſtern nach England kam, fand Sylvia alles, was der Reichtum ihr bot und gab — tötlich langweilig. Ihr ſchönes Haus, ihre ſchönen Kleider, ihre ſchönen Pferde, ihr ſchönes Landhaus — Bälle, Konzerte, Oper und Ballet — alles und jedes gähnte ſie an. Ihre Exiſtenz war ein fortwährendes, geräuſchvolles Treiben, das keinen andern Zweck hatte, als den, der ſich nicht finden ließ: Unterhaltung. Nicht nur fand Sylvia keine anregende Unterhaltung in der Welt — ſie fand ſie auch nicht im Hauſe. Herr Goldiſch war ganz verſunken in ſeine großen Geſchäfte. Sylvia intereſſierte ſich ſo wenig, wie es der Anſtand erlaubte, für ihn und für ſie. Konradine, zwei Jahre alt, war ſoeben Juliane übergeben. Sylvia's Stiefſohn befand ſich in Deutſchland in einer Erziehungsanſtalt, welche Herr Goldiſch den engliſchen derartigen Inſtituten vorzog. Mit der Familie Dambleton ſtand Sylvia im beſten Verhältnis; es waren lauter brave, doch mit nichten ſehr intereſſante Perſönlichkeiten. Außerhalb dieſes Kreiſes hatte ſie keinen intimen Umgang. Der Tumult der großen Welt iſt aus lauter bunten Atomen zuſammengewirbelt, die aneinander und auseinander fliegen und keine intimen Beziehungen ermöglichen, wenn dieſe nicht durch Geburt, Verwandtſchaft und langjährigen Verkehr gefördert werden. Es war alſo für Sylvia ein gewiſſes Ereignis, daß Paul von Weſtern in den Familienkreis — und keineswegs zur Freude desſelben — eintrat. Mißtreß Dambleton hatte ihn genau ſo beſchrieben, wie er war: ein ſchöner, junger Mann, in moraliſcher Beziehung tief geſunken, aber von gefälligem und einnehmendem Weſen — wie die Leichtſinnigen nicht ſelten ſind. Er machte durchaus keinen abſtoßenden Eindruck auf Sylvia, die zu ihrer Schwägerin ſagte:

„Ihr ſeid zu ſtreng gegen den armen Paul. Er hat Schulden gemacht — nun ja; das iſt doch kein Verbrechen, wenn man reiche Eltern hat.“

„Es gehört zum wohlgeordneten Leben eines ehrenhaften jungen Mannes, beſte Sylvia, daß er ſich bezüglich ſeiner Geldmittel nach der Decke ſtrecke — wie das Sprichwort ſagt. Pauls Vater hatte als Generalkonſul in Egypten eine einträgliche Stelle; Vermögen aber nicht. Das hat meine Schweſter. Sie hat jedoch acht Kinder, für welche ſie ſorgen muß, ſie allein; und Paul, der älteſte, denkt nicht daran, ſeiner Mutter eine

Stütze zu ſein, und bereitet ihr nur Verlegenheiten unangenehmſter Art.“

„Das iſt freilich nicht zu billigen . . .“

„Nicht zu entſchuldigen — willſt Du ſagen!“

„Ich meine, beſte Eliſa, daß die gute Pauline eine gewiſſe Schroffheit neben all' ihren Vortrefflichkeiten hat, die abſtoßend auf Paul wirkt. Man muß ſolche ſchwache und etwas leichtſinnige junge Männer durch Milde gewinnen und durch ſchonende Liebe beſſern.“

„Paul's Eltern haben zuerſt dieſen Weg eingeſchlagen, der nicht zum Ziele führte. Statt zur Erkenntnis ſeiner ſchlimmen Torheiten zu kommen, ſchloß Paul aus der Nachſicht der Eltern, es wären nur geringfügige jugendliche Fehler, und lebte fort in ſeiner Verkehrtheit. Als ſein Vater dann mit Strenge gegen ihn auftrat, verſprach er, ſich zu beſſern.“

„Alſo verſprach er das?“ fiel Sylvia ein.

„Nun, das verſteht ſich, wenigſtens zwanzig Mal; denn das iſt ſehr leicht.“

„Er hat denn doch guten Willen.“

„O nein! Er hat nur glatte Worte und lebt wie zuvor. Da iſt denn ſeine arme Mutter ſchließlich dahin gebracht worden, daß ſie ſeine Schulden nicht mehr bezahlt und es ihm überläßt, für ſein Fortkommen zu ſorgen — was er vermöge ſeiner Erziehung und ſeiner Kenntniſſe mit Leichtigkeit gekonnt hätte, wenn er in der Laufbahn geblieben wäre, die ſein Vater ihm anwies, mit der er einverſtanden und und für die er gebildet war. Hier iſt für ihn kein Platz."

„Welche Grauſamkeit, Eliſa!"

„Zum Beſuch kann er ſich bei uns, ſeinen nächſten Verwandten, aufhalten, allein er iſt für die großen Geſchäfte Deines und meines Mannes ganz unbrauchbar. Ein Beſuch kann nicht ewig währen! Er gehe nach Deutſchland heim, wohin er gehört — und ſuche ſich dort eine Stellung zu erringen," ſagte Miſtreß Dambleton mit Entſchiedenheit.

Sylvia fand dieſe Anſichten, dieſe Äußerungen empörend. Da aber Herr Goldiſch und Herr Dambleton ſie teilten, ſo ſchwieg ſie und nahm ſich in der Stille vor, dieſen liebenswürdigen Paul auf jede Weiſe in Schutz zu nehmen, zu heben, zu beſſern.

Paul von Weſtern war nicht ſehr entzückt von der Aufnahme, die er bei ſeinen Verwandten fand. Die beiden Oheime behandelten ihn ungemein kühl und ſein älteſter Vetter, Reginald Dambleton, ein verheirateter Mann, der begründete Hoffnung hatte, demnächſt einen Sitz im Unterhauſe einzunehmen, bekümmerte ſich gar nicht um einen Menſchen, der nichts war, nichts hatte und nichts konnte. Die Tante Eliſa war eine zu wohlwollende Natur, um nicht freundlich gegen den Sohn ihrer Schweſter zu ſein, aber ſie mißtraute ihm;

Sylvia war die einzige, die ihn mit günſtigen Augen anſah und demgemäß vertraulich mit ihm verkehrte. Ihr eigener Leichtſinn machte ihr den Leichtſinnigen ſympathiſch. Paul benutzte das. Er ſchloß ſich ihr an, er fragte ſie um Rat, wie er ſich in der Familie zu benehmen habe, er dankte ihr, daß ſie ſich ſeiner annehme — nicht hofmeiſternd, wie eine Tante, ſondern liebevoll, wie eine Schweſter. Er ſprach zu Geoffroy mit Begeiſterung von Sylvia und dieſer ſtimmte in deſſen Begeiſterung ein. Sylvia hatte etwas ſehr Einnehmendes, ſehr Anmutiges für jedermann. Dieſe liebliche Naturanlage war ſtark entwickelt durch die Verhältniſſe, in denen ſie als Fräulein von Neheim in abhängiger, untergeordneter Stellung im Hauſe reicher Verwandter lebte: durch Anmut mußte ſie ſich ihren Platz erobern — freilich nicht den, den ſie gewünſcht hätte, denn ſie blieb ein armes Fräulein, bis ſie ihre Verbindung mit Herrn Goldiſch einging. Da wurde ſie eine reiche Frau — doch ohne ihre liebenswürdige Anmut zu verlieren.

Geoffroy, nicht daran gewöhnt, von Frauen mit Aufmerkſamkeit behandelt zu werden, war von Herzen dankbar, daß Sylvia ihn beachtete, ſich zu ihm herabließ wie ein höheres Weſen zu einem armen Sterblichen. Jetzt tat es ihm weh, daß der arme Paul einen wenig herzlichen Empfang in der Familie fand, und ſeine zärtliche Bewunderung für Sylvia ſteigerte ſich, weil ſie nicht auf dieſe kühle Art einging. Sie hatte zu Geoffroy und zu Paul geſagt:

„Ich verbitte mir, daß Ihr mich Tante nennt. Das macht mich uralt. Hätte ich Kinder in Eurem Alter, ſo wäre Tante das richtige Wort. Aber Konradine iſt zwei Jahre alt. Ich heiße Sylvia für Euch ſo gut wie für Reginald, Arthur und John.“

Das bewirkte ſogleich eine vertrauliche Annäherung und Paul ſuchte nicht nur in Sylvia's Gunſt ſich feſtzuſetzen: er hoffte durch dieſelbe auch die Gunſt des Oheims zu erlangen. Seine Lage war bedenklich: ſeine Mutter verſagte ihm Geldmittel; ſeinen Poſten hatte er verloren ohne Ausſicht, einen andern zu gewinnen. Er lebte von Geoffroy's Großmut, alſo abhängig, obſchon dieſer gute Menſch nicht daran dachte, ihn abhängig zu machen; aber Paul nannte alles Zwang und Druck, was ihm irgend eine Rückſicht auflegte.

Zweites Kapitel.

Durch Paul kam ein Intereſſe in Sylvia's Leben. Bei ihrer Anſicht beharrend, daß man ihm Vertrauen ſchenken müſſe, um ſein Vertrauen zu gewinnen, und daß durch dies Verfahren manchem Übel vorgebeugt oder abgeholfen werden könne, ſuchte ſie ihn dahin zu ſtimmen, daß er ſtets offen und aufrichtig mit ihr ſpreche, ihr ſeine Wünſche, ſeine Anſichten, ſeine Hoffnungen, ſeine Schwierigkeiten mitteile und immer feſt auf ihre Nachſicht zähle — nötigenfalls auf ihre Hilfe durch Rat und Tat. Als Paul ihr einmal ſagte: „Heute will ich Dir beichten, Sylvia" — — da frohlockte ſie in ihrem Herzen und wähnte, Paul auf den rechten Weg gebracht zu haben. Paul entwarf ein Bild ſeiner Vergangenheit, das er mit den Farben ausmalte, die ihm gefielen und die keineswegs der Wahrheit entſprachen. Er ſtellte ſich dar als das Opfer falſcher Freunde, die ihn zu einigen leichtſinnigen Handlungen verlockt hätten, denen ſeine Eltern größere Wichtigkeit beilegten, als ſie verdienten. Seitdem ſei es ihm nicht gelungen, den Eltern eine beſſere Meinung von ſich beizubringen; ſie hätten ihm immer Mißtrauen, häufig grauſame Strenge gezeigt. Er habe zwar Fehltritte begangen, aber ſie hätten ungeheuere Fehlgriffe gemacht, und genug, die Sache wendete ſich ſo, daß im Grunde die Eltern ſchuldig — er aber unſchuldig ſei. Paul hatte ſich dies ſo oft wiederholt, bis er es ſelbſt — freilich etwas verſchwommen — glaubte, wie das den Leuten geſchieht, welche nie einen klaren und feſten Blick in ihr Gewiſſen werfen und ſich ſelbſt nur durch das buntgefärbte Glas der Eigenliebe oder der augenblicklichen Leidenſchaft betrachten. Eigentlich erfuhr Sylvia nichts weiter, als daß Paul ſich häufig in Geldverlegenheit befinde.

„Und das Leben eines jungen Mannes in der Welt iſt ungemein koſtſpielig; es ſei denn, daß er ſich alle Vergnügungen verſage — und das iſt ſo ſchwer!“ — ſagte er ſchließlich ganz melancholiſch und ſah ſie mit ſeinen ſchönen, ſchwarzen Augen wehmütig an.

„Armer Paul!“ rief Sylvia gerührt, „vergiß die traurige Vergangenheit. Nicht wahr, Du ſtehſt gut mit Geoffroy?“

„Gewiß, er iſt mein Schutzgeiſt; aber das Zartgefühl legt mir Rückſichten auf.“

„Das begreife ich! . . . Ich hoffe Du betrachteſt mich als Deine wahre, Deine beſte Freundin, der Du mit Zuverſicht Dein Vertrauen ſchenken kannſt und die ſtets bereit ſein wird, Dir zu helfen. Denn Rückſichten haſt Du bei mir nicht zu nehmen.“

„Du biſt mein guter Engel, himmliſche Sylvia!“ rief Paul und küßte ihre Hand.

Er ſah in eine roſige Zukunft. Standen Geoffroy und Sylvia ihm hilfreich zur Seite, ſo konnte es ihm nicht an Mitteln fehlen, ſein frivoles Leben fortzuſetzen. Freilich wurde ihm dadurch die Verpflichtung auferlegt, ſich nicht ganz der ſchlechten Geſellſchaft zu widmen, die er bei weitem der guten vorzog.

Miſtreß Dambleton trat einmal ganz aufgeregt in Sylvia's Zimmer, ſank in einen Seſſel und rief:

„Es iſt unerhört, Sylvia! Dieſe Frechheit iſt zu groß! Stelle Dir vor, was mir widerfahren iſt. Ich fahre aus, um verſchiedene Einkäufe für Frederica zu machen, die zu Ende der Woche mit ihrem Baby in die Stadt kommt — da gibt es Beſorgungen ohne Ende. Das Wetter iſt ſo herrlich, daß ich es in der Stille des Morgens ein wenig genießen wollte und durch den einſamen Hyde-Park fuhr. Die Luft, das Grün, die Ruhe — alles war erquickend. Doch dieſer Genuß der Natur wurde in höchſt widerwärtiger Weiſe geſtört. Ich fuhr langſam im offenen Wagen und langſam kommt ein offener Wagen mir entgegen. Wer ſitzt darin? — Paul — und wer ſitzt neben ihm? — Die Figurantin des Ballets, welche von den Männern wegen ihres wunderſchönen blonden Haares „la Biondina“ genannt wird. Ich hatte alle Zeit, ſie in's Auge zu faſſen. Er hatte ſich — mir ſcheint abſichtlich — ſo ganz zu ihr gewendet, daß er mir den Rücken zukehrte, als wir aneinander vorüber fuhren; aber ich hatte ihn ſchon in der Ferne erkannt — und er ohne Zweifel auch mich. Ich bin ganz ſtarr über dieſe Frechheit und muß mich bei Dir erholen, bevor ich mich meinen Geſchäften widme.“

Sylvia war ſtill empört, ſagte aber mit Gelaſſenheit:

„Liebe Eliſa, Du weißt, was am Vormittag im Hyde-Park geſchieht, das gilt nicht, das wird ignoriert, das wird betrachtet wie Landleben, wo man ſich mit größerer Freiheit bewegt. So iſt es ja auch in Wien: ob man am Morgen im Prater geht, fährt, reitet — wird nicht beachtet.“

„Das iſt etwas ganz anderes, beſte Sylvia, iſt ſozuſagen ein Übereinkommen der Geſellſchaft, ſich in der erſten Hälfte des Tages nicht um ſeinen Nächſten zu bekümmern, und ich begreife nicht, wie Du dieſen Gebrauch als Entſchuldigung für Paul anführen kannſt. Ungezwungenheit und Frechheit ſind zwei ganz verſchiedene Dinge und ich bin entſchloſſen, von Geoffroy zu verlangen, daß er die Intimität mit Paul aufgebe, denn ſie kann ſeinem Ruf ſchaden.“

Ich führte Geſpräche und tändelte mit ihnen; ich glaubte faſt von ihnen gekannt und verſtanden zu ſein. Und dann plötzlich überſchlich mich eine namenloſe Traurigkeit, und ich lief geſchwind in den Kreuzgang, wo vor einem Altar mit einer Mater dolorosa eine ewige Lampe brannte. Da warf ich mich auf die Knie, und bereute im inbrünſtigen Gebet, Gedanken für dergleichen Gegenſtände gehabt zu haben, da ſie ja ſchöner als alle Blumen, und ſtralender als alle Geſtirne ſei. Und hatte ich mich müde gebetet: ſo ſetzte ich mich auf die Stufen des Altars, legte die Arme auf die Knie und den Kopf auf die Arme, und verſank in wache Träume ohne Gegenſtand und ohne Ziel.

Mein Vater erkrankte tödtlich. Er wußte daß er rettungslos ſei, und ließ mich an ſein Sterbebett rufen. Er nahm mir das Verſprechen ab nicht ins Kloſter zu gehen.

„Deine Mutter hielt nichts von dem Kloſterberuf, ſprach er, und Du haſt Alles um in der Welt glücklich zu ſein: alſo lebe nach dem Wunſch Deiner Eltern.“

Ich leiſtete natürlich das Verſprechen. Hätte er begehrt ich möge ſtatt ſeiner ſterben — wie gern hätte ich es gethan. Ich pflegte ihn acht Tage, und ging von ſeiner Leiche ins Kloſter zurück, um

„Ich beſchwöre Dich, Eliſa, tue es nicht! Geoffroy ſoll vielmehr ſeinen ganzen Einfluß anwenden, um Paul von dem ſchlechten Umgang abzulöſen."

„Sylvia, Du redeſt wie ein Neuling in der Welt! Leichtſinnige Leute von Paul's Schlag verſprechen hundert Mal alles Gute und tun fort und fort alles Schlimme."

Sie entfernte ſich ſehr entrüſtet und ſprach in ihrem Sinn mit Geoffroy, der ſie zu beſänftigen ſuchte. Sylvia aber beſchied Geoffroy zu ſich und ſprach in einem anderen Sinne mit ihm.

„Verlaſſe nicht den armen Paul, der ja das Opfer ſeiner eigenen ſittlichen Schwachheit iſt und an ihr zugrunde gehen muß, wenn die Hand der Freunde ihn nicht ſtützt. Er nannte Dich ſeinen Schutzgeiſt — o guter Geoffroy, bleibe es auch."

Und der gute Geoffroy ſagte bewegt:

„Du biſt ein Engel, Sylvia! Ich will alles tun, was Du wünſcheſt, weil Du es wünſcheſt."

Sylvia ſchöpfte Atem. Der Gedanke, Paul könne aus dem Familienkreiſe verbannt und dadurch von ihr entfernt werden, er — der einzige in der ganzen Verwandtſchaft, für den ſie ſich intereſſierte — dieſer Gedanke trat wie ein Schreckbild ihr entgegen und ſie beſchloß bei ſich ſelbſt, es ſolle nimmer zur Wirklichkeit werden.

Drittes Kapitel.

Lady Frederica Dambleton hatte ihr Wochenbett auf ihrem Landſitz gehalten. Jetzt kam ſie in die Stadt, als die Saiſon auf der Sonnenhöhe war. Sie war die Tochter eines Peers, ſehr hübſch, ſehr elegant, ſehr heiter, ſehr beliebt in der Geſellſchaft, gute Gattin, glückliche Mutter. Zwiſchen ihr und Sylvia beſtand fortwährend eine kleine, wenn auch freundlich verhüllte Rivalität; die Eiferſucht war aber mehr auf Sylvia's als auf Frederica's Seite. Jetzt ſtimmten jedoch beide vollſtändig überein, daß alles geſchehen müſſe, um Paul von Irrwegen abzulenken; allein ihre Mittel wichen von einander ab: Sylvia ſuchte ihn an ſich zu feſſeln, Frederica wollte ihn in der Geſellſchaft haben. Daß das eine wie das andere nicht den beabſichtigten Erfolg haben könne, weil äußere Mittel nicht innere Verkehrtheit in Ordnung bringen, war ihnen nicht klar.

Lady Frederica patroniſierte in der Geſellſchaft Paul auf jede Weiſe. Sie führte ihn ein in das

Haus ihrer Eltern, ihrer drei Schweſtern, ihrer zahlreichen Tanten und Couſinen und überall machte er durch ſeine ungewöhnliche Schönheit und ſeine gefälligen Manieren einen guten Eindruck, der durch zwei Talente nachhaltig verſtärkt wurde: er war ein ausgezeichneter Tänzer und er ſang mit einer ſehr angenehmen metallreichen Tenorſtimme das deutſche Lied — nur das; weder die italieniſche noch die franzöſiſche Romanze — nur das deutſche Lied. Und gerade dieſe Spezialität machte ihn intereſſant. Es war etwas neues, etwas eigentümliches, etwas unbekanntes, die Stimme war ſchön, der Sänger war ſchön, die elegante Lady Frederica begleitete auf dem Flügel den Geſang ihres Vetters — wie wäre es möglich geweſen, nicht entzückt zu ſein! Miſtreß Dambleton war ungemein froh, ihren Neffen ſo gut in der Geſellſchaft geſtellt zu ſehen. Die beiden Oheime hörten nichts, was ſie gegen ihn hätte verſtimmen können. Reginald Dambleton, der in ſeine Frau verliebt war wie ein Bräutigam, bewunderte in Paul Frederica's Werk und Geoffroy zählte auf Paul's Beharrlichkeit. Sylvia allein war verſtimmt.

Sie lebte nicht in der Intimität von Lady Frederica's großer und glänzender Verwandtſchaft, zu welcher Paul den Zutritt hatte; daher ſah ſie ihn ſehr wenig. Sie ritt täglich gegen Abend mit Reginald, Frederica und Paul im

Hyde-Park ſpazieren; da machte es ſich ſtets ganz einfach ſo, daß Reginald ihr zur Seite, Paul neben Frederica ritt. Es ſchien ihr, als nehme dieſe ihr gegenüber eine gewiſſe triumphierende Miene an, die ganz unausſtehlich ſei und an die Frederica nicht dachte, weil ſie keine Veranlaſſung zu einem Triumph gewahr wurde. Sylvia's Eigenliebe war um ſo mehr verletzt, als ſie ſich heimlich und ſehr widerwillig eingeſtehen mußte, Frederica ſei jünger, ſchöner, gefeierter als ſie. Wenn Paul bei ihr erſchien, war ſie einſilbig und froſtig. Selbſtverſtändlich war ihm der Grund ſehr klar. Er war aber nicht geneigt, ſein Benehmen zu ändern, denn das Leben in einer Geſellſchaft, von deren Glanz und Größe er bis dahin keinen Begriff gehabt hatte, gefiel ihm ungemein, weil er in ihr eine geſuchte Perſönlichkeit war — Dank Lady Frederica's Protektion. Er hielt es für geraten, Sylvia's Verſtimmung nicht zu bemerken, und beſchränkte ſo viel wie möglich ſeine Beſuche und deren Dauer.

Aber die Saiſon dauert nur einige Monate. Im Auguſt iſt ihr Glanzpunkt vorüber. Eine Familie verſchwindet nach der andern; man geht ins Seebad oder auf den Continent, nach deutſchen Kurorten, nach der Schweiz, nach Paris. Der Sportsman geht nach Schottland, um das Haſelhuhn zu ſchießen und Forellen zu fiſchen. Wer durch die Verhältniſſe genötigt iſt, in der Stadt zu bleiben — denn „die Stadt“ iſt in England eine Bezeichnung, die einzig und allein für London gilt — der macht ſich für jedermann unſichtbar und unnahbar in ſeinen vier Wänden. Im Oktober herrſcht im Weſtend tiefe Stille. Es iſt ausgeſtorben, eine Totenſtadt, jedes Haus eine Familiengruft.

Lady Frederica war mit ihrem Mann ins Seebad nach Biarritz gereiſt. Sie hatte Sylvia und Paul eingeladen, ſie auf ihrem lieblichen Landſitz Ivyhouſe zu beſuchen, aber erſt zu Weihnachten. Was ſollte Paul bis dorthin beginnen? An immerwährende Zerſtreuung gewöhnt, ungeneigt und unfähig zu jeder ernſten Beſchäftigung, wendete er ſich wieder der ſchlechten Geſellſchaft zu, befreundete ſich mit zwei Mexikanern, die als Spieler bekannt waren, und verfiel wieder dem traurigen Lebenswandel, welchem er durch die Gunſt der Umſtände, aber nicht durch beſſere Einſicht und Kraft des Willens auf kurze Zeit entriſſen worden war.

Sylvia bereitete ſich zur Abreiſe von London vor. Unweit Brighton beſaß Herr Goldiſch einen anmutigen Landſitz, der, auf einer ſanften Anhöhe und an einen hübſchen Park gelehnt, die freie Ausſicht auf das Meer hatte. Dort brachte ſie die Wintermonate zu, lud ihre Bekannten dahin ein, folgte deren Einladung auf längere oder kürzere Zeit — und fand auch dort den Reichtum, den ſie begehrt und die Langweile, die ſie nicht begehrt hatte.

„Sie werden in Oakhill geſunde Luft atmen," ſagte ſie zu Juliane, „nicht dieſen gelbgrauen Moraſt verſchlucken müſſen, den man Londoner Nebel nennt. Der Seewind reinigt die Luft und läßt ſtrenge Kälte nicht aufkommen. Zuweilen gibt es Sturm -- aber Stürme gehen vorüber und ſind viel weniger unbehaglich als dieſer ewige Nebel, bei welchem uns immer der Hades der alten Griechen einfällt, wo die Seelen der Abgeſchiedenen lebten ohne Leid und ohne Luſt."

„Ach unter dieſem Nebelhimmel gibt es Leid genug," ſagte Juliane.

„Ich weiß es, Miß Juliane, ich weiß es!" rief Sylvia ungeduldig; „man tut ja, was man kann, um der Not und dem Elend abzuhelfen; aber es gibt Leiden, welche nicht durch ein paar Goldſtücke gehoben werden und welche häufig nicht der Anteil der Armen und Dürftigen ſind."

„Nicht einen — alles!" verſetzte Juliane; „nicht hier lauter Dornen, nicht dort lauter Roſen."

„Sie betrachten die Dinge der Welt ſehr philoſophiſch, Miß Juliane," ſagte Sylvia gereizt.

„Nein, philoſophiſch nicht. Das iſt nicht meine Sache," gab Juliane lächelnd zur Antwort, „nur chriſtlich."

„Sie haben Recht, wenn Sie damit alles Ungleiche ausgleichen können," erwiderte Sylvia; „bringen Sie Konradinen dieſe Geſinnung bei, Miß Juliane, aber bringen Sie ihr auch die Charakterſtärke bei, jene feſtzuhalten."

„Das muß der vom Glauben erleuchtete und getragene feſte Wille tun, Miſtreß Goldiſch, und das iſt eine Gnade, die erbetet und erkämpft ſein will. Beigebracht oder angetan wird ſie uns nicht."

„Wären Sie proteſtantiſch, würde ich Sie für die Tochter eines Predigers halten, Miß Juliane, ... aber Sie meinen es gut und Konradine iſt in Ihrer Obhut ſicher aufgehoben. Alſo: morgen Vormittag um elf Uhr halten Sie ſich mit dem Kinde zur Abfahrt bereit."

Juliane hatte großes Mitleid mit Sylvia. Je weniger ſie für die Mutter tun konnte, deſto größer wurde ihre Sorgfalt für das Kind.

Juliane hatte ſich entfernt. Sylvia ſtand vor einem Schrank und legte allerhand Schmuckſachen zuſammen in eine Kaſſette von Roſenholz, inkruſtiert mit Metall von verſchiedenen Farben. Die Kaſſette war ein kleines Kunſtwerk und die Juwelen, die Sylvia in die verſchiedenen Fächer legte, waren koſtbar; aber ſie hatte keine Freude daran.

Da wurde die Türe geöffnet — Paul trat ein. Leichenblaß, mit verſtörtem Blick, mit bebenden

Lippen ging er auf Sylvia zu, fiel vor ihr auf die Knie und ächzte tonlos und mit aufgehobenen Händen:

„Rette mich ... rette mich! Sylvia, rette mich!“

Sie ſtellte die Kaſſette in den Schrank, trat einen Schritt zurück und ſagte froſtig:

„Was bedeutet dieſe Szene?“

„Daß ich zugrunde gehe, wenn Du mich nicht retteſt ... ich muß eine Schuldverſchreibung bezahlen ... eine Spielſchuld.“

„Ehe Geoffroy ſeine Reiſe nach Konſtantinopel antrat, ſagte er mir, Deine Kaſſe ſei gehörig gefüllt. Er iſt kaum ſechs Wochen fort und Du haſt Schulden? ... Das iſt ein unverzeihlicher Leichtſinn ... ich kann und will ihn nicht ſtützen.“

„Erbarme Dich, Sylvia! ... Ich habe ſchon mein ſchönes Reitpferd verkauft, meine herrlichen Piſtolen, alles, was ich an Wertſachen beſaß....“

„Wende Dich an Reginald ...“

„Er iſt nicht hier! ... Du weißt es.“

„Oder an Frederica.“

„Nein, das — um keinen Preis!“ rief Paul aufſpringend. „Nein, ich kann mit Frederica ſcherzen und lachen, ſingen und tanzen, aber den furchtbaren Ernſt des Lebens, meine Troſtloſigkeit, meine Verzweiflung kann ich ihr nicht offenbaren, ſie würde ſich entſetzen. Ob ſie mir helfen würde, bezweifle ich. Zu Dir aber habe ich das Vertrauen, daß Du mich wenigſtens bemitleideſt, wenn Du nicht in der Lage biſt, mir zu helfen . . . mich zu retten.“

„Du haſt mich einſt Deinen guten Engel genannt, Paul. Hätteſt Du Dich nicht ganz dem tumultuariſchen Treiben hingegeben, hätteſt Du Dich mehr zu mir gehalten, ſo würdeſt Du jetzt nicht im Abgrund liegen; denn Du würdeſt allmählich gelernt haben, Deine Lebensaufgabe nicht in oberflächlichen Tändeleien zu ſuchen.“

„Das ſoll von jetzt an geſchehen! Rette mich und ich will mich an Dich anklammern, will Dir folgſam ſein wie ein Kind ſeinem guten Engel.“

Wenn doch die Frauen glauben wollten, daß es mit der Bezeichnung „Engel“ unter ähnlichen Umſtänden nicht beſonders ernſt gemeint ſei! — Sylvia ſah hohen Ernſt darin, hielt ſich der Aufgabe, als Engel zu fungieren, fähig und würdig und fragte nach der Summe, die Paul zu zahlen habe. Sie war enorm und überſtieg weit die Mittel, die ihr zu Gebot ſtanden. Raſch entſchloſſen nahm ſie aus dem Schrank die Kaſſette, leerte ſie, füllte mit dem Inhalt Paul's Taſchen und ſagte dabei:

„Verkaufe dieſe Schmuckſachen, die zum Teil ſehr wertvoll ſind . . . aber nicht bei meinem Juwelier Zetti, ſondern bei einem unbekannten, nicht ſo eleganten. Bei Zetti würde man ſie möglicherweiſe als die meinen erkennen. Eile, Paul, und befreie Dich von der fatalen Spielſchuld . . .

aber gib mir die Hand darauf, daß Du nie mehr ſpielen willſt."

Paul, überglücklich, gab ihr die Hand darauf, verſchwor ſich hoch und teuer, nie wieder eine Karte zu berühren, verſprach ſich zu beſſern, gelobte alles, was Sylvia verlangte, und ſtürmte fort. Bevor er die Juwelen zum Verkauf gab, ſah er ſie durch. Ein Medaillon mit Rubinen und Diamanten gefiel ihm ausnehmend gut. „Nein," ſprach er zu ſich ſelbſt, „das ſoll nicht in Guineen verwandelt werden und in die Klauen der mexikaniſchen Raubtiere übergehen." Er ſteckte es zu ſich — und ſein erſter Ausgang war zur Biondina, welcher er das ſchöne Medaillon um den Hals legte. Das machte ihm viele Freude, ſo lange er ſie ſah. Hernach war es ihm doch leid — umſomehr, als die Veräußerung der Juwelen nicht ausreichte, um ſeine Schuld zu decken, weil in ſolchem Fall nur ihr Wert bezahlt wird, nicht die koſtſpielige Arbeit der Faſſung. „Tor, der ich war, das Medaillon zu verſchenken!" rief Paul und ſchlug ſich mit beiden Händen vor die Stirn, als er die unzureichende Summe überzählte. „Was hilft's! Hin iſt hin! . . . Auch mit Hilfe des armſeligen Medaillon hätte der Erlös nicht ausgereicht. Für die raubgierigen mexikaniſchen Beſtien iſt dieſe Summe ſchon übergenug . . . wenn man bedenkt, daß Recht und Billigkeit in der Welt herrſchen ſollten — und für's erſte kann ich ihnen doch das Maul dort mein Trauerjahr abzuwarten. Nach deſſen Ablauf ſollte ich zur einzigen Schweſter meines Vaters, zur Baronin Thannau nach Inſpruck, deren Mann mein Vormund war: ſo hatte des Vaters Teſtament es beſtimmt. Fort aus Italien, und nach Deutſchland hinter die beſchneiten kalten hohen Berge zu müſſen, erfüllte mich mit bangem Schauder. Wol hatte die Mutter mir oft von ihrer deutſchen Heimat erzählt, von den Buchenwäldern auf denen im Winter ſtatt grüner Blätter weißer Schnee liegt; von Schlittenfahrten, die man über den Schnee hin mit vielem luſtigen Schellengeklingel macht; von den behaglichen Zimmern, die ein großer Ofen erwärmt, und worin man traulich bei einander ſitzt und gar nicht friert, während die Fenſterſcheiben von der Kälte draußen ſo feſt zufrieren, daß ſie wunderhübſch ausſehen wie reich geſchliffenes Glas. Aber bei all den Erzählungen fröſtelte mich, und ich drängte mich an die Mutter und fragte, ob nicht die Lombardei tauſendmal ſchöner ſei. Und nun ſollte ich in das gefürchtete Land! — Der Sprache war ich mächtig, denn ich hatte in ihr ſprechen gelernt, und nur in den letzten Jahren war ich aus der Uebung gekommen. Ich ſchrieb an meine Tante ein Paar halb italieniſche und halb deutſche Briefe, bat um ihr Wolwollen, empfing ziemlich freundliche ſtopfen. Warum gibt es nur ein Hazardſpiel auf der Welt, ein Faro, ein Landsknecht — und wie ſie alle heißen dieſe Blutigel, dieſe Vampyre! ... Und warum ſind ſie ſo unerhört feſſelnd? Schauderhafte Einrichtung! Das Schädliche müßte uns abſchreckend vorkommen und das Nützliche ſchön. Das wäre eine weiſe, eine vernünftige Anordnung. Statt deſſen iſt es genau umgekehrt ... und es gibt dennoch Leute, die von der Weisheit und Güte eines Schöpfers reden ... das heißt faſeln!! —"

Die Mexikaner ſtrichen die Guineen ein und ſagten, es ſei eine Abſchlagszahlung; Paul müſſe jetzt im Spiel gewinnen, um den Reſt zu zahlen und ſein Reitpferd, den herrlichen Champion, zurückzukaufen. Paul war ganz damit einverſtanden — und ſpielte fort.

Viertes Kapitel.

Herrn Goldiſch ausgenommen, war niemand häufiger in Oakhill als Paul. Es gefiel ihm dort ſehr gut. Herr Goldiſch hielt auf einen ausgezeichneten Tiſch und auf die beſten, feinſten Weine, unverfälſcht durch Alkohol und Färbeſtoff. Das Haus war weder ein Schloß, noch eine Burg, noch eine italieniſche Villa, ſondern ein ſehr gut eingerichtetes, geräumiges und bequemes Landhaus, wo Paul ſeine zwei behaglichen Zimmer ein- für allemal vorfand, mit einem Pianino, mit deutſchen Liederheften, mit einem Büchertiſch voll Romane. Sehr intereſſant fand Paul das Leben in Oakhill nicht, aber bequem, und wenn er ſtundenlang im Lehnſtuhl lag, gleichſam auf dem Rücken ſitzend, und ſeine Aufmerkſamkeit teilte zwiſchen den Rauchwölkchen ſeiner exquiſiten Zigarren und der Durchblätterung eines Romanes: ſo ſtieg zuweilen der Wunſch in ihm auf, Biondina und Karten in den Abgrund des Meeres zu verſenken. Aber es war ein verſchwommener Wunſch, unklar wie all ſeine vom Leichtſinn vernebelten oder zerwirbelten Gedanken. Seinem Oheim bewies er die größte Hochachtung und hörte andächtig zu, wenn dieſer auf ſeinem Steckenpferd ſich tummelte und Kombinationen der hohen Politik und der hohen Finanz verſchmolz. Ja, er fühlte eine Art von Dankbarkeit, daß ihm der Oheim den behaglichen Aufenthalt verſchaffte. Für Sylvia legte er die zarteſte Huldigung an den Tag. Was ſie ſagte, was ſie tat, was ſie unterließ — er bewunderte alles; ſie war die Verwirklichung ſeines höchſten Ideals und er war unſäglich glücklich, daß ſie ſich aus ihrer Höhe herabließ, um ſein Schutzengel zu ſein. Er log nicht, wenn er ihr dies ſagte; für den Augenblick faßte er es in der Tat ſo auf; allein im nächſten machte dies Wolkengebilde einem andern Platz, je nach ſeiner Laune, ſeiner Stimmung, ſeinen Leidenſchaften, je nach den Einflüſſen ſeiner Umgebung. Sylvia ließ ſich betören. Sie wollte durchaus in Paul einen Menſchen ſehen, den ſie vom ſittlichen Untergang zu retten habe; das ſei ihre Aufgabe, dazu habe ſie Einſicht und Kraft; deshalb beſtehe zwiſchen ihm und ihr ein ſympathiſcher Zug. Es werde nicht leicht ſein, ihn empor zu ziehen; ſie werde manches Opfer zu bringen, manche Unannehmlichkeit zu beſtehen haben — gleichviel, ſie werde ihrer Pflicht treu bleiben. Und ſo machte ſie ſich willkürlich eine Pflicht zurecht, um den krankhaften

Hunger ihres Herzens zu befriedigen, welchem ſie nicht die einfache geſunde Nahrung wirklicher Pflichterfüllung zu geben vermochte.

Als das Weihnachtsfeſt näher kam; als ſie ihre Toiletten für Ivyhouſe zu beſorgen hatte, war es ihr höchſt unangenehm, daß ſie dort ohne Schmuck erſcheinen ſolle; denn ſie wußte, daß ſich eine ſehr glänzende Geſellſchaft verſammele, daß Frederica ſich die ſchönſten Schmuck- und Modeſachen aus Paris mitbringen werde. Sie entſchloß ſich, ihren Mann um eine ziemlich beträchtliche Summe Geldes zu bitten. Er ſagte verwundert:

„Wozu das? Ich ſollte meinen, Dein Nadelgeld ſei bedeutend genug, um die Koſten Deiner Kleider zu decken.“

„Der Kleider — ja! . . . obſchon bei den jetzigen Moden jedes Kleid dreimal teuerer iſt als früher,“ erwiderte Sylvia ſo unbefangen wie möglich. „Ich möchte aber gern meinen Schmuck anders faſſen laſſen“ . . .

„Das verbitte ich mir,“ fiel Herr Goldiſch ſehr entſchieden ein; „die Diamanten ſind ſo ſchön, daß ſie keiner neuen Faſſung bedürfen. So wie ſie jetzt ſind, wirſt Du ſie tragen und wird ſie nach Dir Konradine tragen. Die Perlen auch.“

„Das verſteht ſich, beſter Freund!“ rief Sylvia ganz eifrig; „ich meine ja gar nicht meine herrlichen Diamanten, ſondern die kleinen Schmuckſachen . . . Nadeln, Medaillons, Armbänder, Ohrgehänge und ſo weiter."

„Auch unter dieſen Sachen finden ſich, ſoweit ich mich deſſen entſinne, einige ſehr ſchöne Juwelen, einige ſehr koſtbare Stücke, die durch eine neue Faſſung unmöglich ſchöner werden können."

„Wir werden in Ivyhouſe das Neueſte und Eleganteſte der Art ſehen; — da möchte ich nicht ganz zurückſtehen. Was meine Diamanten betrifft — da bin ich ohne Sorgen, aber die Kleinigkeiten."

„Es iſt merkwürdig, welchen Begriff die Damen von Kleinigkeiten haben," verſetzte Herr Goldiſch bedachtſam.

„Kleinigkeiten im Vergleich zu meinen Diamanten und zu Deinem Vermögen," ſagte Sylvia, wohl wiſſend, daß ſolche Äußerungen ihrem Manne gefielen.

Und in der Tat — Herr Goldiſch gab ihr, was ſie begehrte. Von ſchwerer Sorge befreit, ſchrieb Sylvia nach Paris und ließ ſich allerlei Schmuckſachen von jenen unächten Steinen ſchicken, die dort mit großer Kunſt angefertigt werden und den Edelſteinen täuſchend ähnlich ſind. Vermöge derſelben ſtand Sylvia in Ivyhouſe keiner der eleganteſten Damen nach. Ja, als ſie zu einem Diner in lilafarbenem Sammt erſchien, überreich mit Spitzen beſetzt, Medaillon, Bruſt- und Haarnadeln von Amethyſten, kamen die Damen überein, daß an dieſem Abend Sylvia's Anzug der ſchönſte ſei.

„Ich kannte gar nicht all' Deine Herrlichkeiten in Juwelen," ſagte Frederica.

„War auch nicht möglich," erwiderte Sylvia lächelnd, „denn dieſe kamen kürzlich direkt aus Paris."

„Wie heißt Dein Juwelier?"

Dufour, rue de Richelieu," antwortete Sylvia, indem ſie den erſten beſten Namen nannte, der ihr eben einfiel.

Sylvia war in Ivyhouſe ungemein heiter. Lady Frederica, als liebenswürdige Hausfrau, ſtellte ſich überall in den Hintergrund. Sylvia ſang mit Paul deutſche Lieder, begleitete den Geſang auf dem Piano, wurde gefeiert und bewundert — namentlich von Paul, der ihr kaum von der Seite wich und den ſie als ihren geretteten Schützling mit zärtlicher Teilnahme betrachtete. Galt ſeine Huldigung ihrer Perſon oder ihrem geopferten Schmuck — war es Huldigung des Herzens oder der Dankbarkeit — darüber legte ſie ſich keine Rechenſchaft ab. Noch weniger tat dies Paul. Er fand Sylvia hinreißend ſchön in ihrem lilafarbenen Sammtanzug und dachte bei ſich ſelbſt: Welche ungeheuere Summen ſind in den Toilettenzimmern der Damen aufgeſpeichert! Edelſteine, Spitzen, Stoffe — unberechenbar! . . . und andere darben oder fallen niederträchtigen Wucherern in die Krallen. Welche Unmaſſe von Juwelen beſitzt Sylvia, da ſie mir nur einen Teil derſelben gab!

Fünftes Kapitel.

Paul ging von Ivyhouſe auf verſchiedene Landſitze, wohin er eingeladen war, und Sylvia kehrte nach Oakhill zurück, wo ſie Beſuche erwartete. Es rührte ſie ungemein, daß Paul ihr häufig ſchrieb, ohne in ſeinen Briefen etwas anderes auszuſprechen, als ſeine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an ſie. Dieſe Briefe wurden ihm nicht ſchwer, denn er war, wenn die Geſelligkeit ihn nicht in Anſpruch nahm, in einſamen Augenblicken in ſehr ſchwermütiger Stimmung. Seine Schulden mehrten ſich. Schon zwei Mal hatte Geoffroy ihm bedeutende Summen angewieſen, aber bei der zweiten Anweiſung den Wunſch ausgeſprochen, binnen Jahresfriſt unbeläſtigt von Paul's Geſuchen zu bleiben, da ſo große Summen in wenig Monaten verausgabt, ſehr bald die reichſte Kaſſe leeren würden. Wäre Geoffroy in England geweſen, ſo würde Paul ſeine ganze Beredſamkeit entwickelt haben, um ihn umzuſtimmen. Aber brieflich iſt's nicht möglich, ſeufzte Paul; weshalb ſitzt er nur ewig in dem Konſtantinopel und unter dieſen Türken — die allerdings in einem gewiſſen Punkt die Europäer an Weisheit himmelweit übertreffen; vermittelſt Opium oder Haſchiſch verſetzen ſie ſich in einen ſo ſeligen Traumzuſtand, daß die tauſend Bedürfniſſe der Wirklichkeit, die ſo ungeheuer viel Geld koſten, gar nicht für ſie exiſtieren. Dies wird Geoffroy aber gewiß nicht vom Türken lernen. Wozu ſitzt er denn dort und läßt mich hier in der brennendſten Verlegenheit!

Er mußte endlich doch einen Entſchluß faſſen, um ſeine Schulden zu zahlen — wenigſtens die Spielſchulden. Er ging zu Geoffroy's Bankier und verlangte eine beträchtliche Summe. Der Bankier verlangte eine Anweiſung von Geoffroy. Paul behauptete, das ſei ganz unnötig, er habe ein- für allemal carte blanche von Geoffroy bekommen. Der Bankier gab zur Antwort, er habe zwei Mal auf Anweiſungen von Herrn Geoffroy Dambleton Zahlungen an Herrn Paul Weſtern gemacht und bei dieſer Ordnung müſſe es verbleiben, wenn nicht jemand Bürgſchaft leiſte, daß Herr Geoffroy Dambleton mit dem Begehren des Herrn von Weſtern einverſtanden ſei.

„Gut!“ ſagte Paul, „ich bringe Ihnen dieſe Bürgſchaft.“

Er fuhr nach Oakhill. Es war ein friſcher Abend im Februar. Schon auf der Eiſenbahn ſah er die hellerleuchteten Geſellſchaftszimmer; denn das Haus war kaum eine Viertelſtunde entfernt. Raſch ging er die ſanfte Anhöhe hinauf. An den erſtaunten Portier, der ihn zu ſpäter Stunde ohne Gepäck kommen ſah, richtete er nur die Frage, ob die Tafel ſchon aufgehoben ſei — und als dieſer es verneinte, ging er in ſein Zimmer, ſchrieb ein paar Zeilen und gab ſie einem Diener mit der Weiſung, das Billet Miſtreß Goldiſch einzuhändigen, wenn die Damen das Speiſezimmer verließen. Dies geſchah und Sylvia las mit einiger Beklommenheit die Worte:

„Schenke mir einen Augenblick Gehör in einer unausſprechlich wichtigen Sache. Auf den Knieen bitte ich darum. Ich erwarte Dich in Deinem Zimmer.“

Sylvia eilte dahin, und ſowie ſie eintrat, fiel Paul ihr zu Füßen und ſagte, um was es ſich handle, und beſchwor ſie, Bürgſchaft zu leiſten, daß Geoffroy mit der Sache einverſtanden ſei.

„Wie kann ich das!“ rief Sylvia; „wie kann ich über Geld verfügen, das mir nicht gehört! Ich will Dir geben, was ich habe . . .“

„Nein! es reicht nicht aus und ich will nicht, daß Du mir ganz vergeblich ein Opfer bringſt; Geoffroy hingegen gibt mir gerne die erforderliche Summe, wenn Du ihn darum bitteſt. Morgen mußt Du ihm ſchreiben, ihn von der Sache in Kenntnis ſetzen, ihm ſagen, daß ich nicht wage, ſeine Großmut auf die Probe zu ſtellen. — — Sei

Antworten und harrte mit peinlichem Herzklopfen des Augenblicks, der mich aus meiner geliebten Heimat in eine wildfremde Welt verſetzen würde. Ueber dieſer Spannung vergaß ich ein wenig all meinen Herzenskummer. Ich hatte in der Wirklichkeit ſo viel zu betrauern und zu verſchmerzen, daß mein idealer Gram davor erblich. So verging das Trauerjahr. Da wurde ich eines Tages ſchleunigſt ins Sprachzimmer beſchieden, denn mein Vormund ſei da, hieß es. Zitternd trat ich ein, und entſetzte mich, als ein baumſtarker langer Mann, mit einem Schnurrbart über das ganze Geſicht, von martialiſcher Haltung und in Generalsuniform mich „Du" und „liebes Kind" anredete, und mir verkündigte er werde andern Tags mit mir nach Inſpruck abreiſen; — er ſei mein Onkel Thannau. Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, und die Worte erſtarben mir auf den Lippen. Er hatte eine Donnerſtimme und ſprach kurz und barſch, wie Jemand der die Gewohnheit hat unwiderrufliche Befehle zu ertheilen. Ich war gewöhnt an die flüſternden Stimmen meiner Nonnen, die gedämpfte meines Beichtwaters, die hellen, friſchen meiner Gefährtinnen; ich fürchtete mich kindiſch vor dieſem Barbaren.

„Seh ich denn aus wie ein Menſchenfreſſer?" fragte er brüsk. — Gern hätte ich Ja geſagt, doch barmherzig, Sylvia . . . Du ſiehſt ja, ich habe niemand auf der weiten Welt als Dich."

Und Paul bedeckte ihre Hände und den Saum ihres Kleides mit Küſſen.

„Was habe ich dem Bankier zu ſchreiben?" fragte ſie und ſetzte ſich, unfähig zu längerem Widerſtande, an ihren Schreibtiſch.

Ganz beſeligt diktierte Paul, immer neben ihr auf den Knieen:

„Herr Goldiſch trägt mir auf, Ihnen zu ſagen, daß ſein Neffe, Herr Geoffroy Dambleton, mit dem Begehren des Herrn Paul Weſtern einverſtanden iſt. Sylvia Goldiſch."

Sie gab ihm das Billet und ſagte:

„Mein Mann braucht und wird nichts von dieſer traurigen Geſchichte erfahren, Paul. Aber Geoffroy . . . was wird er ſagen!"

BIBLIOTHECA

„Nichts, Sylvia, teuerer Engel, nichts, wenn Du meine Fürſprecherin ſein willſt. Und Du wirſt es ſein, nicht wahr? Du biſt, wie eine Gottheit, rettend, ſchützend in mein armes Leben hineingetreten — Du wirſt Deinen Schützling nicht aufgeben . . . Du kannſt es nicht . . . ich bin mit tauſend ſüßen Ketten an Dich gefeſſelt und es gibt gar nichts, was Dir ſo wohl tun könnte, als die Liebe eines dankbaren Herzens."

„Wohlan!" ſagte ſie ganz betäubt, „morgen ſchreibe ich an Geoffroy. Jetzt muß ich zu meiner Geſellſchaft zurück. Kannſt Du nicht hier bleiben?"

„Nein . . . aber ich komme morgen, beglückt und beſeligt, zu Dir zurück."

„Alſo auf Wiederſehen," ſagte Sylvia und eilte hinweg, während Paul eiligſt zur Station ging und nicht lange auf den Zug zu warten hatte, der ihn nach London brachte.

Der Bankier mochte die Vermittlung einer Dame etwas ungehörig finden. Er hätte gewünſcht, daß das Billet von Herrn Goldiſch ſelbſt ſei. Allein Paul erklärte ihm ſo lange und ſo breit und ſo wortreich, weshalb das unmöglich geweſen ſei, daß er endlich zum Ziel, d. h. zum Gelde kam, tags darauf frohlockend in Oakhill erſchien und ſo harmlos liebenswürdig war, daß Sylvia ſagte:

„Es iſt mir unmöglich, Dir zu zürnen, Paul! Allein ich bitte Dich, ſetze Deiner Verſchwendung eine Grenze. Du machſt Dich unglücklich . . . und mich ebenfalls, wenn ich nicht mehr imſtande ſein würde, Dir zu helfen."

„O Du himmliſches Weſen!" rief Paul begeiſtert; „nein, durch mich ſollſt Du nicht unglücklich werden."

Es war auch durchaus nicht in Paul's Abſicht, weder Sylvia noch irgend ein ſterbliches Weſen unglücklich zu machen — am wenigſten, das verſteht ſich, ſich ſelbſt. Da er ſich aber höchſt unglücklich fühlte, ſobald er der Befriedigung ſeiner Neigungen nicht nachgehen konnte: ſo ſuchte er um jeden Preis dem Unglücke zu entrinnen. Mußte das auf Koſten anderer geſchehen, ſo mochte er zwar Anwandlungen von Unbehagen haben, wußte ſich gleichwohl ſehr bald zu beruhigen. Ob Geoffroy ein paar Guineen und Sylvia ein paar Juwelen mehr oder minder hatte — das war ja ganz gleichgültig, denn beide hatten im Überfluß das, wovon ſie ihm einen Tropfen gönnten. Überdies ſchenkte ihm Sylvia lebhafte Teilnahme, wirkliche Teilnahme, nicht eine ſolche Salonteilnahme, wie Lady Frederica ihm ſchenkte, welche in der Polka tanzte, am Piano ſitzen blieb und außerhalb des Salon ſich nur dann um ihn bekümmerte, wenn ſie etwa eine Begleitung auf einem Spazierritt begehrte, ohne zu fragen, ob das Pferd, das er ritt, bezahlt ſei oder nicht. Nein! Sylvia war eine edle Seele, die Freude hatte, wenn ſie einen Dienſt leiſten, eine Gefälligkeit erzeigen konnte. Sie hatte ein deutſches Herz — ſie war keine kalte Engländerin — und ſo brachte er ſich die Überzeugung bei, Sylvia ſei überglücklich, ihn aus ſeinen Verlegenheiten zu retten.

Als dieſe Überzeugung feſt in ihm ſtand, äußerte er ſie mit ſo feſtem Vertrauen und in ſo einſchmeichelnder Weiſe gegen Sylvia, daß dieſe es unmöglich fand, einem ſolchen Vertrauen nicht zu entſprechen. Verſuchte ſie es, ſo machte er ihr bittere Vorwürfe, daß ſie ſeine Hingebung, ſeine Offenheit nicht zu ſchätzen wiſſe und daß ihr Starrſinn ihn in Verzweiflung ſtürze, da er auf ſie — auf ſie allein in der ganzen Welt — wie auf eine rettende Gottheit zähle. Er ſprach dann, ſo begeiſtert, ſo hingeriſſen, ſo zärtlich, daß ſein Ausdruck zum Ausdruck der Liebe wurde . . . und Sylvia ließ ſich betören, an ſeine Liebe zu glauben, weil ſie daran glauben wollte.

Herr Goldiſch war nicht wenig erſtaunt, daß Sylvia ſo enorm viel Geld brauche, wie nie zuvor. Bald wollte ſie den Salon neu möblieren, bald ihren Wagen gegen einen neuen vertauſchen, bald ein Blumenglashaus an ihre Zimmer in Oakhill anbauen. Herr Goldiſch gab unweigerlich das Geld, das ſie verlangte, aber er fragte nach einiger Zeit:

„Wann kommen denn die neuen Möbel? — Warum fährſt Du denn noch immer in dem alten Wagen? — Hat der Bau in Oakhill ſchon begonnen und wer machte Dir den Plan dazu?“

„Beſter Freund,“ ſeufzte Sylvia, „frage nicht, denn Du wirſt mit meiner Antwort ſehr unzufrieden ſein.“

„Gerade deshalb frage ich erſt recht,“ verſetzte er ſcharf.

„Du wirſt es kaum glauben, allein die Toiletten ſind über alle Begriffe koſtſpielig — teils durch ihre ungeheuere Überladung, teils durch den beſtändigen Wechſel. Man mag nicht gegen andere zurückſtehen."

„Ich muß meine Schweſter fragen, ob ſie dieſelben Klagen führt."

„Beſter Freund! Eliſa iſt nicht maßgebend. Es wäre ja lächerlich, wenn die Frau von fünfzig Jahren, die Großmutter, jeden Wechſel der Mode in ihren Abenteuerlichkeiten mitmachen wollte. Das tut Deine verſtändige Schweſter nicht. Sie bleibt in den Grenzen ihrer Jahre und wahrſcheinlich ihres Nadelgeldes."

„Und Lady Frederica — wie ſteht es mit ihr?"

„Sie iſt in anderer Weiſe ebenſo wenig maßgebend wie ihre Schwiegermutter. Ihre Toiletten koſten Unſummen. Sie iſt jedoch, wie Du weißt, die Lieblingstochter ihres Vaters. Macht Reginald ein ernſtes Geſicht, wenn die zahlreichen Rechnungen ihm vorgelegt werden, ſo geht ſie zum alten Earl und er gibt ihr mehr, als ſie begehrt."

„Es iſt haarſträubend, dieſe Leidenſchaft der Frauen für ein paar Fetzen," murmelte Herr Goldiſch ganz beruhigt und Sylvia atmete auf.

Sechſtes Kapitel.

Sylvia ſaß eines Morgens an ihrem Schreibtiſch und ſchrieb Zahlen über Zahlen auf ein Blatt Papier. Angſtvoll berechnete ſie, ob es nicht möglich ſei, irgendwo, irgendwie Erſparungen zu machen. Sie konnte aber nichts der Art entdecken und keinen Ausweg aus dieſem Labyrinth von Ziffern finden. Sie war in Geldnot nicht nur für Paul, ſondern für ſich ſelbſt. Da trat Geoffroy ein. Froh der Unterbrechung, ſchob Sylvia ihre ungelöſten Rechenexempel unter andere Papiere und ſagte freundlich:

„Willkommen, lieber Geoffroy! Was führt Dich zu mir in aller Frühe?“

„Ich habe Dir einen Gruß von Paul auszurichten,“ verſetzte Geoffroy ernſt.

„Von Paul!“ ſagte ſie erſtaunt.

„Ja, von Paul, der vor einer halben Stunde nach Deutſchland abgereiſt iſt.“

Sylvia erbleichte und fragte tonlos:

„Weshalb denn das?“

„Weil ſeines Bleibens hier nicht länger war. Er ging zugrunde in den Schulden, die ſeine Spielwut ihm zuzog. Ich mag Dir nicht die Summen nennen, die er in den zwei Jahren ſeines Hierſeins verſchwendet hatte.“

„Ich weiß alles, Geoffroy, alles!“ fiel ſie ein.

„O nein, Sylvia, Du weißt ſehr wenig. Paul hat mir eingeſtanden, daß er auch Dein Schuldner ſei und daß er Deine Güte mißbraucht und mit Deiner Beihilfe nicht Schulden bezahlt, ſondern meiſtens neue gemacht habe.“

„Und weshalb verheimlichte er es mir!“ rief ſie zürnend.

„Weil Du ihm nicht helfen konnteſt. In höchſter Verzweiflung kam er zu mir. Ich begehrte ein aufrichtiges Geſtändnis und ſein Verſprechen, England zu verlaſſen; — dann wolle ich mit ſeinen Gläubigern, die ſelbſtverſtändlich Wucherer ſind, ſeine Angelegenheiten ordnen.“

„Guter, großmütiger Geoffroy!“ rief Sylvia, einen Augenblick gerührt, und ſetzte dann hinzu: „Weshalb aber verbannſt Du ihn? Das iſt unerhört grauſam! Wenn ſeine Familie ihn verſtößt, Geoffroy, was ſoll aus ihm werden?“

„Ein gebeſſerter Menſch. Ich habe ſeinem unſeligen Treiben lange zugeſehen und lange, ſozuſagen, es unterſtützt in der Weiſe, wie auch Du es getan haſt; nicht zu Dir allein nahm er ſeine Zuflucht. Doch als ich einſah, daß er hier immer tiefer in's Verderben geriet, weil er auf uns zählte, tat ich dieſen letzten Schritt und verſah ihn hinreichend mit Geld, um anſtändig leben zu können, bis er eine Anſtellung gefunden. Aber ich ließ mir Wort und Handſchlag darauf geben, daß er nie wieder herkomme.“

„Das iſt entſetzlich, Geoffroy! Wer gibt Dir das Recht, nach Deiner Willkür mit ihm zu verfahren?“ rief Sylvia heftig.

„Nicht nach meiner Willkür, ſondern nach reiflicher Überlegung — und auch mit vollem Recht, denn ich befreie ihn hier von drückenden Feſſeln und gebe ihm die Möglichkeit, auf eigenen Füßen zu ſtehen.“

„Indem Du ihn zu Deinem Sklaven machſt!“ entgegnete ſie immer heftiger.

„Willſt Du ihn Sklaven nennen, Sylvia, weil er ſich an Wort und Handſchlag gebunden hat, ſo gibt es nichts Ehrenvolleres, als in dieſer Art von Sklaverei zu verbleiben. Wir hingegen, Sylvia, Du und ich, wir liefen Gefahr, Paul's Sklaven wegen eines verkehrten Mitleids zu werden, das im Grunde nichts anderes als Schwäche war.“

„Ob Du Dich ſelbſt richtig beurteilſt, ſei dahingeſtellt,“ antwortete ſie beleidigt; „auf mich findet Dein Urteil keine Anwendung. Paul hat einen ſo wohlwollenden Charakter, ein ſo gutes Herz, ein ſo einnehmendes Weſen, ſo manche vortreffliche Eigenſchaft, ſo manches Talent, daß man die Schattenſeite ſeiner Vorzüge, den Leichtſinn, ſo ertragen muß, wie man die Schwächen aller Menſchen zu ertragen hat: man muß ſie mit Geduld überſehen. Die pekuniäre Hilfe, die Du ihm geleiſtet haſt, macht Dich ungerecht gegen Paul. Was liegt an ein paar hundert Talern, wenn man damit einem Freunde dienen kann!“

„Ich ſchätze denjenigen glücklich,“ verſetzte Geoffroy ruhig, „der Tauſende hingeben kann, um einem Freunde zu dienen, und ich habe es anfangs mit Paul ſo gehalten. Gleichwohl verſchließe ich nicht meine Augen gegen Erfahrung und nach dieſer richte ich meine Handlungsweiſe ein, möge ſie anerkannt und verkannt werden.“

„Was wird Dein Vater . . . was mein Mann zu Deinem eigenmächtigen Verfahren ſagen, Geoffroy?“

„Sie kennen es bereits und ſind mir dankbar,“ ſagte er ſanft.

„Und Deine Mutter! . . . Empört es ſie nicht, den Sohn ihrer Schweſter von ihrem eigenen Sohn ſo ſchmählich behandelt zu wiſſen?“

„Sie wird mir recht geben,“ ſagte Geoffroy und ſetzte im veränderten Ton hinzu: „Jetzt eine Geſchäftsſache, Sylvia. Paul iſt gedrückt durch die Verbindlichkeiten, die er gegen Dich hat . . .“

„Das glaub' ich nicht!“ fiel ſie ein. „Er weiß, daß es mir eine Freude war.“

„Und ich gab ihm mein Wort, ihn von allen Verbindlichkeiten zu befreien," fuhr Geoffroy fort, ohne die Unterbrechung zu beachten; „ich muß es alſo auch Dir gegenüber halten."

„Du irrſt," ſagte ſie kalt; „nie war zwiſchen Paul und mir die Rede von Verbindlichkeiten."

„Ich meine es gut, Sylvia," ſagte Geoffroy traurig; „mißfällt Dir das Wort, ſo laß uns die Sache ſelbſt ohne Worte ordnen."

„Ich weiß von keiner Unordnung," ſagte ſie abbrechend.

„Aber Dein Mann weiß davon, Sylvia. Er ſprach vor einiger Zeit mit meinem Vater über Deine enormen Ausgaben und daß Dir beträchtliche Summen in unbegreiflicher Weiſe unter den Händen wie Waſſer zergangen wären. — Er ſetzte hinzu, er habe zuweilen den wahnwitzigen Verdacht, daß Du heimlich ſpielteſt — nicht mit Karten, aber an der Börſe durch irgend einen Agenten — ein Fall, der nicht ganz ſelten vorkommen ſoll. Ich war bei dem Geſpräch gegenwärtig, lachte und ſagte, daß ich Dir dieſen Geiſt der Spekulation nicht zutraue. Mein Vater äußerte jedoch ganz bedächtig, in dieſem Punkt wären die Damen höchſt unvorſichtig und ſchnell bereit, auf Schwindeleien einzugehen; er könne nur den Rat geben, Deine extraordinären Ausgaben unter ſtrenge Kontrole zu ſtellen, um irgend ein Unglück zu verhüten."

die gute Oberin nahm das Wort und erklärte ihm ich ſei ein ſtilles, ſchüchternes Kind, und hinge mit vollem Herzen an dem Kloſter; nur wegen des Abſchieds, nicht aus Furcht, flöſſen meine Thränen. Das beſänftigte ihn. Er verſuchte mich mit den Worten zu tröſten:

„Du wirſt bei uns bald genug Dein Kloſter vergeſſen; alſo gräme Dich nicht überflüſſiger Weiſe, trockne Deine Thränen und packe Deine Siebenſachen zuſammen. Morgen früh um ſieben Uhr mußt Du marſchfertig ſein."

Damit ging er. Ich warf mich troſtlos in die Arme der Oberin und flehte um ihren Beiſtand gegen dieſen Wüthrich. Sie entgegnete, er ſei kein Wüthrich, ſondern nur kurz und rauh nach Art der deutſchen Männer; daran müßte ich mich gewöhnen: ſie wären nun einmal Alle ſo — ſehr unliebenswürdig aber zuverläſſig; und ich könnte der heiligen Jungfrau nicht genug danken, daß ſie mir, der verlaſſenen, einſamen Waiſe, einen ſo ſtarken Vormund zugeführt habe, der mich ſchützen und beſchirmen werde.

Mit einem gebrochenen Herzen betrat ich als Kind das Kloſter, mit einem gebrochenen Herzen verließ ich es fünf Jahr ſpäter. Mein kleines kurzes Leben war überſättigt von Schmerzen, und jezt

„O, dieſe Krämerſeelen!“ rief Sylvia erzürnt, „mein Nadelgeld wollen ſie kontrolieren!“

„Nicht Dein Nadelgeld! Deine außergewöhnlichen Ausgaben fallen Deinem Mann auf. Laß mich ſie ordnen.“

„Sie ſind geordnet, ich danke Dir,“ ſagte Sylvia eiſig in Blick und Ton.

Geoffroy entfernte ſich traurig. Sylvia's Faſſung brach zuſammen. Sie weinte Tränenſtröme. Sie ſah erſt jetzt, welchen Platz Paul in ihrem Leben einnahm, welche Leere entſtand, da er fort war. Zugleich ſah ſie, daß ſie aller Mittel beraubt ſei, ihm zu helfen, wenn er je in Bedrängnis geraten und an ſie ſich wenden würde. Sie hätte in dieſem Zuſammentreffen einen höheren Fingerzeig, eine Warnung für die Zukunft ſehen und in ſich gehen können. Sie aber ſprach in ihren Tränen: „Wenn alle dem Unglücklichen Liebe verſagen, ſo will ich ihn doch lieben . . . und jetzt erſt recht!“ . . . — —

Bald darauf trat die Trauerbotſchaft vom Tode Arthur Dambleton's ein und es erfolgte die Reiſe der troſtloſen Mutter in Sylvia's Geſellſchaft nach dem kleinen Kurort im Schwarzwalde.

Beruf und Kunſt.

Erſtes Kapitel.

Eine muntere Kavalkade kehrte von einem Ausflug in das liebliche Murgtal nach Baden-Baden zurück. Die Mehrzahl der Reiter beſtand aus Männern. Drei Damen waren dabei. Man ritt einen ſo ſcharfen Trab, wie ihn die armen Mietpferde kaum leiſten konnten. Das Pferd der einen Reiterin ſtrauchelte; ſie aber riß es mit kräftiger Hand auf und gab ihm mit der Gerte eine ſo derbe Hilfe, daß der Fehltritt kaum bemerkt wurde und die wilde Jagd weiter ſauſte. Aber ein anderes Pferd war dieſem Tempo nicht gewachſen und blieb mehr und mehr zurück. Der Reiter ſchien nicht unzufrieden damit zu ſein und ließ es einen ruhigen Schritt gehen, indem er murmelte: „Verrücktes Vergnügen das, auf einer Chauſſee zu jagen, als wäre es ein Steeple chase . . .; und gar mit dieſen bockbeinigen Gäulen! . . . Einmal und nie wieder — das ſteht feſt.“ —

Langſam ritt er weiter. Da kam ihm einer der

Reiter entgegengeſprengt und rief ſchon aus der Ferne:

„Wo bleibſt Du? Was treibſt Du? Seid Ihr beide kaput . . . Du und Dein Gaul?“

„Ja, wir mögen dies nicht,“ verſetzte der Erſte ganz phlegmatiſch; „iſt man an ein gutes, ein edles Pferd gewöhnt, ſo hört mit einem ſolchen Klepper aller Spaß auf.“

„Aber die Geſellſchaft iſt ja der Hauptſpaß!“ rief der Andere.

„Die Geſellſchaft! Geſellſchaft! Was habe ich von einer Geſellſchaft, die aus Leuten beſteht, welche zwecklos, ſinnlos, auf ſtaubiger Chauſſee, in brennender Sonne den ſchärfſten Trab auf Pferden reiten, bei denen man beſorgen muß, daß der arme Gaul ſtürzt und die Beine bricht.“

„Ah bah! Du biſt und bleibſt urlangweilig und verſtehſt keinen Spaß.“

„Im Gegenteil, ich verſtehe Spaß ſehr gut . . . und eben deshalb ſage ich: ein ſolcher Ritt iſt kein Spaß. Zuhauſe wiſſen wir das beſſer.“

„O Du Urlangweiler mit Deinem ewigen: „zuhauſe!“ — Findeſt Du es etwa zuhauſe unterhaltender als in Baden-Baden?“

„Das könnte wohl ſein . . . denn eine gute Fuchsjagd, ein ſolides Rennen bieten viel mehr Intereſſe als das, was man hier findet: ein wenig ſchöne Gegend — die mir höchſt gleichgültig iſt; eine Roulette und ein Rouge et Noir, die ich verabſcheue — zehntauſend Menſchen, die ich nicht kenne, und miſerable Mietgäule, die ich nicht zu kennen wünſche. Jetzt mache ich mich aus dem Staube — buchſtäblich," ſetzte er hinzu und ritt von der Chauſſee ab in einen Feldweg hinein, während der andere junge Mann ſich beeilte, die Reitergeſellſchaft wieder einzuholen.

Der Mittelpunkt derſelben war eine junge Dame, die einſt Maximiliane Geringer, aber jetzt Jane Miranda hieß.

Sie war vor mehreren Jahren durch Herrn von Lehrbach's Fürſorge und durch Vermittelung ſeiner Freunde in Hände gekommen, die imſtande geweſen wären, ihr Talent für die Bühne auszubilden, wenn ſie überhaupt Talent gehabt — und ſich Mühe für ihre Ausbildung gegeben hätte. Beides fehlte ihr, und Studien, ernſte Anſtrengung, überlegende Aufmerkſamkeit waren nicht nach ihrem Geſchmack. Schon nach dem erſten Vierteljahr erhielt Herr von Lehrbach die unwillkommene Nachricht, Fräulein Geringer beſitze keine Spur von Darſtellungsgabe und dabei einen ganz undisziplinierbaren Sinn. Dieſe Eigenſchaft und jener Mangel ließen keine erfolgreiche Bildung für die Bühne zu. Ihre Singſtimme ſei allerdings ſehr ſchön, ſehr umfang- und metallreich, erfordere aber viel mehr Übung und Studien, als ſie darauf verwende. Es ſei alſo ſehr zweifelhaft, ob ſie jemals den Anſprüchen genügen werde, die man an eine Konzertſängerin ſtellt. Man könne mit gutem Gewiſſen kein anderes Urteil abgeben, als dieſes, daß das junge Mädchen keine eigentliche künſtleriſche Befähigung habe. Da dies einfache, klare Urteil von den Perſonen ausging, welche in der Frage maßgebend waren und die es unverhohlen auch Maximilianen ausgeſprochen hatten: ſo ſchlug Herr von Lehrbach ihr vor, in ihre Vaterſtadt zurückzukehren und ſich als Muſiklehrerin eine Stellung zu gründen. Marimiliane antwortete, das ſei unmöglich; ſie werde anderweitig ihr Fortkommen in der Welt ſuchen. Herr von Lehrbach's Mutter habe einſt geſagt, unſer Leben müſſe ſtromauf gehen; das ſei ihr jetzt klarer denn je; ſie werde alle Schwierigkeiten ihrer Lage und ihrer Verhältniſſe überwinden und ihrem Beruf folgen.

„Großer Gott!" ſeufzte Frau von Lehrbach, als ihr Sohn dieſen Brief vorlas, „ſie weiß nicht, was ſie ſagt, und nicht, was ſie tut! Sie iſt ja noch unter Vormundſchaft. Kann man ſie nicht zwingen, in ihre Heimat zurückzugehen und hier zu verbleiben, bis ſie wenigſtens volljährig iſt? Dann hätte man doch Zeit gewonnen."

„Der Vormund iſt ein ganz braver Mann," erwiderte Herr von Lehrbach, „der ſich aber ſehr wenig um die Geringer'ſchen Kinder bekümmert hat. Er wird ſich entſetzen, wenn ich ihm dieſen Vorſchlag mache. Gleichwohl werde ich es tun."

Es trat inzwiſchen eine unerwartete Wendung der Dinge ein.

Das Haus in der Reſidenz, in welchem das Ehepaar lebte, das ſich von der Bühne zurückgezogen und der Ausbildung junger Talente für die Bühne gewidmet hatte, ſtieß an einen Garten, der zu einem ſehr eleganten Hauſe gehörte, deſſen erſten Stock eine ruſſiſche Dame bewohnte, die ſich ſeit zwei Jahren wegen ärztlicher Behandlung in der Reſidenz aufhielt. Da ſie ſehr kränklich war, nicht viel gehen und fahren konnte, hatte ſie den Garten für ſich allein gemietet und brachte in der guten Jahreszeit den größten Teil des Tages unter ſeinen ſchönen Kaſtanienbäumen zu. Dort wurde ſie eines Morgens von einem Geſang aus junger, klangvoller Kehle angenehm überraſcht. Dies friſche, reine Lerchengewirbel tat ihr wohl, ſprach ſie an, zerſtreute und unterhielt ſie, wenn ſie ſich nicht beſchäftigen konnte, oder bildete ein willkommenes Akkompagement für ihre Beſchäftigung wie für ihre Träumereien. Sie hatte keine Ahnung, wer die Sängerin ſei und Maximiliane hatte ebenfalls keine Ahnung, daß die Dame, welche ſie von ihrem Fenſter aus zuweilen im Garten ſitzen und wandeln ſah, einen ſolchen Wert auf ihren Geſang lege. Das Befinden der leidenden Dame hatte ſich allmählich gebeſſert. Der Arzt riet ihr, eine kräftigere Luft aufzuſuchen, als ein Stadtgarten ihr bieten konnte, und Frau von Gregorjeff war auch gerne damit einverſtanden. Nur tat es ihr ungemein weh, ſich von ihrer Nachtigall trennen zu müſſen. Es kam zu einer Erörterung. Frau von Gregorjeff zeigte ihrem Arzt das Haus, aus deſſen Fenſter die ſchöne Stimme erklang — und beſchwor ihn, zu erforſchen, ob die Sängerin vielleicht eine Perſon ſei, welche ganz gerne einen Platz bei Fremden annehmen werde. Fielen alle Erkundigungen günſtig aus, ſo ſei ſie bereit, um jeden Preis in den Beſitz dieſes Schatzes zu gelangen, denn ſo wie andere Damen eine Vorleſerin hätten, wolle ſie in ihrem Hauſe dieſe Sängerin haben.

Frau von Gregorjeff war ſo reich und ſo nervenleidend, daß der Arzt ſich gar nicht über dieſe Mitteilung wunderte, ſondern ſich ſogleich in Bewegung ſetzte und auf Entdeckung der Nachtigall ausging. Als er unter den Bewohnern jenes Hauſes das Ehepaar nennen hörte, das in der Künſtlerwelt einen bekannten und guten Namen hatte, begab er ſich alsbald dahin, fragte nach der jungen Sängerin, trug einfach den Fall vor und bat um genaue Auskunft. Man gab ſie bereitwillig. Da kein anderer Tadel daraus hervorging, als daß Maximiliane einen etwas ſchwierigen Charakter und kein Talent für die Bühne beſitze; da ſie überdies genötigt war, an eine andere Laufbahn zu denken, ſo fand der Arzt die Umkam ein neuer hinzu: ich mußte in die Fremde. O Deutſchland, du biſt mir kein Land der Verheißung geworden! die Wüſte warſt du mir, in der ich langſam verſchmachten muß.

Unſre Reiſe ging über Trident und Botzen, und mein Onkel war ſehr gütig für mich, d. h. er überließ mich mir ſelbſt, verſuchte nicht mich zu zerſtreuen, ſprach im möglichſt ſanften Ton zu mir, und verſorgte mich mit Speiſe und Trank mehr als ich es bedurfte. Oben auf dem Brenner klatſchte er vergnügt in die Hände und ſagte recht gutmüthig: „Gott grüß Dich in Deutſchland, liebes Kind! hier hat das welſche Weſen ein Ende!"

Ach, das hörte und ſah ich wol! die italieniſche Sprache war verhallt, der italieniſche Himmel verſchwunden. Finſtre Wolken lagen auf den Bergen, und als mein Onkel mir ſagte, wir würden nun bald die Ebene von Insprück überſehen, war ſie mit einem Nebelmeer zugedeckt. Wir langten Abends an und fanden eine große Soiree bei meiner Tante. Sie empfing mich kühl, maß mich mit einem ſtechenden Blick von oben bis unten, küßte mich auf die Stirn, rief zwei junge Mädchen herbei und ſagte: „Dies ſind meine Töchter; macht Bekanntſchaft mit Eurer Couſine!"

Das klang Alles ſo froſtig und dürr, und der ſtände dermaßen günſtig, daß er um Erlaubnis bat, das Fräulein ſogleich ſprechen zu dürfen.

Maximiliane erſchien. Mit ihrem finſtern Blick und kalten Ausdruck nahm ſie den Vorſchlag hin und erwiderte nur, ſie müſſe ſich beſinnen und werde morgen dem Arzt ihre Entſcheidung mitteilen. In ihrem Herzen war ſie über alle Maßen froh, daß gerade in dieſem Augenblick, der im Grunde über ihre ganze Zukunft entſcheiden mußte, ein ſo ungeahnter Antrag, eine ſo günſtige Ausſicht ihr eröffnet wurden. Aber ſie wollte zeigen, daß man auf ihre Einſtimmung Wert zu legen habe, und deshalb ſchrieb ſie am nächſten Tage dem Arzt, ſie wünſche mit Frau von Gregorjeff perſönlich die Sache zu beſprechen.

Frau von Gregorjeff, entzückt von dieſer Nachricht, ſchickte ihren Wagen ab, um Maximiliane zu holen — worüber dieſe ſtill entzückt war. Als ein Diener ihr den Schlag öffnete; als ſie ſich auf den weichen Polſtern behaglich wiegte, ſprach ſie mit großer Befriedigung halblaut: „Wahrlich, mein Leben nimmt ganz unerwartet die Wendung ſtromauf. . . . Wenn doch Herr von Lehrbach mich jetzt ſehen würde! . . . Ich werde es ihm aber ſchreiben . . . und ausführlich.“

Frau von Gregorjeff empfing Maximiliane mit offenen Armen und mit Worten der Bewunderung, welche dieſe ſo gelaſſen hinnahm, als ſei ſie längſt an überſchwängliches Lob gewöhnt. Sie ging ſofort auf die pekuniäre Seite der Sache über und forderte einen ſo hohen Gehalt, daß ſie ſelbſt über ihre Kühnheit ſtill erſtaunte, als die Ziffer über ihre Lippen kam. Um die Forderung zu begründen, ſagte ſie, ſo oft die Gelegenheit ſich darbiete, wolle ſie bei den beſten Meiſtern Geſangsunterricht nehmen und das ſei ſehr koſtſpielig.

„So koſtſpielig," rief Frau von Gregorjeff, „daß Sie es mit Ihrem Gehalte nicht beſtreiten können. Alſo laſſen Sie mich dafür ſorgen. Ob ich den nächſten Winter in Venedig oder in Neapel zubringe, kann ich nicht beſtimmen. Doch wo es ſei — die beſten Meiſter ſollen Ihnen nicht fehlen und auch nicht die Gelegenheit, die größten Künſtler zu hören."

Frau von Gregorjeff hatte das Geſpräch in geläufigem Deutſch geführt. Jetzt kamen einige ruſſiſche Damen, denen ſie Maximiliane vorſtellte, und man ſprach jetzt franzöſiſch. Maximiliane verhielt ſich ſchweigend und dachte bei ſich: „Was das für ein Gezwitſcher iſt . . . ich verſtehe es kaum . . . von ſprechen iſt keine Rede. Ich glaube, ich ſpreche ein abſcheuliches Franzöſiſch! . . . Meinetwegen! . . . Will man mit mir ſprechen, ſo rede man deutſch. Ich glaube auch, daß ich nicht ſo elegant ausſehe wie dieſe Tatarinen . . . Habe ich aber elegante Kleider, ſo werde ich ſchon lernen, mich in ihnen zu drehen und zu wenden. Elegante Kleider bringen auch ſtromauf.“

Als ſich der Beſuch entfernt hatte, ging Frau von Gregorjeff in ihr Zimmer und kam gleich darauf in den Salon zurück mit einem kleinen Taſchenbuch, das ſie Maximiliane reichte, indem ſie ſagte:

„Ich finde es notwendig, Ihnen die Hälfte Ihres Gehaltes vorauszugeben, damit Sie die Toilette ſich anſchaffen — wenigſtens zum Teil — die Sie fortan nötig haben werden. Dazu geſtatte ich Ihnen drei Tage Urlaub. Dann aber erwarte ich Sie und Sie werden Ihr Zimmer bereit finden. Aber ich habe Sie vorhin nur vorgeſtellt als meine Nachtigall; ich bitte, wie iſt Ihr Name?“

„Jane Miranda,“ lautete die Antwort.

Maximiliane verabſchiedete ſich, ſetzte ſich wieder in den Wagen, der zwei Stunden auf ſie gewartet hatte, fuhr zum eleganteſten Magazin der Reſidenz, wählte und beſtellte dort Kleider über Kleider, ließ den Wagen wieder zwei Stunden halten und kehrte endlich triumphierend über ihre Taten in ihre bisherige Wohnung zurück, wo ſie in größter Ungeduld den Ablauf der dreitägigen Friſt erwartete.

Bei dem ſehr kühlen Abſchied, den ſie darauf von ihren bisherigen Hausgenoſſen nahm, ſagte ſie ſtolz:

„Sie haben es nicht der Mühe wert gefunden, etwas Geduld mit meiner Jugend zu haben, und Sie haben mir jedes Talent für die Bühne abgeſprochen. Jetzt werde ich meine Stimme durch die beſten Meiſter ausbilden laſſen und dann mit ihr mein Glück auf dem Theater machen. Denn für eine Sängerin iſt die Stimme die Hauptſache und wie ſie geht und ſteht und ſich bewegt, darauf achtet kein Muſikfreund.“

„Ein Melomane vielleicht nicht; ein Theaterfreund aber ganz gewiß. Denn wenn Sie eine Desdemona, eine Norma nur als eine Geſangpartie betrachten; wenn Sie ſich wie eine Konzertſängerin nur hinſtellen und Ihre Rolle abſingen, ohne ſie zugleich darzuſtellen, ſo geht der ergreifende Eindruck verloren. Man kann Sie vielleicht einmal bewundern; doch man wird nicht wünſchen, Sie zum zweitenmal zu hören.“

„Frau von Gregorjeff teilt nicht Ihren Geſchmack; ſie wünſcht mich täglich zu hören.“

„Ja, in ihrem Salon — nicht auf der Bühne. Und über den Salon . . . höchſtens über den Konzertſaal hinaus wird Ihre Stimme auch ſchwerlich reichen.“

Maximiliane empörte ſich gegen dieſes Urteil und ihre Empörung legte ſich erſt, als ſie bei Frau von Gregorjeff die zärtlichſte Aufnahme fand und ein Leben antrat, das ihr ebenſo neu, ebenſo fremd war, wie das Zimmer, in welches Frau von Gregorjeff ſie führte und dabei ſagte:

„Nachtigallen ſingen am ſchönſten im grün verhangenen Käfig. Ein Käfig ſoll dies Zimmer gewiß nicht für ſie ſein, meine liebe Jane, aber das Grün rings umher ſoll Sie daran erinnern, daß Sie für mich eine Nachtigall ſind und daß ich Sie mir eingefangen habe.“

Maximiliane hatte gar keinen Sinn für dergleichen kleine poetiſche Auffaſſungen und Redensarten; ſie war die Proſa ſelbſt. Daher gefiel ihr die materielle Seite der Sache ungemein. Ob die Vorhänge der Fenſter und des Alkovens grün oder blau waren, kümmerte ſie nicht; aber ſie waren von Seidenſtoff; ebenſo der Bezug der Stühle, der Chaiſelongue. Als ſich Maximiliane allein ſah in ihrem neuen Reich, betrachtete ſie ganz genau deſſen Herrlichkeiten, ſetzte ſich auf jeden Stuhl, öffnete und ſchloß jedes Schubfach, ging in das Kabinet, das neben dem Zimmer lag, tat ein paar Griffe auf dem Piano, blätterte in dem eleganten Papier, das auf dem Schreibtiſch lag, ſetzte ſich in einem bequemen Lehnſtuhl zurecht und ſprach zu ſich ſelbſt: „Hier ſitze ich wie eine Prinzeſſin . . . vielleicht bin ich die Tochter eines Prinzen oder einer Prinzeſſin und dann gebührt mir dies alles . . . dann macht Frau von Gregorjeff gut, was meine Eltern nicht gut machten. Von einer Maximiliane Geringer ſoll von jetzt an nicht mehr die Rede ſein . . . Geringer . . . gering . . . das gefällt mir nicht! Überdies iſt es nicht mein wirklicher Name . . . als Jane Miranda kann ich vielleicht von meinen wirklichen Eltern erkannt werden — denn es mag wohl niemand auf Erden außer mir Miranda heißen.“ — —

Ein Blick in den Spiegel unterbrach ihr Selbſtgeſpräch und erinnerete ſie daran, ſich anzukleiden; und als ſie nach einer Stunde zum Eſſen gerufen wurde, erſchien ſie, ſehr zufrieden mit allem und mit ſich ſelbſt, bei Frau von Gregorjeff. Dieſe aber blickte ſie mit erſtaunten Augen an und ſagte:

„Aber Liebſte, was fällt Ihnen ein!“

Maximiliane ſtand vor ihr in einem Kleide von moosfarbenem Seidenſtoff, auf's äußerſte gepufft, bekränzt, bebändert, mit langer Schleppe und kurzen Ärmeln, und ſagte unverzagt:

„Wie ſo, gnädige Frau? Ich bin ganz nach der Mode gekleidet.“

„Ja . . . aber für einen großen Salon, für ein großes Diner . . . und dieſe Moosfarbe iſt freilich Mode . . . es gibt gleichwohl andere Farben, die auch viel getragen werden und die paſſender für Ihre Jugend und kleidſamer für Ihr brünettes Kolorit ſind. Wenden Sie ſich nur in dieſer Beziehung an meine Kammerfrau . . . oder an meine liebe Nichte Natalie, die ich Ihnen hiemit vorſtelle.“

Maximiliane blickte nach der Fenſterniſche, die durch einen großen Blumentiſch ausgefüllt war. Neben dem Tiſch und mit den Blumen beſchäftigt, ſtand ein junges blondes Mädchen, einfach und elegant in hellgrauen Tafft mit kirſchroten Bändern gekleidet.

Natalie blickte auf und grüßte Maximiliane durch eine leichte Kopfbewegung. Maximiliane tat das gleiche, indem ſie bei ſich ſelbſt dachte: „Sie gefällt mir nicht, dieſe-Natalie . . . aber ich fürchte, mein Kleid macht mich zur Vogelſcheuche! . . . Ich werde mich nicht wieder blind auf Kleidermacherinnen verlaſſen . . . und ebenſowenig auf Kammerfrauen und Nichten — ſondern auf mich ſelbſt.“ — —

Der Glanzpunkt für Maximiliane war ihr Geſang. Ein paar Stunden täglich mußte ſie im Salon am Flügel ſitzend ſingen — gleichviel was. Ob Lieder, ob Arien, ob Übungen — Frau von Gregorjeff war immer entzückt von dieſer ihr ſympathiſchen Stimme. Zuweilen war ſie in ihrem Zimmer, zuweilen im Garten, während Maximiliane ſang, und immer ſagte ſie:

„Ich habe an dieſer Stimme das gefunden, *was König Saul an David's Harfe fand:* ſie vertreibt mir die Grillen. Es tritt eine Beruhigung meiner Nervenleiden ein, wie kein Arzt ſie mir verſchaffen und wie auch keiner es mir erklären kann, denn das, was den Nerven wohl und weh tut, iſt in ſeinem letzten Grund nicht zu erklären.“

Maximiliane gewann dadurch den größten Einfluß und wurde das verzogene Kind des Hauſes, obſchon niemand außer der Herrin ſie gern hatte. In ihrer äußeren Erſcheinung, ihrem Weſen, ihren Manieren war etwas hartes, rohes und gar nichts, was einnehmen konnte. Sie benahm ſich ſo, als ſei ſie allein auf der Welt mit Frau von Gregorjeff und als beſtehe ihre einzige Pflicht darin, zu ſingen. Und ſo ſang ſie, aber nach Luſt und Laune, ohne Leitung, wie und was ihr gefiel. Sie meinte, die Abreiſe ſtehe zu nahe bevor, um einen Meiſter zu nehmen. Dieſelbe ablehnende Antwort gab ſie, als Frau von Gregorjeff ihr vorſchlug, etwas franzöſiſchen Unterricht zu nehmen. Sie ſetzte hinzu:

„Überhaupt kann ich nur das, was ich nicht erlernt habe.“

„Man muß aber die Naturanlage ausbilden, ſonſt bleibt ſie roh,“ ſagte Natalie.

„Eine ſolche Stimme iſt niemals roh,“ entgegnete Frau von Gregorjeff verweiſend.

Nach einer Reiſe durch das Berner Oberland und die kleinen Kantons ging ſie nach Venedig, um ſich dort einige Zeit aufzuhalten.

Zweites Kapitel.

Maximiliane fand ihr prinzeßliches Leben, wie ſie es nannte, zwar ſehr angenehm, aber drückend durch Abhängigkeit. Sie wähnte, als erſte Sängerin einer großen Bühne werde ſie auch prinzeßlich und zugleich ganz unabhängig leben können. Sie nannte Unabhängigkeit, jeder Laune, jeder Stimmung des Augenblicks zu folgen. Jetzt fand ſie es ungemein läſtig, am Morgen für Frau von Gregorjeff allein — und am Abend in deren Salon vor anderen Perſonen ſingen zu müſſen, ohne zu bedenken, daß gerade dies die Bedingung ſei, durch welche es ihr möglich werde, ſich auszubilden, denn ſie hatte einen vortrefflichen Meiſter für den Geſang und hörte in der Oper gute Sänger. Sie benahm ſich zuweilen ſehr launenhaft gegen Frau von Gregorjeff; dieſe aber ließ es hingehen und äußerte langmütig, geniale Perſonen hätten dergleichen kleine Schattenſeiten. Indeſſen gab es doch zwei Punkte, die ihr ſehr wenig behagten: Maximilianens plumpe Manieren und deren Gleichgültigkeit in religiöſen Dingen. Obſchon in einer wahrhaft frommen Familie aufgewachſen, hatte Maximiliane von jeher keine Spur von Frömmigkeit, von religiöſem Sinn gezeigt. Sie machte das mit, was die Eltern, die Geſchwiſter taten, allein es blieb ohne Einfluß auf ihre Seele und deshalb langweilte es ſie. Es ſchien ihr überflüſſig, weil ſie ihr Herz nicht für die Wirkungen des Glaubens und ſeiner Lehren öffnete.

„Ich tue ja nichts böſes, nichts ſchlimmes,“ gab ſie trocken zur Antwort, wenn die Eltern ſie zuweilen ermahnten, etwas mehr Gewicht auf die Religion zu legen.

Nachdem ſie ihre Heimat verlaſſen hatte, lebte ſie unter Andersgläubigen im höchſten Indifferentiſmus. Fiel es ihr ein, daß ſie der Familie Lehrbach und Julianen verſprochen hatte, jeden Sonntag einer heiligen Meſſe beizuwohnen, ſo dachte ſie: „Ach, ich habe früher täglich in die Meſſe gehen müſſen, und da man nur am Sonntag dieſe Verpflichtung hat, ſo war das viel zu viel und ich kann es jetzt auf die Sonntage verrechnen.“ — An dieſer Geſinnung, die Maximiliane unverhohlen ausſprach, fand Frau von Gregorjeff, die zur griechiſchen Kirche gehörte und deren Gottesdienſt ſehr in der Fremde vermißte, gar kein Behagen.

Junge Mädchen pflegen ſehr gelehrig zu ſein, Empfang, der mir von meinen Couſinen zu Theil wurde, war ſo ſchneidend kalt, daß es mir das Herz zuſammen ſchnürte. Ich bat meine Tante um Erlaubniß mich zurückziehen zu dürfen, weil ich müde und erfroren ſei. Wieder ſah ſie mich ſcharf an und ſagte darauf:

„Deine Toilette eignet ſich allerdings nicht für die Geſellſchaft.“ — Ein Gedanke ſchien ihr plötzlich aufzutauchen, denn ſie ſetzte raſch hinzu, indem ſie mich bei der Hand faßte: „Komm mit mir.“

Und ſo trat ſie mit mir in einen Saal voll Menſchen, und ſprach in der Thür laut und vernehmlich:

„Ich erlaube mir, Ihnen Allen meine liebe Nichte, Gräfin Clelia Conti aus Verona vorzuſtellen.“

Ich verneigte mich blöde und linkiſch — vermuthe ich — denn die Geſellſchaft kam mir ebenſo ungeheuer zahlreich als impoſant vor; aber ich hatte damals weiter kein Arg, und floh nur ſo geſchwind wie möglich in mein Kämmerlein. Jezt weiß ich wol, daß der bittre Neid um meine Schönheit meine Tante veranlaßte mich auf die möglichſt unvortheilhafteſte Weiſe in der Geſellſchaft einzuführen. Sie machte für ſich und ihre Töchter die größten Anſprüche; aber ſie ſelbſt war verblüht und die Mädchen waren kaum hübſch. Ich ſoll ſehr ſchön geweſen ſein, „eine von den Schönheiten, die man um ſich die geſellſchaftlichen Formen und Manieren anzueignen, welche die Perſonen haben, mit denen ſie leben. Aber auch dieſer Einfluß glitt an Maximiliane ab. Wie ſie ging, wie ſie ſtand, wie ſie ſprach, wie ſie ſich bewegte — alles war eckig, unbeholfen, abſtoßend, roh. Frau von Gregorjeff litt förmlich darunter, zunächſt weil es ihr ſehr zuwider und ihren weichen, angenehmen Manieren durchaus entgegen war; dann aber auch, weil Maximiliane von anderen Perſonen mehr oder minder kritiſiert wurde und neben Nataliens graziöſer Erſcheinung doppelt ungeſchickt auffiel, wie eine Figur von terra cotta neben einer Marmorſtatue. Natalie war aber kein Liebling ihrer Tante, welche mit der krankhaften Eigenheit nervenleidender Perſonen behauptete, Nataliens unſympathiſches Organ tue ihr weh.

So verging der Winter. Der Frühling brachte eine zweifache Veränderung: Frau von Gregorjeff ließ ſich am Comerſee nieder und ihr einziger Sohn Iwan kam aus Moskau, wo er ſtudierte, um ſie zu beſuchen. Sie betete ihn an, wie das bei den einzigen Kindern nicht ſelten der Fall iſt. Schon vor ſeiner Ankunft hatte ſie von ihm geſprochen wie vom Ideal eines Jünglings. Auf Natalie machte das gar keinen Eindruck, da ſie ihren Vetter kannte; auf Maximiliane den größten. Bisher war ſie der Männerwelt ganz gleichgültig gegenüber geſtanden. Jetzt wurde ihre

Phantaſie angeregt und mit Spannung ſah ſie dem Erwarteten entgegen. Ein Jdeal von Schönheit konnte ſie ihn mit ſeiner tatariſchen Geſichtsbildung nicht finden; aber er war munter und lebhaft, wie man bei zwanzig Jahren zu ſein pflegt, ſang allerhand ruſſiſche Volkslieder und bewunderte ungemein Maximiliane. Zuerſt ihre Stimme, ihren Geſang — und das vielleicht nur aus Gefälligkeit für ſeine Mutter. Bald aber ging er auf Bewunderung ihrer Perſönlichkeit über und es ſtellte ſich heraus, daß Maximiliane etwas anziehendes haben konnte. Wenn ihr finſterer Blick freundlich wurde; wenn ihr trotziger Mund lächelte; wenn ihr harter Sprechton ſich ſänftigte: ſo konnte der Kontraſt wohl einen gewiſſen Zauber üben. Wenigſtens geſchah das bei Jwan und er verliebte ſich heftig in Maximiliane, während ſie ihrerſeits nicht ungerührt blieb und ſeine Leidenſchaft nicht zurückwies. Alle Hausgenoſſen waren überzeugt, daß beide ganz einig über ihre Zukunft waren; nur Frau von Gregorjeff war von der merkwürdigen Verblendung befangen, welche häufig das Auge der Eltern umnebelt. Sie fand das Zuſammenleben mit ihrem Sohn, ſeinen fröhlichen Sinn, ſeine Liebenswürdigkeit entzückend, fand es ganz in der Ordnung, daß Maximiliane ebenfalls entzückt ſei und daß Jwan einen lebhaften ſympathiſchen Zug für ihre liebe Sängerin empfinde — und wünſchte den

Comerſee nie zu verlaſſen. Sie ließ eine Barke ſo einrichten, daß ſie bequem in derſelben liegen konnte, Iwan, Maximiliane und Natalie Platz hatten; dann ließ ſie ſich jeden Abend hinaus auf den See rudern, und an der zauberhaften Schönheit ſeiner Ufer vorüber gleitend, mußte Maximilianens Geſang dem wohltuenden Eindruck dieſer anmutigen Naturbilder eine harmoniſche Stimme geben. So ließ ſie die Sonne untergehen und den Mond aufgehen und das ganze goldene Heer der Sterne in der leiſe bewegten Flut ſich ſpiegeln. Sie war beſeligt. Daß ihr Sohn es auch ſei und in anderer Weiſe, kam ihr nicht in den Sinn.

Ein Donnerſchlag rollte über ihr Haupt dahin, als Maximiliane eines Tages bei ihr erſchien und ſo gelaſſen, wie wenn die Sache ſich von ſelbſt verſtände, erklärte, ſie habe Iwan's heißem Wunſche und dringender Bitte nachgegeben und ſich mit ihm verlobt. Er habe zwar begehrt, die Verlobung müſſe vorderhand geheim bleiben, weil noch nicht an eine Ehe zu denken ſei — und ſie habe es ihm auch zugeſagt; gleichwohl finde ſie es richtiger, die Mutter von dem Geheimnis in Kenntnis zu ſetzen, denn es könne ſonſt ſcheinen, als habe ſie eine Intrigue angeſponnen.

Lautlos vor betäubender Überraſchung nahm Frau von Gregorjeff dieſe Eröffnung hin, ſchloß die Augen und ſagte erſt nach einer langen Pauſe abgebrochen:

„Es iſt gut . . . ich danke Ihnen . . . bitte ſingen Sie.“

Während Maximiliane ſang, beſann ſich Frau von Gregorjeff, was ſie in dieſem erſchreckenden Falle zu tun habe, und erſt nach zwei Stunden rief ſie Maximiliane vom Piano ab und ſagte mit einer ganz ungewöhnlichen Ruhe:

„Wie iſt denn das, beſte Jane? Ich glaubte, das Ziel Ihres Strebens ſei Ihre Ausbildung für die Bühne?“

„Bis jetzt war es ſo, gnädige Frau.“

„Ich glaubte aber, daß Sie in ſich einen Drang, einen Beruf für jene Kunſt ſpürten. Iſt er untergegangen?“

„Keineswegs, gnädige Frau! Er iſt mein Ideal — aber jetzt unerfüllbar.“

„Das heißt, Sie lieben meinen Sohn mehr als Ihren Beruf.“

„So iſt es, gnädige Frau.“

„So iſt es jetzt — ja! Aber wird es ſo bleiben? Werden Sie nie bedauern, eine glänzende Laufbahn aufgegeben und ſich in das Privatleben zurückgezogen zu haben — und zwar für immer? Man kann auf der Bühne geweſen ſein und dennoch Frau von Gregorjeff werden. Iſt man aber einmal Frau von Gregorjeff, ſo kann man nun und nimmer zur Bühne gehen. Haben Sie das alles erwogen?“

„Nein! — Ihr Sohn hat eine heftige Leidenſchaft für mich gefaßt und bietet mir eine glänzende Stellung in der Welt an — das entſcheidet.“

“Beſte Jane, ich muß lächeln, wenn mein Sohn Ihnen eine glänzende Stellung verſpricht. Iwan redet kopflos, wie das bei einem Verliebten von zwanzig Jahren zu geſchehen pflegt. Ich bin Beſitzerin eines ſehr großen Vermögens; er hingegen beſitzt gar nichts und lebt von dem Jahrgelde, das ich ihm gebe. Zählt er auf eine glänzende Stellung, die ich ihm und ſeiner Gattin bieten werde, ſo kann das allerdings in acht bis zehn Jahren der Fall ſein, nicht aber jetzt, da er kaum dem Knabenalter entwachſen — und das Mädchen ſeiner Wahl völlig unklar darüber iſt, wohin eigentlich ihr Sinn ſich neigt: das Herz ſpricht für ihn; der innere Drang, das Talent, ſpricht für die Bühne. Es wäre Wahnſinn, unter dieſen Umſtänden an eine Heirat zu denken. Ich gebe Ihnen und meinem Sohne mein Wort, daß ich, ſo wahr ich Tatiane Gregorjeff heiße, dieſe Verbindung erſt dann zugeben — das heißt ihr die Möglichkeit bieten werde, daß man ſie ſchließe — wenn die gegenſeitige Neigung ſich in einer Reihe von Jahren bewährt hat. Mein Sohn wird während dieſer Jahre ſeine Studien vollenden und in den Staatsdienſt eintreten. Sie aber, beſte Jane, werden ſich mehr und mehr für Ihrem eigentlichen Beruf, der Ihrem Talente und Ihrem Charakter entſpricht, bilden und ſich über ihn prüfen. Das wird ſich am leichteſten hier in Italien, dem Lande der Muſik und der großen Sänger, bewerkſtelligen laſſen und meine Zuneigung und treue Sorgfalt wird Ihnen auf dieſem Wege niemals fehlen.“

Sie reichte liebreich Maximilianen die Hand und entließ ſie. Dieſe war im höchſten Grade betroffen von der klaren Anſchauung und Würdigung der Verhältniſſe und von dem ruhigen Ton, womit ſie dargelegt wurden. Wenn ſie gemeint hatte, Frau von Gregorjeff's ſchwärmeriſche Zuneigung werde in mütterliche Zärtlichkeit übergehen, ſo wurde ſie gründlich enttäuſcht; denn gerade als das Muttergefühl geweckt wurde durch die Gefahr, in welcher der Sohn ſchwebte, gerade da hörte bei Frau von Gregorjeff alle Schwärmerei auf, und ihre Erklärung, an eine Heirat ſei etwa erſt in zehn Jahren zu denken, wirkte ungemein ernüchternd auf Maximiliane. Der Thermometer der Neigung für Iwan ſank beträchtlich. Sie teilte ihm das ganze Geſpräch mit und ſagte ſchließlich, er möge ganz und gar von der Sache ſchweigen, denn ſeine Mutter habe ihren Entſchluß gefaßt und verharre dabei, ſtarr und kalt wie ein Marmorblock. Iwan zürnte Maximilianen, daß ſie das Geheimnis verraten und unnötiger Weiſe, ohne irgend eine Vorbereitung, mit ſeiner Mutter geredet habe, anſtatt einen günſtigen Augenblick abzuwarten. Maximiliane verſetzte trotzig, das Warten ſei nicht ihr Geſchmack. Hätte Iwan ſie nicht beſchworen, dies Wort nicht auf ihn anzuwenden, ſo würde ſie gleich mit ihm gebrochen haben. Doch ſeine zärtlichen Bitten führten ſie zur Überlegung zurück, daß es doch ſein Angenehmes haben könne, in ein glänzendes Privatleben einzutreten, wenn man die Freuden der Bühne genoſſen habe — wie aus dem Beiſpiele ſo mancher Künſtlerin hervorging. Überdies gefiel ihr der lebensfrohe Iwan ungemein und ſie war ſtolz darauf, eine Leidenſchaft einzuflößen, die alle Schranken der Verhältniſſe überſprang. Sie wechſelte auf's Neue mit Iwan das Verſprechen ewiger Liebe und Treue. Der Mutter gegenüber ſchwiegen ſie, und dieſe ſchwieg ihrerſeits. Sie hatte ihre kategoriſche Erklärung abgegeben und war klug genug, nie auf dieſelbe zurückzukommen, weil das nur Widerſpruch und Starrſinn hervorgerufen hätte. Sie ſchien die ganze Mitteilung in Vergeſſenheit zu begraben, änderte nicht im Mindeſten ihr Benehmen gegen Maximiliane, ihre Zärtlichkeit für Iwan und beſtand nur darauf, daß er rechtzeitig nach Moskau zurück kehre und dort ſeine Studien mit allem Fleiße fortſetze.

„Denn," ſagte ſie, „je ſchneller Du ſie abſolvierſt, deſto früher kannſt Du in Staatsdienſte treten und folglich auch deſto früher zu einer ſelbſtſtändigen Stellung gelangen, nach welcher jeder tüchtige junge Mann ſich ſehnt.“

Iwan gab dieſen Worten die Deutung, die ihm gefiel, und trennte ſich von Maximiliane zwar mit großem Schmerz, aber mit der Verſicherung, in zwei bis drei Jahren werde er eine ehrenvolle, unabhängige Stelle eingenommen haben und ſie als ſeine Gattin heimführen. Sie wünſchte nach ſeiner Abreiſe lebhafter denn je, die Bühne zu betreten, und Frau von Gregorjeff unterſtützte dieſen Wunſch und förderte deſſen Erfüllung mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtanden und die denn auch endlich zum Ziele führten — nämlich inſofern, als Maximiliane wirklich die Bühne betrat.

Drittes Kapitel.

Bei der hohen Meinung, die Maximiliane von ſich ſelbſt und ihrer künſtleriſchen Begabung hatte, wäre ſie unverzagt in der großen Oper von Mailand, Venedig und Neapel aufgetreten. Selbſtverſtändlich war davon keine Rede. Sie trat in Florenz auf und zwar zu Anfang des Winters. Man wollte erproben, ob ſie für die Glanzzeit der Oper, für den Karneval, brauchbar ſei. Frau von Gregorjeff lebte in Piſa, hatte aber in Florenz Verwandte und Freunde, denen ſie die junge Sängerin lebhaft empfohlen hatte. Infolge dieſer Empfehlung wurde Maximilianens Geſang im Salon ſehr bewundert und es ging ihrem Auftreten großes Lob hervor, ſo daß die Erwartung übermäßig geſpannt ſein mochte. Genug, das Publikum fühlte ſich getäuſcht und dadurch verſtimmt, als Maximiliane in der Norma auftrat — und ſie machte Fiasko. Man tadelte ihre Stimme, die nicht gehörig geſchult, nicht kräftig in den hohen Tönen, nicht perlend in den Fiorituren ſei;

man tadelte ſcharf ihre Ausſprache des Italieniſchen und nannte ſie barbariſch; man fand ihre Bewegung hölzern, ihr Spiel armſelig und ohne Animo — und Kritiker vom Fach rieten ihr, mindeſtens fünf Jahre die Kunſt des Geſanges zu ſtudieren und dann in irgend einem transalpiniſchen Lande die Bühne betreten — nur nicht in Italien.

Mochte die Kritik verdient — oder mochten Rivalitäten und andere kleinliche Motive im Spiel ſein — genug, es war nicht möglich, Maximiliane zum zweiten Male dem Publikum vorzuführen. Sie war empört, keineswegs entmutigt; Frau von Gregorjeff war es mehr als ſie; denn jene hätte gewünſcht, Maximiliane möge durch glänzenden Erfolg mehr und mehr für die Bühne begeiſtert und an ſie gefeſſelt werden. Ganz niedergeſchlagen fragte ſie:

„Beſte Jane, was iſt denn jetzt Ihr Plan?“

„Auf dieſem Wege zu verbleiben, gnädige Frau, denn mein Wahlſpruch heißt: ſtromauf!“ war die ſtolze Antwort; „ich habe in Florenz verſchiedene Verbindungen angeknüpft. Es gibt hier zu Lande auch in mittelgroßen Städten Opern; zu einer ſolchen Bühne will ich gehen, mich fortbilden und ſpäter doch zu einer Oper erſten Ranges gelangen.“

„Wie vielen Kränkungen und Gefahren, wie immer lieber hat, je öfter man ſie ſieht.“ Weil er es geſagt hat, hab' ich es behalten. An jenem Abend machte ich aber einen kläglichen Eindruck auf die Anweſenden, wie das gar nicht anders zu erwarten war; und das bezweckte die Tante.

Ich war an die äußerſte Einfachheit gewöhnt; daher fiel mir das ärmliche Zimmerchen nicht auf, das man mir neben dem viel freundlicheren der Kammerfrau meiner Tante anwies. Ich ging zu Bett, und entſchlief in Thränen und Gebet. Dies war mein Eintritt in das Haus meiner nächſten, ja meiner einzigen Verwandten; denn meine Mutter hatte keine Geſchwiſter und ihre Eltern waren längſt todt. Dieſer Empfang wurde einem traurigen, einſamen Kinde zu Theil, das auf der weiten Welt keine andre Zuflucht hatte.

Am nächſten Morgen wurde ich zum Frühſtück ins Familienzimmer gerufen, nachdem ich ſchon ſeit einigen Stunden aufgeſtanden war, und mit der im Kloſter anerzogenen Pünktlichkeit meine kleinen Habſeligkeiten geordnet hatte. Gern wäre ich nach meiner Gewohnheit in die Frühmeſſe gegangen; allein ich wagte nicht das Haus zu verlaſſen, und vollends nicht ohne Erlaubniß. Meine Tante lag ermüdet auf dem Sopha; meine Couſinen ſahen auch nicht ſehr munter aus. Nur mein Onkel war in manchem Mißgeſchick ſind Sie auf dieſem Wege ausgeſetzt!“

„Die Kränkungen werde ich mit gleicher Münze zahlen, den Gefahren werde ich ausweichen und das Mißgeſchick werde ich ertragen. Für dieſen Winter will ich nach Nizza gehen.“

„Um des Himmels willen nicht, liebe Jane; in Nizza verſammelt ſich die ſchlechteſte Geſellſchaft von ganz Europa! Schutzlos wie Sie ſind, ſo jung, ſo unerfahren — könnten Sie dort in ſchreckliche Verhältniſſe geraten.“

„Ich muß es darauf ankommen laſſen, gnädige Frau! Ich muß endlich lernen, auf eigenen Füßen zu ſtehen.“

„Sie wiſſen nicht, was dazu gehört, Jane.“

„O doch! Zwei Dinge: Geld und Entſchloſſenheit. Dieſe habe ich und jenes werde ich mir verdienen.“

„Das iſt die Frage! Es kann Ihnen in Nizza wie in Florenz ergehen.“

„Doch nicht, gnädige Frau, denn ich bin bereits durch einen Kontrakt geſichert und gebunden. Es wurde in Florenz eine Prima-Donna für Nizza geſucht. Der Bevollmächtigte gab mir die Verſicherung, meine Stimme werde für die dortige kleine Bühne ausreichen und meine Ausſprache des Italieniſchen werde den Nizzarden nicht ſo auffallen, wie dieſen puriſtiſchen Florentinern. Ich nahm den Antrag an, obſchon der Gehalt gering iſt. Er wird ſchon beſſer werden und ich muß endlich einmal den Anfang zu meiner Selbſtſtändigkeit machen.“

Frau von Gregorjeff war mit nichten unzufrieden über Maximilianens Entſchluß; allein ſie hatte großes Mitleid mit dem jungen Weſen, das ſich ſo keck in die Welt hinaus wagte. Freilich konnte und wollte ſie Maximilianen mit pekuniären Mitteln zu Hilfe kommen, allein dieſe Hilfe betraf nur eine Seite der bevorſtehenden Schwierigkeiten. Werde ſie wirklich ſtromauf ſchwimmen, oder im Strom zugrunde gehen — das war die Frage! Keine Frage aber war es, ſondern eine ausgemachte Sache, daß Iwan Gregorjeff's und Jane Miranda's Wege allzu weit auseinander gingen, um beide in der Ehe zu vereinigen. Frau von Gregorjeff wußte nicht einmal, ob zwiſchen ihnen noch eine Verbindung durch Briefwechſel beſtehe. Da ſie von Anfang an feſt entſchloſſen war, der ganzen Angelegenheit nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken — weil nur auf dieſe Weiſe ihr Verhältnis zu Janen als Sängerin fortbeſtehen konnte — ſo hatte ſie ſich auch nie darum bekümmert, ob Maximiliane mit Iwan in Korreſpondenz ſei oder nicht. Wohl aber hatte ſie Freunde in Moskau, welche Töchter hatten, dringend gebeten, Iwan ſo viel wie möglich den Zutritt zu deren Familienkreiſe zu gewähren — eine Bitte, die bereitwillig Erhörung fand, da er ein artiger, junger Mann und der Sohn einer ungewöhnlich reichen Mutter war.

Es kam alſo wirklich zu Maximilianens Abreiſe nach Nizza. Ob der Aufenthalt im italieniſchen Klima Frau von Gregorjeff's Geſundheit geſtärkt hatte — ob ihre Sorgen um Iwan und die damit verbundenen moraliſchen Erſchütterungen ihre Gedanken von ihren Nervenleiden abgezogen und dadurch dieſe gemindert hatten — genug, ihr Befinden war beſſer als ſeit Jahren. Damit hörte denn auch ihre krankhafte Begeiſterung für Maximilianens Stimme und Geſang auf und ſie ward inne, daß ſie ganz vortrefflich ohne dieſelben exiſtieren könne. Aber ſie war dankbar für das Vergnügen, welches ſie während zwei Jahren dadurch genoſſen hatte, und ſagte zum Abſchied:

„Den Gehalt, den Sie bis jetzt bezogen haben, liebe Jane, ſtelle ich Ihnen auch in Zukunft bis auf weiteres zur Verfügung und Sie dürfen ſich deshalb alljährlich an meinen hieſigen Bankier wenden. Ihre pekuniäre Lage wird dadurch gebeſſert — und ſollten Sie einmal ohne Engagement ſein, ſo ſind Sie doch nicht ganz mittellos.“

Soweit ſie es vermochte, war Maximiliane gerührt durch Frau von Gregorjeff's Großmut, der ſie ihre Ausbildung verdankte, die ihr die Möglichkeit verſchafft hatte, die erſten Stufen ihres Berufs zu erklimmen, und die auch jetzt noch für ihre Zukunft ſorgte. Indeſſen ging ſie dieſer Zukunſt mit ſo großem Selbſtvertrauen entgegen, daß dieſer letzte Beweis von Großmut ihr hauptſächlich als ein Zeugnis galt, ſie ſei dazu beſtimmt, die ſchwierigſten Verhältniſſe zu überwinden, und ſie werde zunächſt eine große, berühmte Sängerin — ſpäter aber Iwan Gregorjeff's Gattin werden.

Viertes Kapitel.

„Endlich einmal ein Brief von Maximiliane!“ ſagte Herr von Lehrbach, indem er in das Zimmer ſeiner Mutter trat.

„Endlich; und was ſchreibt ſie?“ ſagte dieſe.

„Geht es ihr gut?“ fragte Clariſſe.

Er las den Brief vor, der in Maximilianens trockener Weiſe abgefaßt war.

„Geehrter Herr von Lehrbach! Ich bin jetzt wieder in Deutſchland. Als ich vor anderthalb Jahren zur italieniſchen Oper nach Nizza ging, meldete ich es Ihnen. Ich war den Winter dort; aber es gefiel mir nicht. Haarſträubende Kabalen und Eiferſucht um mich herum. Haarſträubende Anſprüche von Kritik ſchreibenden Leuten, die ich enorm bezahlen ſollte, damit ſie mich lobten. Haarſträubende Frechheit von jungen reichen Männern, die mich als ihre Beute betrachteten. Mit meinem prinzeßlichen Leben, wie bei Frau von Gregorjeff, war es aus. Mit einem brillanten Leben als Sängerin war es nichts. Man bleibt dabei, ich hätte kein Darſtellungstalent und keine gründliche Schule. Ich lernte reiten, das war mein Hauptvergnügen. Die Bühne iſt mir durch unvernünftigen Tadel und durch empörende Mißgunſt ganz verleidet; denn auch dieſen letzten Winter, wo ich in Parma ſang, war es nicht anders. Jetzt habe ich das Theater aufgegeben. Man hat zuviel Verdruß dabei. Jetzt bin ich Konzertſängerin. Meine Stimme kann man mir nicht fortkritiſieren und für eine Sängerin iſt die Stimme die Hauptſache. Ich bin in Baden-Baden für die ganze Badeſaiſon engagiert und die iſt dort ſehr lang. Man tut dort alles mögliche, um recht viel Fremde anzuziehen und feſtzuhalten. In jeder Woche ein Mal findet ein großes Konzert von ausgezeichneten Künſtlern ſtatt, und unter ihnen ſtehe ich obenan — und zwar als italieniſche Sängerin. Der Winter in Nizza hat mir allerhand Connexionen verſchafft. Das war das Beſte an ihm. Ohne ihn wäre ich vielleicht nicht ſo ſchnell dazu gelangt, Konzertſängerin zu werden. Es war mir aber doch ſehr ſchmerzlich, meinen Beruf für die Bühne ſo wenig anerkannt zu ſehen, und ich denke, daß es mir vielleicht in ein paar Jahren beſſer gelingen wird. Vorderhand muß ich mich tröſten. Was das Geld betrifft, ſo iſt es mir zuweilen knapp zugemeſſen geweſen. Man muß ſich an alles gewöhnen. Jetzt geht es mir auch in dieſer Beziehung gut. — — Leben Sie recht wohl, geehrter

Herr von Lehrbach. Bitte, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und Fräulein Clariſſe.

Ihre ergebene
Jane Miranda.

P. S.

„Ich ſuche, ſo ſehr ich kann, für eine Italienerin zu gelten; aber es iſt ſchlimm, daß ich zu gut deutſch und zu ſchlecht italieniſch ſpreche. Zum Glück kann ich nachweiſen, daß ich in Venedig meine Studien und in Florenz mein Debut machte.“

„Dürr und kalt — ganz Maximiliane,“ ſagte Frau von Lehrbach.

„Man muß doch Gott danken,“ rief Clariſſe, „daß ſie in der Wildnis ihres Lebens nicht in große Verirrungen geraten iſt. Wäre das der Fall, ſo würde, glaube ich, der Ton nicht ſo derb ſein.“

„Dieſe Derbheit kann eine Maske ſein,“ verſetzte Frau von Lehrbach.

„Das wollen wir nicht fürchten,“ fiel ihr Sohn ein; „ſie iſt und bleibt eine rohe Natur.“

So war denn Maximiliane wirklich Konzertſängerin und gefiel als ſolche. Ihre Stimme hatte an Kraft und Geläufigkeit gewonnen, ohne an Friſche zu verlieren; und hatte ihr Vortrag auch nichts Hinreißendes, nichts Seelenvolles, ſo war er doch gewandt und ſicher genug, um die Bewunderung nicht zu ſtören, die man ihrer Stimme zollte. Maximiliane frohlockte. Gefeiert, bewundert, gut bezahlt, umgeben von Huldigungen, blickte ſie mit großer Genugtuung auf die vier Jahre zurück, welche verfloſſen waren, ſeitdem ſie die Heimat verließ, und dachte für ſich: Soweit hab' ich es gebracht; über alle widerſtrebenden Elemente hinweg geht mein Leben ſtromauf.

Da kam ein Brief von Frau von Gregorjeff, deſſen Inhalt Maximilian ungemein freute.

„Beſte Jane! Die guten Nachrichten über die Stellung und die Aufnahme, welche Sie in Baden-Baden fanden, erfüllen mich mit der innigſten Teilnahme, und der Gedanke iſt mir ſehr tröſtlich, daß Sie zum Teil in meinem Hauſe die Ausbildung erhielten, die Ihnen jetzt zu gut kommt.

„Da meine Geſundheit ſich gründlich gebeſſert hat, bin ich imſtande, nach Rußland zurückzukehren. Vor meiner Abreiſe will ich aber noch eine kleine Angelegenheit ordnen, die mir ſehr am Herzen liegt. Obſchon ich gegenwärtig mit meiner Geſundheit zufrieden bin, weiß ich doch nicht, wie das Klima des hohen Nordens auf mich wirken wird; — und in jedem Fall iſt das Leben des Menſchen eine gar unſichere Sache. Deshalb, beſte Jane, ziehe ich das Jahrgeld zurück, das ich Ihnen bisher beſtimmte; — denn es würde im Falle meines Todes erlöſchen. Ich mache Ihnen ſtatt deſſen die Schenkung eines Kapitals, über welches Sie frei verfügen können. Ob Sie es hier bei meinem Bankier ſtehen und ſich die Renten zahlen laſſen — oder ob Sie es anderweitig unterbringen wollen — das hängt ganz von Ihnen ab. Es iſt Ihr Eigentum. Sie dürfen nach Belieben damit ſchalten und walten. Sie können möglicherweiſe in eine Lage kommen, wo Ihnen die freie Verfügung genehm iſt. Ich bitte, liebe Jane, betrachten Sie dieſe Sache als einen kleinen Beweis der Teilnahme, die ich für Sie gehabt habe und ſtets haben werde.

„Bevor ich ſchließe, muß ich Ihnen noch ſagen, daß meine Nichte Natalie, die mich ſchon vor einem Jahr auf den Wunſch ihrer Eltern verließ, ſich nächſtens in Petersburg vermählen wird.

„Leben Sie recht wohl, liebe Jane. Gott geleite und ſchütze Sie. Tatiane Gregorjeff.“

Maximiliane war hocherfreut und war ſo gewöhnt an die Großmut der Frau von Gregorjeff, daß ſie zwar dankbar war, aber auch dabei dachte: Sie iſt ſo enorm reich, daß hunderttauſend Franks mehr oder minder für ſie gar nicht in Betracht kommen, während dieſe Summe für mich unter Umſtänden von höchſter Wichtigkeit ſein kann. — Drei Wochen ſpäter bekam ſie die gedruckte Anzeige der Vermählung Iwans und Nataliens.

Wie das tauſendmal im Leben geſchieht, ſo hatte ſich Iwan im unbeſonnenen Feuer ſeiner zwanzig Jahre in Maximiliane verliebt und ſich, durch die Umſtände begünſtigt, mit ihr verlobt. Als ſpäter alle Umſtände gegen ſeine Neigung ſprachen und die Überlegung ihnen beiſtimmen mußte, wurde er eine zeitlang ſehr unglücklich, umſomehr, als Maximiliane durchaus keine Perſon war, die in der Ferne zu feſſeln vermochte. Bei ihrem verſchloſſenen Charakter hatte ſie nicht das Bedürfnis, ſich mitzuteilen; bei ihrem Mangel an Seelenbildung waren ihre ſpärlichen Mitteilungen Berichte über ihr äußeres Leben; und da ihr Herz nicht warm genug war, um dieſen Mangel aus der Fülle der Liebe zu erſetzen, ſo wurde Iwan durch ihre Briefe mehr abgeſtoßen als angezogen, mehr ernüchtert als begeiſtert und ſehr bald — vollſtändig erkältet. Ganz troſtlos wendete er ſich an ſeine Mutter, bekannte ihr aufrichtig ſeine frühere Torheit und ſeine jetzige Verzweiflung und bat um Hilfe in ſeiner Bedrängnis. —

Sie riet ihm, die Sache einſchlafen zu laſſen. Er möge zuweilen an Maximiliane ſchreiben als teilnehmender Freund, nicht aber als ein Verliebter — und nie von der Zukunft ſprechen; Maximiliane ſei ſo erfüllt von ihren Beſtrebungen in der Gegenwart, daß ihr die Zukunft, die erſt jenſeits zehn Jahren liege, gleichſam eine unentdeckte Welt ſei, mit der ſie ſich höchſtens im Traume beſchäftige. Verfahre er in dieſer Weiſe, ſo werde ſich das ganze Verhältnis ſehr bald in nichts auflöſen, denn es ſei aus dem nichts hervorgegangen, nämlich aus knabenhafter Verliebtheit. Sie inſeiner rauhen Weiſe freundlich gegen mich. Noch ein Hausgenoſſe war gegenwärtig: ſein jüngerer Stiefbruder, ſein Adjudant, Achatz Thannau, den er mir vorſtellte. Niemand beachtete mich; man ſprach von Perſonen und Vorfällen, die mir völlig fremd waren. Langeweile und Traurigkeit bemächtigten ſich abwechſelnd meiner. Ich mußte mir Mühe geben um weder zu gähnen noch zu weinen. Endlich faßte ich Muth und bat um Erlaubniß ein wenig an der Stickerei arbeiten zu dürfen, die ich eingeſpannt in dem Rahmen ſah. Es war ein weißes Muſſelinkleid für meine Tante, woran ihre beiden Töchter arbeiteten. Meine Couſine Agnes fragte geringſchätzig, ob ich elegante Arbeiten zu machen verſtände, und meine Couſine Euphemie rief mir zu, nur nicht auf ihrer Seite zu ſticken, denn ſie wolle nicht, daß da etwas verdorben würde. Ich ſagte ich würde gewiß nichts verderben, und ſie mögten mir doch dergleichen Arbeiten geben; ich ſei an Beſchäftigung gewöhnt. Nun geſtatteten ſie es, und fragten ob ich denn nichts weiter verſtände als nur zu nähen? ob ich Geſchichte wüßte, Algebra, Botanik, Aſtronomie? ob ich zeichnen könnte, tanzen, malen, engliſch und franzöſiſch ſprechen, ſingen? Tödtlich beſchämt mußte ich Nein ſagen, und immer Nein, und nur zuletzt durfte ich ſagen, ich könne tereſſiere ſich lebhaft für Maximiliane, ſie werde in pekuniärer Beziehung ſich ihrer annehmen und ſo möge Iwan ſich beruhigen, ſeine Studien vollenden — und wünſche er dann eine ſtandesmäßige Ehe einzugehen, ſo werde ſie mit Freuden ihm dazu behilflich ſein.

Iwan fühlte ſich von einem Sklavenjoch erlöſt und verwünſchte tauſendmal ſeinen Leichtſinn, der ihn jetzt zwang, mit einer Perſon in Korreſpondenz zu bleiben, die ihm nichts und welcher er nichts zu ſagen hatte. Frau von Gregorjeff hoffte, daß dies Verfahren Maximiliane auf den entſchiedenen Bruch allmählich vorbereiten werde; denn ſie wollte ihr ſo wenig wie möglich weh tun; — nur zur Schwiegertochter wollte ſie Maximiliane durchaus nicht. Dieſe aber fühlte anders wie Iwan, ſuchte in ſeinen Briefen keinen Mangel, weil ihre Herzensbedürfniſſe gering waren, hielt aber in fernſter Ferne die Ausſicht feſt, Frau von Gregorjeff zu werden.

Als ſie nun die Vermählungsanzeige erhielt und gar mit dieſer Natalie, die ihr immer unausſtehlich geweſen war, weil ſich Natalie ſo wenig wie möglich um ſie bekümmerte — da entbrannte ihr Zorn. Sie zerriß das Blatt, trat es mit den Füßen und ſetzte ſich hin, um auf der Stelle den Treuloſen mit Vorwürfen zu überſchütten. Dann beſann ſie ſich und fand es paſſender, ihm einen Glückwunſch voll Spott und Hohn zu ſchreiben.

Endlich gab ſie auch dies auf, denn das eine wie das andere hätte eine gekränkte Stimmung verraten und dagegen empörte ſich ihr Selbſtgefühl. Hatte Iwan ſie vergeſſen, ſo ſollte es ihr tauſendmal leichter ſein, ihn zu vergeſſen. Sie beſann ſich,ob ſie nicht Frau von Gregorjeff's Schenkung nachträglich zurückweiſen ſollte; allein ſie hatte einen praktiſch proſaiſchen Sinn und dachte für ſich: mir iſt die Schenkung von einer alten, ungeheuer reichen Freundin ohne alle Nebenabſicht gemacht, eine Zurückweiſung würde ſie betrüben; ich will ſie nicht kränken, weil ſie die Mutter dieſes armſeligen Sohnes iſt. — Und ſie ſchlug ſich die Vorſtellung aus dem Sinn, daß dieſe Mutter doch wohl den Gedanken einer Abfindung mit dieſer Schenkung verbunden haben könne. Die Sache war ja abgetan! Frau von Gregorjeff hatte längſt Maximilianens Dankſchreiben in Händen und dieſe hatte das Kapital in guten Wertpapieren in ihrem Portefeuille.

Am Abend dieſes Tages war ſie jedoch von den verſchiedenartigen Gemütsbewegungen ſo erſchüttert, daß ſie nicht ſingen konnte, und das Konzert mußte ohne ſie gegeben werden, zur lauten Wehklage ihrer Bewunderer. Indeſſen dauerte dieſe Erſchütterung nicht lange. Ganz beſonders getröſtet fühlte ſie ſich durch den Gedanken, daß ſie nie Herrn von Lehrbach von ihrem Verhältnis zu Iwan in Kenntnis geſetzt hatte, denn jetzt würde ſie ihm geſtehen müſſen, daß es mit dieſer Angelegenheit nicht ſtromauf gehe. Sie faßte den Entſchluß, fortan frei zu bleiben, an keinen Mann ſich zu binden und für ihre Zukunft ſelbſt zu ſorgen — vorderhand aber ein glänzendes und unterhaltendes Leben zu führen. Das letztere war in ihrer Stellung und mit ihrem guten Willen nicht ſchwer. Sie benahm ſich aber ſo, daß man keinen begründeten ſcharfen Tadel gegen ſie vorbringen konnte, obſchon es ihr weder an Beobachtern, noch an Zudringlichen fehlte.

Sie machte ſehr gern Ausflüge in die liebliche Umgebung von Baden-Baden — nicht wegen der ſchönen Gegend oder wegen des Genuſſes, in der freien Natur fern von allen künſtlichen Vergnügungen, die mit Gasbeleuchtung, betäubender Muſik und allen Zerrbildern der Mode zuſammenhingen, auszuruhen, ſondern weil ſie eine leidenſchaftliche Reiterin war, die mit jedem Reitpferd vorlieb nahm und zurecht kam, wenn es nur tüchtig laufen konnte.

Von einem Ritt ins Murgtal heimkehrend, war ihr Pferd ſchon einmal geſtrauchelt. Jetzt, im geſtreckten Galopp, ſtürzte es zuſammen, ſollte ſich aufraffen, vermochte es nicht und fiel auf die rechte Seite, Maximiliane ebenfalls. Der erſte, der ihr zu Hilfe kam, war ein junger Mann, der ſich noch nicht lange in Baden-Baden aufhielt und der ſich ihr bis jetzt noch nicht weiter genähert hatte, als daß er ſich ihr vorſtellen ließ. Jetzt hob er ſie mit großer Gewandtheit auf und ſie ſtand ſchon wieder auf den Füßen, bevor ihre übrigen Begleiter ſich vom Schreck erholt hatten, ſie ſtürzen zu ſehen. Sie war ganz unbeſchädigt, das Pferd aber hatte den Fuß gebrochen.

„Beſſer dieſer Klepper als ich," ſagte ſie gleichmütig. „Herr von Weſtern, Sie haben die Güte, nicht wahr, mich nach Hauſe zu begleiten. Die übrigen Herren werden wohl für das geſtürzte Pferd und für das Ihrige Sorge tragen."

Sie nahm ihr Reitkleid zuſammen — und Paul von Weſtern führte ſie nach ihrer Wohnung.

Sklave und Sklavin.

Erſtes Kapitel.

Während ſich Paul von Weſtern ganz vortrefflich in Baden-Baden unterhielt und ſeine Zeit zwiſchen Maximiliane und dem grünen Tiſch teilte, hatten ſeine Verwandten nicht die leiſeſte Ahnung, wo er ſich aufhalten möge. Als ſie auf ihrer Reiſe von London in den Schwarzwald durch Frankfurt kamen, hatten ſie erwartet — wenn nicht ihn ſelbſt, ſo doch Kunde von ihm dort zu finden, weil Geoffroy ihm dahin Empfehlungsſchreiben an einen alten Freund ſeines Vaters gegeben hatte. Paul hatte zwar die Briefe und ſeine Karte abgegeben, ſich aber nie in Perſon blicken laſſen; man war alſo nicht imſtande, Auskunft über ihn zu geben.

Sylvia telegraphierte ſogleich an Frau von Weſtern die Frage, ob Paul ſich bei ihr habe ſehen laſſen. Frau von Weſtern gab zur Antwort: ſie habe geglaubt, er ſei in England; bei ihr ſei er nicht.

„Schau, was Du angeſtellt haſt mit Deiner voreiligen und verkehrten Handlungsweiſe," ſagte Sylvia entrüſtet zu Geoffroy. „Paul iſt in die weite Welt gegangen, iſt verſchollen, iſt vielleicht tot . . . und Du biſt es, der ihn ins Elend getrieben hat."

„Aber beſte Sylvia," wendete Geoffroy gelaſſen ein, „mit einem vollen Geldbeutel und guten Empfehlungsbriefen kann man unmöglich ſo ſchnell ins Elend geraten."

„Du wirſt jedoch zugeben müſſen, daß man ſterben könne."

„Paul hat unter vielen Vorzügen auch den einer kräftigen Geſundheit."

„Und dieſe kann ihn veranlaßt haben, nach Kalifornien zu gehen oder in die Öldiſtrikte von Nordamerika."

„Paul ein Goldwäſcher . . . ein Petroleumgräber — das glaube ich nicht."

„Es wäre auch gräßlich, ihn in dieſer ekelhaften, armſeligen und bösartigen Umgebung und Geſellſchaft zu wiſſen. Aber wo kann er ſein, und wie kann man Nachforſchungen anſtellen, ohne ihn zu kompromittieren und uns dazu?"

„Liebe Sylvia," verſetzte Geoffroy gelaſſen, „eines kannſt Du feſthalten: wir hören und ſehen nichts von Paul, weil es ihm gut geht. Sobald dies nicht der Fall iſt, gibt er uns ein Lebenszeichen. Darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

„Das iſt möglich! . . . Ich ſehe gleichwohl nicht ein, weshalb wir in gänzlicher Unkenntnis über ſein Schickſal bleiben ſollen."

„Das liegt lediglich an Paul."

„Und Du weißt kein Auskunftsmittel?"

„Man kann ihn doch nicht ſteckbrieflich verfolgen," ſagte Geoffroy ungeduldig.

„Das iſt abſcheulich geſprochen," rief Sylvia. „Das Unglück verdient Mitleid."

„Hier iſt nicht von einem Unglücklichen die Rede, ſondern von einem Leichtſinnigen. Wer ſagt Dir, daß ſich Paul unglücklich fühle?"

„Wer unter der Gewalt einer Leidenſchaft iſt, fühlt ſich immer unglücklich."

„Ja, wenn er ſie nicht befriedigen kann."

„Nein, immer! Das hat mir Paul oft geklagt."

„Vielleicht um Dich zu rühren, denn wenn er ſich wahrhaft und gründlich unglücklich fühlte, ſo würde er ſich bemühen, aus ſeinem Unglück heraus zu kommen, indem er die Mittel benützt, die man ihm dazu anbietet; — und das fällt ihm gar nicht ein — wie wir ſoeben auf's neue erleben. Noch nie hat ihm eine rettende Hand gefehlt. Er greift nur dann nach ihr, wenn ſie ihm einen gefüllten Geldbeutel bietet. Hat er den, ſo läßt er die Hand fallen."

„Du biſt entſetzlich!" rief Sylvia empört.

„Ich bin es nicht, ich zeichne Paul, wie er iſt."

„Du machſt ein Ungeheuer aus ihm."

„Der Leichtſinn iſt ein Ungeheuer, das einen roſenfarbenen Schleier trägt.“

Sylvia war empört über Geoffroy und umſomehr, als eine geheime Stimme ihr ſagte, er ſpreche die Wahrheit über Paul aus. Das wollte ſie jedoch weder ihm noch ſich ſelbſt eingeſtehen. Sie wendete ihre Gedanken lediglich den Schickſalen zu, die ihn betroffen haben konnten, gleichviel, ob ſie möglich oder unmöglich waren. Sie war in beſtändiger fieberhafter, mühſam unterdrückter Aufregung, bald einſilbig bis zur tiefſten Schweigſamkeit, bald übermäßig lebhaft von den gleichgiltigſten Dingen redend, immer zerſtreut, immer befangen. Es war ein auffallender Gegenſatz, neben ihr Juliane zu ſehen, deren unbefangenes, klares, friedliches Weſen unberührt von den Stürmen trauriger Leidenſchaft war. Trotz der Zuneigung, die Geoffroy für Sylvia hatte, konnte er ſich dem wohltuenden Eindrucke nicht entziehen, den Juliane machte. Unwillkürlich verglich er beide miteinander. Aber der Vergleich fiel nicht zu gunſten Sylvia's aus: die eine bewegte ſich nur in egoiſtiſcher Richtung, unbekümmert um ihre Umgebung; die andere nahm ſo viel freundliche Rückſicht auf ihre Umgebung und in ſo einfacher Weiſe, als ob es ihr angeboren ſei, ſich als Nebenperſon zu behandeln. Juliane wußte wohl, daß man ſie nur zur Geſellſchaft gezogen habe, weil es eben an unterhaltenden Elementen fehlte. Ohne ein wenig ſingen und das Piano ſpielen. Jetzt zogen ſie mich zum Flügel unter tauſend albernen Fragen nach meinen Lieblingsopern, Lieblingsarien u. dgl., während ich faſt nur Kirchenmuſik kannte. Ich wollte aus Pergoleſes „Stabat mater“ etwas ſingen: das fanden ſie langweilig; — eine Fuge von Bach ſpielen: ſie nannten ſie veraltet. Da fiel mir die bekannte Cavatine aus Tancred ein, und ich ſang ſie — aber wie man ſie in meinem Kloſter ſang, d. h. ſtatt des profanen Textes war ein religiöſer untergelegt: ein aus großen Gefahren geretteter Menſch dankt den Heiligen für ihre Hülfe und ihren Beiſtand. Ich begann äußerſt ſchüchtern; aber die Muſik ſtimmte mich immer andächtig, ſo daß ich meine mißwollenden Zuhörer allmälig vergaß, und mit voller reiner Stimme ſehr gut ſang. Meine Couſinen wollten vor Lachen erſticken. Mein Onkel ſagte ihnen ſie hätten ſehr Unrecht, denn ich ſänge ergreifend, und ihm wären die Thränen nah. Mir hingen ſie an den Wimpern, ſo gerührt war ich durch dieſe Aeußerung. Die Tante ſagte höchſt trocken:

„Die Stimme iſt nicht übel! das iſt das Erbtheil jeder Italienerin. Aber der Vortrag iſt ohne Grazie, und Manier fehlt ganz. Was meinſt denn Du, Achatz?“

ſich einer Empfindlichkeit hinzugeben, tat ſie, was in ihren Kräften ſtand, für die Unterhaltung, ſo daß Miſtreß Dambleton nach kurzer Zeit zu Sylvia ſagte:

„Miß Juliane iſt wirklich eine ſehr angenehme, ſehr gebildete Perſon.“

„Findeſt Du das?“ antwortete Sylvia zerſtreut; „mich ermüdet ihre trockene ſententiöſe Redeweiſe.“

„Die war ihr allerdings eigen, als ſie zu Dir kam. Sie hat ſich dieſelbe aber ganz abgewöhnt.“

„So?“ verſetzte Sylvia gleichgültig, „ich geſtehe, daß ich nicht darauf achtete; allein ſie iſt ſo beſcheiden, daß ſie jeden Rat willig befolgt, den ich ihr gebe.“

Zu dem ſtillen, zurückhaltenden Geoffroy kam Juliane in ein beſonders freundliches Verhältnis. Sie forderte ihn auf, zu ſprechen, zu erzählen; ſie befragte ihn über die fremden Länder, in denen er gelebt hatte, über die Völker des Südens und des Orients, über deren Eigentümlichkeiten des Charakters, der Sitten. Wurde er dazu angeregt, ſo wußte der ſchweigſame Geoffroy ſehr gut dieſe Fragen zu beantworten. Die Anregung tat ihm wohl und zog ihn zu derjenigen hin, von welcher ſie ausging, während Juliane mit lebhafter Teilnahme den neuen, fremden Dingen zuhörte, für welche ſie mehr Verſtändnis hatte, als für das hohle konventionelle Gerede, womit man ſich und andere ſo häufig ermüdet. Niemand mag für oberflächlich gelten und dennoch gefallen ſich die meiſten Menſchen nur auf der Oberfläche der Unterhaltung; niemand mag ſich langweilen und dennoch ſind die Unterhaltungen der meiſten Menſchen nichts weiter als der Ausdruck ihrer Langweile, ein Austauſch von leeren Redensarten. Das war bei Julianen nicht der Fall. Sie ſagte, was ſie dachte oder fühlte, immer ſehr beſcheiden, aber ganz klar. Nur über einen Punkt ſchwieg ſie, ja ſie vermied ihn: das war die Religion. Sie hätte keine Kontroverſe mit Geoffroy, mit Miſtreß Dambleton, mit irgend jemand geſcheut, der eine Überzeugung hatte, wenn auch eine irrige; doch Sylvia in ihrer unnahbaren Gleichgültigkeit für Glaubensſachen betrübte und beängſtigte ſie dermaßen, daß, wenn eine religiöſe Frage auftauchte, Juliane ſie fallen ließ.

Juliane hatte gehofft, das Kind werde auf die Mutter wirken und ſie zurückführen zum verlorenen Glauben. Bis jetzt war dazu nicht die mindeſte Ausſicht. Ein ſolcher Heldenmut hätte ja ungeheuere Folgen gehabt! Was wäre Sylvia's Verbindung mit Herrn Goldiſch geweſen, da ſeine rechtmäßige Frau lebte! Nein! Sylvia ſchloß ihre Augen nach der Seite des Glaubens feſt zu, hielt ſich von jeder kirchlichen Gemeinſchaft fern und ſagte ganz ruhig:

„Deutſchland iſt das Land des religiöſen Indifferentismus, England iſt das Land der religiöſen Sekten. Beiden fehlt der Boden, in welchem ſtarke religiöſe Überzeugungen wurzeln, und dennoch ſtehen beide Länder auf der Höhe und in der Blüte der Kultur. Das iſt die Hauptſache.“

Einmal hatte Juliane geantwortet:

„Aber wie verhält ſich der innere Menſch zu der äußeren Kultur?“

„Die Frage hat jeder für ſich ſelbſt zu ordnen und zu beantworten, denn er iſt darüber nur ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft ſchuldig,“ entgegnete Sylvia und ſetzte hinzu: „Es mag Ihnen inkonſequent erſcheinen, daß ich meine Tochter katholiſch erziehen laſſe. Das hängt aber mit Eindrücken und Erinnerungen meiner erſten Jugend zuſammen. Dem kindlichen Sinn kommt die katholiſche Kirche entgegen. Ich war ein gutes, glückliches, katholiſches Kind. Konradine ſoll es auch ſein. Für das ſpätere Leben braucht man freilich eine andere Richtſchnur.“

„Welche iſt das?“ fragte leiſe Juliane.

„Das Gewiſſen,“ verſetzte Sylvia unverzagt.

Da ſagte Juliane entſchloſſen:

„Für mich wird der Glaube immer die Regel für mein Gewiſſen und deſſen Leuchte ſein.“

„Ich würde Ihnen Glück wünſchen, wenn ich es für möglich hielte.“

„Es muß doch möglich ſein, da Gott es von uns verlangt. Das ſagen uns die Glaubenslehren, die wir durch göttliche Offenbarung empfangen haben.“

„Miß Juliane,“ ſagte Sylvia trocken und abbrechend, „es wird mir lieb ſein, wenn Sie einſt meiner Tochter gründlichen Religionsunterricht erteilen werden.“

Dieſer Gegenſtand wurde nie wieder im Geſpräch berührt und Juliane fühlte nur allzu gut, daß keine menſchliche Macht, ſondern ganz allein die Allmacht Gottes dieſe Seele erwecken könne, wie einſt den Lazarus in ſeinem Grabe.

Zweites Kapitel.

Die Einförmigkeit ihres Lebens, welche die Einförmigkeit ihrer Gedanken begünſtigte, wurde nach und nach unerträglich für Sylvia. Als man eines Tages unter der Veranda beiſammen ſaß, legte Sylvia das Tageblatt aus der Hand, worin ſie ſoeben geleſen hatte, und ſagte:

„Liebe Eliſa, ich kann dem Wunſch nicht widerſtehen, gute Muſik zu hören. Ich leſe fortwährend in den Blättern ein glänzendes Lob der Konzerte, welche in Baden-Baden ſtattfinden. Ich denke, übermorgen hinüber zu fahren. Die angekündigten Muſikſtücke ſind beſonders ſchön. Seit vielen Jahren hörte ich nicht Beethoven's Ouverture zum Egmont.“

„Du haſt ganz Recht,“ verſetzte Miſtreß Dambleton; in drei Stunden fährſt Du hinüber.“

„Ich will Dich nicht veranlaſſen Dich in das Getümmel von Baden-Baden zu begeben, Geoffroy,“ ſagte Sylvia, „Miß Juliane ſoll mich begleiten. Ich denke, es macht ihr Freude.“

„Eine große Freude!“ ſagte Juliane lebhaft. „Wir werden dann auch die italieniſche Sängerin hören, über welche ich ſoeben ein ganz extravagantes Lob las, indem ſie eine zweite Malibran genannt wird.“

„Hat ſie einen bekannten Namen?“ fragte Geoffroy.

„Ich hörte ihn noch nie: — Jane Miranda.“

Julianens Herz klopfte hoch auf. Sie war freilich in keiner direkten Verbindung mit Maximiliane; allein ſie wußte durch Clariſſa, daß jene unter dem Namen Jane Miranda als Sängerin aufgetreten ſei, und mit einem Gemiſch von lebhafter Freude und ängſtlicher Beklommenheit erfüllte ſie der Gedanke, ihre Schweſter, die doch nicht ihre Schweſter war, unter ſo ganz fremdartigen Umſtänden wiederzuſehen.

Sylvia empfahl ihre Kleine der Obhut und Aufſicht Miſtreß Dambleton's, Juliane tat dasſelbe noch viel eindringlicher, denn ſie trennte ſich zum erſten Mal von dem Kinde, und am Tage des Konzertes fuhren beide nach Baden-Baden. Als ſie Abſchied nahm, ſagte Sylvia:

„Vielleicht komme ich morgen Abend zurück. Sollte aber Lady Ellen Darfour dort ſein, ſo bleibe ich etwas länger aus.“

Das Konzert ging in gewohnter und bekannter Weiſe von ſtatten. Sylvia achtete wenig auf die Muſik und hing ihren Gedanken nach. Juliane war in ſo geſpannter Erwartung, daß ſie von den verſchiedenen Muſikſtücken keinen anderen Eindruck als den eines harmoniſchen Ohrenbrauſens hatte.

Endlich erſchien Maximiliane in roſenfarbener Robe, mit möglichſt übertriebener Eleganz gekleidet, etwas größer, etwas ſtärker geworden, übrigens ganz die Maximiliane von früher mit ihrem finſtern Blick und ihren eckigen Bewegungen, ſo daß Juliane nicht wußte, ob ſie ſich über dieſe Unveränderlichkeit freuen ſolle oder nicht. Als aber Maximiliane mit ihrer ſchönen, klangvollen Stimme zu ſingen begann, war Juliane hoch erfreut und teilte die Bewunderung des Publikums. Sylvia blieb ziemlich gleichgültig und ſagte, ſie habe viel ausgezeichnetere Sängerinnen gehört. Juliane wußte nicht recht, ob ſie Miſtreß Goldiſch von ihrem Verhältnis zu Jane Miranda in Kenntnis ſetzen ſolle oder nicht. Da ſagte Sylvia, als ſie in den Gaſthof zurückfuhren:

„Lady Ellen Darfour iſt hier; wir haben uns von weitem gegrüßt und ich will ſie morgen aufſuchen. Sie werden ohne Zweifel in die Meſſe gehen wollen, da morgen Sonntag iſt; — ich gebe Ihnen alſo für den ganzen Vormittag Ihre Freiheit.“

Juliane dankte aus übervollem Herzen. Sie hatte nun Zeit, Maximiliane aufzuſuchen. Je nachdem der Beſuch ausfiel, wollte ſie ihn entweder verſchweigen oder mitteilen. Aber ſie war ſo ungewöhnlich bewegt, daß Sylvia fragte:

„Sind Sie unwohl, Miß Juliane?“

„Das nicht, doch die ungewohnte, rauſchende Muſik und die verſchiedenen Stücke, bunt durcheinander geworfen, haben mich ermüdet.“

„Mich ermüdet der Wirrwarr viel weniger als die Einförmigkeit. Nun ruhen Sie aus, Miß Juliane, gute Nacht. Laſſen Sie ſich den Tee auf Ihr Zimmer bringen.“

Als Sylvia ihr Zimmer betrat, ſtieß ſie einen hellen Schrei freudigſter Überraſchung aus:

„Paul! . . . Du hier!“

Er hatte ſie im Konzert kaum erblickt, als er ſogleich Nachforſchungen angeſtellt hatte, wo ſie abgeſtiegen ſei — und war nun da, ganz wie immer, ſehr liebenswürdig, ſehr entzückt, ſo unverhofft Sylvia zu treffen, Sylvia, die Einzige der ganzen Familie, die ſich wahrhaft liebevoll ſeiner annehme. Geoffroy ſei allerdings ſehr großmütig in pekuniärer Beziehung; wenn aber das Herz darbe, ſo frage man wenig nach dem Gelde — und Geoffroy habe ihm das Herz zerdrückt, als er ihn vor drei Monaten ſozuſagen aus England verbannt habe. Liege ihm auch nichts an England, ſo ſei es doch das Land, wo Sylvia lebe, und in der Verbannung von ihr exiſtieren zu müſſen — das ſei nicht leben, ſondern vegetieren.

Mit begeiſterter Beredſamkeit entſtrömten die

Worte ſeinen Lippen. Was er dabei fühlte — ob er überhaupt etwas fühlte — wer kann das entwirren! Das Tun und Treiben der Menſchen von Paul's Schlag gleicht den Wolken, die, vom Winde bewegt, fort und fort eine andere Geſtalt annehmen, und je nachdem die Sonne ſie beleuchtet, ihre Farbe wechſeln. Der Wind, der ſie treibt, iſt die Selbſtſucht; die Sonne, die ihnen Farbe gibt, iſt die Befriedigung der Selbſtſucht. Jetzt, da Paul Sylvia wiederſah, hoffte er das Joch abzuſchütteln, das Geoffroy ihm aufgezwungen hatte — wie er behauptete — obſchon er in dieſer ganzen Zeit nichts anderes getan, als ſich in Baden-Baden in ſeiner Weiſe ſehr gut unterhalten zu haben.

Dieſe Verkehrtheiten und Widerſprüche bekümmerten Sylvia nicht. Paul war wieder da. Entſprechend ihrer Sorge und Angſt um ihn, den ſie verloren, im Elend, tot gewähnt hatte, war jetzt ihre Freude. Er war da: mit ihm und durch ihn kam wieder Bewegung, wieder Intereſſe in ihr Daſein. Sie konnte etwas für ihn tun, vielleicht für ihn leiden, um ihm das Leben zu verſchönern, das die Umſtände und ſein Charakter ihm ſo ſchwer machten, ſie wollte Opfer für ihn bringen; das beglückte ſie. Es iſt etwas ſehr ſchönes im Herzen der Frau: die Opferwilligkeit. Sehr häufig werden aber die Opfer dort gebracht und in einer Weiſe, welche klar zeigt, daß man der Selbſtſucht opfert, anſtatt ſie zu opfern. Was kann ich für einen Gatten tun, ſeufzte Sylvia oftmals für ſich, der ſein höchſtes Glück in Geldſpekulationen findet! Was für ein Kind, das eben anfängt, zu ſprechen! Was in einer Lage, welche allen Bedürfniſſen des Lebens ohne mein Zutun zuvorkommt! Was ſoll ich mit meiner Zeit, meiner Tätigkeit, meinen Empfindungen anfangen? Ich ſitze im Überfluß und erſticke, weil ich ihn nicht verwerten kann. — — Hier wäre das Opfer am rechten Platz geweſen. Hier hätte ſie den von Gott gegebenen Verhältniſſen ſich unterwerfen, ihre Wünſche und die Schattenſeiten ihrer Lage der Pflicht opfern können. Statt deſſen ſuchte die Eigenliebe Befriedigung und die Verblendung gab derſelben den hochtönenden Namen — Opfer.

Achatz entgegnete er liebe nichts ſo ſehr als die italieniſchen Barcarolen und Canzonetten, welche ſie zu ſingen pflegen; und ich ſchlich wieder zu meinem Stickrahmen. Endlich ſagte der Onkel, er habe mit mir zu reden, und ich mögte ihn in ſein Arbeitszimmer begleiten. Das that ich gern. Zwiſchen meinen Nonnen flößte er mir Furcht ein, zwiſchen dieſen Perſonen, Vertrauen. Er fragte ob ich von meinen Vermögensangelegenheiten unterrichtet ſei. Ich war es ſo wenig, daß ich gar nicht wußte, daß ich 50,000 Gulden von meiner Mutter beſaß.

„Mit dieſem Vermögen wirſt Du eine recht gute Partie machen können, fuhr er fort, und dafür werden wir ſorgen, denn Mädchen müſſen heirathen, dazu ſind ſie da; nicht wahr, Kindchen?“

„Ja, lieber Onkel,“ ſagte ich mit dem tiefſten Ernſt, denn da ich nicht ins Kloſter durfte, was hätte ich in der Welt anfangen ſollen, wenn nicht heirathen.

Mein Onkel lachte; da verfiel ich ſogleich wieder in meine kindiſche Blödigkeit und ſagte ängſtlich:

„Ich will Alles thun was Sie wünſchen, lieber Onkel, heirathen oder nicht heirathen — ach! es iſt mir ganz einerlei.“

„Nicht doch, Kind! ſprich nicht ſo albern! rief er. Du biſt ja meiner Meinung daß Mädchen heirathen

Drittes Kapitel.

Maximiliane ſaß in ihrem eleganten Zimmer, frühſtückte und ſah ein Tagblatt durch, ob darin etwa die Rede von ihr ſei. Ihre Kammerjungfer trat ein und ſagte haſtig:

„Ein Fräulein Geringer will ſich nicht abweiſen laſſen."

Juliane folgte ihr auf den Fuß und rief:

„O Jänchen, liebes Jänchen! . . . Welche Freude, Dich hier zu finden!"

Und mit Tränen im Auge umarmte ſie zärtlich Maximiliane, die ſich erhoben hatte und ihrerſeits ganz freundlich ſagte:

„Sieh da, Juli! Wie kommſt denn Du hieher? . . . Setz' Dich zu mir . . . ich will Dir vorleſen, was man über mich ſchreibt."

„Später, Jänchen, ſpäter! . . . Jetzt erzähle mir ganz ausführlich, wie es Dir in allen dieſen Jahren ergangen iſt."

„Das mußt Du ja wiſſen; ich ſchrieb an Herrn von Lehrbach und bat ihn immer, meine Briefe ſeiner Schweſter mitzuteilen. Durch ſie wirſt Du ja Nachricht bekommen haben.“

„Aber wie ſpärlich! Höchſtens einmal im Jahre.“

„Ich habe weder Luſt noch Talent zum Briefſchreiben.“

„Nun ſo erzähle, Jänchen!“

„Ja . . . aber was denn?“

„Wie Du lebſt, wie Du denkſt, was Du erſtrebſt, mit wem Du verkehrſt, ob Du zufrieden biſt, ob Deine Kunſt Dir Freude macht. . .“

„O wie viele Fragen! Hör' auf, Juli. Du weißt, ich mache nicht viele Worte und ſo will ich Dir in aller Kürze Beſcheid geben. Ich lebe zufrieden — wenn man mir nicht durch Mißgunſt und Kabalen Verdruß macht, was ziemlich häufig geſchieht. Trotz deſſen iſt meine Kunſt mir lieb, denn der Neid kann es nicht verhindern, daß ſie mir Geld, Lob und Bewunderung einträgt. Dies erſtrebe ich, darauf richte ich meine Gedanken. Was meinen Umgang betrifft, ſo nehme ich die Menſchen, wie ſie mir eben kommen, mir zuſagen. Man muß ſich immer in Freiheit erhalten, und je mehr Geld ich habe, deſto unabhängiger bin ich. Das zu ſein, iſt mein Streben.“

„Wie ſtehſt Du denn aber mit dem lieben Gott, Jänchen?“ fragte ſchüchtern Juliane.

„Wie ſo?“ entgegnete Maximiliane verwundert. —

„Ich meine, ob Du in Deinem geräuſchvollen Leben und zwiſchen den Zerſtreuungen, welche Dein Beruf mit ſich bringt, Zeit haſt, an Gott zu denken und die Pflichten zu erfüllen, die er von uns verlangt?“

„Wenn Du darunter verſtehſt, ob ich in die Meſſe gehe und dergleichen Dinge, Juli — nein, das tue ich nicht. Erſtens iſt das nicht immer leicht zu bewerkſtelligen und zweitens halte ich es für überflüſſig. Aber ich tue nichts ſchlimmes — und das iſt doch beſſer, als in die Meſſe zu gehen.“

„Man ſoll und kann aber beides verbinden, Jänchen,“ ſagte Juliane ſanft.

„Ich fühle durchaus nicht dies Bedürfnis und ich habe mich bis jetzt ſehr gut dabei befunden — alſo ſoll es auch dabei bleiben,“ verſetzte Maximiliane entſchieden. „Jetzt erzähle Du mir, ob Du noch die Stelle in England haſt, von welcher Herr von Lehrbach mir geſchrieben hat.“

Das tat Juliane und Maximiliane ſagte:

„Ich würde zugrunde gehen in Deiner Stellung.“

„Das iſt viel leichter in der Deinen, liebes Jänchen.“

„Nein, die Langweile würde mich zu tollen Streichen treiben. Um ihr zu entgehen, liefe ich davon und in die weite Welt.“

„Langweilſt Du Dich jetzt nie?“

„Doch, doch, wenn ich allein bin . . . und zuweilen, wenn ich immer dasſelbe zu ſingen habe ... und zuweilen, wenn nichts ſo gut geht, wie ich es möchte . . . und zuweilen . . . ich weiß ſelbſt nicht weshalb.“

„Da ſiehſt Du es, Jänchen! Die Langweile kommt von innen — nicht von außen.“

„Allein ich habe doch wieder anregende Zeiten, allerhand Zerſtreuungen durch Menſchen und Dinge, allerhand Freuden und Genüſſe, die mich tröſten — während Du, armes Geſchöpf, nichts haſt.“

„O doch! Ich habe auch meinen Troſt.“

„Das wird etwas ganz Sublimes ſein, das kein Menſch verſteht — nicht wahr?“

„Ich glaube, es iſt ſehr leicht zu verſtehen, wenn ich Dir ſage, es iſt mein Troſt, daß Gott mich gerade auf dieſer Stelle haben will.“

„Dieſen Troſt — wenn es überhaupt einer iſt — mußt Du ſelbſt Dir geben, arme Juli; mir wird er gegeben.“

„Es kommt nur darauf an, ob Dein Troſt für's Leben ausreicht — wie der meine.“

„Ach, Juli! Du biſt mit Deinen Troſtgedanken wahrſcheinlich in höheren Sphären . . . und da bin ich nicht zu Hauſe. Das weißt Du ja aus alter Zeit . . . ich habe in dieſem Punkt nie zu Euch gepaßt.“

„Es iſt aber ganz einfach vom chriſtlichen Troſt die Rede.“

„Ja . . . vom chriſtlichen . . . das iſt's eben! Juli, ich glaube, daß ich von jüdiſcher Abſtammung bin."

„Darauf kommt es nicht an! Du biſt chriſtlich getauft und erzogen."

„Art läßt nicht von Art — ſagt das Sprichwort, Juli, und es hat Recht. Ich hatte nie Sympathie für das Chriſtentum . . . ich meine für ſeine Lehren."

„Dies Unglück haben gar manche Chriſten, liebes Jänchen, weil ihnen dieſe Lehren läſtig ſind."

„Bitte, Juli, nenne mich nicht Jänchen, ſondern Jane, englich ausgeſprochen. Ja, was ich ſagen wollte! . . . Als ich erfuhr, daß ich Maximiliane Geringer nur heiße, doch nicht ſei! da meinte ich wegen meiner Mitgabe von tauſend Gulden, ich ſei die Tochter eines Prinzen. Seitdem habe ich aber bemerkt, daß Juden reicher ſind, und das hat mich auf andere Gedanken gebracht. Ich will Dir hernach einen Schmuck zeigen, den ich von einem reichen Juden erhielt, und Du wirſt geſtehen, es ſei ein fürſtliches Geſchenk."

„O, das iſt greulich!" rief Juliane.

„Greulich?" ſagte Maximiliane erſtaunt, „da biſt Du in einem gewaltigen Irrtum. Du ſcheinſt die Sache nicht richtig aufzufaſſen, haſt eine Bewerbung um meine Gunſt im Sinn, nicht wahr?

Das iſt es aber nicht, ſondern einfach eine Huldigung."

„Es iſt und bleibt ein Geſchenk," erwiderte Juliane.

„Das mich aber zu keinem andern Dank als zu ein paar Worten verpflichtet," fiel Maximiliane ein. „Die Männer ſind höchſt egoiſtiſche Geſchöpfe! Ich ſuche ihnen allen die Überzeugung beizubringen, daß ich eine äußerſt geringe Meinung von ihnen habe."

„Ich würde ſie lieber ſo behandeln, als hätte ich eine gute Meinung von ihnen."

„Was wäre damit gewonnen?"

„Daß ſie ſich gemäß dieſer Meinung gegen mich benehmen würden."

„Ach, Juli, Du biſt eine Gouvernante, haſt folglich lauter Erziehungspläne im Kopf und Gedanken, welche denen entſprechen. Aber die Welt geht einen ganz andern Gang und in ihren Geleiſen verläuft mein Leben — alſo muß ich mich ihr anpaſſen."

Juliane ſeufzte und fragte:

„Denkſt Du zuweilen an Deine Zukunft?"

„Gewiß; ich lebe nicht leichtſinnig in den Tag hinein. Mein Ziel iſt dieſes: zehn Jahre als Sängerin glänzen und dann eine glänzende Heirat machen. Bis ſich dieſe findet, treibe ich meine Kunſt, laſſe ſie mir ſo teuer wie möglich bezahlen, unterhalte mich in der Weiſe, die mir zuſagt, und laſſe mich durchaus nicht auf Liebeleien ein. Du ſiehſt, daß ich ſehr vernünftige und ſehr poſitive Grundſätze habe. Sie werden mich — das bezweifle ich nicht — zum Ziel führen. Nur eine gewiſſe Art von Unglück könnte das alles über den Haufen werfen. Deshalb bin ich auch entſchloſſen, mich auf's äußerſte dagegen zu wehren."

„Und was wäre das für ein Unglück?"

„Wenn ich eine heftige Leidenſchaft für einen armen Mann faßte."

„Da das Geld in erſter Reihe bei Dir in Betracht kommt, ſo wirſt Du Dich vor dieſem Unglück zu hüten wiſſen," entgegnete Juliane halb traurig und halb lächelnd.

„Und welche Pläne machſt Du für Deine Zukunft, Juli?"

„Gar keine! Ich überlaſſe meine Zukunft den Fügungen Gottes."

„Das verſteht ſich bei Dir von ſelbſt. Indeſſen kann man dieſe Fügungen doch hie und da ein wenig unterſtützen, in Gang bringen oder hemmen."

„In meinen einfachen Verhältniſſen wüßte ich das nicht anzufangen."

„Haſt Du denn wirklich Freude daran, Erzieherin zu ſein? . . . Iſt das überhaupt menſchenmöglich?"

„Ich habe große Freude daran, das himmliſche Pflänzchen der Seele eines Kindes in der

Zeit zu pflegen, damit es in der Ewigkeit recht ſchön blühe.“

„Juli, ich beſchwöre Dich, ſprich nicht ſo ſentimental — oder ſo überſchwänglich — oder wie man dieſe Art nennt, für die ich gar keine Worte habe und ſie gar nicht verſtehe. Du haſt aber ſagen wollen, nicht wahr, die Erziehung eines Kindes intereſſiere Dich?“

„Ungefähr ſo etwas,“ erwiderte Juliane.

Maximiliane war in ihrer Weiſe ungewöhnlich teilnehmend und ſtellte eine Menge Fragen über Julianens äußere Lage und ſang ihr einige ſchöne Arien vor. Juliane konnte nicht geradezu unzufrieden mit ihr ſein, ſeufzte aber heimlich: „Sie iſt eben noch ganz und gar die alte Maximiliane!“ — Endlich mußte ſie aufbrechen.

„Wirſt Du morgen wiederkommen?“ fragte Maximiliane.

„Ich weiß nicht, ob wir hier bleiben werden. Wenn nicht, ſo . . .“

„Schweige, Juli! Abſchied genommen wird nicht. Ich kann dieſe Sentimentalitäten nun einmal nicht leiden. Zu meiner Frühſtückſtunde findeſt Du mich immer allein. Komm zu mir, ſo oft Du Luſt haſt.“

Sie drückte kräftig Julianens Hand.

„Sei Gott befohlen!“ flüſterte dieſe zärtlich und entfernte ſich.

Viertes Kapitel.

Maximiliane ſetzte ſich an's Pianino und trillerte wie eine Lerche. Gleich darauf trat ein junger Mann ein, grüßte und fragte:

„War es Miß Juliane Geringer, der ich ſoeben begegnet bin?“

„Juli — i — i — a — — a — — ne,“ trillerte Maximiliane, brach ab, ſtand auf und ſagte:

„Wie ſoll ich die Leute kennen, denen Sie im Hotel begegnen! . . . Bringen Sie mir die Rezenſion über das geſtrige Konzert?“

„Nein! dieſe Konzerte ſind ertötend! Man hört ſo viel, ſo abgebrochen, ſo unzuſammenhängend, daß man ſchließlich nicht weiß, was man gehört hat.“

„Sie werden hoffentlich wiſſen, daß und was Jane Miranda geſungen hat . . . und das ſollen Sie beſprechen, alles übrige nur ganz kurz abfertigen.“

„Nicht ſo ganz kurz! Der Diamant verlangt eine Folie.“

„Wohlan, ſo machen Sie ſich an die Arbeit. Zögern Sie, ſo kommt die Rezenſion acht Tage nach dem Konzert und bleibt ohne Effekt. Es muß Schlag auf Schlag gehen! Das Publikum iſt ſo ſtumpf. Wenn es heute nicht lieſt, daß es geſtern einen künſtleriſchen Hochgenuß erſter Ordnung hatte, ſo iſt es im ſtande, ihn zu vergeſſen, morgen einer Bänkelſängerin, übermorgen einer Drehorgel bewundernd nachzulaufen. Das muß ihm abgewöhnt werden.“

„Wird ſchwerlich gelingen, denn es iſt ſo die Art der Menſchen. Es gibt eine Menge Leute, welche lieber Bier trinken, als Champagner.“

„Ein ſchlechtes Zeugnis für den Geſchmack dieſer Leute. Ich habe aber nicht auf abgeſtumpfte Kehlen zu wirken. Ich will das Ohr bilden und dazu brauche ich indirekt Ihre Mitwirkung.“

„Die Ihnen auch immer zu Dienſten iſt.“

„Das finde ich nicht . . . Sie laſſen mich warten,“ ſagte Maximiliane ſcharf.

„Über die Begeiſterung läßt ſich nicht gebieten . . . ſie kommt . . . ſie bleibt aus . . . und ohne Begeiſterung kann ich nicht ſchreiben — am wenigſten über Sie.“

„Schreiben Sie auch noch andere Sachen?“

„O bewahre! Mich begeiſtert nichts — als das eine, oder — die eine.“

„Hohles Gerede!“ ſagte Maximiliane trocken und zuckte die Achſeln.

müſſen; alſo kann es Dir nicht einerlei ſein. Bis wir nun eine paſſende Partie für Dich finden, bleibſt Du in unſerm Hauſe, und ich hoffe Du nennſt es nicht unbillig, daß meine Frau ein jährliches Koſtgeld von 1000 Gulden für Dich begehrt. Beſtimme die Summe, die Du als Taſchengeld wünſcheſt; was von Deinen Zinſen übrig bleibt ſchlag' ich zu Deinem Capital."

So wenig kannte ich den Werth des Geldes und der Dinge, daß ich demüthig um 100 Gulden bat. Mein Onkel meinte kopfſchüttelnd das ſei bei Weitem nicht genug, ſeine Töchter kämen mit dem Dreifachen nicht aus, und ich mögte nur 300 nehmen. Ich ließ es mir gefallen; aber ich dankte ihm ſo innig, als ob er ſie mir ſchenkte.

„Du biſt ein gutes Kind, Clelia, ſagte er und klopfte mich mit der Hand auf den Kopf und die Wangen — eine Liebkoſung die ich unbehaglich fand, denn ſeine Hand war ſchwer wie von Erz; — ich rathe Dir als Dein Vormund und Dein aufrichtiger Freund Dir das Wolwollen Deiner Tante zu erwerben. Gelingt Dir das, ſo wird es Dir ganz gut bei uns gehen."

„Und was muß ich dazu thun, guter Onkel!" rief ich bereitwillig und froh.

„Das iſt ſchwer zu beſtimmen! entgegnete er mit

„Hohl? ... Nun, wenn auch das, was ich ſage, Ihnen hohl erſcheint — das, was ich ſchreibe, wird Ihnen beſſer gefallen.“

„Ich erwarte es mit Spannung.“

„Ich beginne ſo: Der Frühling iſt verblüht, die Nachtigallen ſind verſtummt, aber der Sommer hat uns Glücklichen, uns Bevorzugten des Schickſals, uns Lieblingen der Götter eine Sängerin zugeführt ... eine Sängerin, die ... eine Sängerin, welche ...“

„Nun alſo, was iſt's mit dieſer Sängerin?“

„Welche alle Nachtigallen, alle Frühlinge in der ganzen Welt übertrifft.“

„Ich bitte mir aus, daß dieſer Unſinn nicht über mich und meinen Geſang geſagt werde,“ verſetzte Maximiliane eifrig; „an Übertreibungen bin ich gewöhnt, doch nicht an Stupidität. Merken Sie ſich das, Herr von Weſtern.“

„Das iſt die Folge davon, wenn Sie mich zum Schreiben drängen wollen,“ rief Paul lachend; „ich hoffe, Sie überlaſſen es fortan meinem Genie, den richtigen Augenblick zu finden, der dann ſtets mit dem richtigen Ausdruck verbunden ſein wird.“

„Sie ſind unerträglich,“ ſagte Maximiliane; gleichwohl widerſprach ihr Ton ihren Worten.

Seitdem Paul ihre Bekanntſchaft gemacht hatte, teilte er ſeine Zeit zwiſchen ihr und dem grünen Tiſch. Er ſpielte eben jetzt mit großem

Glück. Sie hielt ihn für einen ſehr reichen Mann und ließ ſich ſeine Huldigung um ſo lieber gefallen, als er mit Vergnügen ihrem Wunſche entgegenkam, die Tagesblätter mit der Verkündigung ihres Ruhmes zu füllen. Geſchehen mußte dies; ohne Reklame hätte die Muſe des Geſangs ſelbſt kein Glück gemacht. Maximiliane fand es angenehmer, dieſe Sache von einer befreundeten Perſönlichkeit verwalten zu laſſen, als in eine geldgierige, mit einer Rezenſenten-Feder bewaffnete Kralle zu fallen. Paul war in gehobener Stimmung, in beſter Laune, wie er es immer war, ſobald ihm Fortuna lächelte; er fand Maximiliane höchſt intereſſant; er liebte die Muſik, vielleicht auch die Sängerin — und ſo bot ſich ihm die Veranlaſſung, ungezwungen bei ihr aus und ein zu gehen. Im Hintergrund ſeiner Gedanken lag dieſer: Meine Familie verbannt mich; Geoffroy hat mich fortgeſchickt, um in Deutſchland mein Glück zu machen; würde dieſe Jane Miranda meine Frau — das wäre ein Glück . . . ein ſicheres; denn ſie nimmt nicht nur beträchtliches Honorar ein — ſie hat Vermögen, wie ich ſchon merkte, und mit ihrem kapriziöſen Geſicht und Charakter gefällt ſie mir. An dieſe Sorte von Glück hat der gute Geoffroy freilich nicht gedacht. Dafür räche ich mich, indem ich nicht entfernt an jene denke, die er mir zugedacht hat. Einſtweilen lebe ich flott . . . das iſt auch etwas wert . . . und daß dieſes Heer von

Oheimen, Tanten und Vettern nichts von mir weiß, iſt ganz ungeheuer viel wert, denn der Mahnungen und Ermahnungen würde kein Ende ſein und etwas Solides, Durchgreifendes täte doch niemand für mich; die Einen wollen nicht, die anderen können nicht . . . ich muß auf eigenen Füßen ſtehen.

Plötzlich tauchte aus dieſem Heer von Oheimen und Tanten — Sylvia im Konzert auf. Paul's Freude war ſehr mäßig. Gleichwohl erwärmte er ſich an ihrer Freude und bald ſchien es ihm, als hänge er mit beſonderer Zuneigung an ihr — und demgemäß ſprach er ſich aus. Er ſagte keine Lüge, wenigſtens wollte er ſie nicht ſagen; allein in ſeinem durch und durch verkehrten Leben war ihm mit dem klaren Bewußtſein über Recht und Unrecht auch der Sinn für Wahrheit untergegangen und er hielt das für wahr, was die Stimmung des Augenblicks in ihm wachrief. Eines nur ſtand unantaſtbar feſt in ihm: es ſei nicht zu ertragen, gehofmeiſtert und im Genuß der kargen Lebensfreuden geſtört und durchkreuzt zu werden. Deshalb beſchwor er Sylvia, ſeinen Aufenthalt nicht zu verraten.

„Geoffroy würde kommen, würde mir allerhand Vorſtellungen machen — vielleicht ſogar meine Kaſſe revidieren wollen . . . ich kann das nicht ertragen, Sylvia, ich kann es nicht. Verrätſt Du mich, ſo gehe ich auf und davon . . . in die weite Welt . . . und nie, niemals ſehen wir uns dann wieder.“

„Lieber Paul! Gib dieſen ſchrecklichen Gedanken auf, der mich ſchon namenlos beängſtigt hat. Wenn Du uns aber nicht beſuchen willſt, ſo ſehen wir uns ja nicht, obſchon nur drei Stunden Weges uns trennen.“

„O, Du wirſt es möglich machen, zuweilen hieher zu kommen — nicht wahr? Aber allein, Sylvia, mußt Du kommen! Die Tante wird keine Luſt haben, Dich in ihrer tiefen Trauer zu begleiten, und Geoffroy darf keine Luſt dazu haben. Wenn er gewahr würde, daß ich hie und da ein Goldſtück auf die Roulette werfe — mit welcher Predigt würde er mich langweilen!“

„Ich will Dich gewiß nicht langweilen, beſter Paul, muß Dir aber doch bekennen, daß ich Dich ſehr ungern bei der Roulette ſehe. Sie kann Dir große Verlegenheiten bereiten. Du weißt es aus Erfahrung.“

„Das iſt jetzt ganz anders. Ich habe dem Spiel ſeine Tücken abgelauſcht und allerdings Lehrgeld dafür gezahlt. Jetzt aber bin ich meiner Sache ſo ſicher, wie der Bäcker, der den Teig in den Ofen ſchiebt und ihn als gebackenes Brot herausholt. Mein Brot iſt ganz vortrefflich, ſchmackhaft, nahrhaft — alles, was Du nur wünſchen kannſt.“

„So wünſche ich denn, daß es Dir ein tägliches

Brot ſei und daß Deine Bäckerei einen guten Fortgang habe," ſagte ſie lächelnd und verſprach ihm, ſo oft wie möglich, nach Baden-Baden zu kommen, bald um Lady Ellen Darſour — bald um ein Konzert zu beſuchen. Daß ſie über ſeine Anweſenheit ſchweigen werde, verſtand ſich von ſelbſt. Sie hatte ja zu ihrem großen Verdruß erfahren, welche geringe Meinung Geoffroy von Paul hege und wie geneigt er ſei, deſſen Tun und Treiben zu tadeln — ja, wenn es möglich wäre, ganz zu ändern. Der gute Geoffroy vergißt nur, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, daß er ſeinen Charakter und ſeine Fähigkeiten nicht mit Paul in Vergleich ſtellen darf. Er iſt in jeder Beziehung ſehr reſpektabel, der brave Geoffroy, hat aber gar nichts Einnehmendes, gar nichts Gewinnendes, iſt ſo ſcheu und ſchweigſam, daß man ihn kaum bemerkt und leicht vergißt . . . während dies bei Paul geradezu unmöglich iſt . . . er feſſelt. — —

Richtiger wäre es geweſen, wenn ſie geſagt hätte: ich feſſele mich.

Am Nachmittag verließ ſie Baden. Juliane ſchwankte, ob ſie von ihrem Verhältnis zu Jane Miranda reden oder ſchweigen ſolle. Vorderhand fand ſie es unnötig, darüber Mitteilung zu machen, denn es konnte möglicherweiſe Maximilianen zu Ohren kommen und ihr nicht genehm ſein.

Sylvia ſprach ſich gegen Miſtreß Dambleton und Geoffroy ſehr zufrieden mit ihrem kleinen Ausflug aus und ſetzte hinzu, ſie werde ihn wiederholen; Lady Ellen habe ſie eingeladen, dieſe und jene Partie mit ihr zu machen. Das war ganz richtig. Doch der eigentliche Magnet, der ſie nach Baden zog, war Lady Ellen nicht.

Fünftes Kapitel.

Im Gegenſatz zu Sylvia war Juliane ſehr ernſt aus Baden zurückgekehrt. Das Leben, das Maximiliane führte — und mehr noch die Geſinnung, mit welcher ſie es führte, ohne innern Halt, ohne gediegene Grundſätze, ſogar ohne eigentliche Begeiſterung für die Kunſt — ging ihr tief zu Herzen. War Maximiliane auch keine Geringer'ſche Tochter, ſo fühlte doch Julianens treues Gemüt eine ſchweſterliche Zuneigung für ein Weſen, mit welchem ſie die Sorgfalt und Liebe der Eltern lange Jahre geteilt hatte, und das mit allen Erinnerungen ihrer Jugend verſchmolzen war. Zutraulich und anſchmiegend war Maximiliane nie geweſen; es war folglich nicht das, was Juliane vermißte — umſoweniger, als ſich Maximiliane mit ungewöhnlicher Offenheit ausgeſprochen hatte; aber dies ganz veräußerlichte und in die Dinge der Welt ausgegoſſene Leben beängſtigte ſie. Reich werden und bewundert werden — oder eigentlich: bewundert werden, um reich zu werden, das war Maximilianens Ziel, dahin ſtrebte ſie, das nannte ſie ſtromauf ſchwimmen. Sie war aus einem kleinen unbekannten Mädchen durch ungewöhnlich günſtige Umſtände eine bewunderte Sängerin geworden — das war etwas ſo ſeltenes, daß man ſie wohl als ein Glückskind betrachten durfte; allein das konnte Juliane nicht blenden. Mochte Maximilianens Äußeres auch fort und fort ſtromauf gehen — hielten die inneren Wege nicht dieſelbe Richtung ein, ſo war ihr Leben trotz Gold und Glanz ein elendes; — und daß dem ſo ſei, mußte Juliane fürchten. Die ſanfte glänzende Klarheit ihres Auges war durch einen Hauch von Schwermut verſchleiert. Sylvia bemerkte es nicht, Miſtreß Dambleton beachtete es nicht; doch Geoffroy fragte ſich, woher dieſe Veränderung in ſo kurzer Zeit kommen könne. Was hatte ſie geſehen, gehört, gefühlt, um einen ſo tiefen Eindruck zu empfangen, ſie, die mit ſo friedlichem Gleichmut zwiſchen den kleinen Ereigniſſen des Alltaglebens zu ſtehen pflegte? Er hatte ſie bis jetzt nur in Geſellſchaft anderer geſprochen und er wünſchte ſehnlichſt, ſie einmal allein zu treffen, um den Grund ihrer Veränderung zu erforſchen. Er wunderte ſich, daß ihm dies ſo ſehr am Herzen liege. Es war aber nun einmal ſo, und wenn ſie etwa einen Kummer, eine Sorge hatte, ſo konnte er ihr vielleicht nützlich ſein.

Die heißeſte Zeit des Sommers war vorüber; man konnte ſich auch am Tage im Freien aufhalten. Miſtreß Dambleton und Miſtreß Goldiſch benützten es nicht und brachten den Vormittag in ihren Zimmern zu. Juliane aber ſetzte ſich mit einer Handarbeit unter die Veranda und behielt dabei Konradine im Auge, die ſich mit ihren Puppenherrlichkeiten ergötzte und fröhlich umherlief.

Als Geoffroy eines Morgens von einem langen Spaziergang heimkehrte, ſprang die Kleine ihm entgegen und rief:

„Komm, lieber Onkel, ſetz' Dich! Ich will Dir etwas zeigen, etwas ſchönes.“

Sie faßte ſeine Hand und führte ihn zur Veranda, wo er Juliane begrüßte und Platz nahm.

„Schau her, Onkel!“ ſagte das Kind und öffnete vorſichtig ein ganz kleines Käſtchen, „ein ſchöner Schmetterling . . . ich fing ihn.“

Doch ehe ſie es ausgeſprochen hatte, flog er davon.

„Fort iſt er!“ klagte ſie.

„Ja, aber er iſt froh in der Freiheit und Du kannſt einen andern fangen,“ ſagte Geoffroy.

Konradine ſprang eiligſt davon. Er ſah ihr nach und ſetzte hinzu:

„So macht es der Menſch von der Wiege an: er jagt Schmetterlinge, die ſich nicht fangen — wenigſtens nicht feſthalten laſſen.“

„Und verſäumt darüber nicht ſelten eine edlere Jagd,“ ſetzte Juliane lebhaft hinzu, denn dies Bild paßte ganz auf Maximiliane.

„Welch edles Wild möchten Sie denn erjagen, Miß Juliane?“

„Den Vogel Phönix.“

„Der exiſtiert ja gar nicht.“

„Er iſt das Sinnbild des Opfers: er baut ſich ſeinen Scheiterhaufen, um aus den Flammen in neuer Kraft hervorzugehen.“

„Darauf brauchen Sie nicht erſt Jagd zu machen, Miß Juliane, ein Beruf wie der Ihrige iſt ein beſtändiges Opfer.“

„Ich liebe meinen Beruf.“

„Die Liebe erleichtert das Opfer, hebt es aber nicht auf. Ja, ſie erhöht deſſen Wert.“

„Der Menſch fürchtet das Opfer, als ob ihm Etwas dadurch verloren ginge,“ ſagte Juliane ſinnend, „und er gewinnt doch durch das, was er opfert; nicht nur er ſelbſt, ſondern auch andere.“

„Hauptſächlich er ſelbſt,“ entgegnete Geoffroy; „andere wiſſen ſehr häufig ſein Opfer gar nicht zu ſchätzen.“

„Dann iſt es vielleicht vor den Augen Gottes am allervollkommenſten und wohlgefälligſten.“

„Sie ſind ein Phönix unter uns Menſchenkindern, Miß Juliane.“

„Wo wäre mein Scheiterhaufen?“

„In Ihrem Herzen.“

einem kleinem Seufzer, und doch beſchönigend; Deine Tante iſt heftigen Gemüths, wie Ihr zu ſein pflegt, Ihr Italienerinnen! ſie liebt zu herrſchen, zu befehlen; widerſprechen darfſt Du nie. Sie hat ihre Eigenheiten und Launen ſo gut wie wir Alle, und wenn es Euch Kindern auch zuweilen ſcheinen mag, als habe ſie deren allzu viel: ſo rührt das daher, weil Ihr freilich am Meiſten darunter zu leiden habt. Auf der andern Seite verwöhnt und verzieht ſie ihre Töchter unmäßig; alſo mußt Du Dich auch mit den beiden Mädchen gut ſtellen. Sie ſind wunderhübſch, und ebenſo geſcheut und talentvoll als unterrichtet, daher ein biſſel übermüthig ... aber gute Kinder! Bleibe Du nur hübſch ſanft und beſcheiden, wie Du biſt, meine kleine Clelia, ſo werde ich Dich immer herzlich lieb haben.“

Gerührt und dankbar küßte ich ſeine Hand, und bat ihn um Erlaubniß täglich in die Frühmeſſen gehen zu dürfen. Er gab ſie mir und fragte ob das mein einziger Wunſch ſei. Ich beſann mich, und bat dann um einen Muſiklehrer — was er ebenfalls freundlich gewährte.

Aber ſo viel Mühe ich mir geben mogte, ich gewann nicht das Wolwollen meiner Tante und ihrer Töchter! ich war ihnen Allen ein Dorn im Auge. Sie beneideten mein kleines Vermögen und

„Da iſt allerdings eine brennende Sorge um ein Weſen . . . um eine Perſönlichkeit, die mir ſehr teuer iſt . . . und deren Wege von Gefahren aller Art umgeben ſind."

„Soll ich im ſtande ſein, Ihnen irgendwie zu dienen oder Ihre Sorgen zu erleichtern, ſo gebieten Sie über mich."

„Ich danke Ihnen für Ihre große Güte und Teilnahme. Gott allein kann mir zu Hilfe kommen," ſagte Juliane ſanft.

„Ja, aber durch Werkzeuge, durch Menſchen . ."

„Nicht in dieſem Fall!" fiel ſie ein; „hier muß er direkt einwirken — und ich fürchte, daß der Boden nicht zubereitet iſt, um dieſe Einwirkung aufzunehmen. Da hilft nichts als das Gebet — und dies Almoſen der heiligen Liebe können Sie freilich mir und meiner Sorge zuwenden."

„Was das Gebet betrifft, Miß Juliane, ſo bin ich darin ungeübt. Ich leſe zwar beim ſonntäglichen Gottesdienſt Gebete in dem Buch, deſſen ſich die Anhänger der anglikaniſchen Kirche zu bedienen haben . . . doch zu einem freien, ſelbſtändigen Gebet hab' ich es nie gebracht und es auch nie für nötig erachtet."

„Das wundert mich," ſagte ſie nachdenklich.

„Warum, Miß Juliane?"

„Weil Sie weder leichtſinnig noch hochmütig ſind, ſondern das Gegenteil. Güte und edle Geſinnungen kommen von Gott und wenden ſich gleichſam von ſelbſt ihm wieder zu.“

„Vielleicht muß dieſe Richtung mehr gepflegt werden, als es bei mir, ſei es durch meine Erziehung, ſei es ſpäter durch mich ſelbſt — geſchehen iſt.“

„Wäre es nicht ſchön, das Verſäumte nachzuholen?“

„Zu welchem Zweck?“

„Um immer beſſer zu werden . . . und zufriedener.“

„Wer ſagt Ihnen, daß ich nicht zufrieden ſei, Miß Juliane?“

„Niemand; gleichwohl machen Sie mir dieſen Eindruck.“

„Warum ſollte ich nicht zufrieden ſein?“

„Genau weiß ich es nicht; ich meine, Sie ſuchen etwas, das Sie nicht finden.“

„Darin mögen ſie recht haben! Sie irren jedoch, wenn Sie dies Suchen auf Überweltliches beziehen.“

„Das tue ich und ich irre nicht,“ entgegnete Juliane lächelnd; „denn Sie mögen wollen oder nicht — das Suchen der Seele richtet ſich auf Himmliſches.“

„Sie haben ohne Zweifel im Hintergrund Ihrer Gedanken Ihre katholiſche Kirche,“ rief Geoffroy lebhaft; „das ſage ich Ihnen aber mit aller Entſchiedenheit: katholiſch machen Sie mich nicht.“

„Ganz gewiß nicht,“ ſagte ſie ruhig.

„Seien Sie aufrichtig! Würden Sie nicht frohlocken, wenn ich katholiſch würde?“

„Ganz gewiß.“

Folglich würden Sie aus allen Ihren Kräften dazu beitragen.“

„Ganz gewiß.“

„Dann ſind wir ja einer Meinung.“

„O mit nichten . . . Als der heilige Remigius dem Frankenkönig Chlodwig das Kruzifix vorhielt und zu ihm ſprach: Bete das an, was Du verachtet haſt — und als Chlodwig ſich taufen ließ — hat da der heilige Remigius gleichſam durch einen Zauberſpruch den König zum Chriſten gemacht, oder hat die göttliche Gnade das Herz des Königs dem Chriſtentume zugewendet?“

„Das letztere wird geſchehen ſein.“

„Und ſo verhält es ſich auch jetzt.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß die Königin Chlotilde, die Chriſtin, großen Einfluß auf den heidniſchen Gemahl hatte.“

„Das leugne ich nicht, allein ich behaupte, daß keine Chlotilde und kein Remigius den Chlodwig zum Chriſten machten, ſondern daß ſie nur durch ihre Tugenden und ihr Gebet dazu beitrugen, daß er es wurde.“

„Und wenn Sie auch dieſe ſchönen Waffen wider mich brauchten, Miß Juliane, ich würde ihnen nicht erliegen.“

„Das iſt möglich . . . nur aber hätte ich ſie nicht wider Sie, ſondern für Sie gebraucht,“ ſagte ſie ſanft.

„Sie ſind unüberwindlich,“ erwiderte er lächelnd.

Von dieſem Tage an ſuchte Geoffroy jeden Morgen Juliane an dem Platz im Garten auf, wo ſie ſich mit Konradine niedergelaſſen hatte, und führte mit ihr die ernſten Geſpräche, welche beide liebten.

* * *

Ein unheimlicher Beſuch.

Erſtes Kapitel.

Es war ein kühler grauer Septembermorgen. Ein dichter Nebel, wie er zu dieſer Jahreszeit nicht ſelten in den Bergen iſt, vermehrte die Dämmerung vor dem Aufgang der Sonne. Die Fenſter des Hauſes, welches Miſtreß Dambleton bewohnte, waren ſämtlich feſt geſchloſſen. Die Bewohner lagen in tiefem Schlaf. Doch nicht alle. Die Haustüre wurde geöffnet und hinter einem Mann geſchloſſen, der mit ſchnellen Schritten im Nebel verſchwand. In dem Augenblick als er aus der Haustüre trat, bog ein anderer Mann, dem ein Kofferträger folgte, um eine Gruppe von Geſträuchen und ging auf das Haus zu. Der, welcher ſich entfernte, ſah den Ankommenden nicht, und dieſer jenen nur im plumpen Umriß ſeines dicken Überziehers. Der Kofferträger ging nun voran und zog die Schelle. Es dauerte eine Weile, bis ein Diener erſchien und die Türe öffnete. Da ſagte er erfreut:

„Ah, Miſter John!“

„Wie geht es hier?" fragte John Dambleton und ließ ſich zu ſeiner Mutter führen, während Geoffroy, durch die ungewohnte Unruhe im Hauſe geweckt, herbeieilte und den Bruder freudig begrüßte. Miſtreß Dambleton war überglücklich, den Sohn, für deſſen Leben ſie gezittert hatte, friſch und kräftig in voller Geſundheit zu ſehen, und das ganze Haus teilte ihre Freude. John mußte alle Umſtände ſeiner Krankheit und von Arthur's Tod ganz genau erzählen, und wenn auch die Tränen der Mutter um den Abgeſchiedenen floſſen, ſo war doch der Anblick des Geretteten ein namenloſer Troſt.

Als man ſpäter ganz gemütlich bei dem Gabelfrühſtück ſaß, fragte John plötzlich ganz arglos:

„Was war denn das für ein Mann, der heute früh das Haus verließ, als ich ankam?"

Zufällig fiel nicht nur John's, ſondern auch Geoffroy's Blick bei dieſer Frage auf Juliane. Sie wurde purpurrot und ſchlug die Augen nieder.

„Ein Mann?" ſagte Miſtreß Dambleton erſtaunt und ſetzte, zu den beiden Dienern gewendet, hinzu: „Iſt einer von Euch vor Tage ſchon ausgegangen?"

Beide verneinten es und John ſagte:

„Nein, ſie waren im Hauſe, als ich kam."

„Das iſt ja ſehr verdächtig!" rief Miſtreß

Dambleton; „es wird doch kein Dieb geweſen ſein?"

„Dann müßte er im Hauſe Helfershelfer gehabt haben," erwiderte John, „denn ich fand die Haustüre von innen verſchloſſen."

„Aber das wird ja immer beängſtigender!" rief Miſtreß Dambleton aufgeregt; „Sylvia, was hältſt Du davon? So rede doch!"

„Was ſoll ich ſagen?" verſetzte Sylvia gelaſſen; „ich weiß nichts . . . ich habe nichts gehört und nichts geſehen."

„Ich habe einen Mann geſehen, Mama," rief plötzlich Konradine.

„Wann, mein Kind?" fragte haſtig Miſtreß Dambleton.

„Als ich ſchlief, Tante."

„Laſſen wir Konradine aus dem Spiel," ſagte Sylvia, „ſie weiß ja nicht den Traum von der Wirklichkeit zu unterſcheiden."

„Und im letzteren Falle würden Sie ja auch den Mann geſehen haben — nicht wahr, Miß Juliane?" ſagte Miſtreß Dambleton.

Während dieſes Geſpräches hatte Juliane nicht ihre Augen aufgeſchlagen und Geoffroy nicht die ſeinen von ihr gewendet. Jetzt, da ſie antworten ſollte, ſchaute ſie auf. Alle Blicke waren geſpannt auf ſie geheftet: — Sylvia's Blick mit Todesangſt. Juliane wurde leichenblaß, machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Herzen und ſank wie ohnmächtig zurück. Doch nur einen Augenblick. Noch bevor man ihr zu Hilfe kam, ſammelte ſie ſich, ſtand auf, verneigte ſich und verließ das Speiſezimmer.

„Mein Gott, das wird ja immer rätſelhafter, immer unheimlicher,“ ſagte Miſtreß Dambleton beängſtigt.

„John, Du wirſt im Nebel nicht klar geſehen haben!“ rief Sylvia: „die Bäume neben dem Hauſe konnten Dich täuſchen.“

„Seit wann machen ſich die Bäume mit raſchen Schritten davon?“ gab er unmutig zur Antwort. „Nein, dies muß ergründet werden! Hier geht eine Intrigue vor — vielleicht ein Verbrechen, von dem Ihr alle nichts ahnt.“

„John! John!“ rief Miſtreß Dambleton zitternd, „wie magſt Du ſo reden? Wer von uns könnte ſich in eine Intrigue einlaſſen?“

„Wer? . . . Nun, dieſe Miß Juliane . . .“

„Nein, dieſe nicht!“ rief Geoffroy.

„Wer denn?“ fragte John lebhaft.

„Das weiß ich nicht, aber ſie nicht — das weiß ich.“

„Es iſt bedenklich und nicht ratſam, ſich zum Bürgen eines jungen Mädchens in einem ſolchen Fall zu machen, Geoffroy! Die Mädchen haben ihre Heimlichkeiten.“

Geoffroy drückte plötzlich beide Hände vor die mein kleines Geſicht. Ich war ihnen läſtig; mittelmäßig begabte und kleinliche Naturen können nun einmal Niemand neben ſich dulden. Es iſt die Eigenthümlichkeit enger Seelen ſich immer mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, und ſich wolgefällig um ſich ſelbſt zu drehen. Mit ihren eigenen Lobhudeleien und Adorationen verſtecken ſie vor ſich ſelbſt ihre Inferiorität, und wähnen ſie vor Andern verborgen. Aber heimlich tragen ſie das Bewußtſein ihrer Selbſtvergoldung mit ſich herum, und ſie ſcheuen jeden Vergleich. Agnes und Euphemie, neunzehn und ſiebzehn Jahr alt, waren, obgleich der Vater Weltwunder in ihnen ſah, wirklich in jeder Beziehung nur unbedeutend, ausgenommen in ihren Anſprüchen. Vielleicht wären ſie bei einer andern Mutter anders und beſſer geworden, jezt wucherten in ihnen Eitelkeit, Gefallſucht und Neid. Sie hatten nur einen Wunſch, einen Gedanken, ein Ziel: ſich reich und glänzend zu verheirathen, und zum Unglück waren ſie ganz unbemittelt. Die Mutter hatte nichts und war eine ſchlechte Wirthin; der Vater hatte ein gutes Einkommen als General; ſtarb er jedoch, ſo war die Familie unverſorgt; ſie wollten durchaus glänzende Heirathen machen, und wunderten ſich daß ſich ſolche nicht täglich zur Auswahl fanden. Der Vater wünſchte es aus Zärt-

Augen, als ob er ein Schreckbild nicht ſehen wolle, und ſeufzte:

„O, das iſt ja wahr; ſie haben ihre Heimlichkeiten.“

„Alſo müſſen ſämtliche weibliche Weſen im Hauſe durch Fragen dermaßen torquiert werden, daß ſie endlich die Wahrheit bekennen,“ behauptete John.

„Du gehſt von der Vorausſetzung aus, daß ſie etwas zu bekennen haben, John,“ wendete Sylvia ein; „ich bleibe bei der Anſicht, daß ein Nebelgebilde Dich täuſchte.“

„Woher weißt Du, daß es Nebel gab?“ fragte er plötzlich und fixierte ſie.

„Er lag ja auf der ganzen Landſchaft, als der Tumult Deiner Ankunft mich weckte,“ ſagte Sylvia lächelnd.

„Genug, dieſe Begebenheit iſt ſo greulich,“ ſagte Miſtreß Dambleton, „daß ſie ergründet werden muß. Wenn nicht, ſo bleibe ich nicht hier, denn wir ſind vielleicht unſeres Lebens nicht ſicher. Demnach, mein guter John, torquiere die weiblichen Dienſtboten nicht allzu heftig. Es könnte ſchließlich nach außen hin ein ſehr unangenehmes Gerede geben.“

„Das hilft nichts, Mama! Die Sache kann ja derart ſein, daß wir ſelbſt ſie offenkundig machen müſſen — und Geoffroy mag ſagen, was er wolle

— ich glaube dennoch, daß dieſe Miß Juliane dabei im Spiele iſt.“

Als Geoffroy ſchwieg, fuhr John fort:

„Aha! Du verbürgſt Dich nicht mehr für ſie! Das iſt verſtändig, Geoffroy! Ja, ja, da ſind Heimlichkeiten! — Da Ihr aber alle etwas zaghaft zu ſein ſcheint, ſo ſeid Ihr ohne Zweifel ganz froh, wenn ich das Amt eine Großinquiſitors übernehme.“

„Nur nicht bei Miß Juliane!“ rief Sylvia; „es wäre unerhört, ſie von einem ganz fremden Manne mit Gott weiß was für Fragen beläſtigen zu laſſen.“

„Das könnte ihr nur dann läſtig ſein,“ verſetzte John ruhig, „wenn ſie wirklich etwas zu bekennen hätte — und mir ſcheint, daß Du dies annimmſt. Wer nichts von der Sache weiß, antwortet auf alle Fragen unbefangen. Ja oder nein, ohne Angſt und ohne Empfindlichkeit.“

„Gleichviel; ich will zuerſt mit Juliane ſprechen,“ ſagte Sylvia und verließ das Speiſezimmer.

„Welche Verwirrung kommt mit Deiner Ankunft in unſer ſtilles Haus, John! Ich habe mich noch gar nicht recht über Dich freuen können,“ ſagte Miſtreß Dambleton.

„Das bedaure ich, Mama; aber Ordnung muß ſein . . . das lernt man auf dem Schiff,“ gab er zur Antwort.

„Du ſiehſt ganz verſtört aus, mein armer Geoffroy!“ ſagte die Mutter.

„Der Gedanke, daß dieſe Miß Juliane ihre Heimlichkeiten haben könne, hat ihn in Verwirrung gebracht!“ rief John lachend und ſetzte hinzu: „Ich werde mich jetzt daran machen, Mama, Deine vortreffliche Miß Bridget, dies Muſter aller Kammerzofen, meiner friedlichen Tortur zu unterziehen. Ich bitte Dich, laß ſie in Dein Zimmer kommen.“

„Und ich will dem Verhör beiwohnen,“ verſetzte Miſtreß Dambleton; „die erſtaunten Augen der guten Bridget, die über alles, was nicht täglich vorkommt, in Beſtürzung gerät, werden mich beluſtigen.“ — —

Als die Türe des Speiſezimmers ſich hinter Sylvia ſchloß, ging eine ungeheure Veränderung mit ihr vor; ſie warf ſozuſagen eine Verkleidung ab. Ein konvulſiviſches Zittern überflog ſie vom Kopf bis zu den Füßen, ihre Pulſe klopften wie Hammerſchläge, und als ob ſie vom Sturm getrieben würde, flog ſie die Treppe hinauf und in Julianens Zimmer. Da fiel ſie auf die Knie und hob ihre krampfhaft gefalteten Hände mit dem Ausdruck namenloſer Angſt zu Julianen auf. Dieſe hatte ebenfalls auf ihren Knien gelegen. Jetzt ſtand ſie auf, ging raſch auf Sylvia zu, verſuchte, ſie aufzurichten, und ſagte ſanft:

„Ich ſchweige wie das Grab.“

Sylvia drückte ihr brennendes Antlitz in den Saum von Julianens Kleid, raffte ſich auf und eilte in ihr Zimmer. Dort ſank ſie mit einem dumpfen Stöhnen zu Boden.

Doch nicht lange gab ſie ſich der Erſchöpfung ihrer Kräfte hin. Sie richtete ſich auf, hielt ihren Kopf mit beiden Händen und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Da ſchrieb ſie mühſam und in langen Pauſen:

„Beſter Freund! Ich habe Dir ein Geſtändnis „zu machen, das mir ſehr ſchwer fällt, weil ich „weiß, daß es Deine lebhafte Unzufriedenheit er„regen wird. Du wirſt mich tadeln, mich nicht „begreifen, mir zürnen; dennoch bleibt mir keine „Wahl. So wiſſe denn, daß ich auf meinen Aus„flügen nach Baden-Baden, von denen ich Dir ge„ſchrieben habe, leider mich verlocken ließ, das „Spiel zu verſuchen. Anfangs nur aus Neugier; „dann unterhielt es mich; dann machte es mir „Vergnügen, zu gewinnen; dann reizte mich der „Verluſt noch heftiger; — und ehe es mir recht klar „wurde, ſpielte ich mit Leidenſchaft. — Ich wollte „durchaus die Summen, die ich verloren hatte, „wieder gewinnen. Das trieb mich immer weiter „ins Verderben, wie ein Wirbelwind, der uns von „allen Seiten erfaßt und nicht entrinnen läßt. „Was ſoll ich weiter ſagen! Ich ſpielte mit un„ausgeſetztem Unglück! Man kann es ſich gar „nicht vorſtellen, in wie kurzer Zeit man enorme

„Summen verlieren kann, wenn man hohe Einſätze
„macht. Das tat ich aber, um das Glück zu
„zwingen, mir günſtig zu ſein. Ich mache mir
„ſelbſt alle Vorwürfe, welche Du mir machen
„kannſt, denn eine Leidenſchaft iſt ſtrafbar. Bedenke
„aber auch, daß ſie unwiderſtehlich iſt, —
„ſonſt wäre es ja keine Leidenſchaft. Ich beſchwöre
„Dich alſo, beſter Freund, ſei gnädig in
„Deinem Urteile über mich und vergib mir, wenn
„ich Dir ſage, daß ich vom Bankier X. in Baden
„eine Summe erhob, um meine Spielſchulden zu
„decken, und einen Wechſel darüber ausſtellte, welcher
„Dir ohne Zweifel bald zukommen wird. Obſchon
„auf Deinen Unwillen gefaßt und Deine
„Vorwürfe verdienend, hofft dennoch auf Deine
„Güte und Nachſicht Deine reuevolle Sylvia.“

Nachdem Sylvia dies Schreiben an Herrn Goldiſch zur Poſt geſchickt hatte, war ſie in der einen Beziehung etwas ruhiger, weil ſie annahm, daß ihr Mann den Wechſel nicht zurückweiſen werde; — in der anderen aber war ſie es durchaus nicht.

Zweites Kapitel.

Maximilian ging aufgeregt in ihrem Zimmer hin und her, während Paul ruhig im Lehnſtuhle ſaß und ſagte:

„Sie tun mir Unrecht, Jane! Sie behaupten, ich ſei ein Spieler, ich beſäße keinen roten Heller ... und deshalb wollen Sie mit mir brechen.“

„Ja, das will ich! Und das iſt ein entſcheidender Grund!“ rief ſie heftig. „Ich will nicht einen Gatten haben, den ich ernähren muß, und am wenigſten in dem Fall, daß er von der Spielwut beſeſſen iſt.“

„Warum glauben Sie den Verleumdungen, welche Neider meines Glückes Ihnen zutragen, Jane?“

„Ich glaube das, was keine Verleumdung iſt! Sie bringen Ihre Zeit am Spieltiſche zu . . .“

„Und bei Ihnen, Jane.“

„So will ich ſagen: Sie bringen Ihre freie Zeit am Spieltiſche zu und es heißt, Sie verſpielten alles Geld, das Sie beſitzen und auch das, welches nicht Sie, ſondern andere beſitzen — denn Sie lebten von Schulden. Ein ſolches Gerücht iſt nie grundlos. Für mich iſt es aber ein Grund, um mein Wort zurückzunehmen. Ich will nicht unglücklich werden.“

„Sie werden es ſein, wenn Sie mich aufgeben.“

„Das iſt möglich . . . denn ich habe nun einmal eine Zuneigung für Sie, wie ich ſie nie für ein ſterbliches Weſen empfunden habe!“ rief ſie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Warum? Ich weiß es nicht!“

„Ich weiß es, Jane! Meine Liebe hat Ihre Kälte überwunden, und da die Kälte in einem Frauenherzen durchaus unnatürlich iſt, ſo fühlten Sie ein Gemiſch von Freude und Dankbarkeit, das in Liebe überging — und es wird Sie höchſt unglücklich machen, wenn Sie das erſte warme und innige Gefühl, welches in Ihrem Herzen erwacht iſt, dem boshaften Geſchwätz der Welt opfern.“

„Ja, ich werde unglücklich ſein, das leugne ich nicht; das hängt mit meiner Zuneigung zuſammen. Jedoch nur unglücklich auf einmal und auf einige Zeit. Heirate ich aber einen Spieler, einen Verſchwender, wie man Sie nennt, ſo werde ich von Tag zu Tag mehr und mehr unglücklich und zwar für immer.“

„Wüßte ich nur, wie ich Sie durch Tatſachen überzeugen könnte, daß man mich verleumdet!“

„Das iſt ſehr leicht! Ich habe Ihnen meine Vermögensverhältniſſe einfach mitgeteilt; tun Sie jetzt dasſelbe. Sie beſitzen ohne Zweifel Papiere, welche einen Ausweis über Ihre Einkünfte geben. Laſſen Sie mich dieſe Papiere ſehen — oder machen Sie eine andere Form ausfindig, die zu demſelben Ziele führt — und Sie können darauf zählen, Paul, daß ich Ihnen mein Wort halte.“

Paul überſtürzte Maximiliane mit dem Ausdruck ſeiner Liebe und Dankbarkeit, verſprach, ihr einen unwiderleglichen Beweis in den nächſten Tagen zu liefern, und der Friede war geſchloſſen.

Maximilianen war das widerfahren, was ſie in ihrem Geſpräch mit Juliane als ihr größtes Unglück bezeichnet hatte: ſie hatte einem armen Manne, der noch dazu — Paul war, ihr Herz geſchenkt. Im Gegenſatz zu ihrem rauhen kapriziöſen Weſen gefiel ſeine gewandte und liebenswürdige Art, ſeine elegante Erſcheinung ihr ganz ungemein. Es erhöhte ihr Wohlgefallen, daß er ihr praktiſche Dienſte erwies und mit leichter, anmutiger Feder Reklamen für ihre Leiſtungen und Rezenſionen über dieſelben ſchrieb und dabei ſeine muſikaliſche Bildung zur Geltung brachte. Paul ſeinerſeits war in einer Lage, die ihn zwang, ſozuſagen, an ſeine Verſorgung zu denken. Von ſeinen Verwandten war keine Unterſtützung mehr zu erwarten; ſie wollten nicht. Sylvia war die Einzige, die gern gewollt hätte, aber nicht konnte.

War auch Maximilianens Vermögen nur unbedeutend, ſo hatte ſie als Konzertſängerin von Ruf doch ganz annehmbare Einkünfte — und ſo tat Paul ſein Beſtes, um durch ſie in eine geſicherte Lage zu kommen; denn das Geld, das ihm Geoffroy in's Exil mitgegeben hatte, konnte nicht ewig währen. Und was dann? — Freilich hätte es noch länger ausgereicht, wenn Paul nicht geſpielt hätte, und faſt immer mit Unglück. Dies kam Maximilianen zu Ohren und veranlaßte ſie, kurz und klar mit Paul zu reden und ihm kein Hehl daraus zu machen, daß ſie nicht geſonnen ſei, die Frau eines Spielers zu werden.

Scheinbar gelaſſen nahm Paul ihre Erklärung hin. Die Sache war aber für ihn von der größten Wichtigkeit und er ſtrengte lange ſeinen ganzen Scharfſinn an, um einen rettenden Ausweg zu finden, und ſeine ganze Selbſtbeherrſchung, um Maximiliane nicht ahnen zu laſſen, in welcher quälenden Verlegenheit er ſich befinde. Endlich blieb er bei einem Gedanken ſtehen, der ihm ausführbar ſchien. Er ſchrieb an Sylvia und bat ſie, möglichſt bald nach Baden zu kommen; er müſſe ſie durchaus ſprechen. Sylvia antwortete, es ſei in dieſer Woche nicht möglich; die kleine Konradine ſei nicht wohl und man erwarte John Dambleton, der von ſeiner Todeskrankheit auferſtanden ſei. In der nächſten Woche werde ſie kommen.

Die nächſte Woche war eine Ewigkeit für

Paul. Maximiliane hatte ihn ſchon ganz höhniſch gefragt, ob er ſeine Papiere aus Aſien oder Afrika verſchrieben habe — aus Amerika müßten ſie ſchon angelangt ſein. Paul ſchrieb nun an Sylvia zurück, er werde ſelbſt kommen; es müſſe aber ſein Beſuch und überhaupt die ganze Sache in das tiefſte Geheimnis gehüllt ſein, denn ſeine Zukunft, ſeine Ehre, vielleicht ſein Leben, ſtünden auf dem Spiel. Er werde mit dem Nachtzug auf einige Stunden kommen; Sylvia möge es ſo einrichten, daß keine Seele ſeinen Beſuch ahne, und ſie möge ihm das Ungewöhnliche desſelben zu gut halten; er ſei gezwungen, ſo und nicht anders zu handeln, weil ein grauſames Schickſal nicht müde werde, ihn zu verfolgen.

Kaltes Entſetzen überfiel Sylvia. Unbezahlte Schulden — Duell — Haſt — Flucht — Unvermögen, ihm zu helfen — ihn zu retten — Geheimhaltung des Beſuchs — die ungewöhnliche Stunde — alles wirbelte ihr wie ein Fiebertraum durch den Sinn. Verſtrickt, wie ſie aber war von ihrer Neigung für Paul, antwortete ſie umgehend, ſie werde ihn am bezeichneten Abend erwarten und die Haustüre unverſchloſſen halten; Gänge und Treppen wären mit Teppichen bedeckt und ihr Zimmer ſei das erſte oben an der Treppe, im Gang rechter Hand. Dank dem Mondſchein werde er ſich zurechtfinden können.

„Wie ungenau die Frauen ſich ausdrücken, lichkeit, die Mutter ... hauptſächlich um der Sorge quitt zu ſein.

Meine Tante war eine Frau wie es deren — das denke ich zu meinem Troſt — nicht viele giebt: ſchlecht bis ins Herz, bis ins Mark hinein. Durch ihre üppige Schönheit, unterſtützt durch einen intriganten Verſtand, hatte ſie im Anfang ihrer Ehe ſo vollkommen die Herrſchaft über ihren Mann erlangt, daß er zuerſt aus blinder Zärtlichkeit und ſpäter aus Gewohnheit, nur durch ihr Auge ſah, mit ihrem Ohr hörte, nach ihrem Urtheil ſich fügte, und jeder Selbſtändigkeit, außerhalb ſeines Dienſtverhältniſſes, ſich zu ihren Gunſten entäußerte. Das mißbrauchte ſie ſchonungslos. Ihr Herz hat gewiß nie die Liebe gekannt, und vielleicht kannten nicht einmal ihre Sinne das Verlangen — ſie war ſo ſchauerlich kalt! — aber die Intrigue war ihr Bedürfniß, und Männer an ſich zu feſſeln, heimlich, verſtohlen, ſie wo möglich einer Andern zu entreißen, oder das Verhältniß durch die ſchwierigſten Umſtände hindurch zu führen — das war ihre Leidenſchaft, davon ließ ſie nicht; nicht einmal als die Töchter erwachſen waren. Im Gegentheil! es gab eine Rückſicht mehr zu nehmen! Sie war nicht jung mehr und von verblühter Schönheit, aber wenn ſie wollte, ſo graziös und einnehmend, ſo ſelbſt bei den wichtigſten Angelegenheiten!“ murmelte Paul, als er den Brief abermals überlas. „Heißt das nun: im Gang zur rechten der Treppe iſt mein Zimmer das erſte — oder heißt es: oben im Gang iſt mein Zimmer das erſte rechts. Merkwürdig, dieſe Unklarheit! Geriete ich infolge der unklaren Angaben in Geoffroy's oder meiner Tante Zimmer — das würde mich raſend machen! . . . Nun, der Gott der Spitzbuben muß mir beiſtehen — nicht gegen Spitzbuben — verſteht ſich! aber auf meinen Entdeckungen im Mondſchein.“

Um Mitternacht kam Paul auf der Station an und ließ ſich in die Nähe des Hauſes führen, das Sylvia bewohnte. Er fand die Haustüre unverſchloſſen und verriegelte ſie von innen. Matten machten ſeinen Schritt unhörbar. Oben an der Treppe bemerkte er im Gange zur Rechten durch eine ſchmale Spalte in der Türe einen ſchwachen Lichtſchimmer. Dort mußte Sylvia ſein! Vorſichtig öffnete er — doch ſogleich ſchloß er ſie wieder, denn die Nachtlampe zeigte ihm, daß dies Konradinens Zimmer ſei. Zugleich öffnete ſich die Türe gegenüber, die rechter Hand im Gange zur Rechten lag; — das war Sylvia's Zimmer.

Kaum eingetreten, warf ſich Paul ihr zu Füßen und bat ſie um Gotteswillen, ihn zu retten.

„Wie kann ich das? . . . Was iſt geſchehen?“ flüſterte ſie beängſtigt.

„Du kannſt es . . . aber ein ſchweres Geheimnis vertraue ich Dir an. Das Unglück verfolgt mich in Geſtalt meiner Leidenſchaft zum Spiel. Ich verlor eine enorme Summe“ . . .

„Paul! Paul!“ ſeufzte Sylvia, „Du weißt ja, daß ſie mir nicht zu Gebot ſteht.“

„Doch, Sylvia, geliebter Schutzengel, doch; aber ich zittere, Dir das Mittel anzugeben.“

„Rede gerade heraus! . . . Wir wollen dann gemeinſchaftlich überlegen, was ſich tun läßt.“

„Möge es ſich tun laſſen oder nicht — ſchwöre mir ewiges Stillſchweigen.“

„Ich ſchwöre es Dir, Paul, aber ſpanne mich nicht länger auf die Folter.“

„Du willſt es — ſo höre denn! . . . Übernimm meine Schulden . . . ſchreibe meinem Oheim, Du hätteſt mit Unglück geſpielt und dem Bankier H. in Baden einen Wechſel ausgeſtellt, um Deine Schuld zu zahlen. Dein Mann wird vielleicht etwas murren, gleichwohl den Wechſel nicht zurückweiſen . . . und Du haſt mich gerettet, haſt mein Leben erkauft.“

„Bei dem Vermögen meines Mannes ſehe ich darin keine Schwierigkeit, und was die kleine Unwahrheit betrifft, ſo iſt durch ſie Deine Ehre, Dein Leben, Deine Zukunft gerettet . . . wie könnte ich mich beſinnen! . . . Ich ſchreibe an meinen Mann . . . Aber Paul, ich beſchwöre Dich, mäßige Deine Leidenſchaft, wenn es Dir nicht möglich iſt, ſie zu überwinden . . . denn ich bin doch vielleicht nicht imſtande, Dir zum zweiten Mal auf dieſe Weiſe zu helfen.“

Paul war ſelig und verſprach alles, was Sylvia wünſchte — und Sylvia war beſeligt, durch ein paar Zeilen an ihren Mann und an den Bankier Paul vom Verderben zu retten. Paul wiederholte:

„Aber Sylvia, unverbrüchliches Schweigen iſt ganz notwendig. Sollte Dein Mann Deine edle Unwahrheit erfahren, ſo würde er ſie ohne Zweifel einen Betrug nennen, den Du zu meinen Gunſten Dir erlaubteſt . . . o das könnte ihn ſehr verſtimmen, ihn gegen Dich aufbringen und meine Ausſöhnung mit der Familie, auf die ich beſtändig hoffe, unmöglich machen.“

Sylvia verſprach ihm alles, was er wollte, ſetzte jedoch hinzu:

„Wenn nur Miß Juliane Dich nicht geſehen, nicht erkannt, nicht bemerkt hat, daß meine Türe ſich für Dich öffnete. Du hätteſt meiner Anweiſung genauer folgen ſollen, Paul.“

„Und Du hätteſt ſie in beſtimterer Weiſe geben ſollen, teurer Engel! . . . Bleibt aber mein Beſuch ein Geheimnis, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Miß Juliane Veranlaſſung hätte, ihn zu verraten — vorausgeſetzt, daß ſie mich überhaupt bemerkt hat. Ich habe in jenem Zimmer nichts wahrgenommen; meine Spannung, ob es das rechte ſei, war zu groß. Übrigens würde es Dir leicht ſein, eine Ausrede zu finden: Du hatteſt einen Diener gerufen . . . oder ſo etwas.“

Sylvia fragte Paul nach ſeinen Plänen für die Zukunft. Er gab ausweichende Antworten: eine glückliche Konſtellation ſei ihm am fernen Horizont aufgegangen — er hoffe eine Verbindung einzugehen, die ihm förderlich ſein würde.

„Sei vorſichtig mit Verbindungen, die viel verſprechen und wenig halten, lieber Paul!“ ſagte Sylvia warnend. „Schwindeleien aller Art ſind an der Tagesordnung. Befaßt man ſich mit ihnen, ſo kann man für ſein ganzes Leben unglücklich werden. Laſſe Dich nicht ein mit Leuten von ungewiſſem Ruf in Geſchäftsſachen . . . ich fürchte, Du biſt zu leichtgläubig, zu unerfahren . . . vielleicht auch ein wenig zu leichtſinnig in dieſem Punkt.“

„Ja, Sylvia, Du haſt recht . . . ich will mich aber beſſern . . . ich will Deinen Ratſchlägen folgen, denn Du biſt mein Schutzengel, und wenn ich Dir vertraue, Dich liebe, Dich anbete, Deiner gewiß bin, ſo möge mich das Schickſal auf's Äußerſte verfolgen und mir wenig Freuden gönnen — ich bin dennoch ein glücklicher, ein beneidenswerter Menſch.“ — —

John Dambleton's Ankunft in früher Morgenſtunde verriet den geheimnisvollen Beſuch, der das ganze Haus in Bewegung verſetzte und großen Schrecken verbreitete. So viele Mühe John ſich gab, um durch überraſchende Kreuz- und Querfragen den Dienſtboten ein Geſtändnis zu entlocken — es gelang ihm nicht und nur das erreichte er, daß ſie ſich ſämtlich gekränkt fühlten. Ja, Miß Bridget ging ſo weit, ihre Entlaſſung zu verlangen.

„Endlich wirſt Du Dich überzeugen müſſen, daß Du eine Geſichtstäuſchung im Nebel hatteſt, John,“ ſagte Sylvia eifrig.

„So, eine Geſichtstäuſchung? Noch nie iſt meinem ſcharfen Auge ſo etwas widerfahren, und bevor wir nicht wiſſen, was Miß Juliane ſagt, kann von Geſichtstäuſchung nicht die Rede ſein,“ verſicherte John.

„Miß Juliane wird nicht befragt!“ rief Sylvia lebhaft.

„Aber weshalb nicht?“ fragte John.

„Hat ſie Dir ihr Vertrauen geſchenkt?“ fragte Geoffroy und Miſtreß Dambleton ſagte:

„Es beleidigt ja niemand, wenn man ihn fragt, ob er dies und jenes wiſſe.“

„In dieſem Falle könnte es doch für ein junges Mädchen eine Beleidigung ſein,“ erwiderte Sylvia.

„Das wäre ja ſo etwas wie ein halbes Geſtändnis,“ ſagte John.

„Nein, nein!“ rief die gequälte Sylvia; „John, ich bitte Dich, laß Miß Juliane aus dem Spiel . . . ſie iſt bei mir . . . ich ſchenke ihr mein volles Vertrauen . . . Du haſt Dich nicht um ſie zu bekümmern.“

„Es wäre nicht das erſte Mal,“ gab John bedachtſam zur Antwort, „daß Vorgeſetzte durch die Untergebenen getäuſcht würden. Nur allzu häufig teilen ſie dies Schickſal mit Eltern und Ehemännern. Die Vorliebe und das Vertrauen machen blind. Das Benehmen von Miß Juliane, als die Sache zur Sprache kam, war höchſt befremdend . . . war verdächtig. Das werdet Ihr alle mir zugeben müſſen.“

„Schon um die Dienſtboten zu beruhigen, wäre es gut, Miß Juliane zu befragen,“ ſagte Miſtreß Tambleton, „und ich begreiſe nicht, warum Du durchaus eine Beleidigung darin finden willſt, beſte Sylvia! Die Frage iſt doch ſo unſchuldig wie möglich, die ich jetzt an Dich richte: Haſt Du bemerkt, daß in der Nacht jemand im Hauſe umherſchlich? Daß Türen ſich leiſe öffneten und ſchloſſen? Haſt Du eine fremde Geſtalt geſehen?“ — —

„Nein, nein, nichts von dem allen!“ fiel Sylvia mit ſtockendem Atem ein.

„Wohlan! Andere Fragen würde John ja auch nicht an Miß Juliane richten.“

„Nun ſo macht, was Ihr wollt! Ich aber will nichts mehr von John's Viſionen hören!“ rief Sylvia und verbarg ihre peinliche Unruhe hinter dem Schleier des Zorns.

Drittes Kapitel.

Juliane wußte um den geheimnisvollen Beſuch. Sie ſchlief nicht in jener Nacht; ſie ſaß neben Konradinens Bett, denn die Kleine fieberte ein wenig und fand keinen Schlaf. Das Bett ſtand in einem Alkoven der Türe gegenüber. Vor die Lampe war ein Schirm ſo geſtellt, daß der Alkoven im Schatten lag, während das Zimmer mäßig erleuchtet war. Juliane hörte zwar vorſichtige Schritte auf der Treppe, beachtete ſie aber nicht. Als ſich ihre Türe öffnete, fiel das Lampenlicht hell genug auf Paul, um ihn deutlich erkennen zu laſſen. Es war freilich nur ein Augenblick, aber er war wie der Blitz, der im Nu die Szene grell beleuchtet und verſchwindet. Sie vernahm deutlich, daß Sylvia's Türe ſich für Paul öffnete. In London und in Oakhill hatte ſie nicht ſelten Gelegenheit, zu bemerken, mit welcher Vorliebe Sylvia Paul behandelte. Es erregte ihre Verwunderung, weil Paul ihr unſympathiſch war und weil alles ſie abſtieß, was man von ihm ſagte und hörte; allein ſie maßte ſich kein Urteil über Geſinnung und Benehmen von Miſtreß Goldiſch an. Als ſie in Maximilianens Wohnung in Baden auf Paul ſtieß, ſtaunte ſie. Sie wußte ja, daß die ganze Familie keine Ahnung von Paul's Aufenthalt hatte, und jetzt, da er ihr ſo nahe war, blieb er ihr fern. Die häufigen Beſuche, welche Miſtreß Goldiſch ſeitdem in Baden machte, drängten Julianen den Gedanken auf, daß Sylvia um Paul's Anweſenheit daſelbſt wiſſe. Das beklemmte ihr Herz. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie nicht ſogleich nach ihrer Heimkehr von Baden einfach geſagt habe, Herr von Weſtern ſei ihr dort begegnet; dann hätte alle Heimlichkeit aufgehört; doch die Scheu, irgend jemand zu kompromittieren, hielt ſie zurück. Als ſie jetzt in der Nacht Paul erkannte, fuhr ihr ein Dolchſtich durch's Herz. „Dies wäre unmöglich geweſen, wenn ich zu rechter Zeit geſprochen und vielleicht großes Unheil dadurch verhütet hätte.“ Als nun die Sache ſo unerwarteter Weiſe eine gefährliche Wendung für Miſtreß Goldiſch nahm, beſchloß Juliane, ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Es blieb ihr nichts anderes übrig, wenn ſie weder eine Unwahrheit, noch die Wahrheit ſagen wollte, denn halbe Antworten, ausweichende Antworten können doch ſchließlich auf die richtige Spur führen. Ob ſich das Geheimnis aufklären werde oder nicht — ſie wollte nichts verraten, gleichviel welche Folgen daraus entſpringen möchten.

John Tambleton benutzte Sylvia's letztes Wort, das ihm freie Hand ließ, um gelegentlich einige Fragen an Juliane zu richten, und da ſich dieſe Gelegenheit ſehr ſchnell auf einem Spaziergange bot, den ſie mit Konradine machte, ſo ſagte er verbindlich:

„Nicht wahr, Sie geben mir auf ein paar Fragen die offene Antwort, die Ihrem offenen und ehrlichen Charakter entſpricht?"

„Je nachdem die Fragen ſind," gab ſie lächelnd zur Antwort.

„Bezüglich des geheimnisvollen Beſuchs, Miß Juliane, der das ganze Haus verſtört."

„Dieſe Fragen Herr Dambleton, ſind gleichſam in chineſiſcher Sprache an mich gerichtet."

„Das heißt?" fragte er verblüfft.

„Daß ich ſie nicht beantworte."

„Das iſt Eigenſinn!" brach er aus; „das erregt den Verdacht, das Sie um die Sache wiſſen ... daß die Sache Sie angeht . . . daß es eine Sache iſt, deren Entdeckung Sie zu fürchten haben . . . daß dieſe Sache verhängnisvoll, unheilvoll für Sie iſt . . . daß ſie, ich weiß ſelbſt nicht wie, Ihre Zukunft, Ihre ganze Exiſtenz gefährdet . . ."

Zwiſchen jedem Satze machte John eine Pauſe, immer in Erwartung einer Antwort, welche ausblieb. Jetzt ſagte Juliane gelaſſen und freundlich:

„Ich bitte, hören Sie auf! Ich ſagte Ihnen ja, daß ich kein Chineſiſch verſtehe."

„Es iſt klar: Sie wiſſen alles und Sie wollen nichts ſagen!" rief John; „daraus ziehe ich den Schluß, daß die Sache vielleicht wichtiger für uns als für Sie iſt. Über Ihre eigenen Angelegenheiten wären Sie vielleicht aufrichtiger. Wenn es aber uns angeht, ſo iſt es Ihre Pflicht, alles zu ſagen, was Sie wiſſen. Sie ſind dieſes Vertrauen einer Familie ſchuldig, welche Sie ſeit dritthalb Jahren mit dem größten Wohlwollen behandelt."

Juliane ging neben John her, ohne auch nur durch einen Blick zu verraten, daß ſie verſtehe, was er ſage. Plötzlich fragte er:

„Sie ſind Miſtreß Goldiſch ſehr ergeben?"

Da gab ſie zur Atwort:

„Von Herzen."

Als er aber raſch hinzuſetzte:

„Betrifft die Sache Miſtreß Goldiſch? Soll ſie deshalb verſchwiegen werden, ſo verſpreche ich Ihnen Verſchwiegenheit" — da nahm Juliane wieder ihre gleichgültige Miene an.

„Was ſoll ich von Ihnen und Ihrem Benehmen denken?" brach John aus; „was ſoll dies zweideutige Stillſchweigen bewirken? Sie wähnen, etwas gutes zu tun, etwas ſchlimmes zu verhindern . . . Sie erreichen jedoch weiter nichts, als daß wir alle in eine höchſt peinliche Lage geraten geübt in der Bezauberung, daß ihr keine Huldigung fehlte. Mit Achatz Thannau ſtand ſie in demzärtlichſten Verhältniß, das ſie ungemein geſchickt, wenigſtens für Mann und Töchter, hinter einer halb mütterlichen und halb ſchweſterlichen Vertraulichkeit zu verbergen wußte. Er war ein wunderſchöner, wildleidenſchaftlicher roher Menſch, zwölf Jahr jünger als ſie. Um zu erproben wie weit ſeine Leidenſchaft ihn führen würde, hatte ſie ihm zwei Jahr, weiß Gott unter welchem Tugendſchein widerſtanden; und als er ſich endlich losreißen wollte — nachgegeben. Jezt war ſeine Glut ziemlich abgekühlt; aber ihre Herrſchaft über ihn immer dieſelbe. Dies Alles würd' ich nie erfahren haben, wenn Achatz es mir nicht ſpäter erzählt, und dadurch vor mir ſelbſt die innerliche Abneigung gerechtfertigt hätte, welche ich von Anfang an für die Tante, unabhängig von ihrer Unfreundlichkeit für mich, empfand. Von ihrem Leben und Treiben hatte ich damals keine Ahnung, und von ihren Geſinnungen war nur die eine mir klar, daß ſie mich nicht leiden konnte. Sie wollte durchaus nicht in der Geſellſchaft verbreitet wiſſen, daß ich ein kleines Vermögen beſäße; die Anziehungskraft von 50,000 Fl. ſchien ihr denn doch ſtärker, als der Liebreiz ihrer Töchter zu ſein. Ich galt für eine

— und Sie zuerſt; denn Sie begreifen, daß Ihr Verhalten uns zwingt, Sie mit einem gewiſſen Mißtrauen zu beobachten — und das iſt für ehrliche Menſchen unerträglich."

Er verließ ſie grollend . . . Bitteres Weh zerſchnitt Julianens gequältes Herz, denn zu jedem Wort, das John bezüglich ihrer Stellung in der Familie geſagt hatte, mußte ſie ihre Zuſtimmung geben; ja, ſie ſelbſt hatte ſchon zuvor das alles ſich ſelbſt geſagt, aber es hören zu müſſen — die Demütigung war furchtbar.

Sie lehnte ſich an einen Baum und legte die eine Hand auf die Bruſt, die andere über die Augen. Konradine war nach Art der Kinder vorausgeſprungen. Als ſie Julianens Schritt nicht mehr hörte, kam ſie eiligſt zurückgelaufen, umſchlang Julianens Knie und ſagte zärtlich:

„Weine nicht . . . ich bin ja da!"

„Ich weine nicht, ſüßes Kind, ich dachte nur ein wenig nach," ſagte Juliane freundlich, nahm Konradinens Hand und dachte für ſich: Du liebes Kind! Deine arme Mutter ſollte ich verraten? Nein, das tue ich nicht . . . komme, was da wolle! Gott wird mir beiſtehen!

„Komm'," ſagte ſie zu der Kleinen, „wir wollen Blumen für die Mama pflücken."

Sie gingen auf eine Wieſe, deren fahles Moosgrün von der zarten Herbſtzeitloſe wie mit einem lilafarbenen Flor überzogen war, und ſammelten einen großen Strauß, den Juliane heimtrug und den Konradine fröhlich ihrer Mutter brachte, die gar keinen Sinn für die unſchuldige Gabe hatte.

John aber begab ſich voll Unmut zu ſeiner Mutter und ſagte kurz:

„Wir müſſen darauf dringen, daß Sylvia dieſe Miß Juliane entlaſſe.“

„Hat ſie etwas eingeſtanden?“ rief Miſtreß Dambleton und Geoffroy fragte:

„Warum?“

„Weil ſie nichts geantwortet hat — darum!“ gab John grollend zur Antwort.

„Man kann unmöglich eine Perſon ſtrafen, weil ſie nichts zu bekennen hat,“ wendete Geoffroy ein.

„Großer Irrtum das!“ rief John.

„Du biſt es, der ſich ganz gewaltig im Urteil über Miß Juliane irrt,“ entgegnete Geoffroy ungewöhnlich lebhaft.

Die Brüder gerieten in Wortwechſel und Miſtreß Dambleton, von einem nervöſen Zittern überfallen, klagte, dem Weinen nah:

„Wie ſchrecklich iſt das alles! Meine Söhne in Streit miteinander . . . meine treue Bridget will mich verlaſſen . . . Miß Juliane, die gute Seele, ſpielt auf einmal eine zweideutige Rolle — und das alles wegen einer geheimnisvollen Erſcheinung, die niemand wahrgenommen hat, als John im Nebel und Konradine im Fieber! Das iſt grauenhaft . . . iſt geſpenſtiſch! . . . Ich habe freilich dies Haus noch für den ganzen Oktober gemietet, aber ich will fort! . . . Es iſt mir unheimlich in dieſem Schwarzwald.“

„Es würde hier gar nicht unheimlich, ſondern ſehr anmutig ſein, beſte Mutter,“ ſagte John beruhigend, „wenn uns nur Miß Juliane das Rätſel vom Geſpenſt löſen wollte. Sie will es nicht: alſo gehe ſie! Du aber bleibſt hier, die vortreffliche Miß Bridget bleibt bei Dir und das Geſpenſt erſcheint nicht wieder.“

„Du ſprichſt, als ob Du mit dieſem Geſpenſt im Bunde wäreſt!“ warf Geoffroy hin und John entgegnete ruhig:

„Dies alles iſt klar und folgerichtig, wenn man die Augen offen hält. An Dir, beſte Mutter, iſt es, Sylvia zu beſtimmen, daß ſie Miß Juliane entlaſſe.“

„Es wird ihr und mir ſehr ſchwer werden, denn Miß Juliane iſt eine zweite Mutter für Konradine.“

„Du ſelbſt haſt ſoeben über die Verſtörung des Hauſes geklagt, beſte Mutter; es bleibt alſo nichts übrig, als diejenige zu entfernen, welche den Wirrwarr hervorruft.“

Miſtreß Dambleton ließ ſich von John überreden, ſeine Meinung bei Sylvia zu vertreten. Dieſe ſchwankte. Es war ein beſtändiger Dorn im Gewiſſen, Juliane vor Augen zu haben, welche das Geheimnis wußte. Andererſeits war es ihr ein ſchweres Opfer, Juliane von Konradine zu entfernen. Sylvia liebte das Kind genug, um es nur den allerbeſten Händen, der allerſicherſten Obhut anvertrauen zu wollen; — nicht genug, um wenigſtens einen Teil der Sorge ſelbſt zu übernehmen. Sie verlangte eine Perſon, die ſich ausſchließlich und mit Liebe dem Kinde widmete und die dem Kinde die feſten Lehren des katholiſchen Glaubens von der Wiege an ins Herz ſenkte; — wo war eine zweite Juliane zu finden? — Sie gab ihrer Schwägerin unbeſtimmte Antwort, die keinen andern Sinn hatte, als: ich möchte es wohl tun . . . aber ich möchte es auch nicht tun.

In einer ſehr unbehaglichen geſpannten Stimmung der ganzen Familie verfloſſen drei Tage. Es war, als erwarte jeder irgend ein Ereignis, eine Entdeckung, eine Enthüllung. Sylvia ſtand namenloſe Ängſten in jeder Richtung aus. Wie würde Herr Goldiſch ihr lügenhaftes Schreiben aufnehmen . . . würde er nicht etwa die Wahrheit ahnen und ſie — oder vielmehr Paul — im Stich laſſen mit dem Wechſel . . . würde Juliane ſchweigen . . . jetzt . . . immer . . . konnte nicht ein unvorſichtiges Wort alles verraten . . . welche Qual, welche Demütigung für ſie, von Julianens Großmut abzuhängen . . . aber auch welche Erbärmlichkeit, Juliane zu entlaſſen, gerade wegen ihrer ſtillen Großmut . . . — Und Paul ließ nichts von ſich hören, ſchrieb auch nicht, war wie verſchollen . . . — — Dann wurde ſie von jener mattherzigen Reue der ſchwachen Seelen überfallen, welche ſich begnügt, zu ſeufzen: Wäre mir Paul doch nie in den Weg gekommen! Hätte ich doch nie Mitleid mit ihm gehabt! Wenn ich ihn doch jetzt nicht in Baden getroffen hätte! Könnte ich mich doch jetzt entſchieden von ihm losſagen! Denn ſo zu leben iſt kein Leben . . . iſt Agonie; wie wird ſie enden!

Mit dieſen Gedanken ſaß Sylvia in ihrem Zimmer, verſtört und bleich, in einem Zuſtand, der zwiſchen fieberhafter Aufregung und ſtumpfer Apathie hin und her ſchwankte. Da trat Juliane ein mit dem ſchönen Ausdruck ungetrübten Seelenfriedens, der ihr eigentümlich war, und ſagte:

„Miſtreß Goldiſch, ich bitte um meine Entlaſſung."

„Um was?" fragte Sylvia zerſtreut.

„Um meine Entlaſſung, Miſtreß Goldiſch."

Schwankend zwiſchen den widerſprechendſten Empfindungen war Sylvia's keines Wortes mächtig. Juliane fuhr fort:

„Ich finde es notwendig für mich, in ganz andere Verhältniſſe zu kommen. Das entwickelt den Charakter und übt die Kräfte in verſchiedenen Richtungen. Auch möchte ich mich nicht ganz meiner lieben deutſchen Heimat entfremden. Da wir jetzt in Deutſchland ſind, iſt mein Wunſch ganz leicht zu erfüllen.“

„Welch ein Verluſt für mich . . . für Konradine!“ erwiderte Sylvia mit bebender Stimme.

„Mein Opfer iſt größer als das Ihre, Miſtreß Goldiſch . . . aber ich muß es bringen.“

„Haben Sie einen anderen Platz in Ausſicht?“

„Noch nicht.“

„Überhaupt keinen Plan für die Zukunft?“

„Ich möchte mich eine Weile in meiner Vaterſtadt aufhalten und Frau von Lehrbach, Fräulein Clariſſe und, wenn es ſich machen läßt, meine drei Brüder wiederſehen.“

„Ihr Entſchluß ſteht alſo ganz feſt?“

„Er iſt gründlich erwogen und ſteht feſt.“

„So ſchweige ich denn, Miß Juliane . . . was könnte ich auch ſagen! . . . Nur meinen Dank . . . für . . .“

„Ich habe Ihnen zu danken,“ fiel Juliane ein, „für das Vertrauen, das Sie mir geſchenkt, für die Güte, die Sie mir bewieſen haben — und ich brauche Ihnen nicht die Verſicherung zu geben, daß ich dieſe Dankbarkeit nie aus den Augen verlieren werde.“

Tief erſchüttert ſtand Sylvia lebhaft auf, umarmte Juliane mit einem namenloſen Gemiſch widerſprechender Gefühle und ſagte:

„O Sie edles . . . Sie glückſeliges Weſen!“

„Ich bin weder das eine noch das andere," entgegnete Juliane ſanft.

„Wann wollen Sie fortgehen?" fragte Sylvia und ſuchte ſich zu faſſen.

„Sobald wie möglich . . . und ohne Abſchied zu nehmen."

„Das begreift ſich!" rief Sylvia und ſchloß abermals Juliane in ihre Arme.

Dann eilte Sylvia zu Miſtreß Dambleton, bei welcher John und Geoffroy ſich befanden, warf ſich auf einen Sitz, und während ihre innere Aufregung ſich durch Tränen Luft machte, rief ſie:

„Dahin habt Ihr es gebracht mit Eueren Viſionen und Euerer Ängſtlichkeit . . . Miß Juliane will mich verlaſſen."

„Das tut mir leid!" ſagte Miſtreß Dambleton überraſcht.

„Mich freut es," ſetzte John hinzu.

Geoffroy ſagte nichts und verließ das Zimmer. Juliane war ſehr erſtaunt, als auf ihr „Herein!" Geoffroy in ihr Zimmer trat und in Haltung, Blick und Ton tiefe Bewegung verriet.

„Sie wollen Miſtreß Goldiſch verlaſſen!" ſagte er mit bebender Stimme; „Sie wollen es wegen eines Geheimniſſes, welches nicht das Ihre iſt . . . wegen einer Sache, welche nicht Sie angeht."

„Sie irren! . . . Sie irren!" unterbrach Juliane beängſtigt, doch Geoffroy fuhr mit Entſchiedenheit fort:

„Ich weiß nichts von dieſer Sache und kenne nicht dies Geheimnis . . . will auch nichts wiſſen und nichts kennen; denn es genügt mir, Ihre ſchöne, ſonnenklare Seele zu kennen und zu wiſſen, daß man Sie hier im Hauſe in kränkender Weiſe behandelt hat. Dieſen Kränkungen wollen Sie ſich entziehen — das Geheimnis wollen Sie nicht enthüllen und deshalb, Miß Juliane, deshalb verlaſſen Sie Miſtreß Goldiſch. Können Sie das leugnen?"

„So ſehr Ihre Teilnahme mich rührt, habe ich Ihnen doch nicht Rechenſchaft über meine Handlungsweiſe zu geben," entgegnete ſie in großer Verlegenheit; denn ſie begann zu fürchten, daß auch Geoffroy um Paul's nächtliche Erſcheinung wiſſe.

„Gewiß nicht, Miß Juliane! . . . Aber ich bitte um Antwort auf eine Frage, die nicht mit dieſer Sache zuſammenhängt."

„In dieſem Fall werde ich, wie immer, aufrichtig ſein," ſagte ſie ahnungslos.

„Könnten Sie ſich entſchließen, mir Ihre Hand zu geben . . . meine Gattin zu werden?" fragte er leiſe.

„O nein, das nicht!" rief ſie erſchreckt.

„Haben Sie eine ſo große Abneigung gegen mich, um vor der einfachen Frage zu erſchrecken?" fragte er traurig.

„Durchaus nicht,“ erwiderte ſie gefaßt; „die Überraſchung erſchreckte mich nur! Vergeben Sie mir und empfangen Sie den innigſten Dank für Ihre Großmut.“

„Jetzt irren Sie,“ verſetzte er lebhaft; „meine Bitte geht aus einer Zuneigung hervor, welche auf den ſchönſten Grundlagen ruht — auf Vertrauen zu Ihrem Charakter, auf Bewunderung Ihrer herrlichen Eigenſchaften. Nie hätte ich gewagt, Sie um das Glück Ihres Beſitzes zu bitten, wenn nicht die Ereigniſſe der letzten Tage mich unwiderſtehlich dazu gedrängt hätten.“

„Sie beſtätigen das, was ich ſagte: Sie handeln aus Großmut und das iſt nicht die richtige Grundlage für die Ehe.“

„Können Sie denn einen ſtärkeren Beweis von unbedingtem Vertrauen haben? Und iſt das Vertrauen nicht die ſicherſte aller Grundlagen?“

„Doch nicht,“ erwiderte ſie zögernd; „der gemeinſame Glaube iſt es . . . und . . .“

„Und?“ wiederholte Geoffroy dringend, als Juliane ſtockte.

„Und gegenſeitige Zuneigung,“ ſagte ſie ganz leiſe.

„So iſt es doch wahr: ich flöße Ihnen Abneigung ein!“ rief Geoffroy.

„Ich wiederhole Ihnen — nein! — Tauſend Abſtufungen liegen zwiſchen der Abneigung und einer ſolchen Zuneigung, welche den Mut gibt, das furchtbare, das unauflösliche Band der Ehe zu knüpfen. Ich ſtehe Ihnen gegenüber auf einer Stufe dankbaren Wohlwollens und großer Achtung.“

„Das genügt mir, Juliane!“ rief er freudig.

„Mir nicht,“ gab ſie ſanft und ernſt zur Antwort; „ein allgemeines Wohlwollen und Achtung für eine Perſönlichkeit reichen nicht aus, um die ſchweren Pflichten der Ehe mit einiger Anmut und Freudigkeit zu erfüllen, und am wenigſten dann, wenn die Gemeinſchaft des Lebens nicht gelichtet und geleitet wird durch den gemeinſamen Glauben an die himmliſchen Lehren der katholiſchen Kirche.“

„Sie töten mit dieſem Ausſpruch meine Hoffnung — nicht meine Liebe. Aber ich beſchwöre Sie ... überlegen Sie, ob Sie das Rechte tun . . .“

„In dieſem Fall,“ unterbrach Juliane, „könnte längere Überlegung mich leicht in Verwirrung bringen. Ich könnte mich blenden laſſen durch Ihre Zuneigung, durch die Annehmlichkeiten einer glänzenden Lage, durch die Vorteile des Reichtums — und das alles wären doch nur Täuſchungen. Das, was ich zuerſt geſagt habe, enthält Wahrheit. Und bei der Wahrheit muß ich bleiben.“

„Sie haben Recht, Juliane,“ entgegnete Geofarme, aus Barmherzigkeit aufgenommene Waiſe, und mein ſchüchternes Benehmen, mein einfacher Anzug, meine Bereitwilligkeit zurückzuſtehen, ſprachen dafür. Die Tante war ſehr unzufrieden, daß der Onkel mir 300 Fl. Taſchengeld beſtimmt hatte; ſie wollte nicht eine Ueberſtralung ihrer Töchter begünſtigen. Sie ſprach:

„Von den kleinen Toilettenbedürfniſſen der Damen hat mein guter Mann gar keine Vorſtellung. Ich bin dafür daß junge Mädchen ſich einfach kleiden und ſich mit Wenigem behelfen lernen. Meine Töchter haben zuſammen ſo viel Taſchengeld wie Du allein; darin hat ſich mein Mann geirrt! Daher bin ich der Meinung, daß Du den Muſiklehrer, den Du zu haben wünſcheſt, von Deinem Taſchengelde bezahlſt.“

Ohne Widerrede fügte ich mich jeder Anordnung. Ich war durch und durch verſchüchtert. Von Natur oder durch Erziehung war meinem Character eine ſo übermäßige Leidensfähigkeit beigemiſcht, daß es mir nie in den Sinn kam mich gegen das Leid oder gegen die, welche es verhängten, zu empören. Ich dachte nur mit heimlicher Troſtloſigkeit darüber nach, warum Gott mein liebebedürftiges Herz in ein ſo eiſiges Verhältniß gebannt habe, wo es mir unmöglich war ein freundliches oder ermunterndes froh mit tiefem Schmerz: „Ihrer Seele iſt nichts würdig als die Wahrheit."

„Jeder Seele — auch der Ihrigen," ſagte ſie feſt und ſetzte hinzu: „Leben Sie wohl."

Er drückte ihre Hand an ſein Herz und verließ ſie.

Viertes Kapitel.

Kaum war Geoffroy fort, ſo durchbrauſte ein ſolcher Sturm von Zweifeln, von Schmerz, von Reue ihre Seele, daß ſie ſich die äußerſte Gewalt antun mußte, um ihn nicht zurückzurufen. Das war freilich ganz richtig: ſie hatte keine exkluſive Zuneigung für Geoffroy; allein es war auch ebenſo richtig, daß ſie nie ein ſolches Gefühl hätte aufkommen laſſen, weil es ihr in ihrer untergeordneten Stellung als Torheit erſchienen wäre. Daß Geoffroy ihr gerade jetzt, gerade in dieſem Augenblick ſeine Hand antrug, zeigte von einer ſo tiefen Zuneigung, einem ſo feſten Vertrauen, daß jedes weibliche Herz ſich dadurch geehrt, beglückt und endlich gerührt fühlen mußte. Und was die Verſchiedenheit im Glauben betraf, ſo lag in Geoffroy's edlem Charakter die Bürgſchaft, daß es ihm nur an der richtigen Erkenntnis, aber nicht am Willen fehlte, ſich der Wahrheit rückſichtslos zu unterwerfen. Das alles hatte ſie vorſchnell, unbeſonnen verſcherzt, und dennoch hörte ſie fortwährend eine innere Stimme, die ihr ſagte, ſie habe recht getan, Geoffroy's Großmut nicht zur Grundlage ihrer Ehe zu machen; denn er hätte ihr vielleicht nie ſeinen Antrag gemacht, wenn er nicht die Kränkung, die ſie durch ſeine Familie erlitt, hätte gut machen wollen.

Dieſe Wolkenzüge ihrer Gedanken unterbrach ein Diener, der ihr einen Brief brachte, deſſen Handſchrift ihr fremd war. Sie las mit wachſendem Erſtaunen:

„Liebe Juliane! Ich dachte, Du würdeſt wieder einmal nach Baden kommen und mich beſuchen. In Deiner abhängigen Stellung iſt das vielleicht nicht möglich geweſen und iſt es auch jetzt nicht. Ich will Dir alſo ſchriftlich mitteilen, daß morgen meine Hochzeit ſtattfinden wird. Ich heirate einen ſehr liebenswürdigen und ſehr ſchönen jungen Mann, deſſen Augen, ſchwarz wie Sammt, mich bezaubert haben. Auch beſitzt er ein hübſches muſikaliſches Talent, eine gewandte Feder und Geſchicklichkeit in Führung der Geſchäfte — lauter Vorzüge, die mir angenehm und bequem ſind. Deſſenungeachtet wäre es nie ſo weit gekommen, wenn ich mich nicht überzeugt hätte, daß er ein hübſches Vermögen beſitzt und daß folglich ſeine Liebe für mich keine Spekulation auf meine Kaſſe iſt. Nein. Er hat mir ſeine Einkünfte für dieſes und das nächſte Jahr in guten Wertpapieren gezeigt und dadurch bewieſen, daß Verleumder, die ihm meine Gunſt nicht gönnten, ihn verfolgen. Er ſagte mir, er ſei verwandt mit den Damen Goldiſch und Dambleton und Dir nicht unbekannt. Er heißt Paul von Weſtern. Ich mag aber nicht dieſen Namen tragen und bleibe bei Jane Miranda. Für die Zukunft ſind mir verſchiedene annehmbare Vorſchläge gemacht worden, über welche ich noch keine Entſcheidung traf. Ich habe die Wahl. Ich will auch nächſtens dies alles an Herrn von Lehrbach ſchreiben. Ich bleibe ihm dankbar, denn er hat mir dazu verholfen, daß mein Leben die größten Hinderniſſe und Schwierigkeiten überwunden hat, und daß Jänchen Geringer ſtromauf ſchwimmt, als Deine Dich liebende

Jane Miranda."

Das Blatt entſank Julianens Händen. Was war da zu tun? War überhaupt etwas zu tun, und für wen? Sollte ſie dieſen Brief Miſtreß Goldiſch zeigen, um ſie über Paul aufzuklären? Doch wie würde dieſe die unberufene Einmiſchung aufnehmen! Sollte ſie Maximilianen mitteilen, was ſie von Herrn von Weſtern's Tun und Treiben wußte? Aber würde Maximiliane ihr Glauben ſchenken? . . . Da Paul Wertpapiere beſaß, konnte er ſich ja, möglicher Weiſe, ſeit er England verließ, mit ſeiner Mutter ausgeſöhnt haben und in den Beſitz irgend eines Vermögens gekommen ſein . . . Sollte ſie nach Baden gehen und Maximilianen zur Vorſicht raten? . . . Aber ach, ſtand ſie unter dem Zauber von Herrn von Weſtern's ſchönen ſchwarzen Augen, ſo ſtanden dieſem tauſend Mittel zu Gebot, um das, was Juliane ſagen konnte, entweder zu widerlegen oder unſchädlich zu machen. Nein, der Einmiſchung in dieſe wirren und dunkeln Verhältniſſe war ſie nicht gewachſen. Sie hatte übergenug zu tun, um ſich ſelbſt feſt und klar zu erhalten. Sie wollte abreiſen und zwar ſo bald wie möglich.

Während ſich Juliane in einer Sündflut von Gedanken mühſam zurechtfand, hatte Sylvia ein Telegramm bekommen, über welchem ihr alle Gedanken vergingen. Es war aus Brüſſel und lautete:

„In Geſchäften hier, erwartet Dich morgen Mittag Goldiſch.“

„Was war geſchehen?“ ſo fragte ſie ſich ſelbſt und ſo fragten Miſtreß Dambleton und deren Söhne, als Sylvia ihnen das Telegramm mitteilte. Aber niemand wußte eine Antwort zu geben. Nur das ſtand feſt, daß Sylvia abreiſen müſſe. Sie war in einer ſo fieberhaften Aufregung, daß Geoffroy ſagte:

„Ich begleite Dich nach Brüſſel. Sei ohne Angſt; es kann ja weder Dir noch Deinem Mann etwas Schlimmes begegnet ſein!“

Aber Sylvia war und blieb faſſungslos, als ob ſie zum Richtplatz geführt werden ſolle. Sie ließ die Koffer packen und machte ſich reiſefertig.

Juliane nahm ihren Vorſchlag an, einen Teil der Reiſe mit ihr zurückzulegen, ſo daß am Nachmittag Miſtreß Dambleton zu John ſagte:

„Es iſt mir ganz unheimlich hier in dem leeren Hauſe mit den wenigen Dienſtboten. Was meinſt Du, wenn auch wir unſere Koffer packten und abreiſten?“

„Ja . . . aber wohin?“ ſagte John bereitwillig.

„Nach Genf zum Beiſpiel . . . nach Chamuny.“

„Herrlicher Gedanke! Da beſteige ich den Montblanc,“ rief John entzückt.

„Um's Himmels willen, was fällt Dir ein, lieber Sohn! Kaum biſt Du von einer Todeskrankheit geneſen, ſo willſt Du ſchon wieder in Lebensgefahr Dich begeben und die Zahl der Menſchenopfer vermehren, welche dieſe ſchrecklichen Montblanc-Expeditionen gefordert haben.“

„Beſte Mama, auf meinem Schiff bin ich beſtändig in Lebensgefahr, denn nur ein paar Bretter trennen mich vom Tode . . . nur ein Fehltritt, und der Ozean iſt mein Grab. Daran denkt aber der Seemann nicht, bleibt kaltblütig und unerſchrocken und iſt daher einer Montblanc-Expedition gewachſen — die jedoch unterbleiben ſoll, wenn ſie Dir Nervenanfälle verurſacht. Alſo nach Genf.“

„Ja, nach Genf! Im hohen Sommer iſt der Schwarzwald ſehr ſchön; doch in der jetzigen Jahreszeit ziehen mich die heiteren Ufer des Leman mehr an.“

Genug, das freundliche Haus, vor kurzem noch ſo belebt, ward entvölkert und ſeine Bewohner zerſtreuten ſich nach allen vier Winden. Die einen langten in Brüſſel an, die anderen in Genf, Juliane in ihrer Vaterſtadt, wo Clariſſe von Lehrbach voll Sorge und Kummer, doch freundlich und liebevoll ſie aufnahm.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Stromauf.

Erſtes Kapitel 3
Zweites Kapitel 8
Drittes Kapitel 15
Viertes Kapitel 22
Fünftes Kapitel 26

Enttäuſchung.

Erſtes Kapitel 37
Zweites Kapitel 43
Drittes Kapitel 48
Viertes Kapitel 53
Fünftes Kapitel 57

Neue Täuſchung.

Erſtes Kapitel 65
Zweites Kapitel 73
Drittes Kapitel 78
Viertes Kapitel 88
Fünftes Kapitel 94
Sechſtes Kapitel 102

Beruf und Kunſt.

Erſtes Kapitel 111
Zweites Kapitel 125
Drittes Kapitel 135
Viertes Kapitel 141

Seite

Sklave und Sklavin.

Erſtes Kapitel 153
Zweites Kapitel 161
Drittes Kapitel 177
Viertes Kapitel 175
Fünftes Kapitel 183

Ein unheimlicher Beſuch.

Erſtes Kapitel 193
Zweites Kapitel 202
Drittes Kapitel 213
Viertes Kapitel 228

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Gesammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

I. Serie: Romane und Gedichte.

30 Bände.

Band

1-2 **Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. in Original-Leinenbände Mk. 4.—,
Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfrzbd. Mk. 8.—.

3-4 **Doralice.** Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

5-6 **Zwei Schweſtern.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2. Bde., gebd. Mk. 4 —.

7-8 **Peregrin.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

9-10 **Eudoxia,** die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde, gebd. Mk. 4.—.

11-12 **Die Erbin von Cronenſtein** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

13-14 **Die Geſchichte eines armen Fräuleins.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

15-16 **Die Erzählung des Hofrats.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

17-18 **Die Glöcknerstochter** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

19-20 **Nirwana.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

21-22 **Vergib uns unſere Schuld.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

23-24 **Eine reiche Frau.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

25-26 **Der breite Weg und die enge Straße.** Eine Familiengeſchichte. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

27-28 **Wahl und Führung.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

29 **Unſerer lieben Frau.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2 —.

30 **Das Jahr der Kirche** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze erſte Serie, wenn zuſammen auf einmal bezogen, 30 Bände, gebd. Mk. 45.—.

Wort zu erringen; denn auch der Onkel hörte bald auf mir ſeine Theilnahme auszuſprechen. Anfangs hatte er ſich zuweilen mit mir beſchäftigt, mich aufgefodert zu ſingen; da ſprachen aber ſeine Töchter bitterböſe:

„Du haſt Clelia lieber als uns, Du verziehſt ſie, Papa, Du behandelſt uns wie Stiefkinder ſeit ſie bei uns iſt.“ — Und die Tante ſprach ſpitzig:

„Es iſt ſchmerzlich für Deine Töchter um Deiner Nichte willen zurückgeſetzt zu werden.“

Dann ſuchte er ſeine rauhe Stimme zu dämpfen, und ſie durch Schmeichelworte und Liebkoſungen wieder freundlich zu ſtimmen. Meine einzige Freude war die Muſik! ich trieb ſie mit dem größten und innigſten Eifer, beſonders den Geſang. Meine Stimme entwickelte ſich voll und reich, und zur größten Zufriedenheit meines Lehrers, eines alten ſtrengen Mannes, der nicht ſehr freigebig mit Lob und Beifall war. Plötzlich erklärte mir die Tante eines Tages, ſie könne meine ewigen Muſikübungen nicht ertragen; ich müſſe ſie einſtellen; die Unterrichtsſtunden dürfe ich jedoch nehmen wie bisher an dem Flügel meiner Couſine, einem herrlichen Wiener Inſtrument, in einem Zimmer, das an das Cabinet der Tante ſtieß. Durfte ich aber nicht mehr üben, ſo half mir auch der Unterricht nichts — alſo war

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Im Jahre 1904 erſcheint:

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jerusalem.

Aus Jerusalem.

Ein Büchlein vom guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe.

Vier Lebensbilder. Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Ernſt Renan.

Die Liebhaber des Kreuzes.

Bilder aus der Geschichte der Kirche.

1. Band: **Die Martyrer.** Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. 2. Band: **Die Väter der Wüſte.** 3. Band: **Die Kirchenväter.** Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche. 4. Band: **Die Kirchenväter.** Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Leben der hl. Theresa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Klostergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrh.

Leben des hl. Wendelinus.

Leben der hl. Elisabeth.

Ida Gräfin Hahn-Hahn. Eine biographiſch-litterariſche Skizze von Otto v. Schaching. 32 Seiten mit zahlreichen Bildern aus dem Leben der Gräfin. 8°. 20 Pfg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 24. Band.

Eine reiche Frau.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Eine reiche Frau.

Ueberraſchungen.

Erſtes Kapitel.

Auf den grünen romantiſchen Höhen des quellenreichen Taunus liegen freundliche Ortſchaften, welche von den Bewohnern der Städte in der weiten umliegenden Ebene des Rhein- und Maintales gern zum Sommeraufenthalt gewählt werden. Ohne eine lange Reiſe zu machen, iſt man nach einigen Stunden in die erfriſchende Luft der Laubholzwälder verſetzt. Man atmet ſtatt der widerlichen Ausdünſtungen von Gas und Petroleum den nervenſtärkenden Aushauch von Wald und Wieſe, die reine Bergluft ein — und das Auge, das ganz ſtumpf wird, weil der Blick in der Stadt immer auf die toten Steinmaſſen der Häuſer und das nüchterne Treiben des äußerlichen Lebens fällt und unbefriedigt abprallt — das Auge wird geweckt und angezogen durch die Mannigfaltigkeit und den Wechſel anmutiger und ernſter Bilder, welche der Natur und der Geſchichte angehören. Hier bauten die Römer ihre Kaſtelle, um den herrlichen Rheinſtrom zu ſchützen gegen den Zudrang der germaniſchen Völker. Hier bauten die Ritter ihre Burgen, um nur allzu oft Kaiſer und Reich Trotz zu bieten. Hier liegen jetzt die Ruinen aus dieſen beiden Epochen deutſcher Geſchichte — und ſie liegen in dem gelichteten Walde des Taunus wie in einem großen, ſtundenweiten Park, der durch freundliche Ortſchaften, einzelne Villen, Waſſerheilanſtalten, Felſenpartien, muntere Bäche, anmutige Spazierwege, üppige Vegetation belebt iſt.

Eine dieſer Ortſchaften iſt das vielbeſuchte und bewunderte Königſtein. Ein Touriſt mit einem Murray oder Bädeker in der Hand, wandelte langſam auf den ſchönen ſchattigen Wegen, die das Städtchen umgeben. Es war ein heißer ſtiller Sommernachmittag. Die reine Bergluft ließ aber keine drückende Hitze aufkommen, und wenn der Touriſt etwas langſam ging, ſo rührte das daher, daß ſein rechtes Bein ein wenig ſteif zu ſein ſchien. Plötzlich wurde ſein Schritt lebhafter, eine gewiſſe Spannung bewegte die edeln Züge ſeines bleichen Angeſichtes und in ſein gutes, braunes, etwas leidenvolles Auge trat ein lichter Freudenſtrahl. Er ging einer Bank zu, auf welcher eine junge Dame ſaß, ganz vertieft in eine Lektüre. Sie beachtete nicht die raſch nahenden Schritte und ſchaute erſt auf, als der junge Mann vor ihr ſtehen blieb und mit einem mühſam unterdrückten Freudenruf ſagte:

mir dieſe Erklärung ein wahrer Donnerſchlag. Ich bat um Erlaubniß mich Morgens früh üben zu dürfen, ehe ſie aufgeſtanden ſei.

„Das würde mir die Nerven für den ganzen Tag ruiniren! ſprach ſie eiſig. Deine ſchrillende Stimme dröhnt durch das ganze Haus, und es iſt warlich nicht angenehm durch unſchöne Muſik aus dem Morgenſchlaf geweckt zu werden.“

Nach meiner Weiſe in Thränen zerfließend klagte ich dem Lehrer dies ſtrenge Verbot. Gelaſſen antwortete er:

„Comteß müſſen nicht immer weinen! das ſchadet der Stimme und fördert die Angelegenheit nicht. Ueberdas ſehe ich gar keinen Grund für dieſe Thränen. Ich habe ein altes Clavier, das ich gar nicht brauche, und das freilich nicht ſo gut als dieſer Flügel iſt; das ſchicke ich her, Comteß nehmen es in Ihr Zimmer, und ſingen und ſpielen nach Herzensluſt.“

Ich jauchzte vor Freude. Oben in meiner Zelle war ich ſo recht ungenirt und unbehorcht. Jubelvoll umarmte ich den alten Mann. Wieder ſprach er gelaſſen:

„Comteß müſſen ſich nicht ſo heftig jedem Affect hingeben; es ſchadet wahrhaftig der Stimme: die Kehle wird rauh, die Bruſt beengt, der Athem ge-

„Juliane, teure Juliane! . . . Welche glückliche Überraſchung!"

„Herr Geoffroy Dambleton, was führt Sie her!" rief Juliane erfreut und reichte ihm die Hand.

„Das ſollen Sie ſogleich erfahren," gab er zur Antwort und mit überwallendem Gefühl, welches ſeine gewöhnliche Zurückhaltung beſiegte, fuhr er fort, indem er ſich neben Juliane auf die Bank ſetzte: „Faſt ſind es zwei Jahre, ſeitdem wir uns ſo plötzlich trennten; aber dieſe Trennung war ein Segen für mich. Ich wußte nicht, ob ich Sie je wiederſehen, je etwas von Ihnen erfahren würde. Unbeeinflußt von irgend einer Hoffnung, von irgend einem irdiſchen Beweggrund, dachte ich über alles nach, was ich an Ihnen geſehen, von Ihnen gehört hatte; namentlich über Ihr letztes Wort in der bitterſten Stunde meines Lebens: „„Nichts iſt unſerer Seele würdig, als die Wahrheit."" — Was muß das ſein — die Wahrheit, die abſolute! Wie groß, wie gewaltig, wie göttlich muß ſie ſein, um dem Verlangen jeder Seele zu entſprechen, um dieſer Unſterblichen würdig zu ſein. Eine ſolche Wahrheit konnte nicht ein philoſophiſcher Schluß, ein mathematiſcher Satz — nicht die ſubjektive Anſicht eines Individuums, nicht die Lehre eines ſcharfſinnigen oder eines phantaſtiſchen Geiſtes ſein: das war klar! Aber was war ſie? . . . Wo war ſie? . . . Dieſe Fragen, dieſe Gedanken beſchäftigten mich unaufhörlich. — Sie wiſſen, welche große religiöſe Bewegung ſeit einer Reihe von Jahren in England ſtattfindet, wie ſie nach der einen Seite hin mehr und mehr ſpaltet, zerſplittert, ja atomiſiert — und nach der anderen Seite hin zur Einheit drängt, zum Anſchluß an einen unzerſtörbaren, ewig lebendigen, allen Stürmen der Zeit und der Welt trotzenden Organismus. Ich war ganz in der Stimmung, um an dieſer Bewegung, an dieſen Fragen regen Anteil zu nehmen, und jetzt begann mein Kampf. Bald auf die eine Seite und bald auf die andere neigte ſich der Sieg. Wenn ich feſten Boden gewonnen hatte, kam irgend ein Zweifel und warf mich um. Doch ich will Sie nicht ermüden! Ohnehin ſind dieſe Kämpfe nur dann wirklich zu verſtehen, wenn man ſie ſelbſt durchgemacht hat — und genug; ſeit drei Monaten gehöre ich der katholiſchen Kirche an. Daß es nun mein innigſter Wunſch war, Ihnen zu ſagen, daß Sie mich indirekt ihr zugeführt haben, werden Sie leicht begreifen. Es war meine Abſicht, mich nach Ihrer Vaterſtadt zu begeben und dort Kunde über Ihren Aufenthalt zu ermitteln — und jetzt finde ich Sie hier, Sie teure, Sie unvergeßliche Juliane!“

„Wie ſehr freut es mich, Sie als einen Bruder im Glauben wiederzufinden,“ ſagte Juliane bewegt.

„O laſſen Sie mich ſogleich alles ſagen, was mein Herz erfüllt!" fiel Geoffroy ein; „ich wollte Sie ſuchen, Sie finden, nicht bloß um Ihnen zu ſagen, daß Sie bis jetzt mein Leitſtern waren, ſondern auch um Sie zu fragen, ob Sie einem Mann, den Sie zur Erkenntnis der Wahrheit führten, nicht genug Zuneigung ſchenken können, um ihn zu ſeinem Glück auf Erden zu führen. Vergeben Sie mir, daß ich ſo ſtürmiſch, ſo dringend bin; die unerwartete Freude überwältigt mich. Ich hoffe, Sie entnehmen daraus, daß in dieſen zwei Jahren Ihr Andenken nie aus meinem Herzen gewichen iſt, und daß es jetzt wie damals in Ihrer Macht ſteht, in Ihrer Entſcheidung liegt, mich zum glücklichſten Mann zu machen."

„Das nicht, Herr Dambleton," ſagte ſie leiſe.

„Doch, Juliane, doch!" fiel er ihr ins Wort. „Wer Ihr edles, ſchönes Weſen erkannt hat, hält einen Maßſtab in der Hand, der für die Frauen der Alltagswelt nicht taugt. Geben Sie mir nur ein wenig Hoffnung."

„Unmöglich, Herr Dambleton!" rief Juliane jetzt mit aller Entſchiedenheit; „ich bin ſeit drei Monaten verheiratet!"

Er ſtarrte ſie an, ſprachlos vor ſchmerzlicher Überraſchung. Sie ſetzte hinzu:

„Mit Herrn von Lehrbach."

„Ja, das iſt freilich etwas anderes," ſagte er langſam mit gepreßter Stimme, erhob ſich, bot ihr die Hand und flüſterte: „Lebe wohl, mein Glück.“

„Da kommt mein Mann,“ ſagte Juliane ſanft, „erlauben Sie, daß ich Sie ihm vorſtelle. Er kennt Sie dem Namen nach.“

Geoffroy verbeugte ſich ſchweigend. Juliane ging Herrn von Lehrbach ein paar Schritte entgegen und ſagte:

„Eben iſt Herr Geoffroy Dambleton hier angekommen.“

„Welche angenehme Überraſchung für meine Frau!“ ſagte Herr von Lehrbach.

Geoffroy, der ſich inzwiſchen geſammelt hatte, murmelte einige unverſtändliche Worte, wie das bei ſolchen Vorſtellungen zu geſchehen pflegt. Auf beiden Seiten wird nicht beachtet, was geſagt wird, und angenommen, daß es etwas Höfliches ſei. Juliane hatte ſich wieder auf die Bank geſetzt.

„Sie wollen ohne Zweifel den Feldberg beſteigen, Herr Dambleton?“ fragte nun Herr von Lehrbach, ſetzte ſich zu Juliane und lud Geoffroy ein, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ja . . . den Feldberg,“ ſagte Geoffroy ganz gedankenlos.

„Das trifft ſich gut! Meine Frau und ich, wir wollen ihn morgen beſteigen. Es wird uns freuen, Sie hinauf zu führen. Das Wetter iſt eben jetzt ſehr günſtig. Auch den Altkönig müſſen Sie ſehen. Er iſt minder hoch als der Feldberg, aber intereſſant durch die Überreſte altgermaniſcher Befeſtigungswerke. Man muß einen dreifachen Gürtel von Erd- und Steinwällen überklimmen, bis man ſeinen Gipfel erreicht.“

„Herr Dambleton liebt vielleicht nicht dergleichen Exkurſionen,“ wendete Juliane ein, um Geoffroy zu veranlaſſen, ablehnend zu antworten. Allein er tat es nicht, ſondern erwiderte verbindlich, es werde ihn ſehr freuen, ſie zu begleiten. Nachdem er den erſten ſchmerzlichen Schreck überwunden hatte, war es ihm ein kleiner Troſt, wenigſtens in Julianens Nähe zu ſein. Sie war viel ſchöner geworden, weil ſie friſcher, blühender ausſah, was ihrem lieblichen Ausdruck einen Glanz verlieh, der früher gefehlt hatte. Es ſchien ihm unmöglich, ſich ſogleich von ihr zu entfernen, wie das ſeine erſte Aufwallung geweſen war. Er blieb — und blieb gerne.

Er erfuhr nun, wie Juliane Frau von Lehrbach geworden ſei.

Nach ihrer Trennung von Sylvia hatte ſich Juliane zu Clariſſe von Lehrbach begeben, in der Abſicht, bei ihr ſich aufzuhalten, bis ſich eine paſſende Stelle finde. Juliane wurde von Clariſſe und Vinzenz mit Freuden willkommen geheißen.

„Du kommſt uns zu Hilfe in der Stunde der Trübſal,“ ſagte Clariſſe; „unſere Mutter liegt am Typhus totkrank darnieder.“

„Gott ſei gedankt, daß ich Dir in der Pflege beiſtehen kann," verſetzte Juliane.

Aber trotz aller Pflege war Frau von Lehrbach nicht zu retten. Sie ſtarb zum bittern Schmerz ihrer Kinder. Clariſſe, deren ganzes Leben mit dem ihrer Mutter verwebt geweſen war, konnte ſich gar nicht über dieſen unerſetzlichen Verluſt tröſten. Die eine Schweſter war verheiratet, die andere war Kloſterfrau; ihr jüngerer Bruder Geiſtlicher, Vinzenz im Staatsdienſt. Alle hatten ihren Beruf und die Tätigkeit, die Beſchäftigung, die er mit ſich brachte, hatten einen Mittelpunkt, um den ſich ihr Leben bewegte; Clariſſe hatte ihn verloren. Sie war zu fromm, um ſich nicht mit tiefer Ergebung dem Willen Gottes zu unterwerfen; aber gerade weil ſie alle Kraft aufwendete, um ihren Schmerz zu bemeiſtern, nagte er an ihrer Geſundheit, welche ohnehin durch übermäßige Anſtrengung bei der Krankenpflege angegriffen war. Ihre Nerven verfielen in einen Zuſtand von Marasmus, den die Ärzte freilich nicht für gefährlich erklärten, doch nicht zu beſeitigen vermochten.

Juliane hatte ſich gleich nach ihrer Ankunft in der Vaterſtadt um einen Platz als Lehrerin oder Erzieherin bemüht, ohne ihn zu finden. Da ſie ſah, welche Stütze und Hilfe ſie für Clariſſe am Kranken- und Sterbelager der Mutter ſei, blieb ſie gerne. In der erſten Zeit nach Frau von Lehrbach's Tod hatte ſie wohl gewünſcht, eine paſſende

Stelle zu finden; allein Clariſſe beſchwor ſie, in dieſem Augenblicke nicht an eine Trennung zu denken — und als Clariſſe bald darauf in ihren krankhaften Zuſtand verfiel, war es kaum möglich, ſie zu verlaſſen.

„Bleiben Sie doch bei uns, liebe Juliane,“ ſagte Vinzenz dringend und herzlich; „wo könnten Sie nützlicher ſein, als bei uns! . . . Freilich, für Ihre Talente haben Sie keinen Wirkungskreis . . . er iſt aber deſto größer für ihr Herz — und das iſt auch etwas wert! Sie ſind für Clariſſe Freundin, Geſellſchafterin, Pflegerin, Sie überwachen das Hausweſen — Sie verpflichten mich, der ich hinter den Akten ſitzen muß, zur innigſten Dankbarkeit. Was könnten wir beginnen, wenn wir nicht Juliane hätten! Clariſſe wäre hilflos und ich ratlos.“

Clariſſe ſprach in demſelben Sinn wie Vinzenz, und Juliane ſah ein, daß ſie ihnen unentbehrlich ſei. Die Sorge für ihren jüngſten Bruder übernahm Vinzenz und ſo lebte Juliane ruhig und unbefangen als Glied der Familie Lehrbach, treu den Pflichten, die ſie mit Liebe übernommen hatte, und Gott dankend für ihre friedliche und zufriedene Exiſtenz. Zuweilen fiel ihr Geoffroy Dambleton ein, der Edelſinn, womit er ihr ſeine Hand antrug, und daß ſie durch ihn eine reiche Frau geworden wäre. Aber nein, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, eine Ehe mag ſchon große Schwierigkeiten haben, wenn man in Liebe vereint, jedoch im Glauben getrennt iſt. Im Glauben und in der Liebe getrennt und durch die Ehe verbunden zu ſein — dieſer Aufgabe wäre ich nicht gewachſen und ich bleibe lieber Juliane Geringer, arm aber frei. — — Selbſtverſtändlich hatte Clariſſe gefragt, weshalb ſie Sylvia verlaſſen habe? — Juliane antwortete nur: „Über dieſe Verwickelungen muß ich ein ewiges Stillſchweigen beobachten und nur das will ich Dir ſagen, daß ich es war, die den Platz bei Miſtreß Goldiſch unaufgefordert aufgab.“

Als man von Maximilianens Verheiratung mit Herrn von Weſtern ſprach und Vinzenz und Clariſſe Betrachtungen anſtellten, was das für ein Individuum ſein möge, ſagte Juliane unbefangen, er ſei verwandt mit den Dambletons, die ihn nicht für einen zuverläſſigen Charakter hielten; ſie ſelbſt habe ihn zuweilen geſehen; er ſei ein auffallend ſchöner Mann von höchſt einnehmendem Weſen.

„Das paßt ja ganz genau zu Maximilianens Geſtändnis, daß ſie ſich in ihn verliebt habe,“ ſagte Vinzenz. „Wie dieſe Ehe ſich geſtalten wird — darauf bin ich geſpannt.“

„Wie furchtbar ernſt die Ehe iſt, daran denken beide ganz gewiß ſehr wenig und dann kann ſie unmöglich gut ſich geſtalten,“ verſetzte Juliane.

„Erſcheint Ihnen die Ehe ſo ernſt?“ fragte Vinzenz.

„Gewiß auch Ihnen,“ ſagte ſie unbefangen.

Seitdem Herr von Lehrbach die ſchmerzliche Erfahrung machte, daß Sylvia von Neheim die Verbindung mit ihm aufgab, um eine reiche Frau zu werden — daß ſie die Lehre ihrer Kirche verleugnete und die Rückſicht für ihre Verwandten beiſeite ſetzte, um ihren Weltſinn zu befriedigen — war er von der Ehe abgeſchreckt. Ihm erſchien das Weib als ein viel zu leichtſinniges, zu gebrechliches Geſchöpf, um ihm ſein Lebensglück und die Zukunft einer Familie anzuvertrauen. Als es ſich ſo fügte, daß er in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt wurde, lebte er bei ſeiner Mutter und fand durch ſie und Clariſſe eine ſo angenehme Häuslichkeit, daß er gar nicht an die Möglichkeit dachte, eine ſolche ſelbſtſtändig zu gründen. Jetzt änderte ſich das. Die Mutter war in der Ewigkeit, das Leben der Schweſter ſchwand dahin und — Juliane war da, in friſcher Jugendblüte, in der Anmut eines Herzens ohne Falſch, eines Sinnes, der zugleich einfach und edel war. Sie war ihm von jeher lieb geweſen; allmählich aber und ohne daß er es beachtete, nahm dies Wohlwollen einen ganz andern Charakter an. Als er es allmählich gewahr wurde, war er grenzenlos überraſcht, daß weibliche Liebenswürdigkeit ſein Herz ſo ſanft und ſo feſt umſponnen habe, um Wünſche und Gedanken in ihm zu wecken, die er längſt vergeſſen hatte. Er fühlte ſich ſogar etwas beſchämt, dies Geſtändnis ſich machen zu müſſen, weil er ſo entſchieden ſich vorgenommen und es auch entſchieden in ſeiner Familie geäußert hatte, er wolle unverehelicht bleiben. Aber trotz Überraſchung und Beſchämung ſtand es feſt, daß er die zärtlichſte, innigſte Zuneigung für Juliane habe und lebhaft wünſche, ſie ſeine Gattin zu nennen. Im Äußern hielt er aber ſein freundlich gleichmäßiges Benehmen inne und Juliane verblieb in voller Unbefangenheit.

Clariſſe täuſchte ſich nicht über ihren Zuſtand. Sie war einer langſamen Abzehrung verfallen und klar und ruhig, wie ſie immer geweſen war, ſprach ſie auch jetzt über ihr Ende, wenn ſie es für nötig hielt. Dies war der Fall im letzten Frühling ihres Lebens. Sie beſprach mit ihrem Bruder einige Beſtimmungen bezüglich ihres kleinen Vermögens und ſetzte hinzu:

„Ich würde in pekuniärer Beziehung an Juliane denken, wenn ich nicht die Überzeugung hätte, daß Du es übernehmen wirſt, Vinzenz, vollſtändig für ſie zu ſorgen.“

„Meinſt Du?“ ſagte er mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Ich meine nicht bloß, ſondern es ſcheint mir gewiß,“ ſagte ſie lächelnd, „daß Deine Zuneigung für Juliane ſehr lebhaft iſt und daß Du wünſcheſt, in ihr die Gattin zu finden, die Dein Herz begehrt und verdient.“

„Was wird Juliane ſagen!“ rief er.

drückt, der Ton zittert ſtatt zu vibriren, die Stimme verſagt. Wer eine Kunſt treiben will muß eine ruhige Seele haben.“

Ich verſprach ihm, künftig eine ſehr ruhige Seele zu haben. Guter Gott! was verſpricht man nicht bei ſechszehn Jahren! — Jezt würde ich ihm antworten: Nicht ſowohl eine ruhige als eine ſtarke Seele begehrt die Kunſt; eine Seele durch welche wie um die Windroſe, alle Affecte fliegen ohne ſie aus ihrer Richtung zu bringen; eine Seele, die wie die Glocke am Morgen Sturm läutet, am Abend Ave Maria; eine Seele, die wie der Adler mit den Unwettern kämpfen, und wie der Paradiesvogel höher hinauf fliegen kann in den reinen Aether, wo die Gewitter aufhören. — Er war ein vortreflicher Lehrer und ein braver Mann, aber kein Künſtler, glaube ich. — Das kleine Clavier kam, fand Platz in meinem Zimmerchen und machte mich ſeelenfroh. Ich war ſo viel allein, daß ich reichliche Muße für meine Uebungen hatte, und meine Tage faſt ganz mit Muſik ausfüllte. Im Familienkreiſe war ich ſehr ſtill und immer mit einer Handarbeit beſchäftigt. Zuweilen wurde ich in eine oder die andre Geſellſchaft mitgenommen; wo ich mich denn faſt immer linkiſch benahm — wenigſtens machte mir die Tante regelmäßig Vorwürfe. Bald hatte ich

„Frage ſie, beſter Vinzenz, ſo erfährſt Du es am ſicherſten.“

„Aber was glaubſt Du, Clariſſe!“

„Gar nichts! Junge Mädchen ſind in dieſem Punkte unberechenbar.“

„Du könnteſt aber doch mit ihr ſprechen, erfahren, wie ſie geſinnt iſt.“

„Das kann ich, wenn Du es wünſcheſt.“

„Und bald, Clariſſe, ſo bald wie möglich.“

„Noch heute, lieber Vinzenz.“

Clariſſe ſprach mit Julianen von ihrem nahen Ende und ſetzte dann hinzu:

„Ja, wenn Gott mich abruft, ſo gehe ich gerne in unſere wahre Heimat. Und doch ſchmerzt mich die Trennung von euch allen, namentlich von Vinzenz, der ganz vereinſamt ſein wird, und von Dir, weil Du dann wieder unter Fremden Dein Plätzchen ſuchen wirſt.“

„Und das wird mir jetzt ſchwerer als vor vier Jahren,“ ſagte Juliane, „denn Ihr habt mich ſehr verwöhnt, ich war bei euch zu Hauſe — und ein ſolches Glück findet man bei Fremden nicht.“

„Du könnteſt aber hier bleiben und hier für immer Dein Heim finden,“ ſagte Clariſſe und ſchaute tief in Julianens wehmütiges Auge.

„Wo denn . . . hier?“ fragte unbefangen Juliane.

„Gerade hier . . . wenn Du den innigen

Wunſch meines Bruders erfüllſt, der Dich zärtlich liebt . . . und ſeine Frau werden willſt.“

„Herrn von Lehrbach's Frau!“ rief Juliane höchſt erſtaunt; „er will ja nicht heiraten.“

„Er wollte es nicht, doch Du haſt ihn bekehrt, Juliane. Wie beantworteſt Du ſeinen Antrag?“

„Ich habe nie daran gedacht, Herrn von Lehrbach's Frau zu werden.“

„Das war auch gar nicht nötig! Sage nur, ob Dir jetzt dieſer Gedanke mißfällt.“

„O, wie wäre das möglich, Clariſſe!“

„Soll ich das meinem Bruder ſagen?“

„Ja, aber nicht, wenn ich dabei bin — ich muß mich erſt ſammeln,“ ſagte Juliane, umarmte Clariſſe und eilte in ihr Zimmer.

So wurde Juliane — Frau von Lehrbach. Einige Wochen ſpäter ging Clariſſe ſanft und ſelig zum ewigen Frieden ein.

Zweites Kapitel.

Juliane hatte immer ein dankbares Andenken für Geoffroy bewahrt. Jetzt, da er ſozuſagen unter ihrem Einfluß zum feſten Glauben und zum Eintritt in die alte heilige Kirche gelangt war, ſteigerte ſich dieſe Dankbarkeit durch große Freude und innige Teilnahme, und es war ihr ſehr lieb, daß Geoffroy von einem Tag zum andern ſeinen Aufenthalt in Königſtein verlängerte.

„Es iſt ſo angenehm, von alten Zeiten zu plaudern,“ ſagte ſie.

„Du anticipierſt auf Dein Alter,“ entgegnete ihr Mann lachend; „die alten Zeiten Deiner vierundzwanzig Jahre liegen nicht in allzu ferner Vergangenheit.“

„Nicht die Jahre ſind es,“ verſetzte Juliane; „welche Erfahrungen wir machten, welchen Wechſel der Verhältniſſe wir erlebten — dieſes bewirkt, daß uns jüngſtvergangene Zeiten wie fernes graues Altertum erſcheinen.“

„Doch nicht allzu grau,“ ſagte Geoffroy bittend.

Juliane vermied es, nach Sylvia ſich zu erkundigen. Teils war ihr ſelbſt die Erinnerung an alles, was zuletzt zwiſchen ihr und Sylvia — und infolge davon auch zwiſchen ihr und Geoffroy vorgefallen war, ungemein peinlich; teils fürchtete ſie, Eröffnungen über Sylvia zu hören, die ihr in jeder Beziehung weh getan hätten; teils endlich war ſie beſtrebt, das Gefühl ihres Mannes zu ſchonen, deſſen treues liebendes Herz einſt ſo ſehr durch Sylvia gekränkt worden war. Genug — ſie gab ſich zufrieden, als Geoffroy auf ihre Frage nach Miſtreß Goldiſch ausweichend antwortete; ſeine Studien und ſeine Konverſion hätten ihn dermaßen in Anſpruch genommen, daß er als Einſiedler gelebt und ſich um niemand, ſeine Eltern ausgenommen, bekümmert habe. Der Tod ihrer kleinen Tochter habe Miſtreß Goldiſch tief betrübt.

„Das will ich meinen! O die arme Mutter!“ rief Juliane, und Geoffroy ſprach von anderen Dingen. Sie ſah, daß auch er das Thema Sylvia zu vermeiden wünſche, und das beſtärkte ſie in ihrer Zurückhaltung.

So friedlich wie die letzten Jahre für Juliane, ſo friedenlos waren ſie für Sylvia geweſen.

Sie hatte die Reiſe aus dem Schwarzwalde nach Brüſſel in ſolcher Seelenangſt zurückgelegt, daß Geoffroy, der ſie begleitete, ihre fieberhafte Aufregung für den Vorboten einer ſchweren Krankheit hielt. Sie fragte ihn beſtändig, weshalb Herr Goldiſch nach Brüſſel gekommen ſei — worauf Geoffroy nur antworten konnte, er wiſſe es nicht, wahrſcheinlich in Geſchäften. Sylvia dachte ſich tauſend Möglichkeiten, die eine immer wahnwitziger als die andere, und verſetzte ſich dadurch in eine ſo heftige nervöſe Spannung, daß ſie, als ſie in Brüſſel und bei ihrem Manne anlangte, ohnmächtig zuſammenſank; denn wenn Herr Goldiſch ihrem lügenhaften Brief keinen Glauben geſchenkt hätte, was ſollte ſie dann ſagen, dann tun? Dann hatte er aber auch nicht das Geld nach Baden geſchickt; und was war in dieſem Fall aus Paul geworden? — In dem Augenblick, wo dieſe quälenden Fragen ihr gelöſt werden ſollten, beraubte die Gewiſſensangſt ſie ihrer Sinne.

So erzürnt wie es bei ſeinem ruhigen Temperament möglich war, ſagte Herr Goldiſch, als Sylvia zu ſich gekommen und ihm unter Tränenſtrömen zu Füßen gefallen war:

„Torheit! Unſinn! Dahin bringt es die blinde, abſcheuliche Leidenſchaft zum Spiel, daß man die Herrſchaft über ſich ſelbſt verliert und ganz vernunftlos handelt. Vernunftlos verſchwendet man bedeutende Summen — vernunftlos wird man, wenn man darüber zur Rechenſchaft gezogen wird."

„Ja, aber vergib mir, vergib mir!" flehte Sylvia, unausſprechlich erleichtert, weil ihr Mann ihre Lüge glaubte.

„Unter der Bedingung, daß Du mir eidlich verſprichſt, nie eine Karte anzurühren —"

„O, das gelobe ich!" fiel ſie ein.

„Auch nie an der Börſe in Papieren zu ſpielen."

„Gewiß nicht! Auch das gelobe ich."

„Wohlan, halte dies Verſprechen und merke Dir dieſes: Auch die größten Vermögen können durch die Verſchwendung unvernünftiger Frauen ruiniert werden. Du haſt beträchtliche Anlagen zu dieſer unheilvollen Wut, die, wenn ſie ſich auf das Spiel wirft, ganz unberechenbar und gewöhnlich unverbeſſerlich iſt. Ich will mein Vermögen beiſammen behalten und einſt zwiſchen meinen Kindern teilen: das ſteht feſt. Deshalb habe ich jetzt zum letzten Mal Deine Schulden bezahlt. Du haſt ein Nadelgeld, wie manche Prinzeſſin es nicht hat. Begnüge Dich damit. Erfahre ich je, daß Du wieder auf dem Wege biſt, Schulden zu machen, ſei es durch Spiel oder ſonſtwie, dann werde ich geeignete Schritte tun, um in die Öffentlichkeit zu bringen, daß ich Deine Schulden nicht bezahle."

Sylvia verſprach alles, was ihr Mann verlangte. Sie fühlte ſich erlöſt von Angſt und Qual, denn er glaubte ihre Lüge, er hatte keine Ahnung von dem wahren Zuſammenhang. Sie konnte ruhig ſein, denn er war beruhigt. Und dennoch — war ſie es nicht. Gewiſſensbiſſe folterten ihre Seele. Es war doch gräßlich, nur durch Lüge Ruhe zu geben und zu finden! — Es war jedoch nicht zu ändern — es gab kein anderes Mittel, um Paul zu retten. —

Aber was war aus Paul geworden? Sie hoffte, in London Briefe von ihm zu finden. Sie konnte es kaum erwarten, bis ihr Mann die Geſchäfte abgemacht hatte, die ihn nach Brüſſel führten. Sie drängte zur Heimkehr. Aber ſie fand keine Briefe von Paul vor. Warum ſchrieb er nicht — war er noch in Baden — wozu hatte er das Geld nötig — was konnte er unternehmen? — So wirbelten tauſend Fragen durch ihren Kopf, für die es keine Antwort gab. Kaum angelangt, war ihr der Aufenthalt in London unerträglich; denn London war ausgeſtorben in ſeinem Weſtende — und ſie hätte den vollen Tumult der Geſellſchaft nötig gehabt, um ſich zu zerſtreuen. Sie ſah ſo angegriffen aus, daß Herr Goldiſch ihrer Behauptung Glauben ſchenkte, der Nebel des Spätjahres in London ſchade ihrer Geſundheit. Sie ging nach Oakhill. Aber was half ihr die friſche Seeluft und die Stille des ländlichen Aufenthaltes! Cahill gab ſo wenig wie London eine Antwort auf die Frage, welche ihr ganzes Weſen erfüllte: Was iſt aus Paul geworden? —

Im November kam John Dambleton mit ſeiner Mutter nach England zurück und Sylvia ging zu ihrer Begrüßung nach London. Gleich nach den erſten wechſelſeitigen Fragen und Antworten ſagte Miſtreß Dambleton:

„Hat denn Paul ſeinem Oheim gemeldet, was er für ein Glück gemacht hat?“

„Wir hörten nichts von Paul,“ verſetzte Sylvia innerlich beklommen.

„Direkt hörten auch wir nichts; allein wir erfuhren in Baden-Baden, das wir auf unſerer Rundreiſe berührten, eine Konzertſängerin, die für den Sommer dort engagiert war, habe ihn geheiratet und ſei mit ihm nach Amerika gegangen, wohin ſich ja ſo manche zweifelhafte und ſchwindelvolle Exiſtenzen begeben.“

„Entſetzlich!“ ſagte Sylvia tonlos mit ſtarrem Blick und bebenden Lippen.

„Mehr Glück, als er verdient, dieſer Vetter, den ich weder kenne, noch zu kennen wünſche!“ rief John; „denn Kunſtreiſen in Amerika bringen Geld ein — und Geld auszugeben, ohne die Mühe zu haben, es zu verdienen, ſcheint ja ſein Lebenszweck zu ſein! Ich wünſche dieſer Jane Miranda Glück.“

„Ich bin herzlich froh über dieſe Wendung ſeines Schickſals,“ ſagte Miſtreß Dambleton; „die Ausplünderung Geoffroy's wird nunmehr aufhören.“

Es brauſte vor Sylvia's Ohren, es flimmerte vor ihren Augen, jedes Wort erſtarb auf ihren Lippen. Zum Glück trat die kleine Konradine ein und das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Man fand, daß das Kind ſehr leidend ausſehe.

„Sie iſt auch gar nicht wohl,“ ſagte Sylvia; „wir beide, ſie und ich, haben uns von unſerer plötzlichen und ganz unmotivierten Abreiſe aus dem Schwarzwald nicht erholt.“

„Es iſt wahr, auch Du ſiehſt recht angegriffen aus,“ ſagte teilnehmend Miſtreß Dambleton.

„Und die Nebel legen ſich hier wie ein Mühlſtein auf meine Bruſt und erſticken mich,“ ſetzte Sylvia hinzu; „ich kehre noch heute Abend nach Oakhill zurück.“

Das geſchah auch, denn Herr Goldiſch ließ ihr um ſo lieber alle Freiheit für ihren Landaufenthalt, als er in dem Wahn ſtand, ihre Leidenſchaft für das Spiel könne ſich in London dem Spiel mit Papieren zuwenden. Sylvia aber wollte allein ſein, um ſich in der Einſamkeit ihrem Schmerz zu überlaſſen, daß Paul ſie ſo furchtbar hintergangen, ſo unredlich gegen ſie gehandelt habe. Während er zu ihr ſprach als zu einem

Weſen, dem ſein ganzes Herz gehöre, diente ſie ſeiner Abſicht, durch Lüge Geld von Herrn Goldich zu erpreſſen — Geld, das ihm nötig war, um zu dieſer Heirat zu gelangen. Solche Falſchheit überſtieg alle Begriffe und jedes Maß. Ach, hätte ſie wenigſtens aus Grund ihres Herzens ihm zürnen, ihn verachten können! Das hätte ihr geholfen, ihre törichte Zuneigung zu überwinden. Dies war aber nicht der Fall. Sie hatte freilich Anwandlungen von Haß, allein dieſe ſchmolzen dahin, wenn ſie erwog, daß er, ein ſo liebenswürdiger Menſch, ausgeſtoßen von ſeiner Familie und einem Elend preisgegeben ſei, aus welchem jene Heirat ihn ohne Zweifel befreite, und ſie beneidete dieſe Jane Miranda um ein ſolches Glück. Sie konnte nichts mehr für ihn tun: ſie war auf jede Weiſe gebunden; ihre Lage, ihre Verhältniſſe kamen ihr unerträglich vor; was half ihr der Reichtum ihres Gatten! „Spielereien und Bequemlichkeiten des äußeren Lebens verſchafft er mir,“ rief ſie verzweiflungsvoll, „aber kein Glück, keine Befriedigung. O ich führe ja ein gräßliches Leben — ein Scheinleben, denn mein Inneres trägt eine Larve.“

In dieſer Troſtloſigkeit, welche weder durch Religion noch durch Pflichtbewußtſein gelichtet wurde, lebte ſie einige Zeit dahin, bis ſie an einer Bruſtentzündung ſchwer erkrankte. Ihr Leben war in Gefahr, und als endlich ihre Gezu viel geſprochen, bald zu wenig, jezt mich verneigt als grüßte ich einen König, dann — als ſei ich eine Königin, den Einen zu freundlich, den Andern zu finſter angeſehen; heute eine nachläſſige Toilette gemacht und morgen eine kokette. Ich ängſtigte mich dermaßen in der Geſellſchaft ab, daß ich gänzlich die Unbefangenheit, dieſe höchſte Grazie, verlor und von den Leuten ungefähr für ſtupid gehalten wurde, was ich ihnen gar nicht verdenken kann. „So ſchön und ſo dumm!" hörte ich einmal einen jungen Mann leiſe zu einem Andern ſagen, indem er auf mich blickte. Er hatte ein Paar Mal verſucht mit mir zu reden, aber nur die höchſte Einſylbigkeit gefunden. Wer ſich für mich intereſſirte war mein Muſiklehrer, weil ich ſeine fleißigſte und begabteſte Schülerin war — die Kammerfrau meiner Tante, weil ich ihr zuweilen bei ihrem Uebermaß an Arbeit ein wenig half und immer freundlich mit ihr umging — und Achaz Thannau, weil er ſich in mich verliebte. Er war damals dreißig Jahr alt. Das iſt gewiß kein hohes Alter; doch für ein Mädchen von ſechszehn Jahren iſt ein Mann von dreißig, und vollends der Bruder eines Onkels, wo nicht ein Greis, doch eine Reſpectsperſon, mit der es nicht in einer Reihe ſteht und auf gleichem Fuß umgeht. Im Grunde neſung zu erwarten war, trat ein Rückfall ein, den der Tod der kleinen Konradine hervorrief. Das Kind wurde ſchnell von der Bräune dahingerafft. Sylvia hatte das Kind ſo ſehr geliebt, wie das bei ihrem durch Selbſtſucht vertrockneten Herzen möglich war. Als ſie durch ihre Verbindung mit Herrn Goldiſch ihre Seele dem Reichtum verſchrieb, das Geld zum Beſtimmungswort ihres Lebens machte, da erſtarben ganz allmählich beſſere Gefühle und höhere Gedanken. Sie hatte Irdiſches verlangt — ſie wurde mehr und mehr irdiſch geſinnt; denn wie der Wille und die Liebe des Menſchen beſchaffen ſind, ſo wird er. Will und liebt er das niedrige, ſo ſinkt er zur Niedrigkeit hinab. Will und liebt er höhere Güter, ſo ſteigt er zu ihnen hinauf — und in dieſer Richtung kann er von der Gnade ſo hoch hinauf gezogen und getragen werden, daß er mit dem heil. Franz von Aſſiſi ſpricht: „Mein Gott — mein alles!“

Von einer ſolchen Geſinnung hatte Sylvia freilich keine Ahnung. Sie fühlte ſich nicht glücklich in ihrer Ehe; ſie verlangte glücklich zu ſein; ſie war troſtlos, daß ſie es nicht war; in dieſem Kreiſe bewegten ſich ihre Gedanken, ihre Gefühle. Sie betrachtete nicht das wahre Glück als eine ernſte hohe Sache, welche durch ſchwere Opfer erkauft und fort und fort durch Opfer bezahlt ſein will. In Gefühlen ſchwelgen — das nannte ſie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20879 / 066

glücklich ſein, gleichviel ob dieſe Gefühle auf Wahrheit oder Täuſchung, auf Pflicht oder Selbſtſucht, auf Einſicht oder Verblendung beruhten. Um dieſen Unterſchied zu erkennen und anzuerkennen, hätte ſie das himmliſche Licht des Glaubens haben müſſen, welches das Gewiſſen aufklärt und durchleuchtet. Dies Licht hatte ſie längſt verloren. Längſt war ſie der Verblendung verfallen, die unzertrennlich von ungeordneten Neigungen und Verhältniſſen iſt und das Gewiſſen allmählich fälſcht und abſtumpft. So war ſie dahin gekommen, Paul's Rettung als ihre Lebensaufgabe zu betrachten, ohne ſich zu fragen, ob das mit ihren Pflichten vereinbar ſei, welche Mittel ihr zu Gebote ſtänden, ob ſie nicht dadurch Schaden leiden, ſogar zugrunde gehen könne. Dieſe Lebensaufgabe gefiel ihr, regte ihre Gefühle an: das war ihr genug, um ſie anzunehmen. Sie machte Paul zum Mittelpunkt ihres Lebens. Als jetzt ſein trauriges Schickſal in ihr entriſſen hatte, fiel ſie in Verzweiflung über die Verödung und Leere ihres Daſeins — in eine Verzweiflung, die umſo nagender war, als ſie dieſelbe nicht ausſprechen durfte. Nun ſtarb Konradine. Die Sorge, das Intereſſe für ihr Kind war das letzte unegoiſtiſche Gefühl in Sylvia's Herzen. Jetzt war es auch damit aus und vorbei. Sie überließ ſich einer maßloſen Traurigkeit, aber ſie war froh, ihren Jammer um Paul hinter dem Schmerz um Konradine verbergen zu können. Körperlich ſchwach und ſchwächer der Seele nach, verlebte ſie einen kläglichen Winter, während Herr Goldiſch mit ſeinem gewohnten Gleichmut den Tod ſeiner Tochter, die Krankheit ſeiner Frau und deren tiefe Verſtimmung ertrug. Er widmete ſich umſo eifriger ſeinen Geſchäften und ſah es gar nicht ungern, daß ihm keine geſellſchaftlichen Pflichten oblagen, denn Sylvia wollte niemand ſehen, als Perſonen der Familie und dieſe waren nicht zahlreich.

Drittes Kapitel.

Miſtreß Tambleton ſaß neben der Chaiſelongue, auf welcher Sylvia ruhte, war mit einer leichten Handarbeit beſchäftigt und ſagte:

„Ja, an unſerm John habe ich meine Freude. Er geht ruhig und verſtändig ſeinen Weg, hat einen praktiſchen Sinn und wird ohne Zweifel eine gute Heirat machen, da er ein bildhübſcher, braver Junge iſt. Ich denke ein wenig für ihn an Frederica's jüngſte Schweſter. Was meinſt Du dazu?“

Sylvia verſetzte gleichgültig:

„Ach, muß denn immer geheiratet werden?“

„Das verſteht ſich!“ verſicherte Miſtreß Tambleton mit Eifer; „nach Neigung, aber mit Vernunft und Überlegung. Das gibt gute Ehen und dafür iſt der Menſch geſchaffen.“

„Der Seemann nicht, denn er hat weder Herd noch Heim, wenn er in Kanada ſtationieren muß oder in Siam.“

„Das hat gar nichts zu ſagen! Er fühlt ſich umſo glücklicher, wenn er von ſeinen Fahrten in ſein Haus und zu ſeiner Frau zurückkehrt. Kleine Trennungen ſind dem Eheglück durchaus nicht ungünſtig, wenn die Leutchen verſtändig ſind. Und das iſt unſer John! Hingegen Geoffroy . . . ganz Gemüt; er kann es nicht verleugnen, daß ſeine Mutter eine Deutſche iſt.“

„Mir gefällt das deutſche Gemüt, Eliſa! Ich ziehe es der kühlen Verſtändigkeit des Engländers vor.“

„Auch mir gefällt es . . . nur muß es nicht in Gefühlsſchwelgerei ausarten oder gar damit verwechſelt werden. Geoffroy läßt ſich viel zu ſehr von Gefühlen leiten — bis jetzt von ſehr edeln — allein damit handelt man doch zuweilen höchſt verkehrt. Das könnte auch ihm geſchehen. Warum heiratet er nicht . . . ich frage Dich!“

„Das weiß ich nicht,“ ſagte Sylvia gleichgültig.

„Ich aber weiß es! . . . Er hat die Marotte, daß man Neigung zu ihm faſſe um ſeiner ſelbſt willen, nicht wegen ſeines Vermögens — und dieſe Marotte entſpringt aus einer Überſchwänglichkeit der Gefühle.“

„Ich finde das ſehr natürlich, beſte Eliſa.“

„Ach ja, natürlich genug, aber doch ſehr übertrieben. Denn wenn Geoffroy mit Vernunft und Überlegung eine Wahl treffen wollte, ſo würde dieſe ja nicht auf eine junge Dame fallen, die entſchieden geldgierig iſt und nur nach einer guten Stellung in der Geſellſchaft verlangt. Er würde auf ihre guten und liebenswürdigen Eigenſchaften, auf ihre Tugenden und ihre Bildung ſehen, aber nicht darauf, ob ſich eine ganz extraordinäre Liebe für ihn in ihrem Herzen entzünde. Gerade dieſes kann eine Kokette benützen und ihn täuſchen.“

„Er iſt kränklich, liebe Eliſa, und er ſieht, wie wenig Glück im Leben zu finden iſt; daraus entſpringt eine gewiſſe Schüchternheit, die vor einem entſcheidenden Entſchluß zurückſchreckt.“

„Aber nein, beſte Sylvia! Geoffroy's Geſundheit iſt vollkommen hergeſtellt und ſeine ſchwärmeriſchen Anforderungen an Glück und an Liebe ſollte er nach der Vernunft zu regeln wiſſen. Er hat den Vorzug, eine ganz unabhängige Exiſtenz zu genießen. Ein beträchtliches Vermögen, ein gut eingerichtetes Haus, ein hübſcher Landſitz — — nichts fehlt ihm. Hätte der gute Dick Drummond geahnt, daß ſein Patenkind als Einſiedler leben wolle, ſo würde er ihn gewiß nicht zu ſeinem Erben gemacht haben.“

„Beſte Eliſa, meine Schuld iſt es nicht, daß Geoffroy unvermählt iſt,“ ſagte Sylvia ungeduldig; „ich ſehe ihn faſt gar nicht und habe daher keine Gelegenheit, ihn zur Vernünftigkeit in Deinem Sinn zu ermuntern.“

„Ja, wer ſieht überhaupt Geoffroy!“ rief Miſtreß Dambleton; „er ſitzt in ſeinem Hauſe und ſtudiert. Geſtern Vormittag war ich bei ihm. Ein Wall von Büchern umgab ihn; es waren Folianten dabei, in Schweinsleder gebunden. Ich fragte, was das alles ſei. „„Lauter Wiſſenſchaft,““ ſagte er lächelnd. Ich glaube es gern! Belletriſtik wird nicht in Folianten geſchrieben! — So ſitzt er in ſeiner Klauſe und verliert ſeine ſchöne Jugend bei trockenen wiſſenſchaftlichen Studien.“ — —

So klagte Miſtreß Dambleton über ihren jüngſten Sohn und langweilte ungemein Sylvia, die nichts weniger als wohlwollende Gefühle für Geoffroy hatte, weil er es geweſen war, der ſich erlaubt hatte — wie ſie es nannte — Paul aus England zu verbannen, und der ihr im Schwarzwald jede Mitwirkung verſagt hatte, um den Aufenthalt desſelben zu entdecken. Hätte damals die Familie gewußt, daß Paul in Baden ſei, ſo hätte man ohne Zweifel die wahnwitzige Heirat hintertreiben können, die er aus Verzweiflung ſchloß; — und ſo war es in ihren Augen Geoffroy, der Paul ins Elend gejagt und der ſie in untröſtlichen Gram geſtürzt hatte. Sie war ſehr froh, daß Geoffroy ſich nicht bei ihr ſehen ließ, und ſie überredete ſich, daß ſein Gewiſſen ihm Vorwürfe über ſein Verhalten gegen Paul mache und daß er deshalb nicht bei ihr erſcheine.

Geoffroy's Gedanken gingen aber auf ganz anderen Wegen. Was damals im Schwarzwald — und was ſpeziell zwiſchen Sylvia und Juliane vorgefallen war — er wußte es nicht und niemand wußte es. Man hatte längſt den ganzen Vorfall vergeſſen. Allein Sylvia's Benehmen in jenen Tagen hatte ihm ein unbeſtimmtes Mißtrauen eingeflößt, während Julianens würdevolle Haltung ihn mit Verehrung und Vertrauen ſo tief erfüllte, ihm einen ſo edeln Charakter offenbarte, daß die Zuneigung, die er längſt für ſie in der Stille ſeines Herzens hegte, zu Tage kam und ſich ausſprach. So tief es ihn ſchmerzte, daß Juliane ſeine Hand ablehnte — es verletzte ihn nicht und es vermehrte ſeine Hochachtung für ihr hochſinniges Herz. Mittellos, hilflos, verlaſſen, wie ſie war, ließ ſie ſich nicht blenden durch einen Antrag, der Tauſende geblendet hätte. Und daß ſie ihre Ablehnung auf die Verſchiedenheit des Glaubens ſtützte, gab derſelben einen ſo heiligen Ernſt, eine ſo tiefe Auffaſſung der Ehe, ihres Glückes, ſowohl als ihrer Pflichten, daß ſeine ganze Seele davon ergriffen wurde. „Wohlan!" ſprach er zu ſich ſelbſt, „kann ich mit dieſem herrlichen Weſen nicht in Liebe vereinigt ſein, ſo könnte doch vielleicht der Glaube ein himmliſches Band werden zwiſchen ihr und mir."

So dachte Geoffroy. Nach England zurückgekehrt, gähnten ihn ſein leeres Leben und die Öde ſeines Hauſes dermaßen an, daß er ſich auf theologiſche Studien verlegte, um etwas Nahrung für ſeinen Geiſt zu ſuchen. Seine Mutter forderte ihn freilich auf, in das öde Haus eine Gattin einzuführen; doch mehr denn je war ſein Sinn von der Frauenwelt abgekehrt. In dem Verkehr mit Juliane hatte er ganz unabſichtlich gelernt, höher und tiefer zu blicken, als bisher. Die Folge war, daß er nicht bloß in ſeinem Hauſe, auch nicht bloß in ſeinem Herzen, ſondern in ſeinem ganzen, ſeinem innerſten Sein eine Leere erkannte, die er früher nur als ein gewiſſes Unbehagen an ſeiner Stellung im Leben gefühlt hatte. Der tiefe Ernſt und die hohe Würde, womit das Leben zu erfaſſen und zu adeln ſei, waren ihm zum erſtenmal in dieſer einfachen, unbeachteten Juliane entgegengetreten und die Liebe zu ihr hatte einer höheren Richtung in ihm die Bahn gebrochen.

Paul's Heirat hatte ihn gar nicht überraſcht. Paul war ein ſchöner, ein ſehr einnehmender Mann, hatte Talente und Gewandtheit. Wäre ſein Charakter im Gleichgewicht mit ſeiner Begabung geweſen, ſo hätte man ihn einen ausgezeichneten Mann genannt. Geoffroy wußte, wie ſehr Sylvia durch ihn geblendet und für ihn eingenommen ſei — warum ſollte nicht etwas Ähnliches vorgekommen ſein und zu einer Heirat geführt haben? Ohne Zweifel war Paul ganz zufrieden mit dem Loſe, das er gezogen hatte, denn iſt das auch ganz richtig, und ein ſolcher Mann iſt ein Greis an Erfahrung, an Bewußtſein, an Menſchen- und Lebenskenntniß, neben einem ſolchen Mädchen. Aber weil man immer an der Oberfläche der Verhältniſſe haften bleibt, und weil die äußere Schönheit und Friſche des Weibes früher und geſchwinder welkt als die des Mannes: ſo pflegt man zu ſagen, dieſer Unterſchied der Jahre ſei keiner. Er iſt ein ſehr weſentlicher, denn er reißt eine unausfüllbare Kluft zwiſchen Anſchauungs- und Empfindungsweiſe dieſer beiden Menſchen, von denen der Eine Alles kennt und gehabt hat, und der Andre nichts, aber es eben darum um ſo glühender begehrt. Darauf wird keine Rückſicht genommen! ob ein verkühltes Herz neben einem lodernden ſchlage; ob die Atmoſphäre des Einen die temperirte Zone — und des Andern die tropiſche ſei; ob das innerlichſte Weſen hier in voller, freudiger, überſchwenglicher Blüte ſtehe, und dort kahl: das iſt gleichgültig, denn der Mann bleibt länger jung als die Frau — ſo geht nun einmal das Vorurtheil. Und an die Seite eines ſolchen Mannes, der ſein halbes Leben verbraucht und häufig verſchwendet hat, ſtellt man das junge Mädchen, und ſchreit Zeter, wenn es nicht eine überglückliche und vortrefliche Frau wird. So räſonnirte ich damals er war für die ganze Familie verſchollen — auch für ſeine Mutter, der er nur ſeine Heirat und ſeine Abreiſe nach Amerika angezeigt hatte. Amerikaniſche Blätter brachten freilich öftere Nachrichten über die künſtleriſchen Leiſtungen der unvergleichlichen Miß Jane Miranda, doch ſelbſtverſtändlich keine Kunde von Paul.

So verſtrich die Zeit. Herr Dambleton und Herr Goldiſch dachten an ihre im vollen Flor blühenden Geſchäfte, Miſtreß Dambleton dachte an die Verheiratung ihrer renitenten Söhne, John dachte, als echter Seemann, viel mehr an ſeine Einſchiffung als an eine Gattin, Geoffroy an ſeine Studien und an Juliane, Sylvia dachte an Paul. Da wurden alle mehr oder minder befremdet und aufgeregt durch das Auftreten einer Perſon, an die niemand dachte.

Viertes Kapitel.

Bleich und müde ſaß Sylvia in ihrem Zimmer und ließ von ihrer Kammerjungfer eine große Kiſte auspacken, die voll Toilettenſachen aus Paris angelangt war. Die Kammerjungfer war entzückt von dieſen Herrlichkeiten; da aber Miſtreß Goldiſch kein Zeichen des Beifalls äußerte, ſo verrichtete auch jene in mühſam erzwungener Schweigſamkeit ihre Obliegenheit.

Da fiel der Klopfer mit einer ſolchen Wucht wider die Haustür, daß Sylvia zuſammenſchreckte und für ſich ſagte: „Was will denn Eliſa zu ſo früher Stunde!“ — denn dies war die Art, in welcher Miſtreß Dambleton ihre Morgenbeſuche ankündigte. Kaum war der Diener erſchienen, der einen ganz unverſtändlichen Namen murmelte, ſo folgte ihm auf dem Fuße eine Dame im Traueranzug, die auf Sylvia zuging, ihr die Hand bot und melancholiſch fragte:

„Sylvia . . . kennſt Du mich?“

„Valentine!“ rief Sylvia ſtarr vor Überraſchung und entfernte mit einer Handbewegung die neugierige Kammerjungfer. „Valentine . . . was führt Dich her?“

„Die Liebe zu meinem Sohn,“ entgegnete Valentine immer in demſelben Ton; „ich will meinen George ſehen.“

„Sein Vater läßt ihn in Deutſchland erziehen . . . er bringt die Herbſtferien hier zu.“

„Haſt Du ihn aus dem Vaterhauſe verbannt?“

„Was fällt Dir ein, beſte Valentine,“ erwiderte Sylvia in unbehaglichſter Verlegenheit, denn Valentine war die erſte Frau — oder, um katholiſch zu ſprechen — war die Frau des Herrn Goldiſch und die Tochter des Barons Grünerode, in deſſen Haus Sylvia nach dem Tode ihrer Eltern, als Nichte der Baronin, mit ſiebzehn Jahren kam, gerade da Valentine im Begriffe war, ſich mit Herrn Goldiſch zu verheiraten. Dieſe Ehe war nichts weniger als glücklich, und nach vielen Klagen, Vorwürfen und Mißhelligkeiten auf beiden Seiten glaubte Herr Goldiſch das Recht zu haben, ſeine Ehe auflöſen zu laſſen. Niemand war froher als Valentine; höchſt unzufrieden aber waren ihre Eltern und deren Unzufriedenheit ſteigerte ſich, als nach ein paar Jahren Sylvia den Antrag des Herrn Goldiſch annahm und ſich entſchloß — ſie, die Katholikin, ſie, die bereits mit Vinzenz von Lehrbach verlobt war — einem verehelichten proteſtantiſchen Manne ihre Hand zu reichen. Nicht aus dieſen Rückſichten waren Baron Grünerode und ſeine Frau unzufrieden mit Sylvia, ſondern einfach, weil ſie hofften, das Verhältnis Valentinens zu ihrem Gatten könne ſich mit der Zeit herſtellen. Sylvia's Schritt vereitelte dieſe Hoffnung, die Herr Goldiſch freilich nie erfüllt haben würde, da Valentine nicht nur eine leichtſinnige, ſondern auch eine unerträglich launenhafte und ſehr verſchwenderiſche Frau war.

Jetzt, nach einer Reihe von Jahren, ſtanden ſich die beiden Couſinnen, Valentine und Sylvia, gegenüber, beide als Miſtreß Goldiſch.

„Alſo mein Sohn iſt nicht hier," ſagte Valentine gelaſſen und ſetzte ſich bequem in einem Lehnſeſſel zurecht; „dann werde ich hier die Ferienzeit erwarten."

„Hier!" rief Sylvia ſchreckenvoll.

„Auf engliſchem Boden mein' ich . . . auf der Inſel Wight zum Beiſpiel. Beruhige Dich, arme Sylvia, ich bin nicht gekommen, um Dein Glück zu ſtören."

„Mein Glück!" rief Sylvia ſtürmiſch, „und mein einziges Kind liegt im Grabe!"

„Da ſiehſt Du es! Der Segen des Himmels kann unmöglich auf der Bigamie ruhen."

„Vielleicht haſt Du recht!" rief Sylvia in Tränen; „gehört Dir dieſer Platz, ſo nimm ihn wieder ein."

„O, ich danke Dir für Deine Großmut! Meine Freiheit gebe ich nicht wieder her . . . am wenigſten jetzt, da ich durch den Tod meines Vaters zu einem bedeutenden Vermögen gekommen bin, das ich, durch Erfahrung belehrt, gut zu verwalten denke.“

„Iſt er tot, Dein Vater? Und Deine Mutter . . . wie geht es ihr?“ fragte Sylvia, froh über die Wendung des Geſprächs.

„Papa ſtarb vor drei Monaten und die arme Mama iſt ganz faſſungslos, teils weil ſie unter ſeiner despotiſchen Hand jede Spur von Selbſtſtändigkeit in wichtigen Fragen verloren hat, teils weil ſie zu verhungern fürchtet, obſchon Papa ihr eine ungewöhnlich große Rente beſtimmt hat. Aber die Kaſſe eines Millionärs ſteht ihr nicht mehr zu Gebot und ihre Kinder wollen auch leben.“

„Nun,“ ſagte Sylvia lächelnd, „es iſt auch früher niemand von Euch zu kurz gekommen.“

„Nicht an Geld — doch an Glück,“ verſetzte Valentine.

„Menſchenſchickſal!“ entgegnete Sylvia.

„Sprichſt Du auch ſo?“ rief Valentine. „Nun das freut mich! Du ſiehſt alſo ein, daß es nicht genug iſt, die Frau des Herrn Goldiſch zu ſein, um ſofort ſich glücklich zu fühlen. Das iſt eine große Rechtfertigung für mich, denn ich wurde es auf Wunſch meiner Eltern; Du aber haſt Dich über jede Schranke und jedes Bedenken hinweg geſetzt, um eine Verbindung mit Herrn Goldiſch zu ſchließen, die — ich weiß nicht was — aber ganz gewiß keine Ehe iſt.“

„Keine Ehe iſt!“ wiederholte Sylvia.

„Das wirſt Du doch wiſſen!“ ſagte Valentine mit Überlegenheit; „dazu braucht man kein Doktor der Theologie zu ſein. Oder biſt Du, um Dein Gewiſſen zu beſchwichtigen, etwa proteſtantiſch geworden?“

„Keineswegs! Mein Gewiſſen war ganz ruhig . . . bis jetzt.“

„Jetzt aber gehen Dir die Augen auf, nicht wahr? Und Du findeſt Deine Stellung etwas ungehörig“ . . .

„Was bezweckſt Du mit dieſen Reden?“ fiel Sylvia beunruhigt ein.

„Nichts weiter, als Dich auf die ſchiefe Stellung aufmerkſam zu machen, die Du einnimmſt.“

„Aber niemand, weder in der Familie noch in der Geſellſchaft, faßte ſie als etwas Ungehöriges auf,“ rief Sylvia.

„Miſtreß Dambleton und Frau von Weſtern ſind nicht katholiſch und hier zu Lande fragt kein Menſch nach den Andezedentien des Herrn Goldiſch. Überdies erkennt das bürgerliche Geſetz Deine Ehe als rechtmäßig an. Die katholiſche Kirche aber nennt ſie ungiltig. Das wirſt Du wiſſen. Und wie geht es der guten Eliſa? . . . Für

Frau von Weſtern intereſſiere ich mich nicht, da ich ſie gar nicht kenne.“

Sylvia gab genaue Auskunft über die Familie Dambleton und dann fragte Valentine:

„Denkſt Du noch zuweilen an Aurel? Es beſtand ja einmal eine zarte Neigung zwiſchen Dir und ihm.“

„Sie wurde verſtört durch Deinen Vater und Miß Phöbe Grandiſon,“ ſagte Sylvia bitter; „aber Dein Bruder und ich, wir ſind immer gute Freunde geblieben.“

„Mein armer Bruder iſt ſehr zu beklagen! Infolge ihrer epileptiſchen Anfälle iſt Phöbe ganz ſchwachſinnig und eine furchtbare Laſt für ihn geworden. Von einem ehelichen Verhältnis war ja nie zwiſchen ihnen die Rede und Aurel vertrauerte ſeine ſchönſten Jahre. Phöbe konnte aber doch in der Welt erſcheinen. Jetzt iſt das unmöglich! . . . Dieſe elende Ehe, die keine iſt, hat Papa auf ſeinem Gewiſſen.“

„Kann ſich Aurel nicht von Phöbe trennen, wenn ſie geiſtesſchwach oder irrſinnig iſt?“ fragte Sylvia.

„Was würde es ihm helfen? Er kann ja doch keine andere Frau heiraten.“

Valentine blieb lange bei Sylvia. Als ſie endlich ſich entfernte ſagte ſie:

„Ich werde Dich zuweilen zu dieſer Stunde beſuchen, denn wir ſind Couſinnen und Du biſt ein Pflegekind meiner Eltern geweſen. Dieſe verwandtſchaftlichen Beziehungen halte ich feſt und bekümmere mich übrigens um niemand — bis mein Sohn kommt; denn ſeinetwegen bin ich hier. Er wächſt zum Jüngling heran und ſoll mir nicht entfremdet werden."

In herzlicher Weiſe trennten ſich die Couſinnen. Sylvia aber war ganz beſtürzt über Valentinens Erſcheinung — nicht als Valentine, ſondern als Miſtreß Goldiſch, als die Gattin ihres Mannes. „Wer iſt denn jetzt die rechtmäßige Frau?" fragte ſie ſich. „Wenn George kommt und ſeinen Vater ſieht und ſeine Mutter . . . und mich, die ich zwiſchen ihnen ſtehe, welchen peinlichen Eindruck muß er empfangen . . . wie muß er wünſchen, ſeine Eltern vereinigt, die Fremde entfernt zu ſehen. In welche Verwirrung und Zerriſſenheit werden die armen Menſchen durch ihre Schickſale geſtürzt!" —

Sie hätte richtiger und wahrer geſagt: durch ihre Leidenſchaften. Dies wäre aber zugleich das Geſtändnis einer Verſchuldung geweſen und Sylvia hatte ſich daran gewöhnt, ihre Handlungsweiſe als unausweichliche, in einander greifende Folgerung der Schickſale zu betrachten, die über ihr Leben verhängt waren. Früh elternlos und ohne Vermögen, abhängig im Hauſe reicher Verwandten, einerſeits verwöhnt und andererſeits unterdrückt, gefallend durch Schönheit, Anmut und Talente — was ihre Eitelkeit anregte, ohne ſie zu befriedigen, durchkreuzt in der Neigung ihres Herzens, fremd in jener Sphäre, welche aus ernſter Religioſität hervorgeht, überwucherte der Weltſinn ihr ganzes Weſen; und ſo war es möglich, daß ſie endlich den entſcheidenden Schritt tun, das beſcheidene Los verwerfen konnte, das ihr Vinzenz von Lehrbach mit ſeinem Herzen anbot, um eine reiche Frau zu werden. Nach Sylvia's Anſicht mußte das ſo kommen, denn die Sklaverei im Hauſe ihrer Verwandten war ſchließlich nicht zu ertragen und derſelben zu entrinnen, um in die Sklaverei der Dürftigkeit zu geraten, wäre bei ihrer Verwöhnung eine ungeheuere Torheit geweſen. Sollte jedoch etwas Sträfliches in ihrer Verbindung mit Herrn Goldiſch geweſen ſein, ſo fühlte ſie ſich über alle Gebühr geſtraft, da ſie ſich keinen Augenblick zufrieden, viel weniger glücklich gefühlt hatte und da ferner durch Paul ihr Herz von beſtändiger zitternder Spannung — freilich mit zärtlicher Zuneigung gemiſcht — überfüllt und ohne Hoffnung war, jemals zur Ruhe zu kommen. Der Tod ihrer kleinen Tochter vollendete das Bild, das ſie von ihrem leidenvollen Leben entwarf und das neben einigen richtigen Zügen ſehr viel Unwahres und verſchuldete Täuſchung enthielt.

Als Sylvia ihrem Manne ſagte, Valentine ſei gekommen, um ihren Sohn zu ſehen, verſetzte er mit Gleichmut:

„Verſchroben war ſie, verſchroben bleibt ſie. George iſt in Deutſchland; ich hätte ihm ſelbſtverſtändlich erlaubt, einen Teil der Ferien bei ihr zuzubringen. Aber nein, ſie muß hier auftreten und ihn gleichſam requirieren! . . . Sie iſt eine halbe Närrin! . . . Übrigens habe ich nichts wider ſie und wir ſind einander vollkommen fremd und gleichgiltig.“

Miſtreß-Dambleton nahm die Nachricht nicht ſo kühl auf, wie ihr Bruder, und ſagte:

„Nein, dieſe Valentine! Aufſehen machen! . . . Dies war ſtets ihre Liebhaberei. Es iſt unglaublich taktlos, an dem Ort zu erſcheinen, wo ihr ehemaliger Gatte mit einer zweiten Frau lebt. Ob man das in Deutſchland gut heißt, weiß ich nicht; in England iſt's nicht Gebrauch.“

„Nein!“ rief Lady Frederica lachend; „als König Heinrich VIII., tyranniſchen Andenkens, Jane Seymour zu heiraten wünſchte, hatte er wenigſtens die Aufmerkſamkeit, dem Übelſtand, zwei Frauen zu beſitzen, vorzubeugen, indem er Anna Boleyn's ſchönen Kopf abſchlagen ließ. Das mag wohl für ewige Zeiten einen heilſamen Schreck durch ganz England verbreitet haben.“

„Es iſt ſo recht Deine Art, über die ernſthafteſten Dinge zu ſcherzen,“ ſagte Sylvia verſtimmt und wenig erbaut, durch König Heinrich's Beinicht; aber Achatz Thannau war mir vollkommen eine Reſpectsperſon. Anfangs beſchäftigte er ſich nur verſtohlen mit mir. Die Tante war eiferſüchtig, oder beſſer geſagt: ſie mißgönnte mir jede Aufmerkſamkeit, folglich auch die ſeine. Im Familienkreiſe ſprach er wenig mit mir; in der Geſellſchaft flüſterte er mir zuweilen ein Wort der Bewunderung zu, das ich halb verlegen und halb dankbar annahm. Endlich begegnete ich ihm alle Morgen, wenn ich in die Meſſe ging oder aus ihr kam, unten im Hauſe. Da wohnte er. Ich wohnte drei Treppen hoch in einem Manſardenzimmer. Wir grüßten uns immer freundlich, wechſelten ein Paar Worte, und ich dachte nicht weiter an ihn. Die Möglichkeit fiel mir nicht ein, daß er aus ſeinem Zimmer treten könne, um mir guten Morgen zu ſagen. Eines Tages hatte ich mich ein wenig verſpätet, und ſprang ganz geſchwinde die Treppen hinab, als er mir eben ſo haſtig entgegenkam, mich umfaßte und küßte — oder eigentlich küſſen wollte, denn ich wandte den Kopf, ſchlüpfte behend aus ſeinem Arm und entfloh. Aber dies Benehmen ärgerte mich, und ich war viel mehr erzürnt als verlegen über ſeine Dreiſtigkeit. Bei Tiſch ſah ich ihn wieder und warf ihm einen ſehr böſen Blick zu, der ihm wol höchſt komiſch vorkommen mogte, den ſpiel; aber Frederica fuhr im ſcherzenden Tone fort:

„Ich würde die Sache tragiſch nehmen, wenn Dein Kopf in Gefahr wäre, beſte Sylvia. Es betrifft ja nur den von Miſtreß Goldiſch, der Erſten, der mich gar nicht intereſſiert.“

„Hoffentlich bleibt Valentine hier im tiefſten Inkognito,“ ſagte Miſtreß Dambleton, „und trifft ihre Vorkehrungen, mit niemand von uns zuſammenzutreffen.“

„Das iſt ihre Abſicht,“ verſetzte Sylvia.

Später konnte ſie ihre Schwägerin durch die Nachricht beruhigen, daß Valentine erwirkt habe, ihren Familiennamen führen zu dürfen, und ſich Frau Baronin von Grünerode ſchreibe.

„Das iſt das Vernünftigſte, was ſie je getan hat,“ ſagte Miſtreß Dambleton beruhigt.

Valentine verließ bald London und erwartete in Ventnor, auf der Inſel Wight, ihren Sohn. Sylvia aber hielt ſich ſehr viel bei ihr auf. Sie hatte nie eine Vorliebe für Valentine geſpürt, hatte derſelben früher ſogar manche verſtändige Vorſtellung gemacht, wenn ſie über ihren Mann klagte und deſſen froſtiges Benehmen beweinte. Jetzt aber fühlte Sylvia ein gewiſſes ſympathiſches Band zwiſchen ſich und Valentine und dies Band war — Abneigung gegen Herrn Goldiſch. Sylvia hatte ihm in ihrem Herzen ſo oft Unrecht getan, ſo viel entſtellende Züge geliehen, daß er ihr als ein ganz unerträglicher Mann erſchien, während er doch nur langweilig, pedantiſch und trocken war, und dies alles mehr und mehr wurde, da jeder erwärmende, erheiternde, belebende Einfluß, den eine Gattin und ein zufriedenes Familienleben üben können, ihm gänzlich abging.

Schließlich kam es dahin, daß Sylvia ſich mit Valentine innig befreundete. Dieſe ließ ſich für den Winter im Süden von England nieder und Herr Goldiſch ſagte mit einigem Befremden zu Sylvia:

„Mir ſcheint, daß Du mehr in Torgay biſt, als in Oakhill, meine Liebe. Du haſt die Einladung zum Weihnachtsfeſt nach Ivyhouſe abgelehnt, wo wir uns doch alljährlich zu verſammeln pflegen — und das alles, um Dich ganz und gar Deiner Couſine zu widmen. Das iſt ſehr rückſichtslos für Deine Familie.“

„Zu meiner Familie gehört meine Couſine in erſter Reihe,“ fiel Sylvia ein, „und ich kann ſie unmöglich wegen der Familie Dambleton vernachläſſigen. Tauſend Jugenderinnerungen verbinden mich überdies mit ihr und ich fühle mich im Verkehr mit ihr ſo gemütlich, angeſprochen, wie mir das noch nie geſchehen iſt, ſeitdem ich in England lebe.“

„Ich geſtehe, daß ich dies ein auffallendes Benehmen nenne,“ ſagte Herr Goldiſch und griff nach ſeinen Zeitungen.

Dabei blieb es, denn es war keine Entbehrung für Herrn Goldiſch, von Sylvia getrennt zu ſein und ſie in ſeinem Hauſe zu vermiſſen oder eigentlich — ſie nicht gewahr zu werden.

So entfremdete ſich Sylvia mehr und mehr ihrem Hauſe, ihrem Manne, ſeiner Familie und ihrer Pflicht durch die Unruhe ihres Herzens, das an einer Chimäre hing.

Fünftes Kapitel.

Valentine hatte begriffen, daß der große Roman ihres Lebens ausgeſpielt ſei. Die ſtarken Schritte, welche ſie ihrem vierzigſten Jahre zuführten, mochten ihr zu dieſer heilſamen Erkenntnis verhelfen. Indeſſen trug ihre Abſtammung weſentlich dazu bei. Ihr Vater ſchätzte über alles den Reichtum, und ihre Mutter das Wohlbehagen des Lebens. Dies machte ſich jetzt, da ſie ihr bedeutendes Erbteil angetreten hatte, bei Valentine geltend. Nach ihrer Trennung von Herrn Goldiſch hatte ihr Vater ſie mit Geldmitteln ſo knapp wie möglich gehalten, und wäre nicht ihr vortrefflicher Bruder Aurel ſehr großmütig für ſie geweſen, ſo hätte ſie, nach ihrer Meinung, darben müſſen. Auch dieſe Epoche war vorüber und ihr Lebensplan ging jetzt dahin, ſich an einem Ort nieder zu laſſen, wo ſie ein glänzendes Haus eröffnen und der Mittelpunkt einer eleganten und gebildeten Geſellſchaft werden könne. Eine ſolche Niederlaſſung, zum Beiſpiel in Florenz, gefiel ihr ungemein und Sylvia fand dieſen Plan entzückend und beneidenswert. Ein Vermögen, das eine vollſtändige Unabhängigkeit gewährt — eine ſo ſelbſtſtändige Stellung, daß nur die allgemein giltigen Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit zu beobachten, aber keine quälenden Ketten zu tragen waren — was war das für ein glückliches Los! — Valentine war aber nicht völlig dadurch befriedigt. Sie hatte die gewiſſe ſchwärmeriſche Gefühlsrichtung ihrer früheren Jahre keineswegs abgelegt; ſie exaltierte ſich jetzt für die Freundſchaft. Vielleicht hätte ſie es für die Mutterliebe getan, wenn Herr Goldiſch ihren Wunſch erfüllt und geſtattet hätte, daß ihr Sohn ein Jahr bei ihr bleibe und mit ihr große Reiſen mache. Das lehnte aber ſein Vater ſchreckenvoll ab — und ſo warf ſich Valentine mit vollen Segeln in das windſtille Meer der Gefühle — wie ſie ſich ausdrückte — in die Freundſchaft und zwar für Sylvia. Der Groll, daß Sylvia gewagt hatte, ihren Platz einzunehmen, war von dem Augenblicke an verſchwunden, da Valentine erkannte, daß Sylvia nichts weniger als glücklich ſei. Sie fand darin eine Art von Rechtfertigung für ſich, eine Beſtätigung ihrer Behauptung, daß keine Frau auf Erden an der Seite des Herrn Goldiſch das Leben ertragen könne.

„Wir ſind in dieſem Punkt Leidensgefährtinnen, meine Sylvia," ſagte Valentine zärtlich — und Sylvia ſtimmte aus ganzer Seele dieſem Ausruf bei.

Grenzenlos war das Erſtaunen des Herrn Goldiſch, als Sylvia an einem ſchönen Frühlingstag, da beide am Frühſtückstiſch ſaßen, ihre Hand auf das Zeitungsblatt legte, nach welchem er greifen wollte, und ruhig ſagte:

„Ich hoffe, Du biſt damit einverſtanden, wenn ich Dich erſuche, mir auf ein Jahr Urlaub zu geben . . .“

„Durchaus nicht!“ fiel er ein.

„Damit ich meine zerrüttete Geſundheit in einem beſſeren Klima herſtellen könne,“ fuhr ſie fort. „Meine Couſine will ſich für den Sommer in den Pyrenäen niederlaſſen und für den Winter in Florenz; ſie macht mir mit großer Liebe den Vorſchlag, ſie zu begleiten, ganz ſchweſterlich bei ihr und mit ihr zu leben — und ich glaube, es ihrer Freundſchaft und meinem übeln Geſundheitszuſtand ſchuldig zu ſein, daß ich ihr Anerbieten annehme und die Luft von England mit einer beſſeren vertauſche.“

„Ich bin durchaus dagegen,“ verſetzte Herr Goldiſch in ſeiner kühlen Weiſe; „denn erſtens iſt das Gerede von Luftveränderung ein neumodiſcher, ungeheurer Humbug; zweitens will ich Dich nicht der Gefahr ausſetzen, wiederum in Deine Spielwut zu verfallen, von der Du Dich ſeit zwei Jahren enthalten haſt; und drittens iſt Dein Platz nicht bei Deiner Couſine, möge ſie noch ſo große Freundſchaft für Dich haben, ſondern hier in Deinem Hauſe."

„Ich geſtehe, daß ich denn doch lieber in den Pyrenäen leben, als hier ſterben möchte," entgegnete Sylvia kalt; „und was das Spiel betrifft, ſo denke ich gar nicht daran."

„Unter anderen Verhältniſſen könnte die unſelige Neigung wieder erwachen und Dich in Verlegenheiten ſtürzen, die um ſo größer wären, als ich, um Dich zu beſſern, Dich daraus nicht befreien würde. Dies iſt mein feſter Vorſatz," ſagte Herr Goldiſch mit großer Beſtimmtheit.

„Es iſt ſehr edel, daß Du meiner Erziehung ſolche Sorgfalt zuzuwenden gedenkſt. Ich gebe Dir aber mein Wort, daß ich keine Karte anrühren werde, und ich hoffe, daß Du unter dieſer Bedingung meinem Wunſch und dem Rat des Arztes Gehör geben wirſt," ſagte Sylvia ſo eiskalt, als ſei ihr Wunſch bereits ein feſter Entſchluß.

Allein Herr Goldiſch willigte um ſo weniger ein, als Miſtreß Dambleton, da ſie die Sache erfuhr, ebenfalls dagegen war. Sie fand es höchſt taktlos, daß Sylvia ſich in eine ſo große Intimität mit Valentine einlaſſe, gleichſam als ſtelle ſie ſich Herrn Goldiſch gegenüber auf die Seite ſeiner erſten Frau; das ſei höchſt beleidigend für ihn. Es kam zu heftigen Auftritten. Miſtreß Dambleton war ohnehin gekränkt und betrübt durch Geoffroy's Konverſion zur katholiſchen Kirche und ſie tat das, was ſehr häufig Proteſtanten zu tun pflegen: ſie legte die Verkehrtheit einer Perſon der ganzen Kirche zur Laſt.

„Es iſt unbegreiflich,“ ſagte ſie entrüſtet zu Geoffroy, „daß Sylvia Dir nicht die Augen öffnet über die Katholiken!“

„Sylvia zeigt mir allerdings, wie Katholiken nicht ſein ſollen, liebſte Mama,“ ſagte er ſanftmütig; „das hat ja aber gar keine Verbindung mit meinem Schritt und gar keinen Einfluß auf ihn.“

„Es wäre aber doch ſehr ratſam, die neuen Glaubensgenoſſen in's Auge zu faſſen, bevor man ſich ihnen anſchließt, mein Sohn. Wir haben leider in unſerer Familie an Valentine und Sylvia zwei ſo traurige katholiſche Exemplare vor Augen, daß ſie, wie mir ſcheint, abſchreckend auf Dich wirken müßten.“

„Sie ſind freilich meine Glaubensgenoſſen, allein die Martyrer und Heiligen aus England's katholiſchen Zeiten ſind es auch.“

„Geoffroy, ich bitte Dich, ſchweige. Wenn die Katholiken anfangen, von ihren Heiligen zu ſprechen, ſchwindelt mein Kopf.“

„Vielleicht wegen der Höhe, zu welcher ſich die Heiligen erſchwungen haben?“ fragte er lächelnd.

„O weh, o weh!“ ſagte Miſtreß Dambleton kopfſchüttelnd, „Deine ſchwärmeriſche Seele iſt jetzt ganz in ihrem Fahrwaſſer.“

„Beſte Mama, es ſei dahingeſtellt, ob ich eine ſchwärmeriſche Seele habe oder nicht. Aber darauf kannſt Du Dich verlaſſen, daß ſie nicht bloß in ihrem richtigen Fahrwaſſer iſt, ſondern auch Kompaß und Anker hat."

Dabei blieb es. Herr Dambleton nahm die Sache mit großem Gleichmut hin und ſagte:

„Geoffroy, mein Junge, Du warſt immer brav und verſtändig ... Du wirſt auch jetzt wiſſen, weshalb Du dieſen Schritt getan haſt. Aber ich muß Dir doch ſagen, daß ich ihn etwas närriſch finde. Wer verſtändig und brav iſt, der hat eine gute Religion."

„Geoffroy will aber ein Heiliger werden!" rief die muntere Lady Frederica, lachend wie immer, während ihr Mann, in einen Lehnſeſſel und in ſtummes Staunen verſenkt, ſeinen Bruder anſtarrte, als erwarte er die Löſung eines Problems. Geoffroy verſetzte lächelnd:

„Sie haben es getroffen, Frederica. Es iſt unſer aller Beſtimmung, uns zu heiligen."

Da erhob ſich Reginald, tippte mit dem Finger auf Geoffroy's Stirn und verließ das Zimmer. Er blieb aber dabei. Mochten die Einen klagen, die Anderen ſtaunen, die Dritten lachen — Geoffroy war katholiſch. In Sylvia war das religiöſe Bewußtſein auf den Gefrierpunkt geſunken. Seit ſo vielen Jahren hatte ſie ihr Leben nach dem Maßſtab der Selbſtſucht und Eigenliebe erfaßt und eingerichtet und ſie war dadurch in eine ſo lichtloſe Verwirrung ihres Innern geraten, daß ihr die Richtſchnur, die aus den Lehren und Vorſchriften des Glaubens entſpringt, abhanden gekommen war. Als Geoffroy ihr ſeinen Schritt mitteilte, ſagte ſie gleichgiltig:

„Wozu denn das?"

„Um in den vollen Beſitz göttlicher Offenbarung zu kommen," verſetzte er.

„Und was weiter?"

„Um aus ihr die Mittel und die Kraft zu ſchöpfen, beſſer zu werden, als ich bisher geweſen bin."

„Guter Geoffroy!" ſagte ſie mitleidig.

„Um beſſer zu werden," wiederholte er entſchieden.

„Aber Du biſt ja immer die Güte ſelbſt geweſen."

„Wenn ich es war, ſo folgte ich nur der Anlage meiner Natur — und es können Augenblicke kommen, Verhältniſſe eintreten, denen die natürliche Güte nicht gewachſen iſt, von denen ſie übermannt und zum Böſen hingeriſſen wird. Für dieſe Fälle, die im Leben jedes Menſchen ſo oder anders eintreten, habe ich eine Schutzwehr geſucht, wie mein armer, gebrechlicher Wille ſie bedarf."

„Und Du fandeſt ſie?"

„Ich finde ſie bei dem gekreuzigten Gott der Offenbarung, durch deſſen Opfer eine höhere Kraft er lächelte, und das verdroß mich noch mehr. Am andern Morgen ging ich früher als gewöhnlich, doch umſonſt! er ſchien mich erwartet zu haben, und da ich ſchweigend vorüber gehen wollte und ihn grüßte ohne ihn anzublicken, ſo vertrat er mir den Weg und fragte:

„Sind Sie denn wirklich böſe über mich, liebe Clelia?“

„Das verſteht ſich,“ ſagte ich trocken.

„Wiſſen Sie in der That nicht wie gut ich Ihnen bin?“ fragte er weiter.

„Wie hätte ich das wiſſen ſollen, und es iſt mir auch ganz gleichgültig“ — erwiderte ich gelaſſen.

„O Clelia! ſprechen Sie nicht ſo hart! bat er mit ſeiner ſehr einſchmeichelnden Stimme; es thut mir weh weil ich Sie ſo lieb habe.“

Bei dieſem Wort fielen mir die Ermahnungen meiner Nonnen ein, nie auch nur eine Sylbe von Liebe aus dem Munde eines fremden Mannes anzuhören, und ich wollte vor dieſer unwillkürlichen Sünde augenblicklich die Flucht ergreifen. Doch Achatz vertrat mir wieder den Weg. Da hielt ich mir ganz verzweiflungsvoll mit beiden Händen die Ohren zu und ſchüttelte den Kopf, um jede Theilnahme an dieſer Sünde abzuwehren; — denn er ſprach immer fort, ich weiß nicht was. Als ich mir zu Gebot ſteht, welche die heiligen Sakramente mir vermitteln.“

„Glaubſt Du das, Geoffroy?“

„Wenn ich es nicht glaubte, würde ich mir den Übertritt erſpart haben,“ entgegnete er lächelnd.

„Gegen den Glauben iſt nicht zu ſtreiten! Der Eine hat ihn, der Andere hat ihn nicht,“ warf ſie hin.

„Wenn wir ihn aber hatten; wenn unſere Jugend durch ſeine Unterweiſungen belehrt wurde; wenn er uns damals teuer war: ſo verlieren wir ihn ſpäter nicht — ohne unſere Schuld!“

„Die eigene Schuld in dieſer Sache iſt häufig nur ein Sandkorn und die fremde ein Mühlſtein!“ rief Sylvia lebhaft.

„Das kann ſein und der Allwiſſende wird die Einteilung richtig machen; wir ſind aber ſehr geneigt, das Sandkörnchen als unſeren Anteil in Anſpruch zu nehmen, ſobald es ſich um Verſchuldung handelt.“

Plötzlich fiel Sylvia bittend ein:

„Geoffroy, ich beſchwöre Dich . . . ſage mir, ob Du etwas über Paul's Schickſal weißt.“

„Ich weiß nichts,“ erwiderte er ernſt. „Amerikaniſche Zeitungen berichten, daß die Sängerin Jane Miranda auf ihren Kunſtreiſen Furore mache; es geht ihm alſo ohne Zweifel ſehr gut.“

„Ohne Zweifel!“ wiederholte ſie bitter.

„Wüßte ich es aber auch gewiß,“ fuhr er fort,

„oder wüßte ich das Gegenteil — nie würde ich Dich davon in Kenntnis ſetzen, nie ſeinen Namen Dir nennen und ſomit das tun, was in meinen Kräften ſteht, damit dieſer unſelige Menſch mehr und mehr aus Deiner Erinnerung ſchwinde; denn, Sylvia, ſeitdem Du ihn kennſt, biſt Du nicht glücklicher geworden.“

„Ich war nie glücklich!“ rief ſie.

„O,“ ſagte er, „ſprich doch nicht von jenem Glück, welches den Jugendträumen vorſchwebt und auf einigen warmen Gefühlen beruht! . . . Glück iſt: Frieden haben — und er beruht auf dem Bewußtſein, daß wir in unſeren Kämpfen und Trübſalen genau ſo wie in unſeren Freuden den Willen Gottes nichts aus den Augen verlieren. Laß mich hoffen, Sylvia, daß Du dieſen Frieden, dies wahre Glück gekannt haſt; denn in dieſem Fall weißt Du, was Du verloren haſt, und ſehnſt Dich, es wieder zu gewinnen.“

„Sobald ich über Paul's Schickſal im Klaren ſein und wiſſen werde, daß er mit ſeiner Lage zufrieden iſt, werde auch ich zufrieden ſein.“

„Die göttliche Vorſehung hat Dir aber nicht Paul's — ſondern Deines Mannes Zufriedenheit anvertraut.“

„Hältſt Du denn Herrn Goldiſch für meinen Gatten? Valentine ſagt, er ſei es nicht.“

„Nach bürgerlichen Geſetzen iſt er es und Du haſt Dich auf deren Boden geſtellt, als Du Deine

Verbindung geſchloſſen haſt. Wenn Du ernſte Bedenken in dieſem Punkte haſt — was ich ſehr gut begreife — ſo teile ſie Geiſtlichen mit, erfahrenen Männern, welche Dich in der Lehre der Kirche gründlich unterrichten können.“

„Ich habe mich nie mit Gewiſſenräten befaßt,“ verſetzte Sylvia geringſchätzend, „und ich denke, auch fortan ohne ſie fertig werden.“

„Aber wie!“

„Wie? . . . Nach dem Maß meiner Erkenntnis. Der Wahn, daß ein Prieſter meine Angelegenheiten beſſer beurteilen könne, als ich, iſt ein ungeheueres katholiſches Vorurteil.“

„Dann hat unſer Heiland ſelbſt unſere Verblendung zu verantworten,“ ſagte Geoffroy lächelnd; „denn wir glauben dem Wort, das er zu ſeinen Jüngern ſprach: „„Wer euch hört, der hört mich.““ Valentine aber hat jetzt weiter nichts im Sinn, als Dich, ſozuſagen, zu entführen, und da Du dazu geneigt biſt, ſo greifſt Du alles auf, was nach Deiner Anſicht Deinem Aufenthalt auf dem Kontinent Vorſchub leiſtet.“

„Hätte ich Nachrichten von Paul, wäre ich in Verbindung mit dem armen Verſtoßenen, den Eure Härte, und namentlich die Deine, ſogar in einen andern Weltteil getrieben hat, wüßte ich, wie es ihm geht — Geoffroy, ich wäre ruhig, ich wiederhole es Dir.“

„Und ich wiederhole daß ich Dir zu dieſer falſchen Ruhe weder verhelfen kann noch will, denn ich weiß, in welche Verlegenheit Du durch Paul geraten biſt und welchen Verdacht mein Oheim auf Dich warf.“

„Ich begreife nicht, wie Du aus meiner Teilnahme für ihn Verlegenheiten, Verdacht, und was weiß ich, entſpringen laſſen kannſt,“ ſagte Sylvia zürnend, ihre innere Unruhe hinter Entrüſtung verbergend.

„Wenn Du zwei Jahre zurück denkſt, an jene Zeit, bevor wir in den Schwarzwald gingen, ſo wirſt Du mir recht geben.“

Sylvia ſchwieg, denn ſie war froh, daß Geoffroy von den Begebenheiten im Schwarzwald nichts ahnte.

Ob er aber nichts ahnte — das war die Frage. Paul hatte ſich in Baden-Baden bald darauf verheiratet, als Sylvia ihre häufigen Beſuche daſelbſt bei Lady Tarfour machte. Die Vermutung, daß ſie dann auch Paul geſehen habe, lag zu nah, um ſich derſelben zu erwehren und Folgerungen daran zu knüpfen. Geoffroy hatte aber nicht die mindeſte Luſt, die Sache zu ergründen, und es ſtand nur der Entſchluß feſt in ihm, ſich um Paul's Wege oder Irrwege nicht im Entfernteſten zu bekümmern.

Es verſteht ſich, daß Sylvia ihren Willen durchſetzte. Sie machte es wie Cato, der ſo lange auf Carthago's Zerſtörung drang, bis der römiſche Senat der ewigen Wiederholung überdrüſſig war und ihm nachgab. So machte es Sylvia, und Herr Goldiſch wurde mürbe; ſo machen es Tauſende von Frauen, und ihre Eheherren werden mürbe. Mögen es Männer ſein, welche den Kugelregen mancher Schlacht beſtanden haben — dieſer ſtets wiederholte moraliſche Nadelſtich wird mit der Zeit unaushaltbar. Von Ungeduld und Langweil gefoltert, ſpricht der arme Torquierte endlich das erſehnte „Ja“. Herr Goldiſch ſagte aber ſtreng:

„So geh' denn, weil ich Dich nicht wie eine Sklavin behandeln kann, die man einſperrt. Gleichwohl merke es Dir: Du gehſt gegen meinen Willen, und ſollteſt Du Dich wieder in Schulden ſtürzen — ſei es durch Spiel, ſei es durch anderweitige Verſchwendung — ſo zahle ich ſie nicht. Daß ich Dich genügend mit Geldmitteln verſehen werde, verſteht ſich von ſelbſt; das bin ich mir ſchuldig. Doch in Deinen Torheiten beſtärke ich Dich nicht: darauf gebe ich Dir mein Wort; das bin ich Dir ſchuldig.“

„Du behandelſt mich in empörender Weiſe!“ ſagte Sylvia beleidigt.

„Sie iſt verdient,“ entgegnete er ruhig.

Was konnte ſie erwidern? Sie mußte ſchweigen. Deſto mehr erging ſie ſich in Klagen über den Mangel an Zartgefühl ihres Mannes gegen Valentine, die aus ganzem Herzen n[illegible]r übereinſtimmte. Gegen Miſtreß Dambleton aber nahm ſie einen hohen Ton an und ſagte:

„Beſte Eliſa, ich begreife Euch nicht, Dich und Deinen Bruder. Ich nehme auf ein Jahr Urlaub, um meine Geſundheit in einem beſſeren Klima herzuſtellen. Fragt meinen Arzt und er wird Euch ſagen, daß es notwendig iſt, dieſen Verſuch zu machen, um dem Herzübel entgegen zu wirken, welches ſich mehr und mehr ausbildet. Iſt das ein Verbrechen?“

„Gewiß nicht! Allein die Geſellſchaft, in welche Du Dich begibſt, iſt unpaſſend, ſchon deshalb, weil ſie Deinem Manne nicht genehm iſt.“

„Wir haben in jeder Hinſicht einen ſehr verſchiedenen Geſchmack, er und ich.“

„Das tritt allerdings mehr und mehr hervor; indeſſen wirſt Du geſtehen müſſen, daß Du den ſeinen ſo wenig wie möglich berückſichtigt haſt und daß er dem Deinen bisher nichts in den Weg legte. Deshalb dürfte er wohl erwarten, daß Du Dich jetzt in der fraglichen Sache ſeinem Wunſche fügteſt.“

„Die Sache iſt entſchieden und ſteht nicht mehr in Frage, beſte Eliſa.“

„Doch nicht die Dauer Deiner Abweſenheit.“

„Auch dieſe; ſie iſt auf ein Jahr feſtgeſetzt, damit der Einfluß geſunder Luft eine gründliche Wirkung haben könne. Und da ich hier nichts verſäume, ſo glaube ich, dies Jahr meiner Geſundheit widmen zu können. Da es nicht meine Gewohnheit iſt, über mein Befinden zu klagen, ſo haltet Ihr mich auch nicht für leidend."

„Doch, doch! Deine ſchwere Krankheit, die mit Konradinens Verluſt zuſammen traf, hat Deinen ganzen Organismus angegriffen; allein Du biſt nicht leidend genug, um dadurch Deine Entfernung aus dem Lande, von Deinem Manne und aus dem Hauſe zu rechtfertigen — und am wenigſten Valentinens Geſellſchaft."

„Sie iſt ja gerade mein rettender Engel; ohne ſie wüßte ich nicht von hier fortzukommen . . ."

„Ohne ſie würdeſt Du ruhig hier bleiben und ebenfalls Dich erholen," ſagte Miſtreß Dambleton unerſchütterlich.

Ebenſo unerſchütterlich war Sylvia und ſie reiſte mit Valentine ab, zuerſt nach Paris, dann nach Pau.

Der Weg des Todes.

Erſtes Kapitel.

Geoffroy Tambleton war zu einer ſehr traurigen Zeit nach Deutſchland gekommen. Es lag darnieder unter geiſtigem und materiellem Druck. Die Kirche, die einſt das deutſche Volk ſo hervorragend, ſo gewaltig machte, daß der erſte Machthaber der Chriſtenheit, der Kaiſer — nicht ein Kaiſer, wie heuzutage, ſondern der Kaiſer — ein deutſcher Fürſt ſein mußte: dieſe Kirche, die ſeit anderthalb Jahrtauſenden Geſittung, Bildung, Wiſſenſchaft im deutſchen Volk entwickelt und gepflegt hat, ſie ſollte auf deutſchem Boden entwurzelt werden; — Schritt vor Schritt ſyſtematiſch untergraben. Mit bitterer Trauer wurden dadurch Millionen Herzen erfüllt, die in dieſer Kirche den Hort aller höheren Güter der Menſchheit ſahen: den Hort des wahren Glaubens, der perſönlichen Freiheit, der geſetzmäßigen Autorität, den Hort chriſtlicher Erziehung, Bildung und Sitte, den Hort des Rechts, des Gewiſſens, des Charakters, der edlen, der menſchenwürdigen Unabhängigkeit. All dieſe koſtbaren Güter entſprießen dem mich gar nicht beruhigte, ſchwieg er endlich, das ſah ich; und da bat ich ihn um aller Heiligen willen mich nicht die Meſſe verſäumen und mich zufrieden zu laſſen.

„Liebliches Kind!“ ſagte er und trat mir einen Schritt näher. Sogleich ſprang ich drei zurück.

„Ich wollte Ihnen nur das Haar von der Stirn ſtreichen, ſagte er ſanft, Sie haben es herunter geſchüttelt und ſehen ganz zerſtört und erhitzt aus.

„Daran ſind Sie Schuld,“ rief ich vorwurfsvoll, nahm meinen Hut ab und bemühte mich mit zitternden Händen mein ſehr krauſes Haar glatt zu ſtreichen.

„Warum ſind Sie ſo zauberhaft ſchön?“ fragte er, blieb vor mir ſtehen, und ſah mich an.

Zum Glück wurden ich weiß nicht welche Stimmen hörbar. Achatz ging raſch in ſein Zimmer, und ich in die Kirche, die nur wenig Schritte vom Hauſe entfernt war. Dort ſank ich ganz troſtlos auf die Knie, denn ich fühlte mich tumultuariſch aufgeregt — und eigentlich weniger durch die Liebeserklärung, als durch das Wort: ich ſei zauberſchön, das mir unzertrennbar von ſeinem Ton, von ſeinem Blick, durch die Seele klang. Mädchen, die in der Welt erzogen, und von Kindheit auf an kleine Schmeicheleien gewöhnt ſind, hören es ſehr

Boden, in welchem die Kirche Wurzel geſchlagen hat, wachſen, gedeihen als kräftige Sproſſen des lebensvollen Stammes und welken dahin, wenn ſie des Zuſammenhanges mit ihm beraubt werden. Voll ſchwerer Sorge hafteten die Blicke von Millionen auf dem Werke der Zerſtörung, das mit wütender Geſchäftigkeit betrieben wurde.

Herr von Lehrbach's Bruder, bis dahin friedlicher Pfarrer einer braven Landgemeinde, war aus derſelben verbannt und hatte ſich, heimat- und brotlos zu ſeinem Bruder begeben, um zuerſt ſeine erſchütterte Geſundheit herzuſtellen und dann den ferneren Führungen Gottes zu folgen. Auch er war in Königſtein und nahm lebhaften Anteil an Geoffroy's Konverſion und an deſſen klarer und ruhiger Entſchiedenheit. Hätte Geoffroy nicht die entſetzliche Enttäuſchung gehabt, die ſeine Hoffnungen für immer knickte, ſo hätte er ſich im Verkehr mit dieſen Menſchen ſehr zufrieden gefühlt. Jetzt aber lag ein ſtiller Schmerz auf ſeiner Seele, den er hinter der Wehmut zu verbergen ſuchte, welche ihm die kirchlichen Angelegenheiten in Deutſchland verurſachten. Im erſten Augenblick hatte er ſich ſogleich von Juliane entfernen und ſie nie wiederſehen wollen; dann aber fand er es höchſt übertrieben, nicht bloß ihrem Beſitz entſagen zu müſſen, ſondern jeden Verkehr mit ihr abzubrechen. War ihr Umgang früher ſo wohltuend für ihn geworden, warum ſollte er es jetzt minder ſein? — Überdies wünſchte er, Julianens Gatten kennen zu lernen, ſie zu ſehen in ihren neuen Verhältniſſen, ſie zu beobachten, ob ſie glücklich ſei: dies lag ihm beſonders am Herzen. Er wünſchte es aufrichtig; gleichwohl tauchte der verſtörende Gedanke immer wieder auf, ob ſie nicht mit ihm glücklicher geworden wäre, denn Herr von Lehrbach ſchien ihm ein ſehr achtbarer, ſehr vortrefflicher Mann zu ſein, aber etwas trocken und ſehr geneigt, ſeine Frau, die er gekannt hatte, als ſie noch ein kleines Kind war, auch fortwährend als ein Kind mit einer gewiſſen Herablaſſung und Überlegenheit zu behandeln, welche ſie freilich heiter hinnahm, die ihr aber doch, nach Geoffroy's Meinung, nicht die Stellung gab, die ihr gebührte. Juliane aber blieb für ihn undurchdringlich.

Sie hatte nie eine lebhafte Zuneigung für Herrn von Lehrbach gehabt, doch ſtets eine große angeerbte Hochachtung, zu welcher ſich die Wertſchätzung ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften geſellte, als ſie ſeine Hausgenoſſin wurde und ihn näher kennen lernte. Die Gattin eines ſolchen Mannes zu werden, in ſolchem Grade ſein Vertrauen zu beſitzen, daß er ſein Leben, ſeine Zukunft mit ihr verbinden wollte — mit ihr, die gar nichts ihm zu bieten hatte, als ſich ſelbſt, ihre Perſönlichkeit, die Juliane wie ſie eben war — erſchien ihr als eine ſo unverdiente und ungewöhnliche Auszeichnung, daß ſie mit freudiger und tiefer Dankbarkeit die Pflichten auf ſich nahm, die ſie als Gattin zu erfüllen hatte, feſt entſchloſſen, ſie durchzuführen, mochten ſie ihr ſpäter leicht oder ſchwer werden; — denn ſie hatte bereits genug vom Leben geſehen, um zu wiſſen, daß es unter allen Verhältniſſen ſeine ſchweren Bürden hat. Allein das erſchreckte ſie nicht. Sie war daran gewöhnt, Gott zu bitten, er möge die Laſt, die er ihr auferlege, tragen helfen. Von jeher in einem pflichttreuen Leben aufgewachſen, ſchien es ihr ganz in der Ordnung, als Frau das fortzuſetzen, was ſie als Kind und als junges Mädchen geübt hatte.

Eine ſo reine und kräftige Seele, wie Juliane, mußte mit warmer Innigkeit an der Kirche hängen, an dieſer Vermittlerin der Gnaden, welche den Menſchen über das Leben im Staube der Selbſtſucht und im Wirbelwind der Leidenſchaft erheben. Geoffroy's Übertritt beglückte Juliane und es freute ſie, einen gewiſſen Anteil daran zu haben. Obſchon ſie keinen Gedanken an die Liebe, die er ihr bewahrt hatte, in ſich aufkommen ließ, ſtand ihr doch ſeine Seele näher denn zuvor — und alles, was er ſagte, was er tat, und wie er war, nahm ihre Teilnahme in Anſpruch, alles ſchien ihr beſſer, edler als früher, weil ſein Maßſtab höher, ſein Standpunkt feſter war. Dabei war er herzlich dankbar für jede Belehrung, obwohl Juliane und ihr Schwager ihn ſehr unterrichtet fanden. Herr von Lehrbach ſagte lachend:

„Meiner Frau kann man keinen größeren Gefallen tun, als ſich von ihr belehren zu laſſen. Ein Neophyt, ſo wißbegierig wie Sie, Herr Dambleton, macht ihr die größte Freude.“

Juliane errötete, weil ſie ſich dieſer kleinen Schwäche bewußt war, aber Geoffroy ſagte lebhaft:

„Frau von Lehrbach findet an mir einen ſehr dankbaren, doch ſehr unwiſſenden Schüler, der mit nichten ihr zu Gefallen, ſondern weil er es bedarf, freundliche Belehrung in Anſpruch nimmt.“

Herr von Lehrbach konnte noch immer nicht ſo recht begreifen, daß Juliane nicht nur kein Kind mehr, ſondern innerlich gereifter und ſelbſtändiger ſei, als junge Frauen zu ſein pflegen, und zwar gerade deshalb, weil ſie ſich früh in äußere Abhängigkeit hatte begeben und fügen müſſen. Weil er nun einmal dieſe Art hatte, ſie zu behandeln, zeigte ſie ihm gegenüber eine Schüchternheit, die an Ängſtlichkeit ſtreifte und die wegfiel im Verkehr mit anderen Perſonen. In Gegenwart ihres Mannes miſchte ſie ſich weder ſo ungezwungen, noch ſo häufig in das Geſpräch, als wenn ſie mit ihrem Schwager und Geoffroy allein war; — und das geſchah ſehr oft, weil beide Herren ebenſowenig als Juliane imſtande waren, Herrn von

Lehrbach täglich auf den meilenweiten Exkurſionen zu folgen, welche er Spaziergänge nannte.

Als Geoffroy an einem Nachmittag zu Juliane kam, fand er ſie allein und einen Brief leſend, den ſie bei ſeinem Eintritt in die Taſche ſteckte und ganz beängſtigt fragte:

„Herr Dambleton, intereſſieren Sie ſich für Ihren Vetter, Herrn von Weſtern?“

Geoffroy rief ganz betroffen:

„Er wird doch nicht hier ſein? . . . Was wiſſen Sie von ihm?“

„Ach!“ ſeufzte Juliane, „die Sängerin, die er geheiratet hat, iſt ja die Pflegetochter meiner guten Eltern, die als meine Schweſter Maximiliane mit mir aufgewachſen iſt und die nach dem Tode unſeres Vaters ihre Künſtlerlaufbahn begann.“

„Wie? Dieſe Jane Miranda iſt mit Ihnen aufgewachſen und hat Paul geheiratet! . . . Dann muß ſie Ihnen höchſt unähnlich ſein!“ rief Geoffroy überraſcht.

„Nach dem Tode unſerer Eltern iſt mein Mann ſehr gütig für uns alle geweſen, hat auch er Maximilianen dazu verholfen, den erſten Schritt zu ihrer Ausbildung zu verſuchen. Dafür iſt ſie ihm inſofern dankbar geblieben, daß ſie ihn von den Wechſelfällen ihres Lebens in Kenntnis ſetzt. Seit ihrer Heirat und ihrer Abreiſe nach Amerika ſchrieb ſie nicht. Heute früh aber iſt ein Brief von ihr gekommen.“

„Iſt Paul tot?“ rief Geoffroy haſtig.

„O nein, er lebt, Ihr armer Vetter, aber wie — aber wo! Leſen Sie ſelbſt.“

Juliane gab ihm Maximilianens Brief und Geoffroy las:

„Geehrter Herr von Lehrbach! Ich habe Ihnen lange nicht geſchrieben. Wenn die Dinge ſo auf und ab gehen, daß man nicht genau weiß, wie ſie ſich feſtſtellen werden — dann ſchreibe ich nicht; ich warte, bis ſie entſchieden ſind. Mein letzter Brief zeigte Ihnen meine Heirat an. Ich hatte ſehr annehmbare Vorſchläge für Amerika. Ich fand es paſſend, in das wildfremde Land mit einem Mann zu gehen, der mir dort zur Seite ſtehen und allerhand gute Dienſte leiſten könne. Herr von Weſtern bewunderte mich ſehr und beſaß einige Talente, die mir gerade für einen Gatten und in meinen Verhältniſſen ſehr wünſchenswert erſchienen. Freilich wurde ich gewarnt, er ſei ein Spieler, er lebe von Schulden. Ich war geneigt, es zu glauben, und wies ihn einige Male mit ſeinen Heiratsanträgen ab. Dann war er in ſolcher Verzweiflung, daß er ſterben wollte; — und da es ſehr ſchwer iſt, in heiler Haut zu ſterben, wollte er ſich das Leben nehmen. Ich ſagte ihm, das ſei nicht nötig; er ſolle ſich nur über ſein regelmäßiges feſtes Einkommen ausweiſen, um meinen Verdacht zu beſeitigen, daß er nicht ſo faſt mit mir als mit meiner Kaſſe ſich zu verbinden wünſche; dann ſei ich ganz geneigt, ihn zu heiraten. Man ſagte mir, er werde nimmermehr dieſe Anforderung erfüllen können; aber ſiehe da: eines Tages legte er mir eine beträchtliche Geldſumme bar auf den Tiſch nebſt einem Papier, welches beſagte, dies ſei ſeine Rente — und ich ließ mich betören, es zu glauben. Hat er das Geld geraubt, geſtohlen, gewonnen — ich weiß es nicht, beſter Herr von Lehrbach, ich muß Ihnen aber bekennen, daß ich leider das Unglück hatte, etwas in ihn verliebt zu ſein — zum erſten Mal in meinem Leben — in dieſen abſcheulichen Menſchen; und da ich es war, glaubte ich ihm und ſchlug alle Warnungen in den Wind. Welch ein Leben ich ſeitdem geführt habe — das iſt unbeſchreiblich; dennoch muß ich es Ihnen etwas beſchreiben. Als Sängerin fand ich raſenden Beifall. Man huldigte mir durch Lorbeerkränze, durch Juwelen, durch ſplendide Feſtlichkeiten. In dieſem Amerika iſt alles großartig und in dieſer Weiſe werde ich auch bewundert und gefeiert, in dieſer Weiſe füllte ſich meine Kaſſe. In Europa tröpfelt das Gold für unſereins, hier ſtrömt es. So weit war alles über Erwartung glänzend und angenehm und dennoch habe ich keinen einzigen ungeſtörten frohen Tag gehabt. Mein entſetzlicher Mann ließ es nicht zu und Sie werden gern begreifen, daß ich die Wahrheit ſage, wenn Sie erfahren, daß er mit wahrer Wut dem Spiel ergeben — beſſer geſagt, daß er von der Spielwut beſeſſen iſt. Ich ſchweige von den Szenen, die zwiſchen ihm und mir vorfielen. Aus meinen Ermahnungen, meinen Vorwürfen, meinem Zorn machte er ſich gar nichts und nur, wenn ich mich weigerte, ihm die Summen zu geben, die er vergeudete, nur dann geriet er außer ſich. Selbſtverſtändlich verletzte mich das ganz ungeheuer und ich fühlte mich zuweilen ſo über die Maßen elend, daß ich nicht wußte, ob ich mein Leben oder das Leben dieſes Ungeheuers verwünſchen ſollte. Endlich kam er in den Ruf, falſch zu ſpielen, und er wurde aus ein paar Spielſälen hinausgeworfen. Da traf ich meine ernſten Maßregeln, ließ ihm ankündigen, daß meine Wohnung und hauptſächlich meine Kaſſe ihm für immer verſchloſſen ſeien und daß meine Tür fortan Tag und Nacht gegen einen Überfall bewacht werde. Er wußte aber, daß ich am Morgen immer ein paar Stunden allein zu ſein pflegte; er beſtach den Diener, der ihm den Eintritt gewährte, und ſtand plötzlich vor mir. Sie werden begreifen, in welchen Wortwechſel wir gerieten, da er Geld verlangte und ich es verſagte. Schließlich ſetzte er mir als letzte Drohung einen Revolver auf die Bruſt. Ich bin aber unerſchrocken und ſchleuderte ſeine Hand ſo weit zurück, daß der Revolver zu Boden fiel, während ich Mord!

Mord! rief. Alle Bewohner des Hotels ſtürzten herbei und ergriffen ihn. Er verſicherte, die Sache ſei nur ein Scherz geweſen und der Revolver ſei ja gar nicht geladen — was auch richtig war. Man entgegnete ihm aber, in Amerika ſei es nicht Mode, einen ſolchen Scherz mit einer Dame ſich zu erlauben — und ich wurde von ſeiner Gegenwart befreit. Allein das genügte mir nicht; ich wollte gründlich von ihm getrennt ſein. Ich nahm einen Advokaten, trug auf Scheidung an und ließ dem Ungeheuer vorſchlagen, nach Europa zurückzukehren; hier in Amerika bekomme er keinen Dollar von mir; ich ſei aber erbötig, nicht nur die Koſten ſeiner Überfahrt zu beſtreiten, ſondern ihm auch in Europa eine namhafte Summe durch einen Bankier auszahlen zu laſſen; er dürfe die Stadt beſtimmen. Dies iſt geſchehen. Die Ausſicht, bares Geld in die Hand zu bekommen, iſt für ihn ein überwiegendes Motiv. Er geht — und ich werde gerichtlich von ihm geſchieden und durch den Ozean von ihm getrennt. Dann erſt kann ich aufatmen und mein Leben genießen. Dies iſt die traurige Geſchichte meiner kurzen Ehe. In ein ſolches Unglück kann man geraten, wenn man die Schwachheit hat, ſich zu verlieben und infolge davon zu heiraten. Ich habe es ſchwer gebüßt. Dies iſt der längſte Brief, den ich in meinem Leben geſchrieben habe. Ich dachte, es würde Ihnen lieb ſein, einmal wieder von mir zu hören. Sollten

Sie etwa wiſſen, wo ſich Juliane aufhält, beſter Herr von Lehrbach, ſo laſſen Sie ihr, bitte, nicht nur meinen freundſchaftlichen Gruß, ſondern auch den ernſten Rat zukommen, nie in Verliebtheit eine Ehe zu ſchließen. Leben Sie wohl, geehrter Herr von Lehrbach, und ſeien Sie von meiner Dankbarkeit und Hochachtung überzeugt.

Jane Miranda."

„Das iſt ja ein furchtbares Geſchöpf, dieſe Jane Miranda," ſagte Geoffroy, indem er Juliane den Brief zurückgab. „Mit einem Fußtritt macht ſie ſich von Paul los. Es iſt wahr, daß er nichts anderes verdient, allein es iſt ſchauerlich, daß ſie, die Gattin, ihm den Tritt mit dieſer Kaltblütigkeit gibt. Und er, der Armſelige, wohin kann er, wohin wird er ſich in Europa wenden! Seine ſämtlichen Verwandten, ſeine Mutter inbegriffen, wollen ihn nicht mehr unterſtützen, denn er hat uns alle zwanzig Mal belogen."

„Möge er nur nicht wieder der armen Miſtreß Goldiſch in den Weg kommen," ſeufzte Juliane.

„Auch Sie fürchten das?" fragte Geoffroy.

„Wie ſollte ich nicht?" verſetzte ſie beklommen. „Ich war ja zwei und ein halbes Jahr in ihrem Hauſe."

„Und auch damals im Schwarzwald," ſagte er in einem Ton, als ob er plötzlich das Wahre der Sache erkenne.

gelaſſen, wenn ſie im ſiebzehnten Jahr zauberſchön genannt werden. Mir war es entſetzlich! erſtens: weil meine Nonnen mir geſagt hatten, Schmeicheleien wären die Verlockungen des Böſen und die erſten Fallſtricke, womit er die Unbeſonnenen zu umgarnen wiſſe; zweitens: weil es mir, trotz dieſer Warnung, ganz unbeſchreiblich ſüß und angenehm klang. Mein Gebet beruhigte mich auch gar nicht! beängſtigt wie ich gekommen war verließ ich die Kirche. Als ich heute Achatz wiederſah war ich verlegen, nicht mehr erzürnt, und er lächelte auch nicht mehr. Mein Beſtreben ihm auszuweichen, war ſo ernſtlich, daß ich ein Paar Tage nicht in die Frühmeſſe ging, und ihm dadurch jede Gelegenheit entzog mich allein zu ſehen. Das beſchwichtigte etwas mein Gewiſſen, und die gar ſo heftige Erregung legte ſich.

Abends, wenn meine Verwandten die Geſellſchaft beſuchten, pflegte ich den herrlichen Flügel meiner Couſinen zu benutzen — das hatte die Tante mir geſtattet. Wie ſoll ich mein Entſetzen beſchreiben, als einmal, nachdem ſie Alle längſt fort waren, Achatz plötzlich ins Zimmer trat und ſich ſogleich mit glühenden Liebesworten zu meinen Füßen warf: es ſei ihm unaushaltbar mich nie ungeſtört zu ſehen, mir nie ſeine Gefühle auszuſprechen, ganz ungewiß

Juliane legte den Finger auf den Mund und ſagte nach einer Pauſe:

„Mein Mann weiß nicht, daß Herr von Weſtern mit Ihnen und Miſtreß Goldiſch verwandt iſt — und er braucht es auch nicht zu erfahren. Es könnten daraus Erörterungen hervorgehen, die ihm ſchmerzlich wären, denn Miſtreß Goldiſch war einſt als Sylvia von Neheim ſeine Braut.“

„O wäre ſie ſeine Gattin! Wie ſtände es dann ſo ganz anders mit ihr und mit mir!“ rief Geoffroy, ganz überwältigt von dem Gedanken, daß Juliane dann frei wäre.

„Mit Ihnen?“ fragte ſie erſtaunt.

Der Eintritt des Pfarrers von Lehrbach erſparte ihm die Verlegenheit, eine Antwort zu ſuchen.

Da ſagte ſie freundlich:

„Mit Ihnen ſteht es ja ſo gut, daß es unter keinen Umſtänden beſſer ſein könnte.“

„Das will ich meinen,“ ſagte der Pfarrer; „ſeien Sie zufrieden, Herr Dambleton! Wer zur Erkenntnis göttlicher Wahrheit kam, der zog ein goldenes Los für die Ewigkeit — und das iſt die Hauptſache.“

„Sie haben ganz Recht!“ verſetzte Geoffroy; „dennoch wird es dem Menſchen ſchwer, über die Zeit hinweg beſtändig auf die Ewigkeit zu ſchauen.“

„Ja, beſter Herr!“ rief der Pfarrer lachend, „ein Kinderſpiel iſt das chriſtliche Leben nicht. Die Neophyten ſind geneigt, zu glauben, durch ihren Übertritt ſprängen ſie mit beiden Beinen in die Heiligkeit hinein. Großer Irrtum das! — Die heilige Schrift ſagt vom menſchlichen Leben: „Wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es voll Mühe und Arbeit geweſen.““ Da iſt das Wahre — und wenn Sie ſich davon durchdringen, werden Sie ſehr gerne Ihren Blick auf der Ewigkeit ruhen laſſen.“

„Juliane und der Pfarrer haben Recht,“ ſprach Geoffroy zu ſich ſelbſt; „aber die Wahrheit erkennen und der Wahrheit ſich bedingungslos unterwerfen — das iſt zweierlei.“

Zweites Kapitel.

Es war im November — doch kein Novembertag, wie man ihn ſich vorzuſtellen pflegt: grau umwölkter Himmel, kalter Nebel, froſtige Luft. Der Himmel ſtrahlte im Glanze der Sonne, die Luft war weich und warm und die ſanftbewegten Wellen des Golfs von Neapel ſchimmerten wie ein blauer, mit Goldflittern geſtickter Flor. Auf der Villa reale wogten die Spaziergänger auf und nieder, in Gruppen, paarweiſe, vereinzelt. Hie und da ſaß eine Perſon, ein Maler, eine Dilettantin, um die unvergleichliche Szenerie aufzunehmen, das liebliche Meeresufer, das ſich wie ein Blumengewinde nach Caſtelamare hinzieht, den Veſuv mit ſeiner Rauchſäule, die ſich nicht finſter drohend, ſondern wie ein wehender Federbuſch in die Lüfte erhob — oder den merkwürdigen Felſen, welcher da, wo der Golf ins freie Meer übergeht, wie ein verſteinerter Blitz aus den Wellen emporſchießt und Inſel Capri heißt.

An der Brüſtung, welche die Villa reale vom

Ufer trennt, ſaßen zwei elegant gekleidete Damen auf Feldſtühlen. Die eine zeichnete emſig, die andere hatte den Arm auf das Knie, den Kopf in die Hand geſtützt und blickte ſchweigend hinaus in die weite Ferne, wo Himmel und Meer mit einander zu verſchmelzen ſchienen. Sie war eine früh verblühte Schönheit — wie zarte Blondinen nicht ſelten dies Schickſal haben — aber anmutig. Die Malerin war weder das eine noch das andere; aber ihre Skizze gelang. Neben ihr ſtand ein drittes Feldſtühlchen und auf demſelben ihr Farbenkaſten: und ſie ſuchte das wechſelnde Spiel des Lichtes und die Schattierungen der Farben friſch nach der Natur auf ihrem Blatt wiederzugeben.

„Dies Capri iſt capricios; ich kann es heute nicht treffen!“ ſagte ſie. „Überdies wirſt Du gelangweilt ſein, arme Sylvia! Komm’, laß uns noch einmal auf und nieder gehen.“

Beide Damen erhoben ſich. Ein Diener, der ſich unfern tötlich gelangweilt an einen Baum lehnte, trat heran, raffte die Feldſtühle zuſammen, wurde von Valentine mit Farbenkaſten und Mappe, beides ſorgfältig geſchloſſen, befrachtet, und ging von dannen, ſeelenfroh, ſeines Poſtens enthoben zu ſein. Valentine und Sylvia begaben ſich in den großen Mittelweg der Villa reale, wo ſie ſogleich einige Bekannte trafen, mit denen ſie ihren Spaziergang fortſetzten.

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in den

Pyrenäen hatte Valentine zu ihrer Winterreſidenz Neapel gewählt. Sylvia war mit jeder Anordnung einverſtanden, welche ſie fern von Herrn Goldiſch und von England hielt. Sie verſank mehr und mehr in Apathie, denn ſie fühlte ſich elend und wußte ſie nicht zu retten; ſie war nun das, was ſie gewollt, was ſie erſtrebt hatte, eine reiche Frau — allein dieſer Reichtum war jetzt in ihren Augen eine eiſerne Kette, mit Diamanten beſetzt, welche ſie an Herrn Goldiſch feſſelte, an einen Mann, der nie ihre Sympathie, nie ihr Herz beſeſſen hatte, und dem ſie ſich umſomehr entfremdete, als ſie ſich ohne Widerſtand dieſen Gefühlen und Geſinnungen überließ. So lange das Kind lebte, hatte ſie noch ein Band zwiſchen ſich und dem Vater anerkannt; doch jetzt, was war ſie für Herrn Goldiſch? — Ein nichts, ein ſchattenhaftes Weſen, das er weder in ſeinem Hauſe, noch in ſeiner Tagesordnung, noch in ſeinen Gewohnheiten vermißte, weil das alles ſeinen feſt geregelten Gang inne hielt, unbekümmert, ob eine Sylvia dabei war oder nicht.

Valentine, in ihrer ſchwärmeriſchen Freundſchaft für Sylvia und nicht beſeelt von Gefühlen des Wohlwollens für Herrn Goldiſch, war in ſich ſelbſt viel zu unklar, um auf Sylvia einen guten Einfluß nehmen zu können. Überdies hatte ſie ja ganz und gar denſelben Standpunkt, Herrn Goldiſch gegenüber, eingenommen; durch einen Tadel

Sylvia's hätte ſie ihr eigenes Benehmen verurteilt.

„O Du biſt beneidenswert, denn Du biſt frei!“ ſeufzte Sylvia.

„Frei!“ rief Valentine; „nennſt Du frei ſein, daß ich, nachdem ich an der Seite des Herrn Goldiſch meine ſchöne Jugend vertrauerte, dann allerdings von ihm getrennt lebte, gleichwohl nicht dem Zuge meines Herzens folgen und in einer zweiten Ehe Erſatz für die erſte ſuchen durfte? Das iſt eine Scheinfreiheit, die tauſend Verwickelungen nach ſich zieht. Er, als Proteſtant, verheiratet ſich wieder ſo unbefangen, als ob es zum erſten Mal geſchehe. Ich, als Katholikin, konnte es nicht. Allerdings betrachten wir ſeine zweite Ehe als ungiltig und deshalb, meine Sylvia, biſt Du freier als ich.“

„Du aber biſt unabhängig, Valentine, denn Du haſt Vermögen — und ich kann nicht einen Tag exiſtieren ohne das Vermögen des Herrn Goldiſch.“

„Auch ich habe Jahre hindurch dieſe Unabhängigkeit ſchwer vermißt.“

„Es iſt aber viel weniger drückend, von einem Vater, einem Bruder abhängig zu ſein, als von einem ungeliebten Gatten.“

„Das gebe ich zu! — Aber vergiß vorderhand Deinen Kummer. Wir ſind beiſammen — und iſt das Jahr Deines Urlaubs abgelaufen, ſo verlange ganz dreiſt ein zweites. Allmählich wird man ſich an den Gedanken gewöhnen, daß wir als Couſinen und als Freundinnen zuſammen gehören und daß Deine zarte Geſundheit Dir den Aufenthalt in England's Nebelluft unmöglich macht.“

Das wäre nach Sylvia's Wunſch geweſen, wenn ſie nur ihren Hauptwunſch hätte erfüllen können — ein Lebenszeichen von Paul zu erhalten. So viel verſtand Valentine vom Menſchenherzen, um einzuſehen, daß Sylvia's unüberwindliche Unzufriedenheit mit ihren Verhältniſſen auf irgend einer verkehrten Neigung ihres Herzens beruhe, und längſt ſchon hatte ſie verſucht, durch tauſend Anſpielungen dies Geheimnis zu ergründen. Doch vergebens. Sylvia ſchwieg. Mochte ſie vor ſich ſelbſt Paul's Leben und Treiben entſchuldigen, beſchönigen — ſie fühlte, daß ihr dies bei anderen nicht gelingen werde, und ſo ſchwieg ſie beſchämt ſeinetwegen, beſchämt über ihre eigene Verirrung — und zu kraftlos, um ſich eines Gefühls zu bemeiſtern, das ihr ganzes Leben und Sein verſtörte. Valentine ergab ſich in Geduld und zweifelte nicht, daß die Frucht des Vertrauens zur vollen Reife kommen und ihr dann zufallen werde. Mit ihrer exaltierten Sentimentalität hatte ſie ſtets ihre Gefühle an der unrechten Stelle und in verkehrter Weiſe angebracht; das tat ſie auch jetzt. Sie ſchwärmte für Sylvia. Sie fand es unausſprechlich intereſſant, ſie nannte es einen Fall, der noch nie dageweſen ſei, daß die Couſinen Sylvia und Valentine — beide — unter die Botmäßigkeit eines und desſelben Mannes geraten mußten und daß er beide höchſt unglücklich machte. Sie nannte dies gemeinſame Leiden das ſympathiſche Band ihrer Freundſchaft, welche ſie wegen dieſer Übereinſtimmung, idealiſch nannte und in ihr einen Zauber fand, der, wie ſie ſagte, ihr ganzes Leben verkläre. Dies Leben war übrigens ſehr angenehm. Sie war reich, ſie wußte ſich in der Geſellſchaft geltend zu machen, ſie verſtand es Perſönlichkeiten, die irgendwie einen Namen hatten, in ihren Kreis, in ihr Haus zu ziehen, ſie hatte vollauf zu tun mit der Berückſichtigung von tauſend mikroſkopiſchen geſellſchaftlichen Intereſſen; und wenn die Anforderungen der Welt und der Freundſchaft ihr Zeit ließen, widmete ſie ſich mit Leidenſchaft der Kunſt und malte in Aquarell ganz hübſche Sachen.

Jetzt trat ſie mit Sylvia aus dem Gittertor, das den oberen Ausgang der Villa reale ſchließt, um ſich nach dem gegenüber liegenden Hotel Vittoria zu begeben. Blumenverkäufer mit Sträußen und Körben belagerten dies Tor und fielen zudringlich alle Ein- und Austretenden an. In dieſem Augenblick reichten mindeſtens zwanzig Hände ihre Blumen einem Herrn dar, welcher den ſchönſten Roſenſtrauß ergriff, mit ihm auf Sylvia zuging und ihn ihr lächelnd und ſchweigend darbot.

„Paul!“ rief ſie entzückt und klammerte ſich krampfhaft an Valentinens Arm, um nicht unter der unbeſchreiblichen Freude dieſer Überraſchung zuſammen zu ſinken.

Drittes Kapitel.

War die Überraſchung auch eben ſo groß, ſo war es doch keineswegs die Freude, als Frau von Weſtern einige Monate früher ihren älteſten Sohn bei ſich eintreten ſah und „Paul!“ rief. Ihre übrigen Söhne hatten Stellung im Leben genommen, ihre Töchter waren verheiratet; ſie war von kleinen munteren Enkeln umgeben. Sie hatte ihre Tage in Ruhe und Zufriedenheit verleben können, wenn nicht zwiſchen ihren wohlgeratenen Kindern dieſer verlorene Sohn, dieſer Paul geweſen wäre. Wegen ſeines ungeordneten Lebens und ſeiner Leidenſchaft zum Spiel hatte ſie ſich ſeit Jahren, bezüglich ſeiner Finanzen gänzlich von ihm losgeſagt. Ihr Mann hatte kein Vermögen hinterlaſſen; ſie mußte als Witwe mit ihren zahlreichen Kindern von ihrem Vermögen leben, das freilich beteutend, doch lange nicht groß genug war, um Paul's ſtets leere Kaſſe zu füllen. Sie mußte ihre Hand, wenigſtens die Hand mit dem Geldbeutel, von ihm abziehen, und die Verüber die meinen zu ſein; drum habe er ſich auf eine halbe Stunde vom Ball fortgeſtohlen, und ich mögte ihm ein einziges freundliches Wort ſagen, dann wolle er wieder gehen.

„Was ſoll ich ſagen!“ ſtammelte ich händeringend.

„O ſüße Clelia, rief er dringend, ſprich nur das kleine Wort: ich liebe dich.“

„Aber ich weiß ja nicht ob ich Sie liebe!“ rief ich.

„Du wirſt es lernen!“ verſicherte er.

Weiß Gott welche Ideencombination mir durch den Kopf flog! ich fragte ganz plötzlich und ernſt:

„Wollen Sie mich vielleicht heirathen?“

Dieſe koloſſale Naivetät kam all ſeinen Wünſchen entgegen; er wollte mich allerdings ſehr gern heirathen.

„Alſo Du willigſt ein? rief er ſtürmiſch; alſo Du willſt meine Braut ſein, mein Weib werden?“

„Wenn mein Vormund nichts dagegen hat,“ antwortete ich verzagt.

„Mein Bruder hat nichts dagegen, ſüße Clelia, das weiß ich — erwiderte Achatz plötzlich verdüſtert — allein Du wirſt wol bemerkt haben, daß in dieſem Hauſe ein andrer Wille herrſcht als der ſeine, und daß man, wenn man den eignen Willen durchſetzen will, ſich mit jenem in Einklang zu bringen hat. Aber laß das! laß das! . . . . und ſage mir nur, wandten in England ſahen ſich genötigt, dasſelbe zu tun. Als ſich Paul mit Jane Miranda verheiratete, ſeufzte Frau von Weſtern beklommen: „Was wird das für eine Ehe geben!“

Jetzt waren ihre Befürchtungen erfüllt. Paul warf ſich ſeiner Mutter zu Füßen, ſchob die Schuld ſeines Ehezwiſtes auf den unmenſchlichen Egoismus ſeiner Frau, die ihn wie einen Sklaven behandele, welcher er über jeden Pfennig Rechenſchaft ablegen müſſe, und die, da er ſich dies nicht gefallen laſſen konnte, von ihm ſich ſcheiden ließ. Er verſicherte hoch und teuer, nach ſo vielen ſchmerzlichen Erfahrungen ſei er zur Beſinnung, zur Überlegung, zum Entſchluß gelangt, nie wieder eine Karte anzurühren; die Mutter könne ihn getroſt zu Gnaden annehmen.

War Frau von Weſtern auch etwas mißtrauiſch wegen früherer gleichlautender Verſicherungen, ſo kam es ihr doch nicht unwahrſcheinlich vor, daß Paul, der die erſte Jugend hinter ſich hatte, zur Einſicht über ſeinen ſchlimmen Lebenswandel und deſſen unvermeidliche Folgen gekommen ſei und wirklich den Vorſatz gefaßt habe, ſich zu beſſern. Sie nahm ihn mit Liebe auf und bewog ſeine Geſchwiſter, dasſelbe zu tun. Alle vereinigten ſich, ihm die Hand zu bieten, ihm eine Stellung zu ſuchen, die für ihn paſſe und ihm zuſage. Doch alle Bemühungen ſcheiterten an Paul's Mangel an gutem Willen. Er hatte nie die Energie, ſich einer Beſchäftigung mit Ausdauer zu widmen, ſeine Gedanken bei einer Arbeit feſtzuhalten. Eine geregelte Exiſtenz erfüllte ihn mit Unluſt und Langweile. Pflichtgefühl und Selbſtverleugnung waren ihm unbekannte Triebfedern. Er hatte ſich in der Selbſtſucht gehen laſſen und dieſelbe überlieferte ihn, an Händen und Füßen gebunden, mit gebrochener Kraft ſeiner Leidenſchaft.

Einer von Frau Weſtern's Schwiegerſöhnen, ein ruhiger, zuverläſſiger Mann, kam eines Tages zu ihr und erklärte ihr ſchonend, aber feſt, Paul dürfe nicht länger hier verweilen, ſie könne ſich darauf verlaſſen, und es ſei am beſten, wenn ſie gar nicht nach der Urſache frage. Selbſtverſtändlich verlangte ſie, gerade jetzt auf den Grund zu kommen. Da erfuhr ſie zu ihrem maßloſen Entſetzen, man habe Paul im begründeten Verdacht des falſchen Spiels. So wie ſich unter jungen Männern Gelegenheit biete, lege er Bank auf und gewinne ſtets in einer mehr als zweideutigen, höchſt auffallenden Weiſe, ſo daß einige junge Männer ſich vorgenommen hätten, ihm ſcharf auf die Finger zu ſehen und, wenn ſich ihr Verdacht als Gewißheit erwieſe, Paul zu behandeln, wie er es verdiene.

Frau von Weſtern wollte Einwendungen machen, wollte die Sache unmöglich nennen; allein ihr Schwiegerſohn wiegte bedenklich den Kopf und ſagte:

„Paul iſt ein unzuverläſſiger Menſch und bei einem ſolchen iſt nichts unmöglich, um ſo mehr, da er ſich mit ſeiner Spielwut einen Klotz an's Bein gebunden hat, deſſen Wucht ihn in den Abgrund zieht. Ich beſchwöre Sie, ihn fortzuſchaffen.“

„Wohin?“ jammerte die arme Mutter.

Das war eben die ſchwierige Frage, die niemand zu beantworten wußte. In dieſer Not bekam Frau von Weſtern einen Brief von ihrer Schweſter, die ihr unter anderem ſchrieb:

„Es beſteht noch immer die intimſte Freundſchaft zwiſchen unſeren beiden Schwägerinnen, Valentine und Sylvia. Beide haben ſich in der Ähnlichkeit zuſammen gefunden, daß ſie unſern guten, vortrefflichen Bruder unerträglich nennen. Mit dieſer einmütigen Geſinnung haben ſie ſich nach Neapel begeben, wo ſie den Winter zubringen wollen. Unſer armer Bruder, liebe Pauline, iſt in der Tat ſehr zu beklagen. Er ſteht zwiſchen ſeinen zwei Gattinnen ſozuſagen unverehelicht da. Ich meine zuweilen, er hätte beſſer getan, Valentine zur Vernunft zu bringen, als ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Eine zweite Ehe unter ſolchen Umſtänden hat doch etwas Schiefes! — Zum Glück iſt er dermaßen in Geſchäften begraben, daß er Sylvia nicht ſehr — vielleicht gar nicht vermißt. Ich weiß nicht, ob mich das freuen oder betrüben ſoll.“

Frau von Weſtern kam infolge dieſes Briefes auf den Gedanken, Paul, der um jeden Preis entfernt werden mußte, nach Neapel zu ſenden mit dringender Bitte an Sylvia, alles für ihn zu tun, um ihn von ſeiner elenden Leidenſchaft zu heilen. Sylvia war die einzige Perſon der Familie, über die Paul ſich nicht beklagte. Er ſagte häufig, wenn ſie über Mittel und Einfluß gebieten könnte, wie die übrigen Verwandten, ſo würde er ohne Zweifel längſt eine diplomatiſche oder ſonſtige Stellung haben, wie er ſie beanſpruchen könne. Überall werde er zurückgeſtoßen; Sylvia allein behandle ihn liebreich.

Eine ſolche Äußerung benutzte Frau von Weſtern, um zu antworten:

„Lieber Paul, Du biſt jetzt weder von mir, noch von Deinen Geſchwiſtern zurückgeſtoßen worden. Wir alle haben Dich liebreich behandelt und geſucht, Dir eine Tätigkeit zu eröffnen“ . . .

„Nur keine ſolche, die meinen Fähigkeiten entſpricht!“ fiel er ein; „ich müßte ja den Verſtand verlieren, ſollte ich Tag ein, Tag aus in den Bureaux meiner Schwäger ſitzen.“

„Vielleicht würdeſt Du gerade dort zur Vernunft kommen, mein armer Paul, zur Einſicht, daß Dein untätiges Leben, verbunden mit Deiner jämmerlichen Spielſucht, eines rechtſchaffenen Mannes ganz unwürdig und der ſicherſte Weg iſt, Dich in das äußerſte Verderben zu ſtürzen. Davon erlebſt Du jetzt eine Probe. Du biſt noch kein halbes Jahr hier und haſt es bereits dahin gebracht, daß Du hier nicht bleiben kannſt . . . weil man nicht mehr mit Dir verkehren mag“ . . .

Paul wollte auffahren, aber ſeine Mutter nahm ſich zuſammen und fuhr fort:

„Und auch nicht mehr mit Dir verkehren kann. Die Urſache weißt Du. Ich müßte vor Schmerz und Scham vergehen, ſollte ich ſie über meine Lippen bringen. Genug, Deines Bleibens iſt hier nicht“ . . .

„Entſetzlich!“ rief Paul; „ja, entſetzlich iſt es, wie ich behandelt werde! Meine Mutter, meine Geſchwiſter, meine nächſten Verwandten, meine Frau . . . dies furchtbare Weib — ſie alle ziehen mir den Boden unter den Füßen weg, als ob ich nicht wert ſei, daß die Erde mich trage . . . und verlangen noch gar, daß dieſer Ausgeſtoßene, dieſer Verachtete ein höchſt edles und tugendhaftes Leben führe“ . . .

„Verſchone mich mit dieſen hohlen Redensarten,“ fiel Frau von Weſtern ein; „ich habe ſie immer von Dir gehört, wenn ich Dir Vorſtellungen machte, die Du verdienſt und die Dir mißfallen. Genug, ich muß auf Deiner Entfernung beſtehen und ich rate Dir, daß Du Dich zu der einzigen Perſon begibſt, Die Dir, nach Deiner Meinung Wohlwollen bezeigt hat. Ihr und ihrem Einfluß auf

Dich gelingt es vielleicht, Dich zu einem vernünftigen Menſchen zu machen . . . oder wenigſtens Dich vom Abgrund zurück zu halten. Sylvia bringt den Winter mit ihrer Couſine, der Baronin Grünerode, in Neapel zu. Ihr werde ich Dich dringend empfehlen“ . . .

„Sylvia iſt in Neapel!“ rief Paul frohlockend; „o glückliches Ereignis! Bei ihr bin ich geborgen; bei ihr verfolgt mich nicht das quälende Gefühl, ein Ausgeſtoßener zu ſein; ſie war immer ein Engel für mich, liebevoll, hilfreich . . . ich gehe mit Freuden zu ihr, und wenn ſie in Sibirien wäre . . . um wie viel mehr nach Neapel.“

Frau von Weſtern, ganz beglückt durch ſeine Willfährigkeit, ſagte ihm ein anſtändiges Jahrgeld zu und ſah ihn abreiſen mit einem Gemiſch von großer Betrübnis und ſchwacher Hoffnung. Sie gab ihm einen Brief an Sylvia mit, worin ſie unumwunden ihren Schmerz über Paul's tiefe Verſunkenheit und den Grund ausſprach, weshalb ſie ihn von ſich entfernen müſſe. Sie beſchwor Sylvia, alles aufzubieten, um ihn in ihrer Geſellſchaft zu halten, damit er keine Gelegenheit zum Spiel finde. Auf dieſe Weiſe ſei es vielleicht möglich, ihn allmählich davon zu entwöhnen und ſchließlich zu beſſern.

Kaum ſaß Paul im Waggon, ſo öffnete er mit großer Gemütsruhe den Brief ſeiner Mutter, denn

— ſo ſprach er zu ſich ſelbſt — ſie und ich, wir müſſen unisono zu Sylvia reden. Da er nun nicht geneigt war, dies Unisono inne zu halten, ſo flatterten tauſend Stückchen Papier aus dem Fenſter des Waggons und mit leichtem Herzen ſauſte er dem Süden zu.

Viertes Kapitel.

Sylvia's Freude war maßlos. Paul war da. Der Inbegriff der heißeſten Wünſche, die ſie ſeit länger als zwei Jahren mit ihrem ſchärfſten Dorn gefoltert hatten, war urplötzlich in Erfüllung gegangen. Wie, warum, woher er kam, das waren gleichgiltige Fragen. Er war da.

Valentine ſah ſich auch ganz plötzlich in Sylvia's Herzensgeheimnis eingeweiht und mit lebhafter Teilnahme begrüßte ſie Paul.

„Wir ſiedeln noch heute in eine Privatwohnung an der Chiaja über," ſagte ſie; „mir iſt das Gaſthofleben unausſtehlich . . . ich muß mein häusliches Behagen, meine häusliche Einrichtung haben. Nur unter dieſen Bedingungen iſt es möglich, Menſchen bei ſich zu ſehen. Ich hoffe, daß Sie ſich bei uns wie zuhauſe fühlen werden, und immer wird ein Couvert für Sie bereit ſein," ſagte ſie zu Paul; denn ſie war es, die das Haus führte, und Sylvia lebte bei ihr.

Sylvia erſchrak, als ſie die Einladung hörte.

Zentnerſchwer fiel es ihr auf's Herz, daß Paul vielleicht nicht allein gekommen ſei, daß dieſe Jane Miranda vielleicht als Sängerin in Neapel auftreten wolle, und ſie fragte blaß und zitternd:

„Biſt Du in der Lage, Paul, die Einladung anzunehmen?“

„Mit größter Dankbarkeit; ich habe hier ja nicht die mindeſte Verbindlichkeit gegen irgend Jemand.“

Sylvia ſchöpfte Atem: Paul war allein.

Bei dem erſten vertraulichen Geſpräch brachte er eine vollſtändige Dichtung vor, die Sylvia glaubte, weil ſie glauben wollte. Unzählige Menſchen behaupten, ihr Verſtand mache es ihnen unmöglich, die Lehren der Religion zu glauben; er widerſetze ſich denſelben — und ſie tun alles, was ſie können, um ihn in dieſer Widerſetzlichkeit zu beſtärken. Der Verſtand iſt aber nur eine Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes; der Wille iſt eine andere. Wollten ſie ihren Willen in demſelben Maß anſtrengen, um zu glauben, wie ſie den Verſtand anſtrengen, um nicht zu glauben: ſo würde nach und nach ein trügeriſcher Vorwand nach dem andern in nichts ſich auflöſen und der Glaube in ihr Herz einziehen. Sylvia machte es in ihrem Verhältnis zu Paul genau umgekehrt: ſie nahm ihren ganzen Willen zuſammen, übergab ihn ihrer Leidenſchaft, ſchloß den Verſtand mit ſeiner Überlegung und ſeinem Urteil gänzlich aus und glaubte alles, was Paul ſagte. Demzufolge hätte nicht er ſich um die Gunſt von Jane Miranda — ſondern ſie ſich um die ſeinige beworben; — etwas Eitelkeit und große finanzielle Bedrängnis hätten ihn in ſchwacher Stunde dazu vermocht, ihren Wunſch zu erfüllen und ſein äußeres Leben mit dem ihrigen zu verbinden; ſein Herz aber habe immer dem Engel gehört, der es für immer feſſele; deshalb habe er auch nicht die despotiſche Laune eines rohen Weibes auf die Dauer ertragen können und mit Freuden ſei er auf ihr Verlangen einer Scheidung eingegangen, denn ihr Götze ſei der Mamon und dazu könne er ſich nun einmal nicht herabwürdigen.

„Alſo Du biſt nicht an dieſe Jane Miranda gebunden . . . biſt frei . . . biſt unabhängig von ihr?“ fragte Sylvia geſpannt.

„Frei wie die Luft!“ rief Paul frohlockend; „meine Mutter gibt mir die Mittel zu meiner Subſiſtenz . . . ich kann leben, wo ich will, und ich will in Deiner Nähe leben.“

„Wohlan, Paul,“ entgegnete Sylvia dringend, „ſo zerſtöre nicht dieſe glückliche Exiſtenz durch jene unſelige Neigung zum Spiel, welche Dir ſchon ſo große Verlegenheiten und mir die bitterſte Sorge bereitet hat.“

„Sei ganz ruhig, Du teurer Engel, Du ſollſt durch mich keine bittere Stunde mehr haben! . . . Und ſei ſo gut, meiner Mutter zu ſchreiben, ich daß Du wirklich meine Braut ſein willſt, Du ſüße Liebe.“

„Nicht ohne die Genehmigung meines Vormunds, ſprach ich ſtandhaft, er wird nicht dagegen ſein.“

„Er nicht,“ ſagte Achatz gedehnt.

Ich verſtand ihn und fragte: „Weshalb ſollte meine Tante es ſein, da ich ihr doch läſtig im Hauſe bin?“

Achatz ſagte ſchnell wie um keinen andern Gedanken in mir aufdämmern zu laſſen: „Weil ſie zuerſt ihre Töchter zu verheirathen wünſcht und Dir in dieſem Punkt nie den Vorrang gönnen wird.“

Das klang wahrſcheinlich genug, und daher ſagte ich mit der höchſten Seelenruhe:

„So will ich Sie lieber nicht heirathen.“

„Clelia! rief Achatz ganz außer ſich, von der Böswilligkeit einer launenhaften neidiſchen Frau machſt Du mein Lebensglück abhängig?“

Als ich ihn ſo ſehr in Verzweiflung ſah wurde ich äußerſt ruhig und ſagte:

„Wenn Ihnen ſo gewaltig viel daran liegt, werden Sie es wol bei der Tante durchſetzen.“ Dieſe Gewißheit hat die Liebe nie; der Beſitz des geliebten Gegenſtandes iſt für ſie ein ſo unermeßliches Glück, daß ſie auf deſſen Erfüllung nur mit bangen hätte mich unter Deine Leitung geſtellt und Du hoffteſt alles Gute von dem armen verſtoßenen Paul . . . das wird ſie tröſten, denn ſie trug mir auf, Dich darum zu bitten. Sie ſagte: „„Sylvia's Liebenswürdigkeit wird mehr Gewalt über Dich haben, als alle Ratſchläge der ganzen Familie““ — und das iſt ganz richtig; denn die ganze Familie, inbegriffen meine gute Mutter, liebt mich durchaus nicht; Sylvia aber liebt mich und Liebe hat Gewalt über des Menſchen Gemüt.“

Sylvia tat, was Paul wünſchte, und ſchrieb einen Brief voll roſiger Hoffnungen, die auf ſeinen guten Vorſätzen beruhten, an Frau von Weſtern, die mit wehmütigem Lächeln das Schreiben las.

Ein eifriger Jäger verfolgt das Wild auf Schritt und Tritt. Findet dieſes auch einmal einen Schlupfwinkel, wo es ſich verbergen und Atem ſchöpfen kann — der Jäger verliert nicht die Spur. Er erſpäht das Wild, jagt es auf, hetzt es von Neuem und heißer denn zuvor, bis das Wild ſchußgerecht iſt und ſeine Beute wird. Ein ſolcher Jäger iſt auch die Leidenſchaft — welcher Art ſie ſei — und das Wild, das ſie raſtlos hetzt, iſt die Seele. Allerdings beſtoht der Unterſchied, daß ſich das Tier des Waldes nicht der Botmäßigkeit des Jägers unterwarf, der Menſch aber ſich zum Sklaven einer Leidenſchaft freiwillig macht. Es kommen Augenblicke, wo er ihr entrinnen möchte, wo er es verſucht . . . aber der leiſeſte Widerſtand ſtachelt die Leidenſchaft auf. Sie drängt, ſie tobt, ſie raſt ſo lange gegen ihn an, bis der Wille nachgibt und die Seele zuſammenbricht. Das iſt der Augenblick, wo das Wild ſchußgerecht vor dem Jäger ſteht. Er trifft — es fällt.

Als ſich Paul in einer angenehmen Lage ſah, Valentinens Haus faſt wie das Heim betrachten durfte, zu jeder Zeit willkommen war, mit ihr und Sylvia Spazierfahrten und Ritte machte, wurde ſein Leichtſinn dermaßen durch dieſe behagliche Exiſtenz befriedigt, daß er ernſtlich dachte, es habe ihn nur gerade dieſer Mangel an Wohlbehagen der Spielſucht in die Arme geworfen und er habe nur geſpielt, um ſein Daſein zu friſten. Jetzt ſtehe es ganz anders mit ihm und er werde keine Karte anrühren.

Valentine war voll Teilnahme für Paul, ſowohl Sylvia's als ſeinetwegen, denn es war nun einmal etwas Beſtechendes in ſeiner Erſcheinung, in ſeinem Weſen. Sie ſagte zu Sylvia:

„Hätten liebenswürdige Menſchen nicht ihre Schwächen, ſo wären ſie in unverzeihlicher Weiſe von der Natur bevorzugt. Ich wundere mich gar nicht, wenn Paul ſeine kleinen Schattenſeiten hat. Er iſt ja ein ganz deliziöſer Menſch und man merkt ihm gar nicht an, daß er mit einer Sängerin in der Welt umhergezogen iſt. Hat er Subſiſtenzmittel?"

„Nur das, was ſeine Mutter ihm gibt," erwiderte Sylvia etwas gezwungen, weil ihr die Vorſtellung mißfiel, Valentine könne Paul in pekuniärer Weiſe unterſtützen wollen.

„Und die gute Pauline hat Kinder und Enkel, die ohne Zweifel ſämtlich an ihr zehren," fuhr Valentine fort; „da wird Paul nur ſehr kleine Finanzen haben."

„Geoffroy Dambleton iſt ſehr großmütig für Paul," ſagte Sylvia und verſchluckte das Wort „geweſen," welches zu dem Satz gehörte.

„Geoffroy Dambleton . . . ſo? Nun, der kann es ſein, denn er ſcheint gar nicht zu wiſſen, was er mit ſeinem Vermögen anfangen ſoll. Möge er es nur jetzt, da er katholiſch wurde, nicht für Kloſtergründungen und Miſſionen verſchwenden. Für Paul wäre es viel zweckmäßiger angebracht. Ich will hoffen, daß Geoffroy bei ſeiner guten Gewohnheit bleibt."

So weit ging Valentinens Teilnahme für Paul denn doch nicht, daß ſie ſich dazu gedrängt hätte, ſeine Finanzen zu verbeſſern. Sie überließ ganz gerne dieſe Sorge ſeiner Mutter und Geoffroy; denn ſie brauchte ſehr viel Geld, ſowohl für ihr Haus, als für ihre Perſon, und trieb ſie es auch nicht mehr bis zur Verſchwendung, ſo fand ſie doch, daß ſie nur gerade ihr Auskommen habe. Das war auch ganz richtig, weil es ihr nicht einfiel, einem Wunſch, einer Laune, die durch Geld befriedigt werden konnten, zu entſagen. Sylvia aber ſagte zu Paul, der jeden Morgen zu ihr zu kommen pflegte:

„Ich bitte Dich, Paul, ſollteſt Du hier in Geldverlegenheit kommen, ſo gib mir Dein Wort, daß Du Dich mir anvertrauen willſt. Du weißt, ich ſchweige, und das iſt wichtig in dieſem Punkt. Es ſteht übel mit einem jungen Mann, wenn er in den Ruf des Schuldenmachens kommt.“

„Du biſt und bleibſt ein Engel!“ rief er; „allein Du biſt ſchon übermäßig großmütig für mich geweſen. Ich müßte mir einen ſchweren Vorwurf machen, wollte ich Dir wieder zur Laſt fallen.“

„Ich wiederhole Dir, Paul, offenbare Dich mir . . . aber nur mir und ſei überzeugt, daß ich Rat ſchaffe.“

„Stehen Dir geheime Goldgruben zu Gebote?“ fragte er ſtaunend.

„Ich ſchaffe Rat, Paul, das ſei Dir genug! . . . Aber ich flehe Dich an, nimm Dich zuſammen, fliehe den Spieltiſch. Du führſt hier ja ein ſo angenehmes Leben . . .“

„Denn ich bin bei Dir,“ fiel er ein.

„Darum verſtöre nicht dieſen Frieden, dies ſeltene Glück!“ fuhr ſie fort; „vergiß nicht, wie ſchwer Du ſchon für Deinen Leichtſinn gebüßt haſt . . . wie furchtbar ich gelitten habe in den Zeiten, wo Du verſchollen warſt — o führe nicht wieder Ereigniſſe herbei, welche ähnliche Folgen haben könnten.“

Paul verſprach ihr hoch und teuer alles, was ſie wünſchte. Als er das tat, hatte die Spielwut ihn bereits wieder ergriffen; aber er ſpielte — wenn nicht mit Glück, doch mit einer großen Geſchicklichkeit, die ihn, wie er hoffte, ſicher ſtellen ſollte gegen allzu ſchweren Verluſt. Er ſuchte ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen durch die Vorſtellung, daß er allzu oft das Opfer von Gaunern geweſen ſei, um ſich nicht ſchließlich durch ſeine Kunſtgriffe gegen ſie zur Wehr zu ſetzen. Das Spiel ſei nun einmal eine Lebensbedingung für ihn; da er nicht in der Lage ſei, fort und fort als ein goldenes Opferlamm zu dienen, das von Böſewichten geſchoren werde, ſo müſſe er ſeine Anſtalten demgemäß treffen. Sylvia's geheime Goldgruben flößten ihm kein unbedingtes Vertrauen auf ihre andauernde Ergiebigkeit ein. Sylvia ſelbſt hatte bei ihrer Zuſage an Geoffroy gedacht. Sie zweifelte nicht, daß er in der Stunde des Unglücks ihrem Vertrauen entſprechen und Hilfe leiſten werde. Und ſo lebte ſie dahin, wie man in der Welt zu leben pflegt — in Glanz, Geräuſch und Bewegung, in hohlen Genüſſen, mit leerer Seele, mit unbefriedigtem und beklemmten Herzen;

denn dies Leben — konnte es immer ſo fort gehen? Mußte nicht der Tag kommen, der ein Ende machte? . . . Und was für ein Ende? . . . Rückkehr nach England? . . . Ein Schlag des Schickſals? — Mit beſtändiger Unruhe blickte ſie in die Zukunft, denn Ruhe iſt nur da, wo Gott iſt.

Zur Tiefe.

Erſtes Kapitel.

Die Zeit verflog in Saus und Braus. An Sylvia's Horizont ſtiegen ſchwarze Wetterwolken auf. Paul's Lebensweiſe hatte eine beängſtigende Wendung genommen. Er kam höchſt ſelten in den Morgenſtunden zu Sylvia und erſchien eben ſo ſelten und meiſtens nur ganz flüchtig am Abend in Valentinens Salon. Daß er die Damen auf ihren Spazierritten oder Ausfahrten begleitet hätte — davon war gar nicht mehr die Rede. Er behauptete, ſie wären dermaßen umſchwärmt, daß für ihn in ihrer Nähe kein Platz ſei. War er allein bei Sylvia, ſo war er zerſtreut, befangen, ſuchte von dieſem und jenem zu ſprechen und brach bald wieder das Geſpräch ab. Sylvia zitterte, nach der Urſache dieſer Veränderung zu fragen, denn ſie ahnte die Wahrheit. Endlich ertrug ſie nicht mehr die Angſt der Ungewißheit, und als Paul eines morgens bleich und verſtört bei ihr eintrat, rief ſie ihm entgegen: „Paul! . . . Du ſpielſt . . . unglücklich!“

Zweifeln zu hoffen wagt. Achatz verſtand es aber anders, und rief ganz beſeligt:

„Alſo dieſe Zuverſicht haſt Du zu mir, ſüße Clelia! Gut! ſie ſoll nicht getäuſcht werden. Du biſt die Meine und bleibſt es.“

Er ſah recht glücklich und dadurch recht ſchön aus. Das war mir wieder ſchmeichelhaft, und ſein Entzücken machte mir eine angenehme Emotion. Er ſprach nicht zu meinem Herzen, ſondern nur zu deſſen untergeordneten Regungen, wie eben die unbewußte Jugend ſie empfindet, ohne ſie zu verſtehen. Ich hatte mich ja immer nach Liebe geſehnt: nun wurde ich geliebt. Aber bei dem Allen blieb mein herrſchender Gedanke der: Jeſus Maria! wenn nur die Tante nicht plötzlich heimkehrt! — und was Achatz mir für Zärtlichkeiten ſagen mogte, ich erwiderte nichts, als:

„Bitte, nun gehen Sie! — Man wird Sie vermiſſen! — Ach, ich beſchwöre Sie, gehen Sie.“

Er ging denn endlich, nachdem er mir in ſeiner gewaltſamen Weiſe, die beinah feindlich ausſah, einen Kuß gegeben; und ganz beſtürzt fand ich mich einſam am Flügel wieder. Gottlob, daß er fort iſt! dieſer Gedanke, allerdings wenig ſchmeichelhaft für den Geliebten, war doch der erſte, deſſen ich mir deutlich bewußt ward; und dann kam erſt der

Er ſank in einen Seſſel, drückte die Hände geballt vor die Stirne und ſeufzte:

„Unglücklich!“

„Was iſt zu tun?“ fragte ſie in fieberhafter Aufregung.

„Ich weiß es nicht!“ verſetzte er dumpf; „das Jahrgeld, das meine Mutter mir ausſetzte, iſt dahin . . . und Hilfe . . . nirgends.“

Allerdings war nicht bloß dieſe Rente, ſondern auch das Geld verſpielt, welches er mit gefälſchtem Glück gewonnen hatte; denn es war ihm vorgekommen, als ob man ſeine Art zu ſpielen beobachte. Da mußte er um jeden Preis dem Mißtrauen vorbeugen. Er ſpielte auf gewöhnliche Weiſe und verlor nach und nach alles, was er beſaß, und mehr als das.

Als Sylvia die Summe ſeiner Spielſchulden erfuhr, rang ſie troſtlos die Hände.

„Auch Du wirſt mir nicht helfen können,“ ſagte Paul vernichtet.

„Doch, doch; es muß ja Hilfe geſchafft werden!“ rief ſie; „nur laß mir Zeit, mich zu beſinnen . . . zu handeln . . . und zwar ſo, daß niemand hier etwas erfahre.“

„Was haſt Du vor?“ fragte er geſpannt

„O frage nicht . . . laß mich allein . . . ich muß mich beſinnen“ — ſagte ſie haſtig.

„Mein rettender Engel!“ frohlockte er ſo zuverſichtlich, als ſei ihm bereits die Laſt von den Schultern genommen.

„Paul, Paul, bedenke es doch und merke es Dir: ich werde Dir nicht immer zur Hilfe kommen können! . . . Dann gehſt Du zugrunde im Elend und ich erliege dem Schmerz.“

„O Du Engel!“ wiederholte er zärtlich.

Sylvia's Gedanken flatterten dahin und dorthin. Sollte ſie ſich Valentinen anvertrauen? — Nein; ſie konnte ſich nicht entſchließen, derſelben Paul's furchtbaren Leichtſinn zu offenbaren, abgeſehen davon, daß ſie nicht unbedingt auf Valentinens Großmut zählte. Geoffroy? . . . Aber zwiſchen ihr und Geoffroy war durch deſſen Übertritt eine gewiſſe Kälte entſtanden. Sie hatte die Glaubenslehren der katholiſchen Kirche als eine wertloſe Glasperle dahin rollen laſſen — und Geoffroy hob dieſelbe als eine koſtbare echte Perle auf: dadurch kam eine ſolche Verſchiedenheit der Grundanſchauungen zu Tage, daß eine gewiſſe Entfremdung unvermeidlich war. Überdies hatte ſich Geoffroy nach Sylvia's Meinung feindſelig gegen Paul bewieſen, als er ihn eigenmächtig aus England verbannte und ſpäter für deſſen Schickſal nicht die geringſte tätige Teilnahme bewies. Frau von Weſtern? — Da war nichts zu hoffen! All deren Kinder und Schwiegerkinder umlagerten ſie und ſtellten ihr vor, daß ſie ſchon zum Nachteil derſelben übermäßig viel für Paul getan habe.

Woher ſollte denn Hilfe kommen? — — Plötzlich atmete ſie auf und eilte zum Schreibtiſch. Sie ſetzte ein Telegramm an ihren Vetter, den Freiherrn Aurel Grünerode in Paris, auf, bat ihn, ihr die Summe, die Paul bedurfte, umgehend durch einen Bankier in Neapel auszahlen zu laſſen, und fügte hinzu: „Brief folgt." — Am Abend des nämlichen Tages erhielt ſie die telegraphiſche Antwort, Bankier Z. werde die verlangte Summe umgehend auszahlen.

Mit einem ſtillen, unbeſchreiblichen Jubel empfing Sylvia dieſe Nachricht. Sie belohnte jedoch die Großmut ihres Vetters nicht mit der Wahrheit, nicht mit Aufrichtigkeit. Sie war zu tief verſtrickt in Unaufrichtigkeit, um den Schleier lüften zu können, der auf ihrem Verhältnis zu Paul lag, und ſie ſpielte für Aurel dieſelbe Komödie, welche ſie Herrn Goldiſch gegenüber geſpielt hatte. Sie ſchrieb:

„Lieber Aurel! Als ich im vorigen Frühling einige Zeit bei Dir in Paris zubrachte, machte mir die Gediegenheit Deines Charakters und der Ernſt, mit welchem Du Deine Pflichten aufnimmſt und erfüllſt, einen ſo wohltuenden Eindruck, weckte in mir ein ſo tiefes Vertrauen, daß ich mich heute in einer der ſchwerſten Stunden meines Lebens an Dich wende und Dich mit aufgehobenen Händen bitte, mir aus einer tötlichen Verlegenheit, welche alle meine Verhältniſſe mit Verwirrung bedroht, heraus zu helfen. Ich bedarf der Summe, die mein Telegramm Dir nannte. Es laſtet eine ſchwere Schuld auf mir. Allein ich beſchwöre Dich, frage mich nicht, frage mich nie, wie ich zu ihr gekommen bin: es würde mich ſo tief demütigen, daß ich nicht imſtande wäre, Dir die Wahrheit zu geſtehen, denn die Wahrheit, lieber Aurel, würde mehr als mein Leben bedrohen. Deshalb darf auch nicht Herr Goldiſch — darf überhaupt kein Menſch auf Erden erfahren, daß ich Deine Großmut in Anſpruch nahm, um dieſe Schuld zu tilgen. Die Zinſen des Kapitals hoffe ich von meinem Nadelgeld Dir zu zahlen. An die Rückzahlung der Summe ſelbſt bitte ich Dich inſtändigſt, lieber Aurel, vorderhand nicht zu denken. Vielleicht treten dermaleinſt Veränderungen ein, die es mir möglich machen werden. Du ſiehſt, ich habe Worte, um zu bitten; um Dir zu danken, fehlen ſie mir, teurer Aurel. Sylvia.“

Daß nach einem ſolchen Brief Aurel nie die mindeſte Frage, direkt oder indirekt, an ſie richten — nie ihr die mindeſte Verlegenheit bereiten werde, deſſen war Sylvia gewiß. Sie hoffte, Aurel werde denken, ihre Ausgaben für Toilette- und Schmuckſachen hätten fort und fort ihr Budget dermaßen überſtiegen, daß Herr Goldiſch ſich weigere, ſie in ihrer Verſchwendung zu unterſtützen; daß ſie ſich aber keineswegs gebeſſert, ſondern nur noch mehr Schulden gemacht habe, welche ſie ſchließlich zu dieſem Schritt drängten. Dies beabſichtigte ſie und genau ſo dachte Aurel denn auch wirklich. Er beklagte in der Stille den unbegreiflichen Leichtſinn, wegen des Flittertands der Mode in ſo bittere Verlegenheit ſich zu ſtürzen, daß man nach der einen Seite hin betteln müſſe, um nach der andern Seite hin zu glänzen; doch in ſeiner Antwort an Sylvia ſprach er ſich nur erfreut aus, ihr einen Dienſt zu leiſten, und bat ſie, mit Zahlung der Zinſen aus ihrem Nadelgeld ſich nicht zu quälen.

Durch dies Wort fühlte ſich Sylvia von jeder Verpflichtung — Dankbarkeit ausgenommen — gegen Aurel befreit. Sie nahm ſich vor, ihre Ausgaben ſo viel wie möglich zu beſchränken und ihre Erſparniſſe zurück zu legen — nicht, um jene Zinſen pünktlich zu zahlen, ſondern um Paul zu erhalten, da deſſen ſicheres Subſiſtenzmittel, das Jahrgeld, verſpielt war. Auf dieſe Weiſe hat mein Leben einen Zweck und einen Reiz, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; Paul bedarf meiner. Paul hat niemand auf Erden als mich. Mutter, Gattin, Geſchwiſter, Verwandte — alle wenden ſich von ihm ab. Mir iſt er von der Vorſehung zugeführt, an's Herz gelegt . . . mir vertraut er . . . mich liebt er . . . ich halte ihn ab vom Sturz in den Abgrund . . . dies Bewußtſein genügt mir, um die Wucht meines ſonſt ſo armen Daſeins zu tragen . . . denn arm iſt es. Ein Gatte und kein Glück, eine Ehe und keine Kinder, Reichtum und kein Genügen: das iſt Armut, bittere Armut . . . zum Erſatz für all' den Mangel hab' ich Paul und mit ihm vermiſſe ich nichts. Nur müſſen mir die Mittel zu Gebot ſtehen, ihn am Rande des Abgrundes feſtzuhalten.

Daß Paul im Abgrund liege und ſie mit ihm — das nahm ſie nicht an. Ihr ganz nach außen gekehrtes Weſen dachte nicht an den Sturz aus der Welt der Gnade.

Ganz beſeligt händigte ſie die Summe, die Aurel ihr überwieſen hatte, Paul ein und ganz beſeligt empfing er ſie. Nicht nur konnte er ſeine Schulden tilgen, ſondern er reinigte ſich auch dadurch von dem Verdacht, als ob er keine anderen Geldmittel beſitze, außer jenen, die er ſich erſpiele. Hatten ſich die Leute darüber vergewiſſert und beruhigt, ſo ließ ſich mit der Zeit und mit Vorſicht einiges verſuchen, um nicht wieder in Mißgeſchick zu geraten. Es verſteht ſich, daß er es nicht an tauſend Schwüren fehlen ließ, er wolle ſich nie mehr in ſolche Schuldenlaſt verwickeln — und nicht an tauſend Liebesverſicherungen, um Sylvia zu betören, daß ſie ihm Glauben ſchenke. Vielleicht war es ihm gerade in dem Augenblick, der ihn aus ſeiner Not befreite, auch Ernſt mit dem Verſprechen. Aber, aber — die Leidenſchaft iſt das durchlöcherte Faß der Danaiden: man ſucht es zu füllen und immer bleibt es leer.

◆

Zweites Kapitel.

Seit einigen Jahren ergießt ſich eine Sündflut von Amerikanern über Italien. Ob aus Neugier, ob aus Intereſſe, ob aus Reiſeluſt — ob die Strömung der Mode es mit ſich bringt — genug, die Söhne des Weſtens durchſchwärmen das ſchöne Italien, ſo daß ſie in dieſer Beziehung den Söhnen Albion's den Rang ablaufen. Die Männer ſehen faſt alle und faſt immer gleichgültig oder ſtill gelangweilt aus; die Frauen aber, zuweilen ſehr hübſch, ſehen aus ſehr entſchloſſen, ſich nicht zu langweilen.

Valentine ſah viele Menſchen und folglich auch viele Amerikaner bei ſich. Sie war — wenn die Verhältniſſe ihr, ſo wie jetzt, zuſagten — zuvorkommend und verbindlich, wie man das ſein muß, wenn man einen Salon haben will, ohne doch in der Geſellſchaft durch Rang und Stellung ſo hervorragend zu ſein, daß man ſich dahin drängt. Sie gab keine großen Feſte, aber man unterhielt ſich bei ihr. Man machte Muſik, man tanzte, Sylvia ſang und zuweilen ließ Paul ſich bitten, zu ſingen — freilich mit einer Stimme, deren Friſche dahin war, doch mit einem ſo angenehmen Vortrag, daß man nicht müde wurde, ihn in ſeiner Spezialität, dem deutſchen Lied, zu hören; Valentine empfing ſtets beſonders freundlich diejenigen Amerikaner, welche durch ihren Bruder Aurel ihr empfohlen waren. Dies geſchah ziemlich häufig, da er durch ſeine amerikaniſche Frau, Phöbe Grandiſon, und durch ſeine Geſchäfte vielfache Verbindungen mit ihnen hatte.

Man war an dieſem Abend in ſehr guter Laune bei Valentine; beſonders Paul. Er hatte glänzendes Glück im Spiel gehabt. Dann erſchien ihm ſtets das Leben wie ein Feſt, wo alles goldgeſchmückt war, alles eine goldene Zukunft verſprach. In dieſer Stimmung erſchien er bei Valentine und war der Munterſten Einer. Er ſang. Eine junge Frau ſang — nicht gerade ſchön; allein ſie war ſelbſt ſo ſchön, daß man ihr bewundernd zuſah, nicht zuhörte. Zwei fröhliche, junge Mädchen ließen ſich gern erbitten, die Saltarella zu tanzen. Sylvia war ſtrahlend, denn Paul war von heiterſter Unbefangenheit.

Zwei Herren, die ſich zum erſten Mal bei Valentine befanden, ſaßen beiſammen in einer Ecke des Salon, bekümmerten ſich um niemand und ſchienen nur für einen Gegenſtand Intereſſe zu haben und ihn zu beobachten. Zuweilen wechſelten ſie ein Wort oder einen Blick. Als die Saltarella beendigt war und alles in Bewegung kam, um den niedlichen Tänzerinnen Beifall und Lob auszuſprechen, erhob ſich einer von jenen Herren, ging auf Paul zu und ſagte:

„Sie hier, Sir, und ohne Miß Jane Miranda?“

„Wie Sie ſehen, Sir,“ erwiderte Paul trocken.

„Miß Jane Miranda wird ohne Zweifel troſtlos ſein,“ fuhr jener fort.

Paul maß ihn von Kopf bis zu Fuß und war im Begriff, ihm den Rücken zu kehren, als der Herr ſagte:

„Ich habe Sie am Farotiſch geſehen.“

„Ich entſinne mich Ihrer nicht, Sir,“ entgegnete Paul mit unſicherem Blick.

„Kann ſein, Sir, darum will ich Ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen. Es war im Klub Green, Sie hielten Bank, es entſtand ein großer Tumult“ . . .

„Ich kenne keinen Klub Green,“ fiel Paul ein und wollte ſich entfernen; allein der zweite Herr hatte ſich inzwiſchen genähert und ſagte mit halber Stimme, doch im drohenden Ton:

„Was im Klub Green vorgefallen, wiſſen Sie Sir, ſo gut wie ich; denn ich war es, ich, der ich zuerſt die Stimme gegen Ihre Praktiken erhob — wie mein Freund hier bezeugen kann. Und wie die Szene zu Ende ging, wiſſen Sie auch, Sir, denn ich war es, ich, der Sie am Kragen faßte und ſo behandelte, wie es ein Schurke verdient. Auch das wird mein Freund hier bezeugen.“

Paul wollte irgend etwas hervorſtottern. Was? . . . das hätte er ſelbſt nicht gewußt. Doch jedes Wort erſtarb auf ſeinen bleichen Lippen und der Herr fuhr fort:

„Ich bin durch Sie, d. h. durch die Erfahrung, die ich Ihnen, Sir, verdanke, von meiner Neigung zum Spiel geheilt und deshalb will ich Sie ſchonen und nicht vor der ganzen Geſellſchaft an den Pranger ſtellen. Erfahre ich aber, daß Sie das Spiel in Ihrer Weiſe auch hier fortſetzen — und das erfährt man unſchwer, weil die Spielwut überall graſſiert — dann, Sir, gibt's keine Schonung mehr; darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Sie kennen unſeren Vetter, Herrn von Weſtern, wohl in Amerika — nicht wahr, Herr Fey?“ ſagte plötzlich eine ſanfte Frauenſtimme und Sylvia berührte mit ihrem Fächer die Schulter desjenigen, der ſo eindringlich zu Paul ſprach, daß Sylvia, welche dieſen immer im Auge behielt, mit Schreck deſſen Verlegenheit wahrnahm und ihn zu befreien ſuchte. Sie wähnte, daß Herr Fey ein unbehagliches Geſpräch über Miß Jane Miranda mit Paul angeknüpft habe.

Beide Amerikaner wendeten ſich höchſt überraſcht um und Herr Fey ſagte beſtürzt:

zweite: So werde ich ihn denn heirathen! der Onkel meint ja auch dazu wären die Mädchen da. — Ich war in der beſten Stimmung um in die Ehe zu treten, nämlich in einer ganz nüchternen. Ich empfand für Achatz ein mäßiges Wolgefallen, das vermuthlich aus Dankbarkeit für die Liebe entſprang, die er gegen mich äußerte. Nebenbei hatte ich auch noch einen gewiſſen Reſpect vor ihm, weil er mir ſo erſchrecklich viel älter vorkam, als ich war. Aber der dritte Gedanke verwiſchte bald jeden andern, und machte mir eine ſchlafloſe Nacht. Ich, im ſtrengſten Gehorſam und in blindeſter Unterwürfigkeit erzogen, hatte ohne Erlaubniß, Zuſtimmung oder Rath der Perſonen von denen ich abhing gehandelt! Kaum konnte ich am nächſten Morgen die Stunde erwarten, wo ich meinen Vormund allein in ſeinem Zimmer wußte. Ich eilte zu ihm, und erzählte ihm mit der größten Offenherzigkeit Alles, was zwiſchen mir und Achatz vorgefallen war, und verſchwieg auch den Grund nicht, den Achatz gegen die Einwilligung der Tante mir gegeben hatte. Der Onkel ſagte ſehr freundlich:

„Kind! wären alle Frauen wie Du, ſo wär' es ein leichtes Leben mit ihnen. Der Achatz mag ſich freuen, daß Du ihn heirathen willſt; er kann gar kein beſſeres Weibchen bekommen, ſolch ein liebes,

„Ihr Vetter? . . . Iſt es möglich! Ja, man kennt ihn bei uns . . . er iſt mit der Sängerin Jane Miranda zu uns gekommen“ . . .

„Er hat ſich leider zu dieſer Verbindung hinreißen laſſen, allein ſie iſt zum Glück ſchon wieder aufgelöſt,“ verſetzte Sylvia; „er hält ſich jetzt hier auf, mit uns, bei uns!“

„So ſo! Ihr Vetter . . . ja, die Ehe iſt gelöſt . . . das weiß man bei uns,“ ſagte Herr Fey.

„Er ſingt ſehr angenehm, nicht wahr? . . . Liebt man in Ihrer Heimat die Muſik? Gibt es ſchöne Stimmen bei Ihnen?“ fragte ſie.

Herr Fey antwortete, was ihm eben einfiel, und Sylvia fragte weiter, was ihr eben einfiel. Paul war unterdeſſen aus dem Salon verſchwunden.

Herr Fey und Herr Dey verſchwanden auch ſehr bald und der erſte ſagte:

„Dahin gehe ich nicht wieder, denn ich möchte die beiden liebenswürdigen Frauen vor dieſem ſaubern Vetter warnen und weiß doch nicht, ob es angebracht wäre.“

„Laß das bleiben, Freund! Frauen ſind immer blind eingenommen, entweder für oder gegen jemand. Da Miſtreß Goldiſch ſagte, dieſer Vetter lebe mit ihnen und bei ihnen, ſo iſt es klar, daß ſie ahnungslos über ſeine Streiche ſind und keineswegs geneigt ſein werden, Dir und mir zu glauben.“

„Sie werden aber ohne Zweifel ganz miſerabel von ihm belogen und betrogen.“

„Ja, das iſt gewiß, denn er muß ja lügen, um ſich in ihrer Gunſt zu erhalten. Dennoch rate ich Dir, zu ſchweigen, weil es auch Frauen gibt, welche belogen ſein wollen.“

„Gut, dort werde ich ſchweigen. Ich will mich aber bei Jack Staple, dem raſenden Spieler, erkundigen, was diejenigen Leute von unſerm Mann denken, deren Vetter er nicht iſt — und dieſe werde ich warnen. Jack Staple, der Brauſekopf, könnte ſonſt hier in ſein Unglück hinein raſen.“

Herr Fey zog ſeine Erkundigungen ein und erfuhr, daß gerade Jack Staple eines Mißtrauens gegen Paul ſich nicht erwehren könne, obſchon nichts zu beweiſen ſei. Herr Fey verſetzte:

„Aber ſo paßt ihm doch genau auf. Es iſt ja unerhört, einen ſolchen Verdacht zu haben und ihn nicht zu ergründen! Es wird doch in Eurer Geſellſchaft ein kaltblütiger Mann zu finden ſein, der nicht von Eurem Raptus ergriffen und imſtande iſt, einen ruhigen Beobachter abzugeben. Laßt Euch doch nicht wie wehrloſe Schafe das Fell über die Ohren ziehen; es iſt ja ſchon ſchlimm genug, von der Fortuna geſchoren zu werden! Stell' einen Mann auf, Jack, der gehörig acht gibt. Dey und ich, wir wären ganz dazu geeignet. Allein dieſer Vetter kennt uns. So wie er uns gewahr wird, hütet er ſich, ſeine Streiche zu machen.“

Jack Staple, ſehr aufgeregt über beträchtlichen Verluſt und, nach Spieler Art, feſt entſchloſſen, das Spiel keineswegs aufzugeben, ſondern alles doppelt und dreifach zurückzugewinnen — Jack Staple ſchwur hoch und teuer, er wolle kein Schaf ſein, das ſich das Fell über die Ohren ziehen laſſe. Vielmehr wolle er, ſobald ſein Verdacht ſich als begründet herausſtelle, jenem ſaubern Patron das Fell gehörig durchgerben — ein Vorſatz, zu welchem die Herren Fey und Dey ihn kräftigſt ermunterten.

Paul blieb einige Tage unſichtbar. Als Sylvia ihn zu ſich bitten ließ, lautete die Antwort, er habe die Grippe und könne das Zimmer nicht verlaſſen. Sylvia ahnte Unheimliches.

Valentine trat ganz aufgeregt bei ihr ein, ließ ſich auf die Chaise longue ſinken und ſagte beunruhigt:

„Stelle Dir vor, Sylvia, was ſoeben Herr Fey, der ſeinen Abſchiedsbeſuch machte, warnend mir ſagte.“

Als Sylvia den Herrn Fey nennen hörte, rieſelte ein ſiedendheißer Schauer über ihre Nerven und ſie blickte mit ſolchem Entſetzen Valentine an, daß dieſe fortfuhr:

„Du biſt mit Recht voll Schreck . . . ich kann mich gar nicht erholen.“

„Was hat er denn geſagt?“ brachte Sylvia mühſam hervor.

„Das iſt es eben! . . . Was hat er geſagt? — ſo frage auch ich! — Unbeſtimmte Warnungen: man müſſe ſehr vorſichtig in einer Geſellſchaft ſein, wo ſich, wie eben hier, ſo viel verſchiedene Elemente, ſo viele Fremde aus allen Weltgegenden zuſammenfänden. Ich erwiderte etwas erſtaunt, daß ich von der Notwendigkeit dieſer Vorſicht ganz durchdrungen ſei und mit nichten den ganzen Schwarm der Geſellſchaft bei mir empfinge, ſondern nur bekannte oder mir empfohlene Perſönlichkeiten. Davon ſei er überzeugt, verſetzte Herr Fey; indeſſen müſſe er dabei bleiben mich aufmerkſam zu machen, daß nicht alles, was aus dem Weſten komme, Gentleman ſei. Darauf entgegnete ich: das glaubte ich gern, denn dieſe Bemerkung ſei anwendbar auf die Geſellſchaft in der ganzen Welt und zweifelhafte Exiſtenzen ſtrebten gern und zuweilen mit Glück, ſich unter Leute von gutem Ton einzuſchmuggeln. Ich hätte lange genug in Paris gelebt, um dieſe Erfahrung zu machen. Herr Fey ſagte, das freue ihn und ich möge ſie benutzen, worauf Herr Tey, der mein wachſendes Erſtaunen ſah, bemerkte, ich ſolle mich nicht durch Herrn Fey in meiner Ruhe ſtören laſſen; ſein Freund ſei etwas mißtrauiſch und habe manches durch Schwindler gelitten. Das gab Herr Fey zu — und ſie zogen ab. Ich bin aber ganz beängſtigt durch dies Gerede, weil ich vernünftiger Weiſe annehmen muß, dieſer Herr Fey habe ſeine Warnung vor einem Manne aus dem Weſten nichts in's Blaue hinaus gejagt — und weil ich niemand weiß, auf den ich dieſe Warnung anwenden könnte.“

„Ich auch nicht,“ erwiderte Sylvia mit äußerer Ruhe; „ich finde es aber ein ganz unerhörtes Verfahren von dieſem Herrn Fey.“

„Herr Dey ſchien es auch zu finden, denn er ſchüttelte einige Mal mißbilligend den Kopf.“

„Vielleicht leidet Herr Fey an fixen Ideen,“ entgegnete Sylvia abbrechend; „mich quälen ganz andere Gedanken, liebſte Vali! der Frühling iſt da . . . der Sommer trennt uns!“

„Nein!“ rief Valentine; „das gebe ich nicht zu. Deine Geſundheit hat ſich gebeſſert . . . das ſchöne Klima, das angenehm bewegte Leben und ich — wir alle haben beigetragen, Dir dazu zu verhelfen. Ich kann unmöglich geſtatten, daß unſer Werk wieder vernichtet werde in der froſtigen Atmoſphäre England's, in der langweiligen Atmoſphäre eines Hauſes, welches Du verkehrter Weiſe als das Deine betrachteſt.“

„Ich muß es ſo betrachten, beſte Vali, da es das Haus meines Mannes iſt.“

„Wie oft ſoll ich Dir wiederholen, daß Herr Goldiſch nicht Dein Mann iſt! Die Ehe iſt etwas Unauflösliches. Ehegatten können ſich trennen, können lebenslang am Südpol der eine, am Nordpol der andere Teil leben — doch das Eheband bleibt geknüpft und keinem von beiden ſteht die Freiheit zu, ſich anderweitig zu verehelichen. Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich dies lebhaft wünſchte. Zu meinem Glück kam es nicht dazu. Der gute Aurel hintertrieb die Sache und entlarvte den Schwindler, der ſich Duca di San Roque nannte und deſſen Beute ich geworden wäre. Die Warnung des Herrn Fey hat mich an jene Zeit der Verblendung erinnert und mich vielleicht deshalb ſo aufgeregt."

„O laß den Herrn Fey und ſeine Warnung, teure Vali; ſie iſt ja für Dich ohne Bedeutung! Was ich zu tun habe — darum handelt es ſich."

„Allerdings! . . . Wohlan denn! Mein Rat iſt der, daß Du an Herrn Goldiſch ſchreibſt, Dein Gewiſſen verbiete Dir, die Frau eines Mannes zu ſein, der eine rechtmäßige Gattin am Leben habe."

„Aber mein Gewiſſen verbietet mir dies durchaus nicht," entgegnete Sylvia ſeufzend; „ich habe ſeit ſieben Jahren nicht den geringſten Skrupel deswegen gehabt und ich würde ihn nie aufkommen laſſen, wenn zwiſchen mir und Herrn Goldiſch eine Zuneigung beſtände."

„Das kommt daher, weil Du die Lehre der katholiſchen Kirche über dieſen Punkt nicht kennſt — oder nicht gehörig würdigſt."

„Überdies," fuhr Sylvia fort, „kann ich mich auf dieſe Weiſe nicht von Herrn Goldiſch losſagen, denn mir fehlen die Mittel zu einer ſelbſtſtändigen

Exiſtenz . . .ich habe nicht das geringſte eigene Vermögen . . . das mußt Du in Betracht ziehen. Ich lebe jetzt als die Frau eines reichen Mannes, bin aber leider keine reiche Frau.“

„Ah ſo! . . . Ja, das iſt ein Punkt, der alle Rückſicht verdient,“ gab Valentine nachdenklich zur Antwort, und ihre Entſchiedenheit, die Lehre der Kirche vor allem zu würdigen, verlor beträchtlich an Boden vor der Geldfrage. „Ja, meine arme Sylvia, wenn es ſo ſteht; wenn Du nicht, ſei es durch die Ehepakten, ſei es durch Schenkungen des Herrn Goldiſch, ein eigenes Vermögen beſitzeſt — dann iſt freilich das Verhältnis ſelbſt nicht zu ändern . . . aber um ſo mehr mußt Du ſuchen, es erträglich für Dich einzurichten. Vorderhand laß uns an nichts anderes denken, als an unſeren Sommeraufenthalt in Amalfi, wo wir ganz notwendiger Weiſe die Meerbäder gebrauchen müſſen. Wir ſind nun einmal beide nervenzarte Weſen und die Bäder der Nordſee tun uns minder wohl. Ich denke, wir machen nächſtens einen Ausflug nach dem grottenreichen Amalfi und nehmen dort eine Sommerwohnung. Ich will dort recht fleißig zeichnen und Studien nach der Natur machen. Wie ſchade, daß Du nicht zeichneſt, Sylvia! . . . Dieſe Verſunkenheit in die Schönheit der Natur hat einen ganz eigentümlich beruhigenden Zauber.“

„Ja, für den, deſſen Herz frei genug iſt, dieſem Zauber ſich hinzugeben,“ ſagte Sylvia.

„Ich will zu unſerer Geſellſchaft, und um ein gutes Werk zu tun, den intereſſanten Emilio und ſeine arme Mutter nach Amalfi mitnehmen,“ ſagte Valentine.

„Das iſt ſchön von Dir! Mutter und Sohn werden glücklich ſein!“ rief Sylvia.

Um die Warnung vor dem Mann aus dem Weſten, die wie Blei auf Sylvia's Herz drückte, aus Valentinens Gedanken zu entfernen und denſelben eine ganz andere Richtung zu geben, beſprach Sylvia mit größter Lebhaftigkeit und Teilnahme Valentinens Abſicht bezüglich Emilio's.

Emilio war ein junger, talentvoller, hektiſcher Maler, deſſen ehrlicher deutſcher Name Emil Wullenweber war. Voll Talent, aber ohne Vermögen, hatte er ſich mit Studien und Arbeiten übermäßig angeſtrengt und ſeine ſchwache Geſundheit gänzlich zerrüttet. In dem Wahn befangen, den ſo Viele teilen, es genüge für Bruſtkranke, den Fuß auf italieniſchen Boden zu ſtellen, um zu geneſen, verfiel er in eine ſo krankhafte Sehnſucht nach Italien, daß ſeine arme Mutter, eine ſchlichte Bürgersfrau, den Wunſch ihres einzigen hinſterbenden Kindes erfüllen wollte. Verwandte, Freunde, Nachbarn — alle rieten ab; der Arzt konnte nur ſagen, die Geneſung ſei nicht unmöglich; Emil aber hielt ſie für gewiß, die arme Mutter hoffte, was er hoffte — und ſo entſchloß ſie ſich, mit ihm nach Italien zu gehen, da er in ſeinem leidenden Zuſtand unmöglich ohne Begleitung und ohne Pflege die Reiſe machen konnte. Um die Koſten zu erſchwingen, mußte ſie ihr kleines Vermögen flüſſig machen und ihre Habſeligkeiten verkaufen. Wiederum ſtellten Wohlmeinende ihr die Unvorſichtigkeit dieſes Verfahrens vor.

„Wird er geſund in Italien,“ antwortete ſie in Tränen, „ſo wird er auch ein großer Maler, der genug Geld verdient, um ſeine Mutter zu ernähren. Wird er nicht geſund — nun, dann lege ich mich zu ihm ins Grab. Aber er fühlt, daß er geſund werden wird.“

Dies war nun freilich weder in Venedig noch in Rom der Fall. In Neapel ſchien jedoch die Krankheit einen Stillſtand zu machen, welcher friſcher Hoffnung Raum gab. Jetzt aber fehlten die Mittel. Valentine, die immer mit Künſtlern in Verbindung war, erfuhr durch dieſe die drückende Lage des jungen Mannes und ſeiner braven Mutter. Sie ließ ihn kommen, fand ihn in ſeiner begeiſterten Liebe für die Kunſt höchſt intereſſant, fand es ganz ihrer würdig, alles zu tun, was in ihren Kräften ſtand, damit dieſes junge Genie der Welt erhalten werde, und ließ der Frau Wullenweber das nötige reichlich zukommen. Daß Mutter und Sohn ihr mit grenzenloſer Dankbarkeit zugetan waren und daß Valentine große

Freude an ihrem guten Werk hatte, verſteht ſich von ſelbſt. Nur machte ſie eine Bedingung.

„Den barbariſchen und proſaiſchen Namen Wullenweber bringe ich Ihnen gegenüber nicht über meine Lippen,“ ſagte ſie zu Emil; „ich nenne Sie Emilio.“

Selbſtverſtändlich wendete er nichts dagegen ein — und dieſer Emilio ſollte ſie nun nach Amalfi begleiten.

Sylvia war froh, als Valentine in tauſend Pläne für den Sommeraufenthalt verſank und im Geiſt die genußreichſten Ausflüge nach Salerno, nach Päſtum, nach Sorrent beſprach — während ſich Sylvia innerlich unter einem ſo ſchweren Druck fühlte, als ob ein Erdbeben eintreten werde.

ſanftes, frommes Kind biſt Du. Was er Dir über die Geſinnung Deiner Tante geſagt hat, iſt nicht völlig ohne Grund — fuhr er zögernd fort. Wir müſſen ſie erſt ſondiren, ihre Pläne und Projekte kennen, ehe wir über dieſe Angelegenheit mit ihr reden; . . . aber ſei nur ruhig! ich hoffe Du ſollſt den Achatz mit der Zeit bekommen. Wären nur meine Mädchen unter die Haube gebracht — wenigſtens die Agnes! dann ließe es ſich leichter machen!— Laß Du aber nicht den Kopf hängen, Kindchen, faſſe Muth, und halte Dir nebenbei den Achatz in gehörigem Reſpect; er iſt ein wilder Geſell.“

Wieder klopfte er mich ſo ſtark auf den Kopf, daß mir die Hirnſchaale weh that, aber ich vergaß es über der großen, ſchwachen Gutmüthigkeit, die in ſeinen Worten lag. Ich fühlte mein Herzchen wie von einer ſchweren Laſt befreit, als ich ihn im Einverſtändniß mit Achatz und mir wußte. Der Zeitpunkt meiner Verheirathung ſchien mir wol ſehr unbeſtimmt in die Ferne gerückt zu ſein; doch das machte mir keine Sorgen! es hat je ſchwerlich eine kühlere Braut gegeben. Achatz war nun gar nicht kühl, und machte mir dadurch große Aengſte. Bald wollte er mich ſehen, bald mich ſprechen, heute in die Meſſe mich begleiten, morgen auf mein Zimmer kommen. Zu dem Allen ſagte ich zwar Nein, und

Drittes Kapitel.

Valentine und Sylvia kehrten von Amalfi nach Neapel zurück — die eine höchſt befriedigt, die andere tief verſtimmt. Emilio war mitgenommen worden; Paul hatte es abgelehnt, ohne einen Grund anzugeben . . . Valentine hatte eine Wohnung gefunden, die ihren Wünſchen entſprach, die ganz von Rebengärten, welche terraſſenweiſe an den Felſen ſich lehnten, umgeben war und eine herrliche Ausſicht auf das freie weite Meer bot. Emilio war beſeligt.

„Dieſe zauberhafte Natur,“ rief er immer wieder, „die einen ſo belebenden Einfluß auf den Geiſt hat, ihn ſo lebhaft anregt, zu ſchaffen und zu bilden, muß auch auf das phyſiſche Daſein kräftigend wirken, und ich hoffe zuverſichtlich, hier meine vollſtändige Geneſung zu finden. Dann aber, gnädige Frau, ſoll mein Streben dahin gehen, mit Claude Lorrain und mit Ruysdael zu wetteifern, und ſollte mir je etwas Schönes gelingen, ſo habe ich es Ihnen zu verdanken.“

Emilio's Auge, bald glänzend, bald erloſchen, ſeine krankhaft ſcharfen Züge, die Perlmutterfärbung der Schläfen, die fliegende Röte der Wangen — dies alles legte ein entſchiedenes Zeugnis für ein weit vorgeſchrittenes hektiſches Leiden ab und Valentine täuſchte ſich nicht darüber. Umſo mehr aber ſuchte ſie ihn in der Gegenwart zu ermuntern, indem ſie auf ſeine Hoffnungen einging und die Vorzüge Ruesdal's und Claude Lorrain's mit Emilio erörterte. Sie dachte dabei mit großer Befriedigung, daß er vorderhand glücklich ſei und dies Glück ihr zu verdanken habe.

Auf Sylvia's Seele lagen ſchwere Wolken. Gegenwart und Zukunft drückten ſie mit der eiſernen Wucht einer unheilbaren inneren Zerriſſenheit. Sie fühlte ſich maßlos elend. Die Pflicht feſſelte ſie an einen Mann, der ihre Zuneigung nicht beſaß; das Herz feſſelte ſie an einen Mann, von welchem die Pflicht ſie hätte trennen ſollen, an einen Mann, deſſen ganzes Leben nur das Mitleid der rechtſchaffenen Leute — nicht aber ihre Achtung beanſpruchen durfte. Mochte ſie ſich noch ſo ſehr über Paul in Verblendung erhalten: in der Tiefe ihres Herzens lauerte eine unbeſtimmte Angſt vor dem Schickſal, das Paul — und das mithin auch ſie treffen werde. Denn dahin hatte ihre widerſtandsloſe Schwäche ſie gebracht, daß ſie wähnte, ihr Leben ſei untrennbar mit dem ſeinen verbunden und die Vorſehung habe ihn, den Verſtoßenen, gleichſam in ihre Arme geworfen. So macht es der Menſch in der Leidenſchaft. Ihm werden Mittel geboten, um ſeinen Willen zu ſtärken, ihm treten Prüfungen entgegen, um ſeine Kraft zu üben; er aber, ſtatt ſie in dieſer Weiſe zu benützen, ſucht ſeine verkehrten Wege durch ſie zu beſchönigen. O mein armer, liebenswürdiger, ach leider! etwas leichtſinniger Paul, wie kann ich dir helfen! Dies war von anfang an Sylvia's fixe Idee geweſen. Jetzt ſetzte die quälende innere Unruhe hinzu: Wie ſoll ich dich retten! —

Jetzt allerdings handelte es ſich um Rettung. Während der drei Tage, welche Valentine und Sylvia in Amalfi zubrachten, war der Sturm gegen Paul ausgebrochen. Herr Jack Staple und einige andere Liebhaber des grüngn Tiſches hatten Paul überwieſen, daß ſeine Art zu ſpielen nicht die eines Ehrenmannes ſei. Es war zu entſetzlichen Szenen gekommen, welche es für Paul unmöglich machten, ſowohl in der Geſellſchaft zu erſcheinen, als auch das Spiel zu betreiben — es ſei denn in ganz untergeordneten Kreiſen, wo man nicht wußte, daß er in den höheren geächtet und aus ihnen verbannt ſei.

Als Paul am Morgen nach Sylvia's Rückkehr bei ihr eintrat, ſtieß ſie einen hellen Schrei aus — dermaßen entſetzte ſie ſich vor ſeiner verſtörten Erſcheinung. Er fiel ihr ſchweigend zu Füßen.

„Sprich! . . . Rede!“ flüſterte ſie tonlos, „aber die Wahrheit . . . die Wahrheit!“

„Es betrifft das Spiel . . . o Du kannſt es Dir ja vorſtellen!“ ächtze Paul.

„Alſo ein großer Verluſt?“

„Das nicht . . . aber eine ungeheuere Verleumdung, die ich nur dadurch beſchwichtigen könnte, daß ich eine ungeheuere Summe zahlte.“

„Nur dadurch!“ rief Sylvia leichenblaß. „Beſinne Dich, Paul! . . . Eine Verleumdung weiſt man auf andere Art zurück, als ſie durch Geld zu beſchwichtigen.“

„Ich kann es nicht!“ ſeufzte er.

„Paul! Paul!“ rief ſie und ſchlug mit einer Geberde der Verzweiflung beide Hände vor das Geſicht, um ihn nicht anzuſehen. „Unſeliger Menſch, Du biſt verloren!“

„Ja . . . wenn Du mich nicht retteſt!“ rief er, wild aufſpringend.

„Wie oft haſt Du das ſchon geſagt, Paul! Immer tat ich, was in meinen Kräften ſtand — aber Du haſt Dich nicht retten laſſen.“

„Wohlan! So gehe mein elendes Schickſal zu Ende,“ ſagte Paul kalt und wollte ſich entfernen. Aber Sylvia flog auf ihn zu, umklammerte ſeine Arme und rief:

„Du bleibſt hier! . . . Laß uns überlegen!“

Paul ließ ſich bewegen zu bleiben und ließ Sylvia überlegen. Sie ſagte endlich:

„Paul, Du mußt Dich gedulden; hoffentlich gelingt es mir, Dir eine bedeutende Summe zu verſchaffen.“

„Doch bis ſie kommt — was wird aus mir? ...Ich muß meinen Verleumdern aus dem Wege gehen — kann ſie nicht ſehen, ohne vor Wut zu zittern . . .“

„Das begreife ich! Geh' nach Amalfi. Valentine überläßt Dir gern ein Zimmer . . . Du biſt dort ihr Gaſt und in einigen Tagen nehmen wir unſere Überſiedelung vor. Dort iſt es bis jetzt ganz einſam.“

„Ja . . . aber in welcher Weiſe willſt Du mir helfen? . . . Kannſt Du es? . . . Biſt Du deſſen gewiß? . . . Wie lange muß ich warten, bis Hilfe kommt?“ rief Paul in ſteigender Aufregung.

Sylvia's Verzweiflung löſte ſich in einen Strom von Tränen auf; denn ſie war nicht imſtande, eine beſtimmte Antwort zu geben, und dieſe Ungewißheit war für ſie nicht weniger als für Paul eine Seelenfolter. Er warf ſich ihr wieder zu Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küſſen, nannte ſie — Engel, nannte ſich — Ungeheuer, verwünſchte ſein Leben, ſein Unglück, ſeine Verleumder, und bat ſo troſtlos, Sylvia möge ihm nur noch dies eine Mal vergeben, ihn nicht in ſeiner äußerſten Not verlaſſen, daß ſie ſich zu faſſen ſuchte, um ihn einigermaßen zu beruhigen, und endlich ſagte:

„Genug, Paul! Ich kann dieſe Auftritte nicht ertragen . . . ich werde verſuchen, Dir zu helfen . . . allein ich kann Dir nichts verſprechen. Geh' nach Amalfi . . . —"

„Gräßlich!" fiel Paul ein; „ganz gräßlich! In der Felſenhöhle Amalfi ſoll ich mich verkriechen, wie ein halbtot gehetztes ſcheues Wild! . . . Gräßlich! . . . Ganz allein ſoll ich da ſitzen mit meiner Verzweiflung und ſtumm hinausſtarren auf das weite Meer, das grenzenlos wie mein Elend iſt und in welchem ich zugrunde gehen muß, wenn ſich keine rettende Hand meiner erbarmt."

„Aber Du haſt ja gewünſcht, Neapel zu verlaſſen! . . . Beſinne Dich, Paul!" ſagte Sylvia ganz erſchöpft; „Du wollteſt dadurch die Möglichkeit eines feindlichen Zuſammentreffens, vielleicht ein Duell vermeiden — nicht wahr?"

„Allerdings, das iſt meine Abſicht," verſetzte Paul, der ſehr gut wußte, daß es ſich für ihn keineswegs um ein Duell handele, da niemand ſeine Herausforderung annehmen würde. „Ja, es iſt am beſten, daß ich nach Amalfi gehe."

„Ich bringe das mit Valentine in Ordnung," entgegnete Sylvia; „wir folgen Dir bald und ich ſuche inzwiſchen Deine Ehre zu retten, mein armer, unſeliger Paul."

„Nein, er iſt nicht unſelig, denn er wird von Dir geliebt, der arme, der verſtoßene Paul! . . . Und dies Bewußtſein iſt Seligkeit," rief Paul.

In dergleichen Äußerungen fand Sylvia einen vorübergehenden Troſt. Mit banger Beklommenheit ging ſie zu Valentine; ſie zitterte, daß dieſer ein übles Gerücht bezüglich Paul's zu Ohren gekommen ſei. Was Herr Fey und Herr Dey angedeutet hatten, konnte ein Dritter klar ausſprechen. Sie fand aber Valentine in der heiterſten Stimmung.

„Liebſte Sylvia, wie angenehm wird unſer Aufenthalt in Amalfi ſein! Soeben war Miſtreß O'Donoghu hier, um mich zu fragen, ob es in Amalfi Wohnungen gebe, geräumig genug, um ihre eigene Familie und die von Lady Lismore unterzubringen . . . zwanzig Perſonen, glaub' ich. Ich riet auf's eindringlichſte dazu. Dieſe Irländer, die nichts kennen als ihren atlantiſchen Ozean und etwa ihre Seen von Kilarney, ſind Neulinge in Italien, und das iſt ſo unterhaltend. Überdies ſingen die jungen Mädchen beider Familien ganz lieblich ihre iriſchen Lieder; . . . einige zeichnen auch . . . genug, wir bekommen angenehme Geſellſchaft und gehen einem lieblichen Sommer entgegen.“

„Das freut mich herzlich für Dich, beſte Valli,“ ſeufzte Sylvia; „mich drücken Sorgen und Kummer ſo ſchwer, daß jede Annehmlichkeit des Lebens für mich verſchwindet.“

„Sollſt Du etwa nach England zurückkehren?

Ich rate Dir, tue es nicht. Dein Tyrann muß ſich in ſein Schickſal ergeben.“

Sylvia lächelte traurig und entgegnete:

„Ich lebe von einem Tage zum andern und weiß nicht, wie meine Zukunft ſich geſtalten wird, weil meine pekuniären Verhältniſſe mir Abhängigkeit auferlegen. Allein dieſe Sorge verſchwindet für den Augenblick in dem bitteren Kummer, den ich wegen Paul leide.“

„Laß Dir raten, Sylvia,“ fiel Valentine mit einer gewiſſen Schärfe ein, „und nimm Dir nicht Paul's Tun und Treiben zu Herzen. Er ſpielt, er macht Schulden — von ſolchen Leuten muß man ſich fern halten.“

„Von ſolchen Leuten, ſagſt Du! Aber er iſt ja der Neffe meines Mannes, Paulinens Sohn.“

„So laß die Mutter und den Oheim für Paul ſorgen.“

„Da ſie es aber nicht tun . . . —“

„So folge ihrem Beiſpiel.“

„Im Gegenteil; ſo iſt es meine Pflicht, das zu tun, was ſie tun ſollten.“

„Sage doch lieber, es ſei Deine Neigung. Deine Pflicht kann es umſo weniger ſein, als Dir die Geldmittel dazu fehlen.“

Sylvia errötete im Bewußtſein der Mittel, die ſie aufgewendet hatte und aufwenden wollte. Sie ſagte beklommen:

„Beſte Valli, eine Bitte!“

„Beſte Sylvia, ich gewähre alles, ausgenommen Paul's Schulden zu tilgen."

„O davon iſt keine Rede; ich weiß auch gar nicht, ob er Schulden hat! — Ich bitte nur, daß er in Amalfi unſer Hausgenoſſe, unſer Gaſt ſei."

„Was das betrifft — ſehr gern! — Gleichwohl bezweifle ich, daß ihm dies Vergnügen machen wird. Seine Leidenſchaft zum Spiel ſoll eine Wut ſein, eine wahre Raſerei . . . und die kann er in Amalfi zum Glück nicht befriedigen."

„Ach Valli, derartige Anſchuldigungen machen ſtets den Zwerg zum Rieſen," verſetzte Sylvia, ganz froh, daß Valentine nichts ſchlimmeres gehört hatte und daß Paul für die nächſte Zeit unter ihrem Dach und ihrer Obhut geborgen ſein werde. Aber ihn in den Stand ſetzen, wieder frank und frei in der Geſellſchaft aufzutreten — würde ihr das gelingen?

Viertes Kapitel.

Herr Goldiſch ſaß in ſeinem Schreibkabinet, ſchlug ſein rechtes Bein über ſein linkes Knie und las mit der größten Aufmerkſamkeit zum zweiten Mal und mit verneinendem Kopfſchütteln zum dritten Mal einen Brief ſeiner Frau, der ihn über die Maßen befremdete — und mit Recht. Sylvia bat um ihren Diamantſchmuck zu einem großen Vermählungsfeſt, das in Amalfi gefeiert werden ſollte. Herr Goldiſch begriff freilich, daß Sylvia in ihrem Brief ſagte: ſie ſei im vergangenen Sommer ſo leidend und in ſo krankhaft gedrückter Stimmung geweſen, daß es ihr nicht eingefallen ſei, den Diamantſchmuck auf der Reiſe ins Ausland mitzunehmen. Da ſie aber den ganzen Winter in der glänzenden Geſellſchaft von Neapel ohne die Diamanten gelebt hatte, ſo begriff er durchaus nicht, weshalb ſie plötzlich dieſelben für Amalfi begehre.

„Daraus wird nichts,“ murmelte er für ſich; „die prächtigen Diamanten ſchicke ich nicht über Land und Meer; ſie gehören dem Hauſe Goldiſch zuerſt mit einem kleinen freudigen Stolz, weil es mir nicht unlieb war Achatz in Verzweiflung zu ſehen — denn ſo lange das Herz kühl bleibt, ſpielt man mit den Gefühlen, und das iſt Koketterie — aber allmälig machte es mich müde, und als Achatz krank wurde betrübte ich mich nicht ſehr. Es war nur ein leichtes Erkältungsfieber; aber er durfte in acht Tagen das Bett nicht verlaſſen, ich ſah ihn nicht und konnte ihm auch kein Zeichen der Theilnahme zukommen laſſen. Endlich hörte ich, es gehe ihm bedeutend beſſer und er werde in den nächſten Tagen die Klauſur verlaſſen. Ganz vergnügt ging ich in die Meſſe. Als ich zurückkam und ſehr andächtig für ihn gebetet hatte, ſtand er in ſeiner halbgeöffneten Thür und ſagte leiſe:

„Guten Morgen, ſüße Clelia, ſieh mich doch einmal freundlich an, damit ich wieder lebendig werde.“

Ich trat raſch an ſeine Thür und ſagte aus vollem Herzen:

„Ach, endlich! Gottlob, daß Sie wieder geſund ſind.“

„Clelia! ſagte er, nenne mich doch nicht immer Sie. Es klingt ſo fremd, und Du willſt mir doch keine Fremde ſein.“

Er hatte meine beiden Hände gefaßt, und ſah mir in die Augen. Ich weiß nicht was ich ihm und ſie bleiben im Hauſe. Miſtreß Goldiſch kann ſich begnügen mit dem Amethyſtſchmuck, der ihr gehört. Sie ſchreibt ja etwas von den Amethyſten .. ja ... hier — ſie ſchreibt: „„Die Amethyſten ſende mir nicht, denn es ſind Kleinigkeiten an dem Schmuck gebrochen; — nur die Diamanten."" — Nein, Miſtreß Goldiſch, das gerade Gegenteil wird geſchehen; die Diamanten bleiben hier, die Amethyſten laſſe ich ausbeſſern und ſchicke ſie nach Amalfi."

Er begab ſich in das Zimmer ſeiner Frau. Dort ſtand ein kleiner koſtbarer Eckſchrank von Roſenholz mit eingelegter Arbeit in Metall und Perlmutter, der alles enthielt, was Sylvia an Wertgegenſtänden beſaß und zu welchem Herr Goldiſch auch einen Schlüſſel beſaß. Er öffnete das Schränkchen. Das Fach für bares Geld war leer, für Wertpapiere ebenfalls; aber der große Schmuckkaſten mit den Diamanten war da und auch der andere mit den Amethyſten. Herr Goldiſch öffnete den erſteren, erfreute ſein Auge an dem herrlichen Farbenſpiel der Diamanten, ſchloß ihn wieder und ſtellte ihn in das Fach zurück, aus welchem er das Käſtchen mit den Amethyſten nahm. Dann verſchloß er ſorgfältig den Schrank und kehrte in ſein Zimmer zurück. Als er ſpäter ausfuhr, nahm er die Amethyſten und begab ſich zuerſt zu dem Juwelier, bei welchem er vor einigen Jahren den Schmuck gekauft hatte.

„Was ſteht zu Dienſten, Herr Goldiſch?“ fragte verbindlich der Juwelier.

„Nur eine kleine Reparatur, Herr Baker,“ verſetzte Herr Goldiſch, das Käſtchen darreichend; „eine Schleife und eine Nadel ſind zerbrochen . . . freilich habe ich nicht genau die Beſchädigung unterſucht. Das überlaſſe ich Ihnen.“

„Dieſe Beſchädigung iſt nicht zu reparieren, Sir, wenigſtens nicht von mir,“ erwiderte Herr Baker lächelnd.

„Warum nicht, Sir?“ fragte Herr Goldiſch höchſt erſtaunt.

„Weil der Schmuck nicht bei mir gekauft und nicht bei mir angefertigt iſt.“

„Wo er angefertigt iſt, weiß ich nicht, aber gekauft iſt er bei Ihnen vor ungefähr ſechs Jahren.“

„Sie haben allerdings zu jener Zeit einen Schmuck von prächtigen orientaliſchen Amethyſten bei mir gekauft. Dieſe aber, Herr Goldiſch, ſind aus Paris, ächtes Pariſer Fabrikat, täuſchend nachgemacht, täuſchend zum Erſchrecken — aber mit meinen orientaliſchen Amethyſten nur dem Namen nach verwandt. Es iſt entſetzlich, ſo ſchön und falſch zu ſein; — aber der Unterſchied iſt dennoch enorm, ganz enorm. Ich bitte, Sir, werfen Sie einen Blick auf dieſe Amethyſten.“

Und geſchäftig holte Herr Baker ein Käſtchen herbei, das er mit den Worten öffnete:

„Schauen Sie das Feuer, das ſanfte und doch leuchtende und glühende Violet! Das ſind orientaliſche Amethyſten. Jetzt ſind ſie wieder ganz in der Mode. Eine zeitlang wurden ſie mißachtet . . . die Mode hat ihre Launen. Nicht wahr, ſie ſind ſchöner als das Pariſer Fabrikat. Würde es Ihnen nicht gefallen, dieſes durch jene zu erſetzen?"

„Nein, Herr Baker, dies Pariſer Fabrikat macht mir Spaß," verſetzte Herr Goldiſch gelaſſen, der ſich während des Redeſtromes des Juweliers geſammelt hatte.

„Spaß? Ja allerdings, es iſt ein Spaß, ein ſolcher, den man eine Attrape nennt. Sie haben ganz Recht . . . aber ich bitte, wie gefallen Ihnen dieſe Maſchettenknöpfe?" fuhr Herr Baker fort, feſt entſchloſſen, den Herrn Goldiſch nicht ohne weiteres ſich entfernen zu laſſen; „ich bitte, Sir, das eine Paar iſt im etruskiſchen Stil, das andere Renaiſſance, aber feine, edle Renaiſſance, kein Rococo, kein Pompadour, kein Barockſtil . . . nicht wahr, eine ſchöne Arbeit? Oder ziehen Sie dieſe Etrusker vor? . . . Ja, die Wahl iſt ſchwer . . . vielleicht behalten Sie beide Paare . . . ich kann Ihnen auch noch Manchettenknöpfe im Stil des Mittelalters zeigen und ſolche im Phantaſieſtil . . . —"

„Genug, Herr Baker, genug! Ich nehme die Renaiſſance-Manichettenknöpfe," fiel Herr

Goldiſch ein, zahlte und warf ſich mit ſeiner echten und ſeiner unechten Ware in den Wagen. Es war ihm klar, daß Sylvia ihren ſchönen Amethyſtſchmuck ihrer Leidenſchaft geopfert habe; aber er hielt das Spiel für ihre Leidenſchaft.

Er fuhr zu ſeinem Neffen Geoffroy Dambleton. Geoffroy hatte den Pfarrer von Lehrbach im vergangenen Sommer aus Deutſchland nach London geführt, ihn als Gaſt in ſeinem Hauſe aufgenommen und dadurch den deutſchen Katholiken in London, denen es ſo ſehr an Seelſorge fehlt, einen großen Dienſt erwieſen. Er hätte dies unter allen Umſtänden gern getan, gern einem unbemittelten, verkannten Geiſtlichen Obdach und die Möglichkeit gegeben, in ſeinem heiligen Amt tätig zu ſein. Es machte ihm aber eine beſondere Freude, daß dieſer Geiſtliche Julianens Schwager war. Auf dieſe Weiſe blieb er mit ihr in einer Art von Verbindung, er hörte von ihr, er konnte von ihr ſprechen. Sie hatte jahrelang allzutief ſein Herz, ſeine Gedanken beſchäftigt, war allzu innig mit ſeinem inneren Leben verwebt, um wie ein Schatten aus demſelben zu verſchwinden. Er fühlte zwar, daß hier eine Gefahr entſtehen könne; allein er nahm ſich feſt vor, dieſe nie aufkommen zu laſſen. Hatte er doch im vergangenen Sommer Wochen und Wochen an ihrer Seite gelebt, immer mehr ſie bewundert, immer mehr ſie geliebt und nie ſie ahnen laſſen, welche Empfindungen ihn beſeelten. Sie war ja zufrieden: wie hätte er dieſen Frieden verſtören können! —

Freilich ſchien es ihm, als beruhe ihre Zufriedenheit mehr auf dem milden Ertragen des Unvollkommenen als auf einem frohen Genuß des Glücks. Vinzenz von Lehrbach war ein vortrefflicher Mann; allein er beſaß eine gewiſſe Trockenheit, die das Leben mit ihm nicht gemütlich machte. Pünktlich erfüllte er ſeine Berufsgeſchäfte, pünktlich ſeine Pflichten in jeder Beziehung. Es fehlte nichts daran; doch darin fehlte die Wärme. Dieſe war auch nicht erſetzt durch geiſtige Überlegenheit, wie das zuweilen der Fall iſt, wenn ein ſehr ſcharfer, ſehr feiner Verſtand die Welt der Empfindung zu weich, zu verſchwommen findet. Er war eben einer von jenen vortrefflichen, geachteten Männern, an deren Seite eine Frau eine große Reſignation beſitzen muß. Aber Juliane beſaß ſie; davon war Geoffroy überzeugt.

Herr Goldiſch trat bei ihm ein, ganz ungewöhnlich erregt, warf ſich in einen Seſſel und ſagte:

„Geoffroy, ſchwöre mir, daß Du mir die Wahrheit nicht verhehlen willſt, ſei ſie auch noch ſo ſchmerzlich.“

„Lieber Onkel, Du wirſt leicht begreifen, daß ich dieſen Schwur nicht leiſten kann. Ich weiß ja nicht, was Du fragen wirſt,“ entgegnete Geoffroy ruhig.

„Weißt Du, auf welche Weiſe meine Frau ihr Geld und ihre Juwelen verſchwendet?" rief Herr Goldiſch ſo plötzlich, daß Geoffroy von der Beſtimmtheit der Frage überraſcht wurde und die Farbe wechſelte, ohne eine Antwort zu finden.

„Alſo Du weißt es, denn Du verſtummſt," fuhr Herr Goldiſch fort, „und deshalb frage ich Dich, was beginnt ſie mit ihrem Gelde und ihren Juwelen?"

„Beſter Onkel, ich kann Dir ſchwören, daß ſie es mir nie anvertraut hat."

„Das iſt eine ausweichende, zweideutige Antwort — ich will Klarheit."

Geoffroy zuckte ſchweigend die Achſeln. Herr Goldiſch fuhr fort:

„Weißt Du nicht, daß ſie ſpielt?"

Geoffroy ſah ſo erſtaunt aus, daß Herr Goldiſch ungeduldig rief:

„Ja, ja, ſpielt — ob an der Börſe, ob am grünen Tiſch — ich weiß es nicht."

„Ich auch nicht, beſter Onkel!"

„Doch, Geoffroy, Du weißt es! Wußteſt Du wirklich nichts, ſo hätte meine erſte Frage Dich nicht in Verlegenheit verſetzt. Sie ſpielt — und Du weißt es."

„Ich kann ſchwören, daß ich davon nie die leiſeſte Ahnung hatte."

„Gut; ich will annehmen, ſie ſpiele nicht. Was fängt ſie aber dann mit ihrem Gelde an?"

„Sie verſchwendet es vielleicht für Modetand, für Schmuckſachen.“

„Das nicht, mein guter Junge; ſie vertauſcht ihre echten Juwelen gegen nachgemachten Plunder — wie Du an dieſen falſchen Amethyſten ſehen kannſt. Dies aber kann ſie nur in der Abſicht tun, um ſich auf geheime Weiſe Geld zu verſchaffen. Das iſt ſonnenklar. Aber es iſt ſchauderhaft, zu denken, daß ſie es verſpielt. Es gibt Frauen, welche von dieſer Leidenſchaft beſeſſen ſind — wenige zum Glück. Und zu dieſen wenigen gehört ſie.“

„Wie kommſt Du auf dieſe Vermutung, beſter Onkel?“

„Es iſt keine Vermutung! Sie ſelbſt hat es mir vor Jahren geſtanden, hat mir feierlich verſprochen, ſich zu beſſern, und will jetzt wieder einen ähnlichen Streich ausführen, wie einſt mit den Amethyſten, und zwar in weit größerem Maßſtab, um ſich die Mittel zu verſchaffen, ihre Spielwut zu befriedigen.“

Geoffroy war ſo aufrichtig beſtürzt über dieſe Mitteilungen, denen er doch nicht den mindeſten Glauben ſchenkte, inſofern ſie das Spiel betrafen, daß Herr Goldiſch davon abſtand, Aufklärung von ihm zu begehren, und mit tiefer Entrüſtung ſagte:

„Es war vorherzuſehen, daß ihre intime Freundſchaft mit dieſer albernen Valentine einen ſchlimmen Einfluß üben würde. Ich werde ſie kreditlos machen — ſie ſoll zurückkommen. Geoffroy, mein Sohn, ich gebe Dir einen guten Rat; befolge ihn. Heirate nicht. Das Weib iſt eine ſo falſche, ſo eitle, ſo kurzſichtige, ſo eigenſinnige Kreatur, daß der Mann noch geboren werden ſoll, der ſich an der Seite eines ſolchen Weſens glücklich fühlt."

„Aber, mein lieber Onkel," ſagte Geoffroy begütigend, „mein Vater und mein Bruder ſehen die Frauen mit anderen Augen an."

„Ja, Deine Mutter, Geoffroy, iſt eine gute, liebe Frau und Frederica iſt charmant, ſogar für ihren Mann, doch das ſind nur Ausnahmen, glaube mir, nur Ausnahmen. Neben die zwei guten Ehegattinnen, welche Du mir nennſt, ſtelle ich zwei andere, die ich aus traurigſter Erfahrung gründlich kenne und die beide genau das Gegenteil von jenen und ſo verkehrt ſind, daß kein vernünftiger Mann das Leben mit ihnen ertragen kann. Die eine mit ihrer ſchwärmeriſchen, phantaſtiſchen, romanesken Herzensneigungen iſt aber nicht ſo ſchlimm, ſo hinterliſtig, ſo betrügeriſch, ſo lügenhaft wie die andere."

Herr Goldiſch geriet höchſt ſelten in Zorn; wurde aber ſein ruhiges Temperament aufgeregt, ſo verfiel er in maßloſe Entrüſtung, die ſich immer ſteigerte, ſobald Geoffroy eine Begütigung verſuchte, ſo daß dieſer ſich ſchließlich darauf beſchränkte, ſchweigend zuzuhören. Da er nicht mehr auf wohlgemeinten Widerſpruch ſtieß, beruhigte ſich Herr Goldiſch nach und nach und verließ endlich Geoffroy mit den Worten:

„Alſo heirate nicht, lieber Junge.“

Geoffroy war peinlich berührt durch dieſe Mitteilungen. Unklar wie ſie waren, ging doch klar aus ihnen hervor, daß Sylvia auf große Abwege geraten war. Von ganz anderen Intereſſen erfüllt, war Geoffroy ihr in den letzten Jahren fern geſtanden, um ſo mehr als Sylvia eine Abneigung gegen ihn gefaßt hatte, weil ſie ihn als Paul's Feind betrachtete. Geoffroy hatte einen Augenblick den Gedanken, an Sylvia zu ſchreiben und ihr ſeinen Beiſtand anzubieten; aber die Überzeugung hielt ihn zurück, daß im Hintergrund ihres verkehrten Tun und Treibens der unſelige Paul ſtehe. Durch eine vorübergehende pekuniäre Hilfe war Sylvia nicht zur Erkenntnis, Paul nicht zur Beſſerung zu bringen. Geoffroy hielt es für geraten, außer allem Zuſammenhang mit ihnen zu bleiben.

Fünftes Kapitel.

„Iſt es möglich! Sie ſind achtzehn Jahre alt und kennen nicht das intereſſante Hazardſpiel?" ſagte Paul von Weſtern auf einem Spaziergang zu dem jungen Richard O'Donoghu.

„Nein, Sir!" entgegnete Richard ganz kleinlaut über ſeinen Mangel an Bildung.

„Nicht Faro, nicht Landsknecht, nicht Macao, nicht Rouge et Noir, nicht Baccura?" ſagte Paul mit kleiner Pauſe zwiſchen jeder Frage.

„Nichts von dem allen, Sir," verſetzte Richard niedergeſchlagen; „denn mein Vater verabſcheut das Hazardſpiel."

„Nun, das iſt eine perſönliche Abneigung — gegen Antipathie iſt nichts zu machen. Es fällt mir auch gar nicht ein, Ihnen eine beſondere Sympathie für das Hazardſpiel beizubringen; ich meine nur, daß Sie es kennen ſollten, da die meiſten jungen Männer Ihres Alters und Ihres Standes es kennen. Gänzliche Unwiſſenheit in dieſem Punkt hat etwas ſo — wie ſoll ich ſagen? — ſo antwortete, aber plötzlich hörten wir leiſe vorſichtige Schritte, welche die Treppe herabkamen. Ich wollte mich losreißen und davonlaufen, aber Achatz zog mich blitzgeſchwind in's Zimmer, und ſchloß die Thür zu.

„Warte bis die Perſon vorübergegangen iſt!“ bat er.

„O Achatz! warum haben Sie das gethan?“ flüſterte ich zitternd, und hätte in die Erde ſinken mögen, als man an die Thür pochte. Achatz ſchwieg, als wolle er glauben machen daß er ſchlafe. Da ſprach aber eine befehlende Stimme:

„Ich bins, Achatz! öfne doch!“

Es war die Tante.

Achatz machte mir ein Zeichen in ſein Arbeitskabinet zu gehen, aber ich fühlte wol, daß das noch unpaſſender ſei, und da er noch immer zögerte, öfnete ich ſelbſt mit bebender Hand die Thür, und meine Tante trat ein. Achatz ſagte ſogleich:

„Clelia iſt auf einen Augenblick durch mich veranlaßt hereingetreten....“

Aber ſie beachtete es nicht, maß mich vom Scheitel zur Sohle, und ſprach mit gehäſſigem Hohn:

„Das Muſter einer Kloſtererziehung! mit Gebetbuch und Roſenkranz geht das Fräulein auf verliebte Abenteuer aus, und ſtatt in die heilige Meſſe, zu einem unheiligen Stelldichein.“

Knabenhaftes, ſo Schülermäßiges, daß es Ihrer Stellung unter Altersgenoſſen nicht vorteilhaft ſein kann.“

Selbſtverſtändlich fühlte ſich Richard O'Donoghu tief beſchämt durch die Vorſtellung, bei achtzehn Jahren für ein unreifes Bübchen zu gelten, und er entgegnete mit Entſchloſſenheit:

„Wenn Sie dieſe Spiele kennen, Sir, ſo hätten Sie vielleicht die große Güte, ſie mir zu erklären.“

„Erklären!“ rief Paul lachend. „Sie ſcheinen zu glauben, die Geheimniſſe des Spiels ließen ſich erklären wie ein ſchwieriger Satz im Horaz oder Homer. Das Spiel aber erklärt ſich ſelbſt und nur dadurch, daß man ſpielt.“

„Man muß doch in jedem Fall ſpielen lernen, Herr von Weſtern, und es wäre ſehr ſchön von Ihnen, wenn Sie mich etwas unterrichten wollten — damit ich ſpäter nicht als Neuling daſtehe. Ich bitte um ſo mehr um Ihren Unterricht, als Sie von Geheimniſſen des Spiels geſprochen haben. Ich vermute, daß Unbekanntſchaft mit denſelben dem Neuling teuer zu ſtehen kommen kann.“

„Sie haben es getroffen! . . . Da ich hier in Amalfi ganz unbeſchäftigt bin, ſo will ich recht gern Ihre Gelehrigkeit prüfen.“

Paul lebte in Amalfi wie jemand, der ſich dem Hungertode nahe fühlt: dermaßen ſchmachtet er nach Befriedigung ſeiner Spielwut, dermaßen war er in Verzweiflung, daß ihm ſowohl die Geldmittel als die Gelegenheit dazu fehlten. Sylvia litt namenloſes. Sie mußte täglich von neuem erleben, täglich ſehen und hören, daß ſie für Paul nur inſoweit in Betracht kam, als ſie ihm die Mittel verſchaffte, ſeiner Leidenſchaft nachzugehen. Von irgend einem guten Einfluß auf ihn war keine Rede mehr. In früheren Jahren hatte er ſich zeitweiſe bei ihr in Oakhill ſehr zufrieden gefühlt und ſie hatte vielleicht gehofft, jene Tage würden ſich in Amalfi erneuern. Das war jedoch eine große Täuſchung. Die Leidenſchaft war ſeitdem ſo ſtark geworden, daß ſie ihn in den tiefſten Abgrund hinabgezogen hatte. Da lag er gefeſſelt. Da war ſein entnervter Wille zu blinder raſender Begierde nach dem einen aufgeſtachelt, das ihn durch krankhaft überſpannten Reiz täuſchte, als ob dieſe Spannung ein Genuß ſei. Für alles übrige war er abgeſtorben. Er quälte Sylvia unaufhörlich mit der Frage, ob nicht bald Hilfe komme. Sie vertröſtete ihn von einem Tag zum andern.

„Du hintergehſt mich!“ rief er zürnend; „Du kannſt, Du willſt mir nicht helfen.“

„O ich will!“ rief ſie in Tränen; „ob ich kann — das weiß ich nicht!“

„Nun ſo ſprich und ſage mir, in welcher Weiſe Du es willſt.“

„Ich laſſe meine Diamanten kommen und will ſie verſetzen . . . verkaufen darf ich ſie nicht.“

„O Du Engel!“ rief Paul entzückt; denn es ſtand feſt bei ihm, daß die Diamanten verkauft werden ſollten. Dieſe Ausſicht ſtimmte ihn ſo froh, daß er in der Zwiſchenzeit dem jungen Richard O'Donoghu Unterricht im Hazardſpiel gab und dadurch in frohe Laune verſetzt war.

Alle Welt fühlte ſich ſehr zufrieden in Amalfi. Lord Lismore und Herr O'Donoghu hatten dort für die Niederlaſſung ihrer Familie geſorgt und waren dann zur Saiſon und zu ihren Geſchäften nach England gegangen. Die beiden Mütter, die jungen Leute, die Kinder unterhielten ſich vortrefflich mit Waſſerfahrten und Eſelritten. Valentine war beglückt, weil ſich Emilio's Zuſtand ſichtlich beſſerte. Sylvia allein konnte nicht froh werden. Sie geſtand es ſich durchaus nicht ein, aber ſie fühlte es in der innerſten Tiefe ihres Herzens, daß ſie auf den ſelbſtgeſchaffenen Ruinen ihres Lebens ſtehe.

„Paul!“ ſagte ſie eines Tages, als er ſie mit tauſend Vermutungen quälte, weshalb die Diamanten nicht anlangten; „ſage mir, Paul, was willſt Du anfangen, wenn Du aus Deiner gegenwärtigen Verlegenheit befreit biſt?“

„Anfangen?“ wiederholte er höchſt erſtaunt.

„Ja, anfangen, Paul! . . . . Denn Du ſiehſt doch wohl endlich ein, daß Du Deine verderbliche Leidenſchaft aufgeben und wie ein verſtändiger Mann leben mußt.“

„Gewiß; ſo will ich leben. Doch um es zu können, muß ich mir ein Vermögen erwerben."

„Welche Täuſchung, Paul, durch Spiel reich werden zu wollen, da die Erfahrung Dir zeigt, daß das Spiel in die bitterſte Armut, in die peinlichſten Verlegenheiten ſtürzt. Gib es auf Paul, mache Frieden mit Deiner Familie, kehre nach England zurück" . . .

„Nimmermehr! Welche elende Exiſtenz hätte ich dort, bewacht und bevormundet von dieſem knauſerigen Geoffroy! . . . Nein; nur als reicher Mann will ich nach England kommen und mich den Verwandten zeigen als ihnen ebenbürtig — ſonſt aber nie, nie!" —

„So gelte ich Dir nichts! . . . denn ich muß in England leben!" rief ſie troſtlos.

„Kann ich mein ſchwarzes Schickſal ändern?" fragte er finſter: „Du liebſt mich, folglich leideſt Du mit mir; das iſt in der Ordnung. Mich erniedrigen und vor den Verwandten kriechen, Geoffroy mir zum Vormund ſetzen — dagegen empört ſich mein Selbſtgefühl dermaßen, daß ich das Glück, Dich zu ſehen, in Deiner Nähe zu leben, dafür opfern muß."

Halb traurig, halb dankbar ſchaute ſie ihn wehmütig an; da trat ihr Diener mit einer kleinen zugenagelten Kiſte ein.

„Endlich!" rief ſie frohlockend und Paul mußte ſich zuſammen nehmen, um nicht in lauten Jubel auszubrechen.

Sylvia ließ in ihrer Gegenwart die kleine, wohlverwahrte Kiſte öffnen und ſie nahm ſelbſt den Schmuckkaſten heraus und ſtellte ihn auf den Tiſch. Als er dort ſtand und ſie ihn in's Auge faßte, wurde ſie von einem unheimlichen Gefühl ergriffen, denn er kam ihr ſehr klein vor. Paul bat dringend:

„Laß mich den Schatz ſehen, der mich retten ſoll!"

Mit zitternder Hand drückte ſie an die Feder; der Deckel des Schmuckkaſtens ſprang auf, Sylvia ſtieß einen dumpfen Klagelaut aus. Es waren nicht ihre Diamanten! Auf einen Papierſtreifen hatte Herr Goldiſch geſchrieben:

„Für die Feſte in Amalfi werden wohl die unechten Amethyſten gut genug ſein."

Paul las den Zettel und rief ſtarr vor Entſetzen:

„O wir ſind ſchändlich betrogen!" — Und mit beiden Fäuſten ſchlug er ſich vor die Stirn, lief wie unſinnig im Zimmer umher, blieb dazwiſchen vor Sylvia ſtehen, ſtarrte ſie an und murmelte: „Betrogen . . . betrogen!"

Die unglückliche Frau war zerſchmettert. Wie war Herr Goldiſch zu dieſer Entdeckung gekommen? Ahnte er, kannte er ihre Abſicht? Wußte er, daß all' der Lug und Trug ſich um Paul drehte? Glaubte er an ihre Leidenſchaft für das Spiel? — Dieſe Fragen, durchkreuzt von tauſend unzuſammenhängenden Gedanken und Vorſtellungen, durchwirbelten ihren Kopf mit ſolcher Heftigkeit und verſetzten ſie in ſolche Spannung, daß es vor ihren Ohren wie ein Waſſerfall brauſte, vor ihren Augen wie Feuerfunken flimmerte, ihre Lippen ſo trocken und ihre Kehle ſo heiſer waren, daß ſie keinen Laut hervorbringen konnte und ganz ſtumpfſinnig Paul's Raſereien zuſchaute.

„Was iſt zu tun? . . . Was ſoll ich anfangen? . . . Wie rette ich mich?“ ächzte Paul und zerraufte ſein Haar.

Sylvia antwortete mit einer Geberde der äußerſten Troſtloſigkeit.

„Du weißt es nicht?“ fuhr er fort; „Du haſt keinen Rat, keine Hilfe, keinen Troſt für mich? . . . Und ich betrachte Dich als meinen Schutzengel! . . . In dem ſchwerſten Augenblick meines Lebens verſagſt Du mir Deine Unterſtützung! . . . O dieſe Erfahrung, dieſe Enttäuſchung iſt ſchmerzlicher als alles Übrige.“

Sylvia machte mit der Hand eine abwehrende Geberde und flüſterte tonlos:

„Ich kann nichts mehr tun . . . weiß nichts mehr.“

„Das iſt es eben!“ rief Paul; „hätteſt Du nur ein Fünkchen von Liebe zu dem beklagenswerten

Paul, ſo würdeſt Du anders reden, anders handeln . . . denn die Liebe iſt erfinderiſch, wenn es gilt, den geliebten Menſchen zu retten.“

Der Schmerz zuckte über Sylvia's Antlitz, aber ſie ſchwieg; ſie hatte nichts zu ſagen. Sie ſaß regungslos auf dem Sofa, leichenblaß, mit geſchloſſenen Augen, mit ſchlaff herabhängenden Armen, geiſtig betäubt, phyſiſch zermalmt und nur des einen Gedankens fähig: Wie rette ich ihn . . . und mich!

Da öffnete der Diener die Türe und Valentine rauſchte in's Zimmer. Ohne Sylvia zu beachten, ging ſie auf Paul zu und ſagte mit ſcharfer Entſchiedenheit:

„Ich erſuche Sie, unſer Haus ſogleich zu verlaſſen.“

„Gnädige Tante!“ rief Paul, und Sylvia fuhr aus ihrer Betäubung auf und ſtarrte Valentine an.

„Ja, ſogleich!“ fuhr dieſe fort. „Sie ſind unſerer Geſellſchaft nicht würdig . . . wir ſind mit Freuden gaſtfrei . . . doch nur für Perſönlichkeiten, die ſich unter unſerem Dach anſtändig betragen. Nicht wahr, Sylvia?“

„Gnädige Tante, was ſoll ich zu dieſen unverdienten Vorwürfen ſagen?“ ſtotterte Paul und rang nach Faſſung.

„Sie ſollen ſchweigen und uns von Ihrer Gegenwart befreien,“ antwortete Valentine und verließ das Zimmer.

Sechſtes Kapitel.

Richard O'Donoghu hatte ſich ſeiner Mutter zu Füßen geworfen und ihr mit bitterer Reue ſeine Fehler geſtanden.

„Aus Neugier und kindiſcher Eitelkeit habe ich Herrn von Weſtern's Vorſchlag angenommen, von ihm verſchiedene Hazardſpiele zu lernen,“ ſeufzte er.

„Und Du weißt doch, wie ſehr Deine Eltern das Spiel verabſcheuen,“ rief die Mutter.

„Ich weiß es . . . und tat es leider doch! . . . Es unterhielt mich . . . ich weiß nicht wodurch, denn es iſt ja im Grunde ſehr einförmig. Als Herr von Weſtern äußerte, es ſei viel intereſſanter, viel ſpannender, um Geld zu ſpielen, wenn auch nur mit niedrigem Satz, war mir das einleuchtend. Ich gewann, ich verlor . . . ich verlor mehr und mehr. Herr von Weſtern ſagte mir, ich würde auch wieder gewinnen und dann wollten wir Abrechnung halten. Die Hoffnung auf Gewinn trieb mich an, höher zu ſpielen, immer höher, immer eifriger, denn ach! ich verlor fort und fort. Dieſe letzte Nacht ſpielten wir, bis der helle Tag in's Fenſter ſchien, und ich hatte ſo andauerndes, ſo entſchiedenes Unglück, daß ich Herrn von Weſtern bat, endlich einmal Abrechnung zu halten, denn ich müſſe fürchten, mein Taſchengeld auf Monate hinaus verloren zu haben. Herr von Weſtern meinte, das habe gar nichts zu ſagen, ein einziger Glücksfall erſetze zehnfach den Verluſt . . . ich ſolle jenen abwarten. Ich beſtand aber auf der Berechnung und entſetzte mich . . . denn das Taſchengeld eines Jahres reichte nicht hin, meine Spielſchuld zu decken. Ganz troſtlos verließ ich Herrn von Weſtern, der mich vergeblich mit der Ausſicht auf ſpäteren Gewinn zu beruhigen ſuchte . . . denn ich mag nicht mehr ſpielen . . . und ich fühle mich ſo unglücklich durch meinen Leichtſinn, daß ich mich Dir zu Füßen werfe, liebſte Mama, und Dich beſchwöre, dieſe ſchreckliche Angelegenheit mit Herrn von Weſtern zu ordnen. Daraus kannſt Du entnehmen, daß es mein feſter Entſchluß iſt, mich zu beſſern, denn Herr von Weſtern wird, wenn ich meine Schuld bezahle, ohne Zweifel in mich dringen, weiter zu ſpielen, und ich will es durchaus nicht.“

Miſtreß O'Donoghu war im ſtillen ſehr erfreut, daß die derbe Lektion einen ſo tiefen Eindruck auf Richard machte, aber zugleich empört, daß ein anſtändiger Mann die Unerfahrenheit eines Jünglings in ſo ſchnöder Weiſe mißbrauchen konnte. Sie ging zu Valentine, trug ihr den Fall vor und ſetzte hinzu:

„Ich mache Sie aufmerkſam auf dies Verfahren Ihres Neffen, damit Sie ihn warnen vor einer ſo unehrenhaften Handlungsweiſe, welche die Türe eines jeden anſtändigen Hauſes vor ihm verſchließt. Daß ich Herrn von Weſtern nicht mehr bei mir ſehen will — ich ſo wenig wie Lady Lismore — werden Sie in der Ordnung finden. Von ganzem Herzen wünſche ich aber, daß unſer Umgang, beſte Baronin, nicht dadurch geſtört werde.“

Valentine war außer ſich. In ihrem Hauſe beging ihr Neffe eine ſo gemeine Handlung. Alle Andeutungen der Herren Dey und Fey, alle ſorglichen Äußerungen Sylvia's über Paul's Leichtſinn tauchten in ihrem Gedächtnis auf und ſtellten ſich zu der Tatſache zuſammen, daß Paul ein bekannter Spieler ſei. Sie bat Miſtreß O'Donoghu ſo dringend um Vergebung, als ob ſie ſich mitſchuldig fühle, und verſprach, die Warnung zu benutzen. Beide Damen trennten ſich mit der Verſicherung, ihr gutes Einvernehmen ſolle keine Störung leiden.

Valentine ließ Emilio rufen und fragte kurz, als er erſchien:

„Haben Sie etwa in Neapel gehört, daß Herr von Weſtern im Ruf ſtehe, ein Spieler zu ſein?“

„Ich war in der Meſſe,“ ſtammelte ich.

„Deſto ſchlimmer! ſprach ſie hart. Sind das Geſinnungen mit denen man aus der Meſſe kommt? Geh auf Dein Zimmer und bleibe dort bis ich Dich rufen laſſe.“

Ich ſchlich beſchämt hinweg, und wußte mir das überraſchende Erſcheinen der Tante nicht anders zu erklären, als daß ſie mein Einverſtändniß mit Achatz ergründet habe, und jeden meiner Schritte bewachen laſſe. Ich wurde nicht zur gewohnten Frühſtückſtunde gerufen, auch nicht zum Speiſen; die Kammerfrau meiner Tante brachte mir Brot und Waſſer, und Agnes erſchien, blieb fern von mir wie von einer Peſtkranken ſtehen, und verkündigte mir im Namen ihrer Mutter: ich ſollte drei Tage faſten und Buße thun.

Jezt wäre der Moment geweſen um mich für Achatz zu fanatiſiren. Aber gar nicht. Im Gegentheil. Ich weinte ebenſoviel Thränen des Zorns, als der Betrübniß. Seinetwegen widerfährt mir dieſe ungerechte Behandlung! ſprach ich zu mir ſelbſt. Was ſchleppt er mich in ſein Zimmer! was hat er mir immer zu ſagen!... was liebt er mich überhaupt! Wenn ich um ſeinetwillen Mißhandlungen ertragen ſoll — o, da gebe ich ihn lieber auf.

Nach drei Tagen ward ich zur Tante gerufen.

Emilio erſchrak vor der unerwarteten Frage und verſetzte:

„Es wird ſo manches geſagt, was nicht wahr iſt.“

„Alſo Sie hörten es, Emilio, und vielleicht hörten Sie auch, daß man nicht gern mit ihm ſpiele, Emilio?“

Er ſchwieg in tötlicher Verlegenheit.

„Ich will Ihnen die Antwort leicht machen, Emilio,“ ſagte Valentine und teilte ihm mit, was ſie ſoeben erfahren hatte. „Dieſer Fall wird nicht vereinzelt ſein . . . denn es gehört eine gründliche Schamloſigkeit dazu, die man ſich nur nach und nach erwerben kann,“ ſagte ſie ſchließlich.

„So iſt es, gnädige Frau,“ erwiderte Emilio ſchüchtern; „der Ruf des Herrn von Weſtern iſt nicht beſonders gut.“

„Und das verheimlichten Sie mir . . . ſogar hier, wo er in unſerem Hauſe lebt!“

„Es ſtand mir nicht zu, gnädige Frau, ungefragt etwas zu ſagen — obſchon ich in der letzten Zeit mich dazu gedrängt fühlte. Herrn von Weſtern's Zimmer liegt neben dem meinen und eine Terraſſe läuft an unſerm Fenſterturm hin. In meinen häufig ſchlafloſen Nächten hörte ich zuweilen den Herrn Richard O'Donoghu auf der Terraſſe hin und her gehen und Herrn von Weſtern ihn zurück rufen, ihn drängen, das Spiel fortzuſetzen, ja, ihn von der Terraſſe fort und in's Zimmer führen. Der junge Mann tat mir leid."

„Und Sie konnten mir verſchweigen, daß ſolche Dinge unter meinem Dach vorgehen, Emilio!"

„Herr von Weſtern hätte es als einen Verrat betrachten können, denn auch mir machte er den Vorſchlag, mich im Hazardſpiel zu unterrichten, und als ich ſcherzend mit der Bemerkung ablehnte, der Unterricht ſei für mich zu koſtſpielig, verſetzte er, Frau Baronin würden gern die Koſten tragen."

Die Folge dieſer Geſpräche war Valentinens Erſcheinung in Sylvia's Zimmer.

Als ſie fort war und Paul wie angedonnert ſtand, rief Sylvia außer ſich:

„Aber was iſt denn geſchehen! Es wird ja immer gräßlicher!"

„Lebe wohl; mein Schickſal muß ſich erfüllen!" antwortete Paul finſter.

„Nein . . . ſo nicht!" rief ſie; „mir geht ein Hoffnungsſtrahl für Dich auf . . . geh nach Paris . . . ich gebe Dir einen Brief an meinen Vetter, Aurel Grünerode. Er hat ein großes Bankhaus und iſt ein vortrefflicher Mann . . . er wird Dir ein Plätzchen zu verſchaffen wiſſen, wo Du anſtändig leben kannſt, wenn Du dies ſchauderhafte Spiel aufgibſt, das Dein Verderben iſt — wie Du endlich doch einſehen mußt."

Als Paul Paris nennen hörte, wich ſeine ſtumpfe Verzweiflung. Er warf ſich Sylvia zu Füßen und rief freudig:

„Ja, Du biſt, Du bleibſt mein Schutzengel! ... Du retteſt mich in dieſer furchtbaren Bedrängnis.“

„Du mußt aber auch Dich retten laſſen, Paul! ... Es muß etwas recht Schlimmes geſchehen ſein, um Valentine ſo ſehr zu erzürnen.“

„Iſt es meine Schuld,“ rief Paul ganz empört, „daß dieſer alberne Junge, dieſer kleine O'Donoghu, ein paar Guineen an mich verloren hat und jetzt kindiſch winſelt, als ſei ihm großes Unglück widerfahren ... oder gar Unrecht geſchehen? Da wird denn gleich dieſer Emilio, dieſer Wullenweber, bei der Hand geweſen ſein, um die Sache in falſches Licht zu ſtellen und Valentine zu erzürnen.“

„Das ſieht dem ſtillen Emilio gar nicht ähnlich! Wäre es aber der Fall, ſo beſchwöre ich Dich, Paul, entnimm daraus die Lehre, daß Du mit Deiner Leidenſchaft brechen mußt, wenn Du eine ehrenhafte Stellung einnehmen und nicht in das äußerſte Verderben geraten willſt.“

So ſprach Sylvia zu Paul und es fiel ihr gar nicht ein, daß ein Dritter ihr genau dieſelben Ratſchläge hätte geben können und daß dieſe auf ſie genau den Eindruck machen würden, welchen die ihrigen auf Paul machten -- nämlich gar keinen. So lange die Welt ſteht, iſt noch nie ein Menſch durch Vernunftgründe von einer heftigen Leidenſchaft geheilt worden. Das vermag nur eine ganz andere Gewalt.

Sylvia entließ Paul mit tauſend Tränen. Würde auf dieſe Trennung ein Wiederſehen folgen? — Wann? — Wo? — Wie? — Paul verließ Amalfi mit leichtem Herzen. Was lag ihm an Sylvia, da ſich ihm die Ausſicht auf Paris eröffnete? Dort war es möglich, ausſchließlich und ohne Rückſicht auf verwandtſchaftliche Verbindungen für das Spiel zu leben — zuerſt ein großes Vermögen zu gewinnen, um eine ſichere Exiſtenz zu haben — und dann zu ſpielen . . . zu ſpielen . . . fort und immer fort. Denn was gab es auf Erden, was ſich mit dem Intereſſe vergleichen ließ, welches das Spiel erregte! . . . — Sylvia hatte ihm alles Geld gegeben, das ſich in ihrer Kaſſe vorfand. Richard O'Donoghu's Schuld war berichtigt durch eine Rolle Gold: warum hätte Paul nicht ſehr fröhlich ſein ſollen! Er ging nach Neapel, um dort Sylvia's Brief an Aurel abzuwarten. Sie wollte vorſichtig ihrem Vetter zuerſt direkt ſchreiben und ihn ein wenig auf Paul vorbereiten, bevor dieſer perſönlich in Paris erſchien.

Es verſteht ſich, daß Paul's erſter Schritt in Neapel ihn in einen geheimen Spielklub führte. Dort verlor er in der erſten Nacht ſeine halbe Barſchaft, während Sylvia ihn in einem rührenden Brief an Aurel als einen reuigen Sünder darſtellte, der durch Liebe und Milde zur Beſſerung zu führen ſei.

Als dieſer Brief in Paris anlangte, hatte Aurel eine Geſchäftsreiſe nach Newyork angetreten. Sylvia wurde davon in Kenntnis geſetzt und ſie ſchrieb an Paul, er müſſe ſich gedulden.

Sie hatte inzwiſchen den ſtrengſten Befehl von Herrn Goldiſch erhalten, im nächſten Monat, wo ihr Urlaub eines Jahres abgelaufen ſei, nach England zurückzukehren. Die Entdeckung der unechten Amethyſte und ihre Forderung der Diamanten, die nicht ihr, wie ſie wiſſe, ſondern dem Hauſe gehörten, habe ihm gezeigt, wozu ſie fähig ſei, ſo daß er ſie auf's Strengſte überwachen müſſe. Das ſei im Ausland nicht möglich. Deshalb beſtehe er auf ihrer Heimkehr — keineswegs weil er wünſche, ſie wieder zu ſehen.

Nach Paul's Entfernung aus Amalfi war die Freundſchaft zwiſchen Sylvia und Valentine beträchtlich abgekühlt und es kam zum Vorſchein, daß ſie ſich aus ganz unhaltbaren Beweggründen zuſammengefunden hatten: die Eine aus launenhafter Schwärmerei, die Andere aus tiefer Unzufriedenheit in ihrer Ehe. Jetzt hatte Valentine ihre volle Schwärmerei dem armen Emilio zugewendet, welcher die innigſte Teilnahme weit mehr in Anſpruch nehme, als Sylvia mit ihrer inneren Zerriſſenheit — während Sylvia erſt jetzt entdeckte, daß der Hauptzug in Valentinens Charakter ein

Egoismus ſei, der nichts berückſichtige als das, was ihm gefalle, ihm zuſage. So nahm denn Valentine ſehr gelaſſen die Mitteilung auf, daß Sylvia im nächſten Monat ſich von ihr trennen und nach England heimkehren werde, und mit keiner Silbe ſuchte ſie deren Aufenthalt in Amalfi zu verlängern. Sylvia fühlte ſich durch dieſe Gleichgültigkeit ſo tief gekränkt, daß ſie ihre bittere Troſtloſigkeit in ſich verſchloß, ſich von der Geſellſchaft möglichſt fern hielt und ſich ganz ihrem Schmerz und ihren Sorgen um ihr eigenes und Paul's Schickſal hingab.

Im Abgrund.

Erſtes Kapitel.

Paul von Weſtern gab ſeine Karte in einem großen Bankhauſe in Neapel ab und verlangte den Chef des Hauſes zu ſprechen. Er wurde durch verſchiedene Zimmer geführt, in denen eine ganze Schar von Kommis an Schreibtiſchen ſaß, ſo lautlos arbeitend, daß man das Kniſtern der Feder, das Umwenden des Blattes vernahm. Eine tötliche Atmoſphäre! dachte er bei ſich ſelbſt, als er weiter ging. Endlich kam er in ein kleines Kabinet, wo ein ältlicher Herr ſich allein befand, gleichfalls ſchreibend. Paul reichte ſeine eigene und Sylvia's Karte dem Herrn, zog ein Blatt Papier aus ſeiner Bruſttaſche und ſagte:

„Meine Couſine, Miſtreß Goldiſch, beauftragt mich, die Summe in Empfang zu nehmen, die hier bezeichnet iſt — und ihr dieſelbe nach Amalfi zu bringen."

Während der Bankier bedachtſam das Papier las, auf welchem die Worte ſtanden: „Ich erſuche Sie hiemit, meinem Vetter, dem Herrn Paul von

Sie ſagte mir, ſie wiſſe jezt Alles; aus der Heirath könne nichts werden, ich ſei zu jung, Achatz habe kein Vermögen, und ſie fände es unſtatthaft. Mein kokettes und heuchleriſches Betragen müſſe ich ändern, und vor der Hand noch gar nicht an einen Mann denken, das ſei höchſt unanſtändig für ein ſo blutjunges Ding. Mit dieſer Weiſung entließ ſie mich, und ich fand oben auf meinem Klavier einen Zettel von Achatz mit Bleiſtift höchſt eilig geſchrieben:

„Süße Clelia, laſſe Dich nicht von der Megäre „einſchüchtern, und glaube ihr nicht. Ich heirathe „Dich dennoch, allen Ränken zum Trotz.“

Auf der Stelle antwortete ich ihm:

„Aber ich will Sie nicht heirathen! ich habe da„durch zu viel Verdruß, Angſt und Kränkung er„fahren, und noch mehr zu erwarten. Das kann „ich nicht aushalten. Heirathen Sie wen Sie wol„len — ich will mich herzlich über ihr Glück freuen; „aber erwarten Sie es nie von Clelia.“

Dies unglückliche Billet trug ich drei Tage mit mir herum, ohne es abgeben zu können — ſo ungeſchickt und blöde war ich! — Inzwiſchen hatte die Tante erklärt ich ſolle jezt immer mit ihr in die Geſellſchaft gehen, und nicht ſoviel allein in meinem Zimmer ſitzen. Da ſpänne ich mir höchſt

Vettern, die Summe von 50,000 Lire auf Rechnung des Herrn Goldiſch in London auszuzahlen" — ſetzte ſich Paul ganz gemütlich im Seſſel zurecht und fixierte erwartungsvoll den Bankier. Dieſer ſagte:

„Ich verſtehe dies nicht; der Kreditbrief von Miſtreß Goldiſch iſt erſchöpft. Sie hat vorgeſtern die letzte Rate verlangt und erhalten."

„Eben weil ihr Kreditbrief erſchöpft — und ſie im Begriffe iſt, ihre Rückreiſe über Genua und Paris anzutreten, hat ſie eine größere Geldſumme nötig."

„Mein Herr," ſagte der Bankier höflich, „ich habe allerdings die Ehre, Miſtreß Goldiſch zu kennen, nicht aber deren Vettern. Miſtreß Goldiſch hat vorgeſtern eine Geldſumme erhalten, womit ſie um die halbe Welt reiſen kann" . . .

„Mein Herr," fiel Paul hochfahrend ein, „ich bitte, nicht zu vergeſſen, daß Miſtreß Goldiſch anders reiſt, als ein Handlungsreiſender."

„Das verſteht ſich! Sie werden aber begreifen, daß ich mir die Gewißheit verſchaffen muß, ob Miſtreß Goldiſch in der Tat 50,000 Lire begehrt. Sie konnte in Gedanken eine Null zu viel gemacht und nur 5000 Lire gemeint haben — was mir wahrſcheinlicher iſt. Genug, ich werde telegraphiſch bei ihr anfragen."

„Und ich werde morgen um dieſe Stunde hier ſein und die 50,000 Lire in Empfang nehmen," erwiderte Paul mit Würde, erhob ſich und ging nach dem Telegraphenbureau, wo er an Sylvia telegraphierte:

„Auf die Anfrage des Bankiers erfolge die Antwort: 50,000 Lire.“

Der kluge Bankier dachte, in dieſem Fall ſei es das Sicherſte, an Herrn Goldiſch ſich zu wenden, und er fragte bei demſelben telegraphiſch an, ob er dem Herrn Paul von Weſtern 50,000 Lire für Miſtreß Goldiſch einzuhändigen habe.

Ein Todesſchreck durchzuckte Sylvia, als ſie Paul's Telegramm erhielt. Was hatte der Unſelige da wieder angeſtellt! Zu welcher Lüge, zu welchem Betrug ſollte ſie ſich verſtehen! Aber ſie war ſo tief im Elend, daß ihr ſchien, es komme nicht mehr darauf an, noch eine Stufe oder noch zehn Stufen tiefer hinab zu ſteigen, wenn nur Paul dadurch zu retten ſei. In einer alle Nerven aufreibenden Spannung erwartete ſie die Anfrage des Bankier — die nicht kam.

Als Herr Goldiſch das Telegramm aus Neapel erhielt und den Namen Paul von Weſtern in Verbindung mit Sylvia las, war ihm, als werde urplötzlich eine Binde von ſeinen Augen genommen, und die ganze Sache wurde ihm auf einmal einleuchtend, alles Unverſtändliche klar wie der Tag. „Wo hatte ich meine fünf Sinne, wo den allergewöhnlichſten Menſchenverſtand, um mich dermaßen täuſchen zu laſſen und nicht ſogleich die Sachlage zu durchſchauen" — ſprach er ganz betäubt zu ſich ſelbſt; „nicht ſie verſpielt ihr Geld, ſondern er. Nicht um ihre Schulden zu bezahlen, verkauft ſie echte Juwelen und trägt unechte, ſondern ſeinetwegen. Das ſoll ein Ende haben für jetzt und für immer!"

Seine Antwort an den Bankier lautete: „Unter keiner Bedingung." Werden ruhige Temperamente durch ein unerwartetes Ereignis aus der Faſſung gebracht und aus ihrem Geleiſe geworfen, ſo iſt ihnen das ſo fremd, ſo neu, ſo ungewohnt, daß ſie höchſt mühſam ihr Gleichgewicht wieder gewinnen. Bei heftigen Naturen geht alles raſcher; kommen ſie häufiger aus der Faſſung, ſo kommen ſie auch ſchneller wieder hinein, eben weil dies für ſie nichts Ungewöhnliches iſt und weil ſie ſich auf das Hinbrüten nicht einlaſſen. Herr Goldiſch konnte in ſeiner Betäubung keinen andern Gedanken faſſen als auch an Sylvia ein Telegramm abgehen zu laſſen, das nur die Worte enthielt: „Erwarte in Amalfi meine Beſtimmung."

Abermals ein Todesſchreck für die unglückliche Frau. Hing dieſe Beſtimmung zuſammen mit Paul's 50,000 Lire? Das moraliſche Fieber, das ſie aufregte, rief ein phyſiſches hervor. Sie konnte nicht ſchlafen, nicht eſſen, nicht ruhen, ſich nicht beſchäftigen; eine beſtändige unbeſtimmte Angſt vor dem nächſten Augenblick durchbebte ihr Herz. Selbſtverſtändlich bemerkte man den kläglichen Zuſtand, in welchen ſie nach Paul's Abreiſe von Amalfi verfiel und der ſich von Tag zu Tag ſteigerte, und Lady Lismore und ihre Schweſter ſahen dem Ausbruch des Typhus entgegen. Valentine beruhigte ſie aber immer, indem ſie gelaſſen verſicherte, Sylvia werde bei ihrer Rückkehr nach England verſchiedenen ſchwierigen Verhältniſſen entgegen gehen müſſen und dieſe Erwartung bedrücke ſie.

Während Sylvia durch das Telegramm auf's äußerſte beängſtigt wurde, frohlockte der Bankier über die Antwort des Herrn Goldiſch und erwartete mit ruhiger Schadenfreude die Stunde, in der Paul erſcheinen werde, um die 50,000 Lire in Empfang zu nehmen. Paul erſchien pünktlich und fragte höflich:

„Nun, mein Herr, iſt das Geld für Miſtreß Goldiſch bereit?“

„Nein, mein Herr!“ verſetzte kalt der Bankier.

„Und weshalb nicht . . . ich bitte —“

„Dies iſt die Antwort des Herrn Goldiſch auf meine Anfrage, ob ich das Geld auszahlen ſoll,“ entgegnete der Bankier und wies das Telegramm vor.

„Das wird meiner Couſine höchſt unangenehm ſein, da ihre Antwort ganz anders lautet — nicht wahr?“ ſagte Paul mit erzwungener Ruhe.

„Ich habe Miſtreß Goldiſch gar nicht mit einer Anfrage beläſtigt. Geldgeſchäfte macht man lieber mit Männern ab oder — beſſer geſagt: es macht ſie ein Haus mit dem andern ab.“

„Miſtreß Goldiſch wird aber in die größte Verlegenheit geraten!“

„Bedaure ſehr; kann nicht helfen.“

„Sie könnten ihr doch eine geringere Summe zukommen laſſen, etwa 15.000 Lire oder auch nur 5000 . . .“

„Mein Herr,“ nahm der Bankier das Wort, „wir Geſchäftsmänner ſind vorſichtige Leute. Ich habe in dieſen vierundzwanzig Stunden nicht nur den Willen des Herrn Goldiſch, ſondern auch einiges erfahren, was Sie betrifft. Demnach weiß ich, daß Sie in der Tat ein Verwandter von Miſtreß Goldiſch und der Frau Baronin Grünerode ſind; und dieſem Umſtand haben Sie es zu danken, daß ich Sie höflich erſuche, mich zu verlaſſen, denn hier fließen keine Glücksquellen für Sie.“

Zermalmt und wütend verließ Paul ohne Gruß das Kabinet und das Haus, und als er auf der Straße ſtand, war es ihm, als ſchwanke der Boden unter ſeinen Füßen und als neigten ſich die Häuſer über ſeinem Haupte. Einige Lire und die Kleider, die er eben trug — das war ſein Hab' und Gut; alles übrige war verſpielt. Was nun tun? Wohin ſich wenden? — — Nach Amalfi . . . aber perſönlich . . . aber heimlich. Sylvia hatte ja ſo viel Geld, um durch die halbe Welt zu reiſen — ſagte der Bankier; Sylvia mußte helfen.

Zweites Kapitel.

Die Häuſer von Amalfi ſind dermaßen an eine reichbebaute Felſenwand gelehnt, daß die Rebengärten, die Terraſſen, die Balkons in einander übergehen. Es war Mitternacht, eine wunderſchöne Juninacht, der Himmel voll Sterne, die Erde voll Blütenduft. Der Nachtwind ſtrich über das Meer dahin, aber ſo ſanft, als wolle er die ruhende Flut nicht wecken, und dieſe rieſelte auch nur ganz leiſe hin und her, wie im Traum.

Paul kam daher, ſpähend, unſicher. Was war ihm die Natur in ihrer majeſtätiſchen nächtlichen Schönheit? — Ein Schleier, der ſeine Schritte verhüllte. Er ging an dem Hauſe der Miſtreß O'Donoghu vorüber. Die Fenſter der herrſchaftlichen Zimmer waren dunkel, hingegen in der Wohnung von Lady Lismore hell erleuchtet. Er ſchloß daraus, daß man ſich heute bei dieſer verſammle, daß auch Valentine dort ſein werde — vielleicht auch Sylvia. Als er an Valentinens Wohnung kam, ſah er Licht in Sylvia's Zimmer.

Er frohlockte im Stillen. Aber es konnte ihre Kammerfrau ſein. Nein, die war es nicht, die wäre umher gegangen, dies und jenes ordnend, hätte zuweilen das Licht verdunkelt. Nichts von dem allen. Sylvia war da. Eine kleine Felſenſtiege neben dem Hauſe führte zu einem Weingarten, der nur durch eine ganz niedrige Mauer von dem Gärtchen getrennt war, das zu Valentinens Wohnung gehörte und das einen Zugang zu den Zimmern hatte, die Sylvia bewohnte. Er kannte die Örtlichkeit genau. Er hatte oft mit ihr unter den Orangenbäumen des Gärtchens geſeſſen. Vorſichtig erſtieg er die ſchmale Felſentreppe, ſtand im Rebengang, überſtieg die niedrige Mauer und ſtand im Gärtchen vor der Tür. Sie war verſchloſſen, aber eine Fenſtertür, und ſo ſah er durch das erſte dunkle Zimmer in das zweite hinein, wo Sylvia, ein Bild des tiefſten Kummers, zuſammen geſunken in einem Lehnſeſſel ſaß. Neben ihr auf dem Tiſch mit der Lampe lagen Bücher und Schreibgerät — unbeachtet; auf einer Konſole ein Teller mit Orangen und eine Schale mit Gefrornem — unberührt. Ihr ſchönes Haar war nachläſſig aufgeſteckt; ihr Anzug war augenſcheinlich ihr Morgenkleid. Sie war vollkommen gleichgültig für alles, was ſie umgab. Paul empfand ein gewiſſes Mitleid mit ihr — aber noch viel mehr mit ſich ſelbſt, denn es war ja die Schuld des böſen Schickſals, daß er keine Million beſaß, da er ſich doch ſo viel Mühe darum gab und es ſich ſo ungeheuer viel koſten ließ. Halblaut ſagte er:

„Sylvia . . . ich bin's . . . öffne die Tür.“

Sie horchte auf, zuerſt erſchreckt, dann freudig überraſcht, erhob ſich ſchnell, eilte, die Türe zu öffnen, zog Paul ins Zimmer, ſchloß hinter ihm ab und führte ihn in das zweite Zimmer, deſſen Tür ſie gleichfalls ſchloß, als ob ſie ihn vor der ganzen Welt verbergen wolle.

„Woher kommſt Du, Paul . . . und zu dieſer Stunde? . . . Und o Himmel! wie ſiehſt Du aus, Paul?“ fragte ſie ſchwankend zwiſchen Freude und Angſt.

„In dieſem Elend bin ich infolge der unerhörten Barbarei meiner Verwandten, die im Golde ſchwelgen,“ erwiderte Paul und warf ſich in einen Lehnſeſſel.

Sylvia ſtand vor ihm mit gerungenen Händen, denn Paul, den ſie ſtets in der ſorgfältigſten Kleidung, in der eleganteſten Haltung geſehen hatte, war vernachläſſigt im Anzug, ſo verwildert in ſeiner ganzen Erſcheinung, wie eben der Menſch wird, der ſich mehr und mehr daran gewöhnte, alles Ehrgefühl mit Füßen zu treten, um ſeine Leidenſchaft zu befriedigen — und der ſchließlich auch in ſeinem Äußern den Stempel der inneren Verſunkenheit trägt.

„Was iſt denn jetzt geſchehen? . . . Was war denn das mit den 50,000 Lire, Paul! . . . Rede doch! Befreie mich von der Qual der Ungewißheit!“ flehte die unglückliche Sylvia.

„Was es war? . . . Es war mein letzter Verſuch, um mich zu retten . . . er ſchlug fehl . . . ich muß zugrunde gehen. Ich bin hier, um Dir Lebewohl zu ſagen, heimlich und zu dieſer Stunde hier, um nicht dieſer entſetzlichen Valentine zu begegnen . . . dieſer Tigerin in Frauengeſtalt, die mich retten könnte . . . aber ſtatt deſſen Tauſende für den armſeligen Wullenweber verſchwendet. Ob ich zugrunde gehe — wer fragt nach mir!“

„Paul, Du biſt gräßlich!“ ächzte Sylvia wie auf der Folter.

„Armer Engel, Du biſt nicht ſchuldig meines Elends . . . Deine Liebe und Barmherzigkeit hat es mir erleichtert . . . aber was hilft es? Ich muß zugrunde gehen . . . alſo lebe wohl und vergib mir all' den Kummer, den Du um den armen Paul gehabt haſt. Ich muß jetzt fort.“

Er war aufgeſtanden. Sylvia umklammerte krampfhaft ſeinen Arm und rief:

„Ich laſſe Dich nicht fort, Paul! . . . Bleibe und ſprich: Was willſt Du anfangen?“

„Anfangen?“ wiederholte er und ſtarrte ſie mit ſeinen großen ſchwarzen Augen an; „das iſt kein Wort für mich — anfangen. Bei mir heißt's — enden.“

„Unſinn!“ rief ſie in fieberhafter Aufregung; „Du mußt Dich jetzt hier in Amalfi ſo lange ſtill verhalten, bis eine Antwort von Aurel kommt . . . ſie wird günſtig ſein, verlaß Dich darauf! . . . Er nimmt Dich nach Paris und Du beginnſt dort ein neues Leben . . . nicht wahr, Paul? Auch von meinem Mann erwarte ich täglich Nachricht. Vielleicht geſtattet er mir, im Ausland zu leben . . . dann gehe auch ich nach Paris und wir bleiben beiſammen, mein armer lieber Paul. Nur ein wenig Geduld . . . es wird ſich alles ändern, alles gut werden.“

„Ja, Du biſt ein Engel, Du kannſt hoffen! . . . Ich bin ein elender Menſch . . . ich kann es nicht,“ ſeufzte Paul.

„Ich verlange es auch nicht von Dir!“ fuhr Sylvia in ihrer Seelenangſt fort; „aber das verlange ich, daß Du in Deinem gegenwärtigen aufgeregten Zuſtand keinen Schritt tuſt, ohne mich zu fragen. Täglich zur Stunde der Sieſta kannſt Du zu mir kommen. Du weißt, daß das Haus von zwei bis fünf Uhr wie ausgeſtorben iſt. Alles ſchläft, um die Nacht durchwachen zu können. Ich werde Dich dann erwarten.“

„Und die übrigen einundzwanzig Stunden . . . wie bringe ich ſie hin?“

„Genau ſo, wie ich ſie hinbringe, Paul: in der Marter der Ungewißheit über die Zukunft; aber nicht lange kann dieſe Marter dauern. Ich ſehe täglich den Briefen von Aurel und von meinem Mann entgegen. Verſprich mir alſo, Dich zu unpaſſende Ideen aus. Ich ließ Alles blindlings mit mir geſchehen, und empfing höchſt gleichgültig die Weiſung für den nächſten Sonntag einen Ballanzug in Ordnung zu bringen — obgleich ich erklärte, daß ich nie tanzen gelernt hätte, alſo nichts auf einem Ball anzufangen wüßte.

„Gleichviel! ſprach die Tante, es iſt ganz einerlei ob Du tanzeſt oder nicht. Sollte es ſich jedoch ereignen, daß irgend Jemand Dich zum Tanz auffoderte, und ſollteſt Du trotz Deiner Ungeſchicklichkeit dazu Luſt haben: ſo tanze immerhin! Niemand bemerkt Dich. Jedoch mit Achatz tanzeſt Du nicht, das verbiete ich Dir.“

Ich verſprach Gehorſam. Die Neckereien der Couſinen nahmen kein Ende über die wunderſchöne Toilette, die ich machen und Aller Augen verblenden würde. „Nimm uns nur nicht ſämtliche Tänzer fort, Clelia! ſtelle uns nur nicht in allzu tiefen Schatten,“ ſagte Agnes hochfahrend.

„Gewiß wirſt Du glänzende Eroberungen machen, Clelia! rief Euphemie. Man hat Dich ja noch nie auf einem Ball geſehen — wer weiß wie brillant Du Dich ausnimmſt! Am Ende eroberſt Du den ſchönen Gundaccar.“

„Wer iſt der ſchöne Gundaccar?“ fragte ich.

faſſen und Dich vor jedem wahnſinnigen Schritt zu hüten . . . welcher Art er ſei.“

So wie die Möglichkeit vor ihm auftauchte, zu einigen Geldmitteln und auf einen Schauplatz zu gelangen, wo er ſich mit friſchen Kräften und ungeſtört ſeiner Leidenſchaft hingeben konnte — faßte Paul Mut; denn ein ſo entnervter Charakter kann nicht mutig, kann nicht entſchloſſen ſein, ſchweres zu ertragen und durchzuführen. Allein er faßte die gewiſſe Art von Hoffnung, die der Leichtſinnige ſich vorſpiegelt, indem er ſich ſagt: Bin ich nur aus dieſer Schwierigkeit heraus, ſo wird alles gut gehen. Paul ſagte neu belebt:

„Sylvia, Du biſt ein himmliſches Weſen! Ich verlaſſe mich ganz auf Dich, ich folge Dir, ich vertraue Dir meine Zukunft an. Es werden beſſere Tage für uns kommen, mein Herz ſagt es mir . . . Tage, in denen es mir vergönnt ſein wird, Dir durch die Tat zu danken, Dir zu beweiſen, daß Du Deine Liebe an keinen Unwürdigen verſchwendet haſt; — Tage, in denen Du mit Stolz und Freude auf mich blicken und ſprechen wirſt: Er war es doch wert, der arme verſtoßene Paul, daß ich ihn rettete.“

So ſprach er ſich mehr und mehr in die Begeiſterung hinein. Doch dieſe Bilder der Zukunft waren in ſeiner verödeten Seele nur das, was Luftſpiegelungen von Palmen und von Springbrunnen in der Wüſte ſind: Täuſchung.

Ließ auch Sylvia ſich täuſchen? Wer kann es ergründen! Hat die Verblendung jedes Maß der Vernunft überſchritten, ſo kommt ſie dahin, das Unmögliche für möglich zu halten. —

Als Paul Sylvia verließ, geleitete ſie ihn in das Gärtchen, ſah ihn die Mauer überſteigen und auf der Felſenſtiege längs dem Hauſe verſchwinden. Sie ging im Gärtchen langſam auf und nieder und dachte: O, daß ich reich wäre! Reich wollt' ich ſein und bin arm . . . o arm an Glück, arm an Gold, arm an Liebe, arm an Freude, arm an Frieden! . . . Kann eine Bettlerin ärmer ſein? Wird denn nie die Stunde des Glückes für mich ſchlagen . . . die Stunde der Freiheit? . . . O mein Gott! . . . —

Seit langer, langer Zeit hatte ſie nicht geſeufzt: Mein Gott! —

Drittes Kapitel.

In der Qual der Erwartung verging ein Tag, langſam, ſchleppend, als hänge ein Bleigewicht an jeder Minute.

„Aber, beſte Sylvia,“ ſagte Valentine, „weshalb willſt Du Dich von der intereſſanten Fahrt nach Paeſtum ausſchließen? Sie würde Dich zerſtreuen, und den Brief des Herrn Goldiſch erhältſt Du immer früh genug.“

Seit dem Auftritt mit Paul und deſſen Verbannung aus dem Hauſe waren beide Freundinnen ſehr kühl gegen einander geworden. Valentinens Launenhaftigkeit wollte nicht mehr in Sylvia’s Freundſchaft den früheren Zauber finden und ſie fühlte ſich gekränkt, daß Paul, dieſer unwürdige Paul, mehr als ſie bei Sylvia gelte; und dieſe war empört über Valentinens Rückſichtsloſigkeit gegen ſie, Paul’s Beſchützerin. Indeſſen war das Verhältnis noch immer freundlich, wenn auch nicht mehr freundſchaftlich. Sylvia war aber in allzu großer innerer Spannung, um auf Valentinens Vorſchlag einzugehen. Sie ſchützte ihre Geſundheit vor; die große Hitze ermüde ſie.

„Wir vermeiden die Hitze," entgegnete Valentine; „wir fahren heute gegen Abend nach Salerno, nehmen dort das Nachteſſen und fahren dann weiter nach Paeſtum, ſodaß wir bis zum Sonnenaufgang bei den Tempeln ſind. Dort wird dann gezeichnet und gemalt, bis die Hitze läſtig wird. Wir fahren nach Salerno zurück, halten Sieſta, ſpeiſen, und eine angenehme nächtliche Fahrt bringt uns wieder nach Amalfi. Du ſiehſt, daß wir ſämtlich darauf bedacht ſind, Erhitzung und Ermüdung zu meiden."

„Beſte Valli, ich bin nicht in der Stimmung, um dieſen Ausflug zu genießen, denn ich weiß ja nicht, was mir bevorſteht."

„Gute Sylvia, Du biſt allzu ängſtlich. Dein Haustyrann wird Dich doch nur in London oder Oakhill, aber nicht in den Tower einſperren wollen. Alſo rate ich Dir, die ſchöne Gegenwart zu genießen."

„Dazu gehört ein leichtes Herz, Valli, und das meine iſt ſchwer."

Sie blieb in Amalfi. Wie wäre es ihr möglich geweſen, eine Vergnügungsfahrt zu unternehmen und Paul in ſeiner Troſtloſigkeit und Ungeduld allein zu laſſen!

So verging noch ein Tag und dann noch einer. Es kam kein Brief, weder aus London noch aus

Paris. Paul war dem Wahnſinn nahe, Sylvia der Verzweiflung. Gleichwohl mußte ſie lächelnd und freundlich die Berichte über die angenehme Fahrt nach Paeſtum anhören.

Da erhielt ſie ein Telegramm. „Was iſt denn das?“ flüſterte ſie vor ſich hin. Sie las:

„Eine Bruſtentzündung rief Herrn Goldiſch plötzlich in die Ewigkeit. Näheres bringt mein Brief. Geoffrey Dambleton.“

Sylvia ſtarrte das Blatt an. Ihr Mann war tot . . . ſie war frei . . . frei von allen Qualen, die ihr ſeit Jahren das Herz zernagten . . . ihr Leben, ihre Handlungen, ihre Empfindungen — alles war freigegeben und die Kette geſprengt, welche ſo lange ſie gedrückt hatte. Dieſe unerwartete Wendung ihrer Verhältniſſe war ſo gründlich, daß ſie ſich von Betäubung wie gelähmt fühlte und ihre Sinne ſammeln mußte, bevor ſie Valentine die Nachricht mitteilte.

Dieſe arbeitete emſig an ihrem Neptunstempel von Paeſtum, ſah kaum hin, als Sylvia eintrat, horchte dann freilich hoch auf, ſagte aber mit Gleichmut:

„Er war, glaube ich, ſechzig Jahre alt. Das iſt ſchon das Alter, in welchem der Tod nicht ſelten iſt. Deine Ehe war ſo wenig glücklich, daß Condolenz nicht am Platz wäre — Du wirſt Dich ein Jahr in Trauer kleiden und dann eine ſchöne reiche Witwe ſein . . . nicht wahr? — Ich hoffe, Dir iſt eine beträchtliche Rente zugeſichert, ſo daß Du nach Deinem Geſchmack Deine Exiſtenz einrichten kannſt."

„Das wird' ſich zeigen," verſetzte Sylvia zerſtreut.

Ein ſehr bedeutendes Einkommen war ihr als Witwe zugeſichert: das wußte ſie. Ob aber für den Fall einer zweiten Ehe — das wußte ſie nicht. Da ſie jetzt nichts anderes im Sinn hatte, als ihre Freiheit zu benutzen, um Paul zu heiraten, ſo war die Frage der Rente allerdings höchſt wichtig. Indeſſen zählte ſie darauf, ſich mit ihrem Stiefſohn ſo einzurichten, daß die pekuniäre Frage ſie nicht von ihrem Glück trennen werde. Dies alles wirbelte chaotiſch durch ihren Kopf und ſie hörte kaum, was Valentine ſagte:

„Ich bin recht geſpannt, ob mein Sohn ſich über den Tod ſeines Vaters ſehr betrüben wird. Der arme Mann hat es ſo gar nicht verſtanden, die Seinen an ſich zu feſſeln . . . ſeinen einzigen Sohn läßt er hundert Meilen entfernt erziehen. . . . Wen wird er zu deſſen Vormund ernannt haben? . . . Ohne Zweifel Herrn Tambleton . . . vielleicht Reginald Tambleton . . . was meinſt Du? Reginald wäre mir ſchon lieber, iſt ein Mann von Welt, hat andere Intereſſen als für das langweilige Fallen und Steigen an der Börſe. Nicht wahr? . . . Aber ſo ſprich doch; ſo nimm doch Teil an meinen Mutterſorgen!"

Und ſie verſuchte aufmerkſam eine braune Farbe nach der andern, um jenes tiefe Braun zu treffen, welches die Jahrtauſende dieſen Tempeln gegeben haben, welche von weißem Marmor aufgeführt wurden. Dabei ſagte ſie:

„Wie das ſchön war — die Lichteffekte der aufgehenden Sonne zwiſchen bronzierten Säulen! Unbeſchreiblich, Sylvia, aber auch unnachahmlich! Vielleicht bringt Emilio etwas ſchönes zuſtande.“

Paul kam wie gewöhnlich zur Stunde der Sieſta durch den Garten, in höchſter Verſtörung. Er glich den Opiumeſſern des Orients. Dieſe können den gewöhnlichen menſchlichen Zuſtand nicht ertragen: ſo kraftlos, ſo elend, ſo hinfällig und dabei ſo ruhelos fühlen ſie ſich. Sie bedürfen der Aufregung, der Spannung, des Reizes, welche der Genuß des Opiums ihrer erſchlafften Natur, ihren verwelkten Nerven gibt. So ſtand es auch mit Paul. Nur war das Gift kein Mohnſaft, ſondern ſeine Spielwut. Konnte er ſie nicht befriedigen, ſo war er ſinnlos vor Verlangen nach ihr, vor Stumpfheit gegen alles Übrige.

„Ich ſterbe, Sylvia, ich ſterbe! Die Untätigkeit, zu der ich verdammt bin, tötet mich . . . ich ſterbe hin!“ — Mit dieſen Worten ſank er auf einen Sitz, leichenblaß und todesmatt.

„Lies dies Blatt und Du wirſt aufleben,“ gab ſie zur Antwort und reichte ihm das Telegramm.

Er verſtand ſie gar nicht und fragte verwundert, nachdem er geleſen hatte:

„Glaubſt Du, daß ich ihn beerbe?“

„Ich werde unabhängig, Paul, und was mein iſt, gehört auch Dir.“

„O Du Engel vom Himmel!“ rief er in Ekſtaſe und im Widerſchein der gehofften Millionen leuchteten ſeine ſchönen Augen auf.

Sie erklärte ihm, was ſie dachte, was ſie wollte. Er ſprach ſich mit Begeiſterung über das Glück aus, Sylvia als Gattin zu beſitzen. Im Stillen freilich dachte er, daß ihm ein beträchtliches Einkommen ohne Frau ſchon lieber geweſen wäre; denn Sylvia war ſehr verwöhnt, ſehr elegant, machte große Anſprüche und dann — war ſie ſieben Jahre älter als er; — doch das trat in den Hintergrund. Die Hauptſache war das große Einkommen, das ſich ſelbſtverſtändlich unter ſeiner Handhabung verzehnfachen werde; — denn bei Sylvia war keine karge Bevormundung wie bei Jane Miranda zu fürchten; — hatte er nur freie Hand, ſo ſollte die ſpröde Frau Fortuna ſchon gefeſſelt werden. So ſchwelgte Paul in Träumen von Gold, Sylvia in Träumen von Glück, beide mit einer Chimäre, dem Erzeugnis blinder Leidenſchaft. Sylvia ſchwankte, ob ſie an Miſtreß Dambleton ſchreiben und einen Schmerz ausſprechen ſolle, den ſie nicht empfand. Sie hatte aber jede Verbindung mit ihrer Schwägerin abgebrochen, ſeitdem dieſe die Freundſchaft mit Valentine und deren Folgen entſchieden mißbilligte; und ſo fand ſie es beſſer, Geoffroy's Brief abzuwarten.

„Dieſer Geoffroy!" rief Paul höchſt aufgebracht; „wie er ſich in alle Dinge miſcht, die ihn nichts angehen und die er nicht zu leiten verſteht!"

„Es mußte ein Mitglied der Familie mir den Todesfall anzeigen," wendete Sylvia ein.

„Gewiß! . . . Aber weshalb denn er?"

„Vielleicht hat der Verſtorbene ihm die Geſchäfte übertragen, die mich betreffen."

„Welch' ein ſchrecklicher Gedanke unter Geoffroy's Vormundſchaft zu ſtehen! Wird denn nie der Brief kommen, welcher die Ungewißheit aufhebt und alles feſt und klar macht?" —

Der Brief kam. Es kamen ſogar zwei Briefe. Als Paul zu gewohnter Stunde bei Sylvia erſchien, wich er entſetzt vor ihrem Anblick zurück. Sie lag auf dem Sofa, bleich, verſtört, mit verweinten Augen und krampfhaft entſtellten Zügen, ſo abgemattet, daß ſie ſich nicht regte, als er eintrat, ſondern nur kaum hörbar flüſterte:

„Es iſt alles verloren! alles!"

„Was . . . was iſt verloren? . . . Stiftete Geoffroy dies Unheil?" rief Paul außer ſich.

Sie wies auf ihren Schreibtiſch. Paul fiel über den Brief von Geoffroy her und las:

„Liebe Sylvia! Ich beſchränke mich darauf, Dir die ſchmerzlichen Tatſachen mitzuteilen, welche

Du erfahren mußt. Wie ſehr ſie mich betrüben, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Du biſt deſſen gewiß und Du weißt auch, daß ich jederzeit bereit bin, Dir aus ganzem Herzen zu dienen" — — — Paul murmelte zwiſchen den Zähnen: „Was für leere Redensarten! Zur Sache, zur Sache!" — — — Dann las er weiter: „Der Tod meines armen Onkels war uns allen höchſt unerwartet, obſchon er ſeit längerer Zeit über Bruſtbeklemmung geklagt, doch ſie nicht beachtet hatte. Es ſcheint, daß er ſich in der Nacht, da er ſehr lange aufblieb und ſein Teſtament ſchrieb, heftig erkältete, denn am Morgen fühlte er ſich ſehr krank, ließ den Arzt rufen, dann meinen Vater, Reginald und einen Notar, machte in deren Gegenwart ſein Teſtament rechtskräftig und wurde immer leidender, da ſich das Fieber heftig ſteigerte. Meine Mutter und ich brachten die Nacht bei ihm zu und gegen Morgen trat ein Lungenſchlag ein, der ſeinem Leben und Leiden ein plötzliches Ende machte. Er hatte beſtimmt, daß ſein Teſtament zwölf Stunden nach ſeinem Tode in Gegenwart der Familie Dambleton eröffnet werde. Seine letztwilligen Verfügungen berühre ich nur, inſofern ſie Dich betreffen, teure Sylvia. Zuerſt erklärte er das Teſtament, das er bald nach ſeiner zweiten Heirat machte, für null und nichtig; und ferner hieß es wörtlich:

„„Da meine Frau mir zur Genüge bewieſen

„Niemand für Dich, Kind!“ erwiderte Agnes über alle Maßen hochmüthig.

Mit meiner Freundin der Kammerfrau berieth ich mich über meinen kleinen höchſt einfachen Anzug, der mir, der Unverwöhnten, vermuthlich der weißen Schuh und Handſchuh wegen, äußerſt elegant vorkam, und der doch nur aus einem weißen Linonkleidchen, und einem Kranz von Vergißmeinnicht beſtand.

Als ich am Ballabend angekleidet in das Zimmer der Tante trat, muſterten ſie mich Alle ſcharf und ganz ſtumm, und nur zuletzt rief Euphemie:

„Wie groß Clelia iſt!“

Achatz flüſterte mir zu als er mich in den Wagen hob: „Wie ſchön Clelia iſt!“

Wir traten in den Ballſaal, und die glänzende Erleuchtung, die geſchmückten Damen gefielen mir außerordentlich. Es herrſchte hier ein feſtliches und frohes Anſehen, ſehr verſchieden von den froſtigen Soireen, die ich bis jezt beſucht hatte, und das ſtimmte mich heiter. Ich hatte zu viel Neues zu ſehen, um nicht die Argusaugen der Tante zu vergeſſen. Ich war froh ohne eigentlich zu wiſſen weshalb. Da näherte ſich mir Achatz mit einem jungen Mann und ſagte:

„Graf Gundaccar Osnat wünſcht Ihnen vorgeſtellt zu ſein, Comteſſe.“

hat, wie ungern ſie in England und in meinem Hauſe lebt, ſo bleibe ſie in Deutſchland und zwar in dem Winkel, aus dem ſie hervorgegangen iſt. Dort wird ſie glänzend leben können mit der Rente von eintauſend Talern, welche ihr Herr Dambleton als Vormund meines Sohnes und dieſer ſelbſt, nach ſeiner Volljährigkeit, jährlich zukommen laſſen wird.

„„Die Perlen und Diamanten, welche ſie getragen hat, gehören nicht ihr, ſondern dem Hauſe und verbleiben bei demſelben. Die ſilberne Toilette mit ihrem Namenszug auf den Büchſen und Doſen gehört ihr.““

„Dies, liebe Sylvia, ſind die Beſtimmungen, welche Dich betreffen. Ich ſchweige über ſie, weil ich fürchten muß, Dir weh zu tun. Aber um eines bitte ich Dich inſtändigſt: ſollteſt Du eines treuen und ergebenen Freundes bedürfen, ſo denke an mich. Schreibe oder telegraphiere, ich möge kommen — und ich komme.“

„Er will kommen!“ ſchrie Paul wütend, warf den Brief zu Boden und trat ihn mit Füßen. „Was liegt daran, wenn er nicht eine Million oder wenigſtens eine halbe Million mitbringt! . . . Unglückſelige Sylvia! So teufliſch wie Du, wurde wohl noch nie eine Frau betrogen! . . . Mit tauſend Talern ſollſt Du in einem Winkel von Deutſchland glänzend leben . . . das iſt teufliſcher Hohn! . . . — Und ich, ich, wovon lebe ich! . . .

— — Was iſt denn das für ein Brief!" ſetzte er hinzu, denn ein zweiter, der noch nicht erbrochen war, lag auf dem Schreibtiſch.

„Ich weiß nicht . . . lies ihn," ſagte Sylvia tonlos.

Der Brief war aus Paris und Aurel ſchrieb:

„Du mußt Nachſicht haben, liebe Sylvia, mit dieſer verſpäteten Antwort. Meine Geſchäfte nahmen in Amerika einen rieſigen Umfang und hielten mich unerwartet lange auf. Dafür aber kann ich Dir jetzt eine Antwort geben, die, wie ich hoffe, Deinen Wünſchen entſpricht. Hier in Paris weiß ich freilich keinen Platz für Herrn von Weſtern. Es wird aber von mir und meinem Schwager Lionel Grandiſon ein Haus in St. Louis eröffnet, wo wir Herrn von Weſtern ſehr gern anſtellen werden, wenn er die nötigen Geſchäftskenntniſſe beſitzt und namentlich in vier Sprachen — wie Du ſchreibſt — Korreſpondenz führen kann. Überdies wäre es mir höchſt erwünſcht, in ihm einen zuverläſſigen Reiſebegleiter für die arme Phöbe zu finden, die urplötzlich von einem ſo krankhaften Heimweh nach Amerika befallen iſt, daß ſie behauptet, ſie würde dort ihre Geſundheit wieder finden, ſie müſſe die Luft ihres Vaterlandes atmen. Dort ſei alles friſch und jung — in Europa alles welk und beſtaubt; ſie müſſe in Europa ſterben. Du kennſt ihren unüberwindlichen Eigenſinn. Die Ärzte raten zu der Reiſe. Ich habe eine verſtändige Geſellſchaftsdame für ſie gefunden. Kammerjungfer und Diener ſind zuverläſſig. Dennoch wäre es mir eine große Beruhigung, wenn bei dieſer Reiſegeſellſchaft auch ein Gentleman ſich befände. Es verſteht ſich, daß der Koſtenpunkt mich allein angehen würde. Nimmt Herr von Weſtern meinen Vorſchlag an, ſo bitte ich ihn, es mir telegraphiſch zu melden und ſich unverzüglich auf den Weg nach Paris zu machen. In dieſem Fall, liebe Sylvia, leiſteſt Du mir einen größeren Dienſt als ich Dir. In herzlicher Ergebenheit Dein Vetter Aurel Grünerode.“

Während Paul den Brief laut las, ſtrömten heiße Tränen aus Sylvia's geſchloſſenen Augen. Sie mußte wünſchen, daß Paul gehe; allein ſie fühlte, daß dies eine Trennung für immer ſei, daß ſie den ganzen Druck der jämmerlichen Lage, in welche ſie wegen Paul geraten war, jetzt lebenslang fern von Paul ertragen müſſe. Sie war vernichtet. Paul nicht.

„Weine doch nicht!“ ſagte er ungeduldig, „ich ſteige ja in ein Rettungsboot. St. Louis liegt in den ehemaligen Südſtaaten, wo die Leute viel gebildeter und feiner ſein ſollen, als die Yankees von Newyork. Ich werde mich dort in eine ſehr gute Stellung bringen. Daß ich der Reiſemarſchall Deiner armen epileptiſchen Couſine werde, verbindet mich in intimer Weiſe mit dem Haus Grünerode und Grandiſon. Nur müßte ich für den Anfang einige Geldmittel beſitzen . . . die ich nicht habe.“

Sylvia's Tränen ſtockten vor dieſer Herzloſigkeit, dieſer Selbſtſucht. Sie richtete ſich auf und ſagte kalt:

„Ich auch nicht.“

Paul erkannte ſogleich ſeinen Fehler. Er kniete vor ihr nieder und ſagte zärtlich:

„Das weiß ich! Du himmliſches Geſchöpf würdeſt ja Deinen letzten Heller mir geben. Nein; nicht von Dir kann mir jetzt Hilfe kommen, da Dein barbariſcher Gatte Dich mit ſo unerhörter Grauſamkeit behandelt. Nein; von Dir verlange ich nichts als Deine Liebe. Allein ich dachte an Valentine. Mir ſcheint, daß ſie mir eine beträchtliche Summe ſchuldet . . . denn ſie iſt mit mir verwandt — bis zur letzten, ſo ganz ungerechtfertigten Kataſtrophe hörte ſie es gern, wenn ich ſie gnädige Tante nannte. Es iſt nicht meine Schuld, daß die Wullenweber'ſchen Verleumdungen mich aus ihrer Gunſt verdrängten. Zweitens iſt ſie ſehr reich und hat ſomit die Verpflichtung, Unbemittelte zu unterſtützen, wenn ſie eine gute Chriſtin ſein will. Drittens endlich hat ſie mich in meine gegenwärtige gänzliche Dürftigkeit geſchleudert, indem ſie mich aus dieſem Haus wies, ſo daß ich mein Obdach wieder in dem koſtſpieligen Neapel ſuchen mußte. Du ſiehſt alſo — nicht wahr, Du himmliſcher Engel? — Du ſiehſt, welche großen Verpflichtungen ſie für mich hat, und ich meine, der Augenblick ſei gekommen, ſie daran zu erinnern — um ſo mehr, als ich im Begriff bin, ihrem Bruder einen weſentlichen Dienſt zu leiſten."

Sylvia machte traurig eine verneinende Bewegung und ſagte:

„Sie würde es anders auffaſſen . . . überdies ſagte ich ihr nicht, daß ich Dich ihrem Bruder empfohlen habe. Sie iſt gegen Dich eingenommen und könnte es für ihre Pflicht halten, Aurel zu warnen."

„Aber das iſt ja ein entſetzliches Weib — dieſe Valentine . . . eine Megäre . . . eine Xanthippe . . . mir fehlen die Worte! Ich hätte Luſt, ihr mit einem Revolver auf's Zimmer zu rücken" . . .

„Vor dieſem Schritt des Wahnſinns biſt Du bewahrt. Valentine iſt heute vor Tagesanbruch mit der ganzen Geſellſchaft über die Berge nach Sorrent geritten. Daher weiß ſie nichts von dieſen Briefen, von Deinen Ausſichten, von meiner furchtbaren Lage . . . o furchtbar über alle Maßen! . . . Mein Kerker öffnet ſich — und auf der Schwelle desſelben werde ich ergriffen und an eine Kette gelegt, die mich noch drückender feſſelt, weil ſie mich ganz von Dir trennt: an die Kette der Armut."

Sie brach wieder in Tränen aus und Paul verſtummte — denn es war richtig, was ſie ſagte: von einer Ehe konnte nicht mehr die Rede ſein und er mußte dorthin gehen, wo ſich ihm eine Exiſtenz eröffnete. Er ſuchte freilich von Liebe und von Glück in der Zukunft zu ſprechen; aber es kam zerſtreut und kühl heraus, ſein Herz war nicht dabei und ſeine Gedanken gingen ganz andere Wege. Das Glück war ihm vielleicht in Paris hold — und ſo drängte und ſtrebte ſein ganzes Weſen nach Paris. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und reichte ſein kurzes Telegramm mit den Worten an Sylvia:

„Es muß ſein.“

Das Telegramm lautete: „Ich reiſe heute Nacht nach Paris ab.“ Sylvia hielt mit beiden Händen ihren Kopf und wimmerte:

„Das iſt mein Todesurteil.“

Dann erhob ſie ſich, zerriß Aurel's Brief in tauſend Stücke, damit er nicht etwa in Valentinens Hände falle, und verwahrte Geoffroy's Brief in einem verſchloſſenen Fach ihres Schreibtiſches, aus dem ſie einige Wertpapiere nahm, indem ſie ſagte:

„Mein Reiſegeld! — Jetzt aber muß ich davon leben . . . indeſſen gehört das, was ich habe, auch Dir — wir teilen, Paul.“

„Nein!“ rief er, „Deine Großmut geht allzu weit! Du weißt ja gar nicht, wie und wo ſich Deine Exiſtenz geſtalten wird.“

„Sie iſt mir gleichgültig, da ich ſie mit Dir nicht teilen kann,“ verſetzte ſie.

Endlich nahm Paul den kleineren Teil. Sylvia dachte nur an ſeine Zukunft und Paul tat dasſelbe. Als ſie äußerte, ſie wolle Geoffroy bitten, nach Amalfi zu kommen, um ſich mit ihr zu beſprechen, fand Paul das ganz überflüſſig, denn er fürchtete, ohne es zu ſagen, Geoffroy könne Aurel einen Wink zukommen laſſen. An Sylvia's Hilf- und Ratloſigkeit dachte er nicht. Sie war ſo an ſeinen Egoismus gewöhnt, daß er ihr gar nicht mehr auffiel. Als Paul ſich erhob, um ſein Telegramm an Aurel zu beſorgen, ſprang Sylvia entſetzt auf und rief:

„Aber ein Abſchied iſt dies nicht!“

„Nein, nein!“ ſagte er; „es wäre vielleicht beſſer ſo — aber wenn Du willſt, ſo komme ich heute Abend wieder, wenn auch nur auf Augenblicke.“

„Ich will es,“ ſagte ſie beſtimmt.

Er ging. Sie ſank zurück in ſtumpfe Apathie.

Viertes Kapitel.

Es war elf Uhr abends, drückend ſchwüle Luft. Schwere Gewitterwolken hingen über dem Meer. Zuweilen flogen Blitze, wie züngelnde Schlangen aus ihrer Höhle, aus der ſchwarzen Maſſe des Gewölkes auf. Als Paul vor der Türe zu Sylvia's Zimmern im Gärtchen ſtand, war ſie verſchloſſen. Bei der Grabesſtille, die im Hauſe herrſchte, wagte er nicht, anzuklopfen, um ſo weniger, als das nächſte Fenſter hell war. Vorſichtig ſchlich er hin, um ſich über die Nachbarſchaft zu vergewiſſern und ob dort vielleicht ein Eingang zu finden ſei. Auch dies Fenſter war eine Glastür, die weit offen ſtand. Im Hintergrund des Zimmers lag angekleidet auf dem Bett Valentinens Kammerfrau in tiefem Schlaf, augenſcheinlich von Ermüdung übermannt und die Heimkehr ihrer Herrin erwartend. Unmittelbar am Fenſter ſtand ein Tiſch mit der Lampe, mit allerhand Käſtchen voll Nähgerät, mit einem Schreibzeug und einem aufgeſchlagenen Ausgabebuch — und mit einem Brief. Die Adreſſe desſelben lautete an eine große Modewarenhandlung in Paris mit einer Einlage von dreitauſend Francs. Mit einem Blick überflog Paul das ganze Zimmer und mit einem Griff war der Brief in ſeiner Bruſttaſche. Fortuna wird mir helfen, ihn pünktlich zu beſorgen: — dieſer Gedanke flog durch ſeinen Kopf. Er trat leiſe zurück, und als er an Sylvia's Tür pochte, kam dieſe aus dem innern Zimmer und öffnete.

„Da bin ich!“ flüſterte er, haſtig, eintretend, „und jetzt, geliebter Engel, ein kurzes Lebewohl.“

„O warum, Paul? Kürze doch nicht dieſe armſelige Stunde des Abſchiedes ab!“

„Abſchied nehmen iſt immer ſchwer — unter dieſen Umſtänden iſt's eine Folter,“ verſetzte er mit gepreßter Stimme und helle Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn.

„Das iſt es! — Aber ich ſehe Dich und hernach — nicht mehr, vielleicht nie mehr.“

„Ich muß fort, Sylvia!“ rief Paul, riß ſein Tuch aus der Bruſttaſche und trocknete ſeine feuchte, brennende Stirn. Mit dem Tuch riß er den Brief heraus, der auf Sylvia's Schoß flog, ſo daß ſie nicht umhin konnte, die Adreſſe zu leſen.

„Wie kommſt Du dazu?“ fragte ſie verwundert.

Er entriß ihr den Brief, verbarg ihn haſtig und ſagte dann ſtockend:

„Ich ſoll ihn beſorgen — Fräulein Heß bat mich darum.“

„Jetzt? — Woher weiß ſie, daß Du hier biſt — nach Paris gehſt?“

„Gleichviel — ich ſoll ihn beſorgen.“

„Paul, laß den Brief hier, gib ihn mir,“ bat Sylvia angſthaft.

„Wenn ich Dir doch ſage, daß ich ihn zu beſorgen habe!“ rief er zitternd.

„Nimm alles, was ich beſitze, Paul, aber laß mir den Brief!“ flehte ſie in Todesangſt.

„Lebe wohl, teurer Engel, ich muß fort. Sylvia, lebe wohl!“

Er ſprang auf. Sie flog zur Tür, warf ſich auf die Kniee, breitete die Arme aus und wiederholte mit heiſerer Stimme:

„Nimm alles, gib mir den Brief.“

„Du marterſt mich, Du bringſt mich um meine fünf Sinne, ich muß fort, laß mich gehen!“ ſagte Paul mit mühſam unterdrückter Wut und hob ſie auf.

Da umklammerte ſie ihn und ließ ſich von ihm durch das äußere Zimmer ſchleifen, fort und fort bittend:

„Den Brief, Paul, den Brief!“

Er ſuchte ſich ſchweigend von ihr loszumachen; als ihm das aber nicht gelungen war, ſchleuderte er ſie mit einem gewaltigen Stoß, ſo wie er den Garten betrat, in's Zimmer zurück und entſprang.

Und Gundaccar redete mich italieniſch an. Das hatte noch Keiner gethan! Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wär ich ihm um den Hals gefallen vor Entzücken — dermaßen freute ich mich die Sprache meiner Heimat wieder zu hören, die Niemand mit mir redete. Ich hätte jauchzen mögen, und mir ſtanden doch die Thränen in den Augen. Ich weiß nicht was für ein Gefühl von unſäglicher Wolthat mich überkam. Ich weiß auch nicht was wir ſprachen, und wie es ſich machte — genug, ich walzte mit ihm.

O Gundaccar! nach ſo viel Jahren, nach ſo viel Schmerzen, nach einer ſolchen Kette von Troſtloſigkeiten, die ſich aus meiner erſten Erinnerung an Dich zuſammengliedert und mich wund reibt bis in's Grab, bis über's Grab — o Gundaccar, ſo biſt und bleibſt Du dennoch der Morgenſtern meines Herzens. Die Elenden — das ſind die Vielgetreuen! und gab es kein andres Mittel um Dir in immer gleicher Liebe ergeben zu bleiben als das Elend meines ganzen Lebens: ſo will ich es ſegnen. Ach, es iſt immer halb unſinnig ſich ſo an einen Menſchen zu ſchmieden. Es iſt es ganz, wenn es mehr als wahrſcheinlich, daß man vergeſſen iſt. Was wirſt Du Dir noch aus mir machen? höchſtens, wenn Du einmal an mich denkſt,

— — Sylvia taumelte, fiel auf ein Knie, raffte ſich auf, wollte ihm nacheilen und ſtürzte auf der Schwelle zu Boden. Ein Strom von Blut floß über ihre Lippen und betäubt blieb ſie liegen. Das war ihr Abſchied von Paul. — — —

Valentinens Kammerfrau fuhr ſchreckenvoll aus dem Schlaf auf, denn ſie hatte im Traum das Stöhnen eines Sterbenden gehört. Aber es war ja kein Traum; ſie wachte, ſie ſtand mitten im Zimmer und hörte noch immer das Stöhnen. Angſtvoll nahm ſie die Lampe und trat in's Gärtchen. Da ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus, denn in der Nebentür lag Sylvia quer über die Schwelle am Boden, mit dem Geſicht auf der Erde, halb im Zimmer, halb im Garten und regte ſich nicht.

„Zu Hilfe, zu Hilfe!" ſchrie Fräulein Heß, ſtellte die Lampe auf den Boden und kniete neben Sylvia nieder, um deren Kopf aufzurichten. Da ſah ſie die Blutlache, in welcher dieſer Kopf lag, und ganz außer ſich ſchrie ſie:

„Ein Mord! Ein Mord!"

Sylvia's Diener und Kammerjungfer und die Hausbeſitzer ſtürzten aus dem Erdgeſchoß herbei, entſetzt und wehklagend über das gräßliche Ereignis. Indeſſen minderte ſich das Entſetzen, als man ſogleich entdeckte, daß Sylvia lebe und nicht verwundet ſei. Der herbeigerufene Arzt erklärte, es ſei ein Blutgefäß in der Bruſt geſprengt, wahrſcheinlich infolge des Falles, und die größte Stille und Ruhe müſſe es heilen.

Die beiden Kammerfrauen brachten Sylvia zur Ruhe und wachten die Nacht bei ihr, teils um einander in der Pflege abzulöſen, teils der Geſellſchaft wegen; denn es brach ein furchtbares Gewitter aus. Donner, Sturm und Meer tobten um die Wette und der Regen ſchoß praſſelnd wie Bleikugeln unter den ſprühenden Blitzen herab. Es war, als ob eine Schlacht in den Wolken alle Elemente aufrege.

Sylvia lag in dumpfer Betäubung, ihrer Sinne nicht mächtig. Nur ein Gedanke tauchte zuweilen klar auf: Paul war nicht mehr da. Dann ſchloß ſie die Augen und wünſchte, nicht wieder zu erwachen.

Valentine war mit ihrer Geſellſchaft durch das Unwetter in Sorrent feſtgehalten und kehrte am ſpäten Vormittag von dort zurück. Sie hatte zu ihrem großen Bedauern die romantiſche Idee aufgeben müſſen, in nächtlicher Stunde mit Kienfackeln über die Berge zu ziehen. Fräulein Heß teilte ihr, an allen Gliedern zitternd, Sylvia's Unfall mit. Als Valentine zur Kranken eilte und das Nähere erfragen wollte, deutete Sylvia auf ein Fach des Schreibtiſches. Valentine öffnete es, fand Geoffroy's Brief und fragte:

„Soll ich ihn leſen?“

Auf einen Wink Sylvia's las ſie in großer Spannung den Brief und brach dann aus:

„Ich habe es immer behauptet und habe recht. Er war ein Ungeheuer der ſchlimmſten Sorte, ein kaltblütiges! Wo wirſt Du Dich jetzt niederlaſſen? Und wie? — Welch' plötzliche Veränderung Deiner Verhältniſſe, Deiner Gewohnheiten! Ich faſſe es noch gar nicht. Es iſt doch entſetzlich von einem Manne, ſich noch im Grabe dafür zu rächen, daß ſeine arme Frau ihn nicht liebenswürdig findet.“

So ſprach ſie gedanken- und herzlos fort und das einzige Vernünftige, was ihr einfiel, war, an Geoffroy zu telegraphieren, er möge kommen. Als ſie zu dieſem Zweck in ihr Zimmer zurückkehrte, fand ſie dort Fräulein Heß, die händeringend auf und unter jeden Stuhl und jeden Tiſch ſchaute und etwas zu ſuchen ſchien.

„Was gibt es denn da? Haben Sie eine Stecknadel oder eine Haarnadel verlegt?“ fragte Valentine, die ſeit fünfzehn Jahren die Ordnung und Pünktlichkeit ihrer Kammerfrau kannte.

Mit ſtarrem Blick und bebenden Lippen entgegnete dieſe:

„Keine Nadel, Frau Baronin, den Brief, den Geldbrief nach Paris, den ich geſtern Abend adreſſiert habe.“

„Sie haben ihn in dem Tumult der Nacht ohne

Zweifel in eine Ihrer unzähligen Schachteln verwahrt.“

„Meine Schachteln habe ich ſämtlich ausgeleert und umgekehrt, Koffer und Kleiderſchrank durchſucht — der Brief iſt vom Tiſch verſchwunden, auf welchem ich die Adreſſe ſchrieb.“

„So iſt er geſtohlen!“ rief Valentine.

„Ja, Frau Baronin; aber wie, wann, von wem? Niemand iſt in der Nacht auf dieſer Seite des Hauſes und bei Miſtreß Goldiſch geweſen, als die braven Hausleute, Mann und Frau, und der Arzt.“

„Der Brief kann aber nicht von ſelbſt verſchwunden ſein . . . vielleicht liegt er im Gärtchen . . . ſuchen Sie und laſſen Sie ſuchen.“

Das Haus wurde durchſucht bis unter das Dach. Selbſtverſtändlich fand ſich der Brief nicht, der ſich in Paul's Bruſttaſche befand. Herrſchaft und Dienerſchaft gerieten in einige Aufregung. Doch bald erklärte Valentine, ſie wolle ſich durch den kleinen Verluſt nicht um ihre gute Laune bringen laſſen; ſie ſei von der Ehrlichkeit ihrer Umgebung überzeugt und die Zeit werde vielleicht den Brief zum Vorſchein bringen oder ſein rätſelhaftes Verſchwinden erklären.

„Mit aufgehobenen Händen danke ich meinem Schöpfer und der Frau Baronin, daß es nicht zu einer Unterſuchung durch die Polizei gekommen iſt, denn ich hätte dieſe Schande nicht überlebt,“ verſicherte Fräulein Heß.

„Seien Sie nicht närriſch, Heß!“ rief Valentine lachend; „Ihre Schachteln hätten nicht gelitten, wenn die Polizei ſie geöffnet hätte.“

„Nicht meine Schachteln, aber meine Ehre, gnädige Frau.“

„Auch die nicht, denn ich habe keinen Verdacht gegen Sie.“

Rettende Hände.

Erſtes Kapitel.

Es war ein ſchmerzliches Wiederſehen zwiſchen Geoffroy und Sylvia. Herr Goldiſch war aus dem Leben geſchieden, ohne gegen irgend jemand ſeiner Frau zu erwähnen. Man wußte nicht einmal, ob er wiſſe, daß Paul in Neapel ſei. Die Familie Dambleton wußte es aber, da Frau von Weſtern es ihrer Schweſter mitgeteilt und hinzugefügt hatte, Sylvia äußere ſich in ihren Briefen ſehr vorteilhaft über ihn. Man ahnte alſo die Wahrheit; ja, Geoffroy ſah ganz klar, da er Sylvia genau kannte. Um ſo ſorgfältiger ſchwieg er über dieſen Punkt und beſprach nur mit großer Teilnahme Sylvia's Zukunft. Er fand ſie in Amalfi ſehr verlaſſen. Valentine bekümmerte ſich ſo wenig wie möglich um ſie; der Arzt hatte ja die größte Stille empfohlen und Valentine fand es viel angenehmer, ſich mit ihren neuen Freunden zu unterhalten und mit Emilio zu malen, als ſich mit Sylvia zu beſchäftigen. Sie empfing Geoffroy ungemein freundlich und ſagte ſogleich:

„Nicht wahr, der hieſige Aufenthalt taugt nicht für unſere gute Sylvia? Ihre Geſundheit, ihre Verhältniſſe erheiſchen einen Wechſel.“

„Gewiß; und um ihr dieſen zu erleichtern, bin ich gekommen,“ erwiderte Geoffroy ſtill empört.

„Das iſt ſchön von Ihnen, freut mich unausſprechlich für unſere arme Dulderin; in ſolchen Augenblicken der Not bewährt ſich die wahre Freundſchaft!“

„Darf ich fragen, Frau Baronin,“ fiel Geoffroy ein, „ob die arme Kranke die heiligen Sterbſakramente empfing. Bei einem Blutſturz aus der Bruſt iſt man in Todesgefahr.“

Valentine hatte nicht entfernt an dieſe Fürſorge gedacht, ſagte jedoch:

„Da ich Sylvia's feſtgewurzelte Abneigung gegen die Gebräuche und Zeremonien der katholiſchen Kirche kenne, wagte ich nicht, einen Prieſter rufen zu laſſen.“

Geoffroy wußte genug: in keiner Beziehung war auf Valentine zu zählen.

Sylvia ſprach ihrerſeits den Wunſch aus, ſobald wie möglich Amalfi zu verlaſſen, wo ſie fortan nicht mehr ſo leben konnte, wie es ihre Gewohnheit war, und wo die Erinnerung an alle Qual, die ſie durch Paul gelitten, an alle Erniedrigung die ſie, dem Herzen nach, mit ihm durchgemacht hatte, wie Brandmale ihre Seele folterte — Brandmale aber, die man nicht zeigen darf.

„Haſt Du ſchon einen Plan oder einen Wunſch bezüglich Deiner Zukunft, ſo laß uns ihn überlegen,“ ſagte Geoffroy.

„Kaum! . . . Meine Gedanken irren umher, ich habe keine Heimat auf der weiten Welt,“ verſetzte Sylvia.

„Für uns alle iſt die wahre Heimat ja nicht hienieden“ . . .

„O laß das!“ fiel ſie ein; „mit Deinen religiöſen Anſichten mußt Du mich verſchonen! — Zuweilen, Geoffroy, taucht der Wunſch in mir auf, zu Frau von Lehrbach und Clariſſen zu gehen. Dieſe beiden guten und klugen Weſen ziehen mich an . . . nicht meine Vaterſtadt, in welcher ich ſeit zwanzig Jahren fremd bin.“

„Frau von Lehrbach und Clariſſe ſind in der Ewigkeit,“ ſagte er ſanft.

„Beide? auch Clariſſe . . . das herrliche Mädchen! — Woher weißt Du das?“

„Durch Juliane.“

„Juliane Geringer? Ja, ja, ich entſinne mich! Sie iſt dort zuhauſe. Und Vinzenz von Lehrbach . . . lebt er?“

„Er lebt in ſeiner Vaterſtadt und Juliane iſt ſeine Gattin!“

„Wie ſich die Lebenswege durcheinander ſchlingen! Vinzenz — Julianens Gatte!“

„Willſt Du Dich bei ihnen niederlaſſen, Sylvia?“

denken: „Wie war ſie liebenswürdig und wie liebte ſie mich!“ Was kann ich Dir anders ſein, als ein Traum? Ein Mann hat ja ſo viel zu bedenken und zu thun, daß ihm für Erinnerungen keine Zeit bleibt; und zwiſchen Deinen Hofnungen ſtehe ich nicht. Nun ja! verbrauch Du Dein Leben, Deine Gedanken, Dein Herz, Deine wundervollen Fähigkeiten, wie Deine Verhältniſſe es begehren. Aber ſieh! ich mögte Gott ſein um Dich zu haben, unverlierbar, in der glanzvollen Ewigkeit. Gundaccar! wo biſt Du? wo lebſt Du? ach, lebſt Du denn noch? Nur ein Lebenszeichen mögt' ich haben bevor ich ſterbe, um mich zu freuen, daß es Dir beſſer gegangen iſt als mir auf dieſer rauhen Erde — wenn Du noch auf ihr wandelſt; oder um ſie um deſto ſeliger zu verlaſſen, wenn Du vor mir bereits hinüber gegangen ſein ſollteſt. Mehr wünſche ich nicht; denn dieſer Wunſch ſcheint mir erreichbar; und ſo müde und abgemattet bin ich, daß ich für das Unerreichbare nur noch Sehnſucht habe, doch keine Wünſche mehr, wie in früheren Jahren. Ja, matt und müde bin ich, an Leib und Seele, zum ſterben, und auf der Welt giebt es nichts, wodurch der ſchwere und lahme Schlag meines Herzens freudig beflügelt werden könnte. Gedenke ich aber jener Tage, ſo hebt ich weiß nicht

„Nein!" ſagte ſie ſcharf und ſetzte hinzu: „Sie würden mich quälen."

„Dich quälen? Dieſe guten Menſchen!"

„Mich quälen mit ihrer Frömmigkeit. Ich bin überzeugt, daß Dich Juliane katholiſch machte."

„Du ſcheinſt anzunehmen, der katholiſche Glaube ſei ein Mantel, den man einer Perſönlichkeit nolens volens um die Schultern wirft — oder ein Zauberſpruch, den man ihr antut," ſagte Geoffroy lächelnd; „übrigens weißt Du ganz genau, daß dies bei mir nicht der Fall war. In der ganzen Zeit, die meiner Konverſion vorherging, war ich aus aller Verbindung mit Juliane und nach derſelben, vor einem Jahr, bin ich ihr zufällig als Frau von Lehrbach begegnet."

„Clariſſe iſt tot! . . . Dann habe ich keinen Wunſch für meine Zukunft," ſeufzte Sylvia und fiel zurück in Apathie.

War es Folge der Krankheit oder eines ganz zerrütteten Seelenlebens — Geoffroy wußte es nicht und wußte daher auch nicht, wie Sylvia zu behandeln ſei. Er begann alſo damit, die geſchäftliche Seite ihrer Lage in's Auge zu faſſen und zu ordnen. Unter den gegenwärtigen Umſtänden betrachtete er es als einen Vorzug, daß Sylvia in größter Unkenntnis über alles war, was Geld betraf, was man zum Leben nötig habe, was die Dinge koſteten. In ihrer erſten Jugend, bei ihren Eltern, hatte ſie ſich ſelbſtverſtändlich nicht darum bekümmert. Mit ſiebzehn Jahren kam ſie zu reichen Verwandten und in die ganze Verwöhnung eines luxuriöſen Lebens, wo ihr alles zufiel, was ſie wünſchte, ohne daß ſie fragte, wie und woher. Nachdem ſie zwölf Jahre in dieſem Überfluß gelebt hatte, wurde ſie Miſtreß Goldiſch und Herrin eines Hauſes, deſſen Zuſchnitt ebenfalls der Überfluß und in ſo wohlgeregelter Weiſe war, daß abermals eine Geldfrage gar nicht an ſie herantrat. Darauf fußte Geoffroy. Er wollte ſie von der beklemmenden Enge ihrer Verhältniſſe befreien, ohne daß ſie es bemerkte, aber er betrachtete es als eine Wohltat für ſie, daß ſie ſich an die Beſchränkung gewöhne. Wer jede Laune befriedigen kann, kommt leicht dahin, jede Leidenſchaft befriedigen zu wollen. Selbſtverleugnung geht nur aus Entſagung hervor.

„Wie wäre es, Sylvia, wenn Du die heißen Sommermonate auf den ſchattigen Höhen des Taunus zubrächteſt; das würde Deine Bruſt erfriſchen,“ ſagte Geoffroy eines Tages, als ſich Sylvia augenſcheinlich wohler fühlte und ihr Verlangen ausſprach, Amalfi zu verlaſſen.

„Ich kenne die Taunusbäder und ihre freundlichen grünen Hügel; allein ſie ſind zu koſtſpielig und zu geräuſchvoll für mich,“ verſetzte ſie niedergeſchlagen.

„Ich weiß einen Ort im Taunus, der weder das eine noch das andere iſt und den ich als ſehr lieblich kenne. Erlaube mir nur, mich zu Deinem Reiſemarſchall zu machen.“

„Du biſt gut, Geoffroy,“ ſagte ſie und Tränen füllten ihre Augen; „ich will abreiſen, wann — und gehen, wohin es Dir gefällt, denn mir iſt jeder Ort ganz gleichgültig und ich wüßte auch gar nicht, wie ich dahin kommen ſollte, ſo ganz allein und ohne Geld.“

„Ohne Geld?“ rief er lachend; „liebe Sylvia, Du haſt mir ja einige tauſend Lire anvertraut!“

„Damit reiche ich nicht weit, Geoffroy.“

„Das wird ſich finden; ſorge nicht und beſtimme den Tag der Abreiſe. Dann nehmen wir in Neapel den Krankenwagen der Eiſenbahn und kommen ſchnell und bequem nach Deutſchland. In dieſer Jahreszeit iſt der Übergang über den Brenner nicht rauh, ſo daß man ſeine großartige Schönheit genießen kann.“

Sylvia war mit allem einverſtanden, weil ihr alles gleichgültig war. Valentine fühlte ſich von einer wahren Laſt befreit, als Sylvia's Abreiſe beſtimmt war. Die leidende, trübſinnige, teilnahmloſe, ſchweigſame Frau in Trauerkleidern war nicht die intereſſante, einnehmende und elegante Sylvia, mit der ſie ſich befreundet hatte, war nicht mehr eine Erſcheinung, die einen Salon ſchmückt. Emilio und Lady Lismore waren jetzt die Geſtirne, unter deren Einfluß Valentinens launenhaftes Weſen ſich glücklich fühlte. Indeſſen ſchien es ihr doch Pflicht zu ſein, eine gewiſſe Teilnahme für Sylvia's Zukunft an den Tag zu legen. Sie ließ eines Tages Geoffroy zu ſich bitten und fragte, ob das Teſtament des Herrn Goldiſch Gültigkeit habe, ob keine Ehepakten gemacht wären. Geoffroy entgegnete, das Teſtament ſei rechtsgültig und Ehepakten wären ſchwerlich gemacht, da Sylvia ganz unbemittelt in die Ehe getreten ſei. Ihr kleines Vermögen von ein paar tauſend Talern habe ſie damals auf Toiletteſachen verwendet. Valentine fragte zögernd:

„Glauben Sie denn, daß Sylvia mit der geringen Rente von eintauſend Talern wird leben können?“

„Es wird ſich machen laſſen,“ verſetzte Geoffroy kalt.

„Das freut mich . . . Sie haben ein Urteil darüber . . . wäre es nicht der Fall, ſo würde ich ſehr gern der guten Sylvia zu Hilfe kommen . . . ſo weit meine Mittel, die ganz außerordentlich in Anſpruch genommen werden, es geſtatten.“

„Seien Sie unbeſorgt, Frau Baronin, es wird ſich alles machen, ohne fremde Hilfe.“

„Welcher Troſt für mich liegt in dieſer Verſicherung und in der Überzeugung, daß Sylvia in Ihnen einen Freund hat, der ihr von wahrem Nutzen ſein will und ſein kann! Denn an dem Willen fehlt es mir auch nicht . . . davon ſind Sie gewiß überzeugt; nur an dem Können.“

Geoffroy verbeugte ſich ſchweigend; ſelbſtverſtändlich war er vom Gegenteil überzeugt. Er ordnete die Abreiſe an. Der Abſchied der beiden Couſinen, der beiden Freundinnen, die ein Jahr zuvor nicht ohne einander leben mochten, war kurz und kühl. O Wechſel und Wandel aller menſchlichen Gefühle, die nicht in Gott ihren Urſprung haben, nicht auf Gott zurückführen, nicht an Gott binden!

Zweites Kapitel.

Die Tage von Amalfi waren längſt für Sylvia vorüber. Sie befand ſich mitten im tiefen deutſchen Winter in ihrer Vaterſtadt, in einem kleinen überaus einfachen Zimmer. Draußen knirſchte der Schnee unter den Wagenrädern und unter den Tritten der Menſchen und die Sterne ſchienen am Himmel vor Kälte zu zittern, dermaßen flimmerten ſie. Der Froſt hatte an die Fenſterſcheiben Eisblumen und Bäume gehaucht, eine phantaſtiſche Ornamentik, in welcher das Licht der Gasflammen auf der Straße mit Diamanten zu ſpielen ſchien. Das Zimmer war nur erhellt durch das Feuer im Ofen, das auf einige Gegenſtände einen hellen Schein warf, andere im Dunkel ließ. Sylvia ſelbſt ſaß im Dunkel, mit verſchränkten Armen, in Gedanken verſunken oder, richtiger geſagt, in ein unklares Hinbrüten. Sie war dermaßen aus dem Gang und der Richtung ihres Lebens herausgeſchleudert, daß ſie ſich weder innerlich noch äußerlich zurecht fand. Aus der reichen Frau war eine arme Frau geworden; aus der Gattin eines geachteten Mannes in bevorzugter geſellſchaftlicher Stellung — eine verlaſſene Witwe, für die man nur aus Mitleid Teilnahme hatte; und das Herz, das ſeit Jahren von einer traurigen Leidenſchaft erregt und bewegt wurde und ſich nach Befreiung aus den Feſſeln der Pflicht geſehnt hatte, war jetzt frei, aber es hatte den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft verloren, ohne imſtande zu ſein, ſich von ihm abzulöſen; es lag in den Feſſeln ſchwerſter Art; in den ſelbſtgeſchmiedeten.

An der Tür des Vorplatzes wurde geſchellt. Sylvia's Dienerin öffnete und trat dann mit einer Lampe ins Zimmer, auf dem Fuß gefolgt von einer großen ſchlanken Frau, die mit freundlichem Gruß eintrat und Muff und Pelzkragen ablegte.

„Bei dem feindlichen Wetter wagen Sie ſich zu mir, liebe Frau von Lehrbach,“ ſagte Sylvia und rieb ſich die Hände; „es fröſtelt mich, nur daran zu denken, zu dieſer Stunde auf der Straße zu ſein.“

„Zu dieſer Stunde?“ verſetzte Juliane lächelnd; „es iſt ſieben Uhr. Und feindlich iſt mir ſo ein klarer, nervenſtärkender Winterabend durchaus nicht — iſt mir überhaupt niemals die Natur. Die Blütezeit des Frühlings, die Gewitter des Sommers, die Stürme des Spätjahrs, das

Eis des Winters — iſt nicht das alles ſchön und groß — jedes in ſeiner Art?"

„Man muß ſehr glücklich ſein, um ſich in dieſer Weiſe an der Natur freuen zu können."

„Beſonders glücklich ſein?" verſetzte Juliane ſinnend; „das hatte ich nicht gedacht. Man muß nur ein offenes Auge haben für die Wunderwerke Gottes in ſeiner Schöpfung."

Sie ſaß Sylvia gegenüber; der Tiſch mit der Lampe ſtand zwiſchen ihnen. Es war nicht möglich, einen größeren Gegenſatz zu finden, als den, welcher zwiſchen dieſen beiden Frauen beſtand. Es war nicht etwa der Unterſchied zwiſchen einer blühenden und einer verblühenden Frau. Sylvia war ungleich ſchöner und reizender geweſen als Juliane, feiner von Zügen, graziöſer in ihrer ganzen Erſcheinung; aus ihrem Trübſinn und ihren Trauerkleidern herausgeſchält, wäre ſie noch immer eine ſchöne Frau. Aber der Ausdruck war ſo auffallend verſchieden. Nicht die Jugendfriſche gab dem Antlitz Julianens den Zauber: es lag ein geiſtiger Glanz auf ihrer Stirn, in ihrem ernſten und doch milden Auge, in ihrem ſeelenvollen Blick, in ihrem ſchönen Lächeln, das dem Munde den Ausdruck reinſter Güte gab; — während von Sylvia's Angeſicht jeder geiſtige und edle Ausdruck, jede Spur von innerem Leben und von höheren Gedanken verwiſcht war. Alles das war weggefegt von den Stürmen, die ſie ohne Anker und ohne Kompaß zu beſtehen hatte. Inneres Leben war die eine, innerer Ruin die andere.

Während Juliane ſprach, ſtrickte ſie eifrig an einem langen Strumpf von grober grauer Wolle. Sylvia tat nichts. Juliane erzählte von einem Bazar, den die Damen der Stadt in der Faſtenzeit zum beſten verſchämter Armen organiſieren wollten, und ſagte:

„Nicht wahr, dazu geben Sie auch eine kleine Handarbeit?“

„Nein,“ erwiderte Sylvia; „elegante Handarbeiten ſind ſehr koſtſpielig und andere gefallen mir nicht.“

„Die einfachſte Handarbeit würde Sie beſchäftigen und Sie allmählich durch den Zweck, für den ſie beſtimmt iſt, anſprechen.“

„O liebe Frau von Lehrbach, ich lege gar keinen Wert auf dieſe guten Zwecke, welche beabſichtigen, arme Leute durch achtzehn Kreuzer glücklich zu machen.“

„Sie wollen ſagen, nicht wahr, ihnen durch achtzehn Kreuzer für einen Tag Brot zu verſchaffen? Nun, das iſt doch etwas, dem Armen, der gebetet hat: Unſer täglich Brot gib uns heute — dies Brot reichen zu können.“

„Während Tauſende darben.“

„Ja, weil andere, die auch nach Tauſenden zählen, vergeſſen, dieſe Pflicht der Nächſtenliebe zu üben.“

Sylvia ſchwieg. Wie wenig hatte ſie in früheren Tagen dieſe Pflicht geübt! Einer, der ihr hilfsbedürftig ſchien, hatte alles verſchlungen und war dennoch, dennoch herabgeſunken — zum niedrigſten Verbrecher. Und ſomit waren ihre Gedanken, ihre Träumereien wieder bei Paul, von dem ſie ſeit langen, ewig langen Monaten nichts hörte, nichts wußte, nichts vernahm. In zwei Zeilen meldete er ihr ſeine Ankunft in Paris und abermals in zwei Zeilen ſeine Ankunft in New-York. Etwas ſpäter ſchrieb ihr Aurel, Herr von Weſtern ſei auf der Reiſe höchſt aufmerkſam für Phöbe geweſen, habe ſich aber in New-York nicht bei Lionel Grandiſon blicken laſſen — ein ſicheres Zeichen, daß er auf die Stelle in St. Louis nicht reflektiere. Er müſſe bekennen, daß ihm dies nicht unlieb ſei, denn Herr von Weſtern habe ihm ſo wenig einen guten Eindruck gemacht, daß er ihn am liebſten gar nicht nach New-York geſchickt hätte. Phöbe aber ſei ſogleich ſehr für ihn eingenommen geweſen und habe ſich für ſeine Begleitung ausgeſprochen. Sylvia werde ohne Zweifel direkte Nachrichten von Herrn von Weſtern haben; er ſei nicht in der Lage ſie ihr geben zu können. — Und ſeitdem ſtarrte ſie in allem, was Paul betraf, in eine undurchdringliche Finſternis, in eine Grabesnacht hinein. Alles andere, Menſchen und Dinge, war ihr gleichgültig. Für nichts und für niemand intereſſierte ſie ſich. Oberflächliche welche milde Hand mir das ſchwere Gewicht vom Herzen und die eiſerne Binde von der Stirn, die mich zu Boden drücken, ich ſchöpfe Athem, ich blicke aufwärts; denn Wolken ſind rund um mich her, vor und hinter und neben mir, doch über meinem Haupt haben ſie ſich getheilt, und da ſteht ein Stern, ganz einzig, aber auch ganz ewig; — und das biſt Du .... Gundaccar! —

Ja, ſo lernten wir uns kennen: wir tanzten zuſammen. Mir wars als tanze ich in ein neues, herrliches, wunderbares Leben hinein. Alles war mir fremd und gefiel mir unſäglich, und ich ſprach mit grenzenloſer Naivetät meine Bewunderung aus, ſo daß Gundaccar ganz erſtaunt endlich fragte, ob ich denn bisher in einer Höle wie Calderons „Semiramis" gelebt hätte. Ich wußte nichts von Calderon und ließ mich auf keine Erörterungen über ihn und ſeine Hölenbewohnerin ein; aber ich erzählte von meinem Kloſterleben zu Verona, und meinem faſt eben ſo abgeſchiedenen und viel traurigeren hier zu Inſpruck, und Gundaccar erzählte mir dafür von ſeinem fröhlichen zu Venedig, wo er im Hauſe des Delegaten lebte, und ich weiß nicht auf welche Weiſe angeſtellt war — aber ſo, daß er eine große Carriere machen ſollte. Er war der einzige Sohn ſeiner Eltern, und ſie hätten ihn am

Freundſchaften hatte ſie in Menge gehabt, ſo lange ſie in der Welt lebte: es waren aber nur Salonfreundſchaften, welche von ſelbſt aufhörten, als ſie aus jenen Kreiſen verſchwand. Mit der Familie des Herrn Goldiſch war ſie zerfallen, mit ihren eigenen Verwandten auseinander gekommen. Sie war freilich ein ſehr vereinſamtes Weſen. Doch hatte ſie zwei treue Freunde — und das iſt viel: — Aurel und Geoffroy, die beide immer bereit waren, ihr mit Rat und Tat zu dienen. Aber mit Aurel beſtand keine eigentliche Intimität; es war mehr die Erinnerung an die erſte Jugendliebe, als eine tiefe Sympathie in der Gegenwart, was ſie verband; ſie ſahen ſich höchſt ſelten und wechſelten Briefe nur infolge äußerer Veranlaſſung. Über ihre jetzigen Verhältniſſe mit Aurel Rückſprache zu nehmen, kam Sylvia nicht in den Sinn. Das war nur möglich mit Geoffroy, der ſich nicht bloß zur Hilfe anbot, ſondern ſogleich zur Stelle war, um Hilfe zu leiſten — und der früher ganz in ihrer Intimität geweſen war. Geoffroy machte Vinzenz und Juliane zu ſeinen Vertrauten, leitete das Zuſammentreffen in Königſtein ein und gab in dieſer Weiſe Sylvia's Exiſtenz eine Richtung. Sie war ihm dankbar; ſie war Julianen und deren Mann dankbar, wenn ſie alle dieſe Beweiſe von Freundſchaft überlegte; aber ihr Herz blieb ungerührt — es war überfüllt von einem Gefühl; darin lebte ſie. Für alles andere war ſie wie abgeſtorben. Als ſie zuerſt von Gott ſich ab- und der Welt zuwendete, hatte ſie nicht gedacht — und Tauſende hätten es nicht gedacht — daß ihre Seele nunmehr den Weg des Todes betreten habe. Und doch war es ſo; denn die Welt um ſie her und die Welt in ihr wurden ihre Götzen und dieſe konzentrierten ſich in den zwei Formen, die ihr zum Verderben wurden: in Paul und in ihrem Ich. In den Schriften der heiligen Propheten des Alten Teſtamentes finden ſich unzählige erhabene Bilder. Ein ſolches beſchreibt der Prophet Ezechiel. Er ſtand auf einem weiten Totenacker voll bleicher Gebeine. Da fährt der Geiſt Gottes wie ein Sturmwind über das Leichenfeld brauſend dahin und unter ſeinem belebenden Anhauch erheben ſich die Gebeine raſſelnd, ſtehen auf, ſammeln ſich, nehmen Geſtalt an und aus den Toten werden Lebendige. Es gibt auch Leichenfelder der Seelen, die durch nichts anderes belebt werden können, als durch den Anhauch des göttlichen Geiſtes.

Geoffroy hatte in Königſtein, wo Sylvia noch recht leidend anlangte, ſie gefragt, ob es ihr genehm ſei, Vinzenz und Juliane zu ſehen. Sie erwiderte:

„Ja, weil Du es wünſcheſt, Geoffroy, denn mir iſt alles gleichgültig.“

Er war zufrieden, den Faden anzuknüpfen, aus dem ſich, wie er hoffte, ein zartes Netz um Sylvia weben werde; ſo wenig ſchien es ihm möglich, dem Einfluß Julianens zu widerſtehen. Sylvia ſchien ganz vergeſſen zu wollen, daß Juliane ihr einſt in ganz anderen Verhältniſſen gegenüber geſtanden war, und dieſe nahm bereitwillig die entſprechende Haltung an und behandelte Sylvia mit ſo liebenswürdiger Zurückhaltung, daß Geoffroy ganz entzückt von dieſer Feinheit war und daß Sylvia ſich wenigſtens freundlich gegen ſie benahm. Was Vinzenz betraf, ſo konnte Sylvia gar nicht begreifen, daß dieſer trockene Mann derſelbe ſei, der ſich einſt mit ſolcher Liebe um ſie beworben und ihren Beſitz zum Ziel ſeines Strebens gemacht hatte. Nein, niemals hätte ſie an ſeiner Seite glücklich ſein können; das ſtand feſt bei ihr. Auch nicht glücklich mit Aurel. Paul war der einzige, der einen ſo feſſelnden Zauber beſaß, daß nichts ihn zu brechen vermochte. Sie beweinte ſeine Schwachheit, ſie war troſtlos über ſeinen Leichtſinn; doch das war kein Grund, um ihn nicht zu lieben; denn — ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt — wenn man nur vollkommene Menſchen lieben ſoll, ſo hört alle Liebe auf. Sie vergaß aber, ihre Betrachtung dadurch zu erläutern, daß die Liebe unter Menſchen Maß und Schranke haben ſoll.

Vinzenz mochte ſeinerſeits ganz damit zufrieden ſein, daß Sylvia's Wahl einſt nicht auf ihn, ſondern auf den Herrn Goldiſch gefallen war. Wußte er auch Juliane nicht ganz zu ſchätzen, ſah er auch noch immer das Kind, das kleine Mädchen

July Geringer in ihr, ſo legte er doch auf ihren Charakter und ihren Verſtand hohen Wert und ihr ſanftes ernſtes Weſen tat ihm im täglichen Umgang ungemein wohl — da es mit einer jugendfriſchen Erſcheinung verbunden war.

Vinzenz war auf Geoffroy's Bitte eingegangen, Juliane — zum Verwalter von Sylvia's Einkommen zu machen. Geoffroy vermehrte es ſo, daß Sylvia in ihrer zurückgezogenen Exiſtenz und unter Julianens Verwaltung ohne Sorgen leben konnte, aber keineswegs in einer Weiſe, welche dieſe Grenze überſchritten hätte.

„Denn ſie darf durchaus nicht in eine Lage kommen, die ihr erlaubte, den unſeligen Paul zu unterſtützen,“ ſagte Geoffroy zu Juliane, als er mit ihr dieſe Angelegenheit beſprach.

Sie nickte ihm ſchweigende Zuſtimmung zu und legte den Finger auf ihre Lippen. Die Auftritte im Schwarzwald fielen ihm ein. Er ſah, daß Juliane die Vergangenheit Sylvia's kenne und ſie verſchleiert laſſen wolle.

Als Vinzenz und Juliane Königſtein verließen, war es entſchieden, daß Sylvia ihnen ſpäter folgen und ſich in ihrer Vaterſtadt niederlaſſen werde. Juliane ſollte für eine Wohnung und deren Einrichtung ſorgen. Geoffroy hatte zu Sylvia geſagt:

„Mir ſcheint, daß Du dort am beſten aufgehoben biſt. Die Erinnerungen an die Kindheit werden Dir wohltun, Du haſt ein paar gute Menſchen, auf die Du Dich verlaſſen kannſt, und die Exiſtenz iſt minder koſtſpielig, als in einer Weltſtadt."

„O, daß Clariſſe noch lebte!" ſeufzte Sylvia; „ſie hätte mir wohltun können. Jetzt, mein armer Geoffroy, tut nichts mir wohl, tut nichts mir weh — und ich folge Deinen Anordnungen, weil ich ſelbſt keine zu machen verſtehe. Sorge nur dafür, daß Juliane bei der Einrichtung mein armſeliges Budget nicht aus den Augen verliere."

„Beruhige Dich vollſtändig über dieſen Punkt! Ich habe alles genau berechnet und dann mit ihr beſprochen."

„So? . . . Aber woher nimmſt Du das Geld zur Einrichtung?"

„Du haſt ja ſchöne Spitzen und Pelze, ſilbernes Toilettegeſchirr — lauter Dinge, welche Dir jetzt ganz überflüſſig ſind. Ich werde Sorge tragen, daß ſie gut verkauft werden. Der Erlös gibt mehr als die einfache Einrichtung koſtet."

Du biſt gut, Geoffroy!" ſagte Sylvia und reichte ihm die Hand; „ich weiß nur nicht, wie ich Dir danken ſoll."

„Bete für mich!" ſagte er ſanft.

Sie ſtarrte ihn an, als habe er verlangt, daß ſie in den Himmel fliegen und ihm den Mond mitbringen ſolle — und gab keine Antwort. Auch Geoffroy ſchwieg. Ihm fehlten die Worte, die in

Sylvia's Seele den richtigen Ton angeſchlagen hätten. Aber er ſagte zu Juliane:

„Sie beten doch für Miſtreß Goldiſch, nicht wahr?“

„Das verſteht ſich,“ entgegnete ſie.

„Und auch für mich, nicht wahr?“

„Ja, auch für Sie, damit der liebe Gott Sie brauchen könne, um dieſe Seele zu retten.“

Drittes Kapitel.

Geoffroy trug fort und fort die Liebe für Juliane im Herzen. Er wußte, daß ihr Beſitz ihm verſagt, daß ſie für immer gebunden ſei, daß die Pflicht eine hohe Schranke zwiſchen ihm und ihr aufgerichtet habe; aber ſein Herz gehörte ihr. Wenn er etwas ſchönes hörte, etwas edles dachte, etwas gutes tat, ſo trat ihr Bild vor ſeine Seele. Wenn die Unruhe ihn überfiel, die aus dem Ungenügen am Leben und am eigenen und fremden Tun und Treiben, Streben und Erringen entſpringt und ſo bittere Qual verhängt: ſo wendeten ſich ſeine Gedanken Julianen zu und der ſchöne Friede ihres Weſens warf ihm ſeinen Abglanz zu. Durch den Pfarrer von Lehrbach, der ſein Hausgenoſſe und Freund war, blieb er im geiſtigen Zuſammenhang mit Juliane und das Jahr zwiſchen ſeinem erſten und zweiten Aufenthalt in Königſtein war, nachdem er den Schmerz der Entſagung durchgekämpft hatte, das glücklichſte ſeines Lebens: der Glaube war ſeine Sonne, die Liebe ſein Stern.

Er hatte große Pläne. Er wollte, während die Kirchenverfolgung in Deutſchland dauerte, in England ein Haus gründen, wo Prieſter ein Unterkommen finden und Kleriker ihre Studien machen ſollten, um Deutſchland, wenn die Zeit der Trübſal abgelaufen ſei, wieder durch deutſche Geiſtliche zu regenerieren, ein Haus, wie die Engländer es einſt in Belgien hatten, als die katholiſche Kirche in England geächtet war und katholiſche Engländer das Kolleg zu Douay ſtifteten. Dieſer Plan beſchäftigte ihn ungemein und brachte ihn mit vielen katholiſchen Perſönlichkeiten in Verbindung, wodurch mehr und mehr die Schüchternheit verſchwand, die ihn im Umgang und Weltverkehr gedrückt und gehemmt hatte.

„Zuweilen iſt dieſe Befangenheit ein verlarvter Stolz,“ ſagte der Pfarrer von Lehrbach. „Fort damit; wer einfach den geraden Weg geht, auf dem man Gott vor Augen hat, der iſt nicht befangen vor menſchlichen Augen.“

Als die Kataſtrophe Sylvia's eintrat, und Geoffroy die Lage der Dinge überſchaute, faßte er ſie ſogleich mit gläubigem Gemüte als eine Fügung der göttlichen Vorſehung auf, um eine verirrte Seele zu retten, und der Gedanke ergriff ihn, Juliane ſei die geeignete Perſönlichkeit, um dies ins Werk zu ſetzen.

„Sind Sie nicht meiner Meinung?“ fragte er den Pfarrer, nachdem er ihn von den Verhältniſſen in Kenntnis geſetzt hatte.

„Das iſt unberechenbar," verſetzte der Pfarrer; „der heilige Auguſtinus bekehrte nicht den Voluſian, es gelang einer Melania."

„Da Frau von Lehrbach mehr Ähnlichkeit mit der heiligen Melania als mit dem heiligen Auguſtinus hat," ſagte Geoffroy lächelnd, „ſo hätten wir etwas zu hoffen."

„Wenigſtens bin ich der Anſicht, daß meine Schwägerin nichts verderben wird, weil ſie ſo ganz natürlich, aber fein — ſo geraden Herzens, aber taktvoll iſt. Sie wird alſo nie die Wahrheit verhehlen und nie ſie aufdringen; das iſt in ſolchen Fällen ſehr wichtig. Sie wird auch Geduld haben, wenn die Sache keinen raſchen Verlauf nimmt. Mein Bruder hat die Idee, daß jeder Menſch, der ſeiner fünf Sinne mächtig iſt, und den man die katholiſche Lehre ruhig und klar entwickelt, flugs und freudig katholiſch werden muß. Ein ungeheurer Irrtum! Entſpricht auch die katholiſche Lehre der Vernunft des Menſchen — und zwar auch da, wo ſie ganz übernatürlich iſt: ſo iſt von dieſer Erkenntnis bis zum Willen, derſelben zu gehorchen, ein ſolcher Rieſenſchritt, daß die allerwenigſtens ihn tun. Um ſich freier bewegen zu können, müßten ſie ſich von gar zu viel Bagage entäußern, die ſie mit ſich ſchleppen und die ihnen lieb iſt, — und da verzichten ſie lieber auf den

Schritt der Befreiung als auf ihre Bagage. Dieſe wird nicht bei Miſtreß Goldiſch fehlen. Wie war ſie nicht ſchon als Sylvia von Reheim verwöhnt, verzogen, von Huldigung umgeben!“

„Und doch beſaß ſie die ganze Liebe Ihres Bruders?“

„Ja, beſter Freund, mit der Liebe eines jungen Mannes iſt es eine kurioſe Sache. Das Menſchenherz iſt ſo beſchaffen, daß es ſein Glück in der Liebe ſucht, daß es aber nicht genau weiß, was Liebe und was zu lieben iſt. So lange Sylvia von Reheim mit ihren Eltern in unſerer gemeinſamen Vaterſtadt lebte, alſo bis zu ihrem achtzehnten Jahr, war ſie ein liebes, allerliebſtes Mädchen — wie ſie das alle ſind; denn ein bekanntes Sprichwort ſagt: „„Lauter gute Mädchen; woher kommen all' die böſen Weiber?““ — Es geht ihnen wahrſcheinlich ſo wie der guten Sylvia, die nach dem Tode der Eltern zu reichen Verwandten kam. Da waren die guten Anlagen nicht entwickelt, die minder guten ſehr gepflegt; jene gingen unter, dieſe blühten auf. Vinzenz, der ſchon als Knabe eine Zuneigung für ſie hatte, erkannte anfangs ihre Veränderung nicht. Als er ſie erkannte, wähnte er, einfache glückliche häusliche Verhältniſſe würden Sylvia wieder in die Richtung ihrer Jugend bringen, und er liebte ſie genug, um ſich mit ihr zu verloben. Sie ſchien ihm geneigt zu ſein. Von einer Ehe konnte aber erſt dann die liebſten auf keinen andern Platz als auf einen Thron geſetzt. Er war damals neunzehn Jahr alt, und das Ideal einer Jünglingsſchönheit, fern von der rohen Formloſigkeit des Knaben, fern von der allzu hart und ſcharf ausgeprägten Form des Mannes — aber viel zu kräftig und beſtimmt um in die Weichlichkeit der weiblichen Schönheit zu verfallen. Dazu wollte er, wie das oft bei ganz jungen Leuten geſchieht, gern für älter gelten als er war, und deshalb hütete er ſich ſehr vor Allem, was ihm einen knabenhaften Anſtrich hätte geben können. Sein Benehmen war im Allgemeinen ſo ruhig und rückſichtsvoll, wie man es von einem wolerzogenen Menſchen erwartet; zuweilen ging ihm aber die Ueberlegung gänzlich in der Gewalt des Augenblicks verloren, z. B. auf dieſem Ball, wo er faſt nicht von meiner Seite wich. Dreimal tanzte er mit mir; das war ſchon einigermaßen gegen die Balletikette, von der ich übrigens keine Ahnung hatte. Ich befolgte treu das Wort meiner Tante: wenn Du einen Tänzer findeſt, ſo tanze, nur nicht mit Achatz. Ich fand auch noch ſehr viel andre Tänzer, und immer machte es ſich ſo, daß Gundaccar, entweder ſelbſt tanzend oder als Zuſchauer ſich in meiner Nähe befand. Etwas ſo Schönes wie einen Ball, etwas ſo Angenehmes und Leichtes wie einen

Rede ſein, wenn er im Staatsdienſt eine Stellung einnahm, die ihm geſtattete, eine Familie zu gründen. Darüber gingen einige Jahre hin, in denen Sylvia mehr und mehr vom Blendwerk der Welt eingenommen wurde. Als es für Vinzenz möglich war, ſich zu verehelichen, nahm ſie ihr Wort zurück und ging eine Verbindung ein mit Herrn Goldiſch, dem geſchiedenen Mann ihrer Couſine — alſo nach katholiſchem Begriff keine rechtmäßige Ehe. Da iſt ſie denn ſelbſtverſtändlich weder beſonders glücklich noch beſonders gut geworden. Mein Bruder aber, dem ſich das Leben mit unſerer Mutter und Schweſter ſehr gemütlich geſtaltete, dachte um ſo weniger an die Ehe, als er ein tüchtiger Arbeiter und mit dienſtlichen Arbeiten überladen wurde. Zuerſt mochte er ſie mit mäßiger Teilnahme und nur um der Pflicht zu genügen, verrichten. Da aber alles, was wir gut verrichten, uns eine gewiſſe Befriedigung gibt, und da allmählich die Gewohnheit hinzukam, ſo iſt jetzt der Kreis ſeiner Geſchäfte die Sphäre, die ſein Intereſſe faſt ausſchließlich in Anſpruch nimmt. Hätte ihm der Arzt nicht ſtreng anempfohlen, alljährlich einige Wochen in Wald- und Bergluft zuzubringen, ſo käme er nie vom Schreibtiſch fort.“

„Da iſt es denn recht merkwürdig, daß er ſich zur Ehe entſchloß,“ ſagte Geoffroy.

„Doch nicht! Er hatte ſich daran gewöhnt, ſich gar nicht um die Bedürfniſſe des materiellen

Lebens zu bekümmern, zugleich aber auch an die größte häusliche Ordnung, wie nur das Weib ſie ſchaffen und durchführen kann. Überdies war ein feiner weiblicher Umgang, der ſeine Zeit gar nicht beeinträchtigte und ihm doch jeden Augenblick zu Gebot ſtand, ihm ſo angenehm, wie er jeden gebildeten Mann zu ſein pflegt. Eine Gattin zu ſuchen, wäre ihm ſchwerlich eingefallen, — als er ſie aber am Grabe der Mutter und am Sterbebett Clariſſens fand, ſah er eine Fügung Gottes, die ihm Erſatz bieten ſollte für das, was er verlor, und Juliane wurde ſeine Frau.“

„Und ſo diente der größte Schmerz ſeines Lebens, Sylvia's Wankelmut, als erſte Stufe ſeines Glücks!“ rief Geoffroy.

„Ja, ich glaube, daß er ſich zufrieden fühlt,“ erwiderte der Pfarrer.

„Drücken Sie ſich doch nicht ſo entſetzlich trocken aus,“ ſagte Geoffroy lachend.

„Ich drücke mich ſo aus, wie es eben für meinen Bruder paßt und ſeine Gemütsſtimmung bezeichnet. Und was wollen Sie denn überhaupt mehr, als daß der Menſch zufrieden ſei? Zufrieden — in Frieden — o das iſt ein großes Glück.“

„Aber ein Glück innerhalb großer Beſchränkung, die uns ſelbſt und auch andere drücken kann.“

„Ich ſage nicht Nein! Beſchränkung iſt Menſchenlos. Wer ſie nicht dulden, nicht üben will, geht zugrunde. Die beſten, die edelſten Menſchen ſind es nur dadurch, daß ſie ſich zu beſchränken wiſſen; denn in dem Maß, als ſie einerſeits ſchrankenloſe Forderungen, zu denen man allzu ſehr geneigt iſt, niederdrücken und unter dem Druck erhalten, erhebt ſich leichter und freier auf der anderen Seite der Geiſt und findet in dieſer ſchönen Freiheit ſeinen Frieden — den Frieden der Kinder Gottes, der aber dennoch weit, ſehr weit vom ewigen, ſeligen Frieden iſt. Beſchränkung, Freund, Beſchränkung, das iſt unſer Loſungswort. Vergeſſen wir es, ſo kommt die Hand Gottes unſerm ſchlechten Gedächtnis zu Hilfe und dann gibt es Ach und Weh."

Geoffroy dachte für ſich, dies alles paſſe ganz auf ihn und innerhalb gewiſſer Schranken dürfe und werde ſich ſeine Liebe für Juliane halten. Er fand ſüßen Troſt und ſtille Freude in dem Gedanken, mit ihr zuſammen für Sylvia zu ſorgen, zu wirken, zu beten, in der intimſten Seelenverbindung mit ihr für eine andere Seele zu ſein. Es lag ſeiner treuen Freundſchaft allerdings viel daran, Sylvia's äußere Lage erträglich zu machen; doch hauptſächlich hatte er ihren Seelenzuſtand im Auge, und auf dieſen günſtig zu wirken, war das eigentliche Ziel ſeiner Sorgfalt und ſeiner Bemühungen. Er blieb mit ihr in Königſtein, bis die Wälder des Taunus anfingen, ſich zu färben, und die Lüfte, rauher zu wehen. Dann begleitete er ſie nach ihrer Vaterſtadt und führte ſie in die Wohnung ein, die Juliane inzwiſchen eingerichtet hatte.

„Alſo hier ſoll ich fortan wohnen . . . hier leben und ſterben! . . . Nun, das Sterben wird mir am leichteſten werden!“ ſagte Sylvia, als ſie die kleinen Zimmer betrat, die nur den einfachſten und notwendigſten Hausrat hatten, keine Teppiche, keine Luxusmöbel.

„Man gewöhnt ſich an kleine Zimmer und findet ſie ſchließlich ganz gemütlich,“ ſagte Juliane tröſtend.

„Und Deine Bücher und Albums und tauſend Kleinigkeiten, die in Deinen Zimmern in London ſich befinden, laſſe ich gut verpackt Dir zuſenden. Das wird dieſe Räume überfüllen und behaglich machen,“ ſetzte Geoffroy hinzu.

Als Sylvia ſich einigermaßen eingewöhnt hatte, kehrte Geoffroy nach England zurück und gab ihr das Verſprechen, ſie bald wieder zu beſuchen, da für ihn, den Weit- und Vielgereiſten, dieſe Reiſe nur den Namen einer Fahrt verdiente. Von Juliane empfing er auf ſeine Bitte die Zuſage, daß er dann und wann Nachricht über Sylvia erhalten werde — eine Ausſicht, die ihn hoch beglückte. Und ſo begann Sylvia ihre neue Exiſtenz, in welcher und mit welcher ſie gar nichts anzufangen wußte. Sie hatte ſtets im Geiſt der Welt gelebt, war ſtets im großen Strom der Geſellſchaft geſchwommen, hatte das Buch geleſen, das eben Aufſehen machte, hatte das Lied geſungen, das eben Mode war, hatte zahlloſe kleine Billets geſchrieben — Einladungen, Entſchuldigungen, Bitten um Dieſes, Bitten um Jenes — hatte lange Stunden mit Beſprechung von Toiletteangelegenheiten zugebracht, lange Stunden in eleganten Kaufläden, lange Stunden mit Beſuche machen und empfangen, mit Spazierritten und Ausfahrten: — dies alles am Tage — und abends der Salon, das Theater, der Ball. Damit konnte man denn ſchon die Zeit ausfüllen. Aber womit, wenn das wegfiel, wenn auch nicht das Mindeſte von dieſen zahlloſen Dingen zu verrichten war! Leſen hätte ſie können, ja . . . aber leſen in müſſigen Augenblicken, etwas Neues, Intereſſantes — o das war höchſt angenehm. Doch aus der Lektüre eine ernſte Beſchäftigung machen — das ſprach nicht an und das wäre das Einzige geweſen, das ihr zu Gebote ſtand. Geoffroy hatte für ein Piano geſorgt. Doch der Arzt hatte das Singen ſtreng unterſagt und überhaupt erinnerte die Muſik ſie viel zu ſehr an Paul, um ihr einige Zerſtreuung zu bieten. Die Erinnerung an Paul war wie jener glühende Wüſtenwind, der paradieſiſche Gefilde mit Sand und Staub bedeckt und in ödes Land verwandelt.

Viertes Kapitel.

„Nun, da iſt ja ein Brief von meiner Schwägerin," ſagte der Pfarrer von Lehrbach, als er ſich mit Geoffroy zum Gabelfrühſtück ſetzte.

Ein frohlockendes „Wo?" verwandelte ſich auf Geoffroy's Lippen in ein gedehntes „So!" als der Pfarrer ihm keinen verſiegelten, ja nicht einmal einen offenen Brief reichte, ſondern hinzufügte:

„Juliane ſchreibt, Sylvia's Hauptbeſchäftigung beſtehe darin, die tauſend Sächelchen, die ſie aus London erhielt, ſo und ſo und wieder anders zu ſtellen, abzuſtäuben, zu ordnen. Ihr geiſtiges Leben ſei verſchleiert, von einem religiöſen Bedürfnis ſei keine Spur und der Verkehr mit ihr ſei recht mühſam. Juliane ſchließt ihren Bericht mit den Worten: „„Gut Ding will Weile haben.""

„Das iſt ja ein höchſt unerquicklicher Bericht!" ſagte Geoffroy verſtimmt.

„Erwarteten Sie Jubelfanfaren in's Blaue hinein?" fragte der Pfarrer lachend.

„Nein", verſetzte Geoffroy, der etwas ganz anderes erwartet oder wenigſtens ſtill gehofft hatte — „aber mehr Teilnahme. Es iſt doch gar zu dürr, mit einem Sprichwort zu ſchließen.“

„Dürr? Das finde ich nicht. Es iſt ganz à la Juliane — ſchlicht und energiſch. Darin beſteht nach meiner Meinung der große Vorzug meiner Schwägerin, daß ſie ſich auf Schwärmerei keiner Art einläßt, weder in Gefühlen noch Anſichten, noch Hoffnungen, noch ſonſt etwas. Das iſt das Zeichen eines großen Herzens, Freund Geoffroy. Die Sentimentalen, die ſchwärmeriſchen Gemüter prallen erſchreckt vor jedem kleinen Opfer zurück oder bringen es wimmernd. Die Julianen bringen es gelaſſen, möge es groß oder klein ſein.“

„Sie ſprechen ſo, als wimmle die Welt von Julianen. Ich kenne nur Eine.“

„Nun, nun, das wäre doch ſchlimm, wenn gerade dieſe die Einzige wäre. Wir wollen es machen wie dieſe und uns vor Schwärmerei hüten.“

Das konnte der gute Pfarrer von Lehrbach wohl ſagen und tun; Geoffroy aber fand Juliane mehr und mehr ein Weſen einzig in ſeiner Art und er kämpfte fort und fort mit ſeinem Verlangen, eine kleine Fahrt nach Deutſchland zu machen, deren Ziel er mit den Lippen Sylvia und mit dem Herzen Juliane nannte.

Juliane lebte indeſſen ihr ſtilles Leben fort. Sie war nicht die Frau, die ſich gelangweilt —

beſſer geſagt, die ſich die Langweile geſtattet hätte. Sie fand es nicht beſonders anziehend, den Haushalt zu beſorgen, die Vorräte anzuſchaffen, die er begehrt, den Koſtenpunkt zu überlegen, die Rechnungen durchzuſehen; allein es war ihre Pflicht als Hausfrau und ſie erfüllte gerne und pünktlich deren Forderungen. Die Geſelligkeit nahm ſie wenig in Anſpruch; Vinzenz hatte keine Zeit dafür und Juliane keine Luſt dazu. Ihre Freude, ihr Genuß waren Bücher. Sehr begreiflich! Sie hatte eine ideelle Richtung des Geiſtes, und Bücher entſprechen mehr dem Ideal des Menſchen. Ihr Ideal war übrigens kein anderes als die chriſtliche Vollkommenheit — und da dieſe eine ſehr praktiſche Seite hat und eine beſtändige Alltagsübung in Anſpruch nimmt, ſo blieb ſie frei von Überſpannung und Schwärmerei. Ihrem Manne gegenüber war ſie etwas ſchüchtern. Sie hatte gewünſcht, alles nach ſeinem Wunſche zu treffen, und das gelang nicht immer, weil es unmöglich iſt, daß ſich zwei Menſchen in allen Stücken durchaus gleichförmig machen können. Vinzenz verlangte in dieſer Beziehung eine große Unterordnung unter den Eheherrn und den älteren Mann. Die herzliche und kindliche Achtung, die ſie für ihn hegte, erleichterte ihr dies. So kam es aber, daß ſie ſich bei ihm nie ganz frei fühlte, immer unter dem leiſen Druck einer Furcht vor Mißbilligung oder Tadel ſchwebte. Indeſſen hätte ſie doch Cordelia's Antwort an König Lear mit gutem Gewiſſen und mit einer kleinen Veränderung auf ſich anwenden und ſagen können, ſie liebe ihren Mann ſo, wie eine gute Frau ihn zu lieben habe.

In dieſe ſtille, einfache Exiſtenz war plötzlich Geoffroy Dambleton eingetreten, wie vom Himmel heruntergefallen, begeiſtert vom Glauben, durchglüht von einer Liebe, die er ſeit Jahren im Herzen getragen hatte und die ſich in demſelben Augenblick als hoffnungslos erwies, da er am Ziel zu ſein hoffte. Daß einſt Juliane ſeine Hand ausgeſchlagen hatte, ſchrieb er den Umſtänden und ihrer hochherzigen Geſinnung zu. Es ſchien ihm unmöglich, daß die, welche ihm den Weg zum Himmel gewieſen, ihm verweigern werde, den Weg auf Erden mit ihm zu wandeln. Doch vor Juliane von Lehrbach ſchwanden alle Hoffnungen. Die Liebe aber blieb, ja, er hatte ſie ihr ſogar im Freudenſturm des unerwarteten Wiederſehens ausgeſprochen. Sie wußte, daß er und wie er ſie liebe, und obſchon ſie damals ſeinen Antrag, den ſie nur für einen Akt der Großmut hielt, mit ruhigem Gemüt ablehnte, ſo ſtieg doch unwillkürlich der Gedanke in ihr auf, wäre ſie frei, ſo würde ſie jetzt vielleicht anders handeln. Aber ſie nahm ſich zuſammen, um ihr Herz auf Gott und ſeinen Willen zu richten und wachſam zu ſein. Gute Entſchlüſſe werden in der Regel ſogleich geprüft.

Juliane wollte durchaus nicht in irgend einer Verbindung mit Geoffroy bleiben; — da fügte es ſich, daß er ihren Schwager nach England und in ſein Haus nahm, ſo daß ſie durch die Mitteilungen des Pfarrers an Vinzenz fortwährend Kunde von Geoffroy's Tun und Treiben erhielt und nur Gutes und Edles vernahm. Sie bot zwar gern ihre Hand dazu, für die unglückliche Sylvia ein Heim zu ſchaffen, doch erſt dann, nachdem Vinzenz ſich mit großer Entſchiedenheit dafür ausgeſprochen hatte; denn ſie ſah voraus, daß ſich ihre Beziehungen zu Geoffroy vervielfältigen würden. Er zeigte ſich ſo ruhig, ſo vorſichtig, daß ſie ſich mit ihrer übergroßen Ängſtlichkeit töricht vorkam und ſich mit mehr freundlicher Unbefangenheit gegen ihn benahm. Hatte er ſeine Liebe überwunden, ſo konnten ſie ja als gute Freunde miteinander verkehren. Dieſe Vorſtellung war ihr ſehr angenehm und ſie ſah mit Freuden dem Weihnachtsfeſt entgegen, welches Geoffroy bei ihnen zubringen wollte.

Sie brachte täglich ein paar Abendſtunden bei Sylvia zu und das war kein geringes Opfer, weil es die Stunden waren, in denen ſie ſich ungeſtört ihren geliebten Büchern widmen konnte, während die Unterhaltung mit Sylvia ſehr mühſam, ſehr unerquicklich war und nicht ſelten ſtockte. Das geſchah auch an jenem Abend, wo Sylvia Julianens Aufforderung, für den Bazar zu arbeiten, Walzer hatte ich nie geträumt. Vermuthlich hätte ich mit der größten Unbefangenheit auch eine Auffoderung zu einer Françaiſe angenommen, wenn mir Gundaccar nicht geſagt hätte:

„Aber Sie tanzen doch wol nicht die langweiligen Contretänze? die ſind gut für alte Frauen.“

Und ſo pauſirte ich, und plauderte mit ihm — natürlich immer italieniſch. Achatz hatte ein Paarmal verſucht ſich mir zu nähern; aber ich war ihm entflohen. Ich wollte der Tante durchaus keinen Grund zur Unzufriedenheit geben, und war herzensfroh, daß es mir ſo leicht wurde Achatz zu meiden ohne mich darob zu grämen. Nach Mitternacht ſoupirte man; nur die Damen ſetzten ſich, die Männer ſtanden, und Gundaccar ſtellte ſich hinter meinen Stuhl um mich zu bedienen, wie er ſagte. Das that mir aber ganz entſetzlich leid. Er mußte ſtehen, während ich ſaß, und obenein mußte ich ihm den Rücken zukehren! Ich mogte nicht eſſen, und nahm nur einige Confituren und Früchte, weil er ſie mir reichte. Er bat mich ihm von dem Wein einzuſchenken, der vor mir ſtand. Ich that es gern und reichte ihm das Glas.

„Hebe!“ ſagte er. Ich war ebenſo unbewandert in der Götterlehre als in der ſpaniſchen Liteabgelehnt hatte; denn Sylvia dachte an Paul, und Juliane beſann ſich auf einen Gegenſtand des Geſprächs. Plötzlich ſagte Sylvia:

„Jetzt muß doch bald dies entſetzliche Jahr zu Ende ſein.“

„Gewiß; aber zuvor haben wir das Weihnachtsfeſt. Nächſten Samſtag iſt der heilige Chriſttag . . . und heute iſt Mittwoch.“

„Da muß ja Geoffroy bald kommen, wenn er Wort hält.“

„Er wird Wort halten,“ ſagte Juliane mit Zuverſicht.

„Sind Sie noch nie in Ihren Erwartungen von den Menſchen getäuſcht worden?

„Wenn es Kleinigkeiten betraf — vielleicht. In ernſten Dingen nicht, denn man ſieht ſich doch die Leute an, bevor man etwas von ihnen erwartet.“

„Alſo haben Sie Geoffroy darauf angeſehen?“ fragte Sylvia mit halbem Lächeln.

„Ich kenne ihn ja ſeit Jahren und immer habe ich ihn ſich ſelbſt gleich — niemals launenhaft, niemals ſelbſtſüchtig gefunden. Mir ſcheint, von ſolchen Menſchen dürfe man erwarten, daß ſie ihr Wort halten.“

„Sie ſind noch ſehr jung, Frau von Lehrbach. Täuſchungen kommen zuweilen erſt ſpäter, und die Menſchen ſind keineswegs immer ſich ſelbſt gleich, ſondern ſehr wankelmütig. Neigungen, Umſtände, Schwachheit, Leidenſchaft, Umgebung — alles wirkt auf uns ein und niemand darf behaupten, daß er nach zehn Jahren ſo ſein werde, wie er jetzt iſt.“

„Wenn er jetzt ſo iſt, wie ihn Gott haben will, ſo darf er wohl hoffen, aber nicht behaupten, daß er es auch in zehn Jahren ſein werde.“

Dagegen wußte Sylvia nichts einzuwenden, aber ſie konnte auch nicht ihre Zuſtimmung geben, denn dieſen Standpunkt kannte ſie nicht. Sie entgegnete nach einer Weile:

„Entweder fügt Gott oder die Vorſehung alles — und dann bin ich immer auf der Stelle, wo ich ſein ſoll, heute rechts, in zehn Jahren links; oder er fügt nichts und dann bin ich mir ſelbſt überlaſſen, heute und in zehn Jahren ebenfalls.“

„Mit der erſten Anſicht,“ ſagte Juliane lachend, „hätten Sie dem Fatalismus der Muhammedaner gehuldigt, im zweiten Fall dem Rationalismus. Wir Chriſten wiſſen, daß wir keine Schachfiguren ſind, die auf dem großen Schachbrett der Erde von Gott hin und her und ſchließlich in Himmel oder Hölle geſchoben werden, ſondern den Willen und den Spielraum für freie Bewegung erhalten haben — daß wir aber auch abhängig ſind von unſerm Schöpfer, der uns ſein ewiges Geſetz offenbarte, nach welchem ſich unſer Wille zu richten und unſer Spielraum zu beſchränken hat.“

„Macht es Ihnen Vergnügen, ſich mit dergleichen Gedanken zu beſchäftigen?“ fragte Sylvia zerſtreut.

„Gewiß; ſie ſind gut und mir heilſam.“

„Wie lange währt ihre Kraft?“

„Immer, Miſtreß Goldiſch.“

„Sie ſprechen, wie jemand, für den die ſchwarze Stunde noch nicht geſchlagen hat.“

„In ſchwarzer Stunde ſollen gute Gedanken mir als Leitſtern dienen.“

„Sollen! . . . Beſte Frau von Lehrbach, dem Wörtchen „ſollen“, ſo gebieteriſch es auch klingt, ſteht entgegen das fragende Wörtchen „können“. Und wenn Liebe oder Haß, Gram oder Sehnſucht oder Verzweiflung — kurz irgend eine Leidenſchaft das ganze Herz erfüllt, dann wird das: du ſollſt! übermannt von: ich kann nicht.“

„Leider iſt es nur allzu oft ſo . . . aber finden Sie, daß es in der Ordnung iſt?“

„Die Natur des Menſchen bringt es ſo mit ſich.“

„Aber der Menſch, der keine Schachfigur iſt, welche von der Hand Gottes hin und her geſchoben wird, iſt ebenſo wenig als willenloſe Puppe der Natur unterworfen, obſchon er in mancher Beziehung auch von ihr abhängig iſt. Er muß beſtändig im Kampf ſein — kämpfen hier, um ſich frei zu machen, kämpfen dort, um ſich zu unterwerfen. Die Tage ſeiner Ruhe ſind gezählt.“

„Das ſagen Sie?“ rief Sylvia ganz verwundert; „Sie, in Ihrem friedlichen, ungeſtörten, windſtillen Leben?“

„Bin ich denn kein menſchliches Weſen?“ ſagte Juliane lächelnd; „mögen die äußeren Verhältniſſe noch ſo einfach und ruhig ſein — im Innern geht es nicht ſo einfach und ruhig her; da iſt der Drang nach verkehrter Freiheit, da iſt der Hang nach verkehrter Abhängigkeit . . . und folglich Kampf und nichts als Kampf.“

„Zu ſolchem Heroismus kann man ſich nicht mit gebrochener Kraft erſchwingen.“

„Gewiß nicht; aber unſere Kraft iſt in Gott — nicht in uns.“

So ſprachen beide Frauen lange miteinander. Sylvia empfing aber keinen anderen Eindruck als den, daß ſie zu ſich ſelbſt ſprach: Sie hat von der Wiege an in beſchränkten Verhältniſſen gelebt und dadurch an jede Art von Beſchränkung ſich gewöhnt, dieſe Juliane . . . ſie iſt eine harmoniſche Natur, ohne vorwiegende Leidenſchaften — da iſt es ſehr leicht, fromm und tugendhaft zu ſein.

Wenn es richtig iſt, daß Unglück und Kummer manche Menſchen zu Gott hinführen, die nicht an ihn dachten, ſo lange es ihnen nach Wunſch ging: ſo iſt es doch auch nicht minder wahr, daß es andere gibt, die ſich in der Trübſal noch mehr verhärten. Not lehrt beten, ſagt ein altes Sprichwort, und Sprichwörter entſpringen aus der Erfahrung des Volkes. Aber es hat vielleicht mehr die materielle Not im Auge. Die ſeeliſche Not beſteht nur allzu oft darin, daß der, den ſie drückt, gar nicht annimmt, daß er in Not ſei, und ſo betet er — wenn er überhaupt betet — um etwas ganz anderes, als um das, was ihm helfen könnte. Sylvia hatte nur einen Gedanken, einen Wunſch, ein Verlangen Nachricht von Paul — von ſeinem Leben, ſeiner Exiſtenz, ſeiner Umgebung, ſeinen Verhältniſſen. Sie zehrte ſich auf in dieſer Sehnſucht. Was konnte nicht über ihn gekommen ſein — wozu konnte er nicht gegriffen haben, da er ſich von dem Halt, den Aurel ihm bot, losgemacht hatte? Von einer Perſon hätte ſie allenfalls Kunde erhoffen können, von Pauls Mutter. Es war jedoch ſehr fraglich, ob Paul mit Frau von Weſtern im Briefwechſel ſtand; und wenn er es nicht war — welche Flut von Fragen konnte dann möglicher Weiſe Frau von Weſtern an Sylvia über ſein Verhalten in Neapel richten, über ſeinen ſchlimmen Ruf als Spieler, über ſeine Art, ſich Geld zu verſchaffen — und was hätte ſie auf ſolche Fragen antworten können? Unwiſſenheit — ja. Aber ſie wußte nur zu viel, und wenn ſie auch nicht müde wurde, Paul in ihren eigenen Augen mit ſeinem traurigen Schickſal zu entſchuldigen, ſo hätte ſie doch um die Welt nicht irgend einen Menſchen geſtehen mögen, für welche Dinge ſie ihn entſchuldigte. Sie nahm ſich aber vor, in Geofſroh zu dringen. Schritte ausfindig zu machen, die ihr Kunde von Paul verſchafften. Ging es ihm gut, ſo war die Möglichkeit ſeiner Rückkehr nach Europa zu hoffen. Ging es ihm übel — was dann? Sie wendete den Blick ſchauernd ab, als ob ihr ſchwindle vor einem jähen ſchwarzen Abgrund.

Fünftes Kapitel.

Das ſchöne heilige Chriſtfeſt war gekommen und mit ihm Geoffroy. Fand er in Sylvia keine Veränderung, ſo war dafür Juliane immer dieſelbe, und die Freude, ſie wieder zu ſehen, überſtrahlte bei weitem den Schmerz über Sylvia's kläglichen Seelenzuſtand. Sie war abgeſtorben für jedes religiöſe Bedürfnis. Welche Saite er in dieſer Beziehung anſchlug — ſie verhallte. Er ſagte:

„Du biſt gewiß ſeit langer Zeit nicht in der Chriſtmette geweſen. Würde Dich dieſer feierliche Gottesdienſt in der dunkeln winterlichen Frühe nicht anſprechen? — Dieſer Abglanz und Widerſchein eines himmliſchen Lichtes, das unſere geiſtige Finſternis erleuchtet?“

„Mein Arzt hat mir die Morgen- und Abendluft ſtreng unterſagt,“ verſetzte Sylvia trocken.

„Man kann ja fahren,“ rief Geoffroy.

„Nein, ich danke Dir, die Kirchenluft tut mir nicht wohl, beklemmt mich . . . ich habe es in Neapel bei einigen großen Zeremonien erfahren.“

Dabei blieb es, obſchon Juliane ſagte:

„O wie Schade! Das „Venite adoremus“ würde Ihnen ſo gefallen! Es liegt ein Frohlocken darin, daß man meint, man höre die Engel jubilieren.“

Vinzenz und Juliane waren in der Chriſtmette und Geoffroy ſeinerſeits auch. Er hatte einen Platz genommen, von dem aus er Juliane ſehen, aber nicht von ihr geſehen werden konnte. Es ſchien ihm tröſtlich, mit ihr im Gebet zu einer höheren Welt ſich zu erſchwingen, da er für die Erdenwelt von ihr getrennt war. Doch ſeine Gedanken hafteten mehr bei der irdiſchen Trennung, als bei dem Aufflug zum Himmel, der Schmerz der Entſagung überfüllte ſein Herz. Und wenn ſie wenigſtens wüßte, was ſie für ihn ſei! . . . Wußte ſie es? Hatte ſie es verſtanden bei jenem erſten Wiederſehen nach ſeiner Konverſion, als er in voller Unbefangenheit ſeine Gefühle ihr ausſprach! . . . Hatte ſie es verſtanden, ſo mußte ſie jetzt auch begreifen, wie arm, wie zerſtört ſein Leben ſei . . . dann mußte ſie wenigſtens einige Teilnahme ihm ſchenken. Tat ſie das? Hatte ſie nicht alles vergeſſen, was ihn betraf? Es lag keine Wolke auf ihrer ſonnigen Stirn, es flog kein Schatten über ihr ſtrahlendes, ſchönes Auge . . . ihre Seele war ſo tief, daß er ſie nicht ergründen konnte . . . ſie verſtand zu ſchweigen und er fühlte nur allzu gut, daß ſie dies Schweigen nie brechen werde — es ſei denn, um für immer Abſchied von ihm zu nehmen. Und ſo wollte denn auch er ſchweigen. Aber von dem hohen Glück, das er ſich von dieſem Beſuch verſprochen hatte, fand er keine Spur, ſondern ſchmerzliche Unruhe. Die Leidenſchaft begann in ihm zu ſtürmen und um ſo heftiger, als er ſie bisher nicht nur unterdrückt — nicht nur ihre Gewalt, ſondern ſogar ihr Daſein verkannt hatte. Ihre Stürme trieben Gewitterwolken durch ſeine Seele, verhüllten den Horizont der Vernunft und ließen einen einzigen Punkt frei und der hieß: Sie! — Aber aus der Betäubung ſeines ganzen Weſens fuhr zuweilen das Gewiſſen auf wie ein Vogel, dem es unheimlich iſt im Sturm und der ſein ſicheres Neſt ſucht — und dann hieß es nicht mehr: Sie — ſondern: die Frau eines andern! und er ſchauderte vor ſich ſelbſt.

Darin irrte Geoffroy nicht. Juliane hatte ſeine Leidenſchaft wohl wahrgenommen. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die ſich täuſchen wollen. Sie ſah der Lage klar in's Auge und mußte ſich geſtehen, daß ſie gefährlich werden könne, wenn Geoffroy mit ſeinem brennenden Herzen — möge er es noch ſo ſorgfältig zu verſchleiern ſuchen — in ihrer Nähe weile. Wie die Dinge nun einmal ſtanden, war dies gar nicht zu ändern. Unberechenbare Fügungen hatten es veranlaßt, Fügungen, welche die Rettung, das Heil einer unglücklichen

Seele bezweckten — und ſo war es denn ihre Aufgabe, in ihre eigene Seele keine Verwirrung eindringen zu laſſen und vielleicht auch einer andern zur Ruhe zu verhelfen. Während Geoffroy in dem großen Tumult, der ſeine Seele beſtürmte, dermaßen in Verwirrung war, daß er kaum wußte, ob er und was er betete, und zuweilen halblaut in ſeinem Gebetbuch las, um ſich zu vergewiſſern, daß es ſeine Abſicht ſei, zu beten — wußte Juliane ganz genau: was ihr helfen könne, und ſie bat um weiter nichts, als ſtets den Willen Gottes vor Augen zu haben, gleichviel ob Süßes oder Bitteres komme, ob es wohl oder weh tue. Vor leidenſchaftlichen Gefühlen ſchützt die Frömmigkeit nicht, nur vor deren Ausbruch, und ein ſo reich begabtes Weſen, wie Juliane, mit ſo hellem Verſtande, ſo kräftigem Charakter, ſo warmem Herzen, ſo tiefem Gemüt, war ganz dazu angelegt, ſtarke Leidenſchaften zu empfinden.

Sylvia hatte Geoffroy geſagt, Juliane beſuche ſie jeden Abend mit bewundernswerter Pünktlichkeit, unbekümmert um Wind und Wetter, Schnee und Regen. Dieſe Ausſicht beglückte Geoffroy; auf dieſe Weiſe war er ſicher, Juliane täglich zu ſehen. In Königſtein, wo man ſich ſo viel im Freien aufhielt, hatte ſich das von ſelbſt gemacht und in jenen Tagen, da er Sylvia in ihrer Heimat einführte, ebenfalls. Jetzt aber hätte er das nicht zu bewerkſtelligen gewußt, denn täglich zu ihr ratur, und hatte keine Ahnung von der Hebe; dennoch freute mich dieſer Name.

Dann bewunderte Gundaccar meinen Vergißmeinnichtkranz und fragte mich ob er aus Paris ſei. Ich hatte ihn ſelbſt gemacht; die zierliche Arbeit des Blumenmachens wurde eifrig im Kloſter geübt, und ich ſagte es mit einigem Stolz.

„Alſo auch eine Glycera ſind Sie!“ rief er heiter.

Nun verlor ich die Geduld, und bat ihn nicht mit ſolchen fremden Worten zu mir zu ſprechen. Er hätte mir ſchon drei Namen gegeben, die ich nicht verſtände, und wer denn Semiramis, Hebe und Glycera wären. Gundaccar lachte und ſagte:

„Hebe iſt die Göttin der Jugend; die beiden Andern waren unbedeutende ſterbliche Weiber und keines Vergleichs mit Ihnen werth.“

Wie ſich dieſe Fadaiſen mir ins Gedächtniß geprägt, und welch einen ſüßen Klang ſie haben! — So verging der Ball. Die Tante hatte ſich gar nicht um mich bekümmert; nur einmal begegnete ich ihrem Blick, als ich Achatz auswich — und der war billigend. Nicht einen Moment hatte ich mich verſchüchtert oder einſam gefühlt. Ich war mir ſo gar nicht meiner Schönheit bewußt, daß ich die feſte Ueberzeugung hatte kein Menſch würde mich beachten. Weſſen Beobachtung ich heftig fürchtete —

zu gehen — was ihm am willkommenſten geweſen wäre — war nicht tunlich. Juliane aber kam nicht zur gewohnten Stunde, Geoffroy verging vor Erwartung. Am nächſten Tage ging er zu Vinzenz, den er zuhauſe fand; nicht aber Juliane. Es hieß, ſie ſei ausgegangen. Als Geoffroy gegen Abend zu Sylvia kam, ſagte dieſe: „Frau von Lehrbach war heute Vormittag hier, um mir zu erklären, daß ihre Abendbeſuche jetzt aufhören würden; denn es müſſe mir lieber ſein, Deine Geſellſchaft allein zu genießen, als ſie mit einer dritten Perſon zu teilen, da ich ohne Zweifel gar viel mit Dir zu beſprechen hätte.“

„Und was antworteteſt Du?“ fragte Geoffroy tonlos.

„Sie möge das halten, wie ſie wolle; ſie ſei mir immer willkommen. Da wir aber jetzt unter vier Augen ſind, Geoffroy, ſo will ich das benützen, um Dir mein Herz zu öffnen und Dich um Hilfe zu bitten in meiner namenloſen Qual.“

Es koſtete Geoffroy große Überwindung, den Gedanken feſtzuhalten, daß er gekommen ſei, um für Sylvia irgendwie nützlich zu ſein, nicht um Juliane zu ſehen, und ſo ſagte er denn etwas gezwungen:

„Ich bin zu Deinen Dienſten.“

Nun brach ein Strom von Tränen aus Sylvia's Augen und ein Strom von Klagen von ihren Lippen und der Schluß war:

„Die gänzliche Unwiſſenheit über Paul's Schickſal bringt mich um Beſinnung, Geſundheit, Leben. Lieber will ich das Schlimmſte wiſſen, als in dieſer marternden Ungewißheit ſchweben. Ich weiß nicht, wie ich mir Nachricht verſchaffen ſoll. Du wirſt es können.

„Nein,“ verſetzte Geoffroy, „auch ich kann es nicht, und könnte ich es auch — ich will nicht. Ich will nicht die Hand dazu bieten, daß Paul in den Kreis Deines Lebens eintritt. Ich habe es nicht getan damals, da ich ihn aus England entfernte und Du ebenfalls ohne Nachricht von ihm warſt — und ich werde es auch jetzt nicht tun. Weine, klage, gräme, härme Dich — es ſchadet Dir weniger, als wieder mit ihm in Verbindung zu kommen.“

„Er in Amerika — ich hier — was iſt das für eine Verbindung!“

„Doch! Vernimmt er, daß Du ſorgenvoll an ihn denkſt, ſo iſt er imſtande, herzukommen, Dich fußfällig um Unterſtützung, um Rettung anzuflehen und nicht eher zu ruhen, als bis er Dich ſozuſagen ausgeplündert hat.“

„O daß ich ihm helfen könnte!“ ſeufzte ſie.

„Danke Gott, daß Du es nicht kannſt! Du kennſt Paul nicht . . . vielleicht willſt Du ihn nicht kennen. . . . Es ſind Nachrichten über ihn aus Neapel bei ſeiner armen Mutter eingelaufen — ganz trockene Nachrichten durch einen Bankier, den ſie angewieſen hatte, ihrem Sohn eine Rente in Raten auszuzahlen — Nachrichten, welche ihr nur allzu klar bewieſen haben, daß Paul ein verlorner Menſch ſei. Alſo faſſe Dich, nimm Deine Kraft zuſammen und beginne ein neues Leben, wozu Gottes Gnade Dich ja ſichtbar drängt."

„Kennt die arme Mutter Paul's Aufenthalt?" fragte Sylvia geſpannt.

„Nein; meine Mutter bekam kürzlich einen troſtloſen Brief von ihr, in welchem ſie klagte, daß Paul verſchollen ſei; die einen glaubten, er ſei nach Kalifornien, die anderen — zu den Marmonen, noch andere — in die Öldiſtrikte gegangen; vielleicht ſei das alles nicht wahr, vielleicht ſei Paul tot — genug, meine arme Tante quält ſich genau ſo um Paul wie Du, und niemand kann helfen. Wie ſoll man im Walde eine Ameiſe finden! So ungefähr verhält es ſich in Amerika mit einem Menſchen, dem daran liegt, daß er nicht gefunden ſein will."

Sylvia rang die Hände. Was würde ſie getan haben, wenn ihr Blick über den atlantiſchen Ozean hätte fliegen und Paul gewahr werden können! Er war durch das Spiel ſo herab gekommen, ſo in's Elend geraten, ſo zur tiefſten Stufe der Geſellſchaft hinunter geſunken, daß eben jetzt die Leidenſchaft für eine böhmiſche Harfeniſtin die Leidenſchaft für das Spiel überwog. Er nannte ſich Zdenko und zog mit dieſem ſchönen jungen

Mädchen und deſſen Gefährtin — ſie mit ihren Harfen, er mit einer Guitarre, welche ſie ihm kauften — im Lande umher, ein wanderndes Café chantant. Dieſe Bänkelſänger-Exiſtenz brachte ihm ſeinen Lebensunterhalt, während ihn die Zuneigung der ſchönen Ludmille beglückte. Mit ſeinem alten Leichtſinn nahm er dieſe neue Phaſe ſeines Lebens hin. Es gab ja in Amerika keinen Unterſchied der Stände und gleichgültig war es, wie man ſich ſein Brot erwarb. Warum ſollte er nicht dieſer herrlichen Freiheit ſich freuen? So dachte Paul und genoß ſein Leben. Während ſeine Mutter weinte und Sylvia verzweifelte, fühlte er nicht mehr ſeine tiefe Verkommenheit.

Für Geoffroy trat aus dem Verkehr mit Sylvia klar hervor, daß das dürre Erdreich ihrer Seele keineswegs ſchon jetzt befähigt ſei, das Samenkorn der Gnade aufzunehmen, und daß Juliane mit ſehr richtiger Würdigung dieſes Seelenzuſtandes ihrem Schwager geſchrieben hatte: Gut Ding will Weile haben. Dennoch blieb er da. Er hatte unausſprechliches Mitleid mit ihr und zuweilen fürchtete er, ihre Apathie könne ſchließlich in ſtillen Irrſinn, in fixe Ideen ausarten.

Juliane kam zuweilen auf Sylvia's Bitten am Abend.

„Der arme Geoffroy langweilt ſich halb tot mit mir allein. Ich beſchwöre Sie, kommen Sie doch wie ſonſt!“

„Nein, das würde ihn noch mehr langweilen,“ entgegnete Juliane lachend; „aber wenn mein Mann einmal einen freien Abend hat, werden wir beide kommen — wenn es Ihnen recht iſt.“

„O liebe Frau von Lehrbach, mir iſt alles recht, weil alles einerlei iſt,“ ſeufzte Sylvia.

„So dürfen Sie nicht reden, das betrübt Ihre Freunde,“ ſagte Juliane mit ſolchem milden Wohlwollen in Blick und Ton, daß Sylvia rief:

„Wie ſind Sie ſo gut!“

„O nein, o nein; glauben Sie das nicht,“ ſagte Juliane ernſt; „ich möchte gut werden — und das iſt ſchwer.“

„Übung erleichtert alles, und ſo lange ich Sie kenne, haben Sie ſich in allem Guten geübt. Dem Anfänger aber muß es ungeheuer ſchwer werden — das glaube ich gerne.“

„Und es gibt fort und fort Punkte, in denen wir Anfänger ſind, Miſtreß Goldiſch. Nicht auf einmal wird die Aufgabe unſers Lebens vor uns entrollt. Schritt vor Schritt erkennen wir ſie und alles, was ſie in ſich begreift; und wer da ſagt, daß ſie leicht ſei, der täuſcht ſich ſelbſt in einem gehobenen Augenblick, oder er will andere täuſchen: — ſie iſt ſchwer.“

„Es gibt Zeiten, wo uns das Leben nichts bietet, was ſchwer zu tragen wäre,“ ſagte Sylvia ſchmerzlich.

„Das ſind keine glücklichen Zeiten,“ entgegnete

Juliane; „beſſer iſt es, einen Goldbarren zu tragen, als eine Handvoll Staub — obſchon uns jener ſehr läſtig werden kann. Aus dem Goldbarren wird die himmliſche Krone gemacht, der Staub kehrt zur Erde zurück.“

„Sie haben ſchöne poetiſche Ideen, liebe Frau von Lehrbach. Die reichen aber nicht aus, wenn große Schmerzen uns heimſuchen.“

„Das wäre zu viel verlangt von poetiſchen Ideen,“ verſetzte lächelnd Juliane; „ſolche Kraft haben nur die Wahrheiten der Offenbarung.“

Sobald ſie aber, wenn auch nur ganz von fern, dieſen Ton anſchlug, brach Sylvia ab.

So kam denn Juliane zuweilen am Abend mit ihrem Mann, der ſich für England, für engliſches Weſen und Leben intereſſierte und deshalb gern mit Geoffroy darüber ſprach. Juliane verhielt ſich ſchweigſam, viel ſtiller, als es ſonſt ihre Art war. Ein lebhafter Anteil hätte ſie unvermerkt, ganz allmählich, aus ihrer Zurückhaltung Geoffroy gegenüber herausführen können. Daß ihre Aufmerkſamkeit bei den Geſprächen war, verriet ihr Blick und zuweilen eine beiſtimmende oder verneinende Bewegung. Sylvia hingegen war in der Tat nicht aufmerkſam, überließ ſich ihren Gedanken und ſpielte maſchinenmäßig mit ihrem Fächer. Was ging England, was Deutſchland, was Europa ſie an! Amerika — und in Amerika ein Punkt — das feſſelte ihr ganzes Sein. Einmal doch ſagte ſie gelangweilt:

„Ich begreife Sie nicht, Sie alle drei! Sie ſprechen von der Unbeſiegbarkeit der katholiſchen Kirche wie von einer für alle Ewigkeit abgemachten und feſtgeſtellten Sache. Hat man dieſe Zuverſicht, weshalb wimmert man über ihre Schickſale?“

„Wenn Ihr beſter Freund angeſchmiedet im Kerker liegt und verſchmachten ſoll — werden Sie da nicht trauern, obſchon Sie wiſſen, daß ſeine Haft nach zwanzig Jahren zu Ende iſt?“ erwiderte Vinzenz.

„Ja, mein beſter Freund, das ſtellt die Sache ganz anders!“ rief ſie lebhaft.

„Wandeln Sie die natürlichen Gefühle, die Sie für Ihren beſten Freund haben,“ fuhr Vinzenz fort, „in die übernatürlichen um, die aus dem Glauben und der Gnade entſpringen, ſo wird es Ihnen klar werden, daß der katholiſche Chriſt mit der Kirche leidet.“

„Obſchon er die feſte Zuverſicht hat,“ ſetzte Juliane lebhaft hinzu, „daß auf ihre Kreuzigung der Auferſtehungsmorgen folgt. So war es immer. Zuweilen lagen längere, zuweilen kürzere Epochen zwiſchen der Paſſion und der Himmelfahrt. Aber immer hieß es für die Kirche: **per aspera ad astra.**“

„Juliane!“ ſagte Vinzenz mißbilligend.

„Gefällt Ihnen der Spruch nicht?“ fragte Geoffroy eifrig; „mir ſcheint, daß dergleichen kernhafte und klingende Sprüche ſich dem Gedächtnis beſonders tief einprägen, weil ſie dem Ohr gefallen und der Phantaſie ein Bild vorſtellen. Per aspera ad astra. Man ſieht den rauhen, mühſamen, ſteilen Weg unter den himmliſchen Sternen.“

„Ja, ja, wenn's nur nicht Latein wäre! Nicht wahr, Vinzenz?“ ſagte ſie lächelnd und bot ihm freundlich die Hand.

„Es klingt ſo pedantiſch, ſo ſchulmeiſteriſch,“ ſagte Vinzenz ebenfalls lächelnd. Er mochte nicht, daß Juliane einen Anflug von Gouvernantenton behalte; doch nicht mit dieſem Ton hingen Julianens derartige Äußerungen zuſammen; nicht hofmeiſtern wollte ſie und nicht belehren. In ihrem lebhaften Geiſt traten Wort und Wiſſen und Bild zuſammen, um den Ausdruck ihrer Gedanken in aller Friſche zu geben. Geoffroy fand das hinreißend, umſomehr dann, wenn ſie ſich, wie jetzt, mehr ſchweigend als redend verhielt.

Sylvia konnte ſelbſtverſtändlich die Begeiſterung der Katholiken für die Kirche gar nicht begreifen. Sie meinte, mit ihr wie ohne ſie gehe das Leben immer denſelben Gang und deſſen Leiden und Freuden wären von ihr ganz unabhängig.

„O nein!“ rief Geoffroy; „auch das äußere, auch das natürliche Leben, auch die Dinge dieſer Welt werden durch ihre Gnadenmittel geweiht und geheiligt.“

„Warum ſeid Ihr denn nicht lauter Engel?“ fragte ſie.

„Weil wir Menſchen ſind, Miſtreß Goldiſch,“ ſagte Vinzenz trocken; „Menſchen, die unter dem Druck der Erbſünde mit gelähmtem Willen, mit verfinſtertem Verſtande ſeufzen — törichte, ſchwache Menſchen, die allzu oft die Gnaden nicht benützen, welche die Gottesanſtalt der Kirche uns bietet. Das Gute aber, das in uns iſt, ſchützt, bewahrt und pflegt ſie und lenkt es ſorgſam einem Ziel zu, das ober dieſer Welt liegt und das ohne ſie allzu häufig vergeſſen wird.“

„Meinen Sie die Unſterblichkeit?“ fragte Sylvia; „man kann an ſie auch ohne Kirche glauben.“

„Das kann man! Das Ziel aber, das ich meine, iſt die Vergeltung in der Ewigkeit und auf ewig und ausgeübt von der ewigen Gerechtigkeit. Denken Sie ſich die Kirche hinweg aus dem Leben der Menſchheit, ſo fragt es ſich, wie viel Menſchen dieſen Glauben bewahren und demſelben gemäß leben werden. Die Kirche iſt die Trägerin alles Großen, Guten und Schönen, aller Tugenden, aller Opferkraft, für welche der Menſch Ehrfurcht, Begeiſterung, Liebe haben ſoll, weil für ſie ſeine Seele geſchaffen iſt. Verliert er ſie, ſo geht er zugrunde in der Nichtigkeit des Irdiſchen; ſo daß man an ſeiner Entwürdigung arbeitet, wenn man ſie ihm raubt. Und auf dieſen Raub iſt die uralte Schlange immer bedacht."

„Ja!" rief Juliane wieder ganz feurig: „wie in der Edda der Eſchenbaum Ygdraſil die Götterwelt trägt, die in Nacht verſinkt, ſobald die Schlange ſeine Wurzel zernagt und ihn zum Sturz bringt: ſo trägt die Kirche die übernatürliche Gotteswelt mit dem heiligen Myſterium der Euchariſtie durch alle Zeiten der Welt — und keine Schlange kann ſie zum Sturz bringen."

„Da wir jetzt bei der nordiſchen Mythologie ſind," ſagte Vinzenz, „ſo läßt uns Juliane vielleicht einen Kurſus durch die Götterlehren aller fünf Weltteile machen. Es iſt nicht meine Schuld, Miſtreß Goldiſch, wenn wir von dem Thema abſchweifen, welches Sie intereſſiert."

Geoffroy war heimlich wütend über dieſe Behandlung der lieblichen Juliane und voll Bewunderung, als ſie ganz munter ſagte: „Ich bin wirklich ganz unverbeſſerlich, wie es ſcheint — man muß Geduld mit mir haben."

Sylvia lächelte kühl und fragte Julianen, wie viel hundert Strümpfe ſie im Laufe des Winters bereits für die armen Leute geſtrickt habe. Geoffroy aber dachte: Es gibt nur eine Juliane.

das war die der Tante; ſie ſchien zufrieden mit mir, und ſo gab ich mich denn der ſorgloſeſten Unbefangenheit hin. Dennoch glaube ich, daß mein Benehmen vollkommen innerhalb der Grenzen des Anſtandes, und nicht ausgeartet in tadelnswerthe Freiheit war; denn mehre ältere Damen ſprachen freundlich mit mir, und ſogar Gundaccars Mutter, die ſtolze Gräfin Osnat, eine geborne böhmiſche Fürſtin, blieb mit all ihren Juwelen ſtralend einen Augenblick vor mir ſtehen und ſagte liebreich:

„Es iſt eine Freude Sie tanzen zu ſehen.“

Ich hätte ihr gern die Hand geküßt; aber ich wagte es nicht, und begnügte mich mit einer demüthigen Verneigung. Selig verließ ich den Ball, ſelig ging ich ſchlafen! es war der erſte Tag meines Lebens, der mir Stoff zu lieblichen Gedanken bot. Ich verſchlief am nächſten Morgen nicht meine gewohnte Stunde und ging in die Meſſe wie immer, war auch andächtig wie immer bis ich — Gundaccar mir ſchräg gegenüber an einem Pfeiler ſah. Ich hatte ihm die ganze Eintheilung meines Tages erzählt, der mit der Meſſe begann, und er — hatte es nicht vergeſſen. Fort war die Andacht. Ich hatte Diſtractionen. Die Hebe fiel mir ein, und die fröhliche Tanzmuſik, und der Walzer, der

Gerettet?

Erſtes Kapitel.

Sylvia's Seelenzuſtand beklemmte Geoffroy unausſprechlich. Sie hatte ihm einfach erklärt:

„Schaffe mir Nachricht von Paul, dann werde ich vielleicht imſtande ſein, die Fragen gehörig zu würdigen, die Dich ſo ſehr beſchäftigen und welche Du die wichtigſten des Lebens nennſt. Mir iſt jede religiöſe Schwärmerei im höchſten Grade unſympathiſch, weil ſie etwas künſtliches, etwas gemachtes iſt, das mit den natürlichen, den wahren Gefühlen in die Schranken treten, ſie überwinden — und mein Herz entweder in krankhafte Empfindelei oder in kalte Starrſucht verſetzen ſoll.“

„Was Du ſagſt, mag richtig ſein in Beziehung auf religiöſe Schwärmerei, der ich mich nicht hingegeben habe und deren Wirkung ich daher auch nicht kenne. Was ich für Dich wünſche, iſt einfach dieſes: Deine Rückkehr zur katholiſchen Kirche, in welcher Du geboren, erzogen und aufgewachſen biſt.“

Noch nie hatte Geoffroy ſo klar mit Sylvia geſprochen. Sie ſah ihn befremdet an und erwiderte:

„Ich habe ſie nicht verlaſſen.“

„Nicht durch einen ſpeziellen Akt, der die Apoſtaſie verbrieſt hätte, wohl aber durch Leben und Handlungsweiſe; denn ſeit Jahren und Jahren hältſt Du Dich fern von ihr, gleichgültig ihr gegenüber.“

„Iſt die Zeit des kindlichen Glaubens vorüber, ſo tritt der Verſtand an deſſen Stelle und vor ihm verſchwindet die Hingebung des Gemüts an Dogmen und an Zeremonien.“

„Sage das nicht, Sylvia! Herr von Lehrbach iſt ein ernſter männlicher Charakter, Frau von Lehrbach hat einen ſo klaren Verſtand, wie wenige ihn haben: beide verbeugen ſich vor der göttlichen Autorität des katholiſchen Dogmas mit einem unerſchütterlichen Glauben an deſſen Wahrheit. Nicht der Verſtand entfremdet uns dem Glauben, Sylvia. O nein! Das tut die Welt.“

„Was nennſt Du Welt?“

„Nach außen — den Weltſinn; nach innen — die Leidenſchaften.“

„Und ſie ſind das mächtigſte Element in unſerer Natur, ſind unüberwindlich, ſind in uns geboren, beherrſchen uns, leben und ſterben mit uns, naturnotwendig!“ rief Sylvia feurig; denn ſie mußte ja indirekt Paul verteidigen und ſich ſelbſt.

Geoffroy ſchwieg. Wie ſtand es denn mit ihm? Wohin war es mit ihm gekommen? Beherrſchte er denn noch ein Gefühl, das er allerdings nicht Leidenſchaft nannte, das aber doch dieſe Grenze berührte, da es ihm die Herrſchaft über ſein innerſtes Weſen ſtreitig machte? Fühlte er nicht, wie die Schlange ſein Herz umringelte und zernagte und ihm zuflüſterte: Sylvia hat Recht! Fühlte er nicht ein etwas in ſeiner Bruſt, das ihn drängte, ſich mit geſchloſſenen Augen in das unbegrenzte Meer der Gefühle zu werfen, auf die Gefahr nicht achtend, darin unterzugehen? — — Das alles flammte vor ſeinem Blick und Sylvia rief triumphierend:

„Ha, Du verſtummſt, Geoffroy! Das iſt auch eine Antwort und zwar die richtige.“

„Nein, Sylvia, täuſche Dich nicht. Es gibt eine Macht, die gewaltiger iſt als das, was Du Naturnotwendigkeit nennſt, und welche dieſe beſiegt — wenn der Menſch will.“

„Was bleibt aber dem Menſchen, wenn ſie beſiegt iſt, mein armer Geoffroy? Die Öde der Wüſte, die Stille des Grabes.“

„Ihm bleibt Gott und ein gutes Gewiſſen,“ entgegnete Geoffroy ſanft und traurig.

„Schaffe mir Nachrichten von Paul und wir wollen mehr von dieſen Dingen reden, die jetzt mir fern und fremd ſind. Will Gott, daß ich ihm näher kommen ſoll, ſo muß er die Bedingung erfüllen, unter welcher es mir möglich iſt."

„Hat eine belagerte Feſtung keinen Entſatz zu hoffen," ſagte Geoffroy, „ſo muß ſie ſich bedingungslos auf Gnade oder Ungnade ergeben. Wir ſind alle von ſo viel Elend belagert, daß menſchliche Hilfe uns nicht retten kann, und deshalb müſſen wir uns bedingungslos in die Arme Gottes werfen."

Aber davon wollte ſie nichts hören und Geoffroy konnte nicht und wollte auch nicht ihr Verlangen erfüllen.

Er ging eines vormittags zu Herrn von Lehrbach, der ihm ſtatiſtiſche Notizen zugeſagt hatte, für welche beide ſich intereſſierten, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Frau von Lehrbach nahm ſeinen Beſuch an. Ihr Zimmer war ganz wie ſie: einfach, ernſt und doch anmutig. Dunkle Tapeten, dunkle Möbel, einige ſchöne Kupferſtiche in goldener Rahme, Tiſche mit Schreibgerät, mit Büchern, mit weiblichen Arbeiten, im Fenſter eine wunderſchöne roſenfarbene Hyazinthe — das alles, umfloſſen vom Licht der hellen Winterſonne, machte das Zimmer ſehr gemütlich. Dazu Juliane im braunen Kleide mit einer kleinen weißen Halskrauſe und Manſchetten, das reiche blonde Haar ganz einfach von der ſchönen Stirn zurückgeworfen und zuſammen gefaßt: es war ein anziehendes Bild, ein ſolches, in deſſen Betrachtung man ſich verſenken möchte, weil es feſſelte, ohne zu blenden, durch Kundgebung eines innerlichen ſtillen Lebens. Sie erhob ſich vom Schreibtiſch, auf dem verſchiedene Papiere und Rechnungsbücher lagen, und ſagte zu Geoffroy:

„Sie finden mich bei Erbſchaftsſachen meiner lieben verſtorbenen Schwägerin.“

Geoffroy blickte höchſt verwundert auf.

„Ja,“ fuhr ſie fort, „Clariſſe war manches Jahr Kaſſenführerin eines Wohltätigkeitsvereins und dieſes Amt erbte ich von ihr.“

„Möchte doch Miſtreß Goldiſch etwas von dem Geiſt beſitzen, der in ihrer Jugendfreundin, Clariſſe von Lehrbach, gelebt hat,“ ſagte Geoffroy; „aber davon iſt keine Spur. Sie iſt wie tot für alles, was außerhalb ihres Gedankenkreiſes liegt, und ich weiß kein Mittel, um ſie gleichſam durch einen elektriſchen Schlag zu beleben.“

„Gott hat Geduld, alſo müſſen auch wir langmütig ſein.“

„Ja, Gott hat Geduld, denn er weiß, daß er nichts verſäumt, was zum Heile einer Seele gereicht. Wir aber geraten nicht ſelten in Unruhe, weil wir nicht wiſſen, ob wir nicht dies oder jenes verſäumen oder ſogar ganz verkehrt machen.“

„Ach ja, das kann uns leicht geſchehen,“ ſagte Juliane aus vollem Herzen und ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Ich habe ſchon ſeit einiger

Zeit Sie fragen wollen, weshalb Sie ſich ſo lange hier aufhalten."

„Finden Sie das verkehrt!" rief Geoffroy erbleichend.

„Verkehrt iſt nicht das richtige Wort," erwiderte ſie ſanft, „und ich würde mir nie erlauben, es auf Sie anzuwenden. Allein es ſcheint mir durchaus zwecklos, gegenſtandslos, da Sie für den Augenblick gar keinen Einfluß auf Sinnesänderung der Miſtreß Goldiſch haben. Hingegen ſollte ich meinen, es müſſe für Sie, der Sie noch ſo neu in der Kirche ſind, von großer Wichtigkeit ſein, gerade jetzt im katholiſchen Deutſchland Umſchau zu halten, mit eigenen Augen zu ſehen und mit eigenen Ohren zu hören, in welcher Weiſe, die noch nie da war, man die heilige Kirche verfolgt und zu entwurzeln ſtrebt. Man bemüht ſich auf jede Weiſe ſie zu erniedrigen. In England mußten einſt der Biſchof von Rocheſter und Thomas Morus vor dem grimmigen Haß ihr edles Haupt auf den Block legen. Man hielt ſie für Todfeinde von Englands Größe und Englands Ruhm, und demgemäß behandelte man ſie. In unſeren Tagen iſt es anders. Die Bekenner werden vor Gericht geſchleppt, vor welchem Vagabunden und Raufbolde zu erſcheinen pflegen, werden ſteckbrieflich verfolgt, ins Zuchthaus geſteckt, mit der ausgeſuchteſten Verachtung behandelt — das alles in der Abſicht, direkt ſie und indirekt die Kirche zu erniedrigen. Schauen Sie ſich um, ob das gelingt. Das wird Ihnen mehr Verſtändnis und Einſicht gewähren, als wenn Sie hundert Bände Kirchengeſchichte ſtudieren würden.“

„Ich kann das alles von dieſer Stelle aus verfolgen!“ rief Geoffroy; „in größeren Kreiſen würde ich Partei ergreifen für Perſönlichkeiten, vielleicht ſogar wegen derſelben — und das will ich nicht. Ich will nicht meine Überzeugungen von Perſonen abhängig machen.“

„Darin ſtimme ich Ihnen unbedingt bei, aber das kann man immer und in allen Dingen, wenn man Grundſätze hat und an ihnen feſthält,“ verſetzte Juliane.

„Deshalb ſcheint es mir auch ganz überflüſſig, Reiſen zu unternehmen, die mir das Weiße nur weiß und das Schwarze nur ſchwarz zeigen würden.“

„Ich habe Ihnen nur meine Anſicht ausgeſprochen, Herr Tambleton, und ob Sie dieſelbe annehmen oder nicht — ich bleibe dabei, daß es heilſam für Sie wäre, in das Leben der Kirche einzugehen, denn dies Leben iſt Opfer — und wir ſollen uns von der Erkenntnis durchdringen, durchleuchten, beſeelen laſſen, daß unſer Leben — ein Opfer ſein ſoll. Das ſtellen uns die Beiſpiele unſerer Tage vor Augen.“

Juliane hatte langſam und eindringlich gedie wunderſame Erlaubniß giebt im Arm eines Mannes zu ruhen. Und dazwiſchen dachte ich: O Jeſus Maria! *er* betet gewiß nicht! ſo will ich es für ihn thun! — Allein mitten im Gebet ſprach ich zu mir ſelbſt: Was geht mich denn der fremde Menſch an, daß ich mich ſo ſeiner Seele annehme? — Ich war froh als die Meſſe aus, und Gundaccar verſchwunden war. Am Weihkeſſel war ein kleines Gedränge und ich wollte warten. Da plötzlich reichte Gundaccar über ein Paar Frauenzimmer hinweg, tauchte ſeine Fingerſpitzen in das Weihwaſſer, und bot ſie mir. Ich hatte nicht bemerkt von wo er gekommen ſei; als ich den kleinen Dienſt brauchte, war er eben da. Meine Finger berührten die ſeinen, und mein Entſetzen war nicht gering, als ich ſah, daß er, ſtatt nur das Kreuz zu machen, ſeine Fingerſpitzen an die Lippen legte. Ich entfernte mich eilig. Mein Herz ſchlug athemraubend. Dieſe Erregung verwandelte ſich in eine minder angenehme, als mir zu Hauſe wiederum nach alter Weiſe Achatz entgegen trat und heftig ſagte:

„Clelia, ich muß Dich ungeſtört ſprechen.“

Bis dahin hatte ich mich immer blöde und ängſtlich wie ein Kind gegen ihn benommen. Jetzt erwachte ich gleichſam zum Bewußtſein und erwiderte gelaſſen:

ſprochen, als wolle ſie ihm Zeit geben, jedes Wort zu überlegen. Geoffroy aber rief erregt:

„Hier iſt mir wohl — und Sie verbannen mich!“

„Das wäre eine große Anmaßung von meiner Seite, zu welcher gar kein Grund vorhanden iſt,“ antwortete ſie ernſt. „Ich habe das geſagt, was mir Recht ſchien; tun Sie das, was Sie für das Rechte halten.“

Dann ſtand ſie auf, nahm vom Schreibtiſch ein Tagesblatt, ſtrich eine Stelle mit Rotſtift an und ſagte, indem ſie Geoffroy das Blatt reichte: „Hier die Anzeige unſers Bazars, der übermorgen eröffnet wird — fancy fair im Kleinen. Wir rechnen auf Zuſpruch. Da kommt mein Mann,“ ſetzte ſie hinzu, denn ſie hatte im Vorzimmer Lehrbach's Schritte gehört.

Trotz aller ſtatiſtiſchen Notizen, die Vinzenz ihm gab, blieb Geoffroy ungeheuer zerſtreut. Juliane wollte ihn nicht in ihrer Nähe haben, er war ihr gleichgültig; ſie dachte nur an den Konvertiten, der intereſſierte ſie; daß es ihm hier wohl ſei, beachtete ſie gar nicht. Was kümmerten ihn Deutſchland's Katholiken! Sein Gebet und ſeinen Geldbeutel wollte er ihnen herzlich gerne widmen, aber nicht ſeinen Aufenthalt bei Julianen ihnen opfern, um ſo weniger, als dies Opfer ganz unfruchtbar für ſie ſei. — — Ja, für ſie;. aber für ihn? Juliane hatte von ihm geſprochen, ſeine

Seele im Auge gehabt. Sie wünſchte für ihn, daß er ſich verſenke in das chriſtliche Leben, in den Inbegriff dieſes Lebens: in das Opfer! — Aber war es denn noch nicht genug des Opfers, Juliane zu lieben und ihrem Beſitz entſagen zu müſſen? Gewiß, das war mehr als genug! Er brauchte kein anderes Opfer von ſich zu verlangen, und niemand hatte ein Recht dazu — auch ſie nicht.

Dieſe Gedanken wirbelten fortwährend in ſeinem Kopf, nicht nur in dieſer Stunde, ſondern während des ganzen Tages. Er ſchlief mit ihnen ein, er wachte mit ihnen auf. Sollte er bleiben? Sollte er abreiſen? Nach England oder tiefer nach Deutſchland hinein? Ach, jede Reiſe war Trennung von Juliane.

Er ſtopfte ſeine Geldtaſche voll Bankzettel und ging nach dem Lokal, wo der Bazar eingerichtet war. Als er an einer Kirche vorbei ging, trat Juliane heraus. Er grüßte ſie, und ſie ſagte ganz erſtaunt:

„Sind Sie noch immer hier?"

„Das verſteht ſich! Sie haben mich ja eingeladen, Ihren Bazar zu beſuchen, und haben gewiß ſoeben den lieben Gott um eine reichliche Einnahme gebeten."

„Nein, das habe ich nicht getan."

„Sie werden aber doch um irgend etwas gebeten haben."

„Ja, um Ihre Abreiſe!" ſagte ſie lachend.

„Aber das iſt ja ganz entſetzlich, daß Sie mich fortſchicken wollen.“

„Sie kennen den Grund, Herr Dambleton. Ich habe die Überzeugung, daß es Ihnen wohltun wird. Wenn ich ſage: Ihnen, ſo meine ich ſelbſtverſtändlich Ihre Seele.“

„Mein Herz berückſichtigen Sie gar nicht?“

„Das Herz iſt ein wetterwendiſches Ding, das gehorchen muß, nicht befehlen.“

„Es gibt Momente, in denen man den Gehorſam haßt.“

„Leider wahr; dennoch beſteht im Gehorſam der Vorzug des Kindes und die Vollkommenheit des Heiligen.

„Sie werden es dahin bringen, daß ich Ihnen gehorche.“

„Nicht mir, ſondern Gott,“ ſagte Juliane ernſt und fügte in munterm Tone hinzu: „Machen Sie Ihre Einkäufe und nicht ausſchließlich bei den jungen und ſchönen Damen.“

„Bei Ihnen will ich ſie machen.“

„Ich bitte, nein! Es macht den übrigen Verkäuferinnen mehr Spaß als mir, recht viel Geld einzunehmen — und ſchließlich kommt doch die ganze Summe in die Hände der Kaſſenführerin. Adieu, Herr Dambleton!“

Sie trat in den Saal und nahm ihren Stand ein, während Geoffroy ſich beſann, ob dies kühle Adieu nicht die Beſtimmung habe, ihn in die weite

Welt zu ſchicken, und ein Lebewohl für immer ſei. Er trat an den erſten Tiſch, auf den er ſtieß, legte hundert Francs hin und bat die Verkäuferin, welche Zuckerſachen feil hielt, um eine Bonbonſchachtel, die ihm ſogleich mit Vergnügen gereicht wurde. So machte er es bei verſchiedenen anderen Tiſchen, Kleinigkeiten mit hundert Francs zahlend. Zu Julianens Warenlager ging er gar nicht. Sie hatte ja geſagt, die ganze Einnahme laufe ſchließlich in ihren Händen zuſammen — und ſo war es die Hauptſache, daß dieſe reichlich ſei.

Er fühlte ſich aber in ſeinem Innern ſo verſtört, gequält und unruhig, daß er zu ſich ſelbſt ſprach: Sie hat recht, ich muß fort, vielleicht bringt mich die Entfernung auf andere Gedanken und größer als hier kann ja die Folter nirgends ſein.

Am andern Morgen zu ungewöhnlich früher Beſuchsſtunde ließ er ſich bei Juliane melden. Sie war ſchon im Pelz, als er eintrat, und ſagte: „Der Bazar ruft mich.“

„Das dachte ich und deshalb komme ich ſo früh — ich möchte Ihnen Lebewohl ſagen, ich reiſe ab,“ ſagte Geoffroy abgebrochen durch innere Aufregung.

„Sie reiſen ab, wohin?“ rief Juliane und ihr Blick warf einen lichten Strahl auf ihn. War es Freude? — —

„Wohin? Rundſchau will ich halten im katholiſchen Deutſchland,“ verſetzte er und ſuchte ſich zu faſſen. „Sie haben mich aufmerkſam gemacht, daß mein Aufenthalt dahier für Miſtreß Goldiſch ohne jeden Nutzen ſei, und daß ich ſehr viel zu lernen hätte. Von dieſer letzteren Überzeugung bin ich auf das Tiefſte durchdrungen und zum Glück ſeit langer Zeit; — und was das Erſtere betrifft, ſo habe ich mich geſtern Abend von der Richtigkeit Ihrer Anſicht überzeugt, als mir Miſtreß Goldiſch unumwunden erklärte: wenn ſie je dahin komme, ihre Gedanken von dem Gegenſtand abzulenken, der ſie jetzt gleichſam in Ketten halte, ſo wolle ſie verſuchen, ſich mit religiöſen Fragen zu beſchäftigen. In der Gegenwart ſei es unmöglich; — übrigens ſei ſie ja auch eine Chriſtin, denn ſie glaube an Gott und Unſterblichkeit. Ich verſuchte ihr klar zu machen, daß dies noch kein chriſtlicher Glaube ſei; doch mit der traurigen Oberflächlichkeit, welche die Seelen überſchwemmt, die ſich ganz an die Welt verlieren, lehnte ſie jede Erläuterung ab, indem ſie das leere Gerede von Erfindung der Dogmen, von Herrſchſucht der Prieſter vorbrachte. Sie machte mir einen unausſprechlich traurigen Eindruck. Sie hatte einſt Irdiſches gewählt und Himmliſches fallen laſſen. Jetzt iſt ſie dermaßen vom Irdiſchen eingenommen, daß ſie das Himmliſche gar nicht mehr faſſen kann.“

„Sie gibt uns ein furchtbares Beiſpiel, wohin der Menſch kommt, wenn er ſich ſeinen ungeordneten Gefühlen überläßt; denn ſie wachſen allmählich zu Leidenſchaften an, die ſeine Seele langſam vergiften . . . und endlich töten," ſagte Juliane mit tiefem Ernſt und dann im veränderten Ton: „Alſo auf Wiederſehen dermaleinſt . . . nicht wahr, wenn Ihre Gegenwart hier wohltuend wirken kann. Mein Mann iſt im Juſtizpalais. Sollten Sie ihn nicht mehr ſehen, ſo richte ich ihm Ihren Abſchiedsgruß aus."

Geoffroy ſtammelte ein paar abgebrochene Worte. Freundlich reichte ſie ihm die Hand, die er an ſeine Lippen drückte. Aber die Hand zitterte. Er fühlte es und ſah Juliane an. Sie war auffallend blaß.

„In unſerm Bazar erkältet man ſich," antwortete ſie ruhig auf ſeinen tiefen, fragenden Blick.

Geoffroy ging. Juliane blieb mitten im Zimmer ſtehen und lauſchte, bis die Türe des Vorzimmers hinter ihm zufiel. Dann machte ſie eine raſche Bewegung zum Fenſter hin, als ob ſie ihn noch einmal ſehen wolle. Doch ſie beſann ſich, blieb ſtehen, zog ein kleines Kruzifix hervor, küßte es und ſagte leiſe: „Dir ſei Dank!" Dann begab ſie ſich in den Bazar.

Zweites Kapitel.

Vinzenz fand Geoffroy's Abreiſe ſehr verſtändig, nur die Art und Weiſe etwas überraſchend.

„Ich hätte ihm doch Briefe an dieſe und jene Perſönlichkeit geben können," ſagte er, „dann würde er ſich leichter orientieren. Jetzt iſt er unter Segel gegangen ohne Kompaß."

„Er wird ſich, denk' ich, dahin wenden," entgegnete Juliane, „wo die Herzen warm für die katholiſche Sache ſchlagen, und da findet ein Mann, wie er, der ſo bereit iſt, Opfer für ſie zu bringen, leicht Eingang."

Sylvia bedauerte Geoffroy's Abreiſe. Er war der Einzige, mit dem ſie, wenigſtens indirekt, von Paul und von ihren Sorgen und Gefühlen ſprechen konnte. War Geoffroy fort, ſo mußte ſie das alles in ſich verſchließen, und dieſe Wucht laſtete zuweilen ſo ſchwer auf ihr, daß ſie meinte, es müßte ihr das Herz zerſpringen.

„Er iſt ohnehin ſchon fanatiſch genug," ſagte ſie zu Juliane, die ihre Abendbeſuche wieder aufgenommen hatte; „er wird für uns andere ganz ungenießbar werden, wenn er ſich noch mehr exaltiert."

„Ich glaube, er wird ruhiger werden," erwiderte Juliane, „wenn er ſieht, daß andere mit Ruhe große Opfer bringen."

„Dies traurige Schauſpiel kann er überall haben, Frau von Lehrbach; denn wo auf Erden iſt die Stätte, wo man kein Opfer bringt!"

„Dieſe Stätte iſt in vielen, vielen tauſend Menſchenherzen, Miſtreß Goldiſch; denn ein Opfer im chriſtlichen Sinne iſt nur das, was wir aus Liebe zu Gott uns verſagen, um es ihm zu geben."

„Und alle Leiden, alle Beraubungen, alle Martern, die über den Menſchen kommen?"

„Er kann ſie zu Opfern machen, wenn er das, was ſie über ihn verhängen, aus der Hand Gottes hinnimmt. Und gerade die Leiden der ſchwerſten Beraubung kommen über uns."

„Der ſchwerſten Beraubung?" wiederholte Sylvia ſtaunend.

„Ja, das, was uns am teuerſten iſt, wird uns teils ganz entzogen, teils beeinträchtigt — das ganze ſchöne reiche Leben der Kirche: unſere Biſchöfe, unſere Prieſter, unſer Gottesdienſt, unſere Klöſter, unſere Schulen — alles, was das Herz erwärmt, die Seele nährt, den Sinn auf höhere Dinge richtet. — Wir müſſen geduldig ausharren — und das iſt eine gute Schule, um zu lernen, die ganz perſönlichen Opfer zu bringen, die keinem ſterblichen Weſen erſpart werden."

„Wieder muß ich ſagen, ſo ſprechen Sie in Ihrem ſtillen Leben!" rief Sylvia.

„Still? Ja, es iſt einfach, ohne ſchwierige Verhältniſſe, wechſellos. Aber in uns iſt ein etwas, das greift weit hinaus über die gegebenen Verhältniſſe: das iſt Menſchenart — und das muß beſtändig in Schranken gehalten werden. Dieſe Anſtrengung koſtet nicht ſelten gerade dann am meiſten Mühe, wenn alles um uns her friedlich und wohlgeordnet iſt und uns zu ſagen ſcheint: Du biſt Dein eigener Störenfried. Der heilige Bernhard wußte das ſehr gut, als er ſeufzte: „„Im Frieden iſt mein Leid am größten."" — Der Kontraſt tut ſo weh: Stille rings um mich her . . . nicht in mir."

Das alles hörte Sylvia an wie Märchen aus anderer Zeit, zuweilen gleichgültig, zuweilen mit einiger Neugier; nie mit der Anwendung auf ſich. Sie fand ſich ſo unermeßlich, ſo beiſpiellos unglücklich, daß die Kämpfe und die Schmerzen der ganzen Menſchheit dagegen verſchwanden.

„Aber Sie haben ja Ihren Glauben," ſagte ſie; „wozu nützt er Ihnen, wenn Sie in ſeinem Beſitze doch leiden?"

„Er gibt mir Kraft und Beharrlichkeit zum Kampfe in der Zeit und Hoffnung auf eine ſelige Ewigkeit."

„Und das genügt Ihnen?“

„O liebe Miſtreß Goldiſch, welcher Menſch findet denn hienieden ſein Genügen!“ rief Juliane lächelnd, weil ſie ſah, daß Sylvia ſie gar nicht verſtand. Eingeſchläfert in der gefallenen Natur, war ihr das übernatürliche Lebenselement abhanden gekommen.

Vinzenz hielt ſich möglichſt fern von Sylvia. Er nahm nie ohne peinliche Empfindung ihre Abgeſtorbenheit für höhere Intereſſen wahr und er war nicht imſtande, zu begreifen, wie es ihm einſt möglich geweſen ſei, dieſem ſeelenloſen Geſchöpf mit innigſter Neigung anzuhängen. Er wäre der unglücklichſte Menſch mit ihr geworden . . . und er wähnte damals, unglücklich zu ſein, als er erkannte, daß Sylvia nie ein Herz für ihn hatte! — Wie und wodurch ſie in ihre gegenwärtige Lage gekommen ſei, wußte er nicht und genau wußte es niemand. Geoffroy und Juliane ahnten es; Juliane aber hatte nie ihrem Manne darüber die leiſeſte Mitteilung gemacht. Vinzenz fand Sylvia unerträglich langweilig und egoiſtiſch und bewunderte aufrichtig die Geduld und Standhaftigkeit ſeiner Frau, bei dieſem Umgang zu verharren. Er ging höchſt ſelten zu Sylvia und nie ohne Juliane.

Jetzt aber hatte ſich dieſe im Bazar eine Erkältung zugezogen und auf ihr Bitten ging Vinzenz eines abends zu Sylvia. Unter ſeiner Haus-

„Jede Verbindung zwiſchen uns iſt aus und vorbei. Sie wiſſen es; die Tante hat es Ihnen geſagt und ich habe es Ihnen geſchrieben. Alſo bitte ich Sie mich wie eine Fremde zu betrachten und zu behandeln.“

„Du biſt meine Braut, ſüße Clelia, und Du bleibſt es!“ rief er dringend, und ergriff meine Hand — die rechte Hand, mit der ich ſo eben Gundaccars berührt hatte. Das war zu viel! das wollte ich mir nicht gefallen laſſen! ich weiß nicht welche unbändige Wildheit plötzlich in mir aufloderte. Ich ſchlug mit der Linken ſeine verwegene Hand fort, ſtieß ihn zurück, und huſchte wie der Wind die drei Treppen hinauf in mein Zimmer, wo ich mich athemlos auf das Bett warf, und meine durch Achatz entweihte Hand mit Thränenſtrömen abbadete. Auf einmal wurde er mir verhaßt! auf einmal ſollte er nicht mehr den Saum meines Kleides berühren! auf einmal jeden Gedanken an mich fahren laſſen! Die excluſive Vehemenz meines Characters, die in tiefem Schlaf lag wenn ſie keinen Gegenſtand hatte, erwachte wieder — und zwar noch nicht um zu lieben; ſondern um zu haſſen. Das mag unrecht und unſinnig geweſen ſein; aber es war unwillkürlich.

Beim Frühſtück war die Tante äußerſt gütig für tür begegnete ihm der Briefträger und reichte ihm einen Brief. Vinzenz las die Adreſſe, erkannte die Schrift, lächelte und ſteckte den Brief in die Bruſttaſche. Sylvia war ſehr verwundert, ihn eintreten zu ſehen. Er ſagte:

„Juliane hat ſich mit einem leichten Fieber in's Bett legen müſſen, hat mich aber beauftragt, Ihnen zu ſagen, gnädige Frau, daß die Einnahme im Bazar über Erwarten glänzend geweſen ſei.“

„Es iſt merkwürdig, wie lebhaft ſie ſich für dergleichen Dinge intereſſiert,“ verſetzte Sylvia in ihrer gleichgültigen Weiſe.

„Ich habe ſoeben einen Brief bekommen,“ fuhr er fort, „der Sie vielleicht einen Augenblick unterhalten wird, denn ſie ſind gewöhnlich recht eigentümlich, die Briefe dieſer Perſon — und da ſie durchaus keine Geheimniſſe enthalten, nehme ich keinen Anſtand, Ihnen dieſen vorzuleſen.“

„Wer hat ihn geſchrieben?“ fragte Sylvia nachläſſig.

„Die Schreiberin hat verſchiedene Namen, gnädige Frau; ſie nennt ſich Jane Miranda.“

„Jane Miranda!“ rief Sylvia mit höchſter Lebhaftigkeit; „o das intereſſiert mich ungemein! Wie kommen Sie, Herr von Lehrbach, in Verbindung mit dieſer Sängerin, die ich vor Jahren in Baden-Baden hörte?“

„Da Sie ſich für Jane Miranda intereſſieren, ſo erlauben Sie mir, Ihnen zuvor deren Lebensgeſchichte mitzuteilen,“ ſagte Vinzenz, ganz froh, einen Gegenſtand der Unterhaltung zu haben, und Sylvia hörte aufmerkſam zu, weil ſie dachte, ſchließlich könne ſie vielleicht durch Jane Miranda und Lehrbach's Vermittelung Nachricht von Paul erhalten.

„Alſo eine Pflegeſchweſter von Juliane iſt dieſe Jane Miranda,“ ſagte Sylvia, als Vinzenz zu Ende war; „wie verſchieden hat ſich das Leben dieſer beiden Perſonen geſtaltet, deren Wiege ſo nahe bei einander ſtand!“

„Ja!“ entgegnete er; „Maximilianens Wahlſpruch war: Stromauf! — Darunter verſtand ſie aber nicht den Kampf, den der Menſch wider ſich ſelbſt zu führen hat. Nein. Für ſie hieß „Stromauf“: ihren Willen durchſetzen, rückſichtslos. Da die Welt der Gefühle ihr ſehr wenig zu ſchaffen macht und der äußere Erfolg, das Erreichen gewiſſer äußerer Ziele ihr genügt: ſo iſt ſie auch bis jetzt immer ſtromauf geſchwommen; denn das, was ſie hindern könnte, wirft ſie weg und das, was ihr läſtig wird, läßt ſie fallen — ſogar, wenn es ihr Ehemann iſt. Zum Erſatz für die Dürftigkeit ihrer moraliſchen Beſchaffenheit, die gar keine höhere Lebensaufgabe begreift, mag die Vorſehung dieſe Art von Stromauf ihr gewährt haben.“

„Laſſen Sie uns ſehen, was ſie ſchreibt, dieſe Jane Miranda,“ ſagte Sylvia in ſo großer

Spannung, daß Vinzenz ſtaunte und den Brief vorlas.

„Geehrter Herr von Lehrbach! Es liegt wieder eine große Pauſe zwiſchen meinem letzten und dieſem Brief. Da ich Ihnen aber ſchreibe, ſo werden Sie ſich ohne Zweifel ſchon vorſtellen, daß dieſe Pauſe für mich nicht leer geweſen iſt. Sie wiſſen, es war von jeher meine Idee, einige Jahre der Kunſt zu widmen und dann eine glänzende Heirat zu machen. Faſt wäre ich von meinem Ziel durch die alberne Heirat abgekommen, die ich in einem Anfall von Irrſinn einging; denn eine Ehe, die im Zuſtand der Verliebtheit geſchloſſen wird, iſt unvernünftig, weil man in einer Art von Fieber handelt, oder von Rauſch. Nun das iſt gründlich vorüber. Ich habe Ihnen ja damals die ganze Sache mitgeteilt. Jetzt aber, lieber Herr von Lehrbach, bitte ich wohlüberlegt um Ihre Gratulation.“

„Bitte!“ unterbrach Sylvia; „ſie ſagt ganz ſteif: „„Herr von Lehrbach.““ Weiß ſie nicht, daß Sie Julianens Gatte ſind?“

„Nein,“ entgegnete er lächelnd, „auf dem Fuß der Familie ſtehen wir nicht, da ſie nicht Julianens Schweſter iſt.“

Dann las er weiter.

„Denn ich habe das gefunden, wohin mein Sinn immer geſtanden hat: einen Gatten von großem Vermögen und großer Reſpektability (wie ſagt man das in deutſcher Sprache? Mir fehlt das Wort; das tut aber nichts.) Jung iſt er nicht, er war es; jetzt zählt er fünfundvierzig Jahre. Schön iſt er auch nicht, er war es auch nie; Haar und Antlitz etwas rötlich. Einen ſehr hochklingenden Namen hat er nicht; er heißt Bottle, Bill Bottle; — aber das ſind lauter unweſentliche Dinge. Ich habe nur ſeine ſoliden Eigenſchaften in's Auge gefaßt. Er hat eine Art von Adoration für mich; er trägt mich auf den Händen; er iſt außerordentlich reich und höchſt reſpektable. Mehr kann eine verſtändige Frau nicht begehren. Als ich in Europa lebte, hegte ich immer im ſtillen den Wunſch, mich als das Kind einer Prinzeſſin, wenigſtens einer Gräfin zu entpuppen; aber hier in Amerika denke ich gar nicht an meine Herkunft, ſo wenig wie an die des Herrn Bill Bottle. Darauf ſieht man hier nicht. Man muß es nur zu etwas gebracht haben, d. h. zu Vermögen; dann iſt das Leben ungeheuer bequem, während es ungeheuer mühſam iſt, ſo lange man es ſich erwerben muß. Auf die Art, wie es erworben wird, kommt es auch nicht an. Schuhputzer und Gaſſenkehrer kommen zu Ehren, wenn ſie Geld haben — denn ſie ſind freie Männer in Amerika, und dieſe Freiheit iſt nächſt dem Gelde die Axe, um die man ſich mit Stolz und Wohlgefallen bewegt. Es kann vorkommen, daß man bei einem perſönlichen Zwiſt oder großen Krawall durchgeprügelt wird. In

Europa gilt es für ſchmachvoll, wenn einem Gentleman ſo etwas paſſiert, weil er nicht wieder prügeln darf; und täte er es, ſo wäre das für ihn noch ſchimpflicher. Hier aber darf ſich der freie Mann ungeniert ſeiner Haut wehren, und ich habe die Überzeugung, daß Herr Bill Bottle, unbeſchadet ſeiner Reſpektability, ſchon in dieſem Fall geweſen iſt; denn jene hat eine feſtere Grundlage — und vielleicht wird er einmal Präſident der Vereinigten Staaten."

„Beſter Lehrbach!" fiel Sylvia ein, ganz ſtarr vor Erſtaunen; „dieſe Frau beſitzt einen Gleichmut, der ſelten gefunden wird und der ihr geſtattet, mit größter Objektivität die Dinge zu betrachten. Spräche ſich nicht Rauhheit und Rohheit des Charakters in ihr aus, ſo würde man ſie gerne originell nennen. Weiß man gar nichts über ihre Herkunft?"

„Nicht das geringſte. Alle Nachforſchungen ſind vergebens geweſen und nie iſt der Schleier gelüftet worden, welcher auf einem Weſen ruht, das dem tiefſten Elend verfallen wäre, wenn nicht Julianens Eltern gut gemacht hätten, ſo weit es in ihrer Macht ſtand, was andere Eltern geſündigt hatten. Aber die Naturanlagen und den Charakter des Kindes konnten ſie nicht ändern. Jetzt alſo iſt aus Maximiliane Geringer und Jane Miranda Miſtreß Bottle geworden. Möge ſie es bleiben! Sie ſchreibt weiter:

„Was hier zu Lande die Frauen betrifft, ſo können Sie ſich gar nicht vorſtellen, wie gut ſie es haben. Sie werden betrachtet wie Weſen höherer Art. Erſcheint eine Frau in einer Theaterloge, ſo ſpringen alle Männer auf und räumen ihr den beſten Platz ein. Iſt das Coupé der Eiſenbahn beſetzt, in das ſie einſteigen will, ſo ſteigt lieber ein Herr aus, als ſie in Verlegenheit zu laſſen. So in allen Dingen. Sie kann tun und laſſen, kommen und gehen, Leute ſehen und nicht ſehen, ganz wie es ihr gefällt. Die Freiheit iſt hier nicht nur für Männer, ſondern auch für Frauen. Ich genieße ſie in vollen Zügen. Ich tue gar nichts. Ich ſitze im Schaukelſtuhl und blicke durch mein Fenſter, das aus einer einzigen Rieſenſcheibe beſteht und von den herrlichſten Blattpflanzen umrahmt und umrankt iſt — auf die Straße, die weltberühmt iſt. Sie werden Broadway kennen, nicht wahr? Da ich mich manches Jahr recht abquälen mußte und recht viele Sorgen und Verdruß hatte, ſo iſt es mir unausſprechlich angenehm, das Leben in Untätigkeit zu genießen und den Tumult des Broadway vom Schaukelſtuhl aus zu betrachten. Mit der Zeit wird es mich vielleicht langweilen; dann wird ſich aber ſchon eine andere Unterhaltung finden. Ich kann die Muſik wieder aufnehmen. Mein Geſang verſetzt meinen Mann in Ekſtaſe; er hat aber keine Zeit für ekſtatiſche Zuſtände. Oder ich mache einmal eine Reiſe nach

Europa, was denn doch in meinen Augen — weil ich eine Europäerin bin — auch ſeine Gründe hat. Genug, lieber Herr von Lehrbach, ich bin mit meiner Gegenwart ungemein zufrieden und ich werde mir meine Zukunft ſo praktiſch einrichten, daß ich lebenslang in der Zufriedenheit verbleibe, denn ich ſuche dieſelbe nicht im Mond, ſondern in unſerer ſublunariſchen Welt. Für den Fall, daß Sie Ihr Intereſſe für Religion bewahrt haben, will ich Ihnen ſagen, daß auch in dieſem Punkt unbegrenzte Freiheit hier herrſcht. Es kann ein jeder nach Gefallen glauben und nicht glauben; darum bekümmert ſich weder der Nachbar zur Rechten noch der Nachbar zur Linken. Freiheit, Geld und Reſpectability — das iſt die Dreifaltigkeit, die hier verehrt wird. Jetzt aber, lieber Herr von Lehrbach, ſchließe ich dieſen langen Brief, der Ihnen ſagen ſoll, daß mein Leben ſtromauf geht und daß ich für Sie immer dieſelben Gefühle von Dankbarkeit und Hochachtung habe, wenn ich jetzt auch heiße Maximiliane Bottle.“

„P. S. Soeben ſchickt mir mein Mann ein Tagesblatt mit einer Notiz, welche Sie meinetwegen intereſſieren wird — und die ich beilege.“

Und Vinzenz las den aus dem amerikaniſchen Blatt ausgeſchnittenen Artikel:

„Der Dampfer Hudſon war geſtern Schauplatz einer tragiſchen Begebenheit. Es befand ſich an Bord die böhmiſche Harfeniſtin, bekannt unter dem

Namen der ſchönen Ludmille. Ihr Begleiter war derſelbe Herr von Weſtern, der früher mit Miß Jane Miranda verehelicht war. Ob er jetzt Gatte der ſchönen Ludmille iſt, ſei dahingeſtellt. Einige der mitreiſenden Herren näherten ſich der ſchönen Ludmille und ſprachen derſelben ihre Bewunderung aus, was ſie freundlich aufnahm. Herr von Weſtern ſchien es jedoch übel zu vermerken und bot ihr den Arm, um ſie auf einen andern Platz zu führen. Sie lehnte es ab. Da ergriff er ihren Arm und wollte ſie mit Gewalt fortreißen. Sie ſtieß einen hellen Schrei aus und rief um Hilfe. Die Herren warfen ſich auf Herrn von Weſtern, packten ihn an den Schultern und riſſen ihn rückwärts, während andere die ſchöne Ludmille vom eiſernen Griff ſeiner Hand befreiten. Da wendete er ſich um und fiel mit wahrer Wut über einen Herrn her, der ſeine Eiferſucht beſonders erregt hatte. Es kam zwiſchen beiden zu einem furchtbaren Handgemenge, welches damit endete, daß Herr von Weſtern an die Bruſtwehr des Dampfers gedrängt wurde und dort rücklings über Bord und in den Strom ſtürzte. Als man den mit raſender Schnelligkeit laufenden Dampfer zum ſtehen brachte und Bote ausſetzte, wurde der Verunglückte bald gefunden. Sein Hinterkopf war an der Wand des Dampfers zerſchmettert; er war eine Leiche.“

„Gräßlich!“ ſagte Vinzenz und blickte, als er das Blatt zuſammenlegte, zu Sylvia auf. Kalter Schreck durchrieſelte ihn, denn ſie ſaß da mit blauen Lippen, mit weitgeöffneten ſtarren Augen, mit Schweißtropfen auf der bleichen Stirn, während ihre Bruſt wie im heftigſten Fieber auf und nieder flog. Vinzenz ſprang auf, ſchellte der Dienerin und fing Sylvia in ſeinen Armen auf, denn ein Strom von Blut quoll über ihre Lippen und drohte ſie zu erſticken. Die Schatten des Todes legten ſich über ihr Antlitz. Er übergab ſie der Dienerin, eilte zum Arzt, holte eine Krankenſchweſter zur Pflege herbei und war froh, daß er, nicht Juliane, dieſen ſchauderhaften Auftritt erlebte, den er in keiner Weiſe mit dem amerikaniſchen Zeitungsartikel in Verbindung brachte, ſondern mit dem erſten Anfall dieſer Art, den Sylvia in Amalfi hatte.

Sylvia wurde zur Ruhe gebracht. Sie lebte aber der Arzt empfahl äußerſte Stille und ſorgſamſte Pflege. Der Ausgang der Krankheit ſei höchſt ungewiß.

Als Vinzenz am ſpäten Abend nach Hauſe kam, lag Juliane im heftigſten Fieber. Abermals eilte er zum Arzt und dieſer ſprach das ſchreckliche Wort aus: Typhus.

* * *

Drittes Kapitel.

Es war entſchieden: keine Rettung für Juliane. Neun Tage raſte das Fieber mit einer Wut, welche ihr die Beſinnung raubte und die ganze Jugendkraft aufrieb. Als das Werk der Zerſtörung vollbracht war, kam ſie zum Bewußtſein. Daraus wollte Vinzenz, der bereits jede Hoffnung aufgegeben hatte, neue Hoffnung ſchöpfen. Aber der Arzt ſagte traurig:

„Benutzen Sie dieſen Augenblick, um den Geiſtlichen kommen zu laſſen.“

„Ja gewiß; er ſoll kommen . . . aber Sie ſehen ja, daß das Fieber beträchtlich geſunken iſt. Jetzt nur Mittel der Stärkung, beſter Doktor, daß ſich ganz allmählich die Kräfte wieder heben,“ ſagte Vinzenz mit jener Verblendung, die ſo häufig am Sterbebett ſtattfindet; es iſt die letzte Täuſchung der Liebe.

In dieſer Befangenheit kniete Vinzenz neben Juliane nieder, ergriff ihre welke Hand und fragte zärtlich:

„Nicht wahr, es geht beſſer, Juliane?“

mich, lobte mein Benehmen und meine Haltung gegen die Männer — worunter ſie Achatz verſtand — und ſagte, ich hätte ſo allgemeinen Beifall gefunden, daß es ihr eine wahre Freude ſei mich in die Geſellſchaft zu führen. Dies war nun gar nicht ihre wirkliche Meinung! die Geſellſchaft ſollte ihr nur ein Mittel ſein um mich zu zerſtreuen und von Achatz loszureißen, den ſie nicht aus Liebe, ſondern aus Despotenlaune beherrſchen wollte.

„Hab ich Dir nicht die Eroberung des ſchönen Gundaccar prophezeiht, Clelia?“ rief Euphemie.

„Iſt er ſchön?“ ſagte ich verlegen.

„Wenn Du es nicht findeſt, ſo bedaure ich Deine Augen, die während des ganzen Balls auf ihm geruht haben,“ entgegnete ſie ſpitz.

„Laßt mir Clelia in Frieden, Kinder! ſagte mein Onkel, der aus dem huldvollen Benehmen der Tante den Muth ſchöpfte ſich meiner anzunehmen. Wenn man wie ſie gar nicht an die Geſellſchaft gewöhnt iſt, laufen wol kleine Verſtöße mitunter.“

„Clelia hat nicht den geringſten gemacht,“ ſprach die Tante kurz und trocken.

Ihre plötzliche Veränderung machte mich mißtrauiſch gegen mich ſelbſt; ich traute dem Onkel mehr als ihr, und beſchloß nach beſten Kräften auf meiner Hut zu ſein, um gewiß keine Verſtöße zu

Sie ſchlug ihre großen müden Augen auf, ſah ihn liebevoll an und ſagte leiſe:

„Es geht gut.“

„Nein, gut noch nicht . . . das wird erſt allmählich kommen. Du bedarfſt Stärkung.“

„Ich wünſche die heilige Wegzehrung zu empfangen, lieber Vinzenz. Das iſt die Stärkung, die ich verlange.“

„Dein Beichtvater wird gleich hier ſein, Juliane! Du weißt, Kranke erholen ſich ſehr häufig nach dem Empfang der Sterbſakramente.“

„Ich weiß es . . . aber ich werde ſterben.“

„Nein, Du wirſt leben!“ ſagte er troſtlos.

Sie blickte gen Himmel und ſagte:

„Wenn Gott mir gnädig iſt — ja, dort.“

Der Beichtvater kam. Es war hohe Zeit. Bei klarem Bewußtſein und mit großer Ruhe empfing ſie die Sterbſakramente. Damit war ihre letzte Kraft erſchöpft. Kaum hörbar flüſterte ſie:

„O Vinzenz, wie ſüß iſt der Tod!“

Und wie ein müdes Kind ſich zum Schlaf zurechtlegt, entſchlummerte ſie im Frieden.

Während Julianens Krankheit lag auch Sylvia ſchwer darnieder. Es kam bei ihr alles darauf an, daß der Blutſturz ſich nicht wiederhole. Sie hatte ihr volles Bewußtſein; aber ſie ließ vollkommen gleichgültig alles um ſich herum geſchehen, was der Arzt und ihre Pflegerinnen für gut fanden. Sie äußerte keinen Wunſch und keine Klage.

Sie lebte, ſozuſagen, nur dem Leibe nach. Ob etwas und was in ihr vorging, wußte niemand. Die Krankenſchweſter hatte Lehrbach gefragt, ob Miſtreß Goldiſch katholiſch ſei oder ob ſie zu einer proteſtantiſchen Konfeſſion ſich bekenne. Er hatte geantwortet, daß er darüber keine beſtimmte Auskunft geben könne. Er wagte nicht, einen Prieſter zu ihr zu ſchicken. Bei ihrer Abneigung gegen die Kirche hätte der Anblick eines katholiſchen Geiſtlichen ſie leicht in eine Aufregung verſetzen können, die nicht ſtattfinden durfte. Er hätte viel darum gegeben, zu wiſſen, wo ſich Geoffroy aufhalte. Er wußte auch gar nicht, wie er es erfahren ſollte. Sowohl Sylvia als Juliane hatten vor ihrer Erkrankung geäußert, daß Geoffroy kein beſtimmtes Reiſeziel genannt habe. Während Julianens Zuſtand ſich verſchlimmerte, beſſerte ſich Sylvia, ſo daß Vinzenz, ganz mit ſeiner Frau beſchäftigt, Miſtreß Goldiſch aus dem Vordergrunde ſeiner Gedanken verlor. Dieſe erfuhr Julianens Erkrankung teilnahmslos. Deren Hinſcheiden verſchwieg man ihr. —

Julianens Exequien waren ſoeben gefeiert und langſam bewegte ſich der Leichenzug aus der Kirche zum Gottesacker. Der Sarg war in einen Blumenhügel verwandelt und die Märzſonne ſchien ſo frühlingsmäßig, als ob Julianens letzter Gang auf Erden von Lieblichkeit umgeben ſein ſollte. Ein unabſehbarer Zug Leidtragender folgte dem

Sarge, zu Fuß die einen, im Wagen die anderen. Als die letzten Perſonen die Kirche verließen, ſtürzte Geoffroy Dambleton, im Reiſeanzug vom Bahnhofe kommend, hinein und auf die Kirchendiener zu, die bereits mit der vollen Gleichgültigkeit, welche alltägliche Ereigniſſe geben, damit beſchäftigt waren, die Kerzen des Katafalks auszulöſchen.

„Weſſen iſt der Leichenzug?“ ächzte er mit erſtickter Stimme.

„Frau von Lehrbach, die letzten Freitag am Typhus ſtarb,“ lautete die Antwort.

Er taumelte zu einer Bank, fiel auf die Knie und verhüllte ſein Geſicht.

Am Abend ſaß Vinzenz, in Trauer verſunken, in ſeiner verödeten Wohnung, aus welcher zum dritten Male im Zeitraume von wenig Jahren ein Sarg fortgetragen war. Zuerſt ſeine Mutter, dann Clariſſe, jetzt Juliane, drei gute edle Weſen, die ſein Herz erfreut, ſein Leben geſchmückt hatten, und die betrauern zu müſſen, das Glück aufwog, ſie beſeſſen zu haben. Da ging die Tür leiſe auf und wie ein aus dem Grabe Erſtandener trat Geoffroy ein.

„Wiſſen Sie es ſchon?“ fragte Vinzenz und bot ihm die Hand.

„Ich komme von ihrem Grabe,“ ſagte Geoffroy.

„O welch vergängliches Gut iſt das Leben!“

fuhr Vinzenz ſort. „Neun Tage — und dieſe junge blühende Juliane, in der das Leben ſo reich, ſo kräftig war, wie man es ſelten findet — ſie war dahin! — Wo und wie erhielten Sie die Trauerkunde?“

„Sie hatten Ihrem Bruder nach London telegraphiert: „„Juliane in Todesgefahr; bete für ſie und für mich.““ Tags darauf erhielt Ihr Bruder einen Brief von mir, in welchem ich ihm meinen veränderten Aufenthalt anzeigte. In ſeine Antwort ſchloß er Ihr Telegramm ein. Da erfaßte mich Todesangſt. Ich reiſte ſogleich ab . . . doch, ſie war ſchon in der Ewigkeit, dieſe ſelige Juliane.“

Vinzenz erzählte ihm den ganzen Verlauf der mörderiſchen Krankheit und Julianens friedliches Ende und ſetzte hinzu:

„Wie das Leben ſo der Tod. Sie lebte mit Gott, ſie ſtarb mit Gott: das iſt der Lohn der Tugend;“ — und ſchwere Tränen füllten ſeine Augen, während Geoffroy weinte wie ein Kind und endlich ſagte:

„Wie nahm Miſtreß Goldiſch dieſen Tod auf?“

„Sie weiß ihn noch gar nicht,“ verſetzte Vinzenz; „hören Sie nur.“

Und er teilte Geoffroy den ganzen Vorfall mit, erwähnte, daß Sylvia mit ungewöhnlicher Teilnahme den Brief von Miſtreß Bottle, früher Jane Miranda, angehört habe, auch dem Zeitungsartikel mit Spannung gefolgt und dann plötzlich vom heftigſten Blutſturz befallen worden ſei. Er ſetzte hinzu:

„Der Artikel meldete freilich eine tragiſche Begebenheit, die aber doch nicht ergreifend genug war, um den ganzen Organismus ſo furchtbar zu erſchüttern.“

„Was war es?“ fragte Geoffroy beklommen, der bei dem Namen Jane Miranda aufgehorcht hatte.

„Auf einem Dampfer fand ein Fauſtkampf um ein böhmiſches Harfenmädchen ſtatt, und der eine Kämpfer, ein Herr von Weſtern, ſtürzte dabei in den Miſſiſſippi und brach das Genick.“

„Gräßlich!“ rief Geoffroy. Da er gewahrte, daß Vinzenz nicht die leiſeſte Ahnung über den wahren Grund von Sylvia's Entſetzen hatte, ſo wollte auch er denſelben nicht offenbaren, ſondern ſchweigen, wie Juliane, und er ſagte weiter nichts als: „Ja, gräßlich iſt ein Vorfall von ſolcher Brutalität und ſolcher Verkommenheit.“

„Der Geſundheitszuſtand von Miſtreß Goldiſch iſt bedenklich,“ ſagte Lehrbach; „ich bin froh, daß Sie kommen, denn es iſt jetzt Ihre Aufgabe, die Kranke zu beſtimmen, ſich mit der Kirche auszuſöhnen.

„Ich bin mit ihr verwandt, befreundet und gern bereit, alles für ihre Bekehrung zu tun —

doch eine Aufgabe, die ich durchaus erfüllen müßte, iſt es nicht!“ rief Geoffroy voll Schreck.

„So war es auch nicht gemeint; ſuchen Sie nur Julianens Werk fortzuſetzen.“

„O unvergleichliche Juliane!“ ſeufzte Geoffroy — und wieder ſprachen beide Männer von ihr.

Viertes Kapitel.

Ja, es gibt große, ſtaunenswerte Bekehrungen — Paulus, Auguſtinus. Aber zu großen Bekehrungen gehören große Seelen, in denen heiße Kämpfe zwiſchen Lüge und Wahrheit ſtattfanden, Seelen, welche die Schmerzen und die Freuden des Lebens zur Erkenntnis führten über deren Vergänglichkeit und zur Beſinnung brachten, um das Unvergängliche zu ergreifen, Seelen, welche ſich von den Leiden und Prüfungen durcharbeiten, gleichſam durchackern laſſen vom Pfluge, den die Hand Gottes lenkt, um fähig zu werden, das Samenkorn der ewigen Wahrheit aufzunehmen. Dieſe Vorbedingung muß ſtattfinden, denn eine Bekehrung verändert nicht den Charakter des Menſchen; ſie verändert nur ſeine Geſinnung, ſeine Richtung, ſein Ziel. Verbleibt die Seele bei den verſchiedenſten Lebensſtellungen in der Oberflächlichkeit egoiſtiſcher Gefühle und Beſtrebungen — tritt ihr nie die Vorſtellung klar vor Augen, daß das Leben ein Kampf und ein Opfer ſei, ſo wäre ihre Bekehrung ein Wunder. Nicht nur ein

Wunder der Gnade, wie das jede Bekehrung iſt, ſondern eine Begebenheit, die gegen den Verlauf der geſetzten Ordnung erſcheint.

Geoffroy fand Sylvia in der äußerſten Troſtloſigkeit und ſich ſelbſt äußerſt ratlos einem Schmerz gegenüber, der durch keinen Glauben an göttliches Walten, durch keine himmliſche Hoffnung gelichtet war. Er war in ſich gegangen und hatte die große Gefahr erkannt, die ſein Heil bedrohte durch die Liebe für Juliane. Es erfüllte ihn mit namenlos ſchmerzlicher Rührung, daß dieſe Juliane, die ihm den Weg des Heils gezeigt hatte, ſterben mußte, damit er auf demſelben verbleibe. Vielleicht war ſie, ohne es zu wiſſen, das Opfer, das Gott für ſeine Bekehrung verlangte. Vielleicht hatte ſie ſich ſelbſt, ahnungsvoll, für ihn zum Opfer dargeboten. Wer ergründet die Geheimniſſe des Lebens der Gnade, des Seelenlebens! So war ſein Herz überfüllt von Schmerz; doch in deſſen tiefſter Tiefe ſah Geoffroy, daß er nicht entfernt von Gott, ſondern ihm näher gekommen ſei.

Als Sylvia durch ihn Julianens Tod erfuhr, ſagte ſie nur:

„Ich beneide ſie.“

„Mit Recht!“ verſetzte Geoffroy; „das ſelige Weſen iſt unter den Seligen.“

„Gleichviel wo,“ erwiderte ſie; „nicht mehr auf Erden zu ſein — das beneide ich.“

„Es iſt doch nicht unter allen Umſtänden beneidenswert."

„Immer, was mich betrifft . . . und Du weißt auch warum."

Sie ſah ihm ſcharf in die Augen und fragte:

„Nicht wahr, Du weißt es?"

Er verſtand ſie und entgegnete ſanft:

„Ich weiß es, Sylvia . . . aber ich weiß auch, daß Du mir vor einiger Zeit geſagt haſt, wenn Du aus der Ungewißheit über Paul je befreit würdeſt, ſo wollteſt Du ruhig genug werden, um Dich mit Fragen zu beſchäftigen, deren Löſung über die Erdenwelt hinausreicht und wichtig iſt für die Ewigkeit."

Mit zitternder Stimme ſagte ſie:

„Es verſteht ſich doch wohl von ſelbſt, daß ich dieſe Art von Befreiung aus quälender Ungewißheit nicht gemeint habe. Wenn Du das Befreiung nennſt, ſo iſt das ein Hohn. Die Ungewißheit war doch nur folternd; die Gewißheit iſt vernichtend."

„Du wirſt allmählich zu einer anderen Auffaſſung kommen," ſagte er begütigend.

„Nein, niemals; ich lebte für ihn, mit ihm, in ihm. Er iſt dahin . . . ich bin es auch."

„So dürfen wir nicht ſprechen, Sylvia."

„Ich ſpreche, wie ich denke. Paul war der einzige Menſch, der ſich mir angeſchloſſen hat, für den ich etwas ſein konnte. Unter günſtigeren

Umſtänden hätte ich mehr auf ihn wirken, mehr für ihn tun — hätte ihn mit ſeinem traurigen Schickſal verſöhnen können. Aber das meine war ebenſo traurig. Ich konnte ihn nicht retten. Er unterlag. Ich hoffe, Du begreifſt, daß die Aufgabe meines Lebens ſomit erſchöpft iſt."

„Das begreife ich nicht, Sylvia. Die Aufgabe, die wir alle haben, haſt auch Du. Sie heißt: Rette Deine Seele."

„Du ermüdeſt mich, Geoffroy," ſagte ſie und lehnte erſchöpft den Kopf zurück.

Der Arzt beſchwor Geoffroy, keine aufregenden Geſpräche mit ihr zu führen; ſie ſei nicht fieberfrei und jede Aufregung könne die ſchlimmſten Folgen haben.

„Wenn ſie ſterben würde, ausgeſöhnt mit der Kirche, ſo wäre das ein großes Glück!" rief Geoffroy und der Arzt ſagte lächelnd:

„Will Miſtreß Goldiſch ſelbſt dies Glück mit ihrem Leben bezahlen, ſo könnte man ihr allerdings gratulieren. Sie aber, das bitte ich mir aus, werden nicht ſo ſplendid mit einem Menſchenleben verfahren." — —

Mit der beſſeren Jahreszeit beſſerte ſich Sylvia's phyſiſcher Zuſtand. Der Arzt riet zu einer Kur in Ems. In Begleitung ihrer Dienerin und einer Krankenſchweſter brachte Geoffroy ſie dahin. Er ſelbſt ging nach England zurück. Die Schweſter war ein verſtändiges, einfaches Weſen, begehen. Achatz ſagte nichts, und warf mir, wenn er unbeachtet war, finſtre und fragende Blicke zu, wie um den Grund meiner Verwandelung zu erforſchen. Ich hätte ihm ebenſowenig als mir ſelbſt darüber eine Erklärung geben können, und hatte kein andres Räſonnement als dies: Da ich ihn nicht heirathen ſoll, ſo will und mag ich nichts mit ihm zu thun haben!

Meine Gedanken gingen andre Wege, theilten ſich zwiſchen dem geſtrigen Ball und der heutigen Meſſe, und beſchäftigten mich dermaßen, daß ich für nichts Anderes Zeit hatte. Bald ſetzte ich mich an mein Klavier, bald an den Stickrahmen, bald an mein Arbeitstiſchchen; immer ſprang ich nach fünf Minuten auf, weil mir zu Muth war, als verſäume ich etwas höchſt Wichtiges. Allein es geſchah nichts, und ganz erſchöpft ging ich ſchlafen. Aber ſelig erwachte ich, mit der ſichern Erwartung eines ungeheuern Glückes! Ich täuſchte mich nicht: Gundaccar war in der Kirche. Ich warf mich mit einer Inbrunſt auf die Knie, welche aus dem Dank für ſein Daſein entſprang, und verbarg mein Geſicht in den Händen, um die Freude nicht hervorblitzen zu laſſen. Als ich mich erhob um fortzugehen, verließ Gundaccar raſch ſeinen Platz, und ſtand am Weihkeſſel ehe ich heran kam. Es gab heute feſt und klar in Glauben und Grundſätzen. Er hoffte, ſie könne vielleicht einen guten Eindruck auf Sylvia machen, ihr Vertrauen einflößen und dadurch ſie allmählich anderen Gedanken zugänglich machen. Aber er irrte. Sylvia ging nur auf ganz oberflächliche Geſpräche mit der Schweſter ein. Das Nachdenken ermüde ſie und an ernſten Gedanken leide ſie keinen Mangel — ſagte ſie.

Acht Wochen blieb Sylvia in Ems, ſetzte die Kur aus, nahm ſie wieder auf, ganz wie ihr Zuſtand es mit ſich brachte. Eine weſentliche Beſſerung trat nicht ein. So kehrte ſie zurück. Die Schweſter ging zu Herrn von Lehrbach und ſtattete ihm einen genauen Bericht ab mit der Bitte, ihn dem Herrn Geoffroy Dambleton mitzuteilen. Vinzenz verſprach es und ſetzte hinzu:

„Nun aber, Schweſter, wie ſteht es mit Ihrer Hauptmiſſion?“

„Von der iſt leider gar nichts zu ſagen, Herr von Lehrbach. Miſtreß Goldiſch iſt ſo abgeſchloſſen, daß ſie unzugänglich iſt. Vielleicht habe ich es nicht verſtanden, ſie richtig zu behandeln.“

„Wir führen alle dieſelbe Klage, gute Schweſter,“ ſagte er tröſtend.

„Aber wie wird das enden, Herr von Lehrbach! Wiederholt ſich der Blutſturz — und ein rauher Luftzug kann ihn hervorrufen, ganz plötzlich — ſo hat ſie ſchwerlich die Kraft, ſich zu erholen, und ſtirbt ſo hin.“

Was ſollte er ſagen? Er teilte ja ihre Beſorgnis. Es wurde häufig für Sylvia die heilige Meſſe aufgeopfert und viel für ſie gebetet. Im Oktober kam Geoffroy wieder.

„Du treuer Menſch!“ ſagte Sylvia mit einem Anflug von Rührung und reichte ihm die Hand.

Geoffroy erzählte manches von der Familie. Sein Bruder Reginald hatte ſeine einzige Tochter, ein ſchönes Kind von zehn Jahren, verloren. Sein Bruder John hatte ſich verehelicht.

„So iſt das Leben,“ ſagte Sylvia; „hier geht es unter, dort geht es auf. Was wird mit Dir, Geoffroy? Wird es nicht auch für Dich unter der Sonne des Glücks aufgehen?“

„Es iſt für mich unter dem ſchönſten aller Geſtirne, unter dem Stern von Bethlehem, aufgegangen,“ erwiderte er.

„Der Stern meines Lebens war ein Unſtern,“ ſagte ſie, „mir iſt nichts geglückt.“

„Vielleicht ſuchteſt Du das Glück nicht da, wo es zu finden und wo es unverlierbar iſt.“

„Das ſind Träume, guter Geoffroy! Ein unverlierbares Glück — wo wäre das?“

„In Gott und im Frieden der Seele, die den Glauben gefunden hat.“

„Beteſt Du für mich, Geoffroy?“

„Aus gutem Herzen, und beſſere als ich tun dasſelbe.“

„Vielleicht auch Lehrbach?“

„Gewiß; darauf verlaſſ' Dich."

„Das iſt mir lieb . . . ich verſtehe nicht zu beten."

„Zu Gott ſeufzen und um Barmherzigkeit bitten — das iſt beten."

„Er war bisher ſo unbarmherzig für mich, daß ich kein Vertrauen zu ihm habe. Vielleicht gibt mir Euer Gebet das, was mir fehlt."

„Du mußt mitwirken, Sylvia . . ."

„Ja, ja!" fiel ſie ein; „ich will's verſuchen, wenn beſſere Tage für mich kommen."

„Tage des Leidens, Sylvia, ſind die beſten Tage."

„So kann nur der ſprechen," rief ſie mit Bitterkeit, „der nie gelitten hat."

„Meinſt Du?" fragte er traurig.

„Und dann kommt es auch auf die Leiden an. Erfaſſen ſie unſer ganzes inneres Weſen, ſo zermalmen ſie uns."

„Ja . . . aber in dieſer Weiſe ſollen wir nicht das Leiden auf uns wirken laſſen. Wir ſollen gegen die Zermalmung kämpfen."

„Wer dazu die Kraft hätte!" rief ſie zürnend über die Zumutung.

„Du haſt ſie . . . und ich . . . und jeder von uns, der ſie haben will und der Gott darum aus ganzem Herzen bittet."

„Alſo Du beteſt für mich, Geoffroy, und Lehrbach desgleichen. Ihr ſeid meine treuen Freunde

— nicht nur deshalb, weil Ihr in der Stunde der Trübſal bei mir ausharrt, ſondern weil mir ſcheint, Eure Freundſchaft ſei der Art, daß Ihr an meine Seele denkt.“

„Gottlob, daß Du Wert auf Deine Seele legſt, Sylvia,“ rief er freudig.

„Ich bin ja keine Leiche,“ entgegnete ſie abbrechend.

Er durfte nicht dringender werden, um nicht ganz abgewieſen zu werden, und in dieſer Weiſe ſchwebten Geoffroy und Lehrbach beſtändig zwiſchen Hoffnung und Angſt. Doch die Angſt herrſchte vor, denn Sylvia kam zu keinem Entſchluß, zu keinem entſcheidenden Schritt und der Arzt ſprach ſich mehr und mehr beſorgt aus.

„Eine Sterbeſtunde, wie Juliane ſie hatte,“ ſeufzte Lehrbach, „das iſt der einzige Wunſch, den man jetzt für ſie haben kann.“

„Es iſt der höchſte,“ ſagte Geoffroy; „doch um zu ſterben, wie Juliane, muß man gelebt haben wie ſie.“

„Nicht immer; denken Sie nur an den Schächer am Kreuz!“

„Das iſt einer unter Millionen.“

„Nein; er iſt ein Beiſpiel für Millionen.“

„Sie ſind ja wie Abraham ein Mann des Glaubens, welcher hoffte wider alle Hoffnung.“

„Was wäre der Glaube, wenn er uns nicht

heilige und himmliſche Hoffnungen geben würde?" ſagte Lehrbach feſt. —

In dieſer Nacht wurde Sylvia ſehr krank. Der Blutſturz wiederholte ſich. Geoffroy hatte angeordnet, daß eine Krankenſchweſter die Nächte in Sylvia's Wohnung zubringe, damit die Dienerin nötigenfalls Hilfe habe.

„Zuerſt zum Herrn Pfarrer, dann zum Doktor, dann zu Herrn von Lehrbach und Herrn Tambleton," ſagte die Schweſter zur Dienerin; — zu Sylvia ſagte ſie: „Gnädige Frau . . . es wird ein Prieſter kommen . . . es iſt Ihnen lieb, nicht wahr?"

Sylvia konnte nicht ſprechen, denn bei der leiſeſten Bewegung quoll das Blut hervor; aber ſie winkte mit den Augen ein Ja.

Es verging keine Viertelſtunde und der Pfarrer war da. Er kam zu ſpät. Sylvia war verſchieden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ueberraſchungen.

Erſtes Kapitel 3
Zweites Kapitel 17
Drittes Kapitel 28
Viertes Kapitel 35
Fünftes Kapitel 47

Der Weg des Todes.

Erſtes Kapitel 63
Zweites Kapitel 76
Drittes Kapitel 83
Viertes Kapitel 91

Zur Tiefe.

Erſtes Kapitel 103
Zweites Kapitel 110
Drittes Kapitel 124
Viertes Kapitel 133
Fünftes Kapitel 143
Sechſtes Kapitel 151

Seite

Im Abgrund.

Erſtes Kapitel 163
Zweites Kapitel 169
Drittes Kapitel 176
Viertes Kapitel 191

Rettende Hände.

Erſtes Kapitel 201
Zweites Kapitel 209
Drittes Kapitel 220
Viertes Kapitel 229
Fünftes Kapitel 240

Gerettet?

Erſtes Kapitel 257
Zweites Kapitel 270
Drittes Kapitel 283
Viertes Kapitel 290

Jda Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 25. Band.

Der breite Weg und die enge Straße.

Erſter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

gar kein Gedränge; Niemand war da, als er und ich, und ſehr bequem hätte ich mir das Weihwaſſer nehmen können; aber wieder benetzte er, geſchwinder als ich, ſeine Fingerſpitzen damit, und bot ſie mir mit einem ſo bittenden Blick, daß ich wol erkannte, dies ſei keine bloße Höflichkeit wie geſtern, ſondern — mehr. Ich konnte ihm unmöglich die demüthige Bitte verſagen, berührte ſeine Finger und wandte mich ſchnell zum Gehen, denn ich wollte nicht ſehen, wenn er ſie etwa wieder an die Lippen legte.

So vergingen einige Tage. Wir ſahen uns jeden Morgen, begrüßten uns nie anders als mit den Augen, ſprachen keine Sylbe zuſammen; aber.... ich nahm das Weihwaſſer auch nie anders als von ſeiner Hand. Dieſe faſt unmerkliche Berührung, leicht wie ein Hauch und doch mächtig wie ein elektriſcher Schlag, zugleich flüchtig und feurig wie der Blitz, erfüllte mich mit unirdiſchem Entzücken. Immer ging ich die Stufen des Portals wie eine Himmelsleiter hinab! immer meinte ich mit Flügeln über die Straße fortzuſchweben! Oft dachte ich ob den Heiligen nicht möge ſo zu Muth geweſen ſein, wenn ſie eine himmliſche Viſion gehabt. Die vierundzwanzig Stunden meines Tages konzentrirten ſich in den Pulsſchlag der Secunde, wenn ich Gun-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der breite Weg und die enge Straße.

Die erſte Generation.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Ein rauher Novemberabend. Regen und Sturm brauſte und ſauſte um die Wette. Wagen rollten ſo raſch wie die Pferde zu laufen vermochten durch die breiten Gaſſen der Reſidenz. Einzelne unglückliche Fußgänger erkämpften ſich mit zerbrochenen Schirmen und zerzauſten Mänteln ihren Weg. Wer nicht gezwungen war der Wut der Elemente zu trotzen, blieb daheim, und wer in ſeinen vier Wänden ſaß und die donnernden Windſtöße hörte, fühlte ſich mit Behagen in Sicherheit.

In Sicherheit war auch die Baronin Erting, denn ſie ſaß in ihrem angenehm erwärmten und erleuchteten, bequem und elegant eingerichteten Zimmer . . . ſie ſaß auf Polſtern, die mit dem ſchönſten Lyoner Seidenſtoff überzogen waren, und ihre Füße ruhten auf dem ſchönſten Brüſſeler Teppich. Nichts weniger aber als Gefühle des

Wohlbehagens gab ſich bei ihr kund. Sie ſah fieberhaft erregt aus. Es war zehn Uhr Abends und ſie war im Morgenanzug. Sie trug ein braunes Cachemirekleid und eine Jacke von braunem Sammt mit Schwanpelz beſetzt. Dieſe Jacke knöpfte ſie bald feſt am Halſe zu und bald warf ſie dieſelbe vom Nacken zurück, je nachdem Froſt und Hitze bei ihr zu wechſeln ſchienen. Sie betrachtete unaufhörlich bald mit prüfendem, bald mit ſtarrem Blick zwei Photographien, die vor ihr auf dem Tiſche lagen: ihre eigene und die eines jungen Mädchens. Ihr Bild war das einer ſchönen Frau. Sie galt dafür in der Welt. Reiches braunes Haar, große dunkle Augen, ſchöne Zähne, eine kleine doch elegante Geſtalt, ſtets ein Anzug, der nicht vorteilhafter gedacht werden konnte: dies alles machte ihre Erſcheinung blendend; — einnehmend nicht. Die Stirn, die ſenkrecht von der Naſe zu den Haarwurzeln aufſtieg, verriet ungewöhnlichen Eigenſinn, und um den Mund war jener unbeſchreibliche und unverkennbare Zug, den die Redſeligkeit gibt. Selbſtverſtändlich betrachtete Baronin Erting ihre Photographie mit Wohlgefallen, während jeder Blick, den ſie auf das Bild des jungen Mädchens warf, von einem Zeichen der Mißbilligung begleitet war.

Da fuhr ein Wagen vor, ein zweiter und ein dritter. Sie kommen! ſprach die Baronin halblaut, ſchlug mit nervöſer Haſt den Deckel eines

Käſtchens zu, in welches ſie die Photographien warf und betrat den kleinen Salon, der an ihr Zimmer ſtieß. Dort ging ſie ein paar Mal auf und nieder, und dann den drei Damen entgegen, für welche ſich die Tür öffnete.

„Das nenne ich treue Freundinnen, rief ſie mit großer Lebhaftigkeit und zärtlichem Händedruck; „Ihr ſchenkt mir armen, durch die Grippe eingeſperrten Klausnerin den Abend, den Ihr ohne Zweifel in einer angenehmeren Geſellſchaft zubringen könntet.“

„Liebe Eugenia, unter allen Umſtänden iſt es mir eine Freude Dich zu beſuchen,“ verſetzte Gräfin Melanie ebenfalls ſehr zärtlich; „doch geſtehe ich offen, daß die Mitteilung der überraſchenden Neuigkeit, welche Dein Einladungsbillet verheißt, mich heute magnetiſch zu Dir zog.“

„O meine ehrliche Melanie! wie liebe ich dieſe kindliche Offenheit,“ ſagte Baronin Erting gerührt.

„Ach, dieſe Neuigkeit! was wird das ſein! ich bin blaſiert über Neuigkeiten, die doch weiter nichts ſind als alte, ſich ſtets wiederholende Geſchichten, Scenen aus dem Leben . . . nicht wahr, Eugenia?“ rief Gräfin Fanny und ließ ihren Fächer rauſchen.

„Dennoch wirſt Du erſtaunen, beſte Fanny und aus der Blaſiertheit herausfallen,“ entgegnete Eugenia ſchalkhaft.

„Nun ſo ſprich!“ rief Baronin Juliette ungeduldig; „da Du uns auf eine Neuigkeit eingeladen haſt, ſo verſteht es ſich, daß wir geſpannt ſind ſie zu erfahren.“

„Wohlan!“ ſagte Eugenia, „meine Neuigkeit iſt dieſe: Veldegg hat ſich verlobt.“

„Wie .... was .... wann .... Veldegg .... unſer Veldegg .... Emerich Veldegg!“ .... riefen die drei Freundinnen grenzenlos überraſcht.

„Ja, Emerich Veldegg,“ wiederholte Eugenia.

„Aber mit wem .... aber wo und wann! .... und ſo ſtill .... ſo raſch! wer iſt die Braut?“

„Er war verlobt mit Fräulein Hildegund von Althaus,“ erwiederte Eugenia.

„Hildegund von Althaus! .... ein Name aus der Provinz,“ ſagte Gräfin Melanie; — Gräfin Fanny aber vergaß alle Blaſiertheit, klatſchte vergnügt in die Hände und rief:

„Dies wird immer ſchöner! Veldegg war verlobt, wie Du ſagſt, Eugenia; folglich iſt er es nicht mehr und die Sache ging zurück.“

„Im Gegenteil, liebſte Melanie, ſie ging einfach vorwärts. Veldegg war verlobt und iſt vermählt. Heute iſt ſein Hochzeitstag.“

„Vermählt! Veldegg! iſt es möglich!“ ſagte Gräfin Melanie und wiegte nachdenklich ihr ſchönes Köpfchen.

„Nicht nur möglich, ſondern gewiß: eine vollendete Tatſache!“ verſetzte Eugenia; „es treten die meiſten Menſchen in die Ehe .... alſo auch Veldegg.“

Gräfin Fanny klopfte mit ihrem Fächer gebieteriſch vor Eugenia auf den Tiſch und rief:

„O keine Betrachtungen! Tatſachen, Tatſachen wollen wir hören. Erzähle, Eugenia .... und zwar von Anfang an alles ganz genau.“

„Es gibt nicht viel zu erzählen,“ entgegnete Eugenia; „die Sache machte ſich überraſchend ſchnell.“

„Als ein zweiter Cäſar kam er, ſah und ſiegte!“ warf die beleſene Juliette ein.

„Vielleicht wurde er beſiegt,“ ſagte Melanie.

„Aber laßt doch Eugenia erzählen!“ rief Fanny ungeduldig.

„Vor etwa ſechs Wochen wurde Veldegg ſchleunigſt nach Karlsbad gerufen. Die Tante, die ihn zum Erben eingeſetzt hat, war dort von einem tötlichen Schlaganfall getroffen. Er fand ſie noch am Leben, ja ihr Zuſtand ſchien eine gute Wendung zu nehmen, doch nach acht Tagen trat ihr Tod ein. In dieſen acht Tagen lernte Veldegg die Baronin Althauſen kennen, die mit ihrer Nichte in demſelben Hauſe wie ſeine Tante wohnte und ſich während der Kur mit dieſer befreundet hatte. Fräulein Hildegund von Althauſen ſehen und ſich in ſie verlieben war das Werk eines Augenblicks;

daccars Fingerſpitzen mit den meinen berührte: ich ſchöpfte Leben daraus.

Da fand wieder ein Ball ſtatt, und diesmal empfing ich mit lebhafter Freude die Erlaubniß ihn beſuchen zu dürfen. Die Couſinen beſorgten ſich wunderhübſche Anzüge und ich hätte für mein Leben gern auch ein roſenfarbenes Florkleid gehabt, wie ſie. Aber meine kleine Kaſſe reichte dazu nicht aus, ſo ſehr ich mich auch mit der Kammerfrau deswegen berieth. Endlich ſagte ſie:

„Ei, Comteſſchen, was grämen Sie ſich um ein neues Kleid! garniren Sie das weiße mit ein Paar Roſenbouquets, ſetzen Sie einen Roſenkranz dazu auf — Sie machen ja ſo wunderhübſche Blumen! — und ſein Sie gewiß, daß alle Leute Sie am geputzteſten und am ſchönſten finden werden.“

Alle Leute — gingen für mich auf in — Gundaccar! Ich befolgte den Rath der Kammerfrau. Auf dem Ball begrüßten wir uns, er und ich, als uralte Bekannte und Freunde, die ſchon unſäglich viel mit einander erlebt und getheilt haben. Aber nun gabs doch auch eine neue Freude! wir ſprachen einmal wieder zuſammen! Ich hatte nicht Zeit an meinen Vorſatz zu denken keine Verſtöße zu begehen; ich plauderte mit Gundaccar, und nur mit ihm; er tanzte wieder dreimal mit mir und außerdenn während dieſer acht Tage erhielt er von der Baronin die Erlaubnis, ſie auf dem Lande beſuchen und ſich um Hildegund bewerben zu dürfen. Nun begleitete Veldegg die ſterbliche Hülle ſeiner Tante nach ihrem Witwenſitz, wo ſie in der Schloßkapelle ihre Ruheſtätte fand; dann beeilte er ſich die Erlaubnis der Baronin Althauſen zu benutzen und die Verlobung war ſchnell geſchloſſen. Daß ein glühender Liebhaber auf ſchleunigſte Vermählung dringt, iſt in der Ordnung. Fräulein Hildegund's Oheim und Vormund entſprach gern dieſem Wunſch. Wie es ſcheint, freute er ſich herzlich der Sorge für das Vermögen und für eine paſſende Heirat ſeiner Mündel enthoben zu ſein. So fand denn heute im engen Kreiſe der nächſten Verwandten der Braut ganz ſtill die Vermählung ſtatt, da Veldegg in Trauer, d. h. in Trauerkleidern iſt."

„Das iſt ja eine romanhafte Leidenſchaft!" bemerkte Juliette.

„Iſt dieſe Hildegund ſchön, jung, reich?" fragte Melanie.

„Ein ſolcher Dreiklang iſt ſelten und iſt nicht zu erwarten!" rief Gräfin Fanny.

„Fräulein Hildegund oder vielmehr Baronin Veldegg, iſt neunzehn Jahre alt und hat ein beträchtliches Vermögen," ſagte Eugenia.

„Hoffentlich iſt ſie grundhäßlich!" rief Gräfin

Melanie; „denn wäre ſie auch noch ſchön, ſo hätte Veldegg ein ganz übermenſchliches Glück.“

„Und müßte à la Polykrates empfinden,“ ſetzte Baronin Juliette hinzu.

„Nun, man wird ſie ja ſehen,“ ſagte Eugenia; „länger als ſechs bis acht Wochen ſoll die Reiſe nicht dauern.“

„Und wohin geht dieſe Reiſe?“

„Nach Rom.“

„Nach Rom! ich ginge lieber nach Paris!“ rief Melanie.

„Nach Rom,“ wiederholte Eugenia. „Veldegg, in ſeiner liberalen Richtung, iſt wie alle Liberale ganz entzückt von dem Papſt, der höchſt freiſinnigen Anſichten huldigen ſoll.“

„Möge er ſie in's Werk ſetzen und die hungernde Menſchheit wird ihn ſegnen,“ ſagte Melanie und faltete andächtig die Hände; „denn es iſt eine wahre Marter für mich, meinen armen Mann, der halb verhungert von der Jagd kommt, Freitags mit Mehlbrei und Apfelſtrudel abzuſpeiſen. Ich kann das unmöglich über mein Herz bringen. Er kann nicht leben ohne Fleiſchſpeiſen, und da ihm ſein Beefſteak nicht munden würde, wenn ich Mehlbrei verzehrte, ſo muß auch ich der Abſtinenz entſagen.“

„Die Frage, ob Beefſteake oder Mehlbrei iſt kaum der Erörterung wert,“ nahm Fanny das

Wort; „aber die Ehe . . . wenn man dieſe nach freiſinnigen Prinzipien in's Auge faßte, — das, beſte Melanie, wäre eine Wohltat für die Menſchheit. Dann dürfte meine arme Schweſter Adele ſich von ihrem Ungeheuer von Gatten trennen und eine neue Wahl treffen, die ihrer Neigung entſpricht."

„Beſte Fanny," verſetzte Juliette, „ein Ehemann iſt eine Art von Ungeheuer . . . wenigſtens zeitweiſe. Dies kann auch der freiſinnigſte Papſt nicht ändern. Allein er kann dieſes und jenes hinweg räumen, was die Ungeheuerlichkeit hervorruft. Welche Not ich habe, bis ich meinen Mann zu ſeiner öſterlichen Beicht bewege, — das iſt namenlos. Freiſinnige Prinzipien über die Beicht, o welche Wohltat für die Menſchheit."

„Faßt euere frommen Wünſche in einer Petition zuſammen und laßt ſie durch Veldegg dem Papſt überreichen," ſagte Eugenia ironiſch.

Die Gedanken der Damen wendeten ſich jetzt wieder dem neuen Ehepaar zu und der Vermutungen, Vorausſetzungen und tauſenderlei Betrachtungen war kein Ende. Als es Zwölf ſchlug, ſtand Fanny haſtig auf und ſagte:

„Wir vergeſſen, daß wir bei einer Kranken ſind."

„Schon Mitternacht!" rief Melanie erſchreckt. „O weh! Morgen wird mein Mann behaupten, die Pferde hätten den Schnupfen, weil ſie ein wenig im Regen ſtehen mußten."

„Mein Mann behauptet dies nur dann, aber dann regelmäßig, wenn ich den Wagen wegen einer Predigt oder einer feierlichen Funktion ein wenig vor einer Kirche warten ließ," ſagte Juliette lachend.

Sie nahmen zärtlich Abſchied von Eugenia und dieſe ſagte ſchließlich:

„Ich denke es macht Euch Vergnügen, dieſe unerwartete Neuigkeit morgen zu verbreiten bevor noch die Partezettel eintreffen."

So trennten ſich die Freundinnen. Auf der Treppe faßten ſich die drei Damen einander eng unter den Arm, ſtiegen langſam hinab und flüſterten:

„Das war klug, daß er die Sache ſo geheim hielt und ſo raſch ausführte."

„Mit einem Schlag hat er die Kette geſprengt, die er ſieben Jahre trug."

„Ich glaube nicht an ihre Grippe! ſie will nur das erſte Gerede der Leute verrauſchen laſſen."

„Es mag ein furchtbarer Schlag für ſie geweſen ſein."

„Freilich! . . . aber ein ſolches Verhältnis kann doch nicht ewig dauern."

„Das Drama, das wir vorhin im Theater ſahen, iſt fade gegen das Drama, das unter dieſem Dache ſtattfindet."

„Seine Heimkehr mit der jungen Frau — das wird intereſſant ſein.“

„Adieu! — Addio! — Auf Wiederſehen!“ — Und die drei Wagen rollten dahin.

Baronin Erting blieb eine ganze Woche unſichtbar für Jedermann, den Baron nicht ausgenommen. Der Arzt habe ihr ſtreng das Sprechen unterſagt und die größte Ruhe empfohlen; — ſo lautete fortwährend der Beſcheid, den ihre Kammerfrau auf jede Anfrage gab. Wer ſich ſehr ſchnell über ihre Unſichtbarkeit tröſtete — das war Baron Erting.

Zweites Kapitel.

Baron Erting nahm ſich weder das Unwohlſein noch die Unſichtbarkeit ſeiner Gattin zu Herzen. Vor zwölf Jahren hatte er Fräulein Eugenia von Bernbach geheiratet, nicht aus Neigung, ſondern weil ſeine Eltern darauf beſtanden, daß ihr einziger Sohn ſich endlich und endlich vermähle — denn er zählte bereits ſechsunddreißig Jahre und alle Hoffnungen des reichen und ſehr geſchätzten Banquierhauſes Erting ruhten auf ihm. Sein Vater war baroniſiert und mit Orden bedeckt, ſtand in Verbindung mit allen Finanzminiſtern Europa's, hatte ein glänzend eingerichtetes Haus, gab Diners erſter Ordnung und war in der Geſellſchaft ſo geachtet, wie an der Börſe, während ſeine Gattin mit den eleganteſten Frauen der Reſidenz Schritt hielt. Der einzige Sprößling dieſer Ehe war Baron Ignaz. — Selbſtverſtändlich die Wonne ſeiner Eltern.

„Komm' her, Nazi," ſagte der Vater, „ich will Dir ein Rechenexempel aufgeben."

Nazi's Augen leuchteten.

„Wenn Du ſiebenundſechszig Gulden dreiundfünfzig Kreuzer zu fünf und ein halb Prozent verliehen haſt“ . . .

„Zu ſechs ein halb, Papa,“ ſchaltete Nazi ein.

„Deſto beſſer . . . . zu ſechs ein halb!“ verſetzte lächelnd der Vater; „wie hoch belaufen ſich dann die Zinſen in ſieben Monaten, drei Wochen und fünf Tagen.“

Und Nazi rechnete zum Entzücken ſeines Vaters mit Eifer und Glück die Summe aus.

„Nazi,“ ſagte die Mutter, „ſo wild wie andere Buben darfſt Du nicht ſein. So wütend herum zu rennen, zu klettern, zu ſpringen, ſich zu balgen — das ſchadet der Geſundheit, dabei kann man den Hals brechen und wenn auch das nicht geſchieht, ſo bekommt man doch rohe, plumpe Manieren, die ganz abſcheulich ſind.“

Nazi's Anlagen waren der Art, daß ſie der Richtung ſeines Vaters und den Wünſchen ſeiner Mutter entſprachen. Er war ein fleißiger und zahmer Knabe. Nach und nach ſtudierte er das, was in das Fach einſchlug, für welches er beſtimmt war; aber nur das. Alles Übrige exiſtierte nicht für ihn. Jetzt wünſchte freilich ſeine Mutter, er möge reiten, tanzen, fechten, ſchwimmen lernen, — das kam jedoch gar nicht in Nazi's Sinn. Jetzt ſuchte ſie ihn freilich für Pferde, für Wettrennen, für Schießübungen, für Jagden, für Waffenſammlungen zu intereſſieren, denn in der Stille ihres Herzens fand ſie Nazi unbeholfen und linkiſch in ſeiner Erſcheinung und ſeinem Benehmen; ſie wünſchte ihm eine leichtere, ungezwungene Haltung und mehr Gewandtheit im Salon. Der Vater ſagte jedoch:

„Laß' ihn doch ungeſtört den großen Geſchäften ſich widmen. Das iſt ſeine Spezialität, dafür hat er Luſt und Talent. Beides fehlt ihm um ein Jockey oder ein Schütz zu werden und darüber bin ich herzlich froh. Der Schliff, den die Welt gibt, wird ihm mit der Zeit kommen, beſonders durch ſeine zukünftige Frau."

„Er hat nicht die mindeſte Neigung für den Umgang mit Frauen," ſagte die Baronin.

„Das freut mich ganz beſonders," verſetzte der Baron; „eine ſolche Neigung bringt mehr Gefahren als Vorteil mit ſich und könnte jetzt, da Ignaz große Reiſen machen ſoll, allerhand Störungen bereiten."

Das gab die Baronin zu. Sie hoffte, Ignaz werde von ſeinen Reiſen etwas Weltſchliff mitbringen. Sie täuſchte ſich. Ignaz reiſte durch eine Hälfte Europa's, erwarb ſich Kenntniſſe und einen guten Ruf; kam zurück ganz der Alte. Die jungen Mädchen lachten über ihn, die Mütter zuckten die Achſeln über ihn: ſo unerhört ungeſchickt und verlegen war ſein Benehmen. Er bereiſte die andere Hälfte Europa's — das Ergebnis war daſſelbe. Er ging nach Konſtantinopel und Alexandrien, nach Rio und New-York; — die jungen Mädchen nannten ihn unter ſich den Wallfiſch und fragten einander, ob wohl eine von ihnen den Mut habe ihn zu heiraten.

Die Baronin fand nach gerade eine Heirat ganz notwendig und der Baron ſtimmte ihr bei, weil für Descendenz des Hauſes Erting zu ſorgen ſei. Die Baronin übernahm die Werbung; nur unter dieſer Bedingung wollte ſich Ignaz zur Ehe bequemen. Die Wahl der Gattin überließ er den Eltern. Seine Mutter nahm mit mehr Feuer als Glück die Sache in die Hand. Sah ſie auch nicht ihren Sohn für einen Adonis an, ſo war ihr mütterliches Auge doch ſehr fern davon, ihn mit dem Auge eines jungen Mädchens zu betrachten. Überdies deckten ſeine guten Eigenſchaften und die väterlichen Millionen den Mangel an Schönheit zu. So kam es, daß ſie ſich kühn an Perſönlichkeiten wendete, die für ihre Töchter Anſprüche machten, welche Ignaz von Erting nicht erfüllen konnte. Dreimal ſchlugen ihre Hoffnungen fehl, zu ihrem bittern Schmerz und zum Erſtaunen ihres Mannes — während Ignaz höchſt gleichmütig ſagte, ihm liege nichts an dieſer Ehe, und überhaupt nichts an dem Eheſtand. Das ließen die Eltern jedoch nicht gelten und die Baronin dachte ſchon, ſie müſſe auf die Brautſchau in fremde Länder gehen; da wurde die verwitwete Generalin von Bernbach ihre Nachbarin, und auf deren Tochter Eugenia richteten ſich nunmehr die Gedanken der Baronin.

Durch Eugenia's älteſten Bruder, der ein ſtattlicher Offizier, ein vorzüglicher Tänzer, beliebt in der Geſellſchaft und der Baronin Erting wohlbekannt war, wurde die Bekanntſchaft angeknüpft, deren Abſicht Julius von Bernbach ſogleich erriet, mit ſtillem Frohlocken begrüßte und mit größtem Eifer förderte. Frau von Bernbach lebte in höchſt engen Verhältniſſen mit ſieben Kindern von ihrer Witwenpenſion. Waren die älteſten Söhne auch bereits im Militärdienſt, ſo bedurften ſie doch ſehr einige pekuniäre Unterſtützung, während zwei jüngere Söhne und zwei Töchter bei der Mutter waren. Eugenia von Bernbach ertrug mit dem äußerſten Unmut ihre beſchränkte Lage, die in einem ſo grellen Gegenſatz zu den Freunden und Herrlichkeiten der Welt war, von welchen Julius ſo viel zu erzählen wußte. Sie wurde nicht müde die eleganten Toiletten der Damen, die glänzende Einrichtung der großen Häuſer, die Bälle, die Feſte, die Theater beſchreiben zu hören, und ſo jung ſie war und ſo wenig Ausſicht ſie dazu hatte, — feſt war ihr Entſchluß, nicht für immer den goldenen Sälen der großen, der reichen Welt fern zu bleiben. Jetzt bewohnte ſie dem prächtigen Erting'ſchen Hauſe gegenüber die beſcheidenen Räume eines dritten Stockes, aus deſſen Fenſtern ſie mit ſehndem gar nicht; er ſaß neben mir .... — o guter Gott! mit wie Wenigem kannſt du deine Menſchen glückſelig machen! — Achatz war nicht da. Um die Laune meiner Tante zu brechen, legte er eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen mich an den Tag, die ich ehrlich für baare Münze nahm.

Gundaccar ſagte mir: er habe vor zwei Tagen meiner Tante einen Beſuch gemacht, aber nur ihre Töchter bei ihr gefunden. — Das machte mich wahrhaſt traurig! unter einem Dach war ich mit ihm geweſen, und ich wußte es nicht!

„Und wann ſind Sie denn ſichtbar?“ fragte er.

„O, niemals!“ entgegnete ich niedergeſchlagen.

„Leben Sie noch in klöſterlicher Klauſur?“ fragte er weiter.

„Trauriger als dort: in einer Art von Verweiſung — ſprach ich ſchmerzlich; aber ich ſetzte ſchnell hinzu: denn ich bin ja auch nur eine Fremde im Hauſe meines Vormunds, und eine ſolche hat man wol nirgends in einer Familie gern! ſie iſt ſo überflüſſig .... und dadurch läſtig.“

„Thut man Ihnen weh .... dort?“ rief Gundaccar mit blitzenden Augen.

„Nein nein! o nein! rief ich tödtlich erſchrocken; man hatte mich nur eben nicht ſehr lieb .... anfänglich! jetzt ſchon mehr.“

ſüchtiger Neugier den Glanz dieſes Hauſes wahrnahm. Wie viel Wagen fuhren vor! wie viel Diener in Livree gingen aus und ein! wie herrlich erleuchtet war der Speiſeſaal! wie zauberhaft der Ballſaal! wie reizend war das blaue Coupé, in welchem die Baronin Erting täglich ſpazieren fuhr! und dieſer Zobelpelz der Baronin! . . . . ihr dunkelgrüner Sammtpelz mit Chinchilla war aber doch noch ſchöner! . . . . —

„Möchteſt Du den nächſten Ball bei der Baronin Erting mitmachen, Eugenia?“ fragte Julius eines Tages ganz unbefangen.

„Welche Frage!“ rief Eugenia, „es wäre meine Seligkeit.“

„Ich würde Dir ein hübſches Ballkleid ſchenken, denn ich war eben glücklich in einer unſchuldigen Partie . . . . Whiſt.“

„Ein Ballkleid!“ rief Eugenia entzückt.

„Wozu das alles, Julius?“ ſagte Frau von Bernbach verweiſend.

„Um Eugenia zu necken!“ rief Julius und lachte.

Eugenia hätte gern geweint. Doch grenzenlos war ihr Erſtaunen, ihre Freude, als zwei Tage darauf Baronin Erting ſich bei Frau von Bernbach melden ließ und mit größter Liebenswürdigkeit die Nachbarſchaft in Anſpruch nahm, um für ihren Ball eine ſo liebliche Tänzerin wie Fräulein von

Bernbach zu gewinnen. Frau von Bernbach lehnte ab; ſie gehe nicht in die große Welt. Eugenia zitterte. Da bat die Baronin ſo dringend, Eugenia möge ihrer Obhut für den Ballabend anvertraut werden, daß Frau von Bernbach um ſo weniger die Bitte abſchlug, als ſie ſehr wohl begriff, daß es ſich im Grunde um eine viel wichtigere Sache als den Ball handele.

Und ſo war es in der Tat. Nach acht Tagen war Eugenia mit Ignaz verlobt und vier Wochen ſpäter vermählt. Dieſe plötzliche Wendung ihres Schickſals erſchien ihr zauberhaft, ein goldener Traum. Doch in ihren Verhältniſſen fand ſie nicht alles golden, vor allem nicht — den Gemahl. Wenn ſie ſich im Spiegel betrachtete und ihn in Gedanken neben ſich ſtellte, ſo ſchien es ihr ganz in der Ordnung zu ſein, daß er vor ihr auf den Knieen gelegen hätte; dies fiel aber dem guten Ignaz nicht ein. Er wußte gar nicht ſich mit dieſem kleinen, hübſchen, eiteln ſechszehnjährigen Perſönchen in ein vertrauliches Verhältnis zu bringen und blieb auch ihr gegenüber in ſeiner Art und Weiſe: ſchweigſam, unbeholfen, verlegen. War er mit ihr allein, ſo rieb er beſtändig wie in ſtiller Verzweiflung die Hände, ſtand auf, ging an's Fenſter, trommelte an den Scheiben, ſagte zwanzig Mal: Hm, hm! — ging unruhig hin und her, bis er an die Wand kam und drückte ſich an ihr zum Zimmer hinaus, indem er ſagte:

„Die Bureauſtunde ſchlägt. Adieu.“

Nicht gekränkt im Herzen, deſto mehr in der Eigenliebe, fühlte ſich Eugenia durch das Benehmen ihres Gatten, und ihre Schwiegereltern taten ebenfalls nichts, was dieſe Eigenliebe hätte nähren können. Sie waren keineswegs geſchmeichelt durch dieſe Ehe ihres Sohnes und behandelten Eugenia zwar gütig, doch nicht mit jener Zärtlichkeit, welche ſie einer willkommeneren Schwiegertochter erzeigt haben würden. Überdies fanden ſie ihre Bildung höchſt mangelhaft. Der Schwiegervater ſagte:

„Du haſt wahrſcheinlich bei einem deutſchen Winkelſchulmeiſter franzöſiſch gelernt, Eugenia, denn Deine Ausſprache iſt ohrenzerreißend. Als Du geſtern bei Tiſch zwiſchen dem ſchwediſchen und dem ſardiniſchen Geſandten ſaßeſt, hörte ich Dich viel von Diner und Souper mit dem Accent auf der erſten Silbe ſprechen. So etwas iſt unerlaubt. Ich werde ſogleich eine Sprachmeiſterin aus Paris kommen laſſen und ich erwarte, daß Du binnen drei Monaten perfekt franzöſiſch ſprichſt und mit Leichtigkeit ein franzöſiſches Billet ſchreibſt. Dann wird italieniſch und engliſch an die Reihe kommen. Das iſt notwendig in dieſem Hauſe, das von ſo vielen Ausländern beſucht wird.“

„Eugenia,“ ſagte die Schwiegermutter, „Deine Singſtimme iſt ſpitz und dünn wie eine Nähnadel. Eine ſolche Stimme iſt nur dann anzuhören, wenn ſie ſehr geſchult und ausgebildet iſt. Ich werde den beſten Geſanglehrer für Dich nehmen.“

Eugenia fand es nicht angenehm, wie ein Schulkind behandelt zu werden; indeſſen ſah ſie die Mängel ihrer Bildung zu klar ein und wünſchte zu lebhaft, auch in dieſem Punkt hinter Niemand zurückzuſtehen, daß ſie ſich mit Eifer den Studien widmete, die ihr zugewieſen wurden und in denen ſie raſche Fortſchritte machte. Hoffte ſie aber dadurch einen Unterricht zu bekommen, den ſie erſehnte, weil er zur Eleganz gehörte, Unterricht im Reiten, ſo täuſchte ſie ſich.

„Dein Mann reitet nicht, er hat ganz andere Dinge zu tun,“ verſetzte die Schwiegermutter; „da eine junge Frau nicht anders ausreiten kann, als in Geſellſchaft ihres Mannes, ſo wäre Reitunterricht für Dich Zeitverſchwendung. Überdies will ich Deine Zeit in anderer und beſſerer Weiſe in Anſpruch nehmen.“

Eugenia horchte geſpannt, was das wohl ſein könne, und war nicht wenig entſetzt, als ihre Schwiegermutter fortfuhr:

„Ich will Dich in den Wohltätigkeitsverein einführen, deſſen Präſidentin ich bin.“

„Ach . . . davon verſtehe ich nichts,“ ſtotterte Eugenia.

„Du ſprichſt meine Überzeugung aus,“ entgegnete die Schwiegermutter kalt; „und eben deshalb iſt es notwendig. Reiche Leute müſſen wohltätig ſein; das geziemt ſich. Wir müſſen aber auch eine perſönliche Teilnahme für die Sache der Wohltätigkeit an den Tag legen; wir lernen auf dieſe Weiſe die Forderungen beurteilen, die an uns herantreten, wir lernen Perſonen aus den verſchiedenſten Ständen kennen; wir ſpinnen hie und da nützliche oder angenehme Verbindungen an. Nur durch ihre allbekannte Wohltätigkeit iſt die Baronin Rothſchild in Paris mit der vortrefflichen Königin Amélie in Verbindung gekommen. Du ſiehſt, die Sache hat ihre glänzende Seite."

Eugenia fügte ſich, weil ſie nicht anders konnte. Sie lebte in vollkommenſter Abhängigkeit im Hauſe und im Haushalte ihrer Schwiegereltern, und in dieſer Beziehung war ſie ganz und gar Tochter. Sie hätte die kräftigſte Unterſtützung ihres Mannes bedurft, um irgend etwas zu unternehmen, was ſeinen Eltern nicht genehm war. Sie ſah ein, daß es nicht ſchwerer geweſen wäre, eine egyptiſche Pyramide in Bewegung zu ſetzen, als Ignaz zu vermögen mit ihr ſpazieren zu reiten, und ſo gab ſie ihren Wunſch auf und ging auf das Anſinnen der Schwiegermutter ein, während ſie in der Stille ihres Herzens dachte:

Bin ich einmal fünfundzwanzig Jahre alt und kann ich all' die Dinge, die ich jetzt lernen muß und auch lernen will: dann ſoll es anders werden.

Sie brauchte nicht ſo lange zu warten. Vier Jahre nach ihrer Heirat ſtarb ihr Schwiegervater und zwei Monate ſpäter ihre Schwiegermutter. Als das Trauerjahr ablief, war Eugenia einundzwanzig Jahre alt und Selbſtherrſcherin im Hauſe Erting. Wohlverſtanden, nicht in den Bureaus des Geſchäftes. Dieſe lagen für Eugenia auf einem andern, einem niedrigeren Planeten, auf welchem Ignaz der Herr war. Sie faßte nur die Ergebniſſe in's Auge, welche aus dieſen Bureaus hervorgingen — und dieſe waren befriedigend. Sie ſah jetzt ein, wie heilſam die ſtrenge Zucht ihrer Schwiegermutter geweſen ſei, durch welche ſie nach und nach das gelernt, das geübt hatte, was ihr jetzt zum ſicheren Auftreten in der Geſellſchaft und zur Regierung eines großes Hauſes zu gut kam. Bisher war ſie im Hauſe und in der Welt nur der Trabant eines Geſtirns geweſen; jetzt wurde ſie ſelbſt ein Stern und zwar ein ſolcher, der Aufſehen machte.

Glänzend wie ein farbenreicher Schmetterling aus ſeiner Verpuppung trat ſie aus dem ſtillen Trauerjahre als eine ſehr hübſche Frau von ungewöhnlicher Eleganz und ungewöhnlich ſicherem Benehmen wieder in der großen Welt auf. Zu derſelben Zeit erſchien auch der Freiherr Emerich von Veldegg, auf den die Blicke aller Mütter und vieler Töchter ſich richteten, denn er war ein ſehr ſchöner, ſehr reicher, ſehr gebildeter junger Mann von dreiundzwanzig Jahren und vom beſten Ruf. Er jedoch beachtete gar nicht die Aufmerkſamkeit, die alle ihm zuwendeten, denn ſeine Blicke fielen auf einen Gegenſtand, der ihm anziehender erſchien als die übrige geſamte Frauenwelt, und der ihn ſo ganz feſſelte, das man allgemein erkannte, es ſei vor der Hand nicht daran zu denken, daß ſich Emerich von Veldegg vermähle. Man ſtaunte über dieſe große Leidenſchaft, man begriff ſie nicht, man fand nicht, daß die Baronin Erting einen Zauber beſitze, der ganz überwältigend ſei; man kritiſierte und tadelte ſie, man beneidete ſie — und ſchließlich bekam ſie einen gewiſſen Relief, eine Geltung, die ſie zuvor nicht gehabt hatte. Ihr Auftreten in der Geſellſchaft hatte einen glänzenden Erfolg gehabt, einen großen Triumph davongetragen; — dieſem Blendwerk, in welcher Richtung es zur Erſcheinung komme, huldigt die Welt.

Eugenia's ſelbſtſüchtiges Herz verſtand unter Liebe — geliebt werden und in dieſem Bewußtſein glücklich ſein. Daß Ignaz ihr dies Glück nicht gewährte, war ihr ſehr kränkend im Anfang ihrer Ehe. Nach und nach tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken, daß die Liebe eines ſo unbedeutenden Mannes nur ein ganz mattes Gefühl ſei, das nicht beglückend wirken könne. Überdies konnte ſie vor allen Studien und Beſchäftigungen, welche ihre Schwiegermutter ihr zuwies, nicht dazu kommen, irgend welchen Träumereien nachzuhängen. Jetzt aber, nach fünf Jahren, entwickelter in ihrem ganzen Weſen und feſt in ihrer Richtung, jetzt trat das Verlangen nach Glück, wie ſie es verſtand, lebhafter hervor, und Emerich's Huldigung war das, was ſie erſehnte. Durch welchen Zauber ſie ihn während ſieben Jahren zu feſſeln wußte — wer kann es ſagen? Sie beherrſchte ihn: das war entſchieden.

Emerich von Veldegg war, wie man zu ſagen pflegt, ein ſehr guter Menſch: wohlwollend, dienſtbereit, anſpruchslos, bei großen äußeren Vorzügen verſtändig genug, um auf Bildung des Geiſtes für ſich ſelbſt und für andere Wert zu legen und um die Sittlichkeit des Wandels zu ſchätzen.

Bei einer ſo glücklich angelegten Natur hätte er ein ſehr tüchtiger Menſch, ein ausgezeichneter Mann werden können, wenn ſeine Erziehung ſeine Anlagen unterſtützt und ſeinem Charakter Kraft gegeben hätte. Aber er war das einzige Kind reicher Eltern, verwöhnt von der Wiege an, umgeben von Weltluſt und Weltſinn. Seine ſchöne Mutter ſtarb, als er noch ein Knabe war. Sein Vater hatte ſie angebetet, war in Verzweiflung, faßte den Vorſatz ſich nicht wieder zu vermählen und dem Andenken der Unvergeßlichen treu zu bleiben. Daß er die erſte Hälfte des Entſchluſſes ausführte iſt gewiß, und eben ſo gewiß, daß er die zweite Hälfte ſehr bald vergaß. Trotz ſeines Leichtſinns wäre es ihm doch ſehr unlieb geweſen, wenn ſein Sohn ihm ähnlich geworden wäre, und er glaubte durch gründlichen Unterricht und ernſte Studien Emerich in eine andere Richtung bringen zu können. Allerdings folgte Emerich nicht dem Beiſpiele, daß der frivole Leichtſinn des Vaters ihm gab. Seine Studien bewirkten dies aber nicht; ſeine Natur war ernſter, zurückhaltender. Der Vater ſtaunte ihn im Stillen an und ſagte zu ſeinen Freunden in vertraulichen Geſprächen:

„Einundzwanzig Jahre zählt mein Bub'. Iſt er ein Mirakel, iſt er ein Eisklotz — ich weiß es nicht! .... bin aber neugierig, wann ſeine Stunde ſchlagen wird.“

Ein Freund entgegnete, der Sohn ſcheine anderen Grundſätzen zu huldigen, als der Vater.

„Kann ſein!“ verſetzte dieſer; „doch das weiß ja jedes Kind, alſo auch jeder Mann, es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo die Grundſätze wackeln wie Türme bei Erdbeben und ſchließlich deren Schickſal teilen und zuſammenbrechen.“

Dieſen Augenblick erlebte der Vater nicht. In den drei Jahren, die Emerich auf verſchiedenen Univerſitäten zubrachte und ſich dem Studium der Rechts- und Staatswiſſenſchaften widmete, erwarb er ſich durch ſeinen Fleiß und ſeinen Wandel den beſten Ruf. Er beſtand glänzend die Prüfung, die man in Deutſchland zu beſtehen hat, um darzutun, daß man genug wiſſe, um in den Staatsdienſt treten zu können, und war im Begriff nach

England zu gehen, nach dem Lande der uralten Praxis, welche vielfach mehr Gewicht auf das Können als auf das Wiſſen legt. Da ſtarb ſein Vater. Die Reiſe unterblieb, denn die Vermögensverhältniſſe waren zwar glänzend, aber in der größten Unordnung. Mit blindem Vertrauen, das ihm bequem war, hatte der Verſtorbene ſeine Beamten ſchalten und walten laſſen, nie um den Gang der Geſchäfte ſich bekümmert, alle Rechnungsvorlagen ohne Umſtände liquidiert und die ganze Verwaltung vortrefflich gefunden, weil man ihm jederzeit die Gelder zur Verfügung ſtellte, die er gerade brauchte, wenn auch die Kaſſe leer war. Emerich ſah ein, daß er ſich vor der Hand ſeinen Geſchäften widmen müſſe, wenn er gründlich deren Stand kennen lernen und in der Tat Herr ſeines Vermögens werden wolle, und mit ruhiger Umſicht tat er alles, was dazu erforderlich war.

Da ſchlug die Stunde, die ſein Vater mit Spannung erwartet hatte. In der letzten Zeit ſeines Trauerjahres erſchien er in der Reſidenz, und das erſte weibliche Weſen, das ihn bezauberte, war die Baronin Eugenia von Erting. Das moraliſche Erdbeben, das der Vater einſt prophezeite, trat ein und ſeine Grundſätze brachen zuſammen. Das iſt das Schickſal aller ſogenannten Grundſätze, die der Menſch aufſtellt, ohne ihnen eine unwandelbare Grundlage zu geben. Dieſe iſt aber nur in den ewigen Geſetzen zu finden, die Gott

„Ach, ſprach er wegwerfend, das iſt auch kein großes Unglück ob die Leute Sie lieb haben oder nicht."

„Ich lebe doch mit ihnen," entgegnete ich ſanft.

„Sie ſind ſo fromm, ſo gut und ſanft, rief er plötzlich, da wundre ich mich denn doch ſehr über etwas."

Ich ſtarrte ihn erwartungsvoll an.

„Daß Sie nur in die Frühmeſſe gehen," ſagte er.

„Im Kloſter war es anders," entgegnete ich lächelnd.

„Und jezt kann es nicht anders ſein?"

Ich ſchüttelte verneinend den Kopf und ſchlug die Augen feſt zu Boden, um ihn nicht anzuſehen.

Nach einer Pauſe fragte er: „Wiſſen Sie wol, daß mir die Tage entſetzlich lang in Inſpruck werden?"

„So gehen Sie nach Venedig zurück!" rief ich munter.

„Das wollte ich nicht ſagen" .... —

„Das weiß ich! drum ſagte ich es!" — — —

Ach, iſt es denn möglich dieſe kindiſchen Plaudereien ſo feſt im Gedächtniß bewahrt zu haben! — Beim Abſchied ſagte Gundaccar:

„Verſchlafen Sie nur die Frühmeſſe nicht; Sie haben ſo entſetzlich viel getanzt."

dem Menſchen offenbarte. Auf dieſer Grundlage fußend, mit aller Kraft und mit eiſerner Beharrlichkeit, iſt es möglich, den Stürmen gewaltiger Leidenſchaften unter gewaltigen Kämpfen zu widerſtehen. Fehlt dieſe Grundlage, ſo iſt andauernder Widerſtand nicht möglich. Emerich hatte ſie nicht. Er war ungläubig. So war er aufgewachſen, ſo war er erzogen, ſo hatte er es bei ſeinem Vater gehört und geſehen. Die Religion war für ihn die Geſchichte der verſchiedenen Religionen, welche ſeit Jahrtauſenden bei den verſchiedenſten Völkern des Erdballs geherrſcht haben, und die dem Kulturzuſtand dieſer Völker und dem mehr oder minder ideellen Geiſt derſelben entſprachen. Dieſe Geſchichte, dieſe Seite des menſchlichen Geiſtes, der nach etwas Göttlichem verlangt, intereſſierte ihn; denn auch er kannte es; aber deſſen Befriedigung dort zu ſuchen, wo es zu finden war, kam ihm nicht in den Sinn. Der übernatürliche Glaube iſt ſehr ſtark im Kinde, will aber doch ſehr gepflegt werden, wenn dieſe himmliſche Gabe nicht durch die Naturanlagen erſtickt werden ſoll. Gänzlich hatte dieſe Pflege für Emerich gefehlt: er war gut, ſo lange keine heftige Leidenſchaft in ihm erwachte und ihn fortriß.

Im Laufe der ſieben Jahre, die ihn zu Eugenia's Füßen hielten, waren ſchon manche Auftritte vorgekommen, die ihm klar machten, daß dies Verhältnis — abgeſehen von deſſen Verwerflichkeit — auch läſtig und ſtörend ſei. Eugenia hatte aber immer verſtanden, entweder zu überreden oder nachzugeben oder zu beſchwichtigen. War es jetzt die Stimme des Gewiſſens, die ihn beunruhigte — die Stimme der Ehre, die ihn ſtachelte — die Stimme der Vernunft, die ihm ſeine namenloſe Torheit vorhielt; oder wurde ſein Herz ſanft und friedlich berührt durch ein junges, einfaches, unbefangenes, weltfremdes Mädchen — genug, die Erſcheinung Hildegunds von Althauſen wirkte mächtig genug auf ihn ein, um ihn zu veranlaſſen, mit der Vergangenheit abzuſchließen und einen neuen Lebensweg zu betreten. Gewiſſen, Vernunft und Ehre waren im Bunde mit ſeiner lebhaften Zuneigung für dies liebliche Weſen. In aller Ruhe und Stille bewarb er ſich um Hildegund und acht Tage vor der Hochzeit ſchrieb er an Eugenia, als ſeiner teuern Freundin, daß und mit wem er verlobt ſei. Die näheren Umſtände ſeiner Bekanntſchaft mit Hildegund, ihrer Perſönlichkeit, ſeiner bevorſtehenden Vermählung und ſeiner Reiſe nach Rom — alles war in einem allzu ruhigen Ton gehalten, um einen Zweifel aufkommen zu laſſen, ob dieſer Schritt unwiderruflich ſei.

Eugenia war gleichmäßig entſetzt, überraſcht und entrüſtet. Hatte ſie auch zuweilen an eine ſolche Möglichkeit gedacht, ſo verwies ſie dieſelbe doch in weite Ferne und auf jeden Fall dachte ſie die Hand dabei im Spiele zu haben. Jetzt geſchah urplötzlich das Gegenteil. Ihr Zorn überwog ihren Schmerz. Aber ſie war an Selbſtbeherrſchung nach Außen hin gewöhnt. Sie fand es am beſten, wenn ſie die erſte ſei, welche die Kunde dieſer Heirat bringe. Um dies ohne Aufregung zu tun, hielt ſie ſich unter dem Vorwand des Unwohlſeins einige Tage im Hauſe und beſchied dann drei intime Freundinnen zu ſich, von denen ſie ſicher war, daß ſie die intereſſante Neuigkeit mit telegraphiſcher Geſchwindigkeit verbreiten würden, blieb darauf wieder einige Tage unſichtbar und erſchien darauf gelaſſen und unbefangen genug in der Geſellſchaft, um von dieſer Begebenheit gleichmütig wie von jeder anderen Heirat ſprechen zu können.

Drittes Kapitel.

Emerich ſaß im Morgenanzug an ſeinem Schreibtiſch. Hildegund trat ein mit Hut und Pelz und ſagte:

„Es iſt Zeit, Dich anzukleiden, wir kommen ſonſt zu ſpät.“

Ohne von ſeiner Schreiberei aufzuſehen, entgegnete er:

„Ich kann nicht . . . ich bin in Geſchäftsſachen vergraben.“

„Du hatteſt mir verſprochen, endlich einmal mit mir in die Meſſe zu gehen,“ ſagte Hildegund, und ein Schatten von Traurigkeit legte ſich über ihr liebliches Antlitz.

„Ja, ja! aber Du ſiehſt ich kann nicht.“

„Nein Emerich, das ſehe ich nicht!“ rief ſie und legte den Arm um ſeine Schultern. „Dieſe Papiere kannſt Du ja durchſtudieren, wenn wir zurückkommen. Geſchwind kleide Dich an.“

„Unmöglich! in einer Stunde muß mein

Schreiben auf der Poſt ſein. Ein anderes Mal begleite ich Dich . . . wenn Du es wünſcheſt.“

„Ach, Emerich, das ſagſt Du heute nicht zum erſten Mal,“ ſagte ſie.

„Ein anderes Mal, beſtes Kind . . . . halte Dich nicht länger auf . . . . Du verſäumſt die Meſſe und ich muß ſchreiben,“ gab er zur Antwort.

Ein anderes Mal! hatte Emerich geſagt — und das ſagte er ſo oft, daß Hildegund ihre Aufforderung fallen ließ. Und nicht nur das; ſondern ſie ſelbſt verſäumte aus Nachläſſigkeit hie und da am Sonntag die Meſſe. Sie hing mit inniger Zärtlichkeit und jugendlicher Begeiſterung an ihrem Mann. Er war für ſie der Inbegriff der Vollkommenheit. Er wußte und kannte ſo viel und ſie ſo wenig, daß ſie beſtändig zu ihm aufſchaute, auf ihn horchte, um ſein Urteil, ſeine Anſicht von den Dingen zu erfahren und ſich ihnen anzupaſſen. Sie war fromm, wie ein junges, unſchuldiges, in guter Umgebung erzogenes Mädchen zu ſein pflegt; ſie war auch unterrichtet in den Lehren des Chriſtentums, doch nicht genug, um ſich auf Kontroverſen einzulaſſen, am wenigſten mit ihrem Mann, der ihr als Autorität galt. Anfangs war ſie recht ſehr beunruhigt durch ſeinen Mangel an chriſtlichem Glauben; aber er war ja doch ſo gütig, ſo rechtſchaffen, ſo mildtätig, ſo wohlwollend, daß ſie ſich damit tröſtete, er lebe nach dem Glauben, er bekenne ihn nur nicht. Ihre Tante, Baronin Althauſen, hatte ihr den Rat gegeben, ihre Frömmigkeit zu benutzen, um durch Sanftmut, Güte und Liebe indirekt Veldegg für die Religion zu gewinnen und nie durch Bitten und Vorſtellungen ihm läſtig zu werden und in den Widerſpruch hinein zu treiben. Sie vergaß aber den Einfluß in Anſchlag zu bringen, den Veldegg auf Hildegund's Jugend und ſchmiegſamen Charakter — den die große Welt durch Zerſtreuungen und Frivolität auf Hildegund's Leben haben werde. Veldegg hatte ja eine zärtliche Liebe für Hildegund, und ſo wie ſie eben war, war er entzückt von ihr. Er, der welterfahrene Mann von dreißig Jahren werde ſie zu behüten und zu leiten wiſſen.

Ja, Veldegg war entzückt von Hildegund, und was ein Minneſänger einſt von der ſchönen Kaiſerin Beatrix geſungen hatte: „Du Taube ohne Galle, du Roſe ohne Dorn," wendete er auf ſie an. Allein es machte ſich ganz natürlich ſo, daß er ihr in traulichen Geſprächen ſeine Anſichten mitteilte und daß dieſe nicht ohne Einfluß auf ſie blieben. Beide waren auf dem Gipfel des Glücks, als Hildegund eine Tochter bekam, die nach ihrem Vater Emerenz genannt wurde.

In der Welt gefiel Hildegund ungemein, zuerſt weil ſie wunderhübſch und höchſt elegant war; dann aber auch wegen vieler negativer Tugenden, die allen Menſchen gefallen. Sie war nicht gefallſüchtig, nicht boshaft, nicht neidiſch. Sie trat

Niemand in den Weg, ſuchte Niemand zu verdunkeln, freute ſich harmlos ihres friedlichen Glücks und gönnte von Herzen anderen das ihre.

Baronin Erting hatte ſich bei Hildegund's Erſcheinung in der Geſellſchaft ſehr gut benommen. Sie wußte ja, daß aller Augen mit geſpannter Neugier auf ſie gerichtet waren. Sie behandelte Veldegg mit ruhiger Freundlichkeit und Hildegund mit Wohlwollen. Dies ſetzte ſie ſo lange fort, bis man ſich überzeugt hatte, daß ihr Herz keineswegs gebrochen ſei und bis die Teilnahme anderen Vorfällen im geſellſchaftlichen Leben zuflatterte. Ihr Benehmen gegen Veldegg blieb dasſelbe; um Hildegund bekümmerte ſie ſich nicht mehr. War von ihr die Rede, ſo warf Eugenia gleichgültig hin, für einen intimen Verkehr ſei Hildegund nicht anziehend genug, ſie habe keinen glänzenden Verſtand.

„Das iſt möglich,“ verſetzte die Baronin Juliette, „aber man vermißt ihn nicht bei ihr. Sie kommt mir vor, wie Eva im Paradieſe.“

„Wir wollen ſehen, wie ſie ſich gegen die Schlange benimmt,“ rief lachend Gräfin Fanny.

Aber es zeigte ſich keine Schlange. Hildegund trug ſie im Herzen: Emerich's Einfluß.

„Ich bin wahrlich der letzte, der Dich in Deinem Glauben verſtören möchte, meine ſüße Hildegund,“ ſagte Veldegg zärtlich, wenn vom chriſtlichen Glauben die Rede war; — und jedes ſeiner Worte verſtörte ſie.

„Schau!“ ſagte er, „das mußt Du Dir klar machen. Es geht durch die ganze Geſchichte der Menſchheit ein Zug hindurch, den man nicht leugnen kann: ein Bedürfnis, ein Verlangen nach etwas, wovon der Menſch das Ideal bald mehr und bald minder verhüllt in ſich trägt.“

„Ja!“ fiel Hildegund ein, „das iſt das Bedürfnis Gott anzubeten.“

„Reichbegabte Naturen, große Seelen, große Geiſter machten dies Bedürfnis, das ſie in ihrer Zeit vorfanden, ihrem Volk anſchaulich, indem ſie durch bilderreiche Dichtungen dies Verlangen von unten mit einem Entgegenkommen von oben in Verbindung brachten. So entſtand die Mythe, eine poetiſche ſagenhafte Darſtellung des Bewußtſeins, das der Menſch von ſich ſelbſt, ſeiner Beſtimmung und ſeinem Ziele hat. So haſt Du die indiſche, die perſiſche, die griechiſche, die nordiſche, die chriſtliche Mythe. So verſchieden ſie im Lauf der Zeit und des Volksgeiſtes ausgebildet wurden, — phantaſtiſch bis zum Fratzenhaften, ſinnlich bis zur Brutalität, ſpiritualiſtiſch bis zum Traum- und Nebelhaften — ein und derſelbe Grundgedanke tritt Dir überall entgegen: der Kampf zwiſchen dem Guten und dem Böſen, perſonifiziert ſowohl durch Ormuzd und Ahriman, wie durch Baldur und Loki und durch Christus und Belial. Dieſer

Kampf iſt die Beſtimmung des Menſchen, und um ihn zu führen wird ihm auch überall, und unter verſchiedenen Namen ſein Ziel vorgeſtellt. Die alten Griechen hatten den Olymp, die nordiſchen Völker die Walhalla, der Muſelmann hat ein Paradies und der Chriſt einen Himmel. Du ſiehſt, daß ein unbeſtimmtes und unſtillbares Verlangen zu allen Zeiten den Menſchen getrieben hat eine vollſtändige Befriedigung außerhalb ſeines Erdenlebens zu ſuchen, weil dieſes voll Mängel iſt. Die Bilder, in denen er ſeine Glückſeligkeit ſich ausmalt, wechſeln; doch ihr Urſprung iſt immer derſelbe, und ob er ſchließlich ihre Verwirklichung findet — das weiß Niemand."

„Der Glaube gibt uns dieſe Verſicherung," rief Hildegund.

„Ja! unter der Bedingung, daß man ſich unwiderſtehlich getrieben fühlt oder von anderen getrieben wird, dieſer oder jener Auffaſſung unbedingt ſich anzuſchließen. Die Bekenner des Islams glauben eben ſo feſt an ihr Paradies, wie Du an Deinen Himmel glaubſt."

„Aber Emerich, wenn Du nicht an den Himmel glaubſt, kannſt Du ja auch nicht auf ihn hoffen," ſagte ſie, „und das iſt doch ſehr traurig und ganz unchriſtlich."

„In der Fabel der Pandora drückten die alten Griechen ihre Überzeugung aus, daß die Hoffnung ein unverlierbares und beſeligendes Gut ſei. Denn als Pandora leichtſinnig und neugierig die verhängnisvolle Büchſe öffnete, in welcher alle Übel der Menſchheit verſchloſſen waren, flogen dieſe über die Welt hin und es blieb nichts in der Büchſe zurück, — als die Hoffnung."

„Ja . . . aber welche Hoffnung?" wendete Hildegund ein.

„Die, welche ſeinem geiſtigen Bedürfniſſe entſpricht;" entgegnete Emerich, „und dieſes iſt unabhängig vom Chriſtentum; denn durch die ganze Geſchichte der Menſchheit zieht ſich bald ganz klar, bald ſehr dunkel die Hoffnung auf ein unſterbliches Leben. Der Olymp, der Tartarus und der Hades waren bei den alten Griechen das, was Du Himmel, Hölle und Fegfeuer nennſt."

„Genau dasſelbe?"

„Nicht genau . . . . doch dieſelben Begriffe — von Unſterblichkeit — und mit ihnen muß ſich der Menſch begnügen, weil ihm die Zukunft verſchleiert iſt, möge er Chriſt, Jude, Muſelmann, Gheber, Fetiſchanbeter ſein."

Getröſtet war Hildegund freilich nicht durch ſolche Geſpräche, wohl aber betäubt; und da Emerich für ſie das Ideal der Vollkommenheit, alſo maßgebend war, ſo wirkte dieſe Betäubung einſchläfernd auf ihren Glauben. Ungeübt in ſeiner Verteidigung ließ ſie dieſe fallen, hielt anfänglich ſeine Lehren und Vorſchriften noch feſt,

„Was hat der Tanz damit zu thun!“ rief ich ſorglos.

Und allerdings verſchlief ich ſie nicht. — Beim Frühſtück empfing mich die Tante mit den heftigſten Vorwürfen. So ſehr ſie mein Benehmen auf dem erſten Ball gelobt hatte, ſo ſcharf tadelte ſie es auf dem letzten; und es war doch genau das Nämliche, nur freilich mit dem Unterſchied, daß ich Achatz nicht hatte zurückweiſen können. Sie nannte meinen Tanz bachantiſch, meine Haltung kokett, meine Manieren agaçant; mein Kleid war zu tief ausgeſchnitten geweſen, der Rock zu kurz — mit einem Wort: es gab nichts, was ich mir auf dieſem Ball nicht hatte zu Schulden kommen laſſen! — Ihr Zorn rührte daher, daß Gundaccar ſich gar nicht um ihre Töchter gekümmert — während ſein Beſuch ſie veranlaßt hatte zu glauben oder anzunehmen, daß er ſich für eine von ihnen intereſſire.

Ich war ſtumm und ſtarr vor dieſer mir ganz unbegreiflichen Behandlung. Die Tante nannte mich verſtockt und ſchickte mich auf mein Zimmer mit der Erklärung: es thue ihr leid daß die Zeit der Bälle vorüber ſei, denn ſie hätte mich gern beſtraft, indem ſie mich auf keinen einzigen künftig geführt hätte.

In meinem Zimmer brach mir das Herz in Gram bis ſie allmählig gleichgültig wurde und ihn aus den Augen verlor.

Inzwiſchen kam das Jahr 1848. Veldegg huldigte den freiſinnigen Ideen von damals, war begeiſtert für konſtitutionelle Verfaſſung, ſchwärmte ungefähr wie Marquis Poſa für Gedankenfreiheit und war nicht angenehm überraſcht, als ſich dieſe Gedanken in Volksaufſtänden, in wilden Exzeſſen, in Verfolgung und Mord ausſprachen. Europa's Throne bebten, die Fürſten flohen, der freiſinnigſten Einer für immer, die anderen bis auf weiteres, unter ihnen der liberale Papſt, nachdem ſein liberaler Miniſter Graf Roſſi — der kein Prieſter war! ermordet wurde. Darauf traten Schreckensſcenen und Mordtaten ein, in Wien, in Frankfurt, und ſchließlich rafften ſich die Regierungen aus ihrer Ohnmacht auf und Waffengewalt machte dieſen Revolutionsverſuchen ein Ende. In Frankreich hatte man Republik, in Deutſchland Konſtitution, in Italien teilweiſe; man hoffte auf Ruhe, die Liberalen — indem ſie ſich Fortentwickelung freiſinniger Ideen verſprachen; ihre Gegner — indem ſie auf möglichſte Beſchränkung dieſer Ideen zählten.

Veldegg brachte dieſe Jahre auf dem Lande zu. Die ländliche Bevölkerung, hie und da wild erregt, verhielt ſich auf ſeiner Beſitzung ziemlich ruhig. Er war immer ein gütiger Herr geweſen, wohltätig und gerecht, und ſuchte ſie auch den möglichſten Vorteil aus den veränderten Verhältniſſen zu ziehen, ſo geſchah es doch ohne ſtürmiſche Auftritte, und er blieb bei ihr im alten Anſehen. Als die Zuſtände ſich wieder geordnet hatten, nahm Veldegg ein Mandat in der Volksvertretung an und widmete ſich mit Eifer dem öffentlichen Leben, das ihn zeitweiſe in die Reſidenz zurückrief.

Hildegund kehrte mit Freuden dahin zurück. Sie kam eben mit ihrem Mann von einem Ausflug nach Paris und brachte die eleganteſten Toiletten für ſich und die neueſten Zimmereinrichtungen für ihr Haus in der Stadt mit.

Veldegg fand vielleicht Hildegund etwas übertrieben in dieſer Richtung; allein ſie beſaß ein großes Vermögen, ſie ſah reizender denn je in ihren geſchmackvollen Anzügen aus und ſie ſagte:

„Die vier Mauern in denen wir glücklich ſind, verdienen den ſchönſten Schmuck. Du trägſt Sorge für das Schloß, ich für das Haus. So hat jeder von uns ſeinen Anteil und einen Gegenſtand ſeiner Fürſorge.“

Gegen dieſe drei Gründe vermochte er nichts einzuwenden.

Hildegund war in dieſen Jahren ſo ſchön geworden, daß ſie in der Geſellſchaft das größte Aufſehen machte. Sie hatte aber auch mehr Selbſtbewußtſein bekommen und ſie verſtand ſich zur Geltung zu bringen. Sie war allzu ſehr vom Glück verwöhnt, um nicht einen hohen Wert auf ſich zu legen. Veldegg betete ſie an und erfüllte ihre Wünſche, wenn ſie auch nur im Traume ihr einfielen; ihre Stellung in der Welt war die angenehmſte, denn ſie beſaß alle Vorzüge, welche dort geſchätzt werden: Schönheit, Reichtum, Jugend, Geſundheit. Ihre kleine Emerenz war ſo allerliebſt, wie Kinder von ein paar Jahren zu ſein pflegen. Einen Sohn hatte ſie allerdings noch nicht, aber ſie nahm es für gewiß an, daß ein Sohn ſchon kommen werde, wenn es ihr am meiſten zur Freude gereiche. Und ſo wandelte ſie auf lauter Roſen ohne Dornen.

Als Hildegund ſich umringt, gefeiert und bewundert ſah, nahm ſie den Weihrauch zuerſt mit Ruhe an; doch bald verlangte ſie ihn, und wenn eine kleine Rivalität ihr entgegen trat, faßte ſie es als ihre Berechtigung auf dieſe zu beſiegen. Veldegg fand das entzückend. Er verſchmähte den Rat, den Eugenia ihm einmal gab.

„Veldegg, öffnen Sie Ihre klugen Augen.“

„Um Sie deſto mehr zu bewundern — ſehr gern!“ gab er verbindlich zur Antwort.

„Sie wiſſen, daß ich es gut mit Ihnen meine und wahrhaft Ihre Freundin bin,“ fuhr ſie fort.

„Ja, davon bin ich überzeugt,“ entgegnete er mit Entſchiedenheit; denn er war Eugenien ſehr dankbar für ihr taktvolles Benehmen und ihre freundliche Haltung zur Zeit ſeiner Heirat, und dieſe Selbſtverleugnung verpflichtete ihn zu Erkenntlichkeit und Vertrauen. Als aber Eugenia jetzt hinzu ſetzte:

„Wohlan, ſo öffnen Sie die Augen über Ihre Frau. Man huldigt ihr zu viel und ſie nimmt unvorſichtig dieſe Huldigung an.“

Da gab er die kurze Antwort:

„Wenn Sie das Wort unbefangen brauchen würden, ſo wäre es bezeichnender.“

„Nennen Sie das Benehmen Ihrer Frau wie Sie wollen, allein ſie läuft Gefahr, Anlaß zu vielem Gerede zu geben.“

„Das iſt unvermeidlich für eine ſchöne junge Frau,“ erwiderte Veldegg, indem er ſich verbindlich verneigte und das Geſpräch abbrach.

Wollte Eugenia ihm wirklich einen guten Dienſt leiſten, oder wollte ſie prüfen, wie weit er in ſeiner Anbetung Hildegund's gehe, oder wollte ſie ſich als eine treue Freundin bewähren, die auch eine unwillkommene Wahrheit ſagt, oder freute es ſie dies zu tun: wer ſchaut in die tauſend Falten des Menſchenherzens.

„Sie iſt neidiſch, die gute Eugenia,“ ſprach Veldegg zu ſich ſelbſt; „kein Wunder das, wenn ſie die Kühnheit hat ſich mit Hildegund zu vergleichen.“

Hildegund's lebhafter Wunſch ging in Erfüllung: ſie bekam einen Sohn. Veldegg jubelte.

Man nannte Hildegund das Schoßkind des Glücks und den Liebling der ganzen Welt. Aber nichts erſchlafft die Seele mehr, als die Welt und ihr Glück. Hildegund wurde eitel, launenhaft, ausgegoſſen in oberflächliches Treiben, gelangweilt in ihrer Häuslichkeit, haſchend nach Zerſtreuung und ohne Widerſtand dieſer Richtung ſich hingebend. Veldegg mußte denn doch endlich dieſe allmählige Veränderung in Hildegund's ganzem Weſen wahrnehmen. Es ſchmerzte ihn, daß ihre Frömmigkeit, ihr Glaube geſchwunden waren. Er ſuchte ſie auf ihren früheren Standpunkt zurück zu führen.

„Hildegund,“ ſagte er liebreich, „Du gehſt ja gar nicht mehr in die Meſſe.“

„Doch! auf dem Lande an allen Sonn- und Feſttagen, wegen des guten Beiſpiels für das Volk,“ antwortete ſie. „In der Stadt fällt dieſer Grund weg; da geſchieht es nicht regelmäßig.“

„Es iſt Dir alſo keine Pflicht mehr . . . ſo wie früher?“

„Nein . . . . es iſt ja auch für Dich keine Pflicht.“

„Ich bin nicht wie Du in dieſer Gewohnheit erzogen.“

„Ich ſage Dir ja, daß ich im Allgemeinen meiner alten Gewohnheit treu bin, lieber Emerich, aber Gewohnheiten ſind keine Verpflichtungen.“

„Sind jedoch — wenn ſie gut ſind — etwas Schönes, Troſtreiches.“

„Ach, die Gewohnheit ſtumpft dagegen ab,“ ſagte Hildegund nachläſſig und ſprach von anderen Dingen.

Der Winter war zu Ende und die Sitzungen der Kammern ebenfalls. Veldegg wünſchte nach Deggenrain zu gehen, wohin ſeine Geſchäfte ihn riefen.

„Vor Oſtern nach Deggenrain . . . das wäre ſchrecklich!“ ſeufzte Hildegund.

„Der April iſt ſo ſchön auf dem Lande und viele unſerer Bekannten verlaſſen jetzt die Stadt,“ ſagte er.

„Ich möchte lieber während der öſterlichen Zeit hier ſein, beſter Emerich, denn in Deggenrain würde es auffallen, wenn ich nicht, wie ſonſt, am Donnerſtag in der Charwoche die Sakramente empfinge.“

„Aber ſüßes Kind, warum willſt Du denn das nicht tun?“

„Weil ich jetzt vollſtändig zu Deinen Anſichten über die Religionen bekehrt bin, lieber Emerich.“

„Wie iſt das gekommen? ich geſtehe Dir, es befrembet, ja, es betrübt mich. Mir ſcheint, daß für Dich Deine Anſichten mehr paßten, als die meinen.“

Die Deinen ſind aber richtiger und ſo habe ich geſucht mich ihnen anzupaſſen, was mir nur allmählig gelungen iſt. Anfangs war es mir ſehr ſchmerzlich Dir nicht meinen Glauben beibringen zu können: da vermied ich derartige Geſpräche. Später war es mir peinlich nicht ganz auf Deine Anſichten eingehen zu können, obſchon das, was ich früher über die chriſtliche Religion, ihren Stifter und ihre Dogmen gelernt hatte, mir nicht mehr unerſchüttert feſt ſtand und mir doch zuweilen als das beſſere erſchien. Dieſe Schwankungen waren unerträglich. Du wirſt ſie bemerkt haben. Das ganze der Glaubenslehre zerfiel mir in Bruchſtücke, von denen ich bald dieſes, bald jenes feſthielt. Da wendete ich meinen Sinn von dieſen Gedanken ab. Während in mir eine ſolche Unſicherheit herrſchte, war in Dir Ruhe, Feſtigkeit und nicht der mindeſte Wechſel Deiner Anſichten. Das machte mir einen großen Eindruck und ich dachte, die Wahrheit müſſe dort ſein, wo die Unwandelbarkeit iſt. Für Grübelei habe ich weder Sinn noch Zeit; die Pflichten für mein Haus, meine Kinder, meine Freunde, für die Geſellſchaft mit ihren zehntauſend Anforderungen — alle dieſe Geſchäfte, alle dieſe Anſprüche, mögen ſie klein oder groß ſein — überfüllen mein Leben . . . . Du weißt es. Ich gab manches auf, was ich früher getan hatte, die Meſſe, den öftern Empfang der Sakramente. Ich las einiges was für Deine Anſichten ſprach . . . und ſo kam es, ich weiß nicht recht wie, Chriſtus als Sohn Gottes und Gottmenſch ſei eine Mythe, wie das vorchriſtliche Altertum in ſeinen Heroen, ſeinen Götterſöhnen ähnliches aufweiſe. Er ſei ein hochbegabter und hocherleuchteter Weiſer und gebe Lehren, die zur höchſten Vollkommenheit anleiteten. Dies ſei klar. Daran müſſe man ſich halten und es genüge. Zeremonien und gottesdienſtliche Gebräuche änderten ſich im Lauf der Zeit und kein Weiſer, kein Prophet könne ſie für immer und ewig einſetzen. Du begreifſt jetzt, nicht wahr, daß die kirchliche Vorſchrift von der öſterlichen Beicht und Kommunion um ſo weniger meinen Gehorſam in Anſpruch nehmen kann, als die Kirche ſelbſt kein größeres Recht hat ſich auf göttliche Einſetzung zu berufen, als der Islam oder die Synagoge."

Sprachlos vor Erſtaunen hatte Veldegg dieſer Erörterung zugehört. Er ſah deren Oberflächlichkeit ein, während Hildegund fragte:

„Freut Dich mein Fortſchritt vom Irrtum zur Wahrheit nicht?"

„Er würde mich freuen," entgegnete Veldegg, „wenn ich ſicher wäre, daß er Dir einen Gewinn an Tugenden brächte."

„Ich werde dahin ſtreben; mehr kann ich Dir nicht verſprechen, lieber Emerich. Du ſiehſt jetzt aber ein, nicht wahr, daß es unbehaglich wäre, wenn ich in Deggenrain die Oſterzeit zubringen müßte. Laß uns bis Ende April hier bleiben. Wir werden ohnehin nicht vor Anfang Dezember Deggenrain verlaſſen können . . . denn ich will dort mein Wochenbett halten."

Veldegg war ſo erfreut über die Kunde, daß er gern Hildegund's Wunſch erfüllte und ſich der Hoffnung hingab, ſieben Monate Landleben und neue Mutterpflichten würden ihren Hang nach Zerſtreuung dämpfen. Er irrte ſehr. Hildegund hattte ihre ganze Jugend auf dem Lande zugebracht und in den erſten Jahren ihrer Ehe nicht das mindeſte Verlangen nach dem Leben in der Reſidenz gehabt. Das hatte ſich in den letzten Jahren ganz geändert. Sie langweilte ſich in Deggenrain. Sie hatte keine große geiſtige Begabung und durchaus keine Neigung in irgend einem Zweige des Wiſſens Kenntniſſe ſich zu erwerben. Anhaltende ernſte Beſchäftigung war ihr nicht genehm. War Deggenrain auch ein ſehr gaſtfreies und beliebtes Haus, das man gern beſuchte und wo man gern ſich aufhielt, ſo gab es doch manchen Tag wo Gäſte fehlten und wo Hildegund an das tumultuariſche geſellige Treiben der Reſidenz mit Sehnſucht dachte. Sie beſchäftigte ſich mit dieſem und jenem, aber unregelmäßig und ohne Ausdauer. Die Stunden, die Tage wollten kein Ende nehmen.

„Welcher Fleiß!“ ſagte Veldegg, als er eines Morgens in ihr Zimmer trat. Hildegund ſpannte eine Stramin-Stickerei in einen großen Rahmen, während in einem kleineren ein weißes Kinderkleidchen mit rotem Garn geſtickt, angefangen war. Auf einem Tiſch lag eine Wollſtrickerei für arme

Kinder in einem großen Arbeitskorb. „Kannſt Du das alles zu Ende bringen?“ ſetzte er hinzu.

„Ich muß Abwechſelung haben,“ entgegnete Hildegund.

„Das merke ich,“ ſagte Veldegg lächelnd, indem er ſich an ihren Büchertiſch ſetzte, „denn hier ſind zwei engliſche Romane und beide nur zur Hälfte aufgeſchnitten.“

„Ja . . . . der eine iſt langweilig und der andere gräßlich.“

„Das Pariſer Modejournal ſcheint Deine Lieblingslektüre zu ſein . . . hier iſt ja ein ganzer Stoß . . . und wie können Dich Frühlingsmoden beſchäftigen, da wir im Sommer ſind; und Sommermoden, da Du jetzt nicht in der Lage biſt Dich mit Deinem Anzug nach der Mode zu richten.“

„Gleichviel! . . . . man muß das neueſte immer kennen.“

„Was iſt denn das?“ fragte Veldegg und ſchlug eine große und nichts weniger als elegante Mappe auf, in welcher von zwölf verſchiedenen Zeitſchriften belletriſtiſchen Inhalts eine Nummer lag.

„Dieſe Mappe kurſiert zwiſchen den Abonnenten und wird alle acht Tage gewechſelt,“ ſagte Hildegund.

„Wie! in acht Tagen mußt Du dieſe zwölf Blätter durchleſen und den Inhalt behalten . . .

und Thränen, und ganz abgeſpannt fiel ich zuletzt aufs Bett und entſchlief vor Müdigkeit und Erſchöpfung.

Ein Geräuſch weckte mich. Ich fuhr auf und traute meinen Augen nicht, als ich vor meinem Bette eine ſterbende Taube liegen und Gundaccar rittlings im Fenſter ſitzen ſah, als ob er eben habe hineinſteigen wollen. Ich fand keine Worte.

„Seit einer Viertelſtunde ſitze ich ſo,“ ſprach Gundaccar entſchuldigend.

„Aber weshalb, großer Gott! und wie kommen Sie überhaupt hieher?“ rief ich, denn ich wußte zwar, daß Graf Dònats Haus neben dem unſern lag, doch nichts von einer Verbindung zwiſchen beiden.

„Ich war unten im Garten und ſchoß nach einer Taube, was in der Stadt ſtreng verboten iſt, ſagte Gundaccar. Ich ſah ſie auf unſer Dach fliegen und dort hinfallen. Das Dach iſt flach; Sie haben es wol nie bemerkt. Ich lief hinauf, ich wollte gern meine Taube haben; aber ſie war fort, mühſam weiter geflattert; aufs benachbarte Dach folgte ich der Spur ihrer Federn, und um dies Dachfenſter biegend, ſah ich die Taube .... und Sie.“

„Sie werden herabſtürzen!“ rief ich angſtvoll.

„Unmöglich! erwiderte er ruhig; dieſen Weg denn hier leſe ich: Schluß folgt — und dort: Fortſetzung folgt — und da auch.“

„Vielleicht ſind es vierzehn Tage . . . . ich weiß es nicht genau. Ich bin nur für ſechs Monate abonniert, denn in der Stadt habe ich keine Zeit dazu.“

„Das iſt ſehr glücklich, denn ein ſolcher Miſchmaſch der Lektüre bringt weder Nutzen noch Unterhaltung . . . iſt nur zeittötend.“

„Ich durchblättere ſie nur und leſe einzelnes das mir gefällt. Zeit habe ich ja im Überfluß.“

„Wenn Du ein ernſtes Buch leſen wollteſt, ein geſchichtliches oder naturhiſtoriſches, ſo würdeſt Du die Zeit beſſer anwenden. Du liebſt die Abwechſelung: ſo nimm denn auch ein ſolches Buch zur Hand.“

„Du mußt nur nicht erwarten, beſter Emerich, daß ich die Namen, die Jahreszahlen, die Begebenheiten, die Auseinanderſetzungen, die Erklärungen behalte, mit welchen wiſſenſchaftliche Bücher angefüllt ſind. Mein Gedächtnis iſt ſehr ſchlecht.“

Mit dieſer Ausrede aller trägen Köpfe, die lernen ſollen und nicht wollen, half Hildegund ſich durch, wenn ſie es dahin gebracht hatte in ein Buch zu blicken, das ihr Mann ihr brachte. Nur einmal geriet ſie in Feuer über eine ſolche Lektüre.

„Emerich!“ rief ſie lachend, „heute las ich etwas unausſprechlich Komiſches. „Der Menſch, ſo hieß es, ſtamme vom Affen ab. Jetzt ſtelle ich mir vor, wie ein Orang-Utang ſeines Affendaſeins müde, ſich zum Menſchen zu erſchwingen verſuche, aus ſeinem Fell ſchlupfe, ſeine Arme verkürze und als junger Elegant zwiſchen uns erſcheine. Er müßte ſich aber ſtumm verhalten, weil ſein wildes Gekreiſch ſich nicht in menſchliche Sprache umbilden laſſe. Soll dieſe Auffaſſung ein Spaß ſein, ſo kann man darüber lachen; aber als Ernſt nimmt ſie doch wohl niemand.“

„Es iſt eine Hypotheſe über den Urſprung des Menſchengeſchlechts,“ verſetzte Veldegg, „und es iſt ſchwer in dies dunkle Kapitel Licht zu bringen.“

„So laſſe man es im myſtiſchen Dunkel! das ſcheint mir vernünftiger, als eine ſo fratzenhafte Anſchauung und die ſo niedrig iſt, auszuſprechen. Denn wenn der Urſprung des Menſchen vom Tier ausgeht, ſo könnte ſein Ende auch das des Tieres ſein. Gefällt Dir das? . . . mir nicht.“

Mir auch nicht!“ rief Veldegg; „unſer Schickſal hängt aber nicht von unſerm Gefallen ab.“

In früheren Jahren hätte Hildegund die Veranlaſſung ergriffen, um von den Lehren des chriſtlichen Glaubens zu ſprechen, welche eine übernatürliche Erleuchtung gewähren; doch die Zeiten waren vorüber und ſie ließ dies Geſpräch fallen. Ohnehin lagen ihr andere Gedanken im Sinn.

Schon im verfloſſenen Winter hatte eine gewiſſe Saloneiſerſüchtelei zwiſchen ihr und Gräfin Kunigunde beſtanden. Dieſe war ganz neu und friſch aus London gekommen, da ihr Mann ſeine Stelle als Botſchaftsrat aufgab. Sie war nicht ſchön, aber intereſſant durch ihren lebhaften und munteren Geiſt und durch ihr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent. Man fand ſie anziehender als Hildegund und daraus entſtanden für dieſe tauſend ſtille Nadelſtiche. Kunigundens Mann war viel reicher als Veldegg und die Einrichtung ſeines Hauſes, die Toiletten ſeiner Frau, ihre Diamanten, die Bälle die er gab, entſprachen ſeinem Reichtum; dazu Kunigundens weltgewandte, anziehende Perſönlichkeit — und es konnte nicht fehlen, daß ſie manche Frau in Schatten ſtellte. Zu tief war Hildegund in die Frivolität der Welt eingegangen, um dies nicht mit Bitterkeit wahrzunehmen. Das Allerbitterſte war aber, daß Graf Othenio, der ihr bis jetzt ſeine volle Aufmerkſamkeit widmete, ſich dem neuen Geſtirn zuwendete. Ja, Hildegund warf einen ſchrecklichen Verdacht auf ihn.

Eine Prinzeſſin des Regentenhauſes ſtand im Begriff ſich zu vermählen. Sie war ungemein beliebt in der Geſellſchaft und man beſchloß, ihr bei einem Hoffeſt, das an ihrem Namenstag gegeben wurde, eine beſondere Huldigung darzubringen. Neun Damen, die ſchönſten und eleganteſten, ſollten Blumen vorſtellen, deren Anfangsbuchſtaben den Namen Apollonie bildeten. Zuerſt in maleriſcher Gruppe zu einem Bilde vereinigt, ſollten ſie ſich gehörig bewundern laſſen. Dann die Gruppe auflöſen und in Verſen — wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten üblich ſind — der Prinzeſſin die ſchönſten Dinge ſagen und wünſchen. Die Blumen waren: Aurikel, Pfirſichblüte, Orangenblüte, Levkoje, Lilie, Oleander, Narziſſe, Iris, Erika. Bei dergleichen Veranlaſſungen wurde immer Graf Othenio zu Rat gezogen und ſein nicht gewöhnlicher Dilettantismus in der Malerei, ſein Kunſtſinn, ſein feiner Geſchmack, ſein geübtes Auge empfahlen ihn mit Recht. Hildegund hatte auf die Pfirſichblüte gerechnet. Als dieſe nicht ihr, ſondern Kunigunden — ihr aber die Erika zugeteilt wurde, war ſie feſt überzeugt, ob mit Recht oder Unrecht, Graf Othenio habe dies angeordnet, um Kunigunde auf ihre Koſten zu heben. Dieſen Verdacht durfte ſie freilich nicht ihrem Manne ausſprechen, ſie ſagte jedoch:

„Ich habe gar keine Luſt, die Erika zu übernehmen, dies kleine wilde unſcheinbare Blümchen! . . . . das unmöglich durch Toilette noch Verſe Effekt machen kann, da es das letzte nach acht Vorgängerinnen iſt."

„Es wird Dir ſpäter leid ſein, wenn Du nicht dabei geweſen biſt," ſagte Beldegg und fügte ſcherzend hinzu: „Vielleicht wird die letzte die erſte ſein.“

Wenn auch das nicht geſchah, ſo ſah Hildegund doch wunderhübſch aus mit ihrem vollen runden Kranz von blaßroter Erika und in einem blaßgrünen Florkleid, auf welches kleine Reiſer der Erika geſtreut waren. Das verſöhnte ſie mit ihrem Anteil, aber nicht mit Graf Othenio, um ſo weniger, als im Laufe des Winters ähnliche Fälle vorkamen. Mit dieſem Dorn im Herzen ging ſie nach Deggenrain. Von Perſonen, welche ſie dort beſuchten, erfuhr ſie, daß Kunigunde beabſichtige, ihr Haus in der Reſidenz neu einzurichten.

„Das ſollten wir auch tun,“ ſagte ſie zu ihrem Mann.

„Ein ſchrecklicher Gedanke, nach drei Jahren ein bequemes und geſchmackvolles Mobiliar zu erneuern. Das macht die Zimmer ungemütlich wie ein Möbel-Magazin, wo immer neue Sachen zu ſehen ſind und niemand ſich behaglich fühlt.“

„Hörteſt Du nicht, daß Kunigunde es tun wird.“

„Kunigunde hat die Einrichtung ihrer Schwiegereltern in ihrem Hauſe vorgefunden; da mag eine Erneuerung notwendig ſein.“

„Sie will etwas ganz beſonderes haben, einen Saal im mauriſchen Geſchmack. Es ſoll ein Geheimnis, eine Überraſchung ſein . . . . man hat es mir anvertraut. Es wäre herrlich, wenn wir zugleich mit ihr die Geſellſchaft in einem mauriſchen Saal empfingen."

„Beſtes Kind, Kunigunde hat zu viel Geſchmack und Takt, um ihrem ſtattlichen herrſchaftlichen Hauſe ſo etwas anzutun. Durch dergleichen Kurioſitäten ſuchen Kaffeehäuſer Beſuch anzulocken."

„Nun gut! .... der gelbe Salon verdient jedoch eine neue Einrichtung, wenn auch keine mauriſche. Warum auch nicht? wir ſind reich genug, um uns jede Annehmlichkeit zu verſchaffen."

„Ja, jede Annehmlichkeit; doch nicht reich genug für jede Laune, die uns durch den Kopf fliegt. Und über ſolche Launen hat man ſich ohne Zweifel luſtig gemacht, als man Dir von Gräfin Kunigundens Saal im mauriſchen Stil erzählte."

Hildegund's Nachſinnen, auf welche Weiſe ſie Kunigunde verdunkeln könne, wurde durch die Geburt einer Tochter unterbrochen. Darauf ſiedelte Veldegg zu Anfang des Winters mit ſeiner Familie in die Reſidenz über, wo die Kammern eröffnet werden ſollten. Er war jetzt ſechs Jahre verheiratet und nun wendete das flatterhafte Glück dieſer Ehe den Rücken, denn es verweilt dauernd nur dort, wo mit den Eheleuten ein dritter im Bunde iſt — Gott.

Hildegund brachte es dahin, Graf Othenio wieder ausſchließlich an ihren Triumphwagen zu feſſeln, allein ſie compromittierte ſich dermaßen bei dieſem Beſtreben, daß man anfing ſehr bedenklich von ihr zu reden.

Auf einem glänzenden Ball bei Gräfin Kunigunde war Veldegg im tiefen Geſpräch mit einem Miniſter über die Vorlagen, welche die Regierung der Kammer gemacht hatte. Eugenia hatte ſich vom Tanz zurückgezogen und einen Platz eingenommen, wo ſie Veldegg beobachten konnte. Daß er ernſt und ſorgenvoll ausſah, mochte die Folge ſeines Geſprächs ſein; allein er ſah gedrückt aus, und die Wolke, die auf ſeiner Stirne lag, wurde nicht dahin geweht von der Luft der Kammern. Eugenia kannte ihn zu genau, um nicht zu wiſſen, welcher Kummer ihn drücke — beſonders da an dieſem Abend Hildegund's Benehmen gegen Graf Othenio über die Maßen auffallend war. Er wich nicht von ihrer Seite, ſelbſt dann nicht, wenn ſie mit einem andern Herrn tanzte, und mit ihm ſprach Hildegund, anſtatt mit ihrem Tänzer.

Eugenia trat an Veldegg heran, als dieſer ſein Geſpräch mit dem Miniſter beendigt hatte und ſagte raſch:

„Mir iſt nicht wohl in dieſer afrikaniſchen Temperatur. Bitte, führen Sie mich aus dem Gedränge in ein kühleres Zimmer. Ich erſticke.“

Und ſie atmete tief an einem Flacon mit engliſchem Riechſalz. Veldegg führte ſie in ein Zimmer, wo nur zwei L'Hombretiſche mit ihren ernſten, aufmerkſamen Spielern ſich befanden. Nachdem der eine dieſer Herren geſagt hatte:

„Sieh da, gnädige Frau! Flüchten Sie ſich aus dem Geräuſch in dieſe ſtille Region?“

Und nachdem Eugenia geantwortet hatte:

„Fürchten Sie dieſe heilige Stille durch eine Frau verſtört zu ſehen, Excellenz? . . . Seien Sie unbeſorgt . . . ich ſpreche wenig und ganz leiſe.“

Sie ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl am andern Ende des Zimmers mit dem Rücken gegen die Spieltiſche und gab Veldegg ein Zeichen, in derſelben Weiſe Platz zu nehmen. Dann ſagte ſie mit gedämpfter Stimme:

„Wiſſen ſie noch, daß ich Sie vor ein paar Jahren bat, Ihre klugen Augen zu öffnen?“

„Gewiß.“

„Entſinnen Sie ſich, daß Sie mich damals ſchnöde abwieſen?“

„Das nicht.“

„Schnöde abwieſen, ſag' ich, obſchon ich das tat, was nur wahre Freundſchaft leiſtet: ich gab Ihnen einen Rat, der Ihnen unlieb war. Jetzt ſtehen die Sachen ſo, daß Sie einſehen wie gut mein Rat war, und daß Sie bedauern, Ihre Augen nicht rechtzeitig geöffnet und ſo gehandelt zu haben, wie es dem weltkundigen Gatten einer jungen unbeſonnenen Frau geziemt. Dies Geſtändnis verlange ich durchaus nicht; aber ich bitte, vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihre treue, Ihre beſte

Freundin bin und folgen Sie diesmal. Gehen Sie unter dem Vorwand ſchlechter Geſundheit mit Ihrer Frau nach Italien, nach Madeira, wohin Sie wollen — aber fort von hier."

„Das iſt unmöglich."

„Warum?"

„Es würde ungeheures Aufſehen machen."

„Öffnen Sie die Augen, Veldegg . . . und dann urteilen Sie, ob Ihre Abreiſe oder Ihr Hierbleiben mehr Aufſehen macht. Jetzt fühle ich mich wohler und kehre in den Ballſaal zurück; bleiben Sie hier und erwägen Sie den Rat Ihrer beſten Freundin."

Sie erhob ſich und 'glitt wie ein Schatten aus dem Zimmer. Er hatte längſt die Augen geöffnet. Hildegund aber nicht — und ſie war die Hauptperſon. Er verſuchte es bei ihr. Sie wollte nichts hören. Es kam zu Vorwürfen, zu ſehr traurigen, ſehr heftigen Auftritten, durch welche beide Teile tief erbittert wurden, Hildegund im Bewußtſein eines Unrechts, das ſie nicht eingeſtehen und nicht aufgeben wollte; Veldegg tötlich verletzt durch dieſen Leichtſinn, der ihren Ruf kompromittierte, ihre und ſeine Ehre auf's Spiel ſetzte. Es ging ſehr trübe her im Veldegg'ſchen Hauſe. Hildegund's Zauber über Emerich hatte beſtanden in ihrem lieblich kindlichen Weſen, das ſich in ihrer ganzen Erſcheinung ausſprach. Aber dieſe Schmiegſamkeit, dieſe Argloſigkeit, dieſe Unbefangenheit — wo waren ſie geblieben? — Hildegund hatte gelernt, wie Eva Zwiegeſpräche mit der Schlange zu halten. Folglich war die Aufrichtigkeit dahin, folglich das gegenſeitige Vertrauen, folglich alle Traulichkeit, alle Gemütlichkeit, folglich Eintracht und Zufriedenheit. Wo dieſe guten Engel walten, da ſind ſie Zeugen einer guten Ehe, denn ſie bewirken das, was in der Natur der Frühling bewirkt, der über den Dornſtrauch eine ſolche Fülle von Blüten, ſchneeweiß oder roſenrot, wirft, daß ſie mit den Dornen verſöhnt. Eintracht und Zufriedenheit kommen mit einander und fliehen mit einander, und aus dem Veldegg'ſchen Hauſe waren ſie geflohen. Da ſtand es mit der Ehe ſo, wie mit dem Dornbuſch im Spätjahr, kalt, ſcharf, verwundend, feindlich, lauter ſpitze Dolche.

Endlich erklärte Veldegg Hildegunden, er werde in der Kammer Urlaub nehmen und nach Deggenrain gehen. Hildegund erklärte, ſie werde ihn in dieſem Fall nicht begleiten, weil die ſcharfe Märzluft dort weder ihr noch den Kindern zuträglich ſei. Veldegg gab zur Antwort, er reiſe ab und mit den Kindern: dies ſtehe feſt. Hildegund ſchrie laut auf über die Verkehrtheit eines ſolchen Schrittes, der ihr unerträglich ſei und den man in der Welt teils tadeln, teils beſpötteln werde. Veldegg blieb unerſchütterlich und ſagte endlich:

„Wohlan! ich laſſe Dir die Wahl: Du gehſt macht jedes Kind, denn dies Dach hat einen ſehr gelinden Abhang.“

„Aber man wird Sie gewahr werden!“

„Und mich vielleicht für einen Eſſenkehrer halten! unterbrach er mich. Uebrigens ſehen Sie ja daß die Höfe hier umher und meines Vaters Garten ganz öde ſind.“

Das beruhigte mich. Gundaccar ſaß da recht bequem, und ich ließ mir von ihm die Promenade über das Dach beſchreiben. Ich wohnte da oben ganz abgelegen. Mein Zimmer ſtieß in der Tiefe an das der Kammerfrau, ſo daß ihr Fenſter auf die Straße und das meine in den Hof ſah. Es gab eine Verbindungsthür; aber ſie ſowol als ich hatten dieſelbe mit einem Schrank zugeſetzt, weil der Zugwind im Winter heftig durch die Fugen blies. Zur Linken war mein Zimmer das letzte neben Graf Dōnats Haus; zur Rechten lagen weitläuftige in Kammern und Verſchläge abgetheilte Bodenräume, die Niemand bewohnte; alſo waren wir von meinem Hauſe aus ganz unbemerkt: dieſe Betrachtung war mir ſehr flüchtig aber ſehr beruhigend durch den Kopf geflogen, und meinen Gram hatte ich gänzlich vergeſſen wegen Gundaccars überraſchender Erſcheinung.

Ein ſchwacher Flügelſchlag der Taube erinnerte entweder jetzt mit mir oder Du betrittſt nie wieder die Schwelle von Deggenrain.“

„Welche Tyrannei!“ rief Hildegund in Verzweiflung; „ich kann mich ihr nicht unterwerfen! .... ich will es nicht! .... ich will nicht Sklavin ſein!“

„Du haſt die Wahl .... ich reiſe Ende der Woche,“ verſetzte Veldegg unerſchütterlich.

Hildegund war in der furchtbarſten Aufregung. Sie erkannte, daß ihre ganze Zukunft von ihrer Wahl abhänge — das Gewiſſen ſagte ihr, was ihre Pflicht ſei und was Ehre und Anſtand verlangten — und dennoch! dennoch! konnte ſie ſich nicht dazu entſchließen, dermaßen hatte ſie ſich in das ſelbſtgewebte Netz verſtrickt, dermaßen war aus dem frevelhaften Spiel der Eitelkeit und Gefallſucht eine Leidenſchaft erwachſen, gegen deren Tyrannei ſie ſich nicht wehrte.

Es war eine Fügung göttlicher Barmherzigkeit, daß am Abend dieſes Tages Hildegund's Onkel, Baron Althauſen ganz unerwartet eintraf. Er war ihr Vormund geweſen, und da Hildegund's Beſitzung neben der ſeinen und fern von Deggenrain lag, ſo hatte Veldegg ihn gebeten die Oberaufſicht fortzuſetzen. Jetzt handelte es ſich darum dieſe Beſitzung höchſt vorteilhaft zu verkaufen, und er fand es geraten mündlich Rückſprache mit Hildegund zu nehmen. Statt deſſen kamen aber ganz andere Dinge zur Sprache, die ihn tief betrübten.

Nach traurigen Unterhandlungen mit Veldegg und nach ernſten, ja gebieteriſchen Vorſtellungen bei Hildegund, gelang es ihm dieſe zu bewegen, auf einige Zeit mit ihm zu gehen. Der Verkauf ihrer Beſitzung bot dazu den Vorwand. Sie ſollte Emerenz mitnehmen, Veldegg aber bis zum Schluß der Kammern mit den beiden jüngeren Kindern in der Reſidenz verbleiben. In dieſer Weiſe wurde ſo wenig Aufſehen wie eben möglich war gemacht, und war der erſte Schritt zum beſſeren geſchehen, werde ſich auch der zweite tun laſſen, hoffte Baron Althauſen. Hildegund aber reiſte in ſtiller Verzweiflung mit ihm und der kleinen Emerenz ab. Es verſteht ſich, daß dieſe Abreiſe dennoch das größte Aufſehen machte.

„Die Verbannung Eva's aus dem Paradieſe hat alſo ſtattgefunden,“ ſagte Baronin Juliette zu Eugenia.

„Das war zu erwarten,“ entgegnete dieſe lächelnd.

Viertes Kapitel.

Hildegund beſaß weder einen energiſchen Charakter noch einen ſcharfen Verſtand. Dasjenige, was dieſen Mangel hätte erſetzen und ihr in ſchweren Kämpfen Kraft und Klarheit geben können — die Richtſchnur des Glaubens, die den Weg aus dem Labyrinth der Leidenſchaft möglich macht, hatte ſie verloren. Sie fühlte ſich namenlos elend zerdrückt von den Feſſeln der Ehe, gefoltert von der Verkehrtheit ihres Herzens, das eine verbotene Freiheit begehrte, während es in Knechtſchaft war. Baronin Althauſen entſetzte ſich über die furchtbare Verwüſtung dieſer Seele, in welcher nichts himmliſches Anklang fand. Sie behandelte Hildegund wie eine ſchwer Kranke mit ſchonender, zärtlicher Liebe und ſuchte Hildegund auf die Gnadenmittel hinzuleiten, die dem Menſchen zu Gebot ſtehen, der ſeine Irrwege zu verlaſſen ſtrebt. Aber Hildegund blieb unzugänglich und entgegnete ablehnend:

„Ich kann nicht beten, gute Tante .... kann nicht bis in den Himmel hinauf denken ... kann mich mit keinem andern Gedanken beſchäftigen, als mit dem einen, dem naheliegenden: wie ſoll ich dies Leben ertragen? Die Antwort heißt: ich kann es nicht, es iſt unmöglich.“

„Gerade das iſt ein Irrtum, der Dich immer tiefer in die Verkehrtheit hineintreibt, beſtes Kind. Du würdeſt ſie nach und nach überwinden, wenn Du aufrichtig und beharrlich Gott bitten wollteſt, Dir mit ſeiner Gnade beizuſtehen. So haben es Tauſende und Zehntauſende vor Dir gemacht und ſo wird es fortgehen, ſo lange auf Erden arme ſchwache Menſchenherzen ſchlagen; ſie finden Kraft und Mut. Wolle nur.“

„Ich kann nicht wollen!“ ſeufzte Hildegund und verſank wieder in ihre wirren und trüben Träumereien.

Die kleine Emerenz ſchmiegte ſich zärtlich an die Baronin Althauſen an und lief ihr nach wie ein treues Hündchen auf jeden Schritt. Das tiefe Gemüt des Kindes hatte ſchon ſchmerzlich gelitten durch den Zwieſpalt der Eltern.

Es war gegen das Ende der Faſtenzeit. Die Aequinoctialſtürme wirbelten Schneewolken zuſammen, die ſich ſtoßweiſe entluden, weiter flogen und einem flüchtigen Sonnenſtrahl Platz machten, der bald wieder hinter einem Vorhang von Schnee verſchwand. In dem kleinen behaglichen Winterſalon ſaß Baron Althauſen, rauchte Zigarren und las Zeitungen und Zeitſchriften über Landwirtſchaft und Forſtkultur. Während der Lektüre murmelte er zuweilen:

„Das iſt alles ſchön und gut .... aber ein Mittel gegen Engerling und Kiefernraupe, gegen Kartoffel- und Weinkrankheit weiß man doch nicht.“

Die Baronin ſaß auf einem Sofa in der Nähe des Fenſters und ſtickte eine Tapiſſerie für ein Meßgewand. Auf dem Polſter, auf dem ihre Füße ruhten, ſaß Emerenz ganz ernſthaft mit Fingerhut, Nähnadel, einem Stück Stramin und roter Wolle und übte ſich aufmerkſam im Kreuzſtich. Neben der Kleinen auf einem andern Polſter, lag eine große Cypernkatze, ein Liebling der Baronin — und unter dem Tiſch, auf welchem des Barons Zigarrenkaſten, Aſchenteller und Zeitungen ſich befanden, lag ſein Liebling, ein Wachtelhund. Noch nie war es vorgekommen, daß dieſe beiden Tiere ſich angefeindet hätten. Sie ſtraften das Sprichwort Lügen, welches den häuslichen Unfrieden mit „wie Hund und Katze leben“ bezeichnet. Mit hochgewölbtem Rücken und geſchwungenem Schweif ſchlich Minette zuweilen zu Karo hin, ob in feindſeligen oder freundſchaftlichen Abſichten, — wer kann das bei einer Katze ergründen. Dann blinzelte Karo ſie ſchlaftrunken an, Minette ſchlich weiter und kehrte nach dieſer Promenade durch's Zimmer auf ihr Polſter zurück.

Es herrſchte jene gemütliche Stille im Zimmer, welche anzeigt, daß Jeder in ſeine Beſchäftigung verſenkt und mit ihr zufrieden iſt. Da hub Emerenz halblaut an, um den Onkel nicht zu ſtören:

„Tante, es gefällt mir hier gut, beſſer als zu Hauſe.“

„Beſſer doch wohl nicht,“ ſagte die Baronin bewegt, „denn Du haſt zu Hauſe den Papa und die kleinen Geſchwiſter.“

„Ja, die habe ich! . . . . aber Papa iſt böſe und dann weint Mama, oder Mama iſt böſe und dann iſt Papa traurig. Im Kinderzimmer bin ich recht gern, aber bei Papa und Mama nicht. Da werde ich immer traurig . . . . und ich mag lieber vergnügt ſein, wie ich hier bin. Es iſt mir ſo leid, wenn Papa und Mama mit einander böſe ſind . . . . ich möchte immer weinen und ich fürchte mich. Darf ich nicht immer bei Dir bleiben?“

Sie legte ihr Köpfchen ſchmeichelnd auf die Knie der Baronin und dieſe ſagte ablenkend:

„In Deggenrain iſt es doch viel ſchöner, nicht wahr, Emerenz?“

„Das iſt wahr. Tante!“ rief Emerenz, und mit der ganzen Beweglichkeit des kindlichen Sinnes vergaß ſie ihren Wunſch und zählte die Herrlichkeiten von Deggenrain auf, bis ein Wagen vorfuhr und die Baronin ſich erhob.

Der Baron ſchob ſeine Brille auf die Stirne und fragte:

„Willſt Du bei dem Bärenwetter zur Predigt fahren?“

„Ja, lieber Alter, das will ich.“

„Aber, Schatz, nach fünfunddreißigjähriger Ehe ſo verſeſſen auf eine Standespredigt zu ſein ... nimm's nicht übel — das hat keinen Sinn, das kann Dir gar nichts nützen ... denn das Gute, wovon gepredigt wird, haſt Du getan und das Schlimme haſt Du nicht getan — Punktum.“

„Ich mache einen Auszug ſämmtlicher Predigten für Klementine und da darf die Standespredigt für Ehefrauen nicht fehlen,“ ſagte die Baronin ſanft.

„So ſo ... für Klementine! nun, das iſt zweckmäßig .... Beſſer noch wäre es, wenn Hildegund ſie hörte. Frage ſie doch.“

„Fragen will ich ſie, allein ich weiß ſchon ihre Antwort.“

„Und mache es kurz, Schatz, damit die Pferde nicht gar zu lange warten.“

„Ganz kurz! ... Adieu mein Alter ... Adieu Emerenz.“

Der Fingerhut flog dahin, der Straminreif dorthin und Emerenz in die Arme der Baronin, bevor dieſe das Zimmer verließ und bald nachher in das Landaulet ſtieg — ſie allein. Emerenz aber ſprang auf die Knie des Barons und ſagte:

„Ich habe genug Kreuzſtich gemacht . . . . bitte, Onkel, erzähle mir etwas von Tini.“

Der Baron liebkoſte ihren Lockenkopf und ſagte:

„Ja, Tini kommt bald mit ihren Eltern und Geſchwiſtern.“

„Wie viel Geſchwiſter hat ſie?“

„Aber Emerenz, das mußt Du wiſſen! ich hab' es Dir ſo oft ſchon geſagt.“

„Ich weiß es, Onkel! Tini hat drei Brüder . . . . ich mag aber lieber, daß Du es mir erzählſt.“

„Nun alſo: Tini hat drei Brüder und eine Schweſter und das ſind Deine Vetter und Deine Couſinen. Die Mimi iſt zwölf Jahre alt“ . . —

„Ach, ſo groß ſchon! . . da ſpielt ſie wohl nicht mit mir . . . aber Tini! o das wird luſtig werden.“

„Ja, Tini iſt genau ſo alt wie Du . . . . doch ein ſolcher Tauſendſaſſa wie Du iſt ſie nicht. Sie iſt ſanft wie ein Täubchen, ſtill wie ein Lämmchen.“

„Wie ein Lämmchen!“ wiederholte Emerenz in Betrachtung verſunken und ſagte dann:

„Onkel, ich bin nicht immer ein Tauſendſaſſa. Schau' nur den ſchönen Kreuzſtich an . . . eine ganze Reihe hab' ich genäht . . . . und leſen kann ich und ſchreiben . . . .“

„Tini ſchreibt beſſer und kann etwas rechnen.“

„Rechnen kann ich noch nicht . . . aber kann Tini dies?“

Emerenz ſprang von den Knien des Barons herunter, ſtellte ſich ihm gegenüber und begann deutlich und fehlerlos zu deklamieren: „In ſeinem Löwengarten — Das Kampfſpiel zu erwarten — Saß König Franz — Und um ihn die Großen der Krone — Und rings auf hohem Balkone — Die Damen im ſchönen Kranz.“

So deklamierte ſie das ganze Gedicht und begleitete es mit den Geberden und Bewegungen, die ihr zur Erläuterung nötig ſchienen. Nachdem ſie mit unbeſchreiblicher Verachtung in Blick und Ton den Schluß geſprochen hatte: Den Dank, Dame, begehr' ich nicht“ — nahm ſie ihren früheren Platz wieder ein und fragte:

„Kann Tini das?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete der Baron ſtarr vor Erſtaunen, „von wem haſt Du das gelernt?“

„Von Annette.“

„Wer iſt Annette?“

„Unſere Bonne, die jetzt bei Robert geblieben iſt“

„Weißt Du noch mehr ſolche Gedichte?“

„So lange und ſchöne nicht. Wir ſahen einmal viele wilde Tiere im Kaſten. Da wollte ich immer von wilden Tieren erzählen hören. Annette erzählte uns was ſie wußte, und als ſie nichts mehr wußte und ich ſie noch immer quälte, ſagte ſie mir den Löwengarten vor .... und der gefiel mir ſo gut, daß ich ihn ſchnell auswendig lernte.“

„Willſt Du nicht zu Deiner Mama gehen, Emerenz? Du biſt den ganzen Morgen hier unten geweſen.“

„O ja,“ ſagte ſie kleinlaut und ſchlich die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter.

Hildegund lag auf der Chaiſelongue, bleich, matt, mit verweinten Augen. Schmerzlich lächelnd blickte ſie Emerenz an. Dieſe legte ihr Köpfchen auf die Schulter der Mutter und fragte zärtlich:

„Biſt Du ſehr krank, Mama, oder haſt Du Zahnweh?“

„Nein, Emerenz, ... ich bin traurig,“ verſetzte Hildegund.

„Dann bin ich auch traurig,“ ſagte die Kleine und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, der ſo ſtand, daß ſie die Mutter — nicht aber dieſe ſie ſehen konnte. Als Hildegund Emerenz aus den Augen verlor, gingen ihre Gedanken andere Wege. Es trat eine tiefe Stille ein, die jedoch keineswegs ſo mich an die kleine Verwundete. Ich hob ſie auf, wuſch ihren blutigen Flügel, gab ihr Waſſer zu trinken, und behielt ſie zärtlich in meinen Händen.

„Ich werde das Täubchen pflegen und heilen, und Sie bekommen es nie wieder, ſagte ich zu Gundaccar, der mir von ſeinem Platz aus aufmerkſam zuſah. Und ſchießen Sie doch künftig Bären todt, aber keine Tauben.“

Er ſagte mit fröhlichem Gelächter: „Wenn nur die Bären ſo zahlreich in der Luft herumflögen wie die Tauben.“

Das nahm ich übel, und erröthend ſagte ich: „O in Deutſchland fehlt's nicht an Bären! und wenn Sie ſo laut lachen und vollends mich auslachen, ſo ſpazieren Sie nur wieder über die Dächer heim.“

Statt den Rath zu befolgen ſtieg er behend ins Zimmer hinein und ſagte: „Zürnen Sie — ſo geh ich nicht.“

Jezt mußte ich lachen, aber ich drang in ihn zu gehen.

„Wen erwarten Sie denn?“ fragte er mißtrauiſch.

„Niemand,“ erwiderte ich unbefangen.

„Aber wer pflegt denn zu Ihnen zu kommen?“

„O Niemand! Niemand!“ rief ich ſorglos.

„Nun, ſo dulden Sie mich doch noch ein Paar gemütlich war, wie ſie unten im kleinen Winterſalon geherrſcht hatte! Die eine ging aus ruhiger Zufriedenheit hervor und die andere aus ſtumpfer Traurigkeit. Als dieſe für das Kinderherz zu ſchwer wurde, ſchlief Emerenz ein.

Am andern Morgen gab es einen ſonnigen Frühlingstag. Hildegund hatte erklärt, ſie wolle um keinen Preis Hainau, ihr ſchönes Landgut verkaufen. Der Baron ſchlug ihr vor nach Hainau zu fahren und es in Augenſchein zu nehmen, ob es ihr auch noch gefalle und ob es nicht geraten ſei, den enormen Preis anzunehmen, der dafür geboten werde. Hildegund nahm den Vorſchlag an und es wurde ein Reitknecht nach Hainau geſchickt, der zum Gabelfrühſtück die Herrſchaft anmeldete. Er kam zurück und ſagte: Die Kaſtellanin ſei außer ſich vor Freude, daß Frau Baronin endlich einmal wieder an ihr ſchönes Hainau denke; aber das Gabelfrühſtück werde wegen Kürze der Zeit ärmlich ausfallen.

Unter einem ſtrahlenden Himmel, der von Lerchengeſang durchwirbelt war, fuhr man in einer Stunde nach Hainau. Hildegund war zum letzten Mal als Braut mit Veldegg dort geweſen, um ihm die Heimat ihrer Kindheit zu zeigen. Dieſe zwiefache Erinnerung bewegte ſie tief, und ganz erſchüttert betrat ſie die Schwelle des Hauſes, in welchem ſie ihre glücklichen unſchuldigen Tage verlebt hatte, bis ſie bei dreizehn Jahren ihre

Eltern faſt zu gleicher Zeit am Typhus verlor. Das ſtattliche Haus war wohl erhalten, trug aber mit ſeinen geſchloſſenen Fenſterläden und Vorhängen das Gepräge der Öde, das unbewohnten Räumen eigen iſt. So war es auch in den Zimmern. Nur den Salon und das Speiſezimmer hatte die Kaſtellanin etwas hergerichtet, Feuer in den Kaminofen gemacht und Teppiche gelegt. Hildegund fand alles ganz wunderſchön, nahm Emerenz bei der Hand, ging mit ihr durch alle Gemächer und erklärte ihr, wer da gewohnt und was dort geſchehen ſei. Im Zimmer ihres Vaters ſtand in der Mitte ſein großer Schreibtiſch, der ihr, als kleines Kind wie ein Haus vorgekommen war, worin ſie mit ihren Puppen hätte wohnen mögen; im Zimmer der Mutter auf gedrehten Füßen ein zierliches Eckſchränkchen, deſſen Tür ſich nur dann öffnete, wenn Hildegund für ihr Wohlverhalten ein Stückchen Biskuit oder Chokolade erhielt — was Emerenz zu der Frage anregte, ob nicht auch jetzt das Schränkchen dergleichen Schätze beherberge; — denn von der verfloſſenen Zeit hat ein Kind keinen Begriff. Die Kaſtellanin, die Hildegund in dem Alter gekannt, das jetzt Emerenz hatte, freute ſich halb ſelig über die Zufriedenheit ihrer Herrin und erinnerte ſie an dieſe und jene kindliche Szene, welche Hildegund mehr und mehr rührte und Emerenz mehr und mehr entzückte. Dann ging es in den Garten und zu dem guten alten Gärtner, der das vortrefflichſte Obſt zu ziehen verſtand. Dann in die Stallungen. Der Stand der Kutſchpferde war freilich leer, ſo auch der von Hildegund's Pony; aber ſie dachte doch daran, wie ſelig ſie geweſen ſei, als ſie bei elf Jahren zum erſten Mal frank und frei auf der großen Landſtraße neben ihren Eltern zum Onkel Althauſen ritt, und Emerenz, der ſie von dieſem Ritt erzählte, ſchwang ſich im Geiſt auf einen Pony und galoppierte durch die Welt.

Nachdem Hildegund ihre Wanderung mit dem Onkel und der Kleinen abgemacht hatte, fanden ſie die Baronin ſchon im Speiſezimmer den Tee bereitend.

„Tante,“ ſagte Hildegund fröhlich, „wenn man mir eine Million auf den Tiſch legte, ich würde mein Hainau nicht fortgeben — viel weniger für eine halbe Million.“

„Das freut mich!“ ſagte die Baronin froh über Hildegunds heitere Stimmung; „da bleiben wir gute Nachbarn.“

„Emerenz!“ ſagte die Mutter, „was willſt Du lieber haben: Hainau oder eine halbe Million?“

Emerenz entſchied ſich ſofort für das was ſie kannte und ſagte:

„Hainau.“

„Die Hauptperſonen ſind einig,“ verſetzte Hildegund lächelnd; „ich bitte Dich, lieber Onkel, die Verhandlung abzubrechen. Wir behalten Hainau.“

„Wir behalten Hainau!“ frohlockte Emerenz, klatſchte in die Hände, tanzte und ſprang umher und jubelte fort und fort: „Wir behalten Hainau!“

„Aber Du Tauſendſaſſa, was gefällt Dir denn ſo gut in Hainau?“ fragte der Onkel.

„Daß es uns gehört!“ rief ſie.

„O Liebe zum Eigentum, wie tief iſt ſie dem Menſchen eingeprägt,“ ſagte die Baronin.

Bei der Rückfahrt erklärte Hildegund, ſie fühle ſich wohl genug, um am Abend die Tante nach der benachbarten Stadt zu begleiten, wo in der Pfarrkirche eine Volksmiſſion gehalten wurde. Es ſchien, als hätten die Erinnerungen der Kindheit ihr religiöſes Gefühl geweckt. Man fuhr in zwei Wagen zur Stadt, da der Baron ſeine Damen begleiten wollte und einige Frauen vom Dienſtperſonal der Miſſion ebenſo pünktlich folgten wie die Baronin.

Der Abfall von Gott durch die Sünde war das Thema, welches in der Reihe der Miſſionspredigten an dieſem Abend behandelt wurde, und zwar ſo wie der Gegenſtand es mit ſich bringt: drohend und erſchütternd; denn die Seele ſoll ihren elenden Zuſtand erkennen, in ſich gehen und bereuen. Auf der Rückfahrt ſprach Hildegund keine Silbe, und als man zu Hauſe kam, ſagte ſie, ſie werde nicht zum Tee kommen, ſondern ſchlafen gehen; ſie ſei ſehr müde. Man fand das begreiflich, und als die Baronin mit ihrem Manne allein war, ſagte ſie:

„Hildegund iſt augenſcheinlich ſehr ergriffen. Wie wohltätig werden die nächſten Predigten auf ſie wirken, welche den Weg der Umkehr zu Gott angeben. Vielleicht iſt es eine himmliſche Fügung, welche ſie eben jetzt zu uns führte.“

„Möge ſie nur die nötige Ausdauer haben und nicht abſpringen,“ entgegnete der Baron. —

Schlag acht Uhr ſaß die Baronin in ihrem Morgenzimmer am Frühſtückstiſch; Emerenz neben ihr. Ein Haus, ein Zimmer, die lange von derſelben Familie, derſelben Perſon bewohnt wurden, nehmen etwas von deren Charakter an, weil ſich ihre Gewohnheiten, ihre Beſchäftigungen, ihre Liebhabereien darin ausdrücken. Dies Morgenzimmer, in welchem die Baronin ihre einſamen Stunden zubrachte, war ganz und gar wie ſie: einfach und gemütlich, höchſt geordnet. In der Einrichtung keine Spur von Eleganz, kein Seidenſtoff, kein koſtbares Holz, nur Nußbaum und Wollenſtoff. Auch kein Schreibtiſch, auf dem tauſend Dinge liegen, die nicht zum Schreiben gehören, ſondern ein großer Schreibſchrank mit vielen Fächern und Auszügen, der ſeinen Inhalt unter Schloß und Riegel hielt, und keine Neugier in Verſuchung führte einen Blick in Briefe, Rechnungen ꝛc. zu werfen. Zwei Bücherſchränke, hinter deren Vorhänge von grünem Tafft, geſchützt gegen Staub, geſchmackvoll eingebundene

Bücher ſtanden, belehrenden, unterhaltenden, erbaulichen Inhalts. Ein großer viereckiger Tiſch, der ſeine Beſtimmung dadurch anzeigte, daß ein Meßgewand — augenſcheinlich der Ausbeſſerung bedürftig, vorſichtig mit einem großen Gazeſchleier bedeckt, darauf ausgebreitet lag; im Salon wurden Paramente geſtickt, hier wurden ſie angefertigt. Ein Spinnrad, deſſen Rocken mit dem zarteſten blonden Flachs umwunden war, das von einem breiten, weißen, ſehr hübſch bemalten Seidenband zuſammen gehalten wurde. Ein Schränkchen, welches der Baron die Schatzkammer ſeiner Frau nannte, und welches in trauter Gemeinſchaft Käſtchen mit homöopathiſchen Gläschen und Magneſia — und Rhabarberpulver, Hoffmannstropfen, Meliſſengeiſt und engliſches Riechſalz, Salbentöpfchen und Arzneigläſer beherbergte. Ein runder Tiſch, an welchem man das Frühſtück nahm, wenn die Hausgeſellſchaft nicht zahlreich war. Alle Intereſſen, die das Herz und die Zeit der Baronin erfüllten, ſpiegelten ſich in dieſem Zimmer, deſſen Behaglichkeit durch ein großes Feuer im Kaminofen vermehrt wurde.

„Worauf warten wir, Tante?" fragte Emerenz und rückte ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her.

„Auf Deinen Onkel," gab die Baronin zur Antwort, indem ſie emſig an einem Kinderjäckchen häkelte.

„Ich mag nicht ſehr gern warten, Tante,“ verſetzte Emerenz.

„Niemand wartet gern, aber wir alle müſſen es lernen,“ ſagte die Baronin.

Sie war die Pünktlichkeit perſonifiziert, und es hatte ihr nicht wenig Mühe gekoſtet, ſich an die Unpünktlichkeit ihres Mannes zu gewöhnen und noch immer empfand ſie dieſelbe wie einen leichten Nadelſtich.

„Da bin ich! . . . gräßlich ſpät . . . . nicht wahr? Verzeihung, Schatz!“ Mit dieſen Worten, die der Baron ſeit fünfunddreißig Jahren faſt täglich wiederholte, trat er ein und ſetzte ſich an den Tiſch. „Wo iſt denn Deine Mama, Du kleiner Tauſendſaſſa?“ fragte er Emerenz.

„Sie ſchläft wohl noch, Onkel,“ entgegnete das Kind.

Da wurde ganz leiſe an die Tür geklopft. Es war nicht üblich, daß die Baronin um dieſe Stunde Audienz gab; es geſchah von neun Uhr an. Auf ihr befremdetes: „Herein!“ erſchien Hildegunds Kammerjungfer, blaß, zitternd, und bat die Baronin herauf zu kommen.

„Was gibt's denn ſo eilig?“ fragte der Baron unmutig, denn er mochte nicht bei einer Mahlzeit geſtört werden.

Mit einem Blick auf Emerenz wiederholte die Kammerjungfer ihre Bitte. Die Baronin hatte ſich ſchon erhoben, und indem ſie ſagte: „Ich komme gleich wieder und bringe Nachricht,“ entfernte ſie ſich eilig.

Hildegund ſaß im Alkoven ihres Zimmers neben ihrem Bett. Auf dem Nachttiſch ſtand ein ſilberner Handleuchter, deſſen Kerze bis auf die letzte Spur verbrannt war. Das Bett war unberührt. Hildegund hatte augenſcheinlich im Lehnſtuhl die ganze Nacht zugebracht. In ihren Schlafrock eingewickelt, ſaß ſie mit verſchränkten Armen da und ſchien die Baronin gar nicht zu bemerken.

„Beſtes Kind, was ſtellt dies vor!“ ſagte die Baronin und ergriff Hildegunds eiskalte Hand.

„Ich denke über die Predigt nach, Tante,“ erwiderte Hildegund und blickte totmüde, ganz entſtellt durch die Nachtwache mit erloſchenen, eingeſunkenen Augen zur Baronin auf.

„Alles hat ſeine Zeit und ſeine Grenzen, beſtes Kind. Am Tag denkt man nach und in der Nacht ſchläft man.“

„Ja, wenn man ſchlafen kann.“

„Der Schlaf wird ſchon kommen . . . lege Dich jetzt nur geſchwind in's Bett. Du biſt ja ganz erſtarrt vor Kälte . . . . ich beſorge Dir Tee . . . . oder was Du willſt.“

„Ich will nichts, Tante! . . . die Predigt! die Predigt!“

„Ja, ſie war ſehr ergreifend, wir werden heute ihre Folge hören.“

„Die Folge weiß ich, Tante! es iſt die ewige Verdammung.“

„Für Den der ſich nicht beſſern will — ja! für den Andern iſt es die Bekehrung zu Gott, die Ausſöhnung mit ihm, die Hoffnung auf ein künftiges ſeliges Leben.“

Hildegund ſchüttelte traurig den Kopf. Die Baronin ſagte:

„Du ſiehſt, in welche verkehrte Grübelei man aus Mangel an Schlaf verfällt. Hole alſo das Verſäumte nach.“

Und ſie blieb bei Hildegund bis dieſe endlich im Bett war.

Als ſie zum Frühſtück zurückkehrte, fragte der Baron:

„Was gab es denn da oben?“

„Nervenaufregung! ich hoffe ſie mit Meliſſengeiſt zu beruhigen.“

Hildegund erſchien zum Gabelfrühſtück, war aber ſehr ſchweigſam und äußerte keine Silbe über die Predigt und man ſprach von anderen Dingen. Im Salon fand man Briefe und Zeitungen.

„Sie kommen alſo nächſten Dienstag. Klementine, Klemens und alle fünf Kinder!“ rief die Baronin, nachdem ſie einen Brief geleſen hatte.

„Alle ſieben — bravo!“ rief der Baron; „und wie lange bleiben ſie?“

Klementine und die Kinder vier Wochen, Klemens — unbeſtimmt. In jedem Fall holt er ſie wieder ab, wenn ſich die Karavane auf den Zug macht. Hofmeiſter, Gouvernante und dienende Weſen ſind dabei.“

„Braviſſimo!“ rief der Baron und rieb ſich vergnügt die Hände: dann wird es munter hergehen im ſtillen alten Hauſe.“

„Dann will ich Platz machen,“ ſagte Hildegund.

„Mit nichten, mein Schätzchen,“ verſetzte er fröhlich; es iſt Platz im Ueberfluß da! .... Du bleibſt hier ... es ſei denn, daß Du nach Deggenrain gehen wollteſt,“ ſetzte er ernſt hinzu.

„Nach Deggenrain? ... O, nicht um die Welt! nie! nein, nie! Ich will nach Hainau.“

„Den Gedanken mußt Du aufgeben, liebes Kind. Ein Aufenthalt bei uns, Deinen zweiten Eltern — das habe ich mit Deinem Manne abgemacht. Von Hainau war keine Rede und nicht dort iſt Dein Platz,“ gab der Baron gelaſſen zur Antwort.

„In Hainau iſt mein Friede.“

„Er war dort als Du, ein gutes folgſames Kind, dort lebteſt. Jetzt wird er dort ſein, wo Du andere heilige Pflichten treu und folgſam erfüllſt.“

Hildegund verſtummte vor dem tiefen Ernſt ihres Onkels. Als ſpäter die Baronin fragte, ob armſelige Augenblicke hier, damit ich mich wenigſtens in Ihrem Zimmer orientiren kann.“

Das war nun ganz außerordentlich leicht! mit blauem Papier war es ausgeklebt, mit Strohſtühlen und einigen Tiſchen möblirt, mit einem großen Schrank und einem kleinen Klavier, und Bett- und Fenſtervorhänge von dunkelrothem Baumwollenſtoff mit gelbem Käntchen gaben ihm einen recht gemeinen Anſtrich. Ein Tiſchchen hatte ich in einen kleinen Altar verwandelt, mit einer weißen geſtickten Decke behängt; zwei ſchlichte Vaſen mit Blumen ſtanden — ein ſchöner Roſenkranz von rothen und weißen Korallen und meine Gebetbücher lagen darauf; darüber hing ein Kruzifix von Ebenholz und Silber, und eine Lithographie der Madonna Siſtina; davor ſtand ein Betſchemel. Dieſer kleine heilig geſchmückte Altar ſtand da, wie die himmliſche Poeſie in der kahlen Wirklichkeit.

„Nicht wahr, es iſt nicht ſehr hübſch hier drinnen?“ ſagte ich um ſeinen muthmaßlichen Gedanken Worte zu geben, als Gundaccar ſich rundum ſah.

„O! wie glücklich bin ich!“ rief er plötzlich ſtatt der Antwort, und ſetzte ſich neben meinen Arbeitstiſch, auf dem mein vollſtändiger Apparat für das Blumenmachen lag. Er betrachtete einzeln jedes kleine Werkzeug und ich betrachtete ihn. „Nun arſie zur Abendpredigt fahren wolle, erwiderte ſie heftig:

„Ich will nicht zum zweiten Mal mein Verdammungsurteil hören.“

„Mache mich nicht ungeduldig, Hildegund!“ ſagte der Baron ſtreng. „Niemand hat Dich verdammt und niemand kann Dich verdammen als Du dich ſelbſt, wenn Du beharrlich, mit Wiſſen und Willen, in der Widerſetzlichkeit gegen göttliche Ordnung verbleibſt. Dies und nichts anderes hat der Prediger geſtern Abend geſagt, und dies und nichts anderes mußte er ſagen, weil er auf der Kanzel ſteht, um das Wort Gottes zu verkünden und um uns allen einzuſchärfen — was uns ſehr nötig iſt — daß wir uns von ganzem Herzen zu Gott bekehren ſollen.“

„Und heute Abend wirſt Du hören, wie leicht uns dies gemacht wird,“ fügte liebreich die Tante hinzu.

„Ich danke Dir, liebe Tante, ich bin müde,“ erwiderte Hildegard kurz. — Dabei blieb es.

Die Miſſion war zu Ende und die Baronin r betrübt über den Eindruck, den Hildegund ſo genſinnig feſthielt. Den Vorſchlag, mit einem der Miſſionsgeiſtlichen zu ſprechen, hatte ſie abgelehnt, auch den vortrefflichen Stadtpfarrer, den ſie aus früherer Zeit kannte, wollte ſie nicht ſehen. Ihrer verſtörten, auf den Wellen der Leidenſchaft hin und her getriebenen Seele, hatten zwei Eindrücke eines und desſelben Tages ſich bemächtigt: ihre unſchuldige Vergangenheit und die Schuld ihrer Gegenwart. Sie hatte ſich zu wenig im Kampf gegen ſich ſelbſt geübt, um jetzt die Kraft zu beſitzen, ſich aufzuraffen und einen Schritt weiter zu gehen, der ſie aus dem unſeligen Zuſtand gerettet hätte. Im Glauben an die erlöſende Kraft des Blutes Jeſu hätte ſie Energie finden können. Wo war dieſer Glaube! . . . Er hatte ſich verflüchtigt, als ſie von der chriſtlichen Mythe wie von der indiſchen und nordiſchen Mythe ſprechen hörte und endlich ſelbſt ſprach. Sie verſank mehr und mehr in Schwermut; da ſie aber wenig ſprach und nie eine Äußerung über ihren Seelenzuſtand machte, bemerkte man keine Veränderung. Sie hatte ja die ganze Zeit in hinbrütender Verſunkenheit zugebracht. Die Ankunft ihrer Couſine Klementine mit Mann und Kinder brachte keine Veränderung hervor. Mochte das Kindervölkchen noch ſo glückſelig jubeln, ſpielen, plaudern — mochten Eltern und Großeltern noch ſo heiter und traulich das Glück eines großen Familienkreiſes genießen — mochte Emerenz in Wonne ſchwelgen über die zahlreichen munteren Geſpielen: Hildegund blieb ſtill und in ſich gekehrt und beachtete kaum das liebevolle Entgegenkommen Klementinens. Es fiel aber allen peinlich auf, daß ſie ſich von der gemeinſamen Oſterkommunion fern hielt. Ganz außer Faſſung geriet darüber Klemens Sternfels. Er war einer von den überfrommen, nicht ſehr einſichtsvollen Menſchen, die ſich berufen wähnen ihre Anſichten über Frömmigkeit Anderen beizubringen.

„Aber Mama!“ rief er in höchſter Entrüſtung, „wie kannſt Du unter Deinem Dach dies Ärgernis, dies ſchlechte Beiſpiel dulden?“

„Ruhig, Klemens! .... nur immer ruhig!“ verſetzten Klementine und ihr Vater, während die Baronin ſanftmütig erwiderte:

„Kann ich mehr tun, als zuerſt Hildegund an die Oſterkommunion erinnern und dann ſie liebevoll dazu auffordern?“

„Viel mehr, Mama! Du hätteſt mit der Autorität ſprechen ſollen, welche einer Hausfrau zukommt, die für die Seelen ihrer Hausgenoſſen die Verantwortung hat.“

„Weiter als auf Vorſchlag, Bitte, Zureden reicht dieſe Autorität nicht, beſter Klemens.“

„Du hätteſt ihr einen Geiſtlichen auf's Zimmer ſchicken ſollen, der ihr die Hölle heiß machte.“

„Sie würde ihr Zimmer vor ihm verſchloſſen haben.“

„Und das alles, nachdem ſie hier der Volksmiſſion beiwohnte.“

„Das tat ſie nicht.“

„Wie! was! das tat ſie nicht! ſie war hier und Du haſt das nicht bewerkſtelligt?“

„Klemens ſcheint ſeine martialiſche Gewohnheit im Gedächtnis zu haben und die Leute — wie früher ſeine Kompagnie — in die Kirche führen zu wollen. Wer nicht dabei iſt, kommt in Arreſt," ſagte Klementine ſcherzend. Sie war viel klüger wie ihr Mann und ſtets bemüht, ſeinen Mangel an Einſicht durch Scherz zu verdecken.

„Ja! das mit Recht!" rief er tapfer.

„Du biſt närriſch, Klemens'" ſagte höchſt gelaſſen der Baron, „ſobald Du auf Deinem frommen Steckenpferd reiteſt und ihm alle Kapriolen geſtatteſt."

„Kapriolen, Papa! ſind das Kapriolen, oder mit anderen Worten ſind das meine Kaprizen, wenn ich die Leute veranlaſſen möchte, als gute Chriſten zu leben?"

„Veranlaſſen — iſt ſehr gut und iſt in dieſem ſpeziellen Fall verſucht worden. Zwang iſt verkehrt und ſeine Frucht iſt Erbitterung. Es gibt kranke Seelen, mit denen man Geduld haben muß, denn Gott iſt ſehr langmütig, und ich glaube, mein lieber Klemens, daß eine Frucht der Frömmigkeit Geduld mit der Schwachheit des Nächſten ſein ſoll."

„Verſteht ſich, Papa! das verſteht ſich ja ganz von ſelbſt. Chriſtliche Geduld iſt Hauptſache. Aber die Volksmiſſion iſt eine Sache, die .... ich ſage Dir, ſie iſt eine große Sache .... und daß man plötzlich in der Kirche auf den Gedanken gekommen iſt, ſie dem chriſtlichen Volk anzubieten .... das iſt eine Gnade.“

„Du brauchſt das rechte Wort, Klemens. Angeboten wird ſie, nicht aufgezwungen. Überhaupt kennt die Gnade keinen äußeren Zwang.“

„Es iſt aber doch nicht übel, ſie zuweilen durch äußere Mittel eindringlich zu machen.“

„Was nennſt Du ſo?“

„Belehrung, Unterricht, Überredung.“

„Die beiden erſten ſind allgemein übliche und ganz notwendige Kanäle, durch welche die Gnade fließt. Überredung iſt ſehr bedenklich, denn ſie bringt keine Überzeugung bei, ſondern ſie bringt nur den Widerſpruch zum Schweigen.“

„Mama, kannſt Du mir nicht eine Unterredung unter vier-Augen mit Hildegund verſchaffen?“

„Hielte Dein apoſtoliſcher Beruf Schritt mit Deinem Eifer, lieber Klemens, entgegnete die Baronin, ſo könnte eine ſolche Unterredung vielleicht von Nutzen ſein. Jetzt wird ſich Hildegund ſchwerlich darauf einlaſſen.“

Klemens Sternfels hatte mehr Vertrauen zu ſeinem apoſtoliſchen Beruf als ſeine Schwiegermutter. Als man an einem ſchönen Apriltag einen Spaziergang nach einem nahen Meierhof machte, bot er Hildegund den Arm und nahm die günſtige Gelegenheit wahr, um ihr die Lehre von der Gründung der Kirche und der Einſetzung des Abendmahls durch Chriſtus — wenn nicht ſehr klar, doch ſehr weitläufig zu entwickeln. Er ſchloß mit den Worten:

„Nicht wahr? Sie erkennen jetzt Ihre Verpflichtung zum Empfang der heiligen Sakramente in der öſterlichen Zeit.“

Hildegund hatte zuweilen zugehört, zuweilen nicht. Auf dieſe direkte Frage gab ſie zur Antwort:

„Eine ſolche Verpflichtung habe ich nicht.“

„Warum denn nicht?“ fragte Klemens ſtarr vor Erſtaunen über die unerwartete Antwort.

„Weil ich weiß, daß Chriſtus eine Mythe iſt,“ ſagte ſie ruhig.

Klemens kannte die rationaliſtiſche Auffaſſung, die in dem Erlöſer einen Weiſen, einen Propheten ſehen will, es war ihm aber ganz neu, daß Chriſtus zu einer Mythe verflüchtigt werden ſolle und er rief entrüſtet aus:

„Das iſt eine Erfindung des Teufels, um die Menſchen ganz und gar vom Glauben abzubringen. Laſſen Sie ſich doch nicht von dieſen Schlingen des Satans umgarnen.“

„Ich bin ſchon umgarnt,“ gab ſie tonlos zur Antwort, zog ihren Arm aus dem ſeinen und eilte der vorangehenden Geſellſchaft nach, während er ganz verblüfft über dieſen Ausgang ſeiner apoſtoliſchen Belehrung ihr nachſah.

„Mama, ſie iſt nicht klar im Kopf,“ flüſterte er ſpäter der Baronin zu.

„Leider!“ gab ſie zur Antwort, ohne ſeinen Worten die Bedeutung beizulegen, die er im Sinn hatte.

„Du mußt alſo einen Geiſtlichen und einen Arzt zu Rat ziehen.“

„Das iſt zu arg, Klemens!“ erwiderte ſie lebhaft; „Du darfſt nicht Jemand für geiſteskrank erklären, weil er in religiöſer Beziehung nicht ſo perfekt denkt wie Du.

„Ich ſage Dir, Mama, ſie hat fixe Ideen und bedarf der geiſtlichen und ärztlichen Hülſe.“

Dieſe Behauptung teilte die Baronin ganz beängſtigt ihrem Manne mit. Er entgegnete:

„Das iſt richtig: durch ihre traurige Verblendung hinſichtlich dieſes unſeligen Othenio iſt Hildegund allerdings unter der Herrſchaft ihrer verkehrten Gedanken und der gläubige Sinn ihrer früheren Jahre ſcheint ſehr geſchwunden zu ſein. Es gibt in manchem Menſchenleben Zeiten von Sturm und Gewittern und die ſind für Hildegund eingetreten — obſchon man das nicht erwartet hätte. Und weil ſie ſelbſt nicht darauf vorbereitet war, mag ſie allzu ſorglos geweſen ſein. Doch Ungewitter ſind kein dauernder Zuſtand, nicht in der Natur, nicht im Menſchenleben; ſie ziehen vorüber und ihre Folgen ſind nicht ſelten heilſam. Daß Hildegund unſerm guten Apoſtel kein Gehör gab, ſpricht nicht gegen ſondern für ihre Vernunſt.“

„Du biſt ſehr ſtreng gegen den guten Klemens,“ ſagte mild die Baronin.

Kann ſein, Schatz! ich erkenne gern ſeine vortrefflichen Eigenſchaften, ſeine Tugenden an ... allein er hat eine Gläubigkeit, die mich zum Unglauben reizt .... und das verdrießt mich. Für dieſen Verdruß muß Klemens ſelbſtverſtändlich büßen.“

„Selbſtverſtändlich?“ wiederholte ſie und drohte ihm ſcherzend mit dem Finger.

„Ja!“ ſagte er lachend; „ich habe nicht Deine und Klementinens Engelsgeduld! .... die iſt eine Tugend der Weiber, Gott ſei Dank! — Alſo quäle Dich nicht allzu ſehr wegen unſerer armen Hildegund. Man muß ihr Zeit laſſen ſich zu beſinnen .... ſie iſt ja kaum einen Monat hier und ſo ſchnell findet man ſich nicht zurecht.“

Die Anweſenheit der Familie Sternfels, der Umgang mit der klugen und liebenswürdigen Klementine, die Fröhlichkeit der Kinderſchar, der lebhaftere Verkehr mit der Nachbarſchaft — nichts von dem allen machte Eindruck auf Hildegund. Sie war freundlich, aber ſo ſchweigſam und in ſich gekehrt, daß man ihr anmerkte, ſie ſei am liebſten allein. War ſie aber allein, ſo lag ſie vor ſich hinbrütend auf der Chaiſelongue. Sie las nicht, ſie ſchrieb nicht, ſie arbeitete nicht. Wo waren ihre Gedanken? — ſie wirbelten durcheinander: Leidenſchaft für Othenio, Unrecht und

Widerwille gegen Veldegg, Gewiſſensbiſſe, unſchuldige Jugenderinnerungen, Troſtloſigkeit der Gegenwart, Angſt vor der Zukunft, verkehrte Auffaſſung der Glaubenslehren, Anſichten des Unglaubens — dies Chaos wogte ungelichtet, unentwirrbar eine trübe, ſtürmiſche Flut in ihren Gedanken, ſo daß ſie oft ſtiller Verzweiflung ſich hingab und tauſendmal lieber zu ſterben. als ferner ſo fortzuleben wünſchte.

Klementine hatte großes Mitleid mit ihr, doch faſt noch mehr mit Emerenz, die für Hildegund kaum zu exiſtieren ſchien.

„Und es iſt doch ein herrliches Kind,“ ſagte ſie; „ich möchte ſie mit mir nehmen, ſo lange die Mutter hier iſt.“

„Unmöglich!“ rief die Baronin; „Veldegg's Briefe ſind überfüllt von dem Wunſch Emerenz bei ſich zu haben.“

„Nein, Klementine, daraus wird nichts!“ ſagte der Baron; „nur dem Vater trete ich die Emerenz wieder ab; denn das Kind iſt meine Freude. Und daß Du mir im Sommer eine dritte Enkelin ſchenkſt, Klementine, das bitte ich mir aus! Hörſt Du!“

„Ich höre, Papa, bin jedoch nicht dazu geneigt . . . weil ich einen vierten Sohn wünſche.“

„Unbegreiflich dieſe Liebhaberei der Frauen für Söhne! das iſt ein ſchlechter Geſchmack, Klementine! . . . Ja! ein Sohn oder zwei — ſetzte er hinzu, mit Wehmut an ſeine beiden früh verſtorbenen Söhne denkend — die ſind freilich ein koſtbarer Schatz. Doch damit iſt's genug. Töchter aber kann man nie zu viel haben. Von Töchtern verſchiedenen Alters muß immer ein großer Vorrat ſein."

„Söhne ſind der Stolz einer Familie," wendete Klementine ein.

„Secundum quid!" ſagte bedachtſam der Baron: „Töchter aber ſind immer ihre Freude. Welche Not hat man mit Söhnen von der Wiege an! der Bub' will nicht gehorchen bevor er noch Hoſen an hat; dann will er nicht lernen, ſondern halsbrechende Dinge treiben; dann verläßt er das Elternhaus und die Sorgen hören gar nicht auf. Hingegen ein Mädchen! das gehorcht, das lernt was man will, das wächſt heran wie eine Blume, ganz allerliebſt anzuſehen, das erheitert das ganze Haus .... und ſchließlich heiratet es einen Klemens oder etwas der Art ... und ſchreitet fort auf dem Wege der Vollkommenheit. Dies iſt meine Anſicht von den Töchtern."

„Mögen meine Töchter ſie beſtätigen," entgegnete Klementine und küßte zärtlich die Hand ihres Vaters.

Die Baronin dachte im Stillen, es könne für Töchter ſo gut wie für Söhne das Je nachdem gelten — wie ſie das ſoeben bei Hildegund erlebten, welche unter denſelben Einflüſſen und guten beiten Sie doch ein wenig, bat er, damit ich ſehe, wie Ihnen die Blumen aus den Händen herausblühen."

„Ich kann nicht! ich muß mein krankes Täubchen pflegen," erwiderte ich und legte meine Wange an ihr weiches Gefieder.

„Ich will es derweil pflegen!" rief er, nahm mir geſchwind meine Taube fort, und küßte ſie.

Aber ich ſchrie laut auf: „Sie werden ſie erdrücken!.... ich will die Taube haben,.... und ich will daß Sie jezt gehen ſollen."

Er ſtand auf, gab mir die Taube zurück, küßte meine Hände, ſchwang ſich über die Fenſterbrüſtung hinaus, und verſchwand indem er ſagte:

„Addio, Clelia! Clelia carissima, addio!"

Kaum war er fort, ſo that es mir fürchterlich leid. Den einzigen Menſchen, der mir Theilnahme bewies, hatte ich fortgeſchickt, ſo um nichts, aus Troz! Das war mein Dank dafür, daß ich in ſeiner wolthätigen Nähe all meine Leiden vergaß. Die Taube war mir ein großer Troſt, und ich liebte ſie, weil ſie Gundaccar zu mir geleitet hatte, als ein ächter Vogel der Liebe. Sie genas auch wirklich, blieb aber gelähmt und daher meine treue Geſellſchafterin.

Meine Tage vergingen trübſelig genug, ohne

Beiſpielen erzogen und erwachſen war, wie Klementine. Doch ſie wollte nicht das trauliche Geſpräch von Vater und Tochter durch ihre Einwendung verſtören.

Die Familie Sternfels war abgereiſt und der Frühling war da. Veldegg verlangte Hildegund's Rückkehr; ſie habe zwei Monate gehabt um ſich zu ſammeln, das Verkehrte zu vergeſſen, das Rechte zu erkennen; die Erzieherin für Emerenz ſei angelangt, es müſſe jetzt alles in das Geleiſe eines geordneten Lebens zurückkehren.

Der Brief war an die Baronin gerichtet und voll herzlichem Dank für die Liebe und Sorgfalt, welche ſie Hildegund und Emerenz zuwende. Die Baronin gab den Brief an Hildegund. Sie las ihn und ſagte darauf mit ungewöhnlicher Heftigkeit:

„Nie gehe ich zu meinem Mann und nie nach Deggenrain zurück.“

„Du wirſt es früher oder ſpäter müſſen, beſtes Kind. Nimm Dich alſo zuſammen, bedenke daß Dein Platz bei Deinem Mann und Deinen Kindern iſt und reiſe ab. Wir müſſen darauf beſtehen.“

„Ich kann nicht Tante! ich kann nicht!“ jammerte Hildegund.

„Aber warum nicht, Kind?“

„Ich bin umgarnt, Tante.“

„Umgarnt?“

„Ja, umgarnt! ... Klemens hat das erkannt und ausgeſprochen .... freilich wußte er es nicht ganz beſtimmt, aber er ahnte die Wahrheit: ich bin umgarnt.“

„Wenn Du es biſt, mein armes Kind, und es als ein großes Unrecht und Unglück erkennſt, ſo zerreiße dieſe Schlingen.“

„Unmöglich, Tante! weißt Du nicht, daß es heißt: Laß Dich vom Teufel bei einem Haar faſſen und Du biſt ſein auf ewig.“

„So heißt es für Diejenigen, die ſich keine Mühe geben wollen, ihm zu entkommen. Gib Dir Mühe, bitte Gott um Beiſtand und es gelingt Dir.“

„Ja ... Gott! wer iſt Gott ... wo iſt Gott ... was iſt Gott .... nicht wahr, er iſt ein überweltliches Weſen, eine Urkraft, welche das Weltall entſtehen ließ und es ſo ordnete, daß es in feſter Bahn fortrollt ... die Erde, die Geſtirne, die Menſchen; aber was iſt das: Urkraft! und wie ſoll ich ſie, die ich nicht kenne, um etwas bitten.“

„Das ſollſt Du auch nicht ... an unſern Heiland ſollſt Du dich wenden, ihn anflehen, daß er ſich Deiner erbarme. Wir haben ja ihn, die menſchgewordene göttliche Barmherzigkeit .... Chriſtus“ ... —

„O Tante!“ fiel traurig lächelnd Hildegund ein; „Chriſtus iſt eine Mythe.“

„Wer ſagt das, armes Kind.“

„Emerich ſagt es … doch nicht er allein! aus den Forſchungen der Wiſſenſchaft geht es hervor.“

Mit namenloſen Schmerz erkannte die Baronin, daß Hildegund's Seelenſtimmung einer ruhigen Belehrung keinen Eingang geſtatten werde. Sie war auch nicht im Klaren darüber, ob Hildegund's Verſtand nur umnebelt ſei durch Unglaube und Leidenſchaft, oder ob er wirklich erkrankt ſei an einer fixen Idee. Sie antwortete nur mit Entſchloſſenheit:

„Wir wollen nicht weiter disputieren, ſondern einfach dabei ſtehen bleiben, daß Du dich zur Abreiſe nach Deggenrain fertig machen mußt, beſtes Kind.“

„Verlange lieber gleich meinen Tod, Tante!“ rief Hildegund und warf ſich der Tante zu Füßen; „das überlebe ich nicht! … man wird ja dort ſogleich gewahr werden, daß Klemens recht hatte … daß ich vom Teufel umgarnt bin.“

Jetzt gingen der Baronin mit einem furchtbaren Schreck die Augen auf; ſie ſagte nur:

„Beruhige Dich, liebes Kind, wir wollen das Weitere überlegen.“

Dann eilte ſie zu ihrem Mann und mit einem Strom von Tränen ſank ſie auf einen Sitz und ſeufzte:

„Klemens hatte Recht … ſie redet irr.“ —

Es wurde der Hausarzt aus der benachbarten Stadt gerufen und aus einer größeren Stadt ein zweiter Arzt herbeigezogen. Hildegund fand es ganz unbegreiflich, daß man ſie wie eine Kranke behandeln wolle, gab den Ärzten keine Antwort auf ihre Fragen, ſondern richtete ruhig Fragen an ſie über die Behandlung der Cholera. Der Beſuch der beiden Ärzte hatte nicht den geringſten Erfolg; ſie konnten nur ſagen, daß die Baronin Veldegg recht übel ausſehe, einen unſteten Blick habe und etwas nervenaufgeregt zu ſein ſcheine. Hildegund blieb bei ihrer Weiſe: in ſich gekehrt, traurig, ſchweigſam, doch aber gleichgültige Dinge verſtändig redend. So wie man aber von ihrer Abreiſe, von ihrem Mann oder von Deggenrain ſprach, geriet ſie in Verzweiflung, warf ſich auf die Erde und wiederholte Das, was ſie der Baronin geſagt hatte.

„Es wird nicht anders," ſagte der Baron eines Tages niedergeſchlagen; „ich muß nach Deggenrain gehen, muß Veldegg mitteilen wie die Dinge ſtehen und ihm Emerenz bringen. Wer weiß, welche Maßregeln hier getroffen werden müſſen . . . und es iſt an ihm dieſe zu genehmigen und für ihre Ausführung zu ſorgen."

Die Baronin ſtimmte ihm bei und ſetzte hinzu:

„Der Arzt wünſcht Zerſtreuung, Veränderung für Hildegund, eine größere Reiſe oder einen

Aufenthalt an einem fremden Ort. Er meint, ihre Gedanken könnten dadurch in eine andere Bahn einlenken. Ich fürchte aber, dieſe Äußerlichkeiten werden von geringer Wirkung ſein. Durch natürliche Mittel geſundet nicht eine kranke Seele und den übernatürlichen widerſtrebt ſie."

Als der Baron Hildegund von ſeinem Vorhaben unterrichtete, ſagte ſie zufrieden:

„Das iſt gut, lieber Onkel! Emerenz wird bald ſechs Jahr, ſie muß zu einer ſo vortrefflichen Erzieherin kommen, wie Miß Mac Allan ſein ſoll . . . und ich gehe nach Haingau . . . da wird niemand gewahr wie ich umgarnt bin."

„Du biſt von Deinem Eigenſinn umgarnt, mein Kind, und es wäre wohl an der Zeit, daß Du dies endlich gewahr würdeſt, verſetzte der Baron mit einiger Ungeduld. In Deggenrain, bei Emerich und den Kindern iſt Dein Platz; das mußt Du Dir einprägen."

„Nun und nimmer," ſagte ſie und ihr Blick flog unſicher umher. — —

Emerenz nahm mit tauſend Tränen Abſchied von der Baronin und von allem was dieſe umgab. Sie lief zu allen Dienſtboten durch das ganze Haus und durch den Garten, um überall Lebewohl zu ſagen. Sie umarmte Karo und Minette und empfahl ihnen ſchön friedfertig zu ſein. Aber die Trennung von der Mutter rührte ſie wenig. Kinder lieben nicht traurige Menſchen. Sie haben flüchtiges Mitleid, wenn ſie glauben, daß die Leute traurig ſind, weil ſie kein Brot und keine Kleider haben oder weil ſie krank ſind. Sie haben keine Ahnung von einer Traurigkeit, welche nicht aus jenen Urſachen entſpringt. Wie könnten ſie mit ihren ohnehin ſo verflatternden Gefühlen große Teilnahme für etwas haben, was ihnen ganz fremd iſt. Überdies haben kleine Kinder ſchon große Anlagen zum Egoismus, welcher verlangt, daß man ſich mit ihnen in der Weiſe beſchäftige, die ihnen genehm iſt. Das tat Hildegund nicht, und daher erfolgte ein ruhiger Abſchied zwiſchen Mutter und Tochter.

„Wie froh bin ich, daß Emerenz fort iſt; ſie kann jetzt nichts gewahr werden,“ flüſterte Hildegund ihrer Tante zu.

„Was könnte ſie denn gewahr werden?“ fragte die Baronin ſanft.

„O, Du weißt es ganz gut, Tante! . . . ich wiederhole es nicht gern,“ gab Hildegund mit geheimnißvoller Miene zur Antwort.

Veldegg war nicht angenehm überraſcht, als der Baron Althauſen allein mit Emerenz in Deggenrain eintraf. Doch ſein Mißmut ging in die äußerſte Beſtürzung über, als er Hildegunds Zuſtand erfuhr. Er hatte ſich der Hoffnung hingegeben, ſie werde durch Trennung und Nachdenken zur Beſinnung über die Verirrung ihrer Gefühle kommen und durch Vernunft zur Pflicht zurückgeführt werden. Er brachte nur nicht in Anſchlag, daß Verirrung des Gefühls in Leidenſchaft übergehen kann, wenn nicht der Wille einen entſchloſſenen Widerſtand leiſtet, und daß der Wille die Kraft zu ſolcher Entſchloſſenheit nicht im Nachdenken findet, ſondern indem er ſich anklammert an ein göttliches Geſetz, das ihm, um den Preis des Kampfes — Sieg verſpricht.

Veldegg ließ ſich den ganzen Verlauf von Hildegund's Geiſtesverwirrung genau erzählen, um zu ergründen, welcher Anſtoß ſie zum Ausbruch brachte. Als der Baron zu Ende war, ſagte er mit ſchneidender Bitterkeit:

„Es iſt klar .... die Predigt war es. Dahinter ſteckt einmal wieder ein Prieſter.“

„Mit nichten!“ entgegnete der Baron empört; „dahinter ſteckt der Unglaube.“

„Bah!“ ſagte Veldegg wegwerfend.

„Der Unglaube! ich wiederhole es!“ fuhr der Baron mit ſteigender Entrüſtung fort; „ich will Hildegund nicht frei ſprechen ... aber das iſt klar, Du trägſt einen großen Teil ihrer Schuld.“

„Ich habe ſie auf Händen getragen!“ rief Veldegg zürnend; „ich habe jeden Wunſch, ja, jede Laune erfüllt .... ich habe mit Liebe und Zärtlichkeit ſie umgeben.“ ... —

„Mag ſein! aber Du haſt ihr Gott geraubt, haſt ſie der Kirche entfremdet und ſie dadurch in ein Labyrinth des Unglaubens verſetzt, aus dem ſie den Ausgang nicht findet.“

„Das tat ich nicht! ich habe ihr nur meine Anſichten mitgeteilt“ . . . . — —

„Und durch Verachtung deſſen, was ihr heilig war, ihre Anſichten, ihren Glauben verurteilt.“

„Er muß nicht ſehr feſt geweſen ſein, um dadurch zu wanken.“

„Eine Theologin war Hildegund nicht, ein ſcharfer Verſtand und ein felſenfeſter Charakter auch nicht. Das alles hätte ſie bei neunzehn Jahren ſein müſſen, um ſich frei zu halten vom Einfluſſe eines Mannes, zu dem ſie, wie zu einem höheren Weſen aufſchaute und von dem ſie in liebender Hingebung geleitet, geſtützt zu werden verlangte. Und er, ein Mann von dreißig Jahren, der die Welt und das Leben kannte, der mit den Gefahren vertraut war, denen die menſchliche Gebrechlichkeit ausgeſetzt iſt — er, der die ſchlichte Gottesfurcht ſeiner jungen Frau als einen heiligen Wall gegen Leichtſinn und Eitelkeit hätte hegen und pflegen ſollen — er reißt ſie nieder.“

Möge dieſe Anklage gerecht oder ungerecht ſein, ſo gibt ſie doch höchſtens Veranlaſſung, daß man frivol werde — aber nicht irrſinnig. Dies kann nur religiöſe Aufregung bewirken . . . und das iſt bei Hildegund der Fall.“

„Wenn ſie nicht eine unſelige Leidenſchaft zu beſiegen vermochte — wenn die Pflicht gegenüberſtand und mit Reue und Gewiſſensangſt ſie quälte — wie heilſam und wohltuend wäre es für ſie geweſen, unſerm Herrgott zu Füßen zu fallen und im Bußſakrament das zu finden, was der Menſch nötig hat, um in ſeinen Kämpfen nicht zu unterliegen! Ein Bote Gottes wäre der Prieſter für ſie geweſen. Sie hat es nicht getan, ſeit Jahren nicht — wie wir fürchten müſſen — ſie iſt allmählich tief und immer tiefer in Verdunkelung und Verwirrung der Erkenntnis geraten; ganz allmählich . . . . und als jetzt durch eine Predigt gleichſam ein Blitz den Zuſtand ihrer Seele ihr zeigte, da hielt ſie ſich für verloren, weil der Glaube an den Erlöſer ſich in ihr zur Mythe verflüchtigt hatte und die kranke Seele hat nicht die Stärke den marternden Gedanken durch Glaube und Hoffnung zu überwinden. So ſteht's mit Hildegund."

„Man muß ſie zerſtreuen, ſie erheitern, ſie in andere Umgebung verſetzen!" rief Veldegg; „denn das iſt und bleibt ausgemacht, daß religiöſe Exaltation ihren Verſtand überreizt hat."

„Ja, aber nur deshalb, weil ſie bereits das innere Gleichgewicht verloren hatte. Ich und tauſende mit mir haben jene Predigt gehört und keinen andern Eindruck empfangen als den, daß es uns ſehr nötig und ſehr troſtreich iſt mea culpa zu ſagen."

Bis tief in die Nacht währte das Geſpräch der beiden Männer und ſchloß damit, daß Veldegg fragte, ob es dem Baron nicht ſehr unbequem ſei, gleich am andern Morgen die Rückreiſe anzutreten, da er wünſche ſich ſobald wie möglich von Hildegund's Zuſtand zu überzeugen. Der Baron war damit einverſtanden. Damals war Deutſchland weder von einem Eiſenbahn-, noch von einem Telegraphennetz umſponnen, der Baron konnte alſo ſeiner Frau keine Nachricht zukommen laſſen, die früher angelangt wäre als er.

Es war gegen elf Uhr abends. Hildegund hatte ſich ſchon für die Nacht in ihr Zimmer begeben, als ein Poſthorn ertönte und ein Wagen in den Hof rollte. Sollte der Onkel ſo ſchnell heimkehren? dachte Hildegund und trat an ein Fenſter. Bei dem Lichte der Wagenlaternen ſah ſie — und an den Stimmen hörte ſie, daß es ihr Onkel ſei mit Emerich. Sie flog an die Tür ihres Zimmers, verſchloß und verriegelte ſie; dann in ihr Ankleidezimmer, deſſen Tür ſie gleichfalls verſchloß und verriegelte; dann ſank ſie auf einen Sitz, bebend vom Scheitel zur Sohle, mit laut klopfendem Herzen und ſtockendem Atem und in ſo unmäßiger Angſt, daß ihre Zähne aufeinander ſchlugen — und horchte in tötlicher Spannung. Es war eine namenloſe Beruhigung den Schritt der Tante zu vernehmen, die an die Tür klopfte und ganz ruhig ſagte:

„Emerich grüßt Dich. Er will Dich nicht zu

BIBLIOTHECA REGIA

andre Freude als die, Gundaccar allmorgentlich zu ſehen, und zuweilen ein Paar Worte mit ihm zu wechſeln, während ich das Weihwaſſer von ſeinen Fingerſpitzen nahm. Einmal ſah er ſo blaß und niedergeſchlagen aus, daß ich von der ganzen Meſſe nichts hörte noch ſah, und als er beim Herausgehen mir zuflüſterte:

„Ich muß Sie ſprechen! ſind Sie jezt allein in Ihrem Zimmer?“ — da nickte ich bejahend. Kaum war ich da, ſo erſchien Gundaccar von außen am Fenſter, ſprang hinein, blieb ernſt und blaß vor mir ſtehen und ſprach:

„Clelia! Ihre Tante hat geſtern meiner Mutter erzählt, Sie wären verlobt mit dem Baron Achatz Thannau“ . . . . —

„Lüge! nichtswürdige Lüge! rief ich ganz außer mir. Glauben Sie es nicht! ich will und werde nie den verhaßten Achatz heirathen! So iſt es.“

Und von Allem was zwiſchen mir und Achatz vorgefallen war, machte ich ihm eine von den Erzählungen, die das unwiderlegbare Gepräge der Wahrheit tragen. Nichts verſchwieg ich ihm! nicht die Empfindung die ich früher für Achatz gehabt; nicht den Wechſel dem ſie unterlegen war, nicht den Kuß, gar nichts.

ſo ſpäter Stunde ſtören, lieber erſt morgen früh Dich ſehen, Hildegund. Hörſt Du noch?“ . . .

„Ja, Tante . . . es iſt gut,“ verſetzte Hildegund, und lautlos in äußerſter Spannung blieb ſie unbeweglich auf ihrem Platze und lauſchte auf das Kommen und Gehen, das in einem Hauſe ſtattfindet, wenn zu ſpäter Stunde ein unerwarteter Beſuch kommt.

Gegen ein Uhr nachts war alles zur Ruhe gelangt — nur nicht Hildegund. Sie lauſchte noch immer; ſie wartete noch immer, ob etwa eine Tür knarre, ein Schritt kniſtere; aber nein! tiefe Stille herrſchte im Hauſe. Da ſtand ſie entſchloſſen auf, hüllte ſich in eine ſchwarze Tafftmantille, zog ihre Schuhe aus und ſchlich die Treppe hinab in den Sommerſalon. Dort öffnete ſie mit höchſter Vorſicht die von innen verſchloſſenen Doppeltüren, die in den Garten führten, trat hinaus, lehnte ſie wieder vorſichtig aneinander und glitt leiſe wie ein Schatten durch den Garten, der nicht geſchloſſen war, ſondern in die Allee der großen Landſtraße auslief. Dort ſchöpfte ſie Atem und ging ſo raſch ſie konnte nach Hainau zu. Sie war nie allein auf der Landſtraße geweſen; jetzt war ſie allein, in der Nacht, zu Fuß. Eine furchtbare Angſt überfiel ſie, ein Grauen vor unbeſtimmten Schreckniſſen. Es war im Mai, eine helle Sternennacht, doch nicht hell genug, um die Gegenſtände deutlich zu erkennen. Bald glaubte ſie Menſchen, bald Tiere, bald phantaſtiſche Geſtalten auftauchen zu ſehen. Dann ſtand ſie beklommen ſtill, um das weitere zu beobachten. Wurde ſie gewahr, daß ſie ſich getäuſcht habe, ſo ging ſie raſch weiter, ja ſie lief eine Strecke, um die verlorene Zeit nachzuholen und endlich Hainau zu erreichen. Der Weg ſchien ſich in Unendlichkeit auszudehnen, die Minuten wurden zu Viertelſtunden, dieſe zu Stunden. Sie eilte weiter, erſchöpft, erhitzt, geängſtigt. Sie ſetzte ſich auf einen Steinhaufen neben der Chauſſee, um ein wenig zu raſten. Da fiel der Morgentau eiskalt auf ihr Haar, auf ihren Nacken. Zuſammenſchaudernd erhob ſie ſich und bald war ſie in Hainau. Der Morgen dämmerte, im Dorf waren ſchon Leute um die Wege, ein Hund bellte, die Hähne krähten — das alles hörte und ſah ſie wie im Traum, wie im Fieber.

Auf der Schwelle des Schloſſes ſank ſie zuſammen.

Baron Althauſen's Schreck war nicht gering, als er aus dem Morgenſchlaf geweckt wurde, weil der Verwalter von Hainau zu Pferd gekommen ſei, um ihn zu ſprechen. Er dachte nichts anderes, als daß Hainau in einen Aſchenhaufen verwandelt ſei. Doch ſein Schreck ſteigerte ſich beträchtlich durch die Nachricht, die der Verwalter brachte. Er ließ ſogleich ſein Reitpferd ſatteln und ritt ſchleunigſt nach Hainau, um von Hildegund's Zuſtand Kenntnis zu nehmen.

So wie er in den Hof ritt, ſtürzte ihm die Kaſtellanin entgegen und beſchwor ihn mit aufgehobenen Händen, er möge Frau Baronin Veldegg nach Walldorf zurücktransportieren laſſen, denn ſie ſei ſchwer krank und es fehle hier an der nötigen Pflege.

Er fand Hildegund zu Bett und in den wildeſten Fieberphantaſien, die ſich beſtändig um den einen Punkt drehten, daß ſie in Hainau bleiben und von niemand geſehen werden wolle. Sie erkannte weder den Baron noch die Caſtellanin. Zuweilen ſchien das Grauen der Nacht ihr vorzuſchweben; dann ſprach ſie von Schreckbildern und geſpenſtiſchen Geſtalten und ſtrebte angſtvoll ſie zu verſcheuchen. Der Baron ſchickte unverzüglich einen reitenden Boten an ſeinen Hausarzt mit dem Erſuchen, auf der Stelle nach Walldorf zu kommen; dann beruhigte er die Caſtellanin einigermaßen durch das Verſprechen, in einigen Stunden mit dem Arzt wieder zu kommen und Hildegund's Überſiedelung nach Walldorf zu bewerkſtelligen.

Die Baronin ſaß am Frühſtückstiſch, wartend wie immer und überdachte, wie ſich das Wiederſehen von Emerich und Hildegund geſtalten und welche Folgen es haben werde — denn der Baron hatte ſtreng befohlen, von dem Hainauer Boten vor der Baronin zu ſchweigen. Beſtürzt, ihn geſtiefelt und geſpornt zum Frühſtück erſcheinen zu ſehen, rief ſie ihm bei ſeinem Eintritt entgegen:

„Wo warſt Du? . . . wie ſiehſt Du aus? . . . was fehlt Dir?“

Sie brach in Tränen aus bei der ſchlimmen Nachricht und beide beratſchlagten, in welcher Weiſe Veldegg ſie erfahren ſolle. Da kam er ſelbſt und ſagte:

„Ich komme zum Frühſtück . . . ich hoffte Hildegund zu finden.“

Er küßte die Hand der Baronin und drückte die Hand des Barons. Als beide keine Silbe der Begrüßung ſagten, fragte er:

„Iſt ſie etwa krank?“

„Ja!“ entgegnete der Baron entſchloſſen; „ſie iſt ſogar ſehr krank.“

„So will ich zu ihr!“ rief er aufſpringend.

„Sie iſt nicht hier . . . ſie hat ſich heute Nacht in aller Stille nach ihrem lieben Hainau begeben. Wir erwarten jeden Augenblick den Arzt. Wir fahren dann mit ihm hinüber und bringen ſie her . . . . in Hainau hat ſie nicht die Pflege, die ſie bedarf.“

„Nach Hainau begeben . . . . heimlich . . . . in der Nacht . . . . wie iſt das möglich!“ ſtotterte Veldegg ganz verwirrt.

„Ihr Seelenzuſtand treibt ſie zu ganz unberechenbaren Schritten,“ ſagte die Baronin traurig.

„Aber beſte Tante, das iſt ja ein entſetzlicher Gedanke! Sollte ſie gar nicht mehr der Beſinnung, des Urteils fähig ſein?“

„Wie wenig ſie es iſt,“ gab der Baron zur Antwort, „magſt Du daraus ermeſſen, daß ihre fixe Idee niemand ſehen zu wollen — alſo auch Dich nicht! — ſie in dieſer Nacht zu Fuß nach Hainau getrieben hat.“

„Schrecklich! entſetzlich! über die Maßen furchtbar!“ ſtöhnte Veldegg händeringend. — —

Der Arzt kam, man fuhr nach Hainau. Dort erklärte er, Hildegund habe den Gehirn-Typhus und das ſei ja ſtets eine Krankheit auf Leben und Tod. Vielleicht habe ſie ihr ſchon lange im Körper geſteckt, die Kopfnerven affiziert und dadurch eine große geiſtige Verſtimmung bewirkt. Vielleicht ſei dieſe Krankheit eine große Kriſis, aus der Hildegund geſund an Leib und Geiſt hervorgehen könne. Vorderhand ſei der Ausgang unberechenbar, und der Überſiedelung nach Walldorf ſei nichts im Wege.

Während drei Wochen war Hildegund in der größten Gefahr. Dann trat Hoffnung ein, und allmählig ſtellte es ſich heraus, daß ſie körperlich geneſen werde. Der Geiſt ſchien aber ganz ſtumpf zu ſein. Die Ärzte verſicherten und man wußte es durch manches Beiſpiel, daß nach dem Typhus nicht ſelten ein vorübergehender geiſtiger Stumpfſinn ſich einſtelle — und man hoffte weiter. Er wich aber nicht. Es wurden andere Ärzte zu Rat gezogen: ſie hielten eine Orts- und Luftveränderung für heilſam, und Veldegg glaubte der

Augenblick ſei günſtig, um ſie nach Deggenrain zu bringen. Er war während der ganzen Zeit in Walldorf geweſen, hatte ſeine Kinder nur ein paar Mal auf einen Tag beſucht, und lebhaft wünſchte er ſeine Frau unter ſeinem Dach zu haben und die vortrefflichen Verwandten der ſchweren Sorge um Hildegund zu entheben. Da dieſe das Gedächtnis verloren und ihn gar nicht erkannt hatte, war der Augenblick günſtig für ihre Überſiedelung. Komme ſie dann nach und nach zu Kräften und zur Beſinnung, ſo werde ſie ſich auf der Stätte, wo ſie ſo glücklich geweſen war, bei ihrem Mann und ihren Kindern wiederfinden und leichter die böſen Tage der letzten Zeiten vergeſſen.

„Er hat ſie wirklich ſehr lieb,“ ſagte die Baronin zu ihrem Mann; „gebe Gott, daß ſeine Hoffnung ſich erfülle. Ich mag gar nicht an das Gegenteil denken! . . . . welch trauriges Leben ſtände ihm bevor und den armen Kindern! . . . . von ihr gar nicht zu reden.“

„Ja, er hat ſie ſehr lieb,“ verſetzte der Baron ernſt „er würde das Unmögliche möglich zu machen ſuchen, um ſie herzuſtellen — doch für ihre kranke Seele hat er kein Verſtändnis . . . durchaus nicht! — und wer weiß ob Hildegund, im Fall ihrer vollſtändigen Geneſung, die Kraft hätte ſich in religiöſer Beziehung ſeinem Einfluß zu entziehen. Schwache Charaktere ſchlagen nicht ſelten aus Eigenſinn und Widerſpruchsgeiſt einen eigenen Weg ein, der ihnen leicht und bequem iſt; einen unbequemen und opfervollen aber nie! . . . . — es ſei denn, daß ein großer gewaltiger Einfluß zum Guten ſich ihrer bemächtige; in dieſem Fall können auch ſie heroiſch werden."

„Hildegund und heroiſch — das liegt weit auseinander," ſeufzte die Baronin und ihr Mann ſagte:

„Und doch muß der Menſch, jeder in ſeiner Weiſe, in ſeiner Sphäre, in ſeinen Verhältniſſen nach Maßgabe ſeiner Kräfte heroiſch ſein. Nur dann iſt er auf dem rechten Wege, denn das ſteht feſt: „Die Gewaltigen reißen das Himmelreich an ſich."

Alles war zur Abfahrt bereit. Hildegund im Reiſeanzug ſtand im Morgenzimmer der Tante, ſo teilnahmlos als wäre ſie in einer Wüſte. Da reichte ihr die Tante ihren Hut. Sie hatte ſo lange keinen Hut getragen, daß er ihr ein neuer Gegenſtand ſein mochte. Sie betrachtete ihn und plötzlich zu einer Ideenverbindung erwachend, ſagte ſie im Ton ihrer geſunden Tage:

„Wohin geht denn die Reiſe?"

„Nach Deggenrain, liebe Hildegund," gab Veldegg raſch zur Antwort, trat lebhaft an ſie heran und wollte ihre Hand ergreifen. Sie wich mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens zurück und flüſterte mit bebenden Lippen kaum verſtändlich:

„Nach Deggenrain? . . . . nein . . . . lieber ſterben."

Und in den heftigſten Krämpfen ſtürzte ſie zu Boden.

Fünftes Kapitel.

Weich und wohltuend aber ſchwermütig wie der Blick eines ſcheidenden Freundes ſchien die ſinkende Sonne eines Nachmittags im Oktober in den kleinen grünen Salon zu Walldorf, wo Baronin Althauſen einſam bei ihrer Tapiſſerie ſaß. Minz lag auf ihrem Fußpolſter und ſchnurrte behaglich, machte aber doch zuweilen den gewohnten Rundgang, wenn auch Karo nicht auf ſeinem Platz war. Draußen im Garten ſtanden die Bäume in allen Schattierungen des Spätjahres, vom hellſten Goldgelb bis zur dunkelſten Bronzefarbe und die meiſten mit ſehr gelichtetem Laub. Gladiolen blühten, Dahlien und Aſtern, farbenreiche aber geruchloſe Blumen hie und da auch noch Reſeda, kaum einen ſchwachen Arom aushauchend. Die ganze Natur fügte ſich dem Geſetz des Abſterbens. Weil es dem Menſchen ſo ſchwer wird, dieſem Geſetz ſich zu unterwerfen, ſei es in der natürlichen oder übernatürlichen Ordnung — ſo hat das Spätjahr, das ihn immer von neuem daran erinnert etwas melancholiſches für ihn.

Auf dem guten freundlichen Antlitz der Baronin ſchwebte ein Hauch von Traurigkeit, und ihre Arbeit ſchien derſelben zu entſprechen. Sie lehnte ſich zuweilen zurück und betrachtete mit einem Blick, deſſen Ernſt nicht ihrer Arbeit galt, die im Rahmen aufgeſpannte Stickerei für ein Meßgewand, ein Kreuz von Paſſionsblumen umrankt. So iſt's! ſprach ſie für ſich; auch die Blumen müſſen die Signatur des Leidens tragen, . . . dann ſind ſie ein Schmuck des Kreuzes.

Vom Hofe her wurde der Hufſchlag von Pferden hörbar. Minz erhob ſich vom Polſter, um geziemend Karo zu begrüßen, der munter und ſchweifwedelnd dem Baron und Veldegg in den Salon folgte. Beide Männer ſahen höchſt niedergeſchlagen aus.

„Kein Erfolg?“ fragte die Baronin zaghaft.

„Keinen!“ entgegnete Emerich und ſank mutlos in einen Lehnſtuhl. Der Baron nahm das Wort:

„Hildegund war ſo liebevoll, wie ſie immer für Dich und mich iſt und ſprach mir ihre volle Zufriedenheit mit ihrem Aufenthalt in Hainau, mit ihrer Einrichtung und ihren dienenden Frauen aus. Wenn ſie von den letzteren redete, ſetzte ſie mit geheimnisvoller Miene hinzu: „Dieſe alle, auch die barmherzigen Schweſtern, wiſſen nichts und ſehen nichts. Auf meine Erwiderung, daß niemand etwas außergewöhnliches ſehe, ſchüttelte ſie lebhaft den Kopf, ſah mich flehend an und legte den Finger auf die Lippen, als bitte ſie mich um Verſchwiegenheit. Sie ſcheint ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, daß wir, Du und ich das Netz ſehen, von dem ſie ſich umgarnt wähnt.“

„Entſetzlich,“ fuhr Emerich auf, „ganz entſetzlich, eine einzige Predigt und der Irrſinn iſt da.“

„Dies iſt Deine fixe Idee, lieber Freund,“ ſagte der Baron gelaſſen, „obſchon alle Ärzte, die wir konſultiert haben, wiederholt die Anſicht ausſprachen, daß eine Krankheit des Geiſtes ſich allmählich in der ganzen phyſiſchen und intellektuellen Organiſation vorbereite und zwar plötzlich ausbrechen, doch nicht plötzlich entſtehen könne.“

„Dieſer Ausbruch hätte aber verhindert werden können,“ wendete Veldegg beharrlich ein.

„Verzögert vielleicht, verhindert nicht,“ ſagte der Baron und fuhr zu ſeiner Frau gewendet fort: „Ich ging mit ihr in den Garten und brachte das Geſpräch auf Emerenz, die bei ihrem Beſuch in Hainau überglücklich war. Ja, ſagte Hildegund, ſie wollte nicht, daß Hainau verkauft werde; ſie wußte ſchon, daß ich hier bleiben und mich unſichtbar machen müſſe. Ich antwortete, daß ihr Mann und ihre Kinder ſehnlichſt wünſchten ſie zu ſehen. Da kam wieder ihr angſtvoll ſcheuer

„Ja! ſo iſt es!“ rief Gundaccar, als ich endlich athemlos vor innerer Bewegung ſchwieg.

„Ah, Du glaubſt mir!“ jubelte ich, und hob meine gefalteten Hände dankbar zum Himmel auf.

Selig fielen wir uns einander in die Arme.

„Mein mußt Du ſein! nicht wahr, Clelia? und mein willſt Du ſein?“ ſprach Gundaccar feſt.

„Dein will ich ſein, antwortete ich mit unüberwindlicher Entſchiedenheit. Es iſt mir ganz gleichgültig wie ſie mich hier im Hauſe behandeln werden .... o ganz! — aber ich will Dein ſein — denn ſieh, Gundaccar! es iſt gar nicht zu ſagen und zu denken wie ich Dich liebe!“

Und allen Geſetzen des Anſtandes und allen Regeln der Etikette einer Liebeserklärung zuwider — ſank ich zu ſeinen Füßen hin, niedergeworfen von demſelben gebieteriſchen Gefühl, das mich als Kind zu den Füßen der geliebten Mutter, und ſpäter zu den Altarſtufen der geliebten Heiligen hinzog. Wäre Gundaccar fünfzehn Jahr älter geweſen als er war: ſo würde dieſer Ausbruch einer überwältigenden Leidenſchaft ihm — ganz außerordentlich ſchmeichelhaft geweſen ſein. Ja! hat heutzutag ein Mann fünfzehn Jahre in der Welt gelebt, ſo mag ein Engel ihm ein Herz voll Liebe bieten — es rührt ihn nicht! es ſchmeichelt ihm kaum. Ausnahmsweiſe

Blick und ihr krampfhaftes Zittern und ſie ſagte: Adieu, Onkel, adieu . . . ich muß fort . . . . ich kann niemand ſehen — und ſie lief eiligſt ins Schloß. Ich ſah, daß nicht daran zu denken ſei ſie zu vermögen Emerich zu ſehen, und wir ritten unverrichteter Sache heim.“

„Ich habe inzwiſchen meine Zeit nicht verloren,“ ſagte Veldegg in einem Ton, als wolle er der Bitterkeit ſeiner Gefühle Luſt machen; „ich ſprach mit allen Frauen die Hildegund umgeben, und aufs ſtrengſte unterſagte ich ihnen, Hildegund durch religiöſe Geſpräche oder Lektüren aufzuregen oder gar zu ängſtigen. Selbſtverſtändlich fällt dies weder der Kammerjungfer, noch der braven Kaſtellanin und ihrer Tochter ein; ich nahm aber auch dieſe zwei Borromäerinnen mit ihren affröſen ſchwarzen Hauben vor. Sie verſicherten freilich, ſie pflegten nur die Kranken und ängſtigten ſie nicht; ich hätte aber lieber andere Wärterinnen um Hildegund.“

„Nein, lieber Emerich, daraus wird nichts!“ ſagte ſanftmütig die Baronin; „unſer Hausarzt hat uns dieſe Schweſtern empfohlen, die ſich im großen Spital zu X. Reſpekt und Liebe erworben haben. Es hat große Mühe gekoſtet, dieſe zwei Schweſtern zu bekommen. Schickſt Du ſie fort, ſo unternimmt unſer guter Doktor nicht Hildegund's Behandlung in Hainau und Du müßteſt ſie in eine Anſtalt geben.“

„Gräßliche Vorſtellung .... ſie! ... zwiſchen Irren. O, um keinen Preis und unter keiner Bedingung. Aber, beſte Tante, daß man ſie nur nicht mit Frömmelei quäle!“

„Lieber Freund,“ ſagte unmutig der Baron, „Du redeſt, als ob bei uns die Betſchweſterei zu Hauſe ſei, die uns doch nicht weniger anwidert als Dich. Wir ſind einfach Chriſten, die auf ihren Glauben halten und in Gottesfurcht zu leben ſuchen. So ſtand es mit Hildegund als ſie Deine Frau wurde. Wollte Gott, es ſtände auch jetzt noch ſo mit ihr! Das läßt ſich aber nicht durch eine gewiſſe Exaltation bewirken, welche durch Äußerlichkeiten erregt wird, die Seele aber nicht berührt, und welche das Kennzeichen der Betſchweſterei iſt. Dies iſt unſere Überzeugung, und derſelben gemäß wird Hildegund, unſer Pflegekind, unſere zweite Tochter, unter unſerer Aufſicht behandelt.“

Veldegg ſah allzu deutlich ein, welchen großen Dank er Hildegund's vortrefflichen Verwandten ſchuldig ſei, um ſie nicht ſogleich durch den herzlichſten Ausdruck ſeiner Erkenntlichkeit und ſeines vollen Vertrauens zu verſöhnen; allein er hatte wie alle, die mit dem Glauben und der Kirche gebrochen haben, einen Groll gegen ſie, der aber nur dann hervortrat, wenn ſeine Anſichten mit ihnen in Konflikt gerieten. Von ſehr vielen, und zwar von ſolchen, die nur nach Laune, Luſt und

Leidenſchaft leben wollen, werden Glaube und Kirche deshalb gehaßt, weil ſie dieſen Hang verdammen. Ein ſolcher Grund war nicht bei Veldegg vorhanden; denn er wollte ſeine Pflichten in jeder Richtung erfüllen, und da ihm dies vermöge ſeiner guten natürlichen Anlagen einigermaßen gelang, ſo fand er Glauben und Kirche höchſt überflüſſig und daher unberechtigt in ihrem Anſpruch an göttliche Autorität. Gelang es ihm nicht ein ſtrenges Pflichtgebot zu erfüllen — wie ihm das in ſeinem früheren Verhältnis zu Eugenia von Erting geſchehen war — ſo ſchob er das auf eine ganz allgemeine menſchliche Gebrechlichkeit, auf den Rauſch der Jugend, auf Illuſionen, auf eine ſehr leicht zu entſchuldigende Neigung des Herzens; dies liege alles ſeit Anfang der Welt im Lauf der Dinge und kein Glaube und keine Kirche könnten das ändern. Überwinde ſich dennoch ein Menſch, ſo ſei er von der Natur mit einer ſtärkeren Willenskraft begabt.

Hildegund's trauriges Geſchick lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Gern hätte er ihre Herſtellung mit ſeinem halben Vermögen erkauft. Vielleicht ſprach ihn ſein Gewiſſen nicht ganz frei von Verſchuldung ihr gegenüber. Er hielt aber den Gedanken feſt, daß die Predigt, die ſie hörte als ihre Kopfnerven ſchon heimlich vom Typhus ergriffen waren, ſie in ihren jammervollen Zuſtand verſetzte.

Er kehrte nach Deggenrain zurück, wo er den Winter mit ſeinen Kindern zubringen und nur zeitweiſe bei gewiſſen Kammerverhandlungen in der Reſidenz ſich aufhalten wollte.

„Er dauert mich unbeſchreiblich!“ ſagte die Baronin wehmütig, ſeinem fortrollenden Wagen nachſchauend; „vor ſieben Jahren, als er mit Hildegund abreiſte, ſtanden wir auch hier und ſchauten dem Wagen nach mit der Wehmut die man empfindet, wenn eine liebe Tochter einer ungewiſſen Zukunft entgegengeht. Aber wie dunkel dieſe Zukunft ſein werde — wer hätte das ahnen können! Jetzt hat er in der vollen Kraft des Mannesalters — keine Gattin, ſeine kleinen Kinder haben keine Mutter — ſein Haus hat keine Hausfrau! . . . ein Leben voll Sorgen und Entbehrungen aller Art erwartet ihn! . . . und ſie? . . . ihr Leben iſt noch trauriger, denn für ſie iſt nichts zu erwarten als“ . . . —

„Schweige, ich bitte Dich!“ fiel der Baron ein; „bei dem gräßlichen Wort kehrt ſich mein Herz um und Ärzte können ſich irren. Lieber will ich Hildegund im Sarge ſehen.“

Ein rauher Nordwind fegte über den Hof hin und die letzten Blätter der alten Kaſtanienbäume flogen dürr herab und vor der Baronin nieder. Sie zog ihre Mantille zuſammen und ging in ihr Morgenzimmer, um an Klementine zu ſchreiben, die ihres Vaters Wunſch erfüllt und ihm eine dritte Enkelin geſchenkt hatte. Der Baron aber, noch immer ein rüſtiger Jäger, warf ſeine Büchſe über die Schulter und ging einige Stunden durch Feld und Wald. — —

Sechſtes Kapitel.

Im tiefſten Traueranzug ſaß Eugenia von Erting in ihrem ſtattlichen Hauſe, in ihrem eleganten Zimmer. Aber keine Spur von Trauer war in ihren Zügen zu entdecken, obgleich ihr Mann erſt vor einigen Wochen geſtorben war. Ein Schlagfluß hatte ſeinem Leben ein leichtes ſchnelles Ende gemacht. Seine Witwe und ſein einziger Sohn erbten ſein Vermögen. Als dieſer Sohn vor elf Jahren auf die Welt kam, machte ſeine Erſcheinung in einer achtjährigen kinderloſen Ehe einiges Aufſehen und gab Veranlaſſung zu Gloſſen mancher Art. Aber er war nun einmal da und führte den Namen Ignaz, wie ſein Vater und ſein Großvater. Er wuchs heran zu einem hübſchen muntern Knaben, und überverbindliche Leute gingen ſo weit zu behaupten, daß er ſeinem Vater ſehr ähnlich ſei — eine Schmeichelei erſter Ordnung, indem Baron Erting — abgeſehen von allem andern — weder hübſch noch munter ausſah. Jetzt wurden die Gloſſen, die längſt verſtummt waren, wieder laut als man erfuhr, daß Baron Erting in dem Teſtament, das er ein Jahr vor ſeinem Ableben machte, Baron Veldegg dringend gebeten habe, die Vormundſchaft für ſeinen Sohn zu übernehmen, da deſſen Mutter ſich nie um etwas bekümmert habe, das einem Geldgeſchäft ähnlich ſei. Veldegg hatte ſeit ſeiner Heirat das Erting'ſche Haus nicht mehr noch minder beſucht, als das von zwanzig anderen guten Bekannten, und man meinte, für den Knaben und ſeine Verhältniſſe ſei ein Mann des Geſchäfts paſſender geweſen. Eugenia's intime Freundinnen ermangelten nicht, dieſe und ähnliche Bemerkungen ihr mitzuteilen. Sie hörte ruhig zu und gab gelaſſen zur Antwort:

„Da es ſich nicht bloß um das Bankhaus Erting, ſondern auch um die Erziehung meines Sohnes und um mein Vermögen — das gegen gewagte Spekulationen zu ſichern iſt — handelt, ſo wird ohne Zweifel die Vormundſchaft in die beſten Hände gelegt ſein.“

Veldegg nahm ſie ungern an, und ſeine erſte Regung war ſie abzulehnen. Eugenia's Bitten erquälten ſeine Einwilligung.

Sie las den Brief, worin er ihr ſein Ja mitteilte, mit großer Zufriedenheit, denn jede Einmiſchung eines dritten in ihr Verhältnis zu ihrem Sohn war dadurch abgeſchnitten.

Als ein Wagen vorfuhr und gleich darauf zwei andere, fand ſie es nötig ihre allzu zufriedene Miene etwas zu dämpfen. Sie zog ihre ſchwarze Kreppflorhaube tiefer auf die Stirn herab und ging in den kleinen Salon ihren drei Freundinnen entgegen, indem ſie mit ruhiger Freundlichkeit ſagte:

„Ihr ſeid Euch immer in Eurer Liebenswürdigkeit gleich! Ihr findet jetzt nichts als Langweil bei mir und dennoch kommt Ihr ganz getreulich. Wir bilden ein Kleeblatt von Freundinnen, wie man es ſelten findet, denn es iſt vierblätterig.“

„Ja, ſehr ſelten!“ ſagte Gräfin Melanie und ſetzte ſich bequem im Lehnſtuhl zurecht; „ich kenne nichts angenehmeres, als nach dem Tumult einer rauſchenden Oper in intimſter Intimität das Ohr vom Tongewirr, das Auge von Gasflammen ausruhen zu laſſen, und die erregten Nerven durch einen vortrefflichen Tee und trauliches Geſpräch in beſſere Verfaſſung zu bringen.“

„Hier iſt der Tee,“ ſagte Eugenia, indem ſie der Gräfin Melanie eine Schale reichte, „und was das Geſpräch betrifft, ſo wird es ſich um einen Gegenſtand bewegen, der uns alle intereſſiert.“

„Nur gleich mit der Sprache heraus, Eugenia!“ rief Gräfin Fanny; „was iſt's? wer iſt's? wird geheiratet oder begraben? Zwiſchen dieſen beiden Polen bewegt ſich das geſellſchaftliche Intereſſe.“

„Es wird weder geheiratet noch begraben,“

verſetzte Eugenia; „wißt Ihr, daß es eben heute ſieben Jahre ſind, als wir auch ſo beiſammen ſaßen und ich Euch von Veldegg's Heirat in Kenntnis ſetzte?“

„Keine Ahnung mehr! . . . — Schon ſieben Jahre! . . . — Nun und was weiter?“ riefen die Damen.

„Das weitere iſt dieſes: die arme Hildegund Veldegg iſt irrſinnig.“

„Schauderhaft! unmöglich! . . . wer ſagt das! . . . Rede doch, Eugenia!“ . . . —

„Veldegg hat es mir tief ergriffen mitgeteilt. Er will lieber, daß man die Wahrheit wiſſe, als daß man ſich in tauſend verkehrten Vermutungen ergehe.“

„Aber wie iſt das gekommen?“ fragte ganz beängſtigt Baronin Juliette; „ſie war im vorigen Winter hier, ſehr munter, ſehr elegant, ſehr angebetet . . . und jetzt irr! . . . O Himmel, kann man ſo ſchnell um Verſtand kommen!“

„Ah . . . ich entſinne mich! ſie reiſte im März plötzlich ab mit ihrem früheren Vormund. Da ſprachen die einen, es handele ſich um den vorteilhaften Verkauf ihres Landgutes — und die anderen, Veldegg ſchicke ſie ein wenig in Verbannung zu ihren Pflegeltern, weil Othenio's Anbetung ihm minder genehm ſei, als ihr. Vielleicht war ſie ſchon damals irr.“

„Mit Hildegund's Aufenthalt bei den Pflegeeltern wegen Verkauf ihrer Beſitzung hat es ſeine Richtigkeit,“ nahm Eugenia wieder das Wort; „ſelbſtverſtändlich gibt Veldegg keine andere Veranlaſſung an. Ob ſie ſchon krank war, weiß er nicht. Er hat die Überzeugung, daß eine Predigt ihren Verſtand verwirrte“ . . . —

„Nie wieder gehe ich in eine Predigt!“ rief Melanie.

„Es wird jetzt mehr Mode als früher,“ ſagte Fanny.

„Wie kam ſie auf den Einfall?“ fragte Juliette; „hier wurde ſie nicht in Predigten geſehen.“

In einer benachbarten Stadt war eine Volksmiſſion . . .“ —

„Was für eine Miſſion hat das Volk?“ fragte Melanie unbefangen.

„Es ſoll heißen eine Miſſion der Kirche an das Volk.“

„Ah ſo! . . . aber worin beſteht ſie?“

„Sie ſoll das Volk gläubiger machen.“

„Nun, das iſt ein guter Zweck.“

„Die Geiſtlichkeit dringt ja ſtets auf Gläubigkeit — das iſt ihr Beruf und nichts neues,“ ſagte Fanny.

„Ganz neu iſt es aber,“ verſetzte Eugenia, „daß die Regierung von Eifer für die Gläubigkeit des Volkes beſeelt iſt und den Welt- und Ordensprieſtern allen Vorſchub leiſtet und Spielraum verſpürt Einer ſo etwas wie Triumph; und es kommt ſchon häufiger vor, daß Mancher denkt, es ſei ganz ſo in der Ordnung und die Anbetung gebühre ihm. Sagt man mir, unter Millionen gebe es Einen deſſen Herz gerührt wird, ſo ſpreche ich: „Gott ſegne ihn und ſchenke ihm eine glückliche Liebe!“ — aber ich glaube nicht an ihn.

Gundaccar war tief gerührt. Er war zu jung um vertraut zu ſein mit kläglichen Triumphen, um es in der Ordnung zu finden befehlen zu dürfen über die Herzen. Wir verlobten uns ohne andre Zuſtimmung als die unſrer Herzen. Ich fragte wol bänglich:

„Und Deine Eltern, Gundaccar?“

„Werden einwilligen!“ ſprach er beſtimmt. Dann verließ er mich, denn meine Frühſtückſtunde war nah und wir durften nicht überraſcht werden. Nach dem Frühſtück hieß die Tante mich bleiben. Ich war auf neue Vorwürfe gefaßt und höchſt erſtaunt, als ſie mit aller Freundlichkeit, die ihr zu Gebot ſtand, meine Hand nahm, mich neben ſich auf das Kanapee zog und liebreich ſagte:

„Clelia, mein ſanftes, gehorſames Kind! es wäre eine Sünde Deinen Wünſchen entgegen zu ſein und Dich für Dein ganzes Leben unglücklich zu machen. Du haſt wie eine gute Tochter meine Weiſungen gibt, um das Volk durch Predigten und Andachten zur Buße und Bekehrung zu bewegen, damit es ſeine revolutionären Grillen von 1848 gründlich vergeſſe. Ein ſolcher Zyklus von Kanzelvorträgen in einer Gemeinde nennt man eine Volksmiſſion. Sie dauert gewöhnlich acht Tage, zuweilen aber auch zwei, ja drei Wochen und faſt überall unter großem Zudrang.“

„Wenn das Volk gründlich von Revolutionsluſt kuriert wird, ſo lobe ich die Volksmiſſion,“ ſagte Fanny. „Was ich im Jahre 48 für Angſt ausſtand — das hat keinen Namen. Nachts Katzenmuſik, am Tag wilde rote Banden . . . einmal wollten ſie das Schloß in Brand ſtecken! . . . dazu mein Mann in beſtändiger Wut und bereit, auf ſie zu ſchießen . . . welche Wohltat, wenn dies Geſindel an die Höllenſtrafen für ſeine Miſſetaten glauben lernte.“

„Ja . . . aber was hat Hildegund Veldegg in ſolcher Volksmiſſion zu tun?“ fragte Melanie; „ſie lebte ja ſehr gut mit ihrem Mann, und ließ ſie ſich auch etwas auffallend den Hof machen, ſo iſt das doch kein Grund, um einer Miſſion beizuwohnen, die es auf Bekehrung bösartiger Leute abgeſehen hat.“

„Es ſcheint, daß dieſe Althauſen, Hildegund's Verwandte, ſehr vortrefflich, doch etwas bigott ſind,“ antwortete Eugenia; „man fuhr zur Predigt in die Stadt, ſie fuhr mit, ſie hörte eine fanatiſche

Predigt, ſie bezog jedes Wort auf ſich, und von der Stund an hielt ſie ſich für verdammt und von den Schlingen des Teufels unrettbar und aller Augen ſichtbar umgarnt — und deshalb will ſie von niemand geſehen werden.“

„Welche grauenhafte Begebenheit!“ ſagte Juliette und wickelte ſich ſchaudernd in ihre Spitzenmantille; „welche Seelenangſt mag die Arme ausſtehen! . . . und wo iſt denn das Ungeheuer, dieſer Othenio? . . . ich geſtehe, daß ich mich nicht des Glaubens erwehren kann, er ſei dabei im Spiel.“

„Boshafte Du!“ ſagte Eugenia und tippte drohend mit dem Finger auf Juliette's Arm und Melanie ſagte:

„Als wir im Auguſt einen Ausflug nach England machten, trafen wir ihn in Stonehenge. Da ſaß er ganz gemütlich und zeichnete die alten affröſen Steinblöcke ab.“

„Die affröſen Steinblöcke, Melanie! ich kenne Dich! es wird eine ſchöne Ruine geweſen ſein,“ ſagte Juliette lachend.

„Es bleibt bei den Steinblöcken!“ verſicherte Melanie; „mein Mann, der ſelten, aber dann mit Nutzen, wie er ſagt, zu reiſen liebt, will immer alles ſehen, alles hören, alles wiſſen, alles eſſen und trinken, was das fremde Land irgendwie darbietet: und ſo fuhren wir denn auch von Salisbury mit ſeiner herrlichen Kathedrale ein paar Stunden weit nach Stonehenge — rieſigen, im Kreiſe aufgeſtellten Steinpfeilern, die ſo roh ſind, daß man ſie Blöcke nennen muß, und die auf einer weiten, öden Ebene einſam ſich erheben. Dort fanden wir Othenio zeichnend — und er ſagte uns, daß er nach England gegangen ſei, um die Überreſte der Denkmale aus der Zeit der Kelten zu ſtudieren. Stonehenge ſei eines der großartigſten; man glaube es ſei eine Opferſtätte geweſen, ein Heiligtum der Druiden. Mein Mann freute ſich halbſelig, etwas ſo höchſt ſeltenes, wie ein Denkmal der Druiden geſehen zu haben und hörte aufmerkſam alles an, was Othenio von ihnen zu erzählen wußte . . .“

„Mein Gott!“ fiel Gräfin Fanny gelangweilt ein; „haben wir denn nicht genug an römiſchen, griechiſchen, ſogar ägyptiſchen Altertümern? müſſen wir uns auch noch mit denen der Kelten befaſſen? ein Volk, das niemand kennt.“

„Ausgenommen Othenio, mein Mann und ich,“ verſetzte lachend Melanie.

„Ihr ſeid in der Tat bewunderungswürdig!“ ſagte Eugenia etwas ſpöttiſch; „über die Kelten vergeßt Ihr das Schickſal der armen Hildegund.“

„Keineswegs!“ rief Juliette: „wir ſprechen ja von Othenio.“

„Ich finde den unglücklichen Veldegg mehr zu beklagen, als die arme Hildegund,“ ſagte Melanie ſpitz; „ſie weiß nichts von ihrem erbärmlichen Zuſtand und er iſt an eine Geiſteskranke gefeſſelt und hat weder eine Frau noch eine Mutter für die Kinder. Witwer und Waiſen! . . . ſchrecklich!“

„Und ſchlimmer als das!“ rief Fanny; „als Witwer könnte er ſich wieder verheiraten.“

„Vielleicht wird in einem ſolchen Fall eine vollſtändige Trennung und zweite Ehe geſtattet,“ ſagte Juliette.

„Ach, man hört gar nichts mehr von der Freiſinnigkeit des Papſtes, ſeitdem er von der Flucht nach Gaëta zurückkam,“ entgegnete Fanny niedergeſchlagen; „wir haben uns unter der Hand viel Mühe gegeben, die vollſtändige Auflöſung der Ehe meiner Schweſter zu erwirken; — umſonſt!“

„Ihr Mann iſt aber auch nicht irrſinnig.“

„Er iſt ſchlimmer als das . . . . ein Wütrich iſt er, ein Tyrann, ein Unhold; der ſie mehr plagt, als ein Irrer ſie plagen könnte.“

„Käme Hildegund wieder zur Beſinnung und Veldegg hätte eine andere Frau, ſo wäre das freilich ein fataler Umſtand,“ ſagte Melanie bedachtſam.

„Was ihre Geneſung betrifft,“ entgegnete Eugenia, „ſo haben die Ärzte erklärt, ihr Zuſtand der fixen Idee gehe allmählich in Blödſinn über, eher in Tobſucht als in Vernunft.“

„Dann wird ohne Zweifel Veldegg alles verſuchen, um eine Trennung zu erwirken!“ rief

Gräfin Fanny lebhaft; „für ihn iſt es notwendig und der Geiſteskranken Rechte werden nicht beeinträchtigt.“

„In Rom ſoll man den goldenen Gründen nicht das Ohr verſchließen,“ bemerkte Eugenia.

„Ich entſinne mich genau, wie die arme Hildegund vor ſieben Jahren in der Welt erſchien,“ ſagte Juliette, „und welch liebliches, kindliches Weſen ſie war. In den letzten Jahren veränderte ſie ſich allerdings nicht zu ihrem Vorteil, und ein wenig Frivolität ja Gefallſucht machten ſich bemerklich. Aber dieſes Ende iſt furchtbar überraſchend! . . . Wie die däniſche Königin von Ophelia möchte ich von ihr ſagen: Sweet bells jingled out of tune.“

„Sie hatte nicht Charakterſtärke genug, um dem Einfluß der Welt zu widerſtehen,“ ſagte Fanny.

„O die Welt! die böſe Welt!“ rief Eugenia ſcherzend; „bei ihrer Betrachtung wird Juliette tragiſch und Fanny erhaben. Was ſagſt Du, Melanie?“

„Nichts! . . . ich denke an Othenio, der die Keltiſchen Altertümer ſtudierte.“

Die Moral der ganzen traurigen Begebenheit iſt dieſe,“ bemerkte Eugenia: „Man ſoll ſich auf's ſtrengſte vor religiöſen Skrupeln hüten — denn dieſe ſind es ſchließlich doch, die den Verſtand der armen Hildegund verdunkelt haben.“

Die Freundinnen ſtimmten ein, verſicherten, daß ein anderer Grund vielleicht denkbar, doch nicht ſtichhaltig ſei, ſprachen Eugenia ihren Dank für die Mitteilung des genauen Sachverhaltes dieſer traurigen Begebenheit aus — und nachdem Juliette noch einige Taſſen Tee genommen, Melanie eine kleine Schale mit Bonbon geleert und Fanny ſich mit einer Weintraube erfriſcht hatte, brachen ſie auf. Es ſchlug eben Eins nach Mitternacht.

„Die Geiſterſtunde liegt hinter uns,“ ſagte Eugenia lachend; „ich brauche mich nicht in meiner Einſamkeit zu fürchten.“

Die drei Freundinnen gingen Arm in Arm die Treppe hinunter und Melanie flüſterte:

„Glaubt Ihr nicht auch, daß die gute Eugenia eine zweite Frau für Veldegg in Petto hat?“

„Das verſteht ſich von ſelbſt!“

„Sollten ſchon Schritte in Rom geſchehen ſein? ſie äußerte ſich mit einer gewiſſen Zuverſicht.“

„Kaum möglich! ihr Mann liegt erſt drei Wochen im Grabe.“

„Und wer weiß, ob Veldegg dazu geneigt iſt. Sie zählt fünfunddreißig Jahre und er kann Anſpruch an eine glänzende Partie machen.“

„Im Sprichwort heißt es: Alte Liebe roſtet nicht“ — ſagte Juliette.

„Und in einem andern Sprichwort: Qui vivra verra.“ ſetzte Melanie hinzu und ſtieg in ihren Wagen.

In wenigen Tagen war die Schreckensnachricht Stadtgeſpräch, daß die junge liebenswürdige Baronin Veldegg infolge einer aufregenden Volksmiſſion, der ſie während drei Wochen täglich dreimal beigewohnt habe, irrſinnig geworden ſei.

Die zweite Generation.

Erſtes Kapitel.

Deggenrain war ein ſchöner herrſchaftlicher Sitz. Das Schloß war im ſtattlichen Stil des vorigen Jahrhunderts mit Pavillons und Seitenflügeln gebaut. Der innere Hofraum, der dadurch entſtand, war durch ein Eiſengitter vom äußeren Hof getrennt, der breiter als der innere und auf jeder Seite mit einer Reihe uralter Linden und mit Gebäuden eingefaßt war, welche von den Beamten und von der verheirateten Dienerſchaft bewohnt wurden. Dieſen Hof ſchloſſen die Stallungen ab, in deren Mitte die Einfahrt ſich befand, ein großes Tor von einem ſtattlichen Turm überragt. Der Mittelbau und die Flügel des Schloſſes hatten außer dem Erdgeſchoß ein Stockwerk, die Pavillons zwei. Vor den drei Mittelfenſtern der Façade lag ein breiter ſteinerner, von Säulen getragener Balkon. Unter demſelben fuhr man an der Schloßtüre vor.

An der Rückſeite des Schloſſes lag ein großer befolgt; aber ich habe wol bemerkt wie ſchwer der Gehorſam Dir wurde, wie heftig Du Dich in Zerſtreuungen warfſt um Deinen Gram zu betäuben, wie ſehr Du Dich zum Nachtheil Deiner Schönheit in dieſen wenigen Wochen verändert haſt. Ich bin nicht hart genug um das gleichgültig anzuſehen; Dein Leid hat meine vielleicht allzu ſchroffe Anſicht der Verhältniſſe überwunden, und Du haſt dadurch gezeigt, daß Du älter biſt als Deine ſiebzehn Jahre, und daß Du wirklich im Stande biſt mit Ernſt etwas Beſtimmtes zu wollen. So ſollſt Du es denn auch erreichen, meine theure Clelia! Du ſollſt Achatz heirathen.“

Wie von einer Schlange geſtochen, ſprang ich auf; aber ſie hielt mich feſt und ſagte lächelnd:

„Armes Kind! ſo wenig trauſt Du dem erſehnten Glück, daß die nahe Erfüllung Dich ſchreckt.“

„Nein! o nein!“ ſtammelte ich.

Doch die Tante blieb bei ihrem Lächelſyſtem:

„Beruhige Dich, Clelia! faſſe Dich! wenn ich Ja ſage, ſo darfſt Du Dich darauf verlaſſen — es geſchieht! und jetzt wünſche ich es, mein Kind.“

„Aber ich nicht mehr!“ brach ich aus.

„Mein Kind, ſprach ſie mit einer fürchterlichen Ruhe, in einer ſo wichtigen Angelegenheit will man nicht heute dies und morgen das, ſondern immer weitläufiger Garten, mit herrlichen ſchattigen Bäumen, mit Gewächs- und Treibhäuſern, die für Nützliches und Angenehmes ſorgten. Das Ganze machte den Eindruck eines Beſitzes, der lange in der Hand einer und derſelben Familie und von ihr gehegt, gepflegt und mit Vorliebe bewohnt wurde.

Und ſo war es auch. Ein Ahnherr Emerich's von Veldegg hatte vor mehr als hundertfünfzig Jahren einen geiſtlichen Oheim beerbt, der nach der Sitte — oder Unſitte — jener Zeit verſchiedene reiche Pfründen inne hatte, deren Einkünfte er, ein Mann von einfachem Sinn und von ſchwacher Geſundheit, bis auf ein Minimum zurücklegte. Trotz ſeiner Kränklichkeit lebte er bis in ſein neunzigſtes Jahr und vermachte ſein großes Vermögen demjenigen Großneffen, der ihm der liebſte war, mit der Bedingung es gut zu verwenden. Dieſer war mit Kaiſer Karl VI. in Spanien geweſen, wo der Kaiſer — damals Erzherzog von Öſterreich — als Nachkomme Kaiſer Karl's V. die Krone Spaniens gegen die Bourbons in Anſpruch nahm, ohne ſie zu gewinnen. Veldegg, ein ſehr tätiger Mann, der in der Welt vieles geſehen hatte, kam der Beſtimmung ſeines Großoheims in der Weiſe nach, daß er auf ſeiner Herrſchaft Deggenrain dem Volk viel zu verdienen gab, indem er ſtatt der alten, ruinierten unbewohnbaren Burg das Schloß, wie es jetzt war, nach einem

Plan und aus einem Guß erbauen ließ. Die ſpäteren Beſitzer ergänzten das, was noch mangelte. Außerhalb der großen Einfahrt befand ſich ein freier grüner, von Linden umgebener Platz; ringsum lief ein Weg, der geradeaus in fünf Minuten auf die große Landſtraße führte. Zur linken dieſes Platzes lagen weitläufige Gebäude, die den Ökonomiehof umgaben; zur rechten lag die Kirche und in einem Garten das Pfarrhaus, an welches ſich die freundliche, ſaubere Straße des Dorfes anſchloß, deſſen letzten Häuſer ſich mit ihren Gärtchen in eine reiche Flur von Äckern und Wieſen verliefen. Kirſch- und Äpfelbäume faßten die Wege ein, hie und da auch der ſchöne Nußbaum. In der Ferne erhoben ſich die Vorberge des Hochgebirges und am äußerſten Horizont, wolkenähnlich, deſſen höchſten Punkte.

In dieſem ſchönen Deggenrain wuchſen die Veldegg'ſchen Kinder auf, freilich ohne Mutter, aber angebetet von ihrem Vater und von der größten Zärtlichkeit, Sorgfalt und Aufmerkſamkeit umgeben — drei Kinder, mit guten Anlagen und glücklichen Gaben der Natur, geſund, blühend, geiſtesfriſch. Ihre arme Mutter verträumte ein ödes Daſein in Hainau, und fuhr nur dann aus ihrem ſtillen und ſtumpfen Hinbrüten auf, wenn man die Frage ihr nahe legte, ob ſie nicht ihren Mann und ihre Kinder zu ſehen wünſche. Sie verneinte dies mit einer ſolchen Heftigkeit, daß der

Arzt die Wiederholung einer Frage unterſagte, die einerſeits zwecklos und andererſeits aufregend war. Veldegg reiſte einige Mal im Jahr nach Walldorf, teils um die Verwandten zu beſuchen, teils um den Zuſtand der Dinge in Hainau — für Hildegund unſichtbar, in Augenſchein zu nehmen. Die beiden jüngſten Kinder wußten gar nichts von einer Mutter; Emerenz hatte eine traurige Erinnerung an ſie und fragte zuweilen, warum ſie nicht nach Teggenrain komme. Da man ihr aber immer zur Antwort gab, die Mutter ſei noch viel trauriger als früher, ſo vergaß ſie nach und nach ihre Fragen.

Die Kinder waren Veldegg's Idole. Er lebte für ſie und mit ihnen. Er fand ihren Winteraufenthalt in der Reſidenz und das Hin- und Herreiſen mit ihnen nicht zuträglich für ſie und ſie blieben beſtändig in Teggenrain. Er gab zwar nicht ſein Haus in der Stadt auf, weil ihn die Kammerſitzungen dahin führten; aber ſein Aufenthalt war immer ſo kurz wie möglich. Er verkehrte ſo weit es nötig war mit Perſönlichkeiten, mit denen er in politiſcher Beziehung übereinſtimmte. In der Welt erſchien er gar nicht; in einem kleinen Kreiſe alter Freunde ſehr ſelten und nur bei Eugenia von Erting ſo häufig. wie das bei ſeinen kurzen Anweſenheiten und ſeinen Beſchäftigungen möglich war.

Eugenia hatte es verſtanden, ihm in ſeinem bitteren Kummer wohl zu tun, indem ſie ihm eine innige Teilnahme bewies, welche von der einſt ausgeſprochenen Verſicherung durchſchimmert war, daß ſie ſeine beſte, ſeine treueſte Freundin ſei; — ja, treu in der Stunde ſeiner Trübſal, während ſie in den Tagen ſeines Glücks dieſe Geſinnung nicht verleugnet, ſondern von ferne ihn beobachtet, einmal ſogar wegen einer liebreichen Warnung eine ſchnöde Behandlung erfahren habe. Sie ſagte dies alles keineswegs mit klaren Worten; ſie gab es nur zu verſtehen, nur zu bedenken, und Veldegg machte von ſelbſt den Schluß, daß Eugenia die liebevollſte und einſichtsvollſte Frau, die zuverläſſigſte und beſte Freundin ſei. Er beſprach alles mit ihr, die Erziehung ſeiner Kinder ſowie die ihres Sohnes, ſeine und ihre Vermögensverhältniſſe, ſeine Geſchäfte — genug alles, was ſeine Gedanken erfüllte; ſie ging bereitwillig, aber vorſichtig darauf ein, nie drängend, nie forſchend; und ihre Anſicht ſprach ſie, wenn auch dem Inhalte nach ſehr entſchieden, doch in einer Weiſe aus, die ihn nicht ſelten wähnen ließ, ſie folge der ſeinigen. Frauen von nicht aufrichtigem Charakter und die ein beſtimmtes Ziel verfolgen, beſitzen häufig in jener Beziehung ein großes Talent. Mochte Eugenia an die Möglichkeit einer Ehe mit Veldegg gedacht haben, ſo ließ ſie doch ſchnell dieſen Gedanken fallen, der ganz außerhalb ſeines Gedankenkreiſes lag und deſſen Verwirklichung auf unüberſteigliche Hinderniſſe geſtoßen wäre. Sie begnügte ſich vor der Hand mit ihrem Einfluß und mit ſeiner innigen Freundſchaft. Sollte das klägliche Daſein der armen Hildgund erlöſchen, dann würde ohne Zweifel dieſe Freundſchaft in eine andere Phaſe übergehen. Und ſelbſt wenn das nicht geſchah, ſo war es ihr eine große Genugtuung, eine hohe Befriedigung ihres Selbſtgefühls, daß ſie Veldegg's Leben beherrſchte, daß er nach den paar Jahren ſeiner Ehe, welche ihn von ihr trennten, zu ihr zurückkehrte, bei ihr Sympathie und Zufriedenheit fand und dadurch anerkannte, daß ſie das beſte ſei, was er im Leben gefunden habe.

Nur in einem Punkt harmonierte ſie nicht mit ihm. Er wollte ihrem Sohn eine ernſte Erziehung geben laſſen, und obſchon ſie ihre Zuſtimmung gab, blieb doch die Ausführung, die in ihren Händen lag, höchſt mangelhaft. Sie nahm einen Hofmeiſter, wie Veldegg es vorſchlug, ſie ſtellte die Lehrer an, die er für nötig erachtete; doch wenn Ignaz ihr bei ſeinem Gutenmorgengruß ſagte, er habe Kopfweh, ſo dispenſierte ſie ihn von den Lehrſtunden, ließ dem Hofmeiſter ſagen, ſie werde mit Ignaz ſpazieren gehen oder ausfahren, ſchickte die Lehrer fort und behielt ihn bei ſich. Während ſie dann las oder ihre Briefe ſchrieb oder Beſuch empfing, lag Ignaz in ihrem Schreibzimmer auf der Chaiſelongue, beſah ihre

Albums, blätterte in ihren Büchern, hörte zuweilen den Geſprächen zu, die ſeine Mutter im Salon führte und vertilgte Bonbon und Chocolade ſo maſſenhaft, daß er bei den Mahlzeiten nicht eſſen mochte. Er war ein hübſcher Knabe mit ganz guten geiſtigen Anlagen; aber er wurde dermaßen verweichlicht und verzärtelt, daß er ſchwächlich ausſah und daß vor Arbeitsſcheu ſeine Fähigkeiten ſich nicht entwickelten. Sein Hofmeiſter war ein Philolog, der es viel vernünftiger fand, die Zeit auf eigene Studien zu verwenden, als ſie bei dem kopfloſen Ignaz zu vergeuden, der mit zwölf Jahren weder mensa deklinieren, noch amo konjugieren konnte. Er half ihm hie und da bei den Aufgaben, welche die Lehrer ihm ſtellten. Die Lehrer korrigierten dieſe Aufgaben und ſtellten andere. Ignaz begriff weder dieſe noch jene. Schlaff und zerſtreut hörte er zu; konfus waren ſeine Antworten, wenn er nicht ſtumm blieb. Die Lehrer hielten ihn für ſchwachſinnig, während Eugenia bei Veldegg bittere Klage über den mangelhaften Unterricht führte. Veldegg ſchlug vor, Ignaz in ein Inſtitut zu geben. Eugenia ſagte dazu ja, wie immer — und begann ſich nach Erziehungsanſtalten zu erkundigen. Da hatte ſie denn bei der einen auszuſetzen, daß der Ehrgeiz zu ſehr genährt werde; bei der andern, daß man die Geſundheitspflege nicht in Obacht nehme und ſo fort. Schließlich fand ſie Ignaz zu zart und jung für ein Inſtitut. Und nach einigen Jahren fand ſie ihn zu ſelbſtändig und viel zu eigentümlich, um ihn der rottenweiſen Erziehung eines Inſtituts zu unterwerfen.

Veldegg ſah das mit Kummer ohne es ändern zu können. Seine Kinder waren auch ſeine Idole, allein er bemühte ſich ihnen eine hohe Richtung zu geben. Er ſuchte ſie für das Große, das Schöne zu begeiſtern; dies zu erkennen und zu üben ſei die Aufgabe des Menſchen; ſie ſei nicht leicht, ſie fordere zuweilen große Opfer; aber man müſſe ſeine Willenskraft üben und ſich nach dem höchſten Ziel ſtrecken. Bei zehn Jahren dachte Emerenz nichts anderes als für ihr Vaterland zu ſterben wie Arnold von Winkelried, oder für ihre Großtaten auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, wie Jeanne d'Arc. Sie hing an ihrem Vater mit ſchwärmeriſch leidenſchaftlicher Liebe und wiederholte ihm die Verſicherung, daß ſie tauſendmal lieber für ihn, als für ihr Vaterland ſterben wolle. Ihre Erzieherin Miß Mac Allan war vortrefflich, ſehr unterrichtet und eine feſte Katholikin, hatte aber nicht Veldegg's Gemütlichkeit und Wärme der Empfindung. Sie verſtand es nicht Emerenz für den chriſtlichen Glauben zu begeiſtern, und Emerenz weinte vielleicht heißere Tränen, weil Achilles Hector's Leiche um Troja's Mauern ſchleifte, als weil die Juden Chriſtus kreuzigten. Es war nicht leicht für Miß Mac

Allan, mit Veldegg ſo weit in Harmonie zu bleiben, daß die Erziehung der Kinder nicht dadurch gefährdet wurde. Anfangs hatte er verlangt, daß von katholiſcher Religion keine Rede ſei. Sogleich erklärte Miß Mac Allan, dann müſſe ſie auf der Stelle ſein Haus verlaſſen; denn das ſei gegen ihr Gewiſſen. Dies gefiel ihm, und der Gedanke eine ſo gewiſſenhafte Perſon bei ſeinen Kindern zu haben, gab ihm große Beruhigung. Überdies ſagte Eugenia:

„In einen richtigen Unterrichtsplan gehört Schreiben, Rechnen, Religion, Geographie ꝛc. und die Lehrer, die ſamt und ſonders Pedanten ſind, klammern ſich an ihn an, um ſich durch ihre Pünktlichkeit zu rechtfertigen, wenn Erfolge ausbleiben ſollten. Das können die Eltern nicht hindern: Doch hier eine Spitze umbiegen und dort einen Riegel vorſchieben können ſie ſehr leicht."

Miß Mac Allan blieb, und allmählig blieb ſie gern. Sie mußte Veldegg achten, deſſen Leben ſo ernſt, ſo freudenlos war und der alle Pflichten ſo treu erfüllte, in ſo fern ſie ſeine Kinder und den Nächſten betrafen und in ſo fern er ſie als Pflicht erkannte — und ſie konnte nicht umhin zu hoffen, daß ihm das Licht höherer Erkenntnis noch aufgehen werde. Dieſe Hoffnung und dieſe Hochachtung veranlaßten ſie mit großer Schonung und Vorſicht ſich auszuſprechen, zuweilen ein klein wenig nachzugeben, ihre Anſicht zurückzuhalten, nicht beſtimmt auszuſprechen. Dies tat ſie um ſo mehr, als Veldegg dasſelbe Verfahren gegen ſie beobachtete. Er wollte ſie nicht verletzen, um ſie nicht zu verlieren, und er wollte ſie auch nicht geradezu ihres Glaubens berauben. Sein Gewiſſen mochte ihm heimlich ſagen, daß er ſich in dieſem Punkt gegen Hildegund verſündigt habe. Aber Kinderſeelen ſollen in gleichmäßiger windſtiller Glaubensluft aufwachſen, nicht hin und her gezerrt und in allerhand Zweifel geſtürzt werden. Miß Mac Allan ſagte zu Emerenz, welche als die älteſte anfangs immer im Vordergrund war:

„Es iſt ſehr gut nach hohen Dingen, ja nach den höchſten zu ſtreben; denn Gott will, daß wir vollkommen werden ſollen. Das iſt aber nicht leicht. Deshalb mußt Du früh anfangen Dich in kleinen Dingen zu überwinden — und das wird Dir leichter werden, wenn Du es aus kindlicher Liebe zu Gott tuſt, der dann an Dir ſeine Freude hat.“

Darauf erzählte Emerenz ihrem Vater, ſie ſei den ganzen Tag nachgiebig gegen Robert geweſen, damit Gott ſeine Freude an ihr habe.

„Es iſt ſehr gut friedfertig zu ſein und ein gutes Beiſpiel zu geben, Emerenz,“ verſetzte Veldegg; „aber, vergiß nicht, daß es ſich für einen guten Menſchen geziemt ſo zu handeln, und daß er ſelbſt Freude daran haben ſoll.“

„Es freut mich aber gar nicht, Papa,“ erwiderte Emerenz ehrlich; „es würde mich viel mehr freuen, wenn Robert nachgeben wollte. Ich gab nur nach, weil ich gern ein liebes Kind Gottes ſein wollte.“

„Wenn Du älter und verſtändiger biſt, wirſt Du einſehen, daß man gut ſein muß, wenn es auch keinen Gott geben würde.“

„Gibt es vielleicht keinen Gott?“ fragte Emerenz wißbegierig wie ſie war.

„Das ſage ich nicht, Emerenz! ich ſage nur, daß der Menſch unter allen Umſtänden und immer das Wohl oder das Glück ſeiner Nebenmenſchen dem eigenen vorziehen muß.“

So gab Veldegg dem Kinde die ſchwerſten Aufgaben ohne die Mittel, wodurch ſie dieſelben löſen könne.

Emerenz wurde älter; ſie bekam Religionsunterricht bei dem Pfarrer. Veldegg hatte dies ungebührlich lange verſchoben. Veldegg behauptete, der Pfarrer ſei ſo alt und ſo kränklich, daß er ſich nicht zum Lehrer für die raſche und lebhafte Emerenz eigene. Der Kaplan aber, den man dem Pfarrer zur Hülfe gegeben, ſei eben aus dem Seminar gekommen, blutjung und vielleicht höchſt ungeeignet für das Lehrfach. Überdies müſſe das Nachdenken geübt und der Verſtand entwickelt ſein, bevor man einem Kinde die ſchwierigen Religionslehren begreiflich machen könne. Endlich ſtarb der alte Pfarrer, der Kaplan bekam die Pfarrei

Daſſelbe; und es iſt die Pflicht der Eltern oder der elterlichen Freunde, den ſchwankenden Herzen, die ſchnell ergriffen und leicht abgeſchreckt ſind, einen wolthätigen Zügel anzulegen. Man muß die Jugend zu ihrem Glück führen. Das habe ich mit Deinem Vormund erwogen — und Du wirſt Achatz heirathen.“

„Nein! rief ich, ich will nicht, denn ich liebe ihn nicht! ich hab es ihm geſagt und geſchrieben .... und darum kann ich ihn nicht heirathen.“

„Mein armes Kind, ſprach die Tante mit ſpöttiſchem Mitleid, Du faſelſt! Alle Gründe, welche Du vorbringen könnteſt, ſind unſtatthaft. Beſinne Dich, daß Dein Vormund in der erſten vertraulichen Unterredung die er hier mit Dir hatte, Dir geſagt hat: wir würden eine paſſende Partie für Dich ſuchen, und daß Du Dich damit einverſtanden erklärteſt. Nun haſt Du ziemlich leichtſinnig auf Deine eigene Hand geſucht. Wir haben nicht ſogleich beigeſtimmt, ſondern geprüft, überlegt; aber endlich billigen wir Deine Wahl. Da iſt alſo von Deiner Seite ein Rückſchritt unmöglich, und Achatz würde ihn ſich nicht gefallen laſſen.“

„Er wird müſſen!“ rief ich in Todesangſt.

„Mein gutes Kind, hier muß Niemand als Du,“

und Miß Mac Allan beſtand darauf, daß Emerenz, die bereits zwölf Jahre zählte und noch nicht gebeichtet hatte, zum Empfang dieſes Sakramentes gründlicher vorbereitet werde, als ſie ſich getraue es zu tun. Veldegg war ganz außer ſich.

„Wie wird das arme Kind gequält werden wegen Sünden, die es nicht begangen hat!“ rief er: „was kann Emerenz überhaupt beichten! wozu dieſe Quälerei, dieſe Aufregung in dem ſchuldloſen Gewiſſen.“

Da Miß Mac Allan wußte, daß Erklärungen keinen Eingang fanden, verſetzte ſie ruhig, es ſei kirchliche Vorſchrift und die erſte Stufe zur Kommunion: — und der Pfarrer ſei ein gemäßigter Mann, kein Fanatiker.

Der Pfarrer war nicht nur ein gemäßigter, ſondern auch ein ſchüchterner Mann, der für ſich ſelbſt auf's äußerſte ſtreng, für andere auf's äußerſte nachſichtig war, der lieber durch die Finger ſah und fünf gerade ſein ließ, als ein Wort des Mißfallens oder des Tadels am rechten Ort zu ſagen. Man muß mit allen Menſchen in Frieden leben: das war ſein Grundſatz; und mit den Worten: „Hätten die Leute mehr Erkenntnis, würden ſie beſſer handeln, reden, ſich benehmen ꝛc.“ ging er über verwerfliche Sachen hinweg. Er beſaß die apoſtoliſchen Tugenden der Frömmigkeit, der Demut, der Abtötung; nicht die des Mutes. Veldegg mußte zugeben, daß niemand weniger im

Stande ſei für die Religion zu exaltieren, als der Pfarrer. Veldegg wußte das; er kannte ja den Pfarrer ſeit drei Jahren, er ſtand in freundlichem Verhältnis zu ihm, kam häufig in Verkehr mit ihm als Gutsherr und durch Beziehungen der Wohltätigkeit; der ängſtliche Charakter des Pfarrers hatte ſich nie verleugnet, und dennoch fürchtete er deſſen exaltierenden Einfluß! Dieſe irrige Anſicht war ein ganz unfreiwilliges Zeugnis, daß er in der chriſtlichen Glaubenslehre hohe und begeiſternde Ideen anerkannte, und daß er, weil er dies nicht mit ſeiner Richtung in Einklang zu bringen vermochte, ſie fanatiſch nannte.

Indeſſen bekam Emerenz den notwendigen Unterricht. Um deſſen exaltierender Wirkung möglichſt entgegen zu arbeiten, überhäufte Veldegg ſie in derſelben Zeit mit anderen Studien, indem er für ſie und für Robert zwei wiſſenſchaftlich gebildete Männer als Lehrer in's Haus nahm. Emerenz lernte gern und leicht alles was ſie lernen ſollte, und trotz der verſchiedenſten Richtungen, in welchen ihr Geiſt, ihre Faſſungskraft, ihre Gedanken ſich bewegten, machten die Lehren der Religion doch tiefen Eindruck auf ihr Gemüt. Je mehr das Kind der Jungfrau entgegenreifte, deſto ernſter, nachdenkender, ſinniger wurde ſie, und das lebhafte und innige Gefühl, das dem Kinde ſchon eigen war, nahm einen ſolchen Schwung, daß Miß Mac Allan ſchon hoffte, Emerenz werde einen hohen

Flug der Frömmigkeit nehmen und ihren Vater nach ſich ziehen. Der Pfarrer ſchüttelte aber zu dieſen Hoffnungen bedenklich den Kopf und ſagte:

„Es ſind allzu viel Gegenſätze in dem Charakter! Begeiſterung für das Opfer iſt durchaus nicht Opferwilligkeit. Bis die Seele beides verbindet muß ſie ſehr durcharbeitet werden, und Fräulein Emerenz ſteht auf dem erſten Punkt, auf dem Boden des Gefühls. Damit kommt der Menſch nicht weit, denn er gerät in Täuſchungen über ſich ſelbſt und betrachtet ſeine guten Gefühle als eben ſo viel gute Handlungen.“

„So iſt ſie aber nicht!“ rief Miß Mac Allan; „ſie iſt wahr und aufrichtig.“

„Das iſt ſie, Miß Mac Allan, und eben darum iſt es ganz unberechenbar, welchen Weg ſie einſchlagen wird. Wenn es, wie wir hoffen, der Weg durch die enge Pforte iſt, ſo wird er ihr ſehr ſchwer werden: denn ihr Charakter iſt nicht für das Opfer geſchaffen. Dies iſt meine unmaßgebliche Anſicht.“

◆

Zweites Kapitel.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Veldegg ging im Park ſpazieren und beſprach ſich mit Herrn Zweiger, Dr. philosophiae über die Frage, wie weit es notwendig ſei, den Kindern von allen Hypotheſen der Naturforſcher und von allen Lehren der Philoſophen vom Fach über die Schöpfung und den Urſprung des Menſchengeſchlechtes mitzuteilen. Herr Zweiger meinte: Es ſei für Emerenz höchſt notwendig und die höchſte Zeit; ſonſt laufe ſie Gefahr bei der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte ſtehen zu bleiben. Veldegg erwiderte:

„Die Gefahr ſcheint mir nicht groß; denn dieſe Geſchichte iſt lebendig, großartig, bilderreich, gibt nicht weniger Aufſchluß über die intereſſante Frage, als alte und neue Philoſophen und Naturforſcher geben und iſt ſo beſchaffen, daß im Grunde alle möglichen Hypotheſen innerhalb des Sechstagewerkes untergebracht werden können.“

„Ja, Herr Baron! das muß aber nachgewieſen werden. Wo nicht, ſo bleibt man dabei, eine einſeitige Auffaſſung und Darſtellung als abſolute Wahrheit zu betrachten und keine eigene Anſicht zu haben.“

Da kamen Veldegg's Töchter von einem weiten Spaziergang zurück. Sie eilten ihm entgegen, hielten grüne Garben in die Höhe und die jüngſte rief:

„Schau' hier, Papa! lauter Waldmeiſter für den Maitrank.“

„Schade um den guten Wein, der durch Eure wilden Kräuter verdorben wird,“ ſagte Veldegg, und ſein Blick ruhte zärtlich auf den beiden ſtrahlenden Augenpaaren, die unter den breiten Strohhüten ihn anlachten.

„Hilft nichts, Papa! der Wein muß ſpendiert werden! doch Johannisberger oder Hochheimer braucht es nicht zu ſein . . . denn wir möchten den Maitrank an Kranke und Arme ſchenken,“ verſetzte die Kleine.

„Ja, das möchten wir!“ rief Emerenz und nahm Veldegg's rechten Arm, während ſich Graziane an den linken hängte; „aber koſten mußt Du den Maitrank . . . und Sie auch, Herr Zweiger und überhaupt alle; denn der Maitrank iſt der letzte Überreſt des Maifeſtes, das unſere Altväter ſo lieblich und fröhlich feierten. Am erſten Mai zogen die jungen Leute hinaus in Flur und Wald, banden Blumenſträuße und ſangen ſchöne Lieder zu Ehren der Dame ihres Herzens — und war einer recht fromm, ſo ſchenkte er Strauß und Lied der Jungfrau Maria.“

„Aber denke doch! König Heinrich VIII. von England machte auch in ſeiner Jugend den Gebrauch mit. In einem Anzug von weißer Seide ging er auf die Wieſe und pflückte Blumen für ſeine Königin. Kannſt Du Dir dieſen Wüterich für ſein Volk, dieſen Blaubart für ſeine Frauen vorſtellen, wie er bei achtzehn Jahren im weiß ſeidenen Anzug auf der Wieſe Blumen pflückt? — ich nicht.“

„Du ſiehſt an ihm, was aus dem Menſchen wird, der ſich böſen Leidenſchaften überläßt, und Heinrich VIII. iſt nicht der einzige, deſſen ſpätere Jahre nicht ſeiner hoffnungsvollen Jugend entſprachen.“

„Wie iſt das traurig,“ erwiderte Emerenz; „aber nicht wahr, das trägt ſich nur bei Jünglingen zu . . . nicht bei uns Mädchen?“

„Doch, Emerenz! . . . auch bei Euch. Von böſen Leidenſchaften kann jedes ſterbliche Weſen angefallen werden. Der Unterſchied iſt nur, daß der eine ſie überwindet und der andere überwunden wird.“

„Da kommt einer, der überwinden wird!“ rief Emerenz, und ihr Auge ſtrahlte mit einem gewiſſen freudigen Stolz dem herrlichen Knaben entgegen, der am andern Ende der Allee erſchien.

Es war Robert, ihr zwölfjähriger Bruder, der ihnen entgegen lief. Er glühte vom Spazierritt, den er ſoeben gemacht hatte. Seine dunkeln Locken hingen wie Trauben ungeordnet um ſeine Stirn. Verwegener Mut, ja Trotz lag in der Tiefe ſeines feurigen Auges und um den feingeſchnittenen Mund. Jetzt wurde dieſer Ausdruck gleichſam vergoldet durch das Lächeln, womit er den Vater begrüßte, der ihm ſcherzend zurief:

„Willkommen, Du Roſſebändiger!“

„Hat das Pferd Dich nicht abgeworfen?“ fragte Graziane beſorgt.

Robert's halb erſtaunter, halb verächtlicher Blick war die Antwort, die er der kleinen Schweſter gab, und er erzählte ausführlich, wie er ſich auf dem neuen Pferde nach allen Regeln der Reitkunſt benommen habe. Dafür verſprach ihm Emerenz ſeinen Anteil am Maitrank und Herr Zweiger ſagte zu ihr:

„Sie ſind die Walküre, die dem jungen Nordlands Recken den Becher kredenzt.“

„Aber noch lange, lange, lange nicht in Walhalla! . . . hier iſt es viel ſchöner!“ rief ſie.

„Wer weiß das,“ ſagte er trocken.

„Weil eben niemand es weiß, nehme ich es an,“ ſagte Emerenz entſchloſſen.

Sie gingen dem Schloß zu, gefolgt von Miß Mac Allan und Mademoiſelle Gournay, der franzöſiſchen Sprachlehrerin, die mit Emerenz und Graziane im Walde geweſen und mit Waldblumen befrachtet waren, und auch Herr Knapp, Dr. philologiae ſtellte ſich ein. Er hatte die ſpezielle Aufſicht über Robert zu führen und teilte — obſchon nur aus Geſundheitsrückſichten — deſſen Liebhaberei für die edle Reitkunſt, ſo daß er in Robert's Gunſt und Achtung feſtere Wurzel geſchlagen hatte als durch die klaſſiſchen Studien.

Dieſe ganze Hausgenoſſenſchaft, aus ſo verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt, bewegte ſich doch geordnet, wie das Planetenſyſtem, ein jeder in ſeiner Sphäre; denn Veldegg war gerecht genug, um jedem inſoweit Freiheit zu gönnen, als kein anderer dadurch beeinträchtigt wurde, und einſichtsvoll genug, um zu erkennen wo Übergriffe ſtattfanden.

„O, wenn der Baron ein Chriſt wäre, ſo könnte er ein Heiliger werden; ſo vollkommen iſt ſein Leben und ſeine Pflichterfüllung,“ ſagte Mademoiſelle Gournay zu Miß Mac Allan.

„Das iſt gerade ein Hauptunglück für ihn ſelbſt und für ſeine Kinder,“ erwiderte dieſe; „er behauptet und ſie ſehen, daß man ohne Religion pflichttreu ſein könne. Ich fürchte ſehr, daß die Kinder im ſpäteren Leben ſchwer dafür büßen müſſen, denn er ſtreut in die jungen Herzen tauben oder giftigen Samen. Erwachen die Leidenſchaften, ſo fegt ihr Sturm den tauben Samen fort, während ihre Glut den giftigen zur Blüte bringt.

Ich kenne nicht die Vergangenheit des Barons, denn ich kam in's Haus, als er ſiebenunddreißig Jahre zählte und tief gebeugt war durch das Schickſal ſeiner unglücklichen Frau. Aber es ſcheint mir unmöglich, daß ſeine irrigen Grundſätze ihn in ſeiner Jugend immer auf dem rechten Weg gehalten haben ſollten.

„Beſte Miß, müſſen wir nicht häufig einen Zweifel ähnlicher Art bei Perſonen hegen, welche chriſtliche Grundſätze haben?“

„Leider! denn ſie leben nicht nach dieſen Grundſätzen. Wer einen Goldbarren beſitzt, ihn aber nicht praktiſch in gangbare Münze auszuprägen verſteht, kann in große Not geraten, beſitzt aber Mittel um ſich zu retten. Wer aber unächtes Gold beſitzt, leidet beſtändig Not und müßte in ihr zu Grunde gehen, wenn ihm die Barmherzigkeit Gottes nicht irgendwie zu Hülfe käme. Unſer guter Baron iſt im Unglauben aufgewachſen — wie er ſelbſt mir geſagt hat — das unächte Gold hat er geerbt. Da mag es ſehr ſchwer ſein, es gegen ächtes umzutauſchen.“ —

Emerenz ſagte einige Tage ſpäter zu Veldegg:

„Ich habe kürzlich gegen Herr Zweiger geäußert, auf der Erde ſei es ſchöner als in Walhalla, oder im Paradieſe, oder im Himmel, oder wie man den Ort des Lebens nach dem Tode nennen will. Aber ich fürchte, daß das Leben auf der Erde nicht immer ſo ſchön iſt, wie ich es jetzt ſinde . . . jetzt, da ich mir nichts Glücklicheres vorſtellen kann, als immer ſo fort hier zu leben.“

„Woher kommt denn plötzlich Deine Furcht?“ fragte Veldegg:

„Von einigen Verſen, die ich kürzlich las. Sie lauten:

„Aber das Freudenfeſt dauert nicht immer.
Dann erlöſchen die feſtlichen Kerzen,
Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer,
Das ſind die Wunden und ſind die Schmerzen,
Und was wir davon haben in unſerm Herzen“ –

und das klingt mir ſo traurig, daß ich lieber ſterben möchte als es erleben. Und Du biſt auch ganz traurig geworden, Papa.“

Er hatte ihr mit tiefer Wehmut zugehört und dabei gedacht, daß dies ohne Zweifel auch das Los ſeiner Emerenz, ſeiner Sonnentochter ſein werde, wie es ſein eigenes — wie es im vollſten Maß das Los der einſt ſo lieblichen und geliebten Hildegund geworden war, in deren Herz die tiefſte traurigſte Nacht einzog. Er ſchwieg einen Augenblick, überwältigt von Erinnerungen; Emerenz ſchaute ihn erwartungsvoll an. Aber anſtatt ihre junge Seele auf himmliſche Hoffnung und auf ein Licht hinzulenken, das heller ſtrahlt als die irdiſchen Kerzen, faßte er ſich und ſagte abbrechend:

„Laß das Grübeln über die Zukunft, Emerenz. Ein alter Spruch lautet: „Per aspera ad astra.“ Das halte feſt. Mühſam iſt's zu hohen Dingen ſprach die Tante mit einem ſanften Ton, der mich zittern machte.

„O! rief ich und fiel geknickt auf meine Knie, ſein Sie doch barmherzig gegen mich, und zwingen Sie mich nicht — Ihnen ungehorſam zu ſein!.... denn ich wiederhole Ihnen, ich heirathe Achatz nicht.“

„Das wird ſich finden!“ ſprach ſie gelaſſen und ſchickte mich auf mein Zimmer.

Mein erſter Gedanke war zu Gundaccar zu fliehen! er liebte mich — er würde mich ſchützen und retten; aber ſeine Eltern? großer Gott, waren ſie unſern Wünſchen hold? — Wenn ich ihn nur ſehen könnte, nur ſehen! nur ſehen! rief ich und lag vor meinem Altar ohne zu beten, ohne an Gott oder die heilige Jungfrau zu denken, die ganze Seele voll von ihm, und ihm zugewendet. Dann ſprang ich wieder auf und ging durch das Zimmer, meinen Kopf in beiden Händen haltend. Er drohte zu zerſpringen und die Bruſt auch.

Ich trat ans ofne Fenſter und ſah auf dem gegenüber liegenden Dach Tauben ſitzen. Ach, ſprach ich halblaut, käme er doch in den Garten um nach ihnen zu ſchießen! — Und ſiehe! er kam wirklich, aber ohne Gewehr, und wie es ſchien nur in der Abſicht mich gewahr zu werden, denn er ſpähte umher. Ich warf mich halb aus dem Fenſter um zu gelangen. Sage mir," fuhr er im veränderten Ton fort, „ob Du Dir wieder eine Darſtellung ausdachteſt."

„Ja," ſagte Emerenz, „heute Abend ſollſt Du ſehen wie Iſaak zum Opfertode geht."

Emerenz hatte ein ſehr merkwürdiges und ſeltenes Talent: ſie ſtellte mimiſch und plaſtiſch einzelne Figuren, ja ganze Szenen dar. Kein Menſch war auf den Einfall gekommen, ſie hierin zu unterrichten — ſchon deshalb nicht, weil niemand es gekonnt hätte. Es war eine Gabe der Natur. Als ganz junges Kind ſagte ſie einmal:

„Schau her, Papa . . . . jetzt bin ich eine Katze."

Und ſie nahm die lauernde, geſpannte Stellung der Katze an, die bereit iſt eine Maus zu fangen. Das war ſehr drollig; man lachte und Emerenz fuhr fort Katzendarſtellungen zu geben: wie die Katze mit einem Garnknäuel ſpielt, wie ſie ſich gegen einen Hund zur Wehr ſetzt. Veldegg dachte, Emerenz habe vielleicht Talent für bildende Kunſt und er zeigte ihr Flaxman's berühmte Umriſſe zur Iliade und Odyſſee, die Zeichnungen zu Thorwaldſen's Skulpturen und überhaupt Kunſtwerke im Kupferſtich. Emerenz ſah das alles mit Entzücken und verließ die Katzenſtudien, um eine höhere Sphäre zu betreten. Allerdings lernte ſie Zeichnen und entwarf Zeichnungen nach eigener Idee; allein ihr eigentliches großes Talent war ihre Darſtellungsgabe. Jetzt war ſie die Melancholie nach Albrecht Dürer; jetzt die Circe nach Flaxman; jetzt die Aurora nach Guido Reni; ein Muſſelin-Shawl, den ſie ſo und ſo und wieder anders warf, genügte ihr als Draperie; und mit dem zerriſſenen Kranz, dem Becher, den Roſen in der Hand, war ſie ein Bild wie aus dem Rahmen herausgetreten, oder wie eine Statue auf ihrem Sockel. Selbſtverſtändlich wurde weder Gewicht auf dies Talent gelegt, noch Zeit damit verſchwendet. Emerenz unterhielt ſich in ihren Erholungsſtunden damit, und als ſie älter wurde erfand ſie Darſtellungen.

An dieſem Abend erlaubte der Vater, daß man zwei Wandſchirme im Salon aufſtelle, die einen Rahmen bildeten, durch welchen der Blick des Zuſchauers von den Sofas und Stühlen im Salon abgelenkt und auf einem Punkt feſtgehalten wurde. Innerhalb dieſer Wandſchirme ſtellte Emerenz in vier Momenten den Knaben Iſaak dar: wie er das Holz zum Opfer trägt; wie er den Abraham fragt, wer das Opfertier ſei; wie er auf den Knieen liegt, um den Todesſtoß zu empfangen; wie der Engel ſeinen Tod verhütet. Dies alles vollbrachte Emerenz ohne irgend ein anderes Mittel als ihre Perſon, ihre Haltung, ihren Ausdruck der Mienen und Gebärden. Wie ja das anfing — darüber wußte ſie keine andere Rechenſchaft zu geben, als daß ſie ſagte, es falle ihr ſo ein, wenn ſie ſich den Todesgang des Iſaak zum Berge Moriah — oder was ſonſt der Gegenſtand war — lebhaft vorſtelle. Da man nicht umhin konnte Emerenz zu bewundern und es ihr ausſprach, ſo ſagte Veldegg, der ſie im Stillen mehr bewunderte, als irgend jemand:

„Du haſt ein recht unfruchtbares Talent, Emerenz! während einer Minute biſt Du der Genius des Todes, in der andern Minute eine Viktoria und dann iſt alles vorüber wie ein Schattenſpiel an der Wand. Warum dichteſt Du nicht? warum malſt Du nicht? das wäre etwas bleibendes.“

„Ich weiß es nicht, Papa,“ entgegnete ſie unbefangen; „dies fällt mir ein. Muſik und Zeichnen lerne ich, indem ich mich fleißig und mühſam übe. Jenes iſt ein Naturprodukt und das iſt mir viel bequemer.“

Sie lachte und Veldegg ſagte:

„Ich entſinne mich von meinem Vater gehört zu haben, daß er in ſeiner Jugend Ida Brun, Gräfin Bombelles kannte, welche dies Talent der Darſtellung im höchſten Grade beſaß.“

„So habe ich eine Vorgängerin und bin nicht einzig in meiner Art!“ rief Emerenz erfreut; „man muß auch Kurioſitäten und Raritäten gelten laſſen, Papa.“

◆

Drittes Kapitel.

Baronin Erting gab einen glänzenden Ball — wie es hieß nur für junge Leute, doch waren alle Eltern willkommen. Sie hatte ſich als Witwe durchaus nicht von der Geſellſchaft zurückgezogen, ſondern geſagt, ſie ſei es ihrem Sohn ſchuldig alle geſellſchaftlichen Verbindungen zu pflegen, damit er dereinſt nicht wie ein Unbekannter in der Welt auftauche. Sie hatte ihren Empfangabend und der war nicht wenig beſucht, denn ſie gab häufig ganz vortreffliche Diners, bei denen die Gäſte die Zahl der Muſen nicht überſchritten — wie die feinen und gründlichen Liebhaber dieſes geſelligen Vergnügens es begehren. Bälle hatte ſie bisher nicht gegeben. Jetzt ſollte ihr Sohn durch einen Ball recht glänzend in der Geſellſchaft auftreten.

Ignaz war neunzehn Jahre alt; lang in die Höhe gewachſen, ſchmächtig wie ſein Alter es mit ſich brachte und in Haltung, Benehmen und Monieren gut geſchult. Er hätte für einen recht angenehmen jungen Mann gelten können, wenn der Ausdruck ſeines hübſchen Angeſichts angenehm geweſen wäre. Allein dieſer Ausdruck zeigte konſtant die allergründlichſte Langweil, und geiſtige und moraliſche Schlaffheit war ſeinen feinen Zügen ſo feſt eingeprägt, daß jede Friſche und Jugendkraft gelähmt ſchien.

„Welche intereſſante Erſcheinung iſt Dein Sohn,“ ſagte Gräfin Melanie, die ihre ſiebzehnjährige Tochter in dieſem Winter in die Welt führte; „ich kenne ihn ja von der Wiege an und habe ihn an Deiner Seite aufwachſen ſehen . . . . allein ich geſtehe, daß er mich heute wahrhaft überraſcht durch die ausgezeichnete Artigkeit ſeines Benehmens, während ſo viele junge Leute ſeines Alters wahre Bären ſind.“

„Ja, das macht die Erziehung im Elternhauſe,“ ſagte Eugenia.

„Und was iſt ſeine nächſte Beſtimmung?“ fragte Melanie teilnehmend; „ich behalte immer ein reges Intereſſe für die Kinder meiner Freunde.“

„Er wird im Frühling eine Univerſität beſuchen und etwas Volkswirtſchaft ſtudieren; dann aber auf dem Lande ſich niederlaſſen, da er einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Arbeit hat, die mit dem Bankgeſchäft zuſammenhängt.“

„Eugenia, ich bitte, ſchau' das allerliebſte Paar! Eben tanzt Dein Sohn mit meiner Serafine.“

„Charmant . . . in der Tat!“ entgegnete Eugenia lächelnd und begab ſich zu anderen Gäſten.

Melanie rechnete in ſtillſter Geſchwindigkeit aus, daß Ignaz gewiß nicht mehr als zwei Jahre dem Studium der Volkswirtſchaft widmen werde, und daß dies genau der Augenblick ſei, wo ſie ihre Seraſine zu verheiraten wünſche, weil dann ihre Albertine ſiebzehn Jahre zähle und in der Welt erſcheinen müſſe. Eugenia aber hatte ganz andere Gedanken.

Veldegg befand ſich in der Reſidenz und erſchien ſogar einen Augenblick auf dem Ball, um Eugenia's Bitte zu erfüllen und bei dem Auftreten ihres Sohnes in der Geſellſchaft gegenwärtig zu ſein. Er teilte aber in keiner Weiſe ihre Zufriedenheit mit Ignaz.

„Tanzt er nicht ſehr gut?“ fragte jetzt Eugenia; „iſt ſeine Haltung nicht merkwürdig ruhig für einen ſo jungen Mann?“

„Allzu ruhig!“ erwiderte Veldegg; „er tanzt, er benimmt ſich, er ſpricht, als ſei ihm die ganze Welt gleichgiltig . . . oder als ſei er im Traum.“

„Würde Ihnen ein Brauſekopf, ein Sauſewind beſſer gefallen?“ fragte ſie ſpitz.

„Der hat auch ſeine Schattenſeiten! . . . aber es iſt doch Leben, doch Jugend, doch Kraft in ihm.“

„Sie wiſſen einen ſanften ruhigen Charakter nicht zu ſchätzen.“

„Doch ſehr! allein die Sanftmut darf nicht in Schlaffheit ausarten. Ignaz hat keinen Trieb zur Tätigkeit . . . ihm fehlt Energie.“

„Wir wollen das morgen beſprechen, nicht wahr? heute bin ich zerſtreut durch meine Pflichten als Hausfrau. Morgen werde ich ganz Mutter ſein können . . . was ja mein ſüßeſtes, mein einziges Glück iſt.“

Als Veldegg am andern Abend zu Eugenia kam und den Plan erfuhr, den ſie bereits der Gräfin Melanie mitteilte, war er nur mit der erſten Hälfte desſelben einverſtanden. Er ſagte:

„Daß Ignaz eine Univerſität beſuche iſt ſehr gut. Nur müſſen Sie ihm einen zuverläſſigen Begleiter geben, der die Studien leitet und den Studierenden anſpornt.“

„Beſter Veldegg, ich glaube Sie träumen! Seit ſeinem ſechzehnten Jahr iſt Ignaz dem Hofmeiſter entwachſen und entrückt und ſtudiert ohne ihn bei Fachlehrern ebenſo gut als mit ihm. Wie könnte ich ihm einen Erzieher geben!“

„Einen Begleiter wünſche ich für Ignaz,“ erwiderte Veldegg, „einen unterrichteten verſtändigen Mann, der dem unerfahrenen in jeder Richtung und Beziehung ratend, warnend, belehrend zur Seite ſtehe.“

„Wo ſollte ich einen ſolchen Mann finden, beſter Veldegg?“

„Ich könnte vielleicht Doktor Zweiger beſtimmen, während zwei Jahren Ignaz zu begleiten.“

„O nur das nicht! Ihre Kinder ſind lauter Genie's! Gegen ſie würde mein armer Ignaz trotz ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften ſehr abſtechen. Nein, lieber Veldegg! dieſen Winter lernt er in der großen Welt auf eigenen Füßen ſtehen und mit eigenen Augen ſehen — dann wird er imſtande ſein, ſich ſelbſt zu leiten. Einem fremden Führer würde er weder Vertrauen noch Folgſamkeit ſchenken und der Verſuch wäre eben vergeblich und unerfreulich.“

Veldegg ſah allerdings ein, daß ein junger Mann, der unter keiner andern Autorität geſtanden iſt, als der einer ſchwachen nachgiebigen Mutter, ſich nicht im zwanzigſten Jahre einer ganz fremden Autorität unterwerfen werde. Er ließ alſo ſeinen Vorſchlag fallen und ſprach ſich um ſo lebhafter gegen Eugenia's Plan aus, Ignaz auf dem Lande anzuſiedeln. Er ſagte:

„Es iſt Trägheit, daß Ignaz ſich nicht in die Geſchäfte des Bankhauſes hineinarbeiten will.“

„Nein,“ verſetzte Eugenia; „er hat keinen Beruf für Tätigkeit innerhalb dieſer Sphäre; der Geſchäftsführer würde ihn beherrſchen und er hätte dennoch die Verantwortung. Da iſt es beſſer, daß jenem dieſe bleibe.

Auch das war richtig. Veldegg nahm wieder das Wort:

„Trägheit iſt es, daß Ignaz auf dem Lande leben, reiten, jagen, fiſchen will. Das iſt Tagedieberei und ſtumpft alle geiſtigen Fähigkeiten ab. Man muß die verſchiedenen Zweige der Bodenkultur kennen lernen, die Bewirtſchaftung der Forſten, des Ackers, der Wieſen, des Gartens — man muß ſuchen zu verbeſſern und zu erhöhen ohne zu übertreiben — man muß den Boden lieb haben auf dem unſer Haus und Herd ſteht und ihn pflegen — man muß Intereſſe haben für die Leute, die ihn mit uns bewohnen und für uns bebauen — man muß Freude haben an der Natur und ihren wechſelnden Erſcheinungen — man muß ſich gern beſchäftigen und die Geſelligkeit betrachten als eine Erholung, nicht als ein tägliches Bedürfnis: dann iſt das Landleben das glücklichſte, das unabhängigſte, das genußreichſte Leben — und jagen, reiten und fiſchen gehören als Beiwerk zum großen Ganzen."

„Wer ſagt Ihnen, lieber Veldegg, daß nicht Ignaz dereinſt in Ihrem Alter ſo geſinnt ſein werde wie Sie — . . . vorausgeſetzt, daß ſeine Häuslichkeit glücklich ſei. Er muß aber einen Anfang machen, ſich einwohnen, ſich gewöhnen" . . . —

„Und aus ſeiner trägen Gleichgiltigkeit heraustreten," fiel Veldegg ein.

„Das wird geſchehen, wenn ſein Herz erwacht."

„Wenn nur nicht früher ſchlimme Leidenſchaften erwachen, die durch Müßiggang und Arbeitsſcheu gefördert und beſtärkt werden!"

„Die Gegenwart bürgt mir in dieſer Beziehung für die Zukunft,“ ſagte Eugenia.

„Allzuoft iſt eine ſolche Bürgſchaft — Täuſchung der Elternliebe. Die Flamme der Leidenſchaft entzündet ſich zuweilen ganz unerwartet ... und ſchnell wie der Blitz.“

„Warum ängſtigen Sie mich!“

„Ich möchte Sie warnen.“

„Ignaz war immer an meiner Seite und das Beiſpiel iſt die Hauptſache für das Gute,“ ſagte Eugenia ſo beſtimmt, als habe ſie ihre Vergangenheit gründlich vergeſſen.

„Aber nicht alles,“ erwiderte Veldegg; „ſchlimme Eltern haben zuweilen ein gutes Kind .... und umgekehrt.“

„Wir wollen weitausſehende Pläne ruhen laſſen,“ ſagte Eugenia ſchließlich; „wer kann berechnen, welche Fügungen im Schoß der Zukunft ruhen, und gerade das Unberechenbare, das nicht von unſerer Sorge, von unſerem Willen abhängt, nimmt in unſerem Leben einen großen Platz ein.“

Wie immer, ſo blieb es auch jetzt bei Eugenia’s Anſicht. Während ſie aber für die Vortrefflichkeit ihres Sohnes mit größter Entſchiedenheit auftrat, ging er auf Wegen, die im Widerſpruch mit ihren Worten waren und die ſie nicht kannte — vielleicht ſogar nicht kennen wollte, um nicht ihm zu winken, und augenblicklich verſchwand er unten, um gleich darauf bei mir zu erſcheinen.

„Was fehlt Dir?“ riefen wir Beide aus Einem Munde; ſo erſchreckt war Jeder über das verſtörte Ausſehen des Andern, und niedergeſchlagen theilten wir uns traurige Nachrichten mit. Graf Osnat hatte ſeinem Sohn geantwortet es ſei lächerlich bei neunzehn Jahren ſich zu verheirathen, und ein Brautſtand von mehren Jahren ſei ihm ein Greuel, weil Gundaccar während der ganzen Zeit dann an nichts als an die Braut denken würde.

„Aber deshalb werde ich nicht von Dir laſſen, ſetzte Gundaccar hinzu, wenn Du nur treu und ſtandhaft bleibſt, meine Clelia, und Dir nicht den Achatz aufdringen läßt.“

Dieſes „wenn“, dieſer Zweifel an mir machte mich troſtlos. Ach, Gundaccar hatte doch ganz Recht! die flammenden Herzen ſind nicht immer die feſten; mit der ſtürmiſchen Leidenſchaft geht die Standhaftigkeit ſelten Hand in Hand; und die Treue — wenigſtens das Ideal der Treue, das Jedem vorſchwebt, der von Treue ſpricht: die Unwandelbarkeit, durch kein Zwiſchenſpiel geſtörte Unwandelbarkeit des Herzens in einer Richtung — iſt ein Mirakel. Und ſogar wenn das Herz ſie bewahrt, kommen dennoch Umſtände und Verhältniſſe, in der Idee geſtört zu werden, die ſie ſich von ihm gebildet hatte.

Für Veldegg war Ignaz fort und fort ein Gegenſtand des Kummers und der Sorge. Wie ſchon ſo oft rief er ihn zu ſich, ſprach freundlich und ermunternd mit ihm, ſtellte ihm die Armſeligkeit des Müßiggangs und deſſen ſchlimme Folgen für den Geiſt vor, den er einſchläfere, für den Charakter, den er erſchlaffe, für die ganze Zukunft, deren Glück er untergrabe. Ignaz verſprach die Ermahnung zu beherzigen; allein er war dabei mehr traurig als mutig. Er wäre ganz gern anders geweſen als er war, denn er fühlte ſich zeitweiſe höchſt unzufrieden mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt; aber er wußte nicht, wie er eine Beſſerung bewerkſtelligen ſolle, und er verblieb in der Gewohnheit ſeinen Neigungen nachzugeben, obgleich er ſich ſelbſt eingeſtand, daß ihm ſchließlich nichts anderes daraus erwachſe, als eine bodenloſe Langweil.

Seine Mutter führte ihn den ganzen Winter von einem Salon in den andern, vom Diner in's Theater, vom Theater auf den Ball — und vernahm mit Selbſtzufriedenheit die Lobſprüche, welche einige Mütter und zuweilen auch Väter ſeiner guten Haltung, ſeinem höflichen Benehmen ſpendeten. Die jungen Mädchen jedoch flohen ihn und großen Beifall fand unter ihnen Seraſinens Ausruf:

„Nein, der ſchreckliche Menſch! Seine Augen ſind ſo leer wie Knopflöcher ohne Knöpfe!“

Viertes Kapitel.

Baron Althauſen und ſeine Frau hatten die Gewohnheit, alle zwei Jahre auf einige Wochen nach Deggenrain zu kommen und ſich an den Veldegg'ſchen Kindern, welche ſie als ihre Enkel betrachteten und liebten, zu erfreuen. Im vorigen Sommer hätte der Beſuch ſtattfinden müſſen, Er fiel aber aus, zur großen Betrübnis der Kinder, denn Mimi Sternfels, Klementinens älteſte Tochter, die am Rhein verheiratet war, bekam einen Sohn, und zur Taufe dieſes erſten Urenkels hatten ſich die Urgroßeltern begeben. Sie waren alſo ſeit drei Jahren nicht in Deggenrain geweſen.

Veldegg hatte ein einziges Mal Robert und Graziane, als ſie noch ſehr jung waren und als Emerenz das Scharlachfieber hatte, nach Walldorf gebracht, Emerenz aber nie; dermaßen fürchtete er die Möglichkeit — obwohl ſie höchſt unwahrſcheinlich war — des Zuſammentreffens der Kinder mit ihrer armen Mutter. Ja, er fürchtete, die Kinder könnten dort zu viel von ihr und ihrem Zuſtand hören und dadurch einen ſchmerzlichen, traurigen, erſchreckenden Eindruck empfangen. Als Emerenz älter wurde hatte ſie oftmals den Vater gebeten, ſie nach Walldorf mitzunehmen — doch ſtets vergeblich. Einmal ſagte ſie, um ihre Bitte eindringlicher zu machen:

„Ich möchte ſo gern Hainau wiederſehen und die arme kranke Mama.“

„Bitte mich nie darum, Emerenz,“ verſetzte Veldegg traurig, „das kann nicht geſchehen; denn die arme liebe Mama iſt das, was man gemütskrank oder melancholiſch nennt. Sie muß in der größten Stille, Abgeſchiedenheit und Einförmigkeit leben, und die geringſte Störung könnte die furchtbarſten Folgen für ſie haben, Dich aber für Dein ganzes Leben betrüben.“

Emerenz brach in Tränen aus, umarmte ihren Vater und ſprach nie wieder mit ihm von ihrer Mutter.

Baron Althauſen und ſeine Frau waren ungemein beliebt in Deggenrain und wurden mit Jubel begrüßt. Die große Einfahrt in den Schloßhof war mit grünen Zweigen geſchmückt, Laubgewinde umgaben die Säulen des Portals und vom Balkon herab wehten zwei Banner mit den Wappen von Althauſen und von Veldegg. Als ſich der Baron aus allen umſchlingenden Armen losgemacht hatte und um ſich ſchaute, ſagte er ſcherzend:

„Wo iſt denn aber die Emerenz, mein Tauſendſaſſa geblieben?“

„Hier iſt die Emerenz, Onkel . . . aber dies iſt der Tauſendſaſſa,“ erwiderte Emerenz und legte die Hand auf Robert’s Schulter.

„Emerenz . . . wie biſt Du groß geworden!“ ſagte der Baron, indem er ſie in’s Auge faßte; „wie groß und“ — — er wollte ſagen „wie ſchön!“ er verſchluckte es aber und wiederholte „groß! groß! . . . wie alt biſt Du denn ſchon?“

„In einigen Tagen werde ich ſechszehn Jahre, lieber Onkel.“

„O wie jung!“ rief er.

„Schon ſo alt!“ ſagte Veldegg.

„Jetzt wächſt auch die kleine Graziane heran,“ ſagte die Baronin; „man muß förmlich neue Bekanntſchaft mit Euch Kindern machen.“

„Die machte ſich ſchnell. Die Kinder waren zutraulich mit den lieben Verwandten und die verſchiedenen Lehrer und Lehrerinnen ſorgten dafür, daß ihre Zöglinge in allen möglichen Wiſſenſchaften und Künſten examiniert würden und die Prüfung gut beſtanden. Die Baronin ſagte im vertraulichen Geſpräch zu Miß Mac Allan:

„Beſte Miß, es iſt nicht Ihre Schuld und deshalb darf ich Ihnen mein betrübtes Herz ausſprechen; ich würde ſagen, daß ich eine Muſtererziehung vor Augen habe, wenn nicht die Grundlage einer guten Erziehung — die Gottesfurcht fehlte. Die Kinder ſind gut geartet und gut gezogen; ſie bringen auch zuweilen mit einem kleinen heroiſchen Selbſtgefühl ein Opfer; — aber Emerenz und Robert ſind Charaktere, welche nur durch Religion wahrhaft und gründlich zu bändigen ſind . . . und ach, ſie fehlt.“

Miß Mac Allan konnte nur betrübt beiſtimmen.

„Sollte Emerenz früh in die Ehe treten,“ fuhr die Baronin fort, „ſo würde mir angſt und bange werden. Es gewährt mir großen Troſt, daß ihr Vater geſtern gegen mich äußerte, er werde nie geſtatten, daß ſeine Töchter vor vierundzwanzig Jahren heirateten. Dann wären ſie zu Einſicht und Selbſtändigkeit gelangt und liefen nicht ſo leicht Gefahr unter die Botmäßigkeit eines Gatten zu kommen.“

„Ich glaube gern,“ verſetzte Miß Mac Allan, „daß der Herr Baron ſich ſo ſpät wie möglich von ſeinen Töchtern zu trennen wünſcht; allein dieſe werden bei einer ſolchen Angelegenheit ein Wort mitſprechen und wahrſcheinlich das entſcheidende. Der Vater iſt für ſie nicht Stellvertreter Gottes, ſondern eine Gottheit . . . aber eine ſolche, die ſich ſehr leicht durch Wünſche und Bitten gewinnen läßt.“

Veldegg war ſehr ergriffen von einer Nachricht, die Baron Althauſen mitgebracht hatte. Der Irrenarzt, der Hildegund behandelte, hatte erklärt, ſie ſei ſeit einem Jahr ſo ruhig und, vergleichsweiſe, ſo klar im Kopf, daß es vielleicht einen guten Eindruck machen und ihre Geneſung fördern werde, wenn eines ihrer Kinder ganz ruhig ihr zu Geſicht käme und ſie begrüße, als ob ſie ſich geſtern geſehen hätten. Sie werde vielleicht darauf eingehen und ihre fixe Idee fallen laſſen. Wenn er aber auch mißlinge, ſo ſei der Verſuch dennoch zu machen. Beldegg erwiderte:

„Ich halte es für eine Pflicht, dem Rat des Arztes zu folgen. Er aber denkt nur an die arme Kranke, während ich an das arme Kind denke, das vielleicht für ſein ganzes Leben einen furchtbaren Eindruck von ſeiner unglücklichen Mutter erhält. Um ihnen dieſen zu erſparen, habe ich nur den beiden Kleinen einmal den Beſuch in Walldorf geſtattet, und Emerenz immer zurückgehalten. Sie iſt es aber, die jetzt den Verſuch machen muß, weil ſie verſtehen kann, was das iſt gemütskrank ſein, tiefſinnig ſein. Graziane kann es nicht; ſie würde nur Grauen fühlen, und an Robert, den unberechenbaren, iſt gar nicht zu denken. Emerenz wird mit Entzücken auf den Gedanken eingehen.“

So war es auch. Als Emerenz erfuhr, daß ſie und wie ſie ihre Mutter ſehen ſolle, ſtürzten ihr die Tränen aus den Augen und ſie rief:

„Das iſt ja ſeit Jahren mein ſehnlichſter Wunſch.“

Es wurde beſtimmt, daß ſie mit dem Onkel und der Tante nach Walldorf reiſen und dort den günſtigen Augenblick abwarten ſolle. Sie hätte gewünſcht, auf der Stelle abzureiſen. Doch die Verwandten hatten ihren Beſuch für den ganzen Monat Auguſt zugeſagt, und Veldegg hätte ihn lieber verlängern als abkürzen mögen — dermaßen graute ihm vor einer kurzen Trennung unter dieſen Umſtänden von ſeiner Emerenz, ſeinem Sonnenkind, wie er ſie nannte.

Veldegg war gaſtfrei. Wer nach Deggenrain kam, wurde empfangen als ſei er der allerwillkommenſte Gaſt. Dadurch machte Veldegg es gut, daß er ſo ſelten wie möglich Beſuche erwiderte. Man ließ ſeine Gaſtfreiheit und ſeine exzeptionelle Lage als Entſchuldigung gelten und bewunderte ihn, wie vortrefflich er im Hauſe die Frau und den Kindern die Mutter zu erſetzen wiſſe. Jetzt, da Emerenz erwachſen war, mehrte ſich der Beſuch. Es war ihm recht. Er war feſt entſchloſſen, ſeine Töchter nicht in die Reſidenz zu führen und ſie, unter dem Vorwand, daß ſie die Freuden der Jugend, nämlich Bälle im Übermaß genießen ſollten, den heiratsluſtigen oder heiratsfähigen jungen Männern vorzuführen. Er wollte ſie aber durchaus nicht iſolieren. Seine Kinder ſollten Umgang haben mit ihresgleichen und ſich nach Jugendluſt unterhalten — aber auf ihrem heimiſchen Boden. Das Ehepaar Althauſen war ungemein beliebt. Wenn es ſich in Deggenrain aufhielt, ging es ganz beſonders munter her. Eines Tages ſagte Veldegg:

„Morgen, liebe Tante, wirſt Du eine ganz neue Bekanntſchaft machen: Baronin Erting hat ſich mit ihrem Sohne angemeldet. Der junge Mann war mehrmals hier, da ich ſein Vormund war. Jetzt iſt er einundzwanzig Jahre alt, und das erſte was er als majorenn zu tun wünſcht iſt — Grafenturm zu kaufen."

„Wird die herrliche Beſitzung verkauft?" rief der Baron.

„Ich erfuhr es geſtern durch Baronin Erting. Man hat ihrem Sohn den Kauf angetragen, da ſich der Beſitzer leider in mißglückte Spekulationen einließ."

„Was iſt das für eine abſcheuliche Mode," verſetzte der Baron, „daß ſich Männer, welche bezüglich ihrer Finanzen auf einem ganz anderen Boden ſich befinden, auf den gefährlichen der Spekulation begeben und mit den Banquiers um die Wette in der Rennbahn der Aktien dem Glück nachlaufen. Dieſe Wut über Nacht reich werden zu wollen, ohne Mühe, ohne Arbeit, auf Koſten anderer und um einem wahnwitzigen Luxus zu fröhnen, iſt ſo niedrig, ſo entwürdigend, daß ich denjenigen gar nicht bedauere, der dabei den Hals bricht. Es iſt empörend, daß der alte gute treue

Boden den Beſitzern nicht mehr genügt, um zufrieden und anſtändig darauf zu leben!“

„Und das hängt eben mit dem wahnwitzigen Luxus zuſammen, der wie eine Peſt in der Welt graſſiert und der in Paris gehegt wird und namentlich ſeit dem Kriege von 1859 von den Tuilerien ausgeht,“ ſagte Veldegg.

„Wie ſich das für jenen Kaiſerhof ſchickt!“ rief der Baron; „nur Abenteurer oder Barbaren haben daran Wohlgefallen! jene — um zu blenden, dieſe — weil ſie geblendet ſind.“

„Lieber Alter,“ ſagte ſanftmütig die Baronin; „von Barbaren will das gegenwärtige Geſchlecht nichts wiſſen, ſondern gerade vom Gegenteil.“

„Nach raffiniertem Luxus ſtreben und in ihm ſchwelgen, lieber Schatz, iſt ſchon Barbarei, welche auf Flitter den höchſten Wert legt, wie jene Indianer, die für farbige Glasperlen einen unſcheinbaren Goldklumpen, den ſie nicht zu verwerten verſtanden, fortgaben. Wo der übermäßige Luxus herrſcht, werden die höheren Güter der Menſchheit, Religion, Sittlichkeit, gründliche Bildung, Ehrenhaftigkeit des Charakters mehr und mehr verachtet und das iſt ſittliche Barbarei. Auf eine ſolche folgt aber unwiderruflich eine allgemeine ſoziale Barbarei; denn in dem Maße, wie Luxus, Genußſucht und die Mittel ſie zu befriedigen auf einer Seite ſich ſteigern, nimmt auf der andern Armut und Elend zu. Im vorchriſtlichen Rom — nicht nur der Stadt, ſondern dem Staat — zählte die Bevölkerung nach Millionen Sklaven und die Reichen nach Tauſenden. Bei den Völkern des Orients ſitzen die Fürſten auf goldenen Thronen und das Volk ſtirbt vor Hunger in Perſien, in Indien. Je mehr ſich der Reichtum in einigen wenigen verſchwenderiſchen Händen konzentriert, deſto mehr wachſen um ſie herum im unmenſchlichen Elend barbariſche Zuſtände auf. Armut erniedrigt keineswegs den Menſchen und ſeine Geſinnung; artet ſie aber aus in bodenloſes, rettungsloſes Elend — dann entmenſcht ſie. — Bei dem allen iſt es mir doch leid, daß der alte Grafenturmer ſtupide genug handelte, um ſeine herrliche Beſitzung verkaufen zu müſſen."

„Er fordert einen enormen Preis," ſagte Veldegg; „ich werde dem Ignaz Erting nicht zu dem Kauf raten. Er kommt mit ſeiner Mutter her, um Grafenturm in Augenſchein zu nehmen."

„Ich werde ihm gleichfalls dringend abraten," ſagte Emerenz.

„Warum denn das?" fragte die Baronin lächelnd.

„Er würde dann unſer nächſter Nachbar ſein und ich möchte lieber andere haben . . . . junge Mädchen."

„Das iſt begreiflich," ſagte die Baronin.

„Ich fürchte, das ſchöne Grafenturmer Schloß

Einwirkungen und Augenblicke, wo man treulos handelt! das iſt denn freilich der Gipfel aller Schmach!.... und ich habe ſie begangen! — —

„Warum zweifle denn ich nicht an Dir?“ rief ich mit bitterm Schmerz.

„Weil Du weißt, daß man von Dir nicht laſſen kann!“ rief Gundaccar und umſchlang mich heftig.

O mein armer Gundaccar, Du haſt wol von mir laſſen können! — Es iſt aber gräßlich ſo in die Vergangenheit hinein zu wühlen, und darin nichts zu finden, als etwas das ſpätere Tage in Lüge verwandelt haben. Und gräßlich iſt das Leben, weil es über die armen Seelen eine ſo diaboliſche Gewalt hat, daß es ſie dazu bringt das Gegentheil von Allem zu thun, was ſie ſo aufrichtig und innig wollten.

Gundaccar blieb ein Paar Stunden bei mir und wir machten Projecte wie wir uns die Zukunft geſtalten wollten. Vor der Hand wollte er noch einen Sturm auf das Herz der Mutter wagen, wozu ich ihm dringend rieth. Dazwiſchen ſprachen wir auch wieder von unbegreiflich kindiſchen Dingen, oder ſprachen auch gar nicht — was denn freilich begreiflicher iſt! So erinnere ich mich herzlich gelacht zu haben, als Gundaccar ſagte, während ich mit unſrer gelähmten Taube tändelte:

trägt den Sieg davon über Deinen und meinen Widerſpruch, Emerenz,“ verſetzte Veldegg.

„Sieht er nicht auf den Ertrag?“ fragte höchſt verwundert der Baron; „ich ſtelle mir vor, daß der Chef eines großen Bankhauſes ſchon in der Wiege Dukaten zählt und mit Coupons ſpielt.“

„Das liegt ihm ſehr fern,“ entgegnete Veldegg; „er hat nicht das geringſte Intereſſe für dies Fach.“

„Wofür denn?“

„Das hat ſich bis jetzt noch nicht gezeigt.“

„Iſt er ein Sportsman?“

„Durchaus nicht.“

„Lockt ihn der kriegeriſche Ruhm?“

„Nichts weniger als das.“

„Das ſind ſchon in meinen Augen zwei Vorzüge.“

„Ja, negative.“

„Du ſcheinſt nicht ſtolz auf Deinen Mündel zu ſein,“ ſagte lachend der Baron.

„Er hätte vielleicht anders behandelt werden müſſen. Die Anſichten ſeiner vortrefflichen Mutter, die nur für ihn lebte und ihn bis in ſein zwanzigſtes Jahr nicht von ihrer Seite ließ, ſtimmten aber nicht mit den meinen überein.“

„Ach,“ ſeufzte die Baronin, „bei allen Erziehungen läuft es immer darauf hinaus, daß der liebe Gott gut machen muß, was wir Eltern verkehrt machen.“

„Das gilt nicht für uns, Tante!“ rief Emerenz und umarmte ihren Vater; „bei uns macht Papa nichts verkehrt.“

„Ihr habt alſo die Verpflichtung, ganz ausgezeichnet gute Menſchen zu werden, um einer ſolchen Erziehung Ehre zu machen,“ entgegnete ruhig die Baronin.

Sie wußte ſo gut wie ihr Mann und wie die ganze Welt von Eugenia's Verhältnis zu Veldegg vor ſeiner Ehe, und ſie ſah mit einiger Spannung der Baronin Erting entgegen. Dieſe war jetzt fünfundvierzig Jahre alt, äußerlich ungemein wohlerhalten und höchſt elegant; im Innern ſo kalt, ſo entſchieden, ſo ſelbſtbewußt wie immer, ungemein verbindlich, wenn ſie es ſein wollte, und ſtets mit einem gewiſſen Anſtrich von Nachgiebigkeit in Worten, ihre Anſichten oder Abſichten durchſetzend.

Am Abend nach ihrer Ankunft ſagte Baron Althauſen zu ſeiner Frau:

„Wenn unſere arme Hildegund nicht wäre, würde ich glauben, dieſe Eugenia ſei gekommen, um eine Doppelheirat zu ſtiften.“

„Die des Vaters würde doch auf Schwierigkeiten ſtoßen wegen ſeiner Kinder.“

„Ich glaube, daß der Sohn auch wenig Ausſichten hat . . . . vorderhand. Man läßt ſich Zeit. Darauf deutet der Ankauf von Grafenturm, der trotz des enormen Preiſes ſtattfinden wird.

Eine Frau wie dieſe Eugenia, mein lieber Schatz, verſchwendet nicht eine ſo ungeheuere Summe für das mäßige Vergnügen, ein Schloß mit ſieben Türmen zu beſitzen. Aber Grafenturm iſt nur eine Stunde von Deggenrain entfernt."

Wie Baron Althauſen in dieſem Punkt dachte, genau ſo dachte Eugenia. Sie entgegnete auf Veldegg's Vorſtellungen:

„Seien Sie verſichert, daß dieſer Kauf dem Hauſe Erting keine Kapitalien entzieht, die es zu ſeinem glänzenden Fortbeſtand nötig hätte. Ich verabſcheue ja dies ganze Geſchäftsweſen und bin froh, daß Ignaz es ebenfalls verabſcheut. Indeſſen iſt es doch zu wichtig, um nicht alle Berückſichtigung zu verdienen und ich habe mir die genaueſte Auskunft geben laſſen. Sehen Sie hier."

Und ſie legte ihm verſchiedene Notizen vor, welche ihre Ausſage bekräſtigten. Veldegg erwiderte:

„Ich würde es begreifen, wenn Ignaz wünſchte, ſich in Grafenturm niederzulaſſen. Das ſcheint mir aber nicht, und wäre bei ſeinen einundzwanzig Jahren auch nicht in der Ordnung. Er würde dort ſitzen wie ein verwünſchter Prinz des Feenmärchens."

„Beſter Veldegg, der Menſch muß einen feſten Punkt haben, von welchem ausgehend er ſein Leben ordnet. Für irgend ein ſtaatsdienſtliches Verhältnis iſt Ignaz ſo wenig geſchaffen, wie für die Leitung großer Geldgeſchäfte. Er muß etwas haben, das ihm gehört, wofür er ſich intereſſiert. Ein großer Grundbeſitz — das ſagten Sie mir oft — führe tauſend Intereſſen und Beſchäftigungen mit ſich, und die Art, wie er gehandhabt werde, ſei von großem Einfluß auf die Volkswirtſchaft und das ganze Staatsleben.“

„Allerdings iſt das meine Anſicht, allein man muß Neigung für das Landleben und einige Kenntniſſe über dasſelbe haben, um auf jene Intereſſen in einer Weiſe einzugehen, welche ſie fördert. Verſteht man nicht, ſich zu beſchäftigen, ſo langweilt man ſich halbtot; beſchäftigt man ſich ohne Sachkenntnis mit allerhand Neuerungen, Verſuchen, Unternehmungen, ſo kann man ſein Vermögen zu Grunde richten.“

„Lieber Veldegg!“ fiel Eugenia ein, „Klippen gibt es überall. Unſere alte bewährte Freundſchaft berechtigt mich zu der Annahme, daß Sie ſtets ein wachſames, wohlwollendes Auge für Ignaz und Grafenturm haben. Und einſam wird er nicht ſein. Bis er heiratet werde ich die Hälfte des Jahres mit einigen meiner Couſinen und Nichten bei ihm zubringen . . . im Winter kommt er dann zu mir . . . ich wüßte nicht, wie ich beſſer für ihn ſorgen könnte . . . und wenn Sie, obwohl nicht länger ſein Vormund, doch immer ſein Freund und Ratgeber ſind, ſo iſt er für alle Zukunft geborgen. Eltern können ja weiter nichts tun, als ihren Kindern die Wege zu ihrem Glück ebnen . . . und das iſt das Beſtreben und das Ziel meines ganzen freudenloſen Lebens geweſen.“

Die Erinnerungen an frühere Zeiten regten ſich in Veldegg's Herzen, und er verſprach Eugenien alles was ſie wünſchte.

Ignaz war ein Menſch, dem man inſoweit Teilnahme ſchenken konnte, als das Mitleid reichte; er ſah aus wie jemand, der ſich nicht glücklich — und nicht imſtande fühlt, ſein Unglück abzuſchütteln. Lebensluſt, Lebensmut, Lebenskraft — alles fehlte ihm. Er war ohne die notwendigen Vorkenntniſſe auf die Univerſität gegangen, und die Vorleſungen, denen er nicht folgen konnte, wurden ihm umſomehr zum Überdruß, als ihn ein paar Vettern aus der zahlreichen Verwandtſchaft ſeiner Mutter wegen ſeiner Gelehrſamkeit verhöhnten. Zwei Herren von Bernbach ſtanden als Leutnant in der Univerſitätsſtadt. Sie bemächtigten ſich Ignaz Erting's und nährten durch ihren Umgang deſſen Neigung für Gott Bachus und Göttin Zigarre in ſolchem Grade, daß ſie ſeine Lebensluſt ausmachten.

„Was ſitzeſt Du auf den elenden Bänken des Hörſaals,“ ſagte Ludolf von Bernbach und ſtreckte ſeine vom Exerzieren ermüdeten Glieder mit Wohlbehagen im bequemen Lehnſtuhl aus; „was da auf dem Katheder geſprochen wird, ſteht ohne Zweifel gedruckt in einem Buch. Nimm das Buch und lies hier in Deinem Zimmer. Die Zigarre bewahrt Dich vor dem Einſchlafen und ſo verbindeſt Du das Nützliche mit dem Angenehmen.“

Ignaz war viel zu unſelbſtändig und viel zu ſchlaff, um dem Einfluß und den Folgen eines Umgangs widerſtehen zu können, der ganz und gar ſeinem natürlichen Hang entſprach. Solange er bei ſeiner Mutter lebte, hatte er ſeine Irrwege zu verheimlichen geſucht; jetzt aber, im Verkehr mit ſeinen Vettern und mit anderen jungen Leuten desſelben Schlages, verlor ſich die Heimlichkeit von ſelbſt. Kam er in den Ferien zu ſeiner Mutter, ſo war ſie denn doch zu klug, um ſich wirklich über ihn täuſchen zu können; allein ſie bemäntelte alles mit der Entſchuldigung jugendlicher Unerfahrenheit. Sie ſuchte ihn ſo ſchnell wie möglich in eine glänzende unabhängige Lage zu verſetzen und zu verheiraten. Hatte ſie bei dieſem Punkte an Emerenz gedacht, ſo mußte es ihr bald klar ſein, daß Emerenz nicht daran denke — zuerſt nicht, weil ihr der Gedanke an die Ehe ganz fern lag, dann aber auch, weil ſie entſchieden Ignaz nicht leiden konnte. Bei der geringſten Veranlaſſung brach das unwillkürlich aus.

Er hatte eine kleine Spezialität von Talent: er ſchnitt aus ſchwarzem Papier mit großer Leichtigkeit und ſprechend ähnlich Silhouetten. Er hatte in dieſer Weiſe Veldegg und Baron Althauſen portraitiert, wie ſie miteinander Tarok ſpielten.

Die Ähnlichkeit war ſprechend, nicht nur des Geſichts im Profil, ſondern der ganzen Haltung; man glaubte ihre Bewegungen zu ſehen und ſie ſprechen zu hören. Und das hatte Ignaz gemacht, während er ganz gleichgiltig zwiſchen allen übrigen daſaß, mit Papier und Schere zu ſpielen ſchien und zuweilen einen Blick auf die Tarokſpieler warf. Selbſtverſtändlich wurde das kleine Kunſtwerk ungemein bewundert. Emerenz ſagte:

„Wie ſchade, daß Sie nicht vor hundert Jahren gelebt haben, Baron Ignaz! Damals hätten Sie mit dieſer Kunſtfertigkeit Ihr Glück machen und berühmt werden, vielleicht dem Herrn von Silhouette, der dieſe Erfindung machte, den Rang ablaufen können.“

„Ich will nur unterhalten, nicht berühmt werden,“ verſetzte Ignaz.

„Der Ruhm iſt doch verlockend für einen jungen Mann,“ ſagte Althauſen.

„Ach!“ ſagte Ignaz, „die Schere iſt kein Werkzeug des Ruhmes.“

„Nein!“ rief Emerenz, „ſie iſt das Werkzeug des Schneiders! — Ich aber würde ſehr gern berühmt . . . . wüßte ich nur wie.“

„Gib Dir keine Mühe, Emerenz!“ ſagte Beldegg lachend; „wer wirklich berühmt wird, der weiß nicht wie das zugegangen iſt.“

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß man im Schlaf berühmt werde?“ fragte Eugenia.

„Das nicht. Aber ich meine, daß der, welcher berühmt wird, es wird ohne gedacht zu haben, daß er es werden wolle, wie Emerenz.“

„Alexander der Große dürſtet nach dem Ruhm großer herrlicher Taten!“ rief ſie feurig.

„Wir hatten den künſtleriſchen Ruhm im Sinn,“ erwiderte ihr Vater, „und da glaube ich, daß der Knabe Mozart, der Jüngling Raphael, der Kloſterbruder Fra Angelico ihre Kunſtwerke ſchufen, weil ihr Genie ſie dazu antrieb, nicht aber der Wunſch berühmt zu werden.“

„Ich will Deinen Alexander den Großen nicht herabſtellen, Emerenz,“ ſagte Baron Althauſen; „er hatte einen immenſen geiſtigen Horizont. Die Wohlfahrt der Welt ſeinerzeit und ſeine Gedanken gingen höher als ſeine Taten. Im allgemeinen aber tritt bei den meiſten hiſtoriſchen Berühmtheiten, namentlich wenn dieſe kriegeriſcher Art ſind, der Ehrgeiz in den Vordergrund.“

„Worin beſteht der Unterſchied, Onkel?“ fragte Emerenz.

„Der Ruhm iſt etwas ideales; die Zukunft erteilt ihn und zuweilen erſt über einem Grabe. Der Ehrgeiz ſucht ſeine Befriedigung in der Gegenwart und hat ſelbſtſüchtige Beweggründe.“

„Ich kann mir den Ruhm als einen Genius vorſtellen,“ ſagte Eugenia, „der Kränze und Kronen verteilt, Lorbeerkränze, Bürgerkronen, Strahlenkronen — und der über uns ſchwebt; den Ehrgeiz aber nicht, der bleibt auf der Erde.“

„Agoſtino Caracci hat den Genius des Ruhmes ſo gemalt, wie Du ihn Dir vorſtellſt, Mama,“ ſagte Ignaz; „ich ſah das Bild in der Dresdener Gemäldegalerie.“

„Haben Sie denn wirklich Intereſſe für die Kunſt?“ fragte Emerenz.

„Sie ſcheinen zu glauben, daß mir die Schere allen Sinn für das Schöne abgeſchnitten habe,“ entgegnete Ignaz.

Sie glaubte es; hatte aber doch nicht den Mut es zu ſagen.

Daß Grafenturm gekauft wurde, verſteht ſich. Eugenia war entzückt von dieſem wahrhaft fürſtlichen Sitz. Ignaz ſprach ſich wenig darüber aus; er war entſchloſſen, ſich mehr in Paris aufzuhalten, als in dem ſiebentürmigen Schloß. Emerenz war etwas mit dem Kauf verſöhnt, weil Eugenia äußerte, ſie werde im nächſten Frühling mit zwei jungen Nichten, Feodora und Charlotte von Bernbach, längere Zeit dort zubringen. Für Veldegg endlich, der in dieſer Sache keine Verantwortung hatte, war die Ausſicht angenehm, Eugenia in der Nähe zu wiſſen. Der Zauber, den ſie einſt für ihn gehabt und den Hildegund gebrochen hatte, machte ſich wieder geltend, wenn auch in anderer Weiſe als in ſeiner Jugend. Er war ein gemütvoller Charakter und es rührte ihn, daß Eugenia ihm nie ihre wohlwollende Geſinnung entzogen und ihn in ſeinen glücklichen wie in ſeinen unglücklichen Tagen ſtets mit gleicher Teilnahme und Freundſchaft behandelt habe. Er wußte, daß man ihr Kälte und Mangel an Gemüt vorzuwerfen pflegte; da aber ihm gegenüber das Gegenteil hervortrat, zog ihn das nur umſomehr an.

Der Abſchluß der Grafenturmer Angelegenheit zog ſich vierzehn Tage hin. Als Eugenia jetzt Teggenrain verließ, war ihre Freundſchaft für Veldegg feſter und intimer denn je. Gleich darauf kehrte auch das Ehepaar Althauſen nach Walldorf zurück und Emerenz begleitete es.

„Dereinſt errichte ich ihr einen Tempel! ſie war die Vermittlerin zwiſchen uns, ſie hat mir den Weg gleichſam durch die Lüfte zu Dir gezeigt. Dafür wollen wir ſie göttlich verehren, als diva Colomba — nicht wahr?“

Es iſt wol ein trauriger Vergleich der mir einfällt! Liebende ſind wie Seiltänzer: von drohender Gefahr und von Abgründen umgeben, wandeln ſie auf bänglichem Pfade mit der größten Leichtigkeit und mit dem ſicherſten Schritt, uneingedenk der Möglichkeit des Sturzes. So lange Gundaccar bei mir war hatte ich nichts als Hofnung. Aber er konnte nicht immer bei mir bleiben; ich ſelbſt drängte ihn fort! ich durfte die in der Familie hergebrachten Verſammlungsſtunden nicht verſäumen ohne beobachtet zu werden; er ſelbſt eben ſo wenig. Und es war ein rechtes Glück, daß ich auf die Trennung beſtand! Kaum hatte ich mich ans Klavier geſetzt und mich gezwungen etwa zehn Minuten zu ſingen, nur um meine innere Bewegung durch eine äußere Thätigkeit zu zerbrechen, als etwas an meine Thür pochte, und auf mein argloſes: Herein! Achatz erſchien. Ich blieb ganz ſtarr vor Entſetzen über den Gedanken: wenn er eine Viertelſtunde früher gekommen wäre! am Klavier ſitzen, und Achatz nahm ſchnell das Wort:

Fünftes Kapitel.

Im Hainauer Schloß herrſchte Grabesſtille, die aus der zehnjährigen Einförmigkeit von Hildegund's ſchattenhafter Exiſtenz hervorging. Je größer die Stille, deſto ruhiger war ſie, deſto ſicherer fühlte ſie ſich, daß nichts Fremdes ihr nahe, ſie gewahr werde. Zwei Schweſtern einer Krankenpflege-Kongregation waren beſtändig in Hainau zu Hildegund's ſpezieller Aufſicht. Dieſe Schweſtern waren ſchon mehrmals gewechſelt worden; — das bemerkte Hildegund nicht. Das Kleid war dasſelbe, die ganze Art war dieſelbe — das genügte ihr. Eine Kammerjungfer, die Kaſtellanin und einige weibliche Dienſtboten vollzogen ihre Obliegenheiten mit der geordneten Pünktlichkeit eines Uhrwerks. Einmal in der Woche kam Baron Althauſen oder die Baronin, zuweilen beide, um nachzuſchauen, ob alles im richtigen Gang ſei. Hildegund ſah ſie immer und erkannte ſie immer ohne Angſt und Schreck. Sie hatte ſich in den Gedanken gefunden, daß dieſe

Verwandten nun einmal Kenntnis von dem Netz hätten, das der Teufel über ſie geworfen habe; deshalb floh ſie nicht vor ihnen, aber ſie ſprach faſt gar nicht, lächelte zuweilen traurig ſie an und ſeufzte viel. Nur wenn die Baronin ihr ein neues Stickmuſter brachte, war ſie teilnehmend und beſprach die Beſtimmung der Stickerei, welche immer zu Teppichen für Kirchen, ſei es vor den Altar oder über den Betſtuhl des Geiſtlichen, verwendet wurde. Dieſe Stickerei war ihre einzige Beſchäftigung; ſie betrieb ſie mit Leidenſchaft und ſtickte ſehr ſchön. Die Mahlzeiten abgerechnet, vermochte nichts ſie vom Stickrahmen zu entfernen, als der vom Arzt verordnete Spaziergang, den ſie vor- und nachmittags im Park machen mußte. Dann wandelte ſie in ihrem grauen Cachemirekleid — das ſie beſtändig trug, weil die graue Farbe am wenigſten bemerkt würde — wie ein Schatten in den langen Alleen des Parks auf und nieder, bis die Stunde abgelaufen war und die Schweſter es ihr anzeigte.

Emerenz hatte ſich halb ſelig gefreut, endlich einmal wieder in Walldorf zu ſein, Hainau wiederzuſehen, das ihrer Erinnerung wie ein Paradies vorſchwebte — und in Hainau ihre Mutter. Sie konnte in zärtlicher Ungeduld den Tag nicht erwarten, der ihr dies Glück bringen ſollte. Es war vom Arzt angeordnet, daß ſie nicht ſogleich in Hildegund's Nähe komme, ſondern ſie zum erſten

Mal nur aus der Ferne ſehe. Sie war mit allem einverſtanden und man fuhr nach Hainau.

„Das ſind die Bäume des Parks“ . . . . rief Emerenz mit hoch klopfendem Herzen und glühenden Wangen; „jetzt . . . ein wenig vom Dach . . . und jetzt ſchon den Giebel!“ — —

Man fuhr nie in den Hof hinein, um Hildegund nicht durch Wagengeraſſel zu verſtören. Außerhalb des Hofes ſtieg man aus. Als Emerenz ihn betrat, klammerte ſie ſich an den Arm der Baronin und flüſterte:

„Tante . . . . hier ſieht es troſtlos aus.“

Das war ganz richtig. Das Gras wucherte zwiſchen dem Steinpflaſter, kein Hund bellte, kein Diener erſchien, im oberen Stockwerk waren alle Fenſterläden geſchloſſen, rings umher Grabesſtille.

„Tante . . . wir betreten ein Mauſoleum,“ ſagte Emerenz tonlos. Sie war leichenblaß geworden und ſetzte hinzu: „Ich will meine Mutter lieber nicht ſehen.“

Eine der Schweſtern erſchien und ſagte: Die Frau Baronin befinde ſich nicht wohl und mache ſoeben ihren Spaziergang. Man ging in ein Zimmer, das Hildegund nie betrat und deſſen Fenſter auf die Kaſtanienallee führten, in welcher Hildegund wandelte. Emerenz zitterte vom Scheitel bis zur Sohle, als die Schweſter ſie zu einem der Fenſter führte, einen Stuhl hinſchob und ſagte:

„Dort geht die Frau Baronin.“

Emerenz mußte ſich Gewalt antun, um ihre Augen dahin zu wenden, und ſie ſchöpfte Atem, als ſie gewahr wurde, daß ihre Mutter die Allee hinab ging; — ſie konnte ſich an deren Anblick gewöhnen. Aber dieſer Anblick hatte nichts fremdartiges, nichts erſchreckendes. Im Gegenteil. Wie Hildegund in ihrem grauen Kleid mit einem ſchwarzen Spitzenſchleier über den Kopf und Nacken im milden Licht der Septemberſonne ruhig wandelte, ſo hätte jede andere Dame gekleidet ſein und ſich bewegen können.

Als Hildegund am untern Ende des Baumgangs umkehrte und wieder herauf kam, nahm Emerenz nach und nach wahr, welche tiefe, ſeelenloſe Schwermut auf dem wachsfarbenen, magern Antlitz ihrer Mutter lag, die um zwanzig Jahre älter erſchien als ſie war, und die nicht die leiſeſte Spur jenes Liebreizes hatte, der ihr Bild zu Deggenrain ſo herzgewinnend machte.

Die Schweſter kam ihr entgegen und bot ihr den Arm. Hildegund nahm ihn maſchinenmäßig an und ging, immer ſtarr vor ſich hinblickend, die Stufen des Perrons hinauf. Als ſie verſchwunden war, löſte ſich die Spannung der armen Emerenz in einen Strom von Tränen. Sie warf ſich in die Arme der Baronin und rief:

„O Tante! . . . lieber zehnmal den Tod, als dies Leben eines Leichnams. Ich will ſie nicht wiederſehen! . . . ich kann es nicht ertragen! . . . laß uns fortfahren, lieber Onkel . . . ich ſterbe hier!“

Sie war dermaßen außer ſich, daß man ſogleich nach Walldorf zurückkehrte. Nachdem ſie ſich aber dort von ihrem Entſetzen erholte, machte ſie ſich lebhafte Vorwürfe, einem kindiſchen Grauen nachgegeben zu haben; ſie habe ſich die Mutter ganz anders vorgeſtellt; jetzt wiſſe ſie, wie es in Wirklichkeit ſtehe, und jetzt werde ſie bei einem Wiederſehen ganz gefaßt ſich benehmen, weil es ja möglicher Weiſe wohltätig auf die Mutter wirken könne.

In ganz anderer Stimmung als das erſte Mal fuhr Emerenz einige Tage ſpäter nach Hainau. Als man ausſtieg, blieb ſie einen Augenblick vor dem Hof ſtehen, betrachtete das Schloß in ſeiner Grabesſtille und Ausgeſtorbenheit und ſagte:

„Vor zehn Jahren kam es mir wie ein paradieſiſches Zauberſchloß vor; jetzt . . . wie ein Mauſoleum — wie wird es in zehn Jahren mir erſcheinen?“

„Vielleicht als eine Friedensſtätte,“ ſagte beruhigend der Baron.

Die Schweſter, die von dem anzuſtellenden Verſuch unterrichtet war, führte Emerenz in Hildegund's Zimmer und ſagte:

„Ich bitte, nehmen Sie an dieſem kleinen Tiſch am Fenſter Platz und beſchäftigen Sie ſich mit der Näharbeit, die dort im Körbchen liegt. Dort ſitzt häufig die Kammerjungfer oder eine andere Dienerin, ganz ſchweigſam. Tritt die Frau Baronin ein, ſo erheben Sie ſich ohne ſie anzuſehen, und hat ſie am Stickrahmen ſich niedergelaſſen, ſo nehmen auch Sie wieder Ihren Sitz ein. Dann bemerkt ſie nichts fremdartiges und bleibt ganz ruhig. Das Weitere muß der liebe Gott fügen.“

Die Schweſter entfernte ſich, indem ſie ſagte, daß ſie im Vorzimmer bleiben und eintreten werde, wenn Emerenz ſie rufe.

Emerenz blieb allein und in einem unbeſchreiblichen Zuſtand quälender Erwartung. Ihr Herz klopfte dermaßen, daß ſie jeden Schlag hörte. In ihren Schläfen hämmerte es, vor ihren Ohren brauſte es, vor ihren Augen flimmerte es. Jede Sekunde wurde ihr lang wie eine Minute — jede Minute wie eine Stunde . . . wie eine Ewigkeit. Und doch währte es nicht fünf Minuten, ſo öffnete ſich langſam eine Tapetentüre und Hildegund trat ein: — im grauen Kleide, mit dem aufgelöſten langen Haar, dem farbloſen Antlitz, der abgezehrten Geſtalt, dem ſeelenloſen Blick, ſah ſie aus wie ein dem Grabe entſtiegener, ruheloſer Geiſt. Sie ſetzte ſich an den Stickrahmen und begann zu arbeiten. Daß Emerenz anweſend war, beachtete ſie nicht. Dieſe hatte ſich genau nach der Vorſchrift der Schweſter benommen. Sie nähte mechaniſch an dem Tuch, das ſie im Arbeitskörbchen gefunden hatte, wagte nicht die Augen zu erheben und harrte in namenloſer Spannung, was nun weiter folgen werde. Da ſeufzte Hildegund, ließ die Arbeit ruhen, ſtützte den Arm auf den Rand des Rahmens und legte die Stirn in die Hand. Emerenz ſchaute verſtohlen hin; heißer Jammer überſchlich ihr Herz, ihre Augen ſchimmerten von Tränen. Und wieder ſeufzte Hildegund ſo ſchwer, als ob ihr die Bruſt zerſpringen wolle; ihr Auge fiel auf Emerenz, von deren Wimpern ſich ſchwere Tränen wie Perlen ablöſten. Der Blick von Mutter und Tochter begegnete ſich.

„Wer ſind Sie?“ fragte Hildegund plötzlich unruhig und mit klangloſer Stimme: „Was wollen Sie hier?“ ſetzte ſie beängſtigt hinzu und erhob ſich.

Da hielt Emerenz ſich nicht länger. Sie lag vor Hildegund auf den Knieen und ſagte zärtlich:

„O liebe Mama, ich bin ja die Emerenz, Dein Kind.“

Aber wie vor einem Schreckbild wich Hildegund mit ausgeſtreckten Armen und abwehrenden Händen zurück; unheimlich flog ihr Auge links und rechts und nervöſe Zuckungen entſtellten ihre Züge; dann wurde ihr Blick ſtarr mit dem Ausdruck der furchtbarſten Angſt; ſie ſtieß einen kurzen heiſeren Schrei aus und entwich durch die Tapetentür. Die Schweſter trat ſogleich ein. Emerenz lag beſinnungslos am Boden.

Der Verſuch war gründlich mißglückt, ſo daß an Wiederholung nicht gedacht werden durfte; Hildegund war in die heftigſte Angſt verſetzt. Sie ließ den Stickrahmen in ihr Schlafzimmer bringen und war nicht zu bewegen, dieſes zu verlaſſen. Nur dort wähnte ſie ſich vor fremden Blicken ſicher. Ja, ſie war ſo menſchenſcheu geworden, daß Baron Althauſen mehrmals in Hainau war, ohne Zutritt zu ihr zu erlangen. An einem ſonnigen Dezembertage ſtand ſie in einen Mantel gehüllt am offenen Fenſter und ſtreute Brotkrümchen und allerlei Sämereien auf die blendende Decke des über Nacht gefallenen Schnees. Im Nu flog eine Legion von Spatzen und Goldammern herbei, ließ ſich nieder und genoß zwitſchernd die willkommene Atzung. Hildegund ſah dem Gewimmel freundlich zu. Als der letzte Vogel wieder davon geflogen war, wollte die Schweſter das Fenſter ſchließen.

„Noch nicht,“ ſagte Hildegund, „die friſche Luft iſt ſo wohltuend.“

„Frau Baronin ſollten den ſchönen Sonnenſchein im Freien genießen,“ verſetzte die Schweſter.

„Nein . . . nein, es könnten Leute kommen!“ rief ſie ängſtlich.

„Woher ſollten die kommen? Der Garten iſt mit einer Mauer umgeben und durch die Luft, wie die Vögel, können ſie nicht fliegen.“

„Sie könnten aber ſchon im Garten ſein,“ wendete Hildegund zaghaft ein.

„Unter den kahlen Bäumen ſieht man weit, und auf dem friſchgefallenen Schnee entdeckt man ſogleich einen menſchlichen Fußtritt. Frau Baronin dürfen ganz ruhig ſein. Man wird nichts gewahr, als hier vor dem Fenſter ein Krimskrams von tauſend winzigen Vogelfüßchen.“

Beruhigt durch dieſe Verſicherung und ihrer Zimmerhaft überdrüſſig, begab ſich Hildegund in den Garten und kehrte zu ihren früheren Gewohnheiten zurück.

Auf Emerenz machte der Vorfall einen ebenſo tiefen als ſchmerzlichen Eindruck, der die letzten Tage ihres Aufenthaltes in Walldorf trübte.

„Welche unerhörte Grauſamkeit der Natur, den Menſchen ſeiner Vernunft zu berauben!“ rief ſie weinend; „eine Mutter erkennt nicht ihr Kind! . . . eine Gattin trennt ſich von ihrem Mann! . . . eine ganze Familie wird verſtört, wird gedrückt von Gram über einen hoffnungsloſen Zuſtand, der ſich viele, viele, viele Jahre hinſchleppen kann! . . . Wie grauſam, wie übermenſchlich grauſam iſt das!“

Die Baronin ſucht ihr die Auffaſſung beizubringen, daß alle Leiden der Zeit mehr und minder Rätſel ſeien, welche die Ewigkeit löſen werde — und daß der Menſch, weil er ſie hienieden nicht durchſchauen könne, ſie in jenem Glauben tragen müſſe, um ſie ertragen zu können. Emerenz hörte ſchweigend zu, wenn die Tante ſo ſprach; doch dieſe merkte, daß es ihr keinen Eindruck mache, ihren Gedankengang nicht ändere — und ſie ſagte traurig zu ihrem Mann:

„Emerenz iſt wie gebannt in eine ganz natürliche Auffaſſung der Erſcheinungen des Lebens. Sie will von nichts wiſſen, als von Glück. Mir bangt vor ihrer Zukunft.“

„Dies Gefühl hat man unwillkürlich allen jungen Leuten gegenüber, die mit vollen Segeln in's Leben hinaus ziehen zur Eroberung des Glücks. Doch gerade dann treten nicht ſelten große Umwandelungen ein. Iſt aus dem kleinen Tauſendſaſſa Emerenz ein ſchönes, ernſtes junges Mädchen geworden, ſo kann auch aus dieſem eine gute Frau werden — wohlverſtanden, wenn ſie ihr gehöriges Kreuz bekommt.“

„Und es annimmt — das iſt die Hauptſache,“ ſetzte die Baronin hinzu.

Als Veldegg kam, um Emerenz abzuholen, flog ſie in ſeine Arme, aufgelöſt von Schmerz, und rief:

„O lieber Papa! es iſt unerträglich grauſam, ein vernünftiges Weſen der Vernunft zu berauben. O, warum muß uns das begegnen?“

„Sic itur ad astra,“ verſetzte er und küßte zärtlich ihre heiße Stirn.

„Ach, Papa, die Sterne ſind ſo fern, ſo fern . . . bis man zu ihnen kommt, kann man tauſendmal vor bitterm Gram zu Grunde gehen.“

„Erſchrecken Sie nicht, holde Clelia! Ihre Tante weiß daß ich hier bin, und erlaubt es.“

„Eben darum erſchreck' ich!“ ſagte ich tonlos.

Mir vergingen Gedanken, Beſinnung, Bewußtſein; ich verſtand nicht was Achatz mir erzählte von ſeiner Liebe, ſeinen Hofnungen und Wünſchen, ſeinem Beſtreben mir zu gefallen, ſeinem Bedauern mich früher wegen meiner großen Jugend zu ſehr als Kind behandelt zu haben. Das ſchwirrte mir Alles durch den Kopf wie Ohrenbrauſen, und ich empfand den heftigſten Zorn gegen mich ſelbſt, daß ich durch meine Albernheit ihn früher — und gegen die Tante, daß ſie ihn jezt zu dieſer Sprache autoriſirt hatte. Ich verfiel in eine halb nervoſe, halb kindiſche Heftigkeit, weinte, ſagte ihm harte Dinge, bat ihn dann um Gotteswillen mich nicht zu lieben, mich in Güte aufzugeben, weil ich ihn doch nie lieben könne. Er entgegnete gelaſſen, ich täuſchte mich, ich ſei ihm vor wenigen Wochen nicht abhold geweſen, ich ſei nur momentan erkältet durch die Verdrießlichkeiten, die ich gehabt, und er würde fortfahren mit treuer Liebe um mich zu werben. Da ſagte ich ihm denn endlich auch gelaſſen:

„Ihre Werbung wird nie Gehör finden: ich liebe einen Andern. Merken Sie ſich das und ſagen Sie es auch der Tante.“

Frühlingsleben.

Erſtes Kapitel.

Die Hausgenoſſen von Deggenrain waren im Salon beiſammen, der ein beſonders feſtliches Anſehen hatte. Auf einem großen Tiſch lag eine Menge der verſchiedenſten Sachen, Bücher, Bänder, Handſchuhe, die Garnitur eines Schreibtiſches, elegante Kleinigkeiten ohne Namen, ein Fächer; — auf einem andern Tiſch — Kuchen, Torten, Schalen mit Bonbon; — auf beiden Tiſchen Vaſen voll Blumen; Emerenz und Graziane in weißen Kleidern mit roſenfarbenen Bandſchleifen und mit Blumenkränzen im Haar, ſtanden vor dem großen Tiſch und betrachteten Stück für Stück mit freudeſtrahlenden Augen die Herrlichkeiten, die freilich nur der älteren Schweſter gehörten, deren Geburtstag gefeiert wurde, die aber deshalb der jüngeren nicht minder gefielen. Veldegg, Miß Mac Allan und Mademoiſelle Gournay gingen ab und zu. Dr. Zweiger und Herr Knapp hatten ſich der Bücher bemächtigt. Vor dem Kuchentiſch ſtand ein junger, wunderſchöner, ſchwarzlockiger Menſch und vertilgte Bonbon. Graziane blickte zufällig hin und rief empört:

„Aber Robert, laß doch für Emerenz etwas übrig! ... Emerenz, er verſchlingt allen chocolat praliné — das beſte, was es im Bonbonfach gibt.“

„Eben darum!“ rief lachend Robert, „das beſte iſt für uns!“

„Ich gönne es Dir,“ ſagte Emerenz; „aber ich frage, wer ſind dieſe „uns.“

„Uns Männern!“ gab er ſtolz zur Antwort.

„Wenn Ihr Männer Euch auf chocolat praliné als auf das beſte, worauf Ihr Anſpruch machen könnt, beſchränkt, ſo ſei es Euch von Herzen gegönnt,“ ſagte ſie und lachte herzlich.

„Papa!“ rief Robert; „Miß Mac Allan! Mademoiſelle Gournay! bemerkt denn niemand, wie ſchlecht dieſe Emerenz erzogen iſt! ... ſie iſt übermütig, ſie macht ſich luſtig über uns, ſie will ſich über uns ſtellen.“

„Das läßt ſie ſein bleiben!“ fiel Emerenz ihm in's Wort; „nicht über Euch, nicht unter Euch ... aber neben Euch.“

„Gib den Kampf auf, Robert, bevor Du Dich für beſiegt erklären mußt,“ ſagte Veldegg ſcherzend.

„Ich tue es um ſo lieber,“ entgegnete Robert, „als ich das beſte erobert habe.“

„O Du Böſewicht!“ rief Graziane und eilte zum Kuchentiſch, in der Abſicht, Hab und Gut ihrer Schweſter zu verteidigen. Robert aber umfaßte ſie, walzte ſo lange mit ihr im Salon umher, rechts und links ſie drehend, bis ſie außer Atem war, dann ſprang er von dannen, indem er fröhlich rief:

„Jetzt verklage mich!“

„Du haſt recht, Graziane, der Robert iſt ein Böſewicht,“ ſagte Veldegg lachend, ſtand auf und fügte hinzu: „Richte Dich ſo ein, Emerenz, daß Du um zwei Uhr zu mir kommſt.“

„Punkt zwei Uhr, gewiß!“ erwiderte ſie, küßte ſeine Hand und dankte ihm zärtlich für all die ſchönen Geſchenke.

Als ſie ſich zur beſtimmten Stunde zu ihm begeben hatte, trat Mademoiſelle Gournay bei Graziane ein und fragte freundlich:

„Nicht wahr, Graziane, Sie begleiten uns, Miß Mac Allan und mich?“

„Wohin?“ ſagte Graziane flüchtig errötend.

„In den Nachmittags-Gottesdienſt . . . ſoeben wird geläutet. Trotz des hohen Feſtes Mariä Himmelfahrt waren Sie heute wegen des Geburtstages nicht in der Meſſe.“

„Nicht deshalb,“ ſagte Graziane.

„Was war es denn, das Sie zurückhielt?“

„Ich gehe höchſt ungern ohne Emerenz in die Meſſe . . . . ich falle dadurch in der Kirche auf . . . das macht mich verlegen . . . und dann denke ich auch, daß Papa es lieber hat, wenn ich nicht gehe."

„Sie irren, Graziane! er hat es ſeinen Kindern völlig frei geſtellt, in dieſem Punkt ganz nach eigenem Ermeſſen zu handeln. Da Sie das Gebot der Kirche kennen, ſo dürfen Sie nicht verlegen ſein, wenn Sie es erfüllen. Kommen Sie, wir wollen recht herzlich für Ihre Schweſter beten."

Graziane nahm ihren Blumenkranz ab und ſetzte den Hut auf, um in die Kirche zu gehen. Sie war ein kleines, feines, zartes Weſen, gar nicht ſchön von Zügen, doch ſympathiſch und intereſſant mit ihren großen braunen, dunkelumwimperten Augen, ſchlichtem glänzendſchwarzen Haar und dem weichen, farbloſen Kolorit, das häufig mit dieſem Haar verbunden iſt. Veldegg nannte ſie ſeine Mondſcheintochter und Emerenz ſchlug vor, ſie in Selene umzutaufen — wogegen Graziane energiſch proteſtierte: ſie wolle nicht den Namen einer heidniſchen Göttin tragen.

Emerenz trat bei ihrem Vater ein, ſtrahlend von Jugend und Schönheit, mit ihrem Kranz im Haar und ihrem bänderreichen weißen Kleide, wie zu einem hohen Feſt geſchmückt. Er betrachtete ſie einen Augenblick mit Wehmut und ſagte dann ruhig:

„Emerenz . . . ein Heiratsvorſchlag."

„Es iſt genug, Papa, ich danke."

„Du weißt ja gar nicht, von wem die Rede iſt.“

„Ich will es auch nicht wiſſen! ich will in voller Unbefangenheit bleiben. Wer er auch ſei — ich habe keine Neigung für ihn; denn wenn ich ſie hätte, ſo würde ich wiſſen, wer er iſt. Ohne Neigung heirate ich aber nicht . . . wie ich ſchon mehrmals ſagte und wie Du damit einverſtanden biſt.“

„Ja, aber ich ſtelle meinerſeits vier Bedingungen“ . . . —

„O ich weiß ſie, Papa: guter Ruf, guter Charakter, gute Familie, gute Geſundheit . . . und dazu mache ich die fünfte . . . ich muß eine lebhafte Zuneigung fühlen. Bleibt ſie aus, ſo heirate ich nicht.“

„Zuweilen, Emerenz, kommen Ehen dadurch zu Stande, daß ein Mann erfährt, ein junges Mädchen habe im Stillen eine Neigung für ihn. Jetzt erſt beachtet er ſie und findet Liebeswürdigkeiten und gute Eigenſchaften, die er nicht geahnt hat. Es könnte Dir umgekehrt vielleicht ebenſo gehen, wenn Du wüßteſt, wer der Mann iſt, der ſich um Dich bewirbt, und der, wie mir ſcheint, dazu gemacht iſt, eine lebhafte Neigung einzuflößen.“

„Verſchone mich, lieber Papa,“ bat Emerenz mit aufgehobenen Händen, „und geſtatte mir, friedlich wie bisher hier bei Dir zu leben. Ich trage nicht das mindeſte Verlangen, meine Lage zu verändern, und was ich von der Welt geſehen habe, Menſchen und Dinge, lockt mich nicht.“

„In einigen Jahren wirſt Du anders denken.“

„Hältſt Du mich für unbeſtändig?“

„Jene Veränderung muß notwendig eintreten, wenn ein junges Mädchen nach und nach zum Bewußtſein kommt über den Beruf des Weibes und daß das Vaterhaus nicht die Stelle iſt, auf welcher es all' ſeine Tugenden und Gaben entfalten kann.“

„Ich bin gewiß, daß es Ausnahmen gibt, Papa.“

„Ja . . . allein ich bin gewiß, daß Du nicht zu ihnen gehörſt.“

„Nun, Papa, ſo laß uns warten, bis ich zum Bewußtſein über meinen Beruf komme. Vor der Hand kann ich mir kein glücklicheres und angenehmeres Leben vorſtellen, als hier in Deggenrain, und ich wünſche durchaus nicht eine Neigung zu empfinden, in deren Folge ich mich von Dir und von hier trennen müßte.“

„Wohlan, Emerenz, ich ſchweige. Doch der Tag wird kommen, wo Du anders ſprechen wirſt.“

„Und wenn ich dann wirklich glücklicher werden könnte, als ich jetzt bin, ſo haſt Du nichts dagegen, Papa!“

„Gewiß nicht! obgleich es mir immer bitter weh tun wird, mich von meiner Emerenz zu trennen.“

„Und mir! ſagte ſie mit gepreßter Stimme, küßte Veldegg's Hand und entfernte ſich raſch, um die hervorbrechenden Tränen nicht ſehen zu laſſen; denn ſie fühlte im Geiſt voraus, wie öde dem Vater ein Haus erſcheinen werde, wo ſeine Emerenz nicht war — und dann trat immer das Bild ihrer unglücklichen Mutter vor ihre Seele.

Veldegg ſah ihr nach und ſprach für ſich: Ihren Stürmen des Gefühls gegenüber wäre eben dieſer Mann der rechte geweſen und ſein ernſter Geiſt hätte den ihren zu würdigen und zu leiten verſtanden. Es ſollte nicht ſein! — —

Die ſchmerzlich erſchütternde Zuſammenkunft mit ihrer Mutter hatte auf lange Zeit einen Trauerflor über Emerenz geworfen. Dieſes furchtbare Schickſal, welches eine ganze Familie traf, indem die Mutter ihrem Kreiſe auf eine Weiſe entriſſen wurde, die bitterer war als der Tod, trübte ihr ganzes Weſen und nagte dermaßen an ihrem Herzen, daß man für ihre Geſundheit fürchtete. Der Arzt riet Zerſtreuung an, Veränderung des Ortes, Alpenluft, Meeresluft — all' dieſe angenehmen Mittel, welche für reiche Leute erfunden ſind. Ein Winter in Italien, ein Sommer in den Pyrenäen werde vollſtändige Geneſung bringen — ſo hieß es. Veldegg war zu allem bereit, was das Wohl ſeiner Kinder betraf; doch Emerenz weigerte ſich ſtandhaft und ſagte:

„Ich bin nicht krank, Herr Doktor. Mein

„Das iſt eine ganz träumeriſche Liebe, meine arme Clelia, ſprach er unbegreiflich ruhig. Sie ſehen Niemand, Sie kennen Niemand — wen ſollten Sie in der Wirklichkeit lieben? ich fühle mich ſtark und warm genug um mit einem Schatten zu rivaliſiren.“

Er ging. Mir war zu Muth als habe er mich in Feſſeln geſchmiedet mit ſeiner läſtigen unſeligen Liebe. Ich verriegelte und verſchloß die Thür hinter ihm; vor ähnlichen Ueberraſchungen wollte ich mich ſichern. Aber großer Gott! man konnte ja an der Thür horchen! Doch was that es mir, wenn man auch Gundaccar bei mir fand? Mir — nichts! aber ihm? ſeine Eltern würden ihm zürnen. Ach! ſo durfte er denn nicht mehr zu mir kommen? So zerquälte ich mich. Mein Muſiklehrer kam; ich ſollte ſingen und es war mir unmöglich. Ich fand keinen Athem in der Bruſt und nur einen heiſern, erſtickten Ton in der Kehle. Mir fiel die Warnung ein, die er mir vor drei Monaten gegeben: Affecte ſchaden der Stimme. Er ſah mich forſchend an, und ich nickte ihm wehmüthig zu, als wollte ich ihm ſagen: Du hatteſt wol Recht, alter Mann!

„Comteß ſind heute nicht bei Stimme, ſprach er mild, wir wollen lieber etwas ſpielen.“

Ich ergriff ſeine Hand und küßte ſie, und zwei

Herz tut mir weh. Nicht der Fleiſchklumpen, den die Anatomen Herz nennen, ſondern mein ſeeliſches Herz, mein innerſtes Gefühl . . . und ich begreiſe nicht, wie man es durch einen zweiten Schmerz kurieren will! Was hat dieſe Sorte von Herz damit zu tun, daß in Italien die Sonne wärmer ſcheint als hier, daß in den Pyrenäen die Berge höher ſind, als hier unſere Hügel. Ich würde immer das Heimweih nach Deggenrain haben."

Der Arzt fand Emerenz eigenſinnig, gab jedoch zu, daß ſie ſich auch in Deggenrain erholen könne. Veldegg, der es ſchrecklich fand mit jungen Mädchen umher zu reiſen, um ihnen die Welt — und ſie der Welt zu zeigen, war ſehr froh, daß Emerenz auf die Vorſchläge des Arztes nicht einging. Er ſagte:

„Die Jugend empfängt ſehr lebhaft Eindrücke des Augenblicks. Das Kind lacht und weint in derſelben Minute. Das junge Herz iſt ſo friſch, ſo offen, ſo bereitwillig für neue Eindrücke und ſo umgeben von Dingen, die ihm neu ſind, daß es wenig der äußeren Veränderungen bedarf, um einen allzu heftigen Eindruck zu überwinden. Emerenz iſt noch in dieſer Jugendknoſpe. In der Jugendblüte kann es freilich ganz anders ſein."

Eugenia hatte ihm vorgeſchlagen, den Winter in der Reſidenz zuzubringen. Sie ſagte:

„Sie haben Ihr bequemes vollſtändig eingerichtetes Haus. Wenn Sie ſich auf einige Monate bei uns niederließen, würden wir alle eine wahre Freude haben und Sie wären des läſtigen Hin- und Herfahrens wegen der Kammerſitzungen überhoben. Emerenz könnte hie und da auf einem Balle erſcheinen und dieſe Freuden ihrer Jahre genießen.“

Doch Veldegg ging nicht darauf ein und Emerenz wurde wirklich ohne Karneval und ohne Reiſen wieder munter und lebhaft, nur mit einem gewiſſen ernſten Anhauch, der ihr Weſen, ihre ganze ſchöne Erſcheinung noch anziehender machte.

Eugenia kam im Frühling nach Grafenturm und brachte fortan den größten Teil des Jahres dort zu, immer umgeben von einem Teil ihrer zahlreichen Verwandtſchaft und von vielen Freunden und Bekannten, die abwechſelnd kamen und gingen, bald länger blieben, während ſie zwei Nichten beſtändig bei ſich hatte.

Emerenz hatte eine geheime Abneigung gegen Baronin Erting, obſchon dieſe ſie mit Freundlichkeit überhäufte und obſchon ſie ſah, daß ihr Vater, der ſonſt in allen Dingen maßgebend für ſie war, Eugenia ſehr hoch ſtellte. Deshalb ſuchte ſie auch dieſe Antipathie nach Kräften zu unterdrücken, aber es wurde ihr ſchwer. Das kommt wahrſcheinlich daher, ſprach ſie nachdenkend zu ſich ſelbſt, weil ſie die Mutter dieſes unausſtehlichen Ignaz iſt . . . und nur dadurch wird ſie bei mir gerettet, daß ſie die Tante Feodora's und Charlottens iſt. — —

Durch den lebhaften Verkehr mit Grafenturm nahmen auch die geſelligen Beziehungen von Teggenrain ſehr zu, und Veldegg war ganz damit einverſtanden, daß Emerenz das kennen lerne, was man die Freuden der Jugend nennt — nur nicht in dem Tumult und dem Wirrwarr der großen Stadt. Die Haupttriebfeder, weshalb heutzutag junge Mädchen in dieſen Tumult, zuweilen ſchon bei ſiebenzehn Jahren geführt werden, iſt: um ſie ſo bald wie möglich zu verheiraten.

Dieſer Beweggrund lag Veldegg gänzlich fern. Er wünſchte freilich, mit der Zeit Emerenz glücklich verheiratet zu ſehen; da ſie aber bisher keine Luſt dazu bezeigte und ſich fort und fort ſehr glücklich im Vaterhauſe fühlte, ſo war er im innerſten Herzen froh, wenn ſie einen Heiratsantrag ablehnte. Der, welcher ihr eben jetzt gemacht wurde, ſchien ihm in jeder Beziehung ſo vorteilhaft, daß er einen Augenblick ihre Ablehnung bedauerte; doch in ſie zu dringen vermochte er nicht, und er mochte ſich auch wohl eingeſtehen, daß dies bei Emerenz nichts fruchten würde.

In dieſem Sommer war es viel ſtiller als es früher in Grafenturm geweſen. Der Krieg von 1866 laſtete ſchwer auf allen Gemütern. Eugenia's Brüder und Neffen mußten faſt alle ihn mitmachen. Auch Charlottens Verlobter. Die Hochzeit hatte im Sommer in Grafenturm ſtattfinden ſollen; jetzt war ſie in's Unbeſtimmte verſchoben, und der

Gedanke, ob ſie überhaupt jemals ſtattfinden werde, lag nahe. Angſt, Sorge, Kummer, ſowohl um perſönliche als um allgemeine Intereſſen, verbreiteten eine niedergeſchlagene Stimmung, die durch den Gram um den Bruderkrieg und deſſen unvermeidliche Folgen in Herzen von wahrhaft deutſcher Geſinnung zum bittern Schmerz wurde.

Veldegg empfand ihn tief. Die liberalen Ideen ſeiner Jugend, die auf's Engſte mit ſeiner ganzen innern Richtung zuſammenhingen und die in jeder Beziehung die ſelbſtgeſchaffene Autorität als höchſtes Ziel der Menſchheit hinſtellten und zu verwirklichen ſtrebten, hatten ſich keineswegs zu der Blüte entfaltet, die er ihnen einſt anträumte. Ja, — man redete und redete in ganz Europa im Übermaß in den Kammern; ja, man ſchrieb und ſchrieb allüberall im Übermaß für die Preſſe; ja, Telegraph, Eiſenbahnen und Börſenſpekulationen nahmen rieſige Verhältniſſe an; — doch wohin führte das alles? — — Er ſah es in dem Lande, welches der Fahne liberaler Ideen am längſten, am entſchiedenſten gefolgt war; er ſah es in Frankreich, das ſklaviſch zu Füßen des dritten Napoleon lag. Freiheit der Rede, Freiheit der Preſſe, Freiheit zu ſpekulieren, zu organiſieren, zu kombinieren, zu ſpionieren — genug und übergenug! — und in Folge davon Despotie mit ihrem unzutrennlichen und blutigen Trabanten:

dem Krieg. Und Deutſchland? . . . er ſchloß die Augen nach der Seite von Deutſchland.

Ein jammervoller Friedensſchluß folgte auf den jammervollen Bruderkrieg, ein Friede, der in jedem deutſchen Herzen eine blutende Wunde zurückließ. Aber die Welt ging ihren Gang. Sie begrub ihre Toten und lebte weiter.

In Grafenturm war großer Jubel. Charlottens Verlobter kam geſund und friſch aus allen Gefahren zurück; im November ſollte die Hochzeit ſein, und tauſend feſtliche Vorbereitungen ließen den Gedanken keine Zeit, bei der trüben Vergangenheit zu verweilen, um ſo weniger, als er in der Bernbach'ſchen Familie zwar Verwundete, doch keine Tote gab.

Unten den Gäſten, die zur Hochzeit ſich einfanden, war auch Ignaz, eine ſeltene Erſcheinung in Grafenturm. Sein Leben war eine unausgeſetzte Vergeudung aller Güter des Lebens, und da er fand, daß er dies am genußreichſten in Paris treiben könne, ſo lebte er in Paris. Einmal im Jahr machte er ſeiner Mutter einen kurzen Beſuch, aber in der Reſidenz; denn das Landleben fand er odios, und der Gedanke, daß ſie geglaubt habe, er werde ſich dort niederlaſſen und in der Ehe ſein Glück finden, machte ihn — wenn nicht lachen, doch lächeln. Ein friſches fröhliches Lachen lag ihm überhaupt ganz fern. Alles, was das Gepräge und den Ausdruck von Jugend trug, war von ihm gewichen. Er ſah gelangweilt, abgeſpannt und unbeſchreiblich gleichgültig aus und ſeine feinen ſchönen Züge machten dieſen Ausdruck noch auffallender; denn man ſagte ſich, daß er, mit einem andern Ausdruck, wirklich ſchön ſein konnte. Ein gewiſſer Anflug von Melancholie war das einzige, was mit dieſem Antlitz verſöhnte. Seine Mutter konnte ſich keiner Täuſchung über ſeine Gegenwart hingeben; deſto mehr tat ſie es in Beziehung auf ſeine Zukunft. Jetzt war er freilich dem jugendlichen Leichtſinn verfallen; doch dieſe Epoche währe nicht lange, und da ſie früh für ihn begonnen habe, werde ſie auch früh zu Ende gehen; man müſſe Nachſicht mit ihm haben und geduldig den Sieg ſeiner beſſern Natur abwarten. Daß dieſer Sieg zweifelhaft ſei, weil Ignaz ſich nie im Kampf geübt hatte, fiel ihr nicht ein.

Jetzt wandelte er wie ein Abgeſchiedener zwiſchen den muntern jungen Leuten umher. Es wurde getanzt, muſiziert, geſcherzt, gelacht: das alles ging ihn nichts an. Einmal ſagte Beldegg halb erzürnt, halb mitleidig, indem er ihn bei den Schultern faßte und rüttelte:

„Aber, Menſch, ſchläfſt Du? biſt Du ſomnambül? wach auf!“

„Das Leben iſt ein Traum und ich verträume es in der Weiſe, die mir am meiſten zuſagt,“ verſetzte Ignaz.

„Es hat doch ſeine reelle und gar nicht traumhafte Aufgabe.“

„Welche Aufgabe kann ein Schatten haben? . . . er ſchwindet dahin,“ ſagte Ignaz und entzog ſich Veldegg's Händen. Nur einmal ſchien er etwas angeregt zu werden.

Die ganze Grafenturmer Geſellſchaft war in Deggenrain bei einem Feſte, welches Veldegg zu Ehren des jungen Ehepaares gab. Emerenz hatte verſprochen die Zeit, die zwiſchen dem Diner und dem Ball lag, durch ihre mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen auszufüllen, damit keine langweilige Lücke entſtehe. Dies ging vor in einem der Säle des Schloſſes zwiſchen ein paar Wandſchirmen. Doktor Zweiger las die Erklärung des Bildes oder der Szene vor, welche Emerenz in ihrer Weiſe darſtellte, und Mademoiſelle Gournay, eine vortreffliche Pianiſtin, begleitete mit Talent und Verſtändnis auf dem Flügel die Darſtellung. Die letzte war „Das Mädchen aus der Fremde“. Herr Zweiger las das Gedicht, während Emerenz erſchien, mit Blumen im Haar und einem Blumenkorb im Arm. So ſtand ſie da wie eine Frühlingsgöttin, denn die Poeſie iſt in der Menſchheit ein ewiger Frühling, der von einem Geſchlecht auf das andere übergeht. Der zweite Moment war: ſie reicht dem Jüngling ein Lorbeerreis; der dritte: dem Greiſe einen Palmzweig; und bei dem vierten trat ſie hervor und gab an Charlotte von Bernbach, die ſeit einigen Tagen Frau von Heldern war — eine Roſe. Der entzückte und bewundernde Beifall war ſo groß, daß von allen Seiten die Bitte um Wiederholung des Mädchens aus der Fremde erſchallte, und eine der dringendſten Stimmen war die von Ignaz. Emerenz war auch ſogleich dazu breit. Am Schluß aber trat ſie nicht hervor, ſondern ſie ging in ſpielenden graziöſen Mutwillen über, nahm die Roſe wie einen Ball in die Hand und warf ſie in den Saal hinein, um auf dieſe Weiſe durch einen Scherz den Sturm der Bewunderung zu brechen. Es griffen zwanzig Hände nach der Roſe. Graf Hellmuth von Tengenberg fing ſie auf. Als Emerenz auf dem Ball gewahr wurde, daß er ſie im Knopfloch trage, errötete ſie vor heimlicher Freude. Das war ihr noch nie geſchehen. Sie vermied es mit Graf Tengenberg zu tanzen, erwiderte mehrmals, ſie ſei ſchon verſagt; bis ſie endlich, am Schluß des Balles nicht mehr ausweichen konnte.

„Heute war ich der Glücklichſte!“ ſagte Tengenberg, indem er auf die Roſe deutete, die noch immer im Knopfloch ſaß.

„Das iſt ein geringes Glück, durch Zufall in den Beſitz einer welken Blume zu kommen,“ entgegnete Emerenz mit einer ihr ganz unerklärlichen, weil ungewohnten Verlegenheit.

Als Brautführer ſeines Freundes Heldern war Graf Tengenberg nach Grafenturm gekommen, und da Emerenz Charlottens Brautführerin war, konnte er ſich, ohne aufzufallen, ſo viel wie möglich in der Nähe dieſes lieblichen Weſens halten, das ihn unwiderſtehlich anzog. Er hatte bis jetzt nie anders an die Ehe gedacht, als bis er Oberſt ſein und das große Los in irgend einer Lotterie gewonnen haben werde. Er war Rittmeiſter, achtundzwanzig Jahre alt und hatte ein geringes Vermögen. Daß Emerenz ſchon einige Bewerbungen ausſchlug, hörte er in Grafenturm. Dennoch war er genug unter dem Zauber, um alles was gegen ihn war, ſamt ſeinen alten Vorſätzen zu vergeſſen und zu ſich ſelbſt zu ſagen: Das iſt lauter Unſinn! vom großen Los gar nicht zu ſprechen! . . . Bis ich Oberſt bin, iſt ſie längſt verheiratet! . . . hätte ſie nur ein Fünkchen von Zuneigung für mich, ſo würde gewiß nicht der Mangel an glänzenden Verhältniſſen ihr edles Herz von mir entfernen . . . . aber! aber! die Zuneigung, die Liebe . . . kann ich ſie gewinnen . . . ſie verdienen?

Und doch — er gewann ſie. Wodurch? — wer kann das ſagen! wer kennt das Geheimnis, weshalb ſich ein Herz zu einem andern Herzen neigt, um die Überfülle der Empfindung darin auszugießen; um zu nehmen, indem es gibt, um durch dieſen Austauſch reicher zu werden. Dieſe tiefe Sympathie kommt leicht in Mißkredit, weil allzu oft Leichtſinn und Oberflächlichkeit der Jugend einem Gebilde, das der Regſamkeit der Phantaſie und den roſigen Wellen des Blutes entſpringt, jenen Namen geben. Und ſie verdient es auch nicht beſſer, wenn ſie nicht verſteht wie Pſyche dem Amor die Flügel zu binden; — wenn nicht das höhere Leben der Seele die Herzensempfindung ergreift, durchgeiſtet und ihr jene Richtung auf das Unvergängliche und Himmliſche gibt, in welcher die Seele ihre Heimat hat.

Die Hochzeitsfeſte von Grafenturm, die ſich auf die ganze Nachbarſchaft erſtreckt und in ſie verpflanzt hatten, waren vorüber. In tiefer Nacht kam Emerenz von dem letzten Ball zurück. In ihrem Zimmer wurde ſie von ihrer ſchlaftrunkenen Kammerjungfer empfangen, die ihr den Mantel und die Hüllen von Kopf und Nacken nahm und ganz kläglich dabei ſeufzte:

„O wie zerdrückt iſt das reizende Florkleid! . . . gar nicht mehr zu brauchen! . . . Hier fehlt eine Blume . . . ach! und hier ſind Falten zerriſſen . . . hier hängt eine Bandſchleiſe nur noch am letzten Fädchen, ſonſt wäre auch die verloren gegangen! . . . . und wie hat die Kapuze die wunderſchönen Blumen zugerichtet! . . . man kann es gar nicht ohne Jammer ſehen.“

„Winſeln Sie doch nicht um den Plunder,“ ſagte Emerenz gelaſſen und entließ das Mädchen. Dann betrachtete ſie die zerknickten Blumen und ſagte halblaut: Der Dichter hat recht! . . . „Es heiße Thränen fielen darauf — ſo ergriffen war ich durch das geringſte Zeichen von Güte und Nachſicht. Ich denke es mögen nie andre Frauenlippen dieſe große knöcherne Hand berührt haben, und es freut mich noch jezt, daß ich ihr dieſe Ehre angethan — obgleich er gelaſſen ſein Taſchentuch von dunkelblau und weiß gewürfeltem Baumwollenſtoff hervorzog und damit ſauber die zwei Thränen abwiſchte, die mir mehr aus dem Herzen, als aus den Augen gequollen waren.

Am andern Morgen erwartete Gundaccar mich ſchon bei meinem Eintritt in die Kirche, und ich ſagte ihm:

„Ich glaube wir ſind in meinem Zimmer nicht mehr ſicher vor Ueberraſchung und Behorchung. Wo? wie können wir uns ungeſtört ſehen? denk Dir etwas aus.“

Damit ging ich an meinen Platz und er an den ſeinen, und wir hatten wenigſtens die ſchmerzlich ſüße Freude uns aus der Ferne zu ſehen. Ach, wie ſah er ſchön aus, wenn er ſo an dem Pfeiler lehnte, und ſein dunkler Kopf ſich ſcharf abhob von dem weißen Hintergrund! Wie zwei lange Sonnenſtralen blickten ſeine Augen zu mir hinüber, und unbeweglich ohne ſich um die Meſſe zu kümmern ſtand er eine halbe Stunde auf demſelben Fleck.

erloſchen die feſtlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das ſind Wunden und Schmerzen — Und was wir davon haben in unſerm Herzen." — Aber was habe ich in meinem Herzen . . . Eine namenloſe Leere, als hätte ich die Welt beſeſſen und verloren, und einen namenloſen Druck, als laſte die Wucht des Erdballs auf mir. — —

Zweites Kapitel.

Der Abſchied von ihrer Freundin Charlotte ſchien Emerenz tief zu betrüben. Sie war ſtill und in ſich gekehrt und ſagte, es ſei gar nicht ſchön, eine Hochzeit mit ſo viel Luſtbarkeit zu umgeben, denn hinterher mache ſich die Leere nur umſo fühlbarer, wenn all' der Tumult verrauſcht und mit ihm die junge Frau verſchwunden ſei.

„Gut!“ ſagte Graziane neckend, „auf Deiner Hochzeit, Emerenz, ſoll es mäuschenſtill hergehen.“

„O, ich! . . . ich heirate nicht!“ ſagte Emerenz höchſt ernſthaft.

„Das müſſen wir erſt erleben!“ rief Graziane; „ich wette, Du heirateſt. Laß uns wetten.“

„Nein, wetten mag ich nicht.“

„Aha! Du gibſt ſchon nach.“

„Das nicht! . . . ich mag aber weder verlieren, noch gewinnen.“

„Wüßte ich nur, wie viel Körbe Du ſchon ausgeteilt haſt, Emerenz.“

„Keinen einzigen, Du neugieriges Kind.“

„Ich glaube . . . drei — und jetzt, da Papa's Jagden beginnen, wird ſich die Veranlaſſung dazu wohl wieder einſtellen.“

„Du biſt unerträglich naſeweis, Graziane!“ rief Emerenz unmutig, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte Beethoven's wunderſchönen Trauermarſch bei dem Tode eines Helden.

Da trat ein Diener ein mit der Meldung, daß der Herr Baron ſie zu ſprechen wünſche.

Was wird das ſein, dachte Emerenz, während ſie zum Vater ging . . . vielleicht ein Antrag . . . o Himmel! von wem? — — Sie ging ſo langſam, als wären ihre Füße gefeſſelt, ihre Glieder von Blei. Ganz blaß und verwirrt erſchien ſie bei ihrem Vater.

„Da Du die Marotte haſt, Emerenz,“ ſagte er liebreich wie immer, „nicht wiſſen zu wollen wer die Männer ſind, die ſich um Dich bewerben, ſo ſage ich Dir jetzt nur, daß jemand mich gebeten hat, unter dem Vorwand der Teilnahme an den Jagden herkommen zu dürfen, damit Du ihn beſſer kennen lernen mögeſt. Was ſoll ich ihm antworten? wünſcheſt Du jemand näher kennen zu lernen?“

„Ja . . . einen,“ ſagte ſie in größter Verwirrung.

„Ja?!“ rief Veldegg nicht angenehm überraſcht. „Ja?! und eben dieſen einen?“

„Ja . . . wenn es iſt" . . . — ſie ſtockte.

„Graf Hellmuth von Tengenberg," ergänzte Veldegg.

„Ja," ſagte Emerenz kaum hörbar. Dann ſchöpfte ſie Atem, als ſei ihr eine ſchwere Laſt vom Herzen gefallen.

„Ich kann mich nicht über dieſe Wahl freuen, Emerenz. Du hätteſt beſſere Heiraten eingehen können. Graf Tengenberg hat wenig Vermögen und Du biſt verwöhnt. Er lebt in ſeiner Garniſonſtadt und ich bin nicht reich genug, um Dir dort das Leben von Deggenrain zu verſchaffen."

„Das iſt ja dort gar nicht nötig, lieber Papa; die Verhältniſſe fordern es nicht."

„Er iſt Soldat, Emerenz, und der Soldat, der Offizier, lebt mehr und minder in ſeiner Kaſerne, wenigſtens dem Geiſte nach. In keinem andern Stande wird ein junger Mann mehr von ſeiner Familie getrennt und zwar abſichtlich. Die Kameradſchaft ſoll ihm werter ſein als das Familienleben, esprit de corps ihm mehr gelten als Familienſinn. Dadurch wird er eines Mittels beraubt, das weſentlich die geiſtige und ſittliche Bildung fördert, und Dreſſur und Reglement ſollen den äußern Mantel für den inneren Mangel abgeben. Eitelkeit, Prahlerei, Aufgeblaſenheit und noch ſchlimmeres gedeihen trefflich unter dieſem Mantel, und ein falſches Ehrgefühl, das den Soldatenſtand zur Axe der Welt und unantaſtbar von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge macht, fügt nicht ſelten zur Verkehrtheit die Lächerlichkeit.“

„Aber Papa, Graf Tengenberg hat, wie ich in Grafenturm hörte, Wunder von Tapferkeit in dieſem mörderiſchen Kriege getan und iſt durch Bravour Rittmeiſter geworden,“ wendete Emerenz ſchüchtern ein.

„Beſtes Kind! hätte der Offizier nicht ſeine Bravour im Kriege — was hätte er dann? . . . Schießübungen, Wachparaden, Manöver ꝛc. ꝛc. Ich ſage indeſſen dies alles nicht direkt gegen Graf Tengenberg, deſſen Perſönlichkeit mir nicht mißfällt; ich habe nur ſeinen Stand, ſeine Verhältniſſe im Auge. Er ſchreibt in einem recht beſcheidenen Ton und bittet um Erlaubnis, unter der Ägide des General Bernbach kommen zu dürfen — es ſei denn, daß ein entſchiedenes Nein ihn ſogleich jeder Hoffnung beraube.“

„Das kann ich nicht, Papa,“ ſagte Emerenz entſchieden.

Vierzehn Tage ſpäter herrſchte ein munteres Jägerleben auf Deggenrain. Veldegg's Couſine, die verwitwete Gräfin Dorn, vertrat wie früher ſo auch jetzt die Stelle der Frau vom Hauſe, und mit General Bernbach kam Graf Tengenberg. Veldegg empfing ihn höflich aber kühl, Emerenz begrüßte ihn ſchüchtern. Er fand die Situation unerträglich, weil zweifelhaft und er zürnte mit ſich ſelbſt, daß er ſie hervorgerufen habe, anſtatt friſchweg ſeinen Antrag zu ſtellen. Doch das wäre allzu vermeſſen geweſen, ſprach er dazwiſchen beruhigend zu ſich ſelbſt, in den acht Tagen des Grafenturmer Getümmels hat ſie mich vielleicht kaum beachtet . . . jetzt ſchaut ſie mich vielleicht mit anderen Augen an . . . und mit welchen Augen! . . . Wenn nur das Vielleicht ein überwundener Standpunkt wäre. — —

Zaghaft wie noch nie erſchien Graf Tengenberg in Deggenrain. Emerenz ihrerſeits war ganz verwirrt und daher äußerſt ſchüchtern. Wie lange war es denn her, daß ihr jeder Gedanke an eine Ehe unerträglich war, und jetzt ſtand es urplötzlich ganz anders. Und weshalb? . . . Warum machte eben dieſer eine Mann einen ganz andern Eindruck? Sollte das Liebe ſein? . . . . War denn aber Liebe nicht ein beſeligendes, wonniges Gefühl? Wurde das nicht in tauſend Gedichten geſagt und geſungen? . . . Davon verſpürte ſie nichts . . . ſie hätte lieber geweint — ſo ſchwer war ihr Herz. Und ſie mußte geſprächig und munter ſein! Gräfin Dorn hatte zwei Enkelinnen, die eben aus der Erziehungsanſtalt entlaſſen waren, mitgebracht, und Veldegg hatte der Gräfin zur Geſellſchaft für die Jagdzeit Eugenia nach Deggenrain eingeladen, ſodaß auch Feodora Bernbach da war. Emerenz fand, was ſie noch nie gefunden hatte, die Unterhaltung mit dieſen jungen Mädchen ungeheuer mühſam, ihre Geſpräche langweilig über die

Maßen, und gleichfalls ganz gegen ihre Gewohnheit erſehnte ſie die Speiſeſtunde, welche die Jäger in's Schloß zurückführte. Dann war die Unterhaltung allgemeiner und laut und lebhaft genug, um ihr ein wenig Schweigſamkeit zu gönnen. Setzten ſich nach der Tafel die älteren Herren an den Whiſttiſch, ſo ſagte Gräfin Dorn:

„Muſik, Emerenz, Muſik! ohne Muſik kein Leben.“

Dann opferte ſich bald dieſe und bald jene Perſon auf, ſetzte ſich an den Flügel — und der erſte Akkord war kaum angeſchlagen, ſo waren auch ſchon alle Geſpräche im Gang.

Zwei Tage waren verfloſſen, und Graf Tengenberg hatte kaum zehn Worte mit Emerenz geſprochen. Sie ſchien ihm ganz verändert ſeit Grafenturm; viel ernſter, viel ſinnender; ohne Zweifel war ſie wenig geneigt, auf ſeine Bewerbung einzugehen, und wollte ihm dies durch ihre Haltung zu verſtehen geben. Am dritten Abend hatte ſie mit Mademoiſelle Gournay Beethoven's Ouverture zum Egmont vierhändig geſpielt. Als ſie ſich vom Flügel erhob, trat Tengenberg raſch auf ſie zu und ſagte:

„Mit dieſer Muſik müßte man in die Schlacht geführt werden. Sie reißt hin zum Siege.“

„Nicht wahr,“ verſetzte Emerenz, „dieſe Jubelfanfaren, welche die Totenklage übertönen, bilden etwas ſo heroiſches und ſo tragiſches, daß ich begreiſe, wie man mit ihnen in den Tod gehen möchte!“

„Gehen könnte, habe ich geſagt, gnädiges Fräulein, nicht aber gehen möchte. Niemand mag ſterben und am wenigſten in einer Schlacht, ſobald man weiß, wie es da zugeht.“

„Gräßlich! nicht wahr?“

„Über die Maßen gräßlich! Der Reiter iſt vom Pferde geſtürzt mit einer tötlichen Wunde, und jetzt ſauſen ganze Regimenter, mögen es Freunde oder Feinde ſein, über den blutigen Körper dahin, oder das ſchwere Geſchütz rollt wie Donner heran und zermalmend hinweg über den Sterbenden. Das iſt ein gräßlicher Tod . . . und ſo ſtirbt nicht einer nur, nicht hundert nur, tauſend nur — ſondern viele, viele tauſende.

„Und Sie wählten eine Karriere, die ein ſolches Ende bringen kann!“ ſagte Emerenz faſt mit Vorwurf im Ton.

„Die Gefahr hat ihren Reiz — und iſt ſie vorüber, ſo erſcheint das Leben umſo ſchöner.“

„Ja, wenn es ſchön iſt.“

„Oder wenn es ſchön werden könnte. Und ſollte dazu keine Hoffnung ſein . . . für mich?“

Emerenz verſtummte. Namenloſe Beklommenheit erfüllte ihre Bruſt. Von dem Worte, das ſie jetzt ſagen werde, hing ihre Zukunft ab; das fühlte ſie. Die ernſten Worte ihres Vaters fielen ihr ein. Die Frage, ob ſie Tengenberg liebe, tauchte wieder in ihrer Seele auf. Sie fand kein Wort; ſie blieb ſtumm.

„Sie ſchweigen!“ ſagte er drängend; „o ich beſchwöre Sie — reden Sie, ſprechen Sie.“

„Man ſagt ſo wenig, wenn man ſpricht,“ erwiderte ſie ſchüchtern.

„Das Allerwenigſte wäre mir das allerliebſte. Entweder ja oder nein als Antwort auf meine Frage, ob ich hoffen dürfe.“

„Sie haben recht,“ verſetzte ſie entſchloſſen; „ich ſage ja! . . . aber reden Sie mit meinem Vater.“

Raſch wendete ſie ſich ab, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte eine Polka.

Der Abend ging munter zu Ende. Emerenz fühlte ſich erlöſt vom Unbehagen, das innere Unſicherheit mit ſich bringt — und Tengenberg beſeligt. Nachdem man ſich getrennt hatte, ging Emerenz zu ihrem Vater, warf ſich in ſeine Arme und geſtand ihm, was ſie getan.

„So ſchnell!“ entgegnete Veldegg traurig. „Es handelt ſich um eine lange, lange Zukunft voll Glück oder voll Elend.“

„Lieber Papa, ich glaube das Glück zu finden und er glaubt es auch, denn es beſteht zwiſchen uns der geheimnisvolle Zug, den man Liebe nennt und der mir bis jetzt vollkommen unbekannt war. . . . Die vier Eigenſchaften, welche Du von einem Schwiegerſohne begehrſt, beſitzt er. Mir ſcheint, das genügt. Warum ſollten wir weniger glücklich ſein wie andere, wie z. B. Mimi Sternfels?"

„Wenn das Leben ſo ruhig ſich abſpielte, wie eine gut einſtudierte Sonate auf dem Flügel! . . . Aber was treten da nicht für Wechſelfälle ein."

Emerenz dachte an ihre arme Mutter. Zärtlich umarmte ſie Veldegg und ſagte mit tränenfeuchten Augen:

„O lieber Papa, ein ſolcher oder ein ähnlicher Kummer wiederholt ſich nicht in einer und derſelben Familie. Du haſt durch den unſäglichen Schmerz Deines Lebens gewiß eine glückliche Zukunft für Deine Kinder erkauft. Du kannſt jetzt, nachdem Du mir eine gute Erziehung gegeben haſt, nichts weiter für mich tun, als mir den Weg ebnen, auf dem ich mein Glück zu finden hoffe."

„Mögeſt Du es finden," ſagte er bewegt; „der Mann, der meine Emerenz glücklich macht, ſoll mir ein lieber Sohn ſein."

In demſelben Sinn ſprach er am nächſten Morgen mit Tengenberg, ſetzte jedoch hinzu:

„Vorderhand iſt aber von einer Verlobung keine Rede. Sie ſind frei und meine Tochter iſt frei bis zum nächſten Frühling. Ich werde dieſen Winter mit meiner Familie in der Reſidenz zubringen. Bisher kennt meine Tochter von der Welt und der Geſellſchaft nichts weiter, als das, was ſechs Stunden in der Runde von Deggenrain liegt, unſere Nachbarn, Verwandte, Freunde, Wenn ich jezt meine Augen ſchließe, ſo daß Finſterniß mir die ganze Welt zudeckt: ſo ſehe ich unwandelbar dieſe geliebte Geſtalt mit dem nämlichen Ausdruck und in der nämlichen Stellung, wie aus einem Zauberſpiegel in mir auftauchen, augenblicklich, blitzſchnell. Und ſo iſt das auch ganz richtig: die Welt war mir und iſt mir dunkel und unſchön, aber ſtralend von Licht und Schönheit der alleinzige Punkt — wo er ſteht.

Am Weihkeſſel flüſterte Gundaccar haſtig: „Um eilf Uhr an Deinem Fenſter — heut Abend.“

Und plötzlich, wie aus der Erde gewachſen, ſtand Achatz neben uns, und ſprach verbindlich:

„Darf ich der Comteſſe meinen Arm bieten?“

Ich bemerkte nichts als die tödtliche Bläſſe und den tödtlicheren Grimm, die Gundaccars Antlitz bedeckten. Ich warf ihm mit dem Finger einen Kuß zu, und neigte bejahend den Kopf; dann verließ ich ſchnell die Kirche ohne Achatz eines Blickes zu würdigen. Draußen rief er:

„Clelia! welch ein Scandal! Rendez-vous in der Meſſe!.... Sie!“

„Mein Herr, brach ich aus, wer giebt Ihnen das Recht meinen Schritten nachzuſpüren und mich deshalb zur Rechenſchaft zu ziehen? Ich bin keines zwiſchen denen ſie aufgewachſen iſt. Größere Kreiſe, fremde Menſchen ſind ihr neu. Sie ſoll von dieſen mindeſtens einen Überblick haben. Beharrt ſie dann noch — und ſind Sie dann gleichfalls noch ſo geſinnt wie jetzt, ſo werde ich keine Einwendung erheben.“

Tengenberg ſagte niedergeſchlagen:

„Ich ſehe, Herr Baron, daß Sie meinen Wünſchen abhold ſind; denn Fräulein Emerenz wird ohne Zweifel in dieſem Winter Männer ſehen, die ganz andere Vorzüge haben als ich, und die mich in tiefen Schatten ſtellen werden.“

„Wenn das der Fall ſein ſollte, beſter Graf, wenn die Neigung meiner Tochter nicht dieſe kurze Prüfung überdauern würde, ſo müßten wir alle, und Sie beſonders, ſehr froh ſein, daß ſie überhaupt angeſtellt wurde. Was verlange ich denn? — vier Monate zur Beſinnung und Überlegung. Wir ſind jetzt Ende November. Gleich nach Neujahr werde ich mich nach der Reſidenz begeben und bis Ende März dort verweilen. Wir kehren dann hieher zurück und ich werde Ihnen den Entſchluß meiner Tochter mitteilen, wenn ich nicht zuvor die Mitteilung von Ihnen erhielt, daß Sie Ihre Bewerbung aufgeben.“

Tengenberg verſuchte noch dieſe und jene Einwendung zu machen; allein Veldegg blieb unerſchütterlich. Die Vorſtellung, wie wenig er dieſer herrlichen Emerenz zu bieten habe — dieſem ſchönen, glänzend begabten, reichen Mädchen — bekümmerte ihn tief; mehr aber noch die Beſorgnis, von wie viel Huldigungen ſie umgeben und umworben ſein werde. Etwas Troſt fand er darin, daß Emerenz von jetzt an heiterer und zugänglicher war. Bis dahin ſchien eine Wolke auf ihrem innern Weſen zu ruhen; ſie war verſchwunden und ein ſonniger Himmel ſtrahlte aus ihrem wundervollen, tiefblauen Diamantauge, lachte auf ihren feinen ſchalkhaften Lippen. Sie ſchien ihm zu ſagen: Fürchte nichts, ich weiß was ich will. Auf dieſe ſtumme Sprache beſchränkte ſie ſich, weil Veldegg durchaus verlangte, daß kein bindendes Wort zwiſchen ihnen gewechſelt werde.

Die übrigen Tage vergingen munter und lebhaft. Die Jagden waren ausgezeichnet; jeder Jäger hielt ſich für einen Schützen erſter Ordnung, Die Tafel war vortrefflich, die Unterhaltung am Abend ſehr belebt — und das Wetter ſo günſtig, daß die Damen vormittags zu dem Punkte hinfahren konnten, wo die Jäger ein Frühſtück nahmen. Die jungen Mädchen ſahen allerliebſt im grau und grünen Jagdanzug aus und die Herren, ein paar wütende Jäger ausgenommen, verzögerten gern den Aufbruch um ein Viertelſtündchen. Am wenigſten entzückt von dieſen Partien und von den Fahrten in der Break auf holperigen Waldwegen war Gräfin Dorn, die in Begleitung von

Miß Mac Allan die kleine Bande am Zügel führte.

„Es iſt merkwürdig,“ ſagte ſie zu dieſer, „wie die Jugend im Grunde nichts weiter braucht, um ſich zu unterhalten, als Bewegung. Laſſe man ſie tanzen, laufen, ſingen, im Freien ſich herumtreiben — und ſie iſt ſeelenvergnügt.“

„Der Ernſt taucht doch zuweilen dazwiſchen auf,“ verſetzte Miß Mac Allan, „und dann tritt eine gewiſſe Reaktion ein, als ob man zum Bewußtſein käme, daß dies alles doch nur ſehr oberflächliche und ſehr vergängliche Freude ſei.“

„Meine kleinen Enkelinnen ſind noch nicht ſo weit. Die ſchauen mit ihren ſiebenzehnjährigen Kinderaugen in die Welt hinein, wie in ein wunderſchönes Bilderbuch, das ſie Blatt für Blatt umwenden und dabei nichts als Vergnügen genießen. Emerenz wird ſchon anders ſein. Ein paar Jahre machen einen gewaltigen Unterſchied.“

Gräfin Dorn hatte ganz recht. Emerenz tat und trieb alles das, was die übrigen taten und trieben, doch tauſendmal dachte ſie dabei im Stillen: Glück — iſt das alles nicht! . . . ich weiß was Glück iſt: lieben und geliebt werden. Lieben ohne der Gegenliebe gewiß zu ſein, iſt eine namenloſe Qual . . . ich habe ſie empfunden . . . ich wußte damals nicht wie und was das ſei — aber ſowie die Gewißheit der

Gegenliebe mir aufging . . . o, da wurde es klar in mir: lieben und geliebt werden iſt ſeliges Glück, und ein Leben, das von dieſem Glück erfüllt, durchflutet iſt, iſt ein ſeliges Leben . . . und das wird mein Leben mit ihm ſein. —

Drittes Kapitel.

„Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind nun zu Ende," ſagte General Bernbach ganz altmodiſch und geziert am Morgen ſeiner Abreiſe zu Emerenz.

„Abwechſelung iſt auch nicht übel; jetzt kommt der Winter und man läuft Schlittſchuh," entgegnete ſie lachend.

Der General konnte ſich gar nicht tröſten, daß Ignaz Erting nicht die Jagden in Deggenrain mitmachte, und er überhäufte ſeine Schweſter mit Vorwürfen.

„So viel Autorität hätteſt Du doch haben müſſen, um ihn für dieſe Zeit feſtzuhalten," behauptete er.

„Kann ich einen Menſchen von vierundzwanzig Jahren wie ein Kind einſperren!" ſagte ſie verſtimmt, wie ſie das immer war, wenn man direkt oder indirekt Ignaz und ihr mütterliches Verhältnis zu ihm tadelte, weil dieſer Tadel die geheime Wunde berührte, welche ſie wegen Ignaz im Herzen trug.

„Einſperren! Unſinn!“ murrte der General; „ſcharfe Vorſtellungen ihm machen, damit er ſein verrücktes Leben in Paris aufgebe, herkomme, Brautſchau halte und — wenn auch nicht die reizende Emerenz, doch eines von den Dornröschen oder ſonſt ein hübſches Mädchen heirate. Das hätteſt Du ihm klar machen müſſen, und daß ſein Standpunkt nachgerade der eines vernünftigen Menſchen ſein müſſe. Man iſt ja recht gern nachſichtig mit dem Leichtſinn der Jugend — es hat aber Beides ſeine Grenzen, und ich habe haarſträubende Dinge von Ignaz gehört, die, wenn er ſo fortfährt, unwiederbringlich ſein Vermögen, ſeinen Ruf, ſeinen Charakter, ſeine Jugend ruinieren und es ihm unmöglich machen werden, in anſtändiger Geſellſchaft zu erſcheinen.“

„Welche ungeheuere Übertreibung,“ erwiderte Eugenia.

„Willſt Du Tatſachen hören?“

„Nein. Erſtens halte ich ſie für übertrieben, und zweitens, mögen ſie wahr oder falſch ſein, mir ſteht kein Mittel zu Gebot, um ihn, der über ſein Vermögen verfügen kann, hier bei uns zu feſſeln. Wir müſſen warten, bis er der Exiſtenz in Paris, überhaupt der Frivolität überdrüſſig iſt und ſich nach einem geordneten Leben ſehnt.“

„Je länger er in der Unordnung verbleibt, deſto ſchwächer wird nicht nur das Verlangen nach Ordnung, ſondern auch die Kraft, ſich in der Ordnung zu erhalten, ſogar wenn man es wünſcht. Dies ſieht man nur zu häufig, meine beſte Eugenia. Bei der ſchlaffen Natur und der gänzlichen Untätigkeit Deines Sohnes iſt ſeine Rückkehr zum Beſſeren mit jedem Jahr zweifelhafter und ſchwieriger.“

Eugenia fand dies Urteil über Ignaz empörend und ſagte:

„Mein Sohn hat, als er ſeine Studien anfing, Deinen Julius nicht als einen Tugendſpiegel kennen gelernt.“

„Das weiß ich! ſie haben manche Bowle miteinander geleert und hätten es bleiben laſſen ſollen — aber ſo arg wie Ignaz es jetzt treibt, haben ſie es damals keineswegs getrieben — und Julius iſt ein ſehr geſetzter, vernünftiger Menſch geworden.“

„Da Julius ſechs Jahre älter iſt als Ignaz, ſo kann dieſer bei dreißig Jahren ebenfalls ein höchſt geſetzter und vernünftiger Menſch ſein — und ich finde es viel geratener, einem jungen Mann Zeit zu laſſen zur Beſinnung zu kommen, als voreilig den Stab über ihn zu brechen.“

Eugenia ſagte dies in einem Ton, welcher verriet, daß ſie dies Kapitel für abgeſchloſſen halte, und der General ſchwieg.

Im Grunde ihres Herzens war ſie troſtlos, daß ihr heißeſter Wunſch nicht in Erfüllung ging. Vielleicht war ihr Wunſch, Baronin Veldegg zu werden, damals, da Hildegund erkrankte, noch heißer geweſen; die Verhältniſſe waren ihr aber durchaus entgegen, in jeder Richtung und in jeder Beziehung; und ſo wendete ſie ſich der Hoffnung zu, daß Emerenz Baronin Erting werde. Der Ankauf von Grafenturm hing mit dieſem Wunſche zuſammen, doch er wurde vereitelt durch die entſchiedene Abneigung, die Emerenz gegen Ignaz an den Tag legte. Freilich war es eine Frage, ob Veldegg dieſe Heirat genehmigt hätte, da die Welt bei der Geburt ihres Sohnes allerhand Zweifel und Fragen aufwarf, die Veldegg ſo gut kannte wie ſie. Doch wenn Emerenz gewollt und ſich mit ihr zu demſelben Ziel vereinigt hätte, ſo würde Veldegg nachgegeben haben. Die Schuld lag an Emerenz. Anſtatt Ignaz anzuziehen, ſtieß ſie ihn ab, und tiefer in einen Kreis hinein, wo man ihn zuvorkommend behandelte.

So war es in der Tat. Bei Charlottens Hochzeit hatte Emerenz einen Augenblick ſein verwelktes Herz belebt. Ja, als ſie die Roſe ſchelmiſch in den Saal hinein warf, hatte er ſich darauf ertappt, ſeine Hand nach ihr auszuſtrecken. Doch Tengenberg fing die Roſe auf und trug ſie im Knopfloch, und Ignaz lächelte kühl und ſprach bei ſich ſelbſt: Mit ſolchen Kindereien kann man ſich nicht mehr befaſſen, wenn man die Realität des Lebens kennen gelernt hat.

Dieſe Roſe, verwelkt und entfärbt, trug Tengenberg in einem Saffiantäſchchen bei ſich. Er zeigte ſie am Morgen ſeiner Abreiſe an Emerenz und ſagte beklommen;

„Ich würde leichteren Herzens fortgehen, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir im nächſten Frühling ſtatt der welken Roſe eine blühende geben werden.“

„Nein, das dürfen Sie nicht hoffen,“ ſagte Emerenz und ſchlug die Augen nieder.

„Nicht?“ ... nicht hoffen!“ rief er ſtürmiſch.

Sie gebot ihm Schweigen mit der Hand, ſah ihn lächelnd an und ſagte:

„Nein ... hoffen nicht! ſicher ſein.“ Dann wendete ſie ſich raſch von ihm ab und Tengenberg verließ beſeligt Deggenrain und Emerenz blieb beſeligt zurück.

Einige Wochen ſpäter war das Schloß zum erſten Mal ſeit einer langen Reihe von Jahren gänzlich verödet und das Veldegg'ſche Haus in der Reſidenz überfüllt. Veldegg wähnte das Beſte und das Klügſte für Emerenz zu tun, indem er ſie in den Tumult der großen Geſellſchaft einführte. Dort ſollte ſie vergleichen und überlegen lernen, bevor ſie eine Entſcheidung über ihre Zukunft traf. Gefiel ein anderer Mann ihr beſſer, ſagte eine andere Lage ihr mehr zu, ſo war ihr die Wahl frei; die ganze Prüfung ſtand auf dem Boden der Äußerlichkeit und bewegte ſich in deren Sphäre.

Hildegund's Couſine, Gräfin Sternfels, führte ihre jüngſte Tochter in dieſem Winter zum erſten Mal in die Welt, und ihr vertraute Velbegg ſeine Emerenz an. Sie vertrat auch die Hausfrau bei dem Ball und bei den Diners, die er gab. Ihr älteſter Sohn bemühte ſich lebhaft um Emerenz, und ſeine Eltern ſowie ihr Vater wünſchten und begünſtigten dieſe Annäherung. Harald Sternfels war ein vortrefflicher, liebenswürdiger junger Mann, voll Geiſt und Bildung. Er hatte Emerenz nicht geſehen ſeit jenen Tagen, da ſie der kleine Tauſendſaſſa in Walldorf war. Er war bezaubert von ihr und ſagte zu ſeiner Mutter:

„Hie und da gibt's ein junges Mädchen, das anziehend iſt. Seltener iſt ſie einnehmend, ſo daß man in Gedanken oder in der Wirklichkeit bei ihr verweilt. Aber feſſelnd, Mama, o feſſelnd, daß man ſich gar nicht von ihr losmachen kann — das iſt ganz ungeheuer ſelten . . . und ſo iſt dieſe Emerenz beſchaffen.“

„Iſt die Feſſel gegenſeitig, ſo freuet ſie mich,“ entgegnete Gräfin Sternfels; „einſeitig getragen — verwerfe ich ſie.“

„Bis jetzt iſt ſie ganz einſeitig. Da Emerenz ſich jedoch ganz gleichmäßig gegen alle jungen Männer benimmt, ſo iſt ihr Herz frei, und vielleicht iſt Harald Sternfels der Glückliche, der es gewinnt.“

Dem war aber nicht ſo. Der Winter war vorüber; verſchiedene Verlobungen hatten ſtatt-

Menſchen Sclavin und kann thun und laſſen, was mir beliebt.“

„Allerdings ſind nicht Sie meine Sclavin, ſondern ich bin Ihr Sclav, ſprach Achatz ſanft; aber da Sie meine Braut ſind, ſo ſteht mir wol jenes Recht zu.“

„Sie ſind wahnſinnig!“ entgegnete ich kurz, und eilte mich in meinem Zimmer einzuſchließen.

Später rief man mich zu meinem Vormund, bei dem ich die Tante und Achatz fand. Der Onkel war im fürchterlichſten Zorn, nannte mich Heuchlerin und eine Schmach für ſeine Familie und ſein Haus.

„Onkel! guter Onkel! ſchrie ich, ich habe ja nichts Böſes gethan!“

„Was! rief er, mit einem ſo ehrlichen Geſicht, daß der liebe Herrgott ſelbſt Dir getraut hätte, kommſt Du zu mir, erzählſt mir von Deiner Liebe zu meinem Bruder, ſtellſt Dich und ihn in meinen Schutz, und knüpfſt zu derſelben Zeit einen Liebeshandel mit einem jungen Burſchen an, den Du auf zwei Bällen geſehen haſt, und der nicht daran denkt ſich ernſthaft mit Dir zu verbinden, weil ſeine verſtändigen Eltern es ihm nicht erlauben, und weil er von ihnen abhängig iſt: das thuſt Du und das findeſt Du ganz in der Ordnung? Ueber eine gefunden, auch die von Tini Sternfels. Über Emerenz verlautete nichts. Hatten ſich Bewerber gefunden, ſo waren ſie nicht erhört worden. Ende März kehrte Veldegg nach Deggenrain zurück, und es machte gewaltiges Aufſehen, als Ende Mai ſein Partezettel die Vermählung ſeiner Tochter Emerenz mit dem Grafen Hellmuth von Tengenberg bekannt machte.

Das erſte Wort, das Emerenz zu ihrem Vater ſagte, nachdem ihr Fuß die Schwelle von Deggenrain überſchritt, war:

„Jetzt, mein ſüßer Papa, wirſt Du an Graf Tengenberg ſchreiben, nicht wahr, daß meine Geſinnung im Frühling iſt, wie ſie im Spätjahr war.“

Veldegg mußte Wort halten. Er ſchrieb ſo, wie Emerenz es wünſchte. Tengenberg ſäumte keinen Augenblick zu kommen. Das Schickſal von zwei Menſchen war für immer entſchieden und verkettet.

Veldegg wünſchte die Vermählung hinaus zu ſchieben, ein Jahr, zwei Jahre, ſo lange wie möglich. Tengenberg wünſchte das Gegenteil und ſagte:

„Wozu ſoll dieſer Aufſchub dienen? ich kann nur äußerſt ſelten auf wenige Tage, wie eben jetzt, Urlaub bekommen; folglich würden wir in einem flüchtigen Beiſammenſein keine Gelegenheit haben uns näher kennen zu lernen, wie das vielleicht Ihr Wunſch iſt.“ Oder eine zweite Prüfung der Geſinnung ſoll die erſte beſtätigen. Dann wäre aber auch eine dritte möglich — und doch würde nur unſere Geduld auf die Probe geſtellt, nicht unſere Treue — und dieſe iſt doch nur der Punkt, um den es ſich handelt."

„Es wäre ſehr hart, mein ſüßer Papa, und gar nicht Dir ähnlich, wenn Du jetzt eine Prüfung anſtellen wollteſt, von welcher urſprünglich keine Rede war," ſagte Emerenz ſchmeichelnd.

Und die zwei Jahre des Aufſchubs ſchrumpften zu zwei Monaten zuſammen, die Tengenberg in ſeiner Garniſon zubrachte. Dort mußte der häusliche Herd eingerichtet werden, an welchem er ſich mit Emerenz niederlaſſen wollte. Es war die Hauptſtadt einer Provinz. Die Tengenbergs hatten in der Stadt ein großes, herrſchaftliches Haus, und in der Provinz große Beſitzungen, die ehemals den beiden Linien von Obertengenberg und Untertengenberg gehörten. Es hatte aber bereits der Vater des Grafen Hellmuth ſeine Herrſchaft Untertengenberg an ſeinen Vetter von Obertengenberg verkauft, ſo daß dieſer im Beſitz der ganzen Herrſchaft Tengenberg war. Nur das Haus in der Stadt gehörte beiden Vettern gemeinſchaftlich, und Hellmuth hatte im Erdgeſchoß, das der Anteil ſeiner Linie war, ſeine Wohnung behalten, nachdem ſeine Eltern geſtorben waren. Selbſtverſtändlich mußte alles neu und vollſtändig eingerichtet werden, ſo daß er in atemloſer Tätigkeit war und alle Handwerker zu einer ähnlichen antrieb.

Auch in Deggenrain war man ſehr tätig. Veldegg wollte das Hochzeitfeſt ſeiner Emerenz und ihre Ausſtattung ſo glänzend und großartig wie möglich haben. Um die letztere bekümmerte Emerenz ſich wenig, denn Gräfin Dorn und Baronin Althauſen waren von Veldegg mit dieſem Geſchäft betraut worden; — deſto mehr aber um das erſtere. Sie hätte die ganze Welt einladen mögen Zeuge ihres Glückes zu ſein, und es war ihr leid, auf die Verwandtſchaft, Freundſchaft und Nachbarſchaft ſich beſchränken zu müſſen.

„Was ſtellen Sie ſich denn eigentlich von der Ehe vor?“ fragte Miß Mac Allan ganz wehmütig, als Emerenz eben ausgerechnet hatte, daß noch vierhundertachtzig Stunden bis zum Hochzeitstag zu durchleben waren.

„Eigentlich nur dreihundertvierzig,“ ſetzte ſie hinzu, „denn einhundertvierzig verſchlafe ich ungefähr . . . und das iſt mir ſehr lieb.“

Dann gab ſie Miß Mac Allan zur Antwort:

„Was ich mir von der Ehe vorſtelle? . . . genau kann ich es nicht ſagen . . . aber ſo etwas wie ein kleines Paradies.“

„Vergeſſen Sie nur nicht, liebſte Emerenz, daß im Paradieſe Gott der Herr mit den Menſchen ſprach . . . und die Schlange.“

„Gewiß nicht, beſte Miß! ich denke mir dieſe ſchöne Allegorie ſo, daß wir unſer Herz mit edeln und hohen Gedanken und Beſtrebungen erfüllen und uns von allem was böſe und niedrig iſt fern halten ſollen.“

„Um das zu können, muß man die Mittel anwenden, die uns Gott zu dieſem Zweck gegeben hat: das Gebet und den Empfang der heiligen Sakramente.“

„Beten iſt: das Herz erheben über alles Irdiſche hinauf zu etwas Idealem — zu einem höchſten Weſen, einer Gottheit, einem Gott.“

„Nein, liebe Emerenz! beten iſt mit demütigen Herzen bitten, flehen, ſeufzen, daß der barmherzige Gott uns die Gnade gebe, unſern oft ſo rebelliſchen Willen mit ſeinem heiligen Willen zu vereinigen.“

„Auf die Worte kommt nicht viel an, beſte Miß.“

„Worte ſind der Ausdruck unſerer Geſinnung, liebe Emerenz. Das richtige Wort ſpricht die richtige Geſinnung aus und aus dieſer geht die richtige Handlungsweiſe hervor.“

„Es iſt ſehr hart an meiner guten Geſinnung zu zweifeln, weil ich nicht ſo bete, wie Miß Mac Allan es verlangt,“ ſagte Emerenz lebhaft.

„Ich zweifle nicht an Ihrem guten Wollen, nur an deſſen Ausführung, weil der Menſch nun einmal ſo beſchaffen iſt, daß er nichts vermag ohne die Gnade.“

„Iſt das höchſte Weſen ein gütiges Weſen, ſo muß es dem Menſchen die Gnade geben, die ihm notwendig iſt, um ſein ideelles Ziel zu erreichen;“ verſetzte Emerenz.

„Daran läßt es Gott nicht fehlen. Der Menſch iſt umringt, umfloſſen von Gnade. Aber um ſie zu ergreifen und ſie ſich zu eigen zu machen — dazu gehört ein Licht und eine Kraft, die erbetet, erfleht, errungen ſein wollen.“

Da umarmte Emerenz Miß Mac Allan und ſagte:

„Wir wollen hoffen, daß ich dieſe Gnade, wenn nicht erbeten, ſo doch erringen werde.“

„Das Gebet iſt ja gerade ein Ringen der Seele, um ſich Gott näher zu bringen,“ entgegnete Miß Mac Allan.

„Sehen Sie!“ rief Emerenz froh, jetzt ſagen Sie ungefähr dasſelbe, was ich zu Anfang unſeres Geſprächs ſagte. Jeder Menſch hat Sehnſucht nach Idealen: ideales Glück, ideale Liebe, ideale Vollkommenheit möchte er erreichen, und zu dieſen Idealen ſucht er ſich zu erſchwingen.“

„Ja!“ aber der Schöpfer, der dieſe Sehnſucht nach Idealen in das Weſen des Menſchen legte, zeigte ihm zugleich den Weg, auf welchem er ſie erſtreben könne, nämlich an der Hand der chriſtlichen Offenbarung. Wer ihr nicht folgt, weiß ſich in den Konflikten, die früher oder ſpäter ihn heimſuchen werden, ſchwerlich auf dem Wege der Pflicht, der ja meiſtens ſehr dornenvoll iſt, zu erhalten. Wächterin und Lehrerin der Offenbarung iſt die heilige Kirche, und je inniger wir uns ihr anſchließen, ihr folgen, deſto mehr dürfen wir hoffen, zu unſerem Ziele zu gelangen und uns nach den Geſetzen der ewigen Wahrheit und der ewigen Liebe zu bilden — und das, liebſte Emerenz, iſt das Ideal, das unſerer Seele trotz ihrer tauſend Armſeligkeiten vorſchwebt."

„Ach, beſte Miß!" ſagte Emerenz ſinnend und mit einem Anflug von Wehmut, „ich würde vielleicht Ihre Anſichten, Ihre Überzeugungen teilen, glauben wie Sie, beten wie Sie — wenn nicht mein teurer, mein heiß geliebter Vater auf einem ganz andern, viel freieren Standpunkt ſich befände. Er findet den Ihren zu beſchränkt, zu einſeitig ... und da mein Vater die höchſte Autorität für mich iſt, ſo folge ich ihm. Das dürfen Sie mir nicht übel nehmen."

„Gewiß nicht, meine arme liebe Emerenz," verſetzte Miß Mac Allan zärtlich und mit Tränen im Auge; „wie die Dinge hier ſtehen, wäre es ein Wunder, wenn Sie anders dächten. Dennoch bleibt auch das gewiß: Wer einer Autorität huldigt, die von Gott getrennt iſt, huldigt einem Idol — und da in der Idolatrie keine Wahrheit iſt, gibt ſie auch kein Licht und auf die Dauer keinen Frieden. Darauf müſſen Sie ſich gefaßt machen.“

„Unglücksprophetin! lieben Sie mich ſo wenig!“ rief Emerenz zürnend.

„Nicht doch! es wäre zu Ihrem Heil ... und ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage, auch dann, wenn ſie Ihnen unwillkommen iſt.“

Eine ſolche Sprache verſtand Emerenz allzu gut, um nicht mit zärtlicher Dankbarkeit an Miß Mac Allan zu hängen.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit kam Baronin Althauſen mit ihrem Mann, um die letzte Hand an alle Einrichtungen zu legen. Jetzt ließ ſie ſich auch von Emerenz genau erzählen, wie ſich die Sache mit Graf Tengenberg gemacht habe, und mit nicht geringem Schreck erfuhr ſie, wie wenig Emerenz ihn kenne.

„Bei der Hochzeit in Grafenturm ſah ich ihn einige Tage,“ ſagte Emerenz, „und er fiel mir ganz merkwürdig auf.“

„Wodurch?“ fragte die Baronin.

„Ich wollte ſagen, Tante, es ſei merkwürdig geweſen, daß er mir überhaupt auffiel ... denn das war noch nie geſchehen. Bis dahin ſah ich zwar junge Männer, aber ich bemerkte ſie nicht; ... ihn hingegen dermaßen, daß ich ihn gar nicht vergeſſen konnte und daß es feſt bei mir ſtand, als Papa bald darauf von einer Bewerbung ſprach:

geht ſie von ihm aus, ſo nehme ich ſie an. Darauf hin kam er zu den Jagden und er gefiel mir noch viel mehr . . . und wie kein anderer Menſch.“

„Was gefiel Dir denn ſo ungemein an Graf Tengenberg?“

„Er gefiel mir, Tante, nicht dies und nicht jenes an ihm . . . ſondern er wie er iſt — und als er ſich erklärt hatte und ich ſeiner Zuneigung gewiß war . . . da hätte Papa eine Probezeit von zehn Jahren feſtſetzen können — ich hätte ſie beſtanden. Dann kam er zur Verlobung und war drei Tage hier, ſo daß wir ein wenig in Ruhe mit einander ſprechen konnten. Da hat er mir geſtanden, er ſei höchſt jähzornig und könne in einem ſolchen Anfall keinen Widerſpruch leiden. Er wolle ſich aber beſſern. Einmal habe er in der Wut einem Diener wegen eines kleinen Verſehens den Arm zerſchmettert und gar manchen Stuhl zertrümmert. Andere böſe Sachen habe er nicht getan, nicht geſpielt, nicht getrunken, ſo daß er ſagen dürfe, er ſei ein recht braver, rechtſchaffener, verſtändiger Mann.“

„Und wie ſteht es mit ſeinem Glauben?“

„Das weiß ich nicht, Tante. Er hat nichts darüber geſagt. Er beſitzt jedoch die Eigenſchaften, die Papa von ſeinem Schwiegerſohn begehrt . . . und wir lieben einander von ganzem Herzen . . . ja, ich glaube, daß er heftig in mich verliebt iſt.“

„Ich glaube, daß es Dir ebenſo geht, Emerenz, und daß von ernſter Prüfung, ob Ihr zu einander paßt, keine Rede war."

„Es haben ſich ſchon drei oder vier Männer bei Papa um mich beworben, Tante, allein ſie exiſtierten gar nicht für mich. Da es jetzt ganz anders iſt, kommt es ohne Zweifel daher, weil wir für einander paſſen und unſer gegenſeitiges Glück begründen werden."

Wie von einem Alp war die Baronin von dem Gedanken bedrückt, wie es mit dem Empfang der Sakramente, bezüglich Tengenberg's, gehen werde. Emerenz war willig bereit, wenn der Vater nichts dawider habe. Baron Althauſen ſprach mit Veldegg und ſtellte ihm vor, wie ſchön es ſei, wenn Emerenz ſo recht im vollen Glanz eines reinen Herzens die Ehe eingehe, und überdies ſei ſie dies Beiſpiel der ganzen Gemeinde ſchuldig; in ihrer Stellung, geliebt und geehrt wie ſie ſei, dürfe ſie keinen Anſtoß geben. Veldegg verſetzte:

„Sobald Emerenz es gern tut, habe ich nichts dawider, beſter Onkel. Nur darf kein Zwang, d. h. keine Gewiſſensbeängſtigung angewendet werden. Was aber Tengenberg betrifft, ſo iſt er mit Vorſchlägen dieſer Art zu verſchonen. Geht ein ſolcher Wunſch von ihm aus — was ich ſehr bezweifle — ſo würde ſich natürlich die Sache anders ſtellen."

Die Baronin ging mit ihren ſchweren Sorgen zum Pfarrer und verlangte, er ſolle die Trauung nur in dem Fall vornehmen, daß Tengenberg zuvor die Sakramente der Buße und des Altars empfange.

„Ich bin nicht zu einer ſolchen Forderung berechtigt, gnädige Frau Baronin,“ gab er zur Antwort.

Sie würden ſie doch an den geringſten Tagelöhner von Deggenrain ſtellen, Herr Pfarrer.“

„Doch nicht, Frau Baronin! auch bei ihm müßte ich mich auf Vorſtellungen und Ermahnungen beſchränken, denn das heilige Konzil von Trident ſagt mit nichten: es iſt notwendig, ſondern nur: es iſt wünſchenswert, daß die Brautleute, bevor ſie das Sakrament der Ehe empfangen, ihre Herzen durch das heilige Buß- und Altarsſakrament heiligen.“

Die Baronin war überraſcht; ſie hatte das nicht gewußt und gern hätte ſie mit dieſer großen Nachſicht gegrollt, wenn das einem Konzilsbeſchluß gegenüber möglich geweſen wäre. Um ſo dringender wünſchte ſie, der Pfarrer möge Graf Tengenberg dazu ermahnen. Aber auch dies Anſinnen lehnte der Pfarrer ab, indem er ſagte, ſo etwas gezieme ſich für einen vertrauten Seelſorger, nicht aber für ihn. Überdies treffe Graf Tengenberg erſt am Vorabend des Hochzeitstages ein; es ergebe ſich alſo gar keine Gelegenheit zu einer Beſprechung mit ihm.

ſo hölliſche Intriguenſucht ſoll Dein Vormund nicht aus der Haut fahren? Was denkſt Du Dir denn unter Böſes thun? den Leuten die Kehle abſchneiden? rauben? morden? Für den Einen iſt Dies böſe, für den Andern Jenes; für ein Mädel das Allerböſeſte, wenn es ehrvergeſſen genug iſt zwei Männer zugleich zu hintergehen.“

Ich war auf die Knie geſunken und eiskalt vor Entſetzen. Achatz rief vorwurfsvoll:

„Bruder! Bruder! was machſt Du!“ und wollte mich aufheben; aber ich ſtieß ihn mit Abſcheu fort, und der Onkel hörte nicht auf ihn.

„Darfſt Du ſo mit den Männern umſpringen, weil ſie ſich in Dein reizendes Lärvchen vergafft haben? Der da hat nun einmal einen Narren an Dir gefreſſen, ſo daß er nicht von Dir laſſen will! ich in ſeiner Stelle ließe Dich laufen wohin Du willſt, zu wem Du willſt. Er iſt aber nicht der Meinung und meine Frau auch nicht. Die Heirath ſoll Alles wieder ins rechte Gleis bringen; meinetwegen mag er es verſuchen! Aber ich will keinen Scandal in meinem Hauſe, und bis zum Hochzeitsabend ſtelle ich eine Schildwache vor Deine Thür — nachher mag er ſich ſelbſt dahin ſtellen.“

Meine Tante hörte das Alles mit an. Sie hatte das Feuer ja geſchürt! ſie wollte das unglückſelige

Die Baronin kehrte tief betrübt in das Schloß zurück. Sie fand Emerenz bei ihrem Mann, der ſeiner Frau entgegen rief:

„Sie bleibt auch als Gräfin Tengenberg immer ein wenig mein lieber kleiner Tauſendſaſſa. Weißt Du noch, Emerenz, wie Du deklamierteſt „In ſeinem Löwengarten“ — und bei der Stelle „Und ſchlägt mit dem Schweif — Einen gewaltigen Reif,“ ungeheure Schwingungen mit Deiner kleinen Hand machteſt?“

Beide lachten und die Baronin ſagte wehmütig:

„Ihr lacht und mir iſt zum Weinen.“

„Warum, liebe Tante?“ fragte Emerenz beſorgt.

„Ich war eben bei dem Pfarrer, um die Stunde der Trauung feſtzuſetzen . . . und da muß ich fragen, ob Du glaubſt, Emerenz, daß Graf Tengenberg die heiligen Sakramente mit Dir empfangen werde.

„Nur das der Ehe,“ gab Emerenz unbefangen zur Antwort.

„Woher weißt Du das ſo gewiß!“ rief die Baronin ſchreckenvoll.

„Bei ſeiner letzten Anweſenheit kamen wir auf die öſterliche Kommunion zu ſprechen. Als ich ihm ſagte, Miß Mac Allan halte ſtreng darauf, daß ich ſie alljährlich mache und Papa lege mir kein Hindernis in den Weg, erwiderte er: Auch ich werde das nicht tun, denn das iſt eine

Gewohnheit, die ganz gut für das fromme Frauengeſchlecht ſich geziemt. Andacht und Unterwürfigkeit ſind lieblich bei der Frau, läppiſch bei dem Mann. Daraus entnahm ich, daß er in dieſem Punkt Papa's Anſichten teilt — und das iſt mir ſehr lieb, ich würde nicht wiſſen, wem ich vertrauen, zu wem ich mich halten ſollte, wenn ihre Anſichten auseinandergingen und dies würde mein Herz zerreißen."

„In kirchlichen Dingen muß man den Geboten der Kirche folgen, welche die Autorität von Gott erhielt und Gehorſam fordert."

„Aber doch nur von dem, der das glaubt, nicht wahr, Tante? . . . ſonſt gibt es Heuchler."

„Liebes Kind, wer ſo redet, der ſucht einen Vorwand, um ſeine Gottloſigkeit zu beſchönigen, und ſagt, er fürchte die Heuchelei."

„Tante!" rief Emerenz zürnend, „hältſt Du Papa, den beſten, den edelſten, deſſen Leben eine Kette von Selbſtverleugnung iſt, für gottlos!"

„Gottlos — wie man einen Verbrecher, einen Böſewicht zu nennen pflegt und zwar ſehr tiefſinnig und richtig — iſt Dein guter Vater ſicher nicht; aber gottlos, d. h. ohne Gott . . . ja, Emerenz, das iſt er . . . und das iſt auch, wie es ſcheint, Graf Teugenberg."

„Nenne es wie Du willſt, Tante! ſie ſind beide eines Sinnes — das macht mich glücklich.

Ihre Toleranz für andere Geſinnungen beweiſt mir zugleich, wie gut, wie liebevoll ſie ſind.“

„Beſte Emerenz, Gleichgiltigkeit bezüglich jeder religiöſen Anſicht verdient nicht den Namen Toleranz. Wer im Beſitze der Wahrheit iſt und mit dem Irrtum Nachſicht hat — der iſt tolerant.“

„Nun, liebe Tante, findeſt Du, daß wir im Irrtum ſind, ſo habe Nachſicht mit uns, bis wir vielleicht einmal die Wahrheit, welche Du im Sinn haſt, erkennen,“ ſagte Emerenz ſo zärtlich und ſo anmutig, daß das Herz der Baronin immer ſchwerer wurde im Hinblick auf die Zukunft dieſes liebenswürdigen Weſens.

Tengenberg's perſönliche Bekanntſchaft verſöhnte ſie etwas mit ihm. Er war eine ſchöne ritterliche Erſcheinung, ungezwungen im Benehmen, friſch und feurig in ſeiner ganzen Art und ſo hingeriſſen und bezaubert durch Emerenz, daß man hoffen durfte, dieſe werde nicht allzu ſehr unter ſeine Botmäßigkeit geraten: — denn das war auch klar: die größere geiſtige Begabung war auf ihrer Seite.

Eine ganze Reihe von Feſten folgte dem Hochzeitstage. Daß ſie die Königin dieſer Feſte ſei — davon ſchien Emerenz keine Ahnung zu haben, ſo liebenswürdig, ſo aufmerkſam war ſie für die zahlreiche Geſellſchaft, welche ſie umgab. Nächſt Tengenberg war niemand mehr von ihr entzückt, als ihr Vetter Harald Sternfels, und unverhohlen gab er dieſem Entzücken Ausdruck.

Es gab am dritten Tage ein Volksfeſt für die Dorfbewohner von Deggenrain. Im äußeren Hof waren Zelte aufgeſchlagen, unter denen geſchmauſt und getanzt wurde, während eine Kegelbahn zur rechten und ein Karouſſel zur linken Abwechſelung der Vergnügungen darbot; denn das Feſt dauerte von zwölf Uhr mittags bis nach Mitternacht, am Abend bei glänzender Beleuchtung des Hofes. Man kam truppweiſe aus dem Schloß, um an der Freude der Leute teilzunehmen, ja die niedlichen Komteſſen konnten nicht dem Reiz widerſtehen, ein wenig Karouſſel zu fahren — während ſich Emerenz mit den Leuten, unter denen ſie zwanzig Jahre gelebt hatte, ſo teilnehmend unterhielt, daß jeder einzelne denken durfte, ſie wiſſe ganz genau, was ihm während dieſer zwanzig Jahre an Leid oder Freude geſchehen ſei.

„Menſch! was ſind Sie für ein bevorzugter Sterblicher!“ rief Harald Sternfels und legte ſeine beiden Hände auf Tengenberg's Schultern.

„Wieſo?“ fragte dieſer und trat mit ungeheuer froſtiger Miene einen Schritt zurück.

„Das brauche ich Ihnen wahrhaftig nicht zu erklären,“ verſetzte Harald und wendete ſich ſehr befremdet ab, indem er bei ſich ſelbſt dachte: Was iſt das für eine bärenhafte Natur, die nicht begreift, welch unvergleichliches Geſchöpf ihm zu teil wurde — oder iſt er von Eitelkeit ſo aufgeblaſen, daß er es nicht anerkennen will. —

Emerenz hatte verſprochen, am Abend vor ihrer Abreiſe die Geſellſchaft mit ihren mimiſch plaſtiſchen Darſtellungen zu unterhalten. Sie hatte im jüngſtverfloſſenen Winter in der Reſidenz Kunſtwerke des Pinſels und des Meißels geſehen, welche ſie entzückten und ihr Talent anregten. Sie gab eine ganze Reihe von Darſtellungen. Harald Sternfels hatte ſo etwas nie geſehen. Er konnte ſich gar nicht faſſen vor Entzücken und jammerte, daß kein Künſtler anweſend ſei, um dieſe allzu raſch verſchwindenden Bilder feſtzuhalten, denn jetzt könne man gar nicht faſſen, daß die hehre Urania und die fröhliche Terpſichore, die tragiſche Melpomene und die liebliche Erato ein und dieſelbe Perſon ſei. Ein großer Bildhauer müſſe dieſe vier Statuen in Marmor meißeln und ein großer Maler vier Gemälde malen: die troſtloſe Hagar in der Wüſte, die ſtrahlende Aurora mit Roſen in den Händen, die geheimnisvolle Sibylla perſika und — vielleicht das ſchönſte von allen — die Melancholie.

Andere fanden andere Darſtellungen ſchöner; man erörterte, man disputierte, alle waren angeregt, wie das wahrhaft Schöne denn dieſe Wirkung zu haben pflegt, und als Emerenz ſchließen wollte, wurde ſie einſtimmig um „Das Mädchen aus der Fremde" gebeten. Sie war ganz bereit und erſchien nach kurzer Zeit mit ihrem Korbe voll Blumen ſo holdſelig, wie die Verkörperung der Poeſie nur gedacht werden kann. Am Schluß aber, als ſie aus den Wandſchirmen unter die Zuſchauer trat, ſagte ſie, indem ſie die Roſe in ihren Gürtel ſteckte:

„Diesmal behalte ich ſie für mich.“

Da ſtürzte Harald auf ſie zu und rief:

„Ich flehe Sie an, geben Sie mir das Lorbeerreis.“

„Gern,“ ſagte Emerenz, und ſogleich war ſie umringt von allen jungen Mädchen und Männern, die zum Andenken an dieſen unvergleichlich ſchönen Abend um eine Blume aus dem Korbe der Poeſie baten. Emerenz verteilte den Inhalt und Harald bekam das Lorbeerreis.

Ganz hinten im Saal mit verſchränkten Armen an die Wand gelehnt, ſtand Tengenberg finſter wie die Gewitternacht. Emerenz ging zu ihm und fragte:

„Nun, Hellmuth, wie gefalle ich denn Dir am beſten?“

„So wie Du jetzt biſt,“ gab er kurz zur Antwort.

„Das freut mich,“ entgegnete ſie unbefangen, „denn das iſt die wahre Emerenz.“

„Iſt Emerenz aber auch wahr?“ fragte er.

„Bis in's Herz hinein,“ erwiderte ſie, und ihre ſchönen Augen ſtrahlten ihn friedlich wie zwei blaue Sterne an.

Seine Starrheit ſchmolz dahin und er flüſterte: „Ich glaube Dir.“ — —

Am andern Tage kam der für Emerenz namenlos ſchwere Abſchied von Deggenrain und ſomit von allem, was bis jetzt ihre Liebe und ihr Glück geweſen war.

Gegen Abend fuhr die Kaleſche mit zwei brauſenden Eiſenſchimmeln vor, welche ſie zur Eiſenbahn bringen und dann, als ein Geſchenk ihres Vaters, nach ihrem künftigen Wohnſitz ihr folgen ſollten. Die ganze Geſellſchaft begleitete Emerenz, die am Arm ihres Vaters zum Portal ging, und der innere wie der äußere Schloßhof war voll Lieben, welche die junge Frau Gräfin bei ihrer Abreiſe noch einmal ſehen und grüßen wollten. Die Kaleſche war niedergeſchlagen und die ſchönſten Blumenſträuße lagen darin. Emerenz riß ſich von ihrem Vater los und ſtieg ein. Sie ſetzte ſich aber nicht; ſie legte eine Hand auf Tengenberg's Schulter um feſt zu ſtehen, nahm in die andere einen Blumenſtrauß, küßte ihn und grüßte mit ihm rings umher. So blieb ſie ſtehen, um länger zu ſehen und geſehen zu werden. Fort rollte der Wagen. Ein lauter Hochruf folgte ihm und viele tränenfeuchte Augen blickten ihm nach, bis er jenſeits des großen Tores den Blicken entſchwand.

Veldegg, leichenblaß vor innerer Bewegung, dachte nicht bloß an die ſcheidende Emerenz, ſondern zwanzig Jahre zurück an Hildegund, die er auch ſo lieblich, ſo jugendfriſch, ſo lächelnd unter Tränen der Heimat ihrer Jugend entführt hatte. Mit einer ſo troſtloſen Gebärde legte er die Hand über die Augen, daß Graziane in Tränen ſchwimmend ſeine andere Hand ergriff, küßte und leiſe fragte:

„Haſt Du Graziane nicht auch ein wenig lieb, Papa?"

Er küßte zärtlich ihre Stirn, ſprechen konnte er nicht. Man zerſtreute ſich dahin und dorthin. Baronin Althauſen und Miß Mac Allan begaben ſich nach der Kirche; der Pfarrer begleitete ſie.

„Wie wird die Zukunft unſerer Emerenz ſich geſtalten," ſeufzte die Baronin; „ich habe kein Vertrauen zu ihrem dauernden Glück."

„Das iſt es eben," ſagte Miß Mac Allan, „das Glück der Welt hat keine Dauer."

„Ich denke," ſagte der Pfarrer, „daß die junge Frau Gräfin ſehr unglücklich werden kann oder ſehr heilig — vielleicht beides . . . doch ſehr glücklich — das wohl nicht."

Er öffnete die Tür der Kirche. Sie traten ein. Die ſinkende Sonne des Frühlingsabends umfloß den Tabernakel mit Roſenglut und das ewige Licht der Lampe ſchimmerte in dem roſigen Feuer wie ein blaſſer Stern. Die beiden Damen knieten nieder und beteten; der Pfarrer betete ſein Brevier. Die Zeit verging. — —

Als ſie die Kirche verließen war die Sonne untergegangen, in der Kirche herrſchte Dämmerung und das ewige Licht leuchtete jetzt wie ein heller Stern. Der Pfarrer ſagte:

„So iſt's im Leben, gnädige Baronin; wenn der irdiſche Glanz ſchwindet, gehen himmliſche Geſtirne auf.“

Viertes Kapitel.

Das Tengenberg'ſche Haus, das Emerenz bewohnen ſollte, war ein alter ſtattlicher Bau, der über dem Erdgeſchoß ein Stockwerk und über dieſem ein hohes gebrochenes Dach mit Manſarden und ein Frontiſpice hatte, welches das Tengenberg'ſche Wappen in Stein gehauen trug. Das Haus ſchaute ſehr ariſtokratiſch das Treiben auf der Gaſſe gleichſam nur über die Schulter an, denn es lag nur mit einer Giebelſeite an der Straße. Die eine Langſeite mit Portal, Balkon und Frontiſpice ging in den Hof, der durch ein großes Gittertor nach der Straße ſich öffnete; die andere Langſeite ging in den Garten, der für einen Stadtgarten ungewöhnlich groß war und einige Gruppen von ſchönen alten Kaſtanien-, Akazien- und Nußbäumen hatte. Die hohe Mauer, die ihn rings umgab, war dicht tapeziert mit wilden Wein, mit Efeu und mit Reben. Am Ende des Gartens, dem Hauſe gegenüber, lag ein kleines Gewächshaus, Geſchöpf zerknickt und zerbrochen ihrem ehemaligen Liebhaber in die Arme werfen, weil ſie mir den ſchönen und edlen Jüngling nicht gönnte. Achatz ſagte empört:

„Bruder, ich will dieſe Sprache nicht hören!“

Da ſprach ich eiskalt: „Warum nicht, mein Herr, da Sie ſie doch veranlaßt haben?“

„Verſtockte!“ rief die Tante, und der Onkel ſchoß wüthend auf mich zu; aber Achatz fiel ihm in die Arme und rief:

„Laßt ſie gehen! bewacht ſie!... aber keine Mißhandlung — das ſag' ich Euch! ich liebe ſie.“

„Raſender Thor!“ ſprach der Onkel verächtlich.

„Raſend und thöricht lieb' ich ſie, wiederholte Achatz beſtimmt, obgleich ihm die Tante einen ſtechenden Blick zuwarf; — ja, das mag ſein! Giebts eine andre, als eine raſende und thörichte Liebe? ich bin nun einmal mit einer ſolchen an ſie gefeſſelt.“

Ich hörte nichts mehr! die Vorwürfe hatten mich troſtlos, die Schmähungen kalt gemacht. Bei dem Ausdruck dieſer wahnſinnigen Liebe, die mir ein Greuel war, vergingen mir die Sinne, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, fand ich mich auf meinem Bett wieder, und die gute Kammerfrau rieb mir die Schläſe mit ſtarken Eſſenzen ein. Ihr um ſeltene und zarte Pflanzen und Blumen teils zu überwintern, teils zu ziehen.

Das Erdgeſchoß des Hauſes gehörte dem Grafen Hellmuth; der erſte Stock ſeinem Vetter, dem Grafen Andreas; die Manſarden und die Hofgebäude waren geteilt zwiſchen beiden. Graf Andreas lebte nicht hier; er war in der diplomatiſchen Laufbahn und kam nur zuweilen, um ſeine Mutter zu beſuchen, für welche ein Teil des oberen Stockes eingerichtet war, den ſie als Witwe den größten Teil des Jahres bewohnte.

Im November des vergangenen Jahres, als die Hochzeitfeſte in Grafenturm ſtattfanden, ſaß die verwitwete Gräfin im Tengenberg'ſchen Hauſe in ihrem kleinen bequem eingerichteten Kabinet, deſſen Fenſter in den Garten ging. Sie war im tiefen Traueranzug, der im Einklang war mit dem Gram, der auf ihrem Antlitz lag. Sie hielt eine Arbeit in den Händen, doch dieſe lagen auf ihrem Schoß und ihr Auge ſchien ganz andere Dinge zu ſehen, als ihre Tapiſſerie. Zuweilen fuhr ſie aus dieſer Verſunkenheit auf; nahm ſich zuſammen, richtete ſich aus ihrer gebeugten Stellung auf und blickte aus dem Fenſter, um ſich von ihren Gedanken abzuwenden. Allein der Garten bot keinen erheiternden Anblick. Der Blumenſchmuck war dahin, der Raſen entfärbt, das Laub braun und tot, mehr auf der Erde, als an den kahlen Baumzweigen, die ganze Natur erſtorben. — —

Gräfin Tengenberg betrauerte den Verluſt ihrer einzigen Tochter, die vor drei Monaten ſtarb und ihrem Gatten ſieben Kinder hinterließ. Einige Jahre zuvor war ihr älteſter Sohn geſtorben und Graf Andreas war jetzt ihr einziges Kind. Er war im Lande, war gekommen auf den Wunſch der langſam hinſiechenden Schweſter, die mit heißer Liebe an ihm hing, war an ihrem Sterbebett und hielt ſich darauf längere Zeit, teils zum Troſte ſeiner Mutter und ſeines Schwagers, teils in eigenen Geſchäften im Lande auf. Jetzt aber war er im Begriff abzureiſen und zwar zur Geſandtſchaft nach Madrid. Von Obertengenberg, wo er vierzehn Tage zwiſchen ſeinen Beamten und Geſchäftsleuten verweilte, ſollte er heute zurückkehren.

Ein Wagen rollte in den Hof. Er war es. Die Gräfin eilte ihm entgegen und ſchloß ihn weinend in ihre Arme, während ſein ernſtes ſanftes Auge zärtlich auf ſie herabſchaute.

„Du kommſt . . . um zu gehen, Andreas,“ ſagte die Gräfin ſchmerzlich.

„Ich komme wieder, liebe Mama,“ entgegnete er tröſtend.

„O ſage das nicht, Andreas! . . . Johannes kommt nicht wieder . . . Suſanna kommt nicht wieder . . . da verzagt das Herz bei jedem Abſchied, der doch immer eine Mahnung an die letzte Trennung iſt.“

„Vielleicht verlangt Gott nicht mehr ſo ſchwere Opfer von Dir, teure Mama," ſagte Andreas, ſetzte ſich neben ſeine Mutter und berichtete mit gemütlicher Ausführung alles, was er in Obertengenberg geſehen, gehört, getan hatte.

Ihr Auge hing an ihm während er ſprach, und ihr ganzes Herz war in ihrem Blick: ein Gemiſch von Liebe, von Freude, von Wehmut. Andreas war ein Mann von zweiunddreißig Jahren und nicht das, was man nennt ein ſchöner Mann. Er war nicht groß, er hatte nichts frappantes in ſeinen Zügen, ſeiner Haltung; es war möglich, daß man in der Menge an ihm vorüber ging ohne ihn zu bemerken. Hatte man ihn aber bemerkt, ihn in's Auge gefaßt, ſo war es ſchwer, ihn zu vergeſſen; ſchwer, andere ſchönere Männer mit ihm zu vergleichen — ſo edel ſah er aus, ſo edel, als ob der innere Adel ſeine Züge gebildet habe, ſein Antlitz durchleuchte. Doch waren ihm tobende Schmerzen und wilde Kämpfe durch die Seele gegangen; denn er war ein ſterblicher Menſch, ein Sohn des Staubes, und als ſolcher mit dem Staube verwandt und von der Schlange angehaucht, die im Staube ſich windet.

Vor zehn Jahren kam er als Botſchafts-Attaché nach Paris. Er lernte dort eine Frau kennen, die jung wie er und durch eine Konvenienzheirat mit einem Mann von ſechszig Jahren verbunden war, den beſtändige Kränklichkeit noch älter machte und deſſen Hinfälligkeit nur durch ärztliche Kunſt und Hülfe geſtützt wurde. Andreas war ein energiſcher Charakter, ein glühendes Herz; was er ergriff, das hielt er feſt — und was ihn ergriff, das ſetzte ihn in Flammen. Er verfiel in eine heftige Leidenſchaft für jene Frau und ſie wurde erwidert. Beide träumten ſich in die Seligkeit einer Ehe hinein, ſobald dieſe durch einen Todesfall möglich gemacht werde. Das dauerte fünf Jahre. Da ſtarb der Gatte. Andreas glaubte am Ziel zu ſein. Aber die ſchöne Witwe wurde immer kälter und kälter, denn der Verſtorbene hatte ihr allerdings ſein großes Vermögen hinterlaſſen, doch nur ſo lange ſie ſeinen Namen führe. Verehelichte ſie ſich wieder, ſo wurde ſie mit einer unbedeutenden Geldſumme abgefunden. Andreas hatte wenig Vermögen; — ſo hätte denn die ſchöne Witwe ſich in einer ſehr beſchränkten Lage zurecht finden müſſen. Dies entſprach durchaus nicht ihrer Neigung und ſie brach mit Andreas. Da es aber auch nicht ihrer Neigung entſprach Witwe zu bleiben, ſo vermählte ſie ſich kurz nachher mit einem Mann der großen Finanz, der keinen andern Vorzug beſaß, als den — Erzmillionär zu ſein. Andreas war zerdonnert. Doch nur einen Augenblick. Ich habe es verdient, ſprach er zu ſich ſelbſt. Da ſtarb ſein älterer Bruder, Graf Johannes, ganz unerwartet und unvermählt und Andreas wurde ſein Erbe und Herr auf Tengenberg. Da ſprach er in tiefſter Zerknirſchung des Herzens zu ſich ſelbſt: Dieſe Fügung göttlicher Barmherzigkeit habe ich nicht verdient. Wäre mir dieſe Erbſchaft vor vier Wochen zugefallen, ſo wäre ich jetzt mit einer Frau verbunden, deren Geſinnung zu dem niedrigſten gehört, was gedacht werden kann . . . mit einer Frau, deren Herz durch Geld zu gewinnen iſt. Von dieſem unerhörten Unglück hat göttliche Fügung mich befreit . . . und ich habe es nicht verdient! . . . —

Andreas ließ ſein Herz von dieſem Strahl der Gnade demütig durchleuchten, und die Täuſchungen irdiſcher Nebelgebilde löſten ſich mehr und mehr in ihr nichts auf. In ſeinem äußern Leben änderte er nichts. In der Laufbahn die ihm zuſagte verblieb er, nicht ſowohl um eine große Karriere zu machen, viel weniger um ſich in der großen Geſellſchaft zu unterhalten, ſondern um die Verhältniſſe der Staaten Europa's und die Lage der Völker kennen zu lernen. Deshalb ließ er ſich binnen fünf Jahren, welche auf jene Kataſtrophe ſeiner Liebe folgten, von Paris nach Stockholm und von dort nach London — jetzt nach Madrid verſetzen. Seine Mutter ſowie Verwandte und Freunde fanden dies Verfahren ſehr verkehrt, weil weder eine höhere Stellung noch höherer Gehalt mit dieſem Wechſel verbunden war; doch dieſen hatte er nicht nötig und jene lockte ihn nicht.

„Du könnteſt ſchon eine ſelbſtändige Stellung haben, Andreas," ſagte ſein Vetter, Graf Hellmuth, „wenn Du Deinem diplomatiſchen Gaſtrollenſpiel entſagen wollteſt, und an einem kleinen Hof könnteſt Du eine hervorragende Perſönlichkeit ſein."

„Ich habe gar keine Luſt in einem Krähwinkel hervorzuragen," verſetzte Andreas lächelnd.

„Das iſt keine hohe Geſinnung, Andreas! Julius Cäſar wollte lieber in einem Krähwinkel der erſte, als in Rom der zweite ſein."

„Jeder hat ſeine Marotte, Julius Cäſar ſo gut wie Andreas Tengenberg," entgegnete dieſer höchſt gleichmütig.

Seine Mutter hatte ganz andere Wünſche. Er ſollte ſich vermählen und ſich auf ſeinem herrlichen alten Schloß zu Obertengenberg niederlaſſen. Allein auch dazu hatte Andreas keine Luſt. Er hatte eine allzu ernſte Lehre bezüglich des ſchönen Geſchlechts bekommen, um nicht auf ſeiner Hut zu ſein, und er hatte es ſeiner Mutter offen geſtanden, damit ſie in ſeiner Weigerung keinen Eigenſinn ſehen möge.

Jetzt aber, nach dem Tode ihrer Tochter ſteigerte ſich der Wunſch der Gräfin mehr und mehr; und obwohl er im Begriff war abzureiſen, drang ſie nochmals lebhaft in ihn. Sie nahm zärtlich ſeine Hand in ihre Hände und ſagte:

„Hätteſt Du doch während dieſer Monate ein wenig an meinen Herzenswunſch gedacht, Andreas, dann wären wir jetzt gewiß nicht am Vorabend einer Trennung, die mir ſchwerer denn je wird und die mich ſo zu ſagen kinderlos macht; . . . denn Spanien iſt mir ſo fremd, ſo fern, daß mir ſcheint, meine Gedanken könnten gar nicht ſo weit reichen, gar nicht in dieſer unbekannten Welt Dich finden. Wäre es nicht viel ſchöner, wenn Du, ſtatt nach Madrid zu reiſen, nach Obertengenberg zu Deiner liebenswürdigen Frau zurückkehrteſt.“

„Beſte Mama, um eine liebenswürdige Frau zu gewinnen, müßte ich liebenswürdiger ſein, als ich bin.“

„Das iſt leeres Gerede, Andreas: doch das iſt richtig: Wenn Du Dich nach Deiner Weiſe gar nicht um junge Perſonen bekümmerſt, ſo haben ſie keine Gelegenheit Dich kennen zu lernen.“

„Ich glaube, liebſte Mama, daß Gott mich ganz und gar untauglich findet, ein guter Ehemann zu ſein.“

„Sprich keinen Unſinn, Andreas. Vor Jahren wäre das wahrſcheinlich der Fall geweſen; denn die Axe der Pflicht, um die ſich das Leben des Menſchen bewegen ſoll, ſtand bei Dir nicht feſt auf der Grundlage der Religion. Doch jetzt, da Du den ewigen Halt begriffen und ergriffen haſt, jetzt würdeſt Du ein vortrefflicher Ehemann ſein und würdeſt ſehr gut verſtehen, ein ſo unerfahrenes Weſen, wie eine junge Frau nun einmal iſt, zu leiten.“

„Beſte Mama, ich habe nun einmal die Idee, daß Gott die Sache anders ſieht. Was er nicht will, das geſchieht nicht.“

„Das klingt ja, als ob Du Dich dem Fatum unterworfen wähnteſt.“

„Das nicht, Mama, wohl aber einer göttlichen, einer liebevollen Vorſehung.“

Die Gräfin ſchwieg. Was hätte ſie dawider ſagen können. Andreas fuhr fort:

„Einſt hat mich ein Nebelbild in die Irre geführt; jetzt möchte ich ein Weſen finden, das mich dem Himmel näher bringt. Allein ich ſuche es nicht; denn wenn ich ſuchte, liefe ich Gefahr, meine Wünſche der Wirklichkeit zu unterſchieben. Ich glaube an Fügungen der göttlichen Vorſehung, welche das Heil meiner Seele für die Ewigkeit bezwecken. Dieſer Glaube ſteht, wie ich hoffe, feſt in mir, weil ich ihn mir unter den ſchwerſten Kämpfen errungen habe. Eine Frau nehmen, nur um eine Frau zu haben, beſte Mama, das kann ich nicht! . . . das widerſtrebt meinem Herzen und meiner Vernunft, die etwas Höheres begehren. Wird es mir nicht zu Teil, ſo muß ich Entſagung üben.“

Die Gräfin war gerührt und erbaut, vermochte es jedoch nicht zu ſchweigen und ſagte:

„Man hat auch Rückſichten auf die Familie zu nehmen, auf ihr Beſtehen, ihre Fortdauer.“

„Hellmuth iſt ja da und wird es ohne Zweifel mit Vergnügen übernehmen dafür zu ſorgen," entgegnete Andreas.

„Hellmuth iſt da . . . allerdings! ich habe jedoch unſere Linie im Auge."

„Liebſte Mama, die Welt und die Zeit kommt mir nicht ſchön genug vor, um mich zu dem Verlangen zu beſeelen, meine Nachkommen möchten ihre Herrlichkeit genießen. Die großen Prinzipien, die dem Leben Inhalt, Stütze und Würde geben, ſind vielfach vermorſcht, und folglich werden auch die Charaktere vielfach morſch, ſo daß ſie vor ſchweren Prüfungen erliegen müſſen. Man kann nicht mit freudiger Zuverſicht in eine ſolche Welt hinein ſeine Nachkommen ſchicken.

„Ach, Andreas!" rief die Gräfin ungeduldig, „wenn viele ſo dächten, würde die Welt bald ausſterben."

„Nun, Mama, das iſt vor der Hand nicht zu beſorgen," erwiderte Andreas lachend; „Hellmuth iſt auf einer Hochzeit. Wer weiß, ob ihm das nicht Luſt gibt, bald Hochzeit zu halten."

„Er muß eine reiche Braut finden, und in unſerm Stande ſind reiche Mädchen ſelten. In der Nähe von Grafenturm ſind die Veldegg'ſchen Töchter, und die ſind vermögend durch ihre Mutter. Doch ſo viel ich weiß, lebt die arme irrſinnige Frau noch immer . . . und es gehört auch Mut dazu, die Tochter einer Geiſteskranken zu heiraten. Übrigens ſagt man, die Emerenz Veldegg ſei ein reizendes Geſchöpf, klug, ſchön und vortrefflich erzogen."

Wollte die Gräfin ihren Sohn neugierig machen dies reizende Geſchöpf kennen zu lernen, ſo mißlang ihre Abſicht, denn Andreas ging auf Geſchäftsſachen über und ſagte:

„Ich muß Dir noch mitteilen, Mama, daß ich vor einigen Tagen einen höchſt zufriedenen Brief von meinem Schwager erhielt, der über die Ausgleichung des gefürchteten Prozeſſes mit Gräfin Dorn ganz ſelig iſt und mich den geſchickteſten Diplomaten Europa's nennt, weil ich in drei Tagen perſönlicher Beſprechung mit der Gräfin die Ausgleichung zu Stande brachte, die dem Advokaten ſeit drei Jahren nicht gelang."

„Das freut mich für Dich und für den guten Konſtantin," ſagte die Gräfin, und ihren Hauptgedanken wieder aufnehmend, ſetzte ſie hinzu: „Nicht wahr, Du haſt damals bei Gräfin Dorn ihre beiden Enkelinnen geſehen, die ſogenannten Dornröschen Roſemund und Roſalie?"

„Geſehen — ja, beachtet — nein!" verſetzte Andreas ſeiner Mutter die Hand küſſend.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter war er auf dem Wege nach Madrid.

Als Emerenz im nächſten Frühling in das Tengenberg'ſche Haus als Hellmuth's Gattin einzog, konnte ſich die Gräfin nicht enthalten für ſich ſtanden die Thränen in den Augen, und ſie war verlegen und niedergeſchlagen. Endlich brachte ich heraus, daß man ſie als Spion oder wenn man will Duenna neben mir haben wollte. Sie ſollte Niemand zu mir laſſen. Man mußte an ihrer Thür vorüber um zu der meinen zu gelangen, folglich konnte ſie Jeden bewachen, der bei mir aus- und einging — nämlich auf dem gewöhnlichen Wege. Ich beruhigte ſie indem ich ihr ſagte, ſie möge immerhin dies Amt übernehmen; ſie würde Niemand zurückzuweiſen haben als höchſtens Baron Achatz.

„Und das, Comteßchen, ſoll mit tauſend Freuden geſchehen!“ rief die gute Seele.

Um eilf Uhr Abends war Gundaccar am Fenſter. Es war eine wunderſchöne Frühlingsnacht, der Mond rollte ſich langſam durch das ſilberne Gewölk, das flockig wie Schaum an dem lichtblauen Himmel hing. Das bemerkte ich bevor er kam, denn hernach durfte es Tag oder Nacht, Frühling oder Winter ſein, wir beachteten es nicht, wir waren Beide allzu traurig. Gundaccar machte mir ſchneidende Vorwürfe über mein Benehmen gegen Achatz, und daß ich nicht verſtände, was doch jedes kleine Mädchen verſtehe — ihm begreiflich zu machen, daß er mir unerträglich ſei. Meine Tante zu ſeufzen: O wäre doch dies reizende Geſchöpf meine Schwiegertochter.

Emerenz war ſelig in ihrer neuen Behauſung. Das alte ſtattliche Haus mit ſeiner Steinmetzarbeit, zwiſchen Hof und Garten liegend, machte einen ernſten aber vornehmen Eindruck ſchon von Außen. Dem entſprechend war das Innere. Die breite bequeme Treppe, die großen Flügeltüren, die hohe Lambris in den geräumigen Zimmern, die Fenſterrahmen — alles von Eichenholz, welches durch die Zeit dunkelbraun gefärbt war — waren lauter Dinge, die man in modernen Häuſern nicht findet, die aber einen gewiſſen hiſtoriſchen, angeerbten Stempel trugen, welcher ſie, wenn auch nur im Kleinen, an Deggenrain erinnerte. Die Einrichtung der Zimmer war freilich im Geſchmack der Neuzeit, jedoch ſo gehalten, daß die ernſten Gemächer freundlich und behaglich waren. Daß ihre Zimmer in den Garten ſahen, daß ſich das eine durch eine große Fenſtertür unmittelbar in den Garten öffnete, daß in der Mitte eines friſchen Raſenplatzes ein Springbrunnen von Waſſerpflanzen umgeben, mit goldenen Kugeln ſpielte, daß in den alten dicht belaubten Bäumen die Vögel ihr Morgen- und Abendlied ſangen: jedes Einzelne und alles zuſammen überraſchte und beglückte Emerenz; weil ſie nicht erwartet hatte, ein wenig Ländlichkeit mitten in der Stadt zu finden. Nachdem ſie einige Tage gebraucht hatte, um ſich in ihren neuen Verhältniſſen zu orientieren, beſchrieb ſie in einem bogenlangen Brief ihrem Vater alles ſo genau wie möglich und ſchloß mit den Worten:

„Mein Reich iſt nicht groß, beſchränkt ſich auf die Hälfte eines Hauſes und auf einen Garten; doch keine Königin kann in ihren großen Staaten glücklicher ſein als ich; — als wir! Ja, wir ſind ſo glücklich, daß wir die Stunden des Schlafes bedauern, weil wir dann unſeres Glückes nicht bewußt ſind."

Ein anderes Mal ſchrieb ſie:

„Es freut mich, lieber Papa, Dir ſagen zu können, daß Hellmuth ſich ſelbſt verleumdete, als er mir von ſeiner furioſen Heftigkeit ſprach. Wahr iſt's — im Hauſe hat er kaum Veranlaſſung dazu. Ich meide alles, was ihn reizen könnte, bin ſo nachgiebig, daß Miß Mac Allan angenehm überraſcht ſein würde, und kommt eine kleine Unannehmlichkeit durch Dienſtboten oder ſonſtwie vor, ſo begütige ich oder ſcherze darüber. Von außen her berührt uns nichts. Nachdem die notwendigen Pflicht- und Anſtandsbeſuche gemacht und erwidert ſind, leben wir ganz zurückgezogen, um ſo mehr, als der geſellige Kreis ſehr klein iſt, da gar Manche, wie auch die Tante Tengenberg, fünf bis ſechs Monate auf dem Lande zubringen. Wir begehren durchaus keine Geſelligkeit. Ich habe Hellmuth und er hat Emerenz, und das genügt uns."

Auch im Winter war von Geſelligkeit keine Rede, denn Emerenz ſah ihrer Niederkunft entgegen und war ſehr leidend. Gräfin Tengenberg war ungemein für ſie eingenommen und nahm ſich ganz mütterlich ihrer an. Sie ſchrieb ihrem Sohn nach Madrid:

„Durch dieſe Emerenz iſt Leben und Intereſſe in mein armes einſames Daſein gekommen. Sie iſt nicht nur ein reizendes, ſondern auch ein liebes Geſchöpf, obſchon ich mit Kummer ſagen muß, daß ſie blutwenig Religion hat, und was ſie etwa hat, wird ohne Zweifel bei und durch Hellmuth verſchwinden, denn ſie iſt ſehr in ihn verliebt. Bis jetzt geht die ganze Häuslichkeit ſo glatt wie auf Schienen. Mögen keine Stürme kommen.“

Als Andreas dieſe Zeilen las, ſprach er zu ſich ſelbſt: Wie man ſich täuſchen kann! eine Frau, die mit Hellmuth glücklich iſt, muß ſehr oberflächlich oder ſehr unbedeutend ſein.

Als Veldegg ſeine Tochter beſuchte, um die Bekanntſchaft ſeiner kleinen Enkelin zu machen, ſagte Emerenz ganz durchſtrahlt von Freude und Zufriedenheit:

„Das nächſte Mal, lieber Papa, wirſt Du einen Enkel finden . . . und dann fehlt uns nichts zu unſerm Glück.“ —

◆

Gewittertage.

Erſtes Kapitel.

Emerenz ſaß am Flügel und ließ ihre Finger auf den Taſten umherirren, bis die verſchlungenen Modulationen und kreiſchenden Diſſonanzen den harmoniſchen Akkord fanden, in welchem ſie ſich auflöſten, wie wilde Wolkenzüge im Licht des aufgehenden Mondes. Auch durch ihre Bruſt gingen Wolkenzüge. Sie war im zweiten Jahr ihrer Ehe. Es hatte damit begonnen, einen Trauerflor über den Schluß des erſten zu werfen: ſie hatte ihre kleine Tochter verloren und ſie nahm eine gewiſſe Leere in ihrem Leben wahr. Liebesglück, Mutterhoffnung, Mutterfreude hatten bis jetzt nichts der Art aufkommen laſſen. Als ſie das Kind verlor, das ſie ſelbſt nährte, das während drei Monaten Tag und Nacht der Gegenſtand ihrer zärtlichſten Sorgfalt war, tat ſich eine Lücke auf; — war es in ihr — war es um ſie her — ſie wußte es nicht! Aber ſie wußte auch nicht ſie auszufüllen; ſie fühlte nur eine große unbeſtimmte

Entbehrung. In dem zahlreichen häuslichen Kreiſe von Deggenrain war ſie an ein reges geiſtiges Leben gewöhnt. Das Streben ihres Vaters ging ja dahin, ſeinen Kindern eine ernſte gründliche Bildung zu geben; demnach umgab er ſie mit Perſönlichkeiten, welche — jede in ihrer Art — auf dies Ziel hinarbeiteten. Man intereſſierte ſich für Wiſſenſchaft, Kunſt, Literatur; man machte Muſik; es wurde vorgeleſen; zur Abwechſelung wurde Flur und Wald durchſtreift, oder ein munterer Ritt gemacht, oder Schlittſchuh gelaufen; — genug, Emerenz hatte die Langweil bisher nur als Wort, nicht als Wirklichkeit gekannt. Jetzt machte ſie dieſe unerfreuliche perſönliche Bekanntſchaft. Ihr Mann hatte jene Intereſſen nicht. Er hatte ſeine Fachwiſſenſchaften ſo weit getrieben, wie es eben nötig war, um ein Examen gut zu beſtehen; als er es abgetan hatte, beſchäftigte er ſich wiederum nur nach vorgeſchriebener Pflicht mit Kriegswiſſenſchaft. Er fand, daß der Soldat zum Einhauen da ſei; verſtehe er gut zu reiten und ſei er mutig, ſo genüge das. Jede Lektüre war ihm zuwider.

„Wozu der gedruckte Plunder?“ fragte er unbefangen; „was in den Zeitungen ſteht, erleben wir, was in Romanen ſteht, ſehen wir oder tun wir und was in Reiſebeſchreibungen ſteht — das ſind entweder Lügen oder die gleichgiltigſten Dinge von der Welt: ein Miſchmaſch von ſchönen

Gegenden, von unbekannten Leuten, von abgeſchmackten Sitten ꝛc. ꝛc., ein Miſchmaſch, der für uns von gar keinem Gewicht iſt.“

Emerenz ſchlug ihm vor, die Lebensbeſchreibungen großer Männer des Altertums mit ihr zu leſen; unter ihren Büchern ſei der Plutarch. Er rief:

„Um keinen Preis, lieber Engel. Das paßte für Euer Univerſitätsleben zu Deggenrain, wo die Studien ganz merkwürdig florierten. Du haſt aber jetzt die Schuljahre hinter Dir . . . Du mußt nur das üben, was Du gelernt haſt. Auf die Praxis kommt alles an.“

Da aber in ſämtlichen Büchern der armen Emerenz kein Wort davon ſtand, wie man einen Gemahl zu unterhalten habe, der ungemein ſchwer zu unterhalten war, ſo mußte ſie ſich erſt dieſe Praxis erdenken, bevor ſie an deren Ausübung ging.

„Setze Dich zu mir und erzähle mir etwas . . . . was Du willſt! das iſt meine liebſte Unterhaltung,“ ſagte Hellmuth fort und fort.

Zuerſt war Emerenz ganz entzückt von dieſer Geſinnung und ſie erzählte alles, was ſie ſeit ihrer erſten Kindheit bis zu ihrer Verheiratung in ihrem Gedächtnis fand. Nach und nach erſchöpfte ſich aber der Stoff, den ſie Tag für Tag ausbeuten mußte; ja er gab Veranlaſſung zu einem ſtürmiſchen Auftritt.

Emerenz erwähnte unbefangen der Bewerbungen um ihre Hand. Mit zornſprühenden Augen rief Hellmuth:

„Wer waren dieſe Frechen!“

„Ich weiß es nicht, lieber Hellmuth.“

„Das iſt unmöglich! ... Du mußt es wiſſen ... und ich will es wiſſen.“

„Ich wiederhole Dir, ich weiß es nicht. Man hat ſich immer an Papa mit der Anfrage gewendet. Da ich, bevor ich Dich kennen lernte, nie die mindeſte Neigung für irgend jemand, noch auch für die Ehe ſpürte, ſo war mir die Bewerbung höchſt gleichgiltig und immer bat ich Papa mir keinen Namen zu nennen, damit ich jenen Bewerbern gegenüber in meiner vollen Unbefangenheit verbleiben könne.“

„Du ahnſt aber doch, wer ſie waren — alſo ſprich.“

„Es ſchickt ſich nicht von den Körben zu ſprechen, die man austeilt,“ ſagte Emerenz ſcherzend.

„Alſo weißt Du die Namen und verſchweigſt ſie mir!“ rief er heftig. „Ich dulde keine Heimlichkeiten!“

„Und ich habe keine Heimlichkeiten,“ ſagte ſie kalt!

„So ſchwöre mir, daß Du die Namen nicht weißt.“

„Ich weiß ſie nicht, Hellmuth. Es zu beſchwören fällt mir nicht ein. Der Eid iſt eine heilige Sache und iſt nicht dazu beſtimmt, einer kindiſchen Anforderung Genüge zu tun.“

„O Falſchheit der Weiber!“ rief Hellmuth wütend und überſtürzte Emerenz mit einem ſolchen Strom von Vorwürfen, daß ſie ſchließlich in Tränen ausbrach.

„Spare Deine Krokodilstränen,“ rief Hellmuth außer ſich vor Zorn, nahm die Taſſe, die vor ihr ſtand und ſchleuderte ſie gegen den Ofen, ſo daß ſie in tauſend Scherben zerſprang und verließ in Wut das Zimmer.

Emerenz ſammelte weinend die Scherben der ſchönen Taſſe auf, die zu einem wunderhübſchen Teegeſchirr gehörte, welches Baron Althauſen mit Anſichten von Walldorf, Hainau und Deggenrain eigens für ſie zum Hochzeitsgeſchenk hatte malen laſſen.

Mit der zerſchmetterten Taſſe brach ſich Hellmuth's Zorn. Er kam nach einiger Zeit wieder, bat um Vergebung, verſprach eine neue Taſſe malen zu laſſen — und von der Streitfrage war nicht mehr die Rede.

Ein anderes Mal kam wiederum das zum Vorſchein, was Emerenz den launenhaften Jähzorn ihres Mannes nannte. Er war am liebſten mit ihr allein.

„Deine Geſellſchaft genügt mir, und das muß gegenſeitig ſein,“ hatte er von Anfang an geſagt.

Emerenz fand das zuerſt ganz in der Ordnung, nach und nach aber nicht durchzuführen.

war heute bei Gräſin Dönat geweſen, hatte geſagt ich ſei mit Achatz verlobt, aber Gundaccar mache mir den Hof, ich ſei leichtſinnig und eitel, ich nähme das an; das ſtöre jedoch meine ganze Zukunft, denn ich ſei ein blutarmes Mädchen; — und Gräſin Dönat möge auf ſchleunige Entfernung Gundaccars, zu ſeinem eigenen und meinem Heil, dringen. Als Gundaccar zu ſeiner Mutter kam, um ſie für uns und gegen ſeinen Vater zu gewinnen, fand er ſie bereits ſehr erzürnt, und heftig gegen mich eingenommen. Sie nannte mich intrigant und ränkeſüchtig, und beſchwor ihn jeden Gedanken an mich aufzugeben.

„Aber ich kann es nicht und thue es nicht! rief er, denn wenn ich bei Dir bin, Dich höre, Dein liebes Geſichtchen ſehe, Deine herzigen Augen: ſo weiß ich daß ich Recht habe Dich zu lieben, und daß meine Eltern ſich irren, weil ſie über Dich falſch berichtet ſind.“

„Und wenn Du nicht bei mir biſt und mich nicht ſiehſt und hörſt — was meinſt Du dann, Gundaccar?“ fragte ich traurig.

„Daß ich immer bei Dir ſein mögte, Engel!“ rief er.

Nun erzählte ich ihm meine Leiden: des Onkels Zorn, der Tante Grauſamkeit, Achatzens zudring-

Hellmuth's Verhältniſſe ließen keine totale Abſperrung zu, und hatte man die Einladung der Frau des Generals angenommen, ſo erforderte es die Höflichkeit, daß die Einladung der Frau des Oberſt nicht ausgeſchlagen werde. Dieſe Frau, ein paar Jahre älter als Emerenz, war ſehr angenehm, ſehr gebildet, Mutter von zwei kleinen Kindern, ſodaß zwiſchen ihr und Emerenz eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten lag, durch welche ſympathiſche Gefühle bei den jungen Frauen geweckt wurden und eine Annäherung hervorriefen. Dies fand Hellmuth empörend.

„Wie ich dieſe Intimität, dieſe Freundſchaft zwiſchen Weibern haſſe!“ ſagte er verſtimmt.

„Sie iſt doch ſehr unſchuldig,“ wendete Emerenz ruhig ein.

„Mit nichten! . . . ſie läuft darauf hinaus, daß über die Ehemänner geklagt wird.“

„Keine von uns beiden hat Veranlaſſung zu ſolchen Klagen. Hätten wir ſie aber auch, ſo müßteſt Du uns doch genug Zartgefühl zutrauen, um darüber zu ſchweigen.“

„Geheimniskrämerei iſt immer dabei im Spiel . . . . und dieſe iſt Vorläuferin der Intrigue . . . dieſer Wonne der Weiber.“

„Hellmuth! Hellmuth!“

„Ja, ſage nur Hellmuth! Hellnuth! . . . . Hellmuth hat recht, wenn er wiederholt: die Wonne der Weiber.“

„Ich habe Dir keine Urſache zu einer ſolchen Behauptung gegeben und ebenſowenig — das iſt meine Überzeugung — die gute Ida Verſen.“

„Ida Verſen! ſchrecklich! Ida!“

„Was haſt Du gegen den armen kleinen Namen, der in der ungeheuern Menge von Worten ein ſo geringes Plätzchen einnimmt?“ fragte Emerenz ſcherzend.

„Ah bah! an dem Namen liegt mir nichts! . . . allein ich haſſe dieſe Vertraulichkeit. Nenne Gräfin Verſen wie es ſich ziemt Gräfin Verſen.“

„Du nennſt Deine Kameraden, wenn Du mit mir ſprichſt, keineswegs Graf A. und Prinz B., warum ſoll ich eine Freundin nicht bei dem Namen nennen, unter welchem ſie mir lieb iſt.“

„Du ſollſt keine Freundin haben, wiederhole ich!“ verſetzte Hellmuth blaß vor Zorn; „ich muß Dein eines und alles ſein . . . . Dein Freund, Dein Vertrauter, Dein Ratgeber. Bin ich das nicht, ſo zerſtörſt Du die Einigkeit, das Glück unſerer Ehe und machſt uns beide grenzenlos elend.“

Emerenz wollte etwas erwidern, doch er ließ ſie nicht dazu kommen, ſondern ſprach fort und fort in ſtets erhöhtem Ton und mit ſtets verſtärkten Ausdrücken. Dabei rannte er im Zimmer hin und her mit ſo wütenden Geberden, daß ſich Emerenz in ihrer Sofaecke ganz klein zuſammendrückte, um ſeine Evolutionen nicht zu beeinträchtigen. Schließlich ſtürmte er hinaus. Sie ſchöpfte Atem und weinte bittere Tränen. Den eigentlichen Grund ſeines Zornes verſtand ſie nicht; ſie fühlte nur, daß Hellmuth ihr das Leben furchtbar ſchwer mache. Er wollte ihr eines und alles ſein, allein er bot ihr weiter nichts als das, was er ſeine raſende Liebe nannte, keine Unterhaltung, keine geiſtige Anregung, kein Intereſſe für ernſte Fragen, keinen Verkehr mit Perſonen, die ihr zuſagten. Er wiederholte beſtändig:

„Ich bin für Dich da und Du biſt für mich da. Das genügt uns.“ Es genügte ihr aber keineswegs, und wenn ſie auch nicht dies Gefühl aufkommen laſſen wollte, ſo fragte ſie ſich doch zuweilen im Stillen ſehr niedergeſchlagen: Alſo dies iſt eine Liebe? . . . Dies iſt ein Glück? — Nach dem frühen Tode ihrer kleinen Tochter trat die wehmütige Stimmung auch im Äußern hervor und Hellmuth äußerte darüber ſein entſchiedenes Mißfallen.

„Ein Kind von drei Monaten iſt Dir lieber, als Dein Mann,“ ſagte er.

„Warum tuſt Du mir weh, Hellmuth?“ fragte ſie ſanft.

Dann brach er gewöhnlich in einen Sturm von Zärtlichkeit aus, überhäufte ſie mit Liebesworten und mit Liebkoſungen. Zuweilen jedoch blieb er dabei.

„Wäre ich, wie es ſein ſoll, Dein eines und alles, ſo würde der Tod des Kindes Dir nicht ſo zu Herzen gehen."

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten ſoll," entgegnete ſie; „aber das weiß ich, Hellmuth: eine Entſchuldigung wäre hier ſo wenig am Platz, wie eine Liebesverſicherung."

„Aber ich werde nicht müde Dir Liebesverſicherungen auszuſprechen!" brauſte er auf.

„Ja . . . das iſt ſo Deine Art, doch nicht die meine." — —

Gräfin Tengenberg war ſehr liebevoll für Emerenz und dieſe ſchloß ſich ihr herzlich an; indeſſen beſtand doch zwiſchen ihnen eine zwiefache Schranke; die eine war das taktvolle Schweigen, das Emerenz bezüglich Hellmuth's gegen die Tante beobachtete; die andere war ihr Mangel an Religioſität. Im erſten Winter hatte die Gräfin einmal geſagt:

„Liebe Emerenz, Du wirſt ohne Zweifel vor Deiner Niederkunft die heiligen Sakramente empfangen wollen. Der Pfarrer von St. Florian und Kaplan Burgel am Hochſtift ſind zwei vortreffliche, hochgeachtete Geiſtliche. Es gibt deren noch viele andere; ich nenne nur dieſe, weil ich ſeit Jahren ſie kenne und ſchätze."

„Tauſend Dank, liebe Tante, ich will es mit Hellmuth beſprechen," gab Emerenz zur Antwort.

Sie tat es. Er verſetzte kurz:

„Das iſt ganz überflüſſig! Haſt Du etwas getan, was Dein Gewiſſen beſchwert, ſo ſage es mir und damit baſta.“ — —

Später ſchrieb Miß Mac Allan und erinnerte an die öſterliche Beicht. Emerenz ſagte zu Hellmuth:

„Ich habe dieſe Vorſchrift immer beobachtet. Miß Mac Allan hielt es für unerläßlich . . . ſchon des Beiſpiels wegen.“

„Dieſer Grund fällt hier weg und einen andern gibt es nicht!“ verſetzte Hellmuth verſtimmt; „die Heimlichkeitskrämerei zwiſchen einem Geiſtlichen und Dir dulde ich nun einmal durchaus nicht.“

Damit war die Sache abgetan und kam nicht wieder zur Sprache, auch nicht von ſeiten der Gräfin Tengenberg, denn ſie ſah, daß es ganz umſonſt war. — —

Jetzt im zweiten Winter, da Emerenz in der Geſellſchaft Fuß gefaßt hatte, konnte Hellmuth unmöglich ihr Abſperrungsſyſtem, wie die Tante es ſcherzend nannte, innehalten. Dadurch hatte ſie denn Unterhaltung und Zerſtreuung, doch keine leichtere häusliche Exiſtenz. Hellmuth tadelte ſie unaufhörlich. Sie hatte zu viel getanzt, zu viel geſprochen, zu viel gelacht — — nach ſeiner Meinung, während Frauen von maßgebendem Urteil, wie Gräfin Berſen und Gräfin Tengenberg übereinkamen, ſelten ſei ſo viel Takt, ſo viel Grazie und ſo viel Lebhaftigkeit in einer jungen Frau vereinigt zu finden.

Als Emerenz am Flügel ſaß und den Schlußakkord ihrer Phantaſien gefunden hatte, ließ ſie die Hände ſinken und ſprach halblaut: „Dann erloſchen die feſtlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das ſind nur Wunden und ſind nur Schmerzen.“ — — Nein! nein! ſetzte ſie energiſch hinzu, erhob ſich und trat an das Fenſter. Der Garten lag unter dem Leichentuch des Schnees. Jetzt iſt es Winter, dachte Emerenz; es kommt aber auch der Frühling wieder . . . auf ihn will ich hoffen. — —

Hellmuth ſtürmte herein wie ein Ungewitter und rief:

„Harald Sternfels iſt eben gekommen, iſt hieher verſetzt und bleibt folglich hier. Iſt es Dir ſehr lieb?“

„Es iſt mir lieb. Harald iſt ein guter und angenehmer Menſch.“

„Er war aber raſend in Dich verliebt und hatte deſſen kein Hehl.“

„Davon weiß ich nichts. Wir ſind verwandt und er iſt Tini's Bruder. Dies begründet unſere freundlichen Beziehungen und ich hoffe, daß er Dir gefallen wird. Er ſingt wunderſchön . . wir werden Muſik machen und das haſt Du ja gern.“

„Ja . . . von Dir allein und für mich allein . . . aber nicht mit dieſem Harald.“

„Was haſt Du gegen Harald?“

„Was ich gegen alle Männer, gegen alle Menſchen, gegen alle Dinge habe, die Dich intereſſieren, mit denen Du Dich beſchäftigſt, die Dich von mir abziehen.“

„Aber Hellmuth, das iſt ja wahnſinnige Eiferſucht.“

„Eiferſucht — ja! wahnſinnig – nein! Eiferſucht gehört zur Liebe.“

„O nein! ſie iſt eine Krankheit der Liebe.“

„Genug, meine Liebe iſt unzertrennlich von Eiferſucht.“

„Und die meine iſt unzertrennlich von Vertrauen, lieber Hellmuth.“

„Gleichgiltigkeit und ein kaltes Herz kennen keine Eiferſucht.“

„Habe ich ein kaltes Herz!“ rief Emerenz und ihre ſchönen Augen ſtrahlten ihn vorwurfsvoll an.

„O!“ ſeufzte er, „ich liebe Dich zu ſehr . . . buchſtäblich zu ſehr . . . . denn ich bin dadurch unglücklich.“

„Nicht durch die Liebe, Hellmuth, ſondern durch das Mißtrauen, das Du gegen mich hegſt und wozu ich Dir nie Veranlaſſung gab,“ ſagte Emerenz traurig.

„So iſt's! . . . ich kann's nicht ändern.“

„O Hellmuth! welch furchtbares Leben bereiteſt Du mir, wenn ſich Deine Eiferſucht mit Deinem Jähzorn verbindet,“ ſeufzte Emerenz.

„Sprich nicht ſo!“ rief er und ſchloß ſie mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit in ſeine Arme; „ich liebe Dich ſo unausſprechlich, ſo namenlos, daß mir eine ſolche Äußerung ein Dolchſtich iſt. Denn ich möchte Dein Leben ſelig . . . ja überſelig machen! . . . ich meine, Du würdeſt es ſein, wenn Du mich liebteſt, wie ich Dich liebe . . . und dann kommt eine ſolche Äußerung, die mir beweiſt, daß Du an meiner Seite Dich elend fühlſt! Begreifſt Du denn nicht, Emerenz, daß mich das in Verzweiflung ſtürzt.“

„Deine Chimären machen Dich elend, Hellmuth und durch ſie werde ich unglücklich. Gib ſie auf, laß dieſe törichte Eiferſucht fahren und wir leben glücklich und zufrieden. Aber unter dem ewigen Druck Deines Mißtrauens zu exiſtieren und dennoch froh zu ſein — dies überſteigt meine Kräfte.“

Er hatte ſich allmählich durch ihre Ruhe beruhigen laſſen und ihr zugeſtanden, daß ſeine Chimären die Todfeindinnen des Glücks in jeder Ehe ſein müßten; dennoch war ſein letztes Wort:

„Lieber wär es mir doch, dieſer Harald Sternfels wäre nicht hieher verſetzt worden.“ —

Jetzt wußte alſo Emerenz wie es mit ihrem Mann ſtehe, und daß Eiferſucht der eigentliche Grund einer Launenhaftigkeit ſei, welche ihr bis dahin ganz unbegreiflich geweſen war. Sie hoffte ihn zu heilen durch Anwendung von zwei Mitteln:

Vorſicht und Unbefangenheit. Ließ ſie ſich durch ſeine Verkehrtheit nicht einſchüchtern, weder ängſtlich noch traurig machen, ſo mußte er ſich ja nach und nach von ſeiner Torheit überzeugen. Aus dieſer Hoffnung ſchöpfte ſie Mut, und die heitere Seite ihres Charakters kam wieder zur Geltung. Die Geſellſchaft war in dieſem Winter ſehr belebt; man tanzte, man unterhielt ſich durch alle Veranſtaltungen, die einen Faſching munter machen, und Emerenz Tengenberg war die allgemein Gefeierte und zugleich — was keineswegs immer Hand in Hand geht — die allgemein Beliebte.

Hellmuth hatte ſeiner Frau ſtreng unterſagt in ihrem Zimmer Beſuch zu empfangen, und nur für einige wenige Damen hatte er dies Interdikt aufgehoben. In jenen Vormittagsſtunden, welche in der Geſellſchaft für Beſuche feſtgeſetzt ſind, befand ſich Emerenz, wenn ſie ſelbſt keine zu machen hatte, in ihrem Salon und las oder machte Muſik.

Sie war eines Morgens in eine Arbeit vertieft, welche ihr viel Vergnügen machte. Sie war eine geſchickte Holzſchnitzerin und ſchnitt nach Zeichnungen, welche ſie ſelbſt entwarf, Käſtchen, Bilderrahmen und tauſend Kleinigkeiten in Lindenholz aus. Jetzt war ſie mit dem Korbe für einen Blumentiſch beſchäftigt, hatte eine große Schürze vorgebunden und ſtarke Handſchuhe an, um mit den Werkzeugen nicht den Händen wehe zu tun.

Graf Sternfels wurde gemeldet und Harald trat in den Salon, der vor ihrem Zimmer lag. Die Verbindungstüre war offen und die Portiere niedergeſchlagen: ſo ſtand er auf der Schwelle des Zimmers, bevor ſich Emerenz ihrer Schürze und Handſchuhe entledigt hatte. Er trat ein, ſah ſich um und ſagte:

„Es heißt, ein Zimmer gebe Aufſchluß über den Charakter ſeines Bewohners. Hier ſieht es ja aus wie in einer Schreinerwerkſtatt und nichts olympiſches verrät, daß hier ein Götterkind wohnt.“

„Bitte, Harald, ſprechen Sie nicht ſolchen Unſinn,“ erwiderte Emerenz, „und ſagen Sie mir, welche von dieſen Zeichnungen Ihnen als Rahmen um einen ovalen Toiletteſpiegel am beſten gefällt.“

Sie führte ihn zu einem Tiſch, der mit allerhand Apparat zum Zeichnen bedeckt war. Harald nahm einige Zeichnungen in die Hand und fragte:

„Eigene Kompoſition?“

„Größtenteils! Die Kompoſition iſt der Hauptſpaß.“

„Ja, ja! das Götterkind iſt zugleich eine geniale Künſtlerin.“

„Wer iſt das Götterkind und die geniale Künſtlerin?“ ließ Hellmuth ſich vernehmen, der inzwiſchen eingetreten war und hinter beiden ſtand.

liche Liebe. „Wie ſoll ich mich retten und befreien, rief ich troſtlos, wenn Niemand von ihnen Dreien auf meine klar ausgeſprochene Geſinnung Rückſicht nimmt, ſondern nur die eigene durchzuführen ſucht?“

„Komm mit mir!“ rief Gundaccar plötzlich.

„O wie gern! jubelte ich. Ja, mit Dir — gleichviel wohin! .... aber mit Dir! denn ſie werden mich umbringen mit ihrer Barbarei! Bei Dir bin ich ſicher.“

„Wirklich? ſagte Gundaccar entzückt, Du willſt mit mir entfliehen, Du liebſt mich? .... nicht Achatz?“

Ich kanns nicht beſchreiben, wie dieſer ewig wiederkehrende Zweifel mich peinigte; und doch war er ganz natürlich. Hatte ich nicht vor kurzer Zeit Achatzens Bewerbungen dermaßen Gehör geliehen, daß ich mich wie ſeine Braut betrachtete? hatte ich es nicht ſelbſt an Gundaccar erzählt? und konnte ich für ihn nicht eben ſo wankelmüthig ſein, wie für Achatz? war ich nicht gewonnen durch ein Paar freundliche Blicke und herzliche Worte? und vertraut man den Frauen, die ſo ſchnell zu gewinnen ſind? So denke ich mich jezt in Gundaccar hinein. Damals begriff ich ſo wenig die Möglichkeit eines Vergleichs zwiſchen den beiden Männern —

„Hier iſt es!" rief Harald; „leider bin ich es nicht, der dieſe Benennung für meine ſchöne Couſine erfunden hat. Die ganze Geſellſchaft nennt ſie einſtimmig das Götterkind und beneidet Sie, den glücklichen Sterblichen, zu welchem es ſich herabgelaſſen hat."

Alle Welt kannte Hellmuth's eiferſüchtige Neigung, und die Männer machten ſich untereinander über ihn luſtig und ſuchten ihn zu necken, ſoweit es mit Rückſicht auf ſeine Frau möglich war. Harald war überzeugt, daß Hellmuth jetzt in ſtiller Wut ſei, und da er dies im höchſten Grade unvernünftig fand, ſagte er ſo gemütlich wie möglich zu Emerenz:

„Jetzt muß ich mir mit Ihrer Erlaubnis, die Behauſung des Götterkindes im einzelnen betrachten und dann genau an Tini berichten, die ſich da unten im Banat als Nachbarin der Türken, in einem Bauernhauſe zurechtfinden muß."

„Sie werden hier gar nichts finden, was der hohen Abkunſt des Götterkindes entſpricht," entgegnete Emerenz munter.

Harald beſah und beſprach alles.

„Sie haben zu viel Gerät auf Ihrem Schreibtiſch und allerhand geſchmackloſe Sachen: Marmor, Bronze, Porzellan durcheinander; räumen Sie etwas auf, denn es macht ſich wie eine Boutique von bric-à-brac."

„Daraus wird nichts, mein Herr Couſin!

es ſind Geſchenke, es ſind Andenken, die ich gern vor Augen habe.“

„Sie werden doch nicht ſentimental ſein, meine ſchöne Couſine . . . — Was iſt denn aber das?“

Er war zu einem Tiſch gegangen, auf welchem ein Bäumchen in Lindenholz geſchnitzt ſtand, in deſſen Zweigen Photographien in kleinen Rahmen von Efeu hingen.

„Die Arbeit iſt wunderhübſch . . . das Ganze ſcheint mir aber doch ein wenig ſchwerfällig.“

„Das findet Hellmuth auch,“ verſetzte Emerenz.

„Das iſt aber etwas ganz Exquiſites!“ rief Harald vor einem dritten Tiſch, auf welchem zwiſchen verſchiedenen Körbchen und Käſtchen eine Truhe von Schildkrot mit der feinſten eingelegten Arbeit von Silber ſich befand. „Das iſt ein Kunſtwerk . . . das iſt wirklich etwas ſchönes.“

„Nicht wahr? es gefällt auch und über alles. Hellmuth hat es mir zum Geburtstag geſchenkt.“

„Wo fanden Sie dieſe kleine koſtbare Truhe?“ fragte Harald zu Hellmuth gewendet.

„Weiß nicht! meine Tante beſorgte ſie,“ murrte Hellmuth aus dem Lehnſtuhl heraus, in den er ſich vergraben hatte.

„Darf ich Ihre Bücher anſehen?“ fragte Harald und öffnete ohne Umſtände den Bücherſchrank. Dann las er die Titel: „Die Odyſſee . . .

die Ilias . . . Sophokles' Tragödien . . . Plutarch's Lebensbeſchreibungen . . . Ganz in der Ordnung! Das Götterkind lebt in der antiken Welt der Götter und Heroen. Jetzt kommen pflichtſchuldigſt Goethe's und Schiller's Werke an die Reihe . . . Aha! Johannes von Miller's Weltgeſchichte! Die iſt voll Leben und Kraft, ohne Parteifarbe; . . . — lauter ernſte Bücher . . . Bücher, bei denen man ſich nicht langweilt, wenn man ſie wieder zur Hand nimmt . . . deſto mehr hier: franzöſiſches, engliſches, italieniſches Wörterbuch, nebſt entſprechender Grammatik . . . eine Rubrik, ganz unwürdig des Götterkindes" . . . —

„Ihm ſehr notwendig!" rief Emerenz lachend.

„Dieſe Entdeckung ernüchtert mich etwas . . . ich werde ſie gegen Tini verſchweigen. — Alſo auf Wiederſehen heute Abend bei Gräfin Verſen und morgen bei dem Salonengel!"

„Bei wem?"

„Bei Baronin Elkhof, die mit ihren Mienen und Geberden à la Sainte Nitouche zum Salonengel wird."

„Ah, Sie ſind jetzt entlarvt! Sie ſind der Böſewicht, der den Leuten Spitznamen gibt! Ich hörte noch nie etwas von einem Salonengel!" rief Emerenz; „Du vielleicht, Hellmuth?"

„Weiß nicht!" murrte er aus ſeinem Lehnſtuhl heraus.

„Adieu, Sie bevorzugter Sterblicher!“ warf Harald ihm zu und entfernte ſich.

Jetzt brach ein ſolcher Sturm von Vorwürfen über Emerenz ein, daß ſie weder eine Erklärung, noch eine Verteidigung verſuchte, bis endlich Hellmuth ganz heiſer vor Zorn mit den Worten ſchloß:

„Heute Abend gehen wir nicht zu Gräfin Verſen. Du ſollſt für mich leben, nicht für die Geſellſchaft und am wenigſten für ſolche Gecken, wie Harald Sternfels, deſſen Inſolenz alle Begriffe überſteigt.“

Emerenz hatte ſchweigend wieder zu ihren Werkzeugen gegriffen.

„Findeſt Du das nicht?“ fragte Hellmuth und ſtellte ſich drohend vor ſie hin.

„Nein,“ ſagte ſie trocken; „er iſt ein munterer, unbefangener Menſch, und unſer Verkehr iſt immer auf dieſem Fuß geweſen.“

„Schlimm genug für ein junges Mädchen, ſchlimmer für eine Frau.“

„Lieber Hellmuth, wenn auf der Welt nichts ſchlimmeres vorfiele, ſo ſtände es gut mit ihr.“

„Es iſt der Weg zum Schlimmſten.“

„Höre auf mich zu kränken, Hellmuth . . . Du machſt mir das Leben unerträglich!“ brach Emerenz heftig aus; „ich bin nicht an eine ſolche Behandlung gewöhnt und bin auch nicht geſonnen, mich an ſie zu gewöhnen. Ein Mann, der ſeine

Gattin nicht achtet, verdient keine Achtung, und am wenigſten von ihr."

Dieſer hohe Ton machte ihn betroffen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen ſei und der Strom von Vorwürfen ging in einen Strom von Liebesverſicherungen über, der freilich für den Augenblick ſeine Sinnesänderung ausſprach, jedoch keine Bürgſchaft für gründliche Beſſerung gewährte. Selbſtverſtändlich hob Hellmuth das Interdikt gegen die Soiree bei Gräfin Verſen auf, und Emerenz erſchien munter wie immer, anmutig wie keine andere. Hellmuth ſah es. Freute es ihn oder ſchmerzte es ihn? „O, wenn außer mir niemand ſie ſehen würde . . . dann wäre ich glücklich," ſeufzte er.

Zweites Kapitel.

Mehr als zwei Jahre waren seit ihrer Heirat verſtrichen und Emerenz war noch nicht wieder in Deggenrain geweſen. Ihr Vater hatte ſie zweimal beſucht: zuerſt allein, dann mit ihren Geſchwiſtern. Jetzt endlich konnte Hellmuth nicht länger ausweichen; er wollte Urlaub nehmen und einige Wochen des Spätſommers mit ihr in Deggenrain zubringen. Je weniger Emerenz in ihrer Ehe jene Befriedigung gefunden hatte, welche ſie in ihrer Unkenntnis des Wechſels und Wandels alles Menſchlichen einſt träumte — je ferner es ihr lag dies Reich irdiſcher Unvollkommenheit durch das Reich der Gnade zu unterbauen und zu erheben: deſto mehr trug ſie Verlangen nach der Heimat ihrer Jugend, nach dem friſchen freien Leben im Vaterhauſe. Hellmuth faßte dieſe Sehnſucht in ſeiner Weiſe als eine Kränkung auf und ging verſtimmt, wie Emerenz jubilierend, nach Deggenrain. Er wurde aber ſo liebevoll, ſo ganz als Sohn empfangen und behandelt — in allem was geſchah, wurde er als ſo unzertrennlich von Emerenz betrachtet, daß nach und nach die Überzeugung ſich in ihm Bahn brach, in Deggenrain ſuche niemand Emerenz ihm abſpenſtig zu machen.

„Biſt Du denn noch immer recht glücklich, meine Emerenz?“ fragte ihr Vater in der erſten ſtillen Stunde, die er mit ihr hatte.

„O gewiß, mein lieber Papa,“ entgegnete ſie und ihr Auge ſchimmerte von Tränen der Rührung und Wehmut; „nur ganz anders, als ich es mir vorgeſtellt hatte. — Und um keine betrübende Deutung im Vaterherzen zuzulaſſen, ſetzte ſie hinzu: „O wenn jetzt meine kleine Hildegund mit uns wäre!“ —

Auf dieſe Weiſe waren die Wolken von Schwermut motiviert; die Veldegg zuweilen wahrnahm. Er durfte hoffen, daß ſie Erſatz für den Verluſt der Kleinen finden werde und berührte nicht wieder die Herzenswunde, die doch eigentlich einen andern Grund hatte. Da Hellmuth ſich ſehr beherrſchte, um ſeine eiferſüchtige Neigung nicht aufkommen zu laſſen, ſo ging Emerenz mit einem Scherz, wenn ſie doch einmal durchbrach, über ſie hinweg, und da ſeine Liebe zu Emerenz unverkennbar war, ſo konnte man dieſe Ehe für eine recht glückliche halten.

Emerenz fand Deggenrain außerordentlich verändert. Das Schloß, der Garten, der Hof, die Zimmer, die Tagesordnung — das alles war wie früher; aber es lebte hier nicht mehr derſelbe friſche Geiſt. Robert war fort und mit ihm, als Begleiter, Herr Knapp. Mademoiſelle Gournay war fort, weil ſie ihr Muſiktalent nicht länger hier verwerten konnte, denn Graziane war nicht muſikaliſch. Sie war überhaupt ein ſtilles Weſen, ſehr empfänglich, doch nicht anregend. Die guten alten Freunde Miß Mac Allan und Herr Zweiger waren freilich da, allein es fehlten ihnen die jungen Weſen, die ſie bilden ſollten, und die ihnen bis dahin Stoff genug für ihre Tätigkeit geboten hatten.

Nach der Heirat ſeiner älteſten Tochter hatte Veldegg eine Leere geſpürt, welche ſeine beiden jüngeren Kinder nicht ausfüllten — ſei es wegen ihrer Jugend oder wegen ihrer Charaktere: Robert war voll Trotz und Selbſtzufriedenheit wegen ſeiner geiſtigen Fähigkeiten und wegen ſeines Wiſſens, Graziane war fügſam, doch ſo ſtill, ſo verſchloſſen, daß man nicht klar in ihr Inneres ſehen konnte. Beide waren durch dieſe Anlagen minder anſprechend, als Emerenz mit ihrer offenen, reichen, großartig angelegten Natur, und liebte Veldegg ſie auch zärtlich, ſo fühlte er ſich doch nicht ſo beglückt, ſo befriedigt durch ſie, wie durch ſeine unvergleichliche Emerenz.

Die Baronin Erting war den ganzen Sommer und bis gegen Weihnachten in Grafenturm, und von Deggenrain konnte man zu Pferd oder im leichten Wagen Grafenturm in einer halben Stunde erreichen.

„Die Stunden, in denen ich gewohnt war, Emerenz zu ſehen, ſind mir eine wahre Qual — dermaßen vermiſſe ich ſie,“ hatte Veldegg niedergeſchlagen zu Eugenia geſagt.

„Sie werden, glaube ich, leichter mit dieſer Sehnſucht fertig,“ verſetzte Eugenia, „wenn Sie jene Stunden nicht zu Hauſe zubringen. Grafenturm iſt ja ſo nahe.“

„Treue Freundin!“ erwiderte Veldegg und drückte dankbar ihre Hand.

„Gerade in ſolchen Augenblicken kann die Freundſchaft wirklich wohltuend ſein — was ihr ſelten vergönnt iſt,“ ſagte Eugenia; „gewöhnlich nimmt ſie im Leben der Menſchen und im Reich der Empfindungen beſcheiden den zweiten und dritten Platz ein. Die Freude iſt groß, wenn ſie einmal auf dem erſten erſcheinen darf — und Sie dürfen verſichert ſein, daß Sie mir keinen Dank ſchuldig ſind.“

So machte es ſich, daß Veldegg täglich die Abendſtunden in Grafenturm zubrachte.

„Warum bringen Sie nicht zuweilen Ihre Kinder mit?“ fragte einmal Eugenia. „Ich bin überzeugt, daß die liebe kleine Graziane Sie gern begleitete.“

„Graziane iſt erſt fünfzehn Jahre alt und noch nicht eigentlich geſellſchaftsfähig," erwiderte Veldegg lächelnd.

„Ich meinte dies nicht für Zeiten wenn ich viel Beſuch habe. Dazwiſchen gibt es aber doch gar manche ſtille Tage, in denen ich mit Feodora allein bin."

„Würde ſich Fräulein Feodora zu meiner kleinen Graziane herablaſſen?" wendete er ſich an dieſe.

„Wir kennen uns ja ſeit Jahren, und gegenüber der Schweſter meiner geliebten Emerenz, iſt von keiner Herablaſſung die Rede," ſagte Feodora ganz ſchwärmeriſch.

Graziane war von dieſer Einladung entzückt, wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren es zu ſein pflegt, wenn es in ein Freundſchaftsverhältnis mit einer Zwanzigjährigen treten kann. Später ändert ſich das nicht ſelten und die Zwanzigjährige zieht ſich zurück von einer Freundin, die inzwiſchen fünfundzwanzig Jahre alt wurde und die ſchon zu den Alten gezählt wird. Jetzt aber fühlte ſich Graziane ſehr geſchmeichelt durch ihren vertraulichen Umgang mit Feodora. Dieſe hatte große Neigung zu ſchwärmeriſchen Gefühlen. Lieben und geliebt werden — nämlich in Ekſtaſe ein Idol anbeten und als Idol angebetet werden — dieſe Sorte von Liebe war für Feodora die notwendigſte Vorbedingung zur Ehe; war das Ideal, das ſie in traulichen Geſprächen Grazianen vor Augen ſtellte.

der Eine ſtand ſo ganz in meiner Welt, und der Andre außerhalb derſelben, daß ich nicht begreifen konnte, wie Gundaccar immer auf Achatz zurückkam, und mit einem gewiſſen eiferſüchtigen Vorwurf, der mir das Herz zerſchnitt.

„O ich bin unglückſelig! ſagte ich ganz muthlos. Der Verhaßte klammert ſich mit ſeinem Glauben an den Schatten meiner Liebe, und der Geliebte ſteht in ihrem Licht und glaubt nicht an ſie! Soll ich eine Feuerprobe beſtehen, Gundaccar? Soll ich mich Dir feierlich verloben, hier, am Altar der Madonna?“

„Ja! verloben, vermälen, Clelia! nicht um Dich zu binden, aber um mich zu beruhigen.“

Er zog einen Ring vom Finger, einen wunderlich verſchlungenen und verknoteten Reif, und ſteckte ihn mir an. Ich hatte keinen andern, als den Trauring meiner Mutter; den ſuchte ich hervor und er ſchob ihn an ſeinen kleinen Finger, während ich ſeinen Ring nicht öffentlich zu tragen wagte, ſondern ihn an einem Schnürchen im Buſen verbarg. Dieſer Ringtauſch beglückte uns ſehr! es war wol noch gar viel Kindiſches in uns; — oder verwandelt das erſte ſüße Glück der Liebe jedes Menſchenherz in ein Kinderherz, das am Geringſten ein ſeliges Genügen, und doch dabei einen ſo wunderbar unmäßigen Durſt nach Allem hat, was es nicht beſitzt! — —

„Deine Schweſter,“ ſagte ſie, „hat wenigſtens eine Ahnung von dieſem Ideal, aber meine arme Schweſter . . . nicht die leiſeſte Spur! Es genügt ihr, daß der gute Heldern ein rechtſchaffener kluger Mann iſt, den ſie achten muß und zu dem ſie Vertrauen haben kann. Das hält für's Leben vor, ſo meint ſie; ich behaupte aber, Graziane, eine ſolche Ehe iſt nicht wert, daß ſie gelebt werde, und wir wollen eine ſolche nicht eingehen.“

„Durchaus nicht!“ rief Graziane begeiſtert.

Miß Mac Allan machte Veldegg aufmerkſam, daß der intime Verkehr mit Feodora nicht heilſam für Graziane ſei, die ihr kindliches einfaches Weſen mit Überſpannung vertauſche. Er nahm das ſehr übel auf und erwiderte, Graziane könne nicht ewig Kind bleiben; ſie ſei in dem Alter einer Übergangsepoche; da ſtelle ſich nicht ſelten eine gewiſſe Überſpannung ein, die mit der Zeit wieder verſchwinde und der jungfräulichen Ruhe Platz mache. Dies war im allgemeinen richtig und Miß Mac Allan ſchwieg.

Kaum war das Weihnachtsfeſt vorüber, ſo ging Veldegg mit ſeinem ganzen Hauſe in die Reſidenz, wo er vier Monate blieb und erſt nach Deggenrain zurückkehrte, als Eugenia ihre Überſiedelung nach Grafenturm vornahm. Er hatte ſich dermaßen an den ununterbrochenen Umgang mit ihr gewöhnt, daß es ihm ein Lebensbedürfnis war, ſie täglich zu ſehen. Seine Kinder fühlten ſich nicht durch dieſe Neuerung beeinträchtigt. Graziane ging ganz auf ſie ein, und Robert trieb mit Eifer ſeine Studien und widmete ſeine freie Zeit mit Leidenſchaft der Jagd und den Pferden. Ein wildes Pferd zu bändigen und zuzureiten war ſeine Glückſeligkeit, und ſein Vater freute ſich über dieſe Liebhaberei, die allerdings etwas wagehalſig, doch für einen Jüngling minder gefährlich als manche andere ſei.

Auf dieſe Weiſe war die Zeit verſtrichen, bis Emerenz nach Deggenrain kam. Selbſtverſtändlich wurde ſie von einer großen Veränderung im häuslichen Leben ſehr überraſcht — und nichts weniger als angenehm. In den erſten Tagen, als auch Robert kam, war Veldegg ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß Eugenia in den Hintergrund trat. Nachdem er aber von ſeinen Kindern umgeben einen munteren Ritt nach Grafenturm gemacht hatte, wo die ganze Kavalkade von Eugenia mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen wurde, war die alte Gewohnheit wieder angeknüpft und er ritt täglich nach Grafenturm, wenn auch nur auf eine halbe Stunde. Eugenia wurde nicht müde, mit einer Begeiſterung, die man ſelten an ihr wahrnahm, über Emerenz ſich auszuſprechen und dem Vater, dem Erzieher dieſer unvergleichlichen Tochter, indirekt die höchſte Bewunderung zu zollen. Kein Wunder, daß Veldegg nicht müde wurde ihr zuzuhören — und ſo zog ſich das Band zwiſchen ihnen immer feſter. Emerenz hatte von jeher eine Abneigung gegen Eugenia gefühlt, die ſie nicht zu erklären wußte. Mit tiefer geheimer Betrübnis nahm ſie wahr, wie nicht nur ihr Vater, ſondern auch Graziane, ganz und gar für die Baronin Erting eingenommen war, und immer mehr drängte ſich ihr die Beſorgnis auf, Eugenia beabſichtige eine Ehe zwiſchen ihrem Sohn und Graziane. Sie wagte nicht, mit ihrem Vater dieſen Punkt zu beſprechen, doch der treuen Miß Mac Allan offenbarte ſie ihre Sorgen und ſagte:

„Es iſt erſtaunlich, wie eingenommen Graziane für Feodora, ja für ganz Grafenturm und für alles, was da lebt und webt, voll Teilnahme iſt.“

„Es kann kaum anders ſein,“ verſetzte Miß Mac Allan; „Graziane wird von der Baronin Erting mit Zärtlichkeit und von Fräulein Feodora mit ſchwärmeriſcher Freundſchaft überhäuft . . . Das gefällt ihr, und ſie bemüht ſich es zu erwidern — ſo kommt ſie in eine gewiſſe Schwärmerei hinein, die ich zu bekämpfen ſuche — was aber ſeine Schwierigkeiten hat, da Ihr Herr Vater ſie darin beſtärkt . . . wenn auch nicht gerade mit Worten.“

„Papa wird wiſſen was er tut,“ ſagte Emerenz leiſe ſeufzend; „ich, liebe Miß, zittere aber bei der Vorſtellung, daß ſich die ſchwärmeriſchen Gefühle meiner Schweſter auf den Baron Ignaz erſtrecken könnten. War er häufig in Grafenturm?“

„Er kommt nie dahin Er findet Grafenturm und überhaupt das Landleben unausſtehlich. Er beſucht ſeine Mutter jeden Winter auf drei bis vier Wochen in der Reſidenz, wo ſie dann ihm zu Ehren einen glänzenden Ball gibt, und ſich bemüht, wie man ſagt, ihn zur Ehe zu bewegen. Bis jetzt vergeblich. Er erſcheint wie ein Komet, er verſchwindet wie ein ſolcher . . . um dann in Paris auf- oder eigentlich unterzugehen.“

„Alſo den Eindruck macht er!“

O, einen namenlos traurigen! In der großen Geſellſchaft mag er ſich zuſammen nehmen oder angeregt werden; wenn er aber mit uns ſpeiſte oder Abends eine kurze Erſcheinung machte, kam er mir vor, wie ein Menſch, der ſich ſeines Ruins bewußt iſt . . . wenn auch nicht klar, weil die Klarheit ihn antreiben würde ſich zu retten, mindeſtens es zu verſuchen.“

„Wie äußert ſich Graziane über ihn?“

„Leider beſitze ich nicht ihr Vertrauen! Sie iſt ein verſchloſſenes Buch, das ſich nur von Fräulein Feodora leſen läßt.“

„Aber Feodora, — deſſen müſſen Sie ſich entſinnen, liebe Miß — war früher gar nicht ſchwärmeriſch. Ich glaube ſie wäre ganz bereit geweſen, jeden braven Mann zu heiraten, der ſich um ſie beworben hätte, und unſere Freundſchaft beſtand in einem fröhlichen Verkehr junger Mädchen, die mit einander ſcherzen und lachen, ſingen und tanzen und dazwiſchen auch einmal ein ernſtes Wort, einen guten Gedanken zum Beſten geben.“

„Ja, liebe Gräfin, damals gab Emerenz Veldegg den Ton an. Das kann Graziane nicht. Gefühlsmenſchen ſind meiſtens paſſive Naturen.“

„O ich habe auch Gefühl!“ rief Emerenz.

„Gewiß!“ verſetzte Miß Mac Allan lächelnd; „Sie haben aber noch anderes. Sie haben Initiative, die anregt, Sie haben Energie, die beherrſcht; — und was Fräulein Feodora betrifft, ſo iſt meine Anſicht dieſe: Fände ſich ein Freier, ſo ließe ſie ihre Schwärmerei fallen; bis ſich aber einer findet, treibt ſie ihr Spiel mit roſigen und goldenen Gefühlsſeifenblaſen, welche den Bund der Herzen umſchweben und verherrlichen ſollen — zugleich aber auch die Feſtigkeit und die Dauer von Edelſteinen haben ſollen.“

„Jugendträume, liebe Miß,“ gab Emerenz faſt ſchmerzlich zur Antwort.

„Als flüchtige Träume kann man ſie der Jugend gern gönnen; nicht aber um ein Leben darauf zu gründen, das ſo ungeheuer folgenſchwer iſt wie die Ehe. Davon würde auch Feodora gleichſam den Inſtinkt haben — und mit ihr eine Menge junger Mädchen. Ein ernſter Antrag eines achtbaren Mannes hat ſchon zahlloſe Seifenblaſen platzen laſſen.“

„Vielleicht widerfährt dies auch Grazianen! Es ſcheint mir wenigſtens unmöglich, den Baron Ignaz in roſige Träume hinein zu weben.“

„Wäre Graziane nur nicht als halbes Kind in dieſe Richtung geraten,“ ſagte Miß Mac Allan.

Emerenz ſchöpfte keinen beſonderen Troſt aus dieſem Geſpräch, und daß ſie gar nicht auf einen gewiſſen traulichen Fuß mit ihrer Schweſter kam, tat ihr weh. Graziane war bei ſiebzehn Jahren ganz anders, als ſie in dem Alter geweſen war, viel abgeſchloſſener, viel fertiger, ſo daß es den Anſchein hatte, als habe ſie ſich ihren Lebensplan ſchon feſtgeſtellt. Dies war aber bei ihrer Jugend nicht natürlich und nur durch einen fremden Einfluß möglich und dieſer kam von Grafenturm.

An einem ſchönen September-Nachmittag gingen Robert und Hellmuth auf die Jagd, Veldegg ritt nach Grafenturm und Emerenz lehnte es ab ihn zu begleiten, weil ſie mit Graziane einen weiten Spaziergang im Wald machen wolle. Arm in Arm wandelten die Schweſtern durch die langen Alleen des Parks dem Eichengehölz zu, hinter welchem ein munterer Bach deſſen Grenze bildete. Eine ländliche Brücke führte auf eine kleine Wieſe, und jenſeits derſelben lag der ſchöne ſtille Wald mit vielfach verſchlungenen Wegen.

„Iſt es Dir nicht leid, Graziane, daß Papa im Grunde ein häusliches Leben mehr in Grafenturm zu finden ſcheint, als hier?“ fragte Emerenz.

„Mir ſcheint es recht natürlich,“ antwortete Graziane; „jetzt freilich, da Ihr Alle hier ſeid, geht es munter genug in Deggenrain zu; ſind wir aber allein, ſo iſt es ſehr ſtill; wir ſind gar wenig Perſonen, und Papa, der früher an einen größeren und belebteren Kreis gewöhnt war, langweilt ſich und begehrt eine Unterbrechung der Stille. Da ich ihn immer begleite, ſo iſt es ja einerlei, ob wir hier oder dort beiſammen ſind.“

„Wäre es zu meiner Zeit ſo hergegangen . . . ich wäre troſtlos geweſen.“

„Du warſt nicht ſo befreundet mit Feodora, wie ich es bin.“

„Ich hatte Sie und Charlotte ſehr gern und freute mich immer ſie zu ſehen.“

„Ja, aber eine exkluſive Freundſchaft, eine unbeſchränkte Intimität, ein Bund für die Ewigkeit war es nicht.“

„Was die Ewigkeit betrifft,“ rief Emerenz lachend, „ſo iſt der Zeitpunkt, wo Eine von Euch ſich verheiratet, wahrſcheinlich ihr Ende. Iſt die Intimität mit einem Gatten vollſtändig, ſo bleibt für exkluſive Freundſchaft wenig Zeit, wenig Raum, wenig Neigung.“

„Nun, dann bringt man ein großes Opfer, und das iſt ja das Schönſte und Glücklichſte was man tun kann.“

„Vergiß nicht beizufügen — das Schwerſte.“

„Liebt man, ſo iſt alles leicht.“

„Du haſt ja noch keine Ahnung, was das iſt: ein Opfer.“

„Ich habe noch kein wahres Opfer bringen können, aber eine Ahnung habe ich doch, worin es beſteht.“

„Und worin? . . . nach Deiner Meinung.“

„In der Hingebung unſeres ganzen Weſens, mit allen unſeren Gedanken, Handlungen, Beſtrebungen und Gefühlen — an und für Jemand, der dieſe Hingebung nicht in demſelben Maße erwidert.“

„Und das kommt Dir leicht vor?“

„Wenn ich dieſen Jemand liebe — ja! und ganz beſonders, wenn ich hoffen darf, ihn dadurch zu veredeln, zu beſſern . . . oder gar von Irrwegen zu retten. Schöneres kann ich mir nicht vorſtellen und da die höchſte Schönheit die höchſte Vollkommenheit in ſich ſchließt, ſo bin ich auf dem richtigen Standpunkt, wenn dies mein Ideal von Liebe und von Glück iſt.“

„Es mag ſo ſein,“ verſetzte Emerenz ernſt; „aber ſei nur nicht ſo vermeſſen Dir einzubilden, daß Du dies Ideal leicht verwirklichen könnteſt. In Dir ſelbſt ſowohl, wie in dem Gegenſtand, für den Du dich opferſt, wirſt Du ſo rebelliſche Elemente finden, daß Dir nichts gewiſſer iſt, als ſchwere Kämpfe . . . um ſo ſchwerer, als das Ideal hoch iſt.“

„Es heben die Götter verlorene Kinder —

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20880 / 067

Mit feurigen Armen zum Himmel empor“ — ſo ſpricht der Dichter,“ ſagte Graziane ſchwärmeriſch.

„Die Götter mögen feurige Arme haben,“ entgegnete Emerenz lächelnd, „Du, meine Graziane, haſt ſchwache menſchliche Arme, denen leicht die Kraft fehlen dürfte, das Götterwerk auszuführen — und dann brichſt Du entmutigt zuſammen unter dem Übermaß der Anſtrengung. Und ſollte etwa alles das, was Du eben geäußert haſt, Dich bei der Wahl eines Gatten leiten, ſo beſchwöre ich Dich, deine Kräfte genau zu prüfen, ſie nicht zu überſchätzen, Dich nicht täuſchen zu laſſen — Du könnteſt ſonſt ſehr elend werden.“

„Emerenz ich finde Dich ungeheuer proſaiſch.“

„Da ſiehſt Du die Folgen des Eheſtandes,“ ſagte Emerenz lachend.

„Die ſtellen ſich aber gar früh ein. Du biſt verheiratet — laß mich zählen wie lange! — zwei Jahre, drei Monat und drei Wochen, und Du redeſt, als hätteſt Du bereits die ſilberne Hochzeit hinter Dir. Biſt Du denn gar nicht glücklich? . . . und Hellmuth liebt Dich ſo ſehr! . . . was kannſt Du mehr verlangen?“

„O nichts . . . gar nichts, liebe Graziane! es iſt und bleibt aber ſchwer, daß ſich die Eigentümlichkeiten von zwei Charakteren genug abſchleifen, um die größtmögliche Verſchmelzung beider zu einer Einheit zu bewerkſtelligen. Dies iſt nun ſelbſtverſtändlich keine geringe Arbeit —

Meine Tage waren gräßlich; ich ſollte Achatz heirathen, und ich weigerte mich mit einer Beſtimmtheit, die ſie Verſtocktheit nannten. Sie drohten mir mit Haft, mit Hunger; ich dachte an Gundaccar und fürchtete die Drohung nicht. Achatz ſtimmte nie für die Härte des Bruders und der Schwägerin, wollte mich immer durch Liebe gewinnen und das reizte mich weit mehr zum Zorn.

Aber die Nächte waren ſelig, durchfunkelt und durchflammt von Entzücken, wie der Himmel von Sternen! ein Auf- und Abwogen, ein Verſchmelzen von Troſtloſigkeit in Wonne, von Jubel in Verzweiflung, von namenloſer Traurigkeit in endloſe Seligkeit, von unbegreiflichen Extaſen in myſteriöſe Deſolationen! — Das Alles? Ja, das Alles. Und doch ſelig? — Doch! — Wie hätte ich es nicht ſein ſollen? endlich begegnete ich einer Erwiderung meiner Liebe! endlich wurde ſie ſo voll, ſo ganz, ſo ſchrankenlos angenommen, wie ſie mir aus der Seele flammte! endlich fand ich ein Weſen bei dem der trübe Gedanke ſchwand: Niemand liebt dich, arme Clelia! und Niemand, weder im Himmel noch auf Erden, will deine Liebe! — Zuweilen warf ich mich vor meinem Betpult nieder, und rief: O Du, heilige Jungfrau, Schmerz- und Gnadenreiche! und Ihr, all Ihr Heiligen und Seligen und Engel, himm-

und ich bin nun einmal ſo beſchaffen, daß ich mich über die Dinge ausſpreche, wie ich ſie verſtehe. Um glücklich zu ſein, iſt es nicht nötig das Glück in ſo excentriſcher Weiſe aufzufaſſen, wie Du und wie wir alle es nur zu gern in den Eheſtand verlegen, während uns das alte Sprichwort warnen ſollte: Eheſtand, Weheſtand."

„Du könnteſt mir die Ehe verleiden, Emerenz! Es iſt gut, daß ich noch gar nicht ernſtlich an ſie denke."

„Du wirſt aber im nächſten Winter in die Welt gehen und vielleicht ernſtliche Gedanken bekommen. Denke dann auch ein wenig an das, was ich Dir heute geſagt habe."

Graziane verſprach es. Als ſie am nächſten Tage Feodora ſah, erzählte ſie ihr das ganze Geſpräch mit Emerenz und Feodora antwortete:

„Für mich iſt und bleibt Ideal des Glücks zu leiden aus Liebe, durch Liebe, für Liebe. Hat Emerenz nicht dieſen Schwung des Gefühls, ſo iſt ſie für mich und Dich — denn Du haſt ihn auch — nicht maßgebend."

Damit war Graziane einverſtanden.

Drittes Kapitel.

Emerenz erhielt einen tiefbetrübten Brief von Gräfin Tengenberg, die ihr den Tod ihres Schwiegerſohnes anzeigte. Ihre ſieben Enkel, Kinder von drei bis fünfzehn Jahren, waren nun ohne Vater, wie ſie ſeit drei Jahren ſchon ohne Mutter geweſen waren. Die unvermählte vortreffliche Schweſter des Verſtorbenen, die nach dem Tode ſeiner Frau dem Hauſe vorſtand, ſei freilich bereit dies Opferleben fortzuführen; — werde es aber nicht ihre Kräfte überſteigen?

„Hellmuth!“ rief Emerenz, als ſie zuſammen den Brief laſen, „laß uns das jüngſte Kind, die kleine Suſanna, zu uns nehmen. Es würde die arme Tante beglücken das Kind im Hauſe zu haben.“

„Wenn es ſie beglückt, ſo kann ſie ſich dies Glück bereiten,“ verſetzte er trocken.

„Nein, Hellmuth! eine Großmutter, die ſo viel Gram und Schmerz hatte wie die arme Tante, und überdies von ſchwacher Geſundheit iſt, iſt nicht mehr kräftig genug, um die Erziehung einer ſo jungen Enkelin durchzuführen. Wir aber“ . . . —

„Ich bitte Dich, rede nicht weiter davon! Du biſt bereits durch tauſend Intereſſen dermaßen in Anſpruch genommen, daß ich faſt nichts von Dir habe. Wie würde es ſein, wenn der letzte Reſt durch dies fremde Kind beanſprucht würde.“

„Ich weiß von keinen Intereſſen, Hellmuth, die Dich irgendwie beeinträchtigen.“

„Du muſizierſt, Du lieſt, Du ſchreibſt, Du zeichneſt, Du machſt eine Million von Handarbeiten.“

„Jetzt fehlt weiter nichts, als daß Du ſagſt: Du denkſt!“ fiel Emerenz lachend ein.

„Das ſage ich auch und gar nicht zum Spaß; denn all' dieſe Dinge erfüllen Deine Gedanken . . . und was bleibt für mich übrig? . . . ich frage!“

„Ich, Hellmuth, ich! Emerenz wie ſie leibt und lebt. Jene Beſchäftigungen unterhalten mich, freuen mich, füllen in angemeſſener Weiſe meine Zeit aus — das kann unmöglich eine Störung zwiſchen Dir und mir hervorrufen.“

„Wenn ich mich aber doch beeinträchtigt fühle!“

„So hat das einen andern Grund, den Du kennſt, Hellmuth,“ ſagte ſie traurig.

„O meine ſüße Emerenz, betrübe Dich nicht . . . Du weißt ja, daß ich Dich nur aus Übermaß der Liebe quäle . . . vergib mir und liebe mich trotz meiner Verkehrtheit, die nun einmal zu meinem Weſen gehört, welches in Dir den Inbegriff ſeines Glückes umfaßt, und daher Anſpruch macht auf jeden Blick, jedes Wort, jede Regung, jeden Gedanken. Mag ſie übertrieben genannt werden, — meine Liebe iſt nun einmal ſo beſchaffen! der Menſch kann ſein Herz ſo wenig ändern wie ſeine äußere Geſtalt, kann nicht vom Rieſen zum Zwerge einſchrumpfen.“

Hellmuth hatte dies alles mit jener leidenſchaftlichen Zärtlichkeit herausgebrauſt, durch welche er ſeine Frau entwaffnete, denn Vorwürfe konnte ſie ihm dann nicht machen und für vernünftige Vorſtellungen war er in dieſem Punkt unzugänglich. Von der kleinen Suſanna war natürlich nicht mehr die Rede.

Ein anderer Todesfall, der die ganze Familie ſchmerzlich berührte, war der des Baron Althauſen. Die Nachricht traf ein, als Emerenz den Brief ſchrieb, durch welchen ſie ſich und ihren Mann in Walldorf anmeldete. Jetzt war allgemeiner Aufbruch zur Beiſetzung, und die Tage von Deggenrain gingen für Emerenz zu Ende wie das Leben — vor einem Sarge.

Die Baronin Althauſen war in tiefſter Traurigkeit. Nach fünfzig Jahren einer Ehe, in welcher Mann und Frau gleichſam mit einander verwachſen, in einander verſchmolzen waren, kam ihr die Trennung ganz widernatürlich vor. Sie ſagte in Tränen:

„Gott muß mein Herz ſtill machen. Es möchte beſtändig aufſchreien vor Weh.“

„Schau, Emerenz, das iſt Liebe,“ ſagte Hellmuth.

„Ja . . . ſie war gegründet auf unbedingtes gegenſeitiges Vertrauen,“ erwiderte Emerenz.

Daß dieſe ſo wie jede zufriedene Ehe eine übernatürliche Grundlage habe in der Pflichterfüllung, die auf Gottesfurcht beruht und aus ihr Kraft und Segen ſchöpft, konnte Emerenz nicht ſagen, denn ſie wußte es nicht. Sie wähnte, es ließe ſich mit natürlich guten Gaben, guten Eigenſchaften, gutem Willen, das ſchwierigſte Verhältnis andauernd glücklich geſtalten, das unter Menſchen beſteht: die Ehe.

Das Grauen, das Emerenz früher vor ihrer armen Mutter gehabt, hatte ſich verloren; nicht nur durch die Wirkung der Zeit, ſondern auch weil ſie inzwiſchen das Leiden beſſer — weil aus Erfahrung — kennen lernte. Wer nicht gelitten hat, verſteht nichts, denn auf Leiden iſt das Leben gegründet und die ganze Entwickelung des Menſchen beruht auf der Weiſe, wie er das Leiden bald duldend, bald handelnd erträgt. Das Verſtändnis des Leidens war für Emerenz aufgegangen; freilich nur dämmernd, wie ein blaſſer Stern im roſigen Morgenhimmel. Sie fürchtete ſich nicht mehr, ihre arme Mutter zu ſehen, und ſprach in Walldorf ihren Entſchluß aus nach Hainau zu gehen und Graziane und Robert verlangten ſie zu begleiten; auch ihr Mann, obſchon er es anfangs um ſo weniger gut hieß, als Veldegg dieſen Beſuch nicht billigte, der den Kindern nur ſchmerzliche Eindrücke bereiten, an der Mutter ſpurlos vorüber gehen werde, da ſie die Anweſenheit ihrer Kinder nicht ahnen durfte. Ihre Menſchenſcheu hatte dermaßen ſich geſteigert, daß ſie in der letzten Zeit auch die Baronin Althauſen nicht mehr vor ſich ließ. Emerenz blieb aber bei ihrem Entſchluß. Man traf die nötige Verabredung mit Hildegund's Wärterinnen und die Geſchwiſter fuhren in Hellmuth's Begleitung nach Hainau.

Grabesſtille im Hof, Grabesſtille im Hauſe, Grabesſtille im Garten. Hier lebte und waltete kein Geiſt.

„Wäre es nicht heller Tag, ſo könnte man ſich vor Geſpenſtern fürchten,“ flüſterte Graziane beklommen.

Hildegund war im Garten, wo ſie täglich viele Stunden zubrachte und ſo ließen ſich ihre Kinder zuerſt ihre Zimmer zeigen, die noch genau ſo waren, wie Emerenz ſie vor Jahren fand.

„Die Frau Baronin duldet nicht die mindeſte Veränderung,“ ſagte die Krankenſchweſter; „wie es war, ſo muß es bleiben, ſonſt gerät ſie in Aufregung und der Herr Doktor ſagt, das müſſe verhütet werden, denn es kann ſie in Tobſucht ſtürzen.“

„Entſetzlich! furchtbar!“ riefen die Geſchwiſter und Hellmuth ſagte erzürnt:

„Schweigen Sie, Schweſter!“

Die gute Schweſter ſah ihn ganz erſtaunt an. Für ſie war die Tobſucht ſo gut eine Krankheit, wie die Waſſerſucht oder die Lungenſucht.

„Da ſteht ja auch der Stickrahmen!“ rief Emerenz; „alſo ſetzt ſie die Teppichſtickerei fort!“

„Ja! doch der Fleiß nimmt ab. Sie ſetzt ſich an den Rahmen, aber meiſtens ruhen die Hände.“

„Vielleicht läuft das Räderwerk ab, nachdem die Federkraft aus der Uhr geſchwunden iſt,“ ſagte Robert.

„Sie können recht haben, Herr Baron,“ verſetzte die Schweſter, „die Kräfte der Frau Baronin nehmen in jeder Richtung ab.“

Neben Hildegund's Schlafzimmer lag das der Schweſtern. Dahin begab ſich die betrübte Geſellſchaft. Hinter den geſchloſſenen Vorhängen von dünnem Muſſelin konnte man ungeſehen Hildegund genau beobachten. Dieſe Zimmer lagen im Erdgeſchoß und vor den Fenſtern war ein Blumengarten angelegt. Da ſtand Hildegund auf einen Rechen geſtützt und ſtarrte vor ſich nieder. Sie trug wie früher ein graues Kleid und um den Kopf ein grauſeidenes Band, welches ihr langes aufgelöſtes über den Nacken herabfallendes Haar zuſammenhielt, ſo daß es ihr weder durch den Wind, noch durch eine raſche Bewegung in's Geſicht fallen konnte. Dies Geſicht ſchien das Antlitz einer Sechszigjährigen zu ſein, ſo welk, ſo ſchlaff waren die Züge. Ausdruck hatten ſie nicht; eine gewiſſe erſtarrte Verzerrung lag feſt auf ihnen. Als ſie ſich nach geraumer Zeit zu beſinnen ſchien, daß ſie eine Arbeit zu beſorgen habe, nahm ſie den Rechen zur Hand, hackte die Wege zwiſchen den Blumenbeeten, pflückte welke Blätter und entfärbte Blumen ab, warf ſie in einen Korb und jätete mit einem Werkzeug das Unkraut aus. Dazwiſchen machte ſie lange Pauſen auf ihren Rechen ſich ſtützend.

„Iſt der Blick immer ſo leer?" fragte Robert; „auch dann, wenn ſie ſpricht?"

„Immer!" ſagte die Schweſter.

„O ich bitte, gute Schweſter, gehen Sie doch einmal zu ihr und ſprechen Sie mit ihr, damit wir ihre Stimme hören," bat Graziane; „ich will das Fenſter ganz vorſichtig ein klein wenig öffnen."

„Nur um Himmelswillen kein Geräuſch . . . keinen Laut!" erwiderte die Schweſter, ging hinaus und ſagte freundlich:

„Aber wie fleißig ſind Frau Baronin! Der ganze Korb iſt ja voll Unkraut."

Hildegund verſuchte zu lächeln. Jedes menſchliche Angeſicht wird durch das Lächeln, wenn es mit Bewußtſein verbunden iſt, verſchönert, denn es ſpiegelt ein ſeeliſches Leben ab, das durch Freude, Liebe, Wohlwollen, Dankbarkeit oder eine andere ſchöne Empfindung erhöht iſt. Doch bei der armen Hildegund war es nur eine entſtellende Muskelbewegung des Mundes. Es lächelten nicht einmal ihre Lippen — was die unterſte Stufe des Lächelns iſt — viel weniger ihr Auge; dieſes blieb ſeelenlos und unruhig, wie das Auge eines Vogels, und mit einer Stimme, die ſo ſtumpf wie der Blick war, ſagte ſie:

„Wenn das Unkraut nur nicht immer wieder wachſen wollte . . . und die Blätter werden auch gar zu oft wieder gelb.“

Graziane drückte leiſe das Fenſter zu. Beide Schweſtern ſchwammen in Tränen und Robert war leichenblaß. Hellmuth drang auf die Heimfahrt. — — —

Tags darauf erfolgte ein allgemeiner Aufbruch, der neben einem kaum geſchloſſenen Grabe doppelt traurig war. Hellmuth kehrte mit Emerenz in ſeine Garniſon, Beldegg mit Graziane nach Deggenrain, Robert auf die Univerſität zurück. Klementine Sternfels wollte noch ſo lange bei der vereinſamten Mutter in Walldorf bleiben, als ihr kränklicher Gemahl ihr Urlaub gab. Von ihren ſechs Kindern konnten nur die drei Söhne es möglich machen, zu den Exequien des Großvaters zu erſcheinen.

Die älteſte Tochter lebte an der franzöſiſchen Grenze, die zweite an der türkiſchen, die jüngſte, kaum erwachſen, war bei dem Vater geblieben. So löſen die Lebenswege den Familienkreis äußerlich auf, und hält nicht Familienſinn und Anhänglichkeit an das Elternhaus ihn zuſammen, ſo zerfällt er auch in den Herzen.

Mit ſehr trüben und ſchmerzlichen Eindrücken betrat Emerenz wieder ihr ſtilles ernſtes Haus. Die Veränderung in Deggenrain, der jammervolle Zuſtand der Mutter, der Tod des Onkels — alles preßte ihr Herz zuſammen. Wie froh, wie leicht hatte es damals geſchlagen, als ſie zum erſten Mal dieſe Schwelle überſchritt! wie war es dem Leben entgegen geflogen! .... Und was war denn ſeitdem verändert? .... Nichts! .... Nichts? ....

So ſprach Emerenz mit ſich ſelbſt am Abend ihrer Ankunft, nachdem ſie alles wieder in die alte Ordnung gelegt, geſtellt, gerückt hatte, wie das nach einer Abweſenheit zu geſchehen pflegt. Sie ſaß im Fenſter und blickte in den Garten, der ihr ſehr eng vorkam, weil die ſpärliche Belaubung des Spätjahrs überall die umgebende Mauer wahrnehmen ließ.

Da flog die Tür auf, Hellmuth trat ein, ſetzte ſich zu Emerenz, umſchlang ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und ſagte:

„Jetzt endlich! endlich! endlich! nach ſechs liſche Schaar, Glorie um den Thron des höchſten Gottes! warum habt Ihr mein Herz verſchmäht? Euch war es zugewendet, nach Euch ſchmachtete es, zu Euch ſtrebte es, für Euch glühte es; — und Ihr habt ſein Verlangen nicht geſtillt, Euch nicht zu ihm geneigt, und es armſelig und verſchmachtend in ſeiner dornenvollen Einſamkeit gelaſſen. Da kam ein Anderer! — ich betete nicht zu ihm wie zu Euch — und doch hat er mich gehört, verſtanden, erhört! aber Ihr dürft mir nicht zürnen, wenn mein Herz jezt ihm, und nur ihm gehört .... und Gott — kann mir nicht zürnen.

Es lag eine Thorheit, ein Uebermaß, eine Leidenſchaft, eine Glut in dieſer Liebe, die ihr ein trauriges Schickſal verhieß. Ich hätte im glücklichſten Fall immer eine Steigerung begehrt und die war unmöglich! Aber jezt hatte ich nicht Zeit es zu bemerken, denn uns Beiden war zu Sinn, als müſſe es ſo in alle Ewigkeit fortgehen. Ich weiß nicht ob Gundaccar mich ſo heftig, ſo ausſchließlich, ſo beſinnungslos, ſo abgöttiſch liebte wie ich ihn. Ich glaube es nicht, denn ich glaube nicht daß dem Mann die Fähigkeit verliehen iſt ſich ſo ganz in der Liebe aufgehen zu laſſen, das Ich aufzugeben, wie der Frau. Ich glaube auch nicht, daß vielen Frauen dieſe unſelige Fähigkeit ward; aber ewig langen Wochen, jetzt gehörſt Du wieder mir . . . mir allein.“

Hellmuth war der alte . . . und ſie war es ja auch. Warum ſagte ſie denn in der Stille fragend, zweifelnd zu ſich ſelbſt: Iſt dies Liebe? . . . iſt dies Glück?

Als Veldegg am Tage nach ſeiner Heimkehr Eugenia beſuchte, fand er ſie ungewöhnlich froh geſtimmt.

„Während ich trübe Tage hatte, iſt Ihnen etwas Angenehmes begegnet, nicht wahr?“ ſagte er teilnehmend; „ich kenne Sie zu genau, um das nicht zu bemerken und mich darüber zu freuen.“

„Ja, mein treuer Freund,“ verſetzte Eugenia, „es ſcheint, als wolle ſich die ſchwarze Wolke lichten, die ſchon ſo lange mein Leben verdüſtert hat.“

„Kommt Ignaz zur Beſinnung?“

„Ich wage einer gegründeten Hoffnung Raum zu geben, denn zum erſten Mal ſpricht er ſich mit Entſchiedenheit für eine Heirat aus, als für das Mittel, auf immer mit einer Lebensweiſe zu brechen, die er mehr und mehr verabſcheue und von der er ſich losſagen wolle. Um mir zu beweiſen, wie ernſt er es mit dieſem Bruch meine, wolle er den ganzen Winter bei mir zubringen. Ich möge ihm ſchreiben, wann ich den Aufenthalt in Grafenturm mit dem in der Stadt vertauſche: dann wolle er gleich kommen. Sie können ſich vorſtellen, wie dieſe Ausſicht mich beglückt, und ich will Grafenturm Mitte November verlaſſen."

„Schon ſo früh!" rief Veldegg.

„Ich denke, Sie folgen mir bald in die Stadt. Träumte es mir oder haben Sie es einmal flüchtig geäußert: Nachdem Robert, Ihr wilder Jäger fort ſei, wollten Sie keine großen Jagden mehr geben."

„Ich habe es nicht geäußert und Sie haben es nicht geträumt. Aber Sie ahnen das, was ich denke, wie das zuweilen der Fall iſt zwiſchen Perſonen, die in langer Intimität lebten. Ich gehe ganz gern hin und wieder auf die Jagd, doch für mich allein habe ich keine Freude an einer großen Jagdgeſellſchaft. Zu einer ſolchen gehört es weſentlich, daß man muntere junge Leute im Hauſe habe."

„Deſto beſſer! es ſteht alſo Ihrer frühen Überſiedelung in die Stadt nichts im Wege — und möge dort der Wirrwarr der Geſellſchaft noch ſo groß ſein, wir bleiben unſerer Gewohnheit treu und finden täglich eine ruhige Stunde, die uns Beiden, nicht wahr? mehr und mehr zum Bedürfnis wird. In der Jugend lebt man in der Phantaſie und findet es charmant, Freunde auf der andern Hemiſphäre zu haben. Je älter und verſtändiger man wird, ſchließt man mit derartigen Schwärmereien ab, und man fühlt ſich glücklich, möglichſt wenig von ſeinen Freunden getrennt zu ſein."

Da Veldegg dies Gefühl teilte, ſo war nicht nur Grafenturm, ſondern auch Deggenrain Mitte November verödet. Klementine Sternfels, in tiefer Trauer um ihren Vater, blieb den ganzen Winter auf dem Lande. Ob Gräfin Dorn kommen werde, war ganz ungewiß wegen Geſundheitsrückſichten; ſo machte es ſich ganz einfach, daß Veldegg Eugenia bat, Graziane in der Geſellſchaft, ſo weit es nötig ſei, unter ihre Obhut zu nehmen.

Viertes Kapitel.

„Wer war der dunkele Mann, der am Schluß unſeres Konzerts kam und meinem Flügel gegenüber, auf eine Konſole geſtützt, ſtehen blieb?“ fragte Emerenz, als ſie mit ihrem Mann aus einer Abendgeſellſchaft nach Hauſe fuhr.

„Wenn Du nicht mit einer lebendigen chineſiſchen Mauer umgeben geweſen wäreſt, ſo hätte ich ihn Dir vorgeſtellt,“ ſagte Hellmuth.

„Ja . . . aber wer iſt er?“

„Er war ſchon heute Nachmittag bei mir und ich wollte ihn zu Dir führen . . . doch Du warſt ausgegangen.“

„Ja, lieber Hellmuth . . . aber ich bitte, wer iſt es?“

„Andreas.“

„Richtig!“ rief Emerenz.

„Richtig? . . . wie ſo . . . weshalb . . . warum . . . in welcher Beziehung richtig.“

„Er kam mir bekannt vor, ſo gewiß verſchwommen . . . ich wußte ihn nicht unterzubringen, Jetzt fällt mir alles ein."

„Was fällt Dir ein?"

„Wo ich ihn ſah. Im Sommer waren es drei Jahre . . . bei der Tante Dorn. Es war ſehr komiſch."

Der Wagen hielt. Emerenz wollte ſogleich zu Gräfin Tengenberg hinauf gehen, die erſt am Abend vom Lande gekommen war; doch Hellmuth hielt ſie feſt und ſagte:

„Halt! erzähle mir zuvor Dein Zuſammentreffen mit Andreas."

Emerenz mußte ſich ganz gemütlich zurecht ſetzen und ſo ausführlich erzählen, wie Hellmuth es verlangte.

„Die Tante Dorn hatte mich von Papa auf einige Tage erbeten. Ihre Enkelinnen, die Zwillinge Roſalie und Roſemund, genannt die Dörnröschen, waren aus der Erziehungsanſtalt entlaſſen, in welcher ſie nach dem Tode der Eltern, die an der Cholera ſtarben, ſechs volle Jahre zugebracht hatten. Die Großmutter hatte ſie alljährlich beſucht; herausgekommen waren ſie nie. Jetzt war ihnen alles ſo neu, ſo fremd, und das machte ſie ſo menſchenſcheu und unbeholſen, daß die arme Tante Dorn mich zu Hilfe rief, um ihren Enkelinnen ein gutes Beiſpiel zu geben. Zum Namenstag der Tante, die Alfonſine heißt, brachte Miß Mac Allan mich hin. Ich fand die Dornröschen ſo, daß ich ſie lieber Gänſeblümchen genannt hätte. Sie wurden dunkelrot, wenn man ſie anredete! ſie ſtießen einander mit den Ellbogen an, und wenn ein junger Mann ihnen auf zehn Schritte ſich näherte, ſo hätten ſie gern die Flucht ergriffen und flüſterten ängſtlich: Was ſoll ich ſagen? was ſoll ich tun? — Nur wenn man in den Garten ging, wurden ſie belebt, und wie wilde Füllen ſtürzten ſie ſich in's Freie. Graf Tengenberg kam erſt nach dem Namenstag; er hatte Geſchäfte mit der Tante und blieb zwei Tage. Er bekümmerte ſich wenig um uns. Er kam uns ſehr ernſt vor. Roſemund ſagte einmal ganz beruhigt:

„Gott ſei Dank! Graf Tengenberg iſt ſo alt, daß er gewiß nicht ans Heiraten denkt.“

„Denkſt Du denn bei jedem Mann unter dreißig Jahren an's Heiraten?“ fragte ich neckend. Sie wurde purpurrot — es war höchſt komiſch. Einige Monate ſpäter haſt Du ſie beide in der Jagdgeſellſchaft zu Deggenrain geſehen, wo ſie aber wie unſer eins waren. Jetzt iſt Roſemund Braut und es heißt, Roſalie werde ihrem Beiſpiel folgen.“

„Alſo das war Deine Begegnung mit Andreas,“ ſagte Hellmuth beruhigt; „jetzt geh' zur Tante hinauf . . . ich folge Dir.“

Emerenz begab ſich zu Gräfin Tengenberg und ließ ſich alle Umſtände vom Tode des Schwiegerſohnes und was darauf folgte, genau erzählen.

Graf Andreas war von ſeinem ſterbenden Schwager zum Vormund der ganz verwaiſten Kinder beſtimmt worden. Eine mühſame Aufgabe, da ſich zwei unbändige Knaben unter ihnen befanden und die Vermögensverhältniſſe weder glänzend noch gehörig geordnet waren. Gräfin Tengenberg beſchwor ihren Sohn, die diplomatiſche Laufbahn zu verlaſſen, die in der Jetztzeit ſo unerfreulich wie möglich, allen Variationen revolutionärer Bewegung, allen Launen wechſelnder Miniſterien preisgegeben ſei. Eine ernſte Pflicht werde ihm von der göttlichen Vorſehung ſo nahe gelegt, daß es ihr bedenklich ſcheine ſie nicht zu übernehmen. Er finde in der Heimat einen größeren und ſegensreicheren Wirkungskreis als in Spanien, wo Königin Iſabella verjagt und alles in Aufruhr oder in Aufregung ſei. — Nach ernſter Erwägung faßte Andreas den Entſchluß, den die Pflicht zu fordern ſchien, er verlangte ſeinen Abſchied, nahm einſtweilen Urlaub und ging in die Heimat, wo er als ein rettender Engel empfangen wurde.

Die pekuniären Angelegenheiten zu ordnen, lag ihm nicht ſo am Herzen, als ſeine beiden Neffen, Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren, in Zucht zu halten. Sie waren ihrem ſchwachen Vater über den Kopf gewachſen, waren aus zwei Inſtituten entlaufen, in welche er ſie gebracht hatte, und erklärten feierlich, ſie würden nie die Schwelle eines dritten betreten. Auch dem Onkel.

Eben ſo entſchieden erklärte aber auch ihre Tante, ſie wolle gern dem Hauſe und der Erziehung ihrer fünf Nichten vorſtehen; es überſteige aber ihre Kräfte, die Verantwortung für die unbotmäßigen Knaben zu übernehmen, die jetzt freilich einen vortrefflichen Präzeptor hätten und ſich brav hielten.

Graf Andreas brachte die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit zu Ende. Er ließ ſich im Tengenberg'ſchen Hauſe nieder und nahm ſeine Neffen mit deren Präzeptor zu ſich. Dort war er in der Mitte zwiſchen Obertengenberg und der Beſitzung ſeines verſtorbenen Schwagers, während ſeine Mutter als Hausfrau ſorgte und waltete.

„Dieſe Wendung der Dinge iſt für mich ein ſo unerwartetes glückliches Ereignis," ſagte ſie ſchließlich zu Emerenz, „daß ich mich kaum über den Tod des armen guten Konſtantin betrüben kann. Haſt Du nicht bei Ida Verſen die Bekanntſchaft meines guten Andreas gemacht? Ich ſchickte ihn hin, damit er nicht den unbehaglichen Abend der Ankunft, wo noch nichts in gehöriger Ordnung iſt, bei mir zubringe."

„Ich ſah ihn nur von ferne, liebe Tante," erwiderte Emerenz, „denn ich wollte gern dieſen erſten Abend bei Dir zubringen, um ihn Dir etwas gemütlich zu machen."

„Du liebes Herz!" ſagte die Gräfin und ſetzte hinzu, als der Diener die Tür öffnete: „Da iſt er ja!"

„Ein alter Bekannter . . . wenn auch vergeſſen — nicht wahr?“ ſagte Andreas und bot Emerenz die Hand.

„Nicht vergeſſen, nur dem Gedächtnis entrückt,“ entgegnete ſie freundlich.

„Das iſt ungefähr dasſelbe! hat aber nichts zu ſagen — wir werden ſchon bekannt werden,“ ſagte er lächelnd.“

Emerenz blickte erſtaunt zu ihm auf. Sein ernſtes, dunkles, etwas leidenvolles Auge nahm durch dies Lächeln einen ganz überraſchenden Ausdruck von Wohlwollen an und ſie fragte ſich heimlich, ob er vor einigen Jahren denſelben edelgeformten Kopf, dieſelbe gedankenvolle Stirn, dieſelben ſchönen Züge gehabt habe. Er muß damals ganz anders ausgeſehen haben — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Aber Emerenz irrte ſich. Andreas ſah jetzt aus wie damals; ſie ſah ihn mit anderen Augen an. Doch ſie wagte nicht ihre Überraſchung ihrem Mann ſpäter auszuſprechen; es hätte einen heftigen Auftritt von ſeiner Seite veranlaßt und ſie war derſelben herzlich müde. Um Ruhe zu haben, mußte ſie die einfachſten Bemerkungen und Äußerungen zurückhalten. Dadurch kam etwas Gezwungenes in ihr offenes Weſen, und weil das ganz und gar gegen ihre Eigentümlichkeit war, fühlte ſie ſich bedrückt und beengt. Bald ſuchte ſie dieſen Druck abzuſchütteln, nahm keine Rückſicht auf Hellmuth's Verkehrtheit, war froh und munter bei jeder Unterhaltung; bald verſank ſie in Schmerz über die furchtbare Diſſonanz in ihrem ehelichen Leben, das ſie voll harmoniſcher Seligkeit geträumt hatte.

In Hellmuth's Augen war die ganze Welt, Sonne, Mond und Sterne, Nebenbuhlerin ſeiner Liebe; denn Emerenz ſah ſie an. Gleichfalls war es die ganze Geſellſchaft, Männer und Frauen, Junge und Alte, denn ſie ſahen Emerenz an. Als ſeine gefährlichſten Rivalen betrachtete er Gräfin Verſen und Harald Sternfels, denn ſie war eine ſpezielle Freundin und er war ein Vetter ſeiner Frau. Beide waren überdies ſehr muſikaliſch und beſtärkten Emerenz mehr und mehr in der Ausübung ihres muſikaliſchen Talents.

Etwas ſo unausſtehliches, wie die Mittwochabende bei Gräfin Verſen, ſucht man vergebens auf dem ganzen Erdball!“ ſagte er an einem Mittwochmorgen zu Emerenz.

„Man iſt hier anderer Anſicht, lieber Hellmuth. Es wird keine beſondere Einladung zu dieſen Abenden gemacht und dennoch ſind die beiden großen Salons voll Menſchen.“

„Ja . . . weil es Ton iſt.“

„Nein, das iſt ein ſehr guter Ton, ſollte ich meinen, wenn die Geſellſchaft Freude an ſchöner Muſik hat.“

„Auch ohne Muſik kann man ſich unterhalten.“

„Man kann es — aber der Stoff geht aus.

möglich iſt ſie bei ihnen — und beim Manne nicht. Darum iſt es eine wundervolle Weisheit zwiſchen den vielen unweiſen Geſetzen, welche in unſrer geſitteten Welt herrſchen, daß das Weib kühl und mäßig und nie über einen beſtimmten Punkt hinaus zu lieben habe. Dadurch wird das Gleichgewicht zwiſchen beiden Geſchlechtern erhalten. Der Mann darf immerhin lieben ſo ſehr und ſo heftig er wolle — er wird dadurch nicht ſeiner Beſtimmung entrückt. Höchſtens macht er einen dummen Streich; elend macht er ſich nie!

Ach, wie es auch ſei daß Gundaccar mich geliebt habe — er machte mich glücklich, und mehr begehrte ich nicht. Ich empfing ihn nie anders als auf den Knien; ich entließ ihn nie anders als in Thränen. Der einſame Tag war mir wie die dunkle Gruft des Todes in die ich hülflos verſank, und aus der ich allabendlich um eilf Uhr zum Leben und zum Bewußtſein hervorging. Jeden Morgen, wenn die Stralen der Sonne über die Berge in mein Fenſter glitten, und die Dämmerung noch in dem Thale lag, ſagte ich:

„Gundaccar! Gott iſt nicht barmherzig, denn er thut kein Wunder für uns: es wird immer und immer wieder Tag.“

Ja, ich, das demüthigſte Geſchöpf unter der

Da die meiſten Menſchen nur über äußere Dinge ſprechen mögen — oder ſprechen können — ſo iſt die Muſik ein willkommenes Thema und zugleich ein unſchuldiges — und das iſt auch etwas!“ —

„Laß doch die Leute reden was ſie wollen, oder mit einer Zigarre zwiſchen den Lippen gar nicht reden! Dir ſind dieſe Muſikabende angenehm, weil Du am Flügel ſitzeſt und bewundert wirſt, nachdem Du zuvor mit Harald und Gräfin Verſen das Konzert eingeübt haſt.“

„Das letztere macht mir mehr Vergnügen als das erſtere, lieber Hellmuth, und der Gedanke iſt Dir vielleicht tröſtlich, daß der größte Teil der Bewunderung auf Ida Verſen und Harald fällt, denn ſie ſind Meiſter in ihrem Fach . . . . ich nicht. Was aber Deine gräuliche Idee mit einer Zigarre betrifft, ſo iſt Ida Verſen nicht die Frau, die darauf eingeht. Sie ſagte mir noch kürzlich: Du biſt zu jung und nicht in den Verhältniſſen, um einen Salon zu haben. Kommt aber einmal die Reihe an Dich, ſo erkaufe ihn nicht um den Preis der Zigarre. Wo dieſe floriert fehlt nichts, um den Salon in eine Tabagie zu verwandeln, als daß die Weinflaſche auf den Tiſch geſtellt werde — und dieſe Sorte von Geſelligkeit ſchickt ſich nicht für wohlerzogene Frauen.“

„Nein . . . dieſe Inſolenz! und das haſt Du ruhig hingenommen?“

„Es iſt meine Anſicht, Hellmuth.“

„Sei es Deine Anſicht oder nicht! Es iſt eine Inſolenz Dir Ratſchläge zu geben, als ob Du einen Mann hätteſt, der nicht dazu befähigt wäre.“

„Ein vernünftiger Mann wäre froh, wenn ſeine Frau von einer Ida Verſen Ratſchläge bekommen und annehmen würde. Du aber gehörſt leider in eine andere Klaſſe!“ rief Emerenz übermannt von Ungeduld durch Hellmuth's quälende Torheit.

Nun brach ſein Zorn in den unſinnigſten, wütendſten Vorwürfen aus, bis endlich Emerenz in Tränen ſich in ihr Zimmer flüchtete. Dann eilte er ihr nach und bat:

„Habe Mitleid mit mir! . . . Wenn ich Dich weniger liebte, würde ich anders ſein. Es iſt nur ein Übermaß von Liebe, das Dich quält.“

„O!“ ſeufzte ſie, „Marter ſpüre ich . . . . keine Liebe.“

Gewöhnlich aber bat er nicht um Vergebung, ſondern ließ die Sache fallen, nachdem er ſich ausgetobt hatte; und Emerenz zog dies Verfahren vor, denn ſeine Liebesbeteuerungen machten ihr mehr und mehr einen peinlichen, ja abſtoßenden Eindruck, denn ſie ſprach für ſich: Von dieſer Art Liebe fühle ich keine Spur in mir. Ich kann ſie nicht erwidern, alſo mag ich ſie auch nicht einflößen . . . aber o Himmel! was iſt das für eine klägliche Ehe! . . .

Mit den beiden Neffen des Grafen Andreas kam junges Leben in das ernſte Tengenberg'ſche Haus. Sie waren glücklich, dem Inſtitut entronnen und in der Familie geblieben zu ſein, und verſprachen aus Dankbarkeit dem Onkel Gehorſam und Fleiß. Er war überhäuft mit den komplizierten Geſchäften, welche die Vormundſchaft mit ſich brachte und nahm an der Geſelligkeit einen höflichen, doch keinen eifrigen Anteil. Selbſtverſtändlich blickten die Augen einiger Mütter und Töchter erwartungsvoll auf ihn, doch er beachtete es nicht. Die erſten Stunden der langen Winterabende brachte er regelmäßig bei ſeiner Mutter zu. Es waren die Stunden, in denen Emerenz es ſich zur Pflicht gemacht hatte, täglich Gräfin Tengenberg zu beſuchen. Da hatte ſie häufig Veranlaſſung Graf Andreas aufrichtig zu bewundern. Denn die Gräfin war allerdings fromm und wohlwollend und ſtand im Ruf der Frömmigkeit und der Güte. Man ſagte es ihr oft, und obſchon ſie es ſich nicht eingeſtand, glaubte ſie es doch ein wenig in der Stille ihres Herzens. Die Meinung, die ſie von ſich hatte, kam dadurch an den Tag, daß ſie ſehr gern und ſehr häufig Ratſchläge und Unterweiſungen erteilte und zuweilen hinzuſetzte: ſie tue es aus reinen Wohlwollen, aus herzlicher Teilnahme. Emerenz hatte immer die Ratſchläge der Tante dankbar angenommen und ſie praktiſch gefunden, denn ſie betrafen das Hausweſen und geſellſchaftliche Verhältniſſe; wenn aber Gräfin

Tengenberg nicht müde wurde, ihrem Sohn Unterweiſungen zu geben, wie die Knaben zu erziehen wären und wie der Hofmeiſter zu behandeln ſei und wie man hier eine Rückſicht zu nehmen habe, dort auf ſeiner Hut ſein müſſe, ſo konnte Emerenz nicht anders, als die Tante langweilig und beſchränkt — Graf Andreas aber bewundernswert finden durch die liebenswürdige Gelaſſenheit, mit welcher er die breiten Auseinanderſetzungen hinnahm. Dann nahm ſie ſich vor, ihren Mann mit einer ähnlichen Gelaſſenheit zu ertragen — es gelang ihr aber nicht. Freilich war deſſen Quälerei auch ganz anders unerträglich.

Jetzt unterſagte er ſtreng den Beſuch bei der Tante zwiſchen fünf und ſieben Uhr.

„Aber dieſe Stunden ſind ihr angenehm,“ verſetzte Emerenz, „und mir auch. Später fehlt es ihr nicht an Beſuch, und wir fahren in's Theater. Früher habe ich meine Beſchäftigungen.“

„Die Tante hat Deinen täglichen Beſuch überhaupt nicht mehr nötig. Als ſie ganz allein lebte, mochteſt Du dieſe Rückſicht für ſie haben, die nunmehr wegfällt,“ ſagte Hellmuth; „und das wird ſie ſehr gut begreifen.“

Gräfin Tengenberg begriff es aber durchaus nicht und ſah eine Vernachläſſigung darin.

„Die alten Tanten müſſen hinter den jungen Freundinnen zurückſtehen; das iſt der Welt Lauf,“ ſagte ſie ganz ſpitz zu Emerenz, als dieſe an drei

Abenden nicht gekommen war und jetzt am Vormittag erſchien.

„Das nicht, liebe Tante,“ entgegnete Emerenz unbefangen; „Hellmuth meinte nur, daß Du vielleicht lieber allein ſein möchteſt mit Graf Andreas.“

„Das iſt wieder ein verdrehter Hellmuth'ſcher Einfall, beſtes Kind! Wäre Andreas auf vierzehn Tage hier — dann hätte es einen Sinn, das Beiſammenſein von Mutter und Sohn nicht zu ſtören. Unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt dieſe Furcht ein Unſinn. Sei ſo vernünftig keine Rückſicht auf ſeine Laune zu nehmen und in den erſten Abendſtunden ganz wie ſonſt zu kommen. Geſchieht das nicht, ſo komme ich mit Andreas zu Dir.“

Selbſtverſtändlich verfiel Hellmuth in den äußerſten Zorn, als ihm Emerenz die Worte der Tante hinterbrachte.

„Tue was Du willſt!“ rief er ſchließlich ganz außer ſich; „ich zähle ja doch nur für Null in Deinem Leben.“

„Wäre das der Fall, ſo würde ich mich nicht namenlos unglücklich fühlen, ſondern meinen Weg gehen,“ erwiderte ſie empört.

„Nun, das freut mich, das Du Dich unglücklich fühlſt . . . dann ſtehen wir endlich auf derſelben Stufe . . . und können wir nicht mit einander glücklich ſein, ſo iſt es in der Ordnung, daß wir zuſammen elend ſind.“

„Nein! rief Emerenz und ihre ganze Energie bäumte ſich gegen dieſen Gedanken auf; „nein, ich will nicht elend ſein . . . will nicht in dieſer kläglichen Weiſe ein ganzes Leben hinbringen. Ich ſage ſo: Kann ich nicht durch Dich und mit Dir glücklich ſein — nun, ſo ſei es ohne Dich. Ich tue nichts Böſes und auf dieſem Wege will ich bleiben . . . aber in's Elend hineinquälen laſſe ich mich nicht! Vielleicht gelingt es mir endlich, Dich zu überzeugen, daß Du ein Tor biſt . . . ein raſender Tor.“

Ihr Auge warf Strahlen, ihre Wange glühte; ſie war ſo ſchön, daß Hellmuth ſchwankend zwiſchen ſeiner Befriedigung im Beſitz dieſes herrlichen Geſchöpfes zu ſein und zwiſchen ſeiner traurigen Leidenſchaft, aus ganzem Herzen und zum tauſendſten Mal ſeufzte:

„Du haſt recht . . . ich bin ein Tor . . . aber ich liebe Dich nun einmal ſo!“ — —

Seit dieſer Zeit ging Emerenz wieder zur altgewohnten Stunde zu Gräfin Tengenberg, nur nicht täglich; hingegen war es eine Neuerung, daß dann die Gräfin zu Emerenz kam, häufig in Begleitung ihres Sohnes. Hellmuth konnte dies unmöglich ändern, ja er mußte als wohlerzogener Mann ſeinen Unmut vor der Tante verbergen. Mit Andreas unter demſelben Dach zu leben blieb aber ein ſcharfer Dorn, der fort und fort ſein Herz verwundete, und bald kam er dahin, Harald's auf Muſik gegründeten Verkehr mit Emerenz minder gefährlich zu finden, als die ernſten Geſpräche des Grafen Andreas. Gefährlich fand Emerenz ſie gar nicht, dieſe Geſpräche, nur ſehr angenehm, wahrhaft unterhaltend. Sie hatte in dieſer Beziehung gedarbt, denn Hellmuth hatte weder einen gebildeten Geiſt, noch trug er Verlangen nach Bildung. Im erſten Rauſch ihres Eheglücks beachtete Emerenz nicht ſonderlich dieſen Mangel; doch mit der Ernüchterung trat allmählich die Erkenntnis ein, daß Hellmuth nicht recht habe zu behaupten, der ſchlichte Menſchenverſtand reiche aus, um alle geiſtigen Lücken zu decken. Sie war ebenſo bildungsfähig als bildungsbedürftig. Sie wollte Urteile, Anſichten, Meinungen über Welt und Leben, über Menſchen und Dinge vernehmen, um ſie mit den ihren zu vergleichen oder ſich nach ihnen zu bilden; denn ſie war ſich bewußt, wie eng ihr Horizont, wie gering ihre Erfahrung ſei. Dieſem Bedürfnis kam Andreas ungeſucht entgegen. Er hatte ſo viel geſehen, gehört, gedacht, geleſen — er hatte ſo viel durchlebt, daß Emerenz, mochte ſie fragen was ſie wollte, immer Antwort oder Auskunft erhielt. Ihm tat die Wahrnehmung wohl, daß Emerenz nicht das oberflächliche Weſen ſei, für das er ſie, nach der Wahl ihres Gatten, gehalten habe, und daß es hingegen keine Täuſchung blinder Leidenſchaft, keine aufwallende Bezauberung war, als er einſt aus ihrer Art und ihrem ganzen Sein den Schluß zog, reiche Keime der herrlichſten

Entfaltung fähig, und die ſchönſten Anlagen, die nur gereift zu werden brauchten, ruhten in ihr. Ob es jetzt mit ihr dahin kommen werde, als Hellmuth's Gattin in einer Ehe, welche ſie, wie tauſend andere es tun, im jugendlichen Feuer eines aufbrauſenden Liebebedürfniſſes geſchloſſen hatte; das war freilich um ſo mehr die Frage, als das eigentliche, wahre, prinzipielle Bildungsmittel ihr gänzlich abhanden gekommen war. Dadurch ſtand es für ſie wie Tauſend gegen Eins; die Stunde gewaltiger Leidenſchaft werde ihr ſchlagen — und wo war dann ihr Halt? — — —

Hellmuth geleitete ſehr höflich Gräfin Tengenberg bis zur Treppe ihres Stockwerks, wo ſie den Arm des Grafen Andreas nahm — kehrte dann raſch in den Salon zurück und ſagte:

„Nein, dieſer Andreas! hat er nicht zwei Stunden geredet, wie ein Profeſſor der Theologie! und Ihr hört ihm zu als predige er das Evangelium."

„Vielleicht tut er es," verſetzte Emerenz nachdenkend.

„O ich bitte . . . . nur keinen religiöſen Humbug! Eile Dich, Emerenz! der Wagen fährt gleich vor. Bei Offenbach's deliziöſer Muſik muß ich mich von der Langweil dieſer Stunden erholen und auffriſchen."

„Wie kannſt Du dieſe gemeine, rohe Muſik deliziös nennen! Sie iſt ein brutaler Ohrenkitzel

. . . . und ich habe gar nicht Luſt, ſie heute zu hören."

„Willſt Du etwa ein Trio mit Harald und Gräfin Verſen einüben?"

„O nein . . . ich möchte zu Hauſe bleiben."

„Ganz allein?"

„Ganz allein."

„Aber weshalb . . . warum . . . was ſoll das bedeuten?"

„Ich möchte mir alles, was Graf Andreas geſagt hat in's Gedächtnis rufen und niederſchreiben."

„Emerenz!" ſagte Hellmuth in drohendem Ton; nahm ſich aber zuſammen und ſetzte hinzu: „Ich werde ſchellen, daß die Liſette Deinen Pelz bringe."

„Nein Hellmuth, ich bitte, laß mich zu Hauſe . . . fahre heute allein in's Theater . . . ich kann das fade Zeug nicht hören, nachdem ich das hörte."

„Aber was, was, was hörteſt Du?" fragte er mit funkelnden Augen und bebenden Lippen.

Emerenz ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, ſtützte den Arm auf, legte die Stirn in die Hand, und ohne Hellmuth's Zorn zu beachten, ſprach ſie wie für ſich:

„Die Furcht Gottes iſt die einzig ſichere Grundlage der Erziehung — aus der heiligen Furcht denjenigen zu beleidigen, der uns erſchaffen, uns erlöſt hat, uns heilig und ſelig machen will, gehen die Tugenden hervor, die uns in den Kämpfen des Lebens die notwendigſten ſind: Wachſamkeit, Selbſtbeherrſchung, Opferſinn, Beharrlichkeit. Sage ich zu einem Kinde: Du mußt immer gut und edel handeln, immer großmütig ſein: ſo findet das Kind in dieſer Lehre keine nachhaltige Kraft, ſondern eine geheime Nahrung für den menſchlichen Hochmut. Kommt es in ſpäteren Jahren am Scheideweg an, da wo es heißt: Willſt Du Gott dienen oder Deinem Ich? — dann kommt entweder die markloſe Schwäche zu Tage, welche wimmert: Es iſt allzu ſchwer Gott zu dienen — oder die hochmütige Selbſtüberhebung, welche ſpricht: Ich bin gut und edel, und alles was ich tue oder unterlaſſe, iſt daher auch edel und gut. Beide werden zu Grunde gehen. Iſt aber Gottesfurcht dem Menſchen eingeprägt, ſo wird er auf jene furchtbare Frage, deren Beantwortung keinem Sterblichen erlaſſen wird, erwidern: Dir, o Gott, will ich dienen, aber gib mir die Kraft, daß ich es könne.“

Hellmuth war auf und niedergegangen; jetzt blieb er ſtehen, ſtampfte mit dem Fuß und rief:

„Emerenz, ich frage jetzt: Was in aller Welt geht das Dich an!“

„Es geht mich ſehr nahe an, beſter Hellmuth; denn ich bin ohne Gottesfurcht erzogen.“

„Das iſt jetzt ganz gleichgiltig! . . . So wie

Sonne, ich war ganz erſtaunt, daß das Univerſum ſich nicht um mein Herz drehe, daß Gott nicht die Ordnung der Natur verrücke. Aber vor Gundaccar lag ich auf den Knien. Von Gundaccar glaubte ich Mirakel. Hätte er mir geſagt: „Komm mit mir hinauf in den Orion! ſteig' mit mir hinab in die Hölle!" ich hätte mich unbedenklich in ſeine Arme geworfen und um nichts geſorgt. Er hatte ein Paar Mal heftige Szenen mit ſeinem Vater, der ihn nach Venedig zurückſenden wollte. Gundaccar erwiderte: wenn der Vater ihn aus dem Hauſe verſtoße, ſo würde er gehen — aber nicht aus Inspruck; denn ſein Urlaub ſei noch nicht zu Ende. Gräfin Osnat mußte ſich begütigend zwiſchen Vater und Sohn ins Mittel legen. Und ſie that es. Aber von mir durfte Gundaccar keine Sylbe reden.

„Die Braut eines Andern! o ſchäme Dich!" ſprach ſie abwehrend.

Dann kam Gundaccar zu mir, aufgeregt, abgemartert.

„Dies Leben iſt nicht zu ertragen! rief er. Ich kann's nicht aushalten wie ein Knabe oder ein Thor oder ein Verbrecher behandelt zu werden."

„So wollen wir ſterben!" ſagte ich gelaſſen. Der Gedanke: ſo wollen wir uns trennen! kam mir nicht.

Du biſt — genau ſo liebe ich Dich. Jetzt nimm Deinen Mantel. Der Wagen iſt längſt vorgefahren.“

Sie folgte ihm in's Theater; aber ſie hörte nichts, ſie ſah nichts; ihr Geiſt war in andere Dinge verſenkt, ihre Gedanken gingen andere Wege. So wie heute Andreas — das geſtand ſie ſich ein — hatte früher Miß Mac Allan, hatte der Pfarrer von Deggenrain geſprochen; wenn es ſich gerade ſo machte. Weshalb war das an ihr vorübergeglitten? hatte das Gegengewicht ihres Vaters die Wirkung aufgehoben? war ſie zu unreif, zu oberflächlich geweſen, um einen ſtarken Eindruck zu empfangen? — Und weshalb hatte ihr guter, kluger, zärtlicher Vater die Erziehung ſeiner Kinder nicht auf jene Grundlage gebaut, welche ohne Zweifel die wahre, die richtige war? Konnte ihm dieſe Erkenntnis fehlen? . . . Wie kam es denn, daß ihr urplötzlich die Einſicht kam. — — So ſaß ſie da in ſich verſunken, ſinnend, gedankenvoll. Sie wußte nicht, daß die Stunde der Gnade für ſie geſchlagen habe.

„Man wagt kaum Sie zu ſtören, gnädige Gräfin,“ ſagte Prinz Arthur, als er in ihre Loge trat; „dermaßen hat die Bühne Ihre ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt.“

„Ja . . . es iſt ſehr intereſſant,“ entgegnete ſie zerſtreut.

„Iſt's möglich! Sie finden dies Stück intereſſant?“

„Es iſt intereſſant,“ ſagte ſie ſchnell ſich faſſend, „daß hier Hunderte von Menſchen ſitzen, die das Stück eben ſo langweilig finden wie Sie und wie ich, und die dennoch davor ſitzen bleiben und wahrſcheinlich ihren Gedanken nachhängen — was ſie viel bequemer zu Hauſe hätten tun können. Führt die Langweil ſie her, oder die Gewohnheit, oder der Ton der Geſellſchaft, oder Neugier, oder Schauluſt — oder was ſonſt?“

„Vergeſſen Sie nicht: ſehen und geſehen werden, gnädige Gräfin. Die kleinen Szenen in den Logen ſind zuweilen viel unterhaltender als das ganze Schauſpiel auf der Bühne.“

„Die armen Schauſpieler!“

„Warum ſie bedauern? Sind ſie Künſtler, ſo genügt ihnen die Ausübung ihrer Kunſt; ſind ſie Handwerker, ſo iſt der Gehalt für ſie die Hauptſache. Übrigens gibt es immer einige unverwüſtliche Theaterfreunde, die das Schauſpiel beſuchen um des Schauſpiels willen. Außerdem hat jeder Schauſpieler, wenn er nicht etwa unter aller Kritik iſt, ſeine Clique und ſeine Claque, und ſo kann ſich Ihr edles Herz beruhigen, meine gnädigſte Gräfin, über die kleine Vernachläſſigung der Schauſpieler. — Da tritt unſer nordiſcher Held in die Loge der Generalin.“

„Wer iſt dieſer Held?“ fragte Emerenz verwundert.

„Ihr Vetter, Graf Harald. Es iſt ſeine Liebhaberei, mehr oder minder verbindliche Spitznamen zu geben; da rächen wir uns und benutzen zu unſerer Rache ſeinen nordiſchen Namen. Jetzt wird er Sie gewahr, gnädige Gräfin. Ich mache dem Nordlandsrecken Platz."

Prinz Arthur verließ die Loge und Harald trat ein. So ging das fort. In beſtändiger Spielerei wirbelte die Zeit dahin und noch nie hatte Emerenz die Stunden im Theater ſo lang und ſo unerhört langweilig gefunden.

Am andern Morgen kam Gräfin Verſen und fragte:

„Nicht wahr, Du biſt nicht ungeneigt, die Sonate von Bach für drei Pianos zu wiederholen? Graf Sternfels iſt ganz dazu bereit."

„Ich auch . . . und mit Vergnügen," verſetzte Emerenz; „aber wir müſſen ſie zuvor durchgehen."

Hellmuth war bei ſeiner Frau und er ſagte verſtimmt zu Gräfin Verſen:

„Wie iſt es möglich, an dieſe langweilige dürre Muſik ſo viel Zeit und Mühe zu verſchwenden."

„Sie ſind kein Liebhaber der alten Muſik, ich weiß es!" verſetzte Gräfin Verſen freundlich; „ich bin es aber und kann mich der Freude nicht erwehren, wenn jemand meinen Geſchmack teilt."

„Das iſt gewiß ſelten, da in unſeren Tagen Wagner und Offenbach florieren."

„Dieſer Flor wird verblühen, beſter Graf.

Tumultuariſche Tonmaſſen betäuben das Ohr; durch ſeelenloſes Geklimper wird es einen Augenblick geſchmeichelt. Befriedigt wird es weder durch dieſes noch durch jene. Sie ſind jetzt in der Mode und dieſe hängt mit der ganzen Richtung der Zeit eng zuſammen — einer Zeit, welche für die Kunſt, d. h. für das Ideal ewiger Schönheit, in welcher Richtung es auch ſei, kein Verſtändniß, keinen Sinn hat. Die Architektur beſchäftigt ſich mit rieſigen Bahnhof- und Ausſtellungsgebäuden; die Plaſtik mit Tonfabrikat; ſtatt der Malerei beſitzt man die Photographie. Dieſe Dinge können unmöglich den Kunſtſinn bilden und den Geſchmack veredeln. Ich weiß wohl, daß Leute, welche dieſer Richtung, d. h. dieſem Verfall der Künſte huldigen, ihren Geſchmack dadurch zu ſtützen und einzuführen ſuchen, daß ſie ganz naiv ſagen: wer ihn nicht teilt, verſteht nichts von Kunſt; — ich weiß auch, daß es Leute genug gibt, die ebenfalls höchſt naiv ſolche Behauptung ohne Prüfung hinnehmen. Vielleicht gehören auch Sie, lieber Graf, zu dieſen Leuten. Das alles kann mich aber nicht beſtimmen, das Prinzip aufzugeben, auf welchem die Kunſt beruht — denn alle Künſte ſind im tiefſten Grunde zuſammenhängend, ſind die Kunſt — und dies Prinzip iſt die Verſinnlichung von Idealen, von Urbildern, von göttlichen Ideen durch jenes Material und nach jenen Geſetzen, die jedem Kunſtzweig eigentümlich ſind.“

„Ich erlebte eine höchſt unterhaltende Szene," ſagte Emerenz; „als mein Vater hier war, beſuchten wir die ſchönen alten Kirchen, welche der Ungeſchmack der Neuzeit vielfach mit ſeinen Produkten verunziert. Wir ſtanden ganz beſtürzt vor einem Fratzenbilde und fragten uns, was man durch dieſe Häßlichkeit bezwecke. Da trat eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft herzu und eine Dame rief, auf das Bild deutend: „O wie gräulich!" Da ſprach ein Herr mit wichtiger Kunſtkennermiene: „Es iſt die chriſtliche Auffaſſungsweiſe unſerer Alten, die allerdings von der Schönheit des Heidentums weit entfernt iſt." — „Warum iſt es aber gräulich?" fragte die Dame. — „Es bedarf nicht der heidniſchen Schönheit, wenn es fromm iſt," lautete die Antwort. Ob die Dame noch weiter fragte, weiß ich nicht. Wir hatten genug, gingen unſerer Wege und wunderten uns ſehr, daß dieſer Kunſtkenner von „unſeren Alten" ſprach, als von Künſtlern, die nichts von Schönheit wußten, da ſchon ganz allein die Boiſſeréeſche Sammlung, die nur altdeutſche Bilder enthält, das Gegenteil bezeugt. Mein Vater beſitzt die Sammlung in herrlicher Lithographie von Hanfſtängl, und hundertmal haben wir dieſe edlen, ernſten, zarten und würdevollen Bilder bewundert. Vielleicht exiſtierten zur Zeit der Völkerwanderung die „Alten" dieſes Kunſtkenners."

„Und dennoch hat er ſein Auditorium!" ſagte lachend Gräfin Berſen. „Genug, liebſte Emerenz, wir nehmen unſern alten Bach wieder vor. Graf Andreas hat mich darum gebeten, weil er nur den letzten Satz gehört hat.“

„Graf Andreas!“ wiederholte Emerenz mit ſtillem Schreck.

„Auch ich war erſtaunt,“ fuhr Gräfin Berſen fort, „da er aber ſagte, er liebe alles was ernſt ſei — und da ich ſehr ſelten die Freude habe, durch eine Sonate von Bach Vergnügen zu bereiten, ſo gab ich ſchleunigſt mein Jawort.“ — —

Kaum hatte Gräfin Berſen ſich entfernt, ſo brach Hellmuths Empörung aus:

„Unerhört, dieſe Willfährigkeit ihm Freude zu machen! . . . Nie iſt es ihr eingefallen mir ein Vergnügen zu machen . . . warum denn ihm! Und warum mußt Du dabei ſein, Du, Emerenz!“

„Es macht ſich ſo,“ erwiderte ſie gelaſſen.

„Ha, ich ſehe, Du biſt entſchloſſen keine Rückſicht auf mich zu nehmen.“

„Auf Dich — immer; auf Deinen Wahnſinn nicht, denn meine Nachgiebigkeit würde ihn ſteigern,“ entgegnete Emerenz und ſetzte ſich an den Flügel.

So ging das fort. Die Geſelligkeit war auch dieſen Winter ſehr belebt. Man tanzte, man muſizierte, man ging ins Schauſpiel, man empfing und erwiderte Beſuche, man vergeudete die Zeit, als ob man über die Ewigkeit verfügen könne: und das Alles zuſammen nannte man Unterhaltung, Vergnügen. Das tat auch Emerenz; ſie lebte ja im großen Wirbel der Geſellſchaft. Zuweilen aber und gerade mitten im Tumult, regte ſich in der Tiefe ihrer Seele eine namenloſe unbeſtimmte Sehnſucht nach etwas Höherem — als ob ſie Flügel habe und ſie nicht zu brauchen verſtehe; und dann war es ihr ganz klar, daß eine Stunde des Geſprächs über ernſte Dinge ihr lieber ſei, als jede Weltfreude. Kam aber ein Ball oder ein Maskenſcherz oder eine Schlittenfahrt an die Reihe, ſo war ſie ganz dabei, die ernſten Gedanken zerſtreuten ſich und die Sehnſucht zog ſich wie ein Frühlingsvogel, der zu früh den Lenz erwartet hat, ſchüchtern in das Neſt des Herzens zurück.

Graf Andreas erkannte das alles, und daß es nicht anders ſein könne bei ihrer Jugend, ihrem unentwickelten inneren Leben, an der Seite ihres Mannes; und dieſe Hinderniſſe ſteigerten ſeine Teilnahme nur noch mehr.

„Iſt das nicht ein Jammer mit der Emerenz!“ ſagte Gräfin Tengenberg faſt täglich zu ihrem Sohne; „ein ſo liebes Geſchöpf . . . und ohne Religion! . . . Wie wird ſie durch die böſe Welt kommen, die ihr ſolche Huldigung darbringt. Prinz Arthur iſt wie an ſie verloren. Geſtern ſagte er mir: Welch’ merkwürdiges Weſen iſt Gräfin Emerenz! ihre Erſcheinung macht mir den Eindruck, als ob das Morgenrot in die Welt hinein fliege.“

„Redensarten, Mama!“ gab Andreas mit einiger Ungeduld zur Antwort.

„Ja, für Dich, lieber Sohn! Eine bildſchöne Frau von zweiundzwanzig Jahren könnte ſie ſehr leicht anders auffaſſen. Du mußt es als Deine Aufgabe betrachten, im entgegengeſetzten Sinn auf ſie zu wirken .... und Du kannſt es, denn ſie verehrt Dich; das leuchtet hervor.“

„Nein, gute Mama, dieſe Aufgabe lehne ich ab! ich ſpreche unbefangen mit ihr und beantworte ihre Fragen ſo gut ich kann, denn ich ſehe, daß ſie Wahrheit verlangt. Bitte Gott, daß ſie dadurch dem Glauben näher komme. Mich jedoch ſpeziell damit beſchäftigen ſie in dieſe Richtung zu bringen — das unterlaſſe ich.“

„Hilf Himmel! ein ſo gutes Werk unterlaſſen ... und abſichtlich!“

„Meinſt Du, daß ich Gräfin Emerenz nicht bildſchön, nicht feſſelnd finde? .... dann biſt Du im Irrtum.“

Gräfin Tengenberg ließ den Zwicker, den ſie zu ihrer Handarbeit brauchte, von der Naſe fallen, ſtarrte verblüfft ihren Sohn an und rief:

„Alſo Du biſt auch in ſie verliebt?“

„Nein Mama, allein ich könnte es werden.“

„O,. mein lieber Andreas! wie beglückt es mich zu vernehmen, daß Dein Herz noch einer lebhaften Neigung fähig iſt. Auf Emerenz wirſt Du dieſe Neigung nicht hinwenden .... davor bewahren Dich Deine Grundſätze, Deine Erfahrung. Du biſt aber nicht ungeneigt mir eine Schwiegertochter zuzuführen.“

„Nicht entfernt denke ich daran!“ verſetzte Andreas ernſt.

Gleichwohl blieb Gräfin Tengenberg bei dieſem ihr ſo wichtigen Thema, bis endlich Andreas etwas ermüdet ſagte:

„Flößt mir ein weibliches Weſen die Zuverſicht ein, daß ich in dieſer Verbindung ein ſchönes, ein edles Glück finden werde — dann, nur dann, heirate ich.“

Fünftes Kapitel.

Nicht bloß für Gräfin Tengenberg war die Vermählung ihres Sohnes ein Anliegen von der äußerſten Wichtigkeit, Baronin Erting faßte die Sache noch viel dringender auf.

Ignaz war gekommen mit dem Vorſatz, ſeinem bisherigen Leben gründlich zu entſagen und mit dem ſehnlichen Wunſch, ſich zu verlieben, damit ihm jene Entſagung leichter werde; denn wenn auch die Luſt ihn nicht mehr an jenes Leben feſſelte, ſo fühlte er doch allzu klar, daß er die Feſſel der Gewohnheit trage, und daß dieſe nur durch große Kraft zu brechen ſei. Seiner Schwachheit ſich bewußt, bedurfte und verlangte er Hilfe. Seine Mutter hatte ihn mit der größten Zärtlichkeit und Freude empfangen. Ignaz ſah noch immer ſehr gut aus, etwas ſchlaff, etwas kühl, aber die Züge waren fein, dunkles Haar und dunkle Augenbrauen hoben ſie hervor, und der ihm eigentümliche ſchwermütige Ausdruck konnte

„Du biſt ſtark, Engel!“ rief er, und wenn wir beiſammen waren vergaßen wir die Qual von draußen.

In die Frühmeſſe durfte ich längſt nicht mehr gehen, und überhaupt nie ohne die Tante das Haus verlaſſen. Mein Zimmer wurde bewacht, mein Thun und Treiben beobachtet, nichts Verdächtiges bemerkt. Wir nahmen uns ſehr in Acht, ſprachen und gingen leiſe; mein Fenſter blieb die ganze Nacht geöfnet. Gundaccar war leicht und gewandt wie eine Katze, die Kammerfrau ſchlief vortreflich; es wurde nichts entdeckt. Ich blieb ſtill und ruhig mit den Uebrigen. Sie wähnten mich mürbe gemacht zu haben, und die Tante erklärte mir, in acht Tagen müſſe meine Heirath ſtatt finden, worauf ich erklärte, das ſei unmöglich.

„Der Prieſter verbindet Euch, und Du wirſt nicht weiter gefragt“ — ſagte ſie.

„Baron Achatz wird denn doch wol fragen, entgegnete ich, und dann werde ich ihm wiederholen was ich ſchon früher geſagt: daß ich einen Andern liebe, dem ich verlobt und in Liebe verbunden bin, und den er gut genug kennt um einzuſehen, daß da keine Rivalität möglich iſt.“

„Hirngeſpinnſt! antwortete meine Tante. Der arme Gundaccar Osnat iſt ein unbeſonnener leichtſinniger Knabe, der nichts iſt und nichts hat, der ihn intereſſant erſcheinen laſſen. Seine Haltung, ſein Anzug ließen nichts zu wünſchen; dazu ſprach er alle Sprachen, die in der großen Welt geſprochen werden, geläufig und akzentlos; genug, ſeine Mutter war von ihm entzückt und ſagte:

„Ignaz! mit Deinen perſönlichen Vorzügen und Deinem Vermögen wird es nur von Deinem Wunſch abhängen, jede Dir zuſagende Heirat zu ſchließen. Unter den jungen Mädchen, die zum erſten Mal dieſen Winter erſcheinen, finde ich zwei ungemein reizend: die jüngſte Tochter meiner Freundin Melanie und Graziane Veldegg; jene blond, dieſe ſchwarz, beide ſiebzehn Jahre alt und vortrefflich erzogen.“

„Graziane Veldegg hat mir keinen Eindruck gemacht, als ich ſie zuletzt ſah.“

„Du wirſt erſtaunen, was ein Jahr aus ihr gemacht hat. Graziane ſieht aus wie die Heldin einer ſpaniſchen Tragödie.“

„Wahrſcheinlich biſt Du für dieſe Partie beſonders eingenommen.“

„Ich bin es, Ignaz, und ich würde es ſein, wenn Graziane auch minder anziehend wäre. Ich freue mich auf Deine Überraſchung.“

Was Eugenia vorherſagte, traf ein. Ignaz ſah Graziane zuerſt auf einem Ball und erkannte ſie kaum. Ungewöhnlich hoch und ſchlank gewachſen, mit glänzend ſchwarzem Haar und ſchwarzen orientaliſch geſchnittenen Augen, mit

Zügen, die nicht regelmäßig, aber zart und anmutig waren, mit einem weichen, marmorfarbenen Kolorit, ſchneeweiß gekleidet, mit einer einzigen Roſe im Haar, ſtand ſie unter den jugendlichen Schönheiten in erſter Reihe. Ignaz war dermaßen überraſcht, daß er mit ganz ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf ſie zuging und fragte:

„Kennen Sie mich noch, gnädiges Fräulein?“

„Wie ſollte ich nicht?“ fragte ſie ſanft zurück.

„Verzeihen Sie die ungeſchickte Frage. Sie haben ſich ſo wunderbar verändert, daß mir ſchien, ich müßte Ihnen fremd geworden ſein.“

„Alte Bekannte bleiben einander nicht lange fremd,“ antwortete Graziane.

Ignaz, der ſonſt nie tanzte, bat Graziane um einen Tanz; — und dann tanzte er nicht mehr.

„Habe ich von Graziane zu viel geſagt?“ fragte Eugenia nach dem Ball ihren Sohn.

„Es iſt eine abgebrauchte Phraſe, allein ich muß ſie ſagen: Zu wenig!“ verſetzte er.

„Nun, und die allerliebſte Melanie?“

„Ja ja, Mama, ein hübſches Komteſſechen, wie man ſie zu Dutzenden ſieht.“

„Du biſt ungerecht, Ignaz,“ ſagte Eugenia mit Befriedigung.

„Und dieſe Ungerechtigkeit freut Dich, Mama! . . . — Graziane hat wunderbare Augen . . . ihr Blick iſt mehr ernſt als freundlich, aber ſanft wie Sammt und das tut wohler als Freundlichkeit . . . . denn es iſt nicht ſo alltäglich.“

Baronin Erting war überglücklich. Sie wußte es einzurichten, daß Ignaz täglich Graziane ſah, und täglich ſagte ſie zu Feodora in allen möglichen Variationen:

Bemerkſt Du, von welcher innigen Neigung für Graziane Ignaz erfüllt iſt? Er kann nicht leben, wenn er ſie nicht jeden Tag ſieht. Ob ſie dieſe Neigung erwidert, weiß ich nicht . . . . es ſollte mich wundern, wenn ſie gleichgiltig bliebe. Überdies wäre es eine herrliche Aufgabe für Graziane und zugleich ſehr wohltuend für das weibliche Selbſtgefühl, einen jungen Mann dauernd zu feſſeln, welcher dermaßen durch Frauen in der großen Welt verwöhnt wurde, daß er bezüglich weiblicher Schönheit und Anmut etwas blaſiert iſt und nicht leicht in dieſem Punkt einem Einfluß Raum gibt.“

Sie ſagte das alles abſichtlich und verrechnete ſich durchaus nicht. Feodora unterhielt Graziane angelegentlichſt von der Leidenſchaft, welche Ignaz empfinde, die ihn einerſeits beſelige, doch anderſeits ſein Herz beklemme, weil er keinen Grund habe auf Erwiderung ſeiner Gefühle zu hoffen.

Graziane ſchwieg dazu; gleichwohl verriet die Art, wie ſie auf dieſe Mitteilung lauſchte, daß ſie ſehr ſüß dadurch berührt wurde — und eben weil ſie ſchwieg, ſammelten und ſenkten ſich in der Stille ihre Empfindungen, durchwebt mit den Gebilden der Phantaſie, in ihre Seele. Da ſie immer ernſt und ſchweigſam geweſen war, fiel ein Grad mehr oder weniger durchaus nicht auf.

Eugenia mochte ihn bemerken; da Graziane gegen ſie noch viel anſchmiegender als früher ſich benahm, ſo deutete ſie dies alles in der richtigen Weiſe und rechnete mit Gewißheit auf die Erfüllung eines heißen Wunſches.

Veldegg ahnte nicht, was in dieſen Herzen vorging; teils beſchäftigen ihn wichtige Fragen in den Kammern mehr denn je; teils fiel es ihm nicht im Traum ein, daß Graziane bei ihrem erſten Auftreten in der großen Welt ihr Herz verſchenken und ihren erſten Karneval mit einer Verlobung beſchließen könne; teils war Ignaz der letzte, an welchen er in dieſer Beziehung dachte. Er war zu ſehr für Eugenia eingenommen, um nicht einigermaßen deren Verblendung über Ignaz zu teilen und deſſen Verirrungen geringer, deſſen gute Vorſätze höher anzuſchlagen, als ſie es verdienten; dennoch hätte er nie Ignaz als Gatten für Graziane gewünſcht, da in dieſer Heirat nichts glänzend geweſen wäre, als ſein Vermögen — und eben darauf legte Veldegg nicht den höchſten Wert. Er ſah zwar, daß Ignaz in zurückhaltender Weiſe Grazianen huldigte: doch das ſchien ihm ganz in der Ordnung, da Ignaz nicht der einzige Verehrer war — und ſo hatte er denn eine ungeheure Überraſchung, als er eines Morgens zur gewohnten Stunde Eugenia beſuchte. Sie pflegte dann in ihrem Schreibkabinet allein zu ſein. Sie war es auch jetzt und ſie begrüßte ihn freudeſtrahlend mit den Worten:

„Beſter Veldegg, ich bin unausſprechlich glücklich.“

Und worin beſteht dies unausſprechliche Glück?“ fragte er.

„Ignaz hat mir ſeine Liebe für Graziane geſtanden und zugleich ſeine Hoffnung auf Erwiderung.“

Veldegg war ſprachlos. Als Eugenia ihn erwartungsvoll anſah, entgegnete er:

„Graziane iſt ein Kind.“

„Sie iſt Ihr Kind,“ verſetzte Eugenia lächelnd; „allein im achtzehnten Jahre iſt ein ſo ſchönes ernſtes Mädchen wie Graziane kein Kind mehr. Ich heiratete mit ſechzehn Jahren.“

„Ich kann mich nicht mit dem Gedanken befreunden, Graziane, ſo jung in die Ehe treten zu laſſen, und eine Verlobung, die jahrelang währt, iſt unausſtehlich.“

„Warum, lieber Veldegg? . . . Zwei junge Menſchen hoffen und ſind ſelig.“

„Ein paar Jahre bringen in jungen Menſchen gewaltige Veränderungen hervor, indem ſie Urteil, Verſtändnis und Einſicht reifen. Eine Verlobung kann jubilierend geſchloſſen ſein und nach drei Jahren beweint werden. Dann fehlt aber gewöhnlich der Mut ſie aufzulöſen und es gibt eine klägliche Ehe.“

„Ach, lieber Veldegg! Enttäuſchungen gehören zum Leben! Bei jedem Glücksfall muß man ſie in den Kauf nehmen, und ich meine, wir müßten ſehr froh ſein, wenn unſere Kinder eine Zeit haben, in denen ihnen das Leben wonnevoll erſcheint. Was Ignaz betrifft, ſo iſt dieſe Neigung in dieſem Augenblick von äußerſter Wichtigkeit für ſeine ganze Zukunft .... ja, ſie iſt eine beſonders günſtige Fügung des Schickſals. Er kommt her, feſt entſchloſſen mit dem frivolen Leben zu brechen, und um ihn in dieſem Vorhaben zu beſtärken, wird er von einer Leidenſchaft ergriffen, die er noch nie empfunden hat. Iſt das nicht eine wunderbare Fügung? ... muß nicht ein Mutterherz frohlocken? ... — Beſter Veldegg, geben Sie wenigſtens vorderhand meinem armen Ignaz die Hoffnung, daß er einſt zum Ziel gelangen könne — und wird beide, Sohn und Mutter, wollen damit zufrieden und Ihnen ewig dankbar ſein.“

So ſprach Eugenia immer inniger und immer lebhafter, Veldegg's Gefühle anregend. Es war ihm unmöglich ihr wehe zu tun durch entſchiedene Ablehnung; nur blieb er dabei, er müſſe ſich zuerſt von Grazianens Geſinnung überzeugen. Eugenia ſtimmte ihm bei — wie immer, wenn ſie wollte daß Veldegg ihr beiſtimme.

Feodora war durch einen leichten Huſten an das Haus gefeſſelt und ließ Graziane bitten ſie zu beſuchen. Graziane kam eiligſt, und die Freundinnen beſprachen das große Ereignis, daß Melanie verlobt ſei und zwar mit einem bildſchönen jungen Mann.

„Gewiß, er kann für ſchön gelten,“ ſagte Graziane, „doch nach meinem Geſchmack iſt dieſe blonde Schönheit nicht. Indeſſen paßte ſie ganz für Melanie.“

„Für Dich würde Ignaz paſſen, nicht wahr? mit ſeinen ſchwermütigen braunen Augen?“ fragte neckend Feodora.

Graziane erglühte und ſagte haſtig:

„Noch weniger als die Schönheit des Fürſten Ladislas gefällt mir ſeine Jugend. Einundzwanzig Jahre! . . . das iſt ungeheuer jung. Ich begreife nicht, wie Melanie vor einem ſo jungen Gatten einigen Reſpekt haben kann.“

„Wenn er achtundzwanzig Jahre zählte ginge es ſchon eher, nicht wahr?“ fragte Feodora wie vorhin.

„Ja! . . . ich werde nie einen Mann heiraten, der ſo zu ſagen aus der Kinderſtube kommt“.

„Sehr verſtändig, liebe Graziane,“ ſagte im Eintreten Baronin Erting. „Der Mann ſoll die Frau leiten und beraten — dazu gehört Erfahrung, und dieſe kann man unmöglich in erſter Jugend haben. Aber ich trenne für einen Augenblick die beiden Freundinnen .... ich bitte Graziane mich zu begleiten."

Sie verließen Feodora. Im Zimmer der Baronin zog dieſe Graziane zu ſich auf den Sofa, umarmte ſie zärtlich und fragte:

„Beſtes Kind, haſt Du eine Ahnung der Gefühle, die mein Sohn für Dich hegt?"

„Baron Erting hat ſie mir nie ausgeſprochen," verſetzte Graziane ausweichend und leiſe.

„Er wagt es nicht, und das iſt in der Ordnung. Er möchte aber wiſſen, wie Du geſinnt biſt, bevor Schritte bei Deinem Vater geſchehen. Ha, da kommt er!" ſetzte ſie plötzlich hinzu, ſtand auf, ging raſch ihrem Sohn im Salon entgegen, und gleich darauf trat Ignaz ein — ohne ſeine Mutter. Nach etwa zehn Minuten glaubte Eugenia, daß man Zeit gehabt habe zur Verſtändigung — und dem war auch ſo. Denn bei ihrem Eintritt flog Graziane ihr in die Arme und Ignaz ſagte:

„Sie liebt mich." — —

Als Veldegg zu Eugenia kam, ſagte ſie mit einem Anflug wirklicher oder erzwungener Verlegenheit:

„Beſter Veldegg, ich will nicht zögern, Ihnen mitzuteilen, daß Ignaz mir anvertraute, er habe ſichern Grund von Grazianens Zuneigung überzeugt zu ſein. Darf ich ihm Mut machen, ſeine Bitte Ihnen ausſprechen zu dürfen?"

Eine ſchwere Wolke lag auf Veldegg's Stirn und er ſagte nach langer Pauſe mit großer Überwindung:

„Er iſt mir kein willkommener Schwiegerſohn.“

„Als Grazianens Gatte wird er Sie mit ſeiner Vergangenheit verſöhnen.“

Veldegg ging einige Mal im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor Eugenia ſtehen, die geſpannt zu ihm aufſchaute und ſagte mit tiefem Ernſt:

„Wünſchen Sie aufrichtig dieſe Heirat?“

„Von ganzem Herzen, denn das Herz meines Sohnes hängt an dieſer Heirat, und der Wunſch ihn glücklich zu wiſſen gibt meinen Wünſchen die Richtung. So war es immer. Ich habe vielleicht in den Mitteln gefehlt, um ihn glücklich zu machen — das geſchieht leicht bei der Erziehung eines einzigen Kindes — doch in dem Fall, den wir jetzt beſprechen, irre ich nicht und deshalb wünſche ich deſſen Erfüllung über Alles.“

„Wohlan! ſagen Sie ihm, daß er morgen Vormittag zu mir komme.“

Es war ein ſehr ernſtes Geſpräch, das Veldegg mit Ignaz hatte.

„Du haſt noch gar nichts getan, um Deine Umkehr zu einem vernünftigen und geordneten Leben zu beglaubigen, und Du verlangſt von mir den Beweis des höchſten Vertrauens, den ein Vater geben kann, welcher für das Glück ſeiner Tochter beſorgt iſt. Fühlſt Du den ganzen Umfang des Begehrens, das Du an mich ſtellſt?“

Ignaz beantwortete dieſe und ähnliche Äußerungen ſo zerknirſcht, demütig und reuevoll, daß Veldegg’s wohlwollendes Gemüt ergriffen wurde und daß er, eingedenk ſeiner Jugend, endlich ſagte:

„Ich weiß, daß man ſich beſſern kann und daß eine warme Zuneigung zu einer lieben Gattin und häusliches Glück in eine ganz andere Richtung bringen können; dennoch iſt es bei einem Charakter wie der Deine, der in keiner Weiſe an Selbſtverleugnung gewöhnt iſt, ein Wagnis Dir Vertrauen zu ſchenken, ohne Dich durch die Zeit geprüft zu haben. Gebe ich alſo Deine Verbindung mit Graziane zu, ſo bleibt doch die Ehe in weite Ferne gerückt und die Verlobung ein Geheimnis.“

Ignaz verſicherte hoch und teuer, er ſei mit jeder Anordnung Veldegg’s zufrieden, wenn ihm nur Grazianens Beſitz geſichert ſei. Veldegg ließ ſie rufen. Sie ahnte weshalb und erſchien vor ihm um ſo verwirrter, als ſie nicht auf Erting’s Anweſenheit vorbereitet war. Mit einem etwas ſtrengen Ton ſagte Veldegg:

„Durch Deine Schweſter bin ich an ein ganz anderes und kindlicheres Verfahren gewöhnt, als durch einen Dritten zu erfahren, daß Du trotz Deiner Jugend und ohne mich um meinen Rat zu fragen, über Deine Perſon und Deine Zukunft ganz von ſeinem Vater abhängt, der irgend eine brillante Carriere machen, aber keineswegeſ im zwanzigſten Jahr am häuslichen Heerde hocken ſoll, und der nicht daran denkt Dich zu heirathen."

„Er denkt ſo ſehr daran, daß er es thun wird," entgegnete ich unerſchütterlich.

Die Tante lachte ſpöttiſch und ſagte: „In acht Tagen findet Deine Hochzeit mit Achatz ſtatt."

„Jetzt müſſen wir fort, Clelia!" rief Gundaccar als ich ihm dies Geſpräch mittheilte.

Ich hatte mich bis dahin zwar immer bereit zur Flucht erklärt; doch die Angſt Gundaccar tödtlich mit ſeinen Eltern zu entzweien, mit ſeiner ſchönen majeſtätiſchen Mutter, die ich liebte um eines freundlichen Wortes willen — dieſe Angſt machte, daß ich ihn immer wieder beſchwichtigt und die Flucht nur für den letzten Nothfall beſtimmt hatte. Der war eingetreten und ich weigerte mich nicht länger. Nach Verona wollten wir und uns dort von meinem alten Beichtvater trauen laſſen. Was konnte uns dann hinterdrein geſchehen? uns trennen war unmöglich, und leben konnten wir von meinem Vermögen, das mir der Vormund nicht vorenthalten durfte, und worüber Gundaccar zum erſten Mal etwas hörte, da er mich auch für eine arme Waiſe hielt. Vor der Hand hatten wir freilich gar kein verfügteſt. Kaum kann ich es glauben! .... Iſt es wirklich ſo?“

Graziane brach in Tränen aus, fiel ihrem Vater zu Füßen und ſeufzte:

„Es iſt ſo ... verzeih, o verzeih mir.“

Ignaz kniete neben ihr nieder und bat gleichfalls ſo demütig um Verzeihung, daß Veldegg beſänftigt und gerührt ſeine Vergebung ausſprach und ſeine Einwilligung gab. Grazianens Frohlocken war ſo groß, wie er es nimmer von dem ernſten ſtillen Mädchen erwartet hätte. Er konnte ſich nicht enthalten, in einem Geſpräch mit Miß Mac Allan ihr den Vorwurf zu machen, ſie habe es an Wachſamkeit über Graziane fehlen laſſen. Doch Miß Mac Allan gab ruhig zur Antwort:

„Als nach der Vermählung von Gräfin Emerenz die Intimität zwiſchen Graziane und Fräulein von Bernbach begann, machte ich Ihnen die Bemerkung, daß mir dieſe Freundſchaft nicht wünſchenswert für Graziane erſcheine. Sie waren anderer Meinung und begünſtigten auf jede Weiſe Grazianens Neigung, ſich an Fräulein Feodora anzuſchließen. Dieſe hat Grazianens Vertrauen in ſolchem Grade gewonnen daß ſie für mich ein Buch mit ſieben Siegeln geworden iſt; denn das ganze Herz wurde der Freundin zugewendet. Ich geſtehe ganz einfach, daß ich von dieſer Zuneigung für Baron Erting ſo wenig eine Ahnung hatte wie Sie, Herr Baron.“

Was konnte er antworten? — Eugenia's und

Grazianens Freude überwanden mehr und mehr ſeine Unzufriedenheit: obſchon ein Paar präliminäre Anfragen gemacht wurden, die ſeiner Tochter ein glänzenderes Los in Ausſicht ſtellten. Die Sache war nur einmal für Ignaz entſchieden und er ſuchte ihr die beſte Seite abzugewinnen: Graziane blieb in Grafenturm und in der Reſidenz, alſo in ſeiner nächſten Nähe — und Ignaz beſtändig unter ſeinen Augen. Von der Verlobung war nicht in der Welt — und von der Vermählung nicht in der Familie die Rede. Emerenz erfuhr nichts. Veldegg wußte voraus, daß dieſer Schwager ihr wenig willkommen ſein würde; er verſchob die Mitteilung.

Eines Tages war Ignaz verſchwunden. Wo iſt er? fragten Veldegg und Graziane unbefangen. Wo mag er ſein? fragte ſich Eugenia heimlich beklommen. Sie antwortete aber lächelnd auf die Frage:

„Ein kleines Geheimnis! . . . bald wir es ſich enthüllen.“

Es enthüllte ſich aber nichts; als er nach acht Tagen wieder erſchien und da Ignaz nichts ſagte, fragte man ihn auch nicht. Als bald darauf ein Beamter in Grafenturm entlaſſen wurde, fragte Veldegg Eugenia:

„Das hängt wohl zuſammen mit dem Verſchwinden Ihres Sohnes?

Eugenia legte den Finger auf ihre Lippen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die erſte Generation.

Erſtes Kapitel 3
Zweites Kapitel 13
Drittes Kapitel 31
Viertes Kapitel 60
Fünftes Kapitel 105
Sechſtes Kapitel 113

Die zweite Generation.

Erſtes Kapitel 127
Zweites Kapitel 141
Drittes Kapitel 151
Viertes Kapitel 159
Fünftes Kapitel 178

Frühlingsleben.

Erſtes Kapitel 192
Zweites Kapitel 209
Drittes Kapitel 222
Viertes Kapitel 247

Seite

Gewitterlage.

Erſtes Kapitel 263
Zweites Kapitel 283
Drittes Kapitel 298
Viertes Kapitel 310
Fünftes Kapitel 336

Im Verlage von **J. Habbel** in **Regensburg** erſchienen:

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Geſammelte Werke.

(Neue billige Ausgaben.)

A. Gesammtausgabe:

I. Serie Romane und Gedichte.

30 Bände brosch. Mk. 36.—, gebd. Mk. 45.—.

Band: 1-2 Maria Regina. 2. Bde. 3-4 Doralice. 2. Bde. 5-6 Zwei Schweſtern. 2 Bde. 7-8 Peregrin. 2 Bde. 9-10 Eudoxia. 2 Bde. 11-12 Die Erbin von Cronenſtein. 2. Bde. 13-14 Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde. 15-16 Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde. 17-18 Die Glöcknerstochter. 2 Bde. 19-20 Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde. 21-22 Nirwana. 2 Bde. 23-24 Eine reiche Frau. 2 Bde. 25-26 Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde. 27-28 Wahl und Führung. 2. Bde 29 Unſerer lieben Frau. Gedichte. 1 Bd. 30 Das Jahr der Kirche. Gedichte. 1 Bd.

Die erſte Serie der Geſammtausgabe wird zu obigem Preiſe **nur complet** abgegeben.

B. Einzelausgaben:

Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2. Bde., gebd. in Original Leinenbände Mk. 4.—, Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfranzbände Mk. 8.—.

Doralice. Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk 4—.

Zwei Schweſtern. Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Peregrin. Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Eudoxia, die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Nirwana. 2 Bde., gebd. Mk. 4—.

Die Glöcknerstochter. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Vergieb uns unſere Schuld. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Eine reiche Frau. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Der breite Weg und die enge Straße. Eine Familiengeſchichte 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Wahl und Führung. Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

Unſerer lieben Frau. Gedichte. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Das Jahr der Kirche. Gedichte. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
I. Serie: 26. Band.

Der breite Weg und die enge Straße.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Der breite Weg und die enge Straße.

Geld! aber Gundaccar ließ ſich von einem Banquier ein Paar tauſend Gulden geben, wie das häufig genug die Söhne reicher und auch nicht reicher Eltern machen, und das Geſchäft war glücklich beſeitigt. Ebenſo glücklich gelang der Kauf einer ganz leichten kleinen Kaleſche; wir wollten mit Courierpferden fliehen. Das Schwierigſte war der Paß! man war ſtreng an der lombardiſchen Grenze, der Carbonarismus ſpukte, die Papiere mußten in Ordnung ſein. Dennoch war ich dagegen! ich behauptete ein flüchtiges Liebespaar ſei des Carbonarismus unverdächtig und werde leicht über die Grenze ſchlüpfen. Aber Gundaccar behauptete Frauenzimmer wären grade ſehr verdächtig, ich müßte in Männerkleidern mit ihm fort, unſer Paß müßte auf den fremden Namen der Brüder ſo und ſo ausgeſtellt ſein; und er würde auch gewiß einen der Subalternen beim Paßbüreau durch Beſtechung gewinnen. Ferner rieth er mir, ſcheinbar den Wünſchen meiner Familie nachzugeben, mich all ihren Anordnungen zu fügen, um nicht durch Widerſetzlichkeit Verdacht zu erregen, und acht Tage lang Comödie zu ſpielen.

O es war aber zu gräßlich! — Während ich nichts dachte als: Jetzt beſorgt er den Paß! ... jetzt meine Reiſekleider! .... jetzt die Courierpferde! .... wenn nur nichts geahnt, nichts verrathen wird

Eiferſucht.

Erſtes Kapitel.

Graf Hellmuth Tengenberg fühlte ſich namenlos unglücklich. In ruhigen Augenblicken ſagte er ſich zwar, er habe allen Grund glücklich zu ſein, doch dieſe Augenblicke waren gar ſelten und gar flüchtig. Emerenz hatte nicht immer Geduld und Mitleid mit ihm. Zuweilen lachte ſie, zuweilen hörte ſie gar nicht auf ihn, zuweilen warf ſie ihm ſeine Verkehrtheit mit Heftigkeit vor. Häufig kam ſie mit verweinten Augen zu Gräfin Tengenberg oder Gräfin Verſen. Doch nie äußerte ſie die leiſeſte Klage, die entfernteſte Andeutung ihrer beſtändigen Qual, und ſo wie ſie unter Menſchen war, überwog ihre natürliche Lebhaftigkeit den Kummer. Niemand ahnte das traurige Geheimnis ihrer Ehe.

„Nein, wie ich dem Hellmuth zürne, kann ich gar nicht ausſprechen,“ ſagte Gräfin Tengenberg zu Andreas; „er quält mit ſeinem Jähzorn die arme Emerenz bis auf's Blut. Als ich heute

Vormittag aus der Meſſe kam, hörte ich ihn poltern und toben. Das iſt ein wahres Hauskreuz und ſie trägt es mit bewundernswerter Ruhe.“

Niemand war von größerer Bewunderung für Emerenz durchdrungen als Andreas, obſchon niemand es weniger an den Tag legte als er. Das Intereſſe, das er im erſten Augenblicke, da er ſie ſah, für ſie empfand, ſteigerte ſich mehr und mehr in der näheren Bekanntſchaft. Dem Gemahl an Geiſt und Gemüt ſo überlegen, dennoch von ihm ſo gequält, aber von der ganzen Welt gefeiert zu ſein und dabei auf dem geraden Wege zu bleiben — welche Reinheit der Seele ſetzte das voraus! Denn nur durch dieſe Reinheit hing ſie mit der Gnade zuſammen, und alle Kraft und alle Stärkungsmittel, die der Glaube gewährt, fehlten ihr. Deshalb hegte Andreas die feſte Zuverſicht, daß Emerenz zum Glauben ſich bekehren werde, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit belauſchte er jede Äußerung, verfolgte er jede Regung, die ihm verheißungsvoll ſchien. Sie tat zuweilen eine Frage oder machte eine Bemerkung, welche deutlich zeigten, daß in der Tiefe ihrer Seele Gedanken ſich regten, die nach höherem Verſtändnis ſtrebten. Wenn Andreas ſie allein bei ſeiner Mutter fand, nahm das Geſpräch gewöhnlich eine ernſte Richtung; ſo wie aber Hellmuth dazu kam, wurde es alltäglich, denn er hörte ſtumm und gelangweilt zu und brachte dann plötzlich ein höchſt gleichgültiges Thema zur Sprache. Hätte Andreas Emerenz allein ſprechen können, ſo würde er verſucht haben, ſie direkt auf das Verlangen ihrer Seele nach Erkenntnis der Wahrheit aufmerkſam zu machen. Aber er ſah ſie nie allein und ſchon die Gegenwart ſeiner Mutter ſetzte ihm Schranken der Vorſicht, da er nicht ohne Beſorgnis vor ihren frommen Ratſchlägen geweſen wäre.

„Emerenz wäre ein Engel, wenn ſie fromm wäre,“ ſagte ſie häufig, und immer gab Andreas gelaſſen zur Antwort:

„Bete, daß ſie es werde.“

Der Grund, weshalb Hellmuth an jenem Vormittag einen Anfall von Berſerkerwut gegen die ganze Welt hatte, die ſich beſtändig zwiſchen ihn und Emerenz drängte, war der, daß Harald Sternfels abends zuvor in einer Soiree von den entzückenden plaſtiſchen Darſtellungen ſeiner Couſine geſprochen und folglich die Geſellſchaft Emerenz beſtürmt hatte, ihr dieſen Genuß zu bereiten. Die arme Emerenz, wohl wiſſend was ihr von Hellmuth bevorſtehe, lehnte ab, verſicherte ſie ſei aus der Übung gekommen u. ſ. w. Selbſtverſtändlich ließ man das nicht gelten, man war ſo geſpannt auf etwas neues. Man bat, man flehte, man beſchwor, man fiel über Hellmuth her und verlangte, daß er als Herr und Gemahl befehlen ſolle — genug, es war unmöglich bei der Weigerung zu beharren, und es wurde ein Tag in der nächſten Woche feſtgeſetzt, wo bei Gräfin Verſen die Darſtellung ſtattfinden ſollte, und zwar mit der Muſikbegleitung von Harald Sternfels.

Als Emerenz am andern Morgen verſchiedene Hefte mit Zeichnungen anſah, und dabei ſagte, daß Harald um elf Uhr kommen werde, brach der unterdrückte Sturm aus und Hellmuth verlangte, Emerenz ſolle ihm ſchwören, daß dies für immer und ewig die letzte ihrer Darſtellungen ſei. Sie entgegnete:

„Du weißt bereits, daß ich ſo etwas nicht tue. Sollteſt Du je eine vernünftige Einwendung zu machen haben, ſo kannſt Du überzeugt ſein, daß ich ſie beachten werde. Für diesmal iſt die Sache entſchieden, und es freut mich, daß Harald mich dabei unterſtützt, denn er iſt muſik- und kunſtverſtändig. Ich will es recht ſchön machen, lieber Hellmuth,“ ſetzte ſie liebreich ſcherzend hinzu; „Du ſollſt Ehre einlegen mit Deiner Emerenz.“

Da half kein Scherz und keine Anmut! Er verwünſchte ſein Leben, ſeine Ehe, die Welt, die Menſchheit . . . und hauptſächlich ſeine Liebe, die ihn in ein namenloſes Elend ſtürze.

„Auch mich,“ ſagte Emerenz und große Tränen fielen auf das Blatt, daß ſie in der Hand hielt.

„Ah bah! Dich! . . . . Harald kommt und Du biſt ganz vergnügt.“

Emerenz weinte heftiger.

„Ja weine nur, das paßt vielleicht für eine von Deinen Darſtellungen. Mich rührt es nicht . . . denn Du biſt ungerührt von meiner Liebe.“

„Hellmuth, Du wirſt es dahin bringen, daß ich wünſchen muß, Dir gleichgültig zu ſein.“

„Nun, das iſt ehrlich geſprochen. Ich entnehme daraus, daß ich Dir bereits gleichgültig bin. Alſo adieu. Unterhalte Dich gut mit Harald,“ ſagte Hellmuth mit gezwungener Ruhe und verließ das Zimmer. Sie war troſtlos. Wie ſoll ich dies Leben ertragen! . . . wie kann ich es ändern! . . . wie wird es enden! ſeufzte ſie unter heißen Tränen. Doch ſie mußte ſich faſſen. Sie wickelte ſich in einen Plaid und ging in den Garten, um ſich zu erfriſchen. Es war kalt; eiſig ſtrich der Wind durch die dürren Baumäſte. Sie ging raſch und als ſie in den Seitenweg einbog, begegnete ihr Andreas, Sie blieb vor ihm ſtehen und fragte:

„Können Sie mir ſagen, warum der Menſch ſo namenlos unglücklich ſein kann, Graf Andreas?“

„Um ſein Glück höher zu ſuchen als auf der Erde.“

„Wer verbürgt mir, daß ich ein höheres Glück finden werde?“

„Dieſe Bürgſchaft leiſtet uns der barmherzige Gott.“

„Können wir es nicht finden, ohne zuvor gelitten zu haben?“

„Kaum. Die Wucht des Schmerzes gibt der

Seele einen Schwung, den ſie zuvor nicht hat . . . . und je reiner der Schmerz, deſto höher der Schwung.“

„Was nennen Sie einen reinen Schmerz?“

„Einen unegoiſtiſchen.“

„Danke, danke, guter Graf . . . der ſcharfe Wind tut den Augen weh,“ ſagte ſie haſtig und ging weiter, denn ſie bemerkte, daß Andreas ſie fixiere.

Andreas ging in das Haus und ſtieß im Vorſaal auf Hellmuth, der durch die offene Glastür im Hintergrunde des Gartens Emerenz gewahr wurde; ſie hatte alſo ein Zwiegeſpräch mit Andreas gehabt. Kaum deſſen Gruß erwidernd, ſtürzte er verzweiflungsvoll hinweg, um einen ſchwer kranken Kameraden zu beſuchen, einen ganz jungen Mann, der ihm von deſſen Eltern beſonders empfohlen war.

Emerenz hatte ſich gefaßt und erfriſcht, und als Harald kam, war ſie ganz erfüllt von ihren künſtleriſchen Gedanken, erklärte ſie ihm und beſprach mit ihm die Tonſtücke, die er zu wählen habe und die er durch freie Phantaſien mit einander zu verbinden habe. Selbſtverſtändlich ging Stunde um Stunde damit hin. Es ſchlug Zwei als ſich Harald entfernte, indem er ſagte:

„Wie die Zeit verfliegt . . . und wir ſind doch erſt bei der Vorübung.“

„Ja, ſind wir aber darüber im Klaren, ſo macht es ſich hernach für ein muſikaliſches Genie, wie Sie ſind, ganz leicht. Alſo auf morgen wieder um elf Uhr," entgegnete Emerenz.

In Hellmuth tobte ein Sturm. Er nahm ſich vor noch mehr Material zu ſammeln, bevor es zum Ausbruch kommen ſolle.

Gegen Abend hatte er wieder den jungen Kranken beſucht. Von dort zurückkehrend traf er auf dem Platz, an welchem das Tengenberg'ſche Haus lag, ſeinen Oberſt, Graf Verſen, der ihn aufhielt und ſagte:

„Die Kriegsgerüchte nehmen fort und fort zu. Man weiß nicht, ob Frankreich den Krieg will, ob Preußen ihn will, ob beide ihn heimlich wollen und ihn ſcheinbar nicht wollen. Genug, im Frühling gibt's Krieg. Hören Sie nur."

Und langſam mit Hellmuth auf dem Platz hin und her gehend, erzählte Graf Verſen, was ihm ein Freund aus Paris geſchrieben habe und welche Mitteilung ihm durch die dritte Hand aus Berlin zugegangen ſei. Daran knüpfte er ſeine Mutmaßungen und Betrachtungen, Befürchtungen und Hoffnungen. Der Platz war einſam, die Laternen brannten hell, der ſcharfe Morgenwind hatte ſich gelegt und Graf Verſen ſchien dieſe abendliche Promenade ſehr gemütlich zu finden. Zuerſt hörte Hellmuth aufmerkſam zu: ein Soldat iſt immer aufmerkſam, wenn von Krieg die Rede iſt. Plötzlich war es mit der Aufmerkſamkeit aus und vorbei.

Das Arbeitszimmer des Grafen Andreas lag im erſten Stock des Hauſes ſo, daß es zwei Fenſter nach dem Hof und eins nach dem Platz hatte. Zufällig und ohne etwas dabei zu denken, hatte Hellmuth Licht in dieſem Zimmer geſehen. Auf einmal war es verſchwunden, und wie ein Blitz flog es durch Hellmuth's Sinn, Emerenz habe vormittags im Garten die Verabredung getroffen, Andreas möge ſie um dieſe Stunde beſuchen. Je länger er vor ſeinem Hauſe mit Graf Verſen Schildwache halten mußte, um deſto feſter ſetzte ſich der unſinnige Verdacht in ihm feſt, nährte ſich durch all den Groll, den er am Morgen nicht ausgeſprochen hatte, ſteigerte ſich zu ſtiller Verzweiflung durch den Zwang, den er durch den Oberſt erduldete — ſo daß, als dieſer ihn endlich entließ, Hellmuth wie eine Bombe in den Hof flog, in's Haus, durch das Haus in den Garten, um in die Fenſter ſeiner Frau zu ſehen, ob Andreas bei ihr ſei. War das der Fall . . . — weiter gingen ſeine Gedanken nicht! . . . Er ſtand im Garten vor den Fenſtern; aber o weh! die Fenſterladen waren inwendig geſchloſſen. Seiner Beſinnung nicht mächtig, ſtieß er ſeinen Säbel in die Fenſterſcheibe, die klirrend zerſprang und ein heller Schrei folgte darauf. Dies war aber weder die Stimme noch die Art ſeiner Frau,

…. wenn er nur vorſichtig genug iſt! …. — während mein Gehirn brannte, mein Herz zitterte und meine Nerven zuckten: mußte ich ruhig ſcheinen. Das Uebermaß der Qual gab mir einen Anſtrich von Stupidität — und ſie hielten es für Ergebung; ſie wähnten meine Niedergeſchlagenheit rühre von der Erkenntniß her, daß Gundaccar für mich verloren ſei. Achatz, ich muß es geſtehen, benahm ſich ſehr gut, ſprach nur freudig und hofnungsvoll, und unterdrückte jede leidenſchaftliche Aufwallung. Ich machte mir die heftigſten Gewiſſensbiſſe, daß ich auch ihm gegenüber meine Rolle ſpielte und ſtillſchweigend ſeine Liebe annahm. Ich ſagte es an Gundaccar. Er gerieth in wilden Zorn. Ich hätte Mitleid für Achatz, folglich Theilnahme, folglich Liebe — und eine Reihe unſinniger Folgerungen, deren Schluß: „Weil Du ſo glühend biſt kannſt Du nicht treu ſein“ — mir das Herz zerſchnitt. Es klang wie ein Vorwurf gegen dies arme lodernde Herz. Ich weiß nicht mit welcher verzweiflungsvollen Geberde ich mich auf den Betſchemel warf. …

„Heilige Jungfrau! ſagte ich, hörſt du es? er mißachtet mich genug“ …. —

„Clelia! unterbrach er mich und gab mir ein ſchmales längliches Etui; das ſchenke ich Dir! gebrauche es wider mich, wenn je meine Lippen in und er war ſchon etwas verblüfft. Im Nu wurde jetzt Fenſterladen und Fenſter aufgeriſſen, Emerenz erſchien, erkannte ihren Mann und rief in's Zimmer hinein:

„Sei unbeſorgt, liebe Tante, es iſt Hellmuth!“ — Und zu ihm ſich wendend, ſetzte ſie hinzu: „Biſt Du wahnſinnig geworden?“

„Ein Scherz . . . verzeih' . . . ich wollte Dich erſchrecken“ . . . ſtotterte er in der höchſten Verlegenheit.

„Komm' herein und bitte die Tante um Vergebung,“ ſagte Emerenz und ſchloß wieder Fenſter und Fenſterladen.

„Welche ſonderbare Art, einen Scherz zu machen — mit dem Säbel und zerſprengten Fenſterſcheiben,“ ſagte Gräfin Tengenberg verſtimmt, als Hellmuth verwirrt eintrat und verſetzte:

„Liebe Tante, hätte ich gewußt . . . Emerenz ſpricht immer ſo enorm tapfer . . . ich wollte ſie auf die Probe ſtellen . . . ſie ein wenig necken.“

Dabei blieb es. Im Lauf des Geſprächs erfuhr Hellmuth, daß Andreas gar nicht in der Stadt ſei; er war am Nachmittag auf ein paar Tage nach Obertengenberg gefahren. Jetzt erwachte der Verdacht in ihm, Andreas habe im Garten Abſchied von Emerenz genommen und er ſagte:

„Das hätteſt Du mir doch ſagen können, Emerenz!“

„Ich wußte es ja nicht,“ entgegnete ſie; „ich erfuhr es, als die Tante vor einer halben Stunde herunter kam."

Für den Augenblick ſah Hellmuth ſeine Ungerechtigkeit und die Kränkung ein, die er ſeiner Frau zufügte, und er nahm ſich vor weniger vorſchnell zu handeln, mit mehr Kaltblütigkeit zu überlegen. Hat aber eine Leidenſchaft ſich im Menſchenherzen feſtgeſetzt, ſo ſchießen aus der böſen Wurzel fort und fort die Sproſſen ihrer Art hervor.

Der Faſching ging zu Ende, man mußte ſeine ſcheidenden Freuden gründlich genießen. Um vier Uhr früh kehrten Emerenz und Hellmuth von einem glänzenden Ball heim. Der Salon war erleuchtet und erwärmt, die Tee-Urne ſtand ſiedend auf dem Tiſch und der kleine Waſſergeiſt in ihr ſang ſein leiſes Liedchen.

„So liebe ich es!" ſagte Emerenz vergnügt, legte Fächer, Blumenſtrauß und Handſchuhe bei Seite, nahm eine Mantille um und ſetzte ſich an den Teetiſch. „Die trauliche Stille iſt ſo wohltuend nach dem Gewirr und Getöſe, und dieſe eine Schaale Tee ſchmeckt mir beſſer, als das ganze ungeheuer ſplendide Souper."

„Mir . . . weder das eine noch das andere," ſagte Hellmuth mürriſch.

„Und warum nicht, Hellmuth? beides iſt gut."

„Weil ich ſehen mußte wie Du tanzteſt, tanzteſt, tanzteſt, unaufhörlich Stunde um Stunde."

„Man geht ja auf einen Ball um zu tanzen."

„Du gehſt aber ganz unter im Tanz.“

„O nein, ich unterhalte mich auch . . . wenn ein Tänzer unterhaltend iſt.“

„Eines iſt gewiß.“

„Und was iſt das?“

„Das Du auf dem Ball gar nicht an mich denkſt.“

„Doch! wenn ich ſah daß Du tanzteſt, freute es mich, und bei dem Souper habe ich nach Dir umgeſchaut, um zu ſehen, bei welcher Dame Du Platz genommen hätteſt.“

„Was ſind das für erbärmliche Gedanken!“

„Ernſte und hohe weiß ich nicht daran zu knüpfen,“ ſagte Emerenz und lachte.

„Du lachſt . . . und doch bin ich überzeugt, daß Du ernſte Gedanken gehabt haſt.“

„Das iſt wahr.“

„Im Geſpräch mit Prinz Arthur.“

„Nein.“

„Mit Harald?“

„Nein.“

„Mit Graf Verſen?“

„Auch nicht.“

„Alſo mit Andreas!“

„Endlich geraten.“

„Und worüber ſpracht Ihr?“

„Er ſagte, es ſei ein Mißbrauch der Wiſſenſchaft, ſie im Dienſt des Unglaubens zu verwenden. Der allweiſe Gott ſei der Urquell alles Wiſſens' aller Erkenntnis; aus dieſer Quelle werde alle menſchliche Wiſſenſchaft abgeleitet, folglich müſſe ſie den Stempel ihrer Abkunft tragen und gleichſam Zeugnis von Gott ablegen."

„Was in aller Welt geht Dich der Urſprung der Wiſſenſchaft an! Du biſt ja keine Gelehrte."

„Nein . . . aber ich höre es unausſprechlich gern, wenn alle irdiſchen Beſtrebungen, alle menſchlichen Dinge auf Gott und auf einen göttlichen Zuſammenhang zurückgeführt werden . . . . und das tut er."

„Er? . . . welcher Er? . . . gibt es nur den einzigen Er auf Erden?"

Emerenz war vom Teetiſch aufgeſtanden und ſagte ſcherzend:

„Du ſchläfſt wohl ſchon, Hellmuth, und haſt vergeſſen, daß wir von Graf Andreas ſprachen . . . ich bin noch gar nicht ſchläfrig . . . ſchau her."

Sie machte ein graziöſes chasse en avant, blieb vor ihm ſtehen und ſetzte hinzu:

„Meine Toilette fand ungeheuren Beifall."

„Wahrſcheinlich bei Andreas, entgegnete er mit zornfunkelnden Augen und grimmiger Stimme.

„Nein, bei den Damen," wollte Emerenz ſagen, aber die Worte erſtarben auf ihren Lippen, denn Hellmuth faßte ſie mit beiden Händen um den Gürtel, und mit einem Ruck zerriß er das Florkleid von oben bis unten ſo gewaltſam, daß einige Fetzen mit Blumen und Bandſchleifen rechts und links auf den Teppich flogen. Dann warf er ſich in einen Lehnſeſſel ſo, daß er ſeiner Frau den Rücken zukehrte und vergrub ſich in Finſternis.

Emerenz war leichenblaß geworden und um ihren Mund zuckte es. Sie nahm Handſchuhe und Fächer und ging ſchweigend in ihr Zimmer. Vor der Kammerjungfer nahm ſie ſich zuſammen, und erſt als ſie im Bett lag, ließ ſie den mühſam verhaltenen Tränen freien Lauf; denn ſo etwas hatte ſich Hellmuth noch nie erlaubt.

Er, als er ſich allein ſah auf dem Schauplatz ſeiner Taten und zwiſchen deren Trophäen, ſpürte ein grollendes Unbehagen mit ſeinem Jähzorn, keineswegs mit ſeiner Eiferſucht. Er ſammelte die abgeriſſenen Blumen und Schleifen auf, warf ſie in's Ofenfeuer, legte das verwelkte Bouquet ſeiner Frau dazu und betrachtete mit Wohlgefallen, wie die ganze Ballherrlichkeit in den Flammen verſchwand.

Nach dieſem Auto da fé brütete er über die Möglichkeit ſeine Lage zu verändern und einen Ort zu finden, wo er in gänzlicher Abgeſchiedenheit mit Emerenz leben könne. Bald wollte er ſich in eine kleine entlegene Garniſon verſetzen laſſen, bald den Abſchied nehmen und in irgend einem dunkeln Winkel der Karpathen — denn die Alpen waren ihm nicht einſam genug — mit Emerenz ſich vergraben. Beide Pläne hatten in der Ausführung ſo viel Unerfreuliches, daß ihm der vernünftige Gedanke kam, es ſei am klügſten ſich in ſeine Lage zu ſchicken und Emerenz etwas weniger zu quälen. Die Zeit verging. — —

„Wachſt Du noch, Emerenz?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, als er in das Schlafzimmer trat.

Emerenz wachte, denn ſie weinte; aber ſie verbarg ihr Geſicht in die Kiſſen und tat, als ſchlafe ſie den Schlaf des Gerechten — und Hellmuth ſagte nichts mehr. Als er wirklich ſchlief, weinte Emerenz noch viel heftiger, weil ſie ſich vorwarf, unverſöhnlich geweſen zu ſein.

Dieſer Auftritt erweiterte die geheime Kluft, die zwiſchen ihnen ſich aufgetan hatte. Emerenz empfand vor Hellmuth eine Scheu, die an Abneigung grenzte, und in Hellmuth griff mehr und mehr die Überzeugung um ſich, daß Andreas eine heftige Leidenſchaft für Emerenz im Herzen trage und daß Emerenz ſie erwidere. Er wurde immer finſterer und ſie immer gleichgültiger.

Zweites Kapitel.

Es war am Abend des Aſchermittwochs. Gräfin Tengenberg und Andreas waren bei Emerenz. Hellmuth war zugegen.

„Wie iſt das angenehm, einen gemütlichen Abend vor ſich zu haben und keine große Toilette machen zu müſſen — was meinſt Du, Emerenz?“ fragte die Gräfin ſcherzend und ſetzte ſich behaglich mit ihrer Häkelarbeit im Sofa zurecht.

„Ganz Deiner Meinung, liebe Tante,“ verſetzte Emerenz lebhaft; „die Faſchingsfreuden ſind hohl wie Seifenblaſen. Es ſieht recht luſtig aus, die bunten Kugeln umherfliegen zu ſehen; aber ſie platzen und man hat nichts davon — und platzten ſie nicht, ſo wäre uns die Monotonie ſehr bald unerträglich. Im vorigen Winter unterhielt ich mich viel beſſer als heuer.“

„Das glaubt niemand, der Dich in der Welt ſieht,“ ſagte Hellmuth.

„Auf dem langweiligſten Rout ſind Sie ſtrahlend,“ ſetzte Andreas hinzu.

„Nun ja!“ ſagte Emerenz lachend. „Miß Mac Allan hat mir eingeprägt, man müſſe ſich mit Anmut zu langweilen verſtehen. Ich finde es ſehr unverbindlich, den Leuten ein gelangweiltes Geſicht zu zeigen . . . und bin ich einmal in dem Gewirr, ſo ſpreche ich, ſo höre ich, ſo ſehe ich — und werde davon ganz munter. Es iſt aber mehr eine äußere, als eine innerliche Munterkeit.“

„So wird es den meiſten Menſchen gehen, die über zwanzig Jahre alt ſind,“ ſagte die Gräfin; „ſie werden nach Ausruhen verlangen — und es iſt große Weisheit der Kirche, dieſen Augenblick zu benutzen, um uns durch die Aſchenweihe an den Tod zu erinnern, der allen irdiſchen Freuden ein Ende macht.“

„Das wiſſen wir ja ohnehin,“ ſagte Hellmuth.

„Eine kleine Erinnerung iſt dann und wann nicht übel,“ entgegnete die Gräfin; „ich meinesteils werde immer bußfertig geſtimmt, wenn der Prieſter mir das Aſchenkreuz auf die Stirne zeichnet und dabei ſpricht: Memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris.“

„Bußfertig?“ rief Hellmuth; das ſchmeckt nach Geißel, Cilicium und Kaſteiung, beſte Tante!“

„Bußfertig!“ ſagte Emerenz langſam und ernſt; „vielleicht bedeutet es das aufrichtige Verlangen, das Leben zu benutzen um beſſer zu werden.“

Ein Schleier von Schmerz und Trauer flog über ihr ſonniges Antlitz. Hellmuth ſtarrte ſie an und dachte für ſich: Was mag ſie wohl zu bereuen haben? Andreas blickte ſie auch an und dachte: Möge ſie auf dieſem Wege weiter gehen. Emerenz ſetzte hinzu:

„Wir ſind ſo unvollkommen, wir armen Kinder des Staubes.“

„Das ſind wir,“ entgegnete Andreas lebhaft; „dieſe Abkunft vom Staube, dieſe Verwandtſchaft mit ihm, iſt die beſtändige Demütigung des Menſchen — denn er kann nicht, wie er will; iſt die beſtändige Folter des Menſchen — denn er will nicht, wie er ſoll; und dient zur Glorie des Menſchen — wenn er ihn mit Füßen tritt, ſich über ihn, d. h. über ſich ſelbſt erhebt und dadurch beurkundet, daß er ſeine andere Abſtammung aus dem Reich des übernatürlichen Lebens nicht vergeſſen hat und ihren Wert am höchſten achtet. Und leicht iſt es nicht, die Welt des Staubes mit Füßen zu treten, weil ſie ſich in einem kleinen, aber furchtbar gebieteriſchen Punkt konzentriert.“

„Und das iſt?“ fragte Emerenz geſpannt.

„Im Herzen! . . . ſein Herz muß der Menſch opfern, das will ſagen: will er den Staub mit Füßen treten, ſo muß er das opfern, was ſein Herz begehrt — oder das, was ſein Herz erfüllt.“

„Aber warum denn?“ fragte Emerenz und legte bittend die Hände zuſammen, als ob ſie um Schonung flehe.

„Um einem höheren Willen Platz zu machen, der im Herzen herrſchen ſoll, weil er den Menſchen ſeiner ewigen Beſtimmung entgegenführt.

Andreas ſchwieg und alle ſchwiegen, die Gräfin — erbaut, Hellmuth höchſt verſtimmt, Emerenz tief erſchüttert, ſodaß ſie nach einer kleinen Weile unbefangen fragte:

„Nicht wahr, wenn man ſich gründlich beſſern will, muß man eine ſogenannte Lebensbeicht ablegen?“

Andreas lächelte gerührt über dieſe kindliche Naivetät und die Gräfin ſagte erfreut:

„Ein vortreffliches Mittel!“

„Nichts für Emerenz!“ rief Hellmuth.

„Vortrefflich für Emerenz und vortrefflich für Dich, mein guter Hellmuth.“

„Beſte Tante, ich liebe Dich, ich verehre Dich, ich bewundere Dich, ich . . . ich . . . ich weiß nicht was ich ſagen ſoll, um Dir meine Hochachtung auszudrücken . . . allein in Dingen, welche Emerenz auf dieſe Weiſe berühren, habe ich ein Wort mitzureden. Emerenz tue ihre Pflicht, ſo hat ſie nichts zu beichten, und vernachläſſigt ſie ihre Pflicht, ſo wird ſie ſich nicht dadurch beſſern, daß ſie es einem Geiſtlichen ſagt . . . . und darauf läuft ja doch nur die ganze Beicht hinaus.“

eiferſüchtiger Raſerei eine Sylbe ausſprech'n die Dich ſchmerzt. Aber Du, Clelia, erbarme Dich und nenne mir nie jenen verhaßten Namen."

Ich öfnete das Etui und fand einen kleinen Dolch darin, der mir eine kindiſche Freude machte. In allen Dingen die meine Liebe betrafen, war ich ein Weib; in allen andern — ein Kind.

„Wie Banditen werden wir bewaffnet ſein, ſagte ich, mit Piſtolen Du, und ich mit einem Dolch. Wir werden ſie wol aber nicht brauchen .... als etwa wider einander."

Am andern Tage ſchenkte Achatz mir einen wunderſchönen Ring, als Zeichen der Verlobung. Ich wollte ihn nicht nehmen und ſagte, dergleichen Ringe müßten gewechſelt werden, und ich hätte keinen für ihn.

„Hier, mein Kind, iſt ein ähnlicher! ich habe Deinen Wunſch errathen," ſagte die Tante und gab mir einen prächtigen Ring.

Da ich ihn aber nicht an Achatz gab und auch nicht den ſeinen annahm, ſo rief mein Onkel:

„Aber macht doch nicht ſolch Federleſen!" und ſchob uns barſch die Ringe an die Finger.

„Auf Dinstag die Trauung, nicht wahr, liebe Clelia?" ſagte die Tante mit einer zärtlichen Umarmung.

„Lieber Hellmuth, in welchem ungeheuren Irrtum biſt Du befangen."

„Liebe Tante, Irrtum oder nicht — ſo iſt meine Auffaſſung und bei ihr verbleibe ich."

„Du wirſt Dich beſinnen, nicht wahr?" ſagte Emerenz bittend.

„Mit nichten! Dies Gerede im Beichtſtuhl iſt und bleibt mir ein Greuel. Jetzt, liebe Tante, habe ich die Ehre, mich Dir zu empfehlen . . . . ich muß nach meinem jungen Rekonvaleszenten ſchauen. Adieu, Andreas . . . auf Wiederſehen, Emerenz!"

Er ſtürmte fort.

„So iſt er nun einmal," ſagte Emerenz gleichmütig; „ich werde mich nicht dadurch abhalten laſſen, in der öſterlichen Zeit eine Lebensbeicht abzulegen. Ich war bisher recht kalt bezüglich der Religion . . . und leider recht nachläſſig, aus Leichtſinn mit der Beicht. Widerwillen habe ich aber nicht gegen ſie . . . ja, ich begreife nicht, wie man ihn haben könne."

„Im allgemeinen haben diejenigen Widerwillen gegen die Beicht," ſagte Andreas, „die in ihrem Gewiſſen einen Punkt oder eine Sache herumtragen, welche ihnen ſchwer wird, zu bekennen. Im allgemeinen ſage ich . . . es mag auch beſondere Gründe geben, allein ſtichhaltig ſind ſie nie," ſetzte er hinzu, da Emerenz ihn bedenklich anſah. Er glaubte, ſie denke an ihren Mann, ſie dachte aber an ihren Vater. Welcher Grund konnte ihn den guten, den klugen Mann ſo abgeneigt machen?

„Hängt es nicht vielleicht zuſammen mit einem gewiſſen Mangel an Religion . . . an poſitivem Chriſtentum?“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Sehr richtig! . . . . glauben Sie aber, daß dieſer Mangel bei uns, die wir im Chriſtentum geboren und erwachſen ſind, mit unſerer Tugend zuſammenhängt?“

„Wenn ich an mich denke, ſo muß ich Nein ſagen,“ erwiderte ſie.

„Und mit uns ſelbſt haben wir übergenug zu tun,“ gab Andreas beruhigend zur Antwort, um jeder unnötigen Aufregung in Emerenz vorzubeugen. Dann ſprach er von ſeinen Neffen, die im Frühling gefirmt werden ſollten und das Geſpräch blieb ernſt bis Hellmuth nach einer Stunde zurückkam. Da brach Andreas es ab und ging auf die politiſche Tagesgeſchichte über und auf die Frage, ob ein kleiner deutſcher Prinz Ausſicht habe König von Spanien zu werden.

„Das waren herrliche Zeiten,“ rief Hellmuth, „als ein kleiner, deutſcher Graf, der die Soldtruppen der Stadt Zürich geführt hatte, römiſch-deutſcher Kaiſer wurde, weil er ein tüchtiger, kräftiger Mann war, der Reſpekt und Vertrauen einflößte. Aber durch Intriguen, Beſtechungen, Überliſtungen König einer wildfremden Nation zu werden, deren Sprache man nicht kennt, deren

Sinn und Sitten man nicht verſteht, die von dieſem importierten König ſo wenig weiß wie vom Mann im Mond — das iſt eine politiſche Kombination, die allzu ſehr wackelt, um Ehre und Segen zu bringen.“

„Solche Schmuggelei hat etwas Empörendes, wenn man bedenkt, daß es ſich um die Würde einer Krone und um das Wohl eines Volkes handelt,“ ſagte Emerenz.

„Die Spiegelfechterei des modernen Konſtitutionalismus, der aus revolutionären Anſichten und Beſtrebungen hervorgegangen iſt, hat die Auffaſſung der Königswürde und des Volkswohls bis zur Entſtellung herabgeſetzt,“ ſagte Andreas; „ſie verſchwinden hinter dem Wohl des Staates. Wird die Jugend in Schulen getrieben, wo ſie Stunde um Stunde mit überflüſſigem und oberflächlichen Lernen bei überſpanntem Geiſt und abgeſpanntem Körper ſitzt — wird die zweite Jugend in die Kaſerne geſperrt und durch äußere Dreſſur abgerichtet eine Maſchine in Menſchengeſtalt zu werden — wird die ganze Manneskraft dazu ausgebeutet, um einen möglichſt hohen Ertrag der Steuern zu erpreſſen, ſo geſchieht das alles unter dem pomphaften Namen des Staatswohls, und daß dabei das Wohl des Volkes zu Grunde geht, fällt um keines Strohhalms Gewicht in die Schale. Nur auf moraliſcher, nicht auf mechaniſcher Grundlage gedeiht das Volkswohl; moderne Staatsform iſt ein ſtarrer Mechanismus, deſſen Räderwerk die Kammermajoritäten bilden, denen ſchließlich auch der Fürſt ſich zu unterwerfen hat. Will er nicht, ſo wäre er nicht der echte, der wahre konſtitutionelle Monarch und man müßte ein Revolutiönchen machen, um ſeiner ledig zu werden. Pfiffiger Intrigue, niedrigem Ehrgeiz, bodenloſer Habſucht öffnet der Konſtitutionalismus bereitwillig ſeine Reihen; edle Freiheit, unabhängige Geſinnung, Anſichten, die das Wohl des Volkes im Auge haben, ſchließt er aus oder erdrückt ſie. Weil der Konſtitutionalismus unmoraliſch iſt, entſittlicht er die Charaktere und ſchwächt den Glauben und die Religioſität, ſoweit ſein Einfluß ſich erſtreckt — und der erſtreckt ſich weit."

Da ſich kein Anhänger des Konſtitutionalismus in dem kleinen Kreiſe befand, ſo machte ſich keine Disharmonie geltend und der Abend ging friedlich zu Ende.

Emerenz verließ den Salon und ſetzte ſich in ihrem Zimmer an den Schreibtiſch. Hellmuth rief:

„Es iſt elf Uhr! . . . willſt Du jetzt noch ſchreiben?"

„Nein! . . . nur eine kleine Notiz machen, um ſie nicht zu vergeſſen."

Er trat hinter ihren Stuhl und las die Worte, die ſie in ein Buch ſchrieb.

„Aſchermittwoch 1870. Der Menſch kann

nicht wie er will: das iſt ſeine Demütigung — und er will nicht was er ſoll: das iſt ſeine Folter.“

„Sieh' Emerenz, nun weiß ich es!“ rief Hellmuth außer ſich: „Du ſollſt mich lieben und Du willſt es nicht.“

„Laß ab von Deinen Quälereien!“ ſagte ſie müde; „ich gebe Dir mein Wort, daß ich nicht an Dich dachte, als ich dies ſchrieb.“

„Darauf brauchſt Du mir nicht Dein Wort zu geben . . . das weiß ich ohnehin . . . aber an Andreas dachteſt Du.“

„Auch nicht . . . ich dachte nur an mich und an die Wahrheit dieſer Worte. Sei ſo gut, mich nicht zu ſtören. Es fehlt noch der letzte Satz.“

„Da Du jedes Wort im Gedächtnis haſt, iſt das Aufſchreiben unnötig,“ ſagte Hellmuth, nahm mit raſchem Griff das Tintenfaß aus dem Schreibzeug und goß es über das Blatt. Dann ſauſte er wie ein Wirbelwind hinaus.

Das Buch ſchwamm in Tinte, Emerenz ſchwamm in Tränen, rang troſtlos die Hände und ſeufzte: O ich will ihn ja lieben, dieſen ſchrecklichen Mann . . . aber ich kann nicht! . . . O ja . . . es iſt eine furchtbare Demütigung, daß ich nicht mehr mit meinem Willen eine Liebe zuſammenbringe, welcher ich ewige Dauer beimaß und die mir wie ein Schatten aus dem Herzen ſchwindet.

O, um wie vieles möchte ich Andreas fragen ... er gibt mir Aufſchlüſſe, die meine Seele ergreifen. Aber Hellmuth's Raſerei wird ſich ſteigern ... o, ich bin unausſprechlich unglücklich. —

Und allerdings ſteigerte ſich Hellmuth's Raſerei. Er wollte durchaus nicht, daß Emerenz ihre Pflicht als Katholikin erfülle und in der öſterlichen Zeit die heiligen Sakramente empfange. Er behauptete, Andreas habe ihr dieſen Gedanken beigebracht, ohne Andreas wäre ſie nie darauf verfallen und er wolle nicht, daß Andreas einen ſolchen Einfluß auf ſie gewinne, denn die Religioſität ſei nur ein Schleier, unter welchem er ſich in ihr Herz ſchleichen wolle. Schwieg Emerenz zu dieſen Beſchuldigungen, ſo ſagte er:

„Es iſt ſonnenklar! .... Du verſuchſt nicht einmal Dich zu verteidigen.“

Wies ſie die Beſchuldigungen zurück, ſo ſagte er:

„Gib Dir keine Mühe ... Du änderſt meine Überzeugung nicht.“

Gab ſie ihm ruhige Antworten, ſo hieß es:

„Du willſt mich durch Sanftmut entwaffnen ... Doch Du täuſcheſt mich nicht.“

Sprach ſie ſich gereizt aus, ſo rief er:

„Endlich hab' ich es getroffen. Du wirſt zornig, weil Du Dich nicht verteidigen kannſt.“

Man hätte viel ſanftmütiger ſein müſſen als Emerenz war, um bei dieſer beſtändigen moraliſchen

Folterung geduldig zu bleiben. Bei ihrem leidenſchaftlichen Charakter und ihrer gänzlichen Ratloſigkeit hatte ſie Anfälle von Verzweiflung, durch welche ſie ſich ſelbſt und ihren Mann nur noch mehr aufreizte. In einem ſolchen Anfall ſagte ſie einmal:

„Ich kann das Leben mit Dir in dieſer Weiſe nicht ertragen . . . ich will zu meinem Vater zurückkehren.“

„Willſt Du den Skandal machen, ſo bedenke, daß er von Dir ausgeht, nicht von mir. Übrigens wird Dein kluger Vater lächeln, wenn er erfährt, daß Du Dich zu ihm flüchteſt, um in aller Ruhe eine Lebensbeicht abzulegen, um Dich zu beſſern — während es doch nur von Dir abhängt, stante pede zu Deiner Beſſerung zu ſchreiten.“

Vielleicht hatte Hellmuth recht. Sie nahm ſich zuſammen; ſie wollte ſehr gern ſanftmütig und geduldig ſein; es gelang nur nicht. Und der Abend des Aſchermittwochs hatte ihr ſo tiefe Eindrücke zurückgelaſſen, daß ſie den Vorſatz, den ſie geweckt hatten, nicht aufgeben wollte.

Gräfin Tengenberg und Andreas fanden Emerenz ungewöhnlich ernſt. Nie kam eine Andeutung, nie die leiſeſte Klage über ihre Lippen; es war unmöglich, den Umfang ihrer häuslichen Leiden zu ergründen. Die Gräfin und ihr Sohn freuten ſich über den größeren Ernſt, den ſie bei Emerenz wahrnahmen und er beſchwor ſeine

Mutter, ſie nicht durch Fragen oder Ratſchläge zu drängen oder zu verwirren. Er ſah mit Wonne, daß die Keime eines höheren Lebens, die unentwickelt in ihrer Seele lagen, ſich zu entfalten begannen und gleichſam aus einem Traumzuſtand zum Licht des Tages erwachten. Ein namenloſes Intereſſe für Emerenz ſtand über all ſeinem Tun und all ſeinem Denken, wie der Polarſtern über ſeinem Haupt.

Drittes Kapitel.

Emerenz ſaß in ihrem Zimmer mit einem Brief in der Hand, deſſen Inhalt ihr bitter weh tat. Ihr Vater teilte ihr die Verlobung Grazianens mit Ignaz mit. Wie iſt es möglich! ſprach Emerenz tief niedergeſchlagen zu ſich ſelbſt; wie iſt es möglich, daß Graziane dieſe Wahl treffen, daß Papa ſie genehmigen konnte! . . . O, das iſt ihr Einfluß! . . . ſie, ja ſie hat es möglich gemacht.

Und ſie las zum dritten und vierten Mal den Brief, um eine Spur von Mißbilligung zu entdecken. Vergebens. Veldegg wußte, wie wenig ſympathiſch Eugenia und Ignaz für Emerenz waren; er wußte aber auch, daß Emerenz niemals nachträglich eine Sache öffentlich mißbilligen werde, die mit ſeiner Zuſtimmung abgeſchloſſen war; deshalb ſprach er ſich zufrieden aus und legte beſonderen Nachdruck auf ſeine Freude, Graziane ſo ungemein beglückt zu ſehen. Wie iſt's möglich!

ſeufzte Emerenz, glücklich mit Ignaz? . . . unmöglich! —

Ihr Blick fiel auf einen zweiten Brief von unbekannter Hand; ſie erbrach ihn gleichgültig. Keine Unterſchrift — kein Datum — wie ſeltſam! ſie hatte nie einen anonymen Brief erhalten, ſie las geſpannt:

„Wer Einmal die wundervollen Augen der Gräfin Emerenz geſehen hat, der vergißt ſie nie wieder. Doch ſo wundervoll dieſe Augen ſind, ſo beſitzen ſie nicht die Gabe, die Verhältniſſe einer früheren Generation klar zu durchſchauen. Wäre dies der Fall, ſo würde Gräfin Emerenz ohne Zweifel ihren ganzen Einfluß aufbieten, um eine Ehe zu hintertreiben, die jetzt in ihrer Familie geſchloſſen werden ſoll.“

Starr wie eine Bildſäule ſaß Emerenz da. Was ſollte das bedeuten . . . wer hatte das geſchrieben . . . Freund oder Feind . . . war etwas Entſetzliches im Werk? . . . — Sie las und las wieder. Jedes Wort prägte ſich in ihr Gedächtnis ein wie Blei in Wachs. Aber ihr Vater hatte zuweilen geäußert, nichts ſei verächtlicher als anonyme Enthüllungen, Drohungen, Warnungen; wer von der Wahrheit ſeiner Ausſagen durchdrungen ſei, ſcheue ſich nicht, ſie auszuſprechen, wenn er glaube Gutes zu ſtiften — und wenn er das nicht glaube, ſo ſchweige er; kein Mann von Ehre ſchreibe anonyme Briefe. Das war einleuchtend.

Ich neigte ſtumm und bebend den Kopf. Heute war Sonntag. Den Ring zog ich ab ſobald ich in meinem Zimmer war; ich konnte kaum die Stunde erwarten, wo Gundaccar kommen ſollte; der Tag wollte kein Ende nehmen. Endlich, um eilf Uhr Abends, kam er mit einem Paß in aller Ordnung ausgeſtellt für die Gebrüder Müller, Handlungsreiſende, von Insbruck nach Verona. Er hatte einem der Subaltern-Offizianten eine tragiſche Geſchichte von zweien ſeiner Freunde erzählt, die einer fatalen Spiel-Angelegenheit halber ſchnell und heimlich fort wollten, und hatte ihm 300 Gulden gegeben, damit er dieſe Geſchichte glaube. Nun waren wir ſicher!

„Morgen Abend um dieſe Zeit hole ich Dich ab, meine Clelia!“ ſagte Gundaccar ganz freudig verklärt.

Ich umſchlang ihn, aber ich zitterte ſo, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Die Gemüthsbewegung dieſer Tage hatte mir förmlich die Nerven zerriſſen.

„Was fürchteſt Du, mein geliebter Engel?“ fragte er traurig zärtlich.

„Nichts, Gundaccar! nichts! .... o gar nichts als Dich zu verlieren! ſagte ich. Wird auch der Himmel nicht einſtürzen? .... wird der Inn auch

Und doch! und doch! . . . es konnte doch vielleicht wahr ſein! Emerenz ſchauderte. Sie hörte Hellmuth's Schritt, ſprang auf und warf den Brief ins Feuer.

„Wie ſiehſt Du aus . ., was fehlt Dir . . . warum zitterſt Du . . . . was haſt Du ins Feuer geworfen?“ fragte Hellmuth eintretend.

„Den Umſchlag dieſes traurigen Briefes . . . lies was Papa ſchreibt.“

Zum Glück hatte ſie den Umſchlag auch wirklich verbrannt, und Hellmuth fand ſeinerſeits die Nachricht wenig erfreulich.

„Das hat Mama Erting zuwege gebracht,“ ſagte er; „die ſetzt durch was ſie will, und bei einem Gänschen wie Graziane, iſt das nicht ſchwer. Man muß ſich mit dem Sprichwort tröſten: Ehen werden im Himmel geſchloſſen.“

„Ja . . . aber ſie werden auf Erden gelebt,“ verſetzte Emerenz, wie von einem Donnerſchlag betäubt. Das Zuſammentreffen der Briefe in demſelben Augenblick und deren Inhalt machte ihr den Eindruck, als werde eine Rückſchau in die Vergangenheit ihr erſchloſſen, das innerſte Weſen ihres Vaters entſchleiert und ihre inſtinktive Abneigung gegen Eugenia erklärt. Hiegegen ſträubte ſich ihr gerader Sinn, auf anonyme Andeutungen Wert zu legen, ihnen Glauben beizumeſſen, und nirgends war Klarheit, war Beruhigung zu ſuchen; denn auch hierüber wie über alles, was ihre

Seele bewegte, mußte ſie ſchweigen. Daß ſie voll ſorgenſchwerer Gedanken war, konnte ſie nicht verbergen, und ſie erregte dadurch nicht wenig Hellmuth's Unwillen. Ein Brief Grazianens war wenig tröſtlich. Sie ſchrieb voll ſchwärmeriſcher Begeiſterung für ihre hohe Aufgabe, einen ſo edlen, zartfühlenden, liebenden Mann, wie Ignaz, zu tröſten über bittere Erfahrungen und ihn mit einem Leben zu verſöhnen, das ihm bis jetzt nur ſchmerzliche Enttäuſchungen geboten habe. Sie finde dieſe Aufgabe beſeligend, und die Liebe werde ihr die Mittel zur Ausführung gewähren.

„Wie alt iſt Graziane?“ fragte Hellmuth, der auch den Brief geleſen hatte.

„Im achtzehnten Jahre.“

„Da iſt ſie um zwei Jahre zu alt für ſolchen Unſinn. Sie wird ihrem Mann unausſtehlich werden durch romanhafte Überſpannung, denn er iſt ein Liebhaber der Realitäten des Lebens und ihre phantaſtiſchen Grillen werden ihm nicht zuſagen. Schreibe ihr das . . . . ſage ihr, ſie ſolle den Ignaz glücklich machen, ganz proſaiſch, ganz ſchlecht und recht glücklich; das ſei ihre Aufgabe — und Punktum.“

„Ja, ja!“ ſagte Emerenz lächend, „iſt man ſchlecht und recht glücklich, ſo iſt Punktum ſehr leicht zu ſetzen. Doch die Wenn und die Aber, die ſich fort und fort eindrängen, ſchieben Punktum ſehr weit hinaus.“

„Sprichſt Du ſo in Beziehung auf Dich . . . auf uns?“

„Es iſt allgemein ſo; die Menſchen wollen es immer noch beſſer haben, als ſie es haben.“

Auch Ignaz wünſchte es beſſer zu haben, als er es hatte, und ſeine Mutter ging ganz auf ſeinen Wunſch ein. So ſagte ſie denn eines Tages mit ſorgenvollem Ton zu Veldegg:

„Sie haben vollkommen recht, durch eine längere Verlobungszeit Ignaz prüfen zu wollen, ob er beharrlich iſt in ſeinen guten Vorſätzen, und ich bin wahrlich die Letzte, die in dieſer Fürſorge ein unbegründetes Mißtrauen ſieht. Indeſſen“ . . . —

„Da Sie mir vollkommen recht geben,“ entgegnete Veldegg etwas gereizt, „ſo ſcheint mir eine Einwendung unmöglich.“

„Beſter Veldegg, was denken Sie! Eine Einwendung kommt mir nicht in den Sinn . . . nur eine Bemerkung möchte ich machen. Nämlich: eine Sache kann in der Theorie vortrefflich ſein und in der Praxis ſchlimme Folgen haben.“

„Das beſtreite ich nicht.“

„Ich bitte alſo, lieber Veldegg, bedenken Sie dieſes: Jetzt ſind wir hier beiſammen — Ignaz verkehrt täglich mit Graziane und mit Ihnen — er iſt ganz unter dem Zauber der Tochter, unter dem Einfluß des Vaters — er hat das herzlichſte aufrichtigſte Verlangen nach der Verbindung mit Graziane — all ſeine Pläne, ſeine Hoffnungen, ſeine Ausſichten bewegen ſich um Graziane. Doch der Winter geht zu Ende, wir trennen uns; Sie gehen nach Deggenrain, ich nach Grafenturm, Ignaz wird mich begleiten, er wird auch ohne Zweifel Graziane häufig, vielleicht täglich ſehen. Dennoch — es iſt nur eine Frage, beſter Veldegg, die aus der Ängſtlichkeit des Mutterherzens entſpringen mag, — dennoch ſcheint es mir ein Wagnis, daß Ignaz, der nicht an das Landleben gewöhnt iſt, monatelang dort verweilen ſoll. In einem Augenblick von Mißmut, von übler Laune, denen wir arme Menſchen ausgeſetzt ſind, könnte Langweil oder ein plötzlicher Rückfall in alte Gewohnheit, ihn zu irgend einem Schritt hinreißen, den wir alle, ihn inbegriffen, auf's ſchmerzlichſte beklagen würden und deſſen traurige Folgen ich gar nicht zu ermeſſen wage."

„Wird Ignaz nicht durch die Hoffnung auf Grazianens Beſitz an ein vernünftiges Leben gefeſſelt, ſo ſehe ich nicht ein, wie die Ehe das zuſtande bringen ſoll."

„Die Ehe, lieber Veldegg, lenkt in eine ganz neue Bahn ein, bringt ganz neue Verhältniſſe, neue Intereſſen, neue Gewohnheiten mit ſich, und dieſe ſetzen der menſchlichen Unbeſtändigkeit und dem Flatterſinn des Herzens feſtere Schranken, als eine Hoffnung, deren Erfüllung in weiter Ferne liegt."

„Graziane iſt das letzte Kind, das ich fortziehen laſſe. Sie geht — und mein Haus iſt verödet. Ich geſtehe, mir grauet davor.“

„O ſprechen Sie nicht in dieſer für uns alle ſchmerzlichen Weiſe, Veldegg! Graziane bleibt ja in Ihrer Nähe, hier ſowohl wie auf dem Lande ... und wir, die wir bisher Ihre Freunde waren, wir gehören dann zu Ihrer Familie. Nicht veröden wird Ihr Haus. Es belebt, es bereichert ſich.“

„Sie wiſſen immer das Herz zu treffen,“ ſagte Veldegg und drückte gerührt ihre Hand. Für jetzt ſchwieg Eugenia. Die Sache war gewonnen, das wußte ſie.

Als Veldegg einige Tage ſpäter bei Eugenia war, traten Graziane und Ignaz Hand in Hand ein, knieten vor ihm nieder und baten ſo zärtlich, ſo rührend, er möge die Stunde ihres vollkommenen Glücks nicht aufſchieben, daß er nicht widerſtehen konnte und die Vermählung auf den Monat Mai feſtſetzte.

An dem Tage, da Graziane ihrem Vater zu Füßen fiel, lag auch Emerenz auf ihren Knieen. Sie hatte tiefes Stillſchweigen gegen Hellmuth bezüglich ihrer religiöſen Pflichten beobachtet, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß ſie ihre Abſicht aufgegeben habe. An einem ſchönen Nachmittag, wie er zuweilen Ende März als Vorbote des Frühlings auf unſerm kalten deutſchen Boden vorkommt, war Emerenz mit Gräfin Tengenberg, wie das zuweilen geſchah, ſpazieren gefahren. Hellmuth, der von Emerenz Rechenſchaft über jede Stunde ihres Tages verlangte, hatte gefragt, wie lange ſie ausbleiben werde, und die Antwort erhalten:

„Mindeſtens zwei Stunden.“

War Emerenz nicht daheim, ſo langweilte er ſich. Er quälte ſie furchtbar, aber er konnte nicht leben ohne ſie. So ſchlenderte er zwecklos in der Stadt herum, geriet in eine entlegene Gaſſe und erſtarrte zur Bildſäule. Da lag eine Kirche und vor deren Tür hielt der Wagen von Gräfin Tengenberg. Ja, ihr Wagen — aber leer! Er ging auf den Kutſcher, den wohlbekannten, zu und fragte gedankenlos:

„Was iſt das für eine Kirche, Wilhelm?“

„Man nennt ſie vom alten Hochſtift, Herr Graf,“ verſetzte Wilhelm.

„Iſt drinnen etwas merkwürdiges zu ſehen?“

„Kann's nicht ſagen, Herr Graf.“

„Sind die Gräfinnen hineingegangen?“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

„Beide?“

„Beide — zu Befehl.“

Hellmuth betrat die Kirche. Alt, finſter, um- und wieder umgebaut, bot ſie keine Spur von Sehenswertem dar. Wäre ſie damit überfüllt geweſen, hätte doch Hellmuth nicht hineingeſchaut. Er ſuchte nur Emerenz, d. h. nur die Beichtſtühle und fand ſie leicht, denn in deren Nähe knieten

Andächtige. Unter dieſen war Emerenz nicht . . . ſie mußte im Beichtſtuhl ſein . . . ja, ſie war es! . . . Trotz des Halbdunkels erkannte er ihr korinthfarbenes Kleid! . . . ſie beichtete! — Wem? Er wußte es nicht. — Was? Er wußte es nicht. — Weshalb? Warum? — Er wußte es nicht. Ihm vergingen die Sinne — er mußte ſich ſetzen. Da trat aus einem andern Beichtſtuhl Gräfin Tengenberg heraus. Sie bemerkte ihn nicht, ging zu einer Bank, wo ihr Gebetbuch lag und kniete dort nieder. Hellmuth ſchöpfte ein wenig Atem. Emerenz mußte ja nun auch fertig ſein. Aber die Tante beichtete häufig; Emerenz hatte es in drei Jahren nicht getan; ſie verweilte länger, länger, länger! — und die Tante hatte ſich ganz gemütlich hingeſetzt, als ſei ſie geſonnen, drei Stunden zu warten. Dem unglücklichen Hellmuth ſtanden die Schweißtropfen auf der bleichen Stirn. Zuweilen ſetzte er ſich, zuweilen ſtand er auf und lehnte ſich an einen Pfeiler. Die heftigſte Spannung zuckte durch ſeine Nerven, pulſierte in ſeinen Adern und umflorte zuweilen dermaßen ſeinen Blick, daß ihm das korinthfarbene Kleid entſchwand. Aber er rieb die Augen — und es war da! war im Beichtſtuhl! — —

Endlich trat Emerenz heraus, ging zu Gräfin Tengenberg und kniete neben ihr nieder. Hellmuth ſchöpfte ein wenig Atem; Emerenz war wenigſtens nicht mehr im Beichtſtuhl! Gleichwohl legte ihn die Ungeduld wieder auf die Folter, denn es verging mindeſtens eine halbe Stunde, bevor die beiden Damen Anſtalt machten, ihre Andacht zu beenden. Nun ſchlüpfte er aus der Kirche und ſtellte ſich draußen ſeitwärts neben die Tür, ſo daß ſie ihn nicht ſogleich gewahr werden konnten, wenn ſie heraustraten. Sie kamen und gingen die wenigen Schritte zum Wagen, deſſen Schlag der Diener geöffnet hatte. Gräfin Tengenberg ſtieg ein; da ſtürzte Hellmuth hervor, ſchob den Diener zur Seite, ließ die entſetzte Emerenz einſteigen und warf den Schlag zu, indem er mit einem wütenden Lächeln ſagte:

„Die Spazierfahrt war kurz.“

Der Wagen flog dahin und die Damen ſahen ſchreckensbleich vor Überraſchung einander an.

„Das wird eine heftige Szene geben!“ ſagte die Gräfin; „welcher Unſtern führte ihn zum Hochſtift!“

„Es iſt vielleicht gut, daß er es weiß, und daß ich mich zuvor faſſen kann,“ entgegnete Emerenz.

Hellmuth ging langſam zu Hauſe. Er wollte die tobende Wut abdämpfen; und nicht zu Emerenz ging ſein erſter Schritt, ſondern zu Andreas. Dieſer hatte ſeine Neffen bei ſich und examinierte ſie über ihr Verhalten während der verfloſſenen Woche, wie er das zu tun pflegte. Als Hellmuth mit verſtörter Miene eintrat, ſagte Andreas abbrechend:

„Jetzt, meine Buben, macht Euren Spaziergang mit Herrn Werner."

Die Knaben entfernten ſich etwas niedergeſchlagen; ſie gingen lieber mit dem Onkel ſpazieren und hatten wegen Wohlverhaltens darauf gehofft.

„Was iſt Dir begegnet? ſetze Dich," ſagt Andreas zu Hellmuth.

Dieſer aber ging nach ſeiner Weiſe im Zimmer hin und her, blieb dann vor Andreas ſtehen und donnerte:

„Du haſt's gewußt."

„Was?" fragte Andreas ruhig.

„Daß meine Frau heute beichtete."

„Ihre Abſicht wußte ich — nicht aber, daß ſie es bereits tat."

„Es iſt himmelſchreiend, daß Ihr, Du und Deine Mutter, Euch mit Emerenz gegen mich verbindet. Ihr wißt, daß ich gegen das Beichten bin, und Ihr ruhte nicht, bevor Ihr ſie dahin gedrängt habt."

„Was das Drängen betrifft, ſo gebe ich Dir mein Wort, daß Du im Irrtum biſt; allein Du irrſt auch — ich muß es Dir offen ſagen — wenn Du ein Recht zu haben wähnſt, Deiner Frau die Beicht zu unterſagen."

„Durchaus nicht. Die Frau hat dem Gatten zu gehorchen."

„Gewiß! . . . in allen erlaubten Dingen.

Das Gebot der Kirche ſteht aber über dem Verbot des Gatten.“

„Das ſind Spitzfindigkeiten! er iſt ihre höchſte Autorität.“

„Ja, im Hausregiment.“

„Nein, immer! . . . denn Ungehorſam in einer Sache ruft allmählich überall Unbotmäßigkeit hervor.“

„Vielleicht bei Deinen Rekruten, beſter Freund, nicht aber bei einer verſtändigen Frau, welche durch das, was Du Ungehorſam nennſt, die Grenzen ihres Rechtes nicht überſchritten hat.“

„Und Du!“ rief Hellmuth auf's höchſte gereizt durch den ruhigen Widerſpruch, „Du bemühſt Dich, für Emerenz die höchſte Autorität zu werden! . . . Das will ich nicht, das leide ich nicht! . . . das gibt zwiſchen Dir und mir einen Kampf auf Tod und Leben. Sieh, wie Du verſtummſt.“

„Was ſoll ich antworten? . . . ich kann nur fragen, woher Du den Grund zu ſo unerhörter Beſchuldigung nimmſt.“

„Woher? . . . O, das kann ich Dir ſagen: Aus Deiner Vergangenheit! . . . Was einmal war, kann ſich wiederholen.“

Andreas erbleichte, gab aber gelaſſen zur Antwort:

„Für die Vergangenheit verdiene ich den Vorwurf — für die Gegenwart nicht.“

„Genug . . . ich will nicht, daß Emerenz in gewiß nicht über den Brenner fluten bis morgen Abend?.... und kann kein Erdbeben kommen?... ſprich, Gundaccar."

Ich ließ mich zu Boden gleiten und legte den Kopf auf ſeine Knie — ſo matt war ich.

„Nur noch vierundzwanzig Stunden Kraft! ſagte Gundaccar; dann biſt und bleibſt Du bei mir, und haſt nicht mehr nöthig ſie zu üben, mein armer Engel."

Er wollte mich aufheben, ich litt es nicht. Ich bat: „Laß mich ſo! wer auf den Knien liegt, kann nicht zu Boden geſchmettert werden." Ich lehnte meinen Kopf an ſeine Bruſt, und er bedeckte mein Haar, meine Stirn, meine Augen mit Küſſen.

„Und nicht einen Kuß giebſt Du mir?" ſagte er ſanft.

Ich umſchlang ihn leidenſchaftlich, aber meine Lippen waren eiskalt und mein Herz ſchlug ſo heftig, daß er tödtlich erſchrack.

„Wenn Du krank wirſt, Clelia, ſo iſt Flucht und Rettung unmöglich! nimm Dich zuſammen."

„Es iſt nichts als die Furcht am Ziel der Wünſche Dich zu verlieren, Gundaccar, oder — was eins damit iſt — das Leben zu verlieren. Mir iſt zu Muth wie einem Verbrecher, der da weiß: jezt hält man Gericht über dich, ob du in 24 Stunden das Netz von Frömmelei verſtrickt werde, welches Ihr ſpinnt — Du und Deine Mutter.“

„Wenn ein menſchliches Weſen keine Neigung zur Frömmelei und auch keine Anlage hat, in ein Netz verſtrickt zu werden, ſo iſt es ganz gewiß Gräfin Emerenz mit ihrem geraden Sinn und aufrichtigen Charakter. Was nun dieſe Beicht betrifft, die Dich ſo erzürnt, mußt Du bedenken, daß Deine Frau vor ihrer Ehe immer die Pflicht erfüllt hat, die ihr als Katholikin in der öſterlichen Zeit oblag.“

„Doch ſeitdem nicht mehr und Du haſt ſie daran erinnert.“

„Iſt das der Fall, ſo bedenke, daß es ſich um eine religiöſe Pflicht handelt, und Du wirſt weder Deiner Frau noch mir zürnen.“

„Ich kann und ich will durchaus nicht die Einmiſchung eines dritten zwiſchen mir und Emerenz dulden — weder die Deine noch die eines Prieſters.“

„Beſter Hellmuth, es iſt gar nicht mit Dir zu reden, denn Du nimmſt Sachen für gewiß an, die gar nicht vorliegen und ereiferſt Dich gegen ſie, wie Don Quixote gegen die vermeintlichen Rieſen, die doch nur Windmühlen waren.“

„Wer einen Dolchſtich über den andern in’s Herz bekommt, dem muß es ſchwarz vor den Augen werden. Genug, Andreas: keinen Einfluß auf meine Frau — das rate ich Dir! . . . ich dulde ihn nicht."

Er ſtürmte hinweg. Andreas blieb in Gedanken verſunken. Hatte er wirklich einen guten Einfluß auf Emerenz, ſo war das ja das größte Glück, das er in Beziehung zu ihr erreichen konnte — ein Glück, das ihm damals ſchon vorſchwebte, als er ſchöne Hoffnungen hegen durfte. Das war vorbei. Sie hatte es anders gewollt. Ob zu ihrem Glück? . . . ob ſie nicht glücklicher geworden wäre an ſeiner Seite? . . . — Hinweg mit dieſen verführeriſchen Träumen. Sie war Hellmuth's Gattin . . . für ihn war alles aus und vorbei! . . . alles? . . . . konnte er nicht ein Weſen finden, das ihn ſo mächtig anzog wie damals Emerenz? . . — Andreas lächelte traurig vor ſich hin und dachte: Eine zweite Emerenz gibt es nicht . . . . wäre das aber auch der Fall, ſo wäre ſie für mich nicht das, was die erſte iſt! . . O hinweg mit dieſen Gedanken! . . . — —

Er ſprang auf und ſchellte. Ein Diener brachte die Lampe und ſtellte ſie auf den großen Schreibtiſch. Da lag ein Berg von Akten, von denen er als Vormund Kenntnis nehmen mußte und er ſetzte ſich zur Arbeit nieder, die ihm über die Maßen langweilig vorkam, ſodaß er ſich jeden Augenblick verſucht fühlte, ſie zu unterbrechen und ſich ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Aber ſollten denn wieder die Rieſenkämpfe längſt verfloſſener

Jahre auf's neue beginnen! Sollten wieder die Gewalten, die wie Geiſter der Unterwelt im Menſchenherzen eingeniſtet ſind, ſo wild ſich aufbäumen gegen die Ketten, mit denen er ſie gefeſſelt hielt, daß dieſe zu brechen drohten! Sollte wieder die uralte Schlange ihn mit ſchillernden Ringeln umwinden wollen, ihn lähmen, ihn zermalmen! . . . . — Entſetzlich! und nicht unmöglich! O Verwandtſchaft mit dem Staube! Wir wiſſen, daß die im Staube ſich windende Schlange nichts anderes für uns in Bereitſchaft hat, als ein tötliches Gift, durch welches wir in den ewigen Abgrund taumeln — und dennoch, und dennoch will und wählt der Menſch das Gift, wenn nicht übernatürliche Kraft ihn zurückhält! —

Emerenz erwartete mit großer Seelenruhe ihren Mann. Nachdem er ſeine Vorwürfe ausgedonnert hatte, erwiderte ſie:

„Lieber Hellmuth, ich habe in dieſem Punkt gegen meinen Vater dasſelbe Verfahren beobachtet. Nicht betrogen noch hintergangen habe ich ihn, ſondern geſchwiegen, und ich glaube, daß er es mir Dank wußte, keine Diskuſſion hervorzurufen. Ich bitte Dich herzlich, laß uns dasſelbe Verfahren innehalten, denn ich erkläre Dir mit aller Beſtimmtheit: ich werde fortan jeden Sonntag in die Meſſe gehen.“

„Haſt Du das auch in Deggenrain getan?“

„Leider nein! ich hatte keine klare Einſicht und kein unabhängiges Urteil."

„Auch jetzt iſt Dein Urteil nicht unabhängig. Was Andreas ſagt, iſt maßgebend für Dich."

„Das Gebot der Kirche iſt es. Andreas kann es nur ausſprechen."

„Alſo doch indirekt maßgebend."

„Beſter Hellmuth, ſpricht ein vernünftiger Mann eine vernünftige Anſicht aus und ſtimmt ein vernünftiger ihm bei, ſo iſt die Vernunft maßgebend — nicht der Mann."

Was konnte Hellmuth antworten? — Er brannte vor Begier zu ſagen: ich will es nicht. Das hätte jedoch keinen Eindruck auf Emerenz gemacht, nachdem ſie ſich mit Entſchiedenheit erklärt hatte. Er begann alſo von ihrem Vater zu ſprechen, der ſo klug ſei, ſo gut, ſo geachtet, ſo gebildet, ſo dies und ſo das — und dabei doch ganz anders geſinnt ſei als Andreas. Emerenz gab ſchmerzlich bewegt zur Antwort:

„Beſter Hellmuth, über meinen innig geliebten Vater ſteht mir kein Urteil zu."

„Da Du ſo handelſt, wie Andreas es gut heißt, ſo iſt Dein Urteil bereits gefällt. Dein Vater hat Unrecht, Andreas hat Recht. Iſt es nicht ſo?"

„In dieſem Punkt hat Andreas recht; das iſt gewiß. Er hat die Kirche für ſich."

So ſchlicht und ruhig Emerenz auch ſprechen mochte, es machte keinen Eindruck auf den von Leidenſchaft verblendeten und zerwühlten Hellmuth. In lichten Augenblicken ſprach er zu ſich ſelbſt: Wie kann ſie dich lieben, wenn du dich wie ein Tyrann, wie ein Türke, wie ein Folterknecht gegen ſie benimmſt! — Aber die betrügeriſche Stimme des Egoismus gab ſogleich die Antwort: Fühlt ſie nicht, daß dies alles ein Übermaß von Liebe iſt, ſo liebt ſie mich nicht . . . denn ſie ändert ſich nicht! — —

Daß Hellmuth ihr fortwährend ihren Vater vorführte, bewegte Emerenz auf's ſchmerzlichſte. Ihr Vater war für ſie ein Ideal aller Vortrefflichkeit geweſen, und in dem Augenblick, da ſie ſozuſagen Chriſtin wurde, chriſtliche Anſchauungen, chriſtlichen Maßſtab bekam, mußte ſie ſich geſtehen, daß ihm die Grundlage der chriſtlichen Vollkommenheit, der Glaube fehle, und daß er vielleicht nie ſeine himmliſche Beſtimmung erreichen werde, weil er ſich trotz vieler guter Gaben, doch nicht über das Chaos des Irdiſchen erheben könne — denn chaotiſch bleibt alles, was nicht vom Licht der ewigen Wahrheit durchleuchtet wird. Dann fiel ihr der anonyme Brief zentnerſchwer auf's Herz — dann die Äußerung, die Andreas einmal gemacht hatte: Ein dunkler Punkt im Gewiſſen ſei häufig der Grund des Widerwillens gegen die Beicht. Hellmuth behauptete freilich, in ſeinem Gewiſſen ſei kein beſonders dunkler Punkt; er habe ſeine Fehler wie alle Menſchen, denn das ſei nun einmal ihre Beſchaffenheit, und er halte es für eine bodenloſe Schmach, daß ein Mann darüber im Beichtſtuhl winſele. Vielleicht teilte ihr Vater Hellmuth's Anſicht! . . . — Schweigend mußte ſie ihre Sorgen, ihre Leiden tragen. Nur Andreas ſchien ſie zu verſtehen. Er wußte immer ein Wort zu ſagen, das ihr wohl tat, eine Bemerkung hinzuwerfen, die ſie brauchen konnte. Er ſah ſie nie allein; ſeine Mutter war immer, Hellmuth häufig zugegen, und da die Winterfreuden aufgehört hatten, und da man wußte, daß Gräfin Tengenberg nie am Abend ausging und daß man ziemlich ſicher ſei, ſowohl Andreas wie Emerenz bei ihr zu treffen, ſo fanden ſich zuweilen ziemlich viel Leute bei ihr ein. In dieſem Fall war freilich eine Unterhaltung, wie Emerenz ſie liebte, nicht möglich; doch irgend eine kleine Ermunterung wußte Andreas ihr dennoch zu ſagen.

„Wie ernſt iſt das Leben, wenn man es ernſt nimmt,“ ſeufzte ſie.

„Möchten Sie lieber Kinderſpiele treiben?“ fragte er lächelnd.

„Nebenher — ſehr gern, z. B. da unten auf dem ſchönen jungen Raſen — Krocket.“

„Nun, das kann leicht eingerichtet werden.“

„Ich bitte, Graf Andreas, nicht für mich,“ ſagte ſie ängſtlich.

„Bei Kinderſpielen denke ich nicht an Sie, Gräfin Emerenz, ſondern an Fritz und Franz. Die Buben werden ſelig ſein und Sie ſpielen mit wem Sie Luſt dazu haben."

Am nächſten Tage war Crocket im Gang und die beiden Knaben, Emerenz, Andreas, Hellmuth und Harald ſpielten mit Eifer. Hellmuth war ſehr zufrieden mit dieſer Art von Unterhaltung, die jedes Geſpräch abſchnitt.

Viertes Kapitel.

Grazianens Vermählung wurde eben ſo feſtlich begangen, wie die ihrer Schweſter drei Jahre zuvor. Die allgemeine Stimmung war aber nicht ſo froh und heiter wie damals. Ignaz war nicht beliebt. Man begriff nicht Grazianens Neigung, und man begriff eben ſo wenig Veldegg's Zuſtimmung. Man ſah darin Eugenia's Einfluß und man bedauerte Vater und Tochter. Graziane neben Ignaz — ihre hohe feine reine Erſcheinung neben ſeiner ſchlaffen und blaſierten — flößte Mitleid und Beſorgnis für ihre Zukunft ein.

Genau dies empfand Emerenz. Ihr Herz war ſchwer — nicht nur um Graziane; ſie dachte an die frohlockende Seligkeit, mit welcher ſie in die Ehe getreten, und daß jetzt kaum ein blaſſer Schatten noch vorhanden ſei. Welcher Enttäuſchung ging Graziane entgegen! — Und Robert, ihr Bruder, wie verändert kam er ihr vor. Auf ſeiner ſonnigen Stirn lagen die ſchwarzen Locken wie finſtere Wolken, und aus ſeinen herrlichen dunkeln Augen blitzten die Gewitter einer verſchloſſenen Leidenſchaft. Meiſtens war er in ſich gekehrt und zuweilen zuckte er in greller Luſtigkeit auf, als wolle er ſich von ſich ſelbſt losreißen. Und durch etwas ganz anderes noch, was ihr ſelbſt nicht klar war, fühlte Emerenz ſich herabgeſtimmt. Ihr Vater hatte Graf Andreas zur Vermählung Grazianens ſehr freundlich eingeladen und Andreas hatte abgelehnt. Als ſie dieſe Einladung erfuhr, ſagte ſie mit ihrem freudeſtrahlenden Auge ganz zuverſichtlich:

„O herrlich! jetzt werden Sie mein geliebtes Deggenrain kennen lernen.“

„Doch nicht!“ ſagte Andreas ſanft.

„Nicht?“ wiederholte ſie leiſe und Ton und Blick waren traurig.

Er ſah es und ſein Herz wallte auf: aber er drückte es nieder und verſetzte:

„Ich muß eine Reiſe machen.“

„Treten Sie die Reiſe acht Tage ſpäter an,“ bat Emerenz.

„Nein, es iſt jetzt beſſer. Ich will einige Inſtitute in Augenſchein nehmen, in welche Fritz und Franz vielleicht eintreten werden.“

Emerenz wollte eine Einwendung machen, aber ſie verſtummte, denn Andreas ſagte mit Beſtimmtheit:

„Es iſt ſo beſſer! .... glauben Sie mir, Gräfin!“ — —

Er war alſo nicht in Deggenrain, und Emerenz hing in der Stille fort und fort dem Gedanken nach, weshalb wohl Andreas es beſſer finde nicht da zu ſein. Hellmuth war darüber ganz ſelig. Andreas, der einzige, der wahre Feind ſeines Glücks, war nicht da — Harald Sternfels und wer es ſonſt ſein mochte, keiner ſchien ihm gefährlich; er überhäufte Emerenz mit Liebesverſicherungen, und alle Anweſenden gewannen aus der Art, wie beide mit einander umhergingen, die Überzeugung, daß Hellmuth Tengenberg ſeine Frau anbete, daß ſie ſich in der anmutigſten Weiſe anbeten laſſe, und daß ſie ungemein glücklich mit einander lebten.

Am Hochzeitstag ſagte Hellmuth zu Graziane:

„Ich wünſche Dir von Herzen, daß Ignaz Dich drei Tage lang ſo liebe, beſte Graziane, wie ich meine himmliſche Emerenz ſeit drei Jahren liebe.“

Graziane ſah Hellmuth mit ihren ſchönen, mandelförmig geſchnittenen Augen ganz erſtaunt an über dieſen mehr aufrichtigen als verbindlichen Wunſch. Eine Liebe von drei Tagen war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Ignaz war ſo bezaubert durch Graziane, daß er den feſten Entſchluß gefaßt hatte, ein muſterhafter Ehemann zu ſein und gründlich mit ſeinen früheren Torheiten zu brechen. Es war ihm ſehr lieb, daß Veldegg ausdrücklich begehrt hatte, von Roſenmonden in todt oder lebendig ſein ſollſt. Könnte ich auf der Stelle mit Dir gehen ſo würde ich nicht zagen; die Erwartung bis morgen Abend zerfoltert mich.“

Er ſah wol, daß ich krankhaft überreizt war. „Verſuche zu ſchlafen, armer Engel! Du durchwachſt alle Nächte.“

„Du auch, Gundaccar! und ſchliefe ich, ſo gingeſt Du.“

„Ich werde nicht gehen während Du ſchläfſt! aber Du mußt ruhig werden, Dein fiebernder Zuſtand verräth uns; verſuche zu ſchlafen. Ich bleibe bei Dir.“

Er legte mich aufs Bett und ſetzte ſich zu mir.

„Ich traue Dir nicht,“ ſagte ich, flocht mein Haar aus und wickelte es kraus und bunt um ſeine Finger! „ſo! heimlich kannſt Du jezt nicht fort!“ Er lächelte.

Ich konnte nicht ſchlafen, obgleich mir die Augenlieder heiß und ſchwer zufielen, und meine Erſchöpfung an Lähmung gränzte. Alle fünf Minuten fuhr ich auf, und fragte: „Mein Gundaccar?“ — und mit himmliſcher Geduld ſprach er mich dann immer wieder zur Ruhe. Als der Morgen dämmerte wollte er fort. Ich ließ ihn nicht. Die Sonne war aufgegangen und er noch bei mir. Faſt gewaltſam riß er ſich los. „Auf heut Abend!

Paris dürfe unter keiner Bedingung die Rede ſein in dem Fall, daß Ignaz mit ſeiner jungen Frau eine Reiſe machen wolle. Dies wollte Ignaz allerdings; der Aufenthalt in Grafenturm erſchien ihm unter allen Umſtänden erſchreckend langweilig, und als die Hochzeitsfeſte vorüber waren, trat das junge Paar eine Reiſe nach Tirol an.

Miß Mac Allan ſagte zum Pfarrer:

„Sie ſtellten einſt das Horoſkop für Gräfin Emerenz: ſie kann recht glücklich werden, aber elend; oder ſehr unglücklich und heilig; — ſo ungefähr. Wie betrachten Sie die Zukunft der jungen Baronin Erting?“

„Ich maße mir nicht an, die Gabe des Vorherſehens zu beſitzen,“ entgegnete der Pfarrer lächelnd, „und jenes Horoſkop, wie Sie es nennen, kann ja auch auf Baronin Graziane angewendet werden, wie überhaupt auf jedes jugendliche Weſen, das ſorglos und unerfahren ohne feſte Richtſchnur in’s Leben tritt. Aber der Charakter der letzteren iſt noch ſo wenig ausgeprägt, daß ich, einer natürlichen Anſchauung folgend, mehr fürchten als hoffen würde.“

„Und was ſagen Sie zu Baron Robert?“ fragte Miß Mac Allan ernſt und leiſe, und in demſelben Ton antwortete der Pfarrer:

„Ein Abgrund ruft den andern — ſpricht die heilige Schrift.“ —

Wie ein zärtlicher Bräutigam verließ Hellmuth mit Emerenz Deggenrain, und in der erſten Viertelſtunde nach der Rückkehr in ſeinen Wohnort war er ſchon wieder in einen finſtern Eheherrn verwandelt, denn Gräfin Tengenberg und Andreas hatten die Heimkehrenden freudig empfangen und Emerenz hatte mit übergroßer Herzlichkeit, wie Hellmuth behauptete, den Händedruck von Andreas erwidert.

„Biſt Du ſchon wieder da?“ fragte er ganz mürriſch.

„Nun das iſt ſchön!“ fiel Emerenz lebhaft ein; „dann können wir die Ereigniſſe einer Woche mit einander austauſchen.“

Sie war ſo froh, wie ſie in Deggenrain keinen Augenblick geweſen war. Hellmuth machte ihr ſpäter bittere Vorwürfe.

„Wie biſt Du verkehrt!“ rief ſie; „ich freue mich wieder in meinem Hauſe zu ſein und Du grollſt mir.“

„Schwöre mir, daß Deine Freude ſich nur auf Dein Haus bezieht.“

„Du kennſt meine Geſinnung in Betreff eines Schwurs,“ ſagte ſie kalt.

„Alſo iſt Andreas der wahre Gegenſtand Deiner Freude!“ rief er triumphierend.

„Meiner Hochachtung und meiner Freundſchaft,“ erwiderte ſie ſtolz; „warum ſoll ich das verſchweigen.“

„Dieſe Art von Freundſchaft kennt man,“

entgegnete Graf Hellmuth mit nur mühſam verhaltener Wut.

„Das iſt mir lieb . . . dann wirſt Du aufhören mich zu kränken.“

„Du verdrehſt den Sinn, den ich den Worten unterlege . . . . doch das ändert die Sache nicht . . . und die iſt der Art, daß ſie mich zur Verzweiflung bringt.“

„Und mich!“ rief Emerenz troſtlos.

„Es liegt in Deiner Hand, ihr ein Ende und mich ruhig und glücklich zu machen.“

„Ich habe es während drei Jahren gehofft und verſucht — umſonſt. Ich geb' es auf.“

„Was willſt Du tun?“ rief er grimmig.

„O tun! . . . ich kann nichts tun als leiden und Dir ſagen, daß Du mich unausſprechlich unglücklich machſt.“

„Das iſt der Dank für meine große Liebe!“

Emerenz ſchwieg. Allzu oft war das Thema über dieſe Art von Liebe zwiſchen ihnen abgehandelt worden, als daß nicht bereits alles Vernünftige von ihrer Seite und alles Unvernünftige von der ſeinen geſagt wäre. Sie verfiel in Niedergeſchlagenheit und weinte manche ſtille Träne. Die Zukunft lag dunkel und durch keinen religiöſen Glauben gelichtet vor ihr. Sie hatte ſich wieder der Kirche angeſchloſſen und das Bedürfnis des Glaubens war in ihr erwacht; doch eine große Kluft trennte ſie noch von dem Leben im Glauben, in das der Menſch nur ganz allmählich und unter tauſend heißen Kämpfen Schritt vor Schritt ſich hinein ringt. In Hellmuth ſtieg der Ingrimm über Emerenz und der Haß gegen Andreas immer mehr bis zur zitternden Wut.

Gräfin Tengenberg war erkrankt. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Emerenz ſich viel bei ihr aufhielt. Andreas mied, ſo viel wie möglich, mit ihr zuſammen bei ſeiner Mutter zu ſein. Es koſtete ihm große Überwindung, aber er fand es beſſer für Hellmuth, für Emerenz — und für ſich ſelbſt. Doch war es nicht immer zu vermeiden, und wenn er das Krankenzimmer betrat, ging ein Freudenblitz in dem traurigen Auge der gequälten Emerenz auf. Sie ſollte nicht ahnen, daß er das traurige Geheimnis ihrer Ehe kenne; nie anders als ermutigend und beruhigend ſprach er mit ihr, aber in ſeinem Ton, ſeiner Haltung, ſeiner ganzen Art, lag ein ſo liebevoller Ernſt, daß ihr war, als fließe Balſam über ihr wundes Herz.

So wenig wie vor Emerenz bemühte ſich Hellmuth vor Andreas ſeine Eiferſucht zu verbergen. War Emerenz bei Gräfin Tengenberg, ſo ſtürzte Hellmuth zehnmal in das Zimmer ſeines Vetters. Traf er ihn, ſo tat er eine gleichgültige Frage und entfernte ſich wieder. Traf er ihn nicht, ſo legte er ſich in irgend einer Weiſe auf die Lauer, um in fieberhafter Unruhe zu erkundſchaften, ob Andreas bei ſeiner Mutter oder ausgegangen ſei. Der unglückliche Mann hatte keine friedliche Stunde. Wie das Raubtier ſeine Beute verfolgt, trieb die Leidenſchaft ihn unſtät und raſtlos umher.

„Wie raſend liebe ich Dich, um Deinetwegen ſolche Höllenpein zu leiden!“ rief er zuweilen und riß Emerenz mit wilder Zärtlichkeit in ſeine Arme.

„Daraus kannſt Du entnehmen, daß es keine wahre Liebe iſt,“ entgegnete Emerenz; „Liebe beglückt . . . Du aber biſt elend und machſt elend.“

„Tauſend Frauen wären beglückt, wenn ſie ſo geliebt würden.“

„Vielleicht in der Theorie, nicht in der Praxis,“ gab ſie kühl zur Antwort. Ihre Kälte ſteigerte die Flamme, die in ihm tobte.

Gräfin Tengenberg genas. Teils um ſie zu unterhalten, teils um ihr die Freude auszudrücken, die man über ihre Geneſung empfand, ſchlug Gräfin Verſen vor, den Namenstag der Gräfin durch ein kleines Feſt mit lebenden Bildern, Verſen u. dgl. mehr zu feiern. Harald Sternfels ſollte die Verſe machen, Emerenz die Bilder organiſieren, nicht großartig, nur gemütlich. Emerenz war mit Freuden bereit und Hellmuth durfte nicht dagegen ſein. Andreas mußte in's Geheimnis gezogen werden, wegen der Dekoration des Saales, in welchem die Bilder dargeſtellt werden ſollten. Gerührt und erfreut über die Teilnahme, die man ſeiner Mutter ſchenkte, griff er die Sache mit Eifer an, war bei den Beſprechungen und Proben gegenwärtig und erregte Hellmuth's Neid, der davon ausgeſchloſſen war, auf's heftigſte. Emerenz war ganz in ihrem Element und ſoglich ſehr vergnügt; aber ſie mußte dies Vergnügen teuer bezahlen mit Hellmuth's übler Laune und ſeinen bitteren Vorwürfen. Er ließ es ſich nicht nehmen, daß die ganze Idee von Emerenz ausgegangen ſei, und daß ſie bewundert und gefeiert werden wolle — namentlich von Andreas. Emerenz hatte einmal gelaſſen alles widerlegt; dann aber antwortete ſie nicht mehr.

„Warum widerlegſt Du mich nicht!" rief er grimmig.

„Weil ich Dich nicht von der Wahrheit überzeugen kann."

„Doch! Du kannſt es . . . und ſehr leicht."

„Wodurch?"

„Du brauchſt nur von dem kindiſchen Poſſenſpiel zurück zu treten."

„Das iſt unmöglich! man zählt auf mich."

„Ich erwartete dieſe Antwort, indeſſen will ich Dir doch beweiſen, daß es nicht unmöglich iſt," ſagte Hellmuth in einem Ton, der Emerenz erzittern machte. Aber ſie ſchwieg.

„Es gibt noch Mittel, unbotmäßige Frauen zum Gehorſam zu bringen," ſetzte er hinzu.

Sie ſchwieg. Da rief er mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck:

„Zweifelſt Du daran?"

„Willſt Du ein neuer Othello werden?“ fragte Emerenz mit leichtem Spott.

„Alſo Du gibſt es zu!“ rief er frohlockend.

„Was gebe ich zu?“ fragte ſie verwundert.

„Daß nur der Tod Deiner Liebe für Andreas ein Ende machen kann.“

„Hellmuth, Du biſt erbarmungswert,“ entgegnete Emerenz und ging in ihr Zimmer.

Ihre Kälte entfachte ſein wildes Feuer. Er entnahm daraus, daß er ihr ganz gleichgültig geworden ſei; denn früher hatte ſie ſich verteidigt, ſich beklagt, ihm Vorwürfe gemacht; — daß ſie der vergeblichen Verteidigung müde, wollte er nicht begreifen. Seine aufgeregte Einbildungskraft beſchäftigte ſich mit tauſend Vorſtellungen, die ihm zuerſt als Möglichkeit, dann als Gewißheit erſchienen und ihm die Überzeugung beibrachten, es beſtehe zwiſchen Emerenz und Andreas ein geheimes Verſtändnis. Er verbrachte die Nacht in Fieberphantaſien, und kochend vor Zorn und Haß trat er am nächſten Morgen in das Zimmer ſeines Vetters, der ruhig am Arbeitstiſch ſaß und ſeinen Seſſel zu Hellmuth wendete, als ſich dieſer in einen Lehnſtuhl warf und faſt erſtickt vor Aufregung abgebrochen hervorſtieß:

„Meine Frau wird nicht an Eurem Poſſenſpiel teilnehmen.“

„Wäre dies der Fall, ſo würde die ganze Sache zuſammenfallen,“ erwiderte Andreas ruhig;

„Gräfin Emerenz weiß das. Erlaube mir, an ihrer plötzlichen Sinnesänderung zu zweifeln.“

„Sie will das, was ich will . . . Sucht Euch eine andere Darſtellerin . . . Emerenz ſoll es nicht ſein.“

„Der Namenstag iſt morgen . . . ſeit acht Tagen wird die Sache betrieben, noch geſtern Abend war Gräfin Emerenz nach ihrer Art mit ganzer Seele dabei . . . und jetzt ſollte ſie zurücktreten?“

„Ja . . . ich bin es müde.“

„Beſter Freund, biſt Du der Vorbereitungen und Proben müde, ſo bedenke, daß morgen alles aus und vorbei iſt.“

„Was Proben! . . . . was Vorbereitungen! . . . die Hauptſache bleibt . . . gegen ſie will ich als Herr auftreten. Du verſtehſt mich! . . . Alſo: Emerenz ſpielt morgen nicht mit.“

Andreas fing an zu verſtehen, daß dies mehr als eine vorübergehende Laune ſei und er ſagte kalt:

„Alſo werde ich ſogleich mit Gräfin Emerenz die Möglichkeit einer Stellvertreterin beſprechen.“

„Was! mein Wort genügt Dir nicht! . . . Du glaubſt mir nicht, wenn ich ſage: es iſt aus damit!“ rief Hellmuth mit donnernder Stimme, ſprang auf und ſtellte ſich zornſprühend und glühend vor Andreas hin.

„Ich glaube, daß Du in einem großen Irrtum befangen biſt,“ ſagte Andreas noch kälter.

„Als einen Lügner willſt Du mich hinſtellen, nachdem Du mir das Glück meines Lebens geraubt haſt! . . . Wer lügt iſt ehrlos . . . folglich bin ich in Deinen Augen ein Ehrloſer . . . und das ſoll ich ertragen!“

„Ein Tor biſt Du, ein raſender Tor!“ rief Andreas. Doch ehe er das Wort geſprochen hatte, ſauſte Hellmuth's Arm auf ihn herab und deſſen flache Hand gegen ſeine Wange. Wie vom Blitz getroffen fuhr er in die Höhe, geiſterbleich, mit ſtarrem Auge und bebenden Lippen. Dann entrang ſich ſeiner Bruſt ein dumpfes Stöhnen, krampfhaft ballten ſich ſeine Hände, Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn und er ſank taumelnd in den Seſſel zurück, indem er mit leiſer, heiſerer Stimme ſagte:

„Ein Wahnſinniger kann mich nicht beleidigen . . . ich vergebe Dir.“

Aber gerade dieſe Gelaſſenheit ſteigerte Hellmuth's Wut und er rief:

„Zum Wahnſinnigen willſt Du mich ſtempeln, um mir keine Genugtuung für mein zerſtörtes Glück zu geben. Du Feigling, Du! . . . Soll ich Dich mit Füßen treten, um Dich zu zwingen, meiner gerechten Rache Dich zu ſtellen . . . oder ſoll ich aller Welt verkünden, daß Andreas Tengenberg ſich von mir in's Angeſicht ſchlagen ließ, weil er nicht imſtande war, ſeine Liebe für meine Frau zu verleugnen."

„Genug und übergenug!" rief Andreas übermannt von Zorn, „wir ſchlagen uns."

„Endlich!" frohlockte Hellmuth grimmig. „Wann? wo?"

„Übermorgen früh, auf der Grenze."

Übermorgen mit dem Frühzug zur Grenze . . . ſo iſt's recht!" rief Hellmuth.

„Nein, ſo iſt's nicht recht, Du unſeliger Menſch!" ſagte Andreas. „Vielleicht beſinnſt Du Dich bis dahin eines beſſern . . . und dann bin ich bereit, Dir zu vergeben."

„Wie iſt es möglich für eine hochherzige Frau einen ſo feigen Wicht zu lieben!" rief Hellmuth und ſtürmte hinaus.

Starr vor Entſetzen über den ganzen Vorfall, vor Schmerz über das Duell, vor Troſtloſigkeit wegen Emerenz, vor Kummer wegen ſeiner Mutter, ſaß Andreas da und fragte ſich, wie dies ſchreckliche über ihn herein gebrochen ſei. Ja, das konnte und das wollte er ſich nicht verhehlen: Emerenz war ihm teuer, teurer als alles zuſammengenommen, was ihm ſonſt auf Erden teuer war; gleichwohl durfte er ſich das Zeugnis geben, daß er mit der äußerſten Selbſtverleugnung ſein Herz bewacht, nie ſeine Gefühle verraten habe. Und ſie, die arme Emerenz, hatte für ihn keine andere Empfindung, als eine gewiſſe dankbare Anhänglichkeit, wie man flüſterte er, und dann .... ſind wir frei." Er ſchwang ſich aus dem Fenſter. Ganz beſinnungslos laut ſchrie ich:

„Gundaccar komm wieder! ich will Dich noch Einmal ſehen! ich ſehe Dich ſonſt nie mehr."

Er war ſchon verſchwunden, aber er kam zurück, bog ſich ins Fenſter hinein, warf mir einen Kuß zu und ſagte: „Siehſt Du! da bin ich ja wieder, Engel!" Dann verſchwand er — und ich habe ihn nie wieder geſehen.

Und ich werde ihn nie wieder ſehen!

Ich blieb betäubt auf dem Bette liegen und ließ mich beim Frühſtück mit Unwolſein entſchuldigen. Die Tante kam ſogleich, zum erſten Mal ſeit ich in ihrem Hauſe war, zu mir, fand mich fiebernd, verordnete mir Ruhe, damit ich morgen recht friſch ausſehen möge, und ſprach mit mir von meinem Brautkleid. Ich that nichts, als jeden Stundenſchlag zählen, den vergangenen ſegnen, den kommenden erſehnen. Wie ſie langſam ſtieg — die uralte ſchwerfällige Sonne! wie ſie ewig im Mittag ſtehen blieb! wie ſie gar und gar nicht der Nacht entgegen eilte.... weil kein Liebſter ſie auf der Schwelle der Nacht erwartete! — Es ſchlug vier Uhr Nachmittags; dann fünf. Ich fing an aufzuleben. Je näher der Augenblick, deſto ruhiger ſie für einen Menſchen hat, der uns wohl tut. Das ſollte nun alles verwüſtet werden durch eine Handlung, welche die Kirche unterſagt: durch ein Duell! und er, Andreas! er, der ein folgſamer Sohn der Kirche ſein wollte, er war im Begriff dieſe Handlung zu begehen! Er ſah keinen Ausweg. Hellmuth's blinde Wut verlangte ihr Opfer. Er dachte, ob es nicht zweckmäßig ſei, Graf Verſen in Kenntnis zu ſetzen, damit dieſer unter irgend einem Vorwand Hellmuth auf einige Zeit in eine andere Garniſon verſetze; – doch wenn dies auch ohne Schwierigkeit geſchehen könne — was nicht glaublich war — ſo würde eine ſolche Maßregel Hellmuth auf's höchſte erbittern. Oder er, Andreas, wollte verſchwinden, eine Reiſe antreten. Daß Hellmuth über dieſe Flucht wie über eine Feigheit triumphieren werde, rührte ihn nicht; allein wenn er zurück kam, ſtand dann die Sache anders? . . . ein Lächeln, ein freundlicher Blick der armen Emerenz verſchlimmerte ſie nur. Und was war das Ende? . . . Wahrſcheinlich ſeine ſchwere Verwundung . . . ſein Tod. Er war ein vortrefflicher Piſtolenſchütz und Hellmuth nicht; doch daß er dem Gegner kein Haar krümmen werde, verſtand ſich von ſelbſt. Fiel er — wie war ſeine Mutter zu beklagen . . . und welcher Schmerz für Emerenz, daß ihretwegen Blut gefloſſen, ihretwegen ein Menſchenleben geopfert ſei. Gräßlich! Andreas ſprang auf. Er wollte zu Hellmuth und ihm den

Frevel, den Wahnſinn dieſes Duells vorſtellen. Da wurde ihm ein Kamerad Hellmuth's gemeldet, und Andreas mußte ſeine ganze Kraft zuſammennehmen, um äußerlich Herr ſeiner innern Verſtörung zu werden. Der Rittmeiſter Hohenfelt kam in Hellmuth's Auftrag, um die Angelegenheit feſtzuſtellen. Andreas erklärte ſich mit allem einverſtanden, ſetzte aber ſchließlich hinzu, er wünſche lebhaft, daß das Duell nicht ſtattfinde und er hoffe, Rittmeiſter Hohenfelt werde in dieſem Sinne auf ſeinen Vetter zu wirken ſuchen. Der Rittmeiſter erwiderte etwas befremdet, er halte das für vergebliche Bemühung, da er aus einigen Worten des Grafen Hellmuth entnommen habe, es ſei auf beiden Seiten tödliche Beleidigung vorgefallen; indeſſen wollte er dem Wunſch des Grafen Andreas entſprechen, da ein Duell zwiſchen ſo nahen Blutsverwandten etwas Brudermörderiſches an ſich habe; er hege jedoch nicht die mindeſte Hoffnung auf friedliche Beilegung.

Von dem furchtbaren unerwarteten Wechſel der Dinge, der binnen zwei Stunden über ihn gekommen war, fiel Andreas vernichtet in ſich ſelbſt zuſammen. Er verabſcheute das Duell und jetzt bedrohete es ſein Leben — ſein Leben, das er gern hingegeben hätte, wenn dadurch für Emerenz Heil, Glück und Wohlfahrt gefördert wäre: ſo teuer war ſie ihm! das ſtand klar und feſt in ſeiner Seele — und dieſe geliebte Emerenz war

Hellmuth's Frau! Er ſchloß die Augen, als wolle er nicht den Abgrund ſehen, der ſich vor ſeinen Füßen öffnete. Tauſende taumelten hinein, wenn für ſie die Stunde ſchlug, in welcher der glimmende Funke zündete und das Herz durchflammte. War er ſicherer als Tauſende? war das Verhängnis, das über ihn einbrach, eine Warnung? war es eine Strafe? — O ewige Vergeltung, du bleibſt nicht aus — ſeufzte er und ordnete einige Papiere, die er der Obhut ſeines Geſchäftsmannes übergeben wollte.

Er ging die Treppe hinab ganz in Nachdenken verloren. Da trat Emerenz aus ihrem Zimmer in den Vorſaal, und ſein langſamer Schritt, ſein ungewöhnlich tiefer Ernſt fiel ihr dermaßen auf, daß ſie raſch an ihn herantrat und fragte:

„Was iſt Ihnen widerfahren?“

Er fuhr faſt erſchreckt zuſammen vor ihrer ſonnigen Erſcheinung, die in ihrem weißen Morgenanzug wie ein Lichtſtrahl in ſeine traurigen Gedanken hineinflog und er ſagte mühſam gefaßt:

„Unangenehme Geſchäfte.“

„O die werden Sie ſchnell erledigen, nicht wahr? — und bitte, vergeſſen Sie nicht, daß man ſich um zwei Uhr bei Gräfin Verſen zur Generalprobe verſammelt. Ich will jetzt der Tante guten Morgen ſagen. Alſo auf Wiederſehen.“

Sie ging die Treppe hinauf und Andreas verließ in ſtumpfer Troſtloſigkeit das Haus. Achtundvierzig Stunden ſpäter, was wird ſie dann ſagen? — ſeufzte er.

Hellmuth hatte eben ſeine Zimmertür aufgemacht, als Emerenz ſagte: Auf Wiederſehen. Leiſe ſchloß er ſie wieder und murmelte ingrimmig: Eine Verabredung! . . . und das ſoll ich dulden! —

Wie brachte Andreas dieſen Tag und den Namenstag ſeiner Mutter hin? er wußte es nicht. Ihm war zu Sinn, als liege er auf dem Grund des Meeres, die Wellen rauſchten über ſeinem Haupt dumpf hin und her und durch ſie hindurch hörte und ſah er, was die Menſchen ſagten und taten. Das kleine Feſt fiel allerliebſt aus. Er mußte verbindlich reden und verbindlich lächeln; er mußte hier loben und dort bewundern, es war ja alles aus Freundlichkeit für ſeine Mutter veranſtaltet; und als zum Schluß im Garten unter den dunkeln Bäumen der Name Clotilde in Brillantfeuer erſtrahlte, mußte er Beifall klatſchen und ganz entzückt ſein von der Überraſchung. So geht es in der Welt her: man möchte weinen, das Herz iſt voll Gram, heiße Angſt zerwühlt die Bruſt — aber man hat zu lächeln und man lächelt.

Gegen Mitternacht trennte ſich die Geſellſchaft. Andreas bat heimlich Harald Sternfels das Haus nicht zu verlaſſen, ſondern ihn in ſeinem Zimmer zu erwarten. Harald, etwas befremdet, hatte eben ganz gemütlich eine Zigarre angeraucht und ſich in einem Lehnſtuhl bequem zurecht geſetzt, als auch ſchon Andreas eintrat. Er hatte einen kurzen Abſchied von ſeiner Mutter genommen und ihr geſagt, er müſſe auf acht bis zehn Tage in Geſchäften verreiſen — was ihr nicht auffallend war. Von Emerenz Abſchied zu nehmen war ihm nicht möglich. Er hatte ganz verwirrt geſagt:

„Tauſend Dank, daß Sie dies Feſt verherrlichten und ſchmückten! es iſt vielleicht das letzte" . . .

Er ſtockte und Emerenz fiel ein:

„Aber nein! was ſind das für Gedanken! Noch zwanzigmal kann Ihre Mutter dieſen Tag erleben — und ich wünſche es herzlich."

„Ja, das kann ſie," — verſetzte er gefaßt; „alſo nur dies Eine: tauſend und aber tauſend Dank."

Und er entfernte ſich raſch.

„Was ſteht zu Dienſten, ich bin zu allem bereit," ſagte Harald ſorglos, als Andreas erſchien.

„Es iſt ein großer Freundſchaftsdienſt," entgegnete Andreas; „ich weiß niemand, der ihn leiſten könnte — beſonders was die Folgen betrifft."

Und er teilte die ganze Sache einfach mit und ſetzte hinzu:

„Hellmuth iſt ſicher vor meiner Kugel . . . das brauche ich Dir nicht zu ſagen. Widerfährt mir aber ſchlimmes oder gar das ſchlimmſte: ſo kannſt Du beteuern, daß ich durch dieſen wahnwitzigen Wüterich gezwungen worden bin, mein Leben in einer Weiſe auf's Spiel zu ſetzen, welche ich verabſcheue und welche die Kirche verdammt. Du wirſt auch am beſten meine Mutter und die arme unſchuldige Frau vorbereiten können. Verſprich mir auch dafür zu ſorgen, daß im Fall einer Verwundung ein Prieſter zur Stelle ſei. Mit dem Nachtzug um zwei Uhr fahren wir fort."

Der entſetzte Harald verſprach alles, was Andreas verlangte, fand aber die Sache ſo ſchrecklich und ſo unſinnig, daß er ſagte:

„Auf dem Kampfplatz werdet Ihr — müßt Ihr Euch verſöhnen . . . wenn Du bei Deiner großmütigen Geſinnung bleibſt und wenn Hellmuth ein mit Vernunft begabter Menſch iſt."

„Ich bleibe bei meiner Geſinnung und ich fürchte, Hellmuth beharrt bei der ſeinen," erwiderte Andreas.

Fünftes Kapitel.

Gräfin Tengenberg und Emerenz ſaßen auf dem Balkon, am Abend nach dem Feſt. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Die ganze Atmoſphäre war erfüllt vom Duft der Akazien, die im Garten in üppigſter Blüte ſtanden. Dieſer Arom, verbunden mit dem Wohlgeruch, den die ganze Pflanzenwelt im Frühling aushaucht, mit der ungewöhnlich warmen und weichen Temperatur und mit einer Luft, die ſo windſtill war, daß nicht einmal das feine Laub der Akazie ſich regte, — das alles zuſammen machte den Eindruck, als fließe ein linder balſamiſcher Strom durch die ganze Natur und hinein in's bewegliche unruhige Menſchenherz.

Emerenz war unruhig. Hellmuth's Stimmung war in den beiden letzten Tagen ſo unfreundlich, ſo abſtoßend geweſen, wie noch nie, und ſie hatte es zwar ſehr empfunden, aber es gar nicht beachtet, weil ſie glaubte, der Groll über ihre rege und frohe Teilnahme am Feſt verſtimme ihn und weil es ihr feſter Vorſatz war, ſich nicht durch ſeine eiferſüchtige Laune um Mut und Kraft bringen zu laſſen. Als er heute in tiefer Nacht aufgeſtanden war, hatte ſie es kaum bemerkt, denn das geſchah nicht ſelten an heißen Tagen, wenn die Truppen Übungen zu machen hatten. Durch einen Diener hatte er ihr ſagen laſſen, er werde nicht zur Stunde der Mahlzeit zurückkehren. Emerenz ging ſorglos zum Speiſen zu Gräfin Verſen. Dort aber war von nichts die Rede, als vom Kriege und von den tauſend Gerüchten, die ihn wahrſcheinlich machten, obſchon man ihnen offiziell widerſprach.

„Halten Sie den Krieg für wahrſcheinlich?“ ſagte Emerenz zu Graf Verſen.

„Ich halte ihn für gewiß,“ erwiderte er; „denn zwei Mächte ſtehen einander totfeindlich gegenüber, weil beide um die Suprematie in Europa ringen. Da iſt kein friedlicher Ausweg möglich und nur ein blutiger Krieg kann entſcheiden.“

„Und werden wir in den Krieg verwickelt werden?“

„Über die allgemeine Weltlage kann ich mir Anſicht und Urteil bilden, meine gnädigſte Gräfin,“ verſetzte lächelnd der Oberſt; „nicht aber über die Geheimniſſe der Kabinette und über diplomatiſche Schachzüge.“

„Ich hoffe, wir bleiben in Frieden,“ ſagte

Gräfin Verſen; die entſetzlichen Kriege von 1859 und 1866 ſtehen mir ſo lebhaft vor Augen, daß ich Gott bitte, nichts ähnliches über uns zu verhängen.“

„Das iſt ja eine wahre Kette von Kriegen,“ ſeufzte Emerenz.

„Ja wohl, eine Kette, bei welcher jedes Glied aus dem vorhergehenden entſpringt, alſo intereſſant zu verfolgen iſt und noch intereſſanter dadurch wird, daß vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren unter dem Bürgerkönigtum Louis Philipps vertrauensſelige Gemüter einen ewigen Frieden prophezeiten, weil der hohe Grad der Bildung der Menſchheit die Roheit des Krieges nicht mehr zulaſſe. Dieſe hohe Bildung kam zu Tage durch einen der kleinſten aber der ungerechteſten Kriege, die je geführt worden ſind: im Jahre 1847 durch den Sonderbundkrieg in der Schweiz. Seitdem hat Europa keine Ruhe mehr. Es iſt die Strafe dafür, daß ſich damals keine Hand erhob, um der Ungerechtigkeit Einhalt zu tun.“

Ganz beklommen von dieſen Kriegsgeſprächen kehrte Emerenz zurück, ſtaunte, daß Hellmuth noch immer nicht da ſei und fand einige Zerſtreuung in einem Brief ihrer Schweſter, die aus Brunnecken in Tirol ihr Glück und das ihres Mannes pries. Jetzt war Emerenz bei ihrer Tante und dieſe ſagte:

„Welch ein Gegenſatz geſtern und heute Abend.

Geſtern — munteres Leben, fröhliche Stimmen, bunte Menſchengruppen, Licht, Glanz, Farben überall — und heute ſtille Einſamkeit. Geſtern — der Name Clotilde ſtrahlend und weithin leuchtend — heute tiefes Dunkel. Es war ſehr ſchön geſtern, doch die Stille und der Friede ſind auch wohltuend.“

„O wie glücklich iſt's,“ entgegnete Emerenz wehmütig, „wenn ein fröhlich bewegtes Leben mit friedlicher Stille abwechſelt und wenn es nicht ſo iſt, wie der Dichter ſagt: Dann erloſchen die feſtlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das ſind die Wunden und die Schmerzen — Und was wir davon haben in unſerm Herzen.“

Die Glocke am Hoftor wurde gezogen.

„Endlich kommt er! . . . Gute Nacht, liebe Tante!“ rief Emerenz, ſtand heftig auf und wollte ihrem Mann entgegen gehen. Allein ſie blieb mitten im Salon ſtehen, denn es kamen Schritte die Treppe herauf und das war nicht Hellmuth's Schritt. Ein Diener öffnete die Tür des Salons und ſagte anmeldend:

„Herr Graf Sternfels!“

Gräfin Tengenberg trat vom Balkon in den Salon und in lautloſer Spannung ſtanden beide Frauen einem Unglücksboten gegenüber — denn ſo war Harald's ganze Erſcheinung, Blick, Haltung, Stimme.

wurde ich, denn nicht er, ſondern Alles was nicht er war, ängſtigte mich. Es ſchlug ſechs. Da trat die Tante ein, und ſagte:

„Es geht Dir beſſer, wie ich ſehe! das iſt gut. Komm ein wenig mit mir herunter. Der arme Achatz brennt vor Sehnſucht Dich zu ſehen, liebes Kind.“

Ich durfte mich nicht weigern. Es war ja auch noch lange bis eilf Uhr! ich folgte ihr. Achatz kam mir entgegen und nahm meine Hand, die er küßte. Ich ließ ſie ihm; mir war Alles unwichtig. Ich ſetzte mich wie gewöhnlich an einen Stickrahmen. Gott weiß was man redete. Dann kam der Thee und gleichgültiger Beſuch, der bald wieder ging. All dieſe Einzelheiten hab ich behalten, Dank dem Gewicht des Augenblicks wo ſie ſtattfanden. Gegen halb zehn Uhr wollte ich mich nach meiner Weiſe zurückziehen. Die Tante ſtand auf, nahm mich unter den Arm und ſagte: „Sieh, liebe Clelia!“

Ich dachte ſie wollte mir meinen Brautſchmuck zeigen; ſie führte mich in ein Zimmer neben ihrem Cabinet.

„Sieh, liebe Clelia, wiederholte ſie, dies Zimmer habe ich für Dich zurechtmachen laſſen; das obere will ſich nicht ſchicken, däucht mir.“

Und damit verließ ſie mich, und ſchloß die Thür

„Nehmen Sie Ihre ganze Faſſung zuſammen .... es trifft Sie ein furchtbarer Schlag,“ ſagte er, ohne eine von ihnen zu nennen.

„Mein Vater!“ — „Mein Sohn!“ riefen Emerenz und die Gräfin.

„Beide leben .... Hellmuth aber nicht mehr.“

„Hellmuth tot! ... wie ... wann ... wodurch!“ ſchrie Emerenz hell auf.

„Wir waren heute früh auf der Jagd ... es fielen zwei unglückliche Schüſſe ... der eine nahm Hellmuth das Leben, der andere verwundete Andreas ſchwer.“

„Zwei Schüſſe .... alſo ein Mord ... wer hat Hellmuth ermordet?“ .... ſchrie Emerenz — und die Gräfin:

„Wer hat Andreas verwundet?“

„Kein Mord! kein Mord! o nein! die Schüſſe fielen aus dem Gewehr des Grafen Andreas.“

„Zwei ſolche Schüſſe aus demſelben Gewehr? ... das iſt nicht wahr, Harald! ... ich will die Wahrheit,“ ächzte Emerenz .... — „und jetzt will ich zu Hellmuth! ... wo iſt er!“

„Andreas ſoll ihn getötet haben? o nein ... das iſt nicht wahr ... das kann nicht ſein,“ jammerte die Gräfin. „Mein armer Andreas iſt in Angelegenheit der Vormundſchaft verreiſt ... bei Ihrer Jagdpartie war er nicht .... und folglich verhält ſich die ſchauerliche Begebenheit ganz anders.“

Emerenz legte beide Hände auf Haralds Schultern, rüttelte ihn und rief:

„Was iſt's mit Andreas und Hellmuth . . . wo ſind ſie . . . leben ſie . . . ſind ſie tot . . . die Wahrheit, Harald, die Wahrheit wollen wir wiſſen — keine Lüge.“

Harald war auf der Folter.

„Reden Sie die Wahrheit,“ flehte die Gräfin, „denn ihre Verwirrung legt Zeugnis ab, daß Sie uns täuſchen wollen“ . . . —

„Und die entſetzliche Gewißheit iſt beſſer, als in Täuſchungen leben, ohne wirklich getäuſcht zu ſein!“ fiel Emerenz ein.

„Wohlan . . . Sie wollen es . . . aber nehmen Sie Kraft, teure Gräfinnen . . . die volle Wahrheit iſt entſetzlich,“ ſagte Harald und ſammelte ſich, um mit einiger Ruhe den traurigen Bericht erſtatten zu können. „In einem Anfall der eiferſüchtigen Wut, die den unglücklichen Hellmuth elend machte, fügte er dem Grafen Andreas vorgeſtern morgen eine tötliche Beleidigung zu, und obſchon dieſer mit heroiſcher, mit übermenſchlicher Selbſtverleugnung ihm vergeben wollte, ſo war Hellmuth keineswegs damit zufrieden, ſondern trieb es ſo weit, daß nichts übrig blieb als ein Duell. Heute Nacht fuhren wir zum nächſten Grenzort. In dem Walde, wo das Duell ſtattfinden ſollte, verſuchten wir Sekundanten, Rittmeiſter Hohenfelt und ich, eine Ausſöhnung zu bewirken, da wir beide die Überzeugung hatten, Hellmuth müſſe ſich mit der Bereitwilligkeit des Grafen Andreas zufrieden geben, da dieſer ſogleich erklärte, keine Macht der Welt werde ihn veranlaſſen, auf ſeinen Vetter zu ſchießen. Hellmuth blieb jedoch beharrlich und ſagte: „Wir haben uns gegenſeitig ſo ſchwer beleidigt, daß Blut fließen muß.“

„Ich verzeihe vollſtändig,“ ſagte Graf Andreas.

„Vielleicht mit Worten — in der Tat iſt es unmöglich! . . . und ich verzeihe nicht!“ rief Hellmuth.

„Andreas wendete ſich an Rittmeiſter Hohenfelt und mich und ſagte feierlich:

„Meine Herren! ich ſtehe vielleicht in einigen Augenblicken vor dem Richterſtuhl des allwiſſenden Gottes und würde in ſo ernſter Stunde meine Seele nicht mit einer Lüge beflecken mögen. Ich verſichere bei meiner Ehre, daß mein Vetter mir keine Beleidigung zu verzeihen hat.“

„Worte! Worte! zur Sache!“ rief Hellmuth ungeduldig.

„Er verlangte, daß a tempo geſchoſſen werde; das gehe raſcher, ſagte er in ſeiner wilden Haſt. Andreas machte keine Einwendung. Er ſtellte ſich und zielte ſo, daß die Kugel über Hellmuth's Haupt dahin fliegen mußte. Die Schüſſe fielen und wie von Blitz getroffen, ſtürzte Hellmuth kerzengerade zu Boden, kein Glied regte ſich, kein

Nerv zuckte; er war tot! Ob ſeine Kugel, die vielleicht eine Sekunde früher die Schulter des Grafen Andreas zerſchmetterte, deſſen Arm zittern machte, ob der Schmerz ſein Auge umflorte — genug, Hellmuth's Hirnſchale war geſprengt und die Kugel in ſein Hirn gedrungen. Als Andreas ſeinen Vetter fallen ſah, brach er mit einem herzzerreißenden Aufſchrei ohnmächtig zuſammen. Wir fürchteten, zwei Leichen vor uns zu haben; doch Andreas lebt — ſchwer verwundet und in unbeſchreiblicher Troſtloſigkeit — indeſſen er lebt und liegt in dem Grenzſtädtchen in Obhut eines Geiſtlichen und eines Arztes. Auch Hellmuth's Leiche iſt noch da; ſie muß morgen nach Obertengenberg geſchafft und in der Familiengruft beigeſetzt werden. Wir ſprengten das Märchen von einem Unglück bei dem Schießen auf Waldtauben aus. Das iſt der Sachverhalt; Sie wiſſen jetzt alles."

Und Harald trocknete erſchöpft den Schweiß von ſeiner bleichen Stirn.

„O mein armer, mein unglückſeliger Andreas!" jammerte die Gräfin; „ſo unſchuldig zu ſein — gewaltſam hingetrieben zu werden zum Frevel des Duells — und dafür ſo gräßlich beſtraft zu werden — o mein armer Sohn! — Ich will zu ihm! Wann geht der Frühzug?"

„Um zwei Uhr nachts und ich werde Sie

begleiten, weil ich für den Tranſport Hellmuth's zu ſorgen habe; da ſich Hohenfelt um nichts bekümmern darf, um ſich keine Ungelegenheit zuzuziehen."

Emerenz hatte während der ganzen Zeit wie eine Bildſäule da geſeſſen. Hellmuth tot — urplötzlich — mit Haß und Verdacht im Herzen — getötet von der Hand desjenigen, der ihn ſchonen wollte — den er ſchwer beleidigt hatte und der ihm nie mit einem Blick, mit einem Wort eine Kränkung zufügte — ihre Gedanken ſtanden ſtill und ihr Herz drohte ſtill zu ſtehen. Sie preßte krampfhaft beide Hände vor die Augen und wimmerte leiſe, während die Gräfin in Tränen ſchwamm."

„Und was wollen Sie tun, liebe Emerenz?" fragte Harald ſanft, um ſie aus ihrer Betäubung zu wecken. Sie richtete ſich auf und ſagte:

„Ich will nach Obertengenberg gehen und Hellmuth dort erwarten . . . . wenn Du erlaubſt, Tante, Du und Andreas, daß ich ohne Euch mich dort aufhalte."

Die Gräfin umarmte ſie weinend.

„Vergeſſen Sie nur nicht dort wie hier das Märchen vom Taubenſchießen in Umlauf zu ſetzen," bat Harald beklommen, weil er wußte, daß Hellmuth als ein Exkommunizierter in die Ewigkeit gegangen ſei und weil er fürchtete, der Pfarrer werde etwa Schwierigkeiten mit dem Begräbnis machen, wenn er wiſſe, daß Hellmuth im Duell geblieben ſei.

„Wozu das Märchen? Die Wahrheit kommt doch an den Tag,“ ſagte Emerenz tonlos.

„Ja .... mit der Zeit! ... in dieſem Augenblick könnte die Wahrheit ſchlimme Folgen für mich und Hohenfelt haben,“ verſetzte Harald.

„Das darf nicht ſein, guter Harald,“ antwortete ſie freundlich. Sie weinte nicht. Sie war durch Überraſchung und Entſetzen in einem ſo überreizten Nervenzuſtand, daß ſie nichts zu empfinden ſchien als eine Art von Erſtarrung ihrer Seelenkräfte.

Als die Gräfin einige Stunden ſpäter von Emerenz Abſchied nahm, um mit Harald abzureiſen, umarmte ſie Emerenz und fragte?

„Nicht wahr, liebes Kind, Du zürnſt nicht meinem armen Andreas? Ich darf ihm das ſagen?“

„O Tante!“ rief ſie! „wie könnte ich ihm zürnen! Er iſt ja meinetwegen in dies furchtbare Unheil geraten. Ich bin die Unſelige, die ihn und die Hellmuth in dies Elend geſtürzt hat — freilich ohne es zu ahnen! ... Aber ich bin nun einmal der Mittelpunkt dieſes grauſigen Verhängniſſes.“

Unter der Wehklage der Dienſtboten reiſte zuerſt die Gräfin, ſpäter Emerenz ab. Sie hatte zuvor ihrem Vater telegraphiert, der ſich in einem Badeorte befand:

Ein ſchwerer Unfall machte mich zur Witwe. Ich erwarte Dich an der Familiengruft.

In ſechs Stunden führte ſie der Schnellzug nach Obertengenberg. Mitten in ihrem ſtumpfen Schmerz war ſie doch frappiert durch das altertümliche burgartige Schloß, das maleriſch auf einem Felſen lag, welcher auf der einen Seite ſteil aus dem herrlichen blauen Strom aufſtieg und auf der andern Seite in bequem gewundenen Wegen zugänglich war. Jeden Sommer hatte Gräfin Tengenberg ſie eingeladen, einige Zeit bei ihr dort zuzubringen; ſie hatte ſich aber nie von Hellmuth trennen mögen, der nicht häufig Urlaub bekam. Jetzt war ſie da und für immer von ihm getrennt — getrennt durch denjenigen, unter deſſen Dach er ſeine letzte Ruheſtätte finden ſollte und der lieber ſein eigenes Leben hatte opfern als das ſeine nehmen wollen. Es war ſo unfaßbar, ſo unglaublich. ſo entſetzlich! und ſie, ſie war die Urſache dieſer unerhörten Dinge.

Die Kaſtellanin, durch ein Telegramm vorbereitet, empfing mit tiefem Bedauern dieſe ſchöne Gräfin Emerenz, von der ſie ſoviel lobendes gehört hatte und die noch jetzt, trotz Erſchöpfung und Schmerz, wie ein lichter Schönheitsſtrahl in dem alten Schloß erſchien; — und führte ſie in das für ſie bereitete Zimmer. Dann zog ſie ſich zurück und ſorgte für die Kammerfrau und den Diener der Gräfin, mit der leiſen Hoffnung, näheres über Graf Hellmuth's Tod zu erfahren. Mit dem Taubenſchießen im Walde mußte ſie ſich begnügen.

Emerenz meinte der Erde entrückt zu ſein, ſo ſtill, ſo abgeſchieden lag das Schloß auf ſeiner einſamen Höhe, nur bewohnt von den wenigen Dienſtleuten, die es zu hüten und in Ordnung zu halten hatten. Ihr Zimmer war ſehr geräumig; hatte Tapeten von dunkelgrünem Damaſt, zwei Fenſter, die in tiefen Niſchen der dicken Mauer auf den Strom und auf die reiche Landſchaft jenſeits desſelben eine liebliche Ausſicht boten — und nach der andern Seite einen Erker, unter welchem eine Terraſſe lag, die in ein etwas verwildertes Blumengärtchen verwandelt war, aus welchem Jasmin und rankende Roſen zum Erker hinauf kletterten und das ganze Zimmer durchdufteten. In der Tiefe des Zimmers befand ſich ein Alkoven von ſchweren Damaſtvorhängen umgeben und über dem Bett hing ein ſchönes altes Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein. Emerenz war nie an einem fremden Ort ganz allein geweſen. Jetzt überfiel das Gefühl des Alleinſeins ſie mit eiſerner Wucht und erpreßte ihr ſchwere Tränen. Es waren die erſten, die ſie weinte; ſie durchbrachen die Erſtarrung des Entſetzens und heißer Jammer trat in ſein Recht.

Ihre phyſiſchen Kräfte waren übermüdet; ſie ging zur Ruhe und ſchlief, aber unruhig, fieberhaft; häufig aufgeſchreckt. Dann rauſchte der Strom, Jasmin und Roſen dufteten in das offene Fenſter des Erkers hinein, der Nachtwind ſäuſelte leiſe — und ſie lag zu Füßen des Kruzifixes. Es kam ihr alles wie ein trauriges Märchen vor.

Am andern Morgen traf Veldegg ein. Vier Wochen nach Grazianens Hochzeit ſahen Vater und Tochter ſo ſich wieder! !

Emererenz berichtete wahrheitsgetreu die ſchreckliche Begebenheit und erwähnte zum erſten Male gegen ihren Vater Hellmuth's Eiferſucht und die bitteren Leiden, die er dadurch über ſie und über ſich ſelbſt gebracht habe.

„Auf wen richtete ſich ſeine Eiferſucht?“ fragte Veldegg.

„Auf alles, was mich intereſſierte und was nicht er war,“ entgegnete ſie; „auf Menſchen und Dinge; auf Ida Verſen ſo gut wie auf Ihren Mann — auf meine Bücher und Handarbeiten ſo gut wie auf Harald. Zuletzt und am heftigſten auf den armen Andreas, weil dieſer mich veranlaßte, mich wieder der Kirche anzuſchließen und weil ich ihm dafür herzlich dankbar war.“

„Ohne Zweifel hat Andreas nicht verſtanden, ſeine Neigung für Dich zu beherrſchen,“ ſagte Veldegg beſorgt und zögernd.

„Er war für mich voll Rückſicht, Wohlwollen und Mitleid und immer bereit, mir zu raten . . doch von einer beſondern Zuneigung weiß ich nichts.“

„Du weißt nicht, daß er ſich vor etwa vier Jahren um Dich beworben hat?“

„Wie! . . . Andreas! . . . — iſt's möglich! Andreas! — ich wußte es nicht . . . und Du haſt es mir verſchwiegen!“ rief Emerenz in äußerſter Überraſchung.

„Du wollteſt nie die Namen von Bewerbern hören, um ihnen gegenüber in vollkommenſter Unbefangenheit zu bleiben und ich ſehe mit Freuden, daß Du bis zur Stunde darin verblieben biſt. Ja, beſtes Kind, Andreas bat mich zu vermitteln, daß Ihr einander näher kennen lernen möchtet — und Du lehnteſt dies Geſuch entſchieden ab. An ſeiner Stelle wäre Dein Leben anders geweſen. Es ſollte nicht ſein.“

„Andreas wollte mich heiraten — und ich wollte nicht — auf immer und auf's innigſte hätte ich mit ihm verbunden ſein können . . . . und jetzt fließt zwiſchen ihm und mir ein Strom von Blut! . . . O, das iſt grauſig, lieber Vater! O, wer kann auf eine ſo tragiſche Verkettung von Umſtänden, von Charakteren gefaßt ſein!“

„Menſchenſchickſal!“ ſagte Veldegg trübe.

Der alte Pfarrer von Obertengenberg wiegte bedächtig ſein graues Haupt und ſagte:

hinter ſich zu. Ich bin gefangen, denn wir ſind verrathen, blitzte es durch die Wolken meines Bewußtſeins, und dann entſchwand es. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, lag ich im Bette in meinem Gefängniß und es war heller Tag; ich ſah ihn durch die geſchloſſne Jalouſie. So iſt es denn vorbei, Gundaccar! ſprach ich dumpf, und vergrub mich in die Kiſſen. Ein Brief glitt von der Decke herab, an mich adreſſirt. Ich erbrach ihn, und las:

„Geſtern, Montag Abend um eilf Uhr, iſt mein „Sohn Gundaccar nach Mähren abgereiſt, zu der „Braut mit der er längſt verlobt war.

Euſtach Graf Dönat.“

Lüge! ſprach ich gelaſſen. Da trat die Tante ein. „Langſchläferin!“ ſagte ſie, freundlich mit dem Finger drohend.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte ich und gab ihr den Brief.

Sie überflog ihn und ſagte: „Eine Verlobung!“

„Und das ſoll ich glauben? Gundaccar ſoll ich für einen nichtswürdigen Betrüger halten!“

„St! ſt! flüſterte die Tante, davon laß Dir nichts merken, Kind! damit wirſt Du ausgelacht. Dein kleines Abenteuer mit ihm mußt Du vergeſſen. Es hat auch nichts zu bedeuten; im Gegentheil! es iſt eine heilſame Warnung für Dich. Du wirſt Dich

„Die Jagd! o, die Jagd! Werden unſere Kavaliere nie das wilde Vergnügen ſatt bekommen, unſchuldige Tiere umzubringen, da ſie doch ſelbſt dabei in großer Gefahr ſind . . . in Gefahr für Leib und Seele. Da gehen Sie zu Grunde ohne Beicht, ohne Wegzehr, ohne heilige Ölung und hätten doch das alles, Gott allein weiß wie nötig! . . . und wir beten das requiescat in pace vielleicht für eine friedenloſe Seele."

Mit der erhabenen Feierlichkeit der katholiſchen Kirche wurde Hellmuth's Sarg in der Gruft ſeiner Ahnen beigeſetzt und Emerenz reiſte mit ihrem Vater nach Deggenrain. Sie war Witwe und noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt.

Der Kampf des Lebens.

Erſtes Kapitel.

Roſen und Jasmin waren längſt verblüht, und im Leichentuch des Schnees lag die Erde begraben. Im Veldegg'ſchen Hauſe in der Reſidenz ſaß Emerenz im tiefen Trauerkleide der Witwe an einem Krankenbett.

„Bitte, Emerenz, öffne die Vorhänge,“ ſagte der Kranke; „ich will die Sonne ſehen . . . ſie belebt mich . . . und ich will leben, Emerenz! ſterben will ich nicht.“

Emerenz öffnete ſchweigend die Vorhänge der Fenſter und die Winterſonne fiel matt in's Zimmer hinein.

„Sie ſcheint nur, ſie wärmt nicht,“ ſeufzte der Kranke.

Sie beleuchtete ſein ſchönes, junges, abgezehrtes Antlitz, ſeine großen müden Augen, die bläuliche Färbung der Haut um den Mund und die eingeſunkenen Schläfen, die wachsfarbenen abgemagerten Hände, die kraftlos auf der Decke ruhten.

„Es wäre entſetzlich wenn ich ſterben müßte“, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu; „aber ich glaube es nicht, denn bei einundzwanzig Jahren ſtirbt man doch eigentlich nicht . . . ich fürchte es nur, weil ich mich ſo ungeheuer ſchwach fühle. Was meinſt Du, Emerenz?“

„Wir wollen hoffen, lieber Robert,“ ſagte ſie ſanft.

„Nicht wahr, Du begreifſt, wie ich am Leben hange, wegen Arabella.“

„O laß Arabella, lieber Robert.“

„Ohne Arabella liegt mir nichts am Leben! . . . Du weißt es! Papa weiß es! Darum hat er mir auch ſchon halb und halb verſprochen, daß ich Arabella heiraten dürfe — wenn ich geſund werde.“

Dieſen hinſterbenden jungen Mann von Geneſung und Heirat ſprechen zu hören, war herzzerreißend. Emerenz erwiderte mit erſtickter Stimme:

„Nun, dann wird Papa Wort halten.“

Sie wußte, es ſei wahrſcheinlicher, daß Robert wegen dieſer Arabella ſterben, als mit ihr leben werde.

Das Gewitter, das ſie im verfloſſenen Frühling bei Grazianen's Hochzeitfeſte in Robert's Bruſt geahnt, in ſeinen Augen geleſen hatte, war tobend ausgebrochen. Er hatte ſich leidenſchaftlich verliebt in die Kunſtreiterin Arabella.

Robert war erzogen wie ſeine Schweſtern es waren, nach der maßgebenden Anſicht, es ſchicke ſich für den Menſchen, gut zu ſein und edel zu handeln — was ſehr richtig, aber unter allen Umſtänden ſehr ſchwer iſt, weil eine ſolche Handlungsweiſe auf fortgeſetzter Verleugnung der eigenen Neigungen, der eigenen Leidenſchaften, des eigenen Willens beruht. Zu einem ſolchen Opfer befähigen nur die erhabenen Lehren des Chriſtentums über den Wert der Menſchenſeele und über ihr letztes Ziel, befähigen nur die Gnadenmittel, die der ſchwachen menſchlichen Natur übernatürliche Kraft geben. Und auf dieſem Boden war Robert nicht erwachſen, waren ſeine Anlagen nicht ausgebildet worden. Er war reich und glücklich begabt, mit hellem Verſtand und ſcharfer Faſſungskraft und zugleich mit großem Wiſſensdurſt und mit Eifer für die Studien. Er hatte ein großmütiges Herz und eine freigebige Hand, einen aufrichtigen Charakter, ein höchſt gewinnendes Äußere — aber dieſer brillanten Natur fehlten nicht ihre Schattenſeiten: Stolz und Egoismus. Als die Stunde der Leidenſchaft ſchlug, trat ſein ganzes Weſen mit aufbrauſender Überkraft der Jugend in die Schattenſeite hinein.

In der Univerſitätsſtadt, wo Robert das zweite Jahr ſeiner Studien machte, gab eine Kunſtreitergeſellſchaft während des ganzen Winters ſehr beſuchte und ſehr bewunderte Vorſtellungen.

Niemand bewunderte lebhafter als Robert, zuerſt freilich nur die vortrefflichen, die ſchönen, die unvergleichlich geſchulten Pferde, für die er von Jugend auf eine große Liebhaberei hatte. Allmählich aber ging ſein Intereſſe auf die Perſonen über, welche dieſe herrlichen Tiere lenkten, und ſchließlich blieb es haften an einer Perſon, an Miß Arabella, der erſten Reiterin. Sie war eine frappierende Erſcheinung, hochgewachſen, dunkeläugig, mit vornehmer Miene, immer ruhig von oben herabſchauend, mochte ſie die wildeſte Quadrille oder die kunſtvollſte Schule reiten. Wenn ſie dahergeritten kam als mittelalterliches Edelfräulein auf weißem Zelter — oder als Amazonenkönigin auf feurigem Roß — oder in ihrem dunkeln Reitkleid auf dem ſchönſten Pferde — immer ſah ſie aus, als ſei ſie in der Tat das Edelfräulein, die Königin, die Reiterin, die zu ihrem eigenen Vergnügen und nicht für die Zuſchauer alle Evolutionen ihrer Kunſt machte. Einige nannten ſie hochmütig und undankbar gegen das Publikum.

„Soll ſie ſich bedanken, weil ſie Euch entzückt!“ rief Robert empört; „das wäre die verkehrte Welt!“

Daß er Arabella's Bekanntſchaft machte, verſteht ſich. Sie war ein ganz rohes Weſen, auf dem Pferde erwachſen, mit dem Pferde ſozuſagen verwachſen. Sie ſprach engliſch geläufig, franzöſiſch und deutſch ſehr gebrochen und ſie konnte engliſch leſen, ſchreiben nicht. Darauf beſchränkten ſich ihre Kenntniſſe. Die Unterhaltung mit ihr drehte ſich um Pferde und um die edle Reitkunſt. Bewunderung, die ihrer Perſon galt, wies ſie zurück. Dieſe kalte Gleichgültigkeit entflammte Robert's Leidenſchaft — und in dieſem Zuſtand war er bei Grazianens Hochzeit.

Bald nach ſeiner Rückkehr zur Univerſität wurde der Zirkus abgebrochen, denn die Kriegsgerüchte mehrten ſich und die Kunſtreitergeſellſchaft begab ſich nach einer Stadt, die, wenn der Krieg wirklich ausbrechen ſollte, von deſſen mutmaßlichem Schauplatz ganz fern lag. Der Krieg brach aus und Robert ſchrieb ſeinem Vater, der Aufenthalt in der Nähe der franzöſiſchen Grenze ſei unangenehm, tumultuariſch, und er wolle ſich einen andern Ort für ſeine Studien ſuchen. Veldegg fand das in der Ordnung. Dieſer Ort war kein anderer als der, wo Arabella weilte und wo ebenfalls eine Univerſität war. Robert bekümmerte ſich aber nicht im mindeſten um Profeſſoren und Vorleſungen; wegen Arabella war er gekommen und für Arabella lebte er dort. Sie nahm mit etwas mehr Herablaſſung ſeine Huldigung an; er durfte alſo hoffen, ſchließlich ihre Kälte zu überwinden. Einmal, ganz von Leidenſchaft hingeriſſen, fragte er ſie:

„Was würden Sie tun, Arabella, wenn ich Ihnen einen Heiratsantrag machte?“

„Ich würde ihn annehmen,“ verſetzte ſie lachend.

„Iſt's möglich?“ rief er beſeligt.

„Ich würde ihn annehmen,“ wiederholte ſie, „doch erſt nach fünf Jahren. Vorderhand iſt mir der Zirkus lieber als Ihr Schloß — vorausgeſetzt, daß Sie ein ſolches haben.“

Robert war zwanzig Jahre alt, im Feuer der erſten Leidenſchaft, überzeugt von der Zärtlichkeit ſeines Vaters. Er verſicherte, das Schloß werde ihm nicht fehlen, ſobald er gewiß ſei, Arabella zu beſitzen und ſie verlobten ſich. Arabella's Vormund — wie der Direktor der Geſellſchaft ſich nannte — faßte die Sache von ihrer praktiſchen Seite auf, und verlangte ein ſchriftliches Eheverſprechen von Robert unterſchrieben und unterſiegelt.

Robert gab es mit Wonne. Arabella's Beſitz ſchien ihm dadurch verbrieft; Arabella war damit zufrieden und der Vormund dachte klug und weiſe: Die Zeiten ſind ſchlimm, der Krieg tobt, kann lange währen, kann ſich hierher und dorthin wenden . . . ein ſchönes Sümmchen Abſtandsgeld an Arabella, wie es ſich ſchickt für einen ſo reichen Herrn, wäre mir ſchon lieber als eine Frau Baronin anſtatt Arabella . . . und vielleicht hat der Papa Baron Gedanken, die mit meinem Wunſch im Einklang ſind. Vor allen Dingen heißt es aufgepaßt! denn die Jugend hat nicht Tugend.

vor den Männern hüten und eine vortrefliche Frau ſein! .... Steh auf, Kind! Um zwölf iſt die Trauung."

„Nimmermehr!" ſchrie ich.

„Ja doch! Du biſt feierlich und förmlich verlobt: da kannſt Du nicht mehr zurücktreten. Du biſt für immer an Achatz gebunden. Gundaccar hat es nie redlich mit Dir gemeint; warum warb er nicht um Dich?"

„Weil er nicht die Zuſtimmung ſeiner Eltern hatte."

„Das ſagte er Dir; ich ſage Dir weil er eine Braut hatte, mein armes Kind."

„Wenn das ſo iſt: ſo fahre die Welt zur Hölle!" ſchrie ich, und warf mich aus dem Bett mit der größten Vehemenz zu Boden, wo ich ſtarr liegen blieb. Ich mogte nicht leben, ich wollte ſterben, und ich war ſo gewiß zu ſterben, daß der flüchtige Gedanke, wo mein Dolch ſein möge? ſich in den bleibenden auflöſte, das ich ihn nicht brauchen würde. Die Tante rief nach Hülfe; man kam, man umringte mich, man kleidete mich. Ich war in einem ganz unbeſchreiblichen Zuſtand — geiſtesabweſend, geiſteszerrüttet. „Hatte ich nicht Recht zu behaupten, daß der Inn geſtern den Brenner überſchwemmen würde?" ſagte ich zur Tante, die während

Robert fand es ungeheuer lange und langweilig, auf Arabella's Beſitz fünf Jahre zu warten. Er hoffte dieſen Termin abzukürzen, ſobald er die Einwilligung ſeines Vaters und deſſen Verſprechen habe, für ein ſtandesmäßiges Einkommen des jungen Ehepaars zu ſorgen. Zuweilen fiel der Gedanke, daß ſein Vater nichts von dem allen tun werde, wie ein Nachtfroſt im Mai auf ſeine Frühlingsliebe; aber er verſcheuchte ihn ſogleich. Hatte der Vater jemals ſeinen Kindern etwas abgeſchlagen? Hatte er nicht Grazianens Neigung nachgegeben, obſchon ihm Ignaz nichts weniger als ein willkommener Schwiegerſohn geweſen ſei! War alſo der armſelige Ignaz aus Liebe zu einer Tochter in Gnaden angenommen, warum nicht aus Liebe zum einzigen Sohn dieſe unvergleichliche Arabella — eine Schönheit, eine Künſtlerin, ein Naturkind — mit einem Wort, etwas unvergleichliches, noch nie dageweſenes. Gehoben von Liebe, getragen von Hoffnung ging Robert in den Vakanzen nach Deggenrain, wo er Vater und Schweſter in tiefer Trauer und Traurigkeit fand. Hellmuth's Ende hatte Robert eine kurze Zeit tief erſchüttert, denn er dachte: Jung und glücklich war der Arme, und dennoch mußte er ſterben. Allein die Nutzanwendung hieß: „Man muß ſich eilen, glücklich zu werden . . . gräßlich muß es ſein, zu ſterben, wenn man es nie war . . . Emerenz war es . . . ſie hat eine ſelige Erinnerung . . . und wäre ich drei Jahre mit Arabella glücklich geweſen, ſo würde dies Glück nicht zu teuer mit einem frühen Tode bezahlt.

Er wunderte ſich im ſtillen über die wehmütige Stimmung, die in Deggenrain herrſchte, während Emerenz im ſtillen ſich wunderte, daß die Gewitterwolken, die bei Grazianens Hochzeit Robert verdüſterten, ſpurlos verſchwunden waren. Seine Stirn war hell, ſein Auge ſtrahlte, Jugendmut belebte ſeine ganze Erſcheinung; Veldegg freute ſich über den herrlichen Jüngling.

Die Freude verſchwand ſpurlos, als Robert nicht zögerte, ihn in Kenntnis von ſeiner Liebe und deren Gegenſtand zu ſetzen. Veldegg war empört und Robert auf's höchſte erzürnt über des Vaters Empörung.

„Sprich mir nie wieder von dieſer unwürdigen Liebelei,“ ſagte Veldegg, um ein ſehr aufgeregtes Geſpräch abzubrechen.

„Arabella bleibt die erſte, die einzige, die große Leidenſchaft meines Lebens und — möge ich von ihr reden oder ſchweigen — ihr Beſitz iſt mein Ziel und mit allen Kräften werde ich es erſtreben,“ verſetzte Robert mit derſelben Beſtimmtheit.

Unter dieſen Umſtänden war an ein trauliches Leben nicht zu denken. Man ſprach vom Kriege, von den Nachrichten, den Ausſichten, welche die Blätter brachten — oder von Ignaz und Graziane, die in dem Hochgebirg der Schweiz Sommerfriſche genoſſen — oder von dieſem und jenem, was in Verwandtſchaft und Nachbarſchaft vorfiel; — aber man tat es ohne Teilnahme, ohne Munterkeit, denn jeder hing ſeinen trüben Gedanken nach. Eugenia kam jeden Abend mit Feodora von Grafenturm herüber. Beide waren nicht ſympatiſch für Emerenz; doch mußte ſie ihnen Dank wiſſen, daß ſie in ihrer Teilnahme nicht ermüdeten und für Veldegg eine zerſtreuende Unterhaltung waren. Sie ſelbſt konnte es nicht ſein; ſie war noch zu ſehr unter dem Druck des Ereigniſſes, das ihr Leben aus der Bahn geſchleudert hatte.

War Robert mit Emerenz allein, ſo ließ er ſeinem Zorn und Unmut freien Lauf.

„Papa will freiſinnig ſein und iſt ſo erſtaunlich engherzig in den Schranken, die er meiner Freiheit ſetzt!“ ſagte Robert zürnend. „Verlangte ich, daß er glücklich ſei Arabella zur Schwiegertochter zu haben, ſo dürfte er mir dies Begehren verweigern; aber mein Begehren, mit ihr glücklich zu ſein, beruht auf meiner perſönlichen Freiheit, und ich bin berechtigt, dieſe in Anſpruch zu nehmen.“

„Du biſt ſo jung und unerfahren, beſter Robert, und die Wahl einer Gattin iſt etwas ſo ernſtes, ſo folgenſchweres,“ verſetzte Emerenz ſanftmütig, „daß Du dankbar ſein ſollteſt, wenn Papa Dich vor Übereilung bewahrt.“

„O, ich kenne dieſe Phraſen! Aber das ſchwöre ich Dir, Emerenz, ich heirate nicht irgend eine bleichſüchtige Komteſſe, mit der Papa mich ohne Zweifel verheiraten will.“

„Beruhige Dich, beſter Robert, Papa denkt nicht daran, ſeinen zwanzigjährigen Studenten zu verheiraten . . . am wenigſten mit einer bleichſüchtigen Komteſſe.“

„Du lächelſt, Emerenz! . . . aber ich ſage Dir und wiederhole Dir, wäre ein Weib ſchön wie Kleopatra und geiſtvoll wie Aspaſia — ich will nichts von ihr wiſſen! — Ich liebe Arabella und ſie will ich heiraten.“

„Ich will Dir eine Begebenheit erzählen, die wahr ſein ſoll, Robert. Ein ungariſcher Graf verliebte ſich in eine Zigeunerin, heiratete ſie und lebte einige Jahre ſehr glücklich mit ihr. Plötzlich verſchwand die Gräfin aus dem Schloß und die Nachforſchungen ergaben, daß ſie mit einer Zigeunerbande, die im benachbarten Walde ihr Lager aufgeſchlagen hatte, auf und davon gegangen ſei. Die Eindrücke, Erinnerungen und Gewohnheiten der Jugend übten eine ſolche Gewalt über ſie, daß ſie ihr heimatloſes Zigeunerleben ihrem Gemahl, ihren Kindern und dem behaglichen und geordneten Leben im Schloß vorzog. Etwas ähnliches könnte Dir begegnen, beſter Robert.“

„Erzähle Geſchichten ſoviel Du willſt und ſolange Du willſt, Emerenz, ſei es Fabel, ſei es

Wirklichkeit — ſie ſind mir vollkommen gleichgültig. Weigert ſich Papa, mich und Arabella in eine ſorgenfreie Exiſtenz zu verſetzen, ſo werde ich Mittel finden, mein Brot zu verdienen . . . und findet ſich Papa dadurch gedemütigt, ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich bin ſtets ein ſo gehorſamer Sohn geweſen, Emerenz, daß Papa nicht über mich klagen kann, und ich hatte mit Grund und mit Recht erwartet, meinen erſten, hochwichtigen Wunſch erfüllt zu ſehen. Es geſchieht nicht! . . . wohlan, Emerenz, der Gehorſam hat ſeine Grenzen.“

„Gewiß, beſter Robert! nur nicht da, wo er ſich bewähren ſollte.“

Ihre Ermahnungen und Vorſtellungen blieben fruchtlos, weil ſie nur dann Eingang finden können, wenn der Menſch ſeiner Vernunft mächtig iſt. Im Fieber iſt er es nicht, und eine Leidenſchaft iſt ein Fieber der Seele. Robert hatte nichts im Sinn als Arabella: ſo war er gekommen, ſo blieb er, ſo reiſte er ab — und zwar lange vor dem Ende der Ferien. Veldegg entließ ihn tief betrübt.

„Robert!“ ſagte er ſchmerzlich, „Du haſt von der Natur die ſchönſten Gaben, die glänzendſten Fähigkeiten bekommen, — Du haſt eine Erziehung bekommen, die Deine Anlagen pflegte und entwickelte; — und jetzt, da ſie in Blüte ſtehen und edle Früchte verheißen ſollten, jetzt trittſt Du ſie mit Füßen, indem Du Dich zum Sklaven einer Leidenſchaft machſt, die Dich erniedrigt . . . denn ſie beraubt Dich der Vernunft und der Selbſtbeherrſchung, weil ihr Gegenſtand niedrig iſt."

„Nein, ſie erhebt mich!" rief Robert außer ſich; „denn ſie gibt mir Mut und Kraft, um Dir zu beweiſen, daß Du mich zur wahren Tugend des Mannes, zur Selbſtändigkeit erzogen haſt."

Es vergingen kaum acht Tage und Veldegg wurde durch ein Telegramm an das mutmaßliche Sterbelager ſeines Sohnes gerufen.

Robert war in der Reitbahn, als Arabella eines Morgens ihre Reitübungen machte. Das Pferd war noch nicht geſchult und war unfolgſam. Als ſie es zwingen wollte, bäumte es ſich und ſtieg dergeſtalt, daß es Gefahr lief, ſich rücklings zu überſtürzen. Robert verlor den Kopf, ſprang mit einem Satz herbei und wollte das Pferd am Zügel ergreifen und auf die Vorderfüße herabreißen. In demſelben Augenblick war Arabella Meiſter des Tieres geworden. Es ſprengte weiter, wie ſie es wollte; aber der Huf des einen Vorderfußes traf Robert's Bruſt und warf ihn zu Boden. Er wurde bewußtlos aus der Reitbahn getragen.

„Faſt hätte er mich gehindert, die ſchlimme Beſtie zur Raiſon zu bringen," ſagte Arabella unwillig. „Solche Herren wiſſen gar nicht meine

Kunſt zu beurteilen und zu ſchätzen ... ſie ſtören mich und ſtürzen ſich kopflos in Gefahr. Hoffentlich kommt er mit dem Leben davon.“

Vorderhand allerdings; ob auf die Dauer? — Die Ärzte gaben Hoffnung, doch reich verklauſuliert mit wenn und mit aber. Robert's Bruſt war ſchwer verletzt. Zweimal trat ein Blutſturz ein und man ſah ſeinem Ende entgegen. Dann erholte er ſich etwas. Veldegg und Emerenz bewachten mit tödlicher Angſt jeden ſeiner Atemzüge. Die geringſte Bewegung konnte einen neuen Ausbruch herbeiführen. Ohnmächtige Abſpannung und raſendes Fieber wechſelten ab. Tobte das Fieber, ſo wünſchte Robert zuweilen Arabella zu ſehen; trat aber die Ermattung ein, ſo ließ die Schwäche keinen Wunſch aufkommen.

So vergingen Wochen. Veldegg benützte ſie, um mit dem Vormund der ſchönen Arabella in Verhandlung zu treten, die für beide Teile in befriedigender Weiſe zum Abſchluß kam. Veldegg erhielt das Schriftſtück, durch welches Robert ſich Arabella ſozuſagen verſchrieben hatte, und der Vormund erhielt eine beträchtliche Geldſumme als Reukauf. Dann zog die Geſellſchaft ab. Als Robert ſich ſo weit erholt hatte, um fortgebracht zu werden, verlangte er dringend von Arabella Abſchied zu nehmen. Man ſagte ihm, ſie ſei fort, werde aber mit der Geſellſchaft den Winter in der Reſidenz ſich aufhalten, und ſobald er auf dem Wege der Geneſung ſei, werde er ſie dort ſehen. Mit dieſer Ausſicht gab er ſich zufrieden, und die Überſiedelung in das väterliche Haus war ihm willkommen und ging glücklich vorüber. Veldegg und Emerenz ſchöpften wieder ſo viel Hoffnung als notwendig iſt, um durch die langwierige Pflege eines geliebten Kranken nicht zu Boden gedrückt zu werden.

Der Winter kam; die Geneſung kam nicht. Robert's Zuſtand ging über in ein ſchleichendes Fieber. Es war jammervoll ihn zu ſehen, jammervoll ihn zu hören. Zuweilen klagte er bitter über ſeinen Tod, und wenn er von ſeinem Leben ſprach, war es immer nur in Verbindung mit Arabella. Er war es zufrieden, daß die Kunſtreiter, zu denen ſie gehörte, nicht nach der Reſidenz kamen. Wehmütig ſagte er:

„Ich dürfte ſie vielleicht nicht ſehen, und wenn ich es dürfte, ſo möchte ich es kaum . . . denn die lange Krankheit hat mich ſehr entſtellt . . . nicht wahr, Emerenz? — und das würde ſie erſchrecken.“

Mit namenloſem Gram im Herzen, ſaß Emerenz an dieſem Krankenbett, das keine andere Ausſicht zuließ als auf ein Grab. Hellmuth tot! . . . Robert dem Tode verfallen! . . . und der beklagenswerte Andreas — ein Krüppel! Hellmuth's Kugel hatte ſeine rechte Schulter zerſchmettert und den Arm unbrauchbar gemacht.

Die Ärzte wollten ihn abnehmen; ſie behaupteten er affiziere die Lunge; Andreas wollte es nicht. Seine Geſundheit war furchtbar erſchüttert; — mehr durch Leiden der Seele als des Körpers. An ſeiner Hand klebte Blut. Nicht abſichtlich war es vergoſſen, aber dennoch in frevelhafter Weiſe durch ihn. Denn er, der das Duell für einen Frevel hielt, der es verabſcheute, der das Verbot der Kirche kannte — er war gegen ſein beſſeres Wiſſen und gegen ſeine Überzeugung auf dies Duell eingegangen. Was hätte er tun ſollen, um es zu vermeiden? er wußte es nicht. Doch das ſtand feſt in ihm: er hätte es vermeiden müſſen. Jetzt war er geſtraft und wie furchtbar! Hellmuth war tot . . . und wie war er in die Ewigkeit gegangen? Mit einem Herzen überfüllt von den wildeſten Leidenſchaften, von Haß, von Eiferſucht, von Rachgier — ohne einen einzigen Augenblick, in welchem er zur Beſinnung, zur Reue hätte kommen können. Ging dieſe Seele auf ewig zugrunde — wer trug die Schuld? — Er! — Und der andern Seele, die er mehr liebte als ſein Leben, ihr drückte er den raſtlos nagenden Gram in's Herz, den Gatten auf dieſe zweifach ſchreckliche Weiſe zu verlieren. Gott iſt gerecht! ſprach er wieder und immer wieder in ſeinen heißen Schmerzen zu ſich ſelbſt: ich liebe ſie! — Er litt furchtbar auf ſeinem Folterbett. In der vollen Kraft des Mannesalters war er für immer verkrüppelt, der rechte Arm, der tätige Arm, für immer außer Tätigkeit geſetzt — ſeine Geſundheit geſchwächt — ſeine Mutter in Jammer — alle Welt voll Entſetzen — und nie an ein Wiederſehen mit Emerenz zu denken. Bei einem Unglück auf der Jagd hätte nichts dem Wiederſehen entgegengeſtanden; doch bei dieſer Sachlage war es unmöglich; denn ſie war die unſchuldige Urſache des Duells und er liebte ſie! Hellmuth's Schatten ſtand für immer zwiſchen ihnen.

Dieſer Doppelunfall bei Taubenſchießen täuſchte niemand gründlich, doch bis man auf den Grund kam, machte ſowohl Harald Sternfels wie Rittmeiſter Hohenfelt eine Reiſe; Andreas war ohnehin außer Landes — und bald verſchlang die Spannung, welche der franzöſiſch-preußiſche Krieg herbeiführte, die Teilnahme für Ereigniſſe in einer Familie; und das Meer von Blut und Tränen, in welchem tauſende und tauſende und abermals tauſende ſchwammen, überflutete das Blut und die Tränen der Tengenberg.

Andreas hatte ſeiner Mutter die Wahrheit geſagt, hatte ihr aber auch anvertraut, daß er ſich vor vier Jahren vergeblich um Emerenz beworben habe. Daß ſeine Liebe fortdauere, verſchwieg er, denn das gehörte nicht zur Aufklärung. Und es war gut, daß er ſchwieg; denn ſchon jetzt warf die arme Gräfin in ihrem bittern Schmerz einen Groll auf Emerenz. Warum hatte Emerenz meiner Toilette neben mir ſaß und ein Flacon mit ſtarken Eſſenzen für mich in Bereitſchaft hielt.

„Haſt Du das behauptet, ſo haſt Du Dich geirrt, mein armes Kind, erwiderte ſie. Aber Du biſt jung genug um Dich irren zu dürfen.“

Später rief ich aus meinem dumpfen Brüten auffahrend: „Verrath! ja, das iſt es! .... aber, ſind wir verrathen oder .... bin ich es nur?“

„Liebes gutes Kind! wie kannſt Du zweifeln? entgegnete die Tante. Warum wäre denn Gundaccar plötzlich abgereiſt?“

„Weiß Gott ob er es iſt!“

„Er iſt es — ſo wahr als Du ihn liebſt.“

Wieder ließ ich mich zu Boden fallen. Gundaccar treulos, Gundaccar mich verrathend — das war ein Abgrund in den ich wie todt hinabſtürzte.

„Ich muß Graf Dönat ſprechen! rief ich dann wieder, mit Heftigkeit vor meinem Argwohn gegen Gundaccar zurückſchaudernd. Ich muß ihn ſprechen, ich will ihn ſprechen .... ich habe nicht Ruh noch Raſt! ich kann das Alles nicht glauben .... ich will Gewißheit.“

„Gut! Du ſollſt ſie haben! vollende nur Deinen Anzug. Achatz wird Graf Dönat bitten uns zu beſuchen.“

Ich verhielt mich ruhig, und nach einer halben

Hellmuth vorgezogen? warum hatte Emerenz Hellmuth nicht überzeugt, daß er keinen Grund habe auf Andreas eiferſüchtig zu ſein? warum übte Emerenz einen Zauber aus, der nicht bloß ihren Mann berührte? Wäre Emerenz eine fromme Frau, ſo würde alles ganz anders gegangen ſein. Andreas verſetzte ſanft:

„Vielleicht! . . . aber vergiß nicht, beſte Mutter, daß ſie trotz dieſes Mangels und von großen Gefahren umgeben, ſich vortrefflich benommen hat; denn ſie hat einen reinen Willen und einem ſolchen kommt die göttliche Gnade zu Hilfe.“

Emerenz ſchrieb einmal an Gräfin Tengenberg, daß ſie ſich entſchloſſen habe, ihren Wohnſitz bei ihrem Vater zu nehmen. Sie dankte der Tante für alle Liebe und Güte, bat um ihr ferneres Wohlwollen und fragte nach dem Ergehen des Grafen Andreas.

Gräfin Tengenberg antwortete kurz und kühl und Emerenz ſchrieb nicht wieder. Durch Harald erfuhr ſie ſpäter, daß Andreas den Winter in Corfu zubringen wolle und daß ſeine Geſundheit ſehr angegriffen ſei. Sie verſank in tiefe Schwermut. Sie lebte zwiſchen Bildern des Todes und des Schmerzes. Nagender Gram über das Schickſal ſeiner beiden Sonnenkinder — wie er ſo gern Emerenz und Robert nannte — zehrte an Veldegg; das Leben der Tochter geknickt, das Leben des

Sohnes verloren und nirgends ein lindernder Troſt. Stundenlang ſaß er an Robert's Lager und ſtarrte vor ſich hin, gedankenlos, weil hoffnungslos. Ihm gegenüber ſaß Emerenz ſo abgehärmt, ſo bleich, daß ſie einer verwelkten Roſe glich; — und troſtloſer als Veldegg, denn ihr energiſcher Charakter kam zur Geltung; ſie wollte ſich wehren gegen die Wucht der Schwermut und wußte nicht wie. Aber ſie war dennoch glücklicher: in ihm war der Glaube erloſchen; in ihr glimmte er als ein Funken; er war keine Sonne, die das Leben durchleuchtet, nur ein kleiner blaſſer Stern im ungeheuren Firmament; aber er war da — und weil Emerenz gar kein anderes Licht ſah, blickte ſie auf ſeinen linden Schimmer und dann ſtiegen Gedanken an Gott, an den Zweck des Leidens, an ein ewiges Leben in ihr auf, wie Fragen oder wie Klagen. Aber ſie dachte doch an Gott! Und ſie dachte weiter: Warum iſt in unſerm Hauſe ſo viel Leid? Iſt es ein Zufall oder eine Schickung? Ein Zufall? Das ſtimmt nicht mit meinem Glauben an eine göttliche Vorſehung überein. Alſo eine Schickung, eine Fügung dieſer Vorſehung, die göttlich iſt, weil ſie Gott iſt. Folglich muß das Leiden einen Zweck haben. Der Schöpfer, der Erhalter des Weltalls kann nicht die Abſicht haben, ſeine Geſchöpfe zwecklos zu quälen. Er hat eben göttliche Abſichten, die, wie unſer irdiſches Daſein, auf ein ewiges Leben ſich beziehen. So hat denn das Leiden — ſei es Strafe, ſei es Prüfung — einen himmliſchen Zweck, und wir ſind imſtande, demſelben zu entſprechen, wenn wir über die ſchwarze Wolke des Leidens hinweg auf die Hand Gottes ſchauen, der ſie lenkt.

Das ſtimmte ihre Seele bereitwillig in ihren Schmerzen; freilich ganz langſam und mit Unterbrechung durch Gleichgültigkeit, Zweifel, Trübſinn, Entmutigung. Beſonders entmutigt fühlte ſie ſich durch ihren Vater, der nie auf dieſe Gedanken einging. Er war ſo klug, ſo gut, ſo gebildet: er könnte ſich doch ein wenig mit ähnlichen Gedanken beſchäftigen. Doch wenn ſie dieſen Ton anſchlug, erwiderte er abbrechend mit einer gewiſſen Trockenheit:

„Ich denke anders.“

Sie wußte es ja: ihr Vater glaubte nicht an die chriſtliche Religion und deren göttliche Offenbarung; vielleicht aus Gründen, die mit dem anonymen Brief zuſammenhingen. Was Andreas einmal über den Widerwillen geäußert hatte, den ſo manche gegen die Beicht haben, tauchte dann auch in ihrem Gedächtnis auf. Und ſie ſchloß unwillkürlich die Augen, als wolle ſie ſich blind machen für die ganze Welt und allein ſein mit ſich ſelbſt. Ich glaube, ſprach ſie für ſich, alſo muß ich leiden wie ich glaube. Und das Leiden im Glauben führte ſie allmählig dahin, das Geheimnis des Kreuzes, das erlöſende, zu verſtehen: Buße und Opfer. Sie ging den ganzen Kreis derjenigen durch, die ihr am nächſten ſtanden: Vater, Mutter, Hellmuth, Robert, Graziane, Ignaz — war von ihnen allen — einer, ach nur ein einziger aus ganzem Herzen zu Gott hingewendet? Von ihrer Mutter wußte ſie es nicht; bei den übrigen hieß es Nein! Nein! und immer Nein. Dafür war denn auch die Antwort auf die Frage: Iſt bei dieſer Abkehr einer ganzen Familie von Gott Segen, Friede, Glück zu erwarten? — abermals Nein. Leiden kommen in jedem Leben vor — allein unglücklich wird man nur durch Troſtloſigkeit im Leiden; und das Kreuz fehlt keiner Seele — allein das Kreuz heiligt nicht, ſondern die Art wie es angenommen, wie es getragen wird. Nur im Glauben wird das gelernt, nur geübt im Geiſt der Buße und des Opfers. — —

„Wo biſt Du geweſen, Emerenz? Deine Hände ſind eiskalt,“ ſagte Robert, als ſie ſich eines morgens an ſein Bett ſetzte und ſeine fieberheiße Hand drückte.

„In der Meſſe, lieber Robert.“

„Was haſt Du da gemacht?“

„Ich habe gebetet.“

„Was haſt Du gebetet?“

„Den Willen Gottes zu erkennen und zu lieben.“

„Glaubſt Du an Gott? . . . ich meine an

den überweltlichen, dreieinigen Gott mit wundervollen Eigenſchaften, den die chriſtliche Offenbarung lehrt?“

„Ja, lieber Robert.“

„Beglückt Dich dieſer Glaube?“

„Er lehrt mich, was ich zu tun habe, um Gott zu gefallen, und das iſt die Hauptſache im Leben.“

„Daran habe ich nie gedacht und jetzt iſt es zu ſpät für ſolche Gedanken .... ich muß ſterben ... ich fühle es ... die Schwäche nimmt täglich zu.“

„Sollte Dein Leben ſo kurz gemeſſen ſein, lieber Robert, ſo wären dergleichen Gedanken gar ſehr am Platz. Opfere Dich dem Willen Gottes auf, und Du biſt ſicher, ihm zu gefallen.“

„Wie fängt man es an, um an Gott zu glauben, Emerenz.“

„Man macht es, wie es im Evangelium heißt und bittet: „Herr, hilf meinem Unglauben.“

„Der Glaube iſt eine Überzeugung, Emerenz.“

„Keine Überzeugung, wie ihn die Wiſſenſchaft über irdiſche Dinge gibt, lieber Robert, ſondern eine von der göttlichen Gnade eingegebene Überzeugung, daß es unſere Pflicht iſt und unſer Heil begründet, unſern Verſtand und unſern Willen einer von Gott geſetzten Autorität zu unterwerfen. Eine ſolche Unterwerfung, und eine ſolche Überzeugung ſind natürlich und die Folgerungen und

Schlüſſe der Wiſſenſchaft gehören dieſer Ordnung des geiſtigen Lebens nicht an.“

„Genug, Emerenz! . . . ich bin matt und müde . . . kann nicht ſo weit, ſo hoch denken.“

Wer kann die Geheimniſſe ergründen, die in einer Seele vor ſich gehen, für welche auf dem Krankenlager jede Hoffnung auf Geneſung ſchwindet. Zuweilen wollte ſich Robert noch an irgend einem Strohhalm klammern, inſtinktmäßig; doch je näher der Frühling kam, deſto mehr nahmen ſeine Kräfte ab. Emerenz hatte nicht gewagt, das ernſte Thema wieder zu berühren; da hob Robert auf einmal an:

„Weißt Du, Emerenz, daß ich ſeit meiner erſten Kommunion nie wieder die Sakramente empfangen habe?“

„Dann wird es recht notwendig ſein, daß Du ſie jetzt recht bald empfängſt, nicht wahr, das iſt Deine Meinung?“ verſetzte Emerenz in der Stille frohlockend.

„Ja . . . ſobald wie möglich . . . . die Zeit drängt.“

Er ſammelte ſeine letzten Kräfte und ſeine volle Beſinnung für dieſe erhabenen und feierlichen Augenblicke, und am Abend dieſes gnadenvollen Tages entſchlief er, aufgerieben von der Krankheit, ſtill und friedlich wie ein müdes Kind. Der Name des armen Geſchöpfes, das mittelbar Schuld an ſeinem Tode war, kam ſchon längſt nicht mehr über ſeine Lippen.

Als er in Deggenrain beigeſetzt war, er, der letzte jugendliche männliche Sprößling des Hauſes, verfiel Veldegg in eine ſchwere Krankheit.

Zweites Kapitel.

Ein Lichtblick in dieſer trüben Zeit war Grazianens Heimkehr. Sie hatte mit Ignaz ein ganzes Jahr auf Reiſen zugebracht, den Sommer in Tirol und in der Schweiz, dann ſechs Monate in Nizza, wo ein Sohn auf die Welt gekommen war. Eugenia war im Lauf des Winters zur Pflege ihrer Schwiegertochter nach Nizza gereiſt und nach acht Wochen ſehr zufrieden wieder in der Reſidenz eingetroffen. Das Glück des jungen Ehepaars ließ nichts zu wünſchen übrig. Waren ſchon dieſe Nachrichten tröſtlich geweſen, um wie viel mehr Grazianens Ankunft in Grafenturm, ſtrahlend von Glück, ſelig in ihrer Mutterfreude.

„Wenigſtens ein glückliches Kind . . . eines von drei! . . . ich verdanke es Ihnen und Ihrem Sohn,“ ſeufzte Veldegg und drückte Eugenia's Hand.

Ignaz war zu ſeinem Vorteil verändert, war minder gleichgültig, minder blaſiert. Das Bewußtſein, als Gatte und Vater ernſte Pflichten zu haben, ſchien ſeine moraliſche Kraft anzuregen und zu heben. Sogar der Aufenthalt in Grafenturm war ihm nicht zuwider; die Forſten und die Art, ſie zu bewirtſchaften, intereſſierten ihn, und oftmals ſagte er, er könne ſich gar nicht genug wundern über den ungeheuren Einfluß, den das häusliche Glück auf ſeine Weltanſchauung übe.

„Mein Ideal iſt erreicht!“ ſagte Graziane mit frohem Stolz in vertraulichem Geſpräch zu Emerenz; „die Liebe hat Ignaz zu einem neuen Menſchen gemacht. Höheres gibt es nicht.“

„Als daß er es bis zum Ende bleibe,“ ſetzte Emerenz hinzu.

„O, wer einmal auf gutem Wege iſt, der bleibt darauf, denn er fühlt ſich zufriedener als früher,“ entgegnete Graziane ſorglos in der Unkenntnis des Menſchenherzens, die ihre achtzehn Jahre mit ſich brachten.

„Bitte Gott, daß es ſo bleibe,“ ſagte Emerenz.

„O ja! das tue ich alle Tage!“ rief Graziane.

Emerenz bemerkte bald, daß ſich auf dieſe Bitte ſo ziemlich Grazianens religiöſes Bedürfnis und deſſen Äußerung beſchränke. Und wie wäre das anders möglich, ſeufzte Emerenz, neben dieſem Gatten, den ſie anbetet, neben dieſer Schwiegermutter, die ſie verehrt, von beiden auf Händen getragen, in jeder Richtung ihres Weſens befriedigt und ohne religiöſe Grundlage.

Sie ſelbſt fand das Leben, wie es ſich für ſie geſtaltet und im Lauf dieſes Jahres feſtgeſtellt hatte, ſchwer — ja ganz außerordentlich ſchwer. Nachdem die erſte erdrückende Wucht des Schlages, der ihr Leben aus ſeiner Bahn ſchleuderte, vorüber war; — nachdem ſie aus der Betäubung zu ſich kam, die auf eine ſo unerwartete, ſo verwüſtende Kataſtrophe folgen mußte; nachdem ſie aus einem ſo gewiß mechaniſchen Daſeinszuſtand wieder in ein bewußtes Leben überging: ſuchte ſie ſich zu ſammeln, zu orientieren, und der große, gewaltige, ach ſo ſehr verkannte Bote Gottes, der Schmerz — war ihr dazu ungemein behilflich, indem er ihren Blick von der Außenwelt ab und nach Innen lenkte und ſie auf die unglaubliche Nichtigkeit des irdiſchen Glücks aufmerkſam machte. Denn während der drei Jahre ihrer Ehe hatte ſie für glücklich gegolten, hatte ſie ſich zeitweiſe glücklich gefühlt. Sie war ja die ſchöne, die liebenswürdige, die gefeierte Emerenz, ihr Mann vergötterte ſie und hatte manche gute Eigenſchaft, ihre Freunde liebten und ſchätzten ſie, ihre äußere Lage war angenehm; das alles zuſammen nannte man Glück. Aber wie viel Bitterkeit, wie manche Enttäuſchung, wie viel Tränen, welche Entmutigungen und welche Troſtloſigkeiten verſchleierte jener roſige Flor, den die Welt Glück nennt. Ein ſolches Glück zu erſtreben war der tauſend Mühen nicht wert. Frieden wollte ſie und Ruhe im Leben

Stunde führte die Tante mich in den Salon, wo ich in einem ältlichen, fein und vornehm ausſehenden Mann ſogleich Graf Oſsnat erkannte. Er ſagte höflich und freundlich:

„Die Comteſſe haben befohlen“ .... —

Aber ich unterbrach ihn indem ich auf beiden Knien vor ihm hinfiel: „Herr Graf, wenn Sie wüßten wie ich Ihren Sohn liebe, ſo würden Sie mir aus Barmherzigkeit die Wahrheit ſagen.“

„Ich ſage ſie auch ohne das zu wiſſen,“ ſprach er trocken.

„Iſt Gundaccar fort?“

„Geſtern Abend um zehn Minuten nach eilf abgereiſt.“

„Aber nicht freiwillig und frei?“

„Halten Sie ihn für einen Verbrecher, den man in die venetianiſchen Bleikammern ſetzen müßte?“

„Wenn er frei iſt, ſo wird er wiederkommen?“

„Das iſt möglich — wahrſcheinlich ſogar.“

„Und wir werden uns heirathen.“

„Das ... iſt unmöglich! und ich weiß nicht ... ob es den Wünſchen meines Sohnes entſprechen würde. Er iſt ſchon in der Wiege verlobt, und jezt mit ſeiner Mutter nach Mähren gereiſt um die nähere Bekanntſchaft der Braut zu machen.“

„Herr Graf, ich glaube aber das Alles nicht!“

des Glaubens, das ihr wie ein paradieſiſches Eiland im Ozean der Welt erſchien.

Ihre Witwentrauer und Robert's lange Krankheit verſetzten ſie in eine Abgeſchiedenheit, die ihr willkommen und ihrer innern Sammlung günſtig war. Seine Pflege nahm aber auch ihre Sorgfalt, ihre Aufmerkſamkeit ſehr in Anſpruch. Ihn unterhalten, ihn erheitern, günſtig auf ihn einwirken, die tauſend Wünſche eines Kranken — ſo weit es möglich war — erfüllen: das war ihre Aufgabe. Nach ſeinem Tode trat die Krankheit ihres Vaters ein und hielt ſie beſtändig in phyſiſcher oder moraliſcher Spannung. Mit ſeiner Geneſung und mit Grazianens Heimkehr hörte ihre Tätigkeit auf. Sie hatte gar nichts zu tun. Überdies war es ihr ein großer Schmerz, daß ſich ihr Vater, obſchon ſchwer krank, keineswegs einer religiöſen Einwirkung geneigt bewieſen hatte. Er war bei ſeiner Gewohnheit geblieben, alles unbeantwortet zu laſſen, was in dieſe Richtung einſchlug und doppelt tief empfand Emerenz dieſen Schmerz, weil ſie nur allzu deutlich wahrnahm, daß Eugenia's Einfluß den ihren vernichtete. In ihrem Jugendmut, gehoben durch Robert's chriſtliches Ableben, hatte ſie ſchon gehofft, ihren Vater für das Chriſtentum gewonnen von dem Krankenbett erſtehen zu ſehen. Es geſchah das Gegenteil. Veldegg liebte Emerenz auf's zärtlichſte; doch maßgebend für ſeine Anſichten war ſie nicht. Das war Eugenia, die mit ihm übereinſtimmte. Durch langjährige Freundſchaft, welche auf ein zärtlicheres Verhältnis folgte, war Eugenia und die Harmonie mit ihr zur Gewohnheit, alſo zum Bedürfnis ſeines Lebens geworden, namentlich in den letzten Jahren. Sie war immer da, voll Teilnahme, voll Freundlichkeit, immer bereit ihn gerade ſo zu unterhalten, wie er gerade geſtimmt war. Ja, ihre intime Freundin Gräfin Melanie behauptete, ſollte je die arme Hildegund aus dem Leben ſcheiden, ſo würde Eugenia unfehlbar Baronin Veldegg. Jetzt ſagte Eugenia:

„Es iſt mir ein großer Troſt, daß die liebe Emerenz in der Religion einen Balſam für ihr wundes Herz ſucht. Weſen, die ſo jung, ſo lebhaft und ſo unglücklich ſind, bedürfen ſchwärmeriſche Gefühle, um die Leere des Herzens auszufüllen, bis die Zeit die Wunde heilt und die Wirklichkeit in ihr Recht tritt und einen neuen Herd erbaut. Ich hoffe, ſie bleibt nicht lange Witwe und wird ſich dieſe ſchwärmeriſche Erregung beruhigen.“

„Das iſt auch meine Anſicht,“ entgegnete Veldegg, „nur mit dem Unterſchied, daß ich glaube, Emerenz wird nicht leicht zur Wahl eines zweiten Gatten ſich entſchließen.“

„Das kann ſein! doch ſcheint mir, daß ſie mit ihrem Charakter und ihrer Natur nicht für den Witwenſtand beſtimmt iſt.“

Aus den verſchiedenen und gewaltſamen Erſchütterungen ging das Leben allmählich wieder in ſein altes Geleiſe zurück, ſo wie der Fluß ruhig zwiſchen ſeinen Ufern dahin fließt, der jüngſt durch ein Unwetter geſchwellt in einen reißenden Strom verwandelt war, der zerſtörend dieſe Ufer überflutete.

Öde lag das Leben in ſeiner ſtillen Einförmigkeit vor Emerenz. Was ſollte ſie beginnen mit dieſen langen, langen Tagen, die gleichmäßig und eintönig wie ein Uhrwerk verliefen! Deggenrain war nicht mehr das Deggenrain der früheren Zeiten, wo drei Kinder fröhlich ſpielten, wo ſie hineinwuchſen in's reiche Leben der Jugend. Was war aus den drei Kindren geworden? — Der herrliche Knabe lag in der Totengruft und die eine Tochter lebte im Hauſe des Gatten. Die andere Tochter war wieder in Deggenrain; aber als Witwe, einſam, bei dem einſamen Vater; untätig, ohne Beſchäftigung, ohne Wirkungskreis, doch mit Gaben und Kräften ausgeſtattet, die dem größten Wirkungskreis des Weibes entſprochen hätten. Wohin damit? zum Opfer! ſie ſah keinen andern Weg. Sie hatte ihn nicht gewünſcht, nicht gewählt und ſchwerlich hätte ſie ihn je betreten, wenn die Ereigniſſe des äußern Lebens ſie nicht dahin geführt — und wenn die Umwandelung in ihrem Innern ſie nicht dort gefeſſelt hätte. Der Gedanke verließ ſie nicht mehr, dies alles ſei göttliche Fügung und habe den Zweck, das Leben des Glaubens in Seelen zu erwecken, die demſelben entfremdet wären. Und bei der Vorſtellung, daß dies an ihrem Vater geſchehen könne, fühlte ſie ſich zu reich belohnt, um nicht zu jedem Opfer bereit zu ſein. Allein ſie wußte ſehr genau, wer ihr bei ihrem Vater hauptſächlich im Wege war — Eugenia. Welche Schlangenklugheit und welche Taubenſanftmut mußten das Ruder führen, um dieſe Klippe zu umſchiffen, und unter den Gaben, die Emerenz beſaß, befand ſich weder vorſichtige Klugheit noch Sanftmut.

Der Pfarrer von Deggenrain kannte die Perſonen und die Verhältniſſe genau und war die Vorſicht ſelbſt; zu ihm nahm ſie ihre Zuflucht. Doch nicht ſelten verließ ſie ihn verſtimmt, weil er ihr immer wiederholte, man müſſe auf den Wegen des innern Lebens erſt gehen lernen, bevor man laufen könne — während Emerenz am liebſten geflogen wäre. Wenn ſie das ſagte, gab er freundlich zur Antwort:

„Ja, liebe Frau Gräfin, im Walzer oder im Schlittſchuhlauf kann man allerdings ſo etwas wie dahinfliegen. Wir aber müſſen Gott danken für unſern Schneckengang, damit nicht etwa ein Krebsgang darauf folge.“

Das gefiel ihr wenig. Sie meinte, es müſſe anders ſein. Gleichwohl kam ſie immer wieder zu ihm.

Vor ſeinem Hauſe lag ein Blumengärtchen, das von der Straße durch ein Gitter getrennt war. Er ſaß am Schreibtiſch und ſtudierte ſeine Predigt. Da wurde er Emerenz gewahr, die noch jenſeits des Gitters ihn erblickte und grüßte, raſch durch den Garten ging und mit den Worten bei ihm eintrat:

„Wie furchtbar ſchwer iſt das Leben.“

„Ja, liebe Frau Gräfin, das iſt eine alte Wahrheit. Wer anders ſpricht, beweiſt, daß er das Leben des Chriſten nicht kennt, denn dieſes verläuft ſich auf der via crucis.“

„Dagegen ſträubt ſich meine ganze Natur, Herr Pfarrer.“

„Nicht bloß die Ihre, ſondern überhaupt die menſchliche Natur. Wäre das nicht der Fall, ſo würde die Welt von guten Chriſten wimmeln, die jetzt, wie die Sachen nun einmal ſtehen, ziemlich ſparſam geſäet ſind.“

„Sie ſind zu beneiden, daß Sie auf Ihrer via crucis ſo zufrieden wandeln, als gingen Sie auf Roſen.“

„Es werden ſich doch wahrſcheinlich einige Dörnlein fühlbar machen, liebe Frau Gräfin. Dieſe Erbſtücke fehlen keinem von uns.“

„Ach, Herr Pfarrer, Sie predigen, Sie taufen die Kinder, Sie kopulieren und begraben die Erwachſenen . . . was ſind das für friedliche Beſchäftigungen! woher ſollten Dornen kommen? Sie haben nicht die Angſt und Sorge, daß Seelen, die Ihnen ſo nahe ſind wie Ihr eigenes Herz, zu Grunde gehen."

„Erſtens, liebe Frau Gräfin, antworte ich, daß die Dornen — und zwar die ſchärfſten — von innen heraus wachſen. Zweitens iſt ein Seelenhirt, dem eine Gemeinde anvertraut iſt, nie ohne Angſt und Sorge um gar manche ſeiner Schäflein . . . und in einem ſpeziellen Fall iſt unſere Sorge eine gemeinſame."

„Die Tochter fühlt anders wie Sie, hochwürdiger Herr. Sie können nur indirekt wirken; ich möchte meinem Vater als guter Engel immer zur Seite ſtehen."

„Beſtreben Sie ſich, ſehr tugendhaft, ſehr vollkommen zu werden, liebe Frau Gräfin. Das iſt ganz notwendig, um ein guter Engel zu ſein."

„Und eben das iſt ſo ſchwer, daß wir wieder auf der via crucis ſtehen."

„Ja, liebe Frau Gräfin, das iſt nicht zu ändern! Wir haben nur die Wahl zwiſchen ihr und zwiſchen dem andern Weg, dem breiten, der in den Abgrund führt."

Oftmals dachte Emerenz mit tiefer Wehmut an Andreas und daß er ſie geliebt habe, daß ſie ſein Unglück herbeiführte — und wie ganz anders ihr Leben ſich geſtaltet hätte, wenn ſie gewußt, daß er höher zu ſchätzen ſei als Hellmuth. Freilich war das Gefühl, das ſie für Hellmuth empfand und Liebe nannte, ganz verſchieden von dem ernſten, tiefen, vertrauensvollen Gefühl für Andreas; aber mochte dies eine Liebe ſein oder Dankbarkeit oder Verehrung — eine Annäherung zwiſchen ihr und Andreas war nicht möglich, widerſtrebte dem Zartgefühl. O, einen Freund wie ihn zu haben — welch Glück! welcher Troſt! ſeufzte ſie; allein es darf nicht ſein! . . . ich darf nicht die Hand als die eines Freundes drücken, die Hellmuth's Blut vergoß . . . obſchon ich weiß, daß er mein beſter Freund iſt . . . denn er dachte an das, woran niemand gedacht hat: an meine Seele. Leiden in jeder Richtung, entſagen in jeder Beziehung: das iſt mein Los. Ich will es annehmen . . . aus der Hand Gottes.

Zuweilen bäumte ſich die ganze Kraft ihrer Jugend und ihres Herzens dagegen auf und ſie dachte: Warum ſoll ich nicht leben wie die Welt lebt und das Erlaubte genießen? — Doch immer antwortete eine Stimme in ihr: Du nicht! Du biſt zu anderen Dingen berufen! Selbſtverleugnung führt zum Ziel.

In Grafenturm herrſchte ein ſehr munteres und bewegtes Leben. Eugenia ſonnte ſich in dem Glück, eine ſo liebenswürdige Schwiegertochter zu haben und Ignaz als vortrefflichen Gatten zu ſehen. In der Welt hatte man das letztere ſo ſehr bezweifelt, daß es ihrem Stolz keine geringe Genugtuung war, die Ehe ihres Sohnes als eine muſterhafte preiſen zu können. Ihre Freunde, ihre Verwandten erhielten die dringendſten Einladungen, und wer ſie annahm, befand ſich ſehr behaglich in Grafenturm.

Emerenz nahm an dieſem Leben teil ſo weit es nötig war, um nicht für gleichgültig zu gelten und um nicht ihren Vater und Graziane durch gänzliche Zurückgezogenheit zu betrüben; aber fröhlich konnte ſie nicht ſein.

Graziane zeigte ihr einmal verſchiedene elegante Anzüge, mit denen Eugenia ſie beſchenkt hatte, und fragte dann zärtlich:

„Das Trauerjahr iſt längſt vorüber . . . willſt Du denn nicht endlich dieſe Halbtrauerkleidung ablegen, die Du doch nicht immer tragen wirſt . . . nicht wahr?“

„Das weiß ich nicht, Graziane . . . vorderhand iſt ſie mir lieb.“

„Ja . . . das begreife ich . . . nur nicht für immer . . . Du biſt ſo jung.“

„Es zählen im Leben nicht bloß die Jahre, ſondern auch die Erlebniſſe, die Erfahrungen — und wer ſo erſchütterndes erlebt und erfahren hat, wie ich, der iſt vielleicht älter bei vierundzwanzig Jahren, als ein anderer bei fünfzig. Ich gehöre nicht mehr der fröhlichen unbefangenen Jugend an, Graziane, darüber können wir uns nicht täuſchen. Ich weiß, welche vergängliche, unvollkommene Sache das iſt, was wir als Glück betrachten.“

„Vergänglich? . . . unvollkommen? . . . das Glück? . . . Doch nicht etwa das meine, Emerenz?"

„Auch das Deine liegt in der Hand Gottes und ſeine Fügungen ſind uns verborgen, liebe Graziane."

„Ach, ich ſehe nicht ein, weshalb ich aufhören ſollte, glücklich zu ſein . . . es ſei denn, daß Ignaz ſterben würde."

„Und er iſt ſo wenig unſterblich, wie Hellmuth es war."

Ignaz dachte aber durchaus nicht an den Tod, ſondern an ganz andere Dinge, und im Spätjahr, als man ſchon anfing in Deggenrain und Grafenturm die Überſiedelung in die Reſidenz zu beſprechen, erklärte er zu allgemeiner Überraſchung, er müſſe durchaus Paris in dem Zuſtand ſehen, wie ihn die Kommuniſten im Frühling herbeigeführt hätten — und er werde jetzt einen kleinen Ausflug von etwa einer Woche unternehmen.

„Aber ohne Graziane!" ſagte Eugenia eifrig; „der Schutthaufen iſt wenig intereſſant und die raſche Reiſe ermüdend."

„O gar nicht!" rief Graziane, „und es würde mir viel Vergnügen machen, gerade in der Zerſtörung Paris zu ſehen."

Ignaz ſchwieg und der Punkt blieb unerledigt.

Als Emerenz mit ihrem Vater allein war, ſagte ſie:

„Lieber Papa, ich bitte Dich inſtändigſt, ſorge dafür, daß Graziane Ignaz begleite. Sie iſt ein ſichtbarer Schutzengel und es iſt unberechenbar, was aus ihm wird, wenn ſie nicht in Paris wie überall ihm zur Seite iſt. Ich habe durch den armen Hellmuth erfahren, daß es vor ſeiner Verheiratung recht ſchlimm mit Ignaz geſtanden hat, und es iſt gewiß kein gutes Zeichen, daß er ein ſolches Verlangen nach Paris hat.“

„Es iſt nicht weiſe, ihm ſeine Frau aufzudrängen, beſtes Kind . . . und Eugenia hält die Reiſe für Graziane nicht zweckmäßig.“

„Vielleicht iſt Eugenia nicht ſo im klaren über ihren Sohn wie Du, liebſter Papa, und was Graziane betrifft, ſo iſt ihre Geſundheit viel zu kräftig, um durch dieſe Reiſe zu leiden. Bitte, denke Dir die Art und Weiſe aus, wie Du ſie möglich machen willſt.“

Am andern Tage kam Ignaz mit Eugenia und Graziane zum Gabelfrühſtück nach Deggenrain.

„Nun, meine Kinder, wie ſteht's mit der Pariſer Reiſe?“ fragte Veldegg.

„Ignaz ſagt, der Aufenthalt in Paris ſei ſehr koſtſpielig,“ verſetzte Graziane, „werde mehr als verdoppelt, wenn ich mitginge . . . und wir würden dieſen Winter in der Reſidenz ſehr viel Geld nötig haben . . . alſo bleibe ich zurück.“

„Es iſt ſo! ſprach er freundlich und ernſt. Prägen Sie ſich das feſt ein. Faſſen Sie ſich. Gundaccar iſt ein junger Mann wie hundert andre, der die Lebensſchickſale eines ſo liebenswürdigen Weſens wie Sie ſind, nicht ſtören darf. Gehen Sie auf Ihrem Wege fort, wie er auf dem ſeinen; begegnen werden Sie einander nie mehr.“

Ich wußte nichts weiter zu fragen. Ach, ich hätte immer Daſſelbe fragen mögen. Graf Osnat ſprach noch etwas mit meinem Vormund, und zog ſich dann zurück. Achatz hatte ſich mir genähert, nahm meine Hand und flüſterte:

„Clelia! wie lieb' ich Dich.... und nun erſt recht!“

„Das iſt mir vollkommen unbegreiflich,“ ſagte ich.

„Weil ich ſehe daß ſich die Empfindung in Ihnen regt. Jetzt freilich iſt ſie exaltirte Ueberſpannung, aber meiner wahren und warmen Liebe gegenüber wird ſie ein inniges und mächtiges Gefühl werden.“

„Sie ſind wahnſinnig,“ ſagte ich mit tiefer Ueberzeugung.

„Dieſen Vorwurf muß eine glühende Liebe oft hinnehmen; aber er erſtickt ſie nicht.“

„Sie ſind wahnſinnig Gundaccars Geliebte heirathen zu wollen.“

„Ich habe mir ſchon ſo etwas gedacht,“ ſagte Veldegg lächelnd, „und in meinem Zimmer liegt ein kleines Portefeuille bereit, welches dieſen Grund beſeitigt.“

„Lieber Papa, wie gut biſt Du! Wie danke ich Dir! . . . Paris in der Zerſtörung zu ſehen — o, wie merkwürdig iſt das!“

Sie küßte zärtlich Veldegg's Hand; Ignaz lächelte verbindlich dankbar und Eugenia ſagte verſtimmt:

„Paris zerſtört, weil ein paar Gebäude es ſind — welcher Einfall. Du wirſt ſehr enttäuſcht werden, Graziane.“

„Was dieſen Punkt betrifft, Mama, bin ich mit der Enttäuſchung ganz zufrieden,“ erwiderte Graziane ſehr vergnügt, und in vierundzwanzig Stunden war ſie auf dem Wege nach Paris.

Drittes Kapitel.

Der November und Dezember waren verſtrichen und Veldegg fühlte ſich wohl und zufrieden in der Häuslichkeit, die Emerenz ihm in der Reſidenz ſo angenehm wie möglich zu machen ſuchte. Sie ging nur gerade ſo viel in die Welt, als die letzte Grenze der Höflichkeit es erheiſchte und ſie verſtand es, ſolche Perſönlichkeiten anzuziehen, die ihrem Vater gefielen und ihm in ſeinem Hauſe einen geſelligen Kreis bildeten, der ihm zuſagte. Sie tat, was möglich war und was keineswegs immer ihrer ernſteren Richtung entſprach, um ihn an ſein Haus zu feſſeln und da der Mittelpunkt dieſes Hauſes eine ſchöne, liebenswürdige junge Frau war, Veldegg überdies vortreffliche Diners gab, ſo wurde es bald ſehr beliebt und beſucht.

„Meine Emerenz," ſagte er zuweilen mit innigſter Zärtlichkeit, „es muß Dir ein kleiner Troſt ſein, daß Dein zerſtörtes Leben noch reich genug iſt, um Deines armen Vaters Freude und Beglückung zu ſein.“

Und das war es auch. Er ging ſeltener zu Eugenia und Emerenz meinte zu ſpüren, daß er ſich den höheren Dingen in dem Maß geneigter zeige, als jener erkältende Einfluß ſich minderte; vielleicht aber auch dadurch, daß Veldegg's Furcht verſchwand, Emerenz wolle ihn bekehren, wie ſie Robert auf dem Sterbebett bekehrt habe; ſo vorſichtig verhüllte ſie dieſen heißeſten Wunſch ihres Herzens.

Jetzt ſchwebte man in größter Sorge um Graziane, denn nach einer langen Pauſe in der Korreſpondenz kam ein Telegramm, das nur die Worte enthielt: „Ich bin wohl.“

„Sie ſehen, wie verkehrt es war, lieber Veldegg, dieſe Reiſe Grazianens in's Werk zu ſetzen,“ ſagte Eugenia; „ohne Zweifel iſt ſie krank geweſen.“

„Dann hätte Ignaz ſchreiben müſſen.“

„Ein ſchreibender Ignaz wäre kein Ignaz.“

„Nein!“ rief Veldegg ungeduldig; „kein Ignaz, das iſt richtig, ſondern ein vernünftiger Mann. Und ich gehe nach Paris und ſchaue nach Graziane.“

„Um's Himmelswillen nicht, beſter Veldegg! ich will gehen, ſchonen Sie Ihre Geſundheit! Emerenz, wirſt Du das dulden!“ rief Eugenia.

Aber Emerenz miſchte ſich nicht in den Streit und er wurde an dieſem Abend um ſo weniger entſchieden, als eine bittere Kälte eintrat.

Die froſtige Sonne eines Januarmorgens ſtand kaum am Horizont, als ein Fiaker vor dem Veldegg'ſchen Hauſe hielt. Emerenz war in ihrem Toilettenzimmer, hüllte ſich in einen Pelz und wollte in die Meſſe gehen, als flüchtige Schritte durch ihr Zimmer eilten.

„Wer iſt denn das?“ ſagte ſie erſtaunt zu ihrer Kammerjungfer, und ſowie dieſe die Tür öffnete, flog Graziane in die Arme der Schweſter.

„Seid Ihr endlich da!“ rief Emerenz beglückt; „ſeit wann?“

Graziane zog Emerenz aus dem Toilettenzimmer heraus und ſagte mit erſtickter Stimme:

„Ich komme direkt aus Paris.“

„Du allein?“

„Mit meiner Kammerjungfer.“

„Iſt Ignaz“ . . . ihre Stimme verſagte; doch Graziane ſetzte raſch hinzu:

„Tot für mich! . . . ein elender Menſch.“

„Sprich nicht ſo ſchrecklich!“ ſeufzte Emerenz erſchüttert.

„Ein elender Menſch!“ fuhr in fieberhafter Haſt Graziane fort: „ich betrete nicht mehr ſein Haus . . . ich bleibe bei Papa . . . ich laſſe meinen Sohn holen“ . . . —

„Das alles iſt unmöglich!“ ſagte Emerenz beſonnen; „was auch in Paris vorgefallen ſein mag — ſchweige, Graziane, ſchweige und fahre ſogleich nach Deinem Hauſe."

„Nimmermehr! . . . ich kann nicht und ich will nicht mit ihm leben . . . er iſt ein elender Menſch."

„Er iſt Dein Mann und der Vater Deines Sohnes."

„Eben darum! . . . ich kann nicht mit einem Manne leben und kann nicht meinen Sohn von einem Vater erziehen laſſen, den ich verachte . . . ich bleibe hier . . . Papa wird es erlauben."

Veldegg hatte inzwiſchen die Ankunft ſeiner Tochter erfahren. Höchſt überraſcht und ſchwankend zwiſchen Freude und Beſorgnis trat er ein und glaubte auf den Tod ſeines Schwiegerſohnes gefaßt ſein zu müſſen, als ihm Graziane mit einem Strom von Tränen in die Arme ſank und krampfhaft ſchluchzend kein Wort hervorbringen konnte. Stunden vergingen, bis man erfuhr, was vorgefallen ſei. Es war das, was ſich erwarten ließ; Ignaz war zu ſeinem früheren Leben zurückgekehrt. Er hatte Graziane in Paris umherfahren laſſen und war ſeine Wege gegangen und als ſie das ſehr langweilig fand und es äußerte, verſetzte er:

„Ich weiß nicht, ob die Geſellſchaft meiner Jugendfreunde Dir angenehm ſein wird."

„Warum denn nicht? Es ſoll mich freuen, ſie kennen zu lernen."

„Ihr Ton iſt leichter, ihre Manieren ungezwungener, als Du es gewöhnt biſt.“

„Vielleicht gefällt mir das,“ entgegnete ſie ſorglos.

Selbſtverſtändlich geſchah das Gegenteil, nachdem er ſie zu einer Dame geführt hatte, bei welcher ſtark geſpielt wurde. Sie fand den Ton über alle Maßen frivol und brutal.

„Ich warnte Dich,“ entgegnete er gleichgültig.

„Wie kannſt Du das ertragen!“ rief ſie.

„Spielt man, ſo achtet man nicht darauf,“ ſagte er kalt.

Graziane langweilte ſich entſetzlich in dem intereſſanten Paris. In einem Zuſtand von Schlaftrunkenheit fuhr Ignaz mit ihr ſpazieren und ins Theater; übrigens war ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Sie drängte zur Heimkehr. Ignaz ſagte:

„In einigen Tagen.“

Dabei blieb es. Sie fühlte ſich ſo gedemütigt, daß ſie aufhörte, den Ihrigen zu ſchreiben. Einmal fiel es ihr ein, ſich nach dem Theater nicht zur Ruhe zu begeben, ſondern die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten. Er kam um fünf Uhr in der Frühe. Als ſein Kammerdiener und ein Diener des Hotels ihn in das Vorzimmer mehr ſchleppten als führten, eilte Graziane ängſtlich auf ihn zu und rief:

„Ignaz, was fehlt Dir? . . . biſt Du krank?“

Mit gläſernen Augen, wie ein Blödſinniger, ſtarrte er ſie an und unfähig zu gehen oder zu ſtehen, wurde er in ſein Zimmer geſchleppt. Graziane folgte händeringend und ſagte zum Diener, er ſolle einen Arzt rufen; doch der Kammerdiener ſagte bittend:

„Nur das nicht, gnädige Frau . . . das nicht. Der Herr Baron kommt zu ſich, wenn er ausgeſchlafen hat.“

„Woher wiſſen Sie das?“ ſagte Graziane erſtaunt.

„Ich bin ja ſeit 12 Jahren bei dem Herrn Baron.“

„Er iſt alſo nicht zum erſten Mal in dieſem Zuſtand?“

„Zum erſten Mal . . . nein, gnädige Frau . . . nicht zum erſten Mal . . . es kommt zuweilen“ . . . —

„Und ich weiß nichts davon!“ rief ſie außer ſich; „es ſoll auf der Stelle ein Arzt kommen! Ich will wiſſen, was das iſt . . . ein Krampf, ein Schlaganfall . . . geſchwind zum Arzt geſchickt!“

„Es iſt nicht nötig, gnädige Frau!“ ſagte der Kammerdiener verwirrt; „nach einem kleinen Rauſch iſt der Schlaf die beſte Arznei.“

Graziane hatte ſich mit ängſtlicher Teilnahme dem Sofa genähert, auf welchem Ignaz wie eine tote Maſſe ausgeſtreckt lag.

„Glauben Sie, daß dies ein kleiner Rauſch iſt, Bergmann?“ ſagte ſie verwundert.

„Ich weiß es, gnädige Frau.“

„Woher wiſſen Sie es?“

„Weil ich, wie ich ſchon ſagte, ſeit zwölf Jahren bei dem Herrn Baron bin.“

„Soll das heißen“ . . . — ſagte Graziane; aber verſtummend prallte ſie vom Sofa zurück, ſchlug beide Hände vor das Geſicht und ſank in einen Seſſel.

„Der Anfall geht wieder vorüber,“ gnädige Frau,“ ſagte Bergmann tröſtend; es iſt der erſte, den der Herr Baron ſeit ſeiner Vermählung gehabt hat. Der letzte fand ſtatt in der Zeit, da er verlobt war. Damals gingen wir auf acht Tage nach Grafenturm und damit war es vorbei, denn in jenen acht Tagen kam der Herr Baron faſt gar nicht zur Beſinnung. Jetzt aber dauert es länger, weil er am Tage gar nicht trinkt . . . nur des nachts. Es iſt ein großes Unglück . . . aber es iſt nun einmal ſo,“ ſetzte er mitleidig hinzu, denn Graziane ſaß da, leichenblaß, mit ſtarrem Blick, ein Bild des Entſetzens. Dieſer Mann, der von einem vertierenden Laſter beherrſcht war — war ihr Gatte! — Leichtſinn, Verſchwendung, Spielſucht, alles, was man jugendliche Torheit zu nennen pflegt und wovon ſie einigermaßen einen Begriff hatte — alles das war eben die Gefahr geweſen, aus welcher ſie durch ihre Liebe Ignaz retten wollte. Aber auf den Trunk war ſie nicht vorbereitet. Gegen dieſe bis zum gemeinſten Laſter geſteigerte Leidenſchaft nur in die Schranken treten zu wollen, ſchien ihr ſchon erniedrigend und dermaßen beſchämend, ſowohl für ſie als für Ignaz, daß ſie am liebſten bis ans Ende der Welt geflohen wäre. Betäubt von der Wucht dieſer furchtbaren Entdeckung, voll Widerwillen gegen den Gatten, welcher mehr ſinnlos als ſchlafend einen abſtoßenden Anblick gewährte, hilflos, ratlos, ſchutzlos fand ſie keinen andern Ausweg als die Flucht. Sie ließ ſchleunigſt ihre Koffer packen, fuhr mit ihrer Kammerjungfer zur Oſtbahn und war auf deutſchem Boden, bevor Ignaz aus ſeinem Zuſtand, der mehr Betäubung als Schlaf war, zu ſich kam. Zum Kammerdiener hatte ſie nur geſagt, ſie reiſe nach Hauſe. Er war ein braver Mann und treuer Diener, der ſich ſehr betrübte, ſeinen Herrn nach einer Unterbrechung von faſt zwei Jahren in ſeine unſelige Gewohnheit zurückfallen zu ſehen und zwar um ſo heftiger, als die Pauſe lang war. Als Ignaz wieder anfing zu trinken, hatte Bergmann auf den Knien ihn beſchworen, davon abzuſtehen und da dieſe Bitten und Vorſtellungen ſelbſtverſtändlich ohne Erfolg blieben, hatte er ſich bemüht, deſſen eigentlichen Zuſtand vor Graziane zu verbergen. Jetzt war das Elend offenkundig geworden und gern hätte er ſich umſtändlich gegen Graziane darüber ausgeſprochen, wenn ſie es geſtattet hätte; doch ſie wollte nichts hören und nichts wiſſen und ebenſo beſinnungslos in ihrer Art, wie Ignaz in der ſeinen, entfloh ſie in die Heimat und zum väterlichen Hauſe.

Ignaz war ſo ſtumpfſinnig, daß ihm dieſe Flucht wenig Eindruck machte. Er war entweder im Rauſch oder in der Bewußtloſigkeit — oder aber, wenn er aus der letzteren zu ſich kam — ſo erſchöpft und abgeſtumpft, körperlich und geiſtig ſo hinfällig, daß er nichts anderes faßte, als den Drang zu befriedigen, der ihn zu einer neuen Berauſchung trieb. Bergmann kannte das zur Genüge. Auf die Periode der Berauſchung pflegte plötzlich, als ob er überſättigt ſei, eine Periode der Nüchternheit einzutreten und Bergmann mochte hoffen, daß die Kunde von Grazianens Abreiſe eine heilſame Erſchütterung bewirken werde; aber Ignaz vermißte Graziane durchaus nicht und Bergmann mußte ſich geſtehen, daß der Zuſtand ſeines Herrn noch nie ſo ſchlimm, ſo lange andauernd geweſen ſei. Übrigens leerte ſich die Kaſſe ſeines Herrn in bedenklicher Weiſe. Verlor Ignaz im Spiel ſein Geld — verſchenkte er es — kam es ihm in anderer Weiſe abhanden? —

„Ich glaube es iſt mehr die Liebende, als die Geliebte, ſprach er lächelnd, und dieſe chimäriſche Liebe hält der Wirklichkeit nicht Stand.“

„Mehr die Liebende als die Geliebte! murmelte ich; ja ja! ſo wird es ſein, denn nie! nie! niemals bin ich geliebt worden, wie ich geliebt habe.“

„Außer von mir!“ rief Achatz.

„Da iſt der Prieſter! rief mein Onkel. Allons, bringt es zu Ende! ich bin dieſer ewigen Szenen ſatt.“

Wir wurden getraut. Mir war Alles einerlei. Nur als die Stola um unſre Hände gelegt wurde, zog ich die meine zurück; aber Achatz hielt ſie feſt. Das kann ja gar nicht ſo ſein und ſo bleiben, dachte ich immerfort. Wir ſollten noch ein Paar Tage in Insbruck bleiben, dann wollte Achatz mit mir nach der Schweiz. Ich hörte das wie im Traum. Ich ſaß auf dem Sopha, den Kopf in die aufgeſtützte Hand gelegt, ſtarr auf einen Punkt blickend. Achatz wollte ſich zu mir ſetzen; da ſtand ich auf, aber er zog mich zurück und verließ den Platz. Der Onkel rief:

„Das iſt eine ſpröde Braut.“

„Es iſt ihr Recht!“ entgegnete Achatz lächelnd.

Ich begehrte nach meinem Zimmer, dem alten, dem lieben. Ich ſollte nicht dahin, ſondern nach

Bergmann ſetzte ſich ſorgenvoll hin und ſchrieb ausführlich an Eugenia.

Dieſe hatte längſt alles durch die troſtloſe Graziane erfahren und obgleich in ſtiller Verzweiflung über die Unverbeſſerlichkeit ihres unglücklichen Sohnes, ſuchte ſie doch Graziane zu ermutigen und den ganzen Vorfall als etwas vorübergehendes darzuſtellen. Sie knüpfte einen Vorwurf für Graziane daran und ſagte:

„Eine junge Frau muß zurückhaltend ſich benehmen und darf nicht dem Gatten auf Schritt und Tritt folgen wollen. Junge Männer wollen ſich zuweilen in Freiheit bewegen.“

„Wie konnte ich das ahnen,“ ſagte Graziane ganz vernichtet.

„Du nicht, liebes Kind, wohl aber Deine Schweſter . . . und ſie trieb Dich zur Reiſe an, während ich immer dagegen ſprach.“

Dieſe Äußerungen verſtimmten Graziane gegen Emerenz und ſie ſagte einmal ganz bitter:

„Mein Ideal von Glück und von Liebe iſt dahin und das haſt Du bewirkt, Emerenz. Ohne dieſe unſelige Reiſe würde ich nichts erfahren haben und in meinen Illuſionen glücklich ſein.„

„Es konnte Dir doch nicht beſtändig verborgen bleiben,“ erwiderte Emerenz; „und jetzt, im Anfang Deiner Ehe, iſt es Dir vielleicht möglich, einen Einfluß auf Deinen Mann zu üben, welchen Du in ſpäteren Jahren nicht hätteſt.“

„Ich bitte Dich, ſchweige!“ rief Graziane aufgeregt: „von meinem Einfluß iſt fortan keine Rede. Mit einem ſo tief geſunkenen Menſchen hört die Lebensgemeinſchaft in dem Augenblick auf, da ich ihn in ſeiner wahren Geſtalt erkannt. Ich bin zwar in ſein Haus zurückgekehrt, um ſeiner Mutter dieſen Troſt zu gewähren und weil Papa darauf beſtand, mich unter einem Erting'ſchen Dach zu wiſſen. Sollte es aber je dem unſeligen Menſchen einfallen, herzukommen, ſo gehe ich auf der Stelle nach Grafenturm und nehme meinen Sohn mit mir.“

„Dein Sohn iſt ſein Sohn und Ignaz wird ſich ſchwerlich eine ſolche Trennung gefallen laſſen. Überdies iſt er Dein Mann und kommt er zurück, ſo mußt Du ihn freundlich empfangen. Es war ja Dein Ideal von Glück, einen Menſchen vom ſittlichen Verderben zu retten; jetzt iſt es die Aufgabe Deines Lebens.“

„Gegen ein Verderben, das in ſo abſchreckender Geſtalt auftritt, habe ich keine Waffen . . . nur Abſcheu und tauſendmal wünſche ich mir die glückliche Unwiſſenheit zurück, in welcher ich mich vor dieſer jammervollen Reiſe befand.“

Dabei blieb ſie. Eugenia ſuchte vor der Welt eine Sachlage zu verheimlichen, welche der ganzen Welt bekannt war und ſprach von den wichtigen Geſchäften, die Ignaz in Paris feſthielten, da er ſich leider auf Spekulationen eingelaſſen habe, die eine ſchlimme Wendung nehmen könnten, wenn er ihren Gang nicht überwache; Graziane aber ſei zu ihrem Söhnchen zurückgekehrt.

War der vorige Winter durch Robert's Krankheit und Tod ſchmerzlich geweſen, ſo meinte doch Veldegg, dieſer Winter ſei ungleich trauriger und ſchmerzreicher; denn der Tod eines geliebten Kindes zerreiße nicht ſo gründlich, ſo unheilbar das Herz, als der beſtändige Anblick eines Kindes, deſſen Leben rettungslos einem namenloſen Unglück verfallen ſei. Und er ſelbſt hatte dazu die Hand geboten! Aus ſchwacher Nachgibigkeit gegen Eugenia, aus verkehrter Zärtlichkeit für Graziane hatte er dieſe Verbindung zugegeben. Zuweilen ſuchte er ſein Gewiſſen durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß er den Zuſtand des armen Ignaz nicht im vollen Umfang gekannt und daher mit Recht gehofft habe, die Ehe werde ihn beſſern. Allein das Gewiſſen wiederholte fort und fort: Gilt es das Lebensglück einer ſiebzehnjährigen Tochter, ſo iſt es des Vaters ſtrengſte Pflicht, den bedenklichen Umſtand eines höchſt zweideutigen Rufes des Mannes zu ergründen. Jetzt war der Gatte ſeiner Tochter, der Vater ſeines Enkels, ſein Schwiegerſohn — ein Mann, der dem niedrigſten und unheilbarſten Laſter verfallen war! — — Bitterer Gram nagte an Veldegg's Herzen, färbte ſeine ſchwarzen Locken grau und beugte ſeine hohe Geſtalt. Freude, Zufriedenheit und Stolz, die er früher ſo reichlich in ſeinem Familienkreis gefunden, waren für immer verſchwunden.

Mehr als Veldegg und Graziane litt Emerenz. Sie hatte ſich entſchloſſen, ihren Anteil am Kreuz anzunehmen und in dieſer Geſinnung ihrem ſchmerzenreichen Los ſich zu unterwerfen. Wie ſchwer der Kampf ihr auch wurde, ſo ſehr ſich ihr Charakter und ihre Jugend gegen ein immerwährendes Opfer ſträubte: ſie ließ ſich nicht entmutigen, ſie hielt feſt an dem Glauben, daß die Leiden der Zeit eine ſelige Ewigkeit nicht zu teuer bezahlten und ſie ging tapfer auf dem Dornenweg der Witwe. Aber der Gedanke, daß ihr Vater in ſeinem Gram keinem übernatürlichen Troſte zugänglich ſei, daß Graziane ihren Kummer in egoiſtiſcher Abgeſchloſſenheit und ohne höhere Auffaſſung ihrer Pflicht trage, daß beide ſterben könnten, wie ſie lebten, plötzlich ſterben, wie der arme Hellmuth — dieſer Gedanke war für ſie die bitterſte Bitterkeit. Unverſtanden und einſam ſtand ſie da mit ihrem Schmerz der Seele um Seelen. Graziane war in Empörung über ihr Schickſal, das ihren Schwärmereien ſo wenig entſprach; ſie fand Emerenz kalt. Veldegg war zermalmt vom Schickſal, das auf ſeiner ganzen Familie lag und zu wenig begriff er Emerenz und ihren Standpunkt, um ſich nicht ein wenig ihr zu entfremden — und je mehr das geſchah, um ſo größer wurde der Einfluß, den Emerenz am meiſten für ihn fürchtete: der Einfluß Eugeniens. Obſchon er im innerſten Herzen ſich eingeſtand, daß Emerenz höher ſtehe, die edlere Seele ſei, wollte er doch eine Schwachheit darin ſehen, ſich von ihr beeinfluſſen zu laſſen; weil ſie ſeiner Anſicht widerſprach, während er es männliche Entſchiedenheit nannte, auf jener Seite ſich zu halten, wo er nie Widerſpruch fand.

Im Lauf des Winters war Harald Sternfels in die Reſidenz gekommen und Emerenz erhielt durch ihn Kunde von Graf Andreas. Es war keiner der geringſten Dornen ihres Lebens, daß jammervolle Umſtände jede Annäherung zwiſchen ihr und Andreas unmöglich machten. Er wäre ein Freund, ein Ratgeber, ein Vertrauensmann geweſen, wie ſie ihn nötig gehabt hätte, ihn erſehnte und in dem Kreiſe nicht fand, der ſie umgab. Mit ihm hätte ſie die ſchwierigen Verhältniſſe berühren können, zwiſchen denen ſie ſich bewegte und die ſie vor anderen Augen lieber verſchleiert hätte. Mit ihm hätte ſie ſo manche Seite des innern Lebens beſprechen können, über die ſie jetzt ein beſtändiges Schweigen beobachtete, weil niemand weder Verſtändnis noch Teilnahme dafür zeigte. Und gerade von dieſem Mann war ſie getrennt, jetzt und immer.

Er hatte ſich auf ſeinem Schloß niedergelaſſen, wo Harald ihn beſuchte.

„Das Haus in der Stadt mag er nicht mehr betreten; die Erinnerung iſt ihm zu ſchmerzlich,“ erzählte Harald an Emerenz; „er macht einen unausſprechlich melancholiſchen Eindruck, ſo vergrämt und kränklich ſieht er aus. Dazu der rechte Arm, der faſt unbrauchbar iſt. Ich ſagte ihm, in dieſem Einſiedlerleben müſſe er zugrunde gehen. Geſelligkeit, Zerſtreuung ſei ihm nötig.“

„Nein,“ ſagte er, „ich trage das Kainszeichen, wenn nicht an der Stirn, ſo doch im Herzen . . . und wer das trägt, bleibt gern allein.“

„O, ſo iſt es ja nicht!“ rief Emerenz ſchmerzlich; „er trägt ja keine Schuld.“

„Das ſagte ich ihm auch,“ verſetzte Harald, „allein er gab zur Antwort: „Es war meine Kugel.“ Und dabei bleibt er. Ich ſprach von Unfällen, die auf der Jagd geſchehen. Lebhaft verſetzte er:

„Auf die Jagd zu gehen iſt erlaubt; — das Duell iſt es nicht.“

Emerenz hielt ihren Kopf mit beiden Händen und rief:

„Ein Leben iſt vernichtet, ein Leben iſt gebrochen . . . indirekt durch meine Verſchuldung.“

„Das dürfen Sie nicht ſagen!“ rief Harald.

„Wer weiß, welche Schuld das Auge Gottes Gottes an mir wahrnimmt,“ ſagte ſie ernſt; „und wollen Sie das nicht hören, ſo müſſen Sie doch zugeben, daß ich die Urſache dieſes Unheils bin und daß es meinetwegen eintrat. O, daß ich es ſühnen könnte.“

Viertes Kapitel.

Eines Tages war Ignaz da. Er fiel Grazianen zu Füßen, bat und flehte um Vergebung, verſprach die äußerſte Wachſamkeit, um ſich vor einem Rückfall zu hüten und gelobte Beſſerung. In gleicher Weiſe ſprach er zu ſeiner Mutter und zu Veldegg. Jene beruhigte er, dieſen aber nicht und am allerwenigſten Graziane. Sie gab ihm die kühle Antwort:

„Da Du um Verzeihung bitteſt, ſo muß ich ſie gewähren; doch das Vertrauen iſt dahin.“

„Ich werde es wieder erringen,“ verſicherte Ignaz.

Doch Graziane behandelte ihn kalt, faſt abſtoßend. Emerenz ſtellte ihr vor, wie verkehrt das ſei, einem Menſchen, der Reue bezeige und ſich beſſern wolle, ſeine Vergangenheit beſtändig in's Gedächtnis zu rufen, wenn nicht durch Worte, ſo doch durch Behandlung.

„Hätte Ignaz ſein ganzes Vermögen verſpielt,“

verſetzte Graziane, „hätte er für irgend eine Frau eine heftige Leidenſchaft gefaßt, ſo würde mich das namenlos ſchmerzen, aber nicht mit dem Widerwillen erfüllen, den mir dieſe abſcheuliche Neigung und der Zuſtand, in welchen ſie verſetzt, einflößt. Vertraulich mit Ignaz zu leben, iſt mir ganz unmöglich! und willſt Du mich etwa daran erinnern, daß es einſt mein höchſter Wunſch geweſen ſei, einen geliebten Mann auf beſſere Wege zu führen, gleichſam ſein Schutzengel zu ſein, ſo antworte ich: mein Wunſch iſt derſelbe . . . aber der Verſuch mißlang.“

„Du mußt ihn in anderer Weiſe erneuern, Graziane, mußt liebevoll, langmütig und vertrauend Dich benehmen, um ihm Vertrauen zu ſeiner Kraft und zu Deiner Liebe einzuflößen . . . . wenn Dir auch nicht ſo um's Herz iſt.“

„Unmöglich, Emerenz! . . . das wäre Heuchelei.“

„Du irrſt, es wäre Selbſtverleugnung.“

„Ich vermag nichts gegen mein Herz.“

„Wir alle müſſen lernen, unſer Herz zu regieren, anſtatt ihm zu folgen.“

„In dieſem Fall wäre es übermenſchlich, Emerenz.“

„Sage übernatürlich und es wäre das Richtige — ſowohl das Wort wie die Handlungsweiſe. Deine gegenwärtige Geſinnung, liebe

Graziane, entſpricht nicht der Aufgabe, welche die Ehe ſtellt.“

„Seitdem ich Ignaz in ſeinem greulichen Zuſtand ſah, iſt meine Kraft gebrochen und daß ich ihn ſah . . . haſt Du bewerkſtelligt, Emerenz. Ich hätte noch lange in friedlicher Unwiſſenheit glücklich ſein können.“

„Dieſe Art von Glück geht für uns alle ſchnell verloren. Das kann nicht anders ſein, denn wir alle ſind ſehr unvollkommen und alle unſere Verhältniſſe ſind mangelhaft.“

„Eine entſetzliche Erkenntnis.“

„Nicht entſetzlich . . . . denn ſie führt uns zur Wahrheit; wir ſollen innerhalb dieſer unvollkommenen Verhältniſſe unſern Frieden finden und in ihm — Zufriedenheit.

„Weiter nichts?“

„Beſte Graziane, das iſt ungeheuer viel!“

„Du biſt ſehr genügſam, Emerenz. Ich verlange mehr.“

„Dann wirſt Du weniger finden, meine arme Graziane.“

Das Verhältnis zwiſchen ihr und Ignaz blieb geſpannt. Sie konnte ſich nicht zu einem traulichen Verkehr mit ihm entſchließen und er fühlte ſich gedemütigt und gekränkt. Veldegg war dermaßen niedergeſchlagen, daß es ihm gar nicht einfiel, irgend einen Einfluß auf das Ehepaar zu üben; Eugenia blieb bei ihrer Weiſe: ſie gab dem neuen. Achatz ſagte wieder man ſolle mir doch meine Freiheit laſſen. Ich lief hinauf, denn ich dachte an Flucht. Ich hatte die Männerkleider und den Dolch — das ſchien mir genügend. Aber ach! ſie waren verſchwunden, und der Weg verſperrt! ein Eiſengitter ſchloß das Fenſter. Ich riegelte mich ein; — und als ich mich in dieſem Zimmer wiederſah, das ich vor 24 Stunden mit ſo ganz andern Gefühlen, Hofnungen, Erwartungen verlaſſen hatte, die nun alle wie zertretene Blumen am Boden lagen, und ich dazwiſchen als die zertretenſte — da brach mir das Herz in Thränenfluten.

Sie klopften an meine Thür, Alle, der Reihe nach: die Tante, Achatz, mein Vormund gar. Ich ließ ſie ermahnen, bitten, drohen. Was gingen ſie mich an? Ich war allein auf der Welt mit meiner Verzweiflung. Was konnten ſie mir thun? Das Äußerſte: mich tödten im Zorn; — daher fürchtete ich ihren Zorn nicht. Mein Onkel wüthete. Ich hörte durch die Thür wie er zu ſeinem Bruder ſagte:

„Schaff mir das tolle Märchen vom Halſe! Du haſt ſie haben wollen — nun haſt Du ſie! nun mache dem Scandal ein Ende, und nimm ſie mit Dir, meinethalben zum T.....“ —

Achatz entgegnete unwillig: „Ihr macht den Scanſich den Anſchein, als ſei ſie von einem vortrefflichen Gang der Dinge überzeugt. Ein kleiner Rückfall habe nichts zu bedeuten, da Ignaz Graziane anbete und ſei Grazianens Benehmen gegen ihn ein wenig ſpröde, ſo habe dieſe unſchuldige Koketterie mit einem Ehemann nichts bedenkliches. So legte ſie ſich die Dinge zurecht, wie ſie dieſelben zu ſehen und fremden Augen vorzuſtellen wünſchte und vermied alle Vorwürfe, die ſie höchſt ungern machte, weil ſie überzeugt war, daß ſie fruchtlos ſind und nur Verſtimmung hervorrufen. Nur als ſie bemerkte, daß ſich Ignaz an Emerenz zu wenden und Gefallen an ihrer Unterhaltung zu finden ſchien, wurde ſie aufmerkſam und ſagte einmal im ſcherzenden Tone:

„Wie weit biſt Du im Katechismus, lieber Sohn?“

„Ich? im Katechismus?“

„Ja! ich denke mir, daß ſich Deine Unterhaltung mit Emerenz um ihn dreht.“

„Wie kannſt Du der klugen, feinen Emerenz ſo etwas zutrauen.“

„Weil ſie eine gewiſſe fromme Richtung genommen hat und weil mit dieſer die Neigung verbunden iſt, die ganze Welt in dieſe Richtung zu bringen.“

„Ich habe nichts der Art bemerkt. Vielleicht ahnt ſie, daß eine ſolche Richtung mir nicht zuſagen würde. Wir ſprachen über dies und das .... und iſt ſie frommer als andere Leute, ſo iſt das höchſt merkwürdig, denn ſie iſt ſehr unterhaltend."

Dieſe für die Frömmigkeit wenig ſchmeichelhafte Anſicht ihres Sohnes ſtellte Eugenia zufrieden. Wäre Ignaz ſo ganz von ſelbſt ein höchſt tugendhafter Menſch geworden, ſo wäre ihr das ohne Zweifel ſehr lieb geweſen — aber durch den Einfluß der Religion? ... das war ſehr zu bezweifeln, weil es ein Vorwurf für ſie geweſen wäre. Und ſie machte nicht gern Vorwürfe; am ungernſten — ſich ſelbſt.

Was vermochte aber die kühle Behandlung von ſeiten der Gattin und die freundliche von ſeiten einer Schwägerin über eine eingewurzelte Leidenſchaft! Nur ein rieſiger Wille, nur eiſerne Beharrlichkeit hätte ihr widerſtehen können. Ignaz verſuchte den Widerſtand. Er ſah, er fühlte, daß er ſich ſelbſt und Graziane unglücklich mache durch dieſe verderbliche Neigung. Er kämpfte gegen ſie; er wäre ihr lieber nicht gefolgt; doch allzu gewaltig war das Bedürfnis der Aufregung und zu mächtig die lange Gewohnheit. Das Eis war nun einmal gebrochen, Graziane kannte ſeinen Zuſtand und er wußte, daß häusliches Glück nicht kräftig genug auf ihn einwirke, um — wie er gewünſcht und gehofft haben mochte — ſeine Leidenſchaft zu überwinden. Fortan hielt er es für unmöglich, ſie nicht zu befriedigen. Es blieb ihm nur noch ſoviel Ehrgefühl, um ſich in die Verborgenheit zu begeben, wenn er der Verſuchung nicht länger widerſtehen konnte; er verſchwand auf einige Tage und wenn er wieder kam, fragte ihn niemand, wo er geweſen ſei oder was er getrieben habe. Für Graziane war es ein Troſt, beſtändig in der Nähe des Vaters und der Schweſter zu ſein; für Veldegg war es aufreibend, denn in der Bitterkeit ihres Grames machte ſie ihm zuweilen heftige Vorwürfe, daß er dieſe Verbindung zugab. Eugenia bemühte ſich noch immer, von Beſſerung in ſpäteren Jahren zu ſprechen; doch man glaubte ihr nicht. Als ſie die Unmöglichkeit einſah, den Schleier feſtzuhalten, den ſie über Ignaz geworfen hatte, ſchlug ſie einen anderen Weg ein, um auch jetzt noch an der Spitze der ganzen Situation zu bleiben: ſie ließ ihrer Verzweiflung freien Lauf und nannte ſich die Unglückſeligſte in der ganzen Familie; denn mit der Mutterliebe ſei keine andere Liebe zu vergleichen und folglich kein anderer Schmerz mit dem Schmerz der Mutter.

„Ich erhielt ſoeben einen jammervollen Brief von dem guten Bergmann,“ ſagte ſie eines Tages zu Veldegg, als Ignaz einmal ſeit drei Wochen verſchwunden war; „der verlorene Sohn iſt wieder in Paris . . . . und in einer ſo furchtbaren Umgebung, daß er förmlich ausgeplündert wird, da man ſeine Berauſchung, bevor ſie den höchſten Grad hat, benützt, um ihn zu einem Spiel zu vermögen, das täglich ungeheure Summen verſchlingt und wenn es ſo fortgeht, ſein Vermögen ruinieren kann, dies ſichere, geordnete, große Vermögen! . . . Ruin nach allen Seiten hin! . . . welche Ausſicht für mich, die ich mich zeitlebens beſtrebte, in allen meinen Verhältniſſen Ordnung zu erhalten! Jetzt wird ſie zerſtört durch mein einziges Kind! . . . Beſter Veldegg, gibt es eine unglückſeligere Mutter!"

Er mußte ihr beiſtimmen und um ſo aufrichtiger ſie bedauern, als ſie fortfuhr:

„O, wäre ich doch ſtrenger gegen meinen Sohn geweſen! Hätte ich doch die Ratſchläge befolgt, die Sie mir bezüglich ſeiner Erziehung gaben! Hätte ich ihn nicht ſo verwöhnt, nicht ſo verweichlicht! — O, lieber Veldegg, Sie haben die Folgen vorhergeſehen, Sie wollten ihnen vorbeugen und ich folgte nicht Ihrer Einſicht. O, wie bin ich geſtraft."

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man einer Perſon, die ſich ſo gründlich anklagt, ihr verkehrtes Verhalten nicht vorwirft.

So lebte man fort in Sorgen und Kummer, während nach außen der ruhige Gang nicht geſtört wurde, der mit inneren Zerwürfniſſen häufig genug verbunden ſein kann.

Veldegg's Geſundheit begann zu leiden. Die Erlebniſſe der letzten drei Jahre, die erſchütternden

Ereigniſſe, die Schlag auf Schlag in ſeiner Familie ſtattfanden, verbunden mit den traurigen Zuſtänden im öffentlichen Leben und in der politiſchen Welt — das alles drückte ihn ſchwer in der Gegenwart. Und für die Zukunft wagte er nicht auf Beſſerung ſeines Schwiegerſohnes zu hoffen und die Erziehung ſeines einzigen Enkels lag in der Hand einer jungen, ganz unerfahrenen Frau. Die Ärzte beſtanden auf einer Badekur. Veldegg entſchloß ſich dazu unter der Bedingung, daß Emerenz ihn begleite. Sie tat es gern, denn der Badeort lag in der Nähe von Walldorf und Hainau. Seitdem ſie Witwe war, hatte ſie alljährlich Baronin Althauſen und ihre Mutter beſucht. Das ſollte auch jetzt nach vollendeter Kur geſchehen.

Vor ſiebenundzwanzig Jahren hatte Veldegg in dieſem Badeort Hildegund kennen gelernt und nun lebte ſie ſchon ſeit zwanzig Jahren in der Nähe dieſes Ortes ihr ſchattenhaftes Daſein fort. Das ſtimmte ihn ſehr wehmütig und Emerenz hatte Mühe, ihn zu bewegen, einige Bekanntſchaften anzuknüpfen. In einem Kurort iſt das nicht ſchwer. Es wurde noch leichter dadurch, daß Veldegg und ſeine Tochter Perſönlichkeiten waren, deren Erſcheinung angenehm auffallen mußte — Emerenz umſomehr deshalb, weil ſie von einer Einfachheit in ihrer Kleidung, von einem Ernſt in ihrem Benehmen war, welche mit ihrer Schönheit und Jugend kontraſtierten. Man erkannte ſogleich, daß ſie auf alle Anſprüche verzichtete, die ſie hätte machen können. Doch ſo wie ſie in der Frühe mit ihrem Vater auf der Promenade erſchien, wurde ſie ſtets, ſei es von Männern, ſei es von Frauen, begrüßt und begleitet. Beſonders von Graf Olinsky.

Er war ein Mann von einigen dreißig Jahren, Witwer, Vater eines vierjährigen Knaben, von dem er ſich nie trennte und der auch jetzt bei ihm war. Wohl wünſchte er dem einzigen Kinde eine zweite Mutter zu geben; doch wo war die zu finden, ſo wie Olinsky ſie erſehnte? Er war in einer dreijährigen Ehe ſo glücklich geweſen, daß es ihm unmöglich ſchien, ein weibliches Weſen zu finden, das ihn auch nur annähernd hätte glücklich machen können. Jetzt aber, nachdem er Emerenz kennen lernte, ſchien es ihm nicht unmöglich. Er traute ihr zu, daß ſie den Ernſt begreife, mit welchem ein Witwer in die Ehe tritt, indem er einer Frau, die nicht die Mutter ſeines Kindes iſt, doch Mutterpflichten auferlegt. Er traute ihr zu, daß ſie imſtande ſei, ohne Langweil und ohne Mißmut das abgeſchiedene Leben auf ſeinem Schloß in Volhynien mit ihm zu teilen, welches er führte, teils aus Neigung, teils durch die Verhältniſſe dazu veranlaßt. Allein ihr ſchien nichts ferner zu liegen als der Gedanke an die Ehe, ſo ganz lebte ſie für ihren Vater.

Ein Brief ihrer Tante rief ſie nach Walldorf; denn er brachte die Nachricht, daß Hildegund in einen Zuſtand von Schwäche gefallen ſei, der wahrſcheinlich ihrem Leben ein Ende machen werde. Sie fuhr ſogleich nach Hainau mit der ſtillen Hoffnung, daß das Bewußtſein vielleicht in dieſem Zuſtand phyſiſcher Schwäche erwachen könne. Sie täuſchte ſich. Hildegund erholte ſich von dieſem Anfall und Emerenz kehrte nach einigen Tagen ganz hoffnungslos zu ihrem Vater zurück.

Während ihrer Abweſenheit hatte Graf Olinsky noch mehr als zuvor Veldegg's Geſellſchaft aufgeſucht und als ſie wieder am Brunnen erſchien, begrüßte er ſie mit einer Freude, als widerfahre ihm ein hohes Glück. Dann fragte er ſie:

„Haben Sie, gnädige Gräfin, in einer religiöſen Genoſſenſchaft eine Schweſter?“

„Ich habe nur eine Schweſter und ſie iſt vermählt,“ verſetzte Emerenz.

„Das iſt ſehr ſeltſam!“

Emerenz ſah ihn erſtaunt an. Er fuhr fort:

„So war es vielleicht eine Verwandte, denn ich ſah vorgeſtern auf einem Spazierritt, der einige Stunden währte, eine Ordensſchweſter, die Ihnen auffallend glich. Ich ritt längs eines Parks dahin, deſſen herrliche alte Bäume über die Umfangsmauer hinweg die Chauſſee beſchatteten und gelangte an ein großes Gittertor, das die Mauer durchbrach, das aber von innen durch ein zweites hölzernes dem Blick ſo undurchdringlich wie die Mauer war. Eine unbeſcheidene Neugier befiel mich; ich hob mich im Sattel und konnte jetzt gerade über den innern Verſchluß hinweg durch das Gitter in den Park ſehen. Da ſah ich ein ergreifendes Bild. Auf einer Bank ſaß eine abgezehrte, ſchattenhafte, augenſcheinlich geiſtesſchwache Frau und zerpflückte mit dem ſeelenloſen Blick und der maſchinenmäßigen Bewegung der Geiſteskranken, zuweilen durch krampfhafte Zuckungen unterbrochen, Blumen, Blätter, Gräſer, welche eine Ordensſchweſter unermüdlich aus einem großen Korbe ihr darreichte, indem ſie wehmütig dem gedankenloſen Spiel zuſah; — und dieſe Schweſter ſah Ihnen, gnädige Gräfin, auffallend ähnlich."

„Ich war es ſelbſt," entgegnete Emerenz ruhig; „meine arme Mutter duldet in ihrer Umgebung nur Perſonen in dieſer Tracht. Um einige Tage ungeſtört bei ihr zu verweilen, trage ich, wenn ich ſie beſuche, ein Kleid, das mir nicht gebührt."

„Es war ein rührendes Bild kindlicher Liebe und der Hingebung an ein Weſen, welches dieſe Liebe nicht verſtand. Es wird mir unvergeßlich bleiben," ſagte Olinsky ergriffen.

Emerenz hatte von der Baronin Althauſen wiſſen wollen, in welchem Seelenzuſtand ihre Mutter ſich befand, bevor ihr Geiſt ſich verdunkelte. Die Baronin wußte es nur zu gut und ſie konnte weiter nichts der traurigen Tochter ſagen, als:

„Ich fürchte, daß der Einfluß Deines Vaters nicht günſtig auf Deine arme Mutter gewirkt hat. Wir wollen dieſe Frage der göttlichen Barmherzigkeit überlaſſen.“

„O, ich verſtehe Dich, Tante!“ rief Emerenz; „auch da geht ein Leben mit allem Elend, dem der Menſch unterworfen iſt, mit aller Unvollkommenheit, die ihm anklebt, zu Ende . . . . unbereut, ungebeichtet, ungeſühnt. Sie wird ſterben, wie Hellmuth geſtorben iſt, und bei dem Tode der Mutter wie bei dem des Gatten iſt es nicht der Tod, den ich am heißeſten beweine.“

Der Badeaufenthalt ging zu Ende; auch für Graf Olinsky. Er wollte eine Traubenkur am Genfer See gebrauchen.

„Nach derſelben möchte ich einige Zeit in der Reſidenz verweilen, bevor ich nach Volhynien zurückkehre,“ ſagte Olinsky zu Emerenz, als er Abſchied nahm; „doch nur in dem Fall, daß ich Sie in der Reſidenz finde“ — ſetzte er hinzu.

„Mein Vater pflegt dort Ende Oktober ſeinen Aufenthalt zu nehmen,“ entgegnete ſie.

Sie wußte, was Graf Olinsky meinte und was er beabſichtigte, ohne daß weiter ein Wort gewechſelt wurde. So trennten ſie ſich. Er ging in die Schweiz, Emerenz mit Veldegg nach Deggenrain.

Als ſie dort wieder in die Einförmigkeit eines Lebens zurücktrat, das ihr keine andere Beſchäftigung darbot als die, welche ſie ſelbſt ſich ſchaffte, keine andere Pflicht als die, welche innerhalb Deggenrain's Grenze lag, ſchien ihr dieſe Exiſtenz ſo leer, ſo unbefriedigend, ſo wenig im Einklang mit ihrem tatkräftigen Weſen und mit ihren natürlichen Eigenſchaften, daß ſie vor dem Gedanken zurückbebte, dieſe und keine andere ſei ihre Zukunft. Zwar ſagte ſie ſich andererſeits, wenn ihr Vater, der ſie genau kannte und daher auch genau wußte, welch' Opfer ſie auf dieſe Weiſe ihm bringe, dadurch zum chriſtlichen Glauben geführt werde, weil er erkennen müſſe, daß nur dieſer zu einer ſolchen Selbſtverleugnung befähige: ſo fühlte ſie ſich dermaßen gehoben, daß ſie ſich feig und kleingläubig nannte und feſter bei dem Entſchluß beharrte, ein Ziel zu verfolgen, welches ihre edelſten Kräfte in Anſpruch nahm. Es wäre ihr eine große Hilfe geweſen, bei dem guten Pfarrer eine entſchiedene Ermunterung zur Beharrlichkeit zu finden. Dem war aber durchaus nicht ſo.

„Was würden Sie ſagen, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen jetzt meine Verlobung anzeigte?“

Mit dieſen Worten trat Emerenz eines

bal! was miſcht Ihr Euch in meine Angelegenheiten? Ich will ſchon mit ihr fertig werden! ſie iſt traurig, — da muß man ſanft ſein, nicht rauh."

Das rührte mich ein wenig. Zwiſchen dieſen Menſchen kam Achatz mir engelhaft vor. Die Tante flößte mir unſäglichen Abſcheu ein; der Vormund unſägliche Verachtung. So wild und zornig gegen ein hülfloſes Mädchen, und ſo ſchüchtern und verzagt gegen ſeine intrigante Frau! Doch meine Thür blieb verſchloſſen. War Gundaccar von mir geſchieden, ſo wollt' ich von der ganzen übrigen Welt geſchieden ſein.

Am Morgen endlich öfnete ich. Gott weiß wie ich ausſah! ich war im völligen Anzug, aber ich hatte damit bald auf den Knien gelegen, bald auf dem Bett, und das Haar hing mir verwirrt über die Schultern. Es war mir vollkommen gleichgültig; allein Achatz, der auf mein Erſcheinen gewartet hatte, entſetzte ſich und rief:

„Clelia! Du mußt fort von hier! Du reibſt Dich auf."

„Ja ja! fort! rief ich; je ſchneller deſto lieber! er iſt fort, was ſoll ich hier!"

Achatz ordnete ſogleich unſre Abreiſe an. Ich freute mich! ich dachte irgendwo in der Welt würde ich ſchon Gundaccar finden, wenn er mich noch

Tages bei ihm ein. Er ſah ſie ſehr ruhig an und erwiderte:

„Hoffentlich iſt der Verlobte ein braver katholiſcher Mann; — da wünſche ich Ihnen Gottes beſten Segen, liebe Frau Gräfin.“

„Wie? .... Sie finden die Sache ganz in der Ordnung, hochwürdiger Herr? ... haben Sie denn vergeſſen, daß es mein Vorſatz iſt, Witwe und bei meinem Vater zu bleiben?“

„Nein, liebe Frau Gräfin! allein ich dachte, daß Sie ihn vergeſſen hätten.“

„Und das finden Sie ganz in der Ordnung?“

„Die Kirche hat durchaus keine Freude an einer zweiten Ehe und ſchreibt deshalb vor, eine ſolche ſei in aller Stille, ohne Gepränge und ohne Feſtlichkeiten zu ſchließen. Doch iſt die Kirche fern davon, ſie zu verwerfen. Da Sie ſehr jung ſind, liebe Frau Gräfin, ſo könnte jener ernſte Vorſatz Sie gereuen und hätten Sie vor Gott geprüft und überlegt, was Sie für das Heil Ihrer Seele zu tun haben — und dann gefunden, daß es eine zweite Ehe ſei: ſo müßte ich Ihnen Gottes Segen wünſchen.“

„Aber nicht wahr, die Kirche hält den Witwenſtand höher?“

„Das gewiß! denn er beruht auf Entſagung. Doch niemand darf ſeine Kräfte überſchätzen, liebe Frau Gräfin, und leben Sie in einem gottgefälligem Eheſtande, ſo können Sie ſowohl auf Ihre eigene Seele als auf andere Seelen große Gnaden herabziehen.“

„Es iſt doch ſchön, nach dem Höchſten zu ſtreben.“

„Was unſere Vervollkommnung betrifft — ja. Was unſeren Beruf betrifft — nein. Bezüglich desſelben müſſen wir unſer Streben nach dem Willen Gottes bemeſſen und ordnen. Das Ordensleben zum Beiſpiel wird von tauſenden aufrichtig bewundert, ohne daß einer von dieſen tauſenden den Beruf dazu hat.“

„Aber wie fangen wir es an, damit unſer Beruf uns klar werde?“

„Wir bitten Gott um Erleuchtung — und wenn wir es ehrlich meinen, ſo gibt er uns die notwendige Klarheit und Feſtigkeit. Zuweilen fügt er auch äußere Umſtände ſo, daß wir aus ihnen Licht ſchöpfen können — immer vorausgeſetzt, daß wir es ehrlich mit dem lieben Gott meinen.“

War dies alles ermutigend oder entmutigend? Emerenz hätte gewünſcht, der Pfarrer möge ihr einfach ſagen, es ſei ihre Pflicht, unvermählt bei ihrem Vater zu bleiben; dann hätten, ſo meinte ſie, alle Schwankungen aufgehört. Sie ſagte ſcherzend:

„Lieber Herr Pfarrer, warum drängen Sie mich nicht in den Himmel hinein?“

„Weil die heilige Schrift ſagt: Nur die Gewaltigen reißen das Himmelreich an ſich. Das will ſagen: Nicht durch äußern Zwang, ſondern durch die Gewalt, mit der er ſich ſelbſt bekämpft, heiligt ſich der Menſch.“

Fünftes Kapitel.

Graf Olinsky kam, und ſein erſter Schritt war in das Veldegg'ſche Haus. Veldegg hatte nicht den mindeſten Zweifel über die Abſicht des Grafen, wohl aber über die Geſinnung und den Entſchluß ſeiner Tochter. Da ſich Olinsky in demſelben Fall befand, ſo verzögerte er ſeinen Antrag. Dadurch lernte Emerenz ihn mehr und mehr kennen, ſeinen gediegenen Charakter ſchätzen, ſeine ernſte Auffaſſung des Lebens würdigen. Wenn er von ſeiner Heimat ſprach, ſeinem geliebten Volhynien, mit ſeinen ſtillen dunkeln Wäldern, ſeinen ſtillen, weiten, grünen Triften, ſeinen ſtillen, blauen Gewäſſern — von ſeinem Schloß, das am Abhang eines waldigen Hügels die ganze Landſchaft beherrſchte — von einem friedlichen Hirtenvolk, das auf dieſen grünen Fluren die Herden weidete und in ſeiner Abgeſchiedenheit vom Tumult der Fabriken und der Eiſenbahnen keine Ahnung hatte von dem Treiben des großen Weltverkehrs:

ſo meinte Emerenz, daß dies alles der Hintergrund eines Gemäldes ſein könne, das im Vordergrund das ernſte Glück von zwei Menſchen zeige, und das Bild einer Ehe, wie ſie jetzt ihrem innern Weſen entſprach, trat vor ihre Seele: kein brauſender Jubel, keine frohlockende Beſitznahme eines Reichs der Freude, wohl aber ernſte heilige Pflichten, umleuchtet von der ſchönen Zuverſicht in gegenſeitiger treuer Zuneigung und einer gemeinſamen Richtung auf ein ewiges Ziel. Der ſchöne zarte Knabe aus Olinsky's erſter Ehe war ein ſtarker Magnet für ihr Herz, das keinen Gegenſtand für mütterliche Gefühle hatte. Auch die Abgeſchiedenheit von der Welt in dem fernen Volhynien ſagte ihr zu. Sie hatte genug vom geräuſchvollen geſelligen Leben genoſſen, um zu wiſſen, daß dieſer Genuß nicht nur ein oberflächlicher, ſondern ein verflachender ſei.

So ſtand ein Bild des Glücks vor ihrer Seele, gegen deſſen Zauber ſie ſich nicht verſchloß. Und dennoch ermutigte ſie nicht Olinsky, ſich entſchieden auszuſprechen, denn es war, als fürchte ſie ſich vor der Entſcheidung, die ſie dann geben mußte.

Eugenia wünſchte lebhaft, Emerenz möge eine zweite Ehe ſchließen. Je älter ſie wurde und je gedemütigter ſie ſich durch ihren unglücklichen Sohn fühlte, in deſſen jammervollem Leben ſie für nichts zählte — deſto lebhafter wurde ihr Verlangen, für denjenigen die Hauptperſon zu bleiben, für den ſie es einſt geweſen war — und der Welt zu zeigen, daß ſie zu den ſeltenen Frauen gehöre, die nicht durch flüchtige Jugendreize, wohl aber durch gediegene Eigenſchaften des Charakters und Geiſtes lebenslänglich und bis zum Ende zu feſſeln verſtehen. Perſönliche Teilnahme für Veldegg und die lange Gewohnheit der Intimität, verſtärkten dies Verlangen, und ſie mußte ſich eingeſtehen, ſeitdem Emerenz bei ihrem Vater lebe und zwar ohne Bekehrungsverſuche — wie Eugenia es nannte — zu machen, ſeitdem ſcheine der Einfluß der Tochter den ihren zu überwiegen. Veldegg kam zu ihr wie ſonſt, beſprach mit ihr ſeine und ihre Angelegenheiten wie ſonſt, teilte ihre Sorgen um Ignaz, ſuchte Graziane umzuſtimmen, welche ihrer Schwiegermutter vorwarf, unaufrichtig geweſen zu ſein; trotz deſſen nahm Eugenia's ſcharfer Blick wahr, daß ſozuſagen leiſe Schattierungen von der Farbe der Tochter auf den Vater übergegangen waren. Mochte niemand es bemerken, mochte Veldegg ſelbſt es nicht wiſſen — Eugenia ſah es. In einem vertraulichen Geſpräch, das ſie bei ſeinen täglichen Morgenbeſuchen mit ihm hatte, ſagte ſie einmal:

„Wäre Emerenz nicht die Vollkommenheit ſelbſt, ſo könnte man in ihrem Benehmen gegen Graf Olinsky ein wenig Koketterie finden. Jedermann kennt ſeine Geſinnung, alſo auch ſie; und doch ſcheint es, ſie wolle nur ſeine Huldigung — nicht einen ernſten Antrag annehmen. Wäre es nicht beſſer Ja oder Nein zu ſagen?“

„Emerenz hat ſich nie über dieſen Punkt geäußert,“ verſetzte Veldegg; „ich denke, ſie erwägt gründlich, ob ſie Olinsky zu einem Antrag ermutigen ſoll.“

„Würde Ihnen dieſe Heirat nicht willkommen ſein?“

„Willkommen? . . . Nein! nach meinen Erfahrungen bin ich nicht mehr imſtande, mich über eine Heirat meiner Tochter zu freuen . . . es ſei denn zehn Jahre nach der Hochzeit. Und dieſe Entfernung, dieſe Trennung von Emerenz wäre mir ein ſchweres Opfer, welches nur der Gedanke an ihr Glück erleichtern könnte. Und das Glück iſt eine Frage, deren Beantwortung allzu häufig negativ ausfällt.“

„Emerenz würde ohne Zweifel Graf Olinsky beſtimmen können, ſich bei uns niederzulaſſen.“

„Das wird ſie nicht verſuchen, denn ein ſolches Begehren wäre nicht verſtändig.“

„Lieber Veldegg, die Polen ſind ſo reiſeluſtig, ſo beweglich, ſo wenig an die Scholle gebunden, als kämen ſie friſch aus den aſiatiſchen Steppen.“

„Olinsky nicht! Er liebt ſein Land, ſein Volk, ſeine Heimat, ſeine Stellung daſelbſt mit ihren Pflichten und Beziehungen. Das kann man ſogleich aus jeder ſeiner Äußerungen entnehmen. Er iſt zu Hauſe auf dem Boden Volhynien's und auf jedem andern Boden ein Fremder.“

„Dennoch wüßte ich niemand, der ſich mehr dazu eignete, die liebenswürdige Emerenz zu beglücken,“ ſagte Eugenia beharrlich.

„Wenn Emerenz dieſer Anſicht iſt, werde ich es hinnehmen als eine Fügung der Vorſehung.“

„Daß eine ſchöne junge Witwe an eine zweite Verbindung denkt, liegt ganz und gar in der Ordnung der Natur,“ entgegnete Eugenia, „und ich fürchte, Emerenz würde ſich auf die Dauer im Witwenſtande höchſt unglücklich fühlen, weil Herz und Tatkraft keine Nahrung, keinen Gegenſtand haben, um ſich auszuleben.“

So ſprach Eugenia, ſo dachte Veldegg und ähnliche Gedanken gingen auch Emerenz durch die Seele.

Olinsky's Abreiſe ſtand bevor. Er bat ſchriftlich um ihre Hand und um Entſcheidung binnen vierundzwanzig Stunden.

Da ſaß ſie mit dem Brief in der Hand. Ihr Herz ſagte Ja. Doch fehlte dieſem Ja die zuverſichtliche Entſchloſſenheit, die man bei einer hochwichtigen Wahl, wenn man ſich mit voller Überlegung zu ihr entſchließt, zu fühlen pflegt. Aus beklommener Bruſt ſeufzte ſie: „O mein Gott, zeige mir, was ich tun ſoll! . . . Sage mir, was zum Heil meiner Seele dient.“

Alles blieb ſtill, in ihr, um ſie herum. Graziane kam klagend wie immer, voll abenteuerlicher Gedanken. Der treue Bergmann hatte geſchrieben, Ignaz ſei wieder in die Periode der Nüchternheit eingetreten und beabſichtige ſeine Rückkehr. Die Frau Baronin möge ihn doch recht dringend darum bitten und, wenn er komme, ihn recht feſt halten, denn ſo arg wie dieſes Mal habe er es noch nie getrieben, weder im Spiel noch im Trunk, und er ſelbſt ſei darüber entſetzt.

„Möge die Mama tun was ſie will,“ ſagte ſchließlich Graziane; „ich bitte Papa, meine Ehe gerichtlich trennen zu laſſen . . . und dann will ich unter einem fremden Namen, zum Beiſpiel als Frau von Hainau, in irgend einem abgeſchiedenen Winkel der Welt mit meinem kleinen Emerich von dem Jahrgeld leben, das Papa mir nicht verſagen wird . . . denn mit dieſem ſchrecklichen Menſchen will ich durchaus nichts zu tun und zu teilen haben.“

„Quäle Papa nicht mit ſolchen Bitten, Graziane! Dieſer Einfall iſt unausführbar. Du biſt es Deinem Ruf, Deinem Sohn und uns allen ſchuldig, in der Welt keine zweideutige Stellung einzunehmen, ſondern im Hauſe Deines unglücklichen Mannes und bei ſeiner Mutter zu verbleiben.“

„Ich bin unglücklich, Emerenz . . . nicht er!

Der ſchreckliche Zuſtand, in welchem ich ihn ſah, läßt bei ihm kein Gefühl des Unglücks zu."

„Deſto quälender wird es in der Ernüchterung."

„Dann ſchüttelt er es ab in einem neuen Rauſch."

„Bergmann ſchreibt, Ignaz ſei über ſich ſelbſt entſetzt. Folglich ſieht Ignaz ſeinen elenden Zuſtand ein."

„Was hilft die Einſicht, Emerenz, wenn der feſte gute Wille fehlt."

„Nicht viel ... ich gebe es zu ... doch wir müſſen dieſen Strohhalm feſthalten."

„Für eine Schwägerin iſt das ſehr leicht ... für eine Frau ... für mich — unmöglich!"

„Bitte Gott um Beiſtand und er macht es Dir möglich, Graziane."

„Nein! das kann Gott nicht von mir verlangen!" rief, Graziane und dabei blieb ſie.

Dies iſt auch eine Ehe! dachte Emerenz für ſich und ſchauderte. O was machen die Menſchen in ihrer Schwäche und Verkehrtheit aus einer Verbindung, in welcher ſie ſich heiligen ſollen!

Veldegg trat ein mit einem Telegramm in der Hand und ſagte zu ſeinen Töchtern:

„Heute früh iſt Eure Mutter verſchieden."

Graziane weinte, Emerenz war ſtill und marmorbleich. Sie wußte jetzt, was ſie zu tun habe. Wie von einem Blitz erleuchtet hatte ſie liebe, und könne ich ſchon ſterben, wenn er mich nicht mehr liebe. Achatz wie meinen Gemal zu betrachten, kam mir nicht in den Sinn, und wie uns denn in leidenſchaftlich aufgeregten Zuſtänden allerlei Unſinn durch den Kopf fliegt, ſo dachte ich zuweilen heimlich, ob Achatz nicht etwa im Einverſtändniß mit Gundaccar handele und mich ihm zuführe.

Der Abſchied war kurz und trocken. Schlecht verhehlter Hohn lag in dem Glückwunſch, womit die Tante Achatz entließ. Wir fuhren fort; nach der Schweiz, ſagte er. Als ich allein bei ihm im Wagen ſaß, fiel mir ein, daß ich vor zwei Tagen noch gehoft hatte, neben Gundaccar ſo zu ſitzen, in die Welt hinein zu ziehen mit ihm, dem Geliebten, dem Gatten — und jezt mit einem Andern!

„O das iſt aber Alles nicht wahr, ſo wie es nun iſt! es muß und wird ſich ändern!“ rief ich ganz laut.

„Es wird ſich ändern, ſüße Clelia,“ ſprach Achatz und umſchlang mich heftig.

Ich konnte nicht entſchlüpfen, nicht mich los machen; ich fühlte inſtinktmäßig daß mir zu meinem Schutz nichts blieb, als die ſchneidendſte Kälte, und mit eiſigem Ton und Blick entgegnete ich:

„Sicher nicht auf dieſe Weiſe.“

die Möglichkeit einer Verbindung ihres Vaters und Eugenia's wahrgenommen, wenn ſie ihn verließ und als Olinsky's Gattin nach Volhynien ging — und dann blieb die teuerſte ihrer Hoffnungen unerfüllt. — —

Nachdem Veldegg die Reiſe nach Hainau zur Beiſetzung Hildegund's auf den folgenden Tag feſtgeſtellt hatte, ſammelte ſich Emerenz und ſchrieb freundlich, dankbar und ablehnend an Graf Olinsky: Sie habe beſchloſſen Witwe — und bei ihrem Vater zu bleiben.

Olinsky ſchrieb auf der Stelle zurück:

„Ich verehre Ihren Willen in allem was Sie tun. Aber Ihr Vater iſt leidend und ein ſterblicher Menſch. Laſſen Sie mich hoffen auf die Möglichkeit meines Glücks. Athanas Olinsky.“

Sie ſchrieb zurück:

„Mein Entſchluß iſt unwiderruflich. Gewähren Sie mir ein Andenken in Ihrem frommen Gebet. Emerenz Tengenberg.“

Als Graziane ihrer Schwiegermutter den Tod der Mutter mitteilte, dachte Eugenia ganz heimlich: Sollte Emerenz Gräfin Olinsky in Volhynien werden, ſo . . . — —

Veldegg ging am nächſten Morgen mit ſeinen Töchtern nach Hainau. Am Sarge der armen Hildegund, die bewußtlos wie ſie gelebt hatte, auch geſtorben war, erneuerte Emerenz ihren Vorſatz bei ihrem Vater zu bleiben und mit Gottes Gnade und ihrer Liebe gegen den Geiſt zu kämpfen, der ihn beherrſchte. Jetzt wußte ſie, was ſie wollte, und das gab ihr Ruhe.

„Wie kurz iſt das Leben,“ ſagte ſie zu Graziane.

„Aber wie lang iſt ein Jahr, wenn ſich täglich das Leiden — und immer dasſelbe! — fühlbar macht. Glaubſt Du, daß ein Galeerenſklave, der an einen verbrecheriſchen Gefährten gekettet iſt, das Leben kurz findet?“ entgegnete Graziane.

„Glaubſt Du, daß ich es kurz finde, daß mir der Tag nicht lang erſcheint, wenn ich vom natürlichen Standpunkt aus umherſchaue? . . . Blicke höher hinauf, Graziane; dann offenbart ſich Dir ein himmliſches Licht, welches Dir den goldenen Faden zeigt, der durch alle Trübſal unſeres Lebens läuft und in der Hand Gottes Anfang und Ende hat.“

„Ein goldener Faden in meiner unſeligen Ehe!“ rief Graziane mit Bitterkeit.

„Gewiß! Die Erziehung Deines Sohnes iſt ganz in Deine Hand gelegt. Gibt es eine ſchönere Aufgabe?“

„Und wenn er ein zweiter Ignaz wird!“ rief Graziane.

„Erziehe ihn anders, als ſein armer Vater erzogen iſt und Du darfſt auf einen andern Erfolg hoffen,“ erwiderte Emerenz ernſt; „wir alle ſind ja leider ohne Gottesfurcht erzogen. Vielleicht kommt über uns alle ſchweres Kreuz, damit wir uns durch dasſelbe zu Gott hinführen laſſen. Denn das ſteht feſt, Graziane: Die Welt und die Zeit und das Leben mit allen Ereigniſſen außer uns und mit allen Erfahrungen und Ergebniſſen in uns, hat für uns alle ohne Ausnahme nur jenen Zweck — und je früher wir das erkennen und unſer Leben nach dieſer Erkenntnis einrichten — deſto ſicherer gelangen wir zu dem Ziel, das jeder Menſch, auch wenn er es kaum ſich ſelbſt und viel weniger anderen eingeſteht — erſehnt: zu einer ſeligen Ewigkeit.“

„Darum ſagt Papa ſo häufig bei ſchmerzlichen Vorfällen per aspera ad astra,“ entgegnete Graziane nachdenkend.

„Ja! in ſeiner Auffaſſung ſind ihm die Geſtirne Symbol eines himmliſchen Friedens, den die Erde nicht geben kann. O laß uns beten, Graziane, daß er den alten chriſtlichen Spruch verſtehen lerne: Via crucis via lucis.“

„Ach, Emerenz!“ rief Graziane in Tränen, „ich verſtehe ihn ja nicht einmal für mich.“

„O, Du verſtehſt ihn!“ verſetzte Emerenz tröſtend und zärtlich; „nur die Anwendung auf Dich und auf Deine Wege wird Dir ſchwer . . . und ſo, Graziane, geht es uns allen.“

„Ich will Dir geſtehen, was ich im Sinn hatte, Emerenz. Ich wollte Papa ſolange beſchwören, um meine Niederlaſſung in Hainau, bis er ſie mir geſtattet hätte. Vielleicht gehört es aber zu meiner Via crucis in Grafenturm zu bleiben. Was ſagſt Du?"

„Mir ſcheint Du betrittſt die Via lucis," erwiderte Emerenz gerührt.

Veldegg verweilte mit ſeinen Töchtern vierzehn Tage in Hainau und Walldorf. Bei ſeiner Heimkehr in die Reſidenz fand er einen Brief von Graf Olinsky vor, der Abſchied nahm und den Grund ſeiner Abreiſe andeutete.

„Olinsky iſt fort," ſagte er zu Emerenz, „und Du bleibſt bei mir?"

„Bis in den Tod," verſetzte ſie ruhig.

Nach Hildegund's Tode erbten ihre Töchter ihr bedeutendes Vermögen. Dadurch wurde Emerenz, die von Hellmuth nur ein geringes Vermögen erbte, eine wohlhabende Frau, eine gute Partie, und im Lauf des Winters wurden ihr verſchiedene Heiratsvorſchläge gemacht, doch keiner, der ſie auch nur einen Augenblick in Schwankung verſetzt hätte, denn ihr Herz blieb ungerührt. Der Frühling führte ſie nach Deggenrain zurück, und ihr erſter Weg ging zum Pfarrer.

„Es iſt nichts mit der Verlobung, hochwürdiger Herr!" rief ſie ſcherzend bei der erſten Begrüßung.

„Vielleicht ein anderes Mal, liebe Frau Gräfin," entgegnete er freundlich wie immer.

„Aber Herr Pfarrer, warum haben Sie gar

nichts anderes mit mir im Sinn, als mich zu verheiraten!“ ſagte ſie ungeduldig.

„Weil das der gewöhnliche Lauf der Dinge iſt.“

„Ja, in gewöhnlichen Verhältniſſen. Die meinen ſind es nicht . . . und Sie wiſſen es.“

„Ihre Auffaſſung, liebe Frau Gräfin, iſt ungewöhnlicher als Ihre Verhältniſſe. In unſeren Tagen iſt es nichts ſeltenes, daß ein ungläubiger Vater eine gläubige Tochter habe. Daß aber dieſe Tochter bei ſiebenundzwanzig Jahren und mit allem ausgeſtattet, was die Welt bewundert und beneidet, kein anderes Ziel vor Augen hat, als das Seelenheil ihres Vaters, ganz ſich ihm widmet, ganz für ihn lebt, ganz jedes Erdenglück zum Opfer bringt, um ihn vielleicht mit Gott zu verſöhnen — das iſt ſelten genug, um mich zweifelhaft zu machen, ob Sie das durchführen werden.“

Eine weniger energiſche Seele hätte durch ſolche Bemerkungen entmutigt werden können, Emerenz wurde nur demütig.

„Wer bittet, der empfängt. Ich werde um die Gnade bitten, beharrlich zu ſein — warum ſollte ich ſie nicht empfangen?“

„Sie dürfen nicht wähnen, den lieben Gott dadurch zu zwingen, Ihren Herrn Vater zu bekehren. Seine Ratſchlüſſe ſind unergründlich. Wir kämpfen für ſein Reich . . . der Sieg, wie wir ihn wünſchen, iſt ungewiß, denn eine Bekehrung iſt eine gewaltige Sache. Das wird uns klar, wenn wir an die Rieſenkämpfe eines heiligen Auguſtinus, vor und nach ſeiner Bekehrung denken.“

„Ja, ich denke aber auch an die heilige Monika,“ entgegnete Emerenz; „was Gott einer Mutter gewährte, kann er auch einer Tochter gewähren, und möge er gewähren oder nicht — ich will ſeine Sache führen ſo gut ich kann, und für einen ſolchen Kampf iſt es der Mühe wert zu leben.“

„Das iſt wahr, liebe Frau Gräfin, Sie waren ſchon als Kind kriegeriſcher Natur und bereit für Ihr Vaterland zu ſterben.“

„Alſo um wie viel mehr für die himmliſche Heimat! . . . Sie ſehen, hochwürdiger Herr, Natur und Gnade ſtimmen zuſammen, um mir meinen Platz anzuweiſen . . . und Sie werden mir beiſtehen, damit ich ihn behaupte.“

Das verſprach er, und als Emerenz fortging, ſah er ihr durch das Gärtchen nach und ſprach für ſich: Es iſt doch ſchön, daß es fort und fort Seelen gibt, die mit der heiligen Thereſia ſagen: Solo Dios basta. — —

Die Auserwählte.

Erſtes Kapitel.

Graziane, die immer von Gefühlen beherrſcht wurde, hatte am Sarge ihrer Mutter und durch Emerenz einen Eindruck bekommen, der ihr einen andern Weg zeigte, als jenen, den ſie bis jetzt eingeſchlagen hatte. In ihrer Kindheit unter Miß Mac Allan's Leitung, hatte ſie eine gewiſſe Neigung zur Frömmigkeit gehabt. Aber die Frömmigkeit hat zwei Seiten, die äußere und die innere. Jene entſprach Grazianens Richtung, ſich in Gefühlen zu ergehen: ſie betete recht gern, ſie beſuchte recht andächtig den Gottesdienſt, ſie hörte recht gern von Gott ſprechen und pflückte mit Eifer Blumen, um den Altar zu ſchmücken oder einen Kranz für ein Muttergottesbild zu winden. Weiter ging ſie nicht, und ſo machte dieſe Frömmigkeit auch ſehr bald ſchwärmeriſchen Phantaſien Platz, welche ſie Ideale nannte und auf die Liebe, auf die Ehe, auf Ignaz anwendete. Als dieſe Träumereien wie Nebel zerfloſſen und ihren Gefühlen nicht mehr die gewünſchte Nahrung boten, verfiel ſie in matte Ernüchterung und Schlaffheit — bis eben jetzt eine neue Erſchütterung ſie aufrüttelte und ſie vor dem Prüfſtein der inneren Frömmigkeit ſtellte: Pflichterfüllung aus Liebe zu Gott. Sie nahm ihre ganze Kraft zuſammen, zeigte nach der Rückkehr von Hainau ihrem Mann den Tod, ihrer Mutter an und hieß ihn willkommen. Er kam und ſie ſuchte freundlich ihn zu behandeln, während auch er ſich Mühe gab, auf die Intereſſen der Familie und des häuslichen Lebens einzugehen. Es war jedoch immer ſo, als befinde er ſich im Traum, unfähig zu kräftiger, einfacher Lebensäußerung. Er langweilte ſich über alle Maßen, und infolge dieſer Langweil ſagte er eines Tages zu ſeiner Mutter:

„Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre alt und erkenne mit Schmerz, daß ich bisher mein Leben und meine Zeit vergeudet habe — hauptſächlich deshalb, weil ich ganz untätig war. Ich will mich jetzt den Geſchäften des großen Hauſes widmen, das meinem Vater und meinem Großvater ſeinen Glanz verdankt — und um dieſen Glanz zu erhöhen, will ich es auf den Mittelpunkt alles Glanzes verſetzen, nach Paris.“

Eugenia war außerordentlich verſtimmt. Ihre Freundin Gräfin Melanie hatte vertraulich geſagt:

„Geſtehe es nur, liebſte Eugenia, jetzt wird

„Wie muß ich denn ſein um Dir zu gefallen?“ fragte er weniger ſtürmiſch.

„Sie wiſſen wol, daß Sie mir nie gefallen haben, noch gefallen werden.“

„Grundfalſch wie das Eine iſt wird auch das Andere ſein, meine Clelia,“ ſprach er lächelnd, und fuhr dann fort mir von ſeiner Liebe zu erzählen. Ich hörte nicht hin. Ich dachte an Gundaccar, und ob ich verrathen und er treulos ſei — dann wollt' ich ſterben — wo nicht, wollte ich zu ihm fliehen. Dazu brauchte man Geld. Aber ich hatte ja Geld!

„Achatz! rief ich plötzlich, wo iſt denn mein Vermögen geblieben?“

„Wo es immer war, liebe Clelia; mein Bruder hat mir die darauf bezüglichen Papiere übergeben und ich kann ſie Dir vorlegen.“

„Gleich!“ rief ich ungeduldig.

„Ja, in Landeck,“ ſprach er verwundert.

„O herrlich, in Landeck wollen wir bleiben!“ rief ich. Ich wußte daß man von Landeck über den Finſtermünzpaß nach Italien gehen konnte.

Achatz war unſäglich erſtaunt, hatte, als wir gegen Mitternacht dort anlangten, gar keine Luſt die Papiere hervorzuſuchen; that es aber weil ich darauf der Fall eintreten, dem die Welt ſeit zwanzig Jahren entgegenſieht.“

„Ich verſtehe Dich nicht, Melanie,“ verſetzte Eugenia trocken, denn ſie verſtand ſehr gut.

„Verſtelle Dich wie Du willſt. Wir wiſſen alle ganz gut, daß durch den Tod der armen Hildegund Veldegg frei geworden iſt, ſeine Hand derjenigen zu bieten, mit welcher er ſeit langen Jahren durch gegenſeitige herzliche Zuneigung verbunden iſt. Glaube mir, Liebſte, man iſt allgemein davon überzeugt und man findet es ſehr rührend, daß der Abend Eures Lebens Euch vereinigen wird. Sei alſo nicht verſchwiegen in einer Sache, welche in der Geſellſchaft ein öffentliches Geheimnis iſt.“

„Beſte Melanie, dieſer kleine Roman iſt ein Phantaſiegebilde. Sei ſo gut, in dieſer Sache nur mir Glauben zu ſchenken,“ entgegnete Eugenia ſo trocken, daß Melanie ſogleich zur richtigen Einſicht kam und mit dem ſcharfen Blick, den für ſolche Dinge die große Welt gibt, erkannte, daß Veldegg an keine Vermählung denke, daß jedoch Eugenia an eine ſolche gedacht habe und getäuſcht ſei. So war es auch. Ob Veldegg zu gewinnen geweſen wäre, wenn Emerenz Graf Olinsky geheiratet hätte — dieſe Frage beantwortete Eugenia unbedenklich mit Ja. Jetzt ſah die ganze Welt, welche die inneren Verhältniſſe nicht kannte, ihrer Verbindung entgegen und — vergebens! denn Emerenz ging nicht nach Volhynien! Das Fehlſchlagen ihrer Abſicht kränkte Eugenia empfindlich und der Gedanke, daß man ſich in der Welt darüber luſtig machen werde, erbitterte ſie. So war ſie keineswegs in roſiger Laune, als Ignaz in der Reſidenz erſchien. Sein überraſchender Einfall empörte ſie. Sie liebte den Reichtum und das bequeme geordnete Leben, das er gewährt; ſie liebte das Anſehen, das ein altes gediegenes Haus genießt; von ihrem ſechzehnten Jahre an genoß ſie dieſen Reichtum, kam ihr dies Anſehen zugut; und jetzt, in ihrem Alter, wollte ihr Sohn beides auf's Spiel ſetzen! — Von dem Augenblick an, da das Treiben ihres Sohnes weltkundig wurde, hatte ſie ihn aufgegeben. Für ſie, die alles nach dem Maßſtab ihrer Eigenliebe und Eitelkeit maß, war dieſer mißratene Sohn weit mehr eine Demütigung als ein Schmerz, und wenn ſie es ſich auch nicht eingeſtand, ſo wäre ſeine Auswanderung nach Amerika oder Auſtralien ihr vielleicht nicht unwillkommen geweſen. Nach ihrer Art gab ſie ihm mit großer Zurückhaltung zur Antwort:

„Hätteſt Du doch in Deiner Jugend dieſen Plan gemacht, lieber Ignaz, ſo hätte das Haus ohne Zweifel zu einem eminenten Glanz ſich erſchwungen; denn Du hätteſt Dich ausgebildet, um deſſen Leitung zu übernehmen. Leider geſchah es nicht. Jetzt biſt Du der Geſchäfte ganz unkundig und die allgemeine Weltlage iſt derart, daß ſie freilich alle ſchwindelhaften Spekulationen, doch keineswegs große ehrenhafte Geſchäfte begünſtigt. Jedermann iſt zufrieden wenigſtens auf einem Fuß ſicher zu ſtehen und ſucht für den zweiten ein ſicheres Plätzchen, denn Krieg, Revolution, Umſturz, Sozialismus, Nihilismus und weiß der Himmel, welche Schreckniſſe bedrohen den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge.“

„Ich wünſche mir Tätigkeit und Beſchäftigung, beſte Mama, und finde es in der Ordnung, ſie in den gegebenen Verhältniſſen zu ſuchen.“

„Sehr richtig, lieber Sohn, deshalb laſſe Dich zuvor in den Geſchäftsgang einweihen.“

„Es iſt mir peinlich eben hier dieſen Weg zu betreten.“

„Das begreife ich! . . . er iſt jedoch ungefährlich, weil Du hier erprobte und verſtändige Ratgeber findeſt. Übrigens iſt dies eine Angelegenheit, die gründlich erwogen, bedachtſam vorbereitet und im günſtigſten Augenblick ausgeführt ſein will. Beſprich alſo die Sache mit kundigen Männern. Ich habe Dir nur meine perſönliche Anſicht mitgeteilt. Du weißt, von den Kombinationen des eigentlichen Geſchäfts verſtehe ich nicht das mindeſte.“

Soviel verſtand aber Eugenia ſehr gut, daß Ignaz viel leichter ſein Vermögen ruinieren, als in Flor zu bringen wiſſe, und ſie war feſt entſchloſſen, ſich nicht um das Ihre durch ſeine

Verkehrtheit bringen zu laſſen. Sie berief den Geſchäftsführer des Hauſes zu ſich, teilte ihm die Abſicht ihres Sohnes mit und ſetzte hinzu:

„Die Ausführung iſt höchſt zweifelhaft. Ich aber will für alle Fälle mein Vermögen ſichern, weniger für mich als für meinen Enkel. Und deshalb will ich es aus dem Geſchäft herausziehen und hypothekariſch ſicher belegen. Grafenturm gehört mir ohnehin und iſt auf meinen Namen gekauft. Sollte dann ein Unglück eintreten, ſo iſt wenigſtens dieſer Teil des Ganzen gerettet.“

Der Geſchäftsführer ſchlug entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammen bei dem Gedanken, daß ſich der Herr Baron direkt in den Gang der Geſchäfte miſchen wolle. Dann müſſe er zurücktreten und die Frau Baronin handele höchſt weiſe, ihr Vermögen in Sicherheit zu ſtellen. Ohnehin kenne die Verſchwendung des Herrn Barons keine Grenzen und ſeine Verluſte im Spiel überſtiegen alle Begriffe. Zum Glück ſei der ganze Plan leichter ausgeſprochen als durchgeführt.

Eugenia teilte dieſe Anſicht, beſtand jedoch auf ihrem Vorhaben, ihr Vermögen von dem ihres Sohnes zu trennen und für ſich und für ihren Enkel in Sicherheit zu bringen.

Graziane war die einzige in der Familie, die vollkommen auf den Plan ihres Mannes einging. Nach ihrer Art ſich kopfüber in eine Richtung zu werfen, die dem aufgeregten Gefühl entſprach, wollte ſie ihre frühere Schroffheit vergeſſen machen, indem ſie alles gut hieß, was ihr die Beſſerung ihres Mannes zu verbürgen ſchien.

„Er hat ſich in Paris mit einem vortrefflichen Mann befreundet,“ ſagte Graziane ihrem Vater, „mit einem Grafen Richecourt, der im Begriff iſt, ſich mit der Tochter eines ungeheuer reichen Mannes in Bordeaux zu verheiraten. Deren Mitgabe von zehn bis zwölf Millionen will er zur Gründung eines großen Bankhauſes in Paris verwenden — und da der Name Erting wohlbekannt iſt, hat er meinem Mann vorgeſchlagen, ſich mit ihm zu aſſoziieren. Ignaz iſt entſchieden; er will ſich mit dieſem Freunde verbinden und ſich ganz und gar den Geſchäften widmen. Ich begrüße dieſen Entſchluß als das Morgenrot beſſerer Tage umſo ſicherer, als Ignaz verlangt, ich möge ihn begleiten und mich nie wieder von ihm trennen.“

„Das wäre allerdings ein gutes Zeichen,“ verſetzte Veldegg, „wenn er ſeine guten Vorſätze hier ausführen wollte. Er iſt der Geſchäfte unkundig und gefährlichen Verſuchungen leicht zugänglich. Für ſolche Leute iſt Paris kein günſtiger Boden. Suche ihn zu bewegen bei uns zu bleiben.“

„Unmöglich, Papa! Nachgiebigkeit iſt meine Pflicht!“ rief Graziane abbrechend.

Veldegg kam eines Tages von ſeinem Morgenbeſuch bei Eugenia zurück und trat ganz aufgeregt bei Emerenz ein.

„Beſtes Kind,“ ſagte er, „ich muß Dir geſtehen, daß wir — Eugenia und ich — nicht mit der Richtung zufrieden ſind, in welche Du Deine Schweſter gebracht haſt. Sie iſt ohne Zweifel ſehr fromm, denn ſie geht täglich in die Meſſe, ſie betet ſtundenlang, ſie läßt hier eine Kerze brennen und dort Blumen aufſtellen; — aber ſie iſt unvernünftig geblieben wie ſie war — jedoch im andern Extrem. Nachdem ſie jahrelang nichts im Sinn hatte, als Trennung von Ignaz, geht ſie jetzt mit vollen Segeln und unter dem Vorwand, Unterwürfigkeit ſei ihre Pflicht, auf ſein unſinniges Projekt ein . . . . und Du biſt es, die Graziane fanatiſiert.“

„Ich habe verſucht, Graziane aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung zu reißen, indem ich ſie auf ein Leben im Glauben hinwies — nämlich auf opferwillige Pflichterfüllung und Selbſtverleugnung, lieber Papa. Das Gebet iſt uns höchſt notwendig, um dieſe Tugenden zu üben. Wenn Graziane das übertreibt, und wenn ſie ſich ohne Überlegung den Wünſchen ihres Mannes fügt, ſo hängt das leider mit ihrer Eigenart zuſammen: ſie wurde immer von Gefühlen überwältigt, und auch jetzt ſcheint ihre Frömmigkeit eine Sache des Gefühls — nicht aber eine innere Sammlung und Richtung des Willens auf den

Willen Gottes zu ſein .... was niemand mehr bedauert als ich; denn ich fürchte ſehr, daß ihre Frömmigkeit ſo wenig von Dauer ſein wird, wie einſt ihre Schwärmerei für Ignaz.“

„Es iſt entſetzlich, welche Szene ſie ihrer Schwiegermutter macht, weil dieſe gegen das Pariſer Projekt ſich ausſpricht — was jeder Vernünftige, der es mit Ignaz gut meint, tun muß. Und es iſt höchſt widerwärtig, daß ſie dabei ſtets den Willen Gottes im Munde führt. Beruft man ſich auf höhere Erkenntnis, ſo handele man demgemäß. Wir alle wünſchen, daß Ignaz hier bleibe, wenn er es mit ſeiner Beſſerung ernſt meint; und anſtatt ſich mit uns, den Erfahrenen zu verbinden, folgt ſie kopflos ihrem Mann und behauptet, Gott wolle es und Gott werde ſie nicht verlaſſen und ähnliche Redensarten.“

Emerenz ſuchte ihren Vater zu beruhigen und Graziane umzuſtimmen. Jenes gelang ihr unvollkommen, weil Eugenia ihn immer wieder aufregte; dieſes gar nicht. Graziane ſagte:

„Ich verſtehe Dich nicht! Du haſt früher behauptet, mein Platz ſei bei Ignaz .... und jetzt, da ich ihn einnehmen will, behaupteſt Du das Gegenteil.“

„Durchaus nicht! Bleibe bei Ignaz ... beſtimme ihn aber, dem Rat der Sachverſtändigen zu folgen und hier zu bleiben.“

„Ignaz iſt kein Kind, das man am Gängelband führt,“ ſagte Graziane verletzt. „Er hält es für zweckmäßig und dem Glanz des Hauſes ſehr förderlich, nach Paris zu überſiedeln, wo wir uns häuslich niederlaſſen und einrichten wollen. Er findet auch, daß es für mich ganz notwendig ſei, endlich einmal aus der Vormundſchaft ſeiner guten Mama herauszutreten und ſelbſtändig ein Haus zu führen, was — wie die Verhältniſſe nun einmal hier ſind — unmöglich durchzuſetzen wäre. Dies alles hat er gründlich erwogen und ſtatt ihm Vertrauen zu zeigen, da er doch augenſcheinlich einen guten Weg betritt, kränkt Ihr alle ihn und mich durch unberechtigten Widerſpruch. Was wir wollen iſt gut . . . folglich iſt es der Wille Gottes.“

Die Niederlaſſung in Paris war unabänderlich beſchloſſen.

„Liebe Emerenz, wie traurig iſt es, daß unſere gute Graziane durch die Frömmigkeit ſo eigenſinnig und ſelbſtgefällig geworden iſt,“ ſagte Eugenia im bedauernden Ton.

„Die Sache verhält ſich etwas anders,“ erwiderte Emerenz ruhig; „Graziane hat ſich mit ein wenig Eigenſinn in ihre Anſicht vertieft und iſt nicht fromm genug, um ſich einer beſſeren zu unterwerfen. Mangel an wahrer Frömmigkeit iſt ihr Fehler.“

Konnte Eugenia nichts gegen Emerenz einwenden, ſo blieb ſie doch Veldegg gegenüber bei jener Behauptung. Der Gedanke war ihr unerträglich, Emerenz könne zwiſchen ihr und Veldegg eine geiſtige Kluft ziehen, wie ſie bereits eine äußere Schranke zwiſchen ihnen geſetzt hatte und ſie ſah in Emerenz eine Widerſacherin, welche ſie zu bekämpfen habe, um nicht ihr einziges Glück zu verlieren: ihre Seelenharmonie — wie ſie es nannte — mit Veldegg. Er ſeinerſeits fand Eugenia teils wegen ihres Sohnes, teils wegen Grazianens unkindlichem Benehmen ſo unausſprechlich zu beklagen, daß er ſie mit der zarteſten Aufmerkſamkeit und liebreichſten Schonung ihrer Schwächen behandelte und durch Rückſicht auf ihre eiferſüchtige Laune nicht ſelten Emerenz wehe tat, die aber ſtets in gleichmäßiger Liebe und Sanftmut verblieb, obſchon ihr Herz tief die Zurückſetzung empfand, die ſie zuweilen wegen Eugenia hinnehmen mußte. Wollte Unwille oder Verzagtheit ſie übermannen, ſo ging ſie zu dem Mann ihres Vertrauens, bei dem ſie ſich ohne Rückhalt ausſprechen durfte, und der unzerſtörbare Gleichmut des Pfarres verſetzte ſie wieder in ihr gefährdetes Gleichgewicht.

„Es heißt,“ ſagte ſie ihm einmal, „daß die Schiffer in heftigen Stürmen Öl auf die Wellen gießen und daß die tobenden Fluten ſich beſänftigen und den Lauf des Schiffes nicht länger hemmen; ſo iſt's, wenn ich mit Ihnen geſprochen habe. Die See geht noch gewaltig hoch, aber das Schiff ſetzt wenigſtens die mühſame Fahrt fort."

„Und das iſt die Hauptſache, liebe Frau Gräfin."

„Im Grunde iſt es die Hauptſache, daß es ein anderes Schiff, welches es in Schlepptau genommen hat, mit ſich in den Hafen führe."

„Mit nichten, liebe Frau Gräfin, Ihr eigenes Schiff ſollen Sie in den Hafen bringen, das iſt unſere große, unſere eigentliche Aufgabe. Verwenden Sie alle Kräfte darauf, Ihre eigene Seele zu retten. Dieſe Arbeit iſt ſchwer genug und vielleicht wird Ihnen dafür die Gnade zu teil, die Sie erſehnen.

„Es iſt egoiſtiſch, Herr Pfarrer, zuerſt an uns zu denken."

„Dieſer Fall macht eine Ausnahme. Zuerſt und vor allem müſſen wir unſere eigene Seele durcharbeiten und ausbilden; dann erſt kann Gott ſich ihrer als tüchtiges Werkzeug für ſeine Zwecke bedienen — wenn das in ſeinem Plan liegt. Und wenn das nicht, ſo hat ſie genug getan mit ihrer eigenen Heiligung, um zu ihrem ewigen Ziel zu gelangen."

Und ſo machte ſich Emerenz immer wieder an ihr Tagewerk: ſo zu leben, ſo zu ſein, wie es ihrem Vater genehm war. Dazu gehörte weſentlich das, was ihr am wenigſten zuſagte, ein beſtändiger und — wenigſtens äußerlich — freundbeſtand. Er öfnete ſein großes Reiſeportefeuille. Ich ſtand neben ihm.

„Sieh da! mein Dolch!“ rief ich, das wolbekannte Etui darin gewahrend, und ergriff es. Achatz wollte ſich deſſen bemächtigen.

„Fürchten Sie, daß ich ihn gegen Sie brauchen könnte?“ fragte ich ſchneidend.

Er gab ſogleich nach und zeigte mir die Papiere.

„Gut! ſagte ich darauf. Nun nehmen Sie die Hälfte von dieſen Papieren, und ich nehme die andre Hälfte; meine Freiheit iſt nicht zu hoch damit erkauft! und nun reiſen Sie in Gottes Namen nach der Schweiz — und ich .... wohin ich will.“

Er ſah mich mitleidig und zärtlich an. „Was faſelſt Du, Clelia! ich will nicht Dein Geld — Dich will ich, Du biſt mein; begreifſt Du, daß man ein geliebtes Weib für ein Paar Gulden fortgiebt?“

„O, entgegnete ich, Alles was Sie von ſich ſelbſt ſagen iſt mir vollkommen gleichgültig, denn ich liebe Gundaccar, und will zu ihm.“

„Du biſt meine mir angetraute Gattin, auf die ich jedes Recht habe; das ſcheidet Dich von ihm.“

„Es iſt Alles ohne oder gegen meinen Willen geſchehen, während ich kein Mittel zur Flucht oder zu anderweitiger Rettung hatte. Ich bin von Gundaccar geriſſen, aber nicht geſchieden.“

ſchaftlicher Umgang mit Eugenia. Zog ſie ſich ein wenig zurück, ſo ſpürte ſie ſogleich an dem Benehmen ihres Vaters, daß er damit unzufrieden ſei. Es kränkte ihn, teils weil er darin eine Mißbilligung ſeiner Freundſchaft mit Eugenia ſehen wollte, teils weil Eugenia nie die Veranlaſſung vorübergehen ließ, um eine kleine Bemerkung fallen zu laſſen, die ihn verſtimmte.

„Für die liebe Emerenz,“ ſagte ſie lächelnd, „fliegt mein Geiſt nicht hoch genug. Ich begreiſe, daß ſie ſelten mich beſucht und ich beklage es hauptſächlich deshalb, weil Sie ſich behaglicher fühlen, wenn Emerenz nicht zwiſchen uns fehlt.“

War aber Veldegg abgehalten worden, Eugenia zu beſuchen, wenn ſie ihn erwartete, ſo ſagte ſie — aber ſtets lächelnd und zuweilen im ſcherzenden Ton:

„Ja, ja! ich kenne die liebenswürdige Emerenz! . . . ſie liebt ihren Vater ſo zärtlich, daß ſie eine gewiſſe Eiferſucht empfindet und ihn jedem andern Umgang entziehen möchte.“

Dem widerſprach Veldegg freilich; doch er konnte ſich nicht der immer wieder auftauchenden Beſorgnis erwehren, Emerenz ſinne nur auf ſeine Bekehrung. Das war ganz richtig; doch an Überredung oder an Vorſtellungen dachte ſie nicht und kamen zuweilen religiöſe Anſichten oder Glaubenslehren zur Sprache, ſo begnügte ſie ſich, die Prinzipien feſt und klar hinzuſtellen, damit jeder die richtigen Folgerungen ziehen und zum richtigen Schluß gelangen könne.

„Nichts iſt abſtoßender als die Lüge, welche jetzt die Welt beherrſcht!“ rief Veldegg; „das Recht wird krumm gemacht, das Licht wird geſchwärzt, die Wahrheit wird verdreht — es muß anders werden.“

„Hat eine Richtung der Zeit ſich erſchöpft, ſo hört ſie ganz von ſelbſt auf,“ ſagte Eugenia.

„Man kann aber ihr Ende beſchleunigen und eine beſſere Zeit vorbereiten, indem man gegen das ſchlechte und verkehrte reagiert, andere Prinzipien aufſtellt und ſich zu ihnen hält. Dieſe furchtbare Auflehnung gegen rechtmäßige Autorität und dieſe ſklaviſche Unterwerfung unter den Popanz, den man Geſetz nennt, und der weiter nichts iſt als eine Ausgeburt des Haſſes gegen hiſtoriſches, natürliches und perſönliches Recht, verſetzt die Menſchheit in ſolche Barbarei, daß ohne Zweifel tauſende mit uns ſagen: Es muß anders werden.“

„Damit iſt nichts gewonnen, beſter Veldegg!“ ſagte Eugenia.

„Gar nichts!“ ſetzte Emerenz hinzu. „Erkenntnis des Beſſeren, ohne auch den Willen ihm zuzuwenden, entmutigt und erſchlafft.“

„Aber die Erkenntnis fehlt, beſtes Kind.“

„Das bezweifle ich, lieber Vater! Wer mit Aufrichtigkeit ſagt: Es muß beſſer werden — der erkennt in ſeinem innerſten Herzen, daß der Mangel an Gottesfurcht der Krebsſchaden der Zeit iſt — und daß gerade dieſer Mangel nicht durch äußere Ereigniſſe gehoben, daß beſſere Zuſtände nicht von außen in die Maſſe des Volkes gebracht werden können, ſondern daß eine ſolche durchgreifende Umbildung in jedem einzelnen vorgehen und er ſein Scherflein beitragen müſſe, um die Menſchheit auf die Stufe zu heben, der ſie entſunken iſt."

„Das ſind Schwärmereien, gutes Kind, die für unſere realiſtiſche und materialiſtiſche Zeit nicht paſſen."

„Du nennſt es ſo, liebſter Vater," entgegnete Emerenz lächelnd; „ich nenne es Wahrheit, die für jeden von uns paßt."

„Wie ſchwer verſtändigt man ſich über Dinge, die über das Einmaleins hinausgehen," ſagte Eugenia abbrechend.

Veldegg ſchwieg, denn ſein Verſtand neigte ſich der Anſicht ſeiner Tochter zu und er dachte für ſich: Wenn ſich der Wille jedes einzelnen auf Erkenntnis der Wahrheit ehrlich und ohne Rückhalt richtete, ſo wäre die Verſtändigung über die wichtigſten Fragen nicht allzu ſchwer, weil ſie alle denſelben Maßſtab führten und demſelben Licht folgten, und nicht ungern hing er ſolchen und ähnlichen Gedanken nach. Gleichwohl gab er ihnen keinen Ausdruck, keine Folge;

und er, der ſo ängſtlich bemüht war, ſich vor dem Einfluß ſeiner Tochter zu hüten, bemerkte nicht, daß er in der Abhängigkeit von Eugenia's Einfluß ſei. Freilich gab er ſich darüber keine Rechenſchaft. Die Gewohnheit hielt Einſicht und Urteil in Banden. Das iſt ihr Fluch.

Zweites Kapitel.

Gräfin Tengenberg hatte jahrelang einer ungerechtfertigten Abneigung gegen Emerenz Raum gegeben und ihr eine Schuld an dem unſeligen Duell beigemeſſen, welche die Arme, die am ſchwerſten davon betroffen wurde, in keiner Weiſe hatte. Endlich war Gräfin Tengenberg denn doch zu dieſer Einſicht gelangt. Sehr liebevoll ſchrieb ſie an Emerenz, ſprach ihr Verlangen aus, das alte herzliche Verhältnis wieder anzuknüpfen und lud ſie dringend nach Obertengenberg ein. Die Gräfin ſetzte hinzu:

„Wir haben überlegt, Andreas und ich, daß
„ein Wiederſehen für Euch beide die ſchmerzlichſte
„Erinnerung hervorrufen würde und ſo wirſt Du,
„liebſte Emerenz, ihn nicht treffen. Er macht eine
„Badereiſe nach Oſtende.“

Emerenz nahm gern die Einladung an. Erkannte ſie das Zartgefühl des Grafen Andreas in der Einrichtung ſeiner Badereiſe, ſo konnte ſie ſich doch nicht eines ſchmerzlichen Gefühls erwehren, daß gerade zwiſchen ihr und dem Manne, den ſie am höchſten ſchätzte und zu dem ſie mit dem tiefſten Vertrauen ſich hingezogen fühlte, eine ſolche Kluft ſich aufgetan habe. Für alltägliche Freundſchaften hatte ſie keinen Sinn. Sie verlangte höheres. Sie hatte es gefunden; — aber kaum gefunden für immer verloren! — Nirgends für mich ein Troſt, wie das Menſchenherz es begehrt! ſeufzte ſie; Gott allein! — —

Namenloſe Wehmut überfiel ſie, als ſie am Ziel ihrer Reiſe das alte graue Schloß auf dem Felſen am Strom gewahr wurde, und ſie überdachte die ſeltſam verketteten Geſchicke der Menſchen. Einſt hatte Andreas ſie geliebt; einſt hätte ſie ſeine Gattin und als Herrin in dieſes Schloß geführt werden können. Sie betrat es jedoch nur in dem Augenblick, als es die letzte Ruheſtatt eines Gatten wurde, der nicht Andreas war, und ſie hatte von jenem Aufenthalt nur zwei Punkte klar im Gedächtnis behalten: Hellmuth's Sarg und das ſchöne Kruzifix über ihrem Bett. Dieſe waren ſozuſagen zur Signatur ihres Lebens geworden.

Als ihr Wagen in den Hof einfuhr, hielt ein anderer Wagen vor der Tür des Schloſſes, der zur Seite fuhr, um dem ihren Platz zu machen. Sie ſtieg aus und trat über ein paar Stufen in die altertümliche Halle. Da ſtand Andreas mit ſeiner Mutter, von der er Abſchied genommen hatte. Raſch ging er auf Emerenz zu, die ſo bewegt war, daß ſie ſtehen blieb und keines Wortes mächtig ihm ſchweigend die Hand reichte. Er ergriff und drückte ſie mit ſeiner linken, während er Emerenz mit einem Blick in's Auge faßte, als wolle er ihr Bild in ſeine Seele hineinziehen — eilte aus der Halle, ſprang in ſeinen Wagen und fuhr von dannen. Mit einem Strom von Tränen ſank Emerenz in die Arme der Gräfin, die mit alter Zärtlichkeit und einem Gemiſch von Freude und Rührung Emerenz begrüßte.

Dieſe Empfindungen ſteigerten ſich in dem Maß, als ſie mehr und mehr und gleichſam von neuem Emerenz kennen lernte und gewahr wurde, zu welcher innern Klarheit und Kraft ſie ſich entfaltet und welche hohe Auffaſſung vom Leben ſie hatte; und dann ſprach ſie ſeufzend zu ſich ſelbſt: Welche Frau wäre ſie für Andreas! . . . Warum mußte die verhängnisvolle Kugel juſt aus ſeiner Hand kommen. — Emerenz fühlte ſich ungemein wohltuend durch das ſtille Leben der Gräfin angeſprochen. Vielleicht würde die Einförmigkeit ihr auf die Dauer nicht zugeſagt haben. Jetzt war es ihr eine Erquickung, aus der Unruhe von Deggenrain und Grafenturm, wo jeder etwas anderes wollte, in dieſe friedliche Einſamkeit verſetzt zu ſein. Sie bewohnte wieder das grüne Zimmer mit dem kleinen Erker, dem großen

Alkoven und dem ſchönen Kruzifix. Alles was ſie umgab, die Einrichtung, die täglichen Gewohnheiten — alles war einfach. Von Paris, von großen Geſchäften, von Schwindeleien, von Toiletten, von Berechnung des Budgets für Ignaz und Graziane war keine Rede. Sie lebte wie auf einem andern Planeten und dachte erſt dann an ihre Heimreiſe, als die Ankunft des Grafen Andreas nahe bevorſtand. Zuweilen wurde ſie von dem heißen Wunſch befallen, ihn zu erwarten, ihn zu ſprechen, ein Wort ihm zu ſagen, ein Wort von ihm zu hören. Gräfin Tengenberg bat dringend darum. Doch Emerenz dachte für ſich: Wozu ſoll das führen? ... es würde mich einen Augenblick beglücken und dann die Entbehrung deſto ſchmerzlicher ſein. Weshalb mir das Herz noch ſchwerer machen ... vielleicht auch ihm! ... Nein! ... wir ſind uns begegnet wie zwei abgeſchiedene Seelen ... und dabei ſoll es bleiben! — — Allein der Gedanke, dies ſei vielleicht die letzte Begegnung geweſen — Andreas, der ſo bleich, ſo abgehärmt, ſo erſchöpft ausſehe, könne einem frühzeitigen Tode verfallen, erpreßte ihr heiße Tränen, und als ſie endlich am Vorabend ſeiner Rückkehr Obertengenberg verließ, ſprach ſie für ſich: So hat denn auch dieſe Freude ihren Schmerz.

In Deggenrain fand ſie die ganze Unruhe der Welt vor. Harald Sternfels war gekommen und vertraute Beldegg an, ſeine Abſicht ſei, ſich um Emerenz zu bewerben. Durch den Tod ſeines Vaters in eine Lage verſetzt, welche dieſen Schritt begünſtige, wage er zu hoffen, daß Emerenz ihren älteſten und treueſten Verehrer erhören werde.

Veldegg erwiderte, Emerenz werde ſich ſchwer entſchließen, ihren Vater zu verlaſſen, der alt und kränklich werde und der durch Grazianens Überſiedelung nach Paris ganz vereinſamt ſein würde.

Harald verſicherte hingegen, im Sommer werde ſein Haus ſtets das ſeines Schwiegervaters ſein, der Winter vereinige ſie in der Reſidenz — und er werde in allen Dingen ſich beſtreben, dem Beiſpiel zu folgen, das Emerenz gebe und ein guter Sohn ſein.

Veldegg wurde umſomehr für den Plan gewonnen, als Eugenia lebhaft darauf einging und mit Spannung ſahen alle drei Perſonen der Entſcheidung der Hauptperſon entgegen. Doch Emerenz lehnte ab.

„Ich habe nicht mehr den Mut, die ſchweren Pflichten der Ehe zu übernehmen,“ ſagte ſie zu Harald — und ihrem Vater:

„Ich habe Harald recht gern, er iſt ein guter Menſch, ein treues Herz. Allein er gehört zu den Männern, die ſich gern im Glanz ihrer Frauen ſonnen. Ich habe allerhand Gaben, welche die Welt bewundert, das iſt eine Gefahr für mich; denn ich teile das allgemeine Los der Sterblichen und finde Gefallen an Bewunderung. Würde dieſe Eitelkeit durch meinen Gatten genährt, ſo könnte das ſchlimme Folgen für mich haben. Der Gatte, dem ich mich und mein Glück für Zeit und Ewigkeit anvertrauen könnte, müßte einen andern Charakter als der gute Harald haben."

„Hoffſt Du ihn zu finden?" fragte Veldegg.

„O nein," verſetzte ſie ernſt; „ich weiß, daß ich ihn nicht finde. Olinsky gegenüber ſchwankte ich zwiſchen Ja und Nein — und das Nein trug den Sieg davon. Jetzt ſpüre ich nicht die mindeſte Schwankung, weil mir die Vorſtellung widerſteht, Harald's Gattin zu werden. Es iſt der Wille Gottes und ich habe ihn reiflich überlegt, daß ich unvermählt und — wenn Du es geſtatteſt — bei Dir bleibe."

„Welch Opfer bringſt Du mir, mein geliebtes Kind!"

„O," rief ſie und umarmte ihn zärtlich, „welch Opfer haſt Du gebracht, als Du während langer, langer Jahre nur für Deine Kinder lebteſt. Ich bin die einzige, die es Dir einigermaßen vergelten kann — alſo gönne es mir."

Harald war außer ſich und verſicherte, Emerenz werde ſich beſinnen und er laſſe ſich nicht ſo ſchnell entmutigen. In drei oder ſechs oder zwölf Monaten werde er wieder erſcheinen und ſo fort, bis Emerenz, ſeiner Zudringlichkeit müde, ihn erhöre. Emerenz lächelte dazu und ſagte:

„Er hat mit Dir geſpielt und Dich verlaſſen wie ein Knabe — ſtatt zu handeln wie ein Mann, ſcheidet auch das Dich nicht?“

„Das wol!“ ſprach ich dumpf. Sobald Gundaccars Verſchwinden als Treuloſigkeit vor meine Seele trat, war ich geknickt.

„Begreife doch die Verhältniſſe, fuhr Achatz fort. Es geſchieht ja tauſendmal in der Welt, daß ein junges Mädchen ſich einer phantaſtiſchen Neigung für einen Mann hingiebt, dem ſie ihrerſeits recht wol gefällt, der auch manche Zeichen einer tieferen Liebe für ſie an den Tag legt, und der doch im entſcheidenden Augenblick ſich furchtſam oder ſchwach zurückzieht, weil ihm Muth und Ausdauer fehlen um Zorn und Zwieſpalt mit ſeiner Familie zu ertragen. Gundaccar betet ſeine Mutter an; ſie hat ihm die Tochter ihres Bruders beſtimmt: er wird nicht den Gedanken ertragen haben ihr bei dieſer hochwichtigen Angelegenheit dauernd Trotz zu bieten, und ſie hat ſeine Aufregung, ſeine Haltungsloſigkeit benutzt um ihn von dem Ort zu entfernen, der ihm und ſeiner Zukunft ſo gefährlich war: ſie ſelbſt iſt mit ihm nach Mähren zu ihrem Bruder gereist. Glaubſt Du daß er gleichſam unter ihren Augen und vor ihrem Angeſicht ihr trotzen wird?“

„Alſo mit ſeiner Mutter iſt er fort! rief ich in

„Das iſt ein Harald'ſcher Einfall. Die Grundlage der Zudringlichkeit ſcheint mir für das Glück der Ehe nicht ſicher genug.“

„Ich weiß Beiſpiele anzuführen, die für mich ſprechen,“ verſicherte Harald.

„Das kann möglich ſein bei einer jungen unerfahrenen — oder auch bei einer koketten Perſon,“ ſagte Emerenz; „ich aber bin weder das eine noch das andere.“

Harald reiſte ab, indem er Veldegg und Eugenia beſchwor, ſeine Fürſprecher zu ſein, denn er werde wieder kommen.

Veldegg hätte ſich nie dazu herbei gelaſſen, wenn nicht Eugenia auf Harald's Seite geweſen wäre. Ihr war alles willkommen, wodurch Veldegg und Emerenz möglichſt getrennt würden, und ſo brachte ſie es dahin, daß Veldegg, nachdem er ein paar Tage ſehr verſtimmt war, endlich zu Emerenz ſagte:

„Ich habe mir lange im ſtillen die Sache mit Harald überlegt, liebes Kind, und ich bin zu der Anſicht gelangt, es ſei vielleicht geraten, ſeinen Antrag anzunehmen.“

„Vor vier Wochen dachteſt Du anders, beſter Vater,“ entgegnete Emerenz ruhig; „darf ich fragen, was Dich umgeſtimmt hat?“

„Ich will es Dir aufrichtig ſagen, obſchon ich fürchte Dir weh zu tun — wenn es auch nur leeres Geſchwätz iſt, was man ſagt.“

„Und was ſagt man?"

„Nach jenem unſeligen Duell gab es Stimmen, welche übelwollend oder ſchlecht unterrichtet waren und die Anſicht ausſprachen, infolge der heftigen Leidenſchaft, die Graf Andreas für Dich empfinde, ſei Hellmuth's Eiferſucht ausgebrochen und habe zu jenem tragiſchen Ende geführt. Jetzt, ſeit Deinem Beſuch bei Gräfin Tengenberg, ſind wiederum Leute da, welche behaupten, es habe ſeine Richtigkeit mit der Leidenſchaft des Grafen Andreas, Du erwiderteſt ſeine Neigung, Ihr hättet Euch jetzt verſtändigt und dächtet an eine Vermählung. Ich bin überzeugt, daß ein ſolcher Mangel an Sinn für das Schickliche und an Zartgefühl meiner Emerenz ganz und gar unähnlich iſt; allein das widerliche Gerede verdrießt mich und es würde ſogleich verſtummen, wenn Du unſern guten Harald beglücken wollteſt."

„Es wird verſtummen, liebſter Vater, vielleicht nicht ſogleich, doch gewiß über's Jahr, wenn ich Graf Andreas nicht heirate und ruhig bei Dir bleibe. Um den Leuten den Mund zu ſchließen, möchte ich doch nicht eine unwillkommene Ehe eingehen."

„Es kränkt mich über alle Maßen, Deinen Ruf gefährdet zu ſehen."

„Sei ruhig, liebſter Vater! nicht von einigen böſen Zungen, ſondern von unſerm ganzen Weſen und Benehmen hängt unſer Ruf ab — und ich lade unverzagt zu einem Zeugnis für mich — Harald ſelbſt ein.“

Ihr gelaſſenes Benehmen dämpfte Veldegg's Unmut, und er gab ſich zufrieden, daß Emerenz bei ihrer Ablehnung blieb. Für ſie aber, für ihren offenen ehrlichen Charakter war der andauernde geheime Krieg, den Eugenia gegen ſie führte, eine furchtbare Qual. Welche Überwindung es ſie koſtete, welchen Kampf mit ſich ſelbſt ſie zu beſtehen hatte, mit welcher ungeheuern Anſtrengung ſie ſich gegen die Empörung ihrer Natur zuſammen nehmen mußte, in welchem Aufſchrei unter einer beſtändigen Folterung ihrer Eigentümlichkeit ſie zuweilen ausbrach: das hörte kein Ohr und ſah kein Auge, als das des guten ſtillen Pfarrers. Bevor er ſich überzeugt hatte, daß ſie imſtande ſei, auf dem eingeſchlagenen Wege auszuharren, machte er ihr Schwierigkeiten. Doch nachdem er ihrer Beharrlichkeit inne wurde, ſuchte er ſie kräftig zu unterſtützen und ihr Mut zu machen in dem heißeſten Kampf, den der Menſch führen kann, in dem Kampf gegen die Neigung, die Richtung, die Befähigung ſeiner Natur.

Dies energiſche Herz, immer niedergedrückt, immer in Feſſeln gelegt, rächte ſich phyſiſch für die moraliſche Qual, und der Arzt empfahl ihr die größte Stille und Ruhe.

„Wäre es nicht zweckmäßig,“ ſagte Eugenia mit größter Teilnahme zu Veldegg, „daß ſich Emerenz ſelbſtändig in Hainau niederließe?“

„Weshalb denn das?“ verſetzte er befremdet.

„Sie hätte dort mehr Spielraum für ihre Tätigkeit. Sie äußerte kürzlich, der ſchöne Garten ſei ganz verwildert, die Einrichtung des Hauſes ſei höchſt mangelhaft. Sie könnte dort organiſieren und ein wenig nach ihrem Sinne regieren — wie der Menſch das nun einmal gern hat.“

„Sie kann bei mir organiſieren was — und regieren wie ſie will,“ verſetzte er unmutig.

„Beſter Veldegg, in Ihrem unvergleichlichen Hauſe fällt das weg. Da gleitet alles auf Schienen dahin. Sie wiſſen wie junge Leute ſind. Das Chaos gefällt ihnen, wenn ſie es lichten dürfen; ſie haben Freude am Schaffen.“

„Hat Emerenz in dieſem Sinn mit Ihnen geſprochen?“

„Durchaus nicht. Ich erlaube mir nur, Sie auf eine Maßregel aufmerkſam zu machen, die zweckmäßig ſein dürfte.“

Veldegg überdachte den Vorſchlag, fand, daß Emerenz etwas leidend ausſehe, ſprach mit dem Arzt, der ſelbſtverſtändlich ſagte, ſchaden könne es nicht und fragte ſchließlich Emerenz, ob eine ſelbſtſtändige Niederlaſſung in Hainau ihr genehm ſei. Er ſei in dieſem Fall bereit, die Hand dazu zu bieten. Emerenz entgegnete höchſt verwundert:

„Was ſollte ich dort anfangen, beſter Vater!

ich ganz allein! Das wäre eine klägliche Exiſtenz; . . . ich bin nicht für eine ſolche Einſamkeit geſchaffen und habe daher auch kein Verlangen nach ihr.“

Veldegg ließ die Sache ſogleich fallen, Emerenz wußte aber, daß Eugenia ſie angeregt habe, weil ſie fort und fort darauf ſann, Vater und Tochter zu trennen. Doch je älter der Vater wurde, deſto feſter ſtand der Entſchluß der Tochter, ihn nicht zu verlaſſen.

Da trat ein Ereignis ein, das ihr wie ein zweiſchneidiges Schwert durch die Seele ging. Veldegg erkrankte lebensgefährlich. Der Pfarrer beſuchte ihn, wie der gute Geiſtliche die Kranken ſeiner Gemeinde zu beſuchen pflegt und Veldegg empfing ihn freundlich. Doch als der Pfarrer den eigentlichen Zweck ſeines Beſuches zur Sprache bringen wollte, ſagte Veldegg gelaſſen, er werde zu ſterben wiſſen; der Tod erſchrecke ihn nicht und der Pfarrer möge ſo gut ſein, ihn nicht in ſeinem Frieden zu beunruhigen. Tiefbetrübt mußte ſich der Pfarrer entfernen. In der folgenden Nacht erwartete der Arzt die Kriſis. Emerenz durchwachte ſie teils mit dem Kranken beſchäftigt, teils im Gebet, teils in einem ſo namenloſen Schmerz, daß ſie ihrer Gedanken nicht mächtig war. Der Pfarrer hielt ſich in der Nähe des Krankenzimmers auf, betend, immer hoffend auf einen Sonnenblick der Gnade — der nicht kam Emerenz ging zuweilen zum Pfarrer und wechſelte einige Worte mit ihm.

„Beten und hoffen,“ wiederholte er ſtets.

„Ich bin zu jedem Opfer bereit,“ ſagte ſie händeringend, „wenn nur ſeine Seele gerettet wird.“

„Auch zu dem Opfer ſeines Lebens, liebe Frau Gräfin?“

„Es wäre mir eine Wonne mit ihm zu leben, wenn er ein gläubiger Chriſt würde. Müßte er aber zeitlich ſterben um ewig zu leben, ſo nehme ich den Tauſch an.“

„Und Ihr eigenes Leben . . . würden Sie es opfern um dieſen Preis?“

„Mit Freuden!“ rief ſie.

„Das Sterben iſt bitter und ſchwer, liebe Frau Gräfin; Sie ſehen, wie furchtbar der Herr Baron leidet.“

„Mit Freuden!“ wiederholte Emerenz.

Es kam anders. Veldegg überſtand die Kriſis.

„Er iſt gerettet und mein Herz kann nicht frohlocken!“ Mit dieſen Worten trat Emerenz in in das Zimmer, wo ſich der Pfarrer aufhielt und ſank erſchöpft in einen Seſſel.

„Im Gegenteil, liebe Frau Gräfin, danken Sie Gott und hoffen Sie. Denn der barmherzige Gott läßt vielleicht Ihrem Herrn Vater nur deshalb das Leben, damit er ſich allendlich doch bekehre.“

„Haben Sie Hoffnung?“ fragte Emerenz mutlos.

„Sind Sie kleingläubig, liebe Frau Gräſin?“ fragte er ſanft.

Als die Gefahr drohend wurde, war Graziane gekommen; ſie allein. Niemand fragte, weshalb Ignaz ſie nicht begleite. Um deſto mehr ſtaunte Emerenz zu vernehmen, was Graziane ihr ohne die geringſte Aufforderung mitteilte und dadurch beſtätigte, was ihre Briefe beſagten.

„Wir leben in ſchönſter Eintracht, Ignaz und ich. Wir haben eine reizende Wohnung, ſchöne Pferde, gute Geſellſchaft, Zutritt zu den eleganteſten und beſten Salons, und es fällt uns nicht ein, Paris jemals zu verlaſſen. Ich bin in einem großartigen Wohltätigkeitsverein. Mit vielen Damen aus der erſten Geſellſchaft helfe ich Lotterien für die Armen arrangieren und Bazars organiſieren. Wir haben enorm zu tun, denn in Paris iſt alles rieſig — auch das Elend. Haarſträubende Szenen der Armut und Not könnte ich Dir erzählen. In unſeren Vereinsſitzungen kommt das alles zur Sprache. Es war eine Eingebung des Himmels, daß wir uns in Paris niederließen.“

„Und was treibt Dein Mann?“ fragte Emerenz. „Aus ſeinem Plan, ſein Bankhaus nach Paris zu verpflanzen, iſt nichts geworden; das wiſſen wir längſt. Er war aber im vorigen

Sommer ſo begeiſtert für Tätigkeit, daß er ſich doch ſehr empfindlich getäuſcht fühlen muß.“

„Die Vermählung des Grafen Richecourt mit der Erbin von zwölf Millionen iſt wegen der großen Jugend der Braut aufgeſchoben. In zwei Jahren etwa wird ſie ſtattfinden, und ſind dann die Konjunkturen ſo, wie die Herren es wünſchen, werden ſie ohne Zweifel ihren Plan ausführen. Um Geſchäftsſachen bekümmere ich mich nicht.“

„Das begreife ich . . . indeſſen doch um die Beſchäftigungen Deines Mannes, nicht wahr? Was treibt er in Paris?“

„Was er treibt? beſte Emerenz, er unterhält ſich. Paris iſt ſo beſchaffen, daß man ſich bei jedem Schritt und Tritt unterhält. Er geht umher, er ſchaut dies an und das an, er ſpricht mit dieſem und mit jenem . . . und ſo erfährt er immer etwas neues mehr und minder unterhaltendes. Dann lieſt er . . . ſehr viel lieſt er, weilet im Bois de Boulogne, geht in's Schauſpiel . . . und ſo verſtreichen ſeine Tage höchſt ruhig und angenehm, ganz wie die meinen, nur in anderer Weiſe.“

Emerenz mußte ſich begnügen, dieſe Lobeserhebungen zu hören, denn auf alle Fragen bezüglich eines ernſten oder eines innern Lebens ging Graziane entweder gar nicht ein oder beantwortete ſie mit Wohltätigkeitsverein, mit Bazar und Lotterie für die Armen. Es war klar, daß ſie in jeder

Beziehung in Äußerlichkeit ſich ausgegoſſen hatte; folglich war Emerenz ſehr wenig beruhigt über Ignaz. Einige Tage nach der glücklichen Kriſis reiſte Graziane wieder ab, um nicht Ignaz und den kleinen Emerich allzulange allein zu laſſen. Sie hatte ihre Schwiegermutter, die täglich nach Deggenrain kam, nur flüchtig geſprochen, ihr aber die Verſicherung gegeben, daß ſowohl ſie wie Ignaz ſich der größten Sparſamkeit befleißigten — eine Verſicherung, von der Eugenia genau das Gegenteil für wahr hielt. Grazianens Erſcheinung hatte auf niemand einen guten Eindruck gemacht.

„Welch ein ſchmerzlicher Gegenſatz und wie muß er Dich betrüben!“ ſagte Eugenia mit ihrer ſanfteſten Stimme zu Emerenz; „fromm wie eine kleine Heilige haſt Du vor einem Jahr Deine Schweſter entlaſſen und ach! wie frivol finden wir ſie wieder.“

Emerenz gab weiter nichts zur Antwort als: „Arme Graziane.“ Sie ließ ſich auf keine Diskuſſion mit Eugenia ein; aber ſie wußte, dieſe werde nicht ermangeln, denſelben Ton gegen Veldegg anzuſchlagen, um ihm wieder und immer wieder das oberflächliche und bedeutungsloſe der Frömmigkeit und überhaupt des poſitiven Chriſtentums vor Augen zu führen. Dieſe ewigen Nadelſtiche auf die zarteſte und wundeſte Seele ihres Herzens, verbunden mit der geſteigerten Sorge um ihren Vater, über deſſen Zuſtand die Ärzte ſich dahin ausgeſprochen hatten, daß ein neuer Anfall ebenſo wahrſcheinlich wie gefährlich ſei — dazu ihre inneren Kämpfe; das alles wirkte zu gewaltig auf ihre ganze Organiſation, um nicht an ihrer Geſundheit zu nagen. Doch ſie beachtete nicht den Rat des alten Hausarztes, eine Brunnenkur zu gebrauchen.

Veldegg erholte ſich allmählig und wurde wieder nach dem Badeort geſchickt, den er ſchon mehrmals mit Erfolg beſuchte. Der Hausarzt kam darauf zurück, Emerenz möge während der Zeit das Bad beſuchen, das er ihr angeraten hatte.

„Können Sie mir garantieren, daß mein Vater keinen Anfall ſeines Leidens haben wird, ſolange er die Kur gebraucht?“ verſetzte Emerenz.

„Das iſt unmöglich!“ rief er.

„Nun, Herr Doktor, dann können Sie mir ebenfalls unmöglich zumuten, daß ich ihn verlaſſe.“

„Ein Telegramm würde Sie ja ſogleich rufen“ . . . —

„Und ich würde in Erwartung dieſes Telegramms in beſtändiger Spannung ſchweben und nicht die ſorgloſe Ruhe genießen, die zum Erfolg einer Badekur gehört. Laſſen wir das. Der Sommer iſt noch lang.“

ausbrechender Verzweiflung; o dann iſt er wirklich für mich verloren! er ehrt und liebt ſie — er wird nicht ungehorſam, nicht undankbar ſein wollen.“

„Verloren iſt er ohnehin für Dich ſeitdem Du meine Frau biſt,“ ergänzte Achatz und wollte mich in ſeine Arme ſchließen.

Ich wich kalt zurück, behielt immer meinen Dolch in der Hand und ſagte entſchieden:

„Wolan, Baron Thannau, ſo ſei es denn: Gundaccar iſt für mich verloren! aber daß ich deshalb an Sie verloren gehen ſoll, das ſehe ich nicht ein. Geſetzt ich wäre von einem ſchroffen Felſen in einen Abgrund gefallen, läge am Boden, bewußtlos, halb blöd- und halb wahnſinnig, ohne Urtheil, ohne Willen, ohne Einſicht, ohne Kraft, und würde in dieſem Zuſtand der Betäubung, von allen Seiten geſchmäht und liſtig umgarnt, mit einem Mann verbunden, der meinen Sturz benutzt um durch meine Dumpfheit zu ſiegen — ſollte ich mich dadurch für gefeſſelt halten? iſt der Fieberkranke zurechnungsfähig? muthet man ihm eine Handlung an zu der volles Bewußtſein gehört? Wer das thut iſt barbariſch und unſinnig. Nun ich! ich war nicht von einem Felſen, ſondern aus dem Himmel der Liebe und der Hofnung herabgeſtürzt; ich war fieberkrank an Leib und Seele; ich ſollte meinen daß die

„Wir ſind bereits Mitte Auguſt und Ihr Herr Vater hat mindeſtens vier Wochen nötig. Dann iſt es aber für Sie zu ſpät."

„So wollen wir den nächſten Sommer abwarten," ſagte Emerenz freundlich und entſchieden.

Drittes Kapitel.

Der Sommer verging und auch der Winter ganz in den alten Verhältniſſen und im längſt gewohnten Geleiſe. Da trat ein ganz unerwartetes Ereignis ein. Graziane ſchrieb, ihr Mann ſei von einer Geiſteskrankheit befallen. Man möge jedoch nicht allzu beſorgt ſein. Man habe ihn einem Spezialarzt für dieſe Fälle übergeben und ihn in deſſen Klinik gebracht; es ſei Hoffnung auf Geneſung vorhanden. Sie brauche aber höchſt nötig Geld; denn ſie wiſſe es ſich nicht zu verſchaffen, da Ignaz ganz beſinnungslos ſei.

Dieſe Nachricht verſetzte alle in die heftigſte Unruhe. Der Geſchäftsführer wies nach, daß ſich Ignaz fort und fort ganz enorme Summen habe ſchicken laſſen — wie war es möglich, daß Graziane mittellos ſei! Veldegg erklärte ſogleich, er werde nach Paris gehen und Emerenz, ſie werde ihn begleiten. Eugenia erklärte aber:

„Meinen unglücklichen Sohn ſollte ich im Irrenhaus ſehen! . . . Nein! . . . macht was Ihr wollt — ich gehe nicht mit . . . . Solchen Schreckniſſen ſind die Kräfte einer Mutter nicht gewachſen.“

Man begriff das und Veldegg ſagte:

„Ich aber muß meinem armen, verlaſſenen Kinde im fremden Lande zu Hilfe kommen, denn die Arme iſt ja nach allen Seiten hin ratlos . . . eine Frau von vierundzwanzig Jahren mit einem ſechsjährigen Knaben . . . kann man ſich etwas hilfsbedürftigeres vorſtellen!!“ —

Er ging mit Emerenz nach Paris, nachdem er Grazianen ſeine Ankunft gemeldet hatte. Er fand ſie troſtlos. — — —

Da Ignaz vor zwei Jahren ſtets von ſeinem Verlangen nach Beſchäftigung geſprochen hatte, ohne aber mit dem praktiſchen Geſchäftsgang ſich zu befaſſen, ſo wähnte Graziane, die keine Ahnung von den Kenntniſſen hatte, welche ein ſolches Geſchäft erfordert, er werde ſich in Paris den ernſteſten Studien widmen und mit Eifer einen gründlichen Kurſus der Staatswiſſenſchaften, des Finanzweſens, der Volkswirtſchaft durchmachen. Sie ermunterte ihn dringend, dies ja nicht zu verſäumen, da in Paris ohne Zweifel für alle Zweige des menſchlichen Wiſſens Lehrſtühle eröffnet wären.

„Dann kannſt Du vielleicht einmal Finanzminiſter werden,“ ſetzte ſie hinzu, um ſeinen Ehrgeiz anzuſpornen; „was wäre das für ein Triumph und welche großartige Laufbahn würde ſich für Emerich eröffnen.“

Damit wäre Ignaz ganz zufrieden geweſen — aber Überwindung, aber fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, aber geiſtige Anſtrengung, um zu verſtehen, zu begreifen, feſtzuhalten, was dieſe abſtrakten Gegenſtände darboten und entwickelten, — wie hätte ſeinem trägen, ungeübten Geiſt dieſe mühſame Arbeit gelingen können! Es war ſchon beſſer, ſie gar nicht zu beginnen — umſo weniger, als er denn doch ſoviel Geſchäftskunde hatte, um einzuſehen, daß er ſein Haus durch Theorien nicht fördern werde, weil ihm die Praxis fehle und er denn doch zu alt und zu hochgeſtellt ſei, um ſich in die Lehrjahre zu verſetzen.

So kamen ſie vor zwei Jahren nach Paris, wo Graziane in einer für ſie ganz neuen Freude ſchwelgte: ſie richtete ihr Haus ein. Ignaz ließ ihr durchaus freie Hand, ſowohl was den Geſchmack als was die Kaſſe betraf — und da Graziane, obſchon ſieben Jahre vermählt, nur bei ihrer Schwiegermutter oder in Gaſthöfen gelebt hatte, ſo ſchien es ihr entzückend, ein eigenes Haus zu haben. Von dem Wert der Dinge, ſowie von dem, was die Einrichtung eines Hauſes und eine Haushaltung koſte, auch von dem Vermögen ihres Mannes hatte ſie keinen Begriff. Sie gab Unſummen aus und wähnte, ihre Einrichtung auf's billigſte gemacht zu haben, weil die Kaufleute und Lieferanten hoch und teuer verſicherten, wegen der Ehre, ſie zu bedienen, ließen ſie ihr alles um den halben Preis. Derjenige, der ſie in dieſem Punkt hätte aufklären können, wurde bald entfernt. Graziane ſchrieb ihrer Schweſter:

„Ich hoffe, liebe Emerenz, Du gehſt auf meinen Wunſch ein, und wir geben die Stelle eines Haushofmeiſters in Hainau — da die alte Caſtellanin geſtorben iſt — dem vortrefflichen Bergmann. Er wird dort ganz an ſeinem Platz ſein und mit größter Ordnung, Treue und Pünktlichkeit quaſi unumſchränkt regieren. Dieſe Art von Regierung liebt er dermaßen, daß er mir gegenüber fortwährend Hofmeiſtergelüſte an den Tag legt, die für ihn ebenſo unpaſſend, als für mich läſtig ſind ꝛc. ꝛc."

Emerenz antwortete, Graziane möge ſich doch ernſtlich beſinnen, ob es vernünftig ſei, einen erprobten treuen Diener von Ignaz zu entfernen. Ihr ſei ſelbſtverſtändlich Bergmann als Haushofmeiſter in Hainau ſehr willkommen.

Er wurde es denn auch ſehr bald. Bevor er ſeinen Poſten antrat, ſtellte er ſich Emerenz vor und erwiderte auf ihre Frage mit Tränen im Auge:

„Die Frau Baronin meint es ſehr gut,

iſt aber gar unerfahren und will alles nach ihrem Sinn haben und der Herr Baron läßt ſie gewähren. Er hat noch immer in der Hauptſache ſeine gute Zeit — Gottlob! Doch das kann ſich ändern, wie man die Hand umdreht . . . und je länger die Pauſe war, deſto ſchlimmer und ſchlimmer wird jeder neue Anfall."

Indeſſen waren Grazianens Briefe ſo, daß Emerenz ſich für den Augenblick beruhigen durfte. Ignaz ging mit Graziane in die Welt der hohen Finanz und ſie lebten ganz und gar im Ton, im Kreiſe und auf dem Fuß der guten Geſellſchaft. Das alles erzählte und beſchrieb Graziane mit großer Ausführlichkeit. Anfangs hatte ſie ihre andächtigen Gewohnheiten beibehalten; doch nicht allzu lange. Die Zeit verſtrich ſo ſchnell — es gab ſoviel zu tun — es war ſo entſetzlich unbequem, daß es um zwei oder drei Uhr keine Meſſe gab: in dieſem Fall hätte man ſie mit der allgemeinen Ausfahrt in Verbindung bringen können. Man ſchlief aber bis 10 Uhr, wohl noch länger. Wie war es möglich, eine halbe Stunde für die Meſſe zu finden! Über dieſen Punkt beobachtete Graziane tiefes Stillſchweigen gegen ihre Schweſter. Sie ſprach für ſich: Die Hauptſache iſt ja, daß Ignaz durch unſere gute Ehe gebeſſert werde.

Ignaz hatte ſeinen Freund, den Grafen Richecourt, ſogleich Grazianen vorgeſtellt. Sie fand ihn mäßig angenehm und es machte ihr keinen guten Eindruck, daß der großartige Plan, für den er Ignaz gewonnen hatte, vor der Hand aufgegeben werden mußte.

Graf Leonie de Richecourt war ein Sohn aus guter Familie, hatte sehr angeſehene Verwandte und war wohlgelitten in der Geſellſchaft, deren Ton und Manieren er beſaß. Er war aber beſeſſen von der allgemein graſſierenden Krankheit, reich zu werden ohne zu arbeiten und in möglichſter Geſchwindigkeit. Eine reiche Heirat führte am ſchnellſten zum Ziel . . . Seine Eltern waren es herzlich müde, fort und fort ſeine Schulden zu bezahlen und hatten ihm erklärt, er müſſe fortan auf eigenen Füßen ſtehen und ſie würden ihn gern in dieſem Streben unterſtützen — nur nicht durch Geldmittel. Durch allerhand Kombinationen und Protektionen gelang es ihm, eine Bewerbung anzuſpinnen bei der Tochter eines ungeheuer reichen Weinhändlers in Bordeaux, die überdies durch ihre verſtorbene Mutter ein immenſes Vermögen beſaß, welches ihr an ihrem Hochzeitstag zu übergeben war. Graf Richecourt bekam die Antwort, das Fräulein ſpiele noch mit Puppen; in drei Jahren dürfe er ſeine Werbung wieder vorbringen. Er zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolg und verkündigte mit der größten Keckheit ſeine heimliche Verlobung. Ignaz, den er in einem eleganten

Spielſaal kennen lernte, oder vielmehr der Name Erting ſchien ihm eine gewiſſe Garantie für ſeine hochfliegenden Pläne zu bieten und da er ein ganz unerſchöpfliches Redetalent und die Gabe beſaß, die roſige Seite einer Sache in tauſend Facetten ſo lange ſpielen zu laſſen, bis ſein Zuhörer ganz geblendet war vom Übermaß des Roſenrots: ſo hatte er bei dem ſchlaffen Ignaz, der eben damals in ſeiner beſten Stimmung war und jemand zur Hand zu haben wünſchte, der ihn hielt, trieb und drängte, gewonnenes Spiel. Richecourt war kein böſer Menſch und hatte keine ſchlechten Abſichten bei dieſem Verfahren. Er war nur ſo unerhört oberflächlich und leichtſinnig, daß er dasjenige für wahr und richtig hielt, was ſich ihm als zweckdienlich vorſpiegelte. Als Ignaz nach Paris überſiedelte, um nach ſeiner Meinung den erſten Schritt zu einer grandioſen Unternehmung zu tun, erklärte Richecourt vorderhand die eine Hälfte des Verhältniſſes, nämlich an eine Vermählung ſei erſt in einigen Jahren zu denken und folglich auch dann erſt an Dispoſition über das Vermögen. Auf den trägen Ignaz machte das wenig Eindruck; Graziane aber fand ein ſolches Verfahren unzuläſſig und verhehlte es nicht weder ihrem Mann noch dem Grafen Richecourt. Der erſtere erwiderte, bei großartigen Unternehmungen müſſe man ſich Zeit laſſen und der andere wunderte ſich ungemein, daß dieſe junge

Frau ſo entſchieden eine abweichende Meinung äußere. Unter gewiſſen Umſtänden könnte das ſehr unbequem werden, beſonders wenn ſie auf ihren Mann Einfluß hätte. Er gab ſich alle Mühe, ihr eine beſſere Meinung vom Grafen Leonie de Richecourt beizubringen, der im höchſten Grade niedergeſchlagen und gedemütigt ſich fühle, daß er ihr Mißtrauen durch einen Fall geweckt habe, der ihn ohnehin höchſt ſchmerzlich berühre, weil er eine lebhafte Zuneigung für ſeine jugendliche Braut fühle und keineswegs auf die Laune des Vaters vorbereitet geweſen ſei. Mit unglaublicher Redefertigkeit entwickelte er ſeinen Kummer und durchflocht ihn mit ſoviel Huldigung für Graziane und brachte ſolange die Sache immer wieder und wieder zu Sprache, bis er ſie halb überredet und halb betäubt hatte, er ſei der vortreffliche Menſch, für den er ſich ſelbſt hielt. Hatte er ja die allerbeſten Abſichten! wollte er ja weiter gar nichts, als ſich verheiraten und durch großartige Spekulation das Glück ſeiner Familie begründen! waren ja doch Abſicht und Handlung ſo moraliſch wie möglich! fielen kleine Unregelmäßigkeiten vor, ſo waren ſie nun einmal im engſten Zuſammenhang mit allgemein menſchlicher Unvollkommenheit.

Graziane war bald dermaßen beſchäftigt, daß ſie nicht Zeit fand, ſich ihres Mannes Mangel an Beſchäftigung zu Herzen zu nehmen.

Ihr Haus, ihr Sohn, ihre geſelligen Verbindungen, ihre geſellſchaftlichen Pflichten, ihre Wohltätigkeitsvereine und was damit zuſammenhing, alles nahm ihre Zeit dermaßen in Anſpruch, daß ſie ſich wenig um ihren Mann bekümmern konnte. So fiel er nach und nach ohne äußern Sporn wie ohne innern Trieb ſich ſelbſt überlaſſen dem Nichtstun anheim, langweilte ſich entſetzlich, fühlte das Bedürfnis der Anregung und ſuchte ſie dort, wo er gewohnt war, ſie zu finden. Nur brauchte ſeine erſchöpfte Organiſation immer ſtärkere Mittel zur Anregung und er griff zu Spirituoſen die am meiſten Alkohol enthielten. So konnte er durch eine geringere Doſis und in kürzerer Zeit ſich in Berauſchung verſetzen. Seine Nerven wurden dadurch ſo abgeſtumpft, daß die Nüchternheit ihm unerträglich war und daß er immer häufiger zu dem Mittel greifen mußte, welches ihn vorübergehend aus ſeinem erbärmlichen Zuſtand befreite, jedoch ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte untergrub. Die geringe Quantität der Spirituoſen machte es möglich, ſich deren Genuß zu verſchaffen ohne ſein Haus, ſein Zimmer zu verlaſſen. Sein Kammerdiener verſorgte ihn mit dem nötigen und bewachte ſeine Tür. Auf dieſe Weiſe fand der öffentliche Skandal der früheren Zeit nicht ſtatt und es blieb auch für Graziane eine Zeit lang verborgen. Als es zur Enthüllung kam, wie es eigentlich

Menſchen Erbarmen hätten haben müſſen; — ſie hatten es nicht! ſie handelten wie Barbaren gegen mich! — Aber Ihr Alle Ihr kennt nicht Clelia Conti! Sie, Baron Thannau, werden ſie kennen lernen. Ich wiederhole Ihnen: nehmen Sie die Hälfte meines Vermögens, geben Sie mir die andre Hälfte.... ich will in meine Heimat, ich will nach Verona ins Kloſter! ich liebe Gundaccar, ich gehöre ihm an wenn ich ihn auch nie wiederſehen ſollte. Dies heißt genugſam, hoffe ich, daß Sie mir fremd ſind und ewig fremd bleiben werden. Darum laſſen Sie mich gehen.“

Geiſterbleich mit verſchränkten Armen ſtand Achatz vor mir. Als ich eine Bewegung machte das Zimmer zu verlaſſen, warf er ſich mir zu Füßen, umſchlang meine Knie und rief in heftigſter Aufregung:

„Ich laſſe Dich nicht! nein, nimmermehr!“

„Stehen Sie auf! ſprach ich gelaſſen; ſehen Sie genau dieſen Dolch an: ich ſcherze nicht wenn ich ſage, daß Sie mich veranlaſſen könnten ihn in meine Bruſt zu ſtoßen, denn Sie begreifen doch wol, daß das Leben mir eine Laſt iſt.“

„So iſt es jezt, ſprach er ruhiger, allein es wird anders werden! meine Liebe, meine grenzenloſe Ergebenheit“ ....“—

mit Ignaz ſtehe, war in Graziane eine traurige Veränderung vorgegangen. Die Beſſerung ihres Mannes war ihr zum zweiten Mal mißglückt und ſo fand ſie es geraten, ihn ſeiner elenden Leidenſchaft zu überlaſſen und ihren eigenen Weg zu gehen — einen Weg, auf welchem ſie ſich durch Graf Richecourt begleiten ließ. Seiner Ausdauer, ſich um ihr Vertrauen zu bewerben, war es gelungen, daß Graziane ihn für den ergebenſten Freund hielt und als ihr Kummer wegen Ignaz zu Tage kam, Richecourts Einfluß in Anſpruch zu nehmen. Sie teilte ihm ihre Angſt in der Gegenwart, ihre Sorge für die Zukunft bezüglich ihres Mannes, ihres Sohnes mit. Er verſuchte Vorſtellungen und Bitten bei Ignaz anzuwenden und in nüchternen Augenblicken verſprach ihm Ignaz alles, was verlangt wurde. Trat aber die Verſuchung ihm wieder entgegen, ſo umſtrickte ſie wie eine Schlange Gedächtnis und Phantaſie, Vernunft und Willen — immer enger und immer feſter zog ſie ihre Ringel — und ſchließlich brach Ignaz unter ihrer Wucht zuſammen und vergaß, was er mit Hand und Mund gelobt hatte. So ſank er immer tiefer und wurde allmählich ein Gegenſtand des Widerwillens und der Verachtung für ſeine Frau, deren letzter Reſt von Teilnahme ſich darauf beſchränkte, ſeinen Zuſtand vor der Welt, vor ihrem Sohn und vor ihrer Familie zu verbergen. Ihr Herz wendete ſich demjenigen zu, der ihr im Anfang dieſer Schreckenszeit als Freund und Vertrauter zur Seite ſtand und den ſie tauſendmal um Vergebung bat, daß ſie ihn einſt oberflächlich und leichtſinnig genannt hatte. Allmählich gewöhnte ſie ſich an ihre Lage. Ignaz hatte keinen Platz in ihrem Leben — nur in ihrem Hauſe, in ſeinem Zimmer, das er ſelten verließ — und Graziane lebte fort wie ſonſt, in der Geſellſchaft und wie ſie es beſchrieben hatte, als die Krankheit ihres Vaters ſie in die Heimat rief. Nur über Graf Richecourt beobachtete ſie tiefes Schweigen und die Ihren fanden es in der Ordnung, daß der mißglückte Plan ſeine Freundſchaft mit Ignaz zerſtört habe und hatten kein Intereſſe ſich nach ihm zu erkundigen.

Der beklagenswerte Einfluß, den Graf Richecourt auf Graziane hatte, äußerte ſich auch dadurch, daß ſie ſich gewinnen ließ für ſeine Liebhaberei, an der Börſe zu ſpekulieren. Frauen lieben eine gewiſſe erregende Spannung. Er beſchrieb ihr dieſe ſo reizend, die Erwartung ſo anziehend, ob man etwa für eine geringe Summe morgen oder übermorgen eine halbe Million in der Hand haben werde, daß Graziane mit der Neugier einer Evastochter vor Begier brannte, dieſe Spannung zu genießen. Sie händigte ihm eine Geldſumme ein, die nach ihren Begriffen ſehr gering war und trug ihm auf, Papiere zu kaufen, mit denen ſie, nach einer ſpannenden Friſt, eine halbe Million gewinnen könne. Richecourt war entzückt, in die Reihe der Spekulanten einzutreten. Zu ſpekulieren, zu kombinieren, zu riskieren – das war ihm die Hauptſache, die feſſelnde Erwartung. An Gewinn für Graziane und weit weniger für ſich, dachte er nicht im entfernteſten. Täglich brachte er ihr Berechnungen von tauſend Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche für oder wider ihre Papiere Chancen eröffneten und Graziane ſuchte ſich für Dinge zu fanatiſieren, von denen ſie keine Silbe verſtand, weil ſie ihn begeiſterten.

Leider verſtand aber auch der leichtſinnige Richecourt nichts vom Börſenſpiel und er war nicht wenig betreten, nach einiger Zeit zu erfahren, die Papiere, die ſein Portefeuille füllten, wären beträchtlich entwertet und er müſſe eilen, ſie zu verkaufen. Er tat es ſchleunigſt, aber mit ungeheurem Verluſt — und ſiehe da! nach drei Tagen ſtiegen dieſelben Papiere zu ſchwindelnder Höhe und die leichtgläubigen Verkäufer waren geprellt.

Entrüſtet und gedemütigt offenbarte Graf Richecourt Grazianen ſein Mißgeſchick und daß von der Summe, welche ſie ihm anvertraut habe, ungefähr die Hälfte durch jene ränkevolle Manipulation geſchwunden ſei. Sie tröſtete ihn auf's beſte und bat ihn, die Spekulation damit fortzuſetzen. Er tat es mit dem größten Eifer, kam in den Beſitz von Aktien, von Loſen, von Papieren aller Art — nur nicht in den Beſitz von Geld — ſondern von enormen Schulden, die ſich gehäuft hatten — er wußte nicht wie. Einmal hatte er ſich freilich das unſchuldige Vergnügen gemacht, eine bedeutende Summe zu borgen, damit Graziane den Spaß habe, eines glänzenden Gewinnes ſich zu erfreuen. Es war ſeine Abſicht, das Geld am andern Tage dem Wucherer zurückzuſtellen; doch Graziane beſtand darauf, daß er das Glück verfolge. Er verlor das Geld und geriet in einen finanziellen Wirrwar, aus welchem ſo wenig Rettung für ihn war, wie für den Schiffer, deſſen Nachen in einen Strudel geraten iſt; er rudert und rudert mit größter Anſtrengung; er bewegt auch den Nachen; doch nur im Kreiſe. Und immer enger wird der Kreis, je mehr der Nachen ſich dem Mittelpunkt des Strudels nähert. Endlich läßt der Schiffer die müden Arme ſinken, ſtarrt in den ſichern Untergang und ſchießt plötzlich mit ſeinem Nachen in die Tiefe. Die ſtrudelnden Wellen ſpielen noch eine Zeit lang mit dem Manne und ſeinem Fahrzeug — aber Rettung iſt unmöglich. So ungefähr, doch noch nicht auf der letzten Stufe, ſtand es mit ihm.

Da brach bei Ignaz das Delirium tremens aus und man brachte ihn zu einem Arzt, der in einer Privatanſtalt Geiſteskranke behandelte.

Graf Richecourt glaubte, in dieſem Augenblick der Beſtürzung und Verwirrung werde ſein Geſtändnis geringeren Eindruck machen. Er warf ſich Grazianen zu Füßen und bekannte ſich ſchuldig, mit maßloſem Unglück ſpekuliert zu haben — und zwar in ihrem Namen — wie ſie das gewünſcht habe. Er wage kaum die Ziffer der angehäuften Schuld zu nennen; — es müſſe aber ſein. Graziane beruhigte ihn mit der Verſicherung, ihr Mann ſei außerordentlich reich, ſie ſelbſt habe Vermögen, ſie wolle fortan ſehr eingeſchränkt leben; die Schuld werde ſich nach und nach abtragen laſſen; er möge nur angeben, was zu tun ſei. Natürlich ſagte er: Geld verlangen.

Nun erhielt Graziane die Kunde, ihr Vater und Emerenz würden kommen und das Geld mitbringen. Dies war ſehr wenig nach ihrem Wunſch und durchaus gegen den des Grafen Richecourt. Er war entſchloſſen zu verſchwinden und alle Gläubiger direkt an die Baronin Erting zu weiſen; denn der Vater werde ohne Zweifel mit dieſen Blutſaugern von Juden und Wucherern ſehr leicht fertig werden. Mit dergleichen willkürlichen „ohne Zweifel“ ſetzte er leichtfüßig über die bedenklichſten Fragen hinweg und er ſann nur darüber nach, wie er Graziane auf ſein Verſchwinden und deſſen Notwendigkeit vorbereiten wolle. Ein unerhofftes Glück bot einen vortrefflichen Ausweg.

Man meldete ihm aus Bordeaux, das betreffende Fräulein ſei höchſt eingenommen von ſeiner Photographie und wünſche lebhaft ſeine perſönliche Bekanntſchaft. Entſpreche dieſe ihren Erwartungen und den Forderungen, welche der Vater an den künftigen Eidam ſtelle, ſo werde auf dieſen Beſuch bald die Hochzeit folgen können, da das Fräulein vor kurzem ſechzehn Jahre alt geworden ſei.

Graf Richecourt wußte ſich vor Freude nicht zu faſſen. Er wäre faſt auf die Knie gefallen, um Gott zu danken. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb Graziane einen Brief von acht Seiten. Sieben Seiten füllte er mit den Verſicherungen ſeiner Bewunderung, ſeiner Verehrung, ſeiner Dankbarkeit und mit Klagen über die Grauſamkeit ſeines Schickſals, das ihn von ihr hinwegreiße. Und auf der letzten Seite ſchrieb er, ſein Wort ſei dem jungen Fräulein gegeben; er müſſe es halten, wenn auch mit brechendem Herzen, denn ſein Wahlſpruch ſei: Die Ehre über alles.

Es war ein vortreffliches Schriftſtück, das er nicht ohne Wohlgefallen bezüglich ſeines Stils überlas. Dann ſetzte er ſich auf die Eiſenbahn und fühlte ſich von ſchwerer Laſt befreit, als ihm Paris im Rücken lag. Graziane erhielt am Vormittag ſeinen Brief. Am Abend traf Veldegg mit Emerenz ein.

◆

Viertes Kapitel.

Es war ſehr ſtill im Schloß von Grafenturm. Wenig Dienſtboten. Die großen herrſchaftlichen Zimmer geſchloſſen. Freilich war der Aufenthalt auf dem Lande nicht lockend in jener Jahreszeit, wo Winter und Frühling unter heftigen Kämpfen miteinander um den Sieg ſtreiten. An dieſem Tage war er entſchieden auf ſeiten des Winters. Der Schneeſturm heulte und aus dem grauen Gewölk ſauſten rieſenhafte Flocken ſo maſſenhaft herab, daß ſie das Tageslicht verdunkelten. Im Schloßhof und im Garten herrſchte Grabesſtille und im Schloß ſelbſt gab ſich nur im kleinſten Teil desſelben einiges Leben kund. Der Turm, der einſt das Hauptgebäude geweſen, jetzt aber in ſeiner Altertümlichkeit erhalten und an den Neubau gelehnt war, ſchien bewohnt zu ſein, denn deſſen ſämtliche Fenſter waren weder durch Vorhänge, noch durch Läden geſchloſſen. Dieſe viereckige Steinmaſſe ſah von außen plump aus, war aber zu einer äußerſt behaglichen Wohnung eingerichtet und hatte ſeinen beſondern Eingang. Unmittelbar neben demſelben lag die Wendeltreppe, die zu drei Stockwerken führte. Jedes Stockwerk hatte vier Zimmer.

Im Salon des mittleren Stockes ſaßen zwei Damen mit Handarbeit beſchäftigt. Ein großer altertümlicher Ofen erwärmte gründlich das große Gemach. Ein ſtarker Teppich bedeckte den Fußboden, Portieren von ſchwerem Stoff hingen vor den Türen und Doppelfenſter hielten jeden Luftzug ab. Die ganze Einrichtung war ſo behaglich, daß man ſich recht gemütlich und häuslich zufrieden hätte fühlen müſſen. Da das letztere nicht bei dieſen Damen der Fall war, ſo ſpürten ſie auch nichts von dem erſten — und das war ſehr begreiflich, denn die eine dieſer Damen war Graziane und dieſen Turm mit ſeinen elegant behaglichen Räumen hatte Eugenia für ihren Sohn einrichten laſſen, als er zum erſten Mal mit Frau und Kind nach Grafenturm kam.

In tauſend Erinnerungen an die Wechſelfälle in ihrem jungen Leben verſenkt, ließ Graziane die Handarbeit ruhen und blickte träumeriſch auf den wilden Tanz der Schneeflocken, die der Sturm gegen die Fenſter wirbelte. Sie war immer die intereſſante ernſte Graziane, mit ihren ſchwarzen melancholiſchen Augen.

„Ob es wohl noch einmal Frühling wird" — ſagte ſie halblaut.

„Dem Kalender zufolge in acht Tagen," verſetzte die andere Dame; „allein ich muß bekennen, daß ich dieſe Winterſtürme dem grauen, kühlen, duftigen, nordiſchen Frühling weit vorziehe. Überhaupt liebe ich die Stürme — ſie ſind von großartiger Poeſie."

„Ja, in der Poeſie."

„Nein! auch in der Wirklichkeit! Wie wir hier leben, ſtill, abgeſchieden, in dem alten ganz herrlich eingerichteten Turm, den die Stürme umſauſen, auf dem die Wetterfahne kreiſchend ſich dreht — iſt das nicht eine poetiſche Situation? könnte man ſie nicht gleich zu einer Ballade benutzen? wird man nicht an alte Sagen erinnert von gefangenen Königinnen? . . . oder an die ſchöne, tragiſche Maria Stuart?"

„Ich ſtaune immer von neuem, Feodora, daß Du Dir die Neigung bewahrt haſt, mit Phantaſiegebilden Dich zu unterhalten."

„Wer in der Wirklichkeit ſein Glück, ſeine Freude, ſeinen Genuß nicht findet, erſetzt das alles durch Phantaſiegebilde, ſo wie jemand, der an die kalten und kahlen Wände eines Zimmers, das er nicht verlaſſen darf, ſchöne Gemälde aufhängt."

„Sie ſind tot und ſie bleiben tot, Feodora."

„Aber meine Phantaſie iſt lebendig, indem ich ſie male."

„Deſto nüchterner nimmt ſich die Wirklichkeit gegen ſie aus, und in ihr müſſen wir leben. Was hilft mir der Gedanke, hier zu ſitzen wie eine gefangene nordiſche Königin, wenn ich die unglückliche Graziane bin und bleibe.“

Feodora, als ein Fräulein von dreißig Jahren, hatte ſich der Reſignation in die Arme geworfen und ſich entſchloſſen, die Poeſie höher zu ſchätzen als die Wirklichkeit. Dies war nicht der Fall mit Graziane, der fünfundzwanzigjährigen Frau eines Geiſteskranken, der in ſeinen lichten Augenblicken nichts begehrte als — Alkohol.

Es fanden im verfloſſenen Sommer die traurigſten Auftritte ſtatt, als Veldegg und Emerenz nach Paris und Graziane zu Hilfe eilten. Am wenigſten traurig war es, Ignaz ſicher untergebracht und in zuverläſſiger Behandlung zu finden. Doch der Wirrwar der pekuniären Verhältniſſe, dieſe Schuldenlaſt, dieſe Sorte von Gläubigern und dazwiſchen Graziane ganz zerſchmettert — nicht von dieſen Dingen, ſondern von Schmerz über Richecourt, den ſie nur inſofern nannte, als ſie unumgänglich Auskunft geben mußte über dieſen wahnwitzigen Ankauf und Verkauf von Papieren, die zum Teil ſo wenig Wert hatten wie ein Zeitungsblatt von geſtern; das alles führte zu herzzerreißenden Verwickelungen und Enthüllungen. Es war für Veldegg unmöglich, dieſe Angelegenheit zu entwirren. Er übergab ſie einem geſchickten

„Ich begehre weder dieſe noch jene, unterbrach ich ihn; nur frei ſein will ich, um in ein Kloſter meiner Heimat zu flüchten. Ich will kein Glück, keine Freude, keine Liebe — nur ungeſtörte tiefe Einſamkeit, um den Gedanken zu faſſen, daß Gundaccar mich hat aufgeben können — und um daran zu ſterben oder davon zu leben — wie Gott will!“

War Achatz gerührt, oder hofte er mich zu rühren: genug, er wurde plötzlich ſehr gelaſſen; ſanft und ehrerbietig ſprach er:

„Clelia, wir ſind jezt beide in qualvoller Aufregung! entſcheiden Sie nicht während derſelben über Ihre ganze Zukunft; beſtimmen Sie nur meine Haltung gegen Sie: ich ſchwöre Ihnen das ſoll mir eine unverbrüchliche Richtſchnur ſein! und dann faſſen Sie nach einiger Zeit geſammelt und beſonnen, klar und ruhig einen Entſchluß. Jezt ſind Sie Ihrer ſelbſt nicht mächtig, ſind nervenaufgeregt, herzenswund, ſeelenmüde, faſſungslos. Nicht meinethalben ſondern Ihretwegen beſchwöre ich Sie ſich nicht zu übereilen, keinen Schritt zu thun, der Sie in peinliche Verlegenheiten ſtürzen könnte, nicht an Flucht zu denken. Erwägen Sie die Verhältniſſe und Ihre Lage und Zukunft während einiger Monate — oder einiger Wochen, und wenn ſich dann nichts in Ihrer Geſinnung geändert hat, ſo

Advokaten, damit gerechte Anſprüche von Wucher und Prellerei geſchieden würden — und kehrte mit Töchtern und Enkel in die Heimat zurück.

Graziane wäre viel lieber in Deggenrain und bei ihrem Vater geblieben; doch Eugenia ließ das nicht zu. Zwei Töchter und ein Enkel — das wäre ja ein ganzer Familienkreis für Veldegg, ſie aber vereinzelt geweſen! Überdies war ſie allzu erzürnt über Graziane, um ihr nicht etwas heilſame Strafe angedeihen zu laſſen.

„Von Selbſtändigkeit kann ja in keiner Beziehung bei Graziane die Rede ſein,“ ſagte Eugenia, als ſie mit Veldegg die Zukunft ihrer Schwiegertochter überlegte; „ſie hat uns leider bewieſen, daß ſie weder ſich ſelbſt, noch ein Haus zu leiten verſteht, und es ſcheint mir das ſicherſte, wenn ſie bei mir in früherer Weiſe lebt. Der Aufenthalt in Grafenturm iſt ihr dann geſichert; ob wir aber unſer Haus in der Reſidenz behalten, iſt fraglich.“

„Steht es ſo ſchlimm?“ ſagte Veldegg beſtürzt.

„Wenn auch nicht eben ſchlimm, ſo iſt doch der Geſchäftsführer entſchieden der Anſicht, daß man liquidiere; weil der Chef des Hauſes unheilbar erkrankt und deſſen Sohn und Erbe ein ſechsjähriger Knabe ſei. Dieſe beiden Umſtände bieten nach ſeiner Meinung einen günſtigen Augenblick, um ohne Aufſehen dieſen Schritt zu tun. Von der Höhe der früheren Jahre ſei das Haus ſchon lange, teils durch äußere Konjunkturen, teils durch den Mangel eines tüchtigen Chefs herabgeſtiegen. Er ſelbſt werde alt und fühle ſich der Laſt und der Verantwortung nicht gewachſen. Der Zeitpunkt ſei gekommen, um mit Ehren das Haus aufzulöſen.“

„Seine Anſicht ſcheint mir ganz richtig und muß in dieſem Fall maßgebend ſein. Möge Emerich's Vermögen ſich verringern, wenn es nur geordnet und geſichert iſt,“ ſagte Veldegg.

So bitter Eugenia ſich durch den Zuſtand ihres Sohnes gedemütigt fühlte, ſo eifrig ſuchte ſie ſich andererſeits Genugtuung für ihre despotiſche Neigung zu verſchaffen, indem ſie Schwiegertochter und Enkel unter ihre Botmäßigkeit brachte. Sie fand es in der Ordnung, daß Graziane, die den großen Wirrwar in Paris angeſtiftet habe, mit ihrem Vermögen dazu beitrage, die Schuld zu decken, und dieſe war zu allem bereit, was die Schwiegermutter begehrte, wenn man ſie nur mit dieſer ſchrecklichen Geſchäftsſache verſchonte. Hätte ſie gewußt, wie beſtürzt Graf Richecourt aus Bordeaux zurückkehrte, ſo würde ſie darin eine gerechte Strafe gefunden haben. Mochte das junge Fräulein von ſeiner perſönlichen Erſcheinung ebenſo eingenommen ſein, wie von ſeiner Photographie — der Vater war es ſo wenig, daß er die Verhandlungen ohne weiteres abbrechen wollte, und ſich ſchwer herbeiließ, auf Richecourt's Anſprüche einzugehen, der eine Vergütung verlangte, weil er „ohne Zweifel“ eine glänzende Heirat gemacht hätte, wenn er frei geweſen wäre; er habe ſich ſtets als gebunden betrachtet. Der Vater entgegnete, davon ſei nie die Rede geweſen. Graf Richecourt erneuerte jedoch ſo unermüdlich und mit einem ſolchen Strom von Worten ſeine Behauptung, daß der Kaufmann ſchließlich fand, es ſei vorteilhafter einige tauſend Franken, als ſeine koſtbare Zeit mit dieſem Schwätzer zu verlieren — und der elegante Graf Leonie de Richecourt mußte ſehr froh ſein, für die Summe von vierzigtauſend Franken ſeine vermeintlichen Anſprüche zu verkaufen.

Von dieſer Wendung ſeines Schickſals wußte Graziane nichts. Sie war in Grafenturm und blieb dort, als ihre Schwiegermutter im Spätjahr wie gewöhnlich in die Reſidenz ging. Graziane erklärte, es ſei ihr unerträglich, in der Welt zu erſcheinen. Paris habe ſie in dieſer Beziehung überſättigt; ſie wiſſe ſich zu beſchäftigen, und für den kleinen Emerich ſei das Landleben vorteilhafter, als der Aufenthalt in der Stadt. Überdies ſei ſie ungefähr in der Lage einer Witwe und die Zurückgezogenheit gezieme ihr.

Eugenia fand das ſehr paſſend und ließ ihr Feodora zur Geſellſchaft. Ein junger braver Mann war gefunden, der bei dem Kleinen die

Hofmeiſterſtelle übernahm, und ſo befand ſich in Grafenturm ein kleiner häuslicher Kreis, den hauptſächlich der Knabe belebte, der mit allen Gaben der Natur ausgeſtattet, mehr Veldegg als Erting war. Bei der Wahl des Hofmeiſters hatte es ſtille Kämpfe gegeben, welche nicht von Graziane ausgingen. Emerenz und Eugenia ſtanden einander gegenüber, und zu Eugenia's größtem Schmerz hatte Emerenz geſiegt. Eine jämmerliche Erziehung durch eine verblendete Mutter trug die Hauptſchuld am Verderben des unglücklichen Ignaz, und Veldegg verſchloß ſich dieſer Einſicht nicht. Darauf fußte Emerenz, um ihn zu beſchwören, einen Mann zu wählen, der chriſtliche Prinzipien habe, mit denen er freilich auch andere Fähigkeiten verbinden müſſe. Sei er tauglich und geſchickt wie alle übrigen, ſei er außerdem aber auch noch ein guter Chriſt: ſo wage man ja nichts bei einer ſolchen Wahl. Erweiſe ſie ſich unbefriedigend, ſo könne man ja einen Wechſel vornehmen.

Eugenia wendete ein:

„Vielleicht iſt es doch zweckmäßiger in unſeren Tagen religiöſer Aufregung ein Kind ohne poſitive Religion zu erziehen. Iſt ſeine Vernunft dereinſt entwickelt, ſo verſteht es vorurteilsfrei die verſchiedenen Lehrſyſteme und entſcheidet ſich ſelbſtſtändig für das eine oder das andere.“

„Oder auch für keines und tappt dann

zeitlebens unſicher umher,“ ſagte Veldegg ungewöhnlich lebhaft.

„Sie haben zu entſcheiden, beſter Veldegg,“ ſagte Eugenia einlenkend; „Sie kennen meine Art: ich mache Einwände, um mich von Ihnen belehren zu laſſen. Allzu gründlich iſt mir die Erziehung meines armen Sohnes mißglückt, als daß ich bei der meines Enkels ein entſcheidendes Wort beanſpruchen möchte.“

Wenn Eugenia dergleichen Selbſtanklagen vorbrachte, war Veldegg gerührt durch die ſcheinbare Demut und gab zur Antwort:

„Ihr Enkel iſt der meine und iſt der einzige Nachkomme meiner drei Kinder. Mein Hab und Gut muß ich einſt ihm geben, und meinen Namen, der ſonſt ausſterben würde, will ich ihm geben. Sie können alſo überzeugt von der Liebe ſein, die ich für den Knaben fühle, und von der Sorge, mit welcher ich ſeine Erziehung überwachen werde.“

Und ſo war denn Emerich in den Händen eines jungen tüchtigen Mannes, der von ſeiner Aufgabe im chriſtlichen Sinne durchdrungen war und vor allem die Seelenbildung des Kindes vor Augen hatte.

Zum Weihnachtsfeſt hatte Emerenz ihre Schweſter beſucht und mit Freuden die Veränderung bemerkt, die in drei Monaten mit dem verwilderten unbotmäßigen Knaben vorgegangen war.

„Denke Dir," ſagte Graziane, „Emerich gehorcht auf's Wort!"

„Und nur das iſt Gehorſam!" rief Emerenz froh. „Gehorchen, weil es der Einſicht oder der Überzeugung entſpricht, iſt etwas ganz anderes, als kindliche Folgſamkeit."

War auch Graziane in ihrem winterlichen Aufenthalt nicht eben heiter geſtimmt, ſo war doch in ihrem Sohn ſo viel gutes und liebenswürdiges, und es kam unter einer ſorgſamen Pflege ſo erfreulich zu Tage, daß ſie ſich, wenigſtens vorübergehend, erwärmt und zufrieden fühlte. Emerenz hoffte, die Mutterliebe werde ſchließlich alle Schwärmerei, die ja nur eine Ausartung oder eine verkehrte Anwendung des Gefühls iſt, beſiegen. Überdies kann wahre Mutterliebe ohne Liebe zu Gott gar nicht beſtehen; denn ſie iſt nur dann die wahre, wenn ſie ſich als das Werkzeug betrachtet, durch welches das Kind zu Gott geführt werden ſoll. So hoffte Emerenz weiter: was eigentlich die Mutter für das Kind zu tun habe, werde vielleicht durch das Kind für die Mutter — ja ſogar für den Großvater geſchehen.

An einem ſtürmiſchen Wintertage ſprang Emerich nicht ſo munter wie gewöhnlich in den Salon hinein, er ſah übel aus und ſeine Hände waren heiß. Abends trat ein heftiges Fieber ein, und als der Arzt kam, war die Diphteritis ausgebrochen.

Emerenz und Veldegg ſolgten ſogleich der Bitte Grazianens, die in ängſtlicher Spannung dem raſchen Verlauf der ſchrecklichen Krankheit zuſah. Die allgemeine Beſorgnis war bald gehoben. Der Kleine genas; aber Graziane wurde von derſelben Krankheit befallen und ihre Geneſung ging ſehr langſam vorwärts, und ſie war erſt hergeſtellt, als der Frühling in aller Pracht grünte und blühte. Veldegg und Emerenz waren während der ganzen Zeit, teils zur Pflege, teils zur Geſellſchaft in Grafenturm geweſen. Jetzt gingen ſie nach Deggenrain. Graziane wollte ihnen in nächſter Zeit mit Emerich und Herrn Roſer folgen, um einige Monate dort zu verweilen. Während ihrer Anweſenheit ſollte Emerenz die Badekur brauchen, welche der Arzt ſchon ſeit zwei Sommern vergebens für ſie verlangt hatte. Sie war jetzt dazu bereit, weil ſie ihren Vater in einer vortrefflichen Geſellſchaft zurückließ — in der eines tiefgläubigen, gebildeten, charaktervollen, jungen Mannes, und in der eines Knaben, deſſen ſchöne Geiſtes- und Herzensanlagen auf dem warmen Boden und in der ſonnigen Atmoſphäre des Chriſtentums entwickelt wurden. Von Emerich hörte Veldegg die erſten Grundlehren der Religion in ihrer Einfachheit und Erhabenheit — und gegen den heiligen Glauben des Kindes war keine Kontroverſe möglich. Von Emerich vernahm Veldegg die Leidensgeſchichte des Erlöſers, und wenn der Knabe zuweilen mit Tränen im Auge und mit bebenden Lippen einzelne Züge, die ihn beſonders ergriffen erzählte, ſo dachte Veldegg fortwährend in ſeinem Herzen: O ſeliger Glaube! O ſeliges Kind! — Einmal hatte Veldegg den Herrn Roſer gefragt:

„Wie fangen Sie es an, um in das Kind den Glauben hineinzulegen?“

„Im unſchuldigen Kinde iſt die Glaubensfähigkeit durch die Taufgnade vorhanden, Herr Baron,“ verſetzte Herr Roſer; „daher faßt es die Glaubenslehren ſehr leicht. In dem Maß als das Kind die Taufgnade verliert, geht ihm auch die Glaubensfähigkeit verloren und es kann zum Zweifler, ja allmählich zum Gleichgültigen, zum Ungläubigen werden, wenn es nicht Sorge trägt, daß ihm das Sakrament der Buße die verlorene Gnade und mit ihr die Glaubensfähigkeit wiederbringt.“

„Steht dann . . . ich meine im ſpäteren Leben — der Glaube ſo feſt wie in dem unſchuldigen Kinde?“

„In anderer Weiſe, Herr Baron! Das Kind ahnt keinen Zweifel — der Mann beſiegt ihn. Innerhalb des engen kindlichen Horizontes bietet weder der Geiſt noch die Außenwelt Verſuchungen, die gegen die Glaubenslehren ſtreiten. Dem Mann drängen ſie ſich auf Schritt und Tritt entgegen. Das Kind hat Frieden, der Mann hat Kampf — und dies iſt ja überhaupt die Signatur der verſchiedenen Lebensalter. Daher iſt es ſo unbeſchreiblich wichtig, daß das Kind im ungetrübten Frieden der Unſchuld verbleibe.“

Emerenz jubelte im ſtillen bei dergleichen Geſprächen; denn Herr Roſer war aus einer ganz entfernten Gegend, kam ganz fremd in die Familie, hatte keine Ahnung von der irreligiöſen Richtung Veldegg's; — folglich durfte dieſer nicht annehmen, daß Herr Roſer die Abſicht habe, ihn zu bekehren — was er häufig bei Emerenz und bei ſeinem Pfarrer vorausſetzte, und ſich dadurch gegen das, was ſie ſagten, zur Wehr ſetzte.

„Wir ſollen nicht die Genugtuung haben, lieber Herr Pfarrer, günſtig auf meinen Vater eingewirkt zu haben,“ ſagte Emerenz lächelnd; „ein Kind wird uns den Rang ablaufen.“

„Deſto beſſer! ſo bleiben wir in der Demut und danken Gott, daß er tauglichere Werkzeuge hat. Indeſſen wiſſen wir doch nicht, wie weit die Tochter dem Enkel vorgearbeitet hat, liebe Frau Gräfin.“

Emerenz ſollte abreiſen und Feodora ſie begleiten. Nach der Badekur wollte ſie einige Zeit bei Gräfin Tengenberg zubringen. Ihre Abweſenheit war auf zwei Monate berechnet. Veldegg befand ſich ſehr wohl und in beſter Umgebung; ſie hingegen fühlte ſich ſo angegriffen, daß ſie wünſchte, ihre Geſundheit zu ſtärken und die Reiſe war ihr willkommen. Doch am Vorabend der Abreiſe erkrankte ſie. Schon lange hatte ſie täglich gegen Abend ein leichtes Fieber gehabt, ohne es zu ahnen. Sie war nie krank geweſen, und ſo hielt ſie die unbehagliche Erregung, die mit dem Fieber verbunden iſt, einfach für Nervenſchwäche, der man nicht nachgeben dürfe. Jetzt ſtellte ſich die Sache anders, und der Arzt ſuchte vor allem dem Fieber ein Ende zu machen. Ohne Erfolg. Er verlangte, daß ein zweiter Arzt herbeigezogen werde. Auch dieſer war nicht glücklicher. Ein unſäglicher Schreck bemächtigte ſich aller Gemüter. Emerenz leidend, krank, vielleicht ſehr krank, ſogar gefährlich krank: dieſen Gedanken hatte noch nie jemand gehabt. Es war ſoviel Leben, ſoviel Kraft in ihr — ihr ganzes Weſen war durch und durch der Gegenſatz zu Kränklichkeit — man hätte ſie für unſterblich halten mögen. Und jetzt waren zwei erfahrene Ärzte nicht imſtande, ſie von einem elenden Fieber zu befreien. Veldegg geriet in tötliche Angſt. Emerenz war nicht bettlägerig, ſie erſchien im Familienkreiſe, ſie nahm teil an der Unterhaltung — doch ihre ſchlafloſen Fiebernächte erſchöpften mehr und mehr ihre Kräfte. Sie ſtand immer ſpäter auf und legte ſich immer früher nieder. Sie verließ nicht mehr ihr Zimmer. Sie ertrug nicht mehr die Anbleibt Ihnen ja die entſcheidende Trennung immer noch übrig.“

Bald mit Kälte, bald im Zorn, bald mit Thränen ſuchte ich ihn von meiner Unwandelbarkeit im einmal gefaßten Entſchluß zu überzeugen, und zur Herausgabe meiner Papiere zu bewegen. Er blieb ſtandhaft bei ſeiner Weigerung, und leider! leider! gab ich nach. Im Beſitz meines Dolches und im Bewußtſein meines Entſchluſſes fühlte ich mich ſicher und hofte überdies Achatz würde bald meines Starrſinns müde ſein und dann gern in unſre Trennung willigen.

„Es iſt nicht recht und nicht klug daß ich Ihren Vorſchlag annehme, ſagte ich endlich, denn es hat in den Augen eines Menſchen wie Sie, der jede Handlung zu ſeinen Gunſten zu deuten weiß den Anſchein, als ob ich Sie zu irgend einer leiſen Hoffnung berechtige — und dagegen verwahre ich mich aus allen Kräften. Aber Sie zwingen mich zu dieſem ſcheinbar zweideutigen Benehmen indem Sie mir mein Geld und meine Papiere vorenthalten, die mich ſchützen würden als Bettlerin oder Landſtreicherin durch die Welt zu irren. Sie werden es bereuen, denn Sie werden nie zum Ziele Ihrer Wünſche kommen weil ich Sie nie lieben werde — und dann .... werden Sie mich haſſen! daher iſt weſenheit verſchiedener Perſonen — nicht mehr lautes, fortgeſetztes Geſpräch und eines Morgens ſagte ſie:

„Ich will heute den ganzen Tag im Bett bleiben . . . ich bin ſo müde.“

Veldegg ſtarrte ſie an. Ihm war als werde ein Schleier von ſeinen Augen genommen. Wie furchtbar ſah die ſchöne, blühende Emerenz aus! wie eingeſunken das Auge! wie entſtellt die Züge! wie entfärbt, wie abgezehrt das Antlitz! —

Als er ihr Zimmer verließ, ſtand der Angſtſchweiß auf ſeiner Stirn, ſeine Zähne ſchlugen aufeinander. Er traf einen Arzt, legte die Hand mit eiſerner Schwere auf deſſen Schulter und ſagte mit erſtickter, heiſerer Stimme:

„Sie ſtirbt! . . . das iſt mein Todesurteil.“

Der Arzt ſagte, was ihm in einem ſolchen Fall zu ſagen bleibt. Doch Veldegg hörte nicht auf ihn und wiederholte nur:

„Sie ſtirbt! O meine Emerenz . . . meine Emerenz! . . . ſie ſtirbt.“

Die einen hofften mehr, die anderen weniger. Es wird den Angehörigen und der nächſten Umgebung unglaublich ſchwer, ſich zu überzeugen, daß der Tod ſich naht. Das geht ſo weit, daß ſie zuweilen Symptome des Todes für Symptome der Geneſung halten. Dieſe Hoffnung iſt eine Erleichterung. Ohne ſie würden ſie in jedem

Augenblick am Krankenlager den Schmerz des letzten Abſchieds empfinden.

Emerenz wußte nicht, wie es mit ihr ſtehe. Der Hausarzt ſagte dem Pfarrer, es ſei nicht unmöglich, daß ſie, wenn das Fieber ſich ſteigere, plötzlich auslöſchen werde. Der Pfarrer teilte ihr tief erſchüttert die Anſicht des Arztes mit.

„Muß ich ſchon ſterben!“ ſagte ſie überraſcht; „ich bin doch noch jung . . . und ſehr unfertig.“

„Nach ſeinem Ratſchluß ruft Gott der Herr über Leben und Tod die Seinen ab. Die Ergebung, mit der wir die Entſcheidung aus ſeiner Hand annehmen, iſt unſer letztes Opfer, liebe Frau Gräfin.“

„Das meine nicht,“ erwiderte Emerenz ſanft.

In tiefem Frieden bereitete ſie ſich vor auf die letzte Stunde, von der ſie nicht wußte, wann ſie ihr ſchlagen werde. Dann ließ ſie ihren Vater bitten, zu ihr zu kommen. Er kam mit der mühſam unterdrückten Troſtloſigkeit, in welche der bevorſtehende Verluſt der Tochter ihn verſenkte. Sie beſprach mit ihm ihren letzten Willen ſo ruhig, wie ſie vor einiger Zeit ihre Badereiſe beſprochen hatte. Graziane hatte ſich ihren Anteil an Hainau auszahlen laſſen, um zur Deckung der Pariſer Schulden beizutragen, wie ihre Schwiegermutter es verlangte. Jetzt ſetzte Emerenz den kleinen Emerich zum Erben von

Hainau ein, doch mit der Beſtimmung, daß Graziane die Einkünfte genieße, damit die Arme einer unabhängigen Exiſtenz ſicher ſei, da man ja noch immer nicht wiſſe, wie ſich die Erting'ſche Angelegenheit geſtalten werde. Die Einkünfte des kleinen Tengenberg'ſchen Vermögens beſtimmte ſie zu Jahrgeldern für zwei Dienſtboten, die ſeit ihrer Heirat bei ihr waren, und für ein paar hilfsbedürftige Perſonen. Das Kapital ſollte geteilt werden und zur Hälfte der Armenkaſſe von Deggenrain und der von Obertengenberg zufallen.

Mit brechendem Herzen und mehr durch Zeichen als durch Worte gab Veldegg die Verſicherung, daß alles genau befolgt und erfüllt werden ſolle. Endlich ſagte Emerenz:

„Jetzt habe ich nur noch einen Wunſch, mein lieber, teurer Vater. Es iſt der, welcher mich in dieſen ſieben Jahren, die ich bei Dir verlebte, beſeelt hat und Gegenſtand meines inſtändigen und beharrlichen Gebets geweſen iſt. Es iſt der Wunſch, in Dir einen treuen Sohn der katholiſchen Kirche zu ſehen. Dies Glück zu erleben — o liebſter Vater! . . . für dieſe Wonne habe ich keine Worte. Aber ſie war zu groß für mich und ich bekenne willig, daß ich ſie nicht verdient habe. Jetzt, da ich auf dies Glück verzichten muß, ruft mich der liebe Gott in eine andere beſſere Welt. Vielleicht werde ich dort beſſer für Dich beten können als hienieden, wo mein ohnehin ſo armſeliges Gebet ſeine geringe Wirkſamkeit durch meine tauſend Fehler verlor. Dann wird er Dir gewiß die Erkenntnis geben, die eine, die uns allen notwendig iſt: daß die Menſchwerdung Gottes der Mittelpunkt der Weltgeſchichte und der Mittelpunkt jedes einzelnen Menſchenlebens iſt. Zu ihm ſollen all' unſere Wege gerichtet ſein. Zu ihm ſollen wir uns hinwenden, uns hinziehen laſſen, durch Freude und Leid, durch Glück und Schmerz. Und da wir ſo eingerichtet ſind, daß uns Leiden und Schmerzen am ſicherſten zu Gott hinführen, ſo muß er ſie uns ſolange zuſenden, bis wir erkennen, daß ſie uns auf den Pfad des Heils hinweiſen, den wir einſchlagen ſollen. Dieſe höchſte Gnade wird die Liebe für Dich erflehen, teurer Vater . . . und ſehen wir uns dereinſt in der Ewigkeit wieder, ſo werden wir beſeligt die Hymne von Gottes Erbarmungen ſingen."

Mit einem Jammerſchrei, der ſich ſeiner gequälten Bruſt entrang, ſank Veldegg neben dem Sterbebett auf die Knie und ächzte:

„O meine Emerenz, verlaß mich nicht! ich will glauben wie Du glaubſt . . . aber bleibe bei mir . . . Emerenz, Du Einzige."

„Gott will es nicht!" erwiderte ſie ſanft; „ich verdiente nicht den Tag dieſes Glücks zu ſehen. Es wird beſſeren als ich bin, zu teil werden.

Ich habe dies Opfer meinem Herzen abgerungen, mein liebſter Vater.“

„Nein, Emerenz, nein! beſſeres wie Du gibt es für mich nicht. Was der Vater für ſein Kind ſein ſoll, biſt Du für Deinen Vater geworden: ein Schutzengel . . . Ja Emerenz . . . ein Schutzengel . . . liebend, betend, ſchweigend, ſelbſtlos, geduldig: ſo haſt Du ſieben Jahre, die ſchönſten Deiner Jugend, an meiner Seite und nur für mich, den alternden, kränkelnden Vater gelebt. Meinſt Du, das habe mir keinen Eindruck gemacht und ich hätte nicht verſtanden, welch Gefühl Dich beſeele? Nein, Emerenz, ſo ſtumpf war mein Herz nicht. Doch um zu ſagen: Du haſt Recht, Emerenz und ich habe Unrecht — dazu gehörte der zerſchmetternde Hammerſchlag auf mein Herz, der Dich mir raubt. Jetzt ſollſt Du wenigſtens den Troſt in die Ewigkeit mitnehmen, daß ich mich auf Gnade oder Ungnade in die Arme Gottes werfe und daß Du es biſt, die mich dazu gebracht hat!“ — —

Ganz Deggenrain ſtrömte am andern Morgen im Schloßhofe und in der untern Halle zuſammen, als man erfuhr, daß der Pfarrer die heilige Wegzehr der Frau Gräfin bringe, und viele Tränen floſſen, als er daher kam den Heiland der Welt tragend und, am Portal von Kerzenträgern empfangen, durch die knieende Menge und über die große geſchmückte Treppe ſchritt und oben verſchwand.

Aufgerieben und abgezehrt von der Krankheit, welche die Ärzte galoppierende Schwindſucht nannten, atmete Emerenz leiſe mit geſchloſſenen Augen. Die Schatten des Todes lagen auf ihrem Antlitz, das Leben war am ſtillen Erlöſchen. Da empfing ſie die heilige Wegzehr und ſchlug die Augen auf. Und aus dieſen trüben, matten, tief eingeſunkenen Augen ſtrahlte urplötzlich ein Licht auf, wie der Abglanz aus einer höheren Welt. Sie ſah zu Füßen ihres Sterbebettes ihren Vater auf einem Betſtuhl knieend, der nach ihr das Unterpfand des ewigen Lebens empfing. Mit dieſem Blick ſchloſſen ſich ihre Augen für dieſe Welt.

Tiefe Stille herrſchte in dem Zimmer, in welchem ſich ſo wunderbare, ſo göttliche Geheimniſſe vollzogen. — —

Der Pfarrer zerdrückte eine Träne und ſagte: „In pace.“

Fünftes Kapitel.

„Sie kommt zu uns," ſagte Gräfin Tengenberg in Thränen ſchwimmend, „und ſie bleibt bei uns."

„Unverlierbar," ſetzte Graf Andreas hinzu.

Für ihn war die ganze Welt mit einem Trauerflor bedeckt.

Außer in ihren letzten Tagen hatte Emerenz nie von ihrem Tode geſprochen. Man fand aber einen Papierſtreif, auf dem ſie mit Bleiſtift und mit zitternder Hand geſchrieben hatte:

„In Obertengenberg habe ich zum erſtenmal in meinem Leben zu Füßen eines Kruzifixes geſchlafen. Ich möchte in der Gruft zu Obertengenberg an Hellmuth's Seite den Schlaf finden, auf den ein ewiger Morgen folgt."

Als Gräfin Tengenberg dieſe Nachricht empfing, rief ſie:

„Wer weiß, ob ſie es nicht der Barmherzigkeit Gottes abgerungen hat, daß Hellmuth nicht auf ewig verloren gehe."

Veldegg geleitete die teure Leiche nach Obertengenberg.

„Anders als Sie es einſt wünſchten,“ ſagte er zu Andreas, „führe ich ſie Ihnen zu, ſie — deren Wert Sie zuerſt von uns allen im vollen Umfang erkannt haben.“

Schweigend erwiderte Andrea's Veldegg's Händedruck. Er war ſprachlos vor Schmerz.

Die letzten Töne des Requiems verhallten und Veldegg's Kraft brach mit ihnen zuſammen. Ein neuer Anfall ſeines Herzleidens trat mit ſolcher Heftigkeit ein, daß der erſchreckte Arzt Beiſtand verlangte. Ein Telegramm rief Graziane und Veldegg's Hausarzt herbei.

Die zärtlichſte Pflege und die ſorgſamſte ärztliche Behandlung vermochten nicht Veldegg zu retten. Er entſchlief im Frieden des Herrn. Graf Andreas führte ſeine Überreſte nach Deggenrain, deſſen Herrin jetzt die vereinſamte, ſchmerzgebeugte Graziane war.

Nach ſeiner Rückkehr ging Andreas in die Gruft, wo ſein Vater und ſein Bruder, Hellmuth und Emerenz in ihren großen ſchwarzen Särgen in feierlicher ernſter Reihe ruhten. Dort betete er ein De profundis, küßte ihren Sarg und ſagte:

„Unverlierbar.“

* * *

BIBLIOTHECA
REGIA

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Eiferſucht.

Erſtes Kapitel 3
Zweites „ 17
Drittes „ 29
Viertes „ 48
Fünftes „ 67

Der Kampf des Lebens.

Erſtes Kapitel 85
Zweites „ 106
Drittes „ 122
Viertes „ 138
Fünftes „ 154

Die Auserwählte.

Erſtes Kapitel 169
Zweites „ 185
Drittes „ 202
Viertes „ 217
Fünftes „ 237

es auch von Ihnen weder recht noch klug daß Sie mich ſo grauſam feſthalten.“

„Ich grauſam! ich Sie haſſen! unterbrach er mich. Gönnen Sie mir nur die Gelegenheit Ihnen meine Liebe an den Tag zu legen.“

„Still! rief ich, ſchweigen Sie! fühlen Sie denn nicht wie verhaßt mir Ihre Gefühle ſein müſſen da ich an nichts und an Niemand als an Gundaccar denke.“

Endlich verließ mich Achatz nachdem ich ihm eidlich gelobt hatte in den nächſten acht Tagen nicht auf heimliche Flucht zu ſinnen. Ich trat ans Fenſter und blickte mit müden Augen in die ſtille Sommernacht hinaus. Die Sterne glänzten, der Inn rauſchte, der Nachtwind flüſterte, ſüßer heimlicher Schauer wehte durch die träumeriſche Natur — grade wie ſonſt, wenn Gundaccar zu mir kam! Alles war unverändert — nur er war treulos und ich war elend. So übermächtig packte mich der Schmerz daß ich nichts hörte als deſſen Stimme: Fort, Clelia! fort ins Kloſter! fort nach Verona… und wenn Du Dich auch hinbetteln müßteſt! bleibe nur nicht hier bei dem verhaßten fremden Mann. Gänzlich beherrſcht von dieſem Abſcheu nahm ich Hut und Handſchuh, und öfnete behutſam eine Thür, welche der entgegengeſetzt war durch die wir

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Geſammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

I. Serie: Romane und Gedichte.

30 Bände.

Band

1-2 **Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. in Original-Leinenbände Mk. 4.—,
Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfrzbd. Mk. 8.—.

3-4 **Doralice.** Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

5-6 **Zwei Schweſtern.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2. Bde., gebd. Mk. 4—.

7-8 **Peregrin.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

9-10 **Eudoxia,** die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde, gebd. Mk. 4.—.

11-12 **Die Erbin von Cronenſtein** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

13-14 **Die Geſchichte eines armen Fräuleins.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

15-16 **Die Erzählung des Hofrats.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

17-18 **Die Glöcknerstochter** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

19-20 **Vergib uns unſere Schuld.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

21-22 **Nirwana.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

23-24 **Eine reiche Frau.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

25-26 **Der breite Weg und die enge Straße.** Eine Familiengeſchichte. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

27-28 **Wahl und Führung.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

29 **Unſrer lieben Frau.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2—.

30 **Das Jahr der Kirche** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze erſte Serie, wenn zuſammen auf einmal bezogen, 30 Bände, gebd. Mk. 45.—

*

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Im Jahre 1904 erſcheint:

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jerusalem.

Aus Jerusalem.

Ein Büchlein vom guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe.

Vier Lebensbilder. Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Ernſt Renan.

Die Liebhaber des Kreuzes.

Bilder aus der Geschichte der Kirche.

1. Band: **Die Martyrer.** Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. 2. Band: **Die Väter der Wüſte.** 3. Band: **Die Kirchenväter.** Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche. 4. Band: **Die Kirchenväter.** Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Leben der hl. Theresa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Klostergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrh.

Leben des hl. Wendelinus.

Leben der hl. Elisabeth.

Ida Gräfin Hahn-Hahn. Eine biographiſch-litterariſche Skizze von Otto v. Schaching. 32 Seiten mit zahlreichen Bildern aus dem Leben der Gräfin. 8°. 20 Pfg.

Urteile der Preſſe.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn bedürfen keiner beſonderen Empfehlung mehr; ihr hervorragender literariſcher Wert iſt längſt anerkannt, wurden ſie doch als zum beſten gehörig bezeichnet, was jemals in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt. Insbeſondere ſind die Schöpfungen aus der zweiten Lebensperiode der geiſtvollen Schriftſtellerin noch nicht wieder erreichte Meiſterſtücke der katholiſchen Erzählungskunſt.

(Bad. Beobachter, 1902, 266.)

„Man ſagt nicht zu viel,“ ſchrieb ſeinerzeit ein kompetenter Kritiker in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern,“ „wenn man die Gräfin Ida Hahn-Hahn für die erſte unter den deutſchen Erzählerinnen der Gegenwart erklärt; die geiſtreichſte iſt ſie ohne Frage. Eine vollbürtige Dichternatur, iſt ſie zugleich eine ſcharfſinnige Denkerin und eine Beobachterin von ungewöhnlichem Freiſinn und Eſprit. Ihrer Erfindungsgabe ſteht eine reiche Welterfahrung zur Seite, ihrem Schilderungstalent eine lange Schule der Technik. Ihre Romane ſind darum nicht blos Spiegelbilder der Gegenwart voll Anregung und Spannung, ſie ſind mehr als das, ſie ſind Kunſtwerke.“

(Koblenzer Volkszeitung 1903, 157.)

In Anbetracht der großen Vorzüge der Hahn-Hahn'ſchen Romane, die *mehr* als bloßes Unterhaltungsfutter ſind und deren Verbreitung unter Umſtänden ein apoſtoliſches Werk ſein kann, darf wohl der Wunſch berechtigt erſcheinen, daß die vorliegende, billige und ſchön ausgeſtattete Geſamt- und Lieferungsausgabe *jeder katholiſchen Bibliothek einverleibt werde* und auch in recht vielen katholiſchen Familien Eingang finden möge. (Volksblatt Wien 1903, 88.)

Ein ungewöhnlicher Geiſt, eine Fülle von Gemüt, eine pſychologiſche Schärfe der Beobachtung des Seelenlebens, wie ſie nur ein weibliches Auge hat, offenbaren ſich in den Romanen der Ida Gräfin Hahn-Hahn. Dabei iſt die Behandlung der Sprache meiſterhaft. In keiner Beziehung ſtehen ſie dem beſten nach, was die Gegenwart uns bringt. Mögen wir den Reichtum der Erfindung, die Kunſt der Anlage, die Höhe und Univerſalität der ſich offenbarenden Bildung, die Lebenswahrheit der Charaktere, die Wärme des Gefühles, die Feinheit der Entwicklung, den Schwung der Schilderung oder die fließende Eleganz der Sprache in's Auge faſſen: überall finden wir reiche Befriedigung. (Augsb. Poſtztg.)

Die Sachen ſtehen bekanntlich ſowohl durch den geiſtigen Reichtum ihres Inhaltes wie durch die Kunſt der Kompoſition und durch den Adel der Sprache hoch über der Durchſchnittsware. (Lit. Handw.)

Wir empfehlen das Unternehmen wämſtens der Förderung aller kathol. Kreiſe, die es dem Andenken der edlen Verf. ſchuldig ſind, durch zahlreiches Abonnement das Erſcheinen der Ausgabe zu ermöglichen. (Allg. Lit.-Bl., Wien.)

Die bekannte Dichterin C. Schmid-Wöhler (Cordula Peregrina) ſchreibt der Verlagshandlung:

„Maria Regina erſchien zum erſten Mal als ich ein prot. Mädchen von 15 Jahren war, ich las es und es war der erſte Anſtoß zu meiner ſpäteren Converſion. Gräfin Hahn-Hahn war meine Landsmännin. In jeder Weiſe iſt mir dieſer Roman ins Herz gewachſen wie kein anderer! Ich bin auch ſo froh, daß Sie Doralice wieder herausgeben, dies kaum minder ſchöne Buch war ja ſchon längſt vergriffen und die Romane der Hahn-Hahn behalten ſtets gleichen Wert.

Wie es mich freut, daß die Hahn-Hahn durch Ihr Unternehmen aufs Neue wieder zu Ehren kommt, kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Sie tun der guten Sache einen wahrhaft großen Dienſt. Wer konnte ſich bisher Maria Regina anſchaffen, wohl nur die Reichen! Sie aber machen dies herrliche Buch auch dem Volke zugänglich.“

119, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Geſammelte Werke.

1. Serie: 21. Band.

Wahl und Führung.

Ein Roman.

Erſter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wahl und Führung.

eingetreten waren und durch die Achaz mich verlaſſen hatte; ſie führte auf eine ofne Gallerie, die an der Seitenwand des Hauſes fortlief und vor einer Treppe endete. Athemlos vor Angſt und Freude eilte ich die Stufen hinab; aber ach! ich befand mich in einem feſtverſchloſſenen Hof! nirgends ein Ausgang, nirgends eine Thür die mich ins Freie geführt hätte! Meine Seele ächzte himmelſtürmende Gebete um Errettung, um Freiheit, um eine einzige kleine unverſchloſſene Pforte, um irgend ein Wunder des Allmächtigen, das mich über Schlöſſer, Riegel und Mauern hinweg riſſe — vergebens! Trotz meines vorſichtigen Schrittes wurde ein Hofhund wach, ſchlug an — ein andrer ſtimmte ein und mit wüthendem Gebell ſtellten ſie ſich mir entgegen und bannten mich feſt auf meinem Platz. Es war neben einem Brunnen; ich ſank auf deſſen Rand zuſammen, der Ueberreizung folgte gänzliche Abſpannung; es hämmerte in meinem Gehirn, es ſauste vor meinen Ohren, Hände und Füße waren ſchwer wie Blei. Maſchinenmäßig ſchöpfte ich Waſſer mit der hohlen Hand und goß es mir über den Kopf während die Hunde immer grimmiger bellten und Leute im Hauſe wach wurden. Ihre Stimmen und Schritte hörte ich wie neben dem Rauſchen einer Mühle; Geſtalten und Lichter ſah ich wie

Erſtes Kapitel.

In der entlegenen Vorſtadt einer großen Stadt lag ein Haus, welches ein mehr ländliches als ſtädtiſches Gepräge hatte. Eine Mauer trennte es von der Straße. Durch zwei ſchwere hölzerne Torflügel war die Einfahrt in den Hof, während der Eingang durch ein ſchmales Pförtchen bewerkſtelligt wurde, das in einem der Torflügel ſich öffnete. War man eingetreten, ſo meinte man auf einem großen Bauernhofe ſich zu befinden. Rechts und links lagen Gebäude für landwirtſchaftliche Zwecke. Hier brüllte eine Kuh, dort ſtampfte ein Pferd; Hühner liefen umher und Tauben ließen ſich ſorglos nieder und pickten hie und da ein Körnchen auf. Ein großer, ſchöner ſchneeweißer italieniſcher Schäferhund lag vor ſeiner Hütte an der Kette und bewachte aufmerkſam das kleine Gebiet, das ſeiner Obhut anvertraut war. Dem Tor gegenüber lag das Wohnhaus, zwei Stockwerk hoch, mit niedrigen Fenſtern, welche kleine Scheiben hatten und mit einem hohen Dach, deſſen zahlreiche winzige Fenſterchen eine große Menge von Dachkammern anzeigten.

Im untern Stockwerk lag das Regiment augenſcheinlich in der Hand einer tüchtigen Haushälterin. Einige männliche und weibliche Dienſtboten ſtanden unter ihr und ſie war ihnen gegenüber das alter ego der Herrſchaft. Nur ein Mann war davon ausgenommen, nahm eine ſelbſtändige Stellung ein und hatte nicht ihr, ſondern der Herrſchaft ohne Mittelsperſon zu gehorchen. Da auch er dies Vorrecht hatte, ſo waren beide auf gleichen Fuß geſtellt, ſowohl zu einander, als den Dienſtboten gegenüber und ihre Eintracht wurde nie geſtört. Weſentlich trug dazu bei, daß der Mann ebenſo ſchweigſam als die Haushälterin redſelig war. Gab es eine kleine Streitfrage, ſo ließ er ſie ihre Anſicht entwickeln ſo lang und ſo breit ſie wollte, ſchaute ſie immer ganz ſanftmütig an, widerſprach nie und tat dann das, was er für gut fand. Sie aber pflegte nicht ohne Befriedigung bei ſich ſelbſt zu ſprechen: Er hat mich nicht widerlegen können.

War man auf einer ſteilen, ſchmalen Treppe zum obern Stockwerk gelangt, ſo veränderte ſich plötzlich der Schauplatz. Durch eine ſtattliche Flügeltüre betrat man einen geräumigen Saal, deſſen große helle Fenſter mit Spiegelſcheiben eine freie Ausſicht auf einen großen Garten — und über ihn hinweg auf den Strom und einen Teil der Stadt gewährte. In der Mitte des Saales ſtanden einige breite Tiſche, auf denen große Mappen lagen, und an den Wänden ringsum auf hohen Geſtellen ſtanden zahlloſe Bücher. In den vier Fenſtern des Saales ſtanden zwei Bücher- und zwei Schreibtiſche, und Stühle aller Art, hohe und niedrige, große und kleine vervollſtändigten die Einrichtung dieſer Bibliothek, die augenſcheinlich zugleich Wohnzimmer war. Ein Schlafgemach daneben — und dieſe beiden Gemächer füllten die ganze Breite des Hauſes nach der Gartenſeite, welche zugleich die Sonnenſeite war. Während die unteren Regionen des Hauſes vom praktiſchen und materiellen Leben in Beſitz genommen waren, waltete in der Höhe das geiſtige Intereſſe ungewöhnlich vor.

Auch der Garten hatte ſeine Eigentümlichkeit. Zwiſchen zwei altmodiſchen, hohen, wohlbeſchnittenen Taxushecken lief ein breiter ſchnurgerader Weg vom Hauſe bis zum untern Ende hinab, wo der Fluß ihn begrenzte. Ein zweiter ebenſo breiter Weg, von ebenſo hohen Hecken eingefaßt, durchſchnitt den erſten. Auf dem Punkt wo beide Wege ſich kreuzten, genau in der Mitte des Gartens, lag ein großes Blumenbeet, während die vier regelmäßigen Quadrate, welche zu beiden Seiten der Wege lagen, dem Gemüſebau gewidmet waren. Diejenigen, welche auf dieſen breiten Wegen und zwiſchen dieſen hohen Hecken wandelten, gewahrten nichts weiter von der Gartenkunſt als das ſchöne Blumenbeet, und Salat und Zwiebeln, Erbſen und Bohnen, Kraut und Rüben verbargen ſich beſcheiden hinter den dunklen Taxuswänden. Die Mauern, die den Garten von benachbarten Beſitzungen trenten, waren mit Spalieren bedeckt, an denen die verſchiedenſten Obſtarten gezogen wurden. An der untern Grenze des Gartens war eine Reihe von Hängeeſchen und Trauerweiden gepflanzt, die mit ihren langen geſenkten ſchmiegſamen Zweigen einen grünen Schleier bildeten, der einige Gartenbänke verbarg. Der Fluß war hier nicht der große Strom, ſondern nur ein ſchmaler Arm, der weiter oben abgezweigt, weiter unten dem Betrieb verſchiedener Fabriken diente. Das rege Leben, das auf dem eigentlichen Strome herrſchte, teilte ſich ihm nicht mit. Er floß ſtill in ſeinem ſchmalen Bett dahin, und die Inſel, die ſich zwiſchen ihm und dem großen Strom gebildet hatte, war von Gemüſegärtnern bewohnt und bebaut, die emſig und geräuſchlos ihr Gewerbe betrieben.

Beſitzer von Haus und Hof und Garten war ein alter Mann, der ſich Herr Bruce nannte. Er lebte hier einſam mit ſeiner Dienerſchaft, doch nicht ganz von der Welt abgeſchloſſen. Während er täglich der heiligen Meſſe in der kleinen Vorſtadtkirche beiwohnte, wurde am Sonntag ſein zweiſitziger geſchloſſener Wagen angeſpannt. Er fuhr zum Hochamt nach der Kathedrale und machte hierauf in zwei Häuſern ſeinen Beſuch. Das eine lag in der Mitte des großen gewerblichen Treibens, das andere in einer Vorſtadt, in welcher reiche und elegante Leute vorzugsweiſe gern wohnten. Zur Stunde ſeiner einſamen Mahlzeit war er wieder zu Hauſe. Auch die Bewohner jener beiden Häuſer beſuchten ihn; die Erwachſenen ſelten, die Kinder häufig. Freilich galt deren Beſuch auch dem Garten, zu welchen ſie freien Zutritt hatten; jedoch ſtets unter Aufſicht des ſchweigſamen freundlichen Gärtners, der größtenteils für ſie das vortreffliche Obſt am Spalier zog.

Aber Kinder wachſen heran, und es war kein Kind, ſondern ein junges Mädchen, das an einem Sommerabend unter einer Trauerweide ſaß und träumeriſch dem Lauf der rieſelnden Wellen nachblickte. Da ſtieß ein winziger Nachen von der Gärtnerinſel ab, und nach wenig Augenblicken ſprang deſſen einziger Inſaſſe in der Nähe des jungen Mädchens ans Land, befeſtigte den Nachen und ging auf die Trauerweide zu, indem er freundlich fragte:

„Warum ſitzeſt Du hier ſo traurig, Marina?“

„Weil ich traurig bin,“ verſetzte ſie ohne ihn anzuſehen.

„Ja . . . allein ich möchte wiſſen, warum Du traurig biſt.“

„Du weißt es,“ ſagte ſie kurz.

„Da es nur von Dir abhängt, Marina, das zu unterlaſſen, was Dich traurig macht, ſo begreife ich Dich nicht.“

„Ich muß ins Kloſter!“ rief ſie lebhaft; „ich bin nicht ſchön, nicht reich, nicht vornehm . . . ich muß in irgend ein Kloſter gehen . . . und ich tue es höchſt ungern.“

„Wenn ein reicher und vornehmer Mann Dich heiraten wollte, Marina.“

„O!“ fiel ſie ein, „dann wäre es vorbei mit dem Kloſterberuf.“

„Weil Du ihn nicht haſt,“ ſetzte er hinzu; „und darum rate ich Dir, Marina, warte ein paar Jahre. Vielleicht kannſt Du durch eine Heirat reich und vornehm werden.“

„Ja, wenn ich ſchön wäre,“ wendete ſie ein.

„Und wenn nicht,“ fuhr er fort, „ſo kannſt Du dann noch immer ins Kloſter gehen.“

„Wüßte ich, daß ich einen Orden ſtiften oder wenigſtens einen verfallenen Orden reformieren könnte, ſo ginge ich noch heute in ein Kloſter,“ ſagte ſie entſchieden.

„Du träumſt, Marina!“ rief er.

„Aber von großen Dingen. Das iſt ein Erſatz für die ſchnöde Alltäglichkeit meines Daſeins.“

„Der Fürſt war heute bei uns,“ ſagte der Jüngling plötzlich abbrechend; „er ſprach mit der

Mama ſo liebevoll von der Vergangenheit — und mit mir ſo väterlich eingehend und ermunternd von meiner Gegenwart und Zukunft, daß wir ganz beglückt waren. Dann ſpeiſte er mit uns und blieb bis zum letzten Augenblick vor der Abfahrt des Zuges. Er geht ins Bad, und wenn er in einigen Wochen zurückreiſt, will er ſich wieder bei uns aufhalten.“

„O Du Glücklicher!“ rief Marina; „warum haben wir keinen fürſtlichen Freund, der ſich für unſere Gegenwart und Zukunft intereſſiert.“

„Ich verdanke ihn meinen vortrefflichen Eltern.“

„Ich weiß! ich weiß!“ fiel Marina ein. „Es iſt aber eine ungeheuere Bevorzugung, daß die Umſtände es ſo fügten.“

„Gewiß, Marina! . . . Biſt Du ſchon bei dem Großpapa geweſen?“ fügte er hinzu.

„O nein! ich ſitze hier ſeit zwei Stunden und atme friſche Luft ein, die mir zu Hauſe fehlt und die ich da oben in der Bibliothek auch nicht finde. Dem Großpapa iſt's auch viel lieber, wenn wir uns im Garten aufhalten, als bei ihm.“ “

„Ich muß jetzt mit ihm ſprechen, Marina. Komm' mit mir . . . es wird Dich intereſſieren.“

„Meinſt Du?“ ſagte ſie gleichgiltig, erhob ſich von der Gartenbank, und beide traten aus dem grünen Schleier der Trauerweide heraus und gingen unter dem ſtrahlenden Abendhimmel zwiſchen den dunkeln Taxuswänden dem Hauſe zu. Zwei ganz jugendliche Geſtalten, doch einander ganz unähnlich. Er — ein herrlicher Jüngling, hoch und ſchlank gewachſen, mit einem wunderſchönen antik geformten Kopf, friſch blühendes, jugendmutiges Leben im Antlitz, in der Haltung, im Gang. Sie — vom Scheitel bis zur Sohle unſchön und durch nichts anziehend, als durch ihr dunkles tiefes Auge mit einem ſtolzen und traurigen Blick.

Herr Bruce ſaß an ſeinem Leſetiſch voll Tagesblätter und Journale, die er am Abend zu leſen pflegte — während auf dem zweiten Leſetiſch nur Bücher lagen. Er ſah ſeine Enkel kommen und winkte ihnen mit der Hand einen Gruß zu. Er war ein großer, hagerer, etwas gebeugter Greis mindeſtens ſiebzig Jahre alt, mit eisgrauem kurz geſchnittenen ſtarken Haarwuchs und ſtarken doch nicht unedlen Zügen, die durch ſein ungewöhnlich ernſtes graues Auge und durch ſeine bleiche Hautfarbe nicht gelichtet wurden. Doch ſein Ernſt war nicht abſtoßend und ſein Blick wurde wohlwollend, als die Enkel bei ihm eintraten.

„Was führt Euch zu mir?“ fragte er mit ruhiger tonloſer Stimme; — und nachdem ſie ſeine Hand geküßt hatten, der Jüngling herzlich, das Mädchen gleichgiltig — fügte er hinzu, indem er auf zwei kleine Strohſtühle wies: „Setzt Euch.“

„Lieber Großpapa," brach der junge Mann aus, „ich habe Dir viel, ſehr viel zu ſagen."

„Schon recht, Fery," verſetzte der Greis; „viel — das kann gut ſein; doch viele Worte ſind nie gut, verwirren nur die Sache. Alſo mach' es kurz."

„Der Fürſt hat uns ſoeben verlaſſen," ſagte der junge Mann; „er riet mir, mich dem Studium der Rechts- und Staatswiſſenſchaften zu widmen, dann die ſämtlichen Prüfungen zu beſtehen, die für den Eintritt in den Staatsdienſt, und ſpeziell für die diplomatiſche Laufbahn die Tauglichkeit bezeugen — und in nur höchſtens fünf Jahren könnte ich Attache bei einer großen Geſandtſchaft ſein. Nur müßte ich mich ſelbſtverſtändlich im Kaiſerreich naturaliſieren laſſen. Und ſchön wäre es, wenn ich bei dieſer Veranlaſſung den alten Namen unſeres Hauſes wieder aufleben ließe. Dies alles trifft mit meinen Wünſchen, und wie mir ſcheint, mit meinen Talenten vollſtändig zuſammen, und daß meine gute Mama von dem Plane und den Ausſichten entzückt iſt, verſteht ſich. Was ſprichſt Du dazu?"

„Nichts dawider, obſchon das Wort „diplomatiſche Laufbahn" für manchen jungen Mann ein Sirenenſang war, mein armer Fery. Indeſſen . . . die ganze Welt iſt voll täuſchender Sirenen, und wir ſelbſt müſſen für uns das tun, was einſt

Odyſſeus für ſeine Gefährten tat und uns feſtbinden an den Maſtbaum unſeres Lebensſchiffleins, den Glauben. Alſo: ſchlage den Weg ein, der Deiner Neigung und Deinen Fähigkeiten entſpricht, ſtudiere mit allem Eifer und werde ein tüchtiger Mann, der einer ehrenvollen Stellung Ehre macht. Dies iſt die Hauptſache in allen Verhältniſſen. Die Welt iſt ſo beſchaffen, daß Name und Vermögen auch dem Verdienſtvollſten die Wege erleichtern. Du haſt Vermögen und vielleicht biſt Du dazu beſtimmt, unſeren alten Namen wieder glänzen zu laſſen.“

„O herrlich! herrlich!“ rief Marina und ihr dunkles Auge leuchtete, wie wenn der Blitz eine Gewitterwolke lichtet. „O, ich werde dann heißen . . . —“

„Genau ſo wie Du jetzt heißt, meine Tochter,“ ſagte der Alte gelaſſen. „Was Dein Vetter tut, betrifft Dich nicht. Deine Brüder würden hoch erſtaunen über den Vorſchlag, ohne allen Zweck und Nutzen die Firma ihres Hauſes zu ändern.“

„Eine Firma! . . . das iſt ja eben ganz unausſtehlich!“ rief erregt Marina.

„Ob man mit einer Firma oder mit einem Wappen durch's Leben geht, meine Tochter,“ entgegnete der Alte noch gelaſſener, „das iſt ganz gleichgiltig. Auf das Wie kommt es an. Und jetzt, meine Kinder, lebt wohl für heute, und Du, durch einen feuerfarbenen Schleier. Als ich dennoch zwiſchen ihnen Achatz erkannte vergingen mir die Sinne, und der dumpfe Gedanke: Ah! nun ſterbe ich! war der letzte den meine zerſchmetterte Seele faßte.

Die Ohnmacht mußte in Schlaf übergegangen ſein, denn geſund und geſtärkt erwachte ich am andern Tage, und fand zu meiner großen Beruhigung die Tochter des Hauſes neben meinem Bett ſitzen. Da man mich für ſehr krank hielt hatte ſie bei mir gewacht. Ich verbat allen ärztlichen Zuſpruch, ſtand auf und dachte heimlich: Wie das ſchwer iſt vor Schmerz zu ſterben. Dann kam Achatz. Er fragte ernſt:

„Alſo kein Verſprechen iſt Ihnen heilig?“

„Doch! entgegnete ich; das Verſprechen Gundaccar treu zu ſein beherrſcht mich dermaßen, daß jeder Athemzug, jeder Gedanke, jede Handlung damit im Einklang iſt.“

„Du biſt ein göttliches Geſchöpf, Clelia!“ rief er, und Zorn und Liebe kämpften auf ſeinem Antlitz.

Der Zorn war mir wünſchenswerth, daher ſetzte ich hinzu:

„Was ich Ihnen auch verſprechen möge, ſein Sie gewiß, daß ich bei der nächſten Gelegenheit

Fery, ſage Deiner Mutter, ich erſuchte ſie, morgen nach dem Hochamte im Dom bei Deiner Tante ſich einzufinden.“

„Die Mama?“ ſagte der junge Mann, zweifelnd ob er recht gehört habe.

„Ja, ſie und Du. Ich habe eine Mitteilung zu machen, welche für meine ſämtlichen Enkel, wenn nicht von Wichtigkeit, doch von Intereſſe iſt, — und es geziemt ſich, daß ich bei der Witwe meines älteſten Sohnes dieſe Eröffnung mache. Du aber, Marina, ſage Deiner Mutter, es gezieme ſich mit nichten, daß ſie Dich ohne Begleitung durch die ganze Stadt laufen laſſe. In Italien, in Spanien, betritt kein junges Mädchen ohne eine ältere Perſon die Straße, und das iſt eine weiſe Zucht.“

„Ich habe niemand zu meiner Begleitung,“ erwiderte Marina faſt weinend.

„So bleibe zu Hauſe, meine Tochter! — Und jetzt gute Nacht.“

„Die jungen Leute küßten wieder die Hand des Greiſes und entfernten ſich.

„Weine nicht, Marina,“ ſagte tröſtend der junge Mann, „ich bringe Dich heim.“

Er nahm ihren Arm und ſuchte ſie zu beruhigen, während ſie durch den Garten nach den Trauerweiden gingen, wo der kleine Nachen am Ufer lag, der ſie ſchnell zur Gärtnerinſel herüberführte. Sie brauchten nur einige Minuten, um zwiſchen den Gärten die Inſel zu überſchreiten, und auf der anderen Seite beſtiegen ſie den Nachen, in welchem der Schiffer auf die Rückkehr des jungen Mannes wartete. So ſetzten ſie über den Strom, in deſſen klaren Fluten die roſige Glut des Abendhimmels ſich ſpiegelte. Da trocknete Marina ihre Tränen und ſagte:

„Jetzt ſteht es feſt, Fery; morgen gehe ich ins Kloſter. Großpapa iſt ein Tyrann, der mich ins Haus ſperren will, wo ich zwiſchen Petroleumfäſſern, Wollſäcken, Baumwollballen erſticke und die Mama mich halbtot quält mit ihrer ewigen, langweiligen Näharbeit. Schlimmer kann es mir unmöglich im Kloſter gehen — nicht wahr?“

„Dies weiß ich nicht, Marina, Du darfſt aber das Kloſter nicht wieder verlaſſen, während es Dir jetzt frei ſteht zu heiraten.“

„Frei ſteht! wie kannſt Du ſo ſprechen, Fery! ich bin nicht ſchön, nicht reich, nicht vornehm: folglich wird ſich niemand um mich bewerben, der mir zuſagt . . . und kann ich mich nicht glänzend vermählen, ſo gehe ich ins Kloſter. Morgen ſetze ich die Mama von meinem unwiderruflichen Entſchluß in Kenntnis.“

„Unwiderruflich? . . . Du biſt ſechzehn Jahre alt, Marina.“

„Nicht auf die Jahre kommt es an, ſondern auf den Willen.“

„Nun, der wird ſich im Noviziat bewähren,“ ſagte er beruhigend.

Der Nachen landete. Er führte Marina zu Hauſe und eilte dann aus dem Gedränge der inneren Stadt der ſchönen Villa zu, die er mit ſeiner Mutter bewohnte.

Als ſie dieſe Anordnung ihres Schwiegervaters erfuhr, nahm ſie die Cigarre aus dem Munde, ließ eine Rauchwolke zwiſchen ihren feinen Lippen wie aus einem Schornſteine hervorgehen und ſagte ſo verwundert, wie das bei ihrem Phlegma möglich war:

„Fery . . . was geht da vor!“

Es ſollte ſich enthüllen, als die ganze Familie zur feſtgeſetzten Stunde um den Großvater verſammelt war, die Witwe ſeines älteren Sohnes mit ihren ſechs Kindern, und die Witwe des jüngeren mit ihrem einzigen.

„Setzt Euch,“ ſagte der alte Herr nach der erſten Begrüßung, „und hört aufmerkſam zu; denn der Brief, den ich vorleſen werde, geht Euch alle an — etwa Marina ausgenommen.“

Aller Augen richteten ſich unwillkürlich auf Marina, welche die ihren zu Boden ſenkte und für ſich ſprach: So werde ich behandelt . . . als ob ich gar nicht zur Familie gehörte . . . heute noch erkläre ich meinen Entſchluß . . . ja, das tue ich, ſowie der

Großpapa ſeine Vorleſung beendet hat . . . dann hören es alle zugleich.

Der alte Herr zog einen Brief hervor und las laut und langſam:

„Geehrter lieber Vetter!

„Seit fünf Jahren, ſeitdem ich Ihnen mein herzliches Beileid über das Ableben Ihres vortrefflichen älteſten Sohnes ausſprach, hörten Sie nichts von mir. Damals ſprach ich den aufrichtigen Wunſch aus, anſtatt Ihres Sohnes im Grabe zu liegen und dieſer Wunſch iſt im Laufe von fünf Jahren genau ſo lebhaft, wie er damals war. Mein klägliches Leben iſt mir ſelbſt und anderen zur Laſt, und dennoch muß ich ſo fort leben, denn meine Hypochondrie hat noch nicht jenen Grad erreicht, wo der Menſch gänzlich die Willenskraft und die Beſonnenheit verliert und ſeinen Untergang findet — er weiß ſelbſt nicht wie. Indeſſen kann doch dieſer Fall auch bei mir eintreten; deshalb will ich jetzt mein Haus beſtellen. Ich bin achtunddreißig Jahre alt, unvermählt und, ſelbſtverſtändlich! feſt entſchloſſen, mich nie zu vermählen. Um einen ſo gewagten Schritt zu tun, muß man jung und mutig ſein. Seit fünfzehn Jahren bin ich weder das eine, noch das andere. Ich bin alſo hier im Lande der letzte Sprößling unſeres Geſchlechts. Damit es nicht ausſterbe, geehrter Vetter, möchte ich gern einen Ihrer Enkel an Kindesſtatt adoptieren, ihn auf den heimiſchen Boden verpflanzen und ihm folglich mein Vermögen, das nicht unbeträchtlich iſt, hinterlaſſen, und das ohne dieſe Adoption an meine Couſin fallen würde. Die Verſchiedenheit der Konfeſſion macht nicht die mindeſte Störung. Vor einigen Generationen waren wir ja ſämtlich katholiſch und nicht meine Schuld iſt es, daß ich es nicht bin. Die römiſch-katholiſche Kirche findet in unſeren Tagen manchen Anhänger in Großbritanien. Ihr Enkel würde ebenſo ungeſtört bei mir, wie in ſeiner Heimat ſeine religiöſen Pflichten erfüllen können. Das aber wäre unerläßlich, mein lieber Vetter, daß er, möge er ein Jüngling oder ein Knabe ſein, zu mir komme und bei mir lebe, um mein trauriges Daſein ein wenig zu lichten. Da die Ärzte meinen, der Gebrauch von Karlsbad könne meiner Hypochondrie in etwas Einhalt tun: ſo komme ich in nächſter Zeit nach Deutſchland und zu Ihnen, um Rückſprache zu nehmen, ob einer Ihrer Enkel mein Sohn werden will. Bis dahin und immer verbleibe ich Ihr getreuer Vetter

Ralph Mac Bruce
auf Caſtle Bruce.“

Als der alte Herr die Augen von ſeinem Blatt erhob, ſchienen drei junge Männer mit Ungeduld dieſes Schweigen erwartet zu haben, ſo plötzlich riefen ſie einſtimmig:

„Ich gehe nicht hin, beſter Großpapa!“

Und kaum hatten die älteren Brüder dies Wort geſprochen, ſo ſchnellten zwei Knaben von zwölf und dreizehn Jahren von ihren Sitzen empor, ſtürzten auf die Mutter zu und riefen mit dem Ausdrucke heftiger Angſt:

„Ich auch nicht, Mama! ich will hier bleiben!“

„Und Du, Fery?“ fragte der Greis.

„Lieber Großpapa,“ erwiderte dieſer in einem Ton, welcher bedeutete: wie kannſt Du nur fragen.

„Die Sache wäre ſomit erledigt,“ ſagte der Greis; „ich kann Euch nicht tadeln. Jeder Menſch muß wiſſen, auf welchen Platz er gehört. Allein es tut mir doch weh, daß der Zug nach unſerem eigentlichen heimiſchen Boden, deſſen König einſt unſer Ahnherr war, in Euch allen ſo ganz erſtorben iſt.“

„Nicht in mir, Großpapa! Sir Ralph Mac Bruce ſoll mich adoptieren und ich gehe gern mit ihm ins ſchottiſche Hochland,“ ſagte Marina ſo ruhig, als habe ſie längſt die Sache reiflich erwogen.

Der Großvater verſetzte mit Ruhe:

„Von Dir, meine Tochter, iſt in dieſer Angelegenheit gar nicht die Rede.“

Die Mutter aber rief aufgeregt:

„Immer verkehrte Gedanken, Marina!“ — während der jüngſte Sohn, der noch feſt die Mutter umklammerte, ihr ins Ohr flüſterte:

„Laß ſie doch gehen, Mama, ſonſt muß doch noch am Ende einer von uns hin . . . und das wäre ſchrecklich . . . ich will nicht.“

Schwere Tränen hingen an Marinas Wimpern; aber ſie faßte ſich, fuhr haſtig mit der Hand über die Augen und ſagte mit einer Stimme, die nur zuerſt etwas unſicher klang:

„Es iſt mir recht lieb, daß Großpapa, Mama, Tante und Brüder hier beiſammen ſind. So kann ich ihnen allen zugleich ſagen, daß es mein Vorſatz iſt, ins Kloſter zu gehen.“

Marina's Mutter und Brüder gaben Mißbilligung und Überraſchung durch lebhafte Ausrufe kund. Fery hörte alles an, lächelnd wie jemand, der unglaubliche Dinge vernimmt. Seine phlegmatiſche Mutter wiegte langſam ihren ſchönen Kopf und ſagte:

„In's Kloſter? . . . welche Idee! . . . Nein . . . dieſe Idee!“

Der Großvater ſchaute ruhig Marina an und entgegnete:

„Der Beruf ſoll uns ins Kloſter führen, nicht die Laune des Augenblicks.“

„Es iſt keine flüchtige Laune!“ rief Marina: „ich habe ſchon lange dieſen Gedanken.“

„Und ſoeben wollteſt Du nach Schottland gehen!“ entgegnete er. „Nein, meine Tochter, Dein Kloſterberuf iſt weder Dir noch mir, noch Deiner Mutter klar.“

„Gewiß nicht!“ rief dieſe; „Marina's träumeriſches Weſen mag ſich nicht mit der Arbeitſamkeit vertragen, die bei uns herrſcht und herrſchen muß: ſie mag ſich nicht der Ordnung fügen, die unverrückbar ſeit vierundzwanzig Jahren bei uns beſteht. Sie hält ſich zu gut für häusliche Tätigkeit, wäre gern eine vornehme Dame . . . und da ſie es nicht ſein kann, richten ſich ihre Träumereien auf das Kloſter. Sie wähnt, man habe dort nichts zu tun, als die Hände zu falten oder in den Schoß zu legen. Sie würde kreuzunglücklich unter dem pünktlichen Gehorſam und der feſten Zucht des Kloſters werden.“

„Glücklich oder unglücklich — mein Beruf iſt nun einmal nicht hier!“ rief Marina.

„Du haſt ein großes Wort geſprochen, meine Tochter, allein es iſt hier nicht am Platz,“ ſagte der Greis. „Wir müſſen die Pflichten erfüllen, die Gott uns durch Geburt, Verhältniſſe, Umſtände und Lage zugewieſen hat, — gleichviel, ob dieſe Erfüllung unſerem natürlichen Gefühl leicht oder ſchwer wird — gleichviel alſo ob wir uns dabei, wie man zu ſagen pflegt, glücklich oder unglücklich fühlen. Doch freiwillig einen Beruf oder einen Stand wählen, deſſen Pflichten wir gar nicht kennen und die höchſt wahrſcheinlich unſeren Anlagen und Neigungen, unſerem innerſten Weſen dermaßen widerſprechen, daß wir in einem beſtändigen furchtbaren Kampf begriffen ſind, ohne den Troſt zu haben, daß es der Wille Gottes iſt, hingegen den Stachel der Selbſtverſchuldung durch Eigenwillen im Herzen tragen: dies, meine Tochter, iſt eine verhängnisvolle Verkehrtheit, die nur durch die Unerfahrenheit Deiner ſechzehn Jahre erklärt werden kann. In drei bis vier Jahren wollen wir anfangen, die Sache zu überlegen. Bis dahin legen wir ſie beiſeite und denken nicht mehr an ſie."

Dann wendete er ſich an ſeine beiden jüngſten Enkel und ſagte in demſelben Ton:

„Jetzt kommt einmal her, Ihr Bübchen, und ſprecht: warum habt Ihr denn gar keine Luſt, zu dem Vetter zu gehen, der doch ein liebevoller Vater für Euch ſein will."

„Weil ich lieber zuhauſe bleiben will bei Mama und den großen Brüdern," erwiderte der älteſte Knabe.

„Und wo Richard bleibt, will ich auch bleiben," ſagte eifrig der jüngſte.

„Aber Euere großen Brüder haben keineswegs immer zuhauſe geſeſſen; — ſie haben Reiſen gemacht, haben ſich in fremden Ländern aufgehalten."

„O lieber Großpapa, das iſt ja etwas ganz anderes," entgegnete Richard ernſt und belehrend:

„das war für unſer Haus, für unſer Geſchäft . . . aber ſie kamen immer wieder her . . . und ſo wollen wir es ſpäter auch machen, Heinrich und ich."

„Ja, ſo wollen wir es auch machen, aber erſt ſpäter," bekräftigte Heinrich.

„Sie ſehen hieraus, beſter Vater," nahm Frau Emilie Bruce das Wort, „daß es nicht an meiner Erziehung liegt und nicht aus einer Mangelhaftigkeit unſerer häuslichen Verhältniſſe und unſeres Familienlebens entſpringt, wenn meine Tochter die Geſinnungen und Gefühle ihrer fünf Brüder nicht teilt. Das iſt mir ein großer Troſt für den Kummer, meine einzige Tochter ſo ganz aus der Art geſchlagen zu ſehen."

„Beruhigen Sie ſich, liebe Tochter," verſetzte der Greis; „jeder Menſch hat ſeine Eigenart, die allerdings in großen Abſtufungen, bald mehr und bald minder entſchieden ausgeprägt hervortritt. und man muß ſie gelten laſſen, ſobald ſie innerhalb der Schranken der Vernunft und der Gottesfurcht ſich hält — und dieſes dürfen wir ja von Marina erwarten. Nun aber ſprecht, meine Kinder, was ſoll ich dem Vetter antworten, der mit ſolchem Wohlwollen an Euch denkt."

„Lade ihn recht dringend ein, lieber Großpapa," erwiderte James, der älteſte Sohn: „wir wollen ihm für ſeine verwandtſchaftliche Geſinnung unſeren Dank in Wort und Tat ausdrücken."

meiner Papiere mich bemächtigen und die Flucht ergreifen werde.“

Er zuckte lächelnd die Achſeln indem er ſagte:

„Da Sie meine Frau ſind, ſo giebt es keinen Ort in der Welt wo Sie vor meiner Reclamation ſicher wären und keine Macht welche Sie gegen meine gerechten Anſprüche in Schutz nehmen dürfte.“

„So muß ich denn ſterben,“ ſprach ich kalt.

„Das wäre ſchade!“ rief er mit jener aufflammenden Liebesglut, die mich mit Entſetzen erfüllte. Um ſie zu dämpfen rief ich:

„Gut! acht Tage will ich bei Ihnen ausharren: dann wollen wir ſehen ob meine Geſinnung ſich geändert hat; und iſt das nicht geſchehen — ſo laſſen Sie mich frei.“

„Daß ich ein Thor wäre! rief er; in acht Tagen ändern Sie Ihren Starrſinn nicht; das weiß ich. Doch wolan! wer weiß ob die Liebe mir nicht hold ſein wird.“

Wir verließen Landeck und ſetzten unſern Weg nach der Schweiz und durch ſie fort. Die Leute ſprechen ſie ſei wunderſchön, die Schweiz, eines der herrlichſten Länder der Erde! — ich weiß es nicht! Ja, ich ſah Thäler und Berge, Flüſſe und Seen, Dörfer und Städte, Wieſen und Gletſcher — aber das Alles ging mich nichts an, ſtralte nicht

„Überdies iſt er gar nicht gehindert, uns ſein Vermögen, wenigſtens zum Teil, zuzuwenden,“ ſagte bedachtſam Walter, der zweite Sohn; „mir ſcheint es in jeder Beziehung für ihn und für uns zweckmäßig, daß er komme und uns kennen lerne.“

„Vielleicht ſieht aber der hypochondere Mann in der Zurückweiſung ſeines Anerbietens eine Kränkung,“ ſagte Humphry, der dritte Sohn; „da wäre es ſchon beſſer, er käme nicht. Was ſoll er im Grunde hier?“

„Er ſoll nicht kommen! nicht kommen!“ riefen Richard und Heinrich ſehr vergnügt durch ihre Übereinſtimmung mit einem älteren Bruder.

„Er komme!“ ſagte Marina feſt.

„Ja, er komme!“ rief Fery. „Wenn er uns kennt, wird er begreifen, warum wir ſein Anerbieten mit herzlicher Dankbarkeit ablehnen.“

„Von Euch beiden,“ ſagte er ſcherzend zu ſeinen zwei kleinen Vettern, „wird er das freilich nicht begreifen, weil Ihr noch keine Laufbahn erwählt habt.“

„Das haben wir längſt!“ rief Richard, während Heinrich auf's neue die Mutter umklammerte. „Wir werden das, was Papa war und was James iſt. Wir werden ſeine Kompagnons ſo gut wie Walter und Humphry.“

„Ja . . . ganz ſo gut wie Walter und Humphry,“ beteuerte Heinrich.

„Alſo — er komme,“ ſagte der alte Herr und verabſchiedete ſich von dem Familienkreiſe. James begleitete ihn zu ſeinem Wagen.

Jetzt löſten ſich ſämtliche Zungen, welche durch ſeine Gegenwart ehrfurchtsvoll im Zaume gehalten waren, und als James zurückkam, empfing ihn ein Chor oder vielmehr ein Wirrwarr von Stimmen. Alle ſprachen auf einmal, jeder äußerte ſeine Anſicht, ſein Urteil, ohne auf das zu hören, was der andere ſagte. Sogar Fery's ſchweigſame Mutter redete etwas. Nur Marina ſchwieg. Was. hätte ſie ſagen ſollen? Das, was ſie wollte, hatte der Großvater verurteilt und wenn nicht ganz — ſo doch vorderhand verworfen; ſie wußte, daß die Mutter und die Brüder die Sache jetzt für abgetan hielten. Darum ſchwieg ſie und dachte bei ſich ſelbſt: Vielleicht bringe ich es doch dahin, daß Sir Ralph, unſer Vetter, mich adoptiert und dann heiße ich Marina Mac Bruce und werde ungeheuer reich. Schließlich regten die verſchiedenſten Gemütsbewegungen Frau Emilie Bruce dergeſtalt auf, daß ſie in einen Strom von Tränen ausbrach, und wie in der Natur das Gewitter ſich legt, wenn es anfängt, zu regnen, ſo war es auch hier: das Getöſe verſtummte, die Kinder ſuchten ſie zu beruhigen, und Fery — oder wie er eigentlich hieß, Fergus — fuhr mit ſeiner Mutter nach ihrer Villa zurück. Dort ließ ſie ſich in einem Salon nieder, deſſen Fenſtertüren ſich auf einen freundlichen, blumenreichen Garten öffneten, und bevor noch die Kammerjungfer eingetreten war, um ihr den Hut abzunehmen, hatte ſie bereits eine Cigarre angezündet und ſich mit ihr in den Sopha gedrückt. Dann ſagte ſie zu ihrem Sohn, der ebenfalls eine Cigarre nahm:

„Dein Großvater hat manche Eigentümlichkeit, Fery; und ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, und denke auch jetzt wieder darüber nach, welche von beiden erſtaunenswerter iſt: ſeine Liebhaberei für Bücher, oder ſeine Abneigung gegen die Cigarre.“

„Vergebliche Mühe, Mama,“ erwiderte Fergus lachend; „die Eigentümlichkeit des einen ſind unverſtändlich für den anderen. Ich glaube, daß der Großpapa Deine Eigentümlichkeit auch nicht recht begreift.“

„Aber ſie iſt doch ſehr natürlich, ſehr einfach: ich liebe das Nichtstun und die Cigarre.“

„Was die Cigarre betrifft, Mama, ſympathiſiere ich mit Dir. Um aber tagaus tagein nichts zu tun, als auf dem Sopha zu liegen und zu rauchen — dazu muß man ganz beſonders organiſiert ſein. Das machen Dir wenige nach . . . und Dein Sohn gewiß nicht.“

Sie ſah ihn ſo freundlich an, als habe er ihr die angenehmſte Sache von der Welt geſagt und verſetzte:

„Ja, Ferry, das kommt daher, weil Du der Sohn Deines Vaters biſt.“

„Dieſe Wahrheit iſt nicht zu beſtreiten!“ rief er munter und ging mit ſeiner Cigarre in den Garten, wo er ſich ſeinen Zukunftsplänen überließ, die — wie das bei neunzehn Jahren ſo leicht geſchieht — allmählich in roſige Träumereien übergingen. Über einige Jahre ernſter Studien und geiſtiger Anſtrengung, welche weder ſeinen tüchtigen Kopf noch ſeinen ſtrebſamen Charakter erſchreckten, blickte er auf eine Laufbahn, von welcher ſich ſein Ehrgeiz glänzende Erfolge verſprach. Der geſtrige Beſuch des Fürſten, der dem verwaiſten Sohn ſeines verſtorbenen Freundes die liebevollſte Teilnahme bewahrte, hatte unbeſtimmten Wünſchen und Gedanken zugleich Fundament, Richtung und Ziel gegeben und Fergus Bruce erſehnte den Augenblick, da ſich der Hörſaal der Univerſität für ihn öffnen werde.

Der Enkel dachte an die Zukunft, der Großvater an die Vergangenheit. Der alte Herr wandelte zwiſchen ſeinen Taxushecken langſam auf und nieder und betrachtete ſein eigenes untergehendes Leben und das aufſteigende ſeiner Enkel: den Mai und den Dezember des irdiſchen Daſeins. Fünfundſiebzig Jahre lagen hinter ihm; er war noch ein Kind des vergangenen Jahrhunderts; ſein Großvater hatte, kaum dem Knabenalter entwachſen, mit und für Karl Edward Stuart in der

Schlacht von Culloden, 1745, gekämpft und als dieſe verloren ging und mit ihr die letzte Hoffnung der Stuarts auf die Krone Großbritanniens, als Karl Edward den ſchottiſchen Boden verlaſſen mußte — da ging auch jener junge Bruce mit ſeinen Eltern in's Ausland. Sie hatten Hab' und Gut für die Sache des Prätendenten hingeopfert; aber minder ſchwer ſchien es ihnen auf fremdem Boden, in beſchränkten Verhältniſſen zu leben, als ſich zu unterwerfen dieſem fremdländiſchen, dieſem deutſchen, dieſem proteſtantiſchen Fürſten, auf den die Krone der Stuart übergegangen war und welcher Schottlands unverſtandene Eigentümlichkeit nur Mißtrauen und Abneigung einflößte. Sie gingen in ein freiwilliges Exil und in ein katholiſches Land. In Cadix ſiedelten ſie ſich an.

Es heißt von dem Schotten, er habe einen eigenſinnigen Kopf und ein merkantiliſches Talent. Entſchloſſenheit und praktiſche Tätigkeit zeichneten den Mann aus, der damals noch den vollen Namen ſeines Hauſes führte, welches ſich mit Stolz rühmte von Robert Bruce, dem ſchottiſchen König, abzuſtammen, allein das hinderte den alten Mac Bruce nicht, jeder Mühe, jeder Arbeit, jeder Anſtrengung ſich zu unterziehen, um auf rechtliche Weiſe für die Seinen das Brot zu erwerben. Tapfer mit den unglaublichen Schwierigkeiten kämpfend, die überall dem Fremden, dem Mittelloſen, dem Unbekannten, der ein rechtſchaffener Mann iſt und es bleiben will, ſich entgegenſtellen, war er unermüdlich nach einem neuen Strohhalm der Hoffnung zu greifen, wenn der, welchen er hielt, ihm entſchwand.

„Nur Ausdauer, meine Söhne, Ausdauer und Geduld,“ pflegte er oft zu ſagen; „denkt an unſeren großen Ahnherrn. Vergeßt nie, wie beharrlich und unter welchen Mühſalen er die Krone Schottlands errang. Seine Feinde hetzten ihn wie ein Tier des Waldes. Um ihren Spürhunden zu entgehen und ſie über ſeine Wege irre zu führen, ging er in den Wildbächen und die Hunde verloren ſeine Spur. So kam er einſt halbtot gejagt zu einer armſeligen einſamen Hütte, deren Bewohner ihm gaſtfrei ein Obdach gaben, das ihrer Armut entſprach. Auf dem Heuboden bereiteten ſie ihm ein Lager. Da ruhten ſeine müden Glieder aus — aber ſchlafen konnte er nicht. Er fragte ſich, ob es nicht beſſer ſei, den Kampf um die Krone aufzugeben, als ein ſo mühſames Leben mit einem ungewiſſen Ausgang fortzuführen. Als er nun ſo dalag und nachdachte, fiel ſein Blick von ungefähr auf eine Spinne, die von einem Balken zum andern den Faden ſpann, an welchen ſie ihr Netz weben wollte. Allein der Faden war zu kurz oder zerriß — genug, die Arbeit ſchlug fehl und die Spinne begann ihr Werk auf's neue. Das wiederholte ſich ſechsmal und erſt mit dem ſiebenten Mal erreichte ſie ihr Ziel. Da nahm ſich Robert Bruce die

Spinne zum Vorbild, führte den Kampf beharrlich weiter, und wurde König von Schottland. Wir, ſeine Nachkommenſchaft, kämpfen freilich nur um die Mittel zu unſerer Exiſtenz — und wir ſollten ſie nicht mit Ausdauer und Geduld erringen?"

Endlich errang er ſie, als er Aſſocie eines Handelshauſes wurde, deſſen Chef ein deutſcher Konſul war; der die Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit von Vater und Söhnen erprobt hatte.

„Unſere Vorfahren ſchwangen die Lochaber-Art und wir führen die Feder — alles wie Gott es will, der den Lauf der Dinge anordnet," ſagte er oftmals zu den Söhnen.

Dieſe wurden auf Reiſen geſchickt, um Handelsverbindungen anzuknüpfen oder zu befeſtigen. Der Älteſte kam nach Deutſchland. Dort heiratete er im Laufe der Zeit die Tochter eines wohlhabenden Handelsherrn und der jugendliche Kämpfer aus der Schlacht von Culloden wurde als Mann ein ehrſamer und geachteter Bürger in einer großen deutſchen Handelsſtadt. Er ließ die erſte Hälfte ſeines Namens fallen und gründete das Haus, deſſen Chef jetzt der Enkel ſeines Enkels, James Bruce, war. Aber ſein Sohn und ſein Enkel hatten einen ganz anderen Sinn; ganz andere Neigungen. Der Sohn hätte am liebſten Europa umgekehrt, um die Stuart wieder auf Englands Thron zu bringen. Da aber weder England der Boden, noch Karl Edward der Mann für eine ſolche Phantaſterei war: ſo ſuchte ſein unruhiger Geiſt andere Bahnen. Er reiſte; er liebte den Aufenthalt in großen Städten, in Wien, Paris, Rom, er verſchaffte ſich Zutritt in alle Kreiſe, er intereſſierte ſich für Kunſt und Wiſſenſchaft, für politiſche und religiöſe Fragen. Er lebte in Rom in der Intimität des Kardinals von York, des letzten Sprößlings des königlichen Hauſes Stuart und in Florenz in der Intimität der Witwe Karl Edward's, die eine Deutſche von Geburt, eine Gräfin Stolberg-Gedern war und die, ausgezeichnet durch Geiſt und Anmut, als Gräfin Albany in Florenz ein Haus machte, zu welchem alle den Zutritt wünſchten, die ſich bis in den zwei erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts in Florenz befanden oder dahin kamen.

Mit einer Florentinerin hatte ſich auch Bruce, nicht eben zur Freude ſeiner Eltern, vermählt. Indeſſen tröſtete es ſie, daß er ihnen, nach einigen Jahren ſeinen einzigen Sohn zur Erziehung übergab, mit dem Bemerken, der Kleine habe eine ſo ſtille und ruhige Gemütsart, daß er ohne Zweifel ſehr leicht für den Handelsſtand zu bilden ſein werde. Ein großer Irrtum. Still und ernſt war allerdings der Knabe, aber ſein Sinn war auf ganz andere Bücher als auf die Buchführung gerichtet. Er lernte zwar das, was der Großvater verlangte, aus Gehorſam, doch ganz ohne Talent und ohne Luſt, während er ſeine Gymnaſialſtudien mit einem freudigen Eifer trieb, welcher deutlich zeigte, daß Fähigkeit und Neigung ihn auf ſie anwies.

In Pauſen von drei bis vier Jahren beſuchte er ſeine Eltern in Florenz. Doch ſeines Vaters geiſtvolles Vagabundenleben ſagte ihm ebenſo wenig zu, als die praktiſche Richtung des Großvaters. Als er zwanzig Jahre alt war und von Rom nach Florenz zurückkehrte, erklärte er ſeinem Vater, er ſei in Rom über ſeinen Beruf klar geworden und er wolle Karthäuſer werden. Wäre eine Bombe vor ſeinen Füßen geplatzt, ſo hätte Ralph Bruce keinen größeren Schreck haben können, als dieſe Eröffnung ſeines Sohnes ihm verurſachte.

„Biſt Du toll geworden!" fuhr er auf; „der letzte Bruce in einer Kutte!"

„Warum nicht, beſter Vater, wenn der letzte königliche Stuart ein Prieſterkleid trug."

„Er trug den Purpur der römiſchen Kirche, mein armer James, es lag die Möglichkeit vor daß er den heiligen Stuhl einnähme. Verlöſchen große Geſchlechter in dieſer Weiſe, ſo iſt das erhaben und ganz in Übereinſtimmung mit ihrer Vergangenheit. Aber in einer Mönchskutte zu verſchwinden und ſie, ſo zu ſagen, dem Kardinalspurpur gleich zu ſtellen — James, ich ſage Dir, Du biſt närriſch geworden."

Äußerlich ſind ſie ſo verſchieden wie ihre Farbe es iſt und wie in der Welt die Stellung desjenigen iſt, der das eine oder das andere Kleid trägt. Der Beruf aber iſt derſelbe.“

„Ich ſage Dir, James, daraus wird nun einmal nichts. Dein Beruf iſt, unſer Haus fortzupflanzen und zwar für eine glänzende Zukunft — denn unſere jetzigen Verhältniſſe ſind nur interimiſtiſch, ſollen nur dazu dienen, ein Vermögen zu ſammeln, welches für eine glänzende Laufbahn notwendig iſt. Dies haſt Du zu bewerkſtelligen, Du und Deine Nachkommenſchaft.“

„Dies ſind ganz willkürliche Annahmen, beſter Vater, die kein Fundament haben. Alles was auf Erden ein Daſein hat, lebt nur für eine Zeit. Möge es tauſend Jahre währen — es iſt doch nur eine Zeit. Reiche, Völker, Racen — alles ſtirbt ab, wenn es ſeine Zeit gehabt und verſchwindet. Abgeſehen vom Hauſe Stuart erleben wir es ja. Die deutſch-römiſche Kaiſerkrone, einſt die edelſte, die herrlichſte der Welt — ſie iſt zu Grabe getragen und mit ihr eine ganze Weltzeit: das ganze große chriſtlich civiliſierende Jahrtauſend, das mit Kaiſer Karl den Großen ſeinen Anfang nahm. Das kommt nicht wieder. Der gewaltige korſiſche Abenteuerer nennt ſich jetzt Kaiſer und geberdet ſich als Herr der Welt; aber auch ihm hat Gott nur eine Zeit beſtimmt. Ich kann nicht begreifen, beſter Vater, weshalb man ſich ſo an die Fortdauer eines Geſchlechts klammert.“

„Und ich kann nicht begreifen, wo und wie Du in meine Seele, lächelte nicht in mein Herz hinein, war mir fremd: wie hätte ich es ſchön finden ſollen! Ein Blick, ein Lächeln, eine Bewegung, ein Wort von Gundaccar — o ja! ja! die waren ſchön, denn ſie waren der Aus- und Abdruck eines Weſens das ich verſtand und das mich verſtand. Die Natur iſt für mich nie etwas Andres geweſen als eine Sammlung bunter Tapetenbilder, die ein graues Chaos verhüllen. Ich konnte nie meine Liebe an ſie verſchwenden, mein Herz flog immer höher als alle Gebirge und weiter als alle Meere. Und vollends damals, wo die volle erſte Gewalt des Schmerzes um den Verlornen, den Treuloſen mir wie ein Kataract durch die Seele donnerte, und der Körper nur wie ein Uhrwerk die Gewohnheit des Lebens fortſetzte.

Am achten Tage waren wir in Luzern.

„Jezt iſt die Prüfungszeit überſtanden, ſagte ich zu Achatz; ich habe Wort gehalten und keine heimliche Flucht verſucht. Jezt laſſen Sie mich fort nach Verona! über den Gotthard bin ich gleich in der Lombardei.“

„Clelia, entgegnete Achatz, Sie ſind meine Frau! faſſen Sie allendlich dieſen Gedanken und machen Sie ſich mit ihm vertraut.“

„Schmach über mich daß ich es ſcheine!“ rief ich.

zu ſo ſtumpfſinnigen Anſchauungen gekommen biſt!“ rief hocherzürnt Ralph Bruce.

„Sie haben ſich allmählich in mir entwickelt,“ verſetzte James ruhig, und mein Aufenthalt in Rom hat ſie befeſtigt. Auf dem Forum romanum, wo einſt die Angelegenheiten des vorchriſtlichen Weltreiches entſchieden wurden, wo die Imperatoren ihre Triumphzüge hielten, wo die Cäſaren ihre Paläſte bauten — da weiden jetzt friedlich die Kühe und Forum romanum hat ſogar ſeinen Namen verloren und heißt Campo vaccina. Wo einſt Kaiſer Diocletian rieſige und prächtige Bäder aufführen ließ, ſteht jetzt die Kirche Maria degli Angeli und ein weltentfremdetes Karthäuſerkloſter liegt in dieſen Thermen, die einſt alles umfaßten und darboten, was der ſinnliche Menſch an Pracht, Üppigkeit, Luxus und tumultuariſcher Zerſtreuung begehrt. Dieſe Vergänglichkeit und deshalb auch dieſe Nichtigkeit alles Irdiſchen trat mir ſo überwältigend entgegen, daß ich den Entſchluß faßte, dieſer Welt der Vergänglichkeit gänzlich zu entſagen und mich einem Stande zu weihen, der meine Seele beſtändig der Ewigkeit zuwendet.“

„Man kann auch außerhalb des Karthäuſerkloſters ein katholiſcher Chriſt ſein und gottesfürchtig leben — das ſiehſt Du an Deinem vortrefflichen Großvater!“ rief Ralph Bruce.

„Ja gewiß, lieber Vater, das können wir überall, wo Gott uns haben will und dazu muß jeder Stand und jeder Beruf uns dienen. Nur müſſen wir wiſſen, wo Gott uns haben will.“

„Dieſer Meinung bin auch ich,“ verſetzte abbrechend Ralph Bruce und erließ noch am nämlichen Tage einen langen Brief an ſeinen Vater worin er ihm das Geſpräch mit James und deſſen Geſinnung mitteilte und ihn beſchwor, eine ſchöne junge Braut für den Enkel zu wählen, damit er ſeine Karthäuſergrillen vergeſſe. „Es müſſe aber recht bald geſchehen; denn — ſchrieb er — der närriſche Junge redet wie ein für Glück und Freude des Lebens abgeſtorbener Greis, faßt die Vergänglichkeit der Dinge nicht nur überall ins Auge, ſondern zieht daraus wahrhaft empörende Folgerungen. Weil in unſeren Tagen das Königreich Polen unterging und die Republik Venedig dasſelbe Schickſal hatte, könnte es ja auch der Wille Gottes ſein — ſo ſchließt er — daß unſer Geſchlecht mit ihm in einer Karthauſe erlöſche. Iſt das nicht ein ebenſo unſinniges wie empörendes Gerede in dem Munde eines jungen Mannes wie James, der keinen andern Fehler hat, als daß er zu tief in die Bücher guckte und dadurch ſein Herz austrocknete und ſeinen Kopf verdrehte.“

Der alte Bruce empfing dieſe Nachricht mit demſelben Schreck, doch nicht mit derſelben Oberflächlichkeit wie ſein Sohn. Er traf ſeine Maßregeln, und als James wieder in der Heimat eintraf, lud er ihn zu einem ernſten Geſpräch ein.

deſſen Inhalt ganz auf die Pietät und das Pflichtgefühl ſeines Enkels berechnet war.

„James,“ hub er an, „der gütige Gott hat mir nicht nur ein Leben von ungewöhnlicher Dauer geſchenkt, ſondern mir auch die Fähigkeiten des Geiſtes und die körperlichen Kräfte erhalten, die mich in den Stand geſetzt haben, bisher den Platz auszufüllen, auf den er mich geſtellt hat. Jetzt aber iſt meine Zeit abgelaufen, denn ich zähle zweiundachtzig Jahre und dieſe ſind, meine Kindheit abgerechnet, voll Mühe und Arbeit geweſen bis zu dieſer Stunde. Von dem Tage an, als ich bei fünfzehn Jahren nach der Schlacht von Culloden mit meinen Eltern Schottland verließ, habe ich kaum etwas anderes gekannt, als die angeſtrengteſte Arbeit, und ich habe das bittere Brot der Verarmung und der Verbannung während meiner ganzen Jugend im reichlichen Maße genoſſen. Dem Mann ging es beſſer: er fand hier eine zweite Heimat, eine brave Frau, eine geachtete bürgerliche Stellung. Die Sorgen aber hörten nicht auf. Die Zeiten waren meiſtens dem Handel nicht günſtig. Infolge des ſiebenjährigen Krieges herrſchte furchtbare Geldnot, und kaum war dieſe drückende Epoche vorüber, ſo brach die franzöſiſche Revolution aus, die uns hier ſo nahe berührte, und jetzt haben wir ſeit zwanzig Jahren nichts als Krieg und Krieg mit allen Verheerungen, die er im öffentlichen und im Privatleben anrichtet und der einen Druck herbeigeführt hat, unter welchem der Handel erliegen muß: die Kontinentalſperre. Der korſiſche Abenteuerer, dieſer Kaiſer von geſtern, verſteht und treibt nur ſein Handwerk: den Krieg. Wie lange dieſe Knechtung Europa's dauern wird, gegen welche nur England und Spanien ſich wehren — das weiß Gott allein. Wir aber wiſſen, daß auf Kriege, die nur aus Eroberungsluſt geführt werden und die nur dem Ehrgeiz eines Deſpoten dienen, große Kalamitäten folgen, denn ſolche Kriege erniedrigen die Menſchheit, weil die Sieger roh und gewiſſenlos, die Beſiegten knechtiſch und kriechend werden. Die Freiheit verſchwindet — und mit ihr die Civiliſation, d. h. die Sittlichkeit, und die Kultur, d. h. der geiſtige und materielle Wohlſtand. Ohne Freiheit — Verkrüppelung der Charaktere, des Geiſtes, der Bildung, der Betriebſamkeit. Das alles gerät auf ſchiefe Bahnen, die allmählich abwärts führen. Solche Zeiten werden kommen. Ich bin ihrer Laſt nicht mehr gewachſen."

„Mein Vater wird ſich beſtreben, Ihr treuer Nachfolger zu ſein, teuerer Großvater!" rief James.

Aber der Greis entgegnete:

„Dein Vater, mein James, iſt anders geartet, wie Du und wie ich. Er fühlte ſich ſtets fremd in der Heimat und in den Verhältniſſen, die ich ſo mühſam für ihn errang. Er iſt recht gut . . . hat gleichwohl nicht die Energie und die Beharrlichkeit, um ſich in der Lage zurechtzufinden, die Gott ihm angewieſen hat. Lag es an ſeinen Eltern, lag es an ihm — genug, er iſt nicht ſo, wie ich mir den Sohn gewünſcht hatte. Indeſſen hat er das gut gemacht, indem er mir ſeinen Sohn, gleichſam zum Erſatz ſchickte; denn er fühlte, daß Du eine beſſere Erziehung hier bei uns als bei ihm erhalten würdeſt. Du haſt eine Reife, die in Deinem Alter höchſt ſelten iſt. Du haſt ſie Dir erworben durch große Pflichttreue und gewiſſenhaften Fleiß. Damit lernt man nicht nur das, was nötig und das, was Liebhaberei iſt, ſondern man kräftigt den Willen, man bildet den Verſtand, man ſchärft Einſicht und Urteil. Nicht Deinem Vater mache ich Platz, ſondern Dir, denn Du biſt der Mann dazu."

„Beſter Großvater . . . das kann nicht ſein!" rief James.

„Ich weiß, was Du ſagen willſt," fiel der Greis ein: „Begeiſterung für eine große Sache iſt das Zeichen eines großen Herzens; doch die göttliche Vorſehung fügt es faſt immer für uns alltägliche Menſchen ſo, daß ſie uns eine Stelle anweiſt, für welche wir nicht begeiſtert ſind. In meiner Jugend wollte ich nichts anderes, als für die Sache der Stuart leben und ſterben; doch ganz anders hat es Gott gewollt und gefügt. Er fügt es auch für Dich ganz anders, weil er nicht will, daß Du Deines greiſen Großvaters letzte Tage mit bitterem Kummer erfüllſt, indem Du ihm nicht nur die Stütze Deiner jugendlichen Kraft entziehſt, nicht nur das Werk vernichteſt, das er mit ſauerer Arbeit zuſtande brachte: ſondern indem Du der Möglichkeit das Tor öffneſt, daß ſein abtrünniger Bruder oder deſſen Nachkommen Anſpruch an ſein Erbe machen dürften, wenn Dein Vater nicht mehr iſt und Du in der Karthauſe verſchwindeſt — und das wäre der heißeſte Schmerz meines Lebens."

„Mein ganzes Herz ſträubt ſich gegen das, was Sie mir zumuten," ſagte James niedergeſchlagen.

„Du ſprichſt richtig: Dein Herz. Ja, Dein Herz, d. h. Dein Wille ſträubt ſich, weil unklare Wünſche durch Deine Seele gehen. Du biſt Gott ſei Dank! fromm und brav und liebſt die Studien; allein das genügt noch lange nicht, um Karthäuſer zu werden. Die Jugend traut ſich viel zu und möchte gern Ungewöhnliches leiſten. Auf dem gewöhnlichen Wege liegt jedoch faſt immer unſere Pflicht, und liegt ſie ausnahmsweiſe nicht da, ſo wird es uns vor Gott ſo klar gemacht, ſo beſtimmt gezeigt, daß kein Zweifel aufkommen kann. Die Erfüllung unſerer Pflichten iſt aber das erſte und das letzte, was Gott von uns verlangt; dafür ſind wir auf Erden; auf ſie bezieht ſich unſer Gericht . . . und wenn dereinſt die furchtbare Stunde ſchlägt, wo die Seele einſam iſt mit Gott — dann ſagen zu dürfen: ich habe geſucht, meine Pflichten im Lichte des Glaubens zu erkennen und zu üben — James, bedenke, was das heißt und in dem Augenblick.“

James unterwarf ſich, gab ſeinen Wunſch auf und tat den zweiten Schritt, nachdem er den erſten getan. Er vermählte ſich ohne Neigung zwar, doch ohne Widerſtreben mit dem ganz verſtändigen Mädchen, das ſein Großvater für ihn gewählt hatte und das eine gute ſorgſame Hausfrau wurde. Sie war klug genug, um ihren Mann zu nehmen wie er war und ſo zu behandeln, daß er ihr mit herzlicher Achtung und Dankbarkeit zugetan wurde. Die großen Geſchäfte des Hauſes führte er mit höchſter Sorgfalt und Umſicht, einige Jahre unter der erfahrenen Leitung ſeines Großvaters. Dieſer erlebte mit inniger Freude die Geburt von zwei Urenkeln und ſtarb endlich, alt wie die Patriarchen und ſeine Nachkommen ſegnend, wie ſie. Vor ſeinem Abſcheiden ſagte er zu James:

„Du haſt es in Dir und in Deiner vortrefflichen chriſtlichen Ehe erfahren, welche Gnade es iſt, den Willen Gottes zu tun, wie er auf unſerem Wege liegt, ohne ihn auf anderen Wegen zu ſuchen. Tun wir das mit willigem Herzen und bringen wir die Opfer, die damit verbunden ſind, ſo wird es uns gelohnt durch Ruhe im Gewiſſen und Zufriedenheit im Gemüt — beſonders aber durch gläubige Zuverſicht, wenn der gewaltige Augenblick kommt, wo die Seele allein bleibt mit Gott.“

In dieſem Sinne lebte James fort und erzog er ſeine Söhne, kräftig unterſtützt und ſtets im beſten Einvernehmen mit ſeiner Frau. Die Erziehung des älteſten Sohnes, der auch James hieß, war nicht ſchwer, weil Charakter, Fähigkeiten und Neigungen ſozuſagen aus einem Stück waren und eine und dieſelbe Richtung hatten. Er ſchien für den Stand geboren zu ſein, in welchem er geboren war und ſein Vater dachte mit ſtiller, ſorgſam verſchwiegener Wonne an den glückſeligen Augenblick, der ihm erlauben würde, die Laſt des Geſchäfts auf die kräftigen Schultern dieſes Sohnes zu legen und in ruhiger Zurückgezogenheit auf der kleinen ländlichen Beſitzung zu leben, die ſeine Frau in einer entlegenen Vorſtadt beſaß. Als der älteſte Sohn fünfundzwanzig Jahre zählte, ſtarb die gute Mutter, die ſorgſame Hausfrau, und der Vater drang darauf, daß dieſer Platz recht bald und recht würdig ausgefüllt werde. Sein Wunſch entſprach der Neigung ſeines Sohnes und der Vater führte nun ſeine Abſicht aus und ließ ſich in der Vorſtadt nieder; immer bereit, mit Rat und Tat den Kindern beizuſtehen, aber jeden unmittelbaren Einfluß auf den Gang des Geſchäftes ablehnend. Das Haus in der Vorſtadt hatte er ſchon längſt nach ſeinem Behagen und für ſeinen Zweck eingerichtet und längſt begonnen Bücher zu ſammeln, die ihn intereſſierten, hauptſächlich Geſchichtswerke. Sein größter Genuß war das Studieren: die Betrachtung der Geſchichte und der Geſchicke der Menſchheit, und er ſagte:

„Faßt man ſie im Zuſammenhang auf, bleibt man nicht einſeitig und parteiiſch bei irgend einer Epoche ſtehen, welche anzieht oder abſtößt: ſo findet man, wie durch und über alle menſchlichen Taten, mögen ſie weiſe oder unweiſe, gut oder böſe ſein, die Großtaten Gottes ſich hinziehen. Das ernſte Studium der Geſchichte iſt eine Betrachtung der göttlichen Weisheit und ſo wüßte ich nichts — das Gebet ausgenommen — was den Geiſt mehr in Ruhe und Gleichgewicht bei allen Wechſelfällen des allgemeinen und des eigenen Lebens zu halten vermöchte.“

Da ſaß er denn in ſeinem freundlichen und behaglichen Bibliothekzimmer und ſchaute zuweilen von ſeinem Schreib- oder Leſetiſch auf, hinweg über ſeinen Garten und über die kleine Gärtnerinſel auf den ſchönen Fluß, der ſo ruhig dahin wallte, und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich habe doch etwas von dem, was ich einſt nur in der Karthauſe heimiſch wähnte: äußere Stille, inneren Frieden.

Sorgen genug hatte ihm ſein zweiter Sohn, Fergus Bruce gemacht. Der ſchlug einen ganz anderen Weg ein als ſein Bruder, und es war kein geringer Kummer für den Vater, daß Fergus, der mit geiſtigen Anlagen reich begabt war, einen unſteten Charakter hatte, der ihm nicht geſtattete, ſie zu verwerten. Der Handelsſtand war ihm ein

Greuel und wiſſenſchaftliche Studien verabſcheute er. Er behauptete, daß das eine geiſtige und moraliſche Verkrüppelung des Geſchlechtes hervorbrächte und kein Bruce ſei dafür geboren. Er ſagte zu den Seinigen:

„Ich bin nicht für die Stickſtoffluft in Eueren Komptoirs geſchaffen: ſie erwürgt mich. Ich kann nicht mit krummem Rücken und gekrümmten Fingern hinter Eueren umgitterten Schreibtiſchen ſitzen, wie ein eingeſperrter Vogel des Waldes. Ich bin tatendurſtig . . . aber das Einmaleins millionenmal in allen Variationen zu multiplizieren und zu dividieren . . . nein und abermals nein! das iſt mein Fach nicht.“

„Wohlan!“ ſagte ſein Bruder James ſpöttiſch, „ziehe hinaus in die Welt und rufe: Ich will Taten tun! Wer kann mir eine Anſtellung für Tatenvollbringung geben?“

„Wüßte ich nur, welche Taten Dir im Sinne liegen, Fergus,“ ſagte ſein Vater, „ſo ließe ſich darüber nachdenken und reden. Willſt Du Soldat werden . . . oder Seemann?“

„Soldat? Eingeſperrt in die Kaſerne — totgeſchoſſen für irgend eine Sache, die mich nichts angeht oder die ich verabſcheue . . . nein, das will ich nicht! Seemann? Ja, um einen Weltteil zu entdecken, wie Columbus, oder zu erobern, wie Cortez, ja! das wäre mein Fach! Doch für merkanti-

„Drum ſein Sie es,“ ſprach er gelaſſen.

„Das verdoppelt die Schmach!“ rief ich außer mir.

„Ich könnte denn doch endlich die Geduld verlieren,“ ſagte er kalt, aber es dämmerte etwas Wildes in ſeinen Augen auf.

„Möchten Sie ſie auf der Stelle verlieren: dann würden Sie mich ziehen laſſen,“ entgegnete ich.

„O ſpiele nur nicht Comödie, Clelia! brach er aus; bevor das geſchähe müßte ſich die Erde nach der andern Seite hindrehen.“

Dieſe Unerſchütterlichkeit baute ſich um mich herum wie eine himmelhohe Mauer auf an der ich mir den Kopf einrennen mußte. Zum erſten Mal verſuchte ich ihn durch heiße Bitten umzuſtimmen. Ich flehte, ich beſchwor, ich lag zu ſeinen Füßen — o ich glaube ich betete zu ihm. Vergebens!

„Du biſt mein! Du wirſt als mein Weib glücklich werden! Ich liebe Dich zu übermächtig um Dich aufzugeben! Dieſe Liebe iſt meine fixe Idee geworden und könnte mich raſend machen, wenn ſie nicht allendlich doch auf Gegenliebe rechnete:“ dabei blieb er.

Von jetzt an bewachte er mich, ließ mich nie aus den Augen, ſchloß Abends meine Thür zu, benahm ſich jedoch ſtets innerhalb der Grenzen des Anſtandes und gewiſſer Rückſichten, ſo daß ich nicht liche Zwecke in den ſchwimmenden Kaſten mich einſperren zu laſſen, — nein! auch das wäre nicht nach meinem Sinn."

„Biſt Du alſo im Klaren über Deinen Tatendurſt biſt, mein Sohn, lerne fleißig, arbeite tüchtig, ſei fromm und brav, und der liebe Gott wird Dir rechtzeitig den Platz anweiſen, den er für Dich beſtimmt hat."

In ernſter Zucht des Gehorſams erzogen und klug genug, um einzuſehen, daß der Vater Recht habe, fügte ſich Fergus, doch der Trieb hinaus in die Welt verließ ihn nicht.

Im Jahre 1839 verließ ein Teil des Clan Mac Donald für immer die Heimat, das ſchottiſche Hochland. Dieſe Männer konnten nicht vergeſſen ihre alte Freiheit, die keine Zuchtloſigkeit war, ihre alte Zuſammengehörigkeit, welche nicht durch äußeren Zwang bewerkſtelligt wurde. Sie wollten leben, wie ihre Väter gelebt hatten; ſie erkannten, daß in Europa kein Platz für ſie ſei. Entſchloſſen und ruhig, wie es ſich ſchickt für ehrenhafte Männer, ſammelten ſich die Gleichgeſinnten unter ihrem Häuptling Mac Donald und wanderten aus nach Auſtralien, um dort eine neue Heimat zu gründen und gemäß ihrer alten Clan-Verfaſſung ungeſtört und niemand ſtörend zu leben: ein glänzender Gegenſatz zum Treiben der Sozialiſten, die damals mit ihren Unterwühlungs- und Revolutions-Tendenzen hervortraten und ſo den Unterſchied klar machten, der zwiſchen ihnen beſteht und zwiſchen Männern, die auch ihr Recht wahren, aber dabei Gott und die Pflicht vor Augen haben.

Als Fergus dieſe Kunde vernahm, beſchwor er ſeinen Vater, ihm die Auswanderung mit Mac Donald zu geſtatten.

„Wir und Clan Cameron,“ rief er, „wir haben immer zu den Mac Donald gehalten — nie zu den Mac Clan oder einem anderen Clan. Als Wilhelm von Oranien das Blutbad von Glencoe gegen die Mac Donald anrichten ließ, waren von den Unſeren unter den Erſchlagenen. Als Karl Edward ſpäter in das Land ſeiner Väter kam und das Hochland ihm frohlockend zufiel, und als die Gegner beſorgten, das Schloß des Lord Stairs, der das Blutbad von Glencoe ausführte, könne gefährdet ſein und einer Wache bedürfen — da erfuhr es der Mac Donald, ließ ſagen, es ſei Ehrenſache, Hab und Gut des Feindes zu ſchützen: ſein Clan übernehme die Wache — und von den Unſeren waren dabei. So haben wir mit Mac Donald Leiden und Ehre geteilt und ich verlange nichts anderes, als auch jetzt mich der Auswanderung und Niederlaſſung anzuſchließen.“

Die Mutter war außer ſich über dieſen Plan. Fergus war ihr Liebling und man kannte damals Auſtralien nur ganz oberflächlich als eine Kolonie von Verbrechern, welche aus England dahin deportiert würden. Sie rief in Tränen:

„Fergus! Gehſt Du in ein Land, wo Du Dich nur zwiſchen den unmenſchlichſten Wilden und den unmenſchlichſten Verbrechern niederlaſſen kannſt ſo gehſt Du dahin ohne den Segen Deiner Mutter.“

„Da handelt meine Mutter nicht weiſe!“ brauſte Fergus auf, „denn ein Wilder kann ich nicht werden und ein Verbrecher will ich nicht werden.“

„Einen Sohn in Botany Bay zu haben . . . welche entſetzliche Vorſtellung!“

„Botany Bay iſt ja nur ein Punkt in Auſtralien! . . . Da, wo der ehrenhafte Clan Mac Donald ſich niederläßt, iſt auch Platz für Deinen Sohn.“

„Du biſt ein Brauſekopf und ein Fremdling im abgeſchloſſenen Clan Mac Donald,“ ſagte der Vater; „es iſt ſehr zu befürchten, daß Du Dich dort nicht zurechtfindeſt und auch nicht auf eigenen Füßen ſtehen und fortkommen kannſt. Ich habe inzwiſchen Deine Wünſche und Deine Eigentümlichkeit, ſo weit die Verhältniſſe es geſtatten, in Betracht gezogen, und ich hoffe das Richtige zu treffen, wenn ich Dich nach Trieſt ſende, in ein großes Haus, das einen blühenden Handel mit der Levante führt und mir befreundet iſt: Du wirſt von Trieſt aus alle levantiniſchen Handelsplätze beſuchen, die Türkei, Syrien, Egypten kennen lernen, Deine Kenntniſſe, Deine Länder- und Völkerkunde erweitern und, wie ich hoffe, Deinen Tatendurſt in der Weiſe befriedigen, welche Dir zugänglich ſind. So biſt Du frei und dennoch in einer Verbindung mit uns, die für beide Teile erwünſcht iſt."

Fergus fand keine Worte, um ſeine Freude, ſeinen Dank auszuſprechen und ſagte ſchließlich:

„Und habe ich dann Deine Geſchäfte gut beſorgt, liebſter Vater, ſo geht es an meine Taten."

„Und Deine Taten?" fragten alle.

„Ja! Cöleſyrien iſt, nach allen Reiſebeſchreibungen, ein herrlicher Landſtrich mit einem außerordentlich fruchtbaren Boden, der leicht zu bebauen iſt. Man muß die europäiſche Auswanderung vom Weſten ab- und nach dem Oſten hinziehen. Arbeitsfähige europäiſche Hände können Cöleſyrien in ein Paradies verwandeln . . . und wer weiß, ob das wirkliche, das verlorene nicht dort gelegen hat."

„Immer möglich!" verſetzte James trocken; „denn damals ſtand Cöleſyrien nicht unter türkiſchem Regiment."

„Und wo das herrſcht," ſetzte der Vater hinzu, „gehen Paradieſe unter, erblühen aber nicht."

„Gleichviel!" rief Fergus: „mühſeliger als ein amerikaniſcher Hinterwäldler wird man es zwiſchen dem Libanon und Anti-Libanon nicht haben — und ob es Kämpfe gibt mit Türken und Druſen oder mit den Rothäuten — Kämpfe hören nicht auf."

So zog er fort, froh in der Hoffnung ſeine Träume zu verwirklichen, die er, wie das in der Jugend gewöhnlich geſchieht, ſeine Ideale nannte. Daß er ſehr viel für ſein heimiſches Geſchäftshaus getan habe, läßt ſich nicht behaupten. Deſto mehr tat er für ſich, nur ganz anders, als es in ſeinem urſprünglichen Plane lag.

Die Frauen von Smyrna ſind die ſchönſten der Levante, die allerdings nicht reich an Frauenſchönheit iſt. Bei den Smyrniotinnen finden ſich hier und da Ueberreſte joniſcher Schönheit. Fergus verliebte ſich zum Sterben in die reizende Marina, Tochter des Kallipulos, des reichſten Bankiers in Smyrna — und Marina erwiderte ſeine Liebe. Kühn wie er war, zauderte er nicht mit ſeiner Bewerbung. Der alte Kallipulos ſtaunte gewaltig über das Anſinnen eines jungen Mannes, der nichts hatte und nichts war. Da er aber die Neigung ſeiner Tochter kannte, die Fähigkeiten ſeines Bewerbers benützen und Zeit gewinnen wollte verſetzte er bedachtſam:

„Einſt diente Jakob ſieben Jahre, im Grunde aber vierzehn Jahre um Rahel, die doch nur eine Jüdin war. Mein einziges Kind iſt ſchöner als Rahel und Chriſtin: ſie iſt es wert, daß man ihrem Vater ſieben Jahre diene.“

„Mit Freuden! . . . und wenn es ſiebzehn ſein müßten!“ rief Fergus entzückt.

Kallipulos ſchickte ihn mit ſeinen Aufträgen über das ſchwarze Meer nach Odeſſa, Tiflis und Aſtrachan, dann nach Aleppo und Damaskus, dann nach Alexandrien — und Fergus war gewandt genug, und intereſſierte ſich genug für das Gelingen um alle Aufträge aufs beſte auszuführen. In den Pauſen zwiſchen dieſen verſchiedenen Reiſen hielt er ſich in Smyrna auf, und wenn er Marina wiederſah, fand er es namenlos hart, ſo viele Jahre auf ihren Beſitz harren zu müſſen. Und Marina fand dasſelbe und weinte ſo viel bei ſeiner Abreiſe und in ſeiner Abweſenheit, daß Kallipulos, der ſich von der Brauchbarkeit ſeines künftigen Schwiegerſohnes überzeugt hatte, den ſiebenjährigen Dienſt anfangs auf einen fünfjährigen, dann auf einen dreijährigen herabſetzte. Dieſe drei Jahre waren noch nicht verfloſſen, als Kallipulos ſtarb und ſeiner Tochter ein großes Vermögen hinterließ. Fergus heiratete Marina und übernahm das Bankhaus.

Nun war er angeſiedelt — nur nicht in Cöleſyrien, ſondern in Smyrna. Nun wachte nach und nach die alte Unruhe in ihm auf. Sollte er jetzt ſeinen Rücken und ſeine Finger am Schreibtiſch krümmen — jetzt den Kurs ſtudieren — das Steigen und Fallen der Staatspapiere, der Aktien überwachen? Er hatte es getan, um zum Beſitz der geliebten Marina zu gelangen; jetzt war das Ziel erreicht, er war durch ſie ein reicher Mann geworden. Weshalb ſollte er ein Geſchäft fortſetzen das ihn anwiderte! Ueberdies war es nach ein paar Jahren von ſeiner Höhe herabgeſunken; darüber täuſchte er ſich nicht. Da beſchloß er mit Vater und Bruder Rückſprache zu nehmen, ob nicht auf einem anderen Punkt der Welt etwas Großes zu vollbringen ſei. Er reiſte mit Weib und Kind nach ſeiner Vaterſtadt — und kaum hatte er ſie erreicht, ſo legte er ſich hin und ſtarb. Die troſtloſe Marina blieb in ſeiner Heimat mit ihrem dreijährigen Sohn. Was hätte ſie in Smyrna beginnen, wo hätte ſie den Knaben erziehen ſollen? Der alte Kallipulos war ein Cypriote, fremd in Smyrna Geſchwiſter, Verwandte hatte ſie nicht. Bei ihrem Schwiegervater und ihrem Schwager fand ſie Rat und Schutz, bei ihrer Schwägerin Teilnahme und gutes Beiſpiel. Ihr Schwager reiſte nach Smyrna, liquidierte und verkaufte das Bankhaus dem bisherigen Geſchäftsführer, der noch aus der Zeit des alten Kallipulos war. Marina kaufte eine anmutige Villa, welche nach ihrer Meinung eine gewiſſe Ähnlichkeit mit ihrem Landhaus in Burnabad haben ſollte — dem Ort, wo die Smyrnioten die heiße Jahreszeit zu verbringen pflegen — und dort in ſtiller Abgeſchiedenheit verbrachte ſie ihre Tage. Dies hätte für eine junge reiche wunderſchöne Witwe große Tugend ſein können. Dem war aber nicht ſo. Sie hatte eine einzige Liebhaberei, die ihrer orientaliſchen Untätigkeit und

Trägheit entſprang: ſie machte Keff. Der orientaliſche Keff iſt die italieniſche Sieſta im Superlativ, denn die Sieſta iſt die Ruhe während der heißen Mittagsſtunden, aber der Keff kann über alle Stunden des Tages ausgedehnt werden. Unbeſchäftigt ruhen — das iſt Keff machen. Marina's Schwägerin, Emilie, lebte in einem beſtändigen Wirbelwind von Tätigkeit und ſuchte Marina dafür zu gewinnen, wenn nicht zu begeiſtern. Doch das verſtand Marina gar nicht.

„Wozu ſind Dienſtboten, Handwerker, Kaufleute?“ fragte ſie unbefangen. „Jene tun und dieſe haben alles, was uns nötig iſt und wollen leben von unſerem Gelde.“

„Ja! aber mit Maß!“ rief Emilie; „und die Arbeit iſt eine Pflicht für uns alle.“

„Meinſt Du? nun, dann will ich auch arbeiten,“ ſagte Marina willfährig.

Und ſie ſtickte mit Goldfaden und buntfarbiger Seide ein weißes Linontuch, wie es die Smyrniotinnen über ihr dunkles Haar werfen und die Zipfel anmutig über dem linken Ohr zuſammenknüpfen. War nach langen Monaten die leichte Stickerei vollendet, ſo legte ſie das Tuch um ihr Haar, ſtellte ſich vor Emilie hin und ſagte mit naiver Selbſtgefälligkeit:

„Schau' meine ſchöne Arbeit.“

Emilie gab ihre Bekehrungsverſuche auf. Eine andere Bekehrung ging glücklicher von ſtatten. Marina war griechiſch-ſchismatiſch; ihr Sohn wurde aber katholiſch erzogen. Sie verlangte ſeinen Glauben zu teilen, ſein Gotteshaus zu beſuchen und der Übertritt machte ihr keine Schwierigkeit der Familie aber große Freude.

So vergingen Jahre um Jahre, bis ein ſchmerzlicher Fall die ganze Familie traf. James Bruce ſtarb und ſeine Witwe blieb zurück mit ſechs Kindern, von denen der älteſte Sohn achtzehn, der jüngſte ſieben Jahre zählte. Am tiefſten erſchüttert wurde der Vater. Er hatte jetzt kein Kind mehr; — Enkel genug! Doch das Verhältnis zu Enkeln iſt ganz anders als das zu Kindern. Es iſt nicht die Aufgabe der Großeltern, die Enkel zu erziehen. Ein halbes Jahrhundert liegt zwiſchen beiden Generationen, andere Gewohnheiten ſind aufgekommen, andere Anſichten herrſchen; die alte Generation hat nicht mehr die Kraft und Friſche, welche zur Erziehung notwendig ſind. Das fühlte auch James Bruce, der alte, und nur indirekt oder wenn man ſeinen Rat begehrte, ſprach er ſeine Anſichten aus. Daß kein einziger von den fünf Söhnen ſeines älteſten Sohnes Neigung und Fähigkeit für wiſſenſchaftliche Studien irgend einer Art zeigte, mochte ihn heimlich betrüben; doch nie ſprach er eine Mißbilligung aus, ſondern wiederholte ihnen ſtets ſeinen Grundſatz:

„Jeder Beruf und jeder Stand iſt der rechte für denjenigen, der ihn nach dem Willen Gottes ergreift und durchführt.“

Er hatte auch alle Urſache, mit den fünf Brüdern zufrieden zu ſein, denn James, der älteſte von ihnen, trat mit großer Willenskraft und Beharrlichkeit auf den Platz des Vaters und gab den jüngern das beſte Beiſpiel.

Seine Schwiegertöchter langweilten ihn herzlich, Marina durch ihr grenzenloſes unüberwindliches Phlegma, Emilie durch ihre übergroße Sorglichkeit. Wie wird dieſes gehen — was ſoll aus jenem werden — was iſt vorzuziehen: mit dieſen und ähnlichen Überlegungen quälte ſie ſich ſelbſt und ihre Umgebung bei den gleichgiltigſten Dingen. Aber beide Frauen waren brav und waren nicht zu ändern, alſo mußte man ſich auch mit ihnen zufrieden geben.

Eigentlich ſympatiſch war für James, den alten, nur ſein Enkel Fergus, obſchon dieſer ganz anders geartet war als er. Fergus war der ächte Sohn ſeiner Eltern: ungewöhnlich ſchön wie ſeine Mutter, ſtrebſam wie ſein Vater; — doch glücklicher begabt wie dieſer, minder phantaſtiſch, ſondern den lebhaften beweglichen Geiſt auf jene Bahn lenkend, die ihn nährten, bildeten und in Schranken hielten. Sein großer Ehrgeiz war jetzt freilich ein Sporn, doch vorausſichtlich eine Klippe im wogenden Meer des ſpäteren Lebens, wenn

Veranlaſſung fand laut um Hülfe zu ſchreien oder den Erſten Beſten um Beiſtand anzuflehen.

Bisweilen dachte ich übermannt von Verzweiflung: Hinweg mit dem Leben, Clelia! da iſt der Dolch .... biſt du zu feig um ihn zu brauchen? — Aber immer wenn ich ihn in dieſer Abſicht ergriff, trat Gundaccar mir entgegen, der ihn mir gegeben hatte — und es kam mir vor als bewege er verneinend das Haupt. Entſprang dies aus Feigheit oder war es eine Ahnung? — ich weiß es nicht! aber ich danke Gott daß ſein geliebtes Bild mich vor dieſer Sünde geſchützt hat.

Wir kamen nach Genf. Da brach meine phyſiſche Kraft zuſammen und ich wurde ernſtlich krank. Daß es mir möglich war die nun folgenden übermenſchlichen Erſchütterungen zu überleben, läßt mich glauben daß Gott grade an mein Leben geheimnißvolle Bedingungen geknüpft habe, die ich nur erfüllen kann indem ich ſie erleide. Der Arzt ſagte kurz und freundlich ich bedürfe nur der Ruhe und Vorſicht um meine Mutterhofnungen zu erhalten, und warf mit den wenigen Worten ein unentwirrbares Gemiſch von Höllenqual und Himmelsfreude in meine Seele. Aber die letzte war vorherrſchend, denn ich rechnete jezt gewiß auf meine Freiheit, und blieb mir jezt auch die Kloſternicht höhere Beweggründe zum eifrigen Streben der Kompaß waren, der das Schiffchen leitete.

Und Mariana, die Enkelin? Er hatte ſie wenig beachtet. Sie war unter ihren Brüdern ſo zu ſagen nebenher aufgewachſen. Die drei älteren hielten ſich zu einander, die zwei jüngeren waren ein Herz und eine Seele; Marina ſtand allein. Die Mutter fand ſie träge und mäkelte unaufhörlich an ihr; der Vater fand ſie langweilig — und ſo war ſie wenig beliebt in der Familie. Und jetzt trat das wunderliche Mädchen mit den überraſchendſten Anſinnen hervor.

Dadurch, daß James Bruce, der alte, bei ſeinem hochbejahrten, tat- und willenskräftigen Großvater erzogen war, hatte er deſſen lange und bewegte Vergangenheit in ſich aufgenommen und ſo lange mitgelebt, bis für ihn der Kampf des eigenen Lebens begann, deſſen ſtille Schlachten ſich den Blicken entzogen. Und jetzt war es ihm noch beſchieden, ſeine Enkel in dieſen Kampf hinausziehen zu ſehen. Er trug gleichſam zwei Jahrhunderte in ſeinem Herzen.

So wandelte er, eine würdige Greiſengeſtalt, am ſchönen, ſtillen Sommerabend zwiſchen ſeinen Taxushecken und blieb zuweilen vor dem Blumenbeet des Rundpunktes ſtehen, auf welchem eben jetzt Levkojen in voller Blüte prangten.

Da ſtand er und erfreute ſich am Farbenreichtum und am Duft dieſer Blumen, als ſein Gärtner, der zugleich Verwalter und überhaupt eine Vertrauensperſon war, langſam heran trat, in einiger Entfernung ſtehen blieb und fragte:

„Ein herrlicher Levkojen-Flor, nicht wahr?“.

„Er ſcheint mir ſchöner denn je,“ entgegnete Herr Bruce.

Ermuntert durch dieſe Antwort, fuhr der Gärtner fort:

„Es wird aber bald aus und vorbei ſein mit Blumen-, Gemüſe-, Obſtzucht und allem.“

„Was berechtigt Sie zu dieſer traurigen Prophezeihung, mein guter Schön?“

„Die überhandnehmende Liebhaberei der Frau Heßlich für die Hühner. Seit einiger Zeit behauptet ſie, die Hühner könnten nur dann gedeihen, wenn ſie ihr Futter aus der Gartenerde kratzten und ich glaube, ſie füttert ſie nicht gehörig, damit die Hühner nur ja recht aus dem Grunde die Beete verwüſten . . . und daß der Garten gut gehalten ſei, iſt mein Stolz und meine Freude. Ich bitte um Erlaubnis, jedem Huhn, das ich im Garten erwiſche, den Hals umdrehen zu dürfen.“

„Nein, mein guter Schön, das erlaube ich durchaus nicht! Bedenken Sie, was Frau Emilie ſagen würde, wenn die Produkte des Hühnerhofes ſich verminderten. Laſſen Sie den Staketenzaun zwiſchen Hof und Garten erhöhen, ſo daß ihn die Hühner nicht überfliegen können, legen Sie an der

Gartenſeite ein Spalier für Pfirſiche an und leben Sie in Frieden mit Frau Heßlich . . . wie Sie das ſeit langen Jahren getan haben.“

Der Gärtner wurde getröſtet entlaſſen.

Als Herr Bruce um Sonnenuntergang in das Haus zurückkehrte, empfing ihn unten an der Tür Frau Heßlich, verneigte ſich ſittſam und ſagte mit erregter Stimme:

„Ich bitte um geneigtes Gehör.“

„Nicht hier unten, wo uns die Dienſtboten hören können. Folgen Sie mir, Frau Heßlich.“

Oben in der Bibliothek, die Frau Heßlich ſtets mit einer gewiſſen Scheu betrat, ſetzte ſich Herr Bruce und ſagte freundlich:

„Was gibt es Neues?“

„Ich bitte um Recht und Gerechtigkeit!“ rief ſie.

„Das klingt ja ſehr ernſt, liebe Frau Heßlich! . . . und für wen?“

„Für mich und die Hühner! es iſt gar nicht zu glauben, wie Herr Schön mit dem Futter geizt. Die Pferde mäſtet er, die Hühner müſſen darben. Dem Pferdeknecht wird der Hafer überreichlich zugemeſſen, die Hühner bekommen drei Körner. Davon und vom Abfall aus der Küche werden ſie aber nicht fett, legen ſie keine Eier . . . und wenn ſie hie und da im Garten ein paar Samenkörner aus den Beeten kratzen, droht Herr Schön, ſie zu erwürgen. Das iſt grauſam gegen die Hühner und gegen mich . . . denn mein Stolz und meine Freude iſt — außer der Milchwirtſchaft, mit welcher Herr Schön, Gott ſei gelobt und gedankt! nichts zu tun hat — der Hühnerhof.“

„Ich bin Ihnen recht dankbar, liebe Frau Heßlich, für ſo viel Eifer und Sorgfalt in meinem Dienſt. Ich werde Sorge tragen, daß die Hühner, die allerdings nicht die Gartenbeete zerkratzen dürfen, reichlicher mit Futter bedacht werden. Ich muß Sie aber dringend bitten, mit dem braven Herrn Schön in Eintracht zu leben und zu bedenken, daß Unfriede zwiſchen Perſonen, die unter einem Dach wohnen, ihnen ſelbſt und dem Hauſe Unſegen bringt. Sie ſind beide zu gottesfürchtig, um eine ſolche Schuld auf ſich zu laden.“

„O gewiß nicht! . . . ich bin — ich darf es wohl behaupten — das friedfertigſte Gemüt unter der Sonne.“

Da nickte Herr Bruce ſchweigend dreimal mit dem Kopf, beiſtimmend und zugleich dem Geſpräch ein Ende machend, das ſich bis Mitternacht hätte fortſpinnen können und Frau Heßlich zog ſich zurück abermals ſittſam ſich verneigend, und hoch erfreut über jene Beiſtimmung und ihr letztes Wort.

Kleine Kriege hier . . . große Kriege dort . . . und ohne ehrlichen guten Willen und ohne ein verſöhnendes Prinzip kein Friede, ſprach der Greis zu ſich ſelbſt.

Zweites Kapitel.

„Marina, biſt" — . . . ſagte Frau Emilie Bruce, indem ſie in ihre Leinwandkammer trat. Das Wort: „Du fertig", erſtarb auf ihren Lippen, denn die großen Schränke waren weit geöffnet; aber die Maſſe des Weißzeuges, dieſes Schatzes in einer Haushaltung, war auf dem langen Tiſch in der Mitte der Kammer aufgeſchichtet. Sie warf einen prüfenden zufriedenen Blick auf dieſe Berge von ſchneeweißem Linnen, das ihr viel anziehender vorkam, als die ganze Gletſcherkette der Alpen, ſchüttelte dann unzufrieden den Kopf und begab ſich in das Wohnzimmer. Es war dreifenſterig, ſehr groß, ſehr freundlich und trug ein gewiſſes gemütliches Gepräge; denn es war die Stätte, wo alle Mitglieder der Familie ihre Mußeſtunden verbrachten und wo ſich jeder ſeinem Privatvergnügen hingab, ohne den andern zu ſtören. Da ſtand Walters Pianino, da der Tiſch, an welchem Humphry in Holz ſchnitzte, da lagen die Tagblätter, die James mit Eifer las, da ſtanden die Arbeitskäſtchen und Arbeitskörbe der Mutter auf einer Etagere, die ausſchließlich für dieſen Zweck beſtimmt war; da im dritten Fenſter ſtand der Tiſch, an welchem Richard und Heinrich ihre Aufgaben zu machen hatten.

Als die Mutter eintrat, war niemand im Zimmer als Marina, denn die kleinen Söhne waren in der Schule und die großen im Komptoir. Marina ſaß auf ihrem gewöhnlichen Platz, auf einem niedrigen Tabouret, hatte den Ellbogen auf die Knie geſtützt und die Stirn in die Hand gelegt. Sie erhob ſich, als die Mutter eintrat.

„Nach der Arbeit ruht man aus,“ ſagte dieſe gereizt; „ich ſetze voraus, daß Du in der Leinwandkammer fertig biſt und ich komme, um Dich in die Küche zu holen. Du ſollſt lernen, wie man Pfirſiche und Aprikoſen einkocht, daß ſie nichts von ihrem feinen Geſchmack verlieren.“

„Ja, Mama . . . aber fertig bin ich nicht.“

„Biſt Du nicht? . . . und ſitzeſt hier wie im Schlaf? . . . was fällt Dir ein? . . . Gibt es ein angenehmeres Geſchäft, als das friſche, blanke Weißzeug mit roten Bändern dutzendweiſe zuſammenzubinden und in ihr beſtimmtes Fach zu legen? . . . Handtücher in das eine, Tafelwäſche in ein anderes und ſofort, jede Sorte fein ſäuberlich für ſich . . . O Marina! Marina! was ſoll aus Dir werden!“

„Ich weiß es noch nicht genau, Mama,“ verſetzte Marina gelaſſen; „ich bin fortgegangen weil mir vom Geruch des friſchen Weißzeugs ganz übel wurde.“

„Übel? . . . vom Geruch des friſchgewaſchenen Weißzeugs übel!“ rief die Mutter empört; „dies überſteigt alle Begriffe! Roſen und Nelken verbreiten keinen angenehmeren Duft und überdies liegen ja auf allen Fächern Lavendelbüſchel; das ſind leere Entſchuldigungen. Sollte Dir wirklich übel geworden ſein, ſo hätteſt Du das Fenſter öffnen und friſche Luft ſchöpfen können. Nein! . . . es iſt Trägheit . . . es iſt das traurige Patengeſchenk, was Dir die gute Tante Marina in die Wiege gelegt hat.“

„Tante Marina iſt doch keine Fee, Mama.“

„Nein, das iſt ſie nicht,“ verſetzte die Mutter ganz verblüfft.

„Und nur die Feen legen gute oder ſchlimme Patengeſchenke in die Wiege der Kinder,“ entgegnete Marina ſo ruhig, als berichte ſie eine Tatſache.

„Hätte ich nicht Deine Brüder, ſo wäre ich eine beklagenswerte Mutter!“ ſeufzte Frau Emilie „und jetzt fort an die Arbeit.“

„In die Leinwandkammer, oder in die Küche, Mama?“

„In die Leinwandkammer . . . und daß dort bis Mittag alles in Ordnung ſei.“

So war Marina's Leben: alles was ſie tun mußte, war ihr antipathiſch, und das, was ſie gern getan hätte, wußte ſie nicht in ihrem Kreiſe zu finden. Sie begnügte ſich mit Träumereien bald vom Kloſter, bald von Schottland, bald von Menſchen und Dingen, wie ſie weder exiſtierten, noch exiſtieren konnten.

Die Familie hatte ſich von der Mittagsmahlzeit erhoben und ſaß im Wohnzimmer beiſammen im Geſpräch über einen Gegenſtand, der alle intereſſierte — ob nämlich Sir Ralph Mac Bruce den verheißenen Beſuch wirklich machen werde.

„Ich wünſche es lebhaft," ſagte Humphry: „ich hoffe, im nächſten Frühling die großen Fabrikſtädte Großbritanniens zu bereiſen, unter denen Glasgow einen hervorragenden Platz einnimmt; — da hat Sir Ralph vielleicht Verbindungen, die mir nützlich ſein könnten."

„Iſt nicht wahrſcheinlich," verſetzte James; „er ſitzt in ſeinem Eulenneſt und hat keine Ahnung, daß ſich in einer Baumwollenſpinnerei Tauſende von Spindeln drehen. Die Induſtrie liegt ihm ſo fern, wie der Nordpol vom Südpol.

„Wie das Eulenneſt von der Sonne," ſagte Walter.

„Eulenneſt! ſchrecklich! und dahin wollte er uns ſchleppen," rief Heinrich.

„Heinrich!" ſagte die Mutter, „wenn Du Dich an jeden Tiſch und jeden Stuhl lehnſt, anſtatt feſt auf beiden Füßen zu ſtehen, ſo wirſt Du ganz ſchief wachſen . . . Deine rechte Hüfte iſt ſchon höher wie die linke.“

Heinrich raffte ſich auf, ſtand kerzengerade in ſeinen Schuhen und warf einen ängſtlichen Blick auf James, deſſen Tadel er mehr fürchtete, als den der Mutter.

Allein James beachtete nicht dieſen Zwiſchenfall. Marina hatte geſagt:

„Muß ſich denn alles um die Induſtrie drehen, wie der Faden um die Spindel.“

„Nicht alles, aber ſehr vieles,“ antwortete James; „wo Handel und Wandel in Flor ſind, da blüht die Ziviliſation; denn ſie ſpornen zum Fleiß, zur Betriebſamkeit, zur Beharrlichkeit an — ſie ſchärfen den Blick zur Vorſicht und Umſicht bezüglich der allgemeinen Verhältniſſe, die ihnen nützen oder ſchaden können — ſie reizen ſcharfſinnige Köpfe zu Erfindungen, zu Kombinationen an, welche den größten Einfluß auf die ganze menſchliche Geſellſchaft üben.“

„Und ſchließlich dreht ſich doch nur die ganze Induſtrie um den Gewinn von ein paar Gulden,“ fiel Marina ein.

„Und den Wohlſtand des Volkes,“ entgegnete James; „und iſt der gegründet, ſo nehmen die Staaten einen unberechenbaren, einen ſtaunenswerten Aufſchwung. In welchem Anſehen ſtanden die Republiken Genua und Venedig! was waren ſie im Anfang? Handelsſtädte! und ſie erſchwangen ſich zu einer ſolchen Höhe, daß ſie im politiſchen Leben Kaiſern und Königen gleich ſtanden. Nicht anders war es mit unſern alten freien Reichsſtädten. Jetzt ſind die Fugger Fürſten; vor dreihundert Jahren waren ſie Handelsherren in Augsburg."

„Dann werden ſie aber Gedanken gehabt haben die ſich nicht bloß auf den Handel bezogen," verſetzte unverzagt Marina.

„Hilf Himmel, Marina?" rief die Mutter; „was gehen Dich die Gedanken von Leuten an, die vor dreihundert Jahren lebten."

„Die Gedanken, die unſer Ahnherr Robert Bruce hatte, als er eine Spinne ihr Netz weben ſah, gehen uns ſehr viel an, Mama?" rief Humphry; „ſie weiſen uns hin auf Geduld und Beharrlichkeit und ſind doch älter als dreihundert Jahre."

„Nun ja . . . er war Euer Ahnherr und wurde König von Schottland — Marina ſoll ſich aber mit Gedanken beſchäftigen, welche für ſie paſſen und ſoll nicht über Dinge disputieren, von denen ſie ſo wenig verſteht, wie die Krähe vom Sonntag."

„Eben deswegen ſuche ich ſie aufzuklären, Mama," ſagte James.

„Vielleicht werden wir auch einmal Könige wie unſer Ahnherr Robert Bruce oder wenigſtens zuflucht verſagt, ſo öfnete ſich mir in den erſten Ahnungen der Mutterliebe ich weiß nicht welche heilige Freiſtatt in der ich mich eben ſo ſicher und geborgen fühlte wie innerhalb der Klauſur. — Den Auftritt den ich mit Achatz zu beſtehen hatte vermag ich nicht in ſeiner grellen kraſſen Rohheit durch mein Gedächtniß laufen zu laſſen. Durch Schmähungen, Vorwürfe und Drohungen ſteigerte er ſeinen Grimm bis zur wildeſten Wuth, und verſicherte dabei noch immer, er habe mich grenzenlos geliebt und es ſei ein infernaliſches Spiel das ich mit ihm getrieben, zu welchem die Tante mir hülfreich die Hand geboten um ſich an ihm für ſein Erkalten zu rächen; — jetzt wolle er Rache für den Betrug. Ich entgegnete von Betrug könne unmöglich die Rede ſein, da ich ihm und der Tante mehrmals erklärt hätte, ich wolle ihn durchaus nicht heirathen, weil ich einen Andern liebe; — ja, ich erinnerte ihn daran, daß ich einmal unumwunden Gundaccar genannt, und daß er leichtſinnig die Andeutung abgewieſen hätte. Von den Beweggründen der Tante wiſſe ich nichts! ich könne ihm nur mein Wort darauf geben, daß Alles was mich und Gundaccar beträfe mir viel zu heilig ſei um es durch Vertrauen gegen irgend einen Menſchen, am wenigſten aber gegen die Tante zu entweihen, die ich nach

Fürſten, wie die alten Fugger, die zuerſt Handelsherren waren, wie wir!“ rief Richard.

„Hinweg mit den Händen, Richard; es iſt Deine ſchreckliche Gewohnheit, mit beiden Handflächen die Ecken des Polſters zu reiben. Du ſollſt überhaupt nicht auf einem Polſter-, ſondern auf einem Rohrſtuhl ſitzen, Du und Heinrich . . . wie ſich das ſchickt für Euch Knirpſe!“ — So rief Frau Emilie, welche die Gewohnheit hatte, an ihren jüngſten Kindern zu mäkeln, ſo wie ſie den Mund auftaten. Und Richard , der ſich im Geiſt zu einem Fürſtenſitz erſchwungen hatte, mußte in Wirklichkeit den Polſterſtuhl mit dem einfachen Rohrſtuhl vertauſchen.

Da öffnete ſich die Tür und in's Zimmer trat James Bruce, der alte, und ſagte mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf Engliſch:

„Unſer lieber Vetter Sir Ralph Mac Bruce.“

Dabei deutete er auf einen Herrn, der ihm auf dem Fuß folgte.

Alle ſchnellten höchſt überraſcht von ihren Sitzen mit ſehr verſchiedenen Gefühlen auf: die Mutter etwas ſteif und verlegen, die älteren Söhne freundlich entgegenkommend, die beiden Kleinen ſchüchtern, aber unbeſchreiblich neugierig in möglichſter Ferne ſich haltend, Marina geſpannt beobachtend. Sir Ralph ging auf einen jeden zu, bei der Mutter beginnend, bei Heinrich endend. ſchüttelte deſſen Hand und ſagte das übliche

„How do you do.“

Als die beiden Kleinen gewahr wurden, daß der Bewohner des Eulenneſtes ſich benehme und ausſehe wie jeder andere Menſch, faßten ſie ſich, ſchüttelten kräftig ſeine Hand und erwiderten:

„Very well, Sir . . . and you Sir?“

Da glitt ein freundlicher Blick in Sir Ralph's melancholiſches Auge und er betrachtete mit Wohlgefallen die Knaben — friſche deutſche Knaben mit roten Wangen und großen treuherzigen Augen. Sie allein von der ganzen Familie machten einen gewiſſen Eindruck auf ihn. Im übrigen war er ſehr höflich und ſehr ſchweigſam, ſo daß das Geſpräch mühſam und in großen Pauſen ſich fortſchleppte.

Jener Mac Bruce, der nach der Schlacht von Culloden und der Niederlage Karl Edward's Stuart nach Spanien auswanderte, war auch ſein Urgroßvater. Von deſſen zwei Söhnen ſiedelte ſich der eine in Deutſchland an; den andern führten merkantiliſche Verbindungen nach Holland. Dort machte er eine reiche Heirat, aber um den Preis des Glaubens. Er wurde kalviniſch, ging mit ſeiner Frau nach Schottland, kaufte mit ihrem Vermögen einen Teil der alten Beſitzungen ſeiner Vorfahren zurück und war ein ſehr geachteter Mann. Sir Ralph war ſein letzter männlicher Nachkomme. An äußerm Glanz fehlte es der Familie nicht, doch an häuslichem Glück. Krankheiten, häufige und unerwartete Sterbefälle, ſonderbare Charaktere brachten keinen Segen nach Bruce Caſtle — und niemand empfand dies ſchmerzlicher, niemand wurde ſchwerer dadurch bedrückt, als deſſen jetziger Herr. Als Knabe verlor er ſeinen Vater, der auf einer Fahrt nach den Hebriden im Meer ertrank. Seiner Mutter ohnehin ſchwermütiger Geiſt vermochte nicht von dieſem plötzlichen furchtbaren Schlage ſich zu erholen. Sie führte noch ein paar Jahre ein freudenloſes Daſein, betrachtete ihren Sohn nur mit Tränen und ſtarb in ſtiller Melancholie. Unter dieſen trüben Eindrücken und Umgebungen wurde Ralph zwölf Jahre alt; auf ſeiner ganzen Kindheit lag ein Trauerflor, und dieſer zog ſich noch dichter um ihn zuſammen, als er nach dem Tode ſeiner Mutter in das Haus ihres Bruders, ſeines Vormunds, kam. Dieſer, ein ſtarrer Calviner und ſeinem finſteren Glauben an die Lehre von der Prädeſtination ſehr zugetan, drückte ſo eiſern und ſo eiſig auf das Gemüt des Knaben, daß dieſer die Wucht nicht ertragen konnte: Jugendmut und Drang zur Tätigkeit wurden gebrochen.

„Tue Deine Schuldigkeit,“ ſagte ſtets der Oheim, „erfülle Deine Pflichten gegen Gott und Menſchen, Ralph — aber vergiß nicht, daß Du dennoch vielleicht der ewigen Verdammung anheim fällſt; denn wer hat die Ratſchlüſſe Gottes ergründet.“

Krankhafte körperliche Anlagen, die Ralph von ſeiner Mutter geerbt haben mochte, vollendeten die gründliche Verſtimmung ſeiner ganzen Weſenheit. Er fühlte ſich grenzenlos unglücklich, weil er für Zeit und Ewigkeit zum Unglück vorherbeſtimmt ſei. Er war von der beſten Gemütsart, wohlwollend, dienſtfertig, freigebig; er war ſehr unterrichtet und beſaß die Kenntniſſe, die ein gebildeter Mann ſeines Standes haben muß, allein er war wie ein Vogel, dem die Flügel gelähmt ſind: ſie ſind da die Flügel — der Vogel kann ſie aber nicht brauchen, um ſich aufzuſchwingen. So fehlte es ihm in keiner Beziehung an guten Anlagen, er wußte nur nicht ſie in der richtigen Weiſe zu verwenden.

Selbſtverſtändlich wünſchte man von den verſchiedenſten Seiten ſeine Vermählung. Ralph entſetzte ſich aber vor dem Gedanken, ein Weib in ſein trauriges Geſchick zu verflechten, und dieſes zu übertragen, erſchien ihm geradezu frevelhaft. So war er achtunddreißig Jahre geworden und in dieſem Alter, das dem Mann ſeine volle Reife und Kraft gibt, fühlte ſich Ralph uralt und dachte nur an ſeinen Tod. Er lernte aber damals einen Arzt kennen, der ihm kurz und klar auseinanderſetzte, die Hypochondrie führe nicht zum Tode, könne aber in Irrſinn übergehen; es ſei Pflicht, dieſe traurige Krankheit zu bekämpfen, Ralph müſſe reiſen, ſich zerſtreuen, eine Kur gebrauchen, Menſchen ſehen, Freunde beſuchen und um ſich verſammeln und ſchließlich ſich vermählen. Ralph ſchlug entſetzt über dieſe unerhörten Zumutungen die Hände über dem Kopf zuſammen, und erſt nach langen Beſprechungen erklärte er ſich bereit eine Kur in Karlsbad brauchen zu wollen, obſchon der Arzt dabei blieb, mit der Kur allein ſei es nicht genug; das menſchenſcheue Leben müſſe aufgegeben werden.

In den Monaten, die zwiſchen Ralph's Entſchluß und deſſen Ausführung lagen, hatte er viel zu leiden durch zwei Kouſinen, die beide ſehnlichſt wünſchten, ihn mit einer ihrer Töchter zu vermählen. Die Ueberzeugung, man habe es nur auf ſein Vermögen abgeſehen, ſtand allzu feſt in ihm, um ihn vor Nachgibigkeit zu bewahren; gleichwohl wurde er der Zudringlichkeit ſo überdrüſſig, daß er auf Mittel ſann, ſich gründlich ihrer zu entledigen und der Gedanke, einen ſeiner deutſchen Vettern an Kindesſtatt anzunehmen, ſtieg in ihm auf, gefiel ihm nach und nach, und ſetzte ſich endlich feſt genug, um ihm das Schreiben einzugeben, das in der Familie Bruce ſo großes Aufſehen erregte. Ralph war immer in oberflächlicher Verbindung mit ihr geweſen, denn ſein verſtorbener Vetter James wurde einſt durch ſeine Geſchäfte nach Schottland geführt und beſuchte in Caſtle Bruce den jungen Ralph, den er am Sarge ſeiner Mutter fand. Die Teilnahme, die er dem verwaiſten Knaben bewies, die Liebe, mit welcher er ihn zu tröſten ſuchte, die Andacht, mit welcher er für die Verſtorbene betete — alles machte auf Ralph einen unauslöſchlichen Eindruck, welcher ſich dadurch kund gab, daß er — freilich in Pauſen von zwei und drei Jahren — an James ſchrieb. Dieſer antwortete ſtets umgehend, ſetzte Ralph in Kenntnis von Ereigniſſen in der Familie und ſchloß immer mit einer herzlichen Einladung, die Ralph nie annahm, die ihm aber ein Gefühl von Zuſammengehörigkeit gab. Daher lag ihm der Gedanke einer Adoption nicht ſo fern, wie ſeinen jungen Vettern. Die drei älteſten hätten nichts dawider gehabt, wäre nicht die Bedingung mit ihr verbunden geweſen, bei Sir Ralph zu leben, auf ſeinem einſamen Schloß — und folglich aus Verhältniſſen und aus einer Tätigkeit ſcheiden zu müſſen, die ihnen zuſagte, für die ſie erzogen waren und die ſie vom Großvater ihres Großvaters geerbt hatten. Für die beiden Kleinen, die ſich in ihrem Alter unſchwer in der Fremde hätten einleben können, war die Trennung vom elterlichen Hauſe ein Gedanke des Schreckens, den ſie nicht faſſen konnten.

Sir Ralph war äußerſt niedergeſchlagen über die Ablehnung ſeines Vorſchlags. Indeſſen war die Reiſe nach Karlsbad beſchloſſen; er wollte keine Empfindlichkeit äußern, er beſuchte ſeine Verwandten.

Nach einer halben Stunde zog ſich Sir Ralph zurück, lehnte dankbar die Bitte ab, die Gaſtfreundſchaft des Hauſes anzunehmen und begab ſich wieder in ſeinen Gaſthof.

Man kann nicht ſagen, daß die Familie ſehr entzückt von ihm geweſen wäre. Man fand ihn langweilig über die Maßen und man wollte kaum ſeine Hypochondrie als Entſchuldigung für ſeine Schweigſamkeit gelten laſſen.

„Er iſt geſchaffen für ſein Eulenneſt ... Er bleibe in ſeinem Eulenneſt!“ ... riefen Richard und Heinrich und ſprangen auf einem Fuß umher.

„Fort mit Euch in die Schule! ... Es hat ſchon lange Zwei geſchlagen, Ihr Buben!“ rief die Mutter.

„Es iſt ja Mittwoch, Mama!“

„Nun dann an Euere Aufgaben! Heinrich, bibliſche Geſchichte! ... das iſt Deine ſchwache Seite.“

„Ich ſehe nicht ein, weshalb man ſprechen ſoll, wenn man nichts zu ſagen hat,“ hub plötzlich Marina an, die, wie es ihr gewöhnlicher Platz war, zwiſchen einem Sofa und dem Pianino auf einem kleinen Tabouret hockte, von wo ſie das ganze Zimmer und alle, die darin waren, überſchauen konnte.

„O Marina,“ verſetzte die Mutter mißmutig. „Du verſtehſt überhaupt ſehr wenig das, was zum vernünftigen Leben gehört.“

„Ich will mich ja gern belehren laſſen, Mama,“ ſagte Marina.

James wollte antworten, doch die Mutter fiel ein:

„Laß das, James! Marina will ſuperklug werden."

„Ja, klug möchte ich werden," ſagte Marina „aber wie ſoll ich das anfangen? . . . So wie ich hier ſitze Tag für Tag, davon wird man nicht klug."

„Sei folgſam, dann biſt Du für alle Fälle klug genug," ſagte die Mutter.

Marina war ſechszehn, Sir Ralph achtunddreißig Jahre alt. Ein ſo junges Mädchen findet einen Mann von achtunddreißig Jahren ſehr alt. Überdies ſah Ralph viel älter aus als er war und ſeine ernſte, ſchweigſame Zurückhaltung verſtärkte noch den Eindruck von Alter. Mürriſch aber ſah er nicht aus, nur tief melancholiſch, und wenn er lächelte, hatte ſein Ausdruck etwas höchſt Gewinnendes. Nur kam dies Lächeln außerordentlich ſelten vor. Marina hatte es bemerkt, als er mit ihren kleinen Brüdern den Händedruck wechſelte und ſie dachte für ſich: Wie gütig ſieht er aus . . . ich würde ſehr gern die Adoptivtochter eines ſo wohlwollenden alten Mannes werden . . . und da er wenig ſpricht, würde er ſicherlich nicht beſtändig an mir hofmeiſtern wie die Mutter, die alles tadelt, was ich tue oder unterlaſſe . . . und nach Schottland gehe ich viel lieber als in's Kloſter . . . das iſt gewiß . . . Das Kloſter iſt nur meine letzte Zuflucht . . . hier im Hauſe kann ich unmöglich mein ganzes Leben zubringen. Und was eine Heirat betrifft — — die Mutter ſagt zuweilen: Werde eine tüchtige Hausfrau, die dem Gatten das erſetzt, was ihr an Schönheit und Vermögen mangelt. Allein ich habe keine Anlagen zu einer tüchtigen Hausfrau . . . und keine Luſt.

Sie wußte nur nicht, wie ſie es anzufangen habe, um Ralph von ihrem Wunſch zu unterrichten. Er kam zwar täglich ins Haus zur Stunde, wo die Familie beiſammen war und wurde auch ein klein wenig geſprächiger; allein das war nicht der rechte Augenblick.

Unerwartet ſollte er ſich finden. Marina war von ihrer Mutter in häuslichen Angelegenheiten zu Frau Heßlich geſchickt. Es war früh am Morgen, der Großvater war in der Meſſe, Marina ging in den Garten, um reine Luft einzuatmen. Kaum war ſie dort, ſo führte Frau Heßlich Sir Ralph in den Garten mit dem Erſuchen, dort zu verweilen, bis ihr Herr heimkehre. Da Ralph keine Silbe deutſch verſtand, ging ihm Marina entgegen und machte den Dolmetſcher.

„Ich komme ſo früh, weil ich heute von Ihnen allen Abſchied nehmen will," ſagte Ralph; „ich will gegen Abend abreiſen."

„Schon!" rief Marina erſchreckt, und ſetzte raſch gefaßt hinzu: „Dann bitte ich um Gehör."

Etwas befremdet folgte ihr Ralph zu einer

Bank, auf der ſie Platz nahmen. Dann hub Marina an:

„Iſt es Ihnen nicht leid, daß kein einziger von meinen fünf Brüdern Ihr Adoptivſohn werden will?“

„Sehr leid, Miß Marina.“

„Sie müſſen Nachſicht mit dieſer Ablehnung haben, Sir Ralph. Meine fünf Brüder fühlen ſich ſehr zufrieden zuhauſe. Ich aber wäre Ihnen unausſprechlich dankbar, wenn Sie mich zur Tochter annehmen wollten . . . für mich wäre das eine Wohltat, was meine Brüder zurückweiſen.“

Ganz entſetzt ſtotterte Sir Ralph faſſungslos:

„Miß Marina . . . unmöglich . . . meine Tochter, nein.“

„Warum nicht, Sir Ralph?“ fragte Marina bittend und ſah ihn ſo wehmütig mit ihren dunkeln Augen an, daß er in der äußerſten Verlegenheit verſtummte. „Mich könnten Sie durch dieſe Adoption glücklich machen . . . tun Sie es nicht, ſo muß ich in ein Kloſter gehen.“

Ralph's Verlegenheit wich einem namenloſen Schreck.

„Wer zwingt Sie dazu?“ fragte er geſpannt.

„O niemand! . . . ich weiß mir nicht anders zu helfen. Hier gelte ich für eine Träumerin, für unbrauchbar . . . niemand hat mich gern, ausgenommen Fergus, mein Vetter . . . und der geht fort in die Welt, der Glückliche . . . dann bleibe ſeiner letzten Aeußerung immer mehr verabſcheuen und verachten müſſe. Die Scheinrolle die ich als einverſtanden mit der Heirath geſpielt, ſei mir durch die Tyrannei der Umgebungen aufgezwängt, und ich hätte ſie auch tauſendmal als fluchwürdig erkannt, ſowol der Lüge wegen zu der ich mich bequemt, als der entſetzlichen Folgen wegen, denen ich hätte entrinnen wollen und in die ich mich verſtrickt. Ich bat ihn um Verzeihung daß ich ihm wider meinen Willen böſe Stunden gemacht, und wünſchte ſchließlich dringender denn je meine Freiheit.

Nie vergeſſe ich den Ausdruck von Haß der ſein Geſicht entſtellte als er mir entgegnete:

„Sie glauben alſo daß Sie die Entehrung, die für mich darin liegt, daß ich einer Gefallenen meinen Namen gegeben und an ſie meine Liebe verſchwendet habe — mit nichts gut zu machen brauchen?“

„O! rief ich heftig, Ihre Liebe war mir ſtets zuwider und Ihren Namen kann ich jezt weniger denn je gebrauchen! Clelia Conti iſt genug für mich und für mein Kind! Wenn Sie wähnen, daß Ihr Name mich vor der Welt ehrt, ſo erfahren Sie wenigſtens, daß ich mich vor mir ſelbſt und vor Gott durch ihn erniedrigt fühle, und daß ich es für eine Höllenſtrafe achten würde müßte ich ihn mein Lebenlang wie eine Sclavenkette mit mir herumſchleppen.“

ich allein, ganz allein — und das tut weh. Deshalb ſuche ich in eine andere Lage zu kommen, wenn nicht zu Ihnen, dann ins Kloſter.“

„Würden Sie gern in ein Kloſter gehen?“ fragte er teilnehmend.

„Lieber zu Ihnen,“ verſetzte ſie entſchieden.

„Und warum wollten Sie zu mir kommen, Miß Marina? Ich bin ein kranker, trauriger, langweiliger Mann.“

„Weil ich denke, daß es Ihnen lieb wäre . . . und weil ich an einem Ort ſein möchte, wo ich nützlich und brauchbar wäre . . . ich meine brauchbar in meiner Art.“

„Es iſt mir leid, Miß Marina . . . aber es geht nicht.“

„Es geht nicht!“ wiederholte ſie langſam. „nun, Sir Ralph, dann vergeben Sie meine Zudringlichkeit . . . und leben Sie wohl.“

Sie erhob ſich, reichte ihm die Hand und ging dem Hauſe zu. Da kam der Großvater ihr entgegen.

„Du weinſt, Marina . . . was fehlt Dir?“ fragte er gütig.

Sie deutete ſchweigend auf Ralph und verſchwand im Hauſe.

Äußerſt befremdet ging James Bruce, der alte, auf Ralph zu, der wie verſteinert auf der Gartenbank ſaß — und fragte:

„Was iſt hier vorgefallen?“

„Etwas Merkwürdiges . . . Unerhörtes . . . Unglaubliches!“ entgegnete Ralph, teilte das Geſpräch Wort für Wort mit und ſagte ſchließlich:

„Ich wäre tief betrübt und im Gewiſſen beängſtigt, wenn Miß Marina in ein Kloſter ginge . . . aber ihr Wunſch iſt unerfüllbar.“

„Das iſt er!“ verſetzte der Alte: „und Sie dürfen ſich die Sache nicht zu Herzen nehmen, denn Marina iſt ein grillenhaftes Kind, das weder Welt, noch Menſchen, noch ſich ſelbſt kennt . . . aber freilich auch nicht richtig von ihrer Mutter behandelt wird — wie mir ſcheint — und deshalb müſſen Sie ihren ſeltſamen Antrag entſchuldigen und meiner Schwiegertochter nicht davon ſprechen, denn ſie würde Marina mit Vorwürfen überhäufen und dieſe wären zwecklos.“

Dabei blieb es. Ralph trat am Abend ſeine Reiſe nach Karlsbad an und Marina war noch ſtiller, noch mehr in ſich gekehrt als früher; — doch niemand beachtete es — ausgenommen Fergus, obſchon ſein ganzer Sinn ſich auf ſeine Studien wendete. Traf er Marina bei ſeiner Mutter, ſo ging er mit ihr in den Garten; oder bei dem Großvater, ſo ſetzte er ſich mit ihr unter die Trauerweiden am Fluß. Dann ſprach er von ſeinen Hoffnungen und Ausſichten für die Zukunft, ermunterte ſie, ein Gleiches zu tun und rief:

„Das Leben iſt lang, Marina, die Welt iſt weit — und wer es ernſtlich will, der erobert ſich den Platz, der ihm zuſagt und für den er beſtimmt iſt."

„Das kannſt Du ſagen und tun," verſetzte ſie: „ich nicht; . . . ich bin kein Mann."

„Es laſſen ſich durch Geduld große Eroberungen machen, Marina."

„Das iſt richtig, Fery, und ich bin damit beſchäftigt . . . nur noch nicht ganz klar. Sage mir Deine Meinung, Fery; ſoll ich in einen beſchaulichen oder in einen tätigen Orden eintreten?"

„Weder in den einen, noch in den andern, Marina; das iſt meine Meinung und Du kennſt ſie. Über dieſen Punkt mußt Du einen Geiſtlichen, Deinen Beichtvater zu Rat ziehen."

„Ich tat es vor einigen Tagen."

„Und er ſagte?"

„Daß ich ſehr jung für einen ſolchen Entſchluß ſei und daß dieſer große Schritt lange und bedachtſam erwogen werden müſſe. Uebereilung bringe Unſegen."

„Nun, das iſt verſtändig und verſtändlich geſprochen."

„Gefällt mir aber nicht, Fery."

„Das iſt eben ſchlimm, Marina, daß Dir nichts gefällt, was vernünftig iſt. Du willſt Außerordentliches haben und weißt doch nicht, ob Du dem gewachſen biſt."

„Fängſt Du auch an zu predigen!“ rief ſie erzürnt: „Du Fergus! Und Du ſuchſt doch auch einen Weg, der Dir zuſagt und der ganz anders iſt als jener, den meine Brüder gehen.“

„Es iſt keineswegs notwendig, daß ſämtliche Glieder einer Familie einen und denſelben Beruf erwählen; aber man muß denjenigen erwählen, auf den man durch Neigung, Fähigkeiten und Umſtände hingewieſen wird — und von dem allen trifft bei Dir, Marina, nichts zu.“

Sie mußte ſchweigen.

Einige Tage ſpäter gab es wieder eine große Überraſchung im Kreiſe der Frau Emilie, denn der Großvater erſchien an einem Mittwoch und ſagte, er habe eine ernſte Mitteilung zu machen. Als er hinzufügte, ſie betreffe Sir Ralph, frohlockte Marina in der Stille: Er adoptiert mich doch! — und mit höchſter Spannung horchte ſie auf den Inhalt des Schreibens, das ebenſo kurz als klar war.

„Teuerer Vetter! Ich habe mir eine ernſte Sache ernſt überlegt und ſpreche ſie eben ſo einfach aus, wie ich mich über die Adoption eines meiner jungen Vettern ausſprach. Miß Marina wünſcht das, was ihre Brüder ablehnen. Selbſtverſtändlich kann von einer Adoption nicht die Rede ſein. Will ſie aber ihr junges Leben mit einem alten und traurigen verbinden, ſo nehme ich dankbar ihr Opfer an und führe ſie als meine Gattin nach Schottland. In dieſem Fall treffe ich in drei

Wochen wieder bei Ihnen ein. Wenn aber nicht, teuerer Vetter, ſo kehre ich auf dem kürzeſten Wege heim und ſetze mein unglückliches Leben fort, ſo lange es Gott gefällt.“

Kaum hatte der Großvater das letzte Wort ausgeſprochen, ſo ertönten von allen Lippen Ausrufe der höchſten Verwunderung. Nur Marina ſchwieg erſchreckt, betäubt. Heiraten ſollte ſie den alten Mann? Das war ihr nicht in den Sinn gekommen . . . Indeſſen — lieber das, als ins Kloſter gehen oder lebenslang hier ſitzen. — —

„Marina, ſprich! was ſoll das heißen: keine Adoption, aber eine Ehe!“ rief die Mutter entſchieden.

Marina ſammelte ſich, ſtand von ihrem Tabouret auf und ſagte:

„Ich nehme den Antrag des Sir Ralph an.“

„Und das alles haſt Du hinter meinem Rücken betrieben!“ verſetzte die Mutter und ſchlug empört die Hände zuſammen.

„Nichts habe ich betrieben,“ entgegnete Marina ruhig: „ein einziges Mal ſprach ich mit Sir Ralph; der Großvater weiß alles.“

Dieſer nahm das Wort, erzählte den ganzen Hergang der Sache und ſagte ſchließlich:

„Beſinne Dich, Marina, erwäge den furchtbaren Ernſt der Ehe.“

„Und Du willſt ſie eingehen mit einem Calviner!“ rief die Mutter.

„Mit einem Hypochondriſten! . . . Mit einem Mann, der menſchenſcheu iſt . . . Der zwanzig Jahre älter iſt als Du und vierzig Jahre älter ausſieht . . . Der in einem Eulenneſt wohnt! . . . Ja, . . . und tauſend Meilen von hier!" — riefen die Brüder durcheinander.

„Das alles ſchreckt mich nicht genug, um einen Antrag abzulehnen, der mir einen Lebenszweck eröffnet. Ich werde ſuchen, Sir Ralph zum katholiſchen Glauben zu bekehren, ihn zu erheitern und zu unterhalten — und neue Dinge, neue Menſchen und ein fremdes Land zu ſehen — das iſt's eben, was ich mir wünſche."

„Du könnteſt aber leicht Gefahr laufen, meine Tochter, über den neuen Dingen Deinen alten Mann zu vergeſſen, denn zu ihnen wird das Intereſſe Dich hinziehen und zu ihm die Pflicht, die nicht immer ſiegt, wenn der Menſch zwiſchen beiden die Wahl hat," ſagte der Großvater.

„Und Marina iſt keine ſonderliche Liebhaberin der Pflicht," ſagte die Mutter mit Bitterkeit.

„Das wollen wir nicht annehmen," verſetzte er begütigend.

Marina zerdrückte eine aufquellende Träne und küßte ſchweigend ſeine Hand.

„Und die Anforderungen der Kirche bei einer ſolchen Ehe — wird Sir Ralph ſie erfüllen?" fragte die Mutter.

„Das iſt nicht zu bezweifeln," erwiderte er.

„Iſt es denn möglich, daß Sie dieſe Ehe wünſchen, beſter Vater!" rief ſie ungeduldig.

„Ich bin ihr weder zu- noch abgeneigt, meine Tochter: Marina wünſcht ſie und ich erwäge, was gegen und für ſie ſpricht, alſo auch die Möglichkeit, daß der vom alten Stamm der Kirche abgefallene Zweig, der jetzt am Verdorren iſt, ſich wieder in ſie einſenke und friſch aufblühe. — Vielleicht will die göttliche Vorſehung Marina zum Werkzeug dieſer Gnade machen."

„Sie geht in ihr Unglück!" rief die Mutter.

„Doch nicht — wenn ſie mit Gott in den Eheſtand tritt, liebe Tochter. Ich ſpreche aus eigener Erfahrung. Meine Wünſche lagen ſehr fern von der Ehe und ich gab ſie auf, weil ſie nicht dem Willen Gottes entſprachen, obſchon es mir nicht leicht wurde. Marina hat keine beſtimmte Vorliebe für den einen oder den anderen Stand; ſie wählt die Ehe. Daß es ihr an Schwierigkeiten nicht fehlen wird und nicht fehlen kann — verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Kampf iſt aber kein Unglück. Nur die Niederlage wäre es. Marina ſcheint feſten Willen zu haben . . . —"

„Eigenwillen! Starrſinn," fiel die Mutter ein.

„Das wird die Zukunft zeigen, meine Tochter. Ich hoffe, daß Marina dieſe Prophezeiung nicht erfüllt, wenn ſie wirklich ſich entſchließt, Sir Ralph's Antrag anzunehmen. Wir wollen vierzehn Tage zur Ueberlegung uns ausbitten, die Sir Ralph gern gewähren wird.“

Dem war auch ſo. Marina blieb bei ihrem Entſchluß; die Brüder ſöhnten ſich vollſtändig mit ihm aus, denn es war nichts gegen den ſehr vortrefflichen, ſehr geachteten, ſehr reichen Ralph einzuwenden, als daß er Proteſtant und Hypochonder ſei. Das erſte Bedenken wurde dadurch gemindert, daß er ſogleich auf alle Bedingungen einging, welche die katholiſche Kirche ſtellt, wenn ſie eine ſolche Ehe ſegnen ſoll. Die Hypochondrie blieb; — doch war zu hoffen, die junge Frau werde in dieſer Beziehung einen guten Einfluß gewinnen, da Ralph's Entſchluß, zu heiraten, ſchon einen entſchiedenen Bruch mit ſeiner Menſchenſcheu vorausſetzen ließ. Die Mutter blieb bei der Widerrede, die mit ihrem ängſtlichen Charakter zuſammenhing, ſo daß James ihr einmal zur Antwort gab:

„Du ſagteſt häufig, beſte Mama, Marina paſſe nicht in unſer häusliches Leben; dann — ſie paſſe nicht für das klöſterliche Leben; jetzt — ſie paſſe nicht für die eheliche Verbindung, die ihr vorgeſchlagen wird; bitte, ſprich! wofür paßt ſie denn nach Deiner Meinung?“

„Wenn ſie hier bliebe und man ihr mit Rat und Tat beiſtehen könnte, hätte ich nichts gegen ihre Verehelichung . . . ſogar mit Sir Ralph,“ erwiderte die Mutter. Aber nach Schottland!“

„Wir ſtammen ja aus Schottland, Mama! . . . Marina zieht wieder in das Haus unſerer Väter!“ ſagte Richard mit wichtiger Miene.

„Ach, Richard, wenn Du doch ſchweigen und hier, in dem wahren Hauſe Deiner Väter nicht immer ganz ſchief auf einem Fuß ſtehen wollteſt!“ ſagte ungeduldig die Mutter. „Ein naſeweiſes Bübchen wie Du, verſteht nicht, was das heißt durch Länder und Meere von einem Kinde getrennt zu ſein.“

„Ja, liebſte Mama,“ ſagte beruhigend James, „Du teilſt das Schickſal aller Mütter: Töchter werden von den Gatten in die Ferne geführt, wenn deren Heimat nicht in der Nähe iſt. Das beeinträchtigt durchaus nicht eine gute Ehe. Denke nur an die Tante. Sie kam von Smyrna her und lebte mit ihrem Manne ſo glücklich, als ſei ſie im Nachbarhauſe geboren.“

„Ach, lieber James, Deine Tante hat ein zufriedenes, nachgiebiges Gemüt. Was ihr Mann wollte, das wollte auch ſie. Was er tat, war ihr genehm. Den Namen hat Marina von der Tante, den Charakter aber nicht.“

„Nun!“ rief Humphry lachend: „vielleicht wird Sir Ralph der gefügige Teil ſein, Mama! ſo etwas kommt auch im Leben vor.“

„Hilf Himmel! was habe ich für leichtſinnige Kinder!“ ſeufzte die ängſtliche Frau. „Und wüßte ich wenigſtens, welche Art von Kleidern

Marina nötig hat . . . wahrſcheinlich alle mit Pelz gefüttert . . . oder wenigſtens verbrämt.“

So quälte ſie ſich ab, während Marina höchſt gelaſſen blieb und nur mit Fergus, ihrem Vertrauten, offen ſprach und ihm ſagte:

„Es wäre mir freilich lieber, Sir Ralph's Tochter, als ſeine Frau zu werden. Doch ziehe ich Bruce Caſtle dem Kloſter vor.“

„Und Du wirſt eine reiche, vornehme Frau . . . wie Du es wünſchteſt und nicht zu hoffen wagteſt; eine Lady wirſt Du,“ entgegnete Fergus; „bedenke das, Marina und erfülle dann auch die Wünſche Deines Mannes.“

„Glaubſt Du, daß er etwas ſehr Schweres wünſchen wird?“

„Es kann vorkommen, denn Du darfſt nicht vergeſſen, daß er Hypochonder, menſchenſcheu und gar nicht daran gewöhnt iſt, mit jugendlichen Menſchen umzugehen. Geſelliger Verkehr und munteres Weltleben wird ihm nicht zuſagen.“

„Ich weiß nichts von Geſelligkeit und Weltleben, Fergus, und folglich werde ich es leicht entbehren. Ich bin gern allein, hänge gern meinen Gedanken nach und mag ungern in ihnen geſtört und von der Mutter in Küche und Keller geſchickt werden. Das wird Sir Ralph nicht tun. Und dann bin ich am liebſten in der freien Natur und nirgends zufriedener als im Garten des Großvaters. Ich denke, daß der Loch Fyne ſchöner iſt, Das war ſehr unvorſichtig; ich hätte ihn ſchonen ſollen ſtatt ihn zu reizen! aber mir ſchwebte nichts vor als die heißerſehnte Freiheit, als das glühende Verlangen allein zu ſein mit meinen Hoffnungen und Erinnerungen. Aber ich wollte mich nicht ſchmähen laſſen um meiner Liebe zu Gundaccar willen! entehrt iſt wer ſich entehrt fühlt; — ich fühlte mich ſtark. Hatte ich gefehlt, ſo war ich mit tauſend Freuden bereit die Folgen auf mich allein zu nehmen. Ich begehrte von Niemand Schutz, noch Hülfe, noch Troſt; ich wollte Niemand in mein Schickſal verflechten. Konnte Gundaccar mich verlaſſen, ſo ſtand ich für mein ganzes Leben auf der weiten Welt allein und wollte allein ſtehen.

Die Geheimniſſe des Herzens, die Windungen welchen die Gefühle in großen Erſchütterungen unterliegen, bleiben Räthſel zu denen der Menſchenkenner das Wort ſuchen muß. Mir iſt Achatz unverſtändlich geblieben! er war es mir vollkommen als er entgegnete:

„Clelia Conti, ich habe Dich geliebt wie jener unbeſonnene Knabe Dich nie lieben konnte; — geliebt wie ein Mann, der nach vielen leichtſinnigen, thörichten, ja nichtswürdigen und verruchten Lieben das Herz zum erſten Mal von einer reinen lichten Flamme durchlodert fühlt. So ein Glanz bei aller als die Trauerweiden an unſerem Fluß; — damit kann man ſchon leben, beſonders dann, wenn ich recht viel leſen darf. Du wirſt mich beſuchen. Fergus, die Brüder gleichfalls — und Ihr werdet der Mutter berichten, daß es mir wohl geht und daß mich der liebe Gott in Bruce Caſtle haben wollte.“

Mit dieſer Geſinnung, ganz unerfahren, ganz unentwickelt, gab Marina ihr Jawort. Die Mutter ſprach von ſchweren Pflichten der Gattin, von ernſten Aufgaben der Hausfrau. Marina verſetzte gleichmütig, ſie werde das alles mit der Zeit lernen, ſo gut, wie tauſend andere es lernten.

„Ja, aber tauſend andere verſtehen mehr, ſind nicht ſo träumeriſch, ſo gleichgiltig, ſo ungeſchickt wie Du,“ ſagte die Mutter im Tone des Vorwurfs, wie immer.

Als Sir Ralph eintraf, empfing ihn Marina mit unbefangener Freundlichkeit, verſicherte ganz kindlich, ſie werde ſich alle Mühe geben, ſeine Zufriedenheit zu gewinnen und bat ihn um Nachſicht und Geduld. Von bräutlicher Freudigkeit und Schüchternheit war ſelbſtverſtändlich keine Spur und Sir Ralph vermißte ſie auch nicht. Er entgegnete in ſeiner zurückhaltenden Weiſe:

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Miß Marina, für Ihren großmütigen Entſchluß. Vielleicht werde ich durch Sie die Lichtſeite des Lebens kennen lernen, das mir bis jetzt nur dunkle Tage brachte.“

Und in ſein Auge trat das wohlwollende Lächeln, das Marina einſt bemerkt hatte. Sie hätte ihm gern die Hand geküßt; ſie wußte aber nicht, ob ſich das für eine Braut ſchicke; ſie unterließ es. Trotz ſeiner Zurückhaltung offenbarte doch Ralph ſeine innerſten Gedanken vor James Bruce, dem alten, und ſagte:

„Längſt war es meine Anſicht, ich möchte ſagen, meine Überzeugung, daß der Abfall meiner Voreltern von unſerer alten katholiſchen Kirche den Nachkommen keinen Segen brachte. Wie früh, wie unſelig ſtarb mein armer Vater — wie elend iſt mein Leben. Geld und Gut habe ich geerbt, doch kein Glück. Eine höhere Fügung hat mich hergeführt, bringt mich in Lebensgemeinſchaft mit einer katholiſchen Tochter unſeres Hauſes. Geht aus unſerer Ehe ein Sohn hervor, der — wie die katholiſche Kirche es begehrt — ihr angehört: ſo werde ich den Glauben von Mutter und Kind annehmen und vielleicht durch dieſe Unterwerfung den Abfall ſühnen und den Unſtern verbannen, der über Bruce Caſtle waltet. Dies iſt der eigentliche Grund meiner Bewerbung um Miß Marina. Ohne ihn wäre ich ſchwerlich zu einem ſo großen Entſchluß gekommen.“

„Möge Gott ihn ſegnen,“ entgegnete James Bruce, der alte; „möge meiner Enkelin das Glück zuteil werden, ein brauchbares Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorſehung zu ſein! Sie iſt ſehr jung für eine ſo ernſte Aufgabe; ſie muß noch erzogen werden. Die Mutter nennt ſie eigenſinnig Ob mit Recht, kann ich nicht entſcheiden. Vielleicht hat ſie nur ihre Eigenart, welche der Mutter unſympatiſch iſt. Das ſcheint mir aber gewiß zu ſein: Marina muß mit liebevoller Geduld behandelt werden, beſonders in ſo ganz neuen Umgebungen und fremden Verhältniſſen.“

„Möge ſie mit mir Geduld haben,“ verſetzte Ralph tief ſeufzend.

Nachdem der Tag der Vermählung feſtgeſetzt war, verlor Marina ein wenig ihren Gleichmut und ſie fragte ihren Vetter:

„Wie würde Dir um's Herz ſein, Fery, wenn Du eine Braut hätteſt und ſie in acht Tagen heiraten ſollteſt?“

„Ich würde ohne Zweifel meine Braut ſehr lieben und daher ſehr glücklich ſein.“

„Und wenn Du ſie nicht ſehr liebteſt, Fery?“

„O Marina, welche Frage! wenn ich je eine Braut habe, ſo liebe ich ſie.“

„Und was iſt das, die Liebe?“

„Ich denke, es iſt die ausſchließliche Neigung zu einer Perſon und eben nur zu ihr.“

„Haſt Du je eine Perſon ſo geliebt?“ “

„Nein!“ rief er lachend; „das iſt mir noch nie eingefallen.“

„Es fällt mir aber auch nicht bei Sir Ralph ein, Fery.“

„Für Dich . . . ich meine für das weibliche Geſchlecht, Marina! ſtehen die Sachen anders, ſo höre ich! denn aus Erfahrung ſpreche ich nicht. Achtet und ehrt Ihr Eueren Gatten, ſo findet ſich die Zuneigung ſpäter ein . . . denn Ihr ſeid ſchmiegſamer als wir.“

„Ich bin nicht ſchmiegſam, Fery.“

„Soll das heißen, daß Du Sir Ralph nicht heiraten magſt, Marina, ſo ſprich Dich entſchieden aus . . . es iſt noch Zeit . . . aber die höchſte!“

„Nein, nein!“ ſagte ſie ängſtlich und haſtig; „ſo meinte ich es nicht, Fery. Ich wollte nur wiſſen, wie das iſt mit der Liebe . . . aber genau weißt Du es ja auch nicht . . . Ich gehe mit Sir Ralph nach Schottland und Du . . . ja, Du gehſt auch in die weite Welt und wir ſitzen hier im Garten des Großvaters unter den Trauerweiden vielleicht zum letzten Mal in unſerem Leben beiſammen . . . oder erſt dann, wenn wenn wir alt ſind fünfundzwanzig, dreißig Jahre! . . . und wenn alles ganz anders iſt, als wir es uns jetzt vorſtellen.“

„Ja, meine Tochter,“ ſprach der Großvater, der zwiſchen den Taxushecken wandelnd die jungen Stimmen gehört hatte, und nun die Enkel herbeirief und mit ihnen auf- und nieder ging. „Ja, darin wirſt Du ohne Zweifel ganz recht haben Marina: es geſtalten ſich die Dinge im wirklichen Leben ganz anders, als im Traumleben der Jugend, und ſelten ſo, wie wir damals es wünſchten oder hofften. Doch darauf dürfen wir nicht allzu viel Gewicht legen, wenn uns auch das eine oder andere ſchwer wird oder weh tut. Die Hauptſache liegt ganz wo anders.“

„Mir iſt es eine große Hauptſache, daß ich das nicht will, was mir weh tut,“ ſagte Marina ehrlich.

„Das glaube ich Dir, meine Tochter, ſo iſt der Menſch in ſeiner Natürlichkeit beſchaffen! — Aber er ſteht zwiſchen zwei Polen, die ihn beide gewaltig anziehen, weil er mit beiden Verwandtſchaft — und von beiden das Gepräge hat. Der eine iſt Gott, der andere iſt Staub. Zwiſchen dieſen beiden Polen ſteht eine Achſe, um die ſich unſer Leben bewegt; ſie heißt die Liebe und ſie iſt ſo beſchaffen, daß wir nicht nach beiden Polen zugleich ſtreben können. Je mehr ſich unſer Leben vom Staube entfernt, deſto mehr nahen wir uns Gott; und umgekehrt. Langſam, ſpiralförmig, winden wir uns aufwärts, ſchleichen wir abwärts. Unſere ganze Sorge muß darauf gerichtet ſein, daß wir am Ende unſeres Lebens nicht bei dem Pol der Tiefe, bei dem Staube anlangen.“

„Nennſt Du alles Glück und alle Freude und jedes Streben nach Dingen der Welt — Staub?“ fragte Fergus.

„Wenn ſie ſo zu ſagen geadelt ſind durch die Richtung auf Gott durch die Pflichten, durch Verhältniſſe, durch Opfer — dann nicht, mein Sohn!

doch dieſe ſchimmernden Dinge täuſchen gar häufig und wirken ſo blendend, daß der Menſch nicht ſelten und häufig zu ſpät gewahr wird, daß ſein letztes Ziel — der Staub war — ja, mit Lorbeerkränzen und Bürgerkronen um die Stirn, mit diamantnen Sternen auf der Bruſt, mit Millionen in den Händen iſt er angelangt im Staube und hat er nichts aufzuweiſen als Staub. Und doch hat es ihn ſo viel Mühe und Anſtrengung, ſo viel heiße Tage und ſchlafloſe Nächte gekoſtet, als derjenige aufwendete, der hinweg vom Pol der Tiefe nach dem Pol der Höhe ſtrebte. Dann iſt jeder am Ziel, und der eine beſitzt das höchſte Gut, der andere — Staub. Ihr habt die Wahl, meine Kinder. Mögen die Täuſchungen des Irdiſchen, die eine ſo ungeheuere Macht über unſere arme gefallene Natur haben, dieſe Wahl nicht irre leiten — wenigſtens nicht andauernd.“

„Ich danke Dir ganz beſonders für dies letzte Wort!“ rief Fergus. „Das Verlangen nach Glück, der Durſt nach Befriedigung, der Drang, Gutes Tüchtiges, Großes zu leiſten, bilden einen dreifachen Sporn, der uns auf dem Wege durch's Leben unwiderſtehlich vorwärts treibt und deſſen wir uns nicht entäußern können. In dieſen Beſtrebungen und Kämpfen muß ein Fehlgriff zu entſchuldigen ſein.“

„Biſt Du ſchon im Hinblick auf künftige Möglichkeiten der Anwalt Deiner eigenen Sache?“

fragte lächelnd der Greis. „Ich rate Dir, mein Sohn, ſinne nicht auf Entſchuldigungen; ſinne lieber darauf, ſo zu handeln, daß Du nicht nötig haſt, ſie in Anſpruch zu nehmen. Jetzt geht heim. meine Kinder, der Abend bricht ein. Dies iſt wahrſcheinlich unſer letztes trauliches Geſpräch geweſen denn Ihr geht jetzt beide Euerer Zukunft entgegen . . . und ich der meinigen, ſo daß es ungewiß iſt ob wir einander hienieden wieder begegnen. Möge es in unſerer ſeligen Ewigkeit ſein.“

Er machte ihnen das Kreuzzeichen über der Stirn und ging in's Haus, während Fergus Marina im Nachen zurückführte. Als ſie über die ſtillen Fluten geglitten, ſagte er:

„Vor ſechs oder ſieben Wochen, Marina, war es ſo wie heute; wir kamen aus dem Garten des Großvaters und ſaßen beiſammen wie jetzt. Aber für Dich iſt alles ganz anders geworden. Damals ſchwebteſt Du in größter Ungewißheit über Deine Zukunft; jetzt iſt ſie für immer feſtgeſtellt und. zum Teil, ſo wie Du es wünſchteſt, denn Du trittſt in glänzende Verhältniſſe ein. Ich war geſtern bei Deinem Bruder, als Ralph kam und gewiſſe Beſtimmungen im Fall ſeines Todes bezüglich Deiner traf. Da erfuhren wir, wie reich er ſei weil er ſeit dem Tode ſeines Vaters ſeine Einkünfte nur zum allergeringſten Teil verzehrte.“

„Wenn ich den Großvater ſo ſprechen höre wie heute,“ entgegnete Marina, „kommt mir das Erdenleben ſo ungeheuer nichtig vor, daß ich am liebſten gleich ſterben möchte.“

„O nicht ſo ganz nichtig, Marina! das Leben ſoll unſer Weg zum Himmel ſein . . . zum Pol in der Höhe — wie der Großvater ſpricht.“

„Ganz recht, Fery! aber ich denke auch an den Pol in der Tiefe . . . und weiß ich denn, wohin ich mich neigen, mich ziehen laſſen werde? weißt Du es? nicht von mir . . . o nein! doch von Dir! Kannſt Du ſagen: So will ich und ſo werde ich gehen; in fünfzig Jahren wie heute. Ich frage, Fery: kannſt Du das?“

„Unmöglich, Marina! denn ich bin dem Irrtum zugänglich und der Schwachheit unterworfen, wie jeder Sterbliche.“

„Die Unbeſtändigkeit, die eben iſt es, Fery . . . Vor ſieben Wochen ſehnte ich mich fort . . . in andere Umgebungen, in eine andere Lage . . . Reichtum, glänzende Verhältniſſe erſehnte ich ohne ſie zu hoffen. Ganz überraſchend wurden ſie mir angeboten und ich nahm ſie an. Jetzt aber, da ich ſie in Beſitz nehmen ſoll, jetzt ſcheint mir, nicht dieſes ſei das eigentliche Ziel meiner Sehnſucht geweſen. Ich gehe zwar nicht ungern nach Schottland . . . doch beklommen, denn ich weiß nicht, was ich dort erfahren werde.“

„Grüble nicht über die Zukunft, Marina! . . . das verdirbt die Gegenwart.“

„Ich kann's nicht ändern, Fery, es iſt nun einmal ſo wie ich es Dir, und nur Dir ſage. Lieber gehe ich mit Ralph nach Schottland, als hier zu bleiben — doch lieber würde ich ſterben, als nach Schottland gehen."

„Eine ſolche Braut möchte ich nicht haben!" rief Fergus ſcherzend; „zum Troſt zähle ich auf Deine Unbeſtändigkeit, und in abermals ſieben Wochen ſprichſt Du wahrſcheinlich wiederum ganz anders."

Meinſt Du?" ſagte ſie wehmütig und Tränen traten in ihr Auge. Sie wendete raſch den Kopf, bog ſich über den Rand des Nachens und die Tränen fielen unbemerkt in die ſtille Flut, wie ſo manche Träne in die Flut der Zeit. — — —

Auf einmal gingen in den drei Häuſern Bruce große Veränderungen vor. Marina war vermählt und in Schottland; Fergus hatte ſeine Studien auf der Univerſität begonnen; und der Tod rief James Bruce, den alten, aus dieſem Leben. Marina's Verſchwinden aus dem Kreiſe der Familie hinterließ keine eigentliche Lücke, weil ſie im Grunde keinen eigentlichen Platz eingenommen hatte, das heißt, ſie war für niemand unentbehrlich geweſen, und ſo wurde ſie auch von niemand ſchmerzlich vermißt. Die Mutter ſagte freilich ein paar Mal, wenn die Söhne im großen Wohnzimmer verſammelt waren:

„Ich möchte weinen, weil das kleine Tabouret leer iſt, auf welchem Marina immer ſaß."

„Sie wird jetzt zufriedener ſein, als ſie auf dem kleinen Tabouret war,“ ſagte James.

„Man merkte ja kaum ihre Anweſenheit,“ ſetzte Humphry hinzu.

„Das iſt wahr! ſie war faſt immer ſtumm wie ein Fiſch!“ rief Heinrich.

„Dafür biſt Du redſelig wie eine Elſter,“ erwiderte die Mutter — und das Geſpräch nahm eine andere Wendung.

Aus der ſchönen Villa war Fergus verſchwunden. Seine Mutter weinte ihm herzlich nach; gleichwohl ließ ihr phlegmatiſches Temperament eine heiße Sehnſucht, einen nagenden Schmerz nicht aufkommen. Von ihren Dienerinnen umgeben, deren Zahl um die Hälfte zu groß war, lag ſie auf der Chaiſelongue, ſprach von Fergus oder rauchte und hörte auf das, was man Liebes und Gutes von ihm ſagte, und was den Dienerinnen ſo geläufig war, als hätten ſie es auswendig gelernt. Aber manches Meßopfer ließ ſie für den geliebten Sohn darbringen, und mit frommer Andacht betete ſie für ſein leibliches und geiſtiges Wohl.

Als James Bruce, der alte, friedlich in die Ewigkeit ging, entſtand große Aufregung in der ganzen Familie, Frau Marina Bruce nicht ausgenommen. Weil er ſeine beiden Söhne überlebte, war er für die Witwen und Waiſen der Ruhepfeiler geworden, auf den ſich alle ſtützten.

Demuth, ſolch eine Glut bei aller Unſchuld ſtralte aus Dir heraus, daß Deine Erſcheinung mich zugleich ſo rührte und ſo durchflammte wie ich es nie für möglich gehalten. Alle bittern und böſen Erinnerungen ſchwanden vor Dir, und Mißtrauen und Zweifel gingen unter, und ich hätte auf Deine Herzensreinheit eine Welt gebaut — meine neue Welt, die mich verſöhnt hätte mit all der Lüge, Falſchheit, Heuchelei, Sinnlichkeit und Flatterſinn Deines Geſchlechts. Aber nein! Du biſt wie ſie Alle ſind, nur tauſendmal haſſenswerther, weil Du tauſendmal herrlicher begabt biſt; — denn Du machſt an den Engel im Weibe glauben, was den Andern doch nie gelingt! — und hinter dieſer Larve verſinkſt Du in jede Niedrigkeit. Durch Dich wollte ich erhoben ſein aus dem Wuſt der Gemeinheit der mich umgab; es war ſolch ein unbeſtimmter Drang nach dem Beſſeren und Höheren in mir; aber es giebt nichts Höheres und nichts Beſſeres .... denn Du, Clelia Conti, Du biſt ſchlechter als die ſchlechteſten."

Zerknirſcht durch dieſen Vorwurf, in dem doch etwas Wahres und Tiefes lag, entgegnete ich:

„Wenn der Menſch ein Marmorbild zu ſeinem Idol macht und Wunder von ihm begehrt wie von einer Gottheit, und das Bild leiſtet ſie nicht: ſo ohne ſich deſſen klar bewußt zu ſein. Man ſah ihn ja nicht ſehr häufig und nicht ſehr lange — er miſchte ſich nicht in den Gang der Geſchäfte, nicht in häusliche Anordnungen, es ſei denn, daß man ſeine Anſicht, ſeinen Rat hören wollte. Allein ſie ſtanden doch alle unter dem Einfluß, den ſein Charakter und ſeine Erfahrung übten und der durch die Gewohnheit langer Jahre verſtärkt wurde. Von ihm ganz unbeanſprucht und unbemerkt von den Seinen, war er zu einer Richtſchnur geworden, die man erſt dann erkannte, als er aus der Familie verſchwand.

„Ich weiß gar nicht mehr wann Sonntag iſt weil er nicht kommt,“ ſagte Frau Marina Bruce und Frau Emilie war ganz untröſtlich und klagte angſtvoll:

„O dieſer Verluſt! . . . nicht nur für uns alle ſeine Kinder . . . ich fürchte ſehr auch für das Haus! . . . die Geſchäfte gehen ohnehin nicht mehr ſo wie früher.“

„Daraus kannſt Du entnehmen, beſte Mama, daß ſie nicht mit dem Leben des guten Großvaters, ſondern mit allgemeinen öffentlichen und politiſchen Verhältniſſen zuſammenhängen,“ ſagte James beruhigend; „fließt die eine Quelle des Welthandels minder ergiebig, muß man eine andere eröffnen.“

„James! James! ich beſchwöre Dich, laſſe Dich nicht ein auf dieſe ſchrecklichen Gründereien, auf ſchwindelhafte Spekulationen, die Dich zugrunde richten würden, Dich James, Deine vier Brüder, mich, das Haus! . . . James, es wäre entſetzlich!“

Sie brach in Tränen aus. Richard und Heinrich weinten mit ihr; die älteren Söhne ſprachen ihr Mut ein. Sie faßte ſich, trocknete die Augen und verſetzte:

„Ach ja, Ihr ſeid brav und ehrlich, das iſt mein Troſt und meine Hoffnung . . . aber ſeine Erfahrung habt Ihr nicht . . . — und weshalb ihr beide, Ihr Knirpſe, daſitzt und weint, das verſtehe ich nicht! Ihr habt ganz andere Dinge zu tun und Ihr habt keine Sorgen. Setzt Euch an Euere Aufgaben.“

Als es zu Überlegungen kam, was mit dem Hauſe des Großvaters am zweckmäßigſten zu beginnen ſei, gab es für Frau Emilie neue Beſorgniſſe und Aufregungen. Sie wünſchte es zu behalten, denn ſie ſagte:

„Wichtige Bedürfniſſe in einer großen Haushaltung, Milch und Eier, Gemüſe und Obſt, haben wir dort reichlich und beſſer als irgendwo. Es müßte mehr Betriebſamkeit in die ganze Wirtſchaft kommen . . . dann könnte ſie ſehr einträglich werden.“

„Ohne Zweifel!“ verſetzte James; „wer aber ſoll an die Spitze der Verwaltung treten?“

„Ich übernehme es gern, lieber Sohn.“

„Mit oder ohne Frau Heßlich und Herrn Schön?“ fragte er lächelnd. „Beide ſind ſeit Jahren Autokraten in ihrer Stellung und würden ſich um ſo weniger in ein neues Regiment fügen als der gute Großvater ſie reichlich penſioniert hat. Bis Du aber, beſte Mama, zwei paſſende Subjekte für dieſe Stellung findeſt, wirſt Du Dich aufreiben in Sorgen, wirſt jedes Ei, jeden Apfel, jede Kanne Milch zählen und von Woche zu Woche nachrechnen, ob der Ertrag ein genügender ſei.“

„Du übertreibſt, James . . . doch wäre es wie Du ſagſt, ſo täte ich es doch gern, weil es für Euch iſt.“

„Und für Fergus, dem die Hälfte der Erbſchaft zufällt. Du hätteſt alſo auch fremdes Gut, nicht nur das Deiner Söhne zu verwalten und das würde Deine Gewiſſenhaftigkeit ſteigern.“

„Das verſteht ſich, James; indeſſen denke ich, daß Fergus keinen Anſpruch an den Mitbeſitz machen, ſondern ſein Erbteil in Geld vorziehen wird.“

„So denke auch ich. Man muß jetzt überlegen, was für uns alle das Vorteilhafteſte iſt.“

Die Überlegung fand bald ihr Ende, weil ſich von allen Seiten Käufer für das Grundſtück fanden.

Wer nach drei Jahren durch die Gaſſe ging hätte die Stätte nicht mehr erkannt. Spurlos verſchwunden war der Ökonomiehof von James

Bruce, dem alten; ſpurlos verſchwunden der Garten mit ſeinen Taxushecken und ſeinen Trauerweiden. An der Straße erhob ſich ein rieſiges Haus, vier Stockwerke hoch, von Bewohnern durchſchwärmt wie der Bienenkorb von Bienen; — und am Fluß lag ein rieſiges Fabrikgebäude mit ſchwarzem Schornſtein, der Tag und Nacht ſeine Rauchwolken ausſpie — eine ſchwarze Fahne, hoch in den Lüften flatternd, wenig da unten beachtet, doch ein ſicheres Wahrzeichen, daß hier die Induſtrie mit ihrer raſtloſen Betriebſamkeit und ihrem namenloſen Elend Platz genommen habe.

Drittes Kapitel.

„Ich bin neugierig, dieſen Veriand Philibert Graf und Herr von Schönſtein — wie der Onkel ſchreibt — kennen zu lernen," ſagte Polyxene.

„Das klingt abgeſchrieben aus dem Gothaer Kalender!" rief Stephanie.

„Und ſoll uns vermutlich orientieren . . . wie jener Kalender," ſetzte Polyxene lachend hinzu. „Genug, ich bin ſehr geſpannt, welche Figur dieſer in ländlicher Abgeſchiedenheit erwachſene, erzogene und gebildete Veriand Philibert Graf und Herr von Schönſtein in der Geſellſchaft machen wird. Ich denke eine recht bärenhafte."

„Und ich ſtelle ihn mir über die Maßen wohlerzogen vor," entgegnete Stephanie.

„Aber, Mama, Du kennſt ihn ja! . . . ſprich und beſchreibe ihn, damit wir erfahren, wie dieſer neue Schützling unſeres guten Onkels zu behandeln ſei!" ſagte Polyxene.

Dies Geſpräch fand ſtatt im Morgenzimmer der Fürſtin Wartenberg auf dem Schloß Hohwart.

Es war ein trüber Morgen des Spätjahres, der Himmel grau, die Luft voll Nebel, fahl die Wieſe und der Wald kahl. Deſto behaglicher war es in dieſem Zimmer, das nicht ſehr hoch, aber ſehr geräumig war und durch zwei Fenſter nach Süden und ein breites Erkerfenſter nach Weſten reichlich Licht und Luft erhielt. Dieſer Erker war tief genug, um den Schreibtiſch der Fürſtin, einen Lehnſeſſel von braunem Sammt und einen Blumentiſch zu beherbergen. Durch einen Vorhang von braunem Sammt konnte er vollſtändig gegen das Zimmer abgeſchloſſen werden. Jetzt aber hing der Vorhang zu beiden Seiten in ſchweren Falten herab. Die Fürſtin ſaß am Schreibtiſch und ſchrieb einen jener unzähligen Briefe, welche die Qual und die Beſchäftigung der Damen in der großen Welt ausmachen — Briefe, zu denen man aus Höflichkeit verpflichtet zu ſein glaubt, und die aus verbindlichen mehr oder minder gewandten Phraſen beſtehen.

In der Mitte des Zimmers ſtanden Sitze verſchiedenſter Form um einen großen runden Tiſch, der mit Büchern, Zeitſchriften, Körbchen und Käſtchen bedeckt war. Ein altertümlicher Ofen von farbigen glaſierten Kacheln verbreitete eine angenehme Wärme. An der einen Wand erhob ſich ein Urwald im Kleinen von Blattpflanzen, zwiſchen denen der Käfig eines rieſigen grauen Papagei ſtand, welcher emſig die Blätter und

Mooſe zerpflückte, die er in den Käfig hineinziehen konnte. Zuweilen unterbrach er ſeine Taten durch den im drohenden Ton geſprochenen Ausruf Jacquot! Jacquot!

Auf der Chaiſelongue am runden Tiſch lag Stephanie, vermählte Gräfin Holm, die jüngſte Tochter der Fürſtin. Sie war nichts weniger als ſchön, hatte aber einen freundlichen, gutmütigen Ausdruck und bildete einen ſchlagenden Gegenſatz zu ihrer Schweſter, der reizenden Polyxene, die neben ihr ſaß und an einer Stickerei arbeitete, die ganz für ihre Feenhändchen paßte. Stephanie war mit ihrem Mann abends zuvor in Hohwart angelangt, um die Jagdzeit bei ihren Eltern zuzubringen; folglich intereſſierte es ſie zu erfahren, ob zu den alten Stammgäſten junger Nachwuchs ſich geſelle.

Als die Fürſtin ihr Blatt umwendete, benutzte ſie den freien Augenblick um zu antworten:

„Sprecht Ihr von Graf von Schönſtein? . . . Ja, der war ſehr ſchüchtern . . . aber auch ſehr jung . . . ich meine . . . — —“

Und ſie ſchrieb weiter.

„Da Mama ſich in Briefen begräbt, iſt ſie ſelbſtverſtändlich tot für alles übrige,“ ſagte ſcherzend Polyxene.

Da öffnete ſich die Tür und mit einem freundlichen „Guten Morgen, meine Kinder!“ — trat der Fürſt ins Zimmer. Die Töchter eilten ihm entgegen, die Fürſtin ſtand auf und verließ ihren unvollendeten Brief; denn der Fürſt war der beſte Ehemann und ein zärtlicher Vater, legte aber Gewicht darauf, als Herr und Haupt der Familie behandelt zu werden — vielleicht umſomehr, als es ſcheinen konnte, daß der Zepter in der Hand der ſchönen klugen Fürſtin liege, die noch jetzt bei fünfundvierzig Jahren eine brillante Erſcheinung war. Ein poetiſch geſtimmtes Weſen hatte ſie und ihre Tochter Polyxene genannt: „Eine Prachtblume von einem Schmetterling umgaukelt.“ Der Fürſt war einige Jahre älter als die Fürſtin, wohlgeſinnt und verſtändig, und trug mit großem Anſtand den Ruhm ſeiner Väter. Sein Großvater, ein ausgezeichneter Staatsmann, war um ſeiner Verdienſte willen in den Fürſtenſtand erhoben und ſein Vater hatte durch militäriſche Talente und ſieggekrönten Feldherrnruhm den Glanz des Namens erhöht. Der Fürſt ſagte ganz einfach:

„Ausgezeichnete Männer ſind überhaupt ſelten; in zwei aufeinander folgenden Generationen desſelben Hauſes — höchſt ſelten. In drei Generationen iſt es vielleicht noch nie vorgekommen. Die Race muß ſich ausruhen. In meinen Söhnen wachſen vielleicht ausgezeichnete Männer heran.“

Polyxene hatte einmal geſagt:

„Zur Abwechſelung könnte auch das Genie von der Schwertſeite auf die Spindelſeite übergehen; — nicht wahr, Papa?“

Sie ſah dem Vater ſo ſchalkhaft in die Augen, daß dieſer lächelnd entgegnete:

„Eine ſolche Verirrung des Genies müßte man ihm unter Umſtänden verzeihen.“

Polyxene war ſein erklärtes Lieblingskind, und was Polyxene damals geſagt hatte, dachte ſie immer.

Jetzt ſaßen Eltern und Töchter beiſammen im traulichen Geſpräch, wie es ſtattzufinden pflegt, wenn ein Mitglied der Familie nach längerer Abweſenheit wieder im Vaterhauſe erſcheint. Plötzlich erhob ſich die Fürſtin und rief: —

„Aber ich vergeſſe meinen Brief.“

„Halt, Marianne!“ rief der Fürſt, „höre erſt den meinen an, den ich ebenfalls vergeſſen habe.“

„Die Poſt drängt, beſter Alois, . . . von wem iſt Dein Brief?“

„Von Anton.“

„Wahrſcheinlich meldet er einen wilden Jäger an,“ verſetzte die Fürſtin, ihre Ungeduld bekämpfend: „Wer iſt es?“

„Richtig geraten! Du kennſt ſchon Anton.“

„Ja, beſter Alois . . . aber wer iſt dieſer neue Schützling?“ drängte die Fürſtin.

„In der Tat etwas Neues, Marianne; ein junger Schotte, ein Baron Fergus Mac Bruce.“

„Er iſt willkommen unter Anton's Ägide,“ ſagte die Fürſtin, eilte zum Schreibtiſch und zog den Vorhang des Erkers zu — ein Zeichen daß ſie nicht geſtört ſein wollte.

„Fergus Mac Bruce . . . ein rauher Name,“ ſagte Stephanie.

„Woher kennt Onkel Anton dieſen Schotten?“ fragte Polyxene.

„Von Smyrna her!“ entgegnete der Fürſt.

„Von Smyrna her! . . . aber wann war Onkel Anton in Smyrna!“ riefen die Töchter.

„Ihr wißt es ja: vor grauen Jahren.“

„Nein, Papa, wir wiſſen nichts von grauen Jahren!“ rief Polyxene und Stephanie ſagte:

„Bitte, Papa, erzähle was Onkel Anton in Smyrna mit dieſem Schotten machte. Ich höre ſehr gern, was in grauen Jahren geſchehen iſt.“

„Marianne, ſtören wir Dich nicht?“ fragte der Fürſt mit gehobener Stimme.

„Nicht im mindeſten,“ gab die Fürſtin zur Antwort und er fuhr fort:

„Alſo vor grauen Jahren — es war das Jahr Deiner Geburt, Stephanie — war mein Bruder auf der Heimreiſe aus dem Orient nach Europa begriffen. In Smyrna trennten ſich ſeine beiden Freunde und Reiſegefährten von ihm und ſchifften ſich nach Trieſt ein, während er einen Ausflug nach der Inſel Rhodos machen wollte und auch in der Tat machte. Er kehrte unwohl nach Smyrna möge es vom Altar genommen und entfernt, jedoch nicht mit Füßen getreten werden.“

„Ja, ſagte Achatz, wäreſt du ein Marmorbild! aber Du biſt ein Weib, mein Weib, das ich ebenſo flammend haſſe, wie ich es geliebt.“

„Davon wird doch nun endlich nicht mehr die Rede ſein!“ rief ich in Todesangſt.

„Und warum nicht? entgegnete er eiſig; wir ſind verbunden wie zwei Galeerenſclaven auf Lebenszeit.“

„Nimmermehr! ſchrie ich, man kann die Ehen löſen. Ich werde Himmel und Erde in Bewegung ſetzen um das zu bewerkſtelligen! ich will frei ſein in meinem Leben und in meiner Liebe! ich will heraus aus dem Kerker, den fremde Gewaltthat und Grauſamkeit um mich erbaut! ich will doch verſuchen ob ich nicht irgendwo auf der Erde Gundaccar finden kann ....“

„Um dann doch noch mit ihm glücklich zu ſein? unterbrach er mich eiskalt; nicht wahr? und um ſo glücklicher je unerlaubter? Nein! die Hofnung laß fahren. Ich bin elend durch Dich; Du mußt es durch mich ſein: dann ſind wir quitt! und deshalb mußt Du bei mir bleiben, — nicht als mein Weib, ſondern als meine Gefangene, die mir Bürgſchaft zurück und am anderen Tage brach der Typhus ſo gewaltig aus, daß er im raſendſten Fieber beſinnungslos im Gaſthof lag. Der Dragoman, der ſich auf der ganzen orientaliſchen Reiſe als ſehr zuverläſſig erwieſen hatte, erlag jetzt, da niemand ihn kontrolierte der Verſuchung und verſchwand ſpurlos mit der Barſchaft und den Papieren meines Bruders. Der Gaſtwirt, ein Italiener, raufte ſich verzweifelnd die Haare aus und wollte den unbekannten, verlaſſenen, ſterbenden Fremdling nicht beherbergen. Der Arzt, ein Engländer, verſicherte hoch und teuer, binnen vierundzwanzig Stunden ſei der Kranke eine Leiche und dann ſei es an der Zeit ihn aus dem Hauſe zu ſchaffen. Doch eben die Leiche wollte der Wirt nicht haben. Es gab einen ungeheueren Lärm, der dem reichſten Bankier vom Smyrna zu Ohren kam. Dieſer nahm ſich als ein wahrer barmherziger Samariter des kranken Fremdlings an, beruhigte den Wirt, forderte den Arzt auf, kein Mittel unverſucht zu laſſen und ſiehe da! die ſtarke Natur meines Bruders überwand die furchtbare Krankheit. Er genas, blieb aber, wie es ſchien, geiſtesſchwach. Er hatte gänzlich das Gedächtnis und den Gebrauch der. Sprache verloren. Auch das werde die Jugendkraft überwinden, verſicherte der Arzt, wenn der Geneſende in ſtiller wohltuender Umgebung ſich erholen könne. Der Bankier blieb nicht auf halbem Wege ſtehen. Er hatte den Fremden zu lieb gewonnen, um nicht für deſſen völlige Herſtellung das Mögliche zu tun. Wer der Fremde ſei, wußte er nicht; ein Deutſcher — das entnahm er aus den wenigen Worten, die mein Bruder ſtammelte; ein gebildeter Mann — aus der Art ſeines Benehmens; ein guter Charakter — aus der großen Dankbarkeit, die er für ſeinen Wohltäter an den Tag zu legen wußte; namentlich durch die Folgſamkeit, mit der er ſich deſſen Anordnungen unterwarf; — und ſo brachte er meinen Bruder nach ſeinem Landhauſe zu Burnabad bei Smyrna, wo ſeine Frau mit ihrem kleinen Sohne die heiße Jahreszeit zubrachte. Dieſer dreijährige Knabe wurde der Gefährte meines Bruders. Mit ihm ſpielend, ſcherzend, ſprechend — mit ihm lauſchend auf die eintönigen griechiſchen Lieder, die ſeine ſchöne ſtille Mutter ſang — ſammelte ſich der Geiſt meines Bruders in dieſem kindlichen Gedankenkreiſe, bis er nach und nach zum höheren gelangte. Es hatte aber Monate gewährt, und uns kam die Kunde ſeiner Geneſung faſt zugleich mit derjenigen zu, daß er überhaupt noch lebe. Wir glaubten lange Zeit, daß er auf der Fahrt von Smyrna nach Rhodos, die er mit einem Segelſchiff unternahm, verunglückt ſei, denn die Nachforſchungen, die wir durch Konſulate in Smyrna anſtellen ließen, blieben fruchtlos, weil niemand in dem verlaſſenen hilfloſen Fremden den Fürſt Anton Wartenberg vermutete und weil er nicht imſtande war, ſich als ſolchen kund zu geben, viel weniger ſich zu legitimieren, da ſein Paß mit ſeinen übrigen Papieren geraubt war, vielleicht in der Abſicht, Nachforſchungen zu erſchweren. Genug, er war wiedergefunden. Er blieb aber noch lange in Smyrna. Er war in ſeiner Jugend ungemein phantaſtiſch und voll großer Pläne, beſſer geſagt Träume, um die Menſchheit in geiſtiger und materieller Beziehung zu heben und zu beglücken. Um für dieſe Zwecke ungehemmt tätig zu ſein, war er Deutſchordens-Herr geworden, und ſein ganzes Streben richtete ſich dahin, die Inſel Rhodos in den Beſitz des Deutſchordens zu bringen, ſie den Türken abzukaufen, ſie unter den Schutz des europäiſchen Völkerrechtes, doch unter ſelbſtändiger Hoheit und Regentſchaft des Ordens zu ſtellen, die türkiſche Bevölkerung nach Kleinaſien zu verſetzen und deutſche Auswanderer als Koloniſten aufzunehmen. Unbegreiflicher Weiſe für nüchterne Köpfe ging ſein Smyrnaer Gaſtfreund auf dieſe Ideen ein und verſprach Beiſtand durch Geldmittel und Negociationen. Als mein Bruder anfing, ſeine Hoffnungen, die er bereits Ausſichten nannte, uns mitzuteilen, ſchrieb ihm mein Vater, es ſei begreiflich, in Burnabad Freude zu finden an orientaliſchen Märchen; es ſei gleichwohl notwendig, ſie nach europäiſcher Proſa zu meſſen und zwar ſo bald wie möglich. Mein Bruder kam zurück und fand keine Seele, weder unter ſeinen Ordensbrüdern, noch unter uns, die ſich für den Ankauf der Inſel Rhodos begeiſtert hätte. Mit ſeinem Gaſtfreund und Geſinnungsgenoſſen blieb er in beſtändigem Briefwechſel, und als dieſer nach zwei Jahren Smyrna verließ und nach Deutſchland in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, beſuchte mein Bruder ihn alljährlich und übertrug nach deſſen frühem Tode ſeine Freundſchaft vom Vater auf den Sohn, auf das Kind, mit welchem er in Burnabad geſpielt hatte, und dieſes Kind iſt Fergus Mac Bruce.“

„Ein Smyrniote, ein Deutſcher und ein Schotte in einer Perſon — das iſt intereſſant!“ rief Polyxene überraſcht und klatſchte froh in die Hände.

„Der Sohn eines Bankiers,“ ſagte Stephanie bedenklich.

„O, dieſe altmodiſchen, ſteifen, ungelenkigen Grillen ſind ganz à la Holm!“ verſetzte Polyxene unwillig. „Ja, ein Bankier . . . aber ein ſolcher, welcher Luſt hatte, die Inſel Rhodos für den Deutſchen Orden und für deutſche Anſiedler zu kaufen — Stephanie, bedenke das! . . . Dazu gehört nicht bloß ein ſehr großes Vermögen, ſondern auch ein ſo hoher Schwung der Ideen, daß der Mann ſehr wenig Bankiergeiſt gehabt haben muß!“

„Hier iſt der Brief meines Bruders,“ ſagte der Fürſt, indem er Polyxene ein Schreiben reichte. „Ihr findet dort alles, was Euere Neugier befriedigen kann. Studiert es genau. Adieu, meine Kinder, ich reite mit Holm auf's Dianaſchlößchen . . . Adieu, Marianne."

„Adieu, lieber Alois!" rief die Fürſtin hinter ihrem Vorhang.

Polyxene und Stephanie ſtudierten mit Aufmerkſamkeit das Schreiben des Fürſten Anton, das ausführlich und, wie es ſchien, mit Vorliebe abgefaßt war. Am Schluß ſagte Polyxene befriedigt:

„So! jetzt weiß ich Beſcheid. Ich kenne ſeine ſchottiſche Abſtammung, ſeine Herkunft von väterlicher und mütterlicher Seite, ſeine Talente, ſeine Studien, ſein unabhängiges Vermögen, ſeinen Eintritt in unſeren Staatsdienſt, in die diplomatiſche Laufbahn, ſeine Anſtellung im Miniſterium des Auswärtigen, die ſtaatliche Anerkennung ſeines Namens als eines freiherrlichen — und ich denke, der Onkel hat dieſe vier letzten Dinge angeregt, angebahnt und bewirkt. Genug, ich weiß Beſcheid und kann allen, die nach dem unbekannten jungen Mann fragen, Auskunft geben." Und Polyxene zählte an ihren feinen Fingern. „Aus den ſchottiſchen Hochlanden ſtammend, von uralter großer Familie, in Smyrna von einer griechiſchen, fabelhaft reichen und ſchönen Mutter geboren, in Deutſchland erzogen und unterrichtet in allem Krimskrams deutſcher Wiſſenſchaft und Bildung — was will man mehr."

„Ich ſehe nur nicht ein," ſagte Stephanie ganz verblüfft, „weshalb Du Dich ſo ungeheuer für dieſen Unbekannten intereſſierſt."

„Ich auch nicht . . . es iſt eine Eingebung . . . und das Neue ſpricht mich an."

„Vielleicht wirſt Du ihn gar heiraten."

„Schwerlich! ich bin die glückliche Tochter meiner Eltern, für die Ehe habe ich keine Neigung und die Freuden der Kinderſtube ſind durchaus nicht nach meinem Geſchmack. Weshalb aber ſollte ich heiraten?"

„Eben weil es etwas Neues iſt."

„Ja . . . aber etwas Neues, das den Geſchmack für anderweitiges Neue ſozuſagen verbietet. Dieſen hohen Grad von Stabilität traue ich mir nicht zu."

Ein Diener brachte die Poſt. Die Fürſtin verließ ihren Erker, nahm ihre Briefe in Empfang und gab ein halbes Dutzend zur Beförderung ab. Mutter und Töchter verſenkten ſich in ihre Briefe und Fergus Mac Bruce verſchwand aus den Geſprächen.

Einige Tage ſpäter zogen die Jagdfreunde in Hohwart ein. In der Geſellſchaft ſtrebte man ſehr nach einer Einladung zu dieſen Jagden, teils weil es in Hohwart hoch herging, teils weil man nicht allzu viel Perſönlichkeiten und mit nichten Alle, die es wünſchten, einzuladen pflegte; es war immer eine große Auszeichnung. Das Schloß lag auf einem abgeplatteten Hügel, der nach Norden mit einer bewaldeten Hochebene zuſammenhing. Nach Süden und Weſten ſenkte ſich der Abhang ziemlich ſteil in das Tal hinab, das eine Abwechſelung von Feld, Wieſe und Baumgruppen darbot, durch welche ein waſſerreicher Bach floß. Am Fuß des Hügels lief die Chauſſee und ſtieg bequem am öſtlichen ſanften Abhang durch den kleinen Ort zum Schloßhof hinauf. Das Schloß war ſehr geräumig, ein Komplex verſchiedener Bauten aus verſchiedenen Zeiten, im Ganzen eine maleriſche Gruppe, der aber die Krone fehlte, der hohe Wartturm, der dem Schloß den Namen gegeben hatte. So lange der Aufgang zum Schloß nur zu Pferde möglich war, hatte er das große Tor bewacht und mußte weichen, als der Weg fahrbar gemacht und die Einfahrt in den Hof erweitert wurde. Doch fehlte es nicht an Türmen, welche die verſchiedenen Glieder des Schloſſes verbanden und ungleich an Höhe, die einen rund, die anderen eckig, von moderner ſtudierter Gotik nichts aufzuweiſen hatten, ſondern in wilder Freiheit eigenartig entſtanden waren.

Das zweite Stockwerk eines runden Turmes war durch ein geräumiges Zimmer ausgefüllt, deſſen großes Fenſter die letzten Strahlen der Abendſonne empfing, die bereits für das Tal hinter bewaldeten Hügeln untergegangen war. An einem Tiſch ſaß ein junges Mädchen und malte in Aquarel den Strauß von zarten lilafarbenen Herbſtzeitloſen, die vor ihr in einem Glaſe ſtand. Dies junge Mädchen war Lydia von Wartenberg, die ſechszehnjährige Schweſter der Fürſten Alois und Anton.

Deren Vater, der Feldmarſchall von Wartenberg, hatte ſich bei ſechzig Jahren und nach langem Witwerſtande zum zweiten Mal vermählt. Der kleine ſchalkhafte Gott Amor verwundete mit ſeinem Pfeil das Herz dieſes Sohnes des Mars, als ein junges, wunderſchönes, von Bewerbern umringtes Mädchen — alle zurückwies, weil die edle, heldenhafte Erſcheinung des Feldmarſchalls und ſein Ruhm ſie bezaubert hatte. Der Feldmarſchall ſchwankte. Er kannte die Gefahr einer ſolchen Ehe; doch ſein Herz neigte ſich ihr zu und der Umſtand, daß Fürſt Alois noch keine Söhne hatte, trieb ihn zum Entſchluß. Seine älteſte Enkelin Polyxene war ſieben Jahre alt, Stephanie die zweite, drei Jahre — und keine nahe Ausſicht auf einen Enkel. Der Feldmarſchall vermählte ſich. Nun aber geſchah es, daß an demſelben Tage, da ſeine Frau ihm eine Tochter ſchenkte, ſeine Schwiegertochter einen Sohn zur Welt brachte. Das Glück des Feldmarſchalls war von kurzer Dauer, ſeine Frau ſtarb im Wochenbett. Als nach drei Jahren ſein Tod erfolgte, kam die kleine Lydia zu ihrem Bruder, trat zu ihm in ein ganz töchterliches Verhältnis und hielt jahrelang ihren kleinen

Neffen Egon für ihren Zwillingsbruder. Als ſie erfuhr, dem ſei nicht ſo, war ſie ein wenig betrübt. gleichwohl faßte ſie ſich ſchnell und rief:

„Deſto beſſer, Egon! jetzt werde ich Deine Frau!“

Man lachte, allein der Gedanke ſchlug Wurzel, beſonders bei der Fürſtin. Ehen zu ſtiften, die Fäden langſam anzuſpinnen, dann vorſichtig anzuknüpfen, die zu einer Ehe führen ſollten — das war ihre Freude. Da ihre fünf Kinder im Alter ſehr verſchieden waren, beglückte ſie die Vorſtellung, daß ſie während vieler Jahre in ihrer Lieblingsbeſchäftigung innerhalb der eigenen Familie tätig ſein werde. Lydia war durch ihre Mutter ſehr reich, war ein ſchönes liebenswürdiges Kind, — ſie mußte Egon's Frau werden. Dies ſtand um ſo feſter bei der Fürſtin, als es mit Stephanie ganz anders gekommen war, als ſie rechnete, und was Polyxene betraf, ſo erwies ſich dieſe als ganz unberechenbar. Polyxene war freilich des Fürſten Lieblingskind, allein ſie war dennoch eine ſehr unbequeme Tochter. An ihre Erklärungen, daß ſie unvermählt bleiben wolle, glaubte die Fürſtin nicht zitterte aber vor einer verkehrten Wahl und ſah mit großer Mißbilligung der Art und Weiſe zu wie Polyxene ſich mit Männern benahm, die entweder offen oder mehr zurückhaltend ſich um ihre Hand bewarben. Wie oft ſchon hatte Polyxenens Benehmen zu Hoffnungen ermutigt, die ſie ſpäter täuſchte und dadurch bitter kränkte, während ſie lachend behauptete, aus einem Scherze dürfe man nicht Ernſt machen. Die Fürſtin ſtellte immer wieder ihrer Tochter vor:

„Durch Deine Koketterie ſchadeſt Du Deinem Ruf und machſt Du Dich verhaßt."

„Die Koketterie, liebe Mama, zieht an um abzuſtoßen," gab Polyxene zur Antwort; „weder das eine noch das andere fällt mir ein. Ich finde keine Glückſeligkeit darin, den Kopf eines Mannes zu verdrehen. Ich unterhalte mich gern mit denjenigen, die angenehm zu unterhalten wiſſen; dadurch verpflichte ich mich jedoch keineswegs, die Unterhaltung zum Übergang in die Ehe zu machen."

„Im gewöhnlichen Laufe der Dinge iſt es aber ſo, und es wird Dir keinen Segen bringen, wenn Du eine Ausnahme machen willſt."

„Sie macht ſich von ſelbſt, liebſte Mama; ich will nicht heiraten . . . und das können die Leute nicht begreifen. Sei doch, bitte, nicht unzufrieden mit mir, weil ich meine Eltern lieber habe als einen Gemahl."

„Die Sache liegt anders, Polyxene! Du willſt durch's Leben tändeln, ſpielen, tanzen — und das kannſt Du leichter im Hauſe Deiner Eltern als an der Seite eines Gatten."

Polyxene umarmte zärtlich die Fürſtin und erwiderte:

leiſtet daß wenigſtens ſie ſelbſt ſich ebenſo unglücklich fühlt als ich mich fortan fühlen werde.“

„Dann werde ich kein Mittel zur Flucht unverſucht laſſen,“ erwiderte ich.

„Verſuch es in Deinem jetzigen Zuſtand,“ ſprach er mit ſchneidendem Hohn.

„Ich werde den Schutz der Behörden anſprechen.“

„Damit ſie Dir zur Flucht behülflich ſind etwa?“

„Ich will mich von Ihnen loskaufen mit meinem halben Vermögen.“

„Das ganze iſt in meiner Hand! nein Clelia, laß jede Hofnung fahren: Du bleibſt bei mir, und ich folge Dir wie Dein Schatten, ſo daß jeder Verſuch der Flucht ohne Erfolg ſein würde. Das Kind .... Dein Kind .... iſt meine Geißel. Wenn es geboren ſein wird, wenn Du krank und ſchwach ſein wirſt, würde ich es mit großer Leichtigkeit im fremden Lande in einem Findelhauſe für immer verſchwinden laſſen können .... —“

„Halt ein! halt ein! ſchrie ich im übermäßigen Entſetzen; ich bin deine Sclavin, aber laß mir mein Kind.“

„Nur unter jener Bedingung kannſt Du es Dir erhalten,“ ſprach er ſo eiſern entſchieden daß ich nicht zweifeln durfte er würde handeln wie er ſprach.

„Liebſte Mama, wenn ein König geſagt hat: In ſeinem Reich dürfe jeder auf ſeine Manier ſelig werden, ſollteſt Du dann nicht geſtatten, daß jedes Deiner Kinder auf ſeine Manier glücklich werde?“

„Es iſt nicht mit Dir zu reden, Polyxene! kannſt Du nicht antworten, ſo brichſt Du mit einem Scherz ab. Sei aber feſt überzeugt, daß jener König ſo wenig von der Seligkeit verſtand, wie Du vom Glück.“

Fand die Fürſtin Polyxene eine nur unbequeme Tochter, ſo hoffte ſie in Lydia das ernſte, ſtille Mädchen, eine fügſame zu finden. Vorderhand beobachtete ſie Stillſchweigen und Zurückhaltung bezüglich ihrer Pläne. Lydia war noch gar nicht in der Geſellſchaft aufgetreten, und ſollte im bevorſtehenden Winter in keinem andern Salon als in dem der Fürſtin erſcheinen. Lydia wünſchte nicht einmal dieſes. Sie lebte ihr eigenes, ſtilles, etwas einſames Leben und lebte es gern. Durch den Unterſchied des Alters kam ſie nicht gar viel mit ihren Schweſtern zuſammen. Als Polyxene in der Welt erſchien, war ſie ein junges Kind, und als Stephanie heiratete, war ſie in Studien vergraben. Überdies waren die drei Charaktere ſo verſchieden, daß kein ſympatiſcher Zug von dem einen zum anderen ging. Doch hatten ſie ſich ganz gern, und wie mit den Schweſtern war es auch mit den Brüdern, die aber großes Zutrauen zu Lydia hatten, weil ſie nie von ihr geneckt wurden — wie das ſo leicht den Knaben gegenüber Mädchenart iſt.

Die Sonne war untergegangen, Lydia's Arbeit aber nicht vollendet. Sie ſtand auf, ging an die Tür des Nebenzimmers, welches ihre Gouvernante bewohnte und ſagte:

„Ich laufe ganz ſchnell auf die Wieſe hinunter und hole mir einige Zeitloſen. Kommt über Nacht Regen oder Froſt, ſo gehen ſie zugrunde und ich brauche ſie ganz notwendig, denn die meinen ſtehen ſeit heute früh im warmen Zimmer und ſind welk und unbrauchbar."

„Nur nicht zu lange und nicht ohne Plaid." ſagte die Gouvernante freundlich; „es iſt kühl und feucht."

Lydia nickte zuſtimmend, warf einen großen ſchottiſchen Shawl um, zog einen Zipfell über den Kopf und lief hinab.

Kaſtanien, Linden und Ulmen bedeckten den ſüdlichen und weſtlichen ziemlich ſteilem Abhang des Hügels, an welchem ſich die Wege zur Chauſſee hinunterſchlängelten. Auf der anderen Seite der Chauſſee lag die Wieſe, auf welcher die Herbſtzeitloſen blühten, und ein kleiner Fichtenhain, der als zum Garten gehörend betrachtet wurde und gartenmäßig mit Sitzplätzen und Wegen eingerichtet war. Ein Bach rauſchte in munteren kleinen Kaskatellen an ihm vorüber. Das war Lydia's Lieblingsplatz und ſie wollte auch jetzt ein paar Augenblicke dort

BIBL. UNIVERS. LIPS.

verweilen und horchen, wie der Bach da unten murmelte und wie der Specht da oben in einer Fichte hämmerte — und beobachten, wie die Leute auf benachbarten Feldern hier und dort ein kleines Feuer anzündeten, um Kartoffelkraut zu verbrennen. Das ſtimmte alles durch Einförmigkeit und Stille mit der Ruhe des dämmernden Abends zuſammen. Es war ihr wie ein wacher Traum vor dem Traum der Nacht.

Lydia hatte noch nicht die Chauſſee erreicht, als ein Wagen raſch heranrollte. Jäger! dachte ſie — und blieb ſtehen. Der Wagen fuhr vorüber und Lydia ging hinab und brachte ein Viertelſtündchen auf der Wieſe und im Fichtenwäldchen zu. Im Wagen ſaßen zwei Männer: jung der eine, der andere älter. Sie ſprachen mit einander und ſaßen ſo, daß nur der erſtere Lydia wahrnahm, das heißt, er ſah eine jugendlich ſchlanke Geſtalt dermaßen in einen Plaid gehüllt, daß nichts deutlich zu ſehen war, als ihre zierlichen Füße. Als der Wagen in's Schloß einfuhr, wurden die Herren ſogleich in ihre Zimmer geführt; aber der eine ging im Reiſekleid zum Fürſten, denn er war der Deutſch-Ordens-Komtur Fürſt Anton Wartenberg. Die Brüder begrüßten ſich froh und Fürſt Alois fragte:

„Biſt Du allein gekommen?“

„Nein! ich habe meinen Schotten, den Sohn des Bruce mitgebracht. Ein herrlicher Menſch.“

„Das verſteht ſich!“ ſagte lächelnd Fürſt Alois; „kommt er als Jäger — oder als Aſpirant zum deutſchen Orden — oder wie oder warum; das muß man doch wiſſen?“

„Zu einem wütenden Jäger — wie Hohwart ihn eigentlich verlangt — hat er ſich noch nicht entwickeln können und der Aſpirant iſt ſelbſtverſtändlich Dein Scherz. Er hat ganz andere Dinge im Auge und die unüberſehbare Reihe der Examina, die bei uns überſtanden werden müſſen, iſt für ihn ein Triumphzug. Er wird nicht nur weit gehen, ſondern auch hoch. Ich ſage Dir: ein herrlicher Menſch.“

„Will er etwa die Inſel Rhodos kaufen und dem deutſchen Orden ſchenken?“

„Aus das nicht, Du Spötter! auf Schwärmereien läßt er ſich nicht ein; doch nichts Erreichbares liegt ihm zu hoch und deshalb ſage ich zum dritten Mal: ein herrlicher Menſch. Deine Töchter werden Augen machen!“

„Nun nun! für Stephanie hat das nicht viel zu bedeuten und was Polyxene betrifft“ . . . — er zuckte zweifelhaft die Achſeln und ſetzte hinzu: „Wo haſt Du denn den Graf Schönſtein aufgetrieben?“

„Aufgetrieben! . . . einen Sohn der beſten und reichſten Familie im Reich braucht man nicht aufzutreiben! ſein Vormund iſt deutſcher Herr, weiß daß ich mich lebhaft für brave junge Leute — an denen die Welt eben keinen Überfluß hat — intereſſiere, und hat mich gebeten, ihn etwas unter meine Flügel zu nehmen bei ſeinem erſten Auftreten in der großen Welt. Das muß man tun, iſt Pflicht der Nächſtenliebe, beſonders unter ſolchen Umſtänden. Er iſt erſt einundzwanzig Jahre alt, aber mündig, Herr eines großen Vermögens. Der Vater ſtarb vor zwei Jahren, lebte immer auf ſeinem Schloß und behauptete, nur auf dem Lande, fern von ſchädlichen Einflüſſen und böſen Beiſpielen, könne eine Erziehung gelingen. Der junge Mann ſoll ſehr unterrichtet ſein. Profeſſoren der Rechts- und Staatswiſſenſchaft und der Philologie ꝛc. ꝛc. waren jahrelang auf Schönſtein und die Mutter ſetzte mit ängſtlicher Pünktlichkeit alles fort, was der Vater begonnen, und führte aus, was er auf dem Sterbebett beſtimmt hat. Sie machte mit ihm eine Reiſe durch Tyrol und die Schweiz — ſie war mit ihm, ich weiß nicht in welchem Badeort — aber nie kam der Sohn von ihrer Seite, und ſo ſoll er denn ungemein ſchüchtern in Geſellſchaft von Damen ſein und ſich ſehr vor den Komteſſen fürchten. Mit mir war er beſcheiden und zurückhaltend . . . doch nicht ſcheu."

„Nun, er kann ſich hier mit Lydia unterhalten! ſie wird für ihn paſſen."

„Gräfin Schönſtein wünſcht lebhaft, daß ſich ihr Sohn ſo bald wie möglich vermähle, weil ihn das vor mancher Geſahr ſicher ſtellen würde. Vielleicht wäre Lydia wirklich die Frau für ihn.“

„Willſt Du auch Ehen ſtiften, wie Marianne,“ rief Fürſt Alois lachend, „ſo bedenke, daß Lydia beſſer mit Puppen als mit einem Mann umzugehen weiß.“

„Beſter Aloys, das lernt ſie in der Ehe ſehr ſchnell — und heiratet ſie heute aus der Kinderſtube heraus, ſo weiß ſie ſich über's Jahr mit ihrem Kinde zu benehmen, als hätte ſie lebenslang nichts anderes getan.“

„Du hätteſt auch dieſen Schützling gleich mitbringen ſollen.“

„So war die Abſicht: Allein er hielt es ſchließlich für paſſender, den Geburts- oder Namenstag ſeiner Mutter bei ihr zuzubringen. In einigen Tagen will er eintreffen.“

Zum Diner um ſieben Uhr war die Geſellſchaft verſammelt, einige zwanzig Perſonen — die überwiegende Mehrzahl Männer, Frauen nur drei ältere Damen, die Fürſtin und ihre beiden Töchter. Polyxene, die einzige Unvermählte. Als der Fürſt die Einladungen machte, hatte ſie geſagt:

„Papa, ich beſchwöre Dich . . . keine Komteſſen! die wollen ſich den lieben langen Tag ungeheuer unterhalten und das vertrage ich nicht. Vor lauter Langweile bin ich abends im Salon todmüde.“

„Beſtes Kind, wir haben doch zuweilen junge liebenswürdige Mädchen hier gehabt.“

„Ja, Papa, das war zu Stephaniens Zeit, die ſich den ganzen Tag mit ihnen beſchäftigte. Jetzt fällt ihr das natürlich nicht ein, weil ſie nicht in der Lage iſt, ſich um etwas anderes zu bekümmern, als um ſich ſelbſt. Lade ältere Frauen ein, Papa! die ſchmücken den Salon durch ſchöne Toiletten und ſind verſtändig. Sie nehmen Lektüre mit, ſie ſchreiben ihre Briefe . . . man macht ihnen einen kurzen Morgenbeſuch . . . dann ſitzen ſie in Mama's kleinem Salon und ſprechen über dies und das . . . dann macht man einen Gang durch's Fichtenwäldchen oder eine kurze Spazierfahrt . . . dann kommt die große Toilette . . . ſo geht der Tag ganz leicht hin . . . Aber nur keine Töchter, Papa, keine Töchter! Töchter ſind höchſt läſtige Geſchöpfe!“

„Darin ſtimme ich ganz mit Dir überein Polly,“ ſagte der Fürſt und ſah ſie ſo entzückt und ſo zärtlich an, daß ſie ihn umarmte und fröhlich ſagte:

„Tauſend Dank, Du einzig guter, Du lieber Papa.“

Fergus trat ein. Alle Augen richteten ſich auf ihn. Das war begreiflich. Fürſt Anton hatte ihn einen herrlichen Menſchen genannt: eine herrliche Menſchengeſtalt war er — das ſtand feſt. Polyxene war ſehr überraſcht. Fergus aber war es noch weit mehr durch Polyxene. Er hatte in der Reſidenz ſchon viel von ihrer ſeltenen Schönheit reden hören, war ihr aber nie begegnet. Nun ſtand ſie vor ihm. Eine kleine, graziöſe Geſtalt, ein Antlitz ſo fein geſchnitten wie ein Kamée, eine Farbe, die nicht anders zu beſchreiben war, als durch die altmodiſchen Roſen und Lilien, eine Fülle des glänzendſten blonden Haares, die feinſte Beweglichkeit der Züge, und Augen — ganz wunderbare Augen, meergrün, ſtrahlend wie Diamanten, ſchimmernd wie Sterne, unter feinen ſchwarzen Augenbrauen und langen, aufwärts gebogenen ſchwarzen Wimpern. Sie war eine merkwürdige Schönheit, an eine Undine, eine Nixe mußte man unwillkürlich denken. Sie trug ein ſeidenes Kleid

war es lichtblau, oder ſilberweiß, oder meergrün? es ſpielte in dieſen zarten Farben und ſchien für ſie gewebt zu ſein. Eine Lotusblume hing in ihrem Haar.

Sie wechſelte mit Fergus einige unbedeutende Redensarten und bei der Tafel ſaß ſie entfernt von ihm auf der anderen Seite. Er fand, daß alles, was er von ihrer bezaubernden Schönheit gehört hatte, weit hinter der Wirklichkeit geblieben ſei. Als ſich nach dem Diner zwei Whiſtpartien organiſierten und einige Herren ſich in das Billardzimmer begaben, wo ſie der gewaltigen Göttin Cigarre huldigen konnten, ſetzte ſich Polyrene zur Unterhaltung der übrigen Perſonen an den Flügel, indem ſie in ihrer ſcherzenden Weiſe ſagte:

„Muſik im Salon iſt das beſte Mittel, um das

Geſpräch in Gang zu bringen und zu beleben. Sie alle werden, wie ich hoffe, das Mittel benutzen.“

Sie ſang und ſpielte, was ihr eben einfiel, als ſei ſie allein im Salon. Wurde auch ihr perlendes Spiel nicht ſonderlich beachtet, weil die Virtuoſität auf dieſem Inſtrument heutzutage nichts ſeltenes iſt: ſo lauſchte man doch wenn ſie ſang auf ihre ſilberhelle Stimme und ihren anmutigen Vortrag. Sogar an den Whiſttiſchen erhob ſich ein Gemurmel des Beifalls — und dieſer ſtieg zum allgemeinen lauten Beifall, als ſie das Lied: „Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,“ beendet hatte. Da erhob ſich Polyxene, ſchloß den Flügel und ſagte:

„Nach einem ſolchen Triumph muß man verſtummen.“

Sagte ſie das ſpöttiſch oder verbindlich — machte ſie ſich luſtig über ſich ſelbſt oder über andere: ſo war ſie. Dann ging ſie ins Billardzimmer.

Fergus war ganz betäubt. Polyxenens Schönheit, ihre ganze Erſcheinung mußte einen ungewöhnlichen Eindruck machen. Aber war er wohltuend? . . . war er es nicht? . . . Durch ſeine Träume gaukelte ſie in ihrem ſchillernden Kleide, mit ihrem Nixengeſang und mit ihrem reichen glänzend blonden Haar wie eine Undine, und als er am anderen Morgen erwachte, fragte er ſich, ob ſie nicht ein Phantaſiegebilde ſei.

Es war Sonntag, folglich kein Jagdtag. Ein friſcher Oſtwind hatte Nebel und Regenwolken verſcheucht; ein heller, ſonniger Morgen erheiterte die Gegend. Fergus ging ins Freie. Eine Auswahl der Spaziergänge hatte man nicht, denn der Garten war am Abhang angelegt und alle Wege liefen zur Chauſſee hinab. Dahin ging auch Fergus, um ſich in der Umgebung des Schloſſes zu orientieren, das mit ſeinen Erkern und Türmen auf Dorf und Wald und Wieſe von der Höhe herab ſah, wie ein grauer behelmter Ritter auf Kinderſpiele. Buchen und Eſchen waren faſt ganz kahl und das ſpärliche Laub an den gewaltigen Äſten blinkte in der Morgenſonne wie goldene Flittern, die von verlorenen Schätzen übrig blieben. Landleute aus benachbarten Weilern oder einzelnen Höfen gingen zur Kirche oder zogen heim. Eine große Stille herrſchte, wie das am Sonntag Morgen auf dem Lande gewöhnlich iſt.

Als Fergus am Fuß des Schloßberges angelangt war, und die Chauſſee erreicht hatte, lockte ihn ein ſauberer Kiesweg jenſeits derſelben, ſie zu überſchreiten. Der Pfad führte in ein kleines Wäldchen von herrlichem Nadelholz, deſſen ſchlanke hochaufſtrebende Stämme mit ihrem dunkeln Gezweig ſcharf ſich abzeichneten gegen den blauen Himmel. Die Wege waren ſo labyrinthiſch geſchickt geführt, daß ein Fremder das Fichtenwäldchen für viel größer hielt, als es in der Tat war. Fergus

Wir blieben einige Monate in Genf, denn der Arzt hatte mir Ruhe empfohlen; ſie that dem Körper wol, und das war in meinem Zuſtand die Hauptſache; aber wie die arme Seele ſich abarbeitete in Drangſal und Angſt — dafür habe ich keine Worte! ich weiß nur noch daß damals die Sehnſucht nach Gundaccar in den Hintergrund trat gegen das Grauen vor Achatz, der mir mein Kind ſtehlen konnte. Wachend und träumend umſchwebten mich die furchtbarſten Schreckbilder: bald ſah ich dies geliebte Kind als Leiche vor mir; bald war es verſchwunden und ich verfolgte mit fiebernder Einbildung die troſtloſen Schickſale eines ſolchen armen verſtoßenen Weſens; bald wollte Achatz es mir entreißen und ich vertheidigte es. Trotz ſeiner Drohung und obwol mir jedes Mittel zu ihrer Bewerkſtelligung fehlte, ſann ich immer auf Flucht. Dieſer Gedanke ruhte mich aus: ich ſah mich im Geiſt verſteckt und geborgen in irgend einem Dorf meiner Lombardei. Aber ich hatte weder Geld noch Kleinodien; ich verſtand nicht die franzöſiſche Sprache: ſo konnte ich weder den Eigennutz noch die Menſchenliebe für mich gewinnen. Achatz bewachte mich ſtreng; mein Zimmer hatte keinen andern Ausgang als durch das ſeine, und er verſchloß es wenn er ausging. Ich bin überzeugt daß er den Dienſtboten ging umher den Ausgang ſuchend und blieb plötzlich ſtehen; überraſcht wie der Jäger, der ein Reh gewahr wird, wo er es nicht erwartet. Lydia ſtand neben einer Fichte, die ſie mit dem rechten Arm umfaßte, während ſie in der Hand ein kleines Gebetbuch hielt. Sie trug den ſchottiſchen Shawl, den Fergus erkannte. Ein kleines Hütchen ließ ihr dunkles Haar und ihr Profil frei. Sie blickte ſinnend in den murmelnden Bach. Ein ſtilles, anmutig ernſtes Bild. Fergus hielt den Atem an. und auf dem weichen Sande war jeder Schritt unhörbar wie auf Moos. Lydia bemerkte ſeine Nähe nicht. Da tat der Specht in einer hohen Fichte ſeine kleinen Hammerſchläge. Lydia blickte zum Baum hinauf und wurde Fergus gewahr. Er verbeugte ſich ehrerbietig und entfernte ſich. Lydia erwiderte ſeinen Gruß wie jemand, der ſich dem Fremden gegenüber zu Hauſe weiß. Sie blieb nicht lange allein. Fräulein von Calm, ihre Gouvernante, erſchien, und ſie gingen miteinander zur Meſſe in die Pfarrkirche.

Um zehn Uhr fand in der Schloßkapelle der Gottesdienſt ſtatt, zu welchem ſich der Fürſt mit ſeiner ganzen Familie und ſeinen ſämtlichen Gäſten einfand. Inmitten dieſer zahlreichen Familie befand ſich Lydia, und Fergus ſprach froh zu ſich ſelbſt: Alſo werde ich ſie kennen lernen. — Das geſchah auch; aber erſt am Abend, denn an dem munteren Spazierritte, der nach Dianaſchlößchen gemacht wurde, nahm ſie nicht teil und blieb bei Stephanie, weil dieſe ihn nicht mitmachen konnte und darüber verſtimmt war. Fergus fand den Ritt und den Wald ganz hübſch, aber das Gabelfrühſtück im Dianaſchlößchen ſehr lang; denn die Geſpräche dieſer Jägergeſellſchaft bewegte ſich um Jagd und ſo weit ging ſein Intereſſe nicht. Zwiſchen Liebhaberei und Leidenſchaft liegt eine große Kluft. Er wunderte ſich über die Lebhaftigkeit, mit welcher Polyxene auf dieſe Geſpräche einging. Er wußte nicht, daß es Polyxenens Art ſei, wenn ſie liebenswürdig ſein wollte, Intereſſe für alles zu äußern, was andere intereſſierte. Er hatte inzwiſchen erfahren, daß Lydia die junge Stiefſchweſter der Fürſten Alois und Anton ſei, und mit einer gewiſſen Spannung, die ihn ſelbſt befremdete, ſah er ihrer Bekanntſchaft entgegen.

Heute erſchien Lydia zum Diner, elegant gekleidet, aber ſehr einfach und der ganze Anzug im kindlichen Schnitt. Eine Salonſchönheit iſt ſie nicht, dachte Fergus, und neben dieſer zaubervollen Polyxene verſchwindet ſie wie ein Schatten im Sonnenlicht. Im Plaid und im Walde ſah ſie beſſer aus. — — Aber als Fürſt Anton ihn ihr vorſtellte, als ſie mit ihrem klaren, ehrlichen Auge treuherzig freundlich ihn anſchaute, dachte Fergus: die Kindlichkeit hat auch ihren Zauber. Er fand bei der Tafel ſeinen Platz neben ihr. Sie ſprach unbefangen über das was ſie kannte und was ſie verſtand. Wollte er ihr etwas Angenehmes oder Schmeichelhaftes ſagen, ſo ſchwieg ſie ganz ruhig und ſeine ſchöne Phraſe fiel platt zu Boden, ſo daß er einmal unwillig dachte: Iſt ſie einfältig . . . oder bin ich es. — Sie fragte, ob er, ein Schotte, nicht lieber in Schottland leben würde.

„Ich bin von ſchottiſcher Abkunft,“ entgegnete Fergus, „aber in Deutſchland erwachſen und erzogen, unter deutſchem Einfluß gebildet . . . und ſo habe ich eine gewiſſe angeerbte Sympathie für Schottland, doch gar kein Verlangen in einem Lande zu leben, wo ich ein Fremder bin.“

„Sie kennen es aber doch?“

„Gewiß! ich beſuchte Verwandte und ich bewundere Schottlands romantiſche, melancholiſche Schönheit.“

„Aha!“ ſagte ſie lebhaft, „das iſt das Land für Oſſian's Gedichte.“

„Oſſian's Gedichte,“ erwiderte Fergus lächelnd, „ſollen von demjenigen gedichtet ſein, der ſie im vorigen Jahrhundert entdeckt und aus der gaëliſchen Sprache überſetzt haben wollte — von Macpherſon.“

„So heißt es . . . doch iſt das ja ganz gleichgiltig; ſie ſind berühmt wegen ihrer Schönheit und die ſtammt vom Genie des Dichters, nicht von ſeinem Namen. Sind Sie anderer Meinung?“

„Ich meine, daß ein glänzender oder geheimnisvoller oder berühmter Name der Schönheit eines Werkes nicht ſchade.“

„Das wäre alſo nur eine Folge, aber kein Grund! . . . Meinen Sie, daß man die göttliche Komödie anders beurteilen würde wie jetzt, wenn man plötzlich entdeckte, nicht Dante habe ſie gedichtet, ſondern eine Frau?“

Fergus gab lachend zur Antwort: „Ich habe die Ueberzeugung, daß eine Menge Leute urplötzlich unzählige Fehler in dem Gedicht entdecken würden und daß eine Menge anderer Leute die Schönheit nicht leugnen, jedoch untröſtlich ſein würden, daß eine Frau dies Gedicht ſchrieb.“

„Warum denn das?“ fragte ſie erſtaunt.

„Da ich anders denke, ſind mir die Beweggründe nicht klar.“

„Sie würden alſo nie um eines Namens willen irgend etwas hochſchätzen oder mißachten?“

So ernſt bei aller Unbefangenheit ſah Lydia ihn an, daß Fergus ſcherzend rief:

„Auf eine ſolche Gewiſſensfrage darf man nicht mit Worten eine Antwort geben, denn ein Ja iſt leicht geſagt — ſondern durch die Tat, und das iſt zuweilen nicht leicht.“

„Lydia errötete; ſie fürchtete unbeſcheiden geweſen zu ſein und wußte nichts zu ſagen. Fergus fuhr fort:

„Wir ſprachen von Schottland. Das Schloß meines Vetters Sir Ralph Mac Bruce liegt im weſtlichen Schottland, in der Grafſchaft Argyle, zu welcher die Halbinſel Morven gehört, der Schauplatz von Oſſian's Gedichten. Der atlantiſche Ozean und die furchtbaren weſtlichen Stürme haben dieſe Küſte zerwühlt und zerriſſen, haben ſich ſozuſagen in ſie eingekrallt und Stücke Landes aus ihr herausgezerrt und dieſe ins Meer hineingeſchleudert, meilenweit — und auf dieſe Weiſe einen Archipelagus gebildet, der unter dem Namen der Hebriden bekannt iſt und eine berühmte Naturſchönheit hat: die Fingalshöhle der Inſel Staffa."

„Wie ſchade, daß ſo große Naturſchönheiten nur für die wenigſten Menſchen erreichbar ſind," entgegnete Lydia; „ich für meine Perſon beklage die Entbehrung nicht ungeheuer, weil ich die Natur dermaßen liebe, daß ich alles an ihr ſchön finde."

„Das iſt die echte Signatur der Liebe," verſetzte Fergus, und Lydia wußte wieder nichts zu ſagen. In dieſem Augenblick wurde die Tafel aufgehoben und Fergus dachte: Es gibt doch nichts Lieblicheres als ein ſolches Weſen, halb unbefangene Kindlichkeit, halb ernſte Jungfräulichkeit. Stand er dann aber Polyxene gegenüber, ſo ſchien der größere Reiz um ſie zu ſchweben — um dieſe Meerfee, wie er ſie in ſeinem Sinn nannte.

Die Jagden hatten ihren Verlauf. Fergus war fünf Tage da. Er wollte am nächſten Morgen mit einigen anderen Herren abreiſen, um neuen Gäſten Platz zu machen.

„Wo bleibt Graf Schönſtein?" fragte der Fürſt ſeinen Bruder; „Dein zweiter Schützling wird Mühe haben mit dem erſten Schritt zu halten. Wir ſind alle ſehr eingenommen für dieſen Hochlandsſohn, auch die Damen. Ich denke, er wird eine gute Karriere und in der Geſellſchaft Glück machen."

„Das denke ich ſchon lange," erwiderte Fürſt Anton mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit. „Was den Veriand betrifft, ſo meldet mir ein Telegramm, er werde heute zum Diner eintreffen."

So geſchah es. Polyxene dachte für ſich, als ein kleiner ſchmächtiger junger Mann in den Salon trat: Das iſt alſo Veriand Philibert, Graf und Herr von Schönſtein und Erz-Millionär. . . . Nun, wie ein Eroberer ſieht er nicht aus."

Daran dachte dieſer ſchüchterne Menſch nicht entfernt. Als er der Fürſtin und den übrigen Damen vorgeſtellt wurde, verbeugte er ſich ſo tief wie vor Königinnen, ſchlug kaum die Augen auf und erwiderte einige kaum verſtändliche Worte mit leiſer Stimme auf das, was man ihm ſagte und trat zurück. Fürſt Anton flüſterte Polyxene ins Ohr:

„Nimm Dich etwas ſeiner an."

Sie nickte zuſtimmend, dachte aber nicht daran, es zu tun. Sie ſtellte ihre Vergleiche an zwiſchen Veriand und Fergus und ſie konnten nicht zum Vorteil des erſteren ausfallen. Fergus mußte überall durch ſeine Schönheit bemerkt werden. Sein Kopf mit der bräunlichen Farbe des Südens, mit den feſtgeſchnittenen edeln Zügen, mit dem reichen ſchwarzen Lockenhaar, erinnerte an einen antiken Kopf in Bronce gegoſſen. Das war das Erbteil von ſeiner Mutter. Von ſeinem Vater hatte er die hochgewachſene kräftige Geſtalt und eine ſolche Ungezwungenheit der Haltung und Bewegung, als ſei er von der Wiege an auf Ben Lomond und Ben Nevis umhergeſtiegen. Sein Blick war ſcharf, ſein Sprachton klingend, gebietend die ganze Erſcheinung. Von dem allen hatte Veriand nichts. Er ſchien geſchaffen zu ſein, um überſehen zu werden.

Polyxene ſtellte in Gedanken beide junge Männer neben einander und ſprach für ſich: Vielleicht . . . vielleicht. . . . Einer von beiden . . . welcher? dieſer — ſehr reich, ſehr vornehm, ohne Zweifel ſehr lenkſam — ein bequemer Ehemann. Jener. ſehr ſchön, ſehr brillant, reich, gute Karriere . . . lauter Dinge, die wenig Fügſamkeit geben und keinen lenkſamen Ehegatten verſprechen, es ſei denn, daß ihn die Leidenſchaft zum Sklaven der Frau macht . . . die Wahl iſt ſchwer! . . . Vielleicht — keiner! — Freiheit iſt beſſer als alles andere.

Nach dieſer Betrachtung gedachte ſie der Aufforderung ihres Onkels, ging auf Graf Schönſtein zu und fragte:

„Sie tanzen ſehr gern, nicht wahr?“

„Ich . . . nein . . . vielleicht,“ verſetzte er höchſt verblüfft.

„Aber da iſt ja kein Zweifel möglich!“ rief ſie lachend; „man weiß doch, ob man gern oder ungern tanzt.“

„Man kann es doch nur dann wiſſen, wenn man bereits getanzt hat.“

„Und warum tanzten Sie nie?“

„Es machte ſich nicht.“

„Waren Sie nie auf einem Ball?“

„Doch! . . . Zwei Mal.“

„Gefielen Ihnen die Tänzerinnen nicht?“

„Ich geſtehe . . . ein Ball gefällt mir nicht.“

„Sehr begreiflich, weil Sie nicht tanzen.“ — Und plötzlich wendete ſie ſich an die eben eintretende Lydia:

„Hier iſt Graf Schönſtein, der Dir genannt ſein will, und der Dich zugleich um die erſte Polka bitten möchte, welche er dieſen Winter in unſerem Hauſe tanzen wird.“

Da Polyxene lachend von dannen ging und Veriand höchſt entſetzt einen Schritt zurückwich, ſtand Lydia allein da, bemerkte aber Schönſtein’s grenzenloſe Verlegenheit und ſagte in ihrer treuherzigen Weiſe:

„Meine Schweſter hat gewiß nur geſcherzt . . . das tut ſie gern! . . . und von einer Polka war keine Rede.“

„Keine Rede!“ verſicherte Veriand, augenſcheinlich ſehr erleichtert und nicht im entfernteſten daran denkend, aus dieſem Scherz Ernſt zu machen.

Ein weltgewohntes junges Mädchen hätte das ſehr ungeſchickt, ja unhöflich gefunden; Lydia ſagte ruhig:

„Sie werden genug Tänzerinnen finden.“

Sie ſah ihn ſo gut, ſo tröſtend an, ſo ganz anders als dieſe verwirrende Polyxene, daß er ſeine Schüchternheit genug überwand, um endlich auch einmal eine Frage zu ſtellen:

„Tanzen Sie denn gern?“

„Ja, ſehr gern; auf einem großen Ball war ich aber noch nicht.“

„Meine Mutter findet, es ſei ein Vergnügen, bei welchem man nicht Gott vor Augen haben könne.“

„Aber doch im Herzen!“ ſagte Lydia raſch.

Veriand wagte die Augen wirklich aufzuſchlagen, und er ſah eine Sekunde in Lydia's ſchönes ſeelenvolles Augenpaar, das ihn ſanft und ernſt anſchaute; dann ſenkte er ſie wieder und ſagte:

„Ich bin nicht für die große Welt erzogen und ich fürchte, ſie wird mir wenig gefallen.“

„Iſt denn das notwendig?“ ſagte Lydia.

„Notwendig genug, um nicht ungeſchickt und unbeholfen zu ſein.“

„Nun, das Notwendige wird ja nicht ungeheuer ſchwer zu erlernen ſein.“

„Das ſagen Sie, weil Ihre Verhältniſſe Sie immer im Zuſammenhang mit der großen Welt erhielten. Mir iſt alles neu, alles fremd, wir lebten immer ſehr einſam auf dem Lande, denn mein Vater fand geſelligen Verkehr furchtbar langweilig und meiner Mutter iſt Geſellſchaft ein Greuel.“

Und Veriand ſchwieg, betroffen ſich auf einer ſo langen Rede ertappt zu haben. Überdies quälte ihn eine unbeſtimmte Angſt, er könne bei Tafel ſeinen Platz neben dieſer Polyxene finden, die es darauf abgeſehen habe ihn zu verwirren. Und ſeine Angſt ging in Erfüllung. Als er ſich neben einem roſenfarbenen Kleide niederließ, hoffte er, es ſei Lydia, die auch einen roſenfarbenen Anzug trug; doch ſchnell enttäuſchte ihn Polyxenens Stimme, welche die frühere Unterhaltung gleichſam fortſetzend, ſagte:

„Sie lieben alſo nicht den Tanz — wahrſcheinlich um deſtomehr die Jagd.“

„Ich muß bekennen, daß ich ihr bis jetzt keinen Geſchmack abgewann.“

„Sie ſind doch gewiß ein guter Schütz?“

„Ich habe wohl zuweilen mit Piſtolen geſchoſſen.“

„Piſtolenſchießen iſt meine Liebhaberei und ich bin, was das betrifft, der beſte Schütz weit und im Gaſthof meine Bewachung zur Pflicht gemacht: mir ſchien als hätten ſie ſtets einen aufmerkſamen Blick für mich; oder nahm ich dies nur wahr weil ich es fürchtete, ſo wie nur der Geängſtigte geſpenſtiſche Schreckbilder ſieht — nicht der Kaltblütige. Uebrigens fuhr und ging er mit mir ſpazieren, brachte mir Bücher, und beſorgte mir ein Piano und quälte mich durch nichts als durch ſeine ewige Gegenwart. Sie wurde mir ganz, aber auch ganz unerträglich! In einer Nacht ſchrieb ich mit fliegender Hand und fliegendem Herzen zwei Briefe. Beide enthielten die nämlichen Worte:

„Lebſt Du, Gundaccar, ſo rette mich! ich lebe
„— alſo lieb' ich Dich .... und mehr denn je.
„Aber ich bin wie eine Gefangene hier in Genf.
„O erlöſe, erlöſe die Ewig-Deine. Clelia."

Den einen Brief adreſſirte ich nach Inspruck, den andern nach Venedig; es war doch möglich daß einer in ſeine Hände fiel — doch möglich daß er ſich frei gemacht vom Druck der Verhältniſſe! Nun mußten ſie auf die Poſt! wie das bewerkſtelligen? ich traute den Dienſtboten nicht, ich trug die Briefe lange mit mir herum, ſtets auf eine günſtige Gelegenheit lauernd. Einmal kamen wir vom Mittageſſen zurück; ich hatte meinen Shawl in dem großen gedrängt vollen Speiſeſaal des Ecu de breit. Ich teile den Geſchmack der Kaiſerin Maria Thereſia, über welche ihre Mutter, die Kaiſerin Amalie klagte, ſie ſchieße lieber nach der Scheibe, als auf Wild. Ob ſie aber mit Piſtolen oder mit der Büchſe ſchoß? . . .“

Und Polyxene ſchaute fragend ihren Nachbar an, der beängſtigt zur Antwort gab:

„Ich bekenne, daß mir dieſer Umſtand aus dem Leben der großen Kaiſerin unbekannt geblieben iſt.“

„Und ich beſinne mich ſoeben, ob die Kaiſerin Amalie nicht über das Gegenteil von dem, was ich ſo eben anführte, klagte. Genug, ich weiß es nicht.“

„Ich auch nicht,“ ſagte Veriand ganz verwirrt.

Polyxene wendete ſich zu ihrem Nachbar linker Hand und ſprach kein Wort mehr mit dem unglücklichen Veriand — der ſich nach dem Augenblick ſehnte, wo er — nicht etwa die Tafel, ſondern Hohwart verlaſſen werde.

Im Lauf des Abends zog Polyxene den Fürſten Anton bei Seite und fragte mit ernſter Miene:

„Onkel, nicht wahr, Graf Schönſtein iſt außerordentlich fromm.“

„Er hat wenigſtens eine ſehr religiöſe Erziehung gehabt.“

„Und, nicht wahr? er geht in jeder Woche drei bis vier Mal zur Beicht.“

„Das wird er Dir doch nicht angedeutet haben!“ ſagte Fürſt Anton halb lachend, halb unmutig.

„Doch, lieber Onkel! Er hat dermaßen die Gewohnheit ſich anzuklagen, daß er alles, was er ſagt, mit den Worten einführt: ich muß bekennen — und dazu ein ganz ungeheucheltes Armenſündergeſicht macht.“

Ehe der Fürſt Anton antworten konnte, flatterte ſie davon und er ſprach für ſich: Wie unerträglich iſt dies reizend ſchöne und reich begabte Geſchöpf.

Fergus verabſchiedete ſich an dieſem Abend. Polyxene reichte ihm freundlich die Hand und ſagte:

„Es iſt mir lieb auf Wiederſehen zu ſagen.“

Lydia verneigte ſich. Sie ſtanden neben einander, beide im roſenfarbenen Anzug, übrigens ſo verſchieden wie möglich und ohne die geringſte Familienähnlichkeit. Beide hatten ihre Eigenart. Polyxene — die Roſe, Lydia — das Veilchen. Armſeliger Vergleich! dachte Fergus; allein er fand keinen andern. — —

In dieſer Nacht kam eine Lungenentzündung bei der Fürſtin zum Ausbruch und nahm ſogleich einen lebensgefährlichen Charakter an. Der Fürſt war außer ſich; die Jagden wurden unterbrochen; die Jäger reiſten ab; die Ärzte kamen. Die kräftige Natur der Fürſtin überwand die Krankheit.

Nun aber hieß es: Fort nach dem Süden, ſo ſchnell wie möglich und auf ein halbes Jahr, wenigſtens – damit die kranke Lunge in einer weichen Atmoſphäre und gleichmäßigen Temperatur vollſtändig geſunde.

Die Fürſtin reiſte ſehr ungern, ſie fand keinen Aufenthalt angenehmer und behaglicher, als in ihrem Schloß zu Hohwart und in ihrem Palais in der Reſidenz; im kleinen Kreis ihrer Familie, im größeren ihrer Freunde und im allergrößten einer Geſellſchaft, wo ſie ſeit einem Vierteljahrhundert ihre ſchöne und glänzende Stellung einnahm. Sie liebte es, als Herrin zu ſchalten und zu walten und alle Angelegenheiten des Hauſes im Auge zu haben. Sie liebte es, die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder zu überwachen und das Erziehungsperſonal zu dirigieren. Das alles fiel auf Reiſen fort. Daher beſchränkte ſie die ihren auf einen Ausflug von drei, höchſtens vier Wochen, ſei es in's Bad, oder in's Berner Oberland, oder nach Paris, oder an die lombardiſchen Seen, wenn der Fürſt und ihre Töchter es ſehnlich wünſchten; und dann war die Hauptfreude der ganzen Reiſe wie ſie ſelbſt geſtand, die Heimkehr. Jetzt ſollte ſie auf ein halbes Jahr in Verbannung von der Heimat leben. Sie verſicherte, ſie werde an Heimweh ſterben. Doch die Ärzte blieben bei ihrer Erklärung und der Fürſt blieb unbeweglich bei dem Entſchluß, in ein Klima zu gehen, das dem Zuſtand der Leidenden am angemeſſenſten ſei. Und das ſollte Rom ſein. Die Fürſtin unterwarf ſich; Polyxene, Lydia und Fräulein von Calm frohlockten, die beiden kleinen Söhne freuten ſich, daß ſie mitgenommen wurden und wie die Großen auf Reiſen gingen; und nur Egon war betrübt, weil ſeine Studien keine Unterbrechung leiden ſollten. Indeſſen tröſtete er ſich durch die Ausſicht, ſeine Oſterferien in Rom zu verleben.

So ſetzte ſich denn eine kleine Völkerwanderung, an ihrer Spitze der Fürſt, in Bewegung und langte wohlbehalten Ende November in Rom an.

Viertes Kapitel.

Es war in dem Jahr 1865. Damals war noch der Franzoſenkaiſer im vollen Komödienſpiel begriffen. Auch in Beziehung auf Rom, wo er gern ein anderer Karl der Große geweſen wäre, wenn zu einem Karl dem Großen nur nicht etwas mehr als der Schein gehört hätte. Genug, es hielten damals franzöſiſche Truppen Rom beſetzt, um — wie es offiziell hieß — das zu ſchützen, was vom Kirchenſtaat noch übrig war, ſowohl gegen innere Revolutionsverſuche, als gegen ſardiniſche Eroberungsgelüſte. Während ſo die eine Hand den Schild der franzöſiſchen Ehre hoch und ſtrahlend über den heiligen Stuhl hielt, unterſtützte und ſchürte die andere Hand alle Beſtrebungen der Revolution und des Sarden, welche gemeinſchaftlich am Untergang des Kirchenſtaates arbeiteten.

Es herrſchte Ruhe in Rom, der Papſt erſchien öffentlich, ſowohl bei kirchlichen Feſten und Feierlichkeiten, als bei ſeinen täglichen Spazierfahrten, mit denen er nicht ſelten einen Spaziergang verband, bei welchem die Fremden ihm zu begegnen oder zu folgen ſuchten, und das römiſche Volk rief dazu mit ſeiner dröhnenden Stimme: Evviva Pio nono! Jetzt iſt das alles verſchwunden und verhallt und die Kirchenfeſte haben einen großen Teil ihrer Majeſtät verloren.

Eine der ſchönſten, ehrwürdigſten und beliebteſten kirchlichen Andachten Roms iſt das ewige Gebet vor dem Allerheiligſten, die ſogenannten Quarant ore. Es findet während des ganzen Jahres Tag und Nacht in den dazu beſtimmten Kirchen ſtatt, ſo daß die Anbetung in jeder derſelben achtundvierzig Stunden währt, und zwar des Nachts durch eine Bruderſchaft frommer Männer und bei geſchloſſenen Türen. Am erſten Adventſonntag nimmt der Kreislauf der Andacht ihren Anfang und begleitet das Kirchenjahr mit ihrer Gnadenſtrömung, wie bei einer Prozeſſion Weihrauchwolken das Allerheiligſte umſchweben. So lange die Verhältniſſe nicht die gegenwärtige Ausſchließung des großen Publikums von den Gemächern der päpſtlichen Reſidenz notwendig machten, begannen die Quarant ore im Vatikan in der Pauliniſchen Kapelle, und während zwei Tagen ſtrömte die Menge vom Morgen bis zum Abend die große Treppe hinauf und herab und durch die Sala reggia in die Kapelle ohne Lärm, ohne Gedränge, ohne Polizeimannſchaft, vornehme und geringe Leute, der Fürſt und der Bürgersmann der Bettelmönch und der Kampagnole, das Weib aus Traſtevere und die elegante Frau. Gegen äußeres Licht iſt die Kapelle verdunkelt, aber von tauſend Kerzen erhellt, die zu Blumen und Garben von Licht zuſammengeſtellt ſind und über dem Altar mit dem Sanktiſſimum eine Strahlenkrone bilden. Lautloſe Stille. Alles kniet im tiefen Schweigen auf den Marmorplatten des Fußbodens. Nichts iſt hörbar als der möglichſt leiſe Schritt derer, welche kommen und gehen. Nichts iſt zu hören, was zerſtreuen könnte, nichts iſt zu ſehen, was den Blick verlocken könnte. Es iſt nur da, in einem Meer von Licht und in einer unbegreiflichen Verſchleierung — Gott, der Ewige, und ihm gegenüber die Seele. Der Menſch verſtummt.

Unter den Betenden befand ſich eine Frau, die unbeweglich wie ein ſchwarzes Marmorbild auf den Knieen lag. Als zwei Damen ſich neben ihr niederließen, nahm ſie ihre Kleider zuſammen, um ihnen etwas mehr Platz zu machen, denn es war ſehr voll; dann nahm ſie ihre frühere Stellung mit zuſammengelegten Händen wieder ein.

Die beiden Damen verweilten ſehr andächtig eine halbe Stunde; dann entfernten ſie ſich, und am Fuß der großen Treppe erwartete ſie ein Wagen Lydia und Fräulein von Calm ſtieg ein.

„Welche erhabene Feierlichkeit!" rief Lydia; „erhaben ohne äußere Mittel, ohne Muſik, ohne Geſang. Aber etwas war mir ſtörend."

„Ich kann es mir denken," verſetzte Fräulein von Calm ſcherzend. „Sie mußten auf dem platten Boden knieen."

„Sie ſind boshaft, Amie!" rief Lydia; „o nein! mich ſtörte etwas, das im Grunde durchaus nicht ſtörend iſt."

„Dies wird intereſſant!"

„Ja wohl . . . und das eben ſtörte mich. Die Dame, die neben mir kniete, ſtörte mich durch ihre Unbeweglichkeit. Sie war wie verſteinert und ich beneidete ſie ein wenig um dieſe außerordentliche Sammlung im Gebet. So fanden wir ſie und ſo verließen wir ſie."

„Sie mag dieſe Sammlung mit großen Schmerzen bezahlt und durch große Kämpfe errungen haben."

„Das dachte ich nicht!" rief Lydia.

„Meinen Sie, daß ein leichtſinniges, oberflächliches, flatterhaftes Weſen mit ſolcher Andacht beten könne?"

„Auch das nicht, Amie! ich dachte im Gegenteil, ſie ſei eine heilige, ganz in Gott verſenkte Seele."

„Wenn Sie glauben, daß ſich heilige Seelen ſo mühelos in Gott verſenken, wie der Schmetterling einer Lilie zufliegt, ſo irren Sie ſehr. Die Heiligen ſind Menſchen, welche die größten Leiden erduldeten und die ſchwerſten Kämpfe durchmachten — aus Liebe zu Gott."

„Beſte Amie! wer hat dann den Mut, nach Heiligkeit zu ſtreben?“ fragte Lydia bedenklich.

„Es iſt die Pflicht jedes Chriſten ohne Ausnahme,“ verſetzte mild Amelie von Calm; „das Himmelreich leidet Gewalt, ſagt uns die heilige Schrift. Es fällt uns nicht zu, wie eine überreife Frucht vom Baume fällt. O nein! wir müſſen uns ſehr anſtrengen, uns ſehr hoch recken und ſtrecken, um es zu erreichen — und erreichten wir es nicht, ſo würden wir das Ziel verfehlen, für welches wir geſchaffen ſind. Sie wiſſen ja das alles.“

„Freilich weiß ich es . . . nur ſchwindet es zuweilen aus meinem Gedächtnis,“ entgegnete Lydia treuherzig; „es iſt daher ſehr gut, wenn Sie es mir wiederholen . . . Ich wüßte aber doch gern, wer dieſe Betende war.“ — — —

Es war Marina.

Mehr als fünf Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ſie ſich mit Sir Ralph Mac Bruce vermählte und ihm in ſeine Heimat folgte. Fünf Jahre in der Jugend ſind ohnehin reicher, voller, gewichtiger, als zwanzig im ſpäteren Leben, weil jeder Tag etwas neues bringt — einen Gedanken, eine Unterhaltung, ein Buch, einen Menſchen, ein Leid, eine Freude, eine Erfahrung — etwas, das noch nicht da war. Fünf Jahre, wie Marina ſie verlebte bei ihrer großen Jugend, ihrer gänzlichen Unerfahrenheit, ihren fremden Verhältniſſen, ihrem Charakter waren ſo voll und übervoll, daß ſie unter der Laſt faſt erlag.

Sehr fromm erzogen war Marina nicht, aber gläubig, und aufgewachſen in einer Familie, für welche Erfüllung der Pflicht, wie Gott ſie von einem jeden verlangt, Lebensregel war. Allein der Kreis der Familie war, den Großvater ausgenommen, den Marina ſelten ſah, etwas einſeitig. Marina dachte, es müſſe noch andere Pflichten geben, als in der Leinwandkammer und mit der Nähnadel zu arbeiten. Sie hatte zu dieſen Dingen wenig Talent und noch weniger Luſt, und wozu ſie eigentlich Talent und Luſt habe, wußte niemand; ſie ſelbſt durchaus nicht. Als Sir Ralph's Eheantrag kam, betrachtete ſie dies als eine Fügung Gottes, als eine Feſtſtellung ihrer unbeſtimmten Wünſche, als die Anweiſung des Platzes und der Stellung, die mit ihren Fähigkeiten im Einklang waren. Feſt entſchloſſen, dieſer göttlichen Fügung durch gewiſſenhafte Erfüllung ihrer Pflichten zu entſprechen, wurde Marina Sir Ralph's Gattin.

Ein heiteres Leben erwartete ſie nicht. Obſchon ſie darauf vorbereitet war, blieb es doch unter ihrer Erwartung. Bruce Caſtle, ſehr romantiſch auf einem Hügelabhang am Loch Fyne gelegen, war nichts weniger als ein Schloß, war auch kein anmutiger Landſitz, auch keine idylliſche Cottage, an denen Großbritanien ſo reich iſt. Es war ein

Genève vergeſſen, Achatz bemerkte es und eilte zurück. In dem Augenblick kommt ein Mann mir entgegen. Ich riß die Briefe hervor:

„Mein Herr! flüſterte ich haſtig und beklommen und reichte ſie ihm; wenn Sie den ewigen Segenswunſch einer Unglücklichen nicht verſchmähen — befördern Sie dieſe Briefe und .... tiefes Schweigen.“

Er nahm ſie und ſetzte ſeinen Weg fort. Da vernahm ich auch ſchon wieder hinter mir den Schritt meines Peinigers! ich hatte den Augenblick gut benutzt. — So war denn jezt eine ſpannende Erwartung in die dumpfe Qual meiner Exiſtenz getreten. Aber ach! ſie währte nicht lange! Achatz trat eines Tages in mein Zimmer, einen ofnen Brief in der Hand, zu mir ſprechend in ſeiner ſchneidend kalten Weiſe:

„Sie haben an Graf Dônat geſchrieben. Es giebt jezt nur einen dieſes Namens, und zwar den Vater, in Inspruck. Er hat den Brief geleſen und meinem Bruder zugeſendet, mit der Bitte denſelben Ihnen zurückzuſtellen, da er in die gegenwärtigen Verhältniſſe ſeines Sohnes nicht paßt. Hier iſt er.“

Ich nahm und zerriß maſchinenmäßig den Brief, der genau das Poſtzeichen des Tages trug, an welaltes, graues, vernachläſſigtes Gebäude, halb Turm, halb bürgerliches Haus, unbequem zu wohnen, feucht und kalt, mit äußerſt ſpärlicher Einrichtung der Gemächer — ſo recht der Wohnſitz eines hypochonderen Mannes, der ſich in ſeinen kränklichen Trübſinn vergräbt, einen traurigen Blick auf die Umgebung wirft und traurig ſagt: Wie ſieht hier alles ſo traurig aus — und nicht die Energie hat, das Unbehagliche behaglich und das Finſtere freundlich zu machen. Sir Ralph hätte es in finanzieller Beziehung leicht bewerkſtelligen können, er war ſehr wohlhabend und ſein Vermögen ſicher; allein in ſeinen Ausgaben herrſchte Unordnung, denn er ließ alles durch ſeine Diener beſorgen, ohne ſie zu kontrollieren. Die größere Zahl dieſer Leute hatten Ralph ſchon als Kind gekannt, waren ihm anhänglich und treu, waren aber im Laufe der Zeit und der Verhältniſſe zur Regierung gekommen und führten ſie nach ihrer Einſicht und ihrem Maßſtab, indem ſie ſtets das Wort im Munde führten: „Der Herr hat es gern ſo; — der Herr will es nun einmal ſo haben.“ — Sie durften es allerdings annehmen, denn Sir Ralph ſprach nie einen Tadel aus. Mißbilligte er irgend etwas oder mißfiel es ihm, ſo vergrub er ſich ſchweigend in noch tieferen Trübſinn über ſein trauriges Schickſal.

An einem grauen Oktobertage, der Luft, Waſſer und Erde mit undurchdringlichem Nebel verhüllte, traf Sir Ralph mit Marina in Bruce Caſtle ein und ſagte:

„Hier, meine Liebe, biſt Du die Herrin des Herrn mit Land und Leuten."

In der Stille ihres Herzens entſetzte ſich Marina über das Reich der Verwüſtung, das ſie beherrſchen ſollte. Wenig einladend ſahen die Gemächer aus, wenig dienſtbereit die Dienerſchaft, die mit grenzenloſer Verwunderung die Kunde von der Vermählung ihres Herrn erhalten hätte und jetzt noch mehr ſtaunte, als dieſe blutjunge Lady erſchien.

Marina erſtieg in dem plumpen Turm eine finſtere ſteinerne Wendeltreppe und trat in eine lange Halle, welche das Haus in der Mitte durchſchnitt und an jeder Seitenwand drei Türen hatte, welche in ebenſo viele Zimmer führten. Der Eingangstüre gegenüber brannte ein gewaltiges Kohlenfeuer in einem ſchwerfälligen Kamin der zwiſchen zwei breiten, aber niedrigen Fenſtern lag. An den Wänden ſtanden Stühle mit hohen, geraden Lehnen und mit ſehr abgebrauchten, braunen Lederpolſtern.

„Wo iſt mein Zimmer?" fragte Marina ſchüchtern.

„Einſtweilen hier," erwiderte Sir Ralph, öffnete eine der Türen zur rechten der Halle und ließ Marina eintreten. Es waren ſeine Zimmer, ein Wohn-, ein Speiſe-, ein Schlafzimmer. Ralph ſetzte hinzu:

„Die drei entſprechenden Zimmer links von der Halle ſind ganz leer. Wir wollen ſie nach Deinem Geſchmack einrichten und vorderhand das eine zu unſerem Speiſezimmer machen — dann ſteht Dir das jetzige Speiſezimmer zu Gebot.“

Und ſo geſchah es. Buffet und Speiſetiſch wurden hinüber getragen, Marina's Koffer hereingebracht; ein Schrank und ein paar Tiſche ebenfalls. Marina packte aus und kramte ein — und als Ralph ſie ſo munter in ihrer kleinen Geſchäftigkeit ſah, wurde er ſich zum erſten Male klar bewußt. daß ſein Leben nunmehr kein einſames und troſtloſes ſei, und daß mit dieſer jungen Frau die Jugend mit ihrer Friſche, ihrem Mut, ihren Freuden unter ſeinem Dach verweile.

Eine neue Ordnung der Dinge wurde eingeführt, als Ralph ſeiner Dienerſchaft erklärte, Marina ſtehe fortan an der Spitze des ganzen Hauſes und ihr Wille ſei ſtets auch der ſeine — und Marina beſchloß ſogleich, das alte vernachläſſigte Caſtell möglichſt wohnlich zu machen. Es wurden Handwerker verſchrieben, welche ihr Fach verſtanden, es wurde tapeziert, möbliert, ausgemalt. hier ein Fenſter vergrößert, dort eine Türe geſchloſſen, ein wüſter Raum oben im Turm geſchickt und geſchmackvoll in eine kleine Kapelle verwandelt, die Gefäße angeſchafft, die zur Darbringung des Meßopfers notwendig ſind — und Marina ordnete alles an, verfügte, wählte, beſtimmte, legte ſelbſt Hand an's Werk und war von einer Tätigkeit, welche ihre Mutter entzückt haben würde und ihren Mann entzückte.

Dies Entzücken beglückte Marina nicht. Sie hatte ſich in der Unerfahrenheit ihrer ſechzehn Jahre eine Ehe mit Ralph als ein Verhältnis zwiſchen Vater und Tochter, nur mit größerer Traulichkeit vorgeſtellt; als aber Ralph unter dem Dach ſeiner Väter ſich ſicherer fühlte als in der Fremde und aus ſeiner Zurückhaltung hervortrat, ſah ſich Marina erſtaunt, faſt erſchreckt einer Zärtlichkeit gegenüber, auf welche ſie durchaus nicht vorbereitet war. Ralph hatte ſich in ſeiner krankhaften Stimmung und in der beſtändigen Entbehrung aller Bande, welche das Herz warm halten, für einen Ausgeſtoßenen, einen Enterbten des Glücks gehalten. Jetzt, da er ein Weſen gefunden hatte das ſeine Liebe durch Geben und Nehmen teilen, ergänzen und erhöhen wollte, jetzt ſchloß er ſich dieſem Weſen mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an weil alle zurückgedrängten und halb erſtorbenen jugendlichen Gefühle in ihm erwachten. Marina war aber noch zu jung, um in einer anderen als der gemäßigten Zone der Gefühle zu leben, und Ralph verlangte nicht, wenn er es auch gewünſcht hätte, daß ſie ihm unter den Äquator folge. Er war glücklich, daß ſie da war, für ihn da war und ſich von ihm lieben ließ. Bei dem allen blieb er in ſeinem Charakter: ernſt, verſchloſſen, wortkarg, und Marina fand die langen Winterabende drückend ſtill und langweilig. Sie hatte Anwandlungen von Heimweh, wenn ſie an das große Familienzimmer dachte, wo jetzt die Mutter ſaß und die fünf Brüder, von denen jeder trieb was ihn freute, und wo es zuweilen in aller Gemütlichkeit lärmend genug herging, weil alle ihr Wort anbringen wollten. Sie allein hatte meiſtens ſchweigſam mit ihrer Handarbeit auf dem kleinen Tabouret geſeſſen und häufig gedacht, es werde gar nichts geſprochen, was der Mühe wert ſei angehört zu werden. Es war aber doch Bewegung, Regſamkeit, Unterhaltung im Zimmer und draußen fuhren die Wagen, der ſchwerfällige Omnibus der elegante Landauer, der plumpe Laſtwagen, der kleine Fiakre; — und das dumpfe Getöſe, das im Mittelpunkt einer großen Stadt erſt in ſpäter Nacht aufhört, wogte durch die Straße. Es war drinnen wie draußen menſchliches Treiben und Leben, nicht dieſe Grabesſtille, ſo daß das Kniſtern der Flamme im Kamin ein großes Geräuſch machte. Freilich — ſauſte der Sturm über den Loch Fyne, brach er ſich heulend am Kaſtell, drehte ſich kreiſchend die Wetterfahne auf dem Turm, raſſelte der Regen gegen die Fenſter — ſo war das Lärm genug, aber unheimlich. Ralph konnte ſtundenlang mit verſchränkten Armen am Kamin ſitzen; zuweilen ſtand er auf, machte einen Gang durch das Zimmer, blieb neben Marina ſtehen, die mit einer Handarbeit beſchäftigt war, ſah ſie liebevoll an, ſagte auch wohl ein Liebeswörtchen, ſetzte ſeinen Gang fort und nahm ſchließlich ſeinen Platz wieder ein. Zuweilen blätterte er in einem Buch, zuweilen blickte er in eine Zeitung; nie aber fiel es ihm ein, das junge Geſchöpf neben ihm könne einer Unterhaltung, einer Belehrung bedürfen, könne einen Geiſt haben, der ſich zu bilden verlange; ein Herz, das den Austauſch von Gedanken, von Anſichten begehre, und ihm, dem älteren Manne, komme es zu, dieſen kindlichen Geſichtskreis zu erweitern und zu lichten. Er war glücklich durch ihre Nähe und er nahm an, daß Marina ſich zufrieden fühle. Marina war ſich wohl bewußt, viel mehr geliebt zu werden, als wieder zu lieben; das machte ſie ſchüchtern gegen Ralph. Er trug ſie ja auf Händen! eine Äußerung inneren Mißbehagens hätte ihm wie ſchwarzer Undank erſcheinen müſſen . . . und ſie war ja auch zufrieden! Es iſt nur alles ganz anders, als ich es mir vorſtellte, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und iſt nur erſt mein Kind auf der Welt, ſo werde ich eine kleine muntere Geſellſchaft haben.

Jeden Samstag ließ Ralph einen Geiſtlichen kommen, der einen Meßdiener mitbrachte und Sonntags in der kleinen Kapelle für Marina und vor ihr allein das heilige Meßopfer darbrachte.

Dann dachte Marina daran, wie zuverſichtlich ſie geſagt hatte, Ralph werde durch ihren Einfluß katholiſch werden und daß davon gar nicht die Rede ſei, da er überhaupt wenig — und gar nicht über Religion ſprach. Um ſo dankbarer war ſie ihm für die Aufmerkſamkeit, mit welcher er auch in dieſer Beziehung für ſie ſorgte; dennoch ſtieg ſehr häufig der Gedanke in ihr auf: Es iſt doch alles ganz anders in der Ehe, als man es ſich vorſtellt. Dieſen Seufzer äußerte ſie jedoch nie in ihren Briefen. Dieſe ſind die ganze Marina, ſagten ihre Brüder; kühl, ruhig und kurz, aber zufrieden — und das iſt ſie hier nie geweſen.

Für Sir Ralph war es eine ungeheuere Überwindung, unter Menſchen zu gehen. Einmal im Jahre pflegte er die Schweſter ſeiner verſtorbenen Mutter, Lady Melroſe, zu beſuchen, und von jeher erfüllte er dieſe Pflicht mit dem äußerſten Widerwillen, denn ſeine Tante wünſchte lebhaft ſeine Vermählung mit einer ihrer Töchter. Im Laufe der Zeit hatten ſich drei verheiratet und die unverehelichte war über dreißig Jahre alt. Dennoch hatte Lady Melroſe ſtandhaft die Möglichkeit einer Verbindung mit Ralph feſtgehalten, bis ſeine Heirat wie ein vernichtender Blitzſtrahl die letzte Hoffnung tötete.

Ralph fand es notwendig, ihr ſeine Frau vorzuſtellen, und ſchriftlich fragte er an, ob ſein Beſuch genehm ſei. Er war es.

Lady Melroſe lebte auf ihrem Landſitz am ſchönen inſelreichen Loch Lomond. Sie ſagte zu ihrer Tochter:

„Jetzt werden wir endlich erfahren, ob die Frau, wie die Sage geht, katholiſch iſt.“

„Es wäre entſetzlich,“ erwiderte Katherine, legte die Hände zuſammen und ſchaute gen Himmel, um ihn zum Zeugen ihres Entſetzens zu machen; „entſetzlich, wenn Du dies an den Kindern Deiner beiden Schweſtern erleben müßteſt, arme Mama.

Beide ſahen mit Spannung dem Ehepaar entgegen. Sie fanden Ralph unverändert, ſchweigſam und nur einſilbig redend. Marina machte ihnen durchaus keinen angenehmen Eindruck. Wie immer, wenn ſie ſich nicht im Gleichgewicht mit ihrer Umgebung fühlte, war ſie kalt, trocken, hochfahrend; dabei gar nicht ſchön und durch ihren Zuſtand ſogar um die Friſche der Jugend gebracht. Mit kühler Höflichkeit wurde ſie behandelt und behandelte ſie. Miß Katherine war ſtill empört über dieſe fremde Perſon, die ihr — wie ſie meinte — den Weg zum Eheglück verſperrt habe. Sie richtete, während Lady Melroſe ſich mit Ralph unterhielt, einige gleichgiltige Fragen an Marina, welche dieſer mit großer Trockenheit beantwortete; — und fragte plötzlich:

„Wer war denn eigentlich Ihr Vater?“

„Ein Bruce!“ verſetzte Marina eiſig.

Miß Katherine ſchwieg verblüfft.

„Du hörteſt wohl ſchwerlich in Deiner Einſiedelei und in Deinen Roſenmonden eine erſchütternde Familiennachricht," ſagte Lady Melroſe zu Ralph.

„Nichts hörte ich," verſetzte er ohne alle Neugier.

„Es wird auch Dich intereſſieren, meine Nichte," fuhr ſie fort zu Marina gewendet. „Wir wiſſen jetzt mit voller Gewißheit, daß Arthur Cameron katholiſch iſt. Daß ſeine arme Mutter es war, wußte man — daß ſein Vater es auf dem Sterbebett wurde, vermutete man; aber jetzt auch der Sohn, dieſes einzige Kind meiner lieben Schweſter, Dein Vetter Ralph . . . das iſt unerhört . . . unbegreiflich."

„Warum? — wenn Vater und Mutter es werden?" fragte Marina. „Er folgte ihrem Beiſpiel."

„Daß dazu mehr gehört, als das Beiſpiel — daß ganz andere Einflüſſe tätig und wirkſam ſein müſſen. iſt allbekannt!" rief erbittert Miß Katherine.

„Gewiß!" entgegnete Marina trocken, „ohne Gottes Gnade iſt ein ſolcher Schritt nicht möglich."

„Meine Nichte, ich bitte, dies große Wort nicht zu mißbrauchen!" ſagte Lady Melroſe im hohen Ton.

„Ich habe es gebraucht, wie man es mich gelehrt hat," verſetzte Marina.

„Alſo auch katholiſch!“ rieſen beide Damen; „und vielleicht auch Ralph!“

„Ich bin es, meine ganze Familie iſt es ſeit der Urzeit; — Ralph iſt es nicht.“

„Gott Dank dafür!“ ſeufzte Lady Melroſe; „ſo habe ich doch noch einen Neffen, der nicht der Babylonierin huldigt.“

„Beſte Tante, ich bitte, nicht zu vergeſſen, daß meine Kirche die katholiſche iſt und daß dereinſt auf Bruce Caſtle ein katholiſches Geſchlecht ſitzen wird,“ ſagte Marina ſo entſchieden, daß Lady Melroſe rief:

„Ralph! Ralph! was ſprichſt Du dazu?“

„So iſt's!“ erwiderte Ralph lakoniſch.

Lady Melroſe ſchwieg, ſammelte ſich und fragte nach einer Pauſe:

„Arthur Cameron ſoll in Rom katholiſch geworden ſein. Welcher Triumph für die römiſche Kurie — ein Camerón!“

„Was hat die Kurie davon, wenn ein Cameron katholiſch wird?“ fragte Marina unbefangen.

„Was ſie davon hat? wahrſcheinlich einen Prieſter, vielleicht einen Jeſuiten, auf jeden Fall ein geſchmeidiges Werkzeug, um Proſelyten zu machen.“

„Zu letzterem gehört mehr, wie ich ſchon ſagte, als ein Cameron leiſten kann.“

„Allerdings werden tauſend Mittel angewendet, jedoch in ungeſchickter Weiſe — der Sporn des chem ich ihn dem menſchenfreundlichen Unbekannten anvertraut hatte.

„Sie ſind in meiner Hand ganz allein! fuhr Achatz fort; ergeben Sie ſich in Ihr Schickſal wenn Sie nicht Ihr Kind verlieren wollen.“

„Sie ſind ein Teufel! brach ich troſtlos aus; ſo zu quälen hat noch nie ein Menſch erfunden und verſucht.“

„Mein Leben iſt verdorben und das Ihre iſt es auch: wir machen uns als gute Eheleute, die Alles mit einander theilen, gegenſeitig elend; das iſt gar nicht teufliſch, ſondern ganz menſchlich“ — war ſeine Antwort.

Der zweite Brief hatte kein günſtigeres Geſchick. Er wurde von Venedig nach Insprurk geſendet, kam in Graf Osnats Hände, durch dieſen abermals zu meinem Vormund und endlich wieder zu Achatz. Deſſen Zorn war diesmal unmäßig. Er begehrte meine Helfershelfer zu wiſſen; er durchſuchte meine ſehr geringen Habſeligkeiten um ſich zu vergewiſſern daß mir kein Geld zu Beſtechungen zu Gebot ſtehe. Ich ſchwieg in troſtloſer Ermattung, und ließ ihn zürnen und ſuchen. Er fand ſo wenig als er etwas erfuhr. Nur den Verlobungsring, den mein Vormund mir angeſteckt, den ich ſpäter mit Abſcheu fortgeworfen und den die Tante dennoch zu meinen

Ehrgeizes, der Glanz einer hohen Stellung, Gold, Ruhm — was weiß ich!"

„Und Sie halten Arthur Cameron für ſo verächtlich, um durch dergleichen Mittel für die katholiſche Kirche gewonnen zu werden? . . . und dieſe für ſo beſchränkt, um einen elenden erkauften Überläufer zu gewinnen!" "

„Was Arthur Cameron betrifft, ſo weiß ich nichts Näheres über ihn. Er war vor vier Jahren mit ſeinem Vater hier, ein liebenswürdiger Menſch von achtzehn Jahren — was ſeitdem aus ihm wurde, wird man in Rom wiſſen; denn das ſteht feſt: tauſend Hebel werden dort in Bewegung geſetzt, um Proſelyten zu machen."

Marina war nichts weniger als in der Kontroverſe geübt; ſie war nie in Beziehung zu Proteſtanten gekommen, außer zu ihrem Manne, der ſich ſeinerſeits nicht auf religiöſe Streitfragen einließ. Umſomehr erregte es großes Erſtaunen, daß Sir Ralph als Marina ſchwieg, das Wort nahm und ruhig bemerkte:

„Die Proteſtanten ſuchen aus allen Kräften Proſelyten zu machen." — Dann fragte er: „Wer brachte die Nachricht über Arthur Cameron?"

„Die beiden Douglas von Glenaffry," gab Lady Melroſe ganz beſtürzt zur Antwort und Miß Katherine ſetzte hinzu:

„Man kann ſich auf ſie verlaſſen, denn ſie ſind beide dermaßen für ihn eingenommen, daß ſie ſich hüten würden, ihn zu verleumden.“

Marina lächelte ſpöttiſch. Ralph fragte:

„Beide Douglas?“

„Ja, beide! Vater und Sohn! In Paläſtina reiſten ſie mit ihm, in Rom trafen ſie ihn wieder. Sie finden ihn höchſt angenehm, ſehr unterrichtet, offen und ehrlich, und er hat ihnen einfach geſagt, er ſei ganz katholiſch erzogen; ſeine Mutter habe es gewünſcht und ſein Vater nichts dawider gehabt.“

„Das muß ich von meiner Schweſter hören!“ ſeufzte Lady Melroſe. „O welcher Jammer, einen ſolchen Menſchen in Babyloniens Schlingen zu wiſſen.“

„Mich freut es,“ ſagte Marina und lachte hell und ſcharf.

Lady Melroſe fand dieſe Nichte und Miß Katherine dieſe Couſine unausſtehlich impertinent und Marina fällte in ihrem Herzen genau dasſelbe Urteil über beide Damen. Ihr Aufenthalt wäre äußerſt langweilig geweſen, wenn nicht eine Freundin von Lady Melroſe mit drei Söhnen und vier Töchtern verſchiedenen Alters eingetroffen wäre. Dadurch kam Leben und Ausgleichung in die geſpannten Gegenſätze, von Religion war nicht mehr die Rede und Marina faßte genau die Einrichtung des Hauſes, das Benehmen und die Toiletten der Damen, überhaupt alles, was für ſie brauchbar war, in's Auge. Als ſie nach drei Tagen Melroſe Lodge verließ, ſagte ſie zu ihrem Manne:

„Es iſt mir recht lieb, dort geweſen zu ſein. Man lernt doch einiges unter fremden Leuten . . . und das habe ich ſehr nötig.“

„Das finde ich nicht,“ ſagte Ralph.

Mit ſtiller Leidenſchaft liebte er Marina dermaßen, daß er ſie ſo, wie ſie eben war, vollkommen fand. Allerdings verhehlte er ſich nicht den Unterſchied im Thermometer ihrer Gefühle; vermöge ſeiner Schüchternheit und gedrückten Stimmung ſchien ihm jedoch das in der Ordnung zu ſein, und jede Äußerung der Zufriedenheit von Seiten Marina's beglückte ihn, ohne ihm das zu geben, was das Glück zu geben pflegt: Heiterkeit, Mitteilſamkeit. Sein melancholiſcher Charakter ſcheute ſich, dem Gefühl des Glückes Ausdruck zu geben. Marina fühlte inſtinktmäßig, Ralph würde mehr aus ſich heraustreten, wenn ſie ihm mit einer innigeren, wärmeren Zuneigung entgegen käme. Aber ich kann mich nicht anders machen, als ich bin, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: meine Art zu lieben iſt nun einmal nicht ſchwärmeriſch . . . man hat ja zuhauſe immer geſagt, ich ſei trocken und kalt. — — —

Als Marina einen Sohn auf die Welt brachte, war Ralph beſeligt und ein katholiſcher Prieſter taufte das Kind. Jetzt faßte Marina den Mut ihren Mann an ſeine Äußerung zu erinnern, die er an die Geburt eines Knaben geknüpft habe. Schreckenvoll prallte Ralph vor einem ſolchen ungewöhnlichen Schritt zurück und ſagte:

„Etwas äußern und etwas tun — das liegt himmelweit von einander.“

„Bei einer ſo ernſten Sache ſollte man ſich doch bemühen, Worte und Handlungen in Übereinſtimmung zu bringen,“ erwiderte ſie. „Überzeugung allein kann eine ſolche Übereinſtimmung hervorrufen.“

„Ganz richtig . . . im Schlaf gelangen wir aber nicht zu Überzeugungen. Man muß ſich belehren, muß vergleichen und prüfen. Du haſt bis jetzt nur höfliche Worte mit Herrn Oldman gewechſelt — ich bitte Dich, Ralph, ſprich doch einmal mit ihm über die Unterſcheidungslehren.“

„Liebes Herz, wozu denn das . . . ich liebe Dich zärtlich, ich liebe unſeren Sohn . . . ich werde meine Pflichten gegen Euch treu erfüllen, ſowie alle Gebote Gottes — aber mit Herrn Oldman auf Kontroverſen mich einlaſſen — das überſteigt meine Kraft. Ich glaube an einen gütigen Gott, denn er hat Dich, Marina, mir geſchenkt.“

Marina hatte dieſen Punkt ſchon längſt mit Herrn Oldman beſprochen, der eine faſt ebenſo ſchüchterne Natur war, wie Sir Ralph, und immer wiederholte:

„Nur nicht drängen, Mylady, nur nicht drängen! ... Sir Ralph iſt ſo gut ... er wird von ſelbſt kommen ... ganz allmählich.“

Von dieſer langſamen Annäherung war aber äußerlich nichts zu ſpüren. Ralph hatte Wort gehalten: ſein Sohn war katholiſch; weshalb ſollte er das Aufſehen vergrößern, welches dies Ereignis machte. Lady Melroſe ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und Miß Katherine faltete ihre Hände. Ralph’s Dienſtboten ſchüttelten bedenklich die Köpfe, ob das Kind nicht etwa zur Strafe für den Vater bald ſterben werde, und eifrige Prädikanten verkündeten die ungeheueren Übergriffe der römiſchen Kirche und ſprachen wieder und immer wieder das Anathema gegen ſie aus. Ralph zog ſich in ſeine äußere und innere Stille zurück, wie die Schnecke in ihr Haus. Marina begriff das nicht. Sie hätte gern den Kampf mit der ganzen Welt aufgenommen und Ralph ſcheute ihn! das erſchien ihr unmännlich, unwürdig, und der Gedanke, daß ihr Gemahl moraliſch feig ſei, erfüllte ihr Herz mit Bitterkeit. Herr Oldman ſuchte vergebens ſie mit der Verſicherung zu beruhigen:

„Er kann nicht anders, ihm fehlt der Glaube.“

„Weil er nicht glauben will!“ rief Marina.

„Nicht ſo ſtreng, Mylady,“ bat der ſanfte Mann.

„Er will nicht, denn er ſucht nicht ſich zu belehren,“ entgegnete ſie mit Entſchiedenheit.

Die Tage floſſen ſo einförmig dahin, daß nur der Wechſel der Jahreszeiten an den Flug der Zeit erinnerte. Doch in Marina's Seele ging es nicht ſo eintönig her. Sie war ſehr jung und war wie ein Kind in die Ehe getreten; allein ſie war Gattin und Mutter und lebte in ſchwierigen Verhältniſſen, und da ſie einen beſtimmten Charakter und ausgeprägte Naturanlagen hatte, ſo wurde ſie nicht überwältigt, ſondern ſie entwickelte früh und raſch das, was in ihr war, und das war ein immenſer Durſt nach Glück, nach Befriedigung. Sie liebte ihren Sohn, ſie ſchätzte Sir Ralph; allein es war noch in ihrem Herzen ein großer, weiter, leerer Raum, der ausgefüllt werden mußte. Ich muß lernen, leſen, wiſſen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: das wird mir Nahrung geben, mich zufrieden ſtellen. Und ſie begann mit Heißhunger zu leſen. Sir Ralph und Herr Oldman konnten gar nicht genug Bücher anſchaffen. Theologie, Philoſophie, Geſchichte, Schriften über Erziehung, über Kunſt über Volkswirtſchaft, Gedichte und Romane: Marina verſchlang alles und verſtand das wenigſte, weil ihr teils die Vorkenntniſſe und teils Maßſtab und Richtſchnur fehlten, um ihre Anſichten zu berichtigen und ihr Urteil zu bilden. Was ihre theologiſchen Fragen betraf, ſo beantwortete Herr Oldmann ſie gründlich und klar; doch auf weiteres ließ er ſich nicht ein. Ralph aber las nur die Tagblätter und hie und da eine Flugſchrift; denn er ſagte:

„Es hat jeder Menſch ſchon ſo viel drückende Gedanken, daß er erdrückt werden muß, wenn er auch noch die von anderen Leuten in ſich aufnimmt.“

Da Marina das Gegenteil behauptete, verſetzte er:

„Du haſt allerdings mehr Spannkraft;“ — und er ließ ſie gewähren.

So entſtand in ihrem Geiſt ein Chaos, über welchem wie ein bleiches Sternlein der Glaube ſchwebte — der Glaube, den ſie beſaß, weil ſie ihn gelernt hatte; geübt hatte ſie ihn noch nicht. Andere Strahlen durchbrachen zuweilen das wogende Nebelmeer in ihrer Seele: die Poeſie. Ihr einſames Leben und ihr einſamer Geiſt drängten ſie in die Tiefe ihre inneren Weſens hinein, und dort fand ſie dasjenige, was ſeit der Verbannung aus dem Paradieſe die Signatur des Menſchen geworden iſt: den Zwieſpalt; den Kampf einer nach unten gebeugten Natur gegen eine nach oben gerichtete und verlangende Vernunft — das Ich in der Empörung gegen die höhere Beſtimmung — die Leidenſchaft ſtets bereit den Thron der Herrſchaft einzunehmen und den Willen, keineswegs bereit, ihr in den Weg zu treten. Die Klage über dieſen Zwieſpalt brach aus

Marina's Seele in Worten hervor, von denen ſie nicht wußte, wie und woher ſie ihr kamen. Im Frühling quillt aus den Reben die Überfülle des Saftes in klaren Tropfen hervor, die wie Tränen ausſehen. Im Frühling des Lebens regen die Hoffnung, die Phantaſie und eine unbeſtimmte Sehnſucht den jungen Menſchen ſo mächtig an, daß er ihnen ſehr häufig einen anderen Ausdruck gibt, als den, der im alltäglichen Geſpräch üblich iſt. Wer hätte nicht in der Jugend gedichtet? Aber der Weinſtock weint keine Tränen und dieſe Gedichte ſind noch keine Poeſie. Das fühlte Marina — und noch tiefer verſchloß ſie in ſich alles, was ihre Seele bewegte — um ſo mehr, als der Charakter ihrer Lieder ſelbſtverſtändlich melancholiſch war, wie ſie aus einer Klage geboren waren, die hienieden nie verſtummen kann; mehr noch! nie verſtummen darf; denn unſeliger iſt der, welcher den Zwieſpalt nicht fühlt, als der, welcher unter ihm ſeufzt.

So lebte Marina fort, mit dem ſchweigſamen Gatten, mit dem lallenden Kinde, mit ihren Büchern, mit ihren Gedichten, in Schottlands romantiſch ſchwermütiger Natur.

Als Marina's älteſter Bruder ſich verheiratete machte er ſeine Hochzeitsreiſe zur Schweſter und blieb acht Tage in Bruce Caſtle. Es war im hohen Sommer, wo denn doch auch in Schottland manche Tage ohne Nebel oder Regen und die Lufteffekte auf dem Meere, den Bergen und dem kräftigen Grün der Belaubung ungewöhnlich ſchön ſind. Dieſe ſeltene Vereinigung des Erhabenſten, was die Natur bietet: Meer, Gebirg, Vegetation — findet ſich im weſtlichen Schottland, wenn auch nicht die Berge in der Majeſtät der Schneegebirge und nicht die Vegetation in der Pracht und Fülle des Südens. Der Farbenreichtum fehlt, aber der Wechſel maleriſcher Szenerie iſt ungemein groß. Das alte Kaſtell hatte von außen und innen ein ganz anderes Anſehen bekommen, ſeitdem Marina die Herrin war. Es blieb das, was es war: ein altes Gebäude ohne Stil, aber ſehr behaglich eingerichtet, ſehr gut gehalten, ſo daß es mit ſeiner parkmäßigen Umgebung einen ſehr wohltuenden Eindruck machte. Das junge Ehepaar wurde von Marina mit einer Herzlichkeit und von Sir Ralph mit einer Güte empfangen, welche James auf das Angenehmſte überraſchte, und nicht weniger freudig war die Überraſchung der Mutter und der Brüder bei den Beſchreibungen, die er ihnen ſpäter von Bruce Caſtle und ſeinen Bewohnern machte.

„Wie Marina ſich zu ihrem Vorteil verändert hat — iſt merkwürdig!“ ſagte er. „Sie ſah ſonſt immer finſter aus oder trotzig; jetzt iſt ihr Blick nur ernſt und man wird gewahr, daß ſie ein gar ſchönes tiefblaues Auge hat. Um den Mund zuckt zuweilen die alte Eigenart; aber wenn ſie lächelt, iſt ſie wahrhaft lieblich . . .“ — —

„Marina lieblich!“ riefen die Brüder; „das ſind zwei Worte, die nicht zuſammen paſſen.“

„Es iſt aber ſo, nicht wahr, Julia?“ verſicherte James; „dazu iſt ſie um einen halben Kopf gewachſen und in Haltung und Benehmen ganz und gar Lady.“

„Iſt ſie geſund und das Bübchen kräftig? alles andere iſt Nebenſache,“ ſagte die Mutter.

„Der Kleine iſt ſo kräftig und allerliebſt, wie ein Kind von zwei Jahren ſein kann. Marina aber ſieht nicht ſehr kräftig aus. Der gute Ralph iſt bis über die Ohren in ſie verliebt, vergöttert ſein Bübchen, kann jedoch von ſeiner melancholiſchen Art nicht laſſen und zittert daher beſtändig vor der Möglichkeit, der Tod könne ihm Frau oder Kind rauben. Bevor dieſer harte Schlag ihn trifft, wünſcht er ſehnlichſt die Vergrößerung ſeiner Familie, während ich wünſche, daß ſich zuvor Marina's Geſundheit kräftige.“

„Iſt Ralph katholiſch geworden?“ fragte Humphry. „Marina betrachtete das als ausgemacht.“

„Nein, ſo weit geht ſeine Verliebtheit nicht.“

„Da Marina das Mirakel gewirkt hat, Ralph verliebt zu machen: ſo wird ſie hoffentlich auch bewirken, daß er katholiſch werde.“

„Wie benimmt ſich nur dieſer trockene, wortkarge, ſchwermütige Ralph jetzt, da er verliebt iſt?“ fragte Walter.

Sachen gelegt, fand er und nahm ihn zu ſich, als das Einzige welches mir zu Beſtechung hätte dienen können. Darauf ſagte er:

„Ich denke daß Sie ſich jezt wol genug befinden um Genf verlaſſen zu können. Ich mag nicht länger hier bleiben; ich fürchte immer auf Bekannte zu ſtoßen, denen gegenüber ich weder den betrogenen noch den zärtlichen Gatten ſpielen mag. Ich will weiter fort, tief in Frankreich hinein“.... — —

„Baron Thannau! unterbrach ich ihn, es iſt noch Zeit daß Sie ſich beſinnen! bedenken Sie doch welch einer furchtbaren Exiſtenz Sie entgegen gehen! im fremden Lande, mit Haß im Herzen, neben einer Unglücklichen die ſich mit Entſetzen von Ihnen abwendet, ohne irgend ein Band oder eine Pflicht, die dem Leben Reiz und Würde geben, ſuchen Sie freiwillig eine klägliche Verbannung auf — während es doch in Ihrer Macht ſteht in Ihre Heimat, zu Ihren Gewohnheiten, Ihrem Wirkungskreis und Ihren Freunden zurück zu kehren, indem Sie ſich von mir trennen, und mich dadurch zu einem ſolchen Dank verpflichten, daß ich Alles vergeben will, was ich durch Sie gelitten habe.“

„Daß ich ein Narr wäre! — Sie wollen ja nur frei ſein um Gundaccar aufzuſuchen.“

„Gewiß! ihn aufſuchen, ihn finden .... ſei er

„Ganz ſo wie früher," verſetzte James: „höflich, ſtill und zurückhaltend; jedoch trägt er ſie auf Händen, erfüllt ihre Wünſche, ſoweit es ihm nicht wider ſeine Eigentümlichkeit geht, und iſt mit ſeinem Schickſal vollkommen ausgeſöhnt."

„Ich glaube aber doch, daß ſich Marina manchmal langweilt," bemerkte Julia; „ſie ſitzt wie in einem goldenen Käfig, getrennt von allem Umgang" . . . —

„Das hat nichts zu ſagen!" fiel Frau Bruce ein; „ſie hat ihren Mann, ihr Kind, ihre Dienſtboten, ihr Haus; daraus entſpringt ſo viel Beſchäftigung für den Kopf, das Herz und die Hände, daß nichts überflüſſiger iſt, als geſelliger Verkehr. Junge Frauen müſſen lernen, ihre Zufriedenheit in ihren vier Wänden zu finden."

Julia ſchwieg betroffen durch den hofmeiſternden Ton ihrer Schwiegermutter, an welchen die Söhne allzu gewöhnt waren, um ihn zu beachten.

Ohne Zweifel würde Marina ſehr große Langweile geſpürt haben, wenn ſie nicht das Ungenügen, das ſie empfand, in ihren Gedichten ausgeſprochen hätte. Dichtend und träumend füllte ſie die Leere aus, die ſie in ſich und um ſich her empfand.

Und wieder ging ein Jahr dahin. Im Laufe desſelben ſiedelte ſich die jüngſte Tochter von Lady Melroſe mit ihrem Gatten William Cameron auf deſſen Landſitz an. Das Ehepaar machte den Verwandten in Bruce Caſtle einen Beſuch, und da

Mountcliff nur zwei Stunden entfernt war, entſpann ſich ein nachbarlicher Verkehr zwiſchen beiden Häuſern, der hauptſächlich von Helene Cameron aufrecht gehalten wurde, weil ſie eine leidenſchaftliche Reiterin war und ein Beſuch bei Marina eine zweifache Unterhaltung mit ſich brachte: ſie machte den Weg zu Pferd und ſie erzählte von London. Sie tat dies um ſo lieber, als ſie an Marina eine ungemein aufmerkſame Zuhörerin fand. Ein ſo tumultuariſches Geſellſchaftsleben, wie Helene es während der Saiſon mitgemacht hatte, konnte Marina ſich gar nicht klar vorſtellen. Der Wechſel von Feſten, von Menſchen, von Sehenswürdigkeiten, von Toiletten, von Unterhaltungen ſchien ihr betäubend, verwirrend — und einmal fragte ſie mit ihrem eigentümlichen Ernſt:

„Was haſt Du aber in dieſen brauſenden Freuden ſchließlich für ein Glück gefunden?“

„Ein ſehr großes!“ rief lebhaft Helene: „meinen William.“

„Es ſind aber nicht alle Perſonen in der Lage, durch einen William beglückt zu werden — was finden die?“

„Ein jeder das, was ihn anſpricht . . . er hat die Wahl. Politik und wohlbeſetzte Tafeln, Kunſt und vortreffliche Klubs, Wiſſenſchaft und die glänzendſten Equipagen, Parlamentsreden und unvergleichliche Schönheiten, kleine gemütliche Frühſtücksgeſellſchaften und große, ungemütliche aber deſto brillantere Routs; — ſo ſtumpf oder ſo erhaben iſt niemand, um nicht durch eines dieſer verſchiedenen, in tauſend Schattierungen ſpielenden Dinge angezogen und unterhalten zu werden. Du wirſt es ſein und Sir Ralph wird es auch ſein, wenn er ſich entſchließt, die nächſte Saiſon in London zuzubringen.“

„Beſte Helene, das iſt für ihn ſo unmöglich, wie für mich über den Regenbogen zu gehen, der ſoeben Loch Fyne überwölbt. Schau, Helene . . . iſt das nicht ſchöner als eine Theaterdekoration?“

Sie führte Helene zum Fenſter. Aus den ſilbergrauen Wellen des Loch Fyne tauchte auf der einen Seite der Regenbogen in ſeiner ſchönſten ſiebenfarbigen Pracht auf, und ging am anderen Ufer in ihm unter, während die Abendſonne tief unten am Horizont zwiſchen dunkeln Wolken verſchwand, wie ein müdes Auge, das den letzten Blick auf die Reize der Erde wirft und dann ſich ſchließt. Sie war untergegangen und der Regenbogen löſte ſich allmälig in Dunſt auf.

„So geht es auch mit den Freuden der Welt.“

„Ja, ja,“ erwiderte Helene ganz zerſtreut; „ich ſah in London etwas ähnliches in den dissolving views . . . nur ſind dieſe intereſſanter, denn aus den verſchwindenden Nebeln tritt nach und nach ein neues Bild hervor, während hier alles grau bleibt.“

„O Helene! das ewige Blendwerk iſt ſo langweilig!"

„O Marina! die ewige Einförmigkeit iſt ſo langweilig!"

„Ich kann ſie beleben mit meiner Phantaſie."

„Dann machſt Du Dir ſelbſtgeſchaffene Blendwerke und ich ſtelle mir vor, daß dieſe, weil auch ſie weder Stich noch Farbe halten, ſehr ermüden — und dann ſitzeſt Du gelangweilt im Grauen."

Helene hatte ſcherzend geſprochen. Marina ſagte ernſt:

„Du kannſt recht haben," denn ſie fühlte nur zu gut, daß die Phantaſie nicht andauernd den Druck der Wirklichkeit heben oder überflügeln könne.

Da kam Fergus. Als Sir Ralph ihr den Brief mit der Anmeldung ſeines Beſuches gab, erſtrahlte ihr Auge in einem ſolchen Freudenlicht, daß Ralph ſie ganz betroffen anſchaute; denn freundlich wohl, doch ſtrahlend nie hatte Marina ihn angeblickt.

„Der Freund und Vertrauter meiner Jugend iſt Fergus," ſagte Marina erklärend.

Fergus kam und ſie empfing ihn frohlockend. Doch in dieſen vier Jahren war ſie anders geworden und Fergus auch. Er hatte ernſt und eifrig ſeine Studien gemacht, glänzend die Prüfung zum Staatsdienſt beſtanden; galt für ſehr befähigt und ſehr brauchbar und ſollte jetzt auf eine Weiſe verwendet werden, die ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete. Er blickte in die Zukunft mit brennendem Ehrgeiz und mit jugendlicher Zuverſicht, und all' ſeine Gedanken bewegten ſich um die Beſtrebungen, die in der Welt und von ihr gekrönt werden — wenn der Würfel des Glücks günſtig fällt. Es war ſehr ſchön, eine auffallend angenehme Erſcheinung, ſehr erfreut, Marina zu ſehen — doch ſie fühlte ſehr bald, daß es mit der alten kindlichen Vertraulichkeit aus und vorbei ſei. Ihre kindiſchen Schwankungen zwiſchen Kloſter und Ehe hatte ſie ihm unter den Trauerweiden in des Großvaters Garten ausſprechen können und er hatte ihr damals immer tröſtend und ermutigend geantwortet, deshalb blieb ſie ihm wohlwollend — und durch die gemeinſamen Jugenderinnerungen freundſchaftlich zugetan. Das aber, was jetzt ihre Seele bewegte und erfüllte, das ſchloß ſie feſt im Herzen ein. Sie zeigte ihm das, was ſie auch war: die ernſte Marina, deren Ernſt gemildert war durch die Gefühle der Gattin und Mutter. Wie ſie innerlichſt und ganz war, zeigte ſie ihm nicht. Fergus war allzu erfüllt von ſeinen eigenen Intereſſen, um nicht lieber zu reden, als zuzuhören. Er fand Marina ſehr vorteilhaft verändert — er fand ihre Verhältniſſe zufriedenſtellend und er wünſchte ihr Glück zu der Fügung, die ſie nach Bruce Caſtle geführt hatte. Zuweilen ſchien es ihm doch, als habe Marina heftige innere Kämpfe zu beſtehen.

Er trat eines Morgens in ihr Zimmer und fand ſie am Schreibtiſch.

„Was ſchreibſt Du in dem großen Buch?“ fragte er, ohne weiter nachzudenken.

„Ich ſchreibe Gedichte ab,“ antwortete Marina, drückte ein mit Bleiſtift beſchriebenes Blatt in der Hand zuſammen, ſtand auf und warf es in den Kamin.

„Abgeſchriebene Gedichte darf man ohne Unbeſcheidenheit leſen,“ ſagte Fergus, nahm das Buch, ſetzte ſich bequem zurecht, las, blätterte, machte da und dort ſeine Bemerkung. „Sehr hübſch, Marina! . . . — Nein, dies iſt ſentimental! . . . — Ein ſchönes und ſehr richtiges Bild.“

Sie ließ ihn gewähren, nahm eine Stickerei zur Hand und war froh, daß Fergus nichts ahnen konnte, obſchon ſie die volle Wahrheit ſagte. Plötzlich rief er:

„Ein deutſches Gedicht, Marina . . . wie kommt denn das hierher?“

Überraſcht durch die Frage verriet ſie ſich und ſagte:

„Zuweilen kommt mir ein deutſcher Gedanke“ . . . —

„Hm, ſteht die Sache ſo, Marina!“ fiel er ein und machte ihr jeden Ausweg unmöglich: „dann werde ich aufmerkſamer leſen.“

„Und je aufmerkſamer, deſto mehr wirſt Du finden, daß es nicht der Mühe wert iſt, ſo etwas zu leſen, Fergus.“

„Sage das nicht! bei Gedichten wie dieſe iſt es höchſt intereſſant, die Stimmung zu verfolgen, die Seelenrichtung kennen zu lernen . . . die Deine iſt aber unausſprechlich melancholiſch. Höre nur die erſte Strophe Deines deutſchen Gedichtes:

„Der Wurm der Sehnſucht nagt in ſeiner Höhle
Mit ſcharfem Zahn und nimmer wird er ſatt,
Und um ihn krümmt und windet ſich die Seele
Wie um den Wurm das kranke Roſenblatt.“

Und nun die letzte Strophe:

„Es fühlt das Herz den Wurm der Schmerzen nagen,
Erſterben wird er nur im dunkeln Grab,
Wird einſt das Herz zur letzten Ruh getragen,
Dann löſen andre Würmer ſtill ihn ab.“

Klingt das nicht wie ein Grabgeſang?“

„Und ich lebe noch!“ verſetzte Marina mit etwas gezwungenem Scherz und fuhr dann fort: „Du kennſt das Sprichwort: „Träume ſind Schäume. Nun, Fergus, dichten iſt auch träumen . . . nur mit offenen Augen.“

„Warum aber träumſt Du — wenn es ſo heißen ſoll! — in engliſcher Sprache, Marina?“

„Weil ich erſt ſeitdem ich hier bin zu Gedanken, ich möchte ſagen, zum Bewußtſein gekommen bin. Durch den Vater war uns Kindern die engliſche Sprache von der Wiege an ganz geläufig, ſo daß die Worte mir nicht fehlten. Als ich herkam, und engliſch ſprechen hörte und außerordentlich viel engliſch las — bekamen meine Gedanken ganz ungeſucht ein engliſches Gewand."

Sie nahm ihm das Buch aus der Hand, verſchloß es und ſagte:

„Du wirſt aber ſo gut ſein, nicht wahr, gegen Ralph von meinen Träumereien zu ſchweigen, Du kennſt ſeine hypochondre Stimmung . . . man muß alles entfernen, was ſie etwa nähren könnte."

Fergus fand das richtig und dachte bei ſich ſelbſt: Ernſt iſt ſie — das iſt ihr Charakter . . . und in mancher Beziehung hat ſie es nicht leicht; aber ſie hat ſich ſehr vorteilhaft verändert, iſt nicht mehr ſtörriſch und mürriſch, iſt freundlich mit ihrem Manne, zärtlich mit ihrem Kinde, weiß ſich zu beſchäftigen . . . und ſo darf man annehmen, daß dieſe Ehe ihre Beſtimmung war und daß ſie ſich zufrieden fühlt. — — Er war begeiſtert von ſeinem Aufenthalt in Bruce Caſtle. Zwiſchen ſeinen Studien, ſeinen Plänen, ſeinen Ausſichten war dieſe Stille des Lebens, dieſe Ruhe in der ganzen Umgebung, dieſe etwas einförmige aber zuweilen groß- und fremdartige Natur etwas ungemein Wohltuendes. Sir Ralph hatte zu ſeinem ſtillen Troſt bemerkt, daß jener freudeſtrahlende Blick Marina's ſich nicht wiederholte, und jetzt ſuchte er ſo liebenswürdig für Fergus zu ſein, wie es ihm möglich war. Er machte Fergus aufmerkſam auf ſchöne Punkte, die zu beſuchen wären; an kleinen Ausflügen nahm er ſogar mit Marina Teil. Er ſagte zu Fergus:

„Du ſollſt einen guten Eindruck von unſerem grauen Schottland empfangen und mitnehmen. Ich möchte Dir gern beſchreiben, was Marina aus Bruce Caſtle gemacht hat und wie ſie es vorfand; doch das iſt nicht möglich.“

Und ſo ſuchte er auf jede Weiſe Fergus zu überzeugen, daß Marina eine glückliche Frau ſei.

So vergingen einige Wochen. Dann reiſte Fergus ab. Aus der Heimat ſchrieb er an Ralph, um ihm auf's Wärmſte für ſeine herzliche Gaſtfreundſchaft zu danken und um mitzuteilen, daß ſeine Erzählungen von Bruce Caſtle der Familie große Freude gemacht hatten.

Marina ſprach ſich ſehr zufrieden darüber aus. Dann verſchwand Fergus aus ihrem Geſichtskreis. Er ging ein in die große Rennbahn des Weltlebens. Sie blieb in ihrer Abgeſchiedenheit.

Es war im Spätjahr in Marina's Zimmer, das ſehr groß und ſehr bequem eingerichtet, doch etwas düſter war. Es herrſchte große Stille und doch waren drei Perſonen da. Ralph ſaß am Kaminfeuer und las in Tagblättern, Marina ſaß am andern Ende des Zimmers an einem Tiſch voll Bücher und der kleine Ralph ſaß neben ihr auf dem Teppich und ſpielte mit ſeinen kleinen Pferden und Hündchen ſtill wie ſeine ſtillen Eltern. Alles war lautlos wie in einer Welt der Schatten und draußen regte ſich nichts. Die dichten Nebel des Spätjahrs wogten über Loch Fyne und ſeine Ufer, bald wie ein grauer Vorhang, bald in Wolken geballt, bald wie eine feſte Wand — je nachdem der Luftzug ſich hob oder ſenkte. Marina blickte über ihr Buch hinweg auf das Nebelmeer und fragte ſich: Wird es immer ſo trübe bleiben? . . . Wird es ſich lichten? . . . . — Ralph warf zuweilen über ſein Blatt hinweg einen Blick auf Marina, die ſo ſaß, daß ſie ſich im Profil gegen das Fenſter abzeichnete. Er ſah nicht die Nebel, er ſah Marina; ſie war das Licht ſeiner Augen; er fand ſie ſchön — ſchön die ſchlanke Geſtalt in dem Kleide von violetter Seide, deſſen dunkle Farbe und einfacher Schnitt mit dem ernſten Antlitz und dem farbloſen Teint im Einklang war, während glänzend ſchwarzes, weich gewelltes Haar in jugendlicher Fülle anmutig auf der Stirn geſcheitelt und im Nacken zuſammengewunden durch zwei große goldene Nadeln gehalten wurde, deren Knopf ein feuriger orientaliſcher Granat war. Ralph fand ſie hinreißend ſchön. Das würden andere ſchwerlich gefunden haben. Schlug ſie aber das tiefblaue Auge mit dem eigentümlich ſinnenden Blick auf: ſo würde niemand widerſprechen, wenn man ſie eine höchſt intereſſante Erſcheinung nannte.

Inzwiſchen war im Hof auf der anderen Seite des Hauſes eine Reitergeſellſchaft eingetroffen:

treu, ſei er treulos .... um dann für ihn zu leben, gleichviel ob in Seligkeit, ob in Gram, ... immer für ihn ſo lange ich athme — das iſt die Axe um welche all meine Gedanken ſich bewegen!“

„Die Richtung der Gedanken kann ich freilich nicht ändern! dafür ſorgen daß ſie nicht zur Wirklichkeit werden — kann ich und will ich. Sprechen Sie über Ihr Befinden mit einem Arzt, und hat der nichts gegen die Abreiſe zu ſagen, ſo reiſen wir.“

Und wirklich wir reisten, quer durch ganz Frankreich — nach Pau. Mir war als würde ich bis zum Ende der Welt geſchleppt und widerſtandlos ließ ich mich ſchleppen. Immer verlorner kam ich mir vor — ſo fern das Land! ſo fremd die Sprache! auf dem weiten Erdenrund keine Seele die nach mir fragte! Alles todt, ſtumm, kalt für mich! und ich ſchutz- und hülflos der Willkür eines Mannes übergeben, deſſen Grimm gegen mich vielleicht in der Rache nach Erleichterung ſuchen würde! — Die Pyrenäen ſchienen ihm ein Ziel zu ſetzen. In Pau nahm er eine kleine freundliche Wohnung, wie man ſie für die ziemlich zahlreichen Fremden recht bequem eingerichtet findet, und kündigte mir an, daß wir vor der Hand hier bleiben würden. Mir war jeder Ort gleichgültig ſobald ich bei Achaz leben mußte. Doch wagte ich noch einmal ihn um

Helene Cameron mit ihrem Mann und einem andern Herrn.

„Lieber Vetter,“ ſagte ſie zu Ralph, „hier bringen wir Ihnen Ihren Vetter, Arthur Cameron.“

„Den Du vergeſſen haben wirſt,“ ſagte Arthur, Ralph's Hand ſchüttelnd; „das tut nichts! wir werden ſchon bekannt werden . . . ich bleibe vor der Hand im Lande. Man darf die Heimat nicht vergeſſen . . . ſie hat ein Recht an uns.“

„Was Du ſagſt und was Du tun willſt, freut mich,“ ſagte Ralph.

„Wart' es ab, Vetter, wart' es ab. Die Mama behauptet, er ſei gekommen, um ganz Schottland zu bekehren. In Lady Mac Bruce,“ wendete ſich Helene an Arthur, „finden Sie eine Bundesgenoſſin.“

„Was den Glauben betrifft, aber nicht die Werke,“ entgegnete Marina lächelnd.

„Nicht wahr, lieber Vetter,“ ſagte Helene, „Sie erlauben, daß wir durch Ihren Park nach Roſedale reiten, und vielleicht reiten Sie mit uns.“

„Warum nach Roſedale? . . . es iſt vernachläſſigt ſeit dem Tode der Beſitzerin.“

„Ich wünſche es zu kaufen,“ ſagte Arthur Cameron, „ein kleines einfaches Landhaus, deſſen Einrichtung und Unterhaltung nicht koſtſpielig iſt, und das in der Nähe meiner ganzen Verwandſchaft liegt, iſt eben das, was ich wünſche, und Roſedale ſoll, wie ich höre, dieſem Wunſch entſprechen.“

„Wir machen täglich nach dem Gabelfrühſtück einen Spazierritt und wir werden Euch begleiten. Ich werde die Barriere des Parks aufſchließen laſſen,“ ſagte Ralph.

Roſedale lag nicht am Loch Fyne, ſondern in einem der kleinen, von bewaldeten Hügeln umgebenen Tälern, an welchen Schottland ſo reich iſt. Ein munteres Flüßchen, hell wie ein Silberfaden, durchfloß und belebte es, und ergoß ſich eine halbe Stunde abwärts in den Loch. Eine Chauſſee folgte den Krümmungen des Fluſſes und erreichte mit ihm die große Chauſſee, die am Ufer des See's ſich hinzog und auch nach Bruce Caſtle führte. Auf dieſem Wege brauchte man eine Stunde ſcharfen Rittes, um von dem einen zum andern Ort zu gelangen. Der Park von Bruce Caſtle begrenzte aber das Tal genau da, wo das kleine Landhaus von Gebüſch umgeben, wie ein Neſt im Grünen lag, und ein Fußgänger erreichte es auf dieſem Wege ſehr bequem in einem halben Stündchen.

Als die Geſellſchaft dort anlangte, ſagte Marina zu Arthur:

„In dieſer Jahreszeit und an einem ſo grauen Tage nimmt ſich Roſedale nicht vorteilhaft aus. Im Sommer iſt es ganz anders. Es macht dann den Eindruck einer reizenden Einſiedelei.“

„Die aber doch zu Zweien bewohnt werden kann,“ ſetzte Helene ſcherzend hinzu.

„Vorderhand nicht,“ ſagte Arthur lächelnd.

Das ſtille Plätzchen gefiel ihm, und ſah auch das Haus etwas öde und die Umgebung etwas vernachläſſigt aus, weil es ſeit einem Jahr verkauft werden ſollte: ſo war doch mit geringen Mitteln eine günſtige Veränderung hervorzurufen. Marina ſagte:

„Bruce Caſtle, Haus und Park war viel vernachläſſigter als Roſedale, und iſt jetzt ſo, daß es ſich neben jedem Landſitz desſelben Charakters ſehen laſſen kann.“

„Dazu gehört aber die Hand und der Geſchmack einer Frau,“ behauptete Helene.

„Der Meinung bin auch ich,“ ſagte Ralph; „die Frau iſt die Seele des Hauſes und von ihr geht das Leben aus, das der Mann genießt, ohne ſich zu bekümmern woher es kommt.“ — —

Die Cameron kehrten nach Mountcliff zurück und Arthur ſagte:

„Mein Vetter ſcheint in einer höchſt glücklichen Ehe zu leben.“

„Er iſt wenigſtens durchaus befriedigt und daher glücklich,“ verſetzte William; „ob ſeine Frau es iſt?“ . . . —

„Ich nehme an, daß es für eine edle Seele eine hohe Befriedigung ſein muß, den Gatten glücklich zu machen . . . und ſie ſieht aus wie eine edle Seele,“ ſagte Arthur.

„Ja . . . wie eine glückliche aber nicht!“ rief Helene.

„Es kommt darauf an, was man Glück nennt, meine ſchöne Couſine,“ entgegnete Arthur, „mein Glück iſt ernſt; es kann lächeln, aber ſo, wie man am Feierabend, nach einem mühſamen Tagewerk friedlich lächelt.“

„Hilf Himmel! das iſt ein ſchwermütiges Glück! . . . das meine iſt roſig und ſonnenhell. Was ſagſt Du, William?“

„Ich bin wie immer für die goldene Mittelſtraße, die nicht zu trübe und nicht zu hell iſt.“

„O Du philoſophiſch trockener Mann! rief Helene. „Nimm Dir Sir Ralph zum Vorbild! teile hell und trübe wenigſtens ſo ein wie er: ihm iſt Sonnenlicht ſtets da, wo Marina iſt — das läßt ſich hören.“

Arthur Cameron zögerte nicht, den Handel abzuſchließen und als Herr von Roſedale Beſitz zu nehmen. Marina freute ſich außerordentlich dieſer Nachbarſchaft, weil Arthur Katholik war, weil ſie hoffte, er könne mehr Einfluß auf Ralph gewinnen, als ſie und Herr Oldman. Das erſte, was Arthur tat, war Ralph um Erlaubnis zu bitten, dem ſonntäglichen Gottesdienſt in der Kapelle beiwohnen zu dürfen. Ralph gab ſie bereitwillig. Er ſelbſt ging nie in einen Gottesdienſt.

„Warum ſuchſt Du gute Gedanken von außen zu bekommen,“ ſagte er zu Arthur; „ſuche ſie doch in Deinem Innern. Ich tue das. Menſchen wie Du und wie Marina müßten ſich über gewohnheitsmäßige Andachtsübungen erheben."

„Ich würde dann Gefahr laufen mit den Übungen die Andacht zu verlieren," entgegnete Arthur. „Läuft der Weg an einem Abgrund hin, ſo ſetzt man eine Bruſtwehr auf die gefährliche Seite. Ein ſolcher Schutz zwiſchen mir und dem Abgrund wird durch Andachtsübungen aufgeſtellt."

So ließ Ralph zuweilen ein Wort fallen und Arthur beantwortete es auf eine Weiſe, welche zeigte, daß er es ernſt nahm mit der Aufgabe des Lebens und welche Ralph gelten laſſen mußte. Aber ſo ernſt wie Arthur in dieſem Punkte ſein mochte, war er im Umgang munter, geſprächig, lebhaft, ſehr unterhaltend. Seit Jahren ſchon ſelbſtändig und Herr ſeines Vermögens, hatte er viel von und in der Welt geſehen, hatte ſich in der großen Geſellſchaft bewegt und immer ſich bemüht, Herr und Meiſter derjenigen Welt zu bleiben, die am kleinſten und gefährlichſten iſt und die jeder Menſch im eigenen Herzen mit ſich umher trägt. Marina, die außerordentlich wenig Menſchen kannte, wußte nicht genau, ob er ein gewöhnlicher oder ungewöhnlicher junger Mann ſei. Sie verglich ihn mit Fergus; allein die Wagſchale war dieſem ungünſtig, obſchon er viel ſchöner, viel blendender, vielleicht auch talentvoller war. Er war jedoch zu ſehr nach außen gekehrt und begierig nach

Erfolgen. Freilich war er um mehrere Jahre jünger als Arthur Cameron: er konnte reifer und gediegener werden; ſo jedoch wie er jetzt war, trat er entſchieden gegen Arthur in den Schatten. Es ſchien ihr unmöglich, daß dieſer nicht nach und nach den beſten Einfluß auf Ralph gewinne und Herr Oldman bekräftigte ſie in ihrer Hoffnung.

„Abgeſchloſſene Männer wie Sir Ralph," ſagte er, „können die zärtlichſte Zuneigung für die Gattin — und dennoch keine Luſt haben, ſich in hochwichtigen Dingen von ihr beeinfluſſen zu laſſen; denn ſie wollen darin Beeinträchtigung ihrer Oberherrlichkeit finden. Kommt aber der Einfluß von ganz fremder Seite, ſo laſſen ſie ihn viel leichter wirken."

Ralph fand das Urteil ſehr richtig, das die beiden Douglas von Glenaffry vor einigen Jahren über Arthur Cameron gefällt hatten, und als Lady Melroſe und ihre Tochter nach Bruce Caſtle kamen und von dort einen kleinen neugierigen Inſpektionsbeſuch in Roſedale machten, konnten auch ſie nicht anders, als ihre Zufriedenheit ausſprechen. Lady Melroſe ſagte zu Ralph:

„Er iſt ſo einfach, ſo natürlich — man vergißt, daß er katholiſch iſt, ja, man muß es ihm verzeihen und es auf Rechnung meiner guten, höchſt ſchwärmeriſchen Schweſter ſchreiben, welche ganz und gar in den Händen der Prieſter war. Arthur aber iſt gar nicht excentriſch."

Von dieſer Anſicht ſollte Lady Melroſe noch am nämlichen Tage zurückkommen.

Arthur kam am Abend nach Bruce Caſtle und es machte ſich ſo, daß er von ſeinen Reiſen Manches erzählte und großes Intereſſe für Länder- und Völkerkunde ausſprach.

„Wenn ich das höre,“ ſagte Lady Melroſe, „ſo iſt es mir ein ewiges Rätſel, weshalb Du Dich in einen ſo ſtillen und entlegenen Winkel der Erde verkriechſt.“

„Weil es höhere Intereſſen gibt, liebe Tante,“ entgegnete er.

„Arthur! Arthur! Du wirſt doch nicht mit böslichen Plänen umgehen! mit Proſelytenmacherei und dergleichen mehr!“ rief ſie erſchreckt; „in dieſem Falle würde jeder gemütliche Verkehr aufhören müſſen.“

Marina brach in das helle ſcharfe Lachen aus. das ihr eigen war, wenn ſie zürnte und ſagte:

„In Bruce Caſtle wird das Interdikt nicht unterſchrieben.“

Und Ralph ſetzte hinzu:

„Ich bitte nicht zu vergeſſen, beſte Tante, daß Marina katholiſch iſt und ſeit Jahren hier lebt, ohne ſich mit Proſelytenmacherei befaßt zu haben.“

„Meine Niederlaſſung in Roſedale hat einen ganz anderen Zweck,“ ſagte Arthur ruhig; „nicht auf Akatholiken habe ich es abgeſehen, ſondern auf gute Katholiken.“

„Hilf Himmel! er will Roſedale in ein Kloſter verwandeln!" rief Katherine.

„Mit nichten!" verſetzte Arthur lächelnd; „was er verſuchen will, iſt etwas ganz anderes."

„Aller Augen, Ralph nicht ausgenommen, blickten ihn geſpannt, Marina mit Teilnahme an. Er fuhr fort:

„Der heilige Stuhl iſt in großer Bedrängnis. Feinde von innen, Feinde von außen, die einen mit der Maurerkelle, die anderen mit gezogenen Kanonen, Unglaube und Irrglaube, Materialismus und Radikalismus, offener Haß und verſteckte Büberei, alles was niedrig iſt in der menſchlichen Natur — alles das hat ſich zu einem Bunde gegen ihn vereinigt und jeder arbeitet dem anderen in die Hände. Der heilige Stuhl iſt wehrlos. Seit Jahrhunderten und zum großen Heil der Kirche, wird er nicht mehr eingenommen von kriegsluſtigen Päpſten, die durch Eroberungen ihre weltliche Macht zu vergrößern und ihre Verwandten zu heben und zu bereichern ſuchen. Unter dem Schutz des Völkerrechtes iſt er ungefährdet in ſeiner ungefährlichen Unabhängigkeit. Brechen aber ſchlimme Zeiten ein, Zeiten, in denen die Gewalt das Recht zermalmt, dann richten ſich ſogleich Anſchläge und Angriffe gegen ihn. Die franzöſiſche Revolution ſtieß Pius VI. und Napoleon Pius VII. vom heiligen Stuhl, und der Kirchenſtaat war während einiger Jahre Beute der franzöſiſchen Republik und des franzöſiſchen Kaiſerreiches. Was ihm jetzt bevorſteht, da abermals das Völkerrecht vom Stärkeren unter die Füße getreten wird, wer kann es vorherſehen! Der größere Teil des Kirchenſtaates iſt bereits in räuberiſchen Händen und derjenige, der es hätte verhindern können, ließ es geſchehen und ſpielt jetzt heuchleriſch die Rolle eines Beſchützers des heiligen Stuhles. Franzöſiſche Truppen haben Rom beſetzt. Irgend eine Wendung der Dinge in den Weltangelegenheiten kann jeden Augenblick in unſeren vulkaniſchen Tagen eintreten und die Folgen haben, daß der Franzoſenkaiſer ſeine Macht zurückzieht. Dann iſt Rom, iſt der heilige Stuhl auf eine Handvoll päpſtlicher Truppen angewieſen, die unmöglich ausreichen können, das eine zu verteidigen, den andern zu ſchützen. Deshalb will man Freiwillige werben; ſuchen, überall wo es katholiſche Männer gibt, die geneigt ſind in päpſtliche Dienſte zu treten, damit jene kleine Schar verſtärkt werde. Dieſe Männer werden dienen für Sold, wie die Übrigen — weil keine Ausnahmen ſtattfinden dürfen — doch nicht um des Soldes willen. Es werden Männer und Jünglinge, reiche wie arme, vornehme wie geringe zu den Waffen greifen, um das zu ſchützen, was jedem Katholiken teuerer iſt als ſein Leben: die Unabhängigkeit der Kirche und des heiligen Stuhles. Was in anderen Ländern unternommen wird, kann man auch hier verſuchen. Katholiken gibt's in der ganzen Welt. Hören ſie von dieſer Abſicht, ſo wird ſie hie und da Anklang finden und aus Pflichtgefühl die einen — um der Ehre willen, die andern — in Glaubensmut und Begeiſterung für die Sache, tritt ein Häuflein zuſammen, und weihet ſich dem Dienſt des heiligen Stuhles, der ſeit faſt zweitauſend Jahren Mittelpunkt der Chriſtenheit geweſen iſt — denn von ihm geht das Leben der Geiſter aus und ſo wirkt er auch auf die, welche dies hohe Leben verſchmähen oder verkennen, er ſtößt ſie ab. Sie aber wiſſen nicht, daß ſein Untergang auch der ihre ſein würde und wenn man auch Kaiſerthrone baute hoch bis in die Wolken hinein. Das alles iſt Staub und ſteht auf Staub wenn es nicht mit dem heiligen Stuhl auf dem ewigen Felſen ſteht, dies heißt: es muß ſeinen Urſprung in den Geſetzen der ewigen Wahrheit haben und ſein Beſtehen aus ihnen ſchöpfen."

Arthur hatte mit der Ruhe geſprochen, die aus einer unerſchütterlichen Überzeugung entſpringt, und er hätte noch lange ſprechen können, denn niemand dachte daran, ihn zu unterbrechen. Ralph ſaß unbeweglich mit verſchränkten Armen, ganz Ohr. In Marina lebte das Auge und das Herz; ihr war, als gehe ein ſchwaches Fünkchen in ihrer Seele als helles Licht auf. Lady Melroſe und ihre Tochter waren über die Maßen erſtaunt, ſo wie Leute zu ſein pflegen, die etwas ganz Unerunſre Trennung zu beſchwören und ihm dafür die Hälfte meines Vermögens zu bieten:

„Obwol, ſetzte ich hinzu, ich dadurch meinem Kinde ſein Recht verkürze.“

„Was das betriſt, entgegnete Achaz trocken, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich als Ihr Gemal wenn nicht Beſitzer doch Herr Ihres ganzen Vermögens bin. Wenns mir beliebt es zu verſchwenden, ſo daß Ihrem Kinde kein Kreuzer bleibt, ſo ſteht es nicht bei Ihnen mich daran zu hindern. Weshalb ſollte ich dasjenige mit Ihnen theilen was ganz mein iſt?“

Mir ſchwindelte. Die Subſiſtenzmittel, die ganze Zukunft meines armen Kindes hing alſo von ihm ab! Er ſagte es; — ob wahr ob falſch wußte ich nicht, wußte auch nicht es zu erfahren, hatte im Kloſter nichts von den Rechten und Geſetzen der bürgerlichen Welt gelernt, und befand mich nun durch meine Unwiſſenheit in der allerdrückendſten Abhängigkeit.

„Beruhigen Sie ſich, fuhr Achaz ſpöttiſch fort, ich hatte nie Luſt an Verſchwendung. Ich würde ſie nur als ein Zwangsmittel gegen Sie in Anwendung bringen, wenn es Ihnen je einfiele auf Flucht zu ſinnen. Das würde meine Rache ſein: Ihr Kind zum Bettler zu machen — wenn es nicht ſchon zuvor verſchwände.“

wartetes vernehmen und es nur unvollkommen verſtehen. Als Arthur ſchwieg, ermannte ſich Lady Melroſe und ſagte mitleidig:

„Aber, mein armer guter Arthur, wo bleibt denn der Papſt, Euer Halbgott?“

„Der ſitzt auf dem heiligen Stuhl, liebe Tante.“

„Und Ihr kniet vor ihm und betet ihn an.“

„Wir knien aus Ehrfurcht vor erhabener Würde.“

„Trotz dieſer Erhabenheit hat es ehrgeizige, ſittenloſe, grauſame, habſüchtige Päpſte gegeben!“ rief Katherine triumphierend, „und Ihr kniet vor ſolchen Menſchen!“

„Ich habe geſagt: vor ihrer Würde. Päpſte ſind Menſchen wie wir, haben ihren Charakter, ihre Naturanlagen, ihre Licht- und Schattenſeiten, ihre Verſuchungen und ihre Kämpfe wie wir; haben die Aufgabe, ſich zu heiligen wie wir. Erfüllen ſie dieſe Aufgabe — wohl ihnen! wenn nicht — wehe ihnen! . . . das gilt für ſie, wie für uns und iſt eine ganz perſönliche Sache, die für uns nur in ſo weit Intereſſe hat, als ein leuchtendes Beiſpiel von Tugend, von Weisheit, von Edelſinn und Hochherzigkeit auf die Gläubigen kräftigend und ermunternd — das Gegenteil elend niederſchlagend wirkt. Doch nicht des Beiſpiels wegen ſitzt der Papſt auf dem heiligen Stuhl . . . —“

„Das iſt ein wahres Wort!“ fiel Katherine ein; „das wiſſen wir ganz genau! er ſitzt da, um Euch

Rechtgläubige zu knechten und um uns arme Ketzer zur Hölle zu verdammen."

„Er ſitzt auf dem heiligen Stuhl," nahm Arthur gelaſſen das Wort, „um unverrückt den Spiegel in der Hand zu halten, in welchem die göttliche Wahrheit, die von Ewigkeit war und in der Zeit ſich offenbarte — ſich abſpiegelt. Das iſt die Glaubenslehre. Dieſen Spiegel muß er feſthalten, rein erhalten, der Welt vorhalten und ungetrübt an ſeinen Nachfolger abgeben. Deshalb — alſo für uns, für die ganze Chriſtenheit ſitzt er auf dem heiligen Stuhl — nicht zu ſeiner perſönlichen Ehre und Freude; und dazu iſt ihm in einer göttlichen Verheißung ewiger Beiſtand zugeſagt — nicht aber für ſeine perſönlichen Anſichten und Meinungen."

„Du ſcheinſt ſehr aufgeklärt zu ſein," bemerkte Lady Melroſe ſpöttiſch.

„Ich bin unterrichtet in der Lehre der Kirche," verſetzte Arthur mit einer Sanftmut, welche Marina entzückte, weil Ralph jedem ſtürmiſchen Diskutieren abhold war.

Katherine brachte noch mancherlei vor, über Götzendienſt, Verkauf des Ablaſſes, unbefugte Einmiſchung der Geiſtlichen in die Familien — und wie die alten und immer neuen Vorwürfe und Einwürfe heißen mögen. Arthur entgegnete:

„Dürfte ich vorausſetzen, daß es Dir darum zu tun iſt, über dieſe Dinge die Wahrheit zu hören ſo würde ich mich gern auf Erklärung einlaſſen und würde ſuchen, Dich auf den Standpunkt zu ſtellen, auf welchem es allein möglich iſt, die Beantwortung zu verſtehen.“

„Was iſt das für ein Standpunkt?“ fragte Katherine geſpannt.

„Der Glaube, daß die ſichtbare Kirche eine göttliche Einſetzung und — weil ſie ſichtbar iſt, eines ſichtbaren Oberhauptes bedarf.“

„Nie und nimmer!“ rief Katherine empört.

„Eben darum wollen wir das Thema der Religion mit dem Vorſatz abſchließen, es nie wieder zu berühren und in Frieden zu leben,“ erwiderte Arthur lächelnd.

Lady Melroſe ſagte ſpäter zu Ralph:

„Nichts iſt ſchlimmer als dieſer kalte Fanatismus . . . er iſt unheilbar.“

„Das iſt ſehr glücklich für Arthur,“ verſetzte Ralph.

„Ralph! Ralph! Sohn meiner geliebten Schweſter!“ rief Lady Melroſe tragiſch . . . „ich beſchwöre Dich, ſei ſtandhaft und laſſe Dich nicht von den Schlingen Roms umſpinnen!“

„Schlingen? . . . umſpinnen? . . . beſte Tante, Marina hat nie etwas derartiges verſucht und Arthur wird es nicht verſuchen.“

„Ralph! Ralph! ich warne Dich! Rom iſt entſetzlich ſchlau.“

„Darüber habe ich kein Urteil, beſte Tante. Marina aber iſt nichts weniger als ſchlau, Arthur auch nicht, Herr Oldman auch nicht — und ſo ſehe ich nicht, auf welchem Wege Rom mir ſchlaue Schlingen legen könnte."

„Ralph, Du wirſt noch an mich denken!"

Mit dieſer Prophezeiung verließ Lady Melroſe Bruce Caſtle und ſagte heimkehrend zu ihrer Tochter:

„Bei dem allen müſſen wir noch Gott danken, daß Arthur vernünftig genug geblieben iſt, um ſich nicht von Rom in die Soutane oder gar in die Mönchskutte ſtecken zu laſſen. Iſt auch ſein Einfall höchſt abenteuerlich als eine Art von Kreuzfahrer des neunzehnten Jahrhunderts aufzutreten, ſo bleibt er doch in der Welt und kommt mit der Zeit, wie ich hoffe, auf andere Gedanken. Es wäre ein Jammer, wenn ſeine braunen Locken durch die Tonſur leiden ſollten." — —

Arthur Cameron blieb in Roſedale mit der Ausführung ſeines Vorhabens beſchäftigt, und machte zuweilen kurze Reiſen nach ſolchen Orten, wo katholiſche Geiſtliche ſich aufhielten, um ſich mit ihnen zu beſprechen und zu beraten. Wenn anweſend in Roſedale, war er ein täglicher Gaſt in Bruce Caſtle.

„Das Einſiedlerleben taugt nicht für die Jugend, macht verſchloſſen und langweilig," hatte

Ralph geſagt; „das weiß ich aus trauriger Erfahrung. Du biſt uns allzeit willkommen.“

Marina vernahm das mit ſtillem Jubel. Für ſie gingen durch Arthur neue Welten auf. Was er von den Dingen der Welt erzählte — von den Schönheiten der Natur, vom Zauber der Kunſt, von fremden Ländern, von Büchern und Menſchen — alles erſchloß ihr einen Blick in einen ſo weiten Horizont für ihre Gedanken und ihre Phantaſie, daß ſie vermeinte, ſie habe durch Arthur Flügel der Seele bekommen. Und wenn er ſprach vom Leben der Kirche und vom Leben im Glauben, ſo faltete ſie dieſe Flügel zuſammen, um ſtille tiefe Einkehr in ihrem Innern zu halten und um einzuſehen, daß ihr Leben im Glauben ſehr ſchwach ſei. Der günſtige Einfluß Arthur's auf ihren Mann beſeligte ſie. Ralph ſprach mit Arthur eingehender als mit irgend einem Menſchen und hörte aufmerkſam auf deſſen Reden und Antworten. Daher war auch Arthur ganz unbefangen mit Ralph, während andere Leute, Marina nicht ausgenommen, ſich durch deſſen Schweigſamkeit gedrückt und eingeſchüchtert fühlten. Arthur ſagte einmal ganz unbefangen.

„Erkläre mir wie das iſt, Ralph. Du hältſt Dich zu keiner der Sekten, an denen Großbritannien überreich iſt. Deine Frau iſt katholiſch Du willſt Deinem Sohn, der bereits katholiſch getauft iſt, auch eine ganz katholiſche Erziehung geben. Du liebſt Deine Frau und Deinen Sohn. Steigt da nie der Wunſch in Dir auf, mit ihnen im Glauben vereinigt zu ſein? . . . und wenn das iſt — und ich meine es müſſe ſein! — warum tuſt Du keinen Schritt, der Dich der Erfüllung nähert."

„Mein Geiſt iſt lahm und hat nicht den Schwung, über die ungeheuere Kluft hinweg zu ſetzen, die mich von Eurem Glauben trennt," verſetzte Ralph.

„Dazu gehört kein hoher Geiſtesflug, ſondern nur guter Wille," gab Arthur zur Antwort und Ralph ſchwieg nach ſeiner Gewohnheit, ſo daß es keinen Anhaltspunkt für die Fortſetzung des Geſprächs gab. Man mußte immer wieder mit einer Frage oder Bemerkung in die Bahn zurücklenken, und bei Ralph's großer Zurückgezogenheit mußte man ſehr vorſichtig zu Werk gehen, um ihm nicht zudringlich zu erſcheinen und läſtig zu werden. Marina ſtaunte, daß Arthur das Richtige ſo gut zu treffen wußte. Sie konnte es nicht. Arthur ſtand ganz unabhängig, ſelbſtlos, unbefangen Ralph gegenüber, ſeinem offenen Charakter wurde die Mitteilſamkeit leicht und er beſaß genug Kenntniſſe, um ſeine Anſichten ſowohl zu verteidigen als zu unterſtützen. Mit Marina ſtand es anders. Sie fühlte ſich Ralph gegenüber nie unabhängig, nie auf gleichen Fuß mit ihm — und zwar aus einem Grunde, den ſie nicht erkannte. Der Grund war der: Ralph liebte ſie und ſie liebte ihn nicht. Sie ſchätzte ſeine guten Eigenſchaften, ſie war ihm innig dankbar für ſeine zärtliche, unerſchöpfliche Güte, ſie war ihm gefällig und fügte ſich freundlich — wenn auch nicht immer ohne inneres Widerſtreben — ſeinen Wünſchen; aber das Vertrauen, das zum Weſen der Liebe gehört, die Offenheit, die auf gegenſeitigem ſympathiſchen Verſtändnis beruht, waren ihr fremd. Bei einer lebhafteren Zuneigung würde ſie ſich mehr an Ralph angeſchmiegt, mehr ſich ihm erſchloſſen und auch zuweilen ihm widerſprochen haben. Jetzt ſuchte ſie nur alles zu meiden, was ihm mißfallen, was ihn betrüben konnte. Sie war unter dem Druck ſeiner Liebe; dieſer beſtändige Druck konnte, richtig benützt, ſie ſehr hoch heben und, im entgegengeſetzten Fall, ſie in den Staub drücken durch Empörung wider ihn. Ralph fühlte wohl auch einen Mangel in ſeinem Verhältnis zu Marina; allein er ſeufzte für ſich: Das Leben iſt nun einmal nach allen Seiten hin voll Mängel, und ein Leben mit mir iſt trauriger noch als jedes andere; . . . ich ſagte es ihr voraus — ſie hat es gewollt, und ſei es, wie es ſei — mein Glück ruht auf ihr. — — Und das wußte Marina. Ein Charakter wie Ralph, ſchloß ſich nur einmal an: das gab ihr Kraft.

Jetzt trat in ihre abgeſchloſſene, weltfremde Exiſtenz Arthur Cameron ein, wie ein Bote, der wundervolle Nachrichten bringt und mit der Gabe ausgerüſtet iſt, ſie einleuchtend zu machen, für ſie zu begeiſtern. Nie hatte ſich Marina durch den Gedanken, katholiſch zu ſein, ſo gehoben gefühlt, nie den Glauben ſo geſchätzt, die Kirche ſo bewundert, als jetzt, wenn ſie Arthur Cameron ſprechen hörte. Freilich hatte ſie auch nie ſo ſprechen hören — es ſei denn ihren Großvater, James Bruce, den alten, wenn er einmal den Ton des Glaubens über Beſtimmung und Ziel des Menſchen anſchlug und das hatte nie verfehlt, ihr Eindruck zu machen. Aber das war gar lange her und ſie war damals ſo jung! Daß Arthur einen gewiſſen Zauber über Ralph übte, war unleugbar, und mit tiefer Innigkeit erfaßte Marina die Hoffnung, daß ihr Mann durch Arthur zum Licht der Erkenntnis gelangen werde. Sie miſchte ſich faſt nie in das Geſpräch, wenn es auf jenen Gegenſtand kam, doch ihr leuchtendes Auge verriet, wie ſie mit ganzer Seele dabei war.

„Warum ſchweigſt Du, Marina, wenn es ſich um Dinge handelt, welche Dir doch ſehr zu Herzen gehen?“ fragte Ralph einmal.

„Arthur Cameron ſpricht ſo klar und wahr, daß es mir ein hoher Genuß iſt, ihm zuzuhören,“ verſetzte Marina, „etwas ähnliches höre ich ſonſt nie.“

„Das iſt richtig; ſo etwas hörſt Du nie,“ ſagte Ralph.

„Und ich meine,“ ſetzte ſie hinzu, „es müſſe auch Dich mehr freuen, als wenn ich dazwiſchen rede.“

„Ja, er iſt mir recht merkwürdig! begeiſtert für ſeine Kirche und ſeinen Glauben, aber ruhig . . . nicht ſchwärmeriſch, nicht fanatiſch, nicht beſtändig auf den Knien, in der einen Hand den Roſenkranz, in der anderen die Geißel."

„Aber Ralph, welch ein Zerrbild! bin ich deſſen Urbild?"

„O Du!" rief er und blickte Marina an, als wolle er ſagen: Du biſt einzig.

„Oder Fergus oder James oder irgend jemand meiner Familie?" fuhr ſie fort.

„Ihr alle ſeid geborene Katholiken, Marina; mit Konvertiten verhält es ſich anders."

„Kennſt Du Konvertiten?"

„Nein . . . doch es wird geſagt."

„Ja, von Lady Melroſe und Katherine! Nun gleichviel! auf Arthur Cameron findet das keine Anwendung und das freut mich unausſprechlich für Dich und für ihn . . . denn Du lernſt einen Menſchen kennen, der im Glauben ſeinen Frieden gefunden hat."

„Das ſehe ich auch an Dir."

„O ich!" erwiderte ſie in einem niedergeſchlagenen Ton, als wolle ſie ſagen, daß ſie ſich ſelbſt anders beurteile.

Und ſie hatte recht, das zu tun, denn der Friede im Glauben geht für Menſchen, die nach dem Glauben leben wollen, nur aus ſchweren Kämpfen hervor. Iſt auf den Wildling ſeiner Natur auch die edle Rebe geimpft, ſo bleibt doch dieſe Natur ein Dornſtrauch, der mit dem Weinſtock verwachſen iſt, der Blüten treibt von glänzenden Farben und betäubendem Duft; — und der Menſch muß fort und fort Sorge tragen, daß dieſer gefährliche Dornſtrauch nicht den Weinſtock überwuchere. Das iſt mühſam und ſchwer; und das iſt das Los aller, die nach dem Glauben leben wollen.

So verging der Winter. Was in Ralph vorging, wußte niemand; was in Marina, wußte ſie ſelbſt nicht.

Arthur Cameron war nicht mehr ein lieber Gaſt in Bruce Caſtle — nein! er gehörte zum Hauſe und das beglückte ihn. Er hoffte, die Freundſchaft, die Ralph ihm bewies, werde die Brücke werden, über welche der Glaubensloſe zur Kirche gelangen könne. Er hoffte für Marina, die ſtille Frau, werde ſich dann das Leben heiterer geſtalten, als es jetzt in einer reiz- und glanzloſen Einförmigkeit und ohne eine höhere ſympathiſche Übereinſtimmung mit ihrem Mann war.

„Du ſollteſt den nächſten Winter in Rom zubringen, Ralph," ſagte Arthur eines Tages.

„Ich in Rom! dieſe Idee!" rief Ralph grenzenlos erſtaunt.

„Ja, gerade Du! Es würde Dir dieſer Aufenthalt unbeſchreiblich heilſam ſein, Dich befreien aus dem Zuſtand der Seidenraupe, die ſich in ihren Cocon einſpinnt" . . .

Rief Achatz dies letztere Schreckbild auf, ſo war ich gelähmt, betäubt, wunſch- und willenlos. Ich verſprach ihm hoch und theuer ich wolle bei ihm bleiben, nur müſſe er ſolche gräßliche Gedanken fahren laſſen. Auch war es mir unmöglich vor körperlicher Ermattung noch entſchiedene Wünſche und Willen zu haben. Die letzten drei Monate vor Tranquillinas Geburt vergingen mir in mühſeliger, ſchwerer Betäubung. Ich konnte gar nichts thun, denken, überdenken! ich konnte mich auch kaum grämen um die Vergangenheit oder ängſtigen vor der Zukunft; ſo ganz war ich verpuppt in die ſchwere lähmende Leiblichkeit. Ich beſchäftigte mich mit kleinen Handarbeiten für das geliebte Kind, und wenn ich einmal recht herzlich weinen konnte, ſo fühlte ich mich faſt glücklich.

Endlich wurde meine Tochter geboren! ach wie war das Alles ſo unendlich traurig und doch voll ſüßer heimlicher Wonne! War kein Vater da um das arme Weſen freudig zu empfangen, ſo mußte ich ihm ja doppelte Liebe widmen. Stand neben mir tröſtend und zärtlich kein geliebter Mann, ſo mußte ſein Kind mir zwiefacher Troſt ſein. Meine Hauswirthin und eine Dienerin, die ich bei meiner Ankunft in Pau begehrt hatte, pflegten mich aufs Beſte und Achatz war auf vierzehn Tage nach Tou-

„Um mich in einen Schmetterling zu verwandeln," verſetzte Ralph lächelnd, „dazu fehlt mir der Stoff."

„Du kennſt nicht Deine Seele, Ralph, ſo lange ſie in der Raupenhülle eingewickelt iſt. Rom iſt bildend nach allen Seiten hin und von Roms Toten kannſt Du mehr lernen, als an anderen Orten von den Lebenden."

Marina ſchaute beſeligt Arthur an, doch Ralph ſagte finſter:

„In meinem Alter hat man keine Luſt zum Lernen."

Arthur ließ ſich aber nicht ſo ſchnell abweiſen und fuhr fort:

„Rom würde Dir ungemein zuſagen durch den tief melancholiſchen Charakter, welcher der Stadt und der Umgebung aufgeprägt iſt. Nirgends auf Erden ſiehſt Du in einer ſo ununterbrochenen Reihenfolge von Bildern die Vergänglichkeit alles deſſen, was der Menſch groß nennt: Martyrer und Helden, Könige und Geſetzgeber, Heilige und Künſtler, Päpſte und Laien aus allen Zeiten, aus allen Kreiſen des Lebens, tätig und ſchaffend die einen, leidend und duldend die anderen — treten Dir Menſchen entgegen, die man als groß bezeichnet und die nun alle, alle, als eine Handvoll Staub im Grabe liegen. Man nennt Rom die ewige Stadt. Ich möchte ſie nennen die Stadt der Ewigkeit, weil die Zeit und alles, was der Zeitlichkeit angehört, im Gange durch die Jahrtauſende nur Schattengebilde und Grabgefilde hinterlaſſen hat, ſo daß der Menſchengeiſt, der nicht dazu beſtimmt iſt, zwiſchen Grüften zu hauſen, ſich aufrafft und ſich den Dingen der Ewigkeit zuwendet, — und ſo wird ſchließlich Rom mit ſeinen Jahrtauſenden, ſeinen Größen und ſeinen Grüften von dieſem Gedanken überwölbt, wie ſymboliſch die himmelan ſich ſchwingende Kuppel von St. Peter über die Gräber der Martyrer ſich erhebt."

„Was muß es ſein, Rom zu ſehen, wenn man ſchon ganz begeiſtert wird von Rom ſprechen zu hören."

„Der allgemeine Charakter Roms iſt zwar ernſt," ſagte Arthur, „ja ſo ernſt, daß ſich manche dort nicht heimiſch fühlen; allein es bietet doch ſehr viel Zerſtreuung und hat eine große Welt, eine großartige und elegante Geſellſchaft, ſo daß die ernſten Gedanken keineswegs immer die Oberhand haben. Der Tumult der Geſelligkeit ernüchtert ſehr von der Begeiſterung."

„Auf Sie hatte er nicht dieſe Wirkung."

„Ich erwähnte es," erwiderte Arthur lächelnd, „damit Sie nicht etwa glauben, Rom liege auf einem andern Planeten. Nun, Ralph, was ſagſt Du," fuhr er fort, „ſoll ich Dir Wohnung beſtellen?"

„Wann gehſt Du?"

„Ich denke — bald."

Vor Marina's Augen wurde es ſchwarz, ihr Herz ſchien ſtill zu ſtehen und der Boden unter ihren Füßen zu ſchwanken. Ralph's kurze Frage, Arthur's kurze Antwort traf ſie wie ein ſcharfer Dolchſtich. Beide ſprachen ſo gleichgiltig, als handele es ſich um die alltäglichſte Sache, und ſie gelangte nur zur Faſſung, weil Ralph ſagte:

„Bruce Caſtle zu verlaſſen, um nach Rom zu reiſen, wäre für mich ein ſo ungeheuer großer Entſchluß, daß ich nicht einſehe, was mich dazu beſtimmen könnte.“

„Du würdeſt,“ rief Arthur, „wie jene Könige des Morgenlandes einem Sterne folgen, der Dich zum Heil führt.“

„Ich ſehe nicht dieſen Stern.“

„Er leuchtet in Dir, in der Tiefe Deiner Seele. Wolle nur — und er geht Dir auf.“

„Iſt das der Fall, ſo habe ich nicht nötig, nach Rom zu gehen.“

„Gewiß nicht! . . . aber Du würdeſt in Rom mehr Anregung finden, um nach dem Glauben zu forſchen, welcher die Martyrer und die Heiligen beſeelte, deren Andenken Dir bei jedem Schritt entgegen tritt.“

„Sind alle jungen Männer in Rom ſo wie Du?“ fragte plötzlich Ralph.

„Ich denke, daß ſehr viele beſſer ſind, als ich.“

„Ich möchte ſehen, was der Glaube aus den

Menſchen macht — nicht was er in einzelnen Auserwählten gemacht hat.“

„Lieber Ralph! was der Glaube aus uns macht, durchſchaut ein menſchliches Auge nicht. Einem ſterblichen Auge iſt die Tiefe unſerer Seele verſchloſſen. Da gibt es Kämpfe, da gibt es Geheimniſſe, da gibt es Großtaten und Untaten, welche ein anderes Leben entſchleiern wird.“

„Ganz gut!“ verſetzte Ralph; „indeſſen meine ich doch, es müſſe etwas davon für menſchliche Augen wahrnehmbar ſein.“

„In einzelnen Augenblicken, wenn es ſich handelt um große Entſcheidungen, um Lebensfragen, mag wohl ein Strahl durchblitzen. Viel häufiger aber werden unſere Fehler und Unvollkommenheiten ſichtbar,“ gab Arthur lächelnd zur Antwort.

„Das wäre alſo kein großer Vorteil.“

„Denkſt Du denn nicht an die Ewigkeit?“ rief Arthur.

Marina ſchlug die Augen zu ihm auf, mit einem ſtrahlenden Lächeln; ſie ſah aus wie innerlich illuminiert. Arthur bemerkte es und ſagte:

„Meine ſchöne Couſine ſtimmt mir bei.“

Auch Ralph bemerkte es und ein Dolchſtich durchbohrte abermals ſein Herz. Er ſchwieg und Marina ſagte:

„Nur mit ſolchen Gedanken iſt der Kampf des Lebens durchzuführen.“

„Warum?“ fragte Ralph tonlos.

„Weil in ihrem Licht alles Vergängliche nichtig erſcheint . . . und dieſe Erkenntnis iſt eine Waffe, die wir für Gott und gegen unſer Ich fleißig brauchen ſollen,“ ſagte ſie, und der Glanz war von ihrem Antlitz verſchwunden; ſie ſah wieder ſtill und ernſt aus, wie gewöhnlich und Ralph blieb ſtumm. Arthur ſagte:

„Die Lochaber Axt war in alten Zeiten eine furchtbare Waffe; von der Hand eines Cameron geſchwungen, galt ſie für dreifach furchtbar. Doch keine Lochaber Axt iſt ſo kräftig und tut uns ſolche Dienſte, wie jene Erkenntnis von der Sie ſprechen, Mylady.“

Ralph raffte ſich auf und fragte:

„Nun, wie viel Männer haſt Du zuſammengebracht zu Deinem Kreuzzug für Rom?“

„Nur einige, denn ich will nicht ſolche, die wegen des Soldes dienen, den ſie hier nicht finden. Es ſoll jeder ſeinen Sold haben, aber er ſoll nicht in den Dienſt treten wie in eine Verſorgungsanſtalt für Krüppel.“

„Und wer rüſtet ſie aus?“

„Der Papſt.“

„Auf Euere Koſten.“

„Das verſteht ſich! dem beraubten Vater kommen die Kinder zu Hilfe.“

Jedes Wort Arthur's weckte einen ſüßen Widerhall und einen langen Nachklang in Marina auf. Es war ohne Zweifel ſchon von Anfang und während des ganzen Winters ſo geweſen, allein ſie hatte es genoſſen, wie reine Luft der Bruſt und ein mildes Licht dem Auge wohltut, ohne darüber nachzudenken. Jetzt ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Ich werde das fortan entbehren . . . denn er geht . . . er kommt nicht wieder . . werde ich nicht ſterben. . .

Als Ralph mit Marina allein war, fragte er:

„Du würdeſt ſehr gern einen Winter in Rom zubringen, nicht wahr?“

Durch das Chaos ihrer Gedanken flog ein Blitz der Freude, rollte ein Donner der Warnung, und ſie legte die Hand über die Augen als ſie entgegnete:

„Ich weiß nicht . . . vielleicht.“

„Warum nur vielleicht? Ich meine der Aufenthalt in Rom müßte Dich freuen . . . in jeder Beziehung . . . beſonders als Katholikin.“

„Er würde Dir aber ſchwerlich zuſagen,“ ſagte ſie ruhig.

„Du biſt ſehr rückſichtsvoll für mich.“

„Das iſt meine Pflicht.“

Ralph fühlte es mehr denn je, daß Marina ſtets gemäß ihrer Pflicht zu handeln ſuchte. Dieſe Pflichttreue hätte ihn zufriedenſtellen können, wenn er nicht alle Liebe ſeines Herzens, alle Liebe die er früher nie empfunden, immer vermißt hatte, nun auf Marina wendete und in ihr abſchloß. Sobald er keine Veranlaſſung zu Vergleichen hatte, begnügte er ſich, daß ſie ſo war, wie ſie ihm gegenüber ſich verhielt. Doch mit der Ahnung, daß ſie anders ſein, anders fühlen, anders lieben könne, ging ein namenloſer Schmerz durch ſeine Seele. Sie war für ihn die erſte und einzige — was war er für ſie? — Als ein unerfahrenes Kind, das ihn lieber Vater als Gatte genannt hätte, ging ſie die Ehe mit ihm ein und teilte ſie ſeine Abgeſchiedenheit. War das nach ihrer Neigung, nach ihrem Sinn? Das hatte er nie gefragt. Es war eben nach ſeinem Sinn und ſeiner Neigung. Ihm war die Abgeſchiedenheit durch Marina belebt, gelichtet, beſeelt. Aber ſie! Konnte ſie jetzt mit ihren zwanzig Jahren nicht das Verlangen haben, etwas von der Welt zu ſehen, die außerhalb Bruce Caſtle lag — beſonders dann, wenn ihr Erſcheinungen aus dieſer Welt begegneten wie Fergus und wie Arthur Cameron; gewandt und glänzend der eine, liebenswürdig und von hohem Schwung der andere. — Beide beredt und unterrichtet in mancherlei Dingen, von denen er nichts wußte. Wenn ſie die Welt kennen würde, wenn ſie an einen großen, bunten Kreis von Menſchen gewöhnt wäre, ſo würden einzelne Erſcheinungen möglicherweiſe einen geringeren Eindruck auf ſie machen.

Dieſe Gedanken wogten durch Ralph's Seele wie ſchwere Wellen, und er verſank dabei nach ſeiner Art in Träumereien, die ihm das Herz noch ſchwerer machten. Dann erhob ſich Marina und ſagte:

„Herr Oldman iſt vorhin angekommen . . . ich gehe in die Kapelle."

„So ſpät noch?"

„Es iſt nicht ſpät . . . und ich will heute beichten."

„Beichten?"

„Du weißt ja, daß ich von Zeit zu Zeit beichte."

„Ich weiß es . . . aber warum heute?"

„Weil ich die Zwiſchenzeit nicht verlängern will."

Sie verließ das Zimmer und tat wie ſie geſagt hatte.

Ralph hatte noch nie während des Gottesdienſtes die Kapelle betreten. Arthur, der jeden Sonntag Morgen von Roſedale kam, hatte ihn mehrmals aufgefordert dem Meßopfer beizuwohnen, ja ſogar einmal bis an die Tür der Kapelle geführt. Dort aber kehrte Ralph um. Jetzt nahm er ſich vor, am nächſten Morgen in die Kapelle zu gehen. Weshalb — er wußte es nicht; aber es geſchah.

Niemand war in der Kapelle als Marina, Arthur Cameron und die katholiſche Wärterin des kleinen Ralph. Alle drei lagen ruhig auf den Knieen, jeder an ſeinem Platz, und Ralph's Eintritt ging äußerlich unbemerkt vorüber. Dann trat Herr Oldman mit ſeinem Miniſtranten ein, und die heilige Feier nahm ihren regelmäßigen ſtillen Verlauf — ſo ſtill, daß Ralph's unruhiges Herz ſich etwas beruhigte. Doch dieſe Ruhe verſchwand, als Arthur und Marina ſich erhoben, zum Altar gingen, vor dem Prieſter niederknieten und den Leib des Herrn empfingen. Er wurde leichenblaß, und der Gedanke, daß in dieſem hehren Augenblick Arthur's und Marina's Seelen ſich in denſelben Gefühlen begegneten und vereinigten, griff wie mit Geierkrallen in ſeine Bruſt; denn gegen dieſe Verbindung in einem höheren, geiſtigen Leben erſchien die äußere Gemeinſchaft niedrig und armſelig. Er ſaß mit verſchränkten Armen da, regungslos wie eine Bildſäule und ſtarrte die Altarkerzen an, ohne zu wiſſen, was er ſah und was vorging.

Der Meßdiener löſchte die Kerzen aus. Dann verließ Marina die Kapelle; ſpäter Arthur. Aber Herr Oldman betete noch ſehr andächtig. Erſt als dieſer ſich von den Knieen erhob, kam Ralph zu ſich und verließ mit ihm die Kapelle.

„Haben Sie der heiligen Feier einigermaßen folgen können?“ fragte Herr Oldman ſchüchtern.

„Nein, gar nicht!“ verſetzte Ralph trocken.

„Sie ſchienen ſo aufmerkſam.“

„Ja, nach Innen.“

„Deſto beſſer, Sir! Die innere Stimme gibt uns gewöhnlich die beſte Anleitung und Antwort.“

„Sie kann auch quälen.“

„Das leugne ich nicht . . . denn es iſt die Stimme unſeres Gewiſſens.“

Sie traten in das Frühſtückszimmer. Arthur kam ihnen freudig entgegen, ſchüttelte Ralph's Hand und rief:

„Endlich . . . endlich der erſte Schritt!“

Aber Ralph blieb kalt und ſtumm.

Arthur pflegte den Weg durch den Park zwiſchen Roſedale und Bruce Caſtle zu Fuß zurückzulegen. Heute war er zu Pferde gekommen, um einen Beſuch bei William Cameron zu machen.

Nach dem Frühſtück ritt er von dannen. Ralph war ſo finſter, daß Marina nicht wagte wegen ſeiner Erſcheinung in der Kapelle eine Frage an ihn zu richten. Sie konnte kaum atmen unter dieſem bleiernen Druck. Sie ging in ihr Zimmer, verſchloß es, ſank auf einen Sitz, legte beide Arme auf den Tiſch, den Kopf auf die Arme und weinte heiße Tränen. Doch dieſe erleichterten ihr Herz nicht genug. Sie ging zum Schreibtiſche, nahm das Buch mit ihren Gedichten und eine Feder; — da hörte ſie unten im Hauſe Getöſe und ein Gewirr von lauten Stimmen. Das Kind war mit der Wärterin in den Park gegangen — was war mit ihm geſchehen! — Sie flog hinaus, die Treppe hinab . . . ſprachlos vor Schreck ſchob ſie den Diener bei Seite, der ihr unten entgegenkam und ſtand vor Arthur Cameron's Leiche. Die Überraſchung war ſo entſetzlich, daß ſie mit einem dumpfen louſe gereiſt, wie ſie mir ſagten. Das war mir eine unſägliche Erleichterung! nicht daß ich an Flucht gedacht hätte — das Kind machte es unmöglich — aber es erquickte mich ebenſo zu denken: Achaz iſt nicht da; als ehedem: Gundaccar iſt da.

Auf meinen Namen und in Gegenwart meiner guten Hauswirthin wurde die Kleine getauft, und ich hieß ſie Tranquillina. Ich hatte mir dieſen Namen ausgedacht; er klang mir ſo ruheverheißend, und er erinnerte mich an Zingarellis göttliches Rezitativ: „Tranquill' io sono" — das Gundaccar ſo liebte, daß er mir ſagte: „Singe es alle Morgen um zehn Uhr dann komme ich in den Garten und höre Dich, und folgt dann darauf: Ombra adorata — ſo weiß ich daß Du mit meinem Bilde ſprichſt."

Ja, ſo nannte ich ſie im Hinblick auf meine ſeligſte Vergangenheit und auf ihr — wenn Gott gnädig iſt! — friedliches Schickſal; und mit ihrem zweiten Namen Maria legte ich ſie der heiligen Jungfrau und meiner Mutter ans Herz.

Hiemit begann eine neue Liebeszeit für mich, vielleicht die glücklichſte von allen weil ſie die ichloſeſte war — hätte nur nicht Achaz ſeinen ſchwarzen Schatten in den Himmel meines Mutterglückes hineingeworfen. Unſer Zuſammenleben war zu pei-

Stöhnen taumelte und zu Boden geſunken wäre, wenn man ſie nicht aufgefangen hätte. Da kam Sir Ralph und auch er bebte zurück. Arthur entſeelt, Marina ohnmächtig — welcher Anblick und welcher Zuſammenhang!! —

„Tragt ihn hinauf in das Zimmer, das er zu bewohnen pflegt,“ gebot er ſeinen Dienern und von den fremden Leuten bekam er Auskunft.

Die Pferde eines Poſtwagens waren wild geworden, gingen durch und raſten Arthur entgegen, als er um einen Felſenvorſprung bog, wo ſein Pferd ſcheute und mit einem verzweifelten Seitenſprung den Reiter ab- und gegen Steine ſchleuderte, wo er leblos liegen blieb, während ſein Pferd die Flucht ergriff. Zum Glück lag er ſo, daß der vorüberſauſende Poſtwagen ihn nicht beſchädigte; ſo wurde er gefunden, ob tot oder beſinnungslos — das mußte ſich jetzt entſcheiden. Marina hatte ſich erholt; aber ſie zitterte und ihre Zähne ſchlugen krampfhaft aneinander. Ralph nahm ihren Arm und führte ſie hinauf. Oben empfing ſie der Freudenruf:

„Er lebt! . . . er atmet!“

Reitende Boten waren nach zwei Seiten ausgeſendet, um Ärzte zu holen. Als dieſe kamen erklärten ſie, die Wunden und Kontuſionen wären leicht; ob aber das Gehirn nicht gelitten habe, werde ſich erſt ſpäter herausſtellen; die größte Ruhe und Stille ſei Hauptbedingung für die Geneſung. Mit einem Gemiſch von namenloſer Freude und namenloſer Angſt vernahm Marina dieſen Ausſpruch. Er lebte — unter ihrem Dach — er konnte hier die Geneſung finden; wenn aber ſein Geiſt gelitten hätte — geſtört bliebe; — eiſige Schauder durchrieſelten ſie, Fieberhitze trat ein und der Arzt nötigte ſie, ſich zur Ruhe zu legen.

„Dieſer plötzliche Wechſel von Leben und Tod und der Anblick einer Leiche, der noch das Gepräge friſcher Jugend trägt, iſt erſchütternd für Den, welcher nicht durch tägliche Gewohnheit dagegen geſtählt wird," ſagte er.

Marina ließ Herrn Oldman bitten, ſeinen Aufenthalt zu verlängern, weil Wechſelfälle eintreten konnten; es ſei ihr eine weſentliche Beruhigung. Auch Ralph wünſchte es und Herr Oldman blieb. Und ſo lag urplötzlich Arthur Cameron gefährlich erkrankt bewußtlos in Bruce Caſtle. Ralph verlor keinen Augenblick ſeine äußere Ruhe, und mit der größten Aufmerkſamkeit überwachte er die ſorgfältigſte und pünktlichſte Pflege des Kranken. Allmählich genas Arthur. Die Betäubung wich, das Gedächtnis dämmerte auf, die Vorſtellungen klärten ſich, die Gedanken reihten ſich aneinander die Worte wurden zuſammenhängend. Zuerſt erkannte er ſeinen italieniſchen Diener, den Ralph ſogleich berufen hatte — und Arthur glaubte in Roſedale zu ſein.

„Beſuchſt Du mich, guter Ralph?“ ſagte er ſpäter und drückte dieſem die Hand. „Und auch Sie?“ ſagte er freundlich zu Herrn Oldman.

Am neunten Tage war er ganz bei vollem Bewußtſein, wollte ſprechen, wollte danken. Doch das war ſtreng verboten. Ruhe, Stille und Langweile, ſo lautete die ärztliche Vorſchrift.

Marina verlebte martervolle Tage — zuerſt durch Angſt um Arthur's Zuſtand, dann durch die Schwankung zwiſchen der Freude, daß er vor der Hand nicht abreiſen dürfe, und dem Vorwurf, daß dieſe Freude verwerflich, weil egoiſtiſch ſei. Was konnte Arthur ihr ſein, hier, in Roſedale, in Rom? . . . Nichts. Ihr Lebenskreis war abgeſchloſſen und die Pflicht wachte an deſſen Grenzen. Es gab Augenblicke, in denen ſie übermannt von Troſtloſigkeit ſeufzte. O, wäre er nur erſt fort, ſo weit, ſo weit, daß ich nie mehr etwas von ihm ſehen, hören, erfahren würde! — Aber dann erſchrak ſie über die kühnen Worte und ſetzte hinzu: So ſpricht mein Mund, nicht mein Herz! — Und dann klagte ſie wieder dieſer unheilvollen Schwäche ihres Herzens ſich an und fragte ſich, warum es nicht ebenſo freundlich gleichgiltig für Arthur wie für Fergus geblieben ſei. Auf dieſe Frage könnte freilich niemand eine rationelle Antwort geben. Aber dann ermannte ſie ſich und ſagte: Hinweg mit unnützen Fragen! . . . Es iſt eine Verſuchung . . . ſie muß bekämpft, ja durchgekämpft werden . . . Ohne

Prüfung keine Bewährung! — — Dann ſammelte ſie alles, was ſie von Energie in ihrem Charakter hatte, und was bis jetzt verſchloſſen oder als Eigenſinn zurückgetreten war, um mit ſtiller Beharrlichkeit den Kampf fortzuführen. Da aber auch die Leidenſchaft jetzt dieſe Energie für ſich in Anſpruch nahm, ſo ſtand ſie auf einem unſichtbaren Scheiterhaufen, in deſſen Flammen ſie ſeufzte: Verzehren ſie mich? . . . läutern ſie mich? — — Daß ihr Mann etwas ahnen, ſich betrüben, ſich grämen, ihr mit Recht Vorwürfe machen, ſich durch ſie unglücklich fühlen könne, erfüllte ſie mit heißer Seelenangſt. Lieber ſterben, als ihn die Verkehrtheit meines törichten Herzens ahnen laſſen! ſprach Marina entſchloſſen zu ſich ſelbſt, wenn dieſe Furcht in ihr auftauchte; ich habe freiwillig, ja eigenwillig mein Los gezogen, ich verlangte in Verhältniſſe einzutreten, deren ich gewachſen ſei, in denen ich beglückend wirken könne — das iſt geſchehen. Daß ein ſolches Los mit blutigen Schlachten im inneren Leben verbunden ſein könne, wußte ich freilich nicht; doch das ändert nichts an der Sache, daß es eine Schmach iſt, fahnenflüchtig zu werden.

Es verſteht ſich, daß Ralph ſehr wohl ahnte, was in Marina vorging. Er hätte ſie nicht lieben müſſen, um es nicht zu ahnen. Er hatte überdies an jenem Schreckenstag Marina's Gedichte aufgeſchlagen auf ihrem Schreibtiſch gefunden, während ſie im Fieber lag, und der ganze Ton dieſer Gedichte war ſo tief ſchwermütig, daß er ſich ſagen mußte: eine Frau, die in dieſer Weiſe ihr innerſtes Weſen ausſpricht, iſt nicht glücklich. Freilich waren die erſten ſchon einige Jahre alt, und die letzten veränderten ihren Ton nicht weiter, als daß ſie noch um einen Hauch ſchwermütiger wurden, allein ſein Herz und ſeine Beobachtung ergänzte das, was nicht ausgeſprochen war.

Als es hieß, Arthur dürfe ſein Zimmer verlaſſen, nahm Marina ſich vor, bei der erſten Begrüßung recht ruhig zu ſein. Gleichwohl war ſie ſo erſchreckt durch ſeine bleiche Farbe und durch die ſchmale weiße Binde, die er um die Stirn trug, daß ſie mit zitternder Hand und keines Wortes mächtig ſeine Hand drückte.

„Welchen Schreck und wie viel Unruhe und Mühe habe ich Ihnen gemacht . . . Gott vergelt's!“ ſagte Arthur herzlich. „In einigen Tagen hoffe ich nach Roſedale überſiedeln zu können.“

„Sobald der Arzt es erlaubt,“ verſetzte Ralph.

„Jetzt kommt der Frühling . . . da werden Sie ſich ſchnell erholen,“ ſagte Marina.

„Ich hoffe es . . . ich habe viel Zeit verloren!“ rief Arthur.

„Iſt Ihr Wunſch ſo lebhaft, recht bald totgeſchoſſen zu werden?“ fragte Marina lächelnd.

„Daran habe ich noch nicht gedacht, weil ich, bis es zum Sterben kommt, einiges zu tun habe, was ich als eine heilige Aufgabe betrachte.“

„Welche innere Genugtuung muß es gewähren, für eine große Sache ſo zu leben, wie Sie es tun,“ rief Marina.

„Ich glaube, daß der Menſch immer dann und nur dann innere Zufriedenheit fühlen kann, wenn er das Bewußtſein lebendig in ſich erhält, diejenige Sache — ſei ſie groß, ſei ſie klein! — auszuführen, welche Gott von ihm verlangt.“

„Du ſagſt mit Recht: lebendig erhält,“ verſetzte Ralph; „aber dies Bewußtſein will zuweilen erſterben.“

„Das läßt der Glaube nicht zu,“ entgegnete Arthur mit Zuverſicht; „es ſei denn, daß dieſe Verdunkelung eine Prüfung des Glaubens ſein ſolle.“

„O Du glücklicher Menſch! wie leicht iſt es Dir, gut zu ſein,“ ſagte Ralph.

„Willſt Du damit ſagen, daß mein Glück in meinem Glauben beſtehe, ſo hängt es nur von Dir ab, eben ſo glücklich zu werden.“ —

„Doch nicht . . . weil der Charakter ſeinen Einfluß geltend macht.“

„Der Glaube gibt einem jeden das Glück, deſſen er fähig iſt, und das er ohne Glauben nicht erreichen kann, Ralph, darauf verlaſſe Dich.“

Ralph ſchwieg. Er hatte von Glück geträumt ohne Glauben, im ungeſtörten Beſitz Marina's, ſeines Sohnes, ſeines ſtillen Lebens — und damit war es nun aus und vorbei, an ein anderes Glück dachte er nicht, die höheren Kräfte ſeiner Seele waren unentwickelt und konnten ſich nicht dazu erſchwingen. — — —

Arthur Cameron kehrte nach Roſedale zurück, doch vor der Hand nicht nach Italien. Der Arzt beſtand darauf, daß er ſich in der friſchen Luft Schottlands vollkommen ſtärke, bevor er ſich dem ſchweren, im Sommer bleiernen Klima Rom's ausſetze. Arthur fand das ſehr richtig. Er machte kleine Ausflüge, um hie und da für ſeine Zwecke zu werben, und war ihm das gelungen, ſo teilte er den Erfolg an Marina mit, der einzigen, die ſich mit warmem Intereſſe die Sache zu Herzen nahm. Da dies alles friedlich und ohne Störung verlief, begann Marina ſich über ihre Gefühle zu beruhigen und es tat ihr nur weh, daß Ralph mehr wie früher religiöſe Geſpräche mied. Da ſie ihm aber keine Veranlaſſung zu Verſtimmung gab, ja, heiterer war, als ſie je geweſen, ſo hoffte ſie, es ſei eine vorübergehende Laune oder ein Zeichen, daß Zweifel und Bedenken ſich in Ralph regten.

An einem herrlichen Sommertage kam William Cameron mit ſeiner Frau nach Bruce Caſtle und Helene ſagte zu Ralph:

„Morgen muß ein Plan ausgeführt werden, den ich ſchon lange im Sinn habe. Wir müſſen nach der Inſel Staffa und der Fingalshöhle fahren, Marina kennt ſie nicht, William auch nicht; das Wetter begünſtigt uns. Es kann eine wunderſchöne Partie werden, an welcher ſelbſtverſtändlich auch Arthur Cameron teilnehmen muß. Ich freue mich unbeſchreiblich, dieſe wunderbare Naturſchönheit kennen zu lernen.“

Helene wußte nicht, daß Ralph's Vater auf einer Fahrt zwiſchen den Hebriden um's Leben gekommen ſei. Ob freiwillig oder durch einen unglücklichen Zufall, wußte überhaupt niemand. Für Ralph war es aber eine höchſt ſchmerzliche Erinnerung, denn es knüpfte ſich an dieſes Ereignis ſeine traurige Kindheit, der frühe Tod ſeiner Mutter, ſeine mangelhafte Erziehung, ſeine liebeleere Jugend, ſein vereinſamtes, freudenleeres Leben. Das hatte er einmal geäußert und Marina merkte es ſich und ſprach daher nie den Wunſch aus, die Inſel Staffa zu beſuchen. Doch jetzt, da Helene die Fahrt anregte, ſtimmte ſie lebhaft dafür und Ralph ſagte, er habe nichts dawider.

Der Loch Sunart iſt ein ſchmaler, einige Stunden langer Arm, den der Atlantiſche Ozean in die Grafſchaft Argyle hineinſtreckt. Loch Sunart mündet in den Sund von Mull: in die ſchmale Meerenge zwiſchen der Inſel Mull und der Halbinſel Morven, dieſes weſtlichſten Teiles der Grafſchaft Argyle, und der Sund von Mull mündet in den Atlantiſchen Ozean. Am Loch Sunart liegt Oban. Von dieſer Stadt gehen täglich Dampfſchiffe in drei Richtungen aus, ſüdlich nach Glasgow, nördlich durch den Caledonian-Kanal, der Schottland von Weſten nach Oſten durchſchneidet, nach Inverneß, und weſtlich nach den Hebriden. Auf dieſer letzteren Fahrt entfaltet die ſchottiſche Natur ihre wilde, eigentümliche Schönheit, welche nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit der Natur der Küſten ſüdlicher Meere hat. Da iſt kein Reiz, kein Wechſel der Färbung, keine Mannigfaltigkeit der üppigſten Vegetation, kein feuerſpeiender Veſuv, kein ſchneebedeckter Ätna, nicht Neapel's Campagna felice, nicht Palermo's Conca d'oro, nicht die Natur in ihrer Sonnenſeite. Hier iſt ſie in beſtändigen Ungewittern. Klippen, Felſen, Klüfte, Schluchten, Gewäſſer einſtrömend aus ſchmalen Tälern — das alles ſich drängend, vorſpringend, zurückweichend, immer neu ſich gruppierend, immer umbrauſt von der Brandung der Wellen und umſauſt von den ſich kreuzenden Luftzügen, welche über dieſe zerriſſenen Ufer hin- und herfahren, ſich ſtoßen, an einander prallen. — Dieſe unvergleichliche Wildheit hat auch ihren gewaltigen Zauber. Hier iſt das Bild der Leidenſchaft im Sturm, im Süden iſt es die Glut der Leidenſchaft.

Das Gepräge, welches die Geſchichte der Natur gegeben hat, trägt denſelben Charakter. Auf den Felſen liegen Ruinen, altersgrau, von Adlern umkreiſt. Es ſind die Burgen der Mac Lean, Mac Donald, Mac Jan. — Sitz der Häuptlinge dieſer ſtreitbaren Stämme, die in raſtloſen Fehden ſich bekriegten, jetzt aber, Sieger und Beſiegte, vom Rad der Zeit beſiegt und zermalmt ſind. Druard Caſtle der Mac Lean und Ardtorniſh Caſtle der Mac Donald bewachen den Sund von Mull.

Dieſe graue tatendurſtige und tatenreiche Vorzeit hat ihre Sagen und fand ihren Sänger. Auf Morven beſang Oſſian, der blinde Greis, die Großtaten ſeines Vaters Fingal, den frühen Tod ſeines Sohnes Oskar, den Schmerz Malvina's um den Geliebten, den Waffenruhm und die Heldentaten ſeiner Jugendgefährten und Waffenbrüder — nebelhafte Geſtalten, die wie Geiſter um all' dieſe Ruinen ſchweben. War Oſſian ein König, ein Held, ein Sänger; wann lebte er, hat er überhaupt gelebt; iſt er das Phantaſiegebilde eines anderen Sängers? — das ergründe der Forſcher. Schweift das Auge zu den Ardtorniſhhills hinüber, die ihre dunkeln feſten Umriſſe durch die Halbinſel Morven ziehen, ſieht man die Ruinen ringsum, hört man die Brandung und das Gekreiſch der Seevögel, ſo möge der blinde Barde gelebt haben oder nicht — belebt hat er dieſe wilden, melancholiſchen Bilder, indem er die Stimme wachrief, die ihrer Natur entſprach.

Über den Sund von Mull hinaus — der Atlantiſche Ozean, immer bewegt, immer unverändert. Ob ſeine Wellen ſich haushoch türmen, ob ſie im gleichmäßigen Takt ruhig daher rauſchen — unverändert bleibt die Tiefe, wie an der Ewigkeit die Zeit vorüber rauſcht. Weil das Meer — das freie,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR

Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4

FNr. 20854 / 041

offene, weite Meer — ein Bild der Ewigkeit iſt, macht es einen ſo majeſtätiſchen, ſo überwältigenden Eindruck — und weil im Menſchen, wenn er an die Ewigkeit denkt, die Sehnſucht ihre Flügel regt, er ſich aber durch die Zeitlichkeit gebunden fühlt, darum ſtimmt es ernſt, träumeriſch, ſchwermütig.

Das Dampfboot flog hinaus in's weite Meer. Da lag es vor ihnen ausgebreitet wie ein glänzendes Leopardenfell mit dunkeln unregelmäßigen Flecken, mit einem ganzen Archipelagus von Inſeln. Eine dieſer Inſeln iſt der Baſaltblock Staffa mit der Fingalshöhle — und dieſe iſt eine der merkwürdigſten und großartigſten Bildungen der Natur.

In der ſchroffen Baſaltwand öffnet ſich ein Tor ſiebenzig Fuß hoch und öffnet ſich eine lange Halle, die anfangs majeſtätiſch breit iſt, dann aber ſchmaler wird und endlich im tiefen Hintergrund dunkel wie eine Grotte zuſammenläuft. Die Wände und das Gewölbe dieſer Halle ſind Säulen von Baſalt. Schlank wie die Palme, ſchwarz wie die Cypreſſe, glatt und gleichförmig wie von Künſtlerhand, ſteigen Säulen aufwärts, hoch, hoch, immer höher, bilden ein Gewölbe und ſenken ſich dann traubenförmig herab — doch nur ſo weit, um die Halle oben zu ſchließen. Über dem inneren Raum bleiben ſie in der Höhe wie verzaubert hängen und ihre untere Abplattung zeigt die kryſtalliſche fünfeckige Formation des Baſalt. Im Gegenſatze zu dieſem felſenfeſten Bau, iſt der Boden der Halle — das Meer. Er ſteigt auf, wie von gewaltigen Geiſterhänden aus der Tiefe emporgehoben; und doch iſt ſein Fundament — für Auge und Phantaſie — nur das ewig bewegliche und ewig zerfließende Waſſer. Das Ganze iſt ein großartiger geheimnisvoller Tempel, den die träumende Natur, nichts wiſſend von ihrem Schöpfer, dem unſichtbaren Gott errichtet hat. Er wäre aber nicht in ſeiner Vollkommenheit, hätte ſie ihn nicht durch eine Stimme belebt, die in und um ihn erklingt, wie der Orgelton und der Glockenklang einer Kathedrale: die raſtloſe Stimme des Meeres. Wie es daher brauſt, donnerähnlich, ſich ſenkt, ja bis zum Flüſtern ſich dämpft, doch ſogleich wieder ſich hebt, kühner und wilder, drohend und zürnend wird und dennoch gebrochen durch eigene Wucht verhallt, um im Verhallen ihren urewigen Sang mit neuer Kraft anzuſtimmen — das iſt eine ganz wunderbare Hymne, ein Ton, der in den Pſalmen ſein Echo und ſeine Vollendung hat.

Das Dampfboot hielt und ließ den Anker fallen. Nachen ruderten heran. Die Geſellſchaft von Bruce Caſtle hatte ſchon in Oban, mehr noch im Fiſcherdorf Tobenmory auf Morven bedeutenden Zuwachs bekommen. Touriſten, Reiſende, Leute des Landes, die weiter nach anderen Hebriden wollten.

Helene und Marina waren entzückt von der Schönheit der Fahrt und Helene wollte verſuchen, das eine oder andere Bild zu zeichnen.

„Teilen Sie doch nicht Ihren Blick zwiſchen dieſer herrlichen lebensvollen Wirklichkeit und Ihrem kahlen, toten Papier," ſagte Arthur und legte die Hand auf das Blatt.

„Es geht auch nicht," verſetzte ſie, „die Bilder wechſeln zu ſchnell und eines iſt immer ſchöner, immer maleriſcher als das andere."

William Cameron, ein wütender Schachſpieler, hatte einen Geſinnungsgenoſſen gefunden, der ihn übertraf; denn dieſer Mann reiſte nie ohne ein Schachſpiel in der Reiſetaſche. Als er ſich in der Kabine friedlich niedergelaſſen hatte, um mit ſich ſelbſt eine Partie Schach zu ſpielen, traf ihn William Cameron mit dem Ausruf angenehmſter Überraſchung — und ſo ſaßen die beiden in der ganzen ſtundenlangen Fahrt bei einer und derſelben Schachpartie und bekümmerten ſich um nichts und um niemand. — Helene war ja in beſter Geſellſchaft gut aufgehoben. Als man ſich Staffa näherte, bat Helene Arthur, ihren Mann davon zu benachrichtigen. Arthur ging, kam aber ſogleich zurück und ſagte lachend:

„Das war unmöglich."

„Warum denn das?" fragte Helene beſtürzt.

„Als ich herantrat, ſchaute er mich an mit dem Blick eines Steuermannes, der ſein Schiff zwiſchen gefährlichen Klippen durchbringen oder zugrunde gehen muß — und legte ſeinen Finger auf die Lippen. Er wollte nichts wiſſen von den Dingen dieſer Erde, um nur dem entſetzlichen Schickſal zu entgehen, welches das furchtbare Wort Schach und matt ausſpricht.“

„Dieſe Leidenſchaft bei dem kühlen, verſtändigen William iſt mir immer ganz unbegreiflich geweſen,“ ſagte Helene verſtimmt.

„Die kühlen verſtändigen Männer ſind die allerſchlimmſten, wenn eine Leidenſchaft ſie ergreift, denn ſie ſind zäh; ſie halten feſt. Hitzköpfe verbrauſen ſich raſch. Der Veſuv ſpeit ſehr häufig Feuer, der ſchneebedeckte Ätna höchſt ſelten, aber dann über die Maßen furchtbar.“

Arthur hatte in ſeinem gewohnten Ton geſprochen. Da trat Ralph an ihn heran, legte die Hand auf ſeine Schulter und fragte mit tiefem Ernſt, der gar nicht für die Sache paßte:

„Woher weißt Du das?“

„Was?“ fragte Arthur überraſcht.

„Nichts!“ verſetzte Ralph. Nimm Deinen Shawl, Marina, wir ſteigen in die Nachen.“

Bei ruhiger See iſt die Einfahrt in die Fingalshöhle ungefährlich, bei unruhiger See unmöglich. In dem Waſſer der Hebriden ſind ſo viel Klippen und Riffe, daß die Wellen überall anprallen und daß ihre Brandung ſich nie ganz legt. Bei Sturm iſt es herrlich, ſie daher kommen zu ſehen, wie er tobend und heulend ſie peitſcht und vor ſich hertreibt, ſie jagt, bis ſie an einer Klippe ſich aufbäumen, dann mit voller Wucht zuſammenbrechen und in Schaum zerſplittern. Dann aber muß man die Einfahrt aufgeben und ſich begnügen, auf den Dämmen in die Höhle zu gehen, welche die Natur zu beiden Seiten des Tores aus Baſaltblöcken gebildet hat, die bequem zugänglich ſind. Anfangs erheben ſich dieſe ſäulenförmigen Blöcke kaum aus dem Waſſer, allmählich aber ſteigen ſie und führen bis zum Eingang — nicht aber in die Halle, welche man jedoch ganz überſchaut. Man geht auf dieſem Damm wie auf ſchwarzen verſteinerten Honigwaben, mit denen die Baſaltformation Ähnlichkeit hat, und man hat auf der einen Seite das brauſende Meer, auf der anderen die ſchroffe Felſenwand.

Einige Reiſende ſcheuten die Nachenfahrt und ließen ſich an den Dämmen abſetzen; die Mehrzahl fuhr in die Fingalshöhle. William Cameron befand ſich mit Helene und Marina in dem einen Nachen, Arthur Cameron und Ralph in einem anderen.

„Es iſt doch etwas grauenhaft,“ ſagte Helene, „wir ſchwimmen auf einigen Brettern . . . unter uns das tiefe Meer . . . um und über uns ſchwarze ungeheuere Felſenmaſſen.“

„Ja,“ ſagte Marina, „wir fühlen ſo recht zwiſchen dieſen gewaltigen Bildungen der Natur unſere Nichtigkeit als Naturweſen; aber der Geiſt iſt doch tiefer als das Meer und ſteigt doch höher hinauf, als dieſe wunderbaren Formen."

„Es iſt ein Glück, daß wir eine ruhige See haben," ſagte trocken William Cameron.

Im anderen Nachen fragte Arthur:

„Woran denkſt Du, Ralph? Du biſt ganz verſunken und ſchaueſt Dich gar nicht in dieſer Zauberhöhle um."

„Ich denke daran, daß ich die Stätte nicht kenne, auf welcher mein Vater um's Leben kam."

„O laß das," verſetzte Arthur. „Es iſt zwar traurig, doch wenn wir an unſere Abgeſchiedenen denken, ſollen wir Gedanken der Hoffnung, des Troſtes, des Friedens haben."

Sein Blick ruhte ſo teilnehmend auf Ralph, daß dieſer heimlich dachte: Er iſt gut! . . . er kann nichts dafür, daß Marina ihn liebt . . . aber ſollte er es nicht ahnen? . . . — Er ſagte:

„Mit Dir ſteht es ganz anders! Du erbteſt von Deinen Eltern nichts als Segen, ich — nur Unſegen."

„Verſündige Dich nicht," erwiderte Arthur ernſt; „denke an Deine Frau und Deinen Sohn."

William Cameron ſagte:

„Mir ſcheint, wir ſind nunmehr genug in dieſem ſchwarzen Loch herumgefahren."

„Ja," entgegnete Helene, „wir wollen aber alles gründlich genießen, Marina und ich — wir wollen an einem der Dämme anlegen und dieſen Felſenpfad zwiſchen Meer und Himmel und ohne Erde betreten . . . auf dieſem Baſalt iſt ſo wenig eine Spur von Erde, wie in meiner Hand.“

„Alſo auch das noch,“ erwiderte William mit Ergebung.

Es waren ſchon einige Nachen an jenen Stellen der Dämme, wo man bequem aus- und einſteigen konnte, und ſtatt zu warten wollte jeder Schiffer der erſte ſein. So gab es, wie das zu gehen pflegt, ein kleines Gewirr von Nachen. Indeſſen erreichte William Cameron mit den beiden Damen ungefährdet den Damm und ſie gingen voraus. Da erklang ein furchtbarer, vielſtimmiger Angſtſchrei. Sie blieben ſtehen und ſchauten zurück. Ralph und Arthur waren verſchwunden. Ihr Nachen ſtieß mit einem anderen in dem Augenblick zuſammen, als Ralph ſich erhoben hatte, um auszuſteigen. Er kam aus dem Gleichgewicht, fiel über Bord und blitzſchnell ſprang Arthur ihm nach. Eine unbeſchreibliche Verwirrung auf der einen — von Spannung auf der anderen Seite trat ein. Tumult und Entſetzen; jeder wußte, daß es ſich um Tod und Leben handele. Helene jammerte laut und händeringend. Marina lag auf den Knieen, unbeweglich, mit ſtarrem Auge. Da kam Ralph zum Vorſchein. Ein Jubelruf begrüßte ihn und ſchnell wurde er in den Nachen und auf den Damm gehoben. Marina ſprang auf, wollte zu ihm zu eilen, doch ſie wankte, und mit dem Ruf der Todesangſt: „Wo iſt Arthur!“ brach ſie ohnmächtig zuſammen.

In Kleidern ſchwimmend, untertauchend, ermüdet durch die Anſtrengung, Ralph, der nicht ſchwimmen konnte, in die Höhe zu heben, an der Schulter von einem Ruder getroffen, das ein Schiffer unvorſichtig in's Waſſer ſtieß, damit ſich Ralph daran feſthalte, hatte ſich Arthur erſchöpft ſich etwas forttreiben laſſen. Nun aber raffte er ſich zuſammen, ſuchte aus dem Bereich der Ruder und Stangen zu entweichen und ſchwamm dann in einiger Entfernung, allen ſichtbar, wieder der Inſel zu. Ein Nachen fuhr ihm entgegen und die allgemeine Angſt verwandelte ſich in Frohlocken und gab ſich in Freudenrufe kund.

Helene ſaß auf Baſaltblöcken und hielt Marina's Kopf auf ihrem Schoß, während dieſe betäubt und an allen Gliedern gelähmt, leichenblaß mit geſchloſſenen Augen nichts ſah noch hörte. Als jetzt gerufen wurde: „Er lebt,“ fragte ſie tonlos und mühſam:

„Wer?“

„Beide leben, beide!“ jubelte Helene; „ſieh nur Deinen Mann im Schiffermantel eingewickelt. Er kommt . . . ſteh' auf.“

Marina richtete den Kopf auf und reichte mit einem matten Lächeln Ralph die Hand; ſprechen konnte ſie nicht. Helene rief:

„Welchen Schreck haben Sie uns gemacht. Es war grauenhaft, niemand im Nachen zu ſehen, als den Ruderer.“

Marina ſchauderte.

„Wir leben,“ ſagte Ralph mit gewohnter Ruhe. „Steh’ auf, Marina, wir treten die Rückfahrt an.“

Sie gingen hinab zu den Nachen, wo Arthur lag und wo man ſich mit ihm beſchäftigte, denn er war betäubt und erſchöpft. Als Ralph und Marina kamen, machten die Umſtehenden Platz, und eine fremde Dame, die neben ihm kniete und ihm Riechſalz vorhielt, ſagte:

„Es hat nichts zu bedeuten, er iſt nur matt.“

Marina’s Augen füllten ſich mit heißen Tränen; ſie kniete auf der anderen Seite neben ihm nieder und trocknete mit ihrem Tuch ſeine Locken. Arthur ſchlug die Augen auf, und noch etwas betäubt, war es ihm, als blicke er in ein paar wunderſchöne ſchimmernde Sterne. Es waren aber Marina’s Augen, deren feuchter Glanz durch jenen Freudenſtrahl erleuchtet wurde, der, ihr unbewußt, jedesmal auf Ralph einen ſo ſchmerzlichen Eindruck machte.

„Das ſoll mir eine Luſtfahrt geweſen ſein!“ ſagte William Cameron zu Helene, als ſie am Abend wieder in Oban eintrafen. Sie jedoch erwiederte unverzagt:

„Das verſteht ſich! Unfälle muß man ja immer mit in den Kauf nehmen, und dieſſer iſt ſo glücklich wie möglich vorübergegangen — Gottlob.“

„Dies müſſen wir erſt erlebem . . . Arthur's Arm iſt ſo geſchwollen, daß man nicht weiß, ob er nicht etwa zerſchmettert iſt.“

Dies war nun freilich nicht der Fall. Gleichwohl war Arthur in einem ſolchen Zuſtand, daß Ralph erklärte, er werde ihn vorderhand in Bruce Caſtle feſthalten, weil ſeine Pflege in Roſedale durch ſeine wenigen Dienſtboten, bei der Unbrauchbarkeit des Armes nicht genügemd ſei. William ſagte:

„Ich würde gern Arthur zu mir nach Mountcliff nehmen — allein Helene drängt und treibt nach London, weil ihre Schweſter ſie täglich durch einen, auch wohl zwei Briefe treibt und drängt. Schwiegermütter ſind keine beneidenswerten Zugaben der Ehe . . . Sie aber ſimd beneidenswert, weil Land und Meer Sie von Ihrer Schwiegermutter trennt.“

„Arthur iſt bei uns gut aufgehoben und uns gebührt ſeine Pflege,“ entgegnete Ralph lakoniſch.

„So bin ich denn zum zweitten Mal in einem hilfsbedürftigen Zuſtand in Deinem Hauſe, guter Ralph!“ ſagte Arthur; „verliere nur nicht die Geduld mit mir.“

„An Dir iſt es, Geduld zu haben,“ verſetzte Ralph ablehnend; „denn Deine Abreiſe wird wiederum verzögert.“

nigend. Wir ſahen uns nur bei den Malzeiten, wir ſprachen nur von den gleichgültigſten, dem innerſten Weſen fremdartigen Dingen zuſammen; aber das eben war ſo qualvoll, weil es ſo unnatürlich war! Dazu hielt er mich in der ſtrengſten Geldabhängigkeit. Brauchte ich ein Band ſo mußte ich es von ihm fodern — — ach, es iſt ja noch jezt nicht anders! noch jezt muß ich in jedem Augenblick die Lähmung fühlen, welche im Gefolge der Sklaverei iſt. — — An geringe Bedürfniſſe gewöhnt, ſchränkte ich mich aufs Aeußerſte ein um ihn ſo wenig wie möglich anſprechen zu dürfen. Ich brauchte auch wenig, verließ das Haus nur um in die Meſſe zu gehen — wohin Achatz mich regelmäßig begleitete — oder um mit Tranquillina und meiner guten Jeanne einen Spaziergang zu machen. Menſchen ſah ich nicht und wünſchte es auch nicht. Im Gegentheil! ich hätte ja mit Achatz erſcheinen, für ſeine Frau gelten und mich als ſolche benehmen müſſen. Wofür ich jezt galt, war mir einerlei! Jeanne ließ hin und wieder ein Wort fallen bald von einer entführten italieniſchen Gräfin — wozu mein Name die Veranlaſſung gab; bald von einer verbannten ſpaniſchen Prinzeſſin, die unter Aufſicht geſtellt ſei — zu welcher Vermuthung meine Stellung zu Achatz ſich wol eignete. Mich kümmerte

„Wäre ich abergläubiſch, ſo würde ich in dieſen zwei Unfällen die Mahnung finden, die ganze Sache aufzugeben, weil man ihr mit ſchwachem Kopf und lahmem Arm nicht dienen kann.“

„Sie erſtarken wieder,“ ſagte Ralph.

„Und das Herz iſt ja kräftig geblieben,“ ſetzte Marina hinzu.

Ja, kräftig war das Herz, aber ruhig nicht mehr. Andere Wünſche und andere Gedanken nahmen zwiſchen denjenigen Platz, welche es bisher ganz erfüllten, und wollten nicht weichen, wollten jene beherrſchen, verdrängen. Arthur's erſter Unfall hatte ihn in die Stille eines einſamen Zimmers geworfen; der jetzige wies ihn in ſeiner Hilfsbedürftigkeit aus der Einſamkeit heraus. Er hielt ſich den ganzen Tag in dem behaglichen großen Zimmer auf, wo Ralph und Marina ſich aufhielten, und wenn er Briefe zu ſchreiben hatte, mußte er ſie einem von ihnen diktieren. Seine meiſten Briefe waren aber italieniſch und das verſtand keiner von beiden.

„Wer nach Italien reiſen will, muß etwas die Sprache des Landes verſtehen . . . und Du willſt nach Rom gehen — nicht wahr, Ralph?“ fragte Arthur einmal.

„Hm,“ ſagte Ralph.

„Das ſoll ja heißen, nicht wahr?“ rief Arthur lachend. „Nun, dann biete ich mich zum Lehrmeiſter an.“

„O herrlich!“ rief Marina; „ich will mir Mühe geben, eine gelehrige Schülerin zu ſein.“

„Du haſt alſo die Reiſe beſchloſſen,“ fragte Ralph ſcharf.

„Ich dachte nur, daß ſie möglich ſei,“ entgegnete Marina ſchüchtern wie immer, wenn ſie fürchtete, ihrem Mann zu widerſprechen.

Arthur fand Ralph ſehr hart, daß er augenſcheinlich einen ſchweren Druck auf dies junge Weſen übe. Bei oberflächlicher Wahrnehmung trat zuerſt Ralph's große Zärtlichkeit für Marina hervor; lebte man jedoch längere Zeit in ihrer Häuslichkeit und Intimität, ſo erkannte man leicht, wie Ralph mit der ganzen Wucht ſeiner abgeſchloſſenen Eigentümlichkeit auf Marina laſtete — und zwar um ſo ſchwerer, als ihre Eigenart nicht fügſam war, ſondern ſich gegen die Laſt innerlich auflehnte, nur äußerlich ſich unterwarf. Arthur hätte ſehr gern Ralph mit Vorſicht hierauf aufmerkſam gemacht, und wäre es ihm früher klar geweſen, ſo hätte er es ohne Zweifel ganz ſanftmütig getan, ohne Furcht, Ralph zu verletzen. Jetzt aber wagte er es nicht. Sein Mitleid mit Marina, ſeine Teilnahme für ihre Lage waren ſo lebhaft, daß er es für geraten hielt, gegen Ralph zu ſchweigen.

Er nahm aber unbefangen ſeinen Vorſchlag mit dem Italieniſchen wieder auf und ſagte zu Marina:

„Reiſen oder nicht . . . Sie haben weniger Langweile durch mich, wenn ich Ihnen zur Kenntnis einer ſchönen Sprache verhelfe.“

Marina nahm gern den Vorſchlag an und ſagte:

„Ich bin gar froh, wenn ich irgend etwas lernen kann. Meine Unwiſſenheit iſt groß . . . ich heiratete bei ſechszehn Jahren — da iſt man höchſt unfertig.“

„Du haſt hier alles nachgeholt und unzählige wiſſenſchaftliche und andere Bücher geleſen,“ wendete Ralph ein.

„Ja, ich habe außerordentlich viel geleſen! ob aber viel gelernt aus allen dieſen Büchern — das iſt die Frage. Feſtes, geordnetes Wiſſen — das nenne ich lernen.“

Ging das Leben ſeinen ſtillen Gang, ohne erſchreckende Ereigniſſe, ſo ſagte Marina ſich heimlich, ſie ſei eine Törin, vor dem ſympatiſchen Zug ſich zu entſetzen, den ſie für Arthur empfand; er ſei einer der beſten Menſchen, die ſie kenne und als ſolcher wohl wert, geſchätzt zu werden. Er ſei überdies Ralph's Vetter und gehöre als ſolcher zur Familie. Jetzt kam noch die Bewunderung der Hochherzigkeit hinzu, mit welcher er ſein Leben zur Rettung Ralph's eingeſetzt hatte, und ſie war ſo beglückt, für ihn ſorgen, ſeinen Zuſtand erleichtern zu dürfen, daß eine Heiterkeit, die ihr ſonſt nicht eigen war, auf ihrem Antlitz, ihrem ganzen Weſen lag, wie Morgenrot auf einer ernſten Landſchaft. Daß Arthur abreiſen werde — und was dann? daran dachte ſie nicht, oder wies den Gedanken zurück. Sie war glücklich in der Gegenwart. Dies Gefühl, bisher ihr ſo fremd, hob ſie ſogar etwas aus dem Druck heraus, den Ralph auf ſie übte, denn der glückliche Menſch hat mehr Mut, fühlt ſich freier als jener, der durch ſeine Lage oder ſeine Umgebung beſtändig in Unfreiheit gehalten wird. Doch behielt ſie ſtets ihren Mann im Auge, ſoweit es ſeinen Seelenzuſtand betraf und ſie bat ihn wiederholt dringend, Arthur's Aufenthalt zu benutzen, um religiöſe Fragen zu erörtern.

„Wozu das?“ gab er zur Antwort; „glücklicher wird mich das nicht machen.“

„Es war doch einſt Deine Abſicht, faſt Dein Entſchluß, katholiſch zu werden.“

„Ja, damals!“

„Du knüpfteſt damals eine Bedingung daran . . . ſie iſt erfüllt . . . —“

„Später iſt vielleicht davon zu reden, wenn der Kleine größer wird.“

„O, täuſche Dich nicht! . . . er iſt vier Jahre alt, er merkt auf alles . . . er fragt, warum der Papa nicht betet . . . —“

„Willſt Du mich noch melancholiſcher machen, als ich ohnehin ſchon bin?“ fiel Ralph ein und ſah ſo traurig Marina an, daß dieſe mit gepreßter Stimme verſetzte:

„O, im Gegenteil.“

Sie fühlte ſchmerzlich, daß es nicht in ihrer Macht ſtehe, Ralph zu beglücken, weil ſie das nicht in ſich hatte, was er verlangte: Wärme, ja Glut der Empfindung in ihrer Zuneigung, in der Erwiderung ſeiner Zärtlichkeit. Das war ihr immer fremd geweſen und ſie fühlte, daß es ſo bleiben werde. Heimlich ſeufzte ſie: O welch' Leben! es iſt umſonſt gelebt! Ich mache ihn nicht glücklich und ich habe keinen Einfluß auf ihn! O wie bitter rächt ſich der Mangel an Überlegung, ach, ich muß ſagen, die Verkehrtheit, mit der ich in die Ehe trat.

Plötzlich fragte Ralph:

„Marina, werde ich Dir ſympathiſcher ſein, wenn ich jetzt katholiſch werde?“

„Deine Seele iſt mir jetzt nicht weniger teuer, als ſie es dann ſein würde,“ ſagte ſie gelaſſen; „nur hätte ich dann weniger Sorge und mehr Troſt in Beziehung auf ſie.“

„Du erinnerſt mich an Cordelia,“ ſagte Ralph und fuhr fort, als ihn Marina verwundert anſah. „Ja, an Cordelia! König Lear fragt ſie, wie groß ihre Liebe zu ihm ſei, und ſie antwortet, ſie liebe ihn ſo, wie eine gute Tochter den Vater zu lieben habe. Mit dieſer kühlen Antwort war König Lear unzufrieden.“

„Ja, zu ſeinem Unglück,“ fiel Marina ein; „denn die kühle Cordelia bewährte ſich, obſchon verkannt, als gute Tochter.“

„Auch Du biſt gut . . . Du mußt Nachſicht mit dem alten Melancholiker haben,“ ſagte Ralph bewegt.

Solche Worte legten ſich wie Dornen um Marina's Herz, und wenn ſie ſich im Stillen ſagte: Es iſt ja alles friedlich, alles ruhig . . . ich wünſche nichts, was mir verboten wäre — ſo tauchte doch immer die Frage auf: Bin ich wirklich noch gut? . . . werde ich gut bleiben? — — Sah ſie Arthur, und ſie ſah ihn den ganzen Tag, ſo wich die Unruhe vor der Freude, da er da war.

Wochen vergingen, bis Arthur die Schlinge ablegen durfte, in welcher er den Arm trug, und er kehrte nach Roſedale zurück.

„Es iſt die höchſte Zeit, mich aus Deinem gemütlichen Familienkreiſe zu entfernen,“ ſagte er zu Ralph, „ich könnte ſchließlich mein Vorhaben vergeſſen.“

In der Stille ſeines Herzens hieß es aber: Es iſt die höchſte Zeit! ich muß fort von hier . . . von ihr! von ihr! . . . ihre wundervollen Augen haben es mir angetan! . . . ich muß fort! . . . — Warum übt ſie dieſen Zauber? . . . kein weibliches Weſen hat ihn je über mich geübt — ich ſah doch ſchönere Frauen — ich ſah doch Frauen, die mir zu gefallen wünſchten — ich fand ſchön, was ſchön war, liebenswürdig, was liebenswürdig war — ſie iſt nicht ſchön, ſie will mir nicht gefallen — dennoch verzaubert ſie mich — und ſie iſt Ralph's Frau — fort! — fort.

Welche Leere um Marina, als Arthur fort war, als er nicht mehr ſeinen Platz im großen Wohnzimmer einnahm. Er kam aber nach ſeiner früheren Gewohnheit täglich zur Mahlzeit und blieb den Abend. Wie würde es ſein, wenn die Speiſeſtunde verginge ohne ihn und kein Abend ihn brächte. Marina ſchloß ihre Augen. Er war noch da. Er hatte geſagt, anfang Oktober werde er abreiſen; das ſei in Rom ein herrlicher Monat, die Luft rein, das Klima geſund und in früheren Tagen, als noch Ruhe und Frieden in Rom herrſchten und keine räuberiſche Invaſion das Leben unbehaglich machte, ein feſtlicher Monat für das Volk. Auf langen Leiterwagen, deren Sitze rundum liefen, ſaßen ſie im Sonntagsanzug mit dem Tamburin und fuhren hinaus nach der Villa Borgheſe, oder nach Oſterien in den Prati, oder nach Monte Mario, oder nach Aqua acetoſa — und unter Reben ſitzend oder auf den Wieſen gelagert erfreuten ſie ſich an dem einfachen Vergnügen, welches der Aufenthalt im Freien, die Foglietta, einige Oliven und der Tamburin mit Tanz und Sang gewährte.

„Ich habe ſie noch geſehen“ — ſo ſchloß Arthur ſeine Beſchreibung — „dieſe fröhlichen Oktoberfeſte, dieſe Ottobrada, wo das römiſche Volk, namentlich die Traſteveriner, in bunter Menge froh und munter zum Vorſchein kam. Das iſt nun alles verſtört.“

„Aber ſieht man es nicht bei den großen Kirchenfeſten?“ fragte Marina.

„Wenig! der Römer, der vornehme wie der geringe, miſcht ſich nicht gern in den Schwarm der Fremden. Ueberdies nimmt ſich das Volk ganz anders aus, wenn es in der Kirche betet, als wenn es auf einer Wieſe die Saltarella tanzt. Nur der Beſuch der Kirche S. Stefano rotondo am zweiten Weihnachtstage hat Volksfeſtliches. Da ziehen ſie nachmittags in Scharen nach dem Monte Celio, Männer und Frauen, die Frauen in ihren buntfarbigen Kleidern und Tüchern und mit langen goldenen Ohrgehängen — und ergötzen ſich unausſprechlich an den haarſträubenden Marterbildern, mit denen die Wände des großen Rundbaues unſchön und geſchmacklos von Pomarancio bemalt ſind. Der Menſchenſtrom wogt hin und her, ſtundenlang über das Forum, durch den Titus- und den Konſtantiniſchen Triumphbogen, am Coliſeum vorüber, durch lange Alleen, die nach der ſchönen Kirche S. Gregorio führen und dann den Celio hinauf, die herrliche Kirche G. Giovanni e Paolo mit dem mittelalterlichen Glockenturm bei Seite laſſend, zwiſchen altrömiſchem Gemäuer nach S. Stefano, wo dann mit Schauder und Erbauung die Marterſzenen betrachtet werden. Iſt einer des

Leſens mächtig, ſo lieſt er Namen und Erklärung vor, die unter jedem Bild gemalt ſind, und zahlreiche Zuhörer finden ſich um den improviſierten Cicerone ein."

„Was muß das ſein, Rom zu ſehen, da es ſchon begeiſternd iſt, davon ſprechen zu hören!" rief Marina. „Ja, nur ein paar Worte — das Forum! das Coliſeum! entrollen ein ganzes Stück Weltgeſchichte. Dort hört man die Gracchen reden, da ſieht man die Martyrer leiden."

„Sie müſſen aber nicht glauben, daß die Geiſter der Gracchen und der Martyrer auf dem Corſo, dem ſpaniſchen Platz, dem Monte Pincio umgehen," ſagte Arthur lächelnd; „dort gehen und fahren die Leute wie in London und Paris — obſchon weder Paris noch London einen Monte Pincio haben."

„Warum ernüchtern ſie mich!" verſetzte Marina.

„Um Sie darauf vorzubereiten, daß auch in Rom die Alltagswelt ihren Platz einnimmt."

„Ach, mich vorzubereiten!" ſagte Marina den Kopf wiegend.

„Nun, Sie hoffen doch!"

„Wer kann von der Hoffnung laſſen! Rom hat für den Katholiken eine magnetiſche Anziehung."

„Warum ſagſt Du für den Katholiken?" fragte Ralph.

„Weil der Katholik dort die Beſiegelung ſeiner Glaubenslehren vor Augen hat;“ erwiderte Marina. „Wo derjenige den Martertod litt, zu welchem das Wort geſprochen wurde: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“ — da üben ſeit achtzehn Jahrhunderten ſeine Nachfolger ihr Hirtenamt.“

Ralph ſchwieg. Marina forderte Arthur immer mehr auf, von Rom zu erzählen. Sie ſagte:

„Ich will wenigſtens in Gedanken mich dort zu Hauſe fühlen.“

An einem ungewöhnlich ſchönen Nachmittag ſagte Ralph:

„Laß uns nach Roſedale reiten und Arthur zu einem Spazierritt abholen. Es iſt vielleicht der letzte Sonnentag.“

Vielleicht der letzte Sonnentag — wiederholte Marina in ihrem Herzen.

Sie ritten durch den Park, deſſen Bäume von Regen, Nebel und Sturm ſchon ſehr entfärbt waren. An der Barriere, die ihn abſchloß, ſaß der Jockey ab und öffnete ſie. Ein Kiesweg führte durch das ſchmale Wieſental nach der kleinen Villa, die auf einer geringen Erhöhung am munteren Flüßchen lag. Sie waren der Villa ſchon ganz nahe, als Ralph plötzlich rief:

„Da kommen Arthur's Truppen“ — und er zeigte auf eine kleine Männerſchar, die auf der Chauſſee rüſtig einher wanderten.

das nicht! die Welt und ihre Meinung lag mir zu fern, war mir zu fremd um in meinem Leben zu zählen. Es ſchloß ſich dicht, feſt und eng um mein Kind äußerlich ab; doch innerlich ſtand Gundaccar immer aufrecht zwiſchen uns beiden, als der Baum in deſſen Schutz und Schatten wir das Daſein friſteten. Nicht als ob ich irgend etwas Beſtimmtes gehoft hätte! — aber jahrelang war mir zu Muth, als müſſe Gundaccar eines Tages plötzlich wie aus dem Himmel gefallen bei mir ſein. Wer da weiß was es heißt nur eine Woche, nur einen Tag in heißer banger Erwartung eines erlöſenden Schickſals ſchweben, der wird Mitleid mit mir haben.

Achatz ſchien ſich in Pau ganz gut zu gefallen. Ein geiſtiges oder ſehr thätiges Leben hatte er nie geführt, und ſo fand er auch hier die Zerſtreuungen die ihm zuſagten. Wir lebten von den Renten meines und ſeines Vermögens, und bei meiner Eingeſchränktheit und Bedürfnißloſigkeit genügten ſie. Ich hatte keine andere Unterhaltung als Tranquillina, einen Flügel, Noten und — da ich allmälig franzöſiſch lernte — Bücher, und ich kann nicht ſagen, daß ich mich je gelangweilt hätte; nur packten mich bisweilen ſo namenloſe Verzweiflungen, daß es manche Tage gab in denen ich von Muſik und Lectüre nichts hören und ſehen mogte. Dann

„Laß uns umkehren . . . wir ſtören ihn," bat Marina.

Sie wollte nichts ſehen noch hören, was ſie an ſeine Abreiſe mahnte! Arthur hatte ſie aber wahrgenommen, ſtand bereits in der Tür und rief ihnen willkommen zu. Sie mußten abſteigen — und auf Marina's Frage, ob ſie ihn nicht ſtörten, verſetzte er:

„Durchaus nicht! es iſt mir lieb, Ihnen ſogleich die Bitte vortragen zu können, morgen, am Sonntag der ſieben Schmerzen, mit meinen braven Gefährten der Feier des Meßopfers beiwohnen zu dürfen. Aus Ihrer Kapelle ziehen wir dann gleich weiter — gen Rom."

Keines Wortes mächtig neigte Marina zuſagend ihr Haupt, während Ralph bemerkte:

„Du gehſt früher, als es Deine Abſicht war."

„Ein Bote kam über Nacht mit der Kunde, ſie wären marſchfertig und würden heute kommen. Weshalb ſollte ich zögern?"

„Strenge Dich nur nicht übermäßig an . . . Du ſiehſt bleich aus."

„Ich durchwachte die Nacht mit allerhand Geſchäften bezüglich Leben und Tod," ſagte Arthur und fuhr mit der Hand über ſein blaſſes Antlitz.

„Wie ſo? . . . willſt Du für immer die Heimat verlaſſen?"

„Ich habe darüber keinen feſten Plan. Nimmt man aber Kriegsdienſt, ſo muß man auf alles vorbereitet ſein, was der Krieg bringt — alſo auch auf den Tod in der Jugend.“

„Sehen wir Dich heute Abend?“

„Heute nicht . . . morgen früh.“

Marina hörte das Geſpräch ganz ſtarr an. Sie meinte, ihr Herz ſtehe ſtill und liege wie ein Stein ſo ſchwer und ſo unbeweglich in ihrer Bruſt. Sie erhob ſich maſchinenmäßig, als ihr Mann ſagte:

„Alſo auf morgen! Adieu, Arthur!“

„Adieu,“ wiederholte ſie tonlos.

Schweigend führte Arthur ſie zu ihrem Pferde. Als der Jockey herantrat, winkte er ihm zurück, ließ ſich auf ein Knie nieder und legte auf das andere Knie ſeine Rechte. Marina ſtellte den Fuß in dieſe Hand und, etwas gehoben, ſaß ſie mit leichtem Schwung im Sattel, und wieder ſchimmerten ihre dunkeln tränenfeuchten Augen wie traurige Sterne von oben auf ihn herab. Dann wendete ſie ihr Pferd und ſagte gepreßt:

„Auf morgen alſo.“

Sie machte mit Ralph einen langen Spazierritt. Beide im tiefſten Schweigen. Ralph hat Recht gehabt — ſprach ſie für ſich — es war der letzte ſonnige Tag und er ging in Wolken unter. —

Arthur empfand etwas Namenloſes, als er ſie von dannen reiten ſah. Es iſt gut, daß ich gehe, dachte er; ich müßte hier ſterben oder zu Grunde gehen. — —

Er empfing mit Herzlichkeit die jungen Männer, die er nach Rom führen wollte; aber es war doch mit geteiltem Herzen. Er ſorgte für ihre Bewirtung, für ihre Ruheſtätte, aber er zürnte mit ſich ſelbſt, daß er in einer heldenmütigen Aufwallung zu Ralph geſagt hatte: er werde am Abend nicht kommen. Warum nicht ſie ſehen und: warum ſie ſehen; — zwiſchen dieſen beiden Fragen wogten ſeine Gedanken hin und her. O, hätte ich ſie nie geſehen . . . dann ginge ich fort mit leichtem Herzen, wie ich gekommen bin, und trüge nicht den nagenden Zwieſpalt in mir herum, der mich dort feſſelt, wo ich nicht gefeſſelt ſein darf, und dahin weiſt, wohin mein Wille nicht mehr ſtrebt . . . nicht ungeteilt ſtrebt . . . die Vernunft will und die Ehre ſtimmt für ſie . . . gegen ſie iſt das Herz . . . und das iſt ganz unmerklich und allmählich ſo gewaltig geworden, daß es die Herrſchaft verlangt und nicht mehr dem vernünftigen Willen und den ewigen Geſetzen, die er befolgen ſoll, gehorchen mag.

Der Gewitterſturm in ſeinem Innern trieb ihn hinaus. Alles war für ſeine lange Abweſenheit, die leicht eine ewige werden konnte, geordnet; alles für die Abreiſe beſorgt; ihm blieb nichts zu tun. Sollte er noch einmal ſeinen gewohnten abendlichen Gang antreten? . . . Doch wozu? . . . Es war ſchon zu ſpät . . . zehn Uhr! — — Er trat hinaus in die wunderbare geheimnisvolle Stille der Nacht und der Einſamkeit. Der Silberſchimmer des Mondes lag auf dem Tale und die Schatten ſchnitten ſich ſcharf von dem milden Licht ab. Wie eine goldene Kugel ſchwebte der Vollmond durch den blauen Himmel und durch Myriaden von Sternen, die neben ihm nur ganz ſchwach flimmerten. Ein friſcher Luftzug kam von den Bergen herunter und die großen Tannen an ihrem Abhang regten die dunkeln breiten Zweige langſam wie Trauerfahnen. Das Flüßchen rauſchte dahin eintönig, und doch dem Ohr melodiſch klingend wie ein Nixengeſang. Hie und da brach ſich das Waſſer am Geſtein; dann kräuſelte es ſich zu kleinen Wellen, und in ihrem Schaum ſpielte der Mondſtrahl wie mit rieſelnden Diamanten, während er auf den ruhigen Waſſern nur wie ein Schleier von Silberflor zitterte. Von menſchlichem Leben keine Spur. Der Schlaf umfing die Bewohner der Villa. Einmal ſtampfte in den Stallungen ein Pferd. Das dröhnte weithin durch das ganze Tal; am Tage hätte man es nicht bemerkt.

Eine Weile blieb Arthur an die Veranda gelehnt ſo unbeweglich, daß ſein treuer Gefährte, ein Neufundländer, denken mochte, ſein Herr wolle hier Wache halten, denn er legte ſich zu deſſen Füßen nieder. Arthur dachte: So ruhig gehen die Geſtirne ihren Lauf, ſo ruhig fließen die Gewäſſer in ihrem Bett . . . ſie folgen unwandelbaren Geſetzen, irren nie ab, bleiben unverſtört. Aber dem

Menſchen, der einerſeits auch ein Naturweſen iſt, dem werden ſolche Dinge in den Weg geworfen, daß darüber die Sterne aus ihren Bahnen fallen könnten! O warum das? . . . warum? weil er Menſch iſt . . . kein blindgehorchendes Naturweſen iſt. Aber ſeinen freien Willen muß er teuer, teuer bezahlen. —

Er ging vor der Veranda auf und ab, dann über den Kiesweg in den Park. So kam er vor das Schloß. Im erſten Stock waren drei Fenſter hell. Er kannte ſie: zwei gehörten dem großen Wohnzimmer, das er ſo lange und ſo traulich mitbewohnt hatte. Das dritte Fenſter war Marina's Zimmer, wohin ſie ſich zurückzog, wenn ſie einmal allein ſein wollte. Ralph hatte das nicht gern und verlangte beſtändig ihre Geſellſchaft. Sie durfte leſen, ſchreiben, ſticken, arbeiten was ſie wollte — wenn ſie nur da war.

„Du biſt mein Licht und ich bin Dein Schatten,“ ſagte Ralph.

Das war ſo richtig, daß Ralph wirklich für Marina ein Schatten wurde, der nur ihrer Perſon, nicht ihrem Leben folgte.

„Dies iſt das Heiligtum meiner Frau, und der Fuß eines Sterblichen darf es nicht betreten,“ hatte Ralph einmal in ungewöhnlich heiterer Laune zu Arthur geſagt und die Tür geöffnet, ſo daß dieſer das Zimmer überblicken konnte, in welchem ſich nichts beſonderes befand. Es war eingerichtet wie jedes andere elegante Schreibkabinet. Aber wie jeder Stuhl ſtand und wie die Bücher auf einem Tiſch lagen, und die Blumenvaſen und die Zeichnung des Fußteppichs — das alles prägte ſich in ſein Gedächtnis ein, während Marina ruhig zur Antwort gab:

„Nein! mein Heiligtum iſt die Kapelle. Dies Zimmer iſt nur meine Einſiedelei — weil es ſo klein iſt.“

Jetzt ſtarrte Arthur zu den Fenſtern hinauf, als müßte er entdecken, wo Marina ſei. Da verdunkelten ſich allmählich zwei Fenſter: die Lampe wurde hinweggetragen und nur Marina's Fenſter blieb erleuchtet. O wenn ſie ahnte . . . o wenn ſie an das Fenſter treten würde! ſeufzte Arthur. Die Wucht des Schmerzes, die Marina während all' der langen Stunden zuſammengedrückt hatte, drückte jetzt ſie zuſammen. Sie ſank auf eine Chaiſelongue und weinte, als ob ſie ſich in Tränen auflöſen wolle. Beide waren einander ſo nahe, beide erſehnten dieſe Nähe — und doch ahnte Marina ſie nicht. — In der unteren Halle vernahm das feine Ohr eines wachſamen Hundes leiſe, fremde Schritte da draußen; er ſchlug kräftig an. Sowie der Neufundländer den herausfordernden Ton vernahm, gab er Antwort mit ſeiner dumpfen Baßſtimme. Freilich nur ein kurzes Bellen, weil ſein Herr ihm Schweigen gebot; doch der Haushund wurde lauter und zorniger. Marina aber kannte das Bellen des Neufundländers. Wie kam er zu dieſer Stunde in den Park? Sie flog an das Fenſter. Doch ſie gewahrte nichts. Arthur war in den Schatten der Bäume entwichen und der Haushund wurde ſtill. Marina ſtand im offenen Fenſter und die Nachtluft kühlte ihre heiße Stirn, ihre müden Augen. Arthur war noch im Park auf einer entfernten Stelle, von welcher er ihr Fenſter ſah. Als dort das Licht verſchwand, wurde es ſchwarz um ihn her, als ob Mond und Sterne untergegangen wären, und in tiefer Mitternacht fand er ſich wieder in ſeiner Villa ein.

Marina erwachte am andern Morgen durch einförmige, doch nicht unharmoniſche Töne. Sie kamen näher, ſie begleiteten taktmäßig den Schritt von mehreren Männern; ſie werden wild, kriegeriſch. Marina erkannte ſie: es war der Schlachtruf des Clan Cameron und Arthur's Sackpfeifer blies ihn. Marina hatte ihn oft zu ihrem Vergnügen blaſen laſſen: jetzt war er das Zeichen zum Abſchied, zum Aufbruch in den Kampf — in den Kampf auf Schlachtfeldern, in den Kampf des Lebens.

Die kleine Kapelle war überfüllt. Sämtliche Männer empfingen die heiligen Sakramente zum letzten Male auf dem heimiſchen Boden, den ſie vielleicht nie wieder betreten ſollten. Marina ſchloß ſich ihnen an und dachte: Ja, ihr Männer, ihr bringt Opfer, weil ihr geht, und ich bringe mein

Opfer, indem ich hier bleibe . . . ich brauche nicht weniger Kraft als ihr . . . nur in anderer Weiſe.

Ralph war zugegen und betrachtete die kleine andächtige feierliche Verſammlung, in welcher kein lautes Wort geſprochen wurde und die dennoch tief ergriffen von der heiligen Handlung des Prieſters am Altar — ſtill geſammelt auf den Knien lag. Und ſie alle wußten, was da vorging; — nicht nur Marina und Arthur, die Gebildeten! Nein! dieſe Männer, von denen die Mehrzahl aus den geringſten Ständen des Volkes war — ſie verſtanden es ganz genau. Ihre tiefe Andacht bezeugte es. — — Gleichwohl nahmen dieſe Betrachtungen nicht ganz und gar Ralph's Gedanken ein. Eine große Zufriedenheit fand auch ihren Platz; denn Arthur ging fort. Was in Arthur vorging, der nie aus ſeinem äußeren Gleichgewicht gekommen war, wußte Ralph nicht, und hätte er es gewußt, ſo wäre nicht das ſein Kummer geweſen. Mochte die ganze Welt Marina anbeten — wenn nur Marina gleichgiltig blieb! . . . und gleichgiltig war Arthur ihr nicht. Aber er ging fort und Marina wird ihre Ruhe wieder gewinnen, ſo dachte Ralph.

In der unteren Halle ließ er die Männer auf's beſte bewirten und Arthur erklärte, er wolle bei ihnen bleiben.

„Biſt Du nicht ihr Anführer, ihr Hauptmann?" fragte Ralph verwundert.

„Auf der Reiſe ihr Führer, übrigens ihr Kamerad," entgegnete Arthur. Er wollte nicht die oberen Gemächer betreten, in welchen ſüße Erinnerungen ihn umſchwebten. So blieben ſie alle in der unteren Halle und Marina fühlte ſich freier, als wenn ſie mit Arthur und Ralph allein geweſen wäre. Ralph ſtaunte ſie an, wie ſie ſich mit dieſen Männern zu benehmen, mit ihnen zu reden wußte. Er konnte das nicht, teils war er zu unbeholfen, teils fehlte ihm die Anſchauung, die Geſinnung, die in jenen Männern Widerhall fand. Marina ſagte ihnen, was das für eine Ehre ſei, dem Papſt zu dienen, denn er ſei der Verteidiger der ganzen Chriſtenheit gegen den Unglauben — und was es für ein Glück ſei, denn ſie wären ſicher, daß ſie ihr Schwert nie anders als zum Schutz heiliger Rechte ziehen würden. Und die Männer ließen froh begeiſtert den Papſt hoch leben, und Arthur Cameron hoch leben und die edle Lady ſamt ihrem Gemahl und ihrem Söhnlein hoch leben. Und in die freudige Aufregung hinein rief Arthur:

„Auf, Ihr Männer, auf! der Pfeifer voran . . . und den Schlachtruf von Clan Cameron geblaſen! Lebe wohl, Ralph."

„Auf Wiederſehen, Arthur."

„Wie Gott will!"

Sie drückten einander die Hand und Arthur reichte Marina ſeine Rechte — aber ſchweigend. Sie legte die ihre hinein und flüſterte etwas, das ein Lebewohl ſein ſollte und das wie der letzte Hauch eines Sterbenden klang und im Getümmel des Aufbruchs unterging. Das folgte alles ſo raſch aufeinander, daß die Halle plötzlich leer war. Im Hof gab Herr Oldman den Scheidenden ſeinen prieſterlichen Segen. Marina ſah es nicht. Sie lag in der Kapelle auf den Knien und ächzte:

„Gott erbarme Dich meiner!“

Er tat es. In der Nacht wurde der kleine Ralph von der tötlichen Angina befallen und es traten einige furchtbare Tage ein. Immer wich die Gefahr, und wenn man ſie beſeitigt glaubte, erſchien ſie wieder. Ralph war vor Angſt faſt beſinnungslos: er vergötterte das Kind. Marina war gefaßt. In ihrem Innern geſammelt hatte ſie ihre ganze Kraft in dem Gebet zuſammengefaßt: Mein Gott, Opfer muß ſein! . . . Möge ich ihn nie wiederſehen, aber rette das Kind! — Und immer, wenn die Gefahr wieder ausbrach, ſprach ſie für ſich: Rette das Kind, mein Gott! . . . Du weißt, um welchen Preis.

Endlich nach drei Tagen in der martervollſten Spannung, trat entſchiedene Beſſerung ein, gleichwohl ſagte der Arzt zu Ralph:

„Ich muß Ihnen dringend raten, ſo bald wie möglich mit dem Kleinen nach Italien zu gehen. Sie würden hier einen Winter voll Angſt und Schrecken durchleben, weil in unſerem Klima Erkältungen trotz der größten Vorſicht unvermeidlich konnte ich nichts thun als für Tranquillina arbeiten. Hatte ich ein Kleidchen genäht ſo dachte ich: ſie braucht es, darum hatte die Beſchäftigung Sinn! — Alles Andre kam mir ſo ganz zwecklos und daher ſo völlig unſinnig vor. — Abgerechnet dieſe troſtloſen Zeiten war die Muſik, namentlich der Geſang, mir ein Lebensbedürfniß und eine Herzſtärkung. Alle Thränen die ich nicht ausweinen, alle Schmerzen die ich nicht ausſchreien konnte, ſang ich aus um nicht von ihnen erſtickt zu werden. Das hob und erfriſchte mich geiſtig und leiblich. Hatte ich mich ſtundenlang ſo recht ausgeſungen, war mir wol und muthig zu Sinn! Die Bruſt hatte noch Athem, die Seele noch Flügel, das Herz noch Schwung; ich lebte noch — ich liebte noch. Sang ich nun gar „Ombra adorata“ ſo fühlte ich mich auf dem Strom der göttlichſten Melodieen in eine ſo ſelige Sphäre hinüber geriſſen, daß ich — ich mögte ſagen mit verklärten Blicken — von oben herab auf die bangen Kümmerniſſe meines Geſchicks hernieder ſah und mich vereint mit dem „angebeteten Schatten“ fühlte. — Ich erinnere mich daß einſt in einer lauen Sommernacht viele Menſchen ſich in lautloſer Stille unter meinem Fenſter verſammelten, und in ein ganz überwältigtes hingeriſſenes Beifallsjauchzen ausbrachen nachdem ich ſind. Eine ſolche würde ohne Zweifel bei dem Kleinen als Angina ſich äußern, und da er durch dieſen heftigen Anfall ſehr geſchwächt iſt, vergrößert ſich für ihn die ohnehin ſchon große Gefahr.“

„Gewiß, Doktor, wir reiſen!“ rief Ralph; „wo iſt die Luft am heilſamſten gegen dergleichen Krankheiten?“

„In Rom, Sir Ralph; ſie iſt dort weich und ſchwer und im Ganzen von gleichmäßiger Temperatur. Nur wenn die Tramontane weht, darf der Kleine nicht ihr ausgeſetzt werden.“

Dann gab er einige Vorſchriften über Lage und Erwärmung der Wohnung, über Kleidung und Nahrung — alles im Ton einer abgemachten Sache, gegen welche Ralph nicht die mindeſte Einwendung machte — und ſchließlich ſagte er zu Marina:

„Auch Ihnen Mylady, wird der Aufenthalt unter einem ſonnigeren Himmel wohltätig ſein, und Sir Ralph, das bin ich ſicher, wird ſich dort verjüngern.“

Marina kam aus einer Art von Erſtarrung zu ſich und erwiderte:

„Von mir, Herr Doktor, kann in dieſer Sache nicht die Rede ſein.“

„Vielleicht nicht maßgebend, Mylady . . . einen Vorteil jedoch, den man nicht ſucht, darf man doch genießen, und wer nicht unter unſerem ſchottiſchen

Himmel auf die Welt kam, hat Mühe, ſich zu akklimatiſieren.“

Starr wie eine Bildſäule hatte Marina der ganzen Verhandlung zugehört. Sie hatte ihr Opfer mit aufrichtigem Herzen gebracht. Sie hatte zu ſich ſelbſt geſagt: Was beſaß ich denn, als ich ihn ſah? . . . Nichts! . . . Alſo verliere ich in Wirklichkeit nichts, wenn ich ihn nicht wieder ſehe. Dies iſt Wahrheit. Trugbilder des Herzens und Täuſchungen der Phantaſie wollen ſie verdunkeln und ſind nur lieblicher als die Wahrheit. Darum müſſen ſie geopfert werden wie Weihrauch; . . . die bitteren Myrrhen will ich behalten. Möge das Kind leben und ich mir ſelbſt abſterben.

Und jetzt plötzlich eine ſolche Wendung der Dinge! Soeben hatte ſie für ſich wiederholt: Ich habe ja nichts verloren! und in demſelben Augenblick, da ſie vernahm, ſie werde Arthur wiederſehen, war ihr zu Sinn, als gehöre ihr jetzt wieder die ganze Welt, und ſie ſeufzte: Ich freue mich zitternd. Was mir als Glück erſcheint, bringt mir nur Kampf! . . . O Zwieſpalt unſeres innerſten Weſens! im Himmel iſt das armſelige Menſchenherz nicht eingebürgert und auf Erden hat es keine Ruhe! . . . — —

„Du bringſt Deinem Kinde ein großes Opfer,“ ſagte Marina und drückte dankbar Ralph's Hand.

„Ja, es iſt groß,“ verſetzte er; „allein es iſt

Pflicht der Eltern, alles zu tun, um das Leben eines Kindes zu erhalten.“

Wie ſchwer ſein Opfer ſei, ſagte er nicht.

Einige Tage nach ſeiner Ankunft in Rom empfing Arthur mit einer Art von Entſetzen ein Schreiben Ralph's mit der Bitte, eine paſſende Wohnung für ihn zu nehmen. Am erſten November hoffe er in Rom einzutreffen. Arthur faltete das Blatt zuſammen und ſeufzte: Herz, ermanne dich!

Fünftes Kapitel.

Rom — Mittelpunkt der chriſtlichen Welt und ihrer chriſtlichen Traditionen — Stätte, auf welcher die Martyrer mit Blut und Leben für den chriſtlichen Glauben Zeugnis ablegten — Sitz eines Prieſterkönigs, dem die Verheißung gegeben wurde, durch alle Weltzeiten der Wächter dieſes Glaubens zu ſein — ſollte man nicht meinen, über dieſem Rom müſſe ein ewiger Friede ruhen? — Dem iſt nicht ſo. Auf keinem andern Boden haben menſchliche Leidenſchaften ſo unausgeſetzt, ſo gewaltig, ſo allſeitig, ſo verwüſtend mit einander gerungen, als in Rom und um Rom und wegen Rom. Ob für Rom, ob wider Rom: das ſind die beiden Pole der chriſtlichen Weltgeſchichte und die Axe zwiſchen ihnen iſt der Krieg. Da das chriſtliche Leben in ſeinem tiefſten Grunde nichts anderes iſt, als ein Kampf, der für den Glauben Zeugnis ablegt, ſo war vielleicht Rom mit ſeinen Schickſalen und Heimſuchungen, ſeinen inneren und äußeren Feinden, ſeinen geiſtigen und ſeinen weltlichen

Gegnern dazu auserſehen, für alle Zeiten und alle Geſchlechter ein Vorbild dieſes raſtloſen Kampfes zu ſein und auf den Sieg hinzudeuten, den die Menſchheit und der Menſch nur dann erringen können, wenn der Glaube in ihnen lebt; und ihnen inmitten aller Leidenſchaft, aller Torheit, aller Schwäche, über allem Wechſel und Wandel — dem traurigen Erbteil der Staubeskinder — ſeine Kraft und ſeinen Frieden gibt.

So ſchrieb Marina in ihr Tagebuch. Lydia ſchrieb in das ihre:

O heiliges Rom; in welcher Luft von Heiligkeit wandelt man auf Deinem Boden. Wohin der Schritt ſich richte, überall begegnet er einer Kirche, die zu Ehren eines Heiligen oder der Mutter Gottes erbaut iſt — und in den Kirchen, Kapellen zu Ehren anderer Martyrer und anderer Heiligen. Von gar vielen kenne ich kaum die Namen, von vielen anderen nicht die Werke — und wie es mir geht, mag es auch anderen Leuten gehen. Doch die Heiligen kümmern ſich nicht darum, ob ſie den Menſchen bekannt oder unbekannt ſind. Sie haben nicht für die Erde, ſondern für den Himmel gelebt. Sie haben alles Irdiſche, Hab und Gut, Glück und Glanz, Blut und Leben gern hingegeben, um des Himmelreichs deſto gewiſſer zu ſein. Und die Welt hatte keinen höheren Reiz für ſie als den, die Lockungen, welche ſie bietet, zu überwinden. Es heißt, die Menſchen wären in Rom nicht beſſer, als in der übrigen Welt. Es iſt traurig, daß ſo große Beiſpiele und ſo erhabene Lehren keinen nachhaltigen Eindruck machen. Möge es bei mir der Fall ſein.

Polyxene ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch, ſchlug ein großes, ſchönes Buch in Leder gebunden mit vielen weißen Blättern auf und ſchrieb auf das erſte Blatt mit eleganter fließender Schrift:

„Was werde ich ſchreiben? ein Tagebuch? — Gewiß nicht. Dieſe Langweile bürde ich mir nicht auf. Beſchreibung von Kunſtwerken, von Naturſchönheiten? — Gewiß nicht. — Es iſt ſchon ſehr verwegen, mit Meißel und Pinſel derartiges zu bilden oder nachzubilden; ſie zu kopieren mit Tinte auf Papier und ſie mit allerlei Ausrufungen zu verbrämen — iſt über alle Maßen geſchmacklos. Bemerkungen über die Zuſtände von Land und Leuten? — das iſt ganz odios! Denn heute ſieht man dieſes und morgen hört man jenes, und übermorgen erfährt man, daß es ſich genau umgekehrt verhalte. Alſo was denn? — Ich will eine Gemäldegallerie in dieſem Buche anlegen; ich will die Perſonen, die ich kennen lerne, im Umriß portraitieren — wohlverſtanden nur ſolche, die irgend einen Eindruck zurücklaſſen. Die große Mehrzahl zieht vorüber wie ein Schattenſpiel an der Wand — ſpurlos! und ſo zieht auch jeder von uns an den anderen vorüber. Wenn ich das bedenke, fällt mir immer ein, was ein junges Mädchen — Marie de

Gournay — geſagt und was ein berühmter Schriftſteller — Montaigne — ſehr bewundert hat. „L'homme est l'oeuvre d'une ombre et son oeuvre est son ombre." Ob es chriſtlich iſt, den lieben Gott einen Schatten zu nennen, behaupte ich nicht. Allein das iſt gewiß: ſchattenhaft iſt der Menſch in ſeinem ganzen Weſen und Leben, und wenn ich das gründlich bedenke, ſo wird dies Blatt das erſte und das letzte ſein, worauf in dieſem Buch die Tinte ihren Schatten wirft."

So ſchrieben ſie alle drei ungefähr zu derſelben Zeit und eine jede von ihnen ſchrieb ſo wie ſie war; Marina im Kampf, Lydia in Frieden, Polyxene ohne Kampf und ohne Frieden.

Es war keine geringe Aufgabe für Fürſt Wartenberg geweſen, eine Wohnung zu finden, wie er ſie nötig hatte. Die Familie zerfiel in Gruppen, welche ſämtlich zu berückſichtigen waren: die leidende Fürſtin mit ihren Gewohnheiten von eleganter Behaglichkeit; die beiden Knaben mit ihrem Hofmeiſter; Lydia und Fräulein von Calm; Polyxene, die für ſich allein eine Gruppe von Anſprüchen bildete; das ganze zahlreiche Dienſtperſonal: — dies alles mußte mit gehöriger Berückſichtigung für ein halbes Jahr untergebracht werden. Indeſſen kam man in einem geräumigen und ſtattlichen Palaſt des, vergleichsweiſe, ruhigen Apoſtelplatzes, bald in Ordnung und Behagen. Die Fürſtin mußte ſich darauf beſchränken, einige ganz notwendige Beſuche im diplomatiſchen Kreiſe zu machen; Teilnahme an der großen Geſelligkeit war ihr ſtreng unterſagt. Der Fürſt und Polyxene aber hatten beſchloſſen, da ſie nun einmal in Rom waren, nach allen Seiten Rom kennen zu lernen, nicht blos Kirchen und Katakomben, ſondern auch Salons und Menſchen. Der Fürſt hatte ſogar geſagt:

„Liebe Marianne, ich hoffe, Du biſt mit meinem Wunſch einverſtanden, daß Lydia hier in der Geſellſchaft erſcheine. Es macht ſich vielleicht nie wieder ſo, einen Winter in Rom zu verleben und da könnte es ihr leid ſein — wenn nicht jetzt, doch ſpäter — daß ſie nicht an den jugendlichen Freuden der Geſelligkeit Teil nahm.“

„Gewiß, beſter Alois, wenn Du es wünſcheſt, habe ich nichts dagegen,“ verſetzte die Fürſtin, heimlich erſchreckt durch den Gedanken an Egon. „Lydia iſt allerdings noch ſehr jung, kaum erwachſen“ . . . —

„Polyxene und Stephanie ſind auch bei ſiebenzehn Jahren in der Welt erſchienen“ . . . —

„Lydia wird erſt in einigen Monaten ſiebenzehn Jahre“ . . . —

„Iſt aber bei aller Jugendlichkeit ihrer Erſcheinung groß, friſch und kräftig genug, um nicht für unerwachſen zu gelten.“

„Sie wird höchſt überraſcht ſein . . . ſie hat nie den Wunſch ausgeſprochen, in der Welt zu erſcheinen.“

„Sie iſt ein zufriedenes Gemüt, ein liebes Kind, die Lydia. Ich bin überzeugt, ſie unterhält ſich vortrefflich, ſobald ſie die erſte Schüchternheit überwunden hat.“

„Möge ſie nur nicht ganz neben Polyxene verſchwinden . . . es wäre ſehr demütigend.“

„Beſte Marianne! Polyxene iſt nun einmal ein bevorzugtes Geſchöpf. Gleichwohl kann und wird auch Lydia gefallen. Sie hat ſogar ſchon eine Eroberung an Graf Schönſtein gemacht, wie Anton mir ſagte.“

„Graf Schönſtein wäre eine Partie für Polyxene!“ rief die Fürſtin auf's neue erſchreckt. „Er iſt enorm reich und ein ruhiger Charakter und beides paßt für ſie.“

„Ja, liebe Marianne,“ ſagte der Fürſt lächelnd, „es iſt nicht leicht, Heiraten zuſtande zu bringen und nun gar für Polyxene.“

„Leider!“ ſeufzte die Fürſtin, „ich ſchwebe beſtändig in Sorgen, daß ſie ſchließlich eine recht verkehrte Wahl trifft.“

„Vielleicht wird dieſer Winter entſcheidend für ſie . . . und was Lydia betrifft, ſo wünſche ich durchaus nicht, daß auf ihr erſtes Erſcheinen in der Welt ihre Hochzeit folge.“

„Einverſtanden!“ entgegnete die Fürſtin erleichtert.

Lydia blieb ſehr ruhig bei der Ausſicht, die ſich ihr eröffnete und ſie ſagte:

„Vorderhand ſind wir im Advent. Da will ich die ſtille Zeit recht benutzen, um mich in Rom etwas zu orientieren.“

Es wurde abgemacht, daß ſie die Stunden zwiſchen dem Gabelfrühſtück und der Hauptmahlzeit mit Fräulein von Calm nach ihrer Neigung zubringen dürfe.

„Zuweilen werde ich mich Euch anſchließen,“ ſagte Polyxene.

„Ich auch,“ ſetzte der Fürſt hinzu.

„Gewöhnlich reiten wir aber nach dem Gabelfrühſtück ſpazieren, Papa . . . nicht wahr? Du haſt aber wohl noch kein paſſendes Pferd für mich gefunden?“ ſagte Polyxene.

So war Lydia frei in ihren Bewegungen, und wie ſie in der Pauliniſchen Kapelle die Quarant ore mit Fräulein von Calm beſucht hatte, ſo war ſie am folgenden Tage mit dieſer in den Kaiſergärten auf dem Palatin, wo die Ausgrabungen intereſſante altrömiſche Häuſer mit ſchönen Freskomalereien aufgedeckt hatten. Derjenige Teil des Palatins, auf welchem die Arx, die Burg oder Veſte des älteſten Roms, geſtanden haben ſoll, trägt jetzt Promenaden, von denen man die Ausſicht auf das Kapitol und den Aventin hat.

„Hier alſo hat das Weltregiment der alten meine „Ombra adorata“ beendet. Der Geſang war für mich keine Kunſt, ſondern ein Stück meines wahrhafteſten Lebens, in welchem ich mich den mächtigſten Empfindungen hingab und jauchzte, weinte, klagte, jubelte, erſehnte und betete, wie es mir unter dem grauen Wolkendruck meiner Verhältniſſe und in meiner tiefen Abgeſchiedenheit von jeder menſchlichen Theilnahme außerdem nicht möglich war.

Die Flucht der Zeit bemerkte ich nur an Tranquillina — ſo gleichmäßig rollten ſich die Tage vor mir ab. Wäre das Kind nicht geweſen, das ſich täglich, wie eine Blütenknospe fortſchreitend entwickelte, ſo würde ich für meine Perſon gewähnt haben außerhalb der Zeit zu ſtehen — dermaßen blieb ihr Einfluß ſpurlos in meiner Empfindungswelt. Wie der Taucher geborgen unter ſeiner Glocke ſteht und nicht fortgetrieben wird von den Wogen des Meeres ſo ſtand ich unantaſtbar von meinen Erinnerungen überwölbt, an denen die Wellen der Zeit ſich brachen. Das war aber keine Tugend, kein Verdienſt, kein willkürlicher Entſchluß; ebenſowenig war es durch die Nothwendigkeit des Widerſtandes oder den Zwang des Gegenſatzes hervorgerufen; nein! .... es war eben nur die Natur

Roma begonnen,“ ſagte Lydia zu Fräulein von Calm und ſtampfte mit ihrem zierlichen Fuß auf den Boden, „und jetzt ſtehe ich hier, trete ihren Staub mit Füßen und ſage: Was wäre aus dem gewaltigen weltbeherrſchenden Rom geworden, wenn nicht die chriſtlichen Martyrer gekommen wären und es unſterblich gemacht hätten.“

„Es wäre ohne Zweifel ein intereſſanter Schutthaufen,“ erwiederte Fräulein von Calm, „wie Ninive, Babylon und Theben.“

„Amie!“ rief Lydia mit unterdrückter Stimme; „dort auf der Bank ſitzt die Betende von geſtern! Bitte, ſehen Sie das intereſſante Geſicht.“

„Sie ſieht ſehr ſchwermütig aus und der Herr neben ihr noch mehr . . . nur das Bübchen mit dem Gummiballen ſcheint die Heiterkeit in der Familie zu vertreten. Doch woraus ſchließen Sie, daß dies die nämliche Perſon ſei?“

„Aus der Handbewegung, mit der ſie ihr Kleid zuſammenfaßte, als der Kleine auf ſie zulief . . . und aus ihrer Haltung . . . ihrem Ausdruck . . . ich weiß es nicht genau. Wer mag ſie ſein?“

Als Fräulein von Calm ſagte: Dieſer Name wird wohl ſchwer zu ergründen ſein, wie der des Mannes mit der eiſernen Maske“ — — rief Lydia mit unterdrückter Freude:

„O nein! da kommt eben der Baron Mac Bruce und geht auf ſie zu, wie ein guter Bekannter. Er wird zur Mama kommen und ich werde den Namen erfahren!“

Fergus hatte Lydia erkannt, grüßte ſie ehrfurchtsvoll aus der Ferne und führte dann Sir Ralph und Marina zu den Ausgrabungen. Bei ſeiner Rückkehr von Hohwart war er durch ſeine Ernennung zum Attaché der Botſchaft in Rom überraſcht und erfreut worden. Er reiſte auf der Stelle ab und in Rom hatte er zwei Überraſchungen: er fand Sir Ralph mit Frau und Kind bereits dort angeſiedelt, und einige Wochen ſpäter traf Fürſt Wartenberg mit ſeiner Familie ein. Er hatte den Fürſten auch ſchon im Botſchaftspalaſt geſehen und von ihm erfahren, daß die Fürſtin etwas angegriffen von der Reiſe ſei. In der nächſten Woche werde ſie aber gern Beſuch empfangen, abends zwiſchen acht und zehn Uhr.

„Denn am Tage,“ ſagte der Fürſt, „muß man überall, beſonders aber hier, freie Hand haben. Vor zehn Uhr können elegante Leute unmöglich die großen Salons beſuchen, und ſo ſind die erſten Abendſtunden manchen Perſonen ebenſo genehm, um Beſuch zu machen, als meiner Frau, um ſie zu empfangen.“

Als Fergus zum erſten Mal zur Fürſtin kam, war ſie allein mit Lydia, und dieſe ermangelte nicht, nach der intereſſanten ſchwarzen Dame ſich zu erkundigen, die ſo andächtig bete und ſo jung und ſchwermütig ausſehe. Er gab Auskunft und ſetzte hinzu:

„Sieht ſie ſchwermütig aus, ſo hat das einen zwiefachen Grund. Sei es Gemütsanlage, ſei es Kränklichkeit, mein armer Vetter iſt außerordentlich hypochonder und ſein Spleen laſtet ſchwer auf der jungen Frau, obſchon er eine große Liebe für ſie hat. Dieſe trübe nebelgraue Stimmung iſt wahrſcheinlich auch der Grund, weshalb er nicht zum Entſchluß gelangt, zu konvertieren. Er wollte dieſen Schritt tun nach der Geburt eines Sohnes. Der Sohn iſt da ſeit mehr als vier Jahren . . . gleichwohl iſt jener Schritt noch nicht erfolgt.“

„Das muß recht traurig machen und zum Gebet hindrängen,“ ſagte Lydia teilnehmend — und die Fürſtin:

„Vielleicht übt Rom in jeder Beziehung einen günſtigen Einfluß auf Ihren Vetter.“

Das war bis jetzt durchaus nicht der Fall. Die Angſt um ſein einziges Kind hatte Ralph nach Rom getrieben. Als die Spannung nachließ, als der Kleine friſch und roſig aufblühte, wünſchte ſich Ralph tauſendmal zurück in ſeine Stille, ſeine Abgeſchiedenheit, wo Marina's Auge auf keinen Arthur Cameron fallen konnte. Dort, in der Ruhe ſeines Herzens und ſeiner Umgebung — ſo wähnte er jetzt — könne er dem Gedanken an ſeine Konverſion Raum geben, hier ſei das unmöglich; ihm fehle die Sammlung, die Ruhe, ja er hatte eine gewiſſe Abneigung, ohne darüber im Klaren zu ſein, irgend etwas mit Arthur Cameron gemein zu haben. Marina hatte wohl Urſache, ſich mit dem Gebet an Gott anzuklammern.

Als ſie die Kuppel von St. Peter aus der Ferne erblickte ſprach ſie für ſich: Das zu ſehen iſt mein heißer Wunſch geweſen. Ich brachte ihn ſamt einem anderen, ach! viel heißeren Wunſch zum Opfer . . . Gott nahm es nicht an . . . Ich werde Rom ſehen . . . ihn ſehen! ohne mein Zutun werde ich auf den Kampfplatz geſtellt durch höhere Fügung. Jenes Opfer iſt nicht angenommen! Es ſoll mehr Schmerz, mehr Mühe koſten. Täglich auf's Neue und unter ſo ſchwierigen Umſtänden ſoll ich mich mit äußerſter Energie gegen ein Gefühl wehren, das ſtärker iſt als mein Wille — obſchon ich weiß, daß es meine Seele zu Grunde richten kann. Aber höhere Fügung führt mich her. Ihr will ich vertrauen. Vielleicht . . . wenn ich den Kampf gut beſtehe, iſt der Siegespreis — Ralph's Bekehrung.

So kam ſie nach Rom. Arthur empfing ſie. Er dachte und wollte wie Marina, er fühlte aber auch wie ſie — nur heftiger noch, weil er ahnte, wußte, was in ihr vorging. Marina hatte ſich nie geſtattet, über ſeine Gefühle nachzudenken. Teils ſchauderte ſie vor der Vorſtellung zurück: Wenn er mich liebte! — Teils klammerte ſie ſich an den Gedanken an: Er iſt zu edel, zu fromm! . . . es kann nicht ſein.

Ja, Arthur Cameron war edel und fromm; das iſt aber kein Grund, um unberührt von Leidenſchaft durch das Leben zu gehen. Vielleicht ſchlagen ſich ihre Krallen nur umſo gewaltiger in ein ſolches Herz ein. Er täuſchte ſich nicht. Er ſprach für ſich und vor Gott: Mein Wahlſpruch muß heißen: ausharren und verſagen. — Als ſie aber kam, als er ſie wiederſah,. ſie, die er nie hatte wiederſehen wollen, da überflutete Frohlocken ſeine Seele und er rief, freudeſtrahlend Ralph's und Marina's Hand faſſend:

„Ihr kommt ja wie vom Himmel herunter."

„Nein!" ſagte Marina ſanft; „Leiden haben uns hergeführt, und Leiden gibt's im Himmel nicht."

Immer und immer wunderte Ralph ſich heimlich; daß Marina nicht nur ſprechen, ſondern wenn ſie ſprach auch etwas ſagen könne. Ihr inneres Leben war gereift wie ein Ackerfeld im Winter. Kommt ein warmer Sonnenſtrahl, ſo ſchmilzt die Schneedecke und im friſchen glänzenden Grün kommt die junge Saat zum Vorſchein. Ohne Sonne erfriert ſie.

Ralph empfand eine wahre Freude, Fergus in Rom zu ſehen.

Er wurde ſogar ſcherzhaft und ſagte:

„Nicht wahr? ſo weit die Laſt der Geſchäfte, die ohne Zweifel einen Botſchafts-Attaché halb tot drückt, es geſtattet, werden Sie Sorge tragen, daß Ihre Couſine alles ſieht, was man in Rom zu ſehen wünſcht.“

„Gern,“ erwiderte Fergus; „ich denke aber, daß auch Sie das alles zu ſehen wünſchen.“

„Einiges — ja! die Katakomben und die Baſiliken. Doch all’ dieſe Kirchen, dieſe Gemälde, Statuen und ſonſtigen Kunſtwerke haben keinen Reiz für mich.“

„Doch die Geſellſchaft.“

„Damit verſchonen Sie mich! Ich haſſe Tumult, welcher Art er ſei, und die große Welt iſt immer tumultuariſch.“

„Im Advent iſt von Tumult keine Rede und ſpäter werden Sie anders denken. Meine ſchöne Couſine kann nicht in Rom ein Karthäuſerleben führen, wie in Bruce Caſtle.“

Marina hörte ruhig lächelnd zu. Sie war in Rom, Arthur Cameron war in Rom: darauf beſchränkte ſie vor der Hand ihre Gedanken. Es war ihr lieb, daß Ralph Fergus beauftragte, ihr Cicerone zu werden, obſchon Fergus erſt ſeit vier Wochen in Rom und viel weniger dort zu Hauſe war als Arthur; denn mit Fergus konnte ſie ganz ungezwungen verkehren und ohne Befangenheit oder Zerſtreuung großen und ſchönen Eindrücken ſich hingeben. Fergus übernahm ſein Amt mit Freuden. Marina war eine Erſcheinung, an deren Seite ein junger Mann ſich gern zeigt. Arthur aber ſprach mit Wehmut für ſich: Dieſer Vetter, dieſer Jugendgefährte ſcheint ihr willkommen zu ſein . . . nun, das iſt gut . . . gut für ſie . . . beſſer für mich.

Im „ewigen Rom“ fühlt man ſich dermaßen im Bunde mit der Ewigkeit, daß man wenig Gewicht auf die Zeit legt. Man nimmt ſich ſoviel Zeit, als man eben nötig hat, als man es bequem findet, und reicht ſie nicht aus, ſo nimmt man ſich ganz gelaſſen noch mehr Zeit. Transmontaniſche Anſichten über Pünktlichkeit finden keinen Anklang. Arthur erfuhr es. Mit der Organiſation einer Truppe, die ſich aus Katholiken in allen fünf Weltteilen zum Schutze des heiligen Stuhles bilden ſollte, ging es langſam und ſtockend vorwärts. Auch an Kräften fehlte es, an Teilnahme, an Verſtändnis für die Sache. Ihm wäre Krieg und Kampf hochwillkommen geweſen; ſie hätten ihn nach außen hin geſpannt beſchäftigt. Er liebte die Studien, hatte mit Eifer und Talent ſtudiert. Aber die Wiſſenſchaften wollten von einem ruhigen Geiſt betrieben werden, wenn ſie Intereſſe und Genuß gewähren ſollen; ſie ſind zu ſpröde, um nur hie und da ein vorübergehendes Gefallen einzuflößen. O wir Toren, wir armen Toren! ſeufzte er; nichts entzaubert ſo das Leben, wie die Leidenſchaft! . . . Wir bilden uns ein, ſie bereichere, ſie beſelige, wenn ein Augenblick uns das zeigt oder das gibt, was ſie erſtrebt. Allein das iſt ſo, wie wenn man in die Sonne geſchaut hat: übermäßiger Glanz — und dann ſieht man nichts mehr. — —

Fergus ſuchte eifrig in Menſchen, Dingen und Verhältniſſen ſich zu orientieren. Arthur Cameron's Bekanntſchaft war ihm ſehr angenehm, weil er das, was er ſuchte, bei Arthur finden konnte. Ueberdies war dieſer allgemein beliebt und geſchätzt, reich, gebildet, voll feuriger Hingebung für die Kirche und den heiligen Stuhl. Mit einem ſolchen jungen Manne befreundet zu ſein, war vorteilhaft für den Ruf, und Fergus, der nach allen Handhaben griff, die höher und weiter heben konnten, ſuchte Arthur Cameron in deſſen Wohnung bei Maria Maggiore auf. Eine ſtille Wohnung, drei Treppen hoch, ein paar Fenſter auf den einſamen Platz, ein paar andere auf ſtille Vignen, auf den Garten der Villa, die einſt Alfieri bewohnt hatte und das Sabinagebirg ſchloß mit ſeinen ſchönen Linien die Campagna ab und ſchloß ſich blau und duftig dem Himmel an. Die Zimmer waren mit einer Einfachheit eingerichtet, die den eleganten Fergus erſchreckte. Tiſche und Rohrſtühle genug, auch einige Schränke der gewöhnlichſten Art, ſehr viel Bücher, ein großes Kruzifix über einer ſchmalen, eiſernen Bettſtelle ohne Vorhänge, kein Kamin. So waren ſie ausgeſtattet.

Ihr Vorzug beſtand darin, daß ſie ſonnig, luftig und geräumig waren.

Unter der Haustür waren Arthur Cameron und Fergus zuſammen getroffen, und dieſer ſagte:

„Dies iſt keine Stunde für einen erſten Beſuch; allein ich fürchtete, Sie ſpäter nicht zu treffen und ich ſehe, daß Sie auch in der Frühe nicht zu Hauſe ſind.“

„Doch, doch! nur um dieſe Stunde komme ich aus dem römiſchen Kolleg.“

„Hoſpitieren Sie dort?“

„Sie finden mich zu alt für einen Studenten, nicht wahr? allein man iſt ja nie zu alt um zu lernen.“

„Und welchen Vorleſungen folgen Sie?“

„Denen des P. Franzelin.“

„Ich bin hier in der gelehrten Welt noch ganz unbekannt. Ich bitte, was lieſt er?“

„Dogmatik.“

„Dogmatik!“ rief Fergus höchſt verwundert; „ich ſollte meinen die Apologetik, Kirchengeſchichte, Kirchenrecht, wären entſprechende Studien für die Bedürfniſſe der Laienwelt.“

„Als Berufsſtudien — gewiß! jedoch kann man auch aus Liebhaberei dieſe und jene Wiſſenſchaft ſtudieren.“

„Altertumskunde, Naturwiſſenſchaften, Kunſtgeſchichte — ja, derartige Fächer können einer Liebhaberei entſprechen; aber um in die erhabene

Sphäre der Theologie ſich zu begeben, ohne ſie für den Beruf benutzen zu wollen — dazu gehört ein ganz eigentümlich ernſter, hochfliegender Geiſt."

„Der Adler fliegt in den höchſten Lüften und die Lerche ſteigt gleichfalls zur Sonne auf. Er horſtet aber auf unnahbaren Felſenſpitzen, himmelhoch über dem Treiben auf der Erde, während ſie von ihrem Aufflug zurückkehrt in die Furchen der Ackerfelder. So iſt es auch mit der Kraft des Geiſtes. Der Adlergeiſt verweilt in der Höhe, während die Lerche nur zuweilen aus ihrer kalten grauen Ackerfurche aufſteigt, um ſich in den blauen Lüften zu ſonnen."

„Wie paßt das zuſammen?" ſagte Fergus lächelnd; „hier Dogmatik, dort ein großer Schrank voll Gewehre."

„Es paßt ſo, wie für die Lerche der Aufflug zur Sonne und die Ackerfurche."

„Das Leben in Rom iſt gleichwohl weder kalt noch grau, ſondern vielſeitig belebt und anregend — und es freut mich herzlich, daß Sir Ralph hergetrieben worden iſt. Ich ſage abſichtlich hergetrieben; denn wäre ſeinem Herzen nicht Gewalt getan, ſo ſäße er jetzt in Bruce Caſtle und überlegte, ob etwa in drei oder in zehn Jahren oder auch gar nicht der Römerzug zu machen ſei. Es freut mich beſonders für meine Couſine, auf die ich Ihr Bild anwenden möchte: ſie iſt die Lerche im Ackerfeld des Lebens, aber ihre Flügel ſind gelähmt."

meiner Liebe: ſie war treu aus Inſtinkt, nicht aus Ueberzeugung.

Tranquillina war vier Jahr alt, als Achatz mir verkündete, er ſei des Aufenthalts in Frankreich überdrüſſig, wir würden nach Deutſchland zurückgehen. Selige Freude durchblitzte mich im erſten Augenblick; — nach Deutſchland, nach Gundaccars Heimat! — aber auch nur im erſten, denn ſogleich fiel mir ein, Gundaccar ſei jetzt gewiß verheirathet .... oder wol gar todt, und Achatz habe einen ſolchen entſcheidenden Moment in der Fremde abgewartet. Ich konnte unmöglich eine dringende Frage nach Gundaccar unterdrücken; allein Achatz entgegnete gleichgültig, er wiſſe weiter nichts über Gundaccar als daß derſelbe mich nichts anginge und daß er mich längſt aufgegeben habe.

„Denn, fügte er hinzu, ein wahrhaft Liebender würde doch wol in fünf Jahren den Aufenthaltsort der Geliebten erkundſchaftet und geſucht haben ſich ihr zu nähern.“

„Ach, er muß mich ja für treulos und für die Gattin eines Andern halten!“ rief ich weinend.

„Richtig! verſetzte Achatz. Lernen Sie doch endlich die Verhältniſſe begreifen: ſei Gundaccar vermält oder unvermält — Sie ſind in ſeinen Augen nicht mehr Clelia Conti, ſondern die Baronin

„Das läßt ſich doch nicht behaupten," entgegnete Arthur, „ihr inneres Leben kann eine hohe Richtung haben. Aus den Wüſten, aus den Zellen ſind große Geiſter und große Seelen hervorgegangen."

„Ja! aber Sie waren dort in ihrem Element."

„Iſt der Menſch nicht immer in ſeinem Element dort, wo ſein Geiſt gehoben und ſeine Seele veredelt wird? Freilich wird er nicht ſelten gegen ſeinen Willen in dies Element verſetzt: . . . doch ſei es aus Wahl, ſei es aus Führung — derjenige Schleifſtein, der ihn zerarbeitet, bis er ſo geworden iſt, wie Gott ihn haben will, der fehlt nirgends, alſo auch nicht in Bruce Caſtle . . . und nicht hier."

„Sie ſind mit Sir Ralph ſo nahe verwandt, wie ich mit ſeiner Frau. Sie müſſen es mir aber nicht übel nehmen, wenn ich behaupte, daß ſie, obſchon er ſie zärtlich liebt, ein mühſames Leben hat."

„Was das betrifft," rief Arthur, „bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden."

„Aber ſie hat es ſo gewollt in ihrer Eigenart," ſagte Fergus; „man würde es Eigenſinn nennen müſſen, wenn nicht der Schleifſtein dieſer Ehe den Diamant, der in ihr war, aus ſeiner rauhen Hülle herausarbeitete."

Und er fuhr fort von Marina's erſter Jugend zu erzählen, und daß ſie in der Familie wenig beliebt geweſen und nicht beachtet worden ſei. „Jetzt iſt ſie eine Perſönlichkeit, die, wo ſie auch erſcheine, frappieren wird,“ ſetzte er hinzu. „Glauben Sie, daß Sir Ralph in die große Welt gehen wird?“

„Aus Neigung gewiß nicht,“ erwiderte Arthur, „vielleicht fügen es die Umſtände.“

Fergus wünſchte dies lebhaft. War Marina bei der Fürſtin Wartenberg eingeführt, ſo war dies nicht nur der erſte Schritt, um in der Geſellſchaft Fuß zu faſſen, — was er für Marina angemeſſen fand — ſondern er knüpfte auch für ſich eine Hoffnung daran, nämlich die: der zaubervollen Polyxene näher zu kommen. So froh, wie ſeine Sendung nach Rom ihn gemacht hatte, lag doch eine Wolke auf ſeiner Freude: er wurde gänzlich von Polyxene getrennt und vielleicht für immer. Er ſagte ſich freilich, es ſei vermeſſen, an eine Verbindung mit ihr zu denken — ſeine Stellung, ſein Name, ſein Vermögen — alles ſei zu gering für dieſe unvergleichliche Polyxene; dennoch dachte er in der Stille ſeines Herzens daran, und eine geheime Stimme flüſterte ihm zu, er müſſe ſeine Perſönlichkeit doch ein wenig in Anſchlag bringen, eine glänzende Laufbahn werde ſeinem Talente nicht fehlen, nur auf Geiſt und Bildung werde Polyxene Gewicht legen — und ſo ſpann das Herz ſeinen Faden und der Ehrgeiz ſeinen Faden fort, bis ſie ſich ſchließlich zum Knoten ſchürzten, welcher hieß: Polyxenens Beſitz.

Zum Schluß ſeines Beſuchs bei Arthur ſagte Fergus:

„Nicht wahr, Sie werden ſehr häufig, ja täglich zu Sir Ralph kommen? Sie ſind ja intim mit ihm befreundet, nicht blos verwandt. Meine Couſine hat mir die Begebenheit von Staffa erzählt . . . —“

„Sprechen Sie nicht davon!“ fiel Arthur ein; „ich bin ſowohl infolge dieſes Unfalls, als eines früheren in Bruce Caſtle auf eine Weiſe gepflegt und behandelt worden, die mich zu ewigem Dank verpflichtet.“

„Vortrefflich! Beginnen Sie damit Ihre Dankbarkeit in der Zeit darzulegen, und zwar auf eine Weiſe, die unſerem guten Vetter ſehr heilſam iſt: helfen Sie mir, ihn ſeinen einſiedleriſchen Gewohnheiten zu entziehen. Er muß Menſchen ſehen . . . ſonſt verſauert oder verſteinert er. Das beklage ich für ihn, denn er iſt ein braver Mann; mehr noch für meine Couſine, weil ſie mehr als er dadurch leidet. Wir müſſen, Sie und ich, beſtändig darauf ſinnen, ihn in Bewegung zu ſetzen.“

„Das verſtehen Sie beſſer als ich,“ entgegnete Arthur mit einiger Zurückhaltung; „ich habe meine Beſchäftigungen und Geſchäfte . . . —“

„Auch ich! dennoch betrachte ich dies als eine Pflicht der Nächſtenliebe, und von dieſem Standpunkt aus zähle ich auf Sie.“ — — — —

Ja, wenn ſich in die Nächſtenliebe keine andere Liebe miſchte! ſeufzte Arthur, nachdem Fergus fort war. Vielleicht überwinde ich ſie dennoch, wenn ich immer mein Herz unterdrücke. Das iſt Wermut . . . aber es heißt ja, mit Wermut werde man vom Fieber geheilt.

Er ging am Abend zu Ralph, der eine Wohnung am Corſo hatte. Fergus war da und rief ihm entgegen:

„Was ſagen Sie dazu? Mein Vetter findet dieſe ſchöne, ſonnige, gut eingerichtete Wohnung ſo geräuſchvoll, daß er eine andere verlangt."

„Ich habe die Wohnung gewählt, Ralph, die alle Fremden wählen würden," ſagte Arthur; „andere haben andere Unbequemlichkeiten. An das Wagengeraſſel gewöhnt man ſich bald."

„Und man ſieht tagtäglich alles, was in Rom elegant und vornehm iſt — ſelbſtverſtändlich auch alles übrige — vorüberfahren und gehen."

„Eben das iſt betäubend," ſagte Ralph.

„Mit Karthäuſergewohnheiten iſt hier nicht zu leben . . . außer bei den Karthäuſern," ſagte Fergus. „Laß uns morgen nach dem Kloſter der Karthäuſer fahren, Ralph, es wird Dich intereſſieren."

„Durchaus nicht, beſter Fergus."

„Es wird Dich intereſſieren, ſage ich. Wäre in dieſem Kloſter ein gewiſſer Umſtand eingetreten, ſo wären wir nicht auf der Welt, Marina und ich."

Ralph ſchüttelte den Kopf, als ob man ein Märchen erzähle, Arthur aber ſagte:

„Nun . . . dieſer Umſtand?“

„Mein und Marina's Großvater, ein ernſter, dem Treiben der Welt abholder Mann, wollte in ſeiner Jugend hier im Kloſter Maria degli Angeli Karthäuſer werden.“

„Eine Jugendlaune!“ ſagte Ralph.

„Nein!“ verſetzte Marina! „er war kein Mann der Laune, ſondern der Pflicht — und für ſeine Pflicht hielt er es, Wunſch und Neigung zu opfern aus kindlicher Liebe für ſeinen Großvater, der ihn erzogen und alle Hoffnungen auf ihn, den einzigen Enkel, ſetzte. Schwer mag ihm das Opfer geworden ſein! . . . das hinderte ihn aber nicht, die Pflichten, die er gegen ſeine Neigung übernahm, in vollem Umfange und mit treueſter Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen. Ernſt war er und von wenig Worten, aber wohlwollend und weiſe — und weil er wenig ſprach, machte das, was er ſagte, Eindruck. Dies wiederholte er zuweilen: In jedem Stande können wir Gott dienen und uns heiligen, und das iſt unſere höchſte, unſere eigentliche Aufgabe; denn zuletzt wird alles Irdiſche Staub und die Seele bleibt allein mit Gott. Ich war damals ſehr unverſtändig! . . . jetzt könnte ich viel von ihm lernen. Du haſt ihn ja gekannt, Ralph! machte er nicht auch Dir einen edeln Eindruck?“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20881 / 068

„Gewiß! ganz wie ein Einſiedler."

„Das war am Abend ſeines ſehr tätigen Lebens," bemerkte Fergus lächelnd, — „und erſt nachdem er die Laſt und Hitze des Tages in Mühe und Arbeit redlich getragen hatte. Und auch da lebte er nicht in träger Ruhe dahin. Sein Geiſt blieb beſtändig in Tätigkeit, wie ſeine auserleſene Bibliothek es zeigte."

„Ich ſehe noch dieſe ſchön gebundenen Bücher in langen Reihen auf ihren Geſtellen in dem großen hellen Saal," fiel Marina lebhaft ein, „und durch die Fenſter den Garten mit den dunkeln langen Taxushecken, bis hinab zum Strom, den die Tränenweiden verſchleierten und unter ihren Zweigen die Gartenbank, auf der wir ſaßen, Du und ich, und wo Du mir gute Lehren gabſt — bis wir im Nachen nach Hauſe fuhren. Dies ſind meine liebſten Jugenderinnerungen."

„Es freut mich, daß ich ein Plätzchen in ihnen habe, Marina, wenn auch nur unter Tränenweiden."

„Alle Erinnerungen ſind wehmütig, wenigſtens ernſt und gehören unter Tränenweiden."

„Alle, Marina?"

„Alle! die ſüßen ſtimmen zur Wehmut, die ſchmerzlichen zum Ernſt. Das ſoll aber nicht heißen, daß wir ſie deshalb nicht lieb hätten und gern bewahrten."

„Denn ſolche Erinnerungen ſind ſchwer wie reines Gold und ſenken ſich tief in das Herz ein — während Goldflittern verfliegen,“ ſagte Arthur, der bis jetzt ſchweigend zuhörte; denn wenn Marina ſprach, war es ihm wie ein Schlummerlied über ſeinem Herzen und er dachte: ſie beſiegt ſich und ich ſollte mich nicht beſiegen? — —

Für Marina war Fergus eine Erquickung. Daß ſie verwandt und mit einander aufgewachſen waren, bildete ein Verhältnis von unbefangener Vertraulichkeit, durch welche die Befangenheit aufgehoben wurde, welche ſie Arthur und Ralph gegenüber fühlte; bei dieſem fürchtete ſie zu wenig zu ſagen, bei jenem zu viel. Bei Fergus hatte ſie nicht dieſe gewiſſe Beklommenheit, auch dann nicht, wenn Ralph und Arthur dabei waren. Es freute ſie im Gegenteil, daß ſie imſtande war, recht unbefangen zu ſprechen. Sie hoffte dadurch in Ralph wie in Arthur jede Ahnung ihrer Gefühle zu erſticken und dieſe in ihrem eigenen Herzen leichter zu überwinden.

„Wir beſuchen alſo morgen Maria degli Angeli,“ nahm Fergus das Wort, „ein Karthäuſerkloſter wird Dich intereſſieren, Ralph.“

„Ich bin nicht katholiſch und ſehe nur Mauern,“ entgegnete Ralph ablehnend.

„O ich bitte Dich, Ralph, aus Intereſſe für den Mann, deſſen Seele dort von einem erhabenen Gedanken ergriffen wurde — und der ihn aufgab.

weil die Verwirklichung nicht mit dem Willen Gottes übereinſtimmte,“ ſagte Marina.

„Es ſei,“ verſetzte Ralph, „ein ſolches Beiſpiel iſt gut für uns alle . . . auch für Dich, Arthur.“

„Ich kenne Maria degli Angeli,“ erwiderte Arthur.“

Marina wagte nicht ihn zu bitten, Fergus aber ſagte:

„Kann ſein . . . doch nicht in Zuſammenhang mit einem guten Beiſpiel!“ rief Fergus.

„Wir zählen auf Sie,“ ſagte nun auch Marina; „morgen nach dem Gabelfrühſtück.“

„Das iſt abgemacht!“ rief Fergus.

Und ſo geſchah es. Der rieſige, etwas leere Bau auf den ehemaligen Thermen des Diocletian machte aber weder auf Marina, noch auf Ralph und Fergus einen großen Eindruck.

„Ich bekenne,“ ſagte Marina, „daß ich hier nicht von der mindeſten Neigung für die Karthäuſer ergriffen werde. Ich ſtaune über die koloſſalen Verhältniſſe der Kirche und finde die Statue des hl. Bruno in ihrer edeln Einfachheit ſehr anſprechend. Das iſt alles.“

„Einen höheren Ruf vernimmt nur derjenige, für den er beſtimmt iſt,“ ſagte Arthur, „und die Stätte, wo das geſchieht, iſt nur etwas äußerliches, zufälliges.“

„Von der Großartigkeit altrömiſcher Bauwerke bekommt man einen Begriff, wenn man ſie mit dem vergleicht, welche ſpätere Zeiten für denſelben Zweck aufführten. Dieſe ungeheuer große Kirche nimmt einen Teil der Diocletianiſchen Thermen ein. Wir haben auch Badehäuſer, hie und da große, elegante — aber wie verſchwinden ſie neben dieſem Umfang und den Herrlichkeiten der Kunſt, des Luxus, des Wohlbehagens, die er umſchloß.“

„Da iſt es ein anziehender Gegenſatz, daß gerade auf einer ſolchen Stätte der Karthäuſer ſich anſiedelte, der ſo abgetötet iſt, daß er nicht bloß einſamer Betrachtung ſich widmet, ſondern durch beſtändiges Stillſchweigen, das nur durch gemeinſames Chorgebet unterbrochen wird, in die größtmögliche Abgeſchiedenheit von menſchlichem Verkehr ſich verſetzt. Welcher Tumult herrſchte einſt in dieſen Thermen und jetzt — welcher Friede!“

„Auch in den Seelen?“ fragte Marina vor ſich hin.

„Er iſt denen verheißen, die guten Willens ſind,“ antwortete er.

Die Männer wurden in den berühmten ſchönen Kreuzgang geführt, den die Frauen nicht betreten dürfen, weil er innerhalb der Klauſur liegt. Marina blieb vor dem Tabernakel und betete: Gib mir guten Willen . . . kein mattes Wollen . . . feſten guten Willen.

Sie konnte nicht anders als Arthur und Fergus vergleichen. Jedes Wort, jede Bemerkung des

Thannau, und ſchwerlich würde er Ihre Tochter für die ſeine anerkennen.“

Damit that Achatz einen neuen Abgrund der Schmerzen vor mir auf. Ja ja! er hatte ganz Recht! ſo durfte .... ſo darf Gundaccar von mir denken! .... O, ich Unſelige! — Da ward mir auf einmal klar, was ich früher nie gedacht, daß Gundaccar mich vielleicht verrathen könne, daß er, wenn wir uns je begegneten, ſein Antlitz wegwenden könne um mich nicht zu ſehen; daß Tranquillina ihm ein fremdes Kind ſein könne — — — Nein! nein! nein! nur das nicht, mein Gott! nur das nicht! Aber wie ein erſtarrender Nachtfroſt legt ſich jezt allewig dieſe vernichtende Vorſtellung über meine Sehnſucht ihn noch einmal zu ſehen bevor ich ſterbe.

Wir verließen Pau, das ich liebte als die Wiege meiner Tranquillina, und wo das arme Kind die erſten Jammerthränen ſeines kleinen Lebens beim Abſchied von der treuen Jeanne vergoß. Ich bat dringend die gute Seele mitnehmen zu dürfen, aber Achatz ſchlug es ab; es vergrößere die Reiſekoſten, ſprach er, und es ſei vollkommen überflüſſig auf die Anhänglichkeit eines Kindes Rückſicht zu nehmen. Ich, ſelbſt mit Thränen in den Augen, mußte die klagende Dienerin tröſten und das jammernde Kind einen ſprach eine äußerliche Auffaſſung aus, während der andere in das Weſen einging.

Sie fuhren zur Porta Pia hinaus, und als ſie im Freien waren, wünſchte Marina einen Spaziergang zu machen. So ſtiegen ſie aus, der Wagen folgte langſam, Marina und Fergus gingen neben einander, hinter ihnen Ralph und Arthur.

„Sprich, Ralph, welchen Eindruck macht Dir Rom?“ fragte Arthur.

„Einen ganz anderen wie London und Paris. Dieſe tragen das Gepräge der Gegenwart — Rom der Vergangenheit.“

„Und das, was der Gegenwart angehört, wie majeſtätiſch iſt es aus der Vergangenheit in ſie hineingewachſen,“ ſetzte Arthur hinzu. „Im Korſo herrſcht das bunte Treiben der Welt wie in Pall-Mall oder rue de Rivoli; aber der Korſo fängt an bei einem Obelisk des Seſoſtris, läuft vorüber an der Säule Marc Aurel, der Venetianiſche Palaſt mit ſeinem mittelalterlichen Ernſt ſchließt ihn ab, nachdem er zwiſchen Paläſten alter Familien ſich hinzog, wie nirgends auf der Welt Privatperſonen ſie beſitzen.“

„Die Pracht artet zuweilen in Pomp aus,“ entgegnete Ralph; „was mich anziehen würde, ſind die Katakomben.“

„Mit Recht! ſie ſind das rieſige Grab, aus welchem das chriſtliche Rom ſeine Auferſtehung feiert.“

„Da kommt Fürſt Wartenberg mit ſeinen Töchtern," ſagte Fergus zu Marina.

Dieſe ſchaute hin und hatte alle Zeit, die Reitenden ins Auge zu faſſen, denn ſie ritten Schritt.

Fergus grüßte und ſein Gruß wurde freundlich erwidert, und Polyxene verband damit ein Lächeln, von dem man behauptete, es ſtehe nur ihr zu Gebot. Marina ſagte mit Bewunderung:

„Welch' ein liebreizendes blondes Köpfchen."

„Ja, ja! . . . das ſagen wir alle!" verſetzte Fergus.

„Und unvermählt?" fragte Marina.

„Zum Glück . . . oder auch leider Ja! die Bewerber ſind zahllos."

„Du wirſt doch nicht zu ihnen gehören?"

„Warum ſollte es nicht ſein!" rief Fergus empfindlich.

„Mir ſcheint, Du ſollteſt nicht gar ſo hoch hinaus ſtreben."

„Wer kein hohes Streben hat, kriecht beſtändig unten im Staube herum!"

„Beſter Fergus, Du gehſt auf ein anderes Gebiet über. Wir ſprechen von der Bewerbung . . —"

„Du haſt Recht, Marina," fiel er ein; „vergiß, was ich ſagte. Im Ernſt denke ich nicht daran."

Er hatte zu wenig Hoffnung, um ſeine ſtillen Wünſche zu geſtehen. Am Abend ging er zur Fürſtin. Die Familie war beiſammen und hieß ihn willkommen. Der Fürſt ſagte ſogleich:

„Lieber Baron, wer war die ſchöne, ſchwarze Dame, neben welcher Sie gingen . . . dieſe Königin der Nacht.“

„Lady Bruce, meine Couſine, die zwar intereſſant, aber nicht ſchön iſt,“ verſetzte Fergus.

„Sehr ſchön!“ ſagte Lydia.

„Schön oder nicht!“ rief der Fürſt, „ſie ſieht aus, wie niemand ſonſt ausſieht.“

„Seit zwei Stunden ſprechen mein Mann und meine Töchter nur von dieſer Königin der Nacht,“ ſagte lächelnd die Fürſtin.

„Man kann ſich unmöglich damit begnügen, nur gemalte und gemeißelte Schönheit zu bewundern. Mir gefällt die lebendige Erſcheinung beſſer, als das Marmorbild und das Gemälde.“

„Wer iſt der Gemahl dieſer Königin der Nacht?“ fragte Polyxene; „der Sohn des Lichtes, der ihr folgte, oder der finſtere Mann?“

„Der letztere,“ ſagte Fergus.

„Und wer iſt jener?“

„Sir Arthur Cameron.“

„Ein Schotte . . . alſo ein Landsmann.“

„Er iſt ein Vetter von Sir Ralph Mac Bruce. Konvertit und glühender Anhänger des apoſtoliſchen Stuhles, zu deſſen Schutz er Verteidiger zu werben ſucht. Er hat in Schottland einige Mannſchaft geworben, ſie auf ſeine Koſten hergeführt, will für ihre Ausrüſtung ſorgen, will ſelbſt mit ihnen in Reihe und Glied dienen und opfert ſeine

Zeit und ſein Vermögen den großen katholiſchen Intereſſen. Ich glaube ſogar, der Gedanke, in den geiſtlichen Stand zu treten, liegt ihm nicht fern — wenigſtens deuten ſeine theologiſchen Studien im römiſchen Kolleg dies an.“

„Wie beneide ich Sie und Ihre Verwandten!“ rief Lydia.

„Nun, wie ſteht's mit dem finſtern Gemahl?“ fragte Polyxene.

„Er iſt ein beklagenswerter Melancholiker, der durch ſeinen Spleen ſich ſelbſt und ſeine Umgebung drückt, matt und ſchlaff, jedoch wohlwollend dahinlebt und zu kräftigen Entſchlüſſen nur durch Überrumpelung — ich weiß keine andere Bezeichnung — gelangt. So hat er geheiratet, ſo iſt er hergekommen, und ich glaube, er wird nur durch einen plötzlichen Überfall zur Konverſion ſich entſchließen.“

„Dies wird ja immer intereſſanter!“ ſagte Lydia.

„Geht er wirklich damit um?“ fragte die Fürſtin.

„Es iſt ſeit Jahren ſo etwas wie ſein Vorhaben, keineswegs ein beſtimmter Vorſatz. Vielleicht machen ihm die Zeugniſſe des chriſtlichen Altertums Eindruck. Er wünſcht die Katakomben zu ſehen.“

„Vortrefflich!“ rief der Fürſt; „wir können ihm dazu verhelfen! In der nächſten Woche wird uns ein in dieſem Fach berühmter Gelehrter in die Katakomben führen und ſie erklären. Ohne Erklärung verſteht man nicht, was man ſieht. Es ſoll uns ſehr freuen, wenn ſich Sir Ralph Mac Bruce mit ſeiner ſchönen Lady uns anſchließen will.“

Fergus, ſtill beglückt, daß ſich alles nach ſeinem Wunſch geſtaltete, bat die Fürſtin um Erlaubnis, ſeine Verwandten zuvor bei ihr einzuführen und ſie ſagte freundlich zu. Von Arthur Cameron war keine Rede. Da ſagte Polyxene munter wie immer:

„Ich begreife Euch alle nicht — Papa, Mama, Lydia! Ihr fanatiſiert Euch stante pede für ein melancholiſches Ehepaar, und den Mann der Tat, den Mann des Opfers — folglich den wahrhaft intereſſanten — den überſeht Ihr! . . . ich aber bekenne, daß ein junger Mann, wie Sir Arthur Cameron, der nur in der Hingebung an hohe Ideen Befriedigung findet, für mich anziehender iſt, als Rom mit und ohne Katakomben.“

Immer bereit, die Wünſche Polyxenens zu erfüllen, rief der Fürſt:

„Es verſteht ſich, daß meine Einladung auch ihn betraf.“

Und die Fürſtin ſagte zu Fergus:

„Menſchen, wie Sie Sir Arthur Cameron beſchrieben haben, ſind ſo ſelten in unſerer Zeit und unſerer Welt und geben ein ſo vortreffliches Beiſpiel, daß man wohl wünſchen kann, ſie kennen zu lernen — wenn es ſich ohne Zudringlichkeit macht.“

Fergus verſetzte verbindlich, er werde es ausrichten, glaube jedoch, daß Sir Arthur Cameron ziemlich genau die Katakomben kenne.

Polyxene ſchüttelte ihr ſchönes Köpfchen mit einer kleinen unzufriedenen Miene und ſagte:

„Aber Baron, es handelt ſich gar nicht um die Katakomben, ſondern um unſere liebe arme Mama, die eingeſperrt leben muß und nicht in fremden Salons Leute kennen lernen kann, die ihr zuſagen. Daß man ihr ſolche zuführe — darauf muß ſie ſich beſchränken, und wer das tut, erzeigt ihr eine große Wohltat.“

Fergus verſetzte abermals ſehr verbindlich, er werde ſich glücklich ſchätzen, wenn das durch ſeine Vermittelung geſchehe.

In Wirklichkeit machte es ihn nichts weniger als glücklich. Er hatte ſich nicht vorſtellen können, daß ein Mann, der als Soldat in die Linie eintreten wolle und einſtweilen im römiſchen Kolleg Theologie ſtudiere, vor Polyxenens Augen Gnade finden werde; dies wäre ohne Zweifel auch nicht geſchehen, hätte Polyxene nicht Arthur Cameron geſehen. Seine Erſcheinung, ſo edel, ſo durchgeiſtet, ſtand in ſolchem Gegenſatz nicht bloß zu dem matten, ſchwermütigen Ralph, ſondern auch zu dem ſchönen, brillanten Fergus, daß es ſchwer geweſen wäre, ihn nicht zu bemerken. Freilich hätte der Vergleich für Fergus am vorteilhafteſten ausfallen können. Es geſchah nicht, weil Polyxene mehr junge Männer kannte, die an Fergus — als ſolche, die an Arthur erinnerten.

Polyxene ſagte zur Fürſtin, nachdem Fergus ſich entfernt hatte:

„Liebſte Mama, jetzt mußt Du mir dazu verhelfen, daß ich dieſen Sir Arthur Cameron portraitiere.“

„Beſtes Kind, Deine Einfälle überſteigen alle Begriffe vom Möglichen,“ entgegnete die Fürſtin.

„Liebſte Mama, das iſt ein Kopf, wie man ihn nur einmal im Leben ſieht. Hab' ich nicht Recht Papa?“

„Ich habe ihn gar nicht beachtet,“ antwortete der Fürſt.

„Sei dem ſo!“ ſagte die Fürſtin; „ein Grund, daß Du ihn portraitierſt liegt nicht darin.“

„Erſt müſſen wir ihn kennen lernen,“ ſagte der Fürſt, um auf dieſe Weiſe die Frage zwiſchen ſeiner geliebten Marianne und ſeiner geliebten Polyxene auszugleichen; „und jetzt mache Dich fertig, Polyxene, es iſt zehn Uhr.“

Sie fuhren zur Fürſtin Z., einer glühenden Anhängerin des Papſtes und des apoſtoliſchen Stuhles, bei welcher man an ihren kleinen Empfangsabenden nur Perſonen fand, welche dieſer Richtung huldigten. Der Fürſt kannte ſie aus früherer Zeit und ſtellte ihr mit väterlichem Stolz ſeine ſchöne Tochter vor. Polyxenens Eintritt machte Aufſehen. Es waren nur einige zwanzig Perſonen anweſend. Ihr erſter Blick fiel auf Arthur Cameron und begegnete dem ſeinen.

Selbſtverſtändlich ſprach man von den Zuſtänden der Gegenwart, von den Gefahren, die dem apoſtoliſchen Stuhle drohten, von dem zweideutigen Schutz, den Frankreich gewährte, von den Vorteilen, welche der freiwillige Dienſt von katholiſchen Männern aus den verſchiedenſten Ländern Europa's mit ſich bringe, oder über den Nachteil. Die einen fanden dieſen freiwilligen Dienſt zweckmäßig, die anderen nicht, und dieſe letzteren behaupteten, die Disziplin werde bei dieſen Freiwilligen nicht ſo ſtreng gehandhabt; — darauf komme aber bei der Truppe alles an. Überdies ſei es ungeheuer ſchwer, Männer aus allen Ständen und allen Zungen, reiche und arme, wohlerzogene und rohe zur Einheit zu verſchmelzen.

„Ich glaube gern," ſagte der Gegner, „daß ſich dieſe Freiwilligen in gegebenem Augenblick tüchtig ſchlagen werden, weil dann die Begeiſterung für die Sache den Mut verſtärkt; allein bis es dahin kommt, ſcheinen ſie mir — wenigſtens was jene aus den höheren Ständen betrifft — mehr geneigt, zu befehlen, als zu gehorchen. Der eine will hier eine Rolle ſpielen, für die ihm in der Heimat der Schauplatz fehlt, der andere geberdet ſich wie St. Georg, der es mit dem Drachen aufnimmt, und der Römer wird in den Hintergrund gedrängt; denn es iſt nicht ſein Fach, mit dem Säbel zu raſſeln."

„Darin haben Sie ganz recht, Herr Marcheſe,“ ſagte Fürſtin Z. ein wenig ſpöttiſch.

„Und in allem, was Sie zuvor ſagten, nicht ganz unrecht,“ erklang eine Stimme aus einer Gruppe von Herren.

„Sir Arthur!“ rief Fürſtin Z. ſehr freundlich, „kommen Sie näher und erklären Sie uns, weshalb Sie gegen Ihre eigene Sache ſprechen.“

„Nur Ihre Schattenſeite gebe ich zu: Der Gedanke, für den apoſtoliſchen Stuhl zu kämpfen, iſt unter allen katholiſchen Völkern wach geworden. Man erkennt, daß es ſich hier nicht handelt um Abwehr von Eroberungsgelüſten, von Verteidigung der Perſon des Papſtes und ſeiner weltlichen Herrſchaft, ſondern daß es ſich handelt um einen Kampf auf Tod und Leben gegen die Kirche und gegen den Glauben. Die Italia una und andere Phraſen ſind das Feldgeſchrei unſerer Feinde, und ſie betören damit Kurzſichtige und ſolche, die ſich betören laſſen wollen. Der Kern dieſes Feldgeſchreies iſt aber nichts anderes, als Vernichtung alles poſitiven Chriſtentums, dieſes übernatürlichen Schatzes, den der Wächter auf der Höhe vom Stuhle Petri herab zu wahren hat. Weil er ſichtbar iſt und weil die Feinde keinen Sinn für das Unſichtbare haben, wähnen ſie mit ihm die Kirche ſelbſt zu ſtürzen. Und weil er ſichtbar iſt und das Sichtbare auf uns arme Menſchen mehr Eindruck zu machen pflegt, als das Unſichtbare, mögen gar manche nach Rom kommen und nur an Verteidigung des Papſtes und ſeines Rechtes denken — und das iſt eine Pietät, die keineswegs zu allen Zeiten geherrſcht hat. Andere aber wiſſen, daß hier ein Glaubenskampf beginnt, der ſich vielleicht über ganz Europa, bald in dieſer und bald in jener Form ausbreiten und deſſen Feldruf in dem einen Lager ſein wird: Hie Chriſtus! — in dem anderen: Hie Belial! Dieſe Idee iſt begeiſternd genug, um den, der ſie erfaßt hat, zu beſtimmen, mit ſeiner Perſon, mit Gut und Blut und Leben für ſie einzutreten. Kommt dabei menſchliche Schwachheit zu Tage, will der eine heldenhaft mit dem Säbel raſſeln, der andere als guter Tänzer im Salon glänzen, der dritte ſeine Überlegenheit durch naſerümpfende Kritik alles Römiſchen kundgeben, der vierte wie St. Michael auf der Engelsburg ganz Rom unter ſeine Flügel nehmen: ſo ſind das Mängel, die mit unſerer armſeligen Natur zuſammenhängen, die ich nicht läugnen kann und die Sie, Herr Marcheſe, gewiß mehr im Scherz als im Ernſt verurteilen."

„Jetzt wäre es an der Zeit, daß die Maltheſer- und die Deutſchordensritter ſich ihrer urſprünglichen hohen Beſtimmung erinnern. Dann würden Sie, Herr Marcheſe, Glaubenskämpfer mit Disziplin, und Sie, Sir Arthur, Glaubenskämpfer voll Begeiſterung für eine Idee finden."

Dies ſagte niemand anders als Polyrene, und beſchwichtigen; und ſo reisten wir denn abermals durch ganz Frankreich, aber in anderer Richtung — nach Bordeaux, nach Paris — an den Rhein. Wir blieben einige Wochen in Paris; Achatz ſchien ſich vortreflich zu unterhalten. Er bot mir ein Paar Mal an mir dies oder jenes Merkwürdige zu zeigen; allein ich hatte einen Abſcheu dagegen öffentlich mit ihm zu erſcheinen, und konnte mich überdas nicht von Tranquillina trennen, die ich ſo lange ſie lebte nicht zehn Minuten aus den Augen gelaſſen hatte. Ich habe von Paris nichts als die Straßen geſehen.

Im Herbſt kamen wir nach Bonn und lebten dort genau ſo wie in Pau — jedoch nur anderthalb Jahr; denn Achatz verlor ſeine Mutter, die in Schleſien auf einem kleinen Landbeſitz lebte, und nach ihrem Tode begab er ſich dahin — immer mich und Tranquillina mit ſich ſchleppend. Seit dem Mai bin ich nun hier und, wie es ſcheint, für den Reſt meines Lebens. O welch ein Leben! wie dunkel, wie hart, wie lange kann es noch ſein, denn ich bin vierundzwanzig Jahr alt! — —

Tranquillina, mein Kind, einziges Weſen, in deſſen Liebe ich keinen Schmerz gefunden! für Dich ſchreibe ich dieſe Zeilen. Du wirſt ſie dereinſt leſen .... wenn ich todt bin — wenn die zwiefache Verſöhnung die um das Grab und um ein Daſein voll alle Augen wendeten ſich mit erhöhter Teilnahme dieſem ſchönen jugendlichen Weſen zu, welches in dem fremden Kreiſe ſo unbefangen in das Geſpräch ſich miſchte.

„Die Zeit, welche dieſe Orden gebar, iſt vorüber, und die Weltuhr läßt ſich nicht zurückdrehen,“ verſetzte Arthur. „Der Glaube und die ſittliche Kraft müſſen heroiſch ſein, um den Menſchen zu einer Unterwerfung zu beſtimmen, wie ſie damals verlangt wurde, und aus welcher die merkwürdige Erſcheinung hervorging, daß ein und derſelbe Ritter Mönch in der Zelle, Krankenwärter im Spital, Soldat im Kriege — nicht nach einander, ſondern neben einander ſein konnte, wozu dann noch für den Großmeiſter, den Heermeiſter, den Komtur die Bürde der weltlichen Herrſchaft kam. Die Organiſation einer ſolchen Gemeinſchaft iſt nicht feſtzuhalten ohne den ſtrengſten Gehorſam. Es darf aber kein Kaſernengehorſam ſein, der den Menſchen zu einer Maſchine macht, welche ſich auf Kommando regt und bewegt, ſondern die freiwillig gewählte Unterwerfung unter die Gelübde, die der Orden begehrte.“

„Wie ſchmerzlich iſt es, daß dieſer Geiſt bei uns erſtorben iſt,“ ſagte Fürſtin Z. „Es gibt doch auch in unſerer Zeit brave und tatenluſtige junge Männer.“

„Es gibt aber zu viel Klubs, in denen es ihnen wohl geht, und zu viel Sport, der ſie anregt und beſchäftigt,“ ſagte Fürſt Wartenberg; „dies iſt die Behauptung meines Bruders, der Deutſchordens-Komtur iſt und in ſeiner Jugend von der Idee ergriffen, ich möchte ſagen beſeſſen war, die Inſel Rhodos für den Orden wieder zu erwerben, die Taten der Großmeiſter Pierre d’Aubuſſon und Villiers de l’Iſle Adam zu erneuern und den Türken aus Europa zu verjagen. Allein Klubs und Sport waren ihm überall im Wege.“

„So iſt’s!“ entgegnete Arthur. „Behaglichkeit des Lebens, gewürzt durch aufregende Unterhaltung — begehrt die Welt.“

„Wir wollen uns alſo herzlich über unſere kleine Armee von Freiwilligen freuen,“ ſagte Fürſtin Z., „denn ſie muß ſich doch auch mancher Entſagung und Beſchwerde unterwerfen.“

Selbſtverſtändlich ließ ſich Arthur Cameron dem Fürſten Wartenberg und ſeiner ſchönen Tochter vorſtellen und Polyxene ſagte zu ihm:

„Meine Mutter iſt eine begeiſterte Anhängerin des apoſtoliſchen Stuhles mit derjenigen Geſinnung, welche Sie beſeelt. Sie wird eine aufrichtige Freude haben, Sie kennen zu lernen — und laſſen vielfache Beſchäftigungen Ihnen auch nur wenig Zeit übrig, ſo hoffe ich doch, Sie bei uns zu ſehen.“

Fürſt Wartenberg ſagte ihm dasſelbe — und als Vater und Tochter nach Hauſe fuhren, beide ſehr zufrieden mit dieſem Abend, ſagte Polyxene:

„Laß uns wetten, lieber Papa! ich werde Sir Arthur Cameron portraitieren."

„Ich wette nicht dagegen, mein Schätzchen!" rief der Fürſt lachend.

Ralph hatte die Einladung zum Beſuch der Katakomben mit Vergnügen angenommen. Seitdem er in Rom war, hatte er mehrmals nachgedacht, was es denn eigentlich ſei, was ihn davon zurückhalte, die Glaubenslehre der Kirche wenigſtens kennen zu lernen, einer Kirche, die er, ohne ſie zu kennen, hoch genug ſchätzte, um ſeinen Sohn ihrer Glaubensgemeinſchaft zu übergeben und von der ihm die dunkle Ahnung aufdämmerte, daß ihr Kraft und Mittel zu Gebot ſtänden, um einen ſchwankenden Charakter zu ſtützen, einen unentſchloſſenen Willen zu feſtigen. Es iſt eben mein Mangel an Energie, ſeufzte er. Doch in ſeinem Herzen fühlte er, daß ein ganz anderer Grund ſich ſehr ſtark geltend machte — ein Grund, der ihn beſchämte, der erbärmlich und ſinnlos war, der aber in tauſend und aber tauſend menſchlichen Verhältniſſen, auch in den allerwichtigſten, nicht nur mitſpielt, ſondern nicht ſelten den Ausſchlag gibt: nämlich Abneigung gegen die Perſon, welche dieſe oder jene Prinzipien vertritt. Man wäre wohl geneigt, ſie gelten zu laſſen, man würde ihnen wohl eine Berechtigung zugeſtehen, wenn nur eine andere Perſönlichkeit ſie aufſtellte. Die Sache ſelbſt läßt man fallen: man hält ſich an dieſe und jene

Perſon. Das tat auch Ralph. Er mußte Arthur achten, mußte ſein taktvolles Benehmen anerkennen, mußte für's Leben in der Erinnerung an Staffa ihm dankbar ſein — dennoch war er ihm abgeneigt, weil Marina's Herz ſich ihm zugewendet hatte. Ralph mußte ſich eingeſtehen, daß Marina's Haltung gegen Arthur in Rom tadellos ſei. Allein er ſeufzte: Um das zu vollbringen, tut ſie ſich Gewalt an! . . . der Zug des Herzens, die Neigung geht zu Arthur. Marina kämpft, um ihr zu widerſtehen, und was ſie tut, das tut ſie aus Pflicht, nicht aus Liebe . . . —“

Darin irrte Ralph. Marina tat es aus Liebe. Nur aber galt dieſe Liebe keinem ſterblichen Menſchen. Sie klammerte ſich mit den höchſten Kräften ihrer Seele an denjenigen an, der in dem furchtbaren Kampf zwiſchen Neigung und Pflicht, welchen jeder Staubgeborene zu beſtehen hat, ihr Retter ſein konnte und wollte. Sie war im Glauben erzogen und hatte ihn immer zweifellos bewahrt, ohne jedoch ſehr von ihm erwärmt zu werden. Die ganze Atmoſpäre ihres Lebens war überhaupt ſo kühl geweſen, daß ſich lebhafte Gefühle nicht entwickeln konnten. Als aber eine ungeahnte Sonne an ihrem grauen Horizont aufging und ihr innerſtes Weſen an dieſen Strahlen aufblühte — da hatte die Stunde der Prüfung für ſie geſchlagen, und da Marina ausharren wollte, griff ſie nach den Waffen, welche der Glaube ihr bot.

Aber die Stunde der Prüfung iſt immer die Stunde der Trübſal und dauert länger als ſechzig Minuten.

Fergus war grenzenlos erſtaunt, als er mit Ralph und Marina zur Fürſtin Wartenberg kam, Arthur Cameron dort zu finden, und Marina konnte ſich einer leiſen freudigen Überraſchung nicht erwehren. Arthur hatte ſein Zuſammentreffen mit dem Fürſten nicht wichtig genug gefunden, um davon zu ſprechen.

Polyxene ſagte zu Fergus:

„Sind wir nicht Bevorzugte des Glücks, daß wir ohne alle Umſtände mit demjenigen bekannt geworden ſind, von dem Sie ein ſo hohes Loblied geſungen haben?“

„Sie ſpotten ſeiner und meiner,“ verſetzte Fergus kalt.

„Das iſt nicht meine Abſicht,“ erwiderte ſie lebhaft; „ich wollte nur ſagen, daß wir zu ſchätzen wiſſen, was Sie ſchätzen.“

Er konnte ihr nicht zürnen, allein er zürnte mit ſich ſelbſt.

„Kennen Sie die Katakombe des Nereus und Achilles, die am Montag beſucht werden ſoll?“ ſagte die Fürſtin zu Arthur.

Er verneinte es.

„So iſt es für uns alle etwas Neues,“ ſagte der Fürſt.

So war ohne beſondere Einladung Arthur Cameron aufgefordert zum Katakombenbeſuch. Fergus hatte inzwiſchen überlegt, es ſei das beſte, mit Arthur auf freundſchaftlichem Fuß zu bleiben, da dieſer nun einmal ein junger Mann war, den man überall willkommen hieß, ja aufſuchte.

Fürſt Wartenberg hatte ſich angelegentlich mit Marina unterhalten und die Fürſtin hatte dasſelbe bei Sir Ralph verſucht, war jedoch der Aufgabe nicht gewachſen und rief Polyxene zu Hilfe, während ſie ſich im Geſpräch mit Arthur von der Anſtrengung erholte, den einſilbigen Mann zum Sprechen zu bringen. Fergus mußte ſich begnügen, mit Lydia und Fräulein von Calm ſich zu unterhalten. Er fragte Lydia, ob ſie auch bei Fürſtin Z. geweſen ſei. Lydia verneinte und ſetzte hinzu:

„Nach Neujahr will mich Papa in die Welt mitnehmen.“

„Freut Sie dieſe Ausſicht?“

„Die Ausſicht auf einige Bälle freut mich, denn ich tanze gern. Ob ich aber Tänzer finden werde iſt die Frage . . . ich bin hier fremd.“

„Geht man in die Welt, ſo wird man allmählich bekannt. Ich bin in demſelben Fall, Lady Mac Bruce auch . . . und ſo alle die in eine fremde Stadt kommen.“

„Lady Mac Bruce wird aufgeſucht werden.“

„Gewiß! möge ſie ſich nur finden laſſen.“

„Warum denn nicht?“

„Meine Couſine iſt trotz ihrer Jugend eine gar ernſte Frau. Sie will nicht tanzen . . . —“

„Nicht tanzen! . . . aber das iſt ja das einzige Vergnügen, das man in der großen Geſellſchaft hat!“ rief Lydia ſtaunend.

„Sie will ſich nicht kleiden, wie es ſich für ihre Jugend paßt, will nur dunkle Sammtkleider tragen.“

„Iſt das ihr Geſchmack?“

„Schwerlich! allein ſie findet es nicht paſſend, daß eine junge Frau, die einen älteren Mann geheiratet hat, durch ihren Anzug den Unterſchied der Jahre noch mehr hervorhebe.“

„Das iſt ſelten und fein,“ bemerkte Fräulein von Calm.

„Der Gemahl ſieht freilich ſehr alt aus,“ ſagte Lydia und warf einen mitleidigen Blick auf Sir Ralph.

„Und mit ihm hat ſie fünf Jahre auf ſeinem Schloß im ſchottiſchen Hochland in einer Abgeſchiedenheit gelebt, die nur äußerſt ſelten durch einen Beſuch von Verwandten unterbrochen wurde, weil er die Geſelligkeit nicht liebt. Da iſt ſie ſo ernſt geworden.“

„Wie viel Opfer in ſo jungen Jahren!“ ſagte Fräulein von Calm.

Lydia ſchwieg. Ihr Auge ruhte ſinnend und zärtlich auf Marina.

„Ich bin wahrhaft glücklich,“ fuhr Fergus fort, „daß meine Couſine hier eingeführt iſt, weil ich hoffe, dieſe Beziehungen werden ſie genug beeinfluſſen, um von ihrem Ernſt etwas nachzulaſſen.“

„Mein Schweſter wird das vielleicht tun ... ich gewiß nicht,“ erwiderte Lydia; „mir gefällt Lady Mac Bruce viel beſſer ſo wie ſie iſt, als wenn ſie wäre wie unſereins.“ — —

Marina erhob ſich. Sie begab ſich mit ihrem Mann zu Lady Ormond, einer der Töchter von Lady Melroſe, die vor einigen Tagen mit ihrem Mann eingetroffen war.

„Habe ich nicht Recht, Marianne!“ rief der Fürſt vergnügt; „ſieht ſie nicht aus, wie eine Königin der Nacht?“

„Sie gefällt mir ungemein,“ erwiderte die Fürſtin freundlich, „und Ihnen, Baron, wünſche ich Glück zu dieſer liebenswürdigen Couſine, die ja auch die Ihre iſt, nicht wahr, Sir Arthur?“

„Auch die meine,“ verſetzte er.

„Ich bewundere ſie,“ ſagte Lydia.

„Und ich fürchte ſie,“ ſetzte Polyxene lächelnd hinzu. „Denn ſie wird uns übrige verdunkeln ... und das liebt man doch nicht.“

Der Tag und die Nacht beeinträchtigen einander nicht im mindeſten,“ erwiderte Fergus.

Polyxene lächelte wieder, aber zerſtreut; ſie fand im Stillen, daß Arthur ein Wort hätte ſagen ſollen — und er ſchwieg. — —

Als Lydia ſpäter mit Fräulein von Calm allein war, ſagte ſie:

„Liebe Amie! dieſe Lady Mac Bruce gibt mir Gedanken.“

„Gute — hoffe ich.“

„Wie viele, viele kleine Opfer bringt man, wenn man es mit dem Leben und der Pflicht ernſt nimmt. Fünf Jahre auf einem einſamen alten Schloß, neben einem alternden — wenn nicht alten — Gemahl, der kränklich und langweilig ausſieht! . . . und ihm zu Gefallen will ſie auch hier nichts von der Jugend haben! . . . Dies alles für einen Menſchen. Was kann man mehr tun für Gott?“

„Sie tut es indirekt für Gott.“

„Ja . . . gleichwohl kommt dieſer Umweg mir mühſamer vor, als der gerade Weg. Betritt man dieſen, ſo ſagt man auf einmal der Welt Lebewohl . . . nicht ſo ſtückweiſe und ſo immerfort! . . . Das iſt aufreibend und ich will Ruhe haben, Amie.“

„Die Ruhe, welche unſerer natürlichen Richtung entſpricht, iſt nicht die, nach welcher wir ſtreben ſollen. Im Willen Gottes finden wir unſere eigentliche unzerſtörbare Ruhe und dieſe iſt nicht ohne große Opfer zu erreichen — ich nenne groß ſolche Opfer, die große Anſtrengung koſten, mögen ſie vor menſchlichen Augen ganz unſcheinbar, ja unſichtbar ſein. Ruhe des Herzens, Ruhe des Gewiſſens, Ruhe in allen Wechſelfällen des Lebens iſt eine Belohnung, die wir erringen müſſen und die unſerer von tauſend Verkehrtheiten hin und her gezerrten Natur ganz fremd iſt.“

„Wenn ich Polyxene betrachte,“ ſagte Lydia ſinnend, „kommt mir das Leben ſehr leicht vor. Wenn ich Sie höre, Amie, kommt es mir ſchwer vor. Wann habe ich recht?“

„Dann, wenn Sie es ernſt nehmen. So geziemt es ſich für ein Leben, das in die Ewigkeit hineinreicht und eng mit ihr zuſammenhängt.

unausgeſetzter Qual ſchwebt den Flecken gemildert hat, der auf meinem Namen haftet. Dann wirſt Du ſie leſen und ſie vielleicht nicht verſtehen! — Denn hoffen will ich, daß Dich die Liebe nur wie ein Frühlingslüftchen nicht wie ein Gewitterſturm berühren — und Deine innere Welt wie ein Firſtern, nicht wie ein Meteor erleuchten möge. Und ſiehe! bei dem Gedanken daß Du mich und meine Liebe mit ihrem Gefolge von Leid und Luſt nicht verſtehen könnteſt — ſieh, Tranquillina, da füllt ſich mein Auge mit Thränen, nicht meinet- ſondern Deinetwegen, Kind! denn glückſelig iſt der Menſch je tiefer und mächtiger er empfindet, und kommt es denn dabei auf ein Paar Zähren an? und darf ich wünſchen um ſie Dir zu ſparen, Du mögeſt lieber nicht glückſelig ſein?

Ja, wenn Du dieſe Zeilen leſen könnteſt, Gundaccar, Du würdeſt ſie und durch ſie auch mich ganz verſtehen. Du würdeſt erkennen, daß wenn auch meine Liebe zu groß, doch meine Treue wenigſtens eben ſo groß war, und daß nur der Schein der Untreue mir einen langen Schatten überwarf. O Gundaccar! ich bin ſo maßlos elend, daß mir zu Muth iſt nachdem ich all meine Klagen über all dieſe Blätter ausgeſtrömt habe, als hätte ich nichts geſagt.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Erſtes Kapitel 1
Zweites Kapitel 56
Drittes Kapitel 95
Viertes Kapitel 135
Fünftes Kapitel 244

Sch.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie:
Romane und Gedichte:

Band	
1—2	Maria Regina. 2 Bde.
3—4	Doralice. 2 Bde.
5—6	Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8	Peregrin. 2 Bde.
9—10	Eudoxia. 2 Bde.
11—12	Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14	Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16	Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18	Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20	Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22	Nirwana. 2 Bde.
23—24	Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26	Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28	Wahl und Führung. 2 Bde.
29	Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30	Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jeruſalem.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Erneſt Renan.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche.

2. Band: Die Väter der Wüſte.

3. Band. Die Kirchenväter.

Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche.

4. Band: Die Kirchenväter.

Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Aus Jeruſalem.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Die Liebhaber des Kreuzes. 2 Bde.

Leben der hl. Thereſa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Kloſtergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert.

117, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Geſammelte Werke.

1. Serie: 28. Band.

Wahl und Führung.

Ein Roman.

Zweiter Band.

Regensburg.
Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Druck von Gebrüder Habbel in Regensburg.

Wahl und Führung.

Erſtes Kapitel.

In dem eleganteſten Klub der Reſidenz ſaß mit einem Tagesblatt beſchäftigt Veriand Philibert Graf und Herr von Schönſtein — wie Fürſt Anton Wartenberg ſcherzend in freudiger Weiſe den jungen ſchüchternen Mann nannte.

Fürſt Anton war eingetreten. Raſch ging er auf Schönſtein zu, legte die Hand auf das Blatt und ſagte:

„Beſter! nicht ſo viel leſen."

„Man muß ſich unterrichten . . . —"

„An Unterricht hat es Dir nicht gefehlt!" fiel der Fürſt Anton ein und ſetzte ſich zu ihm; „Dein Vater — er ruhe in Frieden, der vortreffliche Mann! — gehörte zu den Leuten, welche meinen, aus dem Wiſſen gehe ganz von ſelbſt das Können hervor. Du weißt, glaube ich, ſehr viel. Jetzt zeige was Du kannſt."

„Was ſoll ich zeigen . . . was ſoll ich können?" fragte höchſt verwundert Schönſtein.

„Du ſollſt zeigen, daß Du ritterliche Geſinnung haſt, welche Deinem hohen Namen entſpricht, Du Graf und Herr von Schönſtein.“

„Was kann ich für meinen Namen?“

„Du haſt ihn geerbt und Du mußt ihn zu tragen wiſſen.“

„Ich beſtrebe mich es zu tun.“

„Schon recht, davon bin ich überzeugt . . . doch in unſeren Tagen genügt das nicht.“

„Soll ich etwa eine Miſſionsſtation gründen . . . eine Kirche bauen helfen? . . . mit Freuden bin ich bereit.“

„Nein! nicht um Dein Geld handelt es ſich.“

„Oder ſoll ich irgend jemand in Dienſt nehmen — anſtellen. . . . —“

„Auch das nicht! es handelt ſich um Deine Perſon.“

„Meine Perſon!“ wiederholte Schönſtein erſchreckt.

„Schau' Veriand,“ ſagte Fürſt Anton gemütlich; „die katholiſche Welt iſt mit Recht ergrimmt über die Raubanfälle Sardiniens gegen die päpſtlichen Staaten, und überall ſammeln ſich Männer, um die kriegeriſche Macht des apoſtoliſchen Stuhles zu verſtärken — darunter Männer aus vornehmen Familien, junge Leute von gutem Namen. Du biſt ein guter Katholik . . . fromm ſogar. Jetzt frage ich: warum ſitzeſt Du hier im Klub, brüteſt gelangweilt über Tagesblätter und vergeudeſt

Deine Jugend mit Nichtstun, anſtatt ſie mit Taten zu beſchäftigen?"

„Weil ich keinen Tatendurſt habe," verſetzte Schönſtein.

„Durſt oder nicht, Veriand! unter Umſtänden muß man auch ohne Durſt mittrinken, um wie viel mehr mithandeln, wenn eine große Sache es erheiſcht. Und daß dieſer tatſächliche Proteſt gegen Gewalt, dieſe freiwillige Verteidigung des apoſtoliſchen Stuhles eine große, ja eine heilige Sache iſt, davon biſt Du nicht minder durchdrungen als ich. Du biſt unabhängig, biſt reich, biſt an keine Karriere gefeſſelt, haſt überflüſſig Zeit, kannſt leben wo Du willſt — Veriand, es iſt quaſi Deine Pflicht, in dieſe Schar von freiwilligen Streitern einzutreten."

Schönſtein ſtand vor Schreck auf beiden Füßen vor dem Fürſten und rief erregt:

„Wie . . . ich! ich, Soldat! . . . Was würde meine Mutter ſagen . . . ſie verabſcheut den Krieg."

„Als fromme Katholikin würde ſie Dich loben."

„Aber ich verabſcheue den Soldatenſtand — die greuliche Uniform! . . . —"

„Nebenſachen, Veriand! Hauptſache iſt für uns, nicht zurückzubleiben, wenn es gilt Opfer zu bringen."

Da Schönſtein zu jedem anderen Opfer, nur nicht zu dieſem bereit war, ſo war die Verſtändigung mit dem Fürſten ſchwierig, weil dieſer einen ſolchen Mangel an jugendlichem Feuer nicht faſſen konnte. Wo er in den nächſten Tagen Schönſtein ſah im Klub, im Theater, in der Geſellſchaft — überall brachte er die Sache vor, ſo daß ſchließlich der unglückliche Veriand ſagte, er wolle nach Rom gehen und eine bedeutende Summe für die Zwecke dieſes freiwilligen Heeres mitnehmen, aber unter keiner Bedingung in dasſelbe eintreten. Er habe bereits ſeiner Mutter geſchrieben und zähle auf ihre Genehmigung. Hoch erfreut ſchüttelte Fürſt Anton Schönſtein's Hand und ſagte:

„Somit iſt der erſte Schritt geſchehen und das Sprichwort ſagt: Kommt Zeit kommt Rat.“

Schönſtein wollte noch tauſend Bedenken und tauſend Fragen bezüglich der Reiſe und des Aufenthaltes in Rom vorbringen, allein Fürſt Anton ſchnitt alles kurz ab mit den Worten:

„Sei unbeſorgt, Veriand, ich gehe mit meinem Neffen Egon ebenfalls nach Rom und wir reiſen miteinander.“

„Wie? ſoll der arme blutjunge Menſch auch Soldat werden?“ fragte Schönſtein mitleidig.

„Egon täte es mit Freuden, doch iſt davon keine Rede. Aber mein Bruder, der ein ſehr zärtlicher und aufmerkſamer Gemahl iſt, wünſcht meiner Schwägerin den Beſuch Egon's zum Weihnachtsgeſchenk zu machen und hat mich gebeten, ſeinen Sohn auf vierzehn Tage nach Rom zu bringen.“

„Mit vierzehn Tagen werde auch ich genug von Rom geſehen haben.“

„Warte es ab, Veriand! Du ſiehſt in Rom meine ſchöne Nichte wieder.“

Veriand wurde feuerrot und geriet in die äußerſte Verwirrung.

„Hab’ ich’s getroffen!“ rief der Fürſt lachend. „Ja, die kleine Hexe hat ſchon manches Herz in Verwirrung verſetzt! Schadet nichts, Veriand! ... die Ehe bringt hernach alles ins Gleichgewicht — es ſei denn, daß Du vorziehen ſollteſt Deutſch-ordens-Herr zu werden.“

„O nein ... daran denke ich nicht ... und meine Mutter würde es nicht wünſchen,“ verſetzte der beängſtigte Veriand.

„Weißt Du Veriand, es iſt ſehr ſchön die Autorität der Eltern hoch zu achten. Gleichwohl klingt es etwas allzu knabenhaft, beſtändig zu ſagen: Die Mutter will dies, die Mutter will jenes nicht. Ohnehin kommt immer der Augenblick, in welchem das Herz entſcheidet, nicht die Mutter und das iſt der, da man ſich verliebt.“

„O Himmel! ... Nein! ... dieſe Idee!“ rief Veriand.

Fürſt Anton hatte keine andere Abſicht, als Veriand mit ſeiner Schüchternheit zu necken und fuhr ſchalkhaft fort:

„Das iſt eine alltägliche Erfahrung und das Verlieben gehört zum menſchlichen Leben, ſo gut wie das Sterben. Meinſt Du, ich hätte nicht bemerkt, mit welcher Aufmerkſamkeit Du ein gewiſſes Bild in Aquarell, das über meinem Schreibtiſch hängt, betrachtet haſt? . . . und wie Du einmal dies Porträt mit einer Photographie derſelben Perſon wenigſtens eine halbe Stunde verglichen haſt."

„Eine halbe Stunde!"

„Oder dreiviertel Stunde . . . einem Verliebten verfliegt die Zeit wie im Traum. Genug! . . . — das übrige findet ſich! — Jetzt richte Dich ſo ein. daß wir übermorgen abreiſen, und vergiß nicht Deiner Mutter mitzuteilen — was ihr viel Freude machen wird" . . . er hielt lächelnd inne.

„Was?" rief Veriand wieder ganz entſetzt.

„Daß Du mit mir und Egon nach Rom gehſt," gab der Fürſt lachend zur Antwort und verließ den betäubten Veriand, der in einen Lehnſtuhl ſank und ſich fragte, ob er wirklich in die ſchöne Polyxene verliebt ſei und ob man vielleicht ſchon bei ſeiner Mutter die Sache eingeleitet habe. Gräfin Schönſtein gehörte zu jenen Müttern, welche nicht darauf hinarbeiten, den Charakter eines Sohnes zu kräftigen, indem ſie ihn zum Widerſtand gegen die Gefahren und Verlockungen der Welt auffordern; — die hingegen die Ehe als einen Schutz gegen jene Gefahren betrachten und einen Jüngling, der unreif an Leib und Geiſt iſt zu verheiraten ſuchen. Daß dadurch die moraliſche

Kraft nicht geſtählt — daß ſie hingegen eingeſchläfert wird — daß zehn oder fünfzehn Jahre ſpäter Gefahren mit größter Vehemenz auf ihn einſtürmen können, ja, einſtürmen werden — daß alsdann zum Widerſtand keine Energie vorhanden iſt, weil ſie nicht entwickelt wurde, daran dachte Gräfin Schönſtein nicht. Als ihr Sohn ſie vor einigen Monaten verließ, um ſelbſtändig in der Welt aufzutreten, hatte ſie ihm vor allen Dingen eingeprägt an eine gute Heirat zu denken und ſo brav und fromm zu bleiben, daß alle Eltern ihm mit Freuden die liebſte Tochter geben würden. Das Zeugnis fromm und brav zu ſein, gab ihm ſein Gewiſſen, und ſo konnte ihm wohl der Gedanke kommen, eine Heirat mit Polyxene ſei den Eltern nicht unerwünſcht. Er hatte ſie bei ſeiner flüchtigen Anweſenheit in Hohwart ſehr ſchön gefunden, doch ſeine Verlegenheit beherrſchte jedes andere Gefühl. Inzwiſchen hatte der Verkehr mit vielen fremden Menſchen, das Beiſpiel anderer und die tägliche Übung jenes Benehmens, jener Formen, jener Redeweiſe, wie ſie in der Geſellſchaft üblich ſind, ſeine Verlegenheit, die aus Unbeholfenheit entſprang, gemindert. Schüchtern aber blieb er; das lag in ſeinem Charakter. Das Selbſtvertrauen, das Fergus in einem zu hohen Grade beſaß, war bei Veriand allzugering.

Eine größere Freude als den Beſuch ihres Sohnes im Geleit ihres Schwagers hätte die Fürſtin

Wartenberg nicht haben können, und der Fürſt war ſtrahlend, weil die geliebte Marianne es war. Dies teilte ſich der ganzen Familie mit, in welcher Fürſt Anton ſehr beliebt war. Dieſe allgemeine Zufriedenheit und Fröhlichkeit kam auch dem Grafen Schönſtein als dem Reiſegefährten zu gut, und es war kein geringer Kummer für Fergus als er erfuhr, die Fürſtin habe den Chriſtabend auf deutſche Weiſe mit einem großen Weihnachtsbaum gefeiert und Schönſtein habe an dem Feſt teilgenommen. Er mußte ſich ſagen, er habe nicht den geringſten Anſpruch dieſer Art zu machen; er ſagte ſich auch — und zwar ſehr gern — daß er dem Grafen Schönſtein überlegen ſei; dennoch fiel ihm der Gedanke ſchwer auf's Herz, jener könne um Polyxenens Gunſt ſich bewerben wollen und in dieſer Beziehung von den Eltern unterſtützt werden. Schönſtein war viel vornehmer als er, viel reicher als er, beſaß ein paar große Herrſchaften, war ein braver Menſch, das konnte man nicht leugnen: gute Eltern mußten einen ſolchen Schwiegerſohn ſich wünſchen; — es kam alles auf Polyxene an. Er ſtand unter ihrem Zauber, das war gewiß! Aber was war er für ſie? . . . Zuweilen behandelte ſie ihn freundlich, zuweilen mit einer gewiſſen Auszeichnung, zuweilen exiſtierte er gar nicht für ſie, und ſo ſchwebte er in beſtändiger Ungewißheit. Einmal hatte er im Lauf eines Geſprächs geſagt: er finde es nicht edel mit einem

Herzen zu ſpielen. Da entgegnete Polyxene ſehr ernſt:

„Ein Herz, das mit ſich ſpielen läßt, iſt auch nicht edel.“

Fergus war furchtbar betroffen. Dachte ſie ſo von ihm oder war es nur allgemein geſprochen? In dieſem Fall hatte ſie ganz Recht. Jetzt fügte ſie hinzu:

„Wie iſt denn das . . . ich beſinne mich, ob wir zum erſten Tanz bei dem ſpaniſchen Botſchafter engagiert ſind oder nicht.“

„Jetzt ſind wir es,“ entgegnete er froh.

Doch war er nichts weniger als glücklich. Er hätte ſein halbes Leben gegeben, zehn bis zwölf Jahre älter und in ſeiner Laufbahn ſelbſtändig zu ſein, um mit einiger Hoffnung um Polyxene ſich bewerben zu dürfen; denn mochte er eine noch ſo hohe Meinung von ſeinen Vorzügen haben, ſo nahm er in dieſer großen und glänzenden Welt doch keinen Platz ein, der ihren Anſprüchen genügen konnte. Sein Chef ſchätzte ihn als einen fähigen Kopf, in der Geſellſchaft war er ſehr beliebt durch angenehme Manieren, ungewöhnliche Schönheit, geſellſchaftliche Talente. Er galt für den beſten Tänzer, er ſang ſehr hübſch — doch was war das für Polyxene. Er hatte gehofft, Marina werde mit Polyxene in vertrauliche Beziehung kommen und ihn hineinziehen. Das geſchah nicht.

Es waren zwei allzu verſchiedene Naturen und zwar von jener Verſchiedenheit, die nicht ergänzend wirkt, ſondern fernhält.

Marina war dem Fürſten und der Fürſtin Wartenberg dankbar für das Wohlwollen, das beide ihr bezeigten, und erſchien nicht ſelten in jenen Abendſtunden, in denen die Fürſtin Menſchen ſah; allein ſie kam wegen der Fürſtin, und da ſich deren Salon mit der Zeit mehr und mehr füllte, ſo war auch Polyxene genug in Anſpruch genommen, um ſich nicht einer Perſon vorzugsweiſe zu widmen. Sie hätte es ſehr gern getan — nur war dieſe Perſon Marina nicht. Als nach Neujahr das große tumultuariſche geſellſchaftliche Treiben begann, war überhaupt von intimen Beziehungen nur unter beſonderen Verhältniſſen die Rede, und dieſe fanden für Marina zu Lady Ormond ſtatt, indem dieſe die leibliche Couſine von Sir Ralph ſowohl, wie von Arthur war.

Lady Ormond war in England verheiratet, hatte aber, wenn ſie Mutter und Schweſtern in Schottland beſuchte, Marina kennen gelernt, und freute ſich ungemein ſie in Rom zu finden. Sie war eine glänzend ſchöne Frau von dreißig Jahren, liebte die Welt und die Welt liebte ſie — doch nicht ſo, daß ihre zufriedene Ehe beeinträchtigt worden wäre. Sie fand ſich überall mit Leichtigkeit zurecht und griff die angenehmſte Seite überall auf, in Rom wie in London, in London wie auf ihrem ſtillen Landſitz im Norden von Irland. Sie ſagte freundlich zu Ralph:

„Das iſt brav, daß Sie ſich aus Ihren Hochlandswolken zu uns anderen Sterblichen herabgelaſſen haben. Wir wollen uns einen recht genußreichen Winter verſchaffen.“

Ralph murmelte Unverſtändliches.

Sie nahm das als Zuſtimmung an, nickte ihm freundlich zu, und fragte Marina:

„Haſt Du Dir aus Paris die notwendigen Kleider und alles, was dazu gehört mitgebracht?“

„Zwei Sammtkleider,“ verſetzte Marina lakoniſch.

„Ich meine Ballkleider.“

„Bälle zu beſuchen liegt nicht in unſerer Abſicht . . . ich tanze nicht.“

Lady Ormond erhob drohend den Finger gegen Ralph und ſagte ſcherzend:

„Was muß ich an meinem Vetter erleben! . . . Eiferſucht!“

Ralph ſchnellte in die Höhe wie ein Fiſch aus dem Waſſer und ſagte erregt:

„Fällt mir nicht ein.“

Und Marina ſetzte hinzu:

„Es iſt mein Geſchmack.“

Sie hatte ſich vorgenommen, alles — ſo viel es ihr möglich war — zu meiden, was ſie mit Arthur zuſammen führen konnte. Durch die Anweſenheit von Lord und Lady Ormond wurde ihr

2. Ein ſeliges Leben.

Vor dem Städtchen Schmiedeberg am Fuß des Rieſengebirges, hart an der Chauſſee die nach Warmbrunn führt, liegt ein freundliches Landhaus das jedem Vorübergehenden angenehm auffällt. Weiß und hell blickt es zwiſchen dem friſchen Grün der Geſträuche hervor; zwei lange Fenſterthüren ſind mit pyramidaliſchen Blumengeſtellen eingerahmt. Ein zarter ſaubergehaltener Raſenplatz breitet ſich vor ihnen aus in deſſen Mitte ein kleiner Springbrunnen in einem Kranz von Roſengeſträuch plätſchert. Helle Kiesgänge laufen reinlich durch das Grün. Zierlich gekreuzte weiße Stäbe bilden ein leichtes und niedriges Gitter um welches ſich Convolvel und Clematis ranken, und welches den Garten von der Chauſſee trennt ohne ihn dem Auge des Vorübergehenden zu entziehen. Seitwärts durch ein Gitterthor geht die Auffahrt zum Hauſe ohne den Garten zu berühren.

dies außerordentlich erſchwert, denn der Lord war katholiſch, ging mit vollen Segeln auf Arthur's Intereſſen und auf Befreundung mit ihm ein und zog ihn ebenſo häufig in ſein Haus, wie ſeine Frau dasſelbe für Ralph und Marina tat. Sie ſagte:

„Wir ſind ja ſämtlich ganz nahe miteinander verwandt; wir müſſen zuſammenhalten. Das gibt einen feſten Kern und an einen ſolchen ſchließen ſich gern andere an. So wird man zu einem beliebten Mittelpunkt."

„Zur Sonne eines Planetenſyſtems!" rief Arthur lachend.

Es war unvermeidlich; Marina ſah Arthur täglich und in der Intimität der Verwandtſchaft. Es war für ſie eine Freude voll bitterer Qual und eine Qual, die ihre Süßigkeit hatte. Denn kein Wohlgefallen an ſeiner Erſcheinung feſſelte ſie, ſondern ſeine ganze Richtung, ſein Streben, ſein Weſen — alles was in ihm edler, höher, durchgebildeter war, als andere, die ſie kannte, die ſie kennen lernte — das war es! Und dann ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Bewundern darf man und das ſoll mir genügen. — Doch gegen dieſes Sollen richtete ſich wieder und immer wieder ein anderes Wollen auf, und tauſend Mal ſehnte ſie ſich hinweg aus demſelben Rom, wohin ſie ſich früher geſehnt hatte, um nur nichts von Arthur Cameron zu ſehen und zu hören. So wie Marina hatte auch Arthur ſeinen Kampf. Ihm aber kam das äußere Leben mehr zu Hilfe. Sie fuhr umher, betrachtete Gemälde und Statuen, Kirchen und Monumente. Altertum und Neuzeit; doch keine Notwendigkeit feſſelte ihre Gedanken an dieſe Dinge; ſie konnten wie ein Schattenſpiel an Marina's Seele vorüber gleiten. Für Arthur ſtand es anders. Kriegsgerüchte drangen über die Alpen, Gerüchte von Zurückziehung der franzöſiſchen Truppen. Mochte das eine wie das andere unwahr ſein, ſo mußte doch jeder, der einigermaßen die Weltlage kannte, überzeugt ſein, daß der Kampf gegen den apoſtoliſchen Stuhl erſt angefangen habe und nur auf günſtige Veranlaſſung warte, um mit erneuter Gewalt auszubrechen. Es war folglich dringend geboten, alles zu ſammeln, zu ordnen, zu organiſieren, was zum Schutz des heiligen Stuhles notwendig war; Soldaten und Geldmittel — und für dieſe Zwecke war Arthur der tätigſten einer. Um davon auszuruhen und den Geiſt in anderer Richtung anzuregen, ſetzte er mit eiſernem Willen das Studium der hohen Wiſſenſchaft fort, die ſeine Seele mit ernſten Gedanken über ewige Wahrheiten erfüllten, die ihn von den Dingen der Zeit abzogen und gegen die Schwachheit des Herzens ſtählten.

Fürſt Anton hatte ſich mit wahrer Begeiſterung an Arthur angeſchloſſen. Egon war längſt heimgekehrt; der Fürſt blieb in Rom. Die Schwärmereien ſeiner Jugend erwachten wieder und er traute Arthur die Fähigkeit zu, ſie in's Leben zu rufen und einen Ritterorden zu ſtiften.

„Ich zweifelte an dieſer Möglichkeit; jetzt, da ich Sie kenne, hoffe ich wieder.“

„Vergebliche Hoffnung!“ entgegnete Arthur; „Ritterorden, wie unſere Vorfahren ſie kannten, ſind in unſerer Zeit unmöglich, weil der Boden der allgemeinen perſönlichen Freiheit fehlt, — weil ohne dieſe Freiheit die Geiſter verkrüppeln, die Entſagung in ihrer herben Strenge nicht erfaſſen — und weil die Glaubenszwecke, welche das Lebensprinzip dieſer Orden waren, nicht mehr vorliegen.“

„Eben hier treten ſie dringend zu Tage!“ rief Fürſt Anton.

„Ja, für den Augenblick! und wir Freiwillige ſind ja auch ganz bereit, für den apoſtoliſchen Stuhl Blut und Leben hinzugeben; denn es liegt in der Natur eines jungen Mannes, ſich mit wahrem Vergnügen mit den Feinden zu ſchlagen. Doch wollen wir uns auch unterhalten, in der Geſellſchaft gern geſehen ſein, und nach einigen Dienſtjahren in den friedlichen Hafen der Ehe einlaufen. Ändert ſich überdies die politiſche Konſtellation, ſo kann ſie uns möglicherweiſe unbrauchbar machen. Die Selbſtändigkeit war ein anderes Element, welches die alten Ritterorden zu ihrer großartigen Entwickelung ebenſo notwendig brauchten, wie Glaubenskraft und Glaubenszwecke. Sie waren ſelbſtſtändig, d. h. für ihre Handlungen als Großmeiſter keinem Fürſten verantwortlich, und waren Landesherren auf Rhodos und Malta ſo gut, wie auf ihren eroberten Ländern Oſtpreußen und Liefland. Ich habe gehört, Ihr Deutſchherrn-Orden ſei noch jetzt ſehr reich und tue manches Gute auf dem Felde der chriſtlichen Barmherzigkeit. Aber mit dieſer Wirkſamkeit muß er ſich begnügen."

„Ich weiß es nur zu gut, und jedes Wort, das Sie ſagen, iſt ein Widerhall meiner Überzeugung. Dennoch ſchmerzt es mich immer von Neuem, das Ordensleben unſerer Zeit auf das Kloſter beſchränkt zu ſehen. Der Gehorſam des Mönchs iſt ein erbauliches Beiſpiel; der Gehorſam des Mannes mit dem Schwert iſt ergreifender. Im Mönchsgewand iſt die Weltentſagung leichter, als hoch zu Roß unter dem blitzenden Helm. Dazu gehört eine gewaltige Asceſe! . . . — Hätte ich wenigſtens den Troſt, daß der gute Schönſtein ſich hier zu den Freiwilligen ſtellte! Es iſt mir ein Dorn im Herzen, daß bei uns dieſe Sache bis jetzt keinen Anklang findet."

„Vielleicht tragen die transmontaniſchen Kriegsgerichte die Schuld," verſetzte Arthur; „was Graf Schönſtein betrifft, ſo ſcheint er mir noch keinen klaren Begriff zu haben, was er im Leben ſoll und will."

„Und wie iſt dieſer Menſch zum Studieren angehalten! . . . vollgeſtopft mit gelernten Dingen!

. . . und nichts kommt zum Vorſchein, nichts weiß er anzuwenden!“ rief mißmutig Fürſt Anton.

Seit jenen ſcherzhaften Reden des Fürſten Anton hatten ſich Schönſtein's Gedanken fortwährend mit Polyxene beſchäftigt, und dies geſchah im erhöhten Grade in Rom. Er wagte nicht, ſich ihr unbefangen zu nähern wie Fergus und andere junge Männer, und er erwartete auch nicht, von ihr mit jener Auszeichnung behandelt zu werden, die ſie für Arthur Cameron an den Tag legte; denn Arthur Cameron war überall, wo er erſchien, der Gefeierte, der Beliebte, während er, Veriand Schönſtein, von niemand beachtet wurde. Er begnügte ſich damit, ſie aus der Ferne zu bewundern. Nun ließ aber Polyxene keinen Bewunderer ganz unbemerkt, und er war ſelig, wenn ſie ihm ein Lächeln, einen Gruß, ein Wort zuwarf. Er hielt ſich zu Lydia, deren wohlwollende Art ihm Vertrauen einflößte. Sie war nun auch in der Welt erſchienen, und neben der blendenden Polyxene fiel dennoch ihre anmutige Erſcheinung auf, ſo daß der Fürſt zu ſeiner Frau ſagte:

„Es iſt mir eine wahre Befriedigung, daß Lydia durch ihr freundliches, ungezwungenes Benehmen großen Beifall findet. Ich glaube, Marianne, ſie heiratet früher als Polyxene.“

„Ach lieber Alois,“ ſagte die Fürſtin erſchreckt, „rede doch nicht von Heirat in Bezug auf Lydia.“

„Wenn ich ſchweige, werden andere reden; darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Marianne."

„Ich bitte Dich, wen haſt Du im Sinn, Alois! Mir wird angſt und bange."

„Beruhige Dich, ich ſprach nur im allgemeinen."

„Iſt Dir nicht jemand aufgefallen?"

„Aufgefallen? . . . Nein! . . . Doch vielleicht Schönſtein — ſoweit er ſich auffallend benehmen kann."

„Und Lydia?"

Scheint ihm Teilnahme zu ſchenken."

Lydia's Teilnahme für Veriand beſchränkte ſich darauf, ihm gute Ratſchläge für ſein äußeres Verhalten zu geben.

„Tanzen Sie doch mehr," ſagte ſie ihm auf einem Ball."

„Ich tanze ſo ſchlecht," gab er zaghaft zur Antwort.

„Das iſt wahr!" erwiderte ſie ehrlich; „haben Sie nie tanzen gelernt?"

„Gelernt wohl . . . allein ich kann es doch nicht."

„Das heißt, Ihnen fehlt die Übung — alſo tanzen Sie nur friſchweg. Ein Tänzer iſt immer willkommen," ſagte ſie ermunternd und ſah ihn ſo treuherzig mit ihren guten Augen an, daß Schönſtein unwillkürlich dachte, er könne ſich vielleicht in Lydia verlieben.

Bei einem großen Spazierritt in der Campagna nach jüngſt entdeckten altrömiſchen Ruinen hatte Schönſtein ein ganz elendes Pferd, das nicht imſtande war, es den übrigen gleich zu tun. Am andern Tag ſagte Lydia:

„Ich höre, daß Lady Ormond und Polyxene wiederum einen großen Ritt planen. Da müſſen Sie ſich ein tüchtigeres Pferd anſchaffen. Ihre hochbeinige Roſinante blieb hinter uns allen zurück.“

„Ich bekenne,“ verſetzte Schönſtein, „daß ich zuhauſe immer ſehr gute Pferde gehabt — mich aber nie um ihre Eigenſchaften bekümmert habe. Daher bin ich hier in den Händen der Leute, welche Pferde vermieten.“

Sah Lydia, daß ihre Ratſchläge nicht genügten, ſo half ſie weiter nach. Sie ſagte zum Fürſten:

„Beſter Papa, verhilf doch dem Grafen Schönſtein zu einem tüchtigen Pferde. Er verſteht ſich nicht darauf, wird gräulich angeführt und wagt nicht, Dich um Vermittelung zu bitten.“

„Das ſoll gern geſchehen . . . aber warum intereſſierſt Du Dich für ihn?“

„Weil er mich dauert, wegen ſeiner Unbeholfenheit,“ erwiderte ſie einfach.

Ein anderes Mal ſagte ſie:

„Bitte Polyxene, ſei ſo gut, Graf Schönſtein durch einen Tanz zu beglücken.“

„Daraus wird nichts! er tanzt elend . . . und Du tanzeſt ja mit ihm."

„O ich . . . das iſt etwas anderes! Lydia iſt nicht Polyxene! Haſt Du mit ihm getanzt, ſo gibt ihm das eine gewiſſe Zuverſicht und er denkt, nun könne er ſich ſehen laſſen. Du weißt nicht, wie ſehr er Dich bewundert . . . aber im Stillen."

„Das eben iſt langweilig!"

„Er iſt nun einmal ſo, er bedarf der Ermunterung . . . dann wird er ganz zutraulich und das tut ihm wohl."

„Was biſt Du für ein gutes Kind Gottes, Lydia! Du denkſt daran, dieſem unbedeutenden Menſchen wohl zu tun."

„Ich denke daran und Du wirſt es ausführen . . . nicht wahr?"

„Ja, ja . . . ich will das Opfer bringen," verſetzte Polyxene.

Ihr Beweggrund war jedoch nicht Lydia's reines Wohlwollen, ſie wollte ſeine Bewunderung aus der tiefen Stille hervorlocken, ſie überlegte, daß es in ihren Verhältniſſen etwas höchſt ſeltenes ſei, einen jungen Mann mit einem ganz neuen, ganz unverbrauchten Herzen zu finden, das mit erſter, friſcher Zuneigung, ſchüchtern zwar, doch entſchieden einer Perſönlichkeit ſich zuwendet. Dieſe Schüchternheit zu beleben und dieſe verborgenen Funken in Flammen zu verwandeln, ſchien ihr viel reizender als die Huldigung, die ihr Fergus ganz unverhehlt darbrachte. Auch dieſe wies ſie keineswegs zurück. Der Schönheit gebührte Tribut. Ob Ernſt in dieſem Verkehr liege, indem ſie Hoffnungen anrege, welche unerfüllt bleiben ſollten, ob ſie beleidigen, ob ſie kränken werde — das bekümmerte ſie nicht — um ſo weniger, als ſie zum erſten Male in ihrem Leben einen Dorn im Herzen fühlte. Der Mann, mit welchem ſie keinen anderen verglich, Arthur Cameron, blieb ihr durchaus fern, obſchon er immer in ihrer Geſellſchaft war. Polyxene und Lady Ormond hatten ſich ſogleich in ihrer gemeinſchaftlichen Richtung auf geſellige Unterhaltung zuſammen gefunden und befreundet; ſie ſahen ſich täglich, und für Arthur brachten es die Umſtände mit ſich, daß er ſich nicht von ſeinen Verwandten zurückzog. Auch bei der Fürſtin Wartenberg, die ihn von Anfang an mit beſonderem Wohlwollen ausgezeichnet hatte und die es gern ſah, wenn man in ihren Abendſtunden zu ihr kam, erſchien er ſehr häufig. Polyxene gegenüber hatte er aber feſte Stellung genommen, die der verbindlichſten Höflichkeit — und mochte ſie ihn auszeichnen oder überſehen, heute kein Wort mit ihm reden, morgen eine halbe Stunde: Arthur Cameron war nicht aus dieſer Stellung herauszubringen. Was war aber der ſchüchterne Veriand, was war der ſchöne, eitle Fergus, was war die ganze ihr bekannte männliche

Jugend neben Arthur Cameron's edler Erſcheinung! und wer konnte ſich meſſen mit ſeinem klaren Geiſt, ſeinem tatkräftigen Charakter, ſeinen ſchwunghaften Ideen. Es war ihr ſchon geſchehen, ihr der gefeierten, der bewunderten, der ſchönen Polyxene, daß ſie, wenn ſie in ſpäter Stunde aus der Geſellſchaft kam, unwillig ihre Blumen, ihre Bänder beiſeite warf, eine Träne im Auge zerdrückte und halblaut ſeufzte: Fort mit dem Tand! er nützt mir nicht! . . . und wozu nützt die Schönheit, wenn ſie nicht dort beſiegt, wo ſie ſiegen ſoll!

Es waren ziemlich viel Perſonen bei Fürſtin Wartenberg und die meiſten wollten von dort auf den Ball zu einem der römiſchen Fürſten ſich begeben. Polyxene, im Ballkleid von lichtblauem Flor, trat plötzlich vor Veriand hin und ſagte ſcherzhaft:

„Ich habe mich über Vernachläſſigung von Ihrer Seite, Graf, zu beklagen. Sie kommen nicht ſelten zu uns, Sie werden ſtets freundlich empfangen — und nie haben Sie das getan, was doch allgemein üblich und eine gewöhnliche Höflichkeit iſt.“

„Was habe ich verſäumt . . . wie habe ich gefehlt,“ ſtotterte, unbeſchreiblich verwirrt, Veriand.

„Sie haben mich, die älteſte Tochter des Hauſes, nie um einen Tanz gebeten,“ rief ſie lachend.

„Das geſchah aus Beſcheidenheit,“ verſetzte er

Hier hatte während einer Reihe von Jahren die verwittwete Baronin Thannau gelebt, und mit der vollen Muße eines friedlichen Alters ihrem Hauſe und Garten die ſorgſame Pflege zugewendet, die ihre wolwollende Geſinnung allen Gegenſtänden, lebenden wie todten, angedeihen ließ, die ſich in ihrem Bereich fanden. Im Lauf des Winters war ſie geſtorben und ſeit dem Frühling bewohnte ihr einziger Sohn Baron Achatz Thannau die niedliche Beſitzung. Er kam mit Frau und Tochter aus der Fremde. Früher hatte er in Oeſterreichiſchem Militairdienſt geſtanden, aber ſeit ſeiner Verheirathung auf Reiſen gelebt. Er war gänzlich fremd in dieſer Gegend, obgleich ſie die Heimat ſeiner Mutter war. Nur einige Mal hatte er ſie früher auf flüchtigen Urlaubsreiſen beſucht.

Des herrlichen Wetters wegen war Warmbrunn noch Ende Auguſt zahlreich beſucht. Ein junger Maler kehrte dahin zurück nachdem er eine Wanderung durch das Rieſengebirge gemacht. Seine Bekannten begrüßten ihn und fragten nach dem Ergebniß derſelben, nach Zeichnungen, Skizzen, Liebes- oder ſonſtigen Abenteuern.

„Ach, entgegnete er, es iſt Alles ſo erſchrecklich ordinär, weil ſo polizeilich geregelt in Deutſchland — alſo auch im Rieſengebirg! Kein Rübezahl, ſichtlich erleichtert; „ich bitte um die Gnade, heute Abend den Fehler gut machen zu dürfen.“

„Ja, durch die erſte Quadrille,“ ſagte ſie mit ihrem lieblichſten Lächeln; aber ihr Blick ſuchte Arthur, der ſich mit einigen Herren unterhielt. Wie klar war ſeine Stirn, wie lebhaft und doch ſanft ſein Auge, wie ruhig ſein Mund, wie ungezwungen ſeine Haltung! nirgends etwas Gekünſteltes oder Selbſtgefälliges oder Verwirrtes! Polyxene ſtand da in ſeinen Anblick verloren . . . — Aber was war das! es flog ein etwas über ſein Antlitz! war's eine Wolke oder ein Strahl? doch nur ein Blitz und es war vorüber. Was hatte er gehört . . . geſehen . . . wohin hatte er geſehen? . . . Marina war eingetreten und ſprach ſoeben mit Fürſt Anton. Polyxene konnte ſich nicht enthalten höchſt erſtaunt Marina zu betrachten, die zum erſten Mal in roſenfarbenen Seidenſtoff äußerſt elegant gekleidet war. Auf ihrem glänzend ſchwarzen Haar lagen Roſen, und zwiſchen den Blumen hingen an goldenen Nadeln Perlen wie Tautropfen. Marina's Antlitz war ernſt wie immer und ihr wundervolles Auge behielt ſeinen ſchwermütigen Blick. Zuweilen ging ein Lächeln darin auf, das jedoch nie zu den Lippen herabglitt. Ihr farbloſes Kolorit vermehrte noch den erſten Eindruck. Aber wie ſie nun einmal war — ſie frappierte. Polyxene ging raſch auf Arthur zu und ſagte:

„Sie ſind auch überraſcht durch die Veränderung, die mit Lady Mac Bruce vorgegangen iſt. Der Schmetterling hat die Raupenhülle abgeſtreift.“

„Lady Mac Bruce hat wenig von einem Schmetterling,“ verſetzte er lächelnd.

„Wir wollen den Schmetterling als Pſyche auffaſſen.“

„Lady Mac Bruce hat den Vorſtellungen von Lady Ormond, der wir alle uns angeſchloſſen haben, nachgegeben,“ verſetzte Arthur ruhig.

„Wird ſie tanzen?“

„Vielleicht.“

„Jetzt, da ſie ſozuſagen die Livree der Jugend angelegt hat, muß ſie ſich jugendlich benehmen.“

„Ihr Benehmen wird man ihr anheimſtellen müſſen, weil ſie die Rückſicht auf Sir Ralph zu nehmen hat, der ſchwerlich Vergnügen daran findet, bis vier Uhr in der Frühe auf dem Ball zu bleiben.“

Arthur ſprach ſo gelaſſen, daß Polyxene ſich von ihrem Schreck erholte, zu Marina ging und ihr etwas Verbindliches über ihren Anzug ſagte, was dieſe gleichgiltig hinnahm. Da trat Lydia herzu und ſagte zu Marina:

„Aber warum haben Sie Ihre ſchönen großen Sammtroben abgelegt? . . . Sie ſind ja jetzt gekleidet wie unſereins.“

„Gefalle ich Ihnen nicht?“ fragte Marina, die an Lydia's Naivetät Gefallen fand.

„Doch, doch! Die großen Sammtroben paßten aber mehr für Sie.“

„Genau das Gegenteil behauptet Lady Ormond.“

„Sie wird an Ihr Alter denken ... ich ſpreche von Ihrem Charakter.“

„Was wiſſen Sie von meinem Charakter?“

„Das was ſich in Ihrem Äußeren ausdrückt.“

„So jung und ſchon ſo beobachtend.“

„Iſt das ein Tadel?“

„Gewiß nicht ... es überraſcht nur.“

„Ich habe es gern, wenn ich die Leute nicht nur anſehen, ſondern auch an ſie denken kann — und bei gar manchen finde ich nichts weiter zu denken, als: ſie iſt recht elegant — er tanzt recht gut — und dergleichen mehr. Denken Sie nicht an die Menſchen, die Sie kennen lernen?“

„O ich!“ ſagte Marina, „ich habe nicht Ihre ſorgenloſe heitere Exiſtenz, und da wo Sorgen ſind, tritt das Intereſſe für den Verkehr mit der Welt in den Hintergrund.“

„Ja, das begreife ich!“ ſagte Lydia teilnehmend, denn Sir Ralph's Bekehrung fiel ihr ein; „die Hauptſache iſt — Seelen für den Glauben gewinnen.“

„Oder ſie im Glauben beſtärken,“ ſetzte Marina hinzu. — —

Alles erſchwerte ihren Kampf. Ralph ſah mit Wohlgefallen, daß Marina in dieſer glänzenden großen Geſellſchaft bemerkt und ausgezeichnet wurde, und nicht ſo lebhaft wie Lady Ormond, doch eben ſo entſchieden begehrte er die Veränderung ihrer Kleidung und alles, was ſich daran knüpfte von Tanz und Nachtwachen.

Tanzte aber Marina, ſo mußte ſie auch mit Arthur tanzen, und das wollte ſie nicht; weil der Tanz die beiden Menſchen, die er zuſammenbringt, von den übrigen iſoliert. Wie ſollte ſie das einrichten . . . was würde Arthur tun! weder in ſeinem noch in ihrem Benehmen durfte etwas Auffallendes ſein. — —

Als ſie den Salon der Fürſtin Wartenberg verließ und zum Ball fuhr, ſagte ſie ihrem Mann. ſie wünſche dieſen Ball und überhaupt alle Bälle gleich nach Mitternacht zu verlaſſen.

„Denn morgen iſt wieder ein Ball und Montag auch. Das wird zu viel.“

„Tue das was Dich freut,“ verſetzte Ralph; „macht es Dir Vergnügen, ſo bleiben wir bis zum Morgen.“

„Wie gut biſt Du,“ ſagte Marina dankbar.

Und heimlich ſeufzte ſie: O Du rebelliſches Herz! warum biſt Du nur dankbar und nicht zärtlich! —

Als ſie auf dem Ball erſchien, war Arthur nicht da. Kam er überhaupt nicht . . . war ihr das lieb . . . oder leid . . . — Sie tanzte mit dieſem und jenem, ganz zerſtreut. Endlich wurde ſie ihn gewahr. Er tanzte mit Lydia. Aus der Ferne grüßte er Marina und dann ſprach er mit anderen Damen.

So iſt es recht, dachte Marina. Gleichwohl hätte ſie lieber geweint als getanzt. Und er? – Er hielt ſein Herz feſt, das ihn zu Marina drängte. Endlich kam er und fragte:

„Sie haben mir wohl keinen Tanz aufgehoben?“

„Wir gehen, denn es iſt ſpät und ich bin ermüdet,“ ſagte ſie.

Er konnte ſich nicht ganz überwinden und fragte weiter:

„Vielleicht morgen oder Montag?“

„Vielleicht . . . ich tanze nicht ſehr gern.“

Ralph trat heran und ſie verſchwand mit ihm in der Menge.

So iſt es recht! dachte Arthur; ſie iſt ſtärker als ich. Der Tumult und das Gewirr widerten ihn an und er verließ den Ball.

„Ich wollt’ es wäre Schlafenszeit und alles ſtände wohl; — ſo ſpreche ich mit dem weiſen Falſtaff,“ ſagte Fürſt Wartenberg zu ſeinen Töchtern.

„Ich bin bereit, Papa,“ verſetzte Polyxene.

„Wie kannſt Du das ſagen! Du haſt noch zwei Tänze vergeben und man muß Wort halten,“ ſagte Lydia verweiſend.

„Ah bah!“ erwiderte Polyxene, „ich danke für ein Vergnügen, das zur Laſt fällt.“

„Papa, ich flehe Dich an, bleibe nur dieſen einen Tanz noch!“ bat Lydia ſo dringend, daß der Fürſt verſetzte:

„Gut! wir bleiben! . . . Aber mit wem mußt Du denn durchaus tanzen?“

„Mit Graf Schönſtein, Papa.“

In dieſem Augenblick erſchien Veriand und ſie trat mit ihm zum Tanz an. Als Fergus jetzt auch bei Polyxene ſich meldete, ſagte dieſe:

„Laſſen wir den Tanz und ſetzen Sie ſich zu mir. Tanzen kann man mit jedem beliebigen ſalonfähigen Herrn, ſprechen kann man nur mit ſehr wenigen.“

Fergus war beſeligt, — Polyxene ſtellte ihn auf einen ganz anderen Platz, als die übrige Männerwelt, und in beglückender Weiſe ging der Ball für ihn zu Ende. Auch Schönſtein war ganz entzückt von Polyxenens Anmut und ihrer lieblichen Freundlichkeit. Was beabſichtigte ſie? — ſich zu unterhalten, indem ſie bezauberte.

Am nächſten Vormittag beſchied die Fürſtin Lydia zu ſich; — etwas ganz Ungewöhnliches, da ſie wegen ihrer Kränklichkeit bis zum Gabelfrühſtück unſichtbar blieb.

„Setze Dich zu mir, Lydia,“ ſagte ſie liebreich: „ich muß ein wenig mit Dir reden; weil Du noch ſo unerfahren in der Welt biſt und kein Arg in Dingen haſt, welche etwas auffallend ſind.“

„Bitte, liebſte Mama, ſage mir immer ganz genau wenn ich und wo ich fehle.“

„Fehlen iſt vielleicht zu viel geſagt, beſtes Kind. Ich will Dich nur aufmerkſam machen, daß Graf Schönſtein, der die Zurückhaltung ſelbſt iſt, ſich faſt ausſchließlich mit Dir beſchäftigt, und daß Du ihn dazu ermunterſt. Da, wo dergleichen vorkommt, iſt es die gewöhnliche Folge, daß die beiden Leutchen Neigung für einander faſſen und daß dieſe zu einer ehelichen Verbindung führt. Wünſcheſt Du dies? Würdeſt Du dem Grafen Schönſtein gern Deine Hand geben?“

„Weder ihm noch irgend einem Mann,“ erwiderte Lydia ernſt.

„Das wird ſich mit der Zeit ändern,“ ſagte die Fürſtin ſehr befriedigt; „vor der Hand iſt nur von Graf Schönſtein die Rede.“

„Was ich ſage gilt nicht bloß für ihn, beſte Mama. Ich heirate nie. Das ſteht feſt.“

„Gutes Kind, ſprich nicht in dieſem Ton von einer ſehr ernſten Sache, die Du nicht verſtehſt. In drei bis vier Jahren wirſt Du ohne Zweifel heiraten.“

„Nein, beſte Mama, das werde ich nicht. Ich gehe ins Kloſter.“

„Mache mich nicht unwillig, Lydia; dieſer Gedanke . . . beſſer geſagt, dieſer Einfall iſt Dir hier gekommen.“

„Irgendwo muß er ja kommen! warum nicht hier?“

„Er iſt folglich ganz unreif.“

„Was die Ausführung betrifft — ja! ich kenne kaum ein Kloſter . . . zu rechter Zeit wird der liebe Gott es mir zeigen.“

„Einverſtanden,“ entgegnete die Fürſtin beruhigt. „Jetzt komme ich auf Graf Schönſtein zurück, Lydia! willſt Du alſo nicht, daß ſeine Aufmerkſamkeit in Bewerbung übergehe, ſo behandele ihn etwas weniger freundlich.“

„Der arme ſchüchterne Mann tut mir leid . . . und was ſeine Aufmerkſamkeit betrifft, ſo gilt ſie nicht mir“ . . . —

„Du willſt doch nicht ſagen Deinem Vermögen! Graf Schönſtein iſt zwanzigmal reicher als Du.“

„Das würde mir einem anſtändigen, braven Manne gegenüber nie einfallen! . . . Nein, beſte Mama, er denkt gar nicht an mich — wohl aber an Polyxene.“

„An Polyxene! . . . und das hat er Dir anvertraut!“ rief die Fürſtin, die ſehnlichſt dieſe Heirat wünſchte.

„O nein! ich ſehe es aber, denn er iſt ganz verklärt, wenn ſie ihn grüßt, mit ihm ſpricht, mit ihm tanzt. Ich wollte, ſie heiratete ihn, denn er iſt fromm und gut — und wenn man ihm etwas

Selbſtvertrauen zu geben ſucht, überwindet er allmählich ſeine Schüchternheit.“

„Mir ſcheint denn doch, daß Du Dich ſehr viel mit ihm beſchäftigſt,“ ſagte die Fürſtin forſchend.

„Ich ſage, wie es iſt,“ entgegnete Lydia unbefangen.

„Und was ſagſt Du von den übrigen jungen Herren, die Du jetzt kennen gelernt haſt und täglich ſiehſt?“

„Nichts, beſte Mama.“

„Es ſind doch recht artige darunter?“

„Das kann wohl ſein.“

„Zum Beiſpiel der Sohn der Fürſtin Z. und der franzöſiſche Botſchaftsſekretär oder Baron Mac Bruce.“

„Ja, recht artig,“ verſetzte Lydia lakoniſch.

„Genug, ich ſehe mit Vergnügen, daß Du die Geſinnung haſt, die ſich für ein ſo junges Perſönchen ſchickt,“ ſagte die Fürſtin ihr Verhör ſchließend. „Du betrachteſt die jungen Herren als Tänzer, und Deine Teilnahme für Graf Schönſtein, die Du etwas mäßigen wirſt, iſt durchaus unegoiſtiſch. Fahre alſo fort, Dich zu unterhalten und die Freuden der Welt zu genießen, die für Deine Jugend paſſen.“

„Ach, liebſte Mama, ich bin ihrer ſchon ganz ſatt!“ rief Lydia; „ich finde ſie leer, ermüdend, einförmig . . . ich hatte ſie mir anders vorgeſtellt . . . ich weiß nicht wie! ſie ſtimmen mich ernſt, faſt traurig, und die Welt, die ſich in ſchönen Kleidern unter tauſend Kerzen bewegt, kann mir nicht gefallen . . . ſie iſt allzu oberflächlich.“

„Sein innerſtes Weſen trägt man im Ballſaal nicht zur Schau, Lydia.“

„Das verſteht ſich, Mama! aber glaubſt Du, daß man auf dem Ball ſehr viel an den lieben Gott denkt? . . . ich glaube es nicht?“

„Es kann doch von Einzelnen geſchehen.“

„Gewiß! doch wer kann ſagen, daß er in dieſem Tumult, dieſem Gewirr und Gedränge, betäubt von dem Sauſen und Brauſen der Muſik, der vielen Stimmen, der allgemeinen Bewegung — zu jenen Ausnahmen gehören werde? . . . ich kann es nicht behaupten und ich werde mich freuen, wenn der Karneval zu Ende iſt. Es wird für mich der erſte und der letzte ſein, den ich in dieſer Weiſe mitmache.“

„Wir wollen abwarten, ob Du im nächſten Jahr nicht ganz andere Gedanken haben wirſt. Jetzt gehe und berate Deinen Anzug für den koſtümierten Ball, Du ernſte Hymera,“ ſagte die Fürſtin liebreich.

„Das eilt nicht, Mama . . . er findet ja erſt in acht Tagen ſtatt.“

Sie entfernte ſich und die Fürſtin beſchied Fräulein von Calm zu ſich, um Näheres über Lydia's Kloſtergedanken zu ergründen. Lydia's keine Räuberbanden, kein Spaß, kein Spuk, keine Angſt, keine Wundergeſchichten — nichts als das bischen ſchöne Natur.“

„Was will ein Maler mehr?“ rief man ihm zu.

„Die hat grade der Maler überall, erwiderte der junge Menſch, denn für ihn und ſeinen Pinſel iſt der Grashalm ein ebenſo wichtiger Gegenſtand des Studiums als die Eiche — und der Sonnenſtral der auf dem zitternden Laube tanzt eben ſo unnachahmlich als ein ganzer Sonnenaufgang auf der Schneekoppe. Der Maler begehrt doch auch ein bischen menſchliche Phyſiognomie, Spiel der Leidenſchaften, Wechſel des Ausdrucks — aber woher ſollen die kommen, wenn Alles ſo entſetzlich vorſchrifts- ja tarifmäßig von ſtatten geht.“

„Dafür iſt man dann auch ſicher nicht übertheuert und betrogen zu werden.“

„Das iſt richtig! aber dafür hab ich auch nicht das Vergnügen mich mit einem ſolchen Kerl herum zu zanken wie z. B. in Italien, wo ich bei einer ſolchen Gelegenheit mehr Geſtus und Phyſiognomie in zehn Minuten zu ſehen und folglich zu malen bekomme, als in Deutſchland in zehn Jahren. Da ſehe ich doch noch Banditengeſichter! da höre ich doch noch Pfaffen- und Räubergeſchichten bei denen ſich einem das Haar lüpft vor Grauſen! aber hier

Gleichgiltigkeit gegen die Weltfreuden war der Fürſtin ſehr genehm. Um ſo länger bleibt Lydia Kind, dachte die Fürſtin, und ich laſſe ſie gewähren, bis Egon in die Welt tritt . . . Der Richtung auf das Kloſter muß man aber ganz ſanft und vorſichtig entgegen wirken. Sie war nicht wenig erſtaunt von Fräulein von Calm zu hören, daß ihr dieſe Sache ganz neu ſei. Sie habe ſeit dem Aufenthalt in Rom einen größeren Ernſt an Lydia wahrgenommen, ihn den Eindrücken der Umgebung zugeſchrieben. Beide kamen überein, durch keinerlei Fragen oder Äußerungen Lydia zu veranlaſſen, ſich in Kloſtergedanken zu vertiefen, die ja bei jungen frommen Perſonen nicht ſelten auftauchten, um ſchließlich ſpurlos zu verſchwinden.

So ging die Zeit im Wirbel dahin, und jeder trug in dem Wirrwarr unter der hergebrachten ſtereotypen Geſellſchaftsmaske ſein Herz voll Sehnſucht, voll Kampf, voll Qual, voll Sorge, voll banger Spannung, voll brennender Erwartung mit ſich herum. Nun auf Polyxene paßte nichts von dem allen. Sie ſcherzte und lächelte, ſie erhielt Fergus auf der Folter der Ungewißheit; ſie regte Schönſtein zu Hoffnungen an, vor deren Kühnheit er ſchwindelte — und dabei fragte ſie ſich: Wie wird dies enden? . . . mit einer Ehe? . . . es iſt furchtbar ſich für immer zu binden und einmal muß es geſchehen! — — —

„Ich fange an zu glauben, daß Sie ein verkörperter Elementargeiſt ſind!“ ſagte einſt Fergus ganz in Verzweiflung.

„Doch kein Gnom?“ warf ſie mit einer allerliebſt ſpöttiſchen Miene hin.

„Denn die Elementargeiſter können zwar einen Körper annehmen, ſpricht die Sage, und zwar einen ſo ſchönen, wie wir ihn bei Undinen und Sylphen uns vorſtellen — aber kein menſchliches Herz.“

„Was ſollten auch Sylphiden und Nixen mit einem menſchlichen Herzen anfangen? In ihrem Element und vielleicht überall lebt ſich's leichter ohne Herz,“ ſagte Polyxene und ſetzte dann wie nachſinnend hinzu: „Indeſſen meine ich geleſen zu haben, daß die Liebe zu einem Sterblichen ihnen ein Herz gebe.“

Darauf verließ ſie ihn und Fergus wußte nicht, wie er das zu deuten habe.

Fürſt Anton hatte ihr einmal geſagt:

„Laß uns ein trauliches und vernünftiges Wort reden, Polyxene. Graf Schönſtein hat ſeiner Mutter ganz entzückt von Deiner Schönheit, Liebenswürdigkeit, Huld und Güte in einem Ton geſchrieben, der ſich in jedem Brief ſteigert, ſo daß Gräfin Schönſtein ſich mit der Frage an mich gewendet hat, ob Ausſicht auf eine Verbindung ſei und in dieſem Fall mich gebeten, Deinen Eltern zu erklären, daß Veriand's Wünſche ganz die ihrigen wären. Was ſagſt Du dazu?“

„Daß es nicht unmöglich wäre."

„Dieſe Antwort iſt keine ehrliche, Polyxene Biſt Du geneigt, Schönſtein zu heiraten — Ja oder Nein."

„Er hat mir noch nie zu erkennen gegeben, daß er es wünſcht."

„Und er wird es auch nie tun, wenn er nicht Deiner Geſinnung ſicher iſt! Er würde ſich für zudringlich, für unbeſcheiden, für ich weiß nicht was halten — und eben weil er ein ſchüchterner Menſch iſt, darf man nicht mit ihm ſpielen."

„Es iſt aber höchſt bedenklich, Ernſt zu machen Onkel und ſich für ein ganzes langes Leben zu binden."

„Von dieſer Wahrheit bin ich dermaßen durchdrungen, daß ich unvermählt geblieben bin. Ich habe mich aber auch immer ſo betragen, daß niemand darüber in Zweifel ſein konnte . . . und das iſt bei Dir nicht der Fall. Alſo: Nein oder Ja."

„Ich habe keine Leidenſchaft für Graf Schönſtein."

„Er iſt auch kein Menſch, der eine Leidenſchaft einflößen könnte. Er hat vortreffliche Grundſätze und lebt nach ihnen — er iſt wohlerzogen und unterrichtet, iſt religiös und von guter Gemütsart. Das ſind höchſt ſchätzbare Eigenſchaften und ſind eben ſolche, die für die Ehe beſonders wichtig ſind. Doch intereſſant iſt er nicht. Wie ein Romanheld à la Fergus ſieht er nicht aus, und anziehend wie

Sir Arthur Cameron durch Überlegenheit des Geiſtes und des Charakters iſt er auch nicht. Hingegen gibt er Dir durch Namen und Vermögen eine glänzende Stellung — und Du mußt erwägen, daß Du als Tochter viel zu verwöhnt biſt, um Dich als Gattin in beſchränkte Verhältniſſe zu fügen. Du ſelbſt aber haſt kein Vermögen. Alſo ſprich!“

„Wie kannſt Du mich ſo drängen, beſter Onkel! meine Eltern tun es nicht.“

„Dein Vater nicht, weil er ſich nicht von Dir trennen mag, was ein wenig egoiſtiſch iſt; Deine Mutter nicht, weil Du mehrmals ihre Wünſche vereitelt haſt. Ich habe keinen anderen Grund, offen und ſchlicht mit Dir zu ſprechen, als aus herzlicher Teilnahme für Dich und Veriand, den ich wahrlich nicht nach Rom getrieben habe, damit er Dein Gatte werde. Dieſer Ausgang hat jedoch, wie mir ſcheint, nicht Deinen Beifall und ich werde ihm daher raten, an keinen Ernſt zu denken.“

„Gehe doch nicht ſo raſch zu Werk, Onkel! ich will mich beſinnen.“

„Wie lange?“

„Während der Faſtenzeit.“

„Das iſt zu lange, denn Du wirſt Schönſtein nicht anders und nicht genauer kennen lernen, als es jetzt der Fall iſt, da Du ihn ſeit zwei Monaten täglich im Salon Deiner Mutter ſowohl, wie in der Welt geſehen haſt. Gehe reiflich mit Dir ſelbſt, mit Deinen Eltern und vor allem mit dem lieben Gott zu Rat; acht Tage reichen vollſtändig dazu aus — und Dir bleibt dann keine Zeit, um Veriand mit nebelhaften Ausſichten zu blenden.“

„Du biſt unbegreiflich ſtreng für mich, Onkel! Verliebt ſich Graf Schönſtein auf eine Weiſe in mich, die mich nicht ahnen läßt, was in ihm vorgeht, ſo iſt das ſeine Sache. Ich habe keine Luſt, mich über Hals und Kopf in ſeine Arme zu werfen.“

„Wer verlangt das? Du ſiehſt ja, wie überlegt, wie altmodiſch verſtändig die Angelegenheit behandelt wird. Veriand wendet ſich an ſeine Mutter und dieſe an mich, um Klarheit in die Sache zu bringen, und niemand denkt daran Dich zu drängen, um Ja zu ſagen oder Nein. Daß Du aber entſchieden und bald das eine oder das andere ſagſt, dazu müßte das Gewiſſen oder der Edelſinn Dich drängen.“

„Schaue Dich um in dieſem Zimmer, Onkel, ſieht es bei mir ſo aus, daß ich an eine hochwichtige Sache mit Ernſt denken könnte? Sieh! da liegt mein Anzug für den Ball en costume: — der muß noch zehn Mal anprobiert werden. Sieh! mindeſtens ein Dutzend Photographien, die ich meinem Album einreihen und die Namen aufſchreiben muß, um zu behalten, wer die Freunde und Freundinnen ſind, die mich mit ihrem Bildnis beglücken. Sieh! ein ſchöner engliſcher Roman, der geleſen ſein muß, weil Lady Ormond ihn mir gab. Und dazwiſchen Entſcheidung über einen Heiratsantrag . . . unmöglich!“

„Da Roman und Photographien Dich lebhafter intereſſieren als er, ſo werde ich noch heute an Gräfin Schönſtein ſchreiben — Du lehnteſt ab,“ ſagte Fürſt Anton kalt und erhob ſich.

Polyxene ſprang auf, hielt ihn am Arm feſt und rief:

„Aber Onkel, was fällt Dir ein!“

„Das zu tun, was recht iſt.“

„Nein, Onkel . . . ich bitte Dich . . . ſchreibe an Gräfin Schönſtein, ich wünſchte die Faſtenzeit zur Überlegung zu benützen. Sei ſie nicht damit einverſtanden, ſo ſei die Sache gebrochen, für deren Ausgang ich unmöglich einſtehen könne.“

„Ich werde es ſchreiben, Polyxene; und ich ſage Dir offen, ich wünſche, daß ſie nicht darauf eingehe.“

„Schreibſt Du in dieſem Sinn, Onkel, ſo bringſt Du mich vielleicht um eine vortreffliche Heirat.“

„Es iſt ein Jammer, daß die Eitelkeit Dich ſo unwahrhaft macht, Polyxene.“

„Ich lüge nicht, Onkel.“

„Nein, nicht geradezu . . . allein die Wahrheit hat keinen Wert für Dich, und Dein Leben iſt ein Trugbild.“

Er verließ ſie. Polyxene nahm etwas betrofſen die Photographien, ließ ſie durch die Finger gleiten, warf ſie gleichgiltig auf den Tiſch zurück und ſprach für ſich: Iſt es denn ein Verbrechen daß ich keine tiefe Zuneigung für einen Fergus, einen Veriand habe? . . . Fergus iſt mir angenehm . . . ſeine jugendliche Friſche, ſein ſtrebſamer Charakter, ſeine Schönheit, ſeine Lebhaftigkeit und die Leidenſchaft, die er augenſcheinlich für mich hat — das alles gefällt mir. Schönſtein iſt ganz zuſammengeſetzt aus guten, ſchätzbaren Eigenſchaften, und ſcheint in aller Stille ſehr verliebt zu ſein — was mir ſelbſtverſtändlich auch angenehm iſt — ſo habe ich für beide eine wohlwollende Neigung, aber eine exkluſive nicht. Und eine Spur von Liebe — von einem Gefühl, das aus Bewunderung, aus Sympathie, aus Zärtlichkeit, aus Verehrung und Vertrauen beſteht — iſt gar nicht vorhanden. Ja, wäre ſie da, ſo würde ſie einem andern gehören. Aber dieſer iſt unnahbar. — —

Fürſt Anton ſchrieb an Gräfin Schönſtein das, was Polyxenens Antwort war — und nur das. In kürzeſter Friſt bekam er die Antwort. Sie freue ſich ungemein über Polyxene, welche die feierliche Stille der heiligen Faſtenzeit benützen wolle, um ſich über den wichtigſten Schritt ihres ganzen Lebens zu prüfen. Sie überlaſſe es ihm, die Eltern vorläufig von ihrem lebhaften Wunſch in Kenntnis zu ſetzen. — —

„Entzückend! bezaubernd! unvergleichlich!“ rief Fürſt Alois, als vier ideale Geſtalten ſich der Fürſtin vorſtellten, bevor ſie mit einander zum Maskenball ohne Larve, der bei dem franzöſiſchen Botſchafter ſtattfand, ſich begeben wollten. Es waren die Tageszeiten: die Morgenröte — Polyxene; der Tag — Lady Ormond; die Abenddämmerung — Lydia; die Nacht — Marina. Idealiſch ſahen aber nur die beiden letzteren aus, weil ſie mehr auf das paſſende des Anzuges als auf das kleidſame geſehen hatten. Polyxene war eine liebreizende Aurora und Lady Ormond ein ſtrahlender Tag; allein ſie blieben das, was ſie wirklich waren: zwei ſchöne, elegante Perſonen aus der Geſellſchaft. Aber die Nacht mit ihrem aufgelöſten, langen, ſchwarzen Haar, worin der Halbmond ſchwebte und im Gewande von dunkelblauem Flor mit Silberſternchen beſäet — aber die Hymera ganz in lilafarbenen Flor wie in duftige Wolken gehüllt, mit dem ſilberweißen Schleier, der wie ein Nebelſtreif über ihrem Nacken herabfiel und den über ihrer Stirn der Abendſtern zuſammenhielt — aber Marina ſo ernſt und Lydia ſo friedlich — ſie ſahen gar nicht aus wie Ballfiguren. Polyxenens kleine Brüder, die ſelbſtverſtändlich gegenwärtig waren und mit geſpannter Neugier alle betrachteten, machten Gloſſen, die nicht ſo verbindlich waren, wie die Bewunderung ihres Vaters.

„Lydia, Du ſiehſt eigentlich wie ein Geſpenſt aus,“ ſagte Gundaccar.

„Nein, nein! wie Erlkönigs Tochter!“ rief Fräulein von Calm.

„Und wie ſehe ich aus?“ fragte Marina den Kleinen.

„Wie eine Zauberin . . . aber eine ſchwarze,“ antwortete er, und Franz ſagte ganz keck:

„Polyrene hat das Schönſte für ſich genommen.“

„Nein!“ rief Gundaccar, „am ſchönſten iſt die weiß und goldene Dame.“

„Ich fürchte ſehr,“ ſagte Lady Ormond lachend, „daß meine Schönheit in Gundaccar's Augen auf Gold beruht. “

„Ich hoffe, ſagte der Fürſt, „daß morgen die Photographie dieſe vier Tageszeiten verewigt.“

„Nein, Papa! die Photographie iſt zu gemein und zu garſtig für uns.“

„Du haſt recht, meine Tochter! Es ſteht uns aber nicht Mignard's Pinſel oder Liotard's Farbenſtift zu Gebot, wir müſſen uns mit dem begnügen, was wir haben.“

„Gewiß!“ ſagte Lady Ormond, die lieber durch eine Photographie, als gar nicht in dieſem Anzug mit einem Strahlendiadem verewigt werden wollte; „wir machen gern dem Fürſten dieſen Spaß.“ —

Auf dem Ball wogte ein buntes, phantaſtiſches Leben durcheinander. Fergus gehörte zu einer Quadrille, die im Stil der Zeit von Kaiſer Maximilian zugleich maleriſch und reich gekleidet war. Schönſtein war in eine Quadrille gedrängt worden, die den geſpreizten und pomphaften Anzug aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts trug und eine zeremoniöſe Menuet tanzte. Figuren aus Taſſo's befreitem Jeruſalem und Shakſpeare's Tragödien, Zigeunerquadrille und andaluſiſche Fandangotänzer ſchwirrten umher, betäubend, blendend, ſeelenlos. Die vier Tageszeiten wurden bemerkt, als ſie eintraten; dann gingen ſie unter in dem allgemeinen Tumult. Arthur, in einfacher, ſchwarzer, ſpaniſcher Tracht, lehnte ſich an einen Kandelaber und betrachtete ruhig dieſe Maskenwelt. Da gewahrte er Marina und Lydia, die ſich unfern niederließen. Marina hatte geſagt:

„Selbſtverſtändlich tanze ich nicht."

„Ich auch nicht!" rief Lydia froh; „es nimmt ſich allzu lächerlich aus, wenn Hymera mit einem Zigeuner oder einem Hofherrn von Louis XV. Polka tanzen wollte."

Arthur trat heran und fragte:

„Wie blickt die feierliche Sternennacht auf das Getümmel?"

„Wie auf einen Traum," entgegnete Marina.

paſſirt ja nichts was den Menſchen herausbringt aus der Tretmühle der Alltäglichkeit. Dazu die hölliſche deutſche Arbeitſamkeit! Immer fleißig, immer thätig, verſiegt den Leuten die Phantaſie“.... —

„Sie ſollten hinzuſetzen: immer hungrig und bedürftig.“

„O das bedeutet nichts! bei einem überfüllten Magen und einer dickbehaglichen Exiſtenz kommt die Phantaſie auch zu kurz! Und die Italiener hätten wol etwa keinen Hunger? litten keine Entbehrungen? Corpo di Bacco! ja, ſie hungern, und teufelmäßig — aber arbeiten thun ſie doch nicht die göttlichen Käuze die! — ſie lehnen ſich an ein Gemäuer, nagen an einer Orangenſchaale, dazu ſcheint ihnen die Sonne auf den Leib und ſie bilden ſich ein etwas drin zu haben: dergleichen phantaſiereiche Creaturen giebt es in Deutſchland nicht und dabei kommt der Maler zu kurz, denn Niemand will ihm Stich halten zum Modell. Sangue di Cristo! heute habe ich aber eine Schönheit geſehen — und auch ein Abenteuer gehabt — aber leider nur ein halbes. Eine Frau hab' ich geſehen in dem Garten eines Landhauſes bei Schmiedeberg — Santo Gennaro! die ächte lombardiſche Weiberſchönheit, der reine Typus von Palma vecchios Töchtern, von Titians und Giorgiones Ge-

„Und Träume ſind unbefriedigend," ſetzte Lydia bekräftigend hinzu.

„Sie werden doch nicht von einem Maskenball Befriedigung irgend einer Art erwartet haben?" ſagte Arthur.

„Doch, Sir Arthur, doch! ich bin ein Neuling in den Weltfreuden. Da meinte ich, es müſſe irgend etwas kommen oder irgendwo etwas vorhanden ſein, was mir ſehr gefiele, mich ſehr unterhielte . . . allein nichts derart will kommen und ich finde es geradezu lächerlich und langweilig, daß ich hier als Hymera figuriere."

„Wollen Sie etwa mit mir tanzen?"

„O nein, Sir Arthur! in dieſem theatraliſchen Aufzug mag ich nicht tanzen. Am liebſten möchte Hymera im Dunkel der Nacht, aber der wirklichen Nacht, verſchwinden."

„Wir ſind beide für geräuſchvolle Weltfreuden nicht eingenommen," ſagte Marina; „hier in Rom wollen ſie mir vielleicht noch weniger als an einem andern Ort zuſagen, weil nirgends ein ſo ernſter Gegenſatz vorhanden iſt, wie eben hier."

„Rom iſt Weltſtadt," ſagte Arthur; „als ſolche muß ſie Platz haben für eine große Geſelligkeit und für alles, was dieſe fordert und was mit ihr zuſammenhängt, und ein Feſt in den Paläſten Doria, Roſpiglioſi, Colonna, Borgheſe, gehört mit zu dem Glanz, der Rom umſtrahlt."

„Sie werden recht haben,“ ſagte Lydia ſcherzend, „denn mir ſcheint, Sie haben immer recht. Ich aber könnte in Rom ſehr leicht dieſe Feſte entbehren.“

„Und wenn Sie wieder in der Einſamkeit von Bruce Caſtle ſein werden,“ ſagte Arthur zu Marina, „ſo erheitert doch vielleicht einmal der Traum, auf den jetzt die Nacht herabſchaut, einen Tag voll Sturm oder voll Nebel.“

„Ach, ich weiß nicht, ob die Erinnerung an Rom mich freuen wird. Ich hoffe, es werde hier ein Wunder geſchehen, ein unſichtbares Wunder an einer Seele, eine Bekehrung zum wahren Glauben — und tritt das nicht ein, ſo iſt ſpäter die Erinnerung an Rom nur ein einziger großer Schmerz.“

„Nur Geduld, teuere Lady, in der Faſtenzeit wollen wir beſſer für dieſe Bekehrung beten, als es im gegenwärtigen Saus und Braus möglich iſt,“ ſagte Lydia treuherzig.

Da trat ihr Vater hinzu und ſagte:

„Die Botſchafterin wünſcht Hymera in der Nähe zu ſehen . . . komme Lydia.“

Sie folgte ihm, Arthur nahm Lydia's Platz ein und Marina ſagte:

„Ich bitte, ſprechen Sie doch einmal recht dringend mit Ralph.“

„Ich meine, das wäre Ihre Sache.“

„Es ſollte vielleicht ſein . . . allein Sie haben ja längſt geſehen, daß er durch ſeine Verſchloſſenheit für mich unnahbar iſt; denn ich finde keine Worte, wenn ich weiß, daß ich keine Antwort bekomme. Sie hingegen können ihm mit Ihrem überlegenen Wiſſen und Ihrer ruhigen Klarheit tauſend Gründe unbefangen entwickeln, gegen deren Richtigkeit er ſich, möglicherweiſe, nicht verſchließen kann.“

„Verſchloſſene Menſchen ſind — wenn ſie nicht großmütige und edle Seelen ſind — gewöhnlich mißtrauiſche Menſchen,“ entgegnete Arthur. „Ralph ſcheint mir nicht zu trauen, er meidet mich, bricht jedes ernſte Geſpräch ab oder läßt es gleichgiltig fallen.“

„Er mißtraut Ihnen!“ ſeufzte Marina beklommen, „und Sie haben ihm das Leben gerettet.“

„Das Licht der Erkenntnis geht uns armen, irdiſchen Menſchen nur allmählich, ſehr langſam und unter ſchweren Kämpfen auf — eben weil wir in den Wolken des Irdiſchen leben . . . und ſehr gern leben. Niemand hat Freude an der Selbſtverleugnung, niemand macht ſich mit Leichtigkeit an die bittere Arbeit der Überwindung, ſei es eines Charakterfehlers, ſei es einer Leidenſchaft. So ſind wir alle . . . ſo iſt Ralph.“

„So ſind wir alle,“ wiederholte Marina langſam und ſchwieg und ſaß da mit ſinnend geſenktem

Haupt, das marmorfarbene Antlitz umrahmt von der Fülle ihres weich gewellten, ſchwarzen Haares.

„Der Kopf da erinnert an Michel Angelo's Statue der Nacht. Iſt er auch nicht ſo ſchön, ſo hat er doch eine Stille, einen Ernſt, eine träumende Schwermut, die ihn höchſt anziehend macht!"

So ſprach ein Herr, ein Kunſtliebhaber ganz begeiſtert zu einem anderen Herrn, den er nicht kannte und auf den er eben ſtieß.

„So?" ſagte dieſer gleichmütig.

„Aber das müſſen Sie doch auch . . . das muß jeder finden."

„Ich ſage nicht nein."

„Wer iſt nur dieſe intereſſante Erſcheinung?"

„Lady Mac Bruce, meine Frau," verſetzte Ralph trocken.

„Vortrefflich! darf ich bitten, mich der Frau Gemahlin vorzuſtellen."

Er nannte ſeinen Namen, den Ralph nicht verſtand — was ja bei dergleichen Vorſtellungen auch ganz gleichgiltig iſt — und ſo wurde Marina's und Arthur's Geſpräch unterbrochen: — das erſte, das ſie in Rom ſozuſagen unter vier Augen hatten und das erſte, bei welchem Ralph wieder eine ungewöhnliche innere Bewegung an Marina wahrnahm. Mit eiſerner Selbſtverleugnung klammerte ſie ſich an das Kreuz an, das nun einmal ihr Anteil war, und hielt es feſt und ſchweigend auf ihrem Herzen; ſie ſprach, ſie benahm ſich wie in früherer Zeit, ernſt immer; der ſonnige Blick, den ſie im vergangenen Jahr zuweilen für Arthur gehabt hatte, war gründlich verſchwunden, und Ralph begann ſich zu beruhigen. Jetzt aber, wie ſie da ſaß neben Arthur, das Bild der Schwermut, ſtiegen alle Bitterkeiten wieder in ihm auf und die Bewunderung, die man ihr zollte, und die ihn zu freuen pflegte, glitt an ihm ab.

Da kam Polyxene ſchön und lieblich wie ein Frühlingsmorgen daher und ſagte zu ihm und zu Arthur:

„Dieſe beiden Söhne des Nebels wiſſen nichts von einer Aurora.“

„Wir wiſſen, daß ſie eine Göttin iſt,“ entgegnete Arthur.

„Wirklich? aber Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß nur den unterirdiſchen Gottheiten ſchweigend geopfert werde und daß die Aurora nicht zu dieſen gezählt wird.“

„Sie wiſſen alles, Sie kennen alles — mit Ihnen kann man nicht Schritt halten!“ rief Arthur lachend.

„Warum wählten Sie einen ſo nichtsſagenden Anzug?“ fragte Polyxene.

„Finden Sie einen Zigeuner vielſagender? . . . oder einen petit maître à la Louis quinze, mit Spitzenmanſchetten und Haarbeutel?“

„Sie haben recht. Kein Maskenanzug paßt für Sie. Sie ſind immer Sir Arthur Cameron; das heißt, eine ſo ausgeprägte und charaktervolle Individualität, daß Sie ſich kaum in einem Maskenanzug zurecht finden würden.“

„Ich weiß nicht, ob Sie mir Lob oder Tadel ausſprechen wollen; doch was es ſei — ich nehme es an. Ich bin nun einmal ein abgeſagter Gegner aller Komödie.“

„Komödien können ſehr heilig ſein.“

„Sind aber, Millionen gegen eine, ſehr unheilig. Die Tragödien der Griechen nehme ich aus, ſowie einige ſpaniſche und engliſche Tragödien.“

„Wären Sie der deutſchen Sprache mächtig, ließen Sie vielleicht auch eine oder die andere deutſche gelten. Und ſchließlich dürfen Sie nicht vergeſſen, daß die Kirche das Schauſpiel, die Darſtellung heiliger Geſchichten, nicht nur gebilligt, ſondern eingeführt hat.“

„Damals war die Welt chriſtlich, ſtand auf dem Boden der Kirche und konnte ſich an bibliſchen Darſtellungen erbauen. Als ſie ſpäter einen ganz anderen Standpunkt einnahm, und der Weltſinn auch in die Kirche eindrang, da verſchwand der Ernſt aus dem Schauſpiel und aus den Zuſchauern, und frivole Beluſtigung nahm deſſen Platz ein.“

„Und auch da, wo ſie gar nicht in der Ordnung war. Denn kann man ſich etwas Geſchmackloſeres vorſtellen, als die Aufführung der keuſchen Suſanne, die auf dem Apoſtelplatz vor vielen tauſend Zuſchauern, unter denen auch Kardinäle waren, ſtattfand — und zwar im bewunderten Zeitalter Leo's X.!“

„Ich hoffe, Sie halten mich nicht für einen unbedingten Bewunderer dieſes Zeitalters, in welchem der Geiſt vielfach ſchief gebildet wurde und mit ihm die Sitte verfiel. Mir iſt jenes Zeitalter wenig ſympatiſch. Es trägt große Schuld an der Verbildung, in welcher wir jetzt umher taumeln und uns weiß machen, es ſei Geiſtesbildung vielerlei wiſſen und wenig verſtehen.“

„Sir Arthur, Sie werden boshaft!“ ſagte Polyxene und lachte herzlich.

„Was ich ſagte galt uns armen Sterblichen und bezieht ſich nicht auf die Götter,“ verſetzte er.

So wogte alles durcheinander, Geſpräche mit und ohne Gedanken — Worte mit und ohne Sinn — Menſchen gelangweilt und verſtimmt, munter und befriedigt, betäubt und müde, erregt und unerſättlich — bis endlich die einen wie die anderen nach dem geräuſchvollen Zauberfeſt dem wohltätigſten aller Zauberer, dem Schlaf, anheim fielen.

Der Karneval hatte ſeine Freuden erſchöpft und mit der Faſtenzeit wurde es ſtill in Rom. Die großen Häuſer hatten ihre Empfangsabende, doch ohne rauſchende Vergnügungen. Viele Fremde machten Ausflüge nach Florenz, nach Neapel, nach Sicilien, um zur Karwoche wieder in Rom zu ſein. Polyxene, die dem Fürſten Anton geſagt hatte, ſie wolle in dieſer Zeit Schönſtein's Bewerbung ruhig überlegen, fand jetzt ſechs Wochen eine allzu lange Friſt und beſtimmte ihren Vater zur Reiſe nach Neapel. Lord und Lady Ormond ſchloſſen ſich ihnen an, und dieſe und der Fürſt drangen in Ralph, den Ausflug mitzumachen. Er ließ es auf Marina ankommen; er hätte ſie ſehr gern — nicht von Rom, doch von Arthur entfernt. Aber ſie lehnte es ab. Sie konnte ſich nicht entſchließen, dieſe ernſte Zeit mit einer Reiſe auszufüllen, die ſo angenehm und ſo überreich an Intereſſantem war, daß jeder Tag neue Eindrücke, neue Bilder und folglich eine beſtändige Zerſtreuung bringen mußte. Sie hatte zum erſten Mal in ihrem Leben Gelegenheit, recht geſammelt und andächtig die Faſtenzeit hinzubringen: ſie wollte dieſe Gnade benützen, für ſich ſelbſt und für Ralph. Sie ſagte aber, ſie könne ſich nicht entſchließen, wegen einer Vergnügungsreiſe von ihrem Kleinen ſich zu trennen, den ſie nicht aus einem Gaſthof in den anderen und in ein ganz anderes Klima bringen möge. Fürſtin Wartenberg ſchlug ihr vor, ſie wolle den Kleinen und ſeine Wärterin unter ihr Dach und ihre Obhut nehmen, und der Fürſt, der großen Gefallen an Marina hatte, beſchwor ſie, das

Anerbieten ſeiner Frau anzunehmen. Aber ſie ſagte:

„Es iſt beſſer, ich bleibe hier. Ich hätte keine Ruhe auf der Reiſe . . . und ſtatt der neuen Dinge, die ich in Neapel ſehen würde, habe ich Gelegenheit, alle Stationskirchen Roms zu beſuchen, unter denen manche ſind, die man nur an dieſem Tage der Station ſehen kann.“

Dabei blieb es. Ralph ſchrieb es aber einem anderen Beweggrunde zu und wickelte ſich immer feſter in ſeine Unnahbarkeit ein. Lydia freute ſich herzlich darüber und ſagte:

„Ich bleibe auch lieber hier, teils wegen Mama, teils wegen Rom. Wir wollen die Faſtenzeit auf unſere Weiſe genießen, liebſte Lady, und zwar ſo, daß es Sir Ralph zugut kommt.“

Empört über Polyxenens Reiſe war Fürſt Anton; in Verzweiflung war Fergus, deſſen Herz in vollen Flammen ſtand; niedergeſchlagen war Schönſtein, der auf dem Maskenball von Polyxene mit den liebenswürdigſten Lobſprüchen über ſeinen Anzug und ſeine elegante Menuet überhäuft worden war und infolge davon ſeiner Mutter ſo beſeligt ſchrieb, als habe er bereits das Jawort erhalten. Jetzt trat eine Trennung von drei Wochen ein und er beſorgte, von Polyxene über den Veſuv und die Tempel von Päſtum vergeſſen zu werden.

„Wie verſtändig biſt Du,“ ſagte Fergus mißmutig zu Marina, „in Rom zu verbleiben. Für einen Ausflug nach Campanien iſt der März gar nicht günſtig.“

„Du weißt, daß Lord Ormond Ende April in London ſein will.“

„Und Du weißt, Marina, daß mir nicht wegen Lord Ormond dieſe Reiſe widerwärtig iſt.“

„Es iſt mir leid für Dich, Fergus . . . denn ich bleibe dabei, was ich Dir vor Monaten geſagt habe.“

„Du irrſt!“ ſagte er kurz; „ich kann hoffen.“

Fürſt Anton kam eines Tages zu früher Stunde zur Fürſtin, reichte ihr einen Brief und ſagte, indem er ſich unmutig in einen Seſſel warf:

„Ich bitte, Marianne, lies, was Gräfin Schönſtein ſchreibt.“

Sie las und ſagte darauf:

„Ich falle aus den Wolken! . . . denkt denn Polyxene an Graf Schönſtein . . . bevorzugt ſie ihn . . . bildet er ſich das nur ein . . . Was meinſt Du — was weißt Du.“

„Ich weiß nur eines,“ rief er zornig; „Polyxenens leichtſinnige Gefallſucht überſteigt alle Grenzen.“

Und er teilte der Fürſtin die ernſte Unterredung mit, die er bezüglich Veriand's Bewerbung mit Polyxene gehabt hatte.

„Iſt es möglich!“ rief die Fürſtin, „ſie lehnte nicht ab!“

liebten, Sonnenlicht verkörpert im Fleiſch — o Ihr Leute! welch ein Mirakel dieſſeits der Alpen.“

„Das wird die Baronin Thannau geweſen ſein,“ ſprach Einer.

„Nun das Abenteuer!“ rief der Andre.

„Wirklich? eine deutſche Baronin Thannau! verſetzte der Maler; das fällt mir ſchwer zu glauben! aber hört! — Es mogte ſieben Uhr ſein als ich heute früh Schmiedeberg verließ und langſam dahinſchlendernd die friſche Morgenluft ſo recht wonnig einathmete. Da höre ich plötzlich Kirchengeſang. Der klingt ſo gut in der ſchönen Morgenſtille. Ich ſchau' mich um, aber keine Kirche weit und breit. Ich gehe weiter und ſtehe vor einem Garten aus deſſen Hauſe der Geſang durch eine geöffnete Fenſterthür mir entgegen quillt. Es war ein italieniſcher Kirchengeſang wie ich ihn hundertmal von unſichtbaren Nonnen in Kloſterkirchen gehört. Dazu plätſcherte ein Springbrunnen, ſpäte Roſen dufteten, Schmetterlinge flogen im Zickzack, die Berge ſahen ganz ernſthaft zu — mir wurde feierlich zu Muth. Siehe, da ſprang aus jener Fenſterthür ein reizendes Kind die drei Stufen in den Garten hinab, und trieb eifrig ein Tonnenband vor ſich her rund um den Raſenplatz herum. Im roſenfarbenen Muſſelinkleidchen, mit dicken wallen-

„Durchaus nicht.“

Die Fürſtin wiegte bedenklich den Kopf und ſagte:

„Er iſt jünger wie ſie, unerfahren, ſchüchtern, ſogar etwas langweilig . . . Sollten ſeine guten Eigenſchaften ihre Zuneigung gewonnen haben?“

„Ihre Zuneigung! . . . ich glaube, Du träumſt beſte Marianne, denn im wachen Zuſtand müßte es Dir trotz aller Mutterliebe ſonnenklar ſein, daß Polyxene für niemand Zuneigung hat, als für ſich ſelbſt. Sie iſt eine unausſtehliche Egoiſtin. Aus dieſem Brief geht hervor, daß Veriand die kühnſten Hoffnungen hat. Mögen dieſe nun auf ſeine Unerfahrenheit im Verkehr mit dem ſchönen Geſchlecht — oder auf Polyxenens Koketterie — oder, was am wahrſcheinlichſten iſt, auf dieſen beiden Grundlagen beruhen; genug, ich gehe auf der Stelle zu ihm und rate ihm mit allem Ernſt, die Sache fallen zu laſſen.“

„Geduld, lieber guter Anton! Polyxene will ſich ja am Schluß der Faſtenzeit entſcheiden.“

„Das ſagt ſie! . . . ob ſie es tun wird; ob ſie ihn nicht mit allerhand Ausflüchten ein ganzes Jahr hinhalten und ſchließlich nein ſagen wird — wie wir das ſchon einmal erleben mußten — das wiſſen wir nicht. Es wäre ihr eine ungeheuer heilſame Demütigung, wenn ſich Veriand zurückzöge ohne ihr nein abzuwarten; denn daß ſie die Sache nicht ernſt nimmt, geht aus dieſer Reiſe hervor.

Statt ſich zu ſammeln, zu prüfen und die Friſt zu benützen, um Veriand näher kennen zu lernen, beſteigt ſie den Veſuv und fährt in die blaue Grotte.“

„Lieber Anton, ich flehe Dich an, habe Geduld! Du könnteſt ihrer Zukunft ſtörend entgegentreten. Man kennt ſchon Polyxenens Verkehrtheit, man huldigt noch ihrer Schönheit, doch ernſte Anträge kommen nicht mehr. Ich wäre überglücklich, wenn ſie Schönſtein heiratete. Verſprich mir, Geduld zu haben und an Gräfin Schönſtein zu ſchreiben, wir Eltern wären entzückt durch den Gedanken an dieſe Verbindung, allein das Herz unſerer Tochter habe noch nicht geſprochen.“

„Marianne!“ rief der Fürſt lachend, „am Tage Sankt Nimmer wird das Herz Euerer Tochter ſprechen.“

Indeſſen gab er doch ſein Wort darauf, Veriand nicht entſchieden ablenken zu wollen. „Denn,“ ſagte er, „es kann auch für Veriand eine ganz heilſame Lehre werden, ſich nicht ſo ſchnell in ein ſchönes Lärvchen zu verlieben; ſondern zuvörderſt in Dienſt des apoſtoliſchen Stuhles zu treten, ein tüchtiger Mann zu werden, der befehlen und gehorchen kann — beides iſt einer Gattin gegenüber notwendig — und dann zu einer Ehe zu ſchreiten.“

Schönſtein kam jeden Abend zur Fürſtin, Marina und Ralph ebenfalls; Arthur und Fergus ſehr häufig. Sie bekam täglich einen Brief von ihrem Mann, eine Art Reiſetagebuch — und Polyxene ſchrieb zuweilen bald ihrer Mutter, bald an Lydia. Dieſe Briefe wurden vorgeleſen und beſprochen, man folgte den Reiſenden auf jeden Schritt und lebte mit ihnen.

„Ohne die Beſchwerden der Reiſe," ſagte Ralph beifällig — eine Bemerkung, mit der nicht alle übereinſtimmten.

So fehlte es nicht an munteren Geſprächen und Diskuſſionen, und Fergus war höchſt verwundert über Lydia, die er bis dahin nicht ſonderlich beachtet hatte — verwundert, wie ſie in einem halben Jahr durch Haltung und Benehmen ſo ganz ebenbürtig in der Geſellſchaft geworden ſei, alle Verlegenheit abgeſtreift und ihre unbefangene Anſpruchloſigkeit bewahrt habe. Sie gefiel allgemein, viel mehr als Polyxene, die freilich blendender, aber nicht von dieſer anmutigen Einfachheit war. Dazu kam der Ruf ihres Vermögens, der größer ſein mochte als die Wirklichkeit, ſo daß Fürſt Wartenberg ſchon Andeutungen vernommen hatte, die glänzende Verbindungen in Ausſicht ſtellten. Da Lydia aber in größter Gleichgiltigkeit verblieb, ſo beſchwor die Fürſtin, die immer für ihren Egon dieſe reine Perle bewahren wollte, den Gemahl, Lydia's Frieden nicht zu ſtören. Trotz ſeiner Leidenſchaft für Polyxene, konnte Fergus nicht umhin, zu finden, Lydia ſei allerdings keine bezaudernde, doch eine wohltuende Erſcheinung und der Mann fahre wohl, der mit ihr eine Häuslichkeit gründe. Aber was war das gegen das Entzücken Polyxene zu erringen, zu beſitzen!

Fürſt Anton hatte mit Veriand über den Brief ſeiner Mutter geſprochen und ſchließlich geſagt:

„Du darfſt keinen hohen Jubelton anſtimmen, bevor Polyxene ſich ausgeſprochen hat, und wer weiß, wann das geſchieht.“

„O ich warte!“ ſagte der gute Menſch, „wenn ich nur hoffen darf. Und bin ich zufrieden, ſo iſt es auch die Mama.“

„Findeſt Du nicht, daß im Grunde eine andere durch Gemütsart und Alter beſſer für Dich paßt.“

„Eine andere,“ rief Veriand beſtürzt.

„Ja, diejenige, mit welcher Du Dich weit mehr, dem Anſcheine nach, beſchäftigſt. Ich meine Lydia.“

„Sie iſt die Schweſter und ſie will mir wohl,“ verſetzte Veriand; „dafür bin ich dankbar — weiter nichts.“

Fürſt Anton ſah ein, er müſſe die Dinge ihren Gang gehen laſſen. Veriand war ſein Schützling. Fergus war ſein Schützling und beide waren bezaubert von dieſer Circe, die ſeine Nichte war, und die höchſt wahrſcheinlich mit dem einen wie mit dem anderen ihr Spiel trieb. Wohl dem, der ſein Herz fern und frei hält von dem ſchönen aber entſetzlichen Geſchlecht! ſprach er für ſich und ſchaute den Wölkchen ſeiner Cigarre nach. Schön mag es ſein! . . . Venus! Hebe! Die Grazien! . . . dieſe Ideale von Schönheit und Anmut werden Bezeichnungen für ein ſchönes Weib. Aber! aber jetzt kommen ganz andere Ideale! . . . Eine Xantippe! Eine Circe! und die, welche heute Venus war, kann morgen Xantippe ſein!

Ich lobe mir den Arthur Cameron, der ſich in einer ganz anderen Sphäre bewegt, ſeinen Geiſt mit ernſten Studien nährt, ſeine Tatkraft hohen Zwecken widmet und ſich um Xantippen und Grazien nicht mehr bekümmert, als es ſich für einen jungen Mann von guter Erziehung in der Welt geziemt.

Der gute Fürſt Anton ahnte nicht, daß Arthur Cameron, der ſo eifrig, ſo pünktlich, ſo ausdauernd bei den Waffenübungen der freiwilligen Truppen war, mit ganz anderen Waffen ſein Herz bekämpfen mußte, um es von Marina abzuziehen. Menſchliche Schwachheit und übernatürliche Willenskraft rangen im heftigſten Streit um ſein Herz, und oftmals fragte er ſich betäubt, auf welcher Seite der Sieg ſei; allein er ließ ſich nicht überwinden und verblieb wachſam und ſchlagfertig beharrlich im Kampf.

Sie ſah es, ſie fühlte es, mit ſchmerzlicher Freude, mit ſeligem Schmerz. Sein Kampf war der ihre; — doch der ihre war, wenn nicht ſchwerer, doch dornenvoller, denn ſie ſtand neben dem finſteren Gatten, der immer ſtarrer und abwehrender wurde und deſſen Seele ihr doch ſo wert war, daß ſie jedes Opfer brachte, um dadurch das Licht der Gnade auf ihn herabzuziehen. Sie war wie die Martyrer, die auf dem Scheiterhaufen ſtanden und die Wunden fühlten und die brennenden Schmerzen, und gleichwohl ſtandhaft vor aller Welt ihren Glauben bekannten. Auch Marina bekannte ihren Glauben ſchweigend und wahrgenommen von Gott allein.

Als die erſten Frühlingstage kamen, hatte ſie Ralph gefragt:

„Wünſcheſt Du vielleicht die Heimreiſe anzutreten? der Kleine iſt ſo wohl und munter, wie möglich, und wenn wir langſam durch die Lombardei und das ſüdliche Frankreich gen Norden gehen, ſo gewöhnt man ſich an das kältere Klima und trifft mit dem ſchottiſchen Frühling zu Hauſe ein.“

„In Bruce Caſtle gibt es keinen Frühling,“ entgegnete Ralph trübe — „und überdies freuſt Du Dich auf das Oſterfeſt.“

„Das leugne ich nicht . . . aber ich bitte Dich nicht zu vergeſſen, daß wir nicht meinetwegen hier ſind.“

„Der Arzt hat den Winter im Süden für den Kleinen notwendig, für Dich ratſam gefunden und eine ſpäte Heimkehr feſtgeſetzt. Wir wollen dabei bleiben.“

„Wenn Du nur etwas mehr Intereſſe, etwas Freude hier hätteſt, ſo würde ich ja ſehr gern hier ſein," ſagte Marina ſchüchtern.

„Mein Intereſſe, Du weißt es, beſchränkt ſich auf Weib und Kind," erwiderte er trocken und abbrechend.

Eines Abends bei der Fürſtin ſagte Lydia in ihrer unbefangenen Weiſe zu Ralph:

„Wiſſen Sie ſchon, daß jetzt von einem ausgezeichneten engliſchen Geiſtlichen apologetiſche Vorträge in engliſcher Sprache in einer kleinen Kirche an der Piazza del popolo gehalten werden — namentlich für Convertiten und für jene, die ſich über die Glaubenslehren der katholiſchen Kirche umfaſſende Auskunft verſchaffen wollen. Da Ihnen das Italieniſche nicht geläufig iſt, entbehren Sie gar manchen geiſtigen Genuß. Jene Vorträge wären vielleicht ein Erſatz."

Alle freuten ſich heimlich über Lydia's Unbefangenheit und ſchauten auf Ralph, der ſich ein wenig, wie zum Dank, gegen Lydia verbeugte und weiter nichts ſagte, als:

„Hm."

Die Fürſtin nahm raſch das Wort und erzählte, die heutigen Reiſebriefe hätten die Nachricht gebracht, die Reiſenden würden nach Sicilien gehen vielleicht ſogar nach Malta — und ſie wären ſämtlich auf's Höchſte von ihrer Reiſe befriedigt.

„Nach Malta möchte auch ich,“ ſagte Fürſt Anton; „ich möchte die Inſel ſehen, die den Johannitern ihren zweiten Namen gab und die Stadt ſehen, die zum Andenken an die Großtaten des Großmeiſters Jean de la Valette deſſen Namen empfing. Aber ich hole ſchwerlich unſere Reiſenden ein. Man kann nicht alles, was man möchte.“

„Leider nur ſehr wenig!“ ſagte Fergus.

„Vielleicht iſt das ſehr glücklich für uns!“ rief Arthur; „wie viel Verkehrtes möchten wir! . . . und was würde aus uns werden, wenn wir das verwirklichten, was wir in unſerm Leben einmal gewünſcht haben.“

„Das iſt gewiß, ich kann ganz gemütlich exiſtieren, ohne Malta geſehen zu haben,“ entgegnete Fergus; „allein es gibt ganz andere Wünſche, die von demſelben Schickſal getroffen werden.“

„Ja!“ ſagte Arthur, „und wenn nicht zu unſerem Glück, doch ohne Zweifel zu unſerem Heil.“

„So philoſophiſch denke ich nicht,“ erwiderte Fergus bitter.

„Sagen Sie doch lieber — ſo chriſtlich!“ rief Lydia.

„Sie treffen immer das Richtige,“ verſetzte Fergus verbindlich. — —

Später einmal ſagte Lydia zu Marina:

„Sie haben zwei ſehr ungleiche Vettern in Sir

Arthur Cameron und Baron Mac Bruce. Welcher iſt Ihnen der liebſte?“

„Der, dem Sie den Vorzug geben,“ antwortete Marina ruhig.

„Das freut mich! von allen jungen Männern, die ich kenne, vergleiche ich keinen mit Sir Arthur Cameron. Er geht und ſteht und benimmt ſich wie die übrigen, aber er iſt ganz anders in ſeinem Innern.“

„Sie machen Studien, liebſte Lydia, ſtatt an Kunſtwerken — an Menſchen.“

„Ja, ich freue mich über ein edles Kunſtwerk, über die ſchöne Ausführung einer ſchönen Idee und dann bin ich damit fertig; es geht mich nichts an. Die Menſchen gehen mich aber ſehr viel an; denn ſie ſollen mir dazu dienen, mein ewiges Ziel zu erreichen, ſei es durch ihr Beiſpiel oder durch den Verkehr mit ihnen oder durch Pflichten, die man gegen ſie hat, mögen dieſe freiwillig gewählt oder uns angewieſen ſein. O, die Menſchen gehen mich erſtaunlich viel an.“

„Und wohl Ihnen, daß Sie in dieſer ernſten Weiſe ſie betrachten! Sie werden ſich dann von vielen Schmerzen und vielen Verkehrtheiten frei halten; denn es geſchieht uns gar häufig, daß wir von den Menſchen auch irdiſches Glück erhoffen, und daß uns dieſe Hoffnung, dies Verlangen irgend wie zur Feſſel wird.“

„Vor dieſem Elend wird Gott mich bewahren, denn ich werde mich nie durch mein Herz an einen Menſchen feſſeln laſſen,“ ſagte Lydia mit tiefem Ernſt; „ich habe Wohlwollen und Teilnahme für alle Menſchen, für einen Schönſtein und einen Arthur Cameron, für Sir Ralph und Lady Mac Bruce — für jeden in verſchiedener Weiſe; mein Herz aber behalte ich für mich, das heißt für Gott. Das ſteht feſt.“

„Möge es für immer feſt ſtehen.“

„Halten Sie mich für unbeſtändig?“

„Nein! Sie ſind ruhig und überlegend; aber — erſt ſiebenzehn Jahre alt. Da können große innere Umwandelungen eintreten, obſchon die Entwickelung Ihres Charakters und Ihres Geiſtes Ihren Jahren weit vorgeeilt iſt. In der Frühlingsfriſche der kräftigen Jugend traut ſich der Menſch voll Begeiſterung und ohne Erfahrung das Höchſte zu — und ach! wie häufig begnügt er ſich mit dem Gewöhnlichſten, weil das Menſchenleben zwiſchen lauter Schranken verläuft — denn es iſt hienieden endlich. Nur das Unendliche iſt ſchrankenlos.“

„Das iſt wohl wahr,“ entgegnete Lydia, „aber je mehr ſich meine Seele dem Unendlichen, das heißt Gott zuwendet, umſomehr nimmt ſie Teil an himmliſcher Freiheit und dieſe überflügelt mehr und mehr die irdiſchen Schranken, die unſere Unvollkommenheit unſerem Streben ſetzt.“

den blonden Locken, die Aermchen frei von den verdammten Hülſen der Handſchuh oder der langen Ermel, gaukelte dies holde kleine Mädchen wie eine Roſenelf vor mir herum, während der Geſang drinnen fortwährte. Ich geſchwind heraus mit meiner Zeichenmappe, wenn nicht das Kind doch die Umgebung wollt' ich ſkizziren, denn ſie kam mir verklärt vor durch die erhabene Schönheit jener Singſtimme und durch die liebliche dieſes Kindes. Da bemerkt mich die Kleine, ſtutzt, flieht ein wenig, ſieht zurück, ſieht daß ich bei meiner Arbeit bleibe und ihr nur freundlich zunicke — kommt langſam wieder, blöde und doch neugierig, tritt bis ans niedrige Gitter das den Garten umgiebt, und ſchaut mich mit großen ſchwarzblauen ſchimmernden Augen ſo unverwandt an, daß ich in der größten Haſt ihr Porträt entwerfen kann. Ich ſchweige um ſie nicht zu verſcheuchen: ſie ſchweigt auch und ſieht mir geſpannt zu. Endlich zeige ich ihr das Bild. Sie erkannte ſich ſchwerlich, aber das ſchöne kleine Mädchen im Bilde gefiel ihr, denn ſie betrachtete es mit leuchtenden Augen und ſprang plötzlich fort und ins Haus hinein. Da verſtummte der Geſang, und mit ihrer Mutter, der göttlichen Sängerin und der göttlichen Schönheit, erſchien die Kleine wieder im Garten. Ich war ganz beſtürzt als ich dieſe Götter-

Als Marina und Lydia dies Geſpräch führten, ſaßen ſie auf einem jener Steinblöcke, womit der Abhang überſäet iſt, der ſich zwiſchen dem Titusbogen und der Kirche der hl. Franziska Romana zum Coliſeum hinabzieht. Fräulein von Calm war ins Coliſeum gegangen, um die Vierzehn Stationen zu beſuchen. Es war Vormittags und ſtill; ein milder, warmer Frühlingstag.

„Wie liebe ich dieſen Platz,“ ſagte Marina nach einer Pauſe. „Wieder und immer wieder ſitze ich hier und verſinke mit den Augen und mit den Gedanken in dieſe wunderbare große Szenerie, die uns frappante Epochen der Geſchichte Roms darſtellt. Zuerſt den Palatin, den Ausgangspunkt und den Glanzpunkt des antiken Rom; — den Bogen des Titus, errichtet zum Triumphzug dieſes Eroberers und Zerſtörers von Jeruſalem — während ein geiſtiges Jeruſalem aus dem Schutt hervorbrach und das alte Rom beſiegte. Vor uns das Coliſeum, die Stätte des Jubels und der Schauluſt für ein Volk, das in üppigſter Überfeinerung des Luxus, des Genuſſes, der Bildung, ſtumpf und roh genug geworden war, um bei unmenſchlichen Spielen zu jauchzen und in den Todesqualen der Darſtellenden zu ſchwelgen; — doppelt und dreifach zu ſchwelgen, wenn die zerfleiſchten blutigen Opfer — Chriſten waren. Und ſeitwärts den Bogen Konſtantin’s. Als dieſer Kaiſer hindurchzog, begann eine neue Weltzeit für Rom. Das Heidentum ſank und ſank, das Chriſtentum ging aus den Katakomben hervor; die Martyrer beſiegten Henker und Imperatoren und ein anderer Glaube, ein anderer Kultus, eine andere Sitte begannen in der Welt zu herrſchen. Und wie ganz anders dieſe waren, das leuchtet uns gerade hier überwältigend ein. Was war im Heidentum das Weib? . . . ein mißachtetes, entwürdigtes, zertretenes Geſchöpf, das ſich für ſeine Entwürdigung zu rächen verſtand. Und jetzt ſteht hier die Kirche, die der Verehrung einer Frau gewidmet iſt, weil alle chriſtlichen Tugenden des Weibes ſie in ſo leuchtender Weiſe ſchmückten, daß ſie eine liebe Heilige unſerer Kirche und der Stolz der Stadt Rom wurde, denn ſie heißt ausdrücklich „die Römerin", dieſe hl. Franziska Romana, und kürzlich wurde ihr Todestag und ihr Andenken während neun Tagen kirchlich gefeiert."

Da erklang militäriſche Muſik, erſt in der Ferne, kam näher, und um das Coliſeum herum zogen päpſtliche Truppen mit klingendem Spiel, die an der Porta S. Giovanni Waffenübungen gehalten hatten.

„Dies iſt ein ſtörendes Bild!" rief Lydia; „aber es zieht vorüber."

„An dieſen Störungen iſt keine Stadt reicher als Rom," entgegnete Marina; „allein es iſt ſo wie Sie ſagen: ſie ziehen vorüber."

Fräulein von Calm geſellte ſich wieder zu ihnen, ſie begaben ſich zu dem Wagen, der im Schatten des Palatins auf ſie wartete und Lydia führte Marina in ihre Wohnung, bevor ſie nach dem Apoſtelplatz zurückkehrte. Als ſie bemerkte, daß Fräulein von Calm ſie mit ſorglichem Blick betrachtete, fuhr Lydia mit der Hand über die Stirn und ſagte:

„Wie ernſt ſtimmt doch das Rom! Nirgends treten uns die Wege Gottes in der Weltgeſchichte ſo klar, ſo zuſammenhängend, gleichſam als eine Kette von tauſend Gliedern — entgegen. Und wie durch das Geſamtleben der Menſchheit zieht ſich auch durch das Leben jedes Einzelnen eine Kette von göttlichen Fügungen. Liebſte Amie, ich bin in dieſen fünf Monaten fünf Jahre älter geworden.“

„Innere Reife bei jungen Jahren iſt eine große Gnade,“ entgegnete Amelie, „die wir recht feſthalten und recht ſorgſam benützen müſſen.“

„So wie Sie es machen!“ rief Lydia, und umarmte zärtlich Fräulein von Calm. „Was wäre ich ohne Sie! . . . Daß ich ſo bin, wie ich bin — ich meine, abhold dem Saus und Braus der Welt — das verdanke ich Ihnen, Sie treue Pflegerin meiner Seele.“

„Schon recht,“ verſetzte Amelie ſcherzend; „es iſt ein gar gut geartetes Seelchen.“ — —

Endlich kamen Briefe, welche die bevorſtehende Rückkehr der Reiſenden meldeten; ſie wollten nur noch einige Tage in Neapel verweilen, um die blaue Grotte der Inſel Capri zu beſuchen, was bei dem erſten Beſuch wegen Ungunſt des Windes nicht möglich geweſen war.

„Dies aber muß jetzt durchgeſetzt werden,“ ſchrieb der Fürſt, „denn Polyxene ſagt, die ganze herrliche Reiſe gelte ihr für nichts, wenn ſie nicht in der blauen Grotte geweſen ſei, und Lady Ormond behauptet, wir alle würden dies Unglück ewig beklagen.“

Marina war aus der Meſſe zurückgekehrt, die ſie in S. Maria in via lata zu hören pflegte, in deren unterirdiſchen Räumen einſt der heilige Apoſtel Paulus weilen mußte, als er den Brief an Philemon ſchrieb, in welchem er ſich nannte „ein Gefangener Chriſti“. Sie kam zurück voll der Gedanken, welche dieſe geheiligte Stätte einflößte. Wir alle ſind Gefangene Chriſti, ſprach ſie für ſich: in der Vollkommenheit dieſer Gefangenſchaft beſteht unſere Größe. Was wäre er geweſen, dieſer Paulus, jetzt der Größten einer, außerhalb dieſer Gefangenſchaft? „Ein Schüler Gamaliel’s“ — wie er ſelbſt ſich nennt — vielleicht ein Lehrer derſelben Schule, ein Mann voll Hochmut, Ehrgeiz und falſcher Wiſſenſchaft . . . und dann ſpurlos verſchwunden und vergeſſen von der Nachwelt. Aber als „Gefangener Chriſti“ wird er unſterblich, heilig, groß in einem ſolchen Maß, daß der Apoſtel Paulus alle Zeiten der Welt überdauert und überſtrahlt. ... Dieſe hohe Aufgabe können nur Auserwählte erreichen ... aber unſer ewiges Ziel iſt dasſelbe, wenn wir durch das Erdenleben gehen gefeſſelt an unſere Pflicht, wie er durch die Straßen von Rom wandelte gefeſſelt an die Hand eines römiſchen Soldaten — als „Gefangener Chriſti", wir und er.

Marina weilte gern in ſolchen Betrachtungen, die ihrem Geiſt den Schwung und ihrem Herzen die Kraft gaben, um ſich immer wieder über der Nebelwelt der Gefühle zu erheben. Jetzt wurde ſie plötzlich geſtört, denn Fergus trat ein und rief:

„Marina, bei unſerer alten Freundſchaft beſchwöre ich Dich, mir einen Gefallen zu tun."

„Sehr gern, lieber Fergus! ſprich!"

„Ihr habt die Abſicht nach dem Oſterfeſt einen Ausflug nach Neapel zu machen ... Marina, ich flehe Dich an, beſtimme Deinen Mann ihn jetzt zu machen ... heute."

„Das iſt nicht möglich, beſter Fergus. Ich will nicht Rom in der Faſtenzeit verlaſſen und Ralph hat jene Reiſe auf Ende April feſtgeſetzt."

„Ich würde Euch begleiten."

„Das würde uns freuen ... allein das kannſt Du auch ſpäter tun."

„Nein!" brach Fergus aus, „ſpäter hat die Reiſe kein Intereſſe für mich. Jetzt will ich nach

Neapel . . . und in Euerer Geſellſchaft wäre das gar nicht auffallend.“

„Gib die Reiſe auf!“ ſagte Marina ſanft und ernſt; „oder, um es beſtimmter auszudrücken, gib die Hoffnung auf.“

„Du irrſt! ich kann, ich darf hoffen, und wenn ich einen energiſchen Schritt tue, wird ſie vielleicht in Erfüllung gehen.“

„Du phantaſierſt Dich in Träume von Glück hinein, welche Dich täuſchen.“

Fergus war troſtlos im Zimmer auf und nieder gegangen. Jetzt blieb er vor Marina ſtehen und ſagte ſcharf:

„Weißt Du mit Sicherheit, etwa durch ihre Schweſter, daß ſie nicht mehr frei iſt, ſo rede.“

„Ich halte nur meine Augen offen, Fergus: mehr weiß ich nicht.“

„Und dennoch willſt Du nicht meine Bitte erfüllen?“

„Eben deshalb nicht, beſter Fergus.“

„O Marina! was täte ich in einem ähnlichen Falle nicht für Dich!“

„Das wäre ſehr unüberlegt!“

„O Du eiskaltes Herz! . . . Lebe wohl. Ich nehme Urlaub auf einige Tage und gehe ſogleich nach Neapel.“

Und er ging nach Neapel und freudeſtrahlend empfing ihn Polyxene.

„Daran erkennt man ſeine Freunde!“ rief ſie mit dem wärmſten Händedruck. „Wir fingen ſchon an ganz matt zu werden von allen Reiſeherrlichkeiten. Jetzt geſellt ſich ein friſches Element zu uns und belebt uns wieder. Morgen fahren wir nach dieſem phantaſtiſchen Felſeneiland, das Capri heißt und das in ſeiner wilden Schroffheit wie ein verſteinerter Blitz urplötzlich aus dem Meer aufſchießt.“

Sie fuhren nach Sorrent und ſetzten in einer großen Barke nach Capri über. Es war ein wunderſchöner Tag. Meer und Himmel von leuchtendem Glanz, tiefe Windſtille. Die Ein- und Ausfahrt in die blaue Grotte ging ohne alle Schwierigkeit in ſchmalen Nachen von ſtatten, jede Perſon in einem beſonderen; — denn die Oeffnung iſt ſehr eng und ſehr niedrig. Man muß ſich im Nachen platt auf den Rücken legen, um vor der Möglichkeit geſichert zu ſein, den Kopf am Felſen zu zerſchmettern. Der Schiffer weiß, wann die Welle kommt, die den Nachen in die Grotte hineinträgt; er hat die Erfahrung und die Gelaſſenheit, er bückt ſich zur rechten Zeit und der Nachen gleitet friedlich in dieſe eigentümliche Felſenhöhle hinein, die ihr Gewölbe über ein ſtilles Waſſerbecken von ſchönem Blau ausſpannt.

„Aber ſo blau wie die Maler es malen, iſt das Waſſer nicht,“ ſagte Lady Ormond etwas enttäuſcht; „die Wände ſchimmern bläulich, allein das Gewölbe iſt ganz grau. Auf Bildern iſt das alles blau wie Indigo.“

„Die Maler haben andere Farben auf der Palette als die Natur,“ ſagte Lord Ormond mit Gleichmut.

„Die Grotte verdankt, glaube ich, einen Teil ihrer Berühmtheit dem Umſtand, daß die Nymphe, die hier wohnt, zuweilen die geheimnisvolle Schönheit ihres Palaſtes unzugänglich macht,“ ſagte Fergus, „und daß es immer einige Schwierigkeit hat, in ihn einzudringen.“

„Ja, ja!“ verſetzte Polyxene, „Bewunderung iſt ein Ding, das meiſtens auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht.“

„Polly, ſei ſo gut, von der blauen Grotte entzückt zu ſein,“ ſagte der Fürſt; „es wäre ſehr verdrießlich, unſere Reiſe verlängert und all dieſe Waſſerfahrten gemacht zu haben, wenn Ihr Damen ſchließlich nicht befriedigt wäret.“

„Ich bin entzückt, liebſter Papa, nur fehlen mir die Worte,“ ſagte Polyxene lachend, und zu Fergus gewendet, fügte ſie hinzu: „Waren Sie ſchon auf dem Veſuv?“

„Ich bin zum erſten Mal in Neapel.“

„O dann müſſen wir Sie morgen auf den Veſuv führen! Es iſt ja für uns alle der Gegenſatz höchſt intereſſant, heute das Waſſer unter unſeren Füßen zu haben und morgen das Feuer; heute das Meer, morgen den Vulkan.“

Lady Ormond ſtimmte lebhaft ein, Fergus ſprach beſeligt ſeinen Dank aus, und der Vater und der Gemahl fügten ſich. Der Fürſt ſagte nur:

„Der Veſuv iſt alſo unſere vorletzte Exkurſion. Die letzte iſt Iſchia — dabei bleibt es."

Und es blieb dabei.

„Endlich! endlich habe ich Euch wieder!" rief die Fürſtin hoch erfreut; „aus vierzehn Tagen der Abweſenheit ſind fünf Wochen geworden. Nun ſind wir aber auch vollzählig beiſammen, beſter Alois, denn ich habe für die Oſterzeit Egon und Profeſſor Merz herbeſchieden — ſie kommen morgen."

„Und bringen uns, wie ich hoffe, ſichere Kunde bezüglich der Gerüchte, die im Umlauf ſind," ſetzte Fürſt Anton hinzu.

„Was für Gerüchte?" fragte der Fürſt.

„Der Krieg zwiſchen Öſterreich und Preußen ſoll wirklich ausbrechen."

„Ich kann den Greuel nicht glauben. Was ſagen hier die Diplomaten?"

„Du biſt naiv ſo zu fragen. Was ſagt überhaupt ein Diplomat? Seine Geſchicklichkeit beſteht darin, Nichtsſagendes verlauten zu laſſen. Wir ſind in beſtändiger Spannung."

„Aber Onkel, warum wirfſt Du vorſchnell eine Bombe in unſere Freude hinein!" rief Polyxene und begann ſo munter und ſo viel zu erzählen, daß die Kriegsgerüchte vergeſſen wurden.

Am anderen Morgen eilte Fergus zu Marina. Der kleine Ralph war bei ihr; ein ernſtes Kind, das Bild ſeiner Mutter. Sie erzählte ihm von den bevorſtehenden Oſterfeierlichkeiten und er lief Fergus entgegen und rief:

„Ich freue mich zu dem Feuerwerk . . . aber ich freue mich auch über den heiligen Vater, der ein ſo guter Mann iſt, daß er zwölf armen Leuten zu eſſen und der ganzen weiten, weiten Welt ſeinen Segen gibt . . . und mir auch . . . und Mama auch.“

„Und auch Papa!“ ſagte Marina, „vergiß das nicht, Ralph! der Segen iſt für die ganze weite Welt.“

„Aber Papa ſagt ja, er wolle nicht mit Dir nach St. Peter gehen,“ wendete Ralph ein.

„Vielleicht tut er es doch . . . wir wollen den lieben Gott darum bitten . . . nicht wahr, Ralph?“

„Das wollen wir!“ rief er freudig und fiel ſeiner Mutter um den Hals. Sie ſtrich ihm zärtlich die ſchwarzen Locken aus der Stirn, küßte ſie und ſagte:

„Jetzt geh' mit Miß Betty auf den Pincio. Was nimmſt Du heute mit . . . den Reif oder den Ballen?“

„Heute . . . den Reif!“ verſetzte Ralph, und ſprang fröhlich von dannen.

„Wie groß und kräftig iſt der Knabe geworden, der ſo zart und ſchwächlich hier ankam,“ ſagte geſtalt mir entgegen wandeln ſah, und als ſie mir freundlich Guten Morgen bot und mich fragte wodurch ich ihre Tochter entzückt habe, war ich förmlich gerührt von dieſer Wundererſcheinung und bat ſie um Verzeihung wegen meiner Dreiſtigkeit das Porträt verſucht zu haben. Ich reichte es ihr; — — plötzlich, wie aus der Erde gewachſen, ſteht ein langer ſchwarzbärtiger, finſterblickender Mann, ein wahrer Rübezahl hinter ihr, nimmt ihr das Blatt aus der Hand, giebt es mir über das Gitter wieder und führt ſie ohne Umſtände, und indem er mich mit einem kurzen Kopfnicken abfertigt, in das Haus zurück, während die Kleine an Hand und Kleid der Mutter ſich klammernd ihr nachſchlich. Die Thür des Gartenzimmers ſchloß ſich hinter ihnen.“

„Vielleicht iſt die Baronin Thannau geiſteskrank,“ ſprach einer der Zuhörer nach einer Pauſe.

„Geiſteskrank? rief der junge Maler entſetzt. Nein nein! mit einem ſolchen Auge blickt der Irrſinn nicht!“

„Oder vielleicht geht ſie auf Abenteuer aus.“

„Sangue di Cristo! rief der Maler erzürnt, beleidigt nicht dieſe Himmelskönigin.“

„Oder vielleicht iſt der Baron Thannau ein eiferſüchtiger Othello oder Blaubart.“

Fergus, „und wie zufrieden mußt Du mit Deinem Aufenthalt in Rom ſein.“

„In dieſer Beziehung bin ich es,“ gab ſie zur Antwort und er fiel ein:

„Und ich, Marina! . . . dieſe letzten Tage waren die glücklichſten meines Lebens! . . . ſie waren ganz ungetrübt, ohne Störung, ohne Unruhe, ohne Zweifel.“

„Iſt es wirklich ſo, Fergus?“

„Es iſt ſo! . . . Sie könnte ſich unmöglich ſo gegen einen Mann benehmen, der ihr gleichgiltig iſt. Eine ſolche Freude, Aufmerkſamkeit und Teilnahme ſpricht man nur dann aus, wenn man zum letzten Schritt ermuntern will.“

„Und der Fürſt?“

„War freundlich und wohlwollend wie immer und wird nicht der Neigung ſeiner Tochter in den Weg treten. Es ſteht feſt bei mir, Marina, ich gehe zu ihm und werbe um ihre Hand.“

„Fergus! Fergus! ſei nicht voreilig! weiß ſie, daß Du es tun willſt?“

„Wiſſen!“ rief er ungeduldig; „wiſſen, wie nach einer breiten Auseinanderſetzung meiner Gefühle und meiner Abſicht — nein! ein ſolches Wiſſen kann ſie nicht haben, weil ſo etwas nicht zwiſchen uns vorgegangen iſt. Aber kannſt Du denn in Deiner Unerfahrenheit nicht begreifen, daß man manche Dinge nicht zu ſagen braucht und dennoch vollkommen verſtanden wird.“

„Wohlan, Fergus, ſo bleibt mir nur der herzliche Wunſch, daß Deine Hoffnungen ſich bewähren mögen . . . auch in ihren Folgen. Es iſt eine furchtbar ernſte Sache, die Ehe; und wie ſelten, wie ungeheuer ſelten wird ſie als eine ſolche, bevor man ſie ſchließt, betrachtet und erwogen. Später deſto mehr . . . um dann eine doppelte Laſt zu tragen: die Feſſel — und den Vorwurf, daß man ſich freiwillig feſſelte.“

„Nicht alle ſind ſo unkundig der Welt und den Menſchen, wie Du es geweſen biſt, Marina.“

„Aber viele ſind ebenſo unbeſonnen und viele laſſen ſich blenden. Ich hoffe alſo, daß Du Fergus, nicht zu ihnen gehörſt.“

Zu derſelben Stunde ſaß Polyxene verſtimmt in ihrem Zimmer. Ihre Kammerjungfer erſchien und fragte, ob ſie die verſchiedenen Sachen, die Polyxene zu Geſchenken mitbrachte, auspacken und wohin ſie dieſelben legen ſollte. Polyxene machte eine abwehrende Handbewegung und vertiefte ſich wieder in Gedanken, die keineswegs heiter waren; denn Fürſt Anton hatte ihr ſogleich am geſtrigen Abend angekündigt, er werde am andern Vormittag zu ihr kommen. Was er wollte, wußte ſie. Was ſie wollte, wußte ſie nicht — wenigſtens nicht klar und beſtimmt. Er ließ ſie nicht lange warten. Nach dem erſten Gruß ſetzte er ſich ihr gegenüber, ſah ſie ſcharf an und ſagte etwas ſpöttiſch:

„Du wirſt ohne Zweifel die ernſte Sache, die wir vor der Reiſe beſprochen, gründlich überlegt haben. Um alles unnötige und verwirrende Gerede abzuſchneiden, frage ich alſo ganz kurz: Nimmſt Du Graf Schönſtein's Bewerbung an? — Ja oder Nein.“

„Ich kenne ſo wenig ſeine Gefühle“ . . . —

„Du kennſt zur Genüge ſeine Gefühle, ſeinen Charakter, ſeine Verhältniſſe. Ihn mit Ausflüchten hinzuhalten, wäre im Fall eines Ja — kindiſche Spielerei und im Fall eines Nein — verwerfliche Koketterie.“

„Du brauchſt harte Worte, Onkel!“

„Es ſind die richtigen,“ ſagte kalt Fürſt Anton, indem er ſich erhob. „Ich entnehme aus Deinem ganzen Verfahren und daraus, daß Du den armen Fergus nach Neapel locteſt, daß dieſer der Bevorzugte iſt und ich werde ſogleich den guten Schönſtein über Deine Geſinnung aufklären.“

„Beſter Onkel, bleib' . . . ich beſchwöre Dich! . . . was ſagſt Du mir für grauſame Dinge. Bitte, ſetze Dich wieder und ſei überzeugt, daß ich mit keiner Silbe den Baron Mac Bruce zur Reiſe nach Neapel veranlaßt habe. Als er kam freute es mich . . . und warum auch nicht? Du haſt ihn ſehr gern, alle Welt hat ihn gern“ . . . —

„„Polyxene, ſei nicht ſo falſch! Man verlockt nicht bloß mit Worten, ſondern durch das Benehmen und durch die Art und Weiſe, wie man einen Mann behandelt. Und wenn ich Fergus gern, ja ſehr gern habe — und wenn eine ſchöne junge Perſon wie Du ihn gern hat, ſo liegt dazwiſchen eine ganze lange Stufenleiter von Gernhaben; — und wenn Du auf Deiner Stufe es ihm in irgend einer Weiſe äußerſt, ſo darfſt Du nicht Deine Hände in Unſchuld waſchen und ſagen: Ich habe ja nichts geſagt. Fergus iſt zum ſterben in Dich verliebt. Willſt Du ihn heiraten, ſo heirate ihn. Er iſt keine Partie für Dich, obſchon er ein brillanter Menſch iſt. Aber willſt Du den Botſchafts-Attachés heiraten? willſt Du ihn veranlaſſen ſeine Laufbahn zu verlaſſen? Jenes wäre Dir vielleicht nicht genehm und dieſes ganz gewiß nicht ihm — höchſtens ihm ſo lange als die Flitterwochen dauern, denn er iſt ehrgeizig und talentvoll und liebt eine Laufbahn, für die er geſchaffen und begabt iſt. So ſteht's mit dieſer Heirat. Du haſt nunmehr über die Zukunft von zwei Männern zu entſcheiden. Ich brachte beide in Deine Nähe, ich intereſſiere mich lebhaft für beide . . . und für Dich und deshalb beſtehe ich auf einer unzweideutigen Erklärung. Welchen Antrag willſt Du annehmen — ſprich!"

„Veriand? Fergus? nicht dieſen und nicht jenen?"

„Ich weiß nicht, Onkel, warum Du mich ſo drängſt, da meine Eltern es nicht tun."

„Polyxene ſei nicht falſch! Deine Mutter hat längſt eingeſehen, daß ſie in dieſem Punkt keinen Einfluß auf Dich hat, wäre aber überglücklich — darauf verlaſſe Dich! wenn Du Gräfin Schönſtein würdeſt. Und Dein Vater . . . nun, Polyxene wenn Du ſagteſt: Ich will das Hohwarter Schloß als Feuerwerk abbrennen — ſo würde er freundlich antworten: Tue das, Polly.“

„Wie Du übertreibſt, Onkel!“

„Nur das Bild, nicht die Geſinnung. Und endlich dränge ich Dich gar nicht. Du haſt eine Friſt beſtimmt und ſie iſt abgelaufen. Wie ich eine Verzögerung beurteile, weißt Du: ich verurteile ſie. Und nie genug! . . . Was ſoll ich an Veriand ſagen und ſeiner Mutter ſchreiben.“

„Wenn Graf Schönſtein Dir verſpricht, die Sache geheim zu halten, bis wir wieder zu Hauſe ſind und inzwiſchen ſein Benehmen gegen mich nicht zu ändern, ſo wende er ſich an Papa, dem ich ſogleich alles mitteilen werde. Das Nähere iſt in der Heimat zu beſprechen.“

„Dein Wort Polyxene,“ ſagte der Fürſt Anton erfreut und bot ihr die Hand.

Sie legte die ihre hinein und ſagte:

„Mein Wort.“

Dann ging ſie zu ihrem Vater und eröffnete ihm ihren Entſchluß.

„Man kann nicht immer durch das Leben tanzen, und deſſen ernſte Seite hat auch ihren Magnet. Graf Schönſtein's ſtille Huldigung ſpricht mich mehr an, als irgend eine andere. Ich habe die Überzeugung, daß er ſeine Frau ſtets mit Achtung und Rückſicht behandeln werde. Die äußeren Verhältniſſe ſagen mir zu, und daß ich drei Jahre älter bin als er, kommt ſeinem Mangel an Weltkenntnis zu gut. Ich hoffe, Du wendeſt nichts ein."

Halb erfreut, halb betrübt und ganz verwundert, wendete der Fürſt in der Tat nicht das mindeſte ein, und Polyxene teilte ihm mit, wie ſie die Sache in Rom behandelt haben wolle. Unbeſchreiblich froh war die Fürſtin über Polyxenens Entſchluß, über die vorteilhafte Heirat und über den braven Schwiegerſohn. Dieſe Freude und Egon's Ankunft überwogen ihre Sorgen bezüglich des Krieges, der, trotz aller offiziellen Leugnung, ſicher in nächſter Zeit ausbrechen mußte. Alle Privatnachrichten ſtimmten darin überein. Sie war ſehr leidend, unfähig zur Heimreiſe. Der Fürſt ſprach davon, allein zurückzugehen und ihr im Albaner- oder Sabinergebirg einen Sommeraufenthalt zu bereiten, wo ſie Ruhe und Behaglichkeit finden konnte. Dazu kamen Gedanken an ihren Tod, Sorge um die Töchter, um die mutterloſen jungen Söhne. Zwiſchen allen dieſen Angſten war ihr Polyxenens Entſchluß ein Troſt, wie eine Frühlingsblume im Winter, an welche ſich ſogleich die Hoffnung knüpft, es würden noch mehr Blumen erblühen. War Polyxenens Gatte drei Jahre jünger wie ſie, warum ſollte Egon's und Lydia's gleiches Alter ein Hindernis ſein!

„Beſtes Kind," ſagte ſie zu Polyxene, „wie biſt Du zu dieſem überraſchenden Entſchluß gekommen?"

„Sehr einfach und proſaiſch, Mama, durch die Betrachtung, daß ich ganz bald fünfundzwanzig Jahre alt werde und daß es Zeit ſei, an die Zukunft zu denken; denn die erſte Jugend, die nur an die Gegenwart und ihren Genuß denkt, liegt hinter mir."

Die Fürſtin fand dieſen Grund freilich ſehr ungenügend, war aber allzu froh über Polyxenens Entſchluß, um eine andere Bemerkung zu machen, als die Frage:

„Haſt Du Neigung für Graf Schönſtein?"

„Ich ſchätze ihn und ſeine ſtille Liebe rührt mich. Großer Leidenſchaft bin ich nicht fähig, und ich halte ſie auch nicht für geeignet, um auf dieſe ſchwankende Grundlage den ernſten Ehebund einzugehen."

„Gewiß nicht! aber, Polyxene, eine große und innige Zuneigung hilft über gar manche Schwierigkeiten hinweg, die in keiner Ehe fehlen. Eine ſolche Zuneigung hält die Eheleute im Gleichgewicht."

Polyxene küßte die Hand der Fürſtin und ſagte zärtlich:

„Sei unbeſorgt, Mama! ich habe mich meiner Freiheit gefreut und gebe ſie — ich bekenne es, ſage ich mit dem guten Veriand — nicht mit leichtem Herzen auf. Allein ich werde die Kette der Ehe geziemend zu tragen wiſſen und mich niemals unglücklich fühlen.“

„Gott gebe es,“ ſagte die Fürſtin.

Der gute Veriand ſchwamm in ſtiller Seligkeit, als ihm Fürſt Anton mitteilte, die Wünſche ſeines Herzens, die er nur ſeiner Mutter angedeutet habe, ſollten erfüllt werden.

„Rede alſo mit den Eltern, nicht aber mit Polyxene und ändere in keiner Weiſe Dein Benehmen gegen ſie,“ ſetzte Fürſt Anton hinzu; „ſie will nicht, daß die Sache hier verlaute.“

„Damit bin ich ganz einverſtanden,“ entgegnete Veriand; „ich muß mich ſammeln, bevor ich in ein neues Verhältnis übergehe.“

Am nächſten Tage erſchien Fergus ſehr bewegt bei Fürſt Wartenberg und ſagte, ihm ſei plötzlich der Befehl zugekommen, mit einer Sendung nach Paris ſich zu verfügen.

„Bevor ich abreiſe — und zwar noch heute und auf unbeſtimmte Zeit — wage ich einen Schritt zu tun, der ſehr kühn iſt, zu welchem mich jedoch mein Herz treibt.“

Der Fürſt wurde unruhig und fiel beklommen ein:

„Lieber Baron, ich kann nichts für Ihr Herz tun."

„Doch! Sie können mir Hoffnung geben auf die Hand Ihrer Tochter."

„Beſter Baron, Polyrene gab geſtern dem Grafen Schönſtein ihr Jawort; allein es iſt noch ein tiefes Geheimnis, das ich Ihnen anvertraue, damit ſie im Klaren ſind — und ich zähle auf Ihre Verſchwiegenheit" — ſagte der Fürſt mit ſeiner ſanfteſten Stimme und bot dem unglücklichen Fergus, der faſt taumelnd vom Sitz ſich erhob und ein paar Schritte zurückwich, ſo liebreich die Hand, als wolle er Polyrenens Unrecht gut machen.

Fergus drückte die Hand des Fürſten, ſtammelte mit verſagender Stimme einige unzuſammenhängende, unverſtändliche Worte, verließ das Zimmer und den Palaſt wie ein Nachtwandler, der nicht hört und nicht ſieht, und ging ſchnurſtracks zu Marina. Er fand Ralph und Arthur bei ihr. Wäre ſie allein geweſen, hätte er ihr vielleicht das Geheimnis, das ihm die Bruſt zerſprengen wollte, anvertraut. Jetzt raffte er ſich zuſammen und ſagte kurz:

„Gut, daß ich Euch alle bei einander treffe! ich werde mit einem beſonderen Auftrag nach Paris geſchickt, muß noch heute abreiſen und ſage Euch allen ein herzliches Lebewohl."

„Kommſt Du vor unſerer Abreiſe zurück?" fragte Ralph.

„Ich weiß nicht . . . gar nichts weiß ich, als daß mir der Boden unter den Füßen brennt. Lebt wohl Ralph und Arthur . . . lebe wohl Marina. Du Prophetin."

„Prophetin?" fragte Ralph.

„Ein Scherz! . . . Marina verſteht ihn!" rief Fergus, drückte allen die Hand und verſchwand in fieberhafter Aufregung.

„Europa's Wohl oder Wehe muß mit dieſer Sendung zuſammenhängen," ſagte Ralph.

„Ich glaube nur ſein eigenes," entgegnete Arthur; „er geht ſehr ungern fort, ſo lange Fürſt Wartenberg hier iſt."

„Oder ſehr gern," ſagte Marina.

Fürſt Wartenberg ſagte zu Polyxene:

„Stelle Dir vor, Polly! Baron Mac Bruce hat um Dich angehalten!"

Sie errötete und rief:

„Wie unangenehm iſt das! müſſen denn die Männer gleich an Heirat denken, wenn man gern mit ihnen tanzt oder ſich unterhält!"

„Du haſt ihn bezaubert, wie Du Veriand bezaubert haſt, Polly, und zwar einen jeden gemäß ſeines Charakters: der eine verbleibt in aller Schüchternheit, der andere geht vor in großer Kühnheit."

Aber Polyxene war verſtimmt. Es war ihr leid um Fergus. Sie dachte für ſich: Hätte er doch in Neapel geſprochen — wer weiß! — Ich

„Das ließe ſich eher hören.“

„Oder vielleicht war das Ganze ein Rübezahls-Blendwerk mit welchem der alte Berggeiſt einen jungen Künſtler erfreut und geneckt hat, und die Giorgioniſche Bella, das Roſenelf-Kind, Landhaus und Fontäne und Garten ſind in dieſem Augenblick nichts — als ein Haufen von Chauſſeeſteinen.“

„Oder endlich unſer Freund ſpielt uns gegenüber den Rübezahl und erzählt Märchen — ſtatt Abenteuer.“

„Erlebt hab ichs! verſicherte der Maler, aber mir iſt als hätte ichs geträumt — oder als hätte ichs einmal ſchon geſehen .... z. B. am Himmel, wie der Mond und der Stern von der ſchwarzen drachenartigen Wolke verſchlungen werden.“

„Mir iſt als hätte ich .... mir iſt als wär' ich .... rief einer der jungen Leute lachend; ſpricht ſo nicht Zettel unter Oberons Verzauberung Titanien gegenüber?“

„Und ſollten wir nicht ſämtlich morgen in aller Frühe dieſe pſalmſingende Titania in ihrem Roſengarten zu belauſchen ſuchen?“

„Nein! morgen gehts auf die Falkenberge!“ verſetzte Einer, und dadurch war dem Geſpräch eine andere Wendung gegeben.

ſah freilich, daß die Frage immer auf ſeinen Lippen ſchwebte, allein ich ließ ſie nicht laut werden, ich wollte ſie nicht hören — das hätte er verſtehen ſollen. Warum wollte ich nichts hören? — weil ich nicht ernſtlich daran dachte, ihn zu heiraten. Jetzt denke ich, es wäre doch möglich — und ich als ſeine Braut glücklicher wie jetzt geweſen . . . denn jetzt bin ich es gar nicht, inſofern es den Brautſtand betrifft . . . aber man heiratet ja auch nicht um Braut zu werden, ſondern Frau . . . und für mich, als Frau, paßt doch Veriand beſſer . . . er wird ungefähr ſo für mich ſein, als Gatte, wie Papa es als Vater iſt. Ich bin froh, daß Fergus nach Paris geſendet iſt, denn einen Botſchafts-Attaché möchte ich doch nicht heiraten. Bleibe er dort, ſo lange wir hier ſind . . . — —

Nur in der Familie erfuhr man Polyxenens Verlobung, nicht in der Geſellſchaft. Nach Oſtern hörte überhaupt die große Geſelligkeit auf. Die römiſchen Familien gingen nach und nach auf's Land und die Fremden kehrten in die Heimat zurück. Rom wurde allmählich ſtill. Auch Ralph machte ſeinem Aufenthalt ein Ende und ging mit den Seinen auf einige Zeit nach Neapel, um an der Meeresküſte friſchere Luft zu atmen, als die der Campagna und mildere, als die am Loch Fyne.

Marina verließ Rom mit einem Gemiſch von widerſtreitenden Empfindungen: Freude über die auffallende Kräftigung ihres Kindes, das wie eine kleine verwelkende Knoſpe nach Rom kam, und dort friſch, geſund und munter aufblühte. Dank, daß Gott ihr die Kraft gab, ihrem Herzen Gewalt anzutun, und daß ihr Gewiſſen ihr keinen Vorwurf machte; dennoch dabei ein ſtiller Schmerz über die Trennung, obſchon ſie tauſendmal gedacht hatte, leichter ſei die Trennung zu ertragen, als die beſtändige Selbſtverleugnung im täglichen Zuſammenſein; und tiefe Trauer über den Mißerfolg ihrer Hoffnung in Beziehung auf Ralph.

Ralph hatte geſehen, was der Fremde in Rom zu ſehen pflegt, hatte ſogar mit Marina und Lord und Lady Ormond eine Privat-Audienz bei dem heiligen Vater gehabt. Einiges gefiel ihm, anderes ließ ihn gleichgiltig, noch anderes ſtieß ihn ab. Nichts aber machte den Eindruck auf ihn, der ihn zum Nachdenken über die Frage veranlaßt hätte: weshalb Millionen von Chriſten in Rom die Hüterin des Glaubens ſehen.

„Die Stunde der Gnade hat noch nicht für Ralph geſchlagen,“ ſagte Arthur, als er ſie einmal bei einer Mondſcheinbeleuchtung des Coliſeums umherführte und unbemerkt mit ihr ſprechen konnte. „Es muß noch mehr für ihn gebetet, es müſſen noch mehr Opfer für ihn gebracht werden.“

„Noch mehr Opfer!“ ſeufzte ſie.

„Das Gebiet des Opfers iſt ja unbegrenzt,“ entgegnete Arthur — „das lehrt uns dieſe Stätte der

Martyrer und das lehren uns dieſe vierzehn Stationen der Via Crucis."

Es war eine wundervolle Frühlingsnacht. Im ſanften Silberlicht des Mondes traten die gigantiſchen und doch ſo harmoniſchen Maſſen des Coliſeums noch gewaltiger hervor, als am hellen Tage. Der Gegenſatz zwiſchen dem zarten Licht, in welchem der Rieſenbau ſchwamm, und zwiſchen dem weichen, blauen Nachthimmel, zu welchem er ſchwarz und finſter ſich erhebt, war eigentümlich ergreifend.

Ein Teil der Geſellſchaft ging mit Fackeln in die Gänge, welche um die Arena laufen und ließ ſich von einem Cicerone erklären, wo und wie man zu den oberen Sitzreihen gelangt ſei, wo die Treppen waren und die Ausgänge, der Platz des Kaiſers und der Veſtalinnen, die gewölbten Käfige der wilden Tiere. Marina ſetzte ſich auf die Stufen des Kreuzes in der Mitte der Arena, Lydia geſellte ſich zu ihr und Arthur blieb bei ihnen.

„Ich mag nichts von all dem Gräuel wiſſen," ſagte Lydia, „den man, alle Menſchlichkeit verleugnend, Spiele des Zirkus nannte."

„Und hier ſchwebt ein Hauch von Heiligkeit," ſagte Marina. „Ich meine, ſelige Geiſter müßten dieſen blutgetränkten Boden beſchirmen, auf welchem die Martyrer bewieſen, was das iſt: an Gott glauben und Gott über alles lieben; und auf dem wundervollen Oval der unvergleichlichen Ruine liege der blaue Himmel ſegenblickend wie das Auge Gottes.“

„Wie iſt Golgatha? Sie waren ja in Jeruſalem,“ ſagte Lydia zu Arthur.

„Heiliger, ſchöner nicht,“ entgegnete er. „Denn man wird nichts von Golgatha gewahr. Es iſt von einer Kirche überbaut, die in drei Kirchen eingeteilt iſt, eine katholiſche, eine griechiſche und eine armeniſche — und in der ſich auch das Kapellchen mit dem heiligen Grabe befindet. Man kann ſich ſchwerlich aus dem, was man vor Augen hat, den Kalvarienberg vorſtellen. Man muß ſich mit dem Gedanken begnügen, daß hier das welterlöſende Opfer vollbracht ſei. Am Ölberg aber und unter den uralten Olivenbäumen iſt die Umgebung die alte, und die Einbildungskraft findet leicht die Stätten, auf denen das bittere Leiden begann.“

„Die Not Gottes — wie man bei uns ſo rührend die frommen alten Bilder von Chriſtus am Ölberg nennt,“ ſagte Lydia.

„Und jetzt ſitzen wir hier unter einem ſchlichten, hölzernen Kreuz, das uns aufzufordern ſcheint, es auf unſere Schulter zu nehmen . . . und dazu haben wir keine Luſt,“ ſagte Marina.

„Und trotz des Widerſtrebens der Natur nehmen wir es dennoch aus der Hand Gottes an,“ ſetzte Arthur hinzu.

Lydia betrachtete ihn einen Augenblick, wie er da vor ihnen ſtand vom Mondlicht angeſtrahlt mit dem ſchönen edeln Antlitz und den leuchtenden Augen. Dann ſagte ſie:

„Ich glaube, Sie haben Martyrerblut in den Adern.“

„Ich wollte, Sie hätten recht . . . leider muß ich es bezweifeln,“ verſetzte er freundlich; „denn es gehört große Tugend dazu, um Martyrer zu werden — das ſehen wir aus ihren Akten, und Laurentius, Ignatius, Sebaſtian, Agnes, waren heilige Seelen, bevor ſie das Martertum litten.“

„Wir leben ja auch, um uns zu heiligen,“ ſagte Lydia; „und wenn auch nicht Martyrer — Bekenner können wir in tauſendfacher Weiſe werden . . . und das iſt auch etwas.“

„Sogar ſehr viel!“ entgegnete Arthur. „Bekenner des Glaubens zu werden, das heißt nach den Grundſätzen des Glaubens in einer frivolen, oberflächlichen, ungläubigen Welt leben — iſt nicht leicht; iſt aber um ſo ſchöner, als der heldenmütige Glanz, der den Martyrer umſchwebt, dieſen Bekennern fehlt. Gott allein iſt Zeuge ihres Heldenmutes.“

In Marina's Augen ſchimmerten Tränen. Sie ſagte:

„Wie ſchön iſt dieſer mein letzter Abend in Rom. Mit Gedanken, die ſich auf das Ewige beziehen, muß man die ewige Stadt verlaſſen.

Ich danke Ihnen," ſagte ſie zu Arthur, und indem ſie zu ihm aufſchaute, fielen ſchwere Tränen von ihren Wimpern.

„Wofür?" fragte er und legte die Hand über die Augen, um nicht Marina zu ſehen.

„Wofür? . . . nun, dafür daß Sie ſind, wie Sie ſind — und glauben, wie Sie glauben. Ein ſolches Beiſpiel gibt Mut und Kraft, und ich habe beides ſehr nötig."

„Sehen Sie, da kommt meine Schweſter an Sir Ralph's Arm," rief Lydia. „O wenn doch Polyxene ihre Gabe, den Menſchen zu gefallen, dazu benutzen wollte, ſie den himmliſchen Dingen zu nähern."

„Dann würde ſie vielleicht weniger gefallen," ſagte Arthur ruhig."

„Und das kann nur Der, deſſen Sinn und Streben auf das Himmliſche ſich richtet," ſetzte Marina hinzu.

Es war aber ſo. Die Geſellſchaft von zehn bis zwölf Perſonen kehrte befriedigt von der Umſchau zurück — Polyxene an Sir Ralph's Arm.

„Sie verſtehen zu wenig Italieniſch . . . ich mache Ihren Dolmetſcher," hatte ſie geſagt.

Schönſtein, entzückt von dieſer Güte, ging beſcheiden hinterher. Sie tat es aber nur, um die Möglichkeit abzuſchneiden, daß Schönſtein ihr auf den unbequemen Stiegen und unebenen Wegen ſeinen Arm böte. Er hielt ſich bei der ganzen

Umſchau zu Fräulein von Calm und ſie ſtaunte, wie gut er zu Hauſe war in der Einrichtung des Gebäudes, der Fechterſpiele und in den hiſtoriſchen Tatſachen, die er ihr zuflüſterte, wenn der Cicerone ſie nicht berührte.

„Dieſe greulichen Gladiatorenkämpfe waren dem römiſchen Volk zu einem ſolchen Bedürfnis geworden, daß ſie ſelbſt dann noch fortdauerten, als Rom längſt dem Namen nach chriſtlich geworden war,“ ſagte Schönſtein leiſe zu Amelie. „Sie hörten erſt unter Kaiſer Honorius auf, als der Mönch Telemach, empört über den Greuel, ſich zwiſchen die Gladiatoren warf, um ſie zu trennen und unter ihren Schwertern den Tod fand. Daß er ſein Leben opferte, um das Entſetzliche dieſer blutigen Schauſpiele klar zu machen, erſchütterte die entmenſchten Gemüter — und Kaiſer Honorius verbot die Spiele.“

„Es iſt ſehr merkwürdig,“ ſagte Fräulein von Calm, „wie uns ſo häufig bei dem Übergang vom Schlimmeren zum Beſſeren ein blutiges Opfer entgegentritt.“

In der Frühe des anderen Tages reiſte Sir Ralph nach Neapel ab. Inzwiſchen brachten Privatbriefe ſo entſchiedene Nachricht über den nahen Ausbruch eines ſchauderhaften Krieges, daß Fürſt Wartenberg nur ſo lange ſeine Heimreiſe verſchob, bis er einen ruhigen und geſunden Sommeraufenthalt für die Fürſtin und die Kinder in Rocca di Papa, oben im Albanergebirg gefunden, ſie dahin begleitet und behaglich eingerichtet hatte. Es war ein unausſprechlicher Schmerz für die Fürſtin — eine Trennung unter dieſen Umſtänden. Allein der Fürſt beſtand darauf, denn bei ihrem immer wiederkehrenden Bluthuſten wäre die Heimreiſe ohne Zweifel totbringend geweſen. Es gereichte ihr zum Troſte, daß alle Kinder bei ihr blieben. Auch Egon, obſchon dieſer den Fürſten beſchwor ihn mitzunehmen, damit er ſehe und mitlebe, was das ſei ein Krieg.

„Du armer Narr!“ ſagte der Fürſt; „ſiebenzehn Jahre biſt Du alt . . . da kannſt Du ruhig warten! Du wirſt noch mehr Krieg erleben, als Dir lieb iſt. Biſt Du aber nicht bloß kriegeriſch geſinnt — was kein großer Ruhm iſt, weil ein Raufbold das ſein kann — ſondern ritterlich: ſo muß es Dich freuen, daß ich Dich hier zum Schutz Deiner Mutter und Geſchwiſter zurücklaſſe.“

Dieſe tröſtliche Auffaſſung ſeines Vaters beſchwichtigte Egon. Der Fürſt reiſte ab mit ſeinem Bruder und mit Beriand, den ſeine Mutter dringend nach Schönſtein berief.

„Adieu, lieber Graf, auf Wiederſehen in friedlichen Tagen,“ ſagte Polyxene mit ihrem lieblichſten Lächeln und reichte Beriand ihr feines Händchen.

Während er ſich beſann, ob er es küſſen dürfe oder nicht, hatte ſie es ſchon wieder mit flüchtigem Druck zurückgezogen und geſagt:

„Wir werden einen recht angenehmen ländlichen Aufenthalt in Rocca di Papa haben. Unſer Familienkreis iſt ſo groß und aus ſo vielen Elementen gebildet, daß es an Unterhaltung nicht fehlen kann. Ich werde mit Abbé Junker botaniſieren, mit Profeſſor Merz geologiſieren, mit meinen Geſchwiſtern große Ritte zu Eſel machen, der Mama als Sekretär dienen und einige ſchöne Menſchen malen, die ich gewiß unter dem frommen gemütlichen Volk finde. Ein ſolches ſtilles häusliches Leben iſt wohltuend nach dem winterlichen Tumult.“

„Und wann werden Sie die Heimreiſe antreten?“ fragte er.

„Das hängt ganz von dem Geſundheitszuſtand der Mama ab,“ fiel ſie ein.

„Und was darf ich meiner Mutter ſagen?“

„Meine herzlichſten Empfehlungen.“

So trennten ſich die Verlobten, er ſo verliebt wie möglich, ſie ſo kühl wie möglich. —

◆

Zweites Kapitel.

Ein Jahr! — Wie gering iſt ein Jahr in dem großen Lauf der Zeit, der ein Jahrhundert nach dem anderen, ein Jahrtauſend nach dem anderen zurücklegt, immer neuem Leben begegnet, immer neue Ruinen trifft und über die Gräber von Völkern und Epochen, wie über den Aufgang von Epochen und Völkern in ungeſtörter Gleichmäßigkeit mit dem ruhigen Wechſel von Tag und Nacht dahinzieht. In dem flüchtigen Leben des Menſchen iſt zuweilen ein Jahr ſehr gewichtig, ſehr folgenreich, von ſehr ernſter Bedeutung, von entſcheidendem Einfluß.

Ein Jahr war vorüber. Ein Krieg war beendet, welchem die Geſchichte in ſpäteren Tagen den rechten Namen geben wird. Er war beendet inſofern, als die Waffen ruhten und als tauſend und tauſend Gräber geſchloſſen waren. Doch nicht beendet inſofern, als in ſeine blutigen Furchen jene Drachenzähne geſäet wurden, welche neue Kriege hervorbringen; denn die unvermeidliche Frucht von Eroberungskriegen iſt niemals und

Ein ſeltſam unbehagliches Leben waltete zwiſchen den Bewohnern jenes freundlichen Landhauſes. Baron Thannau bekümmerte ſich nur inſofern um ſeine Frau, als er ſie in einer Abgeſchiedenheit und Unmündigkeit hielt, die auf ihre Geiſtesſchwäche zu deuten ſchien. Sie machte keine häusliche Anordnungen, ſie gebot und befahl nicht, ſie hatte kein Geld in Händen; ſie wurde bedient, verſorgt, bewacht, und ließ geſchehen was er anordnete mit einer Gleichgültigkeit die an Apathie ſtreifte. Sie war unzertrennlich von ihrer kleinen Tochter, während Baron Thannau höchſt ſelten mit ſeiner Frau nie mit dem Kinde ſprach. Er ſah es nicht an, er bekümmerte ſich nicht darum, es ſchien gar nicht für ihn zu exiſtiren; daher beſtand auch nicht die geringſte Gemeinſchaftlichkeit zwiſchen ihm und der Baronin, die für nichts lebte als für dies Kind und für ihre einſamen Gedanken. Weder Leid noch Freude, weder Beſchäftigung noch Zerſtreuung, weder Sorgen noch Hofnungen, weder Gegenwart noch Zukunft theilte das Ehepaar. Jeder ſtand für ſich in klausneriſcher Einſamkeit dem Andern fremd gegenüber, und nie kam ein Wort vor in welchem ſich die Gedanken — nie eine Handlung in welcher ſich die Herzen begegnet wären. Dennoch konnte man den Baron Thannau keinen Haustyrannen nirgends ein ſegensreicher Friede, ſondern es iſt Haß, Ingrimm, Rachedurſt auf der einen Seite — und auf der anderen: Überhebung oder Selbſtüberſchätzung mit Mißtrauen gepaart. Unter ſolchen Umſtänden iſt der Friede eine Fiktion, welche auf Täuſchung ausgeht, indem ſie auf die Oberfläche der Dinge, wie auf einen Theatervorhang, allerhand Figuren mit Friedensattributen in pomhaft glänzenden Farben malt: Induſtrie! Wiſſenſchaft! Erfindungen! Bildung! Völkerverkehr! Es gibt immer unzählige Leute, welche die Täuſchung der Wahrheit vorziehen, und ſich mit der Fiktion zufrieden geben, die ſo prahlend und blendend ausſtaffiert auftritt, und ſie rufen Friede! Friede! — und der Sitz ihres Friedens iſt doch nur ein Theatervorhang. — —

Auf dem Schloß Hohtwart war es ſehr ſtill. Die Herrſchaften waren anweſend, aber in Trauerkleidern und in Herzenstrauer: die Fürſtin war tot.

Sie brachte den Sommer des vergangenen Jahres ungeſtört auf Rocca di Papa zu, aber tief betrübt und voll Gram und Angſt über den Verlauf des Krieges, umſomehr als Hohtwart deſſen Wahlſtatt nahe war. Fehlte es auch nicht an Beſchädigung mancher Art, ſo war ihre größte Sorge doch nur auf den Gatten und den Schwager gerichtet, und jede verzögerte Nachricht beklemmte mehr und mehr ihre Bruſt.

Unter ihrem Schutze weilte eine ſchwer Kranke.

Arthur Cameron war ſehr bald nach der Überſiedelung der Fürſtin bei ihr erſchienen mit der ſchmerzlichen Kunde, daß Marina in Neapel von der Pernicioſa ergriffen ſei, die ſie vielleicht von Rom mitgebracht habe. Sobald wie möglich wollten die Ärzte ſie fortgeſchafft und in anderer Luft wiſſen. Ralph, unbeholfen und troſtlos, habe ſich ganz verzweiflungsvoll an ihn gewendet und gefragt, wo geſunde Luft für eine Geneſende zu finden ſei. Er habe ſogleich an Rocca di Papa gedacht und er wünſche von der Fürſtin zu erfahren, ob ſie mit ihrem Aufenthalt zufrieden genug ſei, um ihn zu empfehlen. Die Fürſtin tat es auf's lebhafteſte und ihre Kinder ſtimmten ihr bei. Lydia flehte um die Erlaubnis, mit Fräulein von Calm nach Neapel gehen und Marina pflegen zu dürfen. Die Fürſtin verweigerte es mit Entſchiedenheit und Arthur bat ſie, lieber dafür zu ſorgen, daß Marina eine Unterkunft finde, welche durch Behaglichkeit die Geneſung unterſtütze. Sobald Marina reiſefähig ſei, werde er nach Neapel gehen, da Ralph ſehnlichſt ſeinen Beiſtand verlange.

„Ich würde ſogleich gehen,“ ſetzte er hinzu, „wenn wir nicht durch Waffenübungen ſo in Anſpruch genommen wären, daß ich nicht gern um längeren Urlaub bitten mag.“

„Iſt denn das nötig . . . dieſe ſchrecklichen Vorbereitungen auf Krieg!“ rief die Fürſtin.

„Man ſpricht von der Möglichkeit, daß Frankreich die Okkupationstruppen aus Rom, vielleicht aus dem Kirchenſtaat zurückziehen könne. Wir müſſen auf dieſen Fall gerüſtet ſein und in Waffen geübte Truppen haben. Doch offiziell iſt jene Kunde noch nicht, daher auch noch kein Grund zu Beſorgniſſen. Wäre es der Fall, ſo würde ich meine Kouſine nicht hieher bringen."

Marina lag meiſtens im Torpor des Fiebers. zuweilen in Phantaſien, höchſt ſelten bei klarem Bewußtſein. In einem ſolchen Augenblick verlangte ſie die Sterbeſakramente. Ralph war außer ſich über dieſe Vorbereitung auf ein ſeliges Ende; er kannte nicht deren Erhabenheit. Marina war bei vollem Bewußtſein. Die heilige Ceremonie hatte ſie geſtärkt und ſie ſagte nach derſelben zu Ralph:

„Lebewohl! vielleicht kann ich Deiner Seele in der Ewigkeit nützlicher ſein, als hienieden."

„Sprich nicht ſo," verſetzte er mit dumpfem Schmerz; „mit Dir verliere ich alles."

„Nicht Gott," entgegnete ſie und ſank in Bewußtloſigkeit zurück. Allein ſie ſtarb nicht. Es trat eine Kriſis ein, und ſtatt zum Tode wendete ſich der Zuſtand dem Leben zu. Als ſie erfuhr, daß man ſie zur Geneſung nach Rocca di Papa bringen wolle, flog ein ſchwaches Lächeln der Zufriedenheit über ihr bleiches Antlitz. Es beglückte Ralph und er berief bald darauf Arthur zum Beiſtand für die Überſiedelung. Als Arthur kam, fand er Marina gleichſam in ihren eigenen Schatten verwandelt. Ihre Augen waren tief eingeſunken und von den dunklen Wimpern ſchwarz umflort, und die krankhafte Bläſſe des Geſichts wurde faſt geiſterhaft in dem Rahmen ihres glänzend ſchwarzen Haares. So lag ſie auf der Chaiſelongue und reichte Arthur ihre blaſſe durchſichtige Hand. Er war heftig ergriffen und ſagte mit leiſer bebender Stimme:

„Sie haben ſich zu früh auf den Himmel gefreut. Jetzt freuen wir uns und danken Gott.“

Marina ſchlug langſam die Augen auf, und aus ihrer Tiefe brach unter den dunkeln Wimpern, wie ein Sonnenſtrahl durch Wolken, jener Blick hervor, der ſchon ein paarmal wie ein Dolch Ralph's Herz verwundete, obſchon er ihr unbewußt und flüchtig wie der Blitz ſogleich wieder verſchwunden war. Während des ganzen Aufenthaltes in Rom hatte ſich Marina ſo in der Gewalt gehabt, daß kein Wort, keine Miene verriet, was in ihr vorging. Das beruhigte Ralph. Er dachte, die Gefahr ſei nicht groß geweſen, ſei überwunden. Jetzt in ihrer Krankheit machte ihre Geduld, ihre Ergebung, die Faſſung, mit der ſie ſich auf den Tod vorbereitete, einen großen Eindruck auf ihn und er dachte, Marina könne unmöglich mit dieſer Ruhe leiden und ſterben, wenn Liebe für Arthur ihr Herz erfülle. Er wußte nicht was das ſei, mit der Gnade fort und fort das Opfer des Herzens zu bringen, und daß gerade dieſe Kraft und dieſe Beharrlichkeit, dieſe beſtändige Beſiegung der menſchlichen Schwachheit, die ſich in ihrer Neigung gehen laſſen möchte, ein ſtilles Wunder des Glaubens ſei. Ihm waren die Wege des inneren Lebens unbekannt, weil ihm das Licht fehlte, mit welchem das eigene Innere durchleuchtet wird. Ralph wähnte die Vollkommenheit beſtehe darin, unzugänglich für die Verſuchung zu irgend einer Leidenſchaft zu ſein, während ſie darin beſteht, ſie ſtandhaft zu bekämpfen. Iſt Marina kein Engel, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo taugt ihre Kirche nichts, ihre Religion nichts, ihr Glaube nichts. — — So urteilen gar manche Menſchen, die mit Ralph auf demſelben Boden ſtehen und ſo ſprach er auch jetzt wieder, da Marina in Folge ihrer phyſiſchen Schwäche und halb träumend, die gewohnte Selbſtbeherrſchung während einer Sekunde nicht geübt hatte, — und das warf ihn weit, weit von jedem Gedanken an ſeine Konverſion zurück, der ihm während ihrer Krankheit nahe getreten war.

Am Abend vor der Abreiſe von Neapel ſagte Arthur, indem er Ralph's Hand ergriff:

„Es iſt ein bitterer Schmerzenskelch an Dir vorüber gegangen. Ich laſſe morgen in aller Frühe zum Dank für dieſe Barmherzigkeit Gottes das heilige Meßopfer darbringen . . .“

„Du?“ fragte Ralph kalt.

„Ja, ich — denn Du tuſt es ja nicht! . . . Aber Du könnteſt mich doch begleiten . . . —“

„Unmöglich! ich habe morgen früh tauſend Rechnungen zu zahlen, und geſchieht das in Eile, ſo wird man greulich betrogen.“

„Ich helfe Dir, Ralph, Du ſollſt nicht betrogen werden.“

„Du weißt, ich gehe nie in Eueren Gottesdienſt, und ſo wird es denn auch morgen nicht geſchehen.“

Dabei blieb er . . . Sie reiſten ab, und am Abend wurden ſie mit offenen Armen in Rocca di Papa empfangen. Die Fürſtin hatte ſich in der reinen, aber milden Bergluft ſichtlich erholt und verſicherte, ihr Beiſpiel ſei die beſte Empfehlung für die Wahl des Ortes; Polyxene war über den Zuwachs von Geſellſchaft erfreut und Lydia fühlte ſich beglückt durch Marina's Anweſenheit. Sogar die jüngſten Söhne der Fürſtin empfingen den kleinen Ralph als einen willkommenen Spielgefährten.

„Und Sie werden, nicht wahr, recht oft herkommen,“ ſagte Polyxene zu Arthur. „Wir ſind hier ganz angeſiedelt. Es iſt eine Niederlaſſung mit dem ganzen Haushalt auf manchen Monat — aber wir zählen auf angenehmen Beſuch.“

Ebenſo freundlich lud auch die Fürſtin Arthur ein. Er ſprach ſeine Dankbarkeit mit Wärme aus, ſagte gleichwohl, daß er durch ſeine Dienſtpflicht in den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen ſehr gebunden ſei. In Wahrheit aber wollte er nicht dem Magnet folgen, der ihn zu Marina zog.

So lebte man ein zufriedenes Leben in Rocca di Papa, und wären nicht die traurigen Nachrichten bezüglich des Krieges gekommen und wäre der Fürſt hier geweſen, ſo würde die Fürſtin ſehr glücklich geweſen ſein, denn ihre Geſundheit ſtärkte ſich mehr und mehr, und ſie freute ſich der Hoffnung auf vollſtändige Geneſung von ganzem Herzen. Der Kranz von Kindern, der ſie umgab, war ja ſo lieblich und doch brachte er ſeine Sorgen mit, die nun einmal keinem Mutterherzen fehlen. In der Heimat hatte Stephanie ihr den erſten Enkel geſchenkt, und ſie hatte nicht zu der Tochter eilen und ſie bei dieſem Ereignis pflegen können; Polyxene war verlobt — ja! Aber iſt ſie denn wirklich verlobt? —

Polyxene flatterte auf der Oberfläche aller Dinge umher, und zwar nicht aus Mangel an Verſtand, ſondern weil ſie ihn verkehrt, im Dienſt der Selbſtſucht anwendete. Sie ſagte ſich: Wer in die Tiefe geht, hat es mühſam und beſchwerlich, und verbittert ſich ſelbſt und anderen ohne Nutzen das Leben. Man muß die Dinge, die Verhältniſſe, die Umſtände von ihrer leichten Seite nehmen.

und wenn ſie ſich zum Schweren wenden wollen, ſie umgehen oder beiſeitelegen und etwas anderes denken und treiben. —

Dies tat ſie auch jetzt. Für ſie ſchien ein Veriand Schönſtein nicht auf der Welt zu ſein. Sie lebte genau ſo, wie ſie es ihm bei ſeiner Abreiſe geſagt hatte, beſchäftigte ſich mit tauſend kleinen Intereſſen, war immer heiter und für alle Welt liebenswürdig; für Sir Ralph wie für ihre kleinen Brüder, für Abbé Junker und Arthur Cameron. Die Fürſtin erkannte das an; ſie hoffte, auch Polyxene werde ſich zurecht finden in einer Ehe; aber wann wird ſie heiraten? —

„Polyxene,“ ſagte ſie einmal, als dieſe die Feder weglegte, mit welcher ſie verſchiedene Diktandos geſchrieben hatte, „ich meine, es wäre paſſend, wenn Du an Gräfin Schönſtein ſchreiben wollteſt. Du biſt mit Veriand verlobt“ . . . —

„Aber ganz, ganz, ganz heimlich, ſüße Mama.“

Die Heimlichkeit erſtreckt ſich nicht auf ſeine Mutter.“

„Nicht von ſeiner Seite — das verſteht ſich! ich aber habe ausdrücklich die Bedingung gemacht, daß vor unſerer Rückkehr keine Rede von der ganzen Sache ſei. Ich kann unmöglich und ohne Grund meine eigene Bedingung aufheben. Wollte ich jetzt ſchreiben, ſo würde hin und her geſchrieben und geſchrieben werden, bis das Ganze ruchbar würde — und iſt einmal eine Verlobung bekannt, ſo folgt in einigen Wochen die Vermählung."

„Und Du wünſcheſt ſie nicht herbei?"

„Aus drei Gründen nicht, liebſte Mama. Zuerſt iſt es mir ganz recht, wenn Graf Schönſtein etwas älter und unabhängiger wird. Dann haben wir kürzlich erfahren, daß Stephanie bei der Geburt ihres Söhnchens in Todesgefahr ſchwebte . . . und dies Schickſal erſcheint mir durchaus nicht lockend. Endlich habe ich die Überzeugung, daß ich nie glücklicher ſein werde, als bei meinen Eltern. Aus dieſen drei Gründen bin ich nichts weniger als ungeduldig, mich zu vermählen. Wenn ich immer fünfundzwanzig Jahre alt bliebe, und wenn meine Eltern unſterblich wären, täte ich es wahrſcheinlich nie, und ich denke, Du zürnſt mir nicht deshalb. Jetzt denke ich an die Ehe wie an das Alter: ſie werden kommen, ſie ſind Geſetze der Natur."

„Möge Veriand mit dieſer Auffaſſung zufrieden ſein," verſetzte die Fürſtin halb unmutig, halb lächelnd.

Dann blickte ſie auf Egon und Lydia. O wenn doch dieſer heiße Wunſch in Erfüllung ginge! Wie gut paßten dieſe lieben jungen Weſen für einander! . . . wie ergänzte einer den anderen. Egon mit ſeinem etwas aufbrauſenden, aber vortrefflichen Charakter zu Lydia's ruhiger Sanftmut; Egon's aufgeweckter und lebhafter Verſtand zu

Lydia's klarem ſtillen Geiſt. Beide in Jugendfriſche, er ſo mutig, ſo heiter! . . . Gibt es ein ſchöneres Bild für Jüngling und Jungfrau! . . . O wäre er in Polyxenens Alter! — —Das alles bewegte ihr Herz und erfüllte ihre Gedanken mit Hoffnungen, Wünſchen und Plänen für eine lange Zukunft. Überdies die Anhänglichkeit an den Gatten und die Liebe für die beiden jüngſten Söhne, die ihr nur dann einige Sorge machten, wenn Abbé Junker eine ſanfte Klage über Mangel an Eifer für die Studien ausſprach. So war es begreiflich, daß die Fürſtin mit inniger Freude die ſteigende Lebenskraft empfand und ihrer völligen Herſtellung froh entgegen ſah.

Anders Marina. Auch für ſie hob ſich die ſinkende Flamme des Lebens in jugendlicher Vollkraft; allein ſie konnte ſich nicht darüber freuen. Mochten lange Jahre vor ihr liegen — was war das anders als ein langer, langer Kampf, den ſie nach jeder Seite führen mußte, weil alle ihre Pflichten ihr ſchwer wurden — alle! auch die der Mutter. Denn es war eine mühſame und beängſtigende Aufgabe, einen Knaben zu erziehen. deſſen Vater in gänzlicher religiöſer Gleichgiltigkeit dahin lebte. Wie nahe mußte dem Knaben der Gedanke liegen, wenn er den Vater liebte — und er ſollte ihn lieben! — Religion ſei die Sache der Frauen. Und Ralph's Bekehrung? . . . Sie wagte kaum darauf zu hoffen. Denn, ſprach ſie zu nennen. Damit ein ſolcher ſich ausbilde muß in Weib und Kind doch zuweilen der heimliche Druck in laute Empörung, in Klagen, Bitten, Wünſchen ausbrechen, wenn auch nur um alsbald zu verſtummen vor dem despotiſchen Gebot. Es müſſen heimliche Umgehungen, Schliche und Ränke ſtatt finden, da die offene Widerſetzlichkeit nicht zum Ziel führt. Ob das Alles in früheren Zeiten ſich geäußert hatte und wirkſam ausgerottet war, blieb zweifelhaft; — jezt aber bewegte ſich Frau von Thannau in ihren kerkerähnlichen Schranken wie ein Geiſt, der durch ſeinen Körper in den Bann eines harten Zaubers gefallen iſt und die Unmöglichkeit einſieht denſelben abzuſchütteln — es ſei denn durch einen mächtigeren Zauberſpruch einer höheren Macht. Sie ſah nicht reſignirt aus, ſondern in ſich gekehrt und tief innerlichſt abgeſchloſſen mit ihrem Wollen, ihrem Denken, ihrem Lieben; und fiel ihr Blick je auf die Außenwelt, ſo ſchien er weit über alles Sichtbare hinweg zu fliegen und nach einem unſichtbaren Gegenſtand ſchmerzlich zu ſuchen. Gewöhnlich ging er aber nicht über ihre Tochter hinaus. Sie war von fremdartiger ungewöhnlicher Schönheit, in prachtvollſter Jugendblüte, von einer Vollendung der Formen, welche in der Regelmäßigkeit nicht *erſtarrt*, ſondern zu ihr *aufgeblüht* ſich ſelbſt, große Gnaden ſollen durch Opfer erlangt werden, und meine Opfer verſchmäht Gott! . . . ich bot das an, was mir das ſchwerſte war: die Trennung für's Leben von Arthur und Gott nahm es nicht an. Ich bot die heiße Seelenqual meines Aufenthaltes in Rom dar: Gott nahm ſie nicht an. Ich bot jetzt mein armes Leben dar, als das letzte, was mir zu opfern übrig blieb . . . aber auch das nahm Gott nicht an, und fremder und ferner denn je iſt Ralph einer Bekehrung. Jetzt weiß ich nicht, was ich noch opfern könnte. — Da ſprach eine ganz leiſe Stimme in ihrem Herzen: Du weißt es, Marina! . . . — Aber ſie fiel auf die Knie und bat mit aufgehobenen Händen in bitterer Angſt: Nur das nicht, o Herr! nur das nicht . . .

Der trauliche Verkehr mit Lydia war eine Erquickung für Marina, die auf dies ſonnige, von den Schatten der Welt ungetrübte Leben wie auf das verlorene und erſehnte Paradies ſchaute. Beide enthüllten einander nicht, was in der Tiefe ihres Weſens lebte; allein beide fühlten, daß der ſympathiſche Zug, der ſie verband, das Verlangen war, ſich über die Dinge dieſer Welt zu erheben — die eine, indem ſie irdiſche Feſſeln abzuſtreifen ſuchte, die andere, indem ſie ſich möglichſt frei von dieſen Feſſeln hielt.

„O Sie Glückſelige!“ ſagte Marina zärtlich; „ſo jung noch, haben Sie es bereits verſtanden, daß zuletzt die Seele allein bleibt mit Gott. So gut wird es nur den Auserwählten. Wir anderen ringen uns mühſam zu dieſem Verſtändnis durch.“

„Ja, der Apoſtel Johannes und der heilige Aloiſius waren Auserwählte; aber war der Apoſtel Paulus und der heilige Auguſtinus es etwa nicht,“ verſetzte Lydia lächelnd.

Dies Geſpräch wurde in einer Ecke des Salons der Fürſtin halblaut geführt, weil dieſe in einer andern Ecke Fräulein von Calm mit diktieren beſchäftigte. Sir Ralph und Profeſſor Merz ſpielten Schach und Abbé Junker teilte ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen den Spielern und Polyxene, die eine allerliebſte Gruppe ihrer Brüder in Aquarell malte. Dieſe Brüder waren auf der großen Terraſſe vor dem Salon, wo Egon mit namenloſem Schmerz die deutſchen Zeitungen las und die beiden jüngeren mit dem kleinen Ralph ſpielten.

„Herr Abbé,“ ſagte Polyxene, „überlaſſen Sie die Schachſpieler ihrem Schickſal, das man ja kennt: einer von ihnen wird beſiegt — und kommen Sie hierher. In meiner Nähe werden höchſt bedenkliche Geſpräche geführt.“

„Gehören ſie in mein Fach?“ fragte Abbé Junker lächelnd.

„Das will ich meinen! Sie kommen vielleicht dem Crypto-Janſenismus auf die Spur, der in den Köpfen von zwei Nachfolgerinnen der Angelique Arnauld zu ſpuken ſcheint . . . denn ſie reden von der Gnadenwahl. Es wäre entſetzlich, wenn unter Ihren Augen ein zweites Port-Royal in Rocca di Papa ſich auftäte und dann, wie das erſte, als ein Neſt der Ketzerei von der Erde vertilgt werden müßte."

Sie ſprach raſch und munter, ohne von ihrer Arbeit aufzuſchauen und nur um zu necken und anzuregen.

„So hoch haben wir uns nicht gewagt, Herr Abbé," ſagte Marina.

„Wer war Angelique Arnauld," ſagte Lydia; „ich weiß nicht, wer die Perſon iſt, deren Nachfolgerin ich in meiner Unwiſſenheit ſein ſoll. Meine gelehrte Schweſter wird es wiſſen."

„Herr Abbé," ſagte Polyxene einladend und er nahm das Wort:

„Die Mère Angelique Arnauld, Oberin des Kloſters Port-Royal des Champs in der Umgegend von Paris, war nicht nur eine eifrige Jüngerin der janſeniſtiſchen Irrlehre, ſondern auch ihr Apoſtel. Ihre Brüder und Neffen hingen dieſer Lehre feurig an, waren Männer von Geiſt und Wiſſenſchaft, zogen ſich aus dem geräuſchvollen Paris nach dem friedlichen Port-Royal zurück und verſammelten dort nach und nach einen Kreis von Jüngern und Anhängern um ſich, unter denen ſich große Berühmtheiten befanden. Pascal, Racine, Nicole — deſſen Schriften die liebenswürdige Marquiſe de Sévigné ungemein bewundert; auch dieſe lebten zeitweiſe in Port-Royal. Der glänzende Geiſt in der Familie Arnauld war vielleicht die Mère Angelique, und mit ihrem Verſtand hielt ihr geiſtiger Hochmut Schritt. Nicht nur ihr ganzes Kloſter gewann und befeſtigte ſie in der Irrlehre — auch auf Perſonen aus der Welt, die ſich vom Ruf ihres Geiſtes blenden und betören ließen, hatte ſie den ſchlimmſten Einfluß. Als es ſchließlich ſo weit kam, daß die kirchlichen Vorgeſetzten den Widerruf gewiſſer häretiſcher Sätze von den Kloſterfrauen von Port-Royal verlangten, weigerten ſie ſich mit Entſchiedenheit. Die Genoſſenſchaft wurde aufgelöſt, und man verſetzte die Mitglieder in verſchiedene Klöſter, die nicht vom janſeniſtiſchen Geiſt angeſteckt waren."

„Dieſe Mère Angelique iſt wieder ein Beiſpiel, daß Frauen keinen geringen Anteil an Ausbreitung der Häreſien haben," ſagte Polyxene.

„Ja," verſetzte Abbé Junker gleichmütig; „das weibliche Geſchlecht hat vermöge ſeiner beweglichen Einbildungskraft eine große Neigung für alles neue; und da es vermöge eben dieſer Beweglichkeit den Vernunftgründen abhold iſt, ſobald dieſe der vorgefaßten Anſicht widerſprechen, ſo kann es den Starrſinn bis zum Äußerſten treiben . . . und das Äußerſte iſt es ohne Zweifel, wenn eine weibliche Ordensgeſellſchaft aufgelöſt wird, weil ſie neuen Lehren, welche von der rechtmäßigen kirchlichen Oberbehörde für irrig erklärt werden, durchaus nicht aufgeben will."

„Schrecklich!" rief Lydia, „die Kloſtermauern ſollten von der Welt trennen, und der ſchlimmſte Geiſt der Welt, der Hochmut dringt in ſie ein."

„Ja! aber nicht von Außen," verſetzte Abbé Junker; „in jedem Menſchenherzen liegt ſein Keim."

„Schrecklich!" ſagte Marina, „eine Mère Angelique ſtürzt wer weiß wieviel Seelen in's ewige Verderben — und wie ſchwer iſt es, eine einzige Seele vom Untergang zu retten!" —

Sie ſtand auf und verließ den Salon. Lydia blickte ihr traurig nach; dann glitt ihr Blick über Ralph hinweg und ſie ſagte zum Abbé:

„Helfen Sie ihr doch, Herr Abbé."

„Helfen Sie ihr," entgegnete er lächelnd; „uns allen ſteht ein und dasſelbe Mittel zu Gebot: der Tau des Gebets muß dürres Erdreich erweichen, damit es das Samenkorn des Glaubens aufnehme."

„Es iſt unbegreiflich!" ſagte Lydia, „der Menſch weiß und trägt in ſich das Bewußtſein daß er für den Himmel beſtimmt iſt . . . und er will und wählt die Hölle — ſtatt die Vereinigung mit Gott, die Trennung von Gott."

„Ich befinde mich im Zuſtand von Göthe's Zauberlehrling, der dem arbeitenden Beſen nicht mehr Einhalt tun kann," ſagte Polyxene; „ich habe ein religiöſes Geſpräch veranlaßt und möchte jetzt gern, daß es zu Ende wäre.“

„Nun, wir ſind ja auch am Ende,“ ſagte Abbé Junker lachend, „denn wir ſind bei Himmel und Hölle angelangt.“ — —

Polyxene lachte. Sie unterhielt ſich mit allem, und ſie machte, daß ſich auch andere unterhielten. Einmal fragte Lydia:

„Sprich, Polyxene, denkſt Du gar nicht an den guten Veriand?“

„Wenig und ſelten.“

„Ich dachte, eine Braut beſchäftige ihre Gedanken ſehr viel mit dem abweſenden Bräutigam.“

„Je nachdem er iſt, Lydia! wie ſoll ich aber viel an Veriand denken.“

„Ich weiß das nicht — denn ich bin nicht ſeine Braut . . . und doch fällt er mir zuweilen ein, weil er gar gut iſt und Dich unbeſchreiblich gern hat.“

„Ich wünſchte, Lydia, er hätte Dich unbeſchreiblich gern und Du wäreſt ſeine Braut.“

„Nein! dafür muß ich danken . . . ich habe keine Neigung für die Ehe.“

„Ich hätte ſie . . . vielleicht“ . . .

„Aber, beſte Polyxene, wenn Du Veriand nicht gern haſt, ſo heirate ihn nicht. Wer zwingt Dich dazu?“

„Die Vernunft, Lydia.“

„Wenn die Vernunft es tut, ſo mußt Du Dich auch vernünftig benehmen — ich meine in dieſem Fall ſo, wie es ſich für eine Braut ſchickt.“

„Du haſt recht, Lydia! Fortan will ich an Veriand denken, wie er am Vormittag in Geſchäften vergraben iſt und wie er am Abend mit ſeiner Mutter Veränderungen und Einrichtungen beſpricht, die im Schloß vorzunehmen ſind.“

Polyxene hatte es getroffen. An den lieblichen Ufern des Bodenſees lag Schloß Schönſtein, ein Bau der neueren Zeit, ohne Anſpruch auf Stil, ſehr freundlich, ſehr geräumig, rings umgeben von einem herrlichen Park, deſſen Linden ſoeben in voller Blüte ſtanden und von tauſend und tauſend ſummenden Bienen umſchwärmt waren. Wie in einen grünen, mit Blumen geſtickten Mantel gehüllt, lag es da, ſtill und ſtattlich, abgeſchieden und doch einladend. Kein anderes Gebäude befand ſich in der Nähe als die Orangerie auf der einen Seite und auf der anderen ein Pavillon — und auch dieſe waren durch Gruppen von Bäumen und Gebüſch vom Schloß abgeſondert. Hier war Graf Veriand geboren und erzogen, hier hatte er gelebt bis zu ſeinem Eintritt in die Welt, hier lebte ſeine Mutter als Witwe. Sein Vater hatte ſich erſt bei vierzig Jahren vermählt und ſich überdrüſſig der Welt und ihres oberflächlichen Treibens, ganz von ihr zurückgezogen und nur gelebt für ſeine Frau, ſeinen einzigen Sohn und den

Pflichten, die ihm als Herr von Schönſtein und Beſitzer eines großen Vermögens oblagen. Die Welt und ihre Geſelligkeit langweilten ihn über die Maßen. Die Gräfin, zwanzig Jahre jünger als er, ſtand zu ſehr unter ſeinem Einfluß, und ſchmiegte ſich mit liebender Verehrung zu ſehr in ſeine Anſichten hinein, um nicht in ſeiner Zufriedenheit die ihre zu finden. In dieſem Stillleben wuchs der Knabe Veriand wie in einem Frühlingsgarten auf und heran; und wie ein ſolcher Garten von erfriſchender Luft und vom Duft der Blumen und Blüten durchweht iſt; ſo waltete hier der Geiſt ernſter Bildung und Religioſität. Der frühe Tod ſeines Vaters war für ihn ein großer Schmerz und ein großer Nachteil, weil ſeine Mutter ihn mit einer übertriebenen Ängſtlichkeit umgab, ja umwickelte, damit kein ſchädlicher Anhauch von der Seite der Welt her ſeinen Frieden verſtöre. So wurde Veriand das, was er unter dieſen Umſtänden gemäß ſeiner Anlagen werden mußte: ein Menſch von den beſten Grundſätzen, der reinſten Sittlichkeit, der größten Pflichttreue, ſehr unterrichtet, ſehr bereitwillig ſich fortzubilden — aber fremd in ſich ſelbſt — fremd in allen Verhältniſſen der Welt, fremd dem Verkehr mit Menſchen, ſchüchtern aus Befangenheit und aus dem dunkeln Gefühl einer gewiſſen Hilfloſigkeit und daher geneigt ſich dort anzuſchließen, wo er eine wohlwollende Geſinnung fand, die ſeiner

Gemütsart zuſagte. Man hätte glauben dürfen, Lydia Wartenberg werde ſein Herz erfüllen; dem war aber nicht ſo. Polyxene weckte in dieſem Herzen ganz neue Gefühle, und als Fürſt Anton über deren unbewachte Äußerung einen Scherz machte, entdeckte Veriand, daß er verliebt ſei. Gräfin Schönſtein war beſeligt als ſie dies aus ſeinen Briefen entnahm. Eine frühe Heirat, eine Ehe aus Neigung geſchloſſen, war das Ziel ihrer Wünſche für ihren Sohn, und jetzt eröffnete ſich ihm dieſe Ausſicht bei ſeinem erſten Schritt in der Welt. Sie durfte mit Recht annehmen, er werde dadurch in ſeinen Grundſätzen beſtärkt und gegen manche Gefahr geſchützt werden.

Bei ſeiner Rückkehr aus Rom empfing ſie ihn freudeſtrahlend, umſomehr, als ſie ihn ſehr zu ſeinem Vorteil verändert, männlicher in ſeiner ganzen Erſcheinung und in ſeiner geiſtigen Entwickelung bedeutend vorgeſchritten fand. Ihr gegenüber, in der Heimat und in den altgewohnten trauten Umgebungen von Menſchen und Dingen, war er auch nicht ſchüchtern. Ungezwungen und jugendlich munter benahm und bewegte er ſich, war für ſie der zärtlichſte Sohn, für alle die ihm naheten das Wohlwollen ſelbſt, dabei ganz gewillt, ſich ernſtlich mit den Geſchäften zu befaſſen, die in ſeinen Verhältniſſen lagen; — ſie hatte alſo gar keinen Grund anzunehmen, daß Polyxene Wartenberg, mochte ſie noch ſo reizend, geiſt- und talentvoll ſein, Veriand's Neigung nicht erwidere. Daß Polyxene alles, was ſich auf Brautſtand und Verlobung bezog, bis zu ihrer Heimkehr verſchob, fand Gräfin Schönſtein ganz begreiflich. Sie ſagte:

„Wie ungemütlich iſt ſchon der Aufenthalt an einem fremden Ort, mit dem man in gar keinem Zuſammenhang der Vergangenheit ſteht und der uns mit lauter toten Augen anſieht. Wie muß es ungemütlich ſein, wenn Land, Volk, Sprache uns gänzlich fremd ſind, ſo daß ein ſolcher Aufenthalt im Grunde nur bunte Bilder, mehr und minder ſchöne, darbietet, ohne unſer inneres Leben zu berühren. Es wundert mich, daß man dabei an ein ſo ſtabiles Verhältnis, wie die Ehe iſt, denken kann.“

„Aber, Frau Gräfin, die Liebe kümmert ſich nicht um Land, Volk, Sprache, und zwei junge Herzen fliegen zu einander von Pol zu Pol.“

Dieſe ſcherzende Antwort gab Fräulein von Reyden, die ſeit Jahren bei der Gräfin war und durch warme Anhänglichkeit deren Vertrauen rechtfertigte. Fräulein von Reyden war eine ausgezeichnete Klavierſpielerin, und da die Gräfin die Muſik ſehr liebte und mit Eifer übte, und da Veriand Talent hatte: ſo zog der verſtorbene Graf — immer darauf bedacht, ſeiner Frau und ſeinem Sohn ihr abgeſchiedenes Leben ſo angenehm und ſo bildend wie möglich zu machen — Fräulein von waren, die aber bei aller Weichheit, Verſchmelzung und Zartheit, fern von jeder zerfließenden Weichlichkeit waren, welche mit matter Mittelmäßigkeit der Geiſtes- und Herzensfähigkeiten Hand in Hand zu gehen pflegt. Entſchieden war ihr geſchloſſener Mund, feſt gewölbt der Bogen unter dem das rein und groß geſchnittene Auge ruhte, beſtimmt der Auf- und Niederſchlag des dunkel bewimperten Augenliedes. Ein großer Ernſt wie von ſchweren geduldig ertragenen Schickſalen lag gleich einer Sternennacht auf ihrem Antlitz; doch eine innere Sonne ging darüber auf in drei Augenblicken: wenn ſie ſich mit ihrer Tochter beſchäftigte, wenn ſie ſang, und wenn ſich ihr Blick auf ein unbeſtimmtes Etwas heftete, das ſie nur mit dem innern Auge wahrzunehmen ſchien. Dann brach ein Glanz, eine Glut, ein Licht hervor, welches ſie wie eine Flamme umgab und verklärte. Abgelöst durch die Liebe, durch die Kunſt, durch die Sehnſucht vom Druck der irdiſchen Zuſtände, war ſie die Göttin, die unſterbliche Schönheit! falteten jene wieder ihre Schleier um ſie, war ſie nur noch ein wunderſchönes Weib.

Die verſtorbene Baronin Thannau hatte ein Mittelding von Geſellſchafterin, Kammerjungfer, Pflegekind und Wirthſchaftsgehülfin hinterlaſſen, eine ziemlich hübſche, ſehr ſchlaue junge Perſon, Reyden ins Haus, als Veriand zehn Jahre alt war. Entſprach die Gelehrigkeit des Schülers auch nicht ihren Erwartungen und ihrem vortrefflichen Unterricht, ſo liebte ſie ihn nichtsdeſtoweniger mit einer Zärtlichkeit, welche die der Gräfin faſt überbot; nur in anderer Weiſe und gemäß ihrer Gemütsart zuverſichtlich, hoffnungsvoll, immer das Beſte, das Erfreulichſte vorausſetzend — während die Gräfin durchaus kein ſanguiniſches Temperament und mancherlei Sorgen und Ängſte in ihrer Zärtlichkeit für Veriand hatte. Beide begegneten ſich in dieſem Gefühl und ergänzten einander: Fräulein von Reyden ermunterte und erheiterte die Gräfin, und dieſe vergalt die treue Anhänglichkeit durch unbedingtes Vertrauen. So war denn auch Fräulein von Reyden in das Geheimnis von Veriand's Verlobung eingeweiht.

Es war nach Sonnenuntergang ein herrlicher Sommerabend. In einem leichten offenen Wagen kam die Gräfin von ihrer regelmäßigen Spazierfahrt zurück; ſie allein. Fräulein von Reyden ging lieber ſpazieren. Als der Wagen vorfuhr, traten Diener heran; doch Veriand kam eiligſt und bot ſeiner Mutter zum Ausſteigen die Hand. Sie legte im Vorzimmer Hut und Mantille ab und ging in den Salon, wo Fräulein von Reyden an einem Tiſch ſaß, auf welchem einige höchſt elegante Albums lagen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Sie ſitzen hier vor toten Bildern, Klotilde,“ ſagte die Gräfin, „während ich bei meiner Fahrt das friſcheſte, lebenvollſte Naturbild vor Augen hatte: den See bei Sonnenuntergang.“

„Ich ſtudiere hier menſchliche Phyſiognomien,“ verſetzte Fräulein von Reyden, „und dieſe ſind ſchließlich doch anziehender, als die ſchönſte Landſchaft. Dieſer Kopf zum Beiſpiel — nicht wahr, Graf Veriand?“ Und ſie ſchlug Polyxenens Photographie in dem Album auf.

Veriand, durch dieſe Interpellation überraſcht, errötete flüchtig und erwiderte:

„Ich habe in dieſen drei Albums die ſchönſten Bilder und Erinnerungen an Rom geſammelt: hier die Photographien der berühmteſten Bauwerke, antike und moderne; hier in Farbendruck Anſichten aus der Campagna, aus dem Gebirg und deſſen Ortſchaften, auch Volkstrachten und Volksſzenen; und endlich jenes Album, welches Sie vorziehen: Photographien von Perſonen, mit denen ich in Rom mehr oder weniger Verkehr hatte.“

„Haus Wartenberg iſt zahlreich vertreten,“ bemerkte Fräulein Klotilde.

„Ja, denn die Familie iſt groß.“

„Und jedes Mitglied iſt in verſchiedenen Exemplaren vorhanden.“

„Die Söhne nicht. Fräulein von Calm, Abbé

Junker und Profeſſor Merz gehören aber zum Hauſe und folglich auch in unſer Album.“

„Das gefällt mir,“ ſagte die Gräfin und nahm das Album; „ich möchte nur die vielen fremden Leute hinausweiſen. Zum Beiſpiel das Ehepaar.“

„Mama! dieſe intereſſante Frau!“

„Ich mußte unwillkürlich bei dieſem Paar an „Pegaſus im Joch“ denken,“ ſagte Fräulein Klotilde.

„Sie haben es getroffen: Sie ſoll dichten.“

„Nun wer iſt es, Veriand?“

„Sir Ralph Mac Bruce und ſeine Frau; er ein Schotte, ſie eine Deutſche und katholiſch, immer hoffend auf die Bekehrung des Gatten — für den man eifrig beten muß . . . Mama Du auch.“

„Gern . . . und ein Andenken zu dieſem Zweck laſſe ich gelten. Ich habe noch gar nicht alle dieſe Geſichter betrachtet.“ — Sie blätterte weiter und ſagte: „Dieſer edle Kopf! . . . wer iſt es?“

„Ein edler Menſch: Sir Arthur Cameron, auch ein Schotte und ein Vetter des Sir Ralph Mac Bruce, aber katholiſch und ganz ſich widmend mit Leib und Leben und Vermögen dem Dienſt des apoſtoliſchen Stuhles. Fürſt Anton hätte die größte Freude gehabt, wenn ich dem Beiſpiel Arthur Cameron's gefolgt und in die Reihen der Freiwilligen eingetreten wäre.“

„Fürſt Anton hat keinen Sohn und Arthur Cameron wird nicht der einzige Sohn einer Witwe ſein. Den Platz im Album gönne ich ihm aber von Herzen. — Hilf Himmel, Veriand, was ſind das für Geſtalten!“

Es war das Blatt mit den vier Tageszeiten vom Maskenball.

„Erkennſt Du ſie nicht?“

„Ich ſah ſie ja nie in Wirklichkeit . . . in dieſem phantaſtiſchen Anzug iſt es unmöglich.“

„Betrachte ſie genau, Mama, und dann ſage. welche von ihnen Du Dir zur Schwiegertochter wünſcheſt.“

Die Gräfin tat wie Veriand ſie geheißen und ſagte dann:

„Dieſe!“

„O Mama! . . . wie iſt es möglich! das iſt Lydia Wartenberg, die Hymera mit dem Abendſtern . . . und dies iſt Polyxene als Aurora mit dem Morgenſtern zwiſchen Roſen . . . wie lieblich und wie ſchön! . . . auch ſehr ähnlich.“

„Gewiß, ſehr lieblich!“ ſagte die Gräfin, ſchloß das Album und fuhr im veränderten Ton fort: „Ich war heute Nachmittag im Pavillon . . . Du ſcheinſt ihn zu vergeſſen.“

„Ich möchte ihn vergeſſen,“ verſetzte Veriand, indem er zärtlich die Hand der Gräfin zwiſchen ſeine Hände nahm. „Der Gedanke iſt mir unerträglich, daß meine Gattin meine Mutter von ihrem Platz im Hauſe verdrängen ſoll.“

„So iſt es nicht, Veriand! Dein Großvater baute jenes freundliche Haus, das er Pavillon nannte, weil es damals ſo Mode war — ausdrücklich für ſeine Witwe. Als welterfahrener Mann wußte er, daß eine junge Häuslichkeit und eine altgewohnte manche Schwierigkeiten haben in ſich einander zurecht zu finden, und daß es beſſer ſei einer jeden ihr beſonderes Geleiſe zu gewähren, als beiden eines und dasſelbe anzuweiſen. Er überlebte ſeine Frau, und der Pavillon iſt nur benützt worden als Wohnung für einige Deiner Lehrer, denen er mehr zuſagte als die Räume hier im Schloß. Dein Vater hat ihn aber ausdrücklich für mich beſtimmt ſobald Du heiraten werdeſt und teſtamentariſch eine Summe für deſſen Einrichtung feſtgeſetzt. Der Augenblick iſt gekommen, wo das geſchehen muß und ich freue mich in jeder Beziehung darauf. Mit friſchen Tapeten und bequemen Möbeln wird der Pavillon ein allerliebſtes und höchſt behagliches Haus werden — meine Dienſtboten unten, ich im erſten Stock, Fräulein Klotilde im zweiten — und dem Schloß ſo nahe, daß wir uns aus den Fenſtern grüßen könnten, wenn nicht der ſchönſte grüne Vorhang von Bäumen und Gebüſch uns trennte. Alſo, mein Veriand, mache Dich an's Werk, denn jetzt iſt die gute Jahreszeit für dergleichen Arbeiten.

Eine Balkontür iſt in ein Fenſter zu verwandeln und in mein Schlafzimmer iſt eine kleine Wendeltreppe zu ſetzen, die in das Zimmer meiner Kammerjungfer führt. Du ſiehſt, ich habe mir ſchon alles bequem zurecht gelegt und mich in Gedanken eingewohnt. Laſſe mir recht bald Tapetenmuſter kommen.“

Veriand küßte die Hand der Gräfin und ſagte gerührt:

„Es kommt aber doch vor, daß die Mutter und die junge Frau unter demſelben Dach gemütlich leben.“

„Es kommt vor — ja! aber ſelten. Ich habe mein ganzes Leben fern vom Treiben der Welt zugebracht und liebe außerordentlich die Stille, die Abgeſchiedenheit. Polyxene kommt aus der Welt, ja aus der größten Welt und aus einem zahlreichen Familienkreiſe hieher; ſie muß ſelbſtverſtändlich ganz andere Gewohnheiten, Neigungen, Beſchäftigungen haben — und darin muß man ihr Freiheit laſſen, ſo weit die Verhältniſſe es geſtatten, während ich meinerſeits meinen alten Gang inne zu halten wünſche; wenn der liebe Gott es nicht anders fügt.“

So lebten Mutter und Sohn in herzlicher Vertraulichkeit und in vielfacher Beſchäftigung. Veriand fand kein Ende in Einrichtung der Zimmer, die für Polyxene beſtimmt waren; nichts ſchien ihm elegant genug, nichts war zu koſtſpielig.

alles ſollte vom feinſten Geſchmack ſein und nicht hinter Hohwart zurückſtehen. Einmal ſagte die Gräfin gelangweilt:

„Lieber Sohn, Du übertreibſt. Du biſt kein Fürſt.“

„Aber ſie iſt die Tochter eines Fürſten, beſte Mama.“

„Und das Vermögen der Schönſtein iſt fürſtlich,“ ſagte mit Nachdruck Fräulein von Reyden, die durchaus nicht zugeben konnte, daß Veriand irgendwie hinter ſeiner Braut zurückſtehe. „Und ſeit Olims Zeiten ſind die Wartenberg auch nicht Fürſten.“

„Wir kennen ja Ihre Anſicht, Fräulein Klotilde,“ ſagte Veriand lächelnd; „die Schönſtein ſind urreich und urvornehm aus Noës Arche hervorgegangen.“

„Wie glücklich könnten wir ſein, wenn dieſer jammervolle Krieg nicht wäre,“ ſagte die Gräfin; „für die Zukunft ſind wir ſo angenehm, ſo erfreulich wie möglich beſchäftigt . . . doch an die blutige Gegenwart mahnen nur allzuſehr die Tagesblätter. In welchen Sorgen mag Fürſtin Wartenberg ſchweben; fern von der Heimat, von dem Fürſten — und mit einer Schar von Kindern in dem unſicheren Italien und hoch oben in Rocca di Papa.“

„Ich bin lieber in Schönſtein oder — wenn Sie das zu einſeitig finden — am ſchönen Bodenſee,“ ſagte Fräulein Klotilde und die Gräfin ſtimmte von Herzen ein.

Sie fand im Stillen das Verhältnis Veriand's zu Polyxene höchſt ungemütlich. Mochte die Verlobung auch noch geheim ſein, ſo beſtand ſie doch, und unter den betrübenden Verhältniſſen der Gegenwart und bei dem leidenden Zuſtand der Fürſtin hätte ſie es in der Ordnung gefunden, wenn Veriand in einen Briefwechſel getreten wäre, ſei es mit der Braut, ſei es mit deren Mutter. Als ſie endlich einmal in dieſem Sinn ſich äußerte, verſetzte Veriand faſt ängſtlich:

„Unmöglich, beſte Mama! davon war keine Rede, alſo iſt nicht daran zu denken . . . ich will aber an Fürſt Anton ſchreiben.“

Das geſchah und es kam eine ſehr herzliche Antwort zurück, die genaue Nachrichten brachte. „Die Fürſtin befinde ſich ſehr wohl mit ihrer ganzen Kolonie in Rocca di Papa. Ihr Aufenthalt wird aber verſtört durch das immer ſich wiederholende Gerücht, die franzöſiſchen Truppen würden Rom verlaſſen. Dies wäre ohne Zweifel ein Signal, daß Mazzini, Garibaldi und Konſorten eine Revolution die einen, einen kriegeriſchen Überfall die anderen, beabſichtigen und daß ihr jämmerlicher kaiſerlicher Genoſſe ſich ihnen nicht widerſetzen würde, weil ſie ſonſt ihm die Revolution auf den Hals hetzen. Möge ſich dies nun bewahrheiten oder nicht — auf eine roſige

Zukunft darf Europa nicht rechnen und nicht bergauf, wie manche meinen, ſondern bergab geht der Lauf — ich möchte ſagen der Sturz. Eine große Weltzeit iſt am Untergang. Es iſt die. welche Karl der Große einführte: das tauſendjährige chriſtlich germaniſche Kaiſerreich, von welchem Europa's Civiliſation durch das Chriſtentum ausging. Jetzt wird eine Civiliſation ohne Chriſtentum angeſtrebt und die Mittel, deren ſie ſich dazu bedient, ſind weder moraliſche noch geiſtige Kräfte. Die eiſernen Reifen der Eiſenbahnen und die eiſernen Spangen der Bajonette ſollen die Welt zuſammenhalten. Das iſt zweckmäßig für Maſchinen, für Menſchen nicht. Das knetet ſie zu Brei, macht die Geiſter ſtumpf, die Charaktere ſchlaff, richtet die fünf Sinne auf nichts höheres, als auf materielle Genüſſe und ſtellt die Vernunft, welcher man Kompaß und Anker des Chriſtentums entzogen hat, dermaßen auf den Kopf, daß ſie einen Purzelbaum über den anderen ſchlägt und zwar immer noch auf ihre Hoheit pocht, jedoch nicht imſtande iſt, den Menſchen einen richtigen Begriff von der Hoheit der Vernunft beizubringen. Damit kann unmöglich eine Zeit, ein Volk bergauf gehen; denn um dieſen Gang anzutreten, dazu gehört Energie, Beharrlichkeit um ihn nicht zu verlaſſen — und das gilt für den Einzelnen wie für die Geſamtheit. Nach dieſer Abſchweifung komme ich auf Deine

Fragen zurück. Meinem Bruder blutet das Herz wie uns allen über das, was wir in jüngſter Zeit erlebten. In Hohwart haben Keller und Marſtall gelitten. Im Ort iſt ein kleines Lazaret eingerichtet, wo Schwerverwundete zum Leben oder bis zum Tode von Krankenſchweſtern gepflegt werden. Auch wir haben unſere Lazarete und ſie ſind überfüllt. Von den allgemeinen Zuſtänden ließe ſich manches ſagen, gleichwohl halte ich es für beſſer mit Hamlet zu ſprechen: „Der Reſt iſt Schweigen.“ Von Deiner ſchönen Braut höre ich nur, daß ſie ſehr munter iſt und ſehr fleißig malt. Sie beſitzt die gute Eigenſchaft ſich immer zu beſchäftigen, in hohem Grad und das iſt ſehr angenehm für den Gemahl. Sobald die Rückkehr meiner Schwägerin feſtgeſetzt iſt, melde ich es Dir, indem Du Dich dann wohl bald bei uns einfinden wirſt. Alſo rüſte Dich für Anfang November Meine Schwägerin will den Oktober noch in Rocca di Papa zubringen und ſich in der Bergluft zum Übergang über unſere Gebirge vorbereiten. Vor einem Jahr war ſie eine ſchöne kräftige Frau und jetzt. — So iſt das Leben! Jedes Glück wird dem Menſchen nur geliehen. Wer vermeint, es feſt zu eigen ſich gemacht zu haben, täuſcht ſich arg. Ein Bräutigam denkt anders, ſonſt würde kein Menſch heiraten, — und auf der Ehe und ihrer Folge, der Familie, beruht nun einmal die Geſittung der menſchlichen Geſellſchaft. Dem unbeſchadet hatte deren Verſorgung ſie ihrem Sohn ans Herz gelegt hatte. Durch ihre verſchiedenen Aemter und Dienſte bei der alten Dame hatte ſich dies Frauenzimmer allmälig eine vollkommne Herrſchaft über dieſelbe und folglich im ganzen Hauſe angeeignet, und ſie verlor dieſelbe nicht unter dem Baron Thannau. Es munkelte im Städtchen viel von ſeiner Vertraulichkeit mit ihr; doch war man bereit ihn zu entſchuldigen — wegen der geiſteskranken Frau — und die Mademoiſelle Jenny als eine ausgezeichnet tüchtige Wirthin zu loben, weil ſie ein etwas geſucht beſcheidenes Benehmen um ſo mehr an den Tag legte als man ſie verleumdete — wie ſie ſagte — ein Verfahren wodurch das oberflächliche Urtheil häufig irre geführt und faſt immer gewonnen wird. Ueber die perſönlichen Verhältniſſe ihrer neuen Herrſchaft beobachtete jedoch Mademoiſelle Jenny ein lobenswerthes Schweigen, obgleich ihre Bekannten ſie mit Fragen und Vermuthungen aller Art heimſuchten. Auch über den wichtigen Punkt des Irrſinns der Baronin Thannau ſprach ſie ſich nie aus; entgegnete nur: ſie könne das nicht beurtheilen, die Frau Baronin ſei eine Italienerin, bekümmere ſich nicht um Haus noch Hof noch Garten, möge nicht in Geſellſchaft gehen, leſe und muſizire den halben Tag, vertändle die andre Hälfte mit dem Kinde —

das alte Volk der Ditmarſen doch die richtige Anſicht von der Wandelbarkeit der Freuden des Lebens: Wer zu einem Hochzeitfeſt ging, nahm ſein Leichenhemd mit. Gott befohlen, lieber Veriand. Ich hoffe das Spätjahr führt uns alle zuſammen und die ſchöne Braut zum glücklichen Bräutigam."

Veriand war entzückt von dem Brief, von den Nachrichten, beſonders von dem letzten Satz.

Die Gräfin ſagte etwas verſtimmt:

„Ich finde vier Seiten ſo trübſelig, daß vier Worte mich nicht ſonderlich erheitern. Möge die Fürſtin nur erſt wohlbehalten diesſeits der Alpen ſein."

Der Arzt, der die Fürſtin in Rom behandelt hatte, war allerdings mit ihrem Geſundheitszuſtand zufrieden, ſprach indeſſen doch den Vorſchlag aus, ſie möge den nächſten Winter, wenn nicht in Rom, doch in Piſa zubringen. Ihre Kinder flehten ſie an, dem Rat des Arztes zu folgen. Vielleicht hätte ſie es getan, wäre nicht jede Überlegung dadurch abgeſchnitten, daß Arthur Cameron eines Tages ſehr ernſt in Rocca di Papa erſchien und die ſichere Kunde brachte, die franzöſiſchen Truppen würden aus Rom zurückgezogen.

„Daß dies nicht in einer wohlwollenden Abſicht geſchieht, verſteht ſich," fügte er hinzu. „Rom ſoll ſeinen Feinden preis gegeben werden.

Jetzt iſt es an uns päpſtlichen Truppen, den apoſtoliſchen Stuhl, Rom, das Patrimonium Petri zu verteidigen.“

„Dazu iſt die päpſtliche Armee nicht groß genug,“ ſagte Ralph und die Fürſtin rief:

„Jetzt fort! es iſt unberechenbar, welche Zuſtände hier eintreten können, und die Verteidiger der gerechten Sache ſind der Zahl nach zu ſchwach, um uns zu ſchützen. Fort! ſo ſchnell wie möglich.“

„Gegen Ende dieſes Jahres oder zu Anfang des nächſten ſoll der Abmarſch ſtattfinden,“ verſetzte Arthur, „zu übergroßer Eile iſt keine Veranlaſſung.“

„Herrlich!“ rief Egon; „ich habe alſo Zeit mit Deiner Erlaubnis, liebſte Mama, an Papa zu ſchreiben und ihn zu bitten, daß ich hier bleiben und zu den Verteidigern der gerechten Sache mich geſellen dürfe.“

„Egon . . . Egon! . . . was fällt Dir ein!“ rief die Fürſtin.

Auf Lydia's Lippen ſchwebte: „Brav, Egon!“ doch als ſie das Entſetzen der Mutter bemerkte, ſah ſie ihn ſchweigend mit leuchtenden Augen an, während alle Anweſenden ihrem Erſtaunen oder Schreck Worte gaben.

„So wie jetzt die Dinge hier ſtehen, weiht ſich derjenige dem Tode, der den apoſtoliſchen Stuhl verteidigt!“ rief die Fürſtin; „und wer weiß, welchem Tode! ob in der Schlacht, ob durch Meuchelmord, ob in einer revolutionären Emeute! . . . in ſolchen Zeiten iſt das alles möglich. Nicht wahr, Sir Arthur?“

„Alles!“ entgegnete er feſt.

„In einem ſolchen Augenblick auszutreten wäre ſchmachvoll, einzutreten — Wahnſinn,“ fuhr ſie erregt, bleich und zitternd fort.

„Überdies biſt Du gar nicht den Anſtrengungen des Kriegsdienſtes gewachſen,“ ſagte Polyxene.

„Das glaube ich auch,“ ſetzte Arthur hinzu. Doch Egon rief entſchloſſen:

„Wir wollen Papa's Antwort erwarten. Er wird mich verſtehen.“

„O ich verſtehe ſehr gut Deine jugendliche Begeiſterung . . . doch nicht dieſe darf den Ausſchlag geben oder vielmehr zu ihm hinreißen. Schreibe alſo Deinem Vater . . . ich bin damit einverſtanden.“

Marina hatte an dieſen Geſprächen nicht teil genommen. Sie ſaß da und ſpielte ſcheinbar zerſtreut mit einem kleinen Orangeblütenzweig. Sie hörte nur das, was Arthur ſagte, alles übrige rauſchte als leerer Schall an ihrem Ohr vorüber. Sie begriff, um was es ſich jetzt handle und daß man auf alles gefaßt ſein müſſe. Jetzt kommt das Opfer, ſprach ihr bebendes Herz, das wahre Opfer . . . ein Schlachtopfer! . . . —

Ihr Aufenthalt in Italien ging ohnehin zu Ende, die Heimkehr ſtand bevor und keine roſige Zukunft lag vor ihren Blicken. Und jetzt in Rom, um Rom, Krieg, Revolution, Verwüſtung, Greuel aller Art, übermächtige Feinde, geheime und offenkundige! . . . — Sie wagte nicht die Augen aufzuſchlagen. Sie fürchtete, man könne ihre Angſt um Arthur darin leſen. Es war eine namenloſe Qual, um ſo bitterer, als ſie ſich von Ralph beobachtet fühlte.

Plötzlich ging die Salontüre auf, der kleine Ralph trat ein und brachte ſeiner Mutter ein Telegramm. Sie erhob ſich und ging auf die Terraſſe, um es zu leſen. Sie kam nicht zurück, wohl aber der Kleine, der beängſtigt zu ſeinem Vater ſagte:

„Mama weint.“

Alle eilten auf die Terraſſe und Ralph nahm die Depeſche, die von Walter Bruce war. Er meldete den Tod des älteſten Bruders, der Tante Marina und die ſchwere Erkrankung der Mutter.

„Fort nach Deutſchland . . . bitte noch heute, Ralph . . . bitte ſogleich . . . —“ ſagte Marina in Tränen.

„Gewiß, morgen in aller Frühe nach Deutſchland,“ entgegnete Ralph erſchüttert.

Es herrſchte eine allgemeine Verſtörung, hervorgerufen durch Arthur's Nachrichten, Egon's Begehren, dies Telegramm. So ging der angenehme Aufenthalt in Rocca di Papa zu Ende. Dem Fürſten Anton wäre dabei ohne Zweifel das Leichenhemd der alten Ditmarſen eingefallen.

Ralph und Marina nahmen dankbar und gerührt von der Fürſtin und der ganzen Familie noch an dieſem Abend Abſchied. Lydia war ſehr betrübt und fragte immerfort:

„Werden wir uns nie wiederſehen? . . . nie? nie?“

„Beten Sie für uns . . . ach, es iſt uns ſehr nötig!“ flüſterte Marina.

Als Arthur ihre zitternde Hand drückte ſagte er:

„Dies iſt kein Abſchied . . . ich ſehe Sie morgen an der Eiſenbahn.“

Das geſchah. Eine Viertelſtunde warteten ſie auf die Abfahrt. Ralph ſprach mit Arthur und ſagte, er wolle Marina eine Zeit lang bei ihrer Familie laſſen, allein nach Schottland gehen und ſpäter Frau und Kind abholen. Marina ſchwieg, ſprachlos vor innerer Bewegung. Arthur war ſehr blaß und ſein Auge, ſonſt klar, war umflort. Ralph bemerkte es und ſagte:

„Euer Dienſt iſt ſehr anſtrengend, nicht wahr?“

„Ich kam geſtern ſpät zurück und wachte dieſe Nacht,“ verſetzte Arthur.

Das war richtig; — doch im Dienſt wachte er nicht.

Endlich kam es zur Abfahrt. Marina erhob ſich und ſagte mit tonloſer Stimme zu Arthur, indem ſie ihm die Hand reichte:

„Leben Sie wohl . . . für dieſe Welt!“

Er wollte antworten, aber er fand keine Worte. Ralph ſagte:

„Auf Wiederſehen!“

Da raffte Arthur ſich auf und ſagte:

„Ralph, ich beſchwöre Dich, denke an jene Stunde, die uns allen vor Augen ſchweben muß, wenn wir nicht irre gehen wollen — an jene Stunde, wo die Seele allein bleibt mit Gott.“

„Du meinſt es gut und biſt ein braver Menſch,“ entgegnete Ralph.

Sie ſtiegen in den Waggon. Der Zug brauſte von dannen, gen Norden. Arthur blickte ihm nach und ſprach in ſeinem Herzen: Ja, lebe wohl für dieſe Welt! . . . Beſſer kein Wiederſehen, das mit ſolchen Dornen durchflochten iſt! — —

In Rocca di Papa war man nichts weniger als heiter. Die Fürſtin war unwohl infolge der verſchiedenen Gemütsbewegungen; Egon in größter Spannung, Lydia niedergeſchlagen, Polyxene in einer gewiſſen Unruhe. Niemand fühlte ſich mehr dort behaglich, wo man ſo gern geweſen war, und die Anſtalten zur Abreiſe machten den Aufenthalt noch unbehaglicher. Die Fürſtin trieb mit fieberhafter Unruhe zum Aufbruch, teils um Egon zu entfernen, teils aus Beſorgnis vor revolutionären Bewegungen in Italien. Die ſehnlichſt erwartete Antwort des Fürſten kam pünktlich und entſprach ihrer, aber nicht Egon's Hoffnung. Das Telegramm lautete:

„Drei Jahre Friſt zur Überlegung. Jetzt ſchleunigſte Rückkehr. Mein Bruder holt die Mutter ab.“

Mit mühſam unterdrückter Aufregung brachte Egon der Fürſtin dieſe Depeſche. Eine Friſt von drei Jahren ſcheint einem jungen Menſchen, der kopfüber an das Ziel ſeiner Wünſche ſpringen möchte, lang wie die Ewigkeit.

„So iſt es recht!“ ſagte die Fürſtin gelaſſen; „erkenne die Güte Deines Vaters, Egon! Er ſagt nicht Nein. In drei Jahren wirſt Du zur Beſinnung kommen.“

„Vielleicht auch ſterben, Mama!“ rief er aufgeregt.

„Du haſt jetzt Zeit zu prüfen, ob der liebe Gott das will, was Du willſt, Egon!“ ſagte Lydia beſchwichtigend und Polyxene ſetzte lächelnd hinzu:

„Ein Jugendrauſch verflüchtigt ſich ſchon nach drei Monaten.“

„Du biſt keiner Begeiſterung fähig, Polyxene!“ rief Egon empört. „Lydia verſteht mich einigermaßen.“

Verſtanden oder nicht verſtanden — Egon mußte gehorchen und noch am nämlichen Tage mit Profeſſor Merz die Heimreiſe antreten. Somit fiel der Fürſtin eine Zentnerlaſt vom Herzen und ſie ſagte:

„Jetzt da er fort iſt, geſtehe ich, daß ſein kühner Entſchluß mich heimlich freut. Es iſt gar ſchön, wenn ein junger Mann, dem die Welt alles bietet was ihn locken kann, bereit iſt ſein Leben hinzugeben für einen edeln Zweck.“

„Ich glaube, Sir Arthur Cameron iſt nicht ohne Einfluß auf Egon geweſen,“ ſagte Polyxene, „ein ſolches Beiſpiel wirkt im Stillen, aber tief.“

„Jetzt kommt es nur darauf an,“ ſagte Lydia, „ob Egon wirklich in der Tiefe ergriffen iſt oder nicht. Ich fürchte, es kommen ihm zu Hauſe ganz andere Gedanken.“

„Du fürchteſt das!“ ſagte die Fürſtin im Tone des Vorwurfs; „ich hoffe es.“

„Meine Meinung iſt entſchieden die,“ ſagte Polyxene, „daß Egon die Sache fallen läßt, wenn man ihm keine Schwierigkeiten, die zum Widerſpruch reizen, in den Weg ſtellt.“

Die Fürſtin ſiedelte nach Rom über und erwartete dort ihren Schwager, deſſen Begleitung auf der Reiſe ihr höchſt willkommen war. Er fand ſie jedoch nicht ſo kräftig, wie er das aus den Briefen geſchloſſen hatte und äußerte es gegen die Töchter. Dieſe verſicherten jedoch, die Unruhe der letzten Zeit habe ihre Nerven etwas angegriffen und dieſe Erſchöpfung ſei nicht bedenklich.

Fürſt Anton ſuchte ſogleich Arthur Cameron auf, und beide ſprachen im gleichen Sinne über die Lage der Dinge diesſeits und jenſeits der Alpen.

„Es herrſcht die Revolution," ſagte der Fürſt, „und zwar die ſchlimmſte von allen: Revolution gegen Prinzipien, gegen ewige Geſetze."

„Und beträchtlich verſchlimmert," ſetzte Arthur hinzu, „weil ſie von den Thronen ausgeht. Ich will nicht behaupten, der Idee nach, wohl aber durch Anwendung und Ausführung der Idee, die von unſichtbaren Mächten geſponnen, wie ein Netz die ſichtbaren weltlichen Mächte umſtrickt und ihnen vorgeſpiegelt, die alten Grundlagen wären veraltet und hemmten den Aufſchwung des Geiſtes, die Kultur des Volkes, die Größe des Staates. Dieſer Wahn ſoll zur Geltung gebracht werden und ſein Weg, der gegen die göttliche Ordnung ſich richtet, geht ſelbſtverſtändlich über Ruinen."

„Und ob dieſe Ruinen ſchließlich von einer Wüſte begraben werden oder ob aus dem Schutt ein Neubau hervorgehen wird — ob das Schickſal Kleinaſiens, Egyptens, Nordafrikas unſerem Europa bevorſteht, oder ob die Trümmer der chriſtlichen Ziviliſation jenem gänzlichen Untergang vorbeugen — das iſt ein Geheimnis der göttlichen Vorſehung," ſagte Fürſt Anton.

„Das Morgenrot unſeres Jahrhunderts," entgegnete Arthur, „war die blutige franzöſiſche

Revolution von 1789. Es iſt in Revolutionen geboren, aufgewachſen, alt geworden; es iſt getränkt, genährt, geſättigt mit dem Blut, welches dieſe Revolution oder die Kriege, die mit ihnen im engen Zuſammenhang ſtehen, vergoſſen haben. Glauben Sie, daß ein ſolches durchwühltes, innerlich verwildertes, in ſeinen Grundveſten erſchüttertes Jahrhundert einem friedlichen Ende entgegen gehen könne?"

„Nein!" erwiderte Fürſt Anton, „die Revolution mit all' ihren hohlen Phraſen muß ſich erſt als gänzlich unfähig für die Wohlfahrt der Menſchheit erwieſen haben, und das geſchieht nur durch praktiſche Erfahrung. Vielleicht iſt die ſoziale Revolution in ganz Europa dem Ende des Jahrhunderts als blutiges Abendbrot vorbehalten. Sie aber ſind zu beneiden, daß Ihr Beruf Sie in eine Lage verſetzt, welche die Tatkraft in Anſpruch nimmt und wenig Zeit und Luſt zu Grübeleien über Fragen geſtattet, welche der tief verſchleierten Zukunft angehören."

Der Fürſt Anton hörte mit Teilnahme, daß Fergus noch in Paris ſei und ſeine Mutter verloren habe. Er ſagte:

„Sie war ein bildſchönes gutes Geſchöpf, doch phlegmatiſch und langweilig über die Maßen. In der äußeren Geſtalt iſt er ihr ſo ähnlich — und in Begabung und Charakter ſo unähnlich wie möglich. Es iſt ihm ſehr heilſam, wenn er tüchtig das möge in Italien wol ſo Sitte ſein; ſie ihres Theils wiſſe das nicht, und habe auch nicht Zeit darüber nachzudenken indem der Herr Baron ihr die Leitung und Aufſicht des ganzen Hauſes anvertraut habe. Mademoiſelle Jenny machte mehr Beſuche als ſie empfing, und als ein Paar Freundinnen ſie baten ihnen doch einmal die Baronin ſingend oder ſpazierengehend — oder wenigſtens das Kind zu zeigen, entgegnete ſie beſtimmt aber höflich: das ſei kein Gegenſtand für die Neugier. Dadurch, beſonders verſtärkt durch das abgeſchiedene Leben, glaubte man immer mehr an den Irrſinn der Baronin.

Als Baron Thannau zuerſt in dieſe Gegend kam, ſprach er eines Tages zu ſeiner Frau:

„Clelia, hören Sie mich gelaſſen an. Jezt iſt vielleicht der Augenblick gekommen in welchem ſich ohne Aufſehen zu machen ein Wendepunkt unſers Schickſals anknüpfen ließe.“

„Achatz!“ jauchzte ſie mit beklommener Stimme, hob die gefalteten Hände zu ihm auf und ſah ihn mit freudefunkelnden erwartungsvollen Augen an.

„Ja, Clelia! wir haben ſechs Jahr neben einander gelebt — Gott allein weiß wie! hier .... weiß es Niemand; hier kennt Niemand unſre Vergangenheit; hier gelten wir für ein Ehepaar und umher geworfen wird. Das ſchleift ſeine Eitelkeit ab und ſeine Brauchbarkeit tritt dann mehr hervor."

Am Vorabend der Abreiſe war Arthur bei der Fürſtin. Sie ſprach ſich warm und lebhaft über ihren Aufenthalt in Rom aus und ſagte:

„Es war für mich ein mühſames Jahr, wie das für eine Kranke nicht anders ſein kann. Aber eine gewiſſe Auffriſchung des Glaubens nehme ich mit, wenn auch mein deutſcher Sinn keineswegs immer mit dieſen italieniſchen Menſchen ſympathiſiert. In der katholiſchen Kirche iſt Platz für die heterogenſten Elemente und davon wird man hier ſo recht durchdrungen: ſie iſt die Weltkirche."

„Was mich am meiſten in Rom geſtört hat — wer errät das?" fragte Lydia.

„Niemand!" rief Fürſt Anton. „Nur gleich heraus mit der Löſung!"

„Die franzöſiſche Armee," erwiderte ſie; ihr Abmarſch freut mich."

„Mit dieſer Freude biſt Du vielleicht einzig in der Welt," ſagte die Fürſtin.

„Ja, Mama, es freut mich, weil es jetzt hoffentlich zutage kommen wird, daß noch andere tüchtige Leute auf Erden ſind außer franzöſiſchen Soldaten."

„Wir haben ſehr viele Franzoſen in unſeren Reihen," ſagte Arthur.

„Die ſollen auch bleiben!“ rief Lydia; „ich meine nur die Truppen des offiziellen Frankreichs. Ich kann gar nicht begreifen, warum der apoſtoliſche Stuhl eine ſolche Hinneigung für Frankreich hat; da doch von König Philipp dem Schönen bis auf den heutigen Tag die franzöſiſchen Herrſcher ihm nur Unheil brachten.“

„Lydia, Du erfreuſt mein Herz, mein altes Ghibellinenherz!“ rief Fürſt Anton. „Ja, Lydia. Du haſt ganz Recht! Seit dem Tage, da Papſt Klemens IV. Karl von Anjou gewähren, Konradin's edles Haupt auf dem Blutgerüſt fallen ließ und nunmehr der verhaßten Hohenſtaufen ledig war und in Frankreich, ihrem frohlockenden Todfeind, einen Bundesgenoſſen zu finden dachte, da machte die Nemeſis in der Weltgeſchichte, beſſer geſagt, die göttliche Vorſehung, aus einem Bundesgenoſſen — einen Kerkermeiſter. Das bezeugen die anderthalb Jahrhunderte, die auf Konradin's Tod folgten. Und als Avignon und Schisma endlich überſtanden waren, ſind die Momente zu zählen, die dem apoſtoliſchen Stuhl durch Frankreich Heil brachten.“

„Aber die Hohenſtaufen waren furchtbare Feinde des heiligen Stuhles, ja des Glaubens und der Kirche,“ ſagte Abbé Junker, „und es iſt unberechenbar, was unter ihrer Botmäßigkeit aus den Päpſten geworden wäre.“

„Da es unberechenbar iſt, wollen wir uns nicht auf Konjekturalgeſchichte einlaſſen, Herr Abbé, daß es ſchlimm gegangen wäre, verſteht ſich; der heilige Stuhl ſoll nicht unter der Botmäßigkeit irgend eines weltlichen Fürſten ſtehen. Wir begreifen nur nicht, Lydia und ich, die Hinneigung zu Frankreich. Blind eingenommen bin ich nicht, weder für, noch wider. Es war eine Schmach für Joſeph II., wie er Pius VI. behandelte, und eine Schmach für Napoleon I., wie er Pius VII. behandelte. Die Welt mit ihren Rückſichten, Beſtrebungen, Leidenſchaften, Sympathien iſt allezeit dieſelbe, und ein etwas von Welt iſt in jedem Menſchenherzen zu finden, gleichviel unter welchem Kleide es ſchlägt.“ —

„O wie ſehr iſt uns überall unſere menſchliche Unvollkommenheit im Wege!“ rief Lydia.

„In der Tat im Wege,“ verſetzte Arthur. „Sie iſt das Hindernis, das wir zu bekämpfen haben, um vorwärts zu kommen.“

„Lydia! Lydia!“ ſagte Fürſt Anton; „das Wort der Schlange „Ihr werdet wie Gott ſein“ hat nicht bloß unſere Stammeltern im Paradieſe betört und hochmütig gemacht. Das Bewußtſein unſerer Unvollkommenheit iſt uns ſehr heilſam, denn es macht uns demütig und nachſichtig.“

„Und löſt uns ab von der Anhänglichkeit an die Welt, die Unvollkommenes bietet, und von den Menſchen, die unvollkommen ſind und die ich nicht mit meiner Unvollkommenheit beläſtigen mag.“

ſagte Lydia ſo ernſt, daß alle einen Augenblick ſchwiegen und die Fürſtin heftig erſchrak, weil ſich in dieſer Äußerung eine Neigung zum Kloſterleben auszuſprechen ſchien, welche ihren Plan durchkreuzte. Da ſagte Polyxene in ihrer munteren Weiſe:

„Ich fliege nicht ſo hoch. Mir gefällt die Welt und ihr Treiben und ich nehme die Menſchen wie ſie ſind. Ich achte, ich liebe, ich verehre, ich bewundere je nach der verſchiedenen Art des Eindrucks — Vollkommenheit verlange ich nicht.“

„Das iſt ſehr glücklich für Deinen künftigen Gatten,“ ſagte Fürſt Anton lachend. —

Als Arthur Abſchied nahm, waren alle wehmütig geſtimmt, weil der Gedanke nahe lag an die Stürme, welche ſich über Rom ſammeln und vielleicht ſchon in nächſter Zukunft Unheil und Verwüſtung bringen würden.

„Die treuen Verteidiger des apoſtoliſchen Stuhles ſtehen den Gefahren in erſter Linie gegenüber,“ ſagte die Fürſtin.

„Das iſt unſer Beruf,“ entgegnete Arthur; „wer freiwillig ſeinen Beruf wählte — ich meine wer überzeugt iſt, daß dieſer Platz und gerade nur dieſer ihm von Gott beſtimmt iſt, der nimmt alles an, was daraus folgt.“

„Ich hoffe dennoch, daß wir uns wiederſehen werden,“ ſagte Polyxene ungewöhnlich bewegt.“

„Bitte, vergeſſen Sie mich nicht,“ ſagte Lydia.

Arthur verſtand ſie und erwiderte:

„Das muß gegenſeitig ſein.“

Am anderen Morgen war die Fürſtin mit ihrer Familie auf dem Wege nach Florenz.

Es waren ihre letzten guten Tage. Je mehr es nach Norden ging, deſto unwohler fühlte ſie ſich. Sie fing wieder an zu huſten und leichtes Fieber ſtellte ſich ein. Sie ſagte freilich, es ſei nur Aufregung der Reiſe, in der Ruhe von Hohwart werde ſie ſich ſchnell erholen. Als ſie jedoch in Hohwart anlangte, brach ſie zuſammen, und die lange Trennung brachte dem Fürſten ein äußerſt ſchmerzliches Wiederſehen. Sie täuſchte ſich über ihren Zuſtand, wie die Bruſtkranken zu tun pflegen und die Ärzte verſicherten, wenn ſie in größter Stille, in ihren Zimmern eingeſchloſſen den Winter zubringe, werde ſie ſich erholen können. So ſchwebte die Familie zwiſchen Beſorgnis und Hoffnung. Der Fürſt entſchied ſich dafür, den Winter in Hohwart zu verleben. Die Fürſtin hatte zu viel Verwandte und Freunde in der Stadt und liebte zu ſehr den geſelligen Verkehr, als daß es möglich geweſen wäre, ſie in der Ruhe und Abgeſchiedenheit zu halten, welche Hohwart boten. Sie fügte ſich ſeinem Wunſch, wie immer, und um ſo lieber, als ſie ihre Geneſung, die heißerſehnte, daran knüpfte. Die Kinder waren aus verſchiedenen Gründen ſehr mit dieſer Einrichtung zufrieden — ausgenommen Egon, der mit

Profeſſor Merz wegen ſeiner Studien in der Stadt bleiben mußte. Die beiden kleinen Knaben liebten die größere Freiheit der Bewegung, die das Landleben bietet und erſehnten Schnee und Froſt, um täglich im Schlitten zu fahren und Schlittſchuh zu laufen. Lydia's lebhaftes Intereſſe war dem kleinen Spital zugewendet, in welchem ſchwer verwundete Soldaten gepflegt wurden. Und Polyxene war ungemein vergnügt über die Ausſicht auf einen ſtillen Winter.

„Ich bin ein wenig blaſiert über die Freuden des Karnevals," ſagte ſie; „ich muß ſie einmal überhüpfen, damit ſie mir wieder neu werden."

„Du ſollſt jetzt ganz andere Gedanken haben, Polyxene," ſagte die Fürſtin ernſt; „ich finde es an der Zeit, daß Graf Schönſtein komme und daß in ſechs bis acht Wochen Euere Hochzeit ſtattfinde."

Polyxene kniete neben der Fürſtin nieder, ergriff und küßte deren Hände und ſagte zärtlich:

„Süße Mama, das iſt unmöglich."

Die Fürſtin ſtrich die weißen Locken von Polyxenens ſchöner Stirn und ſagte immer ſehr ernſt:

„Unmöglich wäre es nur in dem einzigen Fall. den ich nicht annehmen will, weil er mich allzuſehr betrüben würde . . . nämlich, daß Du Dein Jawort zurücknehmen wollteſt — wozu nicht der mindeſte Grund vorhanden iſt. Es würde Graf Schönſtein ſchwer beleidigen, einen garſtigen

Schatten auf Deinen Charakter werfen und Dich ſehr wahrſcheinlich um jede Ausſicht auf eine gute Heirat bringen.“

Polyxene hörte gelaſſen der Mutter zu und entgegnete dann:

„Es iſt mir unmöglich, Mama . . . es iſt gegen mein Herz, Dich in Deinem leidenden Zuſtand und Papa in ſeinen Sorgen um Dich zu verlaſſen. Papa würde mich ungeheuer vermiſſen und Graf Schönſtein iſt ein viel zu guter Sohn, um nicht dieſe Rückſichten einer Tochter zu begreifen. Ich denke nicht daran, mein Jawort zu brechen . . . ich ſtimme allen Gründen bei, welche Du vorbringſt . . . allein es iſt mir unmöglich, unter den gegenwärtigen Umſtänden in eine hochzeitliche Stimmung zu kommen. Ich werde Papa bitten dieſes an Graf Schönſtein zu ſchreiben.“

Die Fürſtin mochte Einwendungen machen ſo viel ſie wollte, Polyxene blieb bei der Behauptung der Unmöglichkeit. Als ſie ſah, daß die Mutter ſehr unzufrieden wurde, ließ ſie den Widerſpruch fallen und hörte ſchweigend zu, ging aber gleich darauf zum Fürſten und beſchwor ihn ſo dringend, die Fürſtin umzuſtimmen, daß der gute Fürſt tief gerührt die zärtliche Tochter in ſeine Arme ſchloß und ihr alles verſprach, was ſie wollte. Die Fürſtin blieb jedoch ſehr ungerührt durch ſeine Vorſtellungen und erwiderte:

„Es iſt kein Glück für Polyxene, daß Du allen ihren Launen beiſtimmſt.“

„Launen! . . . Liebſte Marianne, ſie weiß, wie ſchwer es mir wird ſie ziehen zu laſſen — ſie weiß, daß mir dies durch Deinen leidenden Zuſtand doppelt ſchwer wird — ſie nimmt Rückſicht darauf — das iſt wahrlich keine Laune und Du wirſt ſehen, daß Veriand es ſehr gut aufnimmt.“

„Es bleibt ihm ja nichts anderes übrig! doch dieſer gänzliche Mangel an bräutlicher Ungeduld kann ihn unmöglich freuen! Polyxene hat ja nicht das mindeſte Verlangen ihn zu ſehen.“

„Sie ſagt ganz richtig, da wir dieſen Winter niemand einladen, können wir keine Ausnahme für Veriand machen.“

„Warum nicht . . . da ſie verlobt ſind.“

„Sie müßte ſich dann etwas mehr mit ihm beſchäftigen . . . und das kann ſie nun einmal jetzt nicht.“

„Ich laſſe Dich gewähren, Alois! Beſtrebe Dich wenigſtens in Deinem Schreiben den vortrefflichen Veriand nicht zu kränken.“

„Wie würde ich das tun, Marianne, er iſt mir ja ein höchſt willkommener Schwiegerſohn, obſchon der Bodenſee ſehr weit von Hohwart iſt.“

Ein ſehr freundlicher Brief des Fürſten ſetzte Veriand in Kenntnis von dem gefährlichen Geſundheitszuſtand der Fürſtin, der die ganze Familie in ſchwere Beſorgnis verſetze und es jedem

Mitglied zur Pflicht mache, alles zu vermeiden, was Aufregung irgend einer Art hervorrufen könne. Darunter müſſe auch Polyxene leiden; denn er bitte Veriand ſeinen Beſuch in Hohwart auf beſſere Tage zu verſchieben.

Veriand empfand dieſen Verzug ſehr ſchmerzlich, ſeine Mutter aber fand ihn kränkend und ſagte:

„Ich begreife nicht, welche Aufregung es bringen kann, wenn Du als Verlobter nach Hohwart gehſt. Die Sache iſt ja ſeit dem April feſtgeſetzt und wir ſind im November; folglich hat die Fürſtin alle Zeit gehabt ſich mit ihr vertraut zu machen — was ſie ohne Zweifel längſt getan hat, da ſie eine kluge Frau ſein ſoll."

„Die Tochter hat dennoch Rückſichten zu nehmen," wendete begütigend Veriand ein, allein die Gräfin fuhr fort:

„Ich begreife ſogar nicht, warum nicht in aller Stille die Hochzeit ſtattfindet. In dem Alter der Fürſtin kann man mit einem Bruſtleiden, das ſorgſam behandelt wird, viele Jahre leben und ich meine, es müſſe ihr ein Troſt ſein, ihre Tochter glücklich vermählt zu ſehen. Ich wenigſtens würde in einem ähnlichen Fall zur Vermählung drängen."

„Der Verzug geht ja nicht von der Mutter aus, ſondern von der Tochter, beſte Mama."

„Das iſt es eben, ſie iſt eine ſehr kühle Braut."

„Schon lange habe ich das gefunden und mit Betrübnis empfunden," rief Fräulein Clotilde. „Sie iſt ja wie tot . . . nichts hört man, nichts erfährt man von ihr!" —

„Deſto angenehmer werden Sie überraſcht ſein!" fiel Veriand lächelnd ein.

„Es iſt aber gar nicht angenehm, daß Du Deine ganze häusliche Einrichtung für den Winter jetzt vergeblich gemacht haſt," ſagte die Gräfin.

„Was ſchadet es, beſte Mama, wenn die Zimmer einige Monate leer ſtehen und ein paar Pferde nicht gebraucht werden. Sogar mein Wunſch, Dich dieſen Winter im Schloß zu behalten, iſt erfüllt — wenn auch in unerwünſchter Weiſe."

„Du biſt allzu gut, Veriand," verſetzte gerührt die Gräfin; „möge Polyxene das verſtehen."

Nach einigen Wochen ſchrieb der Fürſt abermals, er gehe in die Stadt, um Weihnachtseinkäufe zu machen . . . — er allein. Wenn Veriand die Reiſe nicht ſcheue, werde er ſich herzlich freuen, ihn dort zu ſehen, um manches mit ihm zu beſprechen. Er folgte mit Freuden dieſem Ruf und die Gräfin hoffte, es werde nunmehr bald zur Vermählung kommen.

Fürſt Anton war in Hohwart geweſen, und als er ſah, daß Polyxene fortfuhr, Veriand zu behandeln, als ob er ein weſenloſer Schatten in ihrem Leben ſei, hatte er ein Zwiegeſpräch mit ihr, das er mit den Worten begann:

Niemand zweifelt daß Ihr Kind auch das meine ſei. Sieben Jahre Ihrer Sanftmuth, Ihrer ſtandhaften Geduld, Ihrer ernſten Ergebung haben mich entwaffnet. Ein Fehltritt des feurigen Jugendrauſches, den die Würde eines ganzen Lebens gut machen kann, darf nicht durch die Qual eines ganzen Lebens gebüßt werden. Ein Wort von Ihnen — und mein Name gehört Ihrer Tochter und vergeſſen ſei die ganze Vergangenheit.“

Je länger er ſprach um deſto mehr entſchwand die freudige Aufregung aus Clelias Zügen, und ging anfangs in Ernſt, endlich in ſtolzen Unwillen über; jezt unterbrach ſie ihn haſtig:

„Ich bitte, kein Wort mehr! Wol kann die Würde eines Lebens den Fehltritt eines Augenblicks gut machen; aber durch Verleugnung der Liebe, der Treue, der Wahrheit, würde mir dieſe Würde verloren gehen. Meine Tochter ſoll keinen Mann Vater nennen, der ihrer Mutter gänzlichſt fremd geweſen iſt, — der einen Augenblick bewußtloſer Verzweiflung gemißbraucht hat um ſie durch Bande an ſich zu knüpfen, welche zwar der Prieſter, aber weder Liebe noch freier Wille geheiligt hat. Meine Vergangenheit iſt mir nicht vergangen! ſie lebt in meinem Kinde und in meinem Herzen gegenwärtig und zukünftig! ſie iſt mein Leben, mein Athemzug,

„Polyxene, ich werde dem guten Schönſtein raten, Dir Dein Wort zurückzugeben."

„Allen Reſpekt vor Deinen guten Ratſchlägen beſter Onkel! . . . gleichwohl wird Graf Schönſtein dieſen nicht befolgen," entgegnete ſie und warf ihr ſchönes Köpfchen mit Selbſtbewußtſein in die Höhe; „ich ſehe keinen Grund, weshalb er das tun ſollte."

„Der Grund iſt der: es ſcheint mir, Du hätteſt Luſt, es zu tun."

„Du irrſt, Onkel . . . allein ich laſſe mich nicht zur Vermählung drängen. Ich habe die Überzeugung, daß ich bei meinen Eltern glücklicher bin, als bei einem Gatten."

„Nun, ſo bleibe bei Deinen Eltern."

„Ja, ſo lange wie möglich. Doch ſie ſind ſterblich . . . wie wir das an Mama vor Augen haben — und was dann?"

So ging die Diskuſſion fort, in welche Fürſt Anton ſchließlich auch ſeinen Bruder hineinzog. Der Vater und der Onkel waren der Anſicht, das Geheimnis, das fortwährend über der Verlobung ſchwebe, könne doch endlich Graf Schönſtein verletzen und die Vermählung müſſe feſtgeſetzt werden, um kein Mißverſtändnis hervorzurufen. Das wollte Polyxene nicht; ſie wollte Gräfin Schönſtein werden und der Schluß der Verhandlung war jener Brief des Fürſten an Veriand.

kleine Spital bedienten, zuweilen einige Handreichung tun zu dürfen. Doch gab es keinen Grund, es abzuſchlagen, da Fräulein von Calm Lydia immer begleitete und der Fürſtin die Verſicherung gab, dieſe Schweſtern wären ſehr brav und tüchtig in ihrem Fach, hätten aber in ihrer Perſönlichkeit nichts anziehendes. So ließ ſie Lydia gewähren. Dieſe ging allmählich jeden Tag in's Spital, und da die Soldaten nach und nach hergeſtellt entlaſſen wurden, nahmen arme Kranke aus dem Ort deren Platz ein. Lydia ſagte zum Fürſten:

„Die Einrichtung des Spitälchens haſt Du gemacht, Papa, und die Schweſtern ſind da. Es gibt manche arme Kranke hier und in der Umgegend; — gönne ihnen die Wohltat einer guten Verpflegung. Zu den Koſten derſelben trage ich die Summe bei, die ich in der Stadt für ſchöne Kleider ausgegeben hätte.“

„Ich auch,“ rief Polyxene.

Jetzt wollten alle zu dem guten Werk beitragen und der Fortbeſtand des Spitals war für den Winter geſichert.

Als Lydia einmal allein bei der Fürſtin war, fragte dieſe:

„Scheint dieſer Winter Dir nicht langweilig im Vergleich mit dem vorjährigen?“

„Durchaus nicht, Mama! Rom war herrlich

-- für einmal! aber für immer ziehe ich Hohwart vor.“

„Für immer? Möchteſt Du Dein Leben hier zubringen?“

„Wenn Gott es ſo fügte . . . mit Freuden, liebſte Mama.“

„Und warum das, Lydia?“

„Weil ich hier glücklich bin.“

„Ja . . . aber worin beſteht Dein Glück?“

„Alles ſagt mir zu, alles gefällt mir, alles habe ich gern. Du und Papa, Ihr verſteht es, Euere Kinder glücklich zu machen. Sieh' Polyxene! Sie iſt Braut und ſie kann ſich nicht zur Heirat entſchließen.“

„Stephanie tat es ſehr gern und ſehr ſchnell.“

„Das iſt wahr,“ ſagte Lydia nachdenkend; „der Eheſtand wird vermutlich ihr ganz entſchiedener Beruf geweſen ſein.“

„Mit wenigen Ausnahmen iſt es der Beruf eines jungen Mädchens“ — ſagte die Fürſtin und ſetzte raſch hinzu: „Lydia, laß mich ein ernſtes Wort mit Dir reden, ein Wort, deſſen Erfüllung in Deiner Hand liegt und für die letzten Tage oder Jahre meines Lebens eine namenloſe Beglückung ſein würden. Es iſt mein heißer, ja mein höchſter Wunſch, den ich Dir an's Herz lege: Deine Verbindung mit Egon.“

„Aber liebe Mama, ich habe Dir ſchon in Rom geſagt, daß ich nicht heiraten werde,“ entgegnete Lydia ruhig.

„Es iſt möglich, mein gutes Kind ... in dieſem Punkt ſind jedoch die Anſichten der jungen Mädchen dem Wechſel unterworfen. Dies wird auch bei Dir der Fall ſein, wenn nicht jetzt, ſo doch in ein paar Jahren, und deshalb nenne ich Dir einen jungen Mann, der durchaus Deiner würdig iſt und mit dem Du auf eine glückliche Ehe zählen darfſt.“

„Ich verlange nicht das Glück der Ehe, weder mit Egon, noch mit einem andern Mann, Du mußt mir nicht zürnen, wenn ich geſtehe, den unwiderruflichen Entſchluß gefaßt zu haben, in's Kloſter zu gehen.“

„Du kennſt weder Klöſter, noch klöſterliches Leben, Lydia.“

„Iſt auch nicht nötig, beſte Mama. Das Kloſter iſt eine Stätte, wo man kein weltliches, kein irdiſches Glück ſucht; — deshalb will ich dahin.“

„Weltliches Glück findeſt Du dort gewiß nicht ... ebenſo gewiß wirſt Du aber alle Armſeligkeiten dort finden, die der Menſchlichkeit anhaften.“

„Natürlich! ich bringe ja auch die meinen mit.“

„Du kannſt dort Perſonen treffen, welche Dir durchaus unſympathiſch ſind und mit denen Du freundſchaftlich leben, vielleicht ſogar ihnen gehorchen mußt.“

„Das kann ſein. Kein Menſch zieht mich in's Kloſter und kein Menſch hält mich davon zurück. Der Wille Gottes weiſt mir meinen Beruf an."

„Woher weißt Du, daß es Dein Beruf iſt."

„Weil ich ruhig bin, wie ich an ihn denke, und weil die Vorſtellung eines Lebens in der Welt und gar in der Ehe mich beängſtigt."

„Du biſt doch jetzt weder unzufrieden noch beängſtigt."

„O nein! ich bin ſehr zufrieden, denn ich bin jetzt Kind . . . Tochter . . . und in dem Kreiſe der Liebe und der Pflichten, welche Gott für dies ſchöne Verhältnis angeordnet hat . . . und jenſeits dieſes und der Gegenwart liegt in der Zukunft — das Kloſter. Ich bin glücklich, beſte Mama."

„Lydia!" ſagte zärtlich die Fürſtin, „Du biſt ein ſo gutes Kind, daß ich nicht begreifen kann, wie Du gar keine Rückſicht auf meinen Wunſch nimmſt, der ſeit Jahren mein Herz erfüllt. Der Wille Gottes ſpricht ſich doch auch in der Eltern Wünſche, wenn dieſe nicht unvernünftig ſind, aus. Ich bin freilich nicht Deine Mutter, aber ſprich! habe ich es an Mutterliebe und Sorgfalt fehlen laſſen?"

Bis jetzt hatte Lydia gelaſſen und feſt geſprochen. Jetzt brach ihre Stimme, ihr Auge füllte ſich mit Tränen, ſie drückte die Hände der Fürſtin an ihre Lippen und bat ganz leiſe:

„Frage nicht ſo, Mama, ich bin ja Dein geliebtes Kind . . . aber ich muß auf dem Wege gehen, den Gott mir zeigt.“

„Was äußert Fräulein von Calm über dieſen Beruf?“ fragte die Fürſtin.

„Sie mag ihn ahnen; meinen Entſchluß kennt ſie nicht.“

„Mit wem haſt Du ihn denn überlegt, Du ſeltſames Kind . . . und wo?“

„In Rom . . . und mit Gott.“

„In dem bunten, geräuſchvollen Treiben? . . . zwiſchen den mannigfaltigen neuen Eindrücken durch Menſchen und Dinge?“

„Eben da! ich ſah ſo viel neues von Menſchen und Dingen und manches gefiel mir ſehr, zog mich an — und doch war ſtets eine Stimme in mir, welche leiſe ſagte: Das iſt nicht für dich, iſt vergänglich, kann dir nur eine Weile genügen, halte dich nicht dabei auf. — Und dieſe Stimme kann ich nicht zum Schweigen bringen.“

Dabei blieb ſie. Aber auch die Fürſtin gab nicht ihre Wünſche auf, um ſo weniger, als Egon zum Weihnachtsfeſt kam und Lydia ihm mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte, als bisher. Lydia freute ſich herzlich, ihn gereifter zu finden und ſie äußerte es unbefangen, beſonders um der Fürſtin Freude zu machen; allein ſie äußerte es wie eine ältere Schweſter, die mit Wohlgefallen die geiſtige Entwickelung des Bruders wahrnimmt. Von beſonderer Zuneigung war keine Spur.

Polyxene fragte den Fürſten nach ſeiner Rückkehr aus der Stadt:

„Nun, Papa, wie haſt Du Graf Schönſtein gefunden?“

„Sehr anſpruchslos, ſehr beſcheiden, wie früher; doch unbefangener und ſelbſtſtändiger. Er hat die Führung ſeiner Geſchäfte übernommen, er wendet das an, was er gelernt hat und mit der Ruhe, die ihm eigen iſt, trifft er notwendige Einrichtungen und Veränderungen. Mit der Zeit wird ſeine Ruhe ihm häufig eine Ueberlegenheit über Perſonen geben, die geiſtreicher ſind, als er.“

„Dazu habe ich ihm indirekt verholfen, Papa, und das tröſtet mich ungemein. Es iſt alſo von der Hochzeit keine Rede.“

„Doch, Polly! wir haben abgemacht, daß ſie im April ſtattfinden ſoll, wenn das Jahr nach Euerer Verlobung abgelaufen iſt.“

„O weh, Papa! warum denn das?“

„Weil bisher nur Deine Wünſche berückſichtigt ſind. Es iſt billig, daß jetzt Veriand an die Reihe kommt.“

„Wenn aber Mama ſo leidend bleibt?“

„Dann gibt es hier keine Feſte wie bei Stephaniens Hochzeit, das iſt ſelbſtverſtändlich. Einer ſtillen Trauung ſteht jedoch nichts im Wege und ſie wird eine große Freude für Deine Mutter ſein.

Veriand verlangte, daß ein Zeitpunkt feſtgeſtellt würde und war mit dem April einverſtanden. Dabei bleibt es.“

Polyxene war verwundert, ihren Vater mit ſolcher Entſchiedenheit ſprechen zu hören. Der Fürſt wünſchte aber dieſe Heirat lebhaft genug, um nicht das zu vermeiden, was Veriand verletzen, gar abſtoßen könne. Wurde es ihm auch ſehr ſchwer, ſich von Polyxene zu trennen, ſo ſah er gleichwohl ein, es ſei Zeit, ihrem launenhaften Spiel mit den Herzen der Männer und mit ihrer eigenen Zukunft ein Ziel zu ſetzen. Polyxene fand es aber ſehr ſchmeichelhaft, daß die Liebe zu ihr einen vorteilhaften Einfluß auf Veriand üben und ihn geduldig genug mache, ſich ihren Launen zu unterwerfen. Da ihre Verlobung ein Geheimnis war, ſo erfuhr ſie mit großer Genugtuung, daß in einigen Familien, die ſie kannte, Graf Schönſtein als Schwiegerſohn lebhaft gewünſcht werde, und ſo genoß ſie nach zwei Seiten Befriedigung ihrer Eitelkeit.

„Alſo im ſchönen Frühling iſt Deine Hochzeit, Polyxene,“ ſagte Lydia.

„Wer weiß,“ entgegnete ſie.

„Freuſt Du Dich nicht?“

„Ach, Lydia, quäle mich nicht mit ſolchen Fragen! Bin ich einmal Gräfin Schönſtein, ſo wird es mir recht ſein.“

„Stephanie fühlte ganz anders.“

„Stephanie und Alexander liebten ſich leidenſchaftlich; — das iſt kein Maßſtab für mich. Ich weiß nichts von Leidenſchaft für Graf Schönſtein und ich glaube, er wird ſie keiner Frau auf Erden einflößen. Ich bin aber ganz zufrieden, daß er iſt, wie er iſt; denn er betet mich an und verlangt nicht dasſelbe von mir. Das iſt für die Ehe das wünſchenswerteſte Verhältnis, und ich rate Dir, darauf zu halten, wenn es einmal mit Dir dahin kommt. Man übernimmt ſo ungeheuer ſchwere Pflichten, daß man ſie ſich nach Möglichkeit erleichtern muß.“

Lydia gab keine Antwort, aber ſie dachte nein! für dieſe Art von Glück bin ich nicht geſchaffen.

Gräfin Schönſtein war mit dem Ergebnis von Veriand's Reiſe zufrieden. Veriand widmete ſich ſeinen Geſchäften, knüpfte geſellige Beziehungen mit ſeinen Nachbarn an, nahm Teil an den Ereigniſſen im öffentlichen Leben, las ernſte Schriften, unterhielt und erheiterte ſeine Mutter, entzückte Fräulein Klotilde und ſtreifte mehr und mehr ſeine Unbeholfenheit und Schüchternheit ab, die ſeinem erſten Auftreten in der Welt unvorteilhaft geweſen war. So verging der Winter im Schönſteiner Schloß ruhig, ja angenehm, weil der Gedanke an Polyrene und die Zukunft mit ihr die Gegenwart umſtrahlte.

Zu Hohwart traten aber die größten Beſorgniſſe ein. Die Fürſtin wurde immer leidender;

mein Pulsſchlag — und das ſollt' ich vergeſſen? da müßt' ich doch zuvor ſterben!"

„Sie ſind eigenſinnig, Clelia, entgegnete der Baron gelaſſen. Sie träumen noch immer von einem Mann für den Sie längſt ein Traum geworden ſind. Das iſt Thorheit — denn Ihnen geht darüber der Genuß des Daſeins verloren, der für Niemand reicher und voller ſein könnte, als gerade für Sie. Sie leiden durch eine fixe Idee; laſſen Sie dieſelbe als ein Wolkenbild in ihrer Unhaltbarkeit zerflattern — und Sie können glücklich ſein .... ſogar noch glücklich machen. Welch Weib unter der Sonne läßt gleichgültig dieſe Zauberkraft in ſich unbenutzt: glücklich machen zu können! und Sie Clelia, der dieſer Zauber zu Gebot ſteht wie keiner Andern — Sie, die Sie mich trotz einer Schwäche die das Weib verächtlich und der Liebe unwerth macht, über alle Vernunft und allen Begriff hinaus verzaubert haben — Sie könnten ein langes Leben hindurch gleichgültig für mich bleiben? das iſt nicht menſchlich, Clelia, das iſt verkehrt und wahnſinnig."

„Wenn ich's nicht wäre, ſo könnte ich ſagen: vielleicht iſt's göttlich! — Aber ſei es denn Thorheit, Traum, Irrſinn: ich liebe nun einmal Gundaccar."

„O der verhaßte Name! brach der Baron aus.

das Fieber wich nicht mehr und der Huſten nahm zu; folglich auch ihre Erſchöpfung. Sie fühlte es und ſagte ſie auch nichts, um die Ihren nicht zu betrüben, ſo erkannte ſie doch, daß ſie ihrem Ende nahe ſei. Ihren Mann ſah ſie täglich, ihre Kinder vereinzelt und ſeltener; zuweilen ohne mit ihnen ſprechen zu können vor Schwäche und Huſten.

Es war im März. Die Luft des Vorfrühlings vertrieb den Winter; der Himmel war blau, die Sonne warm, friſches Leben regte ſich in der ganzen Natur. Aber die Fürſtin empfand nicht den wohltätigen Einfluß. Abgezehrt, leichenfarben und faſt unbeweglich lag ſie da. Lydia trat ein, kniete leiſe neben der Fürſtin nieder und drückte deren bleiche, welke Hand an ihre Lippen. Die Fürſtin ſchlug langſam ihre müden Augen auf, nahm ihre Kraft zuſammen und ſagte:

„Setze Dich zu mir, Lydia, und laß uns noch einmal, zum letzten Mal in meinem Leben, von der Angelegenheit ſprechen, Die Du ſchon kennſt und die mein ganzes Herz erfüllt. In einigen Wochen wirſt Du achtzehn Jahre; Egon auch. Du biſt ein liebes, vortreffliches Mädchen, mit einer ernſten Richtung; von Egon kann ich etwas Ähnliches ſagen. Euere Erziehung, Euere Verhältniſſe, Euer Vermögen — alles paßt zuſammen. Euere Kindheit und Euere Jugend verlief unter denſelben Einflüſſen, bietet Euch dereinſt dieſelben Erinnerungen; Ihr habt für einander herzliches Wohlwollen; iſt je eine Ehe auf feſten und Glück verheißenden Grundlagen geſchloſſen, ſo würde es dieſe ſein. Es wäre eine Freude für unſer ganzes Haus und Dir willkommen, weil Du Hohwart, das Du ſo gern haſt, nicht verlaſſen und dereinſt deſſen Herrin würdeſt."

Lydia war bleich und traurig und langſam fielen ſchwere Tränen von ihren Wimpern. Da ſie keine Antwort gab, ſagte die Fürſtin zärtlich:

„Ich weiß, meine Lydia, Du haſt andere Gedanken, wie manches fromme, ernſte junge Mädchen ſie ſchon gehabt hat. Doch wenn Du ihnen folgſt, ſo erfreueſt Du niemand von den Deinen. Folgſt Du meinem Wunſch, ſo beglückſt Du uns alle und haſt den Troſt, der Deinem Herzen teuer iſt, meine Sterbeſtunde verſüßt zu haben."

„O Mama, ſprich nicht ſo," flüſterte Lydia.

„Ich will Dich nicht quälen und nicht drängen," fuhr die Fürſtin fort, „verſprich mir nur dieſes. während der nächſten zwei Jahre dem Gedanken an das Kloſter nicht Raum zu geben und Dich mit der Vorſtellung vertraut zu machen, Egon's Frau zu werden."

„Das erſte kann ich verſprechen, liebſte Mama. das zweite nicht. Nach dieſen zwei Jahren — der Prüfung folge ich meinem Beruf und der iſt nicht die Ehe. Ich kann Dich nicht täuſchen, nicht hinhalten, nicht Egon heiraten, überhaupt nicht heiraten. Vergib mir . . . ich kann nicht.“

Die Anſtrengung, mit welcher die Fürſtin ſich aufgerafft und geſprochen hatte, wich; ein heftiger Huſten trat ein . . . der totbringende Bluthuſten. Sie erholte ſich nur ſoweit, um die Sterbſakramente zu empfangen, lebte noch ein paar Tage in zunehmender Entkräftigung und entſchlief für dieſe Welt.

Ganz Hohwart war in Trauer verſenkt, der Fürſt troſtlos, Lydia im bitterſten Gram. Es gab Augenblicke, in denen ſie glaubte, den Tod der Fürſtin verſchuldet, wenigſtens beſchleunigt zu haben und ſie fragte ſich, ob ſie nicht dieſe Schuld dadurch ſühnen müſſe, daß ſie den heißen Wunſch der Sterbenden erfülle. Dann widerſetzte ſich aber die Vernunft und das Gewiſſen, und ſchließlich fand Lydia Beruhigung in dem Vorſatz, zwei Jahre mit reiflicher Überlegung ihres Kloſterberufs auszufüllen.

Gleich nach Empfang der Todesnachricht ſchrieb Graf Schönſtein dem Fürſten, er glaube, das Richtige zu treffen, wenn er ſeinen Beſuch in Hohwart um drei Monate verſchiebe; dann ſei es vielleicht an der Zeit, definitiv die Vermählung zu beſprechen. Niedergeſchlagen, jedoch dankbar und liebevoll antwortete der Fürſt.

„Auf dieſer Hochzeit ruht kein Segen,“ bemerkte die Gräfin.

„Doch! doch!" rief Veriand lebhaft. „Geduld bringt Segen."

„Du biſt gut," verſetzte ſie gerührt; „ich kann mich nur nicht des Gedankens erwehren, daß man in Hohwart dieſe Güte nicht gehörig ſchätzt."

„Dieſer Brief beweiſt das Gegenteil."

„Nicht den Vater — die Tochter meine ich."

„O Mama! ſie darf nicht mit einem alltäglichen Maßſtab gemeſſen werden."

„So ſpricht ein Verliebter, mein guter Veriand."

„Auch Du wirſt ſo ſprechen, wenn Du dieſe bezaubernde Polyxene ſiehſt. Es iſt niemand auch nur von fern mit ihr zu vergleichen."

Es war ein ſchweres Opfer für Veriand, dieſer Aufſchub der Vermählung. Er liebte Polyxene mit dem erſten Feuer der Jugend und die lange Trennung entflammte dies Feuer. Aber er beherrſchte es mit Selbſtverleugnung, und dieſe kräftigte mehr ſeinen Charakter und klärte ſeine Einſicht.

Fürſt Anton fand es in der Ordnung, daß Graf Schönſtein's Beſuch um drei Monate vertagt ſei.

„Dann aber muß die Hochzeit bald in aller Stille ſtattfinden, Polyxene; denn er iſt ein junger Mann und könnte auf andere Gedanken kommen."

„Unmöglich . . . wenn er mich liebt."

„Irre Dich nicht, Polyxene! lange geheime Verlobungen haben ihre Nachteile und es können gar manche ſtörende Zwiſchenfälle eintreten.“

Polyxene war ſtill empört über eine ſolche Vorausſetzung. Wie ſchön, wie reizend, wie klug, wie talentvoll, wie einnehmend auf jede Weiſe war ſie und was war dagegen Veriand? Sein Verdienſt beſtand darin, daß er leidenſchaftlich verliebt und eine ſehr gute Partie war. Dieſe ſollte ihr nicht entgehen; aber Veriand ſollte ſich durch Ausdauer einer Polyxene würdig erweiſen.

Endlich kam er nach Hohwart. Polyxene war im Stillen ſehr überraſcht. Er war ganz anders als vor fünfviertel Jahren, bei der Trennung in Rocca die Papa. Seine Anſpruchsloſigkeit war ihm geblieben und ſie machte im Verein mit einer unbefangenen Ruhe einen höchſt angenehmen Eindruck. Herzlich mit dem Fürſten, ungezwungen, doch zurückhaltend mit Polyxene, belebt und teilnehmend in der allgemeinen Unterhaltung, wohlwollend für jedermann fanden ihn alle höchſt vorteilhaft verändert.

„Ich kann mich gar nicht von meinem Erſtaunen erholen,“ ſagte Lydia gleich am erſten Abend, „Graf Schönſtein iſt verwandelt, iſt gar nicht als derſelbe zu erkennen, der damals bei den Jagden hier erſchien.“

„Meinſt Du?“ fragte ganz nachläſſig Polyxene. „Da ſiehſt Du, was die Liebe zu mir aus einem Menſchen gemacht hat.“

„Gemacht hat? . . . die Liebe zu Dir? . . . das glaube ich nicht. Es war in ihm und kommt allmählich zum Vorſchein, weil er reifer und einſichtsvoller wird. Du haſt ja gar keinen Einfluß auf ihn gehabt.“

„Keinen direkten vielleicht . . . dennoch iſt ſeine Liebe für mich die Sonne ſeines Lebens.“

„Und was iſt er für Dich?“

„Er wird ein guter Gatte ſein.“

„Polyxene, Du biſt ſehr ſelbſtſüchtig.“

„Und Du, Lydia, weißt nicht, wie man beſtändig der Eitelkeit und Selbſtſucht der Männer entgegentreten muß,“ ſagte Polyxene lachend.

Sie ſchien es ſich zur Aufgabe geſtellt zu haben, Veriand zu demütigen. Sie berührte mit keiner Silbe das Verhältnis zu ihm. Sie fragte ſehr höflich nach dem Befinden der Gräfin Schönſtein; übrigens keine Frage nach ihrem künftigen Wohnort, deſſen Einrichtung und Umgebung. Dabei war ſie ſehr freundlich für Veriand, wie für einen lieben Gaſt — nur nicht wie für einen Verlobten. So fühlte er ſich beſtändig angezogen und zurückgewieſen. War das jungfräuliche Sprödigkeit, war es ſelbſtbewußte Spielerei? Er bat den Fürſten, daß die Hochzeit Ende September ſtattfinde. Dann war ein halbes Jahr nach dem Tode der Fürſtin verfloſſen, und einer Trauung in aller

Stille ſtand nichts im Wege, da er Polyxene nicht in das Geräuſch der Welt, nicht in den Tumult einer Reiſe, ſondern nach dem friedlichen Schönſtein führe. Der Fürſt ſagte Polyxenen, er ſei mit dieſem Wunſch einverſtanden. Sie verſetzte:

„Ich will es überlegen und vor ſeiner Abreiſe will ich Graf Schönſtein von meinem Entſchluß in Kenntnis ſetzen. Täte ich das ſogleich, ſo müßte ich mich etwas bräutlich benehmen und das iſt nicht meine Art.“

„Die Braut bereitet die Gattin vor,“ verſetzte der Fürſt.

„Das iſt bei mir nicht nötig, Papa. Bin ich die Ehe eingegangen, ſo werde ich eine verſtändige Gattin ſein. Das ſteht feſt.“

Da von dieſem Entſchluß in ihrem Verhalten zu Veriand nichts zum Vorſchein kam, konnte ihn die unbeſtimmte Antwort des Fürſten, weil er ahnte, daß Polyxene abermals die Hochzeit verſchieben wolle, nicht befriedigen. Trotz ihres Liebreizes fand er ſie launenhaft und ihr Benehmen unerklärlich.

Sie malte ſehr hübſch in Aquarell und hatte ein großes Talent für das Portraitieren. Sie hatte aus Italien, namentlich aus Rocca di Papa, eine ganze Mappe voll Portraits mitgebracht, ſkizzenhaft gehalten, aber ſprechend ähnlich.

Veriand ſah mit Intereſſe die Bildniſſe durch und bedauerte, daß das eine und das andere zu flüchtig hingeworfen ſei.

„Dann werden dieſe Ihnen gefallen,“ ſagte Polyxene und reichte ihm zwei Blätter, die mit der feinſten Sorgfalt ausgeführt waren: Fergus und Arthur Cameron.“

Veriand betrachtete ſie und legte ſie zurück, indem er mit Kälte ſagte:

„Sehr ſchön.“

Der Fürſt fühlte den Grund dieſer Kälte, wollte einen Scherz machen, und fragte:

„Wie kommen dieſe Köpfe zu der Ehre einer ſolchen Auszeichnung?“

„Weil es Köpfe ſind, wie man ſie ſonſt nicht ſieht, Papa, ſo ſchön der eine, ſo intereſſant der andere. Man vergißt ſie nie. Ich malte ſie aus dem Gedächtnis, und ſo recht con amore. Daher die ſorgfältige Ausführung.“

Veriand ſchwieg. Polyxene legte die Blätter in die Mappe zurück und ſagte ſehr lieblich:

„Sie ziehen die Muſik der Malerei vor, ich weiß es, und Sie haben Recht. Die Muſik gewährt einem großen Kreiſe Vergnügen und Unterhaltung, die Malerei — wenn man kein Raphael iſt — nur dem Maler ſelbſt. Laßt uns das Septett von Beethoven ſpielen, Lydia. Ich entſinne mich, daß wir es in Rom ſpielten und daß Graf Schönſtein ſehr entzückt war. Sie ſehen, Graf, ich habe in den verſchiedenſten Richtungen ein gutes Gedächtnis.“

Er trat immer wieder in ihren Zauberkreis zurück, allein er fühlte ſich nicht ſicher in ſeiner Seele bei ihr, nicht die ruhige Zuverſicht ſie zu beglücken und durch ſie ein friedliches, edles Glück zu finden. Dieſe Sicherheit und dieſe Zuverſicht hatte er allerdings auch früher nie gehabt; damals aber machte ihn ſeine unbeholfene Schüchternheit in jeder Beziehung unſicher. Doch dieſe Epoche hatte er überwunden, und ſein ruhiger Verſtand und ſein gerades Herz verlangten, trotz aller jugendlichen Leidenſchaft, Klarheit und Feſtigkeit.

Das fühlte Polyxene. Sie begann zu ahnen, daß Veriand ein ſehr tüchtiger Mann werden könne, und er gefiel ihr ungleich beſſer als früher. Gleichwohl wollte ſie ihm keine Herrſchaft zugeſtehen und ſie änderte ihr Betragen nicht.

Als Veriand nach acht Tagen, die für niemand gemütlich geweſen waren, wieder abreiſte und den Fürſten um beſtimmte Antwort bezüglich der Hochzeit bat, ſagte dieſer etwas verlegen:

„Die Trennung wird meiner Tochter namenlos ſchwer, allein ich hoffe, es bleibt bei dem September.“

„Und ich betrachte es als eine unabänderliche Sache,“ entgegnete Veriand ſo feſt, daß, als er fort war, der Fürſt zu Polyxene ſagte:

„Jetzt, Polly, iſt es mit Deinen Zögerungen zu Ende. In den letzten Septembertagen iſt Deine Hochzeit . . . Schönſtein hat nicht Luſt, länger zu warten."

„Wenn ich aber dieſe Luſt habe, Papa!" verſetzte Polyxene höchlichſt verwundert.

„So mußt Du ſie unterdrücken. Wir leben nicht mehr in den Zeiten Jakob's und Rahel's."

Polyxene ſchwieg und beſchloß, daß Veriand zu warten habe. Er kehrte in gedrückter Stimmung nach Schönſtein zurück. Obgleich er der Mutter mitteilte, im September werde die Hochzeit ſein, ſchien ihn dieſe Ausſicht wenig zu beglücken. Die Gräfin mochte nicht in ihn dringen, allein auch ſie konnte nicht froh werden und die Vertraute ihrer Leiden und Freuden auch nicht. Fräulein Klotilde riet ihr, an Fürſt Anton zu ſchreiben und ihn zu erſuchen, ihr einfach mitzuteilen, wie denn eigentlich das Verhältnis ihres Sohnes zu ſeiner Nichte ſei. Ihr Sohn ſei nichts weniger als beglückt durch ſeinen Beſuch in Hohwart, obſchon dem Fürſten ſehr dankbar. Sie ſchloß mit den Worten:

„Folglich iſt die Braut an ſeiner trüben Stimmung ſchuld. Vielleicht hat ſie keine Neigung für ihn; — dann erklären Sie es ehrlich. Es wird meinen Sohn betrüben; allein ihm ſtehen Verbindungen mit den beſten Familien zur Wahl

Wolan, Sie lieben ihn, und er? lebt er? liebt er Sie? gelten Sie ihm nicht für mein Weib? kann er nicht mit Zorn gegen Sie angefangen und mit Gleichgültigkeit geendet haben? kann er nicht längſt verheirathet, glücklicher Gatte und Vater ſein? iſt das Alles nicht viel wahrſcheinlicher als das Gegentheil?“

„O viel, viel wahrſcheinlicher!“ entgegnete Clelia und Thränen hingen an ihren ſchwarzen zuckenden Wimpern, aber ihre Stimme war feſt.

„Was lieben Sie denn noch an ihm wenn er in dieſen ſieben Jahren ein Anderer geworden iſt?“

„O! rief ſie, ich liebe nicht dies und jenes an ihm, ſondern ihn .... wie er war und wie er in meinem Herzen ewig iſt.“

„Eine Chimäre ſo zu lieben — das iſt, das muß Wahnſinn ſein.“

„Hören Sie auf, Baron Thannau! unterbrach Clelia ihn ſtolz. Ich bin vollkommen überzeugt daß meine Art zu wollen, zu empfinden und zu handeln Ihrer Natur unverſtändlich ſein muß — denn die Ihre iſt es mir. Darum habe ich von jeher nichts von Ihnen begehrt als meine Freiheit, damit Jeder von uns, unbeeinträchtigt durch den Andern ſeiner Natur nach leben könne — und es iſt mehr als offen und die Zeit wird ihn über den Schmerz der Enttäuſchung tröſten."

Dieſen Brief ſiegelte Fürſt Anton ein und ſchickte ihn ohne Randgloſſen an Polyxene. Dieſe war empört über den entſchiedenen Ton der Gräfin Schönſtein.

„Will man mir eine Rivalin gegenüberſtellen?" ſagte ſie zu ihrem Vater; „ich habe Luſt mein Jawort zurückzunehmen."

„Das wäre ſehr verkehrt, nachdem Du ſo lange mit ihm verlobt biſt."

„Aus dieſer langen Zeit kann man ja entnehmen, daß ich die Verbindung mit ihm eingehen will."

„Vielleicht, Polly . . . man kann aber auch den Schluß ziehen, daß Du keine beſondere Neigung für ihn haſt, und daß ihn das niederſchlägt und ſeine Mutter betrübt, iſt in der Ordnung."

„Aber dieſer kategoriſche Ton, Papa! . . . Soll ich eine Sklavin auf Schloß Schönſtein werden? Dazu iſt die Tochter meines Vaters nicht geboren! . . . ich will den Onkel bitten, der Gräfin zu melden, ich hätte die Hochzeit unabänderlich auf Ende Oktober feſtgeſetzt."

„Tue das, Polly! damit wird die Sache in Ordnung kommen."

Sie kam in Ordnung, nur anders als der Fürſt und Polyxene es erwarteten.

Mit verſtörter Miene trat der Fürſt eines Morgens in Polyxenens Zimmer, reichte ihr einen Brief und ſagte kurz:

„Lies!“

Sie nahm erſtaunt das Blatt und las:

„Verehrter Fürſt! Die Zeilen, die ich heute an Euere Durchlaucht zu richten habe, fallen mir ungemein ſchwer; darum werde ich mich ſo kurz wie möglich faſſen. Nach einem harten Kampf bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß Prinzeſſin Polyxene keine Luſt zur Verbindung mit mir hat, daß ich nicht ſo glücklich war, ihre Neigung zu gewinnen. Ohne Zweifel liegt die Schuld an mir; deshalb gebe ich der Prinzeſſin ihr Jawort zurück. Der Schmerz ihr entſagen zu müſſen iſt geringer als der, ſie an meiner Seite unglücklich zu wiſſen. Empfangen Sie, verehrter Fürſt, die Verſicherung meiner unwandelbaren Dankbarkeit ꝛc. ꝛc.“

Polyxene ſaß da wie angedonnert und der Fürſt rief zürnend:

„Dahin haſt Du es gebracht! was ſagſt Du dazu!“

„Wie gut iſt es, daß die Verlobung nicht bekannt wurde,“ entgegnete ſie gefaßt, zerriß das Schreiben in tauſend Stücke und warf ſie mit ſtolzer Miene in den Papierkorb, indem ſie, da der Fürſt ſchwieg, nach einer Pauſe hinzuſetzte:

„Betrübe Dich nicht, Papa, im Grunde bin ich es ja, die mit ihm brach."

„So, wie ſo — Du haſt höchſt unvernünftig gehandelt," verſetzte er unwillig und verließ ſie.

Als Polyxene allein war, brach ſie in Tränen aus. Zum erſten Mal in ihrem Leben verlor ſie ihre Faſſung in einem Wirbelwind von Gefühlen, von Zorn, Erbitterung, Reue, Trauer; gerade jetzt hatte Beriand ihr gefallen, gerade jetzt war ihr die Vorſtellung willkommen, ſeine Gattin zu werden, gerade jetzt ſchien eine Zuneigung für ihn zu erwachen — und gerade jetzt gab er ſie auf. Wie war das möglich? . . . Sie wurde irre an ſich ſelbſt, an ihrem Zauber, ihrer Überlegenheit, ihrer Schönheit. Fiel das alles gar nicht ins Gewicht? . . . Konnte er nicht einer kleinen Laune dieſer reizenden Polyxene ſich fügen? . . . Konnte er nicht ihren Beſitz mit einem kleinen Opfer ſeines Willens erkaufen? . . . Bis dahin hatte er ſich gefügt . . . warum nicht jetzt . . . jetzt, im entſcheidenden Augenblick! woher die Veränderung?

Eben weil es der entſcheidende Augenblick war, fügte er ſich nicht. Seine Leidenſchaft für Polyxene war ein Jugendrauſch, der ihn mit aller Gewalt überfiel, und ihn jeder ihrer Launen unterwarf. Aber nach der Trennung von Polyxene begannen Überlegung und Beſonnenheit ganz allmählich den Wolken der Leidenſchaft ſich zu entwinden, und er fragte nach Polyxenens innerem

Wert und ob eine Sympathie des Herzens zwiſchen ihnen beſtehe. Von der erſten Frage ließ er bald ab, er fürchtete heute ungerecht und morgen verblendet zu urteilen. Deſto ernſter erwog er die zweite Frage und nach ſeiner Rückkehr von Hohwart mußte er ſich mit bitterem Schmerz geſtehen, daß ſie fehle, daß ſeine Leidenſchaft für Polyxene eine Sinnentäuſchung geweſen ſei, eine Fata Morgana, welche die Jugend, die in Phantaſie und Gefühlen zu leben und zu ſchwelgen pflegt, für Wirklichkeit hält. Was Polyxenens Neigung für ihn betraf, ſo ſchloß er aus ihrem Benehmen, der Wärmegrad ſei Null. Er ſah in eine troſtloſe Zukunft, die er mit großer Unbeſonnenheit verblendet, ſich ſelbſt bereitet hatte.

Gräfin Schönſtein litt ſehr durch den augenſcheinlichen Kummer ihres Sohnes und durch ſeine Schweigſamkeit. Sie machte ſich heimliche Vorwürfe, die Verbindung mit Polyxene allzu lebhaft gewünſcht und in ihren Briefen vielleicht Veriand allzu dringend zu dieſer Ehe aufgefordert zu haben. Von dieſer Sorge gequält, ſagte ſie eines Tages zu Fräulein Klotilde:

„Nach reiflicher Überlegung iſt mein Entſchluß gefaßt. Habe ich aus mütterlicher Zärtlichkeit einen Knoten ſchürzen helfen, der meinen Sohn aufreibt, ſo will ich verſuchen, ihn ſo weit zu löſen, daß die Hände, die er umſchlingt, freie Bewegung bekommen.“

Die Folge dieſes Entſchluſſes war ihr Brief an Fürſt Anton und die weitere Folge Veriand's Schreiben an den Fürſten und die Auflöſung der Verbindung.

Erſt nachdem Veriand dieſen Schritt getan hatte, teilte er ihn ſeiner Mutter mit; ruhig, gefaßt, aber nicht ohne Schmerz. Er fühlte ſich vereinſamt, weil ſein Leben nicht mehr durch den Gedanken an Polyxene beſeelt war. Die Mutter und deren Zärtlichkeit konnte weder ſeine Gegenwart, noch ſeine Zukunft ausfüllen. Er litt, aber er ſagte entſchieden zur Gräfin:

„Betrübe Dich nicht. Wir ſind jetzt in der Ordnung und es gehört zu ihr, daß ich für meine Unbeſonnenheit büße. Ein kurzer Schmerz iſt beſſer, als eine lebenslange Marter.“

„Und Du biſt zu einem lebenslangen Glück beſtimmt, mein guter Veriand. Bei tüchtigen Menſchen geht eine Prüfung, eine Läuterung, eine Abklärung dem ernſten, wahren Glück vorher.“

Veriand lächelte ſanft und entgegnete:

„Ich bin nicht liebenswürdig, nicht ſchön, nicht intereſſant.“

Fräulein Klotilde fuhr auf:

„Wer ſagt das!“

„Ich ſage es.“

„Überlaſſen Sie anderen das Urteil.“

„Einmal iſt es bereits gefällt.“

„Sie werden doch das vortreffliche alte Sprichwort kennen, Graf Veriand? Einmal iſt keinmal.“

„Über einen gewiſſen Punkt iſt nicht mit Ihnen zu ſtreiten, Fräulein Klotilde.“

„Nennen Sie ihn und ich werde mich ſiegreich verteidigen.“

„Er heißt Veriand,“ verſetzte er, drückte ihre Hand und verließ den Salon.

Als er fort war, nahm die Gräfin ein Album mit Photographien zur Hand, blätterte und reichte es an Klotilde mit den Worten:

„Iſt es nicht ein liebes Geſicht, die Lydia Wartenberg? . . . ſie paßt auch mit ihren achtzehn Jahren viel beſſer für ihn . . . Aber das wird Schwierigkeiten haben.“

„Vorderhand . . . ja! doch ein Jahr und alles iſt anders. Das erleben wir jetzt. Er muß nur zuvor den Dorn der Enttäuſchung aus der Wunde des Herzens ziehen.“

„Ja, es ſitzt mancher Dorn in dem Herzen! Welcher iſt der ſchärfſte? — Ein jeder findet den, der ſein Herz verwundet, am ſchärfſten, und nur das Auge, das alles ſieht, kennt die Tiefe und den Schmerz der Wunde.

Drittes Kapitel.

Das Jahr ſeit dem Aufbruch von Rocca di Papa verlief zu Hohwart in Beſorgnis und Trauer, zu Schönſtein in Hoffnung und Enttäuſchung, für Marina als eine Kette von Schmerz.

Als ſie ihre Vaterſtadt erreichte, lag ihr Bruder James bereits im Grabe. Er war der Ruhepfeiler des Hauſes geweſen, ſowohl für die Familie als nach außen. Seine Witwe, kaum von ihrem zweiten Wochenbett aufgeſtanden, blickte mit ſtumpfer Troſtloſigkeit in eine öde ſorgenſchwere Zukunft. Seine Mutter war zermalmt und klagte. In James habe ich zum zweiten Mal den Gatten verloren. Seine vier Brüder arbeiteten mit großer Pflichttreue in der gewohnten Bahn ihrer Tätigkeit; doch auch ſie empfanden ſchwer, wie ihnen die Stütze mangele, die ſeine Einſicht, ſein ruhiger Charakter, ſein klarer Verſtand ihnen gewährt hatte. In dieſe tiefbetrübte Familie trat Marina faſt wie eine Fremde hinein. Das unentwickelte ſechszehnjährige Mädchen war eine durch Kampf gereifte Frau von zweiundzwanzig Jahren, und wie man früher nicht recht wußte, was aus ihr werden könne und wohin ſie wohl paſſen möge, ſo wußte man jetzt nicht recht, was ſie geworden ſei und ob ſie in die Familie paſſe. Allein Marina war nicht mehr das unreife ſtörriſche Kind der alten Zeit. Der große Schleifſtein des menſchlichen Herzens, der Schmerz, hatte auch an ihrem Herzen gearbeitet und deſſen ſpröde Schale geſprengt. Ernſt war ſie geblieben, denn das war ihr Charakter, aber fügſam war ſie geworden und ſelbſtverleugnend. Sie hatte ihren eigenen Weg gehen wollen und ihn gewählt, weil ihr die Fügſamkeit in den gegebenen Verhältniſſen allzu ſchwer ſchien, und ſie ahnte nicht, welche Opfer auf jenem Wege ihrer warteten, welche Unterwerfung unter ihre Pflichten, welche Entſagung und welche Selbſtbeherrſchung von ihr gefordert werden ſollten. Im Anfang ihrer Ehe kam ſie nicht zum klaren Bewußtſein deſſen, was ihr fehle und was ſie begehre, und ihre Träume und Phantaſiegebilde ſprach ſie in Gedichten aus. Als ſie aber zum klaren Bewußtſein über ſich kam, da war es aus mit der Poeſie, und der Kampf begann in herber Wirklichkeit. Die Waffen zu dieſem Kampf ſuchte ſie im Glauben, deſſen Kraft bis dahin unentwickelt in ihr geſchlummert hatte, jetzt aber ihrem guten Willen Licht und Stütze verlieh. Dieſer Kampf und mit dieſen Waffen veredelte ihr ganzes Weſen und ſchmeidigte ihren Charakter. Sie machte ſich Vorwürfe über die ſchroffe Weiſe, in welcher ſie ſich früher zu ihrer Familie geſtellt hatte, und ſie wollte umſoweniger eine Fremde ſein, als Ralph durch ſeine kühle Haltung ohnehin ſchon etwas Fremdartiges in den Kreis brachte. Die gemeinſame Trauer um James erleichterte raſch das gegenſeitige Verſtändnis und die tiefe und zarte Teilnahme, mit welcher Marina auf die verſchiedenen Schattierungen einging, die der Schmerz bei den verſchiedenen Perſönlichkeiten annahm, machte ſie mit jeder einzelnen vertraut und allen lieb. Der Ernſt der ihr eigentümlich war, fiel weniger auf, als die Freundlichkeit, die man nicht an ihr gekannt hatte. Ihre Mutter war ſo beglückt, daß ſie gern wiederholte:

„Jetzt habe ich eine Tochter.“

„Dein Lob iſt ein verdienter Tadel,“ verſetzte Marina.

Aber das wollte die Mutter nicht gelten laſſen. Sir Ralph war ſehr zufrieden, Marina ſo geſchätzt und geliebt zu ſehen, auch ſehr zufrieden mit der Wahrnehmung, daß nichts an ihr heraustrat, was auf einen anderen Schmerz ſchließen ließ, als um den Tod ihres Bruders; — ſie war nicht zerſtreut, nicht verſtimmt, nicht in ſich verſunken. Sie nahm ſich mit der äußerſten Selbſtüberwindung zuſammen, um kein Gefühl aufkommen zu laſſen, das eine Pflicht verletzt hätte. Sir Ralph hatte ohnehin die Abſicht gehabt, Marina, wenn ſie es wünſche, bei den Ihrigen zu laſſen und ohne ſie nach Schottland zu gehen, wohin manche Geſchäfte ihn riefen. Die Sorge für ihre und des Kindes Geſundheit beſtärkten ihn darin; er wollte nicht im Winter in das nordiſche Klima ſie verſetzen. Der allgemeine Wunſch kam ihm entgegen, und die Sache wurde dadurch erleichtert, daß Fergus ſeine ſchöne Villa zu Marina's Verfügung ſtellte. Sir Ralph reiſte ab, nachdem er für Marina's Niederlaſſung aufs beſte geſorgt hatte, und ſie beglückte ihre Schwägerin durch die Bitte, ihr für den Winter in der Villa Geſellſchaft zu leiſten; ſie fühle ſich dort, allein mit dem kleinen Ralph, ganz vereinſamt.

Julia nahm mit Freuden den Vorſchlag an. Ihr war es tröſtlich ein Haus zu verlaſſen, in welchem James nicht mehr war und in welchem ſie als ſeine Witwe ihre frühere Stellung umſo weniger einnehmen konnte, als ihr älteſter Schwager, der bereits verlobt und jetzt der Chef des Hauſes war, ohne Zweifel bald ſich verheiraten werde. Die größere Stille, die ſie bei Marina fand, ſagte ihrer Stimmung gleichfalls zu, und ihre Überſiedelung in die Villa fand ſtatt. Auf dieſe Weiſe war Marina ſehr in Anſpruch genommen. Julia mit ihren zwei kleinen Kindern war ihre Hausgenoſſin, und im elterlichen unmenſchlich, daß Sie ſich dieſem Begehren widerſetzen.“

„Es iſt ganz menſchlich, erwiderte er kalt. Sie ſind mein, ich liebe Sie — ich kann Sie nicht glücklich machen; wolan! ſo müſſen Sie durch mich elend ſein. Ein Gefühl wie das meine für Sie, muß eine Wirkung auf Sie haben — iſt's nicht in Liebe, ſo ſei es in Haß.“

„Könnten Teufel lieben, ſo würde das ihre Liebe ſein!“ ſprach Clelia verächtlich.

„O nicht doch! nicht doch! Tauſendmal quält der Menſch das Geliebte und liebende Weſen blos um ſich hinterdrein mit ihm zu verſöhnen. Iſt es aber nur geliebt und nicht liebend, ſo währt die Qual länger, weil keine Verſöhnung erfolgt.“

„So daure ſie fort! entgegnete Clelia; denn Verſöhnung kann nimmer erfolgen.“

Plötzlich warf Achatz ſich vor ihr nieder, umſchlang ihre Knie und drückte ſein flammendes Antlitz darauf indem er gepreßt ſagte:

„Clelia ..... aber Clelia .... ich liebe Dich, Weib“ .... —

Wie der Blitz zuckte ein kleiner verborgen getragener Dolch in ihrer Hand plötzlich über ihm und ruhig ſprach ſie:

„Blicken Sie auf, Baron Thannau; dies iſt

Hauſe hatte ſie die Mutter und vier Brüder. Selbſtverſtändlich fand ein fortwährender Verkehr, ein beſtändiges Kommen und Gehen, Anfragen und Antworten zwiſchen beiden Häuſern ſtatt, ſo daß Marina nicht Herrin ihrer Zeit war und dadurch kleine, täglich ſich wiederholende Opfer zu bringen hatte. In der Abgeſchiedenheit von Bruce Caſtle, neben dem ſchweigſamen Gatten und dem einzigen Kinde, war die Stille und Gleichförmigkeit der Tage ihr zur Gewohnheit geworden. Das große und vielſeitige Intereſſe der Reiſe und des Aufenthaltes in Italien unterbrach zwar dieſe Gewohnheit, aber durch reichen Erſatz. Jetzt bewegte ſich ihr Leben wieder in der Grenze der Häuslichkeit und der gegebenen Verhältniſſe, und war einförmig aber unruhig. Ihre Mutter war immer dieſelbe, voll Angſt und Sorgen um die geringſte Kleinigkeit und immer bereit Alt und Jung ebenfalls um die geringſte Kleinigkeit zu hofmeiſtern. Mehr als je trat das jetzt hervor, da ſie zu ihrem zweiten Sohne nicht das Vertrauen hatte, wie zu dem Verſtorbenen. Sie hielt ihn für minder beliebt bei ſeinen jüngeren Brüdern, für minder befähigt, der Chef eines ſolchen Hauſes zu ſein. Klagend ſagte ſie zu Marina:

„Wir erleben es noch . . . alles fällt auseinander, die Familie und das Haus . . . alles geht ſchief.“

„Biſt Du in den Gang der Geſchäfte eingeweiht, beſte Mama?“ fragte Marina.

„Durchaus nicht!“

„Biſt Du es früher geweſen?“

„Doch nicht . . . allein das quälte mich nicht, weil ich zu Deinem Vater und zu James unbedingtes Vertrauen hatte.“

„Allmählich wirſt Du auch zu Walter dies Vertrauen faſſen. Er iſt ſeit Jahren das andere Ich unſeres guten James geweſen, bekannt mit allen Geſchäften und Verbindungen des Hauſes. Ich hoffe, es bleibt alles in der alten ruhigen Bahn.“

„Ja, Du biſt jung und die Jugend ſieht immer die Zukunft roſig . . . zu ihrem Glück . . . denn jeder Menſch würde vor dem Alter ein Grauen haben, wenn er wüßte, wie ſchnell das roſenrot in grau untergeht. Allein ich fürchte, der arme gute Walter iſt allzu ſorglos.“

„Nun, liebe Mama, gegen übertriebene Sorgloſigkeit iſt die Ehe bei einem gewiſſenhaften Mann ſicher ein gutes Mittel.“

„Das denke ich auch . . . allein es wäre doch entſetzlich, wenn der Tod auch ihn in jungen Jahren dahinraffte, wie ſeinen Vater und ſeinen Bruder . . . und wenn wir dann drei Witwen wären.“

„Dieſer Fall in einer und derſelben Familie iſt ſo ſelten, liebe Mama, daß er ſchwerlich für uns eintreten wird," ſagte Marina lächelnd.

Gelang es ihr, die Mutter für den Augenblick zu zerſtreuen, ſo war das doch nur eine vorübergehende Beruhigung, und am anderen Tage begann die alte Klage von neuem. Marina ertrug ſie mit großer Geduld; weniger Walter, der ſich bewußt war, daß die Mutter ſich ſelbſt und ihn ohne Grund quäle und der von Marina begehrte, ſie ſolle dies der Mutter einleuchtend machen. Auf ihre Einwendung, daß er Unmögliches begehre, verſetzte er kurz:

„Sie hat Dich ſehr gern und Du biſt ſehr klug; brauche alſo Deinen Einfluß."

Dabei blieb er und da Marina außer Stande war ſein Begehren zu erfüllen, übertrug er zuweilen ſeine Verſtimmung über die Mutter auf ſeine Schweſter. Julia endlich war ſo verſunken in Schmerz, ſo ratlos für ihre Zukunft, ſo wenig dem Troſt zugänglich, daß der ununterbrochene Umgang mit ihr in hohem Grad ermüdend war, und daß die Dornen, die in jedem Familienleben mehr oder weniger fühlbar ſind, für Marina nicht fehlten und ganz neu für ſie waren; in ihrer Ehe trugen ſie einen anderen Charakter. Es war der ſchroffſte Gegenſatz von zu wenig und zu viel Mitteilſamkeit. Marina's großer Kampf half ihr die kleinen Kämpfe geduldig zu ertragen. Gerade hier, in ihrer Vaterſtadt, trat die Erinnerung an ihren Großvater und an ſeine Auffaſſung des Lebens und der menſchlichen Beſtimmung vor ihre Seele. Nicht auf leichtere oder ſchwerere Tage, nicht auf mehr oder weniger Freude, nicht einmal auf die Zufriedenheit, die ein freigewählter Beruf gewährt, komme es an, ſondern auf das unſcheinbare Opfer, welches ununterbrochen auf dem Platz zu bringen iſt, wohin Gott den Menſchen geführt hat. Dort ausharren — und wäre es unter lauter Dornen; dort entſagen — und blühten auch jenſeits der Dornen nichts als Roſen. Daraus erwächſt etwas ganz anderes als das, was man Zufriedenheit nennt oder Glück — der Friede nämlich — jener Friede, der die Seele in jenem Augenblick tröſtet, wo die Gefühle von Glück und Zufriedenheit wie Nebel zerfließen. Dies war der Nachklang der Worte ihres Großvaters in Marina's Seele und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Mein Anteil iſt das unſcheinbare Opfer . . . möge es nicht nur meiner Seele Frieden geben, ſondern ihn auch auf jenen herabziehen, für deſſen Liebe ich nicht inniger zu danken weiß. — —

So verging der Winter. Sir Ralph war noch in Schottland. Seine Tante Lady Melroſe und deren Schwiegerſohn William Cameron waren in geſchäftliche Verwickelungen mit einander geraten, die verdrießlich für beide waren und einen friedlichen Ausgleich ſehr wünſchenswert machten. Sie waren aber nicht geneigt, weder in Perſon noch durch Geſchäftsleute die Verhandlungen zu führen; der gerechte, unparteiiſche Ralph beſaß ihr Vertrauen, und ſeiner Anſicht, ſeinem Ausſpruch wollten beide ſich fügen. Sie wollten es — und hätten es ohne Zweifel ſogleich getan, wenn es möglich geweſen wäre, daß Ralph der Einen wie dem anderen recht gegeben hätte. So aber gehörte Ralph's Langmut dazu, um mit ihnen zu verhandeln. Er tat es hauptſächlich, weil ihm ein Familienzwiſt ein Greuel war, und weil er es für ſeine Pflicht hielt, deſſen Beilegung nach Kräften zu fördern und nicht eher Schottland zu verlaſſen, bis ihm dies geglückt — oder im Gegenteil der Ausgleich ganz abgebrochen und der Weg des Prozeſſes eingeſchlagen ſei. Er wußte Marina und den Kleinen geſund und in guter Obhut; er, für ſeine Perſon, war tauſendmal lieber in Bruce Caſtle, als in Italien oder in Deutſchland, und ſo war ihm die Verzögerung ſeiner Abreiſe vielleicht nicht unwillkommen.

Inzwiſchen kam Fergus in ſeine Vaterſtadt, um Anordnungen bezüglich ſeines Vermögens zu treffen. Er war nicht nach Rom zurückgeſchickt worden und ſollte jetzt nach London gehen. Marina fand ihn nicht zu ſeinem Vorteil verändert, brennender denn je, um eine glänzende Laufbahn zu machen und um in der Geſellſchaft eine brillante Stellung einzunehmen. Er wollte durchaus einen Platz gewinnen, der Polyxenen bewies, daß Graf Schönſtein neben ihm eine höchſt untergeordnete Perſönlichkeit ſei. Daß Polyxenens Vermählung noch nicht ſtattfand, ſetzte ihn in Erſtaunen und freute ihn heimlich, denn er ſchloß daraus auf einen geringen Grad von Zuneigung.

Durch Fergus erfuhr Marina den Tod der Fürſtin Wartenberg, der ihr für die ganze Familie zu Herzen ging.

„Weißt Du nichts Näheres über die Töchter?“ fragte ſie.

„Nichts, als daß man für keine von ihnen von einer Heirat ſpricht.“

„Bei zwei Perſonen wie die ſchöne Polyxene und die liebenswürdige Lydia iſt das auffallend,“ ſagte Marina, die von Polyxenens geheimer Verlobung nichts wußte. Fergus durfte es nicht verraten.

„Du ſcheinſt nur Lydia liebenswürdig zu finden,“ verſetzte er; „ich geſtehe daß Polyxene bei mir nichts von ihrem Zauber verloren hat, obſchon ich ſie ſeit einem ganzen Jahr nicht ſah . . . wohl aber manche andere ſchöne Perſonen.“

Er ſagte das mit ſehr großer Selbſtgefälligkeit, daß Marina ihm mit Ernſt erwiderte:

„Hüte Dich, Fergus! . . . mir ſcheint, die Welt iſt Dir ſehr gefährlich.“

„Durchaus nicht! ſie gibt mir Menſchenkenntnis, die mich vor Täuſchungen ſicher ſtellt.“

„Ach, lieber Fergus, unſere gefährlichſten Täuſchungen ſind die . . . über uns ſelbſt."

„Vielleicht . . . wenn man nicht weiß, was man will."

„Setze hinzu: und nicht weiß, was man ſoll — wir ſind ſo beſchaffen, daß eben dies letzte Wiſſen uns ſehr leicht abhanden kommt, obſchon es das Allernotwendigſte für uns iſt, denn unſere Wünſche ſind himmelſtürmend und unſere Kräfte überſchätzen wir . . . daraus entſpringen Täuſchungen und bittere Erfahrungen."

„Das gehört nun einmal zum menſchlichen Leben! . . . und zwar ſo ſehr, daß ſogar Du in Deiner Abgeſchiedenheit dies erkannt haſt."

„Ja . . . aber nicht, weil ich mich auf die Erwerbung von Menſchenkenntnis verlegte, ſondern weil ich mich bemühte, mich ſelbſt kennen zu lernen."

„Marina, Du biſt liebenswürdig wie alle Töchter Eva's, aber auch rechthaberiſch wie ſie. Von ihrer Anſicht ſind ſie nicht abzubringen. Sei überzeugt, daß meine Wünſche nicht himmelſtürmend ſind und daß ich nicht meine Kräfte überſchätze — daß ich folglich im Gleichgewicht bin zwiſchen dem was ich kann und was ich ſoll — daraus geht folgerichtig das was ich will hervor."

Dieſes Geſpräch abbrechend, ſetzte er hinzu:

„Habt Ihr nichts von Arthur Cameron gehört?"

„Gar nichts. Vielleicht erhielt Ralph in Schottland direkt oder indirekt Nachricht.“

„Die päpſtlichen Truppen werden ihre Kräfte ſehr ſammeln müſſen und ſehr nötig haben. Eine Invaſion des Patrimonium Petri wird als bevorſtehend betrachtet, und ob die franzöſiſchen Truppen, die ſeit Monaten in Civita vecchia ſtationieren, ſich zur Verteidigung herbeilaſſen, oder nach Frankreich zurückkehren werden — iſt unberechenbar.“

„Und keine katholiſche Macht würde dem apoſtoliſchen Stuhl zu Hilfe kommen?“

„Du biſt unkundig der ſchlauen Politik des Tages, Marina! Es iſt dafür geſorgt, daß niemand zu Hilfe kommen könne. Öſterreich iſt gelähmt durch den unglücklichen Krieg des vorigen Jahres, Spanien iſt am Vorabend einer Revolution, Neapel exiſtiert nicht mehr.“

„Auf einen Sieg der gerechten Sache iſt folglich kaum zu hoffen?“

„Vorübergehend — vielleicht! andauernd — nein! . . . es müßte zuvor die Geſamtrichtung der Zeit eine ungeheuere Wendung machen.“

„Entſetzlich!“ ſeufzte Marina und legte beide Hände vor ihr erbleichendes Antlitz.

Zum erſten Mal ſeit der Trennung hatte ſie Arthur Cameron nennen hören, und jetzt auf eine Weiſe, die ihr wie ſein Todesurteil vorkam. Arthur tot — war für Marina ein unfaßlicher

Gedanke. Ihn nicht ſehen — nie wieder — nichts von ihm hören — in keiner Verbindung mit ihm ſtehen — das alles begriff ſie und das alles nahm ſie an. Doch Arthur tot — für immer ausgelöſcht dies edle, reiche, tätige Leben, ausgelöſcht dieſe ruhige, klare, aufwärts brennende Flamme eines Geiſtes, der unwandelbar den höchſten Dingen zugewendet war — das konnte ſie nicht faſſen! Und jetzt trat ihr dieſe Möglichkeit ſo deutlich entgegen, daß ſie ihr faſt zur Gewißheit wurde. Die Getreuen mußten bereit ſein, ſich zu opfern; — wer war treuer als er? — Und ein ſo reines Opfer ſollte nicht angenommen werden? — — O nur das nicht, nur das nicht, mein Gott! ſeufzte ihr Herz; und immer meinte ſie die Antwort zu hören. Eben das!

Marina konnte ſich jedoch dieſen Gedanken nicht hingeben. Es traten Veränderungen in der Familie ein. Ihr Bruder Walter, nunmehr Chef des Hauſes, heiratete. Julia ließ ſich mit ihren Kindern ſelbſtſtändig nieder, und als das alles geordnet und bewerkſtelligt war, und als Sir Ralph kam, um ſeine Frau nach Schottland zurückzuführen, erklärte die Mutter, dies ſei ein Abſchied für's Leben, denn ihre Tage wären gezählt. Man wollte ihr nicht Glauben ſchenken; man hatte wohl bemerkt, daß ihre Geſundheit ſehr angegriffen ſei, aber man brachte das in Zuſammenhang mit ihrem Kummer und ihren übertriebenen

Sorgen. Jetzt ſtellte ſich jedoch ihr wirklicher Leidenszuſtand heraus. Sie war ſeit Jahren von einem unheilbaren Übel befallen, das in letzter Zeit reißende Fortſchritte gemacht hatte. Bisher ſchwieg ſie, um ihre Kinder nicht zu beängſtigen, legte auch ihrem Arzt ein gleiches Schweigen auf; doch jetzt, da Marina's Abreiſe bevorſtand, überwältigte ſie der Schmerz der Trennung von der Tochter, die ihr in ſechs Monaten teuerer geworden war, als früher in ſechzehn Jahren. Sie ſeufzte:

„O wie bitter iſt es doch! wir müſſen ſcheiden, Marina, für immer ſcheiden, jetzt, da wir uns ſo zu ſagen erſt gefunden haben.“

Marina, beglückt durch die Zärtlichkeit ihrer Mutter wagte doch nicht, Ralph zu bitten, ſie noch länger in Deutſchland zu laſſen. Es fügte ſich aber ſo, daß er infolge eines Geſpräches mit dem Arzte erklärte, er wolle die Kur wiederholen, die ihm vor ſieben Jahren ſo wohlgetan habe und nach Karlsbad gehen. Bis zu ſeiner Rückkehr werde ſich der Zuſtand der Mutter vielleicht ſo oder anders entſchieden haben und Marina in der Lage ſein, nach Bruce Caſtle zurückzugehen, ſei es beruhigt, ſei es ergeben. Marina, beglückt durch die Güte ihres Mannes, war es noch mehr, als ihre Mutter wünſchte in die Villa zu überſiedeln; die größere Stille und die friſchere Luft würden ihr angenehm ſein. Es geſchah, was ſie wünſchte.

meine alte Ihnen wolbekannte Antwort mit der ich nicht ſcherze und die ich Ihnen nicht gern in Worte dolmetſchen mögte.“

Er fuhr auf und ſah ſie wild an:

„Gilt der Dolch mir oder Dir?“

„Wen's trift!“ ſprach ſie gefaßt.

„Wer's glaubte!“ rief er außer ſich.

„So ſehen Sie es!“ ſagte ſie und ſetzte die feine Spitze des Dolches ſo ſcharf auf ihre Bruſt daß ein hellrother Kreis um ſie, wie um einen Bienenſtachel auf der weißen Haut zuſammenlief.

„Raſendes Weib!“ ſagte Thannau zähneknirſchend, ſtand auf und verließ das Zimmer. Clelia küßte ihren Dolch und trocknete ein Paar kleine Bluttropfen, die wie Korallen auf ihrer Bruſt lagen.

Beſchwichtigung der innern Stürme, Rache für zurückgewieſene Liebe, Erklärung der fremden Sinnesart lag für Baron Thannau einzig und allein in der Vorſtellung, daß Clelia nicht mehr die Kraft des Willens und die Klarheit der Einſicht habe um ſich der Herrſchaft ihrer Lieblingsgedanken zu entziehen: partieller Wahnſinn ſetzte ſie in ſeinen Augen in dieſen unnatürlichen Mangel an Zuſammenhang mit der Welt, mit den Verhältniſſen, mit ihrer Beſtimmung. Die ewige nagende Sehnſucht ohne Befriedigung, die Conzentration des Willens und der herzlichſte Dank der ganzen Familie begleitete Ralph's Abreiſe.

Welche Hoffnung man aber auf dieſe Einrichtung geſetzt hatte, ſie erfüllte ſich nicht, und Ralph fand die Mutter viel leidender wieder, als er ſie verlaſſen hatte. Sie litt unbeſchreibliches, doch mit größter Geduld und mit rührender Dankbarkeit für Marina's zärtliche Pflege. Ralph erkannte die Unmöglichkeit, Mutter und Tochter unter dieſen Umſtänden zu trennen. Zuweilen erwarteten die Ärzte täglich die Auflöſung der Kranken und dann erholte ſie ſich plötzlich etwas und die Ärzte erklärten, ſie könne mit ihrer kräftigen Natur noch einige Wochen ihre Leiden ertragen.

Ralph benahm ſich vortrefflich. In ſeiner wortkargen Weiſe ſagte er nur:

„Es freut mich, daß Du Deiner Mutter als eine gute Tochter dienen kannſt, Marina, und es verſteht ſich, daß von unſerer Abreiſe keine Rede iſt.“

Sie wußte, welch ein Opfer er brachte und ſie ſprach für ſich: Das tut er aus Liebe zu mir und weil er es als eine Pflicht betrachtet, ohne viel Worte, ohne ſich zu beklagen, ohne ſich verſtimmen zu laſſen, ohne Ungeduld zu zeigen . . . O welch ein Beiſpiel von Selbſtverleugnung! Kann es denn fehlen, daß die Gnade dieſer edlen Geſinnung die Weihe des Übernatürlichen verleihe?

daß der Glaube ihn belehre, das Prinzip unſerer Handlungen ſo wie deren Abſicht müſſe das Beſtreben ſein, Gott zu gefallen, und daß der wahre Wert der Nächſtenliebe, der Pflichttreue, der Selbſtverleugnung aus jenem Quell entſpringe.

In dieſen Sorgen um Ralph, in ſteigenden Befürchtungen für die Mutter, in gänzlicher Unwiſſenheit über Arthur Cameron verging der Sommer für Marina. Sie wich kaum aus dem Krankenzimmer — ſpäter kaum vom Schmerzenlager der Mutter. Ralph bat ſie zuweilen, an ihre eigene Geſundheit zu denken, eine Ausfahrt zu machen, ſei es im Wagen, ſei es — was ſie ſonſt ſo gern tat — im Nachen. Sie tat es zuweilen, um ihn zufrieden zu ſtellen, aber gewöhnlich ſagte ſie:

„Ein Gang durch den Garten erfriſcht mich hinlänglich. Bin ich länger abweſend, ſo beunruhigt mich der Gedanke, meine Mutter könne mich nötig haben.“

„Übertreibung, Marina.“

„Doch nicht! ich muß alle Liebeserweiſe, die ich früher verſäumte, nachholen, ſoweit es in meinen Kräften ſteht.“

„Und vergißt Deinen Sohn.“

„Sei überzeugt, daß ich weder Dich noch den Kleinen vergeſſe,“ erwiderte Marina ernſt und ruhig.

„Vergib mir,“ ſagte Ralph und drückte Marina's Hand.

Es kamen die Stürme des Spätjahres, und mit dem erſterbenden Leben in der Natur, erſtarb die letzte Lebenskraft der Kranken. Wie ein welkes Blatt zur Erde -- ſank ſie in's Grab.

Ralph hatte die Abreiſe auf den Tag nach den Exequien feſtgeſetzt, da Marina's längere Gegenwart keinen Zweck mehr hatte und die Jahreszeit immer unfreundlicher wurde. Als Marina mit dem Kleinen zum Wagen ging, der ſie zur Kirche bringen ſollte, wo die Exequien ſtattfanden, trat Ralph ihr entgegen, reichte ihr ſchweigend einen offenen Brief und ging in ſein Zimmer zurück. Es tat ihr weh; ſie hatte auf ſeine Begleitung gehofft. Sie hielt den Brief gleichgiltig in der Hand, da fiel ihr Blick auf den Poſtſtempel Rom. Ein furchtbarer Schreck durchbebte ihr Herz. Sie ſchloß die Augen und lehnte ſich im Wagen zurück. Was war das für ein Brief ... wer ſchrieb ihn ... und warum. Sie zitterte ſo daß ihre Zähne aneinander ſchlugen. Alles was Gott will! ächzte ſie leiſe und riß das Schreiben auf. Ihr erſter Blick fiel auf die Unterſchrift: Donald Bayne. So hieß ein junger Schotte, der mit Arthur Cameron nach Rom und in päpſtliche Dienſte gegangen war. Was will nun dieſer Donald Bayne, ſagte ſie gedankenlos, halblaut und las.

Donald Bayne zeigte mit ſchlichten Worten aber tief betrübt den Tod Arthur Cameron's an. In der Schlacht von Mentana war er gefallen; eine Kugel traf ſein Herz. — —

Der Wagen hielt vor der Kirche. Als der Diener den Schlag öffnete, wich die Erſtarrung ihrer Sinne, ſie legte den Brief in ihr Gebetbuch, nahm den Kleinen bei der Hand und betrat mit ihm die Kirche. Betete ſie, weinte ſie, horchte ſie auf die heiligen Klagen, auf die milden Tröſtungen des Requiems? — Was in ſolchen Augenblicken in einer zermalmten Seele vorgeht, weiß nur der, welcher ſie geſchaffen hat. Ein menſchliches Auge ergründet es nicht.

Alles was Gott will! . . . von einer Kugel durchbohrt dies edle Herz! . . . O meine Mutter! . . . O Wüſte des Lebens! . . . — Das wogte auf, das wogte nieder in Marina. Klare Gedanken hatte ſie nicht. Sie wußte nicht, ob die Exequien eine Stunde oder einen Tag gedauert hatten. Eine Kugel durchbohrte ſein Herz — und es gab für ihn keine Zeit mehr. Für Marina blieb die Zeit dabei ſtehen.

Sie fuhr mit ihren Brüdern in das Elternhaus, das für ſie jetzt verödet war. Vier Brüder lebten da, aber Vater und Mutter und James waren nicht mehr da. Marina brach in untröſtliche Tränen aus.

Ralph kam. Er drückte Marina's Hand und ſagte:

„Er hat alle Kämpfe überwunden und ſiegreich — ihm iſt wohl.“

„Du haſt recht, ihm iſt wohl,“ entgegnete ſie ſanft.

Am folgenden Tage reiſte ſie mit Mann und Kind zurück nach Bruce Caſtle. Ihre Abweſenheit hatte zwei volle Jahre gewährt.

Marina's leiſe Hoffnung, durch William Cameron etwas Näheres über Arthur's Tod zu hören, ging nicht in Erfüllung. Wohl aber hatte Arthur, bevor er Schottland verließ, ſein Teſtament ſeinem Vetter William übergeben und ihn zum Vollſtrecker desſelben ernannt. Verſchiedene Legate abgerechnet, kam das ganze bedeutende Vermögen an den apoſtoliſchen Stuhl. Der kleine Ralph erhielt Roſedale. Übrigens kein Wort, kein Zeichen der Erinnerung. Tiefes Schweigen. Wie er das Geheimnis ſeines Herzens in ſeiner Bruſt begraben hatte, ſo nahm er es jetzt mit in ſein Grab, ſchweigend.

Der Sieg von Mentana beglückte alle Katholiken und erregte überall Begeiſterung für die Verteidigung des apoſtoliſchen Stuhles. Aus allen Ländern zogen junge Männer nach Rom, um in das päpſtliche Heer einzutreten.

„Und kämen Tauſende zuſammen — ein Arthur Cameron iſt nicht unter ihnen.“

So rief Polyxene in Tränen, als Fürſt Anton, der immer in Verbindung mit Freunden in Rom war, die Kunde von Arthur's Tod nach Hohwart brachte.

Fürſt Anton war außer ſich vor Zorn über Polyxenens Bruch mit Graf Schönſtein geweſen und überhäufte ſie mit Vorwürfen. Sie aber, nachdem ſie ſich vom Schreck und der Demütigung der ungeheueren Überraſchung erholt hatte, nahm die Sache in ihrer Weiſe leicht und ſagte zu dem erzürnten Onkel:

„Ich begreife Dich nicht! iſt es meine Schuld, daß Graf Schönſtein's deſpotiſcher Charakter ſich bei einer ſo geringen Veranlaſſung entlarvte, wie die iſt: die Heirat vom September in den Oktober zu verſchieben?“

Fürſt Anton lachte grimmig.

„Veriand Schönſtein ein deſpotiſcher Charakter!“

„Oder ein ſtarrſinniger.“

„Nein! feſter und klarer als ich es ihm zugetraut hätte. Er iſt durch Dein ganzes Benehmen zur Einſicht gekommen, daß Dir dieſe Verbindung nicht genehm war und daß Du mit ſeiner Liebe ſpielteſt; er gab Dir gelaſſen Dein Jawort zurück. Ich ſchätze ihn viel höher als zuvor. Er iſt in dieſen anderthalb Jahren Euerer Verlobung zum Mann gereift. Du aber biſt geblieben wie Du warſt und biſt jetzt auf beſtem Wege das zu werden, was ich Dir von ganzem Herzen wünſche."

„Was bin ich denn, Onkel, und was ſoll ich werden?" rief ſie mit einem allerliebſten ſpöttiſchen Lächeln.

„Du biſt ein herzloſes, gefallſüchtiges und leider! leider! verblendetes Geſchöpf und Du wirſt werden — was mich ungeheuer freuen ſoll! — eine alte Jungfer."

„Iſt Deine Prognoſe ſo richtig wie Deine Diagnoſe, Onkelchen, ſo haſt Du geringes Talent, um Arzt zu werden. Dem ſei nun wie ihm wolle, Graf Schönſtein möge ſich nach ſeiner Neigung vermählen und ich werde dasſelbe tun."

Bei der Todesnachricht von Arthur Cameron war ſie ſo erſchüttert, wie ſie kaum bei dem Tode ihrer Mutter geweſen war.

„O daß ein ſolcher Menſch ſterben muß! . . . ein ſolcher Menſch!" wiederholte ſie ſchmerzlich.

„Nun, was für ein Menſch!" rief Egon ungeduldig; „es ſind noch viele bei Mentana gefallen, welche für die katholiſche Sache eingetreten waren und jetzt für ſie ſtarben."

„Ein ſo edler Menſch, daß ſeine ganze Richtung nach höheren Ideen war! . . . Ein ſonniger Menſch, ſonnig . . . ohne Wolken der Selbſtſucht, ohne Staub der Gemeinheit."

„Hatteſt Du ihn ſo gern?" fragte Lydia mit unbefangener Teilnahme.

„So gern!“ rief Polyxene; „ſo gern etwa wie man tauſend Menſchen oberflächlich — und etwa einen Menſchen beſonders gern hat! . . . O nein! ſo gern hatte ich ihn durchaus nicht. Er war unvergleichlich . . . das fühlte ich.“

Sie verließ den Salon. Ihr Vater war ganz betroffen und ſagte zu Fürſt Anton:

„Da ſiehſt Du, wie falſch Du Polyxene beurteilſt; ſie iſt nicht herzlos.“

Fürſt Anton war ebenfalls überraſcht durch dieſen großen Schmerz, entgegnete aber ruhig:

„In allen Charakteren finden ſich Anomalien, Dinge, die eigentlich nicht dahin gehören, im Guten wie im Schlimmen. Wie Polyxene dazu kam, ſich für Arthur Cameron zu begeiſtern, während er ſich nie für ſie begeiſtert hat — iſt unerklärlich, iſt eine Anomalie.“

„Und ſie war für ihn eingenommen vom erſten Augenblick an, wo ſie folglich gar nicht wiſſen konnte, ob er ihr huldigen werde oder nicht.“

„Ja, ſo war es,“ ſagte Lydia; „ſie ſprach gleich ganz anders von ihm, als es ſonſt ihre Gewohnheit war.“

„Aber dieſer Sohn des Hochlandes hatte andere Gedanken,“ gab Fürſt Anton wehmütig zur Antwort, „und ſein edles Leben verlief geräuſchlos und unſcheinbar und endete verborgen zwiſchen ſeinen Kameraden mit dem Tode für eine große Sache. Solche Menſchen ſind Lieblinge Gottes.“

„Ob Polyxene je gewünſcht hat ihn zu heiraten?"

„Darüber zerbrich Dir nicht den Kopf. Arthur Cameron war vielleicht der einzige junge Mann, der gleichgiltig an ihr vorüberging; das wird ihr aufgefallen ſein. Dazu kam ſeine edle Erſcheinung, ſein Opferleben, und jetzt ſein Heldentod in blühender Jugend — ſie hat einen Anflug von Begeiſterung für ihn. Wer weiß, ob nicht noch andere ſchöne Augen ihm nachweinen, deren Tränen nicht ſo ſchnell trocknen, wie Polyxenens."

Drei Tage war Polyxene niedergeſchlagen und äußerte es dadurch, daß ſie nicht ſpazieren ritt; dann aber war ſie ganz ſo wie früher. Egon und Lydia machten in jenen Tagen ihren Spazierritt ohne Polyxene. Es waren die letzten ſchönen Tage des Spätjahrs; morgens und abends dichter Nebel, in den Mittagsſtunden blauer Himmel und Sonnenſchein, der Wald entlaubt, die Wieſen fahl. Auf dem mooſigen Waldwege ritten Lydia und Egon munter dahin und der Wunſch der Fürſtin, ſie möchten ein Ehepaar werden, war begreiflich; doch daran dachten ſie nicht im Entfernteſten. Lydia ſetzte ihr Pferd in Schritt und ſagte:

„Wie iſt das denn nun Egon? Vor einem Jahr wollteſt Du in die päpſtliche Armee eintreten; aber Papa gab Dir zwei Jahre Bedenkzeit. Jetzt iſt alle Welt durch den Sieg bei Mentana in Begeiſterung verſetzt, und junge Leute von nah und fern — unter ihnen auch Standesgenoſſen — bieten dem apoſtoliſchen Stuhl ihre Dienſte an. Ich glaube der Augenblick wäre günſtig, um Papa zu bitten Dir dasſelbe zu geſtatten.“

„Es mag ſein, Lydia, doch für mich iſt der Augenblick vorüber. Ich war damals an Ort und Stelle, hörte von den Gefahren, die dem apoſtoliſchen Stuhl drohten, von den Feinden, die ihn umlagerten, von dem zweifelhaften Ausgang einer gerechten Sache. Ich ſah Arthur Cameron, der ſich mit Leib und Leben, mit Gut und Blut ihr widmete und andere junge Männer, die entſchloſſen waren ihr treu zu dienen. Das alles ſetzte mich in Feuer, und es war mein heißer Wunſch in Rom zu bleiben. Jetzt iſt es anders. Ein Jahr der Studien und der Tod der Mutter gaben meinen Gedanken, meinem Streben eine andere Richtung. Es wäre für Papa ein bitterer Schmerz, mich für immer ziehen zu laſſen. Für ein Jahr aber oder zwei, oder bis etwa plötzlich ganz andere Verhältniſſe für den Papſt eintreten, Soldat zu werden — entſpricht durchaus nicht meiner Neigung. Ich wünſche mir eine ernſte Bildung anzueignen, die auf gründlichen wiſſenſchaftlichen Studien beruht. Ich wünſche die Welt kennen zu lernen, nicht die kleine bunte ſchöngeſchmückte Welt des Salons — dieſe nebenbei! — ſondern die Welt im Großen, in fremden Ländern, auf einen gewaltigen und unfruchtbaren Widerſtand, der gänzliche Mangel an Verkehr mit Menſchen und mit Außendingen, das beſtändige Zurückdrängen aller Lebensthätigkeit, konnten warlich bei einer ſo vollkräftig vibrirenden Organiſation eine krankhafte Seelenverſtimmung erzeugen. Er ſprach ſich ſelbſt dabei von jeder Schuld frei; er rief ſich ſeine Liebe, dann ſeine Nachſicht, dann ſeine wolthätige Strenge, endlich ſeine bereitwillige und noch immer liebeglühende Verſöhnlichkeit zurück um daraus den Schluß zu ziehen: er habe Alles gethan was ein Mann thun könne, der ein Weib zu ſehr liebe um gelaſſen deſſen Glück in den Armen eines Andern zuzuſehen. In Folge dieſer Ueberlegung nahmen Ausdruck und Stimme etwas Niedergeſchlagenes an wenn er zu Fremden von ſeiner Frau ſprach, und ohne je Wahnſinn, Gemüths- oder Geiſteskrankheit zu nennen, ließ er myſtiſche Worte fallen von Heimweh, von frühem Kloſterleben, von ſchädlichem Einfluß des Klimas, von Abneigung gegen die Geſellſchaft, von der ihm auferlegten Unmöglichkeit Gäſte bei ſich zu ſehen weil ihm die Hausfrau fehle — was Alles nicht eigentlich unwahr, aber dennoch ſo geſagt war, daß Andre einen falſchen Schluß ziehen mußten. Dadurch erreichte er ſeine Abſicht Clelia gänzlich von der Welt abzuſchneiden, denn was er auch von mit ihren politiſchen und ſozialen Verhältniſſen. Ich wünſche zu dieſem Zweck große Reiſen zu machen und keineswegs, um mich in London und Paris zu unterhalten, wie die meiſten jungen Leute. Dies iſt mein Plan für die nächſten fünf Jahre. Er entſpricht der Vernunft, meiner Stellung im Leben, meiner Neigung und den Wünſchen meiner Eltern. Ich zähle jetzt achtzehn und ein halbes Jahr; es liegt alſo eine koſtbare Zeit vor mir und es iſt mein feſter Entſchluß, ſie gut zu benutzen und ein tüchtiger brauchbarer Mann zu werden."

Mit ſtillem Erſtaunen hatte Lydia zugehört. Wie ruhig, wie überlegt ſprach Egon, ohne berauſchende Begeiſterung, ohne knabenhafte Aufwallung eines plötzlichen Einfalls. Er wußte, was er wollte, und welche Mittel er anwenden müſſe, um ſein Ziel zu erreichen. An eine frühe Ehe, die ſeine gute Mutter für ihn träumte, dachte er nicht und ebenſo wenig an den Wunſch, deſſen Erfüllung ihn vor einem Jahr beglückt hätte.

„Du biſt zu beneiden, Egon!" entgegnete ſie; „auf dem Wege, den Du einſchlägſt, liegt kein Widerſpruch . . . kein äußerer und kein innerer."

„Iſt es anders mit Dir?" fragte er verwundert. „Hm," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „ich verſtehe! man hat Dir einen Heiratsantrag gemacht und Du weißt nicht, ob Du ihn annehmen ſollſt oder nicht."

„Ganz ſo iſt es nicht, Egon . . . aber gewiß iſt es, daß ich am liebſten immer hier bleiben möchte. Hier fühle ich mich ſo heimiſch, ſo zufrieden als Tochter, als Schweſter und als Lydia, daß die Trennung mir das Herz zerreißen würde. Aber glaubſt Du, es ſei meine Beſtimmung hier zu bleiben?“

„Gewiß nicht!“

Einſt hatte die Fürſtin zu Lydia geſagt, als Egon's Gattin werde ſie nie ihr geliebtes Hohwart verlaſſen. Das fiel ihr ein, da Egon ſo entſchieden „Gewiß nicht“ ſagte, und es tat ihr weh, ſie wußte nicht warum. Gleichwohl ſagte ſie im munteren Ton:

„Das wäre entſchieden und das Weitere wird ſich auch mit der Zeit entſcheiden.“

Dann ſetzte ſie ihr Pferd in Trab, und erſt bei ſinkender Sonne beendeten ſie ihren Spazierritt. —

Als Lydia ihr Turmzimmer betrat, ſagte ſie unwillkürlich halblaut: O wie lieblich iſt es hier. Sie hatte recht; die Außenwand folgte der Rundung des Turmes und war in der Mitte von einem großen, hohen Bogenfenſter durchbrochen, das reichlich Luft und Licht einſtrömen ließ. Jetzt war das ganze Zimmer durchleuchtet von der Abendſonne, die glühend rot wie ein Rubin ganz tief am Horizont ſtand, auf die hellblauen Tapeten den Schatten der Baumzweige tuſchte, die ſich vor dem Turm im leichten Abendwind wie träumend regten und auf zwei goldene Bilderrahmen blitzende Funken warf. Die Gemälde waren Lydia's Eltern, ihre ſchöne junge Mutter, die ſie nie geſehen, ihr bejahrter Vater, von dem ſie nur eine dunkle Erinnerung hatte. Jetzt ſahen ſie verklärt aus, wie Schutzgeiſter, die ihr geliebtes Kind umſchwebten. Das Zimmer war ſo einfach möbliert, wie ſich das für ein junges Mädchen paßt; es befanden ſich aber eine Menge Gegenſtände, meiſtens wertloſe darin, die ihr ungemein wert waren, kleine Geſchenke, kleine Andenken, Statuetten von Porzellan, Blumenvaſen, gemalte Käſtchen, geſchnitzte Körbchen, eine etruskiſche Tonſchale aus Florenz und aus Rom ein Stückchen antiken Marmor. In einem Glasſchrank ſtanden ihre Bücher und in einem anderen ihr naturgeſchichtliches Muſeum, wie Polyxene es ſcherzend nannte: eine kleine Mineralienſammlung und ein paar Dutzend ausgeſtopfter fremdländiſcher Vögel, die bei der Fürſtin zu Grunde gegangen waren und unter welche ſich ganz dreiſt Buchfink, Stieglitz und Amſel miſchten. Dieſe ſämtlichen Gegenſtände fand Lydia reizend, und ſich von einem derſelben zu trennen wäre ihr ein großes Opfer geweſen. Junge Mädchen ihres Alters ſind nun einmal ſo beſchaffen und haben noch nicht ganz die Hüllen der Kindheit, deren Gewohnheiten und deren Freuden abgelegt. Lydia ſchien jeden Gegenſtand einzeln ins Auge zu faſſen und dachte dabei: Und das alles müßte ich verlaſſen, um in eine öde Kloſterzelle zu gehen . . . ich dürfte nichts mitnehmen . . . ich dürfte nicht mehr zeichnen, malen, leſen; . . . ich könnte nie mehr mit Papa frühſtücken, was er ſo gern hat — nie mehr mit den kleinen Brüdern Crocket ſpielen — nie mehr mit Egon und Polyxene muſizieren — nie mehr mit ihnen allen Ausflüge zu Pferd und zu Fuß machen — nie mehr! . . . O welch ein eiſernes Wort. Nie mehr! Für die Unterhaltungen und Freuden der großen Welt würde ich ganz mutig ſagen: Nie mehr! — aber für das Leben in meiner Familie und für Hohwart — ich weiß es nicht! . . . Und ſollte ich jetzt über das „nie mehr“ mich entſcheiden — wie würde mein Entſchluß lauten? . . . — — Es war eine göttliche Fügung, daß ich der lieben Mama verſprach, mich zwei Jahre zu beſinnen in aller Ruhe; da habe ich Zeit vor mir. Vielleicht bin ich nicht ſtarkmütig genug für ein großes Opfer. Und wie merkwürdig iſt es, daß wir alle drei, Egon, Polyxene und ich, in Rom zur Entſcheidung über unſere Zukunft kommen wollten. Ohne großen Kampf haben Egon und Polyxene ſich ganz anders entſchloſſen, als ſie damals geſinnt waren, ja ſie ſind beide herzlich froh, daß es ſo kam, wie es jetzt iſt . . . was werde ich tun? — — —

Lydia warf einen Liebesblick über ihr trauliches Zimmer, ging zu Fräulein von Calm und ſagte:

„Liebſte Amie, bitte, erklären Sie mir, woher die erſchreckende Wandelbarkeit der menſchlichen Entſchlüſſe kommt — ſelbſt dann, wenn dieſe an ſich gut waren.“

„Das iſt leicht zu erklären,“ antwortete Amelie von Calm; „der Menſch iſt vom Staube geboren, der Staub haftet all' ſeinem Tun an, der Wille neigt ſich dem Staube zu und hat Gefallen an ihm. Jetzt weht der Wind bald von dieſer Seite der Welt und bald von jener her, und weht den Staub dahin und dorthin und der Wille bewegt ſich mit dem Staube dahin und dorthin.“

„Aber das iſt troſtlos, Amie!“

„Doch nicht! der Wille muß ſich über den Staub erheben, muß ihn ſammeln, muß ihn und ſich in die Hand Gottes legen und ſich von dieſer Hand leiten laſſen. Möge dann der Wind von allen Seiten der Welt herwehen, ſogar zum Sturm werden, zum Ungewitter — der Wille ruht mit ſeinen Entſchlüſſen im Willen Gottes und da iſt er ſicher und feſt.“

„Das klingt ſo leicht wie Kinderſpiel, denn wer möchte nicht gern in der Hand Gottes geborgen ſein! . . . und es iſt doch ſehr ſchwer.“

„Wir haben nicht den Glauben bekommen, um Kinderſpiele zu treiben. Ja gewiß! es iſt ſchwer!

denn der menſchliche Wille iſt in furchtbarer Weiſe mit dem Staube verwickelt und verwachſen. Der Menſch weiß und wiederholt es ſich: ich bin ſicher in der Hand Gottes; — und dennoch will er und wählt er das, was ihn von Gott hinwegreißt; weil der Staub mit blendendem Geflimmer ihn betört.“

„Ja, ſo bin ich!“ rief Lydia.

„So iſt der Menſch, ſo ſind wir alle,“ verſetzte Fräulein von Calm. „Der Glaube allein bewahrt uns vor dem Unglück, im Wirbel des Staubes umzukommen.“

Lydia umarmte zärtlich Amelie, erwähnte aber nicht ihre inneren Schwankungen. Wie alle tiefen Gemüter verlangte ſie die Prinzipien kennen zu lernen. Die Anwendung auf ſich wollte ſie ſelbſt machen und ſie in der Stille durcharbeiten. Die Oberflächlichkeit geht anders zu Werk: ſie will immer einen direkten Rat haben. Den indirekten erfaßt ſie nicht.

Viertes Kapitel.

Einige Tage ſpäter nahm der Fürſt mit ſeiner ganzen Familie den Winteraufenthalt in der Stadt, nachdem er ein trauriges Jahr in Hohwart verlebt hatte, ein Jahr, das ſich ganz und gar um ſeine geliebte Marianne bewegte in Sorgen um ihre Leiden, in Schmerz um ihren Tod, in Kummer um ihren Verluſt. Die winterliche Einſamkeit wäre ihm unerträglich geweſen und Polyxene beſtärkte ihn in ſeinem Vorhaben, ſeine frühere Lebensweiſe wieder aufzunehmen.

„Wir werden nicht in die großen Geſellſchaften gehen, das verſteht ſich; aber warum ſollteſt Du nicht im Kreiſe der Verwandten, der alten Freunde mit uns leben? Zwei Winter ſind verfloſſen und Du haſt keinen Aufenthalt in der Stadt gemacht. Bleibſt Du noch länger fort, lieber Papa, ſo läufſt Du Gefahr, Dich allen Deinen Bekannten zu entfremden und eine gemütliche Zerſtreuung zu verlieren, welche mehr denn je ein Bedürfnis für Dich iſt.“

„Und auch für Euch,“ ſetzte der Fürſt hinzu.

„Ich leugne es nicht! ich gehe gern hin. Die Stadt iſt mir ganz neu und mich intereſſieren neue Menſchen und neue Beziehungen zu ihnen.“

„Ja, ſehr neue,“ ſagte ſeufzend der Fürſt.

„Das Unſympathiſche wehrt man ab,“ verſetzte ſie tröſtend.

„Du biſt die Tochter Deiner Mutter, Polly!“ rief er freudig, ſie wußte auch alles Unangenehme zurechtzulegen oder zu umgehen.

Polyxene betrieb ſo vergnügt ihre Vorbereitungen, daß Lydia einmal ſagte:

„Du biſt ein merkwürdiges Geſchöpf, Polyxene! Du warſt anderthalb Jahr mit Graf Schönſtein verlobt; Euere Verbindung löſt ſich auf — und Du biſt froh und munter, als habe nie ein Graf Schönſtein für Dich exiſtiert.“

„Wie ſollte ich nicht! eine Heirat ohne Neigung eröffnet keine lachende Ausſicht in die Zukunft.“

„Das begreiſe ich.“

„Wohlan! dieſe Ausſicht iſt geſchloſſen und ich kann wieder frei und froh in die Zukunft ſchauen.“

„Ich hätte gemeint, es müſſe ein gewiſſer Ernſt, ein Bedauern des eigenen und des fremden Irrtums ſich geltend machen.“

„O Lydia, welche Torheit durch die Vergangenheit die Gegenwart zu betrüben. Wir paßten nicht für einander, der gute Veriand und ich —

es wurde uns beiden rechtzeitig klar und ich halte das für ein Glück.“

Polyxene ſagte freilich im wegwerfenden Ton „der gute Veriand“; dennoch war in der heimlichſten Tiefe ihres Herzens ein kleiner Dorn, den ſie ſorgfältig verbarg, auch vor ſich ſelbſt. Nach Veriand's Beſuch in Hohwart hätte ſie ihn ſehr gern geheiratet, und hätte ſie geahnt, daß ihr grillenhafter Uebermut einen Bruch herbeiführen werde — niemals hätte ſie die Hochzeit vertagt. Jetzt aber war es geſchehen, und ihr Wunſch ging nunmehr dahin, im Laufe des Winters eine recht glänzende Verbindung einzugehen und demjenigen, der ſich ihren Launen nicht fügen wollte, zu zeigen, wie es nur von ihr abhänge zwiſchen Bewerbern zu wählen, mit denen „der gute Veriand“ nicht rivaliſieren könne.

Es kam aber ganz anders. Seit manchem Jahr kannte man in der ſchönen Geſellſchaft die ſchöne Polyxene Wartenberg, ihre Gefallſucht und ihre Launen. Sie war für die Männerwelt nicht mehr ein Stern erſter Größe. Andere Geſtirne waren inzwiſchen aufgegangen, andere Knoſpen hatten ſich zu Blumen entfaltet. Unter ihnen Lydia. Sie war weder blendend, noch regelmäßig ſchön; in der Menge fiel ſie nicht auf; wer aber in die klare Tiefe ihres Auges geſchaut, ihr liebliches Lächeln bemerkt, den Ausdruck von Güte und Reinheit beachtet hatte, der auf ihrem Antlitz lag, der vergaß nicht mehr dieſe ſeelenvolle Erſcheinung. Überdies beſaß Lydia das beträchtliche Vermögen ihrer Mutter, das ſich während ihrer langen Minorität faſt verdoppelt hatte. Es iſt ein ſchmählicher Vorwurf für die Richtung unſerer Tage, daß ſich um den Geldpunkt allzu häufig die Schließung einer Ehe bewege. Dies iſt nur allzu wahr! es hängt mit der ganzen Strömung der Zeit zuſammen: ſie iſt frivol, ſie ſtrebt nach möglichſt allſeitigem Lebensgenuß — Genuß ſo, wie Eitelkeit, Sinnlichkeit, Prachtliebe, Hochmut, Selbſtſucht ihn verſtehen, Genuß ſo — wie er für Geld zu haben iſt. Der Luxus, die Mode, das Vergnügen ſind Ungeheuer, welche die Frivolität groß gezogen hat, weil ſie von ernſter Auffaſſung und hoher Aufgabe des Lebens nichts weiß, nichts hören mag. Das wäre unbequem, wäre beſchränkend, wäre demütigend. Was andere tun und haben, will man auch haben und tun, ohne ſich darum zu kümmern, wer dieſe anderen und wie ihre Verhältniſſe ſind. Sich etwas verſagen zu müſſen, wird als ein großes Unglück betrachtet und man bringt nicht in Anſchlag, daß es hie und da Vermögen gibt, welche der Laune Spielraum gewähren. Die Kinder werden nicht von den Eltern an Verſagung kleiner Wünſche gewöhnt; im Gegenteil! die Eltern bringen den Kindern ſo viel entgegen, daß dieſe gar nicht zu einem Wunſche kommen können, alſo auch nicht zur

Gundaccar geſagt — er wußte wol daß Gundaccar unvermält war, und deshalb bemühte er ſich den Möglichkeiten und dem Zufall nach Kräften die Thore zu ſchließen.

Als Jenny der Baronin die Schlüſſel des Hauſes abliefern wollte, verhinderte es Thannau durch das Gebot die Baronin nicht mit häuslichen Angelegenheiten zu beläſtigen, die ihrer Neigung zuwider wären. An ihn wären alle Vorkommenheiten zu berichten, in ſeine Hände alle Rechnungen und Foderungen zu liefern, mit ihm die Einrichtung des Hauſes zu beſprechen; und man ſolle nicht etwa glauben, daß er ein weniger wachſames Auge auf alle Vorfälle habe als etwa die Baronin haben würde. Nein! er ſei höchſt aufmerkſam und führe ein ernſtes Regiment; pünktlich müſſe ſein Befehl vollzogen werden: dann ſei er ein guter Herr. Wonach ſich zu richten. Jenny richtete ſich aufs Genaueſte danach und ging mit der größten Schmiegſamkeit in ſeine Abſicht ein. Für ſie war er der unumſchränkte Gebieter und die Baronin ein Schatten ohne Willen und ohne Einfluß, und ſo ſchlau war ſie, daß ſie ſeine Wünſche errieth und ihm, als er einen Tag in Geſchäften verreist war, bei ſeiner Heimkehr genau erzählte was die Baronin Stunde um Stunde gethan und getrieben hatte —

Freude über deſſen Erfüllung. Das gibt blaſierte Kinder; für die nur das Neue, nur der Wechſel noch Reiz hat. Dies Verlangen ſteigert ſich, wenn die Kindheit in die Jugend übergeht, und da nichts einen größeren Reiz hat, als das Unerlaubte, ſo gelangt der jugendliche Menſch ſehr ſchnell an deſſen Grenze — überſchreitet ſie — und ſtürzt in den Wirbel der Genußſucht — das heißt allzu oft: in den ſittlichen Untergang. Die Bildung der Jugend iſt ebenſo verkehrt, wie die Erziehung. Vollgepfropft mit halbverſtandenem Wiſſen, das ſeinen Kopf verwirrt, wird der jugendliche Menſch, je nach ſeinem Charakter, entweder aufgeblaſen oder oberflächlich oder jammervoll träge und betritt auf dieſe Weiſe die Bahn, die ſeinen Verhältniſſen entſpricht — mancher auch die Bahn des Nichtstun. Die mangelhafte geiſtige Bildung und die mangelhafte ſittliche Erziehung verſchmelzen ſich im Individuum zu einem markloſen Charakter. Die weibliche Jugend hat kein beſſeres Schickſal: ſie wird gefirnißt mit Kenntniſſen und Talenten. Es wimmelt von Penſionaten; im kleinſten Städtchen beſteht ganz gewiß ein ſolches, das an ſchlichten Bürgertöchtern und Landmädchen jene Prozedur vornimmt. Sie lernen zeichnen, Muſik, ſticken, deklamieren, franzöſiſch, womöglich engliſch, — lauter Dinge, die ihnen geradezu ſchädlich ſind, weil ſie den Verſtand nicht bilden, die moraliſchen Fähigkeiten nicht entwickeln, eine koſtbare Zeit rauben, die für beſſere Zwecke verwendet werden könnte, großes Gewicht auf unbedeutende Erfolge legen und zu eingebildeter Höhe emporſchrauben. Auch für Prinzeſſinnen und Gräfinnen wird in dieſem Punkt nicht ſelten das Maß überſchritten, ſo daß der glänzende Firniß nur die innere Leere übertüncht — und eben dieſe innere Leere iſt es, die in hohen wie in niederen Ständen dazu treibt nach äußerem Blendwerk zu haſchen und zu jagen, und in ſchönen Kleidern, Modetand, Schauſpielen, Luſtbarkeiten aller Art den Lebensgenuß zu ſetzen. Ein junger Mann, dem tauſend überflüſſige Dinge zur unentbehrlichſten Gewohnheit geworden ſind, kann unmöglich ein junges Mädchen heiraten, das genau auf derſelben Linie ſteht, wenn nicht er oder ſie reich genug iſt, um dieſen erkünſtelten Bedürfniſſen zu genügen.

Lydia Wartenberg's großes Vermögen war denn auch ein kräftiger Magnet für manchen jungen Mann, und man konnte im eleganten Klub bezeichnende Äußerungen hören.

„Ein goldener Rahmen tut dem ſchönſten Gemälde durchaus keinen Eintrag.“ —

„Eine liebliche Frau wird geliebt; — ſteht ſie auf einem goldenen Altar, ſo wird ſie angebetet.“

Es wurden dem Fürſten direkt und indirekt Vorſchläge bezüglich Lydia's gemacht, die er ihr mitteilte. Sie lehnte ab. Er fragte nach ihren

Gründen, denn die Vorſchläge ſchienen ihm annehmbar. Sie ſagte:

„Ich habe keine Heiratsgedanken und bleibe lieber bei Dir, Papa.“

„Das wird ſich aber mit der Zeit ändern, alſo beſinne Dich, Lydia, ob Graf X Dir nicht gefallen könnte. Er iſt liebenswürdig, ſehr brav, ſicher gebildet und hat Vermögen.“

„Das iſt wahr . . . aber ich möchte doch lieber bei Dir bleiben, mein guter Papa,“ ſagte Lydia bittend und küßte ſo zärtlich die Hand des Fürſten, daß er ganz gerührt entgegnete:

„Ich bin wahrlich der Letzte, der Dich verheiraten möchte, mein beſtes Kind. Wie könnte ich die Öde des Hauſes ertragen, wenn meine Töchter es nicht belebten!“

Der Dorn in Polyxenens Herz ſchärfte ſich, als ſie erleben mußte, daß Lydia ihr vorgezogen wurde, und hätte Graf X ſich an ſie gewendet, ſo hätte ſie mit Freuden Ja geſagt. Dennoch ſagte ſie Nein, als ganz am Schluß des Winters eine Heirat ſich ihr bot, die eine glänzende Seite hatte. Ein Botſchafter, der einen großen Namen und ein großes Vermögen hatte, zog ſich aus dem Staatsdienſt zurück, kaufte ein prächtiges Haus in der Stadt, richtete es prächtig ein und wünſchte eine Gemahlin zu finden, welche dieſem Hauſe den wahren Glanz verleihe. Seine Wahl fiel auf Polyxene. Mit ihrer Schönheit und ihrem Nixengeſang hatte ſie den alten Herrn bezaubert. Denn alt war er, fünfundſechszig Jahre, und durch die Gicht ſehr leidend und, wie man ſagte, grämlich und tyranniſch für ſeine Untergebenen. Der Fürſt entſetzte ſich etwas, als ihm der Botſchafter in eigener Perſon dieſe Eröffnung machte. Daß Polyxenens Sprödigkeit durch Schönſtein's entſchiedenes Verfahren ſehr geſchmeidigt ſei, und daß ſie ihre Saiten bedeutend herab geſtimmt habe, bezweifelte er nicht. Indeſſen war es doch ein ungeheuerer Entſchluß, ihre Schönheit und Jugend einem nicht ſehr liebenswürdigen Greiſe aufzuopfern und dafür nichts als Gold, Diamanten und einen großen Namen einzutauſchen.

So dachte auch Polyxene. Sie hörte gelaſſen zu, als der Fürſt ihr die Bewerbung vortrug und jene Lichtpunkte hervorhob. Zum Schluß ſagte er:

„Die Schattenſeiten brauche ich Dir nicht bemerklich zu machen.“

„Wir wollen die einen wie die anderen nicht weiter beſprechen,“ erwiderte Polyxene kalt, „ich verkaufe mich nicht, lieber Papa. Sage das dem Fürſten in der beſten Form.“

„So iſt es nicht von ihm gemeint.“

„Das weiß ich, Papa! er will mir eine Ehre erzeigen. Es gibt ja ähnliche Ehen, allein ich habe nicht die Reſignation eine ſolche einzugehen.“

„Da bin ich froh, meine Polly! Es gibt in der Tat dergleichen Ehen, die nicht übler ablaufen, als manche andere; — deshalb mußte ich Dir den Antrag mitteilen; doch Dein Nein iſt ganz nach meinem Sinn.“

Er teilte höchſt vergnügt ſeinem Bruder dieſen Ausgang mit und war nicht wenig erſtaunt, als dieſer ergrimmt verſetzte:

„Polyxene iſt eine Närrin. Wird ſie denn nie begreifen, daß ſie nach allen Körben, die ſie ausgeteilt hat, bei ſiebenundzwanzig Jahren nicht mehr ſehr wähleriſch ſein darf. Sie würde einen ungeheuren Schrecken bekommen, wenn man ihr mit Gewißheit ſagen könnte: Dies war der letzte Antrag, den man Dir machte; jetzt kommt keiner mehr. Du mußt unvermählt leben und ſterben. Sie würde mit aufgehobenen Händen bitten: Lieber Papa, bringe die Sache mit dem Botſchafter in Ordnung.“

„Ich bin vom Gegenteil überzeugt,“ murrte der Fürſt um ſo unwilliger, als mancherlei zweifelnde Gedanken in ihm aufſtiegen.

„Und was das Schlimmſte iſt,“ fuhr Fürſt Anton fort, „Polyxene ſteckt mit ihrer Narrheit Lydia an. Es iſt ein Unſinn, der alle Begriffe überſteigt, die Hand eines Mannes wie Graf X auszuſchlagen. Große Familie, bedeutendes Vermögen, unvergleichlich guter Ruf, die einnehmendſte Erſcheinung unter allen jungen Männern im heurigen Winter — und Lydia erklärt, ſie wolle lieber bei Papa bleiben. Es iſt zu kindiſch.“

„Es überſteigt meine Begriffe, wie Du, ein Eheloſer! ſo ungeſtüm auf Verehelichung meiner lieben Mädchen dringen kannſt.“

„Weil es ihr Beruf iſt.“

„Aber Anton, kann denn ihr Beruf nicht ebenſo der eheloſe Stand ſein, wie es der Deine war.“

„Mit nichten! ich hatte in meiner Jugend keinen Sinn für Familienglück, weil ich ganz und gar von großen Ideen erfüllt war“ . . . —

„Sage lieber: Träumereien.“

„Große Ideen, wenn ſie nicht ausgeführt werden, nennt man Träumereien — ich weiß es! und ich gebe zu, daß mir Einſicht in die Weltlage und in die Verhältniſſe der Zeit abging; allein ſie erfüllten meine ganze Jugend und ſpannten mein immer getäuſchtes Streben viel zu ſehr an, um mich von dieſen mächtigen Intereſſen ab- und den beſchränkteren des häuslichen Kreiſes zuzuwenden. So etwas exiſtiert aber nicht für junge Mädchen und folglich ſollen ſie heiraten.“

„Wenn Polyxene und Lydia mich verlaſſen, ſo heirate auch ich, das kündige ich Dir hiemit an. Mein Haus ohne weibliche Weſen ertrage ich nicht.“

„Du wirſt tun, was Du für das Richtige hältſt,“ entgegnete Fürſt Anton ſehr betroffen;

„aber bedenke es wohl: eine Frau, die jung iſt, wird Deinen Kindern nicht genehm ſein, und iſt ſie nicht jung, ſo gefällt ſie Dir nicht."

„Ich ſpreche nur von der Folge, welche die Heirat der beiden Mädchen haben würde, und vor der Hand iſt weder von dem einen noch von dem anderen die Rede."

„Gleichwohl ſcheint es mir gar nicht ausgemacht, daß Du nicht früher heirateſt als ſie."

„Ach! ſeufzte Fürſt Alois, eine zweite Marianne! . . . wo wäre ſie zu finden!"

Er empfand immer ſchwerer ihren Verluſt. Sie wußte alles zu ordnen, in die richtige Bahn zu leiten, die verſchiedenen Intereſſen zu berückſichtigen. Das ganze Haus entbehrte die Herrin, die jüngſten Söhne entbehrten ſchmerzlich die Mutter. Polyxene war nicht geſchaffen, um dieſe zwiefache Lücke auszufüllen und Lydia war zu jung. Jetzt kam eine betrübende Nachricht: Graf Holm ſchrieb troſtlos, das älteſte Kind ſei an der Diphtheritis faſt plötzlich geſtorben. Stephanie habe ein zweites Kind tot zur Welt gebracht und liege jetzt faſt hoffnungslos, aufgerieben von Krankheit und von Gram.

Der Fürſt reiſte mit Polyxene und Lydia zu Gräfin Holm, Egon ſetzte in der Stadt ſeine Studien fort, Franz und Gundaccar gingen unter der mütterlichen Aufſicht von Fräulein von Calm mit Abbé Junker und einem Lehrer verſchiedener

Wiſſenſchaften nach Hohwart. Kaum war der Fürſt bei Stephanie angelangt, ſo bekam er die Diphteritis und ſein Schwiegerſohn und ſeine Töchter verlebten Tage voll Angſt und Sorge in der Pflege von zwei ſchwer Kranken. Beide wurden hergeſtellt; allein die Geſundheit der Gräfin Holm war ganz gebrochen, und der Arzt verlangte einen Sommeraufenthalt in der milden und doch kräftigen Luft der Pyrenäen, der mit den Bädern in Biarritz enden ſollte. Auch dem Fürſten riet er zur Erholung denſelben Aufenthalt an; doch zu einer ſo weiten Reiſe war dieſer nicht zu bewegen. Nach langer Beratung geſtalteten ſich die Dinge ſo, daß Stephanie mit ihrem Mann und Polyxene nach dem freundlich ländlichen Bagnères gehen, der Fürſt aber in Lydia's Begleitung ſtärkende Bergluft im Schwarzwald einatmen ſollte.

„Das wird ſchnell abgetan ſein,“ ſagte er zu Lydia; „wir bleiben vierzehn Tage in Badenweiler, haben damit den Rat des Arztes befolgt und gehen nach Hohwart.“

Lydia war beglückt durch dieſe Ausſicht. Polyxene war es durch die Ausſicht auf Biarritz, welches damals durch den jährlichen Beſuch der Kaiſerin Eugenie für das eleganteſte aller Seebäder galt, während es durch die gewaltigen Wellen des atlantiſchen Oceans auch als eines der wirkſamſten geprieſen wurde.

Als Fürſt Wartenberg in Badenweiler das

Haus betrat, in welchem er Wohnung beſtellt hatte, kam ein junger Mann die Treppe herunter, auf den er ſogleich freundlich zuging, ihm die Hand bot und rief:

„Grüß' Sie Gott, lieber Schönſtein! . . . . . Sind Sie auch hier?“

„Erſt ſeit zwei Stunden,“ verſetzte Veriand in demſelben herzlichen Ton, der über die Vergangenheit unbefangen hinweg glitt und jedes peinliche Gefühl beſeitigt wiſſen wollte.

„Sind Sie allein hier?“ fragte der Fürſt etwas neugierig und ſetzte ſchnell eine zweite Frage hinzu, um die erſte vergeſſen zu machen: „Wo wohnen Sie?“

„Wir wohnen in dieſem Hauſe, meine Mutter und ich!“ erwiderte Schönſtein und begrüßte Lydia, deren freundliches Auge ihn anlächelte. Er war heimlich froh, daß Polyxene nicht da war.

Am anderen Tage ging der Fürſt mit Lydia zur Gräfin Schönſtein.

„Denn,“ ſagte er, „wir wollen uns durch das, was mit Polyxene vorgefallen iſt, in keine peinliche Stellung bringen laſſen. Wir müſſen die Sache einfach nehmen wie ſie iſt: zufriedenſtellend nach beiden Seiten.“

Das war ganz in Lydia's Sinn und augenſcheinlich auch im Sinn der Gräfin, die auf den Fürſten und Lydia einen ſehr angenehmen Eindruck machte. Bei achtzehn Jahren vermählt, in der Ruhe und Stille von Schönſtein lebend, an dem Gemahl und dem Sohn mit der ganzen Liebe eines ſanften und zärtlichen Herzens hangend, in Frieden mit ihren Neigungen und ihren Pflichten, trug ihre ganze Erſcheinung das Gepräge ihres Weſens, und ihre feinen Züge, ihre zarten Farben, ihr ſchönes blondes Haar, ihre leiſen ſanften Bewegungen ſtimmten damit überein. Sie war nicht zur Kur in Badenweiler. Sie hatte vor kurzer Zeit ihre treue Klotilde verloren, ganz ſchnell und überraſchend an einer Lungenentzündung. Der plötzliche Schreck, der Schmerz über den Verluſt, der Kummer über ihre Vereinſamung, die Störung eines Planes ihres Sohnes, — dies alles wirkte ſo niederdrückend auf die Gemüts- und Nervenſtimmung der Gräfin, daß Veriand es für zweckmäßig hielt, ſie der gewohnten Umgebung zu entreißen, wo die Erinnerung an Klotilde ihr überall entgegentrat, und ſie aus der weichen Luft und den Rebenhügeln des Bodenſees in den Schwarzwald zu verſetzen. Da war ſie nun — und ſchon die kleine Reiſe hatte ihr wohlgetan.

Veriand war nicht bei dem erſten Beſuch des Fürſten gegenwärtig. Die Gräfin ſagte, er ſei nach Baſel gefahren, um für ſie ein Pianino zu beſorgen, da ſie ungern die Muſik entbehre. Der Fürſt ſagte erfreut:

„Dann werden Sie an mir einen bewundernaber nicht mit dem Anſtrich der Spionerei, ſondern ſo als wiſſe ſie wie ihm das am Herzen liege. Er ſah bald ein daß er ſich auf Jenny verlaſſen dürfe; und nach einigen Monaten hatte ſie es mit dem Schein der Unterwürfigkeit und mit ſteter Berückſichtigung ſeiner Schwächen dahin gebracht, daß ſie wie zur Zeit ſeiner Mutter das Haus regierte.

Für Clelia war es gleichgültig mit wem ihr Kerkermeiſter ſein Amt theilte, wem er ſein Vertrauen ſchenkte, zu wem er hinab ſtieg oder wen er zu ſich herauf zog. Sie hatte weder Gedanken noch Theilnahme für ihre Umgebung. Sie wurde immer trauriger, angſtvoller, beklommener. Ihr war zu Muth als müſſe ſie ihr Kind an die Hand nehmen, mit ihm in die weite Welt hinaus ziehen und den Erſten Beſten fragen ob es denn nicht einen guten Menſchen auf der Erde gebe, der ſich mitleidig ihrer annehmen und ihr zu ihrem Vermögen verhelfen wolle, damit ſie in Freiheit leben könne — nur in einſamer ſtiller Freiheit mit ihrem Kinde in Verona oder ſonſt irgendwo in Italien. Deutſchland war ihr entſetzlich, ſo rauh, ſo arm, ſo hart von Luft und Erde! Mit der krankhaft geſchäftigen Phantaſie der Unglücklichen malte ſie ſich die Landſchaften von Genf, von Pau, ſogar von Bonn aus. Ueberall war's doch beſſer geweſen als hier! Die Rebden Zuhörer haben, gnädigſte Gräfin. Bei uns vergeht kein Tag ohne Muſik. Meine Kinder ſind ſämtlich muſikaliſch. Ein häusliches Leben ohne Muſik muß ſehr langweilig ſein."

Die Gräfin entgegnete verbindlich, ſie hoffe, Lydia werde zu weilen vierhändige Sachen mit ihr ſpielen. Und ſo begann eine Bekanntſchaft die einen ganz unerwarteten Ausgang haben ſollte.

„Veriand," ſagte die Gräfin nach einigen Tagen zu ihrem Sohn, „lieber Veriand, wie war es Dir möglich an dieſer lieblichen Lydia gleichgiltig vorüber zu gehen."

„Ich weiß es nicht! dieſe demütigende Antwort muß ich Dir geben," verſetzte er ſchmerzlich; „ich war wie von einem Rauſch befallen und handelte als ein Trunkener. Überdies kam mir Lydia damals wie ein Kind vor und ſo geſchah es, daß ich an der echten Perle vorüberging und eine farbige Glasperle höher ſchätzte."

„Wäre es aber nicht möglich, liebſter Veriand, jetzt jene zu gewinnen. Du ſiehſt ja, daß Vater und Tochter Dir wohlwollen."

„Das hat ſie mir immer bewieſen, immer mit derſelben anſpruchloſen Unbefangenheit mich behandelt, als ob von ihr neben der Schweſter gar nicht die Rede ſein könne. Und ich, der ich in dieſe Schweſter mit Leidenſchaft verliebt war, ich ſollte wähnen Lydia gewinnen zu können! . . . Unmöglich!“

Die Gräfin ſah die Unmöglichkeit durchaus nicht ein. Seit Jahren war Veriand's Verehelichung ihr heißer Wunſch, heißer denn je, ſeitdem der Bruch mit Polyxene geſchehen war. Die Hoffnung auf häusliches Glück durch eine geliebte Gattin hatte allzu ſehr Veriand beglückt, um nicht in ſeinem Herzen eine ſchmerzliche Leere zu laſſen, als ſie unerfüllt und er einſam blieb. So war der Winter vergangen. Im Sommer wollte er eine große Reiſe antreten, die mindeſtens ein Jahr dauern ſollte; da trat Klotilden's Tod dieſem Vorhaben entgegen. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Mutter völlig einſam zu laſſen, und es war ungemein ſchwer eine Perſönlichkeit zu finden, die annähernd Klotilde erſetzt hätte. War Veriand für eine Sache entſchieden, die er für recht hielt, ſo vermochte keine Vorſtellung und keine Bitte ihn davon abzubringen. Die Gräfin mußte ſich entſchließen mit dankbar gerührtem und dennoch betrübtem Herzen das Opfer anzunehmen, das Veriand brachte, indem er dieſe Reiſe aufgab. Jetzt dachte ſie, die göttliche Vorſehung könnte vielleicht das Opfer verlangt haben, um ihn einem ganz anderen Glück zuzuführen, als das Vergnügen einer Reiſe ihm bieten konnte; und das unerwartete Zuſammentreffen mit dieſer lieblichen Lydia ſei eine höhere Fügung. Sie war feſt überzeugt, er werde die volle Beglückung ſeines Herzens durch eine ſolche Frau finden, — vorausgeſetzt, daß ſie eine Zuneigung zu ihm faſſe — und ſo tat ſie alles, was das Zartgefühl erlaubte, um die freundlichen Beziehungen möglichſt zu pflegen und intim zu machen. Lydia verhielt ſich unbefangen in ihrer Weiſe, Veriand zurückhaltend in der ſeinen; der Fürſt aber kam ihr ſo bereitwillig entgegen, daß ſie freudig dem Gedanken ſich hingab, er wünſche faſt noch lebhafter wie ſie Veriand's und Lydia's Ehe.

„Lydia!“ ſagte der Fürſt einmal ganz nachdenklich am Frühſtückstiſch, „findeſt Du nicht zwiſchen Gräfin Schönſtein und der ſeligen Mama eine große Ähnlichkeit?“

„Keine Spur, Papa,“ verſetzte ſie höchſt erſtaunt.

„Dann haſt Du beide noch nicht verglichen.“

„Das iſt richtig, lieber Papa.“

„Betrachte einmal ihre Hand. Ganz die der Mama! ſchmal und mit feinen Fingern.“

„Ja . . . aber viel geſchmeidiger durch das Klavierſpiel.“

Die Gräfin ſpielte täglich mit Lydia vierhändige Sachen, und da ſie viel geübter war, verſtand ſie es, Lydia's Spiel hervor zu heben; darum ſetzte dieſe jetzt hinzu:

„Ich bewundere alle Tage dieſe ſchönen Hände . . . und noch vielmehr die große Güte, mit welcher ſie, um Dir Freude zu machen, ihr ſchönes Spiel gegen das meine in Schatten ſtellt."

„Um mir Freude zu machen — meinſt Du!"

„Gewiß! ſie kann ja keinen andern Grund haben — und ſie iſt die Güte ſelbſt."

„Das glaube ich auch . . . wovon ſpricht ſie mit Dir, wenn Ihr allein ſeid?"

„Von allem was mich freut: von Hohwart, von den Geſchwiſtern, namentlich von Franz und Gundaccar, die ſie innig bedauert, ſo jung ohne Mutter zu ſein, vom Spitälchen — ſie hat ein ähnliches in Schönſtein — und nie neugierig, nie ausfragend, immer aus liebreicher Teilnahme. Dabei ſo zärtlich für ihren Sohn! . . . ich finde ſie unbeſchreiblich liebenswürdjg."

„Hm!" ſagte der Fürſt.

„Du nicht?" fragte ſie abermals erſtaunt.

„Gewiß . . . o gewiß! von ſeltener Liebenswürdigkeit . . . eine vortreffliche Frau."

Die Teilnahme, welche die Gräfin für Lydia zeigte, deren Fragen nach Hohwart und dem Leben daſelbſt, ihr Mitleid mit ſeinen kleinen Söhnen deutete der Fürſt ſo wie er es heimlich wünſchte. Er hatte vierzehn Tage für ſeine Kur beſtimmt; als ſie faſt verfloſſen waren, ſagte er zu Lydia:

„Dieſer Aufenthalt tut mir ſo wohl, daß ich ihn verlängern will . . . was meinſt Du."

„Tue das, lieber Papa! in Hohwart befinden ſich alle und geht alles vortrefflich," entgegnete ſie. —

„Ich fürchte nur, Du langweilſt Dich, weil ich keine Luſt habe, hier Leute kennen zu lernen."

„Aber, lieber Papa, ich bin nicht begierig fremde Leute kennen zu lernen. Ich unterhalte mich ſehr gern mit Graf Schönſtein, habe die Gräfin ſehr lieb — wir machen ſchöne Spaziergänge — was will ich mehr!"

Nicht ſie — der Fürſt wollte mehr. Seine Aufmerkſamkeit für die Gräfin nahm ſo zu, daß es ihr auffiel. Nur wußte ſie nicht, ob es ihrer Perſon galt oder etwa dem Wunſch, Veriand und Lydia zu vermählen. Es kam eine leiſe Unſicherheit in ihr Benehmen. Dies veranlaßte den Fürſten ſich mehr und mehr mit einem Gedanken zu beſchäftigen, der ſchon früher in ihm aufgetaucht war, doch nicht Wurzel faßte, weil er ſich nicht an eine beſtimmte Perſönlichkeit knüpfte. Durch den täglichen freundſchaftlichen Verkehr mit Gräfin Schönſtein wurde ihm die große Leere ganz klar, die ſeiner Zukunft bevorſtand und die ſich ſchon jetzt in ſeinem Leben fühlbarer machte. Er liebte die Welt und das Treiben der großen Geſellſchaft; — jedoch nicht genug, um eine angenehme Häuslichkeit entbehren zu können. Im Gegenteil! dieſe war für ſeinen wohlwollenden Charakter und für ſeine Neigung zu behaglicher Gemütlichkeit ein Bedürfnis, das ſchon jetzt nicht befriedigt wurde. Seine zärtlich geliebten Töchter konnten ihm in tauſend Fällen nicht die Gattin erſetzen; es war gewiß, daß ſie nicht immer bei ihm bleiben würden; — wie langweilig gähnte ihn dann ſein tägliches Leben an. Die Fürſtin hatte all' ſeine Intereſſen geteilt, war auch auf diejenigen eingegangen, die ihr nicht zuſagten. Er tat nichts, was er nicht zuvor mit ihr beſprochen hätte. Geſchäftsſachen, Geldangelegenheiten, Einrichtungen, Verbeſſerungen, Schwierigkeiten mit Beamten und Untergebenen, kleine Mißhelligkeiten in der Verwandtſchaft oder Geſellſchaft, die beſeitigt werden ſollten — Kleines und Großes überlegte er mit ihr. Sie übertraf ihn an Einſicht und Energie, gab nicht nur Rat und Meinung ab, ſondern übernahm die Ausführung, wenn ſie dem Fürſten unbequem war. In ſolchem Fall ſagte ſie:

Ich habe eben jetzt Zeit. Soll ich vielleicht mit dieſer Perſon ſprechen — ſoll ich etwa dieſen Brief ſchreiben? ꝛc. ꝛc. — Dankbar nahm er den Vorſchlag an und es war in der Ordnung, daß ein gemütlicher Mann wie er, die Frau anbetete, die ihm das Leben ſo leicht machte. Die Töchter konnten es erheitern, es ſchmücken — nicht aber die Fürſtin erſetzen. So lag der Gedanke an eine zweite Ehe ihm nicht fern, nur fehlte ihm die Frau, wie ſein Herz ſie wünſchte: nicht zu jung, um für ſeine Söhne mütterliche Gefühle zu haben, nicht zu alt, um auf ſeine Lebensgewohnheiten einzugehen — wenn irgend möglich eine zweite Marianne. Kam er zu dieſem Abſchluß, ſo ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, weil ihm das unmöglich ſchien. Jetzt aber, da er Gräfin Schönſtein kannte und das glückliche Verhältnis zwiſchen ihr und Veriand beobachtete — ein Verhältnis, in welchem eine Mutter ſehr viel Takt und Selbſtverleugnung üben kann: jetzt ſchien ihm die zweite Marianne von der Vorſehung zugeführt zu ſein. Mit ſeinem guten geraden Sinn beſchloß er nicht viel Winkelzüge zu machen, die ſich ohnehin weder für ſein, noch für ihr Alter geſchickt hätten, ſondern einfach mit ſeinem Antrag hervorzutreten. Er hatte das feſte Vertrauen zu ihr, ſie werde ablehnen, wenn ſie ſich durchaus unfähig fühlte neue Verhältniſſe zu übernehmen. Lehne ſie jedoch nicht ab, ſo werde ſie mit ihrer ſanften Schmiegſamkeit alle übernommenen Pflichten gewiſſenhaft und einſichtsvoll erfüllen.

Veriand war auf acht Tage nach Schönſtein gegangen und hatte den Fürſten gebeten, während dieſer Zeit für die Gräfin zu ſorgen. Dieſer verſprach es mit Freuden; er wußte nur nicht wie.

Als er am andern Tage in ihr Zimmer trat, um nach ihren etwaigen Wünſchen zu fragen, ſaß ſie am Schreibtiſch.

„Ich ſtöre?“ fragte er in einem Ton, welcher die Erwartung eines Nein durchklingen ließ.

„Durchaus nicht! . . . ich ſchreibe nur meinen Namen unter meine Photographie, weil Lydia es ſo wünſcht.“

Er nahm die Photographie und ſagte:

„Sie iſt abſcheulich! . . . ſchöne blonde Frauen ſollten ſich nie photographieren laſſen.“ Dann kehrte er das Blatt um und las:

„Marianne Schönſtein! . . . Marianne!“ rief er entzückt. „Heißen Sie Marianne! . . . führen Sie dieſen lieben Namen Marianne?“

„Ich heiße ſo,“ ſagte ſie lächelnd.

„Mein ganzes Glück knüpft ſich an den Namen Marianne.“

„Wie geht das zu?“ verſetzte ſie ein wenig verlegen.

„Ja, in der Vergangenheit und vielleicht . . . in der Zukunft.“

„Das erklärt mir nichts, lieber Fürſt.“

„Wohlan denn! . . . wenn Sie ſich entſchließen können, mir Ihre ſchöne Hand zum Ehebund zu reichen, ſo ſichern Sie mir eine glückliche Zukunft, wie eine andere Marianne meine ganze Vergangenheit beglückte.“

„Ich würde das wohl nicht vermögen,“ erwiderte ſie ſanft; „bei dreiundvierzig Jahren beſitzt man nicht mehr jene Schmiegſamkeit des Charakters, die ſich leicht in anderen Verhältniſſen zurechtfindet — und nicht mehr jenen Zauber, den der Gemahl zu ſeiner Beglückung begehrt.“

„Sie verleumden ſich, ohne mich zu bekehren. Über den Zauber, den eine Frau beſitzt, kann nicht ſie urteilen, wohl aber der Mann, der ihn empfindet. Und was die Schmiegſamkeit des Charakters betrifft: ſo fehlt ſie ganz gewiß nicht einer Frau, die als Gattin, Mutter und Witwe ein Muſter von Selbſtverleugnung und Hingebung geweſen iſt."

„Scheint es Ihnen nicht paſſender, wenn Lydia und Veriand ein Ehepaar werden?" fragte die Gräfin.

„Eine gegenſeitige Neigung vorausgeſetzt, ſoll es mich von Herzen freuen . . . allein der Wunſch, den ich Ihnen ſoeben ausſprach, würde durch die Ehe unſerer Kinder keineswegs erfüllt werden. Hingegen könnte unſere Verbindung dazu beitragen, daß jene geſchloſſen würde und wir bildeten dann eine einzige überaus glückliche Familie."

„Die Kinder finden aber häufig die zweite Ehe der Eltern nichts weniger als erfreulich."

„Meine Kinder werden erfreut ſein! Die Töchter heiraten, verlaſſen den Vater und das Vaterhaus und finden Troſt darin, daß er nicht einſam bleibt; die Söhne aber ſchließen ſich gern der zweiten liebenswürdigen Mutter an."

„Mein Leben iſt in ſo ſtillen Verhältniſſen, in einem ſo kleinen Kreiſe, ſo fern vom Geräuſch der Welt verfloſſen, daß der Gedanke an eine zweite Ehe mir nie in den Sinn kam und am wenigſten an eine ſolche, die mich in einen ſehr großen und vielſeitigen Kreis von Pflichten verſetzen könnte.“

Da die Gräfin immer nur Bedenken, aber durchaus keine Abneigung äußerte, ſo betrachtete der Fürſt höchſt erfreut ſeine Sache als gewonnen und ſagte:

„Sie ſehen, wie eigentümlich und ganz ungeſucht die Umſtände ſo ſich gefügt haben, daß in dem Augenblick, wo ſie ſich durch den Tod einer Freundin ſehr vereinſamt fühlen — und zugleich bedrückt ſind durch die Vorſtellung ſtörend in die Pläne Ihres guten Sohnes, gegen Ihren Willen zwar, einzugreifen — daß eben in dieſem Augenblick ein Mann Sie um Ihre ſchöne Hand bittet, der freilich durch nichts dazu berechtigt iſt, als durch die zärtliche Verehrung, die er Ihnen darbringt und durch das innige Vertrauen, das Sie ihm einflößen, ein Leben an Ihrer Seite werde ein glückliches ſein.“

„Beſter Fürſt,“ ſagte die Gräfin bewegt, „dies iſt mir zu neu, zu fremd, zu überraſchend . . . Ich kann nicht ſogleich eine hochwichtige Frage entſcheiden . . . ich muß überlegen, muß wiſſen, wie Veriand die Sache betrachtet.“

„Tun Sie alles, was Sie für recht halten, aber ſagen Sie mir nur ein Wort: zürnen Sie mir?“

„Wie wäre das möglich.“

„Werden Sie nein ſagen?“

gelände, die ſchönen Flüſſe, der reiche Boden — das erinnerte doch noch an die Heimat! aber hier .... nichts als die kühle, grüne, hügelige Erde, die ſich wie ein Gottesacker voll Gräber um ſie wellte und ſie abſperrte. Tagelang ging ſie umher zwiſchen den Roſen und blühenden Geſträuchen ihres Gartens mit troſtloſem Herzen, mit zermarternden Gedanken, bis die Ermüdung des Körpers die arme Seele in Betäubung verſetzte. Wer aber auf der Chauſſee reiſemüde, erhitzt, beſtaubt, krank vorüber rollte oder ging, warf einen erheiterten Blick auf das freundliche Landhaus, weil es ganz ſo ausſah als müßte es von recht zufriedenen Menſchen bewohnt ſein.

Zu der letzten Sehnſucht des Unglücklichen, zu dem Erlöſer, dem Tode, durfte Clelia ſich nicht flüchten. Sie mußte nicht blos leben, ſondern wünſchen zu leben — Tranquillina, das holde Kind machte es ihr zur Pflicht. Oft wenn ſie dies Kind mit kummervollen zärtlichen Blicken anſah dachte ſie heimlich: O du ſtrenger Gott! wie rächt ſich das verbotene Glück und die unerlaubte Freude ſo bitter und ſchneidend an dem Uebertreter! hätte ich Gundaccar geliebt wie man lieben ſoll — und wären wir auch von einander geriſſen — ſo hätte ich doch entfliehen, in einem Kloſter Schutz finden,

„Die Frage gilt nicht! es wäre ſchon das zweite Wort," ſagte ſie lächelnd.

„Nun ſo geben Sie mir Ihr ſchönes Händchen."

„Nein, nein, beſter Fürſt, noch nicht."

„Ich will es nur küſſen . . . ich gebe es zurück . . . für diesmal." —

Der Fürſt ging zu Lydia, reichte ihr die Photographie und ſagte ungemein vergnügt:

„Dies ſchickt Dir die Gräfin."

„Und das freut Dich ſo ſehr?"

„Nein, das nicht . . . Lydia, ich habe ein ernſtes Wort mit Dir zu reden."

Der Fürſt ſetzte ſich bequem zurecht, rauchte eine Cigarre an und blickte in die kleinen Rauchwölkchen, während er ſich auf die Einleitung beſann. Lydia ſaß ihm gegenüber etwas beängſtigt, weil ſie glauben mußte, der Fürſt habe ihr einen ſehr glänzenden und erfreulichen Heiratsantrag mitzuteilen. Endlich entſchloß ſich der Fürſt ohne weitere Einleitung zu der Frage:

„Lydia, Du biſt ein verſtändiges Kind, was würdeſt Du ſagen, wenn ich an eine zweite Ehe dächte?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte ſie ungeheuer verwundert.

„Sprich deutlich! . . . dies iſt keine Antwort."

Lydia fühlte ſich ſehr erleichtert, daß von ihr keine Rede ſei und gab nun mit aller Ruhe zur Antwort:

„Von Deiner Wahl würde es abhängen, lieber Papa, was ich dazu ſagen würde.“

„Eine zweite Ehe würde Dir alſo nicht mißfallen?“

„Da Deine Wahl nur eine würdige ſein kann, ſo würde ſie Dich beglücken . . . folglich auch mich. Der Gedanke hat mich oft gequält, wie einſam Du ſein würdeſt, wenn wir, Polyxene und ich, nicht mehr bei Dir wären.“

„Es käme alſo nur auf die Perſon an, Lydia?“

„Nur auf ſie, Papa.“

„Wohlan, Lydia, ich traf bereits eine Wahl . . . rate.“

Lydia hielt noch die Photographie in der Hand. Jetzt fiel ihr Blick darauf — dann auf den Fürſten; ſie lächelte und ſagte:

„O, mit dieſer Wahl bin ich von ganzem Herzen zufrieden“ — und ſie ſtand auf und umarmte ihn zärtlich.

„Du liebes Kind!“ rief gerührt der Fürſt. „Ja, ich habe gewählt, allein die Gräfin will ſich noch beſinnen und mit Beriand ſich beraten . . . alſo ſchweige ihr gegenüber. Beriand kommt in acht Tagen zurück. Bis dahin wird nicht von der Sache geſprochen.“

„Wolle Gott alles und für alle zum Segen wenden . . . ich will ihn in dieſer Zeit inſtändig darum bitten.“

Das tat ſie und mit erleichtertem Herzen; denn für ſie war durch die Heirat des Fürſten eine große Schwierigkeit gegen ihren Eintritt in's Kloſter gehoben.

Gräfin Schönſtein hatte ihrem Sohn einen ausführlichen Bericht erſtattet und ihn gebeten, ſeine Rückkehr nicht zu beſchleunigen, vielmehr dieſe Zeit zu reiflicher Erwägung eines Schrittes zu verwenden, dem ſie zwar nicht abgeneigt, doch auch nicht entſchloſſen ſei, ihn zu tun. „Sollte der Fürſt recht haben mit ſeiner Annahme — ſo ſchloß ſie den Brief — daß die göttliche Vorſehung mir einen neuen Platz anweiſt, ſo werde ich ihrer Führung folgen. Gewählt hätte ich dieſen Platz nicht. Es iſt aber nicht zu leugnen, daß meine große Abgeſchiedenheit in Schönſtein ohne die liebe, treue, mir durchaus ſympathiſche Klotilde — und durch Länder und Meere von meinem einzigen Sohn getrennt — mir eine unausſprechlich drückende Vorſtellung iſt. Ebenſowenig leugne ich, daß der Gedanke mich anzieht, in einen Kreis guter Menſchen einzutreten, denen ich durch Liebe und Sorgfalt wohltun könnte. Es fragt ſich nur, ob ich dieſer Aufgabe gewachſen und imſtande bin, einigermaßen dem guten redlichen Fürſten die liebenswürdige Gattin, den Kindern — wenigſtens den jüngſten — die ausgezeichnete Mutter zu erſetzen. Vielleicht ſoll ich die Unabhängigkeit hingeben, die man in meinem Alter ungern verliert, die aber für niemand von Nutzen iſt, um für dies Opfer Eigenſchaften und Gaben zu erlangen, durch die ich für andere wirken kann, und das wäre freilich ein Gewinn für mich.“

Veriand erfüllte ungern die Bitte der Mutter. Er hätte ihr am liebſten umgehend geſchrieben, die Hand des Fürſten anzunehmen, den er als den beſten Gatten und Familienvater kennen gelernt hatte; ſie werde in einem glücklichen Familienleben einen Wirkungskreis finden, der ihrem liebevollen Herzen entſpreche und den ſie bei ihm, dem Einſamen, vielleicht nie finden werde; — aber er ſchrieb nicht und verſchob die Erörterung auf das eingehendere mündliche Geſpräch.

Der Menſch iſt ſo beſchaffen, daß — wenn er ſich auch noch ſo ehrlich und eifrig mit dem Wohl des Nächſten beſchäftigt — ein kleiner Seitenblick auf die eigenen Intereſſen ſelten fehlt. So knüpfte denn auch Veriand an die Neugeſtaltung des Lebens ſeiner Mutter die aufdämmernde Hoffnung, es könne ſeine Verbindung mit Lydia allmählich eine Folge davon werden. Er kam am beſtimmten Tage wieder und die Verhandlung erledigte ſich ſchnell, denn der Fürſt, Lydia und Veriand waren eines Sinnes und die Gräfin gab ihr Wort ganz gemäß ihrem ſchmiegſamen Charakter, indem ſie ſagte:

„Drei ſind dafür; — wie könnte ich dagegen ſein.“

Beriand lud den Fürſt ein, den Rückweg über Schönſtein zu nehmen, und da die Luft des Schwarzwaldes für niemand mehr ein Bedürfnis war, reiſte man ab. Als man am Abend in Schönſtein eintraf, und die untergehende Sonne den Bodenſee und ſeine lachenden Ufer mit roſigem Licht überhauchte, während die Alpen dunkel und ernſt den Horizont im Süden begrenzten und Schloß Schönſtein großartig und freundlich am Hügelabhang lag, rief Lydia entzückt:

„Ach, ſo ſchön iſt Hohwart nicht! . . . nicht die Gegend, nicht die Lage . . . nichts! Sie ſind verwöhnt, liebe Frau Gräfin; ich fürchtete, unſer liebes Hohwart gefällt Ihnen wenig.“

„Es gibt in Hohwart doch manches, was mir werter iſt, als die Lage und die Gegend von Schönſtein,“ verſetzte die Gräfin und umarmte Lydia. Sie ſprach damit die Wahrheit aus. Dennoch konnte ſie bei ihrer ſorglichen Gemütsart einer großen Beklommenheit ſich nicht erwehren, wenn ſie an die Verhältniſſe dachte, denen ſie entgegenging. All' dieſe Kinder — das bewegliche Treiben des täglichen Lebens — die große Geſelligkeit in Hohwart wie in der Stadt — welch' ein Gegenſatz zu ihren einförmig ſtillen friedlichen

Tagen in Schönſtein. Die Kinder — das war ihre größte Sorge! dieſe ſchöne, launenhafte Polyxene, dieſer neunzehnjährige Jüngling Egon, die beiden jüngſten Knaben — werde ſich das Verhältnis mit ihnen ſo leicht und ſo gut geſtalten, wie mit Lydia! Sie wurde nicht müde über tauſend Einzelheiten den Fürſten zu befragen, über den Charakter der Kinder — über das Erziehungsperſonal — über die Haus- und Tagesordnung — der Fürſt ging bereitwillig auf ihre Fragen ein und wiederholte ſchließlich immer:

„Dies macht ſich alles von ſelbſt.“

Er meldete ſeinen Kindern, daß er, wie und wo und mit wem er ſich verlobt habe und daß die Vermählung Anfang September zu Schönſtein ſtattfinden werde, in aller Stille und nur im engſten Familienkreiſe, wie die Kirche das bei einer zweiten Ehe vorſchreibe. Während er auf dieſe Weiſe beſchäftigt war, unterhielt ſich Lydia mit Veriand; ließ ſich von ihm das ganze Schloß zeigen, den Garten, die Spielplätze ſeiner Kindheit, die ſchönſten Ausſichtspunkte. Er ſchlug ihr einen Spazierritt vor. Sie antwortete:

„Sehr gern — wenn Papa es erlaubt und wenn Sie ein Damenpferd haben.“

„Ein Pferd, das für eine gute Reiterin zugeritten iſt,“ ſagte er.

Sie merkte, das Pferd ſei für Polyxene beſtimmt geweſen.

Als er ſie in eine Reihe von Zimmern führte, deren verſchloſſene und verhängte Fenſter er öffnete, rief Lydia überraſcht:

„Das ſind ja reizende Zimmer.“

In dem einen ſtand ein eleganter Damenſchreibtiſch, in dem andern eine ſilberne Toilette; die ganze Einrichtung war ebenſo geſchmackvoll als ſorgſam gemacht. Veriand führte Lydia an ein Fenſter und ſagte:

„Hier haben Sie den ſchönſten Blick auf den See.“

Ganz ergriffen von der Aufmerkſamkeit Veriand's für Polyxene, die ſich in den geringſten Umſtänden ausſprach, ſagte Lydia in ihrem herzlichſten Ton:

„Lieber Graf Veriand, wir ſollen durchaus Geſchwiſter werden. Hat es ſich auf die eine Weiſe nicht gemacht, ſo fügt es der liebe Gott auf eine andere.“

„Daß wir Geſchwiſter werden?“ fragte er langſam betonend.

„Ja,“ erwiderte ſie unbefangen; als er ihr aber eigentümlich tief in die Augen ſah, ſetzte ſie etwas betroffen hinzu: „Es ſcheint mir ſo.“

„Das wäre mir leid,“ gab Veriand ernſt zur Antwort.

Lydia ſchaute verlegen aus dem Fenſter und rief haſtig, als ſie den Fürſten gewahrte, der an den Orangenbäumen vor dem Schloß mit ſeiner Cigarre auf und nieder ging.

„Papa, laß uns ein wenig ſpazieren reiten . . . willſt Du?“

„Gern!“ rief der Fürſt hinauf.

Lydia war innerlich ganz verſtört. Was meinte Veriand? Warum ſprach er ſo eigentümlich und warum blickte er ſo forſchend ſie an? Wünſchte er, daß ſie Polyxenens Stelle einnehme? Sollte ſie gut machen, was Polyxene verkehrt machte? Wollte er lieber ihr Gatte ſein, als ihr Bruder? — — Der Gedanke erſchreckte ſie nicht, wie das zu geſchehen pflegte, wenn für ſie die Rede von einer Heirat war. Sie kannte Veriand ſo lange und ſo gut! . . . Aber noch länger kannte ſie Egon und nie würde ſie an die Möglichkeit denken, ihn zu heiraten. Sie wollte ja aber überhaupt nicht heiraten! . . . Sie fühlte ſich ſehr zufrieden, der Fürſtin verſprochen zu haben, ſich über dieſen Punkt zwei Jahre zu beſinnen . . . ſie hatte Zeit bis zum nächſten Frühling. Schloß Schönſtein war wunderſchön . . . die Stille im Schloß, das ruhige Leben, waren ungemein anſprechend . . . Und welche große, glückliche Familie würden ſie zuſammen bilden, die Wartenberg und die Schönſtein . . . Es mußte ein Zauber auf der Ehe liegen, da der Fürſt, der Mann von zweiundfünfzig Jahren, ſich ſo beglückt fühlte, eine Ehe mit einer Frau zu ſchließen, welche die Schönheit und die Reize der Jugend nicht mehr beſaß. Es mußte alſo ein tiefes, ein edles Glück in dieſer Lebensverbindung von zwei Menſchen zu finden ſein — vorausgeſetzt, daß von beiden Seiten eine gewiſſe Zuneigung beſtehe. War Wohlwollen, Teilnahme, Anerkennung guter Eigenſchaften — Zuneigung? — Kaum! aber ſie konnten die Grundlage der Zuneigung werden, wenn ſie an dem Gefühl ſich erwärmten, das ein anderes Herz ihnen entgegen trug. So war es geſchehen bei dem Fürſten und der Gräfin; und ſo geſchah es ohne Zweifel bei der Mehrzahl der Menſchen, da plötzliche, beiderſeitige Exploſion einer Leidenſchaft ungewöhnlich iſt.

Solche Gedankenzüge wogten durch Lydia's Seele und riefen ſehr verſchiedene Gefühle hervor. War ſie treulos ihrem Kloſterberuf oder war dieſer ein Wahn? Auf erlaubte Weiſe das Glück in den weltlichen Verhältniſſen zu finden, war allgemeine Beſtimmung des Menſchen; weshalb wollte ſie eine Ausnahme machen, da ihr eben jetzt dieſe Verhältniſſe anziehender erſchienen denn je, und Veriand ein ganz anderer geworden war, als der linkiſche unbeholfene Menſch, den ſie einſt mitleidig in Schutz nahm. Erkenntnis und Entſagung hatten ihn durcharbeitet und ihm männliche Reife und ernſte Feſtigkeit gegeben, während er ſeine ruhige Zurückhaltung beibehielt und ſo zu einer Gediegenheit des Charakters gelangte, die unter allen Umſtänden, und beſonders in jungen Jahren ſelten iſt. Da Lydia nun einmal auf dem Wege ſolcher Gedanken war, bemerkte ſie leicht, daß die Gräfin vor Sehnſucht brannte, ſie Schwiegertochter zu nennen; ja, daß die Gräfin bereits den Fürſten für dieſen Plan gewonnen haben mußte, denn er ſagte einmal zu Lydia, freilich lachend:

„Da ich dem armen Veriand ſeine Mutter nehme, möchte ich ihm zum Erſatz mein Töchterlein geben, und wir wären, er und ich, mit dem Tauſch höchſt zufrieden.“

„Das hat Polyxene gründlich verſcherzt!“ rief Lydia gleichfalls im ſcherzenden Ton; gleichwohl errötete ſie — und das verdroß ſie.

Der Fürſt bemerkte das eine und das andere und ſchwieg, denn Lydia hatte ihn verſtanden. Auch Veriand bemerkte, daß eine gewiſſe Veränderung vorgegangen ſei: ſie war weniger unbefangen, war ſchüchterner. Wollte ſie ihm jede Hoffnung nehmen oder durfte er auf das Gegenteil ſchließen? — —

So vergingen acht Tage in Schönſtein. Am Morgen der Abreiſe war Veriand auffallend niedergeſchlagen und ſagte zu Lydia:

„Wie einſam wird es hier ſein.“

In ihrer alten, treuherzigen Weiſe gab ſie tröſtend zur Antwort:

oder endlich mich ſterben laſſen dürfen. Aber nun, da ich ihn geliebt habe wie man nicht lieben ſoll — nun liegt die Blüte dieſer Liebe wie eine umdornte Roſe auf meinem Herzen und thut mir weh .... und dennoch muß ich ſie anlächeln, und ihretwegen an dem Leben hängen das mir durch ſie zur Folter wird.

Kam dann der Abend, hüllte er beruhigend die Welt und die Herzen in Dunkel und Schlaf, ſo ſetzte Clelia ſich an ihren Flügel und ſang. Dann wurde ihr der Schmerz wieder klein und das Herz wieder groß, die Bruſt weit, die Seele frei. Sie verkehrte mit andern Geiſtern, ſie lebte in einer andern Sphäre, ſie ſang ihre eigenen Geſchicke, und leuchtend wie verklärte Bilder zogen ſie an ihr vorüber, nicht mehr in ihr, und ſie ſelbſt wurde dann zu einer verklärten Geſtalt. Aber den Schluß ihrer Geſänge welcher Art ſie auch geweſen ſein mogten, bildete allabendlich Zingarellis „Ombra adorata“, dieſer ſchwermüthig leidenſchaftliche Klage- und Wonnegeſang einer flammenden Liebe neben einem Sarge. Und darauf verſtummte ſie. — — —

Es war ein gewitterſchwüler glühender Abend des Spätauguſt, Mitternacht nahe. Schwarze Wolken lagen auf dem Gebirg und ſcheue Blitze

„Wir kommen ja in einigen Wochen wieder, wir alle! . . . die Geſchwiſter, der Onkel!“

„Ja . . . und dann reiſen Sie ſämtlich wieder ab, nehmen meine Mutter mit . . . und es wird noch viel einſamer um mich.“

„Sie werden, nicht wahr, zu den Jagden nach Hohwart kommen. Papa will ſie heuer ſehr glänzend haben. Das gibt Geſelligkeit!“

„Ja, doch nicht für Schönſtein.“

„Für Schönſtein freilich nicht,“ wiederholte Lydia und ſah ihn mit ihren guten braunen Augen, leicht beſchattet durch den runden Strohhut, bedauernd an.

Wie ſie da vor ihm ſtand, im Reiſeanzug, den Plaid über den Arm, ein Reiſetäſchchen von ruſſiſchem Leder in der Hand, ſo einfach und ſo lieblich — hatte er die größte Luſt ihr Shawl und Täſchchen abzunehmen und zu bitten: Ach bleiben Sie hier! — Allein der Fürſt trat reiſefertig mit der Gräfin ein. Der Wagen fuhr vor. Ein raſcher Abſchied — und die gewohnte Stille trat im Schloß ein.

In Hohwart wurde der Fürſt frohlockend von den zwei kleinen Söhnen empfangen. Fräulein von Calm hatte dafür geſorgt, den Knaben ſoviel von dem Glück, eine zweite Mutter zu bekommen, zu erzählen, daß dieſe nicht den Augenblick erwarten konnten, wo ſie erſcheinen werde. Dann waren auch Briefe da, Antworten, von Egon etwas kühl und etwas erſtaunt, aber doch wie von einem guten Sohn. Von Fürſt Anton ſehr erſtaunt, weil ja beide Töchter noch zuhauſe waren; aber einverſtanden mit der Wahl. Endlich von Polyxene. Sie ſchrieb:

„Lieber teuerer Papa! Ich wünſchte, mein Brief möge Dich ſo entzücken, wie mich der Deine entzückt hat. Du haſt Dich mit einer vortrefflichen Frau verlobt und ich, lieber Papa, ich bitte Dich um Erlaubnis, dem Zug meines Herzens folgen und mich mit einem vortrefflichen jungen Manne verloben zu dürfen, der die glänzendſten Eigenſchaften und den immenſen Vorzug beſitzt mich unſäglich zu lieben — und nicht ſeit geſtern. Nein! er hat mich vom erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft ſeit faſt drei Jahren geliebt und er iſt nicht an mir irre geworden, als ich einem anderen Manne den Vorzug zu geben ſchien. Er hat gewartet, gehofft, geliebt. Du wirſt längſt erraten haben, daß es Baron Fergus Mac Bruce iſt. Wie das kam, teile ich Dir ſpäter mit, liebſter Papa; heute nur die Tatſache, die Bitte um Deine Einwilligung und die innigſten Glückwünſche Deiner gehorſamen Tochter Polyxene.“

„Polyxene iſt merkwürdig!“ ſagte der Fürſt, als er den Brief an Lydia gab. „Lies einmal dieſe Faſeleien! In aller Geſchwindigkeit ſchreibt ſie einen kleinen Roman zuſammen, wie er ihr eben zuſagt. Glaubſt Du an dieſe dreijährige Liebe?“

„Ich glaube, daß Baron Fergus ihr beſſer gefiel als Graf Veriand. Über ſeine Gefühle für Polyxene habe ich kein Urteil.“

„Warum ſpielte ſie denn dieſe Komödie mit Veriand . . . es ſei denn, daß ſie den Grafen Schönſtein für eine beſſere Partie gehalten hätte . . . — und ſie ſchließlich dennoch durch ihre Grillen verſcherzte! . . . Genug, jetzt macht ſie eine recht elende Heirat . . . kein Name — Attachés einer Botſchaft — elend.“

Lydia ſuchte den Fürſten zu beruhigen, und als Fürſt Anton nach Hohwart kam und ſich ſehr erfreut über dies Ereignis ausſprach, betrachtete ſein Bruder es endlich auch in einem günſtigeren Licht.

„Polyxene,“ ſagte Fürſt Anton, „ſchreibt von Gefühlen — nach Art des weiblichen Geſchlechts. Fergus aber hat mir geſchrieben ganz rationell über ſeine Verhältniſſe und ſie ſind befriedigend — glänzend nicht. Er iſt Botſchaftsſekretär in Paris. Infolge unſerer veränderten Staatsverhältniſſe, die gar viele Bedenken erregen, ſchwinden alte Namen mehr und mehr aus der großen Karriere und neue tauchen auf. Sind die Leute befähigt, wie Fergus unzweifelhaft iſt, ſo werden ſie raſch zu hohen Stellen gelangen. Mit ſeinem Talent und ſeinem beträchtlichen Vermögen iſt ihm ohne Frage ein unabhängiger Poſten in unferner Zeit gewiß, und bis dahin lerne Polyxene das, was ihr ſehr nötig iſt, nämlich: nicht überall in erſter Reihe zu ſtehen. Mich freut es von Herzen, daß ich dem Sohn meines liebſten Jugendfreundes zu ſeinem Glück verhalf, indem ich ihn hier einführte.“

„Und Polly iſt beſſer bei ihm aufgehoben, als bei ihrem ſechzigjährigen geiſtkranken letzten Bewerber,“ ſetzte der Vater hinzu; „alſo gebe ich ihr meinen beſten Segen. Möge jetzt nur mein heißer Wunſch erfüllt und Lydia Veriand's Frau werden. Ich weiß keinen jungen Mann, den ich ſo gern hätte und zugleich ſo hoch ſchätzte . . . und ſeine Mutter würde durch dieſe Doppelheirat beſeligt werden.“

„Was ſagt Lydia?“

„Nichts.“

Lydia ſagte zu Fräulein von Calm:

„Jetzt gibt es alſo zwei Hochzeiten in der Familie. Freut Sie das, liebſte Amie?“

„Ich freue mich eigentlich erſt zehn Jahre nach jeder Hochzeit,“ entgegnete Fräulein Amelie, „wenn die zwei Leute ſich eingelebt und ihre Zufriedenheit gefunden haben, trotz der Schwierigkeiten, welche in dieſem Zeitraum über ſie kamen. Dies gilt weniger von der Vermählung des Fürſten. Er und die Gräfin — beide kennen das Leben als eine ernſte Aufgabe. Doch recht ſehr von Prinzeß Polyxene. Wo mag ſie nur mit Baron Fergus zuſammengetroffen ſein?“

„In Paris. Wir bekamen die Badenweiler Briefe, die uns ſagten, Stephanie habe nach Paris gehen müſſen, um einen berühmten Arzt zu konſultieren, weil ihr Arzt in der Heimat und der zu Bagnères ganz entgegengeſetzter Anſicht über ihr Leiden wären. Ihr Mann habe deshalb darauf beſtanden, einen dritten, ſehr erfahrenen, wie der Pariſer Arzt eben ſei, zu Rat zu ziehen.“ —

So verhielt es ſich in der Tat. Graf Holm ſuchte in Paris ſogleich die Botſchaft auf und Fergus erfuhr bald, daß Polyxene in Paris ſei. Aber unter welchen Verhältniſſen? . . . weshalb war ſie unvermählt? . . . — Er nahm ſich vor, ſein ganzes diplomatiſches Talent zu entwickeln und die Freude zu verbergen, die er wider ſeinen Willen empfand, Polyxene wieder zu ſehen.

Bei ſeinem Beſuch kam ſie nicht zum Vorſchein. Es hieß, ſie habe Migräne. Früher hatte er bei ihr nie von Migräne gehört, nur von unverwüſtlicher Geſundheit. Das weckte ſeine Teilnahme. Er ging am anderen Tage wieder hin und fand ſie allein, ſchöner und anmutiger denn je. Sie bot ihm mit ſo froher Unbefangenheit die Hand, daß ſeine ganze diplomatiſche Zurückhaltung zerſchmolz und ſagte:

„Willkommen! welche angenehme Überraſchung! . . . Wir hörten doch, Sie wären in London.“

„Ich war dort in beſonderer Sendung drei Monat. Das was man ſo hört, iſt gewöhnlich falſch, oder halb wahr.“

„Sind Sie lieber hier als in London und in Rom?“

„Als in London — ja. In Rom verlebte ich ſo glückliche Tage, daß die Erinnerung Rom zu etwas Unvergleichlichem macht.“

„Das iſt auch mein Gefühl, obſchon für mich jene Tage in Gram untergingen.“

„In Gram?“

„Gewiß! Sie hörten ja von meinem Vater, daß ich verlobt ſei.“

„Für uns Alltagsmenſchen iſt das kein Beweggrund zum Gram. Bei Prinzeß Polyxene iſt alles ganz anders,“ ſagte er etwas ſcharf.

„Daß es für mich kein Beweggrund zur Freude war, ſehen Sie daraus, daß ich unvermählt bin,“ verſetzte ſie ruhig und ſprach von den Pyrenäen.

Fergus war mehr denn je unter ihrem Zauber. Ihre Verlobung mit Graf Schönſtein, in dem Augenblick, wo er, Fergus, ihrer Zuneigung gewiß zu ſein glaubte, legte er ſich ſo zurecht, daß die Eltern Polyxene dazu gedrängt hätten; und die Auflöſung der Verlobung ſo, daß jene Zuneigung Polyxene bewogen habe, zurück zu treten. Er hatte gar keine Mühe, die höchſt einfache und wahrſcheinliche Erklärung in ſich feſtzuſtellen, und als das geſchehen war, benahm er ſich wie jemand, der ſeiner Bewerbung um ſo gewiſſer iſt, als günſtige äußere Umſtände ſie unterſtützen. Es war eben jetzt an einem der kleineren Höfe der Geſandtſchafspoſten unbeſetzt. Fergus hatte die Hoffnung, als Geſchäftsträger dahin verſetzt zu werden — und das war der nächſte Schritt zum Geſandten. Er hatte nach dem Tode ſeiner Mutter eine große Beſitzung in Kärnthen gekauft, deren herrliche Waldungen ſich ungemein erträglich erwieſen; dadurch hatte er ein ſchönes Heim für den Fall, daß die diplomatiſche Laufbahn ihm mit der Zeit nicht zuſagen ſollte. Dies alles kam beiläufig im Geſpräch vor und kein Tag verging, an welchem er nicht Polyxene ſah; denn Graf und Gräfin Holm waren ſehr von ihm eingenommen und empfingen ihn auf's freundlichſte. Polyxene ſah das mit großer Befriedigung; ſie fühlte, daß ſie keine Erklärung ihres Verhaltens zu geben brauche. Stephanie und ihr Mann erkannten ſelbſtverſtändlich ſehr bald, weshalb Fergus täglich zu ihnen kam und Graf Holm ſagte einmal ſcherzend:

„Polyxene, werden Sie zu den zahlreichen Körben, die Sie austeilten, einen neuen fügen?"

„Lord Clinton kann deſſen gewiß ſein," verſetzte ſie in demſelben Ton.

„Das iſt ehrlich geſprochen! Sie bezeichnen ſomit denjenigen, der keinen Korb bekommen wird.“

Sie lächelte und ihr Verhalten gegen Fergus blieb ſo gleichmäßig liebenswürdig, daß Stephanie zu ihrem Manne ſagte:

„Polyxene muß eine ſehr lebhafte Neigung für Baron Mac Bruce haben, denn ſie läßt all ihre kleinen Koketterien beiſeite.“

„Ich hoffe, die günſtige Entſcheidung kommt bald,“ ſagte der Graf; „man merkt ja, wie ihm die Frage auf den Lippen ſchwebt und wie ſie geneigt iſt, ihn zu erhören.“

Nach vierzehn Tagen traf Fergus wieder einmal Polyxene im Salon allein und ſehr bewegt.

„Wir erhielten heute Vormittag eine höchſt überraſchende Nachricht!“ rief ſie ihm entgegen. „Papa hat ſich mit der verwitweten Gräfin Schönſtein verlobt und iſt mit Lydia bei ihr auf dem Schloß ihres Sohnes am Bodenſee — ſehr glücklich, wie es ſcheint.“

„Zweifeln Sie, daß man in der Ehe glücklich ſein könne?“

„Durchaus nicht . . . allein das Glück entſpringt aus der Gegenſeitigkeit der Zuneigung. Findet dieſe nicht ſtatt, ſo gibt es ein jammervolles Verhältnis.“

„Es klingt ſehr unbeſcheiden . . . doch Sie werden mir verzeihen, wenn ich frage, weshalb Ihre

Vermählung mit Graf Schönſtein nicht ſtattfand?“

„Ich fühlte mich ſo unglücklich, daß ich nicht den Mut hatte, noch unglücklicher zu werden. Ich benahm mich ſo gegen ihn, daß er mir mein Wort zurückgeben mußte. Ich wollte lieber die Schuld der Flatterhaftigkeit auf mich laden, als meine Hand geben . . . ohne mein Herz.“

„Werden Sie mir Ihre Hand geben können . . . mit Ihrem Herzen?“

Sie gab ihm die Hand und ſagte:

„Ihnen opfere ich gern meine Freiheit.“

Auf dieſe Nachricht ſchickte der Fürſt ſogleich Fräulein von Calm nach Paris, um Polyxene abzuholen, da Stephanie mitten in einer Kur war und Graf Holm ſie nicht allein laſſen konnte. Polyxene kam ganz ſtrahlend nach Hohwart, warf ſich dem Fürſten in die Arme und rief:

„Wer von uns beiden iſt jetzt am glücklichſten, Papa. Du, oder ich?“.

„Mögeſt Du es ſein und bleiben,“ ſagte er zärtlich.

„Jetzt weiß ich, was das iſt, Braut ſein,“ ſagte Polyxene zu Lydia, „und ich rate Dir ſchweſterlich, mir bald nachzufolgen. Es ſind ganz öde Jahre, die man im Getümmel des Weltlebens verſchleudert . . . zwecklos! Jetzt weiß ich, daß ich dazu da bin, um Fergus glücklich zu machen.“

„Nur dazu?“ fragte Lydia.

„Und um dadurch glücklich zu werden — das verſteht ſich.“

„Nur dazu?“ wiederholte Lydia.

„Du biſt ſehr ungenügſam, wenn Du noch mehr verlangſt.“

„Mehr nicht . . . doch etwas anderes noch.“

„Ich weiß! ich weiß! . . . ein gemeinſames himmliſches Streben und dergleichen mehr, nicht wahr? — Doch das iſt für uns, Fergus und mich, zu hoch, Lydia. Wir leben in irdiſchen Verhältniſſen und werden unſere Pflicht erfüllen, ſo gut arme Menſchenkinder es vermögen“ . . .

„Die zugleich Gotteskinder ſind,“ fiel Lydia ein — und beide umarmten ſich herzlich.

In Lydia's bisher ſo friedlichem Herzen ging es ſehr unruhig her. Sie mußte immer an Veriand denken und dabei denken, daß er auch an ſie denke. Wie rätſelhaft iſt das! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; ich habe ihn ſeit Jahren gekannt und ihm alles Gute gewünſcht, doch meine Gedanken hat er nur in Beziehung zu Polyxene beſchäftigt. Und jetzt, nach den wenigen Wochen, die ich mit ihm in engſter Intimität verlebte, ihn mit ſeiner Mutter als Sohn, in ſeinem Hauſe als Herr ſah — jetzt iſt das anders . . . nur ein Blick und eine Frage bewirkten dieſe Veränderung . . . oder offenbarten ſie. Ich habe den Blick und die Frage verſtanden, ich weiß, was er wünſcht, allein was ich wünſche . . . ach, ich weiß es nicht. — —

zuckten zuweilen daraus hervor. Uebrigens war der Himmel rein und mit Myriaden Sternen überſäet, und wie ein Goldregen ſchienen ſie mitunter zur Erde zu fallen — aber es waren nur ihre Phantome, die Sternſchnuppen.

Die Thüren von Clelias Gartenzimmer waren geöfnet. Der Duft der Nelken und Levkoien quoll mit dem langſamen und ſchweren Nachtwind in linden Stößen in das Gemach. Aus demſelben heraus drang ihre goldene Glockenſtimme. Sie ſaß am Flügel der in der Mitte des Zimmers ſtand, und in deſſen Hintergrund brannten zwei Lampen auf einem Tiſch zwiſchen Blumenvaſen. Ihre ſchöne ſchlanke Geſtalt und ihr wundervolles Antlitz zeichnete ſich im Profil auf das helle Licht wie auf Goldgrund ab. Sie war gekleidet wie Jemand der die Mode nicht kennt und nicht braucht. Wars ein Schlafrock, wars ein Hauskleid, ihr Anzug von perlfarbenem Tafft mit roſenfarbenen Schleifen, welche von der Bruſt bis zu den Füßen das Kleid ſchloſſen? es war ſo maleriſch und ſo bequem wie die arme Mode es ſelten erfinden darf, weil das Sorgloſe und Maleriſche nur ſchönen Geſtalten gut ſteht. Das üppig glänzend blonde Haar wellte ſich von der Stirn zurück und war im Nacken zu einem Knoten geſchlungen. Ueber dem Ohr hing eine

Sie ſaß in ihrem traulichen Zimmer; ſie wollte malen — der Pinſel entfiel ihr. Sie wollte leſen; über das Buch hinweg ſpannen ſich ihre Gedanken fort. Wie rätſelhaft! vor wenig Monaten war es nur ein Stich durch's Herz, wegen eines Kloſters Hohwart zu verlaſſen; — gleichwohl ſchien es mir, das Opfer müſſe gebracht werden. Jetzt meine ich, es würde mir nicht allzu ſchwer werden, Hohwart für Schönſtein aufzugeben, aber für ein Kloſter . . . unmöglich . . . ganz unmöglich! . . . Und was ich früher ſo gern tat, das Spitälchen beſuchen, mit den armen Kranken mich beſchäftigen — ach, es iſt mir läſtig . . . ſogar zuwider.

Erſchreckt ſtand ſie auf, drückte die Hände an die Stirn und ſeufzte unter ſtrömenden Tränen: Zuwider! zuwider! . . . iſt es dahin mit mir gekommen. Die Stimme vom Himmel ſpricht: „Was ihr dem Geringſten getan habt, das habt ihr Mir getan“ und die Stimme von der Erde antwortet: Es iſt mir zuwider; o elende Lydia.

Und ſie tat aus reinſter Tugend, nur aus Liebe zu Gott das, was ſie zuvor aus natürlichem Wohlwollen tat: ſie ging in's Spital, blieb den Vormittag dort und half freundlich und bereitwillig den Schweſtern bei ihren verſchiedenen Verrichtungen. — —

Die Vermählung des Fürſten verlief wie ein gemütliches, ſchönes Familienfeſt, ein Feſt, welches alle Mitglieder der Familie freudig bewegte und welches von äußerem Glanz nicht das Mindeſte aufwies. Die Gräfin hatte gegen ihren Sohn einige Beſorgnis bezüglich der Haltung Polyxenens geäußert.

„Du kennſt ſie nicht,“ verſetzte er lächelnd.

Er hatte recht. Polyxene bezauberte die Gräfin und benahm ſich gegen ihn ſo unbefangen, als habe ſie nie von einem Beriand Schönſtein etwas gehört noch geſehen.

Fürſt Anton war vom Verlangen beſeelt, Beriand und Lydia zu vermählen.

„Beſter Menſch!“ ſagte er im vertraulichen Geſpräch zu Beriand, „ich muß mich anklagen, daß ich Deine ſtillen Gefühle für eine gewiſſe kleine Hexe belebt und glimmende Kohlen zum Feuer angeblaſen habe. Es geſchah in beſter Abſicht und Deine gute Mutter unterſtützte ſie. Das Ziel wurde aber nicht erreicht — ohne Zweifel zu Deinem Glück. Die ſchöne Hexe iſt im Begriff, eine Heirat zu ſchließen, die mich von Herzen freut, und es iſt nunmehr notwendig, daß Du ein gleiches tuſt.“

„Das hat Zeit,“ erwiderte Beriand.

„Mit nichten! Willſt Du hier in Deinem Zauberſchloß wie ein verhexter Prinz einſam ſitzen? — wie verkehrt! — Willſt Du in der Welt umherſchweifen? — wie gefährlich! Bleibe in der Heimat und in der Familie und heirate.“

„Wer einmal in dieſem Punkt einen großen Fehlgriff tat, bleibt ſcheu.“

„Nicht doch! nicht doch! Du warſt ſo jung — Deine Mutter und ich, wir waren zu eilig, zu drängend, wir möchten gar gern unſern Fehler gut machen und wir haben eine vortreffliche Frau für Dich in petto.“

„Schon wieder!“

„Ja und vielleicht liegt ſie auch Dir im Sinne, denn ein junger Mann, wie Veriand Schönſtein, weiß eine Lydia Wartenberg zu würdigen, obſchon ſie durchaus nicht ſchön iſt.“

„Sie ſieht ſchön aus vor lauter Güte.“

„Findeſt Du? Schau, das freut mich! Du heirateſt ſie nicht wegen ihres Vermögens. Du biſt ein excellenter Menſch, aber von ſchreckenerregender Zurückhaltung. Wer Lydia ſchön findet wegen ihrer Güte — der ſagt das Richtige von ihr und ſollte frank und frei ſich um ſie bewerben . . . und möglichſt bald, weil überall Freier lauern.“

„Ich habe nicht den leiſeſten Grund, anzunehmen, daß ſie mir in einer Weiſe gewogen ſei, die zu einem ſolchen Schritt berechtigt. Sie war vom erſten Augenblick an vom liebreichſten Wohlwollen für mich und das mag auch jetzt noch ſein. Mehr nicht.“

Dabei blieb er. Er konnte nicht Lydia’s Wort vergeſſen: Jetzt ſind wir Geſchwiſter — und er ahnte nicht, daß trotz desſelben Lydia anders geſinnt ſein könne.

Sie war es und war es nicht. Der erſtaunliche Zwieſpalt in der Natur des Menſchen, der ihm ſo ſchwere Kämpfe bereitet — und um ſo ſchwerer, je höher ſein Streben iſt — gab ſich auch in ihr kund. Sie war eine reiche Natur, glücklich und kräftig begabt, großartig angelegt und ſie ſtand in der ſchönſten Blüte der Jugend. Dieſe Eigenſchaften, dieſe Gaben machten ſich geltend, wollten Beſitz nehmen von Welt und Leben, wollten verwertet ſein. Ihr gegenüber ſtand ein junger Mann, tadellos in jeder Beziehung, ſympathiſch ihr durch Charakter und Gemüt, von dem ſie wußte, daß alle Wünſche ſeines Herzens ſich auf ihren Beſitz richteten. Überdies war Schloß Schönſtein im milden Glanz der Septemberſonne noch viel anmutiger, als in der drückenden Glut des Juli, und die Ufer des Bodenſees, teils ſo lieblich und teils ſo großartig, boten in der zauberhaften Beleuchtung des Spätſommers eine wechſelvolle Schönheit dar, welche Hohwart, ernſt und einförmig wie es war, nicht beſaß. Und jetzt war Schönſtein froh und gemütlich belebt durch teuere Menſchen, von denen jeder einzelne ſie mit Freuden als Gräfin von Schönſtein geſehen hätte. Das alles ſah ſie, fühlte ſie, wußte ſie, das alles ſprach mächtig zu ihrem Herzen und zu ihrem Verſtande; — denn dieſer ſagte: Der erſte Segen, den der Menſch empfing, ward im Paradieſe ausgeſprochen über die Ehe; ſo heilig iſt ſie und ſo erhaben; alſo warum nicht? Weil ſie ſich ſtets, faſt wider ihren Willen, dieſelbe Antwort gab: Nicht dort iſt Dein Platz, nicht dort findeſt Du die Ruhe für Deine Seele. Jede Art von Schwärmerei, von Exaltation lag ihr fern. Ihre Gefühle waren warm und wahr, ihr Verſtand überlegend. Sie wollte nicht aus überſchwänglichem Opferdrang handeln; wohl aber ſo, wie es dem Willen Gottes entſprach, mochte das ſchwer oder leicht ſein. Bei dieſer einfachen Auffaſſung brauchte ſie nicht andere zu fragen, nicht Rat zu verlangen. Je ſchöner ihr das Leben in der Welt vorkam, deſto entſchiedener dachte ſie an das Kloſter, und wenn ihr dieſes in ſeiner ganzen Herbe und Entſagung erſchien, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Ich bin wie die Tochter Jephtas; als ſie erfuhr, daß ſie bald ſterben müſſe, ging ſie in die Berge und beweinte ihre Jugend; aber ſie weigerte ſich nicht zu ſterben. Mit dem nächſten Winter ſind die zwei Jahre der Prüfung abgelaufen . . . dann kommt der Augenblick der Entſcheidung . . . ich bin froh, daß er noch nicht morgen eintritt.

So hatte anderthalb tauſend Jahre vor Lydia der hl. Auguſtinus in den Kämpfen geſprochen, die ſeiner Bekehrung vorhergingen. „Jetzt nicht, jetzt nicht! O nur noch einen Augenblick.“ Die Kämpfe, in welchen die Seele zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt und bald den höheren, bald den niederen Mächten ſich zuneigt, bleiben ſich gleich in allen Jahrtauſenden — nur ſind ſie gewaltiger dort, wo größere Begabung das Schlachtfeld erweitert.

Vier Wochen nach der Vermählung des Fürſten wollte er die ſeiner Tochter in Glanz und Herrlichkeit zu Hohwart feiern. Veriand hatte keine Luſt dabei zu erſcheinen. So wie ſeine Mutter Schönſtein verlaſſen hatte, wollte er die größere Reiſe antreten, die längſt in ſeiner Abſicht lag. Seine Mutter war darüber tief betrübt. Mit einer Art von Leidenſchaft wünſchte ſie Veriand's und Lydia's Verbindung und ſie zitterte, Lydia könne während ſeiner langen Abweſenheit eine andere Verbindung eingehen. Sie ſprach ihm auch ganz unverhüllt ihre Wünſche und Beſorgniſſe aus.

„Gib ſie auf, liebſte Mama, ich bin nun einmal nicht liebenswürdig,“ verſetzte er freundlich und gelaſſen.

Lydia trat eben in das Kabinet der Fürſtin und dieſe rief ihr entgegen:

„Iſt es nicht grillenhaft, ſprich, daß Veriand nicht zu Polyxenens Hochzeit nach Hohwart kommen will.“

„Es wäre nicht freundlich für uns, da wir doch ſämtlich hier ſind. Aber das bei Seite! wenn Sie zu dieſem Feſte in unſerer Familie nicht erſcheinen würden, könnte es den Anſchein haben, Sie wären unzufrieden, daß Ihre Mutter, Graf Veriand, unſere Mutter geworden iſt — und das liegt Ihnen fern, nicht wahr?“ Zärtlich küßte Lydia die Hand der Fürſtin.

Dieſe ſagte froh:

„Was wirſt Du dieſer Auffaſſung entgegnen, Veriand?“

„Nichts.“

„Lydia muß Dich zu allem Guten bekehren!“

„Das wäre Verſchwendung! Graf Veriand iſt beſſer als ich.“

„So ſei es umgekehrt.“

„O ich bin ſehr ſtarrſinnig, meine Bekehrung wäre ſchwer,“ ſagte Lydia munter; „Graf Veriand hat beſſeres zu tun.“ Sie verließ die Fürſtin, ging in ihr Zimmer und weinte herzlich.

„Haſt Du verſtanden, Mama,“ ſagte Veriand.

„Junge Mädchen ſagen manches, was nicht ſo ernſt gemeint iſt wie es klingt,“ verſetzte ſie; „Lydia iſt außerordentlich gern hier!“

„Das weiß ich! Schönſtein gefällt ihr — nicht aber der Herr von Schönſtein.“

Noch am nämlichen Tage fragte Lydia die Fürſtin:

„Tut Dir der Abſchied von Schönſtein nicht namenlos weh?“

„Er ſtimmt mich ſehr wehmütig, doch miſcht ſich kein Schmerz in dieſe Empfindung.“

„Und Schönſtein iſt doch wunderbar ſchön!“ und Lydia's Blick glitt bewundernd über das herrliche Seebild hin.

„Es iſt nicht bloß der Reiz dieſer reichen Natur, ſondern all' die ſüßen und ſchmerzlichen Erinnerungen, die mich hier umgeben, was mich wehmütig ſtimmt, da ich ihren Schauplatz verlaſſe; allein ich vertraue den Führungen Gottes und glaube feſt, daß es ſo für mich und für andere am beſten iſt. Ohne inneren Kampf geht das nicht hin; hat man ihn aber mit der Gnade durchgekämpft, ſo bleibt nur Wehmut im Herzen und auch dieſe wird gelichtet durch ſtille Zuverſicht.“

„Ja, ſo muß es ſein,“ ſagte Lydia und die Fürſtin fuhr ſcherzend fort:

„Findeſt Du aber Schönſtein viel reizender als Hohwart, ſo laß' uns tauſchen: ich gehe und Du bleibſt; das heißt, Du kommſt wieder, um hier zu bleiben.“

„Nein . . . ich gehe und komme nicht wieder . . . nie wieder.“

„Sage das nicht ſo beſtimmt, Lydia, weißt Du denn nicht, daß Veriand Dich liebt wie ſeine Seele?“

„O ſchweige, ich flehe Dich an, ſchweige.“

„Nimmſt Du Anſtoß, daß ſich ſein Herz zu Polyxene verirrte?“

„Wenn Du mich lieb haſt, kein Wort mehr in dieſer Sache!“ ſagte mit gepreßter Stimme Lydia ganz blaß vor innerer Bewegung.

Das Geſpräch wurde unterbrochen und Lydia mied jedes Alleinſein mit der Fürſtin. — —

Wie die gemütlichen Tage in Schönſtein, gingen auch die rauſchenden und glänzenden in Hohwart vorüber, deren Mittelpunkt der elegante liebenswürdige Bräutigam Fergus und die reizende Braut Polyxene war. Fergus wußte anfangs nicht ſo ganz, wie er ſich mit Veriand zu benehmen habe, ob als mitleidiger Sieger oder als triumphierender Nebenbuhler; doch Veriand's höchſt unbefangene ruhige Haltung machte ihm ſehr bald klar, daß weder das eine noch das andere am Platz ſei, und ſo benahm auch er ſich mit freundſchaftlicher Ruhe.

Das junge Paar war abgereiſt und zwar zunächſt nach Bruce Caſtle. Es lag Fergus ſehr viel daran, ſeiner Couſine zu beweiſen, daß er mit ſeinen hohen Wünſchen genau ſein Ziel erreicht und daß Polyxene ihn vor vielen, vielen anderen gewählt habe. Veriand ſagte zum Abſchied an Polyxene:

„Vielleicht begegne ich Ihnen im Lauf des Winters irgendwo im weſtlichen Europa.“

„Das wird uns immer eine Freude ſein — doppelt in Paris, wo wir vorderhand zuhauſe ſind,“ entgegnete ſie mit ihrem ſchönſten Lächeln.

Der Fürſt wollte Veriand zu den großen Jagden feſthalten, die ſeit drei Jahren nicht ſtattgefunden hatten. Die Fürſtin ſagte:

„Bewege Lydia dazu ihm Hoffnung zu geben, ſo bleibt er.“

„Es wäre in der Tat das beſte und klügſte, was ſie tun könnte! ich ſpreche ſogleich mit ihr;“ — und der Fürſt ließ ſie rufen.

Ahnungslos mit ihrem ſanften freundlichen Blick trat ſie ein — und ſanft blieb er, wurde aber tief ernſt, als der Fürſt ſogleich ſagte:

„Herzenskind, Du weißt wie gern ich meine Kinder um mich habe; dennoch iſt es Pflicht der Eltern — und ich habe ſie immer erfüllt — den Kindern mitzuteilen, wenn vorteilhafte Heiraten ſich darbieten. Das tue ich auch heute, nur mit dem Unterſchied, daß ich dieſe Heirat ſo dringend wie möglich befürworte.“

„Hat er den Antrag wirklich gemacht?“

„Wer?“ fragte der Fürſt erſtaunt.

„Graf Veriand.“

„Nun, Lydia, das iſt ein gutes Zeichen! . . . jetzt wird er ihn wohl machen.“

„Bitte, lieber Papa, verhindere das! . . . es wäre mir leid . . . denn ich würde Nein ſagen.“

„Bei Euerem ewigen Nein ſagen kommt alle Vernunft zu kurz.“

„Doch nicht, Papa! . . . ich weiß ſchon, wann ich Ja ſagen will.“

purpurfarbene Nelke nachläſſig herab. Die weltliche Herrlichkeit, den Prunk von Sammet, Goldſtickerei und Geſchmeide, die ganze Fülle der irdiſchen Wolfahrt abgerechnet, welche den Frauenbildern der Venetianer einen ſo ſtolzen Reiz geben, ſah Clelia allerdings wie ein Bild einer ihrer größten Meiſter aus. Aber nicht gleich einer Königin oder einer Patriziertochter oder einer Hetäre war ihre Erſcheinung, ſondern wie eine ſchickſalträumende Sybille oder wie eine Zauberin welche die Geſtirne beſchwor ſah ſie aus, und ſo begann ſie ihren Nachtgeſang, das Rezitativ: „Tranquill' io sono.“

Ein junger Mann im leichten Reiſeanzug kam aus der Stadt und ging langſam auf der Chauſſee fort, die ſich wie ein weißes Band zwiſchen dem nächtlich ſchwarzgefärbten Grün dahinzog. Er kam von Salzbrunn und wollte nach Warmbrunn. Sein Wagen wartete mit drei andern vor dem Poſthauſe in Schmiedeberg auf Abfertigung, welche ſich der ſpäten Stunde wegen etwas verzögerte. Er ging voraus, nicht um die ſchöne Nacht zu genießen, ſondern gleichgültig wie Jemand der nur geht um ſich etwas Bewegung zu machen. Vor Baron Thannaus Garten ſtand er ſtill, Clelia ging eben mit dem Ritornell aus dem Rezitativ zur Arie über. Das mußte ihm bekannt ſein; er horchte auf; Er-

„Und das wäre?"

„Im nächſten Frühling, liebſter Papa . . . wenn ich in's Kloſter gehe."

Der Fürſt ſprang kerzengerade in die Höhe.

„Lydia! . . . welcher Wahnſinn erfaßt Dich plötzlich."

„Nicht doch . . . ich beſprach es längſt mit der ſeligen Mama."

Und ſie teilte ihm ausführlich die Geſpräche über dieſen Punkt mit. Als ſie fertig war antwortete er:

„Nun ja, das betraf Egon und das gefiel Dir nicht. Das begreife ich! es war eine Idee der guten Mama. Jetzt iſt es anders."

„Inſofern es jetzt Deine Idee iſt, lieber Papa."

„O nein! keine Rede von Idee! Unſer aller lebhafter Wunſch iſt es — und nicht der Knabe Egon wird Dir vorgeſchlagen, nein! . . . ein junger Mann, ausgezeichnet in jeder Beziehung, der die innigſte Liebe für Dich hat und die Deine verdient. Dies iſt ſo vernünftig wie möglich . . . Deine Kloſteridee iſt es nicht."

„Du wirſt Dich mit ihr verſöhnen, lieber Papa, Du und alle die mich lieb haben, wenn Ihr gewahr werdet, daß ich ſehr vernünftig handele, indem ich dahin gehe, wohin Gott mich haben will."

„Aber Du lebſt ja fromm und gut, froh und zufrieden — wo, wie, durch wen biſt Du auf dieſen trübſeligen Gedanken gekommen?“

„Wo? in Rom. Wie? das weiß ich nicht. Durch wen? durch niemand . . . oder vielleicht ein wenig durch Sir Arthur Cameron.“

„Arthur Cameron! . . . Unbegreiflich! Polyxene hat drei Tage und drei Nächte um ihn geweint und Du willſt ſeinetwegen ins Kloſter.“

„Nein, ſo verhält es ſich nicht!“ rief Lydia lächelnd. „In Rom trat mir der Gegenſatz zwiſchen Weltleben und für Gott leben zum erſten Mal, die Größe, die Macht, die Heiligkeit des Chriſtentums entgegen, ſo wie die Martyrer, die Bekenner, die Heiligen es ſeit zwei Jahrtauſenden verſtanden haben, und dies kam mir viel anziehender, viel beglückender vor, als alle Herrlichkeit der Welt, in welche ich dort zum erſten Mal eintrat. Sie mißfiel mir nicht, im Gegenteil! ſie unterhielt mich. Vor drei Jahren war mir alles ſo neu und ich lernte auch Menſchen kennen, die mich intereſſierten. Aber es genügte mir nicht, feſſelte mich nicht; ich verlangte nach einem anderen Leben. Ich beneide Sir Arthur Cameron, der alles was er war und alles was er hatte, ganz einfach, ohne Nebenabſicht, einer heiligen Sache bedingungslos zum Opfer brachte . . . und ein Stern ging mir innerlich auf, der mir zeigte, daß ſo etwas auch mir, in anderer Weiſe, möglich — und eben das ſei, worin auch ich meine Befriedigung finden könne. Als die liebe Mama mir eines Tages von der Ehe ſprach, ſtand es ſchon feſt in meiner Seele, obgleich ich vorher nie darüber nachgedacht hatte, denn ich war ja ſo jung! — daß ich niemals heiraten würde . . . dabei iſt es geblieben. Und da ich nicht bloß in meinen Gedanken, ſondern auch durch Tat und Tätigkeit ausſchließlich für die Sache Gottes leben und ſterben will, ſo trete ich nächſten Frühling, wenn ich zwanzig Jahre alt bin, in eine Kloſtergenoſſenſchaft ein.“

„Lydia, Du zerreißt mein Herz,“ ſagte der Fürſt, ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme und ſeine Augen füllten ſich mit Tränen. „Ich würde dieſe Ausſicht nicht ertragen, hoffte ich nicht, Deine Geſinnung könne ſich bis dahin ändern. Biſt Du opferdurſtig, ſo kannſt Du auch in der Ehe Dein Genügen finden.“

„Ich will es glauben . . . nur aber ganz anders.“

„Und Schattenſeiten, an denen es im Kloſter keineswegs fehlt, werden Dir mit Deiner idealen Richtung ungemein ſchwer zu ertragen ſein.“

Das gehört zum vollkommenen Opfer, lieber Papa.“

Der Fürſt ſammelte ſich und ſagte:

„Wohlan Lydia, wir wollen vorderhand nicht weiter davon reden und den armen Veriand abreiſen laſſen . . . dieſen Menſchen rein und edel wie Gold, Lydia! beſinne Dich, was Du tuſt.“

„Ja, bis zu meinem nächſten Geburtstag,“ entgegnete ſie ſanft.

Tief bewegt beſprach der Fürſt dieſe Angelegenheit mit der Fürſtin und ſagte dann:

„Jetzt laß' uns ſchweigen, Marianne, gegen jedermann auch gegen Veriand, den ich nicht mehr zurückhalte. Sechs Monate können Lydia's Herz ändern . . . er aber wird ſchwerlich das ſeine in der Fremde verlieren.“

„Und wir müſſen ſorgfältig uns hüten,“ ſetzte die Fürſtin hinzu, „im Lauf des Winters Lydia durch Tadel oder Mißbilligung ihres Vorhabens zu betrüben. Wir wollen ſie hingegen mit Liebe und Zärtlichkeit ſo umgeben, daß es ihr ſchwer werden ſoll, uns zu verlaſſen. Von Veriand darf nur im allgemeinen geſprochen werden. Wir wollen ſie weder zum Widerſpruch reizen, noch den Schein von ſelbſtſüchtigen Abſichten auf uns laden. Wir handeln nur aus Liebe zu ihr und das muß ſie erkennen . . . insbeſondere was mich betrifft.“

„Du biſt klug und gut, Marianne,“ ſagte der Fürſt gerührt.

Von ihrem Entſchluß hatte Lydia zum Fürſten geſprochen, nicht von ihrem Kampf. Um jede Seele ſtreiten ſich Himmel und Erde, zuweilen Himmel und Hölle, und die Wahlſtatt dieſes Kampfes iſt das Herz. Je größere Opfer dieſes zu bringen hat, deſto heißer iſt der Kampf.

Während dieſer Zeit flatterte Polyxene wie ein glänzender Sommervogel im nebelvollen England umher und Fergus war ſtolz auf ſeine reizende Frau, die überall wohin ſie kam, einen blendenden Eindruck machte. In London hielten ſie ſich nicht auf.

„London in der ſogenannten toten Jahreszeit kennen lernen, das hieße eine Leiche als Menſchen behandeln," ſagte Polyxene und ſie gingen zu Lady Ormond. Als dieſe hörte, daß ihre Gäſte einen Beſuch in Bruce Caſtle machen würden, gab ſie ihnen Briefe an ihre Mutter, Lady Melroſe und ihre Schweſter Miſtreß William Cameron, indem ſie ſagte:

„Neben dem finſteren Bruce Caſtle müſſen Sie zwei freundliche elegante Landſitze kennen lernen, ſonſt macht Ihnen Schottland einen trübſeligen Eindruck.

Lady Melroſe war entzückt von dieſem Beſuch.

„Dieſe Lady Mac Bruce laſſe ich gelten!" ſagte ſie zu Miß Katherine; „ſie iſt auch eine Deutſche, auch Katholikin, aber ganz anders als unſere gute Couſine Marina."

„Das iſt in der Ordnung, Mama," verſetzte Miß Katherine würdevoll; „ſie iſt eine Prinzeſſin."

„Ja wohl, Katherine! Prinzeſſin vom Scheitel zur Sohle . . . jeder Zoll Prinzeſſin! ganz Grazie, ganz Schönheit, ganz Verſtand — und dieſer Sirenengeſang! . . . Ich bitte Dich ausfindig zu machen, in welchem Grade wir mit Baron Fergus Mac Bruce verwandt ſind. Es kann gar nicht ſehr entfernt ſein. Der letzte Aufſtand für die Stuart fand 1745 ſtatt und ſonderte ſich ein Mac Bruce ab, deſſen einer Sohn nach Deutſchland ging und dort ſich anſiedelte, während der andere nach Schottland zurückkehrte. Jetzt ſchreiben wir 1868 . . . das iſt für alte Familien kein langer Zeitraum und wir ſind wahrſcheinlich ganz nah mit dieſem ſehr wohlerzogenen Baron Fergus und ſeinem reizenden Prinzeßchen verwandt.“

In Bruce Caſtle ging das Leben ſeinen einförmigen Gang fort. Ein Jahr in Italien, ein Jahr in Deutſchland hatten keine Veränderung bewirkt. War Sir Ralph wieder unter dem Dach ſeiner Väter, ſo zog er auch wieder das Uhrwerk auf, das jeden Schritt und Tritt regelte und ſo wenig zu verſtören war, wie ein Chronometer. Indeſſen hatte er ſich ohne Weigerung gefügt, als Marina ihm vorſtellte, der kleine Ralph ſei der Bonne entwachſen; es ſcheine ihr am einfachſten einen Geiſtlichen zu wählen, der zugleich die Abhaltung des Gottesdienſtes und den Unterricht des Knaben übernehme.

„Die Erziehung des Kleinen liegt in Deiner Hand,“ verſetzte Sir Ralph; „ich bin mit Deinen Anordnungen einverſtanden.“

Daß Arthur Cameron dem kleinen Ralph Roſedale teſtamentariſch vermacht hatte, war dem

Vater nicht angenehm, obſchon es in der einfachſten Weiſe geſchehen und nur geſagt war; die kleine Cottage liege dem Park von Bruce Caſtle zu nah, als daß fremde Nachbarn nicht ſtörend wären. Einmal war Sir Ralph mit dem Kleinen dort geweſen, um den Leuten der Verwaltung die neue Lage der Dinge mitzuteilen, dann nicht wieder. Marina richtete zuweilen ihren Spaziergang mit dem Kleinen dahin, aber äußerſt ſelten, denn Sir Ralph hatte geſagt:

„Dieſe guten Leute betrachten und behandeln ſchon jetzt Ralph als ihren Herrn — das macht ihn mit der Zeit hochmütig. Man muß das vermeiden.“

Marina unterwarf ſich gelaſſen.

„Sind wir ſchon im November, Fergus?“ fragte Polyxene am erſten Abend, als ſie mit ihrem Mann allein in Bruce Caſtle war.

„Noch nicht.“

„Nicht? Es wird hier wohl immer Novemberluft herrſchen. Wenn nur nicht unſere Roſenmonde darunter leiden, Fergus.“ — — —

Marina wurde nicht müde von Lydia zu hören.

„Iſt ſie ſchön geworden?“ fragte ſie. „Vor drei Jahren war ſie ſo jung, daß ſich viel erwarten ließ.“

„Darüber haſt Du ein beſſeres Urteil, Fergus, ſprich!“ ſagte Polyxene.

„Sie iſt nicht eigentlich ſchön,“ ſagte er; „aber ſie ſieht wie eine Veſtalin aus: jungfräulich und vornehm.“

„Das iſt zu hoch, Fergus,“ rief Polyxene; „ſie iſt immer die einfache, gute Lydia — und ſo ſieht ſie auch aus.“

„Ganz richtig,“ ſetzte er hinzu; „und eben dies macht, daß ſie zugleich etwas höchſt einnehmendes und ruhig abwehrendes hat.“

Ein Sonnenblick durchbrach die Regenwolken und das Geſpräch und man machte einen Spazierritt durch den Park.

„Gehört jene kleine Villa oder Cottage — ich bin in dieſen Bezeichnungen nicht bewandert“ — ſagte Polyxene zu Sir Ralph — gehört ſie zum Park?“

„Das nicht, allein ſie gehört hieher,“ entgegnete er.

„Ah!“ rief ſie, es iſt Roſedale, nicht wahr? Sir Arthur Cameron hat hier kurze Zeit gelebt und die kleine Beſitzung Ihrem Sohn geſchenkt . . . ſo erzählte uns Miſtreß William Cameron.“

„So iſt es,“ entgegnete Ralph.

„Möge der Kleine dieſem unvergleichlichen Arthur Cameron recht ähnlich werden,“ ſagte Polyxene bewegt.

„Müßte ich nicht eiferſüchtig werden,“ ſagte Fergus zu Ralph, „wenn meine Frau einen anderen Mann als ihren Herrn und Gemahl unvergleichlich nennt.“

Ralph ſchwieg. Polyxene ſagte:

„Halte das wie Du willſt, Fergus; er war unvergleichlich. Er hat mir nie gehuldigt, nie ein beſtechendes oder ein ſchmeichelndes Wort geſagt; er war nun einmal ganz anders, als die übrige Männerwelt und noch jetzt möchte ich weinen, weil er nicht mehr auf Erden iſt. Nun aber reiten wir nach Roſedale. Ich muß ſeine Zimmer ſehen, ſeine Umgebung . . . und langweilt das die beiden Herren, ſo mögen ſie weiter reiten. Ich laſſe mir alles von Marina zeigen, die ja dort halb und halb zuhauſe iſt.“

„Nein, ſo weit geht doch nicht meine Eiferſucht,“ ſagte Fergus lachend.

Zur größten Freude des Hausverwalters wurde die kleine Villa von unten bis oben beſichtigt und wurden tauſend Fragen bezüglich Arthur's an ihn gerichtet, die ſein treues Herz beglückten und die er mit Wehmut und Liebe beantwortete.

„Wir Alltagsmenſchen müſſen uns tröſten,“ ſagte Fergus, der ſich doch gar nicht für einen Alltagsmenſchen hielt, zu Ralph; „es gibt nun einmal Perſönlichkeiten, mit denen — man weiß im Grunde nicht warum — keine Rivalität möglich iſt, denn ihre Eigenart iſt intereſſant und intereſſant kann kein Menſch ſich machen — trotz aller Tugenden und aller Vorzüge.“

„Das paßt gar nicht auf Arthur Cameron,“ ſagte Polyxene; „ihn machten ſeine Vorzüge und ſein Seelenadel intereſſant.“

Sir Ralph hörte dieſen Erörterungen mit einer gewiſſen Befriedigung zu. War Arthur ein Mann geweſen, der ſogar bei einer Polyxene ungewöhnliche Teilnahme erregte, ſo waren Marina's Geſinnungen weniger beunruhigend. Sie war überhaupt in ihrem ganzen Verhalten ſo gleichmäßig und trotz ihres Ernſtes ſo liebreich, daß in ihrer Seele Ruhe ſein mußte. Dieſen Schluß zog ſeine Vernunft. Äußerer Gleichmut und innere Verſtörung ſind zwei Dinge, die ſich nicht miteinander vertragen. Nur aber muß der Gleichmut, der für Seelenfrieden zeugt, keine ſtumpfe Gleichgiltigkeit ſein, ſondern Tugend, d. h. ein Sieg über das, was Unfrieden in die Seele bringt. Fergus, der Marina's ſtolzen und leidenſchaftlichen Charakter kannte, ſprach gegen Ralph unverhohlen die Bewunderung aus, die ihre Veränderung ihm einflößte.

„Vor acht Jahren ein kleines eigenwilliges hochmütiges Mädchen und jetzt eine Frau, wie nur wenig Männer ſie beſitzen.“

„Finden Sie?“ fragte Ralph etwas verwundert.

innerung dämmerte in ihm und fuhr plötzlich wie eine Sonne empor als Clelia anhub; „Ombra adorata aspetta“ .... Er ſprang über das Gitter und ſtürzte beſinnungslos dem Hauſe zu — blieb aber dann plötzlich im Schatten ſtehen, und ſchlich vorſichtig näher um ſich zu überzeugen ob ſie es ſei. O ja! .... ſie war es! .... ſein Herz ſchrie laut: „Clelia!“ .... aber der Mund ſchwieg, die Stimme verſagte in der unmäßigen Aufregung. Er war nur Ohr, nur Auge, er hörte und ſah Clelia! Vergeſſen waren ſieben Jahre, alle Schranken, alle Hinderniſſe, alle Umwälzungen ihrer Lage! Er kam zu ihr, heimlich, in ſtiller Nacht, wie damals — nur unerwartet. Er blieb ſtehen wie feſtgebannt. Was wird ſie thun? ahnt ſie nichts? giebt es keinen Zug der Geiſter zu einander? fühlte ſie nicht daß ſie mich in ihre Sphäre hinein geſungen hat? — — Da verhallte ihre Stimme. Langſam ſtand ſie auf, trat in die Gartenthür, hob die Arme zum Himmel auf und ſagte mit leidenſchaftlich glühender Trauer: „Ombra adorata.“ Tauſend ungeweinte Thränen zitterten in den beiden Worten. Plötzlich tauchte der Fremde aus dem Schatten auf, ſtand neben ihr in der Thür. Ein Blitz der Extaſe fiel vor ihr nieder, ſie ſtürzte in ſeine Arme; — doch nur eine Sekunde. Sie riß ſich auf, faßte ſeinen Kopf mit

„Man muß in der Abgeſchiedenheit von Bruce Caſtle leben, um dieſe Frage zu tun,“ verſetzte Fergus lächelnd.

„Sie haben Recht, Marina, iſt ein Engel.“

„Das nicht! ſie iſt ein Geſchöpf wie wir alle. Aber mit einer ſittlichen Kraft, die ſich auf den Glauben ſtützt, ſucht ſie alles zu überwinden, was ſie als unvollkommen und fehlerhaft erkennt, und auf einem ſolchen Streben liegt der Segen, der jedes edle, ſchwere Opfer lohnt.“

„Scheint Ihnen das Opfer ſo ſchwer, daß Marina meine Frau wurde?“ fragte Ralph ſchwankend zwiſchen Empfindlichkeit und Betrübnis.

„Sie mißverſtehen mich! ſie hat einen beſtändigen Kampf gegen ihren Charakter zu führen — und das iſt ein beſtändiges Opfer der Selbſtſucht, welches ſo ſchwer iſt, daß ſich unſere ganze Natur dagegen ſträubt. Wir können manche Fehler aus irdiſchen Rückſichten, aus weltlichen Gründen bekämpfen und dämpfen; gegen die Selbſtſucht aber gibt es keine andere Waffe als die Religion — und die hat Marina ergriffen.“

Ralph ſagte höchſt überraſcht:

„Ich wußte gar nicht, wie religiös Sie ſind.“

„Ich weiß es ſelbſt nicht immer . . . das Geräuſch der Welt iſt ſo betäubend . . . man hat tauſend Geſchäfte zu bedenken und zu beſorgen, und zur eigentlichen Betrachtung religiöſer Dinge kommt man nicht. Dazu iſt Bruce Caſtle der geeignete Ort. Es war ja Ihre Abſicht die Lehren der katholiſchen Kirche kennen zu lernen, wenn Marina Ihnen einen Sohn ſchenken werde. Der Sohn iſt ſieben Jahre alt . . . haben Sie ſich damit beſchäftigt?“

Ralph antwortete mit „Hm“.

„Ich entſinne mich,“ fuhr Fergus fort, daß wir alle hoch erfreut waren und daß man in Rom viel davon ſprach . . . auch bei meinen Schwiegereltern . . . ſie intereſſierten ſich aus dieſem Grunde lebhaft für Marina. Man hoffte allgemein, dieſe vorzügliche Frau werde günſtigen Einfluß auf den Gemahl üben. Leider iſt das in dieſer Beziehung nicht der Fall.“

„Ein ſo ernſter Schritt darf nicht durch unſere Zuneigung für eine Perſon herbeigeführt werden.“

„Das iſt richtig: Zuneigung und Abneigung müſſen ſchweigen.“

„Abneigung! Abneigung!“ rief Ralph erregt, „ich habe keine Abneigung!“ — Gleichwohl rief ſein Gewiſſen ihm zu, eine leiſe Abneigung gegen Arthur Cameron halte ihn ſeit Jahren von der Beſchäftigung mit Glaubenslehren zurück. Fergus, der dieſen Grund nicht kannte, verſetzte:

„Ich bin gern zur Annahme bereit, daß Sie keine vorgefaßte und vorſätzliche Abneigung gegen die katholiſche Kirche haben; doch eben deshalb meine ich. Sie ſollten einen Schritt weiter gehen und wenigſtens die Lehren prüfen, welche Ihrer Frau und Ihrem Sohn als Richtſchnur für ihr ganzes Leben dienen. Schon dieſe ernſte Prüfung — um wie viel mehr ein günſtiger Erfolg, würden Marina beglücken.“

„Wirklich?“

„Kennen Sie Marina ſo wenig, um daran zu zweifeln? . . . Das verdient dieſe edle Seele nicht.“

„Sie iſt eine ſehr edle Seele,“ ſagte Ralph; ſein Auge leuchtete auf und er ſetzte das Geſpräch nicht fort. Er wunderte ſich im ſtillen ungemein, daß Fergus, der ganz in weltliche Dinge verſunken ſchien, dennoch genug Intereſſe für die katholiſche Kirche hatte, um ihn, Ralph, anzutreiben, ſich derſelben anzuſchließen. Dies iſt aber keine ganz ſeltene Erſcheinung und ſie ſchwindet nur dann erſt ganz, wenn der Glaube in der Frivolität untergegangen iſt.

Am Vorabend der Abreiſe ſaß Polyxene am Flügel und ſang ſo ſüß mit ihrer Silberſtimme, daß Ralph ihr ganz verzaubert zuhörte. Fergus und Marina ſaßen im traulichen Geſpräch, das ſie halblaut führten, am Kamin.

„Du ſiehſt, Marina,“ ſagte er, „das Ziel, das ich mir im Garten des Großvaters ſetzte, habe ich erreicht; ich bin in der Laufbahn, die mir in jeder Richtung zuſagt. Und das Ziel, von welchem ich damals nur unbeſtimmt träumte: ein geliebtes

Weib zu beſitzen — auch dahin bin ich gelangt, nachdem mir dies Weib verloren und meine Hoffnung für immer zerſtört ſchien.“

„Deine Mittel, Fergus, entſprachen Deinem Verlangen. Kann ich meines Erfolges nicht ſo froh mich rühmen, ſo kommt es daher, weil ich höher zielte, als mein Pfeil fliegen konnte.“

„Sage das nicht . . . Du mußt Geduld haben und an die Spinne von Robert Bruce denken.“

„Ich denke in dieſen letzten Jahren ſehr viel an alles, was der Großvater zu ſagen pflegte und was ich früher nicht beherzigt habe.“

„Was war das, Marina?“

„Es war immer das eine, wenn auch in anderen Wendungen: ob der Menſch ſich glücklich oder unglücklich fühle, darauf kommt es nicht an, es ſei nicht die Hauptaufgabe des Lebens; — das Streben nach Glück, wie der natürliche Menſch dieſes verſteht, ziehe nur allzu oft zum Pol der Tiefe hinab — während es unſere Aufgabe iſt, unſer Leben ſo einzurichten, daß unſer Gewiſſen uns das Zeugnis geben darf, wir ſtrebten dem Pol in der Höhe zu.“

„Im ganzen und im allgemeinen tut das, wie mir ſcheint, jeder vernünftige Menſch.“

„Und nur im beſonderen vergißt er es ſehr häufig, lieber Fergus, und es kommt doch auf dieſe Bewährung im beſonderen an, weil ſie der

Prüfſtein iſt für die Feſtigkeit unſeres Entſchluſſes.“

„Nicht für alle iſt dieſe Beharrlichkeit gleichmäßig ſchwer. Schroffe Charaktere und großangelegte Seelen müſſen mehr durcharbeitet werden als ſolche, die ihren kleinen Trott gehen.“

„Vielleicht, Fergus! . . . doch dieſen, wie jenen droht dieſelbe Gefahr; mit dem guten Willen, den wir im allgemeinen haben, tröſten wir uns, wenn wir im beſonderen von ihm abweichen.“

„Du biſt ſehr ſtreng, Marina.“

„Nein, Fergus, ich bin nur wahr, denn ich ſpreche von mir.“

„Wer das Leben ſo ſchwer nimmt, erliegt unter der Wucht.“

„Dieſe leere Phraſe, Fergus, verſtehe ich nicht.“

„Man wird trübſinnig, man gönnt ſich keine Freude, man verfällt in religiöſe Skrupel.“ —

„Durchaus nicht! man behandelt nur das mit Ernſt, was ernſt iſt und was wäre ernſter als unſer letztes Ziel — beſonders dann, wenn eine Kinderſeele uns anvertraut iſt.“

„Woran liegt es nur, daß Dein Mann noch immer auf ſeinem ungläubigen Standpunkt beſteht?“

„Ohne Zweifel an meiner Unvollkommenheit, beſter Fergus. Mit einer Frau, deren Weſen und Wirken eine Illuſtration ihrer Religion wäre, würde Ralph wahrſcheinlich längſt katholiſch ſein.“

„Es iſt ſeine Art, ſich abwehrend gegen neues und fremdes zu verhalten. Allein er liebt Dich, er liebt den Kleinen. Ihr müßt ſeinen Widerſtand bezwingen, ſeinen Willen erobern. Wie Du einſt ſagteſt: Adoptieren Sie mich — und dadurch Deinem und ſeinem Leben eine merkwürdige Wendung gabſt, ſo ſprich auch jetzt ganz entſchieden: Werde katholiſch und er wird es. Dann wäre in großartiger Weiſe Deine Miſſion erfüllt, wie unſer Großvater Deine Ehe auffaßte.“

„Die übergroße Kühnheit jenes erſten Schrittes iſt verwandelt in Schüchternheit.“

Polyxene ſtand plötzlich vom Flügel auf und ſagte:

„Morgen iſt Arthur Cameron's Todestag! . . . der Jahrestag der Schlacht von Mentana.“

Ralph war bei dieſen Worten aus ſeiner Verſunkenheit aufgefahren und ſein Blick ſuchte Marina.

„Er ruhe in Frieden,“ ſagte ſie.

„O, wäre er doch jetzt unter uns,“ rief Polyxene.

„Nein!“ ſagte Marina, „wer den Kampf des Lebens und des Todes hinter ſich hat, dem gönne ich die ewige Ruhe, den rufen meine Wünſche nicht in die Unruhe dieſer Welt zurück.“

„Es iſt jammervoll, ſolche Menſchen aus unſerer Welt ſcheiden zu ſehen.“

„Unſere Selbſtſucht muß ſich zufrieden geben mit höherer Fügung . . . ich werde morgen eine Seelenmeſſe für ihn leſen laſſen,“ ſagte Marina ruhig.

Es war zum erſten Mal, daß Ralph eine Äußerung über Arthur Cameron von ihr vernahm und dieſe Äußerung klang nicht wie ein irdiſcher Schmerz.

Am anderen Morgen, als die Meſſe begonnen hatte, trat Ralph unbemerkt in die Tür, kniete nieder und bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Zum erſten Male in ſeinem Leben fühlte er ſich zu Gott hingezogen. Vor dem Schluſſe der Meſſe zog er ſich leiſe zurück. Marina hatte ihn bemerkt und ihr Herz frohlockte. Vielleicht hatte eine übernatürliche Einwirkung auf Ralph ſtattgefunden.

Fergus und Polyxene reiſten ab.

„Bringen Sie doch dieſen Winter in Paris zu,“ ſagte Polyxene zum Abſchied an Ralph; „Sie werden ſich gewiß behaglicher dort fühlen, als an Loch Fyne.“

„Ich bedauere, daß Ihnen Bruce Caſtle unbehaglich war,“ ſagte er gutmütig.

„Nein, nein! ſehr ſympathiſch! . . . aber für einen Winteraufenthalt ziehe ich Paris um ſo mehr vor, als wir dort unſeren häuslichen Herd einrichten.“

Fergus ſagte inzwiſchen zu Marina:

„Lebe wohl . . . und Gott ſei mit Dir in Deinem ernſten Leben.“

„Ich habe es gewollt . . . gewollt ohne es zu kennen . . . gewollt, wie ein unerfahrenes Kind etwas will. Jetzt aber iſt dies Leben — mein Leben und ich will es ſo leben, wie Gott es will.“

„Marina,“ ſagte Ralph, da ſie allein waren, „ich werde jetzt den Kaplan erſuchen, mir die Glaubenslehre der katholiſchen Kirche recht genau zu erklären . . . ich bin noch ganz unwiſſend.“

Marina ſah ihn an mit jenem Blick ſtrahlend von Liebe, der bisher noch nie auf ihn geruht hatte.

Zum neuen Jahr empfing Lydia einen Brief von Marina, die ihr Ralph’s Eintritt in die katholiſche Kirche meldete. Schließlich ſchrieb ſie:

„Zeuge dieſes glückſeligſten Tages meines Lebens war Graf Schönſtein. Er brachte einige Zeit bei uns zu und ſein Einfluß war ſo wohltätig, daß mein Mann ungewöhnlich energiſch den letzten Schritt tat. In dem tiefen Gemüt und den klaren Geiſt des Grafen ſpiegelt ſich die Auffaſſung und Durchführung unſeres Glaubens im Leben ganz unverkennbar ab.“

Dieſe Nachricht war eine hohe Freude für Lydia, welche in dieſer Zeit allzu ſchwere Kämpfe zu beſtehen hatte, um ihre früheren ungetrübten Freuden in dem Kreiſe und in den Verhältniſſen zu finden, die ihr doch ſo teuer waren, daß der

Gedanke, ſie zu verlaſſen, ihr Herz zerriß. Die Zärtlichkeit und das Zartgefühl, womit Fürſt und Fürſtin ſie behandelten, nie eine Mißbilligung ihres Vorſatzes äußerten, nie anders als im allgemeinen von Veriand ſprachen, erſchienen ihr zuweilen wie eine unlösbare Kette der edelſten Liebe. Alles, was ſie von Veriand ganz beiläufig vernahm — ſo auch jetzt durch Marina — war ihr ebenſo ſympathiſch, wie die Vorſtellung Schönſtein und Hohwart in ihrem Herzen zu verſchmelzen. Es war ein Etwas in ihr, daß ſie hinausdrängte aus ihren Beſchäftigungen und deren Horizont. Sie ſah, wie die Fürſtin vortrefflich den Platz ausfüllte, der ihrem früheren Leben ganz entgegengeſetzt war, nachdem ſie erkannt hatte, der Kreis alter Pflichten ſei abgeſchloſſen und ein neuer ihr zugewieſen, in welchem es nicht an kleinen Opfern ihrer natürlichen Neigung und ihrer Gewohnheiten fehlte. Würde ihr dieſe Kraft verſagt ſein, wenn ſie den feſten Willen hätte, ähnliche Pflichten zu erfüllen? Es war nur der Unterſchied dabei, daß im Herzen der Fürſtin kein Zwieſpalt war; während Lydia in den Augenblicken, wo der Zug der Gnade die Oberhand hatte, gelaſſen zu ſich ſelbſt ſagte: Das Kloſter iſt der Ort meiner Ruhe. Sie ging in die Welt, ſie tanzte, ſie ſang, ſie unterhielt und benahm ſich wie der Schwarm ihrer Freundinnen, allein ſie hatte Fräulein von Calm gebeten, ſich an verſchiedene Klöſter zu wenden, um über Zweck und Obliegenheit der Genoſſenſchaften genaue Auskunft zu erhalten. Die Antworten erwog ſie bedachtſam und gründlich. Sie ſetzte ſich ihren Geburtstag, der im April war, als den Tag der Entſcheidung und Erklärung feſt. Dann waren die zwei Jahre der Prüfung verfloſſen, dann war ſie zwanzig Jahre alt. —

Bis dahin lehnte ſie wieder ein paar Eheanträge ab.

Die Abgewieſenen waren ſtill empört. Die übrigen, die möglicherweiſe als Aſpiranten auftreten konnten, ſtellten verſchiedene Betrachtungen an. Der eine ſagte:

„Wenn man Lydia Wartenberg iſt und vier Millionen hat, darf man wähleriſch ſein.“

„Bah! vier Millionen!“ rief ein anderer; „die Hälfte! die Hälfte! . . . mehr wird es nicht ſein.“

„Ich wollte, ſie hätte endlich einmal eine Wahl getroffen,“ ſagte ein Dritter, „dann wäre es aus mit getäuſchten Hoffnungen.“

Fürſt und Fürſtin verloren kein Wort über Lydia's Ablehnung der Anträge; Fürſt Anton aber ſagte kurz:

„Lydia, warum heirateſt Du nicht?“

„Ich warte noch, lieber Onkel, ſagte ſie ſcherzend.

„Auf wen oder was?“

„Das iſt mein Geheimnis.“

beiden Händen, ſah ihm in die Augen und durch die Augen bis in's Herz hinein und ſagte endlich:

„Gundaccar! .... Du haſt mich lange warten laſſen;“ und ihr Kopf ſank auf ſeine Schulter.

Eh' er aber ein Wort finden, und nichts als ſie anſchauen und an ſich drücken und wie ein wiedergefundenes Kleinod am Herzen halten konnte — legte ſie raſch einen Finger auf ſeine Lippen und fragte leiſe:

„Du kommſt mich zu holen, Gundaccar?“

Er wollte ſie gleich mit ſich fortziehen.

„Warte!“ flüſterte ſie, flog ins Nebenzimmer nahm vorſichtig das ſchlafende Kind aus dem Bett, verhüllte es mit einem großen Shawl, kehrte eilig zurück, nahm aus dem Schreibtiſch ein kleines Portefeuille, löſchte die Lampen und flüſterte athemlos:

„Nun leiſe, leiſe und geſchwind fort!“

Sie durcheilten flüchtig den Garten. Gundaccar hob Clelia und die ſchlaftrunkene Kleine über das Gitter. Ein Wagen mit Laternen kam aus der Stadt gefahren.

„Ich hoffe der meine iſts,“ ſagte Gundaccar. Sie gingen ihm entgegen. Er war es. Der Diener erkannte ſeinen Herrn, ließ halten, Gundaccar riß ungeduldig den Schlag auf und der Diener ſchloß ihn etwas befremdet hinter der vergrößerten

„Fürchteſt Du etwa, man wolle Dich als Zugabe zu Deinen Millionen heiraten?“

„Ach nein, Onkel, an meine Millionen denke ich gar nicht.“

„Das iſt verſtändig, wähle nach Deiner Neigung.“

„Dies werde ich ganz gewiß tun, Onkel . . . aber man muß mir Zeit laſſen.“

„Lydia, ich habe jemand für Dich in petto“ . . . —

„Behalte ihn dort, Onkel.“

„Warum? . . . Es iſt Beriand Schönſtein.“

Ein Schatten glitt über Lydia's ſonnige Stirn und ſie erwiderte:

„Nur Geduld, beſter Onkel, es wird eine Überraſchung geben.“

„Wie ſo, Lydia, wie ſo?“

„Das iſt eben mein Geheimnis.“

Es enthüllte ſich bald. Am Morgen ihres Geburtstages trat Lydia in das Zimmer der Fürſtin, wo die ganze Familie ſie erwartete, mit Blumen empfing, mit kleinen und großen Geſchenken ſie überhäufte. Sie war ſehr blaß und ſehr bewegt, dankte zärtlich mit wenigen Worten, aber mit Tränen in den Augen und reichte dem Fürſten einen Brief mit der Bitte, ihn laut zu leſen. Er tat es mit zitternder Stimme; — es war das Schreiben der Oberin einer klöſterlichen Genoſſenſchaft; ſie hieß Lydia als Poſtulantin willkommen.

„O liebes Kind, warum willſt Du uns verlaſſen, die wir alle Dich ſo zärtlich lieben,“ ſagte der Fürſt ſehr erſchüttert und von allen Lippen rief ein Echo:

„Wir alle! wir alle!“

„Gott ruft mich . . . Ihr ſeht es ja . . . ich weiß nichts anderes zu ſagen,“ entgegnete Lydia, „und ich füge hinzu: ich folge dem Ruf mit blutendem Herzen . . . aber ich folge, denn es hängt der Frieden meiner Seele davon ab. Das iſt mir klar geworden in den zwei Jahren der Prüfung, welche die ſelige Mama auf ihrem Sterbebett von mir verlangte. Ich habe ihr mein Wort gehalten.“

Fünftes Kapitel.

Seitdem verfloſſen zehn Jahre.

Es war im Mai 1878 ein lieblicher Frühlingstag und auf der Schloßterraſſe von Hohwart das lieblichſte Frühlingsleben. Alle Gebüſche, welche zu beiden Seiten die Terraſſe begrenzten, ſtanden in voller Blüte, der Jasmin war wie überſät mit wohlriechendem Schnee, den maſſenhaften Dolden des perſiſchen Flieders entſtrömte ein Duft, deſſen Zartheit ihren Farben entſprach, und der Cytiſus wiegte ſeine goldfarbenen Trauben in der linden Luft. Über die ſteinerne Bruſtwehr, welche die Terraſſe vorn abſchloß, flog der Blick in's Weite über den dunkeln Fichtenhain, über blumige Wieſen zu den bewaldeten Hügeln, die im erſten friſchen Grün prangten.

Lieblicher noch als dieſes Frühlingsbild der Natur, war der Frühlingsmorgen, den vier Kinder, die auf der Terraſſe ſpielten, in ihrer Friſche, Anmut und Heiterkeit unbewußt darſtellten. Ein Mädchen und drei Knaben im Alter von neun bis drei Jahren fütterten die Goldfiſche im Baſſin des Springbrunnens mit den Brotkrumen, die vom Frühſtück übrig geblieben waren. Das war eine Wichtigkeit des Geſchäfts, eine Teilnahme für die Fiſche, ein Jubel und Frohlocken über alles und über nichts — und das Jauchzen erreichte den höchſten Grad, wenn der Luftzug den Waſſerſtrahl ein wenig bewegte und ein paar Tropfen das eine oder andere Kind beſpritzte. Dann drängten ſich alle nach dieſer Stelle hin — aber der neckiſche Luftzug wehte häufig den Waſſerſtrahl nach der entgegengeſetzten Seite — und ſo gab es fort und fort das fröhlichſte Treiben.

Zwei Damen ſaßen auf einer Gartenbank mit einer leichten Handarbeit und ließen dieſe ſehr viel ruhen, denn ſie ſchauten lieber den Kindern zu; doch mit ſehr verſchiedenem Ausdruck. Glückſtrahlend die eine: es war die Mutter der drei ſchönen Knaben, Polyxene. Niedergeſchlagen die andere: die kinderloſe Stephanie; denn das kleine allerliebſte Mädchen war die neunjährige Tochter des Fürſten Wartenberg aus ſeiner zweiten Ehe, die dritte Marianne, die ſein Herz beglückte.

Stephanie legte die Hand über die Augen und ſagte:

„Ich muß beſtändig mit Anwandlungen von Mißgunſt kämpfen, wenn ich Euere Kinder ſehe.“

„Gib nicht alle Hoffnung auf, gute Stephanie," verſetzte Polyxene.

„Ich würde leichter meinen Kummer ertragen, wüßte ich nicht, wie ſehr mein Mann ſich grämt."

„Es iſt ſehr ſchön von Deinem Mann, daß er, um Dich nicht noch mehr zu betrüben, ſeinem Kummer nie Worte gibt und ſtets darauf ſinnt, Dich zu tröſten, und Dir Beweiſe ſeiner Liebe zu geben."

„Das nennſt Du ſchön? . . . ich finde es ganz in der Ordnung . . . ich bin ja unglücklich genug durch meine Kränklichkeit. Mein Mann müßte ein Ungeheuer ſein, wenn er mich deshalb weniger liebte," entgegnete im gereizten Ton Stephanie.

„Kein Ungeheuer . . . nur ein Ehemann, der ſeit fünfzehn Jahren vermählt iſt."

Dieſe Antwort gab Polyxene ihrer Schweſter. Sie hatte ganz andere Erfahrungen gemacht. Ihre Schönheit war gänzlich mit der Friſche der Jugend verſchwunden und ſie hatte ein verwelktes Ausſehen, wie das bei blonden Frauen mit ſehr feinen Zügen und zarter Farbe nicht ſelten ſchon früh geſchieht. In gleichem Alter mit ihrem Mann, der ſchöner, brillanter und beliebter denn je und in jeder Beziehung durch Erfolge verwöhnt war, nahm Polyxene zwar in der Geſellſchaft eine ſehr gute Stellung ein, die ſie ihrer Weltgewandtheit und ihrer Eleganz verdankte, doch von einer großen Zuneigung für ſeine Frau wußte der gute Fergus ſchon lange nichts mehr. Polyxene war aber viel zu klug, um von ihrem Manne mehr zu verlangen, als er geneigt war, zu geben, und da ihr Tiefe des Gemütes nicht eigen war, fand ſie ſich ohne große Mühe in die Lage, die ſehr viel angenehmes hatte und mit ihrem Geſchmack übereinſtimmte. Überdies hatte ihr Herz Beſchäftigung durch die Vergötterung ihrer drei wunderſchönen Knaben, ſo daß ſie nicht minder wie Fergus, ganz zufrieden in ihrer Ehe lebte.

Jetzt war ſie für einige Monate mit ihren Kindern in Hohwart. Fergus war an einem Hof des Nordens Geſandter geworden, hatte Polyxene zu ihrem Vater begleitet und war nach ſeinem neuen Beſtimmungsort gegangen, um dort die notwendigen Einrichtungen zur Aufnahme ſeiner Familie zu treffen.

„Da kommt Veriand!" ſagte plötzlich Polyxene.

„Es iſt mir noch immer leid, daß aus ſeiner Heirat mit Lydia nichts geworden iſt," ſetzte Stephanie hinzu; „es ſcheint, er könne ſie nicht vergeſſen und ſitzt nun einſam in ſeinem herrlichen Schönſtein . . . dieſer gute, angenehme, zuverläſſige Menſch."

„Er hat ſich ganz merkwürdig zu ſeinem Vorteil verändert, ſeitdem er vor vierzehn Jahren zum erſten Mal unter Onkel Anton's Ägide hier erſchien," entgegnete Polyxene.

„Es iſt zum Vorſchein gekommen, was in ihm war," erwiderte Stephanie; „ſeine Schüchternheit machte ſein Benehmen damals recht unbeholfen, ich entſinne mich, daß wir über ihn lachten. Das klingt jetzt unglaublich."

„Gewiß . . . ganz unglaublich," ſagte Polyxene nachdenkend, denn es fiel ihr ein, wie ſchonungslos ſie ihn behandelt hatte.

Veriand kam mit dem Fürſten. Die kleine Marianne verließ ihr Spiel und flog den beiden Männern entgegen. Wem ihre größere Zärtlichkeit galt, war ungewiß. Sie drängte ſich zwiſchen beide ein, nahm die Hand des Vaters und des Bruders und ging mit ihnen weiter, während Stephanie halblaut zu Polyxene ſagte:

„Ging die Welt wie ein Uhrwerk, ſo würde ſich die neunjährige Marianne mehr dazu eignen, Veriand's Tochter, als ſeine Stiefſchweſter zu ſein . . . ich glaube, er denkt zuweilen etwas Ähnliches."

Der Fürſt nahm zwiſchen ſeinen Töchtern Platz und ſagte:

„Ein Telegramm bringt mir ſoeben die Nachricht, daß ſie mit dem Fünf-Uhr-Zug hier ankommen und morgen mit demſelben Zug weiter gehen werden. Von Lydia kein Wort."

„Sie iſt dabei! wie kannſt Du zweifeln, Papa!“ rief Polyxene. „Wäre ſie nicht dabei, ſo würden ſich die Schweſtern wahrlich nicht vierundzwanzig Stunden in Hohwart aufhalten, ſondern ein paar Stationen weiter fahren und um ſieben Uhr in unſerer Provinzialhauptſtadt eintreffen.“

„Ich wünſche es ſo ſehr, daß ich mich nicht der Hoffnung hingeben will,“ erwiderte der Fürſt.

„Können Sie ſich Lydia im Ordenskleid vorſtellen?“ ſagte Stephanie zu Veriand.

„Warum nicht? ſie iſt in jedem Kleide immer dieſelbe, immer die eine — Lydia.“

„Ganz ſo iſt es!“ rief der Fürſt; „als ich ſie zum erſten Mal beſuchte, bemerkte ich nur flüchtig ihr verändertes Kleid, und bei ſpäteren Beſuchen meinte ich, ſie habe es immer getragen.“

Polyxene und Stephanie fuhren zur Station, wo ſechs Ordensſchweſtern eintrafen, unter ihnen Lydia — immer die alte, liebe, treuherzige Lydia, ſchlicht und einfach im Ordensleben, wie ſie im Weltleben geweſen war. Seit zehn Jahren gehörte ſie einer klöſterlichen Genoſſenſchaft an, die ſich der Kranken- und Armenpflege widmet und die ſchöne Eigentümlichkeit hat, daß diejenigen Mitglieder, die ſich in einer Reihe von Jahren durch Tätigkeit auszeichneten und in der Arbeit bewährten, den Dienſt der Martha, wenn es ihrer Neigung entſpricht; mit der Beſchaulichkeit der

Maria vertauſchen und ſich der ewigen Anbetung des hochheiligen Sakramentes widmen dürfen. Dieſe Mitglieder bilden eine kleine Abteilung im Mutterhauſe, und ihr Gebet begleitet Tag und Nacht die mühevolle, über Tage und Nächte ſich erſtreckende Tätigkeit der großen Mehrzahl. Der Fürſt und die Fürſtin hatten vor einem Jahre Lydia in einer Filiale des Mutterhauſes beſucht — und kamen ſo eingenommen zurück vom Wirken dieſer Genoſſenſchaft, daß es ihrem Eifer und der Beihilfe gelang, dieſelbe in jener Stadt einzuführen, wohin Lydia jetzt geſendet wurde. Dieſe war nicht wenig überraſcht, vom Mutterhauſe die Weiſung zu erhalten, mit fünf Schweſtern, die ihr geſchickt wurden, jene Gründung zu beginnen und vierundzwanzig Stunden in Hohwart zu verweilen. In ſchweren Kämpfen gegen die Selbſtſucht, die der menſchlichen Natur eigentümlich iſt, hatte Lydia nach und nach ihren Willen ſo biegſam gemacht und ſo geſtählt, daß er ſich geſchmeidig in den Willen Gottes fügte, wie der klöſterliche Gehorſam es verlangt. Ob ſie gern nach Hohwart ging? — — Ihre Wahl wäre es ſchwerlich geweſen! — — Doch willig ging ſie und es ſchien allen, als habe Lydia nichts anderes werden können, als Schweſter Verdiane, ſo harmoniſch, ſo wohltuend war der Eindruck, den jeder empfing.

Sie fand Lücken in dem Kreiſe der Familie. Egon fehlte. Als die fünf Jahre verfloſſen waren, die er ſich zu ſeinen Studien vorgeſetzt hatte — kam der Tod und machte durch ein Nervenfieber einem Leben ein Ende, das zu edlen Hoffnungen berechtigte. Er hatte einen Verſtand, der die Studien durchgeiſtete und einen Charakter, der dem Verſtande ein Fundament bot. In der Familiengruft zu Hohwart ruhte ſeine blühende Jugend zum namenloſen Schmerz ſeines Vaters. Bald darauf tat ſich wiederum dieſe Gruft auf. Fürſt Anton ging in dieſe ein. Lydia's Profeß war ſeine letzte Freude. Die Weltverhältniſſe wurden immer trüber und er betrachtete ſie mit einem mehr und mehr traurigen Blick, bis ſich ſein Auge nach kurzer Krankheit in Frieden ſchloß.

Zwei Männer des Hauſes, Jugend und Alter, waren geſchieden; aber ein Kind war gekommen: die kleine Marianne und mit ihr neue Hoffnungen, neue Freuden, während Franz und Gundaccar zu ſchönen Jünglingen herangewachſen, mit Eifer dem Beiſpiel des verſtorbenen Bruders nachſtrebten. Licht und Schatten in allen Verhältniſſen, auch für Polyxene, auch für Stephanie, auch für die Fürſtin, die ſich nicht tröſten konnte, daß Veriand unvermählt war; Veriand, den ſie ſeit ſeinem einundzwanzigſten Jahr zu verheiraten wünſchte und der jetzt fünfunddreißig zählte.

„Bete für ihn, damit er glücklich werde," ſagte ſie in Tränen zu Lydia; „mein Glück iſt verbit-

Reiſegeſellſchaft. Aber als die Wagenthür zuflog, als der Poſtillon auf Gundaccars Zuruf: „Einen Dukaten die Poſt! nur vorwärts! vorwärts!“ — von dannen jagte — da erſt begriffen Beide daß ſie bei einander waren — und jezt erſt jauchzte das Entzücken in ihnen auf. Die Betäubung wich, die Angſt entſchwand, das Entſetzen einer großen Ueberraſchung ging unter; die Freude rauſchte hell auf wie ein vom winterlichen Eiſe entfeſſelter Strom. Die engen vier Wände des Coupé's umfingen ein unſägliches Glück. Sie hatten ſich wieder! gleichviel wie, gleichviel wo, gleichviel wohin, gleichviel die ganze Vergangenheit und die ganze Zukunft, gleichviel Leben oder Tod! — es war Alles, Alles einerlei: ſie hatten ſich wieder, ſie waren ſelig .... o ſelig! — und was braucht man mehr? .... Aber Dank dir, o Gott, daß es eine ſolche Seligkeit auf der Erde giebt! — —

Was ſie ſprachen — wer kann's ſagen? Die Liebe hat ihre eigene Sprache! Im hohen Schwung der Poeſie, der Begeiſterung und der Andacht hat die Seele immer eine Sprache, welche die Menſchenzungen im Alltagsleben nicht reden und welche im nüchternen Zuſtand Keiner verſteht; aber die Liebenden verſtehen ſich .... auch ohne Frage, auch ohne Antwort, auch ohne Erklärung; ſie ſind clairtert, weil mein geliebter Sohn nicht das ſeine fand.“

„Gönne ihm Zeit und er wird es finden,“ verſetzte Lydia; „uns ſteht die Wahl frei, das zu erfaſſen, was uns als unſer Glück vorſchwebt. Iſt die Wahl übereinſtimmend mit dem Plan, den Gott für uns machte, ſo gelangen wir unter ſeiner Führung auf mehr oder weniger mühſamen, ſteilen, dornenvollen, wüſtenhaften Wegen zum Ziel, das die ewige Liebe uns beſtimmt hat.“

„Zweimal nicht glücklich in der Wahl iſt er in dieſem Punkt der ſchüchterne Veriand geblieben, den er im übrigen überwunden hat.“

„Ach, wir werden ja nie fertig mit den ſchwachen Seiten unſeres Charakters und bei den wichtigſten Fragen treten ſie uns am ſtörendſten entgegen. Wie ſollte es anders bei Veriand ſein.“

„Sprich mit ihm, liebſte Lydia.“

„Nein! . . . er iſt kein Menſch, der ſich durch äußere Anregung beſtimmen ließe. Wäre er es aber, ſo würde ich noch entſchiedener nein ſagen. Ich glaube feſt, daß Veriand, wie er jetzt durch Erfahrung gereift iſt, zur rechten Zeit eine Wahl treffen wird, die ihm den friedlichen und geſegneten Glück zuführt, das ihm beſtimmt und erreichbar iſt.“

Zum zweiten Mal verließ Lydia Hohwart, das Haus ihrer Väter, die Stätte ihrer Jugend, den Schauplatz ihrer kindlichen Freuden und ihrer ſchweren Kämpfe, den Kreis ihrer Lieben. Aber nicht wie das erſte Mal mit bangem, mit zerriſſenem Herzen. Sie war in Frieden, ſoweit ein armes Menſchenkind es auf Erden ſein kann: ſie hatte frei gewählt und überließ ſich willig der göttlichen Führung. In dem Zuſammenhang und der Wechſelwirkung von Freiheit und Unterwerfung entwickelt ſich der Menſch für ſeine ewige Beſtimmung, und das Bewußtſein nach dieſem Ziel zu ſtreben, die Hoffnung, es zu erreichen: das iſt der Friede.

Bei der erſten Trennung weinte Lydia, weinte und trauerte ganz Hohwart. Jetzt weinte niemand; nur durch Rührung und Zärtlichkeit wurde hie und da ein Auge feucht. Jetzt dachte niemand, man habe ſie verloren; es ſchien im Gegenteil jedem ein Gewinn, daß eine Schweſter Verdiane da ſei. Geliebt, verehrt, bewundert, verließ ſie Hohwart!

„Welche ſchlichte, einfache Energie," ſagte Veriand in Gedanken verloren.

„Und Du willſt noch länger Dein Leben verträumen?" ſagte die Fürſtin und umarmte ihn.

„Ich denke, es zieht nächſtens eine Herrin auf Schönſtein ein," ſagte der Fürſt.

„Vielleicht," verſetzte Veriand freundlich und küßte die Hand der zärtlichen Mutter.

Zu derſelben Zeit fand auch zu Bruce Caſtle ein Abſchied ſtatt. Von der Gnade überwunden, die durch ſcheinbar zufällige unberechenbare Einflüſſe wirkt, war Ralph in den Schoß der alten Kirche zurückgekehrt. Es war ein namenloſer Troſt für Marina. Nicht durch ſie, wie ſie demütig meinte, aber doch in ihrer Ehe war dieſer Segen über Ralph gekommen! — Und wahrlich zur rechten Zeit; denn ſeine körperlichen Leiden und ſeine Hypochondrie nahmen mehr und mehr zu und machten ihn immer abgeſchloſſener und ſchwermütiger. Ohne die Glaubenslehren und die Heilmittel der Kirche wäre er vielleicht dem jammervollen Schickſal verfallen, das eine unheilbare Melancholie zuweilen ihren Opfern bereitet. Jetzt litt er mit großer Ergebung und Geduld; ſein Charakter veränderte ſich gleichwohl nicht. Er vergrub ſich in äußere und innere Abgeſchloſſenheit, und der Sonnenſtrahl in Marina's Leben war ihr Sohn. Dieſer Strahl verſchwand, als Sir Ralph den Knaben in ſeinem zwölften Jahr einem Inſtitut anvertraute.

„Er ſoll nicht ſo einſam aufwachſen wie ich, er ſoll mehr lernen als ich, er ſoll ſich munter zwiſchen fremden Menſchen bewegen . . Bruce Caſtle iſt kein Aufenthalt für ihn.“

Marina war zu einſichtig, um nicht in dieſer Angelegenheit genau mit ihrem Mann übereinzuſtimmen. Entſagung war ihr Los. Das Inſtitut war vortrefflich, ließ auf eine vortreffliche Erziehung des talentvollen Knaben hoffen — und

Bruce Caſtle wurde für ſie zu einer freudeloſen Einöde. Zwiſchen ihrem hypochondern Gatten und einem bejahrten kränklichen Geiſtlichen verlebte ſie ſo Jahr um Jahr — und immer friedlicher wurde es in ihrer Seele, immer ſtiller in ihrem Herzen. —

Höchſt auffallender Weiſe beſſerte ſich Sir Ralph's Zuſtand im letzten Winter dermaßen, daß der Arzt nicht blos von einer Kur in Karlsbad ſprach, ſondern daß ſich Ralph ganz bereit erklärte, im Frühling dahin zu gehen und mit Marina und ſeinem Sohn eine Reiſe nach Deutſchland zu machen. Der Arzt frohlockte und verſprach unter dieſen Umſtänden wenn nicht völlige Geneſung, doch beträchtliche Beſſerung. Marina freute ſich, die Heimat wieder zu ſehen und ihren Verwandten ihren ſchönen ſiebzehnjährigen Sohn zu zeigen. Doch ihre Aufgabe war erfüllt und ihre Kraft verzehrt. Ein Bruſtfieber führte ein kurzes Krankenlager herbei. Faſt vergeſſen von ihren Verwandten, ungekannt in weiteren Kreiſen, erloſch Marina's in Gott verborgenes Leben ſtill in der Stille von Bruce Caſtle.

◆

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Erſtes Kapitel 1
Zweites Kapitel 91
Drittes Kapitel 168
Viertes Kapitel 198
Fünftes Kapitel 274

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

1. Serie:
Romane und Gedichte:

Band
1—2 Maria Regina. 2 Bde.
3—4 Doralice. 2 Bde.
5—6 Zwei Schweſtern. 2 Bde.
7—8 Peregrin. 2 Bde.
9—10 Eudoxia. 2 Bde.
11—12 Die Erbin von Cronenſtein. 2 Bde.
13—14 Die Geſchichte eines armen Fräuleins. 2 Bde.
15—16 Die Erzählung des Hofrats. 2 Bde.
17—18 Die Glöcknerstochter. 2 Bde.
19—20 Vergib uns unſere Schuld. 2 Bde.
21—22 Nirwana. 2 Bde.
23—24 Eine reiche Frau. 2 Bde.
25—26 Der breite Weg und die enge Straße. 2 Bde.
27—28 Wahl und Führung. 2 Bde.
29 Unſerer lieben Frau. Gedichte.
30 Das Jahr der Kirche. Gedichte.

Die Subſkription verpflichtet nur zur Abnahme der erſten Serie.

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jeruſalem.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Ernſt Renan.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche.

2. Band: Die Väter der Wüſte.

3. Band. Die Kirchenväter.

Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche.

4. Band: Die Kirchenväter.

Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Aus Jeruſalem.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Die Liebhaber des Kreuzes. 2 Bde.

Leben der hl. Thereſa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Kloſtergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 29. Band.

Unſrer
Lieben Frau.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

voyants des Herzens und Poeſie, Begeiſterung und Andacht leihen ihnen ihre Bilder, ihre Worte, ihre Hingebung.

Das Kind erwachte und wickelte ſich weinend über die befremdliche Umgebung aus dem Shawl.

„Weine nicht, Tranquillina! ſagte Clelia und herzte es; — habe ich Dir nicht immer erzählt der Papa würde kommen und uns zu ſich nehmen! Sieh, nun iſt er gekommen! nun mußt Du ihn lieb haben, Tranquillina; viel viel lieber haben als Du mich haſt .... und nicht weinen, Kind!“

Tranquillina ſchlang ihre Arme um den Hals der Mutter und ſagte:

„Nein! nicht lieber als Dich!“ und das müde, glühende Köpfchen ſank in Schlaf auf Clelias Arm zurück. Aber als Clelia zu Gundaccar aufblickte ſchimmerten ſeine Augen in Thränen.

„Clelia! ſagte er mit zitternder Stimme, biſt Du denn immer im Himmel geweſen daß Du mir einen Engel daraus zurückbringſt!“

„Im Himmel Deiner Liebe? .... ja Gundaccar“ entgegnete ſie.

„Gerade nach Hirſchberg,“ rief Gundaccar dem Poſtillon zu, ließ dort die Pferde verdoppeln, und Dank dem Dukaten ging es fliegend weiter auf

Ihrer Majeſtät

Maria,

Königin von Sachſen,

als

innige Huldigung

eines dankbaren Herzens.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Was für ein fremdartiges Büchlein ſchicke ich in die Welt hinaus — in die von Kriegslärm, vom Streit der Parteien, von Reden in den Kammern geängſtigte, betäubte, ermüdete Welt! Nun, ich hoffe, ſie werde es nicht ſonderlich beachten, denn es iſt ſo gar nicht für ſie geſchrieben, iſt nicht klug, nicht fein, nicht glatt, nicht intereſſant, nicht ſchön, nicht reizend; — es iſt eben nur gläubig.

Und weil es das iſt, ſo muß es doch hinaus, um in der lärmenden Welt auf ſtillen Wegen zu ſeiner Beſtimmung zu gelangen. Was iſt ſeine Beſtimmung? — Allen katholiſchen Herzen einen Gruß von mir zu bringen.

Mainz, am St. Andreastage,
30. November, 1850.

Ida Hahn-Hahn.

Unſrer Lieben Frau.

Kyrie eleison.

Der Boden wankt — die alten Mauern weichen!
Wohin die Flucht? — Tod dort — Verderben hier!
Stern fällt an Stern! und rings die blut'gen Zeichen!
Erbarmen, Herr! wir ächzen bang zu Dir!

Erbarmen, Vater! Haſt Du ſie erſchaffen,
O ſo erbarmſt Du Dich auch Deiner Welt!
Sieh! bleich und bebend, ohne Schild und Waffen,
Die Sünderin vor Dein Gericht geſtellt!

Erbarmen, Sohn! Wer ruft zu Dir: Erbarmen!
Dem Du nicht heilteſt, Heiland, jede Not —
Nicht lüdeſt mit den offnen blut'gen Armen
Zu Dir an's Kreuz, zum Licht durch Nacht und Tod!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erbarmen, Geiſt! O Liebe, wärſt Du Liebe,
Noch liebend ſelbſt ein liebloſes Geſchlecht,
Wenn ſiegend, nicht in Dir beſiegelt bliebe
Des Rechtes Liebe durch der Liebe Recht?

Erbarmen! Doch wie wagen wir zu flehen
Und des Dreieinen Richterſtuhl zu nahn,
Vor dem der Geiſter Fürſten bebend ſtehen —
O, wenn ſtatt Leben wir den Tod empfahn?

Doch iſt mit güldnem Schein ein Thron erhoben
Im ew'gen Lenz der lichten Himmelsau,
Mit Roſen und mit Lilien umwoben —
Eilt hin, kniet hin — vor unſrer lieben Frau.

Sancta Maria,
sancta Dei genitrix.

(Ora pro nobis.)

Und wenn auch noch ſo trübe
Die Menſchenſeele iſt,
Sie denkt an Deine Liebe,
O Mutter Jeſu Chriſt.
Du, die Du auserkoren
Zur Mutter wardſt dem Sohn
Du, die uns Gott geboren,
Jetzt teileſt ſeinen Thron!

Dann ſtrahlt aus Deiner Krone
Der Liebe Edelſtein,
Dem Kindesſinn zum Lohne,
Ins dunkle Herz hinein.
Und jedem iſt's gegönnet,
Daß er des Demants Pracht
Sein eignes Kleinod nennet,
Zur eignen Krone macht.

der Straße nach Dresden. Die Sterne erbleichten, die Dämmerung kam, die Sonne ging auf.

„O jetzt erſt im hellen Tageslicht glaube ich an mein Glück, jubelte Clelia, denn die Nächte haben mich ſchon tauſendmal mit einem ähnlichen Traum erſt erfreut und dann betrübt.“

Ohne die fremde nächtliche Beleuchtung, im reinen, enthüllenden Stral der Morgenſonne ſahen ſie ſich nach einem Zeitraum von mehr als ſieben Jahren endlich wieder. Clelia durfte den Blick nicht ſcheuen den die kälteſte Beſonnenheit prüfend auf ihre Schönheit geworfen hätte; aber in ihrer Klauſur, gänzlichſt ſorglos über ihre Perſon, gänzlichſt abgezogen von dem Gedanken an gefallen können und wollen, der auch ſeine Pflege begehrt um nicht in Verwilderung oder Vernachläſſigung auszuarten — war ſie ſich ſelbſt ſo fremd geworden, daß ſie ganz beängſtigt ausrief als Gundaccars liebeglühender Blick auf ihr ruhte:

„Ich bin wol ſehr verändert! .... oder ſollte ich wirklich noch hübſch ſein, Gundaccar?“

„Schau nur in meine Augen, ſprach er, die ſind ein treuer Spiegel! da wirſt Du ſchon gewahr werden wie Du biſt.“

„Der Spiegel ſchmeichelt! rief ſie; — nun aber

Denn wie der Liebe Fülle,
Maria auf dem Thron,
In gottverklärter Stille
Jetzt teilt mit ihrem Sohn:
So teilte er ihr Leben,
Ihr ſchlichtes Menſchenlos,
Als Er ſich hingegeben,
Ein Kind dem Mutterſchoß.

Mit welchem Namen nennet
Sich ſolche Liebesglut?
Ein Gott nur, der ſie kennet,
Dem Menſchen ſinkt der Mut
Denn der will in der Liebe
Stets nur ſich ſelber ſehn,
Und ſiehet hier ſie trübe
Den Weg des Kreuzes gehn —

Denn der begehret Freuden
Und Wonnen dieſer Welt,
Und ſiehet hier von Leiden
Die Liebe dicht umſtellt; —

Denn nur im bunten Glanze
Hat der die Lieb' erfaßt,
Und hier im Dornenkranze
Erliegt der Schmach ſie faſt!

Wie Er in Liebesgluten
Ging ſeinen Pilgergang,
Wie ſehnend zu verbluten
Für uns, Sein Herze rang —
Wie Er das ganze Leben
Und jedes Leidens Nacht
An uns dahin gegeben
Und mit uns durchgemacht; —

Wie Er die Dürftigkeiten,
Das ganz Verlaſſenſein
Umgab für alle Zeiten
Mit der Verklärung Schein; —
Wie Er in letzten Stunden
Am Kreuze einſam hing,
Und Qual und Spott und Wunden
In treuer Lieb' empfing; —

Das adelt unſer Leben,
Wenn's noch ſo arm und klein;
Es darf an Ihm ſich heben,
Durch Ihn beſeligt ſein.
Nicht zaget mehr die Seele,
Durchglüht von hohem Mut;
Es hat für ihre Fehle
Ein Gott gezahlt ſein Blut.

Und nimmer kann ſie klagen,
Sie jubelt in dem Leid;
Er wollte ja es tragen —
Als köſtliches Geſchmeid.
Sie iſt nicht mehr verloren,
Sie weiß von Gang und Ziel.
O Du, die Ihn geboren,
Wer prieſe Dich zu viel?

Sancta Virgo virginum.

(Ora pro nobis.)

Wie nach einer alten Sage
Lichte Paradieſesvögel
Auf der Schwinge zartem Segel
Stets ſich wiegten in den Lüften,
In dem blauen Äther ſchifften
Durch die Nächte und die Tage; —

Wie ſie nie des Baumes Äſte,
Nie der Erde Staub berührten
Und ein himmliſch Leben führten.

Wenn ſie über Mond und Sonnen
Eine Heimat ſich gewonnen
Vor dem goldnen Tor der Veſte; —

Wie ſie nie die dumpfe, ſchwere
Erdennahrung je genoſſen,
Nur, wo Morgentau gefloſſen,
Sich aus Blütenkelchen tränkten
Und dann wieder ſich verſenkten
In der Lüfte klarem Meere; —

Wie ihr leuchtendes Gefieder,
Schöner weit als Roſ' und Sterne,
Zauberiſch aus tiefer Ferne
Wie der klare Regenbogen,
Ganz von Glut und Licht durchzogen,
Strahlte zu der Erde nieder; —

Alſo Du, der Jungfraun Krone!
Du, in Deinem Heiligtume
Zarter als die Lilienblume,
Du, für die in keinem Bilde
Hoheit ſo verſchmolz mit Milde,
Wie Du ſelbſt auf Deinem Throne!

Glüht Dein Herz in Liebe trunken,
Iſt's ein Herd voll heil'ger Gluten,
Nimmer löſchen es die Fluten,
Wie der Erdenflamme Sprühen;
Gleichet dem Rubin im Glühen,
Lodernd in unird'ſchen Funken.

Gleicht an Reinheit dem Saphire,
Dem die Wunderkraft verliehen,
Daß die Farben ihm entfliehen,
Erſt erblaſſen, dann verſchweben,
Wenn, unreiner Hand gegeben,
Dieſe wähnt, daß er ſie ziere.

Allem Irdiſchen enthoben,
Wenn auch irdiſch ſind die Pfade,
Quillt durch Dich der Born der Gnade,
Der der Liebesfülle Siegel
Drücket auf der Seele Spiegel
In dem Wiederſchein von oben.

Neben Dir, Du Reine, Lichte,
Sind der Schnee, die Hermeline,
Perlen, Blüten, nicht ſo kühne,

Sich mit ihrem weißen Kranze
Fern zu nahen Deinem Glanze,
Der ſie tot macht und zunichte.

Wohl dem, der ſich Dir ergeben,
Von der Erde unverſehret
All ſein Herz nach oben kehret;
Der, was ihm die Welt auch bietet,
Sich vor ihren Gaben hütet,
Hier ſchon führt ein himmliſch Leben.

Und dereinſt im Engelreigen
Wird er heimiſch um ſich ſchauen,
Und dort auf lebend'gen Auen
Laben ſich in reichem Frieden,
Den ihm Deine Huld hienieden
In Geſichten nur konnt zeigen.

Mater Christi.

(Ora pro nobis.)

Die Du Dich ſelber zum Opfer gegeben,
Daß ſich der Sohn für uns opfere zum Leben,
Du, die da jegliche Schmerzen erduldet,
Du, die da ſündenlos keine verſchuldet. —

Öffne der Menſchheit Dein ſtrahlendes Herze,
Zeige ihr liebend die Lehre vom Schmerze,
Laß ſie die Worte vom Opfer erfaſſen,
Die in den ſündigen Seelen erblaſſen —

Schreib ſie mit Sternen an's himmliſche Zelt,
Zeichne ſie licht in die dämmernde Welt,
Taue ſie nieder als göttlichen Regen,
Laß in den Herzen keimen den Segen —

Laſſe verſtändlich und lieblich ſie werden,
Dann und nur dann kommt der Friede zur Erden,
Ach, wenn das Opfer ſie nicht mehr verſtehen,
Muß ja in Trümmer das Irdiſche gehen —

Ach und ſie wollen vom Opfer nichts wiſſen,
Von dem Altare trotzig geriſſen,
Hoffen zu leben nach eignen Gelüſten,
Wagen mit Liebe ſich kecklich zu brüſten —

Ach und verſcheuchen die Liebe ſo weit,
Daß ihr kein Plätzchen mehr bleibt in der Zeit!
Denn was ſie Lieb' ſich getrauen zu nennen,
Iſt nicht der göttlichen Schönheit Erkennen —

Iſt nicht die Sehnſucht, ſie tief zu erfaſſen.
Ähnlich zu ſein ihr, um nie ſie zu laſſen —
Nichts mehr zu haben und alles zu ſchenken,
Um ſich alleinzig in ſie zu verſenken —

Nichts, weder Freuden noch Leid zu begehren,
Nichtig zu achten ſo Lächeln wie Zähren,
Nichtig zu halten ſo Dornen wie Roſen,
Frühlingsgeſäuſel wie Winternachts Toſen —

Nichtig und ſtaubig die Fülle des Lebens,
Wenn nicht das Göttliche Ziel iſt des Strebens,
Wenn nicht das Herz mit der tieftiefſten Glut
lebt und für ewig in Gott allein ruht —

Ihm und nur Ihm darbringt ſich zu eigen,
So daß das irdiſche Sehnen muß ſchweigen,
So daß von Schattengebilden entleeret,
Rein zu dem Lichte das Herze ſich kehret —

will ich Dich anſchauen und Zug um Zug vergleichen ob Du noch der Alte biſt."

Sie kniete auf dem Sitz des Wagens, umſchlang ſeinen Nacken und wollte fröhlich ihre Muſterung beginnen; aber ſtatt deſſen fragte ſie mit zärtlicher Trauer nach einer Pauſe:

„Biſt Du krank geweſen, Gundaccar?"

„Nicht ſehr! .... nur etwas bruſtkrank .... nervenangegriffen .... gleichviel, mein Engel! jetzt iſt mir ganz wol."

„Alſo hat Dir doch etwas gefehlt?"

„Gewiß, gewiß! Clelia hat mir gefehlt! — Sieh, ich habe mich um Dich gegrämt mehr als ich mich jetzt freuen kann Dich wieder zu haben! — man entwöhnt ſich dermaßen vom Glück, daß man ſich nicht drin zurechtfindet wenns plötzlich kommt."

„Aber nichts lernt ſich leichter wieder, ſagte ſie zuverſichtlich; wir ſind und wir bleiben beiſammen, wir gehören zuſammen: das iſt der Boden worin unſer Leben Wurzel ſchlagen muß; und hat es das gethan, ſo werden ihm die Blüten nimmer fehlen."

Stralend und hofnungsfreudig, ein Weſen dem die Zukunft gehört weil es ſich derſelben gewachſen fühlt — ſo war Clelia. Gundaccar erſchien, neben ihr wenigſtens, als mehr der Vergangenheit angehörend. Er war ſchön und edel von Zügen

Frei von dem Ich, von dem böſen Tyrann,
Frieden und Freiheit im Opfer gewann,
Daß es im innerſten ſchweigenden Weſen
Blutend gebracht — um in Gott zu geneſen. — —

Denn nur für alles wird alles gegeben!
Wollte ſelbſt Gott ja ſein göttliches Leben
Liebend hinopfern, die Welt zu erlöſen,
Zahlend durch Unſchuld die Schulden des Böſen!

Nimmer, o nimmer drum wird es gelingen,
Breit und behaglich zum Himmel zu dringen;
Nimmer — hienieden ein Glück zu geſtalten,
Wenn nicht die Opfer ſich freudig entfalten.

Wenn nicht die flammende Liebe zum Kreuze
Stark überwindet die irdiſchen Reize —
Wenn nicht von göttlicher Liebe getragen,
Liebe der Seelen beginnet zu tagen —

Wenn nicht in menſchlich gebrechlicher Hülle
Feſt wird und gläubig geläutert der Wille,
Der, an der Liebe des Heilands entzündet,
Opferbereit eine Welt überwindet! — —

Wollte ſelbſt Gott unſers Gleichen ja werden,
Tauſchen den Himmel um Leiden der Erden;
Weil nur, wenn Gott ſelbſt als Menſch ſich gegeben,
Wieder der Menſch kann zu Gott ſich erheben.

Wieder voll Sehnſucht und Reue gewahret,
Daß ſich mit Sion nicht Babylon paaret,
Daß ſich der Kelch, der das Dürſten uns ſtillt,
Nimmer mit irdiſchem Freudenwein füllt.

Du, die ein Opfer wie keines getragen,
Du, die auf Golgatha hörteſt ſein Klagen,
Du, deren Buſen vom Schwerte durchdrungen,
Mehr als im Tod mit dem Schmerz haſt gerungen, —

Laß nicht die Menſchheit in Ichſucht verſteinen.
Laß ihr Dein ſtrahlendes Herze erſcheinen!
Schmelze in glühenden heiligen Flammen
All unſre Schwäche und Sünde zuſammen.

Daß ſich ein jeder bereite mit Freuden,
Für das geliebteſte Kreuze zu leiden;
Hin zum Kalvarienberge zu gehn,
Jubelnd die ewigen Oſtern zu ſehn.

Mater divinae gratiae.

(Ora pro nobis.)

Gnade! ſüßes Wort der Liebe,
Keines klingt ſo hold wie du!
Gnade! — licht wird alles Trübe!
Gnade! — Pein wird ſtille Ruh!
Gnade! — und ein weiches Säuſeln,
Wie's im tau'gen Laube ſchwebt,
Wenn des Sees Wellen kräuſeln —
Lind durch unſre Seele bebt.

Gnade! und vom Augenlide,
Das jüngſt bittre Tränen gab,
Hebet ſie die ſchwere Müde
Mit dem letzten Tropfen ab.

Gnade! die gerungnen Hände
Qualvoll an die Bruſt gepreßt,
Öffnen ſich mit ihrer Spende,
Heben ſich beim Dankesfeſt.

Gnade! und des Staubes Zeichen,
Und die Makel aller Schuld
Schwinden von der Stirn und weichen
Vor dem Strahl der höchſten Huld
Und der Seele, die noch eben
Sündentot erſtorben war,
Bietet neues, heilges Leben,
Gnade aus Erbarmen dar.

Wieder regt ſie ihre Flügel
Dankend, jubelnd wie noch nie,
Und erkennet ſie im Spiegel:
Gottes Ebenbild iſt ſie!
Friſch die Kraft und rein der Wille,
Und zum Himmel geht ihr Lauf!
Gnade, Gnade nur in Fülle
Und Vollendung nimmt ſie auf.

Doch wo quillt der Gnadenbronnen?
Und wo rauſcht das Gnadenmeer?
Und wo ſtrahlen Gnadenſonnen?
Ach, die Welt iſt wüſt und leer!
Weiß nichts von den reinen Fluten,
Die der Born der Liebe hält,
Läßt an Sünden ſich verbluten
Und am Leid — die arme Welt!

Gnadenmutter, Deinem Schoße
War das Opfer anvertraut,
Das durch Lieb und Tod das große
Gnadentor uns auferbaut.
Darum ſtehſt im Wunderglanze,
Den nie ſonſt ein Auge ſah,
Und in reichſter Schönheit Kranze
Aller Gnaden voll Du da.

Höchſtes Leid haſt Du empfunden,
Höchſtes Glück ward Dir zu Teil,
Haſt gelitten ſchwerſte Stunden,
Haſt genoſſen reinſtes Heil!

Was des Menſchen vollſtes Herze
Aus dem Schatz der Lieb' ernährt,
Strahleſt Du in Wonn', im Schmerze
Uns entgegen — doch verklärt!

Deine Luſt iſt reine Freude,
Denn ſie gilt der ganzen Welt;
Und Dein Mund iſt rein im Leide,
Dem die tiefſte Klag' entfällt —
Nicht um Dich! — Du biſt geborgen!
Nicht um Ihn! — Er triumphiert!
Doch Du teilſt Sein heilig Sorgen,
Der Dich mit dem Szepter ziert.

Daß nicht fruchtlos ſei verſchwendet
Deines Sohnes Lebensblut,
Gnade nicht umſonſt geſpendet,
Die in jenem Opfer ruht.
Darum winkſt Du voll Erbarmen
Alles zu Dir, was da lebt,
Nimmſt mit Deinen frommen Armen
Jeden auf, der heimlich bebt.

Deckſt mit Deines Mantels Falten
Jeden zu, der tief beſchämt
Von der Qual zurückgehalten,
Sich um ſeine Sünden grämt.
Gnadenmutter! nicht zu ſagen,
Iſt die Liebesfülle Dein!
Da Du Gott im Schoß getragen,
Muß ſie ja auch göttlich ſein.

Mater purissima.

(Ora pro nobis.)

Im Staub ſind wir geboren,
Zum Staube gehen wir,
Er liegt vor unſern Toren,
Er weht an unſre Tür,
Er hänget ſich dem Saume
Des reinſten Kleides an,
Er klebt am Wellenſchaume,
Er rieſelt auf den Schwan.

Wo eine Blume blühet —
Mit Staub wird ſie bedeckt!
Und wo ein Licht erglühet —
Der Staub hat es verſteckt!
Der Staub umweht die Kerzen:
Sie brennen trüb' und ſchwer;
Der Staub erfüllt die Herzen:
Sie werden matt und leer.

Das Auge ſtaubumſchleiert
Entbehrt der Schönheit Licht;

Die Seel' im Staube feiert
Den Dienſt der Wahrheit nicht.
Die Lieb' im Staube ringet
Vor Sehnſucht ſich zu Tod;
Denn was der Staub ihr bringet,
Es iſt kein Himmelsbrot.

Und hat im dumpfen Wähnen
Die Schale ſie geleert,
So klagen ihre Tränen:
Nicht das hab' ich begehrt! —
Und lieget er im Staube,
Im irdiſch trüben Wahn,
So betet ach! der Glaube
Als Gott den Apis an!

So wird durch tote Götzen
Das Leben ſelber tot,
Gefangen in den Netzen
Der ird'ſchen Staubesnot;
Und in den Sumpf verſunken,
Da reiner Boden wich,
Lallt vom Triumphe trunken
Das ſtaubverfallne Ich!

und Ausdruck, ſein dunkles tiefliegendes Auge blickte zugleich innig und glänzend, weiches braunes Haar lockte ſich voll und reich um ſeine Stirn, die Geſtalt konnte kaum ſchöner ſein; — er ſah ungemein intereſſant aus — wie man gewöhnlich ſolche Erſcheinung zu nennen pflegt in der das Kränkliche in der Form des überwiegend Geiſtigen ſich zu verſtecken ſcheint; — aber es war kein Nerv in der Haltung, keine Friſche im Antlitz, keine elaſtiſche Spannkraft in dem ganzen Menſchen. Wie ein leichter Nebel, nur wahrzunehmen jedoch nicht zu bezeichnen, hing eine matte Erſchöpfung über ihm. Er war nicht dem Leben gewachſen. Aeußerſt talentvoll, fein organiſirt, höchſt phantaſiereich, hätte er in ſchlichten ſtrengen Verhältniſſen, die von Kindheit auf ſeinen Charakter geübt und ihn in Gleichgewicht mit ſeinen übrigen Fähigkeiten gebracht hätten, ein ausgezeichneter Menſch — wenn auch nicht in der Sphäre des Hergebrachten — werden können. So wie er war, lange das einzige Kind, immer der einzige Sohn, verzärtelt ſeit der Wiege, gewöhnt durch ſeine Anmuth Alles zu erreichen, waren dennoch die guten und glücklichen Gaben dermaßen in ihm vorherrſchend, daß er zu einem befriedigten Daſein in ſich Befähigung gehabt hätte, wenn er es ſich nach Wahl und Neigung

Maria, o Du Reine,
Laß Deinen Schleier wehn!
O laß im Silberſcheine
Uns Deine Lilie ſehn!
O wirf von den Geſtirnen
Uns Gnadentau herab,
Und waſche unſre Stirnen
In Deiner Reinheit ab.

Mater amabilis.

(Ora pro nobis.)

O Du Mutter ſchöner Liebe,
Heil'ger Hoffnung, ſüßer Gnade,
Wer iſt, der im Dunkel bliebe,
Strahlt Dein Liebesſtern dem Pfade!
Wer zu Dir ſein Herz erhebt
Iſt in Deinem aufgehoben,
Und Du gönnſt ihm, daß er lebt
Noch hienieden ſchon wie droben.

Ach zum Himmel wollen alle!
Wollen durch die Lieb' ihn finden,
Harren, daß ihr Ruf erſchalle
Von den Bergen, in den Gründen;
Aber nicht von Außen keimt
Wahrer Liebe Wunderblüte.
Wer ſie wahrhaft will, nicht träumt,
Suche tief ſie im Gemüte.

Denn die Stimmen, die erſchallen,
Sind oft Echo unſrer Worte,
Führen nicht zu Tempelhallen,
Leiten nicht zum ſtillen Porte —
Locken uns in Wüſtenein,
Äffen uns mit holdem Klange —
Bis das Ich ſteht ganz allein
In der Öde todesbange.

Wer da will die Liebe kennen,
Muß auf innerm Scheiterhaufen
Starken Muts das Ich verbrennen
Und den Schmerz in Tränen taufen.
Muß den ganzen Wuſt der Welt
Friedlich in die Flammen legen,
So daß nichts ſich hemmend ſtellt
Vor der Gnade vollem Segen.

Iſt verglühet dann das Feuer,
Iſt zu Aſche es verglommen,
Bangt der Seele, daß kein neuer
Sonnenſtrahl mehr möge kommen.

Sieh da glüht ſchon Morgenrot.
Siegreich tagt das neue Leben
Und empor aus Aſchentod
Siehſt Du jung den Phönix ſchweben.

Und im Himmel ohne Schranken
Iſt die Liebe ohne Ende,
Ohne Bangen, ohne Wanken,
Ohne Wechſel, ohne Wende!
Iſt die Liebe tief und ſtill,
Unerſchöpflich wie die Meere,
Sie, die unſre Seele will,
Um nicht zu vergehn an Leere.

Du, o Mutter ſchöner Liebe,
Warſt von Schuld frei und Verderben!
Du, o Mutter ſchöner Liebe,
Brauchteſt nicht Dir ſelbſt zu ſterben;
Warſt dem Himmel zugekehrt
Wie die goldne Sonnenwende,
Die durch Schatten ungeſtört
Blüht von Anfang bis zu Ende.

All die tauſend heiße Herzen,
Die in Liebesdurſt verſchmachten,
Aber unbelehrt durch Schmerzen
Nicht ſich ſelbſt zum Opfer brachten —
All die Armen laſſe nie!
Wolle zum Altar ſie ziehen,
Daß im Heiligtume ſie
Wie ein Weihrauchkorn verglühen.

Mater Creatoris.

(Ora pro nobis.)

Wie ſie den Weltenbau behend zerſetzen,
Wie ſich ihr Geiſt mit dem des Schöpfers mißt,
Wie ſie mit kläglich kindiſchem Ergötzen,
Gleich Knaben, die frohlocken einer Liſt.
Der Welten Ordnung erſt zu ordnen trachten,
Und all die großen Fragen Wer? und Wie?
Als einer Rechnung Spielerei betrachten —
Solch frech Beginnen ſah die Welt noch nie!

Noch nie ein ſolches ſchattenhaftes Treiben,
Das nur den Umkreis, nur die Fläche kennt,
Um von der Tiefe ewig fern zu bleiben,
Und als den Kern das eigne Ich benennt!

Noch nie ſolch dürftig dünkelhaftes Streben
Sich abzulöſen von dem großen Geiſt,
Der gnadenvoll ein reiches Glaubensleben,
Ein Liebesleben ſeiner Menſchheit weiſt!

Noch nie ſo tief im Grund verzerrte Seelen,
Daß Mein von Dein, und Recht von Unrecht nicht
Sie ſcheiden, weil zu ihrer Selbſtſucht Höhlen
Nicht dringen kann der ew'gen Wahrheit Licht!
Noch nie Genußſucht in ſo frechem Kleide,
Noch nie ſo nackt und ſchamlos Sinnengier,
Noch nie an der Entweihung ſolche Freude,
Noch nie die Menſchheit ſo — als kluges Tier!

Was andre Völker, wilde Zonen kennen,
Was alte Zeit in argem Wahn getan,
O wahrlich, rein — erhaben wirſt Du's nennen,
Siehſt Du das Jetzt, ſiehſt Du das Hier Dir an!
Sie brachten ihren Göttern und Altären,
Dem ſchwarzen Stein, dem armen Fetiſch gar —
Sie bringen Dank und Opfer, Preis und Ehren
Mit Andacht doch und mit Gehorſam dar.

Sie glaubten doch in ihrem dumpfen Sinnen,
Daß irgendwo erſtrahle wahres Licht
Und ſuchten Huld und Gnade zu gewinnen —
Doch jetzt! — jetzt will man Gnad' und Glauben nicht.
Wozu die Gnade und weshalb erlöſen?
Das Ich hat die Erlöſung ja vollführt
Vom alten Wahn der Sünde und des Böſen! —
Wie klein die Seele, die er noch berührt!

Sie lachen, daß die heil'ge Liebe betet,
Sie blicken höhnend einen Frommen an,
Sie ſchenken Mitleid dem, der nicht errötet
Es zu bekennen, daß er glauben kann.
So tief ſind in den Abgrund ſie geſunken,
Daß ſelbſt den Mangel ſie des höhern Lichts
Nicht miſſen mehr — ſie taumeln ſinnentrunken
In ihrem Rauſch dahin — vom großen Nichts!

Wozu der Jammer und weshalb die Klage?
Wer fand der ew'gen Weltgeſchicke Spur?
Vor Dir, o Herr, liegt klar das Ziel der Tage,
Daß Du gewieſen aller Kreatur.

Es werden dennoch jene Zeiten kommen,
Wo Abgefallne zittern ſtill und ſtumm
Im tiefen Glauben und in Lieb' entglommen
Vor Deinem göttlichen Myſterium!

Denn mit Geheimnis hat die Welt begonnen
Und mit Geheimnis geht ſie fort und fort.
Was auch erdacht, erklügelt und erſonnen —
Wer fand für ihren Gang das letzte Wort?
Wer maß die Tiefe, die da liegt im Schaffen?
Zerſtören und zerſetzen können wir
Und etwas Wiſſen mühſam uns erraffen;
Doch Schöpfung und Erlöſung ſind bei Dir!

Bei Dir, dem Herrn der reinen Geiſter Heere,
Deß Thron das Licht der Weisheit ſo umſäumt,
Daß unſer Aug' in ſeiner Erdenſchwere
Mit tauſend Farben dieſe Fülle träumt,
Und dennoch nicht den Sonnenabgrund findet,
Wo jener Strom entſpringt, der Liebe Hort,
Aus dem Dein Wille Deine Welt gegründet,
Als Du es liebend ſprachſt, o Herr — das Wort!

Da wallt ein Schleier, den wir nimmer heben,
Ein Ozean, den nie ein Kahn durchzieht,
Ein Flammenmeer, vor dem wir ſcheu erbeben!
Es ſchweigt der Mund, allein der Glaube ſieht,
Er bringet Weihrauch, Blumen, Kleinod, Kerzen,
Der Schöpfung Schönſtes, froh und liebend dar,
Und legt in Demut vor dem Herz der Herzen,
Der Gottesmutter es auf den Altar.

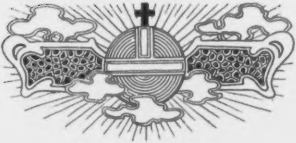

hätte gründen dürfen. Aber plötzlich verlangten ſeine Eltern, die bis in ſein zwanzigſtes Jahr ſeinem Willen gefolgt waren, er müſſe nun dem ihren folgen. Plötzlich ſollte er ehrgeizig nach einer glänzenden Laufbahn ſtreben! Plötzlich ſollte er ſeine königlich reiche Couſine heirathen! Er aber liebte Clelia Conti und trieb keine Beſchäftigung mit Eifer als die Malerei. Ihre Zumuthungen waren ihm unverſtändlich, ihre Befehle unverſtändig; ihr ganzes Verfahren grauſam und ungerecht. Sie erreichten nicht ihre Abſicht und ſeine Exiſtenz ging dabei mit ihren beſten Kräften zu Grunde. —

Baron Thannau wollte die Nachricht von Clelias unbegreiflichem Verſchwinden nicht glauben, als Jenny ſie ihm ſchreckenvoll am Morgen mittheilte. Er meinte ſie müſſe ſpazieren gegangen ſein. Aber nein! da lag ihr Hut! — Wohin konnte ſie geflohen ſein, wenn ſie nichts, gar nichts mitgenommen hatte — als Tranquillina; — und Tranquillina ſo wie ſie im Bett lag, denn alle Kleidungsſtücke des Kindes fanden ſich wolgeordnet neben demſelben. Der fürchterliche Gedanke: ſie hat ſich und dem Kinde den Tod gegeben, mußte in Beiden beängſtigend aufſteigen, denn an Flucht war nicht zu glauben indem Clelia, Dank Thannaus Vorſicht, kein Geld zu ihrer Verfügung beſaß. Mit einem kleinen Kinde

Mater Salvatoris.

(Ora pro nobis.)

Ein Firmament mit tauſend Sternen,
Mit einem tiefen Azurblau,
Aus deſſen lichten Sonnenfernen
Hernieder träufelt Roſentau —
Statt eines Kerkers engen Wänden
Voll feuchter dumpfer Grabesruh,
Wo Licht und Luft nicht Segen ſpenden —
Das, o Erlöſung, das biſt Du!

Ein Strom mit ſchattigen Geſtaden,
Drein Wunderblumen üppig blühn,
Drein Palmen ihre Zweige baden,
Drein Sonnen leuchten, doch nicht glühn.

Er wallt zu märchenſchöner Küſte,
An Füll' und Farben überreich,
Aus einer armen nackten Wüſte —
Der, o Erlöſung, iſt Dir gleich!

Ein Meer, durch das voll goldner Schätze
Die Schiffe ſchwerbeladen gehn,
Das mit Korallen füllt die Netze,
Mit Perlen wonnig anzuſehn —
Das all die Herrlichkeiten ſchicket
Dem öden Inſellande zu,
Und es mit Königsgaben ſchmücket —
Das, o Erlöſung, das biſt Du!

Und biſt noch mehr! ſo viel die Seelen
Erhabner ſind als Erdenſtaub;
Da iſt der Heiland wollt' erwählen,
Dem Feind nicht gönnen ſeinen Raub,
Da Er für ihrer Herzen Irre,
Für ihren Trotz und Wankelmut,
Für ihre Schuld und ihre Dürre
Vergoſſen hat ſein teures Blut!

Und biſt ſo viel, daß Engelzungen,
In das Geheimnis eingeweiht,
Vielleicht das rechte Wort erſchwungen,
Das ſich nicht unſern Lippen leiht,
Das tief verehret in dem Staube,
Bewahrt im ſtillſten Herzensgrund,
Hienieden nur erfaßt der Glaube,
Zu ſtammeln nur vermag der Mund.

Und Du, o Liebliche! o Schöne!
O Mutter des Erlöſers Du!
Mit welchem Sang, durch welche Töne
Trägt Dir das Herz ein Loblied zu?
Von Dir entnahm Er unſer Leben! —
Um Menſch im Menſchlichen zu ſein,
Mußt' Er ſich eine Mutter geben —
Und kehrte zärtlich bei Dir ein.

Und ſo entſprang die reinſte Quelle,
Der Born des Lebens und der Huld,
Der mit geheimnisvoller Welle
Auslöſchet aller Nächte Schuld —

Und eine lautre Liebesſonne
Uns leuchtend zu der Himmelstür,
Und jeglichen Geſchöpfes Wonne
Im frommen Mutterherzen Dir.

Geweihet ſind der Mutter Schmerzen,
Ihr Lieben und ihr banges Leid,
Wie Du's empfunden haſt im Herzen
Und wie es dauert durch die Zeit.
Geweiht iſt ihre Tränenſpende,
Ihr ſorgenvolles zartes Glück.
O Mutter des Erlöſers, wende
Auf meine Mutter Deinen Blick.

Virgo potens.

(Ora pro nobis.)

Tiefe Nacht! Der Himmel droben
Schwarz und ohne Sternenſchein,
Fernher hallt des Sturmes Toben,
Blitze zucken ſcheu hinein.
Wie zum Schlachtfeld vorbereitet
Zagend harret die Natur,
Und die Wetterzeichen deutet
Ängſtlich aus die Kreatur.

Schiffer falten ihre Segel,
Rudern heim in raſcher Flucht,
Und die irren Meeresvögel
Flattern ängſtlich nach der Bucht.

Alles weilt am Herd geborgen
Und den Riegel ſchiebt man vor,
Nur der Wandrer ſpäht voll Sorgen
Nach dem fernen ſichern Tor. —

Aber welch ein Zauber wendet
Plötzlich des Gewitters Macht?
Iſt ein Bann herabgeſendet?
Wer bezwang die wilde Nacht?
Das Gewölk beginnt zu wanken,
Teilt ſich — lichtet ſich — und weicht —
Wie mit hölliſchen Gedanken
Vor dem Tag ein Sünder fleucht.

Und des Sturmes dumpfe Stimme
Hallt im leiſen Ächzen aus,
Und das Meer, ſchon nah dem Grimme,
Glättet blank ſich, erſt noch kraus.
Blitze ſchlüpfen ſchnell wie Schlangen
Scheu hinab am Meeresſaum,
Und der Menſchen ängſtlich Bangen
War, wie immer, leerer Traum. — —

Welche Macht gebot den Wogen
Und des raſchen Sturms Gericht?
Sieh! von Morgen kam gezogen
Hehr und ſtill ein holdes Licht,
Schwebt' in friedenvoller Schöne
Ob der kranken Erde Weh,
Leiſe, lautlos wie die Schwäne
Gleiten durch den dunkeln See.

All der Elemente Toben
Hat der ſtille Mond beſiegt,
Wellen hier und Stürme oben
Sind wie in den Schlaf gewiegt. —
Aber bei dem holden Bilde,
Das in Friedensruh uns ſenkt,
Jungfrau, Mächtige und Milde,
Dein die Seele, Dein gedenkt.

So durch manche Wellenſtürme
Glitteſt Du, ein ſtiller Mond,
Der mit ſeinem treuen Schirme
Frieden bringt, im Frieden thront

Wenn ſich drohende Gefahren
Türmten um die Kinder Dein,
Wußteſt Du der Feinde Scharen
Stark und mächtig zu zerſtreun.

Wenn ein Herze ſich vom Böſen
Arg umſtrickt, gefeſſelt ſah,
Und Du wollteſt es erlöſen —
War auch ſchon die Rettung da,
Wenn in ſchweren heißen Stunden
Hülferuf zu Dir erſcholl,
Wardſt Du mächtig ſtets befunden
Und der Strom der Hilfe quoll.

Nimmer haben die Gewalten,
Trotz und Bosheit, Liſt und Lug,
So wie jetzt umſtrickt gehalten
Dieſe Welt mit argem Trug.
Nimmer gab's ſo freche Lüge,
Bringend ſolche Höllenpein; —
O ſo nahe doch zum Siege,
Immer iſt der Sieg ja Dein.

Tritt gen feindliche Gewalten
Strahlend auf mit Deiner Macht:
Sonnen werden ſich entfalten,
Wo noch jüngſt die tiefſte Nacht.
Königin Du aller Welten,
Rette! die Gefahr kommt ſchnell!
Und geleite zu den Zelten
Das erlöſte Iſrael.

Virgo fidelis.

(Ora pro nobis.)

An das Muttergottesbild in Neuhaus.*)

An dem blauen Oſtſeeſtrande,
Zwiſchen Eichen ſtark und kraus,
Hart am See, im Wieſenlande,
Liegt ein gutes altes Haus.
Mit dem ſchweren ſpitzen Dache
Steigt es auf nach Väter Art,
Und ein alter Turm hält Wache
Und hat ſtets es wohl bewahrt.

In dem Turm liegt die Kapelle,
Wie es war in alter Zeit,
Daß des Edelhofes Schwelle
Frommer Andacht ſei geweiht,
Daß des Glaubens ſüße Kunde
Leuchte in das Leben mild —
Drinnen ſteht zu dieſer Stunde
Noch ein Muttergottesbild.

---

*) Besitzung meines Bruders in Holstein.

entflieht man nicht zu Fuß, und ohne Geld befiehlt man nicht über Wagen, Pferde und dienſtfertige, verſchwiegene Leute. Sie war aber fort und wie vom Erdboden verſchlungen. Man ſuchte, man forſchte, man fragte. Niemand wußte von ihr, Niemand hatte ſie geſehen. Ueberdas kannte Niemand ſie genau, ſo daß die abenteuerlichſten Nachrichten über ſie einliefen. Thannau durchſtreifte das Gebirg nach ihr und ſchickte Boten in verſchiedenen Richtungen aus — ganz umſonſt wie natürlich! denn vierundzwanzig Stunden nach ihrer Flucht war Clelia wolbehalten in Dresden. Da ließ Gundaccar ſeinen Paß, der nur auf ſeinen Namen lautete, umändern, nahm Frau und Tochter darin auf, ließ ihn mit den erfoderlichen Viſas nach England, Frankreich und Italien verſehen, und reiste ab ſobald Clelia und Tranquillina mit den nothwendigen Kleidungsſtücken verſorgt waren. Auf Clelias Bitte in die größte Einſamkeit zu fliehen entgegnete er:

„Das will ich eben und darum nach Paris! in einer Wüſte ſind wir nicht ſo unbemerkt als in dem fremden Gewühl. Dort gehört unſer Leben uns ganz allein an, und von dort aus können wir die nothwendigen Schritte thun, die Dich der Form nach frei machen, wie Du es der That nach biſt.“

„Was man doch Alles durch Ausdauer erreicht!

Aufrecht ſteht es! Dem Altare
Und dem ganzen heil'gen Raum
Brachten ach: dreihundert Jahre
Eines wüſten Glaubens Traum.
Eines Glaubens ohne Liebe,
Ohne Einheit, ohne Kraft,
Der im irdiſchen Getriebe
Nüchtern, froſtig, bald erſchlafft.

Und ſie ſind ihm dort verfallen,
Haben jammervoll geträumt,
Und es hat die ſtillen Hallen,
Still die Wahrheit längſt geräumt.
Drum auch lagert am Altare
Schutt und Staub und Moder dort,
Denn der Glaube nur, der wahre,
Weiht und wahrt den heil'gen Ort.

Aber als ob ſie nichts träfe,
Die beſchirmt im Himmel thront,
Mit der Krone um die Schläfe
Steht ſie auf dem halben Mond.

Wie des Glaubens letztes Schimmern
Unverſehrt ſie ſchwinden ſah,
Steht ſie auf des Irrtums Trümmern
Jetzt unangetaſtet da.

Bilderſtürmeriſche Hände
Sanken ehrfurchtsvoll herab —
O getreue Jungfrau, wende
Jetzt den böſen Traum doch ab!
Mogteſt Du dreihundert Jahre
Nicht dem wüſten Ort entfliehn,
O ſo laß jetzt zum Altare,
Laß den alten Glauben ziehn!

Ach es geht ein Suchen bange
Durch die große weite Welt,
Jeden ſehnts im heißen Drange
Nach dem Einen, das ihn hält.
Laß dies Einzige ſie finden,
Das ſie führt zum rechten Port!
Öffne Du den Blick der Blinden
In dem lieben Hauſe dort.

O getreue Jungfrau, bete
Voll Erbarmen und voll Huld
Um die neue Morgenröte,
Lichtend jene alte Schuld.
Winke — und ſie ſind die Deinen!
Lächle — und es weicht ihr Wahn!
Und der Mann, das Weib, die Kleinen
Sind Dir liebend untertan.

O getreue Jungfrau, denke,
Denk' an Deinen eignen Sohn!
Die geliebten Kleinen lenke
Liebevoll zu Jeſu Thron.
Halte ſie in Deinen Armen,
Sei Du ihr getreuer Hort!
O Maria, hab Erbarmen,
Weiſe nicht die Kindlein fort!

Speculum justitiae.

(Ora pro nobis.)

Heilig! durch die Himmel tönt es,
Schallt es zu der Erde fort,
Durch der Welt Getümmel dröhnt es
Als verheißungsvolles Wort.
Heilig! jedes Menſchen Seele
Schaut hinauf nach fernem Licht,
Hoffnungsvoll trotz aller Fehle,
Zagend nicht vor dem Gericht.

Heilig! Gott im Himmel droben,
Im Genügen ſeiner Ruh,
Läßt von Engeln ſo ſich loben:
Heilig! jubeln ſie ihm zu.

Und ſie alle, die in Freuden
Um ihn ſtehn, ein lichtes Heer,
Sich an ſeiner Schöne weiden,
Heilig ſind ſie, ſo wie Er.

Heilig! und herab zur Erden
Eine Himmelsleiter ſinkt;
Heilig, Seele, ſollſt du werden,
Sieh wie dir die Gnade winkt!
Sieh den Kranz von ſieben Sternen,
Der dir ſtets zu Häupten ſchwebt,
Der durch alle Erdenfernen
In ein Liebesnetz dich webt.

Der bei jedem deiner Schritte
Dich empfängt mit Liebesblick,
Der ſtets zu der Liebe Mitte
Dich vom Abweg führt zurück,
Der in deiner Sünde Nächte,
Wenn dir ſelber vor dir graut,
Daß die Schuld ſich ſelber ächte,
Wie ein Gottesauge ſchaut;

Der im tiefen Purpurſchimmer
Azurblau und Gold durchſprüht,
— Herrlich wie Orion nimmer —
Liebeflammend für dich glüht,
Weil die Gold- und Purpurflammen,
Wie des Blaues zarte Zier,
Aus dem Blut der Liebe ſtammen,
Das einſt rann zum Heile dir.

Nimm ſie auf in deiner Seele:
Blau iſt Demut, Gold iſt rein,
Purpur doch vor allem wähle,
Schmerz und Lieb' iſt's im Verein!
Nimm ſie auf! — In ihrem Glanze
Stirbt dein mattes Staubesgrau!
O, vom Sieben-Sternen-Kranze
Quillt dir reichſter Segens-Tau.

Laß, o Seele, dich erfriſchen,
Dich befrein aus deiner Haft;
Laß die Makel von dir wiſchen,
Die der Sünde Frevel ſchafft.

Dann betritt die Himmelsleiter,
Halte feſt am Sternenſchein,
Und er zieht dich weit und weiter
In den ew'gen Tag hinein.

Aber Du, o holder Spiegel
Schönſter, höchſter Heiligkeit;
Gib der ſchwachen Seele Flügel,
Die ſich leicht vom Ziel zerſteut.
Deine Bitte folgt uns gerne
Und das Mitleid iſt Dir Luſt,
Weil der Kranz der ſieben Sterne
Ruhte einſt an Deiner Bruſt.

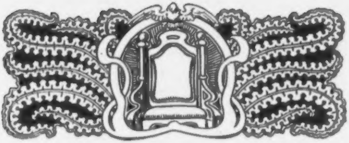

Sedes Sapientiae.

(Ora pro nobis.)

O ſtolzes Wort, das Tauſende geblendet
Und aber Tauſende getränkt mit Giſt!
O Schlangenwort, das mit dem Falle endet,
Wohl dem, der deine Klippe hat umſchifft!
Der unverlockt vom Zauberklange: Wiſſen,
Von der Erkenntnis Trugſchluß nicht verwirrt,
Und unbetört von Weisheits-Finſterniſſen,
Im Licht des Glaubens lebet unbeirrt! —

Was weißt du denn, um prahleriſch zu ſagen,
Als wär's der Seele Ehrenkleid: ich weiß!
Du weißt, was andere in alten Tagen
Gedacht, gelehrt, getan — um welchen Preis

Die Einen Größe, Andere Ruhm errungen;
Du weißt, was in den Büchern ſteht und was
Durch eignen Forſchens Mühe dir gelungen;
Doch ſprich: was kümmert deine Seele das?

Du weißt! — allein was kannſt du, laß mich fragen?
Kannſt du dich überwinden, wenn es gilt,
Und den Tyrannen Ich in Feſſeln ſchlagen,
Wenn er mit trunknem Stolz die Bruſt dir ſchwillt?
Kannſt du gelaſſnen Muts die Welt beſiegen?
Nicht die da draußen dir zu Füßen liegt,
O nein! — du weißt, daß deren Götter lügen; —
Allein die Welt, die ſich ins Herz dir ſchmiegt?

Und kannſt du Opfer bringen, kannſt du lieben?
Nicht jene Opfer, die der Stolz begehrt! —
Kannſt du die Opfer der Entſagung üben,
Die kleinen, die uns nur die Demut lehrt,
Die von dem Auge Gottes nur geſehen,
Die nie der Menſchen lautes Lob belohnt,
Die ſelbſt in bittre Schmach gekleidet gehen,
Drin ſüßgeheime Liebesfülle wohnt?

Das Alles haſt mit allem deinem Wiſſen
Vielleicht geahnet du einmal von fern,
Doch fühlteſt du dich nicht empor geriſſen
Ob dieſer Schattenwelt — ein ſtiller Stern,
Den nie ein Menſchenblick auf ſeinen Wegen
Verfolgt auf ſeine ferne ſtille Bahn; —
Und doch kann er mit ſeines Lichtes Segen
Herniederblinkend dieſer Erde nahn.

Wohl hat der Geiſt nicht Ruh im dumpfen Schlafe,
Iſt ſuchend, ſtrebend, ewig krank erregt,
Und müht ſich ab, des Wiſſens armer Sklave,
Daß er ein Sandkorn zu dem andern trägt;
Und findet nimmermehr doch ſein Genügen,
Denn ſchneller als er ihn gefüllt — geleert
Iſt ſchon der Becher mit zwei langen Zügen,
Und hat den Wahn des Wiſſens raſch zerſtört.

O nein! nicht aus dem eignen trüben Quelle,
Aus Menſchenweisheit und aus Menſchenwort
Schöpft je der Geiſt ſich der Erkenntnis Welle,
Nicht raſten kann er, wo kein Ruheort.

ſprach ſie; nun fliehen wir doch, Gundaccar! und unſre Verwandten haben nichts gewonnen, als uns während ſieben Jahren elend zu machen."

„Das iſt ſehr lange für ein ſo kurzes Leben!" entgegnete er melancholiſch und drückte ſie ans Herz. Sie hatte ihm längſt die ganze Geſchichte ihrer Trennung erzählt, wie ſie dieſelbe niedergeſchrieben hatte. Da war kein Tag und keine Nacht, keine Handlung und kein Traum, keine Begebenheit und kein Gedanke, die ſich nicht auf ihn bezogen hätten. Er wurde nicht müde ihr zuzuhören, die geringſten Kleinigkeiten zu erfragen, Schritt um Schritt wo möglich jede Stunde ihrer Trennung zu verfolgen und ſie wenigſtens in der Erinnerung dennoch mit ihr zu verleben. Und ſagte ſie zum zehnten oder zwanzigſten Mal, nun wiſſe ſie nichts Genaueres und Ausführlicheres mehr: ſo nahm er das kleine Portefeuille, welches ſie bei ihrer Flucht nicht vergeſſen hatte, zog die Blätter hervor, die eine Skizze ihres Lebens enthielten und las und las ſie, bis irgend eine Bemerkung ihn wiederum von dem geſchriebenen Wort auf das geſprochene und zu ihr führte. Sie reisten ſchnell, doch nicht übereilt. Was konnte Achatz ihnen anhaben? die Frau zurück begehren die ein Andrer entführt hatte? — mit dem Entführer ſich duelliren? — Zu Letzterem war

Ein Strom ergießt ſich in gewalt'ger Fülle,
Der ſtill und tief mit ſtolzem Spiegel geht,
Dann wieder in ſo holder Blumenhülle,
Von ſüßem Nardendufte überweht —

So überreich — an kühler Labung Spende,
So unverſiegbar — in der Wüſte Glut,
So unerſchöpflich — durch Millionen Hände:
Das iſt der Offenbarung heil'ge Flut.
Da kniee hin, da ſinke freudig nieder,
Da haſt du Lebenswaſſer friſch und rein.
Die Taube ſieh! vom ſchimmernden Gefieder
Gießt auf die Fluten ſie Verklärungsſchein.

Verlaſſe nimmer dieſe heil'ge Stätte,
Und lauſche fromm, was dir die Woge bringt.
Wird deine Seele müde, o ſo rette
Sie dahin, wo das Wort des Friedens klingt.
Empfange demutvoll auf deinen Knien
Jedwede Botſchaft, die der Herr dir ſagt,
Und ſprich im tiefen Glauben mit Marien:
Es ſei alſo! Ich bin des Herren Magd.

AVE MARIA
ANGELUS

Causa nostrae laetitiae.

(Ora pro nobis.)

O wenn wir's nur verſtänden,
Wir könnten fröhlich ſein!
Doch mit den eignen Händen
Bereiten wir uns Pein.
Wir könnten unſre Tage
Durchgehn in Fröhlichkeit,
Und ſchaffen doch uns Plage,
Und haben Sorg' und Leid.

Wir wiſſen uns geborgen
Und kennen unſer Haus,
Und doch an jedem Morgen
Treibt etwas uns heraus!

Ein Drängen und ein Streben,
Wir wiſſen nicht wozu,
Läßt unſre Herzen beben
Und gönnt uns keine Ruh.

Und immer tief'rer Schatten
Das irre Aug' umhüllt,
Und Zagen und Ermatten
Die bange Seele füllt.
Wir haben ja verachtet
Der Sonne lichte Macht,
Jetzt ſtraucheln wir verſchmachtet
In öder Wildnis Nacht.

Wir ſind ja fortgegangen
Aus unſerm Paradies,
Dem ſehnenden Verlangen
Erſcheint's jetzt doppelt ſüß.
Wer von der Heimat wendet
Sich ſo auf fremden Steg,
O weſſen Liebe ſendet
Ihm Boten auf den Weg? — — —

Die ſüße Mutterliebe,
Die winket ihm zurück,
Daß nicht verloren bliebe,
Wer halb verlor ſein Glück.
Sie ſendet treue Boten
Auf allen Wegen aus,
Hat liebevoll geboten:
O bringet ihn nach Haus!

Ein frommes Glockenläuten,
Ein Gruß voll Himmelsruh
Durchklingt die Tageszeiten,
Ruft Angelus ihm zu.
Und auf der grünſten Stelle,
Am dunkeln Waldesſaum,
Da lieget die Kapelle,
Beſchützt vom Eichenbaum.

Drin ſteht als weiße Roſe,
Von Dornen rings bewehrt,
Die Mater doloroſe,
Im Buſen tief ein Schwert.

Und auf des Berges Höhen,
Wo Haidekraut gedeiht,
Wo Stürme einſam wehen,
Da iſt ein Kreuz geweiht.

In ſeinem Schreine wohnet
Die Gottes-Mutter lind,
Auf ihren Armen thronet
Das ſüße Jeſukind.
Da knieet in manchen Nöten,
Mit mancher Träne Glanz,
Wer ſtill einmal will beten
Den lieben Roſenkranz.

Und in des Domes Hallen
Steht ſie als Gnadenbild,
Und tauſend Pilger wallen
Zur Jungfrau hehr und mild.
Es ſtrahlen viele Kerzen,
Es ſchmücken ſie mit Pracht
Die Gold- und Silberherzen,
Die ſie geſund gemacht.

Wohin der Flüchtling ſchauet,
Er ſieht ſie für und für;
Worauf er Hoffnung bauet,
Das iſt ein Gruß von ihr.
Er ſieht ſie friedlich ſchweben
Auf lichtem halben Mond;
Er ſieht ſie ſternumgeben,
Wie ſie im Himmel thront.

Sie ſchaut auf Tag und Nächte
Mit holdem Mutterblick,
Und ſcheuchet böſe Mächte
Von ſeinem Pfad zurück. —
O wenn wir's nur verſtänden,
Wir müßten fröhlich ſein;
Geführt von ihren Händen,
Zum Himmel ging' es ein!

Vas spirituale.

(Ora pro nobis.)

Das Loſungswort ber bunten Welt heißt ſehen,
Und in der Gottesſtadt es glauben heißt;
Dort wählt das Herz dem Tode nachzugehen,
Dem ew'gen Leben hier der ew'ge Geiſt.
Denn was du ſiehſt — iſt Tod! Im Blumenkranze,
Im Purpurmantel und im Sonnenſchein,
Im Reiz der Anmut, in der Schönheit Glanze —
Es iſt ja doch der Tod! — der Tod allein.

Denn was vergänglich iſt, iſt ihm verfallen!
Und wenn es auch Jahrtauſende durchlebt,
Einſt kommt der Tag, der letzte Tag von allen,
Wo die Vergänglichkeit im Mark erbebt.

Drum ſieh nicht hin auf Bilder und Geſtalten,
Nicht allzu tief und lange! ſie ſind Schein,
Dein Blick ermüdet dran ſie feſtzuhalten,
Ruht in der ew'gen Schöne einſt allein.

Und weil er müde wird, ſo ſinken Schauer
Mit kaltem Flügel auf dein warmes Herz
Und wie in Katarakten ſchwarzer Trauer
Verſinkt es einſam in den Strom von Schmerz,
Der aus den Tiefen deiner Seele quillet
Und feindlich aus der Welt entgegen droht,
Weil nichts Vergängliches dein Sehnen ſtillet,
Weil, was du ſiehſt und liebſt, nichts iſt als Tod.

Doch nicht dem Tode ſind wir preisgegeben!
Der ſtarke Sieger, der ihn überwand,
Beut ſtatt des Todes Los des Glaubens Leben
Hienieden ſchon in dieſem Pilgerland.
Zerfällt der Palaſt, welkt der Menſch, die Blume,
Ein Volk, ein Herz, ein Glück, wie Gras dahin,
O wende dich zum Glaubensheiligtume,
Vom Tod Erlöſung findeſt du darin. — —

Im Heiligtum ſteht eine Wunderſchale,
Schön wie ein Regenbogen, wie Rubin
Und Diamant, durchblitzt vom Sonnenſtrahle,
Wie Lilienweiß, um das ſich Roſen ziehn.
Ätheriſch wie ein Tropfen Tau im Lenze,
Unangetaſtet, feſt wie ein Juwel,
Und lieblicher als aller Blumen Kränze,
Und ſtark wie Gold und Stahl, ganz ohne Fehl.

Um dieſe Schale ſenkten Roſenſchleier
Und goldne Wolken ſich geheimnisſchwer,
Die Himmelsmächte neigten ſich zur Feier,
Der Engel Scharen knieten ſtill umher.
Die Sonnen wandelten mit ſüßem Klingen,
Die Erde ſchwieg, es jubelte der Stern,
Und eine Taube flog mit Silberſchwingen
Durch dieſe Nacht — die heil'ge Nacht des Herrn.

Und auf dem Hochaltar ſtand nun die Schale,
Vom Lebenswaſſer überreich erfüllt,
Das in unirdiſch reinem Perlenſtrahle
In ſieben Strömen ihrem Schoß entquillt.

Das von dem Atem Gottes überhauchet,
Von ſeinem Strahlenangeſicht verklärt,
Jedweden reinigt, der darin ſich tauchet,
Jedweden Dürſtenden in Fülle nährt.

Und dieſer ſieben Ströme heil'ge Fluten
Befruchten ewiglich der Menſchheit Land,
Da wächſt die Saat in ew'ger Sonne Gluten,
Das Unkraut hält den Wogen keinen Stand;
Und nimmer fehlt die Labung durſt'gen Auen,
Und nie verſiegt der Waſſer Wunderkraft,
Sie überfluten klar des Abgrunds Grauen
Und ſchwellen noch des Baumes letzten Saft.

Zuſammenfließend in dem Gottesherzen,
Sind ſie der Liebe tiefſter Ozean,
Und ſieh! die Katarakten deiner Schmerzen
Zergehn in ihnen wie ein blöder Wahn.
O tauche dich in dieſer Gnaden Wogen,
O waſche dir von Staub die Seele rein,
Und von dem Glauben mächtig fortgezogen
Wirſt du bei Ihm „im Paradieſe ſein!“

Gundaccar auf der Stelle bereit; ja, er erwartete nichts Andres. Aber daß Erſteres gänzlich unberückſichtigt bleiben würde, dazu war er ſowol als Clelia entſchloſſen. Um jeden Preis mußte Thannaus Scheinehe mit ihr gelöſt werden, und beide zweifelten nicht, daß er nach einigen Drohungen und Verzögerungen ſich der Nothwendigkeit fügen werde.

Als Achatz keine Spur von Clelia weder lebend noch todt fand, kam er endlich auch auf den Gedanken ſie müſſe entführt ſein. Er ließ ſich die Fremdenliſten aus den verſchiedenen Badeorten ſenden, und als er in Salzbrunn Ende Julius Graf Gundaccar Donat fand — da war er überzeugt, und nur das Wie blieb ihm räthſelhaft ohne ihn irre zu machen. Er ſchrieb ſeinem Bruder nach Insbruck.

„Clelia iſt fort! über ſieben Jahr bin ich ihr „Kerkermeiſter geweſen ohne ihren Starrſinn bre„chen zu können. Gundaccar hat ſie auf unbe„greifliche Weiſe ausgekundſchaftet und ſie entführt: „das iſt klar. Eben ſo klar daß ich nichts mehr „mit ihr zu ſchaffen haben mag und kann. Sie „fahre dahin! Hätte ich den unüberwindlichen ſtil„len Trotz ihres eiſernen Kopfes früher gekannt,

Rosa mystica.

(Ora pro nobis.)

Was sucht Ihr? — „Rosen!“ —

Roſen der Jugend nehmen die Jahre
 Euch von den Wangen, vom lockigen Haare;
Roſen der Freuden ſind ſchnell entblättert,
 Schneller wohl gar noch vom Leide zerſchmettert;
Roſen der Liebe, die ſchönſten von allen,
 Müſſen an Gräbern verblühn und zerfallen.
Suchet nicht Roſen, die welkend erbleichen,
 Eh' Ihr es ahnt, tragt am Buſen Ihr Leichen!
Denn ſie ſind Staub, ſie gehören der Erde,
 Tragen den Keim, daß der Tod ihnen werde.

Sucht Ihr nach Roſen, ſo ſuchet die Eine,
Strahlend in Schönheit von himmliſcher Reine,
Funkelnd vom Lichte der Sterne und Sonnen,
Klarer als ſelbſt paradieſiſche Bronnen,
Duftend von Narden, die nimmer verwehen,
Brennend in Glut, die kein Aug' ſonſt geſehen,
Schöner als Schönſtes im irdiſchen Leben,
Ach! und doch niemals mit Dornen umgeben!
Schauet umher, daß Ihr möget ſie finden,
Öffnet die Augen, Ihr irrenden Blinden!
Schaut von der Erde hinweg in die Höhe,
Ahnet Ihr nimmer die himmliſche Nähe?
Demantumfunkelt, von Kerzen umſtrahlt,
Auf dem Altar prangt die holde Geſtalt;
Aber Juwelen und flackernde Kerzen
Sind wie verdunkelt vom Glanz in dem Herzen,
Sind wie umnachteter Lampen Geflimmer
Neben der Glorie blendendem Schimmer,
Der aus dem Kelche der Roſe ſich gießt,
Liebend und ſegnend die Schöpfung umfließt —
Myſtiſche Roſe, o ſei mir gegrüßt!
Liebe im Purpur- und goldenen Strahle,
Gnade aus reinſter kriſtallener Schale,
Schweben wie Tauben auf friedlichen Schwingen
Nieder zur Erde, den Segen zu bringen;

Spannen den Mantel von Gold und Azur,
Der an der funkelnden Sternenflur
Ward in dem Kelche der Roſe gewoben,
Nieder zur Erde vom Himmel droben,
Der alle Sünder zärtlich umfließet
Und den Geborgnen die Hoffnung erſchließet:
Wenn ſie den Saum auch nur gläubig erfaſſen,
Werde die Gnade ſie nimmer verlaſſen,
Werde ſie tragen und heben in Hulden,
Bis ſie erlöſt von dem tiefſten Verſchulden
Dort, wo das Waſſer, das lebende, fließt,
Friſch ſich gewaſchen, nachdem ſie gebüßt —
Myſtiſche Roſe, o ſei mir gegrüßt!
Aber vom innerſten Herzblatt getragen,
Leuchtender, als es die Worte je ſagen,
Ruht eine Perle ſo heilig, ſo ſchön,
Wie ſie das Weltall nur einmal geſehn!
Als ſich die Fülle der Gnaden entſchleiert,
Als ſich das Leben der Menſchheit erneuert,
Himmel und Erde Erlöſung gefeiert —
Taut jene Perle ihr göttliches Sein
Tief in das Herzblatt der Roſe hinein,
Um ſich dem Schmerz und der Liebe zu weihn.
Ach! von den Qualen der Sünde durchzittert,
Ach! von den Schmerzen der Liebe zerſplittert,

Zahlt jene Perle, die einzige, reine,
All' unſre Sündenſchuld, große wie kleine;
Aber die Roſ' iſt dem Himmel verkettet,
Weil ſich die Perle im Kelch ihr gebettet,
Weil ſie den Tau, der vom Sonnenthron fließt,
Wieder in Hulden auf Flehende gießt —
Myſtiſche Roſe, o ſei mir gegrüßt!

Turris davidica.

(Ora pro nobis.)

Königstöchter, euch zur Lehre
Auf die Tochter Davids ſchaut!
Ob des Purpurs ſie entbehre,
Niedrig darbend ohne Ehre,
Ward ſie doch des Königs Braut.

In der Demut tief begründet,
Im Gehorſam ſtark und ſtill,
Von der Liebe Glut entzündet,
Die zu ſchwer kein Opfer findet,
Will ſie, was der Herr nur will.

Darum ſteht ſie hoch erhaben,
Ihres Stammes Stolz und Lohn,
Um die Menſchheit zu erlaben
In der Fülle aller Gaben,
Auf des Himmels höchſtem Thron.

Seid ihr wahrhaft Königstöchter,
Iſt der Purpur euer Kleid —
Wohl! ſo zeigt, daß ihr von echter
Abkunft edeler Geſchlechter,
Selbſt wie echte Perlen ſeid.

Dann mit euren Kronjuwelen
Knieet in Demut vor ihr hin,
Daß Demanten euren Seelen,
Glaub' und Liebe nimmer fehlen,
Wie der Himmelskönigin.

Seid ihr Geiſteskoniginnen,
Beugt euch tief vor dem Altar!
Was der Geiſt auch mag erſinnen,
Welche Kronen euch gewinnen,
Bringt ſie ihr zum Opfer dar.

Eilt! — daß ihr, trotz eurer Schätze,
In der Seele arm und leer,
Nicht als euer eigner Götze
Euch gefangen ſeht vom Netze
Eures Ichs — wie Luzifer.

Hat die Schönheit euch gekrönet,
O ſo fallet in den Staub!
Die Vergänglichkeit verhöhnet,
Was der Menſch unſterblich wähnet,
Nimmts — als einen leichten Raub.

Seid ihr Herzensköniginnen,
O ſo nehmt das eigne Herz,
Tragt es ohn' euch zu beſinnen,
Ob auch heiße Tränen rinnen,
Tragt, o tragt es himmelwärts.

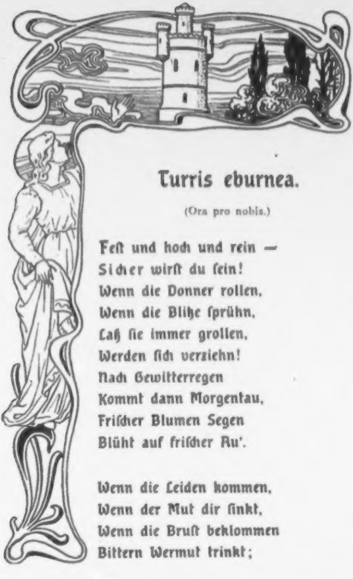

Turris eburnea.

(Ora pro nobis.)

Feſt und hoch und rein —
Sicher wirſt du ſein!
Wenn die Donner rollen,
Wenn die Blitze ſprühn,
Laß ſie immer grollen,
Werden ſich verziehn!
Nach Gewitterregen
Kommt dann Morgentau,
Friſcher Blumen Segen
Blüht auf friſcher Au'.

Wenn die Leiden kommen,
Wenn der Mut dir ſinkt,
Wenn die Bruſt beklommen
Bittern Wermut trinkt;

Halte dann dein Herze
Unbeſiegbar feſt,
Daß es ſich vom Schmerze
Nicht zerbrechen läßt.
Feſt und hoch und rein —
Mutig wirſt du ſein!

Wenn die Spötter höhnen,
Wenn die Feinde ſchmähn,
Wenn die Freunde wähnen,
Müßten von dir gehn —
Steige dann nur höher,
Starkes Herz, empor!
Iſt dem Himmel näher,
Wer die Welt verlor.
Feſt und hoch und rein —
Ruhig wirſt du ſein!

Wenn mit vollem Kranze,
Wenn mit Liebesblick,
Wenn im Freudenglanze
Nahet irdiſch Glück —

Wenn du ſo im Drange
Irre wirſt am Weg,
Schwanke ja nicht lange,
Aufwärts geht der Steg.
Feſt und hoch und rein —
Friedvoll wirſt du ſein!

Fürchte nicht die Tränen
Und die Kämpfe nicht,
Was die Menſchen wähnen,
Bringt dir nimmer Licht.
Wo die Kraft der Seele,
Da iſt wahre Ruh,
Was auch ſonſt dir fehle,
Frieden doch haſt du.
Feſt und hoch und rein —
Stille wirſt du ſein!

Frage nicht, ob bluten
Werde deine Bruſt;
Suche nicht nach Gluten,
Dir noch unbewußt.

„ſo hätte ich ſie nie geheirathet, und die Osnats
„hätten auf ihre eigene Hand den Sohn von ihr
„losreißen können! Meine Neigung für ſie und
„der große Einfluß den Deine liebenswürdige Frau,
„mein guter Bruder, auf all' ihre Umgebungen
„übt, verblendeten mich. Ich kannte nicht Clelias
„Antecedenzien — ich will auch nicht glauben daß
„Andre ſie genauer kannten als ich! ich wähnte ein
„ſiebzehnjähriges Mädchen aus dem kindlichen Wahn
„einer erſten ewigen Liebe erwachen zu ſehen; —
„doch dieſe Zuverſicht und mein Selbſtvertrauen
„täuſchten mich. — Die treue Liebe hat geſiegt.
„Wie die Osnats dieſe Nachricht aufnehmen und
„was ſie thun werden — iſt mir gänzlich einerlei.
„Ich laſſe meine Ehe für null und nichtig erklären,
„wie ſie es wirklich geweſen iſt. Was ich beginnen,
„ob ich hier bleiben, ob irgendwie in der
„Welt noch mein Glück verſuchen werde — weiß
„ich nicht! ich weiß nur daß ich herzlich froh bin
„der albernen und grauſamen Rolle enthoben zu
„ſein, die ich aus blinder Leidenſchaft annahm und
„aus Trotz und gekränkter Eigenliebe fortſetzte —
„obwol ich mich täglich durch Clelias ſtolzes Verſchmähen
„bis in den Tod gekränkt fühlte. Ich
„habe ein Höllenleben geführt, mein guter Bruder!
„— Nun gleichviel! jetzt hat es ein Ende. Ich

Eines halt' im Herzen,
Eins vor deinem Blick:
Wo die tiefſten Schmerzen,
Iſt das höchſte Glück.
Feſt und hoch und rein —
Selig wirſt du ſein! — —

Deinem hehren Bilde,
Jungfrau ſtark und zart,
Iſt mit aller Milde
Höchſte Kraft gepaart;
Kraft zur Lieb' im Leiden,
Kraft in der Geduld,
Kraft bei Himmelsfreuden,
Denkend unſrer Schuld.
Feſt und hoch und rein —
Biſt nur Du allein!

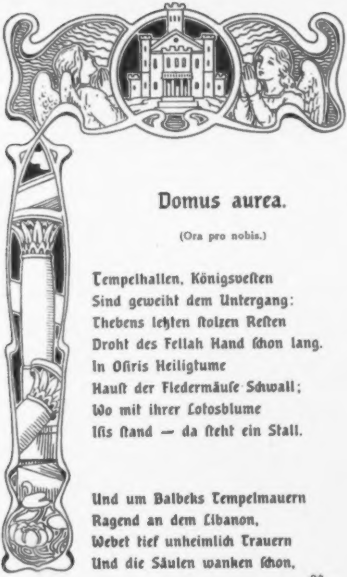

Domus aurea.

(Ora pro nobis.)

Tempelhallen, Königsveſten
Sind geweiht dem Untergang:
Thebens letzten ſtolzen Reſten
Droht des Fellah Hand ſchon lang.
In Oſiris Heiligtume
Hauſt der Fledermäuſe Schwall;
Wo mit ihrer Lotosblume
Iſis ſtand — da ſteht ein Stall.

Und um Balbeks Tempelmauern
Ragend an dem Libanon,
Webet tief unheimlich Trauern
Und die Säulen wanken ſchon,

Hin des Helios Herrlichkeiten!
Hin des Sonnendienſtes Glanz!
Auf dem öden Plane reiten
Druſen wild den Waffentanz.

Feſt, als ſollten die Gewalten
Sie nicht brechen dieſer Welt,
Hat der Dorer ſeine alten
Päſtum-Tempel hingeſtellt.
Doch kein Engel will behüten
Dieſer Stätte gift'ge Flur;
Da, wo Päſtums Roſen blühten,
Sumpf und Dorn gedeihet nur.

Schönes Eiland, Perl' der Meere,
Herbes Schickſal ward auch dir,
Rhodos! Thron der Ritterehre,
Stolz einſt wallte dein Panier!
Leuenmutig für den Glauben
Kämpfte deiner Ritter Arm —
Und die Perle durfte rauben
Kecker Sarazenen Schwarm!

Der Ruinen Wunder ragen
Kühn in Albions Haidemoor;
Trotzig gegen Himmel tragen
Felſenblöcke ſich empor
Doch der Geiſt iſt abgeſchieden,
Der das Leben gab dem Stein,
Und man ſpricht nur von Druiden,
Um nicht ungelehrt zu ſein.

In Granadas ſchönem Tale
Stehſt in feenhafter Ruh,
Mit der Marmor-Löwen-Schale
Träumeriſch Alhambra du!
Noch die Nachtigallen ſingen,
Roſen blühn noch rings ums Schloß,
Plätſchernd noch die Bronnen ſpringen —
Doch wo blieb der Mauren Troß?

Alles iſt der Zeit verfallen,
Lieblich bald und bald ein Graus!
Tempel, Veſten, Königshallen,
Keines iſt ein ſichres Haus!

Doch mit ſtumm beredtem Munde
Jeder Stein, ein Prediger, ſteht:
„Hier hat alles ſeine Stunde,
„Geht und ſucht, was nicht vergeht!"

Wer vernahm des Rufes Mahnen,
Machte auf ſich nicht voll Haſt!
Ach, und auf des Abgrunds Bahnen
Irrt vielleicht er ohne Raſt,
Bis er matt zum Tod beklommen
Unbefriedigt, ſehnend ächzt:
O wie zu den Zelten kommen,
Wohin meine Seele lechzt!

Aber ſtehſt Du hoch erhoben,
Goldnes Haus, nicht auferbaut,
Hell von Sonnenlicht umwoben,
Daß Dich jeglich Auge ſchaut?
Biſt bereit ja zu empfangen,
In der Liebe Schirm und Schild,
Dem zu ſtillen ſein Verlangen,
Dem ſonſt nichts das Herz geſtillt.

Biſt bereit, mit tiefem Frieden
Friedenloſe zu umfahn;
Allen Schwachen, allen Müden
Weiſeſt Herberg' mild Du an;
Hältſt ob ihren Häuptern Wache,
Schirmſt vor Unbill, goldnes Haus!
Unter Deinem ſichern Dache
Ruhn wir armen Pilger aus!

Foederis arca.

(Ora pro nobis.)

Hört ihr ſie brauſen die ſteigenden Wellen?
Seht ihr ſie kommen die mächtige Flut?
Seht ihr die Waſſer, die reißenden, ſchwellen?
Hört ihr der Brandung ſchäumende Wut?
Fühlt ihr den Boden der Erde nicht zittern,
Wie von dem Donner der wildeſten Schlacht?
Berge zerberſten und Felſen zerſplittern,
Rund um die Erde iſt ſchaurige Nacht.

Aber auf den Wellen
Schwebt ein Silberkahn,
Gießet einen hellen
Glanz um ſeine Bahn;

Zieht im tiefſten Frieden
Durch das wilde Meer,
Als ob rings hienieden
Nichts als Friede wär'.

Wer kann die Tempel, die ſinkenden, ſtützen,
Furchtbar vom Sturme der Wogen umheult!
Was ſoll der Altar der Götter noch nützen?
Alle ſind vom Verderben ereilt! —
Wie ſie vergehen der Erde Paläſte!
O dieſe Wildnis rings um ſie herum!
O die Verwüſtung — wo fröhliche Feſte
Jetzt noch gejubelt — wie traurig und ſtumm!

Aber durch das Toben
Zieht der Silberkahn
Schaukelnd, ſanft gehoben,
Wie ein ſtiller Schwan.
Und die Stürme fächeln
Linde um den Kiel,
Und die Fluten lächeln,
Tragen ihn zum Ziel.

Ha! die Paläſte ſchon ſind ſie verſunken!
Ha! und der Tempel dröhnender Fall!
Aber die Fluten, vom Siege wie trunken,
Dringen noch weiter mit ſtürmendem Schwall.
Zinnen und Hütten — alles muß weichen,
Was ſich will ſtemmen der rieſigen Wucht.
Schon auf den Wellen tanzen die Leichen —
Weh! und was frommt zu den Bergen die Flucht!

Aber ſtill gezogen
Kommt der Silberkahn,
Steigen auch die Wogen,
Ihn ficht das nicht an.
Seinen Weg zu finden
Weiß er! — ſein Magnet,
Feſt trotz allen Winden,
Nach dem Oſten ſteht.

Und der Geflohnen entſetzte Geſtalten
Starren verzweifelt hinaus in die Flut,
Denn ſie erkennen des Rächers Gewalten.
Wo iſt der Trotz nun, der frevelnde Mut?

Jetzt ſind umſonſt die Hände gerungen,
Die zum Gebete ſich falteten nicht —
Rings von dem wogenden Grabe umſchlungen,
Zagen ſie, bleich vor dem nahen Gericht!

Aber an den Küſten,
Wo ſie troſtlos ſtehn,
Über Waſſerwüſten,
Durch des Sturmes Wehn,
Zwiſchen Graus und Trümmer,
Seine Friedensbahn
Zieht mit mildem Schimmer
Leis der Silberkahn.

Fallt auf die Kniee und flehet um Gnade,
Daß er euch nehme an friedliches Bord!
Laßt eure Öden und ſpringt vom Geſtade
Raſch in die Wogen — o eilet! o fort!
Werfet als kühne und freudige Schwimmer
Mutig hinein euch ins Toſen der See!
Ach, dieſen Kahn — ihr erreicht ihn ſonſt nimmer,
Raſch überflutet vom ewigen Weh.

„ſehe ſie nicht mehr, da wird es mir leicht werden „ſie zu vergeſſen.“

Der Schwachkopf! murmelte die Generalin Thannau als ſie dieſen Brief ihres Schwagers in Insbruck las. Wie das kümmerlich iſt nicht die Liebe einer Frau erringen zu können mit der man ſieben Jahr im ungeſtörteſten tête à tête gelebt hat! Für ſo erbärmlich hätte ich den Achatz nicht gehalten.

Mit dem Brief in der Hand ging ſie zur Gräfin Osnat. Nie hatten ſich zwei feindſeligere Charaktere zu einem gemeinſamen Werk vereinigt! die Gräfin war der incarnirte Hochmuth, die Generalin die incarnirte Intrigue. Jene verachtete dieſe, und dieſe haßte jene. Der ſtolzen Gräfin waren die Schlangenwindungen unendlich verächtlich mit denen man zu ſeinem Ziel gelangt; aber dies Ziel wollte ſie um die Welt nicht aufgeben: Gundaccar, ihr einziger Sohn, ihr Liebling, ihr Hofnungskind, ſollte durchaus eine große, eine fürſtliche Partie machen, ſollte nicht die arme unbedeutende Clelia Conti heirathen, deren Familie Niemand kannte und deren geringes Vermögen nicht in Betracht kam. Glanz und Größe waren für ſie integrirende Nothwendigkeiten im Leben ihres Sohnes.

Als damals vor ſieben Jahren der Ausfertiger des falſchen Paſſes Gundaccar an ſeine Eltern

Aber licht und lichter
Wird der Silberkahn,
Roſ' und Lilien flicht er
Seinen Segeln an,
Spannet höher, freier,
Aus ſie wie ein Zelt,
Und es wird ein Schleier,
Drinnen ruht die Welt.

Hier iſt Erbarmen und dort wird gerichtet!
Dort iſt der Tod — und das Leben iſt hier!
Hier wird beſeligt und dorten vernichtet!
Zögert ihr dennoch? — o Törichte ihr!
Seht ihr den Bogen des Friedens ſich heben
Über den Nachen, der Gnade ein Bild?
Seht ihr die Taube des Friedens ſchweben
Durch das Gewölk, deſſen Stürme ſie ſtillt?

Wunderzeichen ſehen
Wir am Silberkahn,
Glaubensfreudig flehen
Wir: o nimm uns an!

Alleluja ſingen
Jubelnd, preiſend wir,
Pſalm und Harfe klingen,
Bundesarche, Dir!
Einſt trugſt Du die Treuen
Durch der Wellen Pfad
Zu der Erd, der neuen,
Auf dem Ararat;
Jetzt mußt Du die Deinen,
Jungfrau mild und ſüß,
Liebevoll vereinen
In dem Paradies.

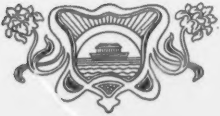

Janua coeli.

(Ora pro nobis.)

Nächtig die Tage und ſternlos die Nächte,
Überall Sieg der gefallenen Mächte,
Wenn Du, o Herr, uns entziehſt Deine Rechte!

Nichts auf der Erde als Streiten und Haſſen,
Jenſeits nur Schatten und ewig Erblaſſen,
Wenn uns, o Herr, Deine Liebe verlaſſen.

Nichts auf den Lippen als endloſe Klage,
Nichts in den Geiſtern als quälende Frage,
Wenn Du, o Herr, nicht erleuchteſt die Tage.

Nichts in dem Leben als Unruh in Fülle,
Nichts bei den Toten als ſchaurige Stille,
Wenn uns, o Herr, nicht tröſtet Dein Wille.

Dies iſt das Schickſal des Menſchen in Sünden!
Dies ſind die Ketten, die rings ihn umwinden,
Bis Du, o Herr, Dich von ihm läſſeſt finden.

Mögen wir tief in dem Staube uns biegen,
Mögen wir ſtumm auf der Folterbank liegen —
Ohne Dich, Herr, iſt doch nimmer zu ſiegen.

Ohne Dich können im Leben und Sterben
Nichts wir als Staub und Vergänglichkeit erben!
Rette, o Herr, uns aus ſolchem Verderben.

Groß iſt die Welt und ihr Treiben hienieden, —
Doch iſt die Ruhe uns nimmer beſchieden,
Bis wir erlanget, o Herr, Deinen Frieden.

Sende uns Strahlen vom göttlichen Lichte,
Daß ſich zu ihnen die Seele richte,
Daß die Verfinſterung werde zunichte.

Denk' an die Tränen in Strömen gefloſſen,
Denk' an das Herzblut in Qualen vergoſſen,
Laſſe den Frieden, den Frieden draus ſproſſen.

„Mußt du denn ewig im Sturme verbleiben?
„Ewig das Herz dir im Kampfe zerreiben?
„Ewig auf Wogen wie ankerlos treiben?

„Haſt du denn nimmer die Gnaden erfahren?
„Kannſt du denn nimmer die Wege gewahren,
„Wo ſie ſich ſammeln die heiligen Scharen?

„Kannſt du denn nicht deine Blicke erheben
„Dorthin, wo Engel und Selige ſchweben,
„Liebend die Pforte des Himmels umgeben?“ —

Pforte des Himmels! willſt Du Dich erſchließen,
Ströme des himmliſchen Lichts ſich ergießen;
Öffne Dich, laſſe auch uns ſie genießen,

Iſt der Erlöſer durch Dich uns erſchienen,
Er, dem die Welten für Ewigkeit dienen,
Um von der Sünde die Welt zu entſühnen:

Wohl denn, ſo biſt du der Gnade geweihet,
Die ſich ohn' Unterlaß liebend erneuet
Gleich jener Manna, vom Himmel geſtreuet.

Wohl denn, o Jungfrau, o ſelige, ſende
Zärtlich die Strahlen, die göttliche Spende,
Das zu dem Lichte das Herze ſich wende.

Daß ihm, wie Fluten vom Monde gehoben,
Eigene Sehnſucht und Gnade von oben
Frieden verleihen — den Frieden von droben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Stella matutina.

(Ora pro nobis.)

Nacht und wüſte leere Trauer
Lag auf der entſeelten Welt;
Grau das Leben und noch grauer
War der Tod in ſie geſtellt.
Für des Menſchen tiefſte Fragen
Gab es eine Antwort nicht;
Denn was die Orakel ſagen,
Wirft ein falſches Dämmerlicht.

Wolken rings um alle Seelen!
Nebel rings um alles Tun!
Welchen Schutzgott ſich erwählen?
Und in welchem Tempel ruhn?

Um das ſtumpfe Grau zu ſchmücken,
Griffen ſie nach äußrer Pracht;
Feſte ſollten ſie erſticken
Jene Frag', die immer wacht.

Schönheit ſollte ihre Strahlen
Werfen in den ſchwülen Traum,
Doch mit ihren Idealen
Streift ſie nicht des Urbilds Saum.
Jedem Gotte war der Stempel
Tiefer Schwermut aufgeprägt,
Weil er in dem eignen Tempel
Grauen vor dem Fatum hegt.

Und die Menſchheit tief verſunken
In dies uferloſe Meer,
Taumelte bald ſinnentrunken,
Klagte bald ſo heiß, ſo ſchwer!
Denn wohin ſie griff — nur Schatten
Fand ſie für ihr lechzend Herz,
Und die großen Seelen hatten
Nichts als einen größern Schmerz. — —

Nacht und wüſte leere Trauer
Liegt auf der entſeelten Welt!
Da, wie Frühlingsahnungſchauer,
Tief geheim es ſie befällt.
Roſenwolken gehen leiſe
Auf im Morgenlande fern,
Und auf lichtem Purpurgleiſe
Schwebt empor — der Morgenſtern.

Morgenſtern! vom Himmelstore
Wandelſt mild du Deine Bahn,
Schwebſt als ſchönere Aurore
Unſrer Sonne hold voran;
Willſt mit ſüßen Segensblicken,
Uns, den Deinen nah und fern,
Lieb und Troſt ins Herze drücken,
O geliebter Morgenſtern!

Morgenſtern! o Stern der Hulden,
Trockne alle Tränen ab,
Die der Gram um Sündenſchulden
Über Nacht uns Armen gab.

All die Augen, matt von Zähren,
Lichte Du — Du tuſt es gern,
Daß ſie ſich durch Dich verklären,
O geliebter Morgenſtern!

Morgenſtern! ſind gar ſo trübe
Unſre Nächte — ach, der Tag
Iſt es auch, wenn Deine Liebe,
Deine Sorgfalt uns gebrach,
Wenn im bunten Lauf der Stunden
Uns Dein Antlitz allzufern
In dem Tageslicht entſchwunden —
O geliebter Morgerſtern!

Morgenſtern! muß ſchmerzumdunkelt
Unſre arme Seele ſein,
Damit um ſo tiefer funkelt
All Dein Glanz in ſie hinein —
O ſo gib, daß wir ſie tragen,
Dieſe Nächte treu und gern,
Denn Du ſtrahlſt und es wird tagen,
O geliebter Morgenſtern!

verrathen hatte, war Gräfin Osnat auf der Stelle zum durchgreifenden Handeln entſchloſſen. Sie gab ihrem Sohn einen Schlaftrunk, ließ ihn in dieſem Zuſtand in ihren Reiſewagen bringen, und fuhr mit ihm nach Mähren zu ihrem Bruder, deſſen Tochter er heirathen ſollte. Als Gundaccar aus der Betäubung erwachte, und nach dem völligen Erwachen in die wildeſte Verzweiflung verfiel, ſuchte ſie ihn mit der größten Zärtlichkeit zu beſchwichtigen, verſicherte ihm — was die Generalin Thannau ihr verſichert hatte — Clelia ſei ein gefährlich kokettes Weſen, das ſich zugleich mit ihm und mit Achatz in eine Intrigue verwickelt habe, die ſich nur durch eine Heirath mit Letzterem löſen könne und müſſe; jetzt ſei ſie bereits verheirathet und unwiederbringlich für ihn verloren; alle junge Leute pflegten Einmal in ihrem Leben eine wahnwitzige Paſſion zu haben — und zu überſtehen; ſo werde es auch ihm gehen; er müſſe ſich zerſtreuen, ꝛc. ꝛc. — all die bekannten Phraſen die bei ähnlichen Gelegenheiten gebraucht werden. Gundaccar hatte nur Eine Antwort:

„Wenn Dir mein Leben lieb iſt laß uns .... oder laß wenigſtens mich nach Inspruck zurück. Iſt ſie wirklich verheirathet, hat ſie mich wirklich be-

Morgenſtern! an Deine Gnaden
Wendet ſich der Menſchheit Herz!
Hüte unſre Seel' vor Schaden,
Schütze uns vor Sündenſchmerz.
Wer ermattet iſt, den labe,
Und wer irrt — führ' ihn zum Herrn.
Lächle endlich unſerm Grabe,
O geliebter Morgenſtern!

Salus infirmorum.

(Ora pro nobis.)

So viel Trauer auf der Erde,
Pein und Jammer ohne Zahl!
So viel Leid am ſtillen Herde,
Draußen ſolche laute Qual!
So viel Sorgen, daß der Meere
Bitterkeit dagegen matt,
Und ſo ſchwer, daß Berges Schwere
Drückte gleich der Roſe Blatt!

Aber von den Schmerzen allen
Iſt wohl keiner, der ſo bang,
Wie der Trauerglocken Hallen
Tief in unſern Buſen drang.

Als der Wurm, der alles naget,
Alles gierig untergräbt,
Sich an jedes Leben waget,
Jedes zu zerſtören ſtrebt.

Sich ins Mark der Seelen dränget
Und die Körper ſtill zerſetzt,
An die Geiſter ſchwer ſich hänget,
Friſche Jugend gern verletzt,
Nimmer ruhet, bis ſein Zeichen
Auf die ſchönſten Stirnen ſank,
Bis die Kraft, die Schönheit weichen
Vor dem einen Worte: krank.

Eine Welt von tiefſten Schmerzen
Öffnet ſich mit dieſem Wort!
Ach, hier ſind ja krank die Herzen,
Ach, die Geiſter ſind es dort!
Krank in ihrem heißen Streben,
Krank in ſchwerer Leidenchaft,
Krank, um ſich nicht zu erheben
Aus des matten Willens Haft!

Fieberkrank! denn ſie erkennen
Nicht des Lebens Wahrheit mehr;
Statt in Glut für ſie zu brennen,
Setzen ſie ſich ihr zur Wehr;
Um den Schein welch peinvoll Wagen,
Und verachtet liegt der Kern.
Raſtlos durch die Nacht ſie jagen
Nach dem Irrwiſch, ſtatt dem Stern.

Fieberkrank! denn rings iſt rege
Bange Unruh, wilde Haſt,
Grüßet dich auf jedem Wege,
Tritt in jedes Haus als Gaſt,
Kränkelt ach! in allen Blicken,
Zuckt um alle Lippen leis,
Und die Stirnen ſcheint zu drücken
Roſenkranz und Lorbeerreis.

Und die Schritte ſind ſo müde,
Denn ſie lockt kein feſtes Ziel,
Und an jedem Augenliede
Hängen gar der Tränen viel.

Selbſt das Liebliche, das Schöne,
Krankhaft iſt es anzuſehn,
Und es mag in der Arene
Kein geſunder Kämpfer ſtehn!

Ach, was iſt des Leibes Plage
Gegen dieſes tiefe Leid,
Was die Friſt der kurzen Tage
Gegen eine Ewigkeit.
Denn der Körper iſt verfallen
Seit der Wiege jeder Not,
Und Erlöſung von dem allen
Bringt ihm ja gewiß der Tod.

Doch was brächte der der Seele,
Bliebe ſie ſo matt und krank? —
O Du Heil der Schwachen, fehle
Nicht den Bitten, nicht dem Dank.
Denn Du willſt, daß wir geſunden,
Und Geneſung ſpendeſt Du!
O ſo heile unſre Wunden
Hold mit Deinem Lächeln zu.

Refugium peccatorum.

(Ora pro nobis.)

Was macht uns ewig zum Galeerenſklaven,
Der ſeine ſchwere Eiſenkette trägt,
Dem heiß das Herz im weiten freien Hafen
Und doch vergeblich für die Freiheit ſchlägt?
Der ſchauend ſtets die See, die friſchen Wogen,
Den lichten Horizont, der Sterne Schar,
Von all der reichen Freiheit rings umzogen,
Ein Sklav in Feſſeln bleibt auf immerdar,
Und wenn die Sehnſucht noch ſo hoch ihn trug? —
Das iſt der Sünde Fluch!

Was ſenket ſich, wie trübe Nebelſchleier
Auf eine Sonnenlandſchaft, in die Bruſt,

Die jetzt ein Tempel iſt voll frommer Feier,
Und dann ſich weiht des Götzendienſtes Luſt?
Die rein und kühn nach ew'ger Speiſe ſchmachtet,
Die nur des Lebenswaſſers Trank begehrt —
Und plötzlich dann, von Fieberwahn umnachtet,
Den Kelch der wüſten Leidenſchaften leert —
Die nach der Wahrheit ringt und greift nach Trug?
Das iſt der Sünde Fluch!

Was iſt's, das jeder Freude beigegeben,
Als unvollkommen unſre Seele drückt?
Was hemmt den Willen, was beklemmt das Streben,
Was hat den langen Atemzug erſtickt,
Daß wir, die raſchen Schritts bergauf gegangen,
Nicht achtend Sonnenbrand und Tages Laſt,
Urplötzlich ſtehn, von feigem Graun umfangen,
Als ob ein böſer Schwindel uns erfaßt,
Der unſre Glieder, unſre Sinne ſchlug? —
Das iſt der Sünde Fluch!

O Schlange du, die Paradieſes Frieden
Mit deiner ſüßen Gleisnerei betört,

Du ſchleichſt uns nach bei jedem Schritt hienieden,
Und jede Freude wird durch dich geſtört;
In jedes Glück wirfſt du den Wermuttropfen,
Ein ſtilles Gift hauchſt jedem Schmerz du an;
Du hängſt wie Blei an Herzens höchſtem Klopfen,
Du nebelſt um den reinſten Blick den Wahn,
Und in die ſchönſte Seele bringſt du Lug —
Das iſt der Sünde Fluch!

Auf jeder Frühlingsau ſehn mit Entſetzen
Dem Ring wir nach, den über ſie du zogſt;
Was hehr und lauter, du umgarnſt mit Netzen
Der Ränke, die du ſchmeichleriſch erlogſt!
Und jeder Mut — er ſoll vor dir erliegen,
Und jede Wahrheit wird durch dich getrübt,
Und jeder Kraft weißt du dich anzuſchmiegen,
Und jede Liebe — ach! wer hat geliebt
Und kennte deine Lockung nicht genug? —
Das iſt der Sünde Fluch!

Und du, o Weib, Unſelige vor allen,
Die du zuerſt getraut dem Schlangenwort,

Wie tief biſt aus dem Eden du gefallen,
Wie ſchleppſt ſo elend du das Daſein fort!
Denn einen Herrn — du haſt ihn nicht gefunden!
Der ſich dein Herr wähnt, ach! er iſt dein Sklav,
Von deiner Schönheit, deinem Reiz gebunden —
Nur weck' ihn nicht aus ſeinem Herrſcherſchlaf!
Nur ſing' ihn ein mit deinem Zauberſpruch!
Das iſt der Sünde Fluch!

Denn furchtbar würde ſich der Sklave rächen,
Wenn er entdeckte ſeine Sklaverei;
Als Herr nicht — als Tyrann nur würd' er ſprechen,
Er hat die Macht! ſo träum' er ſich denn frei!
O Weib, in welch ein Netz von Liſt und Lügen
Verſtrickt die Seele und das Herz ſich da;
Denn immer iſt's wenn auch mit andern Zügen,
Das Bild von Samſon und von Dalila:
Der Schlange Zauber und der Schlange Lug! —
Das iſt der Sünde Fluch! — — —

O Wunderkraft der höchſten reinſten Liebe!
O Segensmacht der Gnade! es zerrann

Vor eurem reinen Walten das Getriebe
Der Sünde, ſo die Menſchheit eng umſpann.
Ein Weg eröffnet ſich, daß wir ihn gehen,
Daß wir ihm folgen, zeiget ſich ein Licht;
Und wo das tiefſte Dunkel wir geſehen,
Da wird es ſonnenklar und ſternenlicht.
Die Sünde hat ein Weib der Welt gebracht —
Ein Weib bricht ihre Macht!

Ein Weib zertritt den Kopf der alten Schlange,
Die ſich geringelt um den Erdenball:
Da bebt die Hölle und erzittert bange,
Die Himmel jauchzen im Hoſanna-Schall.
Ein Weib mit einer Lilie ohne Makel,
In tiefſter Demut und im Gottvertraun,
Wird eingeweiht zum reinſten Tabernakel,
Worauf mit Andacht alle Engel ſchaun.
Und wenn ein Weib der Schlange unterliegt —
Ein Weib hat ſie beſiegt!

Vor dieſem Weibe, dem erhabnen, reinen,
So fremd in unſrer Welt wie Mond und Stern,

trogen, ſo kehre ich vor ihrer Thür und ohne ſie wiederzuſehen um — aber laß mich zurück!“

Gräfin Donat ſuchte ihn davon abzuhalten; es ſei ganz nutzlos; er dürfe ihr vertrauen; man ſei ſchon fünfundzwanzig Meilen von Insbruck. Umſonſt! er war entſchloſſen mit Courierpferden umzukehren.

„So begleite ich Dich lieber, ſprach ſie endlich, um Dich in einem ſo traurig entſcheidenden Augenblick nicht allein zu laſſen.“

Das überfiel ihn entſetzenvoll! die Mutter mußte ihrer Sache ſehr gewiß ſein. Stumm und ſtarr wie eine Leiche ſaß er während der Rückfahrt neben ihr; aber heimlich verzweifelte er — und beſonders über die Ruhe der Mutter. Nur ein Schimmer von Aengſtlichkeit oder Befangenheit auf ihren Zügen würde ihn zur Hofnung ermuthigt haben; allein vor ihrer Sicherheit ſchwand die ſeine. Und doch ſtand es als eine Unmöglichkeit in ſeiner Seele feſt, daß Clelia ihn betrogen haben ſollte. Unmöglich! Unmöglich! dies war die einzige Form in welcher ſich mit Beſtimmtheit ſeine zermarterten und faſſungsloſen Gefühle ausprägten. Je mehr ſie ſich Insbruck näherten, je ruhiger die Mutter blieb, um deſto feſter klammerte er ſich an dies Unmöglich! Als er über die Inn-Brücke zur Stadt hinein-

Darf jeder Sünder ohne Furcht erſcheinen,
Der größte, vor der reinen Magd des Herrn.
In Glorie ſie, die ſündenlos empfangen,
Und er in ſeiner Sünden tiefer Nacht!
Sie weckt der Reue flammendes-Verlangen —
Gebrochen iſt der alten Schlange Macht!
Dein mitleidvolles Auge wend' uns zu,
Der Sünder Zuflucht, Du!

Consolatrix afflictorum.

(Ora pro nobis.)

Wohin das Herz ſich wendet,
Es hat ja nichts als Not;
Denn jede Freude endet
In Schmerzen oder Tod.
Und wenn es in die Tiefen
Des eignen Weſens geht,
So trifft's Hieroglyphen,
Die ſelbſt es nicht verſteht.
Maria, bitt' für uns!

Wohin das Auge blicket,
Es ſieht ja nie den Kern!
Ein Irrlicht hat's berücket! —
Es wähnt, das ſei ein Stern!

Und will's nach Innen ſchauen,
So wird es traurig gar,
Und ſenket ſich voll Grauen —
Entweiht iſt der Altar!
Maria, bitt' für uns!

Wohin die Hände greifen,
Sie faſſen Aſche an,
Und wenn ſie Roſen ſtreifen,
Ein Dorn iſt ſicher dran!
Wenn ſie ſich müde lehnen
Auf einen treuen Stab,
Als woll' er ſie verhöhnen,
Bricht er in Splittern ab.
Maria, bitt' für uns!

Wohin die Füße gehen,
Gar mühſam iſt der Weg!
Zu nackten wilden Höhen,
Wo führt ein ſichrer Steg?
Und Dornen, Sumpf und Steine,
Wie hemmen ſie den Gang!

O armes Auge weine!
O Herze, klopfe bang!
Maria, bitt' für uns!

Und auf der kahlen Höhe,
Nach der wir ſo verlangt,
Wird's um die Bruſt uns wehe —
Wir haben nichts erlangt!
Dann ſetzen wir uns nieder
Und weinen tiefbetrübt,
Daß ſtets und immer wieder
So gar kein Glück es gibt.
Maria, bitt' für uns!

Und wenn wir dann recht müde,
Recht ſelbſtvergeſſend ſind —
Und wenn vom Augenlide
Recht ſanft die Träne rinnt —
Und wenn ſich große Stille
Zurecht im Buſen macht —
Dann kommt die Gnadenfülle
Und Heil wird uns gebracht.
Maria, bitt' für uns!

Denn friſch wie Maienregen,
O ſüße Jungfrau, quillt
Aus Deiner Hand der Segen,
Der alles Grämen ſtillt.
Du rieſelſt Purpur-Roſen,
Verklärtes heil'ges Blut,
Herab in dornenloſen
Gewinden voller Glut.
Maria, bitt' für uns!

Sie ſinken auf die Locken,
Und jeder Gram entweicht,
Sie wehn das Auge trocken,
Das jüngſt von Tränen feucht.
Mit ſüßen Schlingen ziehen
Sie von der Welt uns fort
Zu Deinem Thron und blühen
In uns unſterblich dort.
Maria, bitt' für uns!

Auxilium Christianorum.

(Ora pro nobis.)

O Hilfe aller Chriſten,
Wir wenden uns zu Dir,
Gen böſen Feindes Liſten,
Beſchirmend tritt herfür!
Hör' uns in Nächten klagen
Auf Deinem Sternenthron,
Woll' unſre Tränen tragen
Vor Deinen lieben Sohn.
Maria, hilf!

Die Königin der Seelen,
Die Kirche ſeufzt in Schmach,
Weß Mund kann es erzählen,
Was Haß an ihr verbrach.

Sie nahmen ihr mit Hohne
Das purpurfarbne Kleid,
Sie raubten ihre Krone,
Sie ſtahlen ihr Geſchmeid'.
Maria, hilf!

Und noch war nicht geſchlichtet
Der Streit durch frechen Raub.
Sie riefen: Sei vernichtet!
Wir treten dich in Staub.
Mit dir wird nicht gerechtet,
In Ketten ſchmachte hin,
Geknechtet und geächtet,
Als Magd und Bettlerin.
Maria, hilf!

Jetzt waren ſie die Meiſter!
Doch naht die Rache ſchon;
Sie bauen dreiſt und dreiſter
Am neuen Babylon.
Hört ihr die Hämmer klirren
Am Turmbau weit und breit?

Hört ihr, wie ſich verwirren
Die Zungen in dem Streit?
Maria, hilf!

Die Königin der Seelen,
Gefeſſelt ſtand ſie da;
Bereit ſich zu vermählen
Dem Kreuz auf Golgatha.
Bereit mit ihrem Blute,
Im Bußhemd der Geduld
Mit glaubensſtarkem Mute
Zu ſühnen fremde Schuld.
Maria hilf!

In ihren herben Leiden
Iſt das die herbſte Pein,
Daß ihre Schafe weiden
Wie wild, in Wüſtenein;
Denn ſeit ſie nicht mehr hören
Des Hirten Stimme klar,
Da wird es ein Empören,
Wo ſonſt Gehorſam war.
Maria, hilf!

Da mögten alle faſſen
Des Scepters heilige Laſt;
Da ſchreits in allen Gaſſen
Nach Luſt mit Gier und Haſt.
Der frommen Armut ſpottet,
Der Demut — finſtrer Haß;
Ruchlos wird ausgerottet
Die heil'ge Charitas.
Maria, hilf!

Nun geht ein großes Zittern
Durch die entſetzte Welt,
Wie wenn in Ungewittern
Gericht der Ewige hält.
Nun bebt im Königsſchloſſe
Manch ein erlauchtes Herz;
Hebt unbelauſcht vom Troſſe
Die Hände himmelwärts.
Maria, hilf!

Nun ſtehn ſie da und fragen:
Wo kommt uns Hilfe her?

In dieſen böſen Tagen
Wird uns die Krone ſchwer! —
Wohl habt ihr recht und zittert!
Ihr tragt ſie unbeſchützt.
Die Krone fällt und ſplittert,
Die Gottes Hand nicht ſtützt.
Maria, hilf!

Nicht ſucht auf dieſer Erde,
Nicht ferne und nicht nah,
Es tönt das neue Werde!
Euch nur von Golgatha.
O lauſchet ſeiner Lehre,
O kniet voll Reue hin,
Und gebet fromm die Ehre
Der Magd und Bettlerin.
Maria hilf!

Erlöſet ſie vom Pfahle,
Wo ſie noch immer ſteht,
Nach ihrer Wunden Male
Mit heil'ger Liebe ſeht,

fuhr, legte ſich etwas wie ein eiſerner Reif um ſeine Stirn und ſeine Augen ſchloſſen ſich unwillkürlich, denn Häuſer und Menſchen drehten ſich gleich wirbelnden Atomen vor ihm herum. Gräfin Osnat beobachtete ihn mit der Theilnahme die ein Arzt für denjenigen Kranken hat, von dem er weiß er befinde ſich in einer Kriſis und werde ſie glücklich überſtehen. Sie befahl vor dem Hauſe des General Thannau vorzufahren. Als der Wagen hielt und ein Diener an den Schlag trat, raffte Gundaccar ſich zuſammen und fragte:

„Iſt Comteſſe Clelia Conti zu Hauſe?“

„Sie haben ſich vorgeſtern mit dem Herrn Baron Achatz vermält und ſind geſtern abgereiſt,“ lautete die Antwort.

Langſam legte Gundaccar die Hand über ſeine Augen; es wurde Nacht um ihn, in ihm.

„Nun, mein Sohn?“ fragte Gräfin Osnat leiſe.

„Was Du befiehlſt, meine Mutter,“ entgegnete Gundaccar ſanft — ſo ſanft daß der harten Frau eine Thräne in die Augen trat.

Sie traten auf der Stelle die Reiſe nach Mähren wieder an. Gundaccar blieb ſanft, freundlich, in ſich gekehrt, blieb in der Richtung welche der entſcheidende Moment ihm eingeprägt zu haben ſchien. Er ſprach unterweges mit ſeiner Mutter von gleich-

Und Scepter, Purpur, Krone
Erſtattet alſo gleich —
Feſt ſtehen eure Throne,
Wo blüht das Himmelreich.
Maria, hilf!

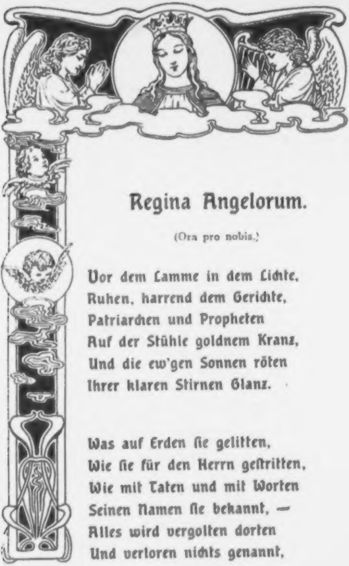

Regina Angelorum.

(Ora pro nobis.)

Vor dem Lamme in dem Lichte,
Ruhen, harrend dem Gerichte,
Patriarchen und Propheten
Auf der Stühle goldnem Kranz,
Und die ew'gen Sonnen röten
Ihrer klaren Stirnen Glanz.

Was auf Erden ſie gelitten,
Wie ſie für den Herrn geſtritten,
Wie mit Taten und mit Worten
Seinen Namen ſie bekannt, —
Alles wird vergolten dorten
Und verloren nichts genannt,

Sah Morija Abrams Leiden.
Um von Iſaak ſich zu ſcheiden —
Hat ſich Jakob matt gerungen
Mit Jehovas Übermacht —
Alle ſind empor gedrungen
Zu dem Lichte aus der Nacht.

Und mit ihren tiefen Blicken.
Die der Erde ſie entrücken.
Die in ferner Zukunft Grauen
Der Verheißung ſüßes Wort
Gnadenvoll erfüllet ſchauen —
Die Propheten ruhen dort.

Haben mit gewalt'ger Stimme
Vor dem Herrn und ſeinem Grimme
Gegen böſen Abfalls Tücke
Oft verkündet frei und laut:
Daß kein Götzendienſt berücke
Den, der auf Jehova baut.

Haben ſeine Lieb' und Güte
Dem verhärteten Gemüte

Iſraels, wie oft! geprieſen
Und errettet aus der Not,
Sind doch immer abgewieſen,
Und verhöhnt, geſchleppt zum Tod.

Doch wenn Einer mußt' erliegen,
Darum nicht die Stimmen ſchwiegen,
Warnend zu der Rückkehr riefen,
Immer neu erſchallen ſie.
Und die Blinden wachend ſchliefen,
Hörten immer — folgten nie!

Weil ſie wurden nimmer müde,
Dafür iſt nun ew'ger Friede
Ihres guten Kampfes Krone!
Der Verheißung frohes Heil,
Treuem Seherwort zum Lohne,
Iſt des ſel'gen Schauens Teil! —

Dicht um ihre Strahlenſitze
Schlingen ſich wie goldne Blitze
Die aus Silberwolken fahren
In neunfach gewundnem Kreis,

Aller tauſend Engel Scharen
Jubelnd raſtlos Dank und Preis.

Sie, die nur dem Höchſten ſtehen,
Die ein Auge nur kann ſehen,
Das dreimal gebenedeiet,
Das ſich nie von Gott verlor —
Cherub hier und Seraph freuet
Sich vereint der Sel'gen Chor.

Aber all des Glanzes Wogen
Wär' von öder Nacht umzogen,
Wenn ob all dem lichten Heere
Lichter ſtrahlend, drüber hin
Sie nicht, ſie die Sonne wäre,
Sie der Engel Königin.

Regina Apostolorum.

(Ora pro nobis.)

Haben wir für Freund und Feinde,
Für die Lieben weitverſtreut,
Für die chriſtliche Gemeinde,
Für der Toten Seligkeit,
Für die Kranken, Schwachen, Armen,
Für der Sünder bange Zahl
Angeflehet Dein Erbarmen —
O ſo hör' uns noch einmal!

Heiße glühende Gebete
Steigen jetzt zu Dir empor,
O daß Andacht ſie durchwehte,
Klopfte an das Gnadentor.

Niederzöge Silberſtröme,
Übervoll an Glut und Licht!
Daß aus Liebe, Liebe käme,
Die ach! immer noch gebricht.

Du, die Herrin der Propheten,
Der Apoſtel Königin,
Liebend lehre Du uns beten
Heut in Deines Sohnes Sinn,
Oder fleh' Du voll Erbarmen —
O wann war umſonſt Dein Flehn?
Für die Deinen, für die Armen,
Die in Not und Bangen ſtehn. —

Bitte, daß vom Gottes-Throne
Ausgeht jener heilige Geiſt,
Welcher hin zu Deinem Sohne
Liebentflammt die Herzen reißt,
Der ſich auf die Jünger ſenkte,
Der Apoſtel treue Schar,
Und mit Mut und Glauben tränkte,
Was noch ſchwach und ſchwankend war.

Dieſer Geiſt, den jetzt wir brauchen
Mehr als unſer täglich Brot,
Weil die Lüge droht zu tauchen
Uns in Nacht und ew'ge Not.
Dieſer Geiſt, der alle Ketten
Mit dem Wort der Liebe ſprengt,
Der allein vermag zu retten,
Wenn der Geiſt des Haſſes drängt —

Dieſer Geiſt, vor dem die Böſen
Machtlos in der Sünde ſtehn,
Weil ſie ſchattenhaft im Weſen
Vor der Wahrheit Licht vergehn —
Dieſer Geiſt, der groß und ſtille
Ausſtrahlt aus dem Vaterhaus,
Gieße ſich in höchſter Fülle
Über unſre Prieſter aus!

Und als feſte Rüſtung ſchmiege
Er ſich ihrer Seele an,
Daß ſie keinem Kampf erliege,
Der ihr droht auf ſteiler Bahn,

Denn auf Doppelſchwingen ſchweben
Muß ſie raſtlos aus der Welt,
Weil die Stärke mag erbeben,
Der ſich Demut nicht geſellt.

Stark — wo's gilt den Kampf zu kämpfen,
Für des Kreuzes heil'gen Sieg;
Demutvoll — um ſtill zu dämpfen,
Seines Herzens eignen Krieg.
Stark — um recht zu überwinden,
Was dem Menſchen Schlingen legt;
Demutvoll — daß unſern Sünden
Liebend ſie das Urteil wägt.

Gute Hirten — und geborgen
Für die Zukunft ſteht das Haus,
Und es treibt ein neuer Morgen
Larven und Geſpenſter aus.
Im erneuten Heiligtume
Werden Frühlingslüfte wehn,
Und es werden Blum' an Blume
Statt der Diſteln darin ſtehn.

Gute Hirten — Gott zur Ehre
Lebend, wie's der Heilige tut,
In dem Mund — Apoſtellehre,
In der Bruſt — Märtyrerblut —
O ein ſolcher Prieſter, einer,
Wenn wir wollten, wär' genug,
Daß der Belialsdiener Keiner
Uns umſtrickt mit ſeinem Fluch.

Denn bei dieſem einen wäre
Alle Wahrheit, alle Kraft,
Hätte auch die falſche Lehre
Tauſende an ſich gerafft!
Und wenn Millionen meinen,
Dort der Wahrheit Licht zu ſehn —
Wir — wir wollen bei dem Einen
Glaubenstreu, gerettet ſtehn.

gültigen Gegenſtänden, von Menſchen, Dingen, Büchern — nicht eine Sylbe von ſeinem innern Zuſtand. Das kam doch ſogar ihr unnatürlich vor.

„Liebſt Du ſie wirklich ſo ſehr — dieſe Clelia?“ unterbrach ſie einmal ſein tiefes, ſtundenlanges, hinbrütendes Schweigen.

„Ja,“ ſagte er kurz.

„Sie iſt Deiner nicht werth — Du wirſt ſie vergeſſen, lieber Sohn!“ das war der einzige Troſt den ſie ihm zu geben wußte!

„Ich will es hoffen .... aber ich glaub' es nicht,“ antwortete Gundaccar gelaſſen.

Von ſeiner Zukunft ſuchte ſie mit ihm zu ſprechen. Er ging nicht darauf ein! Von ſeiner Laufbahn — er ſchwieg dazu.

„Aber ein vernünftiger Menſch muß doch einen Lebensplan haben!“ rief ſie ungeduldig.

„Als ich einen hatte galt ich für unvernünftig,“ entgegnete er.

„Muß doch Etwas wollen, wünſchen.“

„Es iſt nicht leicht ſich Wünſche zu erſchaffen, meine Mutter, und meinen Willen .... haſt Du paralyſirt.“

Sie ſchwieg; ſie rechnete auf Zeit und Zerſtreuung. Sie blieb den ganzen Sommer auf dem Schloß ihres Bruders in einem großen, bunten Fa-

Regina Martyrum.

(Ora pro nobis.)

Ihr wollt den Königspurpur tragen?
Der Ruhm ſoll von euch ſingen und ſagen?
Nach allen Kronen greift ihr hin?
Ihr wollt in dem Jahrhundert glänzen?
Mit immer friſchen Lorbeerkränzen
Die trübe Stirne euch umziehn?

Verſucht's! — der Purpur hängt in Fetzen.
Der Ruhm iſt nur ein matt Ergötzen
An ſelbſtgeſchaffner Spielerei!
Die Kränz' und Kronen — Ephemeren!
Ein Schein, wie alle irdiſchen Ehren!
Der Seele wird nicht wohl dabei.

Doch wenn ſie mehr als Schein auch hätten,
Und Freiheit brächten ſtatt der Ketten —
Ihr reichtet nicht an ſie hinan,
Wollt ſchwelgend ja nur Freuden naſchen
Und Kronen nebenbei erhaſchen;
Auf Teppichen geht eure Bahn!

Ihr wollt, wie unvorſicht'ge Knaben,
An einem Tage alles haben;
Den Baum, die Blüte und die Frucht.
Drum ohne Wurzel pflanzt ihr Bäume,
Die Blüten ſind nur — eure Träume,
Die Früchte ſind umſonſt geſucht! — — —

Und trauert ihr, daß eure Träume
Zergehn, als eitle hohle Schäume?
Daß ſie bedräut ein böſer Stern?
Ihr mögtet wahre Kronen finden,
Und tragen wahre Purpurbinden,
Und in der Schale einen Kern?

Wohlan! das iſt ſehr leicht zu ſagen:
Laßt euer Ich ans Kreuze ſchlagen,

Das Martertum gibt einen Thron.
Von Martertum wollt ihr nichts wiſſen? —
Wer ſiegen will, wird bluten müſſen; —
Ahnt ihr das nicht in Babylon?

Und bluten — nicht für Wahngebilde!
Nicht auf dem täuſchenden Gefilde,
Das ſich das Ich als Kampfplatz malt.
O nein! das Herzblut ſei gefloſſen,
Und Trän' und Todesſchweiß vergoſſen
Dort, wo das Kreuz im Blute ſtrahlt. —

Das Kreuz in ſeiner ſchlichten Größe,
Das Kreuz in ſeiner nackten Blöße,
Mit Nägeln und mit Dornenkron';
Das Kreuz, daran in Finſterniſſen,
Vom Speere und vom Schmerz zerriſſen,
Ein Dulder hängt — der Gottesſohn!

Das Kreuz — die Heilung aller Sünden!
Das Kreuz — der Leuchtturm für die Blinden!
Das Kreuz — der Anker fern und nah!
Das Kreuz — um das die Engel ſchweben!

Das Kreuz — vor dem die Teufel beben!
Das Kreuz! das Kreuz auf Golgatha!

Aus ſeinem heil'gen Blutes Regen
Erſproß der reichſte Ernteſegen:
Das ſchmerzenſel'ge Martertum.
Mit ſeinen glaubensſtarken Scharen
Beſiegte es der Welt Cäſaren,
Der Götter tauſendjährigen Ruhm.

Da gibt es Purpur: — Todeswunden!
Und Ehre: — in den letzten Stunden!
Und Kränze — die ein Engel bringt!
Die Kronen ſind nicht leere Schemen,
O nein! mit Strahlendiademen
Die Seele aus dem Kampf ſich ringt.

Und mit des Zepters Palmenzweigen
Fliegt ſie empor — um ſich zu neigen
Am Throne, wo des Lammes Blut,
Und wo Marias ſüße Bitten,
Und wo der Sieg, den ſie erſtritten,
Allendlich macht die Sünde gut. — — —

Das Martertum! — und euren Seelen
Wird nicht die höchſte Ehre fehlen:
Ihr zeugtet für das Kreuzeswort!
Und ob verſpottet und verhöhnet,
Und ob mit Dorn und Schmach gekrönet —
Das Hier vergeht — ihr ſchauet Dort.

Ein Ende hat das blöde Ahnen!
Ihr ſchaut den Thron mit Siegesfahnen,
Ihr jubelt! Mächtig iſt der Herr!
Und alle Schmerzen ſind beendet,
Und aller Martern Labung ſpendet
Die Königin der Märtyrer.

Regina Confessorum.

(Ora pro nobis.)

Sie ſtreiten und ſie zanken
Sich draußen mit Geſchrei,
Und machen ſich Gedanken,
Was wohl die Wahrheit ſei.
Und Jeder meint, er künde
Allein die Wahrheit treu,
Und däucht ihm arge Sünde,
Nicht glauben, was doch neu!

Denn beſſer, weil es neuer
Und weil die Gaſſe preiſt
Das neueſte Abenteuer,
Verrät ja tiefen Geiſt.

Und Unten — Oben heißen,
Und hellen Tag die Nacht,
Das Schwarze überweißen —
Wie flink iſt's doch vollbracht!

Und mit der armen Lüge,
So ſchal, ſo fratzenhaft,
Erfechten ſie doch Siege
Und ſchlagen ſie in Haft,
Die Schläfer und die Träumer,
Am lichten hellen Tag,
Die trägen, ſchlimmen Säumer,
Die nichts mehr wecken mag.

Doch wenn ſie Worte hörten,
So kräftig und ſo wahr,
Daß die im Schlaf ſie ſtörten,
Sie würden wach und klar!
Sie kehrten von den Lügen,
Vom Poſſenſpiel empört,
Das ſie ſo lang konnt' trügen,
Das ſie ſo tief betört.

Wohlan, ſo laßt es hören
Der Wahrheit heil'ges Wort,
Bekennt's zu Gottes Ehren
Und jagt die Lüge fort.
O ſagt es unerſchüttert,
O ruft es laut und klar,
Daß drob die Hölle zittert:
Die Kirche nur ſpricht wahr!

Aus allen Landen eilet
Aus allem Volk herbei.
Bekennet unverweilet,
Erweiſet euch als treu.
Denn wenn der Heiland ſähe,
Ihr folgtet nicht Ihm nach —
O weh euch! dreimal wehe!
O Schmach und aber Schmach!

Wie könntet Ihr wohl zagen?
Die Wahrheit iſt mit euch!
Wer mögte da nicht wagen
Den Kampf gen Belials Reich?

Geſtählt in ihrem Feuer
Hat eure Waffen ſie;
Schlägt euch das Herz nicht freier?
Seid ihr nicht ſtark wie nie?

Und wo durch alle Meere
Ihr auch zerſtreuet weilt,
Schart euch zu einem Heere,
Auf, ihr Bekenner, eilt!
Und ſprechts mit einem Munde,
Und ſprechts mit einem Klang,
Daß vor der ſtarken Kunde
Der Lüge werde bang.

Doch erſt kniet in dem Staube,
Streut Aſche auf das Haar,
In Demut ſteh' der Glaube
Gewendet zum Altar,
Bekennt dann mit dem Munde,
Mit Leben, Herz und Hand,
Der einen Wahrheit Kunde,
Bis daß ſie Herzen fand.

Bis zu ſtets neuen Heeren
In dichtgedrängten Reih'n
Sich die Bekenner mehren,
Ihr Blut der Wahrheit weihn.
Bis alle Matten, Lauen,
Bis Zweifler, Feinde gar
Bekennen voll Vertrauen:
Die Kirche nur ſpricht wahr.

Wenn euch die Lüge ſiehet
So einig, feſt und ſtark,
Dann iſt gewiß, ſie fliehet!
Sie hat kein Lebensmark.
Sie iſt ja nur verwegen,
Weil ihr ſeid bang und ſcheu,
Und flieht auf allen Wegen,
Wo Kraft und Licht und Treu.

So laſſet uns denn halten
Zum Banner, das nie wankt!
Im Sturm laßt es entfalten!
Weß Bild, ſagt, drinnen prangt?

milienkreiſe. Ihre Nichte, die königlich reiche Erbtochter, war ein hübſches ſiebzehnjähriges von Prätendenten umſchwirrtes Mädchen, das in der Laune war gerade Gundaccar auszuzeichnen; aber Gundaccar hielt ſich in kühler Ferne von ihr, und mit der gemeſſenſten, gleichmäßigſten Höflichkeit zu allen anweſenden Frauen. Zwiſchen jungen Männern war er zuweilen recht luſtig. Dies Benehmen entſprach nun aber gar nicht den Wünſchen der Gräfin! — Als der Sommeraufenthalt zu Ende ging, hatte ſie ein langes Geſpräch mit ihm um ihn dahin zu bringen ſich um ſeine Couſine zu bewerben; ſie ſei ihm geneigt; er brauche ſie nicht gleich zu heirathen, wenn er vorziehe etwa noch ein oder anderthalb Jahr zu reiſen; nur verloben möge er ſich mit ihr; es ſei unendlich lächerlich den Weiberhaſſer und Eheſcheuen zu ſpielen, weil man von einer Kokette betrogen ſei.

Gundaccar entgegnete äußerſt gelaſſen:

„Eine ſolche Rolle zu ſpielen mag in der That lächerlich ſein; aber ich, meine Mutter, ſpiele ſie nicht! mir iſt es Ernſt! ich mag nicht die Frauen, ich mag nicht heirathen .... und ich werde nicht heirathen.“

„Du wirſt es dennoch, früher oder ſpäter, Gundaccar! Du mußt es! Du biſt es Dir und Deiner

Maria, Königinne,
Nicht fallen werden wir,
Bis auf die höchſte Zinne
Wir pflanzen Dein Panier.

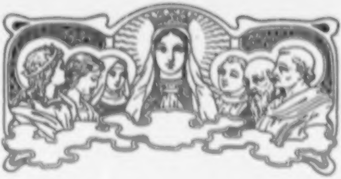

Regina Sanctorum omnium.

(Ora pro nobis.)

Wohl ſind ſie trüb und lang die Erdennächte,
Wohl wird die Bruſt beklemmt von Erdenluft,
Wohl trotzen Gram und Leid auf alte Rechte
Am Kind des Staubes, bis zu ſeiner Gruft;
Wohl wird das Herz von jedem irdiſchen Horte
Durch Schmerzen ohne Maß hinweg gedrängt,
Wohl iſt die Welt ein Kerker, deſſen Pforte
Die ſtarke Hand des Todes nur zerſprengt.

Wohl gibt es fackelloſe Finſterniſſe
Und balſamloſen heißen Wundenbrand —
Auf daß der Menſch, der ſtolze Frager, wiſſe,
Daß er für alle Zeit dem Staub verwandt;

Auf daß aus ſeiner Nacht, aus ſeiner Leere,
Vor ſeinem Dünkel, ſeinen Klügelein,
Sein Blick ſich dahin ſehnſuchtsvoller kehre,
Wo ihm Verklärung ſtrahlt ins Herz hinein.

Denn hier in dieſem tränenreichen Tale,
In dieſer ſtumpfen Staub- und Aſchenwelt,
In welche aus der Sünden Wermutſchale
Ein Giftestropfen nach dem andern fällt:
Steht doch ein Haus, durch deſſen hohe Hallen
Sich webt des Äthers Blau mit Sonnenſchein,
Durch das die Frühlingslüfte ewig wallen,
Geſtirne ziehn in ewig lichten Reihn.

Und dieſes Haus vereint an Pracht und Schöne,
Was ſonſt als Abglanz ſchon ſich ſchön erweiſt.
Sieh, wie es gaſtlich ſeine Erdenſöhne
In ſeiner Herrlichkeit willkommen heißt.
Da iſt dem Müden ſeine Raſt bereitet,
Da ſtrömt dem Kranken die Erquickung zu,
Da wird dem Fragenden der Weg gedeutet,
Da findet Greis und Kind und Pilger Ruh.

Da klingen Lieder in erhabnen Tönen,
Da ſtrahlen Bilder wie von Licht gemalt,
Da iſt ein Überfluß an allem Schönen,
So daß die Fülle jedes Herz umſtrahlt.
Der Reiche lernt des Reichtums ſich ergötzen,
Der Bettler wird in ſeinem Darben reich;
Der Eine gibt von ſeinen Freudeſchätzen,
Der Andre nimmt: die Liebe macht ſie gleich.

Da wird geadelt jedes treue Streben,
Und jeder guten Kraft wird Ziel und Lohn;
Die Tränen, die in frommen Augen beben,
Zu echten Perlen werden hier ſie ſchon.
Für jeder Seele reinſte Ideale
Zeigt ſich ein lichtumfunkelter Altar,
Und ohne Flecken irdiſcher Sündenmale
Beut ſich ein Kranz von Lichtgeſtalten dar —

Von goldnen Säulen, ſo die Kuppel tragen,
Die hoch ſich wölbet ob dem Sternenkreis —
Von Glorienträgern, die uns alle ſagen,
Die Himmelsluſt ſei Erdenleidens Preis —

Von Heiligen mit himmliſch heitern Blicken,
Mit Flammenherzen und mit ſüßem Mund.
Und all die Herrlichkeit und das Entzücken
In dieſem Haus zu wohnen wird uns kund.

Ein Sternenhimmel, dem dich einzureihen
O Staubeskind, auch du berufen biſt;
O laß dich nicht der matten Trägheit zeihen!
O träume nicht von einer langen Friſt!
Der Bräutigam, du weißt es, wird erſcheinen.
Und kommt er — weh der Seele, die nicht wacht!
Da hilft kein Klagen, Bitten oder Weinen,
Du bleibſt mit leerer Leuchte in der Nacht.

„Wer wollte denn nicht gern zu Purpurſälen,
„Zu goldnen Hallen gar ſo freudig gehn!
„Doch können wir des Wegs auch nicht verfehlen?
„Wo liegt das Haus? wird's weit geöffnet ſtehn?“ —
Weit wie die Welt, von einem Pol zum andern,
Weit wie der Himmel ſendet aus den Stern,
Viel weiter als du je vermagſt zu wandern,
Denn dieſes Haus — die Kirche iſt's des Herrn!

Unmöglich auch könnt ihr des Weges irren,
Weil überall Sein Zeichen vor euch ſteht;
Ein Labyrinth wird nimmer euch verwirren,
Wenn ihr nur feſt den Weg des Kreuzes geht.
Und wo ihr hört die Seligkeiten preiſen,
Womit es ſchwer wird irdiſch froh zu ſein,
Da ſeid ihr ſchon am Ziel von euren Reiſen,
Ihr ſeid im Haus des Herrn, da tretet ein.

Ihr ſteht am goldnen Schachte aller Gnaden,
Ihr ſeid am Born, der jedes Dürſten ſtillt;
Und gerade wenn ihr arm und ſchwerbeladen,
Dann um ſo reicher ſeine Labung quillt!
Dann um ſo freier zu den Lichtgeſtalten,
Zum Sternenhimmel, der euch dorten lacht,
Und zu den Gnaden, die ſich dort verwalten,
Eilt ihr hinüber, ihr, aus eurer Nacht.

Dann hemmt kein irdiſches befangnes Sehnen
Das, ach! ſo leicht gefangne, ſchwache Herz,
Dann iſt es, friſch und rein durch ſeine Tränen,
Ganz ungeſtört im Fluge himmelwärts.

Dann ſinkt es jubelnd, weinend, freudebebend
In dieſen Sonnen-Ozean hinein,
Wo aller Ewigkeiten All durchlebend,
Kein Ende wird der Seligkeiten ſein.

Dann öffnen weit ſich die Triumphestore,
Es ſieht der Heiligen auserleſnes Heer,
Es ſieht der Engel Schar im Jubelchore,
Und wie ſich Alle reihn ſo licht, ſo hehr,
Um Einen Thron; wo in der Gnaden Fülle
Die Mutter-Gottes liebend auf ſie ſchaut,
Die Königin von Allen Heiligen ſtille
Des Herzens wahrnimmt, das ſich ihr vertraut.

O Maria, sine labe concepta.

(Ora pro nobis.)

Ein überſelig Frohlocken
Durchbebt die ſeraphiſchen Reihn,
Es läuten kriſtallene Glocken
Die Feier der Himmliſchen ein.
Wie ſchimmern die Sterne hernieder,
Wie blühen die Lilien ſo hehr,
Wie ſtrahlet der Schwäne Gefieder,
Wie rieſeln die Perlen im Meer!

O Lilien, o Perlen, o Schwäne,
O Sterne mit ſilbernem Schein,
Kriſtalle in blendender Schöne,
O wähnt euch nicht leuchtend, nicht rein!

Schaut hin auf die Leuchtende, Reine,
Die Jungfrau! — ſchon tritt ſie hervor,
Die Taube, die makellos Eine,
Umhuldigt vom himmliſchen Chor.

Die Seraphim ſingen ihr Lieder,
Der dreimal ſeligen Braut,
Vom Thron der Dreifaltigkeit nieder
Der Sohn, der ewige, ſchaut.
Vom Sonnengewande umglänzet
Lauſcht ſie auf der Liebe Gruß,
Das Haupt mit den Sternen bekränzet,
Vom Monde getragen der Fuß.

So tritt ſie an's Erdengeſtade
Als Lilie umſtarret von Dorn,
Alleinzig ganz voll von der Gnade
Nur ſie, frei vom göttlichen Zorn.
So hält ſie jetzt mütterlich Wache,
So iſt ſie als Herrin beſtellt:
Zertreten knirſcht unten der Drache,
Umringelnd die ſündige Welt.

Maria, wie mußt Du uns lieben,
Du Stern, o du klarer, der See!
Wer frei von der Sünde geblieben,
Der weiß, wie die Sünde tut weh.
Wir ahnen, wir elende Blinden,
Ach kaum wie ſo elend wir ſind;
Drum laß Dich als Mutter erfinden
Vom ärmſten, vom kränkeſten Kind.

Du Mutter des ewigen Lebens
Behüt' uns vor ewigem Tod,
Du bitteſt ja nimmer vergebens,
Dein Flehn wird dem Sohne Gebot.
Du Kind und du Herrin der Gnaden,
O tritt für uns Sündige ein!
Die Schlange — nicht kann ſie mehr ſchaden,
Maria muß Siegerin ſein.

Familie, der Natur und der Welt ſchuldig. Die Zeit wird kommen wo Du es dringend wünſchen wirſt, und dann findet ſich vielleicht nicht alsbald eine Partie, die ſo vortreflich iſt wie Deine Couſine. Bewirb Dich nur um ſie!.... ich verſpreche Dir daß vor zwei Jahren nicht die Rede von Vermälung ſein ſoll .... aber raffe Dich zu einem Entſchluß zuſammen, der uns Alle, und Dich ſelbſt am meiſten, beglücken wird."

„Es thut mir leid, meine Mutter, entgegnete Gundaccar kalt — ich kann und mag weder Mélanie noch ſonſt Jemand heirathen: ich liebe Clelia Conti."

„Clelia Conti iſt jezt Baronin Thannau! rief heftig die Gräfin, und ſie zu lieben iſt eben ſo unſinnig als ſündhaft."

„Ich habe nicht geſagt daß ich die Baronin Thannau liebe, erwiderte Gundaccar mit bitterm Lächeln; — aber ich liebe Clelia Conti; ich habe ſie heirathen wollen, es war der erſte Wunſch meines Lebens und.... man hat ihn nicht erfüllen mögen; gut! ich unterwerfe mich. Allein wie käme ich jezt dazu mit dieſer Liebe und dieſem Wunſch im Herzen plötzlich auf fremde Wünſche einzugehen, welche den meinen ſchnurſtracks zuwider laufen?"

Ave Maria.

(Ora pro nobis.)

Sei gegrüßt durch dieſe Lieder,
Sind ſie Deiner auch nicht wert!
Liebend leg' ich Dir ſie nieder,
Dir, die jede Liebe hört.

Liebend iſt Dein Lob erklungen,
Liebend huldigte ich Dir;
Daß ich liebend ſie geſungen —
Nimm den tiefſten Dank dafür.

Laß den Kranz, den ich gewunden,
Nicht Dir unwillkommen ſein!
Ach, in manchen trüben Stunden
Fand ich Troſt, gedenkend Dein.

Laß ihn jetzt zu Deinen Füßen
Ruhn, vor Deinem Roſenthron,
O Maria, laß Dich grüßen, —
Denke mein bei Deinem Sohn!

Aber du, der dieſe Lieder
Frommen Sinns geleſen haſt,
Denke, daß der Kirche Glieder
Eine Liebe treu umfaßt!

Haben wir uns nie geſehen,
Bleib ich fremd dir für und für, —
Müſſen doch wir uns verſtehen,
Klopfend an dieſelbe Tür.

Lieh' ich deiner Seele Worte,
Sei der meinen brüderlich!
Hilf mir öffnen jene Pforte,
Bet' ein Ave ſtill für mich.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Kyrie eleison. Herr, erbarme Dich unſer! . . . 9

Sancta Maria, sancta Dei genitrix. Heilige Maria, heil. Gottesgebärerin 11

Sancta Virgo Virginum. Heilige Jungfrau aller Jungfrauen 15

Mater Christi. Mutter Chriſti 19

Mater divinae gratiae. Mutter der göttlichen Gnade 25

Mater purissima. Du reinſte Mutter 30

Mater amabilis. Du liebenswürdige Mutter . . 33

Mater Creatoris. Du Mutter des Schöpfers . . . 37

Mater Salvatoris. Du Mutter des Erlöſers . . . 42

Virgo potens. Du mächtige Jungfrau 46

Virgo fidelis. Du getreue Jungfrau 51

Speculum justitiae. Du Spiegel der Gerechtigkeit . 55

Sedes sapientiae. Du Sitz der Weisheit 59

Seite
Causa nostrae laetitiae. Du Urſache unſerer Freude 63
Vas spirituale. Du geiſtliches Gefäß 68
Rosa mystica. Du geiſtliche Roſe 72
Turris Davidica. Du Turm Davids 76
Turris eburnea. Du elfenbeinerner Turm . . . 79
Domus aurea. Du goldenes Haus 83
Foederis arca. Du Arche des Bundes 88
Janua coeli. Du Pforte des Himmels 94
Stella matutina. Du Morgenſtern 98
Salus infirmorum. Du Heil der Kranken . . . 103
Refugium peccatorum. Du Zuflucht der Sünder 107
Consolatrix afflictorum. Du Tröſterin der Betrübten 113
Auxilium Christianorum. Du Helferin der Chriſten 117
Regina Angelorum. Du Königin der Engel . . 125
Regina Apostolorum. Du Königin der Apoſtel . 127
Regina Martyrum. Du Königin der Märtyrer . 132
Regina Confessorum. Du Königin der Bekenner 137
Regina Sanctorum omnium. Du Königin aller Heiligen 143
O Maria, sine labe concepta. O Maria, ohne Makel der Erbſünde empfangen 149
Ave Maria. Gegrüßet ſeiſt du, Maria 152

114, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.
1. Serie: 30. Band.

Das

Jahr der Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Das

Jahr der Kirche

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Regensburg,
Druck und Verlag von J. Habbel.

Dem Hochwürdigſten Herrn

Hermann,

Erzbiſchof von Freiburg.

dem guten Hirten,

dem treuen Bekenner.

„Die Wünſche Deiner Eltern nennſt Du fremd, Gundaccar?“

„Warum nicht? iſt doch der meine ihnen fremd geblieben!“

„So rechne man noch auf die Dankbarkeit eines Kindes!“ rief Gräfin Osnat mit Thränen in ihren ſtolzen Augen.

„Für Liebe ſind Kinder dankbar, meine Mutter; nicht für Tyrannei. Durch die Freiheit welche Eltern den Kindern in den wichtigſten Fällen des Lebens gewähren, werden dieſe gefeſſelt; — nicht durch Zwang.“

„So lange die Kinder unmündig, ſind ſie in natürlicher Abhängigkeit von den Eltern ....“

„Spricht aber das ſelbſtändige Bewußtſein, wie es durch ein ſtarkes Gefühl im Menſchen erwacht, ſie münd'g — ſo ſind nur das gute und weiſe Eltern, meine Mutter, welche die Unmündigkeit nicht nach Jahren berechnen.“

Gräfin Osnat nahm ſich zuſammen um mit Gelaſſenheit zu ſagen: „Wir ſprechen morgen weiter, Gundaccar; ich habe jezt ein Paar Briefe zu ſchreiben.“

Sie wollte ihn um keinen Preis zum Troz aufreizen! durch Bitten, Vorſtellungen und ſanfte Bemühung wollte ſie ihn zur Erkenntniß desjenigen Glücks bringen, das ſie für ihn erwählt hatte. In

Vorwort.

Das Jahr der Kirche iſt das Jahr des übernatürlichen Menſchen. Es weiß nichts von unſers Erdballs Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, die ſich um die Sonne der irdiſchen Schöpfung herum wenden und abwickeln. Das Jahr der Kirche wendet ſich um das unerſchaffne Licht, um die Sonne der Gerechtigkeit, um Chriſtus und um Sein Werk der Erlöſung herum. Als Seine getreue Braut, der Er den Auftrag hinterlaſſen hat, dieſes Sein Werk für alle Zeit der Menſchheit zu vermitteln und für deren Heil und Heiligung in Seinem Sinn, mit Seiner Kraft, durch

Seine Gnade zu ſorgen — hat die Kirche einen ewigen unwandelbaren Inhalt. Aber ihre Kinder, die Menſchen, haben auf Erden ein ſehr kurzes, ungewiſſes, flüchtiges Leben, das ſich auf eine Handvoll Jahre beſchränkt. Da hält ſie denn dieſen vergänglichen Jahren von Staub und im Staube ihr übernatürliches Jahr gegenüber — auch eine regelmäßige Abteilung der Zeit, aber belebt von der Sonne der Gnaden und daher auch voll ewigem Inhalt. In jedem ihrer Jahre geht ſie das ganze Werk der Erlöſung durch, beginnend mit der Sehnſucht des gefallnen Menſchen nach Gott, im Advent — ſchließend mit der Vereinigung des geheiligten Menſchen mit Gott bei dem Weltgericht. Wie einen Diamant, der in tauſend Lichtern und Farben von wunderbarer Schönheit glüht und funkelt, legt ſie das Gotteswerk in die köſtliche goldene Faſſung der Sonn-, Feſt- und Feiertage jedes Jahres hinein. So umfaßt denn das Jahr der

Kirche die ewige Beſtimmung der ganzen Menſchheit und jeder einzelnen Seele, eine Beſtimmung, die ſich in Erwartung der Gnade, Kampf mit der Gnade, Verherrlichung durch die Gnade — von der Inkarnation, der Paſſion, der Euchariſtie ernährt, bis die Seele zu ihrem letzten Ziel gelangt: Vereinigung mit Gott durch die vollkommne Liebe.

Nach dieſem Ziel müſſen wir alle uns hinkämpfen, dazu ſind wir geſchaffen; und dieſen innern Kampf mit allen Wechſelfällen von Sehnſucht, Hoffnung, Reue, Trauer, Dank, Freude, Schmerz, Entmutigung, Vertrauen, Liebe — macht ein Kind der Kirche, eine Seele in dieſen Liedern durch. Schritt vor Schritt folgt ſie betrachtend der göttlichen Gnade, die ſich in der Menſchwerdung Gottes ſo unendlich lieblich — im bittern Leiden und Sterben ſo unendlich rührend offenbart, und dennoch! dennoch! die Wunde des erſten Abfalls nicht eher in der Seele ſchließt, als bis ſie ihr letztes, ihr höchſtes Wunder der Liebe tut und das erhabene Myſterium der Euchariſtie einſetzt. Nun ſteht der Seele ein Mittel zu Gebot, um ſich mit dem göttlichen Bräutigam der Seelen zu vereinigen! nun hat ſie das Brot des ewigen Lebens empfangen! darum ſchaut ſie vom hochheiligen Fronleichnamsfeſt an, welches triumphierend den Triumph der Liebe Gottes feiert — auf einzelne aus der langen Prozeſſion derjenigen hin, welche ſich durch die hl. Euchariſtie zur Gemeinſchaft mit dem göttlichen Leben erhoben haben, und welche, beſchirmt von der hl. Mutter Gottes, dem erhöhten Kreuz und dem hl. Vorkämpfer St. Michael Erzengel — am Tage Aller-Heiligen ihre Verherrlichung erhalten. Daß die Seele der Aller-Heiligen-Prozeſſion ſich anſchließen könne, wenn ſie will — dazu führt die treue Mutter, die Kirche, ſie ſorgſam an der Hand; doch wie ſie den Weg geht, ob mit den Märtyrern oder den Büßern oder den Bekennern — ob in der Einſamkeit oder in der Welt: das gehört den beſondern Führungen Gottes an. Aber die Seele weiß, daß ſie trotz aller Gnaden treulos iſt, und daß am Schluß ihrer irdiſchen Pilgerfahrt nicht Aller-Heiligen, ſondern Aller-Seelen-Tag ſie erwartet — und auch das nur durch Gottes übergroße Barmherzigkeit. Daher fleht ſie am letzten Sonntag des Kirchenjahrs, wo die Kirche Chriſtus den Weltrichter verkündet, ganz verſenkt in ihre Unwürdigkeit um nichts als um Gnade und um den Schutz der hl. Jungfrau Maria — und das iſt der Schluß dieſer Lieder.

Wohl habe ich geſucht, ſie mit einiger Andacht zu ſchreiben. Da ich aber ſehr wenig, ach! vielleicht gar nicht, auf die Einſprechungen des heiligen Geiſtes zu lauſchen verſtehe: ſo fürchte ich, bei einem leeren Wortklang geblieben zu ſein. Daher bitte ich dich, mein Leſer, tue du alle Andacht, alle Liebe, allen Geiſt, alle Innigkeit, alle Werke hinzu, die mir mangeln, und die Gott wohlgefälliger ſind als meine Worte; — verherrliche du Ihn mehr, indem du dieſe Lieder lieſeſt, als ich es tat, indem ich ſie ſchrieb; — und erwirb mir durch deine fromme Fürbitte, daß der liebe Gott mich führen wolle zu Seiner vollkommnen Liebe. Amen.

Mainz, am Aller-Heiligen-Tag,
1. November 1854.

Ida Hahn-Hahn.

Das

Jahr der Kirche.

An die Kirche.

„Surge, amica mea.“ *Cant. cant.*

Holde Braut des Heißgeliebten,
Liebſte du des Schmerzbetrübten,
Blutgetaufte Gottesbraut!
Du wie Er von Leid gequälet,
Doch von Liebe nur beſeelet,
Die vom Kreuz hernieder taut.

Mühſam gehſt du deine Pfade,
Du, die neue Bundeslade,
Segenvoll und gnadenreich —
Reich an Dornen um die Schläfe,
Reich an Myrrhen bis zur Hefe,
Deinem Gott an Schmerzen gleich.

dieſem Sinn ſprach ſie am andern Tage zu ihm — und noch einmal — und wieder einmal. Dann kamen Vorwürfe, Zorn, Drohungen, Befehle. Nichts machte den beabſichtigten Eindruck auf Gundaccar; hingegen aber den, daß er in einer Nacht ohne Abſchied und ohne Umſtände abreiste, und in einem kurzen Brief ſeiner Mutter anzeigte: er ſei nach Wien gegangen um die nutzloſen und peinlichen Altercationen mit ihr zu vermeiden; denn er könne nur heut wie in zwanzig Jahren wiederholen, daß er Mélanie nicht heirathen werde. In den Tod verletzt durch das Mißlingen ihres lange genährten Plans und ihrer liebſten Hofnung — in den Tod gekränkt in ihrer Mutterwürde durch Gundaccars eigenmächtiges Verfahren — verließ Gräfin Osnat das Schloß ihres Bruders und kehrte nach Insbruck zurück.

Gundaccar begann ein trauriges, wüſtes, triviales Leben. Indolent wie alle Kinder des Glücks, verbrauchte er die Energie welche in ihm war um den Eltern Widerſtand zu leiſten. Mit der Liebe für Clelia war ſie erwacht, und concentrirte oder *verſteinerte* ſich vielmehr um dieſe Liebe, denn Spannkraft und Willen gab ſie ihm nicht. Den erſten glühenden Wunſch hatte er nicht erreicht, das erſte, machtvolle Streben nicht befriedigt: und ſo

Deine Hände hart gebunden,
Deine Bruſt zerfleiſcht von Wunden,
Deine Augen tränenſchwer,
Im zerriſſenen Gewande,
An den Füßen harte Bande,
Aber Strahlen um dich her —

Strahlen, die aus Dorn erblühen,
Die vom Blute purpurn glühen,
Silbern von der Träne Glanz;
Strahlen, die aus Wunden ſprießen,
Aus des Schmerzes Lächeln fließen,
Ew'gen Opfers ew'ger Kranz.

Ja, du biſt mit ihm gekrönet!
Ob in Ketten, ob verhöhnet,
Biſt des Gottesſohnes Braut!
Haſt mit Ihm den Kelch getrunken,
Biſt mit Ihm an's Kreuz geſunken
Und mit Golgatha vertraut.

Könnten Engel dich beneiden,
Wär' es um dein heil'ges Leiden,
Das in dir als Liebe brennt,
Könnten Seraphim mißgönnen,
Wär's weil ſie den Schatz erkennen,
Den du birgſt — im Sakrament —

Deinen Brautſchatz, der dem Bronnen
Seines Herzens iſt entronnen,
Als Er, dein Blutbräutigam,
Dich in Seine Wunden tauchte,
Seine Seele in dich hauchte,
Dir ſich gab als reines Lamm.

O du Hochgebenedeite,
Ew'gem Leben du Geweihte,
Mutter du und Königin;
Überfließend reich an Segen,
Gehſt du, wie im Perlenregen,
Seiner Gnaden friedlich hin.

Trägſt, wie Er, das Kreuz gelaſſen,
Läßt für deine Huld dich haſſen,
Lohnſt mit Liebe Feindes Spott,
Läßt die frohe Botſchaft tragen
Bis zu den entfernſten Tagen,
Ziehſt die Seelen hin zu Gott.

Harrſt geduldig ohne Klagen,
Wenn ſie dich an's Kreuze ſchlagen,
Grade dann iſt Er dir nah!
Die Erlöſung ward gewonnen,
Weil Er ließ das Reich der Sonnen
Für das blut'ge Golgatha.

Droben Licht — und Nacht hienieden,
Hier nur Kampf und droben Frieden:
So wollt' Er durch's Leben gehn.
Und ſo will auch dich Er führen,
Droben ſollſt du triumphieren,
Droben erſt auf Tabor ſtehn.

Seelen ihr, die ihr die Steine,
Die lebend'gen, im Vereine
Zu dem Bau der Kirche ſeid,
Schmelzt euch rein wie Gold zuſammen
In der Buß' und Liebe Flammen,
Ew'gem Leben eingereiht.

Sehnt ihr euch nach Seinem Segen,
O ſo wandelt auf den Wegen,
Die für euch Er zärtlich ging.
Folgt dem menſchgeword'nen Gotte
Aus Judäa's Felſengrotte,
Bis Er tot am Kreuze hing.

Ließ Sein Gottesherz Er quälen,
Menſchenherz, weshalb nicht wählen,
Daß auf dir der Schmerz auch liegt?
Einſtens wird dein Gott es wägen,
Dann bringt dir die Schwere Segen,
Wenn es ſchwer vom Kreuze wiegt.

Erſte Abteilung.

Die Inkarnation.

Soli Deo Gloria.

Der erſte Adventſonntag.

„Scientes quia hora est jam nos de somno surgere.“ *ad Rom. 13.*

Es ſteigt die Flut, es decket Nacht die Erde,
Entfeſſelt iſt der Elemente Wut,
Die Stürme raſen und es ſprüht vom Herden
Der Sünden auf des Brandes wilde Glut.
Durch's Mark der Schöpfung bebt ein banges Zittern,
Sie fühlt des ſchweren Augenblicks Gewicht,
Sie fühlt die Hand des Herrn in Ungewittern,
Sie ſchreit zu Ihm! Halt ein mit dem Gericht!

Und darf ſie flehn? darf ſie, die ſündenſchwere,
Mit ihrer Schuld ſich nahen Seinem Thron
Und wähnen, daß Er ihre Stimme höre?
Klingt ihre Bitte nicht wie bittrer Hohn?
Hat Er nicht oft, wie oft! zu ihr geflehet:
„O Kind, geliebtes, kehre um zu Mir?“
Sie aber hat den Liebesruf verſchmähet
Und wähnt nun doch, Er neige ſich zu ihr!

Halt ein, vermeſſne Welt, mit deinen Bitten,
Beflecket iſt dein Mund, die Hand nicht rein;
Sie hat im Kampfe wider Ihn geſtritten,
Sie kann kein würdig Opfer mehr Ihm weihn.
Ein wohlgefällig Opfer iſt Ihm Eines,
Erfaſſe das, gerettet wirſt du ſein!
Wählſt du es nicht, ſo hilft dir keines — keines!
Dich rettet nur das Kreuz — das Kreuz allein.

In Staub und Aſche ſiehſt du ja zerſtäuben,
Was ſtolz geprahlt mit Weisheit, Heldenkraft;
Kein Palaſt wird im Sturme ſtehen bleiben,
Gebrochen wird der Tempelſäulen Schaft.

Und wie auf's Schlachtfeld voll von blut'gen Leichen,
Wie beim Orkane Wogen auf dem Meer,
So wälzet ſich Zerſtörung ohnegleichen
Von Weſt und Oſt, von Nord und Süden her.

Die Menſchheit ſteht an ihrem Untergange:
Die Leiber leben nur! Am Seelentod
Erlabt ſich höhniſch die uralte Schlange,
Die damals ihn im gift'gen Apfel bot,
Drum wogt ein wildes, fieberheißes Schmachten,
Ein Drängen nach unmöglichem Genuß,
Vernichtend — weil ein unerſättlich Trachten —
Durch alle Herzen, wie ein Lavafluß.

Drum greifen gierig zitternd tauſend Hände
Nach Freudenwein im goldnen Feſtpokal.
Doch ſpricht der Mund, wenn er geſchlürft zum Ende:
„Hinweg damit! der Rauſch iſt matt und ſchal!"
Drum greifen ſie nach goldnen Diademen,
Nach Roſenkronen, Myrt- und Lorbeerkranz:
Die ſind zu tragen ſchwerer, als zu nehmen; —
Drum heißt es bald: „Hinweg mit falſchem Glanz!"

war es denn vorbei mit wünſchen und ſtreben! Er ließ ſich gehen im Leben; er ritt, er jagte, er ſpielte, er trank; er verlor allen Ehrgeiz der ſich früher zuweilen in ihm geregt, alles Intereſſe für ſein ſchönes Talent zur Malerei, das er ſonſt mit Liebe gepflegt und zwar ſo ſehr, daß er oft die Eltern bat ihn keine andre als die Künſtler-Laufbahn betreten zu laſſen. All jene theils oberflächlichen, theils gewaltſamen Zerſtreuungen beſchäftigten ihn eine Zeitlang und ſcheinbar mit Paſſion, weil er ſich eben betäuben wollte; dann packte ihn die fürchterlichſte Langeweile! Er hätte wieder arbeiten mögen — aber für die trockne Arbeit hatte er keine Ausdauer mehr! oder wieder malen — aber es war weder Nerv noch Phantaſie in ihm! Seine ſchwache reizbare Natur ſuchte nach äußerer Excitation um ſich von dem drückenden Gefühle der innern Leere und Erſchlaffung zu befreien. Er fand ſie. Aber das Uebel, momentan dadurch gehoben, wurde nur noch größer; denn ſeine Geſundheit begann zu leiden, er ſpie Blut, und ſtatt ſich zu ſchonen ſtürmte er nur deſto heftiger auf ſich ein. Ihm wurde das Leben fürchterlich gleichgültig. Er ſuchte Gefahren auf, denn ſie gewährten doch auch eine Art von Rauſch! reiten und jagen, toll und wild wie Keiner, machte ihm keine Emotion mehr. Er ging in den griechi-

Drum greifen angſtvoll oft mit innerm Beben,
Das ſich verſcheiert hinter ſtolzem Blick,
Nach einem Anker ſie, der ihrem Leben
Die Ruhe geben ſoll, dies einz'ge Glück.
Doch ihre Anker tanzen auf den Wogen
Und ſinken nimmermehr zum feſten Grund,
Vom Wellenſchlag zerbrochen und verbogen,
Ringt ſich das Herz mit ihnen müd' und wund.

Dann fällt die Seele wie im Fieberſchlafe,
Verzehrt von heißer Leidenſchaften Brand,
Des Böſen Spielball und der Sinne Sklave,
In Zweifel und in der Verzweiflung Hand.
Dann taumelt ſie aus ihrem Todesſchlummer
Nur auf zu Miſſetat, zu Fluch und Spott,
Und heult als Grablied ihrem eignen Kummer:
„Gib dich zufrieden! ſei dir ſelbſt dein Gott!“

Aus dieſem Knäuel von verwirrten Ketten,
Von bunten Schlangen und von Flitterpracht,
Will eine Hand, o Seele, dich erretten,
Zum Tag dich führen aus der Lüge Nacht.

Wach auf! wach auf! es dämmert ſchon die Frühe! —
Du kannſt nicht gehn? — du biſt zu matt? zu ſchwach? —
Tu nur die Augen auf und ſieh! — o ſiehe,
Es kommt auch dir das Heil, der neue Tag!

Der zweite Adventſonntag.

„Populus Sion, ecce Dominus, veniet ad salvandas gentes.“

Sions Volk, du auserwähltes,
Hochbegnadetes vom Herrn,
In dem Kampf für Ihn geſtähltes,
Nie iſt dir die Gnade fern!
Immer ruht Jehova's Segen
Über deiner Hütte Dach;
Immer ſchweben deinen Wegen
Seine Engel vor und nach.

Auf Chaldäa's grünen Auen
Bricht er Abrams Zelte ab,
Heißt ihn wandeln voll Vertrauen
An des Glaubens Pilgerſtab,

Heißt verlaſſen ihn die Erde
Seiner Väter und ſein Haus,
Führet ihn zum neuen Herde
In's verheißne Land hinaus.

Aus Egypten mit dem Volke
Geht Er durch den Wüſtenſand,
Tags wie eine lichte Wolke,
Nachts, ein heller Feuerbrand; —
Türmt die Welle auf zum Walle,
Macht das Meer zum ſichern Damm,
Und begräbt im Wogenſchwalle
Pharao und ſeinen Stamm.

Auf der vierzigjähr'gen Reiſe
Schlummert Seine Sorgfalt nicht:
Heut den Bronnen, morgen Speiſe,
Immer gibt Er, was gebricht.
Wachſam, daß kein falſcher Götze
Zum Verderben führe ſie,
Schreibt Er donnernd die Geſetze
Moyſes auf dem Sinaï; —

Nimmt als treuer Seelenwächter
Die Verhärteten nicht an.
Nur erneuerte Geſchlechter
Führet Er nach Kanaan.
Dort, wo Milch und Honig fließen,
Feigen blühn und Öl und Wein,
Wo Sarona's Roſen ſprießen,
Spricht Er: Volk, dies Land iſt dein!

Und wie eine goldne Feſſel,
Die an Himmliſches gemahnt,
Wenn zum Herzen Dorn und Neſſel
Böſer Luſt den Weg ſich bahnt:
Schickt Er einen goldnen Reigen
Auserkorner fort und fort,
Die dem Volk die Pfade zeigen,
Deutend ihm Jehova's Wort.

Schicket ihm die ſtarken Richter
Samuel und Gedeon;
Schickt ihm ſeine großen Dichter,
David und den weiſen Sohn;

Schickt Propheten, Zukunftskünder
Klagend, lehrend in die Welt,
Drohend dieſem Volk der Sünder; —
Aber ihre Kraft zerſchellt —

Bricht an dieſen Eiſennacken,
Dieſen Stirnen ſtarr wie Erz!
Wohl! ſo muß das Leid ſie packen,
Oft geſchmeidig macht der Schmerz.
Und Jehova's Blitze zücken
Zürnend über ſie dahin —
Ungebrochen ſind die Tücken,
Ungehorſam bleibt der Sinn!

Wird Er nun hinweg Sich wenden?
Wie ein Häuflein Staub und Sand,
Unwert Seiner Gnade Spenden,
Sie vernichten mit der Hand?
Nein! und wenn ſie Ihn vergeſſen,
Er, der Gott, Er bleibt getreu,
Denn Sein Wort gilt ungemeſſen,
Ewig machtvoll, ewig frei.

Und Sein Wort verheißt den Retter,
Der aus dieſem Volk erſteht,
Wie aus Nacht und Sturm und Wetter
Licht hervor die Sonne geht.
Denn Er will die Zorneskinder
Taufen mit der Liebe Glut,
Alſo daß der ſchwerſte Sünder
In der Gnade Frieden ruht.

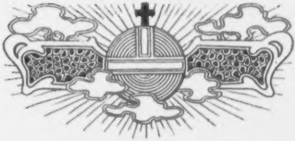

Der dritte Adventſonntag.

„Gaudete in Domino semper et iterum dico gaudete;
Dominus enim prope est.“

Verſtehſt du jetzt, o Seele,
Was Gott für dich getan?
Erkennſt du deine Fehle?
Klagt deine Schuld dich an?
Hat Er dir nicht gegeben,
Was Sions Volk Er gab:
Des Glaubens ſichres Leben
Und der Verheißung Stab?

Wollt' Er dich nicht entführen
Egyptens Sklaverei,
Durch Wundertroſt dich rühren
In Leidens Wüſtenei?

Durch Sein Geſetz dich binden
An ew'ger Wahrheit Recht,
In Seiner Gnade gründen
Ein heiliges Geſchlecht?

Durch Seines Segens Fülle
Dein Herze an Sich ziehn,
Auf daß dein ſtarrer Wille
Geſchmeidigt ſei durch Ihn;
Durch Weiſe und Propheten
Erleuchten deine Bahn,
Damit nicht die Athleten
Der Leidenſchaft dir nahn?

Mit ſtrenger Zornesrute
Dein ſchuldig Haupt bedräun,
Und von dem böſen Blute
Des Trotzes dich befrein? —
Dies alles, meine Seele,
Was Sions Kinder ſahn,
Das hat trotz deiner Fehle
Für dich auch Gott getan.

Und du? — du haſt verwegen
Im Stolz dich aufgebäumt,
Mit Füßen auf den Segen
Getreten ungeſäumt.
Du haſt, ſtatt Ihn zu ehren,
Gekniet vor Götzen hohl,
Gehäuft auf den Altären
Idole auf Idol.

Und nun, da deine Schale
Befunden ward ſo leicht,
Daß dir beim Sündenmale
Die Wange ſcheu erbleicht —
Daß zitternd vor dem Grimme
Des Rächers du erbangſt
Und nach der Gnade Stimme
Aus tiefſter Bruſt verlangſt:

Nun horch! welch Wunderklingen
Durchbebt das Erdenrund?
Welch fremdes ſüßes Singen
Umſchwebt der Seher Mund?

ſchen Befreiungskrieg. Doch dieſer Anſtrengung erlag ſeine Geſundheit. Von den Aerzten aufgegeben kehrte er in die Heimat zurück; aber ein Winter in dem mildeſten Clima von Europa, in Cadix zugebracht, verſcheuchte den Tod.

Mit den Eltern lebte er ſeit Jahren ganz geſpannt und nie war er wieder in Inspruck geweſen. Graf Osnat zürnte ſeinem nichtsthueriſchen Vagabondiren, wobei er dennoch ſo unbegreiflich viel Geld ausgab und Schulden machte; Gräfin Osnat grämte ſich fürchterlich daß von all ihren hochfliegenden Hofnungen nicht eine einzige verwirklicht wurde; aber der Gram nahm in ihrer ſtolzen kalten Seele die Farbe des Zornes an. Gundaccar fühlte das Recht ſeiner Eltern mit ihm unzufrieden zu ſein; allein er fühlte auch daß Alles ganz anders ſein würde, hätten ſie nicht einen zerreißenden Mißgriff in ſein Leben gethan. Beide Theile empfanden, wie das immer zu gehen pflegt, ſchmerzlicher das Unrecht das ſie litten, als das welches ſie thaten.

In dieſer traurigen Ruine ſeines Daſeins ſtand Nichts aufrecht als ſeine Erinnerung an Clelia Conti. Sie hatte er geliebt — kein Weib vor ihr, kein Weib nach ihr; nur ſie. In all ſeine wilden Thorheiten war keine Frau verflochten. Manche hatten es verſucht, Keiner war es gelungen ihn zu ver-

Ein König wird verkündet,
Mit Namen „Wunderbar“,
Der eine Welt entſündet,
Das Heil macht offenbar.

Mit dem Beginn der Leiden
Beginnt des Troſtes Spruch,
Um ſegnend zu begleiten
Der Sünde alten Fluch:
Es taget einſt die Stunde,
Da wird die Menſchheit frei,
Da flieht vom Erdenrunde
Die wüſte Tyrannei.

Da wird ein König dringen
Beſeligend in's Land,
Wird aus den Feſſeln ringen,
Was Sünde hält gebannt.
Und dieſe alten Lieder
Vom König Wunderbar,
Sie tönen neu jetzt wieder,
Sie klingen laut und klar.

Horch auf! die Stimme höre!
Sie ſucht und ruſt auch dich:
Tu Buße und bekehre
Sich, wer vom Pfade wich!
Der Wüſtenrufer klaget:
O Seele, kehre um!
Siehſt du denn nicht — es taget
Das Evangelium.

Der vierte Adventſonntag.

„Rorate coeli desuper et nubes pluant justum;
aperiatur terra et germinet Salvatorem.“

* * *

In tiefer Stille ruht die Erde,
Ihr Treiben ſchweigt, ihr Lärm iſt ſtumm;
Sie harret auf das neue Werde,
Das göttliche Myſterium,
Das ewig nimmer zu ergründen
Der reinen Jungfrau im Gebet,
Des Himmelsboten Worte künden
Im armen Haus zu Nazareth.

In tiefer Stille ruhn die Engel,
Verhüllt ihr ſtrahlend Angeſicht,
Ganz leiſe bebt ihr Lilienſtengel
Und ihrer Flügel Silberlicht;

In ſeliger Erwartung Lauſchen,
Ob nicht der Augenblick jetzt da,
Wo ſie des Gnadenſtromes Rauſchen
Verkünden durch ihr „Gloria!“.

In ſehnender Erwartung Stille
Hält ſich das Herz und blickt empor,
Ob das Geheimnis ſich erfülle,
Ob Er nicht ſprengt der Wolken Tor —
Ob Blatt und Blume Ihn erzeugen,
Den Retter, der den Tod bezwingt —
Ob ſich die Sterne Dem nicht neigen,
Der ſeiner Welt Erlöſung bringt.

O ebnet Ihm die rauhen Wege,
O füllet aus das Tal, die Schlucht!
O werft von Berg zu Berg Ihm Stege,
Dem Gott, der Seine Menſchen ſucht!
Dem Friedensfürſten, der den Frieden
Herab aus Seinem Himmel taut,
Alſo daß jede Seel' hienieden
Das Heil des ew'gen Wortes ſchaut!

Die großen Antiphonen.

„Esurientes implevit bonis.“ *Ev. Luc. 1.*

Wie die Flut, vom Mond empor gezogen,
Uber alle Ufer ruhlos ſteiget —
Der Magnet inmitten Sturm und Wogen
Zitternd aber feſt nach Norden zeiget:
Alſo ſchlägt die Sehnſucht große Wellen
Uber alle irdiſch engen Schranken,
Alſo ſtrebt ſie zu den Troſtesquellen
Sich mit Liebesarmen hinzuranken.
Alſo, wenn auch bebend und voll Zähren,
Schaut ſie feſten Blicks zur klaren Höhe,
Wo das Heil wohnt, das dem Jammer wehren
Und in Segen wandeln wird das Wehe.

Wie Theſſaliens alte Zauberinnen
Wunderſam und raſtlos Lieder ſangen,
Um des Bann's Magie damit zu ſpinnen,
Drin ſie ſelbſt des Mondes Leuchte zwangen:
Alſo ſingt die Sehnſucht ihre Lieder,
Daß ſie ihr das Licht vom Himmel brächten,
Klagend bald und dann ſo zärtlich wieder,
Wie ein Alpenhorn in ſtillen Nächten;
Alſo zieht ſie gleich den ſtillen Schwänen
Durch das Meer des Jammers und der Tränen,
Bis in Jubel all ihr Leid zerronnen,
Sie erſtirbt in der Erfüllung Wonnen.

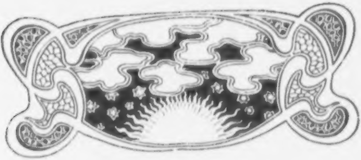

I. „O sapientia!“

O ew'ge Weisheit, die du auf dem Munde
Der weltenſchöpferiſchen Allmacht wohnſt,
Und ſtrahlend mit dem ew'gen Licht im Bunde,
Im ſonnumfloſſnen reinen Glanze thronſt:
O ſieh uns Seelen, die du licht erſchaffen,
Wie wir von deinen Pfaden uns verirrt!
Wie wir nicht brauchen deine klaren Waffen,
Weil Todesnacht uns Herz und Hand verwirrt;

Wie wir den Liedern lauſchen der Syrenen,
Geſungen auf des lauten Lebens Meer,
Weil ſie ein Widerhall den wirren Tönen
In eigner Bruſt, von Leidenſchaften ſchwer; —

Wie trotz des falſchen Liedes Zauberlüge
Wir unbekehrt zur falſchen Weisheit ſtehn,
Und wie uns auch das ſchale Blendwerk trüge,
Wir nach dem Irrlicht unſers Dünkels gehn;

Wie Nachtgevögel und Getier und Schlangen
In dieſem Wirrſal heimlich uns ſich nahn,
Und Weisheitsfrüchte, die wir heiß verlangen,
Benagen mit begierdengift'gem Zahn! —
In Mild' und Kraft ſchufſt Du zu Deiner Ehre
Das All und walteſt mild und kräftig fort.
O komm, und bring der echten Wahrheit Lehre
Als Leuchte unſerm Fuß: das Gottes-Wort.

II. „O Adonaï!“

Der Du die Donnerkeile
Mit einem Hauche führſt,
Der Du des Blitzes Pfeile
Mit Deinem Wink regierſt,
Der Du auf Wolken fähreſt,
Zur Axe machſt den Stern,
Den rauhen Nordwind lehreſt,
Zu dienen Dir, dem Herrn; —

Der Du erſchienſt als Flamme
Im Dornbuſch unverbrannt,
Und Moyſes ganzem Stamme
Errettung haſt geſandt; —

Der Du auf Sina's Spitze
Geſetze ihm verliehn,
Als Griffel brauchſt die Blitze,
Die den Granit durchziehn; —

O Du des Volkes Führer,
Du Wolkenſäule hell,
Erretter und Regierer
Des Hauſes Iſrael:
O komm' und woll' uns führen
An Deiner ſtarken Hand,
Daß wir uns nicht verlieren
In dem Egypterland!

Daß wir den falſchen Götzen
Nicht unſer Opfer weihn,
Daß wir von Sündennetzen
Die Seele uns befrein,
Daß wir nicht ganz verloren
In Wüſten untergehn,
Dereinſt vor Sions Toren
Durch Dich gerettet ſtehn.

locken, geſchweige ihn zu feſſeln. Er mied ſie anfangs und kam bald in einen ſolchen Ruf von Rohheit, daß ſie ihn noch ſcheuer mieden. Der Gedanke an Clelia war der einzige in ſeiner ganzen Exiſtenz der ihm ſüß war. Sie war falſch und heuchleriſch geweſen, ſie hatte ihm einen Andern vorgezogen — nun ja! aber er hatte ſie geliebt! er hatte ſich während dieſer Liebesepoche beglückter und kräftiger gefühlt als ſonſt je! er hatte damals doch den Kampf mit dem Leben verſucht, dem er ſich ſpäter ohne Schwertſtreich unterworfen! er liebte ſie noch jetzt weil dieſe Liebe ihn an eine Zeit erinnerte wo er noch vor ſich ſelbſt Achtung haben durfte. Er wünſchte nicht ſie wiederzuſehen, denn er hielt ſie eben für Thannaus Frau; höchſtens wünſchte er zu erfahren, ob ſie immer mit ihm Komödie geſpielt und ihn nie geliebt habe. Dieſe Luſt an der Intrigue und Doppelzüngigkeit, die er bei Clelia vorausſetzte und bei andern Frauen fand, haßte er ſo heftig er haſſen konnte.

Aus Cadix zurückkehrend hatte er mit ſeinen Eltern eine Zuſammenkunft in der Schweiz. Er fand ſeinen Vater ſehr gealtert, ſeine Mutter aber unverändert in Geſinnung und Erſcheinung. Sie ſprach wieder von einer glänzenden Heirath durch die er vollkommen in die ihm gebührenden Ver-

O komm zu unſern Zelten,
Brich unſer Lager ab,
Führ' uns zu andern Welten
Mit Deinem Feldherrnſtab!
Breit' aus die ſtarke Rechte,
Wir harren ihrer fromm —
Errette Deine Knechte,
O Adonaï, komm!

III. „O radix Jesse!“

O Gnadenzeichen, Wunderblüte,
Die einſt aus Jeſſe's Wurzel ſprießt,
Dich ſucht das Auge, das ſich müde
Von Erdenbildern traurig ſchließt.
Wann blühſt Du auf im höchſten Prangen
Von mildem Duft, von Farbenpracht,
Von Regenbogenglanz umfangen,
Von Sonnenlicht, von Sternennacht!

Wann ſchlägſt Du auf die goldnen Blätter,
Dran Kraft und Unſchuld ſo gepaart,
Daß jeder Sturm und jedes Wetter
Zerſchellt am Lilienſchafte zart.

Wann ſteigeſt Du zum Licht der Sonne,
Zu ſolcher Herrlichkeit empor,
Daß Dich begrüßet voller Wonne
Frohlockend aller Völker Chor.

Wann weheſt Du als Siegesfahne
Von Sions heil'gem Berg herab,
Erleuchtung bringend blödem Wahne,
Dem Irrtum und der Lüg' ein Grab,
Den großen Herzen — Kampf hienieden,
Den Tränen — einen Perlenthron,
Den ſtillen Seelen — frommen Frieden,
Den treuen Streitern — großen Lohn.

Den Schwachen — Wunderkraft inmitten
Von Angſt, Verſuchung, Qual und Schmerz;
Den Starken, die auf's Blut geſtritten —
Die Ruh an ihres Gottes Herz.
O Blume Du, mit Tau beladen,
Der aus dem höchſten Himmel träuft,
O öffne Deinen Kelch der Gnaden,
Der die Erlöſungsfrucht uns reift.

Dann ſenket ſich auf unſre Tage
Der Geiſt der frommen Furcht des Herrn,
Dann iſt die Eintracht keine Sage,
Dann iſt das wahre Glück nicht fern;
Dann wohnt Gerechtigkeit und Glaube
In jeder Bruſt, an jedem Herd;
Dann liegt der Götze tief im Staube,
Dann ſchweigt der Krieg, dann ruht das Schwert.

Dann wohnt der Wolf beim blöden Schafe
Und bringt ihm weder Furcht noch Weh;
Dann locket eine Streu zum Schlafe
Den Panther und das ſcheue Reh.
Dann ſpielet vor dem Neſt des Drachen
Des Säuglings unbefangne Hand,
Und unſchuldsvolle Knaben lachen
Das Schlänglein an, das ſie umwand.

Dann auf der Weide ſind geſcharet
Das Lamm, der Löwe und das Rind,
In ſtiller Eintracht, ſtill bewahret
Vom Hirten — einem kleinen Kind.

Dann iſt der Stachel alles Böſen
Gebrochen von der Gnadenkraft,
Die, um die Menſchheit zu erlöſen,
O Wunderblume, Dich erſchafft.

Erſtehe bald, Du heil'ges Zeichen,
Erhöre Deines Volkes Flehn,
Ein ſolches Sehnen ohne Gleichen
Sahſt Du noch nie durch Seelen gehn.
O komm und ſtille ihr Verlangen,
Das mit der Sehnſucht Stimme ſpricht!
Laß nicht vom Himmel Dich umfangen —
O komm! o komm! o zögre nicht!

IV. „O clavis David!“

Klag', o klage, meine Seele,
Deine bittern Tränen zähle,
Seufze deinen Jammer aus.
An verlaſſenen Geſtaden
Stehſt du bang mit Schmerz beladen,
Fern von deiner Heimat Haus.

Wein', o meine Seele, weine,
Waſche dich in Zähren reine,
Sündenmoder waſche ab.
Siehe, wie du biſt gefangen,
Durch der Leidenſchaft Verlangen,
Wie in eines Kerkers Grab.

Waren dir denn nicht beſchieden
Sions Tage reich an Frieden,
Du betörtes Jſrael?
Und zu Babyloniens Flüſſen
Biſt du jetzo hingeriſſen,
Trinkſt aus einem bittern Quell.

Hängſt an Babels Weidenzweigen,
Die ſich traurig zu dir neigen,
Die geliebte Harfe auf;
In dem Well- und Windgeflüſter
Seufzeſt du und ſchaueſt düſter
Auf der grünen Wogen Lauf.

Von den Lippen bebt dir leiſe
Deiner Schwermut Trauerweiſe,
Klage nur, nicht mehr Geſang:
„Freiheit! Freiheit! ich — gebunden!
„Ich von Feſſeln ſchwer umwunden,
„So die eigne Hand errang.

„Leben! ſüßes heil'ges Leben!
„Ich — dem Tode hingegeben,
„Leiche in des Leibes Sarg!
„Licht, o Licht! — und ich im Schatten,
„Weil die Sünde ſich im matten
„Dämmerlicht der Täuſchung barg.

„Hätt' ich treu zu euch gehalten,
„Würde Friede in mir walten,
„Ungetrübt, ein ſtiller See.
„Doch der findet keinen Frieden,
„Der von dem Geſetz geſchieden,
„Selbſt ſein Heil verkehrt in Weh.

„O Erlöſung, Wort der Worte!
„Sprenge auf des Kerkers Pforte,
„Wenn dich Reue rühren mag!
„Stern, der Jakobs Haus beſchienen,
„Ja, du ſcheinſt jetzt auf Ruinen,
„Doch du kündeſt an den Tag.

„Goldner Schlüſſel Davids, ſprenge
„Die Gefängnistür, die enge,
„Die ſich öffnet Dir allein!
„Zepter Du in Jakobs Hauſe,
„O zerbrich die düſt're Klauſe,
„Laß mich nicht gefangen ſein!

„Was Du ſchließeſt, bleibt geſchloſſen,
„Wo Du öffneſt gnadumfloſſen,
„Geht's mit Dir zum Sieg hervor.
„Laß mich nicht in Ketten liegen,
„Laß mit Dir mich kämpfen, ſiegen —
„Komm! tu' auf der Gnade Tor.

V. „O Oriens!“

Wohl decket Nacht die Erde,
Ein Dunkel für und für,
Leid ſchleicht zu jedem Herde,
Tod klopft an jede Tür.
Ein Leichenfeld, verpeſtet,
Dehnt ſich von Strand zu Strand,
Vom Blute raucht gemäſtet
Der tauſendjähr'ge Sand.

Wohl nagt die alte Schlange
In jede Bruſt ſich ein,
Wohl iſt vom böſen Hange
Der Reinſte ſelbſt nicht rein;

hältniſſe eintreten würde, die er bis jezt ſo ſehr vernachläſſigt habe, und Graf Osnat ſtellte ihm vor, daß man mit der Jugend viel Nachſicht habe, ſobald ihre Thorheiten die Grenzen der Jugend nicht überſchritten; Gundaccar ſei jezt ſiebenundzwanzig Jahr alt, da werde die Fortſetzung ſeines bisherigen Lebens eine Dummheit, die man einem Knaben, doch keinem Mann verzeihen könne, und er müſſe ſich durchaus entſchließen irgend eine Laufbahn zu betreten — wenn nicht, ſo wären ſie, die Eltern, entſchloſſen die Hand von ihm abzuziehen.

„Du weißt, ſchloß Graf Osnat, daß ich gar kein Vermögen habe welches Dich in den Stand ſetzte nach meinem Tode unabhängig zu leben. Deine Mutter iſt reich; allein ſie kann über ihr Vermögen zu Gunſten Deiner Schweſtern verfügen, und ſie wird es thun ſobald ſie zu der Ueberzeugung gelangt, daß Du auf keinen unſrer Wünſche eingehſt, ſondern Deine Exiſtenz ſo frivol und nichtsnutzig zu Ende führen willſt wie Du ſie begonnen haſt."

Gundaccar entgegnete gelaſſen, der Entſchluß ſeiner Eltern betrübe ihn nur inſofern als er denſelben als ein Zeichen ihres Mißvergnügens betrachte. Das ſei ihm um ſo ſchmerzlicher als ihm die Zuverſicht zu ſich ſelbſt fehle daß er künftig keine Ver-

Des Weinbergs vollen Segen
Trifft gift'ger Mehltau ſchwer;
Wohl zieht geſchmückt, verwegen,
Das Laſter laut einher.

Wohl deckt der Dämm'rung Grauen
Mit Schatten Mond und Stern — —
Was tut es uns! wir ſchauen
Des Aufgangs Licht von fern!
Das Licht, das in der Höhe
Mit Roſenfarben malt,
Das Licht, das jedes Wehe
Mit Wonnen überſtrahlt;

Das Licht, das, hell wie Sonnen,
Von Finſternis befreit,
Ein unerſchöpfter Bronnen
Der Allbarmherzigkeit,
Das Licht vom wahren Lichte,
Davor der Cherub bebt,
Mit zagem Angeſichte
Des Fittigs Schleier hebt!

Das um die goldnen Stühle
Der Patriarchen glänzt,
Der Engel Saitenſpiele
Mit tauſend Kronen kränzt,
Das der Propheten Kunde
Zur Feuerſchrift durchſprüht,
Und aus des Martyrs Wunde
Als Roſenflamme glüht;

Das Hölle, Erd' und Himmel
Durchzuckt mit Gottes Kraft,
Und einen neuen Himmel,
Und neu die Erde ſchafft; —
Das eine Welt von Sünden
In's Bad der Läut'rung taucht —
Wie Spreu der Lüge Binden
Von allen Stirnen haucht.

O Licht, das wir nicht ſchauen
Und doch im Glauben ſehn,
Aus Paradieſesauen
Wirſt du hernieder gehn,

Den Himmel wirſt du malen,
Mit wunderbarem Reiz,
Denn alle Deine Strahlen
Vereinen ſich — im Kreuz.

O wie es glüht und winket
Hoch über Grab und Tod,
Wie es vom Blute blinket —
Ein Stern im Morgenrot!
O Kreuzeslicht, erſcheine,
Geh' auf am Firmament,
Und alle Seelen eine
Im ew'gen Orient!

VI. „O Rex gentium!“

Einſt als über alles Hoffen
Abram hoffte auf Dein Wort,
Iſt Erfüllung eingetroffen; —
Ewig lebt bei Dir es fort!
Darum ſteht auch ungebrochen
Meiner Seele Zuverſicht,
Denn, o Herr, Du haſt geſprochen,
Du betrügſt die Hoffnung nicht.

Haſt geſagt: „Aus erznen Türen,
Ketten, Riegeln, eiſenſchwer,
Werde Ich dich ſiegend führen,
Glorreich wandeln vor dir her;

Geben dir verborg'ne Güter,
Gnadenſchätze, unbekannt,
Bin, o Iſrael, dein Hüter,
Hab' mit Namen dich genannt.

Aus des Nichts urew'gen Nächten
Schuf ich weisheitsvoll das All;
Trug dich, Kind, in meiner Rechten,
In der Hand den Erdenball,
Habe nicht vor dir geſchwiegen,
Rief dir zu von Ewigkeit:
Mir ſoll jedes Knie ſich biegen,
Jedes Lob ſei Mir geweiht.

Zu den fernſten Erdengrenzen,
In die Ewigkeit hinein,
Soll Mein Name ſtrahlend glänzen,
Jeglich Volk ihn benedein;
Denn Ich bin dein Gott, der Eine,
Dein Erretter für und für!
O Mein Volk! ſei auch das Meine!
Iſrael, kehr' um zu Mir.

Könnte ſich die Mutter wenden
Fort von ihres Schoßes Sohn —
Meine Liebe kann nie enden,
Sie begehret keinen Lohn.
Iſrael, ſie will Vertrauen,
Nimmt dich zärtlich bei der Hand,
Führt zu waſſerreichen Auen
Dich in der Lebend'gen Land.

Wenn die Hügel vor Mir zittern,
Das Gebirg vor Mir erbebt, —
Nichts ſoll deine Ruh' erſchüttern,
Weil Mein Friede dich umſchwebt.
Nicht vor Durſt wirſt du ermatten,
Leiden nicht vom Sonnenbrand;
Denn du gehſt im kühlen Schatten,
Still im Schatten Meiner Hand.

Gehſt zur Stadt, die Ich errichte,
Deren Mauern von Rubin,
Deren Wälle Saphir lichte —
Gehſt zur ew'gen Sion hin."

Dies, o König, hat verkündet
Dein Geſandter, der Prophet;
Die Verheißung aber ſchwindet,
Wenn Erfüllung auferſteht.

Und die Hoffnung rankt zum Worte
Sich mit Frühlingstrieb empor,
Schmiegt ſich um der Gnade Pforte,
Windet ſich um's Friedenstor;
Legt vor deſſen goldnen Stufen
Ihre Blumenkränze ab,
Wird nicht müde, laut zu rufen:
König! König! komm herab.

Komm, o König aller Gnade,
Eckſtein Du der Gottesſtadt,
Das Gekrümmte mache grade,
Und was hungert, mache ſatt,
Zög're nicht, bis noch betränter,
Trüber noch wird unſer Blick;
Komm, o König! o Erſehnter!
Gib uns Frieden, bring' uns Glück!

VII. „O Emmanuel!“

O tauet, ihr Himmel, herab den Gerechten,
Du Erde umfang' Ihn mit Blumengeflechten,
Ihr Wolken, o wölbet ein duftiges Tor,
Ihr Blüten entſendet des Wohlgeruchs Süße,
Ihr Bäume und Ströme, o flüſtert Ihm Grüße,
Frohlocke, du Schöpfung, dein Gott tritt hervor.

Nicht hat uns das Wort der Verheißung gelogen,
Er kommt aus den Himmeln von Liebe bewogen;
Er fürchtet kein Elend, Er ſcheut keinen Spott!
Er will, um die Herzen an Seines zu lenken,
Sich ganz in das Weſen der Menſchheit verſenken,
Der liebebeſiegte, gewaltige Gott.

Er will, um die Seelen von Schulden zu löſen,
Selbſt zahlen — und blutig! — die Strafen des Böſen,
Will ſterben, um ihnen das Leben zu leihn;
Sein göttliches Blut will in Qual Er vergießen
Damit ſie das Bad der Erlöſung genießen
Und froh ihr gerettetes Leben Ihm weihn.

Dann will Er das höchſte der Wunder entfalten,
Will Seinem Bild ähnlich die Seele geſtalten,
Umſchmelzen ihr Weſen mit göttlicher Glut;
Er will in ganz ſchlichter unſcheinbarer Hülle
Aus Fülle der Liebe ihr geben die Fülle
Der göttlichen Liebe im heiligſten Gut.

O Du, der verſteht, was es heißet, zu lieben,
Der in Deine Hand Du uns ſorgſam geſchrieben,
Der zärtlich beim Namen uns Irrende rief: —
Der mild uns verheißen: Nach all' deinem Leide
Da tröſte Ich Selbſt dich mit ewiger Freude! —
Deß Herz immer wachte und wenn Er auch ſchlief:

O Du, Deſſen Name ſchon Wonne verkündet,
Die jeder erſehnet und keiner ſonſt findet,
Erfüll' die Verheißung: Gott wird mit euch ſein!
Er hat die Altäre erkoren zu Thronen,
Dort iſt Seine Ruhe, um ewig zu wohnen,
Dort ladet uns Alle der Liebende ein.

O komm, Du Erſehnter des Menſchengeſchlechtes,
Du König und Träger des göttlichen Rechtes,
O komm in die ſehnende harrende Welt!
O laß Dich, Geliebter, allendlich bewegen,
Und gönn' uns der göttlichen Gegenwart Segen,
Verlaß in der Sonne Dein ſtrahlendes Zelt.

Ja komm, o Du König der Glorie, zur Erde,
Verweile voll Gnaden am menſchlichen Herde,
Durchſtrahle das Leben, verkläre das Grab!
Die Seele verſchmachtet vor dürſtendem Sehnen,
Das Herz und das Aug' ſind ein Brunnen der Tränen,
Geliebter, was zögerſt Du? ſteige herab.

anlaſſung mehr dazu geben würde. Er bäte um Nachſicht für ein Paar Jahre noch. Es ſei nicht wahrſcheinlich daß er ſie überleben würde; ſollte es aber dennoch ſein, ſo würde er ſich vielleicht erkräftigt genug fühlen um dann ein neues Leben zu beginnen.

Dies war nun freilich keine Gewißheit für die Eltern, doch wenigſtens eine Hofnung, eine Möglichkeit — und verſöhnt trennten ſie ſich von ihm. Gundaccar ging nach Salzbrunn.

Jetzt las Gräfin Osnat den Brief, der Gundaccars und Elelias Vereinigung berichtete. Gerade jetzt wo friſche Hofnungsknospen in ihrer Seele getrieben waren, wollte das Schickſal ſie abermals zerknicken! Bleich und ſtarr ſaß ſie da und das Blatt zitterte in ihren Händen.

„Welch ein böſer Dämon in dem Leben meines Sohnes iſt dieſe Elelia! brach ſie endlich aus. Welche unbegreifliche Gewalt hat ſie über ihn, daß ſie ihn nach einer ſolchen Trennung und unter ſolchen Umſtänden mit ſich fortreißt!“

„Nun, ſie hat ihm mit großer Standhaftigkeit Treue bewahrt,“ entgegnete die Generalin mit heimlicher Schadenfreude, daß Achatz nie ans Ziel ſeiner Wünſche gekommen ſei.

O wenn Du mich hörteſt, wie wollt' ich Dich rufen!
Wie fröhlich erklimmen die rauheſten Stufen,
Die wildeſten Pfade, um raſch Dir zu nahn.
Ich wollte, was ſonſt ich geliebt, alles haſſen —
Ich wollte, was ſonſt mir das Glück war, verlaſſen,
Um Dich zu beſitzen, um Dich zu umfahn!

Wo ſoll ich Dich ſuchen? wie kann ich Dich finden?
Ich mögte mit Ketten der Liebe Dich binden,
Ich mögte Dein eigenſtes Eigentum ſein!
Ich mögte Dein Leben, als meines durchleben,
Ich mögte mein Weſen dem Deinen verweben,
Unſterblich Dich lieben — und Dich nur allein!

Laß endlich, Geliebter, an's Herz mich Dir ſinken,
Und laß mich Dein Herzblut, das heilige, trinken,
Laß nicht mehr von Schleiern Dein Antlitz umwehn.
Verlaß Deinen Himmel! der Tag iſt gekommen!
Zu flammender Lieb' iſt die Sehnſucht entglommen —
Die Braut, o Emmanuel, die Braut will Dich ſehn!

Das heilige Weihnachtsfeſt.

1. Die heilige Nacht.

„Filius meus es tu, ego hodie genui te.“

Die Menſchheit ſchläft und träumt von ihren Sünden,
Von ſeinem Rauſche ruht das Laſter aus,
Vergeſſenheit ſucht ſtumpf der Schmerz zu finden,
Die Armut ſieht im Traum ein goldnes Haus.
Der Schlaf! der Schlaf! für alle Unerlöſten
Das höchſte Labſal — hüllt die Seelen ein;
Nur ſchlafend, träumend, können ſie ſich tröſten
Mit Lügenruh und falſchen Friedens Schein.

Der Himmel wacht! Denn nimmer wird er ſchauen
Solch' Wunder, wie er dieſe Nacht geſehn:

Der Gottesſohn verläßt die Wonneauen,
Um liebentbrannt ins Tränental zu gehn,
Um all' die Sünden in Sein Herz zu faſſen
Und ihre Strafen auf Sein reines Haupt,
Um ſchmerzenreich am Kreuze zu erblaſſen,
Verbrecher gleich von Haß und Wut umſchnaubt.

Um auf ein Leben voll des bittern Leidens
Den bittern Martertod herabzuziehn,
Um von der Krippe bis zum Tag des Scheidens
Als ein lebend'ges Opfer zu erglühn,
Das dem gerechten Richter dar ſich bringet,
Das Schwert des Zorns entwindet ſeiner Hand,
Durch Liebe die Gerechtigkeit bezwinget,
Durch Liebe knüpft der Gnaden altes Band.

Der Unerſchaffne nimmt des Staubes Hülle
In dürftiger gebrechlicher Geſtalt,
Der Weltenſchöpfer gibt der Gottheit Fülle
In eines ſchwachen Kindes Allgewalt.

Dem Weltenkönig wird zum Thron geboten
In einem Stall ein wenig Stroh und Moos;
Der Richter der Lebendigen und Toten
Ruht in der armen Jungfrau Mutterſchoß!

Die Engel knien und beten all' voll Staunen
An ihres Gottes ewig weiſen Rat —
Mit ihren heil'gen Harfen und Poſaunen,
Stehn ſtumm ſie da — vor ſolcher Gottestat.
Sie ſehn ſich fragend an und flüſtern leiſe;
Sie ſangen ſonſt das Lied von Gottes Macht —
Sie lernen heute eine neue Weiſe,
Die Gottes-Liebe, in der heil'gen Nacht.

Da jauchzt ein überirdiſch ſel'ges Klingen
Durch alle Himmel wie ein Jubelmeer,
Da rauſchet taubengleich auf Silberſchwingen
Zur ſtillen Welt herab ein Engelheer.
Zur armen Erde ſei die hehre Kunde
Von Gottes Menſchwerdung herabgebracht,
Und es vernehmen aus der Engel Munde
Die ſchlichten Hirten ſie auf ihrer Wacht:

Die Ehr' ſei Gottes in der heil'gen Höhe,
Der Friede ſei mit dir, o Menſchenkind!
Die frohe Botſchaft kommt in deine Nähe
Vom Himmelreich — und wie es ſich gewinnt.
Wirf ab vom Herzen alten Wahnes Hüllen,
Zerreiß der Seele Feſſeln unverzagt —
Denn ſieh! dem Menſchen nur von gutem Willen
Iſt unſer Gruß des Friedens zugeſagt.

2. Die Morgendämmerung.

„Lux fulgebit hodie super nos, quia natus est nobis Dominus."

Auf, auf! ihr Hirtenknaben,
Das neue Licht bricht an,
Die heil'gen Engel haben
Es jubelnd kund getan!
O wandert nicht ſo träge,
Das Kripplein iſt ſo nah,
Es führen euch die Wege
Zum Hirtenkönig ja.

Was längſt von ihm entfaltet
Iſaias der Prophet,

Zu Wirklichkeit geſtaltet
Heut' in Erfüllung geht:
Mit einem Hirtenſtabe
In zarter Kinderhand,
Beherrſcht ein kleiner Knabe
Das weite Herdenland.

Sein Reich wird ohne Ende,
Wird ohne Grenzen ſein,
Wird Seiner Gnaden Spende
In Ewigkeit ſich freun.
So lang ein Lamm verſchlagen
Fernab der Hürde irrt,
Bringt Er es heim getragen,
Der göttlich gute Hirt.

Zu Füßen ruht die Erde
Dem neuen Herrſcher ſtill,
Gehorſam folgt die Herde,
Die Keinem dienen will.

Dies Kind in einem Stalle,
Er iſt der König, Er!
Auf, auf, ihr Hirten, Alle!
Geboren iſt der Herr.

3. Der Tag.

„Puer natus est nobis.“

O Kindlein in der Krippe,
O laß Dich benedein,
Der frommen Hirten Lippe
Ich mögte ſie mir leihn.
Ich mögt' auf dunkelm Pfade,
Wie ſie nach Bethlem gehn,
Mich drängen zu der Gnade,
Dich, ſüßes Kind, zu ſehn.

Biſt Du's, der uns erlöſen,
Der uns erretten ſoll
Vom Todesfluch des Böſen,
Du Knäblein wundervoll?

Ein Vater künft'ger Zeiten,
Ein Friedenskönig — Du?
Iſt das auf Dich zu deuten
In armer Krippenruh?

Von Sehern ward's verkündet,
Von Engeln angeſagt,
Die Schar der Hirten findet
Die Wahrheit, die hier tagt.
Mit ihnen tief im Staube
Will ich am Kripplein knien,
Damit auch Lieb' und Glaube
In meiner Seel' erglühn.

O Du allewig Eines
Geheimnisreiches Wort,
Licht unerſchaffnes, reines,
Du biſt der Gnaden Hort!
Du haſt das All gebildet
Aus wüſter leerer Nacht,
Getrennet und entwildet
Der Elemente Macht.

In Dir iſt alles Leben
Und Leben Eins mit Licht;
Den Menſchen war's gegeben,
Doch ſie begriffen's nicht!
Sie wandten ihre Wege
Ab von der Sonne Pracht,
Und wählten finſtre Stege
Und gingen in die Nacht.

Und jetzt, da Du Erbarmen
Mit ihrem Leide haſt —
Mit offnen Liebesarmen
Hernieder kommſt als Gaſt —
Jetzt, da Du, Herr der Welten,
Zum Knechte Dich gemacht,
Als armes Kind willſt gelten,
Entäußernd Dich der Macht; —

Jetzt kommſt Du zu den Deinen
In rührender Geſtalt,
Und ach, es rühret Keinen,
Die Herzen bleiben kalt!

Statt freudig hingeriſſen
Zu nahen Deinem Licht,
Fliehn ſie zu Finſterniſſen
Vor Deinem Angeſicht.

Doch nein! nicht Alle wenden
Sich ab mit Stolz und Scheu,
Und mit den reichſten Spenden
Belohnſt Du ihre Treu:
Wer Dich empfing auf Erden,
Dem haſt Du Macht verliehn,
Ein Gotteskind zu werden
Und in Dein Reich zu ziehn.

So laß Dich denn begrüßen,
Fürſt der zukünft'gen Zeit!
Den Namen Dein, den ſüßen,
Ruf ich in Ewigkeit.
O Jeſu, armer Knabe,
Willſt Bruder ſein mir hier,
Und biſt einſt über'm Grabe
Der ſtrenge Richter mir!

„Treue? ſagte Gräfin Osnat höhniſch; — und ſie hat den Baron Thannau geheirathet! und ſie hat ein Kind aus dieſer Ehe — wie Sie mir vor einigen Jahren ſelbſt geſagt haben.“

„Allerdings hat ſie ein Kind! nach dem Brief meines Schwagers zu urtheilen, in welchem er ſelbſt ſeine Ehe für null und nichtig erklärt, hat er jedoch keinen Anſpruch an die Vaterſchaft.“

„Um deſto ſchlimmer, Frau Generalin!“

„Ja .... für meinen Schwager — aber nicht für Ihren Herrn Sohn.“

„Mein Sohn hat die Frau die ihn betrogen hat nach ihrer Verheirathung nicht wieder geſehen: darauf geb' ich Ihnen mein Wort.“

„Das war auch nicht nöthig, denn er hat ſie vorher geſehen! Leſen Sie doch nur den Brief, Frau Gräfin! mein Schwager ſpricht ja ausdrücklich von Clelias Antecedenzien.“

„O Gott! rief die Gräfin entſetzt, wenn es ſo iſt .... dann wird mein Sohn um jeden Preis die Frau heirathen wollen! — Aber Baron Thannau darf ſich nicht ſcheiden laſſen!“

„Warum denn nicht, Frau Gräfin? und ſelbſt wenn er nicht dürfte ſo wird er müſſen, denn ſeine Ehre verbietet ihm die Mätreſſe des Grafen Osnat, wenn auch nur zum Schein, als ſeine

Darum will ich voll Vertrauen,
So innig und ſo lang
In's Kinderaug' Dir ſchauen,
Daß mir vor Dir nicht bang;
Daß ich im Menſchenſohne
Anbete fort und fort,
Der Gottesliebe Krone:
Das Fleiſchgewordne Wort.

Der zweite Weihnachtstag.

„Jeruſalem, Jeruſalem, quae occidis Prophetas et lapidas eos, qui ad te missi sunt.“

Der König iſt in Seiner Welt erſchienen
Und hat Beſitz von Seinem Thron genommen;
Die Braut erglüht im liebenden Willkommen,
Um Ihn zu ehren, freudig Ihm zu dienen.
Sie wünſcht Kleinodien vor Ihm auszubreiten,
Sein junges Auge fröhlich zu ergötzen;
Sie ſucht nach köſtlichen und ſeltnen Schätzen,
Die würdig ihre Huldigung Ihm deuten.

Er ſoll der Auserwählten Sich nicht ſchämen!
Ein Purpurkleid darf nicht dem König fehlen,
Die Krone nicht von ſtrahlenden Juwelen — —
Doch ſie iſt arm! — woher die Schätze nehmen? —

Da bleibt ihr tränenvolles Auge hangen
Am Zeichen Seiner Himmelskönigswürde,
Am Kreuz — der zarten Schultern ſchwere Bürde;
O ſüßer Troſt! Geſtillt nun iſt ihr Bangen.

Wer Sich das Kreuz als Zepter hat erkoren,
Wer auf dem Kreuz Sein Ruhebett gefunden,
Und an dem Kreuz der Liebe Todeswunden,
Um in Sein Reich zu retten, was verloren:
Der will nicht Purpur und Juwelen haben,
Wie ſie die Könige der Welt umſtrahlen
Auf ihrem Thron, bei ihren Freudenmalen!
Wer Seelen ſucht, Den müſſen Seelen laben.

Wer durch Sein Opfer ſprengt der Sünde Ketten,
Wer Sich dem bittern Tod hat hingegeben,
Zu kaufen für die Braut das Gnadenleben,
Sie in die Ewigkeit hinein zu retten:
Der will auch Seines Blutes Früchte ſehen —
Die Liebe, die in's Reich der Himmel eilet,
Die Treue, die auf Golgatha verweilet —
Und nicht die Schätze, die als Staub verwehen.

O ſel'ge Braut, du haſt, was Er begehret!
In Seiner jungen Herrſchaft Erſtlingstagen
Kannſt du zu Ihm in heil'ger Ehrfurcht ſagen:
Hier iſt ein Kleinod, das Dich würdig ehret,
Hier iſt der Erſtlingsmärtyrer der Deinen!
Er bringt des Königsmantels Purpurhelle,
Gefärbt von ſeines Blutes klarer Welle,
Die Krone Dir von rohen blut'gen Steinen.

Er hat vergebens nicht von Dir empfangen
Des heil'gen Geiſtes wundervolle Gnaden,
Womit die Auserwählten Du beladen —
Drum wird er vor dem Martertod nicht bangen.
Er tut im Volke große ſeltne Zeichen,
Und heil'ge Weisheit ist es, die er lehret,
Und Jeder ſchweigt und ſtaunet, der ihn höret,
Die Weltweisheit muß ſeiner Lehre weichen!

Da ſie die Wahrheit nimmer töten können,
Die Feinde, die ſich vor der Lüge beugen,
So rächen ſie ſich an dem Wahrheitszeugen,
Dem ſie die hohe Wunderkraft mißgönnen.

Als Stephanus entrückt der finſtern Erde
Den Himmel offen ſieht, die ſel'gen Geiſter,
Und auf dem Gottesthron den Herrn und Meiſter,
Und es erzählt in betender Geberde:

Da ſteinigen ſie ihn im wilden Grimme!
Er aber, wie ſich's ziemt dem Gnadenkinde,
Erfleht Vergebung für der Feinde Sünde,
Entſchlafend betet er mit lauter Stimme.
Und wie Dein göttlich Blut ihn hat geworben,
So folgt dem ſeinen auch der ſchönſte Segen
Wie Blüten auf den warmen Maienregen —
Und für den Jüngling Saul iſt er geſtorben.

Feſt der heil. unſchuldigen Kinder.

„Sine macula sunt ante thronum Dei.“ *Apocal.*

Kommt ein Feſteszug geſchritten,
Streut man Blumen vor ihm hin,
Daß auf rauhem Pfad nicht walle
König oder Königin;
Daß der Sieger in den Schlachten
Statt des Blutes — Blüten ſchaut,
Sicher bei dem jungen Gatten
Wandele die zarte Braut.

Doch Dein Feſtzug, Gottesknabe,
War ja eine bange Flucht
Durch die Nacht, zum fremden Lande,
Weil des Mörders Stahl Dich ſucht.

Ob für Dich die Wege dunkel,
Ob ſie über Felſen gehn,
Ob Dich Dornen blutig ritzen —
Niemand ach! hat hingeſehn.

Dennoch rieſeln zarte Knoſpen,
Weiße Blüten um Dich her,
Bang umweht von bittern Klagen
Schmerzbetaut und tränenſchwer.
Gierig nach dem Reich der Erde,
Füllt der blutige Tyrann
Durch den Mord der zarten Kinder
Nur Dein Reich, den Himmel, an.

Selig, daß für Dich ſie ſtarben
In des Lebens Morgenrot,
Ähnlich Dir, dem Gotteslamme,
Wie im Leben, ſo im Tod.
Sündenloſe reine Opfer,
Steh'n ſie Deinem Throne nah,
Und ihr Klaggeſchrei hienieden
Klingt nun als Alleluja!

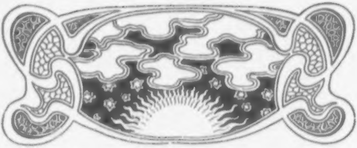

Feſt der Beſchneidung des Herrn.

(Neujahrstag.)

„Vocatum est nomen ejus Jesus.“ *Ev. Luc. 2.*

Es naht der Gottesſohn der Tempelſchwelle
— Des langen Opferlebens erſter Gang —
Das Bad der Läuterung in reiner Quelle
Zahlt Er für uns in ſeiner Liebe Drang.
Die heil'ge Mutter trägt ihn zu den Stufen
Des Altars zärtlich und beſorgt hinan — —
Da wird Sein Name in die Welt gerufen,
Da löſt ſich von der Welt der alte Bann.

O Jeſus! Seligmacher und Befreier!
Die arme, ſünd'ge Erde, todeskrank,
Frohlocket Dir in des Triumphes Feier
Für ihre Heilung und Erlöſung Dank.

Sie trägt als Banner Deinen ſüßen Namen,
Da beugt ſich Stirn und Knie und Herz vor Dir;
Er iſt auf Deinem Rettungswerk das Amen,
Er ſchließt den Höllenmächten Tor und Tür.

Wohl müſſen ſie ihn huldigend bekennen,
Doch ihre Huldigung iſt grimmer Zorn,
Sie knirſchen in der Ohnmacht Haß, zu nennen
Den Namen, der ſie trifft mit ew'gen Dorn,
Der ihnen zeigt, wofür ſie einſt erkoren —
Das Gottesreich voll Liebe, Licht und Macht;
Und zeigt, wohin ſie ſich aus Wahl verloren —
Das finſt're Reich voll ew'ger Trauernacht.

So dumpf das Klaggeheul im Feuermeere,
So freudenhell preiſt engliſcher Geſang
Durch alle Himmel dieſes Namens Ehre,
Er ſelbſt melodiſcher als Harfenklang.
Der Name Jeſu — und der Seraph ſchwebet,
In Glut entzückt, von Liebeswonn' erfüllt!
Der Name Jeſu — und der Cherub betet,
Und betet an, das Antlitz ſtumm verhüllt!

Der Name Jeſu — und es ſtürzt der Götze,
Es fliehet der Dämonen wüſter Chor,
Die Seele reißt ſich aus der Lügen Netze,
Zu Rieſenkraft erſtarkt das ſchwache Rohr.
Der Name Jeſu — und die Toten wandeln,
Die Blinden ſehn, die Kranken ſind geſund —
Der Wundername ſoll das All verwandeln,
Drum tut auch Alles ſeine Wunder kund.

Du, dem die Kraft für Ewigkeit gegeben,
Von Sünd' und Tod die Seele zu befrein,
O führ' im Glaubensdienſt zum ew'gen Leben,
Du ſüßer Name Jeſu, mild mich ein!
Und bis dahin — wenn Blut aus manchen Wunden
Und manche Träne aus dem Auge fließt —
Da ruf' ich Dir in meinen ſchwerſten Stunden:
O ſüßer Name Jeſu, ſei gegrüßt!

Frau anzuerkennen. Uebrigens kann ja Ihr Herr Sohn keine Frau heirathen deren Mann noch lebt.“

„Sie ſcheinen zu vergeſſen daß dieſe ſeltſame Ehe nie vollzogen und daher keiner andern im Wege iſt! rief die Gräfin ungeduldig; ihre Ungültigkeit wird ausgeſprochen — und Clelia iſt frei.“

„Das wird Ihren Herrn Sohn unendlich glücklich machen!“ ſagte die Generalin kalt.

„Glücklich oder unglücklich — je nachdem! entgegnete die Gräfin ſtolz, denn für uns bleibt die Baronin Thannau immer eine Frau, die wir nie als unſre Schwiegertochter und die Gemalin unſers Sohnes anerkennen werden. Darum ſparen Sie Ihrer Nichte dieſe Demüthigung und bewegen Sie Ihren Schwager daß er ſeine Ehe nicht löſen laſſe; es wird für uns Alle beſſer ſein.“

„Ich bin überzeugt daß Sie den größten Einfluß auf Graf Gundaccar üben; erwiderte die Generalin ſcharf, denn trotz ihres Haſſes gegen Clelia fühlte ſie ſich verletzt, daß Gräfin Osnat dieſelbe nicht in ihrer Familie aufnehmen wolle. Indeſſen hat man doch ſchon geſehen daß der mütterliche Einfluß durch den der Liebe aufgehoben iſt und daß man Verbindungen ohne — ja ſogar gegen den Willen der Eltern geſchloſſen hat, und daß daraus für mündige Kinder kein anderer Nachtheil als der

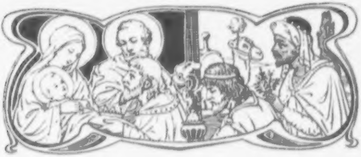

Feſt der Erſcheinung des Herrn.

(Heiliger Dreikönigstag.)

„Surge, illuminare Jeruſalem, quia venit lumen tuum
et Gloria Domini super te orta est.“ *Isai. 2.*

Aus des Mittags flammenheißer Zone
Ging von Saba einſt die Königin
Zu dem ringsum hochgeprieſ'nen Throne
Salomo's, des weiſen Königs, hin.
Wie dahinziehn ſtolz des Stromes Wogen,
Drinnen gold'ner Schatz ruht tief verſenkt,
Sind ihr Dromedare nachgezogen,
Die der ſchwarze Aethiopier lenkt;

Die dem König Saba's Schätze brachten,
Teppiche und purpurnes Gewand,

Elfenbein und Ambra und Smaragden,
Duftend, glühend in dem Wüſtenſand.
Sinnend bei der ſchlanken Palmen Rauſchen,
Fühlt ſich arm die reiche Königin,
Für die Schätze Weisheit einzutauſchen,
Däucht ihr hoher köſtlicher Gewinn.

Weisheit — Friede! der in irdiſchen Stürmen
Als Buſſole, nicht vom Sturm berührt,
Wenn der Abgrund gähnt, ſich Wellen türmen,
Schaumumbrauſt das Schiff zum Hafen führt.
Weisheit — Friede! der wie Balſam linde,
Glut und Brand der Leidenſchaft beſiegt,
Und ſich hehr, wie eine Opferbinde,
Um die ſtolze heiße Stirne ſchmiegt.

Alſo zog die Königin des Südens
Zu des weiſen Königs heil'gem Thron,
Zu dem Tempel in der Stadt des Friedens,
Dürſtend nach der langen Reiſe Lohn.

Was ſie fand? — es waren fromme Lehren,
Weiſe Reden; ſie vernahm ſie froh.
Doch das ew'ge Wort war nicht zu hören,
Bis Er kam, der neue Salomo —

Kam und zog der Himmelsheere Scharen,
Als Trabanten Seiner Königsmacht,
Boten Seines Friedens, ach! des wahren,
In Judäa's rauhe Winternacht.
Ihre Weiſen, die zum Jubel luden,
Hörte nur der Hirt im Herdenzelt,
Taub im Schlafe liegt das Volk der Juden,
Ihre Orgien ſingt die Heidenwelt!

Nicht Poſaunen, jubelnde Fanfaren,
Völkerzuruf nicht begrüßt den Herrn,
Nur am Himmel ſcheint im wunderbaren
Fremden Lichtesglanz ein neuer Stern.
Augen, die an Erdenſchönheit hangen,
Schauen nicht empor zum Firmament,
Doch die Magierkönige verlangen
Heiß nach ihm im fernen Orient.

Sie verlaſſen ihre Heimatlande,
Als am Horizont er ſich erhebt,
Sie zerbrechen des Gewöhnens Bande,
Die ſo oft der Wahrheit widerſtrebt.
Sorglos und im freudigen Vertrauen
Auf den Mund, der die Verheißung gab,
Ziehen ſie, als Jakobs Stern ſie ſchauen,
In die Fremde mit dem Wanderſtab.

Wie vor Iſrael die Feuerſäule,
Schwebt er ſtill und klar vor ihnen her,
Weckt die Sehnſucht nach dem ſüßen Heile
Seiner Botſchaft mehr und immer mehr,
Leihet Flügel ihrem raſchen Schritte,
Hebt der Mühſal bleiernes Gewicht; —
Endlich über Bethlem's ärmſter Hütte
Bleibt er ſtehen — dort verlöſcht ſein Licht.

Denn ein and'res iſt drin aufgegangen!
Jenes ew'ge, das der langen Nacht
Trüben Irrtums, in der Schuld befangen,
Gnad'- und wahrheitsvoll ein Ende macht.

Selig vor dem wunderbaren Gotte
Fallen betend ſie auf's Angeſicht,
Und die nackte, düſt're Felſengrotte
Prangt durch ihre Gaben reich und licht.

Gold zuerſt dem Könige der Ehren,
Gold, das ſtolze, ſeiner Majeſtät!
Weihrauch dann, den Opferduft, den hehren,
Der des Gottes Altar ſüß umweht?
Myrrhen endlich, um Ihn zu begraben,
Den Gekreuzigten, den Menſchenſohn,
Den die Myrrh' auf Golgatha wird laben,
Dem die Krippe und das Kreuz ein Thron!

Dieſe Gaben, die der Magier Glaube
Dem verheiß'nen Friedensfürſten weiht,
Lohnt Er göttlich reich; denn aus dem Staube
Hebt Er ſie empor zur Seligkeit.
Der Verheißung Sehnſucht, der ſie trauten,
Ließ nicht zu, daß Zweifel ſie beſchlich.
Die Erfüllung ward ihr Lohn: ſie ſchauten
Ihn, den Retter! — und gerettet ſich.

Stehe auf, ſteh auf, o meine Seele,
Zög're nicht, verlaß dein Vaterland!
Ach, daß nimmer dir's ein Wahn verhehle:
Nicht der Erde kurzer nichtiger Tand —
Deine Heimat iſt, wo Er verweilet,
Iſt hier Bethlem und Calvaria!
Deine Gaben gib Ihm ungeteilet,
Wie die Magier; — du auch haſt ſie ja.

Gib Ihm Gold; o gib Ihm alle Güter
Deiner Habe, deines Herzens hin,
Werde arm aus Liebe zum Gebieter,
Der da ſelig pries der Armut Sinn.
Gib Ihm Weihrauch; ſieh das Wölkchen ſchweben
Vom Altare und in Duſt entfliehn;
Deinen Willen mußt du ſo Ihm geben —
Im Gehorſam ſtill verhauche ihn.

Gib Ihm Myrrhe, Seele, und entſage!
Denk', daß Er für dich die Myrrhe trank,
Als Sein Aug' an Seinem Leidenstage
Uber dich in Schmerzen brechend ſank.

Myrrhe hat für Ihn die höchſten Reize,
Bringe Ihm dich ſelbſt als Myrrhe dar,
Und Er nimmt dich an Sein blutig Kreuze,
Opfert dich mit Sich auf dem Altar.

Bleibe nicht in jenen Finſterniſſen,
So die Welt um ihre Kinder ſpinnt!
Jede Schling' und Kette ſei zerriſſen,
Zieh dem Sterne nach — die Zeit verrinnt!
Laß zurücke Land und Herz und Krone,
Ketten, Ketten ſind's! zerbrich, zerbrich!
Und erlöſt ſiehſt du im Gottesſohne
Deinen Retter — und gerettet dich!

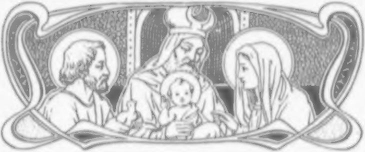

Feſt der Darſtellung Jeſu im Tempel.

(Mariä Lichtmeß.)

„Ecce! venit.“ *Malach. 3.*

König Du der ew'gen Ehren,
Herr, allmächt'ger Du, der Welt,
Sieh, Du nahſt der Stadt, der hehren,
Drin Dein Königsthron geſtellt.
Jauchzt das Volk in freudigem Wogen
Nicht dem ſtarken Herrſcher zu? —
Unerkannt kommſt Du gezogen,
Arm, ein Säugling, naheſt Du.

Herr Du über Tod und Leben,
Herr, der heil'gen Engelſchar,
Nur Dein Hauch — die Welten beben,
Und das Nichts iſt, was es war!

Und Du nahſt den Tempelpforten,
Dem Geſetz in Demut treu,
Kommſt, wie nur die Ärmſten dorten,
Mit der Turteltauben zwei.

Ward der Erſtgeborne immer
In dem Tempel dargebracht;
Du, verhüllend jeden Schimmer
Deines Thrones, Deiner Macht,
Läßt Dich dar dem Vater bringen
Als ein Kind von Bethlem's Flur,
Während Preis Dir Engel ſingen,
Erſtling Du der Kreatur.

Welterlöſer, Fürſt der Seelen,
Sion's ew'ger Bräutigam!
Einſt wirſt Du den Kreuzweg wählen
Als ein blutig Opferlamm.
Opfermut in heil'ger Seele,
Bringt Dich Mutterliebe dar,
Und Du gehſt, Lamm ohne Fehle,
Aus dem Stalle zum Altar.

Süßes Lamm! zu dem Altare
Drängte Dich der Liebe Macht,
Der für dreiunddreißig Jahre
Du zum Opfer Dich gebracht?
Als es ward am Kreuz vollzogen,
Bliebſt Du doch dem Altar treu,
Bringſt dort ohne Blutes Wogen
Stets Dein Opfer, täglich neu.

Alſo liebſt Du Opfergluten,
Daß Dein Lieben ſie erhöhn,
Daß Du willſt zu Tod Dich bluten,
Um aus Liebe zu erſtehn. —
Aber wir! erkauft vom Lamme,
Folgen Seinem Opfer nicht!
Herr! am blut'gen Kreuzesſtamme
Geh mit uns nicht in's Gericht!

Aber wir, vom Licht umfloſſen!
Rein durch Deines Blutes Strahl,
Deines Opfers Feſtgenoſſen,
Taumeln zu der Götzen Mahl.

allerdings große Schmerz einer Mißſtimmung mit den Eltern erwachſen wäre.“

„Frau Generalin, antwortete Gräfin Osnat entſchloſſen, Sie ſcheinen es nicht für unmöglich zu halten daß die Baronin Thannau meinen Sohn heirathe. Ich muß Ihnen demnach erklären, daß die Vermögensverhältniſſe meines Sohnes ihn für die Gegenwart wie für die Zukunft gänzlich von mir abhängig machen — und zwar von mir allein. Thut er einen ſo ſcandalöſen Schritt wie den, eine entführte und geſchiedene Frau zu heirathen, ſo werde ich ihn in dieſer öffentlichen Entwürdigung nicht unterſtützen, gänzlich die Hand von ihm und von ſeiner Familie abziehen, und dereinſt mein Vermögen zwiſchen meinen Töchtern theilen. Wollen Sie alſo das Intereſſe Ihrer Frau Nichte wahrnehmen, ſo rathen Sie derſelben dringend die Ehe mit meinem Sohn ab. Sie würde nur Unheil ſtiften.“

„Sie ſind eine entſchloſſene Mutter,“ ſagte die Generalin beißend.

„Ich traue Ihnen dieſelbe Entſchloſſenheit zu, entgegnete die Gräfin kalt, wenn das Schickſal eines geliebten Kindes und Ihre perſönlichen Grundſätze im Spiele ſein werden.“

So trennten ſich die beiden Damen; die Gräfin

Nicht im Arme, nein! im Herzen
Halten wir das höchſte Gut —
Und wir löſchen aus die Kerzen
Deiner Gnad' im Frevelmut!

Erſter Sonntag nach Epiphanie.

„Ecce, dolentes quaerebamus te.“ *Luc. 2.*

Ich ſuche Dich mit Schmerzen,
Du biſt nicht mehr im Haus,
Ich ſelbſt aus meinem Herzen,
Mein Heiland, trieb Dich aus.

Ich ging auf falſchen Wegen
Und ließ Dich gar allein!
Dahin iſt nun der Segen,
Bei Dir zu ruh'n, zu ſein.

„Und haſt du Mich verloren,
So kehre um zu Mir,
Im Tempel neugeboren
Schenk Ich auf's Neu Mich dir.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von
3-598-51062-4
FNr. 20882 / 069

„O folge deinem Rater
Und laß Mich nie allein!
Wie Ich bei Meinem Vater,
So mußt du bei Mir ſein.“

Zweiter Sonntag nach Epiphanie.

„Nondum venit hora mea.“ *Ev. Jo. 2.*

Heilige Mutter, auf die Schale
Meines Herzens blicke hin!
Ach, kein Wein zum Hochzeitsmahle —
Schlechtes Waſſer iſt darin.
Dem Geliebten brächt', ich gerne
Feuerwein in Liebesglut,
Doch die Kraft der Lieb' iſt ferne,
Matt das Herz und kalt das Blut.

Heil'ge Mutter, nur zwei Worte
Gönne Deinem armen Kind,
Denn ich weiß, der Gnaden Pforte
Öffnet Dir der Heiland lind.

„Meine Stund' iſt nicht gekommen,"
Sprach Er einſt zu Deinem Flehn;
Aber Du bliebſt unbeklommen —
Und das Wunder iſt geſchehn.

Dritter Sonntag nach Epiphanie.

„Volo! mundare!" *Ev. Matth. 8.*

Sieh den Ausſatz meiner Sünden,
Herr, und laß mich Rettung finden!
Kennſt Du noch in dieſer Wildnis
Mich — einſt Gottes Ebenbildnis?

Ach, ich darf nicht zu Dir treten,
Aber beten laß mich, beten:
Denk' an Deine bittern Leiden,
An Dein Kreuz, an Dein Verſcheiden!

Sprich mit Deinem reinen Munde
Nur ein Wort und ich geſunde.
Eins bei Dir iſt Tat und Wille,
Iſt Barmherzigkeit in Fülle! — —

Sprich! — „Ich will: ſei rein und gehe,
Daß des Prieſters Aug' dich ſehe.“
Mög' im Glauben feſt befunden
Ich an Deinem Wort geſunden!

Vierter Sonntag nach Epiphanie.

„Imperavit ventis et mari et facta est tranquillitas magna.“ *Ev. Matth. 8.*

Du ſchläfſt, o Herr, bei dieſem Sturme,
Du lenkſt des Nachens Steuer nicht,
Verſagſt die Kraft dem armen Wurme,
Verhüllſt vor ihm der Gnade Licht?

O ſieh, wie Blitze mich umzücken,
Die Welle gierig nach mir langt,
In all des nächt'gen Sturmes Tücken
Sieh, wie das matte Herz erbangt.

Doch nein! ich will nicht ſcheu verzagen,
Im ſchwanken Nachen will ich knien,
Des Todes Grauen ſtill ertragen
Und ſtill zu Deiner Liebe fliehn.

Du hörſt mein Schreien aus den Tiefen
Und läßt der Gnade bald den Lauf:
Du ſchläfſt ja nur, um mich zu prüfen —
Um mich zu tröſten wachſt Du auf.

entſchloſſen um kein Haarbreit von ihrer eben ausgeſprochenen Geſinnung zu weichen; die Generalin ſchwankend. Sie gönnte es der armen Clelia noch immer nicht Gundaccar zu heirathen; — aber freilich, ſetzte ſie mit ſchadenfrohem Bedauern hinzu, würde unter dieſen Umſtänden ihr Glück nicht ſonderlich groß ſein. Ein armer Taugenichts, und heiße er auch Oënat, iſt immer eine klägliche Heirath für eine Conti! das ſollte doch dieſe hochmüthige Gräfin berückſichtigen. — Endlich beſchloß ſie ihrem Schwager zu rathen er möge ſich nicht übereilen mit ſeiner Trennung von Clelia. Das bleibe ihm ja noch immer übrig! das Bewußtſein die verſchiedenen Parteien gleichſam in der Hand zu haben und von ſich abhängig zu wiſſen, ſei eine kleine Genugthuung für alle Verletzungen und Kränkungen langer Jahre.

Dieſer Brief war ganz im Einklang mit der Stimmung, worin ſich Achatz bei deſſen Empfang befand. Mamſell Jenny tröſtete ihn vollkommen für die Unannehmlichkeiten die er mit Clelia gehabt. Deren Verſchwinden erlöſte ihn von ſeiner Kerkermeiſterrolle, wie er es nannte; was aus ihr ward war ihm gleichgültig, nur zu ihrem Glück wollte er nicht beitragen — dieſe Großmuth hätte ihn vor ſich ſelbſt lächerlich gemacht. Es giebt Menſchen

Fünfter Sonntag nach Epiphanie.

„— superseminavit zizania in medio tritici."
Ev. Matth. 13.

In der Seele Aue
Die Du mild gepflegt,
Hat Dein Feind, der ſchlaue,
Gift'ges Kraut gelegt.

Wo Du haſt begoſſen
Mit der Liebe Blut,
Schießen wilde Sproſſen
Auf in Übermut.

O die alte Schlange
Lebt und webet noch,
Und wir tragen bange
Ihrer Ringel Joch!

Heiland. Dir befehle
Ich das Erntefeld,
Ach! daß meine Seele
Nicht dem Feind verfällt.

Sechſter Sonntag nach Epiphanie.

„Simile est regnum coelorum grano sinapis.“

Ev. Matth. 13.

Mein Heiland, wenn Dein Auge ſähe
In meiner Bruſt das Senfkörnlein,
Das wachſen ſoll zur höchſten Höhe —
O wie glückſelig wollt’ ich ſein!

Das Wahre kann ich nicht entdecken,
Bald rühm’ ich mich, bin bald verzagt;
Jetzt ſeh’ ich Glanz und dann nur Flecken,
Heut trotzig, morgen gramzernagt.

Und wollen mich die Menſchen loben,
So macht es mir das größte Weh:
Wen je die Welt recht hoch erhoben,
War ſicher in des Böſen Näh!

Drum will ich Schleier um mich legen,
Und was man ſpricht, das ſei mir gleich!
Will ſtill das Demutskörnlein pflegen —
Den beſten Keim für's Himmelreich.

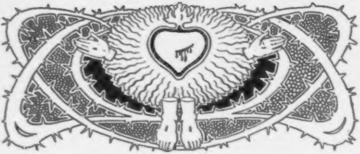

Der Sonntag Septuageſima.

„Multi enim sunt vocati, pauci vero electi.“
Ev Matth. 20

In eilfter Stunde haſt Du mich gedungen,
Erbarmend ſahſt Du meine leere Hand,
Mit der ich wund und müde mich gerungen,
Und zwiſchen Nichts in Nichtigkeiten ſtand.

Ein Handgeld haſt Du liebend mir verliehen:
Die Gnade — froh dem Dienſte mich zu weihn,
Die Hoffnung — daß nach kurzer Arbeit Mühen,
Mein reicher Lohn der Zehner werde ſein.

Doch ich, o Herr, ſeit jener eilften Stunde,
Was habe ich in Deinem Dienſt getan?
Wie war ich treulos Deinem Gnadenbunde,
Wie wandt' ich ſchlecht das reiche Handgeld an!

Gedungen haſt Du mich, die Gnade fehlet
Mir nicht — und doch verſcherz' ich Deine Huld?
Berufen ſein, nicht aber auserwählet —
O Herr, bewahr mich vor ſo ſchwerer Schuld!

Der Sonntag nach Sexageſima.

„Exiit qui seminat seminare semen suum."

Ev. Luc. 8.

In Dornen und auf Steine,
Mein Heiland, fiel Dein Wort,
Nun klage ich und weine:
Die Vögel trugen's fort!

Nun ſehe ich mit Schmerzen,
Wie groß und ſchwer die Schuld,
Es bringen treue Herzen
Die Früchte in Geduld.

Nun gehſt auf Kreuzwegs Steinen
Du müden Schritt's für mich,
Und ſcharfe Dornen einen
Zum blut'gen Kranze ſich.

Zermalm' in Reueſchmerze,
Mit Dornen mich und Stein,
Und in's durchfurchte Herze
Dein Wort — o pflanz' es ein.

Der Sonntag Quinquageſima.

„Respice: fides tua te salvum fecit.“ *Ev. Luc. 18.*

Wie jener Blind' am Wege mögt' ich beten!
Sie ſagten: Jeſus wird vorübergehn; —
Und nicht gedenkend ſeiner tauſend Nöten,
Rief er das Eine nur: O laß mich ſehn!

Wie oft biſt Du an mir vorbeigegangen,
Mir zugewandt Dein göttlich Angeſicht,
Doch ſinnbetört war ich und traumbefangen,
Zerſplittert mein Gebet — ich ſah Dich nicht.

Doch weilſt Du liebend ſtets in meiner Nähe
Und mahneſt mich: Was Du geglaubt, geſchieht!
So gib, o Herr, daß ich dereinſt Dich ſehe,
Wenn dieſer Erde eitler Schein entflieht.

aus ſo rohen Stoffen zuſammengeſetzt, daß jede feine Empfindungs- und Handlungsweiſe ihnen ſchwach oder albern vorkommt. Rohheit iſt dermaßen ihre innerſte Natur, daß ſie Abweichung von jener — Unnatur nennen.

Gundaccar kam mit Clelia in Paris an. Zwei Jahr früher, auf ihrer Reiſe von Pau nach Bonn, war ſie mit Achatz dort geweſen. Der ungeheure Contraſt zwiſchen damals und jezt verſetzte ſie in einen Rauſch des Entzückens. Im Jubel der Gegenwart vergaß ſie alle Qualen der Vergangenheit und die Ungewißheit der Zukunft. Der Gedanke in der Vereinigung mit Gundaccar das Ziel aller Sehnſucht, einen irdiſchen Himmel zu finden, hatte ſich während langer Jahre ſo feſt ihrer bemeiſtert, und das Schickſal hatte ihn wie mit Hammerſchlägen ſo tief in ihr Herz hinein getrieben: daß in demſelben für nichts Anderes Platz und Boden war. Bei ihm ſein — ihn lieben — von ihm geliebt werden — in dieſe Formel faßte ſie ihren Begriff von Glück zuſammen; — aber nicht mit einem engen, ſondern mit einem großen, weiten und ſtarken Herzen.

„Gundaccar! ſagte ſie einmal, könnte ich doch für Dich oder um Dich etwas thun, worin ſich

Zweite Abteilung.

Die Paſſion.

Der Aſchermittwoch.

„Memento homo quia pulvis es et in pulverem
reverteris.“

Wohl iſt der Gott in Seiner Welt erſchienen,
Voll Demut in des Fleiſches Staubgewande,
Um liebevoll als Vorbild ihr zu dienen,
Erniedrigt in der ärmſten Armut Bande.
Wohl ſpricht Er ihr mit Seinem holden Munde,
Durch Seines Opfers unbegrenzte Größe,
So zärtlich zu, daß, treu dem neuen Bunde,
Sie dieſer Liebe nimmermehr vergäße.

Doch treulos iſt ſie — und dieſelben Seelen,
Die heute noch gekniet an Seiner Krippe
Und Ihm gelobt, ihr ewig Heil zu wählen —
Sie preiſen morgen mit entweihter Lippe

Die Götzenbilder, deren Dienſt ſie fröhnen;
Sie zieh'n die Feſſel ſtraff, ſtatt ſie zu löſen;
Sie geh'n nicht nach dem Tag, dem ewig ſchönen,
Sie ſchritten trotzig in die Nacht des Böſen.

Des Staubes Reiz iſt für des Staubes Kinder
Bezaubernder, als der Verheißung Wonnen,
Des Himmels Seligkeit gilt ihnen minder,
Als oft ein Trunk aus gift'ger Freude Bronnen.
Daß Er verſchmähte dieſer Erde Reize,
Um zur Verſchmähung ſie auch anzuwerben —
Sie faſſen's nicht! — Ihr Engel, bringt das Kreuze!
Der Herr des Weltalls muß am Kreuze ſterben!

Mein Gott und Herr! Dein göttlich Liebesleben
Und alle Gnaden, die Du ſchon geſpendet,
Und alle Glorie, die Du einſt willſt geben,
Sie haben nicht mein Herz zu Dir gewendet!
Es iſt umſtrickt vom Schlangennetz der Sünden,
Die ſchillernd einen Abgrund überſpinnen;
Soll die Erlöſung Eingang in ihm finden,
So laß Dein Blut in Strömen, laß es rinnen.

Dann wird es grauend vor ſich ſelbſt erſchauern,
Vor ſeiner Schuld, die alſo Du gebüßet,
Und ahnen wird's, weshalb ein heilig Trauern
Dein göttlich ſchönes Angeſicht umfließet.
Dies Trauern ſpricht: O komm zum Born der Gnaden;
Verſchmähet haſt Du eiſig Meine Tränen,
So laß dich rein in Meinem Blute baden!
Dich rein zu ſeh'n, iſt Meiner Liebe Sehnen.

Den Brautkranz, Seele, ſollſt du dir erwerben,
Du weißt, Ich kann ihn nur den Treuen geben!
Ich gehe jetzt, am Kreuz für dich zu ſterben,
Vielleicht bleibſt du Mir dann getreu im Leben.
Ermiß, wie groß, wie tötlich deine Schulden
Am Löſegelde, das dein Schöpfer fodert:
Es iſt Mein Blut! es iſt Mein bitt'res Dulden!
Vielleicht, daß aus dem Mitleid Liebe lodert.

Vielleicht, o Herr? — Du ſtirbſt gewiß im Leiden,
Und nicht gewiß biſt Du, mich treu zu finden?
O Ubermaß der Liebe! — Nein, nicht ſcheiden
Will ich von Dir! ich will's von meinen Sünden!

O komm, du Aſchenkreuz, auf meine Stirne,
O kommt in meine Bruſt, ihr Kreuze alle,
Als Buße, daß ich Ihn nie mehr erzürne,
Als Reue, daß Er mich erhebt vom Falle;

Als Liebeszeichen, daß mit Ihm ich teile,
Was Er aus Liebe einſt zu mir umfangen;
Als Mahnung, daß ich nur im Staube weile
Für kurze Friſt voll Kampfes Müh' und Bangen;
Als Heileskraft, daß ich in Aſche klage
Und meiner Sünden Unzahl heiß beweine,
Auf daß dereinſt an des Gerichtes Tage
Ich mit dem Kreuzmal an der Stirn erſcheine.

Feſt der fünf Wunden unſeres Herrn Jeſu Chriſti.

„— vulneratus est propter iniquitates nostras."
Jesa. 53.

Im Oſten ſteht ein Zeichen
In wunderbarer Pracht,
Die Sterne drob erbleichen,
Die Sonne wird zu Nacht,
Es ſind fünf Purpurmale
Nach Kreuzes Art geſtellt,
Draus fließt mit fremdem Strahle
Ein Leuchten um die Welt.

Das ſind nicht blut'ge Wunden,
Die bitt're Qualen ſchrei'n;

Das Leiden iſt verſchwunden
Verklärt der Marter Schein.
Als unſer Herr im Tode
Sein mildes Haupt geſenkt,
Da wurden es Kleinode,
Die unſer Gott uns ſchenkt.

Auf deine Knie, Seele,
Und bete ſtumm ſie an!
Mit frommer Andacht wähle
Eins der Kleinodien dann.
Nimm's in dein Herz und ſchließe,
Wie im kriſtall'nen Schrein,
Die Gabe drin, die ſüße,
In deiner Liebe ein.

Zuerſt ein Purpurſiegel,
Das ganz in Flammen brennt:
Das iſt der rechte Riegel,
Der von der Welt Dich trennt.
Einſt ſprach Er: „eingeſchrieben
„Hab' Ich dich Meiner Hand;“ —
Er iſt beim Wort geblieben,
Du ſtehſt dort eingebrannt.

Dann eine Purpurroſe
Erblüht in ſtiller Ruh:
Sie deckt mit zartem Schoße
Ihr Bett von Dornen zu.
Die Liebe beut, die ächte,
Dir Roſen dar mit Luſt,
Und drückt das Dorngeflechte
Still in die eigne Bruſt.

Siehſt du die Purpurnelke,
Der Liebe Fackel glühn?
Daß nimmer ſie verwelke,
Muß ſie in Funken ſprühn.
Sie facht das heil'ge Feuer,
Das Er der Welt gebracht,
Daß freier es und treuer
Durchloht die Erdennacht.

Nun ſieh das vierte Zeichen,
Den purpurnen Rubin:
Sein Glanz kann nie entweichen,
Kein Wechſel wandelt ihn,

In feſter, ſtarker Helle
Lenkt er des Eifers Schritt,
Wenn der dem Tod, der Hölle
Siegreich entgegen tritt.

O heil'ge Purpurtraube,
Was wäre wohl ihr gleich!
Dem Flüchtling aus dem Staube
Wirbt ſie ein Königreich.
Sie füllt des Grales Schale,
Die ſtillt des Durſtes Glut,
Und labt beim Gottesmahle
Ihn — ach! mit Gottes Blut.

Von dieſen Wundergaben,
Was, Seele, wählſt du heut? — —
Ich muß ſie Alle haben
Als bräutliches Geſchmeid!
Das Siegel — auf den Willen,
Ihn prägend, daß ich Sein;
Und auf der Stirn des ſtillen
Dornroſenkranzes Schein.

ein Theil — ach, nur ein einziger Theil der Kraft und der Glut meiner Seele abſorbirte.“

„Ich liebe nicht die thatdurſtigen und thatkräftigen Weiber, entgegnete er lächelnd, denn ſie ſtreifen ins Männergebiet hinüber. Eure That iſt groß genug wenn Ihr Liebe und Treue bewahrt.“

Sie zuckte die Achſeln mit lieblichem Unmuth und rief: „O mein Herr, ſo gering müſſen Sie nicht die Kraft des Weibes anſchlagen! Liebe und Treue verſtehen ſich ja von ſelbſt.“

„Wo denn, meine Clelia?“

„Ueberall wo es Frauen giebt.“

„Die Ausnahmen abgerechnet, rief er lachend, und die dürften ſich verhalten wie neun und neunzig zu eins.“

„Was weißt denn Du von den armen Frauen um ſo ſehr viel Böſes von ihnen zu wiſſen?“

„Nicht mehr noch weniger, meine Clelia, ls was man eben hört, ſieht und erfährt wenn man in der Welt lebt.“

„Ach Gundaccar! ſagte ſie mißbilligend, Du kannſt nicht die Frauen beurtheilen wenn Du keine .... wenn Du nicht die rechte geliebt haſt. Ich finde es kindiſch über ihre Flatterhaftigkeit zu klagen — ja! denn ſo klagt das Kind dem der gefangene Vogel oder der eingeſperrte Schmetterling

Die Fackel will ich tragen
Treu in Barmherzigkeit;
Mit dem Rubin mich wagen
Voll Mut in jeden Streit;
Und ſie, die Purpurtraube,
Sie ſoll mir Kraft verleihn,
Zu geh'n aus dieſem Staube
In's Himmelreich hinein. —

Wohl ſind die hehren Güter
Jetzt dein, o Gnadenkind!
Die Demut ſei ihr Hüter,
Sonſt weht ſie fort der Wind.
Nicht du haſt ſie erworben,
Wie oft der Stolz es denkt!
Dein Gott, für dich geſtorben,
Der hat ſie dir geſchenkt.

Der erſte Faſtenſonntag.

„Ecce Angeli accesserunt et ministrabant ei."

Ev. Matth. 4.

In eine Wildnis zu der Wüſte Tieren
Ließ ſich der Gottesſohn vom Geiſte führen,
Als er getauft der Jordansflut entſtieg.
Er will entſagend dort Sich vorbereiten,
Um uns zu lehren: Wollt ihr mit Mir ſtreiten,
So führet gegen euch den ernſten Krieg.

Und als Er ſtill dies große Opfer brachte,
Und büßend vierzig Tag' und Nächte wachte,
Da trat ihm der Verſucher ſchlau heran;
Den Hungernden mögt' er durch Brot berücken,
Den Demutvollen ſoll der Stolz umſtricken,
Und Habſucht dem Entſagenden ſich nahn.

Umſonſt! — Erfüllt vom göttlichen Geſetze
Zerreißt des Satans ſchlaugewebte Netze
Mit Seines Vaters Wort der Gottesſohn.
Und ſtatt des Wüſtenwild's, das Ihn umgeben,
Sieh, wie die Engel ſchon hernieder ſchweben,
Ihm dienend, wie auf ſeinem ew'gen Thron.

Du, Seele, ſchweifſt auf blumenreichen Auen
Mit leichtem Sinn umher, und dir will grauen,
Daß durch die Wüſte deine Wege gehn.
Dort lagert das Getier der Leidenſchaften,
Dort werden Satans Stricke dich umhaften,
Dort wirſt du einſam mit dir ſelber ſtehn.

Und mit gelähmten, angſterfüllten Sinnen
Sollſt du den Kampf, den blutigen, beginnen? —
Das Herz erzittert und das Blut erſtarrt!
Verzage nicht! in dieſen ſchweren Stunden
Wird dir von Engelhand der Kranz gewunden,
Der, wenn im Kampf du ſiegeſt, deiner harrt.

Verzage nicht! du wirſt auf Nattern ſchreiten,
Dein Fuß wird über Baſilisken gleiten,
Du biſt behütet vor der Viper Giſt.
O ruf' Ihn an, den göttlichen Beſchirmer,
Dann werden Löw' und Drache ſchwache Würmer,
Dann biſt du ſicher, daß kein Pfeil dich trifft.

Ja bete, bete! tue Buß' und bete!
Der ſpäte Abend und die Morgenröte,
Sie müſſen wach dich finden im Gebet.
Denn ſieh! du mußt jetzt in die Wüſte gehen,
Du mußt in's Antlitz dem Verſucher ſehen,
Und haſt nur eine Waffe: das Gebet.

O wenn du ſiegſt — o der glückſel'gen Stunde!
Dann trittſt du mit den Engeln ein zum Bunde,
Die in der Wüſte dienen unſerm Herrn.
Wo nicht? — o arme Seele, dann geſelle
Dich zum Getier und flieh die heil'ge Stelle,
Und halte dich im Staube von Ihm fern,

Noch immer ſteht dein Heiland in den Wüſten,
Mit Ihm die Seelen, die in Liebe büßten,
Um Ihn die Geiſter aus des Himmels Reich.
Noch immer ſchleicht um Ihn des Satans Tücke,
Er weiſt ſie mit des Vaters Wort zurücke: —
Der Weg der Kirche iſt dem Seinen gleich.

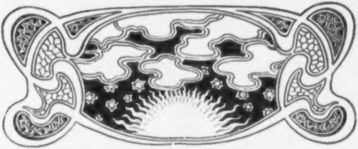

Der zweite Faſtenſonntag.

„— transfiguratus est ante eos.“ *Ev. Matth. 17.*

Aſchenkreuz auf meiner Stirne,
Halte Wach' am Sinnentor,
Strahl' gleich ſegnendem Geſtirne
Meinen dunkeln Wegen vor,
Sinke wie ein zarter Schleier
Zwiſchen mir und dieſer Welt,
Deren buntes Farbenfeuer
Oft mein Aug' geblendet hält.

Schönheit, wundervolle Gabe,
Die dem ew'gen Born entrann,
Zwingſt mit deinem Zauberſtabe
Jedes Herz in holden Bann.

Auf in reiner Luſt ſie wallen,
Denn die Huld verkläret ſie.
Aber ach! berauſcht auch fallen
Vor dem Götzen ſie auf's Knie.

Ahnend, daß die ew'ge Schöne
Aller Sehnſucht Dürſten ſtillt —
Daß im Aug' den Platz der Träne
Einſt mit ihrem Glanz ſie füllt —
Haſchen wir den Abglanz immer
In des Irdiſchen ſünd'ger Spur,
Huldigen dem falſchen Schimmer
— Nicht dem Gott! — der Kreatur!

Schließet euch, o meine Augen,
Vor der trügeriſchen Pracht!
Was ſoll euch ein Trugbild taugen?
Was ein Irrlicht in der Nacht?
Auf die Aſche ſenkt euch wieder,
Denkt: in ſolch ein Aſchenkleid
Stieg der Herr des Lichts hernieder,
Barg drin Seine Herrlichkeit.

In dem ſchweren Staubgewande
Ging Er gnädig einſt umher,
Löſte mild der Seelen Bande,
Machte leicht, was hart und ſchwer —
Alles, um euch zu erlöſen
Von des Staubes Zauberluſt,
Von der Schönheit Bann, dem böſen,
Der umgarnt die volle Bruſt.

Einſt auf Tabor warf den Schleier,
Warf das Aſchenkleid Er fort,
Und in der Verklärung Feuer
Schauten Ihn die Jünger dort,
Sahen ohne Furcht und Grauen
Seiner Schöne milde Pracht,
Wie am ew'gen Tag Ihn ſchauen
Wir auch, wenn dahin die Nacht.

Doch nichts darf Sein Leiden ſtören!
Wolken zieh'n vor das Geſicht.
Horch! es ruft: „Ihn ſollt ihr hören!“ —
Und verſchwunden iſt das Licht. — —

Was, o Herr, was ſoll ich hören?
Darf auch ich zum Tabor gehn?
Willſt Du Dich vor mir verklären?
Soll ich Deine Schönheit ſehn?

„Selig ſind die reinen Herzen,
„Denn einſt werden Gott ſie ſchaun."
Herr! nimm hin zwei Opferkerzen,
Die ich biete voll Vertraun:
Nimm und ſchließ' die Augen beide
Vor dem Zauber dieſer Welt,
Daß kein Staub von ird'ſcher Freude
Durch das Aug in's Herz mir fällt.

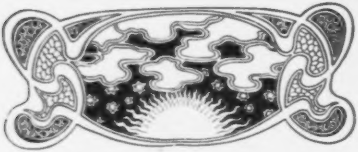

Der dritte Faſtenſonntag.

„Erat Jesus ejiciens daemonium.“ *Ev. Luc. 11.*

Geſchmückt und gereiniget ſtehet das Haus.
Der Herr trieb in Gnaden den Böſen hinaus;
Er Selbſt warf zu Boden des Götzen Altäre,
Damit die erlöſete Seele Ihn ehre.

Sie iſt jetzt nicht mehr die Gefang'ne in Haft,
Sie iſt die Befreite durch göttliche Kraft;
Jetzt wird dem Erretter inbrünſtig ſie danken,
Ihm Treue geloben und Lieb' ohne Wanken.

Jetzt wird ſie mit Ihm bis nach Golgatha gehn,
Und preiſend und flehend am Kreuze ſtehn — —
O Seele, umfließt dich die Gnade vergebens?
Wie biſt du verſunken in Hoffart des Lebens!

entflogen iſt, und das Kind hat doch nie geſucht ſie an ſich zu feſſeln; nur im Gefängniß hat es ſie gehalten! — Wer liebt iſt treu. Die Frau gewiß — vielleicht ſogar der Mann.“

„Ja, meine Clelia .... ſo lange ſie lieben.“

„Zweifler! ſagte ſie traurig; aber mit muthiger Zuverſicht ſetzte ſie hinzu: An mich wirſt Du dennoch immer glauben.“

In einem kleinen freundlichen Hauſe in den Champs Elysées hatten ſie ſich ſo behaglich und geſchmackvoll eingerichtet, daß es an Luxus ſtreifte. Clelia wäre mit Allem, auch mit der Aermlichkeit einer Hütte zufrieden geweſen; ſie war unverwöhnt. Aber Gundaccar war es nicht! in Verweichlichung aufgewachſen, jeder Laune nachgebend, jeden Einfall befriedigend, ſchien ihm die höchſte Bequemlichkeit des Lebens ein ganz nothwendiges Erfoderniß. Er konnte ſie entbehren wenn eine Laune oder ein Emotionsbedürfniß ihn aufſtachelte — war aber das vorüber, ſo hätte der Mangel an Wolbehagen ihn mehr gedrückt als Clelia der Mangel an Brot. Er war weichlich und indolent wie die Kinder des Glücks immer ſind. Woher ſoll ihnen die Energie kommen und wozu, da deſſen entnervender Einfluß ſie von der Wiege an umſchwebt. Wer nie entbehrt hat, kann nicht genießen, wer

Wie ſpinnt ſie dich ein in den törichten Wahn,
Du habeſt das Wunder der Rettung getan,
Du habeſt den Feind aus dem Felde geſchlagen,
Du brauchteſt nicht mehr vor Verſuchung zu zagen.

Du wacheſt und beteſt nicht mehr — und dein Feind
Hat gegen dich ſchlau ſich mit andern vereint.
Wo Einer ſonſt war, da ſind jetzt ihrer Sieben —
O Seele, du biſt nicht in Demut geblieben!

Wenn dich der Verſucher zur Höhe je führt
Und ſpricht: Gieb die Ehre mir, die mir gebührt,
Dann will ich die Reiche der Erde dir geben,
Doch darfſt meinem Dienſte du nicht widerſtreben:

Was Seele, du ſtolze, was täteſt denn du?
Ich fürchte, du riefeſt verwegen ihm zu:
Gib her deine Reiche, wohl will ich ſie nehmen,
Doch mir zu huld'gen mußt du dich bequemen!

Du würdeſt, daß Gott dich erſchaffen, vergeſſen,
Die Ehre des Schöpfers dir rauben vermeſſen,
Du ſtändeſt mit Lucifer ſelber im Bunde,
Und gingeſt wie er an dem Stolze zu Grunde.

Jetzt trägſt auf der Stirne das Kreuz du von Aſche,
Es mahnt an Zerknirſchung! wohlan denn, ſo waſche
Mit Tränen der Reue dem Heiland die Füße.
Du huldigſt dem Staube? — Im Staube denn büße!

Der vierte Faſtenſonntag.

„Unde ememus panes?“ *Ev. Joan. 6.*

Noch nicht genug an der Verſuchung Qualen?
Noch and'rer Netze ſtark gewebte Schlingen?
Der Augen Luſt lockt dich mit falſchen Strahlen';
Des Lebens Hoffart ſucht dich zu bezwingen —
Umſonſt! — Ein neuer Feind tritt keck hervor.
Vermagſt du ihn zu Boden nicht zu ringen,
So ſprengt er auch für ſie das Tor.

Der Feind bewohnt nicht deine Augen beide,
Hat nicht in deiner Bruſt nur aufgeſchlagen
Den Thron der Hoffart und der Neugier Weide!
Ganz and're Macht mußt du an ihm beklagen.
Dein ganzes Ich — das iſt ſein feſtes Schloß.
Und der Tyrann drin herrſchend ohne Zagen,
Es iſt das Fleiſch mit ſeinem Troß.

Das iſt dein Kamerad für dieſe Erde!
So gleichet ihr denn zwei Galeerenſklaven,
Die notgedrungen teilen die Beſchwerde,
Denn eine Kette feſſelt ſie im Hafen!
Er folget dir mit jedem Atemzug,
Er hängt dir an im Wachen und im Schlafen —
Ein Bleigewicht dem Seelenflug.

Die Kette zwiſchen euch — das iſt die Sünde!
In's Lebensmark iſt ſie hinein gedrungen,
Sie legt um deine Stirn des Nebels Binde,
Sie leckt nach dir mit gierig gift'gen Zungen;
Und du? — o wie verteidigſt du dich ſchlecht!
O hätteſt du nur Einmal ſie bezwungen,
Dein Kamerad — er wär' dein Knecht!

Jetzt dienſt du ihm und ſeinem böſen Willen,
Du fütterſt ihn, anſtatt ihn karg zu nähren;
Wonach er giert, willſt du die Gier ihm ſtillen,
Ein ernſt Gebot dünkt dich ſein frech Begehren.
Du ſchlägſt dem Trägen nimmer ab ſein Brot,
Suchſt ihm das Spielzeug täglich noch zu mehren,
Und wenn es auch der Erzfeind bot!

Und biſt du froh bei dieſem Luſtgelage? —
Du biſt es nicht, fühlſt dich vom Staub geknechtet,
Trägſt zähneknirſchend ſeines Joches Plage,
Weißt für das ew'ge Leben dich geächtet,
Durch deine Schuld verfallen ew'gem Tod,
Der feſt und feſter ſeine Schlingen flechtet —
Bis Nacht einbricht — ohn' Morgenrot!

Hinweg! — Du haſt noch Zeit, ihr zu entfliehen!
Benutze dieſe gnadenvollen Stunden.
Siehſt du das Volk in großen Scharen ziehen
Zum Berge, wo den Heiland es gefunden?
Da horcht es auf Sein Wort und alle Not
Des Leibes iſt im Seelenglück verſchwunden.
Er aber ſpendet Wunderbrot.

Er hat mit Seinem Volk ein mild Erbarmen,
Er kennt der Seelen Hunger, ihr Verlangen,
Das Himmliſches begehrt, obgleich die armen
So glühend oft an Luſt der Erde hangen.
Er gibt das Brot, das ihren Hunger ſtillt,
Er löſt, was Sinnenherrſchaft hat gefangen —
Wohlauf! zum Berge, wo die Gnade quillt!

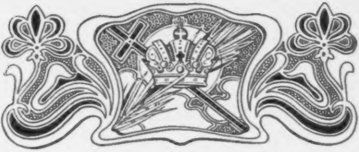

Der Paſſionsſonntag.

„Novi testamenti mediator est.“ *ad Hebr. 9.*

Calvaria, du kahler armer Hügel,
Du winz'ge Stätte in dem weiten All,
Erwählt biſt du zum blutig roten Siegel
Des Freibriefs der Erlöſung nach dem Fall!
Der Berge König du, zumal geſchmücket
Mit allen Ehren, die einſt Höh'n gekrönt —
Du Sinaï, von Gottes Blitz umzücket,
Du Moriah, wo des Sohnes Geduld verſöhnt!

Du Ararat, wohin die Arche gehet,
Der in der Sündflut ſich der Menſch vertraut;
Du Sion, wo der Tempel auferſtehet,
Der neue, der ſich in drei Tagen baut;

Du Tabor, wo im blutverklärten Glanze
Den ew'gen Bräutigam die Seele ſah;
So ſtrahleſt du in deinem Dornenkranze,
O du begnadeter Calvaria!

Vier Ströme einſt aus Edens Garten floſſen
Als Segensboten in die Welt hinein;
Au' ward die Wüſte, drin ſie ſich ergoſſen,
Und Frucht und Blume ward der Steppe Stein:
Es ſteht ein Quell, gefaſſet in Smaragden,
Der überperlt, und ringsum grünt der Sand;
Nach Süd und Nord, nach Oſt und Weſten brachten
Sie friſche Fülle ſo in's dürrſte Land.

Doch nur der Erde galt der reiche Segen,
Die klare Flut erquickt die Lippe nur;
Dem Leibe, der beſtaubt auf Staubeswegen,
Dem ſpület ſie hinweg des Staubes Spur.
Dem Durſt der Seelen hat ſie nichts zu geben,
Der Seele Flecken badet weg ſie nicht,
Der Seelen Müde kann nicht ſie beleben,
Der Nacht der Seele bringet ſie kein Licht.

Calvaria, du Schale von Rubinen,
Der Born des Heiles, der auf dir entſprang,
Um eine Welt voll Sünden zu entſühnen,
Die nach Erlöſung ſchmachtet, todesbang:
Der fließt in tiefen, mächt'gen Purpurwellen,
Ein Meer der ſel'gen Rettung, durch die Zeit;
Der fließt in unverſiegbar reichen Quellen
Von den Altären in die Ewigkeit.

Und vom Altar in Herzen, in Millionen,
Die auferſteh'n vom ſchweren Seelentod,
Vom Todesſchatten, wo beklemmt ſie wohnen,
Entgegenflieh'n der Liebe Morgenrot.
Denn Liebe lebt in jedem Purpurtropfen,
Ein jeder weiht zum Liebesleben ein,
An jeder Herzenstür mit lindem Klopfen
Erklingt das holde Wort: „Laß mich herein!“

„Laß Mich in dir der Liebe Leben leben
Und dich beſeelen mit der Liebe Hauch,
Du haſt den Tod in Leiden mir gegeben,
Dafür errett' ich dich vom Tode auch.

Nur ſei die heil'ge Liebe nicht verloren,
Womit Mein Gottesherz dein Herz umſchließt;
Aus Liebe iſt der Purpurſtrom geboren,
Mein Herzblut iſt's, das dir zu Liebe fließt.“

Wie einſt der Taube ſilbernes Gefieder
Geheimnisvoll den Jordan überrauſcht,
So klingt geheim es auf dem Strome wieder,
Wenn nur das Herz dem Wort des Geiſtes lauſcht.
So weil', o Herz, an dieſem Purpurbronnen,
So liege denn im Schmerz der Liebe da,
Und lieblicher als ſeine liebſten Wonnen,
Sei ihm der blut'ge Berg Calvaria.

Feſt der Dornenkrone unſeres Herrn Jeſu Chriſti.

„Exivit ergo Jesus portans coronam spineam.“ *Ev. Jo. 19.*

Krone, meine ſüße Krone,
Alle Himmel öffnen ſich,
Und ich ſeh' vor Gottes Throne
Engel ſchweben, haltend dich.
Heller als des Himmels Strahlen,
Als der Heil'gen Glorienglanz,
Sind die Stacheln an dem kahlen
Blutgetränkten Dornenkranz.

Warum ſtrahlſt du, ſüße Krone,
Solchen Glanz aus, ſonnenklar?
Zum Geſpött, zum bittern Hohne
Flocht und brachte man dich dar,

nie gerungen hat iſt kraftlos. Nerv, Sinne, Seele, Blut, Geiſt, Character — Alles wird ſtumpf und matt in dieſer abſpannenden Atmoſphäre des äußern Glücks. Was von Schwung in der Seele war, erlahmt allmälig; der Verſuch zu energiſchen Beſtrebungen wird vielleicht einmal — auch zweimal gemacht, aber nicht fortgeſetzt, nicht unausgeſetzt verfolgt, es giebt Zerſtreuungen die über das Mißlingen hinweghelfen, man kommt dabei dermaßen vom erſten Ziel ab, daß man es ganz vergißt. Die Willenskraft kommt aus der Uebung, die Thätigkeit wird eine Laſt die man gern abſchüttelt, die Beſchäftigung iſt ohne Nerv, die Erholung ohne Reiz. Vage Melancholie, Trübſinn, Stumpfſinn, Spleen — wie ſoll man das Ding ohne Weſen nennen? — niſtet ſich in der Seele ein — — o es iſt ein fürchterliches Unglück ein Schooßkind des Glücks zu ſein. Man kann ſagen: ein tüchtiger Charakter würde an dieſem Unglück nicht untergehen. — Ich glaube er wird es nicht bis zur Entwickelung der Tüchtigkeit unter jenen Umſtänden bringen, denn er kann die Verhältniſſe und Lebenslagen nicht umgeſtalten und ſie ſind der treibende Fruchtboden für den Menſchen. Eine Seele voll Napoleoniſcher Thatkräftigkeit in Caspar Hauſers enge Kammer geſperrt, wird Caspar Hauſer.

Und ein Haupt, das wundgeſchlagen,
Eine Stirne leichenblaß,
Muß mit heißer Qual dich tragen,
Feucht vom Schweiß, vom Blute naß.

Und es muß der Mann der Schmerzen,
Unnennbar erſchöpft vom Leid,
Wund am Leibe, wund im Herzen,
Mit der Krone Schmachgeſchmeid
Bittern Wegs zur Richtſtatt ſteigen
Und gekreuzigt an dem Pfahl
Sterben unter deinen Zweigen,
Hohnvoll ſcharfe Dornenqual.

Ja! — und doch an dieſem Dorne
Hängt des Himmels Seligkeit,
Denn der Kranz hat von dem Zorne
Unſers Gottes uns befreit.
Dornen, die ſeit Adams Sünde
Sinnbild ſind dem Sündenfluch,
Wurden eine Opferbinde,
Die das Lamm aus Liebe trug.

Dornen, Sproſſen alles Böſen,
Wuchernd in der Sinne Schoß,
Riß, um uns vom Fluch zu löſen,
Blutend Er vom Haupt uns los.
Daß nicht unſer Fuß mehr irre,
Dem der Dorn den Weg geraubt,
Schlang Er Sich das Dorngewirre
Um Sein göttlich reines Haupt.

Daß nicht Pein der ew'gen Strafe
Uns ereile im Gericht,
Scheut Er Selbſt, der Liebe Sklave,
Dorn und Wunden für uns nicht.
Tagt den Seelen hier im Streite
Mählig dann des Friedens Ruh,
Zärtlich führt Er Seine Bräute
Still der Dornenkrone zu.

Seines Erdenlebens Habe,
Dornen — teilt Er ihnen mit,
Seiner Liebe Morgengabe,
Dornen ſind es, die Er litt.

Droben gibt Er Liebesfülle,
Doch ihr Preis iſt Dornenſchmerz —
Süße Krone, lege ſtille
Dich hienieden um mein Herz.

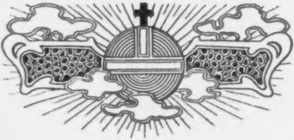

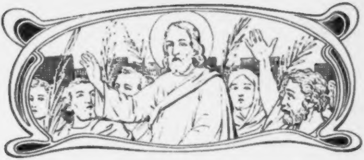

Der Palmſonntag.

„Hosanna in excelsis; miserere nobis, fili David.“

Sie ziehen Ihm entgegen
Mit Palmen in der Hand,
Sie ſtreuen auf den Wegen
Laubgrün ihm und Gewand.
Sie jubeln: „In den Höhen
Hoſanna, Davids Sohn!
Heil Sion! du wirſt ſehen
Den König auf dem Thron!“

So vom Hebräer Volke
Erklingt der Jubel laut,
Als ſchon des Leidens Wolke
Er ſchwarz getürmet ſchaut;

So bringen ſie Ihm Ehre,
Sein königliches Recht,
Als Er des Kreuzes Schwere
Schon trägt als ärmſter Knecht.

Ob Hirten einſt mit Pſalmen
Im Kripplein Ihn begrüßt —
Ob jetzt der Gruß mit Palmen
Den Einzug Ihm verſüßt —
Ob man Ihm Blumen ſtreuet,
Mit Kränzen Ihn umflicht —
Sein Schmerz iſt ſtets erneuet
Vor Seinem Angeſicht.

Du ſiehſt Dich, Mann der Schmerzen,
Als Wurm in Deinem Blut;
Du ſiehſt der Feinde Herzen
Durchgrollt von blinder Wut;
Du ſiehſt auf allen Wegen
Vom Leide Dich bedroht;
Du wirſt auf's Kreuz Dich legen
Gehorſam bis zum Tod.

Der Dornenkranz gewunden
Ward Dir ſchon dazumal,
Als Du Dein Bett gefunden:
Das Kripplein kalt und ſchmal;
Dein Kreuzweg hat begonnen
Mit voller Kreuzeswucht,
Da Du dem Tod entronnen
Als Säugling auf der Flucht.

Die ſcharfen Geißelſchläge
Haſt Du ſo oft verſpürt,
Als auf der Lüge Wege
Dein Volk Du haſt verführt;
Der Galle bittern Tropfen
Schlürfſt Du im tiefen Schmerz,
So oft nach langem Klopfen
Du ließt ein taubes Herz.

Als jetzt bei Simons Mahle
Ein Weib Dich ſtill begrüßt,
Aus der Albaſterſchale
Mit Narden Dich begießt;

Da ſieht aus ihren Gaben
Dich nur Dein Leiden an:
„Sie hat, Mich zu begraben,
Ein gutes Werk getan.“ —

O Herr, zu Deinen Füßen
Sieh mein betrübtes Herz!
Doch ſtatt der Narden fließen
Nur Tränen Deinem Schmerz,
Und ſtatt der Palmenzweige,
Womit Dein Fuß umlaubt,
Knie ich vor Dir und beuge
Im Staub mein ſchuldig Haupt.

Und keine Schale bringe
Von Alabaſter ich —
O nein! o nein! ich zwinge
Zum Leidenskelche Dich.
Weh! meine Sünden füllen
Den Kelch Dir, Gottesſohn!
Und blutig meinetwillen
Beginnt die Paſſion.

Lamentationen.

Jeruſalem, Jeruſalem, convertere ad Dominum
Deum tuum."

* * *

Ein Dürſten gibt es — wie nach Waſſerquellen
Der müd gehetzte Hirſch verblutend rennt,
Vom ſchroffen Ufer in des Sees Wellen
Sich ſtürzt, weil ihn die Todeswunde brennt,
Nicht achtend, daß die Klippen ihn zerſchellen! —
O Menſchenherz, du kennſt den Durſt; er nennt
Sich Durſt nach Liebe.

Ein Schmachten gibt's — wie ſich der Fieberkranke
Auf ſeinem Marterbette ächzend ſtreckt,
Wenn ihn in wachem Traume der Gedanke
An Scheiterhaufen und an Flamme ſchreckt —

Nach Kühlung ſchmachtet er, des Brandes Schranke!
O Menſchenherz, in dieſer Qual verſteckt
Iſt Durſt nach Liebe.

Ein Sehnen gibt's — wie wenn auf wilden Wogen
Im Sturmestanz der ſchwache Kahn ſich bäumt,
Der bleiche Schiffer, den der Wind betrogen,
Nach Herd und Heimat ſehnſuchtsvoll ſich träumt —
Wie ſchaut er auf dann nach dem Friedensbogen!
O Menſchenherz, in dieſer Sehnſucht keimt
Der Durſt nach Liebe.

Und Einſamkeiten gibt's — in fernſten Weiten,
In nächſter Nähe, im Gewühl der Welt,
Im eignen Haus — wohin die Füße ſchreiten,
Die Öde iſt's, die Dich gefangen hält.
Vernichtung brütet in den Einſamkeiten
Auf dir, o Menſchenherz, und es zerfällt,
Weil leer von Liebe.

Und eine Klage gibt's — vom ſtillen Munde
Ringt nimmermehr ſie los ſich klar und frei,
Ihr trüb Verließ ſteht in des Buſens Grunde,
Denn ſpräche ſie, ſo wär's ein Todesſchrei.

Sie bricht hervor erſt in der letzten Stunde —
O armes Menſchenherz, iſt ſie dir neu
Die Klag' um Liebe?

Dies Dürſten, dieſes Sehnen, dies Verſchmachten,
Die Einſamkeit und Klage, alle Pein,
Und alle Schmerzen, ſo die Seel' umnachten,
Gelindert werden ſie durch Lieb' allein!
Wenn ſie, o Menſchenherz, dir Folter brachten,
Den Balſam goß in deine Wunden ein
Der Troſt der Liebe.

Und wer biſt du, daß Liebe du gefunden,
Du wankelmütiges, du ſtarres Herz!
Du Nebelbild, in Ohnmacht hingeſchwunden,
Du trotziger und ſpröder Block von Erz!
Und du — du haſt an dieſe Welt gebunden
Zu deinem Troſte mit gewalt'gem Schmerz
Den Gott der Liebe!

Er ſtirbt in einem Meer von bittern Qualen,
Von Einſamkeit und Durſt und Sehnſuchtsglut;
Ergoſſen haben ſich die Zornesſchalen
Auf ihn herab für deiner Sünden Flut;

Elend, Entbehrungen und phyſiſche Verwahrloſung auf die äußerſte Spitze getrieben, können den Menſchen leiblich und geiſtig zum Krüppel machen, obwol er dabei noch immer den Vertheidigungskampf der Selbſterhaltung für ſich hat. Und der äußerſte Gegenſatz, ebenfalls bis auf die letzte Spitze getrieben, aber ohne die Unterſtützung jenes Kampfes, ſollte nicht die nämlichen Folgen haben? — Man braucht ſich nur unbefangen in der Welt umzuſehen um das bewahrheitet zu finden.

Das kleine Haus in den Champs Elysées war die Freiſtatt von ſehr glücklichen Menſchen. Nach der Verſöhnung die zwiſchen Gundaccar und ſeinen Eltern eingetreten war, zweifelte er nicht an ihrer Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Clelia. Da ſie ſo ſehr ſeine Rückkehr zu einem ernſten und geregelten Leben wünſchten, ſo mußten ſie ja ſeinen glühenden Wunſch Clelia zu heirathen als den erſten Schritt in dieſer Richtung betrachten und ihm bereitwillig jedes Hinderniß aus dem Weg räumen. Daß ſie vor Jahren, als er blutjung war, als ſie noch andre Pläne mit ihm hatten, ihre Einwilligung verſagten, war, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu begreifen und zu entſchuldigen. Aber die Erfahrung hatte ſie über ſeine Hartnäckigkeit belehrt; es war wirklich nicht an ihrer Zuſtimmung zu zweifeln.

Und ohne daß Ihm Liebesſterne ſtrahlen,
Vergießt er klagend ſtill für dich Sein Blut —
Der Gott voll Liebe.

Und herzzerſchneidend klinget dieſe Klage,
Die Erde bebet und der Himmel weint,
Die Sterne zittern bis zum jüngſten Tage,
Daß keine Liebe ihrem Gott ſich eint;
Die Engel ſeh'n ſich an in ſtummer Frage:
O Wunder, daß ein Gott am Kreuz erſcheint,
Im Tod der Liebe!

Und du, o Menſchenherz, kannſt du ſie hören
Die Klage, daß umſonſt Er Lieb' erſehnt,
Und dennoch kalt von Ihm hinweg dich kehren?
Und nicht Sein Auge, das für dich betränt,
Durch deiner armen Liebe Troſt verklären?
Dann haſt du nie geliebt — und nur gewähnt
Den Traum von Liebe.

Wenn Lieb und Liebe mit einander ſterben —
Iſt das nicht ſüß? Nur Trennung bringt ihr Not!

Doch leeren, ungeliebt, den Kelch, den herben,
Weil den Geliebten daraus Gift bedroht,
Und ungeliebt in Schmach und Jammer ſterben,
Zu wenden vom Geliebten ab den Tod —
Iſt Gottes Liebe!

Der Kardonnerstag.

„— sciens Jesus quia venit hora ejus —" *Ev. Jo. 13.*

Die Zeit iſt da! die Stunde iſt gekommen
Des Löſegelds, verwirkt im Paradies,
Das Adam, von der Sünde Laſt beklommen,
Vom Fall zermalmt, auf immerdar verließ.
Gekommen iſt die blutig ernſte Stunde,
Die der gerechte Richter, Gott, begehrt,
Durch die Er mahnend ſpricht mit ſtrengem Munde:
So viel iſt deine Rettung, Seele, wert.

Die Zeit iſt da, zu der ſeit grauen Tagen
Der Menſchheit Herz verſchmachtend ſich gedrängt,
Nach der die Weiſen aller Völker fragen,
In die ſich fromme Ahnung treu verſenkt;

Nach der die heil'gen Seher heiß ſich ſehnen,
Die vor dem Auge des Propheten ſchwebt,
Die der Sibylle Blick, umwölkt von Tränen,
Zu Heil der Zukunft hoffnungsfroh erhebt.

Die Zeit iſt da, der Sünden Schuld zu löſen,
Die ſeit Jahrtauſenden ſich angehäuft,
Die mit dem nimmerleeren Kelch des Böſen
Zerſtörend Gift in alle Adern träuft.
Wohlan, ihr Adern, werdet denn zerriſſen!
Zerbrochen, du vergiftetes Gebein!
Du böſes Blut, du wirſt nun rinnen müſſen,
Du Angſtſchweiß, bade trübe Stirnen rein!

Die Zeit iſt da! Erhoben iſt die Wage!
Schau hin, o Menſch, auf deiner Schuld Gewicht.
Auch deinen Sünden allen gilt die Klage,
Auch ihre Strafe tilgt dies Blutgericht.
Schau, wie der Hochmut ſich in Adam bäumte,
Da er gehört: „Gott gleich wirſt du jetzt ſein“ —
Verhehl dir nicht, die alte Schlange ſäumte
Auch nicht bei dir! — — biſt du von Hochmut rein?

Nun ſieh, da kniet demutvoll zum Schoße
Kleingläub'ger Menſchen — Er — der ew'ge Sohn;
Den Fuß waſcht ihnen Er — der Hoffartsloſe,
Wie es des Knechts Geſchäft um armen Lohn.
Als ſo der Demut Tat Er wollt' erproben
Den Brüdern — ſie verſtanden ihn noch nicht!
Doch alle Engel in dem Himmel droben,
Sie fielen nieder auf ihr Angeſicht.

Dem erſten Menſchen war das ew'ge Leben
Verheißen, doch als des Gehorſams Preis.
Der Baum mit Todesfrucht erhub ſich neben
Dem lichten Baume mit dem Lebensreis.
Und ſeine goldne Frucht, die gnadenreiche,
Hat ungehorſam dort der Menſch verſchmäht,
Der nun im Reich der Gnade eine Leiche,
So tot wie du vor Gottes Auge ſteht.

Nun ſieh! aus dieſer Schauerwelt von Leichen,
Von Moderduft, der Leichen neu gebärt,
Kann nur der Seelentod dem Leben weichen,
Das ſich erneut im Gnadenquell verklärt.

Hat Ungehorſam Gnade einſt verloren,
So ſoll der Menſch Gehorſams Wunder ſehn,
Soll ſehen Gott, aus Gnad' als Menſch geboren,
Gehorſam in dem Tod des Kreuzes gehn.

Der erſte Menſch verpflanzt in ſein Geſchlechte
Den Keim des Todes durch die böſe Luſt,
Und lüſtern auf allein'ger Herrſchaft Rechte
Nimmt auf dem Thron ſie Platz der Menſchenbruſt.
Sets ungeſättigt ſchreit ſie ſtets nach Freude,
Nach unvergänglichen Genüſſen gar —
O wehe! ſie vergaß, daß ihre Weide
Ein Sodomsapfel voller Aſche war.

Nun ſieh der böſen Luſt die Wage halten,
Der Sühne unverſchuldet bitt'res Leid!
Sieh dort den Staub des Todes ſich entfalten,
Sieh hier das Leben im verklärten Kleid.
Im Leide muß das Ew'ge Leben ſterben!
Der Gott, der Sich am Kreuz zu Tode ringt,
Errettet dich vom ewigen Verderben,
Indem Er dir als Gnadenfrucht Sich bringt.

Ermiß die Schuld, ſo aus dem Garten Eden
Den erſten Menſchen in die Wildnis trieb,
Nicht an des Todes Qual, der Sünde Fehden,
Der Elends-Erbſchaft, die der Menſchheit blieb:
O nein! die Frucht in Eva's ſchwachen Händen
Wird nicht gebüßt durch eine Welt von Weh!
Den Fluch des Gottes-Zornes kann nur wenden
Der Kelch im Garten von Gethſemane.

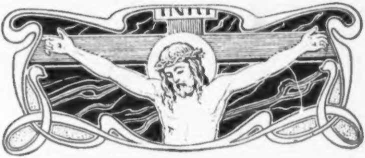

Der Karfreitag.

I. Die Improperien.

„Popule meus, quid feci tibi? —“

Mein Volk, hab' Ich dich je gekränket? —
Warum denn kränkſt du Mich ſo ſehr,
Daß Ich, durch dich in Leid verſenket,
Erſterbe in der Trübſal Meer?

Ich ſchützte dich auf Wüſtenwegen,
Ich ſpeiſete durch Wunder dich,
Ich führt' dich in ein Land voll Segen —
Und du? — du ſchleppſt zum Kreuze Mich!

Als Weinberg voll der ſchönſten Reben,
Mit treuer Liebe hegt' Ich dich;
Was haſt du grauſam Mir gegeben?
Eſſig ſtatt Weins haſt du für Mich.

Für dich hab' Ich mit ſchweren Plagen
Gezüchtigt das Egypterland,
Und du haſt Mich auf's Blut geſchlagen,
Gegeißelt mit verwegner Hand,

Für dich wälzt' Ich des Meeres Wogen
Dem Pharao zu jähem Tod,
Und du haſt böſen Rat gepflogen,
Als Mein Verräter dir ſich bot.

Ich tat dir auf die ſalz'gen Fluten,
Du tuſt Mein Herz auf — mit dem Speer;
Ich lenke dich als Wolk' in Gluten,
Du lenkeſt Mich zum Richtplatz her.

Mit Manna hab' Ich dich genähret,
Mit Lebenswaſſer dich getränkt;
Du haſt mit Wunden Mich verſehret,
Den Gallentrank Mir vollgeſchenkt.

Ich brach für dich die feſten Tore
Der Könige von Kanaan;
Du brachſt den Zepter Mir vom Rohre,
Zogſt Mich zum Hohn mit Fetzen an.

Zum Königsvolke reich an Gnaden
Erhub dich Meine freie Wahl;
Mit einem Dornenkranz beladen
Erhebſt du Mich — — am Kreuzespfahl.

II. Die myſtiſche Paſſion.

„Rex sum ego.“
„Ave, Rex.“ *Ev. Jo. 19.*

Du nannteſt Selbſt Dich König,
Als Du verhöhnt, gequält,
Dem Spott des Pöbels fröhnig,
Zu Mördern wirſt gezählt;
Als Du von Wunden brannteſt,
Durch Balſam unverſüßt —
Doch weil Du ſo Dich nannteſt —
Mein König, ſei gegrüßt!

Dieſe Zuverſicht ſtimmte ihn freudig und friſch. Dazu war er mit ſeiner häuslichen Einrichtung beſchäftigt und mit dem Intereſſe für Clelia, die wie aus einem Urwald oder von einem andern Planeten in die Welt hinein trat. Ihre primitive Natur verbreitete einen belebenden Aether um ſie, deſſen erquickender und kräftigender Einfluß geiſtig ebenſo wirkſam war, wie der Körper es empfinden müßte, wenn er plötzlich aus einem Ballſaal auf eine Gebirgskuppe verſetzt würde. Für ſie war Alles neu, merkwürdig, intereſſant; ſie kannte nichts, ſie wußte wenig; ſie hatte nur das Urtheil ihres Inſtinkts; von den Meinungen, Anſichten, Foderungen, Verſchrobenheiten und Feinheiten der Geſellſchaft hatte ſie keine Ahnung. Die Ur-Elemente des menſchlichen Weſens waren noch bei ihr im unzerſplitterten Zuſammenhang; und weil ſie ſchon, dieſem ſublimen Inſtinkt folgend, durch lange Schmerzen gegangen war: ſo hatte ſich dieſer Kern ihres Weſens ſo kryſtallrein abgeklärt, daß ſie trotz des Mangels an Räſonnement und an Ausbildung des Verſtandes doch einer tieferen Auffaſſung des Lebens und Erkenntniß der Dinge fähig war, als alle diejenigen, die in die Zerſetzungseſſenz der Reflexion gerathen ſind. Sie hatte nicht gelernt dem Schein zu huldigen und mit der Heuchelei einen Pact zu

Ja! biſt mit Königszeichen
Gar herrlich ſchön geſchmückt,
Wie man in irdiſchen Reichen
Sie nimmer hat erblickt.
Ein Herrſcher dieſer Erde
Er ſtieß es weg als Spott
Mit zürnender Geberde! —
Voll Demut nimmt's der Gott.

Du aber haſt geſaget:
„Von dieſer Welt iſt nicht
„Mein Reich“ — und ſieh! hier taget
Der Wahrheit ew'ges Licht!
So laß denn auch uns Alle,
Die nach dem Lichte gehn,
Durch Dich erlöſt vom Falle,
Treu unter'm Kreuze ſtehn.

Auf dieſem harten Throne
Ruhſt an drei Nägeln Du,
Es deckt die Dornenkrone
Dich, Schmerzenskönig, zu.

So rufſt Du: Wer beladen
Von Schmerzen iſt, komm her!
In Meinem Reich der Gnaden,
Da wiegt ihr Joch nicht ſchwer.

Und in den wunden Händen
Hältſt Du des Zepters Rohr
Und winkſt damit, zu wenden
Des Schwachen Blick empor:
Im Reiche Meiner Milde
Bin Ich des Schwächſten Kraft;
Er fliehe nur zum Schilde,
Den ihm die Demut ſchafft.

Und mit dem roten Kleide
Biſt Du zum Troſt geſchmückt,
Wenn ſich in Todesfreude
Der Martyr rot erblickt.
Du ſprichſt! Im Reich der Qualen
Wer trägt, als Ich, wohl mehr?
Drum trinkt die Marterſchalen
Nur bis zur Hefe leer.

Und Deine Ordenszeichen,
Der Ehren Schmuck und Preis,
Sind Wunden ohne Gleichen,
Sind Stricke, Schläge, Schweiß.
Mein Reich iſt tief umnachtet
— Sprichſt Du — dem Hohn geweiht;
Kommt her, die ihr verachtet
Wie euer König ſeid!

Mein König, laß mich gehen
Zu Dir mit feſtem Schritt,
Dein Reich will ich erflehen,
Mein Kreuz drum bring' ich mit.
An's Kreuz geſchlagen werden
Iſt Jedem ja vergönnt,
Der ſich auf dieſer Erden
Kind der Erlöſung nennt.

O gib mir Deine Krone,
Mein König, in die Hand!
Mit Deiner Schmach und Hohne
O mache mich bekannt!

O laß Dein Rohr mich tragen,
Gedenkend eitler Schuld,
Und an Dein Kreuz geſchlagen,
Harr' aus ich in Geduld.

III. Die Paſſion.

„Et inclinato capite, tradidit spiritum." *Ev. Jo. 19.*

Es iſt vollbracht! Das Opfer iſt gefallen,
Dem Haß zum Fluch, der Liebe zum Gewinn.
Der ew'ge Vater blickt mit Wohlgefallen
Auf Seinen Sohn, das Lamm, am Pfahle hin.
Es ſchreit mit ſeinem ſtummen bleichen Munde,
Mit ſeinem Todeskampf zu Ihm empor,
Und ſchweigend ſpricht aus jeder heißen Wunde
Die Marterfülle, die es ſich erkor.

Das Opfer fiel — fiel, weil Er Selbſt es wollte,
Nicht, weil der Juden Haß gen Ihn entflammt,
Das Phariſäervolk Ihm blutig grollte,
Nicht weil ein Kaiphas ſchäumend Ihn verdammt.

O nein! es legt ſich auf die Schlachtbank nieder
Und bietet dar zu unerhörter Qual
Mit ſtummen Lippen ſeine reinen Glieder
Aus heißer Liebe ewig freier Wahl.

So wie mit freiem Willen Adam wählte
Und gegen Gott zur Schlange übertrat,
Und nicht die Gnaden, noch die Gaben zählte,
Die ab ihn mahnen von der böſen Tat:
So trat das Lamm mit ſeinem freien Willen
Zu Gott hinüber jetzt im Sühnetod,
Zählt nicht die Martern, die ihm überfüllen
Den bittern Kelch, ſo ihm das Leiden bot.

Und weil der erſte Menſch die Adamskinder,
Im Keim verderbt, in ſeinen Abfall zog,
Alſo, daß bald die Miſſetat der Sünder
Auf Erden die Gerechten überwog:
So hat das Lamm auf jenen Keim gegoſſen
Sein göttlich Blut, und ihn gereint, verjüngt,
Damit ein neu Geſchlecht in friſchen Sproſſen
Als Blume der Paſſion das Kreuz umſchlingt.

Dies ſchaut der ew'ge Vater! — Doch, o Seele,
Was ſiehſt denn du? — Du ſiehſt den Pfahl der Schmach,
Daran dem Gotteslamm für deine Fehle
Und Miſſetaten Herz und Auge brach.
Du ſiehſt den reinen Leib zerfleiſcht von Streichen,
Die Er für deine Sündenſchuld empfing —
Sein Angeſicht in Schmerz und Tod erbleichen,
Weil Er ſtatt deiner an dem Kreuze hing.

Du ſiehſt das Volk im Wahnwitz Ihn verachten;
Warum verachtet es nicht lieber dich?
Du ſiehſt Ihn dürſtend ungelabt verſchmachten —
Und ſorgſam denkſt du an dein elend Ich!
Du hörſt Ihn klagen: „Haſt Du mich verlaſſen,
Mein Gott!“ — — und dich, verließ dich Gott wohl ſchon?
Du ſiehſt von einem Mörder ſelbſt Ihn haſſen,
Der Liebe König auf des Kreuzes Thron.

Zu wem, o Seele, wirſt du dich geſellen,
Du, deine eig'ne böſe Mörderin!
Wirſt du voll Hohn dich zum Verächter ſtellen?
Trittſt du zum Kreuz des Reuevollen hin? —

O Seele, wähle Buß' und Kreuz und flehe:
„In Deinem Reich, o Herr, gedenke mein!“
Vielleicht ſpricht tröſtend Er zu deinem Wehe:
„Im Paradieſe wirſt du bei mir ſein.“

IV. Die Kreuzesanbetung.

„O crux ave, spes unica.“

Ach! Er iſt herabgeſunken
Von dem grauſam harten Pfahle,
Und die Klage, tränentrunken,
Folgt ihm nach zum Felſenmale,
Jammernd durch das Abendrot:
Er iſt tot, ach! Er iſt tot!

Der Geliebte iſt verſchwunden,
Ruht umhüllt mit Leichenlinnen —
Seele, denk' an Seine Wunden,
Um in Zähren zu zerrinnen,
Daß für dich Er litt den Tod:
Er iſt tot, ach! Er iſt tot!

Sieh des Heiligtumes Leere.
Sieh ſtatt Farben — ſchwarze Trauer.
Sieh die Öde der Altäre.
Ringsum düſt're Grabesſchauer —
Ein verlaſſ'nes Golgatha.
Nur das Kreuz — das Kreuz iſt da!

Süßes Kreuz, zurückgelaſſen
Hat Er dich als unſer Erbe!
Wollte zärtlich dich umfaſſen,
Dich mit deiner Leidensherbe;
Dankbar gabſt dafür Ihm du
Nach der Qual die letzte Ruh.

Ach die flüſſigen Korallen
Und die rieſelnden Rubinen! —
Sind vom Himmel ſie gefallen,
Wo als Morgenrot ſie ſchienen?
Nein! die lichte Roſenflut
Brach hervor aus Seinem Blut.

Ach der reine Perlenregen,
Welch ein Schatz und welche Fülle!
Taute ſolch ein holder Segen
Aus dem Strahl der Sterne ſtille?
Nein! kein Tau aus Wolken fließt —
Tränen ſind's, die Er vergießt.

Ach, drei ſeltne Wunderpfeile
Mit der glührot güldnen Spitze!
Flogen ſie in Liebeseile
Feurig nieder mit dem Blitze? —
Nein, es iſt der Nägel Erz,
Dran Er hing im größten Schmerz.

Ach, was ſteht denn da geſchrieben
Als Geſtirn in Finſterniſſen? —
Sieh, wie mächtig iſt Mein Lieben,
Da dein Schuldbrief iſt zerriſſen;
Ich ſchlug ihn an's Kreuz mit Mir,
Zahlte Leid und Tod dafür.

Süßes Kreuz! ſo reich verzieret
Hat dich unſer Gott in Hulden,
Daß wir lernten, tief gerühret,
Freudig nun für Dich zu dulden,
Für des Schmuckes heil'ge Pracht,
Den Sein Opfer dir gebracht.

O ſo will ich dich umfaſſen,
Dich mit Tränen und mit Küſſen,
Weil mein Heiland ſo verlaſſen,
Kreuz, an dir hat ſterben müſſen,
Weil du biſt der Hochaltar,
Wo Sein blutig Opfer war.

Küſſen will auf rauhem Stege
Ich dich treu in dunkeln Stunden;
Denn es ſind ja Roſenwege,
Wo ich Seine Spur gefunden —
Denn es iſt ja Sonnentag,
Folg' ich Seinem Gange nach! —

ſchließen. Sie hatte nie um die erbärmlichen Trophäen der Eitelkeit gebuhlt um bei der Schmeichelei ſich von dieſer Anſtrengung auszuruhen. Sie hatte nie ihre Kräfte an Zwecke verſchwendet, deren Erfolg ſich in der Sphäre der Aeußerlichkeiten bewegte. All dieſer Wuſt und Ballaſt, der ſo ſchwer und lahm macht, war ihr fremd; daher war ſie unabhängig und darum konnte ſie wahr ſein. Jetzt, im erſten durſtigen Taumel des Glücks, wollte ſie nichts als glücklich ſein: ſie wollte Alles haben, Alles genießen, Alles kennen, wovon ſie ſich irgend ein Vergnügen verſprach. Es ſchien ihr natürlich daß um die Axe ihres Daſeins, um ihre Vereinigung mit Gundaccar, alle Freuden ſich gleichſam von ſelbſt zu einem Blumenkranz zuſammen fanden — wie die ganze Erde grünt, blüht und duftet wenn ſie in ihrer Sonnenhöhe iſt. Ihre Stellung ſchloß ſie von dem eigentlichen geſelligen Leben aus, aber Paris bot ihr dennoch eine unerſchöpfliche Reihe der vielſeitigſten Unterhaltung. Sie kannte ja nichts als das Kloſter ihrer Heimat, das Haus ihrer Tante, und die vier Mauern des Hauſes das ſie ſpäter mit Tranquillina gleichviel ob in den Pyrenäen oder im Rieſengebirge bewohnt hatte. Spazierfahrten, Schauſpiele, Muſik, öffentliche Beluſtigungsorte, jeder Gang über die Boulevards mit

Küſſen dich in dem Gewirre
Tauſend arger Leidenſchaften,
Daß die Seele nicht verirre,
Nicht in Schlingen bleibe haften;
Fackel du auf meiner Bahn,
Zeigſt den Weg zum Himmel an!

Steh' ich einſt vor deſſen Pforten
Zagend und von Angſt beklommen,
Zeig' ich, ſüßes Kreuz, dich dorten,
Und der Vater ſpricht: Willkommen!
Nennſt du dies mein Kleinod Dein —
Will Ich dir in ihm verzeih'n.

Der Karſamstag.

„O felix culpa.“

Welch ein Schreck voll frohem Bangen
Zittert durch die Morgenluft!
Blendend, wie des Blitzes Prangen,
Schwebt ein Engel dar zur Kluft,
Und die Wächter angſtumfangen
Stürzen nieder vor der Gruft.

Doch die zarten, frommen Frauen
Treten mit den Spezerein,
Nach dem heil'gen Leib zu ſchauen,
In das leere Grab hinein,
Fühlen nur ein freudig Grauen
Vor des Engels Glorienſchein.

Aber als die Magdalene
Leer die heil'ge Stätte fand,
Weint ſie Träne über Träne,
Troſtlos ringt ſie wund die Hand,
Irrt umher mit Klaggeſtöhne,
Bis der Meiſter vor ihr ſtand.

Sie, die große Sünderinne,
Die Verachtete der Welt,
Sie, ſie wird zuerſt es inne,
Als ſie ihm zu Füßen fällt,
Daß das Leben ſie gewinne,
Weil das Grab nicht mehr Ihn hält.

Und ſie wird ein ſel'ger Bote,
Der in voller Freude eilt,
Daß noch vor dem Morgenrote
Jeder ihre Wonne teilt,
Weil erſtanden jetzt der Tote
Und auf Erden lebend weilt.

Er, der ihre Sündenbanden
Mit der Liebe Flammenſchwert
Mild zerſchmolz — iſt auferſtanden,
Aus dem Grab zurückgekehrt!
O wenn Qualen ſie umwanden,
Dieſes Glück iſt Qualen wert!

Hat Er jetzt den Tod beſieget
Und der Hölle ſchrecklich Tor —
An den Sieger angeſchmieget
Dringt mit Ihm die Seele vor,
Und mit dem Befreier flieget
Aus dem Grab ſie einſt empor.

Reue kann allein ergründen,
Welchen Schatz Erlöſung bringt;
Liebe nur kann Reue finden,
Die zu Gott hinüber dringt —
Drum Vergebung für die Sünden,
Wenn die Reu' das Herz bezwingt.

Sel'ge Nacht, die Ihn geboren,
Die Ihn in die Welt gebracht!
Aber die, ſo auserkoren,
Zeugin Seiner Siegesmacht,
Sehn Ihn ſah aus Grabestoren —
O die dreimal ſel'ge Nacht!

In der Sünde bitt're Wogen
Taucht uns All' die erſte Schuld!
Doch da ſie herab gezogen
Des Erlöſers Gnad' und Huld,
Und zur Rettung Ihn bewogen —
O die dreimal ſel'ge Schuld!

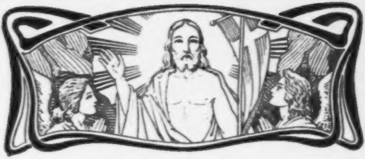

Oſtertag.

„Surrexit." — *Ev. Marc. 16.*

Das Leid iſt vorüber, die Wonne iſt da,
Die Klage verſtummt im Alleluja,
Der Tod iſt beſieget, die Schlange gekettet,
Das Leben erneut — und der Menſch iſt gerettet.

O reich benedeit iſt die ganze Natur,
Im Meer der Erlöſung ruht die Kreatur,
Es fließt ein unendlicher wonniger Regen
Von Gnaden hernieder, der Schöpfung zum Segen.

O freue dich, Seele, der Winter entfloh,
In's Land zieht der Frühling ſo lieblich und froh,
Der Morgenwind ſäuſelt den Nachttau vom Laube,
Im Waldesgrün girret die Stimme der Taube.

Schau, rings iſt verwandelt in Leben der Tod:
Der ſchmähliche Kreuzpfahl vom Blut erſt noch rot,
Iſt ganz überdeckt mit unſterblichen Roſen,
Die Balſam verhauchend, ihn zärtlich umkoſen.

Die Strafe der Sünden nach göttlichem Zorn,
Die finſtere Krone von ſtechendem Dorn —
Verwandelt erſtrahlt ſie von himmliſchem Lichte,
Macht Demant, Geſtirne und Sonnen zunichte.

Ein Grabmal im Felſen, ſo ſchwarz wie die Nacht,
So kalt wie der Winter — verwandelt zur Pracht
Der hoffnungsſchön ſtrahlenden ew'gen Aurore,
Zum Palmengeſchmückten Unſterblichkeitstore!

Fünf Wunden von Nägeln, vom tötenden Speer,
Nicht brennen und nagen ſie qualenvoll mehr;
Sie ſind nun verwandelt in mächtige Sonnen,
Vor denen die Nächte der Sünde zerronnen.

Der arme verhöhnte gekreuzigte Knecht,
Der Mann der Schmerzen, der Mann ohne Recht,
Der lebt' wie ein Bettler und ſtarb wie ein Sünder,
Der iſt nun der König — der Weltüberwinder!

Die Seele geknechtet von Aſche und Staub,
Der wilden Begierden behaglicher Raub —
So iſt nun erlöſt von der Leidenſchaft Binde,
Kind Gottes geworden, nicht Kind mehr der Sünde.

Altväter, die ihr aus dem Kerker aufgingt,
Ihr Engel, die ihr ſie im Himmel empfingt,
Propheten, die ihr mit begeiſterten Zungen
Den ewigen Oſtertag jubelnd beſungen —

Ihr Heil'gen mit leuchtenden Kronen geſchmückt,
Ihr feurigen Märtyrer liebeentzückt,
Und ihr, armer Sünder unzählbare Scharen,
Frohlockt ob dem Heil, das der Welt widerfahren.

Frohlockt! denn der Seele verlorenes Glück,
Des Ebenbilds Gottes — das ließ Er zurück!
Das riß Er verblutend aus Dornen und Neſſel,
Dem ſprengt mit dem Kreuze Er ſterbend die Feſſel.

Frohlockt! Das verlorene Unſchuldsgewand,
Das reicht Er mit Seiner durchſtochenen Hand,
So glänzend gewaſchen, wie Schwanengefieder,
Im heiligen Blut — der Geretteten wieder.

Frohlockt! — Dem erlöſeten Menſchengeſchlecht
Erkaufte der Gott das verlorene Recht,
Im Kampf mit der giftigen Schlange zu ſiegen,
Vom Tode befreit, in den Himmel zu fliegen.

Oſtermontag.

„Mane nobiscum, quoniam advesperascit.“ *Ev. Luc. 24.*

Du willſt ſchon wieder von uns ſcheiden,
Und haſt in allzu kurzer Friſt
Uns kaum gezeigt, daß nach dem Leiden
Du Auferſtandner bei uns biſt!
O bleibe, es will Abend werden,
Und ohne Dich — wie bald iſt's Nacht!
Das Licht verſchwindet von der Erden,
Mit Dir, der Du das Licht gemacht.

Wohl haſt Du lieblich uns gegrüßet,
Geſprochen: „Friede ſei mit euch!“
Wohl wiſſen wir, Dein Wort umſchließet
Verheißung wie Erfüllung gleich.

ihrem bunten Menſchengewimmel — machten ihr unſägliches Vergnügen. Sie bewunderte, ſie lachte, ſie weinte, ſie beobachtete nach dem Maßſtab, den ſie in ſich fand. Chaotiſch und allzu heftig mogte das, vermöge ihrer tief leidenſchaftlichen Natur, ſich ausſprechen; aber unverkünſtelt und edel blieb ſie immer dabei. Mit dem höchſten Eifer kultivirte ſie ihr ausgezeichnetes Talent für den Geſang. Der beſte Lehrer der italieniſchen Schule gab ihr Unterricht und ſtaunte über dieſe Stimme, dieſen Vortrag, dieſe Geſchmeidigkeit — und dieſe Ausdauer im Studium. Durch ihre unglaublich lebendige Auffaſſung geſtaltete ſie jedes Geſangſtück gleichſam zu einem Bilde; und Gundaccar, der ſeit Jahren nicht mehr mit der Malerei ſich beſchäftigt hatte, fühlte ſich durch ihre plaſtiſche Auffaſſung ſo angeregt, daß er verſuchte in Formen die Szenen und Bilder darzuſtellen, die Clelia in Tönen an ihm vorüberſchweben ließ. In der Atmoſphäre ihres Seins ward das ſeine wie von elektriſchen Einflüſſen ergriffen und zu urſprünglicher Kraft zurückgeführt. Er richtete ſich ein kleines Atelier ein und begann mit demſelben Eifer zu malen wie Clelia ſang. Ohnehin war ihm die Malerei früher mehr als eine bloße Liebhaberei — ſie war ihm Trieb und Bedürfniß geweſen. All ſeine guten Gaben und

Doch wenn der Trennung ſtarrer Schleier
Nun ſcheidend zwiſchen uns ſich legt,
Wie bald erliſcht des Herzens Feuer!
Es glühet nur, von Dir gepflegt.

Wohl brannten unſre kalten Herzen,
Doch nur entflammt von Deiner Näh.
Ach, fern Dir ſind's erloſchne Kerzen,
Sind ſchnell verſenkt in's alte Weh.
Ohn' Dich iſt Wahrheit, Weg und Leben
Verſchüttet wie im Wüſtenſand.
Fehl geh'n wir, gehſt Du nicht daneben,
Und müd' — wenn nicht an Deiner Hand.

In Sumpf und Meer verlockt uns Blinde
Das Irrlicht und der Wandelſtern; —
Bleibt nicht der Vater bei dem Kinde,
Wenn ihm Gefahren drohn von fern?
Und Dir, der höchſten Liebe Spiegel,
Dir hätten wir umſonſt geklagt?
Und haſt: „Komm unter Meine Flügel,
Jeruſalem!“ wie oft! geſagt.

Und haſt geſagt: „Sieh, alle Tage
Für alle Zeit bin Ich bei euch!“ —
O halte Wort! denn unſre Klage
Erſtürmte ſelbſt Dein Himmelreich.
Dein heilig Wort mußt Du uns löſen,
Der Menſchheit Glaube hängt daran,
Wir ſind noch lange nicht geneſen,
Dein Amt, noch iſt's nicht abgetan.

Wohl ſtiegſt herab Du zu der Erde,
Ein Kind, ein Knecht, daß Gottes Fluch
Gelöſt durch den Gehorſam werde —
Doch das iſt nicht für uns genug!
Wohl war's die Strafe unſrer Sünden,
Die Gottes Lamm hier für uns trug,
Daß ſtatt des Rechts wir Gnade finden —
Doch ach, für uns iſt's nicht genug!

Wohl biſt Du glorreich auferſtanden,
Bewältigend des Todes Spruch,
Zerbrechend alle Höllenbanden —
Doch alles Das iſt nicht genug:

Menſch werden, ſterben, auferſtehen,
Ein Gott für Sein Geſchöpf! — o nun
Laß uns ein neues Wunder ſehen!
Wir brauchen es — Du wirſt es tun.

Drum wolle nicht von hinnen ſcheiden,
O ſieh, der Abend bricht herein!
Getrennt von Deinem Lichte leiden
Wir Pilger allzu herbe Pein.
Dein göttlich Antlitz laß uns ſehen,
Dein göttlich Herz ſei nicht uns fern!
Denn muß die Sonne untergehen,
So ſchickt ſie ja den Abendſtern.

Dritte Abteilung.

Die Euchariſtie.

Der weiße Sonntag.

„Omne quod natum est ex Deo vincit mundum.“
Ep. Jo. 1.

Zu wunderbarem Glück erkoren
Hat euch, o Kinder, Gottes Gnade:
Ihr gingt, als unſer Herr geboren,
Zuerſt für Ihn die Leidenspfade,
Euch traf der Haß, euch traf Verderben,
Ihr durftet ſchuldlos für Ihn ſterben.

Nun iſt Er aus dem Grab erſtanden,
Nun hat den Tod Er überwunden,
Befreit uns von der Sünde Banden,
Den Weg der Gnade uns gefunden,
Um zu des Himmels ſel'gen Türen,
Wer immer glaubt und liebt, zu führen.

Nun ruft Er auf die Schar der Seinen: —
Wer hat den erſten Kranz erworben?
O ihr Glückſeligen, ihr Kleinen!
Ihr ſeid zuerſt für Ihn geſtorben,
Empfangt zuerſt nun auch Sein Leben,
Er will Sich Selbſt zuerſt euch geben.

Im Gnadenleben neu geboren,
Nehmt ihr nun Teil an Seinem Siege,
Die Hölle hat die Macht verloren,
Die Bosheit knirſcht, es bebt die Lüge,
Ihr ſeid jetzt Herr, ſie ſind die Knechte —
O Kinder, wahrt die heil'gen Rechte!

Ihr könnt mit Ihm jetzt überwinden
Den Fürſt der Welt, die alte Schlange,
O laßt euch ſtark im Kampfe finden,
Folgt nicht der Welt, wie ſie auch prange,
Sie hat euch ew'ge Qual beſchieden,
Und Er verheißt euch ew'gen Frieden.

Gedenket jener erſten Kinder!
Sie gaben Ihm im Tod ihr Leben,
Ihr müßt Ihm liebend jetzt nicht minder
Im Leben euer Leben geben,
Müßt euch verlaſſen, mit Ihm gehen,
Müßt täglich ſterbend auferſtehen.

O Seele, werde gleich dem Kinde,
In Demut ſtell' dich zu den Kleinen,
In Reinheit fliehe jede Sünde,
In Einfalt wolle ſein, nicht ſcheinen,
Dann gehſt auch du auf Kindeswegen
Der ew'gen Kindſchaft Glück entgegen.

Erſter Sonntag nach Oſtern.

„Venit Jesus januis clausis et dixit: Pax vobis.“
Ev. Luc. 2.

Der Du durch verſchloſſ'ne Türen
Deinen Weg geöffnet fandeſt,
Ohne Riegel zu berühren,
In der Jünger Mitte ſtandeſt —

Weckteſt bei dem Friedensgruße
Sie mit frohem Glaubensſtrahle,
Und des Thomas Lieb und Buße
Zeigend ihm die heil'gen Male:

Ach, Du ſiehſt auch jetzt verſchloſſen
Und verſperrt der Menſchen Herzen,
Die, der Sünde Feſtgenoſſen,
Ihre weißen Kleider ſchwärzen;

Neigungen ſchienen wie aus einem ſchweren Winterſchlaf zu erwachen und junge Keime zu treiben; ſo auch ſein lange verwahrlostes Talent. Zum eigenen Studium und zu Clelias Unterhaltung beſuchte er mit ihr die Sammlungen der Gemälde und Statuen, die in Paris ſo reich ſind, und brachte dadurch ein neues Element in ihr Beiſammenſein.

Aber von ſeinen Eltern empfing er keine Nachricht, kein Lebenszeichen, obwol er ihnen gleich nach ſeiner Ankunft in Paris geſchrieben und ihnen die überraſchende Wendung ſeines Schickſals mitgetheilt hatte. Seine Abſicht Clelia zu heirathen hatte er natürlich nicht verhehlt, ſondern ſich ſehr entſchieden über dieſen Schritt ausgeſprochen, indem das ganze Heil ſeiner Zukunft darauf ruhe. Wochen und Monate vergingen — er bekam keine Antwort. Ein zweiter Brief, den er nur an ſeine Mutter richtete und worin er ſie um ihre Vermittelung beſchwor, hatte keinen beſſern Erfolg. Endlich ſchrieb er zum dritten Mal ſeinem Vater: er müſſe fürchten daß die früheren Briefe nicht an die richtige Adreſſe gelangt wären; denn ein ſolches Schweigen in einem ſolchen Augenblick erſcheine ihm nicht grauſam, ſondern unmenſchlich. Er wünſche dringend ſich mit ſeinen Eltern über ſeine zukünftigen Ver-

Siehſt die Schwachen, wie ſie zagen,
Siehſt die Spötter, wie ſie höhnen,
Siehſt trotz allen Luſtgelagen
Weit und breit ein Meer von Tränen;

Siehſt, wie ſie nach Flitter greifen,
Irr im wirren Weltgetriebe,
Glaubensleer fernab Dir ſchweifen,
Ach von Dir, dem Herrn der Liebe.

O ſo wende Deine Schritte
Doch zu meines Herzens Pforten,
Schreite ſiegreich in die Mitte,
Grüße mich mit Friedensworten!

Nicht, als ob ich beſſer wäre,
Minder haſtete am Staube,
Wärmer ſuchte Deine Ehre —
Nein! — Doch Herr, ich glaub', ich glaube!

Zweiter Sonntag nach Oſtern.

„Ego sum pastor bonus.“ *Ev. Jo. 10.*

Im heil'gen Liebesdrange
Durchwandelt Er die Flur,
Verfolget treu und bange
Verirrten Lammes Spur.

Der Hände Wunden röten,
Den Hirtenſtab mit Blut,
Des Fußes Weg voll Nöten
Iſt Dorn und wilde Flut.

Der kalte Nachttau feuchtet
Die Locken dornbekränzt,
Kein Stern am Himmel leuchtet,
Sein liebend Aug' nur glänzt.

Wem folgt Er in's Gefilde,
Zur Wildnis ohne Ruh,
Wen ſucht des Hirten Milde? —
O Seele, das biſt du!

Dritter Sonntag nach Oſtern.

„Vado ad Patrem." *Ev. Jo. 16.*

Zum Vater willſt Du gehen,
Zum Thron im ew'gen Licht?
Wir ſollen nicht mehr ſehen
Dein göttlich Angeſicht?

Wir ſollen künftig leben
Vom bittern Sehnſuchtsbrot,
Und Troſt ſoll uns nur geben,
Daß Deine Hand es bot?

Daß eine kleine Weile
Nur unſre Trauer währt,
Und dann zu unſerm Heile
In Wonne ſich verklärt?

O eine kleine Weile
Von Dir getrennt zu ſein,
Die fliehet nicht in Eile.
Die Weile iſt nicht klein.

Nach Deinem ſüßen Herzen,
Fern ihm nur kurze Zeit:
Iſt Meer von Luſt und Schmerzen,
Iſt eine Ewigkeit.

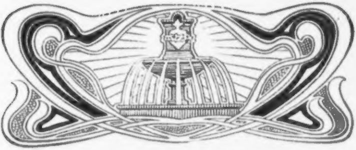

Vierter Sonntag nach Oſtern.

„Expedit vobis ut ego vadam.“ *Ev. Jo. 96.*

Was, Seele, kannſt denn du ergründen,
Durchſchauſt du der Erlöſung Plan?
Iſt wohl dein Auge frei von Binden
Und dein Verſtand wohl ohne Wahn?

Auch du willſt trauern mit den Jüngern,
Weil du am Irdiſchen noch klebſt!
Du willſt das Leid dir ſelbſt verringern,
Weil du noch nicht für's Leiden lebſt.

Hörſt du denn nicht, was Er verheißen:
„Ich gehe, weil es euch ſo frommt,
Der Tröſter wird euch unterweiſen,
Der, wenn ich heimging, zu euch kommt.“

Verharre ſtandhaft im Gebete.
Der treue Beter iſt umkreiſt
Von Gnadenfülle! — bete, bete,
O Seele, um den heil'gen Geiſt.

Fünfter Sonntag nach Oſtern.

„Si quid petieritis Patrem in nomine meo, dabit vobis.“
Ev. Jo. 16.

Vor Gottes Thron hin darf ich treten,
Und wo der Seraph kniet und ſchweigt,
Darf ich in Deinem Namen beten,
Und hoffen, daß Du mir geneigt.

Und in dem Kranz der Cherubinen,
In der Erzengel heil'gem Chor,
Und wo Dir ſel'ge Geiſter dienen,
Da leihſt Du gnädig mir Dein Ohr.

Zu groß die Huld! Zu viel der Gnaden!
In dieſer Wunderliebe Meer
Will ich mich rein von Wünſchen baden,
Durch die ſo oft das Herz mir ſchwer.

Frei von der Laſt bitt' ich dann ſtille,
Gib, daß mein Herze ewig ſagt:
Mein Herr und Gott, Dein heil'ger Wille
Geſcheh an Deiner armen Magd.

Feſt der Himmelfahrt Chriſti.

„Dominus Jesus assumptus est in coelum et sedet
a dextris Dei." *Ev. Marc. 16.*

Sein heilig Erdenwallen iſt vollendet,
Die arbeitſchweren Tage ſind erfüllt,
Er geht zum Vater, der ihn ausgeſendet,
Vom Schatten einer Wolke überhüllt.
In Wolken ſchleiert Er ſein ganzes Leben,
Aus Lieb und Demut vor den Seelen ein,
Die vor dem Glanz des ew'gen Worts erbeben,
Geblendet durch der Wahrheit vollen Schein.

Denn nicht im Schauen ſollen ſie die Pfade
Des Lebens gehn; der Glaube iſt ihr Licht.
Er ziemt dem Kinderſinn und einſt, o Gnade!
Iſt er es, der den Sel'gen Kronen flicht.

hältniſſe zu beſprechen und dieſelben nicht ohne deren Zuſtimmung zu geſtalten. Gelange binnen drei Wochen keine Antwort in ſeine Hand, ſo werde er nach Inspruck kommen um ſich mündlich mit ihnen zu verſtändigen, indem er die Ueberzeugung hege es müſſe ein Mißverſtändniß zwiſchen den Eltern und ihm obwalten.

Diesmal kam eine Antwort. Graf Osnat ſchrieb:

„Lieber Sohn! zu den tauſend Thorheiten die „Du in Deinem Leben begangen, haſt Du eine „neue geſellt, welche zur Completirung dieſer langen „Liſte Dir bis jezt noch fehlte. Du haſt eine Mä„treſſe genommen. Des Spiels, des Weins, des „Herumtreibens, der Abenteuer, der Verſchwen„dung biſt Du überdrüſſig, jezt kommen die Frauen „an die Reihe! auch dieſe Krankheit wird bei Dir „zu graſſiren aufhören — und erſt dann wirſt Du „vermuthlich im Stande ſein ein ſolides Leben zu „beginnen. Du ſiehſt ich bin ein ſehr langmüthiger „Vater. Bei der unbeſtimmten zweck- und prin„zipienloſen Richtung die Du genommen und die „ich einigermaßen mit der allzugroßen Nachſicht und „Verweichlichung entſchuldigen will, welche Deine „Jugend umringt hat — biſt Du natürlich mehr „wie jeder Andre von Deinen Schwächen beherrſcht „und dem Unglück ausgeſetzt von denjenigen Per-

Darum waren auf des Menſchgewordnen Wegen,
All überall ihm Wolkenſchleier nah,
Jetzt auf des Ölbergs frühlingsgrünen Stegen,
Wie ſie der Tempel einſt, der Tabor ſah.

Und weiße Himmelsboten ſprachen helle:
Wen ſucht, o Galiläer, euer Blick?
Ihr ſchaut nie mehr den Herrn auf dieſer Stelle,
Er iſt im Himmel! — Doch Er kehrt zurück! —
Er kehrt zurück an jenem ernſten Tage,
Wann abgelaufen iſt das Rad der Zeit,
Als Richter dann und auf gerechter Wage
Prüft Er die Seelen für die Ewigkeit.

O Seele, bebſt du nicht bei dem Gedanken:
Gewogen wirſt du für die Ewigkeit —
Geöffnet ſind dir wohl des Wettlaufs Schranken,
Doch Du biſt weit vom Ziele, ach wie weit!
Du ſollſt auf deinem ſtaub'gen Pilgerzuge,
Vom Staub umwehet, deines Weges gehn,
Und doch in dir verklärt zum Himmelsfluge
Die Schwingen ſpannen — ach, kann das geſchehn?

Getroſt, o Seele! Er, der dich erſchaffen,
Und dir beſtimmt hat ſolch erhabnes Ziel,
Er rüſtet dich mit ſiegesſtarken Waffen,
Wenn du ihn bitteſt: Herr, ich brauche viel!
Drum teilte deine Menſchheit Er hienieden,
Drum litt Er ja den Tod des Sünders hier,
Drum bracht' Er, auferſtanden, dir den Frieden,
Ging in verklärter Menſchheit neben dir.

Drum ſtieg Er auf zum Vater in den Höhen,
Mit der verklärten Menſchheit Lichtgewand!
Des Menſchen Gottvereinung iſt geſchehen,
Als Er, der Gottmenſch, in der Wolke ſchwand.
Wenn du, o Seele, einſt im Tod verſchwindeſt,
Wie in der Wolke, ſorge, daß dein Kleid,
Worin du deinen Herrn und Richter findeſt,
Verkläret ſei von innrer Heiligkeit.

Und kannſt du zagen, daß Er dich verlaſſen,
Weil ihn dein ſtumpfes Auge nicht erblickt?
Er, der da ſprach: Mein Kreuz mußt du umfaſſen!
Er hat ſo lieblich dir das Kreuz geſchmückt.

Nun will Er dich in der Verklärung ſchauen,
Nun fordert Er dein gläubiges Gebet.
Dann ſchickt Er dir aus lichten Himmelsauen
Den Geiſt der Heiligung — den Paraklet.

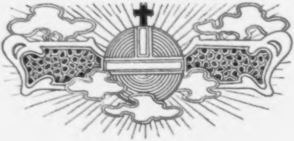

Sechſter Sonntag nach Oſtern.

„Charitas operit multitudinem peccatorum.“ *Ep. I Pet. II.*

Du willſt uns verkläret, o Herr, bei Dir ſehen,
Du zeigſt in der Liebe zum Himmel die Bahn,
Du gönnſt uns die Wonne, um Liebe zu flehen,
Du läßt nur die Liebe die Krone empfahn.

Wir ſollen, wir ärmliche Staubesgeſtalten,
Verfallend dem Moder, verwandt mit dem Tier,
Beſiegen die irdiſchen niedern Gewalten,
Bewaffnet mit Liebe, mit Liebe zu Dir!

Wir ſollen, wir flüchtigen Aſchengebilde,
Wir Raub der Verweſung, geſtempelt mit Tod,
Zum Leben erſtehn, das die göttliche Milde
Im Tode der Liebe den Liebenden bot.

Wir ſollen, geächtete Kinder der Sünden,
Die Stirnen gezeichnet mit brennendem Mal,
Zum ewigen Preiſe der Lieb' uns verbünden
Der ſeligen Geiſter liebender Zahl.

Wir ſollen im Irdiſchen länger nicht wühlen,
Und gönnen den Dieben und Motten den Schatz;
Denn da wo zum Haſſe die Engel einſt fielen,
Da winket und öffnet die Lieb' uns den Platz.

O hülle uns ein in die Purpurgewande
Zum Brautfeſt der Liebe, in roſige Zier,
Und führe uns in der Lebendigen Lande,
Denn Leben iſt Liebe — iſt Liebe zu Dir.

Der goldene Schleier des Glaubens zerſtäubet,
Es fällt, wie die Blüte, das Hoffnungskleid.
Der purpurne Mantel der Liebe nur bleibet,
Verbrämt mit dem köſtlichſten Edelgeſchmeid.

Das heilige Blut mit den Purpurkorallen,
Der heilige Geiſt mit der Flamme Rubin,
Vom Kreuz und aus Liebe hernieder ſie wallen,
Zum Himmel, zur Liebe empor uns zu ziehn.

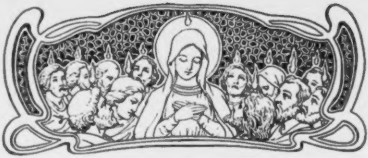

Pfingſtſonntag.

„Paraclitus autem Spiritus sanctus, ille vos
docebit omnia. *Ev. Jo. 14.*

Die Schöpfung wich aus ihren Bahnen,
Fiel heim dem Fluch, verſank im Tod.
Und folgte der Empörung Fahnen,
Die Luzifer dem Adam bot.
Und was des Vaters Huld geſchaffen,
Für's ew'ge Licht in Gnadenpracht,
Das kehrte wider ihn die Waffen
Und wählte frei die ew'ge Nacht.

Da kam der Sohn! In höh'rer Weiſe
Begann die zweite Schöpfung Er
Und zog aus irrendem Geleiſe
Die Menſchheit zu dem Gnadenmeer,

Das — ſeiner Liebe Frucht und Spiegel —
Der Wunden Heilung in ſich ſchloß,
Bezeichnet mit dem Kreuzesſiegel
Aus dem durchbohrten Herzen floß.

Nun kommt der Geiſt! Mit Macht beflügelt,
Vom Vater und vom Sohn geſandt,
Hat er das Teſtament entſiegelt,
Das er an's Kreuz genagelt fand.
Dem Werk vom Vater und vom Sohne,
Der Schöpfung, der Erlöſung Plan,
Fügt nun der heil'ge Geiſt als Krone
Die Heiligung im Glauben an.

Er nimmt vom Aug' die trübe Wolke,
Verſtanden wird das Teſtament
Von dieſem neugebornen Volke,
Das jetzt ſein heilig Amt erkennt,
Den wahren Tempel zu begründen
Voll Glaubenskraft und voll Vertraun,
Daß nimmer Mut und Segen ſchwinden,
Um Gottes Kirche zu erbaun.

Er nimmt vom Herzen trübe Schleier,
Verſtanden wird das Teſtament:
Ein überirdiſch Liebesfeuer
In allen Seelen flammt und brennt.
Es fallen ſtill der Selbſtſucht Schranken,
Verzehrt von dieſer heißen Glut,
Die, ſchmelzend Willen und Gedanken,
Zur Einheit drängt, in Einheit ruht.

Er nimmt die bange Angſt den Weſen,
Den Erdendruck der Kreatur,
Sie fühlt beſtimmt ſich zum Geneſen,
Sie ahnet in ſich Gottes Spur.
Sie iſt nicht mehr der graue Kieſel,
Die Flamme zuckt durch ſie dahin
Und wandelt ſie im Blutgerieſel
Zum liebesfeurigen Rubin.

Sie irrt nicht länger wie verloren
In ihres Lebens Wildnis fort!
In Gnade iſt ſie neugeboren,
In Liebe hat ſie ihren Hort.

Und dieſer Liebe Gnadenfülle,
Die keines Engels Lippe nennt,
Rauſcht durch des Feſtes hehre Stille:
Erbrochen iſt das Teſtament!

Die Seel' im Schmuck der Wundergnaden,
Bräutlich gekrönt vom Diadem,
Folgt höh'rem Lichte auf den Pfaden
Zum himmliſchen Jeruſalem.
Und als ſie geht im ernſten Reigen
Zum Opferthron, zum blut'gen Lamm,
Da ſäuſelt es von Palmenzweigen,
Da klingt es um den Bräutigam:

Wenn du den Lauf getreu vollendet,
Im Glaubenskampf genug getan,
Verwaltet haſt, was Ich geſpendet,
Nehm' Ich als Braut dich liebend an.
Du mußt im irdiſchen Getümmel
Zur Liebesſtreiterin dich weihn,
Wenn du dereinſt in meinem Himmel
Gekrönte Siegerin willſt ſein.

„ſonen dominirt zu werden, welche denſelben zu
„ſchmeicheln verſtehen. Dies Talent beſitzen die
„Weiber im höchſten Grade, ſobald ihnen daran
„liegt uns zu feſſeln. Einmal oder einen Augenblick
„trägt Jeder von uns dieſe Feſſeln, und bei
„dem Einen dauert es kürzer, bei dem Anderen
„länger bis man darüber zur Beſinnung kommt.
„Zur Beſinnung kommen heißt: ſie abſchütteln.
„Du biſt nicht der Erſte, der in Paris mit einer
„Mätreſſe lebt und wirſt nicht der letzte ſein. Aber
„eben deshalb erſtaune ich über die Naivetät mit
„der Du Deine Eltern davon in Kenntniß ſetzeſt,
„da doch der Sohn genug Achtung vor ihnen haben
„ſollte um ihnen ein ſolches Verhältniß möglichſt
„zu verſchleiern. Du ſagſt uns zwar Du wolleſt
„die Dame en question heirathen. Gewöhnlich
„ſind es nun freilich Tänzerinnen, Schauſpielerinnen,
„Choriſtinnen der Oper und des Ballets,
„welche den jungen Männern eine plötzliche Sehnſucht
„nach Eheglück — welche binnen drei Monaten
„erloſchen iſt — einzuflößen verſtehen; —
„aber warum ſollte das Nämliche nicht einer entführten
„Frau gelingen, die ſich durch dieſen Schritt
„in eine Reihe mit allen übrigen unterhaltenen
„Frauen ſtellt. Nur iſt es freilich ſchwieriger für
„ſie ihre matrimonialen Abſichten auch auszuführen;

Soll deine Stirn das Siegel tragen,
Das funkelnd die Erwählten weiſt,
Mußt bau'n am Tempel ohne Zagen
Für Vater, Sohn und heil'gen Geiſt,
Den, auf den Fels für Ewigkeiten
Gegründet, jeglich Auge ſchaut,
Palladium der fernſten Zeiten —
An Meiner Kirche, Meiner Braut.

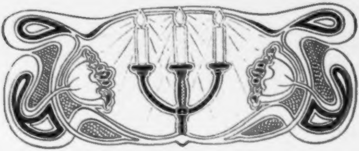

Pfingſtmontag.

„— Lux venit in mundum —“ *Ev. Joann. 3.*

O Du wundervollſte Gabe,
Heil'ger Geiſt, Du himmliſch Licht,
Tröſter ach! Du kommſt zur Labe
Aller, denen Troſt gebricht.

Höre denn auch auf mein Flehen,
Komm in meines Herzens Haus,
Wolle, ach, es nicht verſchmähen,
Sieht's auch elend darin aus.

Schau, wie es ſo ſchwach beſchaffen,
Wie es bebt im tiefſten Mark,
Wenn der Feind erhebt die Waffen! —
Tröſter Du! o mach' es ſtark.

Schaue, wie es hart geſchloſſen,
Daß der Gnade Tau, ſo reich,
Wie auf Stein herab gefloſſen! —
Tröſter Du! o mach' es weich.

Schaue, wie es kränkelt immer,
Von dem Wurm des Ich's benagt,
Matt vom eignen Klaggewimmer! —
Mach' es heil und unverzagt.

Schaue, wie es arm am Gute,
Dran nicht Roſt, nicht Motte zehrt,
Reich nur iſt am Übermute —
O Dein Schatz ſei ihm beſcheert!

Schau', wie wüſt es und verdorben,
Trug nur iſt und eitler Schein,
An der Sünde Gift geſtorben! —
Neues Leben ſchaff ihm ein.

Schaue, wie es ohne Werke
Trotzig ſeine Wege ſucht,
Früchte will der eignen Stärke! —
Gib ihm Du der Demut Frucht.

Schaue, wie es ohne Frieden,
Ab ſich müht und doch von Ruh
Träumt für's ärmliche Hienieden! —
Gib ihm Himmelsfrieden Du.

Schaue, wie es dürſtend ſchmachtet
Und nach Liebe, Liebe ſtrebt! —
Zeig' ihm denn, wo nie umnachtet,
Wechſelloſe Liebe lebt.

Heil'ger Geiſt, o nicht vergebens
Flehe ich zu Dir ſo heiß!
Auf den Wildling meines Lebens
Pfropfe Du ein Chriſtus-Reis!

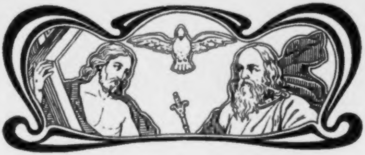

Der heil. Dreifaltigkeitsſonntag.

„Baptizantes eos in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. — Et ecce, ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem saeculi.“ *Ev. Matth. 28.*

Du haſt Dir Deine Braut geſtaltet,
In Deiner Kraft ſie ſo geweiht,
Daß ſie in Deinem Namem ſchaltet,
Hochheilige Dreifaltigkeit.
Du haſt den Zepter ihr gegeben,
Der dieſer Königin gebührt,
Und mit dem Spruch vom ew'gen Leben
Die Lippe feurig ihr berührt.

Das Kreuz in ſeiner vollen Herbe —
Das iſt ihr Zepter! er erteilt
Der Kinderſchar ein göttlich Erbe,
Wenn bei der Mutter treu ſie weilt.

Der Spruch in ſeinem engen Rahmen
Erfüllet das, was er verheißt:
Die Taufe ſpendet Gnad' im Namen
Vom Vater, Sohn und heil'gen Geiſt.

Der erſten Schöpfung Urgebilde
Entſtiegen aus der Waſſerflut,
Auf deren dunkler Chaoswilde
Der Geiſt der Kraft und Liebe ruht.
Und einem zweiten Waſſerſpiegel
Entſteigt ſie wieder neubelebt,
Als über ihr auf Silberflügel
Der Gnade Geiſt, die Taube ſchwebt.

Weil ſie aus Liebe war geſchaffen,
Steht nach der Liebe all ihr Drang;
Doch ihre Todeswunden klaffen,
Die Nacht umwölkt den irren Gang.
Sie weiß nicht wie, wohin, ſich retten,
Die Sünde lockt, ſie ſieht nicht klar,
Sie fällt in falſcher Liebe Ketten —
Sie wußte nicht, was Liebe war.

Wie bräutlich ihr der Geiſt die Stirne
Mit lichter Ehrenkrone kränzt,
Der leuchtender als die Geſtirne,
Als Sonnenmeere, ſie umglänzt —

Das ew'ge Lamm zu ihrer Rechten:
So ſteht die Braut auf's Kreuz geſtützt,
Und ſchaut aus ihren Erdennächten
Zur Taube auf, die ſie beſchützt;
Und die Millionen, die da kamen
Und kommen bis an's End' der Zeit,
Sie taufet ſie in Deinem Namen,
Hochheilige Dreifaltigkeit.

Und wer verkrüppelt in die Höhle
Der Schlangenbrut, der gift'gen, ſank —
Die ihm das Mark aus ſeiner Seele,
Das Licht aus ſeinem Auge trank —
Dem hat die Kirche neu gegeben
Das Heil, das ihm verloren war:
Sie hat geboren Den zum Leben,
Den Eva einſt zum Tod gebar.

Das Feſt des hochheiligen Fronleichnams.

„Et verbum caro factum est.“ *Ev. Joann. I, 14.*

Zur Vorveſper.

„Sacerdos in aeternum Christus Dominus secundum ordinem Melchisedech panem et vinum obtulit.“

Durch Geiſt und Waſſer neugeboren,
Vom Ausſatz, der ſie ſchlug, befreit,
Iſt jetzt die Seele auserkoren
Für's Morgenrot der Heiligkeit.
Der ſich der Sonne Strahlenſprühen
Erwählet hat zum Luſtgezelt,
Der ſieht in jenem Morgenglühen
Die heil'ge Dämmrung ſeiner Welt.

Denn jenes Roſenglanzes Flammen
Empfingen ja ihr Licht durch Ihn,
Um einſt mit ihrem Quell zuſammen
In einem Sonnenherd zu glühn.
Doch ziehn noch immer trübe Nächte
Mit Wolk' und Nebeldunſt einher,
Und machen geltend alte Rechte,
Umſpinnen ach! die Seele ſchwer.

Um dieſen Peſtqualm zu ertöten,
Errichtet Er nun den Altar
Im Licht der ew'gen Morgenröten,
Vom Glanz des ew'gen Opfers klar:
Ein Abelsopfer, deſſen Düfte
Vor Gottes Thron ein Weihrauch ſind,
Ein Balſam, der den Hauch der Grüfte
Unſchädlich macht dem Gotteskind.

Uns — uns zu Liebe und zur Ehre
Des ew'gen Vaters bringt Er dar,
Der eingeborne Sohn, der hehre,
Sein Fleiſch und Blut leibhaftig, wahr.

„denn es iſt immer doch möglich ein Mädchen aus
„dem corps de ballet zu heirathen, aber das iſt
„unmöglich bei einer Frau deren Mann noch lebt.
„Lieber Sohn, es iſt ein unbegreiflicher Unſinn, daß
„Du Dich bis zu einer Entführung haſt einlaſſen
„können! Wozu in aller Welt war denn das nöthig?
„Wollte man alle Frauen entführen für die
„man eine kleine Neigung hat, ſo würde man die
„orientaliſche Ehe und den Harem bei uns einführen
„müſſen. Man ſieht wol daß Du noch bei Deiner
„erſten Paſſion biſt. Ich bitte Dich thue ſie je
„eher je lieber ab. Mit Geld iſt in ſochem Fall
„Alles gut zu machen. Ich gebe Dir carte blanche!
„nur mache Dich los. Wie ein Unſinniger haſt Du
„gehandelt, das iſt nicht zu leugnen! aber ich beſchwöre
„Dich, mein Sohn, handle jezt nicht wie
„ein Narr. Unrecht und Thorheit ſind durch Beſonnenheit
„und Entſchloſſenheit gut zu machen,
„und ſolche Damen müſſen ja von Seiten des
„Mannes immer darauf vorbereitet ſein. Nur
„hüte Dich eine Dummheit zu begehen! die Dummheit
„iſt immer und beſonders bei ſolchem Verhältniß
„ein irreparables Unglück: wer da dumm
„handelt zieht den Kürzern. Solche Damen ſind
„ſchlau und Du biſt bei Deiner erſten Paſſion!
„Nur keine Dummheit, Gundaccar! gieb ihr keine

Als ew'ger Hoherprieſter gründet
Er dies Geheimnis wunderſam,
Selbſt der Altar, der uns entſündet,
Selbſt Opfernder und Opferlamm.

Er reicht der Engel Wunderſpeiſe
Den Hungernden beim Abendmahl,
Als Zehrung auf der Wüſtenreiſe
Durch dieſes Daſeins Tränental.
Er ſpricht: Nimm hin mein Fleiſch zum Leben,
Du wirſt in mir — in dir Ich ſein:
Mein Leib, für dich dahin gegeben,
Iſt dieſes Brot, iſt dieſer Wein.

So oft du kommſt, will Ich dich laben,
So oft du kommſt, gedenke mein;
Denn Ich, dein Gott, in dieſen Gaben
Als Gott und Menſch kehr' bei dir ein.
Haſt du mich liebend aufgenommen,
So geh' zum Kampf gerüſtet hin,
Und heil'ge dich und ſei vollkommen,
Weil Ich, dein Gott, vollkommen bin.

Ich bin bei dir bis zu dem Ende,
Mein Tod verſöhnt des Vaters Zorn,
Mein Segen füllet deine Hände,
Mein Leben iſt dein Lebensborn.
Nun geh' und halte deine Krone,
Die bräutliche, im Glauben rein,
Dann wirſt du einſt auf meinem Throne,
Auch meine Braut im Schauen ſein.

Zur Matutine.

„Hic est panis qui de coelo descendit. Qui manducat hunc panem, vivet in aeternum.“ *Ev. Jo. 6.*

Noch iſt nicht erſtanden die Sonne,
Doch jubelt die ſelige Welt
In ſüßer Erwartung, voll Wonne
Entgegen dem ſiegreichen Held,
Der heut im Triumphe durchwallet
Das Reich, ſo entſproß ſeinem Blut,
Vom jauchzenden Hymnus umhallet:
Triumph dem Hochwürdigſten Gut!

Das Lob, das durch alle Äonen
Von himmliſchen Geiſtern erklingt —

Das Lob, das auf goldenen Thronen
Die Schar der Gekröneten ſingt —
Das, Seele, mit bebendem Munde
Frohlock' unermüdlich wie ſie;
Heut preiſ' mit den Engeln im Bunde
Das Wunder der Euchariſtie.

O ſelige Kirche, du feierſt
Den Brautzug im feſtlichen Reihn,
Mit Roſen und Weihrauchduft ſchleierſt
Du vor dem Geliebten dich ein.
Er kommt von dem ewigen Hügel,
Wo blutend als Lamm Er geruht;
Er kommt auf der Liebesglut Flügel
Im ſüßen Hochwürdigſten Gut.

O ſchaue mit trunkenen Blicken,
Den göttlichen Bräutigam an,
Empfange mit ſtillem Entzücken
Den Segen, den Er dir gewann.
O Er, den die Engel umſchweben,
Dem Seraphim huldigen, ſieh!
Er Selbſt hat Sein Selbſt dir gegeben
Im Wunder der Euchariſtie.

Dir iſt es vergönnet zu hegen
Dies Kleinod, der Liebe Juwel,
In bräutliche Seelen zu legen
Das göttliche Lamm ohne Fehl.
Die Herzen in Lieb' zu entzünden
Für Ihn, der ſie liebet mit Glut,
Und der ſich aus Liebe läßt finden
Im ſüßen Hochwürdigſten Gut.

O Kirche, wie biſt du begnadet!
Du trägſt das Altarsſakrament,
Im göttlichen Blute gebadet,
Zum Ziel, das alleine Er kennt.
Du wandelſt voll Lieb' und Vertrauen,
Die Er dir in Gnaden verlieh,
Um einſt in der Glorie zu ſchauen
Den Gott — ſtatt der Euchariſtie.

Zu Laudes.

„Deus charitas est." *I Joann. IV, 16.*

Liebe weiß von keinen Schranken!
Nicht zu meſſen durch Gedanken,
Nimmt ſie ihren Wunderlauf,

Steiget zu der Seele nieder,
Schwingt mit ihr vereinigt wieder
In den Himmel froh ſich auf.

Liebe weiß von keiner Enge!
Zahllos will der Gaben Menge
Sie in Gnadenflut verleihn.
Hat ſie dann nichts mehr zu geben,
Gibt ſie liebend ſelbſt ihr Leben,
Haucht die eigne Seele ein.

Liebe weiß von keiner Sünde!
Freudig ſchlingt die Opferbinde
Um die Stirn ſie am Altar;
Will als Opfer gern verbluten,
Um zu löſchen Höllengluten,
Drin die Welt gefangen war.

O mein Heiland, mein Befreier,
Mein Erretter, Vielgetreuer,
So iſt Deiner Liebe Macht:
Kamſt für mich vom Gottesthrone,
Wardſt für mich zum Menſchenſohne,
Gingſt für mich durch Erdennacht.

Biſt für mich auf's Blut geſchlagen,
Haſt für mich das Kreuz getragen
Und des Purpurmantels Spott —
Haſt für mich Dein reines Leben
Wie ein Sünder hingegeben,
O mein Heiland, Du, mein Gott!

Wollteſt dann nach all dem Leiden
Nicht von meiner Seele ſcheiden!
Als Du auffuhrſt himmelwärts,
Ließſt Du mir, o Welterneuer,
In des Sakramentes Feier
Meines Gottes ganzes Herz.

Gönnteſt mir der Engel Speiſe,
Schlicht verhüllt nach irdiſcher Weiſe,
Ew'gen Lebens wahren Quell;
Haſt Dich erſt für mich verzehret,
Haſt mich dann mit Dir genähret,
Treueſter Emmanuel.

Laß, o laß Dein Blut mich trinken,
Mich im Wonneſchmerz verſinken,
So geliebt von Dir zu ſein.
Dir getreu laß mit Verlangen
Kreuz wie Kronen mich umfangen,
Denn ein Gott, ein Gott iſt mein!

Zur Prim.

„Praebe, fili mi, cor tuum mihi.“ *Prov. XXIII, 26.*

Mein Herze willſt Du haben?
O Herr, es iſt zu ſchlecht!
Geziert mit Meinen Gaben,
Da wird es gut und ächt.

Es kann ja nichts Dir geben,
Als Aſche ſtatt der Glut.
Ich werd’ es neu beleben,
Ich tauch’ es in Mein Blut.

Betaut von bittern Zähren,
Verlor es Glanz und Schein.
Ich werde es verklären
In all den Tränen mein.

Die Sünde hält's umwunden
Mit finſtrer Nacht und Tod.
Ich berg's in Meinen Wunden,
Da wird es roſenrot.

Es hat ja ganz verloren
Den rechten Weg zu Dir.
Am Kreuze neu geboren,
Da zieh ich es zu Mir.

Es ſucht zu widerſtreben,
Vom langen Trotz geſtählt.
Mein Liebesdurſt wird geben,
Was ihm an Liebe fehlt.

Es iſt in Gram verſchleiert,
Ihm fehlt der Unſchuld Glanz.
So werde es erneuert
Durch Meinen Dornenkranz.

Mit Undank Dein Erbarmen,
Mit Schuld lohnt Dir's ſein Glück.
Mit ausgeſpannten Armen
Wink' Ich's zu mir zurück.

Wie magſt Du, Herr, nur finden
An ſolchem Elend Reiz?
Du fragſt? — für ſeine Sünden
Hing Ich am blut'gen Kreuz.

An Deinem Liebesſchmerze
Zerſchmilzt die Seele mir.
Dann gib Mir, Kind, dein Herze,
Mein eignes nimm dafür.

Zur Terz.

„Ecce, ego vobiscum sum omnibus diebus.“
Matth. 28. 20.

Du biſt bei mir alle Tage —
Und ich zage!
Herr und König meiner Seelen.
Könnte Deine arme Magd
Wohl ein größer Glück ſich wählen,
Als dies Wort ihr zugeſagt?

Iſt es nicht des Himmels Freude,
So der Engel mit ihr teilt,
Daß im Glücke, wie im Leide
Nahe ſtets ihr Gott verweilt?

Daß an ſeines Altars Stufen
Liebend er ſie ſtets empfängt,
Daß ſie nahn darf ungerufen,
Wenn ihr Herz zu ihm ſie drängt?

Daß ſie in vertrauter Stille,
Die kein Erdenlärm verſtört,
Aus des Herzens vollſter Fülle
Zu ihm ſpricht und auf ihn hört?

Daß ſie ihre tauſend Sünden
Weinend vor ihm offen legt,
Um Barmherzigkeit zu finden,
Wie Dein Herz, o Gott, ſie hegt? — —

„Waffen in die Hand, die ſie wider Dich brau-
„chen könnte; — ich habe Mitleid mit Dir, mein
„lieber Sohn. Wie Du die Taktloſigkeit ſo weit
„treiben und Deine Mutter von dieſer etwas ſca-
„bröſen Angelegenheit unterrichten und unterhalten
„konnteſt, würde unbegreiflich ſein, wenn Dein
„ganzes Benehmen nicht deutlich zeigte, daß Du
„vollkommen den Kopf verloren haſt. Mit einem
„Vater dergleichen Punkte zu berühren kann bis-
„weilen die Nothwendigkeit gebieten; allein mit einer
„Mutter iſt das eine fürchterliche Indelicateſſe,
„welche ſie durch ihr Schweigen gerügt hat. Willſt
„Du uns beſuchen, mein Sohn, ſo können wir
„Dich nur unter der Bedingung willkommen heißen,
„daß von dem Gegenſtand dieſes Briefes durchaus
„nicht die Rede ſei. Ich halte es für beſſer daß
„Dein Liebesrauſch verfliege bevor Du kommſt.
„Dann werden wir Dich mit herzlicher Freude em-
„pfangen. Lebe wol, mein Sohn. Sei vernünftig
„und vorſichtig. Das iſt der freundſchaftliche Rath
„Deines Dich herzlich liebenden Vaters."

Dieſer Brief kam an als Gundaccar gerade aufs Zärtlichſte um Clelia beſorgt war; ſie befand ſich im Anfang einer Schwangerſchaft. Sie lag in ihrem Cabinet auf einer Chaiselongue von violettem Sammet, auf dem ihr wunderſchöner mattgefärbter

O Geliebteſter der Seelen,
Nicht genug, daß Du mich liebſt,
Um für mich den Tod zu wählen,
Daß für mich Dein Blut Du gibſt —

Nein! Du König aller Welten
Trittſt in meines Herzens Schrein,
Wie ein König zu den Zelten
Einer armen Hirtin ein.

Senkſt voll ſüßer Gnade ſtille
Dich in meine kalte Nacht,
Daß mein Herz an dieſer Fülle
Deines Herzens ſich entfacht.

Daß von Deiner Glut ein Funken
Heil'ger Lieb' in ihm entbrennt,
Daß von ſolcher Wonne trunken
Es vom Erdenglück ſich trennt.

Daß von Deiner Liebe Wogen
In der Gnade Ozean
Still verſinkend fortgezogen,
Es der Welt ſei abgetan.

O ſo laß in Wonneſchmerzen
Mich geliebet untergehn,
Gib mir Tod in Deinem Herzen,
Und mit Dir das Auferſtehn,
Ach, und ſage:
Wir ſind Eins für alle Tage!

Zur Sext.

„Ecce, sto ad ostium, et pulso.“ *Apoc. III, 20.*

Du biſt in Deine Welt gekommen,
Zu lieben ſtiegſt Du niederwärts,
Doch iſt zu keiner Lieb entglommen
Der Menſchen Bruſt von Stein und Erz.

Du ſchufſt die Welt mit Deinem Worte
Und bateſt doch: O laßt mich ein!
Und klopfteſt lind an manche Pforte
Und lauſchteſt lang auf das Herein.

Dein Kleid war rot vom Keltertreten,
Dein Haar war feucht vom nächt'gen Tau,
Voll Blut die Hand — vom Dornen jäten,
Und wund' der Fuß — vom Pfad ſo rauh.

Daß Du für ſie die Pein gelitten,
Und lebteſt, ſtarbeſt als ein Knecht,
Sie achtet's nicht — trotz Deiner Bitten!
Des Bettlers Bitte ſcheint ihr ſchlecht.

Nur Wenige haſt Du gefunden,
Die Leuchte brennend in der Hand,
Wachſam bereit zu allen Stunden,
Geſchürzt zur Reiſe das Gewand;

Bereit voll heiligem Verlangen,
Zu pilgern in's gelobte Land;
In Dir das Paſcha zu empfangen,
Des ew'gen Lebens Unterpfand.

Und dieſe Deine Gnadenkinder,
Du ladeſt heut ſie wieder ein,
Mit Dir vereinigt Überwinder
Von Welt und Fleiſch und Tod zu ſein.

Im himmelblauen Kleide heute,
Im Kranz und mit der Krone Zier,
Begrüßeſt zärtlich Du die Bräute,
Die einſt Dir öffneten die Tür.

Und heißt ſie wandeln in dem Reigen,
Der Deines Thrones Stufen kränzt;
Bis ſich der Bilder Schatten neigen,
Der ew'ge Tag für ſie erglänzt.

Zur Non.

„Aperi mihi.“ *Cant. 5. 2.*

„Tu' Mir auf“ —
Nicht das Ohr, um einzuſaugen,
Ew'ger Lehren weiſen Klang;
Nicht zum Troſte deine Augen,
Wenn der Weltwuſt in ſie drang —

Nicht den Geiſt, wenn ihm zerſtieben
End' und Anfang ſeines Seins,
Wenn das Nichts ihm iſt geblieben
Nach der wilden Jagd des Scheins.

Nein! denn Ich will bei dir bleiben,
Ich will heimiſch bei dir ruhn!
Friedige das laute Treiben,
Dämpfe dein geſchäftig Tun.

Tu' Mir auf dein tiefſtes Herze,
Weit auf, wie es ſich gebührt,
Wie das meine ſich im Schmerze
Auftat, von dem Speer berührt.

Tu' Mir auf und Mir alleine,
Keinen Göttern neben Mir!
Bin Ich nicht für dich der Eine,
Bin Ich Nichts in Wahrheit dir?

Tu' Mir auf zu dieſer Stunde,
Feſt entſchloſſen laß mich ein,
Wenn du Meiner Lanzenwunde
Balſam willſt und Heilung ſein.

Tu' Mir auf — und tauſch' zum Lohne
Ueberreich den Himmel ein;
Gibſt du Mir dein Herz zum Throne,
Will Ich Selbſt dein Himmel ſein.

Zur Prozeſſion.

„Quis est iste Rex Gloriae?"

Geebnet die Wege! geöffnet das Tor!
Es naht mit dem König ſiegjubelnd der Chor.
Was Stimme hat, lobe und preiſe ihn laut!
Was Schmuck hat, das ſchmücke ſich froh mit der Braut!

O ſenkt euch, ihr Hügel, ihr Berge euch neigt!
Ihr Donner und Stürme und Wellen, o ſchweigt!
O Sonne, entſende den lieblichſten Schein,
Der König der Glorie, der Herrſcher zieht ein.

Ihr glücklichen Seelen im ewigen Licht,
Ihr Heil'gen im Himmel, mißgönnt ihn uns nicht!
O freut euch, ihr Engel, im neunfachen Reih'n,
Der König des Weltalls — Er zieht bei uns ein.

Es dufte die Blume von Wohlgeruch reich,
Es wölbe zum Dom ſich der Baum und der Zweig,
Es ſinge Hoſanna die ganze Natur,
Ihr Schöpfer und Herrſcher durchwandelt die Flur!

O Herzen der Menſchen, wie jubelt denn ihr? —
„Er iſt der Befreier — Befreite ſind wir!
Er iſt unſer König — wer dient Ihm nicht gern,
Dem Knechte aus Liebe, dem gütigſten Herrn!“

O Andacht, wie Weihrauch ſteig' auf himmelwärts!
Glüh' rein wie die Kerzen, du gläubiges Herz!
Du ſelber heut werde zum hehren Altar,
Drauf bringe dich ſelber zum Opfer Ihm dar.

Mein Heiland und König, was kehreſt Du ſchon
Zum Zelte zurück, zu der Liebe Thron?
Wohl iſt's Deine Luſt, bei den Menſchen zu ſein,
Drum ſchließt in den Kerker die Sehnſucht Dich ein.

Im Feuer der Liebe Dein Herze dort brennt,
Mit Flammen, wie immer die Erde ſie kennt,
Bereit zu ergießen die göttliche Glut
In's Herz, das ſich ſehnt nach der läuternden Flut —

Bereit zu verſenken Dein himmliſches Sein
In's Mark unſrer Seele, in's tiefſte hinein —
Bereit zu verlieren Dich ganz und gar
In's Menſchenherz, das ſo oft treulos Dir war!

O weile, Gefangner der Liebe, verweil',
Du Held in der Liebe, Du einziges Heil!
O kette an Dich uns! O zieh' uns zu Dir —
Du biſt der Erlöſer — Erlöſte ſind wir!

Zur Veſper.

„Fortis est ut mors dilectio.“ *Cant. 8, 6.*

Er naht — er naht der finſtre Bote,
Er hat die Hand nach mir geſtreckt,
Wer weiß, ob mit dem Abendrote
Nicht ew'ge Nacht die Wimper deckt;
Ob nicht am Auge ſtarr gebrochen
Die letzte Träne hangen mag;
Ob nicht das Herz nach langem Pochen
Geſchlagen hat den letzten Schlag.

Wie iſt er ſtark — der Tod! Zu Schanden
Vor ihm wird all des Geiſtes Witz;
Wo trotzig ſtolz die Kraft geſtanden,
Er ſchmettert nieder ſie wie Blitz.
Wie üppig blüht des Lebens Fülle,
Berührt von ihm — in Staub ſie fällt;
Die reichſte, ſchönſte Hoffnung ſtille
Als Leiche in dem Arm er hält.

Wie iſt er ſtark — der Alles beuget!
Das hellſte Licht vor ihm erbleicht,
Die keckſte Lippe vor ihm ſchweiget,
Der kühnſte Sieger vor ihm weicht.

Wie iſt er ſtark! Der Schöpfung Krone,
Das Meiſterwerk — er ſchont es nicht,
Der ungerührt mit kaltem Hohne
Die Seele von dem Leibe bricht.

O ſüßer Herr des Lebens,
So mächtig iſt der Tod!
Wir fliehn vor ihm vergebens,
Mit Recht von ihm bedroht.
Doch ſeinem finſtern Walten
Genüber ſteht Dein Wort,
Daran will ich mich halten
Durch all' die Nächte fort.

Du großer Ueberwinder
Stehſt an des Grabes Rand,
Und retteſt Deine Kinder
Hinein in's ew'ge Land.
Das Blut an Deinem Kreuze,
Rubin- und Roſenrot,
Mit himmliſch ſüßem Reize
Verkündet nicht den Tod.

Kopf wie eine Perle im Schmuckkäſtchen lag. Sie war unangekleidet obwol es Abend war. Ein Schlafrock von meergrünem Atlas mit Schwan beſetzt war ihr gerade bequem geweſen. Sanftes Lampenlicht erhellte das Cabinet; das Feuer im Camin war durch einen Schirm von gemaltem Glas verdeckt. Eine Jardinière mit den lieblichſten Frühlingsblumen — man war im März — ſtand neben Clelia; Gundaccar hatte ſie ſo eben ſelbſt in ſeinem Wagen aus der Stadt mitgebracht. Er ſaß am Camin und hielt Tranquillina auf den Knieen, welche ſich die Bonbons herrlich ſchmecken ließ, die er nie für ſie vergaß. Der hervorſtechendſte Ton in dieſem kleinen Bilde war die allerweichlichſte Ueppigkeit, und in Clelia war ſie am ſtärkſten ausgedrückt, weil ihre Natur überhaupt des ſchärfſten Gepräges fähig war. Auf ihr todtenſtilles kaltes ſtrenges trauriges Leben war wie durch Magie ein halbes Jahr voll des entſchiedenſten Gegentheils gefolgt, ganz untergetaucht in Glut, Glanz, Ueppigkeit und Bewegung. Gundaccar überſtürzte ſie mit Allem was ſchmeicheln, entzücken, befriedigen, blenden und betäuben konnte. Für alle Entbehrungen ihrer langen Trennung wollte er ſie und ſich ſelbſt entſchädigen. In jedem Augenblick, mit jedem Athemzug ſuchte er ihr ſeine Liebe, Zärtlichkeit, Bewunderung und

Es kündet neues Leben,
Der Liebe Leben an,
Die Kraft ſoll es mir geben,
In der Dein Herz zerrann.
Die Seele ſoll geſunden,
Im Blute ſich erneun;
Der Tod ſoll überwunden,
Die Sünde nicht mehr ſein.

Wenn drum mit kühlem Schauer
Der dunkle Tod mich ſchreckt,
So werde ohne Trauer
Der Leib mit Staub bedeckt.
Das Aug', das tränenfeuchte,
Es ſchließe ſtill ſich zu,
Das ew'ge Licht erleuchte
Ihm ſeine Grabesruh.

Doch dann, o Herr, laß wehen
Dein königlich Panier,
Dann ruf' zum Auferſtehen,
Die Seele ruf' zu Dir.

Wie Du mit Deiner Liebe
Für mich den Staub beſiegt,
Gib, daß zu Dir aus Liebe
Auf von dem Staub ſie fliegt.

Zur Complet.

„Ego dormio, sed cor meum vigilat.“ *Cant. 5, 2.*

Zurückgekehrt iſt Er zu den Altären!
Des Tabernakels enges, dunkles Zelt
Umſchließt ihn, den der Tabor ſah verklären,
Der mit dem Finger trägt die ganze Welt.

Das Menſchenauge, überhüllt vom Staube,
Gewahret nur das zarte Opferbrot;
Den Gott gewahrt das Seelenaug', der Glaube,
Wie Du die Sonne ſiehſt im Morgenrot.

Da ruft Er willenlos, Er, deſſen Werde,
Das All der Welten aus dem Nichts gemacht;
Da ruht der Hirt inmitten ſeiner Herde
Und ſcheint zu ſchlummern — doch ſein Herze wacht.

O heil'ger Sehnſucht volle Seele ſchmiege,
Schmieg' feſt dich an dies treue Gottesherz,
Nimm's auf in deines! Sonſt nicht geht's zum Siege,
Sonſt taumelſt kraftlos du ſtets erdenwärts.

Sieh jene Leiter, deren goldne Sproſſen
Vom Erdenſtaub zum Himmelstore ſtehn;
Sieh die Geſtalten, die von Licht umfloſſen,
Umkränzt von Strahlen, ſelig aufwärts gehn.

O ſieh die hellen ſilberweißen Schleier,
Durchblinkt von ihrer Herzen Roſenglut!
Sie iſt entzündet an dem Liebesfeuer
Des Herzens, ſo auf dem Altar dort ruht.

Das hauchte ihnen jene Naphthafunken,
Die unauslöſchlichen, für's Leben ein,
Als ſie, vom Sakrament der Liebe trunken
Sich badeten in Blut und Myrrhenwein.

Das zog ſie fort und fort auf Himmelspfade,
Das macht zu Märtyrern der Liebe ſie —
Die Heiligen, die Lieblinge der Gnade,
Entſproſſen ſind ſie der Euchariſtie.

Feſt der Geburt des h. Johannes des Täufers.

„Ecce Agnus Dei.“ *Ev. Joann. I, 36.*

Du haſt Ihn uns verkündet,
Du riefſt: „O Gotteslamm,
Das eine Welt entſündet!“
Als Er zum Jordan kam.
Doch nie zuvor begrüßte
Dein Aug' den Menſchenſohn,
Du lebteſt in der Wüſte
Seit deiner Kindheit ſchon.

Denn als dich noch getragen
Verhüllt der Mutter Schoß,
Begann für dich zu tagen
Dein wunderbares Los.

Du Knabe warſt erkoren,
Von jeder Sünde rein,
Noch ehe du geboren,
Geheiliget zu ſein.

Drum flohſt du in die Wüſte,
In's Terebinthen-Tal,
Beſiegteſt die Gelüſte
Von Welt und Fleiſch zumal.
Und durch dein Büßerleben,
Allein, mit Gott allein,
Ward dir die Macht gegeben,
Sein Morgenſtern zu ſein;

Am Jordan zu erkennen,
Der iſt, eh' Abram ward,
Lamm Gottes Ihn zu nennen,
Den Golgatha erharrt;
Die ewigen Geſchicke
Klar wie den Tag zu ſehn,
Weil nur des Heiligen Blicke
Das Heilige verſtehn.

Feſt der hh. Apoſtel St. Petrus und St. Paulus.

„Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam — — et tibi dabo claves regni coelorum.“ *Ev. Math. XVI, 18—19.*

Wie Alpengipfel auf zum Himmel ſchießen,
Und Berg und Hügel, Tal und Wald und Aun,
Rings lagernd hin um die granitnen Rieſen,
Jahrtauſende der Veſte ſich vertraun; —
Und wie die weißen Gipfel blendend ragen
In's Himmelblau mit ihrem Helm von Schnee,
Und ewig Licht auf ihrer Stirne tragen,
Den Sternen nah, entrückt dem Erdenweh:

So ſtehn ſie da die beiden Glaubensrieſen,
Der Kirche Pfeiler, Männer von Granit!

Mit Schwert und Schlüſſel ſind ſie angewieſen,
Zu gehn durch alle Welt im Siegerſchritt.
Der Schlüſſel deutet uns der Sendung Erben:
Nur was er löſet — das geht himmelwärts.
Das Schwert ſagt: Ohne Liebe bis in's Sterben
Wär' all des Glaubens Werk ein tönend Erz.

Apoſtelfürſt! was war's, das dich erkoren,
Zum Fundament und Haupt der Kirche ſetzt?
Heißblüt'ger Fiſcher! warſt du nicht verloren
Durch Trotz und Scheu? — und biſt der Hirte jetzt,
Der ſichtbar an des Unſichtbaren Stelle
Die Herde weidet — und die Brüderſchar
Stärkt an des Glaubens nie verſiegter Quelle,
Die durch die Zeiten ſtrömet rein und klar.

Sein Wille war's! Das Aug des Herrn erkannte
Dein feurig Herz — und als der heil'ge Geiſt
Mit ſeiner Glut es taufte, da entbrannte
Zur Lieb' es, die herab die Gnade reißt.
So mächtig war, Gewaltiger, die Gnade,
Die ringsum dich mit Gottes Kraft umfloß,
Daß, wo ſich Kranke nahten deinem Pfade,
Dein bloßer Schatten Heilung auf ſie goß.

Sein Wille iſt's! — In dem gewaltigen Schatten
Da iſt auch heut der Herde ſichre Hut,
Da weidet ſie auf ewig grünen Matten,
Da ſtillt das Lebenswaſſer Durſtes Glut.
Und kommen Kranke — o wie friſch erheben
Sie Geiſt und Herz nach langer ſchwerer Pein.
Der ew'ge Hirte haucht ein ewig Leben
Dem Stellvertreter ſeines Amtes ein.

Und du, o Paulus, hoher Glaubensbote,
Du Völkerlehrer! dein beſiegend Wort
Gewinnt der frohen Botſchaft Geiſtigtote,
Dem Sklaven und dem Fremdling einen Hort.
In der Entzückung warſt du hingeriſſen
Zu Wonnen, die kein ſterblich Aug' geſehn,
Doch mußteſt du in Kreuzes Finſterniſſen
Durch alle Qualen der Verſuchung gehn!

Was du für's Evangelium gewonnen,
Das ſchließt der einen Herde feſt ſich an;
Die Offenbarung ſtrömt aus einem Bronnen,
Und Alle glauben, kämpfen wie ein Mann

Für den Gekreuzigten, der auferſtanden
Aus ſeinem Grabe in den Himmel flog,
Und aus der Lüge und der Sünde Banden
Empor die Seelen an ſein Kreuze zog;

In jenes Reich, zu deſſen Strahlentoren
Nur ein Weg führt, die nur ein Schlüſſel ſprengt!
Wer da nicht geht, der hat den Weg verloren,
Wer da nicht anklopft — was iſt dem verhängt? —
O glücklich wir, die wir die Pfeiler ſchauen,
Apoſtel zwei, auf denen ruht der Dom!
Die wir dem Schlüſſel und dem Schwert vertrauen,
Dem Hirten und dem heil'gen Wort zu Rom.

Verehrung auszudrücken. Für ihn, der ſonſt nie geliebt hatte, war es eine Wonne das Weib wiederzufinden, welches dieſe Regung in ihm weckte, und es ſo wiederzufinden, daß der Affect zu einem tiefen Gefühl werden konnte und mußte. Er trug ſie auf Händen und ſie ließ ſich tragen — überraſcht und doch zuverſichtlich, ſchüchtern und doch ſelbſtbewußt, unendlich anmuthig und zugleich unendlich vertrauenerweckend. „Meine Sonne“ nannte er ſie mit einem der Schmeichelnamen, welche die Liebe zuweilen ſo tiefſinnig und immer ſo graziös zu erfinden weiß; und die Bezeichnung war ganz richtig: wie eine Sonne durchglühte und belebte ſie ihn. Sie ließ ſich gehen in dem ſüßen Taumel. Durch die Liebe erlöst aus ihrem eiſernen Daſein, genoß ſie zum erſten Mal das Glück der Gegenſtand eines liebenden Cultus zu ſein. Sie ließ ſich anbeten. Hatte er ſie wie eine Göttin auf dem Altar ſeines Herzens aufgeſtellt — nun was konnte die Göttin weiter thun als ihren Olymp mit ihm theilen? Sie war indolent wie alle tiefleidenſchaftliche Naturen es ſein können. Weil nur innerer Drang das Triebrad ihres Weſens in Bewegung ſetzt — weil es für ſie demnach eine Nothwendigkeit iſt, ihr Leben von Innen nach Außen heraus — aber nicht an der Oberfläche hin zu leben: ſo fallen ſie

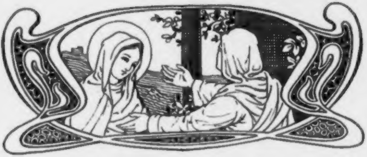

Feſt der Heimſuchung Mariä.

„Benedicta tu inter mulieres.“ *Ev. Luc. 1, 42.*

Wem rauſcht ſo melodiſch die Palme,
Wem rieſelt ſo fröhlich der Bach,
Wem neigen ſich Blumen und Halme,
Wem beugt ſich die Ceder zum Dach,
Wem lacht in ſo ſonnigem Strahle
Die grünende duftende Au? —
Sie kommt über Berge und Tale
Sie kommt, Unſre Liebe Frau!

Die Vögelein ſingen ihr Grüße,
Die Morgenluft küßt ihre Hand,
Es küßt ihr das Kräutlein die Füße,
Der Tau küßt den Saum am Gewand.

Und Eilande fern in den Meeren,
Und Sterne im himmliſchen Blau
Erwidern, die Pilgrin zu ehren,
Den Gruß Unſrer Lieben Frau.

Sie wandelt — und wo ſie geſchritten,
Da blühet es wunderbar,
Und herrlich geht ſie inmitten
Der Engel unſichtbarer Schar,
Denn wie vor der Sonne erbleichen
Die Sterne zu ſilbernem Tau,
So müſſen die Himmliſchen weichen
Dem Glanz Unſrer Lieben Frau.

Jetzt naht ſie der gaſtlichen Schwelle,
Eliſabeth ſteht in der Tür,
Vom Geiſte erfüllet zur Stelle,
Tritt ſie zu Maria herfür.
Und ſelig den Gaſt ſie empfahet:
Wie kommt mir das Glück, daß ich ſchau
Die Mutter des Herrn, daß mir nahet
Der Frauen geſegnetſte Frau!

Und ſiehe! Das Kind, das umfangen
Von Schleiern des Herzens ſie trägt,
Das drängt ſich mit Liebesverlangen
Zu Ihm, daß es ſehnend ſich regt.
Der Heilige Geiſt, der ſie Beide
Erfüllt mit prophetiſcher Schau,
Frohlocket mit ſeliger Freude
In Unſerer Lieben Frau.

Sie bringt ja zu gläubigen Seelen
Den Heiland der Welt, ihren Sohn.
Vergangene Zeiten erzählen
Ihr herrliches Gnadenlos ſchon.
Und all' die Geſchlechter lobpreiſen,
Bis tief in der Zukunft Grau,
Raſtlos in des Jubels Weiſen
Das Heil Unſrer Lieben Frau.

O trage aus himmliſchen Höhen,
In Fülle der ſeligen Ruh,
Das Heil, das der Täufer geſehen,
Auch uns, deinen Gläubigen, zu.

Denn du biſt noch immer beladen,
Du Roſe, mit myſtiſchem Tau,
Du Mutter der göttlichen Gnaden,
O du Unſre Liebe Frau!

Feſt der heiligen Büßerin St. Maria Magdalena.

„Surgam" — *Cant. 3.*

Sie hat geglaubt — ihr Glaube gab ihr Frieden,
Sie hat geliebt — ihr iſt die Schuld verziehn,
Sie hat gebüßt! — kein Aug' ſah je hienieden
So heißer Buße Flammenſchmerzen glühn.

Als ſie in Tränen aufgelöſt, von Reue
Zermalmt zu ihres Heiland's Füßen lag,
Und Er ſie nicht verſtieß — da ging auf's Neue
Vor ihrer dunkeln Seele auf der Tag.

Da ſtand ſie auf — und den Juwel der Liebe,
Den immer ſie geſucht und nirgends fand,
Weil er verfinſtert war von Staubestrübe —
Den hielt urplötzlich ſie in ihrer Hand.

Da ſtand ſie auf aus allen ihren Sünden,
Wie aus dem Kerker geht die Königin;
Und all die Flitterſchlingen, die ſie binden,
Wirft ſie für den Juwel der Liebe hin.

Da ſtand ſie auf — und ging mit Ihm zum Kreuze
Und leert den herben Kelch auf Golgatha.
Wohl abgebüßt hat ſie die Erdenreize,
Als ſie von Seinem Blut betaut ſich ſah!

Da ſtand ſie auf — und ſucht die heil'ge Leiche,
Und weint im Garten an der leeren Gruft,
Bis der Erſtandne vor die Tränenbleiche
Mildlächelnd tritt und ſein „Maria!“ ruft.

Da ſtand ſie auf — und warf in's Läutrungsfeuer
Der Buße ſich, ſo wie der Phönix tut;
Den Flammentod begehrend, um in neuer,
Erhöhter Kraft zu ſteigen aus der Glut.

Da ſtand ſie auf — aus himmliſchen Viſionen,
Die ſtrahlend durch ihr Büßerleben wehn,
Um ſchmerzgereinigt zu des Himmels Thronen
Als Phönix heil'ger Liebe einzugehn.

Feſt des heiligen Ordensſtifters St. Ignatius von Loyola.

„Ecce, ego mitto vos sicut agnos inter lupos."
Ev. Luc. 16, 3.

Seit Luzifer von ſeinem goldnen Stuhle
Aus ew'gem Lichte in den Abgrund fiel,
Kennt er ein Labſal nur im Feuerpfuhle,
Nur eine Luſt iſt ihm ſein Spiel und Ziel:
Haßt er ſich ſelber auch — er kann nicht ſterben —
So haßt er denn das Licht, das er verließ,
Und ſucht in ew'ger Nacht Die zu verderben,
Die Gott ſtatt ſeiner zu dem Lichte wies.

In alle Geiſter, die von Hochmut trunken
Ihm folgten in ſein nächtliches Gebiet,
Weiß er zu hauchen ſengend heiße Funken
Vom Haſſesherd, der ihm im Buſen ſprüht.

Sind ſie entbrannt, ſo ſchickt er die Genoſſen
In Scharen dort, vereinzelt da und hie
Zur Erde, und wo Todesfrüchte ſproſſen,
Da haben ſie gewirkt, da ſäten ſie.

Und immer gleiten ſie wie glatte Schlangen
Ganz leiſe in die unbewachte Bruſt,
Und wecken nach Verbotenem Verlangen
Und ſtacheln auf die dreifach böſe Luſt,
Und ziſchen mit geſpaltnen, gift'gen Zungen
Das alte Zauberlied: „Wirſt ſein wie Gott!“
Und ſchleppen Den, der tat, wie ſie geſungen,
Zum Höllenabgrund hin mit Fluch und Spott.

Doch eine iſt es unter dieſen Schlangen,
Die trägt ein gülden Krönlein auf dem Haupt,
Die ſpielt den König, weiß geſchickt zu fangen
Den, der an ihre falſche Hoheit glaubt.
Dem Reich des Lichts, mehr als Barbarenhorden,
Bringt ſie Gefahr — denn ſie entlarvt ſich nie;
Und Niemand weiß die Seelen ſo zu morden,
Wie dieſer Schlangenkönig Häreſie.

O ihr, von eurem Herrn als geiſt'ge Sonnen
Hoch auf den Leuchter Allen vorgeſtellt,
Iſt euer Licht in Irrlichtſchein zerronnen,
So legt ſich Todesſchatten auf die Welt;
So wächſt der Schierling da, wo Roſen ſtanden,
Der Upasbaum — wo ſonſt ein Palmenhain,
Und wo ſich Reben um die Ulme wanden,
Da wuchert das Schmarotzerunkraut drein.

Und Nebel lagern ſich mit Moderdüften
Auf's unbebaute ſumpfige Gefild,
Bebrüten Molch und Schlange in den Klüften
Verirrter Seelen! — O welch trübes Bild!
Und doch ſo treu! Denn in dem Prieſtertume
Fand Luzifer Genoſſen ſeiner Wut,
Wie in dem Silberkelch der Lilienblume
Zu niſten wagt des eklen Wurmes Brut.

Die grüßt der Schlangenkönig als die Seinen,
Schlüpft in ihr Herz, daß es voll Trotz ſich bäumt,
In ihren Geiſt, auf daß ſie ſtolz verneinen,
Und in ihr Blut, das frechbegierlich ſchäumt.

leicht der Indolenz anheim, ſobald der innere Lebensſtrom keine Felſen und Klippen zu überwinden, kein eng gedrängtes Bett, keinen raſchen Fall hat: ſondern in weiter Ebene Raum findet um ſich auszuruhen. Dieſe Ruhe thut ihm nach all den Kataraktén und Strudeln die er überwinden mußte unendlich wol; er breitet ſich gemächlich aus; er liebkost die Blumen des Ufers; er verfällt in träumeriſche Indolenz — und würde wol ganz und gar ſeinen Lauf ſo verträumen, wenn nicht ſeine eigne Natur und das Schickſal, welches der Natur ſtets die Hand reicht — zuweilen die rechte, häufiger die linke Hand — ihm nicht den Weg ſo bereiteten und wendeten, daß er urplötzlich einen Abgrund oder einen Felſen vor ſich findet. Da muß er hinunter oder herüber, und mit dieſer Nothwendigkeit erwacht er zur Energie. Eine Kette von Widerſtand zu überwinden iſt das Element der leidenſchaftlichen Natur; in langer Ruhe verliert ſie ihre Spannkraft; die brach liegenden Kräfte zerſetzen ſich und der Menſch verdirbt, erſtickt an ſeiner eigenen Fülle. Dies Ende hat der reflektirende Menſch nicht zu fürchten; er weiß ſich im ruhigen Zuſtande mehr Intereſſen zu ſchaffen, mehr Arbeit zu finden, mehr Theil zu nehmen; er breitet ſeine Kräfte mehr über die ganze Oberfläche ſeines Weſens aus und hat

Und Überläufer aus dem Reich des Lichtes,
Genügt der eigne Abfall ihnen nicht;
Uneingedenk des eignen Strafgerichtes
Ziehn ſie Millionen mit in das Gericht.

Du hellſte eine jener geiſt'gen Sonnen,
Ignatius, o Sionswächter du!
Erſtrahlend von der Wahrheit Lichtesbronnen,
Führſt du den Lichtſtrom Millionen zu.
In deinem Strahl, an deiner Glut erglühen
Nun Roſen, wo der Schierling einſt getrotzt,
Und ſtatt des Upasbaumes — Palmen blühen,
Und Traub an Traube an der Rebe ſtrotzt.

So ſendeſt deine Söhne du in Scharen,
Gewalt'ge Schnitter, auf das Erntefeld
Um Gottes Glaubensſegen treu zu wahren
Bei allen Saaten in der weiten Welt.
Stark im Gehorſam laſſen ſie ſich ſenden,
Mit reichen Garben kommen ſie zu dir;
Die Sichel in den tatenvollen Händen,
Das iſt ein Kruzifix und ein Brevier.

Feſt des heiligen Martyrers St. Laurentius.

„Qui odit animam suam in hoc mundo, in vitam aeternam custodit ea." *Ev. Jo. 12, 25.*

* * *

Sind es Roſen duftig blühend,
Um des Feſtes Saal zu ſchmücken?
Sind's Rubinen köſtlich glühend,
Königsbräute zu entzücken?
Meeresblumen dort, Korallen,
Die an goldnen Schnüren ſtrahlen?
Iſt's der Sammetpolſter wallen,
Drauf die Purpurdecken prahlen,
Drum die Sommerlüfte weben,
Drum die Balſamdüfte ſchweben,
Das die Engel rings umgeben?

Hier mit ſchlanken Palmenzweigen,
Dort mit weißem Lilienſtengel,
Da mit Fahnen, die ſich neigen,
Schweben ſie, die holden Engel!
Ihre Harfen ſüß erklingen,
Und die Flöten weich ertönen —
Iſt das nicht ein himmliſch Singen,
Das ſich löſt in Wonnetränen?
Reich geſchmückt auf's Allerbeſte
Iſt der Platz zum frohen Feſte —
Doch — wo ſind die Hochzeitsgäſte?

Sieh! ein Jüngling kommt gegangen,
Neben ihm die wilden Schergen,
Aber er kann ſein Verlangen,
Seine Seligkeit nicht bergen,
Einen Martertod zu finden,
Sich als Chriſten zu bekennen,
Sich mit Jeſu zu verbinden,
Um ſich nie von ihm zu trennen.
Und ſie zerren um die Wette
Nieder ihn zur Purpurſtätte! — —
Weh! ein Roſt! — ein Feuerbette! —

Wie das ziſcht und glüht und raucht!
Solche Qual ward nie erfunden —
Doch Laurentius meint, er taucht
In das Blut aus Jeſu Wunden,
Um in dieſem Strom der Gnaden,
Der das Irdiſche verzehret,
Seine Seele kühl zu baden,
Während Pein den Leib verheeret —
Um dem Gotteslamm zur Seite
Einzugehn im Hochzeitskleide
Zu des Himmels ſel'ger Weide.

Feſt der Himmelfahrt Mariä.

„Assumpta est Maria in coelum, gaudent Angeli."

O Wonnetag der ganzen Erde,
Voll heißem Flehn und Jubelſchall;
O Freudentag der Himmelsherde,
O Gnadentag den Sündern all!
Maria ſchwebt zum Gottesthrone
Von Engelhand getragen hin,
Empfängt vom Sohn die ew'ge Krone,
Maria iſt nun Königin.

Nun weben ſtrahlend ihr die Sterne
Das Diadem um's Angeſicht!
Als Schemel ihres Fußes gerne
Dient ihr des Mondes mildes Licht.

Die Sonnen ſchmelzen weich zuſammen
In Morgenrot und Abendgold,
Und weben aus den Roſenflammen
Ihr einen Mantel wunderhold.

Wie ſchöne Schmetterlinge ſchweben,
Beſeligt in der Sonne Strahl,
So huldigen ihr mit Freudebeben
Die Engelſcharen allzumal.
Mit lilienreinen Händen halten
Sie ihres weiten Mantels Rand,
Und breiten ſeine lichten Falten
Beſchützend über Meer und Land.

Den Thron erbauen ſie aus Roſen,
Aus Palmen einen Baldachin,
Der goldnen Harfen ſüßes Koſen,
Melodiſch weht's durch Blumen hin.
Als Teppich dient der Regenbogen,
Entſtiegen aus den Tränen lind,
Die ſtill in lauter Wonne Wogen
Der Engel weint um's Menſchenkind.

O Menſchenkind, ſieh deines Gleichen
Auf ew'gem Thron im Königskleid!
O ſieh der Engel Glanz erbleichen
Vor ihrer Wunderherrlichkeit!
O ſieh, ein Weib aus Staub geboren,
Beherrſchend jetzt den Cherubin!
Ein Weib, das einſt die Welt verloren,
Jetzt — aller Himmel Königin.

Die Alten auf den goldnen Stühlen,
Die Seraphim in Liebesglut,
Unſchuld'ge Kindlein, die dort ſpielen
Im ewig heitern Kindesmut,
Die Lehrer mit dem Honigmunde,
Propheten mit dem tiefen Wort,
Der Martyr mit verklärter Wunde,
Sie knien All' am Throne dort.

Der Jungfraun wundervoller Reigen,
Der Prieſter heil'ge Opferſchar,
Der ew'gen Wahrheit treue Zeugen,
Die großen Büßer reueklar —

Sie jubeln durch die Himmelsweiten,
Zum Fuß des Thrones hingeſchmiegt:
Maria wollte für uns ſtreiten,
Maria hat für uns geſiegt!

Und Alle, die zum Kampf auf Erden
Mit hochgeſchwungnem Banner ziehn,
Und die, um heilig einſt zu werden,
Nicht vor dem Schmerz des Opfers fliehn,
Und die ſich auf das Kreuze lehnen,
Auf ihren Hort, mit heil'gem Trutz,
Und die nichts haben als nur Tränen —
Maria iſt ihr Aller Schutz.

Dann iſt noch Eine — die ſteht ferne,
Im Schatten, wagt ſich nicht hervor,
Und ſchaut zum holden Meeresſterne
Mit ihrer armen Lieb' empor,
Und fleht: Zum ärmſten deiner Kinder
Sieh gnadenvoll und mildreich hin,
Du Königin der armen Sünder,
Denk an mich arme Sünderin!

Feſt des heil. Abtes und Kirchenlehrers St. Bernardus.

„Memorare, o piissima Virgo Maria.“ *St. Bern.*

Duftig ſteigt in Sarons Tale
Aus der grünen Blätter Pracht,
Wie Rubinen aus Smaragd,
Eine Roſ' im Sonnenſtrahle,
Und das goldne Licht der Sonnen
Und der Blume roſig Licht
Trennen ihre Flammen nicht —
Beid' in Liebe ſind zerronnen.

Eine Biene kommt geflogen,
Sucht ein ſüßes Honigmahl;
Aber keine Blum' im Tal
Hat die Biene angezogen,

Als die Roſe — die alleine,
Ganz von Sonnenlicht durchwebt,
Selbſt ein Sonnenleben lebt —
Sie, die Gnadenvolle, Reine.

Denn Maria iſt die Roſe;
Und ein Jüngling hoher Art,
Demantfeſt und lilienzart,
Flieht der wilden Welt Getoſe,
Flieht der Erde wüſt Getriebe,
Ihre Nektarbecher ſchal,
Ihre Blumenkränze fahl —
Sucht im Himmel ſeine Liebe.

Als Maria er geſunden,
Und durch ſie den Gottesſohn,
Herrſchend von des Kreuzes Thron,
Bleibt er ſüß mit ihr verbunden.
Wie die Bien', im Kelch verſunken,
Satt ſich ſchlürft am Blütenſtaub,
Heimwärts trägt den ſüßen Raub —
So von Liebe iſt er trunken.

daher unendlich viel mehr Berührungs- und Anknüpfspunkte mit der ganzen Außenwelt, daher ſelten Langeweile, ſelten Abſpannung, ſelten entſchiedene Sympathien und Antipathien. Aber weil ſeine Natur mehr auf friedliche Gleichmäßigkeit eingerichtet iſt, ſo kann ſie ihre Lichtſeiten auch nur in entſprechenden Zuſtänden entfalten. Werden ihr Felſen und Klippen auf den Pfad geſchleudert, ſo zerſplittert ſie ſich leicht bei dem Verſuch ſie zu überwinden, oder langt athemlos und gebrochen jenſeits derſelben an, völlig unfähig ſich zu einem neuen Lauf zu ſammeln. Der reflektirenden Natur iſt der Kampf des Lebens leicht zu ſchwer — und der leidenſchaftlichen die Ruhe des Lebens. — — —

„Clelia, wie ſchön biſt Du!“ ſagte Gundaccar nach einer langen Stille in der er ſie ſtumm betrachtet hatte, wie ſie in der milden Beleuchtung vom ſanften Farbenton getragen, in maleriſch ausdrucksvoller Stellung beide Arme über dem Kopf gekreuzt unbeweglich dalag, und nur zuweilen langſam die breiten Augenlieder aufhob um ihn und Tranquillina anzuſehen. „Keine Tizianſche Venus iſt ſo ſchön.“

„Das kommt daher, entgegnete Clelia reizend ſpöttiſch, weil keine einen ſo ſchönen Schlafrock trägt.“

Und er zieht die Schar der Seinen
Zu der Gottesliebe hin,
Der fünf Brüder Kriegerſinn
Muß im Kloſter ihm ſich einen.
Glühend, daß er ſie gewinne,
Reißt ſein gottentflammtes Wort
Tauſende zum ſichern Port
Von Clairvaux in heil'ger Minne.

Und von ſeinem Honigmunde
Fließt ein neuer Flammenſtrom,
Als die Klage tönt von Rom:
Chriſten, ſeht die tiefe Wunde!
Seht das heil'ge Land in Ketten!
Wo das Kreuz, die Krippe ſtand —
Schaltet frech der Heiden Hand —
Chriſten auf, ihr müßt es retten!

Horch! Bernardus ruft zum Kreuze,
Und von heil'gem Mut entbrannt
Ziehet aus das Abendland —
O das Kreuz hat ſeine Reize!

Doch er wird hinauf gezogen,
Immer himmliſcher geſinnt,
Wie der Tropfen Tau zerrinnt,
Der die Sonne aufgeſogen.

Und in ſtrahlenden Viſionen,
In der Wunder hehrer Nacht,
Drin ihm taget ew'ge Pracht,
Mag nur ſeine Seele wohnen.
Stieg ſie mit des Aars Geſieder
Auf zur höchſten Sonnenbahn,
Sinkt zurück ſie, wie der Schwan,
Tönt verhallend ſüße Lieder.

Einen Regenbogenrahmen
Um das Kreuz und um ſein Herz,
Bilden ihm in Luſt und Schmerz
Jeſu und Mariä Namen.
Aufgelöſt von heil'gem Sehnen
Vor dem Muttergottesbild,
Seufzt er: Jungfrau ſüß und mild —
Und verläßt dies Tal der Tränen.

Feſt der heiligen Witwe und Ordensſtifterin St. Francisca de Chantal.

„Inventa una pretiosa margarita abiit et emit eam.“
Ev. Matth. 13, 46.

Sie hat die Perle früh gefunden
Und treu in reiner Bruſt gehegt!
An reiches Glück der Welt gebunden,
Im vollen Kranz der Freudenſtunden,
Ward ſie von Gnade nur bewegt.

Ihr Auge hing am Himmelreiche,
Ihr Herz am Seelenbräutigam.
In Demut trug ſie blut'ge Streiche;
An des Gemahls geliebter Leiche
Stand ſie ergeben wie ein Lamm.

Nun war ihr Erdenglück zeronnen,
Nun tauchte ſie ihr ganzes Sein,
So wie der Aar in's Licht der Sonnen,
So wie der Schwan in Silberbronnen,
In Gottes heil'ge Liebe ein.

Und als noch ſchwache Stunden kamen,
Griff ſie zum glühend roten Erz
Und brannte Jeſu ſüßen Namen
— Zu ihrer Opferung das Amen —
In Flammenzügen auf ihr Herz.

Nun iſt umſonſt des Vaters Bitte,
Der lieben Kinder flehend Wort;
Gott ruft ſie ab aus ihrer Mitte,
Und weinend ſtumm, mit feſtem Schritte
Geht über ihren Sohn ſie fort.

Sie, die ſo reich an allen Gaben,
An Lieb, an Schönheit — macht ſich arm,
Um an dem Reichtum ſich zu laben,
Der karg hier darbt, um dort zu haben,
Reich nur an fremder Not und Harm.

Und wie ſie ſich der Armut Schwelle
Zum Haus erwählt, der Tröſtung bar,
So ſchmiegt des ſtolzen Herzens Welle
Sie eng in des Gehorſams Zelle,
Gehorſam, wie's ihr Meiſter war.

Und Er, der ſagte: hundertfalten
Für das, was du Mir gabſt — geb' Ich! —
Er hat auch ihr ſein Wort gehalten:
Ein kraftvoll ſegenreiches Walten
Regt in dem frommen Hauſe ſich.

Für all das Gut, das ſie gegeben,
Gibt Er nun hundert Klöſter hin;
Statt in der Kinder Kreis zu leben,
Ihr nach erkorne Töchter ſtreben,
Der großen Ordensſtifterin.

Und ſtatt des Vaters ward zum Lohne
Ein Vater ihrer Seel' erteilt,
Ein Heiliger, mit dem zur Krone
Des ew'gen Lebens vor dem Throne
Des Gotteslammes froh ſie eilt.

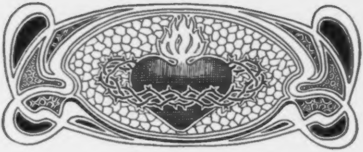

Feſt des h. Biſchofs und Kirchenvaters St. Auguſtinus.

„On veut trouver la vie dans ce qu'on aime."
Conf. III, 1.

Ein lodernd Herze, das mit ſeinen Flammen
An zwei der Ketten angeſchmiedet ſchwebt,
Die beide aus dem Durſt nach Liebe ſtammen,
Der unauslöſchlich in den Herzen lebt!
Zum tiefſten Abgrund reicht die eine Kette,
Und jedes Glied an ihr iſt glühend Erz,
Und Schlangen ſchillernd gleiten um die Wette
An dieſen Ringen auf- und niederwärts.

Ihr Ende ruht in ewig dunkeln Nächten,
Wohin kein Dämmerſtrahl des Lichtes fällt;
Ein finſtrer Engel in der rieſ'gen Rechten
Mit wildem Blicke krampfhaft feſt ſie hält.

Die and're Kette ſteigt in Demantringen
Empor zur Sonnenhöhe leuchtend klar,
Wie ſich des Weihrauchs Wolken aufwärts ſchlingen,
Beim heil'gen Opfer vor dem Hochaltar.

Ihr Ende ſchwimmt in eines Sees Wogen,
Deß goldner Spiegel dehnt ſich ohne Strand;
Ein lächelnd Kind, zur ſtillen Flut gebogen,
Hält treu und feſt die Kette in der Hand.
Es ſchwankt das Herz an dieſen beiden Ketten,
Wie auf der Flut vor Anker ſchwankt der Kahn;
Es kann ſich droben — kann ſich unten betten:
In wahrer Liebe und im Liebeswahn.

O Elend erſten Abfalls! Jene Feſſel,
Die Martern bringt, die nimmer Ruhe gönnt,
Des Abfalls Sohn erwählt ſie frei! Die Neſſel
Drückt er in's Herz, die ihm das Herz verbrennt.
Wohl zuckt durch's Herz der ew'gen Schönheit Ahnen,
Nach Lieb' und Wahrheit ächzt die öde Bruſt,
Und dennoch wählt zur Hölle er die Bahnen,
Wählt ihre Feuerkette: böſe Luſt:

Der Stolz des Lebens und der Sinne Flammen,
Und falſchen Wiſſens Gier — des Geiſtes Fluch —
Sie ſchmieden jene Kette ſtark zuſammen,
Die Auguſtinus in Verzweiflung trug.
Er ringt, er ſchreit, er ſchmachtet nach dem Leben,
Das ohne Wechſel aus der Liebe quillt,
Und nähret doch ein heimlich Widerſtreben,
Das wegzuwerfen, was ſein Herz nicht füllt.

Doch, Sohn des Abfalls, biſt auch Sohn der Gnade!
Der gute Hirt folgt ſeinem Schäflein treu,
Bewachet ſorgſam all die irren Pfade,
Erſpähet, wann die Stunde günſtig ſei.
Kein Staubgeborner kennet die Sekunde,
Wo Gnade wie ein Blitz rührt irdiſchen Sinn,
Und wo der Wille reicht die Hand zum Bunde,
Und zu der Gnade ſpricht: Jetzt nimm mich hin!

Und auch für Auguſtinus kam die Stunde,
Die ſelige, wo er den Todesſchlaf
Abſchüttelte — und wo zum Höllengrunde
Die Schlangenkette fuhr — und wo der Sklav

Als Herrſcher einzog in die Stadt der Seele,
Und hinter ſich das Tor des Willens ſchloß,
Und mit dem Gnadenwaſſer ſeine Fehle,
Mit Reuetränen ſeine Schuld begoß;

Und wo ſein Herz, ein lodernd Liebesfeuer,
Für ewig an der Demantkette hing;
Und wo ein heil'ger Gram, der Reue teuer,
Die Tage der Vergangenheit umfing —
Der Wahrheit Quell, den er ſo lang gemieden,
Durch die erlöſte Bruſt ſich labend wand —
Und er, der ruheloſe, Ruh' und Frieden
In Gottes Stadt, der Gottesliebe fand.

Feſt der Geburt Mariä.

„Maria, de qua natus est Jesus.“ —
Ev. Matth. 1, 16.

Laß dich tauſendmal begrüßen,
Du vielholdes liebes Kind!
Sieh uns jubelnd dir zu Füßen,
Wie's die Engel jubelnd ſind.
Jedes Herz im Freudendrange
Nehm' an deinem Feſte Teil,
Du zertrittſt den Kopf der Schlange,
Allen Menſchen bringſt du Heil.

Heute gibt's im Himmelsſaale
Einen Feſttag zu begehn,
Weil im dunkeln Erdentale,
Kindlein, du das Licht geſehn.

Gundaccar antwortete nur durch eine Miene die deutlich ausdrückte daß er kein beſondres Gewicht auf dieſen vortreflichen Schlafrock lege.

„Gundaccar .... fuhr ſie nach einer Pauſe fort, was iſt die Schönheit?“

„Das fragſt Du mich! rief er verwundert; — aber, Kind, die Schönheit iſt ja Dein Geheimniß! wir Andern wiſſen nichts Weſentliches von ihr! nach Zollen mögten wir ſie meſſen, in Linien ſie begrenzen, in dieſe und jene Farbe ſie tauchen, in dieſe und jene Form ſie bannen, durch die Harmonie aller Theile ſie erklären, und mit dem Allen bringen wir es ſo weit, daß wir ſie als eine Kunſtfigur, als einen nach allen Regeln der Schönheit conſtruirten Automaten, als ein dem Modell, der Anatomie und der Antike entlehntes Product vor uns ſehen! O das iſt ſie nicht!“

„Aber was denn, Gundaccar? .... thaut ſie wie das Licht verklärend von Außen auf uns herab? entwickelt ſie ſich in uns aus myſteriöſen Elementen? umrieſelt ſie uns oder erſteht ſie aus uns? .... und wo iſt ihr Quell?“

„Frag' mich nicht! rief er; ich habe Dir gegenüber nur eine Antwort: die Schönheit — biſt Du ſelbſt; Du löſeſt mir ihr Geheimniß. Schönheit iſt der höchſte Ausdruck des Lebens — doch nicht des

Nicht Geſchöpfe, ſel'ge Geiſter
Freu'n allein ſich Deiner heut —
Auch der Schöpfer, Herr und Meiſter
Einig in Dreifaltigkeit.

Ew'ger Vater! dieſen Schimmer,
Dieſen Abglanz Deiner Pracht,
Trug in Deiner Schöpfung nimmer,
Was da ſchuf je Deine Macht!
Sie, die unbefleckt empfangen,
Sündenlos Dir lebt und rein —
O wie muß Dein Auge hangen
An der liebſten Tochter Dein.

Milder Sohn! der Du die Seelen
Nur nach ihrer Demut wägſt,
Heute kannſt Du ſie erwählen,
Der Du Dich in's Herze legſt.
Heute haſt Du ſie gefunden,
Mutter ſie nach Deinem Sinn,
Haſt Dein Herz ihr ſchon verbunden,
Unſrer Miterlöſerin.

Heil'ger Geiſt, der Liebe Quelle,
Dein Verlangen wird erfüllt!
Siehe, wie der Liebe Welle
In dem Kinde überquillt.
Jungfräulich wird ſie umfangen
Gottes Sohn, ihr anvertraut,
Wird vor keinem Opfer bangen,
Deine jungfräuliche Braut.

Sel'ges Kind! die Himmelskrone
Flechten ſchon die Engel Dir,
Deinem reichen Gnadenthrone
Nahn als arme Bettler wir;
Gnaden kannſt Du zahllos ſtreuen,
Gottes Schätze ſind ja Dein!
Tut ſich Gott im Himmel freuen,
Gnadenfroh laß uns auch ſein.

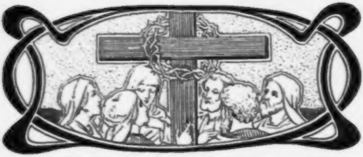

Feſt der Erhöhung des heiligen Kreuzes.

„Et ego, si exaltatus fuero a terra, omnia traham ad meipsum.“ *Ev. Jo. 12, 32.*

Im Himmel Du — und wir hienieden,
In Glorie Du — und wir in Nacht,
Du ſelig in des Sieges Frieden,
Im Staube wir, in Kerkers Schacht!
Vor dem die Engel bang erſcheinen,
Du herrſchend auf dem ew'gen Thron —
Was, o mein Heiland, kann vereinen
Das Menſchenkind dem Gottesſohn?

Das Kreuze iſt's, das Du erfunden,
Das, menſchgeworden, Du umfingſt,
Woran Du die drei blut'gen Stunden
Vor Deinem bittern Tode hingſt;

Das mächtiger denn Himmelsfreuden
Dich zog zum Blut- und Tränental
Der Erd' und ihrer Sündenleiden —
Das Kreuz — des Heiles ſelig Mal.

Das iſt der Welt nun aufgepräget,
Und das erlöſte Aug' erblickt,
Wie es an jedes Herz ſich leget,
An jede Bruſt ſich leiſe drückt;
Wie es mit linden Mutterarmen
Dem Zagenden ſo tröſtlich winkt,
Als Rettungsanker voll Erbarmen
In's Meer der tiefſten Sünden ſinkt; —

Als Leuchtturm über Klippen ſchwebet,
Dem Kahn zum Heil in Sturmesnacht;
Als Banner mächtig ſich erhebet,
Wo wild im Herzen tobt die Schlacht;
Als Feuerſäule vor den Schritten
Des Pilgers zieht im Wüſtenſand;
Als Ruhbett harrt, wo heiß geſtritten
Der Streiter, der den Sieg verſtand.

Der Gott — am Kreuz hat Er vollzogen
Sein Brautfeſt mit der Kreatur;
Vom heißen Liebesdrang bewogen,
Eint Er ſich ihrer Staubnatur,
Und ſtirbt geſtraft für ihre Sünden
In Angſt und Qual der Menſchen Tod,
Und läßt ſie Gottes Leben finden
In Ewigkeit — durch Seinen Tod.

Ja! dieſer Liebe heilig Zeichen,
Das iſt des Kreuzes blut'ger Stern.
Drum wandeln, ohne zu erbleichen,
Die Heiligen den Kreuzweg gern.
Er ſtieg zum Kreuz herab — ſie ſteigen
Hinauf und Seinem Herzen nah
Im feierlichen lichten Reigen
Zum Brautfeſt auf Calvaria.

Feſt der erſten chriſtlichen Märtyrin, der heiligen Jungfrau St. Thekla.

„Liberasti me a rugientibus praeparatis ad escam.“
Eccl. 51.

Der Jungfrau Sohn iſt in die Welt gekommen
Mit jungfräulicher Liebe weißem Kranz;
In jungfräulichen Seelen iſt entglommen
Verlangen nach der weißen Roſe Glanz —
Verlangen nach des Namens ſüßem Schalle,
Womit das weiße Lamm die Bräute grüßt,
Die, weiß vom Kleide, ſtets ihm folgen Alle,
Von deren Mund ein neues Lied Ihm fließt.

Als Thekla hört — den Griechen fremde Mähre —
Von dieſem Gott, der reinen Jungfrau Sohn,
Der eine wunderbare Liebeslehre
Den Seelen predigt von dem Kreuzesthron:

Da wendet raſch ſie von dem Gift, dem ſüßen,
Der Griechenweisheit ab den hohen Sinn
Und ſetzet ſich zu des Apoſtels Füßen,
Sankt Pauli ernſte, fromme Jüngerin.

Da wendet ſie ſich ab von jenem Schatten,
Den dieſe Erde Glück der Liebe nennt,
Verſchmäht den ihr erkornen jungen Gatten,
Weil eine andre Liebe in ihr brennt —
Weil ſie Maria's Sohn, den Gott, den Reinen,
Den Bräutigam der Jungfraun ſich erwählt,
Und um im Opfer ſich mit ihm zu einen,
Mit Leib und Seele ſich nur ihm vermählt.

O wehe ihr! Die weiße Roſenblume
Mißgönnet ihr der Toren blinde Wut!
Da geht ſie ſelig zu dem Martertume,
Zur roten Roſe, hochgefärbt in Blut.
Doch ſieh! Die Leoparden und die Leuen,
Die wild mit gier'gem Rachen Thekla nahn,
Wie wunderbar bezähmt zurück ſie ſcheuen,
Und ſchleichen winſelnd aus des Zirkus Bahn!

Zum Scheiterhaufen denn! Ein lohend Feuer
Vollzieh der Götter Rache an dem Weib!
Doch ſieh! die Flamme weht als goldner Schleier
Um Thekla's keuſchen jungfräulichen Leib.
Wohlan! was nicht den Beſtien iſt gelungen
Und was der Scheiterhaufen nicht getan —
Vollenden mögen es die Natterzungen,
Laß ſehen, was vermag der Viper Zahn!

Hinweg mit ihr zur grauſen Schlucht der Schlangen,
Dort ſei der trotz'gen Törin ſichres Grab! —
Und wilde Henkersfäuſte ſie umfangen
Und ſtürzen in den Abgrund ſie hinab.
Doch ſieh'! ein Blitzſtrahl fährt mit ihr hernieder
Und trifft das giftig züngelnde Getier;
Noch einmal ſchäumt's und bäumt's im Ring ſich wieder,
Und hingeſchmettert liegt's zu Füßen ihr.

Da überfällt ein namenloſen Grauen
Die Henker ſelbſt, ſie heißen Thekla gehn. —
Sie ging — und mit demſelben Gottvertrauen,
Womit ſie Leu und Natter angeſehn —

Zu dem Geliebten in die tiefſte Öde,
Und diente ihm mit jungfräulichem Sinn,
Und kämpfte einſam durch des Lebens Fehde,
Zum ew'gen Brautkranz ſich als Siegerin.

Denn nicht Triumph ob Drache, Leu und Flammen,
Gewährt dem Kämpfer höchſten Siegesruhm,
Und nicht nur Martern, die von dorther ſtammen,
Gewähren Anrecht an das Martertum.
Nein! Thekla's Siege waren erſt vollkommen,
Als ſie die Drachen der Natur bezwang,
Und durch die Flammen, ihrer Bruſt entglommen,
Sich rein mit jungfräulicher Seele rang.

Feſt des h. Erzengels St. Michael.

„Quis ut Deus?“

O Held, der du gen Luzifer
mit Flammenſchwert einſt rangeſt,
Und des Gehorſams Apoſtat
und ſeinen Aufruhr zwangeſt;
Der mit den treuen Engeln du
die abgefallnen bandeſt,
Und mutig in Gehorſams Kraft
die Hölle überwandeſt;

Der du gen Satans Liſte ſtandſt,
um Moyſes Grab zu ſchützen,
Für Joſua und Gedeon,
um ſie im Kampf zu ſtützen;

einſeitigen Lebens in ſeiner nur ſinnlichen oder nur geiſtigen Richtung, ſondern eines Lebens das vollendet wie die Einheit und vollkommen wie die Allſeitigkeit iſt. Die Verſinnlichung dieſes Mirakels iſt Schönheit! in unſrer verzerrten, mißbildeten, ſitten- und characterloſen Welt kann ſie demnach nicht zu Hauſe ſein; drum haben die Menſchen im Allgemeinen auch kein Auge für ſie, und nennen das ſchön was ſie frappirt. Findet man eine Perſon — gleichviel ob Mann ob Frau! — möglichſt lang, möglichſt ſchlank, mit möglichſt großen Augen, feiner Naſe und kleinem Mund: flugs heißt ſie ſchön! — Mit dieſer falſchen Münze hab' ich mich nie begnügen mögen. Weil durch Dich das höchſte Leben der Liebe zu der entzückenden Verſinnlichung gelangt; welche der Liebe gebührt: darum biſt Du einzig ſchön."

„Das iſt eine Schmeichelei aber keine Erklärung, Gundaccar."

„Sage lieber eine Wahrheit — denn auch die läßt ſich nicht erklären."

Ein Diener unterbrach das Geſpräch indem er einen Brief überreichte.

„Von meinem Vater!" rief Gundaccar.

Urplötzlich veränderte ſich die ganze Szene! die Blätter der Roſen fielen ab; die Dornen kamen

Für Iſrael, als es in Haft
an Babels Flüſſen klagte,
Bis ihm befreit das Morgenrot
auf Sions Höhen tagte —

Du Feldherr aller Himmliſchen,
du Führer ſel'ger Heere,
Du Rüſtzeug Gottes, auserwählt
zu Seiner Kirche Ehre,
O ſchaue aus dem Reich des Lichts
auf's dunkle Tal der Erde,
Und kämpfe vor mit blankem Schwert
der auserwählten Herde.

Wohl haben wir das Kreuzpanier,
uns feſt herum zu ſcharen,
Wohl auch den heil'gen Leib des Herrn,
Die Streitkraft uns zu wahren
Sein heilig Opfer, täglich neu,
um uns an Gott zu binden;
Sein heilig Blut im Sakrament,
als Bad für unſre Sünden.

Doch ach! des Satans Liſt iſt groß,
ach, groß wie unſre Schwäche!
Hält er uns feſt, ſo retten uns
nicht Klag' und Tränenbäche!
Er ſchlinget uns in Feſſeln ein,
die ſcheinbar roſig blühen;
Doch falſch iſt dieſer Roſenglanz —
es iſt der Hölle glühen.

Einſt fiel der ſchöne Morgenſtern
vom Himmel aus dem Reigen
Der Cherubim, die ſtrahlend ſich
dem Thron des Lichtes neigen.
O wenn ſich vom Gehorſam macht
der ſchönſte Cherub ledig —
Was bleibt dann uns als das Gebet:
„Gott ſei mir Sünder gnädig!"

Und weil Er's iſt, ſo gab er dich
zum Horte unſern Seelen.
Umſtrahlſt uns mit der Wahrheit Schild,
daß wir den Weg nicht fehlen.

Gen ew'ge Nacht für's ew'ge Licht
kämpfſt ſiegreich du die Kriege —
O hilf auch uns im letzten Streit
mit Deinem Schwert zum Siege.

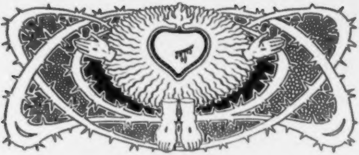

Feſt des heiligen Ordensſtifters St. Franziskus Seraphikus.

„Mein Gott und mein Alles!“ St. Fr. Seraph.

Wundervoll Gebenedeiter,
Sel'ger Armut ſel'ger Sohn,
Von der Erde Wucht Befreiter,
Seraphgleich hienieden ſchon;
Nichts haſt du genannt dein eigen,
Alles ließt du ſelig dreiſt,
Arm wie's Vöglein auf den Zweigen,
Arm an Gütern, arm im Geiſt.

Froh entronnen irdiſchen Wogen,
Schwimmend in der Gnade Meer,
Biſt du durch die Welt gezogen,
Arm wie Chriſtus, reich wie Er.

Denn in dem erlöſten Herzen
Trugſt du, jeder Habe bar,
Deines Meiſters Liebesſchmerzen,
Der dein „Gott und Alles“ war.

Von der Sünde Mal geneſen,
Schauteſt mit verklärtem Blick
Du zur Lieb’, die dich erleſen,
Hell hinauf und hell zurück.
Aus der Gottesliebe Bronnen
Schöpfteſt du den ſüßen Strahl,
Der da glühet mehr als Sonnen,
Lichtend Tag und Nacht zumal;

Der die Freuden und die Schmerzen
Kläret mit der Liebe Luſt,
Wie zu legen du im Herzen
Leid und Freud auf’s Kreuz gewußt;
Den als Zepter du geſchwungen
Siegreich über alle Welt,
Weil der Haft du dich entrungen,
Drin der Fluch verſtrickt uns hält;

Den als Blitz du kühn geſchmettert
In des Lebens irre Nacht,
Der Dein Leuchtturm, ſturmumwettert,
Manchem Schiff iſt Troſteswacht;
Der die Lippen dir entriegelt
Segnend zu der Liebe Preis;
Der die Predigt dir beſiegelt,
Schmelzend all der Herzen Eis.

Darum flohn zahlloſe Seelen
Froh zu dir, der Armut Sohn,
Leidensdurſtig zu erwählen
Der Entſagung Dornenthron;
Denn ſie ſah'n dich durch die Worte
Der Verheißung überreich:
Geiſtig Armen tut die Pforte
Auf ſich an dem Himmelreich.

Darum mit Geſtirn und Blume
Sprachſt du traulich ohne Scheu,
Riefſt zu Gottes Preis und Ruhme
Dir die Vögelein herbei.

Sangeſt frohe Matutinen
Mit den Schwalben groß und klein,
Und gebieteſt Schweigen ihnen,
Wenn du beten willſt allein.

Denn du lebteſt nicht das Leben
Des gefangnen Adams-Sohn,
Ueber die Natur erheben
Dich gewalt'ge Siege ſchon.
Um ſo mehr wirſt du ihr Meiſter,
Als du unterjochſt dein Ich;
Höher ſtets zum Reich der Geiſter
Schwingſt mit ſtarkem Flug du dich.

In des Schauens trunknen Tränen
Schwebſt du in Alverno's Hain;
Sieh! Ein Seraph ſtillt dein Sehnen,
Ganz mit Jeſu Eins zu ſein,
Trifft dich, an das Kreuz gebunden,
Mit dem Feuerpfeile mild:
Tragend deines Meiſters Wunden,
Stirbſt du, ſein vollendet Bild.

Feſt der heiligen Kloſterjungfrau
St. Thereſia.

„Quien a Dios tiene
„Nada le falta —
„Solo Dios basta.“ St. Teresa.

Wer ſich an Gott ſchmiegt,
Dem wird nichts fehlen —
Gott nur genügt.

Schimmernde Taube! ſtill auf den Höhen
Seligen Karmels ruhet dein Flug,
Heiligen Geiſtes tiefinnerſtes Wehen
Zeigt dir, was je die Propheten geſehen,
Trägt dich, wohin die Erwählten er trug;

Hebet dich hoch wie auf Adlers Gefieder,
Badet dein Aug’ in der Urquelle Licht,
Öffnet dein Ohr für ſeraphiſche Lieder,
Senket in deine Entzückung ſich nieder,
Küßt deinen Mund, der Seraphiſches ſpricht.

Tochter des Karmels, wer lehrte dich beten,
Gab dir das Wort, das der Himmel erhört?
Biſt du die Schülerin alter Propheten,
Horchteſt du, wie ſie lobprieſen und flehten? — —
Nein! nur die Liebe hat dich belehrt!

Tochter des Karmels, wer lehrte dich lieben?
Flammte der Seraph mit Gluten dich an?
Hatteſt Äonen du, um dich zu üben?
War deine Seele in Eden geblieben? — —
Nein! nur dein Bräutigam hat es getan!

Tochter des Karmels, wie biſt du zu neiden!
Hebt ſich nicht wonnig frohlockend dein Herz,
Schwebend im Äther unſäglicher Freuden,
Ewig geborgen vor Qualen und Leiden? — —
Nein! — dein Geliebter gibt Trübſal und Schmerz.

Schickt Er den Engel — bald hat er gefunden
Mit dem entzündeten Pfeil deine Bruſt.
Untergetaucht in das Blut ſeiner Wunden,
Sollſt du bei ihm nur am Kreuze geſunden,
Finden, gleich Ihm, in dem Leid deine Luſt.

Läßt Er ſein göttliches Antlitz dich ſchauen,
Spricht Er dir Troſt in die Seele hinein —
Schleunig verbannt aus den himmliſchen Auen,
Schleicht in dein Herz ein unnennbares Grauen,
Fühlſt in der Trennung verdoppelte Pein.

Aber du leerteſt den Becher, den herben,
Hielteſt wie Nektar ihn hoch in der Hand.
Wer nicht um Leiden der Liebe will werben,
Wer ſich nicht ſehnet vor Liebe zu ſterben,
Hat nie die göttliche Liebe gekannt.

zum Vorſchein. Als Gundaccar den Brief nahm, winkte Clelia ſchweigend Tranquillina vom Schooß des Vaters zu ſich heran. Sie richtete ſich auf und da ſie ſich unwillkürlich zittern fühlte umſchlang ſie die Kleine und drückte deren Köpfchen an ihre Bruſt. So, mit dem Kinde im Arm durfte ſie ja nicht zittern. Kaum hatte Gundaccar den Brief erbrochen, als Clelia auch ſchon eine ſolche Zerſtörung auf ſeinem Antlitz wahrnahm, daß ſie ſagte:

„Es iſt ſehr ſpät, Tranquillina! küſſe dem Papa die Hand und geh ſchlafen.“

Die Kleine gehorchte und lief zum Vater. Der las eben die Worte: „Du haſt eine Mätreſſe genommen.“ Ein furchtbarer Zorn durchſchütterte ihn. Er wehrte das Kind heftig ab, ſprang auf und ſtampfte mit dem Fuß voll der ungeduldigen Reizbarkeit nervöſer Menſchen, denen die Selbſtbeherrſchung in kleinen Dingen noch ſchwerer wird als bei großen Veranlaſſungen. Tranquillina, entſetzt über dieſe ungewohnte Behandlung ihres ſonſt ſo zärtlichen Vaters brach in Thränen aus und mit heftigem Aerger rief Gundaccar:

„Nur fort mit dem Kinde! nur fort fort fort!“

Clelia war aufgeſprungen. Sie brachte Tranquillina zu deren Wärterin und verließ ſie erſt nach-

Feſt Aller-Heiligen.

„Beati sunt etc.“

Selig ſind, die, arm im Geiſte,
Reich nur durch der Demut Zier!
Kindesdemut gilt das Meiſte:
Denn das Himmelreich iſt ihr.

Selig ſind die ſanften Seelen,
Die nicht kennen Zorn und Hohn,
Still nur ihre Sünden zählen:
Selig ſie auf Erden ſchon.

Selig ſind, die Trauer tragen
Bei des irdiſchen Flitterſchein:
Nach den flücht'gen Schmerzenstagen
Will Gott ſelbſt ihr Tröſter ſein.

Selig ſind, die raſtlos ſtreben,
Hungernd nach Vollkommenheit:
Er, der Lebensbrot gegeben,
Sättigt ſie zur rechten Zeit.

Selig, die Erbarmen üben,
Und die Hand, die liebend gibt:
Gott wird die barmherzig lieben,
Die im Nächſten Ihn geliebt.

Selig ſind die Herzensreinen,
Wandelnd auf der Unſchuld Au'n:
Die hienieden Ihm ſich einen,
Werden Gott einſt droben ſchau'n.

Selig ſind, die Frieden haben,
So die Zwietracht nie gekannt:
Ew'ger Frieden ſoll ſie laben,
Kinder Gottes einſt genannt.

Selig, die Verfolgung leiden,
Weil ſie folgen Gottes Sohn:
Er vergilt mit Himmelsfreuden,
Er wird Selbſt ihr großer Lohn.

Wie acht goldne Bäume ſteigen
Dieſe Worte auf, ſo klar;
Unter ihren vollen Zweigen
Sammelt ſich der Heiligen Schar.

Wollen ſie die Frucht genießen,
Die am Tag ſo lieblich lacht,
Müſſen ſie den Baum begießen
In der Tränen Regennacht.

Wollen ſie den Lohn erringen,
Wollen ſie den ew'gen Sieg:
Müſſen ſie den Himmel zwingen,
Selber künden ſich den Krieg.

Sind ſie droben — o dann mißt Er
Voll das Maß, mehr als gerecht!
Wir, der Heiligen Geſchwiſter,
Sind vom nämlichen Geſchlecht.

Sind mit ſeinem Fleiſch genähret,
Und mit ſeinem Blut erkauft;
Durch ſein Wort ſind wir belehret,
Seinem Namen nur getauft.

Und wir wollten träg' und feige
Nicht Gewalt dem Himmel tun?
Pflegen nicht die goldnen Zweige,
Vor der Zeit behaglich ruhn?

O ihr Heil'gen, das ſei ferne,
Dieſes Elend wendet ab!
Kämpfen wollen wir ja gerne,
So wie ihr, bis in das Grab.

Bittet, daß für uns vergoſſen
Nicht umſonſt ſei Gottes Blut,
Daß wir nicht umſonſt genoſſen
All des ew'gen Heiles Gut!

Bittet, daß im Strom der Gnaden,
Fließend von des Kreuzes Höhn,
Wir den alten Menſchen baden
Und dann himmliſch auferſtehn.

Bittet, daß beim Tempelbaue,
Dran Er will der Eckſtein ſein,
Jeglichen von uns Er ſchaue
Recht als den lebend'gen Stein.

Bittet! — ſtrecket eure Hände
Raſtlos zu dem Throne hin!
Bittet um ein ſelig Ende
Für mich arme Sünderin!

Aller-Seelen-Tag.

„Requiem aeternam."

Ihre Sieger hat die Kirche droben
Licht geſcharet um des Lamms Panier,
Auf die Throne im Triumph erhoben,
Ihre Stirn geſchmückt mit Königszier.
Ihre Streiter hat die Kirch' hienieden —
Selig, wer zu ihnen ward geſchart!
Denn es geht durch Krieg zum großen Frieden,
Und zur Heimat nach der Pilgerfahrt.

Ihre leidenden und armen Glieder
Hat die Kirche in der Zwiſchenwelt,
Die für unſre abgeſchiednen Brüder
Zwiſchen Erd' und Himmel Gott geſtellt.

Denn die Gnadenzeit, um Ihm zu dienen,
Iſt geſchwunden mit dem Erdenlicht,
Und des Himmels Sonnen ſcheinen ihnen,
Die vom Staub befleckt, noch lange nicht.

Nur der Reine ſchwebt auf Engelſchwingen
Zu dem reinen Lamm im Paradies;
Nur der Reine kann zum Antlitz dringen
Gottes, wie der Heiland es verhieß.
Nur den Reinen trägt die reine Liebe,
Die vollkommne, in den Gottesſchoß!
Unſrer Liebe, irr im Weltgetriebe,
Fällt ſobald nicht dieſes ſüße Los.

Unſre Liebe, wie Asbeſt in Flammen,
Muß die Feuerprobe erſt beſtehn,
Muß wie Gold aus Schlacken erſt zuſammen
Schmelzend aus der Läutrung Tiegel gehn.
Unſre Liebe, die das Kreuz hier ſcheute,
Hier den Weg des Kreuzes floh ſo bang,
Dieſen kurzen Weg der Königsbräute —
O wie klagt ſie, daß der dort ſo lang!

Arme Seelen! Eures Wirkens Stunden
Sie erloſchen mit der Erde Schein;
Stille Nacht hält leidend euch gebunden,
Euch verzehrt der Sehnſucht herbſte Pein.
Arme Seelen! ach, wie ſchmerzdurchglühet
Späht hinauf ihr nach dem ew'gen Tag!
Ach, wie lauſcht ihr heiß und abgemühet,
Ob der Gnade Wort euch rufen mag!

Arme Seelen, trauert nicht zu bitter,
Denn der Kirche Kinder ſeid auch ihr;
Und die treue Mutter bricht das Gitter,
Öffnet eures dunklen Kerkers Tür,
Bringt das heil'ge Opfer für euch heute,
Das Erlöſungsopfer zärtlich dar,
Und mit Liebe gibt euch das Geleite
Des Gebets der Chriſtenbrüder Schar.

Freuet euch und jubelt, arme Seelen,
Daß ihr Kinder dieſer Mutter ſeid,
Die euch Lieb' und Gnade, nicht zu zählen,
Ueber's Grab hinaus mit Treue weiht.

Von der Wiege bis zum letzten Schritte
Geht ihr Troſt und Labung nimmer aus,
Und allendlich führt euch ihre Bitte
In's erſehnte, ew'ge Vaterhaus.

Feſt der Kirchweihe.

„Ecce tabernaculum Dei cum hominibus.“ *Apoc. 21.*

Mit dir hab' ich mein Lied begonnen,
Für dich verklingt der letzte Laut!
Ein Tröpflein Tau iſt ſo zerronnen
In Glut und Glanz der ew'gen Sonnen,
O heil'ge Kirche, Gottesbraut!

Geſammelt haſt du deine Kinder,
Genährt am Herzen liebewarm;
Der echten Perle ſel'ge Finder,
Den Büßer, wie den armen Sünder,
Sie all umſchließt dein Mutterarm.

Da ſind ſie, die Du, Herr, gegeben,
— Spricht heut Dein mildes frohes Wort —

dem es ihr gelungen war ſie zu beſchwichtigen. Sie hofte Gundaccar würde ſich inzwiſchen geſammelt haben; allein ſie fand ihn in derſelben Aufregung. Er hörte und ſah nicht, er ging hin und her im Zimmer, er ſtieß zornige Worte ohne Zuſammenhang aus. Clelia hatte oftmals Achatz in Ausbrüchen des wildeſten Zornes geſehen und war unendlich gelaſſen dabei geblieben. Er war ihr gleichgültig, er konnte ſie auf keine Weiſe rühren. Aber ſie liebte Gundaccar und darum zitterte ſie, für ihn, vor ihm. Sie gehörte zu den Naturen die unverwundbar ſind — außer am Herzen; da ſind ſie verwundbar. Als Gundaccar ſie gar nicht beachtete, fragte ſie endlich beklommen:

„Kannſt Du mir nicht mittheilen, was Dein Vater ſchreibt?“

Er warf ihr den Brief auf den Schooß. Die harten Ausdrücke deſſelben, die Graf Osnat gefliſſentlich gewählt hatte um einen Abgrund voll Mißachtung vor ſeinem Sohn zu eröfnen, ſchnitten ihr um Gundaccars Willen die Seele entzwei; jezt begriff ſie ſeinen Zorn und ihre ſcheue Angſt brach ſich in Thränen. Er blieb mit untergeſchlagenen Armen vor ihr ſtehen und ſagte hart:

„Jede Thräne welche Du in dieſer Angelegenheit weinſt, iſt ein Vorwurf für mich: alſo ſpare ſie.“

Gerettet für das ew'ge Leben,
Sieh', wie das Herz zu Dir ſie heben
Verſammelt am geweihten Ort.

Wo du, o Herr, in ihrer Mitte
Voll grenzenloſer Liebe weilſt,
Auf dem Altar in dunkler Hütte
Umringt von Klage, Hoffnung, Bitte,
Das Erdenleid der Deinen heilſt.

Da ſind ſie! Keines iſt verloren!
Beſprengt hat ſie das Gotteslamm
Mit ſeinem Blut und neugeboren
Sind ſie zu Bräuten auserkoren
Für Ihn, der Seelen Bräutigam.

Nun knien ſie vor Deinem Throne,
Dem irdiſchen, auf dem Altar,
Und ſeh'n im Glauben jene Krone,
Die Du, dem ſchweren Kampf zum Lohne,
Verheißen haſt der treuen Schar.

Gib ihnen, Herr, den Kranz der Ehren,
Bezahlt mit Dorn, der Dich umwand,
Daß weiße Kleid, das ſie begehren,
Und trockne ihres Auges Zähren
Mit Deiner wund durchbohrten Hand.

Laß ihre Namen eingetragen
Im Buch des ew'gen Lebens ſtehn,
Daß überwindend ſie entſagen,
Und nicht, wann es wird aufgeſchlagen,
Zur Linken Dir verloren gehn.

Laß ihrer Stirn das heil'ge Zeichen!
Nie löſch' es aus, nie ſtrahl' es matt!
Mag leuchtend es zum Tage reichen,
Wenn Sonn' und Sterne ſcheu erbleichen
Im Wunderglanz der Gottesſtadt.

Wann einſt der Kampf iſt ausgeſtritten,
Vom Lamm beſieget Tod und Welt,
Dann öffneſt Du der Himmel Mitten
Und ſammelſt zu den ew'gen Hütten
Sie, die hier dienten Deinem Zelt.

Dann ſinken alle Staubesſchleier,
Zerſtiebt der Lüge bunter Schaum,
Des Sündenſieges Ungeheuer,
Erliſcht des Scheines flackernd Feuer,
Zerrinnt der Erde Nebeltraum.

Dann tun ſich auf die Perlentüren
Vor den kriſtallnen Straßen weit,
Die zu des Thrones Stufen führen,
Wo Engel goldne Harfen rühren,
Wo Du gebeutſt in Herrlichkeit.

Wo unterm ew'gen Sternendome
Du thronſt von Cherubsglut umglüht;
Wo am lebend'gen Waſſerſtrome,
Umweht vom himmliſchen Arome,
Der Baum der Frucht des Lebens blüht.

Von wo Dein Wort das All durchklinget:
„Ich komme bald! Mit Mir der Lohn!
O ſelig, wer da kämpft und ringet,
Und ſelig, wer gewaſchen bringet
Sein Kleid in Blut vor Meinen Thron!“

Der letzte Sonntag im Kirchenjahr.

„Tunc parebit signum Filii hominis in coelo et tunc plangent omnes Tribus terrae.“ *Ev. Matth. 14.*

Wenn Du wieder wirſt erſcheinen
In des Richters ſtrenger Macht,
O was wird das für ein Weinen!
In den Herzen — welche Nacht!
Wenn der Gnade Sonnenwende
Nimmermehr der Erde winkt,
Wenn der Sünde Spiel zu Ende
Und die Welt in Flammen ſinkt!

Wenn die Stern' vom Himmel fallen,
Hin der Sonne ſtolzes Licht,
Wenn Poſaunen drohend hallen
Kündend an das Weltgericht!

Wenn die Toten auferſtehen
Aus dem Grabe jäh geweckt,
All' ſich Alle wiederſehen,
Von Entſetzen wachgeſchreckt.

Wenn das Kreuz, das Kreuz erſcheinet
Und der Richter dran gelehnt
Richtet — nicht wie wir's gemeinet,
Wie's der faule Knecht gewähnt.
Unbeſtechlich wird Er winken,
Unerbittlich iſt der Spruch:
Die zur Rechten! — Die zur Linken!
Ew'ges Heil! — Weh, ew'ger Fluch!

Herr, wie ſollen wir's ertragen,
Wir erliegen heißer Angſt!
Ach, der Tag wird mir ſchon tagen,
Wenn die Seele Du verlangſt!
Die gewaltigen Geſichte
Wohl dem Weltall ferne drohn,
Doch im einzelnen Gerichte
Nahen Jeglichem ſie ſchon.

Jeden wirſt Du prüfend fragen:
Tateſt du, was Ich gebot?
Haſt du treu Mein Kreuz getragen?
Heilteſt du des Bruders Not?
Lebteſt du nach den Geboten? —
Wohl! ſo geh' zum Leben ein!
Doch wenn nicht — wirſt mit den Toten
Ewig du begraben ſein.

Hab' Ich nicht an dich verſchwendet
All das reiche ew'ge Gut?
Ward Ich ſelber nicht geſendet,
Floß für dich nicht all mein Blut?
Hab mein Wort Ich nicht geſprochen,
Tröſtend dich in jeder Qual?
Ach! und nicht das Brot gebrochen,
Deiner Seele ſelig Mahl?

Hat der heil'ge Geiſt ergoſſen
Nicht auf dich den Gnadenſtrom?
Machts nicht er zum Genoſſen
Deines Gottes dich, Atom!

Wardſt nicht wieder du geboren,
Kind du Meiner Braut genannt?
Auserleſen, auserkoren,
Fielſt du an der Mutter Hand? —

Alles hab' ich, Herr der Gnaden,
Blut und Liebe, Lehr' und Licht,
Doch mit tiefer Schuld beladen
Bangt mir ſehr vor dem Gericht.
Drum, bei Deiner Herzenswunde!
Gib das Eine, was mir Not:
Gnade meiner letzten Stunde,
In Maria's Schoß den Tod —
Amen.

BIBLIOTHE
REGIA
MONACENS

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

An die Kirche 15

Erſte Abteilung.

Die Inkarnation.

Der erſte Adventſonntag 21

Der zweite Adventſonntag 26

Der dritte Adventſonntag 31

Der vierte Adventſonntag 36

Die großen Antiphonen 38

- I. „O Sapientia!" 40
- II. „O Adonai!" 42
- III. „O radix Jesse!" 45
- IV. „O clavis David!" 49
- V. „O Oriens!" 53
- VI. „O Rex gentium!" 57
- VII. „O Emmanuel!" 61

Das heilige Weihnachtsfeſt.

1. Die heilige Nacht 65
2. Die Morgendämmerung 68
3. Der Tag 70

Der zweite Weihnachtstag (Stefan) 75
Feſt der heil. unſchuldigen Kinder 79
Feſt der Beſchneidung des Herrn (Neujahrstag.) 81
Feſt der Erſcheinung des Herrn (Heiliger Dreikönigstag.) 84
Feſt der Darſtellung Jeſu im Tempel (Mariä Lichtmeß.) 91
Erſter Sonntag nach Epiphanie 95
Zweiter Sonntag nach Epiphanie 97
Dritter Sonntag nach Epiphanie 99
Vierter Sonntag nach Epiphanie 101
Fünfter Sonntag nach Epiphanie 103
Sechſter Sonntag nach Epiphanie 105
Der Sonntag Septuageſima 107
Der Sonntag nach Sexageſima 109
Der Sonntag Quinquageſima 111

Zweite Abteilung.

Die Paſſion.

Der Aſchermittwoch 115
Feſt der fünf Wunden unſeres Herrn Jeſu Chriſti. 119
Der erſte Faſtenſonntag 124

Der zweite Faſtenſonntag 128
Der dritte Faſtenſonntag 132
Der vierte Faſtenſonntag 135
Der Paſſionsſonntag 138
Feſt der Dornenkrone unſeres Herrn Jeſu Chriſti 142
Der Palmſonntag 146
Lamentationen 150
Der Kardonnerstag 155

Der Karfreitag

I. Die Improperien 160
II. Die myſtiſche Paſſion 162
III. Die Paſſion 166
IV. Die Kreuzesanbetung 169
Der Karſamstag 174
Oſtertag 178
Oſtermontag 182

Dritte Abteilung.

Die Euchariſtie.

Der weiße Sonntag 189
Erſter Sonntag nach Oſtern 192
Zweiter Sonntag nach Oſtern 194
Dritter Sonntag nach Oſtern 196
Vierter Sonntag nach Oſtern 198
Fünfter Sonntag nach Oſtern 200
Feſt der Himmelfahrt Chriſti 202

Aber nun nachdem er die ſeltſame Befriedigung gehabt hatte an dem Geliebteſten ſeinen Zorn auszulaſſen, nun ſchwand die grollende Stimmung plötzlich. Er ſetzte ſich zu Clelia, umſchlang ſie zärtlich und ſagte:

„Laß mich Deine lieben Augen küſſen bis ſie wieder heiter werden; ſüße Clelia! .... und dann wollen wir zuſammen den grauſamen Brief leſen.“

Sie war zu bewegt um antworten zu können, ſie lächelte ihn nur an mit ſo himmliſcher Sanftmuth und Zärtlichkeit daß er weich ſagte:

„O Du Engel! Dir weh thun wollen iſt Staub auf einen Stern ſtreuen wollen! die Gemeinheit reicht nicht bis zu Dir hinauf.“

„Wenn Deine Eltern mich nur kennen — mir nur Gelegenheit geben würden von ihnen gekannt zu werden: ſo würden ſie beſſer von Dir und mir denken, mein armer Gundaccar“ — entgegnete Clelia ſich an ihn ſchmiegend.

„Iſt einmal ein Vorurtheil nicht blos gefaßt, ſondern hat man ſich auch mit Ueberlegung entſchloſſen es feſt zu halten — wie es hier der Fall zu ſein ſcheint — dann iſt man gepanzert gegen die beſſere Erkenntniß,“ ſagte Gundaccar nachdenklich und trübe.

„Aber wenn ich nie dieſen tödtlichen Widerwillen

Sechſter Sonntag nach Oſtern 206
Pfingſtſonntag 209
Pfingſtmontag 214
Der heilige Dreifaltigkeitsſonntag 117
Das Feſt des hochheiligen Fronleichnams.
  Zur Vorveſper 221
  Zur Matutine 224
  Zu Laudes 226
  Zur Prim 229
  Zur Terz 231
  Zur Sext 154
  Zur Non 236
  Zur Prozeſſion 238
  Zur Veſper 241
  Zur Complet 244
Feſt der Geburt des h. Johannes des Täufers . 247
Feſt der hh. Apoſtel St. Petrus und St. Paulus 249
Feſt der Heimſuchung Mariä 253
Feſt der heiligen Büßerin St. Maria Magdalena 257
Feſt der heiligen Ordensſtifterin St. Ignatius von Loyola 260
Feſt des heiligen Martyrers St. Laurentius . . 264
Feſt der Himmelfahrt Mariä 267
Feſt des heil. Abtes und Kirchenlehrers St. Bernardus 271

Feſt der heiligen Witwe und Ordensſtifterin St. Francisca de Chantal 275
Feſt des h. Biſchofs und Kirchenvaters St. Auguſtinus 278
Feſt der Geburt Mariä 282
Feſt der Erhöhung des heiligen Kreuzes . . . 285
Feſt der erſten chriſtlichen Märtyrin, der heiligen Jungfrau St. Thekla 288
Feſt des heiligen Erzengels St. Michael . . . 292
Feſt des heiligen Ordensſtifters St. Franziskus Seraphikus 296
Feſt der heiligen Kloſterjungfrau St. Thereſia . 300
Feſt Aller-Heiligen 303
Aller-Seelen-Tag 308
Feſt der Kirchweihe 312
Der letzte Sonntag im Kirchenjahr 316

114, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke

2 [illegible] 31. Band.

Von

Babylon nach Jeruſalem.

Regensburg. [illegible]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Von Babylon nach Jeruſalem.

Von
Babylon nach Jeruſalem.

überwinden kann, brach Clelia aus, ſo reiße ich ja eine ewige Kluft zwiſchen Eltern und Sohn.“

„Die Zeit verſöhnt!“ ſagte er beſchwichtigend.

„Glaubſt Du es in dieſem Fall, Gundaccar?“

„Ich will es hoffen, ſüße Clelia.“

„Aber glaubſt Du es auch?“ fragte ſie eindringlich.

„An Dich glaub’ ich, mein Engel, an alles Wahre, Gute und Schöne in Dir, und daher auch an Deine ſiegreiche Macht über Lüge und Bosheit. Weſen wie Du können viel überwinden .... vielleicht Alles. Ja, an Dich glaub ich! nur an Dich.“

„Nein nein, Gundaccar! rief ſie beängſtigt, nein! nicht ſo ausſchließlich, ſo einzig an mich! Glaube an Gott, glaube“ .... — —

„Ich glaube an eine unendliche Liebe, unterbrach er ſie ſanft, die barmherzig genug iſt mich zu erlöſen von allem Uebel, und mich zu verſöhnen mit allem Leid — ſogar von und mit mir ſelbſt. Und der Bote dieſer Liebe biſt Du.“

„Gott ſegne Dich für dies Wort, Gundaccar! rief Clelia mit ſtralendem verklärten Antlitz. So ſpricht man nicht zu einer von den Frauen in deren Reihe Dein Vater wähnt mich ſtellen zu dürfen! nicht wahr .... ſo nicht? — Ich weiß ja und fühle auch daß meine Stellung jezt ſchief iſt, auch

Soli Deo Gloria!

Ich glaube! — O, wenn es Worte gäbe, um die Empfindungen auszudrücken, mit denen ich ſage: ich glaube! Es reichen ſich darin ich weiß nicht was für ein unirdiſches Glück, für ein unirdiſcher Schmerz die Hand: gefunden zu haben die ewige Wahrheit, aber — wie ſpät! Doch immer, doch durch das ganze Leben hindurch den Durſt nach jener, die Sehnſucht nach dieſer gehabt zu haben; aber ihren Quell zu finden — wie ſpät! Sich ſagen zu müſſen, daß vielleicht nur eine einzige ſtärkere Bewegung des Willens, ein einziger entſchiedener Schritt des innerſten Weſens zum Licht der Erkenntnis mich ſchon vor Jahren auf den Pfad hätten bringen können, auf dem ich jetzt gehe — o ja, das wär' ein bitterer Schmerz, wenn er nicht überwältigt würde durch das unſterbliche Siegesgefühl, das den ganzen Menſchen ergreift und ſein irdiſches Leben dermaßen mit dem ewigen zuſammenſchmilzt, daß er vergißt, nach Tagen und nach Jahren zu rechnen, weil Tage und Jahre einen andern Inhalt, einen andern Wert, eine andere Bedeutung bekommen — wenn er ſagt: Ich glaube! — Mit dieſem Gefühle müſſen in alten Zeiten Siegesboten aus gewonnenen Schlachten heimgeeilt ſein in die Vaterſtadt, um zu verkünden, daß der Feind gewichen und überwältigt ſei. Er iſt ſehr müde, der arme Bote, und ganz beſtaubt, und blutet aus ſeinen Wunden, und ſeine Waffen ſind auch ganz abgenutzt; — die übrigen ſehen es! Er ſelbſt aber ſieht es nicht, weiß und merkt es nicht; und wenn er's wüßte, ſo wär' es ihm ganz einerlei! denn ſeine Seele iſt nur erfüllt von dem einen: Sieg! ruft er, Sieg! das Vaterland iſt gerettet! — Und ſo rufe ich, der ſehr arme Bote, dennoch tauſendmal glücklicher als jener, der nur über irdiſche Schlachten triumphierte: Sieg! das Vaterland iſt gewonnen! ich glaube!

Doch wer glaubte denn nicht? Aus fernſten Zeiten, aus verſchollnen Jahrtauſenden, von untergegangenen Völkern, von unerklärten Denkmalen und Ruinen, aus geheimnisvollen Religionen, aus rohen Fetiſchdienſten, aus embryoniſchen Ahnungen, aus tiefſinnigen Myſterien, aus wilden Horden, aus fein ziviliſierten Staaten — all überall tritt der Glaube als religiöſes Gefühl uns entgegen. Wenn das iſt — warum denn dieſer Jubel, dieſe Seligkeit? dann werde doch ich nicht einzig und allein in der Nacht des Unglaubens verwildert geweſen ſein, ſondern auch meinesteils geglaubt haben? O ja, ich glaubte. Aber! — — „Die Teufel glauben auch — und zittern.“ Eva glaubte auch der Schlange und fiel. Die Egypter glaubten auch — an den Apis; die Phönizier auch — an Baal und Aſtarte; der Götzendiener auch — an den hölzernen Klotz, den er zu einem Bilde zurecht geſchnitzt hat, und zwar aus demſelben Baum, der ihm Holz zum Kochen und zur Feuerung gegeben — wie der erhabene Iſaias in trauriger Majeſtät dieſe Seelenblindheit beſchreibt und mit den Worten endet: „Sein Anteil iſt Aſche; ſein töricht Herz betet davor anſtatt ſeine Seele zu retten.“ (Iſaias 44, 13—20.) — O ja — ich glaubte! an einen ſelbſtgeſchaffenen Gott — und mein Anteil war Aſche! an Idole — und ſie ſanken in den Staub oder — in’s Grab, und mein Anteil war Aſche. Sie konnten nicht meine Seele retten, nicht ſie tröſten, nicht ſie erlöſen, nicht ſie heiligen; mein Anteil war Aſche. Mein Herr und mein Gott! wie traurig iſt es, bekennen zu müſſen, daß ich ſo lange, ſo tief, ſo innig, ſo feſt und warm etwas geglaubt habe, was Du nicht warſt und was ich doch mit unbefangener Verwegenheit Gott nannte. Und ich gab dieſem Etwas Deine Attribute, ſtellte mich unter ſeine

Hand, fühlte mich ſo ſicher unter ſeiner Leitung, als ob es die der ewigen Wahrheit, der göttlichen Liebe ſei! fühlte mich der Unſterblichkeit gewiß, der Vergebung der Sünden, des ewigen Lebens — weil ich es brauchte, weil ich mich darnach ſehnte, weil ich nicht mit dem rätſelhaften Daſein fertig werden konnte, ohne es in dieſer Weiſe zu deuten — weil ich eben ein ſehr lebhaftes, religiöſes Gefühl hatte, wie das ſehr gut beim Götzendienſt ſtattfinden kann. Aber mein Anteil war Aſche, denn dies Gefühl vermochte nicht, meine Seele zu retten, als der Augenblick kam, wo es hieß: Was willſt du jetzt? gänzlichen Abfall oder gänzliche Unterwerfung? — Mit all meinem religiöſen Gefühl ſtand ich am Abfall. O, das war eine fürchterliche Zeit, und ich kann gar nicht begreifen, daß ich erſt kürzlich aus ihr herausgetreten bin. Mir iſt zu Sinn, als hätte ich ſie vor hundert Jahren durchgemacht, dermaßen fern liegt ſie mir. Doch nicht fern genug, um nicht ſie, um nicht die ganze Epoche, deren Ende ſie war, deutlich überſehen und mit großer Klarheit erkennen zu können.

Wie in einer unterirdiſchen Höle habe ich mein ganzes Leben bis vor wenig Monaten hingebracht. Ich ſchmückte dieſe Höhle nach beſten Kräften, mit großer Anſtrengung, mit aufrichtiger Liebe, unter manchem Mühſal, unter ſehr vielen, heißen Tränen — und ſtets mit der feſten Überzeugung, daß ſie keine Höhle, ſondern ein heiliger Tempel ſei. Ich zündete Lampen, Kerzen und Fackeln in ihr an — ſo hell, wie der arme Geiſt es vermogte, und trug Blumen in ſie hinein, ſo viel deren das arme Herz fand. Ich errichtete Altäre in ihr und opferte meinen Idolen: Liebe, Wahrheit, Ruhm — dieſe drei Genien, welche, je nachdem ſie in der erlöſten oder unerlöſten Seele ihre Gezelte aufſchlagen, zum Abgrund oder in die Glorie führen. Die Liebe in der unerlöſten Natur — und der Menſch fällt mit ihr in eine Sklaverei ſeines Ichs, die um ſo gefährlicher iſt, als alles, was in ihm natürlich gut — für ſie bereit zu jedem Opfer iſt. Man will leiden mit dem geliebten Gegenſtand, und entbehren und trauern und opfern und gar nichts haben, und ihn allein glücklich machen; und aus dieſem Sehnen und Streben ſteigt ein ſo feiner, ſüßer, duftiger Egoismus auf, daß er, wie das Arom der ſchönen Lilie, der lieblichen Orangenblüte betäubend, lähmend, berauſchend wirkt, ſo daß, ſelbſt wenn keine Enttäuſchungen eintreten ſollten, Entnervung und Abſpannung ſich einſtellen, und das Herz ſo ſchwer und müde machen, daß es zu Zeiten erliegen möchte vor einer geheimnisvollen Traurigkeit, die wie ein melancholiſcher Schatten auftaucht und zu flüſtern verſucht: „Haſt du auch wirklich dasjenige gefunden, was für alle Ewigkeit dir genügt und dich befriedigt und der Quell deines wahren

Glückes iſt?" — Und wenn man tapfer „Ja" antwortet, ſo klingt das oft wie „Ach!" — und ſagt man „Ach!" ſo weiß man oft ſelbſt nicht recht, was alles darin enthalten iſt von jenem — ich möchte ihn nennen idealiſchen Schmerz, der, wie Ixion, die Göttin aus ſeinen Armen als eine leere Wolke entſchweben ſieht. Weil das Ich ſich nährt mit der ganzen Kraft der Liebe: ſo nimmt es immenſe Proportionen an und treibt die Selbſtſucht bis auf die feinſte äußerſte Spitze, wo es eigentlich immer an einem Haar über dem Abgrund ſchwebt. Und weil es ſchwebt, ſo bildet es ſich ein, es ſei im Himmel — oder doch nahe dabei. O Verblendung! — In der erlöſten Natur iſt es gerade umgekehrt: das Ich nährt mit ſeinem Opfer die Kraft der Liebe und verſchwindet allmählich, bis es als ein wüſter Komet unter den Horizont hinabſinkt und im ewigen Oſten die Sonne der Gnade aufgeht, deren Strahl die Liebe ſo entzündet, wie er einſt das Opfer auf dem Altar Abels entzündete und es angenehm vor Gott machte, weil es Gott geweiht war.

Das Streben nach Wahrheit richtet ebenſo große Verwirrung in der unerlöſten Natur an, als die Liebe. Man hat keinen feſten Ausgang, denn man ſteht nicht ſo, daß man in den ewigen Mittelpunkt, in die göttliche Offenbarung, gelaſſen und demütig, zuverſichtlich und beſeligt ſchaute; man ſteht ſchief zu ihr, oder ſeitwärts, oder kehrt ihr gar den Rücken zu. Man ſieht den Fokus nicht; man weiß nicht, von wo die Strahlen auslaufen; Licht und Schatten rieſeln ſeltſam durcheinander, phantaſtiſche Gebilde erzeugend, an denen man Wohlgefallen hat, weil ſie wunderlich und tauſenderlei Deutung fähig ſind. Es iſt unmöglich, auf dieſem Wege zur Wahrheit zu kommen; deshalb wird man ſehr geiſtig hochmütig, und überſchätzt ſich und ſeine geiſtigen Gaben, daß es ein Erbarmen iſt. In der erlöſten Natur iſt Wahrheit und Offenbarung eines und dasſelbe. In ihrem Licht ſieht man klar und ſcharf, und hat man einen ewigen Maßſtab für Erſcheinung und Weſen, für Form und Inhalt, für Schale und Kern. Auf ihrem Fundament fußet man ſicher, weil er ein Felſen iſt, den ebenſowenig die Höllenmächte zerſplittern, als die Stürme der Zeiten erſchüttern, als menſchliche Klügelei untergraben, als wechſelnde Lehren irdiſcher Weisheit oder Torheit berühren können. Sie bietet den Punkt dar, den Archimedes begehrte, um den Hebel ſicher zu ſtellen, mit dem er die Welt zu bewegen ſich getraute. Ihre Subſtanz gewährt den tiefſten Geiſtern, den einfältigſten Gemütern, den wärmſten Herzen, den größten Charakteren ununterbrochen eine heilſame, kräftigende Nahrung, welche die Entwicklung und Ausbildung aller fördert, — ganz unähnlich den Wahrheiten, welche man ohne ſie verkündet, und welche, um verſtanden zu werden, beſondere Fähigkeiten bei den Adepten vorausſetzen, ſo daß man ſehr klug, oder ſehr beſchränkt, oder ſehr verkehrt, oder ſehr einſeitig ſein muß, um ſie aufzufaſſen. Die Wahrheit iſt nur eine, und da die Menſchenſeele geſchaffen iſt, um dieſelbe in ſich aufzunehmen, ſo paßt ſie für jede Seele, ohne Ausnahme — wie das Tageslicht unabweislich die ganze Erde überflutet. Und will jemand ſich dagegen abſperren, Türen und Fenſter verſchließen und verhängen, ſeine Wohnung mit vielen Lichtern dann erhellen — doch ſchimmert durch irgend einen Spalt, durch irgend eine kaum wahrnehmbare Ritze golden der Tag hinein, klopft an und ſpricht: Die Nacht iſt vorüber! tue mir auf und laß mich ein!

Sehnſucht nach Liebe und Wahrheit hat jeder, kennt und verſteht jeder. Ruhmdurſt? — der iſt freilich etwas anderes. Dieſer Drang zu leben über das irdiſche Leben hinaus in einer irdiſchen Unſterblichkeit, der Frucht großer Gedanken, großer Taten, großer Werke — dies Verlangen, hinter dem Nachen des Lebens einen langen, funkelnden Lichtſtreif durch das Meer der Zeit ziehen zu ſehen — dieſe Sehnſucht, die Stelle, wo man auf der Erde geſtanden hat, mit etwas Unvergänglichem zu bezeichnen, das der fernen Zukunft von uns erzählt — mag von wenigen empfunden, von wenigen begriffen werden. Ich hatte ihn! Nie dachte ich an den Beifall des Augenblicks; immer an eine irdiſche Unſterblichkeit. Ach, mit welchen vergänglichen Mitteln und Werkzeugen wähnte ich ein ewiges Ziel erreichen zu können — wenn man überhaupt auf irdiſche Unſterblichkeit das große Wort ewig anwenden darf! — In der erlöſten Natur geſtaltet es ſich anders! die Sehnſucht nach Schauen des ewigen Glanzes, nach Ruhe im ewigen Licht wird umſo mächtiger, als man ſeines überirdiſchen Zieles, für das man geſchaffen iſt, ſich bewußt wird — das Streben, ſich für dasſelbe vorzubereiten und ſich in harmoniſche Verbindung mit demſelben zu bringen, wird weit tätiger und intenſiver, aber an die Erde und ihre kommenden Geſchlechter denkt man nicht länger als Verkünder des Ruhmes.

Dies waren alſo meine Idole, mit denen ich lebte in meiner unterirdiſchen Höhle. Da kam der Tag, der ihren Untergang ſah — faſt zur nämlichen Zeit verlor ich ſie alle drei. Die Welt wurde urplötzlich ſo fratzenhaft häßlich, ſo verzerrt von Konvulſionen des ſittlichen oder vielmehr des entſittlichten Lebens, das ſich in ſchauderhafter Blöße ſchamlos zeigte, in höchſter Frechheit hier, in höchſter Feigheit dort — daß mir graute vor ihrem Ruhm. Das Suchen und Auffinden von Bruchſtücken der Wahrheit, die wie Unkraut neben dem Baum der Offenbarung aufſchießen — führt in ein Chaos von Lüge und Verkehrtheit, in welchem jeder zum Empörer gegen göttliches Geſetz und göttliche Ordnung wird: dies ſah ich mit Schauder rings um mich her. Und in dieſer Zeit, wo alles wankte, alles bedroht wurde, alles fiel, wo nichts Farbe und Stich hielt, wo der natürliche Menſch auf nichts außerhalb der eigenen Bruſt ſich verlaſſen durfte, als auf die Liebe der Geliebten, als auf ein treues Herz — da verlor ich ein ſolches Herz! Es ſank ins Grab! — — — Und ſo war ich denn allein in meiner Höhle! die Kerzen erloſchen, die Blumen verwelkten! mir war alles gleichgültig — denn die Altäre waren leer. Was ſich in meiner Seele vorbereitete und zurechtmachte, läßt ſich nicht ſcharf und beſtimmt in Worte faſſen, weil ein ſchwarzer Strom von Traurigkeit dermaßen in Katarakten über ſie hinweg donnerte, daß ſie betäubt und gleichſam pralyſiert in ihren Fähigkeiten war. Sie litt; und doch verhielt ſie ſich nicht bloß leidend! ſie verſuchte, wie lange und wie weit ſie das paſſive Leiden würde ertragen können: ſo ſage ich jetzt, um einigermaßen meinen Zuſtand zu bezeichnen. Denn trotz ihrer Verſteinerung und Betäubung blieb ſie nicht paſſiv am Boden liegen, ſondern ging und ging vorwärts. Der Erfolg hat es gezeigt; — denn ſie kam an.

Der Ausgang meiner Höhle war auf der Spitze daß mein früheres Benehmen ein gewiſſes Mißtrauen veranlaſſen kann. Aber man gönne mir nur Gelegenheit um mich zu rechtfertigen! man ſtoße mich nicht ſo unerbittlich von Dir .... gerade von dem einzigen Menſchen zurück an dem meine Seele und meine Seligkeit hängt! — So weit der Himmel blau iſt giebt's ja keinen Menſchen, keinen! keinen! für den ich je auch nur den Schatten eines Gedankens gehabt hätte, ſeitdem Du in mein Herz getreten biſt. Du biſt mein Idol, und um dies Götterbild führe ich den Tempelbau meines Lebens auf .... deſſen Pforten auf ewig für alles Andre geſchloſſen ſind. Aber dafür biſt Du mein und bleibſt Du mein .... und wenn ſich die Erdkugel zwiſchen uns legte! Ich will Dich nicht aufgeben, Gundaccar! mein Alleinziger! Lieber das Leben! .... allein Dich nicht."

Ahnte ſie ihr Verhängniß? foderte ſie das Schickſal durch dies verwegene Wort heraus? — Verhängniß! Schickſal! .... was ſind ſie anders als unſre zur äußern That geſtaltete Innerlichkeit — als der Wiederſchein der Conſtellation, die aus den Urſtoffen unſers Weſens gebildet in unſrer tiefſten Seele als Urmacht herrſcht. So lange wir uns auf der Oberfläche des Daſeins, in gleichgültigen Zuſtänden bewegen, haben Gewöhnung, Rückſichten, eines Berges, und auf dunkeln labyrinthiſchen Wegen gelangte ich dahin. Nun ſtand ich oben, in freier Luft, in kräftiger Atmoſphäre, unter einem unermeßlichen, ſtrahlenden Sternenhimmel, der ſich in einem ebenſo unermeßlichen Meere rings um mich her abſpiegelte. Da ſprach neben mir eine Stimme: „Dies iſt die Kirche Chriſti.“ Und ich fiel nieder und betete an. Und die Stimme deutete mir die ſtrahlenden Sternbilder; — da hörte ich Lehren, Myſterien, Worte, wie mein Ohr ſie nie zuvor vernommen, wie ich gar keine Ahnung hatte, daß etwas ſo himmliſch und heilig Liebevolles, ſo Erhabenes, ſo die Seele Verklärendes für mich, für uns, für alle — gelehrt und gegeben werden könne. Sie ſanken ſo tief, ſo überwältigend, ſo gewichtig in meine Seele hinein, daß ſie ihnen für alle Ewigkeit untertan blieb. Und ich, gehorchend meiner Seele, blieb auf meinen Knien liegen und betete an. Und ſeitdem iſt mir wohl. Ich habe in der geoffenbarten Religion Gott gefunden, der ein Gott der höchſten Liebe iſt, und an die geoffenbarte Religion glaube ich.

Aber iſt nicht die chriſtliche Religion eine geoffenbarte, und bin ich nicht in derſelben geboren und aufgewachſen? Da hatte ich ſie ja mein Lebenlang! O, mit nichten! freilich bin ich in der lutheriſchen Konfeſſion getauft und konfirmiert; aber wie hätte ich dadurch eine geoffenbarte Religion haben ſollen? ich hatte ja keine Kirche! — Die Proteſtanten lehren freilich die Exiſtenz einer unſichtbaren Kirche; und das klingt ja ungemein erhaben. Nur iſt es etwas ſchwer zu begreifen und begreiflich zu machen, wie und wodurch man ſich mit dieſem unbeſtimmten Begriff in lebendigem Verkehr in Wechſelwirkung bringen könne. Ich wenigſtens habe es nie begriffen. Es kommt mir vor, als ſei meine Seele von jeher eine ſchlafende Katholikin geweſen. Im Schlaf iſt man nicht zurechnungsfähig. Da ziehen die wunderlichſten Träume, die unſinnigſten Vorſtellungen, die zuſammenhangloſeſten Bilder an uns vorüber; ja, wir nachtwandeln ſogar und tun im ſomnambulen Zuſtand außerordentliche Dinge, die wir wachend nicht vollführen können. Dennoch aber ſind wir gefangen und gebunden und bewußtlos — und nur wachend im Beſitz unſers Willens und unſerer Erkenntnis. Als meine Seele wach wurde, fand ſie ſich katholiſch; denn alles, was die Proteſtanten lehrten, hat ſie nie begreifen, nie in ſich aufnehmen, nie ſich zur Nahrung machen können. Kein Echo tönte wieder, kein Ton ſchlug an, keine Saite vibrierte. Nicht den geringſten Anknüpfungspunkt fand ich für mein religiöſes Gefühl, weder in meiner Jugend noch in ſpäteren Jahren.

Ich erinnere mich ſehr lebhaft der Zeit, die meiner Konfirmation vorherging. Ich empfing den Unterricht bei einem alten würdigen Prediger, zu dem ich nachmittags ging. Ich ſehe alles lebhaft vor mir: ſein grünes Zimmer, ſeinen langen Schreibtiſch, an welchem wir uns gegenüber ſaßen; ſein gutes altes Geſicht, ſein Sammetkäppchen auf dem weißen Haar. Es war im Winter; mächtige entlaubte Bäume ſtanden vor den Fenſtern, und die Abendſonne warf den Schatten ihrer Aeſte auf die Wand mir gegenüber. Krähen flogen krächzend um die Bäume und ſuchten ſich ihr Nachtquartier. Im Zimmer war eine gewiſſe ſchwere Luft, welche immer vom Tabaksdampf übrig bleibt. So genau weiß ich das alles; aber von dem, weshalb ich bei dem alten Herrn war, und was er mich lehrte — weiß ich nicht eine einzige Silbe. Dies iſt mir immer ſehr merkwürdig geweſen! nie und zu keiner Zeit habe ich mich darauf beſinnen können, was ich in dem Religionsunterricht gelernt. Doch war ich in meinem ſechzehnten Jahr, und mir fehlte weder Gedächtnis, noch Wißbegier, noch Empfänglichkeit für das Höhere. Ich meine auch, daß ich recht andächtig ihm zugehört habe, daß mein religiöſes Gefühl nicht untätig war; ich vermochte nur nicht irgend etwas poſitives von dem aufzunehmen, was er mir vortrug. Es war wie eine Ahnung, daß dies alles doch nicht die Wahrheit ſei. Den Text der heiligen Schrift, über den der alte Prediger an meinem Konfirmationstag ſprach, weiß ich hingegen ſehr gut. Es war der Spruch des Johannes: „Bleibet in meiner Liebe." So empfing ich denn Bruchſtücke von Religion; und kann eine Konfeſſion mehr als Bruchſtücke geben, die ſich ſelbſt aus ihnen gebildet hat?

Die Kirche iſt die von Jeſus Chriſtus, dem Sohne Gottes, geſtiftete Heilsanſtalt, in welcher die Menſchheit für ihre ewige Beſtimmung herangebildet, auf Erden heilig, im Himmel ſelig gemacht wird; — und zwar in der Weiſe und nach der Ordnung, die Er begründet hat, die durch die heilige Schrift und die Tradition aufbewahrt, und durch die Autorität, welche ihr als ſichtbare Repräſentantin des heiligen Geiſtes inwohnt, in Kraft gehalten werden. Willkürlicheres, Nebelhaftes, Widerſprechendes gibt es nicht in ihr; aber für die zarteſte Gliederung, die feinſte Verzweigung hat ſie Raum — ohne der Verflüchtigung des Geiſtes ins Blaue hinein die Hand zu bieten; denn ſie hat einen unverlierbaren Mittelpunkt an dem irdiſchen Stellvertreter Chriſti, an dem Papſt — welcher der Schlußſtein dieſer Gemeinſchaft ſeit achtzehn Jahrhunderten iſt. Mit dieſer Gemeinſchaft hat der Proteſtantismus gebrochen, die Autorität und die Tradition mit Füßen getreten, von der Einheit der ſichtbaren Kirche ſich losgeriſſen, folglich auch von der unſichtbaren ſich abgelöſt, welche nichts anderes als eine Vervollſtändigung der ſichtbaren iſt; — mit welchem Recht durfte er da behaupten, bei dieſem Bruch, bei dieſem Abfall, die chriſtliche Offenbarung reſpektiert, ja ſogar ſie gerettet, ſie in einer neuen Kirche neu hergeſtellt zu haben? Er war geboren aus Willkür, und er behauptete dies Recht aus Willkür; und damit hat er ſich ſeinen Charakter indelebilis für die ganze Zeit ſeines Beſtehens aufgedrückt: Willkür iſt ſein Lebensprinzip.

Während anderthalb Jahrtauſenden war die Kirche Lehrerin, Bildnerin, Retterin, Tröſterin der Menſchheit geweſen. Unter ihrem Schutz und Schirm war die Welt groß, reich und ſchön geworden wie nie zuvor. Der Hauch des Lebens durchwehte dieſe Welt. Konnte es anders ſein? Der Sohn Gottes war ja lebendig in ihr — und der Glaube an ſein Leben verlieh dem ganzen Leben der Menſchheit Kraft und Bewegung, Schwung und Ausdauer, eine Richtung in Geſinnung und Tat, die weit über den materiellen Genuß, über die Befriedigung des rohen Bedürfniſſes und über die Forderung des Augenblicks hinausgriff. Nur Kinder und Sklaven leben für die Gegenwart und in der Sinnlichkeit allein! Jene Jahrhunderte müſſen ſehr männlich und ſehr frei geweſen ſein, denn aus ihrer ganzen Hinterlaſſenſchaft entnehmen wir, daß ſie immer die Zukunft und das Überſinnliche im Auge hatten. Sie waren eben chriſtlich. Die Gemeinſchaft, welche ſie in der Kirche fanden, übertrugen ſie in die verſchiedenen Zweige und Äußerungen des Lebens, ſo daß Einheit und keine Vereinzelung — Vielſeitigkeit und keine Zerſplitterung herrſchte. Die Zunft, die Gilde, der Orden — — alles war gegliedert und daher voll Bewegung, einem Haupt unterworfen und ſomit wohlgeordnet, unter einen heiligen Schutzpatron geſtellt, und ſomit religiös beſeelt. Dies aber ſind die weſentlichen Bedingungen des rechtſchaffenen Lebens: Glaube, Gehorſam, Tätigkeit. Damit wird tüchtiges zuſtande gebracht; zuweilen Großes. Jene Jahrhunderte wußten das; denn ſie folgten der Kirche und die lehrt es. Darum entſtand keine Vereinigung irgend einer Art, ob weltlich, ob geiſtlich, die ſich nicht Regel, Disziplin und Oberhaupt gegeben hätte, um ihre Kraft zu konzentrieren. Ob ſie Handel und Wandel treiben — ob ſie Dome bauen — ob ſie ſtudieren und lehren — ob ſie Kranke und Arme pflegen — ob ſie beſchaulich zurückgezogen oder in der Welt allein nicht mit ihr leben wollten; — der Ritter, der Geiſtliche, der Kaufmann, der Handwerker, der Mönch, der Künſtler, die Jungfrau, das Weib — alle, alle fanden die Gemeinſchaft, die ihren Bedürfniſſen entſprach, deren Geſetze ſie annahmen, um aus deren treuer Befolgung Stärkung und Belehrung zu empfangen und innerhalb des Spielraumes, den dieſe öffneten, eine größere Wirkſamkeit als in der Vereinzelung, eine lebhaftere Anregung der Kräfte und eine beſſer geordnete Anwendung derſelben zu finden. Gegen dieſe reiche, volle, ſelbſtändige organiſche Entfaltung des Lebens — ach, wie unſäglich arm erſcheint das mechaniſche unſerer Gegenwart! — Jenes ſoll roher geweſen ſein, ſprechen deſſen Gegner. Es gab mehr Kämpfe und Fehden als heutzutag — das iſt gewiß! mehr Zechgelage mit ihrem Gefolge von Zank, Streit und Rauferei — das iſt möglich! eine derbere Art zu handeln, zu ſprechen, ſich zu gehaben — kann ſein und ſchadet nichts! weniger allgemeine Bildung, Schulgelehrſamkeit, Bücher- und Federweisheit — Gott Dank, ja! Das alles hat ſeine Schattenſeiten gehabt, ich geb' es bereitwillig zu; — aber roh, ſo daß durch dieſe Roheit die höchſten Intereſſen der Menſchheit verabſäumt geweſen wären — war man nicht. Neben derber Plumpheit und neben wilden Ausbrüchen unbändiger Kraft ſtand in voller Blüte die heilige Charitas, die chriſtliche Barmherzigkeit. Welch eine Menge von Vereinen, von Inſtitutionen, — welch eine Tätigkeit der Einzelnen und der Korporationen für alles, was des Erbarmens bedurfte. Wo irgend eine Bedürftigkeit, ein Leid auftauchte, gleich daneben ſtand gewiß ein Orden, eine Bruderſchaft, um Linderung zu ſpenden. Wo ein vereinſamtes Weſen ein ausgeſtoßenes, ein reuiges, ein ſchuldbewußtes war — die Pforte eines Kloſters öffnete ſich ihm und es fand eine beſchirmende Freiſtatt. In den Spitälern dienten fromme Männer und Frauen um Chriſti willen den armen Kranken; nicht etwa nur ſolche, die ſich durch ein Gelübde dazu verpflichtet hatten oder die durch ihre Regel dazu veranlaßt wurden; — nein! ſie kamen aus der Welt, aus ihren Schlöſſern und ihren Häuſern, und kehrten dahin zurück; aber ſie hielten ſich nicht für zu gut, um die Elendeſten zu pflegen. Dennoch gab es mehr Leid, Jammer und Armut, als Hilfe geſchafft werden konnte. Was geſchah? — himmliſche Herzen, heilige Seelen, die ſich ſelbſt nicht genug taten durch helfen — ſie teilten das, was ſie nicht lindern konnten: ſie machten ſich arm mit den Armen; ſie verſchenkten Hab und Gut, und nahmen das Gewand der Armut, um den Armen näher und ihnen ähnlicher zu ſein. Das taten nicht etwa nur die großen Heiligen, wie die heilige Eliſabeth und St. Franziskus von Aſſiſi und andere ihrer Ordnung! nein! es entſtanden die Bettelorden mit ihren demütigen Kindern, der heiligen Armut — mit dieſer frommen Schar, die nichts begehrte, als Liebe der Armut durch das höchſte Opfer an den Tag zu legen. Wem das Herz in ſolchem Liebesfeuer brennt, der iſt nicht roh; und ſolcher Herzen gab es zu vielen Tauſenden. Roh mag die Zeit geweſen ſein aus Mangel an jenem Wiſſen, das man heutzutag Bildung nennt — und an jener Bekanntſchaft mit Gebräuchen, Sitten, Erfindungen, Gewohnheiten und Beſtrebungen, welche jetzt Erziehung heißen; — aber roh, weil ihr der Sinn für das Höhere und Göttliche gefehlt hätte, war ſie nicht. Ich weiß wohl, daß die Welt jetzt nicht imſtande iſt, ſich von dem Liebesopfer einen Begriff zu machen, welches die Bettelorden geboren hat, weil der Glaube an das Göttliche ſo ſehr geſchwunden iſt. Aber ſie wird es allmählich doch wieder lernen und dann es begreifen, — wenn ſie begriffen hat, in welcher Entgöttlichung ſie dahin taumelt oder dumpf vegetiert.

Roh ſoll die Zeit geweſen ſein! und die erhabenen Dome? und die myſtiſche Poeſie? und die lieblichen Bilder? — trägt das alles ein Gepräge von Roheit? und hätte ſo großes und herrliches gedacht und geſchaffen werden können, wenn nicht die erhabenen Ideen, die ihm zugrunde liegen, ein Gemeingut der ganzen Epoche geweſen wären? Zu ſolchen Schöpfungen gehört ein Zuſammenwirken mannigfacher, ſchöner und edler Kräfte — gehört eine Beharrlichkeit in der Begeiſterung, welche nur aus einem reinen Quell genährt werden können. Nur Kinder und Sklaven bauen Kartenhäuſer, — ob von Papier, ob von Lehm, ob von Theorien — gleichviel! Sie währen ihre Sekunden oder ihre Jahre, — aber nichts ewiges hat in ihnen gewohnt, und ſomit ſind ſie leer; denn leer iſt alles, was nicht von Gott erfüllt iſt, von dem gekreuzigten Gott der Offenbarung.

Und immer wieder muß ich fragen: roh ſoll die Zeit geweſen ſein? Man vergleiche doch einmal die Lehre des heiligen Thomas von Aquino über das Eigentum mit der Lehre irgend eines Kommuniſten unſerer Tage. Dieſer zielt auf die Stallfütterung der Menſchheit hin, welche ſich kraft- und willenlos, nur bereit zum animaliſchen Genuß an ihren Trögen, wie eine Viehheerde zurechtlegen ſoll. Jener macht die Beſitzenden zu Verwaltern Gottes. Auf welcher Seite iſt die Roheit? Sind die Myſteres de Paris roher, oder das Buch von der Nachfolge Chriſti? Sind die modernen Doktoren und Profeſſoren der Philoſophie weiſer, tiefſinniger, erhabener, als die Kirchenlehrer des Mittelalters? Wer das bejahete, müßte doch heimlich ſich ſelbſt auslachen! — Oder will man mit den beſtaubten langweiligen Folianten nichts zu tun haben — gut! Auch die Praxis des Lebens wurde mit Weisheit gehandhabt: da iſt ein Hanſebund — und die Städte erblühen zu einem unbegreiflichen Flor; da ſind die Ritterorden — und ſie erobern Länder und Völker, und verſchaffen der ſittigenden Kraft des Chriſtentums Eingang bei den Barbaren.

Aber das iſt es eben: die Macht und Kraft der Kirche ſpricht ſich in allen Erſcheinungen, Bildun-

Reflexion, Berechnung und Erziehung auf unſre Handlungsweiſe den beſtimmenden Einfluß, und einen um ſo ſtärkeren, je weniger Tiefe der Menſch hat, je weniger Wurzel die Urſtoffe in ihm ſchlagen konnten. Aber wenn Berührungen und Begegniſſe kommen, die ihn bis in den Grund aufwühlen und zerarbeiten — wenn er in dem Bekannten und Gewohnten weder Maßſtab noch Richtſchnur mehr findet — dann gewahrt er plötzlich wie durch Intuition das Entſcheidende, das Beſtimmende in ſich, und aus der Dämmerung des Halblebens tritt er dann unter die aufſtralende Conſtellation des Vollebens, und macht ſeinen Weg in ihrem Glanz und in ihrem Schatten. Das iſt Verhängniß! das iſt Schickſal!

Gundaccars heißeſter Wunſch war, die Ungültigkeitserklärung von Clelias Ehe zu bewerkſtelligen um ſie alsdann heirathen zu können. Sollte ſie bei ihm leben, Mutter werden, vielleicht einen Sohn ihm geben und nicht ſeine Frau ſein? ſollten ſeine Kinder nicht ſein Stolz ſein, wie ſie ſein Glück ausmachten? ſollte er ſelbſt nicht den Eltern gegenüber ſein Recht durchſetzen indem er gegen Clelia nur ſeine Pflicht erfüllte? Sie, durch alle Gaben der Natur zu der glücklichſten und glanzvollſten Stellung berechtigt, war durch ihn in eine Lage gerathen vermöge welcher ſie in ſeinem Hauſe und gen, Schöpfungen des Mittelalters aus. Ihr Licht leuchtet aus allem hervor; ihre Lehre wird in allem lebendig; ſie iſt das große Herz, welches ſein Blut durch die Adern der Menſchheit treibt, ſeinen Atemzug in den Buſen der Menſchheit haucht. Von dieſem Herzen hat der Proteſtantismus ſich losgeriſſen, und um den wahnwitzigen Abfall zu motivieren, hat er behauptet, dieſem göttlichen Herzen entſtröme Gift zum Verderben der Menſchheit. — Und das hat man geglaubt? — Warum denn nicht? Eva glaubte der Schlange — und fiel; Adam glaubte der Eva — und fiel. Man glaubte denen, die ſich Reformatoren nannten — und fiel; denn zu furchtbarer Tätigkeit wurde durch ihre Lehre die Frucht der Erbſünde, die böſe Luſt in der Menſchheit angeregt.

Der Proteſtantismus riß ſich los von dem Felſen der Kirche und ſtellte ſich mit ſeiner Lehre auf den Triebſand der eigenen Willkür, und verfiel in den greulichen Widerſpruch, für dieſelbe eine Autorität in Anſpruch zu nehmen, die nicht in ihr war und die ſie auch gar nicht ausüben konnte, aus Mangel an Mitteln. Luther — und mit ihm das ganze reformatoriſche Geſchlecht — berief ſich auf eine individuelle Berechtigung aus der heiligen Schrift unter Mitwirkung des heiligen Geiſtes die geoffenbarte Religion herauszuleſen. Verblendet von Hochmut begriff er nicht, daß er ſeine Offenbarungen an die Stelle der göttlichen ſetzte. Verblendet von jener Kurzſichtigkeit, die niemals von der Leidenſchaftlichkeit ſich trennt, war es ihm für den Augenblick nur darum zu tun, den Abfall in möglichſt weiten Kreiſen zu verbreiten, und dazu eignete ſich jene Berechtigung ganz außerordentlich, welche er den Menſchen vindicierte, in letzter Inſtanz bei der Frage um göttliche Dinge auf ihr eigenes Urteil ſich zu berufen. Hatten ſie dasſelbe ausgeſprochen: ſo hatte ja der heilige Geiſt aus ihnen geredet, der jedem Bibelleſer zum Verſtändnis des göttlichen Wortes verhalf. Wem iſt es nicht eine Wonne, ſich erleuchtet zu wiſſen vom heiligen Geiſt? Dann ſteht man ja neben — nicht unter Gott. „Und Ihr werdet wie Götter," ſprach die Schlange zu Eva.

In jener Kurzſichtigkeit hatte Luther nur gänzlich vergeſſen, daß es dieſen vom heiligen Geiſt erleuchteten auch wohl einfallen könne, ſich nicht bloß gegen die Kirche, ſondern andererſeits auch gegen ſeine Lehre zu erheben. Sein Zorn gegen die Sakramentierer, gegen die Wiedertäufer, gegen Kaſpar von Schwenkfeld und alle „Schwarmgeiſter" iſt komiſch und traurig, da ſie nur ganz dasſelbe taten, was er zuerſt getan. Bei ſich ſelbſt verehrte er dieſen Schritt als eine göttliche Inſpiration; bei anderen fand er ihn frevelhaft und ſündlich. Ich wundere mich gar nicht über dieſe verſchiedene Auffaſſungsweiſe desſelben Gegenſtandes von einem und demſelben Menſchen; es geht uns allen ſehr oft ſo. Ich wundere mich nur über die merkwürdige Anmaßung und Beſchränktheit, ſo recht auf Grund und Boden dieſes unauflöslichen Widerſpruches eine neue Kirche bauen zu wollen.

Die Folge davon war ganz natürlich, daß Luther aus einem Widerſpruch in den andern fiel. Klar, ſcharf und beſtimmt iſt bei ihm nur eines: der Haß gegen die Kirche. Spricht er den aus, ſo verſteht man immer ganz genau, was er will und lehrt; — aber ſonſt ſehr ſchwer. Die Lehre von der ſichtbaren Kirche, als von der großen Gemeinde aller Chriſten auf Erden, die denſelben Glauben bekennen, dieſelben Sakramente gebrauchen, von ihrem gemeinſamen geiſtlichen Oberhaupt, dem Papſt zu Rom, und den ihm untergeordneten Biſchöfen unter Mitwirkung des heiligen Geiſtes regiert und geleitet werden — dieſe Lehre verwarf er. In dieſe majeſtätiſche Einheit wollte er ſich nicht fügen, dieſer erhabenen Ordnung ſich nicht unterwerfen, als ob in ihr nicht Platz wäre, um das Atom ſeines Individuums unterzubringen. Hingegen trat er mit der Behauptung auf, Chriſtus habe nur eine unſichtbare Kirche, eine geiſtige Gemeinſchaft gegründet, ganz übereinſtimmend mit ſeiner anderen Behauptung: dem Gläubigen würde alles inwendig durch die Salbung des Geiſtes gelehrt.

So waren denn glücklich die verhaßten Prieſter mit ihrem allverhaßteſten Oberhaupt beſeitigt, und jedes Mitglied der lutheriſchen Gemeinde war in Glaubensſachen zu einem irrtumsloſen Lichtgeiſt erhoben, während es im Leben der größte Sünder blieb. Freilich beſchreibt die Augsburgiſche Konfeſſion dann doch wieder dieſe unſichtbare Kirche als eine zum Teil an äußeren Zeichen erkennbare, nämlich als die Gemeinſchaft der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht geſpendet werden. (Confess. Aug. Art. VII.) — Aber das macht das Verſtändnis noch unmöglicher. Die Heiligen, ſo lange ſie auf Erden wandeln, kennt nur das Auge Gottes, aber nicht der Nachbar zur Rechten und Linken; alſo können ſie kein Kennzeichen abgeben. Wie darf der Ausdruck gebraucht werden: das Evangelium ſei recht zu lehren, da der heilige Geiſt ſich ja dem Amt unterzieht, und es doch vermutlich auszufüllen wiſſen wird, was jeder Einzelne bei ſich ſelbſt genügend erfährt. Und endlich: die Sakramente ſollen recht geſpendet werden. Da vergeſſen die Reformatoren nur, daß es in ihrer Gemeinde unmöglich iſt: ſie haben ja keine Prieſter, und an dieſe iſt die rechte Verwaltung der Sakramente einzig und allein gebunden, weil ſie durch die heiligen Weihen die Befähigung dazu empfangen haben. Wer übrigens von den ſieben Sakramenten der Kirche fünf verworfen und für überflüſſig oder ſchädlich oder gottlos erklärt hat; der ſollte doch nicht an die Beibehaltung und Ausſpendung von zwei entweihten Überbleibſeln das Kennzeichen einer Kirche knüpfen wollen! Es dürfte gar ſo leicht jemand auftreten und ſprechen: Du haſt fünf geſtrichen, wir ſtreichen zwei! — Und die Wiedertäufer ſtrichen nach beſten Kräften, vorwärts gehend auf dem Wege, den Luther eingeſchlagen.

Eine Staatsanſtalt, die man Kirche nennt, hat der Proteſtantismus. So lange ich in ihm lebte, begriff ich nicht, was ich damit zu tun haben könnte. Ich nahm ganz ehrlich und ganz konſequent die lutheriſche Berechtigung für mich in Anſpruch, auf ſeine eigene Hand und nach meinem eigenen Gutdünken und Ermeſſen in der heiligen Schrift nach der göttlichen Offenbarung mich umzuſehen. Altes und neues Teſtament, Propheten, Pſalmen und Epiſteln — alles las ich und las ich; fand es auch wunderſchön und wahr, begeiſternd und beſeligend; — war auch viel zu warmherzig und phantaſiereich, um je in die Wüſten und Haiden des Rationalismus zu verfallen; — aber von chriſtlichem Glauben war nicht eine Spur in mir. Die heilige Schrift iſt ein erhabenes Bruchſtück, welches der Proteſtantismus mit ſich nahm, als er die Kirche verließ; folglich kann eine nach voller Erkenntnis ringende Seele ſich im Beſitz der Bibel niemals im Beſitz der vollen Wahrheit wähnen; denn es fehlt ihr die objektive Beſtätigung der Wahrheit — und deren bedarf ſie, um ſicher zu ruhen im Glauben. Es wird ihr vielleicht nicht klar, daß ſie nur an einem Bruchſtück zehrt — und noch weniger klar, wo ſie es zu ergänzen habe. Der Ergänzung aber bedarf ſie, und nun fängt ſie an zu ſuchen.

Mein Herr und mein Gott, Du weißt es, wie ich geſucht habe! Ich bin gepilgert von einer Grenze unſers Weltteils zum andern — von den Katarakten des Nils zu den Grotten von Staffa — von Cintras Hügeln nach den Gärten von Damaskus — über Alpen und Pyrenäen und Libanon — über Meere und durch die arabiſche Wüſte — von den Ufern des Shanon im grünen Erin zu den Ufern des heiligen Jordan; ich bin zuhauſe geweſen unter dem Zelt des Beduinen und in den Paläſten der haute volée von Europa; ich habe gekannt, was mir an verſchiedenen Ständen und Verhältniſſen, Völkern und Menſchen nur irgend erreichbar war; in den größten Kontraſten hab' ich mich bewegt; in London z. B. ging ich vom rag fair zur Vorſtellung bei J. K. H. der Herzogin von Kent. Die Höhen- und Tiefenpunkte der Ziviliſation, die verſchiedenen Kulturſtufen der Völker, den Zuſammenhang der Bildung mit Religion und Volkscharakter, mit Kunſt und Sitten, die ganze Geſchichte der Menſchheit in lebendigen Bildern wollt' ich vor Augen ſehen, von Angeſicht zu Angeſicht wollt' ich das Leben der Menſchheit ſchauen. Ich wollte verſtehen und erkennen — — ja, was denn ſo eigentlich? „Den Menſchen!" ſprach ich zu mir ſelbſt. Wahrſcheinlich wollt' ich wohl mich ſelbſt verſtehen lernen; aber das war unmöglich, denn kein poſitives Geſetz ſtand feſt genug bei mir in Kraft, daß es mir hätte zur Richtſchnur und zum Maßſtab werden können, um die Erſcheinungen und Bewegungen in mir und außer mir ſicher und unbefangen zu beurteilen. Ich lebte in Willkür und von Bruchſtücken, und war in der Beziehung ein ächtes Produkt des Luthertums.

Aber das ſtand feſt in mir, daß der heilige Geiſt nicht bloß durch Bibelleſen über den Menſchen komme. So richtig dies war, ſo falſch war der Schluß, den ich daraus zog. Ich nahm an, daß jedes Individuum ſeine ſpezielle göttliche Offenbarung durch die Natur, durch die Weltgeſchichte, durch ſtarke und edle Empfindungen, durch die Schönheit, durch die Kunſt empfangen könne — daß in dem allen ein Strahl ewiger Wahrheit lebe, welcher einem gleichen in uns eingekerkerten Strahl entſpreche, ihn berühre und erklingen mache, wie die Morgenſonne die Memnons-Statue, und dadurch den Menſchen in harmoniſche Verbindung mit der Schöpfung und dem Schöpfer bringe. Ganz heidniſch wurde ich; aber ich wurde es mit der tiefſten Aufrichtigkeit und mit einer ſolchen Liebe zur Wahrheit, daß mein unausgeſetztes Beſtreben dahin ging, die größtmögliche Übereinſtimmung in mein äußeres und inneres Leben zu bringen, ſo daß ich ſchrieb wie ich dachte, und ſprach, wie ich ſchrieb, und lebte wie ich ſprach, und widerum dachte, wie ich lebte. Wer mich gekannt hat in den zehn Jahren, welche 1848 vorher gingen, und welche die Entfaltung meines Lebens nach außen ungefähr umfaſſen, wird dies beſtätigen. Eines iſt mir recht merkwürdig: daß ein ſo poſitiver Charakter ohne irgend ein poſitives Fundament ſich bilden konnte! An deſſen Stelle trat mein unbegreifliches Selbſtvertrauen oder — um ein weniger wohlklingendes, aber richtigeres Wort zu brauchen — mein maßloſer Stolz. Ich glaubte an mich ſelbſt, an die Übereinſtimmung zwiſchen meinem Können und Wollen und Sollen mit einer Energie, die eines edleren Glaubens wert geweſen wäre. Nichts und niemand imponierte mir oder blendete mich. Allem und jedem ſtellte ich mich höchſt beſtimmt und gelaſſen gegenüber und dachte: Du biſt Du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. So hatte auch eigentlich niemand irgend einen Einfluß auf meine Art zu denken oder die Dinge zu betrachten. Ich handelte wohl manchmal unter fremden Einfluß, doch aus meiner inneren Richtung brachte er mich nicht heraus. Ich war wie verzaubert in mein Ich und wußte von keiner Art von Autorität. Wie ich durch das Leben habe kommen können, iſt mir jetzt im Grunde ganz unerklärlich, und nur dadurch einigermaßen zu verſtehen, daß mehr oder minder alle Menſchen ungefähr in demſelben Fall waren wie ich und nichts, oder ſehr wenig, von einer höheren Autorität wußten. Es fallen ja alle geſellſchaftlichen Zuſtände auseinander, weil ihnen das Lebensprinzip, die Religion, fehlt. Ich meine nicht, daß einzelne nicht ſehr gut und lieb und brav ſein könnten; ich lebte ja auch nicht in permanenten ſchlechten Taten. Aber dadurch bewahrheiten wir nur das erhabene Dogma der Kirche, daß in dem unerlöſten Menſchen das natürliche Ebenbild Gottes nur verdunkelt, Wille und Erkenntnis nur geſchwächt ſind; daß die Erbſünde — dieſe bittere Hinterlaſſenſchaft für uns Staubgeborene alle — uns nur entſtellt, aber nicht in Grund und Boden verderbt hat, wie die lutheriſche Lehre irrtümlich feſtſetzt. Denn der natürliche Menſch, bevor er aus der Gnade wiedergeboren iſt, hat nicht bloß Freude am Guten, ſondern auch Sehnſucht danach. Der Faden, der ihn mit Gott verbindet, iſt zwar zerriſſen, kann aber durch die Erlöſung wieder angeknüpft werden. Der Wille, der ihn zu Gott hinwendet, iſt matt, iſt nicht die Quinteſſenz ſeines ganzen Weſens und ermangelt der Ausdauer; aber vorhanden iſt Willenskraft ſowohl als Erkenntnisvermögen des Guten und Wahren ebenſo gewiß — als es gewiß iſt, daß dieſe Fähigkeiten nur durch den Gebrauch der Gnadenmittel und durch die ſorgſame Pflege, welche die Kirche ihren glücklichen Kindern ſchenkt, zu lebendiger Entfaltung und ſtandhafter Wirkſamkeit ausgebildet werden. Nie hat ſich Luther zu dem tiefen Verſtändnis der Menſchennatur in ihrer urſprünglichen Erhabenheit und Vielſeitigkeit erheben können; denn nie hat er begriffen, was es heiße: „Und das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns." Doch davon ſpäter! —

Stolz war der Grundzug meines Charakters, die Baſis, auf welcher ich mein Leben gründete. Durch ihn ſind die Engel aus dem Himmel gefallen und Luzifer in den Abgrund; — ich weiß es! mich hat die Hand meines Gottes gehalten, als es noch Zeit war. Dieſer Stolz gab mir ein grenzenloſes Bedürfnis innerer Unabhängigkeit von äußeren Einflüſſen von Menſchen und Dingen. Ich wollte kein Sklav ſein fremder Urteile, fremder Meinungen oder Anſichten; ich mochte weder heucheln noch ſchmeicheln, um Lob zu hören, Tadel zu meiden. Auch von Gewohnheiten, Verweichlichungen, Bedürfniſſen mochte ich nicht abhängen. Es war mir eine Luſt, zuweilen etwas zu entbehren und auszuhalten — aber dies war ſtets etwas Selbſtgewähltes. Immer auf eigenen Füßen zu ſtehen, war mir eine Wonne. Kam irgend ein Sturm, ſo beugte ich mich und ließ ihn vorüber in ſeinen Armen ihren Platz fand und ſein Leben mit ihm theilte — aber nicht ſeinen Namen. Hatte ſein Vater nicht Recht ihm vorzuwerfen, daß er eine entführte Frau zu ſeiner Mätreſſe gemacht habe und mußte er es nicht dulden daß man Clelia, der Augenſcheinlichkeit trauend, in eine Reihe ſtellte mit den nichtswürdigſten ihres Geſchlechts, während ſie über der Reihe der edelſten ſtand? — Er beſtürmte Clelias Rechtsanwalt in Insbruck mit den dringendſten Vorſtellungen die Sache nach Kräften bei dem geiſtlichen Gericht wo ſie anhängig gemacht worden war zu beſchleunigen. Der Rechtsanwalt war ein braver Mann der ſich auf keine Weiſe zum Nachtheil ſeiner Clientin hätte gewinnen laſſen, wenn er nicht in die Hände der Generalin Thannau gerathen wäre. Es war ganz natürlich daß ſie den Anwalt ihrer Nichte in dieſer widerwärtigen Angelegenheit, die ein ſo ſcandalöſes Aufſehen machte, zu ſprechen wünſchte. Bei dieſen Geſprächen wußte ſie Clelias Character ſo geſchickt zu verdächtigen, daß er von ſelbſt auf den Zweifel ſtieß, ob ſie nicht eine Intrigante ſei, die ſich des indolenten und nachgiebigen Gundaccar bemeiſtert habe um Gräfin Dönat zu werden. Gundaccars Leben, ſeine Spannung mit den Eltern, deren Unzufriedenheit mit ihm, waren allbekannt und nicht dazu geeignet rauſchen. Aber ich blieb auf meinen Füßen — und Gott ließ mich wirklich ſtehen, ſo daß ich, wer weiß wie oft, zu mir ſelbſt ſprach: Gott iſt mir eben nichts, was die natürliche Kraft nicht für mich, ich kann alles aushalten. Es begegnete hätte ertragen können; — darin beſtand gerade die innere Führung meiner Seele. Denn als der erſte, große Schmerz, der einzig wahre Schmerz meines Lebens über mich kam — ja, wo war da die Kraft? Bis dahin hatte ich die Schmerzen überwunden, weil ich mich gegen all ihre Angriffe immer hinter Helm und Schild meines Stolzes und Selbſtvertrauens flüchten konnte; — jetzt war das vorbei! ich war im Herzen getroffen und überwunden bis ins Mark der Seele; denn, ſo groß der Stolz ſein mochte — die Liebe war größer geweſen. Noch behielt ich meine Waffen in Händen, obwohl ich ſie nicht mehr brauchen konnte, nutzlos mich beſchwerend mit ihrer Laſt, die mein Leid nur vermehrte und einen unerträglichen Druck mir aufbürdete. Endlich gab ich ſie und mich in Deine Hand, mein Herr und mein Gott!

Ich hatte manchesmal große Kämpfe zu beſtehen, große Verſuchungen; jeder hat ſie; allein die ſtolze Seele hat ſie häufiger und heftiger, weil die Selbſtüberſchätzung ſie herausfordert. Wie ich ſie beſtanden habe — mein Gott, Du weißt es! Eines iſt mein Troſt: ich kämpfte ſie durch und zu Ende. Feig war ich nicht. Ich ſchwamm nun einmal gegen den Strom und war bereit, jeden Kampf aufzunehmen, ſo daß ich mich recht übte in der Tapferkeit. Hat ſie mir jahrelang auch keine gute Frucht gebracht, ſondern mich recht eigentlich feſtgeſetzt in der Rebellion, für die ich in manche Schlacht gegangen bin: ſo kam doch der Augenblick, wo ſie mir wahrhaft diente. Denn als es galt, die unſterbliche Seele zu retten — da war die Tapferkeit auf ihrem Platz, ſprang hinzu, ließ nicht nach und half ſie retten.

War ich denn glücklich? — In meinem Leben war eine große Einheit und eine große, einem Teil meiner Fähigkeiten entſprechende Aktivität. Darin fand ich manchmal ſüße Befriedigung und großen Genuß. Dann lebte ich nach Ideen, nicht nach materiellen Bedürftigkeiten; — mochten nun auch die Ideen falſch ſein, ſo gaben ſie mir doch einen gewiſſen Schwung, ſo lange ich ſie für wahr hielt, und mit Begeiſterung lebt es ſich immer leicht. Dies alles zuſammen nennt der natürliche Menſch glücklich ſein. Dazu kamen herrliche Geſchenke Gottes: Liebe, Freundſchaft, Talent, Geſundheit, Unabhängigkeit. Ich war zuweilen ganz ergriffen von Dankbarkeit gegen Gott und ſprach es aus, daß ich auf der weiten Welt kein glücklicheres Geſchöpf kenne, als mich ſelbſt.

Daß neben dieſem Gefühl zuweilen die gründlichſte Unbefriedigtheit in dem Gewande einer ganz übermenſchlichen Langeweile auftauchte — daß über demſelben große Melancholien ſchwebten — verſteht ſich von ſelbſt, denn ſie ſind die Zwillingsgeſchwiſter des irdiſchen Glücks. Sie ſind das ſchwarze Flügelpaar, welches dem Schmetterling über ſein himmelblaues oder purpurfarbenes gebreitet iſt. Aber außer dieſer Melancholie und dieſer Langeweile war in mir ein unabweisliches Bewußtſein, daß ich noch zu einer ganz anderen Entwicklungsſtufe kommen würde. „Meint Ihr denn wirklich, ich ſei zu nichts anderem beſtimmt, als ewig Romane für Euch zu ſchreiben? — o da irrt Ihr Euch heftig!" ſagte ich zu jemand, der ſich deſſen vielleicht erinnert, wenn er dieſe Zeilen leſen ſollte. Und: „Ich werde noch einmal etwas tun, worüber die Welt ganz anders erſtaunen wird, als daß ich Fauſtine geſchrieben habe" — antwortete ich einer Perſon, die mir übertrieben ſchmeichelhaft ſagte, Fauſtine ſei ein erſtaunenswertes Buch. Solche Dinge äußerte ich natürlich halb lachend und wie im Scherz; allein es war mir tiefſter Ernſt damit. Und bisweilen ſagte ich ſie auch ernſt; in meinen Büchern gewiß! „Iſrael, zu deinen Zelten!" — ſchrieb ich vor ſieben Jahren im geliebten Kloſter auf dem Carmel. Und am 26. Auguſt 1847 in mein Notizbuch:

„Meine Bruſt iſt ein Altar, auf dem eine ewige Flamme brennt zur Huldigung des Göttlichen, aber nicht zur Ehre Gottes. Wird es mit mir noch dahin kommen, daß ich erkenne, die ewige Lampe vor falſchen Göttern entzündet zu haben? Wird Gott dereinſt die Stelle der Götzen einnehmen? Oder ſollte mein ganzes Erdenleben nur dem Kultus von Idolen gewidmet ſein?“

Und einige Monate früher, am Pfingſtſonntag, als man mir Glück wünſchte zum Feſt des hl. Geiſtes:

„Ja! er wird noch dereinſt über mich kommen, der heilige Geiſt! denn es iſt unmöglich, daß es ſo mit mir bleibe.“

Eine freundliche teilnehmende Seele erſchreckte ich einmal ſehr, weil ich — nachdem ſie mein Leben als ein Beneidenswertes geprieſen und mir alles aufgezählt hatte, was mir zu teil geworden ſei — faſt ungeduldig ihr entgegnete: „Ja, ja, ja! das hab' ich und beſitz' ich, und es mag wohl ſehr viel ſein! aber — da es mein iſt, mein Eigentum iſt, ſo abſorbiere ich es in mir, und mir iſt zu Mut, als hätte ich nie etwas beſeſſen und nichts gehabt. Und finde ich nicht dasjenige, was umgekehrt mich abſorbiert, ſo iſt mein Leben ein elendes geweſen.“

Mit ſolcher Klarheit klopfte die Wahrheit manchmal an mein Herz, ohne imſtande zu ſein, es in Grund und Boden zu erſchüttern. Dieſe Trauer, die als ein Schatten von Licht der Erkenntnis in meine Seele fiel, währte zuweilen nur Minuten, zuweilen Tage und Wochen. Auch täuſchte ich mich manchmal über ihren Urſprung, vergaß, daß ſie die verſchleierte Klage um Nichtbeſitz des Ewigen ſei, und wähnte, ſie könne dennoch einmal durch Vergängliches beſchwichtigt werden. Dann dacht' ich: „Ja, wenn es ſo oder ſo wäre! — wenn dies oder jenes einträte! — wenn du das erringen, das durchſetzen könnteſt! — Hätte ich aber das verlangt, was mir bisweilen ſo bezaubernd ſchien, daß ich mit Schmerzen und Tränen danach verlangte, ſo würde es nicht eines Strohhalms Gewicht in die Schale der innern Befriedigung geworfen haben; — darüber kam ich regelmäßig, bald unter großen Qualen, bald mit gelaſſener Nüchternheit zur Erkenntnis.

Auch war mein Leben zu voll, zu aktiv, als daß ich mich nicht immer wieder zu friſcher Tatkraft angeregt gefühlt hätte; — denn mit dem Reiſen, mit dem Verkehr in kleinen und großen Kreiſen, und mit meinen Freunden — war es nicht abgetan. Ich ſchrieb ja! ich war zu meiner Zeit Schriftſtellerin und was man nennt „eine berühmte Frau“ oder eine „Celebrität“. Ich ſchrieb und zwar ſo, wie ich alles tat, was ich tat: aus innerm Drang, um mir ſelbſt zu genügen, um in irgend etwas den Durſt meiner Seele nach Vervollkommnung auszuſprechen und um ihn in anderen anzuregen. Ich ſchrieb mit einer Art von Leidenſchaft, ſo daß ich, wenn ich in tiefer Nacht vom Schreibtiſch aufſtand und zu Bette ging, bisweilen aus meiner Ermüdung ganz ſchlaftrunken aufjubelte vor Freude, daß ich am andern Tage weiter ſchreiben könne. Einen ſolchen Genuß fand ich darin! denn wenn ich ſchrieb, war ich bedürfnislos! dann fehlte mir nichts, dann bemerkte ich keine Lücke, ſpürte keinen Mangel, wußte von keiner Sehnſucht, keiner Unruh, verlangte nichts als meine geliebte Arbeit, und traute dem Buch, welches ich gerade unter der Feder hatte, ganz naiv zu, daß es eine große und gute Wirkſamkeit in der Welt üben würde. Mit dem letzten Federſtrich erloſch mein Intereſſe für dasſelbe; die reife Frucht hatte ſich vom Baum abgelöſt und ging ihn nun weiter gar nichts an! ſo wenig an, daß mir die ferneren Schickſale meiner Bücher nicht ſehr zu Herzen gingen. Nie las ich ſie wieder und höchſt ungern ſprach ich über ſie, wenn man mich durch Fragen oder Lob oder dergleichen dazu veranlaßte. Von all meinen Büchern intereſſierte mich nie ein anderes als das, welches ich ungeſchrieben im Kopfe mit mir umhertrug; denn dabei durfte ich von etwas Vollkommenem träumen. Der Traum hörte unerbittlich auf, ſobald die Idee einen Leibe gewonnen hatte.

Obwohl ich meine Bücher nie wieder las, obwohl ich immer das Bewußtſein hatte, noch lange nicht mein beſtes getan zu haben, und obwohl alle Rezenſenten Deutſchlands — mit etwa einer oder zwei Ausnahmen — Chorus machten, um zu verſichern, daß ſie unbeſchreiblich ſchlecht ſeien: ſo hatte ich doch gar keine ſchlechte Meinung von ihnen. Im Gegenteil! die leitende Idee meines Lebens legte ich auch in ihnen nieder und das war folgende:

Die Beſtimmung des Menſchen iſt: zu innerer Befriedigung zu gelangen. Daher hat er einerſeits das Recht, ſeine Individualität möglichſt beſtimmt auszuprägen und zur Unabhängigkeit zu entwickeln; daher ſtammt aber auch andrerſeits die Pflicht für ihn, dies innerhalb der Schranken zu tun, welche die gleiche Berechtigung des Nebenmenſchen ihm ſetzt. Wer ſeine Schranken erkennt und ſich innerhalb derſelben entwickelt, iſt im Gleichgewicht mit ſeiner Beſtimmung, und folglich kann ihm die Befriedigung nicht fehlen, welche auch, ohne äußeres Glück, im eignen Buſen für ihn aufgeht, weil ſie aus der Harmonie zwiſchen Sollen und Wollen entſpringt. Wer ſeine Berechtigung aufgibt oder die fremde nicht anerkennt, muß in ſeinen Beſtrebungen ſcheitern, oftmals ganz untergehen. Ohne Fehl- und Mißgriffe geht es für wenige — ohne heiße Schmerzen für niemand dabei zu; aber ſich hindurchzuringen iſt der Zweck und die Würde des Lebens.

Dieſen allgemeinen Grundzug könnte man gewiß in all meinen Büchern nachweiſen; dermaßen hing ich an meiner Idee, von deren Unvollkommenheit ich nicht die leiſeſte Ahnung hatte, da ſie mir gleichſam in Fleiſch und Blut übergegangen war, und ich in ihr lebte und webte. Denn — ich frage: wer ſollte dem, der nach dieſem Geſetz lebte, die Grenze beſtimmen zwiſchen der eigenen und der fremden Berechtigung. Wenn zwei Menſchen ſich kaltblütig und berechnend gegenüber ſtehen, und gelaſſen die Grenzen zwiſchen ihren Feldern ziehen, ſo können ſie das ohne Störung und mit gutem Gewiſſen vollführen. Aber auf dem innern Lebensgebiet, das von den Stürmen und Ungewittern der Leidenſchaft beherrſcht wird, das unter dem Einfluß der Sünde, der verkehrten Neigungen, der ungeordneten Triebe ſteht — da iſt es eine erſtaunliche Beſchränktheit, die innere Befriedigung von Selbſtbeſtimmung abhängen zu laſſen. Dieſe Befriedigung wird dann immer nur die Befriedigung der vorherrſchenden Neigung oder Leidenſchaft ſein, ſogar dann, wenn das Individuum ſich aufopfern ſollte. Denn ohne Gotteinigung, ohne gänzliche Hingebung des eigenen Willens an den Willen Gottes, kommt der Menſch nicht zu höherer, zu himmliſcher Befriedigung. Schlägt die Wahl zwiſchen fremden und eigenem Glück dahin aus, daß er — unter hundert Fällen einmal — das fremde vorzieht, ſo findet der Stolz darin ſeine Genugtuung, und man betrachtet ſich ſelbſt mit großer Ehrfurcht vor ſolchem erhabenen Weſen; oder man verfällt in zärtliche

Schwärmerei für ſich ſelbſt und für das Martertum der Entſagung, das man auf ſie genommen. Und beides iſt gleich verkehrt! Jenes macht hart, ſchroff und bitter; dieſes weichlich und eitel. Aber weil beides dem Ich ſchmeichelt, ſo findet das Ich ſeine Befriedigung darin, und wer das Ich zu ſeiner Gottheit erhoben hat, kann natürlich keine andere ſuchen, als dieſer Gottheit zu gefallen und zu genügen.

Und dies iſt der beſſere Fall! der ſchlimmere und ganz gewöhnliche iſt der, daß man das fremde Glück gegen das eigene in den Hintergrund ſtellt und dafür äußerſt gelaſſen nicht die Entſchuldigung, ſondern die Erklärung ausſpricht: dies ſei ganz notwendig für die eigene Entwickelung, für die Entfaltung der Gaben, Anlagen und Fähigkeiten, die Gott uns gegeben und die man nicht dürfe verkümmern laſſen. Nun vollends in der Leidenſchaft, wo das Ich wie mit Siebenmeilenſtiefeln über alle Nachbargrenzen hinwegſchreitet — welche unerhörte Verwüſtung richtet dann dies Streben nach innerer Befriedigung, abgelöſt von demütiger Hingebung an den Willen Gottes, an! Man kommt zu jeder Sünde, zu jedem Verbrechen, ja, was ſchlimmer iſt, nicht etwa zur Beſchönigung oder Rechtfertigung derſelben — ſondern zu ihrer Verklärung. Da dieſe ſogenannte innere Befriedigung darauf ausgeht, das Ich ſeinen Fähigkeiten gemäß zu entwickeln — und da die Leidenſchaft einzelne Fähigkeiten über alle Maßen anſpannt, und zwar immer gerade die, welche eine Befriedigung verheißen: ſo macht man aus der Leidenſchaft einen Genius, dem man folgen — eine Inſpiration, der man gehorchen müſſe; aus dem Tyrannen einen Erlöſer. Ich tat es. Wohl kamen mir zuweilen die Bedenklichkeiten, welche der ganz gewöhnliche Menſchenverſtand aufwirft, in den Sinn: daß es nach dieſem Grundſatz ſchwierig ſei, Recht und Unrecht gehörig auseinander zu halten. Aber ich wußte mir zu helfen! man brauchte ſich ja nur eine höchſt edle, aufrichtige, ſtarke Seele anzuſchaffen, die das Schöne über alles liebe, das Gute über alles wolle, und über alles bereit ſei, für beides zu leben. Gehen in einer ſolchen Seele die Flammen der Leidenſchaft auf, welche die Grenzen der Kraft ſo ſehr erweitern und die Schranken, welche den Willen ſo oft einengten, fallen mache: ſo könne ja unmöglich etwas anderes eintreten, als eine Erhebung und Verklärung des Lebens. Ich vergaß mir das Mittel anzugeben, wie man ſolche edle, aufrichtige, ſtarke Seelen bilden könne.

Es iſt mir unbegreiflich, daß ſich auch nur ein Menſch durch ein ſo unvollkommenes Prinzip hat blenden laſſen! denn was iſt das für eine ſchiefe Idee von der Berechtigung des Individuums zu einer möglichſt eigentümlichen Entwickelung anderen gegenüber, ohne daß das Recht um großes Vertrauen zu ihm einzuflößen. Daß aber gerade ſolche leichtſinnige Männer mit der größten Verblendung in die Netze ſchlauer und koketter Weiber fallen und gerade von ihnen ſich feſſeln laſſen, iſt eine alte Erfahrung. Ob man daher Clelias Ehe mit Gundaccar begünſtigen — und nicht lieber den jetzigen Zuſtand hinhalten ſolle — das erſchien fraglich. Konnte nicht Gundaccar nach einem oder zwei Jahren dieſes Verhältniſſes herzlich müde und dankbar ſein, daß man ihn von dieſer Heirath abgehalten? War es denn überhaupt ausgemacht, daß Clelias Ehe mit Achatz, wie ſie behauptete, nie vollzogen ſei? konnte das nicht eine ihrer Vorſpiegelungen ſein um Gundaccar zu rühren? hatte ſie doch ein Kind aus dieſer Ehe! daß ſie Gundaccar als deſſen Vater bezeichne, bedeute aber in ihrem Munde gar nichts, denn es ſei leider gewiß, daß ſie vor ihrer Verheirathung mit Achatz und Gundaccar zugleich eine Intrigue gehabt und ſchlau genug durchgeführt habe um Jedem von Beiden den Wahn der höchſten Begünſtigung beizubringen. Wer das bei ſechszehn Jahren vermöge, der berechtige zu großem Mißtrauen und zur höchſten Vorſicht. Aus dem Munde einer nahen Verwandten, die Mutterſtelle bei dem jungen Mädchen vertreten hatte, kamen dieſe Bemerkungen höchſt unverdächtig dieſer andern durch ein objektives, unwandelbares Geſetz beſchirmt wäre! Damit kommt der Menſch dahin zu leben, wie die heilige Schrift von Ismael ſagt: „Seine Hand gegen Alle und Aller Hand gegen ihn;“ das heißt, zu der höchſten Entfaltung des Egoismus, der in die tiefſte Barbarei ſtürzt. — Und ſolche Färbung hat jetzt das Leben der Welt wirklich angenommen, und dazu habe auch ich mein Sandkorn geliefert! Aber werde ich denn die Einzige ſein, mein Herr und mein Gott, die zu Dir auf ihren Knien ruft: „Mea culpa! mea maxima culpa!“

Daß ich ſelbſt damals jenes Prinzip aufſtellen konnte, iſt mir aber gar nicht unbegreiflich, denn mit meinem Charakter aus einem Guß war es mir unmöglich, die Auffaſſung und die Geſtaltung des Lebens nicht in Übereinſtimmung zu bringen. Ich lebte wie ich dachte. Ich bedurfte mein eigenes Geſetz und ich machte es mir; ja, ich ſchrieb es anderen vor, und Konſequenz, gleichviel in welcher Richtung, übt immer einen überwältigenden Einfluß aus.

Perſonen, die mich damals gekannt und gern gehabt haben oder mich noch lieben, werden vielleicht ſagen: „Dies iſt aber zu ſchroff hingeſtellt, zu ſcharf gezeichnet! Es war nicht ganz ſo! Es war etwas Milderndes in dieſem Leben, in dieſen Büchern!“

O irrt Euch nicht! ich ſtelle nichts weder zu ſchroff noch zu ſcharf hin, ſondern ganz nackt! ich gehe nach meiner alten Art bis auf den Grund, und was ich da finde, das bring' ich empor, als treuer Bergmann, unbekümmert, ob es Diamanten oder Kohlen ſind — ob es Gold oder geringes Metall iſt. Ich bringe getreulich, was ich finde! Schlechtes Geſtein aber für Diamanten auszugeben — das vermag ich nicht! — Ich weiß ja auch ſehr gut, daß jeder Menſch nicht bloß ſchlechte Eigenſchaften hat, und daß gewiſſe gute Eigenſchaften, wenn ſie ſich in einer beſtimmt ausgeprägten Perſönlichkeit finden, ihren Reiz haben — wie das ſchöne Gewand, welches den unſchönen Körper verhüllt. Ich denke ja auch nicht im Entfernteſten daran, mich höher oder tiefer, ungünſtiger oder vorteilhafter hinſtellen zu wollen! Ich will den Gang meiner Seele aufzeichnen, die Wege, die ſie wandelte, die Irrtümer, in die ſie verfiel, die Mißgriffe, die ſie tat, das Streben, das ſie nie aufgab — bevor ſie zu einer feſten Baſis durch Gottes Gnade und ſeine erbarmende Führung gelangte. Da ich dieſe und mit ihr einen ſichern, d. h. einen objektiven Maßſtab gewonnen habe: ſo iſt es bei meiner großen Sehnſucht nach Abrundung und Einheit des Charakters gar nicht anders möglich, als daß ich dieſen Maßſtab zuerſt an mich ſelbſt lege, und mich ſelbſt und meine Irrtümer nach ihm beurteile. Ich kann das mit Gelaſſenheit, weil dieſe Irrtümre mir gründlich fremd geworden ſind und ſich von mir abgelöſt haben.

Daß ich mich aber geringer hinſtellen wollte, als ich von mir denke, um den Oberflächlichen hübſch demütig zu erſcheinen — dieſe Kleinlichkeit traut Ihr mir nicht zu, hoffe ich! Seid alſo unbeſorgt. Ich gedenke, Keinem Unrecht zu tun — auch nicht mir ſelbſt. Und vergeßt nie, ich bitte Euch, daß ich in all jener Verworrenheit und Dämmerung exiſtierte, weil ich in Willkür und von Bruchſtücken lebte, welche das Element des Beſtehens des Proteſtantismus ſind.

Denn das iſt ja das Troſtloſe an ihm: er hat keine erhabene Sittenlehre, weil er den Glauben verlaſſen — und keinen Glauben, weil er die Kirche verlaſſen hat.

Was die Kirche iſt, habe ich vorhin geſagt und zwar ganz einfach ſo, wie der Katechismus es lehrt; und deſſen Erklärung vom Glauben eines katholiſchen Chriſten heißt: Der Glaube iſt eine von Gott verliehene Tugend, durch welche wir alles für wahr halten, was Gott geoffenbart hat und uns durch ſeine Kirche zu glauben vorſtellt. — Mit dieſem ſchlichten, kräftigen, herzſtärkenden Glauben iſt man auf einmal allem ſubjektiven Meinen und Wähnen entrückt. Luther war die Inkarnation einer ſubjektiven Meinung, und da jeder ſogenannte Religionsſtifter die ſeine mit dem Gepräge ſeiner Eigentümlichkeit ſtempelt —

möge er Muhamed oder Luther heißen — ſo iſt der ganze Proteſtantismus nichts anderes als ein Agglomerat von tauſend und abertauſend ſubjektiven Meinungen. Die Anhänger einer und derſelben Sekte mögen an ihrer Lehre einſtimmig halten; z. B. die Herrnhuter und die Alt-Lutheraner tun es mit großer Entſchiedenheit; aber dieſe zahlloſe Menge von Sekten ſpricht eben für meine Behauptung, denn eine jede iſt aus einer ſubjektiven Auffaſſung, Benutzung und Entſtellung der chriſtlichen Lehre entſtanden. Unter der gemeinſamen Bezeichnung Proteſtantismus faſſe ich jene Geiſtesrichtung zuſammen, die in Luther ihren Vorfechter fand, unter ſeinem Panier gegen die Kirche proteſtierte und die heilige Schrift allein zum Quell der Glaubenslehre machten. Ich weiß wohl, daß die Calviner ſagen, ſie hätten ganz andere Dogmen, als die Lutheriſchen; und die Evangeliſchen auch; desgleichen die Anglikaner, die Presbyterianer, die Wesleyaner, die Unitarier, die Mennoniten, die Herrnhuter, die Anabaptiſten, die Irvingianer; und hundert andere. Der Kirche und ihrem Dogma gegenüber iſt es gleichgültig, wie die verſchiedenen Sekten ſich nennen, worin ſie von einander abweichen, ob ihre Mitglieder nach Hunderten oder nach Millionen gezählt werden. Die traurige und ewig beklagenswerte Gewißheit des Abfalls ſtellt ſie alle auf einen Platz, und daß ſie ſo ſehr verſchiedene Lehren — aber alle auf die heilige Schrift gegründet — haben, beweiſt eben die beängſtigende Verwirrung, in welche die Geiſter verfallen, wenn ſie aus dem Verband der Kirche treten, die Tradition verwerfen und, ſtatt in der Autorität der Kirche die Bürgſchaft der göttlichen Ordnung anzuerkennen, welche der heilige Geiſt in ihr aufrecht hält — ſich gegen ſie empören, weil ſie in die Tyrannei ihrer Leidenſchaften ſich verwickelt haben. O die Anhänger und Nachfolger dieſer Sektenſtifter, welche zum Teil Reformatoren genannt werden, ſind ja über jeden Ausdruck zu beklagen, daß ſie, weil ihre Väter ſich betören ließen, ſeit dreihundert Jahren in ihrem Abfall fortleben. Gewohnheit, Erziehung, Familienüberlieferung, Lauheit, vollkommene Gleichgültigkeit oder feſte Überzeugung verhindern ſie, darüber zur Erkenntnis zu kommen. Aber ich! o ich möchte blutige Tränen weinen, wenn ich bedenke, daß ſie mehr Gewicht auf das Wort des abgefallenen Mönches von Wittenberg, oder des brutalen Prieſters von Zürich, oder des bluttriefenden Blaubart-Königs von England — als auf das des Herrn Jeſus Chriſtus legen. Der hat zu Petrus geſprochen: „Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüſſel des Himmelreiches geben. — Weide meine Heerde.“ — In der ganzen heiligen Schrift gibt es kaum einen

Ausſpruch, der ſchwieriger zu mißdeuten wäre, als gerade dieſer. Er legt ſo einfach, ſo praktiſch möchte ich ſagen, den Grundſtein zu der neuen Ordnung der Welt, welche eines Mittelpunktes bedurfte, um eben eine Ordnung zu werden; — um dies heilige Geſetz der Ordnung, welches durch die ganze ſinnliche und ſittliche Schöpfung gebieteriſch geht, auch im überſinnlichen Gebiet zu wahren, wo ſo ſchnell, ohne dasſelbe, Verwilderung und Verflachung eintreten. Aber freilich! Wo Ordnung iſt, muß auch Unterordnung ſtattfinden! Da iſt das Planetenſyſtem: ſeine Sterne kreiſen um eine Sonne. Da zieht die Schar der Kraniche nach dem Süden: Einer fliegt an ihrer Spitze. Das iſt die Familie: Einer hat für ſie zu ſorgen. Da iſt ein Kriegsheer: Einer befiehlt den Tauſenden. Da ſind die Staaten: in einer Hand liegt ihre Führung. Was Dauer haben — was ein fernes Ziel erreichen — was große Siege erkämpfen — was den Menſchen als Individuum beglücken — was ihm als Geſamtheit Würde und Tüchtigkeit geben ſoll — alles, alles! — das Bewußtloſe wie das Selbſtbewußte — iſt an dies heilige Geſetz der Ordnung und der Unterordnung gebunden. Nehmt es hinweg aus der Welt — und die Lebenskräfte verſchwenden ſich in nutzloſer Gährung oder erſterben in Erſchöpfung; der Einzelne verfällt einer Arbeit der Danaiden, das Ganze verfällt dem Chaos. Und dies heilige Geſetz ſollte gerade da, wo es zur erhabenſten Geltung kommen mußte — ſollte auf die Kirche nicht anwendbar ſein? Hat Chriſtus ihr etwa nicht Dauer geben wollen? warum verhieß er ihr denn, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen würden? — oder hat er ihr kein hohes Ziel gegeben? aber ſie ſollte ja den Menſchen zur ewigen Seligkeit führen! — Oder war ſie nicht dazu beſtimmt, große Siege zu erkämpfen? aber ihr Weg ging ja aus den Katakomben Roms zur Herrſchaft über den Erdkreis! — oder wären ihr nicht die Mittel verliehen, den Menſchen zu beglücken und die Menſchheit zu bilden? aber nur *in ihr und durch ſie gibt es wahres Glück und wahre Bildung.* Chriſtus gab ihr eine ewige Beſtimmung, und daher ruhte ſie auf dem ewigen Geſetz der Ordnung, welches nur dem Sklavenſinn in Empörung als ein unerträgliches Joch erſcheint. Ja, Sklavenſinn! Derjenige, deſſen Wille in Liebe Eins iſt mit dem großen, heiligen Willen Gottes — iſt Kind des Hauſes, iſt frei durch freien, ſelbſtgewählten, geliebten Ghorſam. Wer ſich zu dieſer Freiheit nicht zu erheben vermag — wer ſich bedrückt fühlt, weil er nicht zügellos ſein darf, der erniedrigt ſich zum Sklaven und ſeine von rohen Leidenſchaften geknechtete Seele vermag nicht zu lieben. Ein ſolcher Sklav des Eigenwillens war Luther; darum ſagte er ſich los von der heiligen Ordnung der chriſtlichen Kirche. Somit hat er ſich ſelbſt gerichtet; kein Kind des Hauſes iſt er geblieben, kein Iſaak, auf dem die Verheißung ruht! ein Ismael iſt er geworden, der Tauſende ſich nachgeriſſen hat in die große Wüſte!

Wie iſt es möglich, dies Ereignis mit ſeinen unſäglich traurigen Folgen anders zu betrachten, als eine furchtbare Strafe für die Sünden der Menſchheit, die ſich in allen ihren Gliedern als angefreſſen vom Gift der Gottentfremdung zeigte. Deren höchſte Spitze war die ſ. g. Reformation. Im vierzehnten Jahrhundert lebte der große, fromme, energiſche Geiſt des früheren Mittelalters nicht mehr. Die innere Erſchlaffung war da, ehe ſie äußerlich zum Vorſchein kam. Es war, als hätte ein Jüngling nach herrlichen Siegestaten beim Feſtmahl zu lange ſich aufgehalten, um nicht von deſſen Genüſſen betäubt und matt zu werden. Es ging hoch her beim Feſt; aber ihm ſelbſt ging allmählich das intenſive, ſchwungvolle Leben aus. Der begeiſternde Ruf zum heiligen Grabe war verhallt; das ritterliche Element des Kampfes fand keinen erhabenen Spielraum mehr, und kehrte ſich in Streit und Fehden ſelbſtvernichtend wider ſich ſelbſt. Die Ritterorden, herrliche Blüten des Gefühls für Ehre und Opfer, wunderbar einzige Verſchmelzung der größten Tatkraft und der höchſten Entſagung — ſtrahlten nicht mehr im ungetrübten Glanz, der früher dieſe behelmten

Mönche umfloß. Der päpſtliche Stuhl erlitt durch troſtloſe politiſche Einflüſſe die tiefſten Demütigungen, ſah Päpſte und Gegenpäpſte, hier in Rom, dort in Avignon, erfuhr beſchimpfende Schirmherrſchaft von Seiten Frankreichs, beſchimpfenden Abfall der eigenen Staaten, beſchimpfende Zerwürfniſſe der Päpſte und ihrer Anhänger und Parteien. Krieg, Flucht, Bannſtrahlen, Verlegung des Sitzes des Oberhauptes der Chriſtenheit nach Frankreich — brachten Zerrüttung und Unruhe in die äußeren und weltlichen Verhältniſſe der Kirche, unter denen auch die inneren und geiſtlichen litten, indem der klägliche Anblick der Gegenpäpſte und des verödeten Roms, der Stadt der großen Apoſtel, dem heiligen Stuhl ſeine majeſtätiſche Würde der Einheit raubte und die Chriſtenheit in Sorge, Ungewißheit und Schmerz ſtürzte. Eine gelockerte Disziplin des Klerus war die natürliche Folge des jammervollen Zwieſpaltes, den die Fürſten nach beſten Kräften für naheliegende weltliche Vorteile ausbeuteten, ohne an die ferner liegenden Nachteile zu denken, welche aus der Herabſetzung und Schwächung des Anſehens der Kirche, für die ewigen Intereſſen, für die ſittliche und religiöſe Bildung der Völker erwachſen mußten. Denn die Kirche war das Fundament aller beſtehenden Verhältniſſe, welche ſich nach ihrer Lehre und ihrem Schutz gebildet hatten; war das Prinzip der Ordnung und Erhaltung in ihnen, indem ſie alle dieſe Verhältniſſe durch ihren erhabenen Geſichtspunkt, als von Gott ausgehend, ſanktionierte und ihnen Würde, Weihe und Dauer gab; und war zugleich das Prinzip des Lebens und der Bewegung, indem ſie Einen gegen Alle und wiederum alle gegen Einen ſchützte und ein feſtes Bolwerk gegen despotiſche Fürſtengewalt abgab. Dieſe letztere Richtung mißfiel Denjenigen ganz beſonders, welche nur darauf bedacht waren, auf Koſten der Völker ihre eigene Macht materiel zu vergrößern, und ſie benutzten dazu die Zerrüttung des Papſttums im vierzehnten Jahrhundert. Die Anarchie, in welche die Hierarchie verfiel, hatte die traurigſte Rückwirkung auf die Sitten; und da mit deren Verfall der des Glaubens ſtets verſchwiſtert iſt, ſo bewährte es ſich auch hier: Ketzereien bildeten ſich aus oder entſtanden neu; Wiklef, Huß und pantheiſtiſch-myſtiſche Lehrer und Sekten bezeugten eine Erſchlaffung im Glaubensleben der Kirche — eine traurige Erbſchaft, welches das fünfzehnte Jahrhundert vom vierzehnten anzutreten hatte. Neuer Gährungsſtoff kam hinzu durch den Geiſt der Renaiſſance, der griechiſchen Kultur, die vor dem Islam aus Byzanz nach Italien floh, dort mit offenen Armen empfangen ward und ein ganz heidniſches Element in die Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, Bildungsgänge, Geiſtesſtrömungen und Auffaſſungen des Lebens und unparteiiſch hervor. Mit großer Niedergeſchlagenheit fügte die Generalin hinzu: Es ſei traurig genug daß ihre Nichte die Namen Conti und Thannau mit Schmach bedecke; ſie ihres Theils würde Alles verſuchen um den Namen Osnat davor zu retten; ſie beſchwöre den Anwalt nichts zu übereilen, und lieber auf Hemmung als auf Beſchleunigung dieſer Angelegenheit, ſo weit Pflicht und Ueberzeugung es ihm geſtatteten, hinzuarbeiten. Trete Ueberdruß ein, ſo fehle es dann nie an einem günſtigen Umſtand um ſie ausgleichend beilegen zu können; trete er nicht ein, ſo ſei man freilich genöthigt den letzten Schritt zu thun.

Das kalte falſche Herz der Generalin war um ſo mehr gegen Alle diejenigen, welche eine Ausſicht und Hofnung auf Glück hatten, in Bitterkeit getaucht, als dieſe Ausſicht in ihrer Familie untergegangen war. In dem Leben ihrer älteſten Tochter Euphemie waren Dinge vorgefallen, welche ſie von der Welt ausſchloſſen; ſie floh in ein Kloſter; Agnes, die jüngſte, reifte zur alten Jungfer heran. Wolwollen war nie und für Niemand im Herzen der Generalin lebendig geweſen; auch nicht für ihre Töchter; allein ihre Eitelkeit fühlte ſich durch deren Schickſal beleidigt; ſie betrachtete ſich als eine unglückliche Mutter und hielt ſich für berechtigt keinem brachte. Götter und Göttinnen, Fabel und Mythologie, Philoſophie und abſtrakte Spekulation wurde aus dieſen feinen und ſpitzfindigen griechiſchen Köpfen in Italiens Boden verpflanzt, der warm und treibend genug war, um ſie in üppiger Übertreibung aufſchießen zu laſſen und eine glänzende Heidenwelt im Schoß des Sitzes des Chriſtentums, in Rom ſelbſt zu erzeugen. Die Kunſt, die Literatur und die Poeſie legen mehr oder minder glänzende Zeugniſſe für dieſes heidniſche Element ab. Die Kirche trat ihm nicht entgegen mit dem Ernſt und der Entſchloſſenheit, welche ſich einer ſo profanen Vermiſchung gegenüber geziemt hätte. Weltlich und irdiſch geſinnte Kirchenfürſten hatten ihre Luſt an dieſem weichlichen, üppigen, ſpieleriſchen Geiſt, der das Daſein auf der Oberfläche in bunten Farben ſchillern ließ — wie den Leib der Schlange. Aber Strenge und Ernſt und Zucht verſanken in die Tiefe wie heilige Sterne neben dieſen Meteoren und Irrlichtern, welche die Geiſter bezauberten und verführten.

Eine Reaktion gegen dieſe Meteore, wie gegen die Mißbräuche, die Skandale, die Zerrüttung der kirchlichen und geiſtlichen Verhältniſſe, welche von ihrer Treibhaushitze und ihrem ſtechenden Licht ausgebrütet wurden — war unvermeidlich in der Kirche, und hat ſich ſowohl in dem Konzil von Trient als in dem außerordentlichen Aufſchwung des kirchlichen Lebens in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts glänzend bewährt. Daß aber die falſche Reaktion der ſogenannten Reformatoren einen ſo bedeutenden Teil der ewig blinden Völker aus dem Schoß der Kirche herausſchleudern konnte, iſt eine ewig blutende Wunde in ihrem Herzen, die ſich nur mit dem Rücktritt des letzten Häretikers ſchließen würde. Dieſe Empörung gegen die heilige Autorität der Kirche war allmählich durch die zwei vorhergehenden Jahrhunderte vorbereitet worden; die Fürſten lechzten nach dem Abſolutismus und der in Weltluſt abgeſtorbene Teil des Klerus faßte den Zuſammenhang mit und die Unterwerfung unter Rom nur als ein läſtiges Joch — nicht als eine große religiöſe Macht und innere Notwendigkeit zur Erhaltung des wahren Glaubens auf. Der religiöſe Abfall war nur eine Folge des moraliſchen — und die politiſche Zerrüttung folgte der religiöſen. Deutſchlands letzte drei Jahrhunderte ſind die traurigſten, ſeitdem ſich die germaniſchen Wälder gelichtet haben! Haß, Neid, Grimm, Eiferſucht wurden die Triebfedern des allgemeinen Lebens, bewegten die abgefallnen Fürſten gegen den katholiſchen Kaiſer, bewegten ſie gegen einander und gegen ihre Völker, bewegten die verſchiedenen Konfeſſionen — und fanden ihren höchſten Ausdruck im dreißigjährigen Kriege, der wilder, blutiger, fanatiſcher und grauſamer war, als die Religionskriege, welche kurz zuvor oder zur nämlichen Zeit Frankreich, die Niederlande und England zerfleiſchten; und der die unheilvolle Spaltung Deutſchlands durch den überwiegenden Einfluß fremder Mächte nur vermehrte und Deutſchlands politiſche Entwickelung paralyſierte. Nur die gemeinſame Religion iſt ein dauerhaftes Band zwiſchen den Menſchen. Die übereinſtimmend Glaubenden haben im Großen und Ganzen auch einen gleichen Willen. Trennung in den heiligſten Angelegenheiten und den höchſten Intereſſen bewirkt Mißtrauen in allen irdiſchen Verhältniſſen. Die Katholiken ſahen die Kleinodien ihres Glaubens geſchmäht, verworfen und mit Füßen getreten von den Abgefallnen; und dieſe wähnten, eine Anerkennung beanſpruchen zu dürfen, welche die Kirche der Häreſie nicht gewähren darf. Folglich konnten katholiſche Untertanen nicht ohne Mißtrauen auf ihre proteſtantiſchen Fürſten blicken, und proteſtantiſche wuchſen in der tiefſten Verachtung gegen die Götzendienerei und den papiſtiſchen Unſinn ihrer katholiſchen Fürſten auf. Die Fürſten wußten ſich zu helfen gegen das Mißtrauen, welches auch ſie empfanden: die ſtehenden Heere kamen allgemein in Aufnahme, dieſe kräftigſte Stütze des Abſolutismus, welche das freie Mittelalter weder gekannt noch gebraucht hatte. Die Völker aber waren fortan hilflos, ſchutzlos, der Willkür preisgegeben, weil ſich der ganze Schwerpunkt des politiſchen Lebens in den auf Bajonette geſtützten Kabinetten Europas ſammelte.[1] Die Kirche zeigte ſich groß wie vielleicht nie zuvor; groß in ihren Päpſten, groß in ihren neuen Orden, welche das katholiſche Dogma nach fremden Weltteilen brachten und fremden Völkern das Heil zutrugen, welches in Europa von Millionen verſchmäht wurde; groß in ihren Heiligen, welche der wüſten Bande der Reformatoren gegenüber ein lichtes Heer bildeten, das mit den himmliſchen Waffen des reinen Glaubens für die Liebe und für das Heil der Seelen kämpfte; groß in ihren Geiſtesmännern, welche in Wort und Schrift, von der Kanzel, in Büchern und im Leben das tiefſinnige, majeſtätiſche Reich der Gedanken auf dem Fundament der Offenbarung erbauten; groß in jener Größe, welche dem Himmel um ſo näher bringt, je weniger irdiſcher Prunk in ihrem Gefolge iſt. Denn neben dem Abſolutismus der Fürſten war ihr weltlicher Einfluß nur gering und ſchwand gänzlich, als jener im achtzehnten Jahrhundert ſeinen

---

[1] Jetzt freilich, da aus dem Haß gegen den Abſolutismus ein Haß gegen die Autorität, welcher Art ſie ſei, erwachſen iſt — ſind die Soldaten die notwendigen Verteidiger der in Frage geſtellten Autorität geworden und ihre treue Stütze. Soldaten und Prieſter ſind die weltliche und geiſtliche Miliz der mit Barbarei bedrohten Civiliſation; und nur ſie können es ſein, weil ſie in ſich ſelbſt das Fundament der Ordnung, den Gehorſam, gelegt haben.

Kulminationspunkt erreichte. Doch ſcheint er von demſelben durch harte Erfahrungen herabgeſtürzt zu ſein; aber die Mißgriffe und Irrtümer von drei Jahrhunderten ſind ein freſſender Krebsſchaden im geiſtigen und ſittlichen Leben der ganzen Menſchheit geworden, welcher nur durch göttliche Barmherzigkeit und himmliſche Weisheit allmählich geheilt werden kann. Und nirgends ſchwerer als in Deutſchland, weil es nicht, wie England und Frankreich, nationale und politiſche Einheit an die Stelle der religiöſen zu bringen gewußt hat; und weil der unpraktiſche, phantaſieloſe, grübleriſche Geiſt, der ſich ſeit drei Jahrhunderten in unſere Bildung gedrängt hat, am ſchwerſten zu einer Gemeinſamkeit ſich zuſammen zu faſſen weiß. Von der kritiſchen und negierenden Richtung, die der Proteſtantismus ihm gegeben, noch immer zehrend, hält er die ewige Negation für das Weſen der Wahrheit, weil ſie die Wahrheit kritiſiert — und keine Richtung ſteht ihrer Erkenntnis feindlicher gegenüber als dies Produkt der Reformation, welche, den Glauben und die Kirche in Frage ſtellend, Tor und Tür geöffnet hat, um jede Autorität, jedes Geſetz, jedes Anſehen, ja jede Exiſtenz, wie ſie durch Familie und Eigentum begründet iſt, in Frage zu ziehen. Der Anführer dieſer Richtung war Luther. Wie muß die Sittenlehre beſchaffen ſein, die aus einem Glauben entſpringt, welchen der bis zum Haß geſteigerte Geiſt des Widerſpruchs geboren hat? Ja, kann überhaupt eine Sittenlehre auf dem Boden gedeihen, der keine höhere Blüte trieb, als den Ausſpruch: „Der Glaube allein macht ſelig.“ Aber die göttliche Liebe war nun einmal tot in ſeiner Seele. Der apoſtaſierte Mönch mußte ſich wohl eingeſtehen, daß die göttliche Liebe aus ſeiner Seele gewichen ſei, daß er wie Eſau ſein Erſtgeburtsrecht für ein Linſengericht hingegeben habe. Wie jemand, der ſich über den ſelbſtverſchuldeten Verluſt eines Diamanten damit zu tröſten ſucht, daß er ſpricht: Er war nicht echt! — ſo tröſtete ſich Luther damit, daß er die Liebe und ihre Werke für papiſtiſche Erfindungen erklärte und ſie ſchnöde verwarf. So erfand er denn den Spruch, daß der Glaube allein ſelig mache, nicht nur ohne Werke der Liebe, ſondern auch ſogar dann, wenn man in den größten Sünden verharre. Wer erinnert ſich hier nicht mit Widerwillen ſeines berüchtigten Satzes: „Sei ein Sünder und ſündige tüchtig“ — der im Munde eines Religionsſtifters mindeſtens ſehr beängſtigend klingt. — Dieſe Grundſätze aber, nicht bloß obenhin ausgeſprochen, ſondern zum Grundprinzip der neuen Lehre erhoben, wie tötlich mußten ſie alles höhere ſittliche Leben, das ja eben in der heiligen Liebe beſtehet, treffen, wie mußten ſie die Seelen jenen finſteren Gewalten der Selbſtſucht und Begierlichkeit überantworten, die nur in Kraft jener Liebe überwunden werden können. Und dieſe Liebe hat Luther proſkribiert und ſeinen „Glauben allein“ an die Stelle geſetzt. Dieſer Glaube, der ſein Leben nicht heiligte, der in keinem Werk der Liebe ſich betätigte, der ihn in Haß gegen die Kirche, in Grimm gegen andersdenkende Reformatoren ſtürzte, der keinen Zuſammenhang in das Menſchenleben brachte, weil er ohne Einfluß auf deſſen irdiſche Richtung blieb: war ihm ein Deus ex machina, der ihn aus dem Grabe in die ewige Seligkeit verſetzte, weil der Heiland ſein Blut zur Genugtuung für alle Sünden am Kreuz vergoſſen. — Das Gleichnis iſt unvollkommen, vielleicht ſogar manchen anſtößig, aber es fällt mir doch immer ein: Iſt das ein guter Soldat, der ſich während der Schlacht zur Markedenterin hält, aber nach derſelben auf ein Ehrenkreuz rechnet, behauptend, er habe immer gewußt, daß der glorreiche Feldherr ſiegen werde — und deshalb verdiene er eine Belohnung? — O armer elender Soldat! bleibſt Du in der Schlacht des Lebens bei dem Liede und der Flaſche der Markedenterin ſitzen, ſo bekommſt Du kein Ehrenkreuz, ob auch Dein Feldherr ſiege und ſterbe! Biſt Du begeiſtert für Deinen Feldherrn — warum denn eiferſt Du ihn nicht nach? warum denn verſpritzeſt Du nicht Dein Blut? warum denn haſt Du keine ehrenvolle Wunde aufzuweiſen? Niemals werde ich glauben, daß Du Verehrung und Vertrauen zu Deinem glorreichen Feldherrn haſt, wenn Du ſeinen Ruf: „Folget mir nach.“ überhörſt und, während Deine Kameraden tapfer kämpfen, mit der Marketenderin Dich unterhältſt. Nein! in alle Ewigkeit glaub' ich das nicht! Und kann es überhaupt irgend jemand glauben? In der Verfinſterung der Selbſtſucht, in der Verblendung der Leidenſchaft, — ja, dann können wir ſo handeln, und weil wir ſo handeln, uns zu überreden ſuchen, wir täten recht. Aber was iſt das für eine fürchterliche Lehre, welche ſo bereitwillig den niederen Trieben des Menſchen entgegenkommt? Die ganze erhabene Sittenlehre des Heilands, die er durch Wort und Beiſpiel gab, von der jedes Blatt der heiligen Schrift zeugt, die an jeden Einzelnen den Ruf zur Nachfolge richtet, an der ſich das Liebesleben der Kirche entzündet — wird durch den Ausſpruch: „Der Glaube allein macht ſelig“ über den Haufen geworfen. Eine Sittenlehre, welche ſeit anderthalb Jahrtauſenden den Himmel mit Heiligen bevölkert, und der Erde die ſchönſten Beiſpiele von Liebe und Kraft und Größe gegeben hatte, ſollte urplötzlich ihren heilſamen Einfluß auf die ſittliche Bildung des Menſchengeſchlechtes verloren haben, weil ein Auguſtinermönch für gut fand, ein Weib zu nehmen? Und ein neues Sittengeſetz ſollte auf jenen Spruch begründet werden, der, willkürlich aus Tauſenden herausgeriſſen, abgetrennt und einſam hingeſtellt

— mit der ganzen heiligen Schrift im Widerſpruch iſt, ſelbſt dann, wenn das Wort „allein“ keine lutheriſche Erfindung wäre.

Das verſteht ſich: durch den Glauben, den die zuvorkommende Gnade in uns wirkt, erfaſſen wir die Erlöſung — dies iſt katholiſch geſprochen. Erfaßt uns die Erlöſung — müſſen die Lutheriſchen ſagen, da Luther ihnen den freien Willen zur Mitwirkung bei göttlichen Dingen geſtrichen hat. Ohne freien Willen gibt es kein hohes Streben, keinen beharrlichen Kampf für das Gute, keine Wahl zwiſchen Sünde und Tugend, keine Erhebung über niedrige Begierden, keine Überwindung der untergeordneten Natur — mit einem Wort: keine Heiligung! und Luther verwarf ſie ganz folgerichtig. Die Liebe iſt die Blüte des freien Willens — iſt der reine, geläuterte, gottinnige Wille des erlöſten Menſchen, mit dem er ſtandhaft und raſtlos an ſeiner Heiligung arbeitet, an der Herſtellung des Ebenbildes Gottes in ihm — weil er Dem ähnlich werden möchte, den er liebt — und weil er Den liebt, der die Vollkommenheit ſelbſt iſt, und Der ihn aufgefordert hat vollkommen zu werden — heilig zu werden. Der Glaube iſt eine goldene Krone, welche aber nur dann ein Zeichen triumphierender Herrſchaft iſt, wenn der Diamant der Liebe ſie verklärt. Der Glaube legt ſeinen Strahlenkranz um das Haupt des Menſchen; aber ach! mancher andere ſtrahlende

Kranz hat ſchon manches Haupt geſchmückt! Die Liebe legt den ihren um das Herz, und das Herz iſt die Wiege und der Thron des Willens, wodurch er zur Vereinigung mit Gott emporgehoben wird, ſobald das Herz von dem Glanz und dem Feuer der Liebe ergriffen iſt. Dieſe Liebe hat die großen Heiligen erzeugt, unſre Vorkämpfer, unſre Vorbilder — die Luther unbarmherzig den Seinen raubte, weil in ſeiner Religion weder Liebe noch Heiligung Platz fanden. Was iſt das aber für eine fürchterliche Religion, welche dem Menſchen Ideale nimmt, ſtatt ſie vor ihm aufzuſtellen? Ohnehin iſt er ſo lau und kurzatmig — oder ſo ſelbſtzufrieden, daß er gar leicht zu ſich ſelbſt ſpricht: „Das Ziel iſt zu hoch für mich;“ oder: „Ich bin ſchon am Ziel.“ Wie wohltätig wird ſeine Trägheit angeregt, wenn mächtige Stimmen unabläſſig ihm zurufen: „Wir ſind geweſen, was Du biſt! ſammle Dich in Deinem gekräftigten und geläuterten Willen, ſo wird die Gnade Dir nicht fehlen, und mit ihr kannſt Du werden, was wir ſind.“ — Und wie heilſam iſt es der Selbſtzufriedenheit hören zu müſſen: „Du wähnſt am Ziel zu ſein? o arme Törin! ſiehſt Du denn nicht, daß Du da aufhören möchteſt, wo wir angefangen haben?“ — All dieſe Ermahnungen, dieſe Aufforderungen, dieſe Herzſtärkungen, die ſo in Übereinſtimmung mit dem Bedürfnis des ſchwachen — mit der Sehnſucht des ſtrebenden das Glück zu gönnen, welches ſie nicht gefunden hatte. Neid und Schadenfreude wucherten in ihr. Sie freute ſich über ihres Schwagers demüthigende Rolle als Ehemann und über den Schmerz der ſtolzen Gräfin Dönat um den verlornen Sohn. Sie beneidete Clelia um die Liebe die Gundaccar für ſie empfand, grollte mit ihr weil Achatz ſie geheirathet hatte und fand eine Beruhigung in der Vorſtellung, daß ihre Heirath mit Gundaccar nie zu einem glücklichen Verhältniß, namentlich den Eltern gegenüber, führen könne. Dieſe nämliche Vorſtellung beſchwichtigte auch ihr Gewiſſen, wenn es in unbewachten Augenblicken ſich in ihr regte. Ja! ſprach ſie dann, heuchleriſch auch mit ſich ſelbſt — ja, ich bin *gegen* dieſe Heirath, denn dieſer Gundaccar iſt ein Taugenichts und die Mutter wird ihn enterben; was dann? — Achatz hatte ihr die Leitung dieſer Angelegenheit ſeinerſeits ganz in die Hand gegeben; ſein hauptſächlichſter Wunſch war — Clelias Vermögen zu behalten. Doch ſchämte er ſich dies zum Kaufpreis ſeiner Einwilligung nicht ſowol zu *machen*, als es *auszuſprechen*; ſie konnte es leichter.

Clelias Anwalt ſchrieb an Gundaccar: er müſſe Geduld haben! von den zwei Parteien ſei die eine in Paris, die andre tief in Deutſchland, die eine ſehr

Menſchen ſind — die ſeine Natur ſo erbarmend berückſichtigen, ſo durch und durch ſie erfaſſen, ſo liebend ihr vorwärts helfen — das heilige Ideal der Gottähnlichkeit, nach welchem der liebende Wille ſtreben müſſe, weil dies Beſtreben der Zweck des Menſchenlebens iſt — hat Luther vernichtet, als er das Wort Chriſti verwarf: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen!“ und ich ſollte nicht blutige Tränen weinen, daß faſt alle, mit denen ich durch die Bande des Bluts und der Freundſchaft verbunden bin, irregeführt ohne es zu wiſſen, in dem Tal voll Schatten des Todes ſitzen und den Weg zur Höhe nicht finden, weil er ihre Kraft gebrochen und ihnen geſagt hat: „Es gebricht Euch der freie Wille! Ihr vermöcht weder den Weg zu ſuchen, noch auf ihm zu wandeln; aber gerechtfertigt und ſelig werdet Ihr doch: hanget nur an Chriſti Verdienſt allein.“

Was hat denn der Menſch in dieſer Irdiſchkeit, wenn er kein erhabenes Streben hat — Staub! und wie kann er ein erhabenes Streben haben, wenn ſeine Religion ihm predigt, er ſei deſſen unfähig? Wer dem Menſchen ſeinen freien Willen abſpricht, der ſchleudert ihn in die Arme des böſen Willens, denn dahin kommt man ohne die Kraft anzuſtrengen, und moraliſche Erſchlaffung iſt die nächſte Folge jener verderblichen Lehre.

Vielleicht antwortet mir einer von Euch: „Ich glaube aber an den freien Willen des Menſchen.“ Ach, dann ſollt' ich keine blutige Tränen um Dich weinen — meinſt Du? Der freie Wille, wenn er nicht in der Richtung und nach dem Ziel und mit den Bedingungen geübt wird, welche die katholiſche Glaubenslehre ihm anweiſt — iſt Willkür, und ich will freilich wohl glauben, daß Du in ihr lebſt, daß viele, viele Tauſende in ihr leben, grade ſo wie ich in ihr gelebt habe. Im Ganzen glaube ich, daß ſehr wenig Proteſtanten — die orthodoxen Lutheriſchen ausgenommen — ſich für Luthers Lehre lebhaft intereſſieren oder eine Kenntnis derſelben haben. Es iſt auch ſchwer genug, weil er nicht bloß Widerſprüche, ſondern allmählich teils Modifikation, teils noch ſchroffere Begrenzungen in ſie hinein brachte, als es urſprünglich ſeine Abſicht mochte geweſen ſein. Übrigens muß es für den Proteſtanten auch gleichgültig ſein, was Luther, Calvin, Zwingli und wie ſie alle heißen! lehren; da er ſich im Beſitz ſeiner Bibel für ebenſo erleuchtet halten darf, als die Reformatoren ſich hielten. Ich denke, dem armen Luther muß ſchlecht zu Mut geweſen ſein, als er ſah, welche reißende Fortſchritte dasjenige allgemeine Prieſtertum machte, mit welchem er die erſtaunte Menſchheit beſchenkte. Die Kirche lehrt das allgemeine Prieſtertum inſofern, als jeder Chriſt in jedem Augenblick ſeines Lebens und ganz beſonders während des heiligen Meßopfers ſein Herz im Glauben und Liebe Gott zu opfern habe. Dazu gehört aber weſentlich der freie Wille, ohne den ein Opfer unmöglich iſt. Dieſes verſchwindet mit jenem, und mit dem Opfer auch das wahre Prieſtertum. Luthers Vorſtellung von demſelben war immer die individuelle Erleuchtung durch den heiligen Geiſt. Daher begreift man nicht, wie er auf den Einfall kommen könne zu klagen, daß „ſtatt des Evangelii und ſeiner Auslegung wiederum von blauen Enten gepredigt wird;“ — da er doch auf Enten von allen Farben hätte gefaßt ſein ſollen. Dieſe nun predigen unzählige Proteſtanten — teils anderen von Kanzel und Katheder, teils ſich ſelbſt, ganz eifrig.

Katheder und Kanzel hatte ich nicht; wohl aber meine Bücher, in denen Luther gewiß ganze Scharen von blauen Enten meiner ſubjektiven Meinung und Deutung entdeckt haben würde. Da dieſe auf dem Glaubensgebiet mir geſtattet war, ſo übertrug ich ſie auch auf alle anderen Gebiete, und fand es unbegreiflich, weshalb ich vor einer fremden Meinung mehr Reſpekt haben ſolle, als vor meiner eigenen. Ich gönnte jedem die ſeine; aber die meine unterzuordnen fiel mir nie ein — es ſei denn in der Praxis des Lebens, durch Liebe beſtimmt. — Keine Wiſſenſchaft, keine Gelehrſamkeit, keine Intelligenz imponierte mir. Wußten dieſe klugen und gelehrten Leute von der ewigen

Wahrheit mehr als ich? Nein. Nun warum ſollte ich ſie denn ſo ſehr bewundern um der vergänglichen Syſteme willen, die ſie etwa aufgeſtellt hatten? So viel gelernt und ſtudiert wie ſie, hatte ich freilich nicht; aber dafür viel mehr geſehen und vielleicht ebenſoviel gedacht und mehr geſucht! Religiöſe Überzeugungen habe ich nie von Proteſtanten ausſprechen hören, welche mein Herz auch nur berührt, geſchweige erwärmt hätten. Ob Orthodoxe, ob Ratinaliſten, ob Pietiſten — ich hatte kein Verſtändnis für ihre Sprache; und ſo lebhaft ich zuweilen wünſchte, einer Glaubensgemeinſchaft anzugehören, ſo gänzlichſt unmöglich war es mir, mich irgend einer anzuſchließen. Ich blieb vereinzelt und fühlte das zu Zeiten mit einem ſchneidenden Schmerz.

Überhaupt ſtand ich mit meinem ganzen geiſtigen Streben vereinzelt da; ich hatte keine Geſinnungsgenoſſen. Freunde hatte ich, Leſer — o ja! Aber ſchöpferiſch tätige Genoſſen auf dem geiſtigen Gebiet hatte ich nicht. Die literariſche Gemeinſchaft, welche die Journaliſtik, wie ſie damals in Deutſchland getrieben wurde, gewährt, mißfiel mir über alle Maßen, weil dieſe prinzipienlos war und nichts im Auge hatte, als für Tagesintereſſen zu arbeiten und ein paar Taler zu gewinnen. Sowohl in den belletriſtiſchen als in den kritiſchen Zeitſchriften fehlte jener Hauch des Lebens, der ſie als die Organe großer, dauernder, ewig wirkſamer Ideen hingeſtellt hätte — wie z. B. die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ ſind, welche ich damals nicht kannte; oder Quarterly und Edinburgh-Review in England. Eine tüchtige und edle literariſche Gemeinſchaft kann ſich nur um große Ideen bilden, weil nur dieſe das geiſtige Streben nähren, adeln und beflügeln, und weil durch die Hingebung an ſie Rivalität und kleinliche Eiferſüchteleien getötet werden, welche jedes friſche, unbefangene Zuſammenwirken unmöglich machen. Natürlich ergingen vielfache Aufforderungen an mich für dieſe, für jene Zeitſchrift zu arbeiten. Dankend lehnte ich ſie alle ab, alle, ohne Ausnahme, ſo daß ich nie eine Zeile für irgend ein Journal geſchrieben habe. Das nahmen denn die Herren Redakteurs oder Herausgeber meiſtens ſehr übel, als ob darin eine perſönliche Beleidigung liege; und es machte mir oft viel Spaß, eine grimmige Rezenſion eines meiner Bücher in demſelben Journal zu finden, daß mich kurz vorher als Mitarbeiterin gewünſcht hatte. Wäre ein einziges mit einer großen leitenden Idee vor mich hingetreten, ſo würde es mich vermutlich gewonnen haben; denn auch auf dieſem Gebiet empfand ich zu Zeiten ſchmerzlich meine Einſamkeit. Aber es war und blieb gerade ſo wie mit der kirchlichen Gemeinſchaft: konnte ich nicht mit meinem ganzen Weſen, mit heiligſter Überzeugung, mit tiefſter Hingebung mich anſchließen: ſo wollt' ich lieber allein bleiben; und dieſe Bedingungen ſtanden natürlich gänzlichſt außerhalb des Horizontes der damaligen deutſchen Journaliſtik, deren erſtaunliche Oberflächlichkeit einen traurigen Beleg für die Hohlheit der allgemeinen Bildung des großen Publikums in Deutſchland lieferte — beſonders wenn man ſie mit der engliſchen und franzöſiſchen verglich.

Übrigens konnte meine Vereinzelung mich damals nur auf Augenblicke niedergeſchlagen machen. Ich fand einen großen Genuß darin, auf eigenen Füßen zu ſtehen, auf eigene Hand meinen Weg zu gehen, und nicht durch die Journaliſtik, ſondern trotz derſelben, meine Bücher geleſen zu machen. Alles war mir willkommen, woraus ich erſah, daß ich könne. Der Kampf war mir immer ein Genuß — zuweilen ein herber; aber ich nahm ihn ſtets tapfer an. Bei meiner falſchen Vorſtellung von dem faſt unbegrenzten Selbſtbeſtimmungsrechte des Individuums hatte ich denn doch wenigſtens die ganz richtige, daß ein Menſch, der ihr gemäß lebe, mehr oder minder iſoliert ſein müſſe. Wer mit der großen Herde auf die Weide geht, ſich vom Schäfer hüten, vom Hunde jagen, vom Leithammel führen läßt, gibt ſeine Selbſtſtändigkeit für eine Gemeinſchaft auf, in der keine Befriedigung möglich iſt, weil nur äußerliche Bande der Gewohnheit, der Menſchenfurcht, des Hergebrachten, der

Eitelkeit, ſie zuſammenhalten; — dieſe Bande haben über dich zu wenig Gewalt, um dich einzufangen: ſo mußt du denn ſeitab von der großen Herde leben und nie vergeſſen, daß du ſelbſt dich nicht in ſie einreihen willſt — ſprach ich oft zu mir ſelbſt.

Dies betraf aber alles mehr meine Denkweiſe und mein geiſtiges Leben, als das geſellſchaftliche. Das war ungefähr ebenſo wie das von aller Welt; — ja, es muß ſo geweſen ſein, denn ich konnte ſehr gut mit den Menſchen leben und fertig werden. Sie intereſſierten mich ſehr — beſonders ſo lange als ich ſie nicht ſehr genau kannte. Kannte ich ſie und war kein ernſteres, freundſchaftliches Intereſſe wach geworden, ſo wurden ſie mir beträchtlich gleichgültiger. Auf die Innerlichkeit ging ich immer aus; die Seelen wollt' ich wiſſen! was ſie gehört und geſehen, war mir vollkommen einerlei — was ſie dabei gedacht oder empfunden — ſehr wichtig; dermaßen wichtig, daß ich ganz dankerfüllt war, wenn jemand mit mir von Innen heraus ſprach. Aber leider ſind die Menſchen ſo wenig daran gewöhnt, daß ſie es ſelten tun! Dann war mir — ach, wie oft! — zu Mut, als müſſe ich ſie in die Hand nehmen und ſchütteln, damit die Phraſen von ihnen abfielen und wir zur Innerlichkeit gelangten. Wie mit einer unſichtbaren Wünſchelruthe ging ich durch die Welt, um durch ſie Waſſerquellen oder

Gold zu finden; und ich darf ſagen, daß ſich daran gar liebe Erinnerungen knüpfen.

Dies immenſe Intereſſe für den innern Menſchen beſeelte mich immer, wenn ich ſchrieb, und es macht mich tief traurig zu denken, daß ich trotz deſſen nicht wohltätig habe wirken können, weil mir der feſte Ausgangs- und Endpunkt fehlte: der poſitive Glaube, das poſitive Sittengeſetz. Davon ſtand aber nichts in den grimmigen Kritiken, die gegen mich zu Felde zogen! die fanden mich nur zu ariſtokratiſch oder warfen mir vor, daß in meinen Romanen die Charaktere der Männer nicht erhaben genug wären — was ich meinerſeits lächerlich fand. Vielleicht ſind ſie in den letzten Jahren anders geworden! ich las ſie nur in den erſten, als ich noch harmlos wähnte, man könne durch die Kritik etwas lernen. Und gewiß kann man es! nur muß ſie von einer klaren und feinen Intelligenz ausgehen, und eine ſolche hat ſich nie meiner angenommen. Übrigens iſt es fraglich, ob ſie damals Einfluß auf mich gehabt hätte — oder eigentlich nicht fraglich, denn ſo wie ich mich kenne, muß ich Nein ſagen. Keine Intelligenz der Welt hätte mich von meinem Marmorſockel herunter werfen können, auf dem ich ſtand wie eine Statue ſo feſt. Das war allein der Gnade Gottes vorbehalten. — Nun, jetzt ſind meine Bücher in dem großen antediluvaniſchen Abgrund untergegangen, welcher ſich 1848 aufgetan und ganz andere Leute verſchlungen hat, als „Fauſtine" und „Sibylle!" und Romane und Reiſen zu ſchreiben iſt nicht länger meine Vocation. Nicht länger bin ich zu Hauſe auf deren Gebiet, und oft muß ich an die Arethuſa denken, die in Griechenland verſchwand und unter dem Meere fortzog, um in Sizilien wieder aufzutauchen, in dem ſchönen reichen Lande, das die Götter liebten, und das ſie vorzugsweiſe mit Blumen und mit Sonnenlicht ſchmückten. In einem Ozean bitterer Trübſal bin ich verſunken, deſſen Wellen mir ſo ſchwer über Kopf und Herz fortrauſchten, daß ich meinte, ich müßte untergehen. Und ſiehe! an einem fernen, ſeligen Geſtade mit unvergänglicher Schönheit und mit ewigem Licht geſchmückt tauche ich wieder auf! — aber nicht auf einer Götterinſel, ſondern im Reich Gottes — in der alleinſeligmachenden Kirche.

Mein Herr und mein Gott! Alles dient mir dazu, Deine Gnade zu erkennen und Dich zu preiſen. Wäre ich nie in Babylon geweſen, wüßte ich vielleicht nicht in ſeinem ganzen Umfang das Glück zu ſchätzen, in Jeruſalem angelangt zu ſein. Wenn Traurigkeiten in mir aufdämmern wollen — wenn Melancholien um die tauſend unaufgelöſten Diſſonanzen des Lebens mich umſpinnen möchten — wenn ich zurückblicke in die — ach! vielleicht noch immer zauberiſche Schattenwelt der Vergangenheit, welche eine ſolche Macht hat, daß kein Orpheus die Euridice aus dem Orkus zum Licht führen konnte; — dann ſprechen himmliſche Geiſter um mich herum: Du biſt erlöſt! Du biſt gerettet! Chriſtus iſt mächtiger als Orpheus! Du gehſt ſicher an ſeiner Hand aus der Schattenwelt in die Welt des ewigen Lichtes! — Und wie ein Baum, durch den der weiche Abendwind ſäuſelt und alle Regentropfen von ſeinen Blättern ſtreift: ſo ſchüttelt die Seele ihre Tränen und Traurigkeiten gelind ab und wird feſt und ſtill. Die Sonne einer ſeligen Zukunft braucht das Schattengewölk der Vergangenheit und den leiſen Tränenregen der Gegenwart, um den Regenbogen, das Zeichen des Bundes und des Friedens mit Gott, über die Erde ausſpannen zu können. Er iſt mein Triumphtor, durch welches ich in die alleinſeligmachende Kirche eingegangen bin. Kommt es bei ſolchem Glück, bei ſolcher Gnade auf ein paar Tränen an?

O ſagt mir nicht, ich bitte Euch, was ich doch ſchon gehört habe, nämlich: daß dies Glück auf meiner Auffaſſung der Kirche beruhe, und daß dazu gerade mein Herz, meine Phantaſie gehöre. Sagt das nicht und wähnt es ja nicht! Bedenkt: die Kirche iſt die ſichtbar gewordene ewige Wahrheit, und ſo wie die nur eine iſt: ſo gibt es auch nur eine Auffaſſung derſelben: man kniet nieder und betet an. Das iſt meine ganz ſchlichte Art von Auffaſſung und die kann jeder haben. Ein dringend, die andre ſehr lau in ihrem Anliegen, was höchſt befremdlich ſei, da man in dieſem Punkt doch wol auf ein Uebereinkommen zählen müſſe. Der einſeitige Wunſch könne unmöglich ſo ſchnell berückſichtigt werden. —' Gundaccar wollte verzweifeln und fiel auf tauſend Pläne von denen Clelia ihn immer wieder abhalten mußte. Der liebſte war: im Duel Achatz zu erſchießen; dann war Clelia ohne Weiteres frei! Aber ſie fragte bebend:

„Trift Dich keine Kugel?“

Ein andrer Plan war der ſich mit Clelia heimlich trauen zu laſſen; denn ſie war ja der That nach unvermält, und das Geſetz mußte es über kurz oder lang anerkennen.

„Es ſähe aber aus wie Bigamie! meinte Clelia bedenklich. Und eine heimliche Trauung würde in unſerm Verhältniß, Gundaccar, ganz unnütz ſein! ſie mag zaghafte Gewiſſen beruhigen .... das iſt aber nicht unſer Fall. Unſer Gewiſſen iſt ſehr ruhig! .... wir begehren nur die öffentliche Anerkennung.“

Noch ein andrer Plan war der nach Inspruck zu gehen und dort perſönlich die Sache zu betreiben; aber Clelia bat:

„Meide die perſönliche Zuſammenkunft mit Deinen Eltern, denn ſie würde nur Euren Zwieſpalt beſonderes Herz braucht man gar nicht dazu! nur etwas Liebeskraft — und die habt Ihr alle, wenn Ihr ſie in Euch ſammelt, ſtatt ſie zu verſplittern oder zu verſchwenden. Jedes Herz hat ſein eigenes Maß und macht ſeine eigenen Pendelſchwingungen -- ja! jenes, tiefer oder flacher; dieſe, weiter oder enger — ja! aber jedes Maß wird gefüllt und jeder Schwingung Raum gegönnt in der Kirche, ſonſt wäre ſie nicht die katholiſche. Und meine Phantaſie? — Solltet Ihr unter Phantaſie eine unbeſtimmte Exaltation für Ideen, Gegenſtände oder Ereigniſſe verſtehen: ſo muß ich bekennen, daß ſie mir gänzlich fremd iſt. Sie pflegt ſich immer auf das Neue, das Fremdartige zu werfen. Nun, die Zeit hat uns ſeit einer Reihe von Jahren gar manches Neue und Fremdartige gebracht. Da war Konſtitutionalismus und Liberalismus, Nationalismus und Pietismus, Kommunismus und Sozialismus, Radikalismus und Deutſch-Katholizismus; da gab es Evolutionen und Revolutionen; — aber ich frage: wer hat je auch nur eine Silbe von mir gehört, eine Zeile von mir geleſen, welche einen anderen Ausdruck enthalten hätten als den, daß ich über die Erſcheinungen der Zeit zu Gericht ſaß. Dies kann man höchſt anmaßend finden, aber nimmermehr phantaſtiſch exaltiert. Ich hab' einen ſo gewiß derben geſunden Menſchenverſtand — obwohl ich Romane geſchrieben habe! — und der iſt äußerſt ſchwer zu fanatiſieren. Meint Ihr aber, ich hätte wirkliche Phantaſie, nämlich die Gabe der Einbildungskraft? Es wäre mir ſehr angenehm, wenn ich ſie hätte! Denn: iſt die Intelligenz bis auf den Grund der Dinge gegangen, ſo muß die Einbildungskraft ihren Fund in Empfang nehmen, und das Weſen, welches jene nur entdeckt hat, immer friſch in die Erſcheinung hinein bilden, damit dieſe lebendig, durchgeiſtet, beſeelt werde. Dies iſt die wahre Phantaſie! ſie hat einen Zauberſtab und berührt mit demſelben die Formen und Erſcheinungen, ſo daß ſie die Idee hervorſpringen macht, die oft eingeſchlummert oder tief vergraben und vergeſſen in ihnen wohnt. Iſt aber gar keine vorhanden, ſo befaßt die Phantaſie ſich nicht mit der unnützen Arbeit, eine leere, hohle Form als beſeelt darſtellen zu wollen; — das iſt die Sache der Schwärmerei. Hätte ich alſo Phantaſie, ſo wär' ich allerdings ſehr glücklich, weil ich dann die Gabe beſäße, die tiefſinnige wunderbare Schönheit der Kirche jederzeit in all ihren Formen als lebendige Ausſtrahlung zu gewahren. Erfinden aber kann man eine ſolche Schönheit nicht, erträumen auch nicht. Das würde immer Lücken geben, und ſie iſt die vollkommenſte Einheit. Dies eben macht ſie überwältigend, wenn man ſo recht müde und matt vom Stückwerk, das chaotiſch außerhalb ihr herumliegt, an ihre unantaſtbare Majeſtät herantritt.

Ja, unantaſtbar! jeder Abfall bereitet ihr den bitterſten Schmerz, veranlaßt ſie zur heißeſten Klage; aber wanken, weichen, fallen ſind Worte, welche auf ſie keine Anwendung finden! Die folgen den Abgefallenen nach, und weil ſie das weiß — darum klagt ſie. Ein Jünger verriet den Herrn und ein Jünger verleugnete den Herrn, und ein einziger von den Zwölfen ſtand unter dem Kreuz. Sie, die gewürdigt waren Zeugen und Teilnehmer ſeines heiligen Lebens zu ſein, in größter Nähe ſeine Worte zu vernehmen, ſeine Wunder zu ſehen, ſeine Liebe, ſeine Belehrungen, ſeinen Segen, ſeine maßloſen Gnaden zu genießen — blieben Ihm nicht alle treu. O ſeine Seele wird eine tiefe Klage um des Judas Verrat, um des Petrus Verleugnung gehabt haben, weil er darin ihren Mangel an göttlicher Liebe erkannte; — aber was weiter? Als er von Pilatus gefragt wurde: „Biſt Du eine König? antwortete er: „Du ſagſt es, ich bin ein König.“ Und ſo ſpricht die Kirche — mögen Hunderte abfallen zu ihrer Rechten und Tauſende zu ihrer Linken — mögen aus ihrem Schoß ihre Todfeinde hervorgehen — mögen Kinder, die von ihr gepflegt und geſegnet ſind, ſich gegen ſie empören — mag ſie mit Bitterkeiten getränkt, mit Dornen gekrönt, mit Herzeleid überſchüttet werden durch die Abgefallnen — unerſchütterlich ſpricht ſie: Ich bin die alleinſeligmachende. Das iſt neben den übrigen Konfeſſionen gerade ſo majeſtätiſch, wie neben dem modernen Volks-Souveränetäts-Königtum ein König von Gottes Gnaden aus alter Zeit. Welche Anſprüche die übrigen Konfeſſionen und Sekten auch machen mögen — keine hat je zu behaupten gewagt, daß ihr und nur ihr dies erhabene Beiwort gebühre; folglich glaubt keine an ſich ſelbſt! Denn hätte ſie die Überzeugung, daß die Fülle der Wahrheit in ihr wohnt, durch deren Erkenntnis der Menſch zur Seligkeit gelangt: ſo müßte ſie ſich ganz einfach für die alleinſeligmachende halten und angeſichts der ganzen Welt dies Prädikat in Anſpruch nehmen. Doch keine wagt das! Die anglikaniſche Kirche nennt ſich katholiſch — als ob ſie eines der alten Reichsinſignien brauche, um ſich Autorität in dem neuen Reich, das ſie gründete, zu verſchaffen; doch nicht — alleinſeligmachend. In dieſem einen Wort liegt das volle Bewußtſein eines über alles erhabenen Urſprungs und einer eben ſolchen Beſtimmung. Ach, wer ſeine Konfeſſion nicht für alleinſeligmachend hält, ſollte doch wenigſtens ſuchen, die Kirche, die ſich ſo nennt, kennen zu lernen! Aber das iſt ja das unſäglich Betrübte, daß die Proteſtanten lieber die indiſche, chineſiſche, perſiſche, muhamedaniſche Religionslehre ſtudieren — als die katholiſche. Habe ich ſelbſt es doch nicht anders gemacht! Wie herrlich fand ich die Inkarnationen des Brahma und Zoroaſters Lichtreich und die

Triaden, in denen Egyptens Götter auf Erden herrſchten. Und gewiß, ſie ſind höchſt intereſſant und merkwürdig zu ſtudieren, weil ſie uns zeigen, wie der Menſchengeiſt, der abgefallne, der unerlöſte, ſich anſtrengt, um — oft mit großem Tiefſinn und Scharfſinn — das zu erzeugen, was nicht in ſeiner Macht ſteht. Halbvergeſſene, halbverlarvte Traditionen, die ſich an den Urſprung des Menſchengeſchlechts, an ſeinen erſten ſeligen Zuſtand knüpfen, ſind wie Goldfaden in das grobe Gewebe der menſchlichen Erfindungen und Beſtimmungen eingeſchlagen, die jene Religionen bilden. Das Erhabene ſchweift ins Monſtröſe aus, das Tiefſinnige in Brutalität. Neben Broſamen der Wahrheit liegen Berge von Irrtum, von Lüge; — neben reiner Anſchauung eine niedrige Auffaſſung. Ein falſcher Spiritualismus — falſch, weil kein auf göttlicher Offenbarung beruhendes Sittengeſetz ihn trägt und regelt — erzeugt eine unharmoniſche Entwickelung des Menſchen, welche ſein geiſtiges Leben nebulös — das ſinnliche roh macht. Das Urbild wird ein Zerrbild; — wie das ſchönſte menſchliche Angeſicht ein Zerrbild wird, wenn es ſich in einem zerbrochenen Spiegel abſpiegelt. Der Menſchengeiſt iſt ohne die Offenbarung ein zerbrochener Spiegel, unfähig das Göttliche anders als gebrochen in ſich aufzunehmen. Nur die geoffenbarte Religion, die ihm wieder zu ſeiner verlorenen Kraft verhilft und in ſeiner Würde herſtellt, gibt ihm reine Erkenntnis des Göttlichen, welcher immer die Liebe zum Göttlichen folgt.

Und ſo ſaß ich denn mit dem zerbrochenen Spiegel meines armſeligen Geiſtes in den Ruinen von Balbeck und von Theben, und mühte mich vergebens ab in den Religionen, welche jene Tempel hervorgerufen hatten, denſelben Zuſammenhang mit dem Chriſtentum, denſelben Charakter eines Vorläufers zu finden, welchen die jüdiſche Religion hat — haben muß, weil ſie geoffenbart iſt. Weil ich damals wähnte, jedem Individuum würde ſeine beſondere Offenbarung zu Teil, ſobald es ſich recht innig um die Wahrheit abmühe: ſo mußte ich natürlich auch annehmen, daß die verſchiedenen Völker das nämliche Privilegium hätten und daß jede Religion für ihre Zeit die einzig wahre ſei — aber auch nur ihre Zeit dauere. Alſo auch das Chriſtentum nur ſeine Zeit? — dagegen ſträubte ich mich.

Es war in einer Mondſcheinnacht bei den Ruinen von Kom-Ombos in Oberegypten, an Nubiens Grenze. Der Nil macht ein ſcharfes Knie um ein Vorgebirg, auf welchem die Überreſte des Tempels liegen, und wäſcht ununterbrochen Geſtein und Sand weg, ſodaß Kom-Ombos dem Einſturz in nicht gar zu ferner Epoche entgegen ſieht. Wir ſprachen davon, daß der Nil in ſeinem ganzen myſteriöſen Lauf durch Egypten, mit ſeinen Hebungen und Senkungen, mit ſeinem Segen und ſeiner Zerſtörungskraft, ſo recht ein Bild der Zeit ſei, welche ſtill und unwiderſtehlich ihre Macht übe, zum Schaffen wie zum Zerſtören — und daß es einem bange werden dürfe um alles, was zerſtörbar ſei auf einer ſo erhabenen Stätte, die gleichſam pulveriſiert wird von Waſſer und vom Wüſtenſand; — und was alles wohl zerſtörbar zu nennen ſei? alles Irdiſche, die ganze Schöpfung gewiß! Aber auch die Religionen? ſind ſie nicht mit ihren Tempeltrümmern begraben? untergegangen mit den Völkern, denen ſie Kultur und Ziviliſation gegeben haben? und wird es dem Chriſtentum nicht anders gehen? wird es ſein wie Kom-Ombos in der Wüſte — die Baſis unterſpült von dem unwiderſtehlichen majeſtätiſchen Strom der Zeit, und Säulen und Hallen verſchüttet vom wehenden Sande, der ſich überall einfindet, wo das Leben gewichen iſt! — Nein, das wollt' ich nicht! durchaus nicht! Ich flüchtete mich zum heiligen Apoſtel Petrus, und ſagte mit ihm: „Herr, wohin ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens.“ Ein ſolches Bedürfnis empfand meine Seele, dieſe Welt der Vergänglichkeit mit einer unvergänglichen zu unterbauen und zu überwölben, daß ich nicht bemerkte, wie unſinnig es ſei, mit den Worten des Petrus zu ſprechen, ohne ſeinen Glauben zu haben, den Glauben an Jeſus Chriſtus, den Sohn Gottes, den Erlöſer der Welt, zu welchem wir nur durch die geoffenbarte Religion kommen können, welche die Kirche uns lehrt, die auf Petrus gebaut iſt, und die Fülle der Wahrheit hat und darum die alleinſeligmachende iſt. Aber ich war dermaßen in das Gegenteil von aller und jeder poſitiven Lehre verſunken, daß ich mich nicht aus den Widerſprüchen anders als durch ſubjektive Meinungen und Anſichten retten zu können wähnte, während ſie doch recht eigentlich aus denſelben hervorgingen.

In dieſem Fall befinden ſich unzählige Proteſtanten! Es iſt eine krankhafte Sucht in ihnen, ſich eine Art von religiöſem Syſtem zu bilden, das nach ihrem ſubjektiven Bedürfnis ſich geſtaltet. Um für dasſelbe Stützen und Belege zu finden, greifen ſie nach den verſchiedenſten Mitteln, nehmen ihre Zuflucht zur Philoſophie, zur Mythologie, zur Anthropologie, türmen ein Chaos um ſich auf — und hüten ſich — inſtinktmäßig, möcht' ich ſagen — den katholiſchen Katechismus oder die Beſtimmungen des heiligen Konzils von Trient in die Hand zu nehmen. Sie wollen nichts Poſitives; ſie ſchweben in der beſtändigen Furcht, welche ſeit dreihundert Jahren die Lebenseſſenz des Proteſtantismus ausmacht — ihren erhabenen Geiſt verdunkelt, unterdrückt und verkümmert durch katholiſche Rechtgläubigkeit zu ſehen, welche ihnen als ein Gewirr von Abſurdität vorſchwebt.

Die Hauptſache iſt eben: ſie verwerfen die Autorität, weil ſie ihnen unbequem ſein dürfte.

Ich meinesteils machte es wirklich etwas wie Sancho Panſa. Er verkaufte ſein Königreich für eine Herde Gänſe — und mir war auch meine Herde von durcheinander laufenden und wieder einander ſchreienden Meinungen, Vorſtellungen, Anſichten, Anſchauungen lieber, als ein ſicheres Königreich. Denn, es iſt ſehr ſchmerzlich zu ſagen, aber ich muß es doch ſagen: ich hatte eine Ahnung von der Schönheit und Herrlichkeit der Kirche.

Ich war ein junges fröhliches Mädchen, als ich zum erſtenmal die Schwelle einer katholiſchen Kirche betrat; es war die Hedwigskirche in Berlin. Man ſagte mir damals, ſie ſei nach dem Modell des Pantheons zu Rom gebaut. Ich dachte, dann müſſe das Pantheon, das ich mir ſchön vorgeſtellt hatte, recht unſchön ſein; — und das iſt alles, was ich mich erinnere. Wie oft, wie viel war ich ſeitdem in Berlin! nie dachte ich an die Hedwigskirche — bis zuletzt! Aber, als ich da an ſie dachte, war es, um ſie nie zu vergeſſen.

Nun, bei ſechzehn Jahren hat man das Privilegium, etwas gedankenlos ſein zu dürfen. Aber ein paar Jahre ſpäter beſuchte ich in Dresden die katholiſche Kirche — wie ſie dort genannt wird — und finde in meiner Erinnerung dieſelbe Teilnahmloſigkeit für alles, was in ihr vorging, ausgenommen für die Muſik, die das Hochamt begleitet. Die entzückte mich! Was beim Hochaltar geſchah, verſtand ich nicht, alſo intereſſierte es mich auch nicht; ich ſah kaum hin. Und was für ein Geſchöpf denn eigentlich ein Katholik ſei, wußte ich auch nicht. . Ich kannte keinen. Ich hatte auch nie von Katholiken anders, als in den Geſchichtsbüchern gehört — und das waren denn eben nur Lektionen, mit denen ich im Leben nichts anzufangen wußte. Die Muſik — das war damals meine große Erinnerung an die katholiſche Kirche in Dresden.

Zwei Jahre ſpäter endlich — da war ich nicht fröhlich mehr und folglich auch nicht jung — da kam ich in ein katholiſches Land, nach Würzburg, und dann an den Rhein. Da trat die katholiſche Religion aus dem Gotteshauſe heraus und auf die Straße, in die Natur. Sie war nicht mehr beſchränkt auf eine königliche Hofkirche und auf die Nachahmung des Pantheons, ſondern ihr gehörten Land und Leute und Leben; und da ich auch nicht mehr ganz ſo gedankenlos wie früher war, weil ich manchmal ein trauriges Herz hatte, das nicht recht wußte, wohin mit ſich ſelbſt: ſo gefiel es mir, daß die Religion gleichſam von der Welt Beſitz nahm und bei jedem Schritt und Tritt dem Menſchen vor Augen trat und ihn an Gott erinnerte. Ein Kruzifix am Wege — eine Kapelle unter ſchönen alten Bäumen — ein Wallfahrtsort auf der Höhe — herrliche Dome in den Städten —

vergrößern. Nach Inspruck zu gehen ohne ſie zu ſehen, wäre aber ein Trotz, der ſich für einen Sohn nicht geziemt."

„Du haſt Recht, entgegnete Gundaccar niedergeſchlagen, immer Recht! .... aber was bleibt uns denn übrig zu thun?"

„Auszuharren! mein geliebter Gundaccar; geduldig und ſtark zu ſein, — weiter nichts!" erwiderte ſie.

„Geduldig und ſtark ſind die Engel, ſagte er und umſchlang ſie traurig und zärtlich. Eines von Beiden ſind tüchtige Menſchen; .... keines von Beiden iſt der Schwache."

„Willſt Du mich verlaſſen?" fragte ſie und lehnte zuverſichtlich ihren ſchönen Kopf an ſeine Bruſt.

Er faltete die Hände über ihrem Haupt und ſagte:

„Und wäre mir das Paradies ohne Dich — die Hölle mit Dir gewiß — ich verließe Dich nicht."

„Nun dann bleibt Dir ja nichts übrig als ſtark und geduldig zu ſein," entgegnete Clelia und küßte lieblich ſeine ſchönen traurigen Augen.

Der Sommer verging noch ganz erträglich. Gundaccar wollte Clelia in ihrem gegenwärtigen Zuſtand nicht aufregen, ängſtigen und betrüben, drum verbarg er ihr ſeine Entmuthigung und indem er ſich zu dieſer Selbſtbeherrſchung zwang, gewann er

Klöſter oder deren Ruinen in anmutiger Gegend — und das häufige Glockengeläute — das alles tat mir wohl, legte ſich lind an mein Herz, ganz unbeſtimmt, ganz träumeriſch, aber doch wohltätig, weil ich zum erſtenmal in meinem Leben gewahrte, daß die Religion etwas ſei, was überhaupt dem Herzen nahen könne. Das hatte ich bis dahin noch nicht erfahren! Ich beſaß ein neues Teſtament — wie alle Proteſtanten — las täglich ganz andächtig darin, fand es ganz göttlich — aber es war ein Buch und wollte nicht ausreichen für das Leben, da ich weder Erfahrung, noch Anleitung, noch Inſpiration, noch Frömmigkeit hatte, um beides in Einklang zu bringen und eines durch das andere zu verſtehen.

Ich brachte damals einige Wochen in einem kleinen Ort zu, in welchem eine proteſtantiſche und eine katholiſche Kapelle ſich befanden. Ich ging in dieſe — um zu beten. In den proteſtantiſchen Kirchen betet man ja eigentlich nicht! dazu iſt keine Zeit, keine Gelegenheit. Die Türen öffnen ſich, man geht hinein, man ſingt ein beſtimmtes Lied, man hört eine Predigt, man ſingt abermals — und die Türen ſchließen ſich, um am ſiebenten Tage wieder geöffnet zu werden. Das kann keiner innern Sammlung, keiner Innigkeit des Gebetes günſtig ſein! man muß immerfort aufpaſſen auf das, was man ſingt oder ſprechen hört, und das tötet die Andacht, denn die begehrt dazwiſchen etwas Stille, etwas Ruhe, etwas Betrachtung, um die Seele mit Gott reden zu laſſen; — das iſt beten. Die meine mochte ſich durchaus nicht damit abſpeiſen laſſen, am ſiebenten Tage angepredigt zu werden, weder damals noch ſpäter; und ich frage, ob ſie nicht darin einen ſehr richtigen Inſtinkt hatte? Das religiöſe Leben muß das ganze weltliche Leben durchatmen, wenn es einen wahrhaft bildenden Einfluß auf den Menſchen üben ſoll. Es muß all' ſeine Tage umſchließen und tragen, aber nicht auf den ſiebenten und eine Predigt ſich reduzieren. Ich weiß wohl, daß die Proteſtanten, wenn ſie dies leſen, fragen werden: Geſchieht jenes bei den Katholiken? Aber ich weiß auch, daß ich antworten darf: Geſchieht es nicht, ſo iſt das die Schuld des Individuums — nicht der Kirche; und bei Euch iſt es umgekehrt. Der Katholik kann ſeinen ganzen Tag in die tiefſte und heilſamſte Verbindung mit der Kirche bringen, wenn er ihre heiligen Andachtsübungen wie Roſen in die Dornen ſeines Lebens flechten will. Das heilige Meßopfer, die Anbetung des Allerheiligſten Sakramentes, der engliſche Gruß, der Roſenkranz, die Abendandachten, die beſtimmten Gebete zu verſchiedenen Zeiten des Tages und des Jahres — ſchlingen ſeine Seele in die erhabene und lebendige Gemeinſchaft hinein, welche „im Geiſt und in der Wahrheit“ Gott dient und Gott verehrt zu jeder Stunde, rings um den ganzen Erdboden. Hat er dafür keinen Sinn: ſo iſt das ſeine Sache! Die Kirche aber läßt wahrlich keine Seele darben.

Ich fand Predigten grenzenlos langweilig. Erſchüttert, ergriffen in meinem Innerſten wollte ich werden — ſtatt deſſen hörte ich Betrachtungen, die in drei Teile eingeteilt waren; dies war der Haupteindruck, den ich aus den Predigten heimbrachte. Und doch war ich nicht unempfänglich, nicht undankbar, gewiß nicht! ich habe in meinem Leben zwei proteſtantiſche Predigten gehört, die mich ergriffen haben, und ſo manches Jahr auch dazwiſchen liegt — ich weiß bis zu dieſer Stunde noch das Evangelium, das ſie behandelten. Die eine: „Kommet her zu mir, die Ihr mühſelig und beladen ſeid;“ — die andere: „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ O meine Seele hat ein gutes Gedächtnis und eine große Dankbarkeit für empfangene Wohltaten im religiöſen Leben! — Damals kam ich ſehr bald dahin, zu finden und zu ſagen, daß der Prediger durch ſeine lange Betrachtung das ſchöne kräftige Evangelium nur verwäſſere, und daß ich es bei weitem vorzöge, ſelbſt meine Betrachtung darüber anzuſtellen; und bei der lutheriſchen Lehre vom allgemeinen Prieſtertum hatte ich darin nicht Unrecht — denn der Prediger deutete das Evangelium gerade ſo wie ich vielleicht mit mehr Wiſſenſchaft — nach ſeinem ſubjektiven Glauben.

Und dies iſt der Punkt, der immer die Kraft einer proteſtantiſchen Predigt brechen muß: ſie ſpricht eine ſubjektive Meinung aus und hat nicht die Befugnis zu begehren, daß man ſie aufnehme wie das echte Wort Gottes. Weder Rationaliſten noch Supernaturaliſten dürfen dieſen Anſpruch machen; denn ein jeder ihrer Zuhörer darf mit ſeiner heiligen Schrift in der Hand auftreten und ſagen: Ich glaube dies anders. Und wird er durch ihre Wiſſenſchaft geſchlagen, ſo darf er immer noch ſagen: Der heilige Geiſt hat mit der Wiſſenſchaft nichts zu tun, und kann ſehr gut den Unwiſſenden erleuchten.

Vielleicht wirft jemand mir ein, daß ein ſo undiszipliniertes und hochmütiges Geſchöpf nicht ſeinen Platz in einer Konfeſſion finden könne. Ich nehme die Adjektive für mich an. Aber wenn ich hochmütig und undiszipliniert war, und der Proteſtantismus mir zu dieſen Neigungen Spielraum und alle mögliche Freiheit gewährte, ſo hätte ich mich ja ſehr glücklich durch ihn fühlen müſſen, und das iſt nie — nein! nicht in einem einzigen Augenblick meines Lebens geſchehen. Daraus geht hervor, daß ich innerlich das Bedürfnis einer religiöſen Disziplin empfand; und nun frage ich: Was muß das für eine dürftig organiſierte Konfeſſion ſein, welcher kein Mittel zu Gebot ſteht, um eine Seele an ſich zu ziehen, die trotz des Spielraums, der ihren verkehrten Neigungen gegönnt iſt, von der Religion etwas anderes begehrt als den.

Wohl tauſendmal ſagte ich: Ich bin auf proteſtantiſchen Grund und Boden, in proteſtantiſcher Zeit, mit einem proteſtantiſchen Kopf geboren; allein das Herz iſt katholiſch. — Und niemand widerſprach. Nur einmal, als ich hinzufügte: Aber der Kopf taugt nichts und das Herz iſt gut! — da widerſprach jemand mir ſehr lebhaft, immer wiederholend, ich ſei zu klug, um die katholiſchen Dogmen glauben zu können. Da fragte ich ihn: „Halten Sie mich für klüger als Boſſuet und Fénélon? die glaubten dieſe Dogmen.“

Nein! mit den proteſtantiſchen Predigten war es nichts. Man brachte mir einſt von Schleiermacher eine Sammlung. Ich las einige — und gab ſie zurück. Mit dieſem Advokaten Gottes konnte ich mich nicht befreunden und ich ſagte: „Der iſt nicht für mich! wenn man nicht zu mir ſpricht, wie Chriſtus zu den Fiſchern von Galiläa, ſo macht man gar keinen Eindruck auf mich.“ Ohne es zu ahnen hatte ich da den Nagel auf den Kopf getroffen! Die reine Lehre, das ewige Wort, begehrte ich, wie es ſeit achtzehn Jahrhunderten die Diener der Kirche predigen.

Freilich haben die den immenſen Vorteil vor den proteſtantiſchen Predigern, — abgeſehen von jenem, daß ſie im Felſen der Kirche wurzeln, — daß ſie überhaupt den Menſchen und beſonders ihre Gemeinde beſſer kennen. Der eine ſieht den Seinen in's tiefſte Herz, kennt ihre innerlichſte Richtung, weiß was ſie begehren und bedürfen; — der andere ſieht den Seinen alle acht Tage auf die Schädel. Natürlich kann jener viel eindringlicher, wärmer, väterlicher ſprechen und leichter die Lehre aus der großen Betrachtung in die praktiſche Anwendung auf's Leben übergehen laſſen — als dieſer; welcher daher auch vorzugsweiſe bei der Betrachtung ſtehen bleiben und in der froſtigen Atmoſphäre auch ſeine Zuhörer abkühlen wird.

Manches Jahr verlebte ich darauf in gänzlich und gründlich proteſtantiſchen Umgebungen und Verhältniſſen, wo jeder ſeine Religion echt proteſtantiſch für ſich hatte, und ſich mehr oder minder wohl oder weh dabei befand. Meine Seele befand ſich ungemein ſchlecht dabei! ach, ſie lebte wie Pſyche in der Hölle. Zu Zeiten wurde ſie auch der heiligen Schrift ganz überdrüſſig. An einigen andern Büchern aber hing ſie mit unvergänglicher Liebe. Dies waren Fénélons Werke, die Nachfolge Chriſti und die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtinus; — beſonders das letzte und das erſte. Dem Thomas a Kempis vermochte ich nicht immer in die von der ganzen irdiſchen Welt abgelöſte, anachoretiſche Zelle des Ordensmannes zu folgen; aber Fénélon, der aus dem Glauben eine Liebe macht — den verſtand ich; — und den Auguſtinus mit ſeiner Sehnſucht, ſeinen Kämpfen, den verſtand ich auch. In einer altfranzöſiſchen Überſetzung war er mir zuerſt in die Hand gekommen, und nie hab' ich ihn deutſch leſen mögen! Der erſte Eindruck war dermaßen der Ausdruck meines Herzens geweſen, daß er in einer andern Sprache fremd mir erſchien. Worte wie dieſe, im erſten Buch: „Le coeur de l'homme ne trouve aucun repos, jusqu'au moment ou il parvient à se reposer en vous;“ — und im dritten: „— on veut trouver de la vie dans ce qu'on aime;“ — und im vierten: „Une ame qui aime, veut se reposer dans ce qu'elle aime;“ — magnetiſierten mir gleichſam die Seele. Ganz ſtill wurde ſie, blickte in ſich ſelbſt hinein, fand dort die nämliche Sehnſucht, um zu verſchmelzen die tiefſte Ruhe mit der höchſten Liebe; — aber wie nun weiter? auf welchem Wege? mit welchen Mitteln? — ja, das wußte ich nicht, und das konnte ich auch nicht aus den Bekenntniſſen herausfinden, weil ich damals glaubte, nur für die Heiligen täte Gott das Wunder einer großen Bekehrung. Gemartert hat mich zuweilen dieſer Auguſtinus, weil ich in ihm alles fand, was ich auch wollte und nicht wollte, grade wie er! — aber warum denn kam ich nicht dahin, wohin er gelangt war?

Mein Herr und mein Gott! als ob das möglich geweſen wäre bei der ununterbrochenen Kette von Zerſtreuung, in der ich lebte. Ich meine nicht Zerſtreuung im Sinn des geſellſchaftlichen Lebens, denn oft lebte ich gänzlichſt zurückgezogen, und ſelbſt im lebhafteſten geſelligen Verkehr würde ich niemals meine innere Sammlung verloren haben, weil ſeine Eindrücke nicht tief genug gingen, um die Innerlichkeit zu berühren und zu ſtören. Aber — die drei Genien, von denen ich geſagt habe, daß ſie mein Leben beherrſchten — die ließen nicht zu, daß ich einen andern Weg einſchlüge als den, auf welchem ſie mir folgten, oder ich ihnen. Was willſt du denn eigentlich? fragte ich mich manchmal ganz ungeduldig. Immer das, was du nicht haſt? Sei doch genügſam und lerne dich zu reſignieren, wie alle Menſchen es müſſen, die oft viel weniger beſitzen, als du. Nimm dich zuſammen, um im Gleichgewicht zu bleiben! die Kraft haſt du; — habe auch den Willen!

Und zuweilen war es eine Art von Heroismus, daß ich mich hinſetzte und — — einen Roman ſchrieb. War der fertig, ſo machte ich eine Reiſe. Kehrt ich heim, ſo beſchrieb ich ſie. Was ich für Kraft vergeudet habe — das iſt ein Jammer! denn vergeudet iſt alles, was nicht zum Heil der Seele gereicht. Hätte ich für meine unſterbliche Seele das getan, was ich für mein armſeliges Ich getan habe — ja, wo wäre ich nun!

Trat einmal eine Epoche ein, wo ein Buch fertig war und die Umſtände keine Reiſe zuließen: ſo fiel ich ganz heißhungrig auf Lektüre — namentlich auf Geſchichtswerke, Geſchichte der Völker, der Staaten, der Individuen, der Künſte — weil ich in der Geſchichte die organiſche Entwickelung des Lebens, ſei es in der Geſamtheit, ſei es im Einzelnen, fand und verfolgte. Entwickelung von Syſtemen, philoſophiſche Bücher, haben mich nie intereſſiert. Was ich wollte und ſuchte, war der lebendige Herzſchlag, und der war nicht in der abſtrakten Spekulation. Mein ſchwacher Kopf iſt nicht für ſie organiſiert. Von Fichte las ich einmal ein Buch über das ſelige Leben — das einzige, welches ich je von einem deutſchen Philoſophen in Händen gehabt. Mir däucht, daß es recht ſchön war; allein ich hab' es längſt vergeſſen, denn da war nicht die Seele Auguſtins darin. Die deutſche Philoſophie, die ſeit dem großen Abfall des ſechzehnten Jahrhunderts ihre Blüten entfaltet hat, kenne ich nur aus ihren Früchten; aus den Reſultaten, welche ſie für das Leben gehabt hat, und welche ganz ſo ſind, wie ſie der vom Glauben abgelöſte, einſeitig entwickelte, unvollkommene Menſchengeiſt, der ſich überreizte, um ſeine Unvollkommenheit nicht einzugeſtehen und ſich aufblähte, um ſie zu verbergen — haben mußte. Jener Abfall hat den Menſchen von dem eigentlichen Weſen der chriſtlichen Religion, vom liebenden Gehorſam, losgeriſſen. Die rechthaberiſchen Reformatoren ſtellten ihren ſubjektiven Glauben als letztes Ziel und höchſtes Geſetz auf; und deſſen einzige, wenn auch negative Lebenskraft beſteht darin, daß er lehrt: das Gegenteil von allem zu glauben, was die Kirche lehrt — ſei der wahre Glaube. Ich ſage: deſſen einzige Lebenskraft und die Proteſtanten werden darauf entgegnen: die Reformatoren hätten einen ſehr feſten Glauben an Chriſtus den Erlöſer, den Sohn Gottes gehabt, und dieſem Glauben habe Er Selbſt das ewige Leben verheißen. Wohl hat Er das, als Er ſprach: „Glaubet an mich" — und: „Wer an mich glaubt." Aber nie und nirgends hat Er geſagt: „Glaubt diejenigen meiner Worte, meiner Verheißungen, meiner Lehren, welche euch zweckmäßig dünken werden und ihr werdet das ewige Leben haben." Er konnte das gar nicht ſagen, weil eine unvergängliche göttliche Verheißung nicht an eine vergängliche, wandelbare, menſchliche Bedingung geknüpft werden kann. Sie muß auch in der Menſchenſeele eine unwandelbare Baſis finden, und das iſt der Glaube an Chriſtus, wie er ſeit faſt zwei Jahrtauſenden in der Kirche lebt. Der Glaube an einzelne Worte Chriſti mit Verwerfung und Hintanſetzung anderer, und dennoch in Verbindung gebracht mit der Verheißung des ewigen Lebens — iſt eine ſchauerliche Irrlehre, welche den Menſchenverſtand zum Richter über die zu Zeiten die Zuverſicht, welche ſie immer hatte. Aber freilich — ihre Schwangerſchaft rückte vor und ſie war noch immer nicht mit ihm verheirathet! — Als der Herbſt kam, der ohnehin auf nervenreizbare und ſchwächliche Organiſationen ſo niederdrückend wirkt — brach er gleichſam in ſich ſelbſt zuſammen, und verfiel in eine nervoſe Unruh die mit lähmendem Trübſinn abwechſelte. In dieſer Gemüthsverfaſſung war er zuweilen hart gegen Clelia, und zuweilen von einer Gleichgültigkeit, die härter war als die Härte. Aber ſie blieb ſich gleich. Sie klagte nicht, ſie zweifelte nicht. Sie hatte immer ein Lächeln, einen Liebesblick, ein Troſtwort, einen erkräftigenden Zuruf für ihn. In ihre Gebete legte ſie all ihre Aengſte und Sorgen nieder und ſchöpfte aus ihnen die Kraft ſie mit Faſſung Gott anheim zu ſtellen. Wie in ihren früheren Tagen ging ſie jeden Morgen in die Meſſe, und verklärt, wie aus einer beſſern Welt, kehrte ſie zurück, bereit über Gundaccar die Liebe auszuſtrömen, die ſie am Thron der ewigen Liebe geſchöpft. Er empfing ſie dann oft ſo zerſtreut und gedankenlos, und ſah ſo bleich und verſtört aus, daß eine unnennbare Bangigkeit ſie ergriff, inſtinktmäßig ihr weiſſagend, daß ein unerhörtes Unheil ſie bedrohe.

In der letzten Zeit ereigneten ſich während ihrer göttliche Offenbarung macht. Wußten die Reformatoren das nicht: ſo waren ſie arme beſchränkte Köpfe, welche ſich einen anderen Tummelplatz für ihre Streitſucht hätten wählen ſollen. Wußten ſie es aber — wie man es vernünftiger Weiſe annehmen muß — ſo — richte ſie Gott! Die Kirche lehrt manches, was dem natürlichen, von Hochmut und Sinnlichkeit beherrſchten Menſchen unbequem zu befolgen ſein würde; deshalb zog er vor es zu verwerfen und folgte ſeinem Reformator, der nicht nach göttlichem Zuſchnitt und Maßſtab, ſondern nach einem ſehr menſchlichen, die Lehre zugänglich machte, den Hochmut pflegte, die Sinnlichkeit begünſtigte. Auf dieſem Boden iſt die ganze geiſtige und ſittliche Bildung des proteſtantiſchen Deutſchlands ſeit dreihundert Jahren erwachſen. Dürfen wir uns wundern, daß er die Reſultate geliefert hat, welche jetzt — ich ſage nicht etwa die Gläubigen, ſondern nur die Vernünftigen, die Rechtſchaffenen mit Abſcheu, Sorge und Schmerz erfüllen, weil ſie die Geſellſchaft in die tiefſte Barbarei ſtürzen werden. Hat die Lehre von der Rechtmäßigkeit der Oppoſition gegen die Kirche und ihre von Gott gegebenen Dogmen ſo großen Beifall gefunden — mit welchen Mitteln will man da die Oppoſition gegen jede Macht, jede Ordnung, jedes Geſetz verbieten? Wer das Fundament ſeines Hauſes ausgräbt und es äußerlich durch Balken ſtützt, kann es eine Weile notdürftig aufrecht halten, wird aber einen Stein nach dem andern fallen, den Mörtel herabrieſeln, die Spalten weiter und weiter klaffen ſehen. Sind nun die Balken im Lauf der Zeiten vermorſcht, ſo muß das Haus ſich in einen Schutthaufen verwandeln, und um ſo ſchneller als es von Katapulten berannt wird. Und an dieſer iſt die Oppoſition reich, beſonders die radikale — denn die iſt aufrichtig in ihrer Art. Die ſagt: fort mit allem! — Das iſt blödſinnig — ja! allein doch bei weitem nicht ſo wie die ſog. liberale, dieſe echte Blüte der Reformation, welche für ſich Autorität in Anſpruch nimmt, aber die geſetzmäßige nach beſten Kräften bekämpft und ruiniert. Die Radikalen verhalten ſich zu den Liberalen wie damals der König der Wiedertäufer Jan Bockold zu Luther. Er fand Luthers Streben nach Reformation ſehr unvollkommen. Er wollte eine ganz neue Ordnung der Dinge, eine neue Welt ſchaffen, und dabei ſpielte natürlich das Schaffot eine bedeutende Rolle. Ob die Radikalen wie damals Wiedertäufer heißen oder wie jetzt Kommuniſten, Sozialiſten oder was weiß ich wie! — der Liberalismus ſieht ſie mit Grimm — und ſie ſehen ihn mit Verachtung an; aber ihr Kampf iſt noch nicht ausgekämpft. Die Balken, welche die Reformation in ihrer Entſtehung ſtützten, waren die abſolutiſtiſchen Neigungen der Fürſten, die Verſunkenheit des Adels, die Spießbürgerlichkeit des Bürgerſtandes. Das Band war zerriſſen zwiſchen einem lutheriſchen oder reformierten Fürſten und dem Oberhaupt der katholiſchen Kirche — und gelodert zwiſchen ihm und dem katholiſchen römiſchen Kaiſer. Die Gliederung, die Gemeinſchaft, das organiſche Leben hörte auf, ſtarb allmählich ab, die Fürſten verſteinerten im Abſolutismus; — aber Steine verwittern! — Der Adel? o der Adel muß ſehr verſunken geweſen ſein, um den Glauben ſeiner Väter aufgegeben zu haben! Ein Ritter, der nicht zuerſt und zuletzt ſein Schwert zur Verteidigung der Kirche zieht — iſt kein echter Ritter mehr, denn das chriſtliche Rittertum wurzelt im Glauben. Und wenn ſie alle abgefallen wären, der Adel hätte nicht abfallen dürfen. Iſt der nicht treu, hält der nicht an der Tradition, und nun vollends an der Tradition des Glaubens — ach, dann hat er das Gefühl für Ehre verloren und — geht ſelbſt verloren; wie wir es erleben. Der Bürgerſtand endlich, befangen von den Vorzügen ſeiner Art der Tätigkeit, mißgönnte der Geiſtlichkeit das, was er nannte ihr bequemes Leben. Auf den Erwerb angewieſen, fand er eine Ungerechtigkeit darin, daß die Geiſtlichkeit Beſitztum hatte, ohne Handel und Wandel getrieben zu haben. Seine Seele ging auf in Hab und Gut und deſſen Genuß; — nun, er iſt verkommen in der Begier nach Beſitz. Alle endlich fühlten ſich geſchmeichelt, ſich urplötzlich von ſo großer ungeahnter Weisheit erfüllt zu finden, vermöge welcher ein Jeder von ihnen, der Fürſt, der Edelmann, der Kaufmann, der Handwerker, zu Gericht ſitzen durfte über die heilige Kirche.

Bin ich ungerecht? einſeitig? — ich möcht es nicht ſein; und wenn ich eine Geſchichte der Reformation ſchriebe, und nicht auch einige gute Motive des Abfalls anführte, ſo wär' ich es. Aber ich ſchreibe nicht die Geſchichte der Reformation, ſondern zu den unzähligen, die von Proteſtanten und für Proteſtanten geſchrieben ſind, erlaube ich mir in meiner Weiſe und meiner Auffaſſung gemäß, einige Bemerkungen zu machen, die jene Seite treffen, welche von den Proteſtanten nicht berührt wird. Sie ſind dermaßen daran gewöhnt, ihre Reformation als ein preiswürdiges und erhabenes Ereignis geſchildert — den Aufſchwung, den die Menſchheit durch ſie genommen, bewundert — ihre Heroen mit einer ſo erſtaunlichen Herrlichkeit angetan zu ſehen, daß es ihnen von ſelbſt nie einfällt und nicht einfallen kann zu fragen, ob da wohl eine Kehrſeite exiſtieren möge? Ich ſage: nicht einfallen kann; weil ich vorausſetze, daß ſie aufrichtig in ihrem proteſtantiſchen Glauben ſind und das für wahr halten, was ſie gelernt und geleſen haben. Und gerade an dieſe Aufrichtigen wende ich mich mit meinen Randgloſſen zu dem Text ihrer Bewunderung, um ſie aufmerkſam zu machen und zu der Frage zu veranlaſſen: Entſpricht die Reformation denn auch wirklich einer großartigen Richtung des menſchlichen Geiſtes? — Nur dazu! Eine einzige aufrichtige Frage einer aufrichtigen Seele wird zuweilen mit der höchſten Gnade belohnt! Und ich wünſche ja weiter nichts, als daß alle, welche dieſe Zeilen leſen, mit der göttlichen Wahrheit begnadet werden möchten.

Übrigens fällt es mir nicht ein, geſchichtliche Wahrheiten leugnen zu wollen. Nicht die Kirche — aber ihre Würdenträger waren mannigfach verweltlicht. Das heidniſche Element, welches, wie oben geſagt, nach dem Fall von Byzanz in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von den flüchtenden Griechen in Kunſt und Wiſſenſchaft nach Italien verpflanzt und dort mit jener Liebe aufgenommen war, welche den ſinnlichen Menſchen antreibt, das Neue und Schimmernde freudig in die Sphäre ſeines Lebens zu ziehen, weil es neue und glänzende Genüſſe verſpricht — dies Element trug im ſechzehnten ſeine bittern Früchte. Manch gläubiges Gemüt, manche fromme Seele, mancher brave, eifrige Ritters- oder Bürgersmann wurde tief verletzt durch die Weltluſt und Üppigkeit mancher Diener der Kirche, und noch mehr durch die Kunde der heidniſchen Greuel, welche über die Alpen aus Rom gebracht, und von den Reformatoren zu ihren Zwecken benutzt und ausgebeutet wurden. Sie verzagten an jener Heilkraft, welche der Kirche vermöge ihres Urſprungs und ihrer Beſtimmung eigen iſt, und in unerleuchteter Frömmigkeit fielen ſie von ihr ab. Daß dieſer Abfall bei manchen aus wahrhafter Frömmigkeit entſprang, beweiſt die Tatſache, daß ſie in beträchtlicher Anzahl zum alten Glauben zurückkehrten, nachdem ſie inne geworden waren, der neue ſei nicht der gereinigte, den man ihnen verſprochen hatte.

Nun! der Menſch iſt nicht das verwirbelnde Atom ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, das für nichts als für den möglichſten Genuß der Gegenwart zu leben hat — wie die modernen Menſchenbeglücker es verkünden, um die Leichtgläubigkeit für ihre Zwecke zu betören. Es geht eine tiefe Solidarität durch die ganze Geſchichte der Menſchheit. Jeder empfängt ein geiſtiges Erbteil aus der Vergangenheit und von ſeinen Vätern, und überträgt es in die Zukunft und auf ſeine Nachkommen — iſt es zum Segen, ſo erwächſt Segen daraus; iſt es zum Fluch — Fluch. Dieſe Erbſchaft muß jeder annehmen, ebenſowohl wie er den Namen, wie er die leiblichen Züge ſeiner Väter annehmen muß. Er tritt dadurch in die ſchöne lebendige Gemeinſchaft des ganzen Geſchlechts hinein, die ihn vor ſtumpfer und ſelbſtſüchtiger Beſchränkung auf ſeine Zeit und ſein Ich warnen, und ihn vorſichtig, treu und weiſe machen ſoll in Anwendung und Gebrauch ſeines

Erbes, damit nicht ſeine Enkel dereinſt in trocknen Ciſternen kein Waſſer, in leeren Schatzkäſten kein Gold, ſtatt eines ſtützenden Stabes ein zerſplitterndes Rohr, mit einem Wort — die Strafe finden, welche er verwirkt hat. Unſre Väter ſaßen zu Gericht über die heilige Kirche; — wer ſitzt über uns zu Gericht? — Jan Bockold und ſeine Genoſſen. Die traurige Erbſchaft müſſen wir antreten! büßen müſſen wir, was unſre Väter verſchuldet haben! freiwillig oder unfreiwillig — aber Buße tun müſſen wir, und der Hochmut und die Genußſucht, dieſe Quellen des Übels, müſſen im Sack und in der Aſche einhergehen. Wohl dem, welchem Gott die Gnade gibt, es freiwillig zu tun! dann tut er es aus Liebe — und Liebe verſöhnt die Gerechtigkeit Gottes und überwindet den Haß, den Widerſtand und die Verblendung des Zeitalters. Aus Liebe ließ der Erlöſer ſich ans Kreuz ſchlagen. Er hat geſagt: „Folget mir nach!" — nun, ſo wollen wir unſer Ich in ſeinem Hochmut und ſeiner Genußſucht ans Kreuz ſchlagen, gleichviel ob es ſuperfein, ob es roh und brutal iſt! — und ihm nachfolgen. Luther hat freilich geſagt: „Wenn man dir vorhält, wie Chriſtus getan und nicht getan — ſo laß ſie ſagen! Ein Menſch hat's geſagt; der gilt ſo viel als du ſelbſt." Jan Bockold fand auch, daß er ebenſo viel gelte als Luther.

Die heilige Kirche hat den allbefruchtenden Strom ihres Segens von den Abtrünnigen zurückgezogen — und die menſchlichen Stützen, welche im Anfang ſo willfährig dem Proteſtantismus zu Hilfe eilten, ſind nach drei kurzen Jahrhunderten bereits vom Wurm, der in ihnen wohnt, zernagt. Gliederung, Einheit, Ordnung hat er aufgegeben, um ſich ein Beſtehen zu verſchaffen; aber ſiehe da! es zeigt ſich ſehr bald, daß man ohne ſie nur negativ, nicht poſitiv haushalten und an keinen Beſtand denken könne. Egypten fällt mir immer dabei ein, wo alsbald die Wüſte eintritt, wenn nicht ein Kanal das Waſſer des Nils über den Boden rieſelt. Die Wüſte bei uns? bei unſrer Kultur, unſrer Bildung, unſern Eiſenbahnen, unſern ſtaunenswerten geiſtigen und induſtriellen Erzeugniſſen? — Die Tempel und Pyramiden Egyptens ſind ebenſo ſtaunenswert und hinderen nicht, daß die Wüſte wächſt und wächſt, und daß der Menſch in ihr darbt. Wir haben ſchon ſehr lange in einer Wüſte mühſelig unſer Leben gefriſtet; und es iſt überhaupt ſehr merkwürdig und könnte uns wohl aufmerkſam auf unſere Zukunft machen, daß — nicht länger figürlich geſprochen! — all die Stätten zu Wüſten geworden ſind, von denen das Chriſtentum verſchwunden iſt. Kleinaſien, Syrien, Egypten, die ganze Nordküſte von Afrika, das ganze ſüdliche und öſtliche Geſtade des mittelländiſchen Meeres, ſo reich ehedem an blühenden Landſchaften, an reichen großen Städten, an Kultur und Verkehr, an Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft — Wüſten ſind es von Sand oder Sumpf, feindlich dem Menſchen und ſeinen Anſiedelungen, ſeitdem das Chriſtentum vor dem Islam hat weichen müſſen. Hat jemand den Mut, der abſtrakten Spekulation und dem kommuniſtiſchem Syſtem, welche beide das Chriſtentum aus der Welt zu ſchaffen ſuchen, mehr Lebensatem zuzutrauen, als dem Islam? — ich denke nicht!

Aber man ſagt vielleicht: im katholiſchen Deutſchland — ja in der ganzen katholiſchen Welt ſehe es nicht eben anders aus, als im proteſtantiſchen; und die Katholiken wären überhaupt um kein Haar beſſer. Dieſe Behauptung läßt ſich nicht ſo obenhin beantworten; denn dasjenige, was auf der Oberfläche des Lebens ſchwimmt und treibt, iſt nicht maßgebend — am wenigſten, wenn man dabei etwa gewiſſe Kreiſe der Geſellſchaft oder politiſche Zuſtände im Auge haben und dort eine gleichmäßige Verkommenheit des vornehmen Lebens in Glanz, Luxus und Genußſucht — hier in unreifen Anſichten über Wohl und Weh der Völker und Staaten finden ſollte. Maßgebend ſind immer nur die Prinzipien, nicht die Individuen. Bei dem Stand unſrer Bildung, die ein ſeltſames Gemiſch der Erfahrungen, Kenntniſſe und Wiſſenſchaften vergangener Jahrtauſende mit den exzentriſchen und überreizten Bedürfniſſen einer krankhaft ausgebildeten Gegenwart iſt: genießen die Individuen das bedenkliche Vorrecht — auf welches ſie ſich aber ſehr viel zu gut tun — in einer faſt elektriſchen Berührung mit den geiſtigen Strömungen der Zeit zu ſtehen. Ein Gedanke, der in den Pyrenäen auftaucht, fliegt blitzgeſchwind nach den Karpathen hinüber. Eine Erfindung, die man am mittelländiſchen Meer macht, iſt in der kürzeſten Zeit an der Nord- und Oſtſee bekannt. Was in Paris geſchieht, ahmt binnen drei Tagen Europa nach, und was in Oſtindien, Kalifornien und Braſilien ſich zuträgt, findet binnen wenig Wochen bei uns An- oder Nachklang. Bei einem ſo überwältigenden Einfluß maſſenhafter Bildungsmittel leidet die Bildung der Individuen einen traurigen Mangel, ſobald ſie nicht mit feſten Prinzipien und mit einem Maßſtab, der denſelben nachgebildet iſt, dieſer Überflutung entgegen treten. Fehlt er ihnen, ſo verlieren ſie ihre Selbſtſtändigkeit und werden Produkte des Zeitgeiſtes, deſſen Tummelplatz die Kreiſe der Politik und der eleganten Geſellſchaft recht eigentlich abgeben, und auf welchen die Individuen unter einem allgemeinen Firnis von unvollkommener Bildung und von ſchillernder Mode zu einer unſelbſtſtändigen Maſſe zuſammen ſchmelzen, welche nur ein polypenartiges Leben kennt — kein ſelbſttätiges, kein höheres, kein heiliges. Aber die Prinzipien dieſes höheren Lebens ſind in der Kirche, weil ſie, göttlicher An-

Abweſenheit fürchterliche Szenen zu Hauſe. Gundaccar hatte einen Kammerdiener, der ſeit fünf und zwanzig Jahren um ihn war und das Vertrauen ſeines Herrn in einem Grade beſaß wie die Gewöhnung der Kindheit und die ſpätere Erprobung einer grenzenloſen Ergebenheit das mit ſich bringt. Dieſer Mann, jezt ungefähr funfzigjährig, lag zuweilen auf den Knien vor Gundaccar und bat mit heißen Thränen, mit gerungenen Händen, mit einem herzzerſchneidenden Ausdruck von Verzweiflung um Gnade, um Erbarmen — nicht für ſich .... ſondern für ſeinen Herrn! Aber der Herr hatte nur eine Antwort:

„Andreas! wenn Du nicht thun willſt was ich befehle, ſo mußt Du meinen Dienſt verlaſſen. Ich kann keinen Diener brauchen, der mir nicht gehorcht. Du haſt die Wahl.“

Dann gehorchte Andreas — aber mit ſtummer Troſtloſigkeit.

In der Chriſtnacht gebar Clelia einen Sohn. Ein unentwirrbares Gemiſch der bitterſten und ſüßeſten Gefühle durchkreuzte Gundaccars Bruſt neben dieſem Kinde, wie es ihn ſelig machen könnte und wie es nur dazu beitrug ihn noch unſeliger zu machen — denn was konnte die Zukunft dieſes Knaben ſein, der nur an die Liebe ſeines Vaters ordnung gemäß, die Erzieherin der Menſchheit ſein ſoll, geweſen iſt, noch jetzt iſt und immer ſein wird. Nicht umſonſt nennt ſie ſich die heilige Kirche. Sie iſt es durch ihre heiligen Glaubenswahrheiten, durch ihre heiligen Sakramente, durch die einzelnen Heiligen, welche ſie zu jeder Zeit gehabt hat, durch die heiligende Erziehung, welche ſie Jedem zu Teil werden läßt, der ſich ihrer Führung anvertraut. Wer ihr nicht folgt, wird eben unheilig und verfällt der großen babyloniſchen Verwirrung; — und gerade er mehr als andere, die nicht dieſen erhabenen Ausgangspunkt haben; denn er muß ihre heiligen Lehren, die himmliſche Mitgift ſeiner Kindheit und Jugend, gewaltſamer zerſtören, als der, welcher ohne eine ſolche in's Leben getreten iſt; er muß ſich heftiger gegen ihre Mahnungen betäuben, als der, deſſen Ohr ſie nie vernommen hat. Da es nun aber in der Kirche auch Unzählige gibt, die ſich im liebenden Gehorſam ihrer Führung unterwerfen: ſo finden ſich eine Menge geheiligter Seelen in ihr, wie ſie in den andern Konfeſſionen ſich nicht finden können, weil dieſen die Eſſenz der Heiligkeit, das überatürliche Leben abgeht. Man müßte umfaſſende Studien der Sittenzuſtände in den verſchiedenen Kirchen und in allen Schichten der Geſellſchaft machen, um jene Behauptung mit der Tiefe, welche ihr gebührt, beantworten zu können. Augenfällig berückſichtigt wird immer nur bei ſolchen hingeworfenen Fragen die Halbheit! es gibt jetzt ſo unendlich viel Laue und Gleichgültige, die ſich indifferent zu allen Konfeſſionen verhalten. Dann wieder manche Proteſtanten, die ohne ihr Wiſſen und manche, die mit Überzeugung halbe Katholiken ſind und umgekehrt halbproteſtantiſch geſinnte Katholiken: ſo daß es niemals notwendiger war als gerade jetzt, die Prinzipien zu ſcheiden, wenn es ſich darum handelt, zu erkennen, wo der Keim des Lebens oder des Todes zu finden iſt. Da das Prinzip des Lebens die heiligmachende Gnade — und dieſe nur in der katholiſchen Kirche zu Hauſe iſt: ſo kann darüber kein Zweifel mehr obwalten, und gewiß würden aufmerkſame und eifrige Beobachtungen es auch im äußern Leben genügend nachweiſen. Daß nicht blos katholiſche Individuen, ſondern Staaten, leider zu viel, vom Geiſt des Proteſtantismus an- und aufgenommen haben, kam im vorigen Jahrhundert traurig zum Vorſchein, und gerade dieſer Geiſt war es, welcher die erziehende Wirkſamkeit der Kirche auf die Menſchheit lähmte und dadurch die herrlichſten Kräfte jener zur Stagnation — und dieſer zur Revolution brachte. So wie der Kirche nicht mehr die Hände in der Erziehung der Menſchheit gebunden ſein werden, wird ſie wieder, wie in alten Tagen, die Sittigung der Barbaren übernehmen und ausführen. Aber freilich, mit dem Abſolutismus der Regie, rungen kann ſie nicht Hand in Hand gehen, und der gefiel leider den katholiſchen Fürſten ſo gut, wie den proteſtantiſchen. Und ſo gefiel die Geringſchätzung und Vernachläſſigung des Glaubens auch dem katholiſchen Adel, die Beſtrebungen des Neides und der Mißgunſt auch ſeinem Bürgerſtand, die frivole Überſchätzung einer ſchillernden und leeren Bildung auch ſeinen ſogenannt aufgeklärten Köpfen; — und dafür ſind die Katholiken gerade ſo ſicher wie die Proteſtanten von Jan Bockold bedroht. Allein neben den Lehren ihrer Kirche haben ſie in ihrem Prieſterſtand einen Schild der Heiligkeit, welcher jenen fehlt, denn in ihm ſind bis zu dieſer Stunde die Traditionen des chriſtlichen Märtyrertums nicht ausgeſtorben, und von dem Märtyrertum geht eine regenerirende Kraft für die Sache, die Idee, den Glauben aus, weswegen man es leidet. Märtyrer aber haben die Proteſtanten nicht. Lieſt man in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte von 1789 von den unerhörten Verfolgungen, welche der glaubenstreue Prieſterſtand zu erdulden hatte, weil er nicht der Revolution huldigte, weil er nicht ſeinen Eid brach, weil er ſeinem Beruf treu blieb und für die Seelen ſorgte; -- lieſt man, wie er dafür niedergemetzelt, in Bagnos geſperrt, auf wüſte Inſeln deportiert wurde, Folterqualen erduldete, gegen welche die Guillotine eine Erlöſung war, und nicht etwa Einer, oder Zehn, oder Zwanzig, nein! zu Hunderten! zu Tauſenden! — ſo iſt man ganz unbeſorgt um die Zukunft. Auch in der verſunkenſten Zeit hat die Kirche ihre Märtyrer, und die ſetzen die Sache Gottes durch.

Doch jetzt zu dieſer Stunde — wo ſind ſie? ſeit 1789 ſind ſchon zwei Generationen verfloſſen! wo ſind ſie jetzt, dieſe Märtyrer? — Ich will es Euch ſagen.

Ich brachte den Winter des Jahres der Schmach 1848 in dem von Revolutionsſtürmen erſchütterten Palermo und Neapel zu, wo die Revolutionsmänner ihr Treiben gerade ſo gut wie überall organiſiert hatten; — d. h. ſie ſchrieen und tobten dermaßen gegen alle und alles, was ihnen im Wege ſtand und ihren Abſichten gefährlich werden konnte — verleumdeten, logen und erfanden ſolchen Unſinn, daß die Menge ganz bewildert wurde und ihnen glaubte, führten all ihre Streiche immer und immer wieder auf den einen, den mißliebigen Punkt — daß man ſich leider dort, auch wie überall, einſchüchtern ließ.

Am 11. März ſtand ich auf meinem Balkon auf St. Lucia und ſah in den ſtürmenden Golf hinaus, deſſen Wellen in hoher Brandung an den Quai ſchlugen. Ich wartete auf ein Schiff, das den Hafen verlaſſen und abgehen ſollte. Der König von Neapel hatte, eingeſchüchtert durch die Umſturzpartei, die ein paar hundert wütende Schreier bezahlte, Tages zuvor den Vätern der

Geſellſchaft Jeſu befohlen — ohne Grund, ohne Vorwurf, ohne Unterſuchung, ohne Urteil binnen 24 Stunden die Stadt zu verlaſſen. Deren Schiff erwartete ich. Es kam endlich das winzige Dampfboot und zog langſam und ſchwankend durch das unruhige Meer längs der Küſte fort. Auf dem Verdeck ſtanden die Väter, die ernſten ſchwarzen Geſtalten ruhig beiſammen und blickten ſo gelaſſen in ihre ungewiſſe Zukunft, wie auf die tobende Flotte — gingen ebenſo gleichmütig aus ihrem Ordenshauſe und aus ihrer Wirkſamkeit, wie in das ſtürmiſche Meer und in die Verbannung. Merkwürdig majeſtätiſch ſah es aus, wie ſie, 115 an der Zahl, gleich Sklaven auf dem engen Raum zuſammen gepreßt, ſo friedlich gingen, als machten ſie eine Spazierfahrt nach Capri oder Iſchia. Aus ſämtlichen revolutionierten Ländern Europas wurden ſie damals wohlweislich von derſelben Partei verbannt. Ein Jeſuit! — un Capellone! wie ſie wegen ihrer großen Hüte in Italien genannt werden — der Name war genug, um ſie wie wilde Tiere zu jagen, wie ſchädliches Gewürm zu verfolgen; — und immer gingen ſie mit derſelben majeſtätiſchen Gelaſſenheit, wie eben Menſchen, die da wiſſen, daß ſie Fremdlinge auf Erden, aber im Dienſte Gottes ſind. Die haben Märtyrerblut in den Adern, und daß es damals nicht gefloſſen iſt, lag gewiß nicht an der Menſchenfreundlichkeit ihrer Gegner. Übrigens machten die Lazaroni am Abend jenes Tages in Wut und Verzweiflung eine Emeute, denn 1200 ihrer Kinder erzogen die Väter in ihrem Kollegium, und die waren nun verwaiſt, gleich den übrigen Schulen, denen ſie faſt alle vorſtanden. Die Emeute der Lazaroni ging anders zu Ende, als die der Umſturzpartei: man ſchoß auf ſie, einige fielen und die Sache war aus.

Der Beſitzer der Villa, die wir einige Wochen ſpäter in Sorrent bewohnten, erzählte uns, es ſei damals ein Emiſſär der Revolution auch zu ihnen gekommen mit der Freudenbotſchaft, dieſes „ſchwarze Ungeziefer“ ſei nun aus dem ganzen Königreich verbannt, und die Sorrentiner möchten ja dafür ſorgen, daß es Sorrent nicht länger beläſtige, ſondern ſich ſofort entferne, damit es nicht Zeit habe, ſeine Schätze mitzunehmen. Die Sorrentiner ſind ein arbeitſames braves Völkchen, die nicht im geringſten den Vätern abgeneigt waren, welche auch dort, wie überall, Schulen hatten; — aber einzelne Taugenichtſe gab es natürlich auch dort, und da die Lehren der Revolution ſo recht die Lehren für Taugenichtſe ſind: ſo fand jener Emiſſär bei ihnen kräftige Unterſtützung. Sie tobten ſo lange und ſchwuren ſo gewiß Rache zu nehmen an ganz Sorrent, bis ſich die Wohlgeſinnten entſchloſſen, ſelbſt zu den Vätern zu gehen und ſie um ihre ſofortige Abreiſe zu bitten, weil die Stadt mit Mord und

Brand bedroht würde. „Wir taten es mit Tränen in den Augen," ſagte der Erzähler. Die Väter beorderten alsbald eine Barke und verließen ihr Haus und Sorrent wie ſie gingen und ſtanden. Nun ſtürzte die Maſſe der Neugierigen und Habſüchtigen in das Haus, um Schätze zu finden. Was fand man? die allergewöhnlichſte ſchlichteſte Einrichtung des Hauſes und die Makaroni, welche zu ihrem Mittagsbrot beſtimmt waren. Der Erzähler meinte, daß der Emiſſär ſelbſt ganz verwundert und faſt gerührt geweſen ſei; ich glaube das aber nicht, denn ſolche Emiſſäre ſind zu gute Komödianten, um nicht auch Überraſchung heucheln zu können.

Jetzt, da ſich für den Augenblick der Sturm der Revolution gelegt hat, ſind die Väter der Geſellſchaft Jeſu überall, wo es einigermaßen möglich iſt, zurückgekehrt, um zu verſuchen, ob ſie zwiſchen all das Unkraut etwas guten Samen ausſtreuen können; — natürlich unter der ſtillſchweigenden Bedingung, heut oder morgen, ſobald der Sturm wieder ausbricht, auch wieder verfolgt und verjagt zu werden. Dieſe ausdauernde Liebe für das Heil der Seelen, die Arbeit, Anſtrengung und jede Art von Aufopferung für nichts achtet — und von der Welt nichts dafür empfängt als Verleumdung und Haß — iſt eine gute Vorſchule für das Märtyrertum.

Ich ſchrieb damals, am 13. März, an eine Freundin nach Dresden:

„Ach ſie ſind glücklich, dieſe Männer! ſie leben für eine unſterbliche, fruchttreibende Idee, für die ſittigende Kraft der katholiſchen Kirche, und gibt es in Europa keinen Platz mehr für ſie, ſo ſuchen ſie ſich einen andern Weltteil für ihre Wirkſamkeit aus. Ich habe immer große Ehrfurcht vor den Jeſuiten gehabt. Jetzt, da der Radikalismus ſie mit ſo grimmiger Wut verfolgt, fange ich an ſie zu lieben, weil ihr unerſchütterlicher Phalanx ihm totfeindlich ſein muß, um dermaßen von ihm gehaßt zu werden.“

Damals war ich nun imſtande, ihre großartige ſoziale Bedeutung zu verſtehen; die religiöſe konnt' ich nicht erfaſſen. Eine Kirche, die ſeit dreihundert Jahren einen Orden beſitzt, welcher ſeine Söhne zum Märtyrertum heranbildet, hat in ihnen eine glaubensſtarke, unüberwindliche Kreuzesſchar, welche immer von neuem Segen und Heil wirken muß. Ob ſie Schule für kleine Kinder halten, ob ſie Jünglinge erziehen, ob ſie den Männern predigen, ob ſie wilde Völker in fremden Weltteilen oder verwilderte in Europa zu zähmen ſuchen, ob ſie unter jenen Barbaren ihr Blut — unter dieſen ihren Schweiß vergießen: immer iſt ihre Lehre ein Maienregen, der in dem ausgedörrten Boden neue Triebkraft weckt, um den Samen des göttlichen Wortes friſch aufſproſſen zu laſſen. Nachdem ſie im ſechzehnten Jahrhundert einen Teil Europas von dem großen Abfall zurückgeführt hatten, lohnte ihnen das achtzehnte dieſe heroiſche Anſtrengungen mit einem koloſſalen Undank. Der Orden wurde aufgehoben und hatte nicht mehr zu exiſtieren. Und ſo wurde während vierzig Jahren die Geſellſchaft Jeſu nicht anerkannt, aber deshalb löſte ſie ſich nicht auf. Als Papſt Pius VII. im Jahr 1814 das Aufhebungsbreve widerrief, das Clemens XIV. 1773 erlaſſen hatte, bildete ſich die Geſellſchaft nicht von neuem, ſondern ſie war da, ſie lebte; — das neunzehnte Jahrhundert bedurfte ihrer gerade ſo notwendig wie das ſechzehnte: darum lebte ſie. — Wieder iſt ein großer Abfall da — wieder ſind die Jeſuiten auf dem Kampfplatz! Wieder werden gottesläſterliche Lehren der Zerriſſenheit und Verwirrung unter das betörte, verfinſterte Menſchengeſchlecht ausgeſäet — und wieder ſind ſie da, um die Lehre von der katholiſchen Einheit zu predigen. Was iſt inzwiſchen mit Luthers Lehre vorgegangen? — umgebildet, umgeſtaltet, hier ausgeſchieden, da mit der reformierten vermiſcht, dort bezweifelt, dort gar nicht mehr geglaubt, ohne Fundament, ohne Dach, von innerem Widerſpruch mit ihrem eigenen Prinzip geängſtigt; aus dem ſubjektiven Glauben des Individuums geboren, vom ſubjektiven Unglauben, der nicht bloß einzelne, ſondern Maſſen ergriffen hat, untergraben — ohne inneren Halt, weil ohne poſitive Autorität — ohne äußere Stütze, weil die ſtets wechſelnden politiſchen Verhältniſſe ihr nicht mehr ſo günſtig als bei ihrer Geburt ſind — — gibt es in der ganzen Geſchichte der Entwickelung der Menſchheit ein monſtröſeres Bild der Verwirrung? Mir fällt immer jene indiſche Gottheit ein, die beängſtigend mit ihren hundert Armen umſonſt nach einem Etwas zu greifen ſcheint; — denn es iſt genug für die Gottheit, daß ſie eine Hand ausſtrecke. O wäre nicht durch die Unzulänglichkeit ihrer Lehre eine ſo ſchauerliche Gleichgültigkeit unter die proteſtantiſche Maſſe gekommen — hätte ſie ſich nicht im Laufe dreier Jahrhunderte daran gewöhnt, ſich mit ihrem religiöſen Bedürfnis auf ihre eigenen paar Gedanken zu beſchränken: ſo würde jene wilde Verworrenheit ſie zittern machen. Aber nun denkt ein jeder: Das geht mich nichts an! Der Orthodoxe — wenn es deren gibt! — fügt hinzu: denn ich habe die heilige Schrift. Der Rationaliſt: denn ich habe die Vernunft. Der Pietiſt: denn ich habe meine Konventikel. Der Pantheiſt: denn ich habe die Natur. Die Klaſſe, für die ich keinen Namen weiß, und zu der ich ehedem gehörte: denn ich habe Gott. — Wann, o wann wirſt Du, o Herr, Dein fiat lux über dieſem Chaos ſprechen? Der abſtrakten Spekulation und dem kommuniſtiſchen Syſtem gehorcht es nicht.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Anſpruch hatte, jedoch nicht an ſeinen Namen, an ſeine Rechte in der Welt, an ſein Vermögen — an nichts was ihm unter günſtigen Verhältniſſen durch ſeine Geburt zufiele, wie es ihm jezt durch dieſelbe entzogen wurde!

„Du freuſt Dich nicht, mein Gundaccar?“ fragte Clelia zärtlich.

„Doch, mein Engel! entgegnete er an ihrem Bett niederknieend; — aber ſo wie es ſich für Unglückliche ſchickt: mit Trauer und Zagen.“

„Sprich nicht ſo, Gundaccar! rief Clelia. Wir haben ſchon einen ſchweren Lebensabſchnitt ſiegreich überwunden. Eine ſolche Erfahrung ſchüzt vor Verzagtheit; wir werden auch dieſen überſtehen.“

Tranquillina wurde eben ins Zimmer geführt. Stumm und ſchüchtern trat ſie an die Wiege des Neugebornen, der bewußtlos in das ſchwüle Erdenleben hineinſchlief, betrachtete ihn mit ſeraphiſchem Staunen, und fragte dann der unzuſammenhängenden und doch ſeltſam ergreifenden Anſchauungsweiſe der Kinder gemäß:

„Mama, iſt dies das Chriſtkindchen bei deſſen Geburt die Engel im Himmel ſich freuten und ſangen: Ehre ſei Gott in der Höh und Friede auf Erden?!“

„Tranquillina, mein Kind! komm her zu mir! rief Clelia faſt jauchzend vor Freude und ſchloß die

Als ich nach Italien ging, war es die Kunſt des Mittelalters weit mehr als die antike, die mich anzog, obwohl ich eine große Vorliebe für die Skulptur habe, weil in der ſtillen Ruhe der Statue ein gewiſſer unerſchütterlicher und melancholiſcher Friede iſt, der mir wohl tut; im Gemälde hingegen ſehr ſelten — ſchon deshalb nicht, weil ſelten eine vollkommene Harmonie zwiſchen Farbe und Zeichnung ſtatt findet. Die mittelalterliche Kunſt in ihren Domen, in ihren Bildern, von denen man kaum eine Ahnung in Deutſchland hat, entzückte mich. Es gab Augenblicke, in denen ich die alten florentiniſchen Meiſter, einen Fieſole, einen Lorenzo di Credi, einen Sandro Botticelli, ſchöner fand als Rafael, wegen der unbegreiflichen Andacht, Gottinnigkeit und Seelenſchönheit, welche ſie ausſtrahlen — wegen dieſer Verſunkenheit in Glauben und Frömmigkeit, die ihnen wie ein Heiligenſchein zu Häupten ſchwebt. Ich erkannte wohl, daß ein mächtiges religiöſes Element ſie geboren habe; allein ich hielt es für abgeſtorben — oder doch nahe daran.

Der Kultus der katholiſchen Kirche machte mir gar keinen angenehmen Eindruck. Teils verſtand ich ihn nicht, teils läßt alle Weltherrlichkeit mich gleichgültig, teils iſt die heilige Oſterzeit in Rom, wegen des unerträglichen Zuſammenfluſſes von Fremden, die ſie wie eine Komödie behandeln, wirklich profaniert. Bis zum Kern zu gelangen, verſtand ich nicht! ich blieb an der Schale hangen und fand ihren Pomp leer, andachtslos. Es lag vielleicht daran, daß ich zu viel Andacht finden und zu wenig mitbringen wollte; und gewiß mit an dem grauſamen Tumult, der an den heiligen Stätten herrſchte. Er machte mich ganz ſchwermütig, ſo daß ich am Oſterſonntag z. B. gar nicht nach St. Peter ging, wo der heilige Vater vom Balkon herab den Segen über die Stadt und die Welt erteilte, ſondern zu der Einſamkeit von St. Maria Maggiore floh. Ich fand immer, daß das Heilige nicht heilig genug behandelt wurde. Das hatte ich auch in Neapel bei der Liquifaktion des Blutes vom heiligen Januarius gefunden. Ganz gläubig ging ich hin und ganz ungläubig kam ich zurück. Ich weiß nicht mehr, wie ich über dies alles in „Jenſeits der Berge" geurteilt habe; ich fürchte, mit oberflächlicher Anmaßung. Die Proteſtanten wachſen dermaßen in der Vorſtellung auf und in ſie hinein, die katholiſche Kirche beherberge eine ganze Welt von irrtümlichen und kindiſchen Glaubenslehren, welche durch höhere Erkenntnis und geiſtigere Auffaſſung ſeit 300 Jahren beſeitigt wären, daß ſie ſich gar nicht einer gewiſſen Geringſchätzung enthalten können. Sie wiſſen durchaus nicht, was ſie eigentlich geringſchätzen, denn ſie kennen das Dogma nicht; nur ſo im allgemeinen ſprechen ſie mit Geringſchätzung vom „Katholizismus", [illegible] wie ſie ihn nennen — ins Blaue hinein. Sie ſind „jenſeits der Wahrheit“ und das macht ihnen die Erkenntnis derſelben namenlos ſchwer. Juden und Heiden und Muſelmänner haben ſie noch nicht gehabt; die Sonne iſt ihnen noch nicht aufgegangen; aber ſie liegt vor ihnen, während ſie den Proteſtanten im Rücken liegt. Vorwärts zu gehen iſt leichter als umzukehren, weil zu letzterem eine Art von Demut gehört. Und demütig war ich ganz und gar nicht. Ich hatte ſo wenig Reſpekt vor Luther als Religionsſtifter, daß ich — ich meine es war in „Jenſeits der Berge“ — ſagte: „Wer die Unfehlbarkeit einer päpſtlichen Bulle verwirft, darf nicht auf der Unfehlbarkeit der Augsburgiſchen Konfeſſion beſtehen.“ Aber dennoch hatte ich die Sonne im Rücken und keine Kirche kam mir erhabener, freiſinniger vor, als nur eine Kirche. Vor Luthers Charakter hatte ich Anwandlungen von Reſpekt, weil mir dieſe Unerſchrockenheit gegen Papſt und Kirche vor Kaiſer und Reich aufzutreten wohlgefiel; — ſo geht es gewiß manchen, welche an Mut und Kampf ihre Luſt haben, und darüber die Urſache und das Ziel aus den Augen verlieren. Ein Feldherr, welcher den Fahneneid bricht und mit einem Teil des Heeres von ſeinem König abfällt — iſt entehrt. Ach, freilich ſieht der gütige Gott es viel tauſendmal, daß man es mit den Gelübden, die ihm gemacht werden, leichter nimmt, beſonders wenn ſie, wie in dieſem Fall, einen zeitlichen Erfolg haben.

Als ich in Spanien war, nach dem Schluß des Bürgerkrieges, auf welchen Esparteros Regentſchaft folgte, fand ich dort keine äußere Spur ſeiner alten Glaubenstreue. Die Klöſter waren verödet oder zu profanen Zwecken eingerichtet; die Kirchen waren nur von Frauen beſucht; in der Kathedrale von Sevilla ſpielte die Orgel Opernarien. War das nur eine vorübergehende Gleichgültigkeit, die Folge der politiſchen Aufregung? ich weiß es nicht! aber das weiß ich, daß ich nur eine katholiſche Bekanntſchaft in Spanien gemacht habe: Murillo! — und daß ich dies nicht etwa jetzt, ſondern ſchon damals begriff. Er iſt der Maler des katholiſchen Dogmas; — der Heiligen, der Extaſen, der Viſionen, welche die Geſtirne dieſes unergründlichen, tiefen Himmels ſind. Er ſteht nach meiner Meinung ganz einzig in der chriſtlichen Kunſt da. Die florentiniſchen, die umbriſchen Maler malten Heilige, als wären ſie vom Himmel herab geſchwebt. Murillo malt Menſchen, welche als Heilige zum Himmel hinaufſteigen, und deshalb nenn' ich ihn den Maler des katholiſchen Dogmas, denn ſeine Geſtalten ſind keine idealiſche oder klaſſiſche Gebilde, die nichts zu tun haben mit Leid und Luſt der Welt; es ſind Menſchen, welche durch die Kraft der Sakramente Heilige geworden ſind. So ein heiliger Biſchof

Thomas von Villanueva, ſo eine Viſion von St. Felix de Cantalizio, ſei eine Stigmatiſierung von St. Franziskus, haben wirklich nicht ihres Gleichen in der Kunſt. O dieſe leidenvollen verklärten Menſchen, ſo hoch über mir durch die Verklärung, ſo neben mir durch das Leid — ſie treten jetzt alle ganz lebendig aus der Erinnerung an mich heran und fragen: Wie haſt du das verſtehen können? du wußteſt ja nichts von den Sakramenten und ihrer heiligenden Kraft! — Nein, ich wußte nichts davon; auch nichts von der Gottes-Mutter, zu welcher die Kirche fleht: Mater divinae gratiae, ora pro nobis; auch nichts von der unbefleckten Empfängnis Maria; ich wußte gar nichts! Aber Murillo wußte es, glaubte es, und wird ein großer, erhabener Glaube von einem großen erhabenen Genie durch eindringliche Schönheit gedeutet: ſo muß das doch Eindruck machen, wenn man die Schönheit als eine Offenbarung des Göttlichen auffaßt; — und das tat ich.

Jedoch zum Quell zurückzugehen, aus dem dieſes merkwürdige Genie ſich nährte, kam mir nicht in den Sinn. Es iſt mir jetzt, als hätte ich gewähnt, das katholiſche Dogma ſei nicht mehr ſo unangetaſtet wie zur Murillos Zeit in Spanien; ich faßte es nicht auf als das Unwandelbare, Wechſelloſe, das bis zum Ende der Zeiten dauern müſſe trotz des Abfalls einer Welt; — konnte das nicht, da ich vom Proteſtantismus gebildet war, der ſeiner Dogmen Exiſtenz nach Jahren zählt, und glaubte ganz kindiſch, dieſer Proteſtantismus hätte eine Breſche in jener unerſchütterlichen Feſtung gemacht, ſo daß doch wohl nicht alles mehr ſo aufgefaßt und gelehrt werde, wie zu Murillos Zeit. Das fand ich recht traurig, weil ich mit zweifelloſer Entſchiedenheit annahm, wenn es noch in alter Kraft ſei, ſo müßte es ſich ſeine Murillos bilden. Ach, nicht das Dogma fehlt den Seelen; aber die ſtarken, die gläubigen Seelen fehlen dem Dogma. Es hat ein entnervender Sirocco ſeit mehreren Menſchenaltern die Welt durchweht. Zwei Götzen empfingen ihre Huldigungen: der Mammon mit ſeinem zahlreichen Gefolge von Sinnlichkeit, Genußſucht, Hartherzigkeit, Habgier — und der Geiſt, dem eine oberflächliche Bildung, ein großer Mangel an Tiefe, eine Liebhaberei für Kritik und Zerſetzung, ein unerhörter Hochmut, eine leichtſinnige Frivolität bei Behandlung ſittlicher und religiöſer Fragen nachſchwärmen. Mit dem achtzehnten Jahrhundert begann dieſer Götzendienſt in England; von dort ging er nach Frankreich über und Deutſchland ermangelte nicht, ihn pflichtſchuldigſt von Frankreich in Empfang zu nehmen. Englands geſunder Nationalcharakter, ſein großes politiſches Leben, ſeine harten Schickſale in der letzten Hälfte jenes Jahrhunderts, dann Pitts großartiges Genie, welches mit der vollen Überlegenheit eines mächtigen und hochherzigen Charakters durch ſeine erhabene Idee ſein Vaterland zum Bollwerk der Freiheit gegen die Revolution und gegen Napoleon machte: dies rettete England von dem Abgrund, in welchen Frankreich getaumelt iſt und in welchem nun auch Deutſchland liegt. Ein fürchterlich materialiſtiſcher Sumpf bedeckt den ganzen Kontinent von Europa; das iſt der Boden nicht, auf welchem eine geſunde Menſchheit ſich entwickeln könnte, denn zu ihrer Geſundheit gehört weſentlich, daß die Seelen ſich wohl befinden, und die können es nicht, wenn ihre höheren Kräfte brach liegen und wenn ſie mit dem niedern den Mammon anbeten, und den Geiſt über alles ſchätzen. Ihre höchſten Kräfte ſind der Glaube und die Tätigkeit in Werken der Liebe. Sie hat ſie nicht geübt; — den Erfolg ſehen wir. Die materialiſtiſche Richtung kann kein anderes Ende haben als die vollendete Negation und den Haß, der auch eine Verneinung iſt — der Liebe. Damit aber wird nichts geſchaffen, nichts geboren; ſie kann nur zerſtören und vernichten, und weil ſie das Bewußtſein ihrer Impotenz mit ſich herumſchleppt, geht ſie ſo wild zu Werk, daß man leicht gewahrt, wie ſie ihre Wildheit für Macht ausgeben möchte. Aber noch nie hat die Unmacht die Welt überwunden! wenn ſie wähnte, jetzt gehöre ſie ihr, die geknechtete, gelähmte, ermattete Welt — ſiehe da! es kam Rettung, indem ein neues

Schöpfungswort über die Welt gerufen wurde; und immer rief es die Liebe! Sie wird auch dies Zeitalter beſiegen und ſich mit dem Kreuz auf den Materialismus ſtellen — wie jene Heilige mit ihm den böſen Feind überwand, daß er ſich wie ein Wurm unter ihrem Fuß krümmte. Kann man daran zweifeln, wenn man den unermeßlichen Jammerſchrei beachtet, den, wie ein Rieſenecho, eine Bruſt der andern zuwirft? Es iſt ein Klageton, wie ihn vielleicht jene Schiffer auf dem mittelländiſchen Meer in den Tagen der Geburt des Erlöſers vernahmen. „Der große Pan iſt tot!" wimmerten klagende Stimmen. Weil ſich jetzt die ſchneidende Klage nicht mit einem Wort ausſpricht — weil ſie hier eine tiefe Trauer, dort einen wilden Gram, da eine heiße Sehnſucht, und da einen frechen Trotz, Hohn und Verzweiflung verrät: darum iſt ſie noch erſchütternder! iſt eine Quinteſſenz von allem Weh der Menſchheit. Die alte Römerwelt ſah ihre Götter verſinken — ja! allein ſie wußte bereits, daß es Schattenbilder waren. Unſere Welt wird aber gewahr, daß ſie den ewigen Gott verlaſſen hat, daß ſie zu büßen hat für den Abfall von der Offenbarung. Dieſer Abfall hat, wie der Sündenfall Adams, dermaßen ihren Willen geſchwächt, ihre Erkenntnis verſchleiert, daß ſie noch nicht zu dem Entſchluß kommen kann, ſich wie der verlorene Sohn auf den Weg zu machen zur Rückkehr, obwohl ſie heimlich fühlt, daß ſie es müſſe und werde. Dieſen Kampf zwiſchen Nötigung und Widerſtand muß ſie jetzt durchmachen, und geiſtige Orgien und wüſte Bachanalien toben in ihn hinein. O, eine immenſe Erlöſung wird auf dieſe immenſen Schmerzen folgen, denn das Kreuz ſteht noch immer auf Golgatha und ſtrahlt um ſo heller, als die Irdiſchkeit in ihrer eigenen Finſternis verdunkelt iſt. Aus dieſem Kampf werden auch wieder ſtarke Seelen hervorgehen, fähig, das Gewicht der Offenbarung zu erfaſſen und zu tragen. Ob ſie dann in deren Dienſt Bilder malen, wie Murillo — oder durch eine gewaltige Asceſe die Menſchen auffriſchen und ſtählen, wie die heilige Thereſe — oder ein kampffertiges Glaubensheer aufſtellen, wie der heilige Ignaz von Loyola — dieſelbe Liebe zum Kreuz lebt in ihnen und dieſe Liebe nur kann das Zeitalter beſiegen. Drei Spanier habe habe ich da genannt, unwillkürlich wie ich ſie unter der Feder fand — und doch nicht ohne Bedeutung; denn ein Volk, das, wie das ſpaniſche, für lieben und wollen ein und dasſelbe Wort hat — querer muß große Herzen und ſtarke Seelen erzeugen können. Dahin müſſen wir es bringen, daß — wenn nicht in unſrer Sprache ſo doch in unſrer Seele — Liebe und Wille zuſammenfallen. Um es dahin zu bringen, müſſen ſie ſich zu ihrer höchſten Höhe, zu Gott, erheben; in ihm ſind ſie eins; in allem, was er nicht iſt, ſplittern ſie auseinander und bewerkſtelligen dadurch den innern Zwieſpalt, der uns ſo unſelig macht.

Endlich reiſte ich nach dem Orient, immer von dem Wunſch beſeelt, die Welt kennen zu lernen, wie Gott ſie geſchaffen und wie der Menſch ſie zurecht gemacht hat. O daß ich als fromme Pilgerin dahin gegangen wäre! um wie viel größer wäre mein Genuß geweſen! Doch war er ſehr groß. Die majeſtätiſche Ruhe des Orients nahm mich in ihre Arme und verſetzte mich aus dem wirren Treiben des Abendlandes in eine große erhabene Stille, durch welche die Stimmen der Propheten mir erklangen. Die heilige Schrift war faſt meine einzige Lektüre, und ich finde es ſehr bezeichnend für meinen Seelenzuſtand, daß ich eine ſo große Vorliebe für die Bücher des alten Teſtamentes, beſonders für die Propheten hatte, welche von den Weltkindern ſelten geleſen werden. Iſaias, Jeremias und die Pſalmen werde ich nicht müde zu leſen, recht als ob ich auf die Erfüllung ihrer Verheißungen warte. Ich hatte ja noch nicht das Heil der Offenbarung in mir aufgenommen, und ſo konnte ich keinen andern Platz haben, als zu den Füßen der Propheten, welche ſie verkündeten. Jehovas Wort zu ſeinem Volk durch Iſaias: „— ich habe dich bei deinem Namen gerufen, mein biſt du —“ (43, 1.) das mir von jeher, ich weiß nicht was für eine himmliſche Zuverſicht in die

Kleine inbrünſtig in die Arme; — ja, Kind, ja! gewiß haben die Engel geſungen: Ehre ſei Gott und Friede auf Erden.“

Mit feuchten ſtralenden Augen ſah ſie Gundaccar an. Er legte ſeine Hände auf das Haupt von Mutter und Tochter und ſprach bewegt:

„Ich bin Eurer nicht werth!“

Als die Nachricht von Clelias Niederkunft nach Inspruck kam, ging ihr Rechtsanwalt zur Generalin Thannau und ſagte ihr er wiſſe Gundaccars Andringen keine Formalitäten mehr entgegen zu ſtellen, und würde es auch nicht länger für rathſam halten; denn Gundaccar ſei entſchiedener als je Clelia zu heirathen und längere Verzögerung der Ehe würde immer größeren Scandal veranlaſſen — wie es denn jezt ſchon ein ganz unnützer ſei, daß ein unehliches Kind geboren worden; man hätte ihn vermeiden können, wenn die Ungültigkeits-Erklärung dem Anliegen ſeiner Clientin gemäß gleich erfolgt wäre. Die Generalin ſprach ſich vollkommen einverſtanden mit ihm aus, ſagte ihm ihre Einwirkung auf eine entſcheidende Erklärung ihres Schwagers zu, und begab ſich dann zur Gräfin Osnat, der ſie mit ihrer ewigen Schadenfreude die unwillkommne Nachricht brachte, daß nun bald Gun-

Seele ſtrahlte, nahm damals förmlich Beſitz von ihr. Und wenn ich im Jeremias (31, 3.) las: „Mit ewiger Liebe lieb ich Dich; darum erbarm' ich mich Dein und zieh Dich zu mir:“ ſo meinte ich unter den Weiden an Babylons Flüſſen zu ſitzen und zu harren auf die Heimkehr nach Sion. „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich!“ — o dieſen Zuruf kann ja die Menſchenſeele nie, nie vergeſſen! errichte ſie ihren Göttern noch ſo ſchöne Altäre, noch ſo herrliche Tempel, huldige ſie ihnen mit noch ſo großer Inbrunſt — umbaue ſie ſich mit allem, was in der weiten Schöpfung lieblich und erhaben zu betrachten, zu ſehen, zu denken, zu bewundern iſt — verſenke ſie ſich in die Majeſtät und den Reiz der Natur, in den Zauber und die Fülle der Kunſt, in die geheimnisvolle Tiefe des menſchlichen Herzens — es bleibt und bleibt ein Etwas in ihr lebendig, für was ſie keinen Namen, keine Bezeichnung hat — und das iſt der Durſt nach Erlöſung. O dieſer verſchleierte Stern, den die Abtrünnige im Buſen mit ſich herumträgt, blitzt zuweilen ſo hell auf, daß jedes andere Licht neben ihm verſchwindet. Dann war mir zu Sinn, als hielte ich den heiligen Kelch in den Händen und als wär' er gefüllt mit einem ſchalen Trank, den ich mich bemühte Nektar zu nennen, der ihn entweihte und der meinen Durſt nicht löſchte. Und ich wandte mich von ihm ab mit einem Widerwillen, daß ich eine Welt hätte aus der Hand werfen mögen. Und dann ſank der Schleier wieder über den Stern und ich war die Alte, froh begeiſtert für das, was ich meinen Beruf nannte und ganz bereit, die mit ihm verknüpften Melancholien zu ertragen, die ja in Augenblicken der Abſpannung und der Untätigkeit in einer ſo raſtloſen Seele erwachen mußten; — in dieſer Weiſe erklärte ich mich mir ſelbſt. „Mit ewiger Liebe lieb ich dich!" dies ſteht geſchrieben auf dem tiefſten Grunde aller Herzen, dies bringen ſie mit als eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Ahnung ihrer himmliſchen Abkunft und ihrer himmliſchen Beſtimmung. Ach, wir ſchreiben andre Worte darüber, welche jene heiligen Zeichen faſt ganz verwiſchen und unkenntlich machen. All unſre Leidenſchaften, all unſre Torheiten, all unſre traurigen oder holdſeligen Lieben wälzen den Ausdruck ihres Jubels und ihrer Schmerzen, ihres Triumphs und ihrer Entmutigung, ihrer himmelſtürmeriſchen Sehnſucht und ihrer vernichtenden Enttäuſchungen darüber hin — ohne ſie zu zerſtören. Mitten in den großen Schmerzen, in den hohen Freuden, in den tiefen Gedanken, in den bangen Troſtloſigkeiten tauchen ſie auf wie Blicke, wie Stimmen himmliſcher Geiſter, und es geht ein Klingen durch unſre Seele, wovon wir gar nicht recht wiſſen, was es bedeutet, von wannen es kommt, und worauf wir dennoch mit einer Art von extatiſcher Freude horchen und innerlich ſagen: Ja! ja! — das iſt's! das mein' ich, das will ich! alles andre, was ich erreicht habe, iſt nicht das Rechte! dies, dies allein hab ich gemeint mit all meinen oft ſo mühſamen Anſtrengungen! dies iſt's! — Aber anſtatt mit den vollen Segeln des Willens, der Erkenntnis über das wogende Meer zu Hilfe zu kommen, verſinken wir ganz ſchläfrig und matt in unſre Gewohnheiten, unſer Behagen, unſre Zerſtreuungen, und denken höchſtens: mit der Zeit werde es ja wohl klarer und lichter in der Seele werden. Und ſo vergeht die Zeit in kläglicher Erſchlaffung — bis denn doch der Augenblick eintritt, wo das Herz von der Hand Gottes in ein ſolches Läuterungsfeuer geworfen wird, daß deſſen unwiderſtehliche Flammen alles herunterbrennen, alles verzehren, und zwiſchen der Aſche und den Schlacken nichts übrig laſſen, als den Diamant, den kein Feuer zerſtören kann: „Mit ewiger Liebe lieb ich dich; darum erbarme ich mich dein und zieh dich zu mir.

Ja, ſo iſt es für uns alle! o glaubt es mir — für uns alle! Da gibt es keine Ausnahme und keinen Mittelweg: der Durſt nach Erlöſung läßt keinem Ruhe. Er iſt unſer aller Ende — o Jammer, daß er nicht unſer aller Anfang iſt! Er iſt der Schmerz, der jetzt durch die Welt zittert, ächzt, ſchreit. Weil ich ihn mit ſolcher Vehemenz empfunden habe, darum hör' ich ihn allüberall heraus, hindurch; hier dumpf, dort gellend. Ihr hört ihn auch um Euch, in Euch — nicht wahr? Könnt Ihr wähnen, dies ſei nur ein Schrei nach Brot, oder nach ich weiß nicht was für vergängliche Inſtitutionen, Krücken des äußern Lebens? Nimmermehr! der würde nicht die ganze Welt bis zum Grunde aufwühlen! Er mag die Maske vornehmen, ſich ſelbſt damit täuſchen, oder andere; allein dieſe namenloſe Unbefriedigtheit, die ihn erzeugt, entſpringt nicht aus Mangel an Brot oder der Unvollkommenheit der Geſetze; ſondern ſie entſpringt aus dem Unglauben, welcher der Tod der Seelen iſt — und die Seelen wehren ſich gegen den Tod und ſehnen ſich nach der Erlöſung, die ihnen das ewige Leben gibt. O Du Seele, welche dieſe Zeilen lieſt, ich kenne Dich ja nicht, weiß nicht, wer Du im irdiſchen Daſein biſt und mit welchem Namen man Dich nennt; — aber ich weiß, daß Du Dich nach der Erlöſung ſehneſt — wenn Du nicht etwa ſchon in ihr ruheſt! — und darum flehe ich Dich an: Warte nicht ſo lange, wie ich gewartet habe, um vor dem geliebten Kreuz niederzuknien! ſei ſtärker als ich, beſſer als ich, entſchloſſener als ich — und bleibe nicht ſo lange in der Gefangenſchaft zu Babylon. Vor deinen Augen liegt Jeruſalem. O komm' herüber! Traurig ſitzeſt Du dort an den Waſſern und blickſt ihnen nach, wie ſie verrauſchen gleich Deinem Leben, das leer und ſtumm iſt, denn Deine Harfe hängt an den Trauerweiden — leer und ſtumm, auch wenn aller Ruhm der Erde es erfüllte. Steh auf, o Seele, und komm! Jeruſalem iſt Deine Heimat und nimmt Dich auf mit unſterblicher Liebe; denn es hält eine einzige gerettete Seele höher, als alle irdiſchen Schätze und Throne und Kronen. Iſt es nicht Seligkeit da zu Hauſe zu ſein, wo Du, o Seele, einen ſolchen Wert haſt und wo Du einen gleichen Wert auf andre Seelen legſt. O ſieh! dieſe Liebe der Seelen iſt das Kennzeichen der alleinſeligmachenden Kirche; ſie liebt ſie gerade wie Chriſtus ſie geliebt hat — um eine jede ſelig zu machen. Wo findeſt Du das in Babylon? — —

Schön war's im Orient, ach wunderſchön! vornämlich da, wo Meer und Gebirg zuſammen ein großartiges Gemälde bildeten, z. B. auf dem Libanon und längs der Küſte Syriens von Beirut bis zum Berge Carmel. Waren es die Gedanken, die Bilder und Vorſtellungen, die ich mitbrachte, die Geſtalten, mit denen ich die Landſchaften belebte, die bibliſchen Erzählungen, die Patriarchen und Propheten, die ſich an dieſen Boden knüpfen — genug, ich fand im ganzen Charakter des Orients etwas unerhört Erhabenes, wogegen alle Kultur Europas winzig und kleinlich erſchien. Ich war zu ſehr eine Tochter des Abendlandes, um nicht deſſen raſtloſes unermüdliches Streben in mir aufgenommen zu haben; und da ſich alles feſt und ganz in mir ausprägt, ſo war ich doch auch ſehr empfänglich für den Gegenſatz, der mir im Orient als Unwandelbarkeit entgegentrat. So lebte ich zugleich ein Leben der Bewegung und der Ruhe, das mich ganz glücklich machte. Dieſe großen Kontraſte waren es gerade, die ich brauchte, um tief in das Leben einzudringen. Eine Seite, eine Richtung erſchöpften es nicht, gingen immer nur gradaus oder rundum. Aber die beiden Seiten, aber die entgegenſtehenden Richtungen — und die zuſammengeführt auf dem einen Punkt, wo ſie ſich berühren ohne ſich zu paralyſieren — das war mir eine Wonne! Frei wollt' ich ſein, doch nicht zuſammenhanglos; ruhen wollt' ich, aber auch tun; ſieghaft kämpfen, aber dann recht gern mich unterwerfen. Dieſe Unerſättlichkeit war der Segen und Unſegen meines Lebens: Unſegen — ſo lange ich immer über alles Erlangte hinaus und doch nicht nach dem Einen griff, folglich mich nutzlos abmühte wie die Danaiden; Segen — weil ich denn doch durch dieſe Unerſättlichkeit dahin gekommen bin, wo ſie ein unerſchöpfliches Sein findet, welches ihr Stand und Farbe hält. In der Kirche und nur in ihr iſt der unermeßliche Spielraum für alle Richtungen, der Kampfplatz für alle Fähigkeiten des Menſchen. Da kann er ſich ausleben in Liebe und Glauben — im Glauben und Werken — in Übung des Willens und in Hingebung an die Gnade — im Gebrauch der Freiheit und in freier

Unterwerfung. Da muß er ſich ſelbſt verantworten und ſeine Taten — aber indem er ſich ſtützt auf die göttliche Barmherzigkeit. Dieſe Arena und nur dieſe iſt gerade groß genug für ihn, weil ſeine ſämtlichen Kräfte hier geübt und angewendet und in Atem gehalten und angeregt werden. Ganz natürlich! — ſie iſt von Gott für ihn geordnet und eingerichtet, und nur der Schöpfer verſteht ganz alle Bedürfniſſe ſeines Geſchöpfes. In allen Konfeſſionen außerhalb der Kirche iſt dieſe Arena gerade ſo eng, wie die einſeitige Richtung ihres Gründers es mit ſich brachte; folglich verkommen darin Tauſende aus Mangel an Luft und Bewegung. Dies erklärt die Menge von Sekten und die große Maſſe derjenigen, welche ſich abſeits der Konfeſſion halten — wie ich es tat. Sehr häufig iſt es das Gute in ihnen, das weder Nahrung noch Pflege findet, und ſie zu dieſem Ausſcheiden veranlaßt. Aber aus der Kirche iſt noch niemand um ſeiner Tugend, ſeiner Vortrefflichkeit oder ſonſtiger guter Gaben willen ausgetreten. Bei mir war es Gutes und Schlimmes gemiſcht, was mich der lutheriſchen Konfeſſion abhold machte: die Konſequenz meines Verſtandes und die Wahrheitsliebe meines Charakters wurden beide durch dies Gewebe von Widerſprüchen abgeſtoßen; — Stolz, Selbſtüberſchätzung und ein ganz ungeordneter Durſt nach Unabhängigkeit bewirkten, daß ich mich mit dem Guten, welches jenes Gewebe vielleicht enthalten mag, nicht befaſſen mochte — und jetzt muß ich auf den Knien Gott dafür danken! Denn was wär' es geweſen, wenn ſich meine Seele darin zurecht gefunden hätte — aber verkrüppelt! Die ſeeliſche Unerſättlichkeit macht doch, daß man die Dornen nicht achtet, um ſich zur Rosa mystica durchzuarbeiten. Und dann macht ſie auch für alle leibliche Bedürfniſſe äußerſt genügſam. Ein Stück Brot, ein wenig Ziegenkäſe, ein Trunk Waſſer aus der Ciſterne, acht bis zehn Stunden zu Pferd, Schlaf unter dem Zelt inmitten unſers kleinen Lagers, um das die Hunde bellten, auch die Schakale heulten — das alles war mir leicht, ja gereichte mir zum größten Vergnügen, wenn es auf jener Reiſe vorkam.

Damals empfand ich zuerſt einen Schmerz darüber, nicht der katholiſchen Kirche anzugehören. Bis dahin hatte ich wohl ſchon öfter gefunden, es müſſe gar ſchön ſein, in ihr geboren zu ſein, — doch weiter nichts. Nun aber, da ich überall in dem Pilgerhauſe der Klöſter mit größter Gaſtfreiheit aufgenommen wurde und das Leben dieſer demütigen Männer ſah, die aus Spanien und Italien herüber gekommen waren, und die orientaliſchen Sprachen gelernt hatten, um kleinen Kindern Unterricht zu geben und Pilger zu verpflegen; — nun da ich die katholiſche Kirche in ihrer Glorie, d. h. in Liebe und Armut ſah — da fing ich an, ſie zu lieben. Und da man mit dem Gegenſtand vereint ſein möchte, den man liebt, und ein Übertritt ganz außerhalb meines Ideenkreiſes lag, ſo fing ich an mich zu grämen.

Namentlich im Kloſter auf dem Carmel! Es ſchwebt eine wunderbare Heiligkeit um jene Stätte, ein ganz idealiſcher Friede, wie ich nie etwas Ähnliches auf irgend einem Punkt der Erde gefunden habe. Die Küſte von Sorrent, die Ebenen von Granada und Palermo ſind irdiſch ſchöner, reicher, geſegneter, — allein dieſen Charakter von unzerſtörbarem himmliſchen Frieden haben ſie nicht wie jenes Kloſter, das vom Vorgebirge des Carmels getragen, aus den Wellen aufzutauchen, zwiſchen Meer und Himmel zu ſchweben, und nichts mit der Erde zu tun zu haben ſcheint. Ende Oktober 1843 war ich dort und ſchrieb von dort einige Briefe, die in meiner orientaliſchen Reiſe ſtehen, und die ſpäter manche Proteſtanten veranlaßten, zu ſagen, ich ſei katholiſch geworden, und einige Katholiken, ich würde es werden. Bei meinem großen Talent alles zu vergeſſen, was ich geſchrieben habe, weiß ich gar nichts mehr davon! nur den Schluß erinnere ich mich: „Iſrael, zu deinen Zelten!“ — Nach ſechs vollen Jahren, Ende Oktober 1849, ſchrieb ich abermals: „Israel, zu deinen Zelten!“ und da wußte ich ganz genau, was ich wollte.

Auf dem Carmel wußte ich es noch nicht! da flutete mir eine große Sehnſucht durch die Bruſt, aber ich glaubte, daß dies gewaltige, wellenſchlagende Element in mir kein andres Ufer ſuchen und finden könne als die Ewigkeit. Ich kannte die Kirche nicht, weder in ihrer Grundlage, die der Erlöſer iſt — noch in ihren Dogmen, die er gelehrt hat — noch in ihrer Idee, die Zeit und Ewigkeit in ihr verſchmilzt. Ich kannte ſie nur in ihrer äußern Erſcheinung; — die tat mir wohl, weil ſie dem Ideal von himmliſcher Liebe entſprach, welches ich ewig wie ein verhülltes Heiligenbild in mir trug; — und ſo fing ich an, ſie zu lieben, aber — ich muß geſtehen, mit einer Art von blinder Liebe oder — wenn man will — von ächter Liebe: ich wußte nicht recht warum! Und es hat lange gedauert, bis ich es wußte! aber weil es lange gedauert hat, ſo hatte die Liebe auch Zeit, ganz in der Stille ſtark zu werden, viel ſtärker als ich ſelbſt es ahnte.

Nun, damals dämmerte ſie als Morgenröte in mir auf, die aber immer wieder in den Wolken des Tages unterging; z. B. in Jeruſalem, wo mir der Hader, in welchem Griechen, Armenier und Lateiner — (ſo heißen dort die Katholiken) — lebten, den peinlichſten Eindruck machten, ſo daß ich hundertmal dachte: Es iſt doch unmöglich, mit baccars Vermälung mit Clelia nichts mehr im Wege ſein würde.

Seit jenem vernichtenden Brief war die Correſpondenz zwiſchen Gundaccar und ſeinen Eltern abgebrochen, und nur auf indirecte Weiſe — theils durch den Banquier mit dem er ſich in Geldgeſchäften befand und theils durch die Generalin, welche ihre Nachrichten von Clelias Anwalt einzog — hörten ſie zuweilen von ihm. Auf dieſen letzten Bericht der Generalin entgegnete die Gräfin ſtarr:

„Wir ſind längſt darauf vorbereitet unſern Sohn ſchmerzlicher als durch den Tod zu verlieren. Gehe er ſeinen Weg! wir werden den unſrigen gehen. Beide laufen dieſſeits des Grabes nicht zuſammen. Ich bedaure trotz dem Ihre Nichte, Frau Generalin; ſie wird es bitter bereuen ihr Leben rückſichtslos einem Menſchen anvertraut zu haben der nichts iſt und, was vielleicht noch übler, der nichts hat.“

„Sie werden doch nicht gänzlich Ihre Hand von Ihrem Herrn Sohn und ſeiner Familie abziehen?“ forſchte die Generalin.

„Sind Sie vielleicht von Ihrer Frau Nichte beauftragt meinen unwiderruflichen Entſchluß zu vernehmen bevor ſie den ihrigen faßt? ſagte die Gräfin verächtlich. Gut! ich mache kein Geheimniß daraus. Dies iſt er: mein Sohn iſt ein verwöhnter Menſch

Aufrichtigkeit wünſchen zu können, Einer von dieſen Kirchen anzugehören! — Ich betrachtete eben immer noch menſchliches Tun und Treiben und menſchliche Unvollkommenheit als den wahren Ausdruck der Lehre ſelbſt, weil ich zu tief in die ſubjektive Auffaſſung verſunken war und gleichſam glaubte, im Individuum gehe ſie auf und ſei vollſtändig in einem Jeden enthalten. Daher lag mir auch der Übertritt fern! denn nur mit dem Schöneren, nur mit dem Beſſeren konnte ich mich unmöglich begnügen! das Vollkommene wollte ich — und es gehört Erkenntnis dazu, um es gewahr zu werden.

Zuweilen frag' ich mich jetzt, ob meine Seele vielleicht den Inſtinkt oder die Ahnung hatte, daß ihr Eintritt in die Kirche bloß eine höhere Erkenntnis und Erfaſſung des Lebens, ſondern eine Umwandlung und Verpflanzung desſelben auf einen ganz andern Boden, eine große und gründliche Bekehrung zur Folge haben würde; — und ob ich mich etwa gegen dieſe geſträubt und daher meinen Willen nicht gehörig zuſammen genommen habe. Allein ich muß es verneinen — faſt möcht ich ſagen, leider! — Ich war ſo mit mir zufrieden, mit meiner Richtung, mit meinem Pfad und Ziel; ſo ſicher, daß ich dafür beſtimmt und daß die Hand Gottes über mir ſei — daß die Vorſtellung einer Verſöhnung mit Gott, einer großen herzdurchbebenden Reue, einer Vergebung der

Schuld, einer Erneuerung des Lebens nicht den geringſten Raum in mir fand. Daß im allgemeinen ein Abfall des Menſchen von Gott ſtattfinde, und daß dieſem in jedem einzelnen Hochmut und Willkür zugrunde liege: das nahm ich an; auch für mich. Aber dafür mußte der Menſch ja ſo viel leiden, daß er am Ende doch wohl lernen würde, „ſeinen Willen in den Willen Gottes hinein zu leben“ — wie ich es nannte. Dies Ziel war ja nun ſehr gut! nur traute ich dem Willen des unerlöſten, des nicht durch die Gnade wiedergeborenen Menſchen etwas Unmögliches zu! Er kann ſich nicht aus eigener Kraft, mißbraucht, geſchwächt, verderbt und gebrochen, wie er durch ſeinen Abfall iſt — zur Vereinigung mit dem Willen Gottes erheben. Das traute ich mir aber mit unglaublicher Tapferkeit zu; nicht etwa nur vor ſieben Jahren, nein! noch vor einem Jahr. Denn als mein Entſchluß des Übertrittes ſchon ganz feſt war, dachte ich nicht im Entfernteſten an eine Erneuerung des Lebens von Grund aus; dazu gefiel ich mir ſelbſt noch immer viel zu gut. Sondern der Drang nach Wahrheit und Wahrheit, nach unvergänglicher, ewiger, nicht ſelbſtgeſchaffener, nicht von meinen Launen, Leidenſchaften und Schmerzen abhängender — der mich trieb. Von dem Augenblick an, wo ich der Kirche angehörte, aber buchſtäblich von dieſem Augenblick an — war es anders! Natürlich! ich hatte ja die

Wahrheit begehrt; nun ſtand ich in ihrem Mittelpunkt; nun ſah ich in ihrem Licht — und zwar zuerſt mich ſelbſt! und da konnte ich denn freilich nicht länger mit mir zufrieden ſein. Das iſt der Anfang einer Bekehrung, und darauf war ich vorher nicht im Entfernteſten vorbereitet. Etwas anderes, als was ich bisher gehabt hatte, wollte ich. Daß dazu gehöre, auch anders zu werden — nein, daran hatte ich mit unbegreiflicher Oberflächlichkeit ganz und gar nicht gedacht. Wie hätte ich es alſo auf dem Carmel denken ſollen!

Ich grämte mich dort, kein geborenes Kind des Hauſes zu ſein; — das iſt gewiß. Ich hatte eine ſeltſame Scheu, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen und hätte es doch ſo gern getan. Was willſt du Fremdling an dieſem Altar? ſprach ich immer zu mir ſelbſt. Überdas wußte ich nicht, was bei jener heiligen Handlung vorgehe — und fragen? — wieder dieſelbe Scheu! mir ganz unerklärlich, da ich immer ſehr unbefangen nach allem fragte, was ich nicht wußte und es nie für eine Schmach hielt, meine Unwiſſenheit auszuſprechen. In jenem Akt lag aber ſo etwas Myſtiſches! — und hatte ich Furcht, es nicht zu verſtehen oder Furcht vor einer Erklärung, die mir nicht gefallen möchte? — genug, ich fragte nicht nach ſeiner Bedeutung und wohnte ihm nicht ein einziges Mal im Orient bei. In Jeruſalem hätte ich ſo gern eine heilige Meſſe in der Kirche zum heiligen

Grabe leſen laſſen, wie andere das taten; allein immer lähmte mich der Gedanke: du biſt ja doch kein Kind des Hauſes.

Es war damals ein anglikaniſcher Biſchof von proteſtantiſchen Regierungen nach Jeruſalem geſendet, um die religiöſen Bedürfniſſe und Intereſſen der Proteſtanten in Syrien zu pflegen — was er denn auch hoffentlich getan haben wird. Als ich in Jeruſalem war, pflegte er die Geſundheit ſeiner neun Kinder, die vom Fieber befallen waren, und machte mit ihnen einen Aufenthalt am Meere — der brave Mann! Übrigens hätte es in Jeruſalem von anglikaniſchen Biſchöfen wimmeln können — ich hätte nicht hingeſehen. Ich kannte von Biſchöfen den heiligen Auguſtinus, den heiligen Karl Borromäus, Boſſuet, Fénélon — dieſe großen Seelen, großen Geiſter, großen Herzen, dieſe ächten und rechten Nachfolger der Apoſtel, dieſe erhabenen Geſtalten, welche das Leben in die Sphäre hinein hoben, wo der idealiſche Menſch ſeine Befriedigung findet. Die kannte ich aus ihren Schriften, Taten und Werken; die liebte, bewunderte und ehrte ich, denn die ſtanden weit über meinem und dem alltäglichen Leben der Menſchen; in denen fand ich dieſe himmliſche Vollkommenheit, für welche der Maßſtab nicht zu groß war, den ich mit meinem Durſt und Drang nach etwas Vollendetem immer bei der Hand hatte. So war für mich ein Biſchof das

Ideal von einem Menſchen geworden. Aber was ums Himmelswillen hatten anglikaniſche Biſchöfe mit dem Ideal gemein! ſehr rechtſchaffene und ehrenwerte Männer, die ein ſehr reſpektables Leben führen, allein mit nichten über dem Leben ſtehen — mit nichten die Welt überwunden hatten, mein geliebteſter St. Auguſtinus.

Ebenſo war es auch mit den proteſtantiſchen Miſſionären, mit dieſen Gentlemen im ſchwarzen Frack, mit Weib und Kind. Wie konnten die wohl den Heiden predigen, alles zu verlaſſen, um dem Kreuz nachzufolgen! Was hatten denn ſie verlaſſen? denn ſie geopfert? und wie will man denn für irgend etwas begeiſtert ſein, dem man kein Opfer gebracht hat? Das ſoll doch wohl nicht Opfer genannt werden, wenn man einige Mühſeligkeit erträgt? — was auf jeder Reiſe geſchieht; oder wenn man einige Stunden des Tages hingibt? — um es ſich dann recht irdiſch behaglich zu machen. Nein, da waren meine armen Franziskanerpater in der Kutte und mit dem Bettelſack, in ihren armen durch ganz Syrien, von Damaskus bis Ramla verſtreuten Klöſtern ganz andere Leute! die hatten etwas geopfert, nämlich das Höchſte, was der Menſch opfern kann: ſich ſelbſt! und wer das tun und ſein Ich verlaſſen kann — der darf es mit gutem Gewiſſen anderen zumuten. Geſchieht es ohne gutes Gewiſſen, ſo hat es keinen Erfolg. Dieſe Betrachtungen mache ich nicht etwa jetzt erſt;

o nein! in meinen orientaliſchen Briefen iſt mancherlei gerade über dieſen ſchneidenden Gegenſatz geſagt und mit jener vollkommenen Unbefangenheit, die man immer hat, wenn man ganz parteilos iſt. Nicht bloß meine Erkenntnis war noch umdunkelt, ſo daß ich nicht das eigentliche Weſen und Leben der Kirche erfaßt hatte, ſondern auch Gefühl und Wille ſchweiften nur ſo am Umkreis umher und ich dachte doch alle Augenblicke wieder: Du biſt ein Kind Gottes! wozu brauchſt du eine Kirche? — Die guten Pater Franziskaner waren keine auguſtiniſche Erſcheinungen; aber es freut mich jetzt ganz unſäglich, daß ich damals den Seelentakt, möcht' ich es nennen — ſchon gehabt habe, ſie auf eine ganz andere Stufe zu ſtellen als die proteſtantiſchen Miſſionäre. Wie war das aber möglich? — Es ging mir mit ihnen wie mit Murillo: ich hatte einen Kultus für die Schönheit — dafür warf ſie mir einen Strahl der göttlichen Wahrheit in die Seele; und ich hatte einen Kultus für die idealiſche Richtung des Menſchen — daher war ich im Innerſten getroffen, als ſie mir hier in ſo ſchlichter, in ſo demütiger, unſcheinbarer Geſtalt entgegen trat. Für ein Geſchöpf wie ich, das ſich ſo unbefangen zum Mittelpunkt des Univerſums machte, war es etwas unerhört Intereſſantes und Übermenſchliches, Weſen meiner Art zu finden, die in ſo beſcheidener Selbſtaufopferung und Selbſtverleugnung der Religion ſich hingaben.

Ich fand das wundervoll; ja, ganz himmliſch fand ich es — nur zog ich für mich ſelbſt leider! leider! auf keine Weiſe einen Schluß daraus. Ich beſchränkte mich darauf, zu finden, daß die Reformatoren ebenſo unweiſe als brutal gehandelt hatten, die Klöſter aufzuheben.

Wohl war es brutal und unweiſe — ſo ſprech' ich jetzt; aber es war noch etwas ganz anderes: es war das höchſte Verbrechen an der Menſchheit, welches ſie begingen: ſie nahmen ihr das Ideal der Vollkommenheit und damit lähmten ſie ihr höchſtes Streben — dasjenige, um welches es ſich allein der Mühe lohnt, zu leben. Es war ja natürlich, daß der abgefallene Mönch von Wittenberg, der dies Ideal mit Füßen trat, wünſchen mußte, es vom ganzen Erdenrunde vertilgt zu ſehen, um nicht die Zeugen ſeiner unſterblichen Schmach vor Augen zu behalten. Aber daß ſeine Anhänger dies nicht einſahen, daß ſeine Lehre dermaßen demoraliſierend auf ſie wirkte, um ihm zu helfen, das Ideal als ein Schattenbild zu beſeitigen; daß die Seelen von Hauſe aus dermaßen in der gewöhnlichſten Natürlichkeit gehalten wurden, um mit einer Art von Haß das Streben nach dem Ideal zu verwerfen; iſt denn das nicht troſtlos traurig für diejenigen, welche ſpäter nur durch ihre Geburt, nicht durch eigene Wahl dieſer Lehre folgten, die nun ſchon ſeit dreihundert Jahren die Atmoſphäre des ſittlichen Lebens vergiftet hat.

O bei dem abgefallenen Mönch fügte ſich ganz folgerichtig ein Kettenglied ſeiner verderblichen Lehre an das andere. Hochmut führte ihn zum Abfall, Eigenwille beſtärkte ihn darin. Er brach heilige, himmliſche Gelübde, die er allein Gott dem Herrn zu Ehren abgelegt; aber er ſprach: das tut nichts! ich glaube, daß der Erlöſer für mich ſein koſtbares Blut vergoſſen hat und daß ich durch dieſen „Glauben allein" ſelig werde. Er riß Tauſende in ſeinen Abfall hinein; das ganze Heer der Neuerungsſüchtigen, der Kurzſichtigen, der ſchwachen engen Köpfe; der Hämiſchen, denen es eine Wonne iſt, der Größe Nadelſtiche zu verſetzen und in der Sonne Nebelflecke zu finden; der Schwachgläubigen, die, weil ſie in der ſtreitenden Kirche Schwächen und Fehler gewahrten, die triumphierende darüber vergaßen; der Ungehorſamen, die gern jeden Zügel abſchütteln; der Rohen, welche das Recht und die Notwendigkeit einer ſtarken Herrſchaft der Religion nicht begriffen; der Sinnlichen, welche weder mit dem lieben Gott noch mit ihren Gelüſten zu brechen nötig hatten; der Heuchler, denen der „Glaube allein" gar willkommen zum Aushängeſchild war; — kurz, die ganze Nachtſeite der menſchlichen Natur wurde magnetiſch von Luthers Lehre angezogen: denn er brachte ſie zu Ehren, während die Kirche zum unermüdlichen Kampf gegen ſie aufforderte. Er fand ein Weib, das ſeiner würdig war: die entlaufene Nonne ſchickt ſich aufs beſte für den abtrünnigen Mönch! das Maß der gebrochenen Gelübde wurde dadurch erfüllt und von den niedern Vorzügen der Menſchlichkeit der breiteſte Beſitz genommen. Daß die Ehe dadurch ihren ſakramentaliſchen Charakter verlieren mußte — verſteht ſich von ſelbſt! Kein Sakrament wird demjenigen geſpendet, der in einer Todſünde lebt. Luther wußte ſich zu helfen: er verwarf die Sakramente! ſo war er darüber beruhigt, die Prieſterweihe entheiligt zu haben! und was ferner aus der Ehe werden ſolle, wenn ſie, ihrer ſakramentaliſchen Weihe beraubt, nichts war als eine Verbindung, die man mit Hinanſetzung eines früheren Gelöbniſſes ſchließen und mit einem Meineid beginnen dürfe — was kümmerte ihn das? was kümmerte das die Menſchheit? „der Glaube allein macht ſelig!“ — Das wurde ihm ſelbſt zuweilen ſchwer zu glauben. Ach, der Unſelige hatte ja die Erinnerung zu betäuben und im Trotz feſtzuſetzen, verwarf er die heiligmachende Gnade, welche die Sakramente bringen, verwarf er die Heiligen, in denen jene Gnade lebendig gewirkt hat, verwarf er die Möglichkeit, daß der Menſch je aus dem Pfuhl ſeiner Sünden durch die Gnade, welche der Wille erfaßt, ſich herausarbeiten könne; — verwarf er eben alles, wodurch die Kirche für unſere unſterbliche Seele ſorgt. Der Heiland hat geſagt: „Ihr ſollt vollkommen werden, wie Euer Vater im Himmel vollkommen iſt;“ um die Seelen in dieſem Streben zu unterſtützen, hat er die Sakramente eingeſetzt, hat er die evangeliſchen Räte gegeben, um einzelne, höher Begnadigte, auch noch höher zu ſich empor zu ziehen und in drei Gelübden ihr vollkommenes Opfer anzunehmen; denn in dem erſten opfern ſie die Welt — im zweiten Leib und Leben — im dritten die Seele ihm auf. Die vollkommenſte Selbſtverleugnung aus Liebe zu Gott — das iſt der Weg zur Vollkommenheit, und der muß immer wieder und wieder den Seelen gezeigt und mit dem Lichte der Gnade erleuchtet und durch die Hand der erbarmenden Liebe geebnet werden. Denn wir ſind ſo beſchaffen, daß wenn wir nicht ein Ziel vor Augen ſehen, welches uns ſchwer, faſt unmöglich zu erringen ſcheint, ſo werden wir matt und ſelbſtzufrieden. Nur die Anwendung unſerer beſten Kräfte ſchützt uns vor Ermattung, und nur das Bewußtſein, von der göttlichen Gnade dazu befähigt zu werden, bewahrt uns vor der alles vergiftenden Selbſtzufriedenheit.

Die Kirche ſpricht zu der Seele: Du ſollſt heilig werden! — und Luther ſpricht: Sei ein Sünder und ſündige tüchtig! „der Glaube allein macht ſelig.“ —

Ihr meint, Luther habe auch beſſere Dinge deſſen Launen von je her, rückſichtslos auf ihre Koſtſpieligkeit, erfüllt worden ſind. Wir haben dieſe Schwäche für ihn gehabt als er Kind war — und da ſie unſre Schuld, ſo wollten wir ihm, da er Mann geworden, keine Entbehrung auflegen. Verſchwendet er nun im Spiel oder auf Reiſen oder mit Mätreſſen oder bei ſonſtigen Abenteuern: ſo iſt eins ſo traurig als das andre, und wie er verſchwendet bekümmert uns nicht ſo ſehr, als daß es überhaupt geſchieht. Indeſſen .... wir haben Nachſicht mit ihm und hoffen auf beſſere Erkenntniß der Pflicht und der Lebensſtellung. Begeht er aber eine Handlung die uns verbürgt daß jede derartige Hofnung vergeblich iſt, weil er ſich durch ſie in eine Lage bringt die er Zeit ſeines Lebens nicht mehr ändern kann und die in unſern Augen ſeiner unwürdig iſt und ſeine ganze Exiſtenz erniedrigt: dann, wie geſagt, mache er ſeinen Weg wie er ihn verſteht! wir verſtehen ihn nicht mehr; der Zuſammenhang zwiſchen uns iſt alsdann abgeriſſen und mit der Hofnung der Eltern hört auch ihre Fürſorge auf. Dann würden wir uns nicht mehr verpflichtet fühlen ſeine Verſchwendung zu unterſtützen, und ich würde für die Zukunft mein Vermögen einzig und allein meinen Töchtern zuwenden.“

„Habe ich Ihre Geſinnung recht verſtanden —

geſagt. Kann ſein! er war klug genug, ſobald er nicht wider die Wahrheit ſprach! Aber mit einzelnen beſſeren Ausſprüchen klebte er nur die Lücken in dem dürftigen Gebäude ſeiner Lehre aus; und fiel er ſpäter ſelbſt in einigen Widerſpruch mit derſelben, ſo kam das daher, weil ſie auf der Ebbe und Flut ſeiner Subjektivität beruhte, bald nach dieſer Seite ſchwankte, bald nach jener, Stützen brauchte und ihn veranlaßte, dieſelben zu nehmen, wo er ſie fand, und wenn er auch einen ſelbſterbauten Pfeiler deshalb wieder einreißen mußte. Aber mögt Ihr denn in einem ſo ſchwankenden Gebäude, das kein Fundament hat und nie unter Dach und Fach gekommen iſt, wohnen bleiben? — Wenn ein Windſtoß vonder Welt herüber kommt — wenn ein Donner dröhnend über Eurem Haupte fortrollt — fühlt Ihr es da nicht unter Euern Füßen ſchwanken? Habt Ihr nie daran gedacht, daß in unſerer wahrlich nicht zart- oder hochſinnigen Zeit ein Menſch wie Luther nur vom Pöbel — vom hoch und niedrig geborenen Pöbel, nimmermehr von rechtſchaffenen edlen Menſchen, Zulauf haben würde? — Als vor einigen Jahren das Rongefieber im proteſtantiſchen Deutſchland graſſierte, das ſich teilweiſe aus altem Haß gegen die katholiſche Kirche ſehr für ein Paar ſchlechte Prieſter intereſſierte, hatte dieſer Ronge einen Kameraden, den man — ich dächte, Cerski genannt hätte. Als dies Judividuum für gut fand, ſeine Köchin zu ehelichen, hatten ſelbſt die Perſonen genug von ihm, welche mit jenem Fieber behaftet waren und es war fortan nicht mehr von ihm die Rede. Darauf kommt es gar nicht an, ob Luther einzelne gute Sachen geſagt und getan hat; denn das kommt im Leben eines jeden Menſchen, Verbrecher und Sünder inbegriffen, vor. Bei dem Stifter einer Religion kommt es an auf ſeine Lehre und auf den Zuſammenhang ſeines Lebens mit derſelben. Beides war bei Luther aufs engſte verbunden, gründlich abhold der idealen Richtung des Menſchen, und folglich im gründlichſten Widerſpruch mit der Lehre Chriſti, welche als Hauptziel die Heiligung im Auge hat.

Iſt es anders? — ich denke nicht! Spreche ich Unwahrheiten? — o gewiß nicht! — Oder was meint Ihr ſonſt? — Meint Ihr etwa, ich wolle die Schuld meiner eigenen Fehler und Torheit auf die lutheriſche Lehre ſchieben? — Das wäre echt proteſtantiſch von Euch gedacht, da Ihr die Vollkommenheit verwerft, wie die Kirche ſie lehrt, weil ſie in ſchwachen Menſchen nur unvollkommene Organe gefunden hat und weil Ihr immer nur in ihren ſchlechteſten Kindern die Wirkung der Religion als Erzieherin der Menſchheit ſehen wollt. Aber ſo ſpricht der Katholik nicht! er ſagt nicht: Die göttliche Lehre taugt nichts, weil ein oder einhundert oder eintauſend Individuen nichts taugen; — ſondern er ſagt: ſie wenden ihren freien Willen ſchlecht an. — Obgleich nun gar kein Vergleich zu ziehen iſt zwiſchen einer göttlichen Offenbarung und zwiſchen der lutheriſchen Lehre, ſo fällt es mir dennoch gar nicht ein zu ſagen, ſie ſei Schuld an dem, was ich getan und nicht getan; was ich war und nicht war. Mein Wille, unerlöſt und matt wie er war, hätte dennoch mit ſeiner menſchlichen Kraft beſſer angewendet werden müſſen und können; das ſehe ich ja bei ſo vielen Proteſtanten, die tauſendmal beſſer ſind als ich. Und jetzt habe ich ja überdas meine Verſöhnung gefunden, ſo daß es meiner Seele für ihr ewiges Heil ebenſo gleichgültig iſt, ob die lutheriſche Lehre exiſtiere — als wichtig, daß die katholiſche für alle Ewigkeit exiſtieren werde. Alſo denke ich gewiß nicht daran, dem armen Luther, der ſo ſchwer an ſeinen eigenen Taten zu tragen hat, die meinen aufbürden zu wollen. Ich habe es nur mit ſeiner Lehre zu tun, die ich von zu Hauſe aus teils giftig, teils brutal, immer irdiſch unvollkommen finde; dermaßen, daß wenn man mir im Proteſtantismus erwachſene Engel zeigte, ich ſagen würde: Das ſind ſie durch die Gnade Gottes, aber nicht durch ihre Konfeſſion. Ich behaupte durchaus nicht, ſie ſei deshalb nicht erhaben, weil ich nichts weniger als erhaben war — denn das bin ich als Kind der Kirche auch nicht! — allein ich werde nie aufgeben, zu behaupten, daß ſie nicht erhaben ſein kann, weil ihr Stifter ein ſchwaches blindes Menſchenkind war, das durch ſeinen Abfall der heiligmachenden Gnade beraubt wurde, ſie folglich nicht in ſeine Lehre hineinbringen konnte und folglich die Richtung zum Ideal, zur chriſtlichen Vollkommenheit, abſchneiden mußte, weil ſie ohne Heilung unmöglich iſt. Deshalb ſetze ich auch noch hinzu: und daß ſie gänzlich unfähig iſt, erhabene Menſchen zu bilden: — ich meine nicht geiſtesſtarke oder charaktervolle Menſchen, denn das iſt möglich ohne chriſtliche Lehre überhaupt; ſondern im göttlichen Sinn — erhaben wie die Heiligen.

Welch ein Unterſchied bei der Erziehung der Jugend iſt es, ob man ihr als Ideal Epaminondas oder ſonſtige antike Helden vorführt oder ihr den Blick in den Himmel und auf die unabſehbaren lichten Reihen der Heiligen öffnet; — ob man ihr jene als ſchöne Bilder zeigt, die in der Wirklichkeit längſt abgeſtorben und ohne warmen Lebensverband mit ihr, aber doch recht ſchön zu betrachten und zu bewundern ſind; oder dieſe, in der Fülle und Glorie des ewigen Lebens, keine Bilder, ſondern Vorbilder, leiblich abgeſtorben zwar, doch in innigſter Gemeinſchaft mit den auf Erden Lebenden, weil aus dem Verbande der Kirche keine Seele — die ſich nicht ſelbſt ausſcheiden will — ausſcheidet; hinaufgeſtiegen aus dem Streit zum Triumph, immer durch große Schmerzen, Prüfungen und Qualen — zuweilen durch große ſtandhaft beſiegte Verſuchungen — manchmal nach mühſelig überwundenen Sünden — noch ſeltener in ungetrübter Unſchuld; — aber hinauf geſtiegen aus demſelben Leben, aus ähnlichen Verhältniſſen, wie jedes Erdenkind, das eine vor ſich, die andern um ſich her erblickt. — Welch einen mächtigen Einfluß muß es haben, wenn das junge liebende Auge und das warme empfängliche Herz eines Kindes auf dieſe Vorbilder hingelenkt wird, ſo daß mit ſeinem Blick zugleich auch ſein Streben ſich dem Himmel zuwendet, für den es berufen iſt. Was ſoll es für ſeine himmliſche Beſtimmung mit Epaminondas anfangen? oder mit Cato? oder mit Hektor — dem Heros meiner Kindheit? — Und welche Mutter unter der Sonne würde nicht gern ihr Kind ſeiner himmliſchen Beſtimmung entgegenreifen ſehen? — Nun, ihr armen Mütter, denen die brutalen unweiſen Reformatoren jenen überirdiſchen Tempel zugeſchloſſen haben, deſſen Vorhof die Erde ſein ſoll: das iſt die himmliſche Beſtimmung Eurer Kinder, in jenen lichten Reihen einen Platz zu finden! und nicht etwa nur ſo eine allgemeine, blos angedeutete Beſtimmung, wie ſie im Glauben an Unſterblichkeit enthalten iſt; ſondern ſie iſt Jedem zur Pflicht gemacht, und die Kräftigungen, um dieſe Pflicht erfüllen zu können, werden Jedem geboten.

Aber davon wißt Ihr freilich nichts, Ihr armen Mütter! Ihr wähnt, die katholiſche Kirche habe einen Himmel voll Heiligen, damit dieſelben ſtatt des lieben Gottes angebetet würden; — nicht wahr? Wollt Ihr wiſſen, warum ſie ihn hat? Weil das Wort des Heilands: „Ihr ſollt vollkommen ſein“ — in ſeiner Kirche verſtanden worden iſt. Dieſes Wort und die Kraft der Sakramente haben dies Geſchlecht von Heiligen in allen Jahrhunderten erzeugt und werden fort und fort es erzeugen. Und hätte die Kirche nichts für die Menſchheit getan, als dies unſterbliche Geſchlecht ihr gegeben, ſo würde ihr ſchon dafür ganz allein unſterblicher Dank gebühren, weil ſie in ihm jedem Menſchen das höchſte Ziel, ſeine Vollkommenheit, als möglich und erreichbar vor Augen hält. Eine Religion, welche ein ſittliches Ideal weder begreift, noch erzeugt, iſt keine — denn ſie verſteht nicht das höchſte und tiefſte, in jeder Menſchenbruſt rege Streben zuſammen zu faſſen und in einem Brennpunkt auszuſtrahlen. Eine Religion, die keine Heiligen bilden kann, noch will — taugt nicht dazu, Menſchen zu bilden; denn die Verwirklichung des Idealen, das iſt Bildung des Menſchen — und ſonſt nichts! Mit Luthers Prinzipien (es iſt mir wirklich nicht möglich, das heilige Wort Religion mit ihm in Verbindung zu nennen!) bildet man Erdengeſchöpfe. Der Glaube allein macht ſelig; — gleichviel ob ein Leben der tiefſten Verworfenheit oder der heiligſten Liebe — Taten des Fluchs oder des Segens dieſen Glauben nicht etwa erfaſſen — das würde einen freien Willen vorausſetzen und den verwirft Luther, weil er dann für ſein Tun hätte verantwortlich ſein müſſen, was ihm läſtig ſchien — ſondern dieſen Glauben mit ſich herum tragen und beruhigt ſprechen: „Wo der Glaube iſt, ſchadet keine Sünde"; und gelaſſen in ihr verbleiben, als in dem Recht des Erdengeſchöpfes, welches dem Erlöſer nicht in ſeinen Werken nachzufolgen hat; — iſt darin auch nur das geringſte, was unſerer wirklichen Bildung förderlich ſein konnte? nur ein mattes dämmerndes Fünkchen, um unſern Weg aufwärts zu beleuchten? nur eine ſchwache Stütze, um unſern Willen zu kräftigen? Gewiß nicht. Nach dieſen Prinzipien iſt gar kein Grund vorhanden, weshalb der Wille im Guten geübt werden ſollte und wozu Selbſtüberwindung und Bekämpfung des Böſen in uns dienlich ſein könnten. Da nun aber jeder Menſch die Tätigkeit des Willens in ſich ſpürt und keiner leugnen kann, daß Selbſtüberwindung dennoch eine ſehr gute Sache ſei — beſonders wenn man ſie dem nächſten zumutet, nicht ſich ſelbſt — ſo machte man die Erfindung, man müſſe aus moraliſcher Kraft gut ſein, und damit war die Religion als Erzieherin und Bildnerin des Menſchen beſeitigt. Sie wird eine gewiſſe Form für gewiſſe Gebräuche des bürgerlichen Lebens. Man brauchte ſie zum Taufen der Kinder, zum Trauen der Erwachſenen, zum Predigen am Sonntag, zur Erteilung des Abendmals zu Oſtern; — und die Erziehung machte man mit der moraliſchen Kraft, die den Menſchen auf ſich ſelbſt — folglich nicht unter Gott, ſondern ihm gegenüber ſtellt. Und ſo nimmt alles, was aus Rebellion geboren iſt, den rebelliſchen Stempel ganz unwillkürlich, ganz unbewußt an; um ſo ſchärfer, je ſchärfer der Charakter ausgeprägt iſt. Jeder ſchafft ſich nun ſelbſt ſein Ideal, d. h. er nimmt diejenigen ſeiner Eigenſchaften, welche er für ſeine beſten hält, und welche ſehr oft ſeine ſchlechteſten ſind, entwickelt ſie einſeitig bis an ihre äußerſte Grenze, prallt tauſendmal damit an und ab, findet das äußerſt befremdlich, äußerſt ungerecht, gewöhnt ſich nach und nach daran, und iſoliert ſich allmählich in ſich ſelbſt und in den Troſtgründen ſeines Egoismus — ſtatt ſich hin- und aufzugeben an die göttliche Liebe.

Ihr entgegnet mir vielleicht: Du biſt ſo geweſen, darum glaubſt Du, daß alle ſo ſein müſſen; aber wir ſind anders! — Ich bin ſo geweſen, das verſteht ſich! und ich wünſche Euch aufrichtig Glück, daß Ihr anders ſeid. Aber einzelne Beiſpiele beweiſen nichts; an das Prinzip muß man ſich halten. Könnt Ihr beweiſen, daß die Folgerungen falſch ſind, die ich aus demſelben gezogen habe? und wenn ſie richtig ſind — iſt dann das Prinzip nicht falſch?

Ins Herz muß die Religion zurückkehren, denn Gott will das Herz haben, und nur ſie vermag es, ihm dasſelbe darzubringen, nur ſie macht opferfähig und opferfreudig — und davon hat die ganze Geſellſchaft der Reformatoren nicht die leiſeſte Ahnung gehabt. Wie ſie herabblickt in hochmütiger Selbſtüberſchätzung, dieſe Geſellſchaft, auf den armen Mönch, auf den armen Prieſter, der ſein Leben der Entſagung gern und demütig fortlebt! Wie ſie ſich breit machen, dieſe Herren mit ihren Weibern, mit ihren Kindern, mit ihrem Eſſen und Trinken, mit ihrer Beſitznahme von den Menſchenrechten, welche die Kirche ihnen boshafter und törichter Weiſe entzogen! Wie ſie ſich brüſten mit der Erfindung ihres neuen Glaubens, den ſie einen gereinigten — ihres neuen Gottesdienſtes, den ſie im Geiſt und in der Wahrheit angeordnet nennen! Und ihr Glaube iſt ein leerer Begriff, ein gemaltes Feuer, das nicht wärmt und nicht leuchtet; und ihr Gottesdienſt iſt ein öder Spiritualismus, der die Seele austrocknet und eine flache Nüchternheit, welche ſie gleichgültig macht! — Wie das Leben dieſer Männer ſo voll von allem iſt, was der Mühe des Lebens nicht wert — und ſo bettelarm an dem Einen iſt, was dem Leben Wert und Würde und

Schönheit gibt — an Opfer! Freilich: Chriſtus hat ſich ja geopfert; da wär' es nur eine Schmälerung ſeines unendlichen Verdienſtes um unſre Rechtfertigung, wenn wir ihn in ſeinen Werken nachzufolgen ſuchten! ſein Opfer hat dermaßen für uns genug getan, daß wir uns beileibe nicht mit Opfern kaſteien, ſondern uns nur das ſeine zu Gemüt führen müſſen, um der Seligkeit gewiß zu ſein. Gibt es eine bequemere Lehre? darf man ſich wundern, daß die armen Menſchen, welche die Bequemlichkeit ſo lieben, in hellen Haufen ihr zugerannt ſind.

O Du armer Prieſter, Du armer Mönch! Ihr denkt ſchlecht und recht, daß der Heiland *gemeint* hat, was er *geſagt* hat: Folget mir nach. Arm wie Er, der nicht hatte, wohin ſein Haupt zu legen — entſagend wie Er, der von der Luſt der Welt ſich abgewandt — gehorſam wie Er, der bis zum Kreuzestod gehorſam war — habt Ihr in Liebe zu ihm ſein Opfer begriffen und es Euch wahrhaft zu eigen gemacht, indem es Euch ſelbſt in ein freiwilliges Opfer verwandelte. Darum iſt in einem einzigen Tage Eures Lebens mehr Tiefe, mehr Liebe, mehr Glaube, mehr Schönheit und Würde als in dem ganzen Leben aller Reformatoren zuſammen genommen.

Findeſt Du das nicht, genußſüchtiges Weltkind? Du denkſt nicht daran, Du magſt nichts davon hören; — ja, das glaub' ich gern! aber *wenn* entgegnete die Generalin mit ſüßlichem Lächeln die bittern Worte begleitend — ſo wollen Sie alſo Ihrem Herrn Sohn Ihre elterliche Fürſorge nicht entziehen, ſo lange er in einem ungeſetzmäßigen Verhältniß mit einer Mätreſſe lebt, und erſt dann wenn er durch die Ehe mit ihr in ein geſetzmäßiges tritt."

„Und nur dann wenn er in dieſe Ehe tritt — entgegnete die Gräfin kalt und hoch, aber mit einem flüchtigen zornigen Erröthen; — Sie haben unſre Meinung gefaßt. Laſſen Sie mich nur noch hinzuſetzen, daß wir, wenn jene Dame ſich auf der Stelle von meinem Sohn trennen will, bereit ſind für ſie und für ihre Kinder zu ſorgen. Und nun, Frau Generalin, erſuche ich Sie dies Alles Ihrer Frau Nichte als unſer Ultimatum mitzutheilen. Vielleicht bleibt es nicht ohne die erwünſchte Wirkung."

Sie erhob ſich zuerſt wie eine Königin und entließ die Generalin mehr als daß ſie von ihr Abſchied genommen hätte. Dieſe fühlte ſich immer gedemüthigt durch die Gräfin; jene durch dieſe höchſtens geärgert. Mit dem Weh verglichen das Gundaccar ihr bereitete, konnte Niemand ihr weh thun, den ſie in einer ſolchen Inferiorität der äußeren Lebensſtufen erblickte. Die Generalin aber, ſprach zu ſich ſelbſt: Nun ſo habe ſie es denn, die übermüthige Thörin! Ihr Sohn heirathe Clelia und

Du einmal daran denkſt, wird Dir das Herz nicht groß und warm bei der Vorſtellung einer gänzlichen Hingebung Deines Weſens an die Liebe zu Gott? Nein? biſt Du ſo erwachſen in gegneriſchen Vorſtellungen oder ſo verwachſen mit der Behaglichkeit und den Freuden der Welt, daß Du Dich nicht einmal in Gedanken davon losmachen kannſt? Nun, ſo denke nicht für Dich daran, ſondern etwa für Dein geliebtes Kind. Würde es Dich nicht freuen, wenn Dein Kind das Opfer der göttlichen Liebe begriffen, im Herzen aufgenommen und folglich ſein Herz zum Opfer an ſie umgewandelt hätte? — Was ein Vater antworten würde, weiß ich nicht; — aber das weiß ich: jede Mutter unter der Sonne würde jauchzend rufen: „Ja!“ — Stehen ſie aber außerhalb der Kirche, die Mütter, ſo ſind ſie ſehr zu beklagen; dann kann der zärtlichſte Wunſch ihres Herzens für ihr Kind nicht in Erfüllung gehen. Die Abgefallnen wußten nichts vom Opfer, dann mit dem Ideal der Vollkommenheit mochten ſie ſich nicht befaſſen, und ihren Nachfolgern haben ſie den Weg verſperrt. Proteſtantiſche Menſchen müſſen alle in einer Weiſe ihr Leben hinbringen: ſie müſſen heiraten; ſonſt ſind ſie überflüſſig und nehmen anderen den Platz fort. Abgeſehen davon, daß eine gänzliche Unkenntnis des menſchlichen Weſens aus dieſer einförmigen Einrichtung ſpricht, liegt auch noch eine erſtaunliche Trivialität ihr zum Grunde; denn ihr zufolge wird nur der Leib eines Menſchen geſchätzt, nicht ſeine Seele. Die Kirche, mit ihrer Liebe der Seelen, hat gewußt ihnen einen Platz einzuräumen. Aber um das zu verſtehen, müſſen die Proteſtanten erſt alle Gewohnheitsnetze ihres Kopfes mit dem Herzen zerriſſen haben — und das geht nicht ſchnell und nicht leicht.

Im Frühling 1844 kam ich aus dem Orient zurück. Das tumultuariſche Abendland machte mir einen unangenehmen, beklemmenden Eindruck. Soeben hatte ich zwei volle Monat auf den ſtillen Fluten des Nils, umringt von der ſtillen Wüſte, zwiſchen ſtillen Ruinen gelebt — und nun auf einmal dieſer Lärm, dies Treiben, dieſer Luxus, dieſe Hantierung in allen Richtungen des Lebens! — das betäubte mich. Ich war nur zehn Monate entfernt geweſen, allein ſo gründlich, ſo mit allen Gedanken und Geſinnungen entfernt, daß ich wie aus einer anderen Welt heimkehrte und die Zuſtände der heimiſchen wie mit friſchgewaſchenen Augen verwundert betrachtete. Wird denn niemand den ſchauerlichen Meeresſtrudel gewahr, an deſſen Rand wir gedrängt werden? mußte ich immer denken. Ich ſchrieb in mein Notizenbuch am 14. Julius:

„Volksaufſtände überall, in Schleſien, in Prag, in Ingolſtadt! Überall revolutionäre Bewegung derer, die nichts haben, gegen die, welche etwas haben. Noch iſt die Bewegung tappend, unſicher, zaghaft — ein Kind, das gehen lernt und ſeine Kräfte verſucht; aber es übt ſich und hat den Weg gefunden. Wir gehen unerhörten Zeiten entgegen. Mir grauet vor den nächſten fünfzig Jahren. Wie es jetzt iſt, kann nichts bleiben — nicht Kirche, noch Staat, noch Geſellſchaft. Die Auflöſung hat innerlich begonnen; nach außen kann ſie vor der Hand unterdrückt werden; — — aber auf wie lange?“

Ich ſtudierte kommuniſtiſche und ſozialiſtiſche Syſteme, um ausfindig zu machen, ob in ihnen der Kern enthalten ſei, um welchen eine neue Geſtaltung der Welt ſich organiſieren könne. Allein ich fand nicht, daß ſie organiſche Kräfte, ſondern nur mechaniſche ins Leben riefen; fand keine Einheit, ſondern nur Einförmigkeit; keine ſchöpferiſche Tatkraft, ſondern nur zerſetzende Fähigkeit; keine verbindende, ſondern nur atomiſierende Elemente; mit einem Wort: keine Befähigung zum Leben — geſchweige zum ewigen Leben.

Es gab damals Perſonen, welche ſtandhaft die wirkliche Exiſtenz des Kommunismus und ſeiner Propaganda leugneten, und welche behaupteten, er ſei nur in Büchern vorhanden. Darüber wurde ſehr viel geſtritten und ich ſagte einmal:

„Es iſt impotentes Geſindel, aber durch giftigen Neid wird es uns viel Schaden tun! es wird zerſtören und nichts aufbauen. Neid und Impotenz gehen Hand in Hand.“

Dann ſtudierte ich Schriften von Luther, die mir bis dahin ganz unbekannt geblieben waren. Vielleicht ließ ſich in ihnen das Schöpfungswort für das moderne Chaos entdecken, welches ich bei den Kommuniſten nicht fand. Aber dabei erging es mir ganz ſchlecht. Ich bekam Anwandlungen von Nationalismus, weil ich von dieſem dürren Spiritualismus, der mit dem dickſten Materialismus Hand in Hand ging, fürchterlich abgeſtoßen wurde, und dazwiſchen dann doch zuweilen einen Brocken fand, der mich in meiner Vorliebe für die angeerbte „Religion des Individuums“ beſtärkte. So nannte ich den Proteſtantismus, ohne gewahr zu werden, daß eine ſolche Religion alles andere eher iſt als Religion, als das gemeinſame Band, welches alle Seelen umſchlingt, um ſie für das Himmelreich zu bilden. Ich ſchrieb:

„Ich bin im proteſtantiſchen Land, in proteſtantiſcher Zeit geboren, und bin meiner Geiſtesrichtung nach proteſtantiſch. Aber vor der jetzt modiſchen evangeliſchen Kirche ekelt es mich! — Nein! Kirche — wenn Kirche ſein ſoll! — gibt es für mich nur eine, die Katholiſche; und Sankt Auguſtinus deutet mir ihre Lehren — wenn Deutung ſein ſoll! — eindringlicher, tiefer inniger als Luther.“

Die willkürliche Auffaſſung und Deutung

waren es eben, weshalb ich meine Geiſtesrichtung proteſtantiſch zu nennen beliebte, und in allen Schriften Luthers gefiel mir nichts ſo ſehr, als das, was er über das Prieſtertum zum beſten gibt:

„Ein jeglicher getaufter Chriſt, der iſt auch ſchon ein Prieſter; nicht durch den Papſt und Menſchen dazu geweihet oder gemacht, ſondern durch Chriſtum ſelbſt in der Taufe zum Prieſter gezeuget und geboren. Das iſt Not zu wiſſen, auch um des päpſtlichen Greuels willen, welcher den Namen Prieſter allein auf ſeinen beſchornen Haufen geriſſen hat.“

Da ich nun ſo gut getauft war wie jeder andere Chriſt meine Bibel ſo gut inne hatte wie mancher, und meiner Erleuchtung durch den Geiſt der Wahrheit auch nicht ſehr mißtraute: ſo hielt ich mich für vollkommen befähigt, meine eigene Prieſterin zu ſein und freute mich ungemein, eine Stelle zu finden, in denen ſich Luther ganz einverſtanden mit dem Prieſterinnentum ausſpricht:

„Wo nicht Männer da wären, ſondern eitel Weiber, als in Nonnenklöſtern, da möchte man auch ein Weib unter ihnen aufwerfen, das da predigte.“

Trotz dieſer rand- und bandloſen Zerfahrenheit oder eigentlich ſo recht mit ihr, eine Kirche bilden zu wollen, war allerdings ein Beſtreben, von dem ich mit Recht widerwillig mich abwandte, weil es ohne grobe Selbſttäuſchung, ja ohne Lüge nicht unternommen werden konnte. Hätten die Proteſtanten eine Ahnung von dem Meere der Widerſprüche, in welchem ihre Reformatoren ſchwimmen, ſie würden ſich eilends flüchten zum Felſen Petri; denn wo keine Konſequenz und keine Einheit iſt, kann da die ewige Wahrheit ſein?

In jenen rationaliſtiſch gefärbten Tagen ſchrieb ich einer Freundin in dieſem Sinne, d. h. ich erklärte nach meiner Weiſe die Offenbarung und ihren Zuſammenhang mit der natürlichen Religion. Nicht gering war mein Schreck, als ſie mir eines Tages einen Aufſatz überſendete, in welchem ich eine Zuſammentragung aller einzelnen Stellen meiner Briefe zu einem zuſammenhängenden Ganzen erkannte — welche eine Perſon ihres Kreiſes gemacht hatte — und mich fragte, ob dieſer Aufſatz nicht in irgend einem Journal dürfe gedruckt werden. Als ich ihn las, fand ich ihn ſo unbeſchreiblich nüchtern und ſteril, wie etwa Luthers Erklärung des hohen Liedes, daß König Salomon in demſelben die Polizei und das gute Regiment ſeines Reiches gelobt habe. Mit großer Entſchiedenheit verbat ich den Druck des Aufſatzes.

Aus dieſer platten Seelenſtimmung rettete mich ein Ereignis, welches in Norddeutſchland ungeheures Aufſehen machte: die Ausſtellung des heiligen Rockes zu Trier. Man verſtand das gar nicht! was ſollte das bedeuten? was wurde damit beabſichtigt? und wie merkwürdig und unbegreiflich, daß Tauſende und aber Tauſende, rheinauf, rheinab dahin wallfahrteten — nicht etwa nur die niedern Klaſſen des Volks, ſondern die Vornehmen, die Gebildeten ebenfalls! und konnte dieſer Rock wirklich das Kleid ſein, welches der Heiland getragen hatte? — und waren wirklich die Wunderkuren durch ihn geſchehen, von denen die Zeitungen erzählten? — Ich ſtaunte wie alle übrigen über dieſe religiöſe Begeiſterung, von welcher der Proteſtant nicht die mindeſte Ahnung hat. Aber ſtatt ſie zu verwerfen oder zu belächeln, tat ſie mir wohl. „Ob es derſelbe Rock iſt, weiß ich nicht — ſchrieb ich damals — aber es iſt derſelbe Glaube, der einſt das kranke Weib vor Chriſtus niederwarf, um nur den Saum ſeines Kleides zu berühren und davon zu geſunden.“ Mein Inſtinkt war immer richtig, und mein Räſonnement immer falſch! denn wenn der alte Glaube ſo feſt, ſo glühend, ſo unwandelbar in der katholiſchen Kirche lebte, daß er Wunder hervorrief, wie konnte ich dann ſagen: Beſſer keine Kirche als nur eine Kirche! Und es war keineswegs das Wunder, das Übernatürliche, das mich zurückſchreckte! im Gegenteil! ich ſchrieb:

„Der Philiſter ſpricht naſerümpfend: An Wunder glauben die kleinen dummen Menſchen! — So? — Nun, dann haben ſie mit den großen und klugen ein und dieſelbe Fähigkeit. Denn Gottlob, die großen glauben nicht, daß die platte alltägliche Nüchternheit des Verſtandes die Wahrheit ergründe, und daß deren dürftiger Geſetzes-Codex die Grenze der Welt- und Geiſterordnung ſei.“

Es iſt eine Vorſtellung, welche unzählige Proteſtanten haben, daß die katholiſche Kirche den Ihren ganz unerhörte, ganz unmögliche Dinge zumute; daß ſie, auch ohne Inquiſition, ich weiß nicht was für Mittel anwende, um zum Glauben zu zwingen; — eine ganz abſurde Vorſtellung, die aber ſehr tief in proteſtantiſchen Begriffen wurzelt, weil ſie aus der Zeit des Abfalls ſtammt, wo die Reformatoren unermüdlich behaupteten, der menſchliche Geiſt würde durch die katholiſche Kirche in ſchmählicher Knechtſchaft gehalten und ſie wären berufen, dieſelbe aufzuheben. Ach, der Wahn des Fortſchrittes iſt ein fürchterlicher Hemmſchuh für die Proteſtanten. Ich hätte wahrlich gegen dieſen Fortſchritt des Geiſtes einiges Bedenken haben ſollen, da ich mit richtiger Erkenntnis ſchreiben konnte:

„Denker muß es zu Luthers Zeit gar nicht gegeben haben; das ſieht man aus ſeinen Schriften, die für ein nichtdenkendes Volk geſchrieben ſind, welches blindlings die Lehre annimmt.“

Nun beſtand aber mein Fortſchritt darin, daß ich dieſe Lehre verwarf und wähnte, ohne irgend eine mit dem Leben fertig werden zu können. Ein fürchterlicher Wahn, für den man mit fürchterlichem Weh büßen muß!

Auf das große Kirchenfeſt des heiligen Rockes folgte die unwürdige Komödie des Rongeanismus, bei dem ich nie einen anderen Gedanken gehabt, noch ein anderes Wort geſagt habe, als daß ein trockenes Blatt vom Baum der Kirche zu Boden wirbele. Die Ungläubigen unter den Proteſtanten fanden jenen ſchlechten Prieſter ein erhabenes Individuum, welches berufen ſei, der katholiſchen Kirche den längſt verdienten Todesſtoß zu verſetzen und damit alle Religion abzuſchaffen. Ein Teil der Strenggläubigen war empört gegen ihn, weil jede Auflehnung gegen die Autorität ihnen mißfiel. Hätten ſie die Verwerfung des katholiſchen Dogmas gebilligt, wie hätten ſie alsdann einen Abtrünnigen von ihrer eigenen Konfeſſion, der etwa die heilige Schrift als alleinige Autorität verworfen — tadeln wollen. Andere Strenggläubige konnten ſich der Schadenfreude nicht enthalten, dieſen, wie ſie wähnten, gewichtigen Schlag gegen die katholiſche Kirche geführt zu ſehen. Die ſchwärmeriſchen Gemüter jubelten der neuen Zeit entgegen, wo alle konfeſſionellen Schranken fallen und eine herrliche religiöſe Brüderlichkeit die Menſchheit beſeligen werde. Daß ſich die damals ſo beliebte politiſche Oppoſition in dieſe Larve ſtecke, weil die Regierungen nur erlaubten, auf religiöſem Gebiet frechen Liberalismus gegen Glauben und Kirche an den Tag zu legen, — das wußten einige Wenige; aber wirklich nur ſehr Wenige. Das Oppoſitionmachen war damals eine ſo vorherrſchende Leidenſchaft in Deutſchland, daß man ſich mit offenen Armen in und an alles warf, was gegen irgend etwas Poſitives ſich erhob. Wer Oppoſition machte, war ein Heros, ein großer aufrichtiger Charakter, eine freiheitsdurſtige Seele, der man ihr Recht der Unterſuchung, der freien Forſchung beileibe nicht verkümmern durfte und alle Neugierigen und Neuerungsſüchtigen, alle flache eitle Köpfe, alle jene Gemüter, deren es damals ſo viele in Deutſchland gab, welche hinter einer unbeſtimmten Exaltation eine große Leere in ſich fühlten, ſie auszufüllen wünſchten, aber nicht wußten wie? und womit — dieſe ganze Maſſe drängte ſich mit oberflächlicher Teilnahme an die neuen Apoſtel oder neuen Propheten.

Ich verharrte in meiner Exaltationsunfähigkeit, ließ Ronge und ſeine Genoſſen, Lichtfreunde und ihre Genoſſen, Freigemeindler und ihre Genoſſen, auch ſogenannte gute Proteſtanten mit tiefſter Gleichgültigkeit an mir vorüberziehen, als ob ich nicht das mindeſte mit ihnen allen zu teilen haben könnte — las mit verachtendem Mitleid einige dürftige proteſtantiſche Broſchüren über die religiöſen Bewegungen der Zeit — und fühlte werde elend mit ihr! Vielleicht wird das noch am Ende den mütterlichen Hochmuth brechen! —

Sie ſchrieb nach Paris:

„Unberufene Rathgeber ſind läſtig oder lächerlich. „Dennoch giebt es Verwickelungen in denen die be„theiligten Parteien nicht ſo klar ſehen als ein un„befangenes Auge. Die unzerſtörbare Theilnahme „welche die Blutsverwandtſchaft mit ſich bringt, „läßt mich auf Entſchuldigung hoffen, wenn ich „mir erlaube meiner vielgeliebten Nichte Clelia nicht „ſowol einen Rath zu geben, als nur ihr eine Be„merkung zu machen. Sie kennt nicht die Men„ſchen und die Triebfedern von deren Handlungen; „ſie begreift dieſe Triebfedern vermuthlich dann „am wenigſten, wenn dieſelben aus ſtarrer Selbſt„ſucht hervorgehen — und doch ſind das die allge„meinſten! ſo allgemein daß man kaum das Recht „hat zu erſtaunen wenn ſie uns entgegentreten. „Ich zweifle nicht an der wolüberlegten und be„gründeten Entſchiedenheit meiner theuern Nichte „ihre Ehe mit Achatz Thannau ungültig erklären „zu laſſen. Ein unfehlbares Mittel um bei ihm die „nämliche Entſchiedenheit und in möglichſt kurzer „Friſt zu bewerkſtelligen, wäre: daß meine theure „Nichte ſich entſchließen könnte ihre Anſprüche an „ihr Vermögen aufzugeben und ſich gleichſam losmich immer fremder, immer vereinzelter, immer unheimiſcher in ihr werden. In all dieſen Geiſtern war ſo gar nichts, das mich auch nur momentan — ich ſage nicht gefeſſelt, o nein! nur angeſprochen hätte. Tauchte eine ſolche Erſcheinung auf, ſo ſah ich ſie mir ganz traurig an und dachte: Totgeboren! — Totgeboren! — Was die Kunſt jener Jahre, die Poeſie, die Literatur leiſteten — immer und immer mußte ich denken: Totgeboren! Nirgends war der Blick, der über den Horizont der Zeit hinausſieht — nirgends der große Schritt, der darauf eingerichtet iſt, über die Gegenwart hinaus zu gehen und von der Zukunft Beſitz zu nehmen — nirgends die friſche, klare, herzſtärkende Luft, die von den Höhen der Ewigkeit in das Tal der Zeit hinabweht. Eine ſchwere, dumpfe, heiße Atmoſphäre engte alles und alle ein, raubte die Lebensluft — und ſo mußten die Erzeugniſſe der Zeit totgeboren ſein, gleichviel ob es Menſchen, ob es Bücher waren. Und dabei war die Sehnſucht nach dem Wort des Lebens nicht tot! im Gegenteil. Sie wurde umſo größer, je geringer und ſchattenhafter alles war, das um mich herum auftauchte. Ich wollte eine Seele finden für dieſe Welt von Staub und Aſche.

Ich verſuchte es mit der Myſtik und las die „Neue Theologie“ von Swedenborg, in der mir nichts gefiel, als daß er die Unhaltbarkeit der proteſtantiſchen Lehren erwies. Seine Geiſterſeherei mochte die eines Somnambulen ſein — aber Viſionen wie die meiner geliebten Heiligen waren es nicht. Ich konnte nicht eine höhere Begnadigung in dieſen fratzenhaften Sonderbarkeiten entdecken, und fand ich einmal ein Goldkorn, ſo war es dermaßen in Spreu verſteckt, daß ich ganz matt wurde es auszugraben.

Und doch war ich gleich ganz munter und aufmerkſam, wenn nur eine linde, leiſe Berührung über meine zuſammen gewickelte Seele fuhr. Ein Buch von Görres fiel mir in die Hand; ich weiß nicht wie es hieß — aber das machte mir Vergnügen. Ich kannte nichts von ihm; ich verſtand ihn auch nur unvollkommen und fühlte es. „Er iſt ja ein wahrer Rembrandt, ſagte ich, ein König der Schatten; man muß viel erraten, vielleicht zu viel! allein mir geſchieht ein ganz anderes Genügen, indem er den Sternenhimmel der Myſtik über mich herzaubert und das All in einen tiefen Zuſammenhang mit dem Einen bringt — als wenn die Proteſtanten es mir mit dem kritiſchen Meſſer ihrer Vernunft-Befliſſenheit auseinander zerren.“

Dazwiſchen ſchrieb ich die „Sibylle“, bei der mich ſolche namenloſe Schwermut überfiel, daß ich ſie monatelang mit einer andern Arbeit unterbrechen mußte. Die große Hinneigung zur katholiſchen Kirche ſpricht ſich in ihr — wenn ich mich recht beſinne — ſtärker aus als in irgend einem meiner Bücher. Und daß ich darin geſchrieben habe:

„Ob die Katholiken beſſer ſind als die Proteſtanten, weiß ich nicht; aber glücklicher ſind ſie;" — das freut mich jetzt ſehr. Mit dem „Salva me, fons pietatis!" iſt ſonſt wohl noch nie ein Roman geſchloſſen. Wie fromme Seelen ihre Melancholien und Traurigkeiten im Gebet niederlegen, und dann gefaßt und ruhig ſind: ſo warf ich die meinen in meine Bücher. Um alles und über alles konnte ich ſchreibend mich tröſten. Mit der Feder und einem Blatt Papier war ich ein glückliches Geſchöpf, ſorglos, bedürfnislos, hoffnungsvoll. Ach, hätte ich nur beſſere Dinge geſchrieben, ſo würde ich auf den Knien Gott danken für dieſe Gabe, die mir ſo unzählige frohe Stunden — und nicht eine einzige ſchmerzliche bereitet hat. Denn die Entmutigungen und die Bitterkeiten, welche auf der Laufbahn des Schriftſtellers liegen ſollen, habe ich nie gekannt. Bei der Arbeit hatte ich nur Freude an dieſem geiſtigen Bilden und Schaffen in der Werkſtatt meiner Gedanken und keinen andern Zweck, als etwas Gutes, Schönes, Wahres hervorzubringen — in irgend einer Seele ein Licht entzünden zu helfen — irgend ein Herz zu ermutigen und zu tröſten —irgend einen Sinn von der Verlorenheit an äußere Dinge zu retten und in ſich ſelbſt zurückzuführen -- Sehnſucht nach dem Höheren zu wecken

— Liebe für die Wahrheit — Verlangen nach tüchtiger Durchbildung des Charakters. Das alles kann mir nicht gelungen ſein! — vielleicht waren meine Mittel überhaupt zu ſchwach dazu, und hauptſächlich fehlte mir ſelbſt die richtige Erkenntnis. Aber das wußte ich damals nicht! Ich hielt meine Wahrhaftigkeit für objektive Wahrheit und ſchrieb daher nie anders als mit tiefer, ja mit glühender Überzeugung. Und ſo kann es denn wohl gekommen ſein, daß ich durch dieſe Innigkeit und Glut manchen Leſer zu ganz andern Überzeugungen gebracht habe, als ich beabſichtigte. Das macht, daß ich meine damalige Verblendung tief beklage, und daß ich jeden um Vergebung bitten möchte, der etwa durch mich eine ſchiefe oder verkehrte oder falſche Anſicht von Dingen erhalten haben dürfte, welche heilig und ehrwürdig ſind. Allein es kann nicht machen, daß ich in dem Talent ſelbſt nicht einen Quell der größten Freude finden ſollte — einer Freude, die ganz unabhängig von ſpäterem Lob und Beifall, ganz unzugänglich für ſpäteren Tadel oder Mißbilligung iſt, und einzig und allein aus dieſer gewiſſen ſchöpferiſchen Tatkräftigkeit entſpringt, welche dem innern Leben großen Schwung und große Intenſität gibt. Ich ſchrieb nicht um mich zu beſchäftigen, oder um gelobt zu werden, oder um Geld zu bekommen, oder um einer Partei zu dienen, oder um Aufſehen zu machen, oder um irgend etwas; — ſondern nur, weil das innere Leben zuweilen von einer Idee ſo beſeelt wurde, daß es gebieteriſch eine äußere Geſtalt begehrte. Da mir kein anderes Werkzeug zu Gebote ſtand, ſo griff ich — ſtatt nach Pinſel und Palette, ſtatt nach Meißel und Marmor — nach Feder und Papier, und war dabei ſo glücklich wie Raphael oder Thorwaldſen.

Ich wüßte gern, ob es anderen Autoren auch ſo geht? und ob auch, wenn ſie aus dieſer Lichtſeite ihres Lebens heraustreten, die Schattenſeite ihnen ſo peinlich fühlbar iſt: nämlich die Leere, ſobald das eine Buch beendet und das andere nicht auf der Stelle zu beginnen war. Da ich nicht ſchrieb, um müßige Stunden auszufüllen, ſo mußte ich warten, bis ein neuer Gedanke mir klar und feſt genug wurde, um ihn auf dem Papier gehörig ausbilden zu können — und in dieſer Pauſe war mir immer zu Mut, als ſei ich aus Andaluſien nach Kamtſchatka verſetzt.

Eine andere Schattenſeite, dunkler als jene, war für mich dies unbeſchreiblich egoiſtiſche Vergnügen, das ich an mir ſelbſt oder mit mir ſelbſt — ich weiß es gar nicht recht auszudrücken — empfand. Wer machte mir denn mehr Freude, als ich es mir ſelbſt machte? Wer machte meinen Kopf heller, trug mir beſſere Gedanken zu, gab mir lichteres Verſtändnis, ließ die Stunden ſchneller vergehen, zauberte mir reichere Bilder vor, als ich mir ſelbſt? — Ach, der Menſch, welcher ein Talent von Gott erhielt, und es nicht ausſchließlich im Dienſte Gottes ausübt und verwendet, wird immer an jener Kette des Egoismus vor Anker liegen, möge ſie auch eine andere Form, z. B. der Eitelkeit, annehmen. Dient man Gott mit Meißel, Pinſel oder Feder — ſucht man ſeine Größe, ſeine Liebe zu verherrlichen — das Menſchenauge mit der Schönheit des Schöpfers ſtatt mit der des Geſchöpfes zu erfüllen — den Menſchenſinn zu lenken von allem, was irdiſch, und zu allem, was himmliſch iſt — die mühſelige Beſtimmung des Erdendaſeins durch den Glanz der Ewigkeit zu verklären — den Wacheruf des nahenden Morgens in die ſchlafende Welt zu ſenden, wie er von den Minarets des Orients ertönt — dann freilich ſucht man kein egoiſtiſches Vergnügen in der Ausübung eines beſonderen Talents. Eine höhere Freude nimmt deſſen Platz ein. Alles geſchieht zur größeren Ehre Gottes und dürfte man hoffen, ein Körnchen Weihrauch, ach, nur das allerwinzigſte, zu ſeinem Wohlgefallen dargebracht — oder andere zu einer ſolchen Darbringung veranlaßt zu haben, ja, dann wäre man glücklich. Mit dieſer demütig glühenden Liebe für die Ehre Gottes ſind die alten Kirchenhymnen gedichtet, die alten heiligen Gemälde gemalt, manche Einzelheiten an großen Bauwerken, hier ein Altar, dort ein Portal gearbeitet. Was ſie alle ſo unvergleichlich ſchön macht, iſt dieſe gänzliche Hingebung der Künſtler an ihren heiligen Gegenſtand; denn deshalb findet ſich ſo gar nichts Unheiliges in der Ausführung, welches doch immer hie und da auftaucht, ſobald noch nicht gänzliche Selbſtentäußerung ſtattgefunden. Alles, was ſchön, was erhaben, was löblich und edel iſt, findet und wird der Menſch in der vollkommenen Hingebung an Gott. Er ahnt, er weiß es, er ſehnt ſich danach; wohin er ſonſt ſich wendet, findet er Ernüchterungen über ſich ſelbſt; was er unternimmt, ihm begegnen Enttäuſchungen, die ihm ſein Unvermögen deutlich zeigen: er kann nichts, erreicht nichts, hält nichts feſt, denn ſeine matte, für eine winzige Spanne Zeit geſchaffene Hand hat nicht den Griff, welcher die Ewigkeit feſſeln könnte; — all dieſer Jammer iſt ihm klar, all dieſes Herzeleid drückt ihm die Bruſt wund — und dennoch! und dennoch! bringt er es zu dieſer Hingebung nur dann, wenn ihn die göttliche Gnade dazu befähigt und ihm eine Kraftanſtrengung möglich macht, welche ihn über die Natur emporhebt.

Und ſo vergingen abermals zwei Jahre meines Lebens! Was ſag' ich, ſie vergingen! ach, ich verlor ſie mit nichts, für nichts, in nichts! ich hatte allerdings den Verſuch gemacht, die erſten Schritte, welche mich in die katholiſche Kirche hätten führen können, zu tun; allein man traute mir wohl nicht

Ernſt und Ausdauer genug zu — oder zu viel Phantaſie, d. h. in dieſem Falle Launenhaftigkeit; und der Verſuch blieb ohne Erfolg. Das machte mich ſehr mutlos! mit der lutheriſchen Konfeſſion wußte ich nichts anzufangen und die Kirche, ſo ſchien es, nichts mit mir. Ich kam mir vor wie jene arme Fledermaus in der Fabel, die ſo traurig klagt, daß weder die Maus noch der Vogel ſich mit ihr befaſſen mögen. Ich konnt' es gar nicht begreifen — und begreife zu dieſer Stunde nicht — was die Proteſtanten mit ihrer Behauptung wollen, daß die Katholiken immer darauf ausgingen, Proſelyten zu machen. Nie und nie habe ich trotz meiner entſchiedenen und deutlich ausgeſprochenen Vorliebe für die katholiſche Kirche auch nur die leiſeſte Andeutung vernommen, daß es in der Kirche beſſer ſein dürfte, als außerhalb derſelben; nie! nicht von Freunden, nicht von Bekannten, nicht von Geiſtlichen; — nie! Daß man für die Religion nicht zurechtgemacht, nicht durch äußere Mittel für ſie gewonnen werden könne, verſteht ſich von ſelbſt; daß überhaupt bei jeder Konverſion der menſchliche Einfluß ſehr gering und die Gnade alles iſt, verſteht ſich auch. Aber nie werd' ich begreifen, daß es nicht ganz in der Ordnung ſein ſollte, die ewige Wahrheit ſo klar und ſo eindringlich vor einem nach ihr verlangenden Auge hinzuſtellen, als es nur möglich iſt. Dies nennen die Proteſtanten Proſelyten machen; — denn ſie werden doch nicht wähnen, daß man durch irgend einen Zauber einen Menſchen wider ſeinen Willen katholiſch machen könne? — und ſie ſind ſehr empört darüber. Das iſt aber wirklich nur ein Zeichen, daß ihre Konfeſſion nicht die Berührung der Wahrheit verträgt. Glaubten ſie an dieſelbe, wie wir an die alleinſeligmachende Kirche, ſo würden ſie keine ſolche Angſt davor haben. Weiß ich mich im Beſitz eines Diamanten, ſo vertauſche ich ihn gewiß nicht gegen gefärbtes Glas. Aber daß ich nicht ſagen dürfte, aus welchem Golconda mein Diamant ſtammt — nicht jedem ſagen dürfte, wie man ihn finden kann und welcher Weg dahin führt — das ſehe ich nicht ein! Werden doch die Menſchen zu allen möglichen Dingen aufgefordert, die ihnen von ſelbſt nicht einfallen: Lotterieloſe, Theaterbillets, Aktien, Subſkriptionen für Wohltätigkeit oder auf Bücher trägt man ihnen zu; — um falſche oder ſchiefe *Lehren zu verbreiten*, werden durch Mund und Schrift die größten Anſtalten gemacht; — aber ſpricht einmal irgend ein Menſch warm und liebend von der Kirche, ſo iſt es nicht anders, als wär' er darauf ausgegangen, eine arme proteſtantiſche Seele in die Hölle zu bringen, ſtatt daß er ſie in den Himmel wünſcht. Nun — niemand hat ſich die Mühe gegeben, aus mir eine Proſelytin machen zu wollen — das iſt gewiß!

Im Frühling 1846 ging ich auf ein halbes

Jahr nach England; ich konnte es in dem vermorſchten, windſchiefen Deutſchland gar nicht mehr aushalten! Das ſtarke und kräftige Leben jenſeits des Kanals, geſund im Individuum, mächtig in der Geſamtheit, reich wie die Einheit und die Mannigfaltigkeit es machen, organiſch, weil es mit ſeinen Traditionen nicht gebrochen und den Faden der hiſtoriſchen Entwickelung nicht abgeriſſen hat: tat mir ſehr wohl, wirkte wie ein Stahlbad auf meine von Deutſchlands ungeſunder Luft abgeſpannten Nerven. Hier war ich doch einmal zwiſchen Leuten, welche ganz genau wußten, was ſie wollten. Wer wußte das im Jahr 1846 in Deutſchland — ich frage! Die Radikalen wußten es, d. h. ſie wußten, was ſie nicht wollten, nämlich das Fortbeſtehen des alten; aber wie eine feſte und große Grundlage zu ſchaffen ſei, um neues zu erbauen, das wußten ſie nicht — die letzten Jahre haben es gezeigt! — das war nicht ihr Fach, nicht ihre Beſtimmung. Dieſe Leute konnten nicht die Männer der Zukunft ſein. Ihr Werk beſchränkte ſich auf die Arbeit des Todtenwurms, der im Holz ſitzt, und nagt und nagt, und pocht und pocht — und ſiehe! eines Tages iſt kein Holz mehr da, ſondern nur eine handvoll Spähne. Dies zuſtande bringen heißt nicht wiſſen, was man will; dies iſt nur die Art des Wurmes oder des Kindes, das ſeine kleinen Kräfte auch nur in der Zerſtörung übt, weil ihm alle Fähig-

„zukaufen. Er iſt wenig bemittelt; er hat ſich mit „dieſem Gelde in weitausſehende Spekulationen ver„wickelt; er würde ruinirt ſein wenn er es aus„zahlen müßte. Daher ſeine Schwankungen zwi„ſchen Widerſtand und ſcheinbarer Nachgiebigkeit. „Dies iſt die einzige Art und Weiſe um ſeiner Un„entſchiedenheit ein ſchleuniges Ende zu machen. Ich „ſetze voraus daß meiner vielgeliebten Nichte Alles „daran liegen muß dies Ziel zu erreichen, um eine „anderweitige Ehe eingehen zu dürfen. Ein Vor„ſchlag der Familie Osnat wird ihr durch ihren „Anwalt bereits mitgetheilt ſein oder es doch näch„ſtens werden. Da derſelbe darauf hinausläuft ihr „und ihren Kindern eine unabhängige und ſorgen„freie Exiſtenz zu ſichern, aber nur in dem Fall, „daß ſie ihr gegenwärtiges Verhältniß durch einen „entſchiedenen Bruch aufgiebt: ſo vermuthe ich daß „ſie denſelben nicht berückſichtigen und um ſo mehr „meine Bemerkung in Ueberlegung ziehen werde. „Dies iſt mein herzlicher Wunſch und zugleich die „Rechtfertigung dieſer Zeilen.

Thereſe Thannau geb. Conti.“

Clelia empfing dieſen Brief mit Befremdung, und las ihn — zuerſt mit Widerwillen und Mißtrauen, zuletzt mit Jubel. So gab es denn doch ein Mittel ihre qualvolle Lage zu beenden, und aus der drückkeiten mangeln, um irgend etwas ſchaffen zu können. Man ſetzte damals in Deutſchland auf dem politiſchen und ſozialen Gebiet die Arbeit fort, welche das ſechzehnte Jahrhundert auf dem religiöſen und kirchlichen begonnen hatte, und es gab Anhänger und Nachbeter der hohlen zuſammenhangloſen Theorien über Rekonſtruierung der Geſellſchaft, ſo gut wie die Reformatoren ihre Anhänger für Rekonſtruierung der Kirche gehabt haben; — Beides mißlang und muß ewig mißlingen, denn die Negation hat kein immanentes Leben. Sie exiſtiert nur als Gegenſatz und als ſolcher wird ſie auch immer, wie der Tod neben dem Leben exiſtieren, um immer von neuem überwunden zu werden. Wer aus der Negation und der Oppoſition nicht herauskommt und nur in ihr ſich auszeichnet, iſt ein ganz untergeordnetes Talent — wenn überhaupt eins? — und er darf nicht ſagen, daß er einen Willen habe und wiſſe, was er wolle. Mit ſolchen Leuten war Deutſchland damals geſegnet, ſo daß ich — ach, wie oft! ſagte: „O dieſe Spießbürger! Alle werden ſie mit der Revolution gehen, bis ſie vor der Guillotine ſtehen und dann verblüfft ſprechen: Nein, dahin haben wir nicht gewollt.“

In England arbeitet der Todtenwurm jetzt auch aufs beſte. Dieſe vier Jahre haben die ganze Welt in allen weltlichen Beziehungen fürchterlich demoraliſiert, weil ſich ſo viele der ſogenannten

Klugen und Rechtſchaffenen unter ich weiß nicht was für Vorſpiegelungen von Tugend der Nachgiebigkeit und Tagend der Menſchenfreundlichkeit und Schonung — entſchloſſen haben, fünf für gerade — und links für rechts gelten zu laſſen. Das gibt immer ein Beiſpiel für das zahlloſe Heer der Urteilsunfähigen und Schwankenden, welche ſich an dasſelbe gerade ſo begierig anklammen, wie ſie ſich kaum an ein gutes anklammern würden, wenn es ihnen dargeboten würde. Um ſo mehr, um ſo notwendiger, um ſo gebieteriſcher hätte die Zeit gute Beiſpiele gefordert. In dem Maß, als ſie fehlten, ſtieg die Demoraliſation, die furchtbare, die bodenloſe, in welcher des Menſchen Erkenntnis dermaßen verwildert, daß ihm Recht und Unrecht zu einem großen Nebel verſchwimmen.

Die Korn-Bill, welche damals in England durchgebracht wurde und welche man durchaus zu einer Lebensfrage für England machen wollte, war eine Arbeit des Todtenwurmes. Er will durchaus den alten Schwerpunkt verändern, durch welchen das Land im Innern kräftig und nach Außen mächtig geworden iſt. Das große Gewicht, welches der große Grundbeſitz und die alte Ariſtokratie in die Wage von Englands Geſchicken werfen — ſoll gebrochen und das Prinzip des Beſtehens, des Feſthaltens, das ſie vertreten, ſoll möglichſt beſeitigt werden, um dem demokratiſchen Fortſchritt alle Tore zu öffnen. Wir wollen ſehen, wie lange England noch imſtande ſein wird, von ſeinen alten Traditionen zu leben und den neuen Fabeln zu widerſtehen.

Ich hatte viel gehört von der Majeſtät der anglikaniſchen Kirche. Was mir an ihr aufgefallen iſt, ſind ihre wunderſchönen Kathedralen — die leer ſtanden; und ihre großen Beſitztümer, deren Einkünfte ihre Würdenträger mit Familie genoſſen.

Die tiefſinnige Schönheit, welche alle Inſtitutionen der katholiſchen Kirche auszeichnet, ſpricht ſich auch in der Anordnung aus, daß ihre Oberhirten irdiſche Reichtümer haben ſollen, um ſie nicht zu beſitzen. Es liegt ein erſchütternder Kontraſt in dem Leben voll ununterbrochener Entſagung auf alles irdiſche Gut und Glück — in dem täglich und ſtündlich ſich wiederholenden Opfer der Selbſtentäußerung — in der freiwilligen Einſamkeit einer Seele mit Gott — wenn dieſem einſamen Menſchen die Güter gegeben werden, welche für ihn ganz wertlos ſind. Er hat kein ſchönes Weib, das er mit Diamanten ſchmücken — keine Söhne, denen er eine glänzende Laufbahn eröffnen — keine Töchter deren Zukunft er ſicher ſtellen möchte. Einſam iſt ſeine Gegenwart, einſam ſeine Zukunft; die Sorgen um Zurückbleibende, welche den Menſchen zuweilen bis ins Grab verfolgen — reichen nicht an ihn. Er ſchläft vielleicht auf einem Strohſack und faſtet wie ein Anachoret; — aber reich iſt er. „Ja, um's Himmelswillen, weshalb ſoll er denn reich ſein?" fragen die Proteſtanten. — Weshalb gibt es Arme, Kranke, Elende, Hilfloſe, Witwen und Waiſen auf der Welt? Deshalb ſoll er reich ſein. Oder meint Ihr, die Armenkommiſſion und der Staat ſorgten beſſer für dieſes Heer von Hilfsbedürftigen? daß ſie es nicht vermögen, liegt vor unſern Augen! Und dann ſoll er reich ſein, um zu erfüllen, was in der heiligen Schrift geſchrieben ſteht, daß man beſitzen ſolle, als beſäße man nicht; — und weil das Licht eines ſolchen Beiſpiels in viel tauſend Seelen Funken zur Erbauung und Strahlen, zur Nachahmung auffordernd, werfen kann. Deshalb will es die Kirche. Aber die Regierungen haben gerade ſo gefragt, wie Ihr, haben nur die materielle Seite ins Auge gefaßt, karg berechnet, wie wenig ein einzelner Menſch zum Leben brauche, und ſeine Einkünfte mit bewundernswerter Gemütsruhe aufs Minimum geſchmälert, ſo daß in Deutſchland wohl nur ausnahmsweiſe große Einkünfte bei den Oberhirten der Kirche zu ſuchen ſein dürften.

In England, wo man ſie ihnen gelaſſen, iſt aber, Dank der Reformation, die urſprüngliche Idee ganz abgeſtorben und ein Biſchof lebt dort mit ſeinen Einkünften genau wie jeder andere Ehrenmann und Familienvater, der ja immerhin außerordentlich wohltätig, gaſtfrei ꝛc. ꝛc. ſein kann. Nur das Ideal iſt verſchwunden — mit der Kirche! Vermißt Ihr das denn gar nicht? Meint Ihr vielleicht, es werde doch nicht realiſiert? Woher wißt Ihr das? Wer ſpricht bei Euch von denen, die es realiſieren? Tut einer es nicht — davon freilich ſpricht man deſto mehr. Das iſt gerade wie mit den Päpſten, welche eine lange Reihe von Ungeheuern geweſen ſein ſollen; und dringt man auf Namen und Taten, ſo hört man Alexander VI.! Alexander Borgia! — Mit viel größerem Rechte dürfte man ſagen:Was waren die Apoſtel für ſchlechtes Geſindel! der eine verriet den Heiland, der zweite verleugnete ihn und der dritte zweifelte an ihm. — Ach, warum wird nur die idealiſche Schönheit der Kirche ſo wenig erkannt? — — möchte ich immer fragen, wenn mir nicht alsbald die zweite Frage einfiele: Ach, warum haſt du ſelbſt ſie ſo ſpät erkannt?

Die Kathedralen ſtanden leer! natürlich! ſie ſind gebaut für die Religion der ganzen Welt; ſie ſind zu weit für eine Sekte, welche ſich ſchon wieder in hundert und aber hundert andere Sekten zerſplittert hat. In der Kathedrale von York fand der Gottesdienſt im Chor ſtatt und das Schiff bleibt ganz unbenutzt. Und ſo machen denn dieſe unvergleichlich ſchönen Dome von York, Durham, Cheſter, Salisbury, Canterbury einen traurigen, toten, gottentfremdeten Eindruck, welcher am ſtärkſten bei dem von Weſtminſter war, von dem ich ſchrieb: „Er iſt eine herrliche Säulenhalle, welche zur Begräbnisſtätte von Englands großen Männern führt“ — welche, wie bekannt, ihre Grüfte und Monumente darin haben. Die ſchönſten all dieſer Bauwerke ſind übrigens zwei Ruinen von Kloſterkirchen, Melroſe, und Tintern-Abtei.

Ob der Glaube an die Lehrſätze der anglikaniſchen Kirche ſtark iſt? — Damals kam es mir ſo vor, weil Deutſchlands Glaubensloſigkeit eine auffallende Folie darbot. Auf jeden Fall denke ich, daß das Bedürfnis des Glaubens und der Reſpekt vor der Religion, als vor einem Geſetz Gottes, ſtark ſind. Der Engländer liebt nicht, als Atom zu verwirbeln. Scheidet er aus ſeiner Kirche, ſo erbaut er flugs eine Kapelle oder doch ein Betſtübchen für ſich und Gleichgeſinnte. Daß ihn ſeine Kirche freilich ſehr wenig befriedigt, beweiſen unzählige Sekten.

In Schottland herrſcht die calviniſche Konfeſſion, welche dort presbyterianiſche genannt wird. Von der Dürre ihres Kultus kann man ſich gar keine Vorſtellung machen! ich denke noch mit Beängſtigung an jenen Gottesdienſt in Edinburg, in einer Kirche ohne Altar, ohne Orgel, ohne Ausſchmückung irgend einer Art, mit lauter verſchloſſenen Sitzen, deren Türen häßlich klapperten, wenn jemand ein- oder austrat. Da gab es eine Predigt; dann wurde aus der heiligen Schrift ein Pſalm vorgeleſen; dann wurde derſelbe Pſalm in modernen Verſen vorgeleſen und endlich wurde derſelbe Pſalm von der Gemeinde geſungen. Damit war man entlaſſen. Wer gut presbyterianiſch iſt, geht am Sonntag dreimal in dieſen Gottesdienſt. Ich wunderte mich gar nicht zu hören, daß ein großes Schisma in dieſer Konfeſſion entſtanden ſei, das ſich „freie Kirche" nenne und einen außerordentlichen Anklang im ganzen Lande finde. Es beſtand damals drei bis vier Jahr und hatte bereits mit 800 Kirchlein Schottland überſäet. Vier Wände und lange Bänke — ſonſt gar nichts! war wiederum das einzige, was ſich die Schismatiker für die heilige Stätte ihres Gottesdienſtes hatten aufdenken können. Es iſt mir immer ſchwer geweſen, die Geſinnung zu begreifen, welche das Haus Gottes mit ſolcher Dürftigkeit und den Kultus ſo matt und öde auffaſſen mochte. Das iſt ja wie für Geſpenſter! mußte ich immer denken; und nicht wie für Menſchen mit Herz und Seele; und warum verleugnen ſie wohl beides vor Gott? — Ich faßte das nicht! Jetzt aber möcht' ich fragen: Sollte es vielleicht darum ſein, weil ſie das Herz nicht Gott opfern und die Seele ihm nicht hingeben wollen? — Bei John Knox, dem ſtarren Calviner, war das der Fall! den machte ſein Glaube zu einer Mumie und von allen Eigenſchaften des Allmächtigen hat er keine andere erfaßt als den ewigen Zorn gegen die Verdammten, d. h. gegen die, welche er, John Knox, verdammte. Mit unbeſchreiblicher Befriedigung ſah ich ſeine Statue auf dem Gottesacker von Glasgow aufgeſtellt. Dahin gehört er! ſprach ich; für die Toten paßt er — nicht für lebende Weſen.

Dieſe ungeheure, wahrhaft abenteuerliche Sektirerei in England ſpricht für das lebhafte religiöſe Bedürfnis der ganzen Nation; und es iſt dabei nur das eine ebenſo beklagenswert als merkwürdig, daß die immer neu auftauchenden Sektenſtifter mit ihrem Anhang wähnen können, ihnen ſei jetzt urplötzlich das Licht des wahren Chriſtentums aufgegangen, welches ſeit den apoſtoliſchen Zeiten im Schlaf gelegen habe. Und während ſie ſich bemühen, ihren Traum von geſtern und ihre Meinung von heute den Sprung rückwärts über achtzehn Jahrhunderte machen zu laſſen und dennoch den Mittelpunkt der Wahrheit nicht treffen: ſteht die Kirche Gottes da mit weitgeöffneten Toren und eine Stimme erſchallt daraus und weithin über die ganze große Welt: „Kommet her zu mir!“ — und der Ruf verhallt! und was der arme Menſch mit ſeinem beſchränkten Verſtand und ſeiner ſchwachen Erkenntnis erſonnen und erklügelt hat — das verhallt nicht! ſuchende, darbende Seelen hören auf ihn, wenden ihm ſich zu, gehen vorüber an der Kirche Gottes, greifen nach Menſchenſatzungen und finden nimmer das, was ſie begehren, weil ſie in unendlicher, Armſeligkeit von den Broſamen der Wahrheit zehren müſſen, deren Fülle die Kirche Gottes inne hat. O gebt Euch nicht zufrieden mit dieſen Broſamen! Ihr könnt ja doch nicht glauben, daß ſie Euch mit dem ewigen Leben nähren, denn Ihr könnt nicht leugnen, daß der Heiland Seiner Kirche den heiligen Geiſt verheißen hat, der bei ihr ſein wird alle Tage der Welt. Wo wär' er denn geweſen während all der Jahrhunderte, bis Euer Knox, Euer Wesley, Euer Fox, Euer Irving, Euer Erskine, und wie ſie weiter heißen mögen — nach Eurer Meinung ihm Eingang verſchafften durch das winzige religiöſe Syſtem, welches jeder von ihnen auf die heilige Schrift zu gründen ſtrebte? Während ſiebzehn oder achtzehn Jahrhunderten, für ſo viel Völker, für ſo viel Generationen wäre das verheißende Wort des Heilands in die Luft geſprochen und ſinnlos geweſen — plötzlich tritt ein Menſch unter Euch und ſpricht: „Mir ward die Offenbarung der ewigen Wahrheit!“ und dem könntet Ihr Glauben ſchenken? Nach zehn Jahren kommt wieder einer, und nach fünf Jahren ein dritter, und ſo fort und fort, und jeder von ihnen ſchlägt die heilige Schrift auf und ſpricht: „Hier ſtehts geſchrieben! Dies zeuget für mich!“ — aber für jeden zeuget entweder etwas anderes, oder die Deutung, welche er dem Alten gibt, iſt anders; — und Ihr ſolltet nicht merken, daß das Menſchenſatzung iſt? daß man mit der ewigen geoffenbarten Wahrheit ſo nicht verfahren darf? daß die nur eine ſein und eines lehren kann? daß ſie nicht heute durch dieſen, und morgen durch jenen ſchwärmeriſchen oder grübelnden oder überſpannten Kopf in die Welt hinein geboren werden kann? daß ſie da iſt, daß ſie vor Euch ſteht, nur höher, höher, als Ihr eben die Augen erhebet, weil Euer Blick nur gradaus auf den Menſchen ſieht, der Euch da ſein religiöſes oder irreligiöſes Syſtem entwickelt. O fallt nur einmal auf die Knie und ſchauet nach Oben — und Ihr werdet ſie ahnen, und allmählich von der Ahnung zur Erkenntnis, zur zweifelloſen Entſchiedenheit übergehen. Aber auf die Knie zu fallen — das nennt Ihr wohl papiſtiſch? — Die einzige Stellung, welche dem Menſchen Gott gegenüber zukommt, habt Ihr aufgegeben! den einzigen kleinen Akt, in welchem ſich ein äußeres Zeichen der Demut ausſpricht, habt Ihr verſchmäht! Vor den Königen und in ihren Sälen — ſteht Ihr ehrfurchtsvoll; und vor dem König der Könige und in ſeinem Hauſe — da ſitzt Ihr! — Nun, Ihr armen Seelen, es wird doch noch mit Euch dahin kommen, daß Ihr vor ihm kniet, — denn es iſt ja mit mir dahin gekommen! Wem ein ſolches Heil widerfahren iſt, wie mir, der hat auch für andere einen unerſchütterlichen Glauben und eine unbeſiegbare Hoffnung.

Meine Reiſe durch Großbritannien beſchloß ich kenden Stellung in eine freie zu kommen. Nach kurzer Rückſprache mit Gundaccar ſchrieb ſie:

„Von dem Recht welches dem Sclaven unbenom„men iſt mache ich Gebrauch indem ich mich mit „meinem ganzen Vermögen aus der Sclaverei frei „kauſe. Ich hoffe Baron Achatz Thannau wird „mit dem Löſegeld zufrieden ſein, und eine Kette „ſprengen, die für ihn nicht minder drückend ſein „muß als ſie es iſt für Clelia Conti.“

Dieſe Zeilen thaten ihre Wirkung. Augenblicklich ſchrieb Achatz nach Inspruck, jezt ſei nicht länger zu zaudern! er habe nun Alles erreicht was unter dieſen Umſtänden zu erreichen ſei: durch die unbedingte Abtretung ihres Vermögens gewähre Clelia ihm eine Art von Satisfaction, von Anerkennung ſeiner gekränkten Rechte; — jezt wolle er großmüthig ſein nachdem ſie ſich gedemüthigt habe, und wolle ſeinerſeits auf die Ungültigkeitserklärung der Ehe dringen, damit beide Theile zur Schließung einer neuen berechtigt würden.

Und ſo geſchah es! in möglichſt kurzer Friſt erfolgte jene erſehnte Erklärung, und ungefähr anderthalb Jahre nach ihrer Flucht aus Schmiedeberg wurde Clelia Conti mit Gundaccar Dònat in der Kirche von St. Roch vermält.

Bevor ſie zu dieſem Wendepunkt in ihrem Leben mit Irland. Da ſah ich die Kirche wieder in ihrer Schönheit, in Armut, Unterdrückung, Märtyrertum — und in ihren Prieſtern heiligmäßige Männer, voll apoſtoliſcher Liebe und Barmherzigkeit. Dieſe Aufopferung, dieſe Treue, dieſe Hingebung iſt nicht zu beſchreiben und nicht zu vergeſſen. Das Volk mit allen Licht- und Schattenſeiten des keltiſchen Stammes, mit Grazie und Leichtſinn, mit großer Kraft zum Lieben und Haſſen ausgeſtattet, liebt ſeine Prieſter und ſeinen Glauben als die Sonnenſtrahlen in dem tiefen Elend ſeines Lebens. Irland ohne die katholiſche Kirche wäre eine menſchenleere Wüſte, denn der Segen, die Vorſorge, das Erbarmen, deſſen ſein Volk bedarf, findet es nur in ihr. Freilich — wenn ſie nicht wäre, ſo wäre das arme Irland nicht Englands Stiefkind, nicht ein Land, das ewig als ein erobertes behandelt und Jahrhunderte lang in Knechtſchaft und Rechtloſigkeit gehalten wurde. In dem Maß, wie man für etwas Teures und Heiliges leidet, wächſt die Liebe für dasſelbe. Kann man ſich über die glühende Liebe der Iren für ihre Kirche wundern, wenn man bedenkt, was ſie alles für ſie erduldet haben? Mit welchem Abſcheu ſprechen die Proteſtanten von der Aufhebung des Edikts von Nantes unter Ludwig XIV.! Mehr als hundert Jahre ſpäter wurden die Katholiken Irlands von ihrer proteſtantiſchen Regierung in einem Zuſtand von ſo barbariſcher

Rechtloſigkeit gehalten, daß man in Sklavenländern nur etwas Aehnliches finden mag. Es laſtete auf ihnen der Druck, der während des Mittelalters auf den Juden laſtete. Jetzt mögte England mit Schätzen von Gold die Wunden heilen, welche die Vergangenheit geſchlagen hat; — zu ſpät! Irland iſt Englands Achillesferſe; an dieſer Wunde verblutet ſich die Lebenskraft. Man wütet nicht gegen die eigenen Eingeweide, ohne daß tötliche Erkrankung darauf folge.

Die ſchauerliche Hungernot des Winters 1847 machte ſich im Herbſt bereits fühlbar — wenigſtens im Südweſten von Irland um Cork herum, wo ich mich am längſten aufhielt und ſchon mehrere kleine Aufſtände gegen Bäcker und Müller erlebte, denen man das Mehl wegſchleppte. Wo Ruhe und Ordnung gehalten, wo die Menge beſchwichtigt, wo die tobende Klage in eine ſtille umgewandelt wurde, waren es die Prieſter und immer die Prieſter, welche den wohltätigen Einfluß geübt hatten. „The parish priest“ — (der Pfarrer) — das war der Mann, deſſen Wort ſtärker war als der Hunger! Und zu derſelben Zeit erließ die Times, die ſonſt ſo verſtändige menſchenkenneriſche Times, dieſes Blatt der geſunden Vernunft Europas, höhnende Artikel gegen Irlands Not, und wünſchte den „Kartoffeleſſern“ Glück, daß der Mangel an ihrer Lieblingsnahrung ſie dazu veranlaſſen werde, künftig

Fleiſch zu eſſen. Zu glauben iſt das nicht — aber es iſt wahr! In der letzten Hälfte des Septembers las ich in Killarney dieſen empörenden Artikel über die „Potatophages“, nachdem ich bereits Augenzeuge einiger Aufſtände geweſen war, bittern Jammer geſehen, bittere Klagen gehört hatte. Später iſt das Elend dann freilich ſo grenzenlos geſtiegen, daß es eine Verwilderung erzeugt zu haben ſcheint, welche ſelbſt das Anſehen und die Macht der Religion nicht hat bändigen können.

Aus dem Murmeltierſchlaf, in welchen meine arme Seele verfallen war, wurde ſie durch die katholiſche Kirche in Irland wieder geweckt, weil ſie da wieder den Glauben als eine Liebe ſah, voll Erbarmen, voll Tätigkeit und Hingebung, reich an guten Werken, und dieſe Segnungen geſpendet und verwaltet durch diejenigen, welche recht eigentlich dazu berufen ſind: durch die Diener der Kirche. Von Erbarmen und Hingebung mögen einzelne Anglikaner und Presbyterianer etc. ſehr viel wiſſen — ich glaub' es gern — aber ihre Kirchen wiſſen nichts davon! Nein! die ſind nicht aus der Liebe geboren, ſondern — faſt möchte ich ſagen aus deren Gegenſatz, und daher können ſie auch Bitterkeit, Kälte, Härte, Starrheit gar nicht los werden. Wie bei all ihren proteſtantiſchen Schweſtern, kann ich des Gedankens nie mich enthalten, daß ſie ſuchen, den Menſchen möglichſt von ſich abzuwehren. Glauben ſoll er, was ſie lehren, ja, das verſteht ſich, und darum ſoll er fleißig ihre Kanzelredner hören, aber übrigens mit ſeinen Sorgen und Schmerzen, mit ſeiner wunden Seele, mit ſeiner Troſt- und Hilfsbedürftigkeit ſie nur ja nicht beläſtigen! und um ihn gründlich abzuweiſen und auf ſich ſelbſt zu beſchränken, ſcheinen ihre Dogmen recht eigentlich erfunden zu ſein. „Der Glaube allein macht ſelig" und der heilige Geiſt erklärt in jedem Einzelnen die heilige Schrift — da iſt ja Rat, Troſt, Ermahnung nicht blos überflüſſig, ſondern unſtatthaft. Das menſchliche Prinzip, Egoismus, herrſcht in allen dieſen auf menſchlichen Erfindungen beruhenden Konfeſſionen und ſchließt die Liebe aus. In der Kirche iſt es genau umgekehrt! geboren aus göttlicher Liebe, ſind ihre Dogmen nicht bloße Worte, die im Glauben eingeſargt bleiben und der Glaube wiederum eingeſargt im Individuum — wie Spezereien in einer ägyptiſchen Mumie; — ſondern die Liebe, die ihrer Eſſenz nach ſchöpferiſch iſt, ſchafft und wirkt im Einzelnen all die Hingebungen an die Geſammtheit, durch welchen der Egoismus ertötet wird.

Katholik, Ire, Prieſter! — da denkt mancher Proteſtant an einen dreimal beſchränkten Kopf. Ich dachte, wenn ich dieſe Männer ſah und hörte, und Augenzeuge ihres merkwürdig tätigen, liebe- und ſorgen- und mühevollen Lebens war, in deſſen hilfreichen Kreis ſie alles zogen, was der Hilfe bedurfte: Was mußt du für ein ſteinernes Herz haben, daß ſolch ein Beiſpiel und der Anblick von und der Umgang mit ſolchen Menſchen dich nicht veranlaßt, ihre Religion anzunehmen! denn nur ihr Glaube befähigt ſie zu dieſem Leben der Liebe, — und wo in der Welt haſt du etwas ähnliches geſehen? Nirgends, ach nirgends! — Aber dann ergriff mit ein Schreck wie er vor etwas Unerlaubtem, und ich dachte weiter: Nein, ſolch ein Übertritt wäre nicht das, was er ſein ſoll! es läge ihm doch vielleicht etwas menſchliches zugrunde, wie die große Bewunderung und Ehrfurcht iſt, die ich vor dieſen Männern habe! Nicht um eines — nicht um hundert oder tauſend der allerherrlichſten Menſchen willen könnte ich je übertreten. Es muß um etwas Göttliches, um der Wahrheit willen ſein.

Dawider hätte ich jetzt gewiß gar nichts; nur aber hätte ich mehr nach dieſer Wahrheit fragen und forſchen ſollen. Aber nein! das unabweisliche Bedürfnis, beim Anfang anzufangen und die poſitive Lehre kennen zu lernen, war immer noch ein Stern, der unterhalb meines Horizontes ſtand. Oder meinte ich, die Wahrheit müſſe mich wie ein Blitzſtrahl berühren, oder gleichſam über mich herfallen, wie über den heiligen Apoſtel Paulus; oder war es eine lutheriſche Reminiszenz, daß der Wille unfähig zur Mitwirkung bei dem Werk der Bekehrung und überhaupt bei jeder Erkenntnis von göttlichen Dingen ſei; — genug, ich blieb in meiner Paſſivität, ich! die ich mich eigentlich zu nichts in der Welt paſſiv verhalte! Daher glaube ich, daß die lutheriſche Lehre von der gänzlichen Unfähigkeit des Willens, ſobald es um himmliſches ſich handelt, mir ſelbſt unbewußt etwa ſo auf mich gewirkt hat, wie das Klima auf alle Naturen, die in ihm geboren werden. Dieſe Wirkungen ſind nicht auffallend, nicht ſchlagend, allein es kann ſich niemand ganz ihnen entziehen oder ſich gegen ſie ſtemmen, denn er atmet ſie mit der Lebensluft ein; — ſollte nicht Analogie zwiſchen dem Phyſiſchen und Seeliſchen ſtattfinden? Ganz gewiß. Und ſo litt ich denn auch an dem allgemeinen lutheriſchen Torpor.

Bei den Predigten, den Reden, die ich damals Gelegenheit hatte zu hören in ſo übervollen gedrängten Kirchen, daß ſie wie mit Menſchenköpfen gepflaſtert waren — ſetzte ich mich auf die unterſte Stufe der Altäre und weinte mich müd' und matt, daß dies alles doch nicht zu mir geſagt ſei, und ich eigentlich nicht dahin gehöre. Die Predigten gefielen mir ſo gut! Warm, anſchaulich, praktiſch, ungekünſtelt, mit plötzlichen Nutzanwendungen für's Leben, hatten ſie ſelbſt etwas ſo außerordentlich lebendiges, daß ich in meiner Unwiſſenheit meinte, es entſpränge aus dem iriſchen Charakter. Jetzt freilich weiß ich es beſſer: es iſt die katholiſche

Art zu predigen, und ſie iſt ebenſo warm und ergreifend, als die proteſtantiſchen Monologe von der Kanzel herab kühl und fremd ſind.

Ich verließ Irland mit der Hoffnung und dem Verſprechen es wieder — und auf längere Zeit — zu beſuchen und dann, wo möglich, etwas zu ſchreiben über „the emerald gem of the western world.“

Während des ganzen folgenden Winters arbeitete der Eindruck in mir fort, den England mir gemacht hatte, und Deutſchland wurde mir ſo unerträglich, daß ich es wie ein herbes Unglück empfand, eine Deutſche zu ſein. Du haſt kein Vaterland und keine Kirche! wiederholte ich mir immer und immer wieder. Nein, du haſt kein Vaterland! ſollt' es Meklenburg ſein, wo du geboren biſt? Holſtein, wo dein Stammhaus liegt? Preußen, Sachſen, wo du gelebt haſt? Öſterreich, das du liebſt? Um Vaterlandsgefühl zu wecken, dazu gehört ein Schatz von geliebten Erinnerungen und von verehrten Inſtitutionen, die in das Bewußtſein der Nation übergegangen ſind und ihren Mittelpunkt finden in der Liebe für das Regentenhaus, oder für die uralte Staatsform, wodurch Einheit und Innerlichkeit in den geſamten Körper kommt. Ich begreife dies Vaterlandsgefühl für Preußen, für Öſterreicher, für Bayern; aber ich hab' es nun einmal nicht, denn ich würde gar nicht wiſſen, wo es unterbringen. Die deutſche Sprache, die gibt mir ſo etwas wie Vaterlandsgefühl — und nur ſie! denn mit dem deutſchen Charakter habe ich keine beſondere Sympathie. Dies Prahlen mit Intelligenz, Bildung, Geiſt iſt ſo hohl und flach; dies Überſchätzen des Gemütes läuft auf ſolche Sentimalität hinaus; dieſer Kultus der Wiſſenſchaft iſt ſo einſeitig und ſo kleinlich, daß er in der allgemeinen Weltbildung doch nur den Dienſt der Fabrikarbeiter tut — wo jeder äußerſt emſig an einem winzigen Teil vom Ganzen arbeitet, ohne eine Ahnung davon zu haben, was denn eigentlich das Ganze ſei. Der Überblick fehlt, die Tatkraft, die Phantaſie — folglich die große Anlage, um Großes zu leiſten; aber ich habe nur Sympathie für dieſe drei Dinge, denn in ihnen iſt das Leben der Praxis, das Leben des Willens, das Leben des Geiſtes konzentriert. Deutſchland hat kein innerliches Leben, ich kann nicht für die Dauer in Deutſchland leben! Hätte ich eine Kirche, eine große, allumfaſſende, religiöſe Gemeinſchaft, ſo brauchte ich kein Vaterland, denn ſie würde mit einem himmliſchen den Mangel des irdiſchen erſetzen; aber Deutſchland hat nichts für ſeine Kinder — auch keine Kirche — nur Makulatur, ſei es in Bibliotheken, ſei es im Buchladen. Ich bin all der Bücher zum Sterben überdrüſſig — und der meinen natürlich zuerſt, denn es iſt gar nicht der Mühe wert zu ſchreiben, wenn man unter ſeinen

Füßen nicht den feſten Boden eines Vaterlandes — und über ſeinen Haupt nicht das Himmelsgewölbe einer Kirche hat.

Wie oft ſprach ich ſo zu einer Freundin, die das hatte, was ich mit ſo tiefem Schmerz entbehrte, — denn ſie war Engländerin und Katholikin — und die meine Lamentationen gar nicht begriff, weil ſie nicht wußte, was es heißt, deren Gegenſtand entbehren. Seitdem hat ſie Deutſchland kennen gelernt und hat meine Klagen begriffen. Vielleicht waren ſie damals auch wirklich übertrieben, wenn nicht in der Empfindung, ſo doch im Ausdruck. Sachſen war ſo untergraben und zerwühlt vom politiſchen Radikalismus und vom religiöſen Rationalismus, daß man in ſeinem Sumpf kein Anker werfen konnte, um ſich gegen drohende Springfluten zu feſtigen. Nirgends wurde etwas Poſitives, dieſen zerſtörenden Elementen gegenüber, mit Energie aufrecht gehalten; und gerade weil mir ſelbſt jede poſitive Baſis ſo ſehr fehlte, ſehnte ich mich danach, ſie außer mir zu finden, ſowohl um an ihr, wie an einem Blitzableiter, die Wetterſtrahle der Leidenſchaft und der Willkür zu kalten Schlägen zu machen; als auch, um in dem unſäglichen Wirrſal jener traurigen Tage, in ihr die rettende Arche vor der drohenden Sündflut zu entdecken, mit welcher man ſich damals eigentlich ſchon ganz vertraut machte. Man ſah ja ganz unbefangen kommuniſtiſch geſinnte Leute! man ſchied ſich nicht zu ſcharfer, begrenzter Partei aus! es brodelte alles breiartig durch einander! Jemand nicht zu ſehen, weil er von einer andern politiſchen Geſinnung war und zwar von einer ſolchen, die allem Beſtehenden den Krieg erklärte — alſo auch Denjenigen, die mit und auf dem Beſtehenden fußten — alſo uns allen, die wir nicht Demokraten waren: das hieß ariſtokratiſch hochmütig, exkluſiv. Ariſtokratiſch zu ſein — das habe ich mir freilich immer zur Ehre gerechnet, weil durch die ganze Weltgeſchichte ariſtokratiſche Verfaſſungen und Inſtitutionen als diejenigen ſich bewährt haben, welche den Staaten und Individuen Würde und moraliſche Macht verleihen und welche, weil ſie das Recht ſchützen, ihnen lange Dauer und ruhige Entwickelung auf der Baſis des Gleichgewichts der Stände geben; während die demokratiſchen Inſtitutionen mit ihrem ſchiefen Prinzip der Gleichheit auf etwas Unmögliches hinarbeiten und folglich nur ſchiefe, verkehrte Reſultate liefern können, an denen Menſchen und Staaten nicht blos moraliſch — das verſteht ſich von ſelbſt — ſondern auch materiell zu Grunde gehen müſſen. Alſo ariſtokratiſch zu ſein iſt mir zu jeder Zeit, in allen Verhältniſſen, unter allen Umſtänden eine Ehre geweſen; und exkluſiv genannt zu werden — dawider hatte ich auch nichts. Aber für hochmütig gelangte, war ein ganz neuer und ganz fürchterlicher Schmerz über ſie hereingebrochen. Während ihres Wochenbettes war ſie weniger fähig als ſonſt Gundaccar zu zerſtreuen und aufzurichten; ſie nährte ihren Sohn; das Kind ſchien ſehr zart zu ſein und nahm ihre Pflege und Aufmerkſamkeit ſehr in Anſpruch: ſo kam es daß ſie nicht unausgeſetzt neben Gundaccar lebte. Aber um ſo mehr fiel ihr ſein beängſtigender Zuſtand auf! zuweilen wie gelähmt an Körper und Seele, zuweilen heftig erregt, reizbar und doch ſo zerſtreut, zuweilen erſchöpft wie nach übergroßer Anſtrengung. Er wurde bleich und immer bleicher, ſein Auge wechſelte zwiſchen Ermattung und fiebernder Unruh; er huſtete auch wieder ſtark. Clelia beſchwor ihn einen Arzt zu Rath zu ziehen; er lehnte es ſanft doch beſtimmt ab. Er leide ſeeliſch, nicht körperlich, ſagte er. Der Druck der Verhältniſſe liege allzu ſchwer auf ihm und reibe mittelbar auch die leiblichen Kräfte auf: dagegen habe der Arzt keine Mittel! ein günſtiges Geſchick ſei der beſte Arzt. Eine namenloſe Angſt, die Clelia kaum vor ſich ſelbſt, geſchweige vor ihm auszuſprechen wagte: Gundaccars trübe Gemüthsſtimmung könne am Ende gar in Gemüthskrankheit übergehen — ſetzte ſich wie mit einem Widerhaken in ihrem Herzen feſt.

mochte ich denn doch nicht unnützer Weiſe gelten; und ſo habe ich denn das Vergnügen gehabt Perſonen bei mir zu ſehen — und gerade in jener Zeit — von denen es mir bis zu dieſer Stunde rätſelhaft ſein würde, weshalb ſie mich überhaupt aufgeſucht haben, wenn nicht der allgemeine gallertartige Zuſtand es erklärte, der allen, von welchem Glauben, welcher Partei, welcher Farbe ſie ſein mochten, eine energiſche Begrenzung unmöglich machte. Dazu das deutſche Vorurteil, möglichſt vielſeitig ſein zu müſſen — d. h. in dieſem Sinn: Alles aufzunehmen und nichts zu verarbeiten — und die bedenkliche Anmaßung, über allen Parteien ſtehen zu wollen — und die unerquickliche, markloſe Zerfloſſenheit iſt nicht ſowohl erklärt, als erkannt. *Über* den Parteien kann nur derjenige ſtehen, der ſich mit ſeinem ganzen Wollen und Streben *außerhalb* derſelben einem Zweck widmet, einem Ziel hingibt, einer Wirkſamkeit opfert, welche einer höheren Ordnung als der verrauſchenden Frage des Tages angehören: der große Staatsmann, der große Künſtler — oder die heilige in Gott lebende, für Gott auf Erden wirkende Seele. Deren Blick ruht auf der Zukunft und die Partei hat es immer mit der Gegenwart zu tun, ſo daß ſie von ſelbſt ausgeſchieden ſind. Aber Unſereiner täuſcht ſich kläglich mit ſeinem Wahn, *über* den Parteien ſtehen zu wollen. Er lebt nur im Nebel über alle und alles — und deshalb wähnt er auf den Höhen zu leben.

Ich machte mir aber auch gar keine Illuſion darüber! ich fand das ganze Leben und Treiben der Welt ſo unerträglich, daß ich in eine bodenloſe Schwermut verſank. Einſt erzählte mir jemand, er habe gehört, ich wollte katholiſch — und dann in Wien Sternkreuz-Ordensdame werden. Ich war daran gewöhnt, ſo außerordentlich unſinnige Erfindungen über mich zu hören, daß ich immer lachte, je toller ſie waren. Der Einfall, daß ich einer äußeren Ehre wegen einen großen Schritt tun könnte, hätte mich zu anderer Zeit ſehr beluſtigt; doch jetzt ſagt' ich ganz ernſthaft:

„O wär' ich nur katholiſch — nicht um Sternkreuz-Ordensdame zu werden, ſondern Kloſterfrau."

Der Jemand ſchrie Zeter. Ich fragte ihn, ob er die Welt ſchön genug finde, um ihr auch nur einen Blick des Bedauerns zuzuwerfen, wenn man aus ihr ſchiede — aus dieſer Welt voll Schein, Täuſchung und Lüge, wo unter Millionen kaum einer ein Herz für die Wahrheit hat. Damit ſtimmte er überein. Und doch kein Kloſter? — Nein! das wollte ihm durchaus nicht einleuchten.

Ich litt unbeſchreibliche und unvergeßliche Qualen. Es war im Frühling und ein ganz lieblicher Mai voll Sonne und Grün und Duft der Akazien, deren es ſo viele in Dresden gibt.

Ich ging zuweilen in den lauen Frühlingsnächten bis zwei, drei Uhr morgens auf meinem Balkon auf und nieder mit einem ſo ſchweren Herzen, als ob mir die Weltkugel darauf ruhe. Alles, was ich erlangt und erreicht hatte — war ja doch nicht das, was ich gemeint hatte! Was gab es denn noch auf, noch über der Erde! Immer und immer wieder las ich St. Auguſtins Bekenntniſſe; oder eigentlich nur den Schluß des fünften Kapitels, Buch VIII, wo er ſich mit einem Schläfer vergleicht, der zwiſchen Traum und Wachen liegt, und den Zuſtand faſt wider ſeinen Willen zu angenehm findet, um ſich zum völligen Erwachen zu entſchließen. Aber er weiß, daß er es dennoch muß, und ſo ſpricht er beſchwichtigend aus ſeinem Halbſchlaf heraus: „Gleich, o gleich! nur noch einen kurzen Augenblick!“ — Und dies: „Tout à l'heure! tout à l'heure! encore un moment!“ ging mir Tag und Nacht durch die Seele. Ich wußte auch, es konnte nicht ſo mit mir bleiben — aber ich wußte nicht, was ich tun, was ich beginnen ſollte. Die Tage, die Stunden waren ſo weit, daß keine Beſchäftigung ſie ausfüllte; das kam daher, weil ich nicht ganz bei meinen Beſchäftigungen war, ſondern nur mit halber Seele, mit halbem Herzen. Ich ſah über ſie hinaus, hinweg, auf kein beſtimmtes Ziel, nur ſo in die Undeutlichkeit hinein, der ich angehören wollte, gleichviel wie! ob als ein elementariſches oder ein ſeeliſches Geſchöpf — nur aber erlöſt ſein von dieſer Folter des Ungenügens, welche ich in allem Irdiſchen fand. Weil ich nichts Beſtimmtes wollte; weil etwas Unerreichbares ewig an meiner Seele nur vorüber glitt; weil auf der weiten Welt nichts war, das mich — nachdem ich es feſt in's Auge gefaßt — veranlaßt hätte zu ſagen: Hierin will ich für die Ewigkeit ruhen; — und weil ich doch nichts anderes begehrte als dieſe Ruhe für die Ewigkeit: ſo war ich wie einer, der im weiten Ozean ſchwimmt, von einer rettenden Küſte träumt und ſich immer heimlich dabei ſagt: Sie iſt nicht hier! ſie iſt nicht hier! dieſe Wellen bringen dich nicht dahin! — Dann nahm ich mich plötzlich wieder zuſammen und hielt mir vor, daß meine ſeeliſche Unerſättlichkeit wahrſcheinlich aus meiner Gewohnheit entſpringe, ihr immer nachzugeben, immer neue Nahrung für ſie zu ſuchen, anſtatt ihr Grenzen zu ſetzen und ſie zu beſchränken. Und ich nahm dann einen neuen Anlauf zur Genügſamkeit, der gerade ausreichte, um die Oberfläche der Exiſtenz glatt erſcheinen zu laſſen. Oder ich beſchwichtige mich momentan mit dem Gedanken, daß mir vielleicht ſpäter doch noch eine auguſtiniſche Bekehrung beſchieden ſein könne.

Mein Herr und mein Gott! nicht müde wurdeſt Du, an meine Seele zu klopfen; aber ach! ich ließ Dich nicht ein. Es machte mir damals einen erſchütternden Eindruck, daß ein Mann, den ich nur von Anſehen kannte und mit dem ich nie eine einzige Silbe geſprochen hatte, mir ſchrieb — um mich zu bitten, an meine Seele zu denken; mit dem Zuſatz: ich müſſe mich nicht wundern über ſeine Teilnahme für meine Seele, denn ſeit langen Jahren, ſo lange er mich kenne — (wenn man eine Begegnung auf der öffentlichen Promenade, die zuweilen nur einmal im Jahr geſchehen mochte, ſo nennen darf) — bete er morgens und abends für dieſe Seele zu ihrem göttlichen Erlöſer. — Der Gedanke, daß jemand für meine Seele bete, ergriff mich ganz unbeſchreiblich, weil es ſo völlig über alle irdiſche oder menſchliche Teilnahme hinausreichte und nur Himmliſches und Ewiges im Auge hatte. Aber die Bücher, die er mir vorſchlug, um mein Seelenheil zu fördern — Jakob Böhme, Swedenborg und St. Martin) hatten durchaus nichts Lockendes für mich. Was ſollte ich mit myſtiſcher Theologie, Theoſophie, Philoſophie anfangen, während ich verhungerte nach einer ſtarken, geſunden poſitiven Lehre? Nahrung wollte meine Seele -- nicht mit Rauch ſich abſpeiſen laſſen! Ich hatte mich wieder in meine geliebten Propheten verſenkt und in der Antwort, die ich auf jenen Brief erließ, ſagte ich ungefähr: Gott werde gewiß nicht eine Seele verloren gehen laſſen, die ſo feſt an den Worten der beiden großen Propheten hinge: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, mein biſt du!" —

und: „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich, darum erbarm' ich mich dein und ziehe dich zu mir." Denn in dieſen Worten liege eine Verheißung und wer an ſie glaube, für den gehe ſie in Erfüllung.

Meine Schwägerin, eine orthodoxe Lutheriſche, fragte mich damals einſt, was ich denn eigentlich glaube. Und auch ihr ſagte ich jene Prophetenworte, die mein ganzes Glaubensbekenntnis umfaßten. Aber über dieſen Glauben, der ja eigentlich nur eine Hoffnung war, ſprach ich ſo innig, ſo warm, ſo durchdrungen von ſeiner Wahrheit und ſeiner Notwendigkeit für mich, daß meine Schwägerin, trotz ihres Luthertums, ganz zweifelhaft wurde, ob ich nicht dennoch in den Himmel kommen könne.

Man meint vielleicht, ich ſei unaufrichtig in meinem Suchen und in meinem Beharren geweſen. Nein, ich war es nicht; man darf nur nie das Eine aus den Augen verlieren: ich war keine Chriſtin, denn ich glaubte nicht an eine geoffenbarte Religion, und glaubte darum nicht an ſie, weil ich keine Kirche hatte, durch welche ich dieſe Offenbarung empfangen konnte. Ich ſtand mit meinen Propheten in der Vorhalle, ſehnte mich in den Tempel einzugehen, weil die Seele aus den Verheißungen heraus und nach der Erfüllung ſtrebte — und war dennoch wie feſtgebannt im Vorhof. Aber ich blieb in demſelben, denn da hatte ich ein ganzes Wort gefunden

— freilich nur Verheißung, nur Zuſicherung, aber ganz und ohne inneren Widerſpruch; folglich meinem abſoluten und Wahrheit um jeden Preis begehrenden Charakter weit homogener, als die halben, unvollkommenen, ſchwankenden Lehren, welche außerhalb meines Vorhofs und des Tempels, von Kanzel und Katheder anderer Konfeſſionen erklangen. Ich ſtand draußen vor der Türe der Wahrheit — ja! aber ich ſtand nicht in der Lüge. Von den Propheten, die den Sohn Gottes verkündigten, ging ich geradeswegs zum Sohn Gottes, als ich wußte, wo er zu finden ſei. Bei Luther und ſeinesgleichen iſt es mir nie eingefallen, ihn ſuchen zu wollen, denn deren Menſchenwort hat das göttliche Wort nie erfaßt, nie! Eine Chriſtin konnte ich nur in dem Augenblick werden, als ich Katholikin wurde; — denn alles Ernſtes muß ich jetzt fragen: Wißt Ihr denn wirklich nicht, daß es ſchon vierzehn Jahrhunderte vor Luther und Calvin Häreſien gegeben, und daß eine jede behauptet hat, ſie und nur ſie habe die reine chriſtliche Lehre? Genau dasſelbe behaupten Luther, Calvin und wie ſie alle heißen mögen! als echte und rechte Häretiker auch. Es iſt aber wohl möglich, daß Ihr das nicht wißt, ſondern treuherzig meint: Zuerſt habe der heilige Geiſt das Chriſtentum während einiger Jahrhunderte in der Kirche lebendig erhalten, und dann ſei er ſozuſagen ſchlafen gegangen, wodurch ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, auf antichriſtliche Wege geraten ſei — bis plötzlich im ſechzehnten Jahrhundert ein ganzer Schwarm von neuen Meſſiaſſen das reine Chriſtentum wieder eingeführt hätten — der eine ein calviniſches, der andere ein lutheriſches, der dritte ein anglikaniſches, der Vierte ein reformiertes Chriſtentum, aber alle das reine, das wahre, das echte, das unverfälſchte; — und damit beruhigt Ihr Euch!! Aber fällt Euch denn dieſe Harlekinsjacke nicht ſeltſam auf gegen den Purpurmantel der Einheit der Kirche? und noch ſeltſamer, wenn Ihr bedenkt, daß mit dem zweiten Jahrhundert die Häreſien begannen, ihr buntes Lappenwerk zuſammen zu flicken, ſo daß Eure Reformatoren bei dieſer Arbeit Hunderte von Vorgängern hatten, wie Gott ihnen vielleicht noch Hunderte von Nachfolgern geben wird — weil die Kirche auf Erden die ſtreitende Kirche iſt und ſein muß, um nach ihren unermüdlichen Siegen im Himmel die triumphierende zu ſein. Was gefällt Euch denn an den bunten Fetzen? könnt Ihr eiñen einzigen guten, großen Gedanken daran knüpfen? Schwerlich! ich weiß wohl, daß Ihr einen Gedanken daran knüpft, allein der iſt weder groß noch gut; Ihr denkt: Nun, das iſt wenigſtens die Rüſtung aller, die gegen das Papſttum zu Felde gezogen ſind. Richtig, nicht wahr? und darum nehmt Ihr mit dem Lappenwerk vorlieb. Aber was iſt der Erfolg jener Feldzüge? ein trauriger Abfall von der Wahrheit, durch den das Reich des Böſen auf Erden beträchtlich vergrößert und das Elend unzähliger Seelen bewirkt wird. Doch der Purpurmantel der Kirche bleibt unangetaſtet in einem Stück, wie das nahtloſe Kleid des Heilands. Und ſeine Farbe hat er von dem Blut ihrer Märtyrer, von der Liebesglut ihrer Heiligen, von dem Feuereifer ihrer Streiter, von der Majeſtät ihrer großen Männer, von der Glorie der ewigen Opfer an Gut und Blut, an Leib und Leben, die in ihr dargebracht werden, von dem Glanz, den ſie durch achtzehn Jahrhunderte des Segens über den Erdball verbreitet. Die Einheit des Dogmas gibt ihm ſeine Feſtigkeit und Dauer; die Herrlichkeit, mit welcher das Dogma in die Wirkſamkeit des Lebens eingreift, gibt ihm ſeine Farbe. Die Einheit kräftigt unſern Glauben; die Herrlichkeit entflammt unſere Liebe. Er richtet ſich nicht auf die Wahngebilde des menſchlichen Verſtandes; ſie entzündet ſich nicht an den Wolkengebilden des menſchlichen Herzens; ſondern beide wurzeln in der Offenbarung des göttlichen Wortes — in jener unveränderlichen, welche die Häreſien kommen und gehen, auftauchen und verſchwinden ſieht — und allein die chriſtliche Lehre von einem Jahrhundert zum andern, von einer Generation auf die andere mit unerſchütterlicher Treue fortpflanzt. O dieſe Treue, dieſe Unwandelbarkeit, ſind ſie nicht das, was das arme ſchwankende Herz bedarf, um ſich in ihrer ewigen Gewißheit auszuruhen von all der Treuloſigkeit und Wandelbarkeit, die es in allen irdiſchen Dingen, in ſich ſelbſt, in ſeinen Freunden und Freuden, in ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen findet, ſo daß es oft durch einen Luftzug, ein Wort, ein Sandkörnchen, einen Waſſertropfen ſich beſtimmen läßt, das Gegenteil von dem zu wollen und zu tun, wofür es vielleicht zehn Jahre lang geglüht und geſchlagen hat. Denn ſo iſt es beſchaffen — nicht mein Herz etwa, oder Dein Herz, Du fremde Seele; ſondern das Menſchenherz. Dieſe Unruhe, dieſe Sehnſucht, dieſes Verſagen, dieſe Entmutigungen, dieſes Himmelſtürmeriſche, dies Staubverwandte, dieſe Zuverſicht zur eigenen Wechſelloſigkeit, dieſe Erkenntnis, daß der Wendepunkt bereits überſchritten war, als man noch mit der Zuverſicht prahlte — dieſer Aufſchwung, dem plötzlich Verſunkenheit, dieſes Dürſten, dem kein Genügen folgt — wer kennt das nicht? wer hat das nicht mit tauſend und aber tauſend Schmerzen durchkämpft? wer hat nicht gewünſcht, aus dieſem vernichtenden Wirbelwind das Herz retten und zum Frieden bringen zu können? — Wohlan, wir können es zum Frieden bringen: wir dürfen es nur mit der göttlichen Wahrheit erfüllen und es hat ſeinen Schwerpunkt gefunden und läßt ſich nicht mehr blindlings umherſchleudern; — es iſt voll, denn die Wahrheit gibt unendliches Ge-

Einmal verließ ſie niedergeſchlagen Gundaccars Zimmer, der in einem Anfall von Betäubung wie im Halbſchlaf auf dem Sopha lag. Im Vorzimmer war Andreas der ſie tiefbekümmert anſah. Sie bemerkte es, blieb vor ihm ſtehen und ſagte:

„Andreas, giebt es denn kein Mittel gegen den traurigen Zuſtand des Grafen? Sie waren ja von je her bei ihm .... Sie müſſen doch wiſſen wie das gekommen und ob das ehedem auch ſo geweſen iſt? Ich bemerke es erſt ſeit dem vergangenen Herbſt.“

Andreas Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt. Als er zu antworten verſuchte brach ihm die Stimme weil ihm das Herz zu brechen drohte. Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Clelia fühlte ſich inſtinktmäßig von einem ungeheuern Schlag bedroht; ſie winkte Andreas ihr aus dem Vorzimmer in ihr Cabinet zu folgen. Da fragte ſie eindringlich und ernſt:

„Andreas! was fehlt dem Grafen? iſt ſein Zuſtand eine körperliche Krankheit?“

„Wol nicht ganz, gnädige Gräfin.“

„Um Gotteswillen .... doch keine Geiſteskrankheit?“ ſtammelte ſie mit bebender Stimme.

„Nein, das gewiß nicht, gnädige Gräfin!“

„Nun Andreas! wenn es dies Allerfürchterlichſte nügen; — es iſt hell, denn ſie gibt reines Licht, — es iſt ſtark, denn ſie gibt ihm Vertrauen zur Kraft der Gnade; — es iſt feſt, denn es lehnt ſich an einen Felſen; — es iſt ſicher, denn es birgt ſich unter jenem Purpurmantel, der für alle Ewigkeit ſchützend und ſchirmend über die Seinen ſich ausbreitet. Und nun ſage mir, fremde, geliebte Seele, was tut die Harlekinsjacke für Dich! Dein Reformator, oder wie Du ſonſt den Mann nennen willſt, iſt gekommen und hat das Läppchen ſeiner armen Meinung an die Maſſe der übrigen Läppchen geheftet, von denen manche ſchon ſo zerſetzt und vermodert ſind, daß man ihre urſprüngliche Farbe kaum erkennt — grade ſo wie der Name ihres Stifters auch ſchon halb verſchollen iſt. Wird es Dir nicht mit ein wenig gelaſſenem Nachdenken klar, daß Deines Reformators bunter Lappen demſelben Schickſal entgegen gehe? Was weißt Du von Gnoſtikern und Manichäern, von Ebioniten und Marcioniten? — Sehr wenig, und das iſt recht gut! Aber fällt Dir dabei nicht ein, daß man nach anderthalb Jahrtauſenden auch wenig von Calvinern und Lutheriſchen wiſſen dürfte? Häreſien verhallen und hätten ſie für eine zeitlang das Antlitz der Erde umgeſtaltet — ſie verhallen doch! Die Kirche allein hat „Worte des ewigen Lebens", weil ſie allein, ſie von Anbeginn, die ganze Lehre Chriſti verkündet hat, weil ſie die chriſtliche Kirche iſt. Häreſien ſind Auswüchſe, ſind krankhafte Gebilde des Menſchengeiſtes im Chriſtentum — weiter nichts.

Das Ringen meiner Seele, um zu Gott zu kommen, nahm nicht den Weg durch die Häreſie, ſondern ließ ſie von Hauſe aus, ſo viel es dem Inſtinkt oder der Ahnung oder dem geſunden Menſchenverſtand möglich war, als ein Stückwerk beiſeite. Ich wollte nun einmal immer und in allen Dingen etwas ganzes, alles; da konnten auch $^{99}/_{100}$ mir nicht genug ſein.

Im September 1847 ging ich nach Italien mit der Abſicht, den Winter in Sizilien zuzubringen. Unterminiert wie der Boden des Lebens überall war, machte etwas Gährung mehr oder minder an dieſem oder jenem Ort mir keine Frucht. Jeder denkende Menſch erwartete eine Art von politiſchem und ſittlichem Erdbeben. Wie wir uns dabei verhalten würden, wußten wir alle nicht.

In Wien diskutierte ich einen Abend bis tief in die Nacht hinein mit einem lieben Freunde, der ſehr mit dem Kommunismus bekannt war und ihm, nach meiner Anſicht, zu viel Regenerationskraft zutraute. Ich fand, daß all dieſe Schlagworte: Gleichheit, Brüderlichkeit, Gemeinſchaft, nur dann einen Sinn hatten und zum Heil der Menſchheit dienen konnten, wenn ſie im religiöſen Gebiet und von dort aus in den Herzen Wurzel faßten; — aber Staatsformen darauf zu baſieren, verſtand ich damals ſo wenig, als ich jetzt daran glaube. Iſt die Religion ſo mächtig in uns, daß unſer Glaube uns den Herzſchlag der Liebe gibt, ſo herrſcht eine ganz anders innige und lebendige Brüderlichkeit auf der Welt, als der Kommunismus mit ſeinem dürftigen äußerlichen Geſetz es ſich träumen läßt; — denn ſein Geſetz hebt die Liebe auf und Brüderlichkeit ohne Liebe iſt peinlicher Zwang — iſt ſo etwas wie zwei Galeerenſklaven an einer Kette.

In Venedig waren ſoeben immenſe Feſte zu Ehren der Gelehrten von ganz Europa vorüber. Ach, es war damals eine ſchlechte Zeit! Dies ſich gegenſeitige Bekränzen und Bekomplimentieren, und dies großſprecheriſche Prahlen mit Geiſt und immer Geiſt — mit Wiſſenſchaft und immer Wiſſenſchaft — mit Gelehrſamkeit und immer Gelehrſamkeit — war ſo eitel, ſo hohl, ſo übertrieben, ſo losgeriſſen von der geſunden harmoniſchen Entwickelung der Menſchheit, daß ich es gar nicht ohne tiefen Widerwillen betrachten konnte und oftmals ſagte, wenn der Geiſt ſo überſchätzt wurde:

„Mir wäre für hundert Menſchen von Geiſt ein einziger Menſch von Charakter lieber; — ein einziger, der nicht aus Gier nach Popularität rechts und links Katzenbuckel machte.“

An den ſchönen Altertümern einer der merkwürdigſten, aber ſelten beſuchteſten Städte Italiens, Ravenna, konnte ich nur mit halbem Intereſſe Teil nehmen; ich mußte immer an Kaiſer Honorius denken, der hier in Ravenna ſeine Hühnere fütterte, während Alarich mit ſeinen Gothen auf Rom losging und es eroberte, und dem keiner ſeiner Höflinge zu ſagen wagte, wie es eigentlich in ſeinem Reiche ſtehe. Dies war ein ebenſo ſchauerliches als wahres Bild von ſo vielen, die, in ihre Chimären, Träume, Theorien, oder ſonſtige Liebhabereien verſunken, nicht bemerkten, noch bemerken wollten, daß Barbaren die Welt überſchwemmten und daß dieſe von Barbarei bedroht ſei. Denn der Radikalismus iſt in meinen Augen nie etwas anderes geweſen, als Barbarei, weil er im Leben der Völker das Gleichgewicht aufzuheben ſucht, das der Entwickelung aller Kräfte günſtig iſt, um die Gleichheit an ihre Stelle zu ſetzen, die all jene Kräfte lähmt und hemmt, folglich zum Mißbrauch veranlaßt.

Es war eine melancholiſche Reiſe! Nirgends waren die Eindrücke der Vergangenheit oder der Kunſt und Natur mächtig genug, um den Hinblick auf eine Gegenwart zu verhindern, die man gleichſam in den letzten Zügen liegen ſah! In Rom las ich ein Buch, welches damals eine außerordentliche Berühmtheit hatte und welches ſeinem Verfaſſer eine der unächteſten Kronen verlieh, die je ein Menſch getragen hat. Der Glanz, womit es geſchrieben iſt, blendet mich nicht — Gott Dank! ich finde in meinem Notizbuch:

„Rom. Oktober 22. 1847. Soeben ausgeleſen Lamartine: Histoire des Girondins. Einen ſo gräßlichen Eindruck von Trauer, Abſcheu und Verzagtheit hat mir nie ein Buch gemacht. Mich überwältigt ein Ekel vor dem Menſchengeſchlecht, wenn dies ſeine Heroen ſein ſollen. Der aktive Teil beſteht aus ruchloſen, verrückten, fanatiſchen, trunkenen Köpfen; der paſſive aus einere ſklaviſchen Heerde. Menſchen ſehe ich nirgends, nur Köpfe, in denen nebuloſe, utopiſche, egoiſtiſche Ideen, unpraktiſche Theorien, unverſtandene philoſophiſche Syſteme incohärent durcheinander wirbeln; — Menſchen nirgends! nirgends ein Herz, eine Seele, ein Gewiſſen! nicht einmal einen ganz ordinären Menſchenverſtand, nicht einmal eine noch ordinärere Menſchenfauſt. Betrunken! betrunken! und abermals betrunken! ſagt' ich jedesmal, wenn eine neue revolutionäre Fraktion auftaumelte, um unter der Guillotine zu verſchwinden; — betrunken von Materialismus die einen, von falſchem Spiritualismus die andern; betrunken — alle! daher tappend, ungewiß, ſchwankend — und nur aus Furcht oder Grauſamkeit entſchieden — nie aus Gewiſſenhaftigkeit. Keiner hatte ein Gewiſſen, denn keiner hatte ein Herz! das Herz weiß von Recht und Unrecht; aber der Kopf verdreht beides durch die Sophiſtik, die er zu ſeiner ſchiefen, hohlen Entwickelung braucht und die er aus ſeinem theoretiſchen oder philoſophiſchen Wiſſen ſchöpft. Je mehr ich über jene Revolution leſe, um deſto abſcheulicher finde ich ſie — beſonders dann, wenn ſie verherrlicht werden ſoll, wie durch dies Buch. O die Madame Roland — wie ich ſie haſſe, dieſe Repräſentantin des tiers-état, in ſeinem Neid, in ſeinen Rauſchgold-Phraſen, in ſeinem hochfahrenden und kläglich unvollkommenen Streben, den Platz der Beſſeren einzunehmen, in ſeinem Komödienſpiel mit großen Worten ohne große Tat, in ſeiner eiteln Selbſtüberſchätzung! Und die ſoll ich bewundern? — O dieſer Robespierre, wie ich ihn haſſe — dies Skelett eines Menſchen, das mit ſeiner dürftigen Manie des Syſtems logiſch zur Guillotine kommt! Und den ſoll ich doch bewundern? Oder den ſtarren Fanatiker St. Juſt? Oder Philippe Egalité? Oder dieſe ganze Geſellſchaft der Gironde, die ſich am beſten ausnimmt — bei Tiſch, wenn Madame Roland ihnen Roſenblätter in die Weingläſer wirft — was ein antikes Sympoſion bedeuten ſoll — Schauſpieler, die ſie ſind! — Nein, ich haſſe ſie alle, denn ſie lügen alle! das werd' ich in alle Ewigkeit nicht glauben, daß ſie durch unſchuldige Verblendung zu ihren Monſtroſitäten kamen! Eine ſolche Verfinſterung des Gewiſſens geht aus tiefer, ſelbſtverſchuldeter Schuld hervor. Am meiſten haſſe ich aber Lamartine ſelbſt, der, indem er dieſen Moraſt von

Greuel, Niederträchtigkeit, Raſerei, Unredlichkeit erzählt, dennoch immer von der Revolution als von etwas ganz Erhabenem ſpricht, das durch all die Untaten habe hindurch gehen müſſen, um in den Wolken einher zu ſpazieren, und das unerhört zu bewundern und zu verehren ſei. So zweizüngig muß man aber nicht ſein, mein Herr von Lamartine. Laſſen Sie doch dieſe unwürdige Gier nach Popularität fahren! Sie ſehen ja, im entſcheidenden Moment hat ſie keinem geholfen — nicht dem Egalité, nicht dem Danton, nicht dem Robespierre. Sie ſchreiben auf all dieſe Gräber: „Morts pour l'avenir et Ouvriers de l'humanité!" — willkürliche Henkerarbeiter nennen Sie Ouvriers de l'humanité? O wehe der Zukunft, welche dieſe Blut-Erbſchaft antreten möchte."

Ich habe dies abgeſchrieben, um einen Ausdruck für das Entſetzen zu finden, das mich vier Monate ſpäter übermannte, als dieſer nämliche Herr von Lamartine die Zügel Frankreichs in ſeinen Händen halten ſollte — in dieſen Händen, die ſo ſchwach waren, daß ſie nicht einmal eine arme Schreibfeder geradeaus führen konnten. Nun, ich ſchreibe nicht die Geſchichte jenes traurigen Winters, noch der Revolutionen von Palermo und Neapel, die ich an Ort und Stelle erlebte, noch der Revolutionen in Frankreich und Deutſchland, die ich, Gott Dank! nicht in der

Nähe ausbrechen ſah. Aus Neapels fieberhaften Zuſtänden ging ich auf zwei Monate in die Einſamkeit von Sorrent, um zu überlegen und zu erfahren, ob und wie nach Deutſchland zurückzukehren ſei und hauptſächlich um erſt der Verzweiflung Meiſter zu werden, die mir das Herz zu brechen drohte, wenn ich auf die deutſchen Zuſtände blickte. Ja, Verzweiflung; denn hinter all den Aufſtänden und Emeuten, Miſſe- und Untaten, Floskeln und Phraſen, Frechheit und Feigheit ſah ich dasjenige, welches das Ende von dem allen zu werden, alles zu verſchlingen drohte: den Radikalismus, das letzte Stadium der Demokratie, der man ſo bereitwillig die Wege öffnete, als ob ſie das Verderben aufhalten könnte, in welches ſie recht eigentlich kopfüber ſich und alles ſtürzte, was ihr anhing.

Für den Schmerz, der damals an mir nagte, habe ich jetzt keine Worte mehr; denn ſeitdem ich der Kirche angehöre, betrachte ich die Erſcheinung der Zeit nur in Beziehung und mit dem Blick auf ſie; und da ſie, auf deren Zerſtörung es recht eigentlich abgeſehen war, nicht nur nicht zerſtört, ſondern freier, kräftiger, zukunftsgewiſſer geworden iſt — da ſie allein bis jetzt friſche Luft, um ihr eigenes Leben zu leben, gewonnen hat, während alle weltlichen Zuſtände noch ſehr kurzatmig ſind: ſo gleitet das Auge getroſt über dieſe hinweg und zu ihr — der die Verherrlichung nimmer ausbleibt, und gerade dann am nächſten iſt, wenn ſie die Via Crucis unter Geißeln, Hohn, Dornen und Schmach gegangen iſt. Je näher dem Kalvarienberg, deſto näher der Auferſtehung.

Ich laſſe aber einige Auszüge aus Briefen und meinem Notizbuch folgen, um dieſem nagenden Gram genau den Ausdruck und die Farbe zu geben, welche er damals hatte und welche ich jetzt nicht mehr treffen würde. Er war ſo vehement, daß meine Geſundheit mehr durch ihn litt, als je durch einen perſönlichen Schmerz; — und ſo tief, daß er mich mehr als alles andere von einer Welt abgelöſt — oder wenigſtens gründlich die Ablöſung vorbereitet hat — von einer Welt, bei der ich fortan immer denken muß, wie die Alten von einer Trophonius-Höhle: Wer einmal in ſie hineingeſchaut hat, wird nicht wieder froh, ſo traurig macht ihn all das Gräßliche, das er in ihr geſehen. Ich mag aber nicht um Irdiſches und Vergängliches traurig ſein und deshalb wende ich mich zu dem Ewigen hin, um jenes zu vergeſſen.

Ich ſchrieb an eine Freundin in Dresden: „Neapel, März 14. 1848. — — es war ein ſchwerer Winter! ſo recht eine Zeit, die einem das Herz in der Bruſt dermaßen ſchwer macht, daß man davon ganz ſtumm wird. Nun iſt die Exploſion in Paris geſchehen; nach all den Vorſpielen hat die Tragödie begonnen und man kann wenigſtens ſeinem Grauen Worte geben. Ich ſtand immer unter einer Gewitterwolke und fühlte mich wie von zerſchmetterten Schickſalen bedroht. Jetzt mache ich meines Teils mich fertig, um dem Kampf beizuwohnen, der zwiſchen Barbarei und Civiliſation, nicht in Schriften, nicht in Büchern, ſondern in fürchterlicher Handgreiflichkeit beginnen wird. Radikalismus iſt Barbarei, weil er Gleichgewicht und Gegenſätze, ohne welche Entwickelung der Völker wie der Individuen unmöglich iſt, aufhebt und eine ſtupide, anarchiſch-deſpotiſche Gleichheit an deren Stelle zu bringen ſucht. Als das alte Rom, als die altgriechiſchen Republiken von dieſem Radikalismus zerfreſſen waren, legte dort Auguſtus der Kaiſer — legte hier Philippus der Eroberer die Hand auf ihn — und er war vernichtet; aber durch ihn war es auch für immer die große antike Zeit. Glauben Sie, daß unſre gebrechliche moderne ihm widerſtehen werde? Ich glaub' es nicht. Daß in Frankreich der Moment eintreten würde und müßte, der jetzt eingetreten iſt, war vorauszuſehen; wo das Recht aufgehört hat zu herrſchen, da herrſcht die Willkür und muß darauf gefaßt ſein, durch Willkür geſtürzt zu werden. Die Revolution von 1789, welche vorgab, im Namen nicht iſt, ſagte Clelia gefaßt, ſo ſcheuen Sie ſich nicht mir etwas Trauriges mitzutheilen. Alſo .... was fehlt dem Grafen?“

„Gnädige Gräfin! .... entgegnete Andreas mit verſagender Stimme und mit einem ſo troſtloſen Blick daß Clelias Herz davor zitterte: er trinkt!“

Sie ſtarrte Andreas ſtumm an; ſie wußte nicht genau welch ein Abgrund ſich vor ihr aufthun würde. Andreas aber fand eine unausſprechliche Erleichterung darin, jetzt, da ihr Befehl ſein Schweigen gebrochen hatte, all ſeine Schmerzen und Aengſte ihr mitzutheilen. Er fuhr heftig fort:

„Das Elend haben diejenigen herbei geführt, die ihn unglücklich gemacht haben! Er konnte es nun einmal nicht ertragen unglücklich zu ſein; er war nicht dafür geboren. Er wollte ſich zerſtreuen von Allem was ihm ſchwer auf dem Herzen lag — und was die jungen Herren dann zu thun und zu treiben pflegen zerſtreute ihn nicht genug und nicht immer .... ermüdete ihn hingegen ſo, daß er ganz abgeſpannt davon wurde, und in dieſer Abſpannung ſo traurige Gedanken hatte, daß er ſich um jeden Preis gegen ſie vertheidigen mußte .... und da fiel ihm denn leider! leider! nichts Andres ein als ſich durch trinken zu betäuben. Aber er trank nicht aus Liebe zum Trunk und noch viel weniger aus des Rechtes gegen die Willkür des Königs und der ſogenannt bevorzugten Klaſſen der Geſellſchaft aufzuſtehen, hat die Willkür zum Gemeingut aller gemacht. Die Guillotine verfuhr nach Willkür; Napoleon desgleichen; beide waren tyranniſch und das imponierte. Als die Reſtauration die Willkür verſuchen wollte, ward ſie geſtürzt, denn ſie war nicht tyranniſch. Die Willkür erfand das Bürgerkönigtum, das achtzehn Jahre gegen die Pöbelherrſchaft gekämpft hat und von der Willkür geſtürzt worden iſt, weil es nicht tyranniſch war. Dies iſt in der Ordnung! Frankreich mußte bis zu dieſer unterſten Stufe in den Abgrund hinein, denn Epochen wie Menſchen müſſen ſich zu Tode leben, d. h. ihre Lebenskraft erſchöpfen. Pöbelherrſchaft iſt das letzte Stadium der revolutionären Epochen, iſt die letzte Konſequenz des demokratiſchen Prinzips der Gleichheit. Dies alſo befremdet und erſchreckt mich nicht. Allein was mich mit ich weiß nicht welcher Verachtung erfüllt, iſt die in der ganzen Weltgeſchichte beiſpielloſe Feigheit, mit der das Bürgerkönigtum auseinander geſtoben iſt. Hat 100,000 Mann — hat ein befeſtigtes Paris — und platzt wie eine Seifenblaſe, ohne Widerſtand, ohne Gegenwehr, ohne Verſuch, den Platz zu behaupten. Alle fliehen! König, Prinzen, Miniſter verſchwinden wie Schatten! Nie hat ſich eine geſtürzte Ordnung der Dinge mit ſo unſterblicher Schmach bedeckt, als dieſer Ausdruck des eitlen und prahleriſchen tiers-état, als dieſes Bürgerkönigtum. Und woher die feige Flucht? — weil es nicht an ſich glauben kann! weil es eingedenk ſeiner Willkür nicht von ſeinem göttlichen Recht überzeugt iſt. Wer daran glaubt — kann überwunden werden, ja! aber nach tapfrer Gegenwehr, wie Karl I. Kennen Sie etwas Erbärmlicheres als moraliſche Feigheit? ich nicht! — Meinen Sie, daß ich jetzt nicht in Deutſchland zum Vorſchein kommen werde? ich will es hoffen, aber — ich glaub' es nicht."

Und am 17. März ſchrieb ich: „Ein ſo beiſpielloſes Zerſtieben aller Elemente, auf denen eine Regierungsform achtzehn Jahre geruht hat — hat die Geſchichte noch nie geſehen. Nur eines tritt mir aus dieſer Unbegreiflichkeit klar entgegen: die gänzliche Unfähigkeit des tiers-état mit ſeinem Gleichheitsprinzip, einem Staat Dauer — einer Nation Würde zu verleihen. Er beſaß die ganze materielle und ihm fehlte die ganze moraliſche Macht! Letztere wird in einem Staat nur durch das ariſtokratiſche Element vertreten, weil es die große Tradition der Ehre in ſich faßt, die mit der Erblichkeit und der Würde der Familie auf's Tiefſte zuſammenhängt. Ein Bürgerkönigtum iſt ein Haupt, das über Armen und Beinen thront, ohne eigentlichen Zuſammenhang mit ihnen. Das ariſtokratiſche Element vertritt das Herz, den eigentlichen Kern des Lebens; Erhaltung, Dauer, nachhaltige Kraft, große Hilfsquellen gewährt es. Wo es fehlt, ſtürzt das Gebilde bald über den Haufen, denn es mangelt die organiſche Verbindung zwiſchen Haupt und Gliedern. Die künſtliche eines momentanen Bedürfniſſes gibt keine Garantie und iſt ja doch nur eine Willkür in gewiſſen beſtimmten Formen. Das Bürgerkönigtum iſt ein vortreffliches Präludium zum Pöbelkönigtum des Radikalismus; — und bei dem habe ich nur einen Troſt: das Leben Sulla's. Er war vier Jahr alt beim Aufſtand von Tiberius Grachus; ſiebzehn beim Tode des Cajus; achtundfünfzig, als er ſeine bluttriefende Diktatur, ſein Rächeramt niederlegte — woraus zu erſehen iſt, daß die demokratiſche Herrſchaft im alten Rom binnen eines halben Jahrhunderts die ganze Evolution ihrer Lebenskraft durchmachte — beginnend mit der Demogogie, endend unter der Diktatur. Frankreich wird es nicht länger aushalten als das alte Rom."

Dies war alles geſchrieben, bevor die Nachrichten aus Deutſchland kamen. Daß die deutſchen Demagogen pflichtſchuldigſt den franzöſiſchen nachahmen und Revolution machen würden, ließ ſich natürlich erwarten. Aber was ich nun erwartete: ein geharniſchter Widerſtand bis zum letzten Tropfen Blutes — ein Widerſtand, wie er aus dem Bewußtſein hervorgeht, für Recht und Ehre bis in den Tod zu kämpfen, und würde der Umſturz dadurch auch nur für eine Sekunde aufgehalten; — das erfolgte nicht! Wie ein Schwert ging es mir durchs Herz: Kein Gefühl für Recht und für Ehre! — und dem Volk gehörſt du an! — womit haſt du dieſe Schmach verſchuldet? — Im ſtummen Schmerz ſanken mir die Arme wie gelähmt herab, wenn ich Briefe aus Deutſchland bekam. Meiner Mutter ſchrieb ich:

„Sorrent, Villa Rispoli, April 2. 1848. Als wir in den Wagen ſtiegen, um hieher zu fahren, erwartete man in Neapel einen republikaniſchen Aufſtand, obwohl man eine ganz demokratiſche Konſtitution errevolutioniert hat. Denn das glaubt nur ja nicht — obwohl es in Deutſchland alle Welt zu glauben ſcheint — daß die Ruhe hergeſtellt ſein werde, wenn man Repräſentativ-Verfaſſungen einführt. Mit denen iſt dem Radikalismus gar nicht gedient! Er will tabula rasa machen, denn er iſt die äußerſte Spitze und die letzte unvermeidliche Konſequenz des demokratiſchen Prinzips der Gleichheit, das jetzt Europa mit Barbarei bedroht. Denn auf dem Punkt künſtlicher und komplizierter Civiliſation, auf dem ſich Europa befindet, iſt eine demagogiſche Herrſchaft — in welcher die Räder dieſer überverfeinerten Maſchine wirr und wild durch einander rollen — Anarchie, und dieſe ſtürzt unvermeidlich in Barbarei. — Wie mir zu Mut iſt, ſoll ich Dir ſagen? ja, liebe gute Mutter, das iſt gar nicht zu ſagen! dafür muß ich erſt Worte erfinden! die alten genügen nicht. Ich kann den Schmerz nicht überwinden, eine Deutſche zu ſein. Ich komme mir vor wie gebrandmarkt, weil ich zu einem Volke gehöre, das ſeit Jahren die großen Worte Nationalehre, Nationalbewußtſein und ſonſtige Nationalität im Munde führt — um im entſcheidenden Augenblick zu beweiſen, daß es ſie nie begriffen hat. Denn hätte es ſie begriffen, ſo würde es nicht in Frankreichs Fußtapfen treten, ſo würde es lachen über den Fünfziger-Klub, der in Frankfurt ſitzt oder ſitzen will; ſo würde es ſich empören bei dem Gedanken, daß man ihm dort ein Bürgerkaiſertum zurechtdrechſeln könnte, da es das Schickſal eines Bürgerkönigtums vor Augen hat. Ach, freie Inſtitutionen — d. h. bei mir ehrliche Inſtitutionen, die nicht das Tor verſchließen und die Hinterpforte offen laſſen, wie es bei den Preßgeſetzen war — mit welcher Freude würde ich ſie begrüßen! Aber in dieſer Zeit, mit dieſen Leuten, unter dieſen Verhältniſſen, nach franzöſiſchem Beiſpiel ſie fordern — das kann mich nicht freuen! nein, nimmermehr! — Ehe ich nach Deutſchland zurückkehre, muß ich die Verzweiflung bemeiſtert haben, die mir das Herz zerfrißt, und ich weiß gar nicht, ob mir das möglich ſein wird.“ — —

„Villa Rispoli, April 14. Aber was iſt denn das für eine unbegreifliche Verblendung in Deutſchland, mit dem Beiſpiel Frankreichs vor Augen und zur Seite, den Radikalismus Freiheit zu taufen und in ſeinen Strudel blödſinnig und kurzſichtig hinein zu taumeln! Welch eine moraliſche und ſeeliſche Unmacht — welch ein krankhaftes Gehirn — welch eine Unfähigkeit, geſunde Gedanken zu faſſen, ſpricht ſich in dieſer Verblendung aus! Und damit will man eine neue Zeit herauf führen! Ach Gott! nur aus dem Herzen, dieſem Mutterſchoß des Lebens, könnte eine neue Zeit geboren werden, und das Herz iſt den Leuten vor lauter Gelehrſamkeit und Philoſophie zerbröckelt. Aber jede andere Geburt iſt ein Wechſelbalg; — und das Ding, welches das ſogenannte Parlament zu Frankfurt ausheckt, muß ein Wechſelbalg erſter Ordnung werden.“

Zuletzt, um das Maß zu füllen, kamen die Nachrichten aus Holſtein — aus dem ſonſt ſo glücklichen und geſegneten Holſtein, welches jetzt, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, bis auf die Hefen den bittern Trank der Demagogenwirtſchaft leert. Ich ſchrieb meinem Bruder:

„Aber Ihr von der Ritterſchaft, ſeid Ihr wahnſinnig? ſeid Ihr taub und blind? Seht Ihr denn nicht, daß die Advokaten Holſtein in den deutſch-republikaniſchen Brei einkneten wollen? Weshalb vereinigtet Ihr Euch nicht augenblicklich gegen dieſe proviſoriſche Regierung?“

O dieſe Tage von Sorrent mit ihrem ſchneidenden Kontraſt zwiſchen einer paradieſiſch ſchönen Natur, die groß und weit Meer und Gebirg, Inſeln und Vulkan, getaucht in den Zauber des Lichtes und in die Fülle der Vegetation, zeigt und die ganze Herrlichkeit der Erdenſchöpfung in einem Rahmen zuſammenfaßt — und einem winzigen Menſchenherzen, deſſen Gram ſo tief, deſſen Trauer ſo ſchwarz, deſſen Schmerz ſo nagend war, daß es trotz ſeiner Kleinheit dieſe ganze wunderbare Schönheit dunkel — ja, tot machte — ſind mir unvergeßlich. So ſchön war die Welt, wie Gott ſie geſchaffen — ſo abſcheulich, wie der Menſch ſie zurecht gemacht hatte! aber ich konnte mich nicht wie ſonſt in ihre Schönheit verſenken und berauſchen. Der Oliven- und Orangenhain, der die Villa umgibt, endet mit dem ſchroffen Felſenabfall über dem Meer, welcher die ganze Küſte von Sorrent ſo maleriſch und phantaſtiſch macht, daß man immer meint, es müßten aus ſeinen Grotten, Klüften und Höhlen noch jetzt Syrenen auftauchen, um das Ohr ebenſo zu bezaubern, wie das Auge es iſt. Sitze eines antiken Theaters, unterwühlt von der Meeresflut, zerſtört von den mächtig ausgreifenden Wurzeln der Ölbäume, ſind noch am äußerſten Rande der Felſenwand erhalten. Dort ſaß ich jeden Abend, wenn die Sonne ſank hinter dem Epomeo auf Iſchia, wenn Himmel und Meer ſich auflöſten in Roſengluten, wie zwei Götter in einer unſterblichen Umarmung zuſammenſinkend, während die Küſten ſie umfingen, ſtrahlend wie eine Krone von Diamanten, lieblich wie ein Blumenkranz. Und wenn die gedämpften Roſengluten purpurfarben wurden, dann violett, dann blau, endlich ſilbergrau — und die Wellen ſtärker da unten rauſchten, und von oben herab, vom Kamm des Gebirges, ein großes Rauſchen der Eichen- und Oliven- und Maulbeer- und Orangenhaine antwortete. Und wenn die Nacht auf dieſem Rauſchen, wie auf mächtigen Schwingen, majeſtätiſch einherzog und ihren ſterndurchwirkten Schleier über die beſiegte Welt warf, — eine ſchwermütige Siegerin, welche das Schlachtfeld der Erde voll Toter und Verwundeter vor ſich ſelbſt verhüllt. Da ſaß ich oder ging auf und nieder, ſtundenlang, ſah und empfand ich die Schönheit der Natur, weil ſie überwältigend iſt wie alles, was unmittelbar aus der Hand Gottes kommt. Aber in die andre Schale der Wage warf ich mein Herz mit dem einen Gedanken: Warum wehrt ſich die Welt nicht gegen die Lüge und die Sklaverei, welche das böſe Prinzip ihr aufzudringen ſucht? ich verlange ja keine ſtrahlende Siege — nur Kampf! nur Gegenwehr! nur den Ausdruck der unverſöhnlichſten und überwindlichſten Verachtung — weiter nichts! Wenn das aber zu viel für ſie iſt, wenn ſie ſich dazu nicht mehr ermannen kann, wenn ſie unter das Joch der Lüge und Sklaverei kriecht — was fängſt du dann an? wie retteſt du dich aus ihr und wohin? — wohin? — Und da gab es in der ganzen großen wunderſchönen Natur nicht einen Punkt, nicht einen! bei dem ich gedacht hätte: Dahin! ja, da iſt Rettung für Dich! — Kein Land, kein Volk, keine Einſamkeit, kein Gebirg, keine Wüſte, kein Eiland, nichts zeigte mir den Hafen, nach dem ich mich vertrauensvoll hingewendet hätte. Nicht nach dem Orient wollt' ich mich retten und nicht nach dem Occident, ſondern — höher hinauf.

O ihr Tage von Sorrent, eure Erinnerung iſt mir ſüß und melancholiſch wie an eine erſterbende Liebe. Ach, wie hatte ich früher die Natur geliebt! wie konnte ich mich verſenken in Licht und Luft und Farben, mich ihnen hingeben, bis ich mir ſelbſt wie ein Traum wurde, der aus ihnen geboren war und keine von ihnen abgelöſte Exiſtenz beſaß, noch beſitzen mochte! nie war kein Tag mir zu lang, keine Beſchwerde zu groß, keine Entfernung zu weit, wenn es galt, einen neuen Zug ihrer ewig neuen Schönheit in's Auge zu faſſen! wie wohl tat ſie mir, immer beſchwichtigend, erfriſchend, beruhigend, zugleich ein Webſtuhl für die Phantaſie, ein Ruhebett für's Herz, das eine wohltätige Beſchränkung in ihren feſten Geſetzen empfing, deren Feſtigkeit mit Majeſtät und Anmut lieblich verhüllt wurde! Nun war das anders! ſie, die ſonſt Balſam für jeden Schmerz — — ein Schlummerlied für jede Klage gehabt hatte, bot mir für dieſes Weh keinen Lethe. Und das iſt nun einmal ſo mit mir, und iſt es weiſe oder undankbar, iſt es tief- oder leichtſinnig — ich weiß es nicht! aber es iſt ſo: Was in den großen, in den entſcheidenden Momenten, in den Wendepunkten und Erkenntniskriſen des innerlichen Lebens nicht mit mir aushält — was in ihnen blaß oder matt oder welk oder unzulänglich oder fremd wird — mögen es Menſchen oder Dinge ſein — das iſt eine hinſterbende Liebe und nimmermehr wird ſie lebendig in alter Kraft; denn die Liebe hat nur ein Leben oder kein Leben; iſt ewig, oder war nie etwas anderes als eine Fata Morgana der Ewigkeit. Nun, auch eine ſolche Wüſten- oder Meeresſpiegelung hat ihren Reiz! und die Natur behält ihn immer, weil ſie, unmittelbar aus der Hand Gottes

Rohheit und hingeriſſen von roher Geſellſchaft: er trank um ſich leiblich und geiſtig zu ſtärken, damit er das Leid, welches ihm unerträglich vorkam, ertragen könne. Daher trank er auch immer allein; und in dem darauf folgenden Zuſtand der Erregung fühlte er ſich beſſer, verſuchte zu arbeiten, malte wol gar. Aber das dauerte nie lange und die Abſpannung die hinterher eintrat war um ſo tiefer. Wie oft beſchwor ich ihn mit Thränen, ja auf den Knien, von dieſer unglückſeligſten Gewohnheit abzuſtehen, wenn er mir befahl das Erfoderliche herbeizuſchaffen! Ach .... er hat es mir immer verziehen! aber er konnt' es nicht unterlaſſen. Er ſagte zuweilen: Andreas, wenn Du wüßteſt wie ſchlecht und traurig mir zu Muth iſt, ſo würdeſt Du ſelbſt mir rathen mich davon zu befreien. Darauf erwiderte ich immer: Nein, gnädiger Graf, niemals auf dieſe Weiſe! — Aber es ging mir doch durch die Seele, daß er dabei ſo ſanft war und ſo gut blieb. Er iſt gewiß engelsgut und klug .... nur zu ſchwach, gnädige Gräfin. Daß er nur aus Schwachheit, und gar nicht aus Gemeinheit und Wildheit ſo handelte, kommt recht zu Tage wenn man bedenkt daß er wie umgewandelt war, ſobald irgend etwas vorfiel das ihn in Athem hielt und ihn recht intereſſirte. Bei dem mühſeligen Kriege hervorgehend, durch menſchlichen Aberwitz nicht verzerrt werden kann. Allein die Liebe, die ich ſonſt für ſie hatte, ſtarb in Sorrent! ich konnte mich noch an der Natur erfreuen — o ſehr! aber ich hoffte nichts mehr von ihr. Hoffnung bezieht ſich nur auf himmliſche und unſterbliche Gaben, als: Revelation göttlicher Geheimniſſe, Offenbarung göttlicher Schönheit, Eingebung göttlicher Erkenntnis. Sie hatte ſich nur als Spenderin ſterblicher Gaben erwieſen, denn ſie vermochte nichts gegen ein großes Herzeleid.

Im Junius kam ich nach Deutſchland zurück, nach Dresden, nach Berlin, nach Holſtein; und mein Gram trat in eine neue Phaſe.

„Ganz ſtupid ſehe ich auf die allgemeinen Zuſtände," ſchrieb ich. „Denn davon wird man ſtupid, auf der großen Schaubühne des politiſchen Lebens in einem ſo furchtbar gewichtigen Augenblick keine wahren Staatsmänner zu finden. Was jetzt obenauf iſt und ſich brüſtet und das große Wort führt, das ſind Mittelmäßigkeiten ohne Genie und ohne herrſcheriſche moraliſche Kraft; oder Männer des Umſturzes, die in meinen Augen alle auf der Stirn ein Brandmal tragen. Nicht ein eminenter Charakter, zu dem man ſich flüchten — nicht ein überlegener wiſſender und könnender Geiſt, an den man ſich ſchließen, mit dem man Partei machen möchte! Es kommt kläglich zum Vorſchein, daß Oppoſition machen und ſtaatsmänniſche Befähigung haben — mit nichten in Deutſchland Hand in Hand geht. In England freilich lacht man über denjenigen, der Oppoſition macht, ohne fähig zu ſein, Premier zu werden! hier aber lebt man in dem blöden Wahn, daß die ganze Partei, die gegen Regierungen, Geſetze und Beſtehendes Zeter geſchrien hat und noch ſchreit — von Genies aller Art wimmele. Wir werden es erleben, wie dieſe Genies gleich tauben Nüſſen zu Boden raſſeln werden, wenn die Windſtöße kommen — und das ſoll mir eine Wonne ſein!“ — — —

„Und wie dieſe wenigen Monate bereits die Charaktere gemein gemacht oder die gemeine Anlage in ihnen entwickelt haben — das iſt ebenſo erſtaunlich als erſchreckend. Wo die Demokratie obenauf iſt, geht's mit der edlen Geſinnung reißend bergab; denn Neid zum erſten! Neid zum zweiten! Neid zum dritten! — das iſt ihr Character indelebilis! Neid nach jeder Richtung hin — wie die alte Geſchichte von Ariſtides dem Gerechten ein weltberühmtes Beiſpiel davon gibt! Wie verderblich muß alſo das Gleichheitsprinzip ſein, welches den demokratiſchen Inſtitutionen zur Baſis dient, da es die Seelen nicht anfeuert, dem Ausgezeichneten nachzueifern, das ihnen begegnet, ſondern nur die grimmige Schadenfreude in ihnen weckt, es ſo geſchwind wie möglich in ihren Staub und in ihren Sumpf hinab zu ziehen! da jeder es als eine perſönliche Kränkung betrachtet, daß es eine Tugend, ein Genie, einen Charakter, einen Rang, einen Reichtum, ein Anſehen, einen Stand gibt, welcher höher und ſtrahlender als ſeine Tugend, ſein Geiſt ꝛc. ꝛc. ſind! Die gemeinen Naturen wuchern auf dieſem fetten Boden moraliſcher Verſumpfung, der ſo recht ihr Element iſt. Dawider hätte ich nichts; ſie ſind in ihrem Recht; jeder hat da zu leben, wohin er gehört. Aber daß diejenigen, welche man für tüchtiger und rechtſchaffener gehalten, mit Katzenbuckeln und Speichelleckerei ſuchen ſich in den Sumpf hineinzuſchmiegen, damit man nur beileibe nicht glaube, ſie erkennten ihn nicht für den wahren Thron an, auf welchem der König Volksſouverän geboren werde — das iſt eine Schmach für die Zeit. Und ſetzt dieſe Geſinnung ſich feſt in Europa, ſo wird Gott barmherzig ſein und mich zuvor ſterben laſſen.“ — —

„Wie der Bohun-Upas-Baum, deſſen giftige Atmoſphäre Tod aushaucht — ſo wirkt dieſe Zeit auf mich: ſie tötet mich ſeeliſch. Jede Zeit haucht ihren Stickſtoffgas aus, und die jüngſtvergangene tat es in ſo reichem Maß, daß dieſe Todesluft aus gar manchen vermorſchten und verweſten Zuſtänden aufqualmte. Das haben wohl nicht viele tieſer empfunden und beſtimmter ausgeſprochen als ich. Aber die himmliſche Hoffnung durfte über der dumpfen Atmoſphäre ihre Flügel ausbreiten! Ich durfte hoffen, daß in den Kalamitäten, welche hereinbrechen würden und müßten — der beſſere und edlere Teil der Menſchheit ſich ſammeln würde zur Kraft, ſich ſcharen würde zur Wahrheit; mit einem Wort: das gute Prinzip vertreten, indem er die gute Sache verteidigen würde. Statt deſſen weiſen ſich die Menſchen als matt und erſchöpft, unfähig Wahrheit und Recht zu wollen, d. h. unfähig der Lüge und dem Unrecht mit dem Stahlhandſchuh in's Geſicht zu ſchlagen. O beileibe nicht! das könnte ſie beleidigen, die edle Lüge! das könnte kränken das herrliche Unrecht! das könnte die allgemeine Verwirrung noch wirrer machen! Und vielleicht geht doch noch etwas Gutes aus ihr hervor! — — ſo wird gedacht, geſprochen, gehandelt. Etwas Gutes aus ihr hervor? Ja, wenn Ihr eine tüchtige Reaktion meint, — das laſſe ich gelten! Oder wenn Ihr meint, daß der Teufel wohl ſchon gezwungen worden iſt, wider ſeinen Willen eine Kirche zu bauen; — das laſſe ich ſehr gern gelten; aber dann zwingt ihn auch wirklich dazu, denn mit Wünſchen reicht man nicht weit. Meint Ihr aber, das Gute werde kommen als die natürliche Folge der jetzt eingeſchlagenen Richtung? Nun — das Gute will ich Euch überlaſſen. Ich mag es nicht! nein, nicht um die Welt! Und würde mir von dort eine Krone geboten, die mich zur Königin des Erdballs machte — oder eine Brotrinde, die — nicht mich! ſondern mein Liebſtes vom Hungertode retten könnte: ſo würde ich ſagen, nein! ich nehme nichts von der Lüge. Ihr Katzengold kann mich nicht blenden! ihr ſchmetternder Jubel nicht betäuben, nicht einen einzigen Augenblick, Gott Dank!"

In den Monaten Auguſt fiel der erſte Sonnenſtrahl nach langer Finſternis: die Siege der öſterreichiſchen Armee in Italien.

„Neuhaus, Auguſt 17. 1848. O Wonne und Jubel! am 6. mittags iſt Radetzky wieder in Mailand eingezogen. Alter Held, wie erquickſt Du meine Seele! in einer Zeit, wo Treuloſigkeit an der Tagesordnung und hoch geprieſen iſt, haſt Du die Treue heroiſch zu Ehren gebracht. O Dank, heldiſcher Greis! Hat ſich je eine Armee für die Ehre geſchlagen, ſo iſt es dieſe öſterreichiſche in den Gefilden der Lombardei. Darum verdient ſie in meinen Augen Lorbeerkronen wie kein Alexander und kein Cäſar! Die ganze Monarchie war desorganiſiert, die Kaiſerſtadt vom Pöbel oder von Narren kommandiert, die Provinzen im Aufſtand, der Kaiſer geflohen, jede Autorität machtlos; nirgends eine Lebensäußerung der Regierung, die Hilfe, Beiſtand und Ermunterung gewährt hätte; Frankreich jeden Augenblick bereit, als Feind aufzutreten. Das einige Deutſchland aber, das den wahnwitzigen und ungerechten Krieg Holſteins gegen Dänemark gerade ſo erbärmlich führt, wie der demokratiſche Popanz der „Einheit Deutſchlands" es verdient: das ſah mit Schadenfreude zu, wie Oeſterreich ſein Lebensblut in Strömen vergoß und eilte ihm nicht zu Hilfe! — Aber trotz dieſer ganz ungewöhnlichen Maſſe von lähmenden Umſtänden — trotz des Mangels an Beihilfe und Sympathie — trotz der anfänglichen Ungunſt der Kriegsgeſchicke — hat Radetzky mit ſeiner Armee langſam, unermüdlich, Schritt um Schritt gekämpft, gelitten, geblutet und endlich geſiegt — für die Ehre! und ſich dadurch eine Glorie erworben, wie kaum eine zweite in der Geſchichte zu finden iſt."

Ich lebte wie der Salamander im Feuer in dem unauslöſchlichſten Haß und der unbeſieglichſten Verachtung des demokratiſchen Prinzips und ſeiner Vertreter, Anhänger, Nachbeter; und zwar mit ſolcher Vehemenz und Intenſität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen iſt bei all den Untaten, welche der Herbſt brachte, und über welche allzu ſelten der ſiegende Donner der guten Sache hinrollte. Ich lebte zurückgezogen in Dresden, ohne an irgend einem Umgang Freude zu finden. Man ſprach immer über dieſelben Gegenſtände, die man ſchon für ſich immerfort überdachte, immer in den Zeitungen las. Für Kunſt, für Literatur hatte ich ſo wenig Intereſſe, daß ſie gar nicht mehr für mich exiſtierten. Ich beſchäftigte mich mit nichts Beſtimmtem, nahm nur das, was mir gerade unter die Hand fiel. Ich bekam die Maſern; die ſechs Wochen waren mir recht angenehm, weil ich nichts ſah noch hörte. Nach außen ſchloß ich mich ſtreng ab. „Ich will eine Oreade ſein, ſprach ich zu mir ſelbſt: ein Geiſt, der im Felſen wohnt — im harten, ſchroffen, abwehrenden Felſen. Wer weiß, welch eine Kraft ſich durch Stille und Schweigen in mir entwickeln ſoll. Zuweilen kommt es dem Charakter zu gut, wenn der Geiſt wie ein Bergmann in einer halb verſchütteten Mine bei einem trüben Grubenlicht arbeitet. An mir und an meiner Zukunft verzage ich nicht. Auf Zeiten kann ich deſperat werden oder melancholiſch — und jetzt bin ich beides! jedoch mehr, weil ich an andern als an mir ſelbſt verzage. Das klingt ſehr hochmütig, aber ich kann es darum nicht ändern, weil ich ſehe, wie allgemein, wie beſinnungslos, wie unwillkürlich die Menſchen unſerer Tage dem demokratiſchen Prinzip huldigen, welches zufolge meiner heiligſten Überzeugung keines iſt, das die ſtarke und edle Seite der Menſchheit entwickelt. Mit ſeinem Streben nach materiellem

Behagen für alle, ruft es in allen Selbſtſucht, Aberwitz, Sinnlichkeit, kurz die ganze Gemeinheit der menſchlichen Natur hervor. Wie kann ich alſo Dem vertrauen und von Deſſen Zukunft etwas hoffen, der ſich ihm hingibt? das wäre ja ein Widerſinn! Aber ich glaube, daß diejenigen, welche ihm nicht huldigen und welche — wenn auch nur in ſchwacher Minorität — den Gegenſatz zu der allgemeinen Zeitrichtung bilden, dazu beſtimmt ſind, die Lebenskeime zu pflegen, die noch im zerfallenden Leichnam exiſtieren und ſie, wie eine Saat unter der winterlichen Schneedecke, für irgend einen Frühling zu retten. Zu dieſen Gegenſätzlern gehöre ich und deshalb kann ich nicht an mir und meiner Zukunft verzagen." — (Dresden, November 30.)

Der Winter verging; der Frühling kam. Aller Welt werden die entſetzenvollen Tage des Monats Mai 1849 in friſcher Erinnerung ſein; — wenigſtens friſcher als mir, denn über jenen Mai und über mein Herz legte der Tod einen Trauerflor, der ſo dicht und ſo ſchwarz war, daß ich lange, lange Zeit gar nichts gewahr werden konnte, nichts im Himmel, nichts auf Erden, nichts in mir, nichts um mich her.

Aber an jedem Sonntag ging ich in Dresden in die Meſſe und da weinte ich, als ob ich in meinen Tränen mich auflöſen wollte — als ob ein weicher Frühlingshauch das Eis von der Bruſt ſchmelzen machte — als ob eine warme Hand ſich lind auf das ſtarre Herz legte. Wie ging das zu? Damals hatte ich keine Ahnung davon. Jetzt begreif' ich es. „Mit ewiger Liebe lieb' ich Dich, darum erbarme ich mich Dein und zieh Dich zu mir!“ Lautlos, wortlos geht dieſer Ruf vom Altar aus, wo in der Euchariſtie das verſchleierte Herz des Gottes der Liebe wahrhaft lebendig iſt und mit göttlicher Macht an jede Seele klopft; am mächtigſten an die troſtloſeſte, weil er ſie tröſten kann — nur er! Dieſes heilige Myſterium, dieſes Wunder der göttlichen Liebe, welches wirklich das Wunder würdig eines Gottes iſt — kannte ich damals nicht. Ich hatte nur das Bedürfnis, an geweihter Stätte zu knieen, kaum darf ich ſagen zu beten, denn ich weiß nicht, ob ich betete! und ſiehe! ſo recht wie dem verlornen Sohn kam mir die göttliche Liebe ſchon entgegen, als ich nur den allerkleinſten Schritt zu ihr hin tat. Wohl war er klein — und bald ſtockte er ganz, denn ich brachte den Sommer wieder in Holſtein zu, ohne daß ich auch nur den leiſeſten Wechſel in meiner Seelenſtimmung wahrgenommen hätte.

Von dort kehrte ich am 6. Oktober mittags nach Dresden zurück, und ſo wie ich mein Schreibkabinet betrat, ſetzte ich mich an den Leſetiſch und ſchlug aufs Geratewohl die heilige Schrift auf —

ein Exemplar, das ich beſonders liebte, weil es die Reiſe in den Orient mit mir gemacht hatte. Das ſechzigſte Kapitel des Iſaias hatte ich aufgeſchlagen und mein Blick blieb auf dem erſten Verſe haften. „Mache dich auf, werde Licht, Jeruſalem! denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht über dir auf.“

Einen unvergeßlichen Eindruck machten mir dieſe Worte: Ich ſtützte den Kopf in die Hand und blieb ſo ſitzen vor dem aufgeſchlagenen Buch — ich weiß nicht wie lange. Mahnend, ermunternd, vorwurfsvoll, verheißend ſahen die Worte mich an: „Mache dich auf, werde Licht!“ In die ſchwarze eiſerne Nacht meiner Seele glitt etwas wie Morgendämmerung hinein, ganz ſchwach, ganz bleich, aber tief unten am Horizont begann es zu dämmern. Dieſe Art, den Schmerz zu tragen, war eine Auflehnung gegen die Schickung Gottes, den Willen Gottes. Das hatte ich längſt gefühlt; aber ich *wollte* mich nicht reſignieren! ich wähnte, der Trotz könne vielleicht das Herz brechen. Das tut er aber nicht, er verſteinert es nur. Er hebt das Herz nicht aus der Bruſt und in eine höhere Welt hinein; er ſargt es nur in der Bruſt ein, ſo daß wir die eigene Leiche unſeres beſſeren Selbſt in uns herum tragen. Ich ſtarb nicht am Gram, nicht an der Rebellion; ich lebte! alſo wollte Gott mein Leben. Hatte ich in Griechenland war nicht davon die Rede. Leider bekam er zu heftiges Blutſpeien um die Strapazen aushalten zu können! — und gnädige Gräfin wiſſen ja ſelbſt am Beſten, daß hier in Paris über ein Jahr keine Spur der jammervollen Neigung ſich gezeigt hat. Ach, wie froh war ich! wie dankte ich Gott wenn ich den Grafen ſo munter, lebhaft und theilnehmend bei der gnädigen Gräfin ſah! ein neuer friſcher Geiſt war über ihn gekommen und wie erlöſt von einem böſen Dämon kam er mir vor. Wie ich die gnädige Gräfin geſegnet und für ſie gebetet habe — das weiß Gott allein .... der auch wol wiſſen wird, weshalb im vorigen Herbſt wieder das Unheil hereinbrach, erſt ſchwach und ſehr ſelten, aber ſtärker um die Zeit des Wochenbettes der gnädigen Gräfin — bis es denn jezt recht übel geworden iſt.“

„Wol iſt es übel, mein armer guter Andreas, ſagte Clelia gefaßt, aber hofnungslos bin ich nicht. Wir haben jezt eine trübe Zeit zu beſtehen, der Graf und ich; allein ſie wird auch wieder beſſer werden und ihn dann ermuthigen und beleben. Schweigen Sie gegen den Grafen über dies Geſpräch von dem er nichts ahnen ſoll und darf, und bleiben Sie ihm ſo treu wie ich Ihnen dankbar für Ihr Vertrauen und Ihre Ergebenheit bin.“

nicht immer behauptet, es ſei der Zweck des Lebens, unſern Willen dermaßen mit dem Willen Gottes zu einigen, daß beide zuſammenfielen? und war es nicht eine notwendige Konſequenz meiner abſoluten Natur, zu leben und zu handeln, wie ich dachte und ſprach? Warum denn ſetzte ich mich jetzt in der Oppoſition gegen den göttlichen Willen und gegen meine eigene Überzeugung — alſo im Zwieſpalt mit mir ſelbſt feſt? Das mußte mich elend machen. Und in dieſes Elend fiel der Weckeruf des Wächters von der Zinne des Tempels: „Mache dich auf, werde Licht!“

Die Frage: Was nun? trat mir ſehr natürlich zuerſt entgegen. Nicht einen einzigen Augenblick ſah ich mich in der Welt um, ob da irgend ein Troſt, ein Reiz, eine Hoffnung für mich ſei. Ich hab' es nie verſtanden, in Illuſionen zu leben! ich konnte irren in Wünſchen und Beſtreben, weil mir die Wahrheit wirklich verborgen war; aber mich täuſchen und zur Unwahrheit ſprechen: Jetzt ſollſt du mir Wahrheit ſein! das konnt' ich nie! wie hätte ich es jetzt vermocht, da ein furchtbares Ringen nach Licht ſich in meiner Seele ſchlagfertig machte. Nein, mit der Welt hatte ich alles abgetan und gründlich! Warum ich nicht ſchreiben möchte? ward ich öfter gefragt, ward gebeten es zu tun, es würde mich zerſtreuen, feſſeln, den Gedanken eine andere Richtung geben. Hätte ich es gekonnt, ſo wäre das alles richtig geweſen; ich konnte aber nicht, und in der Sphäre ſchöpferiſcher Tätigkeit gilt nichts, als können. Meine Antwort lautete immer gleich: Der Zeit und der Welt, die ich um mich ſehe, habe ich nichts zu ſagen, denn wir haben kein Herz zu einander — und ohne Herz vermag ich nun einmal nichts. — Nein, ich dachte nicht im entfernteſten an irgend eine ſchriftſtelleriſche Tätigkeit, und umſoweniger, als ich viel zu unruhig und aufgeregt zu einer ſtarken geiſtigen Konzentration war. Um arbeiten zu können muß man ſich genug überwinden können, um ſtörenden wenn auch geliebten Gedanken einen Riegel vorzuſchieben oder ſich wenigſtens nicht umzublicken, wenn ſie doch eintreten und uns über die Schulter ſehen. Ich war aber ſehr fern von dieſer Überwindung.

Mit Beſchäftigungen erfinden, um die Zeit hinzubringen oder um nicht mit den Händen im Schoß zu ſitzen — hab' ich ebenfalls nie verſtanden. Das kam mir ſo überflüſſig vor! Was nicht notwendig war — weshalb geſchah das überhaupt? Dieſe ſeeliſche Trägheit hatte, wie ich glaube, darin ihren Grund, daß ich früher, als ich ſchrieb, und viel und ſehr lebhaft ſchrieb — zu Zeiten ein gründliches Ausruhen bedurfte, wo ich nichts tat als ſpazieren gehen, und mit nichts mich beſchäftigte als Bücher zu leſen über gewiſſe

Gegenſtände und Fragen, die ich zu anderen Zwecken und Intereſſen benutzen oder kennen wollte. Dieſe zwei Dinge hielt ich für ebenſo notwendig, als daß ich meine Bücher ſchrieb und reiſte; und für das Leben, welches ich damals lebte, weil ich kein höheres kannte — war das alles auch wirklich notwendig. Als es mir fehlte, als ich nicht mehr ſchrieb, nicht mehr reiſte, nicht mehr für einen beſtimmten Zweck leſen konnte — weil ich keinen hatte— wußte ich gar nicht, was ich mit meiner Zeit anfangen ſollte. Wenn nicht ein innerlicher Drang mich beſtimmte, nach dieſem oder jenem Zweige des Lebens zu greifen, ſo griff ich nach nichts, weil alles Äußerliche, alles Oberflächliche ohne Macht über mich war.

Alſo: Was nun? — Blieben mir nicht Freunde? Gewiß! und viele Freunde, die in vielen Abſtufungen und Schattierungen mir nahe ſtanden und lieb waren. Aber — ſie alle werden begreifen, was ich jetzt ſagen werde: durch den Tod eines Menſchen waren für mich alle Menſchen im Preiſe geſunken. Nicht in Beziehung auf ſie — ſondern auf mich. Sie behielten ihre Vortrefflichkeiten, blieben lieb und gut, klug und angenehm; aber ich — begehrte das alles gar nicht mehr.

Ich weiß, daß viele in dieſem Punkt anders denken und empfinden; daß ſie ſich nach einem großen Verluſt tiefer und inniger an das ſchließen, was ihnen geblieben iſt; daß ſie ſich in ihrem Lebensgeleiſe nach der erſten Erſchütterung wieder faſſen und geſammelt ihres Weges gehen können. Daß ich es nicht konnte, beweiſt eben nur, welch eine immenſe Erſchütterung — nicht einer Empfindung, nicht einer Fähigkeit, nicht einer Richtung, ſondern des ganzen Weſens dies geweſen war. Wie ein Erdbeben Bäume auf nackte Felſen verſetzt, ſo geſchah mir. Der ganze Lebensbaum ward aus dem Erdreich, in welchem er Wurzel geſchlagen und Laub und Blüten getrieben hatte, herausgehoben und in ein anderes verſetzt.

Mein Herr und mein Gott! Wohl war es ein anderes, das Du liebend mir zugedacht hatteſt. als dasjenige, in welchem ich lange Jahre ſo feſt mich eingewurzelt hatte, als ob [illegible] allein meine Seele nähren könne, während ſie doch, zuweilen unbewußt. aber zuweilen mit ganz klarem Bewußtſein wie ein Schiffbrüchiger am Meeresſtrande nach dem fernſten Horizont ſpähte, ob nicht ein rettendes Segel ſich zeige! Sie lebte in keiner Wüſte, in keiner Einöde — o nein! ihr Land kam ihr manchmal recht ſchön vor, recht reich — allein immer warf ſie den Blick darüber hinaus! Immer ſprach eine Stimme in tiefſter, innerſter Bruſt: Es muß aber noch etwas anderes im Leben und mit dem Leben zu machen ſein. Dieſe Stimme war der Anklang der Sehnſucht nach dem übernatürlichen Leben, zu dem Deine Liebe, Deine Gnade uns beſtimmt hat. Aber eingewickelt in die Kreatürlichkeit und eingewurzelt in der Irdiſchkeit, iſt jene Stimme uns eine Qual, weil wir das himmliſche Alphorn wie aus einer unerreichbaren Höhe vernehmen und uns dabei ſagen müſſen: Und doch bin ich dort daheim! — Und wie aus Schmerz, nicht dahin gelangen zu können, klammern wir uns umſo feſter an die Geſchöpfe und begehren von ihnen, was ſie nicht ſein, nicht gewähren, nicht geben können, ſo daß wir, weil wir uns mit ihnen für die Ewigkeit einrichten möchten, uns das Herz zerſchmettern, indem es überall an Schranken prallt, welche die Endlichkeit um uns zieht. Ach, wer das wüßte, wenn er das Leben beginnt! wenn er ſich hinauswirft aufs Meer, ſo kühn, ſo ſicher, daß nun die Inſeln der Glückſeligkeit entdeckt werden müßten! Welche Irrfahrten, welche Stürme, welche Ungewitter hat er zu beſtehen, bis er ſie gefunden! Und dann? — nun dann ſchaut er ſich um auf dem Eiland, deſſen König er geworden und — blickt in die blaue, unendliche, dämmernde Ferne des Meeres träumeriſch, erwartungsvoll hinein, gerade wie ich! — Wem von uns hat je ein irdiſches Glück das Herz ſtill gemacht? Keinem! Reſignation kann es uns geben, noch nicht Befriedigung, denn dieſe quillt nur aus dem Ewigen, dem Unwandelbaren — und alles irdiſche Glück, auch das feinſte und höchſte, iſt wandelbar. Aber das wollen wir nicht glauben, ſo lange wir auf unſern Meeresfahrten oder auf unſerm verzauberten Eiland ſind; und immer gehört eine Erſchütterung unſers ganzen natürlichen Menſchen dazu, damit wir uns durch Deine Gnade über die Natur erheben laſſen, mein Herr und Gott! damit wir erkennen, daß nur Deine Liebe die wahre Sehnſucht unſrer Seele geweſen iſt, und daß wir, ohne ſie, in einer übergoldeten Schattenwelt gelebt haben. — — —

Vor der Hand lag der Baum des Lebens noch am Boden und ich begriff, daß dies nicht ſein Platz ſei. Aber wo war der? ich ſchrieb:

„Illuſionen kann ich mir nicht machen und zu mir ſelbſt ſprechen: Verſuche dies! verſuche jenes! vielleicht hat die Welt doch noch etwas Verborgenes für dich.“ Der Ruf der Erkenntnis iſt immer wach: Nein, nein! ſie hat nichts! Alſo — was nun? — Gott?

Da ſtand das Wort, das Eine, das Ewige, welches früher oder ſpäter für jede Seele das Einzige werden muß. Denn wenn Gott nicht alles iſt, ſo iſt er nichts. Nebenbei — läßt Gott ſich nicht lieben! nur ganz oder gar nicht. Ich hielt über mich gelaſſenes Gericht und ſprach zuletzt ſehr ruhig zu mir ſelbſt: Du haſt ihn gar nicht geliebt und vielleicht — auch gar nichts von ihm gewußt; nur von ihm geträumt oder gefabelt. Wende dich, um ihn zu erkennen, an die geoffenbarte Religion, von der du ſo wenig weißt und ſuche in ihr die ewige Wahrheit, die du ſo lange ſchon geſucht und nicht gefunden haſt. Sie wird dich zu Gott führen. Auf dem Wege, den du bisher gegangen biſt, findeſt du Gott nicht, denn in den ſchwerſten Stunden deines Lebens warſt du fern von ihm! Das wäre unmöglich, wenn das Licht der Wahrheit dieſen Weg erleuchtete. Alſo „mache dich auf! werde Licht!“ und ſuche dir einen neuen Pfad.

So wie ich einmal zu einem Entſchluß gekommen bin, mache ich mich gleich daran, das Fundament zu legen. Und ſo ließ ich mir denn jetzt auch drei Bücher bringen, welche meine Frage bis auf den Grund beantworteten: Luthers großen und kleinen Katechismus; — die Bekenntnisſchriften der evangeliſch-reformierten Kirche von Böckel, und die Beſchlüſſe und Kanones des heiligen Konzils von Trient, überſetzt von Egli. Nun ſtand ich an den Quellen und wußte ſehr bald, in welcher von ihnen das Waſſer des Lebens enthalten ſei; denn ich las das letzgenannte

Buch zuerſt und ſchrieb ſchon am 14. November 1849:

„Iſt es genügend, um in die katholiſche Kirche einzutreten, von dem Glauben durchdrungen zu ſein, daß dieſe Kirche der ſichtbare Leib des unſichtbaren Gottes iſt — und daß ihr tiefſinniges Dogmengebäude die weſentliche Form bildet, durch welche er ſich offenbart? — Iſt es genügend, die heiße Sehnſucht zu haben, ſich der katholiſchen Kirche anzuſchließen, weil ſie das Einzig-Unvergängliche auf dieſer vergänglichen Erde iſt, und weil ſie dasjenige bietet, was der Doppelrichtung des menſchlichen Weſens entſpricht? — begrenzt in ihrer Form durch die Tradition, entſpricht ſie unſerm Bedürfnis nach Einheit — und unbegrenzt in ihrem Weſen, eröffnet ſie der ringenden Seele einen unendlichen Spielraum zum Streben nach Verklärung. — Sind jener Glaube und jene Sehnſucht genügend, ſo darf ich mich zu ihr bekennen.“

„Ja, das war es! da hatte ich den Punkt gefunden, nach welchem der Drang der Seele gebieteriſch verlangte! da gab es für ſie unſägliche Ruhe und unendliche Bewegung! für dieſe das Streben, um aus einem Kind des Staubes ein Kind Gottes zu werden — für jene das Bewußtſein, daß die Einheit, an welcher machtlos die Stürme und Blitze von faſt zweitauſend Jahren herabdonnern, nur darum ſo unzerſtörbar ſein könne, weil ſie die göttliche Wahrheit, die volle Offenbarung in ſich faßt und unbeirrt von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt. Ja, das war es! da war eine geharniſchte Konſequenz, eine Rüſtung ohne Fugen, aus Licht gegoſſen, wie die des Erzengels! nichts Unbeſtimmtes, keine Widerſprüche, keine Halbheiten! Alles griff in einander, folgte auf und aus einander — welch ein glückſeliger Fund für meine poſitive und den Träumereien abholde Natur! Ich ſpreche mit ganz irdiſcher Auffaſſung, weil ich ſie damals hatte und noch nicht wußte, welchen Gewinn ich für meine Seele finden würde. Reue, oder Bedürfnis, mein Heil zu gründen, oder mich mit Gott zu verſöhnen — empfand ich gar nicht. Ich ſuchte die Offenbarung der göttlichen Wahrheit, um ihr mein Herz hinzugeben, damit es nicht in Abgründe verſinke; an einen andern Erfolg dachte ich nicht! und nun lag ſie vor mir! Freilich erſt wie ein Skelett, in einem Buch, welches nichts gab als die einfachen, kurzen, beſtimmten Lehrſätze. Aber gerade dieſe harmoniſche Vollkommenheit in dem anatomiſchen Bau ließ keinen Zweifel aufkommen, daß er die Wohnſtatt des Lebens, des ewigen, ſein müſſe. Keinen Menſchen fragte ich um Erklärung, Belehrung, Rat; — nicht einmal mich ſelbſt. Ich nahm die Dogmen auf, wie ſie da geſchrieben ſtanden. Und ebenſo machte ich es auch mit den proteſtantiſchen Bekenntnisſchriften. All meine eigenen Gedanken, Meinungen, Vorurteile, Bedürfniſſe legte ich beiſeite, denn ſie hatten ſich ja als unzulänglich erwieſen! denn ſie hatten mich ja aus dem Zuſammenhang mit Gott fallen laſſen und mich zu einem Atom herabgebracht, das Gefahr lief, in Zerwirbelung unterzugehen. Dagegen ſtemmte ſich die Natur und trat aus dem Wirbelwind heraus, und wie in eine Zelle voll Stille und Einſamkeit, mit unzerſtreuenden nackten vier Wänden hinein.

Um eines einzelnen oder einzeln betrachteten Dogmas willen kann niemand wünſchen oder ſcheuen, irgend einer Kirche anzugehören; denn das hieße einem einzelnen Gliede mehr Geltung zuſchreiben als dem ganzen Körper, und liefe wieder auf ein ſubjektives Meinen und Urteilen heraus, welches derjenige beſchloſſen hat, wenigſtens auf einige Zeit zu verleugnen, der einem Dogmengebäude mit Ernſt und Überlegung gegenüber tritt, und ergründen möchte, ob die objektive Wahrheit in demſelben wohnt. Ob alle Dogmen ſich zuſammenfügen, ordnen, folgerichtig wirken, von einem Lebenspunkt aus- und nach einem Lebensziel hingehen — ob ſie den ganzen Menſchen rundum und nach allen Seiten hin erfaſſen, um ihm ſeine erhabene Beſtimmung, Nachdem Andreas ſie verlaſſen, blieb Clelia mit ganz unentwirrbaren Gefühlen allein. Auf der einen Seite war es ihr eine tiefe Beruhigung ins Klare über Gundaccars Zuſtand gekommen zu ſein; auf der andern brach mit dieſem Zuſtand eine ſo dunkle Zukunft über ſie herein, daß ſie nur von einer Angſt erlöst ſchien um der andern anheim zu fallen. Sie mußte der gute Engel ſein der mit dem böſen um Gundaccar rang: das erkannte ſie; aber wie? aber womit? das erkannte ſie gar nicht, ſobald ihr nicht die äußern Verhältniſſe zu Hülfe kamen indem ſie ſich günſtiger geſtalteten. In dem Brief der Generalin fand ſie wenigſtens die Möglichkeit dies zu bewerkſtelligen, und obgleich es ihr einen leiſen, gegen Gundaccar ſorgſam verhehlten Schmerz machte das dereinſtige Erbtheil ihrer Kinder für ihre eigene Loskaufung hinzugeben, ſo zögerte ſie nicht — und fühlte ſich ſelig belohnt, als ihre Verheirathung mit Gundaccar wirklich einen günſtigen Einfluß auf ihn hatte.

So war ſie denn doch ſein Weib! ſo war das geliebte, angebetete und verehrte Geſchöpf denn doch einer zweideutigen Stellung entriſſen und auf den ihr gebührenden Platz geſtellt! für die Kinder, namentlich für den Sohn, war ihm das freilich nicht gelungen; aber ermuthigt durch ſeine Verheirathung den Weg dahin, die Mittel dazu klar zu machen und in die Hand zu geben — ob ſie hohe Ideale von Tugend und Glückſeligkeit vor ihm aufſtellen, und ihm die Befähigung verheißen, ſie zu erreichen — ob ſie nicht zu ſeinem winzigen Verſtand, zu ſeinem engen Erkenntnisvermögen, zu ſeinen natürlichen Geiſteskräften wie mit Ihresgleichen reden, ſondern weit und hoch von oben herab, aus einer Höhe, von der Menſchenſtimmen nicht erſchallen, mit Worten die Menſchenlippen nicht erfinden, eine göttliche Offenbarung und unwiderlegliche Bürgſchaft für deren Göttlichkeit verkünden — ob ſie jenen Abgrund in der menſchlichen Seele ausfüllen, der entweder ewig verſchleiert bleibt oder das volle Sonnenlicht der Wahrheit aufnimmt, weil er eben nur da iſt, um ſie und nichts anderes zu empfangen — dies allein kann den Eintritt in eine Kirche begründen, weil ſie den Glauben in uns erwecken: Dies ſind die Worte des ewigen Lebens. Und wer das glaubt, nimmt jedes Dogma als ein ſolches Wort auf. Da gibt es kein Markten, kein Feilſchen! da läßt ſich kein Abkommen treffen, keine willkürliche Deutung machen! man unterwirft ſich ganz oder gar nicht, denn eine halbe Unterwerfung iſt keine, weil göttliche Weisheit und menſchliche Weisheit nicht miteinander Schritt halten — weil dieſe, wenn ſie wahrhaft weiſe iſt, immer erkennt, daß ſie nur im Glauben die tiefſten Myſterien jener erfaſſen könne; und wenn ſie aberwitzig iſt, es nie erkennt, möge ſie auch behaupten, daß ſie in dem einen und andern Punkt ſich unterwerfe. Der Glaube iſt eine diamantene Kette, deren eines Ende in der Hand Gottes liegt und aus ihr zu uns herabſinkt. Ergreifen wir das andere Ende, ſo werden wir durch die feſt in einander greifenden Kettenglieder in Zuſammenhang mit Gott gebracht. Ergreifen wir ſie nicht — entweder weil wir nichts von ihr wiſſen wollen: ſo exiſtiert jener Zuſammenhang entweder gar nicht, oder ruht auf einer ſchwankenden Baſis, die von jedem Hauch der Meinung hin und her gewehet wird. Am 14. Dezember ſchrieb ich:

„Aber nur die katholiſche Kirche hat ihr Dogmengebäude unter Dach und Fach und zu einem Turm empor gebracht, der mit dem Blitzableiter der Autorität verſehen iſt. Denn der Quell dieſer Autorität iſt die von Chriſtus verheißene Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes. Welch ein frevelndes Beginnen der ſ. g. Reformatoren, ſich dagegen aufzulehnen und die Autorität des einzelnen über die des heiligen Geiſtes zu ſtellen!" — Und ſpäter:

„Klar und beſtimmt muß man ſich in dieſer Zeit ausſprechen, wohin man ſich halten wolle, ob zu Jehova oder zu Baal; zu Chriſtus oder zum Antichriſt. Wo iſt Chriſtus? — In ſeiner Kirche. — Welches iſt ſeine Kirche? — Die er auf Petrus gegründet hat, als er ſprach: weide meine Schafe.“

Die proteſtantiſchen Bekenntnisſchriften machten mir neben den trientiniſchen Beſchlüſſen gar keinen andern Eindruck als den des Abfalls von der Wahrheit — ſo verkehrt, ſo unvollkommen, ſo verdreht und ungenügend waren ſie. Doch las ich ſie mit großer Aufmerkſamkeit und das Reſultat war, daß ich zu der feſten Überzeugung kam: Wenn die Proteſtanten die Lehren ihrer Stifter kennten, ſo würde es ſehr bald keine andere Proteſtanten geben als ſolche, welche gegen jene Lehre proteſtierten. Und wenn die Katholiken die Beſchlüſſe des Konzils von Trient wirklich kennten, d. h. ihr Leben darnach einrichteten: ſo würden ſehr bald alle Proteſtanten katholiſch. Denn das ging für mich klar wie die Sonne aus dieſen Studien hervor: Nicht die Lehren Luthers und ſeiner Genoſſenſchaft hatten den großen Abfall bewerkſtelligt, ſondern er war gekommen, weil das katholiſche Leben nicht in Kraft ſtand. Wurde das wieder friſch und ſtark, begann das wieder mit liebendem Gehorſam und mit freiwilliger Unterwerfung, um in Heiligung zu enden: ſo gehörte die Welt der katholiſchen Kirche. Zu einer katholiſchen Freundin ſagte ich:

„Ich bin wie die Schwalbe, von der es heißt, daß ſie das Haus verlaſſe, welches baufällig iſt und den Einſturz droht. Ich verlaſſe jetzt den morſchen Bau, denn ich will ein Haus für die Ewigkeit, und ich weiß, wo ich es finde.“

Sie verſtand mich. Weiter ſagte ich nichts und zu niemand; aber am 1. Januar 1850 ſchrieb ich an den Kardinal-Fürſtbiſchof von Breslau, um ihn zu bitten, mir zum Eintritt in die Kirche behilflich zu ſein. Und er war es. Die drei letzten Monate des Jahres 1849 waren unbeſchreiblich ſegensreich für mich und bloß deshalb, weil ich den Entſchluß faßte, mich bei dem Suchen der Wahrheit gänzlich von meinem Ich zu trennen. So reich belohnt Gott die geringſte Anſtrengung, die der Menſch zu ſeinem eigenen Heile macht! Daß ich in ſo kurzer Zeit völlig mit mir ſelbſt einig werden konnten, wird niemand befremden, denk' ich, der mit einiger Aufmerkſamkeit dieſe Blätter geleſen hat. Er wird erkannt haben, daß mir nicht die Fähigkeit des Glaubens abging und nicht der Schwung, welcher mit Vorliebe die idealiſche Richtung des Menſchen verfolgt; ſondern ganz einfach — der Wille alles dran zu geben, nach nichts zu fragen, nach nichts mich umzuſchauen als einzig und allein nach der göttlichen Offenbarung; und daß der Wille mir deshalb fehlte, weil ich ein Geſchöpf mehr liebte als den Schöpfer. Ich habe gehört — ob es wahr iſt, weiß ich nicht! — der Magnet könne keine Anziehungskraft auf das Eiſen üben, ſobald ein Diamant zwiſchen ihnen liege. Jedes irdiſche Glück und Gut, das wir nicht in Gott beſitzen und nur im Hinblick auf Gott lieben, iſt ein ſolcher Diamant, der die Einigung der Seele mit Gott verhindert. Und je ſchöner er iſt, um deſto gefährlicher iſt er! denn blitzender Staub oder buntes Geſtein, von deſſen Wertloſigkeit man ſich nach kurzem Beſinnen überzeugt, übt keine Macht, iſt kein gewichtiger Schatz. Aber wenn in ihm Licht und Dauer und Reichtum und Feſtigkeit ſich verbinden — ja, dann macht er ſich zum Rivalen des göttlichen Lichtes, der göttlichen Fülle, der göttlichen Kraft, ohne doch die Macht zu haben, eine Seele ganz zu erfüllen, zu feſſeln, zu abſorbieren. Er bindet ihre Flügel und ſie leidet es; aber — ſie leidet doch! Es kommen doch die Augenblicke, wo ſie fühlt, daß ſie ihre Flügel ungehemmt brauchen müßte, daß eine Laſt, ein Druck, ein Hinderniß ſie beſchwert! Sie betäubt und zerſtreut ſich dagegen, ſie macht ſich ſogar einen Vorwurf daraus, ſie ſpricht ſich zur Ruhe; — aber immer iſt es, als wolle und müſſe eine höhere Hand die gebundenen Flügel löſen, und als hätte die Seele nichts darauf zu ſagen, als mit Auguſtinus: „Gleich! o gleich! nur noch einen kurzen Augenblick!“ — Und dieſer Augenblick würde vielleicht nie ein Ende nehmen, wenn nicht die geheimnisvollen Boten Gottes, die großen Erſchütterungen, zuletzt unwiderſtehlich an das widerſtrebende, trotzende Herz klopften und es überwältigten, ſo daß es ſeinen Willen hingibt, und ſpricht: Mein Herr und Gott, mache mit mir was Du willſt.

Wird dies aufrichtig und ſtandhaft geſagt und entſchloſſen danach gehandelt, ſo fehlt der göttliche Segen niemals dieſem Willen. Auch mir fehlte er nicht! Hatte es lange gewährt, ehe er zu ſeiner Berechtigung kam — denn es iſt eine Berechtigung des Willens, keine Schmälerung, ſich dem Höheren zu unterwerfen! es iſt der beſeligendſte Akt ſeiner Freiheit! — ſo brachte er mich doch ſchnell zur Erkenntnis, weil nur er zwiſchen ihr und mir gelegen hatte; kein andrer Glaube, kein Stückwerk einer andern Konfeſſion, welches ich erſt mühſelig hätte fortſchaffen müſſen. Dazu kam, daß ich mein Leben lang viele und heiße innere Arbeit gehabt habe, Arbeit, für die es keine Worte gibt, weil Worte ſie doch nicht erklären könnten. Wer ſie durchgemacht hat, verſteht ſie ohnehin und wer nicht, würde ſie auch nach Millionen Worten nicht verſtehen. Es gibt Klüfte und Tiefen in der Menſchenſeele, die nur das Auge Gottes ergründet, und die der Menſch doch einigermaßen in Harmonie mit ſeiner übrigen Weſenheit zu ſetzen hat. Dieſe Anſtrengung und meine Raſtloſigkeit, meine Heftigkeit und all meine Fehler — und wohl auch mein unermüdliches Streben nach dem Guten, Schönen, Wahren, wie ich es verſtand: hatten dermaßen das Erdreich meines Weſens durchackert und zergraben, daß, als endlich ein gutes Samenkorn darauf fiel, dieſes ſogleich Wurzel faſſen und ſchnell aufwachſen konnte. Ich habe gewiß mehr fehlgegriffen und mehr geirrt, als Tauſende, weil ich immer mit meinem raſchen vollen Herzen ganz und aufrichtig mitten im Irrtum war. Aber in dem Augenblick, als ein Strahl von der Sonne der Wahrheit mein inneres Auge traf, da ging es mir ebenſo und mein ganzes Herz war zweifellos mitten in ihrem Lichtkreis. Es iſt — ich möchte ſagen der Vorzug derjenigen, welche in immenſen Irrtümern gelebt haben: wenn ſie endlich glauben, ſo iſt es ein immenſer Glaube! Große Seelen werden ſchnell durch ihn verwandelt und in den Himmel verſetzt, wie der Phariſäer Saulus und der Manichäer Auguſtinus. Unſereiner geht ſeinen Schneckengang und in ihm unterſtützt und vor Mutloſigkeit bewahrt zu werden, ſo daß die Hoffnung auf den Himmel dennoch lebendig bleibt — iſt vielleicht ein noch größeres Mirakel des Glaubens.

Mich nicht öffentlich zu der Kirche zu bekennen, der ich meine Seele hingab, wäre im Widerſpruch mit meinem Charakter geweſen, denn nichts Halbes genügt und dem alles Heimliche ein Greuel und eine Unmöglichkeit iſt. Man hat mir ſeitdem geſagt, zu einem ſolchen Schritt gehöre viel Mut. In gewiſſen Verhältniſſen der Abhängigkeit, der Pflicht, der Rückſichten — iſt das möglich. Vielleicht auch für gewiſſe Charaktere. Aber ich mit meinen Allüren der Unabhängigkeit ging mit meinem ganz natürlichen Schritt unbefangen in die Kirche hinein, ohne die leiſeſte Anwandlung zu ſpüren, daß ich nun der Welt gegenüber meinen Mut aufrufen müſſe. Mit meiner Familie war ich, Gott Dank! im vollkommenſten Einverſtändnis, ſo daß ich gar keine Schmerzlichkeiten von einer Seite zu befürchten hatte, welche anderen bei einem ähnlichen Schritt manches Leid bringt, daß einige Proteſtanten ihn nicht begreifen würden, ach! das war recht natürlich! ſie wiſſen ja nichts von der Kirche. Daß oberflächliche Köpfe vielleicht ſagen würden: ich ſei nun verdummt und in die katholiſche Finſternis geraten, ach — ich ſchreibe mit tiefem Ernſt; aber darüber müßte ich wirklich lachen. Der mächtige katholiſche Tiefſinn iſt ſo wenig von der modernen Aufgeklärtheit zu faſſen, daß man gerade ſo gut der Mücke einen Wettflug mit dem Adler zumuten dürfte. O nein! mir war triumphatoriſch zu Sinn bei dem Gedanken, der Kirche anzugehören. Was hatte ich denn mein Leben lang gewollt und gewünſcht? nicht zuſammenhanglos mit dem Göttlichen zu ſein und nicht zukunftslos. Um das zu erreichen hatte ich nach irdiſchen Mitteln gegriffen, weil mir die hohe ſittliche Tatkraft fehlte, welche nach himmliſchen greift. Durch die Liebe ſchuf ich mir einen Zuſammenhang mit Gott, indem ich in ihr ſeine Manifeſtation ſuchte; und durch geiſtige Tätigkeit wollte ich mir die Zukunft erobern. Und ſo ging das fort, Jahr auf Jahr, mit unbeſieglicher Vermeſſenheit, trotz aller inneren Einſprechungen, Mahnungen und Warnungen. Aber die Langmut Gottes war nicht erſchöpft! er zog nicht ſeine Hand von mir zurück, um mich meinem traumbefangenen Halbſchlaf zu überlaſſen. Er legte ſie ſchwer auf mich und weckte mich, um mir zu zeigen, daß ich vom Endlichen nichts Unendliches — von zwei Händen voll Staub keine Unſterblichkeit erwarten dürfe. Aber zugleich zeigte er mir den Weg, auf dem ich finden könne, was ich begehre; den Weg, den die geoffenbarte Religion durch ihren Mund, die Kirche, uns lehrt. Da war der ewige Zuſammenhang mit Gott, durch den Glauben — und die ewige Zukunft in Gott, durch die Liebe — aber nicht für ein abgetrenntes, losgeriſſenes Einzelweſen, das ſich einſam an ihn hält; ſondern die erlöſte Natur fand durch die Offenbarung die Erlöſten zugleich mit dem Erlöſer in der Einheit dieſes Glaubens und dieſer Liebe. Sie bilden ſeine Kirche, ſeinen myſtiſchen Leib, das ganze Reich der heiligen, der erlöſten, der hoffenden, der kämpfenden Seelen, die in ihm als ihrem Haupt einen ewigen Zuſammenhang und eine ewige Zukunft haben. Jetzt wurde der Horizont der Welt mir weit, denn er ging über die Welt hinaus! jetzt wurde das Leben mir groß, denn der ganze Himmel gehörte mir zu meinem Leben! jetzt begriff ich die Liebe als die Liebe der Seelen, und ſie bekam einen unendlichen Maßſtab. Ich war, ich blieb ein Atom — und jetzt erſt recht! — in dieſer Unermeßlichkeit: aber kein verwehendes, kein zerflatterndes, das ſich unruhevoll hierhin und dahin wendet, und von den ſich kreuzenden Strömungen der Leidenſchaften, der Sehnſucht, der Neigungen umhergetrieben wird; kein Atom, das ſich nur ſelbſt beſtimmen und regieren, nie ſich unterwerfen, nie gehorchen will, das auf eigene Hand mit allem und mit dem alles aufzunehmen gedenkt, und folglich ein Spielball der Nichtigkeiten wird; ſondern ein Atom, das ſich unverloren und unverlierbar einer großen, ewigen, göttlichen Gemeinſchaft einverleibt weiß, weil es durch das Blut eines Gottes für gab er ſich der Hofnung hin allmälig und mit der Zeit auch für ſie eine ausgleichende Lebensgeſtaltung zu finden. Sein Lieblingsplan war nach England zu gehen und ſie dort zu erziehen, praktiſch tüchtiger und ſelbſtändiger als er glaubte es in Deutſchland und in ſeinen Verhältniſſen möglich machen zu können. Clelia, die denſelben wenig Einfluß auf ihre eigene Entwickelung beimaß, und bei der Einheit und frühzeitigen inneren Entſchiedenheit ihres Weſens unempfänglicher als reizbare bewegliche und ſchwache Naturen für ſolche Einflüſſe war, erklärte ſich dennoch bereit ihm mit Freuden zu folgen wohin es ſei; und ſie waren früher überein gekommen nach England zu gehen ſobald die Ueberſiedelung ohne Nachtheil für Clelias und des Knaben Geſundheit gemacht werden könne. Jetzt aber, nachdem Clelia einen ſo trüben Blick in Gundaccars Daſein geworfen, ſchien dieſer Plan ihr völlig unausführbar. Das Clima, der Himmel, der Boden, die ganze Natur von England konnten auf Gundaccars nervenmatte und herabgeſtimmte Organiſation unmöglich anregend und belebend wirken. Er mußte auf einen Boden verſetzt werden wo er, ihm ſelbſt unbewußt, durch jeden Athemzug, mit jedem Blick friſche Kräfte einſog, und wo der äußere Lebensäther der ihn umgab und trug, den Mangel ſie erkauft und mit ihr verſchmolzen, durch die Liebe eines Gottes für ſie begnadigt iſt. Das war der Zuſammenhang, für den meine Seele geſchaffen — das die Zukunft, für die ſie beſtimmt war! Nun verſtand ich den Ruf des Jſaias als einen lebendigen, der mir meinen Platz, mein Gut, mein Erbteil, mein alles gab: „Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöſet und Dich bei Deinem Namen gerufen; mein biſt Du!" — Sein war ich! Nur das Ich hatte ich verloren und einen Gott dafür gewonnen — und mir hätte nicht triumphatoriſch zu Sinn ſein ſollen? — —

Wie zwei Geſetze der phyſiſchen Welt Beſtand verleihen, Centripetal- und Centrifugalkraft, die Concentration und die Expanſion: ſo herrſchen zwei Richtungen, welche dieſen Urgeſetzen der Natur entſprechen, in der ſittlichen Welt: der Trieb, am Beſtehenden feſtzuhalten, und der Trieb, zum Neuen fortzuſchreiten. Jener hängt am Alten, an der Tradition, an der Autorität; dieſer ſucht das Neue, die Bewegung, die Umbildung. In jedem Menſchen, jedem Volk und jeder Epoche finden ſich beide vor; nur hat bald der eine, bald der andere die Oberhand. Herrſcht der eine übermächtig vor für eine Zeit, ſo wird alsbald der andere, als ſein natürlicher Gegenſatz, hervor getrieben. Jetzt hat die Bewegung dermaßen die Oberhand bekommen, daß ſie die negativen und paſſiven Naturen mit ſich fortreißt, aber eben dadurch die poſitiven veranlaßt, ſich feſter denn je entweder zu ihr oder gegen ſie zu ſtellen und — falls ſie zugleich aktive ſind — ſie drängt, durch eine Tat der Entſchloſſenheit in Wort oder Handlung darzulegen, wohin ſie gehören, damit es in alle Ewigkeit keine Unklarheit darüber gebe. Der Wahn von individueller Machtvollkommenheit jedes Einzelnen, ſich ſeinen Gott, ſeine Kirche, ſein religiöſes und ſittliches Geſetz ſelbſt ſchaffen zu dürfen, hat die allgemeine Weltempörung zur unvermeidlichen Folge gehabt und, dem Trieb der Bewegung blind und ohne Gegengewicht folgend, waren wir zu der ſchauderhaften Rebellion gelangt, an welcher jetzt die Menſchheit krankt.

Auch ich hatte einen Wahn geteilt, genährt; nicht im vollen Umfang, allein gerade ſo weit, wie er mir zuſagte. Als ich ihn in all ſeinen Folgen ſchleierlos ſah, ſprach ich zu mir ſelbſt: Ich lege den kläglichen Zepter nieder, den ich kläglich über mich ſelbſt geführt habe, und um in mir das Unkraut bis auf die Wurzel auszurotten, welches ſo üppig unter ihm gediehen iſt, kehre ich dahin zurück, wo Gehorſam und Unterwerfung den ganzen Adel der Tugend und die ganze Schönheit der Liebe haben, weil ſie der beſte Gebrauch der menſchlichen Willensfreiheit ſind — zur Mutterkirche! Und auf meine Erkenntnis muß mein Bekenntnis alsbald folgen. — Und ſo war mir auch von der Seite triumphatoriſch zu Sinn, denn in die lieben Arme einer Mutter kehrt man zwar mit tiefer Wehmut, aber dennoch freudejauchzend zurück.

Und ich bin zurückgekehrt — aus Babylon nach Jeruſalem, aus der Fremde in die Heimat, aus der Verlaſſenheit zur Gemeinſchaft, aus der Zerſplitterung zur Einheit, aus der Unruhe zum Frieden, aus der Lüge zur Wahrheit, aus der Welt zu Gott.

Nun ſage mir, o Du unbekannte Seele, die Du mir bis hieher gefolgt biſt, ſage — was denkſt Du? — Denkſt Du etwa: Die Frau iſt eine Schwärmerin? — aber Du findeſt in dieſen Blättern keine Spur von unbeſtimmter Exaltation. Oder: Sie ſagt nicht die Wahrheit! — aber bedenke, daß ich nie und zu keiner Zeit etwas anderes geſagt habe, als das, was ich für Wahrheit hielt, und daß man mir niemals den Vorwurf der Unaufrichtigkeit hat machen können. Oder: Es iſt ein ſtarker Geiſt des Widerſpruchs in ihr! — Das iſt richtig! ich widerſprach ſo lange, bis ich dasjenige fand, was jeden Widerſpruch beſiegt: die objektive göttliche Wahrheit; da unterwarf ich mich auf der Stelle und bedingungslos. Oder: Sie iſt ariſtokratiſch, deshalb ſagt ihr das konſervative Prinzip der katholiſchen Kirche zu!

— Ja, ich bin ariſtokratiſch, und darum laſſe ich mein Leben nicht beſtimmen von dem, was mir eben paßt und zuſagt, ſondern von tiefen und heiligen Überzeugungen. Überdas vertritt die Kirche nicht das Bedürfnis einer Partei, ſondern die der Menſchheit und die Geſchichte zeigt, daß alle politiſchen Parteien geſucht haben, aus ihrer Lebenskraft zu ſchöpfen. Und ich dächte, eine Inſtitution, die dem Sohn des Schuhflickers die Möglichkeit zeigt, Oberhaupt der Chriſtenheit zu werden, ſei demokratiſch genug. Oder: Die Frau iſt glücklich mit ihrem Glauben, aber ich habe ihn nicht! — Woher weißt Du das? — Wenn jeder von uns einen Garten hat und ich beſtelle den meinen, Du tuſt es aber nicht — darfſt Du dann ſagen: in meinem Garten gedeihen Blumen nicht. Keineswegs! ſondern Du wirſt ſagen: Wie bring' ich es wohl zu ähnlichen Blumen? — Dann antwort' ich Dir: Säe die Wahrheit! und um ſo viel beſſer wie Deine Pflege, Deine Sorgfalt als die meine ſein wird, in deſto größerer Fülle erblühen ſie Dir. Oder ſagſt Du: Ich könnte mich nie einer fremden Autorität unterwerfen! mein Sinn iſt zu unabhängig, mein Charakter zu ſtolz, mein Herz zu raſch, mein Kopf zu poſitiv! — O liebe Seele, es fragt ſich ſehr, ob das alles ſtärker bei Dir als bei mir ausgeprägt iſt; und in letzter Inſtanz hat unſer Wille das alles doch immer unterworfen, nur nicht auf die rechte Weiſe und vor der rechten Autorität — denn wir unterwerfen uns der eigenen Willkür, den eigenen Launen, eigener oder fremder Leidenſchaft; warum denn nicht der göttlichen Wahrheit? ich hab' es doch gekonnt! — Oder ſagſt Du: Wie käm' ich dazu, Dir alles zu glauben, da ich ſo wenig oder ſo viel glaube — oder welchen Einwand ſonſt Du zu machen haſt! — Mir ſollſt Du auch gar nicht glauben, ſondern nur etwa zu Dir ſelbſt ſprechen: Dieſen Weg iſt eine aufrichtige Seele gegangen, nachdem ſie die ganze Welt durchſtreift iſt und durchſucht hat, ohne dauernde Befriedigung zu finden, ohne die Überzeugung zu gewinnen, ſie habe nun ihr Haus für die Ewigkeit. Im Gegenteil fühlte ſie ſich immer unter einem Zelt leben, das ein Windſtoß umwerfen kann, und als das wirklich geſchah — in einer Wüſte, aus der ſie, wie die Kinder Israels, nach Kanaan zog. Sollte das nicht auch für mich möglich ſein? —

O nein! mir ſollſt Du nicht glauben, aber wenn die göttliche Wahrheit auf jenem Wege an Dein Herz klopft, wie ſie an das meine geklopft hat, ſo glaube ihr, ſo laſſe ſie ein. O mache es dann nicht wie Pilatus, der auch fragte: „Was iſt Wahrheit?“ und ganz geneigt war ſie anzunehmen, aber ſich vor der Welt fürchtete, und daher nur bänglich ſeine Hände wuſch und fortging und den Heiland kreuzigen ließ. O laß Du ihn nicht kreuzigen in Deinem Herzen, ſondern kreuzige das, was ihm darin entgegen ſteht, und bedenke, daß Du durch einen einzigen Akt der Selbſtüberwindung, durch eine einzige Aufopferung Deines Willens einen Gott gewinnſt.

O Du Seele! ich kenne Dich ja nicht, weiß nichts von Dir, nicht wer Du biſt, nicht was Du biſt! und es iſt mir auch ganz einerlei — denn Du biſt eine Seele, und nur mit denen hab' ich zu tun. Aber ſieh! dürft' ich hoffen, daß Du Dich auf den Weg machteſt zur Rückkehr von Babylon nach Jeruſalem, und daß — wenn wir uns dereinſt im himmliſchen Jeruſalem begegneten — Du zu mir ſprächeſt: Dein Rat war gut! ſo würde es der Troſt für meine ganze Vergangenheit ſein, daß ich dieſe Blätter habe ſchreiben können.

Mainz, 3. Januar 1851.

ENDE

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

• Geſammelte Werke. •

Neue billige Ausgaben.

1. Serie: Romane und Gedichte.

30 Bände.

Band

1-2 **Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. in Original-Leinenbände Mk. 4.—,
Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfrzbd. Mk. 8.—.

3-4 **Doralice.** Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

5-6 **Zwei Schweſtern.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2. Bde., gebd. Mk. 4.—.

7-8 **Peregrin.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

9-10 **Eudoxia,** die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

11-12 **Die Erbin von Cronenſtein.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

13-14 **Die Geſchichte eines armen Fräuleins.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

15-16 **Die Erzählung des Hofrats.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

17-18 **Die Glöcknerstochter.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

19-20 **Nirwana.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

21-22 **Vergib uns unſere Schuld.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

23-24 **Eine reiche Frau.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

25-26 **Der breite Weg und die enge Straße.** Eine Familiengeſchichte. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

27-28 **Wahl und Führung.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

29 **Unſerer lieben Frau.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

30 **Das Jahr der Kirche** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze erſte Serie, wenn zuſammen auf einmal bezogen, 30 Bände, gebd. Mk. 45.—.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Im Jahre 1904 erſcheint:

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jerusalem.

Aus Jerusalem.

Ein Büchlein vom guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe.

Vier Lebensbilder. Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Ernſt Renan.

Die Liebhaber des Kreuzes.

Bilder aus der Geschichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer. Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. 2. Band: Die Väter der Wüſte. 3. Band: Die Kirchenväter. Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche. 4. Band: Die Kirchenväter. Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Leben der hl. Theresa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt

Das Buch der Klostergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrh.

Leben des hl. Wendelinus.

Leben der hl. Elisabeth.

an innerer Energie ſo viel wie möglich erſetzen mußte. Unter den erregenden Einflüſſen von Neapels Sonne und Himmel — unter den beſeelenden der italieniſchen Kunſt und Natur — ſchien es ihr glaublich Gundaccar von einer Gewohnheit abzulöſen, die bei ihm aus dem Bedürfniß einer mißverſtandenen Ermuthigung entſprang. So wie er einer ſolchen nicht bedurfte, ging er auch jener Gewohnheit nicht mehr nach. In der erſten Zeit ihrer Verheirathung war er wie umgewandelt! er malte wieder, er beſchäftigte ſich mit tauſend Planen für die Erziehung und Zukunft der Kinder; er glaubte in Tranquillina ein ungewöhnliches Talent für bildende Kunſt zu erkennen und gab ihr mit großer Geduld Unterricht darin; er ermunterte Clelia die Muſik zu pflegen und zu treiben; — ſo daß ſich Clelia zuweilen mit heimlicher Verwunderung fragte: ob nicht ein ſchwüler Traum ſie geängſtigt habe. Aber gerade dieſe plötzliche und gänzliche Verwandlung bewies ihr, wie abhängig Gundaccar von den Umſtänden war, wie ſehr deren Sonnenſeite ihn belebte und die Nachtſeite ihn niederdrückte.

Dieſen Sommer verlebten ſie noch ganz glücklich, friſch und freudig in einem Landhaus im Thal von Montmorency. Im Herbſt gingen ſie nach Paris zurück, und im Winter wollte Gundaccar Clelia in

119, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke
32. Band.

Aus Jeruſalem.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Aus Jeruſalem.

Soli Deo Gloria!

Wie ſie ſich verſchlingen und durchkreuzen die Wege des Menſchenlebens! In der Breite und Weite gering iſt der Spielraum unſerer Entfaltung; in die Höhe iſt er unendlich. Wir finden uns zuweilen auf dem Punkt wieder, von welchem wir ausgingen, um eine neue Welt zu entdecken — oder eine entdeckte zu erobern, und was bringen wir heim von den abenteuerlichen, mühevollen Zügen? ein Chaos von Bildern und Vorſtellungen, das ſich über ein paar hundert Meilen Weges ausdehnt, und das uns in der Erinnerung entweder den Stachel der Sehnſucht oder die Leere der Unbefriedigtheit läßt. Aber die Raſtloſigkeit der Seele will an einem Gegenſtand ſich ausarbeiten, und in ihrem unerlöſten Zuſtand wendet ſie ſich der weiten und breiten Außenwelt zu und fordert von ihr Mittel und Wegweiſer zu ihrer Entwickelung. Daß unter jenem Einfluß alles entwickelt wird, was eigentlich unterdrückt oder umgewandelt hätte werden müſſen, verſteht ſich; denn ſein Licht blendet, ſeine Wärme brennt, ſein Schatten erkältet, ſeine Nahrung erſchlafft, ſeine Ruheſtätten beunruhigen und unſer Herz zieht ſich nie von ihm zurück, ohne Wunden oder Narben oder mindeſtens das dumpfe Weh des Unverſtändniſſes, der rohen Berührung oder der eigenen Torheit empfangen zu haben. Und wohl ihm, wenn es ſich überhaupt zurückzieht! wenn die Gnade mächtig genug wird, um die Natur zu überwinden! wenn es ſich unter ihrem Einfluß von den Außenwegen nach Innen ſammelt und von dort aus dem Strahl des Lichtes aus der Höhe nachwächſt in die Höhe, wie jene Blumen, die im Dunkel eingeſchloſſen ſich drängen und winden, um zu der ſchmalen Spalte heran zu wachſen, durch welche der Sonnenſtrahl auf ſie fällt.

Ein Punkt, um den die Wege meines Lebens ſich immerfort herum wandten, war die Hedwigskirche in Berlin. Sie war die erſte katholiſche Kirche, die ich betrat, ehe ich Gott kannte, und die erſte, nachdem ich ihn kannte. Welch eine Reihe von Jahren, von Schickſalen, von Erfahrungen lag dazwiſchen. Es wäre lieblich, wenn ich ſagen dürfte, daß bei meinem erſten Beſuch ein frommer Gedanke, ein ſtilles Gebet, eine innige Sehnſucht in mir erwacht ſei, wie eine himmliſche Ahnung. Aber ich darf es nicht ſagen! kindiſch unentwickelt und gedankenlos betrat ich eine Stätte, welche durch das erhabenſte, feierlichſte, liebevollſte Myſterium geweiht iſt und ahnte nichts. Doch der Gott, von dem ich nichts wußte — er wußte von mir. Er ſprach über mir: „Ich habe Dich erlöſet, mein biſt Du!“ gehe wohin du willſt — du wirſt nie das Rechte finden, bis du mich hier gefunden haſt, wo ich mit der Barmherzigkeit und Langmut eines Gottes auf dich warte! — O wie lange hat er warten müſſen!

Selig Ihr alle, die Ihr im Schoß der Kirche geboren, von Eurer Wiege an durch die heiligen Sakramente an ſie gebunden, ihr einverleibt, mit ihrer Subſtanz genährt ſeid! Selig Ihr alle, die Ihr vielleicht, wie der Knabe Samuel im Vorhof des Tempels, in gläubiger Verehrung, in liebender Andacht auf den Stufen ihrer Altäre heran gewachſen ſeid und das Heiligtum nie verlaſſen oder doch gleich wieder gefunden habt! Selig Ihr alle, die Ihr neben der heiligen Richtſchnur für Euren Glauben und Euer Gewiſſen auch die gnadenvolle Befähigung empfinget, ihr folgen zu können, ſo daß Euch auf der Fahrt durch das ſturm- und klippenvolle Meer des Lebens weder Buſſole, noch Segel, noch Ballaſt, noch Anker gebrach — alles, wie Ihr es eben bedurftet, ſobald Ihr nur die Hand ausſtrecktet nach Hilfe. Aber ſelig auch ich, die ich in einem

Augenblick erhielt, was ſich für Euch durch das ganze Leben hinzog! Und habt Ihr den Vorzug, daß Ihr von jeher die Schätze der göttlichen Gnaden beſaßet: ſo habe ich den, daß ich ſie nicht halb träumend aus der Kindheit herüber gebracht, ſondern mit vollem Bewußtſein empfangen habe — und das iſt ungefähr, als ob eine Bettlerin Königin wird!

Die alten Griechen nannten den Dichter einen Seher. Sie glaubten, daß dem Genius ein tieferer Blick in die Zukunft gegeben ſei, als der menſchlichen Klugheit und Berechnung, weil er unter der Inſpiration einer Gottheit ſtehe. Wer ſich aus ganzem und aufrichtigem Herzen der göttlichen Wahrheit zuwendet, der ſteht gewiß unter heiligem Einfluß und ſieht wie mit friſch gewaſchenen Augen die Gegenwart an und aus ihr in die Zukunft hinein. Keinen Seherblick hat mein armes Auge; allein ich glaubte an die Verheißung des Heilands, daß er bei ſeiner Kirche ſein würde bis an der Welt Ende, und weil ich es glaubte, ſchloß ich mich ihr an — und vier Wochen ſpäter wurde in Öſterreich der Druck der Joſephiniſchen Knechtſchaft von ihr genommen.

Alle „Errungenſchaften“ von zwei Jahren des Jammers hatten ſich als Staub und Aſche, als Gift und Schande auf dem politiſchen, dem ſittlichen, dem ſozialen Gebiet erwieſen. Was ſie nur anrührten, Throne, Kronen, Geſetze, Inſtitutionen — alles ward befleckt, entehrt und vernichtet. So weit reichte ihre zerſtörende Kraft, ihr Grimm nach Vernichtung. Nur an eines reichten ſie nicht, obgleich dagegen alle böſen Mächte von allen Parteien ſich zuſammen fanden; denn dies eine iſt beſtimmt, wie der Phönix aus dem Scheiterhaufen einer zertrümmerten Welt aufzuerſtehen — die Kirche! — Wie viel Worte ſind in jenen zwei Jahren geſprochen worden! mit welcher Frechheit haben ſie gefordert, mit welchem Übermut getrotzt, mit welcher Torheit gehöhnt, mit welcher Beſchränktheit angeordnet! welch eine Maſſe von Unſinn und Unſegen, von Verkehrtheit und Fluch haben ſie über die betäubte Welt und die betörte Menſchheit gebracht! Mord und Brand, Krieg und Verwüſtung, Erſchütterung aller Grundlagen und aller Stützen des allgemeinen Lebens in Europa, Unordnung, die wie Gift den geſellſchaftlichen Körper zur Fäulnis bringt — ſind wie böſe Geiſter vom böſen Hexenmeiſter durch ſie wach und ins Leben gerufen und wirken fort am Werk der Finſternis. Alle dieſe donnernden und ſchmetternden, oder ſophiſtiſchen und zweizüngigen Reden, zwiſchen denen, ach! wie ſelten einmal eine ehrliche auftauchte, um ſogleich zu verſchwinden — was haben ſie bewirkt? wo ſind ihre großen Erfolge? ihre heilſamen Reſultate?

— wir haben ſie zu erwarten. Aber mitten in dieſem babyloniſchen Sprachwirrſal, welches die ſehr natürliche Folge hatte, daß der Turm nicht gebaut wurde — ſind dennoch Worte geſprochen, welche das ewige Leben haben, weil ſie die Beſtimmungen der ewigen Wahrheit kund machten, und die Hirtenworte des deutſchen Episkopats aus Würzburg im November 1848 riefen die Palingeneſie der Kirche hervor. Verfinſtert und verdummt ſollte ſie ſein — wähnten ihre Gegner, — ohne Lebenskraft, nur vegetierend aus Gewohnheit, zuſammenhanglos mit den Bedürfniſſen der Zeit, unfähig einer wirkſamen Tätigkeit bei der Regeneration der Menſchheit, unterdrückt von den Machthabern, ohne Anſehen bei den ſog. Gebildeten, verachtet vom Volk, wenn es nicht durch ſie geknechtet war! Und was geſchieht? einige apoſtoliſche Worte im Geiſt der Apoſtel zu den Gläubigen geſprochen, haben die erſte zukunftsgewiſſe Tat zur Folge, welche ſeit zwei ſchmerzenreichen Jahren der Schoß der Zeiten geboren hat. Wie ein Rieſe, der zuſammengekrümmt und kettenbeladen in ſeiner finſteren Höhle gelegen hat und deſſen Glieder lahm und ſchwer geworden ſind, weil er ſich nicht regen noch bewegen konnte: ſo ſteht ſie auf, die Kirche, langſam, gelaſſen, ſchwerfällig, und mehr als die Umriſſe ihrer gigantiſchen Majeſtät haben ſich noch die Geſellſchaft führen — im nächſten Frühling aber ſich mit ſeiner Familie nach England überſiedeln. Mit voller Zuverſicht hatte er ſich auf ein friedliches, genußreiches Leben eingerichtet. Aber mit ihrer Rückkehr nach Paris trat eine gänzliche Umgeſtaltung deſſelben ein.

In halbjährigen Zahlungen hatte er ſtets bei ſeinem Banquier die Gelder in Empfang genommen, welche er gewohnt war von ſeinen Eltern zu erhalten. Als er ſich jezt, zum erſten Mal ſeit ſeiner Heirath, in dieſer Abſicht zu dem Banquier begab, reichte dieſer ihm mit vielen Entſchuldigungen und Complimenten einen Brief von Graf Osnat. Derſelbe ſchrieb dem Banquier: er ſehe ſich veranlaßt die Geldzahlungen für ſeinen Sohn unbedingt und für immer einzuſtellen, und er halte es zugleich für ſeine Pflicht ihn (den Banquier) zu warnen ſeinen Sohn nicht zum Schuldenmachen zu veranlaſſen, indem derſelbe weder jezt noch künftig Mittel habe um Schulden zu bezahlen.

Mit äußerer Gelaſſenheit gab Gundaccar den Brief zurück. Er hatte bereits eine ziemlich bedeutende Summe über ſeine jährlichen Einkünfte von dem Banquier bezogen; daher gab er ihm die Verſicherung er möge wegen derſelben ganz außer Sorgen ſein — worauf der Banquier mit tauſend unnicht entfalten können. Ephemeren leben und ſterben in einem Tage; aber wo eine große Entwickelung zu erwarten iſt, da geht ſie langſam von ſtatten. Es iſt vor der Hand ſchon viel, daß man anerkennt, ſie ſei doch wohl etwas anderes, als eine Dienſtmagd der Regierungen, welche den Katechismus zu lehren und Liſten über Geburt- und Sterbefälle zu führen hat. Dieſe Anerkennung iſt eine große ſegenvolle Tat, ſo unberechenbar in ihren Wirkungen, Folgen und Erfolgen, wie alle diejenigen es waren, welche Wendepunkte in der Geſchichte der Menſchheit wurden. Sie iſt für Deutſchland die Reaktion gegen dreihundert Jahre der Revolution. Es iſt zu begreifen, daß ihre Gegner ſich entſetzen und mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln gegen ſie zu Felde ziehen. Sie waren ſo froh des Gedankens, die Überläſtige beſeitigt, erſtickt, begraben zu haben! lag ſie nicht da in ihren Leichentüchern, verhüllt und ſtill und unbeweglich? und jetzt kommt doch eine Auferſtehung? Wie ein anderer Lazarus ſteigt ſie auf aus ihrer Gruft, belebt durch das Wort des Heilands, welches wie ein Echo von einem Jahrhundert nach dem andern aufgenommen wird, ſo daß der alte Zuruf in neuer Friſche erklingt. Sie iſt nicht auf dem Kalvarienberg geboren, um an den Schmähungen ihrer Feinde zu ſterben.

Doch nein! nicht auf dem Kalvarienberg iſt ſie geboren. Im Herzen des Heilands iſt ſie es, als die Liebe ihm den Gedanken eingab, die Welt zu erlöſen. Die Heilsanſtalt für dieſe Erlöſung — das iſt ſie! Auf dem Kalvarienberg trat ſie aus dem Herzen des Heilands in das Leben der Menſchheit hinein, mit dem mächtigen, welterſchütternden Dreiklange, der durch die ganze Schöpfung und durch die ewigen Zeiten klingt. In dem Blut des hinſterbenden Sohn Gottes getauft, ſammeln ſich ihre drei Reiche um das Kreuz und ſteigen von Golgatha hinab, um in die Ewigkeit hinein zu wandeln. Die an Schmerz und Leiden reiche Erde iſt das Schlachtfeld, auf welchem die ſtreitende Kirche all ihre Kinder, die zugleich immer ihre Kämpfer ſind, auferzieht. Iſt ſie ausgekämpft die blutige Schlacht des irdiſchen Lebens, ſo öffnen ſich für das zukünftige Leben die Pforten der leidenden Kirche, die in geheimnisvoller Weiſe den Übergang zu der triumphierenden Kirche im Himmel macht — wo die Seligen anbeten vor dem Throne der heiligen Dreifaltigkeit. Dies iſt das letzte Ziel! Der Heiland gründete das dreifache Reich der Kirche nur, um die Menſchheit ſicher zu jenem Ziel zu führen; und dieſe Gründung, dieſer Anfang verſprechen einen andern Ausgang als den, welchen eine gottesleugneriſche Geſinnung erträumt. Dieſe kann vielleicht dazu beſtimmt ſein, der ſtreitenden

Kirche ein langes Martertum, einen blutigen heißen Kampf zu bereiten — wohlan! ſo würde die ſtreitende Kirche erſt recht das Saatfeld werden, auf welchem die Ähren für die triumphierende reiften; — und von dieſer würde wiederum der reichſte Segen niedertauen, die Ströme ihrer Fürbitte würden ſich in Fülle ergießen, um den Acker jener ſo zu bereiten, daß immer friſch die Saat emporſproßte. Nein! ſie iſt zu feſt an Himmliſches geknüpft, um von der armen Erde zu verſchwinden, welche ſo ſehr nach dem Himmliſchen ſchmachtet, daß ſie in Konvulſionen verfällt, wenn man es ihr zu entziehen verſucht. Nein! die Kirche lebt das Leben des Heilands, deſſen myſtiſchen Leib ſie ja auch darſtellt; und ſo wie er von Golgatha in das Grab und aus dem Grabe in die Verklärung ging, ſo ging auch ſie von jenem Hügel des Todes aus und in die Katakomben hinein; und der irdiſche Abſchnitt ihres Daſeins iſt nie etwas anderes für ſie, als der Durchgang durch die Katakomben, aus den Grotten und Höhlen des engen, dumpfen, finſtern Menſchenlebens — zum Leben in dereinſtiger Verklärung.

Waret Ihr zu Rom in den Katakomben von S. Sebaſtian? — Welch ein Ausgang für eine ſolche Beſtimmung! das echte Seitenſtück zu dem Stalle von Bethlehem! Drinnen — Armut, Niedrigkeit und Verlaſſenheit neben heiliger Freude, opferwilliger Hingebung und welterlöſender Liebe. Draußen — ein Herodes oder die herodianiſche Römerwelt. Darüber — die Glorie des Himmels mit dem ewigen Hoſanna und der Stern, der Stern, der immerdar, ob ſichtbar, ob unſichtbar, der Führer der Seelen zu dieſer armen, dunkeln, unſcheinbaren Stätte iſt. O der Stern! am Himmel jedes Lebens ſteht er im Zenith! Aber wir ſchauen am Horizont umher nach Planeten und Fixſternen, die da kommen und gehen und uns mit ihrem blinkenden und blitzenden Licht halb ſüß halb traurig, wie lächelnd in Tränen, wie unſere eigenen ſchmerzenreichen Freuden anblicken. Und zu ihm, dem Stern zu unſern Häuptern, dem unwandelbaren, vielgetreuen, ſchauen wir nicht empor! ſo hoch hebt ſich nicht unſer verſchleiertes Auge! ſo feſt wendet ſich nicht unſer gefeſſelter Sinn nach oben! Und doch wiſſen wir, daß ſein Licht ein höheres als das aller unſerer Sonnen und Geſtirne iſt. Die Könige folgten ihm, die hohen, reichen, mächtigen Seelen, mit Purpur angetan und mit goldenen Kronen; — die Magier folgten ihm, die tiefſinnigen, ahnungsvollen Seelen, die mit den Geheimniſſen des Geiſtes und der Natur vertraut waren; — die Hirten folgten ihm, die demütigen, unbefangenen, kindlichen Seelen. Die einen verließen die Herrlichkeiten der Welt und die anderen die Schätze des Geiſtes und noch andere ihre beſcheidene Habe und Heimat, um im Stall von Bethlehem anzubeten. Was biſt denn du, o Menſchenherz, daß du dem Stern nicht folgen magſt? biſt du königlicher als die Könige — weiſer als die Magier — unſchuldvoller als die Hirten? Ach nein! von dem allen biſt du nichts; denn wenn du es wäreſt, ſo würdeſt du ihre Wege gehen.

Und derſelbe Stern ſtrahlte über die Katakomben — und das beſte, was die alte Römerwelt noch hatte, ihre edelſten Söhne und Töchter, gingen dem Sterne nach und in die dunkeln Grotten hinein. Was gab es denn innerhalb der nackten, rauhen, felſigen Höhlenwände, um ſie ſo unwiderſtehlich anzuziehen, daß der bluttriefende Zirkus da draußen, mit ſeinen wilden Tieren und ſeinen wilderen Henkersknechten, ſie nicht zu erſchrecken vermochte? denn aus den Katakomben führte der gewöhnlichſte Weg ins Amphitheater. Äußere Spuren jener unſichtbaren Anziehungskraft finden ſich noch hier und dort in den Travertinwänden eingegraben; die myſtiſchen Zeichen der Taube, des Fiſches, der Ähre; einzelne Schriftzeichen, als ein unvollkommener Gruß zum Abſchied oder Willkommen, der auf Erden unterbrochen wurde, um im Himmel ſeine Antwort zu finden — als ein Zuruf, den die Heimgegangenen ihren Nachfolgern zur Erkräftigung ließen — als ein Gebet, das hier begonnen ward, im Coliſeum unter dem Jubelgeſchrei der Zuſchauer und dem Geheul der Beſtien erſterben mußte, um am Throne Gottes durch alle Ewigkeiten fortzuleben. Es liegt eine unerhörte Majeſtät in den armen und geringen Spuren dieſer zum höchſten und reinſten Schwunge geſteigerten Leben! Wie fremd iſt ihre Demut und Unſcheinbarkeit unſerer Zeit und unſerer Welt — welche wohl auch von' ihren Schmerzen fabeln, aber um ſie zum Vorwand ihrer Sünden, Laſter und Verbrechen zu machen; — welche ſich Paradeſchmerzen anſchaffen, um in deren Livree einen Freibrief für ihre Torheiten zu ertrotzen; — welche den Kelch des Leidens nie als den des Heiles empfangen, ſondern einen wüſten trotzigen Rauſch daraus trinken, der die Seelen verdüſtert und die Sinne betört. Im Taumel und in Empörung werden die Schmerzen unſerer Zeit erſtickt; in jener entfalteten ſie ſich zu flammender Liebe und zum feurigen Glauben, die nichts von der Erde begehrten als ein kleines Plätzchen, um darauf zu Tode gemartert zu werden, um nur Gott nicht zu verleugnen. Und das waren doch Menſchen wie wir, von unſerm Fleiſch und Blut, mit unſern Sinnen; waren Kinder einer verderbten, entſittlichten und entgöttlichten Epoche, geboren und erwachſen in Materialismus und Gottloſigkeit, umringt von den Reizen, Lüſten und Verfeinerungen der Hyperkultur im koloſſalen Maß — gerade wie wir! Und doch eine ſolche Kraft, welche die Seelen über alle Entnervung emporhob, ſie wie in einen himmliſchen Styx tauchte, und ſie unverwundbar durch Schmach, Verfolgung und Marter in erniedrigendſter, abſtoßendſter Geſtalt machte?

Ja — und doch! — und nicht wahr, das iſt doch ſchön, doch groß? Es zittert doch etwas wie ein verwandter Klang in Eurem Herzen, wenn Ihr davon hört, für Überirdiſches ſo zu ſterben! und wenn Eure Lippen tauſendmal höhniſch ſprächen: „O die Toren!“ — Euer Herz ſpricht nicht ſo! Vielleicht ſpricht es gar nicht, weil Ihr es unterdrückt und verſchüchtert und ihm eingeprägt habt, es müſſe ſchweigen neben Eurem erhabenen Verſtande; — das iſt möglich, ach, bei vielen ſogar recht wahrſcheinlich! aber wenn es ſpräche, ſo würde es nicht die Reden Eurer Lippen wiederholen — ſondern ſie Lügen ſtrafen.

O ja, das iſt ſchön, ſo herauszugehen aus dem Glanz und dem Glück, der Pracht und Herrlichkeit, der Weisheit und Behaglichkeit der Welt, um in den ſtillen und dunkeln Katakomben zu verſchwinden, ungeſehen, unbewundert, ungeliebt, ungeehrt. Was konnte es ſein, das ſie zu dieſer merkwürdigen Selbſtentäußerung bewog? — Der Glaube war es — ja! aber wie wurde nur der Glaube ſo lebendig, ſo aufflammend in unirdiſcher Liebesglut? — Ich will es Euch ſagen: ſie hatten das Opfer begriffen. Begreift das — und Ihr werdet lieben! Liebet — und Ihr werdet ſelig ſein, gleichviel ob in Katakomben oder im Amphitheater oder wohin Gott Euch ruft und ſtellt. O das Opfer — Mittelpunkt, Lichtpunkt, Lebenspunkt des ewigen Lebens der Kirche, vor Dir beugen ſich alle Knie, ſenken ſich alle Blicke, fallen alle Herzen in den Staub — um die Befähigung zu empfangen, vom Staube ſich empor zu ſchwingen. Der Altar iſt der ewige Kalvarienberg, auf dem es ewig vor unſern Augen vollzogen wird, das Opfer der göttlichen Liebe, um uns die Kraft und die Liebe zu geben, der tiefſten Sehnſucht unſers tiefſten Weſens genug zu tun, und das Opfer eines Gottes mit dem Opfer unſers Selbſt zu erwidern. Denn das will der Menſch — ſich opfern! es gibt keine höhere Befriedigung für ihn! Kein Reiz, kein Genuß, keine Sinnenfreude, kein Sieg, kein Triumph — nichts! nichts! gewährt ihm ein ſolches Genügen für ſeine beſten Kräfte — als ſich zu opfern. Ich weiß wohl, daß jetzt nicht eben viel davon die Rede iſt unter den Menſchen, denn ſie haben nicht mit gläubiger Liebe das Opfer ihres Gottes begriffen; aber eben darum halte ich ſie auch für höchſt unſelig und für ganz unbefriedigbar. Mit dem ewigen Wünſchen, Verlangen und Suchen nach Befriedigung, die ihnen entweder gebracht werden ſoll, oder die ſie ſich ſelbſt ohne Opfer ſchaffen wollen — alſo auf dem Wege der Selbſtſucht! — höhlen ſie ſich das Herz aus, ſo daß es in die unruhigſte Unerſättlichkeit verfällt und nur Pein ihnen bereitet, welche dann wieder durch neue Anſtrengungen betäubt werden muß, bis es ſtumpf und matt, oder in ſeinem eigenen Strudel untergegangenen iſt. Unerſättlich iſt das Herz auf Erden — das verſteht ſich! für Unendliches geſchaffen, wird ihm die ganze Endlichkeit nicht anders erſcheinen, als der Weg, auf welchem es ſich zu jenem empor zu ringen hat — und überall eingeengt von dieſer Welt der Sünde und der eigenen ſündhaften Natur, muß es den beſtändigen Konflikt zwiſchen Sehnen und Erlangen und die unergründliche Kluft, welche beide trennt — aushalten und verſchmerzen lernen. Dabei kann von Genügen nicht die Rede ſein. Aber eben darum muß es ſich opfern und hingeben! dann iſt es keine Laſt mehr in der befreiten Bruſt! dann iſt ſie der Käfig nicht mehr, in welchem das Herz wie ein gefangener Vogel die Flügel ſich blutig ſchlägt! dann hat es ſich dargebracht einem höheren Willen und einer reineren Liebe und ruhet in dieſem Bewußtſein mit ſeiner Unerſättlichkeit vertrauens- und hoffnungsvoll aus. Und die Hoffnung auf ein unirdiſches Ziel gibt eine überirdiſche Begeiſterung für dasſelbe. Opfer und Begeiſterung gehen Hand in Hand. Ohne Opfer kein Schwung, keine Ausdauer, keine Innigkeit, keine Wärme, keine Fülle, keine Kraft, keine Freudigkeit — und das alles zuſammen macht die Begeiſterung aus. Jetzt denkt vielleicht einer oder der andere: Ich opfere mich auf und bin doch gar nicht begeiſtert! — Wem opferſt du Dich, ſprich? — Nun, meiner Familie, oder meiner Pflicht, oder meiner Wirkſamkeit, oder dem Staat, oder der Menſchheit ꝛc. ꝛc. — Ja, das habe ich auch nicht gemeint; ſondern lebe für Deine Familie, Deine Pflicht ꝛc., indem Du Dein Herz Gott opferſt — denn nur Er verſteht das Opfer; die Menſchen verſtehen es nicht.

Blick' hin auf den Kalvarienberg! — wie iſt er einſam! wo ſind ſie, die Apoſtel, die Jünger, die frommen Frauen? was kümmert es uns! dort — ſind ſie nicht! nur die heilige Mutter und der geliebteſte Jünger harren aus unter dem Kreuz. Die übrigen verſtanden es eben nicht, nach Menſchenart, und der Heiland brachte ſein Opfer, ohne die dankerfüllte Menſchheit zu ſeinen Füßen zu ſehen: bringt es noch immer und immer und ſieht ſie nicht — ſieht wohl gar ihren Abfall.

bedeutenden Verſicherungen von Gefälligkeiten und Dienſten eifrig antwortete. So trennten ſie ſich. — — Als Gundaccar die Schwelle ſeines Hauſes wieder betrat hatte er den erſten klaren Gedanken ſeitdem er das Haus des Banquiers verließ. Er dachte: O wenn doch dieſe Mauern einſtürzten und uns begrüben! — Mit zerſtörten Zügen trat er in Clelias Cabinet und ließ ſich erſchöpft auf einem Seſſel zuſammenfallen. Sie flog auf vom Piano und zu ihm, umſchlang ſeinen Kopf, lehnte ihn an ihre Bruſt und ſagte lebhaft:

„Erſt ſprich, Gundaccar, damit ich wenigſtens gefaßt ſein könne.“

„Ich bin ein Bettler,“ ſagte er kurz und ſtark.

„Meinetwegen?“ ſchrie ſie auf und ſank zu ſeinen Füßen nieder.

„Nicht Deinetwegen! entgegnete er liebreich; — die Grille meiner Eltern hätte jedes andre Verhältniß eben ſo leicht mit dem Anathema belegen können.“

„Alſo doch meinetwegen! jammerte ſie. Gundaccar, wirſt Du mir das vergeben können?“

„Du demüthigſt mich ſehr!“ entgegnete er ſanft. Sie umklammerte ihn in fürchterlichſter Seelenangſt und fragte:

Dieſer Kalvarienberg des Altars — der zog die Seelen in die traurigen Katakomben hinein. Sie konnten nicht der Liebe widerſtehen, die ſich dort für ſie hingab. Sie kannten ſonſt ſo etwas nicht! auf den Altären der Götter legten ſie ihre Opfer nieder, Tiere, Kränze, Öl und Wein, Blumen und Weihrauch! und die Gottheit, ſo hieß es, nehme ſie an und ſei ihnen günſtig. Das war alles. Und nun kam dieſe neue Lehre, in der, grad' umgekehrt, der Gott ſich opferte auf ſeinem eigenen Altar, um den Menſchen für ſich zu gewinnen! ſie hatten ſo etwas nie gehört, nie gedacht — denn wo wäre die unerlöſte Natur, die es zu denken vermöchte! — es war eben eine göttliche Offenbarung, die mit dem Strahl der Gnade ihr Herz traf und es der Wahrheit öffnete. Als das Kind Jeſus auf der Flucht den Boden Egyptens betrat, ſtürzten all deſſen Götzenbilder zuſammen — erzählt die Legende. Nicht anders war es in Rom! die Tempel krachten, die Altäre wankten, die Götzen fielen, der Stern des Heidentums erbleichte vor der Sonne des Chriſtentums, und die ganze bunte, reiche, üppige Götterwelt verſank vor dem einen Gott, der in unnennbaren Schmerzen unter dem Kreuz leben und am Kreuz ſterben wollte, um die Welt von der alten ſündeausbrütenden Lüge zu erlöſen und gereinigt in die urewige Wahrheit unterzutauchen. Wie konnte dieſe herbe geheimnisſchwere Lehre die Menſchen ſo überwältigen? — weil ſie nichts Menſchliches enthielt! — darum. Nur dem Göttlichen können wir uns ganz hingeben; allem anderen gegenüber behalten wir immer etwas von uns und für uns ſelbſt zurück, denn die menſchliche Lehre, die menſchliche Autorität ſind Stückwerk, wandelbar und wechſelvoll, und da ſie uns nur Stückwerk geben, dürfen ſie auch nicht mehr von uns erwarten noch fordern. Darum kann, dauernd, nichts auf Erden herrſchen, als die göttliche Offenbarung, und immer von neuem, wie in Egypten, wie in Rom, wie in jedem einzelnen Bekehrten, wird ſie über die Welt hinziehen und Götzen, Fetiſche und Idole in Grund und Boden zerſchmettern, und durch ihre erhabene Göttlichkeit die Menſchen dermaßen erſchüttern, daß ſie aufſtehen von ihren Schätzen, ihren wohlbeſetzten Tafeln, ihren bequemen Sorgenſtühlen, ihren weichen Teppichen und all ihrem Luxus — aufſtehen und plötzlich finden, das ſei ja alles dürftig und keines Blickes wert — und dann niederknien am Altar, wo das ewige Opfer, dargebracht durch die Hand des Prieſters, mit dem Opfer ihrer Herzen zu einem verſchmilzt. Das iſt Reichtum — denn da iſt eines und alles: die Fülle der Gottheit aufgenommen in der Menſchenſeele, ſie erlöſend, heiligend, beſeligend. —

Wie nennt Ihr das in Babylon? — Wir nennen es das heilige Meßopfer.

„Wie Götter ſollt Ihr werden!“ ſprach und ſpricht die alte Schlange. Die Götter fallen — Ihr ſeht's. Es lohnt nicht der Mühe, dem Vergänglichen nachzuſtreben und mit großer Kraft ſich zu einem Etwas aufgeſchwungen zu haben, das ſtets gewärtig ſein muß, von Höherem und Stärkerem beſiegt zu werden. Götter — ſind zukunftslos. Aber göttlich könnt Ihr werden und der himmliſchen Zukunft gewiß ſein, die ohne Ende, ohne Grenzen, ohne Wechſel, ohne Schatten Euch erwartet! Ihr braucht es nur zu machen, wie die alte Römerwelt. Sie hörte nicht umſonſt den Ruf: „Tut Buße und glaubet an das Evangelium!“ — ſie glaubte, ſie betete an, ſie begriff das welterlöſende Opfer, ſie empfing im Glauben an dasſelbe das euchariſtiſche Brot — und aus einer Welt der frechſten Sünde gingen Scharen auf Scharen der Heiligen hervor. Rom entvölkerte ſich für den Himmel. Tauſende ſtarben in blutigen Martern; Tauſende zogen in Wüſten und Einöden, um durch ein langes Leben voll Selbſtentäußerung und Entſagung die weltüberwindende Glaubenskraft an den Tag zu legen, die jene in einem Augenblick betätigten. Andere gingen auf die Biſchofſitze, als Geſtirne ihrer Zeit und aller Zeiten durch die wunderbare Verſchmelzung des höchſten Genies und der tiefſten Frömmigkeit — des kühnſten Geiſtes und des demütigſten Herzens — der umfaſſendſten Forſchung und der kindlichſten Unterwerfung — eine Verſchmelzung entgegengeſetzter Fähigkeiten, die nur das Chriſtentum bewirkt und bewirken kann, weil es allein den Menſchen von dem Punkt aus entwickelt, welcher der Mutterſchoß und die Triebkraft aller guten Gaben iſt: aus einem gläubigen Herzen! das nährt die Intelligenz, berichtigt den Verſtand, erleuchtet das Urteil, beſeelt die Phantaſie, ſchmückt die Erkenntnis, verklärt die Weisheit und hebt den Menſchen zu einem ſittlichen Adel, ſo hoch empor, daß der Glaubens- und Liebeloſe ewig tauſend Klafter unter ihm bleibt. — Und in die Klöſter gingen andere, zu einem Leben der Buße, oder der Wiſſenſchaft, immer des Gehorſams und der Armut, zu einer Gemeinſchaft, welche kein anderes Gemeingut gab als Anſtrengung, Arbeit, Mühe und Andacht. Auch in der Welt blieben andere und heiligten die Verhältniſſe der Welt, wie ihre Brüder die der Abgeſchiedenheit und Einſamkeit; und alle Stände in der Welt haben ihre Ideale der Vollkommenheit, der chriſtlichen Tugend ebenſowohl aufzuweiſen, als die Thebaïde und die Klöſter ſie haben. Denn ob in Amt und Würden, ob in klöſterlicher Zelle, ob auf dem Biſchofſitz, ob in den Kalkſteinhöhlen der egyptiſchen Wüſte oder des toten Meeres — ein Glaube war in ihnen allen lebendig: der Glaube an das Opfer des menſchgewordenen Gottes zur Erlöſung der Menſchheit von der Sünde. Und iſt der Glaube das, was er ſein ſoll: lebendig, ſo wendet er die von der Sünde erlöſte Seele der Heiligung zu. Wo der wahre Glaube iſt, müſſen folgerichtig Heilige ſein; denn, da er lebendig iſt, d. h. liebt: ſo wird er den Erlöſer lieben, und es iſt die Eigenſchaft der Liebe, daß ſie dem Liebenden die Sehnſucht und die Hingebung verleiht, wodurch er dem geliebten Gegenſtand ähnlich wird. Hat das Menſchenherz den lebendigen Glauben in ſich aufgenommen, daß der Heiland im ununterbrochenen Opfer zwiſchen den Menſchen gegenwärtig iſt, um ſie durch ſeine Liebe zu rühren, zu feſſeln und an ſich zu ziehen: ſo wird es dem Zuge folgen und aus aller Kraft für ſeine Umſchaffung und Erneuerung tätig ſein. Daß wir nicht noch mehr Heilige haben, kommt nur daher, weil unſer Glaube nicht lebendig iſt. Tritt er ins Leben, ſo ſchafft er; und ſeine Schöpfungen ſind Heilige. Daher haben die Häretiker keine Heilige und im geheimen Bewußtſein der Unwahrheit ihres Glaubens, den ſie nicht an dieſen Prüfſtein legen mögen, haben ſie überhaupt die Heiligung des Lebens und die Verehrung der Heiligen beſeitigt; beides unter dem Vorwand, daß dadurch das Blut Chriſti, welches allein unſere Rechtfertigung bewirke, zu gering angeſchlagen werde und daß dadurch der Heiland zu kurz käme auf irgend eine für uns unverſtändliche Weiſe. Denn wie könnte die herrlichſte Folge der Erlöſung ihm Abbruch tun? Das heilige Heer iſt ja nur aus der Kraft der Sakramente geboren oder wiedergeboren, und was ſind dieſe anders, als die ſieben Gnadenſtröme ſeines Blutes, vergoſſen, um die Menſchheit zu entſündigen? Umſonſt hätte er ſich ja geopfert, wenn nicht das Heer ſeiner Heiligen da wäre und ihm bewieſe daß ſie ſeine Gnade verſtanden und ergriffen haben. Eine Kirche ohne Heilige — das iſt eine Schmach für Chriſtus!

Die Katakomben waren ihre Pflanzſchule; dort ward der Grund gelegt für dies neue Geſchlecht, welches der Erde eine neue Geſtalt gab. Denn welche Macht die Seelen, die die Welt überwunden und ſich Gott geopfert haben, über andere Seelen üben — wie ihr Wort, ihr Beiſpiel, ihr Andenken, ihre Einwirkung fort und fort anfeuert, treibt und hinreißt: das erklärt ſich ſehr natürlich durch die uns eingeborene Sehnſucht nach oben. Wir folgen ſo ungern Demjenigen, der auf einer niedrigeren Stufe der ſeeliſchen Entwickelung und der geiſtlichen Erkenntnis ſteht, daß wir, wenn wir es in der Umnachtung der

Sünde oder im Rauſch einer Leidenſchaft dennoch tun ſollten — gar nicht Namen genug haben, um uns darüber in Illuſionen einzuſpinnen. Freiheit, Liebe, Wiſſenſchaft oder ähnliche große Worte müſſen immer ihren Zauber hergeben; ſonſt ſind wir nicht zu gewinnen — und das wiſſen alle Betörer, dieſe Nachkommen der alten Schlange, ſehr wohl! ſie ſprechen immer im Namen oder mit der Verheißung von etwas Großem, Schönem, Göttlichem, das in uns einen Nachhall findet und uns ſo lange äfft, bis ſich die Lüge zu Tode gelebt hat.

Der Einfluß der Heiligen auf die Bildung und Geſittung der Welt iſt ſo alt wie die Kirche und die Verehrung der Märtyrer und ihrer Aſche iſt es auch. Wie ſollte es nicht ſein? jene lebten für den Heiland und dieſe ſtarben für ihn; jene Treue und Ausdauer, dieſe Glut und Standhaftigkeit wurden Gemeingut der Kirche, in welcher allen — alles gehört, und ſtrömten wie geiſtiges Lebensblut durch ihr ganzes Geäder, ſo daß jedes Glied dieſes myſtiſchen Leibes Anteil an der Beſeelung empfing. Alle Verhältniſſe wurden umgeſchaffen, die Ehe geheiligt, die Stellung der Kinder zu den Eltern ging aus Knechtſchaft zum Gehorſam über, das der Diener aus einem ſachlichen zu einem menſchlichen Verhältnis, das der Armen, der Elenden, der vom Schickſal und der

Natur Verabſäumten nahm eine unſägliche Würde an: aus verwahrloſten Proletariern und lärmenden Klienten wurden ſie die Armen des lieben Gottes, wurden gepflegt und geehrt wie der Heiland ſelbſt, deſſen leidende Glieder ſie waren, und der ſeine Seligkeit denjenigen verheißen hat, welche aus Liebe zu ihm die ſieben Werke der Barmherzigkeit tun würden.

Welch eine überwältigende regenerierende Kraft liegt in der Lehre vom Opfer, um die Welt ſo vollſtändig aus ihren Angeln zu heben! — Der Mann — der war der König des Egoismus in der alten Ordnung der Dinge! das Weib, das Kind, der Diener, der Arme waren untergeordnete, unberechtigte Geſchöpfe, die ſich ſtumpf zu unterwerfen hatten. Da ſprichts in den Katakomben: Im fernen Judäa hat euer Erlöſer für euch alle ſein heiliges Blut am Kreuz vergoſſen! nicht für dich, du Mann, nein! für Mann, Weib und Kind, für den Sklaven, für den Armen! um denſelben Preis ſeid ihr alle erkauft! für keinen von Euch iſt ein Tropfen mehr oder weniger gegeben! ihr ſeid alle gleich vor dem Auge ſeiner Liebe, ſeid Kinder eines Vaters! das bedenkt — und liebt euch wie Brüder.

Und ſie liebten ſich wie Brüder. Und der Mann ließ ſich eine Lehre gefallen, die ihn des Thrones der Selbſtſucht verluſtig erklärte, entſchloß ſich Weib und Kind als ſeines Gleichen, Untergebene und Notleidende als berechtigte Weſen zu betrachten — und brachte für die Erlöſung ſeiner Seele ein erhabenes Opfer, das des Egoismus, der Sinnlichkeit, des Hochmuts, die ſchwerſten, welche der Menſch zu bringen vermag. Und zum Lohn dafür richtete das Weib ſich auf aus dem Staube, zu dem es ſeit Jahrtauſenden verdammt war — das arme, das zertretene, das verlorene Weib! und wurde ſo ſchön, ſo unirdiſch, ſo idealiſch, wie es zuvor auch nicht annäherungs-, auch nicht ausnahmsweiſe je geahnt worden war. Denn dieſe Pflanze braucht einen andern Boden als den des Staubes, und eine andere Luft als die, welche über dem Staube weht, um zu ihrer Entfaltung zu gelangen. Findet ſie das nicht, ſo erſtirbt alles, wodurch ſie ſchön wird, Zartheit, Innigkeit, Reinheit, Tiefe und Treue; und damit verliert ſie ihren ganzen veredelnden Einfluß, ihren ganzen ſittlichen Zauber, wird ein Spielwerk der Launen und der Sinnlichkeit des Mannes, eine Sklavin ſeiner Bedürfniſſe, rächt ſich furchtbar an ihm, wenn ſie es vermag, durch ihre Entſittlichung, und ſinkt herab zur Laſterhaftigkeit oder zu ſtumpfer Stupidität, wie die Weiber im Harem. Sie ſind ſchaudererregend, die Zuſtände des Weibes, in der römiſchen Kaiſerzeit und aus dieſem Sumpf, der einen ertötenden Peſthauch um ſich verbreitete und weiter und weiter griff, wurde es errettet durch die neue regenerierende Kraft, die aus dem Schoß der Verderbtheit die Blüten idealiſcher Reinheit hervorrief. Welche menſchliche Lehre hätte ſo etwas vermocht? mit welchem Wort hätte ſie die Dämonen der Willkür, Zügelloſigkeit und Sinnlichkeit überwältigen können? Sie konnte es damals ſo wenig, wie ſie es jetzt kann; denn menſchliche Lehren wiſſen nichts vom Opfer, nichts von der Seligkeit der Entſagung, nichts von der Süße des Leidens, und folglich entbehren ſie des Hebels, den ſie an die Seele des Menſchen ſetzen könnten. Ihnen bleibt nichts übrig, als ſich mit ihren Menſchenbeglückungs-Syſtemen an ſeine Sinne zu wenden und denen Verſprechungen der irdiſchen Freuden zu machen, die noch nie ſich erfüllt haben.

Ach dieſe modernen Menſchenbeglücker — in welcher unſäglichen Niedrigkeit bewegen ſich ihre Syſteme! eſſen und trinken und des Leibes pflegen, in handgreiflicher Behaglichkeit mit den Fingerſpitzen arbeiten und den Geiſt durch hohle Theorien aufblähen: kann mit dieſen Lockungen auch nur eine einzige Seele gewonnen werden? nimmermehr! und weil dieſe Seelen ſich nicht an dieſem Treiben beteiligen, ſondern in einer Art von Murmeltierſchlaf durch den böſen Winter der Zeit hindämmern: ſo iſt es auch lebens-

„Gundaccar .... wirſt Du es ertragen können?“ mit einem Ton als wolle ſie ihn zwingen Ja zu ſagen, ſo viel Bangigkeit und ſo viel Hofnung rangen darin.

Aber Gundaccar ſprach nicht dies erſehnte Ja.

„Armes Kind!“ ſprach er, ſtrich ſanft ihr Haar von ihren ſchönen erbleichten Wangen und deckte mit der Hand ihre großen prächtigen Augen zu in deren tiefem Dunkel eine unerhörte namenloſe Angſt wie ein Abgrund ſich vor ihm aufthat.

„Armes Kind! wiederholte ſie mechaniſch. Ja wol bin ich arm .... aber ganz arm! .... denn Du wirſt mich verlaſſen.“

Sie kniete noch immer vor ihm und ließ mit einer troſtloſen Bewegung ihren Kopf auf ſeine Knie ſinken. Da hob er ſie raſch und heftig empor, zog ſie auf ſeinen Schooß und ſprach:

„Kind! Kind! Du darfſt das Schlimmſte von mir fürchten — aber das nicht.“

„Aber gerade das, Gundaccar! entgegnete ſie und legte beide Hände auf ſeine Schultern. Keine Stütze an einem Mann haben, keinen Troſt bei ihm finden, keinen Muth und keine Kraft in ihm ſehen — iſt das nicht von ihm verlaſſen ſein? gerade davon verlaſſen ſein, was das Weib ſo ſehr bedarf?“

unfähig und herzbrechend traurig anzuſehen. Denn umgekehrt, wie König Midas, der alles, was er berührte, in Gold verwandelte, ſo verwandeln dieſe Lehren das reinſte Gold in Moder und Lumpen. Nicht ein Auge können ſie aufweiſen, deſſen Tränen ſie geſtillt, nicht einen Blick, den ſie zum Himmel gerichtet, nicht ein Herz, das ſie mit dem Leid und zwei, die ſie miteinander ausgeſöhnt hätten! Sie ſäen Haß und Hader, Erbitterung und Neid, Zwietracht und Unordnung — und wagen es, vorzugeben, daß eine Ernte der Liebe und des Friedens von dieſen Diſteln und Dornen zu erwarten ſei! Welch eine Verblendung des allergewöhnlichſten Menſchenverſtandes, der hausbackenen geſunden Sinne, um ſo etwas zu erfinden, auszuſprechen und zu glauben! Der Fluch der Erbſünde iſt in fürchterlicher Tätigkeit — denn die Menſchheit verſchmäht das Bad der Wiedergeburt, den Teich Bethesda, deſſen Wellen kein Engel, ſondern der Herr über alle Engel bewegt, um den Kranken Geneſung zu ſpenden.

Ob der Menſch ſein Ich zur Zentralſonne des Weltſyſtems macht — oder ob er des Univerſums Abhängigkeit, die des Ichs mit einbegriffen, von einem überweltlichen Gott anerkennt — das allein macht den Unterſchied aus, ob er ſich in der Sphäre des Haſſes oder der Liebe, des Fluchs oder des Segens, der Empörung oder der Friedfertigkeit bewegt. Nun gibt es wohl viele, welche ganz bereit ſind, des Univerſums Abhängigkeit von Gott anzuerkennen; nur nehmen ſie ein Atom davon aus, ein einziges — ihr Ich! und ſomit verfallen ſie der erſten Kategorie, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nicht einmal den Vorzug der Konſequenz und Aufrichtigkeit jener in Anſpruch nehmen dürfen. In dieſem kläglichen Fall befanden ſich von jeher alle Stifter von Häreſien. Sie glaubten an Gott und ſeine geoffenbarte Religion, welche die Seele im Körper der Kirche iſt — bis auf einen gewiſſen Punkt, der in irgend einer Weiſe mit ihrem Ich feindlich zuſammentraf; und auf dem Punkt verfielen ſie in Rebellion. Dieſe Richtung des Menſchengeiſtes iſt ſo alt wie die Kirche, wie die Menſchheit ſelbſt! Eva glaubte auch nur ſo lange an das Wort Gottes, bis ſie etwas hörte, das ihr leichter und angenehmer zu glauben war, weil es ihrer Eitelkeit und Sinnlichkeit ſchmeichelte. Ging die Empörung gegen die Offenbarung ſchon aus dem Paradieſe hervor, ſo darf es nicht Wunder nehmen, daß ſie auch aus den Katakomben hervorging. Der natürliche Menſch ward von dem wiedergebornen nicht immer ganz überwältigt; — und da der natürliche Menſch immer ein heidniſcher iſt, der ſich ſeine Götter ſelbſt ſchafft nach ſeinem Bedürfnis und ſeinem Ermeſſen: ſo ſind die Häreſien nichts anderes als unüberwältigtes Heidentum, welches in ihren Stiftern ſtark genug zum Bewußtſein kam, um ſie zum Abfall zu veranlaſſen. Und ſo ward neben der Kirche Gottes, aus ihren eigenen mißbrauchten Bauſtücken, von ihrem erſten Entſtehen an ein Götzentempel nach dem andern aufgeführt, die eine recht merkwürdige Muſterkarte der Irrtümer und Irrlehren bilden, welche aus der göttlichen Wahrheit entſtehen konnten, ſobald beliebige Individuen nicht den Sohn Gottes, ſondern ſich ſelbſt als die Meſſiaſſe der wahren Lehre betrachteten.

Ein Tempel der Götzen Hochmut und Sinnlichkeit ward nach dem andern errichtet und ſtürzte zuſammen nach kurzem Beſtand; das zeigt die Geſchichte von achtzehn Jahrhunderten! und dennoch iſt der Geiſt des Heidentums ſo rege in der Menſchheit, daß er ſich emſiger denn je an ſeine alte Arbeit macht und ſie in rieſenhaften Proportionen ausführt. Doch — um ſo größer ſeine Tempel, um ſo donnernder ihr Sturz. Dieſelbe Lehre, dieſelbe Liebe lebt heute wie vor achtzehnhundert Jahren in der wechſelloſen Einheit der Kirche; und wenn auf der einen Seite die Hydra des Irr- und Unglaubens mit hundert Köpfen ſtreitet und auf der andern die Kirche mit ihrem unſichtbaren Haupt Chriſtus, der ſich einen ſichtbaren Stellvertreter angeordnet hat, um der Einheit ein Fundament und eine Spitze nicht etwa nur, ſondern um ihr die gelaſſene Zuverſicht zu geben, daß ihr Bau für Zeit und Ewigkeit ſeinen Schlußſtein empfing: ſo muß der Sieg zu der Seite ſich neigen, wo das Bewußtſein für Zeit und Ewigkeit von Gott ſelbſt gegründet zu ſein, durch die Unerſchütterlichkeit der Lehre ſich ausſpricht. Die Lüge wechſelt, ſagt heute dies und morgen jenes, ſchillert in allen Farben, erklingt in allen Tönen, ganz leicht, ganz ſchnell, aber weſenlos, ſchattenhaft, aber nicht aus Fülle der Kraft, ſondern aus Mangel daran. Die Wahrheit ſpricht auch in tauſend Zungen, malt auch in tauſend Farben, ruft auch mit tauſend Stimmen; aber immer eines und dasſelbe, immer das geoffenbarte Wort Gottes, immer mit majeſtätiſcher Ruhe und mit überirdiſcher Zuverſicht — möge ſie es aus den Katakomben ſprechen oder vom Thron der Welt — beladen mit Ketten oder mit Kronen.

O du ſchwankendes Menſchenherz mit deiner Ebbe und Flut von Empfindungen, Wünſchen, Vorſtellungen, Illuſionen, Hoffnungen, Träumereien — mit deinen kurzen Freuden, deinen vergänglichen Schmerzen, deinen langen Irrtümern — mit deinem unzerſtörbaren Verlangen, Friede und Glück aus dieſem Strudel erblühen zu ſehen, welchen Du den Prozeß deines Werdens nennſt!

— O du armer, von den Wellen der Zeit umgetriebener Halcyon, der ſich wie der wirkliche Sturmvogel auf dem Ozean ſein Neſt zu bauen ſucht, ohne zu bedenken, daß der Menſchengeiſt da irre geht, wo der Inſtinkt die vernunftloſe Kreatur ſicher ſtellt, weil jener eine höhere Beſtimmung hat, als ſich willenlos umhertreiben zu laſſen! — O du armes, ſchwaches, müdes Herz, wie es deren zu Tauſend und aber Tauſend in Babylon gibt — kommt nicht etwas über dich wie eine heilige Stille, an welcher aller Lärm der Welt in dir und der Welt außer dir machtlos verhallt, wenn du bedenkſt, daß es auf Erden eine Anſtalt, eine Inſtitution — wie ſoll ich es nennen! gibt, die von dem erſten Augenblick ihres Entſtehens an bis zur heutigen Stunde, ebenſo unbeirrt durch Verfolgung, Hohn und Abfall, wie durch Macht, Herrſchaft und Glanz, der ganzen Menſchheit vom König bis zum Bettler, vom Weiſen bis zum Kinde, vom Helden bis zum ſchwächſten Weibe zuruft: Kommt her zu mir! ich mache Euch alle ſelig! — ich allein! Schlägt nicht die Sehnſucht, die ganz ſchlaftrunken vom nutzloſen Ringen bei ihrer Danaidenarbeit zuſammengeſunken iſt, ſchlägt ſie nicht in dir wieder ihr tiefes Auge auf, das ſolch Verlangen nach einer himmliſchen Erſcheinung hat — und heftet ſich auf dieſe eine, die Unvergleichliche mit der heißen dürſtenden Frage: Biſt du die Kirche Gottes — du allein? — Und horch! — vom Kalvarienberg, aus den Katakomben, von den Thronen, aus den Hütten, von den Altären, aus den Paläſten, aus den Zellen, vom Aufgang bis zum Niedergang, von Norden und Süden, aus allen Weltteilen, von beiden Hemiſphären — und aus den Gräbern und den Nächten des Todes — und vom Himmel herab, aus der Wohnung der Gerechten, aus der Glorie der Heiligen, aus den Reihen der Engel, von den Stufen des Thrones Gottes herab — erheben ſich Stimmen und Stimmen auf Stimmen, unzählbar, unberechenbar, rauſchen zuſammen zu einem wundervollen, harmoniſchen Akkord und ſprechen: Ich allein! — Und vom Anfang an bis zum Ende der Zeiten hallt er fort in unſterblicher Harmonie.

Was tut's, daß von einigen Städten der Erde und für kurze, vergängliche Epochen ein gellender Ruf dagegen aufſchreit: Du biſt es nicht!

Dieſelbe Lehre und dieſelbe Liebe! — O dieſe Liebe! „Und das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns." So ſprach der geliebte Jünger; ſo ſprechen wir; ſo werden nach Jahrtauſenden andere Millionen von Gläubigen ſprechen, und immer wie er, wie wir, mit der Seele auf den Knien, in Anbetung vor dieſem Myſterium und

Wunder der Liebe. Als mein Ohr es zum erſten Mal vernahm, bekam die Welt für mich eine andere Geſtalt einen andern Mittelpunkt — und die Erde ein anderes Antlitz. — Es war im vorigen Winter in Berlin, wo endlich, ſtatt meiner Bücher, ein lebendiges Wort zu meiner Seele ſprach und ihr ſagte, als ſie ſehr unruhig, ſehr traurig, ſehr heftig war, daß das fleiſchgewordene Wort unter uns fortlebe, auf dem Altar unſerer Gotteshäuſer, ewig gegenwärtig im allerheiligſten Sakrament, ewig wahrhaft und weſenhaft lebendig in unſrer Mitte. Es ging mir genau wie den alten Römern — nicht was das Martertum, doch was die Überwältigung anlangt: ich war widerſtandslos gegen dieſe Liebe, von der ich nichts gewußt, von der niemand zu mir geredet hatte — da der Proteſtantismus ſie nicht kennt, und liebeloſe Altäre und liebeleere Gotteshäuſer hat. Es machte mir einen ſo immenſen Eindruck, daß ich von dem Augenblick an mit unglaublicher Ehrfurcht, mit liebender Scheu die Hedwigskirche betrachtete, an ihr vorüberging, ja, an ſie dachte: und wenn mein Blick auf eine proteſtantiſche Kirche fiel, dachte ich immer ganz mitleidig: O arme ſeelenloſe Leiche!

„Und das Wort ward Fleiſch“ ſollte nicht mehr bedeuten, als daß es dreiunddreißig Jahr im fernen Judäa gelebt und am Kreuz ſein Blut vergoſſen habe? Nein, was es einmal geworden iſt, das bleibt es, das hört nicht auf. Mit uns und zwiſchen uns lebt das ewige Wort, um in uns zu leben; um die Gotteinigung zu bewirken, von der wir abgefallen ſind, obwohl wir für ſie geſchaffen ſind; um uns im myſtiſchen Tode der heiligen Kommunion das ewige Leben in der Liebe eines Gottes zu geben; um uns die Bürgſchaft dieſes Lebens von Tag zu Tage näher und tiefer ins Herz zu graben, ſo daß wir es nimmermehr vergeſſen, ſondern erlernen, das Vergängliche dem Ewigen gleich zu machen. Ohne dieſe weſenhafte Gegenwart in geheimnisvoll ſichtbarer Geſtalt des ewigen Wortes iſt die Erde tot und leer; — mit ihr iſt ſie beſeelt! Mit ihr iſt ſie wie ein Thron, der nicht durch Samt und Gold ſeine Herrlichkeit empfängt, ſondern dadurch, daß ſein Purpur einen König umhüllt! Mit ihr iſt die unſägliche Dürftigkeit aufgehoben, die ſich manchmal mehr für unſer Herz als für unſer Auge über die ganze Erde mit all ihren Geſchöpfen und Gebilden wie ein ungeheures Leichentuch ausbreitet — dies erdrückende Gefühl von der Nichtigkeit alles Irdiſchen, welches uns gerade dann beſchleicht, wenn wir dem Irdiſchen in unſerm Buſen eine Glorie gemacht haben, wenn wir die Schönheit der Natur anbeten möchten — oder das Genie, dem eine erhabene Kunſtſchöpſung gelang — oder ein geliebtes Herz. Gerade dann, wenn ein hohes Glück in uns die Flügel regt und ſich mit uns aufſchwingen möchte — wohin? gerade dann ſinkt, ach wie oft! jenes weite, bleiche Leichentuch urplötzlich über Glück und Genie, über Liebe und Schönheit, und ſagt in ſtummer Sprache: Dies iſt ihr Ende! — Dann wird der Sternenhimmel eine ſchwarze Sargdecke mit Silbertränen melancholiſch überſtreut; die Marmorſtatue ein kalter Steinklumpen; das tiefſinnige Gemälde eine bemalte Leinwand; — und das Herz, das geliebte, ach! was wird es? — ein etwas, das für unſere eigentliche, wahre, unausgeſprochene Sehnſucht nichts vermag, und nur die ausgeſprochene ſtillt. Wer von uns hätte das nicht erfahren? wem von uns wäre nicht wie ein leuchtender Blitz oder wie ein langſam eindringendes Schwert dies Gefühl von Vernichtung durch die Seele gegangen, welches wie ein unſterbliches Trauerlied um alles Irdiſche ſchwebt und wie ein langer Trauerflor allem Irdiſchen nachſchleppt? O wir alle haben es erfahren! denn wir alle ſind aus demſelben Stoff gebildet und haben dasſelbe Ziel! denn wir alle ſind auf gleiche Weiſe mit der Endlichkeit und der Ewigkeit verwandt — und für uns alle iſt es dieſer unausgeſöhnte Gegenſatz zwiſchen Endlichkeit und Ewigkeit, der ſeine Geiſterſchrift, wie beim Feſtmahl jenes Perſerkönigs, ſchauerverbreitend vor uns entrollt und die Kerzen erlöſchen, die Fanfaren verſtummen, die Blumen und Kränze welken macht.

Aber „das Wort ward Fleiſch" und das Antlitz der Erde und die Geſtalt der Welt verändert ſich! Ja, es iſt ein Scheinleben, das uns umgibt — doch nur ſo lange, bis wir wiſſen, daß ein göttliches Leben es mit uns teilt, daß es ſich in die ſchlichteſten Gebilde der Erde, in die Geſtalten von Brot und Wein verſenkt, um ſich durch ſie in unſer Herz zu verſenken — und daß unſerm jetzt alſo vergöttlichten Herzen nichts übrig bleibt, als aus dem Leben des Scheines in das der Wahrheit überzugehen, um zu bezeugen, daß die Vergöttlichung des Menſchen aus der Inkarnation des Gottes hervorgehe. Dann bleibt alles an ſeinem Platz und in ſeiner Ordnung! der Sternenhimmel wird kein Grabtuch und das Marmorbild kein Steinklotz und das geliebte Herz kein namenloſes Etwas! In einen tiefſinnig geordneten Reigen, der für Verherrlichung der ewigen Liebe und göttlichen Wahrheit beſtimmt iſt, fügt ſich alles harmoniſch ein und huldigt Dem, der ihrem Daſein ſeine Weihe gegeben und es im Widerſchein ſeines göttlichen Lebens — lebendig gemacht hat, lebendig durch die Huldigung, welche das All ihm zollt. Dann wird die Schöpfung ſchön, weil ſie

„Du liebſt mich nicht mehr, Clelia! Du haſt das Zutrauen zu mir verloren,“ ſprach er dumpf.

Sie ſchwieg einen Augenblick nachdenklich.

„Und hätte ich das Zutrauen zu Dir verloren, ſagte ſie darauf mit großer Beſtimmtheit — ſo würd' ich Dich dennoch lieben! Denn ein Mangel oder eine Gabe kann wol machen, daß mir das Leben mehr oder minder ſchwer, und mehr oder weniger angenehm iſt, kann machen daß ich wünſchen würde weniger zu leiden; aber um Deiner Eigenſchaften willen hab ich Dich nie geliebt .... ſondern Dich, Dein Weſen ſelbſt lieb' ich mit Deinen Fehlern, mit Deinen Vorzügen, und nicht mehr noch minder wenn dieſe oder jene zum Vorſchein kommen .... nur freilich traurig oder freudig, mit Sorgen oder mit Zuverſicht, mit Schmerz oder mit Jubel. Jetzt lieb' ich Dich mit großen, ach ſehr großen Sorgen, weil Du Dich wahrſcheinlich einer muthloſen Bekümmerniß hingeben wirſt — wie im vorigen Winter — und weil Du dadurch in eine geiſtige und leibliche Atonie verfällſt — aber die Liebe bleibt, Gundaccar, und wird vielleicht um ſo ſtärker je mehr das Bedürfniß einer innern Kraft in mir wächſt. Und woher ſoll ich dieſe Kraft nehmen wenn nicht aus meiner Liebe zu Dir? — —

ſein Gedanke und in myſtiſcher Verbindung mit ihm iſt. Und der Genius des Menſchen und deſſen Gebilde werden ſchön, weil ſie einen Strahl ſeines Segens erfaßt und umſchloſſen haben. Und das Menſchenherz wird ſchön, weil es ſich verwandelt in eine unſterbliche, durch ihn erlöſte und zur Heiligung berufene Seele. Und das Leben wird ſchön, weil der unermeßliche Gedanke der ſakramentaliſchen Gegenwart Gottes aus Liebe und für Liebe — es erfüllt und verklärt wie die Sonne den Tautropfen. Und die Verſöhnung zwiſchen Endlichkeit und Ewigkeit hat ſtattgefunden, weil die ewige Liebe, dieſer ſieghafte König der Endlichkeit, ſich mit ihrem Gewande bekleidet, um ſie der Ewigkeit gemäß zu machen, in die er ſie hinüberzieht.

Mein Herr und mein Gott! ſo und nur ſo biſt Du ein lebendiger Gott, ein wahrhafter Gott, der ſein Leben zwiſchen uns lebt, ſein objektives Leben; nicht dasjenige, welches der Arme für Dich erſinnt, der Dich nur als den toten Chriſtus kennt und der von Deinem unvergänglichen ewigen Opfer wiederum nur ein Bruchſtück angenommen hat: das Opfer am Kreuz. Zerriſſen iſt dadurch Dein Herz, das Du ganz hingegeben! zerteilt die Fülle, die Du ungeteilt den Menſchen zugewandt! Sie trauern unter Deinem Kreuz, wie wir; aber ſie jubeln nicht an Deinem

Altar; ſie beugen nicht in ſeliger Anbetung das Knie wie wir vor dem goldenen Hauſe, in welchem Du verſchleiert wohnſt. Sie haben nur die Nacht- und die Trauerſeite Deiner Liebe; wir haben außer ihr, über ihr, die Licht- und Sonnenſeite. Für uns biſt Du wahrhaft auferſtanden, denn Du nimmſt täglich von neuem Beſitz von Deiner Wohnung auf Deinem Altar und durch das allerheiligſte Sakrament — in unſerer Seele. Es iſt eine ſo menſchlich beſchränkte Auffaſſung Deiner Liebe, der Liebe eines Gottes, daß ſie ſich ſollte genug getan haben durch jene dreiunddreißig Jahre und den Tod am Kreuz. Der Menſch wäre dadurch erſchöpft, ja! der Gott iſt es nicht, denn das Herz Gottes verblutet nicht, wie das Menſchenherz, in der Marter des Todes. Du biſt nicht wie jene falſchen Lehrer, welche zu den armen Menſchen geſagt haben: Hier in dieſem Buch iſt das Wort Gottes; daran laßt euch genügen und haltet euch mit dem Glauben! — Du weißt, daß der Menſch der lebendigen, der herzerſchütternden Einwirkung bedarf, wenn ſich der Glaube in ihm zum Pulsſchlag des Lebens ſteigern ſoll; daß das Wort ihn nur belehrt, aber die Tat ihn hinreißt; daß die Liebe ſich nur an der Liebe entflammen kann und daß der arme Menſch ſich durchaus geliebt wiſſen will, bevor er ſein laues, ſchwaches Herz entzündet. Du weißt, daß

Du ihn durch Dein Leben und Deinen Tod zwar entſündigt und geheiligt haſt, daß er aber ohne Deine lebendige Gegenwart das Leben ſeiner Seele vergißt. Und darum haſt Du ihn nicht verlaſſen, biſt nicht auf ewig von der Erde hinweg und in jenes Licht gegangen, wo Du in der heiligen Dreifaltigkeit das Leben der Gottheit genießeſt; — ſondern mit unergründlicher Barmherzigkeit bleibſt Du ihm zugewandt, und ſenkeſt Dich aus Deiner Fülle in ſeine dürftige Niedrigkeit und kehrſt bei ihm ein, damit er Mut faſſe, ſich Dir zuzukehren. Und wie der Altar ein Kalvarienberg iſt, wo wir am Fuß des Kreuzes weinen: ſo iſt er ein Thron, vor welchem wir heitern Angeſichts all unſre Tränen trocknen. Eines ergänzt und vervollſtändigt das Andere. Die ununterbrochene Klage ſowie der ununterbrochene Jubel würden den Menſchen bald abmatten und aus der Ermattung zur Gleichgültigkeit führen; aber mit einem Doppelflügelpaar kann er ſich in der Höhe halten, auf der ihm, bald zum Troſt für ſein Weh, bald zur Verklärung ſeiner Freuden, der Tod und das Leben ſeines Gottes entgegentritt.

O der Altar! was iſt er nicht Alles! — Die Krippe iſt er, vor dem die Könige in goldenen Gewändern mit Weihrauchwolken, mit Glanz und Duft ihre Anbetung darbringen. Der „Berg der

Seligkeiten“ iſt er, von welchem herab der Heiland durch ſein Beiſpiel uns predigt, wie groß die Liebe ſein müſſe, welcher jene Seligkeiten verheißen ſind. Der Tabor iſt er, bei deſſen Transfiguration wir ſo gern ewige Hütten bauen möchten. Der Tiſch iſt er, an welchem der Heiland jenes heilige Mahl, das Geheimnis unſers Glaubens, einſetzte, durch welches wir in die innigſte Lebensgemeinſchaft mit ihm zu treten berufen ſind. Das Golgatha iſt er, wo die Liebe ſtirbt — und das Grab, aus welchem ſie auferſteht. Der Sockel iſt er, auf welchem die Säule der göttlichen Liebe ruht, um die ſündenſchwere Welt zu tragen. Der Scheiterhaufen iſt er, den der Phönix der ewigen Liebe ſich ſelbſt errichtet und ſelbſt mit der Glut ſeines Herzens entzündet hat, um aus der immerwährenden Vernichtung durch Liebe zu immerwährender Erneuerung für Liebe aufzuſteigen. Die Schatzkammer iſt er, welche das Kleinod enthält, das alle geiſtlichen und ſinnlichen Herrlichkeiten der Erde auf ihren richtigen flüchtigen Wert herabſetzt. Der Katafalk iſt er, an dem wir die Exequien unſers Ichs zu begehen haben, bevor wir in die Glorie eingehen. — O es iſt gar nicht auszuſagen, was alles er iſt! aber wer vor ihm kniet, der weiß es, der empfindet es. Zuweilen fallen mir Stunden dabei ein, die ich früher an der Küſte der ſüdlichen Meere zugebracht, in

Syrien, in Nizza, auf dem Lido — wenn die Wellen wie aus der Unendlichkeit dahergerauſcht kamen, um an meinem Herzen zu ſterben; aber mit dem Unterſchied, daß ſie ſchwächer waren als mein Herz, denn ſie konnten es nicht erfüllen! ſie magnetiſierten es nur! Ruhe — gaben ſie ihm nicht. Darin beſteht eben der große Unterſchied zwiſchen der Naturkraft und der Kraft Gottes.

An dieſem Altar ſollte die Menſchheit knieen, um den menſchgewordenen Gott anzubeten, der ſie mit ſeiner Gegenwart begnadigt; — und von ihm ſind Tauſende, ſind Millionen hinweggeriſſen! ſind in eine Einöde geſchleudert, in welcher ihr innigſtes Leben trübſelig verkommt, weil es nicht in lebendiger Gemeinſchaft mit dem göttlichen Leben iſt, weil es wie eine abgerupfte Blume den Zuſammenhang mit der nährenden Wurzel entbehren muß. „Und das Wort ward Fleiſch“ — iſt ihnen abhanden gekommen! dreiunddreißig Jahre ſollen das göttliche Myſterium gleichſam erſchöpft haben! „Wer mein Fleiſch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm“ — das glauben ſie nicht! Eine Erinnerung feiern ſie oder eine göttliche Gegenwart, welche aber durch den Glauben des Individuums bedingt wird. Menſchliche Kräfte und Fähigkeiten ſind da in Anſpruch genommen — aber wo iſt der Gott? Seine Gegenwart, welche abhängig von dem menſchlichen Glauben gemacht wird, ordnet ihn unter den Menſchen. — So viel Wahngebilde ſchafft der Menſch in oder um ſich, für ſo trügeriſch und vergänglich erkennt er ſie aus alter Erfahrung, mit ſo viel tauſend Erfindungen ſeines raſtloſen Gehirns hat er ſich ſchon abgemüht, daß es eine große ſeeliſche Wohltat für ihn iſt, wenn unabhängig von ſeinem Denken, Meinen und Glauben das Myſterium der Inkarnation objektiv vor ihm ſteht. Das iſt ein Ozean, deſſen Küſten der Menſchengeiſt nicht erſpäht, deſſen Tiefe er nicht ergründet! es bleibt ihm nichts anderes übrig, als ſich ſelbſt darin zu verabgründen — und das braucht er! ja das braucht er ſo notwendig wie das tägliche Brot, denn es iſt der Gegenſatz, das Gegengewicht zu ſeinen übrigen Beſtrebungen, die immer auf Erkennen und Begreifen hinauslaufen. Der Stand, das Amt, die Wiſſenſchaft, das Gewerbe, jeder Beruf, jede Stellung haben ihr beſtimmtes endliches Ziel, das er mit Berechnung, Geſchicklichkeit, Studium erreichen kann. Aber dieſe Fähigkeiten erſchöpfen ſeine Weſenheit nicht! hat das Leben der Sinnlichkeit ihn nicht ſtumpf und matt gemacht, ſo iſt ein weites Feld in ihm frei, das ſich durch Bücher Akten, Depeſchen, Rechnungen, Vergnügungen oder Hantierungen gar nicht bebauen läßt und das er ſelbſt immer wie ein brachliegendes in ſich umher trägt, wenn nicht ein großes religiöſes Leben ſeine Blüten neben den Kornfeldern der Alltäglichkeit darauf ſäet. Und iſt ein großes religiöſes Leben denkbar, welches ſich nicht von großen Myſterien nährte? könnte es Tiefe, Innigkeit, Wärme — könnte es vor allen Ausdauer ſchöpfen aus einer Lehre der Moral wie „Tue recht und ſcheue niemand“ — oder ähnliche? Gewiß nicht. In dieſer Flachheit kann die innere Entwickelung nicht durchgearbeitet werden. Das geſchieht in der Tiefe, wo geheimnisvolle Kräfte tätig ſind, welche zu ihrer Befriedigung ein etwas begehren, eine Sonne, einen Tau, eine Überſchattung, einen Boden, die der Erdenbedürftigkeit nicht angehören und die keine menſchliche Vollkommenheitslehre erſetzen kann. Dieſer Tiefe entſprechen die großen Myſterien der Religion. Das iſt die Stelle, wo ſie ihre heiligen Gezelte aufſchlagen, unter deren Beſchirmung die Seele ihr Haus hat für die Ewigkeit. Das iſt der Sternenhimmel, der ſich über und um das Menſchenherz legt und mit ſeiner Unermeßlichkeit deſſen eigene Enge erweitert. Warum hat das Herz dieſe Sehnſucht, dieſe namenloſe, nicht kalt und ſchwer in der einſamen Bruſt zu bleiben, ſondern an etwas Unendlichem aufzublühen und unterzugehen? Weil es die Ahnung von einer unendlichen göttlichen Liebe hat, die ins Menſchenleben hineingetreten iſt und ein Menſchenherz angenommen und Menſchenſchickſale geteilt hat, um den Herzen zu zeigen, was die Liebe vermöge und wozu ſie fähig ſei; — denn eine Liebe, die nicht alles teilt, alles — nur nicht die Sünde! — das iſt keine. Sünde iſt Ich-Liebe, aber nicht Liebe! ſie iſt genau das Gegenteil derſelben. Bringt nun die Offenbarung dem Herzen die Gewißheit von einer ſolchen menſchgewordenen göttlichen Liebe, die uns gleich geworden iſt, damit wir an ſie gefeſſelt und ihr wiederum gleich werden mögen — die in unſere enge, dunkle, irdiſche Tiefe ſich verſenkt hat, um uns aus dem Abgrund in die Tiefe der Himmel hinein zu ziehen — die auf unſere Schwäche ſo viel himmliſche Rückſicht nimmt, um in verſchleierter Geſtalt ewig zwiſchen uns weilen, der Troſt unſrer Augen, die Freude unſrer Herzen, die Speiſe unſrer Seelen ſein zu wollen: ſo verabgründet ſich das Herz nicht mehr in die Wolken und Nebel ſeiner Träume oder in die Vergänglichkeiten der irdiſchen Erſcheinungen, ſondern in die göttliche Wahrheit, die es von jenen erlöſt; — und die, nur die hat es gewollt, hat es erſehnt! Ach, tauſendmal hat es nach fliegenden Schatten gegriffen, aber immer in dem Wahn, daß ſie eine Weſenheit hätten! Tauſendmal an die Erſcheinung ſich verloren, um das Sein in derſelben feſtzuhalten! Aber dieſem

Sonnenozean von Liebe gegenüber darf es ſich hingeben ohne Furcht, etwas zu verlieren — in ihm ſich untertauchen ohne Furcht, verloren zu gehen. Deſſen Fluten, die vom Höchſten zum Geringſten, vom Himmel zur Erde, vom Leben zum Tode, vom Gott zum Menſchen ſich hinablaſſen und wieder heraufſteigen, bringen die Fülle der Gottheit in das Menſchenherz. Sonſt überall ſtößt es ſich an eine Leere, möge ſie Erſchöpfung, Unbeſtand, Wechſel, Tod, Ungenügen heißen — möge ſie mit den glänzendſten irdiſchen Gaben an Tugend und Geiſt umhüllt ſein! ſonſt überall hat es keinen Platz, um im vollen Schlag ſeine Pendelſchwingungen zu machen und oft fühlt es ſich in ſcheinbarer Freiheit bis zu tötlicher Beklemmung eingeengt. Ich habe immer etwas Unverbrauchtes und Unverbrauchbares in meinem Herzen gehabt und nie gewußt, wohin damit. Jetzt weiß ich es: ich knie damit am Altar. In der Anbetung der göttlichen Liebe im allerheiligſten Sakrament kann ich es verbrauchen.

Die Kirche hat mit ihrem gewohnten Tiefſinn dieſem verborgenen Gott ein Feſt eingeſetzt und es Corpus Christi — Leib des Herrn - Feſt, Fronleichnam — genannt. In die lieblichſte Zeit des Frühlings fällt es, damit die Natur, in irdiſcher Verklärung ſtrahlend, die höhere empfange, welche der Heiland in ſie hineingebracht.

als er in ihre ſtillen Gebilde ſich verſenkte; damit ſie erlöſt werde von der ſtumpfen Erſtarrung, in welche der Materialismus ſie bannen — befreit werde von dem pantheiſtiſch-phantaſtiſchen Maskenkleid, welches die Poeſie ihr verleihen möchte; damit ſie mit dieſer ihrer höheren Verklärung den Menſchen anſtrahle, auf daß er ſich nicht verliere an ihre berauſchende, ſinnliche Schönheit, ſondern dieſe als den Schleier betrachte, der den verborgenen Gott umhüllt und, vor ihm niederſinkend, all die irdiſche Herrlichkeit ihm opfere und ſich mit ihr vereine zu einem Hymnus unſterblicher Huldigung.

Wie der ſtärkere Magnet, wenn er den ſchwächeren berührt, ihn in ſeinen Polen umkehrt: ſo berührte dies Myſterium mein ganzes Weſen. Ich hatte immer ſo eine phantaſtiſche Liebe für die Natur gehabt, ſo eine Sehnſucht, mit ihren Elementen zu verſchmelzen, zu verſchweben, um meiner ſelbſt los und ledig zu ſein. Ich warf in die Natur die überirdiſche Unſterblichkeit hinein und mich in dieſe, um mein Ich zu verlieren, das ich ſo liebte und das mich doch ſo beläſtigte, weil es vor ſeiner Erlöſung nichts wußte vom Opfer — das arme Ich! Mir graute davor, mich ſelbſt durch die Unendlichkeit hindurch zu ſchleppen. Wohl wünſchte ich mich ganz Gott hinzugeben, ach! wie glühend wünſchte ich es zu Zeiten! aber

Jetzt bin ich ruhig geworden; jetzt ſage mir wie unſre Lage iſt.“

Mit tiefer Inbrunſt ſchloß Gundaccar ſie in ſeine Arme und ſagte:

„Wenn ich Dich höre und ſehe hab’ ich immer Vertrauen, meine Clelia, ſogar zu mir ſelbſt — doch unſre Lage iſt rettungslos; denn wir haben gar keine Ausſichten, nicht ſoviel um uns das tägliche Brot zu verſchaffen — wol aber 22000 Franken Schulden.“

„Und gar keine Ausſichten, Gundaccar? wirklich .... gar keine?“

Er ſchüttelte ſtumm verneinend den Kopf.

„Mein Gott, aber doch für die Kinder, Gundaccar? für die doch gewiß?“

„Für die .... ebenſowenig, Clelia.“

„Ach! ſchrie ſie mit herzzerreißender Klage — und ich habe mein Vermögen für mich verſchwendet! — Vergieb mir! ſetzte ſie nach einer Pauſe gefaßter hinzu; es hat uns zu unſerm Glück verholfen, mein geliebter Gundaccar; .... aber bei dem Gedanken an die Kinder kommt es mir ſelbſtiſch vor, denn wir hätten ja warten können, allendlich hätten wir doch unſer Recht durchgeſetzt — und wäre alsdann dies Ereigniß eingetreten, ſo wären wir nicht ich wußt' es nicht zu bewerkſtelligen; ich fiel immer in mein Ich zurück! keine göttlichen Gnadenmittel erbarmten ſich meiner Schwäche! keine Andacht zu heiligen Myſterien löſte meinen Sinn vom Irdiſchen ab! keine göttliche Liebe trat ſichtbar in die ſichtbare Welt hinein, um mir zuzurufen: O Kind, komm zu mir! ich erlöſe dich von deinem Ich, das ſo klein, ſo gering und doch eine ſo furchtbare Laſt iſt, daß Du an ihrer Bürde zugrunde gehſt! Und für dieſe Erlöſung, die der Anfang deiner Seligkeit ſein wird, begehre ich nichts als dein Herz! und iſt das nicht ſehr wenig? —

— Dieſe Stimme ſprach ſonſt nicht zu mir und darum liebte ich die Natur ungefähr ſo wie die indiſchen Fakirs: ſie tat mir am wohlſten, wenn ſie mich in eine Art von Vernichtung verſetzte. Am ſtärkſten hab' ich das wohl in Egyptens Sternennächten auf dem Nil empfunden, wenn die Barke lautlos vor dem Winde durch den ſeeartig ausgefloſſenen, merkwürdig ſtillen Strom fortglitt. Die niedrigen Ufer ſanken ganz in die Schatten der Nacht hinein, ſo daß der Himmel das Waſſer zu berühren ſchien und mit ſeinen Myriaden von merkwürdig ſtill leuchtenden Sternen in den ſtillen, faſt unbeweglichen Fluten ſich ſo glänzend abſpiegelte, daß beide zuſammen ein großes Ganze wie von dunkelblauem Kriſtall mit goldenen Funken überſtreut bildeten. Wo die Grenzen zwiſchen

Himmel und Waſſer waren, entdeckte das Auge nicht. Kein Ton drang von den fernen Ufern herüber. Die libyſche Wüſte zur Rechten, die arabiſche zur Linken — waren ſtumm; — ſtumm wie die Mitternacht. Die Mannſchaft der Barke ſchlief, der Steuermann verſah träumeriſch ſeinen Dienſt. Zuweilen tat der Nachtwind einen ſchweren Flügelſchlag wie ein aufgeſcheuchter Vogel, und ſank dann wieder in ſeine Lautloſigkeit zurück. Oder eine Welle rieſelte höher auf. Und durch dieſe Geiſterſtille glitt die Barke mit ihren zwei großen lateiniſchen Segeln wie ein Geiſterſchiff, das durch die Lüfte dahin ſchwebt. Ich lag ſtundenlang auf dem Divan in der Vorhalle und ließ mich tragen von Geiſterflügeln in unbekannte Welten hinein — aber mein Gott ſprach nicht zu mir. Oder er ſprach zu mir und ich verſtand ihn nicht! Die heilige Schrift kam auf jener Reiſe faſt nicht aus meiner Hand; daher ſchwebte ſie denn auch wie ein Traum durch den Schlummer meiner Gedanken, wenn ich ſo halb bewußtlos dalag. Und namentlich war es ein Wort des hohen Liedes, das zuweilen an meiner Seele rührte. „Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht;“ — denn ſo war es wirklich mit mir: ich lag im trüben und ſchweren Zauberſchlaf, aber das Herz wollte durchaus nicht ſchlafen. Und jetzt ſage ich: Mein Herr und mein Gott! ich ließ Dich ſchlafen in meinem Herzen und das Deine wachte für mich und Du riefeſt es mir zu — aber ich hörte nichts als meine eigene Stimme.

Bei der erſten Fronleichnamsprozeſſion, der ich beiwohnte, als der Leib des Herrn wahrhaft und weſentlich durch unſere Reihen getragen wurde; als Er ſelbſt ſakramentaliſch gegenwärtig in unſerer Mitte, zwiſchen unſerer Liebe war: als Er, ein König der Seelen und ein König der Schöpfung, ſeinen Triumphzug hielt zwiſchen den frohen Herzen und der heitern himmelblauen Frühlingsnatur: da gedachte ich jenes geheimnisvollen Wortes des Iſaias: „Deus absconditus“: — und Seiner Auferſtehung am Oſtermorgen. Verborgen und auferſtanden wandelte er an mir vorüber; verborgen und auferſtanden war er in meinem Herzen und wie die Magdalene im Garten hätte ich niederfallen und rufen mögen: Meiſter! — Nicht mehr der Luft und den Wellen begehrte ich jetzt das arme Ich hinzugeben. Die Hand war da, welche alle Bürden hinwegnahm und ſie mit ſeinem milden Joch vertauſchte und nicht für ein paar Sekunden, ſondern für eine Unendlichkeit. Kein unbeſtimmter und ſchwankender Weltgeiſt, der formlos, weſenlos, alle Geſtalten des Lebens annahm, oder in ihnen als das Leben ſelbſt wirkte — war mein Gott. Sondern gerade nur in dieſer beſtimmten Geſtalt und in keiner anderen, hatte er das göttliche Myſterium für uns ſichtbar werden laſſen, lebte und liebte er.

Als Kind glaubte ich — warum ich es glaubte und wie ich zu dieſem Glauben gekommen war, weiß ich nicht! — wenn der Abendwind die Wipfel der uralten Linden ſanft umbog, die ſich in langen Alleen durch den Garten ſtreckten, daß Gott auf dieſen Wipfeln einher wandele, und eine namenlos feierliche Andacht erfüllte dann immer mein kleines Herzchen, das gewiß bereitwillig die Muſchel geweſen wäre, um den himmliſchen Tau des Glaubens in ſich aufzunehmen und ihn zu einer ächten Perle auszuarbeiten. Es ſchien mir dann, als ſei Gott mir ſo nah und ein Schauer von Ehrfurcht überrieſelte mich. Dieſe kindliche Vorſtellung kam mir jetzt in den Sinn: der verborgene, der lebendige Gott wandelte weſenhaft, aber verſchleiert an mir vorüber. O des Schmerzes, daß Tauſende, daß Millionen der Seligkeit beraubt ſind, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten! O Du armes Menſchenherz da draußen in Babylon, weißt Du denn überhaupt, was das iſt: anbeten? Du beteſt zu Deinem Schöpfer, und einige von Euch — aber nicht alle — beten auch zu dem Erlöſer, der am Kreuz für ſie gelitten und ihnen dadurch Vergebung der Sünden erkauft hat. Doch Anbetung iſt etwas anderes! Anbetung iſt der Pulsſchlag der Liebe im Gebet

— der Liebe, die das Herz hingibt, um das Gottesherz dafür einzutauſchen! der Liebe, die ſich begnadigt weiß durch dieſes ewig ſich erneuernde heilige Geſchenk! der Liebe, die ſich das höchſte Gut zu eigen machen darf, und durch deſſen allgenügende Kraft in die Herrlichkeit des Himmels und der Heiligen hinein reifen kann! Aber Euer Gott gibt Euch ja nicht ſein Herz zu eigen, kehrt nicht bei Euch ein, wohnt nicht in Eurer Mitte, iſt nicht die Speiſe Eurer Seelen, bildet nicht, auf dem Altar, in den Gotteshäuſern thronend, den Kern um den das Leben der Menſchen in ihren Wohnſtätten ſich lagert. O niemand, mache es Euch zum Vorwurf, wenn ſo wenige unter Euch an Wunder glauben! Der Geiſt des Abfalls hat Euch Schuldloſe das größte, das troſtvollſte, das ſüßeſte Wunder geraubt; hat um die Krone der Wunder Euch gebracht.

Für Euch iſt die Erde leer und ohne Gott und darum habt Ihr auch keine ſichtbare Kirche; denn dieſe iſt der Bau, welcher das Wirken und Walten ſeines Liebelebens umfängt, bewahrt und vermittelt; und deren Brennpunkt und Pulsſchlag iſt ſeine euchariſtiſche Gegenwart. Aus dieſem Herzen ſtrömt das Blut der Liebe in die Sakramente wie in die Kanäle hinein, welche das Leben der Menſchheit erhalten, erneuern, erhöhen, und welche die Diener der Kirche zu verwalten und zu ſpenden haben. In einem höheren Sinn iſt unſer Altar, was jener goldene Götterberg der Juden iſt, von dem die Ströme ausgehen, welche den Erdkreis befruchten; denn von dem Altar gehen die Gnadenſtröme der Sakramente aus, die ſich auf dem Altar in ihrem Urquell zuſammenfinden. Das alles habt Ihr nicht! keine eucharistiſche Gottesgegenwart, keine Sakramente, keine Diener der Altäre! — ach! was bleibt Euch da übrig, um Euch zu einer Kirche an einander zu ſchließen? — Nichts! — oder wenigſtens nichts Weſenhaftes. An Schatten ſeid Ihr gewieſen oder an willkürliche Formen — und wie bald verfallen die! Es fehlt Euch der Kern der Wahrheit, der ewigen Dauer, der unverſehrlichen Subſtanz, daher kommt Ihr denn auch zu einer ſo gewiß verſchwommenen Religioſität, wenn Ihr Frömmigkeit und Andacht ſucht, die im Pietismus ihren Ausdruck findet. Er ſteht auf Flugſand — ſtatt auf einem Felſen; er hält ſich in Nebel auf, ſtatt zur Sonne emporzuſteigen; denn nur die Kirche hat den Felſengrund unter und die Sonne der Wahrheit über ſich.

Ich begreife eine vollkommene Oppoſition des empörten Menſchengeiſtes gegen den Geiſt Gottes im Chriſtentum; — ich begreife, daß die Anhänger der Empörung weder von der göttlichen Offenbarung, noch von ihrer ſichtbaren Geſtalt, der Kirche, etwas wiſſen wollen! ſie ſind eben von dem Rauſch der Gottentfremdung befallen und machen die Stadien dieſes traurigen Wahnſinns durch, um wider ihren Willen zu beweiſen, daß es eben nur ein Wahnſinn iſt, ſich der Ordnung von höherer Hand zu widerſetzen. Ich begreife, daß ſie ſich fertig machen für den großen Kampf, an deſſen Schwelle die Welt jetzt ſteht, zwiſchen dem Heiland und dem Baal, zwiſchen Chriſtentum und Antichriſtentum. Aber daß es ſo viele Menſchen gibt, die den Wunſch und Willen haben, Chriſten zu ſein, und doch nicht den, ſich der Kirche anzuſchließen — das wird mir immer ſchwerer und ſchwerer zu begreifen, je mehr ich darüber nachdenke. Es wird ihnen aber kein Sträuben helfen! Die Zeit macht ſich zurecht, welche das Leben in religiöſer Halbheit nicht dulden wird. Es wird gerufen werden: Hier Chriſtus! — hier Baal! — Die Kirche mit dem Panier des Glaubens ſtreitet für Jenen und für dieſen das wüſte Heer des Rationalismus unter dem Banner eines allgemeinen Unglaubens. Alsdann muß ſich, wer Chriſt ſein will, zum Panier des Glaubens halten, welches keine andere Hand zu tragen vermag als die der Kirche. Und dann werden Tauſende und aber Tauſende zu ihrer ſeligſten Überraſchung erkennen, daß es nur dieſes Anſtoßes bedurfte, um ſie in das heilige Heer hinüber zu ziehen, nach welchem ihre Seele immer geſchmachtet hat, ohne den Entſchluß zum letzten Schritt zu finden. Aber warum wollt Ihr denn nicht gleich und freiwillig tun, was Ihr in zehn oder zwanzig Jahren gezwungen ſein werdet zu tun? — Oder meint Ihr, es könne ohne jenen Kampf abgehen? Schwerlich meint das irgend einer von Euch, der nicht ganz auf der Oberfläche ſchwimmt. — Oder eine andre Hand als die der Kirche werde das Glaubenspanier erheben? — Welche Hand könnte das? Der mächtigſte Fürſt außerhalb der Kirche würde einem mitleidigen Lächeln begegnen, wenn er ſpräche: Ich kämpfe für den alten, heiligen, unangetaſteten Glauben! — Nein, das Recht haben ſeine Ahnen verſcherzt! das Recht hat nur ein Sohn der Kirche. — Oder meint Ihr, es ließe ſich mit Ihr ein Kompromiß ſchließen, ihr unter der Wahrung Eurer Privatmeinungen anzugehören? — Das iſt unmöglich! bedenkt — ſie iſt die katholiſche! und was wolltet Ihr denn überhaupt anderes mit Euren kleinen Privatmeinungen über Glaubenslehren in ihr anfangen, als dieſelben ihr zu unterwerfen? Ihr werdet ſchwerlich mehr Ehrfurcht vor Eurer Eintags-Weisheit, als vor ihrer Weisheit von achtzehn Jahrhunderten haben können! — habt ſie auch nicht, denn Ihr ſucht in den erſten Jahrhunderten der Kirche nach Belegen, um die Eure zu ſtützen: dermaßen fühlt Ihr das Bedürfnis der Autorität und Tradition. Unleugbar iſt das! Und doch, o wunderbarer Widerſpruch im menſchlichen Geiſt! doch wenn es darauf ankommt, konſequent bei dieſem Bedürfnis zu verweilen, um in dem ſichern Hafen einzulaufen, reißt Ihr plötzlich jene Verbindung entzwei, welche Euch unwillkürlich zu der alten Mutterkirche hinzieht und geht über ins Lager des Antichriſts. Was kann Euch das für Früchte bringen! Wie Muhameds Sarg ſchwebt Ihr zwiſchen Himmel und Erde. Ihr gebt nicht Euer Herz dem Glauben hin und mit dem Unglauben möchtet Ihr doch nichts im Grund Eures Herzens zu teilen haben. Ihr reibt Euch auf im innern Zwieſpalt und Eure Sehnſucht findet kein befriedigendes Ziel. Denn was will Eure Sehnſucht? — das, was auch die unſre will: die beſeligende Zuverſicht, das ewige Leben erfaßt zu haben. Und für die Zuverſicht habt Ihr — wenn Ihr ſie beſitzt — keine objektive Bürgſchaft; und woher wißt Ihr, daß Eure ſubjektive Euch immer genügen werde?

O heilige Kirche! ſie ſchmähen Dich nur, weil ſie Dich nicht kennen. O wenn eine Meiſterhand Dich in Deiner wunderbaren Schönheit malen — und eine Zauberhand dieſes Bild ſo hoch über die Welt erhöhen wollte, daß aller Augen es gewahren könnten, ſo würden alle Herzen und alle Knie vor Dir ſich beugen! — Aber ſo müßteſt Du gemalt werden.

Da ſteht der Altar: und darauf liegt am Fuß des Kreuzes das hingeopferte Lamm und darüber ſchwebt im Strahlenkranz und in der himmliſchen Herrlichkeit der auferſtandene Erlöſer mit der Siegesfahne, die er über Sünde und Tod geſchwungen hat, und in ſeiner Rechten hält er den goldenen Kelch mit der heiligen Hoſtie, in welcher beide Naturen des Heilands im göttlichen Myſterium verſchmelzen — die heilige Hoſtie, dies ewige Unterpfand ſeiner ewigen Liebe. Und Flammenſtröme, glühend und lauter wie dieſe Liebe, rieſeln aus des Lammes Herzen über den Altar in ſieben Strömen, welche ſich in einer kriſtallenen Schale an ſeinem Fuß vereinigen. Und eine ehrfurchtgebietende und heilige Geſtalt mit den goldenen Schlüſſeln des Himmelreiches kniet auf der höchſten Stufe, als erſter Wächter des heiligen Blutes, als erſter Diener des Altars, als erſter Verkünder der Lehre von der Erlöſung und vom Opfer. Und eine Stufe abwärts knieen andere ehrwürdige Geſtalten, ihm ähnlich an Heiligkeit und unirdiſcher Majeſtät und ſind in Demut untertan der Hand mit den goldenen Schlüſſeln, welche ſegnend ihre Häupter berührt. Und Stufe auf Stufe abwärts knieen die Gläubigen ſo ganz hülflos geweſen. Was wird nun aus den Kindern?“

„Vielleicht würden meine Eltern für ſie ſorgen, entgegnete Gundaccar mit bitterm Lächeln, wenn wir nicht das nähere Recht hätten — und das haben wir ſo lange wir leben.“

Heftig fuhr Clelia auf und rief mit rückkehrender Entſchloſſenheit:

„Es muß doch aber jezt Etwas geſchehen, wir müſſen einen Plan machen, Gundaccar! wir dürfen doch unmöglich ſo daſitzen die Hand im Schooß, den Kopf voll trauriger Gedanken und die Zeit mit Klagen hinbringen, ſobald es ſich handelt um das tägliche Brot der Kinder. Unſre ganze Einrichtung muß verkauft werden, je früher je beſſer, damit Du die Schuld bezahlen kannſt, Wagen, Pferde, Alles — das wird doch hinreichen? und dann muß man das Leben anders angreifen .... dann muß man fort von hier und nach Italien“ .... —

„Du ſprichſt immer als ob zu einer andern Einrichtung, zu einer Reiſe, irgendwo und irgendwie Mittel aufzubringen wären, unterbrach Gundaccar ſie; ich ſage Dir: ich habe keine und das Leben iſt eine entſetzlich koſtbare Sache! Du weißt nicht wie viel dazu gehört!“

„Ich würde lernen wie wenig dazu gehört wenn und flehen um Worte des Lebens und um die Zeichen der Gnade, welche durch das heilige Blut ihnen zuteil werden; und nie erſchöpft ſich weder die Schale, noch ihre heilwirkende Kraft.

Dies iſt die Kirche in ihren Grundzügen. In dieſer einfachen, lichten, harmoniſchen Ordnung hat ſie ſich im Anfang auferbaut, iſt ſie geblieben bis zu dieſer Stunde. Da iſt ihr unſichtbares Oberhaupt und ihr ſichtbares; da iſt ihre Prieſterſchaft, welche von dieſen beiden Berufung und Weihe empfängt; da iſt die Menſchheit, welche ſich heilsbedürftig zu den Spendern der Gnade drängt. Und andrerſeits iſt da die Erneuerung des ewigen Opfers, zu welchem die Prieſter — und die Teilnahme an dem ewigen Opfer, zu welchem die Menſchheit berufen iſt. Wollte man die Form für eine nachhaltig und ausdauernd wirkſame Inſtitution wählen, man würde keine beſſere erfinden können. Und dieſe iſt nicht erfunden von menſchlicher Klugheit oder geſchickter Willkür, ſondern ſie hat ſich gebildet aus dem ihr innewohnenden göttlichen Geiſt.

Unverändert wie ihre Form iſt ihre Lehre. Sie lehrt die Erlöſung des Menſchen von der Sünde durch die allgenügende Kraft des Blutes Jeſu; und ſie lehrt die Heiligung des Menſchen durch die Kraft der heiligen Sakramente, welche von der Wiege bis zum Grabe liebende Hände nach ihm ausſtrecken, ihn halten und beſchützen, ihn nicht fallen laſſen und — wenn er ſich dennoch losgeriſſen hat und in Abgründe geſtürzt iſt — ihn aus jeder Tiefe emporziehen, ſobald er ſich wieder gläubig und reuevoll Gott zuwendet. Wollte man eine Lehre haben, welche den Menſchen zum beſtändigen Fortſchritt im religiöſen Leben und auf dem Wege der Vervollkommnung antriebe und ihn mild tröſtete, ohne ihn erſchlaffen zu laſſen, wenn Stillſtand, wenn gar Rückſchritt eingetreten wäre: ſo würde man keine andere erfinden können, als die katholiſche; — ſo umfaſſend iſt ſie in ihrer Liebe, Treue, Ausdauer, Langmut und Barmherzigkeit, in allem, was der arme Menſch nötig hat, um nicht zuſammen zu ſinken unter den Millionen von Verſuchungen, die in ſtets veränderter Geſtalt und ſtets gleichem Weſen ihn überfallen.

Doch ſie hat nicht bloß ein langmütiges Erbarmen mit dem Sohn des Staubes, der durch ſeine mit der Erbſünde befleckte Geburt in das Leben der niederen Weltordnung tritt; ſie faßt ſeine Beſtimmung ins Auge, ein Kind Gottes zu werden, ſtattet ihn aus mit Helm und Schild und Schwert, um die Feinde ſeines Heiles zu beſiegen und verleiht ihm in jedem Sakrament die vollſtändige Rüſtung der Gnade, durch welche er in die Lebensgemeinſchaft mit einer höheren Weltordnung einverleibt wird. Dies übernatürliche Leben iſt nur in der katholiſchen Kirche zuhauſe, weil man nur in ihr von der heiligmachenden Gnade weiß, welche die Verbindung des menſchlichen Willens mit der Sünde vernichtet. Die Rechtfertigungslehre der Proteſtanten begnügt ſich damit, den Menſchen von den Sünden und den ewigen Strafen der Sünde, wegen der Gerechtigkeit Chriſti, welche Gott dem Gläubigen zurechnet, freizuſprechen. Die katholiſche Rechtfertigungslehre heilt die Wunde innerlich, welche die Sünde der Seele ſchlug; die proteſtantiſche legt ihr äußerlich einen Verband auf.

In die ſichtbare Welt iſt der Heiland ſichtbar hinein getreten, um den Menſchen verſtändlicher und eindringlicher ſeine Lehre zu deuten, als dies etwa eine Stimme vermöchte, die vom Himmel erſchallt. Denn brüſte ſich der Menſch, ſo viel er wolle, mit ſeinem Geiſt und mit ſeiner geiſtigen Auffaſſung — er iſt und bleibt ein armes Sinnengeſchöpf, das eine immerwährende Vermittlung mit dem Unſichtbaren bedarf, um es nicht zu vergeſſen oder auch freiwillig ſich davon abzulöſen. Möge er ſich noch ſo ſicher zutrauen, das geiſtige bloß mit dem Geiſt und rein geiſtig aufzufaſſen: ſobald es ihm nicht in einer ſichtbaren Form entgegentritt, iſt er ewigen Selbſttäuſchungen unterworfen und die wunderlichſten Spiegelungen ſeines Geiſtes, voll Schwärmerei oder Phantaſterei — andrerſeits aber rationaliſtiſche Nüchternheit und Öde oder philoſophiſche Grübelei und Spitzfindigkeit, werden ihn ſchon belehren, wie notwendig er ſich an eine Sichtbarkeit anlehnen müſſe, um nicht in Verwirrung oder in Gleichgültigkeit zu verfallen. Eben deshalb auch hat der Heiland gewollt, daß ſeine Kirche ſichtbar in der Welt ſei, wie er ſelbſt es geweſen, und daß ſeine Gnadenſchätze, zu deren Hüterin er ſie gemacht, durch ſichtbare Zeichen uns mitgeteilt werden. Dies alles mag ſehr demütigend für den geiſtigen Stolz ſein; ſchon daraus geht hervor, welch ein notwendiges Gegengewicht es für unſern ewigen Drang nach Überhebung iſt. Denn wollen wir nicht dem äußern Zeichen uns unterwerfen, ſo machen wir uns zu unſerm eigenen Richter und ſind folglich äußerſt geneigt, uns mit größter Nachſicht zu behandeln. Wer, der auch nur einigermaßen die Schwäche der menſchlichen Natur und ihre beſtändige Neigung kennt, ſich ſelbſt auf Händen zu tragen, wird das leugnen! Aber jede ungeordnete und nur natürliche Liebe iſt blind! wie ſehr muß es die für uns ſelbſt ſein! wie bereitwillig und freigebig würden wir uns nicht mit den göttlichen Gnaden ausgeſtattet wähnen, wenn ſie nicht an gewiſſe äußere Bedingungen geknüpft wären, welche nicht von uns allein erfüllt werden können.

In welcher Weiſe und in welchem Maß der gütige Gott ſeine Gnaden Denjenigen mitteilt, welche außerhalb der Kirche ſtehen — das wiſſen wir nicht! Für uns ſind ſie an die heiligen Sakramente gebunden und ſomit dem Einfluß unſerer Willkür und unſerer Irrtümer und Selbſtliebe entrückt.

Göttliche Gnade empfängt den Menſchen, ſo wie er dieſe rauhe Erde betritt! denn indem er das irdiſche Leben beginnt, wird er ſogleich durch die Taufe von der Erbſünde gereinigt — auch von allen wirklichen Sünden, wenn die Taufe bei dem Eintritt in die Kirche bei Perſonen von reiferem Alter vollzogen wird — zum ewigen Leben in Chriſtus wiedergeboren und als ein neues Geſchöpf geheiligt. Eine ewige Umwandlung des irdiſchen Menſchen in den himmliſchen ſoll alſo unſer ganzes Leben von der Wiege bis zum Grabe ſein.

Der Menſch wächſt heran; die Kinderſtube wird zu eng für ihn, die Kinderſpiele freuen ihn nicht mehr. Leicht geht da der Kinderſinn verloren, der bis dahin im liebenden Gehorſam unterworfen war. Da beſtärkt ihn die Firmung zur Kindſchaft im Glauben. Er wird unterwieſen und belehrt über ſeinen Glauben, erkräftigt im Entſchluß, ihn zu bekennen und ihm anzuhangen, und in das heitere, gedankenloſe, oftmals leichtſinnige Leben der erſten Jugend, tritt mit heiligem Ernſt das Bewußtſein einer himmliſchen, über alle Freuden und Schmerzen dieſer Welt hinaus greifenden Beſtimmung.

Reifer wird die Jugend, gedankenvoller blickt ſie auf das Leben. Reiche Bilder, bunte Erſcheinungen, wechſelnde Geſtalten tauchen vor ihr auf, und ſchwinden — kommen und gehen. Aber ſie gleitet nicht mit ihnen allen in die unbekannte Zukunft hinein. Sie folgt nicht ihnen allen bis dahin, wo ſie vorſchweben. Sie möchte in all dem Wechſel etwas Wechſelloſes finden; auf etwas ſich verlaſſen und es wiederum feſthalten können. Sie möchte mit ihrer Teilnahme, ihrer Liebe, ihrer Tätigkeit eingreifen ins Leben und einen Kreis um ſich ſehen, in welchem dieſe Wirkſamkeit ſegensreich würde. Die Ehe iſt der von der Natur beſtimmte Kreis, in welchem der Menſch, den Anforderungen der niederen Weltordnung gemäß, ſeine Gaben und Fähigkeiten zum eigenen Wohl und zum Wohl der Seinen verwendet. Aber gerade in der Ehe kann der Menſch umkommen mit jedem höheren Streben, ſobald er ſich dem Irdiſchen hingibt, welches als Sinnlichkeit oder Behaglichkeit oder Sorge ums tägliche Brot, die Arme ihm öffnet. Gerade durch die Ehe nimmt er ſo ſicher und ſo im Bewußtſein ſeines Rechtes Beſitz von der Erde, daß dieſer Beſitz ihm, wie jeder andere, mit tödlichen Gefahren für ſeine Seele droht. Aber das heilige Sakrament, welches das Band der Ehe zu einem unauflöslichen macht, enthebt ſie den Klippen des Leichtſinns, des Wankelmuts und Frevels, und verleiht ihr die Heiligkeit, die ſie notwendig braucht, um in den weltlichen Bedürfniſſen kein höheres Bedürfnis abſterben zu laſſen.

Zur Erhaltung der niederen Weltordnung iſt die Ehe eingeſetzt. Zur Erhaltung der höheren und zu deren Vermittlung mit jener — das Prieſtertum. Dort wird Beſitz genommen von den Gütern und Gaben der Erde; hier wird auf ſie im vollſten Umfang Verzicht geleiſtet. Dafür bildet ſich dort um den Menſchen ein kleiner enger Kreis, der ſein Herz erfüllt mit dem Wechſel der Sorgen und Freuden, wie ſie aus menſchlicher Liebe hervorgehen — die Familie; — während hier über Leid und Luſt der Erde und über Wonne und Weh des Ichs hinweg der Prieſter für einen unbegrenzten Kreis der Liebe lebt — für die Gemeinde, für die ganze Kirche. Das Sakrament der Ehe reihet die irdiſche Verbindung zweier Menſchen in den großen Verein der Geiſter, damit dieſe Verbindung, auf welcher die ganze Entwickelung der Individuen, der Staaten, der Völker beruht, nicht in die Tiefen des Sinnenlebens und von dem göttlichen Reich abfalle, welches alle irdiſchen Reiche durchdringen und tragen ſoll. Das Sakrament der Prieſterweihe heiligt die Werkzeuge, welche in jenem überirdiſchen Reich den Mittelpunkt des religiöſen Lebens zu pflegen und deſſen Segnungen in das irdiſche zu verbreiten haben und erzeugt fort und fort in geiſtiger Weiſe ein himmliſches Geſchlecht, das unter der Signatur einer idealiſchen Reinheit die göttlichen Würden zu tragen vermag, mit denen es, als Stellvertreter des Heilands, von ihm ſelbſt betraut und begnadet ward; ein himmliſches Geſchlecht, das vollkommen genügt, die Göttlichkeit der Kirche neben der Ungöttlichkeit aller anderen Konfeſſionen heraus zu ſtellen und das gerade deshalb mit tödlichem Hoß von ihnen beehrt wird. Das wollt Ihr freilich nicht zugeben, in Babylon. Ihr ſprecht mit ich weiß nicht welcher erhabenen Entrüſtung von ich weiß nicht welchen Schattenſeiten, die Ihr wahrgenommen, von denen Ihr gehört oder geleſen haben wollt. Gut! ſo haßt die Schattenſeiten! das tun wir auch. Aber irrt Euch nicht! es iſt nicht dieſe oder jene Einzelheit, die Ihr haßt, ſondern das Prinzip, aus welchem die Exiſtenz jenes himmliſchen Geſchlechtes hervorgeht.

Wohl ſollte unſer ganzes Leben eine ununterbrochene Durchdringung des Irdiſchen mit dem Himmliſchen ſein; aber die Kinder Adams vergeſſen ihren Urſprung nicht und das zarte Unſchuldskleid, welches ihre Seele in dem Sakrament der Taufe erhielt, wird zerriſſen von den Händen der Sünde; das reine Band, welches ſie mit ihrem Heiland vereinigte — wird gelöſt. So iſt die Sünde Abfall von Gott — vom Licht in die Finſternis, vom ewigen Leben in den ewigen Tod. Die in Chriſtus Wiedergeborenen wollen ſich nicht auf der reinen lichten Höhe erhalten! ſie wenden ſich ſeinem und ihrem Feinde zu — aber immer nur durch einen fürchterlichen Sturz aus dem Morgenglanz des Himmels in die dicke Staubatmoſphäre der Welt. Da liegen ſie, gelähmt, gebrochen, geknickt — verlorne Söhne, die ihr himmliſches Erbteil unwürdig vergeudeten und in deren Buſen tief und tiefer der nagende Wurm der Selbſtverachtung und der Reue ſich einfrißt, ſo daß ſie aufſchreien vor Schmerz nach Erlöſung, nach Verſöhnung mit Gott, nach Herſtellung ihres früheren kindlichen Verhältniſſes zu ihm. Und nicht umſonſt zittert der Ruf: „Mit ewiger Liebe lieb' ich Dich! darum erbarme ich mich Dein" — durch ihre Herzen. Das heilige Sakrament der Buße iſt der Ozean, der eine Welt voll Sündenſchuld rein wäſcht. Ich glaube nicht, daß irgend eine Betrachtung uns den fürchterlichen Hochmut der abgefallenen Kreatur lebendiger vor Augen führt, als die: daß es ihr ſo ſchwer wird, ſich dieſem Sakrament zu unterwerfen. Nichts begehrt der Stellvertreter Gottes von ihr, als das, was ihr eigenes Gewiſſen ſeit langen Jahren von ihr begehrt. Keine äußere Strafen für ihre Vergehungen braucht ſie zu fürchten, denn an dieſes Tribunal reicht die Macht des bürgerlichen Geſetzes-Codex nicht; und Gott hat andere. Keine Erniedrigung oder Schmach vor irdiſchen Augen kann aus dieſem Bekenntnis ihr erwachſen; denn ſie ſpricht es, was die Welt betrifft, wie ins Grab hinein, weil der Stellvertreter Gottes zu ewigem Schweigen verpflichtet iſt und es nicht brechen darf — ſelbſt dann nicht, wenn er dadurch die Erde vom Sturz in den Abgrund retten könnte. Aber dieſe eine kleine Bedingung: leiſe und reuevoll das zu bekennen, was ſie vielleicht mit einem Königreich bezahlen möchte, wenn es vom Herzen herunter wäre, ſcheint ihr allzu hart. An dieſem grenzenloſen Hochmut kann man abmeſſen, wie unſäglich heilſam und wahrhaft auf Disziplin der Seelen berechnet ein Sakrament ſein muß, dem es allendlich doch gelingt, den Hochmut in Demut zu wandeln und die Knie des Trotzes zu beugen. In Babylon ſpricht man wohl auch von einem Sündenbekenntnis und von Reue, welche dem Empfang der heiligen Kommunion vorhergehen ſollen; allein das iſt etwas anderes! Um ſich im allgemeinen vor Gott als ein großer Sünder zu ichs nicht ſchon wüßte, entgegnete Clelia. Meinſt Du denn ich hätte im Kloſter oder bei der Tante, oder bei Achatz ſo gelebt wie bei Dir? Du haſt mich verwöhnt und ich habe mich in dieſen zwei Jahren fürchterlich verwöhnen laſſen, weil's mir lieblich war von Dir ſo gehegt und gepflegt zu werden — ich kann mich auch wiederum entwöhnen .... aber Du! aber Du, Gundaccar .... Du wirſt nicht können .... und wird es mir für uns Beide möglich ſein?“ —

Tapfer nahm ſie ihr Schickſal an, tapfer wie der Soldat, der dem zehnfach überlegenen Feind bei Nacht und Nebel entgegen geht und, wenn er ihn bei Tag zwanzigfach überlegen findet, ſich doch nicht beſinnt den Kampf zu beſtehen. Sie ermunterte Gundaccar nicht zu zögern mit dem was nothwendig gethan werden mußte. Das hübſche Haus in den Champs Elysées wurde aufgegeben; die Dienſtboten wurden verabſchiedet; Wagen, Pferde, Meubles, die ganze häusliche Einrichtung mit tauſend Gegenſtänden des Luxus und der Annehmlichkeit, welche die Gewohnheit in Bedürfniſſe verwandelt, wurden verkauft; auch Clelias prächtiger Flügel, Toilettenſachen, Schmuck, Bücher — Alles was ihr nicht unentbehrlich ſchien. Den Flügel wollte Gundaccar ſo gern für ſie erhalten, aber ſie wollte nicht.

bekennen, dazu gehört viel weniger Selbſtüberwindung, als ſich einer einzigen erbärmlichen Sünde vor dem Prieſter anzuklagen. Sich als Sünder bekennen, kann man mit phariſäiſchem Stolz, welcher jedoch gänzlich weicht, ſobald man einzelne Sünden bekennt. Und was die Reue betrifft, welche gleich jenem allgemeinen Sündenbekenntnis keinen Richter findet: ſo läuft der Menſch in ſeiner Neigung zur Selbſtverblendung große Gefahr, ſich über dieſelbe zu täuſchen, indem er einige ſchmerzliche Gemütsbewegungen, gar einige Tränen als Reue betrachtet. Reue iſt die entſchiedene Wendung der Seele von der Sünde ab und zu Gott hin. Und wenn Tränen wie Waſſerbäche ohne dieſen Willen ſtrömten, ſo würden ſie keine Reue beweiſen und nicht den Nachlaß der Sünde bewirken noch die Losſprechung verdienen. Wie der Heiland ſichtbar in die Welt gekommen iſt, eine ſichtbare Kirche gegründet, an ſichtbare Zeichen ſeine Gnaden geknüpft hat: ſo begehrt er auch vom Menſchen beſtimmte äußere Akte, welche deſſen innerliche Bereitwilligkeit im einzelnen ebenſo ausdrücken, wie die Lebendigkeit ſeines Glaubens ſelbſt und durch ein geheiligtes Leben und durch Werke der Liebe ſich betätigt. Nicht der iſt ein großer Maler, welcher die Überzeugung hat, es zu ſein und von ſeinem Reichtum an innern Bildern ſpricht, ſondern ganz einfach der, welcher ſchöne Gemälde malt. Und ſo iſt der ein reumütiger Sünder, welcher ſich in der Weiſe, die Chriſtus angeordnet hat, ſeiner Sünden anklagt. Das iſt eine Tat, ein freier Entſchluß des Willens, ein Akt der ſittlichen von der Gnade getragenen Freiheit! Dies begehrt die Kirche von den Ihren; dazu ſucht ſie dieſelben heran zu bilden; mit Gefühlen, welche nicht zu Entſchlüſſen ſich kriſtalliſieren, iſt ihr nicht gedient, denn die verweichlichen den Menſchen, und ſie verlangt Energie von ihm. Dann gibt ſie ihm alle Liebe, jede Stütze, jede Ermunterung, tauſend Mittel; — allein den energiſchen Entſchluß kann ſie ihm nicht erſparen. Dieſe Stählung des Willens zu einem Akt der tiefſten Demütigung finde ich ſo übernatürlich ſchön, wie es eben nur aus der übernatürlichen Kraft der Kirche hervorgehen kann. Zu immenſen Taten wähnt man immer nur den Willen ſtählen zu müſſen, um Kronen zu gewinnen, um Welten zu beherrſchen, um ihnen zu trotzen, um Feinde zu beſiegen, um was weiß ich für große, für glänzende Dinge zu bewerkſtelligen. Aber wer das alles kann und noch hundertmal mehr — und nicht niederkniet am Beichtſtuhl und ſeine Sünden bekennt, der hat die größte Tat des Willens nie geübt. Jedesmal, wenn ich einen Beichtſtuhl von Andächtigen umringt erblicke, blitzt mir eine unausſprechliche Freude durchs

Herz, denn da wird nun wirklich einmal Gott die Ehre gegeben und das Geſchöpf liegt in ſeiner ganzen Niedrigkeit vor ihm im Staube — um von ihnen in den Himmel ſich hineinheben zu laſſen. Denn da feiert nun wirklich die Gnade ihren Triumph über die Natur und der höhere Menſch beſiegt den niederen — aus Liebe zu Gott. Iſt denn das nicht überirdiſch ſchön? Wenn Ihr das in Babylon auf Papyrusblättern oder in Hieroglyphen leſen würdet, in welche Bewunderung würde es Euch verſetzen! wie würdet Ihr die an Tiefſinn wie an Schwung gleichmäßige Erhabenheit einer ſolchen religiöſen Veranſtaltung anſtaunen, die den Menſchen zur kindlichſten Verdemütigung und aus ihr zur erhabenſten Lebensgemeinſchaft mit Gott führt! Ihr würdet gar nicht begreifen, weshalb nicht alle Religionen gerade dieſes wirkſamſte Mittel zur Wiedergeburt des Menſchen in Anwendung bringen! Nun, die Perſer und Inder haben es nicht — allein wir haben es! iſt es darum weniger ſchön? — Mit demſelben ſonderbaren Widerwillen, den Ihr gegen das Prieſtertum äußert, ſagt Ihr von dieſem heiligen Sakrament der Buße: Ach, die Ohrenbeicht! Zwei Inſtitutionen der Kirche von ſo unvergleichlicher Majeſtät, von ſo tiefem Ernſt, von ſo wunderbarer Kraft, von ſo überirdiſcher Schönheit — ſollten Euch abſtoßen? O, das iſt aber unmöglich! oder vielmehr, das kann nur geſchehen, weil Ihr ſie nicht kennt, weil man in Babylon nur von etwaigem Mißbrauch ſpricht. Aber was geht Euch der Mißbrauch an! Iſt die Poeſie deshalb weniger erhaben, weil ein ſchlechter Dichter ſchlechte Verſe macht? Iſt die Liebe deshalb weniger lieblich, weil ein Wüſtling ſie zum Deckmantel ſeiner Gemeinheit macht? Werdet Ihr deshalb nicht mehr dichten, nicht mehr lieben, wenn Gott Euch dazu die Fähigkeiten gab? Oder nicht an einer ſchönen Liebe, an einem genialiſchen Gedicht Euch erfreuen? Tut Ihr aber dies: ſo ſeh' ich nicht ein, warum Ihr nicht in gleicher Weiſe mit dieſen Inſtitutionen verfahrt, Euch zu deren Prinzip erhebt, deſſen Idee und Ausführung bewundert und die Ausnahmen eben nur als das betrachtet, was ſie ſind — Ausnahmen, die ewig ſtattfinden werden, ſo lange göttliches Geſetz und menſchliche Schwäche einen Gegenſatz bilden. Das iſt gewiß: der natürliche Menſch ſträubt ſich gegen das Sakrament der Buße und gegen das Prieſtertum, weil er Selbſtzufriedenheit und Weltluſt nicht aufgeben will. Aber was gefällt Euch denn ſo ſehr an Eurem natürlichen Menſchen? — ich kann's nicht begreifen! Und Ihr ſelbſt könnt es nicht, ohne mit Euch ſelbſt in Widerſpruch zu verfallen. Euren Kindern predigt Ihr Aufrichtigkeit und Geſtändnis ihrer kleinen Sünden und Reue über dieſelben, und den Willen ſie zu meiden — und Ihr wollt nicht für Gott tun, was Eure Kinder aus Liebe zu Euch tun ſollen? Ihr predigt Ihnen Selbſtüberwindung und Entſagung — auch dem Erlaubten — um die Willenskraft zu üben, und Ihr könnt's nicht leiden, wenn ſie nur auf Tand und Flitter, auf Eſſen und Trinken, auf die kleine Weltluſt der kindiſchen Sphäre bedacht ſind; und an dem Gegenteil habt Ihr innige Freude. Aber wenn Männer im Großen üben, was Ihr im Kleinen von Euren Söhnen verlangt, ſo gefällt Euch das plötzlich nicht mehr? Ja, darin iſt aber kein Sinn. Entweder müßt Ihr Euch freuen, daß Eure Knaben bei zehn Jahren recht naſchhaft, recht ſinnlich, recht träge, recht weltverſunken ſind — und dann ſeid Ihr in Eurem Recht, wenn Ihr die Männer bei dreißig Jahren in dieſer Richtung fortentwickelt haben wollt; oder Ihr müßt Euch darüber betrüben und mit all Eurer Kraft dagegen arbeiten; — aber dann auch Euch freuen, daß es Männer gibt, welche in einem höheren Bereich die Überwindung des Irdiſchen vollführen. Namentlich in unſerer Zeit, wo die ſchauerlichſte Verſunkenheit in die Luſt der Welt und der Sinne herrſcht, wo die Begierlichkeit ſo rieſenhaft, die Genußſucht ſo krankhaft iſt, daß man ſich erſchüttert fühlt, wie durch eine Zerrüttung der

Weltordnung nur daran zu denken: iſt es nicht da ein Labſal, eine Erquickung, eine Verſöhnung, daß es Menſchen gibt, die mit gelaſſener Nichtachtung von all den Dingen hinwegſehen, welche der Mehrzahl ſo begehrenswert, ſo notwendig erſcheinen — die himmliſchen Gaben mit dem vollen Preis aller irdiſchen bezahlen — und die ihren freien Willen dazu anwenden, wozu er beſtimmt iſt: um die Sinnlichkeit unter ſein Joch zu werfen und den Sieg der ſittlichen Freiheit zu verkünden. Das Sakrament der Buße iſt ohne Prieſtertum gar nicht zu denken! Um Arzt, Richter, Vertrauter ſo vieler Seelen zu ſein, um deren Krankheiten, Fehler, Ängſte und Bedürftigkeiten handhaben zu können, um zu deren Abhilfe hinzuleiten, um in dieſe Abgründe zu blicken ohne Schwindel und in dieſe Verworrenheiten mit klarem Auge — dazu muß man in einem ganz andern Boden, als der gewöhnlich menſchliche iſt, wurzeln und mit einem ganz andern Tau der Seele, als die gewöhnlich menſchliche Klugheit iſt, genährt werden. Dazu gehört eine ſo vollkommen ichloſe Weſenheit, wie ſie von keinem Arzt, von keinem Freund der Welt auch nur annäherungsweiſe begehrt wird. Dazu muß man ſein Ich in die Hand Gottes zurückgegeben und dafür ein übernatürliches Leben empfangen haben: — ſonſt hält man es nicht aus! mit keiner menſchlichen

Barmherzigkeit ladet man dieſe Laſt auf ſeine Schultern. Mit jeder Faſer herausgeriſſen aus der Welt muß derjenige ſein, welcher es ertragen kann, in unerſchütterlicher Ruhe und Klarheit auszuharren, wenn alle Klagen und Schmerzen und Nöten der Welt zu ihm ſchreien oder wimmern oder flehen; — der ſie alle hört, aber von oben herab; allen eine Antwort gibt, aber von oben herab; und der nie durch menſchliches Mitleid oder Abſcheu bewogen zu irgend einem Urteil, einem Ausſpruch wird. Hinge eine Faſer des Ichs noch mit der Welt zuſammen, ſo müßte er daran umkommen vor Weh, oder in Stumpfſinn verfallen. Der göttliche Geiſt der Kirche allein vermag ſich göttliche Werkzeuge zu ſchaffen, welche fähig ſind, ſeinen Zwecken bei der Erziehung der Menſchheit zu dienen. Und ſagte ich vorhin, daß es mir eine Wonne ſei, die Andächtigen um den Beichtſtuhl verſammelt zu ſehen, weil ſie Gott die Ehre geben: ſo iſt mir der Prieſter im Beichtſtuhl eine noch größere, weil er die Ehre Gottes noch größer macht! Ein armer Menſch, wie Unſereiner, mit unſerer Gebrechlichkeit und Schwäche, die nach ihrem Maßſtab Liebe und Haß, Teilnahme und Widerwillen empfindet — den ſo herausgehoben aus der Irdiſchkeit zu ſehen, daß er an Gottes ſtatt zu Gericht ſitzt über die Seelen, ihnen ihr verlorenes Unſchuldskleid zurückgibt, ihre Verſöhnung mit Gott ausſpricht, den Bleimantel ihrer Sünden von ihnen nimmt — ja, das finde ich ſo übernatürlich ſchön, daß ich darin wiederum einen Beweis von der Göttlichkeit der Kirche erblicke — denn außerhalb derſelben exiſtiert nichts Ähnliches! da bleibt alles ganz gewöhnlich menſchlich und in der Irdiſchkeit.

Durch das Sakrament der Buße ſeiner Sünden entlaſtet, tritt der Menſch als ein in der Liebe Gottes Wiedergeborener, als ein neues Geſchöpf aus dem Beichtſtuhl und darf nun, in ſeiner urſprünglichen Ebenbildlichkeit Gottes hergeſtellt, dem Heiland nahen und den verlorenen Platz als ein Glied von deſſen myſtiſchem Leib wieder einnehmen. Das heilige Sakrament des Altars ſetzt ihn in die innigſte Lebensverbindung mit dem Heiland, den er unter dem Schleier der Hoſtie empfängt. Die Verſöhnung iſt vollzogen! Der Sohn Gottes kehrt bei ihm ein, um in ihm zu leben. Das Opfer, welches Chriſtus am Kreuz gebracht hat und das Opfer, welches er immer von neuem bringt, indem er ſich gnadenvoll in der Euchariſtie herabläßt, wird jetzt das ſubjektive Eigentum des Empfängers. Was es in ihm wirken ſoll, iſt ſeine Heiligung, ſeine vollkommene Gotteinigung, das Aufhören des irdiſchen und der Beginn des himmliſchen Menſchen. Und darum nannte ich früher die heilige Kommunion einen myſtiſchen Tod: an ihr muß das Ich ſterben! damit beginnt des Menſchen Vergöttlichung, damit endet ſie. Weiter iſt nichts erforderlich; aber das — iſt es durchaus: das Ich muß ſterben! Wer die Liebe Gottes in ſeiner Inkarnation und in ſeinem ewigen Opfer — erſt in dem blutigen, dann in dem euchariſtiſchen, begriffen hat — der wird ſagen: Ja, ich muß ihn leiden, dieſem myſtiſchen Tod! das Ich muß ſterben.

Dieſes Sakrament ſowie das der Buße werden nicht, wie die übrigen, nur einmal für's Leben, ſondern ſo oft geſpendet, als die Seele es begehrt, um ſich herzuſtellen, zu wachſen, zu gedeihen in der Liebe Gottes. Ohne ſie iſt kein Fortſchritt möglich, und mit ihnen ſchwerlich ein Rückſchritt. Ein Fall, ein Sturz — ja, der iſt möglich, denn die Verſuchungen, welche der Menſch zu beſtehen hat, ſind ſo groß wie ſeine Schwäche! allein von einem Fall ſteht er wieder auf, gedemütigt und gewarnt, vielleicht gekräftigt. Ein Rückſchritt aber, ein langſamer, bedächtiger, der da anzeigt, daß die Seele verkommt aus Mangel an Pflege, aus Verwilderung oder Gleichgültigkeit — iſt beim öfteren und würdigen Gebrauch dieſer Sakramente nicht möglich, ſowie es nicht möglich iſt, daß ein Menſch vor Hunger ſtirbt, der ſeine tägliche Nahrung zu ſich nimmt. Und hätte man keine höhere Hoffnung und nur dieſe Gewißheit,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20883 / 070

„Erſt keine Schulden mehr, ſagte ſie; alsdann Brot für die Kinder und dann wollen wir ſehen.“ Aber dem Flügel, und ihm allein, ſchickte ſie zwiſchen all den Herrlichkeiten einen traurigen Blick unwillkürlich nach.

In einer kleinen trübſeligen dürftigen Wohnung des quartier latin, die keinen Vorzug als den der größten Stille und der Nähe des Jardin du Luxembourg hatte, fand ſich Gundaccar eines Tages mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und Andreas verſammelt. Seine Schulden waren bezahlt. Sein Vermögen beſtand in 900 Franken. Die Aufregung die ihn in Athem hielt ſo lange er ſeine Geſchäfte zu ordnen hatte, ließ nach; die letzte Spannkraft wich mit dem erſten Schritt welchen er über die traurige Schwelle that, und er verſank in eine ſo nervenſchwache Apathie daß die Angſt vor Trübſinn aufs Neue die unglückliche Clelia ergriff. Dazu kam Sorge um die Kinder! der kleine Knabe, noch an der Mutterbruſt, litt durch all die Aufregungen wechſelnd mit bitterm Kummer, welche Clelia heimſuchten; und Tranquillina, wie alle zartorganiſirten und früh entwickelten Kinder, litt durch die ſchwermüthige Atmoſphäre welche ſich um ihre Eltern verbreitet hatte und durch den plötzlichen beklemmenden Wechſel in der ganzen äußern Umgeſo wäre ſie ſchon etwas Unſchätzbares neben den einſchläfernden, ermattenden, verweichlichenden Einflüſſen des Lebens. Der würdige Gebrauch dieſer Sakramente ſetzt indeſſen nicht die Vollkommenheit bei dem Empfänger voraus, ſondern nur den aufrichtigen und beharrlichen Willen, ſie zu erſtreben. Unwürdig der Sakramente iſt nicht der Sünder, welcher aus Furcht Gottes oder aus Liebe zu Gott immer wieder und wieder ſie zu empfangen ſich ſehnt, um allmählich die Feſſeln der Sünde abſtreifen zu können. Die göttliche Liebe hat Erbarmen mit dieſer Sehnſucht und verſagt derſelben ihre Hilfe nicht. Ein unwürdiger Gebrauch wäre aber der, wenn dem Empfänger der aufrichtige beharrliche Wille zur Vervollkommnung, die Erkenntnis ſeiner Sündhaftigkeit und deren Zwillingsſchweſter — ſchmerzliche Reue — fehlten.

An dem Ausgang des Lebens hält die Gnade ſo gut Wache wie bei deſſen Beginn. Das Sakrament der letzten Ölung iſt für Todkranke und Sterbende das letzte Gnadenzeichen in dem an göttlicher Gnade ſo reichen irdiſchen Leben. Sie waltet auch um das Sterbebett und gewährt Kraft, Geduld, Mut, und Zuverſicht im letzten Kampf. Sie verläßt den Menſchen in keiner Kriſis, in keiner Not, in keiner bangen ſchweren

Stunde. Sie iſt immer da — zuerſt und zuletzt! neben jeder irdiſchen Qual, über jeder irdiſchen Hilfe, gegen jede irdiſche Verſuchung tritt ſie ein. Ihre ſieben Sakramente, ſind wie der ſiebenfarbige Regenbogen über die Sündflut der Sünden der Welt ausgeſpannt, zum Zeichen, daß Gott nicht den Untergang der Menſchen will, ſondern ihnen dieſe himmliſche Brücke gebaut hat, auf der ſie immer in ſeinen Himmel flüchten können. Dies Siebengeſtirn verſchwindet in keinem Nebel, erbleicht vor keiner Sonne, geht in keiner fremden Zone unter, wechſelt nie ſein Licht und wirft über den ganzen irdiſchen Abſchnitt unſrer Exiſtenz den Widerſchein unſrer himmliſchen Heimat. Wie die natürlichen Sterne zuweilen mit zitternden Strahlen nach uns hinab zu greifen ſcheinen, als möchten ſie uns mit ihren Silberfäden in ihren Zauberkreis hineinſpinnen: ſo iſt dies gnadenvolle Siebengeſtirn! — nur mit dem Unterſchied, daß es erfüllt, was wir von jenen träumen; — ſo erhält es ſein Licht von der großen Gnadenſonne, Chriſtus; ſo ſtrahlt es dieſes Licht in unſre Nächte und in unſre Herzen hinein; ſo zieht es unſern Blick, unſre Sehnſucht, unſern Willen nach Oben; ſo bringt es dem, der unter ſeinem heiligenden Einfluß wandelt, ein übernatürliches, von reinerem Glanz durchwebtes Leben, wie es außerhalb der Kirche gar nicht exiſtiert, nicht exiſtieren kann, weil nur die Sakramente den Menſchen heiligen.

Babylon hat ſie verloren! Wohl hätte es recht, in unendliche Klage darüber zu verſinken, denn was hilft ihm Weisheit und Klugheit und Wiſſenſchaft? — es lebt damit kein übernatürliches Leben, und das gewöhnliche, natürliche — ach, es iſt der Mühe des Lebens nicht wert! es bringt höchſtens Rauſchgold ein! aber jenes Goldbarren. Daher iſt das Leben viel leichter in Babylon — das verſteht ſich! für Rauſchgold wird kein hoher Preis gezahlt; verliert man es, ſo iſt der Verluſt nicht groß; ſchwer zu tragen iſt es auch nicht und die Verantwortung dafür iſt gering. Aber Goldbarren! — wer die empfangen hat und verwertet ſie nicht — welche Verantwortung! Welche Anforderung geht aus dem Bewußtſein eines ſolchen Beſitzes hervor! wie werden die Anſprüche geſteigert, die man an ſich ſelbſt zu machen hat. Irre zu gehen im Dämmerlicht, auf einem weiten wüſten Plan, wo tauſend Wege und Stege ſich kreuzen und wo dennoch tauſend Menſchen wiederum tauſend andere Pfade querfeldein und rechts und links eingeſchlagen haben — wo es ganz umſonſt iſt, nach dem richtigen Wege zu fragen, weil keiner ihn kennt und jeder den ſeinen dafür hält — das iſt ſehr traurig, ſehr ermüdend, mit großen Täuſchungen und Enttäuſchungen verbunden, und ſehr ſchmerzlich, weil man nicht am Ziel anlangt; — aber es liegt kein böſer Wille in dieſer Verirrung Aber das Licht haben, den Weg wiſſen und, wenn man ihn nicht weiß, bei Kundigen fragen dürfen, die Mittel haben, um die Mühſale des Weges ertragen zu können, das Ziel genau kennen — und dann nicht anlangen, weil man nicht ſehen, nicht fragen, nicht gehen, nicht wiſſen will — wehe! das iſt eine ganz andre Verantwortung! — In Babylon darf jeder ſprechen: Ich kann die Verſuchung nicht überwinden; ſie iſt ſtärker als menſchliche Kraft, und ich bin nur ein ſchwacher Menſch, mit dem Gott Nachſicht haben muß. — Wir dürfen nicht ſo ſprechen! Bei uns weiß ſich auch der Allerſchwächſte im Beſitz einer unendlichen, allgenügenden Kraft, welche ihm aus dem Blute Chriſti durch die heiligen Sakramente ununterbrochen zuſtrömt und ihm alle Gnaden bringt, deren er bedarf, um die ſtärkſte Verſuchung zu überwinden. Denn zu welcher Innigkeit der Gemeinſchaft mit Gott, zu welcher Hingebung an ihn und Einigung mit ihm die Seele durch jene Kraft gelangen kann, wenn ſie mit ſtandhaftem guten Willen dieſelbe empfängt und aus ſich herausſchält, was deren Wirkſamkeit im Wege ſein könnte, ſo daß das Sinnliche überwunden, das Selbſtiſche vernichtet, das Natürliche verklärt wird — das iſt gar nicht zu berechnen, weil die

Wirkſamkeit des Blutes Chriſti, die ſo unzählige Heilige und ſo große Wunder geſchaffen hat — ganz grenzenlos iſt und in jeder Seele einen durchaus unberechenbaren Spielraum haben kann. Dieſen für die Gnade zu öffnen, damit ſie nicht überall auf Hinderniſſe, Widerſpruch und Empörung ſtoße, ſondern fügſame Werkzeuge finde, welche ſich ihren Eingebungen unterwerfen und ihren Winken hingeben — das iſt unſre Aufgabe, und wer ſie löſt, gelangt zur Gotteinigung. Wir dürfen uns nicht entſchuldigend auf unſre menſchliche Schwachheit berufen, denn Der, welcher die Welt überwunden hat, hat ſeine Stärke uns zu Gebot geſtellt, ſo daß wir in ihm unüberwindlich ſind. Wir dürfen nicht ſagen: ich kann nicht! — denn der Kraft Gottes iſt nichts unmöglich, und ſie waltet und wirkt in uns, ſo daß wir alles Gute können. Nein, wir ſind nicht umſonſt Glieder der ſtreitenden Kirche geworden! ſo viel Kampf und Anſtrengung begehrt Babylon von den Seinen nicht! — Oder meintet Ihr etwa, weil ich immer nur ſpreche von Liebe und Anbetung, das ſei ein leichtes Leben in der Kirche? das ſei ſo eine gewiſſe ſentimentale Liebe, welche Vergißmeinnicht pflückt und in den Mond ſchaut? da habe man weiter nichts zu tun als ſich hinzuſetzen, Händ' im Schoß, ſich von der Gnade überrieſeln zu laſſen und fertig in der Vollkommenheit wieder aufzuſtehen? O nein! da irrt Ihr ſehr! Mit einer ſentimentalen Liebe kommt man in der Kirche nicht weit! ſie begehrt eine ungemein energiſche, tatkräftige, weil ſie immer an den Willen ſich wendet, den Willen in Anſpruch nimmt und mit den ſchönſten Gefühlen nichts anfangen kann, ſobald ſie ſich nicht zum Willen zuſammen ſchmelzen. Nichts macht den Menſchen glücklicher — jeden Menſchen! — als eine energiſche Liebe, denn durch ſie lebt er mit ſeinen edelſten Kräften, mit ſeinen beſten Fähigkeiten — und das iſt Glück. Aber daß dies ein leichtes Glück wäre — nein, das hab' ich nicht geſagt! Früher, noch aus Babylon heraus, ſchrieb ich einmal — aber ich weiß nicht wo? — : „Lieben iſt ſelten und ſchwer.“ Das ſag' ich jetzt erſt recht. So ſchwer wird die Liebe dem Menſchen, daß ſie unendlich ſelten iſt; denn wäre ſie ſtark und häufig und energiſch und wie ſie ſein ſoll: ſo wäre die Welt mit Heiligen bevölkert. O ſeht den Unterſchied! wer würde wohl je das Begehren ſtellen, daß die Lehren Babylons Heilige bildeten?

Andre Konfeſſionen haben die heilige Siebenzahl der Sakramente unter dem Vorgeben verworfen, ſie wären nicht in der heiligen Schrift geboten. Wo gebietet die heilige Schrift die Taufe der neugebornen Kinder? Nirgends. Doch findet nur ſie in jenen Konfeſſionen ſo gut wie bei uns ſtatt; denn die Autorität der Kirche iſt der letzte, der entſcheidende Grund. Andere meinen, im Mittelalter oder gar erſt auf dem Konzil von Trient ſeien die heiligen Sakramente erfunden — obwohl die griechiſche Kirche, welche im achten Jahrhundert und die Sekte der Neſtorianer, welche im vierten abfiel, ſie alle ſieben beſitzen. Nein, dieſe Quellen des Heils hätte das Mittelalter, ſo tiefſinnig und gläubig es auch war, nicht zu erfinden vermocht! die ſtammen unmittelbar von Demjenigen, welcher die menſchliche Natur geſchaffen hatte und erlöſen wollte. Auf dem Konzil wurden die alten Dogmen feſtgeſetzt oder in beſtimmterer Form denn zuvor ausgeſprochen, weil dies den Angriffen der Häreſie gegenüber notwendig geworden war. Aber ſo wenig wie man von dem Adel einer uralten Familie behaupten wird, er ſei erſt im ſechszehnten ihr erteilt worden, weil erſt damals die Sitte der Stammbäume aufkam und auch ſie ſich einen ſolchen anfertigen ließ: ebenſowenig darf man ſagen, das Trientiniſche Konzil habe neue Erfindungen bezüglich des Dogma's gemacht. Die Kirche iſt ſo recht wie der uralte Adel, über deſſen Dokumente hinaus auch ſeine Traditionen liegen. Dadurch wird er im Auge des Volkes — ſie im Auge der Menſchheit ehrwürdig; denn alles, was aus der Menſchheit ehrwürdig; denn alles, was aus der ſeine Dauer als etwas bewährt, welches lebensfähig iſt, weil es entſtanden iſt; während die Konfeſſionen und die Stammbäume von geſtern, deren Urſprung man ſo leicht nachweiſt, zu gemacht ſind, um große Lebenskraft zu verheißen und große Ehrfurcht einzuflößen.

Mit dieſen Lehren und mit dieſer Liebe iſt die Kirche geboren, jung geweſen, alt geworden — aus den Katakomben zur Weltherrſchaft, aus den Ketten unter die Tiare gegangen. Ihre äußere Stellung und Macht hat merkwürdige Umbildungen erlitten; aber jener Kern iſt unberührt geblieben. Jedes Mal, wenn ſich um ſein reines Gold unendle Metalle gelagert hatten, trat ein Läuterungsfeuer ein und ſchmolz hinweg, was ſeinen Glanz verdunkelte. Aber die Augen der Abgefallnen ſchließen ſich vor ihm und die Kirche lebt das Leben des Heilands fort und fort. Wie ihre Kindheit in den Katakomben, ſeiner Geburt im Stall von Bethlehem und ſeiner Flucht nach Egypten entſprach: ſo machte ihre himmliſche Weisheit, ihre heilige Lehre, wie der Knabe Jeſus im Tempel überraſchend früh die ganze phariſäiſche Wiſſenſchaft und Moral — ſo die ganze heidniſche Weltanſchauung und Philoſophie zunicht. Und Wunder wirkend, von der Sünde erlöſend, von leiblicher Not rettend, die Seelen heiligend, jegliche Wohltat ſpendend — war ſein und ihr ferneres Leben. Doch von zehn Ausſätzigen, die er heilte, kam nur ein Einziger zu ihm zurück, um ihm zu danken! die übrigen Neun freuten ſich ihrer

Geneſung und vergaßen ihn. So ging es auch der Kirche: man empfing ihre Wohltaten wie etwas, das ſich gebühre, und über den herrlichen und heilſamen Folgen ihres Segens und ihrer liebenden Wirkſamkeit — vergaß man die Dankbarkeit, vergaß man, daß ſie allein das Leben und Streben der Menſchheit umgeſchaffen, daß ſie allein das Erdreich bebaut, den Samen geſtreut, den Keim gehütet und die Pflanze der neuen Weltordnung gepflegt habe. Scharen auf Scharen zogen zum Heiland; ſie wollten ſeine Worte hören, ſie wollten geſund werden, ſie wollten ihre Kinder von ihm ſegnen laſſen! Er ward ihnen allen gerecht; er gab und tat unendlich viel mehr, als ſie hoffen durften, und doch! wie Wenige von den Vielen liebten ihn genug, um ihm nachzufolgen! Er fand nicht bloß Undank, ſondern Abfall; und zwar ſo ſehr, daß er die Zwölf fragte: „Wollet auch ihr weggehen?" — Da antwortete der feurige Petrus: „Herr, zu wem ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens!" — Und dieſer nämliche Petrus konnte ihn dennoch in einer Anwandlung von Mutloſigkeit verleugnen. So ſtrömten auch Völkerſcharen der Kirche zu, begierig nach deren irdiſchen und himmliſchen Wohltaten; und hatten ſie dieſelben empfangen, ſo machten ſie es wie jene neun Ausſätzige und gaben nicht Gott die Ehre; — oder wie Jene, welche vom Heiland weggingen, als ſeine Lehre ihnen nicht mehr zuſagte. Die Kirche mußte ſehen, daß die Kräfte, welche ſie geweckt, der Geiſt, welchen ſie gelichtet, die Gaben, welche ſie geordnet hatte, gar oftmals wider ſie ſich wendeten, und daß die Schar der wahrhaft Getreuen, der wahrhaften Nachfolger eine kleine war. Freilich hielt der Heiland einen triumphierenden Einzug in Jeruſalem, wobei des Jubelns und des Jauchzens kein Ende war, und wobei Palmenzweige ihm geſchwungen und Teppiche vor ihm ausgebreitet wurden — und nach wenigen Tagen wurde er in dieſem nämlichen Jeruſalem, unter dem Hohngeſchrei und Wutgebrüll dieſes nämlichen Volkes ans Kreuz geſchlagen. Auch der Kirche fehlten die Siegeszeiten und Triumphe nicht; ihre Herrlichkeit, ihre Größe, ihre Macht über die Seelen ſtrahlte zuweilen mit ſolchem überwältigenden Glanz die Epochen an, daß dieſe huldigend Hoſanna ihr ſangen und als Königin eines überirdiſchen Reiches ſie ehrten — um ihr nach kurzer Zeit den Kreuzesweg zu bereiten. Und wie ſie ſich alle beeiferten, das bittere Leid des Erlöſers am bitterſten zu machen — wie vom König Herodes an bis zum Mörder am Kreuz herab alle ſich befleißigten ihm irgend ein Weh zuzufügen — wie alle Stände vertreten ſind an dieſem Martertag: auch das hat die Kirche erfahren! Fürſten lehnten ſich wider ſie auf, nachdem ihr Ausſpruch „von Gottes-Gnaden“ den Kronen Weihe und bung. Sie konnte ſtundenlang müßig und melancholiſch daſitzen, eine Puppe oder ein Buch in der Hand halten ohne ſich damit zu beſchäftigen, und zuweilen eine verſtohlne Thräne geſchwind aus dem Auge wiſchen. — Ganz wie der Vater! dachte Clelia wenn ſie das kleine ſchöne traurige Geſchöpf beobachtete. — Ihre einzige Stütze, ihr Troſt, ihre Hülfe war Andreas. Nachdem ſie alle Dienſtboten entlaſſen hatte rief ſie ihn, ſetzte ihm die Lage der Dinge auseinander und fragte ihn ob er dennoch bei ihnen bleiben wolle. Er bejahete das unbedenklich, erlaubte ſich aber zu bemerken daß ihm dieſe Einſchränkung übertrieben vorkomme; der Graf dürfe ja nur einſtweilen Schulden machen und ſie ſpäter bezahlen. Gänzlich enterben dürfe Gräfin Osnat ihn ja ohnehin nicht.

„Wenn auch das nicht, entgegnete Clelia, ſo kann ſie doch eben ſo lange, ja länger leben als ihr Sohn, und in jedem Fall länger leben, als es uns gelingen würde durch Schuldenmachen zu exiſtiren. Nein Andreas! man muß ſein Brot verdienen lernen.“

Andreas ſchlug entſetzt die Hände zuſammen.

„Ja, ich! rief er; aber nicht der Graf! er kann es nicht, er hat's nicht gelernt .... er verſteht

Würde verliehen; — Mächtige und Vornehme fürchteten ſogleich Beeinträchtigung, wenn die Kirche nicht in Dürftigkeit und Abhängigkeit ſich befand; — Kluge und Weiſe, nachdem ſie aus ihrem Quell, durch ihre Hilfe zu Erkenntnis und Wiſſenſchaft gelangt, dünkten ſich zu klug, um nicht fortan auf eigenen Füßen ſtehen und die Mutter verachten zu dürfen, welche ihnen dazu verholfen; — Prieſter, in ihrem Heiligtum auferzogen, mit ihrer reinſten, geiſtigſten Speiſe genährt, zu ihrem heiligen Dienſt beſtimmt, wurden Apoſtaten, ſei es durch Tat, ſei es durch Geſinnung; — das Volk, dem ſie nichts anderes als die größten Wohltaten für ſeine tauſendfachen Bedürftigkeiten aller Art erwieſen — deſſen ſie ſich ſtets mit beſonderer Liebe angenommen, ſchrie Zeter gegen ſie, und der Pöbel ſtimmte natürlich tobend ein, ſo daß Keiner zu ſchlecht war, um nicht ſie noch tauſendmal ſchlechter zu nennen und geglaubt zu werden; denn Barrabas wurde frei gegeben und Chriſtus gekreuzigt! — Und noch zuletzt auf Golgatha höhnte ihn der Übeltäter, warfen die Kriegsknechte das Los über ſein Gewand und durchbohrten ſeine Seite.

Welch ein Heer von Henkern! — und wie ſchön, wie glücklich, daß ſich an dieſen Miſſetaten kein einziges Weib beteiligt hat! Im Gegenteil! die Gattin des Pilatus wünſchte den Heiland zu retten. Veronika bot ihm die einzige Erleichterung, die ihr zu Gebot ſtand, und die Frauen Jeruſalems weinten ihm nach. Kein Weib hat ihn auf ſeinem Leidensgang geſchmäht oder gequält! Dafür erſchien der auferſtandene Chriſtus zuerſt einem Weibe und das Weib erkannte ihn auch ſogleich, glaubte an ihn, betete ihn an — ſchwankte nicht, fragte nicht, zweifelte nicht, fiel auf die Knie und rief: „Meiſter!“ — O ihr Frauen, habt ihr euch ſchon dankbar dafür bewieſen, daß der Erlöſer einem Weibe dieſe Gnade gab? daß er einem Weibe die erſte Kunde ſeiner Auferſtehung brachte? daß ein Weib zuerſt gleichſam die beſiegelte Urkunde der Göttlichkeit der Offenbarung empfing? — Nein, wir haben es nicht getan. Einzelne große Heilige ſind ſeine Dienerinnen geweſen, haben ihrer Zeit nützen, allen Zeiten ein glänzendes Vorbild ſein und das Gemeingut der Kirche mit Tugenden und Verdienſten bereichern dürfen; — aber das ganze Geſchlecht hat es nicht getan! denn hätte es, wie die Magdalena, am Oſtermorgen glaubend und anbetend zu Füßen des Erlöſers gelegen: ſo wäre die Welt nicht da wo ſie jetzt iſt. Aber wir haben vergeſſen, daß grade wir recht eigentlich mit Chriſtus auferſtanden ſind und daß wir ohne ihn zurückſinken in die Finſterniſſe des Seelentodes.

Im Stand der Natur iſt das Weib eine Sklavin, im Stand der Gnade eine Freie. Die unerlöſte Menſchheit verſteht die Freiheit nur als

Willkür oder als Recht des Stärkeren. Bei einer ſolchen Ordnung der Dinge gibt es eigentlich gar keinen Platz für das Weib! Entweder verfällt es ſeinerſeits der Willkür, d. h. dem Mißbrauch der Freiheit, an dem es durch eigene Schuld zu Grunde geht; oder das Recht des Stärkeren laſtet ſo fürchterlich auf ihm, daß es dadurch zu einem Etwas entwürdigt wird, welches ein Mittelding von Tier und lebloſer Ware iſt. Dies letztere zeigt ſich bei unchriſtlichen Völkern; das erſtere bei entchriſtlichten, oder — da es, Gott Dank! noch keine entchriſtlichte Völker gibt — in entchriſtlichten Zeiten.

Das Leben der Gnade, das übernatürliche Leben begann mit Chriſtus und durch ihn. In dem Leben gilt nicht mehr Mann noch Weib: da gilt nur der Wiedergeborne, da gilt nur die neue Kreatur. Wie der Erlöſer der Menſchheit, der Sohn Gottes, bei dieſem Werk der Gnade und Liebe dem Verführer der Menſchheit, der alten Schlange, bei dem Werk der Feindſchaft und des Haſſes gegenübertrat: ſo trat die allerſeligſte Jungfrau Maria dem Werk des Weibes bei dem Sündenfall gegenüber. Eva's Sünde war Unglaube, aus welchem der Ungehorſam entſprang; denn wo jener ſich einniſtet, geht immer die Unſchuld der Seele verloren, wird immer die Einheit des Willens mit dem göttlichen Willen zerriſſen, bäumt immer die Selbſtſucht gegen das göttliche

Gebot ſich auf, wird immer das Ich der Götze, hinter welchem Gott verſchwindet. Mit merkwürdiger Genauigkeit kommt dies alles in Eva's Worten und Handlungen zum Vorſchein, und mit wunderbarer Vollkommenheit entwickelt ſich in Maria der vollendete Gegenſatz — der tiefſte Glaube, der heiligſte Gehorſam. In ihrer Unterwerfung liegt eine vollkommene Einigung ihres Willens mit dem göttlichen — eine vollkommene Hingebung ihres Weſens an Gott — eine vollkommene Selbſtaufopferung für Gott; und nie hat der gläubige Gehorſam einen erhabeneren Ausdruck gefunden, als in ihrem Lobgeſang: „Hochpreiſet meine Seele den Herrn." Welcher ungläubige Trotz der Welt würde die Kühnheit haben, ſich auch nur von fern neben dieſe unerhörte Majeſtät der tiefſten Demut zu ſtellen! Dieſe Majeſtät des Glaubens, dieſe Demut des Gehorſams, welche von Nazareth bis Golgatha ihr Leben bezeichnen, machen ſie würdig vor dem Auge Gottes, an dem Werk der unendlichſten, der unergründlichſten Liebe teilzunehmen. Maria glaubt und gehorcht: deshalb iſt ſie fähig, himmliſche Liebe zu empfinden; die Liebe, welche das ungläubige, das ungehorſame Weib verloren hatte. Deshalb wird ſie gewürdigt, in göttliche Geheimniſſe eingeweiht zu werden, welche Eva's von der Sünde verſchleierter Blick nicht mehr ahnte. Deshalb nimmt ſie in der Kirche Gottes auf Erden und vor dem Thron Gottes im Himmel einen ganz einzigen Platz ein, der ſie zur Königin, zur Gnadenſpenderin für alle erſchaffene Weſen macht, und von welchem ſie den Segen Gottes gerade ſo ſicher auf die Geſchöpfe herablenkt, wie ſein Unſegen den Nachkommen Eva's ſicher war. Deshalb iſt ihr Geſchlecht, aus deſſen Reihen eine Maria hervorgehen konnte, wieder durch ſie in ſeiner Würde hergeſtellt, indem ſie gerade ſo ihre freie Zuſtimmung zum Werk Gottes — wie Eva die ihre zu dem der Schlange geben; gerade ſo freiwillig dem Göttlichen — wie dieſe dem Sündhaften, ſich zuwenden mußte. Deshalb iſt das Heil durch ſie in die Welt hinein geboren, welches dieſelbe von dem alten Fluch befreite, unter dem Eva's Kinder ſeufzten. Deshalb iſt dem chriſtlichen Weibe im ſtrahlenden Licht der Weg vorgezeichnet, auf welchem es zu wandeln hat, wenn es nicht den Platz verlieren will, den Maria ihm beſtimmt, ihm errungen hat. Denn unſägliche, geheimnisvolle Schmerzen ſind in dieſem gottgeweihten Leben und nicht einen einzigen Moment des irdiſchen Triumphes hat es aufzuweiſen — wohl aber Not und Sorge, Angſt und Leid und endlich ein vom Weh wie von einem Schwert durchbohrtes Herz; endlich das Kreuz des Geliebteſten auf Erden — und das ewige Wohlgefallen Gottes in der ewigen Herrlichkeit. Dies iſt die Erbſchaft, welche Maria ihrem Geſchlecht hinterlaſſen hat und welche zwei

Worte umfaſſen: Glaube; Gehorſam! — Und das erſte Weib, das dieſe Erbſchaft antrat, das ſich in tiefſter, reuevollſter Demut dem Heiland zu Füßen warf, zu dem er ſprach: „Dein Glaube hat Dir geholfen; gehe hin in Frieden;" — dies Weib, Maria Magdalena, ſah zuerſt den auferſtandenen Herrn und verkündete zuerſt die gnadenvolle, die beſeligende, die göttliche Botſchaft. O ihr Frauen! ſeht ihr denn nicht, daß euch gar nichts anderes übrig bleibt, wenn ihr in Frieden dahin gehen wollt, als eurem Heiland zu Füßen zu fallen in Glauben und Gehorſam, möcht ihr rein wie Maria oder ſchuldbewußt wie Magdalena ſein!

Mit dem Chriſtentum trat das Weib eigentlich erſt in die Reihen des Menſchen ein. Das Chriſtentum nahm den Fluch von ihm ab, durch den es in der unerlöſten Weltordnung in den Staub hinabgedrückt ward. Ich habe oft gemeint, der Mann räche ſich dadurch an ihm dafür, daß es ihm die Verbannung aus dem Paradieſe zugezogen. Daß Weib hätte freilich ſagen dürfen: „Du biſt der Stärkere; warum haſt Du nicht widerſtanden? Du biſt der Klügere; denn zu Dir, zu Dir allein und nicht zum Weibe ſprach der Herr ſein Verbot wegen des Baumes der Erkenntnis aus." Aber es war nun einmal der ſchwächere Teil und es iſt recht natürlich, daß dem von dem ſtärkeren die größte Schuld aufgebürdet wird. Überdas: wer kann wiſſen, von welcher Höhe es hinabgeſunken

— welche Beſtimmung es frevelnd verſcherzt haben mag! Vielleicht ſtand es ſo hoch, daß ſein Fall ein doppelt ſo tiefer Sturz als der des Mannes war! Ich habe immer gefunden, daß in der ganzen Stellung des Weibes auf Erden ein Etwas liegt wie Buße für geheimnisvolle Schuld. Die Strafe für die offenbare teilt es mit dem Manne; aber ein ſolches Schickſal, wie es Jahrtauſende hindurch gehabt und wie es noch jetzt bei ſo vielen Völkern des Erdbodens es hat, kommt mir vor wie eine ungeheure Sühne für eine ungeheure Miſſetat, die ganz zu ermeſſen uns nicht gegeben iſt.

Was hab' ich mir früher das Schickſal des Weibes zu Herzen genommen! was hab' ich mir Mühe gegeben, um die Diſſonanzen desſelben zu einem reinen Akkord aufzulöſen und nichts erreicht, als noch einige Mißlaute mehr erklingen zu laſſen. Wie konnt' ich anders? ich ſelbſt war ja noch nicht durch das Chriſtentum erlöſt! ich ſelbſt ſtand ja noch unter dem alten Fluch! der Heiland war ja nicht für mich auferſtanden!

Treu war ich mir ſelbſt inſofern, als ich auch bei dieſem Streben niemals die Gleichheits-, ſondern ſtets die Gleichgewichts-Stellung zum Manne geltend zu machen ſuchte. Allein in die chriſtliche Hauskapelle ſtellte ich das Weib nicht — denn ich kannte ſie nicht — und nur da iſt es in ſeiner Eigentümlichkeit behütet und in ſeiner Würde geſchirmt. In der chriſtlichen Hauskapelle befindet ſich die Mutter Gottes, dieſe himmliſche Schirmherrin des Weibes. Der Proteſtantismus kennt ſie nicht oder — beſſer geſagt — ignoriert ſie. Wie er das möglich macht, iſt eigentlich unbegreiflich, ſobald er an das Myſterium der Menſchwerdung Gottes glaubt. Hält er rationaliſtiſch den Heiland für den Sohn Joſephs des Zimmermanns — dann freilich iſt es ganz erklärlich, weil der Rationalismus nichts verehrt als ſeine eigene Weisheit. Aber eine Fraktion des Proteſtantismus will doch wenigſtens gar nichts mit dem Rationalismus zu tun haben, und glaubt an Chriſtus den Sohn Gottes. Allein nie und nie wird des wunderbaren Weſens Erwähnung getan, welches als die „Gebenedeite unter den Weibern“ einzig zwiſchen allen Geſchaffenen daſteht. Nie wird ein Zeichen der Huldigung, ein Beweis der Verehrung für Diejenige an den Tag gelegt, welcher Gott ſelbſt aus ſeinem Himmel heraus gehuldigt und welche er auf Erden verehrt hat. Als etwas Überflüſſiges iſt ſie beſeitigt worden; — und in der Tat, da wo der Glaube allein ſelig macht, iſt es ja auch ganz überflüſſig, ein heiliges und unvergleichliches Vorbild jeder Tugend vor Augen zu haben und ihrer heiligen Fürbitte ſich zu getröſten. Man macht alles allein und gleichſam unter vier Augen mit dem lieben Gott ab. Man glaubt, man liebt, man bereut, man büßt — ohne daß irgend etwas davon zur Erſcheinung käme und zu kommen brauchte, denn im Himmel waſcht das Blut Chriſti alle Sünden des Gläubigen ab. Die Kirche macht es den Ihren nicht ſo bequem. Sie will, daß Jeder den Kampf kämpfe, dem die Krone verheißen iſt. Dazu braucht er Waffen und Hilfe aller Art, und jede Bedürftigkeit findet ihr Stärkungsmittel, jede Schwäche ihren Stab. Fürbitte und Vorbild ſind von mächtiger Wirkſamkeit, weil ſie auf der Gemeinſamkeit der Gnaden beruhen. Eine ſolche Vereinzelung der Seelen, daß eine jede nur für ſich ſelbſt bete und auf ihre eigene Hand ihren Weg zum Reich Gottes ſuche, gibt es gar nicht in der Kirche. Bei jedem heiligen Meßopfer wird für Lebende und Abgeſchiedene, für Freunde, für Anweſende, für Unbekannte gebetet und gefleht, daß es ihnen zum Segen gereichen möge; — nicht etwa willkürlich ſo, daß der eine es tun, der andere es unterlaſſen dürfte, ſondern ſo, daß es einen Teil des Meßkanons bildet, den der Prieſter zu beten hat. Dieſes ewige Gebet, welches von den katholiſchen Altären rings um den ganzen Erdboden aufſteigt, ſo daß vielleicht keine Minute der täglichen vierundzwanzig Stunden ohne dasſelbe iſt, fleht immer um die Fürbitte der allerſeligſten Jungfrau und aller Heiligen, und hüllt die Welt wie in eine Weihrauchwolke von Liebe und Andacht ein. Dies nennen die Proteſtanten Götzendienſt.

Was hat aber überirdiſche Liebe mit Götzen gemein? Um für andere zu beten, dazu gehört überirdiſche Liebe; die irdiſche hat eine andere Art von Teilnahme! und dieſe überirdiſche Liebe ſollten wir nur uns ſelbſt, aber nicht Denjenigen zutrauen, die in weit höherer Vollkommenheit als wir auf der Erde gelebt und nach ihrem Hinſcheiden die Krone der Heiligen empfangen haben? ſollten wir vor allen der Mutter Gottes nicht zutrauen, welche den Gott geboren hat, der für unſere Rechtfertigung und Heiligung leben, leiden und ſterben wollte? welche im erhöhten und verklärten Maß alles Weh und alle Wonne des Lebens in ihrem menſchlich heiligen Herzen empfunden hat? welche durch ihre Menſchlichkeit dadurch, daß ſie geſchaffen iſt wie wir — nicht unerſchaffen wie der Sohn Gottes, der ihr Sohn ſein wollte — uns nahe ſteht in Leid und Freuden, in Sorg' und Liebe, in Schmerz und Zärtlichkeit; während ſie doch unendlich über uns erhaben durch ihre ganz einzige Beſtimmung iſt. Ein ſolches Weſen ſollte einmal gelebt haben und dann nichts mehr für die Menſchheit ſein? — Der unbedeutendſte Menſch, der das Unbedeutendſte für ſeine Nebenmenſchen getan, rechnet alſogleich darauf, im unſterblichen Zuſammenhang mit ihnen zu bleiben, in ihnen fort zu wirken. Jedes liebende Herz findet die Vorſtellung unerträglich, durch den Tod von den Geliebten abauch nichts Derartiges und es würde ſich auch nicht ſchicken.“

„Andreas! ſagte Clelia freundlich, wenn man zwei Kinder zu verſorgen hat, ſo ſchickt ſich Alles was man für dieſe Abſicht thut und was nicht Sünde iſt. Das müſſen Sie ſich merken; denn ich werde Alles dafür thun, Alles .... und wenn's auch Niemand vor mir gethan hätte. Wüßt' ich nur was anfangen um Geld zu verdienen — durchſetzen wollt' ich's ſchon.“

„Ja, ſagte Andreas mit ſtiller Andacht, die gnädige Gräfin können auch mehr als der Graf.“

„Ich kann mehr ertragen, mein guter Andreas! entgegnete ſie liebreich mit feuchten Augen. Mein größter Kummer iſt die Furcht den Grafen wieder in das alte Elend zurückfallen zu ſehen.“

Ein troſtloſer Blick aus den treuen Augen des Dieners antwortete ihr mit derſelben Furcht. Sie faltete ſtumm die Hände, entließ ihn und ging zu ihrem italieniſchen Geſangmeiſter. Andreas aber ſchrieb folgenden Brief an Graf Donat nach Inspruck:

„Ew. hochgräflichen Gnaden werden finden es ſei „eine unſchickliche Dreiſtigkeit von Seiten eines Dieners ſich in die Angelegenheiten ſeiner Herrſchaft „zu miſchen. Wenn aber die Angelegenheiten eine geriſſen zu werden. Wie oft hört man ſagen: Die geliebte abgeſchiedene Seele weiß von mir, denkt an mich, behütet mich, betet für mich! — Wir ſelbſt wenden uns zu unſern Toten wie zu entfernten Freunden hin, die wir nimmer vergeſſen, auch wenn wir ſie einige Jahre nicht ſehen, und bleiben mit ihnen in ſüßer melancholiſcher Verbindung, freuen uns in unſern Leiden, daß ſie derſelben überhoben ſind und teilen in Wehmut ein hohes Glück, eine tiefe Freude mit ihnen. Das tun auch Proteſtanten — ſollt' ich meinen. Jetzt tritt nur der Unterſchied ein: daß die Kirche den Menſchen nicht als ein abgeſperrtes Ich, ſondern als ein ewig lebendiges Glied des ewig lebendigen Leibes Chriſti auffaßt, daß er dadurch aus den engen beklemmenden Schranken des Egoismus heraus- und in eine unermeßliche Gemeinſchaft eingeführt wird, welche die Liebe der Seelen iſt — nicht die Liebe für ſein Kind, für ſein Weib, für ſeinen Freund, für ſeine Eltern nur; nein! die Liebe der Seelen! folglich in etwas Grenzenloſes, gerade ſo grenzenlos, wie die Liebe allein für die Seinen begrenzt von der Selbſtſucht iſt. Zum Leibe Chriſti gehören alle, die im lebendigen und liebenden Glauben an Ihn eins ſind; ſie haben einen Atemzug, einen Pulsſchlag, ein Herz; ſein Blut durchſtrömt, ſeine Gnaden heiligen ſie; das Gebet aller iſt ein Gemeingut, die Verdienſte und Tugenden aller ſind ein gemeinſamer Schatz, aus dem die Liebe, die Nacheiferung, die Freudigkeit, der Dank ihre Nahrung entnehmen. Aus dieſer ewig lebendigen Gemeinſchaft tritt der nicht heraus, der von der Erde ſcheidet, möge er geſtern, möge er vor tauſend Jahren geſchieden ſein; er bleibt mit ihr verbunden und iſt nur in eine andere Region der Seelen hinüber gegangen; Tod und Grab und Zeit haben keine Macht über den heiligen Geiſt, der in ihr waltet. Sie ruht in einer unzerſtörbaren himmliſchen Einheit, in einer unirdiſchen ſeligen Verbindung mit allem Guten, Großen, Schönen, Wahren und Heiligen, das ſeit achtzehn Jahrhunderten in menſchlicher Geſtalt ihr eingereiht geweſen iſt und ihr Ruhm, Ehre und Glorie, oder demütige Tugenden und unſcheinbare Verdienſte, oder Strahlenkränze und Heiligenſcheine zugebracht hat. In dieſen Sternenhimmel tritt als goldener Mond die allerſeligſte Jungfrau Maria, die Mutter Gottes hinein, und wie der Engel ſie begrüßte, ſo begrüßen auch wir ſie: „Der Herr iſt mit Dir.“ Mit wem der Herr iſt, der iſt „voll der Gnaden“ und dieſe Gnaden wenden ſich dahin, wo man ihrer bedarf — zu der Erde und ihrem Leid, zu den Menſchen und ihren Sünden; und in die milden Mondenſtrahlen ihrer Fürbitte hüllt ſie uns alle ein, die wir in den dunkeln kalten irdiſchen Nächten verloren und zitternd nach dem Tage uns ſehnen, ohne ihn durch unſere Kraft herauf führen zu können. Sie iſt ſelbſt der Mond, der von der Gottesſonne ſein Licht empfängt und es lieblich in unſern Finſterniſſen aufleuchten läßt.

Die Proteſtanten ſprechen, man müſſe ſich mit dem Gebet an die Gnade des Heilands wenden. Das verſteht ſich! allein eben dieſe Gnade ſoll die Mutter Gottes durch ihre Fürſprache uns erbitten helfen. Je reiner, ſelbſtloſer und heiliger das Herz iſt, aus welchem ein Gebet emporſteigt, um deſto ſicherer wird es die Gnade der Erhörung finden. Welches Herz könnte reiner ſein als das der „Gebenedeiten unter den Weibern“ — ſelbſtloſer als das, welches vom Schwert der Schmerzen zur Entſündigung der Welt durchbohrt wurde — heiliger als das, welches ſich ſelbſt und das Geliebteſte in einer Weiſe zum Opfer brachte, mit einer Demut, einer Gottinnigkeit, einer Kraft und Hingebung, deren nur die vollkommene Sündenloſigkeit fähig iſt. Zu dieſem Herzen wendet ſich unſer Flehen: „Bitte für uns“; und ſchon dadurch kehrt etwas von ſeiner Demut bei uns ein: wir fühlen, daß wir einer beſchirmenden Fürſprache bedürfen; — von ſeiner Gottinnigkeit: wir verſenken uns in eine heilige Zuverſicht; — von ſeiner Kraft: wir vertrauen der unendlichen Gnade; — von ſeiner Hingebung: wir bereiten uns, in den göttlichen Willen einzuſtimmen. Dies alles iſt ſo einfach, ſo natürlich, ſo entſprechend der menſchlichen Bedürftigkeit, daß man, wenn man in der Kirche iſt, nur ſchwer begreift, wie man außerhalb derſelben es hat verwerfen können. Man tut es auch nur, weil man keine richtige Vorſtellung davon hat und die Gemeinſchaft der Kirche, der Liebe, der Seelen, des Gebets nicht kennt, weil man immer und immer ein gar ſo ſcharf begrenztes und ausgeprägtes Ich bleibt — was unvermeidlich iſt vor der Erlöſung.

Übrigens geht man außerhalb der Kirche noch viel weiter mit der Verwerfung der Fürſprache; das weiß ich aus eigener Erfahrung. Ich hielt es für ganz genügend, mein Gebet an Gott zu richten. Das armſelige winzige Geſchöpf fand eine große Befriedigung darin, einſam vor den allmächtigen Schöpfer hinzutreten und zu ſagen: Das iſt mir vergönnt! ich brauche die Vermittelung des Heilands nicht. Dies iſt weiter nichts als der Ausdruck lauer Gewohnheit, oder kindiſchen Stolzes, oder beträchtlicher Dürre des Herzens, oder überhaupt eines Mangels an innig lebendigem religiöſen Leben — welches ganz natürlich ohne den Glauben an äußere und innere ewig lebendige Gemeinſchaft verkümmern erſt und dann abſterben muß. Denn wer ſich vereinzelt in ſeinem Ich Gott gegenüberſtellt, wird ſich auch ebenſo vereinzelt zwiſchen den Nebenmenſchen verhalten und — wenn er ſie liebt, ſeinetwegen ſie lieben, nicht ihretwegen. Ja, brächte er es ausnahmsweiſe zu einer Liebe ihretwegen: ſo wird dieſelbe weit mehr ihre irdiſche Wohlfahrt als das Heil ihrer unſterblichen Seele ins Auge faſſen. Um ſich das zuerſt und zuletzt, und über alles zu Herzen zu nehmen, muß man wiſſen von der Gemeinſchaft der Seelen, wie man in der Kirche ſie findet.

Die proteſtantiſchen Konfeſſionen ſind viel zu eng, um auf ihrem Gebiet der Mutter Gottes eine Stätte zu bereiten. Wie ſie überhaupt nicht die Geſamtbildung, Wahrung, Heiligung des Menſchen, ſondern nur ſeine ganz einſeitige Richtung auf den Glauben allein im Auge haben: ſo ſind ihnen eine Menge von Schattierungen verborgen geblieben, welche doch zu ſeiner Entwickelung weſentlich notwendig ſind. Man malt kein Bild mit lauter Ultramarin oder Zinnober; ſo darf man nicht den Menſchen mit einem Buch in der Hand hinſtellen und zu ihm ſprechen: Du haſt zu glauben, und aus dieſem Buch zu lernen, wie und was und warum Du glauben ſollſt! — Damit wird er nicht vorwärts kommen, ſondern entweder in die Verwirrung oder in die Verblendung oder in die Gleichgültigkeit hinein. Fiele ein Geſetzes-Codex voll göttlicher Weisheit vom Himmel herab und es hieße: Wohlan, ihr Menſchen! jetzt ſprecht euch ſelbſt Recht und Gerechtigkeit zu! — und die Menſchen verſuchten es zu tun: ſo würde eine Unordnung, eine Rechtloſigkeit und Ungerechtigkeit eintreten, mit denen die Welt nicht drei Tage beſtehen könnte. Die Unordnung in himmliſchen Dingen zieht nun freilich die Weltzerſetzung nicht ſo ſchnell nach ſich, wie die in den irdiſchen Dingen ſie herbeiführet; allein die Seelen gehen durch ſie in die Irre und in das Verderben hinein. Der individuellen Willkür Tor und Tür öffnen, iſt etwas ganz anderes, als der vollſtändigen und allſeitigen Entfaltung des menſchlichen Weſens entgegenzukommen. Weil jene weder Maß noch Mittelpunkt hat, können ihre Erzeugniſſe nur monſtrös oder dürftig ſein; während da, wo eine Anſtalt vorhanden iſt für allſeitige Entwickelung aller Gaben, Kräfte und Beſtrebungen nach einem Ziel — harmoniſche Ausbildung eintreten muß. Dieſe Harmonie gewährt eine viel größere Befriedigung, als die beſtändigen Übergriffe ins Überſchwängliche und Monſtröſe, oder als die Nüchternheit des Ungenügens. Der Menſch fühlt ſich aufgefaßt in ſeinem ganzen Weſen, ergriffen in ſeiner ganzen Eigentümlichkeit, angeſprochen in allen Tönen der reichen Skala des Lebens. In dieſer Anſtalt iſt die Fülle des Lichtes für ein Adlerauge und myſtiſcher Schatten für ein ſchüchternes; die Fülle der Weisheit für den am kühnſten fliegenden Geiſt und die ſchlichteſte Erklärung für den einfältigen; ein Abgrund von Tiefſinn für denjenigen, den ſeine geiſtige

Richtung unermüdlich auf die Frage ſtellt und eine klare Beſtimmtheit für den, welcher ſich in die Abgründe nicht wagen kann oder will; ein weites Feld, um wie Jakob mit dem Geiſt des Herrn zu ringen und eine ſtille Stätte um, gleich ihm, auf der Himmelsleiter die Engel hernieder ſchweben zu ſehen; eine Majeſtät, vor welcher der Mächtigſte erbebt und eine Lieblichkeit, die den Demütigſten ermutigt; eine Hoffnung, die dem Heiligen unſichtbare Flügel gibt, um über den Wuſt von Welt hinwegzuſchweben und die zu dem größten und verworfenſten Sünder zärtlich die Hand hinabreicht, um ihn vom ewigen Untergang zu retten; eine Kraft, die zu übermenſchlicher Anſtrengung auffordert und ein Erbarmen, das über tauſendmal mißlungene Verſuche tröſtet; eine Wahrheit, welche bis ins Mark der Seele hinein leuchtet und eine Nachſicht, welche vor dies ſcharfe Licht den Schleier der Milde herabläßt; eine Strenge, die unerbittlich das Gebot aufrecht hält und eine Liebe, die alle Gebote umfängt, abſchließt und leicht macht; die ganze Wucht der Offenbarung neben dem vollen Liebreiz der Poeſie; der tiefe Ernſt der Lehre neben dem zauberhaften Schmelz der Phantaſie; die Schreckniſſe der Hölle neben dem Glanz des Paradieſes; der Thron der heiligen Dreifaltigkeit und der Thron der allerſeligſten Jungfrau Maria.

Dies alles braucht der Menſch, jeder Menſch, nur verſchieden gemiſcht und verteilt, nur nach ſeinen vorherrſchenden guten und ſchlimmen Eigenſchaften, Fähigkeiten und Bedürfniſſen erhöht oder gedämpft. Wer denkt ſo gering von ſich ſelbſt — wer möchte ſich ſelbſt ein ſolches ſeeliſches Armutszeugnis ausſtellen, um zu ſprechen: Ich brauche es nicht!— Und wenn es ſogar einer ſpräche, ſo wäre das nur Trotz, nur Unbekanntſchaft mit ſeinem eigenen Weſen, nur Verkümmerung in der Wüſte des Rationalismus; wahr — wär' es nicht! Um zu einer innerlichen Entwickelung zu kommen, welche für ſeine höhere Beſtimmung unerläßlich iſt – dazu braucht er nicht nur das alles, ſondern noch all die unnennbaren und unermeßlichen Schätze der Liebe, welche die Kirche für alle ihre Kinder hält und hegt. Denn weil ſie dieſelben brauchen, darum allein hat Gott die Fülle ſeiner Gnaden in ſie gelegt. Freilich — um die Hantierung des Lebens zu treiben, ſei es in goldnen Sälen, ſei es in dumpfen, kalten Kammern — dazu braucht man ſie nicht! Aber woher ſoll denn der Schwung über ſie hinweg — und der Troſt für ihre Jämmerlichkeit — und die Erhebung über ihre Enge — und der friſche Atemzug außerhalb ihrer beklemmenden Luft — und der freie Blick kommen, der denn doch manchmal auf dieſe ganze Schattenwelt von Purpur oder von Lumpen geworfen werden muß, um die Ordnung ihrer Dinge nach ihrem innern Gehalt zu würdigen. Woher anders ſoll das kommen, als aus dem Bewußtſein der höheren Beſtimmung. Ja, die goldnen Säle und die elenden Hütten ſind für eine Handvoll Jahre unſre Wohnung — der Purpur und die Lumpen ſind für eine Handvoll Jahre unſre Kleidung — in aller Behaglichkeit auf Sammet-Teppichen und mit nacktem Fuß auf dem kalten Boden zu gehen, iſt für eine Handvoll Jahre uns zugewieſen; aber dem in Purpur wie in Lumpen Geborenen hat derſelbe Gott dieſelbe Seligkeit für eine Ewigkeit verheißen und für beider Seelen Heilung ſein Blut hingegeben. Und bei dieſer Heiligung, welche jedem obliegt, könnt' es ſich wohl ereignen, daß der in Lumpen Geborene einen großen Vorzug hätte, nämlich den, daß ſein Leben dem Leben des Menſchgewordenen Gottes ähnlich wäre, welcher in einem Stall geboren werden und während ſeines Wandels auf Erden keinen Platz haben wollte, um ſein Haupt zu betten. Ein einziger ſolcher Gedanke iſt reicher an Demut, Nächſtenliebe, Troſt und Barmherzigkeit, als ganze Bücher voll Gleichheitstheorie und Brüderlichkeit von Staatswegen. Allein um ihn zu faſſen, muß eben das religiöſe Leben des Menſchen nicht verkümmert, der Zuſammenhang ſeiner Seele mit der Kirche nicht gelockert oder gar zerriſſen ſein. Er muß ſich im Schoß einer Liebe fühlen, die übervollen Erſatz für jede Entbehrung gibt, in der Hand einer

Liebe, die für jedes Weh Balſam hat, an der Bruſt einer Liebe, deren Herz für alle Ewigkeit in gleichmäßiger Treue verharrt. Er muß ſich in ſeinem wahren Weſen beſchirmt und ſicher wiſſen, in ſeiner Richtung auf ein ewiges Ziel liebend gelenkt, umfangen von der großen Gemeinſchaft der Seelen, getragen von einer Obhut, die in ihm das erlöſte oder zur Erlöſung beſtimmte Kind Gottes wahrnimmt. Und ob er dann in ſeinem Purpur oder in ſeinen Lumpen vor den Altären kniet, wo das heilige Meßopfer dargebracht — oder die heilige Kommunion geſpendet — oder die allerſeligſte Jungfrau angerufen wird — die Lumpen werden ihm wie Purpur erſcheinen, da für ihn ein Gott hat das elende Menſchenleben annehmen wollen; und der Purpur wie Lumpen neben dem Unſchuldskleide, das dieſer geopferte Gott ſeiner Seele errungen hat; aber Lumpen und Purpur wie Zufälligkeiten, wie Wolken, die über den Himmel hinlaufen, wenn er ſich im Verein mit dem Schönſten, dem Reinſten, dem Erhabenſten — mit der Krone und Perle der Schöpfung — mit der Mutter Gottes unter das Kreuz ihres Sohnes und vor den Thron des himmliſchen Vaters ſtellt.

Der Mariendienſt iſt ſo alt wie das Chriſtentum. Man hört freilich von Proteſtanten zuweilen den Einwand machen: die heilige Schrift erzähle nichts von einer beſonderen Ehrfurcht, welche

„Wendung nehmen wie ſie auf der Welt ganz unerhört
„iſt und ſein ſoll — und wenn alle Betheiligten
„unerhörte Dinge thun oder thun wollen: ſo
„muß es auch einem Diener geſtattet ſein darüber
„mit allem ſchuldigen Reſpect zu ſprechen. Demnach
„muß ich nothgedrungen Ew. hochgräflichen
„Gnaden ſagen wie es hier ſteht; nämlich ſehr,
„ſehr ſchlecht und traurig. Der Herr Graf iſt nervenſchwach
„bis zur äußerſten Abſpannung, ſo daß
„nur eine Krankheit oder Trübſinn ihn noch elender
„machen könnten als er bereits iſt. Mit verſchränkten
„Armen ſitzt er da, hört nicht, ſieht nicht,
„ſpricht nicht, ißt nicht, ſieht aus wie ein wirrer
„Geiſt, bleich, matt und ſtarr. Die Kinder ſind
„ſchwach und zart als hätten ſie kaum das liebe
„Leben. Die Frau Gräfin allein iſt geſund, ſtark
„und friſch, thut Alles, trägt Alle, hilft Allen ſo
„weit ſie es vermag — und um es zu vermögen
„wird ſie auf unerhörte Dinge verfallen. Ich kann
„Ew. hochgräflichen Gnaden nicht ſagen auf was,
„denn die Frau Gräfin hat auch nichts *geſagt*;
„aber ſie wird etwas *thun*, wird vielleicht arbeiten,
„vielleicht Geld verdienen wollen wie ſolche Damen
„das ganz und gar nicht gewohnt ſind und wie es
„Ew. hochgräflichen Gnaden gewiß unangenehm
„und ſchmerzlich ſein würde. Darum bitte ich eben

die Apoſtel für die heilige Jungfrau an den Tag gelegt hätten. Freilich erzählt die heilige Schrift bei weitem nicht alles, was wir wiſſen und kennen möchten, nicht einmal über den Heiland ſelbſt, der nicht nur von ſeinem zwölften bis in ſein dreißigſtes Jahr ein „verborgener Gott“ für uns iſt — ſondern der auch nach ſeinem öffentlichen Auftreten weit mehr getan, gelehrt, gewirkt hat, als die Evangeliſten — ihrem eigenen Zeugnis zufolge — niedergeſchrieben haben. In der heiligen Schrift erſcheint die allerſeligſte Jungfrau nur noch einmal nach dem Tode des Heilandes, und zwar in der Apoſtelgeſchichte 1, 14., als nach deſſen Himmelfahrt „Alle einmütig im Gebet beharrten“ — die Apoſtel, die frommen Frauen, und Maria; — im Gebet um die Gnade des heiligen Geiſtes, der ſich am Pfingſtfeſt auf die junge Gemeinde herabließ und ihr die himmliſche Rüſtung brachte, in welcher ſie den Kampf gegen die alte Welt begann und beſtand. Dieſe unwiſſenden Männer wurden erfüllt von tiefſinnigſter Weisheit; dieſe ſchüchternen ſchwankenden Menſchen wurden verwandelt in unverzagte mutige Bekenner und Lehrer des ewigen Wortes; dieſe armen Fiſcher, die nichts kannten als ihre Hütten und ihre Netze, und von nichts träumten, als von der irdiſchen Herrlichkeit des Meſſias-Reiches — begriffen auf einmal deſſen überirdiſche Herrlichkeit und begannen es allen Völkern der Erde zu verkünden. Das

Feuer des Heiligen Geiſtes verzehrte an ihnen die Schlacken des alten, des natürlichen Menſchen und wiedergeboren gingen ſie in die Welt hinein, um der Menſchheit das Heil der Wiedergeburt in göttlicher Liebe zu verkünden und zu bringen. Welche Gnaden ſie, die Sündenloſe, empfing — wer kann es ermeſſen? wer kann die Wirkung der höchſten Gnade in einer Seele faſſen, welche von Anfang an nie ihr widerſtrebt, immer ſich ihr hingegeben hat? Vollkommen war ſie immer, Thron und Krone in der ewigen Herrlichkeit konnten ihr, der Gottesmutter, nicht fehlen; daß alle Geſchlechter ſie ſelig preiſen würden, wußte und ſagte ſie bereits in ihrem erhabenen Lobgeſang von ſich ſelbſt voraus. Was konnte der heilige Geiſt ihr bringen? — o vielleicht die himmliſche, die beſeligende Zuſicherung, die „Zuflucht der Sünder“ zu ſein — denn das iſt der Triumph der Liebe. Daß ſie in den Evangelien unter dem Kreuz ihres göttlichen Sohnes verſchwindet, iſt gewiß eine tiefſinnige Hindeutung darauf, daß auch ſie ſagen durfte: „Es iſt vollbracht!“ daß auch ihr Opfer vollendet, daß auch ſie am Kreuz den ſchwerſten Tod — den Tod des Herzens geſtorben war. In welcher Weiſe ihr irdiſches Leben fort- und zu Ende gegangen, bleibt dem Blick der Teilnahme, der Liebe, der Huldigung, ſowie dem der Neugier verborgen, und nur fromme Legenden berichten Liebliches von der

„Mutter der ſchönen Liebe.“ Aber bei den älteſten Kirchenvätern findet man ſie, die von der Erde verſchwunden iſt, im Himmel wieder, verehrt als die Gottesgebärerin, geliebt als die jungfräuliche Mutter des Erlöſers, angefleht als das wundervolle, einzig begnadete Geſchöpf, welches der Schöpfer berufen hat, um durch ihre Mitwirkung die abgefallene Menſchheit wieder zu ſich zu ziehen, um ſie durch das Geheimnis der Menſchwerdung, welches er ihr anvertraute, zu einer geweihten Schale zu machen, welche das Geheimnis der Erlöſung umſchloß. Aber während ſie als der „Meeresſtern“ über dem Schiff der Kirche ſchwebt, welches in den Drangſalen der Zeitwogen ſeine Hoffnung auf ihre teilnehmende Liebe ſetzt — treten auch ſogleich die Häreſien feindlich ihr gegenüber und bezeugen durch ihre Angriffe und ihren Haß, welche tiefe innige Huldigung die Gläubigen ihr darbrachten. Als das Konzil zu Epheſus im Jahr 431 die Lehre des Neſtorius, daß Maria nicht dürfe Gottesgebärerin genannt werden, für ketzeriſch erklärte, nahm das Volk von Epheſus den lebhafteſten Anteil an der Kontroverſe, welche dieſem Ausſpruch vorherging, und legte nach der ſeiner Geſinnung entſprechenden Entſcheidung eine jubelnde Freude an den Tag. Immer hat die Häreſie und der Unglaube ſich bemüht, die heilige Jungfrau zu ſich in den Staub hinab zu ziehen; immer hat die Kirche ſie ſo hoch hingeſtellt, ſie ſo heilig gehalten, ſie mit ſolcher Verehrung umgeben, mit ſolcher Andacht zu ihr aufgeſchaut — wie es ſich ziemt für die Gebenedeite unter den Weibern. Heilige Hymnen verkündigen ihre Herrlichkeit; ſüße Gebete flehen und bitten zu ihr. Ave Maria! ſtammelt das Kind in der Wiege; Ave Maria! flüſtert der matte hinſterbende Greis. Der Roſenkranz ſchlingt alle Blüten und Dornen ihres Lebens in ſeine demütigen Betrachtungen hinein. Die Lauretaniſche Litanei überſchüttet ſie mit Lob und Preis wie mit Diamanten und Rubinen. Der Engliſche Gruß ruft dreimal im Tage mit Glockenklang ihr Gedächtnis in den Seelen wach. Ihre Feſte, welche einzelne Momente ihres ſegen- und ſchmerzenvollen Daſeins verherrlichen, feiert die Kirche neben denen ihres göttlichen Sohnes; und damit andächtige Herzen noch einen beſonderen Kultus ihr widmen können, iſt der Blütenmonat des Jahres, iſt der Mai ihrem Andenken geweiht.

Aber nicht bloß bei der gottesdienſtlichen Feier, bei dem heiligen Meßopfer und im täglichen Gebet brachten die Seelen der heiligen Mutter Gottes den Ausdruck ihrer Liebe und ihres Vertrauens dar. Sie wurde auch die Schirmherrin des öffentlichen Lebens. Zahlreiche Bruderſchaften ſtellten ſich unter ihren Schutz. Kongregationen und geiſtliche Orden wurden ihr zu Ehren geſtiftet. Wunderbar ſchöne Kirchen erbauten ſich in ihrem Namen. Wunderbar ſchöne Gemälde blühten wie Blumen unter der Sonne ihrer heiligen Schönheit auf. Die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, lebte und webte ſich in die ganze edlere Richtung des menſchlichen Lebens hinein, und dieſe hat nach keiner Seite einen Aufſchwung genommen, deſſen Schutzpatronin ſie nicht geweſen wäre. Dieſer Aufſchwung war natürlich im Mittelalter am mächtigſten, weil die Glaubenskraft jener Zeit der Konzentration der Seelen am günſtigſten war, ohne welche überhaupt gar kein Aufſchwung möglich iſt, weil man ſich ohne dieſelbe mit Umherflattern begnügt. Im Mittelalter fand der Mariendienſt ſeinen Höhepunkt, nachdem die Stürme der Völkerwanderung und der Heidenbekehrung ſich gelegt hatten und die Keime der Sittigung ſich jung und kräftig zu entwickeln begannen, welches das Chriſtentum in dem umgeackerten Boden der Menſchheit geſtreut. Ein mächtig ſittigendes Element war die Verehrung der heiligen Jungfrau. Sie iſt mit ihren Leiden, Sorgen und Schmerzen, mit ihrer Armut, Unſcheinbarkeit und Niedrigkeit den Menſchen ſo verſtändnisvoll, daß es kein Herz auf Erden gibt, welches ihr nicht verwandt wäre — keines! keines! Jeder fühlt ſich arm — wenn nicht an Gold und Schätzen, ſo an himmliſchen Gütern, oder an dem, was der heimlichſte glühendſte Wunſch ſeiner Seele iſt; — fühlt ſich unſcheinbar, denn Tauſende haben einen Namen oder eine Stellung, die ihn verdunkelt; — fühlt ſich niedrig, denn zu dem Punkt, der ihm ſo hoch vorkommt, daß er ihn erreichen und dort raſten möchte, bringt er es nicht. Dies empfinden Reiche wie Arme, Vornehme wie Geringe, und bei letzteren tritt die wirkliche leibliche Not und Dürftigkeit ach, wie drückend oft hinzu! — Und wenn Einer ein König iſt der Völker oder der Geiſter, ein Mächtiger, vor dem die Welt zittert oder den ſie bewundert — es hilft ihm nichts! er iſt *doch* verwandt mit der armen Maria — denn es wird *doch* „ein Schwert durch ſeine Seele gehen.“ Sei er noch ſo ſtolz und noch ſo groß und noch ſo trotzig und noch ſo ſelbſtvertrauend: davor rettet ihn nichts, ſchützt ihn nichts! das Schwert, das Schwert zielt nach ihm und trifft ihn gewiß. Gibt es einen, der da nein ſage? — o ſo warte er nur, es wird ſchon kommen! das Schwert, welches ihn im Mittelpunkt ſeines Weſens trifft, bleibt ihm nicht aus. Und ſo iſt jeder in ſeiner tiefſten Innerlichkeit, wo er am meiſten durchſchmerzt, am empfindlichſten verwundet wird — mit der Mutter Gottes geheimnisvoll verbunden durch ein Weh, das oft ſo groß, ſo heiß, ſo blutig iſt, daß es kein Wort und keinen andern Ausdruck hat, als ſtumm mit ihr am Fuß des Kreuzes zu liegen. Dieſe große Mitleidenſchaft der Mutter Gottes mit dem Heiland am Kreuz und mit der Menſchheit zu deſſen Füßen

— dieſe innigſte aller Beziehungen zu dem Schöpfer und dem Geſchöpf — dieſe ganz einzige Stellung zwiſchen dem Gott und dem Menſchen — bewirkt eine wunderbare Sympatie, welche in der Marienverehrung ihren Ausdruck findet. Natürlich war derſelbe am tiefſten und lebhafteſten zu einer Zeit, welche durch große religiöſe Ideen das Gemütsleben bildete und hob. Die Mitleidenſchaft der Mutter Gottes gewährte ebenſoviel Erhebung über das Leid, als ihre Vermittlerſchaft Erhebung über die Schwäche verlieh. Daher kannte man nicht das matte Gewinſel unſrer Tage über die Heimſuchung mit Leiden. Litt man ſelbſt, ſo wandelte man auf dem Wege, den die „Gebendeite unter den Weibern“ gewandelt war. Litten andere, ſo legte man Hand ans Werk, um ihnen zu helfen; vermochte man das nicht im vollen Umfang, ſo tröſtete man ſie; denn man war ſelbſt gläubig und ſprach zu Gläubigen und dem Glauben hat der Troſt noch nie gefehlt. Auch die beängſtigende Schwäche unſrer Tage kannte man nicht — dieſe Markloſigkeit zum Entſchluß, dies ſich Gehenlaſſen im Hergebrachten, dieſe Vorliebe für die Bequemlichkeit, dieſe ſchauerliche Mattherzigkeit, um der idealiſchen Richtung des Menſchen ihre Geltung, ihren Spielraum zu verſchaffen. Eine ſolche Erſchlaffung der Herzen und der Charaktere geht Hand in Hand mit dem ſinkenden religiöſen Leben; und dieſes muß ſinken, wenn

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wahnglaube, Irrglaube, Unglaube ſolche Nebel zwiſchen Erd' und Himmel aufſteigen laſſen, daß die Seelen zwiſchen dem verfinſternden Gewölk irre gehen und die heiligen Sterne verlieren, welche ihnen ſonſt den Weg gelichtet hatten. Die Unfähigkeit, das Leid zu ertragen und die Hingebung an die Schwäche, ſind immer ein Zeichen von Entſittlichung; zur Tugend gehört Standhaftigkeit und Kraft. Es iſt aber nicht leicht, ſtandhaft und ſtark zu werden, wenn man, zwiſchen Wolken und auf Dornen gehend, auch noch ohne himmliſch innige Gemeinſchaft und göttlich zärtliche Teilnahme allein mit ſeinem Ich ſich befindet. Es iſt ſogar ganz unmöglich! der Erfolg zeigt es. Die glaubensloſe Zeit bildet Charaktere von ſo unerhörter ſittlicher Markloſigkeit, daß ſie nur noch fähig ſind, aufzutaumeln unter der Mora irgend einer gewaltigen äußern Aufregung. Hört die auf, ſo läßt auch die Spannung nach. Gelaſſene, unüberwindliche Ausdauer gibt nur der Glaube innerhalb der Kirche, weil ſie dem Menſchen das bietet, wovon er in Fülle leben und woran er ſein Genügen haben kann. Und dazu reicht der große Gedanke von Gott und Unſterblichkeit nicht aus, den auch die edelſten der Heiden hatten und doch ſo fern waren von dem chriſtlichen Ideal der Vollkommenheit! Denn wenn jener große Gedanke nicht von dem Glauben an die Erlöſung durch einen menſchgewordenen Gott beſeelt wird, ſo iſt er mehr ein Syſtem als eine weſenvolle Wahrheit, mehr ein Begriff als ein Lebenspunkt, mehr ein Beſchluß des Verſtandes, als ein Schatz des Herzens; — iſt eine Formel, die neben dem Leben einherwandelt, die aber der Innerlichkeit entbehrt, um wirkſam und erwärmend in das Leben eingreifen und auf die Höhe es heben zu können, zu welcher der chriſtliche Glaube ſeine Kinder beruft und hinanbildet. Der Menſch iſt kein unerſchaffener Geiſt, der ſich dem Unerſchaffnen auf gleicher Höhe wechſellos gegenüber zu halten vermöchte. Wer das ſagt, irrt ſich ſchwer oder lügt. Es iſt ein ſinnliches Weſen, welches vielfacher Vermittlung mit dem Überſinnlichen bedarf; ein unvollkommenes, das durch tauſend und abertauſend Abſtufungen die Vollkommenheit Gottes ahnen lernt; ein gebrechliches, das unzähliger ſicherer Stützen bedarf, um nicht hundertmal todesmüde auf ſeiner Pilgerfahrt zuſammen zu ſinken. Iſt er das nicht? — Gewiß! — Nun wohl! — weshalb verſchmähſt Du denn die Vermittlung, die Abſtufungen, die Stützen, welche Dir notwendig ſind, wenn Du zur Kraft, zur Erkenntnis, zur Ausdauer gelangen willſt? Von Deiner Sinnlichkeit, Deiner Unvollkommenheit, Deiner Gebrechlichkeit wirſt Du gar viel zu leiden haben, ſobald Du mit Ernſt an Deiner Vervollkommnung arbeiteſt. Die Kirche bietet Dir Troſt, Hilfe und Rettung aus dieſem Strudel an und Du wagſt zu ſprechen: „Nein! ſie hat nur Götzendienſt oder Menſchenſatzungen!“ — So wenig liegt Dir an Deiner unſterblichen Seele und ihrem ewigen Heile, ſo wenig — daß Du Deine Armſeligkeit zugibſt, weil Du ſie freilich nicht leugnen kannſt — und dennoch nicht einmal zu Dir ſelbſt ſprichſt: „Ich will doch ſehen, ob ſie hält, was ſie zuſagt, dieſe prahleriſche alleinſeligmachende Kirche, mit ihrem Mariendienſt und ihrer Heiligenverehrung!“ — Ja, ja! ſo tief biſt Du verſunken in Babylons Erſchlaffung! Dahin iſt es gekommen durch die verderbliche Lehre, daß der Glaube allein ſelig mache! Anfangs hat ſie den Menſchen überreizt, hat ihn in einen falſchen Spiritualismus hinein getrieben und deſſen letztes Ende iſt unvermeidlich entweder Nihilismus oder Materialismus — weil im Menſchen ein Reſiduum von unberückſichtigter Bedürftigkeit zurückbleibt, welche früher oder ſpäter Rache nimmt für die Verwahrloſung, worin jener Spiritualismus ſie hat verkommen laſſen. Sie wendet ſich dann zu ſeinem vollkommnen Gegenſatz oder läuft aus zu ſeiner vollkommnen Leerheit.

Alles Schöne, alles Idealiſche hat der Proteſtantismus unbarmherzig aus ſeinen Konfeſſionen herausgeworfen! An die Verehrung der jungfräulichen Mutter Gottes knüpft ſich von ſelbſt die Liebe, die Vorliebe für den jungfräulichen Stand, für das Kloſterleben, — dieſe immer-

„auf den Knieen es nicht ſo weit kommen zu laſſen, „ſondern durch die väterliche Liebe dem großen Kummer dahier Einhalt zu thun und alle traurige Herzen mit Freude, Eintracht und Dankbarkeit zu erfüllen — was der liebe Gott Ew. hochgräflichen „Gnaden mit tauſend Segnungen reichlich vergelten „wird. ꝛc. ꝛc. Andreas Moſer.“

Beim Leſen dieſes Briefes wurde Graf Oſnat übellaunig wie alle Menſchen welche ihr Unrecht fühlen und weder die Selbſtüberwindung haben es einzugeſtehen noch den Muth es gut zu machen. Er theilte ihn der Gräfin mit. Haben die Frauen einmal, im Guten wie im Schlimmen, ihren Entſchluß gefaßt, ſo ſind ſie, ich will nicht ſagen feſter — alle Welt wirft mir ja vor, daß ich die Frauen auf Unkoſten der Männer verherrliche, was ich natürlich gar nicht finde! — aber zäher. Sie ſind nun einmal zäher, ſie laſſen nicht los, ſie geben nicht nach. Ich kann nicht dafür daß ſie dieſe Eigenſchaft, die ihnen Niemand abſprechen wird, beſitzen — und kann nicht dafür daß Gräfin Oſnat gänzlichſt ungerührt und unerſchüttert blieb während ihr Gemal ſchwankte.

„Ich habe keinen Sohn mehr, ſprach ſie ſtarr. Er hat ſich von uns losgeriſſen und unſre Langmuth dermaßen erſchöpft, daß von unbedingter Verblühende Lilie der Kirche, welche ſie mit ſolcher Innigkeit und Teilnahme gepflegt und welche es ihr wiederum durch wunderbare Verherrlichung der Seelen gelohnt hat. Aber die Reformatoren verfuhren mit den Menſchen, als ob dieſe gar keine Seele hätten! Die Liebe für den jungfräulichen Stand hatte nicht mehr zu exiſtieren, weil man ihn entweiht hatte. Die liebliche Hingebung des ganzen Lebens und Weſens an Gott wurde für ſündhaft erklärt, oder für unmöglich, oder für Auflehnung gegen göttliche Anordnung, welche die Ehe eingeſetzt habe. Da aber die Ehe zu gleicher Zeit ihres ſakramentaliſchen Charakters entkleidet, die Eheſcheidung ganz allgemein und die Vielweiberei ausnahmsweiſe erlaubt wurde: ſo bekam das ganze Leben einen erſtaunlich gemeinen, ja brutalen Zuſchnitt und die Stellung des Weibes namentlich war wieder mit der Barbarei des Altertums bedroht.

Die Ehe in demſelben Augenblick des ſakramentaliſchen Charakters zu berauben, wo man ſie der Menſchheit als den erhabenſten Stand vorführte, war nur einer der gewöhnlichen Widerſprüche der neuen Lehre; leider aber war jene Beraubung ein furchtbares Verbrechen gegen die Menſchheit — ein ſo inhaltſchweres Verbrechen, daß die ganze Zerſetzung des ſozialen Körpers in unſern Tagen aufs Engſte damit zuſammenhängt.

Das Weib war durch das Chriſtentum aus ſeinem ſklaviſchen Zuſtand emporgehoben. In andächtiger Liebe, in frommer Verehrung hielten ſich Weiber zu dem Heiland und zu ſeiner heiligen Mutter. Sie fühlten, daß die Erlöſung nicht bloß für den Himmel, ſondern auch für die Erde gebracht werde. Die göttliche Liebe, welche ſich aller Schwachen, Hilfloſen und Unterdrückten annahm und ſie zu Kindern Gottes machte, konnte an ihnen nicht mit leerer Hand vorübergehen — und ging nicht ſo vorüber. So oft der Heiland zu einem Weibe ſpricht — und ſei es ein ſolches, von dem ſich die Phariſäer verachtend abwenden — ſpricht er mild und liebevoll, blickt er es gütig an, läßt er ſich die Huldigung gefallen, die es ihm darbringt, gewinnt er die Herzen der Mütter, indem er ihre Kinder ſegnet und die Seelen der Sünderinnen, indem er ihnen verzeiht. Das Weib fühlte ſich zu Ehren gebracht, denn es fühlte ſich geliebt. Geliebt war es ſeit einigen tauſend Jahren nicht worden; nicht geliebt, ſeitdem es das Paradies verſcherzt hatte; — nur begehrt! — Jetzt wurde es anders. Der himmliſche Sonnenſtrahl, der von der Höhe des neuen Tages in des Weibes lange kalte Nacht hineinfiel, weckte das in ihm auf, was bis jetzt nicht hatte erwachen können, weil die Lebensbedingungen fehlten: die Seele! und der erſte Akt einer Seele, die aus ihrem Torpor erwachend über ſich ſelbſt zum Bewußtſein kommt, iſt — den Erwecker unendlich zu lieben. Mir ſcheint wirklich, daß die Frauen in den Evangelien, die Jüngerinnen Jeſu, ihn mehr liebten, ihm unbedingter anhingen, ihm gläubiger vertrauten, als ſelbſt die Apoſtel. Keine verriet ihn, keine verläugnete ihn, keine zweifelte an ihm, keine fürchtete ſich, ſein Grab zu beſuchen. Dafür ſchaute den Auferſtandenen zuerſt das Auge eines Weibes! Dafür blieb dem ganzen Geſchlecht der Segen des Heilands!

Die Apoſtel fuhren fort, gleichberechtigte Geſchöpfe in den frommen Frauen zu ſehen, die mit ſo großer Hingebung zwiſchen ihnen lebten oder das Beiſpiel ſo großer Bekehrung gaben. Die heilige Mutter des Heilands, welche in ihrer Mitte ihr wunderbares, mit göttlichen Freuden und göttlichen Schmerzen begnadetes Leben noch manches Jahr fortlebte, warf einen Abglanz der Verehrung, welche ſie genoß, auf ihr Geſchlecht. Es traten auch bald Tage ein, in denen ſie beweiſen konnten, daß ſie nicht umſonſt Gnaden empfangen hatten. Unter Druck und Verfolgung bildeten ſich die chriſtlichen Gemeinden und die Frauen nahmen ebenſo bereitwillig ihren Teil davon hin, als ſie zu Liebeserweiſungen in Sorgen und Mühen und im Dienſt der Gemeinden tätig waren.

Als die Zeiten immer wilder und grauſamer gegen die Chriſten ſich geſtalteten, ſtellten die Frauen ihre heilige Schar der Martyrinnen neben die der Männer in den Kampf des Glaubens. Dadurch empfing ihre Seele die Bluttaufe. Der Heiligenſchein macht ebenbürtig. Das Weib war gerettet. Wer eines ſo ſtarken Glaubens, einer ſo feurigen Liebe fähig iſt, um für ſie den bitterſten Tod zu erdulden, kann unmöglich ein Weſen mißachten, das von denſelben Empfindungen und demſelben Maß beſeelt iſt. Glaubenskraft und Liebesglut retten das Weib auf einem ſtrahlenden Flügelpaar aus der Verſunkenheit ſeiner Exiſtenz. Keine Weisheit einer Diotima, keine Tugend einer Cornelia hatte das bewerkſtelligen können, was die Kraft des Blutes Chriſti bewirkte.

Und es blieb nun ſo! — An das Geſchlecht der Märtyrer reihte ſich das der Heiligen ohne blutiges Martertum an; bei den Männern wie bei den Frauen. In Bethlehems Felſengrotten wird die der heiligen Paula neben der vom heiligen Hieronymus gezeigt. Wer kennt den Auguſtinus, ohne ſogleich der heiligen Monika zu gedenken, deren tränenvolle Gebete vielleicht den Heiligenſchein auf ihn herabgezogen haben. Der große okzidentaliſche Ordensſtifter St. Benedikt hatte zur Schweſter die heilige Scholaſtika. Die tiefſinnige prophetiſche Abtiſſin Hildegard war Zeitgenoſſin des heiligen Bernhard und die Ordensfrau Klara wetteiferte in demütiger Armut mit dem heiligen Franz von Aſſiſi ſelbſt mit dieſem Genie der Weltverläugnung. Im Kloſter die einen und die anderen in der Welt — bewirkten ſie die Heiligung ihrer eigenen und fremder Seelen, damit das Blut Chriſti nicht umſonſt für ſie vergoſſen ſei.

Aber freilich — die Lehre war noch nicht erfunden worden, daß das Kloſterleben ſündhaft und die Ehe auflösbar ſei. War der eheliche Stand für jeden eine Pflicht, ſo waren die großen Apoſtel Paulus und Johannes die erſten, welche dieſelben verletzten und Paulus machte ſich dann noch überdas des Unrechts ſchuldig, daß er den jungfräulichen Stand — vermutlich weil er ihn führte! — über den ehelichen ſtellte. Aber Gott, der dem ehelichen Stand ſeinen Segen gab, hat nirgends anbefohlen, daß jeder ihm angehören müſſe; während der Heiland es der Selbſtbeſtimmung des Einzelnen und der Macht der Gnade in ihm überläßt, welche Wahl er treffen wolle. So muß es ſein, um den freien Willen nicht zu beengen: die Vollkommenheit war das Gebot, das jedem ohne Ausnahme gegeben wurde: aber den Weg, den er zu jenem Ziel einſchlagen wollte, ſollte jeder frei wählen, um es deſto ſicherer erreichen zu können. Daß der, deſſen Sinn nur auf Himmliſches und Überirdiſches hin- und von aller irdiſchen Freude abgewendet iſt, inniger mit Gott und mit göttlichen Dingen vertraut ſein muß, als der andere, der mit den weltlichen Dingen und den irdiſchen Verhältniſſen ſich zu ſchaffen macht — daß der, welcher ſeinen ganzen irdiſchen Menſchen der Sehnſucht unterworfen hat, Gott näher zu ſein, durch die gänzliche Verſchmähung der Welt und die gänzliche Beherrſchung des niedern Willens, ihm auch in der Tat näher kommt, als der andere, der Beſitz nimmt von den Gütern und Genüſſen der Erde — wer hat dies während anderthalb Jahrtauſenden geleugnet? Vielleicht häretiſche Sekten, die mir nicht bekannt ſind; vielleicht einzelne jener unſeligen Individuen, die, von den Netzen der Sinnlichkeit umſtrickt, mit Herz und Augen zu feſt am Boden haften, um irgend etwas zu begreifen, das ihm nicht entwachſen iſt. Genug! während anderthalb Jahrtauſenden galt der jungfräuliche, gottgeweihte Stand und das mit ihm verbundene Kloſterleben für ehrwürdiger und heiligender, als der eheliche Stand und das Weltleben — denn er hatte für ſich den Rat des Heilands und die Lehre der Kirche.

In welche Finſterniſſe der Zeiten und der Seelen warfen nicht die Klöſter ihr mildes Licht hinein! Welche Wunder an Um- und Ausbildung der Menſchheit haben ſie hervorgebracht! Der gottgeweihte Sinn, aus dem ſie erwuchſen, mußte göttlichen Segen auf ſie herab ziehen und ſie zu der Schale machen, in welcher ſein Tau ſich ſammelte, um in friſchen Bächen die Welt zu durchrieſeln. Sie förderten zugleich das materielle, das geiſtige und das ſeeliſche Wohl der Menſchheit. In ſpäteren Tagen hat man geglaubt Wunder was! zu tun, wenn man für eine dieſer Richtungen ſorgte. Sie nahmen mit ihren verſchiedenen Orden ſie alle in die Hand! Was aus dem wüſten, wilden Erdboden zu machen ſei — was aus dem Durſt nach Erkenntnis und Wiſſen, der den menſchlichen Geiſt ſo mächtig zerarbeitet — was aus dem Drang der Seele, die in Andacht und Beſchaulichkeit, in Gebet und Eingezogenheit die ſtille Zelle — oder die heilige Tätigkeit der Werke der Barmherzigkeit ſucht: ſie haben alles verſtanden, alles geleiſtet, allem entſprochen, alles verſorgt. Auf der ganzen Leiter der unermeßlichen Bedürftigkeit des Menſchen iſt nicht eine Sproſſe, auf der nicht ein Kloſter geſtanden hätte, um eine Lücke zu füllen oder einem Mangel abzuhelfen. Sie zogen die armſeligſten wie die erhabenſten Geſchöpfe in ihr Bereich. Sie boten der Heiligkeit den Thron der Demut und der Verworfenheit den Thron der Buße. Sie pflegten die Kranken, ſie ſpeiſten die Hungernden, ſie erlöſten die Gefangenen, ſie entſendeten Miſſionäre, ſie ſchrieben und ſammelten Bücher, ſie belehrten die Jugend, ſie beſchirmten das Alter, ſie lichteten Wälder, ſie bebauten Wüſten, ſie führten die Seelen — — gibt es irgend etwas Nützliches, Wohltätiges, Menſchenfreundliches, was ſie nicht getan hätten? — Und das alles taten ſie aus Liebe zu Gott und der Sehnſucht, ihm näher zu kommen; aus Liebe zum Heiland und der Sehnſucht, ihm ähnlich zu werden; aus Liebe für ihre eigene unſterbliche Seele und für andere unſterbliche Seelen. Nichts wollten ſie von den Menſchen — nur ihnen dienen; nichts von der Welt — nur ſie retten; nichts von der Erde — nur ihr entſagen; nichts vom Glück — nur es verſchmähen. Was ſie wollten — das war der Himmel! aber den gewiß! den durchaus! — So waren ſie ſublime Egoiſten; — denkt jetzt vielleicht zu ſeinem Troſt manch egoiſtiſches Weltkind. O irrt euch nicht und laßt, ich bitte, den Worten ihre Bedeutung! Der Egoiſt opfert andere, doch nicht ſich ſelbſt für eine irdiſche Befriedigung auf; und hier iſt nur von einer himmliſchen die Rede, die er gar nicht zu faſſen vermag. Wo die Triebfedern zum Handeln aus der Liebe zu Gott entſpringen, da gibt es keinen Egoismus.

Wie war das Weib ſo wohl behütet, ſo ſicher geſtellt hinter Schleier und Gitter! Nicht etwa als hätte die ſogenannte Rohheit des Zeitalters ihm einen ſolchen Schutz beſonders notwendig gemacht! o nein. In ſeinen heiligſten Intereſſen, als Gattin und Mutter wie in ſeinem jungfräulichen Stande, war es ohnehin beſchirmt durch die Unauflöslichkeit der Ehe ſowohl, als durch die religiöſe Geſinnung der Zeit. Aber daß ihm überhaupt eine ſolche himmliſche Heimat auf Erden geöffnet war — eine ſolche Freiſtatt, wohin der Taumel und das Fieber und die Qual und das Herzeleid und das Weh des Lebens nicht dringen konnten — eine ſolche geheiligte Inſel im Ozean der Welt, an deren Küſte die Syrenenſtimmen verhallten: das war die Wohltat; das gewährte die Sicherheit.

Es iſt nun einmal ſo und kann gar nicht geändert werden, weil es aufs Tiefſte mit der Natur und der Beſtimmung des Weibes zuſammenhängt, daß ſeine Stellung im Leben unendlich viel ſchwieriger als die des Mannes iſt. Denn es iſt wehrlos, iſt durch ſeine feine, bewegliche, reizbare Organiſation tauſend Angriffen ausgeſetzt, ſoll ſich verteidigen zugleich nach Außen und Innen, ſoll aber nur himmliſche Waffen brauchen und ſoll von den irdiſchen, mit denen man es angreift, nur ja keine Wunden empfangen. Dieſe Forderung wird ganz allgemein an das Geſchlecht und an jede Einzelne beſonders geſtellt. An einen Mann, und wär' er ein Heiliger, iſt ſie noch nie geſtellt worden! Wird der Mann beleidigt, ſo kann er ſich verteidigen mit Hand und Mund, mit Schwert und Wort; wird das Weib beleidigt — und es kann an ſeiner Seele ſo tödlich beleidigt werden wie nimmermehr ein Mann, weil es verletzbarer und ſenſitiver iſt — ſo hat es zu ſchweigen — und dann erſt recht! — Tut das Leben Griffe mit fremden Wort -- die frühe ſo ergriffen ſind von der Vergänglichkeit des Irdiſchen, daß ſie es keines Wunſches wert zu achten vermögen — die früh begreifen oder mindeſtens ahnen, daß ihr eigentliches Leben nur in ihrem Herzen iſt, und Welt, und bleibt er nur auf ſeinen Füßen ſtehen, ſo gilt er als Sieger. Keine rohe Hand kann ihm das Herz zerknicken, keine Staubwolke ſeine Stirn beflecken. Taſtet aber eine ſolche rohe Fauſt ein Weib an, ſo können dadurch die vibrierenden Saiten der inneren Harmonie auf immer zerriſſen und unauflösliche Mißklänge hervorgerufen werden, weil es nie und nimmermehr eine ſolche Berührung vergeſſen kann. Die Spur derſelben am Weibe zu finden, einen Flecken, eine Wunde — liebt die Welt durchaus nicht. Sie will etwas Unangetaſtetes im Weibe ſehen, während ſie doch nicht imſtande iſt, ihm eine Stellung der Unantaſtbarkeit zu verſchaffen.

Siehe, da öffnen ſich die Pforten des Kloſters — und das Weib iſt geborgen, denn da iſt es unangetaſtet! — — O die Welt würde deshalb ja nicht öde werden, es würden ſich ja nicht Millionen in die ſtille gottgeweihte Einſamkeit flüchten, die Ordnung der Natur würde ja immer ihr Recht und ihre Macht auf die Mehrzahl üben. Aber es gibt doch Seelen, die eine inſtinktartige Scheu vor der Welt haben, die ſich ſchüchtern in ſich ſelbſt gebung nicht mehr die Rede ſein kann; — höchſtens von bedingter. Er verlaſſe dieſe Clelia — ſie ſoll mit ihren Kindern verſorgt werden — das iſt meine Bedingung.“

„Es würde auch die meine ſein, entgegnete Graf Dsnat, wenn ich glaubte daß Gundaccar ſie annähme. Aber er trennt ſich nicht von ihr! dieſe Clelia iſt nun einmal die fixe Idee ſeines Lebens“ .... — —

„Die ihn elend und unſinnig macht, wie jede fixe Idee, leider! leider! — bis jezt hat er aber noch nicht durch ſie gelitten, ſondern ſie gleichſam zu einem Freibrief für jede Thorheit gemacht — und wir waren immer ſchwach genug Rückſicht auf ſie zu nehmen und eine Geduld an den Tag zu legen, die ihn zu immer größerem Mißbrauch derſelben verlockt hat. Vielleicht bringt ihn die Strenge zur Beſinnung.“

„Andreas giebt beängſtigende Nachrichten von ſeiner Geſundheit. Schwach war ſie immer; höchſt erſchöpft als wir ihn zuletzt ſahen; — .... all dieſe aufregenden Umſtände werden ſie nicht verbeſſert haben“ .... — —

„Iſt es nicht beſſer keinen Sohn zu haben als ſolch einen Sohn? rief die Gräfin mit einem ſeltzuſammen falten vor dem fremden Blick, dem eiſerner Fauſt nach dem Manne — er ſchlägt ſie zurück! legt ſich eine rohe Fauſt auf ſeine Schulter — er ſchüttelt ſie ab! Narben und Wunden ſind für ihn mehr eine Ehre als eine Schmach, denn er iſt nun einmal beſtimmt für den Kampf mit der daß dies Leben am ſchönſten, am vollkommenſten ſein muß, wenn ſie ihr Herz der unwandelbaren Schönheit und Allheiligkeit zu eigen geben — die ahnungsvoll in irdiſches Schickſal voll unſäglicher und unzähliger Opfer für eigene und fremde Leidenſchaften ermeſſen und lieber das eine große Opfer aller Leidenſchaft bringen wollen. Es gibt doch ſo demütige Seelen, daß der Dienſt im Gehorſam ihre Freude iſt; ſo reine Seelen, daß ihnen die Buße eine Befriedigung und keine Strafe iſt; ſo mächtige Seelen, daß ſie aus dem Gebet den Beruf ihres Lebens machen können; — was ſollen die in der Welt beginnen und was die Welt mit ihnen? Unpraktiſche Gattinnen und verkümmerte alte Jungfern werden ſie! Tauſend Weiber paſſen nicht für das Kloſterleben — ſpricht man. Das iſt möglich, obwohl keineswegs dadurch bewieſen, daß man ſo ſpricht. Nun komme aber eines, welches durchaus nicht für das Weltleben paßt — und auf viele Tauſende Eines, das macht eine große Zahl! für dieſe öffnete ſich die Kloſterpforte, dieſen ward vergönnt, nach ihren wahren Bedürfniſſen, nicht nach angekünſtelten oder gewohnheitlichen, ihr Leben hinzubringen.

Nur weil der große Gedanke an Gott, der tröſtende an den Heiland, der zärtliche an die Mutter Gottes, der liebende an das Heil geliebter Seelen, der innige an das eigene Seelenheil, der mächtige an die erhabene Gemeinſchaft der Kirche — welk und lau geworden iſt; nur weil Unglaube, Aberwitz und falſche Wiſſenſchaft den Menſchen ſo vielfach mit den Kleinodien ſeines geiſtigen Lebens gebracht haben, daß er in himmliſchen Gedanken und heiligen Beſtrebungen nicht mehr zu Hauſe iſt — nur darum traut er auch anderen nicht dieſe Fähigkeit zu; nur darum verſchwanden vor dreihundert Jahren die Klöſter gänzlich aus der proteſtantiſchen Welt und innerhalb der letzten achtzig Jahre vor revolutionierenden Völkern und Fürſten auch großenteils aus der katholiſchen. Der Segen der Klöſter ging; der Unſegen des Proletariats kam; — des Proletariats in allen Ständen, wenn nicht was die Armut, ſo doch was die Überflüſſigkeit und Nutzloſigkeit betrifft! in Fürſtenhäuſern, in Adelsfamilien gerade ſo gut, wie in den untern Klaſſen.

Ein Ordensmann oder eine Ordensfrau in einer Familie verknüpfte dieſelbe inniger mit dem religiöſen Leben, ja konnte vielleicht alle oder einzelne Mitglieder derſelben durch Beiſpiel und Gebet heiligen. Oder blieb man verſunken in die

Angelegenheiten und Geſchäfte der Welt, ſo traten doch ach wie häufig! Ereigniſſe und Schickſale ein, die man gern dem Gebet des Bruders oder der Schweſter anvertraute, welche nicht in ſpärlichen Augenblicken, ſondern immer in der Nähe und vor dem Angeſichte Gottes weilten. Sie wurden die irdiſchen Schutzpatrone und guten Engel der Ihrigen. Welch eine liebliche Beſtimmung — beſonders für das Weib, das ſo recht, und eigentlich immer, berufen iſt, liebend ſchützen und ſchirmen zu wollen, weil dies das Weſen der mütterlichen Liebe iſt! Über die Kinder ihrer Seele breitete ſie die ſchneeweißen Fittige des Gebetes gegen tauſend Gefahren des Leibes und der Seele aus. Welche eine beſeligende Liebe, die nichts will, als die Geliebten zu Gott führen und in die weder Selbſtſucht noch Enttäuſchung ſich miſcht, weil ſie in Gott allein, nicht in der Kreatur ihren Urſprung hat.

All jene Enttäuſchungen, die mit dem Streben und Sehnen nach irdiſchem Glück unauflöslich verknüpft ſind — all jene tauſend und aber tauſend Schmerzlichkeiten, Nadelſtiche der Exiſtenz, vielleicht um deſto peinlicher je winziger — und die doch gar nicht zu vermeiden ſind im Gedränge der Menſchen, wo ſich jeder zu ſeinem Ziel, ohne viel Rückſicht auf andere, den Weg bahnt — welch eine Flut von Leiden und Bitterkeiten bringen ſie über das Weib, das ſein Herz ihnen hingegeben hat! Und wenn es zurückgezogen iſt, das arme Herz, ganz matt und durchſchmerzt — wohin ſoll es ſich betten in der Welt, die nur für Glückliche und Triumphierende Teilnahme hat? Wie leicht wird es da erbittert oder durchkältet. Aber nicht im Kloſter! da iſt nicht der Kontraſt zwiſchen Beſitz und Entbehrung, zwiſchen Bevorzugung und Vernachläſſigung! da wird kein Unterſchied zwiſchen ſchön und häßlich, zwiſchen reich und arm, zwiſchen vornehm und gering gemacht! da ſind alle gleich im Gehorſam und in der Armut! da ſtirbt die Erbitterung wie Nachtſchatten, den man aus ſumpfigem Boden in ſonniges Erdreich verpflanzt.

Das drückende Gefühl, überflüſſig, gar läſtig zu ſein, welches ſo manche vereinzelte Frauen heimſucht, die nicht die Mittel haben, ſich eine unabhängige Stellung zu verſchaffen; — oder das nicht minder drückende, daß man wohl etwas leiſten, wirken und nützen könnte, wenn andere Kräfte, wenn ein größerer Kreis der eigenen Unvollkommenheit zu Hülfe käme, daß aber jene Fähigkeiten erſterben müſſen, weil ſie in der Welt nicht den entſprechenden Anknüpfungspunkt finden; — nimmt das Kloſterleben hinweg. Der Regel unter- und dem Beruf eingeordnet, hat jede den Platz gefunden, um mit ihren beſten Kräften Gott zu dienen.

Ach wie oft muß die Frau den beſten Teil ihrer Seele, die Flamme, auslöſchen oder unterdrücken, um mit dem ſchlechteſten, der Aſche, unvollkommen zu vegetieren, weil ſie in widerſtrebende Umgebung, in unharmoniſche Verhältniſſe ſich zu fügen hat. Ach und wie oft entſchließt ſie ſich dazu, um eine gewiſſe Stellung im Leben, eine äußerliche Unabhängigkeit zu erringen, wodurch ſie von der Pein des Alleinſtehens oder von dem Joch der Abhängigkeit oder von dem Druck der Dürftigkeit befreit wird. Wüßte ſie einen Zufluchtsort — ſie täte es nicht! ſie lebte lieber mit der Flamme, als mit der Aſche in ihrer Bruſt! — Nun, im Kloſter braucht keine Flamme ausgelöſcht zu werden! nur eine reine Nahrung und feſte Richtung muß man ihr geben.

Die wahre Freiheit und das wahre Glück, ſowie die ſchönſte Entwickelung des Weibes bot ihm das Kloſterleben. Ja, bloß dadurch, daß Klöſter exiſtierten, war es ſchon beſchirmt in ſeiner Eigentümlichkeit — teils durch die klöſterliche Erziehung, die es genoß; teils durch die Sitte, ſich zeitweiſe, in trüben oder ſtürmiſchen Lebensepochen, in ein Kloſter zurückzuziehen; teils weil ihm die Möglichkeit gegönnt war, gewiſſe Fähigkeiten auszubilden, die ſein inneres Leben verſchönerten, oder vor Gefahren ſich zu retten, wenn ſie überwältigend zu werden drohten: teils weil es zwiſchen den drängenden und betäubenden Sorgen des irdiſchen Lebens und zwiſchen dem Frieden des ewigen einen Abſchnitt machen und die letzten Jahre wenigſtens fern vom tumultuariſchen Treiben der Welt hinbringen durfte. Wenn die Kinder erzogen und verſorgt, wenn alle Pflichten erfüllt, allen Anſprüchen genügt war — wenn die Aufgabe der Erde mit ſo manchen ſchweren Anſtrengungen, ſauern Kämpfen, bittern Tränen gelöſt und ihre Freuden in ihrer ganzen Nichtigkeit erkannt waren — dann trat der Augenblick ein, wo das Bedürfnis, dem Überirdiſchen ſich zuwenden, Berückſichtigung finden durfte. Oder war die ganze Jugend in Glanz und Luſt der Welt verſunken geweſen, ſo machte ſich doch endlich eine höhere Sehnſucht geltend, und man entſagte freiwillig ihren Herrlichkeiten, bevor der Tod zur Entſagung zwang. Hinter dem klöſterlichen Gitter, in dürftiger Zelle, im demütigen Gewande der Ordensfrau ſtarben Königinnen und Fürſtinnen und Unzählige, welche ihre Seele noch bei Lebzeiten von allen Feſſeln des Irdiſchen abzulöſen trachteten. Von der Wiege bis zum Grabe, durch alle Verzweigungen des Lebens, für alle höheren in der Welt unbefriedigbaren Wünſche, übte das Kloſter ſeinen milden Einfluß, den Weltlichen zur Rettung, den Frommen zum Heil — ohne ihre Gelübde zu empfangen. Was mußte es erſt mit den Gelübden gewähren! Welch eine Intenſität des inneren Lebens mußte ſich in ihm entwickeln zu einer Zeit, welche überhaupt dem inneren Leben ſo günſtig

— weil ſie beſeelt vom warmen, pulſierenden Glauben war. Jetzt glaubt man meiſtens ſo gewiß rationaliſtiſch, hierum und darum, weil die Vernunft darauf hinweiſt, weil der Verſtand ein jämmerlich Ding iſt, weil die Leidenſchaften durch Moralpredigten nie zu bändigen ſind. Aber das können die Puriſten im Glauben nicht als Glaube anerkennen! der muß nicht hierum und darum, ſondern das klopfende Herz des Menſchen — muß deſſen eigentlicher Lebenspunkt ſein, um den, wie um die Quelle in der Wüſte, ein Palmenhain aufſprießt. Durch den muß man ſich in die volle Gemeinſchaft der Kirche, mit allem Leid der Erde, mit der ganzen Glorie des Himmels, in wechſelwirkende Beziehung bringen und wiſſen. Und der muß ſeine Nahrung empfangen aus dem Dogma der Menſchwerdung Gottes; denn es iſt dasjenige, welches den Menſchen am tiefſten in ſeiner ganzen Weſenheit erfaßt, weil er, trotz der ſündhaften Natur, die ſeine Seele umhaftet, dennoch Trieb und Sehnſucht nach Umbildung des Menſchlichen zum Göttlichen hat. Die Wechſelbeziehung zwiſchen dem menſchgewordenen Gott und dem zur Gottähnlichkeit berufenen Menſchen iſt der wahre Vitalpunkt des Glaubens, durch den er in die Gemeinſchaft mit Haupt und Gliedern der Kirche hineingeboren wird. Steht dieſer Glaube in Blüte, ſo entwickelt ſich das religiöſe Leben zur kräftigſten Intenſität — und iſt vom

Kloſterberuf nicht zu trennen. Denn das iſt richtig: in die profane Welt, deren Männer an Aktien und Champagner, deren Frauen an Sammet und Spitzen denken, taut es ſeine Gnadenfülle nicht hinein. Es zieht ſich von ihr zurück. Ohne die Abtötung des natürlichen Menſchen, ohne die Sehnſucht nach und die Anſtrengung für die Wiedergeburt, ohne die ganze Hingebung, die nur aus einer ungeteilten Liebe hervorgeht, iſt die volle Begnadigung mit dem Leben in Gott nicht denkbar — weil nicht irdiſche Begierden mit himmliſchen Aſpirationen vereint, in derſelben Bruſt ihr Reich gründen können. Die Schar der Finſternis wird die des Lichtes beſiegen oder von ihr beſiegt werden. Der beſiegte Teil wird ſich ab und an regen, vielleicht eine Empörung verſuchen gegen ſein Joch; die Herrſchaft wird vielleicht von dem einen auf den anderen übergehen; aber gemeinſchaftlich verwalten — läßt ſie ſich nicht! Man muß ſich entſcheiden, ganz zu glauben oder gar nicht zu glauben: dann öffnet oder ſchließt ſich die Pforte zum Leben in Gott — und der Menſch weiß, wohin er ſich hält. Allein zwiſchen Tür und Angel des Glaubens zu ſtehen — karg zu berechnen, ob man ihm nicht zuviel Spielraum gönne, ob es auch weiſe ſei, ſich unbedingt in die Arme Gottes zu werfen, ob man Erſatz für ſolche Opfer finden werde, ob der Verſtand auch nicht zu kurz dabei kommen könne — das iſt eben, was ich einen rationaliſtiſchen Glauben nenne, mit dem die Welt zu einer Eiskugel erfriert, auf welcher der menſchgewordene Gott keine Stätte findet. Der Stall von Bethlehem iſt zu arm — und das Haus von Nazareth zu dunkel — und das Kreuz auf Golgatha zu blutig — und ſeine heilige Mutter iſt eine ganz gewöhnliche Frau! man bringt es eben nicht zum Glauben, daß das alles göttlich iſt; man wird alſo nicht durch die Verabgründung des Gottes in die Armſeligkeit des Fleiſches ergriffen und zum anbetenden Dank erſchüttert.

Aber um dieſe dreht ſich, wie um die Sonne das Planetenſyſtem, das ganze klöſterliche Leben mit all ſeinen Abſtufungen von ſchlichter Frömmigkeit bis zu erhabenen Extaſen, Viſionen und Offenbarungen, welche Zeugnis dafür ablegen, zu welcher Höhe die Menſchenſeele emporgehoben werden kann, wenna ſie ſich zu einem willigen Werkzeug der Gnade macht und jeder Tätigkeit im niedern Leben entſagt. Die Weltkinder nennen das Überſpannung. Ja! für ihre Seelen, für ihre Beſtrebungen, für ihre Begriffe, für ihre Anſchauungen wäre es allerdings eine ganz unmöglich zu leiſtende Überſpannung, wenn man ihnen zumuten wollte, dem Schwung eines heiligen Franz von Aſſiſi, einer heiligen Katharina von Siena, einer heiligen Thereſe zu folgen. Allein das beweiſt nur ihr Unvermögen, aber mit nichten, daß dasjenige, was ſie nach ihrem Maßſtab Überſpannung nennen, nicht die Spannung der höchſten Seelenkräfte ſei. Ach. wenn wir, die wir ja noch ſo ganz in der Irdiſchkeit befangen ſind, dennoch eine Seelenfreude, einen geiſtigen Genuß dem prächtigſten Kleide, der ſeltenſten Speiſe, dem Sack voll Geld vorziehen — obgleich jene ſchneller vergehen, als dieſe; welche Seligkeit mag dann wohl in einer einzigen Minute für jene hohen und reinen Seelen enthalten geweſen ſein, die eines Blickes in die göttlichen Geheimniſſe gewürdigt wurden, weil ſie nicht bloß den Überfluß, ſondern die Notdurft der Erde verſchmähten.

Die ganze Stellung der beiden Geſchlechter zu einander wurde eine edlere, eine achtungsvollere dadurch, daß die Klöſter mit ihrem myſtiſchen Reiz der Welt hinweglocken konnten. Das liebliche Mädchen nahm den Schleier ſtatt der dargebotenen Hand eines Mannes. Die ſchöne Frau nahm den Schleier nach dem frühen Tode des Gemahls. Der ritterliche Jüngling vertauſchte ſeine Rüſtung mit der Kutte des Ordensmannes und entſagte der Gunſt der Frauen für den reinen Dienſt Marias. So war doch etwas in den Seelen, was ſie befähigte, einer idealiſchen Richtung zu folgen, was nicht widerſtrebte dem Zuge nach Oben! So faßten ſie doch die Idee, daß man einem andern Ziel ſich zuwenden könne als dem, ſamen Gemiſch von Verzweiflung und Härte. Dann fuhr ſie gefaßter fort: Andreas ſagt das! aber glaubſt Du denn daß Andreas aus ſich ſelber ſchreibt? nimmer würde ihm das einfallen! glaube mir: Clelia hat jenen Brief dictirt und an Clelia muß die Antwort gerichtet werden. Soll ich ſie ſchreiben?“

„Es mag beſſer ſein,“ ſagte der Graf, heimlich froh, der Nothwendigkeit eine directe abſchlägige Antwort zu geben enthoben zu ſein.

„Wir haben ein Schreiben erhalten deſſen Inhalt Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein wird — ſchrieb Gräfin Oënat an Clelia. — Gundaccars „trauriger Geſundheitzuſtand, der mit einem noch „traurigeren Seelenzuſtand verbunden ſein mag, hat „uns ſehr ergriffen. Er iſt kein Character, welcher „die großen Widerwärtigkeiten des Lebens erträgt; „er geht an ihnen zu Grunde. Natur, Erziehung „und Gewohnheit haben ihn nicht mit Willens- „und Thatkraft begabt. Dies werden Sie bereits „zu Ihrem Unheil erkannt haben. In gewöhnlichen „ruhigen Verhältniſſen mag dieſer Mangel an Energie nicht nur kein Fehler, ſondern im Auge mancher „Frauen ſogar ein Vorzug ſein; denn ein ſolcher „Mann iſt leicht zu beherrſchen und zu lenken — „und ich vermuthe daß Sie auch das erkannt haben! — nur wenn es gilt das zu behaupten was wohin Fleiſch und Blut führen! So begriffen ſie doch, daß in der Entſagung ein ſüßes Geheimnis der zarteſten Liebe verborgen ſein müſſe! Und wenn ſie es für ſich weder faßten noch begriffen: ſo ſahen ſie, daß es um ſie her vorging. Aus dem Kreiſe der Geſpielinnen, aus der Schar der Kampfgenoſſen verſchwand hier ein Mann, dort eine Jungfrau in der Abgeſchiedenheit der Kloſterzelle. Was war es denn für eine Macht, welche gebieteriſch Jugend und Weltluſt ihrem Gebiet entführten? — Vielleicht ſpäter, vielleicht nach manchen Irrwegen und Irrtümern, richtete doch noch einer dieſe Frage an ſich und folgte dem Jugendgenoſſen mit dem Bedauern, es nicht früher getan zu haben. Die Ehe wurde dadurch vor dem entſetzlichen Unglück bewahrt, als eine Verſorgungsanſtalt oder als ein Schritt betrachtet und behandelt zu werden den man anſtandshalber tun müſſe, um unter den Menſchen mitzuzählen. Die Männer ſahen, daß es Frauen gab, welche die Ehre, eine Braut Chriſti zu ſein, über diejenige ſtellten, ihre Gattin zu werden. Die Frauen ſahen, daß es Männer gab, welche keine Sklaven ihrer Gunſt waren. Das mußte ihnen eine edlere Stellung einander gegenüber geben. Können die Männer ein Geſchlecht ehren, deſſen leitende Idee es iſt, ſich fürs Leben in möglichſt hohe Wellen von Sammt und Seide unterzutauchen? Können die Frauen ein Geſchlecht ehren, welches das eheliche Glück nach der größten Zahl der Taler berechnet? In beiden Geſchlechtern muß eine gegenſeitige Mißachtung aufkeimen, wenn ſie wahrnehmen, daß in dem andern Auge, Hand und Herz nach nichts verlangen, als nach der Welt, der Welt und abermals der Welt. Und für die Frau wird natürlich dieſe Mißachtung einen größeren Nachteil haben, weil ſie, aus ihrem urſprünglichen Gebiet der Innerlichkeit heraustretend, es gleichſam verleugnet, mehr irre geht als der Mann und den natürlichen Schutz verliert, der ſie dort umfängt.

Und wie das Kloſter zugleich ihre innere Würde und ihr äußeres Schickſal ſicher ſtellte, und beide den Launen der Menſchen und den Zufälligkeiten der Dinge enthob: ſo war es auch mit der Unauflösbarkeit der Ehe. Daß ein Geiſt der Finſternis Luther gelenkt habe, geht vielleicht aus keinem ſeiner Worte, Handlungen, Taten ſo klar hervor, als aus dieſer unchriſtlichen Lehre, welche ein Verhältnis, das nur zu ertragen iſt, wenn es mit Heiligkeit umgeben iſt, der Gemeinheit preisgegeben hat. Ja, der Gemeinheit! denn hier wie bei allen Fragen, die dem Menſchen ans Herz und ans Herzblut gehen, gibt es keinen Mittelzuſtand der Auffaſſung; die Idee der Ehe iſt entweder eine erhabene oder eine gemeine. Erhaben iſt ſie unter der ſakramentaliſchen Heiligung, aus welcher die Unauflösbarkeit von ſelbſt folgt; ſo erhaben, daß einem das Herz wehe tut zu denken, daß es Menſchen gab, welche mit ſchmutziger frecher Hand ihren weißen Schleier zerreißen, ihr Bürgerrecht in der Ewigkeit ihr abſprechen und ſagen konnten: ſie dürfe immerhin nur ein paar Jahre dauern. Man ſagt freilich, auch die Proteſtanten gingen die Ehe im Glauben an deren Unauflöslichkeit ein. Da es aber in der proteſtantiſchen Welt von Eheſcheidungen wimmelt, und da ſittliche Miasmen einen ebenſo unleugbaren Einfluß auf Sittlichkeit und Charaktere haben, wie phyſiſche auf die Körper — nämlich den, daß ſie durch eine krankhafte Atmoſphäre für Krankheiten empfänglich machen: ſo iſt es kaum denkbar, daß die Proteſtanten es weiter bringen als bis zu dem Glauben, den zwei Menſchen, die ſich aus Neigung verbinden, teilen: Unſere Ehe iſt unauflöslich; — aber nicht zu dem: Die chriſtliche Ehe iſt unauflöslich. Denn wenn ſie das glaubten, wie vermöchten ſie dann nach einer Scheidung ſich anderweitig zu verheiraten? wie dürften ihre Geiſtlichen eine ſolche Ehe ſegnen? wie könnten ſie den Mut in ſich finden, um auf Glück zu hoffen? Der Gedanke an Bigamie kommt ihnen gewiß niemals in den Sinn und würde ihnen doch ganz nahe liegen, wenn ſie die chriſtliche Ehe für unauflöslich hielten. O wer kann in dieſen Abgrund von Verwirrung, Zerriſſenheit, Unklarheit, Widerſpruch hinein blicken, ohne in dieſer Maſſe von herzzerſchneidendem Weh die Folge des entweihten, des verleugneten Sakramentes zu finden, das ſeine Kraft nicht im Segen äußern kann und folglich durch Unſegen äußern muß. Wer denkt nicht unwillkürlich daran, daß Luther im Stand der Todſünde ſeine Ehe einging und eine geheimnisvolle Verdammung über all ſeine Anhänger gerade in dieſem einen Punkt herabgezogen hat, der ſo unerhört einflußreich auf Wohl und Weh ganzer Generationen und auf Bildung der Menſchheit überhaupt iſt. Aber ebenſo unwillkürlich erwacht die Hoffnung, daß gerade, weil dieſe Todeswunde in der Geſittung ſo furchtbar klaffend offen vor allen Augen liegt und weil keine menſchliche Weisheit ſie zu ſchließen verſteht — daß deshalb die von ihr Heimgeſuchten und Bedrohten ſich dahin wenden werden, wo ſie allein von Grund aus geheilt werden kann — zur Mutterkirche.

Alle anderen Sakramente bringen der einzelnen Seele die Gnade und Kindſchaft Gottes; dies Sakrament bringt ſie an zwei Seelen zugleich, um ſie in Gott eins zu machen, d. h. für ewig zu verbinden. Das iſt eine erhabene Auffaſſung! dadurch wird das wandelbare Menſchenherz — nicht ſeinen Launen, ſeinen Leidenſchaften, ſeinen Schwächen etwa enthoben; o nein! aber gegen deren übermächtigen Einfluß behütet, indem die Gnade ihre heiligmachenden und die

Ewigkeit ihre tiefernſten Strahlen in dasſelbe ausgießt. Das Menſchenherz iſt ein ſolcher Abgrund von Unruhe, von Beweglichkeit, von Flatterſinn, es birgt einen ſo unermeßlichen Geiſt des Widerſpruchs in ſich, daß ihm morgen läſtig ſein wird, was es heute geliebt — morgen unerträglich, was es heute errungen — und übermorgen wieder unſchätzbar, was es Tages zuvor verworfen oder verloren hat. Überdas liegt in der Natur des ehelichen Verhältniſſes eine ſo ſtarke Anmutung zur Selbſtverleugnung beider Gatten, indem ihre Charaktere ſich in einander ſchmiegen, ihr Wille ſich zuſammenfinden, ihre ganze Eigentümlichkeit ſich harmoniſieren ſoll, daß es ohne gründliche Anſtrengung, Kämpfe und Arbeit gar nicht abgehen kann. Wie wird das unruhige, flatterhafte Herz ſich einer ſo mühſeligen Anſtrengung unterziehen, wenn es weiß, daß ſie von ihm genommen werden kann und wenn es ſich jung, unerfahren, leichtſinnig, leidenſchaftlich wie es iſt — einbildet, in einer andern Ehe würde alles ganz anders ſein. Wie leicht täuſcht es ſich über ſeine wahren Bedürfniſſe, nennt dasjenige notwendig, wodurch es momentan verzaubert wird und das eine unerträgliche Bürde, wodurch es nach einer Seite hin erſtarken ſoll, die von Natur in ihm ſchwach iſt. Um aber dies alles zu verſtehen, muß es Zeit haben, muß es Erfahrungen in ſich ſelbſt und an anderen machen, muß es ſich überwinden und verleugnen und gedulden lernen, muß es erkennen, wie ſehr es ſelbſt der Nachſicht bedürfe, um willig Nachſicht zu üben; — und das alles iſt nicht eine leichte Sache von zwei Tagen oder Jahren! Es iſt ſchwer; es gehört ein Stück Leben dazu und lange Standhaftigkeit. Kein Soldat darf die Schlacht verlaſſen, weil er verwundet oder ermüdet iſt; fortkämpfen muß er und ein paar Blut- und Schweißtropfen nicht ſonderlich beachten; dann bringt er's doch zum Siege — und freut ſich desſelben um ſo mehr, je ſchwerer er ihm geworden; und die Wunden heilen gewiß! Solch ein Kampf des innern Menſchen in der Schlacht des Lebens tut weh und iſt herbe; aber es iſt doch damit wie mit der Lanze des Achilles, welche die Wunden heilte, die ſie ſchlug.

Ohne die Unauflösbarkeit der Ehe und ihre ſakramentaliſche Weihe iſt es aber unmöglich, weil das Bewußtſein gerade für dieſen Stand beſondere Gnaden empfangen zu haben, eine Kraft verleiht, welche durch keine andre erſetzt werden kann; denn keine andre, keine! vermag die Gewalt der Leidenſchaft zu überwinden, weil das nicht heißt. ſie überwinden — ſich von ihnen zerreiben zu laſſen und ſeine Verhältniſſe zu tragen, wie ein Sklave ſeine Ketten, dem man immer anmerkt, wie gern er ſie abſchütteln möchte. Ein Sklave iſt der nicht, der da weiß, daß er auf ſeinen

Platz von Gott geſtellt — und das es in keines Menſchen und in keines Schickſals Macht gegeben iſt, ihn von dort zu entfernen. Sklav iſt nur der, welcher von der Willkür abhängt, von eigener und fremder. Das Prinzip der unauflöslichen Ehe iſt: zwei Menſchen durch ihr gemeinſames leibliches und ſeeliſches Leben zu Dienern Gottes zu machen, welche nach ſeinem Willen und ſeiner Anordnung die Erde mit einträchtiger Liebe und mit neuen Menſchen — den Himmel mit Seelen ſchmücken ſollen; — und dies iſt erhaben und lieblich. Das Prinzip der auflösbaren Ehe iſt: zwei Menſchen mit einander zu verbinden, ſo lange ſie es für gut finden; — und dies iſt gemein, weil dadurch niedrige Leidenſchaften zu Richtern in eigener Sache erhoben werden. Auf eine ſolche Ehe den Segen Gottes herab zu rufen, iſt eine wohlgemeinte Form; — in Wahrheit aber iſt es ein Sakrilegium, eine Entweihung; denn Gott der Allheilige kann nicht mit ſeinem Segen und ſeiner Gnade bei dem Entheiligten ſein — und entheiligt iſt, was eine Lüge in ſich ſchließt. Ja, eine Lüge! denn die zwei Menſchen, welche ſich ſoeben gelobt haben, in Not und Tod miteinander auszuharren, dürfen, wenn es ihnen beliebt, nach einigen Jahren jeder mit einer anderen Perſon dasſelbe, das entweihte Verſprechen erneuern. Und dadurch ſoll das ganze ſittliche Leben nicht bis in Grund und Boden erſchüttert —

nicht bis in ſeine feinſten Faſern hinein verdorben werden? Woher ſoll die Verehrung für eine ſolche Inſtitution kommen, in welcher ſo manches den Neigungen und Trieben des natürlichen Menſchen widerſpricht, wenn ſie nicht mit dem Gepräge der Göttlichkeit ihm entgegentritt? Aus welcher Machtvollkommenheit darf ſie erheiſchen, daß man an ihre Göttlichkeit glaube und dieſem Glauben ſich unterwerfe, wenn ſie nicht die Unauflösbarkeit, die Ewigkeit der Verbindung für ſich hat? Kein Menſch legt einen großen Wert auf das, was er nur für eine Zeit lang ſein eigen nennt; er geht rückſichtslos damit um, er verfährt damit nach Luſt und Laune, er behandelt es nach Gutdünken, nach Willkür, wie ſein augenblicklicher Vorteil es verlangt; es kann ihm gar nicht einfallen, ſich auf die Dauer und mit Sicherheit darin einzurichten; — das kann man bei tauſend irdiſchen Dingen ſehen. Niemand wendet auf ein gepachtetes Landgut den hundertſten Teil der Sorgfalt und Pflege, der Verſchönerung und Liebe, den er an ein Majoratsgut wendet, von dem er weiß, daß Kind und Kindeskind es beſitzen werden. Niemand hängt an einer Gaſthofswohnung wie an dem eigenen, traulichen, heimiſchen Hauſe. Und das, was bei untergeordneten Verhältniſſen ſchon ſo mächtig einwirkt: die Zuverſicht zur Dauer derſelben — ſollte nicht auf höhere einen Einfluß haben, deſſen Macht eben mit ihrer Höhe wächſt? Das heißt die menſchliche Natur ſeltſam mißverſtehen! Um irdiſches Gut und Glück mit Gelaſſenheit und ohne Überreizung zu würdigen, brauchte ſie die Gewißheit, daß es ihr für's Leben verliehen ſei, daß fremde Launen und Einfälle es ihr nicht entreißen können? — und das ernſte Glück, die mühſelig errungenen Güter der Ehe dürften dem verheerenden Sturm der Leidenſchaften bis zur Vernichtung und völligen Aufhebung ausgeſetzt ſein, ohne daß die natürliche Folge ſich einſtellte? — nämlich die: daß ihre ernſte Glorie ſich von ihnen zurückzöge. Nur Ewiges kann heilig gehalten werden; denn es hat von Gott ſeine Unwandelbarkeit empfangen. Vergängliches wird nach Gutdünken geſchätzt, überſchätzt, unterſchätzt; — aber es gibt denn doch Verhältniſſe, auf welche dieſe individuellen Abſchätzungen keinen ſolchen Einfluß, der ſie im Weſen verletzt, haben dürfen. Das Weſen der Ehe, als eine göttliche Inſtitution, iſt mit ihrer Auflösbarkeit nicht bloß verletzt, ſondern aufgehoben und an deſſen Stelle iſt ein Ding getreten, welches dem armen Menſchen den Triebſand der Willkür zum Fundament des Baues der Familie gibt. Und wahrlich! es gibt kaum ein Verhältnis auf Erden, welches mehr der göttlichen Gnade bedürfte, als die Ehe, weil Wohl und Weh — nicht einer Seele nur, ſondern ganzer Geſchlechter in ihren innigſten Beziehungen davon abhängt, ob ſie in ihrer Erhabenheit oder Gemeinſamkeit aufgefaßt wird.

Wie darf man ſich wundern, daß die Familien zerfallen, wenn die Wurzel, aus der ſie hervorgehen, eine Zerfallenheit, d. h. ohne Zuſammenhang mit der göttlichen Gnade iſt. Drückt das Sakrament nicht der Ehe den feierlichen, ernſten Charakter auf, der zwei Menſchen gleichſam zu Prieſtern des häuslichen Altares weiht, ſo fehlt ihr die Macht, vermöge welcher ſie das Prieſtertum in der Familie verwalten kann. Vater und Mutter werden dann, wenn ſie rechtſchaffen ſind, nach Pflicht und Gewiſſen ihre Kinder zu erziehen trachten, aber daß ſie Organe des göttlichen Geiſtes, Werkzeuge des göttlichen Willens ſein müßten, kann ihnen nicht in den Sinn kommen, weil ſie von dieſer Befähigung überhaupt keine Ahnung haben. Eine Erziehung wird aber ganz anders geleitet, je nachdem ſich die Eltern als Stellvertreter Gottes betrachten oder nicht; weil natürlich im letzteren Fall Willkür und Selbſtſucht ſich viel ſtärker ausſprechen werden, und ſich bei zehn Jahren mit der Rebellion im kleinen Stil und im häuslichen Kreiſe vertraut machen, die ſie bei zwanzig im großen Stil und im öffentlichen Leben ausüben. Iſt man die Ehe mit dem Hinblick auf Gott, auf ſeinen Willen und ſeinen beſondern Beiſtand eingegangen, ſo ſieht man in den Kindern auch weit mehr die Kindere Gottes,

„man ertrotzt hat: dann offenbart ſich die Schwäche.
„Gundaccar iſt unfähig eine große Entſcheidung über
„ſich zu nehmen und noch viel unfähiger ſie mit
„Seelengleichmuth durchzuführen: alſo rechnen Sie
„nicht auf ihn. Vielleicht ſind Sie in der Erkenntniß
„ſeines Characters bereits ſo weit gekommen,
„daß es Ihnen nicht unmöglich wäre nach der entgegengeſetzten
„Seite ſich zu entſcheiden. Ich müßte
„lügen wenn ich ſpräche: Sie dauern mich! —
„Nein. Aber Gundaccar dauert mich und nächſt
„ihm ſeine Kinder, und ich denke daß Sie dies
„Mitleid begreifen müſſen. Es ſteht bei Ihnen ſeinen
„traurigen Zuſtand zu enden und das Schickſal
„Ihrer Kinder günſtiger zu geſtalten: trennen Sie
„ſich von Gundaccar, nehmen Sie Ihren Familiennamen
„wieder an, gehen Sie mit den Kindern
„nach Italien, und Ihre Zukunft ſoll nicht blos
„ſorgenfrei ſondern glänzend ſein! Vielleicht iſt das
„nicht genug um Sie zu bewegen. Vielleicht haben
„Sie ein liebendes — vielleicht ſogar ein hohes
„Herz: nun dann überlegen Sie mit Ihrer Liebe
„ob es nicht Pflicht iſt Gundaccar durch den kurzen
„Schmerz der Trennung aus dem langen Marterzuſtand
„ſeiner Zukunft an Ihrer Seite, ohne Mittel,
„ohne Hofnung, ohne Ausſicht, ohne Kraft —
„zu befreien. Und Ihr hohes Herz wird Sie ohne

gibt ihnen frühe die Liebe und die Gewohnheit der Einmütigkeit und der Friedlichkeit — während ſie, bei dem Vater allein oder bei der Mutter allein, immer ſchmerzlich von dieſem Mißton des Alleinſeins berührt werden müſſen. Noch viel ſchärfere Diſſonanzen treten ein, wenn beide Teile oder einer derſelben anderweitig verehelicht iſt und die Kinder nun mit Bitterkeit oder Widerwillen fremde Perſonen neben dem Vater und der Mutter ſtatt der Mutter und des Vaters ſehen. Ihr erſter Blick, ihr erſter Schritt in die menſchlichen Verhältniſſe hinein, ihr erſtes unwillkürliches Urteil über dieſelben wird traurig und ſchief ſein; denn ſie können nicht an das Familienleben wie an ein Heiligtum glauben und wachſen auf unter dem ewigen Mißlaut dieſer Diſſonanzen, die freilich nicht immer und nicht gleich ſtark in den jungen Herzen anklingen. Doch da ſind ſie nun einmal und bleiben auch da! In ſpäteren Jahren, wenn man meint, daß die Jugendeindrücke längſt verwiſcht und vergeſſen ſind, kann ein Ton, ein Klang urplötzlich eine ganze Kette von Erinnerungen wie ein hundertſtimmiges Echo wachrufen und Zeugnis dafür ablegen, daß der chaotiſche Zuſtand dieſer Seele eine Folge des Chaos war, in welchem ſie ihre Jugend verlebte.

Die Frauen, ich weiß es aus eigener Erfahrung, ſind geneigt, in der Auflösbarkeit der Ehe einen Schutz ihres Geſchlechtes zu erblicken. Aber das ſcheint mir jetzt eine ganz oberflächliche Anſicht. Was fürchten ſie in der Ehe? — Der Willkür preisgegeben zu ſein. — Nun; in der unauflöslichen Ehe verfallen ſie im ſchlimmſten Fall der Willkür des Gatten; in der auflöslichen der eigenen Willkür: folglich ſind ſie in dieſer ſchutzlos gegen ihren gefährlichſten Feind, denn das Unrecht tun bringt der Seele größere Gefahr, als es zu leiden. und wirft ſie überhaupt in eine ſo falſche und ſchwierige Stellung hinein, wie das unter der Tyrannei des größten ehelichen Deſpoten unmöglich iſt — weil ſie, dieſe ertragend, immer in der Richtung bleibt, welche ihr von Gott beſtimmt iſt. Sie wird leiden, ſehr viel, ſehr ſchwer, ſehr bitter leiden — ſie wird gekränkt werden in ihrem Recht, in ihrem Gefühl — ſie wird Bosheit, Härte, Treuloſigkeit, was weiß ich mehr! zu erdulden haben — ſie wird vielleicht zuſammenbrechen unter dem harten Joch; — allein das der eigenen Willkür iſt dennoch härter, denn es hat in ſeinem Gefolge ebenſo ſicher die Rache, wie jenes die Vergeltung.

Übrigens iſt es vollkommen natürlich, daß die im Proteſtantismus gebornen und erzogenen Frauen dies gar nicht verſtehen können, ſondern immer antworten werden: aus Liebe zu den Kindern, aus Scheu vor dem Aufſehen, aus Achtung vor der öffentlichen Meinung und aus Pflichtgefühl werde die Frau ohnehin ſchwer dazu kommen, die Auflöſung der Ehe zu begehren; allein es gäbe denn doch Fälle, wo die ſittliche Kraft nicht ausreichen wolle. — Richtig! die ſittliche Kraft, die eine jede ſich nach ihrem eigenen Ermeſſen ſo viel oder ſo wenig, für dieſen Fall und für jenen nicht, zuſchreibt — reicht überhaupt nicht ſehr weit, ſobald ſie nicht von der Gnade getragen wird. Wie weit man aber mit der Gnade ausreichen könne, das iſt geradeſo unberechenbar, wie die Wirkung des Blutes Chriſti ſelbſt es iſt. Daher hat die Frau in einer katholiſchen unauflöslichen Ehe über eine unermeßliche Kraft zu verfügen, und in einer proteſtantiſchen und auflöslichen über ihre eigene winzige Kraft; und wo wird ſie nun unter einem ſicheren Schutz ſich befinden? hier oder dort?

Aber abgeſehen von der Gnade und nur weltlich betrachtet, wird ſie bei der Auflösbarkeit doch ſtets im Nachteil ſein, gerade weil ſie ſchüchterner und verletzlicher durch die öffentliche Meinung iſt. Der Mann macht die bürgerlichen Geſetze, und weiß er kein göttliches über ſich, ſo hat er nicht immer Luſt, jene zu reſpektieren, die ihm wie das Werk ſeiner Hände vorkommen, das ihm keine große Ehrfurcht gebietet. Daher iſt er in ſeinen Leidenſchaften — heftiger ſag' ich nicht, denn ich glaub' es nicht! — aber weniger an Schranken gewöhnt und ſo läuft denn die Frau weit größere Gefahr, daß ſie von ihm verſtoßen werde, als er läuft, daß ſie ihn verlaſſe. Es iſt eine ganz illuſoriſche Vorſtellung, das weibliche Geſchlecht durch die Auflösbarkeit der Ehe in ſeinem Recht und ſeiner Würde geſchützt zu ſehen! gerade durch ſie verfällt es der Willkür, der eigenen oder der fremden, und ſomit der Sklaverei. Die Auflösbarkeit der Ehe iſt ein entſchiedener Rückſchritt zur Barbarei des Altertums.

Das iſt ſehr wohl möglich, daß manche Frau ſich fern von ihrem Gatten beſſer befindet, als an ſeiner Seite. Aber die Schickſale des Einzelweſens ſind nicht maßgebend. Wo iſt das Prinzip des Lebens oder des Todes? — das iſt die Frage; — bei der Kirche oder bei den anderen Konfeſſionen? Muß eine ſo wichtige, ſo folgenſchwere Inſtitution wie die Ehe über die menſchliche Willkür hinaus gerückt oder ihr anheim geſtellt — muß ſie zu einem unantaſtbaren Heiligtum oder zu einem gewöhnlichen Kontrakt gemacht — muß ſie von Engelhänden unterſtützt und getragen werden oder darf es Menſchenhänden geſtattet ſein, ſie zu knüpfen, zu zerreißen und wieder zu knüpfen? Iſt es weiſer, ſie ſo ernſt, ſo ſtreng, ſo tief aufzufaſſen, daß das ganze irdiſche Leben des Menſchen unwiderruflich gefeſſelt iſt, wenn er ſich für ſie entſchieden hat; oder ſo locker und oberflächlich, daß er eine Art von Hazardſpiel daraus machen und denken darf: Beim erſten Mal hatte ich das Glück wider mich; vielleicht hab' ich es beim zweiten für mich! — Zur römiſchen Kaiſerzeit gab es ſechs, acht, zehn Scheidungen und Wiederverheiratungen in einem und demſelben Leben. Bei den Muhamedanern herrſcht jetzt dieſer Gebrauch. Iſt die Unauflösbarkeit der Ehe prinzipiell geſtattet, ſo iſt gar kein Grund vorhanden, weshalb man nur einmal und nicht zehn Mal davon Gebrauch machen dürfe. Ein gewiſſes Schicklichkeitsgefühl kann nur ſo lange davon zurückhalten, als die Sitte nicht allgemein iſt. Wird aber dies Gefühl immer abgeſtumpfter, immer roher — wie es das notwendig werden muß durch die Verſtoßung der Ehe aus dem Heiligtum auf den großen Markt — ſo wird es die Sitte ohne Mühe überwältigen. Und kann man ſo etwas noch Ehe nennen? — Und bloß deshalb nicht ſo nennen, weil ein Menſch zehn Mal getan hat, was ihm einMal oder zwei Mal erlaubt und wobei er ganz in ſeinem Recht war? — Das wäre ein ſeltſamer Widerſpruch! — Allerdings könnte ein ſolcher nur innerhalb der Kirche auffallen. Er gehört zum Weſen des Proteſtantismus und die Proteſtanten haben keine Ahnung davon! Ich bin feſt überzeugt, daß die Meiſten von ihnen jene Fragen über die Ehe im Sinn der Kirche beantworten würden — — wenn es nur eben nicht katholiſch wäre! Aber ich bin auch überzeugt, daß einige es dennoch tun werden.

Übrigens hat die Kirche mit ihrer gewohnten

Weisheit eine äußerliche Trennung unter beſtimmten Umſtänden geſtattet, ſo daß für beſonders traurige Fälle das Beiſammenleben aufgehoben wird; — aber nur das. Die ſakramentaliſche Verbindung bleibt und die zwei Menſchen, welche es nicht verſtanden haben, an dem Sonnenſtrahl der Gnade ein gemeinſchaftliches irdiſches Glück erblühen zu laſſen, müſſen jetzt wider ihren Willen gemeinſchaftlich einem ſolchen Glück entſagen! Möge die Oberflächlichkeit dies immerhin ungerecht nennen. Wird die Ehe als etwas Heiliges aufgefaßt, das zwei Menſchen in Gott vereint, ſo beſteht eine ernſte Solidarität zwiſchen ihnen, welche durch Mangel an Liebe oder durch Pflichtverletzung des einen Teils nicht aufgehoben werden kann. Gleichviel wo die Schuld — die Strafe trifft beide; folgerichtig wie die Tugend des einen Teils — beider Freude und beider Schmuck iſt. Nur dieſe ernſte Auffaſſung, welche nicht dem Wortlaut, ſondern der Tat nach — nicht durch die Form, ſondern durch das Weſen — die Unauflösbarkeit zur Grundlage der Ehe macht, kann in etwas ein Gegengewicht gegen den unendlichen Leichtſinn abgeben, mit dem die Jugend in dieſen ſchweren Stand hinein geht, weil ſie dieſelbe daran erinnert, daß es ſich um ein Opfer handelt.

Das Opfer, dieſe große heilwirkende Idee des Chriſtentums, iſt mit Flammenſchrift nicht bloß in ihr Geſamtherz, die Kirche, ſondern auf jedes einzelne Lebensblatt jedes einzelnen Lebens geſchrieben. Dieſe Schrift brennt ſich mit quälenden Feuerzungen in das Auge des unerlöſten Menſchen hinein, der mit aller Kraft des natürlichen Willens dem Opfer widerſtrebt und deſſen Notwendigkeit leugnet, weil es nicht in der Natur begründet iſt und weil er das nicht kennt, was über der Natur liegt. Für den erlöſten Menſchen, der die Wahrheit erkennen und lieben gelernt — der es überhaupt erfaßt hat, daß ſeine Erlöſung eben dieſe Erkenntnis vom Opfer, dieſe Liebe zum Opfer in ſich ſchließe — zieht ſich jene Schrift in Strahlenzügen durch den Himmel und über die Erde und durch jede Falte ſeines Herzens und Weſens: das Opfer eines Gottes für den Menſchen erheiſcht das Opfer des Menſchen für Gott; — denn weshalb wäre jenes auf dieſer Erde gebracht, wenn es ihr nicht zugute kommen und den Erdenbewohner umbilden, neugeſtalten ſollte? Sollte er nur eine Anwartſchaft auf den Himmel dadurch erhalten, ſo wär' es genug geweſen an einem Vorgang im Himmel. Aber nein! auf ſeiner Erde ward das Wort Fleiſch, lebte, litt und ſtarb der Sohn Gottes, brachte der Sohn Gottes aus Liebe das Opfer des Gehorſams und der Verdemütigung, um ihm in himmliſcher Sprache zu ſagen: „Folge mir nach! du kannſt es, denn ich gebe dir dazu die Kraft meiner Gnade.“

— Der erlöſte Menſch iſt vor allem ein gläubiger Menſch. Er vertraut der Zuſage ſeines Heilands und ſucht ihm nachzufolgen, d. h. den Weg der Selbſt- und der Weltüberwindung zu gehen, die jedes Opfer in ſich ſchließen.

Allein die Gnade iſt keine Zauberrute, mit der man: „Tiſchlein, deck' dich!" ſprechen und urplötzlich den Tiſch des Lebens mit himmliſchen Speiſen beſetzt ſehen könnte. Es iſt mit ihr wie mit dem Samen des Wortes in der Parabel: nicht auf jedem Erdreich keimt ſie und blüht ſie in heiliger Schönheit empor. Tief durchackert und ſorgfältig von Unkraut muß es gereinigt werden — und das iſt eine mühſelige Arbeit! Der Menſch iſt nicht eine Ampel von Alabaſter, in welcher nur das Licht entzündet zu werden brauchte, um einen lieblichen Schimmer zu verbreiten; er iſt gar grober Ton! er iſt ein roher Kieſel, der ſich zum Rubin verklären ſoll. Bei dieſem Umbildungsprozeß hat er ſolche Kämpfe zu beſtehen, ſolche Schmerzen zu leiden, durch ſolche Geiſterſchlachten ſich durchzuſchlagen, daß daneben die blutigſte Schlacht ſeines natürlichen Lebens bleich und matt wie ein irdiſcher Kampfpreis zu einem himmliſchen ſich verhält. Nimmermehr würde er dieſen unerhörten Schmerzen ſich unterziehen, wenn ihn nicht der Gedanke vom Opfer ergriffen hätte — vom Leiden aus Liebe für die göttliche Liebe. Und in dieſer myſtiſchen Sternennacht, deren Geſtirne wie verſchleierte Sonnen mit gedämpften Strahlen ihn umglänzen, gewahrt er überall den Wiederſchein, den Abglanz jenes anbetungswürdigen Opfers, jenes ewig ſich erneuernden Myſteriums der göttlichen Liebe, deren uferloſes Meer das Bächlein ſeines Weſens an ſich zieht und ihm nicht Ruhe noch Raſt gönnt, bis es die Vereinigung erlangt hat.

Daß dies nicht im Spiel oder mit träumeriſchen Wünſchen bewerſtelligt werden könne, bezeugen die Leben der großen Heiligen. Da ſind innere Traurigkeiten und Deſolationen, und äußere Abtötungen und Entſagungen, daß unſereinem das Herz davor erbebt — das ſchwache Herz, das gleich einen Weheruf ausſtößt, wenn ein Dorn es ritzt — obwohl es ſich ſchon manches Mal vermeſſen hat, eine Dornenkrone freudig für den Heiland hinnehmen zu wollen. Sie taten, was wir tun möchten — und müßten; denn vom Leiden ſind wir nun doch einmal nicht loszuwinden, ſo lange wir leben. Warum denn tragen wir es nicht in der Weiſe, welche ihm die ganze Schönheit und die volle Würde eines Opfers gibt? — O, weil es eben ſchwer iſt, den Kieſel zum Rubin zu verklären!

Kein Verhältnis der Menſchen zu einander, heiße es wie es wolle, kann ohne Opfer zu irgend einer Art von Vollkommenheit gebracht werden. Ob Staatsbürger, ob Gatten, ob Eltern, ob

„Zweifel zu dieſem Entſchluß bringen, und Ihnen „zugleich den unvergänglichen Troſt gewähren ſich „für das Wol Ihrer Kinder geopfert und den Segen bekümmerter Eltern erworben zu haben. Agathe Gräfin Osnat.“

Dieſen Brief adreſſirte ſie „An Gräfin Clelia“; ſie konnte ſich nicht entſchließen den Namen Osnat hinzuzufügen. Der äußere Umſchlag ward an Andreas adreſſirt ohne übrigens ein Wort ihm zu gönnen. Andreas hatte außer jenem Brief an Graf Osnat einen andern nach Inspruck geſchrieben und die Antwort auf denſelben ſtellte ihn zufrieden. Ehe er ſie jedoch an Clelia mittheilte beſchloß er abzuwarten ob Gundaccars Eltern ſeine Vorſtellungen berückſichtigen würden.

In dem qualvollſten Seelenzuſtand rang Gundaccar lange, bange mit der Verſuchung, die ihm Betäubung und Vergeſſenheit verhieß. Er kämpfte gegen ſie mit allen guten Kräften die ihm zu Gebot ſtanden und wie alle ſchwache Menſchen fand er einen Troſt, gar eine Art von Entſchuldigung in der Anſicht, daß ihm nur die äußeren Mittel und Wege fehlten um ſich wahrhaft wirkſam und nachhaltig aufzuraffen. Hätte ich ein Handwerk gelernt, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo könnte ich etwas unternehmen und durchſetzen wozu es nur eines äußeren

Freunde. — Opfer und Opfer fehlen keinem, und nie, und nirgends. Aber gerade aus dem Horizont der Ehe verſchwindet es, ſobald die Unauflöslichkeit geſchwunden iſt, und es bleiben dann nur zwei gleichberechtigte Menſchen ſich gegenüber, welche, nachdem ein flüchtiges Wohlgefallen ſchnell verſtorben iſt, mit ihren abgewogenen und doch beſtrittenen beiderſeitigen Rechten ihr Glück gründen möchten, die Geduld verlieren, wenn das nicht geſchieht, ſich ungemein über die Härte ihres Schickſals beklagen und verwundern, und flugs an die Auflöſung ihrer Ehe denken. Ein einziger ſolcher Gedanke reicht hin, um alle Kraft zu lähmen, denn nichts iſt ſo verlockend wie die Möglichkeit — und vollends die Möglichkeit einer Befreiung, denn ſie ſetzt alle Triebfedern der Phantaſie und der Leidenſchaft in Bewegung. Man verſchmäht es, die Sonnenſeite und die Lichtblicke des Verhältniſſes aufzuſuchen oder etwas zu verſuchen, wodurch man ſich ſelbſt die Lage erleichterte. Oder man verſucht es ohne Beharrlichkeit, ohne Ausdauer und in flüchtiger Aufwallung des Pflichtgefühls, je nachdem die verlockende Möglichkeit in mehr oder minder lebhaften Farben hervortritt. Man kann nimmermehr zur Reſignation kommen; der halb unterdrückte Wunſch wird ſtets von neuem durch die Möglichkeit aufgeſtachelt. Der natürliche und unausbleibliche Gegenſatz der peinlichen und überreizten Aufregung, die Beruhigung, kann nicht eintreten — nur die Abſpannung. Und ſo wird man zwiſchen Ebbe und Flut hin und her geworfen, bald auf den Triebſand, bald auf die hohe See, und gelangt nicht dazu, die ſichere feſte Küſte zu betreten. In den glücklichſten Verhältniſſen, die auf einer freien Wahl beruhen, tritt *ein* Moment ein, der nicht als maßgebend für die Zukunft betrachtet werden darf; es iſt der, wo man das *erlangte* Glück mit dem *erträumten* vergleicht; wo die Ernüchterung um ſo gründlicher iſt, je heftiger der Rauſch war; wo man den Stand oder den Menſchen, welchem man ſich gewidmet hat, des idealiſchen Nimbus beraubt ſieht, den das Unbekannte trägt, und wo ſtatt deſſen das Alltagskleid, die Wirklichkeitsphyſiognomie, hervortreten. Dieſe Reaktion iſt unvermeidlich, weil ſich nur nach ihrer Überwindung das richtige Gleichgewicht zwiſchen dem zu Viel und dem zu Wenig einfinden kann. Was in der unauflöslichen Ehe nur ein Durchgang iſt, wird von der auflöslichen zu einer Klippe gemacht, an welcher die wahre Beſtimmung zweier Menſchen zugrunde gehen kann.

Sich verſuchsweiſe zu opfern — dies iſt keinem Herzen zuzumuten. Ein Opfer iſt etwas Ganzes, das nie Stückwerk, ſondern die Ewigkeit im Auge hat. Im Gegenteil! das Stückwerk wird hingegeben für das eine, welches alles iſt: für die Einigung mit dem Willen der göttlichen

Liebe. Ein ſolches Opfer adelt und ehrt den Menſchen. Ihm nicht die Fähigkeit zutrauen, es bringen zu können — beleidigt ihn; auf dieſem Mißtrauen eine neue Ordnung der Verhältniſſe gründen — erniedrigt ihn. Wohin der Proteſtantismus gegriffen, was er berührt, was er umgeſtaltet hat — nirgends tritt uns eine hohe und folglich erhebende Auffaſſung des Menſchen und ſeines Könnens und Wollens entgegen; überall eine ſo entſetzlich niedrige, daß man Gott gar nicht genug preiſen kann, deſſen geheimnisvolle Gnade Mittel und Wege gefunden hat, in den drei Jahrhunderten der babyloniſchen Verſumpfung noch ſo manche Seele rein und gut zu erhalten. Aber wehe einer Lehre, die den Menſchen, was ſeine Liebeskraft betrifft, in eine Reihe mit der unvernünftigen Kreatur ſtellt und ihn, prinzipiell, um die Ehre bringt, das zu leiſten, wofür er geſchaffen ward — das Opfer!

Ah, Ihr meint das nicht? zum Genuß, meint Ihr, ſei er geſchaffen. Warum wird Euch denn die Bruſt ſo weit und das Herz ſo groß, wenn Ihr von ſchönen Taten hört? ſchöne Taten ſind Opfer — mögen ſie ruhmbekränzt durch die Jahrhunderte ſtrahlen wie die eines Arnold von Winkelried — oder kaum beachtet und ſchnell vergeſſen ins Weltmeer verſinken, wie jener arme Negerſklave, der bei einem Schiffbruch ſeiner Herrſchaft die zwei Kinder in den rettenden Nachen brachte und ſich dann unterſinken ließ, um das überfüllte Boot nicht noch mehr zu beſchweren. Würde da nicht jeder wünſchen, die Liebeskraft des armen Schwarzen zu haben, der ein ſolches Opfer bringen konnte? und würde dieſer Wunſch, dieſe Sympathie möglich ſein, wenn der Klang vom Opfer nicht in jeder Bruſt verwandte Töne vibrieren machte? Und wenn wir zurückgehen in unſer eigenes Leben und in deſſen tiefſte Innerlichkeit hinab ſteigen — und wenn wir ſo glücklich ſein ſollten, unter vielem Wuſt und Tand etwas dort zu finden, was einem Opfer ähnlich — was vielleicht gar ein Opfer ſein könnte: würde uns die Erinnerung daran nicht tauſendmal lieber als alle Freuden und Genüſſe ſein, die wir unſerm Ich verſchafft haben? Gewiß! denn unſere Seele iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß ſie bei egoiſtiſchen Freuden dürftig bleibt und durch das Opfer reich wird; denn nur die Liebe macht reich, und Liebe iſt das Weſen des Opfers. Und unſere Seelen in der Dürftigkeit und Armut gehalten zu wiſſen — das mögen wir nicht; das erſcheint uns wie Schmach und Schuld! Nun, um ſie reich zu machen, bleibt uns nichts übrig, als das Opfer — das zuerſt! das zuletzt. Aber freilich! nicht eines Winkelrieds heroiſches Opfer; das iſt ſelten begehrt. Unſichtbare Lanzen muß man im Buſen begraben, unblutige Wunden empfangen; nicht dem Tode darf man ſich in die Arme werfen; keinen Siegesjubel vernehmen die müden Sinne. Niemand weiß es, niemand ahnt es; und ſelbſt wenn jemand es wüßte, wie ſchnell wär' es vergeſſen! wie früh untergegangen in dem großen Lethe, der jedes einzelne Leben überflutet und in alle eine melancholiſche Gleichförmigkeit bringt! Wenn das Opfer ein ſchmerzenreiches ſüßes Geheimnis zwiſchen uns und Gott iſt — dann beglückt und erfüllt es unſere Seele. Dann entwickelt es in ihr eine myſtiſche Kraft, deren Schwung ſo gleichmäßig, dern Atem ſo lang, deren Beharrlichkeit ſo gelaſſen iſt, daß ihr Gang dem Flug jener Vögel gleicht, die allerdings ein paar mächtige Flügelſchläge tun müſſen, um ſich von der Erde zu erheben, aber dann gleichſam ruhend und als würden ſie getragen durch die Lüfte gleiten.

Wie ſollte man in einer auflösbaren Ehe auf den Einfall kommen, jene Flügelſchläge mit höchſter Anſtrengung zu verſuchen? — es iſt ja ein anderer Ausweg offen. Hat man einige unvollkommene Bemühungen ohne Erfolg verſucht, wollen Härten, Mißverſtändniſſe, Bitterkeiten, Launen, Tyranneien nicht weichen, oder ſonſtige Mißverhältniſſe und Übelſtände ſich nicht heben laſſen — nun, ſo ſpricht man zu ſich ſelbſt: Gott verlangt nichts Unmögliches! und betrachtet dies als einen Freibrief, um auch das Mögliche nicht zu leiſten.

Den Leiden und Schmerzen einer unauflöslichen Ehe gegenüber heißt es gleichfalls: Gott verlangt nichts Unmögliches! — allein man zieht einen andern Schluß daraus; nämlich den, daß die Ergebung nur ſcheinbar unmöglich ſei; daß der Platz behauptet werden müſſe, auf den man fürs Leben von Gott hingeſtellt ſei, und daß Kampf und Reſignation und demütige Beharrlichkeit eben die Mittel wären, um ihn nicht bloß behaupten zu können, ſondern ihn mit der Zeit ſogar erträglich — und vielleicht mehr als das! finden zu laſſen. Schmiegt ſich die auflösbare Ehe nach ſtürmiſchen Tagen in ein friedlicheres Geleiſe des Lebens: ſo iſt ſie durch Rückſichten dazu veranlaßt — teils auf die Kinder, teils auf die Welt, teils auf Hab und Gut. Die unauflösliche Ehe zerteilt ihre Wolken und ihre Stürme durch den Aufblick zu Gott. Und beide handeln ganz folgerichtig nach ihrem Prinzip. Jene ruht auf äußern und weltlichen Stützen; dieſe auf innerlichen und himmliſchen. Da kann unmöglich die Frage ſtattfinden, wo die menſchliche Würde höher angeſchlagen und wo der Menſch mehr für ſeine ewige Beſtimmung vorbereitet werde.

Das Weib, nur durch das Chriſtentum in die ſittliche Freiheit hinein geboren — was kann es Schöneres und Vernünftigeres mit dieſer Freiheit beginnen, als ſie unter die unbedingte Schirmherrſchaft des Befreiers, des Erlöſers, desjenigen ſtellen, dem es dies erhabene Gut verdankt. Er übt dieſelbe über der unauflöslichen Ehe und über dem Kloſterleben: möge es alſo ſeine Gelübde hier darbringen oder dort — ſie gelten ihm, ſie ſind untrennbar vom Opfer; und durch das Opfer wird das Weib zum chriſtlichen Veſtalendienſt geweiht in der Hauskapelle wie hinter dem klöſterlichen Gitter. O wenn Gott den proteſtantiſchen Frauen die Gnade geben wollte, dies zu begreifen, ſo würde keine einzige in Babylon zurückbleiben mögen, ſo würden ſie mit Entſetzen ihren verwahrloſten, ſchutzloſen, halb ſklaviſchen, halb vogelfreien Zuſtand, wie er aus der Abhängigkeit von Menſchen und von der eigenen Willkür entſpringt — wahrnehmen und alles tun, um ſich aus demſelben zu retten. Und es gibt ſo viele dort, die ſich gern retten möchten — ich weiß es. Als ich noch mitten in Babylons chaotiſcher Verwirrung, ſowohl innerlich als äußerlich, ſowohl mit meiner Seele als mit meinen Lebensverhältniſſen ſtand — da hab' ich es erfahren! Welche Unruh, welch Unbehagen, welch ein Streben ohne beſtimmtes Ziel — dies größte, dies vernichtende Unglück für eine Seele, weil es immer beweiſt, daß ſie ohne Gott iſt — hab' ich geſehen, welche ſeltſame Fragen, welche abenteuerliche Projekte wegen Umgeſtaltung der Stellung und der Verhältniſſe der Frauen — hab' ich gehört! wie viel Unbefriedigtheit, deren Urſprung immer in einem Mangel an religiöſem Leben und in einer unbeſtimmten oder unvollkommenen Sehnſucht nach demſelben zu ſuchen iſt — hab' ich wahrgenommen! wie manches Mal bin ich gefragt worden um Dinge, für welche es dort und auf dortigem Standpunkt gar keine Antwort gab, weil ſich die Welt und das All, das Individuum und die Maſſe in ich weiß nicht welcher Zerfahrenheit oder Verblaſenheit auseinander begab, ſo daß ſich gar keine Pole ſetzen wollten und daß gar keine Axe feſt und beſtimmt von einem zu dem andern ging, um die man ſich mit einiger Sicherheit hätte bewegen können. Dies war durchaus nicht unſere Schuld, ſondern die natürliche Konſequenz des Abfalls von der Kirche, der in allen Stadien und Formen, Bildungen und Strömungen des Daſeins durch fortwährende und zunehmende Zerfahrenheit ſich kundgeben *muß* — gerade ſo wie das Planetenſyſtem zerſtieben müßte, wenn die Sonne aus demſelben verſchwände. Das alſo war nicht unſere Schuld! aber daß ich bei dem nicht zu übertäubenden Bewußtſein von Unzulänglichkeit, von Leere nicht beharrlicher, eifriger und dringender nach einem Haltepunkt geſucht, nach einem Anker geſtrebt habe — ach ja! das war wohl eine Schuld gegen meine arme, ungewiſſe Seele! und in dieſem Fall mag ſich manche Seele da drüben befinden. In mancher hat der Heiland noch nicht ſeine Auferſtehung gefeiert! manche hat noch nicht auf ihren Knien ihn angerufen: „Meiſter!“ — denn hätte ſie das

— o ſo wäre ſie nicht in Babylon, ſondern da, wo in der Mitte der Seinen ſein geheimnisvolles Liebesleben fort und fort lebt — in ſeiner Kirche. Und daß ſie mir nur nichts ſage von der unſichtbaren Kirche, in welcher ſie ihn gefunden zu haben wähnt — von dieſem proteſtantiſchen Fabelbilde, welches nur erfunden werden mußte, um die ſichtbare als eine papiſtiſche Erfindung hinzuſtellen — von dieſem Schattendinge, das ohne Einfluß auf die einzelne Seele, ohne Zuſammenhang mit ihr, eine leere Vorſtellung iſt! Denn welche Wirkung hätte ſie denn bis vor dreihundert Jahren auf die Menſchheit gehabt? — Gar keine! — Die ſichtbare Kirche wäre alſo die Kirche des Antichriſts geweſen und hätte während anderthalb Jahrtauſenden die Welt gebändigt, geſittigt, gebildet, hätte die herrlichſten Wirkungen auf Barbaren und Wilde gehabt und dem menſchlichen Geiſt in allen ſeinen Richtungen zu ſeiner Ausbildung geholfen — wie die Geſchichte es uns zeigt — und die unſichtbare Kirche hätte den heiligen Geiſt in ſich gehabt, aber nur ſo zugeſehen? Bei ſolchen Wundern der Umgeſtaltung, bei ſolchen ſtaunens- und bewundernswerten Erſcheinungen in Charakteren, Taten und Leiſtungen mit den Händen im Schoß zu ſitzen und nur zuzuſehen — o das iſt viel leichter ohne, als mit dem heiligen Geiſt und hat viel mehr innere Ähnlichkeit mit einem Schattendinge, als mit dem dreieinigen Gott. — Nein, du arme liebe

Seele, da findeſt du deinen Erlöſer nicht! da iſt die Erde wieder zu einem Kerker für das Weib gemacht, oder zu einem Harem, mit dem Unterſchied, daß man nicht neben einander, ſondern nach einander eine unbeſtimmte Anzahl von Frauen haben darf; und da iſt dir und mit dir allen! der Himmel verſchloſſen, weil das ewige Opfer ſich nicht von Oben zu euch herabſenkt, um euch in den Armen und auf den Flügeln ſeiner Liebe wiederum zu ſich empor zu ziehen. O bedenke doch, daß wir dem Erlöſer Himmel und Erde verdanken! die heiligmachende Gnade iſt kein Erbteil des Mannes allein geworden! daß auch wir ſie empfingen, hat ihm gezeigt, daß beide Geſchlechter gleichberechtigte Seelen, gleiche Befähigung, das Himmelreich zu erwerben, haben. Mit der heiligmachenden Gnade hat das Weib ſeine Jahrtauſende alte Knechtſchaft und Verſunkenheit überwunden; mit ihr kann es auch wieder die Verwilderung von dreihundert Jahren überwinden. Aber nur mit ihr! ſie iſt des Weibes einzige Waffe, durch welche es nicht ſelbſt verletzt wird, wenn es ſie braucht und welche zugleich den Gegner ehrt. Dem hohen, reinen und lieblichen Geiſt des Chriſtentums widerſteht er nicht. Daß er ſich mit unendlichem Widerwillen von dem Zerrbild eines emanzipierten Weibes — wie man es nennt, um allen Widerſinn in ein Wort zu faſſen — abwendet, iſt vielleicht das Vernünf-

Sporns, aber nicht eines geiſtigen Aufſchwungs bedarf; jenem kann ich Folge leiſten, ſobald die materielle Nothwendigkeit mich treibt; aber dieſen kann ich nicht mit meinem bloßen Willen hervorrufen. Tiſchler oder Drechsler oder Uhrmacher kann man unter allen Umſtänden ſein und immer Arbeit genug finden um Weib und Kind zu ernähren. Aber um Maler zu ſein — dazu müſſen nicht blos die Hände, ſondern Geiſt und Phantaſie friſch und freudig thätig ſein; und die meinen ſind erlahmt. Wär' ich zu phyſiſcher Arbeit gezwungen, ſo machte die den Leib ſo müde, daß die Seele auch nicht zur Beſinnung käme und das wäre eine gute Art von Betäubung! jezt verſchmachtet ſie gleichviel nach welcher, denn der Leib iſt ihr zur Laſt, weil er nicht ſeine Schuldigkeit thut.

Endlich war ſein Widerſtand erſchöpft und er griff doch wieder mit heimlicher Verzweiflung zu dem Mittel, das ihm für ein Paar Augenblicke der Betäubung Leib und Seele aufrieb. Mit allen Bitten, Vorſtellungen und Beſchwörungen die ihr zu Gebot ſtanden, hatte Clelia ihn angefleht ſich zu ermannen und irgend einen Verſuch zu machen um Hülfe zu ſchaffen. Nur ſo viel als nöthig ſei um nach Italien zu gehen!

„Und was dann und was dort? fragte Guntigſte, was er ſeit dreihundert Jahren getan hat. Und zu dieſem Zerrbild wird das Weib in Babylon hingedrängt — prinzipiell hingedrängt! Ungeehrt in ſeinen heiligen Rechten als Gattin und Mutter durch die Auflösbarkeit der Ehe — unbehütet in ſeiner inneren Entwickelung durch Mangel an Klöſtern, unbeſchirmt in ſeiner jammervollen Exiſtenz, weil die Segnungen der Kirche ihm fehlen, unerleuchtet über ſein eigenes Wollen, Können und Sollen, weil es nicht im Licht der heiligmachenden Gnade wandelt — genießt es die geprieſenen Vorzüge der Zeit, welche dem Proteſtantismus inhärent ſind und wenn er es tauſendmal leugnete: es lebt nach Willkür, denn es braucht keine Autorität anzuerkennen; und es bildet das aus, was es ſeinen Geiſt nennt und was es über alles ſchätzt, weil ihm das ſittliche Ideal geraubt iſt. Und in dieſem Zuſtand macht es doch Anſpruch darauf — geliebt zu werden! als ob ſo etwas möglich wäre! als ob der Mann, ſchon ſelbſt halb verwildert durch Willkür, ſich nicht heimlich mit ſeinem überlebenden guten Inſtinkt genau nach dem Gegenſatz ſehnte! als ob ihn nicht dies Abbild ſeiner eigenen tumultuariſchen Verwirrung umſo heftiger abſtoßen müßte, als die Form, in der es erſcheint, von der Natur beſtimmt iſt, die Schönheit zu verſinnlichen, d. h. die Harmonie! Von dem bischen Geiſt ſo viel Aufhebens zu machen,als ob der etwas wäre, als ob der eine ganz beſondere Berückſichtigung verdiente und das plötzlich durch ihn geadelte Weib auf ich weiß nicht welchen neuentdeckten Thron erhöbe, das iſt nun ganz — babyloniſch. So lange die Welt ſteht, iſt noch nie ein Weib um ſeines Geiſtes willen geliebt worden und wird nie und kann nie darum geliebt werden. Iſt es bei hohen Geiſtesgaben dennoch geliebt worden, ſo iſt das um ſolcher Eigenſchaften willen geſchehen, die mit ſeinem Geiſt gar nichts zu tun hatten, die vielleicht der entſchiedene Gegenſatz von allem Geiſt waren. Um geliebt zu werden, muß man liebenswürdig ſein und dies iſt eine Eigenſchaft der Seele — und einer ſchönen Seele, für deren Pflege, ach, ſo wenig neben der Ausbildung des Geiſtes geſchieht. Das Liebenswürdige wird geliebt, denn es macht glücklich. Der Geiſt iſt nicht geſchaffen, um geliebt zu werden und um zu beglücken. Er hat eine andere Miſſion: er ſoll erleuchten. Nun wird aber der Mann niemals ſeine Erleuchtung, ſondern immer ſein Glück bei dem Weibe ſuchen; iſt nun der Geiſt vorherrſchend in demſelben, ſo iſt das kein Magnet für ihn. Er könnte ihn zwar bewundern — dieſen Geiſt! allein er iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß er lieber die Tugend und die Schönheit einer Frau, lieber ihren kleinen Finger bewundert, als ihren großen Geiſt.

Und dann — mit jeder Frau von großem Geiſt unter vier Augen geſprochen: — darüber dürfen wir uns keine Illuſion machen, daß etwa nur ein Mal im Jahrhundert ein Geiſt zwiſchen uns ſich erhebt, für den es ſich der Mühe lohnte, ſein Wort in die Welt hinein gerufen zu haben — weil es ein ſo erleuchtendes Wort iſt, daß es bildend und umgeſtaltend in die Formen der Zeit und die Stoffe des Lebens greift. Solche Worte ſind überhaupt ſelten — wird man mir antworten. Richtig! — allein weshalb denn ihre unnütze Zahl vermehren? Ich traue es auch uns allen zu, daß wir, in größerer Zeit und zwiſchen größeren Charakteren lebend, gern ſchweigen würden.

Es iſt doch eine große Freude und ein hoher Genuß, bedeutende Geiſtesgaben zu beſitzen und ſie recht ausgebildet zu haben — ſpricht man. Recht ausgebildet — ja gewiß! allein das iſt ohne ein reiches religiöſes Leben unmöglich. An welcher Sonne ſollen denn all die Blütenknoſpen ſich entfalten, die an Gedanken und Ideen, an Phantaſie undn Originalität im Kopf wimmeln? Welch Licht ſoll ihnen ihre entſprechende Farbe, welcher Tau ihnen Nahrung geben? Ohne ein ſolches müſſen ſie verkümmern oder müſſen im Treibhaus der Welt zu einer überreizten und dadurch unvollkommenen Exiſtenz heranwachſen. Vielleicht hätte man Luſt, mir vorzuwerfen, ich ſei neidiſch; ich wolle andern mißgönnen, was mir ſelbſt doch ſo viel Freude und Genuß gewährt — wie ich oft geſagt habe. O nein, ich bin nicht neidiſch! aber ich habe auch immer nur geſagt, daß mir das Schreiben ſehr viel Vergnügen mache; meinen Geiſt auszubilden hingegen — nicht das allergeringſte. Ich las oder lernte, was ich gerade nötig hatte zu wiſſen, was ich für einen beſtimmten Zweck brauchte. Es war alſo eine Notwendigkeit. Nie würde ich mich derſelben unterzogen haben, wenn ich auf der Stufe des paſſiven Empfangens hätte bleiben müſſen. Geriet ich in eine gewiſſe ſchöpferiſche Aktivität — ja, das iſt wahr! dann hatte ich gar große Freude. Doch was hat ſie mir eingetragen? Während zwölf Jahren hab' ich die paar Äthertropfen in meinem Kopf und die paar Blutstropfen in meinem Herzen verbraucht, um zu ſchreiben, und jetzt bedauere ich jede Zeile, die ich in Babylon geſchrieben habe, weil der Geiſt der Wahrheit nicht in ihr war. Ich finde nicht, daß mein Beiſpiel ein ſehr ermunterndes iſt.

Frauen waren es, welche den Apoſteln die Jubelbotſchaft brachten, daß der Heiland auferſtanden ſei. Deſſen Auferſtehung war die Beſiegelung der Göttlichkeit ſeiner Lehre und ihnen lag viel, ja alles an dieſer Beſiegelung, denn ſie verbürgte ihnen ihre eigene Auferſtehung. Daher ihre Wärme, ihr Eifer, ihre Innigkeit. Frauen müſſen auch jetzt wieder verkünden, daß der Heiland auferſtanden ſei aus dem ſtarren Felſengrabe, in welchem man ihn unter der Anerkennung oder unter der Verleugnung des Kreuzes eingeſargt hat. Denn das iſt in Babylon geſchehen! Die Lauen, Matten, Zweifelnden, Rebelliſchen, Abgefallenen, Gleichgültigen in allen Konfeſſionen — bilden einen Teil Babylons, denjenigen, welcher den Heiland unter der Verleugnung des Kreuzes begraben hat. Der andere Teil beſteht aus den ſ. g. Orthodoxen der proteſtantiſchen Konfeſſionen, welche in der häretiſchen Lehre der ſog. Reformatoren befangen ſind. Dieſe, welche den erhabenen Zuſammenhang der chriſtlichen Lehre zerriſſen, die reine goldene Kette, welche den Menſchen an den Himmel bindet, gebrochen und nichts übrig gelaſſen hat, als ein Wirrſal von ſich durchkreuzenden Fäden — riß aus dieſem Wuſt, um ſich für ein paar Augenblicke vor dem Untergang zu retten, das Kreuz mit dem hinſterbenden Heiland empor, ſtellte es einſam hin, trennte es vom Leben und von der Liebe, und rief dabei: Glaubet, daß Chriſti Tod eure Sünden bedeckt, ſo werdet ihr ſelig! — Dies war eine unvollkommene Anerkennung des Kreuzes, denn es will nicht blos mit dem Glauben aufgefaßt, ſondern mit der Liebe getragen ſein; indeſſen war ſie doch eine aufrichtige — nicht von Seiten der ſog. Reformatoren, nein! in deren verwilderten und verblendeten Seelen war ein gänzlicher Mangel an Wahrhaftigkeit, wie die Inkonſequenzen, Widerſprüche und Lücken ihrer Lehren das genugſam beweiſen. Allein ihre

Anhänger und deren Nachfolger waren zum Teil aufrichtig in ihrer unvollkommenen Anerkennung des Kreuzes. Nichtsdeſtoweniger gilt aber für ſie ihr Bürgerrecht in Babylon, denn der Heiland lebt nicht zwiſchen ihnen, ſondern liegt tot in ſeiner Felſengruft. Chriſtus iſt noch für ſie begraben und wartet noch auf ſeine Auferſtehung. Er lebt nur dem, der ihm nachzufolgen ſtrebt!

Mit ihm begraben iſt das höhere Leben der Seelen und das ſittliche Ideal der Menſchheit. Dieſer furchtbare Scheintod laſtet am ſchwerſten auf dem Weibe; und das Weib fühlt es, denn es ſucht ſich von demſelben zu befreien, weil immer einzelne Strahlen und Funken vom Licht des Urbilds in ſeine von Nebeln umdämmerte Seele fallen, und weil ihm ſelbſt nicht wohl iſt zwiſchen den Zerrbildern, die ſich in der Dämmerung und durch die Inhaltloſigkeit ſeines Glaubens oder Unglaubens, aus den Nebeln bilden. Aber es gibt nur einen Weg der Befreiung vom Tode, nur einen Weg der Wahrheit und des Lebens; es iſt der, auf welchen die alleinſeligmachende Kirche zum ewig lebendigen Heiland voll Gnade und Wahrheit führt. Dies muß das Weib erkennen und dies wird es erkennen. Es wird ſich ſammeln in ſeiner Seele; es wird durchgehen ſeine Geſchicke von Anbeginn der Schöpfung bis zu dieſere Stunde; es wird finden, daß es ſeine guten Tage gehabt hat, als es ſich zum Erlöſer hielt und ihn „Meiſter!“ nannte, und daß ſeine Tage immer trüber und trauriger werden, je mehr es ſich von ihm entfernt und den Geiſt der Lüge „Meiſter!“ nennt; es wird erkennen, daß es auf dem Wege, den es in Babylon wandelt, von allen Seiten, von innen und außen, durch den Mann und durch ſich ſelbſt mit Untergang bedroht iſt, weil nirgends für ſeine ſittlichen und religiöſen Bedürfniſſe geſorgt, weil es ſchutzlos preisgegeben iſt den beiden Dämonenkönigen von Babylon, dem geiſtigen Hochmut und der Willkür; es wird begreifen, daß es trotz ſeines Geiſtes, ſeiner Talente, ſeines Genies, ſeiner Bildung eine ſchiefe Stellung in einem armſeligen Leben hat: das Reich in der Familie verloren — und das der Welt nicht gewonnen hat. Dieſen traurigen und ehrlichen Blick wird es in ſeine Seele werfen — — und dann?

Weil das Weib ein äußerſt feines, ich möchte ſagen ätheriſches Gefühl hat, ſo iſt es für alle Eindrücke ſehr empfänglich und großer Spontaneität zu Entſchlüſſen und Handlungen fähig. Lenkt die göttliche Gnade einen ſolchen traurigen und ehrlichen Blick auf die ewige Wahrheit, auf das geoffenbarte Chriſtentum, ſo wird das Weib hier ſeinen Erlöſer erkennen, wenn es ſich dem Zug der Gnade bereitwillig hingibt — und dann — hat es Babylons Ketten gebrochen! Dann erkennt es den Heiland als den Erwecker vom Tode, als den Spender des Seelenlebens, als den Erretter von Schmach und Verſunkenheit. Denn will es nicht jenen Kranken gleichen, von denen Einer unter Zehn dem Herrn die Ehre der Geneſung dankbar zuſchrieb, ſondern umgekehrt, werden Neun, werden vielleicht alle Zehn zu ſeinen Füßen niederfallen und ihn preiſen und loben in alle Ewigkeit als ihren Meiſter, als den Retter ihrer Seele.

O ihr Frauen! ihr Mütter der künftigen Geſchlechter! klopft nicht ein Etwas an Eure Herzen, um euch wach zu rufen in dieſer dumpfen Dämmerungsſtunde, von der niemand vorherſagen kann, ob ſie dem Tag oder der Nacht vorangeht? O laßt euch erwecken! o bleibt nicht in eurem traumbefangenen Halbſchlaf. Ganz beſonders Ihr nicht, die ihr euch für ſo klug und ſo tief und ſo fein haltet — und es vielleicht auch ſeid! — braucht doch einmal euren Verſtand, indem ihr in einer gelaſſenen Erwägung deſſen, was Not tut, zuwendet! — Und Ihr nicht, die ihr mehr mit eurem Herzen, als mit eurem Geiſt lebt oder leben möchtet und nur ſpärliche Nahrung in Babylon für dasſelbe gefunden habt! — Und Ihr nicht, die ihr auf eure Kinder in der Wiege ſorgenvoll ſchaut, weil das Seelchen, welches jetzt ſo friedlich behütet wird, nach ein paar Jahren von Babylons betörender Verwirrung verſchlungen werden mag! — Und Ihr nicht, die ihr an eure eigene Seele wie an ein Etwas zu denken beginnt, das denn doch eine andere Beſtimmung haben müſſe, als ſich bewußtlos durch Bälle und Routs ſchleppen zu laſſen! — Und Ihr nicht, die ihr die Wahrheit ſucht, das Gute wollt, das Schöne liebt, aber das Ungenügen eurer Kraft fühlt und nach der Belebung eures Willens euch ſehnt! — Und Ihr nicht, die ihr eurer „moraliſchen Kraft“ — wie ihr ſie nennt! — ſo viel zutraut und doch — wenn ihr aufrichtig ſein wollt — ſo wenig mit ihr leiſtet! — Und Ihr nicht, die ihr wund von Schmerzen, von Leidenſchaften, von Kämpfen in eurem Innern zuſammenbrecht, weil ihr hilf- und ſchutzlos ſeid in dem heißen Streit! — O Ihr alle ſchlaft nicht wieder ein! träumt nicht fort! die Zeit iſt da, wo man wach ſein muß früh und ſpät! die Zeit iſt da, wo ihr wirklich einmal etwas tun könnt für die Menſchheit, wo ihr eine große Genugtuung leiſten könnt für eure eigene — und für des ganzen Geſchlechts Vergangenheit. Ermannt euch, kehrt um und gebt Dem die Ehre, der euch eure Ehre gegeben hat. Hat die Kirche alle Mütter *für* ſich, ſo iſt die Welt gerettet, ſo ſtirbt das gegenwärtige Geſchlecht freilich in der Wüſte — in der glaubensloſen, hoffnungsloſen, liebeloſen Lebenswüſte — aber das kommende folgt der Feuerſäule des Glaubens ins gelobte Land.

Graut euch nicht vor dem Schickſal eurer Söhne in dieſer Wüſte? vor dieſen jungen Ismaels, deren Hand ſich frech und übermütig wider alles erhebt — während ſie, wie der Knabe Samuel, im Tempel erwachſen ſollten? Was wurde aus Ismael? — das Haupt einer wilden Horde. Und aus Samuel? — ein großer, weiſer, gottesfürchtiger Mann. Dies ſind genau die zwei Wege, die vor euren Söhnen ſich öffnen, je nachdem ſie in der Kirche oder außerhalb derſelben heranwachſen: der Weg des Heils und der Weg des Verderbens. Eines dieſer Schickſale wird das deines Sohnes ſein, o du Mutter, deren Auge jetzt auf dieſen Zeilen ruht! Das Haupt einer wilden Horde wird dein Sohn vielleicht ebenſowenig als ein großer Mann; aber er wird ein gottesfürchtiger Mann oder er verfällt jener Horde; das iſt gewiß und wird immer gewiſſer, je mehr, je ſchärfer die Gegenſätze, zu denen jetzt alles, bewußt und unbewußt, ſich drängt, ſich herausbilden werden. Das elende, markloſe Zwittertum von Halbglauben und Unglauben, in welchem die Menſchheit in den letzten Zeiten hingeſiecht und bis zur Entnervung verkommen iſt — hört nun auf. Das iſt keine Frage! hört auf, nicht weil die Menſchheit will, ſondern weil ſie muß. Dazu ſind eben die großen Revolutionen in der Weltgeſchichte und wir befinden uns in einer ſo großen, wie die Welt ſie noch nie erlebt hat. Denn erſtens nimmt der ganze Erdball, nimmt Amerika, nehmen beide Indien Teil an daccar; — glaube mir: für uns iſt es ganz einerlei wo wir leben! das iſt das Privilegium des Elends.“

„Wir wollen aber nicht elend bleiben, mein geliebter Gundaccar, wir wollen uns herausarbeiten und das wird uns in Italien leichter werden. Haſt Du nicht früher hundert Mal gewünſcht als Künſtler leben zu können? Dein Talent befähigt Dich ſicher dazu, aber Dich hemmte die kleine Trägheit der vornehmen und reichen Leute: Du mogteſt Dich nicht anſtrengen, der bloße Dilettantismus gab Dir nicht den nothwendigen Sporn .... vielleicht waren auch Umgebung und Natur nicht geeignet Dich zu inſpiriren. Wie anders würde das in Italien ſein“ .... —

„Den Inſpirationen der ſchönen Natur und des freundlichern Himmels würde der Druck unſrer Lage auch dort das Gegenwicht halten.“

„Nein, Gundaccar, unter dem ſchöneren Himmel athmen wir freier und empfinden wir mächtiger unſre Lebenskraft, die uns antreibt gegen den Druck der Lage zu kämpfen, wo möglich ihn zu beſiegen.“

„Ja, wenn man geſund und kräftig iſt, Clelia.“

„Du wirſt es in Italien werden! das Clima wird Deine Nerven beleben, Deine Bruſt ſtärken ... Du wirſt dort ein ganz andrer Menſch ſein, mein geliebter Gundaccar“ ſagte ſie mit einem unausihr, vermöge der elektriſchen Kette, mit welcher die Ziviliſation ihn umſpannt; und zweitens iſt das Prinzip, iſt der letzte Grund dieſer Revolution — die Religion, klar ausgedrückt in der Frage: Autorität oder Willkür? — oder durch zwei noch kürzere Worte: Gott oder Nichts. Darum handelt es ſich; darum allein. Wer es verneint, iſt kurzſichtig, oder unaufrichtig, oder bequemlichkeitsliebend. Damit einer papiernen Konſtitution hier oder dort Fetiſchdienſt dargebracht werde — dazu ſollten ſeit achtzehnhundert Jahren die unerhörteſten Anſtrengungen des menſchlichen Geiſtes und aller menſchlichen Kräfte überhaupt gemacht worden ſein? Damit die Armenſteuer pünktlich gezahlt und die Armen in Armenhäuſern ſo groß wie kleine Städte untergebracht würden — dazu ſollte ſeit achtzehnhundert Jahren das Evangelium der Liebe verkündet worden ſein? Das hieße eine ſehr geringe Ware für ſo hohen Kaufpreis empfangen, mit welcher ſich die Menſchheit nimmer begnügen könnte und würde. Nein! dazu wären ſo immenſe Vorarbeiten, ſolche erſtaunenswerte Veranſtaltungen nicht nötig geweſen.

Wie damals zur Zeit der Völkerwanderung immer ein Volk hinter dem andern auftauchte und vorwärts drängte, entgegen den Segnungen des Chriſtentums, von denen es nichts wußte, die aber nach dem Ratſchluß Gottes in möglichſt kurzer Friſt den Völkern zuteil werden ſollten; und wie dieſe ungeheuern Maſſen durch nichts zu bändigen und zu ſittigen waren als durch den Geiſt der Religion: den Glauben; und wie ſich erſt die unvermeidlichen Kämpfe zwiſchen Geiſt und Materie, zwiſchen dem neuen und dem alten Leben austoben, mußten, bevor die großartige Epoche des Mittelalters aus dieſem heißen Kampf der Gegenſätze geboren werden konnte: ſo, glaube ich, iſt es jetzt wieder, nur in jeder Beziehung in einem größeren Maßſtab.

Rieſenhaft angewachſen ſind die Völker, iſt ihr Drängen und Treiben über den ganzen Erdboden hin; rieſenhafte Erfindungen und Kombinationen ſind gemacht worden, ganz dazu geeignet, um auf möglichſt große Maſſen und ihren Tätigkeits- und Bewegungstrieb zu wirken und ihn ganz unberechenbar anzufeuern. Ein rieſenhafter ununterbrochener Umſchwung oder Fortſchwung der Gedanken ſowohl als der materiellen Produktionen, der Erfindungen wie der Genüſſe — durchdringt dieſe Maſſen und läßt als Niederſchlag eine bewegliche Unruhe in ihnen zurück. Dies alles zuſammengefaßt, nennt man Ziviliſation. Über die Vorzüge und Nachteile haben ſich die klügſten Köpfe müde gedacht, geſprochen, geſchrieben. Mein armer winziger Kopf iſt auf ſolche Titanenarbeit nicht eingerichtet! — Ich ſehe an der Ziviliſation unſrer Tage nur einen einzigen, aber einen entſcheidenden Fehler: ſie iſt ohne Gott.

Sie hat in den drei letzten Jahrhunderten ihre größten und ſchnellſten Fortſchritte gemacht und immer ſchnellere, wie die Kugel immer ſchneller, je tiefer in den Abgrund rollt; und dieſe Jahrhunderte waren es gerade, welche die rieſenhafte Empörung des menſchlichen Geiſtes gegen Gott erlebt haben. Einen ſolchen Abfall vom Glauben zum Unglauben — welcher letztere alle möglichen Sorten von Halb- und Mittelglauben in ſich aufnimmt und ſie bald ſich ſelbſt gleich macht — hatte die Welt doch nicht geſehen. Halb betäubt, halb überwältigt durch einſeitig große Reſultate, fing ſie an, die Civiliſation als eine neue Gottheit anzubeten, die dazu beſtimmt ſei, was weiß ich für Licht, für Wärme, für Vollkommenheit über die erwartungsvoll geſpannte und überreizte Menſchheit zu verbreiten.

Da rührte der Finger Gottes dieſe neue Gottheit an — und die Maſchine ſtockte.

Auf dieſem Punkt ſtehen wir jetzt. Nun iſt die Frage: werden all dieſe immens an- und aufgeregten Kräfte ſich in einem Mittelpunkt ſammeln und faſſen; oder werden ſie in immer wildern Strudeln ſich überſtürzen bis in den Schlund eines noch unbekannten Verderbens hinein? Werden ſie ſich unterwerfen oder in der Rebellion verharren? Wird der Glaube an die geoffenbarte Religion, wird die Liebe zu dem Menſchgewordenen Gott eine neue wunderſchöne Frühlingszeit über all die tobenden und gährenden Äquinoktialſtürme herauf führen, oder ſind es die herbſtlichen, auf welche eine Winterzeit — vielleicht die einer langen und traurigen Barbarei — folgen wird? Wird die Ziviliſation dem Beiſpiel jener alten Völkerſcharen nachahmen und ſich der Taufe unterziehen? es könnte eine Bluttaufe werden — aber dann wäre ſie auch gerettet und hätte Buße getan. Dann wären all die Kämpfe und Qualen nicht umſonſt geweſen! ſie hätten nur die Sehnſucht nach dem Heil vorbereitet; — und damit dieſe Sehnſucht eine unermeßliche und allgemeine werde — wer darf ſagen, daß nicht deswegen all dieſe Finſterniſſe und Troſtloſigkeiten, Zerfallenheiten und Verwilderungen die Erde heimſuchen. Hat der Geiſt gezeigt, daß er groß ſein kann im Abfall von Gott: ſo zeige er, daß er größer iſt in der Unterwerfung unter Gott; — dieſe Aufgabe hat er jetzt zu löſen, in der Geſamtheit und in jedem Einzelnen.

„Dum spiro spero.“ Dieſe Worte nahm ich mir vor vier Jahren zum Wahlſpruch; gerade vor vier Jahren, als die vorbereitende Verwirrung der Köpfe und Verhältniſſe ihren Siedpunkt erreicht hatte und alles ahnen ließ, was ſeitdem eine entſetzliche Wirklichkeit geworden iſt. Meine Hoffnung war damals nur ein Inſtinkt, denn ich glaubte nicht. Jetzt iſt ſie eine Notwendigkeit, denn ich glaube. Bin ich zu Gnaden angenommen — wie dürft' ich zweifeln, daß Tauſende, die dankbarer als ich für dieſe Gnade ſich erweiſen und aus denen ſie im helleren und ſchöneren Glanz herausſtrahlen würde, nicht angenommen werden könnten, wenn ſie ſich nur aus ganzer Seele ihr zuwenden wollten. Und was kann ſie von dieſer Hinwendung abhalten? welche Faden, welche Feſſeln, welche Schleier können ſie zurückhalten? Sieht es etwa nicht ſo aus in der Welt, wie es mir erſcheint? Aber Ihr ſeht ja, daß die ganze Maſchine des ſozialen Lebens auseinander fällt. Hier rollt noch ein Rad, während dort drei ſtocken; und hat man mit unſäglicher Mühe eines davon wieder in Gang gebracht, ſo daß es knarrend ſich dreht: ſo laufen da zehn andere mit Gepolter ab. Der göttliche Geiſt hat dieſe Maſchine nie beſeelt; ſie war Menſchenmachwerk! Die göttliche Ordnung hat nie in ihr gewaltet; nur eine menſchliche, welche mit jener ſchnurſtracks im Widerſpruch iſt! Kann ſo etwas dauern? kann es, wenn es einmal von Gott zerſchmettert iſt, wieder zuſammen gefügt werden? Nein! denn die Elemente, welche den Leim zwiſchen den einzelnen Teilen bildeten, ſind bei der Zerſchmetterung zerſtoben, z. B. der Wahn von der Omnipotenz des menſchlichen Geiſtes; z. B. der Wahn von der Erhabenheit des Standpunktes, zu welchem ſich die Menſchheit emporgeſchwungen. Die wunderſame geiſtige und ſittliche Miſere dieſer drei Jahre muß das dem Verblendetſten einleuchtend gemacht haben. Alſo wohin wollt Ihr Euch wenden? Das Vergangene iſt Schutt; wollt Ihr auf dem Schutthaufen ſitzen bleiben? Nein! das widerſpricht der Raſtloſigkeit und Strebſamkeit der menſchlichen Seele. Aber das Vergangene iſt vergangen, weil es ſich von Gott verloren hatte. Wo Der iſt — dahin ſich zu wenden iſt der ganz natürliche Schritt der Seele; und Der iſt da, wo er immer war und immer ſein wird: in Seiner Kirche. Dahin geht Euer Weg.

Ich ſage dies nicht zu den Männern in Babylon. O nein! es iſt weder klug noch gelehrt genug, um von ihnen begriffen zu werden. Ich ſag' es zu den Frauen, die ſich noch nicht ſo in die Klugheit und Gelehrſamkeit vertieft haben wie die Männer, und in denen folglich noch mehr Glaubensfähigkeit und mehr Spontaneität zum Entſchluß übrig geblieben iſt. Meint Ihr aber nun, Ihr Frauen, Ihr hättet dieſe Gaben dazu bewahrt, um Euch in Euren Fauteuils zu vertiefen und allenfalls die Hände andächtig zu falten? Da irrt Ihr Euch heftig. Chriſtus will bekannt werden vor den Menſchen, um dereinſt ſeine Bekenner vor Gott anzuerkennen; und daß Ihr etwa zu ihm ſagt: „Herr! Herr!“ genügt ihm gar nicht. Denkt an die römiſchen Frauen. Die ſtanden auf von ihren Purpurſeſſeln und bekannten Ihn, retteten ihre Seelen und die ihrer Kinder. Unſre

Zeit iſt ſchlimmer als die römiſche, denn damals wußte man nichts von der ewigen Wahrheit, die im Chriſtentum enthalten iſt, als das, was die unbekannten Apoſtel von ihr lehrten; während man jetzt, wo ſie das Zeugnis von faſt zwei Jahrtauſenden für ſich hat — nichts von ihr wiſſen will. Steht auf, nehmt Eure Kinder bei der Hand und führt ſie der Kirche zu. Dort ſind ſie ſicher. Untergetaucht in der Eſſenz des Glaubens, empfangen ſie dort die ſilberne Rüſtung des Erzengels, in welcher er den Satan überwand. Habt doch Mitleid, mit den zarten, unſchuldigen, blonden Köpfen und ſorgt dafür, daß ſie nicht dereinſt ohne Helm und Schild in die Schlacht des Lebens hinausziehen. Ich kenne ſie nicht und habe doch ſo grenzenloſes Mitleid mit ihnen! Fragt Ihr Warum? — Weil ich aus Babylon komme! weil ich aus blutiger, ſchmerzen- und tränenreicher Erfahrung den Unterſchied zwiſchen Dort und Hier kenne! weil ich an mir ſelbſt gelernt habe, wie notwendig der Menſch eines poſitiven Glaubens bedarf, um nicht unglücklich und unſelig zu werden! und weil kein anderer Glaube, als der, welcher in der göttlichen Autorität wurzelt, die Chriſtus ſeiner Kirche gegeben hat — eine unantaſtbare Macht über die Seele übt. Jeden andern ſchüttelt ſie ab oder legt ihn beiſeite oder macht ihn ſich nach eigenem Ermeſſen zurecht, ſo daß ſie ſeinen Einfluß regelt, anſtatt von ihm geregelt zu werden. Aber der katholiſche Glaube iſt die Magnetnadel, welche der Seele ihren Weg ſicher weiſt und ſie in keinen andern Hafen als in den der ewigen Seligkeit führt. Wohl zittern alle Magnetnadeln, wenn ein Nordlicht mit ſeinem phantaſtiſchen und blendenden Schein am Himmel aufzieht. So treten die großen Leidenſchaften an die Seele heran mit ihrem Schimmer von Roſen und Purpur und Blut, und die Magnetnadel zittert, weil die Seele zittert; — doch ſtandhaft weiſt ſie den rechten Pfad! mit ihr iſt kein Markten, kein Feilſchen, kein Abkommentreffen möglich. Welch eine unermeßliche Wohltat, vor jeder Spiegelfechterei mit uns ſelbſt bewahrt zu bleiben! Die Sünde lockt uns; wir ſündigen. Wohlan! Die Kirche ſpricht: „Zerriſſen iſt deine Gemeinſchaft mit Gott, o Menſch, und dir bleibt nur der ſchwere Weg der Reue und Buße übrig, um ſie wiederzufinden.“ Außerhalb der Kirche heißt es: Keine Sünde ſchadet dir, o Menſch. Die Einen ſetzen hinzu: Glaube nur an Chriſti Verdienſt. Die Andern: Denn du biſt ein Auserwählter, und die Sünde iſt für dich keine Sünde. Noch andere: Denn die Sünde iſt nur eine verzeihliche Schwäche deiner Natur. Vielleicht gibts noch andere, welche ſogar ſagen: Die Sünde iſt eine Tugend. Für Babylons Lügengeiſt iſt alles möglich und die berüchtigte Phraſe: „La proprieté c'est le vol“ — ſtreift nahe genug daran. — Nun, ich bin in dem Wirrſal mitten drin geweſen! ich hab' das alles geſehen, gehört, gedacht! und noch viel mehr! und noch tauſendmal mehr modifiziert und ſchattiert, ſo daß es mir wie ein halbes Wunder vorkommt, daß ich noch einen guten Gedanken in meinem Kopf behalten habe. Allein wer bürgt euch dafür, daß euer Sohn, eure Tochter ihn behalten werde? O gebt ihnen die Magnetnadel des poſitiven Glaubens mit!

Und habt ihr denn kein Mitleid mit euren Töchtern, wenn ſie all den Zufälligkeiten und Launen einer auflösbaren Ehe ausgeſetzt ſind? wenn die Verblendung oder Bezauberung, in welche ſie oder der Gatte verfallen und welche vielleicht nach drei Monaten gewichen ſein würden, ihre eigene Zukunft und die einer ganzen Familie zerſtören dürfen? — In der Kirche ſind eure Töchter durch das unauflösbare Sakrament gegen die eigene und fremde Schwäche ſicher geſtellt. Und iſt das eheliche Leben nicht ihr Beruf oder ihre Beſtimmung — hat eine von dieſen jungen Seelen eine weltentfremdete Richtung: nun! da iſt das Kloſter und ſie iſt geborgen. Und habt ihr denn kein Mitleid mit euren Söhnen? — Da lernen ſie, lernen und lernen — eine Wiſſenſchaft ohne Gott, und ſind nach einer Reihe von Jahren nicht klüger und nicht beſſer geworden, ſo daß ſie, um ſich von all der nutzloſen Anſtrengung zu erholen, ſich in den Taumel des Weltlebens werfen und das werden

— was wir ſehen! Die entwürdigte Ehe kann einem höheren Bedürfnis in ihnen unmöglich entſprechen und für ein idealiſches weltentfremdetes Streben gibt es nun vollends in Babylon keinen Anknüpfungspunkt — vorausgeſetzt, daß die edlere Richtung nicht durch die babyloniſche Erziehung erſtickt worden iſt. Wiſſenſchaft und Weisheit ſind gut, wenn ſie ein paar Facetten einer Weſenheit ſind; nehmen ſie aber dieſelbe ſo ein, daß ſie zu einer Fläche abgeſchliffen ward, ſo hat ſie wie der Diamant ſeinen Wert verloren, denn er nimmt nicht mehr rundum die Strahlen der Sonne auf die Strahlen der ewigen Wahrheit. Die größten und weiſeſten Männer aller Zeiten, welche durch Lehre, Wort und Tat das Reich Gottes gefördert haben, danken ihre Bildung der Kirche. Seid alſo unbeſorgt! das Genie, welches ihr euren Söhnen zutraut, wird nicht durch ſie verkümmern; wird hingegen eine Tiefe, eine Fülle und Wärme empfangen, welche eine von der Offenbarung abgelöſte Wiſſenſchaft ihnen nimmermehr geben kann, weil ſie nicht aus dem Urquell alles Wiſſens entſprungen iſt. Das Waſſer des Lebens allein ſtillt den Durſt der Seele und erhält ihr Leben! Und was vollends ſoll mit euren Söhnen werden, wenn dieſer Durſt in ihnen ſo mächtig iſt, daß er ſie treibt, alle Genüſſe des Daſeins deshalb zu verſchmähen? Weil das männliche Geſchlecht im Ganzen der praktiſch ſprechlichen Gemiſch von Zuverſicht und Mitleid ihn zärtlich umſchlingend.

„Hofnungsreich wie ein Engel .... der Du auch biſt! entgegnete er. Aber was kann — was ſoll ich thun?“

„Die Gemälde fertig machen, Gundaccar, die Du angefangen haſt, ſie in eine Kunſthandlung bringen, ſie verkaufen.“

„Ich kann ſie nicht vollenden! ich bin aus ihrer Grundidee herausgeſchleudert, ich finde ſie nicht wieder! — überdas iſt das Licht hier zu ungünſtig, zu todt! .... welch ein Horizont! ſchwarze Eſſen, ſchmutzige Dächer und grauer Rauch — dazu die troſtlos trüben Nebel der Jahreszeit!“

„Du haſt Recht! entgegnete ſie mit einem Seufzer. Aber, ſetzte ſie nach einer Pauſe zögernd hinzu, verkaufe die vollendeten Bilder.“

„Du weißt ja daß ich keine habe.“

„Doch, mein armer Gundaccar! jene dort.“

Sie wies auf drei wunderſchöne Bilder, die ohne Rahmen an der kahlen Wand hingen und mit ihrem Glanz die armſelige Umgebung überſtralten. Es waren drei Porträts von Clelia. Das erſte: als Muſe des Geſanges, wie ſie ihn aus ſeiner nächtlichen in ihre lichtvolle Sphäre hineingezaubert hatte; ein Lorbeerzweig lag auf ihrer ſchönen begeiſterten aktiven Richtung zugetan iſt: ſo bildet ſich in einzelnen Individuen umſo mächtiger eine idealiſch aktive aus. Welchen Platz weiſt Babylon ihnen an? — Gar keinen! wie ſich von ſelbſt verſteht! es iſt gar nicht oft genug zu wiederholen, daß Babylon nichts weiß und nichts hat von einem übernatürlichen Leben. Die Kirche aber hat einen Prieſterſtand und für den braucht ſie ſolche Seelen. Was ihr für eure Kinder nur wünſchen könnt, ſei es an ſittlicher oder geiſtiger Bildung, ſei es in einem Stande, den ſie innerhalb oder außerhalb des Weltlebens wählen, ſei es für dieſes oder für jenes Leben — ihre Zukunft iſt ſicher geſtellt, wenn ſie an eurer Hand in die Kirche geführt werden und ſpäter aus freiem freudigen Willen Kinder der Kirche bleiben. Wer gibt euch dieſe Bürgſchaft in Babylon? — Wo Chriſtus lebendig iſt, da iſt das ewige Leben und Ihr ſeid verantwortlich für die euch anvertrauten Seelen, daß es ihnen nicht entzogen werde.

Die heilige Faſtenzeit hat begonnen, die Zeit der Buße und der Erwartung, des Schmerzes und der Hoffnung, vor dem öſterlichen Feſt der Auferſtehung. Das Aſchenkreuz auf unſrer Stirn hat uns daran gemahnt, einen ernſten Blick auf die Welt der Aſche und des Todes zu werfen, die uns umgibt und in der wir wandelnde Leichen ſein würden, wenn nicht ein Gott mit dieſem Leib von Aſche ſich bekleidet hätte, um uns zu zeigen, was göttliche Liebe und Gnade darin wirken können — wenn nicht ein Gott uns aus der Unmacht erlöſt hätte, in welcher die Seelen ſchmachteten, weil die Aſche der Sünde die göttliche Liebe in ihnen erſtickt hatte — wenn nicht ein Gott Menſch geworden wäre und übermenſchlich gelitten hätte, um zu uns ſagen zu können: Dies alles hab' ich für dich getan, o Seele, was tuſt du für mich? ich habe deine menſchliche Schwäche angenommen, ich habe meine göttliche Gnadenkraft dir hinterlaſſen, ich wohne in geheimnisvoller Weſenhaftigkeit, in verſchleierter Sichtbarkeit neben dir, ich kehre in dein innerlichſtes Seelenleben ſo innig ein, daß ich dich durch mich und in mir zum wahren, zum ewigen Leben führe, ich wehe die Aſche des Irrtums von deinem Geiſt hinweg — und er iſt befähigt, die Wahrheit der Offenbarung aufzunehmen; ich wehe die Aſche der Sinnlichkeit aus deiner Bruſt hinweg und ſie iſt befähigt, ein Altar für heiliges Feuer zu werden; — das alles habe ich für dich getan, du weißt es, du erkennſt es, du glaubſt an mein Opfer — aber dennoch und dennoch liebſt du mich nicht, denn du gibſt mir nicht dein Herz. Hätte ein Menſch den zehnten Teil von dem allen für dich getan, ſo würdeſt du wünſchen, zehn Herzen zu beſitzen, um ſie ihm alle geben zu können! und mir — gibſt du nicht einmal das eine, arme, kleine Herz, das ich nur haben will, um es reich und groß zu machen.

O wenn wir doch antworten möchten: Nimm hin das Herz! — welch eine ſelige Auferſtehung würden wir feiern! Aber es iſt immer, als ob wir nicht an dieſe Auferſtehung glaubten, als ob wir keine Zuverſicht zu dem Erlöſer hätten und uns lieber an unſer leichenhaftes Daſein anklammerten, bloß deshalb — weil es irdiſch iſt, weil wir uns fürchten vor dem höheren und geiſtigen. Wir glauben noch immer nicht an den auferſtandenen Erlöſer, denn wenn wir glaubten, ſo würden wir, ohne uns zu beſinnen, vor ihm niederfallen, wie am Oſtermorgen die Magdalene im Garten, und mit völliger Hingebung ihn anrufen: „Meiſter!“ — und dann, wie ſie, aus einem Kinde der Welt ein Kind des Lichtes werden.

O möchte ein ſolcher Oſtermorgen für die ganze Welt anbrechen! möchte die ganze Welt erkennen, daß ſie in die heilige Faſtenzeit eingetreten iſt, welche durch Buße begangen ſein will! — Buße tun iſt nicht weinen und klagen, nicht verzweifeln und jammern. Buße tun iſt, das dargebotene Heil ergreifen, in die dargebotene Gnade ſich einhüllen und ſich tapfer und ſtandhaft zur Umkehr entſchließen: vom Abfall zur Unterwerfung; von der Willkür zur Autorität; vom Unglauben zum Glauben; von der Vergötterung des Menſchen zum menſchgewordenen Gott.

O Du! menſchgewordener Gott, Gott der Ewigkeit, den die vergangenen Geſchlechter erkannt, geliebt und angebetet haben — den das gegenwärtige ſo ſehr! ſo ſehr! verloren hat oder verleugnet — ſammle das zukünftige um Deine Altäre, um Dein ewiges Liebesopfer — und die Welt wird erneuert und das Antlitz der Erde wird umgeſtaltet werden. Mir aber, die ich durch die Fülle Deiner Gnade und Barmherzigkeit gewürdigt worden bin, Buße zu tun und umzukehren, mir gib, o mein Herr und mein Gott, ein Plätzchen, ein ganz kleines, auf der tiefſten und niedrigſten Stufe Deines Altars, wo ich Dich anbeten und Dir danken könne — jetzt, und immer und alle Zeit und zu den ewigen Zeiten. Amen.

Mainz, 11. März 1851.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Gesammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

I. Serie: Romane und Gedichte.

30 Bände.

Band

1-2 **Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. in Original-Leinenbände Mk. 4.—, Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfrzbd. Mk. 8.—.

3-4 **Doralice.** Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

5-6 **Zwei Schweſtern.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2. Bde., gebd. Mk. 4.—.

7-8 **Peregrin.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

9-10 **Eudoxia,** die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

11-12 **Die Erbin von Cronenſtein.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

13-14 **Die Geſchichte eines armen Fräuleins.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

15-16 **Die Erzählung des Hofrats.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

17-18 **Die Glöcknerstochter.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

19-20 **Nirwana.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

21-22 **Vergib uns unſere Schuld.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

23-24 **Eine reiche Frau.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

25-26 **Der breite Weg und die enge Straße.** Eine Familiengeſchichte. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

27-28 **Wahl und Führung.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

29 **Unſerer lieben Frau.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

30 **Das Jahr der Kirche.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze erſte Serie, wenn zuſammen auf einmal bezogen, 30 Bände, gebd. Mk. 45.—.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Im Jahre 1904 erſcheint:

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jerusalem.

Aus Jerusalem.

Ein Büchlein vom guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe.

Vier Lebensbilder. Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Ernſt Renan.

Die Liebhaber des Kreuzes.

Bilder aus der Geschichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer. Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. 2. Band: Die Väter der Wüſte. 3. Band: Die Kirchenväter. Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche. 4. Band: Die Kirchenväter. Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Leben der hl. Theresa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Klostergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrh.

Leben des hl. Wendelinus.

Leben der hl. Elisabeth.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Für Herz und Haus.

Familienbibliothek.

Jeder Band in Leinen gebunden Preis Mk. 1.—.

1. Band: **Die verſunkene Stadt.** Erzählung von Anton Schott.
2. Band: **Baalsopfer. Der ſchöne Ferdinand.** Novellen von M. Herbert.
3. Band: **Hochlandsgeſchichten** von Lina Freifrau von Berlepſch.
4. Band **Um einen Hof.** Erzählung von Anton Schott.
5. Band: **Herrenwaldau.** Erzählung von Joſef Baierlein.
6. Band: **Unlöſchbare Schrift und andere Novellen** von M Herbert

Ein froh begrüßter Leckerbiſſen für literariſche Feinſchmecker iſt jedes Mal ein Buch von M. Herbert. Man iſt da immer ſicher, etwas zu finden, was man nicht bereits hundert Mal in ähnlicher Form geleſen hat, ſondern eigenſte Gedanken einer wirklich denkenden Dichterin. In den Geſchichten der M. Herbert überwiegt noch weitaus die Idee den Stoff, der dichteriſche Geiſt die Materie der Einkleidung. Man iſt ja gewiß nicht immer einverſtanden mit dem, was uns vorgeführt oder bewieſen werden ſoll, zuweilen wird der Widerſpruch ſogar ein recht lebhafter; allein auch das iſt ein Zeichen für die nicht gewöhnliche Bedeutung dieſer Dichtungen, daß man ſie des Widerſpruches für wert hält, während man hundert andere Geſchichten ruhig plaudern läßt, als ſei es ihre Natur, in's Blaue zu fabeln. Es gibt ja gewiß andere Erzähler und Erzählerinnen, die M. Herbert überragen; in der Zergliederung eines intereſſanten Charakters, in Aufſtellung ſeeliſcher Probleme, in der ſpruchartigen Beleuchtung der verſchiedenen Lebensfragen jedoch kommen ihr nur ſehr wenige gleich. (Stimmen aus Maria-Laach)

117,416.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke

[Serie 2.] 33. Band.

Die Liebhaber des Kreuzes.

I. Band.

Regensburg. [1905]
Druck und Verlag von J. Habbel.

Stirn, und ihr Auge nach oben gewendet, ſchien Gebilde zu gewahren wie man ſie auf unſrer Erde nicht ſieht. Das zweite als Engel, wie ſie ihm einen Himmel voll Liebe und Treue offenbart hatte; es war im alt-florentiniſchen Styl, ſchlicht, lieb, demüthig und unendlich heilig; überrieſelt von der Flut der langen blonden Locken; die Hände flach zuſammengelegt, wie es ſich ſchickt für das friedliche Gebet einer Seele die einen ungetrübten Frieden in ſich trägt — nicht qualvoll gerungen und angſtvoll gefaltet, wie es das Gebet der unruhigen Menſchenſeele mit ſich bringt; das Auge geſenkt, von oben herab in eine tiefere Region blickend und dort auf einem geliebten Gegenſtand mit himmliſcher Zärtlichkeit ruhend. Das dritte endlich im venetianiſchen Styl und Coſtüm war das Weib, nur das geliebte liebende Weib, aber vielleicht darum das ſchönſte von allen, lebend, athmend, herzklopfend, reizend, nicht erhaben wie die Muſe, nicht überirdiſch wie der Engel, aber in eine ſolche Glorie von Glut und Flammen begraben daß nicht zu zweifeln war: hatten dieſe den irdiſchen Stoff verzehrt, ſo mußte aus ihnen die Muſe zum Olymp und der Engel zum Paradieſe auferſtehen.

„Clelia!“ rief Gundaccar mit zornbebender Stimme. „Ich meinte nur die beiden erſten — mich kennt

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Liebhaber des Kreuzes.

Soli Deo Gloria.

Die Gräfin Sibylle von Flandern hatte ihren Gemahl Balduin auf ſeinem Kreuzzug nach Paläſtina begleitet und ſich dort mit einer ſo großen Liebe der Pflege der Kranken, namentlich der Ausſätzigen, gewidmet, daß ſie beſchloß, ſich ganz deren Dienſt zu weihen und nicht mit ihrem Gemahl nach Beendigung des Kreuzzuges heimzukehren. Graf Balduin aber wollte nicht laſſen von der geliebten Gattin und vielleicht wäre ſie nie dazu gelangt, ihr frommes Vorhaben durchzuführen, hätte nicht ihr Bruder ein köſtliches Löſegeld für ſie gezahlt: eine Reliquie! — einen Tropfen vom Blut des Erlöſers, das Joſeph von Arimathia aufgefangen. Dieſer eine Tropfen dünkte dem Grafen koſtbar genug, um dafür das Glück ſeines Herzens, die Freude ſeines Lebens hinzugeben. Durch dieſen einen Tropfen war die Gräfin Sibylle abgelöſt von Glanz und Glück ihres früheren Schickſals und in die myſtiſche Süßigkeit jenes Meeres ohne Ufer verſenkt, welches die göttliche Liebe heißt.

Welch ein Schwung des übernatürlichen Lebens im Glauben und durch den Glauben! welch eine Kraft der Seelen, um in dieſem Leben Nahrung und Gedeihen zu finden! Ein Tropfen vom Blute des geliebten Heilandes genügte, um ein doppeltes Daſein aus den feſten Angeln der irdiſch glückſeligſten Verhältniſſe zu heben und es dafür an Entſagung und Selbſtverleugnung zu feſſeln — an freiwillige, ſelbſtgewählte Entſagung. Dieſer Tropfen war gleich jener ächten Perle des Himmelreichs, für welche der Finder, der glückliche Kaufmann, ſeine ganze Habe zahlte (Matth. VIII, 46). Dem Herzen eines in himmliſcher Liebe hinſterbenden Gottes entquollen, fiel er wunderſchön wie ein Rubin, zündend wie ein Feuerfunke, ſchmerzenſüß wie eine umdornte Roſe in dasMenſchenherz und löſte es ab von den Leiden und Freuden der irdiſchen Liebe. Dieſe Purpurgluten und dieſe unauslöſchliche Flamme und all dieſe Dornen um die Schönheit rings umher waren fortan die einzige Sehnſucht des Menſchenherzens, und nirgends, nirgends war ſie zu befriedigen, als am Fuße des Kreuzes.

Groß war das Kreuz. Auf Golgatha ſtand es, aber es erhob ſich von dort bis zum Firmament, ſtreckte ſeine beiden Arme über die Welt aus und füllte den ganzen Raum zwiſchen Himmel und Erde. Wohin das Auge ſchaute, die Hand reichte, der Fuß ſchritt, — was die Zunge pries, der Gedanke erfaßte, die Sehnſucht umfing — wohin das Herz ſich wandte und die Seele flog — es war zum Kreuz, zum Kreuz, und immer zum Kreuz. Konnte auch gar nicht anders ſein! denn das Kreuz war die neue Jakobsleiter, auf welcher nicht die Engel des Herrn, ſondern der Herr der Engel zu den Träumenden da unten ſich herabgelaſſen — und nicht ihren Schlaf, ſondern ihr bewußtes waches Leben mit dem Abglanz ſeiner Herrlichkeit, ſeiner Liebe erfüllt hatte.

Und klein war das Kreuz, o winzig klein, denn es paßte in und für jedes Herz, und jedes konnte es in ſich aufnehmen, wenn es Platz für dasſelbe ſchaffen, von allem Unnützen und Überflüſſigen ſich befreien und es recht tief in ſein Innerſtes hinein ſchmiegen wollte. Es war mit dem Kreuz wie mit den Perlen in der Muſchel: ſie ſind da — aber, wie hineingekommen, das weiß niemand! Die einen ſprechen: durch Krankheit und große Schmerzen der armen Muſchel würden die Perlen erzeugt und wüchſen ſie, und wären ſie fertig, ſo öffneten ſich die Schalen und ſiehe! dann fände man die Muſchel tot neben der leuchtenden Perle. Die andern erzählen: wenn gegen Sonnenaufgang die Muſchel leiſe ihre Schalen öffne, um ſich von einem Strahl des goldenen Lichtes erwärmen und erleuchten zu laſſen — dann fiele ein wenig Morgentau vom Himmel hinein und trüge die Muſchel dann Sorge, ihre Schalen feſtverſchloſſen gegen die bittren Meereswellen und nur ſanftgeöffnet gegen den Himmel zu halten, ſo bildeten ſich jene Tautropfen zu Perlen um. Ein einziger Tropfen der ſalzigen Flut aber genüge, um die zarten, unter himmliſchem Einfluß entſtandenen Gebilde zu vernichten.

Und ſo war es mit dem Kreuz, wenn es im Herzen aufgenommen werden ſollte! Bald geſchah es unter heißen Schmerzen, die nicht eher aufhörten, bis es ganz und gar in dem Herzen Wurzel gefaßt und es gleichſam verzehrt hatte; bald kam es mit dem Morgenlicht, dem Himmelstau, dem Sonnenſtrahl, ganz leicht, ganz lieblich, aber dann die eine unerläßliche Bedingung auflegend, daß nun das im bittern Element der Irdiſchkeit lebende Herz ſich nicht von demſelben vergiften laſſe. So oder ſo — es mußte immer ſeine ganze Macht daran ſetzen, um das Kleinod des Kreuzes entweder zu empfangen oder feſtzuhalten; denn nur die Gewaltigen erringen das Himmelreich.

Gewaltig war's, daß Balduin und Sibylle ſich trennten, um zu gehen — er, an den vereinſamten Herd — ſie, in das Spital der Ausſätzigen. Die Kinder der Welt ſagen vielleicht: Töricht war's! — denn für ſie iſt das Kreuz eine Torheit; aber mit ihnen iſt weder zu rechten noch zu ſtreiten, denn ſie kennen nicht das übernatürliche Leben — und damit iſt alles erklärt. Gewaltig war's! denn zwei Kränze lagen vor Balduin und Sibylle; der eine von bunten duftenden Blumen, unter denen freilich manch trockenes Blatt, manche welke Knoſpe, auch Dorn und Neſſel ſich befanden; der andere von ſchlichten kahlen Dornen. Und ſie nahmen den Dornenkranz. Warum? hat nicht Gott die Blumen geſchaffen und dem Menſchen gegönt, und es ſo angeordnet, daß im Wechſel ihres fröhlichen Erblühens und trüben Hinwelkens der Menſch Luſt und Leid ertragen und ſich daran bilden und vervollkommnen lerne? kann nicht der ſchönſte Blumenkranz zu ſeiner Ehre getragen und dadurch ſehr ehrenvoll und gar lieblich werden? liegt nicht Vermeſſenheit und Undank darin, an ſo herrlichen Gaben gleichgültig vorüber zu gehen und die Blume nicht zu pflücken, die Frucht nicht zu brechen, die ſich der Hand bieten — und bieten dürfen? muß es nicht den großmütigen Geber kränken oder betrüben, wenn er ſieht, daß alles verſchmäht wird, was er aus Fülle der Liebe ſpendet? — — O nehmet ſie an, die Gaben! freut euch ihrer, heiliget ſie! Tauſendes iſt dafür zu ſagen und dawider nur Eines: der Sohn Gottes, als er auf die Welt kam, wählte den Dornenkranz und Gott ſchuf den Menſchen nach Seinem Bilde.

Ach nur zu oft geſchieht es, daß ſich der Menſch nach ſeinem Bilde ſeinen Gott ſchafft; daß er in ſeinem Herzen einige Liebe, viel Wohlwollen, viel Fröhlichkeit, viel unbefangene Genußſucht findet und daß er im zufriedenen Bewußtſein, mit dieſen Regungen gerade nichts Böſes zu tun, zu ſich ſelbſt ſpricht: Dies alles kann unmöglich dem Gott der Liebe und Güte mißfällig ſein; denn er hat mir dieſe Richtung gegeben und ihr gemäß muß ich mein Heil finden können. — O gewiß! auf jedem Wege, der nach dem göttlichen Willen gewandelt wird, iſt das Heil der Seele zu finden; aber — was begehrt der Menſch zum Heil ſeiner Seele? etwa nur Gott nicht mißfällig zu ſein? oder das Schauen Gottes, die vollkommene Liebe? Die vollkommene Liebe überwindet die Welt und entſagt dem Ich; die unvollkommene begnügt ſich, die weltlichen Neigungen in gewiſſen Schranken zu halten. Jene wirft ſich bedingungslos in die Arme Gottes; dieſe ſammelt das Ihre um ſich her, um es in dieſer Vereinigung zu verſuchen. Jene liebt Gott, weil er der unermeßliche Urgrund aller Schönheit, aller Wahrheit, weil er die unendliche Vollkommenheit iſt; dieſe, weil er gütig und gnadenvoll iſt. Jene erwählt das Leid, um ihm nahe und ähnlich zu ſein; dieſe erträgt es, wenn er es ſendet. Jene betrachtet die Erde nur als einen mühſeligen Durchgang zum Himmel, erfleht, erſehnt, erſtrebt, erbetet nichts als den Himmel;

dieſe beruhigt ſich mit der Hoffnung, daß er ihr endlich doch zuteil werden könne. Jene will nur zwei Dinge, aber die durchaus! aber die mit aller Macht und Kraft ihres Willens: hienieden das Kreuz und droben die Herrlichkeit; dieſe will viel und mancherlei, und was ſie nicht eben gern will, das iſt das Kreuz. Jene iſt lebendig geworden durch die Verheißung, welche der Sohn Gottes dem Petrus gab, daß, wer Ihm nachfolge und alles verlaſſe um Seines Namens willen, der werde das ewige Leben beſitzen; dieſe aber hat noch Freude am eigenen Beſitz und Neigung dafür. Jene weiß nur von einem Ziel: von der gänzlichen Vereinigung des Willens mit Gott; dieſe zagt noch vor dieſem Ziel. Mit einem Wort: jene hat das Opfer unbedingt begriffen, und dieſe nur bedingungsweiſe. Die vollkommene Liebe kennt keinen andern Weg als den des Kreuzes und des Opfers und weiß, daß man ihn nur mit dem Dornenkranz wandeln kann. Die unvollkommene Liebe dankt Gott, daß er ihr geſtattet, auf ihrem Pfade einen Blumenkranz zu tragen.

Was iſt das für ein Durſt, für ein ſeltſamer, unerklärlicher, nach dem Schauen Gottes in der ewigen Herrlichkeit? Wie können wir in unſerer irdiſchen Befangenheit, Schwere und Finſternis zu dieſer Sehnſucht überhaupt und dann gar zu dem Entſchluß uns erheben, an nichts zu denken, ja Niemand und die Gemälde ſind ſo ſchön und poetiſch,“ ſagte ſie erſchrocken.

„Nicht das erſte und nicht das letzte! brach Gundaccar aus. Dich kennt Niemand? .... aber ich kenne Dich. Mehr noch mit Herz und Seele als mit Hand und Augen hab ich Dich gemalt und während ich Dich malte ſind mir ich weiß nicht welche göttliche Offenbarungen gekommen — und das Alles ſollt' ich profaniren und Inſpirationen, welche Dein Genie, Dein Weſen, Deine Schönheit mir gaben, zum Pöbel auf den Markt tragen? O, Du biſt wahnſinnig, Clelia!“

„Die Inſpirationen welche Rafael bei der geliebten Fornarina fand, machten ihn unſterblich, entgegnete Clelia ſanft; und Murillo — hab' ich geleſen — verſchmähte es nicht ſeine ewigen Bilder buchſtäblich auf den Markt zu tragen. Von allen Thaten der Liebe und des Genies bleibt die Profanation der Seele deſſen der ſie vollführt, fern.“

„Ich kann's nicht! rief Gundaccar. Mir wär' es als verkauft' ich meine Seele ſelbſt .... und wofür? für den ſchnöden Mammon!“

„Nicht doch, Gundaccar! für das Brot Deiner Kinder!“ ſprach ſie trübe lächelnd.

„Ich will verſuchen die neuern Gemälde zu vollenden,“ ſagte Gundaccar entſchloſſen.

um nichts zu ſorgen, für nichts zu leben, als für die Befriedigung dieſes Durſtes, die hoch und weit über den irdiſchen Abſchnitt unſeres Daſeins hinausgreift und hinausliegt? Wie vermögen wir die ſcharfen Konflikte zu ertragen und die herben Bedingungen zu erfüllen, die von der beharrlichen Durchführung jenes Entſchluſſes untrennbar ſind? — Nach dem Bilde Gottes ſind wir geſchaffen und von dem myſtiſchen Zuſammenhang zwiſchen dem Schöpfer und ſeinem Geſchöpf reißt nichts uns los; wir werden ſelig oder elend durch ihn; er wird uns zum Segen oder zum Fluch; er taucht uns in das Licht des Paradieſes oder in die ewige Nacht. Immer ſind wir Gottes Geſchöpfe, geſchaffen, um ſeinen Namen zu heiligen, berufen zu der Anbetung ſeines Willens, zu der Hingebung an ſeine Liebe. Kein Kind vergißt das Vaterhaus und die guten Stunden und friedlichen Tage, die es in demſelben verlebt hat. Möge es ihm im ſpätern Leben, in weiter Ferne, in der Fremde noch ſo gut oder noch ſo übel gehen — es gedenkt desſelben; auch dann, wenn es ein verlorenes Kind geworden iſt! denn der Zuſammenhang der Liebe bleibt; ob er jedoch wohl oder weh tut, das hängt von dem Zuſtand der Seele ab, auf die er wirkt.

Die Sünde wendet die Seele wider Gott; ſie bäumt ſich gegen ihn auf, ſie bietet ſeinem Willen Trotz, ſie verhöhnt ſeine Gebote; ſeine Liebe wird ihr zur Laſt, weil ſie nicht ſie erwidern, ſondern nur ſich ſelbſt lieben mag; ſie ſinkt und ſinkt in eine unergründliche Tiefe, wo Larven und Schatten ſie umſchwärmen, wo das Sonnenlicht verdunkelt iſt, wo bittere Waſſerquellen fließen, wo dumpfe Angſt oder ſchreiende Troſtloſigkeit ſich ihrer bemächtigen und wo ſie weint, „wenn ſie Sions gedenkt.“

Da fällt in dieſe traurige Nacht der Gnadenſtrahl der Erlöſung. Wieder aufgenommen wird das Kind im Vaterhauſe, das Abgefallene im Sion, die Seele von der Liebe Gottes, Sie iſt wieder ſein eigen, ſein Kind, ſein Geſchöpf, ſein Ebenbild; iſt es geworden durch ein unirdiſches Opfer, wie nur die Liebe eines Gottes es zu faſſen und zu bringen vermag — und ſtrebt nun unter dieſer himmliſchen Signatur der Erlöſung ihrem Erlöſer zu, dem Befreier von der Sünde, dem Erretter vom ewigen Tode, dem Überwinder der Werke der Finſternis. Und wer iſt dieſer Erlöſer? welcher Held, welcher König iſt er? mit welchem Namen und Dank wird er geprieſen? — Auf deine Knie, o du meine erlöſte Seele! dein Retter iſt dein Gott! nicht in der Geſtalt des Allmächtigen, auf ſeinem Thron im ewigen Licht, angebetet von reinen Geiſtern — nicht in der Majeſtät des Schöpfers von Himmel und Erde, den die Engel ohne Unterlaß preiſen und den jede Kreatur benedeit — nicht durch die Allmacht ſeines Winkes oder durch den Blitz ſeines Gedankens, nicht auf ſeinen Befehl durch Cherub oder Seraph biſt du erlöſt — — nein! Ein Kind ward geboren in großer Dürftigkeit, wuchs heran zu himmliſcher Weisheit, aber in Armut und in niedrigen Verhältniſſen, lebte wie der Ärmſten einer in ſeiner Verborgenheit, trat als ein unbekannter Mann in die Welt hinaus, lehrte in ihr eine Lehre, die nur wenige verſtanden, weil die meiſten weder Sinn noch Ohr für deren Erhabenheit hatten, und ſtarb endlich, wegen dieſer Lehre gehaßt und verfolgt, wie ein Verbrecher in Schmach und Mißhandlung, eines ſehr grauſamen Todes am Kreuz: das iſt dein Erlöſer! dieſe unſcheinbare verachtete Geſtalt hat dein Gott angenommen, in ihr hat er dreiunddreißig Jahr deines Gleichen ſein und all' dein Leid kennen und tragen wollen — dürftig, gering und beſitzlos ſein, von den Großen überſehen, von den Kleinen mißverſtanden, von den Klugen verachtet, von den Törichten geſchmäht ſein wollen. Merk dir das, o meine Seele! nicht etwa nur von den Böſen gehaßt und von den Schlechten mißhandelt — das wäre ganz in der Ordnung und nur Ehre geweſen! — Nein, auch von denjenigen, die nicht ſchlecht und verworfen, ſondern die klug und gut nach ihrer Art, ja ſogar ihm zugetan waren, hat er den Trank der Bitterkeiten empfangen wollen, damit du von ihm lerneſt das vollkommene Leid und die vollkommene Liebe. Dieſer Ärmſte der Armen, dieſer Knecht der Geringſten — das iſt dein Erlöſer, das iſt dein Gott; und du biſt geſchaffen nach ſeinem Bilde, zum vollkommenen Leid und zur vollkommenen Liebe.

Daher dieſe Sehnſucht nach ihm, dies Verlangen ihm nahe zu ſein, dieſer Durſt, ſeine Herrlichkeit zu ſchauen; denn auf ſeine Erniedrigung folgte ſeine Erhöhung — auf ſeinen Tod ſeine Auferſtehung — auf ſein Erdenleben ſeine Himmelfahrt — und die Himmelfahrt iſt das Unterpfand der Seligkeit. Darum ſtrebt zu ihr jede Seele; nur freilich nicht jede auf dem rechten Pfade und in der rechten Weiſe. Einige glauben, die Himmelfahrt ſei ihnen durch Gottes Barmherzigkeit ein für allemal zugeſichert; einige: ohne Schmerzen und Kämpfe ſei ſie wohl nicht zu bewerkſtelligen, allein es müßten lauter Triumphbogenſchmerzen und Blumenkranzſchmerzen ſein, Schmerzen, die aus ſtrahlenden Freuden, aus erhabenen Kämpfen hervorgingen und die ſchon um das irdiſche Leben eine Glorie zauberten. Du aber, meine Seele, glaube das nicht, denn beides iſt ein Wahn! glaube vielmehr, daß der Himmelfahrt eine lange Paſſion vorhergehen muß, eine Paſſion, die ſich nicht auf einen Todestag beſchränkt, ſondern manches Jahr, ja ſogar das ganze Leben umfaßt.

Aber iſt das nicht gar ſo traurig? fragſt du! — Leiden um der Liebe, der göttlichen Liebe willen, iſt das traurig? frag' ich. Traurig iſt's, wenn wir für eine Handvoll Aſche und ein Häuflein Staub einen Diamant hingeben — das Heil unſerer Seele; traurig, wenn wir die Liebesglut unſeres Herzens dermaßen verſchwenden, daß ſie die Gegenſtände verzehrt, die ſie ergreift und darauf in ſich ſelbſt verlodert; traurig, wenn wir wie eine rankende Rebe am ſicheren Stab nach oben uns ringen möchten, aber von Stürmen hin und wider geweht den Stab nicht feſt umſchlingen, ſondern zu Boden fallen und am Boden jämmerlich fortkriechen, bis wir verkümmert ſind; traurig, wenn wir an den reinen Quellen des lebendigen Waſſers vorübergehen und von einem ſchalen oder wüſten Getränk Erquickung begehren; traurig, wenn wir unſern Traum von irdiſchem Glück auf einen Wurf des Würfels, wie ein verwegener Spieler ſetzen — und ihn verlieren; traurig, wenn die Sternbilder, die den Morgen und Mittag unſeres Lebens geſchmückt haben, nicht auf-, ſondern untergehen, wenn der Abend kommt und uns in der Finſternis und Einſamkeit laſſen. Das alles und noch gar viel anderes iſt herzzerbrechend traurig, und geſchieht täglich, ſtündlich in uns und um uns herum. Es iſt deshalb ſo traurig, weil es aus Irrtum geboren iſt und immer tiefer in den Irrtum verſenkt; denn all' dieſe Seelen ſuchen das Glück, ſtrengen ſich ſehr an, um es zu finden, wiſſen aber nicht, wo ſie ſuchen ſollen oder — wollen es nicht wiſſen. Sie kämpfen wie trunkene Krieger für eine ſchlechte Sache, welche ihnen ihr Anführer, die Leidenſchaft, als eine ſehr gute und wünſchenswerte darſtellt. Sie verſpritzen ihr Herzblut und vergeuden ihre Kräfte, nicht um das Land der Verheißung zu erobern, ſondern um ſich ein Etwas zu eigen zu machen, das, gleich den Wüſtenſpiegelungen, nur Erſcheinung iſt und kein Weſen enthält. Sie kämpfen, ſie ſtreben, ſie leiden — umſonſt! ſie zerarbeiten ſich ſelbſt bis zur eigenen Schattenhaftigkeit zwiſchen all' den Schatten, für welche ſie leben; und ſprechen dann mutlos oder trotzig oder gleichgültig: umſonſt! ſie graben nach Gold und ſuchen nach Diamanten und arbeiten ſich die Hände wund — aber alles umſonſt! denn Diamanten ſind doch nur bunte Steine und Gold ein glänzendes Metall — und was hat die Seele davon? Umſonſt! umſonſt! klingt und klagt es um ſie herum. Ja, das iſt traurig.

Aber leiden um der göttlichen Liebe willen iſt nicht traurig. Weder die Martyrer noch die Heiligen waren traurig in ihren größten Leiden; denn ſie brachten ſich ſelbſt zum Opfer dar und die Flamme, welche dasſelbe verzehrt, wird von der

Liebe angefacht. Die Traurigkeit, welche den Erlöſer in der Nacht, da er verraten ward, überfiel — die Traurigkeit, von welcher der große Apoſtel im Korintherbrief ſpricht — gehören einer höheren Ordnung an, als die iſt, um welche der Menſch zu klagen pflegt. Die Traurigkeit unter den Ölbäumen von Gethſemane — das iſt ein Ozean geheimnisvoller Schmerzen, den unſere Fähigkeiten in ihrer Enge und Beſchränktheit nicht ermeſſen, nicht ergründen können; — es iſt ein göttlich-menſchliches Leid, ein myſtiſcher Schmerz, für den unſer armes, ſchweres, ſtumpfes Herz keinen Maßſtab beſitzt. Unter die Ölbäume von Gethſemane dürfen wir nur hinknien, um anzubeten — nicht um zu vergleichen. Die gottgefällige Traurigkeit des großen Apoſtels aber — o wohl dir, meine Seele, wenn du ſie kennſt! ſie iſt nur die Nacht, aus welches die Morgenſonne hervorbricht; nur die Arbeit, an welcher jede Muſchel ſich aufzehrt, um eine Perle zu bilden.

„Ich leide gern,“ ſtand auf dem Ringe, den der heilige Bernhard der heiligen Hildegard ſchenkte. „Leiden oder ſterben,“ war der Wahlſpruch der heiligen Thereſia. Dieſe Seelen liebten Gott mit vollkommener Liebe und darum wünſchten ſie dem göttlichen Erlöſer ähnlich zu werden. Denn ſchon die irdiſche Liebe, wenn ſie warm und ſtark iſt, ſpricht nicht zum Geliebten: Sei wie ich! — ſondern: Ich will werden wie du biſt, wie es dir gefällt! Um wie viel inniger muß dieſe Sehnſucht werden, wenn ſie vom Menſchen ab und zu Gott ſich kehrt; wenn ſich die Seele, wie die Muſchel ihre Schale, gegen den Himmel geöffnet hat, um den Tau der Gnade zu empfangen, den einen Tropfen der Erlöſung, die eine Perle des Himmelreichs.

„Herr, lebt man durch Leiden und iſt darin meines Geiſtes Leben, ſo magſt Du mich ſtrafen und beleben“ — ſpricht der alte König der Propheten und fügt hinzu: „Meine bitterſte Bitterkeit iſt mir zum Frieden geworden.“ Ein paar Jahrtauſende trennen die heilige Thereſia und den großen Iſaias; den Propheten Israels von der ſpaniſchen Ordensfrau; ſein myſtiſches Sion von ihrem myſtiſchen Karmel; aber der Ruf der Liebe, welcher nach dem ſeligen Leben durch Leiden verlangt, tönt durch jene Jahrtauſende und wird durch die zukünftigen tönen — denn er iſt der Schlachtruf, an welchem die Kinder des Kreuzes ſich erkennen.

Die Welt hört ihn, ohne ihn zu verſtehen! die Welt folgt ihren Fahnen und Bannern, welche zu Feſten und Schaugeprängen und Gelagen ihr voran ziehen. So ſtumpf iſt ſie denn doch noch nicht, wenigſtens nicht allgemein und nicht überall, um nicht zu erkennen, daß es noch manch andere Dinge zu tun gibt, als Feſte zu feiern — ſehr ernſte, ſehr wichtige Dinge, die es wohl wert ſind, daß ſogar ſie ihnen einigen Anteil ſchenke. Und dieſen Anteil will ſie denn auch nicht verſagen, ſo kühl, ſo oberflächlich, ſo matt er ſei. Einiges Gold ſammelt ſie und einige leere Stunden opfert ſie — und was ſich denn tun läßt mit dem Golde, das ſie nicht braucht und mit der Zeit, die ſie nicht anzuwenden weiß — das tut ſie! und dieſer Welt, o meine Seele, gehörſt du an, biſt in ſie verſunken und vermagſt dich nicht loszureißen von ihren Feſſeln, welche dir doch läſtig ſind. Welt iſt Welt! welcher Art die Feſte ſind, welche dir gefallen, oder die Genüſſe, die du ſuchſt, ob etwas feiner oder gröber — ob mehr geiſtiger oder ſinnlicher Art — ach! darauf kommt es nicht an, ſo lange du in ihnen allen dich ſelbſt ſuchſt. Die Welt, die betäubende, ſchmeichleriſche, blendende, verzehrende Welt — das iſt dein Ich! und wähnſt du, daß der Schöpfer dieſes dein Ich geſchaffen habe nach ſeinem Bilde? und graut dir nicht vor dem Zerrbild, welches du ihm anſtatt des urſprünglichen ſchönen, das er dir verlieh, entgegen trägſt?

Du möchteſt ein Kind des Kreuzes ſein, aber du willſt es nicht; denn wenn du es wollteſt, ſo wäreſt du es; — dieſe Gnade hat der himmliſche Vater noch keinem verſagt und du würdeſt wahrlich nicht der Erſte ſein. Allein dein Wille iſt gerade ſo unvollkommen wie deine Liebe, o meine

Seele, und darum bleibt es bei dem armſeligen, markloſen *Mögen* und mit eigenen Händen lähmſt du deine Hand. In ein kaufmänniſches Verhältnis ſtellſt du dich zu Dem, der die Fülle aller Gnaden beſitzt und ſie dir gewähren kann, wenn du die Hand öffneſt. Du dankſt ihm dafür, du bitteſt ihn darum, du preiſeſt ihn deswegen und deine Rechnung iſt immer gemacht. Hätteſt du nun aber auch deine Schulden weit pünktlicher abgetragen, als es wirklich der Fall iſt — was wär' es denn weiter! du müßteſt von neuem einen Handel beginnen und berechnen, wie viel und wie wenig dabei herauskäme — ob groß oder gering dein Vorteil wäre — und deine Unruhe, deine Sorge hörte nimmer auf. Es lebt ſich aber ſchlecht mit der Unruhe im Herzen. Ruhe willſt du! — ſie iſt in Gott allein. Ruhe iſt nicht ein unbewegliches abgeſtorbenes Herz; Ruhe iſt der Wille eines auf Gott gerichteten, nach Gott verlangenden, an Gott ſich hingebenden Herzens, das nicht mehr ängſtlich ſeine augenblickliche Befriedigung ſucht, weil es erkennt, daß ſolche Befriedigungen nicht Frieden bringen, ſondern Zerſtreuungen vom Frieden, Zerſplitterung im Vergänglichen, anſtatt Sammlung im Ewigen, im Einen. Verwildert durch das Vielerlei ſeiner Wünſche, welche das Herz bald hier- bald dorthin treibt und es immer wieder aufſtacheln zu neuem Verlangen und neuem

„Gott ſegne Dich! rief ſie jubelnd. Nur Reiſegeld, mein geliebter Gundaccar! nur daß wir nach Italien kommen! Dort wird Alles beſſer ſein.“

Er ſchüttelte traurig den Kopf und ſah ſie lange an. Dann umſchlang er ſie zärtlich und ſagte:

„Wie Du blaß ausſiehſt, meine Clelia! gar nicht Deine gewohnten morgenröthlichen Farben.“

„Ich war auch ſonſt zuweilen blaß, Gundaccar.“

„O ganz anders!.... dies iſt keine üppige morbidezza .... dies iſt Bläſſe des Grams — und Deine Augen ſind ſorgenmüde.“

„Gundaccar, ſei barmherzig! rief Clelia heftig, ſprich nicht ſo und denke nicht daran wie ich ausſehe, denn das betrübt und deprimirt Dich! ſondern daran denke, daß Du arbeiten willſt und mußt, weil die Kinder ſonſt nicht leben können. Du hörſt, ich ſpreche nicht von Dir, nicht von mir, aber von den Kindern! denk' an ſie.“

Und wirklich begann Gundaccar zu malen. Aber er fühlte ſich ſo lahm, trocken und öde, daß er mit Gleichgültigkeit arbeitete. Das kann die Kunſt nicht vertragen! ſie will mit innerer Freudigkeit behandelt ſein. Er malte ſchlecht. Dies war der Tropfen im übervollen Eimer; er widerſtand nicht länger der Verſuchung die hinſterbenden Lebensgeiſter künſtlich zu erwecken.

Suchen, wähnt es, ſo lange es auf dieſe Weiſe in der Irre umhertaumelt, dieſes Fieber ſei Leben. Aber in einer Todeskrankheit iſt es befangen! an der Emanation der Lüge hat es ſich feſtgeſogen und das, wovon es ſich nährt, iſt Gift, welches, wie Opium, erſt berauſcht und dann vernichtet. Es wähnt ſich ſtark, weil heftige Stürme in ihm toben; — aber dieſe zu beſchwichtigen, wäre Stärke. Es wähnt ſich frei, weil es an der Kette zerrt, die eine höhere Ordnung ihm auferlegt; aber ſeine Freiheit wäre, ſich freiwillig jener einzureihen. Es wähnt ſich mächtig, weil eine Macht in ihm waltet, die es nicht berechnen, weil nicht beherrſchen kann; aber es iſt ein blinder Sklave, dem Sklavenbrüder zurufen: komm mit uns! und der ſich von ihnen fortreißen läßt in die Wüſte — wo er einſam und verloren ſchmachtet. Das iſt das Ende der Verwilderung des Herzens; dahin kommt es mit dir, o meine Seele, wenn du es ſeinem Ungehorſam, ſeiner Zügelloſigkeit preis gibſt, aus törichter Furcht, Großes und Schönes müſſe in ihm ſterben, wenn er das Joch in ſich nimmt, unter welchem es lernt ſanft und demütig zu ſein. Es iſt ein großer Tyrann, das Herz! traue ihm ja nicht. Es kann ſchmeicheln wie alle Tyrannen, wenn ſie gerade willige Zuſtimmung nötig haben. Es kann ſich lieblich und ſüß dir darſtellen und von Liebe und Leid wehmütig träumeriſch ſingen und ſagen: Höre nicht hin und laß dich nicht verzaubern! es will dich unterjochen, damit du ihm dieneſt; — aber du biſt geſchaffen zum Dienſt eines andern Herrn, der auch dein Herz begehrt, um ihm die Fülle zu geben von Leid und von Liebe. Und wo die Fülle — da iſt die Ruhe. Ein Sturm auf dem Ozean iſt ein furchtbares Bild der Empörung in den Naturgewalten — ja! aber kein Sturm hat je verhindert, daß die geheimnisvolle Ordnung der Ebbe und Flut ſo friedlich von ſtatten gehe, als ob Frühlingslüfte über das Meer ſäuſelten; denn ſie gehorcht einem unwandelbaren Geſetz. So kann auch die Seele manchen Sturm aushalten und durchleben, ohne daß dadurch ihre tiefſte Ruhe, ihre gleichmäßigen Atemzüge in einer höheren Sphäre unterbrochen würden.

Alles Geſchaffene ſtrebt nach Einheit, weil es in ihr ſeinen Urgrund, aus ihr ſeinen Urſprung hat. In welcher Schönheit und Vollkommenheit die Schöpfung geſtrahlt hat, ehe ſie, abgelöſt von der Einheit, in die grauſame Zerſtückelung fiel, wo das „Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt" — wer kann es ermeſſen! Das furchtbare Ringen des Fleiſches, um den Geiſt zu unterjochen und die zuweilen gewaltſame und dennoch ſo erfolgloſe Anſtrengung des Geiſtes, um ſich nicht unterjochen zu laſſen, wie die ganze innere Geſchichte der heidniſchen Welt ſie zeigt — war immer ein Streben, um ſich aus dem Zwieſpalt zu retten. Nur mußte in der Tiefe eine Vereinigung erzielt werden, da den ſtrebenden Elementen die höhere Einheit unzugänglich blieb — bevor die Verſöhnung eingetreten war; die Verſöhnung, daß das Wort Fleiſch annahm, aber nicht um deſſen Knecht, ſondern um deſſen Herr zu werden — nicht um Freuden und Wonnen zu genießen, ſondern um liebend zu leiden — nicht um das Fleiſch in Glanz und Herrlichkeit — ſondern in Unterwürfigkeit und Dienſtbarkeit herzuſtellen. In Einheit war die Welt von Gott geſchaffen; zur Einheit führte er ſie zurück. Beides war Liebe, Schöpfung wie Erlöſung; nur miſchte ſich in letztere jene unermeßliche Barmherzigkeit, welche durch ein unermeßliches Elend hervorgerufen wird, und welche einen unermeßlichen Dank erzeugt.

Worin kann der Dank beſtehen, den eine große Liebe weckt? — Im Vertrauen! Der Dank des Kindes für die Zärtlichkeit der Mutter iſt Vertrauen. Der Dank des Weibes für die Treue des Gatten iſt Vertrauen. Der Dank des Freundes für die Aufopferung des Freundes iſt Vertrauen. Kind und Weib und Freund — alle ſprechen aus einem Munde: Du liebſt mich! ja, Du liebſt mich gewiß! — und aus dieſer Zuverſicht entſpringt eine tiefe Hingebung, ein bedingungsloſes Anſchmiegen, ein feſtes Umfangen, eine unerſchütterliche Überzeugung, daß hier nichts als Liebe walte.

Dieſen Dank hat auch die göttliche Liebe empfangen — freilich nicht ſo wie das Opfer eines Gottes es verdient, aber doch ſo, wie es die Menſchheit ehrt; denn ſie vertraute Gott, d. h. ſie glaubte an ſeine Liebe, an jedes Wort, jedes Zeichen, jeden Ausdruck, jedes Gebot derſelben: ſie wurde chriſtlich; ſie nahm die Gnadengaben an, ſie begann tapfer ihre Umbildung aus der Sünde in die Entſündigung, aus dem Abfall in die Erlöſung hinein. Das Wort der Schöpfung verſtand ſie nicht mehr, die ſündige Menſchheit, weil das Licht ihrer Erkenntnis verdunkelt und die Kraft ihrer Liebe geknickt war durch die Sünde; um ſo beſſer verſtand ſie das Wort der Erlöſung: „Und das Wort ward Fleiſch!“ und die ganze himmliſche, nie gehörte, ſo übermächtige, ſo liebliche, herzzerſchneidende und ſeelenſtärkende Sprache der Erlöſung, welche wie ein Frühlingstau der Liebe aller winterlichen Erſtarrung und Kälte ein Ende machte. Sie liebte den menſchgewordenen Gott, den Erlöſer; ſie vertraute ihm.

Welche Kraft darf ſich meſſen mit der Kraft der Liebe? Die Liebe iſt der ganze Menſch: wie er liebt, ſo iſt er. Sie iſt der Herr des Menſchen: wie er liebt, ſo lebt er. All ſein Tun und Handeln, ſein Wollen und Streben ſind Zweige, Blüten, Früchte ſeiner Liebe oder ſind Ungeſtaltungen, Umbildungen, Mißbildungen derſelben. Sie iſt der Quell, aus welchem der Strom jeder Leidenſchaft ſich nährt; ſie iſt der Herd, an welchem das Feuer zu jedem Opfer ſich entzündet. Sie iſt die Macht, welche den ſeraphiſchen Heiligen zum Himmel erhebt und den gefallenen Engel in den Abgrund ſtürzt. Sie iſt die Glut, an der eine Welt ſich erwärmen und die eine Welt in Brand ſtecken kann. Sie iſt die Nahrung, aus welcher die Seele das Brot des ewigen Lebens und die Speiſe des Todes empfängt. Sie iſt das große, das ewige Geheimnis, das den Menſchen mit Gott und mit dem Menſchen verbindet, und dieſer Vereinigung eine himmliſche Schönheit, eine unſägliche Würde einhaucht — oder ſie mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet. Sie iſt die Flamme, welche das ewige Licht, das vor dem Altar Gottes friedlich brennt und die Fackel entzündet, bei der wüſte Orgien gefeiert werden. Sie lebt in den reinen Geiſtern, die vor dem Thron der heiligen Dreifaltigkeit anbeten — und in den gefallenen, deren Sturz ihre Verdammung war; denn der Teufel kennt noch die Liebe — aber er liebt ſich ſelbſt.

Auch der unerlöſte Menſch liebt ſich ſelbſt, d. h. ſich ſelbſt in einem andern oder andere um ſeiner ſelbſt willen. Recht weit kann dieſe Liebe gehen, ſo daß die Menſchen ſie anſtaunen, gar bewundern;

allein hoch — geht ſie nicht. Sie kann den Menſchen erſtaunlich weit in ſeiner natürlichen Richtung bringen, aber gerade dadurch ihn der übernatürlichen gründlich entfremden. Ein Herz, das für ein Kind, für einen Mann Kummer und Leid, Hunger und Durſt erträgt, wird vielleicht nicht verſtehen, daß es Gott über alles lieben ſoll. Die Gaben Gottes lieben — ſo wähnt es — das ſei Gott lieben. Allein der Geber kann ſeine Gaben zurücknehmen — und tut es. Was nun? ſoll nicht eine furchtbare Lücke in dieſem Herzen bleiben, ſo muß es neue Gaben erlangen, die ihrer Natur nach ebenſo vergänglich und flüchtig ſind wie die erſten und ebenſo leicht verſchwinden. Und ſo bleibt dies unſelige Herz mit ſeinem Liebesbedürfnis, welches fortdauert, zwiſchen all' den Erſcheinungen, welche vorüber fliehen und ringt in Verzweiflungen und Verirrungen ſich wund oder ſtumpf.

O du armes Herz, nur eines kann dich retten: bilde deine Liebe zur Tugend um, mache dein Gefühl zum Willen, ſo daß deine natürlichen Neigungen und Leidenſchaften nicht mehr den Weg gradeaus, ſondern die Richtung nach Oben nehmen: dann haſt du für deine unvergängliche Liebe einen unvergänglichen Gegenſtand gefunden. Es iſt das ewig anbetungswürdige Wunder der göttlichen Gnade, daß ſie den Hebel, welcher der natürlich mächtigſte iſt, nicht ausrottet, nicht zerſtört, und ihm nur ein neues Element beifügt, wodurch er abermals der wirkſamſte im übernatürlichen Leben wird. Nach der Ordnung der Natur ſchlingt und webt die Liebe alles in ſich hinein; nach der Ordnung der Gnade tritt ſie vollſtändig aus ihrem Ich heraus und in die Gemeinſchaft mit Gott hinein.

Zu dem Entſchluß und der beharrlichen Entſchiedenheit, die Türe ihres Innerſten vor dem Ich zu verſchließen, gelangt ſie nicht durch ihren menſchlichen Willen. Die Gnade muß ſie berührt, muß ihr Auge für das Werk der Erlöſung und ihr Ohr für deren Sprache geöffnet haben, ſo daß ſie das Kreuz erkennt und das Wort verſteht, das vom Kreuz herab erſchallt. Erkennt und verſteht ſie, ſo iſt das Fundament der Wiedergeburt gelegt. Sehnſuchtsvoll und durſtig ſchmiegt ſie ſich der Gnade an, läßt gleichgültig fallen oder wirft mit Überlegung fort, was ihr bis dahin ein liebes Eigentum oder ein teurer Beſitz war, um nur die Hände frei zu behalten, nach der Gnade auszuſtrecken, deren Gaben zu erfaſſen — bis ſie endlich, halb gezogen, halb ſich aufſchwingend, getragen von den heiligen Sakramenten, gehoben vom Gebet, das übernatürliche Leben in der Liebe zu dem beginnt, deſſen Liebe der Grund und das Ziel dieſer neuen Lebensordnung iſt. Die Gnade iſt das umgeſtaltende, umbildende, unirdiſche Element, welche ſich des Beſten bemächtigt, was der natürliche Menſch beſitzt, ſeiner Liebe; und hat ſie dieſe in ihrer Gewalt, ſo wird die Liebe der Kanal, durch den die Seele die Gnade und ihre Gaben empfängt.

Einen ſtarken Läuterungsprozeß muß die Liebe ertragen, bevor ſie der Träger des Gnadengeheimniſſes werden kann. Eine arabiſche Sage erzählt, als der Finger Gottes den Mohamed berührt habe, ſei er eiskalt geworden. Allerdings muß die Seele eiskalt werden, wenn der Finger Gottes ſie berührt, bevor er in ihr die göttliche Liebe weckt; denn vor der Annäherung des Erhabenſten, des Heiligſten — erſtirbt das Irdiſche, und in Nacht und Kälte zittert die Seele, wie vor dem Tode, bang und ahnungsvoll, was nun mit ihr geſchehen, ob ſie in dieſen Schauern der Finſternis verbleiben, ob dieſer Kerker, in deſſen ſtarren Mauern ſie ſich gefangen fühlt, nicht ſein ſchwarzes Tor vor ihr öffnen werde — damit ſie wieder gelange zum Licht, zur Wärme, zur Freiheit, die ſie ſonſt gekannt und genoſſen hat. Und dieſelbe Hand, welche die Seele zum Bewußtſein und zur Erkenntnis ihres tief nächtlichen, ihres tödlichen Elends bringt, ſendet ihr auch die Gnade zu. Die ſchwarze Tür des Kerkers wird geſprengt wie von einer Flamme; und die Flamme erfaßt die Seele in ihrem Kern, in ihrer mit Aſche überſchütteten Liebe, und durchglüht und durchbrennt dieſe ſo lange, bis alles, was in ihr tot war aufgezehrt und bis wieder lebendig geworden, was zum ewigen Leben berufen iſt: die göttliche Liebe, mit ihrem erhabenen Gefolge von Glauben, Hoffnung, Demut und Gehorſam — mit dieſem Gefolge von Tugenden, welche die erlöſte Welt, und nur ſie allein kennt; denn ſie ſind die Töchter oder die jüngeren Schweſtern der Liebe, die nicht früher als ſie exiſtieren können, und ohne welche die Liebe ihren ſchönen Namen nicht verdient.

Wenn das Gold bis zu vierundzwanzig Karat geläutert iſt, ſo findet das Feuer nichts mehr an ihm wegzuſchmelzen; dann iſt jede unedle Beimiſchung hinweg gebrannt und nichts übrig als das reinſte köſtlichſte Metall. Zu dieſer Lauterkeit muß die Liebe ausgeſchmolzen werden; darum ergreift die Gnade ſie wie eine Flamme und bringt ihr unausſprechliche Schmerzen, unſägliches Weh; denn ſie ſteht ja noch auf der niedrigſten Stufe und da dünkt es ihr ſo ſchwer, alles verlieren, alles daran geben zu ſollen; da erkennt ſie noch nicht klar, daß ſie ſich mit nichts, als mit unnützer Laſt befrachtet, und daß ſie um ſo mehr leiden müſſe, je mehr ſie dieſe Dinge ſich zu eigen gemacht hat, je feſter ſie an ihnen hängt. Allmählich nur, wenn ſie an Reinheit und Kraft zunimmt, ſieht ſie mit Erſtaunen, welche Schlacken ſich von ihr ablöſten und mit noch größerem, daß ſie dieſelben für ächtes Gold gehalten habe. Dann hat ſie das Schwerſte überwunden: die Furcht vor dem Schmerz — dieſe Furcht, welche den Menſchen zu einem Feigling macht. Dann ſpricht ſie mit dem großen Propheten: „Herr, iſt im Leiden meines Geiſtes Leben, ſo magſt Du mich ſtrafen und beleben“ — denn ſie beginnt zu ahnen, daß auch ihr beſchieden ſein dürfe, ſpäter mit ihm zu rufen: „Meine bitterſte Bitterkeit iſt mir zum Frieden geworden!“ und zuletzt: „In Jeruſalem ſollt ihr getröſtet werden!“ Denn die göttliche Liebe iſt immer ein Benjamin, ein Kind der Schmerzen, welches ſeine irdiſche Mutter tötet und auf welchem himmliſcher Segen ruht.

Die übernatürlichen Gaben, die der Schöpfer bei der Schöpfung dem Menſchen verliehen hatte, waren durch den Sündenfall auf immer verloren; als aber die Erlöſung den himmliſchen Vater mit ſeinen Kindern verſöhnt und ihre Trennung von ihm aufgehoben hatte: gab ſeine unendliche Liebe ihnen die Verfügung über einen neuen, unermeßlichen Schatz: die Gnade; und die Gnade iſt der geheimnisvolle Schlüſſel, welcher das übernatürliche Leben erſchließt, und das übernatürliche Leben iſt die Tempeltreppe, die von Stufe zu Stufe in das Himmelreich führt.

Der Leiter der Gnade aber — iſt das Kreuz! Vom Kreuz geht das Licht der Erkenntnis aus und

Als Clelia das gewahr wurde machte ſie ſich heiße Vorwürfe Gundaccar auf einen Punkt hingedrängt zu haben, auf welchem er ſich vermöge ſeines Mangels an Energie unmöglich dauernd erhalten konnte. Ich hätte ahnen ſollen daß es ſo kommen müſſe! ſprach ſie mit heimlicher Troſtloſigkeit zu ſich ſelbſt. Er kann dieſe krankhafte Ueberreizung nicht ertragen; er reibt ſich auf ohne etwas zu leiſten; er fühlt ſich immer ſchwächer und elender werden — mein Gott, wie ſoll das enden!

Sie hatte Unterricht im Geſang geben wollen und ihren Lehrer gebeten ihr Schülerinnen zu verſchaffen. Dieſer, ihr Landsmann und ein feuriger Bewunderer ihres großen Talents, hatte ſich gern dazu bereit erklärt, ihr jedoch geſagt:

„Es fehlt Ihnen nicht an Schule und Studium; allein dasjenige wodurch Sie und überhaupt alle Sänger entzücken, iſt Ihre Stimme, Ihr Ausdruck, Ihr Vortrag. Schüler wollen eine Methode erlernen in welche ſie ihre Mittelmäßigkeit verſtecken können. Aber Ihre Methode — iſt die augenblickliche Inſpiration Ihres Genies; wie wollen Sie die Ihren Schülern beibringen? ſie werden Ihnen mit Entzücken zuhören, jedoch ſchwerlich etwas von Ihnen lernen. Indeſſen verſuchen Sie es. Bei einem ſolchen Talent iſt Alles möglich, und vielleicht werdas Wort des Verſtändniſſes, der Tau des Segens und die Wärme der Liebe, die Dornen unirdiſcher Schmerzen und der Balſam unirdiſcher Seligkeit, Martertum und Himmelfahrt eines Gottes, Martertum und Himmelfahrt der erlöſten Seele, welche durch dies Myſterium der Liebe, durch dies Opfer Gottes ihre Verſöhnung in Gott gefunden hat. Wo wäre ein helleres Licht? die Weisheit der Weiſeſten beſteht darin, daß ſie es entweder ahnten oder verkündeten oder anbeten; es zerſtreut die Schatten des Irrtums, es erleuchtet die Nacht der Sünde, es zeigt den Pfad des Heils. Wo wäre ein verſtändlicheres Wort als jenes, welches die ewige, die unwandelbare Wahrheit ſelbſt geſprochen hat? Gnade — iſt gleichſam das Schöpfungswort der Erlöſung. Es iſt das „Werde" des neuen Menſchen. Es iſt ſein Schlachtruf im Kampf für das Himmelreich. Es iſt ſeine Loſung, um in den Wunderbau der Kirche einzutreten, welcher ſelbſt durch die Kraft dieſes Wortes ſich erhoben und jene uralte Fabel zu einer heiligen Wirklichkeit gemacht hat, welche die heidniſche Welt vom Orpheus erzählt, daß die Mauern Thebens von ſelbſt, nur durch den Zauber ſeiner Melodien ſich aufgebaut hätten. Der erhabene Dom der Kirche ſteigt auf zur Gnade, wölbt ſich um die Gnade, hallt wieder von Gnade. Gnade iſt ein Wort, welches das ganze Altertum nicht gekannt hat, ſo klug und ſinnig es geprieſen werden möge. Gnade iſt die Erfindung eines Gottes. Er ſchuf dies neue Prinzip; er machte ſich ſelbſt zu deſſen höchſtem Ausdruck, zu deſſen Offenbarung; er nahm das Fleiſch an; die göttliche Natur verſchmolz mit der menſchlichen Natur in ihm, dem Mittler. Gnade iſt: Verſenkung des göttlichen Lebens in das menſchliche Leben; — iſt ein Liebesgeheimnis zwiſchen jeder Seele und Gott.

Wenn ſie aber ein Geheimnis iſt — woran erkennt man ſie, was wirkt ſie? kann man nicht ſich ſelbſt oder andere ungemein leicht täuſchen durch Spiele der Phantaſie, durch poetiſche Träumerei, ja ſogar durch Heuchelei? gewährt nicht ein anvertrautes Geheimnis der Selbſtgefälligkeit Nahrung — und ein Liebesgeheimnis, der eitlen Verzauberung?

O wohl iſt die Schwäche der Menſchen ſo groß, ſo radikal, daß ſie dergleichen Fragen hervor rufen kann! Dennoch aber iſt die Wirkung der Gnade an einem Zeichen ſo deutlich zu kennen,, daß der Zweifler ſich nicht über ſie irren kann; und das iſt: die Liebe zum Kreuz. Wo die ſich findet, wo eine Hand nach dem Dornenkranz greift, ſtatt nach dem Blumenkranz und, wenn dieſer Dornenkranz nicht um das Haupt paſſen will, ihn um das Herz ſich legt: da iſt die Gnade, da iſt die Seele in die Gemeinſchaft der Liebe mit Gott getreten, da hat ſich das göttliche Leben des natürlichen Lebens bemeiſtert und da hat der Menſch ſich entſchloſſen das zu tun, wozu ihn der Heiland berufen hat: an Ihn zu glauben und Ihm das Kreuz nachzutragen — das freiwillig erwählte.

Als es ſich erſt eben auf dem Kalvarienberg erhoben hatte, war es ſchon den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, den Gläubigen eine Gotteskraft — und zwar eine ſo mächtige, daß, als der große Apoſtel Paulus dieſe Worte ſchrieb, die ganze damals bekannte Welt bis zum Fundament von ihr durcharbeitet war. Sie umdrängte das Kreuz in gläubiger Liebe; ſie hörte nicht hin, ob auch dieſe Zeter! ſchreien — ob auch jene mit bitterm Hohn lachen und ſpotten mochten; ſie ſah nicht hin, als Wut und Spott ſo ingrimmig wurden, daß ſie neue Kreuze und neue Martern erfanden; ſie blieb treu dem geliebten Kreuz — und da erſt recht; denn die Liebe will die Tränentaufe des Schmerzes empfangen haben, um ſich unſterblich zu fühlen. Das ganze Chriſtentum iſt eigentlich nichts anderes, als eine allgemeine Liebe der erlöſten Menſchheit zum Erlöſer und eine Anbetung des Symbols ſeines Opfers: des Kreuzes. Je kälter die Liebe und je matter die Anbetung ward — um ſo mehr entſchwand in ſpätern Tagen aus der chriſtlichen Welt ſelbſt — das Chriſtentum. Denn die Seele will ihre Nahrung, ihre überſinnliche

Speiſe ſo gut haben, wie der Körper die leibliche; — und Liebe iſt das Brot, das ihren Hunger — Anbetung der Trank, der ihren Durſt ſtillt. Wo das fehlt, verkommt und verſchrumpft ſie, und Mißbehagen, Unruhe, lückenhaftes Treiben bemächtigten ſich ihrer und wirbeln ſie ferner und immer ferner von ihrer Beſtimmung, ihrem Ziel, ihrer Sehnſucht hinweg. Es gibt ſo viel unglückliche Seelen nur deshalb, weil ſie ſo wenig Liebe zum Kreuz haben; weil ſie vergeſſen haben, wie ſehr Gott ſie liebt; weil ihnen der Gedanke an das heilige Blut des Erlöſers, das für ſie gefloſſen, ganz merkwürdig abhanden gekommen iſt; — weil ſie in dieſem halbtoten Zuſtand wie Muſcheln ohne Perlen, wie Erdreich ohne Tau ſind, und weil ſie in dieſer ſchauerlichen Dürftigkeit, mit dieſer vernichtenden Trockenheit langſam, langſam hinſterben — und ſich ſchminken und ſchmücken, um es ſich nicht ſelbſt einzugeſtehen.

An dieſem Elend ſiechen tauſend und tauſend Seelen dahin, welche geſund und friſch, voll Mut und Kraft ſein könnten, wenn ſie die Liebe zum Kreuz hätten, wenn ſie nur ein einzigesmal des Opfers ihres Erlöſers gedenken, nur ein einzigesmal den Tropfen Blut betrachten wollten, der für ſie verfloſſen iſt — und den ſie ſich nicht zu eigen machen. O wenn jetzt ein Gott in die Welt hinein riefe: Öffnet eure Hände! hier gebe ich euch Reichtum, Geſundheit, Schönheit, Anſehen, Verſtand und Macht! — o wie würden ſich alle Hände ausſtrecken und weit machen, um möglichſt viel von dieſen köſtlichen Geſchenken zu empfangen! — Da er aber ruft: Öffnet eure Herzen und ich gebe euch all' jene Gaben für eure Seele! — ſo bleibt alles ſtill und regt ſich nicht, denn irdiſche Begierden überwuchern das Verlangen nach himmliſchen Dingen.

Und es iſt doch ſo ſchön im Schatten des Kreuzes, wie es auf Golgatha ſteht, während die Sonne des Oſtertages über ihm aufgeht! Da verhallt der Rauſch des Lebens, denn ſein Zuruf findet kein Echo. Da erſtirbt das Fieber der Leidenſchaft, ſo wie zu der Bergesſpitze nur ein leiſes Geflüſter aus dem rauſchenden Treiben im Flachland empordringt. Da brennt die Hitze des Tages nicht mehr in der kühlen Stille und die kalte Nacht verliert ihre Schauer vor dem Morgenrot. Da fließen die Tränen nicht wie bittre froſtige Tropfen, die das Auge verdunkeln, ſondern wie eine Perlenſaat, in welcher das Herz zerſchmilzt, um aus ſeiner Enge hinüber zu wallen an das Herz Gottes; um ſich in dieſer Auflöſung all' ſeiner irdiſchen Schmerzen unterzutauchen und rein zu baden, und himmliſcher Schmerzen gewürdigt zu werden, welche auch das Herz Gottes gekannt, getragen, geteilt hat. Da iſt nicht der Mangel mehr, der eine, der vernichtende, der überwältigende, der durch keinen Beſitz befriedigt, durch keinen Genuß betäubt, durch keinen Reichtum geſtillt werden kann, dem keine Gabe genügt, vor dem alle Schätze verſchwinden, für den es keinen Erſatz durch eine Krone und keinen Troſt auf Thronen gibt, der Mangel, welcher zugleich der Scheiterhaufen und die Glorie des Menſchenherzens ausmacht: der Mangel an Liebe! Da — iſt er nicht mehr; denn da iſt der Quell der Liebe, ihr Urgrund, aus dem jedes Herz ſchöpfen darf, und der doch göttlich unerſchöpflich für alle Ewigkeit iſt. Und hat das Herz die Liebe gefunden — was braucht es mehr? Sie bleibt bei ihm, ſie ſchlägt ihre Wohnung in ihm auf, ſie umfängt es mit himmliſchen Feſſeln und regt es ſich erdenwärts, ſo leuchtet ſie in um ſo hellerem Feuer auf, um es neu zu entzünden. Sie hat einen Bund mit ihm gemacht und denſelben beſiegelt durch das ewige Opfer ihrer ewigen Hingebung — durch die Euchariſtie. Dieſe iſt das purpurfarbene Siegel über dem Liebesgeheimnis zwiſchen der Seele und Gott. — — Und das alles iſt zu finden im ſtillen Schatten des Kreuzes. Wer es je dort geſucht hat, ſagt gewiß nicht nein; und wer nein ſagt, ohne es dort geſucht zu haben, hat kein Recht es zu ſagen. Freilich: als ein Jude, dem das Kreuz ein Ärgernis — als ein Heide, dem es eine Torheit iſt, darf man dort nicht ſuchen. Wer die Sterne beobachten will, muß das Auge zum Himmel wenden, nicht zu Boden. Wer in die Goldmine einfahren will, darf ſein Grubenlicht nicht auslöſchen. Wer ſich ſtemmt wider das Kreuz, dem iſt es dürres Holz. Wer es mit dem Glauben der Liebe umſchlingt, dem wird es zur lebendigen Offenbarung der Liebe.

Kann man aber zu dieſem Glauben gelangen ohne Gnade? Nein, gewiß nicht! Allein die Gnade iſt ja durch die Erlöſung das eigentliche Element geworden, in welchem die Menſchheit ihr höheres Leben finden ſoll; alſo iſt ſie in der chriſtlichen Welt allgenügend vorhanden. Aber man macht ſie ſich nicht zu eigen — weil man zweifelt, und Zweifel iſt Mehltau auf der Blüte der Gnade, der ſie erſterben macht. O, daß der Menſch in richtiger Würdigung ſeines beſchränkten Verſtandes, ſeines unvollkommnen Willens, ſeiner geringen ſittlichen Kraft und der Kurzſichtigkeit ſeines Geiſtes, an ſich ſelbſt und an jeder Macht zweifelt, die nur auf menſchlicher Einſicht und Anordnung beruht — wie richtig iſt das. Aber daß er vom Hochmut verblendet den ſinnlichen Maßſtab an überſinnliche Veranſtaltungen legt und göttliche Myſterien nicht, wie er ſollte, im übernatürlichen Licht des Glaubens — ſondern im natürlichen des Verſtandes betrachten will — wie beſchränkt iſt das! oder vielmehr, welch' eine gerechte Strafe ſeiner Selbſtüberſchätzung iſt das; denn dadurch, daß er ſich ſelbſt auf die Stufe zu ſtellen gedenkt, die er durch eigene Kraft nicht erreichen kann, bleibt er tief unter derſelben — ja ſo tief, daß ihm die volle Verblendung der Irdiſchkeit wie Wellen über dem Kopf zuſammen ſchlagen, und daß er von ihrem Brauſen ganz betäubt dem Menſchen viel weniger zutraut, als die Gnade ihm zutrauen will und indem er ihn zu ehren verſucht — ihn erniedrigt. Gott aber, der den Menſchen geſchaffen hat nach ſeinem Bilde, muß ihm auch die Mittel gegeben haben, dies Bild entweder rein in ſich zu erhalten oder es zur Reinheit wiederum herzuſtellen; denn ſonſt wäre jene Schöpfung ein überflüſſiger Luxus geweſen. Da nun jene Mittel nicht in den natürlichen Gaben und Kräften des Menſchen liegen, ſo müſſen ſie in den übernatürlichen zu finden ſein, ſo muß die Todeswunde, welche der Sündenfall ſchlug, durch den Balſam der Erlöſung geheilt werden.

Iſt denn das nicht etwas, wodurch ſich der Menſch geehrt finden ſollte? Er iſt nicht bloß der Gegenſtand der göttlichen Gnade — nein! ſie bedarf ſeiner Mitwirkung. Es iſt nicht genug, daß die göttliche Liebe ſich ihm naht — nein! er muß heraus aus ſeiner Paſſivität, ſie begehrt, ſie fordert ſeine Gegenliebe. Für jede ſeiner intenſivſten Lebensäußerungen, für Tatkraft und Kampf, für Opfer und Hingebung, für Leid und Freude, für Ruhe und Tun bietet ſie ihm Anknüpfungspunkte, auf denen er ſich ſammeln und ſtärken und dann weiter ziehen kann zur Eroberung des heiligen Landes, welches das Himmelreich heißt und wohin ſie ihm die Fahne vorauf trägt.

So wird der Menſch von ſeinem Schöpfer und Erlöſer aufgefaßt — und mit unbegreiflichem Dünkel verſchmäht er dieſe Ehre, um ſich nach ſeinem eigenen kargen Maßſtab das Ziel zuzumeſſen, welches die Entfaltung ſeiner Seele erreichen kann. Nur den kann die Gnade tragen und heben, der ſich ihr in die Arme wirft mit dem vollen Vertrauen der Liebe. Und wen hätte ſie je in dieſem Vertrauen getäuſcht? Aber das Fazit eines Rechenexempels iſt ſie nun einmal nicht! Zwei Spekulanten mögen immerhin dahin übereinkommen und einen Kontrakt darüber abſchließen, daß ſie beide ihr ganzes Vermögen daran wenden wollen, um in einem andern Weltteil ein Land zu kaufen; und jeder von ihnen darf darauf ſehen, daß der andere keinen Heller weniger zahle als er; aber auf die göttliche Gnade iſt dieſe menſchliche Vorſicht nicht anzuwenden. Um die zu erlangen, muß ſich der Menſch hingeben mit allem, was er iſt und hat — bedingungslos für einen einzigen Tropfen vom Blut des göttlichen Erlöſers.

Das iſt Glaube. Das iſt Liebe.

Kalt und wüſt iſt die Welt. Ein Todesſchauer zieht froſtig über ſie hin. Dumpfes Grau der

Dämmerung bedeckt ihren Himmel. Das Kreuz mit dem hinſterbenden Heiland ſteht allein klar und groß und beſtimmt vor ihr da. Aber ſie ſchlägt das Auge nieder, oder wendet es ab — und geht vorüber. Der Hahn kräht, der kleine Wecker des Gewiſſens, der Verkünder des Morgenlichts! aber ſie ſpricht: „Ich kenne dieſen Menſchen nicht" — und geht vorüber. Blitze zucken auf, die Erde bebt, Nacht will es werden ſtatt Morgen, der Vorhang des Tempels zerreißt und gibt das Allerheiligſte preis dem entweihenden Blick der Neugier, der Frechheit, der Gleichgültigkeit, des Spottes; — ſie entſetzt ſich nicht über die drohenden Zeichen, ſie erſchrickt nicht vor der Entweihung des Allerheiligſten — ſie geht vorüber. Keine Warnung, kein Weckruf, keine Drohung vermag ihre Taubheit und Blindheit zu zerſtören. Und wohin geht ſie ſo taub und blind? — Wohin? — Zum Feſtmahl des Königs Balthaſar! — wohin denn ſonſt? Da gibt es Fackeln, Kerzen und Ampeln, bei denen man die ſchauerliche Finſternis da draußen vergeſſen kann. Da brauſt ein Rauſch der Freude, der nicht zum Bewußtſein darüber kommen läßt, daß die goldenen Kelche und ſilbernen Schalen auf dieſer Tafel den Tempeldienſt geraubt und profaniert ſind. Da ſitzen ſie beiſammen alle, die beiſammen gehören, die Großen und Mächtigen, die Klugen und Weiſen, und freuen ſich ihrer ſtrahlenden Herrlichkeit. Zwar ſteht der Meder draußen und den Sie auch vortrefflichen Unterricht geben können. Meiner dringendſten Empfehlung ſind Sie gewiß! Italienerin ſind Sie — das iſt ohnehin bei vielen Muſikliebhabern gleichſam eine natürliche Empfehlung, die Ihnen ſehr zu ſtatten kommen wird. Nur Muth! ich fing auch ganz beklommen und klein an, und jezt — nun, Sie ſelbſt haben mir ja einen Napoléon für die Muſikſtunde gegeben.“

Dieſer Zuſpruch und ihr eigner Entſchluß ermuthigten Clelia ſehr; allein ehe er zur Ausführung kam erkrankten beide Kinder an langſam zehrendem Fieber. Wol hätte ſie unter Gundaccars und Andreas Obhut und Pflege ſie laſſen dürfen; aber es war eine neue Angſt auf dem armen gequälten Herzen, eins der Kinder, vielleicht Beide! ſterbend oder gar todt bei ihrer Heimkehr zu finden. Sie dankte Gott daß es ihrem Lehrer noch nicht gelungen war ihr Schülerinnen zu verſchaffen. So war ſie doch für jezt noch der Pflicht enthoben unter ſo fürchterlichen Umſtänden gelaſſen Unterricht ertheilen zu müſſen. Vor ihrem Mann hatte ſie nie eine Klage, und noch viel weniger einen Vorwurf für ihn. Einmal jedoch hatte ſie geſchwankt. Konnte es nicht eine wolthätige Erſchütterung für Gundaccar ſein wenn ſie zu ihm ſprach: Hör', ich weiß Alles! ich kenne die traurige Leidenſchaft, welche Dich elend der Perſer — und ſie können ſich nicht gegen ihn verteidigen; zwar ſchreibt die geheimnisvolle Hand drinnen myſtiſche Worte — und ſie können ſie nicht entziffern; das tut aber nichts! ſie halten ſich dennoch für groß und mächtig, für klug und weiſe. Aber wie ging es zu Ende, das Feſtmahl des Königs Balthaſar? Er ward in derſelben Nacht ermordet und das Reich der Chaldäer zerſtört — ſo berichtet kurz und einfach der Prophet Daniel.

Wende du, o meine Seele, deinen Blick ab von dieſer taumelnden, berauſchten Welt, und zum Kreuze hin. Es iſt ſo verlaſſen. Von allen Jüngern des Heilandes iſt nur einer dort; der Jünger der Liebe — Johannes, der am Herzen ſeines Meiſters beim heiligen Nachtmahl ruhte. Siehe und merke es dir: weil er ſein Herz feſt an das göttliche Herz ſchmiegte, darum konnte er es aushalten unter dem Kreuz zu ſtehen, ohne Furcht, ohne Ingrimm, ohne Verzweiflung, ohne Haß- und Rachegedanken gegen die Mörder; nur voll glühender Liebe, voll herzſchmelzender Anbetung für das Opfer Gottes, welches all dem Jammer, den Qualen, den Wunden eine geheimnisvolle Süßigkeit, die Gefährtin unirdiſcher Liebe gibt. Und um dieſes Starkmuts ſeiner Liebe willen empfing er die Gnade, der Sohn der allerſeligſten Mutter Gottes zu werden. Die Mutter des Welterlöſers, des Unerſchaffenen — ward die Mutter des armen Fiſchers, der nichts verſtand, als ſeine Netze auszubeſſern und ſein Herz in Leben und Tod an das ſeines geliebten Heilands zu legen. Vom Kreuze aus und unter dem Kreuz ward er myſtiſch geboren. Er iſt der Erſtgeborne, das erſte Kind des Kreuzes, und er ging aus dieſer Golgathawiege und aus der Taufe des heiligen Geiſtes hervor und durch ſein langes Leben hindurch, liebend wie einer und tiefſinnig wie keiner. Lieben, wiſſen, ſchauen, wurden in ſeiner Seele ein wunderbarer Akkord, deſſen Nachhall er in ſeinem Evangelium, ſeinen Briefen, ſeiner Offenbarung niederlegt — oder austönen läßt. Denn er weiß, er ſieht, er liebt noch ganz anders, als das Wort und das Bild es ſagen; allein das Unendliche iſt ja immer die rieſenhafte Welle, die an der Küſte der Endlichkeit gebrochen, mit Silberſchaum und leiſem Flüſtern anlangt, und immer wiederkehrend, immer ſich erneuernd, Zeugnis ablegt von der Unermeßlichkeit, ohne ſie darſtellen zu können.

Zwiſchen dem blauen Himmel und dem blauen Meer des Orients liegt ſie da, die kleine Felſeninſel Patmos, in deren Einſamkeit Johannes ſeine majeſtätiſchen Geſichte ſah — Geſichte, in denen, wie die Kirche lehrt, ihre eigene Geſchichte geheimnisreich niedergelegt iſt. In dieſer Abgeſchiedenheit gingen dem wunderbaren Seher die Geſtirne einer höhern Welt auf, und um ſie abzuzeichnen, ließ ſeinem Geiſt ein Adler die Kraft der Schwingen. Für dieſen in den Glanz der göttlichen Schönheit und die Macht der göttlichen Liebe verſunkenen Geiſt ward das kleine ſtille Eiland zu dem himmliſchen Jeruſalem, das er kannte und verkündigte, und überirdiſche Viſionen traten für ihn an die Stelle der im Meer des Lichtes untergegangenen Erdenwelt. Die Herrlichkeit Gottes, die Erlöſung der Menſchheit durch göttliche Liebe, die Glorie ſeiner Kirche, welcher von Gott übertragen ward, das Werk der Erlöſung fortzuſetzen — in dieſer Sphäre war ſeine Seele heimiſch, nährte ſie ſich von Anbetung, Betrachtung und Gebet, lehrte und liebte ſie. Sein ganzes langes, bis ins hohe Greiſenalter fortgeſetzte Leben war in Gott verborgen, eine ſtille Extaſe.

Und in dieſer friedlichen Extaſe, d. h. herausgetreten aus ihrem Ich und aus den Bedingungen der natürlichen Vernunft, haben alle Seelen gelebt und müſſen alle leben, welche von der Liebe zum Kreuz ergriffen ſind. Sie werden nicht des heiligen Jüngers wundervolle Viſionen, nicht die Fülle ſeiner erhabenen Weisheit, nicht den glühenden Tiefſinn ſeiner Liebe haben — ſie werden nicht von der Contemplation zu ſo lichten Regionen getragen werden und noch weniger die genügenden Worte finden, um ſie zu beſchreiben; — ſie werden auch vielleicht zu keinem andern Patmos gelangen, als zu dem, welches ſie in ſich ſelbſt ſchaffen; — allein die innerliche ſtille Extaſe, das Heraustreten aus dem Ich durch die Überwindung des natürlichen

Menſchen, nicht bloß in ſeinen böſen, ſondern auch in ſeine guten Eigenſchaften — iſt gerade ſo untrennbar von der göttlichen Liebe, wie das geflügelte Leben des Schmetterlings dann beginnt, wenn die Raupe ihrem kriechenden Leben durch die Verpuppung ein Ende gemacht hat. Und nicht bloß die Raupe, die unſcheinbare unſchöne Kreatur, muß ſich hinſterben laſſen; o nein! es gibt auch noch ein anderes Bild für dich, meine Seele! auch der Phönix muß ſterben, muß ſich ſelbſt ſeinen Scheiterhaufen zuſammentragen und muß ſich, wenn die Sonne ihn entzündet hat, freiwillig darauf verbrennen, damit er, begraben in dem himmliſchen Feuer und in ſeiner eigenen Aſche, erneut und verjüngt auferſtehe. Aus allen Gaben, Kräften und Fähigkeiten, welche du nach der Ordnung der Natur beſitzeſt, mußt du ſorgfältig den Scheiterhaufen bauen, den die Sonne der Gnade in Flammen ſetzt, um das Opfer deines Ich's anzunehmen und dir dafür das neue, in der göttlichen Liebe verborgene Leben zu gewähren.

Verborgen iſt es immer — ob auf Patmos, ob in der Welt. Verborgen iſt's, wenn auch tauſend Augen darauf ruhen, und tauſend Menſchen daran ihre Anſprüche und Forderungen haben und machen. Für fremde Blicke ſchwebt immer ein Schleier um ſolche Seelen. Er gleicht dem Nebel auf einer Landſchaft. Der Reiſende hat gehört, daß ſie ſchön und erhaben ſei; aber er glaubt es nicht recht — oder auch läßt ihn dieſe verſchleierte Anmut gleichgültig. Zuweilen auch wird er ganz ärgerlich darüber und findet ſie häßlich, ohne zu bedenken, daß vielleicht nur um ſein eigenes Auge und nicht um die Landſchaft Nebel hängen könnten.

Aber ſie können nicht anders als verborgen in der göttlichen Liebe und im Schatten des Kreuzes ſein, jene Seelen, weil ſie ſich dem Heiland hingegeben und ihm ähnlich gemacht haben und weil er ſeinen geliebten Kindern des Kreuzes, die ihm treu ſind beim heiligen Nachtmahl und auf Golgatha, ihren Anteil gönnt an ſeiner Umnachtung, ſeiner Vereinſamung, ſeiner Agonie — lauter Dinge, welche vor der Welt verborgen ſind, weil ſie an ihnen vorübergeht — zu König Balthaſars Gaſtmahl, und an der Liebe zum Kreuz ein Ärgernis nimmt oder eine Torheit ſieht. Verhöhnt und geſchmäht, verſpottet und gekränkt, beleidigt und verfolgt, ſind mehr oder minder nicht bloß alle Heilige, ſondern auch faſt alle Seelen, welche ſich beharrlich und energiſch bemüht haben, ſich zu heiligen. Sie ſind es durch die Bosheit, durch die Schwäche, durch die Beſchränktheit, durch die weltliche Klugheit, durch weltliches Wohlmeinen, ja ſogar durch Pflichtauffaſſung im Sinne der Welt — welche meint, es ſei für die Vervollkommnung genug geſchehen, wenn die Gebote Gottes nicht übertreten würden und welche nur immer vergißt, daß das erſte aller Gebote lautet: Du ſollſt Gott über alles lieben. Daß dieſe Liebe nun wirklich die Folge haben könne, daß eine Seele es nicht mache wie der Jüngling im Evangelium, welcher traurig fortging, weil ihm der Heiland riet, ſeine Habe den Armen zu geben — daß eine Seele, um höhere Vollkommenheit zu erlangen, ein Opfer bringen könne, welches nicht ausdrücklich anbefohlen iſt und nicht in den Kreis der gebotenen Pflichten fällt — daß man überhaupt Gott in Gott, und nicht bloß im Menſchen, und nicht bloß in möglichſt pünktlicher Auffaſſung und Erfüllung der gegebenen menſchlichen Verhältniſſe lieben könne — das wird abgewieſen als überflüſſig! wird von den nämlichen Menſchen abgewieſen, welche nicht müde werden im Lobe eines Dieners etwa, der, um ihnen Freude zu machen, eine Nacht für irgend einen Dienſt geopfert hat, zu dem er nicht verpflichtet war. Die Opferwilligkeit des Dieners rührt ſie innigſt und ſie ſind ihm ſehr dankbar dafür und beweiſen es ihm durch Lob oder Geſchenke; aber ſie laſſen ſich nicht durch dies menſchliche Verhältnis zu dem einen göttlichen hinführen; ſie glauben nicht, daß die höhere Vollkommenheit, welche ihnen im Diener Freude macht, ſie vor Gott wohlgefällig machen könnte. Oder wenn ſie es allenfalls glauben, ſo finden ſie es doch ſehr überflüſſig und die einfache Pflichterfüllung ſchon ſchwer genug.

Wohl iſt ſie ſchwer, wenn ſie nicht von der göttlichen Liebe geſtützt und getragen wird. Weshalb aber für alle nur eine und dieſelbe Stufe der Vervollkommnung annehmen? und beſonders: warum diejenige ausſchließen und verwerfen, welche man nicht ſelbſt erklimmen mag — weil ſie höher liegt. Almoſen zu geben iſt Pflicht; aber ſein Vermögen zu einem Almoſen zu machen, wie der heilige Franziskus und die heilige Eliſabeth — das gilt für Torheit. Und warum? — weil man gewohnt iſt, daß Kaufleute das Geld — und Fürſtinnen Glanz und Pracht lieben. Dies iſt der einzige denkbare, allein gewiß nicht haltbare Grund. Wer Gott wirklich liebt und den Menſchen nur um Gottes Willen, der gibt ſein Vermögen, ſeinen Beſitz, ſeine Habe an Gott, durch Den der Nutzen den Armen zugut kommt und Dem man nie zu viel geben kann, weil Ihm alles gehört, und alles nur von Ihm geborgtes Gut iſt. Wer Chriſtus in den Armen ſieht, als die leidenden Glieder ſeines myſtiſchen Leibes — wer daran denkt, daß jeder dieſer Armen mit dem Blut Gottes erkauft iſt — der gibt mit demſelben Gefühl einen Pfennig oder eine Million, denn beide ſind in ſeinen Augen gleich gering gegen einen Tropfen des göttlichen Blutes. Milde und Nachſicht zu üben gegen Sünder — auch das iſt Pflicht. Aber ſie aufſuchen, um ſie zu retten, zu heben, um in ihnen das verdunkelte Ebenbild Gottes herzuſtellen, um ſie wegen dieſer Ebenbildlichkeit ſo zu lieben, daß man ihnen ſein ganzes Leben widmet, um unmittelbaren Anteil zu nehmen am Werk des Heilandes, der von ſich ſelbſt ſagte, er ſei in die Welt gekommen, um die Sünder ſelig zu machen: das iſt ebenſo wenig ein Gottes Gebot, als die gänzliche Entäußerung aller irdiſchen Güter eines iſt. Wer ſähe aber nicht darin einen höheren Grad der Vollkommenheit in der Liebe? Wer fühlte nicht, daß jenſeits des allgemeinen Gebotes von der chriſtlichen Milde noch ein weiter Spielraum für die Liebe zu verſunkenen Seelen auszufüllen iſt? Soll es deshalb für Torheit gelten, weil nur wenige es unternehmen? — Und der Gehorſam iſt eine Pflicht. Den Geſetzen, die im bürgerlichen und kirchlichen Leben gelten, hat man Folge zu leiſten. Aber den Gehorſam bis zu einer gänzlichen Verleugnung des eigenen Willens auszudehnen — ſtatt des lockern Zügels der allgemeinen Geſetze den ſtraffen ſich überzuwerfen, der nur für beſondere Gemeinſchaften gilt — ſich zu einem willfährigen und geſchmeidigen Werkzeug zu machen, um höhere Abſichten zu erreichen und höhere Zwecke durchzuſetzen, als ſelbſt der rechtmäßige Wille in ſeiner Beſonderheit es vermag — gehorchen, nicht einem großen Geiſt, oder einer ſtrahlenden Intelligenz, oder einer anerkannten ſittlichen Macht: ſondern vielleicht einem Geiſt, den man mit dem natürlichen Verſtand überſieht oder einer Intelligenz, deren natürlicher Horizont enger als der des Gehorchenden iſt — in dieſer demütigen Weiſe, hinter dieſer Verſchleierung dem Finger Gottes zu folgen, der ſich vor denen verbirgt, welche groß tun mit ihrer Erkenntnis und ihrem Streben; — das iſt nicht geboten worden und gilt daher bei manchem für eine ebenſo große Torheit als die Verſchwendung des Geldes an die Armut und für eine größere als die Verſchwendung der Seele an verſunkene Seelen. Aber ſo wie die Armut köſtlich iſt, weil der Heiland ſie geliebt hat — und die verlorne Seele köſtlich, weil er zu ihrer Rettung gekommen – ſo iſt es der Gehorſam, weil er ihn geübt hat bis zum Tode am Kreuz. Und deshalb iſt das alles auch nur zu erkennen am Fuß des Kreuzes und bleibt denen unverſtändlich und verborgen in den Beweggründen ſowie im Ziel, welche ſich vom Kreuz fern halten. Denn nur die Liebe kann Liebe verſtehen, Gleichgültigkeit und Abneigung können es nicht; ſie nennen das Tun der Liebe unnatürlich. Ja, für den gefallenen Menſchen iſt es unnatürlich, weil er ſich losgeriſſen hat vom Verband mit ſeinem Schöpfer; aber dadurch iſt ſein Zuſtand ein unnatürlicher, weil derſelbe ihn in Feindſchaft ſtatt in Frieden mit dem Prinzip der Wahrheit und Liebe, mit dem Fundament und Endziel des Daſeins ſetzt. Nachdem die Sonne der Erlöſung über der Welt aufgegangen iſt, hat die Gnade ihr die Erkenntnis gegeben, daß es nicht die natürliche Beſtimmung der Seele ſei, ſich von der großen und breiten Strömung des Lebensfluſſes gedanken- und mühelos forttragen zu laſſen aufs Ungewiſſe und Unbeſtimmte bis in den Untergang hinein; — ſondern ſich aus der Strömung zu retten ans ſichere Ufer. Und überdas wirft ſie all' den gefährlich Schwimmenden die Rettungsſeile zu, an denen ſie aus dem Strudel ſie ziehen will, wenn ſie nicht widerſtreben. Sich vom Verderben erretten zu laſſen und für die Rettung unſäglich dankbar zu ſein; an dem geliebten ſchützenden Ufer ſich anzuſiedeln und die armen Schwimmer durch Zuruf und Zeichen zu ermutigen, ſich wider den Strom zu wenden; alles zu verſuchen, um ſie retten zu helfen, ihnen die Hand zu reichen, das Leben daran zu wagen — o nein! das iſt nicht unnatürlich! und dies, gerade nur dies, iſt das Tun der Liebe in tauſend und abertauſend Formen, weil nichts ſo erfinderiſch iſt, als ſie.

Hat nicht Gott ſelbſt etwas erfunden, um ſich mit den Seelen in die innigſte, ſüßeſte, geheimnisvollſte, andauerndſte Verbindung zu ſetzen, das weit über Begriff und Erkenntnis des gewöhnlichen Menſchenverſtandes hinausliegt? iſt dies Myſterium nicht unausgeſetzt in lebenwirkender Tätigkeit? und müſſen nicht die Seelen, welche durch die heiligen Sakramente in jene myſtiſche, übernatürliche Verbindung treten und ſich immer enger und feſter ihr anſchließen — eben dadurch und mich unglückſelig macht. Du allein kannſt ſie nicht überwinden — wolan, ſo laß es uns gemeinſam verſuchen und auf das Wie ſinnen. — Aber mit Grauen war ſie vor der Ausführung zurückgeſchaudert. Er würde ſich vor mir beſchämt fühlen .... vielleicht erröthen und das ertrüg' ich nicht! alles Andre leichter .... aber das nicht! Nein nein! meine Lippen ſollen nie das unſelige Wort, welches ihn dämoniſch beherrſcht, ausſprechen. Nein nein! er ſoll nicht ahnen daß mir ſein jammervolles Geheimniß verrathen iſt, und nie will ich ihn in dieſer Beziehung anders behandeln und betrachten als einen Kranken — der er ohnehin iſt: denn die Nerven ſind krank und lähmen den Willen, der nicht die Uebung hat ſie zu beherrſchen.

Zuweilen drohte eine namenloſe Traurigkeit ihr das Herz zu brechen, wenn ſie unwillkürlich den Vergleich machte zwiſchen ihrer und Gundaccars Liebe: wie die ihre ſie ſo ſtark und die ſeine ihn ſo ſchwach gemacht hatte, daß ſie Alles — und er Nichts zu ſein, zu thun, zu leiſten vermogte. Er liebt mich nicht! er liebt mich nicht! flüſterte eine heimliche, zaghafte Stimme in ihr. Aber dann warf ſie ſich auf die Knie und ihr entſchloſſenes gläubiges Herz ſprach: Er liebt mich doch! er liebt nichts — als mich, er hängt an nichts — als an mir, er den innigſten Anteil an dem übernatürlichen Leben der göttlichen Liebe empfangen? Muß nicht die Euchariſtie, welche ihnen nicht nur die Gnaden Gottes wie die übrigen Sakramente — ſondern den Spender und Quell der Gnaden, Gott ſelbſt zuträgt — ihre ganze Natur erhöhen, ja verklären?

O wehe dir, meine Seele, daß es nicht ſo mit dir iſt! daß du gewürdigt biſt, an dem Gaſtmahl der göttlichen Liebe teilzunehmen, und dennoch verlangen kannſt nach den gemeinen Speiſen der Irdiſchkeit, die dich mit ihren groben Stoffen ernähren und dich ſchwerfällig und ungeſchickt machen zum Dienſt im Leben der Liebe — ſchläfrig den Geiſt, ſtumpf das Herz, langſam den Fuß, träge die Hand. Schlief dein Heiland in jener Nacht, als er ſich für dich zum Opfer darbrachte? ließ er ſich nicht bereitwillig erwecken bei jenem Meeresſturm, der das Schifflein bedrohte und den er zu einer großen Stille beſchwichtigte? — wie du das nicht bloß in den Evangelien geleſen, ſondern an dir ſelbſt erfahren haſt. War ſein Herz ſtumpf bei irgend einem Leid des Leibes oder der Seele? — ſeine Hand karg, um irdiſchen und himmliſchen Segen zu ſpenden? ſein Fuß zögernd, wenn es galt, Troſt, Rettung, Hilfe zu bringen? zögernd etwa bei dem letzten Gange, dem Kreuzesweg? — Und Dieſer, von dem geſchrieben ſteht, daß er in der Sonne ſein Zelt aufſchlage, der ſchlägt es auch in dir auf, macht ſich zu deinem Genoſſen, deinem

Gefährten, ſtellt ſich mit ſeiner ganzen übernatürlichen Macht dir zu Gebot, um die Dinge zu tun, die er getan hat, um den himmliſchen Vater über alles zu lieben, um die Traurigen zu tröſten, die Verlornen zu retten, die Dürftigen zu erquicken, die Unwiſſenden zu belehren — — — und du! und du! — O meine Seele, auf deine Knie! und küſſe das Kreuz, das ſchwerſte von allen: deine Unvollkommenheit. Trage, o trage es — und zeige wenigſtens, daß du leiden kannſt — wenn auch nicht lieben.

Du aber, der Du in der Sonne Dein Zelt aufgeſchlagen haſt und im Urlicht wohneſt, das Du ſelbſt aus Deinem Herzen ausſtrahlſt — der Du Deine armſeligen Geſchöpfe, die Staubgebilde von ein paar Tagen ſo liebſt, daß Du ihre Staubesgeſtalt angenommen haſt und noch immer ihr Staubesleben teilſt — der Du keine Verdemütigung, keine Verſpottung und Verachtung ſcheuteſt, um Dein göttliches Blut in die Adern einer totſiechen Welt zu gießen und ihr Leben zu verjüngen — gib unſern Seelen das Eine, was Not tut: den Glauben an Deine Liebe! Aber den lebendigen Glauben, der zugleich die unbedingteſte Liebe mit ſich bringt — keine berechnende, keine bequeme, keine laue, keine karge Liebe! keine Liebe zweiter Ordnung, welche an die Reihe kommt, wenn eine ganze Menge von menſchlichen Lieben abgetan und von menſchlichen Intereſſen und Verhältniſſen beſorgt ſind! Denn eine ſolche Liebe iſt keine! iſt nur eine Ausfüllung leerer Stunden oder ein Kontrakt mit dem Gewiſſen, deſſen Beſtimmungen zu gewiſſen Zeiten erfüllt werden müſſen. Sondern eine Liebe, die in uns ſpricht: Bin ich nicht dein alles, ſo bin ich nichts für dich! — und die in das Mark und den Mittelpunkt unſers Lebens hineingreift, unſer innerſtes Weſen erfaßt, feſthält, entwurzelt aus dem Boden der Irdiſchkeit, nicht ruht, bis ſie unſern Willen wenigſtens ganz abgelöſt von jenem Erdreich hat und dann — uns niederlegt im Schatten des Kreuzes, uns in deſſen demütige Unſcheinbarkeit verbirgt und uns dort ein Patmos in der Vereinſamung mit Dir und in der Anbetung Deiner Herrlichkeit gibt.

Da knien wir vor Deinem Altar — da beten wir Deine verſchleierte Geſtalt im allerheiligſten Sakrament an — da empfangen wir die höchſte Gabe der göttlichen Liebe, die fleiſchgewordene Liebe ſelbſt — da umrieſelt uns das heilige Blut wie ein himmliſcher Lethe, der uns den Labetrunk einer ewigen Erquickung gewährt, indem er die Laſt der Sünden hinwegſpült — da wird unſer Weſen genährt mit dem Weſen unſers Gottes, wird gleichſam einbalſamiert für ein übernatürliches Leben in die göttliche Eſſenz — da ſpricht eine Stimme das ſüße, das erſehnte, das einzige Wort, deſſen wir bedürfen und gibt zugleich das, was ſie zuſagt: „Gnade!" — und wir? — Mit halber

Seele glauben wir, mit halbem Herzen lieben wir, mit halbem Ohr hören wir. Iſt das Glaube? iſt das Liebe? iſt das Erkenntnis? Empfangen will die göttliche Gnade ſein. Regnete es Perlen und Diamanten vom Himmel auf Bettler herab und niemand bückte ſich, um ſie aufzuleſen: ſo würden all' die trägen Leute Bettler bleiben. Und ſprächen die einen: Wir haben nicht geglaubt, daß Diamanten und Perlen vom Himmel regnen könnten; — und die andern: Wir haben es wohl geglaubt; allein es iſt gar beſchwerlich nieder zu knien und einzuſammeln; und wir hatten ſo viele andere Dinge zu tun, die recht mühſelig waren, daß wir eigentlich hoffen durften, von ſelbſt einige Perlen und Diamanten zu finden: — ſo haben beide Teile kein Recht zu klagen und ſich über ihre Armut zu beſchweren. Denn mit Unglauben und Halbglauben geht man nicht in's Himmelreich. Aber auch die werden nicht eingehen, welche die Kleinodien zwar ſammeln, doch um ſich irdiſch und für die Welt damit zu ſchmücken; welche nur an ihre Zier und ihre Schönheit denken und die Juwelen zu einer Krone flechten, die ſie ſich ſelbſt zu ihrer eigenen Verherrlichung aufſetzen. Fürſten der Welt und in den Gebieten der Welt können ſie damit werden; können groß ſein in den Regionen der Wiſſenſchaft, der Herrſchaft, des Geiſtes; können die Menſchen blenden, die Zeit betören; allein Kinder des Kreuzes können ſie nicht werden, denn ſie empfangen die göttliche Gnade ohne Glauben und ohne Liebe; denn ſie denken nicht daran, daß die Perlen und Rubinen, mit denen ſie überrieſelt ſind, Blut und Tränen Gottes ſind; denn es fällt ihnen nicht ein, daß ihre ganze Schönheit und Herrlichkeit nichts iſt, als ſein in Gnaden umgewandeltes Leid.

O Herr! o Herr! und dürfen wir denn ſagen, daß wir deſſen eingedenk ſind, ſolange die Liebe nicht Schritt hält mit der Erkenntnis und der Wille weit vom Wiſſen überflügelt wird? ſolange unſer Wort nur zeugt für unſern Glauben und nicht unſer Werk? ſolange wir, die wir uns Kinder des Kreuzes nennen möchten, nichts tun für deſſen Verherrlichung — nichts in uns, nichts außer uns? ſolange die Opferflamme unſrer Herzen nicht ſo hell und warm auflodert, daß ſie den Widerſtand der Welt beſiegt, deren Finſternis lichtet, deren Trockenheit entzündet, deren Eiſeskälte ſchmilzt? ſolange wir nicht die Gegengewichte bilden helfen, welche dieſe taumelnde Welt vom Sturz in den Abgrund zurückhalten, indem ſie dieſelbe wieder an den Himmel binden? ſolange wir, die Glieder der heiligen, der alleinſeligmachenden Kirche, dieſen Deinen myſtiſchen Leib nicht ſo lieblich, ſo überwältigend ſchön machen, daß alle, die ſich aus ihr verloren oder verirrt haben, unwiderſtehlich zurückgezogen werden, weil nichts da draußen einen Vergleich mit ihrer Erhabenheit und Schönheit, mit ihrer Kraft und Herrlichkeit beſtehen kann. O Herr! o Herr! wir Deine Kinder, mit Deinem Herzblut genährt, mit Deinen Tränen gewaſchen, durch Dein Wort belehrt, durch Dein Leid entſündigt, in Deiner Gnade wiedergeboren als Bürger Deines Himmelreichs, in Deinem Opfer geweiht zur Opferwilligkeit — wir ſind es, die Dich verleugnen! denn all' dieſe Perlen und Diamanten der Gnaden verleihſt Du uns, und wir verfahren mit dieſen Schätzen, als wären es etwa Blumen, an deren Duft und Farbe man ſich einen Augenblick freut und ſie dann gleichgültig fallen läßt oder die man höchſtens ins Waſſer ſtellt und ſie einmal freundlich anſieht. Aber das, was ſie bewirken ſollen, das verhindern wir: ſie ſchaffen uns nicht zu Deiner Ebenbildlichkeit, ſie ziehen uns nicht hin zu Deiner Nachfolge, ſie lehren uns nicht das Opfer begreifen. Es iſt ein etwas in der Atmoſphäre der Welt und der Zeit, denen wir angehören, ein etwas, welches das Gehirn verengt, das Herz zuſammenzieht und namenlos traurig in ſeinen Wirkungen iſt, weil jene Enge und dieſe Verſchrumpftheit unfähig machen zum Leben der Seele in Gott. Das Herz hat nicht mehr den ſtarken Schlag, der ſich durch die Aſpirationen der Seele nach höherer Vollkommenheit nicht nur nicht beklemmt fühlt, ſondern dieſelben beflügelt; und das Gehirn nicht mehr das Vermögen Konzeptionen zu faſſen, geſchweige zu verfolgen, welche über der

Erfindung eines philoſophiſchen Syſtems, und einer politiſchen oder merkantiliſchen oder induſtriellen Kombination hinaus liegen. Dieſes etwas iſt das mißgeborne Kind, welches in der traurigen Ehe des von der Offenbarung abgelöſten Verſtandes mit dem vom Glauben abgelöſten Gefühl erzeugt iſt. Einem Vampyr gleicht es, welcher der Menſchheit in ihrem Schlaf ihr geſundes kräftiges Lebensblut ausſaugt und ſie in einen Zuſtand von Entnervung verſetzt, die ſich nach Aufreizung ſehnt. In den großen Tagen des Chriſtentums, — an ſeiner Wiege in den erſten Jahrhunderten und zu ſeiner Jugendzeit im Mittelalter — lebte jenes vampyrartiges Etwas nicht. Die großen und erhabenen Geiſter der Kirchenväter ſchauten wie mit Adleraugen der Intelligenz in die Sonne der Offenbarung hinein und ſchloſſen ſie wie fromme Kinderaugen unter der heiligen Sternennacht des Glaubens. Ihr Entſchluß, ihre Wirkung beſtimmte die Richtung ihrer Zeit. Im Licht und im Schatten des Kreuzes trat die Menſchheit in jene — ich möchte ſagen Extaſe der Tat hinein, durch welche ſie in ihrer Ichheit ſtarb, um in der göttlichen Einheit der Kirche neues Leben zu empfangen. Eine ungleichmäßige Bewegung in Entfaltung und Fortſchritt, ein gewiſſes unberechenbares Intermittieren in Hebung und Senkung bezeichnet den Prozeß jedes Lebens, ſowohl im Individuum als in der Menſchheit; es geht nicht immer ſchnurgrade und gleichen Schrittes bergauf und bergab; es treten Rückfälle, Ermattungen, Verirrungen ein; Umwege und Abgründe tun ſich auf — denn der freie Wille ſoll geübt und das Himmelreich erkämpft und errungen werden, und die Führungen Gottes ſollen außerhalb aller Berechnung liegen, um den menſchlichen Hochmut zu heilſamer Erkenntnis ſeiner Kurzſichtigkeit zu bringen. So gibt es in der Geſchichte Perioden, wo das Licht höherer Wahrheit wie ein St. Elmsfeuer im Sturm auf der Spitze aller Maſtbäume ſchwebt und den Schiffern ihren Weg durch den aufgewühlten Ozean zeigt; — und dann wieder andere, wo die Nebel und Wolken ſo dick ſind und ſo tief hängen, daß kein Licht von Oben die Finſternis durchdringt, in welcher die Schiffer manche Irrfahrt machen.

Der wunderbare Aufſchwung des Chriſtentums hielt ſich nicht auf der Höhe ſeiner „erſten Liebe." Die Kirche auf Erden beſteht aus Menſchen und zu den Menſchen ſpricht Gott: Werdet vollkommen! Die Mahnung und die Möglichkeit gibt er ihnen, aber nirgends die Zuſicherung, gleichſam das Patent der Vollkommenheit. Dieſe Zuſicherung hat nur die Lehre empfangen: die iſt unfehlbar. d. h. vollkommen, denn ſie iſt die Wahrheit, die Gott ſelbſt — und wie Gott ſie ſelbſt offenbart hat und, der Lehre folgend, kann der Menſch ein Heiliger werden. Von Hauſe aus aber, weil die Kirche dieſe Lehre lehrt und weil er ſie hört oder ſelbſt das Organ iſt, durch welches ſie lehrt, iſt er es nicht. Der heilige Geiſt erhält die Lehre in wechſelloſer, unantaſtbarer Reinheit; im Menſchen aber kämpfen gegen die Gaben des heiligen Geiſtes Leidenſchaften und Sündhaftigkeit mit gewaltigen Waffen, ſo daß er, ach leider zu oft! die Lehre nur hört und nicht ſie befolgt.

Das erſte Jahrtauſend der chriſtlichen Zeitrechnung ging in furchtbaren Stürmen wie eine blutrote Sonne zu Ende. Aber eine Sonne war es doch! denn über der Welt, welche aus dem Chaos der Völkerwanderung in vielfachen Konvulſionen ſich bildete — über all' den Kronen, welche ſchnell gewonnen und ſchnell verloren wurden — über den zahlreichen Thronen, die der Gote, der Longobarde, der Franke aufrichteten und ſtürzten — über dem erbleichenden Purpur von Byzanz und dem ſtrahlenden Karls des Großen — über Schlachten, welche nicht Heere, ſondern Völker einander lieferten — über einer immenſen Tatkraft der Menſchheit, deren Äußerung bei dem geringſten Widerſtand ein Aufbrauſen und Austoben, folglich ein wildes Handeln wider Geſetz und Recht ſein konnte — über dem Rauſch des Triumphes und der Abſpannung im Genuß, welcher auf ſo ungeheure Anſtrengungen, Kämpfe und Siege folgte — über all' dieſen Elementen der Gährung, wie ſie nie zuvor in der Menſchheit gearbeitet hatten — [illegible] ſie doch, die Sonne! das Licht der Gnade! beſänftigend, rettend, troſtvoll. Neben der Wildheit und Rauhheit der Handlungen, neben der Zügelloſigkeit und tumultuariſchen Unbändigkeit der Sitten ging das Chriſtentum im demütigſten Gewande einher — in der rauhen Kutte des Mönchs, im groben Schleier der Ordensfrau. Die Klöſter bildeten den Fokus, in welchem die Gnadenſonne ihr volles Licht ſammelte, um es von dort in langen leuchtenden Strahlen in die Wüſten und Wildniſſe der Seelen, der Völker und der Länder zu ſenden. Je tiefer die Verſunkenheit der Welt war, um ſo höher ſtand das Ordensleben; und jedesmal, wenn ein Zweig desſelben angeweht wurde vom Peſthauch der Weltlichkeit und verfaulte oder vertrocknete — jedesmal trieb ein friſcher Aſt ſtark und kräftig aus dem Stamme hervor, der ſeine Wurzel in dem ewig urkräftigen Erdreich des Chriſtentums, in der Lehre von der chriſtlichen Vollkommenheit und in der Lehre vom Opfer geſchlagen hat. Oder krochen paraſytiſche Pflanzen an dieſem herrlichen Baum empor, um, in ſeinem Mark wuchernd und von ſeinem Saft zehrend, ſeine Triebkraft zu erſticken: ſo fehlte es durch Gottes Gnade niemals weder an einem Sturm, der die Äſte dermaßen durchfegte, daß ſie die Schmarotzergebilde abſchüthoſt auf nichts — als auf mich, er hat Alles verloren, weggeworfen, fallen laſſen — außer mir. Er liebt mich, drum iſt er mein; und weil er mein iſt muß ich ihn retten.

In jedem tiefen mächtigen Gefühle liegt etwas ſo Zartes daß es durch einen Hauch verletzt werden kann, und etwas ſo Starkes und Hohes daß es von ganz göttlicher Unantaſtbarkeit iſt. Daher kann die Liebe — und nur ſie! — Alles verzeihen — und fortlieben.... wie Gott. — — — —

Clelia ſaß am Krankenlager ihrer Kinder. Der arme kleine Knabe ſiechte hofnungslos dahin — das hatte der Arzt ſo eben erklärt; für Tranquillina war Hofnung; Luft- und Ortsveränderung würden ihr ſehr heilſam ſein; — was die Herren denn ſo ſagen, wenn ſie nichts Beſſeres zu ſagen wiſſen! murmelte Clelia gedankenlos vor ſich hin und bewachte die erſterbenden Athemzüge ihres Sohnes, während ſie zugleich angſtvoll auf Gundaccars Heimkehr harrte, welcher Arzenei für die Kinder holte.

Da trat Andreas mit ſtralendem Antlitz ein, überreichte ihr den Brief von Gräfin Oсnat und ſagte: „Verzeihung, gnädige Gräfin! ich habe gewagt nach Insbruck zu ſchreiben.... wie es hier ſteht. Da nun darauf nicht an mich ſondern an die gnädige Gräfin eine Antwort erfolgt, ſo wird ſie wol telten, noch an Blitzen, welche ſcharf am Stamm herabſchoſſen und ihn ſäuberten. Neue Ordensſtifter, ſtrenge Reformatoren, eifrige Bußprediger — regten immer die alte Lebensfülle zu neuer Entfaltung an.

Wenn nicht das eigentliche Kloſterleben — die Gemeinſchaft mehrerer — ſo begann das Mönchsleben doch ſchon im dritten Jahrhundert des Chriſtentums mit den Aszeten in Egypten, als deren Patriarch der heilige Einſiedler Paul betrachtet wird, der unter dem Kaiſer Decius, gegen das Jahr 250, in die egyptiſche Wüſte zog, um dort in ungeſtörter Einſamkeit der Überwindung irdiſcher und der Betrachtung göttlicher Dinge zu leben. Bis dahin waren eigentlich alle Chriſten mehr oder minder Aszeten (Entſagende) geweſen, welche ſich nicht begnügen mochten, nur nach den Geboten des Heilands zu leben, ſondern durch die Befolgung ſeines Rates eine höhere Vollkommenheit zu erreichen ſtrebten. Vor den Verfolgungen der römiſchen Kaiſer hatten ſich manche von Pauls Zeitgenoſſen in jene Wüſte begeben, wo jeder für ſich allein lebte und mit den Vorräten ſeiner Seele die Flamme der Andacht und des Gebetes in ſich nährte. Doch nicht jeder beſaß jene unverſiegliche Fülle, die es möglich macht, die höchſten geiſtigen Kräfte in gleichmäßiger Tätigkeit zu erhalten und zu beſchäftigen — nicht jeder genug der himmliſchen Weisheit, um mit jenen ſo hauszuhalten, daß nie Verſchwendung, nie Erſchöpfung eintritt. Mancher ſehnte ſich nach Belehrung und Warnung, nach Anleitung und Erleuchtung, und da innerhalb der Kirche kein edles, die Entwickelung der Geſamtheit förderndes Streben untergeht, ſobald es an die rechte Tür klopft, an die des Gehorſams: ſo ſollte denn auch der Mann ſich finden, welcher der Mittelpunkt eines neuen, großen, durch ihn hervorgerufenen Daſeins — welcher der Stammvater der eigentlichen, d. h. der in Gemeinſchaft lebenden Mönche, zu werden beſtimmt war. Es war der heilige Antonius mit dem Beinamen der Eremit — um ihn von dem ſpäteren Antonius zu unterſcheiden, dem ſeraphiſchen Jünger des ſeraphiſchen Franziskus. Nicht vor Verfolgungen oder aus finſterm Widerwillen gegen die Unvollkommenheiten der Welt war er in die Wüſte geflohen; ſondern einfach, um mit Chriſtus zu ſterben und mit Chriſtus aufzuerſtehen. In einer reichen und vornehmen Familie Egyptens geboren, verteilte er nach dem Tode ſeiner Eltern ſein Vermögen unter die Armen und begab ſich in die Einöde von Oberegypten, im Jahre 285, wo er mit Gebet, Kontemplation und Handarbeit beſchäftigt ein Alter von hundert und fünf Jahren erreichte, und im Jahr 356 ſtarb. Aber dies demütige, unſcheinbare, zurückgezogene Leben war mit wunderbaren Gnaden geſegnet, deren Strom ſich nicht blos auf ihn ſelbſt und ſeine Heiligung beſchränkte, ſondern dem für andere auch erregende Kraft inwohnte. Das Leben der Gnade war ſo ſtark in ihm, ſeine Gotteinigung ſo vollkommen, daß Gott ihn Teil nehmen ließ an jenen Werken, welche der blos menſchlichen Macht entrückt ſind. Ihm ward die Gabe, gequälte Seelen zu erquicken, ungewiſſe zu leiten und für Krankheiten des Leibes ſo innige Fürbitten einzulegen, daß Gottes Güte ſie heilte. Denn trotz ſeiner tiefen Abgeſchiedenheit hatten doch diejenigen den Weg zu ihm zu finden gewußt, welche ſeine geiſtige und leibliche Heilkraft erfahren ſollten und welche den Ruf ſeiner außerordentlichen Gaben weit über Egyptens Grenzen hinaus verbreiteten. Die Aszeten, ſeine Genoſſen der Einſamkeit, minder begnadet mit dem Leben in Gott, als er — baten bei inneren Schwankungen, bei Irrtümern und Täuſchungen — denen der arme Menſch in der Wüſte wie in der Welt ausgeſetzt iſt — um ſeinen Rat, ſeinen Zuſpruch. Und er entließ ſie getröſtet, belehrt, geſtärkt, indem er ihren Seelen einen feſten Gang, eine klare Richtung, eine gleichmäßige Bewegung vorſchrieb. Um ſo mehr erkannten ſie das Bedürfnis einer bleibenden Stütze, einer Gemeinſchaft um einen Mann des Glaubens, der Weisheit und der Erfahrung, in welcher jeder einzelne Anker und Richtſchnur, Zügel und Aufſchwung, Nahrung und Gleichgewicht finden konnte; und ſo bildete ſich unter ſeiner geiſtlichen Leitung aus dieſen Aszeten ein Mönchsverein, der ſeinen Wohnſitz zwiſchen dem Nil und dem roten Meer aufſchlug. Später gründete er einen zweiten, bei Arſinoe am Nil.

Aber nicht blos Mönche und Leidende zog dieſer merkwürdige Menſch an ſich, der ſich ſo tief in die ewige Wahrheit verſenkt hatte, daß ſie ihn durchleuchtete und wieder aus ihm heraus ſtrahlte. Heidniſche Weltweiſe ſuchten ihn auf, um ihn mit ihren Sophismen zu necken, mit ihrer Dialektik zu verwirren. Der arme beſchauliche Einſiedler blieb aber unverwirrt und ungeblendet durch die Blitze ihres Geiſtes, da er ſeinen Blick in das wahre und unvergängliche Licht zu tauchen längſt gewohnt war. Chriſtliche Jünglinge ſuchten ihn auf, um ſeine Weisheit zu vernehmen, welche die tiefſte Innerlichkeit des menſchlichen Weſens, Strebens und Zieles aufſchloß, weil er in dieſer Innerlichkeit, wo allein die Erkenntnis und die Kenntnis des Menſchen zu finden iſt, heimiſch war. Ein Licht der Kirche, der große Athanaſius, war ein Schüler des Antonius. Ja ſogar Kaiſer Conſtantin der Große und ſeine Söhne waren von bewundernder Anerkennung ſeiner Wirkſamkeit erfüllt und baten ihn in Zuſchriften um ſeine Fürbitte. In dem Ungewitter des Arianismus, das ſich recht eigentlich über die Kirche zu entladen ſchien, um zu erproben, ob ſie auf einem Felſen gegründet ſei, und in welchem der Rationalismus ſchon ſeinen geheimen Bund mit der weltlichen Macht und mit den böſen

Leidenſchaften an den Tag legt, um die Autorität der Kirche zu ſtürzen, verließ Antonius einigemal ſeine Einſamkeit, um ſein gewichtiges Zeugnis für die in Frage geſtellte Wahrheit, eigentlich ſchon durch ſein bloßes Erſcheinen abzulegen: der Meiſter eines ſolchen Jüngers mußte ein göttlicher ſein.

So war Antonius in ſeinem ganzen Leben und in ſeiner Perſönlichkeit Typus und Vorbild des Mönchslebens, wie er deſſen Begründer war. Die beiden Richtungen auf die Welt und nach dem Himmel, auf die Verzweigungen des irdiſchen und nach der Einheit des übernatürlichen Lebens, welche der Kloſterſtand beſtimmt war, in ſich aufzunehmen und in reichen Strahlen über die Menſchheit auszugießen — ſeine verſchiedenartigen Einflüſſe auf die Geiſter und die Seelen, auf die leidende Menſchheit, auf Gelehrte, Prieſter und Fürſten — alles iſt in dem ſcheinbar armen und wirklich überſchwänglich reichen Daſein des ſtillen, arbeitenden und betenden Einſiedlers dermaßen konzentriert, daß noch jetzt, zu dieſer Stunde, nach anderthalb Jahrtauſenden, ſeine geiſtlichen Söhne, die Ordensmänner, mögen ſie Namen und Regel haben welche ſie wollen, wenn ſie ſeine echten Söhne ſind, nichts anderes tun, als was ihr geiſtlicher Vater getan — und kein anderes Leben haben, als das, welches er gelebt hat. Denn alle dieſe großen, machtvollen Inſtitutionen der Kirche umſchließen „Worte des ewigen Lebens," welche ihnen unberechenbare Dauer gewähren.

Aus Thebens Wüſte ging über Morgenland und Abendland das Kloſterleben wie mit einem elektriſchen Schlage auf. Der heilige Hilarion, der gegen das Jahr 370 ſtarb, brachte es nach Paläſtina und Cöleſyrien. Der heilige Baſilius der Große, ſpäter Erzbiſchof von Cäſarea, welcher im Jahr 376 ſtarb und neben dem tiefen Ernſt einer wiſſenſchaftlichen Bildung den vollen Schwung eines nach dem Idealiſchen gerichteten Sinns hatte, war ſo ergriffen von dem Leben dieſer Mönchsvereine, welche er auf einer Reiſe im Jahr 357, in Egypten ſowohl als in Syrien traf, daß er dasjenige zu üben beſchloß, was er ſo ſehr bewunderte. Er zog ſich auf ſeine Beſitzungen in der Provinz Pontus zurück und ſtiftete dort ein Kloſter, in welchem neben der Aszeſe auch die wiſſenſchaftliche Tätigkeit geübt wurde und wo ſein Jugendfreund und Studiengenoſſe, Gregorius von Nazianz, ſich ſchon im Jahr 359 mit ihm vereinigte. Die fromme Mutter des Baſilius, die heilige Emmelia und ſeine Schweſter, die heilige Macrina, lebten bereits in klöſterlicher Zurückgezogenheit mit einer Schar frommer Jungfrauen abgewandt von dem vergänglichen Glück und Glanz der Welt, auf jenen Gütern, als Baſilius dahin kam; — und ein Fluß trennte die beiden Klöſter von einander. Denn die Frauen waren nicht zurückgeblieben, um durch ein entſagendes Leben denjenigen zu ehren und zu verherrlichen, der ihrer Seele das wahre Leben gebracht und gezeigt und deswegen für eine Spanne Zeit dem Himmel entſagt hatte. Es gab ſo gut Aszetinnen wie Aszeten, und als dieſe ſich zu Gemeinſchaften ſammelten und in dem heiligen Pachomius, einem Zeitgenoſſen des Antonius, gleichſam ihren Geſetzgeber fanden, vereinigten ſich auch jene und die Schweſter des Pachomius ſtand um das Jahr 320 bereits einem Kloſter mit vierhundert Jungfrauen vor. Dort erhielten ſie den Namen Nonnen, was in der Sprache des Landes Frau bedeutet.

Baſilius führte in ſeinem Geburtslande Cappadocien, in deſſen Hauptſtadt Cäſarea er ſpäter Erzbiſchof war, das Kloſterleben nicht blos ein, ſondern brachte es auch in Verbindung mit Anſtalten der chriſtlichen Barmherzigkeit, während das Studium der Kirchenväter mit Handarbeit abwechſelte und nur hinter der andächtigen Beſchauung zurücktrat. Dieſe neuen befruchtenden Elemente und die große Aufmerkſamkeit, welche er dem Mönchsſtande erwies, deſſen Entfaltung er als die ſchönſte und reinſte Blüte der chriſtlichen Lehre betrachtete, verbunden mit ſeinen eigenen großen Seelen- und Geiſtesgaben, — waren von dem anregendſten Einfluß, ſo daß die orientaliſche Kirche um die Zeit ſeines Todes das Glück genoß, in allen ihren Provinzen Klöſter zu beſitzen.

Nach dem Okzident brachte der heilige Athanaſius zuerſt die ausführliche Kunde von ihren Beſtrebungen und ihrer Wirkſamkeit, als er in Folge der arianiſchen Streitigkeiten im Jahr 340 nach Rom gehen und ſich dort unter den Schutz des Papſtes Julius ſtellen mußte. Beſonders ergreifend wirkte dort ſein Leben des heiligen Antonius, welches er einige Jahr ſpäter — und als deſſen Jünger in der Aszeſe, mit voller Liebe und Wärme ſchrieb, während er ſelbſt auf die Höhe eines heiligen Ruhmes geſtiegen, der ſieghafte Kämpfer der Kirche, die Säule des Glaubens und durch die Erhabenheit ſeines Wortes wie ſeiner Schickſale der Auserwählte des Jahrhunderts geworden war. Unter der Autorität dieſes hohen und gewaltigen Menſchen ſiedelte ſich das demütige Kloſterleben unwiderſtehlich auch im Abendlande an und die Nachkommen der Fabier und der Scipionen verwandelten ihre Landhäuſer in Klöſter, wurden beſchauliche Mönche und ſtille Nonnen und erwieſen ſich durch dieſe Kraft ihrer Seelen als würdige Enkel alter Heldengeſchlechter, welche aus dem Untergang der materiellen Größe zur idealiſchen ſich aufſchwangen. — — O ihr, die ihr ſtolz darauf ſeid, euch Nachkommen heldiſcher Geſchlechter nennen zu dürfen — die ihr eure Wappen auf den Schlachtfeldern gefunden, wo eure Ahnen ſie mit dem Blut gemalt, das ſie für den Sieg des Glaubens vergoſſen — werdet ihr es denn nie begreifen, daß ihr es jetzt zu machen habt wie jene Grachen- und Scipionen-Enkel? daß ihr die Macht, die euch materiell entſchwindet, durch den Geiſt des Glaubens wiederfinden müßt? — —

Im tieferen Okzident erſcheinen die erſten, nach feſter Regel gegründeten Klöſter in dem Lande, das die Miſſion zu haben ſcheint, jede Stufe der Kultur zuerſt und früher als alle übrigen zu betreten — in Frankreich. Der heilige Martin, Biſchof von Tours, gründete ſie. Eines derſelben iſt das ſpäter ſo berühmte Marmoutier, das er im Jahr 372 erbaute. Kein Mönchsverein war vor ihm in dem alten Gallien; aber 2000 Mönche begingen ſeine Todesfeier. Um die nämliche Zeit gab der heilige Ambroſius, Erzbiſchof von Mailand, ſeiner Kirche eine ſolche Stiftung und ſiedelten ſich verſchiedene Kloſtergemeinſchaften auf den Inſeln des mittelländiſchen Meeres, namentlich an der Küſte der Provence an, wo verlaſſene Eilande den Mönchen die ungeſtörte Einſamkeit gewährten, welche ihre orientaliſchen Brüder in den Wüſten Syriens und Egyptens fanden. Die bedeutendſte und einflußreichſte derſelben ſtiftete der heilige Honoratus auf dem Inſelchen Lerin, Antibes gegenüber, um das Jahr 410, das er mit einer zahlreichen Schar von Freunden und Nachfolgern in Beſitz nahm — ein Beſitz, der den Schlangen, den einzigen Bewohnern des öden Eilandes, abgewonnen werden mußte. Unter der

Leitung des Honoratus ſammelten ſich ſehr bald in Lerin Geiſtesgenoſſen aus den verſchiedenſten Ländern Europas zu gemeinſchaftlicher Übung in der Aszeſe. In der hereinbrechenden Dunkelheit und Barbarei der Zeiten ward Lerin eine Freiſtätte für die Wiſſenſchaft, eine Bildungsanſtalt für würdige Hirten der Kirche und eine Wiege vieler Heiligen.

Eines der größten Genies aller Zeiten nahm das Mönchsweſen in ſeine Hand, um es aus Italien nach dem chriſtlichen Afrika zu bringen. Wie das Genie es zu machen pflegt, wenn es von einer neuen Idee ergriffen wird, ſo machte es auch der heilige Auguſtin: er gab derſelben eine neue, erweiterte Anwendung. Sein Adlerblick, der mit gleicher Schärfe in die Myſterien der Offenbarung und in die tiefſten Falten des Menſchenherzens ſich ſenkte, begriff den wohltätigen Einfluß, den das gemeinſchaftliche aszetiſche Leben auf diejenigen ausüben müſſe, welche in der engſten Verbindung mit allen Lebenspunkten der Welt ſtehend, durch ſie in tauſend Verſchlingungen und Beziehungen gebracht werden, — welche kraft ihres Berufes ihre volle Tätigkeit, ihre ganze Seele für andere Seelen hingeben müſſen — aber dabei unverweltlicht und in unangetaſteter Ruhe über all' dieſen Verhältniſſen ſtehen ſollen. Er führte als Biſchof von Hippo eine förmliche Mönchsgemeinſchaft in ſeinem geſamten Klerus ein, ſo daß jeder Welteine gute Nachricht bringen .... und deshalb rechne ich auf Vergebung.“

Clelia dankte ihm mit einem matten Lächeln, nahm den Brief mechaniſch und las ihn. Da ihr Ausdruck melancholiſch wie zuvor blieb, fragte Andreas in heftiger Angſt:

„Keine gute Nachricht, gnädige Gräfin?“

„Vielleicht, lieber Andreas, entgegnete ſie zerſtreut. Ich muß erſt mit dem Grafen darüber ſprechen.“ — Und als ſie Gundaccars Schritt draußen hörte, verbarg ſie eilig den Brief und ſetzte hinzu: „Gleich jezt! ſpäter ſollen Sie unſern Entſchluß erfahren.“

„Wie geht's?“ fragte Gundaccar haſtig eintretend, von Schmerz und Sorge um den Sohn bewegt und daher lebhafter als er ſonſt zu ſein pflegte.

Clelia ſchüttelte ſtumm den Kopf und verſuchte ihm die Arzenei zu geben, aber des Knaben Köpfchen war welk und ſein Auge verglast; der Tod hatte ihn ſchon angehaucht wie Nachtfroſt eine Frühlingsblume.

„Es iſt umſonſt! ſprach Gundaccar dumpf. Er geht heim und ihm wird, wo es auch ſei, woler ſein als uns .... die wir bleiben.“

Clelia ſchwieg. Sie betete — aber ohne Worte.. Ihre Seele geleitete die Seele ihres Sohnes in den geiſtliche die ernſte, ſtrenge Erziehung des Aszeten und in der Genoſſenſchaft die Anregung und Ergänzung des höheren Lebens empfing, welche der Prieſter ſo oft und ſchmerzlich zu ſeinem eigenen Schaden wie zum Nachteil anderer entbehrt, wenn er vereinzelt in der Welt ſteht.

Ein Baſilius, ein Athanaſius, ein Auguſtinus ſind ſolche Imperatoren in ihrer Zeit, daß es nicht Wunder nimmt, Anſtalten, die ſie mit ihrem Schutz und ihrer Teilnahme beehren, in kurzer Friſt in der ganzen chriſtlichen Welt zur Geltung gelangen zu ſehen. Große Gedanken wollen auch große Träger haben. Indeſſen iſt es doch unbekannt, wer nach Britannien das Kloſterleben verpflanzt hat, welches dort ſo viele Apoſtel des Chriſtentums erzog und ſpäter nach Deutſchland entſendete. Das „grüne Erin" bedeckte ſich mit Klöſtern, die eine ſolche Pflanzſchule der Frömmigkeit und der religiöſen Wiſſenſchaft wurden, daß Irland ihretwegen den Namen „Inſel der Heiligen" empfing. Und an Schottlands nordweſtlicher Küſte, im weiten atlantiſchen Ozean, deſſen Wellen die nahe phantaſtiſche Fingalsgrotte umſchäumen, auf dem kleinen baſaltiſchen Eiland Jona, bildeten Mönche unter dem heiligen Columban eine Genoſſenſchaft, die an Gelehrſamkeit mit den Benediktinern wetteiferten, welche in dieſer Beziehung einen ſo außerordentlichen Einfluß auf die Ziviliſation Europa's geübt haben und welche nun auch ihren Platz einzunehmen beginnen, um ihn bis zu dieſer Stunde nicht zu verlaſſen.

In der tiefen Gebirgseinſamkeit des Apennins, fern von allem Verkehr mit den Menſchen, lebte während drei Jahren der Jüngling Benedikt, nachdem er aus den Schulen der menſchlichen Wiſſenſchaft entflohen war, um das zu lernen, was er in ihnen nicht lernen konnte: Selbſtüberwindung. Er ſchlug mit eigener Hand ſein Ich ans Kreuz und übte ſich in jeder Art von Abtötung, ſo daß auf die Unterjochung des Fleiſches eine hohe Erleuchtung des Geiſtes folgte — da dieſer in demſelben Maß frei, als er nicht von jenem bedrückt wird. Benedikt begnügte ſich nicht weder mit ſeinem ſtrengen Einſiedlerleben, noch mit der Gründung zahlreicher Klöſter, unter denen Monte-Caſſino — wo er 543 ſtarb — weltberühmt geworden iſt. Er gab dieſen Klöſtern gewiſſe Geſetze, welche ihr ganzes Leben regelten und welche in ihren Grundzügen zum Geſetz für die meiſten Klöſter des Abendlandes geworden ſind, indem das Noviziat und die drei Ordensgelübde zur unerläßlichen Bedingung jedes Ordenslebens wurden. Ein milder Geiſt beſeelt die Benediktinerregel; ſie verlangt keine ſtrenge Kaſteiungen, keine Abtötungen, welche die weichliche Natur ſo leicht übertrieben nennt. Kleidung und Nahrung ſtehen über dem Punkt des nur Hinreichenden. Von der übermenſchlichen Aſzeſe der alten egyptiſchen Einſiedler und von St. Benedikts eigener Härte gegen ſich ſelbſt iſt keine Spur. Er gibt ſie wie aus einer höheren Welt heraus, nachdem er ſelbſt den ganzen Kampf der Irdiſchkeit durchgemacht und gleichſam vergeſſen hat. Alles iſt mild und mäßig. Zwiſchen Gebet, dem treuen Abhalten der kanoniſchen Stunden, zwiſchen Studium der Kirchenväter und zwiſchen Händearbeit war die Zeit eingeteilt. Zu letzterer gehörte aber nicht ausſchließlich das Handwerk, oder Haus- und Gartenarbeit, ſondern auch das Schreiben. Die Mönche waren eifrige Abſchreiber heiliger und theologiſcher Schriften; ſpäter, als ſich ihre Kloſterſchulen immer mehr hoben und einen größeren Umfang wiſſenſchaftlicher Kenntnis notwendig machten, auch der alten klaſſiſchen. Was Wunder, daß ein ſo ſchönes, edles Leben ſich wie ein voller Strom befruchtend über die Welt — und einen materiellen, ſittlichen, religiöſen und myſtiſchen Segen in ihre Adern goß! Dies war nicht die Erfindung eines Schwärmers, der andere Schwärmer zu fanatiſieren verſtand; — auch nicht eine wohlgemeinte Einrichtung, um auf das leibliche und geiſtige Wohl des Volkes zu wirken — womit die Nützlichkeitsbefliſſenen ihr eine große Ehre zu vindizieren wähnen; — ſondern es war ganz einfach die höchſte Blüte des Chriſtentums, die in dem Licht des Glaubens und an der Glut der Liebe zur Entfaltung kam. Verfolgung, Martertum und Blutzeugenſchaft waren nicht mehr das Alltagsleben der Kirche, ſondern Ausnahmen. Alsbald mußte ſie andere Bekenner aufſtellen, die in ihrem Bereich ebenſo treu, beharrlich, frommbegeiſtert und tapfer ſich erwieſen und, Dank der göttlichen Gnade, fanden ſich tauſend und tauſend ihrer beſten und edelſten Söhne und Töchter gleich bereit, in dem Sinn und der Richtung zu wirken, wie die Ausbreitung der Kirche zum ewigen Heil und zur irdiſchen Wohlfahrt der Völker es erheiſchte; — gleich bereit Glaubensapoſtel und Feldarbeiter — Lehrer und Erzieher der Jugend wie Miſſionäre unter den Heiden zu ſein. Und dieſer neue große Aufſchwung des chriſtlichen Lebens knüpft ſich an den Namen St. Benedikts.

Er nannte ſeinen Orden eine Schule, worin man Gott dienen lernt; und unbewandert in menſchlichen Wiſſenſchaften, aber tief erleuchtet über die erhabene Wiſſenſchaft des Heiles, gründete er ſeine Regel auf Gebet und Arbeit, auf Demut und Gehorſam, auf Stillſchweigen und Einſamkeit; — in dieſem allen das irdiſche Leben des menſchgewordenen Gottes zum Vorbild nehmend, zu deſſen Ebenbildlichkeit jede Seele herangezogen werden ſoll. Zuerſt die Demut: das geringe Leben des Allergeringſten wählte ſich der menſchgewordene Gott und nicht bloß was den niedrigen Stand, die Armut, die Werkſtatt des Arbeiters betrifft; denn das alles könnte ja mit

Licht und Glanz und Herrlichkeit umgeben ſein. Aber nur an der Wiege des Neugebornen beteten die Könige an und nur über die Weisheit des Knaben ſtaunten die Schriftgelehrten im Tempel! Ein undurchdringlicher Schleier verhüllt die ganze Jugendzeit, das ganze erſte Mannesalter des Erlöſers. Demütig verſchwindet er aus dem Tempel, um ſeinen Eltern untertan zu ſein und faſt nach zwanzig Jahren erſt tritt er aus der tiefen Dunkelheit, aus den unbekannten Verhältniſſen, aus der dürftigen Hütte hervor — zu einem neuen Akt der Demut: er folgt dem Ruf der Buße, den Johannes der Täufer vom Jordan aus durch Judäa erſchallen ließ, er läßt ſich taufen, als ob dieſer Ruf auch an ihn ergangen wäre. So ward ſein erſtes öffentliches Auftreten eine Handlung der tiefſten innerlichſten, geiſtigen Demut, und ſo blieb ſie ſeinem ferneren Leben aufgeprägt. Er hatte weder Haus noch Habe; er trat als Gaſt da ein, wo man ihn aufnehmen wollte; war es bei Hohen und Weiſen, die ihn geringſchätzten, ſo ließ er ſich mild die Vernachläſſigung gefallen; er lebte mit und bei armen, ſchlichten Leuten; oft mit ſolchen, die auch wegen ihres Wandels gemieden und verachtet wurden; er verachtete niemand; er ließ ſich ſchweigend und klaglos verhöhnen, mißhandeln, morden; er tat bei ſeinen Jüngern Dienſte des Sklaven und litt den Tod des Verbrechers mit zwei Verbrechern, nachdem ein anderer Verbrecher die Begnadigung von der Strafe erhalten hatte, die man ihm verſagte. Sein ganzes Erdenleben, inſoweit man es kennt und nicht kennt, war ein Wandel in der alleräußerſten Demut, wäre es für jeden Menſchen geweſen und nun gar für den „verborgenen Gott"! Das übernatürliche Leben des Menſchen iſt ein Leben in der vollkommenen Liebe, die mit Gott vereint — iſt alſo ein Leben verborgen in Gott; und erſt wenn man die zwölf Stufen der Demut, welche der heilige Benedikt feſtſetzt, erſtiegen iſt — erſt dann hält er die Seele für geläutert genug, um ſie für die vollkommene Liebe zu befähigen. —

An die Demut ſchließt der Gehorſam eng und untrennbar ſich an, wie jenes eine Wort es bezeichnet, welches gleichſam die Türe des Elternhauſes und der Werkſtatt hinter dem Heiland ſchließt, während die phariſäiſche Weisheit geblendet dem wunderbaren Knaben nachſchaut: „Und er war ihnen untertan." Er lebte im ſtrengſten Gehorſam anfangs unter ſeinen irdiſchen Eltern, dann unter ſeinem himmliſchen Vater — gehorſam bis zur Agonie in Gethſemane, gehorſam bis in den Tod. In der Entſagung des eigenen Willens liegt die vollkommene Selbſtüberwindung, welche die Seele befähigt, in gleichmäßiger Bewegung ſo leicht dem göttlichen Willen zu folgen, wie der Nachen der Hand des Steuermanns am Ruder gehorcht. In ihr und nur in ihr liegt auch die vollkommene Armut. Wer aus Liebe Hab und Gut verſchenkt und Glück und Glanz verlaſſen hat und dem Heiland nachgefolgt iſt — o gewiß, arm iſt er! arm für Gott! Wer aber dermaßen von allem ſich abgelöſt, daß er auch ſeinen Willen um Gottes Willen aufgegeben hat — der iſt arm in Gott, arm wie der Heiland ſelbſt war — ganz arm; er hat das höchſte Opfer gebracht, ihm iſt nichts übrig geblieben. Mit Demut und Gehorſam, mit dieſen zwei Tugenden, von denen die ganze vorchriſtliche Welt keine Ahnung hatte — iſt ſie überwunden worden. Denn dieſe zwei Tugenden, die dem natürlichen Menſchen ſo ſehr widerſtreben, können nur aus dem Keim erblühen, den die heiligmachende Gnade, dies Licht, das der Sonne der Erlöſung nachfolgt, in der Seele weckt und pflegt. Es ſind die Erſtlingstugenden des menſchgewordenen Gottes; es ſind alſo chriſtliche Tugenden; und — da die Kirche allein, und nie die Häreſie, ſie lehrt, fordert und ermöglicht — katholiſche Tugenden! Wo ſie fehlen, gibts keine Nachfolge des Heilandes; wo die fehlt — kein Chriſtentum oder ein Scheinchriſtentum. Die Mittel, welche zuſammenwirkend mit der heiligmachenden Gnade dieſe Tugenden erringen, ſind: Das Gebet zuerſt und zuletzt, bei Tag und bei Nacht, im Tempel und in der Wüſte, beim Mahl und in der Qual, — immer und überall hat der Heiland dies myſtiſche Geſpräch mit ſeinem himmliſchen Vater geführt:

und das ſoll auch die Seele. Dann die Arbeit! — Arbeit, wie Gott ſie ſchickt, gleichviel welcher Art, aber ſtets zu Seiner Ehre! ob die Arbeit des Zimmermanns, oder des Lehrers, oder des Arztes, oder des Prieſters, oder des Dieners, oder des Erlöſers — unausgeſetzt und ununterbrochen war auf Erden die Arbeit des Heilands; und ſo ſoll der Menſch arbeiten. Dann das Stillſchweigen, dieſe weiſe und ernſte Sammlung, welche mitten unter Menſchen der Seele die Einſamkeit verſchafft, in die ſie ſich bei all ihren übrigen Verrichtungen verſenken und dadurch immer eine Mauer um ſich ziehen kann, vor welcher mancher Ruf der Verlockung aus Mangel an Antwort erſtirbt. Durch Schweigen wird die Tätigkeit aller geiſtigen Kräfte nach innen gezogen und aller ſittlichen Kräfte auf das Handeln gerichtet. Viele Worte ſind Ventile, durch welche Glut und Wärme verdampfen, ſo daß es drinnen leer und lau wird. Als der Heiland in der letzten Nacht ſeine lange Marter ertragen hatte — o welch ein beredtes Schweigen übte er da. Er ſchwieg über Judas, den Todfeind; er ſchwieg gegen Petrus — den Freund, der ihn in ſeiner bitterſten Stunde verleugnete; er ſchwieg zu aller und jeder Verhöhnung. Er bejahete mit zwei Worten die Frage, ob er Gottes Sohn ſei — und dann ſchwieg er ohne weitere Erklärung oder Entſchuldigung, weil die Menge der Worte nichts bewirkt, ſobald die Kraft derſelben abgewehrt wird. Er ſchwieg und litt; — auch der Menſch ſoll ſchweigend leiden und lieben lernen und über ſeine kleinen Opfer nicht viel Worte machen, eingedenk des großen, welches lautlos geſchah. Und endlich: die Einſamkeit. Nicht mehr Berührung mit der Welt als notwendig iſt, um ihr nützen oder dienen zu können nach dem Maß der Pflichten und Verhältniſſe; — zu dieſem Wunſch kommt wohl jeder, der einen gelaſſenen, unbeſtochenen Blick auf ihr Treiben geworfen, ihr gründliches Unvermögen erkannt hat, ihm etwas anderes als einen Schatten von Glück zuzuwenden, und ſich entſchloſſen hat, lieber nichts, als dieſen Schatten von ihr anzunehmen. Große Enttäuſchungen und ſchwere Erfahrungen gehen faſt immer dieſem Entſchluß vorher. Sie würden nicht nötig ſein, wenn ſich der Menſch gewöhnte, ſich nicht mit ſeinem ganzen Weſen in den Tumult der Welt hineinzuwerfen und aus ihren Leidenſchaften, Zerſtreuungen, Freuden, Torheiten und Beſtrebungen die Gefährten ſeiner Tage und Nächte zu machen, ſo daß er nie dazu kommt, allein mit ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt heimiſch zu ſein. Wäre er das, beſäße er Selbſterkenntnis, wäre er vertraut mit ſeiner wahren Beſtimmung und ſeinen eigentlichen Bedürfniſſen — ach wie oft würde er in eine Abgeſchiedenheit ſich zurückziehen, wie der Heiland es während ſeines öffentlichen Lebens tat, um in der Einſamkeit des Gebirges oder der Wüſte auszuruhen von ſeinem mühſeligen Beruf. Und mehr oder minder mühſelig iſt jedes Leben, weil die Heiligung desſelben gar ein ſchwerer Beruf iſt, an dem der natürliche Menſch, der im ſteten Kampf gegen den übernatürlichen ſich bewegt, keine Freude hat. Darum ſagt ihm auch die Einſamkeit nicht zu. In ihr findet die Eitelkeit keine Nahrung und die Schmeicheleien der Selbſtliebe hören auf — denn er ſieht nichts um ſich her, womit er ſich vergleichen könnte und dasjenige, was er über ſich erblickt, hat ein zu hohes Maß, als daß er wähnen dürfte, es auszufüllen. Nichts flieht der natürliche Menſch ſo ſehr als die Einſamkeit — und zwar die Einſamkeit mit Gott, in Demut und Gehorſam. Für eine kurze Zeit in eine Zelle oder Einſiedlei ſich zu begeben, wenn er recht müde iſt von den weltlichen Freuden und recht gelangweilt von der Anſtrengung, Vergnügen an ihnen zu finden — oder wenn er eben recht getäuſcht und gekränkt, recht vernachläſſigt und überſehen worden iſt, und nichts von dem erlangt, wofür er ſich erniedrigt hat — o ja! unter dieſen Umſtänden iſt ihm die Einſamkeit ſehr willkommen. Da fühlt er ſich erhaben, weil Langweiliges ihn langweilt und groß, weil Kleinlichkeiten ihn ärgern. Da wähnt er ſich abgelöſt vom Alltäglichen, weil er einmal recht ungeſtört durch anderer Meinung ſeine eingebildete Vortrefflichkeit betrachten kann. Aber welche Wirkung hat ſie nach-

Schooß Gottes zurück. Todtenſtille herrſchte im Zimmer, ſchwach unterbrochen durch Tranquillinas ungleiche Athemzüge. Endlich kniete Clelia vor Gundaccar nieder, legte ihre gefalteten Hände auf ſeinen Schooß und ſagte feierlich:

„Ich muß Dich um etwas fragen, mein geliebter Engel, und Du mußt mir antworten.... aber die reine Wahrheit, wie Du ſie im tiefſten Innerſten Deiner Seele — vielleicht Dir ſelbſt überraſchend — vielleicht durch meine Fragen geweckt — finden wirſt. Ich bin in dieſem Augenblick auf Alles vorbereitet, denn mir iſt zu Sinn als hätte Gott durch den Tod unſeres Sohnes bereits mein ganzes Herz zum Opfer hingenommen. Alſo: die Wahrheit?!“

Gundaccars Herz bebte. Er legte die Rechte auf ihr Haupt wie um ſich zu ermuthigen und ſprach entſchloſſen:

„So wahr wie ich Dich liebe, Clelia.“

„Sag mir denn, Gundaccar: — iſt je der Gedanke — nur der Gedanke, nicht der Wunſch — in Dir erwacht Dich von mir zu trennen?“

„Nie! entgegnete er befremdet. Wie kommſt Du auf dieſe unnatürliche Frage?“

„Sie iſt nicht unnatürlich! wir ſind ſo elend, daß Du wol wünſchen könnteſt um jeden, auch um den höchſten Preis aus dieſer Lage zu kommen, und haltig auf ihn? Macht ſie ihn demütig oder hochmütig? gehorſam oder eigenwillig? — das iſt der Probierſtein, ob er in der Einſamkeit mit Gott war oder mit ſeinem Ich. Der Heiland zog ſich — abgeſehen von der großen Einſamkeit ſeines ganzen Lebens in Nazareth — während der drei letzten Jahre oft in die Einſamkeit zurück, um mit ſeinem himmliſchen Vater allein zu ſein. In der Einſamkeit der Wüſte beſtand er gewaltige Verſuchungen des Teufels; in der Einſamkeit des Tabor hatte er den Vorgenuß des Himmels; in der Einſamkeit von Gethſemane rang er mit dem Willen des himmliſchen Menſchen den Willen des irdiſchen zu Tode. Mit dem Wort: „Dein Wille geſchehe!“ vollzog er eigentlich dort das welterlöſende Opfer und ſein letzter Seufzer am Kreuz war nur ein Ausklingen jenes Wortes.

Zu dieſer Einſamkeit berief der heilige Benedikt ſeine geiſtlichen Söhne und Töchter. Zu dieſer gänzlichen Hingebung ihres Willens, der durch Verſuchung geübt, durch himmliſche Tröſtung gereinigt, durch Opferwilligkeit bewährt wird, bildete er ſie heran in ſeiner ſtillen Schule der göttlichen Liebe. Und waren ſie in derſelben gereift, ſo zogen die Berufenen hinaus, arm und feurig und Träger des heiligen Geiſtes, wie die erſten Apoſtel, verkündeten den fernen Völkern das Wort von dem menſchgewordenen Gott und gründeten neue Klöſter, neue Pflanzſtätten für die Erziehung, Bildung und Heiligung des menſchlichen Geſchlechtes. Die aber, welche innerhalb der ſtillen Mauern ihr Leben hinbrachten, waren nicht minder eifrig, nur in anderer Weiſe, Gott und ihren Brüdern zu dienen, ſei es durch Gebet, durch Arbeit, wie die Zeitverhältniſſe ſie begehrte, durch das Beiſpiel eines frommen Wandels, durch Bekehrungen und Bußeifer, die ihr Einfluß mittelbar und unmittelbar erweckte. Denn das iſt der Segen, der auf der Heiligkeit ruht: ſie ruft auf und ſpornt an zur Heiligung. Und was iſt heilig ſein? — Gott geweiht ſein; — aber ganz. Nicht etwa nur heut oder morgen — ſondern immer. Nicht in Gedanken ohne Tat, oder mit Tat, aber ohne innere Beiſtimmung. Nicht durch Stückwerk von Schwärmerei und Phantaſterei, von wiſſen und nicht wollen, von wollen und nicht können, von Auffliegen ohne Schwung, von Aufblitzen ohne Feuer; ſondern mit geſammelter, gelaſſener, gleichmäßiger Anſtrengung aller übernatürlicher Gaben und Kräfte nach dem übernatürlichen Ziel der Ebenbildlichkeit Gottes hinſtreben — das iſt Gott geweiht ſein, heilig ſein. Das iſt es, was ſein Opfer von uns begehrt und wozu es uns die Gnadenkraft verleihet. Und da auf jedem Opfer, das ihm gebracht wird, eine Gnade ruht — weil die Verheißung der Gnade an die Anrufung ſeines Namens geknüpft iſt — ſo wirkt das Opfer eines Menſchen in derſelben Richtung, wie das Opfer des

Gottmenſchen: es hilft Seelen retten. Die unmittelbare, ewig einzige Tat der Erlöſung befähigt alle Erlöſten im Sinn des Erlöſers teilzunehmen an dem Werk, für welches er hat auf Erden leben, leiden, ſterben wollen. Gibt es einen ſeligeren Beruf? gibt es ſonſt etwas, wodurch die Seele, die einen ſolchen Drang nach unvergänglichem Wirken hat, demſelben inniger genügen und ihm ein ſchöneres Ziel geben könnte? Sie tritt in ihr urſprüngliches Verhältnis zu ihrem Schöpfer zurück: ſie unterwirft den Leib dem Geiſt und den Geiſt Gott, ſie ſtrebt nach Überwindung des irdiſchen Menſchen und nach Vereinigung mit dem himmliſchen, ſie macht ſich arm an jeglichem Beſitz, in welchem die Sinnlichkeit irgend einen Genuß findet; — und da das alles ohne Kampf, ohne Überwindung und ohne Entſagung nicht zu bewerkſtelligen iſt, ſo bringt ſie ihr Opfer, nimmt ihr Kreuz auf ſich und folget ihm nach — auf Erden und in den Himmel hinein. Und ihr wiederum folgt himmliſcher Segen; denn was die Gegenwart wäre, wenn nicht die Vergangenheit die Mahnung zur Heiligung durch Opfer verſtanden und befolgt hätte — wenn ſie nicht die Energie gehabt hätte, der Aufforderung des Heilandes ohne mäkeln, deuteln und feilſchen nachzukommen und buchſtäblich das zu tun, was er ſagte — wenn ſie nicht — wie jener Rieſe, der, im Kampf von den Gegnern zu Boden geworfen, nur die Erde berührte, um friſche

Kräfte zu gewinnen — wenn ſie nicht immer in den Himmel ſich zurückgeworfen und von dort ſich neue Stärke mitgebracht hätte: ja, wo wären wir nun? und wie können wir es ertragen und verantworten, daß dermaleinſt eine Zeit, für welche die unſrige die Vergangenheit heißen wird, über uns urteilen dürfte, daß wir nichts für ſie getan?

Benediktinermönche oder Männer aus deren Schulen hervorgegangen, waren die meiſten jener Apoſtel, welche namentlich im nördlichen Europa den Kampf gegen den Götzendienſt unternahmen und den heidniſchen Völkern das Chriſtentum brachten. Dieſe Liebe für die göttliche Wahrheit und für die irrenden, unerleuchteten Seelen ward manchem von ihnen, wie den erſten Apoſteln, mit blutigem Tode gelohnt. Denn ungern läßt der natürliche Menſch von ſeinen Götzen ab, mit denen er ſich eingelebt und welche Tradition und Gewohnheit ihm vertraut gemacht haben. Überdas wird er zum Widerſpruch aufgeregt, wenn ihm, bevor er von der Gnade berührt ward, eine neue Lehre als unfehlbar vorgetragen wird. Nur durch die Gnade vermag er an die Unfehlbarkeit zu glauben; der natürliche Verſtand zweifelt ſtets an der göttlichen Offenbarung, weil ſie das Maß ſeines Erkenntnisvermögens überſchreitet. Aber am wenigſten um die Unterwerfung des Verſtandes handelte es ſich bei jenen, in geiſtiger Beziehung ganz unausgebildeten Völkern, ſondern hauptſächlich um die ihrer Sitten, ihres Lebens, ihrer Gebräuche und Gewohnheiten, welche alles ſie von ihren Voreltern ererbt und mit der Ehrfurcht feſtgehalten hatten, die oftmals an die Stelle des Glaubens tritt und den Platz, wo er ſein ſollte, aber nicht iſt, ausfüllt. Und dennoch beſiegte das Wort vom Kreuz jeden Widerſtand und Wodans Eichen fielen in Deutſchland vor demſelben, wie in England die Tempel der Druiden. Klöſter wurden überall geſtiftet, wo das Chriſtentum Eingang gefunden hatte. Sie waren der Herd, auf dem das Feuer lebendig brannte, welches zwiſchen den Trümmern des Heidentums oftmals nur ganz matt in den Seelen glimmte und erſtorben wäre, wenn man von dort aus den ſchwachen bedrohten Funken nicht unermüdlich angefacht und genährt hätte. Sie waren die Vorpoſten, welche die Kirche in dieſem gewaltigen Kampf für Ausbreitung des Reiches Gottes in Feindes Land hineinſchob: wachſam, ausdauernd, bereit zu weiteren Eroberungen wie zur Verteidigung. Sie dienten der Religion, indem ſie Seelen für den Himmel gewannen und der Ziviliſation, indem ſie die höhere Geſittung zu pflegen ſtrebten, welche aus der reinen Lehre und aus einer ernſten geiſtigen Bildung hervorgeht. In ihnen wurde gelernt und gelehrt, gearbeitet und andere zur Arbeit angewieſen. Die Kloſterbrüder waren zugleich Prediger und Schullehrer, Abſchreiber und Gärtner, Handwerker und Künſtler, Ärzte der Seelen und der Leiber; ſie ſpendeten himmliſche und irdiſche Stärkung, und ihre Tätigkeit, Einſicht und Unermüdlichkeit wußte Rat und Abhilfe für die zahlloſen Mängel des damals ſo ungeordneten und rauhen Lebens. Als der heilige Bonifacius gegen die Mitte des achten Jahrhunderts für die Bekehrung des inneren Deutſchlands lebte und ſtarb, ließ er aus England, wo das Chriſtentum ſchon ſeit Jahrhunderten in Blüte ſtand, ganze Scharen von frommen Männern und Frauen kommen, denen er die Leitung der Klöſter übertrug, welche er in Bayern, Thüringen und Heſſen gründete. Ihr tugendhafter Wandel, ihre Gelehrſamkeit, ihre höhere Bildung, der Ernſt und die Entſagung ihres Lebens leuchteten als ſtrahlende Vorbilder in die wilden Zuſtände der Neubekehrten hinein und verſchafften den Klöſtern ebenſoviel ſittlichen als religiöſen Einfluß.

Aber auch materiellen Segen brachten ſie in ihrem Geleite mit. Ein heller Blick über die Vorzüge, die eine ſchöne Lage und eine günſtige Umgebung mit ſich bringen, iſt allen Gründern von Klöſtern — ſo weit es die gegebenen Verhältniſſe geſtatteten — eigen geweſen. Ein liebliches Tal, oder ein waldbewachſener Bergabhang, oder eine freie Höhe, oder eine Ebene am Strom ſprechen immer für ein hohes Schönheitsbedürfnis, das bei all' dieſen Anlagen mitwaltete. Aller Schönheit und aller Pracht der Erde, nur nicht der Lieblichkeit der Natur, waren die Seelen abgeſtorben, die in dieſen Mauern von früheſter Jugend bis in das tiefſte Alter lebten und oftmals nichts von der Welt kannten, als das Stück vom Horizont, das ſie aus ihrem Kloſterfrieden heraus überſahen. War die erſte Anlage auch zuweilen in rauheſter Wildnis, deren nur mühſamer Fleiß und große Anſtrengung Herr werden konnte: ſo ſtellte ſich doch ſtets, nachdem die Mühſeligkeiten und Hinderniſſe des erſten Anbaues überwunden waren, ein eigentümlicher Charakter von Ernſt und Anmut, wenn nicht von Schönheit heraus; ein Zauber von Melancholie, der um jede Abgeſchiedenheit ſchwebt und der ſo ſtark iſt, daß er bis zu dieſer Stunde den Klöſtern und Kloſterruinen, alſo vielleicht tauſend Jahre nach ihrer Entſtehung, aufgeprägt geblieben. Und doch waren ſie mit nichten immer einſam in menſchenleerer Gegend! ſondern es ſiedelte ſich vielmehr das menſchliche Treiben um ſie herum an, ſo daß ſie der Mittelpunkt von Ortſchaften wurden, die ſich oftmals zu Städten vergrößerten und die urſprünglich vielleicht einige Hütten waren, welche Holzſchläger oder Ackerleute bewohnten, die ſich in Schutz und Dienſt des Kloſters begeben hatten und deſſen Landbau oder Waldwartung beſorgten. Mit dem Aufblühen des Kloſters wuchs dann auch die Ortſchaft und wurde die ganze Umgegend fruchtbar und bebaut. Die

Kloſterkirche genügte nicht mehr dem Wunſch und Bedürfnis. Es ward eine neue Kirche erbaut; der Bau lockte Handwerker und Arbeiter der verſchiedenſten Art herbei und um das Haus Gottes ſammelten und mehrten ſich die Wohnungen der Menſchen. Welch ein ſchöner und ſegenverheißender Anfang des bürgerlichen Lebens! welch ein tiefes Heimatsgefühl mußte einem ſolchen Beginn entſpringen! War das Kloſter reich, ſo verpachtete es ſeine Ländereien, Wieſen und Wälder, und ſeine Pachter wurden nie arm, weil ſie keine Erpreſſungen von Seiten der Ordensbrüder zu leiden hatten — wie es den Untertanen weltlicher Herren wohl geſchah. Das Kloſter ſchaffte den Geſunden Arbeit und Brot, den Kranken Pflege, dem Alter Unterſtützung, der Jugend Belehrung, und ſorgte ſomit auch für die materielle Wohlfahrt derer, die ſich in ſeinen Schirm begraben hatten. War es aber arm, ſo fand dennoch der Arme ein Stück Brot, der Pilger eine Herberge, der Fremde ein ſchützendes Dach und jeder — Gaſtfreundſchaft und Barmherzigkeit. Seine Bewohner regten nicht Neid und Mißgunſt an! Ihre kalten Zellen, ihre langen Faſten, ihre Nachtwachen im Gebet, ihr ſpärlicher Lebensunterhalt, ihre Abtötungen aller Art in tiefer Stille hinter dunkeln Mauern und Gittern — hatten nichts Anlockendes für Genußſucht und Weltluſt, nichts Beleidigendes für Armut und Elend. Jene gönnten den Ordensleuten ihr dürftiges Daſein; Dieſe fanden in deren Armut einen Troſt oder ein erhebendes Beiſpiel; denn mancher Reiche und Vornehme, dem alle Weltfreuden zu Gebot ſtanden, hatte ſie verſchmäht und ſie gering geachtet neben der Ehre, im Dienſt des Heilands arm und ungekannt ſein zu dürfen. Welch ein Beiſpiel! darin die höchſte Befriedigung zu finden, worin mancher andere geneigt war, eine Unbilligkeit oder Härte ſeines Schickſals zu ſehen! ſo wurde das freiwillige Opfer des einen zur Verſöhnung vieler mit den Heimſuchungen des Herrn.

Und noch ein vierter Strom floß mit reinen Fluten von dieſen Höhepunkten des chriſtlichen Lebens herab. Es war nicht genug, daß die drei erſten Gottesfurcht, Geſittung, Wohlfahrt in der Menſchheit verbreiteten, mehrten und nährten; es mußte ſo zu ſagen der ganze geiſtige Luftkreis, in welchem die durch das Chriſtentum wiedergeborne Welt ſich bewegte, erneuert und gereinigt werden; der Totengeruch und Moderduft der untergeſunkenen Vergangenheit mußte im Arom eines myſtiſchen Weihrauchs verſchwinden; kriſtallene Wellen mußten die Gerippe der Sünden und Miſſetaten überfluten und hinwegſpülen. Jene drei Ströme ergoſſen ſich zur Menſchheit hinab und über die Erde — der vierte aber löſte ſich ätheriſch von der Erde ab und ſtieg zum Himmel auf, als Atem der Seele, als Gebet.

Auf deine Knie, meine Seele! — Das Gebet zuerſt und zuletzt, das ewige Gebet, das iſt die eigentliche, die wahre, die höchſte Aufgabe deines Lebens! Das Zwiegeſpräch mit deinem Gott, mit deinem Schöpfer und Erlöſer, mit deinem himmliſchen Vater und deinem göttlichen Tröſter — dies iſt das Gebet. Preis und Dank, Bitte und Flehen, die Klage deiner Unvollkommenheit, der Schrei deiner Angſt, der Weheruf deiner Schmerzen, der Seufzer deiner Ergebung, das Ächzen deiner Troſtloſigkeit, die Aſpirationen deiner Liebe; — und ſüße Einſprechungen, himmliſche Verheißungen, ſelige Ahnungen, die von Oben herab deinen Klagen und Fragen von Unten hinauf antworten;

ſtille Ruhe, heiliger Friede, innere Siege nach inneren Schlachten, bei denen das Herzblut verſtrömt iſt, um dich nach der Ordnung der Natur erſterben zu laſſen, damit du das Leben nach der Ordnung der Gnade finden mögeſt; — und dies ſich Ausſtrecken auf dem Schlachfeld in bedingungsloſer Hingebung vor dem Panier der Gnade — dies Gefaßtſein auf die Nacht und ſiehe! mit himmliſcher Morgenröte bricht der Tag an; auf den Tod und ſiehe! die Auferſtehung winkt dir; auf ſchmerzenreiche Finſterniſſe und ſiehe! heiliges Licht überſtrömt dich; — und dieſe Wonne auf dem Tabor im Anſtaunen der göttlichen Herrlichkeit und der Verherrlichung ihrer Propheten — dies Ringen in der Vereinſamung von Gethſemane es iſt gewiß nicht zu bezweifeln, daß Du Dich mit Deinen Eltern verſöhnen könnteſt, wenn wir uns trennten. Ich würde alsdann gehen — wohin Du eben meinteſt! — und würde mit Tranquillina leben wie früher .... nur vielleicht etwas trauriger noch, während Du für ihre Zukunft möglicher Weiſe mehr als jezt ſorgen könnteſt. Dein Sohn iſt todt, Tranquillina hat keinen Anſpruch an Deinen Namen, ich wäre von Dir getrennt — das würde vielleicht hinreichen um Deinen Frieden mit den Eltern zu bewerkſtelligen, während — wenn wir beiſammen bleiben — jede Verſöhnung undenkbar, hingegen die Möglichkeit da iſt noch mehr Kinder zu haben und noch öfter ſolch ein herzbrechendes Leid zu erleben wie eben jezt .... wo wir geneigt ſind das todte Kind als gerettet und das lebende als verloren zu betrachten. Hab' ich nicht Recht, Gundaccar?"

„Ganz Recht, mein geliebter Engel!"

„Und iſt es nicht fürchterlich traurig und kaum zu ertragen was wir eben erleben?"

„Kaum zu ertragen."

„Und wenn dieſe Lage nun immer jammervoller wird? und wenn ſie, wie jezt ſechs Wochen, ſo ſechs Monat, ſechs Jahr dauert" .... — —

„Und wenn! und wenn, Clelia! und wenn das gegen den Kelch des Leidens: — dies Weinen unter dem Kreuz mit dem Schwert im Buſen, neben der heiligen Mutter Gottes mit ihren ſieben Schwertern im Herzen; — dieſer unirdiſche Jubel am Oſtermorgen, am ewigen, wenn der Triumph Gottes, auch in dir, meine Seele, beginnt, wenn du ihm folgſt im weißen Kleide, das im Blut des Lammes reingewaſchen iſt und wenn er alle Tränen von deinen Augen abtrocknet und wenn kein Leid und keine Klage mehr ſein wird — — o meine Seele, meine glückliche Seele, dies alles darfſt du, kannſt du, weißt du, haſt du, fühlſt du, genießeſt du im Gebet; oder eigentlich: dies alles biſt du in deinem innern Verkehr mit Gott, biſt du in deinem eigenſten und innigſten Weſen, ſobald du dem Zuge der göttlichen Liebe, der Erfinderin des Gebets, folgeſt. Liebe nur — und das Gebet iſt unwillkürlich deine Sprache! bete — und du öffneſt dir die Tempelpforte der Liebe! aber liebe und bete nicht, um irgend etwas dafür zu verlangen; ſondern weil du nichts anderes in dir findeſt, als Liebe und Anbetung. Siehe die Magdalena! die macht es, wie dein Gebet ſein muß! Sie zerbricht die alabaſterne Schale, und das Nardenöl fließt heraus, und ſie gießt es über die Füße des Heilands, und ſie ſieht ihn gar nicht an unter ihren Tränen und hinter ihren aufgelöſten Haaren, und ſie fragt nicht, ob er es erlaubt, was er dazu ſagt, ob es ihn freut, ob er ihr gütig und gnadenvoll ſein werde — o nichts von dem allen! aber ihre Tränen fließen und die Narden duften — und alle Huldigung, alle Reue, alle Deſolation, alle Liebe, alle Selbſtvergeſſenheit, alle Hingebung, alle Demut, deren ein Menſchenherz fähig iſt, liegen in der einen kleinen Handlung, daß die Narden duften und die Tränen fließen: — ſo mußt du beten! — — —

Heilige und himmliſche Seelen haben in himmliſcher und heiliger Sprache über das Gebet geredet und über die Stufen, welche die Seele mit ihm zu erklimmen hat, von ihren erſten ſchwachen Schritten in weiter irdiſch befangener Ferne, bis zu ihrem Ruhen vor Gott und bei Gott in der Fülle unbeſchreiblicher Seligkeit. Du aber, meine Seele, biſt ſehr klein und ſehr gering, und von ſo himmliſchen Dingen zu ſprechen verſtehſt du nicht. Wenn du beteſt, ſo mache es nur immer wie die Magdalena. Tränen hat jedes Menſchenauge und Deſolationen hat jedes Menſchenherz, und wenn du dich nicht fürchteſt, das Alabaſtergefäß deiner irdiſchen Freuden zu zerbrechen, ſo wird es dir auch nicht fehlen an duftenden Narden, womit du die Füße deines Heilandes überſtrömen darfſt, ſobald du in demütiger Anbetung vor ihm niederſinkſt. —

Den Glauben zu predigen, die Wiſſenſchaft zu verbreiten, das materielle Leben zu erleichtern — das dreifache Brot der Seelen, des Geiſtes und des Leibes zu ſpenden — dieſer erhabene Beruf unfaßte alſo doch noch nicht genügend die Beſtimmung des Kloſters. Es ſollte zugleich eine Stätte des Gebetes ſein, weil ohne Gebet jene Wirkſamkeit nicht in Gott ihre Wurzel geſchlagen — nicht zu Gott ihre Blüten und Früchte zurückgeführt hätte. Um ſo verſunkener die Maſſe der Menſchen in das geſchäftliche Alltagsleben iſt, in die Sorge um Erwerb und in die Begier nach Genuß — um ſo mehr vergißt ſie ihre überirdiſche Beſtimmung in dem heftigen Streben, die irdiſche zu kräftigſter Geltung zu bringen, deren Anforderungen zu genügen, deren Vorteile auszubeuten. In tiefen Schatten treten die Anſprüche der Seele zurück und das Geſchäft ihrer Heiligung verſchwindet neben den Geſchäften, welche der weltliche Beruf mit ſich führt. Des Zwecks, weshalb der Menſch geſchaffen iſt: um Gott zu dienen, zu lieben und durch ſein ganzes Leben zu ehren, iſt er kaum mehr ſich bewußt. Aus Leichtſinn der eine, aus Gleichgültigkeit der andere, aus Schwäche der dritte, in der Überwucherung ſeiner beſſeren Kräfte von böſen Beiſpielen oder entnervenden Einflüſſen gar mancher — und mancher vielleicht auch im entſchieden böſen Willen — fallen ſie ſämtlich mehr und mehr von Gott ab und haben es faſt bis auf eine dämmernde Erinnerung vergeſſen, daß ſie als eine himmliſche Labung auf dem ſtaubigen Pilgerpfade das Vorrecht des Gebetes empfangen haben. Unter den tauſend unnützen Gedanken und zehntauſend unnützen Worten, die ſie täglich an Vergängliches und Törichtes verſchwenden und womit ſie ſich an ihre Bedürfniſſe und Genüſſe klammern — reißt kaum einer von der Irdiſchkeit ſich los, um Gott zu ſuchen, um aus all' dem Tumult zu ihm zu fliehen, um die Seele mit einer Aſpiration nach dem Ewigen von dieſer Welt der Vergänglichkeit abzulöſen. In dem Dämmerungszuſtand der Angewöhnung wird, ach wie oft! das Gebet verrichtet und das, was die Wonne unſers Herzens ſein ſollte und könnte, ſinkt herab zu einem Akt zerſtreuter Lauheit, an welchem die eingeſchlafenen höheren Fähigkeiten ſich gar nicht mehr beteiligen. Denn es gibt eine Region in unſern Seelen, die ewig unbefruchtet bleibt, wenn das Gebet ihr nicht ein Bächlein des lebendigen Waſſers zuführt, welches der Heiland dem ſamaritaniſchen Weibe verhieß. Keine Feinheit und Schärfe des Verſtandes, kein Umfang und Reichtum des Wiſſens, keine Tiefe und Anmut des Geiſtes, kein Witz, kein Scharfſinn, keine Kritik — keine einzige von all' den glänzenden und bewunderten Gaben, welche zuſammen genommen menſchliche Intelligenz ausmachen — reicht an jene Region. Da iſt alles ganz anders, ganz ſtill, ſchweigſam, horchend, ganz demütig und ſelbſtvergeſſen, ganz ſchmuck- und prunklos im Ausdruck der Gedanken, der Gefühlserhebungen. Da gilt kein Wiſſen, da hilft kein Können, da finden Klugheit und Gelehrſamkeit ihr Ende —

und wer mit irdiſcher Weisheit dahin kommt, dem erbleicht ſie, wie wenn er mit ſeiner Nachtlampe in die Morgenröte hinaus tritt. Da gibt es nur eine Wiſſenſchaft: die vom Kreuz! nur eine Lehre: die vom Opfer! nur eine Fähigkeit, um beide zu erfaſſen: den Glauben! nur eine Gabe, um das Erfaßte mit dem eigenen Weſen und Leben zu verſchmelzen: die Liebe! — Die ruhende Liebe nährt das Weſen der Seele; die tätige Liebe regt ſie zu Lebensäußerungen, zu Ausſtrahlungen ihrer Wärme und ihres Lichtes an. Ruhet die Seele wirklich in Gott, ſo hat ſie ihr Genügen und iſt ſo erfüllt von ſeiner Liebe, daß ſie ſich nach keiner Richtung hin bewegen kann, ohne etwas von dieſem köſtlichen Inhalt auf all' ihre Pfade auszugießen. Alsdann iſt ſie ſelbſt das Alabaſtergefäß, das für den Dienſt der Natur zerbrochen und für den Dienſt in der Gnade hergeſtellt, duftend von himmliſchen Narden iſt. Zu dieſer Ruhe in Gott gelangt die Seele nur durch Gebet. Mit dem Gebet ſchmiegt ſie ſich dem Heiland in allen Momenten ſeines Lebens und Leidens — dem Kreuz in allen Verlaſſenheiten und Herrlichkeiten — der Mutter Gottes in all' ihren Trübſalen und Tugenden an. Die zärtliche, demütige, reuige, ſehnſuchtsvolle Betrachtung der wunderbaren Liebe des menſchgewordenen, des in Liebe verabgründeten Gottes, zieht ſich wie der Weihrauchduft, der nie aus unſern Gotteshäuſern verſchwindet, durch das ganze innere und um das ganze äußere Leben der Seele, und bringt ſie in unausgeſetzte Beziehung zu ihm und in den heiligendſten Zuſammenhang mit ihm. Und das iſt die erhabene Aufgabe des Kloſterlebens, das in deſſen himmliſche Seite, daß es, um im Dienſt der Religion die Werke der Barmherzigkeit, die leiblichen wie die geiſtigen üben zu können, im ewigen Gebet, in ewiger Anbetung der ewigen Liebe verharre.

Da ſteht das myſtiſche Haus, in welchem Der wohnt, der in der Sonne ſein Zelt aufgeſchlagen und das Univerſum geſchaffen hat, Der da iſt, Der da war, Der da ſein wird — Der unſer Schöpfer iſt, unſer Bruder war, unſer Richter ſein wird — und über dem allen unſer zärtlicher Erlöſer hat ſein wollen. Da iſt das myſtiſche Herz des Ordenshauſes; von dort aus ſtrömt das Leben ihm zu, von dort geht der Segen aus, dort ſammeln ſich alle Gnaden, dort iſt der Quell, der mit ſeinem unirdiſchen Perlentau alle Seelen erquickt, die ſich im feierlichen Reigen, friedlich und harmoniſch wie die Planeten um die Sonne — um dieſe Zentralſonne, um dies Herz des Weltalls, anbetend bewegen. Nie verſtummt der heilige Tempeldienſt. und damit er niemals verſtumme, iſt ſein Ausdruck, das Gebet, der Willkür des einzelnen enthoben und der Gemeinſchaft zu einem ſüßen, aber unverbrüchlichem Geſetz gemacht.

Die Welt ſchläft! — ſie ſchläft in ihrem Rauſch, in ihren Sorgen, in ihren Sünden, in ihren Tränen! Das Kloſter wacht — nüchtern und ſorgenlos in ſeiner Armut; ſünden- und tränenlos durch ſein von der Liebe getragenes, mit Liebe belohntes Opfer. Es wacht! und das, was auch in den traurigen Nächten der Welt wacht: Laſter und Verbrechen, Elend und Schmerz, findet ſeinen Gegenſatz und ſeine Sühne in dem Gebet, welches dieſe Opferſeelen aus den tiefen Finſterniſſen der Mitternacht gemeinſam zu Gott hinaufſenden. Um Mitternacht ward der Heiland geboren; um Mitternacht erhob ſich der feierliche Geſang der Matutine von allen im Chor verſammelten Ordensleuten, um das neue und ewige Licht der neuen Weltordnung mit den Engeln und Hirten, mit den Magiern und Königen zu begrüßen und dem Wort des Heilandes zu gehorchen: „Betet ohne Unterlaß.“ In den erſten Jahrhunderten nahm die ganze Gemeinde teil an dieſer nächtlichen Vorfeier; beſonders an den Vigilien der hohen Feſte. Später verrichteten nur die Chorherren der Stifte, Prieſter und Ordensleute, dies Gebet zu dieſer Stunde. In unſerem Jahrhundert aber mußten alle Mitternachtsglöckchen verſtummen — bis zur neueſten Zeit, wo ſie wieder anfangen aufzuwachen, damit über die träumende Erde der Wächterruf eines Tages dahinſchalle, der nicht mit irdiſchen Träumereien ausgefüllt werden ſoll. Die

Matutine ſchließt mit dem majeſtätiſchen „Te Deum", welches den „König der Glorie" wie mit Poſaunenton und Orgelklang und Glockenſchall zu einem überirdiſchen Triumphlied verſchmolzen, dem ganzen Univerſum verkündet.

Der Matutine folgen die Laudes. Um Sonnenaufgang entſtand der Heiland aus dem Grabe. Er iſt die ewige Sonne, welcher das Dunkel der Sünde und des Todes überwunden hat. Seine Auferſtehung iſt die Bürgſchaft unſerer Erlöſung, unſerer dereinſtigen Seligkeit; wir ſind nicht mehr die Knechte der Sünde, die Sklaven des Todes, die Gefangenen der Grüfte! wir ſind erlöſt zur himmliſchen Freiheit der Kinder Gottes! Dieſer unermeßliche Jubel der erlöſten Seele, die für Preis, Lob und Dank gleichſam weder Anfang noch Ende, ſondern immer nur eine unerſchöpflich zuſtrömende Fülle findet — jauchzen die Laudes zum Thron der heiligen Dreifaltigkeit empor, und ſchließen mit dem himmliſchen „Benedictus", welches der Vater jenes Knaben geſungen, der da beſtimmt war, als ein Morgenſtern der ewigen Sonne voran zu wandeln und ihren Aufgang in der Höhe dem Volk zu verkünden. Das Te Deum iſt das hohe Lied des Schöpfers; das Benedictus das hohe Lied des Erlöſers.

Hiemit iſt die Nachtfeier oder, wie es in der kirchlichen Sprache heißt, der große Chor beendet; aber nun beginnen die Taggebete, die kleinen kanoniſchen Stunden, wie ein feſtliches Gewinde, welches den Altar des heiligen Meßopfers umſchlingt. Majeſtätiſche Pſalmen, klagend, trauernd, jubelnd, mit ſüßen Hymnen und kleinen Abſchnitten aus der Heiligen Schrift durchwebt, bilden dieſe Gebete und führen noch die alten Namen der Zeitabteilungen, wie die Heilige Schrift ſie am Todestage des Heilands braucht.

Die Prim iſt das kirchliche Morgengebet. Die andächtige Liebe zum Leiden des Herrn hat die Erinnerung an ſeine Paſſion in all die kanoniſchen Tagesſtunden hinein gelegt, und gedenkt bei der Prim ſeines Verhörs vor Pilatus und Herodes. Um acht Uhr früh betet die Kirche die dritte Stunde des Tages, die Terz, und betrachtet den dornengekrönten Heiland, der ſein ſchweres Kreuz zum Marterhügel trägt. In der heiligen Meſſe wird das Opfer vollzogen und in der darauf folgenden ſechſten Stunde, der kirchlichen Sext, ſteht das Kreuz erhöht auf Golgatha. Aber „um die neunte Stunde“, die Non, gibt der Heiland ſeinen Geiſt in die Hände ſeines himmliſchen Vaters zurück und von der Mittagshöhe neigt ſich jetzt der Tag dem ſtillen Abend zu und die Seele ſucht auch ihre Ruhe.

Die Veſper iſt der Beginn der kirchlichen Abendfeier. Sie ſammelt das Gemüt zu friedlicher Betrachtung, zur ernſten Einkehr in ſich ſelbſt, zum Hinblick auf die unſäglichen Wohltaten, mit welchen die Seele überſchüttet und geführt wird; und in dem prächtigen „Magnifikat“, dem Lobgeſang der heiligen Jungfrau, drängt ſie zum Schluß allen Dank und alle Verherrlichung zuſammen, welche die Seele der Gnadenſonne weiht, die ihr geleuchtet hat auf allen ihren Wegen.

Aber iſt die Sonne untergegangen, ſo gehen die Sterne auf! in ihrem ſüßen Schimmer hält die Kirche ihr ſüßes Abendgebet, die Complet — (Schlußandacht) — durch die ein überirdiſcher Zauber von wehmütiger, ſehnſüchtiger, vertrauender Liebe weht — ein Hauch von Schwermut über die Verbannung aus der himmliſchen Heimat, von unausgeſprochener Klage über die lange irdiſche Pilgerfahrt, von heiliger Freude über die Zuverſicht, daß die mühevolle Wanderung im Schutz und Schirm des Allerhöchſten zurückgelegt wird und kein anderes Ziel hat, als das ewige Leben. Mit dem wiederholten Anruf: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geiſt!“ haucht die der Irdiſchkeit mit ihrem göttlichen Heiland hinſterbende Seele ihre höchſte Sehnſucht aus, bettet ſich in die Nacht des Kreuzes und flehet mit Simeons „Nunc dimittis“, um die friedenvolle Ruhe im unvergänglichen Licht der Offenbarung, welches auch die dunkelſten Nächte der armen Erde verklärt.

Dieſes unabläſſige, raſtloſe Gebet von unvergleichlicher Würde und Schönheit, entſprechend allen Regungen und Bewegungen der Seele, die

Alles in Erfüllung ginge .... — ich trenne mich nicht von Dir."

„Gundaccar, ſagte ſie langſam und mit ſtockender Stimme, ſprich! biſt Du nicht auf den Gedanken gekommen, daß ich .... ich ſelbſt unſre Trennung wünſchen könnte?"

„Es wäre natürlich wenn Du ſie wünſchteſt, und ich, wol wiſſend wie ſchwer ich Dir das Leben mache ſtatt es Dir zu erleichtern, hätte jenen Gedanken wol haben ſollen .... allein ich muß Dir geſtehen daß ich ihn nie gehabt habe und ihn auch jezt nicht haben kann."

Clelia ſprang auf, breitete mit extatiſcher Andacht die Arme gen Himmel aus und rief:

„Dank, gnädiger Gott! er liebt mich noch."

„Was wollteſt Du denn eigentlich wiſſen?" fragte Gundaccar.

„Ob Du mich liebteſt."

„Weiter nichts, meine arme Clelia?"

„O das iſt für mich — Alles."

„Du biſt ein gottbegnadigtes Geſchöpf!" ſprach er mit unendlicher Rührung und ſchloß ſie in die Arme.

„Alſo keine Trennung? unter keiner Bedingung?"

„Nein, Clelia! ſo lange nicht das Leben in meinem Aug' und meiner Hand erloſchen iſt, ſo lange ihren Frieden in Gott ſucht, ihre Hoffnung auf Gott ſetzt, ihre Liebe mit Gott vereint, zieht ſich wie eine Perlenſchnur durch die vierundzwanzig Stunden des Tages und iſt der himmliſche Atemzug, welcher die friſche Luft von den Höhen der Ewigkeit in die Klüfte und Schluchten der Zeit hinablenkt. Dies Gebet verſtummte nie im Kloſter. Ob die Welt da draußen erſchüttert wurde von Streit und Krieg, von Not und Jammer, von Freudenfeſten und Siegesjubel — ob innerhalb der ſtillen Mauern ein Auge in der Agonie brach, ein Herz im Tode aufhörte zu ſchlagen — über all dieſen Wechſel hinweg, den die Vergänglichkeit fort und fort mit ſich rollt — dauerte das Gebet aus, unwandelbar, gleichmäßig wie die Geſtirne, die nimmer vom Firmament weichen, wenn auch nächtliche Wolken oder das Licht des Tages ſie dem menſchlichen Blick entziehen. Wer kann ſagen, in welches Elend die Welt verſunken iſt, ſeitdem dies Gebet abgenommen oder ganz aufgehört hat! wer kann ſagen, in welche Verkommenheit die Menſchheit geraten iſt, weil nur ſo wenige noch dem heiligen Tempeldienſt im Gebet obliegen? weil für ſo viele die himmliſche Gemeinſchaft des Gebetes aufgehört hat, ein inniger Glaube zu ſein? Die Gemeinſchaft, die Brüderlichkeit aller, die Teilnahme aller an den himmliſchen Gaben der Erlöſung mußte von dem Augenblick an ein Gut der Menſchheit werden, als der Erlöſer für alle ſein Blut hingab. Es blieben nur noch Höhen und Tiefen der äußern Verhältniſſe vorhanden, damit die Menſchen im Geben und Empfangen, im Verlieren und Gewinnen, im Streben und Erreichen, im Ringen und Wagen, in den hundert und tauſend Beziehungen und Verkettungen, welche aus jener äußeren Ungleichheit entſpringen, dieſelben alſo ebnen und ordnen möchten, daß die innerliche oder höhere Gleichheit nicht dadurch beeinträchtigt werde. Wo der Geiſt des Chriſtentums herrſchte, wurde dieſe Aufgabe begriffen. Da war der König, da war der Ritter, da war der Prieſter, da war der Ordensmann. Der König herrſchte für alle; der Ritter kämpfte für alle; der Prieſter opferte für alle; der Ordensmann betete für alle. Jeder blieb äußerlich in ſeinen Verhältniſſen: der arme Prieſter faſtete, während der fröhliche Ritter zechte; und wachte der König über Plänen, welche Völker beglücken und Throne ſtürzen ſollten: ſo wachte der Ordensmann, um für das Heil der Seelen zu beten, gleichviel ob dieſe Seelen den Beherrſchern oder den Beherrſchten gehörten. Für die geiſtige Einheit und Gemeinſamkeit aller war das Gebet der höchſte und reinſte Ausdruck. Stand der Glaube in Blüte, daß der unverſiegbare Strom des heiligen Blutes ein Gemeingut der Menſchheit zur Heiligung des irdiſchen — und zur Erlangung des ewigen Lebens geworden ſei; daß die Sakramente die geweihten Gefäße ſeien, welche die Dürſtenden alle, je nach ihren Bedürfniſſen, mit dem Trank der Labung und Stärke erquickten; daß ein jeder in der heiligen Euchariſtie in die lebenvollſte Verbindung mit dem Schöpfer des Lebens trete, alſo daß ein jeder nichts anderes ſei und keine andere Geltung habe, als ein Glied dieſes myſtiſchen Körpers, lebendig nur im Zuſammenhang mit demſelben, tot in der Abſcheidung von ihm: ſo war damit klar und beſtimmt das religiöſe Geſetz der Brüderlichkeit gegeben und dem einen Bruder kam zu gut, was der andere an geiſtigen Schätzen beſaß oder erwarb. Der Materialismus hatte damals noch nicht dermaßen die Seelen überwuchert und abgemattet, daß die leibliche Wohlfahrt höher als die geiſtige geſchätzt und demnach eine äußerliche Gleichheit angeſtrebt worden ſei, welche nur auf Koſten der innerlichen erlangt werden kann. Denn dieſe entſpringt aus der Liebe und jene folgt nur aus dem Zwang, den ein bürgerliches Geſetz auferlegt. Aber nur in jener Liebe und nicht in dieſem Zwang iſt das Gefühl der Brüderlichkeit lebendig; ſo daß die äußerliche Gleichheit recht eigentlich dasjenige zerſtört, was ſie zu gründen vorgibt.

Es iſt ein ſüßer, troſtreicher Gedanke, daß über all dem Tumult, Geſchrei und Wortgepränge — über all den Falſchheiten, Schmeicheleien und gebrochenen Eiden — über all den Lügen, zu welchem das wandelbare Wort ſich gebrauchen läßt — über all dem Lärm, welcher törichte, böswillige und verkehrte Worte in der Welt machen, ſo daß ſie in ſchneidenden Diſſonanzen gegeneinander aufgellen — eine ſtille und feierliche Harmonie, von tauſend Stimmen getragen, wie ein unſichtbarer Engel zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt und jenem das beſte bringt, was dieſe zu geben hat: das Gebet der Kirche, unwandelbar in ſeinem Inhalt wie in ſeiner Form, den myſtiſchen Tiefſinn des Alten Teſtamentes mit der feurigen Glut des Neuen verſchmelzend, immer dasſelbe, das Eine, weil es ſeinen Urſprung in der einen Wahrheit der Offenbarung hat und weil das „Laudate“ wie das „Miserere“ des königlichen Pſalmenſängers durch alle Jahrtauſende in jedem Menſchenherzen einen Anklang oder Widerhall findet. Unberührt bleibt es von der Laune und Stimmung des Individuums, von der Mode des Tages, welche ſo gern das verwirft, was die Vorzeit geliebt hat. Mit namenloſer Ruhe erfüllt es die Seele durch die ungeſtörte Wiederkehr der nämlichen Worte und Klänge, die wie aus der Ewigkeit herübertönen und deren ſtete Wiederholung doch nie monoton wird, weil es das Eigene der Liebe iſt, ſich immer und immer wiederholen zu müſſen; — denn wenn ſie alles geſagt hat, ſo meint ſie immer noch, ſie habe nichts geſagt und hat ſie alles gegeben, ſo muß ſie doch noch wieder von vorn anfangen. Es iſt eben etwas Grenzenloſes, — die Liebe! und gerade dies Grenzenloſe, dies Überwallende, dies Hinſchmelzende in Stunden, Tage, Jahre, Jahrhunderte, bis in die Zeiten der Zeiten — iſt das Eigentümliche, das Unvergleichliche dieſes Gebets.

Und das hieß man verſtummen! und die Stätten, wo es geübt wurde, vernichtete man! und die Seelen, die ſich ihm widmeten, hielt man für überflüſſig, jagte ſie aus ihren Häuſern oder gab ihnen bis zu ihrem Tode die Notdurft des leiblichen Lebens, während man das geiſtliche der Kongregation zerſtörte! Die Häuſer ſelbſt verwandelte man in Kaſernen, in Fabriken, in Magazine, in Schulen, in Scheunen, in Ruinen; oder man riß ſie nieder und der Pflug oder die Meßſchnur gingen über ſie hin. Nun wurde der Platz doch brauchbar! nun wuchſen Kartoffeln auf demſelben, nun weideten da Kühe! lernten die Kinder in den umgeſtalteten Räumen nun gar das ba, be, bi, bo, bu von Staatswegen — oder wurden gar Kranke und Arme darin verpflegt durch die Behörden: ſo war des Jubels kein Ende über dieſe vortreffliche Benutzung. Doch nicht das erſte, ſondern das zweite Jahrtauſend des Chriſtentums erhob ſich zu dieſem Gipfelpunkt des Materialismus. Das erſte fand den Anblick einer Viehherde auf einer Wieſe nicht ſo troſtvoll und ſeelenerhebend als den eines Altars, auf welchem im allerheiligſten Sakrament der verſchleierte Gott die Anbetung der Gläubigen hinnimmt; — fand die

Muſik des klappernden Dreſchflegels weniger erbaulich als den frommen Chorgeſang; ja ſogar das Buchſtabieren der Kinder klang ihm nicht ſo lieblich als Matutine und Complet. Das fabrikmäßige Leben, die maſchinenhafte Tätigkeit, welche mit der einſeitigen Entwicklung des Verſtandes kommt, der, um von der übermäßigen Anſtrengung ſich zu erholen, nach der anderen Seite in den Materialismus ſich wirft und nichts ſucht noch achtet, als Genuß und handgreiflichen oder in Zahlen ausgeprägten Nutzen — jenes Leben, das zugleich ſo unnatürlich und dürftig iſt, daß man es eine Fehlgeburt des wirklichen Lebens nennen darf, hatte ſich noch nicht der Menſchheit bemeiſtert. Sie ſah und kannte Mißbrauch, Ungerechtigkeit, Unterdrückung der Geringen, Zwietracht der Großen, Ehrſucht, Üppigkeit und Habgier unter dem Purpur des Fürſten, dem Panzer des Ritters, der Stola des Prieſters, der Kutte des Ordensmannes, dem Wamms des Landsknechtes; — aber eben weil ſie es ſah und weil ſie es kannte, ſo wendete ſie ſich dahin, wo ſie eine Ausgleichung und Verſöhnung für all die Unvollkommenheiten des irdiſch natürlichen Lebens fand und wo allein ſie zu finden ſind: zum religiöſen, zum übernatürlichen Leben im Glauben und in der Liebe. Es iſt ein unermeßlicher Vorzug des Glaubens, daß er immer die geſunde Vernunft für ſich hat. Nicht die aufgeblähete, geſpreizte und ſich ſelbſt überſchätzende, — nicht die krankhafte Törin, die wie jene Irre ſich einbildet, ſie habe die Welt erſchaffen und die den Arzt mit tödlichem Haß verfolgt, der nicht auf ihre Phantaſtereien eingeht; o nein! dieſe ſogenannte Vernunft hat der Glaube wider ſich, weil ſie wider alles iſt, was ihr nicht über alles huldigt. Aber die geſunde Vernunft geht Hand in Hand mit ihm, ſchafft ihm Platz, Raum und Wirkſamkeit auf Erden, um die Verhältniſſe zu verbinden, welche ohne ihn zerfallen würden, und läßt ſich gern von ihm an überirdiſche Tröſtungen weiſen, da ſie ſehr wohl erkennt, daß die für ein ewiges Leben beſtimmte Seele mit den Broſamen der irdiſchen, vergänglichen Befriedigungen nicht ausreichen und nicht durch ſie die Löſung der Disharmonien finden kann, welche hier ſtörend erklingen. Denn deren auflöſender Schlußakkord heißt: Vollkommenheit! und der kann nur hienieden ertönen, weil der Zuſtand der Menſchheit ein unvollkommener iſt, ein gebrochener durch die Erbſünde, ein gefeſſelter durch Sünden, ein zerriſſener durch Leidenſchaften. Aus dieſen Ketten der Unvollkommenheit ſich loszuwickeln durch die Mittel, welche die Religion lehrt und darbietet, iſt die Frucht des Glaubens; aber es iſt ein Prozeß, der bei dem Menſchen ſo lange dauert wie ſein Erdenleben und der für einen jeden neu beginnt. Die Schwäche ſeiner Natur kämpft ſtets gegen die Kraft der Gnade in ihm an, muß bei jedem Verhältnis, in jeder Lage, in jeder Form des Daſeins berückſichtigt werden — und zwar ſo, daß alle ſich ſolidariſch für alle vor Gott demütigen und ihn preiſen, daß er ſolchen armſeligen und ſchwankenden Geſchöpfen wenigſtens das Streben nach einem hohen Ziel vergönnt und in einzelnen ſo mächtig es werden läßt, daß ſie über das Durchſchnittsmaß hinauswachſen. Die geſunde Vernunft iſt noch nie bei dem Glauben zu kurz gekommen. Sie fand es in der Ordnung, Gott über alles zu lieben und ihm ausſchließlich zu dienen. Diente nicht der Knecht dem Herrn, und der Herr dem König? und der König wie der Knecht dem König der Könige? Warum ſollten nicht einige mit beſonderer Inbrunſt dieſem Dienſt ſich widmen dürfen, zu welchem ſie die Berufung erwieſen, indem ſie gewiſſen Vorzügen und Genüſſen entſagten, welche mit deſſen ſtrenger und lebenslänglicher Durchführung unvereinbar waren? Sie kannte nicht die beängſtigende Kargheit ſpäterer Tage im Zumeſſen der Kräfte und im Zuwägen der Befriedigung. Sie gönnte dem einen ebenſowohl die Freude des Opfers, als dem andern die Freude des Beſitzes — und es iſt gewiß recht merkwürdig zu erwägen, daß eine Zeit, welche die Verwerfung des Opfers gelehrt — den Neid des Beſitzes eingeführt hat. Mit dem gläubigen Sinn erſtirbt das moraliſche Gefühl.

Mein Herr und Gott! von wie viel tauſend

Stätten der Erde hat Dein myſtiſches Haus weichen müſſen vor den armſeligen Hütten der Menſchen! Wo Deine Gezelte aufgeſchlagen waren, da ſtehen ihre Herden, ihre Mühlen, ihre Backöfen, ihre Schreibtiſche, ihre Webſtühle, ihre Eß- und Spieltiſche; — oder da ſtehen Gebäude, welche man auch Gotteshäuſer nennt, obwohl ſie nur Schalen ohne Kern, nur Muſcheln ohne Perle — weil nicht mit Deiner wirklichen Gegenwart begnadet ſind. Unglaube und Irrglaube verjagten und verdrängten Dich, wollten Dich nicht haben auf Erden, um nicht bei jedem Schritt und jedem Blick an das Beiſpiel erinnert zu werden, welches Deine in der heiligen Euchariſtie ausgeprägte demütige Liebe ihnen gibt — verwieſen Dich in das Nichts oder in einen Himmel, der große Ähnlichkeit mit dem Nichts hat; und machten ſich darauf die Erde zurecht, wie ſie es in ihrer Verblendung verſtanden. Und all die heiligen Engel des Troſtes, des Friedens und des Lichtes, die um Deine Gezelte anbetend ſchwebten und in ſo manches anbetende Menſchenherz einen Abglanz ihrer ſüßen Seligkeit warfen, verhüllten ſchmerzlich ihr Angeſicht vor der Profanation, wichen von den entheiligten Stätten und folgten Dir nach. Und aus den Herzen der Menſchen wich die ſüße, die heilige Liebe, weil ſie ſich nur an Deinem Daſein mitten unter ihnen entzünden und ernähren kann. Denn: biſt Du wirklich gegenwärtig, ſo biſt Du der der liebende Teilnehmer jedes einzelnen Lebens, mit dem Du durch die heiligen Sakramente in ununterbrochener Verbindung, in myſtiſcher und weſenhafter Korreſpondenz ſtehſt, ſo daß der Zug der Liebe warm und pulſierend hinüber und herüber geht und der Seele eine Innigkeit, eine Glut verleiht, welche eben aus Dir in ſie hinüberwallt und welche ſie mit dem Glauben an Dich, Deine Nähe, Deine Wirkſamkeit erſehnt und mit dem Willen erfaßt, den Dein Wille emporzieht — und immer höher und höher emporzieht, je mächtiger die Sehnſucht ihn beflügelt. Biſt Du wirklich gegenwärtig: ſo biſt Du Gott! denn in Gedanken gegenwärtig kann auch der Menſch ſein. Biſt Du aber der weſenhaft gegenwärtige, aus Liebe nur verſchleierte Gott, den nicht der ſtumpfe Blick der Sinne, ſondern der klare und tiefe des Glaubens erkennt und erſchaut: ſo ſind wir durch dieſen Glauben in Deiner Weſenhaftigkeit ſelbſt begründet, ſo ſind wir nicht bloß Dein eigen, ſondern auch Du biſt unſer Eigentum, ſo verſinkt die Seele ſo tief und ſo innig in die Unermeßlichkeit und Wonne dieſes Beſitzes, daß ſie zur Vereinigung mit Dir, zur göttlichen Liebe gelangt. Und dahin ſollen wir alle! alle! zur Gotteinigung ſind wir alle beſtimmt! deren Fundament iſt der Glaube, deren Gipfel iſt die Liebe. Denn nur der Glaube vermag die Liebe ſo hoch über Welt und Irdiſchkeit zu erheben und zu tragen! Nur der Glaube will ich Dich zu meinem Troſte ſehen und an Dir zu meiner Erkräftigung mich halten.“

„Und Du ſollſt ſchwach ſein?! rief ſie mit Innigkeit; o, wer iſt denn ſo ſtark in Liebe und Treue wie Du?“

„Ich bin ſchwach im Handeln — darüber dürfen wir uns nicht täuſchen,“ ſprach er niedergeſchlagen.

„Weil Du krank biſt“ entgegnete ſie freundlich und abbrechend, und kehrte zurück zum Todtenbett des Kindes, wo auch er an ihrer Seite ſchweigend Platz nahm.

Mit großer Unruh erſchien Andreas und machte ſich allerlei im Zimmer zu thun. Als Clelia ihn nicht bemerkte hub er an:

„Gnädige Gräfin, ich habe die Suppe für das Comteßchen fertig gekocht. Ob ſie ſo recht ſein wird?“

Sie folgte ihm in die kleine Küche; da fragte er:

„Keine gute Nachricht aus Insbruck, gnädige Gräfin?“ und ſah ſie eindringlich mit kummervollen Blicken aber demüthig und gleichſam wegen dieſer Unbeſcheidenheit um Vergebung bittend an.

„Von dort kann für uns nichts Gutes kommen, lieber Andreas,“ entgegnete Clelia ſanft.

„Nun dann“ .... ſagte Andreas, nahm ein Papier aus der Bruſttaſche und gab es ihr.

hält ſie in dem reinen Äther oberhalb jener Orkane der Leidenſchaft feſt, welche der irdiſche Menſch Liebe nennt — törichte und traurige Liebe, Flammen ohne Nahrung, Glut ohne Flamme, Funken ohne Licht. Nur der Glaube ſchwingt ſich mit ihr zu den ſtillen Höhen der Offenbarung empor, wo ſie wie auf dem Ararat ruht, während die Sündflut der Weltweisheit und der Leidenſchaften tief unten zu ihren Füßen brauſt und brodelt. Nur der Glaube flechtet der Liebe den Brautkranz, in welchem ſich die liebende Seele ihrem Gott und Heiland anvermählt, denn dieſer Brautkranz iſt eine Dornenkrone — aber eine ſolche, deren Dornen Strahlen des Lichtes ſind. Und ſolche Dinge bewirkt nur der Glaube. Worauf ſoll die Liebe fußen, wenn ſeine Baſis ihr fehlt? er iſt ihr nährendes Erdreich, ihre ſchützende Wiege, ihre fliegende Fahne, ihr heiliges Palladium. Sie kann nicht Wurzel ſchlagen, nicht wachſen, nicht kämpfen, nicht triumphieren ohne ihn. Die Wirkungen des Glaubens ſind unberechenbar; und ein ſolches Agens begehrt die Liebe durchaus zu ihrer höchſten Entfaltung, zu ihrem freieſten Schwung: wo alle Berechnung aufhört, da beginnt ihre Kraft; denn jede Berechnung iſt ihr ein Greuel! ſie will glauben, Himmliſches, Überirdiſches, Göttliches glauben, um ſich hinzugeben und in der Hingebung aufzugehen.

O Du, der Du die Welten und die Ephemere und das Menſchenherz geſchaffen und den Welten lange Jahrtauſende zu durchrollen und der Ephemere einen Tag von Sonnenaufgang bis Untergang zu durchtanzen und dem Menſchenherzen ein ewiges Licht gegeben haſt — was ſollte das Herz mit dem ewigen Leben, wenn es dasſelbe nicht mit der göttlichen Liebe ausfüllen könnte? O Du König der Liebe, der nicht karg iſt mit ihren Schätzen, wie göttlich weiſe haſt Du in dem Herzen einen Abgrund eröffnet, der in ewiger Nacht bliebe, wenn ihn nicht der Glaube in ein Firmament voll Geſtirne verwandelte, deſſen Sonne Du biſt, Du Quell jedes reinen Lichtes, Du Herd jeder reinen Flamme. Dieſen wüſten, leeren, dunkeln Abgrund in ſich herum zu ſchleppen, ach! niemand kann's ertragen. Das Herz ringt und windet ſich und arbeitet ſo lange, bis es kommt unter den Brennpunkt des heiligen Geiſtes und ſiehe! dann flammen wie Freudenfeuer all die bis dahin verhüllten Sterne auf, und gießen ihre Strahlen und ihren Schimmer in das eine Licht der Liebe zuſammen, welches dem König der Liebe entgegenflutet und welches er in ſeinem myſtiſchen Herzen zärtlich aufnimmt.

Wer ſagt dies alles? — Du, meine Seele? — O du armſelige! du und deinesgleichen kniet nieder im Staube und denkt an die Cherubim, die ſchweigend und mit ihren eigenen Flügeln verhüllt, vor dem Angeſicht Gottes ſchweben. Dort iſt der

Altar! dort wickle dich in Demut ein und laß mächtigere Stimmen als die deine die Majeſtät des Unerſchaffenen verkünden.

Fern von mir, an ſo Großes mich zu wagen! Nein, nicht von der Majeſtät Gottes möchte ich reden, nicht von dem König der Herrlichkeit auf ſeinem Thron über den Sternen, wo ihn in erhabenen Viſionen ſeine Propheten, ſeine Auserwählten, ein Johannes, ein Ezechiel erblickten, und den in erhabenen Geſängen die Kirche als „Pater immensae majestatis" — als „Rex gloriae" — als „Rex tremendae majestatis" feiert; o nein! ich ſpreche ja nur von dem König der Liebe, der Menſch geworden, zwiſchen ſeinen Menſchen wohnt und dem jede Seele nachfolgen ſoll in dem Triumphzug der Liebe, den er durch die Welt hält — von Altar zu Altar, von einem Tempel zum andern, von einer Gemeinde erlöſter Seelen zur anderen, von einem myſtiſchen Thron zum andern, auf welchem er zwiſchen Blumen und Kerzen und Weihrauch weilt, wie einſt am Morgen ſeiner Menſchwerdung zwiſchen den Gaben und der Anbetung der Magier. Und wäre ihm nur einer dieſer Throne geraubt, hätte man ihn nur aus einem einzigen ſeiner Tabernakel verdrängt: ſo wäre das Grund zu unermeßlicher Trauer. Denn die Seele, die ihn nicht dort in ſeiner Weſenheit hat, die hat keinen Gott, hat nur einen Schatten oder einen Traum von ihm; — und iſt das nicht unendlich zu beklagen? Die aber, welche ihn dort gefunden hat, welche er zu ſeiner Gnadenſonne emporgezogen hat, die muß jubeln, wie die kleine Lerche jubelt, die zur Frühlingsſonne auffliegt, denn im Reich Gottes iſt es für ſie Frühling geworden! ſie ſteigt auf aus der dunkeln kalten Furche der Erdſchollen, ſteigt in den blauen Himmel hinein, und Licht, Glanz und Äther machen ihre Bruſt ſo frei, weit und leicht, daß ihr Atemzug ein Jubellied iſt. Eine ſolche Seele muß den Ausruf des großen Propheten ein wenig verändern dürfen und ſprechen: „Ich liebe — darum rede ich!“

Und wie viele — viele Tauſende, o König der Liebe, ſind Dir ſtumm! Nicht nur, daß der entſchiedene Unglaube, der verblendete Irrglaube Deinen Triumphzug auf Erden unterbrochen und Deiner beſeligenden Obhut ſich entzogen, indem ſie Deine Kirche, Deines Apoſtels ſichern Felſen verließen — auch von denen, welche Dir geblieben ſind, ach! wie wenig, wie ſelten und ſpärlich wirſt Du gefeiert. Müßte nicht jeder Dir geweihte, mit Deiner Gegenwart begnadete Tempel geöffnet ſtehen, damit die Anbetung des allerheiligſten Sakramentes ununterbrochen von ſtatten ginge und dem König der Liebe die Huldigung ſeines Volkes brächte? Und dem iſt nicht ſo. Deine Tempel ſind gar viel geſchloſſen und ſind ſie geöffnet — ach! wie leer ſind ſie! denn wir haben wohl Zeit, mein Herr und mein Gott, zum eſſen und ſchlafen; allein ſie gebricht uns, um Dich anzubeten. An unſere Geſchäfte, Arbeiten, Vergnügen, Wünſche und Pläne, an Gewinn und Erwerb, an Befriedigung des Ehrgeizes und der Genußſucht, an tauſend und abertauſend Erbärmlichkeiten, die nicht wert ſind, daß eine Mücke an ſie denke — denken wir mit brennendem Eifer; aber an Dich — denken wir nicht, als nur vielleicht ſo nebenbei, wenn es gerade gar nichts anderes gibt, um die Gedanken zu beſchäftigen. Und die Geſchicke einer Welt, welche in dieſer furchtbaren Entfremdung von Dir gedankenlos dahinrollt, ſollten nicht furchtbar werden, da Du ſelbſt an die innigſte Gemeinſchaft mit Dir ihre Lebensbedingung geknüpft haſt und da Dein Wort die ewige Wahrheit iſt? — O Herr, geh' nicht ins Gericht mit uns!

Zugegeben, daß in früheren Tagen dieſelbe Lauheit und derſelbe Stumpfſinn der Menge in dieſer Richtung geherrſcht hätte: ſo war immer als Gegengewicht das vorhanden, was den unſern ſo ſehr fehlt:. Kloſterleben. Dieſe Lilie im Garten Gottes duftete für ihn allein. Und das iſt ganz notwendig und um ſo notwendiger, als die Geſchäftigkeit der Welt immer mehr und mehr im Steigen begriffen iſt. Es muß Stätten geben, wo die Contemplation ein Haus haben darf. Lange genug iſt man jetzt mit den Menſchen umgegangen, als ob ſie leben könnten „von Brot allein". Nun

BIBL. UNIVERS. LIPS.

verſchmachten ſie und weil ſie den Glauben verloren und das Beten verlernt haben, ſo verzweifeln ſie und fluchen. Darum müſſen ſich Stätten des Gebetes eröffnen, damit dem Peſtqualm entgegen der Weihrauch und die Narde dufte — und der Gottentfremdung gegenüber die Gotteinigung im Opfer demütiger, verborgener Andacht ſich vollziehe.

Wohl ſagen die Nützlichkeitsbefliſſenen: Wozu Klöſter? es gibt ja keine Wälder mehr auszuroden und keine Sümpfe urbar zu machen! — Ach, die Verwilderung der Geiſter iſt dichter und dumpfer, als die der germaniſchen Urwälder war und der Schlamm, in welchem die Seelen verſinken, wird immer mehr zum erſtickenden Moraſt, wenn nicht Luft und Licht aus der Höhe ihn in geſundes Erdreich verwandeln. Was einſt für die Scholle geſchehen iſt, damit der Menſch auf ihr wohnen könne, muß jetzt für den Menſchen ſelbſt geſchehen. Die Kirche, welcher vom Erlöſer ſelbſt das ewige Heil der Seelen anvertraut iſt, hat folglich auch über ewig wirkſame Mittel zu verfügen, um dasſelbe zu erreichen, und über Kräfte zu gebieten, die am hellſten aufflammen, wenn Finſternis droht, ſich der Menſchheit zu bemeiſtern; ſie wird ſie anwenden.

Kampf muß ſein auf Erden, damit der Wille ſich bewähre, die Kraft ſich erprobe und die „Krone des Lebens“ gewonnen werden könne, welche dem

Sieger verheißen iſt. Darum hört der Streit zwiſchen Licht und Finſternis in uns, um uns, niemals auf und nie darf der Menſch ſeine Waffen aus der Hand und ſeine Rüſtung ablegen, wenn er ſich nicht überfallen und gefangen ſehen will. Aber ach! zuweilen iſt ihm wohl in der Gefangenſchaft! wohler in der Auflöſung ſeiner Kräfte, als in ihrer Anſpannung, weil Trägheit und Weichlichkeit ihm ſchmeicheln. Dann geſchieht ihm wie dem Samſon bei der Dalila: er läßt ſich gehen an den Schlaf, verliert ſeine Stärke, findet ſie beim Erwachen als ein gemißhandelter Knecht, und lebt und ſtirbt in der Knechtſchaft mit der Bruſt voll Haß, Groll und Rache gegen Dalila und ihre Verbündete. Dann ſtürzen Säulen, dann fallen Paläſte, dann reißt er mit ſich in den Untergang hinab alles, woran ſein Grimm die Hand legt — denn er konnte einſt ſehen und iſt jetzt geblendet! er war einſt frei und iſt jetzt ein Sklav! er war ein Held einſt — jetzt wird er ein Wahnwitziger, der ſich ſelbſt und andere vernichtet; und dahin hat ihn die Dalila gebracht — die falſche, betörende, ſchmeichleriſche, verblendende Weltluſt. Das iſt die Geſchichte des Menſchen und der Menſchheit, wenn ſie ſich gehen laſſen im trägen Frieden, deſſen Gefahren ihnen am nächſten ſind, wenn ſie eben einen ſiegreichen Kampf durchgemacht haben. Nie dürfen ſie unbedingt der behaglichen Ruhe ſich hingeben! immer müſſen ſie wachſam in ihr bleiben und ſich nicht durch ſie um das erhabene Geheimnis ihrer Kraft bringen laſſen, wenn nicht die Zuſtände über ſie hereinbrechen ſollen, in denen ſie ſelbſt, wie ein anderer Samſon, ihren Untergang finden werden.

Trotz dieſer Erkenntnis, trotz der tauſendmal gepredigten und durchlebten Erfahrung webt ſich dennoch in das Geſpinnſt der Geſchichte mit ſchwarzen und blutroten und fahlen Fäden die wüſte und wirre Arabeske der Ermattung, welche in Rauſch und Verwilderung umſchlägt, allüberall hinein. Jede Zeit, jedes Individuum, jede Schichte der Geſellſchaft, jede Region des geiſtigen und ſittlichen Lebens, jede Stufe der Entwicklung, jede Epoche der Bildung hat ſie aufzuweiſen. Immer tritt nach einer friſchen und großen Entfaltung, nach einer kräftigen Umbildung aller Elemente der bedenkliche Moment ein, daß der Gipfelpunkt erreicht iſt, ohne als ſolcher erkannt zu werden und daß die Kräfte, welche jetzt weiſer Erhaltung und tieferer Begründung zugewendet ſein ſollten, ſich über ihr Maß hinaus anſpannen und ſtatt am Ziel — jenſeits desſelben, ſtatt auf dem Gipfel — am entgegengeſetzten Abhang Halt machen. Sie ſind ſchon im Niedergang begriffen, während ſie nach dem Aufgang ſich drängen, der längſt überſchritten iſt. Sie gleichen Kriegern, welche ſich nicht begnügen, des Feindes Schlachtreihe überwunden und das Schlachtfeld behauptet zu haben. Nein! ſie dringen weiter vor, ſie durchbrechen die feindlichen Reihen und, o weh! in ihrem Rücken ſammelt ſich der Feind und fällt ſie hinterwärts in einem Augenblick an, wo ſie erſt wähnten, des Sieges ſicher zu ſein.

Auch das Chriſtentum, d. h. die Anwendung desſelben auf die Menſchheit und in ſeiner Handhabung durch Menſchen, iſt zu verſchiedenen Epochen auf dieſem Pfad gewandelt. Weil ihm aber die unwandelbare göttliche Lehre gleichſam als Seele der äußerlichen Erſcheinung innewohnt, ſo hat deren ewiges Leben auch eine ewige Reproduktionskraft, die ſich Werkzeuge des mächtigſten und ſtrahlendſten Gegenſatzes gegen die Abirrungen und Verſunkenheiten gerade in den Momenten des tiefſten Verfalls ſchuf.

Nach der Edda nagt die Urſchlange ununterbrochen mit giftigem Zahn an der Wurzel des Eſchenbaumes, der die Welt auf ſeinen Äſten trägt, und ruht nicht eher, bis ſie ihn geſtürzt haben wird. Das iſt auch ganz richtig — für die Edda, denn ſie kannte nicht den Erlöſer. Für uns iſt es anders! Nicht daß die Schlange fehlte! o nein! ſeit dem Paradieſe ringelt ſie ſich durch das Reich Gottes, nagt an ſeinen kräftigſten Pflanzungen, begeifert ſeine ſchönſten Blumen, verbreitet über weite Strecken desſelben ihren giftigen Atem, vor welchem Triebe, Knoſpen und Blüten verdorren und die Früchte welk und taub zu Boden fallen; doch mehr — vermag ſie nicht! Die Wurzeln ſind ihr unzugänglich, denn ſie ſind in das Wort Gottes verſenkt, in das Wort, welches die Welt ſchuf, erlöſt, heiligt. Tätig iſt ſie und mächtig — ja! ſie lockte den Engel aus dem Himmel und den Menſchen aus dem Paradieſe — ja! aber allmächtig iſt ſie nicht, iſt ſie ſo wenig, daß jede Seele, daß auch du, meine arme, kleine Seele, ſie überwinden kannſt. Da iſt ſie und lebendig iſt ſie auch! wer am Morgen den Kopf ihr abgeſchlagen, ſieht mit Entſetzen, daß ihr am Abend drei andere neu gewachſen ſind und daß die Köpfe gegen ihn züngeln und ziſchen. Das iſt eben der unausgeſetzte Kampf, zu dem der Menſch berufen iſt, der Kampf zwiſchen Glaube und Unglaube, und er iſt deshalb ſo heftig, weil der Menſch nach der Ordnung der verderbten Natur auf der Seite der Schlange, auf der Seite des Unglaubens ſteht.

„Iſt das auch wahr?“ fragt ſchon das Kind ſeine geliebten Eltern. Es kann kaum ſprechen und noch nicht denken; allein es zweifelt ſchon und hat große Luſt, die Lehre oder das Gebot zu verwerfen, wenn ſie nicht wahr ſein ſollten. Denn es hat ein Recht an der Wahrheit und ſein Inſtinkt ſagt es ihm, ehe die Vernunft es ihm ſagen kann. Es iſt nur die Frage, ob es mit der allmählich ſich entwickelnden Tätigkeit ſeiner Intelligenz die Wahrheit finden — ob es ſie aus dem kräftigen Zuſammenwirken ſeiner Fähigkeiten erzeugen könne, wie aus der Berührung des Feuerſteines

Sie entfaltete es gedankenlos. Es war ein Wechſel von 3000 Gulden.

„Wem gehört das?“ fragte ſie gleichgültig.

„Dem Grafen!“ ſagte er leiſe.

„Andreas! rief ſie, es gehört Ihnen.“

„Nein nein, gnädige Gräfin .... es hat mir nur gehört,“ erwiderte er mit mühſam verhaltenen Thränen.

Aber Clelia weinte. Weder bei der Leiche des Kindes, noch bei dem Geſpräch mit Gundaccar hatte ſie geweint: der höchſte Schmerz und die tiefſte Freude concentriren die Seele ſo allgewaltig nach Innen, daß ihr keine Gefühlsäußerung zu Gebot ſteht; die Hand Gottes hat ſich auf ſie gelegt — das macht ſie ſtill. Wird ſie aber von einer Menſchenhand lind berührt, ſo tritt ſie heraus aus dem überirdiſchen Bann, und giebt ſich der Wehmuth und Rührung hin. Clelias Herz zerſchmolz in dieſen Empfindungen.

„O Du frommer und getreuer Knecht!“ ſprach ſie ſeine Hände in die ihren faltend — und dann rief ſie faſt jauchzend: „Andreas! nun können wir nach Italien!“

„Daß nur der Graf nichts merkt!“ ſagte Andreas beſorgt.

„Sein Sie ganz ruhig, er ſoll nichts erfahren;

und des Stahles das Feuer entſpringt — oder: ob ſein ganzes geiſtiges Weſen von einer anderen Seite her berührt werden muß, um für die Erkenntnis der Wahrheit empfänglich zu werden. Die Verneinung oder Bejahung dieſer Frage ſtelle die Menſchheit von Anbeginn in zwei feindliche Lager, zwiſchen denen keine Verſtändigung möglich iſt. In dem einen wähnt man, daß die menſchliche Vernunft und Intelligenz durch die Mittel der Bildung, des Unterrichtes, des Studiums, der Erfahrung und Forſchung zu ihrem Ziel, zur Wahrheit, wie eben der natürliche Menſch ſie verſteht, gelangen und die Geheimniſſe der Schöpfung mit dem Licht ſeiner Gedanken ergründen und durchleuchten könne. In dem andern Lager gründet man die Erkenntnis der Wahrheit nicht auf die Gedanken des Menſchen, ſondern auf das Wort Gottes, auf die Offenbarung. Hier glaubt man, daß ſich die Seele göttlichen Einflüſſen hingeben müſſe, um ſo göttliche Dinge und Myſterien zu verſtehen, wie die Schöpfung iſt, der Abfall des Menſchen, ſeine Freiheit zwiſchen dem Böſen und Guten, die Erlöſung, der Zuſammenhang der Seele mit Gott — lauter Urwahrheiten, Wurzeln aller Weisheit und Wiſſenſchaft, welche in den heiligen Schriften niedergelegt, durch Propheten, Geiſtesmänner und Auserwählte gelehrt und gedeutet, dem Volke Israel zur Bewahrung anvertraut und durch dasſelbe auf die Kirche Gottes vererbt wurden, welche von Gott die Miſſion empfing, ſie dem Erdkreis zu verkünden. Dort — löſt man die Wiſſenſchaft von der Offenbarung ab, ſetzt an die Stelle ewiger Prinzipe wandelbare Prämiſſen, Erfindungen des beweglichen Menſchengeiſtes, ſucht ſie in möglichſt folgerichtigen Zuſammenhang bei der Beantwortung jener gewaltigen Fragen zu bringen und nennt dann das Reſultat dieſer Logik — die Wahrheit! Zwei ſo verſchiedene Ausgangspunkte führen natürlich zu ganz verſchiedenen Zielen. Der, welcher aus dem Zentrum der Einheit, aus der Offenbarung fließt, entlehnt aus dieſer ewigen Wahrheit ewig wahre Geſetze, deren Befolgung in notwendige Übereinſtimmung und in unablösliche Verbindung mit dem Zentrum bringt und — wenn nicht vollſtändige Harmonie, ſo doch ordnende Ausgleichung zwiſchen Erkenntnis der entſchleierten und Anbetung der verſchleierten Wahrheit und Weisheit erzeugt. Der, welcher dies göttliche Zentrum der Einheit aber nicht als maßgebend anerkennt, ſondern die individuelle Geiſtestätigkeit dafür ſetzt, vermag keine unveränderlichen Geſetze weder für Recht noch Wahrheit, für Tugend noch Schönheit, über Beſtimmung noch Endzweck, ſo wenig im Einzelnen als im Allgemeinen zu geben, denn die Macht, Dauer und Kraft des Geſetzes hängt lediglich von deſſen Urſprung im Zentrum der Wahrheit und ſeine Herrſchaft über die Seelen von deſſen Wurzel in göttlicher Weisheit ab. Kann das Geſetz nicht darauf zurückgeführt werden, ſo zerfällt es bald, indem es wirkungslos wird und indem das eine dem andern widerſpricht. Die Geſetze abſurder philoſophiſcher Syſteme ſind von deren Gründern und Anhängern grade ſo verfochten worden, wie die der tiefſinnigen, und mit demſelben Recht. Denn, iſt der Schoß der Wahrheit, aus dem ſie geboren werden, nichts als eine Dialektik der iſoliert auf ſich ſelbſt geſtellten Vernunft, die ſich ſelbſt den Lebenspunkt ſetzt und wählt, ſo kommt auf deſſen größere oder geringere Spannkraft und Tragweite, was das Weſen betrifft, gar nichts an; nur die Form kann allenfalls dadurch ein paar Lebensſtunden mehr gewinnen. Wer ſich zur Weisheit der Offenbarung bekennt, will die Entwickelung der Menſchheit dem Willen Gottes und den Geſetzen gemäß, die aus ihm entſpringen; — wer zu menſchlicher Weisheit, will einen Fortſchritt durch menſchliche Kräfte der Einſicht und der Bewegung.

Wäre die Erde von reinen Weſen bewohnt, ſo würde die himmliſche Weisheit unangefochten ihr Reich auf derſelben haben. Aber im Buſen des Menſchen wuchern zwei Pflanzen, welche ſie nicht aufkommen laſſen. Da iſt der Baum des Stolzes, der mit ſeinen verwegenen und ſpröden Zweigen in den Himmel reichen — und die betäubende Blume der Sinnlichkeit, die mit ihren feurigen Blüten in den Himmel wachſen möchte, und da er ihnen verſchloſſen bleibt, ſo machen ſie einen Bund mit der menſchlichen Intelligenz, knien vor ihr nieder und ſprechen: Wir wollen dir huldigen, ſei du unſre Gottheit, aber ſchaffe uns einen Himmel, in welchem wir ſelig ſein können! — Und die Intelligenz läßt ſich die Huldigung gefallen, läßt ſich tragen vom Stolz, ſchmeicheln von der Sinnlichkeit und macht ſich an das Werk, einen Himmel zu konſtruieren, wie der Sinnenmenſch ihn braucht — und dieſer Himmel iſt das Neſt, in welchem die Schlange Unglaube hauſt. Der Rationalismus iſt ihre ſchillernde Haut, die ſie auf jedem Lebensgebiet für ſich bereit gelegt findet, ſo daß ſie aus dem religiöſen in das politiſche — aus dieſem in das ſoziale ſchlüpft; und dieſe glatte, blanke, blendende, bunte Schlangenhaut iſt der Panzer, in welchem der Rationalismus ſeinen Kampf gegen den Glauben kämpft.

Er begann ihn ſchon in den erſten Jahrhunderten des Chriſtentums. Unabhängigkeit iſt ein Wort voll unwiderſtehlichem Zauber. Warum das? — Weil des Menſchen köſtlichſtes Kleinod ſein freier Wille iſt. Er hat die Wahl zwiſchen Himmel und Hölle. Er darf nicht nur — nein! er ſoll wählen, denn das Sittengeſetz, das aus der ewigen Wahrheit fließt, iſt keine Maſchinerie, die ihm angeſchnallt und vermittelſt welcher er dahin oder dorthin geſchoben würde. Ebenſowenig wie er ſich von dieſer freien Wahl losſagen kann, darf er aber gegen das Licht von Oben ſein Auge verſchließen, welches ihm leuchtet, damit er richtig wähle; denn die Lichter der Erde flackern unruhig, werfen tiefe Schatten und verlöſchen im Sturm der Leidenſchaft wie im Todesqualm der Sünden — und das hat er oft genug erfahren, wenn er es ſich auch nicht eingeſteht. Jenes Licht von Oben iſt ruhig, gleichmäßig, durchleuchtend ohne zu blenden, mächtig ohne Härte, fein ohne Schärfe; in ſtillen ebenen Wellen flutet es vom unerſchaffenen Mittelpunkt alles Lichtes aus und die Kirche Gottes vermittelt es durch überſinnliche Myſterien mit der Menſchheit. Die geoffenbarte Religion iſt alſo keine Feſſel des freien Willens, ſondern ſeine Leuchte, indem ſie ihm ſeine wirklichen Feſſeln zeigt und zugleich ſeine himmliſche Bundesgenoſſin, indem ſie ihm Stärke verleiht, um jene zu ſprengen. Aber dann müßte ſich der Wille freilich zuerſt von den irdiſchen Bundesgenoſſen, Stolz und Sinnlichkeit, losſagen, mit denen er ſo ſicher und behaglich lebt und die ihm eine ſo vortreffliche Unabhängigkeit geſtatten — nämlich die Unabhängigkeit: von nichts als von den eigenen Launen und Gelüſten abzuhängen. Dieſe Verzerrung des freien Willens greift ſo tief entſtellend in des Menſchen ganze geiſtige und ſittliche Exiſtenz hinein und drängt ſeine Intelligenz in einen ſo irdiſch beſchränkten Horizont, daß er ſich in dieſem gelähmten Zuſtand nicht hoch genug erheben kann, um den Zuſammenhang der ewigen Wahrheit mit den ewigen Bedürfniſſen der Menſchheit zu erfaſſen, welche nur im Ewigen die abſolute Wahrheit anerkennen mag. Die Karrikatur des freien Willens und die verkümmerte Intelligenz werfen ihn dem Rationalismus in die Arme: der leugnet die Offenbarung, den göttlichen Urſprung der Lehre, die göttliche Einſetzung der Kirche; der zweifelt an den Heilswahrheiten, an der Haltbarkeit der Dogmen, an ihrem wohltätigen Einfluß auf die Seelen; der weiſt in dem wundervoll majeſtätiſchen und lieblich harmoniſchen Bau der Kirche hier einen kleinen Sprung im Gemäuer, dort einen Fleck am Fußboden, da einen Riß im Getäfel nach, um daraus den Schluß zu ziehen, daß ſie vermorſcht und unbrauchbar geworden ſei — und damit wandert ſeine Seele aus ihr heraus, ſei es, um Leib und Leben in die ſumpfige Irdiſchkeit zu verſenken, wenn die Sinnlichkeit in ihm vorherrſcht; ſei es, um pantheiſtiſche, materialiſtiſche, atheiſtiſche, philoſophiſche Syſteme zu erfinden oder Schismen und Häreſien zu gründen, wenn ein beweglicher, phantaſtiſcher, ſcharfſinniger Geiſt ſeinen Hochmut unterſtützt. Aus dem ſichern, wohlbegründeten, feſten Hauſe begibt er ſich in ein Labyrinth, deſſen Wege und Stege er ſelbſt nicht kennt. Von dem poſitiven Gebiet, auf dem er durch den Glauben das Bürgerecht empfängt, weicht er hinweg, um mit dem Zweifel in der Nebelſchicht des Negativen umher zu irren. Nicht als ob den großen Glaubensmännern, Kirchenvätern und Kirchenlehrern jene Richtung des Geiſtes unbekannt und verſchloſſen geweſen wäre, auf welcher ſich der Zweifel bewegt! ſie waren vertraut mit den Vor- und Nachteilen ſeiner ſchneidenden Subtilität, die ſich wie eine haarſcharfe Klinge in alle Fugen des Lehrgebäudes drängen möchte, um es auseinander zu ſprengen. Sie nahmen den Kampf mit ihm an; allein ſie kämpften gegen ihn, nicht für ihn. Sie hielten ihn für das, was er wirklich iſt: für einen im menſchlichen Gehirn gefangenen und gebrochenen Strahl der Wahrheit, dem die Erlöſung zu Hilfe kommen muß, um ihn zur großen Gemeinſchaft des Glaubens zurückzuführen. Sie hielten ihn nicht für einen ebenbürtigen Bruder der Wahrheit, der berufen iſt, ſie von ihrem Thron zu ſtoßen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen; ſondern für einen unebenbürtigen, deſſen Anſprüche ſie beſeitigen wird und der ſich dann zu ihren Füßen ſchmiegen muß, um ſie durch ſeine Beſiegung zu verherrlichen. Sie wähnten nicht, daß die Weisheit des Menſchen in der Anerkennung der höheren Weisheit Gottes eine Schmach finden könne und eben deshalb ließen ſie jener allen Spielraum zu Fragen, zu Unterſuchungen, zu Anwendungen auf die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie nicht vom Prinzip des Glaubens wich und nicht die Dogmen zu erſchüttern, zu deuten oder zu ſymboliſieren und allegoriſieren verſuchte. Denn die Dogmen ſind die Lehren der Offenbarung, ſind folglich nichts anderes, als die Grundwahrheiten des Chriſtentums; daher iſt die Behauptung des Rationalismus: mit einem Teil der Dogmen, oder mit gar keinen, oder mit zeitgemäßer Entwickelung derſelben, immer noch das wahre Chriſtentum zu beſitzen — ein Widerſinn. Das Chriſtentum iſt im Dogma, oder nirgends, weil der heilige Geiſt ihm dieſe Form gegeben und gewollt hat, daß es aus dem Dogma in die Seelen fließe. Der Inhalt des Dogmas iſt nicht zuerſt ein Eigentum der Seele, ſondern alles, was dieſe von der chriſtlichen Wahrheit weiß, kennt und übt, iſt ihr nur durch die gläubige Annahme des Dogams zuteil geworden. Das „Wort des ewigen Lebens“ ſteht für die Seelen in ganzer, unteilbarer Kraft — oder in gar keiner; über allem Zweifel oder unterhalb desſelben inſofern, als man es der Lüge zeihen müßte, indem es ſich göttliche Autorität vindiziert, allein ohne Berufung ſie ſich angemaßt hätte. Geht der Rationalismus bis zur äußerſten Grenze vor und ruft dem Chriſtentum zu Du lügſt; in Dir iſt nichts Göttliches! Du biſt nur ein matter Widerſchein von dem Ideal, welches jeder Menſch in ſeinem Buſen trägt! Du biſt nur ein ſchattenhaftes Spiegelbild, deſſen Urbild in unſerer Intelligenz wohnt! — — ſo hat er es in der Empörung gegen höhere Ordnung, wenigſtens bis zur vollen Konſequenz gebracht und er darf ſich einer Art von brutaler Aufrichtigkeit rühmen. Aber es dauert lange, bis er zu jenem Geſtändnis kommt, weil es lange dauert, bis der Menſch die Stimme Gottes in ſich, ſein religiöſes Gewiſſen, ſo gründlich durch die Stimme des Erdgeiſtes hat übertäuben laſſen. Und das iſt auch ſein Ende! denn nun befindet er ſich in der vollkommenen Negation, in der gründlichen Auflöſung; denn nun bleibt ihm nichts Poſitives mehr zu zerſetzen, das All löſet ſich in Schaum oder in Staub auf; denn nun kann er ſich nur noch mit der Materie beſchäftigen und einen ſelbſterfundenen Organismus in ſie hineinſetzen wollen. Aber ein Organismus wäre immer noch ein Leben und dem Rationalismus fehlt das „Wort des ewigen Lebens;“ er hat es nur mit dem Tode zu tun. Er kann nichts wecken, nichts ſchaffen. Er vegetiert zwiſchen Leichen, für Leichen, von Leichen. Dann fährt die Hand Gottes über ihn und ſein Tun dahin; es kommen Sündfluten von Blut, von Tränen, von bittern Wermutwaſſern; ſie laſſen friſche Keime in dem Staube zurück und mit neuen Elementen des Lebens ſich verbindend, treten die Gebilde des Staubes wieder in den Lebenskreis des Glaubens hinein.

Manche Phaſe hat jedoch der Rationalismus zu durchlaufen, bis er in jene äußerſte Finſternis gerät, wohin ihm wenige nachfolgen mögen. Sein

Anfang hat immer etwas Luziferiſches, denn er gibt immer vor, das Licht ſo ſicher zu bringen, wie der Morgenſtern der Sonne vorausläuft. Er kündet ſich an als ein Bote der Freiheit, der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit — ſchöne Worte mit ſtarkem Widerhall in den Seelen; in den edlen, weil ſie nach Vollkommenheit ringen; in den gemeinen, weil ſie auf Vorteil rechnen; in dem Mittelſchlag, weil er etwas Neues, etwas Anregendes recht gern hat, wenn es ihn aus dem Torpor der Alltäglichkeit weckt, ohne ihn zu erſchrecken, d. h. ohne Anſtrengung von ihm zu begehren und ohne Opfer von ihm zu fordern. Der Rationalismus ſagt nicht, daß er das Lehrgebäude ſtürzen wolle. Im Gegenteil! er behauptet, daß dasſelbe unter der Wucht aufgehäufter Dogmen erliegen müſſe wie der menſchliche Geiſt unter der Laſt des Glaubens an dieſelben — er ſei berufen, jenes aus dem Schutt und Wuſt, dieſen aus der Betäubung aufzurütteln und beide mit friſchem Leben anzuwehen; und dazu gehöre, daß die Unterwerfung der menſchlichen Vernunft unter das Wort Gottes, dieſer lähmende Bann für die Geiſter, aufgehoben werde. Die Selbſtüberſchätzung, welche der menſchlichen Vernunft — und der Hochmut, welcher der Wiſſenſchaft eigen iſt, fühlen ſich immer bedrückt durch die Strenge, mit welcher das Dogma unberührt gehalten werden muß und der Rationalismus gewinnt ſie zu tätigen Anich allein bleibe Ihre Schuldnerin, erwiderte Clelia tief gerührt. Auf welche Weiſe es mir gelingen wird dieſe Schuld abzutragen, weiß ich jezt noch nicht .... allein es wird, es muß mir gelingen. Dieſe Hülfe iſt ſo groß, ſo unerwartet, und in einem ſo entſcheidenden Augenblick gekommen, daß mir iſt als hätte Gott mir durch ſie eine glücklichere Zukunft verheißen."

Sie wurde unterbrochen durch die unerwartete Erſcheinung ihres Singlehrers, der ſie im Vorſaal feſthielt:

„Jezt hab' ich Etwas für Sie! rief er eilfertig. Sie müſſen nach Palermo auf der Stelle .... mein Bruder iſt der Impreſario der dortigen Oper, hier iſt ein Empfehlungsſchreiben für Sie an ihn. Die Prima donna, welche er für dieſen Winter engagirt hatte, iſt plötzlich geſtorben und er dadurch in großer Verlegenheit. Er wird Sie mit Freuden empfangen. Dort iſt Ihr Platz. Nur Muth und Entſchloſſenheit .... und fort ſobald wie möglich! — Addio."

Eilfertig wie er erſchienen war verſchwand er. Clelia ſtand ganz betäubt auf dem Vorſaal und Andreas, der kein italieniſch verſtand wußte nicht was vorgefallen ſein mogte und erlaubte ſich keine Frage. Erſt als ſie das offene Empfehlungsſchreiben geleſen hängern. Und ſo macht er ſich an die Arbeit und beginnt den ſpekulativen Zerſtörungsprozeß auf dem Gebiete der Religion, dem ſehr bald der praktiſche auf dem Gebiete des politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens folgen wird. Denn all' dieſe Gebiete haben einen innern Zuſammenhang; den: ob man ihnen als Prinzip, aus dem ſie die Berechtigung ihres Daſeins ſchöpfen, ihre Begründung in der ewigen Wahrheit oder in der zufälligen Willkür nur menſchlicher Einrichtungen anweiſt; ob man in ihrer Exiſtenz überhaupt einen himmliſchen Reflex anerkennt oder nichts als ein irdiſches Phänomen darin wahrnimmt. Wird jener Reflex aus dem höchſten Leben des Geiſtes hinweg geleugnet, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er aus jeglichem irdiſchen Verhältnis ſchwinden muß. Übelſtände, Mißbräuche und Unvollkommenheiten, die nicht dem Prinzip angehören, ſondern nur in deſſen Anwendung auf die Verhältniſſe ſich einſchleichen, ſobald es nicht in ſeiner vollen Wirkſamkeit und in ſeinem ganzen Umfang zur Geltung kommt, indem die menſchliche Schwäche, Leidenſchaft und Böswilligkeit es paraliſieren — zieht der Rationalismus mit großer Geſchäftigkeit in den Vordergrund; doch keineswegs um ſie als wilde Schößlinge zu bezeichnen und zu beſchneiden, ſondern um durch ſie einen Schatten auf das Prinzip ſelbſt zu werfen, welches ſolche Früchte hervorbringe und um durch denſelben ſowohl die göttliche

Lehre zu verdächtigen, als die aus ihr hervorgehenden und auf ihr beruhenden Inſtitutionen als unrechtmäßig zu beſeitigen — mindeſtens inſoweit das Maß ſeiner Einſicht und die Richtung ſeiner Abſicht dies erforderlich macht.

Zuerſt iſt der Rationalismus nur liberal, d. h. er will nur diejenigen Ketten und Banden von den Geiſtern und Seelen, von den Geſetzen und Geboten hinwegnehmen, welche er vor dem Richterſtuhl ſeiner individuellen Vernunft ſeiner Theorie oder ſeinem philoſophiſchen Syſtem anzupaſſen verſucht und ſie nicht mit ihnen in Übereinſtimmung bringen kann. Daß die höhere Vollkommenheit auf ſeiner Seite zu finden ſei, nimmt er notwendigermaßen an. Wer göttliche Geſetze in Frage zieht — nicht um ſie aus dem Glauben und deſſen Überlieferungen zu erklären, ſondern um Oppoſition gegen ſie zu machen und ſich von ihnen loszuſagen, der ſtellt ſich mit ſeiner Selbſtvergötterung über Gott.

Und ſteht der Rationalismus dort: ſo wird er radikal; d. h. er verwirft nicht bloß dieſes oder jenes Geſetz, ſtrebt nicht bloß nach Beſeitigung der einen oder andern Inſtitution, ſondern ſucht die ganze Weltordnung in ihrer religiöſen, ſtaatlichen, geſellſchaftlichen Richtung, mit ihren geiſtigen, ſittlichen und materiellen Bedingungen und Beziehungen über den Haufen zu werfen. Daß der Liberalismus in Radikalismus übergehe, iſt bei der raſtloſen Bewegung des Menſchengeiſtes unvermeidlich. Sie iſt ihm nicht gegeben, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, ſondern um ſeine volle Glückſeligkeit zu ſuchen und zu finden. Geiſter finden aber nur in Gott ihre Glückſeligkeit, indem ſie ſich in die demütige und ſüße Abhängigkeit des Glaubens und der Liebe zu ihm ſtellen. Der Rationalismus hebt dies Streben nach Glückſeligkeit nicht auf; nur die Abhängigkeit; und ſomit bewegt es ſich ebenſo unaufhaltſam in entgegengeſetzter Richtung, langt unvermeidlich bei dem Ziel an, welches Gott entſchieden entgegengeſetzt iſt — bei der Selbſtvergötterung, und findet dort etwas, welches der Glückſeligkeit entſchieden entgegengeſetzt iſt: maßloſes Mißbehagen, Elend und Unruhe der Seele, die alles anders haben möchte.

Iſt die beſtehende Weltordnung eine Entfaltung des Keimes, den das göttliche Wort ihr als ewigen Kern gegeben hat, ſo muß auch in ihr das Heilmittel für Übelſtände, Mißbräuche und Unvollkommenheiten zu finden ſein. Es müſſen die Kanäle gereinigt, die Werkzeuge verbeſſert werden, durch welche und mit welchen die göttliche Gnade ſich mitteilt — und es iſt gefunden! Dann wird der Glaube opferfreudiger und die Liebe treuer werden, und beide werden die Erkenntnis der Wahrheit erhöhen und das Pflichtgefühl ſchärfen, welches ſich fortan mehr bemüht, der reineren Erkenntnis nachzuleben. Der Rationalismus führt aber den Verfall, nicht den Aufſchwung der Sittlichkeit mit ſich — folgerichtig! weil er das göttliche Geſetz entkräftet hat, welches nicht bloß die Geiſter lenkt, ſondern auch die Seelen adelt, indem er den Egoismus zügelt und die Leidenſchaften bändigt. Wer an das Dogma glaubt, glaubt auch an das Sittengeſetz, das ſich auf demſelben gründet. Dieſes fällt mit jenem. Eine göttliche Lehre prägt dem Menſchen eine heilige Sehnſucht nach ſeiner Gottebenbildlichkeit ein. Eine entgöttlichte weckt auch heißes Verlangen in ihm — aber nach allem, was nicht göttlich iſt; denn ringen und ſtreben muß er nun einmal; das iſt leben. Und kann es nicht aufwärts gehen, ſo geht es abwärts.

Der Rationalismus behauptet freilich immer, durch eine höhere Moral die geſunkene Sittlichkeit heben zu wollen und zwar ſo ſehr, daß dieſe Behauptung das Feldgeſchrei aller Häreſien, vom uralten Gnoſticismus an bis zum Janſenismus des ſiebzehnten Jahrhunderts geworden iſt. Aber er vergißt dabei nur, daß eine Moral, welche aus einem Akt des Hochmuts entſpringt, unmöglich eine innere Reinigung, ſondern höchſtens nur eine äußere verbeſſerte Zucht — und auch die nur für kurze Zeit, ſo lange eben die Kraft des Anſtoßes währt — bewirken kann. Ohne Unterwerfung des eigenen Willens unter den göttlichen Willen, mit treuer Aufopferung eigener Neigungen, Leidenſchaften und Beſtrebungen — iſt keine innere Vervollkommnung (und für Seelen gibt es nur die!) möglich. Das Organ des göttlichen Willens iſt die chriſtliche Kirche, welche die Autorität zu ihrem himmliſchen Lehramt von dem Stifter desſelben, von dem Gründer der Kirche, von dem menſchgewordenen Gott ſelbſt empfangen hat. Dieſe göttliche Autorität in Frage ſtellen und ihre Berechtigung auf dem Forum der individuellen Vernunft mit menſchlicher Willkür prüfen, iſt ein Akt hochmütigen Ungehorſams; und mit ihm beginnt der Rationalismus.

Sieht ein vorſichtiger Gärtner, daß der Stamm eines Baumes mit zu viel Zweigen, ſeine Äſte mit zu viel Blüten ſich bedecken, weil der Trieb zu üppig in ihm quillt; ſchließt er mit Recht daraus, daß der Baum nicht zu ſeiner vollen Höhe gelangen und nicht die ganze Fülle ſeiner Früchte tragen werde: ſo haut er die unteren Zweige vom Stamme ab — und die oberen werden um deſto kräftiger aufwärts wachſen; und einen Teil der üppigen Blüten bricht er aus, damit die übrigbleibenden ſicher Frucht anſetzen und reifen. Wollte er aber den Baum von ſeiner Wurzel abhauen, um die wilden Triebe zu mäßigen, wer riefe dann nicht beſorgt ihm zu: O Tor! was beginnſt du? du töteſt den Baum, anſtatt ihn vorſichtig zu pflegen! — Der Rationalismus verfährt mit der Menſchheit wie ein ſolcher unweiſer Gärtner mit dem Baum: er reißt ſie ab von der Wurzel alles

Lebens. Sittliche Kräfte, wirkende, andauernde, ſind nur durch die Einwirkungen des Glaubens im Gleichgewicht und in gelaſſener Entfaltung zu halten. Ohne ihn — kann man ſie momentan zu beträchtlichere Höhe emporſchrauben durch heimliche Triebfedern des menſchlichen Dünkels; allein ihr Fall wird um ſo plötzlicher — ihr Sturz um ſo tiefer ſein! denn alles fällt und alles muß fallen, was nicht von der Gnade getragen wird und der Rationalismus iſt ohne Gnade, denn er iſt ohne den menſchgewordenen Gott der Offenbarung, der die Gnade gebracht hat.

In der erſten Hälfte des erſten chriſtlichen Jahrtauſends hatte die Kirche den Kampf mit zwei gewaltigen Häreſien zu beſtehen, welche beide das Chriſtentum zerſtört hätten, — der Gnoſtizismus, indem er es in einen falſchen Spiritualismus hinüber-, und der Arianismus, indem er es in eine vernünftelnde Flachheit hinuntertrieb — wenn nicht ſie, aufgefordert durch dieſe Angriffe auf ihr innerſtes Weſen, ihrer Glaubenslehre ihr volles Religionsbewußtſein zur Seite geſtellt hätte. Sehr heilſam waren ihr dieſe glühenden Kämpfe. Sie wurde dadurch veranlaßt, nicht all' ihre Kräfte auf die Glaubenstat, auf Apoſtel- und Märtyrertum, zu verwenden, ſondern ſie zugleich auf den Glaubensgeiſt zu richten, damit des Chriſtentums handelnde und betrachtende Seite ſich gleichmäßig entwickele und damit neben ſeiner aktiven Kraft die ſpekulative zur vollen Geltung komme. Damit mußte ſie ihre ganze Intelligenz wachrufen und ſammeln für die große Geiſterſchlacht und als deren Toben verhallte — ſiehe! da war das chriſtliche Dogma, wie in einen himmliſchen Styx getaucht, unverwundbar auf dem Schlachtfeld, unantaſtbar feſt für alle Zeit. Die Kirche hat das Chriſtentum gerettet und brachte es lobend und preiſend wie jene Jünglinge aus dem Feuerofen der Prüfung hervor.

Ewiger Dank ſei ihr von Geſchlecht zu Geſchlechtern dargebracht, der großen, geliebten, heiligen Mutter der Menſchheit, welche zu deren Heil das ihr anvertraute göttliche Pfand ſo tapfer, treu und mächtig beſchirmt und verteidigt hat, daß es unter ihrer Obhut ſtrahlender wurde denn zuvor.

Das Unkraut bleibt zwiſchen dem Weizen bis zum letzten Gericht; — der Heiland hat es geſagt und ſein Wort iſt wahr. Die Häreſie unterlag und war für immer mit dem Brandmal geſtempelt, welches ſie als eine Tochter der Lüge bezeichnete; aber ausgerottet war ſie nicht. Ihre Miasmen wurden von den Geiſtern aufgenommen und fortgepflanzt, welche durch krankhafte Exaltation oder durch vorherrſchende Neigung zum Sinnenleben, aus dem ſchönen, geſunden, klaren Gleichgewicht des Chriſtentums hinausgetrieben, entweder nach einer Hyper-Vollkommenheit oder nach einem nur genießenden Daſein ſich ſehnten. Aber ihre Äußerungen verſtummten in dem furchtbaren Toſen der Völker durch und wider einander, welches die letzte Hälfte des erſten chriſtlichen Jahrtauſends mit Schreckniſſen füllte, durch welche die der Völkerwanderung übertroffen wurden, weil die Völker überall begonnen hatten, auf der Grundlage des Chriſtentums die Anfänge des bürgerlichen Lebens und der Ziviliſation zu erbauen; und weil dieſe immer ſo mühſeligen Anfänge durch furchtbare Gefahren bedroht, durch entſetzliche Zerrüttungen heimgeſucht, ja vernichtet wurden. Der Islam ſandte ſeine eroberungsluſtigen Söhne gewaltig über Europa aus und nahm von einem ſeiner ſchönſten Länder ſieghaften Beſitz — und zwar einen ſo gründlichen, daß er für Jahrhunderte auf die ganze intellektuelle Entwicklung Europa's den größten Einfluß übte. Die abenteuernden Normannen unternahmen mit ihren Seekönigen ihre verwegenen Wikingsfahrten, durch welche ſie eine Plage der Küſten und der Landſtriche an Flüſſen und Strömen wurden, die ſie mit ihren Schiffen durchzogen und auf dieſe Weiſe oft ganz plötzlich im Herzen eines Landes ſich befanden, das nicht auf Widerſtand vorbereitet war. Folgte nicht ſtets die Eroberung ihren Zügen, ſo waren dieſe doch immer von Raub, Plünderung und Verwüſtung begleitet. Hörten die Schreckniſſe des Krieges auf über die Meere zu kommen, ſo ergoſſen ſie ſich wie verheerende Ungewitter aus den öſtlichen Steppenländern Europas, und jede Sicherheit, jeder beginnende Wohlſtand verſchwand vor den wilden Horden der Avaren und Magyaren. In dieſem Wirrſal aller Verhältniſſe, wo es hauptſächlich darauf ankam, ſich fremder, wilder, zerrüttender Übermacht zu erwehren, kam ein gewiſſer Trotz und Starrſinn in alle Gemüter. Die Notwendigkeit einer ſteten Verteidigung waffnete ſie ſo ſcharf und gewöhnte ſie dermaßen an Kampf, daß der Übergang auf das Gebiet des Angriffs nahe lag — nur nicht gegen fremde Völker ſich richtete, ſondern gegen die eigenen Verhältniſſe: Fürſten gegen einander, Stände gegen einander, und dann wieder Fürſten gegen die Stände und umgekehrt. Aber alle, womöglich wider die Kirche! Denn alle Zügel der beginnenden Ordnung eines bürgerlich geſitteten Lebens waren in dieſen Drangſalen gelockert und ließen den wilden Leidenſchaften der Herrſchſucht, des Ehrgeizes, der Üppigkeit Spielraum zu Eingriffen in die Geſetze und in die Rechte des Nebenmenſchen; — und die Kirche allein trachtete, wenn ſie einmal frei aufatmen konnte, dies Joch der Knechtſchaft, welches jeder über jeden zu werfen ſuchte, zu zerbrechen, die Fürſten mit ihren Ständen und die weltliche Macht mit der geiſtlichen in Gleichgewicht zu ſetzen. Sie ſchirmte die jungen Keime und Triebe der Bildung und Wiſſenſchaft in ihren Klöſtern und Kloſterſchulen, und ſie hielt in der Welt und in deren tumultuariſchen Verhältniſſen, ſie allein hielt das ewige Prinzip der Freiheit und der Gleichheit in ihrer wahren Bedeutung aufrecht. Es konnte in jenen Tagen in der bürgerlichen Welt keine andere Macht zur Geltung kommen, als die der äußern Stärke, weil dieſe allein Schutz und Sicherheit verhieß. Ohne hemmende Schranken artete ſie natürlich in Gewalttätigkeit und Übermut aus und aus dem Schützling ward ſchnell ein Knecht, aus dem Schwachen ſchnell ein Verachteter. Demzufolge galt nur der Befehlende für edel und bald für edelgeboren; der Gehorchende aber für unedel. Auch die Kirche, deren Diener und Inſtitutionen häufig den Schutz des weltlichen Arms gebraucht und zuweilen ihn gefunden hatten, ſollte dafür in dies Verhältnis der Dienſtbarkeit hinein gezwungen und in ihrer Hierarchie abhängig gemacht werden von den Launen der Könige: der Zepter ſollte den Hirtenſtab verleihen — ein weltlicher Fürſt die Kirchenfürſten ernennen dürfen, deren erlauchter geiſtlicher Stammbaum in der Sendung der Apoſtel ſeinen Urſprung hat! Wohl ließen ſich Sklavenſeelen unter den Biſchöfen ſolche Knechtung gefallen; aber mit ihr fiel immer der geiſtliche Stand unter ſeine Würde, weil er von ſeiner Beſtimmung abfiel. Mannigfache Ausartung und Sittenloſigkeit ließen ſich Welt- und Kloſtergeiſtliche zu hatte ſagte ſie zu ihm mit einem Ausdruck von unſäglicher Dankbarkeit:

„Andreas! jezt ſind wir gerettet,“ und kehrte zu Gundaccar zurück.

Da kam ſie zur Beſinnung über das Chaos von widerſtreitenden Empfindungen, welches ſich in dieſem einen Tage durch ihre Seele gewälzt hatte, und der Geiſt der Liebe welcher ſie lehrte all ihre Leiden zu beſiegen warf ſie im heißen Gebet neben der Leiche ihres Knaben nieder — von der ſie ſich darauf mit erhöhtem Muth den Lebenden wieder zukehrte.

„Gundaccar! ſprach ſie, als ſie ihn unendlich erſchöpft und ganz unthätig vor der Staffelei ſitzend fand, haſt Du die leiſeſte Hofnung durch dieſe und ähnliche Arbeiten unſre Lage weſentlich verbeſſern zu können? ich glaube es nicht .... weil die ungewohnte Anſtrengung Dich übermäßig angreift und Deine ohnehin ſchwache Geſundheit immer mehr aufreibt.“

„O! rief er, mögte ich bei der Anſtrengung untergehen, wenn es nur zu Eurem Beſten wäre!“

„Du haſt Vertrauen zu mir, nicht wahr? fragte ſie und ſah ihm tief in die Augen; — ächtes Vertrauen, d. h. unbedingtes; ſprich!“

„Wie zu Gott!“ ſagte er ſehr ernſt.

„Nun wolan! ſo vertraue mir für die nächſte

Schulden kommen; denn: wird der Klerus in den Boden der Welt und der weltlichen Verhältniſſe verpflanzt: ſo lebt er mehr oder minder das Leben der Welt; breit, behaglich, genießend, bequem im Irdiſchen; matt, lau, ſtumpf, gar tot für Himmliſches; und — der Sündhaftigkeit gar nicht zu erwähnen! — auf jeden Fall und immer, unendlich gemein! denn gemein iſt, wer aus der Sphäre des höheren Lebens in die niedere hinabſteigt und ſich in ihr mit Wohlbehagen zurechtſetzt. Sein Amt als Diener des Altares, als Ausſpender der heiligen Sakramente, als Lehrer des göttlichen Wortes, als Führer der Seelen, iſt ein unweltliches — iſt ein „königliches Prieſtertum“, wie der Apoſtelfürſt es nennt; königlich — denn es iſt in Wahrheit von Gottes Gnaden; Prieſtertum — denn es bringt das erhabenſte Opfer dar, einen Gott und ſich ſelbſt. Steht und wächſt er auf dem Boden der Kirche, ſo gedeiht und blühet er, denn dieſes Erdreich iſt ihm nach göttlicher Anordnung und durch göttliche Machtvollkommenheit zugewieſen, und unter deſſen Einflüſſen und im innigſten Lebensverband mit ihm reift er in ſeinen heiligen Beruf hinein. Reißt man ihn dort los, macht man ihn zu einem Staatsbeamten in kirchlichen Angelegenheiten, ſo iſt die unweltliche Lebensverbindung zerſtört, die einzig und allein ihm Leben zuſtrömen kann: er ſtirbt ab und verweſt. Dieſer Verweſungsprozeß hatte damals begonnen; die Cölibatsfrage beweiſt es. Damals fehlte dem Chriſtentum die Erfahrung, welche es jetzt am Schluß des zweiten Jahrtauſends beſitzt; es hatte noch nicht die Belege vor Augen, wohin die Aufhebung des Cölibates führt; es konnte noch nicht das griechiſche Schisma in der vollen Verſteinerung ſeiner Kirche — noch viel weniger die Häreſien der letzten Jahrhunderte in der vollen Auflöſung ihrer unzählbaren Sekten — und dazwiſchen die alleinſeligmachende Kirche in der vollen friſchen Lebenskraft und der majeſtätiſchen Unantaſtbarkeit ihrer Lehre und ihrer Hierarchie gewahren. Aber das Genie des großen Gregor VII. blickte vorwärts durch den Schleier des kommenden Jahrtauſends, an deſſen Schwelle er ſtand, und blickte zurück auf die glorreiche Vergangenheit des eben abgelaufenen Jahrtauſends, in welchem die Kirche ruhmvoll und ſieghaft, belebend und beſeligend, mit ihren von materiellen Feſſeln befreiten Dienern ſtand. Er tat nichts weiter, als daß er die alte Tradition in der Kirche wieder auffriſchte und ihrer Autorität ſeine mächtige Stimme lieh. Sie fand Anklang in den Herzen der Völker; ſie gaben ihr Gehör. Die Aufhebung des Cölibats fiel in ſich ſelbſt zuſammen — denn das Volk fiel überall von den verehelichten Prieſtern ab. Die Barbarei war ſomit überwunden; denn nur infolge der rohen und verwilderten Zuſtände der letzten Jahrhunderte hatte es überhaupt verehelichte Prieſter geben können. So wie das religiöſe Gefühl ſich wieder hebt, den Sinn für Sittlichkeit weckt, die Richtung nach dem Idealen begünſtigt, den Wert des geiſtigen Lebens und Strebens anerkennt — verſchwindet jenes Zeugnis der Barbarei: die Prieſterehe; und die Kirche gewann wieder ihre Freiheit und kräftigte ſich in ihrer Einheit, welche beide durch Aufhebung des Cölibates verloren geweſen wären. Das geht Hand in Hand: ſie muß in ihrer vollen unirdiſchen Schönheit als die Königin der Seelen daſtehen — dann werden ihre Prieſter dies Ideal umfaſſen; die himmliſche Sehnſucht ſich ausſchließlich ihrem Dienſt zu weihen, wird ihr Herz ſo erfüllen, daß es keinen Raum hat für irdiſche Wünſche; ihr Leben wird von der Fülle der Kraft des Evangeliums durchgeiſtet, wird zur gottſeligſten Innigkeit der Lebensgemeinſchaft mit dem Heiland ſelbſt, dem göttlichen Bräutigam der Kirche erhoben; und indem ſie, wie er es tat, mit ihrer ganzen Seele ſich ihr anvermählen, verlieren die irdiſchen Dinge nicht ihren Wert für Anderer Verhältniſſe, ſondern bloß für ſie, die Prieſter, und bloß darum, weil ihnen Himmliſches nahe getreten iſt — die Liebe der Seelen, der erlöſten und der erlöſungsbedürftigen Seelen. In einem ſolchen Daſein gibt es gar keinen Platz für ein Weib; — und ein Volk, welches das begriff und das von ſeinen Prieſtern verlangte, hatte deren Beruf richtig erfaßt, hatte den Sinn für ein ſittliches Ideal, trotz aller Verwilderung der Zeiten nicht verloren, und ſtand mitten im Evangelium.

So hatte die Kirche abermals das Chriſtentum gerettet, indem ſie dies Ideal nicht bloß aufſtellte, ſondern trotz ihrer Unterdrückung und trotz der Verſunkenheit Einzelner im geiſtlichen Stande, noch ſo viel Macht und einen ſo günſtigen Einfluß auf die Gemüter übte, daß dieſe imſtande waren es feſtzuhalten und es durchaus verwirklicht ſehen wollten.

Ewiger Dank ſei ihr von Geſchlecht zu Geſchlechtern dargebracht, der heiligen, großen, geliebten Mutter, daß ſie in der Menſchheit das Bewußtſein der Würde rettete, zu welcher der menſchgewordene Gott es hat erheben wollen. Dieſer Blick über die Bilder und Geſtalten der Welt hinweg — und dieſer Schritt über die labyrinthiſchen Pfade der Welt hinaus — und dieſe Sehnſucht, dieſe unauslöſchliche, intenſive, über alle Freuden und Wonnen der Welt hinauf gerettet — von aller irdiſchen Liebe erlöſt zu ſein — nur um Gott allein lieben zu können; dieſe Richtung, welche in ſo manchem Leben die verborgene und unverſtandene Triebfeder iſt, findet in jenem Bewußtſein ihre Ruhe, ihr Ziel: das Ideal kann verwirklicht werden. Nicht von jedem; — wohl aber von denen, welche an die ſie umgeſtaltende Gotteskraft glauben und halten. Ohne die

Möglichkeit es zu verwirklichen, iſt das Leben nicht der Mühe wert gelebt zu werden, denn es ſinkt unter das Animaliſche herab. Die vernunftloſe Kreatur kennt keine höhere Sehnſucht und folgt friedlich ihrem Inſtinkt und ihren Trieben; aber der Menſch, der ſich mit dieſem kreatürlichen Leben als ſeiner Beſtimmung auf Erden, zufrieden geben ſoll, der nirgends das Ideal verwirklicht ſieht, nirgends den Glauben ausgeſprochen hört, daß es überhaupt möglich und daß es ſchön ſei — o, er muß fürchterlich viel in ſich ſelbſt vernichten, bis er die himmliſche Sehnſucht zum irdiſchen Verlangen erniedrigt hat und bis er es aushält, in dieſer Erniedrigung ſein Daſein hinzubringen.

O heilige Kirche! reine Braut des Heilands! ewiger Dank Dir, daß Sein Wort: „Ihr ſollt heilig ſein, denn Ich bin heilig!" als ein erhabenes Vermächtnis von dir aufgefaßt und kein leerer Schall auf deinen Lippen geworden iſt. Als deine Lehre bedroht war — ſtellteſt du die ewige Wahrheit als ihre Schirmherrin auf, und ſie war gerettet. Als deine ſittliche Lebenskraft bedroht war machteſt du das chriſtliche Ideal, die ewige Schönheit zu ihrem Palladium, und ſie war gerettet! — Es werden Tage kommen, die zugleich deine Lehre und dein innerſtes Leben bedrohen. Was, o meine ſüßeſte Mutter, wirſt du dann hinſtellen, um die wankende Welt zu retten? was bleibt dir übrig, wenn ſie deine ewige Wahrheit leugnet und deine ewige Schönheit verſchleiert? womit willſt du die Finſternis überwinden, welche der Geiſt der Finſternis um den Erdball ſpinnt?

„O Kind! mit dem Vermächtnis des menſchgewordenen Gottes: mit der ewigen Liebe.“

Ein wunderbar mächtiges Leben begann ſich zu entfalten mit dem zweiten Jahrtauſend des Chriſtentums. Der Geiſt erwachte und regte ſich. Die grenzenloſen Wirrſale, welche während ein paar hundert Jahren die Völker heimgeſucht und eine Generation nach der anderen in der Zerſtörung ihrer kleinen ererbten oder erworbenen Herrlichkeit begraben hatten — waren gelichtet. Der gewaltige Gregor VII. hatte die Kirche geſäubert und dadurch der Tiare einen Glanz verliehen, welcher den der Kaiſerkronen überſtrahlte; denn dieſer Glanz war der Widerſchein des überweltlichen Lebens, zu dem ſich das weltliche hinanbilden ſoll. Damit iſt es nicht abgetan und das iſt keine ſonderlich hohe Stufe der Ziviliſation, daß man ein Geſchäft, ein Amt, ein Handwerk ungeſtört treibe und ſich des Erwerbes, des Genuſſes und Beſitzes freue, welche damit verbunden ſind. Wenn keine höheren Bedürfniſſe jene Beſtrebungen beſeelen — wenn nicht der Wunſch ſich regt das materielle Wohlbehagen an große Gedanken knüpfen, mit hohen Ideen verbinden zu können, um es dadurch gleichſam zu adeln: ſo gibt das eine breite, ſinnliche Kultur, welche den Menſchen dahin drängt, in jenem Behagen ſeine Beſtimmung zu ſehen und nach demſelben mit einer Gier zu trachten, welche ſich ſehr gut dadurch erklären läßt, daß ein irdiſches Ziel nicht anders als mit irdiſchen Wünſchen, Mitteln und Wegen zu erreichen iſt. Bei großer Tatkraft und friſcher Regſamkeit der Völker wie der Individuen ſind ihnen große Ideen unumgänglich notwendig, um ihnen ein anderes Zentrum als das der Selbſtſucht zu geben. Weil dieſe bei dem Gebrauch und der Entfaltung der Kräfte ſo leicht in den Mißbrauch und in überwuchernde Entartung fällt, durch welche das Ich zu gigantiſchen Proportionen ausgedehnt und auf einen Thron geſetzt wird, den der Materialismus und der Unglaube ihm errichten — und weil hiemit das höhere Leben, die ſittliche Entwickelung, der Fortſchritt zur himmliſchen Beſtimmung ganz unvereinbar iſt: ſo muß dies Zentrum wo anders liegen als am eigenen Herd oder im eigenen Geldkaſten oder in der eigenen Fauſt oder bei den eigenen Phantaſien und ſonſtigen Götzen. Es darf aber auch kein abſtraktes Gebilde des Verſtandes, keine ſubjektiv erfundene Theorie ſein, die einſeitig auf des Menſchen Gehirn wirkt und ſeine Fähigkeiten aus dem Gleichgewicht bringt, weil ſich nur einzelne derſelben von ihr nähren können. Dies Zentrum muß ein objektives, unzerſtörbares, allumfaſſendes Leben haben, deſſen ewig alimentierender Quell im Überſinnlichen verborgen, — und das mit jener Großartigkeit in der ſichtbaren Welt zur Erſcheinung gekommen iſt, die das Gepräge eines unweltlichen Urſprungs trägt — ſo daß zugleich der ſinnliche und der überſinnliche Menſch, d. h. der Menſch, den Gott geſchaffen hat, um ſich durch das irdiſche Leben zum himmliſchen empor zu arbeiten, in dieſem Zentrum zuhauſe iſt.

Das iſt die Kirche. Das iſt ſie allein.

Vielleicht ſpricht der eine dagegen: „Aber die Vaterlandsliebe!“ — und der andere: „Aber die Familie!“ und der dritte: „Aber die Menſchheit!“

Innerhalb der Kirche erfaßt, ſind dies ſtrahlende Planeten, die von ihr, der Sonne, erleuchtet und erwärmt, traute und reiche Stätten der Lebens- und Liebesfülle werden können. Ohne ſie — iſt die Vaterlandsliebe Barbarei; die Familienliebe Sentimentalität und Spießbürgertum; die Liebe zur Menſchheit — leeres Schellengeklingel. Denn wonach ſoll das alles geregelt werden? Es ſchweift aus in's Blaue und in's Graue.

Die geoffenbarte Religion iſt der immenſe Lichtkreis, an deſſen Umfang der wundervolle organiſche Bau der Kirche ſich unter dem „Werde!“ ihres göttlichen Meiſters erhoben hat. Er umſchließt die Fülle des Lichtes in einem ſo vollkommnen und harmoniſchen Grade, daß jedem einzelnen Gliede und jeder gemeinſamen Gliederung, von dem verlaſſenſten Individuum an bis zu jeder

Stufe der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, wie ſie in Familien-, im bürgerlichen, im ſtaatlichen Leben ſich bilden — jene Erleuchtung zuteil wird, vermittelſt welcher die Vollkommenheit, mehr oder minder annäherungsweiſe, errungen werden kann.

Sein überirdiſches Gewölbe iſt die triumphierende Kirche, ſein unterirdiſches — die leidende; in der Mitte, in der Sichtbarkeit auf Erden, ſteht die ſtreitende, zu der alle gehören, welche ſich zu denſelben Glaubenslehren bekennen und durch dieſelben Gnadenmittel dieſen Glauben in ſich zum Leben zu bringen trachten. Sie hat den Namen der ſtreitenden empfangen, weil alle, die ihr angehören, kämpfen müſſen von der Wiege bis zum Grabe gegen die Mächte der Sünde und des Abfalls, die in ihnen und außer ihnen gegen ſie Krieg führen. In zwei große Körperſchaften eingeteilt, in Prieſter und Laien, oder in lehrende und hörende Kirche, verbreitet jene das im Dogma niedergelegte ewige Wort, und empfängt dieſe es als Unterweiſung wofür, weshalb und wie ſie zu kämpfen und zu ſiegen hat.

Dieſe verſchiedenen Ordnungen fügen und gliedern ſich in wechſelſeitiger Beziehung und Wirkſamkeit in und auf einander zu einem großen organiſchen Gebilde; d. h. zu einem ſolchen, welches nicht durch äußerliche Zuſammenhäufung von Zahlen oder von Materie — ſondern durch einen immanenten Keim und Trieb des Lebens aus dem

Schoß alles Lebens ſelbſt hervorgewachſen und daher auch in einem ewigen Wachstum, in einer ewigen Verjüngung und Erneuerung befindlich iſt. Weil in dieſem wunderbaren Organismus Endliches und Ewiges ſich berühren, dieſes in jenem ſich ſpiegelt und bricht, jenes durch dieſes geſtaltet und geformt wird — weil die menſchliche Unvollkommenheit in die größte Nähe und vielſeitigſte Beziehung zur göttlichen Vollkommenheit der Lehre, der Inſtitutionen, der Gnadenmittel tritt: ſo iſt der Teil dieſes Organismus, welcher die ſichtbare Kirche bildet, mannigfachen Fluktuationen der Bewegung und Richtung unterworfen. Je kräftiger und beharrlicher deſſen Hebung zum inneren Lichtkreis, je klarer und feſter deſſen Bewußtſein vom Zuſammenhang mit der unſichtbaren Kirche, je inniger deſſen Glaube an die Lehre und deſſen Liebe zu der Frucht und dem Segen dieſer Lehre iſt: um deſto beſſer ſteht es mit ſeiner Entwickelung. Je bereitwilliger er das Licht mit ſeinem Glanz und ſeiner Wärme in ſich aufnimmt und verarbeitet, um deſto mehr iſt er in ſeiner Frühlings- und Sommerzeit voll Knoſpen, Blüten und Früchten des allgemeinen Lebens. Stockt dieſe Hebung zur Zentralſonne der Religion, tritt eine Senkung, gar eine Abkehr, vollends eine Abwehr ein: ſo wird es fröſtelnder Herbſt, dann winterlich und zuletzt Winter. Dieſe Evolutionen der irdiſchen Schöpfung macht auch die ſichtbare

Zeit die Beſtimmung unſers Schickſals an ... aber ohne zu fragen, lieber Gundaccar, und ohne an mir zu zweifeln: das wird mir Zuverſicht geben und ich bedarf ihrer. Wollte ich mein Unternehmen mit Dir beſprechen, ſo würdeſt Du es vielleicht nicht gut heißen ....“ — —

„Und weshalb nicht?“ fragte er beängſtigt.

„Weil Du Vorurtheile haſt, erwiderte ſie lächelnd .... Vorurtheile die Dich z. B. hindern jene ſchönen Gemälde zu verkaufen, weil ſie meine Züge haben.“

„Worauf ſinnſt Du? fragte er noch beklommner, ich hoffe doch auf nichts was Dich von mir trennt?“

„Nein, ſagte ſie, feſter und inniger denn je halte ich an Dir! — Ich ſinne auf unſre Reiſe nach Palermo .... und da ich die Mittel dazu und dort Hofnungen für die Zukunft habe — und da Du mir unbedingt vertrauſt .... ſo müſſen wir abreiſen ſobald die arme liebe kleine Hülle unſers Sohnes beſtattet iſt. Für Tranquillina wird die Reiſe nur wolthätig ſein.“

„Du haſt immer Uebermenſchliches gekonnt, meine Clelia, Du wirſt es auch jezt können — aber .... Du ängſtigſt mich.“

„Nein! ſagte ſie mit einem himmliſch friedlichen Lächeln, das darf nicht ſein, Gundaccar, denn nie

Kirche, weil der Menſch, der Mittelpunkt dieſer Schöpfung, ſie leiblich und geiſtig durchmacht; aber ſie ſind in der Kirche, dem gemeinſamen Leben aller, nicht an periodiſche Wiederkehr und beſchränkte Epochen gebunden, welche durch phyſiſche Geſetze abgegrenzt werden, ſondern ſie ſtehen im Zuſammenhang mit geiſtigen, deren Befolgung eine aufſteigende Bewegung — deren Übertretung eine abſteigende mit ſich bringt. Übrigens gibt es auch im Frühling Stürme und Regenfluten; im Sommer Ungewitter; und der Herbſt bringt manchen Ernteſegen und ſtille gleichförmige Tage; aber nun gar im Winter, wenn alles tot und abgeſtorben ausſieht, wächſt ganz heimlich unter dem Leichentuch von Schnee die junge Saat und liegt hoffnungsgrün da, wenn laue Luft ihn wegſchmilzt; oder wenn ein Sonnenſtrahl kommt, fliegt aus der dunkeln Furche eine Lerche auf, ein lebendiges Glöckchen, das den nahenden Frühling einläutet: denn ewiges Ringen nach ewigem Leben — das iſt überhaupt das Leben; und nirgends mächtiger als in der Kirche.

Eine merkwürdig jugendliche Bewegung, voll Drang nach Außerordentlichem, voll Durſt nach einem Ziel, das zugleich idealiſch und doch eine Wirklichkeit war, voll Begeiſterung und Phantaſie — waren die Kreuzzüge und ihr Urſprung: die Liebe zum Leben, Leiden und Tode des Heilands. Sie ſetzte alle mögliche Triebfedern in den

Völkern in Umſchwung. Ehrgeiz, Hang zum Abenteuer, Neugier, unverbrauchte Energie, drangſalvolle Schickſale reichten den Beweggründen, welche aus einem feurigen Glauben entſprangen, die Hand und bildeten eine magiſche Kette, die das ganze Abendland, alle Völker, alle Stände, alle Geſchlechter nach dem Orient zog — zum heiligen Grabe.

Ein geheimnisvoller Ring dieſer Kette und gewiß nicht der ſchwächſte, obgleich er auf Unbewußte ſich geltend machte, war der Trieb, ergänzende und bildende Elemente zur Erfüllung einer ſpäteren Beſtimmung einzuſammeln. Ein wunderbarer und ſpäteren Epochen ganz unbegreiflicher Drang — weil ſie bereits deſſen Reſultate in ſich aufgenommen haben und ihn daher nicht mehr als ein Bedürfnis erkennen können — führt immer am Vorabend einer für die Menſchheit wichtigen Kriſis ihre Strömungen des Lebens gerade auf den Punkt, wo ſie deren intenſivſte Wirkung empfangen.

Was war das für ein ſeltſamer Zug, der ſechs bis ſieben Jahrhunderte früher aſiatiſche Völkerſchaften bewog, über Gebirge und Ströme, durch Steppen und Wälder gen Weſten zu ziehen? und immer mehr und mehr nach Weſten, bis zur Küſte des atlantiſchen Ozeans? Und als der eine Schranke ſetzte — doch nicht zu ruhen! Konnte das Weltmeer dazumal nicht durchſchifft werden —

über die Meerenge kamen ſie und Völker des innern Aſiens überſtrömten das nordweſtliche Afrika! Und das alles ſollte nur geſchehen ſein, weil ſie Weideplätze für ihre Herden ſuchten? Dies mochte der aufgedeckte Beweggrund ſein. Aber er verbarg einen andern weitergehenden, tiefer eingreifenden, dem jene Völker nur gehorchten und der erſt nach Jahrhunderten als der Plan einer höheren Führung erkannt werden konnte. Die Menſchheit ſollte möglichſt zuſammengedrängt werden, um das Chriſtentum wie einen elektriſchen Schlag zu empfangen und um über der Vermorſchung der alten Verhältniſſe, die in Religion, Sitten und Leben abgeſtorben waren, ſtark, entſchieden und maſſenweiſe neue zu erbauen.

Jetzt war es anders! nicht um Weideplätze handelte es ſich bei dieſer großen Bewegung der Völker, welche diesmal von Weſten nach Oſten flutete. Nach Weſten drängen ſie, wenn ein irdiſches Streben, eine Ausbreitung des Reiches dieſer Welt ſie treibt oder lockt. Nach Weſten ging die Völkerwanderung; nach Weſten gingen die großen Seefahrer; nach Weſten gehen in unſern Tagen die Auswanderungen. Ein einziges Mal hat bis jetzt in der Geſchichte des Chriſtentums die Bewegung von Weſten nach Oſten ſtattgefunden, als es ſich handelte, um einen idealiſchen Beſitz, um ein Gut, welches nur dem Glauben köſtlich war: um das heilige Grab. Es war ein Drang zum Licht, und er knüpfte ſich an den irdiſch ſichtbaren Punkt, von welchem das überirdiſche Licht ausgegangen war.

Die unendliche Lebensfülle, der bildende Reichtum, der ſchöpferiſche Einfluß des Chriſtentums hatten ſich bisher noch nicht in voller Macht, Tiefe und Ausbreitung zeigen können, weil der Geſtaltungsprozeß der Formen, in welchen es herrſchen ſollte, ſein erſtes Jahrtauſend füllte. Ein langer Zeitraum! aber langſam wächſt dasjenige, was zu langer Dauer beſtimmt iſt; wie langſam muß das wachſen, das die Verheißung der längſten hat! Nur Unkraut ſchießt in einer Nacht empor. Die Kreuzgänge regten mächtig dieſe innere Fülle an, indem ſie neuen Stoff zu verarbeiten, neue Elemente zu durchdringen darboten. Der Orient mit ſeiner uralten, halb ſtabilen und halb ſtagnierenden Kultur, die bis zu den Uranfängen der Menſchengeſchichte hinaufreicht und an heilige Traditionen ſich knüpft — öffnete dem beweglichen okzidentaliſchen Geiſt ein ungeheures Feld der Tätigkeit. Dieſer Boden war die Heimat von allem Großen, von allem Gewaltigen, von allem Heil, von allem Widerſpruch gegen das Heil, von aller Geſtaltung und Umgeſtaltung, womit die Menſchheit begnadet oder heimgeſucht worden war. Hier waren die Religionsſtifter, die Geſetzgeber zuhauſe. Hier war die irdiſche Wiege des Judentums, des Chriſtentums und des Islam. Hier trafen der große Vorläufer und der mächtige Gegner des

Kreuzes, Moyſes und Mohammeds zuſammen in ihren Söhnen, die es verkannten die Einen — und bekämpfen die Andern. Hier hatten alle Könige und Herrſcher der Welt, von Nabuchodonoſor bis Saladin — hier hatte die ganze Reihe der erobernden Völker ſeit dem tiefſten Altertum, Chaldäer, Aſſyrer, Perſer, Griechen, Römer und Muſelmänner, ihre Gezelte aufgeſchlagen und abgebrochen. Hier hatte ſich neben und in der göttlichen Lehre von der Erlöſung die Irrlehre des falſchen und trügeriſchen Wiſſens ausgebildet. Dieſer kleine, ſchmale Landſtrich, dieſer öſtliche Küſtenſaum des mittelländiſchen Meeres war wie ein Mond, dem die Sonne einer andern Welt ihr Licht leiht, der es auf die Erdenmächte hinſtrahlt — aber ſelbſt dunkel bleibt. Israel erlag an ſeinem Starrſinn und mit dem Schwert in der Fauſt trat der Römer ſeine Erbſchaft an, als Titus mit der XI. Legion (der deutſchen Legion) ſiegreich in Jeruſalem einzog. Seitdem war aus dem Römerreich ein chriſtliches byzantiniſches Reich geworden, das der Eroberungsluſt der Muſelmänner aber nicht zu widerſtehen vermochte und ſich eine Provinz nach der andern von ihnen entreißen ließ. Und ſo war auch Paläſtina deren Beute geworden! Die herrliche Moſchee des falſchen Propheten erhob ſich — und erhebt ſich bis zu dieſer Stunde — auf der Stätte, wo Salomon den Tempel Jehova's gebaut hatte, und prangte ſtolz den Stätten gegenüber, welche durch Züge aus dem Leben des Heilands geheiligt waren.

Unbändige Kräfte regten ſich in der Chriſtenheit, und viele verderbliche! Die Geiſter warfen ſich auf Fragen und in Regionen, wo es häufig Antworten von trügeriſchen Stimmen gibt. Der Erbfeind tauchte auf in Häreſien, Vorläufern der Albigenſer, der Waldenſer. Wie der verſunkene Vulkan der Solfatara bei Neapel ſeine wüſte öde Fläche mit Rauchwolken bedeckt, welche aus dem Boden aufſteigen, ſobald man an irgend einer ſchwefelhaltigen Stelle ein kleines Feuer entzündet: ſo waren auch die Gnoſis und der Arianismus nur verſunken und ſchlugen ihre unterirdiſchen Flammen grell und häßlich empor, ſobald der ewig bewegliche, alles berührende, auf die Frage geſtellte, im Widerſpruch ſich gefallende, vom Glauben abgelöſte menſchliche Geiſt mit ſeiner kleinen Verſtandesleuchte ihrer Tiefe ſich zuſenkte und ſich an ihnen entzündete.

Der Ruf zum gelobten Lande! zum heiligen Grabe! gab auf einmal den Geiſtern eine andere Richtung, eine andere Nahrung, einen andern Aufſchwung. Das zerſetzende Element, welches ſo vorherrſchend im abendländiſchen Weſen, ſo charakteriſtiſch dafür iſt, daß es dasſelbe durch teilen und zerteilen, ſpalten und zerſpalten in eine Agglomeration von Atomen verwandeln könnte, und ſowohl in der Zerſtückelung des Territoriums, als in dem Partikularismus der geiſtigen Richtung und Tätigkeit ſich ausdrückt — dies Element, welches eine große bewegende und vielſeitig wirkende Kraft beſitzt, wenn es von einem Mittelpunkt aus beherrſcht und geregelt wird wie ein Irrigations-Syſtem: fand plötzlich den Punkt der Einheit. Der Ruf zum heiligen Grabe ging aus vom heiligen Stuhl des Fürſten der Apoſtel. Das Werk des großen Gregor mußte vollendet und gekrönt — die katholiſche Einheit mußte in weltgebietender Weiſe zur höchſten Herrſchaft gebracht werden. Warum? — Damit der Knecht der Knechte Gottes auf ſeinen Sieben-Hügeln im Glanz irdiſcher Herrlichkeit prunke? O dieſe ſo oft verſchrieene, ſo oft angefeindete, ſo ſehr beneidete Herrlichkeit — was kann ſie ihm wohl anders ſein, als der Purpurmantel, den er demütig über ſich wirft, damit man das Kreuz nicht ſehe, welches der Heiland ihm, ſeinem irdiſchen Stellvertreter, auf die Schultern legt? An die Kunſtſchätze des Vatikans, an ein Pontifikal-Amt in St. Peter denkt die Welt im Zuſammenhang mit dem heiligen Vater, wenn ſie ihm wohlgeſinnt — aber wenn ſie ihm nicht gewogen iſt, o dann denkt ſie an die ſpaniſche Inquiſition und an die Pariſer Bluthochzeit, welche man eben ſo gut in Verbindung mit Schreiberin dieſer Zeilen, als mit ihm bringen könnte — oder es werden ihm die Miſſetaten und Mißgriffe der Einzelnen aufgebürdet, welche in der langen

Reihe von achtzehn Jahrhunderten ſtatt großer Männer, heiliger Seelen, erhabener Herrſcher, ſtrahlender Geiſter, frommer Greiſe, demütiger Mönche — nichts waren als gewöhnliche Menſchen. O, ſchwer genug iſt die Buße, welche in dieſer erlauchten Reihe von denjenigen getan wird, die ſich als Nachfolger der armen Apoſtel betrachten für die, welche die Erbſchaft der römiſchen Imperatoren angenommen und ſich auf den Thron heidniſcher Kaiſer, ſtatt auf den Stuhl des demütigen Fiſchers geſetzt haben! Aber demütig zu ſein inmitten der Herrlichkeit, welche einer hohen Stellung und königlichen Verhältniſſen gebührt — das iſt ſchwerer als in der Unſcheinbarkeit und Dunkelheit zu leben, wo ſich die Demut gezwungenermaßen einfindet. Und in die königlichen Verhältniſſe nur einzugehen, um zu zeigen, daß die geiſtliche Macht auch in irdiſchen Dingen unabhängig von der weltlichen ſei und nicht zu betteln brauche vor den irdiſchen Thronen — das iſt jene Armut im Geiſt, welcher eine der acht evangeliſchen Seligkeiten verheißen iſt und zu welcher derjenige gedrängt wird, der durch ſeine ganze einzige Stellung zwiſchen den Menſchenkindern eine Würde empfing, vor welcher ſelbſt die Engel zittern und ſie als eine Bürde betrachten möchten. Der Bruder des ärmſten Prieſters zu ſein und das Oberhaupt der Chriſtenheit — der Stellvertreter des guten Hirten, welcher die geringſte, die verlorenſte Seele liebend und zärtlich aufſucht und der unerſchütterliche Verteidiger der Glaubenswahrheit, der ſich in dieſem Bereich von keiner Zärtlichkeit darf anwandeln laſſen — das Licht der Welt zu ſein und das Salz der Erde — die Glorie der Gläubigen und die Zuchtrute der Ungläubigen — der Beherrſcher der Seelen und ihr bereitwilliger Diener — der Vater der Könige und der Sohn der Armut: das erheiſcht eine Unterwürfigkeit des Willens, eine Aufopferung des natürlichen Menſchen, eine Hingebung des Ichs, eine Durchläuterung des ganzen Weſens in einem ſolchen Grade, daß ein alſo ausgerüſtetes Werkzeug des Heiligen Geiſtes über die Kunſtſchätze des Vatikans und über die goldenen Schätze beider Indien und über alle Reiche der Welt mit jenem Gefühl hinwegſchreitet, welches die alten Märtyrer beſeelte, wenn ſie durch den Staub der Arena zur Palme des Sieges gingen. Nein! eine Inſtitution wie die des Papſttums iſt nicht auf gemeine Seelen berechnet! Und Er, der ſie nötig erachtet hat, um Seiner Kirche auf Erden die göttlichen Kennzeichen der Wahrheit und Einheit durch Umwandelbarkeit aufzuprägen— Er, der zu Petrus, dem ſchwankenden, dem verleugnenden, und nur zu ihm, geſagt hat: „Weide meine Lämmer" — Er, der gerade dieſen von Natur ſchwachen, vorſchnellen, hitzigen Petrus auserwählt hat, um ſeine Gefährten zu kräftigen — Er hat auch dieſer Inſtitution die

Mittel gewährt, um Seiner erhabenen Abſicht gemäß auf die Menſchheit wirken zu können und ſie dem Heiligen Geiſt anvertraut, deſſen Wirken auf dieſer Stelle und im Ganzen und Großen genommen große Seelen und große Geiſter erzeugt hat.

Alſo nicht darauf kam es an bei der Bewegung der Kreuzzüge, ob die weltliche Macht des Papſttums vergrößert, ob das Leben in Rom glänzender und bequemer für den heiligen Vater werde — nicht einmal darauf in höchſter Inſtanz, ob der Chriſt oder der Muſelmann das heilige Grab beſitzen ſolle: ſondern jener providentielle Zug, der durch die Weltgeſchichte geht und all' ihre Erſcheinungen geheimnisvoll erhabenen Zwecken einordnet, all' ihre Lichter und Schatten als Reflexe eines höheren Lichtes darſtellt — jene göttliche Weisheit wollte zeigen, was die katholiſche Einheit vermag, wenn ſie ſich als ſolche fühlt und zeigt.

Welch eine unbegreifliche und ungeahnte Kraft war es, die das von Kriegen, Zwiſtigkeiten und und Fehden zerriſſene Europa wie ein Mann ſich erheben und hundert Völker mit tauſendfach verſchiedenen Beſtrebungen wie eine Familie von Brüdern zuſammentreten ließ. Eine ſolche Kraft der Einigung und einen ſolchen Trieb zur Gemeinſamkeit gibt nur eine religiöſe Idee; und auch dann nur, wenn der Glaube unmittelbar zur Tat auffordert und ſie begehrt. Das Land, welches war ich ruhiger, nie fühlte ich mich mehr in meiner Pflicht und meinem Recht als eben jezt.“

Drei Tage ſpäter reisten ſie nach Marſeille ab. In der letzten Nacht ſchrieb Clelia an Gräfin Osnat:

„Erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, mit wenigen Worten und *nur* auf den letzten Theil Ihres Briefes zu antworten. Ich danke Ihnen aufrichtig dafür daß Sie an mein liebendes Herz glauben; demnach wird es Ihnen nicht ſchwer werden ebenfalls zu glauben daß es allein meine Handlungsweiſe beſtimmt; — denn ein hohes Herz, in dem Sinn wie Sie es verſtehen, gnädige Gräfin, hab' ich ganz und gar nicht: ich kann mich nicht opfern, kann nicht entſagen für einen fremden Wunſch und eine fremde Wolfahrt. Ich trenne mich nicht von Gundaccar! ſein Leben iſt mein Leben! wir würden Beide ohne einander hofnungslos elend ſein. Jezt ſind wir elend — ja! aber nicht hofnungslos. Die Liebe hoft ewig — auf himmliſche Fügungen — auf Wunder vielleicht; das Vorrecht hat Gott ihr gegeben weil ſie ſo viel leiden muß. Nein, gnädige Gräfin, ich habe kein hohes Herz, nur ein ſtarkes, das feſthält, das ausdauert: Gundaccar und ich, wir ſind und wir bleiben Eins. Ich kenne keine Rückſichten — auch nicht für meine Kinder — welche mich zur ſich der menſchgewordene Gott zu ſeiner irdiſchen Heimat hatte wählen wollen, war eine Beute des Erzfeindes, und das Oberhaupt der Chriſtenheit forderte dieſe auf, es ſeiner Obmacht zu entreißen.

In dieſer ſchlichten und klaren Form verſtanden alle den Aufruf des heiligen Vaters. In dieſen einfachen Worten, die jedes Weib und jedes Kind faßte, verbarg ſich die erhabene Abſicht der göttlichen Vorſehung. Der himmliſche Zauber, der in ihnen lag, weckte die Erinnerung an die Myſterien der göttlichen Liebe, an das Opfer eines Gottes zur Erlöſung der Menſchheit, und der Glaube ward lebendig, ſtand friſch und froh da wie ein gerüſteter Krieger, dem ſeine gute Sache Siegesgewißheit gibt, und zog die Chriſtenheit nach jenen Stätten, welche geheiligte Zeugen der Wunder der Menſchwerdung und der Erlöſung waren.

Das war nicht ein Heer, welches nur auf Eroberung auszog. Auch drei, auch zehn, auch hundert Heere waren es nicht! Nein; es war eine Welt! Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Fürſten und Bettler, Vornehme und Geringe, Herren und Diener, Krieger und Einſiedler, Reiche und Arme, Königinnen und Kloſterfrauen, Gute und Böſe — alle und alle folgten ohne Ausnahme dieſer überwältigenden Bewegung, die gänzlich über jeder irdiſchen Berechnung lag, und es ſehr deutlich machte, daß ein anderer Geiſt als der menſchlicher Weisheit dieſen Weckruf des Glaubens vom heiligen Stuhl hatte ausgehen laſſen. So etwas hatte die ſtaunende Erde noch nie geſehen und ſie ſah es auch ſeitdem nie wieder: eine Völkerwanderung von Betern. Ja, ſie wollten kämpfen und ſtreiten, wollten auch ſiegen und erobern, wollten auch Reiche gründen und Throne erbauen, denn Paläſtina ſollte ja dem Chriſtentum gewonnen werden und folglich deſſen Inſtitutionen annehmen; allein die Andacht ſtand in erſter Reihe. Den gebenedeiten Boden zu küſſen, die geweihten Orte zu beſuchen, am heiligen Grabe zu beten, dieſe Sehnſucht hatte ſich aller Herzen, aller Seelen, aller Geiſter bemächtigt — und da ſie eine himmliſche war, ſo hatte ſie auch himmliſche Erfolge. Die Irdiſchkeit, die neben ihr herging und ihre gierigen, ehrgeizigen, lüſternen Blicke auf den Reichen dieſer Welt ſelbſt da haften ließ, wo ſie vom Sohn Gottes hätte lernen ſollen ſie zu verſchmähen, hatte irdiſche Erfolge, die eine Weile lebten und dann allmählich abſterben — die indeſſen doch nicht allzu gering angeſchlagen werden müſſen; denn der Muſelmann, der bis jetzt immer angriffsweiſe verfahren war, mußte jetzt auf Verteidigung denken, und ſein Eindringen in Europa war auf Jahrhunderte hinaus geſchoben. Auch das waren noch keine himmliſche Erfolge, daß die Kreuzzüge eine wunderbare Regſamkeit in den Geiſtern weckten und Funken hervorlockten, Keime einſenkten, welche bald als glänzende Flammen aufleuchten, als holdſelige Blumen aufſprießen ſollten. Die Kunſt, die Poeſie, die Einbildungskraft fanden Stoff und Nahrung durch fremde Umgebungen, neue Bilder, ungewöhnliche Schickſale, ungebundenere Verhältniſſe — durch den größeren Horizont, in welchen ſie durch vielſeitigen, fremdartigen Verkehr geſetzt wurden — durch die Berührung mit andern Völkern, Sitten, Religionen, Geſetzen, Bedürfniſſen. Schönes und Abenteuerliches, Erhabenes und Verderbtes, Edles und Phantaſtiſches — alles, wodurch die menſchlichen Fähigkeiten zur Entfaltung wie zum Mißbrauch angefeuert und gereizt werden — lockten dieſe Züge hervor. Die merkwürdigen Länder, mit denen man Bekanntſchaft machte, Sizilien, Italien, Griechenland, Kleinaſien, ganz voll Trümmer einer hohen untergegangenen Bildung und voll Anfänge eines neuen, zerarbeiteten, mächtig die Geiſter in ihren verſchiedenſten Beſtrebungen, ſo daß die Heimkehrenden ihren Kindern ſchon die Anlagen zu einer anderen Stufe der Ziviliſation einimpften. Es war als ob das Blut nun raſcher und feuriger durch den Körper der Menſchheit rolle, und ſeinem Hirn, ſeiner Phantaſie, ſeinen Sinnen, ſeiner Geſchicklichkeit eine größere Befähigung gewähre. Die beiden myſtiſchen Künſte, Poeſie und Baukunſt, nehmen jetzt ihren Flug. Myſtiſch ſind ſie, weil das alltägliche Wort, das uns bis zum Überdruß umſchwirrt — und der rohe Stein, über den wir nichtachtend dahinſchreiten, bloß durch Zuſammenfügung nach gewiſſen Geſetzen eine immenſe Magie empfängt und ausübt. Das ſind die wohlbekannten Worte, die wir ſeit der Wiege ſtammeln — das iſt der rauhe kalte Stein — aber verwandelt wie durch den Zauberſtab einer Fee klingt und ſingt das Wort wie eine Sprache lieblicher Geiſter, und baut der Stein eine tiefſinnige Welt voll erhabener Gedanken, voll großer Empfindungen vor uns auf. Es iſt mit ihnen wie mit den Lichtern! unſre Lampen, unſre Kerzen, ja — ſie geben den häuslichen Bedarf des Lichtes; aber wir treten unter den Sternenhimmel hinaus: auch da ſind Lichter, auch da ſind ſie in einzelnen Funken umher geſtreut! aber zu wunderbaren Konſtellationen und Figuren ſind ſie geordnet; aber mit harmoniſcher Weisheit bewegen ſie ſich. Das ſind nicht mehr unſere Diener! nein! ſie beherrſchen unſre Seelen, dieſe himmliſchen Lichter und ſtrahlen ſie an wie Offenbarungen göttlicher Wunder. Und Offenbarung des Göttlichen in vollendeter Form, d. h. in der Schönheit, ſoll die Kunſt ſein — jede Kunſt; und durch die unwiderſtehliche Macht der Schönheit ſich dermaßen der Seelen bemeiſtern, daß dieſe dadurch zum Urquell aller Schönheit, aller Wahrheit, alles Lichts, zu Gott zurückgezogen werden. Hat je eine Kunſt dieſe heilige Miſſion erfüllt, ſo war es die kirchliche Baukunſt des Mittelalters, dieſe Goldmine voll gläubigem Tiefſinn, voll zärtlicher Myſtik, voll Liebe zum Kreuz, voll Andacht zu dem menſchgewordenen Gott, voll Verſtändnis ihrer hohen Beſtimmung; — dieſe durch und durch katholiſche Kunſt. Stolz und keuſch, majeſtätiſch und zart, feierlich und lieblich, einfach und reichgeſchmückt, eine hehre Fürſtin und eine demütige Magd, im Purpurmantel und im Nonnenſchleier, wandelte ſie in wunderbarer Heiligkeit zwiſchen den Stätten der Menſchen umher, rührte den Stein an, bildete ihn zu erhabenen Schöpfungen um, verſtreute ſie über die Welt und nahm durch heilige Tempel Beſitz von dieſer Welt für Gott und im Namen Gottes. Laßt uns ihn ehren und ihm huldigen! ſprach ſie mit ernſter, eindringlicher Stimme. Laßt uns ihn lieben! ſprach ihre Zwillingsſchweſter, die Poeſie. Und dieſe hub an zu ſingen Lieder der Liebe, wie man ſie nur lernen kann am Fuß des Kreuzes; Lieder, die wie ein Widerhall der unirdiſchen Hymnen, welche ſelige Geiſterchöre am Thron Gottes ſingen, durch die Seelen zittern; Lieder, in denen eine ſo übernatürliche Liebe mit ſo intenſiver Glut der Andacht verſchmilzt, daß ihre Tiefe wie ihre Einfachheit gleichmäßig hinreißend ſind; Lieder voll ſolcher Gottinnigkeit und einer ſo friedlichen Extaſe, daß ihre Dichter in der Tat den alten Namen „Seher" verdienten, denn die unergründlichſten Myſterien des Glaubens ziehen wie ein Reigen von goldenen Geſtirnen klar, ſüß und erhaben in der ſchlichten Macht ihrer Worte dahin. Dieſe Lieder und Hymnen waren es wert, in dieſen alten Domen zu ertönen und vom „Adeste fideles!“ an der Krippe bis zum „Lauda Sion“ des Allerheiligſten Sakramentes, einen geiſtigen Blumenkranz zum Altarſchmuck des menſchgewordenen Gottes zu bilden, deſſen glühende, duftende, funkelnde Roſe des ſeligen Fra Jacopone „Stabat mater“ iſt. O wahrhaft ſelig, wer ſo liebt! wer einen ſolchen Ausdruck für eine ſolche Liebe findet! wer ſein Herz in ſo himmliſchen Flammen mit dem heiligſten Herzen der Mutter Gottes zuſammen ſchmilzt, daß er, ein anderer Johannes, ſchmerz- und liebezitternd, in ihren Tränen gebadet, vom Blut ihres hinſterbenden göttlichen Sohnes überrieſelt, marterſelig mit ihr am Fuß des Kreuzes liegt. Welche Blütentage der Poeſie, als die heiligſten Seelen und die größten Geiſter — nicht bloß in der Stille des Kloſters, ſondern auf dem weiteſten Schauplatz der Welt — die ſtrahlendſten Namen des Jahrhunderts, die Erſten an Weisheit, an Einfluß — ein heiliger Bernhard („Jesus, dulcis memoria“), ein Thomas von Aquin („Lauda Sion;“ — „Pange lingua;“ — „Adoro te devote“), ſie übten und als ſie eine katholiſche Poeſie war.

Und die bildenden Künſte erwachten allmählich an dieſen mächtigen Sonnenſtrahlen und drängten ſich in wetteifernder Huldigung zum Heiligtum des Herrn — des geliebten, des angebeteten Herrn. Und weil ſie ihn liebten und anbeteten: ſo hatten ſie volle Seelen; und aus dieſer Seelenfülle heraus arbeiteten ſie. Wer kennt ſie nicht die alten florentiniſchen Maler, Fra Angelico, Lorenzo di Credi, Sandro Botticelli? — Namen, bei denen es einem ganz licht in der Erinnerung wird von dem Himmel, den ſie mit ihrem unſchuldsvollen Pinſel erſchaffen. Und die Umbrier mit Perugino's weltentfremdeten Heiligen? Und die Bildhauerfamilie Piſani, welche die Wunder der Heiligen in Wunder von Marmor verwandeln? — Und dann die Unzähligen, die Außerordentliches leiſteten und deren Namen niemand kennt — alle eingefügt durch die katholiſche Andacht in den Wunderbau, welchen der katholiſche Glaube in der Welt errichtete — wie merkwürdig iſt ihre Erſcheinung! Der Steinmetz, der dieſe Guirlanden von Heiligen am Portal — der jenes Sakramenthäuschen — der dort die Arkaden des Kreuzganges meißelte — ein großer Künſtler! Der Goldſchmied, der dieſe Monſtranz arbeitete — ein großer Künſtler! Derjenige, der kleine Glasſcherben in Blei faßte, ſie bemalte, ſie zu rieſenhaften durchſichtigen Gemälden zuſammenſetzte und durch dieſe Fenſter gleichſam ein übernatürliches

Licht für die Gotteshäuſer erfand — ein großer Künſtler! Und ſo nicht etwa einer oder einhundert; nein — Tauſende! Tauſende, die mit der innigſten Hingebung, mit dem feinſten Verſtändnis, in ihrem Fach große Künſtler — in der bürgerlichen Ordnung einfache Handwerker waren — welche unbegreifliche Erſcheinung, weil ſie einen ſolchen Aufſchwung des geiſtigen Lebens, eine ſo idealiſche Richtung der Gemüter beurkundet, daß neben ihr die geprieſene kunſtfertige Herrlichkeit ſpäterer Tage wie dürftiges Machwerk erſcheint. Aber gar nicht unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß ſie in der Welt der Kunſt der ganz notwendige Ausdruck der katholiſchen Einheit war. Wer dieſe unbekannten Genies dem Namen nach ſein mochten — o gleichviel das! Eins iſt gewiß! Ihre Seelen waren lebendige Glieder der Kirche, der Braut des Herrn, und hingen mit bräutlicher, frommer, unentweihter Liebe an dem Geliebten. In dieſem Sinn, mit dieſer Treue, voll dieſer Zärtlichkeit, dienten ſie ihm unſäglich demütig, ganz ſich ſelbſt vergeſſend, ganz der Liebe hingegeben, welche ihr Beſtes für den Geliebten zu tun ſucht. Und war ihr immenſes Werk vollendet, ſo war es allerdings ein ſolches, welches der höchſten Begeiſterung und der vollkommenſten Kunſt nicht genügen konnte. Denn nun ſtand er da, der Dom — vom Turm bis zum Portal eine Stickerei von Stein, mit kühnen Pfeilern, mit ſchwebenden Gewölben der Decke, mit gemalten und gemeißelten Heiligenbildern auf zahlloſen Altären und in reich verzierten Kapellen, auf welche das myſtiſche Licht der gemalten Fenſter wie Regenbogen fielen — alles im reinſten Verhältnis, in der edelſten Harmonie von Maß und Form und Zuſammenſtellung. Die Menſchen, die Arbeiter, die Künſtler, die Gemeinde, ganze Generationen haben ihr Beſtes mit tiefer treuer Liebe getan. Doch da unten ſchwebt wie ein vom Himmel gefallener Stern in ſilberner Ampel das ewige Licht vor dem Altar des Allerheiligſten Sakramentes, Tag und Nacht brennend, ein Sinnbild der ewigen Anbetung, mit welcher die Kirche vor ihrem göttlichen Bräutigam kniet; — und dies kleine Licht verkündet, daß hier ein Gott gegenwärtig, daß ein wahres, ein ächtes Haus Gottes gebaut ſei. Dies erklärt die begeiſterte Liebe im Zuſammenwirken aller dabei Beteiligten; dies, die Entfaltung ſo überreicher Kräfte in dem Bemühen der Verherrlichung; dies, die Tugenden der Demut, der Selbſtverleugnung, welche in dieſen Arbeiten atmen; dies, die Opfer an Geld und Gut, an Zeit und Anſtrengung, die freudig gebracht wurden: dem König der ewigen Herrlichkeit, der ſich aus Liebe zur Erde herabließ — Dem gebührte liebende Verherrlichung vonſeiten ſeines Volkes. Und ſo iſt es denn das **katholiſche Dogma**, auf welchem der ganze Wunderbau der katholiſchen Kunſt gegründet iſt. Das Dogma von der Eucharistie hat die Kunſt geboren, und zum Dank für dieſes Leben zur Ehre Gottes hat die Kunſt dem Dogma eine wundervolle irdiſche Verklärung durch ihre herrlichſten Schöpfungen verliehen. Könnte es je aus dem Glauben der Menſchen entſchwinden, ſo müßte die Erde unfehlbar in einen Schutthaufen ſich verwandeln, auf dem die Tradition der Schönheit verſchollen — der Bewohner aber in das materielle Alltagsleben verſunken und ohne Teilnahme für ein edleres wäre. Die Häreſien, welche es verwerfen, haben dennoch ſeine Erbſchaft auf dem Gebiet der Kunſt, ſo weit ſie mit gelähmter Hand dieſelbe erfaſſen konnten, angenommen, zehren davon bis zu dieſer Stunde und bezeugen dadurch, daß ſie dem Urquell aller Schönheit ſelbſt in ihrem Abfall noch huldigen müſſen, wenn ſie nicht ganz auf dieſem Gebiet verdorren und abſterben wollen.

Aber dieſe Ernte von goldenen Früchten und diamantenen Blumen, mit denen ſo viele Millionen zu ihrer Erbauung begnadet wurden, ſtand einer noch höheren nach. Eine andere Ernte von Früchten des Lichtes nährte noch unmittelbarer die Seelen mit dem Segen der Heiligung und war der eigentlich himmliſche Erfolg dieſer chriſtlichen Völkerwallfahrt zum heiligen Grabe. An dieſem Grabe, welches das göttliche Opfer aufgenommen hatte und mit ſeinem ſtummen Munde ſo beredt die göttliche Liebe predigte, die ſich verdemütigte

„Trennung von ihm bewegen könnten: ſo liebe „ich ihn. Das mag ſehr egoiſtiſch erſcheinen — „wie es denn vielleicht immer egoiſtiſch iſt dem Inſtinkt des Herzens blind zu folgen, was ich mein „Lebenlang gethan habe. Dies zu entſcheiden kommt „mir ſelbſt nicht zu, und ein Fremder vermag nicht „zu erkennen ob ich damit ächte oder falſche Münze „gebe. Gott aber, und Gundaccar, und meine „Tochter — die werden wol wiſſen wie ich es gemeint habe. Mit ꝛc. ꝛc. Clelia Donat-Conti.“

Gute Geiſter geleiteten die Reiſenden nach Marſeille. Tranquillina erholte ſich durch den Wechſel der Luft und der Umgebung; die Bewegung des Fahrens und die Zerſtreuung thaten ihr wol. Gundaccar war getheilt zwiſchen Spannung und Zuverſicht, und beſchäftigt durch die Aufmerkſamkeit, welche er den materiellen Nothwendigkeiten der Reiſe zuwenden mußte — daher in einer Gemüthsverfaſſung die ihn nicht deprimirte und nicht nach Ueberreizung begehren ließ. Clelia war von tiefer, namenloſer Freudigkeit erfüllt, ohne Furcht, ohne Zweifel — eine von den mächtigen Naturen von Gott dazu beſtimmt in jedem Kampf zu erſtarken — gleich jenem Titanen, der zu Boden ſinkend und ſcheinbar überwunden, die Erde nur berührte um bis zur äußerſten Grenze, bis zum Tode des Verbrechers; — auf dieſen Stätten, wo der menſchgewordene Gott arm mit den Armen, verachtet mit den Verachteten, elend mit den Elenden geweſen war, um für alle Ewigkeit das Leben der Armen, der Verachteten und Geringen zu adeln — hier erwachte die katholiſche Liebe zu einem neuen, begeiſterten, machtvollen Schwung, der ſie drängte, das Kreuz des Kalvarienberges mit Herz und Armen zu umfaſſen! Hier lernte die Gräfin Sibylle, daß es ihr ſüßeſtes Glück, ihre höchſte Ehre ſei, eine Magd der armen Ausſätzigen werden zu dürfen; hier lernte Graf Balduin, daß mit einem Tropfen des göttlichen Blutes die Entſagung auf ein Leben voll irdiſcher Freude überreich bezahlt ſei; hier lernten Beide, daß es eine ſüßere Vermählung für die Seelen gebe, als die irdiſche, die ſie bisher gekannt — und daß ſie, um zu derſelben zu gelangen, alles verlaſſen müßten, was ſie nach der Ordnung des natürlichen Lebens geliebt hatten; d. h. den ganzen irdiſchen Menſchen. Denn dies Opfer, gerade dieſes! hatte der menſchgewordene Gott gebracht von der Krippe bis auf Golgatha und er ſprach zu ihnen: „Folget mir nach.“ Sie hörten ihn nicht bloß, ſondern ſie verſtanden ihn und machten ſich auf den Weg, jeder — wie Gott ihn führte! Sie trennten ſich — nicht in Herzeleid und bitterem Weh — nicht mit Klagen um ihr großes Opfer, ihr ſchweres Geſchick; ſondern wie Seelen, denen das Schönſte ſo nahe getreten iſt, daß ſie das minder Schöne darüber vergeſſen haben — ganz einfach, ganz demütig, aber ganz ſelig.

Und Tauſende machten es wie Balduin und Sibylle! Die Liebe zum menſchgewordenen Gott, die Liebe zu den Menſchen in Seinem Sinn, in Gehorſam, Entſagung und Armut bis zum Tode, die Liebe für die leidenden Glieder des myſtiſchen Leibes, deſſen Haupt Er iſt und deſſen Leid Er kennt — dieſe Liebe, die ſich nährt von der Euchariſtie und die da atmet durch das Gebet, die katholiſche Liebe hielt ihren Triumphzug über die Welt. Neben der Kunſt, die im Purpurgewande durch prachtvolle Tempel die Erde weihte zur Ehre des Herrn, und ihm diente wie eine Königin — zog ſie einher im Kleide der Armut und ſchuf die Welt um zu einem Tempel der Barmherzigkeit, deſſen Altar die Kirche war. Zu dieſem Altar trat jeder freudig mit ſeinem Opfer. Der eine brachte Hab und Gut, der andere ſeine arme Perſönlichkeit, der dritte ſein ſtolzes Ich, der vierte den Glanz eines großen Namens und großer Reichtümer, der fünfte das Glück ſeines Herzens, andere — alles. Sie legten es nieder auf dieſem Altar, damit ihr Opfer ſeine Weihe empfange im Sinne des göttlichen Geiſtes und ſeine Richtung im Sinne der Einheit; dann gingen ſie an ihre Werke der Liebe, zu den Armen und Elenden, rieſen tauſend fromme wohltätige Anſtalten hervor und die Taten dieſer Miliz der Barmherzigkeit ſind ſo außerordentlich, ſo rieſenhaft, daß die Gegenwart noch von den Broſamen zehrt, welche die kirchlichen und ſozialen Revolutionen der drei letzten Jahrhunderte nicht verſchlungen haben; noch an den Traditionen aus jenen opferfreudigen Tagen ſich erwärmt, um den ſchwach glimmenden Funken der Caritas nicht erſterben zu laſſen, den die moderne Humanität mit ihrer kalten grauen Aſche zu erſticken droht. Denn die Caritas ſtammt aus dem Himmel und bedarf für ihr Werk himmliſcher Freiheit; d. h. das Recht, auch für die Seelen wirken zu dürfen, wie das die Hauptwirkſamkeit des Heilandes war, und wie er dieſelbe ſeiner Kirche übertragen hat. Die Sorge für die Seelen iſt das Erſte und das Letzte; die Sorge für die Leiber iſt nur ein Mittel zu jenem höheren Zweck. Bleibt aber jene Sorge nicht in den freien und reinen Händen, denen der Heiland ſie anvertraut hat, werden dieſe mit Feſſeln und Ketten aller Art belaſtet: ſo verweltlicht ſie ſich bald, die Rückſicht auf die Seelen ſchwindet, die menſchliche Vernunft tritt bei deren Behandlung in den Vordergrund, übergibt ſie der Gouvernante Humanität, die wie ein Perpendikel zwiſchen Sentimentalität und Nüchternheit auf und nieder ſchwankt — und die holdſelige Caritas, verſcheucht wie ein chimäriſches Ungetüm, weil ſie eine geflügelte Heilige iſt, ſteht von fern, erſtarrt in ihren Tränen, immer bereit in den Himmel zurück zu fliegen, wenn ſie nicht wahrnähme, daß ſich manche aus allen Kräften gegen die Humanität wehren und weil ſie immer bereit iſt, ihnen zu Hilfe zu eilen.

An der Verweltlichung des Geiſtlichen — mögen es Menſchen oder Inſtitutionen ſein! — haftet ſtets ein Makel, entweder von Ehrloſigkeit oder von Lächerlichkeit. Wenn man bedenkt, wie die Johanniter-Ritter zu Jeruſalem anfingen, auf Rhodos fortlebten, auf Malta nur durch Verrat, nicht durch Tapferkeit überwunden wurden: ſo hätte man ihnen doch wohl ihren ritterlichen, ehrenvollen Tod gründlich gönnen dürfen, anſtatt ihren Namen in ein Geſpenſt ihres Weſens zu verwandeln. Beſſer hatten es die Tempelherrn. Ihr glanzvoller Orden fand einen frühen Tod — und einen ſolchen, der jede Schuld ſühnte, wenn ſie wirklich ſo ſchuldig geweſen wären wie ihre Ankläger, die ihre Erben wurden, es behaupteten. Die Wiege beider Orden war Jeruſalem zur Zeit der Kreuzzüge. In ihnen verſchmolz der geiſtliche und der weltliche Soldat auf eine bewundernswerte Weiſe. Der Gehorſam des Mönchs und die Disziplin des Kriegers führte ſie aus dem Spital in die Schlacht, und zurück vom Siege an das Krankenbett — von den Heldentaten des Mannes zur liebenden Wirkſamkeit, wie das Weib ſie übt — und über beide hinweg zum armen demütigen

Leben des Mönches. Wo in der Welt hat man je verſucht, ein höheres Ideal zu verwirklichen? Vielleicht wäre es auch damals nicht gelungen, wenn ſich die Hoſpitaliter des heiligen Johann von Jeruſalem nicht unter den Schutz der allerſeligſten Jungfrau Maria geſtellt und, nicht umſonſt, auf ihre Fürbitte gezählt hätten. Mit ihr unternahmen ſie das ſcheinbar Unmögliche — und führten es aus. Dies iſt katholiſche Energie. Alle höchſten Entfaltungen des chriſtlichen Lebens, alles, was groß, wahr, ſchön und gut iſt — alles iſt katholiſch; d. h. iſt organiſch gewachſen aus der Lehre der Kirche, die Chriſtus auf einen Felſen gegründet und der er in dem Nachfolger des Petrus ein ſichtbares Oberhaupt gegeben hat. Häretiſch — iſt nichts. Häretiſch ſein und unter der Signatur des Todes ſtehen — iſt eins und dasſelbe. Ganz natürlich. Das ewige Leben kann nur einen Urquell haben — den Dreieinigen Gott; nur ein Lichtmeer bilden — die Offenbarung des Chriſtentums; nur einen Saum um dieſes Meer anerkennen — die Kirche. Wer dieſem Urquell oder dieſer Flut von Licht oder dieſem ſicheren Standpunkt entſagt, zieht ſich zurück vom ewigen Leben und behält ein zeitliches nur inſofern, als dieſes von dem Widerſpruch gegen jenes ſich erhält. Ein immanentes hat es nicht. Häreſie ohne die Kirche — iſt nicht denkbar. Die Kirche ohne Häreſie, ſehr gut; gerade ſo gut wie ein Baum gar wohl ohne Miſtel, aber keine Miſtel ohne Baum wachſen kann. Die Häreſie befördert immer das wahre Leben der Kirche, teils indem aus den Wunden, welche ſie derſelben ſchlägt, das böſe Blut ſich ausſcheidet, das ſich von Zeit zu Zeit in dem mächtigen Körper erzeugt; teils indem ſie die Entfaltung und Wirkſamkeit aller Kräfte der Kirche durch ihre Angriffe wach erhält. Zu ihrer eigenen Verherrlichung aber vermag ſie nichts.

Sie war doch dazumal ſehr tätig in ihrer Art, weil der große Aufſchwung von Geiſt, Genie und Phantaſie, von Glaubenskraft und Liebesglut — und der mächtige Trieb zu ſchaffen, zu bilden, zu geſtalten, welcher alle Kreiſe des Lebens durchdrang, um ſie organiſch zu formen und zu gliedern — ihre dunkle Schattenſeite hatten. Gäbe es eine Perſönlichkeit, die ſo geiſt- und genievoll, ſo befähigt für Glauben und Liebe wäre, ſo energiſch und bezaubernd auf ihre Umgebung wirkte, daß man ſie mit jener Epoche vergleichen könnte: ſo würde ſie mit all' ihren Gaben rettungslos in den Strudel der Willkür fallen und viel mehr Unheil als Segen bringen, wenn ſie keiner religiöſen Autorität ſich unterwerfen wollte. Denn die heftigen Leidenſchaften, die mit allen großen Gaben des natürlichen Menſchen Hand in Hand gehen, würden ſie in den Abgrund ziehen. Beſonders der Stolz in der Form des Dranges nach Unabhängigkeit.

So war es auch in jener Epoche. Es regte ſich eine ſolche Fülle der Kraft in Einzelnen und in der Geſamtheit — die große Einheit gab ihnen allen einen ſo außerordentlichen Umſchwung der Tätigkeit, indem ſie das bewegende und ordnende Prinzip war: daß Mancher, von dieſen Strahlen geblendet, nicht das Zentrum erkannte, von dem ſie ausgingen, und ſeine eigenen Fähigkeiten zum Prinzip ſeiner Bewegung zu machen ſtrebte. Stolz, Ehrgeiz, Sinnlichkeit, geiſtiger Hochmut — dieſe irdiſchen Geſchwiſter himmliſcher Gaben — richteten ihr Haupt ſehr hoch auf, und Weltluſt und Genußſucht empfingen ſie mit offenen Armen.

Dieſe Luſt an dem Ruhm der Welt, dieſe Sucht nach dem Genuß der eigenen Vortrefflichkeit, gepaart mit einem eminenten Geiſt, der wie ein Adler von einem Felſen herab in das Gebäu der Theologie, der Weltweisheit und Wiſſenſchaft ſchaute, es behend zerſetzte und nach ſeinen Prinzipien wieder zuſammenfügte — verbunden mit einem ſolchen Zauber ſeiner Perſönlichkeit, daß die Macht ſeines Wortes und die Schönheit ſeiner Erſcheinung ihm eine unerhörte Popularität verſchafften: findet ihren vollkommenſten Repräſentanten in dem berühmten Patriarchen des Rationalismus, den die moderne Welt hauptſächlich als den romanesken Helden einer traurigen Liebesgeſchichte kennt: in Abälard. Dieſer glanzvolle, gigantiſche Menſch, in deſſen Licht- und Schattenſeiten ſich die ſeinerzeit konzentrierten, der eine Facette dieſer Zeit, den Durſt nach Unabhängigkeit, mit aller Macht des Scharfſinns und der feinſten geiſtigen Werkzeuge ſo leuchtend ausarbeitete, daß er eine immenſe Faszination auf die Geiſter übte, indem er im Namen der Vernunft mit dem Prinzip der freien Unterſuchung an die dogmatiſchen Wahrheiten herantrat — dieſer König des Rationalismus brach mitten in ſeinem Lauf zuſammen und ſtürzte von ſeiner Sonnenhöhe herab — durch Heloiſe. Ein junges Mädchen überwand den Apoſtel der Vernunft in demſelben Augenblick, als er dieſe zum fundamentalen Geſetz aller Erkenntnis, Weisheit, Wiſſenſchaft und Bewegung zu machen ſtrebte.

Übrigens ging dies wundervolle Meteor nicht in ewiger Nacht verloren. Die Gnade war mächtiger in ihm als die hochmütige Natur. Schon im Jahr 1121 verbrannte er ſelbſt ſein Buch von der Trinität, welches das Konzil zu Soiſſons wegen Irrtümer verdammt hatte. Seine ungewöhnliche Geiſtestätigkeit und ſein ſubtiler Scharfſinn lockten ihn in Verbindung mit brennendem Ruhmesdurſt freilich immer wieder auf die Bahn der verderblichen Doktrinen zurück; — aber mehr weil er, von ſeinem eigenen Licht geblendet, das Licht der Wahrheit nicht ſah, als weil er es nicht hätte ſehen wollen. Denn als es ihm in der Perſon des heiligen Bernhard entgegentrat, da demütigte ſich der ſtolze und kluge Abälard im tiefen Schweigen, nahm, wie der heilige Chriſtophorus, das Jeſuskind auf ſeine Schultern, und ſiehe! dies unruhige Herz fand ſeine Ruhe und dieſe überbewegliche Intelligenz ihren Frieden. Der heilige Geiſt ſenkte einen Strahl ſeiner Verklärung in den weiten Horizont dieſes großen Verſtandes und zog ſein Streben von den irdiſchen Dingen hinweg und zu den himmliſchen empor. Abälard begab ſich ins Kloſter von Cluny zum weiſen Abt Petrus Venerabilis und lebte dort zwei Jahre, während welcher „alles an ihm,“ wie die Chronik ſagt, „himmliſch erſchien, ſein Geiſt, ſeine Worte, ſeine Handlungen.“ Er ſtarb im Frieden des Herrn 1142.

Er iſt eines der großen Phänomene ſeiner Zeit und ihr Ausdruck. So war ſie, ſo ſpiegelten Tauſende ſie ab; alle, die auf ſeiner Bahn ihm folgten! Nur im letzten Stadium derſelben trat Verſchiedenheit ein, je nachdem die Athleten das Loos des Lebens oder des Todes, die Unterwerfung vor der Autorität der Kirche oder den Abfall von ihr erwählten. Abälard blieb in der Orthodoxie; manche Zeitgenoſſen und viele ſeiner Nachfolger, weniger begabt und begnadet, verfielen der Häreſie. Bei ihm herrſchte die Verkehrtheit des Verſtandes vor, nicht die des Willens, denn er nahm die Demütigung willig auf. Wer aber durch ſie oder aus Furcht vor ihr hartnäckiger und ſtörriſcher wird als er geweſen — bei dem herrſcht der böſe Wille vor, bei dem die Gnade keinen Anknüpfungspunkt findet.

Der Häreſie, die das rationaliſtiſche Prinzip auf die Religion anwendet, ſchloß ſich der Liberalismus eng an, der es auf die politiſche und bürgerliche Ordnung verpflanzt und ſeine ungeſunden Früchte wurden ſchon unter Arnold von Brescia, einem Mönch, Abälards Schüler, gezeitigt — der die weltliche Herrſchaft des heiligen Stuhles in Rom ſelbſt zu ſtürzen verſuchte, aber auf dem Scheiterhaufen ſeinen Tod fand. Die Sekte der Albigenſer, welche in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts mit furchtbarer Vehemenz im ſüdlichen Frankreich aufſtand, und alle Katharer, Pateriner, Arnoldiſten, Henricianer ꝛc. weit hinter ſich ließ, war der gefährlichſte Sprößling dieſer Vermiſchung des religiöſen und politiſchen Rationalismus, den die Kirche ſeit den Tagen des Arius zu bekämpfen hatte. Sie nahm die alten Irrlehren des Manes über die Schöpfung, des Arius über die zweite Perſon der Gottheit an und fügte eine Menge neuer hinzu, verwarf den Kultus des Kreuzes und das heilige Meßopfer, als abergläubiſch; gute Werke und Gebete für die Abgeſchiedenen als unnütz; auch einige Bücher der Heiligen Schrift ſowohl als den Gebrauch der Altäre. Mit beſonderem Ingrimm griff ſie alles an, was ſich in der Kirche hauptſächneue Kräfte aus ihr zu ziehen. Die Erde aber, der mütterliche Boden der auf Clelia wirkte, war nichts als ihr Herz — ein Herz das seinem Instinkt treu geblieben war: was man einmal geliebt hat, muß man ewig lieben, und was man begonnen hat muß man zu Ende führen. Dieſe unzerſplitterte Einheit verlieh ihr eine Macht, welche der räſonnirende und reflectirende Menſch nimmermehr erreicht; denn das intenſive Gefühl allein vermag zu ſchaffen, und die Betrachtung kann nur zerſetzen. Sie ſchuf ſich ſelbſt eine neue Lebensſphäre, und einen Lebensathem, der für dieſelbe ausreichte. Ihr menſchlicher Wille hatte ſich zu einer ſolchen Reinheit erhoben, daß er mit dem göttlichen zuſammenfiel, denn ſie lebte den Bedürfniſſen und Anfoderungen ihres innern idealiſchen Menſchen gemäß. Das iſt der Unterſchied zwiſchen göttlichem und menſchlichem Willen, daß jener ewig iſt und Eines will und ausdauert — und daß dieſer ſich zerſplittert am irdiſchen Wuſt und Ballaſt der beklommnen Fragen: ſoll ich? muß ich? darf ich? Jener fragt nicht; er ſpricht: ich will! — und ſolch ein Wille kommt zum Ziel.

Die Natur iſt die ächte Caritas, die Mutter der Barmherzigkeit, barmherzig für Großes und Kleines, für Hohes und Geringes. Sie vergißt Nielich mit dem Prieſtertum verknüpft: die heiligen Sakramente, die kirchlichen Zeremonien, die Suprematie des heiligen Vaters, die Abgabe des Zehnten, die geiſtlichen Güter. Alles ſollte abgeſchafft werden! Die Ausſicht auf Befreiung von Abgaben, die Empörung der Sektierer über den unſittlichen Lebenswandel mancher Geiſtlichen, die Strenge, welche ſie in ihrem äußeren Leben zur Schau trugen, um ſich vor aller Augen vor jenen auszuzeichnen, gewann ihren Einfluß bei dem immer ſo kurzſichtigen und daher immer ſo leicht zu influenzierenden Volk, während einige große Herren ſich ihnen anſchloſſen, welche mit lüſternen Blicken auf die reichen Kirchengüter ſchauten, die ihnen weit lockender erſchienen, als irgend eine häretiſche oder orthodoxe Lehre. Die Sektierer ſchlugen anfänglich denſelben Weg ein, den ihre großen Zeitgenoſſen, ein heiliger Bernhard, eine heilige Hildegardis gingen: ſie hielten dem Klerus, dem hohen wie dem niedrigen, ein ungeſchminktes Bild ſeiner Laſter, ſeiner Unwiſſenheit, Unſittlichkeit, Nachläſſigkeit, und was irgend er ſich zu Schulden kommen ließ, vor. Allein die Heiligen wurden vom Geiſt Gottes, von Liebe für die Seelen, vom Eifer für die Ehre der Kirche und die Reinheit des Prieſtertums dazu angefeuert, denn ſie blieben in ihrer Demut und Unterwürfigkeit vor der Lehre und den kirchlichen Inſtitutionen; blieben — er, ein armer Mönch und ſie eine arme Kloſterfrau, die beide ſehr ungern die Welt mit dem Ruf ihrer hohen Erleuchtung und Heiligkeit erfüllten und friedlich nach ihrer Ordensregel fortlebten. Hingegen die Sektierer handelten im Geiſt der Selbſtſucht und des Widerſpruchs; gingen von den Angriffen auf den ſchlechten Klerus zu Angriffen auf den Klerus überhaupt über, dann auf die ganze geiſtliche Hierarchie, dann auf die Autorität des Dogmas und der Kirche — und als ſie ſo weit waren, da war der Deich durchbrochen und die bitteren Waſſer der Häreſie drangen von allen Seiten in die des ſicheren Zentrums und der ſchirmenden Einheit beraubten Gemüter. Ohne feſten Boden unter ihren Füßen, ohne ein beſtimmtes höheres Ziel vor ihren Augen, fielen ſie der Eitelkeit ihrer Vernunft und einer hohlen ſpekulativen Richtung anheim, welche weder durch Dogmen, noch Traditionen, noch Kultus, noch irgend eine Bürgſchaft für ihre Berechtigung auf dem religiöſen Gebiet, den verwüſteten Seelen keine andere Nahrung, als den eines falſchen Myſtizismus bot, deſſen Hohlheit durch die Sinnlichkeit ausgefüllt werden mußte. Denn hinter dem Sternenhimmel der Myſtik ſchwebt nur eine Sonne die ihm ein heiliges Licht gibt: das euchariſtiſche Opfer — dies ſüßeſte und erhabenſte Myſterium, dies Ur-Myſterium. Mit dem Glauben an dieſes erliſcht jener Sternenhimmel, dem ſein Urlicht fehlt —

und was für Kräfte und Elemente in der wüſten Finſternis, die alsdann Myſtizismus genannt wird, ihr wildes und beklemmendes Unweſen treiben — kann wohl nur das Auge Gottes durchſchauen. Bis in unſere Tage hinein haben dieſe Erſcheinungen in häretiſchen Sekten ſtattgefunden.

Die Gütergemeinſchaft, welche die Albigenſer ihrem verbeſſerten Chriſtentum zufolge predigten und welche hauptſächlich gegen das Kirchengut gerichtet war, hatte eine ſolche Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung zur Folge, daß dieſe mit um ſo größerer Strenge aufrecht gehalten werden mußte, als die großen Kron-Vaſallen im ſüdlichen Frankreich, an ihrer Spitze den Grafen Raymund von Toulouſe, jene zur Ausdehnung ihres Gebietes und ihrer Macht auf Koſten der Kronen benutzen wollten. So entbrannte der furchtbare Albigenſerkrieg: er ging von der weltlichen Macht gegen rebelliſche Vaſallen und Untertanen aus; und keineswegs von der geiſtlichen. Die Erbitterung war auf beiden Seiten ſo heftig, daß zwei der ſchönſten Provinzen Frankreichs, Provence und Languedoc, auf lange Jahre verwüſtet wurden und unzählige Menſchen zu Grunde gingen. Erſt als der Biſchof von Osma ſeinen Kreuzzug der Wahrheit und der reinen Lehre gegen die unglücklichen Albigenſer unternahm, begann die Häreſie zu erlöſchen, die ſich an Blut und Feuer nur entzündete.

Die Kirche hat ſich aber nie damit begnügt, der Häreſie gegenüber nur negativ zu verfahren und zu ſagen: So ſoll es nicht ſein! — nie ſich dabei beruhigt, eine verkehrte Richtung nur auszurotten; ſondern ſie verfuhr poſitiv: ſie entwickelte aus dem ewigen Leben ihres Dogmas ein neues Beiſpiel, wie es aufgefaßt werden ſolle; ſie nahm das Streben auf, welches in eine falſche Richtung geraten war und gab ihm eine richtige.

Als der Geiſterkampf zwiſchen der Autorität und der Empörung gegen ſie entbrannte und Abälards großer Geiſt; als der Heerführer der letzteren, die Schlacht entſcheidend zu machen beabſichtigte — trat aus den Reihen der Kirche ein ſchlichter Mönch gegen ihn auf, der zur Ehre Gottes mit all' den Gaben ausgeſtattet war, die Abälard zu ſeiner eigenen Ehre verbrauchte. Intelligenz, Beredſamkeit, Scharfſinn, Wiſſen und Gelehrſamkeit, hoher Zauber in der Erſcheinung und im Wort, jene Herrſchaft über die Seelen, welche alle beſitzen, die von Gott beſtimmt ſind, auf weite Kreiſe zu wirken und welche der am meiſten hat, der ſie am ſtrengſten gegen die eigene übt; außerdem die himmliſchen Tugenden der Demut, des Gehorſams, der Selbſtverleugnung in tiefſter Stille, die kein Weltweiſer beſitzt — und über dem allen die Gnade der göttlichen Liebe, durch die er alle entzündete, die ihm nahe kamen, ſo daß er z. B. ſeine ſechs Brüder ſich nach und ins Kloſter zog, denen endlich auch die einzige Schweſter folgte; — ein zarter, ſchmächtiger, durch jede Art von Aszeſe abgetöter Körper, der, dem irdiſchen Menſchen nach gebrechlich, aber nach dem himmliſchen transfiguriert vom Geiſt der Liebe und des Glaubens erſchien — ſo war der heilige Bernhard, aus dem edlen Hauſe Fontaines in Burgund, ſeit ſeinem vierundzwanzigſten Jahr Abt des Ziſterzienſerkloſters Clairvaux.

Die Häreſie warf der Kirche vor, daß ihr Klerus und beſonders ihre Ordensleute ein unbrauchbares und unnützes Geſchlecht ſei, in Sittenloſigkeit verkommen, in Unwiſſenheit und Trägheit abgeſtorben, folglich unfähig, die Beſtimmung zu erfüllen, für welche es eingeſetzt ſei — die Seelen zu erziehen; — woraus ſie den Schluß zog, daß ſie ſich lieber ſelbſt erziehen wolle. Dieſem Vorwurf gegenüber ſtellte die Kirche ihren Bernhard auf, das Ideal eines Ordensmannes im großen Stil, weil ſein Licht, das er am Feuer des Heiligen Geiſtes entzündet und für eine armſelige Zelle berechnet hatte, über die Wände dieſer Zelle, die Mauern ſeines Kloſters, die Grenzen ſeines Vaterlandes, die Schranken ſeiner Zeit, mit unwiderſtehlicher Macht und Lieblichkeit hervorbrach. Er war ein Mann des Gebets und der Tat, der Kontemplation und der Handlung; Miſſionär, Autor, Lehrer, Prediger; gleich geübt in der theologiſchen Kontroverſe wie in der Führung der

Seelen; Ratgeber ſeiner einſiedleriſchen Ordensbrüder wie der Fürſten und ſogar des Oberhirten der Chriſtenheit. Und wie er die Seinen, begeiſtert von der göttlichen Liebe, aus der Welt heraus und ins Kloſter riß: ſo beſeelte er die Welt mit dem nämlichen Feuer und drängte ſie fort zum Kreuzzug — zum heiligen Grabe. Und dieſe echt apoſtoliſche Seele, die für ſich ſelbſt auf alles verzichtet hatte, um allen alles ſein zu können — betrachtete ſich ſelbſt nie anders als einen unnützen Knecht, der ſeine Schuldigkeit ſehr unvollkommen erfüllt und kannte keine größere Sehnſucht für dieſe Erde — als nach der dürftigen Zelle des geliebten Clairvaux. Dem ſtarren Hochmut der Häreſie gegenüber war er die zuſammengeſchmolzene Verkörperung des größten Genies und der größten Demut ſeiner Zeit.

Abermals warf die Häreſie der Kirche vor, daß ſie taub ſei gegen die Mahnungen der Bußprediger, welche das neue, das gereinigte Chriſtentum ausſende; daß es ſie zu Märtyrern mache, wie den Arnold von Brescia. Was geſchah? — An den Ufern des Rheins erhob ſich eine Stimme, die ſo laut, ſo ſchneidend, ſo wehklagend zur Buße rief — die Wunden der Kirche ſo rückſichtslos aufdeckte — als die Haupturheber des Verfalls den pflichtvergeſſenen Klerus ſo unbefangen bezeichnete — überdas ſolche Drohungen des göttlichen Zornes ausſprach und ſolch' Unheil als göttliche Strafe verkündete — wie kaum jemals die Abtrünnigen es gewagt hatten. Und von wem ging dieſe Stimme aus, die ein ſolches Strafgericht wie von Oben herab über ihre ganze Zeit, über Kaiſer und Fürſten, über Päpſte und Biſchöfe, über Hirten und Herde hielt, und die Sünder, die da waren, mit der Rache, die da kommen ſollte, auf die Häupter der Schuldigen legte? — Von einem Weibe! von einer Ordensfrau, die ſeit ihrem achten Jahr im Kloſter, unwiſſend, ungelehrt, weltentfremdet und nichts als die Abtiſſin der Benediktinerinnen auf dem St. Rupertsberge bei Bingen war; — von der heiligen Hildegard. Nie hat eine edlere Trauer einen myſtiſcheren und dennoch verſtändnisvolleren Ton über die Entweihung des Heiligtums angeſchlagen, als ſie! ſo tief und voll iſt dieſer Ton, daß Gegenwart und Zukunft in ihm zuſammen hallen. Nie iſt ein ſorgenvollerer Blick reinerer Liebe auf die ſchweren Verſündigungen der Zeit und auf die Mittel gefallen, um ſie vom Verderben zu retten! Sie, die nichts kannte als ihre Ordensſchweſtern, nichts ſah als den ſtillen Strom und ſeine Rebenhügel — ſie erkannte den Gang des menſchlichen Geiſtes nach Unten und zu einem furchtbaren Sturz, wenn nicht der Heilige Geiſt in der Kirche ſelbſt willigere und zahlreichere Werkzeuge fände, um das Reich Gottes in Glanz und in Kraft zu erhalten. Obwohl Hildegard nur eine ungelehrte Nonne war, fand die höchſte geiſtliche Macht ihre Ausſprüche und Prophezeihungen dennoch ſo erleuchtet, ſo wirkſam, daß — nachdem ein Konzil in Trier ſich drei Monate mit der Prüfung ihrer Schriften beſchäftigt hatte — der Papſt Eugen III. und alle Väter dies reine wundervolle Licht für eine höhere Offenbarung erklärten und Jener ihr eigenhändig ſchrieb: ſie möge mit dankbarem Herzen die große Gnade empfangen, die Gott ihr verleihe und mit der größten Vorſicht die Eingebungen des Heiligen Geiſtes anderen mitteilen. Von der Zeit an ſtieg der Ruf ihrer Weisheit und ihres Tiefblicks in die göttlichen Myſterien immer höher. Drei Nachfolger Eugens III. verſchmähten es nicht, mit ihr in brieflicher Verbindung zu bleiben und alles, was groß war in der Welt wie in der Kirche, hörte mit Andacht und Erbauung auf dieſe Stimme, die wie aus einer Geiſterwelt hinter Gitter und Schleier hervorklang. Die heilige Seele, der ſie angehörte, lebte in Stille und Frieden bis in's höchſte Alter als eine unſcheinbare und demütige Kloſterfrau, die von dem Ruhm, dem Glanz und der Ehre, welche ihrem Geſchlecht ſo ſelten auf dieſem Gebiet zuteil werden, weit mehr beängſtigt als geſchmeichelt ſich fühlte. Sie ſtarb im Jahr 1179, ſechsundzwanzig Jahr nach dem Tode des heiligen Bernhard, der ſie einmal auf dem Rupertsberge beſucht hatte und im brieflichen Verkehr mit ihr blieb.

Die Väter der Kirche waren nicht ſo taub für die Stimme der Wahrheit, als die Häreſie es behauptete — nur freilich durften ſie deren Stimme nicht für Wahrheit gelten laſſen!

Als ſie ihren Schlangenleib in einer neuen Farbe ſchillern ließ und das leichtbetörte Volk durch ein äußerlich ſtrenges Leben, ehrbaren Wandel und ſchlichte Sitten für die falſche Lehre einzunehmen wußte, — als ſie Armut und Einfalt der Üppigkeit und dem Geiſtesprunk gegenüber, triumphierend aufzuſtellen ſuchte, um den Menſchen die Bewunderung einzuflößen, welche der Weltſinn immer vor der Weltentſagung hat; — (wenn er auch den Schein annimmt, als ob er ſie verhöhne) — als die Menge, ſtets verblendet über neue Erſcheinungen, bloß weil ſie neu und fremd ſind und dadurch auf die Einbildungskraft wirken, nicht im Stande war zu begreifen, daß dies nicht die Einfalt der Taube, dies nicht die ſelige Armut im Geiſt, ſondern vielmehr Heuchelei, Hochmut und Mittel für böſe Zwecke ſei: — da ging aus dem Schoß der Kirche ein ächtes Ideal himmliſcher Einfalt und ſeliger Armut hervor — Franziskus, der ſeraphiſche.

Das Leben dieſes Wunderweſens war von dem Augenblick an, wo er der Welt entſagte, ein Hymnus der göttlichen Liebe und wie ſeine Gefährten ihn zuweilen in der Extaſe des Gebetes, von der ſchweren Erde aufwärts geriſſen, auf dem Alverno ſchweben ſahen, ſo ſchwebte ſeine Seele in ewiger

Extaſe vor Gott, ſeinem Schöpfer und Heiland. Er war ein Sohn des ſchwärmeriſchen und leidenſchaftlichen Umbriens, das Perugino und Rafael geboren hat. Dieſe Grundelemente ſind einer hohen religiöſen Entwickelung günſtig, wenn ſie eine idealiſche und energiſche Richtung nehmen, welche die Seele vor der Gemeinheit beſchirmt. Das zeigt ſein Jugendleben. Als die Gnade ihn ergriffen, ſich wie ein himmliſches Feuer auf ihn herabgelaſſen, jede irdiſche Faſer an ihm verzehrt und ihn ſo durchglüht hatte, daß er, in ſich ſelbſt erneuert, wirklich wie ein Seraph nichts war, als ein Bote Gottes, um den Menſchen eine himmliſche Liebe zu verkünden: da wurde er ein wundervolles Werkzeug zum Heile Vieler und eines jener lieblichen Mirakel der Menſchheit, welches man ſchlechtweg zu nennen pflegt ein katholiſcher Heiliger.

Als er die Stimme des Gekreuzigten dreimal hörte: „Franziskus, ſtelle mein Haus her, welches zerfällt;“ glaubte er zu nichts Höherem berufen zu ſein, als die St. Damians-Kirche zu Aſſiſi, welche dem Einſturz nahe war, wieder aufzubauen. Seinem erzürnten Vater, der ihn in irdiſcher Herrlichkeit zu ſehen wünſchte, hatte er alle Anſprüche auf ſein dereinſtiges Vermögen und alles, was er aus dem elterlichen Hauſe beſaß, ſogar ſeine Kleidung abgeben müſſen, was er mit der größten Bemand und Nichts. Einen kleinen ſchlechten Vogel giebts, der die Gewohnheit hat ſich ein ſchwimmendes Neſt auf den Wellen des Meeres zu bauen und in dem winzigen gebrechlichen Nachen ſeine Eier auszubrüten. Damit nun der arme Vogel in ſeinem mütterlichen Triebe nicht geſtört werde, herrſcht während der zwölf Tage ſeiner Brutzeit und obwol ſie in den Winter fällt, eine tiefe Meeresſtille; die Winde ſind eingeſchlafen, die Stürme haben ausgebraust, ruhig und gleichmäßig wie eine Wiege ſchaukeln ſich die ſonſt ſo aufgeregten Wogen. Die halcyoniſchen Tage nennt ſie der Schiffer. Aus Unruh, Sturm und Ungewitter gehen ſie hervor; in Unruh, Sturm und Ungewitter fallen ſie zurück! Der Menſch hat auch ſeine halcyoniſchen Tage. — — Aber in denen welche der Schiffer ſo nennt fuhr Clelia mit den Ihren über's Meer von Marſeille nach Palermo. Es war ein kleines ſicilianiſches Kaufmannsſchiff, und Capitän und Matroſen waren lauter Sicilianer. Clelia entzückte ſie durch ihren Geſang. Lieder ihres Landes ſang ſie ihnen, und allabendlich das Gebet: „O sanctissima;“ und mit dem „Ora pro nobis“ ſenkte ſich feierliche Andacht auf die lauſchenden Zuhörer. Nach Süden ging es! immer lauer wurde die Luft, immer reiner der Himmel, immer wärmer die Sonne, reitwilligkeit tat, vom Biſchof von Aſſiſi den Rock eines armen Landmanns empfing, ein Kreuz von Mörtel darauf zeichnete und in dieſer Livree ſeines geliebten gekreuzigten Herrn ſich daran machte, das zum Bau der Kirche notwendige Geld zu erbetteln. Hatte er eine Summe beiſammen, ſo kehrte er nach Aſſiſi zurück und half als Handlanger beim Bau, indem er Steine herbeitrug. Natürlich wurde er verſpottet, gehöhnt, als ein Blödſinniger verachtet, als ein Sonderling verſchrieen. Das war ihm gerade recht und lieb! Er wußte ja, daß der Menſch ohne die göttliche Gnade nichts iſt als ein Irrer und ein Tor — und daß die göttliche Gnade nicht ſein Werk, ſondern eine unverdiente Gabe iſt. So konnte denn keine Demütigung, welche andere ihm zudachten, ihn tiefer verdemütigen als er ſelbſt es freudig tat. Und nicht umſonſt betete er mit ſo inbrünſtiger Zärtlichkeit das Vater Unſer. Er begriff, daß der, welcher in Wahrheit betet: „Unſer täglich Brot gib uns heute“ — auch in Wahrheit beten kann: „Dein Name werde geheiliget!“ — da er ſich buchſtäblich aus höchſter Hingebung der Liebe vertrauensvoll in die allmächtige Hand legt, welche die Lilien auf dem Felde kleidet und durch ihre Schönheit verherrlicht wird. Er begriff, daß die göttliche Liebe ganz allein, ohne Zutat und Zubehör, der Seele genügt; und weil er das begriff, ſo wollte er denn auch nichts ſein — als eine

Seele, und für Leib und Leben ein ganz armer Bettler!

So ſtand er da, dieſer himmliſche Tor des Kreuzes, und nahm Beſitz von der äußerſten Armut wie von einem Thron, auf welchem er die Vereinigung mit der göttlichen Liebe feierte, die — weil ſie wirklich ſein tauſendmal gekreuzigtes Herz ganz entleert und ganz abgelöſt von der Irdiſchkeit fand — es nun auch wiederum ganz in Beſitz nehmen, es ganz mit einem Strom von Licht und Glut erfüllen konnte, deſſen reine Wellen einerſeits ihn zu einer Höhe emportrugen, welche die größten Lieblingsdiener Gottes ſelten erreicht haben; andrerſeits ſo mächtig an die Küſten der Welt hinanbrauſten, daß ihr Donner und ihre Melodie Tauſende und Tauſende lockten, ſich in dieſe leuchtende, feurige Flut zu verſenken.

Weil die Irdiſchkeit ihm tot war, weil nur ſein übernatürlicher Menſch in der Gotteinigung durch das euchariſtiſche Leben lebte: ſo trat ſein Daſein weit über die Grenzen des natürlichen Daſeins voll Enge, Beſchränkung und Dumpfheit hinaus. Er war ein Seliger und genoß die Vorrechte der Seligen: er ſah in die Zukunft, er blickte in die Myſterien der Gottheit, er gewahrte die Erlöſung auch in der Natur, er verkehrte mit ihr wie mit ſeinesgleichen, er nannte die Lämmer ſeine Brüder und die Schwalben liebe Schweſtern, er ging vertraulich und zärtlich mit dem Grashalm, den Blumen, dem Sonnenſtrahl — wie mit den Ausſätzigen, den Bettlern, den Kranken um, denn alle waren ja Geſchöpfe Gottes, in allen ſah er das Werk der Liebe und dieſe Liebe umfaßte er in ihnen allen. Nie hat ein Herz ſeliger in einer Menſchenbruſt geſchlagen, als das ſeine, denn wo er ging und ſtand, was er tat und ſprach, es war immer bei Gott! von keinem Ballaſt beſchwert, von keinen Wolken umhüllt in keine Nebel verſenkt, ſchwebte er als ein reiner Stern im reinen Äther der himmliſchen Liebe, wie eine Äolsharfe in ſüßen Melodien erklingend. Denn er war ein Troubadour, der arme Bettler, mit dem Strickgürtel über der armſeligen Kutte — der ſo holde, feurige Lieder dichtete und ſang, wie irgend einer ſeiner berühmten Genoſſen unter den Minneſängern. Seine Dame, ſeine Geliebte, ſeine Königin war — die Armut! ſie allein auf der weiten Welt ſchien ihm preis- und wünſchenswert, denn ſie allein tritt nicht zwiſchen den Menſchen und Gott, ſondern ſie bringt ihn zu Gott. Und Hymnen dichtete er, um dieſen Gott zu loben und die ganze Schöpfung aufzufordern, in dies Lob einzuſtimmen, ſo jubelnd und jauchzend, als wär' er ſchon aufgeſtiegen aus dem Staube des Leibes ins ewige Licht. Auf ſeinem ganzen Tun und Sein lag ein Etwas, wie das Morgenrot einer andern Welt.

Er dachte an nichts, als zerfallende Kirchen mit erbetteltem Gelde aufzubauen, Gott zu dienen in den Kranken und Bettlern, und die Menſchen zu bitten, ſie möchten doch aus Liebe zu Gott Buße tun für ihre Sünden. Dazwiſchen zog er ſich in Einſamkeiten zurück, und betete, faſtete und weinte Tage und Nächte hindurch. Aber in dieſem Leben der äußerſten Dürftigkeit und Entblößung von allem, was in den Augen der Welt dem Leben Wert und Reiz gibt, lag eine mächtige Anziehungskraft. Räuber fragten ihn einſt, als er freudig ſingend ſeines Weges daherzog, ſtaunend, wer er denn ſei. „Ich bin der Herold des großen Königs!“ ſprach Franziskus froh. Die Räuber ſchauten dieſen Herold in Lumpen, der barfuß und barhaupt mit einem Pilgerſtab wanderte, erzürnt und verächtlich an und mißhandelten ihn. Das ergötzte ihn ſehr, denn er war ja der Herold des größten aller Könige! was kümmerte es ihn, daß die Räuber ihn nicht dafür anerkennen wollten! Andere erkannten es! Sein erſter Schüler und Gefährte, Bernard von Quintavalle, ein vornehmer und reicher Mann in Aſſiſi, beobachtete den Franziskus während einer Nacht im Gebete, wie er auf den Knien mit gekreuzten Händen lag und nichts ſprach, als ab und an: „Mein Gott und mein alles!“ — dieſe zwei Worte, welche den Inhalt ſeines Lebens ausmachten. Da dünkte es ihn lieblicher mit dieſem ſeligen Bettler, der nichts hatte und mehr als die Welt beſaß — ein Bettler, als reich und vornehm zu ſein. Er verteilte ſein Vermögen an die Armen und blieb bei Franziskus. Noch andere geſellten ſich zu ihnen, und bald hatte Franziskus zwölf Jünger, wie ſein göttlicher Meiſter. Sie lebten in ſtrengſter Dürftigkeit bei dem Kirchlein Portiunkula, das unter dem Schirm der „Königin der Engel“, von Roſengebüſchen umgeben, in der Ebene zwiſchen Aſſiſi und Perugia ſtand — und noch ſteht. Von dort wanderten ſie aus und riefen das Volk zur Buße auf, ſo eindringlich und beweglich, ſo durch ihre ganze Erſcheinung die Selbſtverleugnung, Abtötung und Demut predigend, welche ihre Worte von andern begehrten, daß ſie einen überwältigenden Eindruck machten und ſich von ſcharenweiſe Bekehrten umringt ſahen.

So mußte es ſein! — Der große Benediktiner-Orden, der ſo lange und in ſo mächtigen Sproſſen geblüht und gewirkt hatte, ſchien in Lauheit abgeſtorben, in Sinnlichkeit und Üppigkeit verſumpft, dem Selbſtmord der Regelwidrigkeit zu verfallen und dadurch dem ganzen Ordensleben einen Todesſtoß verſetzen zu wollen. Dieſes mußte ein neues, fruchtbares und bewegendes Element in ſich aufnehmen, um eine Regeneration zu bewirken und Franziskus fand dies Element: er tat einen Schritt weiter in die Armut hinein und begehrte, daß die Brüder, welche ſich ihm anſchloſſen, nicht bloß jeder einzeln, ſondern die ganze Gemeinſchaft auf jeglichen Beſitz verzichten und nur vom Betteln leben ſollten, damit ſie in Wahrheit dem armen Jeſus nachfolgten, der auf Erden keinen Platz hatte, auf dem er ſein Haupt betten konnte und überall nur als ein demütiger Gaſt erſchien. Behagliche Schwelgerei hatte den Ordensſtand in den Augen des Volkes herab — und auf eine und dieſelbe Stufe mit dem üppigen Weltleben verſetzt, und die Häreſie, die überall die ſichtbare Kirche auf's Schärfſte angriff, weil dieſelbe ihr im Wege und ihren Unabhängigkeitsbeſtrebungen läſtig war, benutzte geſchickt und eifrig jede Veranlaſſung, um deren Dogmen und deren aus ihnen entſpringende Inſtitutionen — jene als falſch und dieſe als ſchädlich zu verdächtigen, und um dagegen ihre eigenen Anhänger dem Volk als ächte Jünger Chriſti hinzuſtellen. Der „Fleiſches- und Augenluſt" im eigenen Hauſe und der „Hoffart des Lebens" im fremden, konnte nur der vollkommene Gegenſatz Eintrag tun. Der Habſucht, der Begierlichkeit, der ſündhaften Weltliebe mußten Entſagung, Entbehrung und Demütigung, welche immer im Gefolge der Armut ſind, gegenüber treten. Stolz und Hochmut aber mußten durch Gehorſam und Einfalt überwunden werden. Dies war die Miſſion des Franziskus. Zur Herſtellung des heiligen Gebäudes des Ordenslebens berief ihn die göttliche Gnade. Sie fand in ihm das Werkzeug, wie ſie es für ihre Plane brauchte, feſt und rein wie Stahl, biegſam wie Wachs, erhärtet und geſchmolzen im Feuer der Läuterung, vom Hauch der Liebe bewegt wie der Nachen vor dem Winde treibt, im Schoß der Kirche ruhend vor Anker am Glaubensfelſen Petri.

Im Jahr 1210, als Franziskus achtundzwanzig Jahr alt war und ſeit drei Jahren der Welt entſagt hatte, gab ihm der große Papſt Innocenz III. die Erlaubnis, nach ſeiner Regel einen neuen Orden ſtiften zu dürfen. Franziskus nannte ihn den der minderen Brüder — um ſich und die Seinen ſtets daran zu erinnern, daß ſie die letzten der Menſchen wären. Als Miſſionäre unter den Heiden und Ungläubigen, als Bußprediger unter den Gläubigen, ſollten ſie nach Außen wirken; innerhalb ihrer Gemeinſchaft aber dem Gebet, der Kontemplation und jeder Art von leiblicher und geiſtiger Abtötung durch die eifrigſten Bußübungen ſich widmen. Auch ihre Häuſer, Kirchen und Kapellen ſollten auf's Notdürftigſte beſchränkt ſein und nie ſollte der Orden weder Geld noch liegende Gründe beſitzen, ſondern einzig und allein zu ſeinem Unterhalt auf die barmherzige Liebe frommer Seelen, die Gott ja erwecken könne, angewieſen ſein. Er ſollte in ſeiner ganzen Exiſtenz beweiſen, daß er nur durch und für das Kreuz und in der Liebe zum Kreuz gegründet ſei. Nach drei Jahren beſaß er ſchon ſechzig Klöſter und als Franziskus im Jahre 1219 bei der Portiunkula ein Generalkapitel verſammelte, ſtellten ſich 5000 Ordensbrüder ein, während noch manche in den Klöſtern hatten zurückbleiben müſſen.

Auch den Frauen gab Franziſkus eine Regel, die ebenſo ſtreng, ebenſo abgetötet, ebenſo bettelarm war, als die der Brüder, und die Nonnen noch mehr an die barmherzige Liebe Gottes und der Nebenmenſchen wies, da ſie, an die Klauſur gebunden, Niemand um Almoſen anſprechen konnten. Klara, die achtzehnjährige Tochter des Grafen Ciſſi, war die erſte, welche aus den Händen des heiligen Franziſkus das arme Kleid des zweiten Ordens empfing. Sie entfloh dem väterlichen Hauſe, um ſich einem Leben zu widmen, welches die Welt ein Marterleben nennt, in welchem ſie aber eine ſüße Gleichförmigkeit und Vereinigung mit dem Leben des menſchgewordenen Gottes ſah. Sie lebte ſo ganz vor ſeinem Angeſicht und in ſeine Betrachtung und Anbetung verſenkt, daß ſie wie blind für die Welt war, und daß man ſie ein einziges Mal ihre Augen hat aufſchlagen ſehen — als ſie nämlich den heiligen Vater um ſeinen Segen bat.

So hinreißend war das heilige Opferleben, die hohe Tugend und die glühende Liebe für das Heil und die Rettung der Seelen dieſes Bettelmönchs, daß ſein Beiſpiel bis in die Regionen hinein anſteckend ward, wo alle Verhältniſſe gegen den

Eintritt in den Orden waren und ihn geradezu unmöglich machten. Männer und Frauen, durch Pflicht und Gewiſſen an die Welt gebunden, Familienväter, Hausfrauen, Fürſten — alle wollten die geiſtlichen Kinder dieſes Vaters werden! Mit weiſer Einſicht ſetzte er dieſem übermäßigen Drange zum Kloſterleben Schranken und mit dem Erfindungsgeiſt der wahren Liebe, die immer das zu treffen weiß, was Not tut, ſetzte er den ſogenannten dritten Orden ein, der es den Weltleuten möglich machte, eine beſtimmte fromme Lebensregel mit Stand, Beruf und Stellung und allen Pflichten, welche dieſe mit ſich brachten, zu vereinigen. Die heilige Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, eine Schweſterſeele des Franziskus, trat auch in ſeinen dritten Orden ein, der wohl nie eine reinere Perle gezählt hat.

Er aber, der überirdiſche Zauberer, der einen ſolchen Himmelsglanz über das Verachteſte zu breiten wußte, was es auf Erden gibt — über die niedrigſte Dürftigkeit; er, der nichts erſehnte, als das Reich der Armut vollſtändig inne zu haben, weil es in dieſem Lande keinen andern König als den Heiland gibt und Franziskus nur dieſes Königs Vaſall ſein wollte; er, den die Seelenmattigkeit und die Herzensöde ſpäterer Tage im allergünſtigſten Fall als einen exaltierten Charakter beachſelzuckt — er wurde eine Säule der

Kirche. Denn erſtens bildeten ſich ſeine geiſtlichen Söhne unter ſeinem Einfluß und nach ſeinem Beiſpiel zu ſeinen Tugenden heran, welche notwendig waren, um der Welt ein hohes Vorbild des apoſtoliſchen Lebens vor die Augen zu führen und ihr wieder einmal das zu zeigen, was ſie ſo gern für unmöglich hält: aus Sehnſucht nach dem Himmel der Erde zu entſagen, aus Liebe zu Gott die Welt zu überwinden. Und zweitens verbreitete ſich dieſe Schar mit einer Schnelligkeit, als würde ſie von den Flügeln der Liebe getragen, über alle Lande, erwarb ſich durch ihre Demut, Weisheit und Mäßigkeit die Gunſt der Vornehmen und Großen, durch ihre Armut, Niedrigkeit und Einfalt die Sympathie des niedern Volkes, das mit Freuden und Genugtuung ſeine unfreiwillige Entſagung bei den Bettelmönchen als eine freiwillige fand — ſtellte durch den tadelloſeſten Wandel und die höchſte Sittenſtrenge die Ordensgeiſtlichkeit wieder her in der allgemeinen Achtung — verbreitete durch ihre Predigten die reine katholiſche Lehre und erweckte wieder die Liebe zu ihr, welche durch zahlloſe häretiſche Sekten unterminiert und durch den Klerus nicht gehörig verteidigt worden war. Da durften die „Guten Leute" mit ihrer Armut prahlen, und die Katharer mit ihrer ſittlichen Reinheit, und die Waldenſer mit ihrer beſcheidenen Zucht! — ein armer Bettelmönch vereinigte das alles und hatte über immer glanzvoller das Meer, immer ſtralender das Heer der Sterne; am Tag umſchwammen Delphine das Schiff, in ſtiller Nacht ſchleppte ihm der lange Silberflormantel der feuchten Lichtfunken nach. Eines Morgens lag es im Hafen von Palermo vor Anker, und die herrliche Stadt und das blühende Geſtade und der maleriſche Monte Pellegrino ſtiegen mit ihren tauſend Farben und Formen aus der blauen Flut in das goldne Morgenlicht hinein.

Clelia kam aufs Verdeck; ſie ergriff Gundaccars Hand und ſagte:

„Sieh! dies iſt das Land der Verheißung wohin Gott uns führt! glaubſt Du das, Gundaccar?“

„Dein Gott iſt mein Gott, und Dein Land iſt mein Land — das glaube ich, Clelia!“ entgegnete er ihre Hand drückend.

Der Schiffscapitän trat herzu und ſchlug ihnen vor in ſeinem Hauſe zu wohnen. Ein Stockwerk ſei leer, und es ſei bequemer und ruhiger bei ihm als im Gaſthof. Clelia nahm es dankbar an; ſie wünſchte ſo unbemerkt und zurückgezogen wie möglich ſich niederlaſſen und einrichten zu können. Und ſo bezogen ſie denn das kleine Haus, wo die Frau des Capitäns, ein freundliches, redſeliges, frommes Mütterchen, ſie gaſtfrei empfing und ihnen bereitwillig mit Rath und That zur Hand ging.

dem allen — den katholiſchen Gehorſam und das katholiſche Dogma.

Und während er dieſen erſtaunlichen Einfluß auf die Seelen übte — was tat er? wie lebte er? — In die Waldeinſamkeit des Monte Alverno, unſern Vallombroſa, in eine winzige Zelle zog er ſich gern zurück, um in dem Umgang mit Gott die Erleuchtung zu finden, welche ihm Not tat, um ſeiner himmliſchen Miſſion zu genügen. Da betete und weinte er. Mit dieſen einfachen Mitteln richtete er ſo Großes aus! Aber freilich! das war ein Gebet! — nichts als brennende Sehnſucht der Liebe zu Gott ſich aufzuſchwingen und alle Seelen mit ſich hinauf, zu dieſer Sehnſucht erſt und dann zu dieſer Vereinigung zu ziehen. Ihm lag an Nichts etwas, als daran — Seelen zu retten. Ob er hungerte und durſtete, verſpottet und mißhandelt wurde — ob er tagelang im Gebet verharren und die ſchwerſten Bußübungen durchmachen mußte — ob er das Martertum einmal oder zehnmal gelitten hätte — ihm war alles recht! er bemerkte es gar nicht. In Ägypten ſchlug er dem Sultan vor, er wolle ſich mit einem mohammedaniſchen Prieſter der Feuerprobe unterziehen, um dadurch die Wahrheit des Chriſtenglaubens zu bekennen. Der Sultan lehnte es ab, weil kein Prieſter ſeines Glaubens ſich dazu bereitwillig finden würde. Er war aber immer bereit, jede Marter für den geliebten Heiland anzunehmen, wenn es zu deſſen Verherrlichung gereiche. Da ward ihm ſelbſt eine wunderbare Verherrlichung zuteil! Der, welcher ihn auserkoren hatte, um ihn mit allen Wundern der Liebe zu überſtrömen, wollte ihm auch alle Schmerzen der Liebe und alle Wunder des Leidens gönnen — wollte ihn umſchaffen „nach ſeinem Bilde“; und eben in jener Waldeinſamkeit des Monte Alverno empfing Franziskus die Wunden des gekreuzigten Heilandes — ſo daß er, der nichts im Herzen trug als das Kreuz, nun auch äußerlich in einen lebendigen Abdruck des Kruzifixes verwandelt war, und nur — aus Liebe und durch Liebe! ſo mächtig war in ihm der idealiſche Menſch. Er lebte darauf noch zwei Jahre in den äußerſten körperlichen Leiden und im fünfundvierzigſten ſeines Alters kehrte ſeine Seele, dieſer Phönix der Liebe, vom Scheiterhaufen des Erdenlebens, den er jubelnd entzündet und jubelnd genährt hatte — heim zum himmliſchen Vater, der ſelten durch einen ſeiner Diener ſo verherrlicht und verehrt worden iſt, wie durch dieſen menſchgewordenen Seraph, und der ihm die Fülle ſeiner Gnade dadurch erwies, daß die Fürbitte dieſes liebentflammten Herzens oftmals auf der Stelle Erhörung fand.

Der vierjährige kranke Knabe, der in dieſer Weiſe auf das Gebet des Franziskus kurze Zeit vor deſſen Tode Geneſung fand, der heilige Bonaventura, wurde ſelbſt Ordensgeneral (Ordensminiſter, wie er bei den Franziskanern genannt wird) und verfaßte eine Lebensbeſchreibung ſeines Meiſters. Obgleich das Feld der Wiſſenſchaft nicht urſprünglich den Franziskanern zur Bebauung angewieſen war, ſondern mehr die praktiſche Belehrung und die Seelſorge, ſo gingen doch auch Gelehrte aus ihnen hervor, deren Beinamen zeigen, wie hoch ihre Zeitgenoſſen ſie hielten. Ein „Doctor irrefragabilis“ (Alexander von Hales) — ein „Doctor seraphicus“ (der heilige Bonaventura) — ein „Doctor subtilis“ (Johann Duns Scotus) — ein „Doctor admirabilis“ (Roger Bacon) — beweiſen, daß ſie den Lehrſtuhl, ſowohl wie den Beichtſtuhl zu beſetzen verſtanden, und daß ihr Orden ſowohl Blüten der Weisheit, als der Heiligkeit und Anmut erzeugte. Unter die letzteren gehört der Bruder Jacobus de Benedictis (Jacopone da Todi), der liebliche Dichter, in deſſen Herz ein Liebesfunken aus dem Herzen des Franziskus gefallen war, als er ſeine Loblieder auf die heilige Armut und beſonders — als er das „Stabat mater“ ſang. Fünf Oberhirten der Chriſtenheit, unter ihnen Sixtus IV. und Sixtus V., waren Franziskaner. Die ſtrengſten Reformatoren traten innerhalb des Ordens auf, ſobald die Regel zu erſchlaffen drohte und trieben neue Zweige in alter Vollkraft hervor, die, wenn auch nicht mit ihrem Namen, ſo doch in ihrem Weſen — in dem großen liebewarmen Herzen wurzeln, welches das eigentliche Samenkorn dieſes mächtigen Baumes iſt. Franziskus von Paula ſtiftete die Minimen; Petrus von Alcantara die Alcantariner und Mateo Baſchi die berühmten Kapuziner, deren Regel im Jahr 1528 die Beſtätigung des heiligen Stuhles empfing und deren Leben zwiſchen dem Volk und Predigten für das Volk der große Segen nachfolgte, daß ſie mancher Seele ein Bollwerk gegen die Häreſie des ſechszehnten Jahrhunderts wurden. Jetzt, in unſern Tagen, wo der Rationalismus ſeine Kräfte auf den Gebieten des Irr- wie des Unglaubens, bei der Häreſie wie bei den toten Gliedern der Kirche zu einem Haupttreffen zu ſammeln ſucht — jetzt, wo das gemißhandelte und unterdrückte Leben der Kirche wie ein Lazarus, noch eingewickelt in Leichentüchern, aus dem Grabe hervorgeht — jetzt, wo das arme, erfrorne, hungrige, zerlumpte Deutſchland, dem es mit all' ſeiner Wiſſenſchaft, Bildung und Gelehrſamkeit gar ſo übel geht, weil es gewöhnt hat, an dieſem gemalten Feuer ſich wärmen, mit dieſen gemalten Speiſen ſich ſättigen zu können, aus dieſem Wahn allmählich zur Beſinnung zu kommen ſcheint — jetzt regt ſich auch ſogleich die geiſtliche Nachkommenſchaft des ſeraphiſchen Franziskus für das zweifache Werk, welches eigentlich das Hauptgeſchäft jeder Seele ſein müßte: andere Seelen zu retten und Denjenigen anzubeten, welcher mit dem Beiſpiel dieſer glühenden Liebe für die Seelen aus dem Himmel und an's Kreuz vorangegangen iſt. Franziskaner, Tertiarier, Kapuziner, Alcantariner, regen ſich zum aktiven wie zum kontemplativen Leben, ganz wenig, ganz ſtill, ganz vereinzelt; aber ſie ſind da!! Wie im Frühling, vor Sonnenaufgang im Walde, hier ein früherwachter Vogel und dort einer leiſe ſeinen Geſang anſtimmt, eine vereinzelte Matutine — und wie er nur ein Vorbote iſt des ganzen Chores, der bald in den feierlichen Hallen Gottes Morgenlob jubelnd erſchallen laſſen wird: ſo ſind ſie da! Und wie der Wandersmann, der durch die graue Dämmerung geht und ſich nach dem Tageslicht ſehnt, froh auf die leiſen Matutinen horcht, weil er weiß — die Sonne kommt nun bald und taucht die dumpfe, ſchlaftrunkene erſtarrte Erde in Licht und Wärme; — ſo begrüßt die Seele jene Erſcheinungen und knüpft an ſie himmliſche Hoffnungen, denn ihre Regſamkeit bedeutet immer etwas Gutes für die Kirche. Erwacht das Ordensleben zur Kraft, ſo geht ſie aufwärts. Schläft es ein, ſo geht ſie abwärts. Ihre zarteſte und höchſte Blüte verſpürt zuerſt die Ebbe oder die Flut ihres himmliſchen Lebenstriebes, ſinkt und ſteigt mit ihm, welkt zuerſt und knoſpet zuerſt.

Der Orden des ſeraphiſchen Franziskus hat ſich bewährt in der Liebe, die alles duldet und alles erträgt für den geliebten Heiland! — Paläſtina ging für die Chriſtenheit verloren. Sie verließen es alle! die Könige, die Fürſten, die Krieger, ſogar die Ritterorden — alle! das Evangelium wich vor dem Koran; das Kreuz vor dem Halbmond. Nur die Söhne des heiligen Franziskus wichen nicht! ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend behielten ſie, gleichſam im Namen der ganzen Chriſtenheit, ein Plätzchen auf dem geweihten Boden. Dafür iſt ihnen vom heiligen Stuhl das Vorrecht erteilt, daß die Klöſter der Terra ſankta allein von ihrem Orden beſetzt werden dürfen und von Damaskus nach Kairo macht davon allein das Kloſter auf dem Karmel eine Ausnahme, weil eine alte Tradition dieſen Berg zur Wiege des Karmeliter-Ordens erhebt.

Außer der Verherrlichung, welche der Franziskanerorden durch ſeinen Stifter, ſeine Reformatoren, ſeine Heiligen, ſeine großen Männer und ſeine ganze Wirkſamkeit empfängt, iſt ihm eine andere zu Teil geworden, die ihm auf dem Gebiet der Kunſt, wenn auch nur eine irdiſche, aber eine idealiſche Unſterblichkeit ſichert. Der heilige Franziskus hat einen Maler gefunden, der ſeiner würdig war! Da er der populärſte aller Heiligen iſt, ſo haben ſich tauſend Pinſel beeifert ihn darzuſtellen; — aber Murillo hat ihn erfaßt. Murillo hat wirklich dieſe Seele gemalt, wie ſie — obgleich vom Leibe gefangen — auf dem Alverno ſchwebt vor Dem, der „ihr Gott und ihr alles“ war und wie ſie von Liebe zu dem Kruzifix entzündet, den Leib Anteil nehmen läßt an ihrer Gotteinigung. In der nackten Zelle eines aufgehobenen Kapuzinerkloſters — wenn ich nicht irre! — ſtand in Cadix dies wunderbare Bild. Und in der Kathedrale von Sevilla eine Viſion des heiligen Antonius von Padua, wo das Kind Jeſus in einer Glorie von Engeln zu ihm niederſteigt! — und in der Gemäldegallerie von Sevilla eine andere Viſion desſelben Heiligen, wo er das Kind Jeſus auf ſeinem Gebetbuch vor ſich ſitzen ſieht! — und ebenda die Viſion des heiligen Felix von Cantalizio, dem die allerſeligſte Jungfrau das Kind auf die Arme legt! — und dies alles gemalt mit einer Glut und Einfalt, mit einer extatiſchen Innigkeit und naturtreuen Wahrheit, daß man wohl erkennt, wie Murillo's warme offene Seele durch den Glauben den Reflex dieſer himmliſchen Begnadigungen ſtark genug empfing, um ihn mit ſeinem Genie auf der Leinwand feſthalten zu können. Aber nur mit ſeiner Seele gehörte er dem Orden an; kein Gelübde band ihn an denſelben — während der große Bruder- oder Nebenbuhlerorden der Franziskaner, der Predigerorden des heiligen Dominikus, in ſeinem Schoß ſelbſt einen Maler beſaß, der Bilder malte, als wären ſie geradewegs vom Himmel herab gefallen: Fra Angelico, der den Zunamen „Beato“ erhielt.

Auf ſeinen Knien malte der das Antlitz der heiligen Mutter Gottes; und machte man ihn auf Fehler in ſeinen Bildern aufmerkſam, ſo erwiderte er freundlich: „Ja das kommt daher, weil ich nicht genug gebetet habe.“ Wie Träume vom Himmel und vom Paradieſe einer unſchuldsvollen Seele: ſo ſprechen ſeine auf Goldgrund gemalten Bilder den Beſchauer an. Seine Geſtalten weben und ſchweben in der ewigen Glorie und haben mit Kampf und Leid der Welt nichts gemein. Im unzerſtörbaren Frieden wallen ſie dahin; und ſtellt er die Märtyrer ſeines Ordens dar, ſo ſieht man wohl Blutſpuren an ihrem Haupt oder ihrer Bruſt, aber es iſt als gehörten die nur ſo zu ihrer Ordenstracht. Fra Angelico malt den Menſchen, wie er vielleicht vor ſeinem Sturz aus dem Paradieſe geweſen ſein mag. Murillo hingegen malt den erlöſten Menſchen, der durch die Kraft der Sakramente wiedergeboren iſt, der das Opfer begriffen und für einen Tropfen vom Blut des Heilands gleichſam das Blut ſeiner Seele hingegeben hat, der freiwillig in Schmerzen untergegangen iſt, um in Wonnen aufzuerſtehen, der ſein Herz gekreuzigt hat, um es dem Herzen des Erlöſers gleichförmig zu machen; — er malt den übernatürlichen Menſchen, dem übernatürliche Gnade durch Anſchauung erhabener Myſterien zu Teil wird. Er iſt der ächte katholiſche Maler; — und kein Anderer ſo wie er! ſein Genius lebte vom und im Dogma. Man braucht nur ſeine Gegenſätzler in Italien und Deutſchland die Cinquecentiſten und Lukas Cranach und Albrecht Dürer zu betrachten, um den Unterſchied klar zu erkennen. Die nachrafaeliſchen italieniſchen Maler verſenkten ſich dermaßen in das Studium der antiken Kunſt, daß ſie ganz heidniſch wurden und Götter und Göttinnen in Gewändern und mit Attributen der Heiligen malten. Deshalb habe ich auch immer in ihren Bildern, trotz mancher Vollkommenheit in Behandlung von Licht und Farben, etwas Fratzenhaftes, Unwahres gefunden, wie es aus einem eingeimpften, nicht angebornen Heidentum hervorgehen muß: Phidias und Skopas waren nicht fratzenhaft und nicht unwahr; ſie kannten nur nicht die ewige Wahrheit. Die deutſchen Maler aber, angeweht vom Geiſt der Häreſie, der ihre Seelen vom übernatürlichen Leben losriß — malten den natürlichen Menſchen in großer Vollkommenheit, jedoch mit einer ſolchen Dürre und Trockenheit, daß man nie das Holz und die Leinwand, worauf ſie gemalt ſind, vergeſſen kann. Dadurch beweiſen ſie mit unabſichtlicher Logik, daß die Elemente des Staubes in ihren Schöpfungen ebenſo vorherrſchend wie im natürlichen Menſchen ſind. All' ihren Geſtalten fehlt das geheimnisvolle Band, welches ſie mit dem Unendlichen in Verbindung ſetzen ſollte. Es mögen edle und ſchöne Weſen ſein; aber begnadete — ſind es nicht.

Ein Grund der Häreſie im dreizehnten Jahrhundert war die unvollkommene Bekanntſchaft Vieler mit den Lehren und Grundwahrheiten der Religion. Nicht bloß Laſter und Gebrechen des Klerus, ſondern auch die Unwiſſenheit des Volkes, die einesteils freilich wiederum dem Klerus — andernteils der Gleichgültigkeit und Flatterhaftigkeit zur Laſt gelegt werden muß, mit denen ſich der Menſch ſo gern vom Höheren ab- und dem Niederen zuwendet, weil jenes ihn ermahnt und dieſes ihm ſchmeichelt — bewirkten häufig den Abfall vom Glauben. Dieſe Unwiſſenheit mußte belehrt werden, mußte wenigſtens keine Entſchuldigung für ſich haben dürfen. Es war nicht genug, daß der ſeraphiſche Franziskus der Liebe zur Welt die Liebe zu Gott — der Üppigkeit die Buße — der Sinnlichkeit die Armut — der irdiſchen Genußſucht himmliſche Extaſen gegenüber ſtellte; nicht genug, daß ſein liebentflammtes Herz andre Herzen entzündete und ſie auf dem Pfade der Abtötung, der Kreuzigung des Ichs und des Gebetes zu Gott zog; nicht genug, daß die Gemüter bewegt und die Seelen begeiſtert wurden; — nein! Auch der Verſtand ſollte im gleichen Maß genährt und die Vernunft überzeugt werden, damit die chriſtliche Lehre in ihrer Reinheit und Wahrheit den unvergänglichen Brennſtoff für die ſo leicht verflatternde Flamme der Begeiſterung bilde. Und zu dieſem Werk erhob ſich in der Kirche und mitten

Graf Fortunatus Gundaccar Oſnat — ſo lautete der Paß. Clelia bat:

„Liebes Herz, laß die überflüſſigen Namen und Titel fallen! für mich biſt Du Gundaccar; für die Menſchen heiße Fortunato. Mit der Vergangenheit .... mit der welche uns an die ſogenannte Welt knüpft, wollen wir brechen! wir ſind Auswanderer, welche ſich eine neue Welt geſucht und nichts aus der alten hinüber gebracht haben als ihre Liebe.“

„Du beherrſcheſt mich, Clelia, entgegnete Gundaccar lächelnd, wie das Geſtirn den Sterblichen über deſſen Geburt es aufgegangen iſt. Er fragt nicht nach der Urſach; er folgt dem magiſchen Einfluß — und er führt ihn zum Heil“ .... —

„Denn Gott regiert die Sterne!“ fügte Clelia hinzu.

Sie ging nun ihrer Beſtimmung nach. Der Impreſario empfing ſie mit erwartungsvoller Spannung. Seine interimiſtiſche Prima donna mißfiel; er drang darauf die neue ſo ſchleunig wie möglich dem Publikum vorzuführen. Die Partie der Desdemona werde ihr ja wol hinlänglich geläufig ſein um ſie nach den nothwendigſten Proben darzuſtellen. Der Contra-Alt der den Othello ſang war ein Abgott des Publikums; aber die Oper konnte nicht auf dem Schauplatz der Häreſie Dominikus de Guzman, welcher den Orden der Predigerbrüder zu derſelben Zeit und in demſelben Sinn von Demut, Bußfertigkeit und Liebe der Seelen gründete, mit welchem Franziskus die Minoriten in's Leben rief.

Die zwölf Ziſterzienſer-Äbte, welche Papſt Innozenz III. nach Südfrankreich beordert hatte, um dort gegen die Häreſie zu predigen, vermochten nichts über die Hartnäckigkeit der unglücklichen Albigenſer. Als Dominikus dahin kam, zuerſt mit dem Biſchof von Osma, dann allein mit ſeinen Ordensgenoſſen, ſtellte er jenen Äbten vor, es würde eine beſſere Wirkung hervorbringen, wenn ſie in apoſtoliſcher Einfachheit, als im fürſtlichen Glanz vor und zwiſchen den Abtrünnigen erſchienen; und was er ihnen riet, das übte er ſelbſt.

Mit leerer Hand, mit nacktem Fuß, mit voller Seele begann er ſeine Miſſion, die Glaubenswahrheiten zu lehren und das reine Wort Gottes zu predigen, mit ſo viel Liebe, Eifer und Mut, daß ihn die augenſcheinlichſte Lebensgefahr, in die er ſich zwiſchen den Ketzern begab, nicht zurückſchreckte, vielmehr ihn anzog. Er wünſchte den Tod der Märtyrer, wünſchte zu leiden und zu ſterben für den Glauben, den er als den einzig wahren bekannte, wünſchte dies Bekenntnis mit ſeinem Blut zu beſiegeln. Aber nicht den Heroismus eines ſolchen Todes, ſondern den ſeines

Lebens begehrte ſein göttlicher Meiſter von ihm — ein Leben, wie der 90. Pſalm es beſchreibt: „Über Nattern und Schlangen wirſt du ſchreiten und Löw' und Drachen treten;“ und Dominikus opferte ihm dies Leben auf, wie er ihm den Tod aufgeopfert haben würde.

Liebe überwindet alles. Die Häreſie ſenkte vor ihr das Schlangenhaupt in den Staub und verſpritzte wenigſtens nur heimlich und ſpärlich ihr Gift; während viele tauſend Bekehrte in dem apoſtoliſchen Dominikus den Retter ihrer Seelen verehrten. Mit unglaublicher Schnelle wuchs ſein Orden, widmete ſich mit dem glühenden Eifer des Stifters dem Studium der kirchlichen Wiſſenſchaften und übernahm nach allen Weltgegenden hin das apoſtoliſche Amt, das Wort vom Kreuz unter den Heiden zu predigen. Nach dem Norden und Oſten Europa's, nach Spanien zu den Mauren, nach Afrika hinüber — und ſpäter zu Mongolen und Mexikanern, zu Grönländern und Peruanern — wo es Seelen zu retten gab unter Heiden wie unter Scheinchriſten — überall waren die Söhne des heiligen Dominikus zu finden, beſeelt von dem frommen und zärtlichen Eifer ihres geiſtlichen Vaters. Und wo das göttliche Wort auf fruchtbares Erdreich fiel, da gründeten ſie Klöſter, um das junge ſchwache Leben des Glaubens zu pflegen und zu behüten. Nicht waren in ihrem Gefolge, wie bei den engliſchen Miſſions-Spekulationen unſerer Tage, Kaufleute mit Muſſelin oder mit Opium! Nein! ſie glaubten es ſei der Mühe wert, aus Liebe für die Seelen gefahrvolle Züge über Länder und Meere zu machen und die Lehre von der Erlöſung rein und ohne Zutat von Lumpen und Gift zu überbringen. Dank und Vertrauen, dieſen einzigen Lohn, den ſie auf Erden annehmen durften, fanden ſie überall, ſo lange man es für eine Wohltat hielt, im wahren Chriſtentum unterwieſen und erzogen zu werden. Wie die Franziskaner vorzugsweiſe die Lieblinge des Volkes waren, ſo wurden die Dominikaner durch ihre höhere wiſſenſchaftliche Bildung beſonders von den Großen und Vornehmen geſchätzt, mit denen ſie durch ihre feinere Erziehung mehr in Berührung kamen. Daher hielten ſie es für zweckmäßig, den Punkt der Regel ihres Stifters aufzugeben, der ſie zum Betteln verpflichtete und dafür ſich auf die Armut jedes Einzelnen zu beſchränken, da es für Manche von ihnen, die als Beichtväter an den Höfen der Fürſten oder in den Häuſern großer Familien lebten, unmöglich war, jener erſten Verpflichtung nachzukommen. Der Beruf, die Gewiſſen in den Sphären des Lebens zu leiten, wo ſo oft der Ruf der Wahrheit zwiſchen dem Sirenenlied der Schmeichelei verhallt, war ihnen ſo heilig und ſtand ihnen ſo hoch, daß ſie deswegen ein Geſetz aufhoben, an welchem der heilige Dominikus mit treuer Liebe hing.

Als man dieſen einſt fragte, aus welchem Buch er den Stoff zu ſeinen wunderbar ſchönen Predigten ſchöpfe, entgegnete er: „Aus dem Buch der Liebe.“ Daher hatte er auch bei allem Haß gegen die Häreſie die mildeſte Schonung für die irrenden Brüder; denn keiner kann haſſen, der das Opfer des Heilandes verſtanden hat; und derjenige hat es verſtanden, der ſich ſelbſt zum Opfer — nicht dem Wort, ſondern dem Weſen nach — bringt. Daher erkannte er auch, daß dem religiöſen Irrtum gegenüber das Schwert nichts vermöge, wohl aber die Lehre einiges und das Beiſpiel auch einiges, wenn ſie getränkt von Liebe ſind; — aber am meiſten — das Gebet. Darum rief er zum Gebet wider die Häreſie alle auf, denen der Glaube ein Kleinod war, welches ſie mit tiefem Schmerz vom Irrtum und von der Verblendung verſchmäht und verkannt ſahen. Und nun erfand dieſer tief und himmliſch liebende Geiſt eine Form des Gebetes, die dem Beter in fünfzehn kurzen einfachen Sätzen die Wahrheiten ſeines Glaubens: Menſchwerdung, Leben, Leiden, Tod, Auferſtehung und Verklärung des Heilands ſo ſchlicht vor Augen ſtellte, daß der Unwiſſendſte und Einfältigſte ſie eben ſo leicht faſſen und an ihnen ſich erbauen konnte, als der Klügſte und Weiſeſte ein unermeßliches Feld zu tiefſinnigen

Betrachtungen darin fand. Wie ein Gewinde von myſtiſchen Roſen ſind ſie zuſammen gefügt und wie mit himmliſchen Tautropfen überrieſelt — von den Freuden- und Schmerzen- und Liebestränen der heiligen Mutter des Erlöſers, der erhabenen Mitwirkerin zu jenen Myſterien, deren Fürbitte bei jeder Betrachtung innig und beharrlich angerufen wird, während das Gebet des Herrn, wie der Grundton dieſer feierlichen holden Melodie, wie überhaupt der Grundton jedes Gebetes — die betende Seele an das Herz des großen Vorbeters der Menſchheit legt.

Dies Gebet iſt der Roſenkranz; und dieſe himmliſche Waffe legte der heilige Dominikus in die Hand von Alt und Jung, von Groß und Klein, um damit gegen den Satan zu Felde zu ziehen. Das Gebet begann. Die Häreſie verſtummte und Tauſende von Seelen wurden gerettet. Eine ſolche Erfindung der wahren Liebe, die nichts will als durch göttliche Mittel zu Gott führen, kann nur eine Seele machen, die ihr Leben am Brunnquell des Lebens ſchöpft: an dem Gebet, das durch die heiligen Sakramente ewig erfriſcht und durch dieſe Waſſer der Gnaden fruchtbringend wird. Der Tau fällt vom Himmel herab, labt die Erde und ſteigt wiederum von ihr als zarter Duft empor, um von Neuem herab zu ſinken. Solch ein Tau für die Seele ſind die heiligen Sakramente, deren Quelle das Herzblut des gekreuzigten Gottes iſt;

das goldene Gewölk, welches zur Höhe ſchwebt, iſt das Gebet — dieſer Weihrauch, für den die Seele zugleich der Altar und die Opferflamme iſt. Das Auge Gottes allein kennt die Seelen, welche wirklich ſo ausharren im Gebet, daß ſie damit die Gnade umranken und auf ſich und die Welt herabziehen — und wer kann ſagen, ob nicht ſie es ſind, welche jetzt die Welt vor dem Untergang bewahren? Unſere Lauheit — das iſt unſer Verderben! Jetzt, wo keine Kreuzzüge, keine Opfer von Blut und Leben, keine Pilgerfahrten zu wüſten fernen Heiden von uns begehrt werden, um das Heiligtum unſers Glaubens zu retten und zu ſchirmen — jetzt, wo die Kirche ihr großes Portal, ihre Jubelpforte, die mehr als fünfzig Jahr verſchloſſen geweſen iſt, zu öffnen beginnt, um die Ihren feſt in ſich zu ſammeln — jetzt, wo wir aus dem Überblick auf faſt zwei Jahrtauſende die Erfahrung geſammelt haben, wo das Leben und wo der Tod, wo das Heil und wo der Fluch iſt — jetzt, wo die Vorarbeiten zu der großen Entſcheidung der Weltgeſchichte ſo weit gekommen ſind, daß eine allgemeine fieberhafte drängende Unruhe die nächſte Nähe einer gewaltigen Kriſis verkündet — — o welche Lauheit! o welche Gleichgültigkeit! o welche Kälte! Angefreſſen und unterminiert vom Gift der Häreſie, deren Miasmen als Nationalismus in der geiſtigen Atmoſphäre ſchweben, ſind auch die Glieder der Kirche, ſo daß ihnen das Herz matt und das Gehirn gelähmt wird! — und das im Angeſicht einer ſolchen Entſcheidung! Millionen müßten jetzt aufſtehen und freudig rufen: Heilige Kirche, geliebte Mutter, gib uns das Kreuz! Wir wollen es tragen zu Deiner Glorie, zu unſerer Ehre, zum Heile Vieler! Wir wollen es aufpflanzen — nicht auf blutigen Schlachtfeldern, nicht auf Zinnen und Mauern — o nein! Nur in unſern Herzen und auf den weiten Wüſten des Lebens, als ein Sinnbild der Liebe. O gib uns das Siegeszeichen für die Ewigkeit — gib uns das Kreuz!

Aber ſie ſtehen nicht auf! — Tauſende vielleicht, und wieder und wieder Tauſende! Aber das genügt nicht. Länder und Völker müſſen aufſtehen, und es muß eine großartige, eine immenſe Umkehr erfolgen, um den Marasmus zu beſiegen, an dem die todkranke Menſchheit dahinwelkt und mit dem ſie den Quackſalbern in die Hände taumelt, anſtatt ſich zum Born der Gnade und des Heiles zu wenden. Die Kirche, die edle und hochſinnige Braut des Heilands, begehrt es auf Erden nicht beſſer zu haben, als ihr Herr und Meiſter, ihr göttlicher Bräutigam es gehabt; Mühe und Not, Sorge und Arbeit; für unendlich große Anſtrengung unendlich geringen Dank oder ſchreienden Undank: Darüber hat ſie nie geklagt und wird ſie nie klagen. Ihre Klage richtet ſich nur auf einen Gegenſtand — aber auf den, unabläſſig, unermüdlich — auf verlorne Seelen! Jede Seele, die verloren geht, bereitet ihr einen Schmerz, wie in irdiſchen Verhältniſſen die Mutter ihn empfindet, der ihr Kind ſtirbt; nur iſt ihre Liebe der Seelen eine viel tiefere und innigere als die einer Mutter, welche gar ſo leicht in ihrem Kinde ihr eigenes Fleiſch und Blut liebt. Seit ihrem Beſtehen, ſeit ſie Fuß gefaßt hat auf Erden, iſt dieſe Klage nie in ihr verhallt, denn immer ſah ſie die uralte Schlange durch den Garten Eden gleiten und das uralte Spiel der Betörung treiben, ſo daß der Engel mit dem Flammenſchwert, der Engel der ewigen Wahrheit den Abgefallnen den Weg des Abfalls, den ſelbſtgewählten, zeigen muß. Doch wo ſein Schwert blinkte und Funken ſprühte, da entzündete ſich auch Licht in den getreuen Kindern, und ſo hell und ſtrahlend, daß immer der Umnachtung gegenüber ein herrliches Morgenrot anbrach und Wärme, Glanz und Glut in ſeinem Gefolge hatte. So war es in ihrem erſten Jahrtauſend; — ſo in der erſten Hälfte des zweiten Jahrtauſends. Und in der letzten Hälfte? — — Die Kirche brauchte Heilige: Sie hatte Heilige.

Sch.

114, 616

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke
34. Band.

Die Liebhaber des Kreuzes.

II. Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

gegeben werden, weil die Desdemona ein fürchterliches fiasco gemacht. Clelia ſegnete heimlich dies fiasco, welches einer Nachfolgerin immer zu gut kommt, und erklärte ſich gern bereit, umging auch die Erklärung, daß dies ihr allererſtes Auftreten ſei.

Mit ungeheuerm Pomp wurde ihre Erſcheinung vom Impreſario dem Publikum verkündet. Gradesweges aus Paris komme ſie, unerſchwingliche Anſprüche mache ſie, die er mit den größten Opfern zu erfüllen ſtrebe um das verehrte und vortreffliche Publikum zufrieden zu ſtellen. In der Académie royale ſowol als bei den Italienern habe ſie in Paris mit gleichem Beifall geſungen, und nur wegen ihrer Geſundheit das ſchöne Clima Palermos für dieſen Winter vorgezogen. Im Frühling müſſe ſie zur Saiſon nach London. Kurz, er that ſein Aeußerſtes um ihr einen enormen Ruf vorhergehen zu laſſen, und die urtheilsloſe Menge im Voraus geblendet auf denjenigen Standpunkt hinzutreiben, wo er ſie haben wollte. In lebhafteſter Spannung harrte man auf das début der Signora Clelia.

Ihre Proben gingen glücklich von ſtatten; ſie verſtand die Muſik gründlich, und ihre Stimme war in allen Fertigkeiten und Feinheiten geübt. Aber ob ſie Effect machen würde — das war nicht

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Liebhaber des Kreuzes.

O Deutſchland! Deutſchland! mit Schamgefühl und Herzeleid müſſen Deine Kinder ſeit dem Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts den Blick von Dir abwenden, denn nicht Du ſtellſt ihnen Vorbilder auf, zu denen ſie mit Liebe und Verehrung in dem wirren Drangſal von Bosheit, Torheit und Elend aufſchauen könnten, welches über die Menſchheit kam. O Deutſchland! Deutſchland! Deine immenſe Verſchuldung macht bis zu dieſer Stunde jedes Deiner Kinder demütig — oder ſollte es demütig machen! — im Bewußtſein Deiner noch immer ungeſühnten ſchweren Verſündigung. „Deutſche Treue“, hieß es in alten Tagen; — und wie treulos biſt Du geworden! Wie haſt Du Dich aufgebäumt im frechen Egoismus, in trotziger Selbſtſucht gegen die heilige Mutter, welche während anderthalb Jahrtauſenden Dich gepflegt und gebildet hatte! O wie haſt Du gegen Dich ſelbſt gewütet und die Eingeweide Deines eigenen Lebens zerfleiſcht durch dieſe unſelige Treuloſigkeit, die Dich Ströme von Blut und Tränen gekoſtet hat und die Dich bis zu dieſer

Stunde in einem unruhigen Zwieſpalt erhält, der Deine harmoniſch kräftige Entwickelung unmöglich macht. Denn vom Prinzip des Todes läßt ſich nicht leben, und ſieh' auf die Unzahl Deiner Kinder, welche ſchuldlos dieſem Prinzip verfallen ſind! „Und dennoch leben ſie — ſprichſt Du vielleicht — ein recht gemütliches Leben; und ein Leben der Intelligenz, der Bildung, der Wiſſenſchaft; ein ſchönes, reiches Leben.“ Ja, ſchön und reich, wie eine bunte Seifenblaſe, und ohne Kern, ohne Inhalt wie ſie. Denn leben iſt nicht behaglich eſſen und trinken, nicht eifrig leſen und ſchreiben, nicht angeſtrengt lehren und lernen; — leben iſt die Bildung der Seele für eine Welt, die mit bequemer Gemütlichkeit und mit wiſſenſchaftlicher Spekulation nicht erobert werden kann; leben iſt: leben für das ewige Leben. Und nur die heilige, die fromme, die ſeelenſuchende Mutter kümmert ſich um dieſe Bildung und Erziehung ihrer Kinder, weil ſie die Macht und die Vollmacht beſitzt, ihnen den Weg zum ewigen Leben zeigen und ſie auf demſelben erhalten zu können. Weil ſie die Liebe hat — darum nennt ſie ſich Mutter, darum breitet ſie die Arme über ihre Kinder, die Seelen, ſorgenvoll und ſchirmend aus, darum hört ſie nimmer auf zu warnen, zu wecken, zu mahnen, zurückzurufen; darum blickt ſie mit bitterm Herzeleid nach jenem Spiel mit Seifenblaſen hinüber

— beſonders dann, wenn es aus den Reihen der abgefallenen Kinder in die der Kinder des Hauſes ſich verpflanzt. Hat die Häreſie je gewagt, ſich den ſüßen Mutternamen beizulegen? — Niemals. — Sie hat die Mutter verhöhnt und geſchmäht, weil dieſe aus Liebe den Namen für ſich in Anſpruch nahm, der am beſten ihr Weſen bezeichnet; — aber nie hat ſie es verſucht, denſelben für ſich in Anſpruch zu nehmen, ſo daß alles, was ihr angehört, ſchon dadurch unter der Signatur eines verwaiſten Erdenlebens geboren wird. Und dieſe Verwaiſung ſchleppt eine lange Kette von Schmerzen nach ſich, aus welcher wunderſame Verwilderung hervorgehen, bald Meteore der Intelligenz, bald Zerrbilder von Phantaſterei, bald Nebelgeſtalten von Sentimentalität, bald Fratzen von Geiſtesrauſch, von wüſten Träumen des überreizten Gehirns. Denn allüberall fehlt ein Mittelpunkt, ein Anker, eine Verſöhnung, eine Ausgleichung; allüberall ſpringt der Mangel an ſchützender Mutterliebe hervor, ſo daß er in jeder einzelnen Seele, zuweilen wie ein kleiner wunder Fleck, zuweilen wie eine breite blutende Wunde zu finden iſt — der freilich anſtandshalber ſowohl, als auch, weil jeder Luftzug weh tut, ſorgſam verhüllt wird. Ohne die poſitive Grundlage eines religiöſen Glaubens, einer kirchlichen Lehre und eines auf ihnen ruhenden Sittengeſetzes führt die Seele ein elendes verworrenes Daſein; — zwar nicht aus Bosheit, ſondern weil ſie nicht anders kann! Sie richtet ſich bald nach dieſer Konſtellation, bald nach jener, um ihren Weg zu finden durch die endloſe Wüſte, in der ſie ſich befindet; ſie trinkt bald aus dieſer Ziſterne und bald aus jener, um nicht zu verſchmachten; und Wüſtenſpiegelungen, Gegenbilder ihrer Wünſche, ihrer Leidenſchaften, ihres Strebens und Sehnens, ihrer Kräfte und Gaben locken und führen ſie dermaßen in die Irre, daß ſie verwildert oder abgeſtumpft werden muß. Dies iſt das unvermeidliche Schickſal, welches die Häreſie den Ihren bereitet. Sagt man dagegen, dennoch wären Individuen, dennoch Völker mit ihr groß geworden: ſo iſt das nicht *durch* ſie, ſondern *trotz* ihrer geſchehen, indem jene Individuen oder Nationen, unter denen man Leibnitz und England als Beiſpiel anführen könnte, ſich ein Stück poſitiver Grundlage aus dem Bau der Mutterkirche herausgeriſſen — und ſomit eine andere Autorität, als die, welche die Häreſie ihnen geben konnte, anerkannt haben. So mächtig iſt die alte Tradition durch die in ihr lebendig wirkende göttliche Kraft, daß ſie, obwohl auf einen ſchlechten Boden verpflanzt, dennoch den Seelen Spannkraft und Beharrlichkeit gibt, ja daß ſie ſogar der einzige Lebenspunkt für Diejenigen iſt, welche ſich in der vollkommenen Negation bewegen; denn dieſe würden aufhören zu ſein, wenn ſie nicht wäre — ſo wie es ohne Sonne keinen Schatten geben könnte.

Aber die Negation, die Verwerfung der Autorität, iſt dieſe Pflanze im Stande — und wenn ſie rieſengroß wüchſe! auch nur eine geſunde Frucht zu tragen? Eines iſt gewiß: für Deutſchland hat ſie keine getragen! Die Ernte, welche für Deutſchland an ihr gereift iſt, beſtand aus Sodomsäpfeln! Losgeriſſen von der Mutterkirche, riß es ſich allmählich von der Autorität ſeines weltlichen Oberhauptes, des römiſchen Kaiſers, los, und immer tiefer und tiefer ging und geht der Riß, der Diejenigen trennt, welche in der Einheit, Kraft und Größe ſehen und erſtreben, von Denen, welche aus der Zerſtückelung den Wahn von Größe und Kraft geſchöpft haben. Für beide Teile aber ſtrömt durch dieſen Riß ihr Herzblut fort, ſo daß Ohnmacht und Hinfälligkeit in der Geſchichte der letzten Jahrhunderte ganz alltäglich geworden ſind. Das Prinzip des Todes: kein innerer, ewiger Haltpunkt — machte ſich eben geltend auf der einen Seite, und ſein Verweſungshauch iſt ſo betäubend, ſo anſteckend und durchdringend, daß er auch nach der andern herüber wehte und dort Erſcheinungen hervorrief, welche die fürchterliche Gefahr dieſes Zuſtandes offenbarten. Seit vierthalbhundert Jahren weht nun ſchon die häretiſche, ſeelenerkältende Luft durch ganz Deutſchland: wie ſollte es nicht elend ſein? Es kennt ja faſt nichts als gemiſchte, folglich windſchiefe Verhältniſſe — gemiſchte Ehen zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Fürſten und Völkern; — wie ſollte es mit denen ſtark ſein können? iſt es nicht durch ſie zu beſtändiger Halbheit gezwungen? Und wer hat die Halbheit je groß, je kräftig, je gut geſehen? Ja, in der höchſten Sphäre des innern Lebens gibt es überhaupt keine Halbheit, ſondern nur Ganzes: einen ganzen Glauben, eine ganze Wahrheit, eine ganze Liebe, die in ſich ſo abgeſchloſſen und ſo feſt ſind, wie es Ausſtrahlungen der göttlichen Offenbarung nicht anders ſein können. Tritt die Halbheit hervor und ſpricht: Mein Glaube iſt gut, aber der Deine auch! Meine Wahrheitslehre iſt wahr, aber ich will auch die Deine gelten laſſen! Meine kirchliche Gemeinſchaft hat ihr Gutes, alſo wird auch wohl die Deine, oder jede andere ihr Gutes haben, und gar keine zu haben, mag auch gut ſein! — ſo iſt das keine Halbheit mehr, ſondern Nichts! ſo iſt es ein Unding, welches man in ſeiner praktiſchen Richtung „Humanität" und in ſeiner theoretiſchen „Anſchauung" genannt hat — unbeſtimmte Namen für ein unbeſtimmtes Etwas, das ohne ſichern Ausgangs- noch Endpunkt eine beklagenswerte Verwirrung in den Geiſtern geſtiftet hat. Denn nur in der höchſten Sphäre der

Innerlichkeit, im religiöſen Leben, ſind jene zwei Punkte und der Weg von dem einen zum andern klar und beſtimmt bezeichnet. Das humanitätiſche Leben bewegt ſich in der Nebelſchicht der Anſchauung, die es als ihre recht eigentliche Aufgabe betrachtet, von dem innern Organismus der äußeren Erſcheinungen gar keine Notiz zu nehmen, und der es daher ſehr leicht wird, mit einigen ſchönen Phraſen den Erſcheinungen einen Anſtrich von Gleichförmigkeit zu geben, mit der ſich die Oberflächlichkeit ganz gern zufrieden ſtellt.

Aber es läßt ſich mit dem Glauben kein Kompromiß ſchließen, wenn die Seele geſund und ſtark bleiben ſoll; der Glaube iſt die Nahrung, die Gott ihr angewieſen hat, iſt zugleich ihr Alltagsbrot und ihre Himmelsſpeiſe. Werden ihm fremde Beſtandteile beigemiſcht, ſo verliert er ſeine nährende Kraft und die Seele welkt und verkommt allmählich. In beſtändigem Kontakt mit theoretiſcher und humanitätiſcher Spekulation, geblendet durch deren Irrlichter, die wie Sterne ausſehen und gar wie hüpfende Sterne — was man einen recht merkwürdigen Fortſchritt nennen könnte! — betäubt durch ihr Wortgewebe, verſchüchtert durch den Glanz einiger Phänomene — erſchien der alte Glaube mancher Seele wie eine Nachteule, die ſich wegen ihrer blöden Augen vor dieſem hellen Lichte im dunkeln Gemäuer verbergen müſſe, und wenvorherzuſehen. Sie ſelbſt fühlte ſich außerordentlich ſicher, doch gar nicht angeregt. Die wüſte konfuſe Bühne, der leere ſchwarze Saal mit ſeinen Logenhölen, ihre Mitſänger welche gleichgültig, mit halber Stimme oder gar nicht, die gewohnte und längſt eingeübte Partie durchführten — das Alles machte ihr den Eindruck von handwerksmäßiger Alltäglichkeit. Wie in einer Werkſtatt kam ſie ſich vor. So lange ein Gemälde im Atelier des Künſtlers, auf ſeiner Staffelei ſteht, und umringt von andern Skizzen, Bildern und Cartons, von tauſenderlei Material und Werkzeugen iſt, welche alle ſeiner irdiſchen Entſtehung aus Farbentöpfen, Pinſeln und Leinwand angehören — ſo lange kann man ſchwer die Inſpiration des Künſtlers darin verfolgen. Erſt wenn es auf dem rechten Platz, im rechten Lichte hängt, wenn das Störende, Schreiende und Gemeine hinweg geſchafft und der Raum für die Idee gleichſam geweiht und befähigt iſt durch ſie eine höhere Weihe zu empfangen — wenn das Altarbild ſeinen Altar gefunden hat — dann erſt wird es in die Sphäre der Inſpiration erhoben, welche zugleich die Wiege und die Glorie einer Kunſtſchöpfung iſt. Eleñas Desdemona-Bild ſtand noch im Atelier auf der Staffelei.

Aber das fühlte ſie wol: nicht ſo hatte ſie in dete ſich von ihm ab und dem neuen Tage zu, wenn nicht der Form, ſo doch dem Weſen nach. Und das grade war ein großes Unglück! der entſchiedene Abfall hätte nicht dieſes Heer von Lauen, Matten und Gleichgültigen erzeugen können, die wie Leiber ohne Seelen in der Kirche ſelbſt nicht ſowohl leben, als vegetieren. Unentſchiedenheit über die wichtigſten Angelegenheiten, die höchſten Fragen des Menſchen, geht allmählich in Kälte und Leichtſinn bei Betrachtung derſelben über, und endet mit einer großen Abneigung, ſich überhaupt mit ihnen zu beſchäftigen. Die Seelen wurden das, was ſie zu werden fürchteten und zu vermeiden ſuchten: Nachteulen, die ſich vor dem Tageslicht fürchten, weil ſich ihr ſchwaches Auge an die Dämmerung gewöhnt hatte; nur war der Tag nicht da, wo ihr Wahn ihn hinverlegte, ſondern da, von wo ſie flohen.

Der Deutſche hat aus ſeinen Urwäldern, von dem einſamen Hof ſeines Gaues, eine träumeriſche und einſiedleriſche Richtung empfangen, welche durch die Ziviliſation mancher Jahrhunderte und durch die gänzliche Umgeſtaltung der Kulturverhältniſſe nicht ausgerottet worden iſt. Bei einem poſitiven Glauben und einem aus demſelben entſpringenden Leben verſchwand die Schattenſeite jener Richtung, weil der poſitive Glaube immer Werke und Handlungen fordert, folglich immer zur Tatkraft anſpornt; und die Lichtſeite trat da hervor, wo ſie zu einer eigentümlichen Schönheit wurde: in der Kunſt. Es geht Etwas wie das Rauſchen des Windes durch Eichen und Tannen — durch einen Parzival und Titurel; etwas Träumeriſch-Überſchwängliches; und wie eine dunkle tiefſinnige Waldeinſamkeit umfangen uns die gewaltigen Dome als heilige Haine um den Tabernakel des wahren Gottes, in denen ſich die Kapellen als Grotten und Zellen einſiedleriſcher Heiliger aufbauen. Dies Verſinken in eine Welt, welche die Irdiſchkeit überwölbt — dieſe Fähigkeit, Überſinnliches in eine ſichtbare Form hinein zu bannen und ihm ſeine Geiſtigkeit zu laſſen — dieſe ſchöpferiſche Macht, die ganze phantaſievolle Traumwelt der Seele aufwachen, auferſtehen und gleichſam wandeln zu machen — all' dieſe Grundelemente der Poeſie fanden ſich in jener Richtung des deutſchen Gemütes. Der Deutſche war ein großer Dichter, ſo lange er den alten Glauben hatte; der gab ihm Schwung und Kraft, Tiefe und Wärme. Deſſen Zeugen ſind nicht nur die Baukunſt und die weltbekannte mittelalterliche Poeſie, die unter der allgemeinen Benennung Minnegeſang zuſammengefaßt wird; da iſt auch das Kirchenlied, das man durch einen ſonderbaren Irrtum erſt im ſechszehnten Jahrhundert geboren wähnt — vielleicht weil die Abgefallenen manche

Lieder für ihren Gebrauch herrichten, ſo daß ſie dadurch einen neuen Anſtrich bekamen. Aber Marienlieder, ſakramentaliſche Lieder, alles, was die Neuerer nicht brauchen konnten, zeugt für den poetiſchen Blumengarten, der ſich in Fülle durch die Kirche hinzog. Warme und wahre Innigkeit, ohne welche das Gemütsleben in ſüßliche Tändelei und in Spießbürgertum ausartet, hatten damals ihren Gegenſtand gefunden. In der Verehrung der allerſeligſten Jungfrau und Gottesmutter, in der Andacht zum allerheiligſten Altarsſakramente tut ſich eine Welt von zärtlichen, erhabenen, geheimnisvoll unausſprechlichen Empfindungen auf, eine überirdiſche Goldmine, die dem ſtillen Bergmann, Seele, welcher mit ſeinem demütigen Grubenlicht, Glaube, in ihr arbeitet, wunderbare Schätze erſchließt. Die Neuerer verſchütteten ſie. Die Kinder des alten Glaubens aber begnügten ſich mit dem Alten, ja ließen ſelbſt wohl gar, von Neuerungsſucht angeſteckt, ſorglos das Alte fallen. Denn auch ſie waren gelähmt! Wird eine Seite unſers Körpers vom Schlagfluß paralyſiert, ſo iſt auch die andere nicht frei und ungehemmt in Bewegung und Tätigkeit. So kann auch nicht eine Hälfte eines Volkes von ſolchem ſchweren Schickſal betroffen werden, wie der Abfall von der Kirche im ſechszehnten Jahrhundert war, ohne daß die andere Hälfte eine ſchmerzhafte Wirkung davon verſpüre. Es war, als ob das Blut in Deutſchlands Adern gefriere und dann, als es nach und nach wieder zu fließen begann, einen unregelmäßigen Lauf vorherrſchend nach dem Gehirn nähme.

Der Abfall, der ſeine mächigſte Stütze in den Ehrgeiz- und Herrſchſuchtgelüſten der deutſchen Fürſten fand, zog eben dadurch eine merkwürdige und bis dahin unerhörte Sklaverei der Seele nach ſich; denn bis dahin hatte man den alten, von den Vorfahren durch die Jahrhunderte vererbten Glauben der Kirche, den Gott geoffenbart hatte, den ſie durch göttliche Vollmacht ihres Stifters lehrte, als etwas Göttliches geglaubt; — und dem Göttlichen ſich zu unterwerfen koſtet dem vernünftigen Menſchen kein anderes Opfer, als das — ſeiner böſen Leidenſchaften; alſo ein Opfer, durch welches er frei wird. Jetzt wurde es anders! der Abfall ſetzte ſich in vollendeter Rebellion gegen Papſt und Kaiſer, gegen geiſtliches und weltliches Oberhaupt, gegen die Autorität von Gottes Gnaden feſt, konnte aber nicht die konſequente Fortſetzung eines ununterbrochenen und reißend geſteigerten Abfalls in ſeinem Schoße verhindern, wie die revolutionäre religiöſe und ſoziale Sektirerei ihm das ſehr bald klar machte. Daher ſchaute er nach einer andern Stütze und Schranke ſich um, welche einen äußern Damm gegen die entfeſſelte Flut der aufgeſtörten Geiſter ziehen könne, und fand dieſelbe darin, daß die Fürſten, jeder in ſeinem Lande, auch das geiſtliche Regiment führten und geiſtliches Oberhaupt ihrer verſchiedenen Landeskirchlein wurden. Und wirklich! nach Außen hin ward er ſiegreich durch dieſe Maßregel, die den Fürſten eine willkommene Vergrößerung ihres Anſehens und ihrer Reichtümer gab; allein nach innen begann die Knechtſchaft, denn die Fürſten hielten ſich ſomit für berechtigt, zu befehlen, welchen Glaubens ihre Landeskinder zu ſein, welchen Katechismus ſie anzunehmen hätten: ſo daß es vorkam, daß ein Ländchen auf Veranlaſſung fürſtlichen Befehles von der Kirche zum Luthertum abfiel, und bald darauf unter ſeinem Sohn und Nachfolger reformiert ſich zu nennen hatte. Durften die Fürſten mit ſolcher Unbeſchränktheit in der Welt der Seelen hauſen — was Wunder, wenn ſie den ſtarrſten Abſolutismus in den Regierungsformen für ihr Recht hielten! und was Wunder, daß Menſchen, die auf allerhöchſten Befehl lutheriſch oder kalviniſch oder evangeliſch wurden, und die heiligſte Angelegenheit ihres Lebens der Willkür eines Fürſten überließen — auch auf allerhöchſten Befehl ihre Steuern zahlten und ſich gedankenlos den bürgerlichen Einrichtungen unterwarfen, welche er nach Belieben einführte! was Wunder, daß ihnen überhaupt alle Religion äußerſt gleichgültig wurde, ſo daß Friedrichs des Großen traurig berühmter Ausſpruch: „Jeder müſſe auf ſeine Faſſon ſelig werden“ — nur der ſcharf zuſammengefaßte, aufrichtige Ausdruck für die allgemeine Geſinnung war.

Durch religiöſes Leben bekommt der Gehorſam gegen bürgerliche Geſetze die Würde und den Sinn, welchen die freie Unterwerfung hat: der Glaube beugt ſich vor Gott und gehorcht um Gottes Willen. Ohne religiöſes Leben hat der Gehorſam keinen Grund in der Innerlichkeit und in der höheren Vernunft des Menſchen; er wird durch den äußern Zwang eines Geſetzes, welches der Willkür einiger Individuen entſprungen iſt, veranlaßt. Der Zuſammenhang desſelben mit dem Göttlichen fehlt; daher die höhere Nötigung ebenfalls — was ſehr demütigend für die Vernunft iſt. So wird ein ſklaviſches Verhältnis erzeugt: eine Unterwerfung ohne freie Zuſtimmung und ohne das Opfer der böſen Leidenſchaften. Nur das der geſunden Vernunft wird begehrt, weil man ihr keinen letzten Grund für den Gehorſam ſagen kann. Die Folge iſt ganz natürlich die: den Geiſt des Widerſpruchs, die Oppoſition gegen eine ſolche ſchiefe und halbe, baſisloſe Autorität zu wecken; eine murrende Mißſtimmung, die in den lauten Schrei der Revolution übergeht, ſobald das Murren entſchiedener und dringender wird, als die Zuſtimmung — und ſo liegt im Abfall von der Kirche prinzipienmäßig der Keim zur Revolution, obwohl diejenigen, welche den Abfall veranlaßten und anführten, jenen Keim zu erſticken wähnten.

Die deutſche Gemütsrichtung wurde ſchief und trocken, wie alle übrigen Verhältniſſe und Lebensgeſtaltungen. Die Spaltung brach das Nationalbewußtſein und weckte den kleinlichſten Partikularismus. Das Ganze gehörte nicht mehr zuſammen, folglich wünſchte jeder auch noch ſo winzige Teil möglichſt ſtatt des Ganzen zu gelten. Die zahlreichen Sekten der Neuerer haßten und verfolgten einander mit großer Bitterkeit und zankten ſich von den Kanzeln herab. Hier war es eine Schmach, reformiert zu ſein und zehn Meilen weiter lutheriſch. Ja innerhalb der einzelnen Konfeſſionen gab es heftige Parteiungen, bei denen vielleicht Mancher, wenn auch nur im kleinen Stil, die Geſinnung von Moritz von Oranien haben mochte. Im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts brach nämlich in den Niederlanden ein wütender Streit zwiſchen den Proteſtanten über die Prädeſtinationslehre aus — ein theologiſcher Streit, dem ſich aber die politiſchen Parteien anſchloſſen. Moritz von Oranien gehörte zu den ſtrengen Gomariſten und Oldenbarneveld, ſein politiſcher Gegner, zu den milden Arminianern. Aber Moritz von Oranien ſagte höchſt unbefangen: „Ich weiß nicht, ob die Prädeſtination grau oder blau iſt. Das nur weiß ich, daß die Pfeife des Advokaten (Oldenbarneveld) und die meine eine kreiſchende Diſſonanz bilden." — (Wachsmuth's Europäiſche Sittengeſchichte). — Bei einer ſolchen Geſinnung verſteht es ſich faſt von ſelbſt, daß dieſe Diſſonanz mit der Hinrichtung Oldenbarnevelds aufgelöſt wurde. Kam es in Deutſchland nun auch nicht zu ſolcher tatſächlichen Verfeindung, weil der politiſche Stachel unter dem Abſolutismus der Fürſten den Leidenſchaften fehlte: ſo bildete ſich dafür um deſto mehr eine Neigung für gelehrte Streitigkeiten um Worte und Begriffe aus. In der trüben und drückenden Atmoſphäre des religiöſen Abfalls ſaßen die Abgefallenen nun da ohne Kirche, ohne Vaterland, ohne Einigkeit. Statt deſſen erwuchs das Spießbürgertum und die Gelahrtheit. In den eigenen vier Pfählen des Hauſes und des Ländchens fand man ſich mit der Gemütlichkeit, die den Horizont möglichſt verengte, noch am Behaglichſten zurecht; und bei theologiſchen und philoſophiſchen Begriffsſpaltungen konnte freilich die träumeriſche und einſiedleriſche Richtung kein Genügen, weil keinen Kern finden — wohl aber ſich in die Täuſchung einwiegen und einſpinnen, daß etwas Derartiges dennoch auf dieſem Wege zu erzielen ſei. Das unendliche Theoretiſieren und philoſophiſche Spekulieren verrät deutlich den unendlichen Mangel an einem ewigen, geiſtigen Gut — ein Mangel, den man vielleicht nicht kannte, vielleicht ſich nicht eingeſtand, noch eingeſtehen wollte, der aber den Grundzug der ganzen gelehrten Bildung ausmachte. — Man kam — man wußte nicht woher; man ging — man wußte nicht wohin; und doch wollte man eine genügende Antwort auf dieſe Fragen finden, als ob es möglich wäre, ſie löſen zu können, ohne auf dem geoffenbarten Glauben, dem alten Glauben der Mutterkirche zu fußen. So wurde das Leben eng und hohl; aber man nannte es voll Gemüt und Geiſt und fand es ganz in der Ordnung, daß z. B. jener Engländer die Deutſchen „ein Volk von Denkern" hieß. Denken iſt gut, wenn es dem Handeln vorhergeht; der Gedanke iſt groß, der eine große Tat erzeugt; der Geiſt mächtig, der einen mächtigen Impuls zum Leben, zum ewigen Leben, gibt. Deutſchlands größte Tätigkeit ſeit hundert Jahren hat aber auf dem Papier ſtattgefunden. Die eine Hälfte Deutſchlands hat geſchrieben und die andere Hälfte hat das Geſchriebene teils kritiſiert, teils bewundert. Der Geiſt war ein Idol, dem alles huldigte. Da er keine politiſche Arena wie in England hatte, in der er ſich hätte bewegen und bewähren können: ſo begab er ſich in die Bücher; und da man keinen andern Begriff von ihm und Maßſtab für ihn kannte, als eben dieſen: ſo betrachtete man Bücher als den Ausdruck der höchſten Intelligenz, und war ſehr mit ihnen und mit ihm zufrieden.

Der Abfall hatte die Frage geweckt und ſie nicht beantwortet. Man beruhigte ſich dennoch dabei, mit jener wunderſamen Fähigkeit des Menſchen, ſich einem Machtwort zu unterwerfen, wenn es auch viel unſinniger iſt, als das, wogegen er eine zeitlang ſich aufgelehnt hat. Natürlich iſt eine ſolche Unterwerfung aber nur ſcheinbar und vorübergehend. Die Frage taucht doch wieder auf. Sie iſt ſein Recht. Sie iſt das Fundament ſeiner — ſoll man ſagen Religion? Konfeſſion? Kirche? Iſt ihr dort nur momentan der Mund geſchloſſen, wie ſollte ſie ſchweigen vor andern Traditionen, oder ſich ſcheuen, ihre Gebilde, ihre Theorien und philoſophiſchen Syſteme, die ja eigentlich nur Fragen an die göttliche Weisheit ſind, ob die menſchliche Weisheit ſie annäherungsweiſe begriffen habe — ans Licht treten zu laſſen. Eine immer ſich wiederholende, folglich geſteigerte Frage, ohne Abſchluß — verſetzt in einen merkwürdig unbehaglichen, ſehnſuchtsvollen Zuſtand; und für die Sehnſucht gibt es zwei Wege zum Abſchluß: aufwärts geht der eine, und der führt zum Glauben und zur Erlöſung; abwärts der andere, und der ſtürzt in jede Art von Verwilderung und Zerſtörung. Über dieſe Wahl müſſen ſich die Kinihrem Kloſter bei der Meſſe geſungen — nicht ſo in ſtillen troſtloſen Nächten der Vereinſamung — nicht ſo für Gundaccar im vollen Bewußtſein der Bezauberung mit welcher ſie ſeine Seele umſpann. Ich ſinge kalt! ſprach ſie traurig zu ſich ſelbſt; ſicher, ruhig, ſelbſtbewußt, ich weiß Alles, ich fehle nirgends .... aber mir fehlt der prometheiſche Funke des Lebens, der nur im Innern auflodern, nicht von Außen mir beigebracht werden kann. Nur wenn Andacht, Liebe und Sehnſucht, Schmerz und Verzweiflung mich auf dem uferloſen Ozean der Leidenſchaft forttragen — nur wenn meine Seele wie von ihrem Wellenſchlag vibrirt: nur dann ſinge ich mit animo.

Und iſt es denn je anders? und kann es denn anders ſein? Studium, Fertigkeit, Uebung und Sicherheit verhalten ſich zur Eſſenz der Kunſt wie geſchickte Mägde, welche eine Göttin ſchmücken ſollen. Die Eſſenz der Kunſt iſt Leidenſchaft: jener Zuſtand des Chaos, wo die Urkräfte und Urelemente des Weſens bewußtlos aber allmächtig nach Geſtaltung ringen. Und der Geiſt der über dieſem wogenden Chaos ſchwebt, und ihn bildet, ſänftigt und harmoniſch ordnet — iſt die Liebe und das Genie. Aus der Leidenſchaft wird gezeugt, geboren, geſchaffen; ſie läßt Schöpfungen hinter ſich. Studer des Abfalls allmählich entſcheiden. Sie müſſen ſich doch endlich einmal fragen: Welch' großes und ſegenvolles Reſultat für unſer Vaterland, für unſer Volk, für die Menſchheit hat denn eigentlich der Abfall von der Kirche im ſechzehnten Jahrhundert erzeugt? welche unſterblich große Menſchen, welche Taten des Heils hat er geboren? wir ſehen wohl ein zerriſſenes Nationalleben, abſolutiſtiſche Staatsgewalten, einen dreißigjährigen Krieg, Mißtrauen zwiſchen Bruderſtämmen, Vorliebe für das Fremde, Philoſophie, Schriftſtellerei und Bücherbildung; — allein den Segen, den Segen, der aus all' dieſen Dingen hervorgegangen wäre — ach! den ſehen wir nicht!

Denn er iſt nicht bei ihnen zu finden. Er liegt ganz wo anders! er liegt da, wo die Wirkſamkeit des Heiligen Geiſtes den Beſtrebungen des unheiligen gegenüber, ſeine Siegeswerkzeuge ſich ſchafft. Aber um ſie gewahr zu werden, muß man über Deutſchlands Grenze hinaus ſchauen. Deutſchlands Herz war eben mitten von einander geriſſen! wie hätte es Großes gebären ſollen? Der unſelige Boden, dem die Häuptlinge des Abfalls entſproſſen waren, war mit Unfruchtbarkeit für Himmliſches und Heiliges geſtempelt. Doch was kümmerte das die Kirche Gottes, in deren Armen der Erdball ruht? War einer ihrer Weinberge ſchlecht beſtellt, eines ihrer Felder mit Unkraut bewachſen: ſo trugen zehn andere um ſo reichlicher Frucht. Jenen Anführern des Abfalls gegenüber, die wie Sternſchnuppen aus ihrem Himmel fielen, ſtiegen an dieſem Himmel ſo leuchtende Geſtirne, ſolche Sonnen der Heiligkeit voll welterwärmender Liebesglut empor, wie kaum je in einem früheren Jahrhundert, weil das Licht umſo mächtiger ſein mußte, als die dicke Finſternis, aus den Nebeln der Häreſie zuſammengeballt, einen Teil der Welt überquoll. Die falſche und unſelige Lehre, welche das Wort des Heilandes: „Ihr ſollt heilig ſein, denn ich bin heilig" — Lügen ſtrafen wollte, indem ſie ein heiliges Leben für unmöglich, für überflüſſig, für töricht erklärte und ihre Adepten aufs eifrigſte von demſelben zurückzog — mußte widerlegt werden und zwar ſo, wie die Kirche ſtets widerlegt: nicht durch tote Worte und ſeelenloſe Verneinung; ſondern ſo, daß ſich die reine Lehre als ewige Wahrheit in Werk und Tat bewährt, ſich gleichſam zu einem echten Goldſtücke ausprägt, der Falſchmünzerei gegenüber.

Nie und zu keiner Zeit hat es der Kirche an Heiligen gefehlt, an jenen Weſen, die mit der vollen, aus dem Blute des Heilands geſchöpften Macht, durch den übernatürlichen Menſchen den natürlichen — durch den himmliſchen den irdiſchen — durch den geiſtigen den fleiſchlichen überwanden. Immer hat ſie Seelen gehabt, welche, ergriffen von der ewigen Liebe, im Vergänglichen nicht ruhen konnten und es entweder nie berührten oder ſich von deſſen Berührung abwendeten, ſobald ein Strahl der höheren Erkenntnis ſie erleuchtete. Immer hat die ewige Liebe dieſe Seelen dahin gedrängt, wohin die eigentümliche Bewegung der Liebe ſtets führt: nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, ſondern bis zur letzten Grenze vorzuſchreiten; ſich gleich zu machen — ähnlich zu werden — Eins zu werden mit dem Geliebten. Dies iſt das Recht der Seelen, denn dies Beiſpiel hat die göttliche Liebe ihnen gegeben und gibt ſie ihnen bis zum Ende der Zeiten: der himmliſche Vater ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde — aus Liebe; der göttliche Sohn ſchuf ſich ſelbſt in der Menſchwerdung nach dem Bilde des Menſchen — aus Liebe; der Heilige Geiſt gibt dem Menſchen die Gnadenkraft, ſich ſelbſt wiederum nach dem Bilde Gottes umzuſchaffen — aus Liebe. Die höchſte Liebesmacht des Dreieinen Gottes, die Schöpfung, die Erlöſung, die Heiligung hat kein anderes Ziel, als den Gegenſtand ſeiner Liebe, den Menſchen, ſich ähnlich zu machen, damit er ſelig werde.

Wer hat je geliebt nach Menſchenweiſe und Menſchenart, aber wahrhaft und aufrichtig, und keine Erwiderung gefunden?

Ich! Ich! Ich! ruft es von mancher Seite. — Ihr irrt euch! Das, was da ruft Ich! — das hat geliebt, und zwar ſich ſelbſt; folglich konnte e keine Erwiderung finden. Wer auch nur einmal auch nur mit einem Schritt aus dem kargen Gebiet des Ichs heraus getreten iſt — auch nur einmal etwas Beſſeres geſucht hat, als ſich ſelbſt — der hat ſie gefunden! Und ſei ſie verhallt wie ein ſüße flüchtige Melodie, und ſei ſie verſchwunde wie ein glänzender flüchtiger Regenbogen: Vergänglichkeit und Wechſel ſind eben Menſchenweiſ und Art. Aber die Liebe findet etwas, das ih entſpricht, oder ruft es hervor; und wenn da ſchon die kleine und geringe menſchliche Liebe vermag — wie ſollte es der göttlichen fehlen? wi ſollte es unter den Millionen und Millionen Seelen von Erlöſten nicht einige geben, welche da Werk des Dreieinigen Gottes an ihnen, für ſie un in ihnen nicht faßten? wie ſollten einige nicht in den heiligen Dreiklang einſtimmen wollen, zu welchem durch die Schöpfung und die Erlöſung der Grundton und die Terz angeſchlagen iſt und dem ſie durch ihre Heiligung die Fülle der Harmonie zu geben haben?

Nein! Gott tut nichts umſonſt, denn das wäre gegen ſeine Allweisheit. Seine Menſchwerdung wäre aber umſonſt, wenn die Liebe, die ihn dazu bewog, keine Gegenliebe entzündete. Das ganze Werk der Erlöſung wäre umſonſt, wenn die Erlöſten ſich daſſelbe nicht zu eigen machten und die

Bedingungen erfüllten, durch die es lebendig wird; denn auf Statuen und Leichen iſt es unanwendbar, die kann kein Gott erlöſen! Sein ewiges Opfer in der Euchariſtie wäre umſonſt, wenn nicht die Seelen ihre Opferwilligkeit an demſelben nährten und mit dem Dreimalheiligen in eine Gemeinſchaft träten, welche ſie ſelbſt heiligte. Seine ganze Liebe wäre umſonſt und wie tot, wenn keine Seele ſpräche: Ah, Du biſt für mich vom Himmel herab geſtiegen; wohlan! ich ſteige mit Deiner Gnade zu Dir in den Himmel hinauf! darum nimm mir alle Freude, wenn ſie Dir mißfällt — und gib mir alles Leid, wenn es Dir gefällt; aber ſei Du meine eine, meine ewige Liebe.

Und Du haſt ihre Bitte erhört, o Herr! Du haſt ſie mit Deinem Kreuz begnadet und Du warſt ihre eine, ihre ewige Liebe, deren goldene Früchte in unvergänglicher Schönheit das kühle Grün des Baumes der Menſchheit ſchmücken und Dich verherrlichen. Durch alle Jahrhunderte des Chriſtentums zieht ſich der ſtrahlende Reigen, zahllos wie das Heer der Sterne. Und auch wie die Sterne funkeln die Einen im prachtvollen Glanz gleich Diamanten und Sonnen, ſchimmern die Andern im zarten Licht der Perle oder des Tautropfens, erhalten alle ihre Schönheit von Dir, der Urſonne der Geiſter, und ſind alle geſchaffen, um Dir die Ehre zu geben und Deinen Namen zu heiligen. Ihre Namen alle — wer kennt ſie? wer weiß ſie? Dir allein ſind ſie bekannt und auch darin haben ſie das Ziel ihrer Sehnſucht gefunden: vergeſſen von den Menſchen zu ſein und verabgründet in Dir. Wohl feiert die Kirche an jedem Tage des Jahres beim heiligen Meßopfer das Andenken eines Deiner Diener oder Dienerinnen, welche an demſelben aus der Zeit in die Ewigkeit übergingen; allein ihre Zahl iſt weit größer als die der Tage! So können nur einzelne Blumen zum Schmuck des Altars aus den blütenreichen Beeten genommen werden, während ſich ein ganzer Garten voll Duft und Lieblichkeit um die Kapelle lagert. Die Fülle, die Unerſchöpflichkeit Deiner Liebe ſpiegelt auch dadurch in ihnen ſich ab: Alles, worin Du lebſt, wird unermeßlich groß und unberechenbar weit, weil Dein Leben, o Ewiger, keine Grenzen kennt.

Und wunderbar über die wohlbekannten Grenzen des Lebens hinaus erweitert ſich auch das Deiner Heiligen! Immer ſind es blutarme, meiſtens in freiwilliger Armut lebende Menſchen, die ſich unter dem heiligen Gehorſam ihres Willens begeben haben, und die eine Macht auf ihre Zeit und ihr Volk üben, als wären ſie Könige an Schätzen und an Herrſchergewalt; die Dinge tun und Taten vollführen, an welche Menſchenwitz, Klugheit und Geſchicklichkeit ſich nimmer wagen oder — wenn ſie es tun — kläglich ſcheitern; die wie mit einem himmliſchen Zauberſtab über die Erde dahin wandeln und Erſcheinungen hervorrufen, denen ſie allein durch ein übernatürliches Geſetz Daſein und Dauer gaben. Weil ſie ihren Willen aufgegeben oder vielmehr: weil ſie ihn mit diamantener Feſtigkeit auf nichts anderes gewendet hatten, als ſich mit ihm in Deinen Willen hinein zu ranken und zu ſchmiegen: ſo waren ſie die vollkommenſten Werkzeuge Deines Willens und dermaßen mit ihm verſchmolzen, daß ſie in allem, was ſie taten und übten, nichts übten und taten, als Deinen Willen. Da Dein Wille die Geſetze der irdiſchen Gebundenheit löſen kann, ohne die Natur zu zerſtören: ſo traten Deine Geweiheten auch in das Gebiet der Wunder ein und der hohen Extaſen, und gelangten zur Herrſchaft über die Natur, weil ſie damit angefangen hatten, ihre eigene Natur zu überwältigen; und zum Einblick in die göttlichen Myſterien voll Schönheit, Liebe und Wahrheit, weil das leiſeſte Verlangen nach irdiſchem Glück tauſendmal in ihren Herzen gekreuzigt war. Äußerlich ward nur der ſeraphiſche Franziskus mit den Wundmalen des Heilands bezeichnet. Keiner aber iſt je heilig geſprochen worden, der ſie nicht an ſeiner Seele getragen hätte, und zu dieſer Ähnlichkeit mit dem Gekreuzigten iſt er eben umgeſchaffen — aus Liebe.

Kraft dieſer Ähnlichkeit lebten ſie ihr erſtaunliches Leben voll Taten, die wunderähnlich oder Wunder waren, mochten dieſe Taten nun ſein das ununterbrochene Gebet des Einſiedlers in Egyptens Wüſte — oder eines Athanaſius, der die Häreſie zerſchmetterte — oder eines Auguſtinus, der die Geheimniſſe der Gottheit und des Menſchenherzens mit überirdiſcher Weisheit ergründete — oder zahlloſer Märtyrer, die für den Gekreuzigten ſtarben und zahlloſer Glaubensboten, die für Ihn in Mühen und Qualen lebten. Kraft dieſer Ähnlichkeit konnte jener ſpaniſche Jüngling, Simon Stylites, in himmliſche Betrachtung verſenkt, abgeſtorben der Irdiſchkeit, wie ein Paradiesvogel ohne die Erde zu berühren, dreißig Jahre auf einer Säule leben; — konnte deſſen großer Landsmann Dominikus mit ſeinem Roſenkranz einen Krieg zu Ende bringen, an welchem das mächtige Frankreich ſich faſt verblutet hatte; — konnte St. Bernardus das Abendland zur Eroberung des heiligen Grabes fortreißen; — konnte der ſeraphiſche Franziskus in der Abgeſchiedenheit des Gebetes auf dem Monte Alverno ſchweben und die heilige Armut zur Königin der Könige machen; — konnte die heilige Katharina, die arme Tertiarierin, die ſchlichte Färberstochter von Siena bei jenem traurigen Schisma, welches das Oberhaupt der Chriſtenheit von Rom nach Avignon riß, einen Einfluß üben, dem der heilige Vater ſelbſt nicht widerſtand; — und konnten im ſechszehnten Jahrhundert ein Philippus Neri, ein Ignaz von Loyola, ein Vinzenz von Paula, ein Carlo Borromeo, ein Franz von Sales, eine heilige Thereſe, eine Franziska von Chantal, das göttliche Werk der Liebe unter den Menſchen fortſetzen und neu beleben, welches von der Irrlehre prinzipiell getötet wurde.

Wenn man aus den letzten Verzweigungen der Pyrenäen hinaus in die Ebene von Barcelona kommt und auf dem Felſenwege hart am Meer, der im ſchroffen Abſturz in die brauſenden Wellen zu fallen ſcheint, zwiſchen Kaktus- und Aloeſtauden dahinfährt — ſieht man in der Ferne zur Rechten einen Berg aufſteigen, deſſen ſcharfe Spitze ſich in zwei Teile ſpaltet. Das iſt der Monſerrat. Auf demſelben haben im neunten Jahrhundert die Grafen von Barcelona eine berühmte Benediktiner-Abtei, urſprünglich für Nonnen, hundert Jahre ſpäter für Mönche geſtiftet.

In der Frühe des Tages Mariä Verkündigung im Jahr 1522 empfing ein junger Mann in der Kirche dieſer Abtei die heilige Kommunion, hängte darauf ſein Schwert an einem Pfeiler neben dem Altar auf, um anzuzeigen, da er dem Kriegsdienſt für die Welt entſage und verließ in ärmlicher Pilgertracht die Abtei, die er als Ritter und Krieger betreten hatte. Hiemit war das weltliche Leben voll Ruhm- und Tatendurſt, voll Ehrgeiz und Liebe des Don Inigo, achtem Sohn des Don Bertram de Ognez y Loyola beſchloſſen und der erſte Schritt zum Leben des heiligen Ignatius getan. Auf dem langwierigen Schmerzenslager, an welches ihn ein Jahr zuvor ſein im Feldzug zerſchmettertes Bein feſſelte, hatte die göttliche Gnade ihn aufgeſucht und gefunden. Aus Langeweile begann er das Leben der Heiligen zu leſen, da ihm Ritterromane fehlten; aber ſiehe da! die Langeweile wich allmählich der Teilnahme und dieſe der Bewunderung. Die Liebe zum Kreuz der Heiligen ſenkte ſich wie ein Pfeil der ewigen Liebe in ſeine Seele und verwundete ſein von irdiſcher Leidenſchaft erfülltes Herz ſo tief, da er in heftige Qualen und Schwankungen verfiel, bis er ſich entſchieden hatte, die Neigung zum Vergänglichen der Sehnſucht nach dem Ewigen aufzuopfern. Da weihte er ſich in heißer Andacht der jungfräulichen Gottesmutter und ihrem göttlichen Sohn und alle Banden, welche ihn an die Welt feſſelten, waren zerriſſen. Er liebte hinfort nichts Irdiſches mehr.

Aus der Abtei Monſerrat ſtieg er hinab in das Spital des Dominikanerkloſters zu Manreſa und begann dort im Dienſt der Armen und Kranken, ſo wie durch Faſten, Gebet und Bußſtrenge ein Leben der Selbſtverleugnung und Abtötung, das dium und Berechnung erzielen Machwerke, und zuweilen recht geſchickte.

Gundaccar ſtörte Clelia nicht durch Spähersaufmerkſamkeit. Er ſah ſie allzu ſicher und ruhig um nicht in ihrer Seele des Gelingens ihres Vorhabens gewiß zu ſein. Uebrigens wünſchte er auch gar nicht daſſelbe zu kennen bevor es ausgeführt ſei. Nur ſtarke, glühende Seelen dringen auf Entſcheidung, Gewißheit und Klarheit; die ſchwächeren halten ſich recht gern im Nebel auf. Indeſſen lag doch in ſeiner liebenden und anbetenden Zuverſicht zu Clelia ein ſtärkendes Element, welches ihm in dieſer gänzlich neuen Umgebung ſehr wol that. Er war hier nie geweſen, hatte ſich hier nie in Verhältniſſen befunden, die ihn an beſſere oder ſchlechtere Tage mahnten. Dieſe reizende, blühende, von weichen Lüften umgebene Inſel ſchien ihm aus den Wellen aufgetaucht und eine glückliche Freiſtatt für Haus und Heerd zu ſein. Das Clima that ihm wol, die Meerluft ſtärkte ihn, ſein Auge erfreute ſich an einer Fülle ſchöner Bilder und lockte die Phantaſie zu ihrer Nachbildung hervor. Er begann mit Luſt und Eifer zu malen, und die frühere Erſchöpfung wich der gleichmäßigen und beſchwichtigenden Thätigkeit.

Endlich ſagte ihm Clelia eines Tages ſie müſſe ihm gerade ſo, wie einſt dem ſeraphiſchen Franziskus, Spott und Verachtung zuzog. Daß weder die Geiſtesſchwäche eines Narren, noch die Launenhaftigkeit eines Sonderlings ihn dazu antrieb — ihn, den vornehmen Mann, der als Edelknabe am Hof von Kaſtilien erzogen worden war und der als Ritter und Krieger bis zu ſeinem dreißigſten Jahr gelebt hatte — ſondern daß er auf dieſen außerordentlichen Wegen durch den Willen Gottes geführt wurde, bewies die unerſchütterliche Demut, mit der er anfangs die Verhöhnung und ſpäter, als ſich die Meinung zu ſeinen Gunſten umſtimmte, die Bewunderung ertrug. Um letzterer aus dem Wege zu gehen, zog er ſich in eine wilde und abgelegene Felſenhöhle des einſamen Paradieſestales bei Manreſa zurück.

Dort begannen für ihn jene furchtbaren Kämpfe, jene Geiſterſchlachten im innern Leben, jenes Ringen des Geiſtes mit dem Geiſt, wogegen die früheren Kämpfe, um das Herz von der Welt abzulöſen, wie Kinderſpiele erſcheinen — und welche Gott über ſeine großen Diener verhängt, um ihre Treue zu prüfen und ihre Standhaftigkeit zu bewähren. Hart iſt es für den irdiſchen Menſchen, bei Leibesleben abzuſterben für Leid und Luſt, für Glück und Freude des Lebens; allein die himmliſchen Güter ſind ſo lieblich, die Tröſtungen der Gnade ſind ſo ſüß, die Gemeinſchaft mit Gott, mit dem Heiland, mit der allerſeligſten Jungfrau, mit einem ganzen Himmel voll Heiliger, durch das Gebet und die Sakramente unterhalten, iſt ſo beſeligend, daß die Überwindung der Irdiſchkeit bei weitem nicht der ſchwerſte Sieg iſt, welcher die Palme des Friedens erringt. Nachdem das Opfer des Fleiſches gebracht iſt, begehrt Gott das Opfer des Geiſtes — das vollkommene Opfer. Ebenſo tot, dürr und abgeſtorben, ebenſo einſam, freudenleer und troſtlos wie das Reich der Welt, ſoll auch das Reich der Seele ſein — ohne Freudigkeit im Gebet, ohne Erquickung durch die Sakramente, ohne Liebe bei Werken der Barmherzigkeit, ohne Andacht bei Werken der Buße, ohne Hoffnung, wohlgefällig vor Gott zu ſein, ohne Troſt in beharrlicher Pflichterfüllung; mit Verdunkelungen des Glaubens, ſeiner Lehren, ſeiner Wahrheit, mit Verſchleierungen der Liebe, ihrer Macht und ihrer Gnade, mit einer ſo grenzenloſen Verlaſſenheit, daß die Traurigkeit bis zu einer Agonie der Seele wächſt, in welcher dieſe nur ſeufzen kann: „Mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen?“ Dies iſt der höchſte Punkt des Leidens, freilich muß die Seele auf dieſem Punkt noch einen Schritt weiter gehen; allein dieſer Schritt ſteigert nicht das Leid, ſondern bricht es — wie der Tod das krampfhaft zuckende Herz ſtill macht, indem er es bricht. Und dieſer Schritt iſt, daß die Seele hinſterbend im bittern Meer der Deſolationen ſpreche: „In Deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“ Dann hat ſie die via crucis durchgemacht; dann folgt die Auferſtehung. Und wozu das alles? wozu die Qual, das Weh, die Folter, dies ganze unblutige Martertum, welches das innerſte Herz dermaßen zermalmt, daß jeder Blutstropfen desſelben in eine Träne verwandelt herausgepreßt wird? — Damit die Seele lerne, mit nichts, von nichts, für nichts zu leben, als mit, von und für den Willen Gottes; — damit ſie lerne, nicht ſeinen Segen, ſeinen Troſt, ſeine Liebe zu lieben — denn das iſt ſehr leicht! — ſondern ihn ſelbſt ohne die Äußerungen von Segen, Liebe und Troſt — und das iſt ſehr ſchwer; gerade ſo ſchwer, wie gegen den Anfang die Vollendung, wie gegen den Entſchluß die Ausführung iſt; — damit der göttliche Wille ihr immer gleich willkommen und ſüß zu erfüllen ſei, einerlei, ob ſie dadurch in Finſternis verſenkt oder in Licht gehoben werde; — damit ſie in all' ihren Empfindungen, Beſtrebungen und Werken keinen andern Genuß, keine andere Freudigkeit ſuche, als die: dies alles zu üben, weil es Gott wohlgefällig iſt; — damit ſie ohne ſchmeichleriſche Selbſttäuſchung lerne Gott lieben — nicht die Gnade Gottes, ſondern den Gott der Gnade lieben; und dieſe Liebe iſt die Frucht des Martertums der Seele. Die Folter litten diejenigen, von welchen man ein Geſtändnis erpreſſen wollte. Wer auf der Folter bei ſeiner Ausſage beharrte, war kein Lügner! der liebte die Wahrheit dermaßen, daß er ihretwegen übermenſchlich litt! mochte ſein Auge ſich verdunkeln, der Todesſchweiß ſeine Stirn bedecken, Ohnmacht ſeine Sinne verſchleiern: ſo wie er nur zur Beſinnung kam und wieder Atem ſchöpfte in einer Pauſe der Folter, blieb er bei der Beteuerung der Wahrheit. Auf einen ſolchen Zeugen konnte man ſich verlaſſen! Eine ſolche Standhaftigkeit begehrt Gott von der Seele, die nach ſeiner höchſten Gunſt ſtrebt. Will ſie wirklich ihn lieben, ihn allein — nicht verweilen zwiſchen den Illuſionen und Phantaſiegebilden ihrer ſelbſtgeſchaffenen, weichlichen, träumeriſchen Liebe, in welcher ſie ein gewiſſes tugendhaftes Behagen und ein Wohlgefallen an ihrem eigenen Fortſchritt findet — wohlan! ſo ſtehe ſie denn da, bettelarm, nackt und bloß, zitternd und traurig, verzagend an ihrem eigenen guten Willen und an der Gnade, verwirrt über ihr Streben, das ihr ohne Erfolg — über ihren Glauben, der ohne Macht — über ihre Richtung, die von Gott abgekehrt ſcheint; ſo ſtehe ſie da beklemmt durch die Angſt, ob ſie in dieſem jammervollen Zuſtand etwas anderes verdiene, als verworfen zu werden vor dem Angeſicht Gottes; und in dieſer Überflutung durch namenloſes Weh tauche ſie aus den bitteren Wellen mit nichts anderem auf, als mit dem leiſen Ruf: „Dein Wille geſchehe!“ — — das iſt Liebe! die Liebe, von der das Hohelied ſingt: „ſie iſt ſtark wie der Tod.“ Denn ſie iſt ſtärker als er! ſie hat all' ihre Waffen verloren und überwindet dennoch mit ihrem bloßen Willen. das Erſterben der Seele. Mit dieſer heroiſchen Liebe will Gott von ſeinen Bekennern geliebt ſein — und das iſt eine große Ehre für ſie.

Wie hätte ein ſolcher Held, ein ſolcher Streiter für das Reich Gottes wie Ignatius, dieſe Feuerprobe nicht beſtehen ſollen! Das Werk, zu welchem er berufen werden ſollte, war von der Art, daß nur ein chriſtlicher Held es unternehmen und ausführen konnte. Wer Seelen zum Leben retten will, muß den Tod kennen und zu überwinden wiſſen.

Der Friede, in welchem Ignatius nach ſeiner Bekehrung bei all' ſeinen Abtötungen und Bußübungen gelebt hatte, ſchwand dahin; Gewiſſensunruhe und Furcht, in Sünde zu fallen, quälen ihn ſo, daß er in tiefe Schwermut verſank und am Abgrund der Verzweiflung ſtand. Die gänzliche Verlaſſenheit von allem innern Troſt bemächtigte ſich ſeiner. Es trat ein gänzliches Unvermögen ein, etwas anderes als Gleichgültigkeit bei ſeinen Andachtsübungen zu empfinden. Sein Körper erlag faſt den Qualen der Seele und den ſtrengen Kaſteiungen, denen er ſich unterzog, um dem innern Weh einen äußeren Ableiter zu geben. Aber er ließ nicht ab vom Gebet, ſo freudenlos und dürftig er ſich auch dabei fühlte; denn er liebte eben Gott, der nach ſeiner Weisheit den Troſt gewährt oder entzieht, und er legte ſeine gefolterte Seele unbedingt in dieſe väterliche Hand, um ſie aus der Trübſal zum Frieden führen zu laſſen.

Und als er endlich wiederkehrte, der innere Friede — da war es, um ihn nie wieder zu verlaſſen. Da hatte er bei ſeiner innerlichen Kreuzigung ſo vollſtändig geſagt: „In Deine Hände befehle ich meinen Geiſt“ — daß dieſer Geiſt nun untrennbar von dem göttlichen Willen blieb und dermaßen in demſelben ruhte, daß kein Ereignis, welcher Art es ſein mochte, das in Gott verſammelte Gleichgewicht ſeiner Seele ſtören konnte. Mit unwandelbarem Starkmut und Gleichmut trug er hinfort alle widrigen und freudigen Schickſale ſeines Lebens und in ſpäteren Jahren äußerte er: Wenn das Ereignis eintreten ſollte, welches für ihn das betrübendſte und niederdrückendſte wäre, nämlich die Auflöſung ſeiner Geſellſchaft: ſo glaube er doch nur eine Viertelſtunde nötig zu haben, um ſich von dieſem Schlag zu erholen und ſich wieder in ruhige Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes zu ſetzen.

Eine Seele, die gegen die Sturm- und Wetterſeite der Erde ſo wohl verwahrt war, öffnete ſich gegen die Sonnenſeite des Himmels, und ſie empfing außerordentliche Gnadenbezeigungen, Extaſen im Gebet, übernatürliche Erleuchtungen, Verſtändnis der Myſterien und der wunderbaren Schönheit der heiligen Religion. Bis dahin hatte Ignatius nur ſehr unvollkommen die Lehren derſelben gekannt; in Manreſa belehrte ihn der Heilige Geiſt. Er aber blieb in der Demut — wie früher dem Spott gegenüber, dann der Bewunderung, ſo jetzt dieſer außerordentlichen Gnaden, die er auch nur ſeinem Seelenführer, einem frommen Dominikaner zu Manreſa und ſeinem früheren Beichtvater auf dem Monſerrat, den er allwöchentlich beſuchte, mitteilte. Er mißtraute ſo ſehr ſich ſelbſt, daß er ohne deren Rat nichts unternahm, obwohl das Volk ſchon anfing, ihn als einen Heiligen zu verehren — oder vielmehr gerade deshalb. Und da er in heilige Hände gekommen war, an Seelenkundige, wie Spanien deren manche aufzuweiſen hat (den heiligen Petrus von Alcantara, Johannes von Avila, Ludwig von Granada und vielleicht von allen die tiefſinnigſte und erleuchtetſte, die heilige Thereſe) — ſo war das ein großes Glück für ihn, weil er ſich dadurch im geiſtlichen Gehorſam übte.

Zu Anfang ſeiner Bekehrung hatte er nichts im Auge gehabt, als ſeine eigene Heiligung. Je mehr er in derſelben fortſchritt, um deſto lebhafter ward ſeine Sehnſucht, an der Heiligung anderer Seelen arbeiten zu können; und als dieſer Gedanke in ihm entbrannt war, als er zu ſich ſelbſt geſagt hatte, es ſei nicht genug, daß er Gott diene, ſondern alle Herzen müßten ihm dienen und alle Zungen ihn loben — da verließ er ſeine Einſamkeit und ging, wie einſt Franziskus, nach Paläſtina, um die Bekehrung der Muſelmänner zu verſuchen. Aber ohne Erfolg. Daraus erkannte er, daß er ſeinem Beruf auf einem anderen Felde nachkommen müſſe und beſchloß, ſich dem Dienſt des Altars zu widmen und die Studien zu machen, die ihn in den Stand ſetzten, Prieſter zu werden. Er war dreiunddreißig Jahr alt, als er aus Paläſtina nach Barcelona zurückkam und nun begann, die lateiniſche Grammatik zu lernen. Der Anfang ward ihm ſehr ſchwer! als Edelknabe und Soldat hatte er ſich keine Übung in ſolchen trockenen Studien erworben, und ſeit ſeiner Bekehrung hatte er ſich ſo in das beſchauliche Leben vertieft, ſo an die religiöſe Betrachtung gewöhnt, daß jeder Gedanke nichts anderes für ihn war, als ein Faden, der ſeine Seele in Gott hinein zog. Aber mit derſelben Willenskraft, mit der er einſt ſein ſchlecht geheiltes Bein wieder zerbrechen und darauf einen hervorragenden Knochen abſägen ließ

— erlernte er jetzt die lateiniſchen Deklinationen und Konjugationen, und machte dann ſchnelle Fortſchritte.

In Barcelona, in Alcala, in Salamanca, überall lebte er in der tiefſten Armut, nur von Almoſen. Neben den philoſophiſchen und theologiſchen Studien, die er mit Feuer erfaßte und trieb, fand er Zeit zu unzähligen guten Werken. Er lehrte Kindern den Katechismus, er diente in Spitälern, er forderte andere dazu auf, er bekehrte verſtockte Seelen und große Sünder. Die Gnade Gottes war groß in ihm. Wer das begriff, liebte und bewunderte ſein Leben; wer nicht — haßte und verfolgte ihn. Neben warmen Freunden und Anhängern hatte er manche Feinde, welche ihre Beſchuldigungen der Zauberei, der Schwärmerei, der Ketzerei ſo weit trieben, daß die Inquiſition auf ihn aufmerkſam ward und ihn zur Unterſuchung vorladen ließ. Kaum war er durch ſie freigeſprochen, als der Großvikar des Biſchofs ihm verbot, die Glaubenslehre zu erklären, da er weder durch Amt noch Sendung dazu beauftragt ſei. Eine kurze Kerkerſtrafe ſchärfte ihm dies Verbot ein. Darauf verließ er Alcala.

In Salamanca ging es ihm ebenſo. Dieſelbe Liebe zum Heil der Seelen, derſelbe Zudrang zu ſeinen Unterweiſungen, dieſelbe Heiligkeit eines demütigen Lebens; dieſelben Verdächtigungen —

und abermals eine dreiwöchentliche Haft, aus welcher er jedoch, nachdem ſeine Unſchuld erkannt war, nicht bloß gerechtfertigt, ſondern mit der öffentlichen Ehrenerklärung entlaſſen ward, daß er ein Mann von hoher Tugend ſei. Für ſeine Schmach und ſeine Ehre, im Kerker und in der Freiheit, pries Ignatius Gott und dankte ihm für die Läuterungen, deren ſeine Seele ſo ſehr bedürfe. Um ſich immer mehr in den theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu unterrichten, ging er im Winter 1528 nach Paris, wo er einige Jahre durch Unterſtützung ſeiner Freunde und ſpaniſcher Kaufleute in Flandern — mitunter aber auch ſein Brot von Tür zu Tür bettelnd, lebte.

In Paris fand er die Genoſſen, die er für die Zukunft brauchte, Männer von großen Fähigkeiten, von feurigem Geiſt, von gründlicher Wiſſenſchaft, die ſich innig ihm anſchloſſen und unter ſeiner Leitung auch Männer von hoher Tugend wurden. Befeuert durch ſein Beiſpiel und ſeine Lehre, legten ſie das Gelübde ab, die Welt zu verlaſſen und das Evangelium dort zu predigen, wo der heilige Vater, dem ſie ihre Dienſte anbieten wollten, es zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen für zweckmäßig halten würde. Ignatius verſtand den Eifer ſeiner Gefährten zu unterhalten und zu zügeln, ſo daß ſie weder mit Haſt an die Ausführung ihres Vorhabens gingen, noch lau den ganzen Abend abweſend ſein und werde wol erſt gegen Mitternacht heimkehren.

„Sei ohne Sorgen, fügte ſie hinzu, aber ſegne mich, Gundaccar.“

„Mit Dir iſt Gott, und einen höheren Segen giebt es nicht,“ ſprach Gundaccar ernſt und küßte ihre Stirn — aber Tranquillina und ich wir wollen Deiner gedenken.“

Nicht ins Opernhaus ging Clelia, ſondern in die Kirche. Es war Vesper. Sie kniete nieder und betete mit tiefſter Sammlung, und wie eine Viſion zog ihr vergangenes Leben an ihr vorüber. Sie gedachte jenes Augenblicks wo ſie Gundaccar zum erſten Mal in der Meſſe geſehen und unwillkürlich das Gefühl gehabt hatte für ihn zu beten, ihre Seele zu der ſeinigen zu machen. Und wie ſie das Weihwaſſer von ſeinem Finger genommen und wie dieſe zarte keuſche Berührung die erſte ſinnliche Offenbarung ihrer Liebe für einander geweſen ſei. Dann trat ſie mit vollem Bewußtſein hervor, begleitet vom langen Gefolge der Genien und Dämonen, welche ſie jezt durch dunkle wie durch lichte Jahre auf dieſe Stelle geführt hatten. Da waren viel Bitterkeiten, Erfahrungen, Sorgen, Aengſte und Enttäuſchungen geweſen; doch was that das? die alte, die einzige Liebe ſtand in Kraft.

gegen dasſelbe wurden, obwohl Jahre darüber verfloſſen. Erfahren in der Wiſſenſchaft, Seelen zu Gott zu führen, hielt er öftere Geiſtesübungen mit ihnen, worin er eine hohe Meiſterſchaft beſaß.

Schon zu Manreſa hatte er ſein Buch der „geiſtlichen Übungen“ verfaßt, welches er ſpäter überarbeitete und im Jahr 1548 in Rom veröffentlichte. Zu jeder Zeit hatten ernſte und fromme Seelen das Bedürfnis gekannt, ſich in die Einſamkeit nach dem Beiſpiele des Heilands und ſo vieler Heiligen zeitweilig zu begeben, um dort himmliſche Dinge zu betrachten, um die irdiſchen beſſer beurteilen, üben oder vergeſſen zu lernen. Auch die Weiſe, wie dieſe Betrachtung anzuſtellen ſei, damit die Seele nicht abſchweife, irre und ermüde, war bekannt. Ignatius aber bahnte allen Menſchen durch ſeine leichtfaßliche Anleitung den Weg zur inneren Vereinſamung mit Gott. Daß der Menſch nichts tun, lieben und ſein ſolle, als was der Ehre und dem Dienſt Gottes förderlich ſei, iſt der Grundgedanke derſelben. Zwei Heere unter zwei Fahnen ſtellt er auf: um den Erlöſer ſchart ſich das eine, um den uralten böſen Feind das andere; jenes zieht aus zur Eroberung der ewigen Seligkeit, dieſes findet die ewige Verdammung. Die Folgen der Sünde, die künftige Strafe, ſoll die Seelen auffordern, ſich dem Heiland anzuſchließen. Haben ſie das getan, ſo zeigt er, was dieſe Wahl von ihnen fordert, welche Pflicht ſie ihnen auferlegt, dem Heiland gleichförmig zu werden; wie ſie im Hinblick auf dies erhabene Ziel zuerſt den Weg der Reinigung wandeln müſſen, bevor ſie den der Erleuchtung betreten, welcher ſie zuletzt auf den der Vereinigung führt. Die Betrachtung der Geheimniſſe der Menſchwerdung und Erlöſung ſoll immer eine praktiſche Anwendung auf die Verhältniſſe und Bedürfniſſe des Betrachtenden bewirken: die Betrachtung des Lebens Jeſu ſoll ihn zu einer gottgefälligen Standeswahl und zur Erfüllung der damit verbundenen Pflichten führen; die des Leidens Jeſu zur Geduld in Trübſal, zur Sanftmut im Leid, zur Opferwilligkeit, zu allen Tugenden der Hingebung an den göttlichen Willen; die der glorreichen Geheimniſſe zur Ruhe des Herzens über allem Irdiſchen in der göttlichen Liebe — dem letzten Ziele der Seelen, dem Zweck, für den Gott ſie geſchaffen hat.

Wie ſein Buch, waren ſeine Unterweiſungen; und in dieſem Sinn erwärmte und erfriſchte er das geiſtliche Leben ſeiner Gefährten. Sie beharrten in demſelben und bei ihren Studien, als Ignatius im Anfang des Jahres 1535 zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in ſeine Heimat gehen mußte und ſie unter die Leitung des Peter le Fèvre ſtellte, der allein in ihrem Kreiſe bis jetzt

Prieſter war. Er ging nach der Provinz Guipuscoa, ward freudig von ſeiner Familie empfangen, konnte ſich aber nicht entſchließen, auf Schloß Loyola ſeinen Aufenthalt zu nehmen, ſondern lebte nach ſeiner Gewohnheit und Weiſe im Spital einer benachbarten Stadt. Die Erinnerung an ſeine leichtſinnige Jugend, die ihm hier lebendiger denn je vor die Seele trat, vermochte ihn zu den ſtrengſten Bußübungen, nachdem ſich ſeine Geſundheit wieder befeſtigt hatte; und nach zwei Jahren hielt er es an der Zeit, ſeine Gefährten alle um ſich zu verſammeln. Er berief ſie aus Paris nach Venedig und begab ſich ſelbſt dahin. Sie widmeten ſich, hier wie überall, den Werken der Nächſtenliebe und der Demut, unterrichteten die Unwiſſenden in den Spitälern, bedienten die Kranken, tröſteten die Sterbenden, begruben die Toten — und empfingen die geiſtlichen Weihen. Dann verteilten ſie ſich in der Gegend von Vicenza und Verona, um das Volk zur Buße aufzurufen und ihm die Notwendigkeit derſelben eindringlich vorzuſtellen. Sie waren ihrer Zehn: Ignatius ſelbſt; Peter le Fèvre aus Savoyen; Franz von Xaver Jakob Lainez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadilla — ſämtlich Spanier; Simon Rodriguez, ein Portugieſe, Claude le Jay aus Annecy; und zwei Franzoſen, Johann Codure und Pasquier Brouet.

Dies war der Anfang einer geiſtlichen Genoſſenſchaft, die wie keine andere, wie kein Verein, kein Orden, keine Kongregation geliebt und gehaßt, bewundert und verfolgt, geſegnet und verflucht, geprieſen und verleumdet, erhoben und geſchmäht worden — und zwiſchen allen günſtigen und widrigen Geſchicken zu einem unſterblichen Ruhm gelangt iſt. Dies iſt die erlauchte Geſellſchaft Jeſu, dies auserwählte Rüſtzeug der ſtreitenden Kirche, bei deren bloßem Namen ſchon die Häreſie und die Gottesverleugnung in Zorn und Grimm entbrennen, wie der Erbfeind vor dem Bilde des Gekreuzigten. Und wahrlich! das Kreuz hat ihr nicht gefehlt. „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich Euch" — ſpricht der Heiland zu ſeinen Apoſteln. Und wie hat der himmliſche Vater Ihn geliebt? — ſo daß ſein ganzes Leben auf Erden, vom dunkeln Stall zu Bethlehem bis zum blutgetränkten Hügel Golgatha eine Kette von Leiden war, welche durch einzelne flüchtige Lichtblicke noch einleuchtender gemacht werden, und die Beſtimmung des Menſchen zu Trübſal und Kampf wie mit Hammerſchlägen der Schmerzen in das irdiſche Herz prägen, damit es nichts anderes verlange, als was der Heiland gehabt und es gerade ſo durch die ewige Liebe des himmliſchen Vaters erhalten hat. Dieſe Liebe, welche ſich durch Armut, Verfolgung, Drangſal, Schmach, Verachtung, Mühen und Arbeit, Sorgen und Pein, Qual und Martertod an den Apoſteln offenbarte — dieſe Liebe, die das Geliebteſte, das Würdigſte, vor allem des Kreuzes würdig hält und es in einer wahren Sündflut von Verfolgungen, Anſtrengungen und Trübſalen leben und ſterben läßt: hat ſich mit derſelben Fülle gnadenreich an der Geſellſchaft Jeſu erwieſen und ihr dadurch das Zeugnis gegeben, daß ſie ſehr wohlgefällig vor Gott ſei und wahrhaft in die Fußtapfen der erſten Apoſtel trete.

Als Ignatius auf der Reiſe nach Rom in einer verfallenen Kapelle betete, ward ſein Geiſt entrückt. Er ſchaute den ewigen Vater, der ihn ſeinem eingebornen Sohn vorſtellte und der Heiland, mit einem ſchweren Kreuz beladen, ſprach mild zu ihm: er wolle in Rom ihm gnädig ſein. Als er dort mit ſeinen zwei Reiſegefährten le Fèvre und Lainez angelangt war und ſich dem heiligen Vater vorſtellte, empfing dieſer ſie huldvoll und beauftragte Männer, welche ſo eben im Spital von Venedig Kranke gepflegt hatten, mit theologiſchen Vorleſungen im Colleg della Sapienza. Ignatius unternahm, im Schutz des Oberhauptes der Chriſtenheit an der Verbeſſerung der Sitten durch Belehrung in der chriſtlichen Wahrheit und durch ſeine Geiſtesübungen zu arbeiten. Jetzt erkannte er, daß der Zeitpunkt gekommen ſei, um mit den Genoſſen, welche ſich zur Ehre Gottes mit ihm verbunden hatten, einen geiſtlichen Orden zu ſtiften. Er berief ſie alle zu ſich, und nachdem ſie Gott um Erkenntnis ſeines heiligen Willens angefleht hatten, hießen ſie den Plan gut, den Ignatius ihnen vorlegte und fügten daher zu den Gelübden der Armut und Keuſchheit, die ſie bereits in Venedig abgelegt, noch das des immerwährenden Gehorſams, um ſich dem Sohne Gottes gleichförmig zu machen, der bis in den Tod gehorſam geweſen iſt. Zu dieſem Zweck wollten ſie einen Vorſteher wählen, der es auf Lebenszeit bleiben und unbedingte Macht über ſeine Untergebenen haben ſolle, indem ſie ihm aus Liebe zu Gott in ihrem geiſtlichen Leben ohne Widerrede zu gehorchen hätten. Später kam noch ein viertes Gelübde hinzu: überall hinzugehen, wohin der Statthalter Chriſti zur Förderung des Seelenheils ſie ſenden werde und zwar ohne Unterhaltsmittel. Auch ward feſtgeſetzt, daß die Profeſſen weder einzeln noch gemeinſchaftlich Eigentum beſitzen — und nur die Kollegien Einkünfte beziehen dürfen, um den Unterhalt der Schüler zu beſtreiten. Eine Ordenstracht gab Ignatius ſeinen Jüngern nicht; ſie trugen die damals gebräuchliche Kleidung der Geiſtlichen. Auch des Chordienſtes entband er ſie, damit ſie ſich ungeteilt ihren geiſtlichen Amtsverrichtungen widmen konnten. Dieſen Plan legte er dem Papſt Paul III. vor, der denſelben durch drei Kardinäle prüfen ließ, welche ihn anfänglich verwarfen, weil genug der Orden in der Kirche wären, aber ihn doch darauf gut hießen. Am 27. September 1540 erfolgte die päpſtliche Genehmigungsbulle der Geſellſchaft Jeſu und Ignatius ward zum General derſelben erwählt. Erſt am Oſterfeſt des folgenden Jahres trat er dieſer Beſtimmung bei, übernahm die Leitung des Ordens, legte dem Statthalter Chriſti das Verſprechen ſeines Gehorſams ab und empfing ein gleiches von ſeinen Ordensgenoſſen. Neunzehn Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ſein Schwert am Altarpfeiler auf dem Monſerrat hing. Die kriegeriſchen Hoffnungen und Träume ſeiner Jugend waren anders in Erfüllung gegangen, als er ſie geträumt hatte. Er war General, er hatte ein Heer, ein Schlachtfeld, einen Feind — nur alles im geiſtlichen, im überirdiſchen Gebiet, was er weltlich und irdiſch verſtanden hatte. So geht das oft bei ſtarken Seelen und Menſchen von großem Charakter, wenn die ewige Liebe ihr Herz ergreift; ſie überſetzen gleichſam ihr Ziel aus dem Irdiſchen ins Himmliſche.

Ignatius ſchlug jetzt ſeinen Wohnſitz in Rom auf und nach allen Seiten hin entſendete er ſeine geiſtlichen Söhne als Glaubensboten, um die reine Lehre des Chriſtentums, welche von einem

Teil Europas verſchmähet wurde, den Völkern fremder Weltteile zu verkünden. Franz Xaver ging unter dem Schutz des Königs von Portugal nach Oſtindien, deſſen Apoſtel er wurde; andere nach Congo, nach Abyſſinien, an Afrikas Oſt- und Weſtküſte, andere nach Amerika, zwei nach Fez und Marokko, um ſich der unglücklichen chriſtlichen Sklaven daſelbſt anzunehmen. Überall arbeiteten ſie mit dem opferwilligſten Eifer für das Heil der Seelen, durch Unterweiſung des Volkes, durch Erziehung der Jugend, durch Bekehrung der Sünder. Begeiſterung und Beſonnenheit, Glauben und Wiſſenſchaft waren ſo in ihnen verſchmolzen — die ſtrenge Zucht des geiſtlichen Gehorſams, tiefer ernſter Studien und einer hohen Aszeſe hatten ſie zu einer ſo außerordentlichen Bildung ihres inneren Lebens geführt, daß ein triumphierender Erfolg ihre Bemühungen krönte. Wie Helden, die ſie waren, ſiegten ſie über Fetiſche und Götter, über Heiden und verſunkene Chriſten, über ſtumpfe Unwiſſenheit und falſche Weisheit — natürlich ſo, wie Helden ſiegen: blutend, leidend, ſterbend an den Anſtrengungen, die uns gewöhnlichen Menſchen übermenſchlich vorkommen und die für ſie nur gerade das rechte Maß waren, welches ihre durch den Glauben entwickelten Kräfte ausfüllten. Sie hatten ſich das Maß weit zugeſchnitten, worin — und das Ziel hoch gerückt, wohin ſie ſich bewegten; denn ſie wußten: iſt dieſes nah und jenes eng, ſo bleibt der Menſch unter dem, was er vermag. Sie lebten ſo, wie wenn es gar keinen andern Lohn, als eine Heiligſprechung geben könne — ſo alles nichtachtend, was ihnen an Mühſal und Widerwärtigkeiten begegnete; und ſo demütig, daß ſie jede Auszeichnung, jede Würde von ſich wieſen. Als Claude le Jay — der dem Konzil zu Trient mit Salmeron und Lainez beiwohnte — vom Kaiſer Ferdinand zum Biſchof von Trieſt ernannt wurde, ſchrieb er an Ignatius und bat ihn inſtändigſt, dieſe Bürde von ſeinen Schultern nehmen zu laſſen; und Ignatius erbat ſogleich vom Papſt und dem Kardinalkollegium für alle Väter der Geſellſchaft Jeſu die Freiſprechung von allen Würden und Ehrenſtellen in der Kirche. Nur dann könnten ſie den Geiſt der Demut und Armut, die Seele des Ordensſtandes treu bewahren; nur dann der Kirche, ihrer Beſtimmung gemäß als Miſſionäre dienen, wenn ſie unbelaſtet durch Ämter und Würden von einem Ende der Welt zum andern eilen und das Evangelium verbreiten könnten, wo die Ehre Gottes es erheiſche.

In Europa fingen die Jeſuiten im Jahre 1546 zu lehren an. Der Herzog von Gandia, Franz Borgia, der in den Orden trat und ſchon in ſeinen weltlichen Verhältniſſen ein ſo himmliſches Leben führte, daß er den Namen Borgia unter die Heiligen brachte — ließ ihnen zu Gandia ihr erſtes Kolleg in Europa bauen, nachdem ſie bereits ein Jahr zuvor das Seminar von Goa in Oſtindien in Beſitz genommen hatten. Einige Jahre darauf gab er eine bedeutende Summe zum Bau des römiſchen Kollegiums für die Jeſuiten, und Papſt Paul IV. ſtiftete dieſe Erziehungsanſtalt im Jahr 1555 auf ewige Zeiten. Ignatius, von der Liebe entflammt, wußte, trotz der Laſt ſorgenvoller Arbeiten, die aus der Leitung der Geſellſchaft ihm erwuchſen und trotz der Führung des deutſchen Kollegiums in Rom, das er vorzugsweiſe übernommen hatte — dennoch andere Anſtalten der Barmherzigkeit hervorzurufen. Er gründete ein Haus für Waiſenkinder; eine Bewahrungsanſtalt für arme und verlaſſene junge Mädchen; ein Haus, um arme Juden aufzunehmen, welche die Taufe begehrten; ein Haus der Rettung für verlorene Frauen. Als man ihm bemerkte, wie ſelten bei dieſen eine aufrichtige Bekehrung erfolge, entgegnete Ignatius, er würde ſchon ſehr glücklich ſein, wenn er durch die größten Anſtrengungen auch nur eine einzige Sünde verhüte. In dieſer einfachen katholiſchen Auffaſſung der Sünde als einer Beleidigung Gottes fand er den Hebel, um mit aller Kraft an der Ausrottung des Laſters zu arbeiten und das

Mit ihr wollte Clelia eine andre Bahn betreten um Gundaccars Gegenwart und Tranquillinas Zukunft vor dem peinlichen Druck materieller Bedürftigkeit zu ſchützen.

Feierlich wie zum Tempeldienſt am Altar edler Götter legte Clelia ihre fremdartige Kleidung an und concentrirte ihre Seele über dem Schickſal Desdemonas, und je tiefer ſie es that um deſto mehr ſchmolz ihre eigene Weſenheit in die fremde Form hinüber. Dieſer Kampf um den Geliebten, dieſer Widerſtand der Außenwelt, dieſe barbariſche verſtockte Härte der Menſchen, dieſe Bosheit der Verleumdung, und endlich dieſer Schmerz durch den Geliebten das bitterſte, das tödtlichſte Weh zu empfinden und dennoch ihn zu lieben — waren das nicht uralte und ewig neue Geſchicke, wie jedes Menſchenherz, nur in verſchiedenen Modifikationen und Erſcheinungen, ſie durchleben muß? Unter der Macht dieſer Erkenntniß trat ſie in die Scene.

Sang ſie gut oder ſchlecht — ſpielte ſie gut oder ſchlecht — ſie wußte es nicht! ſie war Desdemona und ſo benahm ſie ſich. Sie weinte und jauchzte, ſie betete und klagte, ſie zitterte und beſchwor — nicht wie eine Andre es machen könnte, ſondern wie ſie ſelbſt es ſo hundert Mal gemacht. Sie lag vor ihrem Vater auf den Knien, ſie ſang in

Reich Chriſti vielleicht um eine einzige Seele zu bereichern.

Die reine und hohe Seele des heiligen Ignatius kannte weder Eigenwillen noch Hochmut. Er war ganz Selbſtverleugnung, ganz Demut. Er unterwarf ſeinen Willen ſeinen Gewiſſensräten und zog auch ſeine Untergebenen zu Rat. Er wünſchte immer der Erſte im Dienſt und der Letzte bei der Ehre des Hauſes zu ſein. Er entzog allen ſo viel wie möglich die Kenntnis ſeiner Tugenden, ſeiner guten Werke, ſeiner hohen Erleuchtungen. Durch ſeine außerordentliche Andacht ward er mit außerordentlichen Gnaden geſegnet und ſeit jenen qualvollen Seelenſtürmen zu Manreſa wich der Geiſt himmliſcher Tröſtungen nie wieder aus ſeiner durch Liebe zu Gott gekreuzigten und in der Liebe zu Gott auferſtandenen Seele. Beim heiligen Meßopfer, beim Beten der Tagzeiten entzündete ſein Herz ſich in ſo heiligem Feuer, daß ſein Antlitz verklärt durch die innere Glut erſchien. Er aber ſagte, Gott ſende ihm dieſen Troſt aus Mitleid mit ſeiner Armſeligkeit, die bei ihm viel größer, als bei anderen ſei; denn er glaube, daß niemand auf der Welt größere Gnaden empfangen und ſie weniger ſich zu Nutzen gemacht habe, als er. Sprach er von ſeinem Orden, ſo nannte er ihn „die kleine Geſellſchaft", um anzuzeigen, daß er die geringſte Stelle in der Kirche Jeſu einnehme. Durch Abtötung der Sinne mit Bußübungen und Gebet, durch Geduld im Leiden und Standhaftigkeit bei Prüfungen gelangte er zu ſolcher ungewöhnlichen Selbſtverleugnung, daß er mit Recht den Wahlſpruch nehmen und als ein herrliches Erbe ſeinen geiſtlichen Söhnen bis zu dieſer Stunde hinterlaſſen durfte: „Alles zur größeren Ehre Gottes.“ Nie ſeit den erſten apoſtoliſchen Zeiten hat ein Menſch mehr für die Ehre Gottes getan und gewirkt, als Ignatius. Wie immer bei ſolchen gewaltigen Erſcheinungen, die zu einem immenſen Einfluß auf die Menſchheit und die Kulturgeſchichte beſtimmt ſind — hatte ihm der Ratſchluß der göttlichen Weisheit auch ein immenſes Feld für ſeine Tatkraft bereitet, einen Spielraum ihm geöffnet, den nur die Energie ſeiner Liebe, der Liebe zum Kreuz, umfaſſen konnte. Der junge Weltteil Amerika, der neuentdeckte Seeweg nach Oſtindien, die kurz zuvor entdeckte Buchdruckerkunſt, die Häreſie und der religiöſe Abfall des ſechzehnten Jahrhunderts — welch ein Schauplatz! welche Waffen! welch ein Feind! Und er ward allen gerecht. Er ward es durch ſeinen Orden, welchem er, als ein Merkzeichen ſeiner wahrhaft göttlichen Sendung, ſeinen Geiſt ſo mächtig, ſo unſterblich einhauchte, daß derſelbe ſeit drei vollen Jahrhunderten ſich regt und bewegt.

handelt und wirkt, glaubt und liebt, lehrt und leidet, wie ein Mann, wie der heilige Ignatius ſelbſt. Nie hat ein Orden dreihundert Jahre exiſtiert, ohne eine Reformation zu erhalten oder, wenn er ſie nicht erhielt, in Verfall zu geraten, von der Regel abzulaſſen, den urſprünglichen Geiſt zu verlieren und ſich aufzulöſen oder zu verweltlichen. Anders die Geſellſchaft Jeſu! ſie iſt fort und fort vom Sinn ihres Stifters beſeelt. Ich glaube, daß dies beiſpiellos in der Geſchichte iſt! Erklärlich wird dies einzige, dies wunderbare Beiſpiel eben nur dadurch, daß ſie ihren Wahlſpruch erfüllt und wohlgefällig iſt vor dem Antlitz Deſſen, dem zu Ehre ſie ihr langes Opfer ununterbrochen darbringt und der ſein Wort an ihr erfüllt: „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich euch." Von allen ſeinen Schätzen hat der Heiland am freigebigſten die bittere Myrrhe den Jeſuiten erteilt. Das war ihre Labung und das Kreuz war ihre Ruheſtätte. Wer fühlt nicht, daß Menſchen unbeſieglich ſind, welche von der Welt nichts für ſich begehren, als dieſen Trank und dieſes Bett. Alle fühlen es! mit Triumph die Einen, die treuen Kinder, aus deren Kirche dies geiſtliche Heldengeſchlecht hervorgegangen iſt; — und wie die andern? das erzählt die Geſchichte bis zum heutigen Tage. Denn ſo wie einſt der heilige Athanaſius gegen die Arianer, der heilige Auguſtinus gegen die Manichäer, der heilige Cyrillus gegen die Neſtorianer, der heilige Franziskus und Dominikus gegen die Albigenſer: ſo kämpfte der heilige Ignatius mit ſeinen Söhnen gegen Lutheraner und Calviner, und es iſt daher leicht erklärlich, warum ſie ihn haſſen: inſtinktmäßig fühlen ſie ſich ihm gegenüber in der Häreſie, und da ſie ihn mit den Waffen der Wahrheit nicht zu bekämpfen vermögen, greifen ſie zu Lügen und Verleumdungen. In der Kirche ſelbſt iſt es nicht anders! Diejenigen, welche ſich häretiſchen Lehren zuwenden, wie die Janſeniſten des ſiebenzehnten Jahrhunderts und die, welche dem Unglauben huldigen, wie die Enzyklopädiſten des achtzehnten, haſſen, verfolgen und verleumden die Jeſuiten gerade wie ihre gebornen Todfeinde, weil ſie zu denen gehören, von welchen die Heilige Schrift ſagt: „ſie liebten die Finſternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böſe.“ Je glaubensfeindlicher, je gleichgültiger gegen die Kirche und ihre Lehren ein Katholik iſt — um deſto gründlicher iſt er den Jeſuiten abgeneigt, weil ſie die Vorkämpfer der Kirche und die eifrigſten Verbreiter der ewigen Heilswahrheiten ſind, für welche ſie in allen Gegenden des Erdballs ein Martyrerleben geführt und oft einen Martyrertod erlitten haben.

Wenn man in ihren Ordensſatzungen die Fragen lieſt, welche denen vorgelegt werden, die ſich als Poſtulanten melden, ſo verſinkt man in freudiges Staunen, daß es Menſchen gibt, welche ſich entſchließen, ganz einfach und ſchlicht nach dem Wort vom Kreuz zu leben; — aber buchſtäblich und ohne Verbrämung.

„Biſt Du bereit — ſo fragt man — der Welt, jeglichem Beſitz und jeder Hoffnung auf irdiſche Güter zu entſagen? bereit, wenn es nötig ſein ſollte, Dein Brot um der Liebe Jeſu Chriſti willen von Tür zu Tür zu betteln?

„Biſt Du entſchloſſen, in dem Amt und an dem Ort der Welt zu leben, von dem Deine Vorgeſetzten glauben, daß Du dort am nützlichſten zur größeren Ehre Gottes und zum Heil der Seelen wirken werdeſt?

„Biſt Du entſchloſſen, den Vorgeſetzten, die für Dich an Gottes Stelle da ſind, in allem und jeglichem zu gehorchen, wenn Du Dein Gewiſſen dadurch nicht mit einer Sünde zu beſchweren glaubſt?

„Fühlſt Du den Mut und den Willen in Dir, alles ohne Ausnahme mit Abſcheu zurückzuweiſen, was die Menſchen in den Feſſeln der Vorurteile lieben und feſthalten; und willſt Du mit ganzer Seele Dasjenige begehren und annehmen, was Jeſus Chriſtus, unſer Herr, liebte und umfing?

„Willigſt Du ein, Dich mit dem Gewande und Zeichen der Schmach, die er getragen hat, bekleiden zu laſſen — und aus Liebe und Verehrung für ihn

Beſchimpfungen, Schande, falſches Zeugnis zu erleiden, wie er, ohne Veranlaſſung dazu gegeben zu haben?“

Welche Liebe zum Kreuz gehört dazu, um auf dieſe Fragen Ja zu ſagen! man meint, ſie tönten aus den erſten Jahren des Chriſtentums zu uns herüber und der große Apoſtel Paulus etwa habe ſie Neubekehrten, die ſich zu Glaubensboten meldeten, vorgelegt. Vielleicht iſt nie das ganze Leben Jeſu in einer kürzeren und ſchärferen Faſſung ausgeprägt, als durch ſie.

Da iſt ſeine äußerſte Armſeligkeit, von der Geburt auf dem Stroh der Krippe an!

Da iſt ſein Aufgeben des eigenen Willens! „Und er war ihnen (den Eltern) untertan.“

Da iſt ſein Gehorſam, der unermeßliche! „Er war gehorſam bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz.“

Da iſt ſeine Abgelöſtheit von irdiſchen Verhältniſſen! „Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der iſt mein Bruder und meine Schweſter.“

Da iſt ſein letztes Leiden vom Garten Gethſemane bis auf den Kalvarienberg!

Unter der ganzen großen zahlloſen Schar von Heiligen, die es alle nur wurden, weil ſie die himmliſche „Torheit vom Kreuz“ begriffen hatten, erfaßten zwei ſie vielleicht am vollkommenſten: der ſeraphiſche Franziskus und der heilige Ignatius — und lebten ſie am treueſten in ſich durch; Jener im beſchaulichen, Dieſer im tätigen Leben, welches ſich in beiden zu ſolcher Höhe und Macht ſteigerte, daß die Kontemplation des Einen ihn auch zu himmliſchen Werken trieb und die Werke des Anderen ihn in himmliſche Kontemplation verſenkten. Nie iſt dem himmliſchen Vater durch ſeine Geſchöpfe eine größere Verherrlichung widerfahren, als durch dieſe Zwei! nie hat die unumſchränkte Kraft des Blutes Jeſu in Gefäße ſich ergoſſen, die mutiger und williger es aufgenommen hätten, als dieſe Zwei! Aus Ehren und Freuden des Lebens, aus Glanz und Glück der Welt gingen beide in eine ſo vollkommene Erniedrigung hinein, daß der Ruf der Narrheit ihr Ohr umgellte, weil ſie arm und verachtet mit dem verachteten und armen Jeſus zu ſein wünſchten; und blieben beide in der Erniedrigung, als ihrer Zeitgenoſſen Verehrung und Bewunderung ſie mit der Glorie der Heiligen bekleidete und Gott ihnen die wunderbaren Gnaden erwies, die er ſeinen Lieblingsdienern gönnt. Ganz gering und klein, wie ſie meinten, daß es ſich für ſie ſchicke, fingen beide an: Franziskus ſchleppte Steine zum Bau einer Kirche zuſammen; Ignatius diente im Spital; beide waren froh und zufrieden, ihrem Heiland im Geringſten treue Knechte zu ſein; — und lange bevor ſie ihre irdiſche Laufbahn vollendet hatten, war die Welt von ihrem Ruhm und ihrem Werk erfüllt, arbeiteten tauſend und tauſend ihrer geiſtlichen Kinder in ihrem Sinn und ihrer Richtung fort, prieſen tauſend und tauſend gerettete Seelen die Gnade Gottes, welche dieſe ſeine Diener ihnen zugetragen, und wurden ſie von der Kirche als treue und tapfere Streiter für das Reich Gottes durch Genehmigung ihrer Ordensſtiftungen anerkannt. Was hatten ſie, um zu dieſen wunderbaren Erfolgen zu gelangen? — — das Blut Jeſu und die Liebe zum Kreuz.

Der heilige Ignatius pflegte für ſeinen Orden um nichts anderes zu beten, als daß derſelbe von Gott mit Verfolgung und Trübſal ſtets heimgeſucht werden möge. Wohl ſelten mag ein ſolches Gebet zur ewigen Barmherzigkeit emporgeſtiegen ſein! in der Theorie wiſſen wir alle, daß die Glut der Schmerzen das Feuer der Liebe nährt und entfacht; aber vor der Praxis erſchauern wir — beſonders dann, wenn Geliebtes ſie üben ſoll, denn das Wort des Heilands: „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich euch“ — entſchwindet allzuoft unſerm allzu irdiſchen Sinn. Aber Ignatius verlangte nur das und ſonſt nichts für die Seinen. Sein Gebet iſt erhört worden — und in einem ſolchen Umfang, daß man wiederum an den großen Heidenapoſtel denken muß, von dem der Heiland ſagte: „Ich will ihm zeigen, was er leiden muß um meines Namens willen.“ Der flüchtigſte Blick auf ihre Miſſionstätigkeit in fremden Weltteilen beſtätigt es. In den zehn Jahren, welche Franz Xaver mit der Verkündigung des Evangeliums in Oſtindien und Japan zubrachte, wiederholten ſich die Schickſale des heiligen Paulus an ihm: bald bewirkte er wunderbare Bekehrungen, bald heftigen Haß; die einen hielten ihn für den Verkünder des wahren Gottes, die andern für den Geſandten des Teufels; hier ward er von den Königen und Völkerſchaften mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen; dort verfolgt, verjagt, mit Kerker, Mißhandlung und Tod bedroht. Durch Wüſten und über Gebirge, in Sonnenbrand und Eiſeskälte zog er durch die immenſen Landſtriche Indiens, teils um unter den Portugieſen, welche ſeit einigen dreißig Jahren die Eroberer des Landes waren, den chriſtlichen Glauben wieder zu wecken, der in Habgier, Ungerechtigkeit und Sinnenluſt wie tot da lag, teils um die Heiden von der Abgötterei zur Kirche Gottes zu bekehren. Es iſt ein ergreifendes Bild, dieſen Mann, der ſich ſeit ſeinem achtzehnten Jahr den tiefſten Studien hingegeben und eine große Gelehrſamkeit erworben hatte, anfangs mit einem Glöckchen in der Hand durch die Straßen von Goa wandern zu ſehen, um die Chriſten, namentlich die Kinder, zu

Belehrung und Gottesdienſt zuſammen zu läuten. So rein und ſelbſtlos war ſein und ſeiner Gefährten Streben, daß ein ſo trockner und gleichgültiger Geſchichtſchreiber wie Robertſon, ſich nicht enthalten kann, in ſeiner Geſchichte Karls V. zu ſagen: Alle fremden Machthaber Oſtindiens hatten kein anderes Ziel, als die unglücklichen Bewohner zu unterjochen, auszuplündern und zu vertilgen; die Jeſuiten allein hätten ſich in menſchenfreundlicher Abſicht dort niedergelaſſen. Was er, der Sprache ſeiner Zeit gemäß, „menſchenfreundlich" nennt, war eben Eifer für die Ehre Gottes und Liebe für die Seelen. Nach zehn Jahren waren Franz Xavers Miſſionen in Indien in ſchönſter Blüte; die Zahl der Bekehrten belief ſich auf eine halbe Million und die Portugieſen waren im Glauben feſter, in den Sitten beſſer geworden. In Japan war ſeine Wirkſamkeit ebenſo ſegenreich, was die Folge an den reichen evangeliſchen Früchten zeigte, deren Same er ausgeſtreut; im Jahre 1596 befanden ſich 250 Kirchen und 3 Seminarien daſelbſt. Da brach aber eine grauſame Chriſtenverfolgung aus, die bis zum Jahre 1650 wütete und jede Spur des Chriſtentums in dem unglücklichen Lande vertilgte. China, das ungaſtliche, das jedem Fremdling bei Todesſtrafe den Eintritt verbot, war das Ziel von Franz Xavers größter Sehnſucht, weil er hoffte, „daß der Gott des Himmels und der tiefer Schwermuth das Lied von der Weide, ſie flehte in Todesſchmerzen zu dem Gemal — ſie lebte ein Stück ihres eigenen Lebens mit der vollen Inbrunſt der Wahrheit, verklärt durch die zauberiſche Schönheit ihrer Stimme und ihrer Erſcheinung. Immer reizender, immer freier, immer machtvoller ſtieg ſie aus dieſem Wogendrang tobender Leidenſchaften als himmliſche Venus empor und ſank endlich in die Nacht des Verhängniſſes und des Todes zurück indem ſie gleichſam einen Thau von Thränenperlen um ſich verſtreute.

Der unerhörteſte, unbändigſte Beifall begleitete jede Scene. Man hatte keinen Maßſtab für dies Spiel, dieſen Geſang, dieſe Perſönlichkeit. So etwas war nie da geweſen, war nie gehört und geſehen worden. Altherkömmliches Entzücken und Bewunderung reichten hier nicht aus. Sie griff in die Seelen hinein, ſie packte geradezu das Herz an: man war erſchüttert, wechſelsweiſe vernichtet und beſeelt; man hatte die Beſinnung verloren, die in Lob und Tadel ihren Genuß findet; man war zu einer höheren Sphäre entrückt, und deren Begeiſterungen wirkten elektriſch auf die ganze Verſammlung.

Desdemona war todt und der Vorhang zum letzten Mal herabgelaſſen. Ein Ungewitter des Bei-

Erde endlich in ſeiner großen Barmherzigkeit auf jenes weite Reich herniederſehen werde, um ſo viele Völker, die das Bild Gottes in ſich tragen, zur Erkenntnis ihres Schöpfers und des Erlöſers der Welt, Jeſus Chriſtus, kommen zu laſſen.“ So ſchrieb Franz Xaver an den König von Portugal und machte ſich voll Gottvertrauen auf die Reiſe. Das Handelsſchiff, auf dem er ſich befand, landete an der Inſel Sancian, die nur ſechs Meilen von China's Küſte entfernt iſt, ſo daß ſich das ungeheure Reich vor dem Blick des frommen Apoſtels ausbreitete. Da ward er plötzlich von einem heftigen Fieber befallen und nachdem er zwölf Tage in einer elenden Hütte am öden Strande, von aller irdiſchen Erquickung entblößt, aber mit überirdiſchem Troſt erfüllt, hilflos geſchmachtet hatte, gab er am 2. Dezember 1552 in ſeinem ſechsundvierzigſten Jahr ſeinen himmliſchen Geiſt in die Hände ſeines Schöpfers zurück mit den Worten des Pſalmenſängers: „In te Domine, speravi; non confundar in aeternum.“ — Er hatte ausgezeichnete Gaben für ſein Apoſtelamt erhalten, eine merkwürdige Geduld, um Großen wie Kleinen das Evangelium vorzutragen; eine unerſchütterliche Sanftmut, um die größten Widerwärtigkeiten frohen Sinnes hinzunehmen; eine ſolche Sehnſucht, für das Reich Gottes Seelen zu gewinnen, daß er darüber Pein, Ungemach, Todesgefahr nicht bloß vergaß, ſondern gar nicht bemerkte. Es gefiel Gott, dieſe Fähigkeiten im Dienſt des Evangeliums durch Wunder zu verherrlichen, wie die erſten Tage des Chriſtentums ſie geſehen hatten. Vor dem Heiligen Geiſt, der mit ſolcher Liebe, Weisheit und Kraft aus der Feuerſeele des Franz Xaver ſprach und handelte, wichen Krankheit und Tod. Als ſein tatenvolles, mühſeliges, demütiges, glorreiches Leben zu Ende war, erkannten erſt alle, Portugieſen wie Indier, Alt- und Neubekehrte, welchen Troſt, welche Stütze, welch' Heil ſie mit ihm verloren hatten. Ein ſolcher Zauber hing an ſeinem Namen, ſeinen Tugenden, ſeinen Wundern, ſeinem unüberwindlichen Glaubensmut, ſeiner allbeſiegenden Liebe -- ſchwebte um ſeine gefahrvollen Reiſen nach unbekannten Ländern und in's Meer verſtreuten Inſeln, zu Völkern, deren Namen man kaum wußte: daß alle in ihm Indiens Schutzpatron verehrten und daß lange Jahre nach ſeinem Tode alle Schiffe vor der Inſel Sancian die Flaggen aufzogen und mit voller Ladung des Geſchützes das Andenken Desjenigen ehrten, der in dieſen Regionen das Kreuz aufgepflanzt hatte und an der „Torheit vom Kreuz", an der himmliſchen Liebe, geſtorben war.

„Und China! China!" ſagte er in ſeiner Todeskrankheit, wenn ſein müdes Auge auf die nahe Küſte fiel. Es währte noch eine Reihe von Jahren bis ſie endlich, 1584, ſeinen Ordensbrüdern zugänglich ward — hauptſächlich in Folge ihrer mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe, an denen die vornehmen Chineſen großes Wohlgefallen fanden. Von der irdiſchen Wiſſenſchaft gingen die Miſſionäre zur himmliſchen über und gewannen die Geiſter ſo ſehr, daß viele gelehrte und angeſehene Männer „das heilſame Waſſer begehrten, welches die Sünde auslöſcht." Von Kanton, ihrer erſten Niederlaſſung, drangen ſie allmählich bis Nanking und Peking vor — und mit ihnen das Chriſtentum. Eine Säule der jungen chineſiſchen Kirche war der Pater Adam Schall aus Köln, deſſen verdienſtvollem Leben der Strang im Jahr 1664 ein Ende machte, weil immer Verfolgungen ausbrachen und ſich legten, je nachdem die Kaiſer dem Chriſtentum ab- oder zugeneigt waren. Bei dieſen Verfolgungen trafen Verbannung, Kerker, Marter und Tod Miſſionäre und Bekehrte; und in längeren und kürzeren Unterbrechungen, mit geſtatteter oder geächteter Glaubensfreiheit, wird immer von Neuem das Licht des Evangeliums in jenen verfinſterten Regionen entzündet.

Hätte ein Humanitäts- oder der Philanthropie Befliſſener den tauſendſten Teil von dem getan, was die Jeſuiten im mittleren Amerika ausführten: ſo würde er von Millionen Zungen als der Wohltäter des menſchlichen Geſchlechts geprieſen werden. Aber dergleichen hat man von einem ſolchen nicht erlebt und wird es auch nicht erleben — gerade das Gegenteil, nämlich: daß man mit der Philanthropie und Humanität aus ziviliſierten Völkern verwilderte macht, weil man ſie mit blinkenden, betörenden Phraſen von der Wurzel aller wahren Ziviliſation, dem chriſtlichen Glauben, ablöſt. Die armen Jeſuiten aber, die ſich erlaubten, nach der Lehre des Evangeliums aus elenden Wilden ein ziviliſiertes Volk, aus rohen Horden eine chriſtliche Republik zu bilden — heißen Feinde der Menſchheit. Mit dieſer ſchauerlichen Blindheit verteilt die Welt Lob und Tadel, wirft ſie Kränze und Steine zu! Wohl dem, der mit Steinen beehrt wird.

Paraguay heißt der unermeßliche Landſtrich, der von hohen Gebirgsketten umſchloſſen und mit ungeheuern Wäldern bedeckt in der Mitte von Amerika liegt. Franziskaner hatten hier wie in Oſtindien gleich nach der europäiſchen Eroberung als Miſſionäre ſich eingefunden, waren aber, auch hier wie dort, in ihrer Wirkſamkeit gelähmt, teils durch das unermeßliche Feld, welches ſie mit allzu geringen Kräften beſtellen und verſorgen ſollten, teils durch das Verfahren der Eroberer — indem die Portugieſen in Indien und die Spanier in Amerika auf nichts ſinnen, als durch die empörendſten Erpreſſungen und Mißhandlungen der unglücklichen, ihrer Botmäßigkeit unterworfenen Völker ihre Habſucht und Geldgier zu befriedigen, ſo daß die Unterjochten das Chriſtentum ſamt den Chriſten, ihren Peinigern, unſäglich verabſcheuten.

Die große Weisheit der Söhne Loyola's als Miſſionäre äußerte ſich darin, daß ſie, wo immer möglich, ihr Hauptaugenmerk bei dem Werk der Bekehrung auf die Jugend richten. Im Jahr 1549 von den Portugieſen nach Braſilien berufen, erzogen ſie in einer Art von kleinen Seminarien indianiſche Knaben, die ſich nun von den wilden und rohen Sitten und dem Götzendienſt ihres Volkes mit ganzem Herzen der chriſtlichen Religion und Geſittung zuwendeten und ſelbſt zu Glaubensboten bei ihren Vätern wurden, indem ſie ſcharenweiſe nach deren Lagerſtätten zogen und die wichtigſten Glaubenslehren des Chriſtentums, von den Jeſuiten in einfache muſikaliſche Strophen geſetzt, ihren Stämmen vorſangen. Dieſe unſchuldigen Sänger und Geſänge gewannen die rohen Gemüter und bereiteten ſie auf die Belehrungen der Miſſionäre vor, deren Hauptgeſchäft die chriſtliche Bildung und Unterweiſung von Alt und Jung war, da die Taufe wegen des gleichgültigen Wankelmutes des Volkes erſt nach langer Prüfung erteilt werden konnte. Sie hatten eine doppelte Arbeit: zuerſt mußten ſie aus dieſen Wilden — Menſchen und dann aus den

Menſchen Chriſten machen. Statt bei dieſem ſegensreichen Werk von den Machthabern unterſtützt zu werden, wurde ihnen oftmals entgegen gearbeitet und hatten ſie große Anfeindungen zu beſtehen, weil ſie mit unbeſieglicher Feſtigkeit die Rechte der armen Indianer gegen die Portugieſen verteidigten. Die große Selbſtändigkeit, mit welcher die Jeſuiten dieſe jungen chriſtlichen Kolonien leiteten, für die ſie ſchützende Privilegien und Freiheiten erwirkt hatten, um ſie vor den Erpreſſungsübergriffen der habſüchtigen Europäer zu ſchützen, bot ihren Neidern den Vorwand zur Verleumdung, daß ſie — die Unſägliches für die armen Eingeborenen taten, kämpften und litten — dieſelben zu unterdrücken und von der Krone Portugal abzureißen ſuchten. Dieſe Erfindung verbreiteten ſpäter Pombal's Anhänger mit dem gehäſſigſten Eifer, um an dieſelbe die Vertreibung der frommen und weiſen Väter aus Portugal und Braſilien zu knüpfen.

Nach Peru, einem der verſunkenſten und entſittlichteſten Länder des Erdballs, in welchem die greulichſten Götzen der entfeſſelten menſchlichen Hab- und Genußgier ihre Tempel haben, folgten im Jahr 1569 die Miſſionsverſuche der Jeſuiten auf die der Dominikaner. Die goldgierigen Spanier waren zu einem Zuſtand von behaglicher Tierheit herabgeſunken und die armen, in den

Bergwerken arbeitenden Eingebornen zu Laſttieren. Die unbezwungenen oder abgefallenen Stämme nährten, wie ſich das unter dieſen Umſtänden von ſelbſt verſteht, einen tödlichen Haß gegen die Europäer. Vergleichsweiſe geringe Erfolge lohnten hier die unglaublichſten Anſtrengungen der Miſſionäre. Alles arbeitete ihnen hier entgegen! die Laſter der Ungebundenheit — bei den Spaniern; die Laſter der Sklaverei und Vertierung — bei den unterjochten Stämmen; die giftigſte Feindſeligkeit und der tiefſte Abſcheu — bei den wilden Horden; die Natur — durch ungeſundes Klima, ſchädliche Luft, Krankheiten, böſe Seuchen; der Erdboden — durch eine Menge giftiger Tiere, durch Gluthitze in den Ebenen und ſchneidende Kälte in den Gebirgen, während die Wälder eine feuchte ſumpfige Atmoſphäre aushauchen — alles war wie im Keim getroffen vom Fluch der Sünde! — und gerade deshalb aufgeſucht von der apoſtoliſchen Tätigkeit. In kurzer Zeit verloren vier Jeſuiten ihr Leben auf dieſem feindlichen Schlachtfeld im Kampf für das Evangelium, welchen achthundert Miſſionäre während des ſiebenzehnten Jahrhunderts, mitunter reichlich geſegnet, zuweilen ohne ſichtbare Frucht unausgeſetzt fortführten; — treue Söhne ihres geiſtlichen Vaters, der zu jedem Opfer bereit war, um eine einzige Sünde zu verhüten.

Durch dieſe apoſtoliſchen Arbeiten aufmerkſam gemacht, beſchwor der Biſchof von Tacuman in Südamerika die Provinziale von Braſilien und Peru ihm um Chriſti Barmherzigkeit willen Miſſionäre zu ſenden. Der letztere konnte ſogleich ſeinen Wunſch erfüllen und ſchickte ihm die Väter Barſena und Angulo mit dem Katecheten Villegas zu, welche, in der Provinz Tucuman angelangt, zuerſt an der Beſſerung ihrer ſpaniſchen Glaubensbrüder arbeiteten, ehe ſie ſich mit der Bekehrung oder Wiedergewinnung der Indianer befaſſen konnten. Die Gnade Gottes lag hier ſo ſegensvoll auf ihrem Wirken, daß die frommen Diener Gottes dasſelbe auch über die Provinz Guayra auszudehnen beſchloſſen, unter deren trägen, ſtumpfen und verdorbenen Eingebornen der erſte Grund zu der nachmals ſo berühmten Jeſuitenrepublik gelegt ward. Sie folgten den Wilden bis in die dichteſten Urwälder, bis in die unzugänglichſten Gebirgsſchluchten, und bereiteten nach und nach zweimalhunderttauſend dieſer ſonſt ſo ſcheuen und wilden Indianer zur Annahme des Chriſtentums vor. Zwei fromme Diener Gottes hatten ſie gezähmt! Dieſer wunderbare Erfolg fand Anerkennung und der König von Spanien erließ den ſtrengen Befehl, dieſe Stämme ſollten nur durch das Schwert des Wortes erobert, der Barbarei und dem Götzendienſt entriſſen, aber unter keinem

Vorwand ihrer Freiheit beraubt — und die klugen und frommen Miſſionäre mit allem Notwendigen aus der königlichen Kaſſe unterſtützt werden. Dadurch wuchs der Jeſuiten Mut und Eifer. Nichts ſchien ihnen heilſamer für das Wohl ihres jungen Chriſtenvolkes, als ſie von ihrem vagabundierenden Hordenleben abzuziehen und in feſte Wohnplätze zu ſammeln; dabei aber ſo viel wie möglich von jeder Berührung mit den Spaniern fern zu halten. Sie erwirkten ſich alſo vom ſpaniſchen Gouverneur von Paraguay und vom Biſchof einen Freibrief, um all' ihre Neubekehrten in einzelne Ortſchaften zu ſammeln, ſie unabhängig von den nächſtliegenden Städten der ſpaniſchen Koloniſten nach ihren, der Miſſionäre, Einſichten zu leiten, und um ſich im Namen des Königs allen widerſetzen zu dürfen, die unter irgend einem Vorwand dieſe neuen Chriſten zu perſönlichen Dienſten der Spanier verwenden oder zwingen wollten.

Wie man unſchuldige Kinder nicht in Berührung mit Sträflingen und Zuchthäuslern bringen mag, ſo ſuchten die Väter ihre in der Taufe und durch die Religion wahrhaft wiedergebornen, kindlich frommen, ſittenreinen Indianer vor dem Peſthauch der ſittlichen Verſunkenheit zu bewahren, der ſich mehr oder minder in allen Kolonien der Europäer in ſüdlichen Himmelsſtrichen entwickelt — und in den ſpaniſch-amerikaniſchen eine furchtbare moraliſche Entartung erzeugt hatte.

Dieſe Maßregel war die Grundlage und der Anfang der Blüte von Paraguay. Gegen 200 getaufte indianiſche Familien wurden zuerſt in einer Dorfſchaft vereinigt, welche den Namen Loretto empfing. Sie war in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend gegründet, welche die umſichtigen Miſſionäre immer zu wählen verſtanden. War der Ort beſtimmt, ſo wurde zuerſt eine Kirche erbaut, um welche ſich dann die Wohnungen lagerten. Es war ein Rieſenunternehmen, dieſe trägen ſcheuen Indianer an Arbeit, Ordnung und Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Anfangs waren ſie faſt ganz unbrauchbar und die Miſſionäre mußten alles in allem ſein, tun und leiſten, was in einer entſtehenden Gemeinde erforderlich iſt. Aber mit gutem Willen, Gehorſam und großer Liebe für ihre guten Väter wurden die Indianer gelehrig und arbeitſam. Im Jahre 1630, nachdem neue Miſſionäre die alten verſtärkt oder erſetzt hatten, waren zehn Dorfſchaften, jede zwiſchen 3 und 7000 Köpfe zählend, gegründet und in patriarchaliſchen Verhältniſſen organiſiert. Vor zweihundert Jahren haben die Jeſuiten mit dem einfachen Wort Gottes ein praktiſches Reſultat von brüderlicher Gemeinſchaft geliefert, an welchem die modernen Kommuniſten ein ſchönes Vorbild haben könnten.

falls tobte durch den Saal. Während Alles nach ihr ſchrie und ſie einmal und noch einmal und wieder noch einmal auf die Bühne rief — lief Clelia in ihre Garderobe, warf blitzſchnell einen Mantel über Desdemonas aufgelöſtes Haar und Nachtgewand, und eilte den Wagen zu erreichen, den Andreas an einem kleinen Ausgang für ſie in Bereitſchaft hielt. Entſchwunden war ſie wie eine himmliſche Viſion. Ihr lag nichts an Blumen und Kränzen, denn den Kranz des Sieges hatte ſie errungen und der genügte ihr.

Bebend, athemlos, blaß vor Bewegung und ſtralend vor Freude, warf ſich Clelia in Gundaccars Arme, rief:

„O mein Engel, ſei nur nicht unzufrieden mit dem was ich gethan habe!“ — und glitt ohnmächtig zu ſeinen Füßen hin.

„Um Gotteswillen, Andreas! ſchrie Gundaccar tödtlich entſetzt, woher kommt die Gräfin?“

„Vom Theater, gnädiger Graf, wo man applaudirt als ob die Welt untergehen ſollte,“ erwiderte Andreas mit heißen Thränen.

„O Du gottbegnadetes, Du gottgeliebtes Weib!“ ſagte Gundaccar.

wenn es ihnen wirklich um das Wohl der Menſchheit zu tun wäre. Aber der Geiſt der Lüge kann in keine Art von Wechſelwirkung mit dem der Wahrheit treten und wer lieber vor Baal als vor Chriſtus das Knie beugt, der muß Chriſtus und ſeine Jünger und deren Werke haſſen und folgerichtig das Gegenteil von dem tun, was jene tun. Die Apoſtel Chriſti bauen auf und verbreiten Segen; die Anhänger des Baal zerſtören und verbreiten Fluch. Der Wirkſamkeit jener folgt materieller Wohlſtand, Sittlichkeit, Eintracht und Frieden nach; dieſen — Vernichtung des Wohlſtandes, Elend, Verwirrung, Zwieſpalt, furchtbare Demoraliſation. Jene retten aus der Barbarei, erziehen, bilden, ſchmücken die Seelen, die Ebenbilder Gottes, mit Glauben und Tugend; dieſe — treten die Seelen, das Ebenbild Gottes, mit Füßen, entwürdigen ſie, indem ſie ihr Tugend und Glauben entreißen und führen die kraſſeſte Barbarei in ihrem Gefolge. Jene wecken zum Leben, dieſe verſenken in den Tod; denn die einen wurzeln im Wort des ewigen Lebens, in der katholiſchen Wahrheit und die andern im Prinzip des ewigen Todes — in ihrer eigenen Lüge. So manche Individuen, die ſich, ganz flammend von Liebe, für die Menſchheit darzuſtellen verſuchen, gehen jetzt nach Amerika. Was tun ſie da? — ſie halten hohle Reden und laſſen ſich Geld ſchenken, um Europa zu revolutionieren, indem ſie alle böſen und gemeinen Leidenſchaften aufſtacheln und entfachen, welche den Bodenſatz der verderbten menſchlichen Natur bilden und welche die echten Wohltäter der Menſchen auszurotten oder mindeſtens unſchädlich zu machen ſuchen. Läge nicht Bosheit und Lüge dieſem widerſinnigen Verfahren zu Grunde, ſo würde ſich in demſelben ein ſo erſtaunlicher Mangel an Kenntnis des Menſchenherzens und der Kulturgeſchichte ausſprechen, daß er hinreichte, um dieſen Weltverbeſſerern das Zeugnis einer vollkommenen Unfähigkeit auszuſtellen. Nichts Segenvolles, nichts Heilbringendes hat je anders als arm begonnen. Arm lebte der Heiland auf Erden. Arm, „mit einem Rock und unbeſchuht,“ ſandte er ſeine Jünger zur geiſtigen Eroberung der Welt aus. Arm — eilten diejenigen ſich zu machen, welche ihm im Geiſt und in der Wahrheit, in Geſinnung und Tat nachzufolgen ſuchten. Arm — zogen Loyola's fromme Söhne über Meere und Gebirge, durch Wüſten und Urwälder, demütige Säemänner im Geiſt Jeſu. Und warum dieſe Armut? Damit das Herz ſich auf nichts verlaſſe, als auf Gott allein. Jedes Unternehmen, das zu ſeiner Ehre mit leerer Hand begonnen ward, iſt wunderbar durch ihn erhalten und geſegnet worden, weil unbedingtes Vertrauen auf ihn die Unternehmer beſeelte und ſie in dem Geiſt handeln und wirken ließ, dem die göttliche Gnade niemals gefehlt hat. Wer aber mit dem Mammon beginnen will, der baut auf den Mammon und zeigt dadurch, daß er keine andere Zwecke verfolgt als die, welche ſich durch denſelben erreichen laſſen: irdiſche, voll Eitelkeit und Selbſtſucht, totgeboren aus dem Schoß der Sünde. Nichts entwickelt weniger die Energie und Beharrlichkeit des Charakters und den Adel der Geſinnung, als der zuverſichtliche Beſitz eines gefüllten Säckels. Wer deſſen Inhalt als das Fundament großer Dinge betrachtet, wird einen Anſtrich von Lächerlichkeit und Gemeinheit ſchwer vermeiden können. Freilich erſcheinen die Toren des Kreuzes den Weltlingen auch höchſt lächerlich; gemein aber hat ſeit achtzehnhundert Jahren noch niemand ſie gefunden.

Getragen von der Kraft der göttlichen Gnade und von der bewundernswürdigen Energie ihres Willens ſetzten die Miſſionäre ihr Werk fort und ließen ſich durch keine erfolgloſe und mühevolle Anſtrengung verhindern, es immer mehr und mehr unter den indianiſchen Stämmen fortzuſpinnen. Für viele verſchwendete Arbeit hielt das Erblühen ihrer Miſſionen am Parana und Uraguay ſie ſchadlos, wo der Pater Lorenzana vom Jahr 1620 bis 26 fünf Gemeinden gründete, welche durch ſeine Sorgfalt allmählich in einen ſittlichen Zuſtand und in bürgerliche Verhältniſſe kamen.

die an die ſchönſten Tage des alten Chriſtentums erinnerten. Bis zum Jahr 1650 ſtieg ununterbrochen die Zahl der neuen Anſiedlungen. Mit den älteren nach und nach vereint, bildeten ſie eine chriſtliche Republik, welche gleichmäßig Neid bei den Widerſachern und Bewunderung bei den Gleichgeſinnten erregte. Sie war innerlich ſo erſtarkt, daß ſie von äußern Feinden wenig zu fürchten hatte, ja ſogar dem König von Spanien, ihrem „großen Vater,“ manchen Dienſt innerhalb Paraguay's leiſten konnte.

Habſucht und Eiferſucht, dieſe Zerſtörer alles Guten, entfachten einen blinden Haß gegen die Miſſionäre und bedrohten ihre Wirkſamkeit mit der Beſchuldigung, daß die Jeſuiten in Paraguay königliche Macht ausübten und ungeheure Geldſummen erpreßten — während ſie eine väterliche, von der milden Würde des katholiſchen Prieſtertums gehobene ausübten und zum Beſten des Gemeinweſens die Einkünfte desſelben verwalteten und verteilten, je nach den Bedürfniſſen und Fähigkeiten der Individuen oder Familien ihres Völkchens. Stellten ſich dieſe Verleumdungen nun auch als völlig unbegründet heraus, ſo lähmten die fortwährenden Angriffe, gegen die ſie ſich verteidigen mußten, zeitweiſe den Fortſchritt der Miſſionen und die Gründung neuer Anſiedelungen. So wie man ihnen aber Ruhe ließ, folgten ſie wieder ihrem apoſtoliſchen Eifer und im Jahr 1692 wurden 26 Gemeinden (Reduktionen, wie man ſie hieß) von 60 Miſſionären, unter denen mehrere Deutſche waren, geleitet. Zu größerer Ausbreitung fehlte ihnen die notwendige Verſtärkung durch ihre Ordensbrüder, da die großen Entfernungen und der gänzliche Mangel an Hilfsmitteln, welche in ziviliſierten Ländern Reiſen und Niederlaſſungen erleichtern und begünſtigen — die Kräfte der Miſſionäre ungewöhnlich in Anſpruch nahmen. Eine Empörung der ſpaniſchen Untertanen in Paraguay gegen die Krone Spaniens, welche eine wilde Anarchie während langer Jahre nach ſich zog, geſtaltete ihre Verhältniſſe höchſt ungünſtig, indem die Rebellen beabſichtigten, die Jeſuiten zu vertreiben und ihre Niederlaſſungen zu unterjochen. Dieſer Sturm ging vorüber (1735); aber neue Ungewitter zogen herauf. Die Verleumdung erfand einen Jeſuitenkönig, Nikolaus, und ſchwoll mächtig auf, als die indianiſche Bevölkerung von ſieben Flecken am Uraguay ſich gegen die Krone Spanien empörte (1753) weil dieſe ihr zumutete, die Niederlaſſung zu räumen, da der Landſtrich an Portugal, einem neuen Vertrag zufolge, abgetreten werden ſollte. Die armen Indianer, denen ihr vaterländiſcher Boden ſo teuer iſt, ſollten ſich von ihren freundlichen Dörfern, ihren geſegneten Feldern trennen

— und zu Gunſten Portugal's, das ſie bisher nur als Feind Spaniens kannten! ſie begriffen das nicht; ſie konnten nicht glauben, daß ihr „großer Vater", der König von Spanien, dies von ihnen fordere; als der Vertrag ausgeführt werden ſollte, widerſetzten ſie ſich. Die Miſſionäre verſuchten jedes Mittel, um die Indianer zum Gehorſam zu bewegen, erreichten aber weiter nichts, als daß dieſe nun auch mißtrauiſch gegen ſie zu werden begannen. Die Wut der Indianer war unbezähmbar, als ein portugieſiſches Heer in Uraguay einrückte. Sie griffen zu den Waffen, ohne auf die Abmahnungen der Jeſuiten zu achten und begannen einen Kampf, der bald, führerlos wie ſie waren, zu ihrem Nachteil endete.

Dieſe Empörung, welche ſo einfach aus dem warmen kindlichen Gefühl eines Naturvolkes hervorging, ſollte zu einer Rebellion der Miſſionäre umgeſtempelt werden und die jeſuitenfeindliche, ſogenannte aufgeklärte Partei verbreitete deshalb die merkwürdigſten Lügen, ſogar Goldmünzen, welche der „König Nikolaus" habe prägen laſſen; — die aber von einem ihrer Werkzeuge geſchlagen waren. Daß dies auch allmählich für Verleumdung und Bosheit erkannt wurde, bewies der Nachfolger des Königs Ferdinand VI., Karl III., am klarſten dadurch, daß er die vertriebenen Indianer wieder in ihre verwüſtete Landſchaft und ihre zerſtörten Dörfer zurückrief (1760) und ſie auf's Neue unter die Leitung der Miſſionäre ſtellte.

Aber das achtzehnte Jahrhundert, welches ein Bündnis zwiſchen der abſolutiſtiſchen Staatsgewalt und der falſchen Freiheit des Geiſtes geſchloſſen hatte, um einen Zerſtörungskrieg gegen das poſitive Chriſtentum zu führen, welches dem Abſolutismus ſowohl als der falſchen Freiheit im Wege war — machte ſich in Europa geltend. Der Staat ließ ſich den brutalen oder feinen oder ſchwärmeriſchen Rationalismus mit ſeinen Abarten von Atheismus, Deismus, Philoſophie, Naturreligion — oder wie er ein weſenloſes und namenloſes Ding zu nennen beliebte! gefallen, weil ſich deſſen Hauptangriff gegen die Kirche, ihre Lehren und ihre Inſtitutionen wendete, durch deren Beſtehen — der Staat gewiß nicht! aber allerdings der moderne abſolutiſtiſche Staat, wie er ſich nach dem kirchlichen Abfall des ſechszehnten Jahrhunderts aus einer ganz abſtrakten, ungeſchichtlichen Staatslehre gebildet hatte — ſich beeinträchtigt fand. Er begünſtigte die Empörung des Menſchengeiſtes gegen den Geiſt Gottes, um ſeine irdiſche Macht zu vergrößern und ahnte nicht in ſeinem blinden Wahn von Omnipotenz auf Erden, daß jener entfeſſelte Geiſt, welcher die Autorität der Kirche verachtete, ſehr bald die Autorität des Abſolutismus verachten und mit denſelben Haß den Staat bekämpfen würde. So lange dieſer Haß ſich gegen Religion und Kirche richtete, hieß er aber Aufklärung.

Im Namen der Aufklärung vertrieb ein ränkevoller, gewalttätiger, ehrgeiziger Advokat, welcher den Namen Marquis von Pombal empfing, die Väter der Geſellſchaft Jeſu aus Portugal (1759). Im Namen der Aufklärung erließ Ludwig XV. fünf Jahre ſpäter ein Edikt, welches ihnen nur geſtattete, als Privatperſonen, nicht als Orden, in Frankreich zu leben. Im Namen der Aufklärung ſäumte Aranda, der freiſinnige Miniſter Karls III. von Spanien nicht, dem Beiſpiel der Nachbarländer zu folgen. Die Miſſionen in Paraguay blieben nicht verſchont. Am 16. Juli 1766 ward die Gewalttat ausgeführt. Soldaten umringten das Kollegium von Santa Fé und als Gefangene wurden die Väter von ihren jammernden Indianern fortgeriſſen, welche ſie in Scharen begleiteten und weinend und händeringend die ungerechten Spanier verwünſchten. Ein Gleiches geſchah mit ſämtlichen zahlreichen Kollegien Paraguay's. Die Miſſionäre wurden nach Buenos Ayres geſchleppt, in ſtrenger Haft gehalten, dem Mangel ausgeſetzt und nach einem halben Jahr auf ſpaniſche Kriegsſchiffe gebracht, welche ſie nach Spanien führen ſollten. 171 Jeſuiten, apoſtoliſche Männer, zum Teil ergraut im Dienſt des Evangeliums und gebeugt von der Laſt des Kreuzes bei der Nachfolge Jeſu, wurden wie Sklaven oder Verbrecher im unterſten Raum der Schiffe zuſammengedrängt und demgemäß behandelt. Auf einem derſelben, das über dreißig an Bord hatte, kamen während der Reiſe faſt alle um — Märtyrer der glühendſten Liebe Gottes, welche die Welt ſeit den erſten Chriſtenverfolgungen geſehen hat! Nie iſt ein ſolches Unternehmen ſeitdem verſucht, geſchweige ausgeführt worden! Es gehören dazu die merkwürdigen Gaben, welche die von einer aszetiſchen Erziehung und geiſtigen Bildung getragene Gnade — man möchte faſt ſagen traditionell in der Geſellſchaft Jeſu entwickelt. Wie ſich in manchen Familien mit dem Blute gewiſſe Traditionen von Ehre, Stolz, Würde, Loyalität vererben: ſo ſetzt in der erlauchten Familie Loyolas das Blut des göttlichen Heilands die übernatürliche Tradition von Liebe der Seelen und Liebe zum Kreuz bis zum Tode am Kreuz — von einer geiſtlichen Generation auf die andere fort.

Vor dem Auge und dem Urteil einer von der Aufklärung verblendeten Welt war ſeit jener Epoche der Jeſuit ein halber Satan, ein halber Narr und ein vollkommen Geächteter.

Dieſer grenzenloſe bittere Haß geht zurück bis in die erſten Zeiten des Abfalls im ſechzehnten

Jahrhundert. Der Heilige Geiſt ließ einen großen Sturm, ein gewaltiges Ungewitter in ſeiner Kirche zu, damit ſie von den böſen Elementen und gefährlichen Dünſten gereiniget werde, welche den Niederſchlag des Lebens der Menſchheit bilden und die Folge der menſchlichen Unvollkommenheit ſind, welche auch durch die vollkommenſte, weil göttliche Inſtitution, wie die Kirche iſt, nie ganz getilgt werden kann. Dieſe lange gärenden Elemente kamen in jenem Abfall zur Exploſion. Daß der Doktor Luther auf dem Reichstag zu Worms als Apoſtat ſich hinſtellte, beurkundete die Reife jenes Geſchwürs an dem Leibe der Kirche. Daß die krankhaften Säfte ſich in dieſer Weiſe ausſchieden, genügte aber nicht zur Herſtellung. Ein neues kräftiges Leben, ein friſches Bewußtſein mußte geweckt und die reine Lehre mit Eifer, Klugheit und Geduld, der häretiſchen gegenüber, verkündet werden. Als der menſchliche Hochmut in jener Apoſtaſie ſeinen Triumph feierte und Beſitz nahm von dem Doktor Luther — beugte ſich auf dem Monſerrat der weltliche Sinn des Ignaz von Loyola unter dem heiligen Gehorſam, als der vollkommene Gegenſatz zu Jenem, und die göttliche Gnade geſtatte ihm, dieſem Gegenſatz eine dauernde und feſte Form, von einem ewig lebendigen Inhalt erfüllt, zu geben. Während die Apoſtaſie von der Macht der Welt, von Fürſten und

Es war geſchehen! der Wurf war gelungen wie es ſelten der Fall iſt. „La Clelia" war die Königin der Bühne, und weit über Palermo, über Sizilien, über Italien hinaus flog fortan ihr berühmter Name. In Palermo wurde man nicht müde den Othello zu ſehen und Desdemona anzubeten. Zwanzig Mal hinter einander mußte er gegeben werden und das Entzücken blieb ſich gleich. Aber jeder kindiſchen Vergötterung, die damals überhaupt noch nicht, und in Italien niemals — die geſchraubte und karikirte Höhe des transalpiniſchen Enthuſiasmus unſerer Tage erreicht hatte, wich Clelia ernſt und ruhig aus. Auf der Bühne nahm ſie wie eine Göttin mit lieblicher Huld jede Ovation hin; außerhalb derſelben ging das Alles ſie gar nichts an. Der paſſionirte Character ihrer Schönheit, ihres Geſanges und ihres Spiels war eine machtvolle Beſchwörung um die Männerwelt in ihren Zauberkreis zu locken. Aber den Bann in den Clelia ſie geſungen hatte, brach ſie ſelbſt wieder wenn man ihre Bekanntſchaft ſuchte. Dann war ſie nicht mehr die Künſtlerin, die Prima donna, das ſchöne gefeierte Idol das ſich gefallen laſſen muß in Weihrauch und Blumen erſtickt zu werden; — dann war ſie die vornehme Frau. Mit freundlichem Ernſt, immer abwehrend, nie auffodernd, hörte ſie Schmei-

Heeren, von Kronen und Schwertern unterſtützt, gegen ihr geiſtliches und weltliches Oberhaupt, gegen Papſt und Kaiſer rebellierte, hing der Apoſtel der reinen Lehre demütig ſein Schwert am Altar auf und brauchte für ſich und ſeine Schüler und Gefährten keine andere Waffen, als die der „geiſtlichen Übungen.“ Je tiefer und ſinnlicher der Kreis, in welchem die Apoſtaſie ſich bewegte, um deſto höher und geiſtiger war die Sphäre, in welcher ihre Gegnerin lebte. Jene zog den irdiſchen Menſchen, der die Abtötung floh und die Selbſtverleugnung haßte, an ſich; dieſe hob gerade durch Abtötung und Selbſtverleugnung den Menſchen aus der Sinnlichkeit in das übernatürliche Leben hinein. Wäre die Irdiſchkeit nicht ſo unüberwältigt in den Abgefallenen geweſen, wie hätten Prieſter, wie hätten Ordensmänner nicht nur ihre Gelübde brechen, ſondern ſogar eine Ehre darin ſetzen können, daß ſie es taten! Der wahre Reformator beginnt bei ſich ſelbſt. Als der heilige Ignatius die Geſchichten der Heiligen las, ſprach er ganz einfach zu ſich ſelbſt: „Dies ſind Menſchen gleich Dir, ſo mußt Du werden gleich ihnen.“ Und er ward es; denn er glaubte an die göttliche Kraft des Blutes Jeſu, als treuer Sohn der Kirche, und in dieſem Glauben arbeitete er an ſeinem eigenen Inneren und unterjochte den natürlichen Menſchen. Für dieſe Arbeit, dieſen Kampf waren Jene nicht ſtark genug, weil ihnen der katholiſche Glaube, der ſeit anderthalb Jahrtauſenden die Welt beherrſchte, ſegnete und beſeligte — der Glaube an die göttliche Kraft des Blutes Jeſu mangelte; denn hätten ſie ihn gehabt, o ſo hätten ſie ſich in Ewigkeit nicht von der Kirche trennen können — ſowie kein Menſch einen Selbſtmord begeht, der ſein Leben liebt — weil jenes Blutes göttliche Kraft die Verbindung des Lebens zwiſchen all' ihren Gliedern iſt. Aber ſie glaubten nicht mehr; ſie waren tot; das Tote fällt ab.

Norddeutſchland mit ſeinen zahlreichen kleinen Fürſtentümern und mit der Univerſität Wittenberg verfiel faſt ganz der neuen Lehre. Das Volk wurde, wie immer von Neuerern, durch glänzende Redensarten vom Wort Gottes und vom reinen Evangelium geblendet. Böſe Prieſter und Ordensmänner gingen froh und freiwillig zu ihr über; Unwiſſende, aus Gleichgiltigkeit; Schwache aus Furcht; und da man auf dieſe Weiſe eine kompakte Maſſe für ſich hatte, ſo wurden die treuen Prieſter durch Gewalt entfernt. Vielleicht wäre Süddeutſchland ebenſo vollſtändig dem Verderben verfallen, wenn nicht hier die Geſellſchaft Jeſu ihre Tätigkeit entfaltet und dadurch bewieſen hätte, wie zeitgemäß und notwendig ihre Entſtehung war. Ferdinand I. von Öſterreich verlangte im Jahr 1551 die erſten Väter vom heiligen Stuhl und die erſten Gefährten des heiligen Ignatius kamen nach Deutſchland, Bobadilla an die Univerſität Wien, Le Jay und Salmeron nach Ingolſtadt, Le Fèvre nach Mainz und Köln. So wie ſie feſten Fuß gefaßt hatten, breiteten ſie ſich weiter aus und zwar ſo ſehr, daß ſie bei Lebzeiten ihres Stifters, der am 31. Julius 1556 ſtarb, ſchon vierundzwanzig Kollegien in Deutſchland hatten.

Derjenige, der ſich vor allen wie eine Mauer vor die Kirche in Süddeutſchland ſtellte, war der Pater Caniſius, ein Niederländer. Durch zahlloſe wohlfeile Volksſchriften wurde die Irrlehre nach allen Seiten hin eifrig und leicht verbreitet; daher war es notwendig, daß ein kurzes und faßliches Lehrbuch der katholiſchen Religion jener entgegen arbeiten und für Geiſtliche und Weltliche zur Regel des Glaubens dienen könne; dabei im Preiſe niedrig genug ſei, um von allen angeſchafft zu werden. Ignatius erhielt von Ferdinand I. den Antrag, ein ſolches Buch von Gelehrten ſeines Ordens verfaſſen zu laſſen, und dieſer beſtimmte den Caniſius zu dieſer Arbeit. Im Jahr 1554 erſchien deſſen berühmter Katechismus und aus dem Grimm, womit die Irrlehrer über dies ſchnell verbreitete Buch herfielen, kann man leicht ſchließen, wie gefährlich es ihnen war. In der Kirche befeſtigte es den Ruf des Pater Caniſius. Er ward zum erſten Provinzial der Jeſuiten in Deutſchland ernannt und an allen Orten, wo man Gefahr für den katholiſchen Glauben ſah oder fürchtete, begehrte man ihn oder doch ſeine Ordensbrüder. Der größte Segen folgte ſeinem Wirken. Die Kollegien, die er gründete und in ihnen einen frommen und gelehrten Prieſterſtand heranzog, ſeine Predigten, ſeine Chriſtenlehren, ſein Einfluß auf die beſſere Erziehung der Jugend, ſeine hohe Tugend, ſein demütiger Wandel bei ſo großen Gaben des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, ſeine tiefe Kenntnis der Zuſtände und Verhältniſſe der Zeit und der Mittel um ſie zu heben, das Anſehen, welches er bei den Großen in der Welt und in der Kirche genoß, ſeine Schriften, ſeine Miſſionen bei dem armen Landvolk, ſeine Reiſen durch die bedeutendſten Länder Deutſchlands — alles machte ihn zu einem echt apoſtoliſchen Verkünder des Evangeliums. Er rettete viele Verlorene und bewog ſie zur Umkehr, ſchützte viele Schwache vor dem Abfall, erwärmte viele Laune und belebte viele Gläubige zu regem Eifer. Er und die Prieſterjünglinge, welche er in ſeinen Kollegien erzog oder welche Rom aus dem deutſchen Kollegium, dieſer Pflanzſchule für deutſche Prieſter, ihm zuſendete — ſie retteten Öſterreich, Bayern, Tirol, einen Teil der Schweiz, das Rheinland vor dem Fortſchritt oder dem Eindringen der Irrlehre und entkräftteten zugleich die Behauptung der Gegner des Glaubens, daß Rom und der Papismus unfähig wären, würdige Prieſter zu bilden. Ihre ſtrenge Sittlichkeit, ihre Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und Uneigennützigkeit bewieſen genau das Gegenteil.

Der Pater Caniſius arbeitete während der ganzen letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts der Irrlehre in Deutſchland mit unermüdlicher Kraft und Tätigkeit entgegen. Er ſtarb am Schluß des Jahres 1597 im hohen Alter zu Freiburg in der Schweiz, wo er das weltberühmte Jeſuitenkollegium gegründet hat, welches in unſern Tagen von der modernen Barbarei, die ihren früheren etwas allzu theoretiſchen Namen „Aufklärung“ in den mehr praktiſchen „Fortſchritt“ umgewandelt hat — zerſtört worden iſt.

So trat die Geſellſchaft Jeſu in allen Weltteilen zu gleicher Zeit gerade in dem Augenblick auf, als es galt zu zeigen, daß der Heilige Geiſt jetzt wie immer ſeine Kirche erleuchte und regiere, und daß ihr das Wort: „Lehret alle Völker“ nicht umſonſt geſagt ſei. Darum hatte die Vorſehung alle Wege des Erdballs geöffnet und alle fremden Zonen zugänglich gemacht — darum war der Kanal der Geiſtesſtrömungen, die Buchdruckerkunſt, entdeckt — darum mußte in ihrem eigenen Schoß ein Geſchwür aufbrechen, an dem ſie hätte ſterben müſſen, wenn ſie nicht göttlichen Urſprungs geweſen und zum ewigen Leben berufen wäre — ewig, weil ſie das Wort, das Eine, das Ewige, das Leben ſelbſt umſchließt. Glorreich lehrend, glorreich kämpfend, glorreich triumphierend ſtand ſie da mit ihren Glaubensboten, Märtyrern und Heiligen! — und nicht etwa in der von ihren Gegnern ſogenannten Finſternis verſchollener Jahrhunderte; nein! in der neuen Zeit, wo der geiſtige und materielle Verkehr der Völker und der Individuen in einen ganz neuem Umſchwung, in eine Lebensphaſe von großer Regſamkeit, in tauſend Beziehungen, Verbindungen und Anforderungen trat, die früher nicht ſtattgefunden hatten; wo Druck und Schrift bereit waren, das Dunkle an's Licht zu ziehen, das Zweifelhafte nicht anzuerkennen, das Übertriebene auf ein richtiges Maß zurückzuführen; wo eine ſo bittere und weltmächtige Feindſchaft gegen die Kirche Gottes ſich entwickelte, daß die Gebrechen, welche ihre menſchlichen Träger mit der ganzen Menſchheit teilen, immer ihr, als ein Zeichen ungeheurer Verderbtheit, angerechnet wurden. Und dennoch konnte ihr jene dreifache Glorie nicht abgeleugnet werden! Der Haß, mit welchem ſowohl die Irrlehre, als die Gegner in ihrem eigenen Schoß ihren großartigen Erſcheinungen teils falſche und böſe Motive unterſchoben, teils ſich bemühten, naſerümpfend über dieſe Erſcheinungen hinweg zu ſehen, beweiſt klar genug, daß dieſelben nicht zu leugnen und — was noch wichtiger iſt! — daß ſie nicht nachzuahmen, weil ſie Gnadengaben des Heiligen Geiſtes ſind.

O geliebte göttliche Mutter! wie breiteteſt Du ſo zärtlich Deine weichen großen Flügel über den Erdball aus, um unter ihnen alle zu ſchirmen, zu ſammeln, die nach dem Ebenbild Gottes geſchaffen und Dir anvertraut waren! Zu Aſiens uralten Völkern, verbildet durch verzerrte Religionen voll falſcher Weisheit — zu Afrika's ſtumpfem Neger, der ſeinen Fetiſch in träumeriſcher Sinnlichkeit anbetet — zu dem ſcheuen Wilden, dem verſchüchterten Indianer des neuen Weltteils, der durch ſeine Steppen und ſeine Wälder ſchweift ohne Götzen und ohne Gott — und zu den beklagenswerteſten von allen, zu den Abgefallenen, den Irrenden in unſerm Weltteil — erſchallte Dein Ruf, Deine Bitte, Deine Klage, Deine Zähre. Und hatteſt Du den heißen untröſtlichen Schmerz, daß in Europa Millionen Seelen Dir verloren gingen: ſo ward Dir dafür der Troſt, daß Du in andern Zonen Millionen für die Erkenntnis des wahren Gottes gewannſt, welche Dir danken, indem ſie Ihn preiſen.

Spanien! wunderbares Land! Land des Kreuzes und des Schwertes! Deine Kinder alle ſind unter dieſer doppelten Konſtellation geboren, und tritt das bei den alltäglichen Ereigniſſen und den im gewöhnlichen Leben ſich bewegenden und entfaltenden Charakteren nicht hervor, ſo prägt der kämpfende und ſiegende Glaubensmut, der während langer Jahrhunderte das ſpaniſche Lebensprinzip gegen die Mauren bildete, ſich um ſo mächtiger in einzelnen Erſcheinungen aus, die den Geſamtcharakter zu ſeiner intenſivſten und höchſten Blüte bringen. So war der heilige Ignatius, der Geiſtesmann, mit Schwert und Kreuz über die ganze Erde dahinziehend, ein Held Gottes. So war die große, die gewaltige Ordensfrau, die heilige Thereſia von Cepeda, die freilich das Schwert nur gegen ſich ſelbſt führte und das Kreuz nur über ihrem Herzen aufrichtete. Aus dieſem ganz innerlichen, ganz in die göttliche Liebe verſenkten Leben brachen zwei leuchtende Strahlen hervor, welche dem Schwert und dem Kreuz entſprachen, die ſie in ihrer Seele vereint umfing: ſie reformierte den Karmeliterorden und ſie betete. Sie durchlebte das ſechzehnte Jahrhundert von 1515 bis 1582, und zu einer Zeit, wo Männer es zu ſchwer fanden, ihre Ordensgelübde zu halten, verſchärfte ſie die Regel ihres Ordens zur urſprünglichen herben Strenge zurück. Zu einer Zeit, wo alle entfeſſelten böſen Leidenſchaften von der religiöſen Autorität ſich losgeſagt und das

Fleiſch nicht bloß zur Empörung wider — ſondern zur Herrſchaft über den Geiſt gebracht hatten: führte ſie die Seelen in das höchſte geiſtige Leben ein und machte ſie heimiſch im Gebet. Die Kirche war wie der Heiland in der Wüſte (Ev. Mark. 1, 13.): „und er war bei den wilden Tieren; und die Engel dienten ihm.“ Thereſia gehörte zu den Gliedern der Kirche, welchen die Engel dienten. Sie war die große Beterin des ſechzehnten Jahrhunderts, vielleicht die größte aller Zeiten; ſie war eine Meiſterin im Gebet.

Aus einer adeligen Familie zu Avila in Alt-Kaſtilien im Jahr 1515 geboren, war ſie eine Zeitgenoſſin und Landsmännin jenes Heeres von Heiligen, welches Spanien damals in den Kampf gegen den Unglauben ſchickte. Des heil. Ignatius, des heil. Franz Xaver, des heil. Franz Borgia nicht zu erwähnen, glänzten unter dieſen Kämpfern für das Kreuz der Heil. Petrus von Alcantara, der den Franziskaner-Orden zu einer beiſpielloſen Strenge reformierte; der heil. Johannes von Gott, Stifter der barmherzigen Brüder; der heil. Johannes vom Kreuz — dem Orden und der Seele nach ein geiſtlicher Bruder der heiligen Thereſia. Es war etwas in der Strömung des Geiſtes und in der Luft der Zeit, was große Seelen ergriff und ſie vor der Sündflut des Irr- und Unglaubens, welche die Welt zu überſchwemmen drohte, in der Arche der Kirche, auf dem Ararat der Heiligkeit landen ließ.

Der Erklärung ihrer Beichtväter zufolge hat die heilige Thereſia nie eine Todſünde begangen: ſo konnte denn ihre nie von Gott getrennte Seele, wie eine Ampel von reinem Kriſtall, den Lichtſtrom der heiligmachenden Gnade rein aufnehmen und rein aus ſich herausſtrahlen. Sie ſelbſt ſpricht von ſich wie von der größten Sünderin, weil einige Gedanken von Eitelkeit oder ein Anflug von weltlichem Ehrgefühl oder eine leichte Vorliebe für dieſe und jene weltliche Perſon in der erſten Jugend durch ihren Sinn flogen. Aber ſeit ihrer frühеſten Kindheit hatte ſie eine ſo lebhafte Sehnſucht nach der göttlichen Liebe, daß ſchon ihr ſechsjähriges Herzchen davon entzündet war und ſie veranlaßte, mit ihrem kleinen Bruder aus dem Vaterhauſe zu fliehen, um bei den Mauren den Märtyrertod zu ſuchen. Ihr Oheim begegnete den kleinen Flüchtlingen vor dem Tor und hieß ſie umkehren. Als es nun nichts mit dem Märtyrertod war, wollten ſie ſich dem Einſiedlerleben widmen; aber die Einſiedeleien, die ſie ſich im Garten zu bauen verſuchten, fielen immer während des Baues zuſammen! Das hätten freilich nur Kinderſpiele, durch äußere Veranlaſſung hervorgerufen, ſein können. Bei ihr war es jedoch das erſte Fünkchen der ſtarken und ſtillen Flamme, die chelworte an, und traf ſie einmal auf wirkliches Verſtändniß, ſo ging ſie freudig und dankbar darauf ein inſofern es die Kunſt — nie inſofern es ihre Perſönlichkeit betraf.

Natürlich erhoben ſich Neid, Mißgunſt und Eiferſucht, dieſe kläglichen Attribute der Mittelmäßigkeit und der Talente zweiten Ranges gegen ſie. Natürlich geſellte ſich eine Maſſe von gekränkten Eitelkeiten und verdunkelten Eigenlieben ihnen zu. Natürlich erhob ſich ein übelwollender, mißtönender Chor gegen ſie, der ihr nichts verzieh, und ihr Alles verziehen hätte — wäre ſie nur kein Genie geweſen! Dadurch war ſie ihnen Allen in eine Region entrückt von der ſie das heimlich grollende, uneingeſtandene Bewußtſein der Unerreichbarkeit hatten. Natürlich fühlte Clelia ſich durchaus nicht davon berührt. Sie brauchte keine Protection — weshalb ſollte ſie darum betteln? keine Partei — weshalb den Parteimenſchen ſchmeicheln? Sie hielt ſich in fernſter Zurückgezogenheit von allen Intriguen und Kabalen der Bühnenwelt, von aller Kokketterie mit dem Publikum. Man warf ihr Stolz gegen ihre Künſtlergenoſſen und Nichtachtung des Publikums vor. Sie vertheidigte ſich gegen keine Anſchuldigung ſo abſurd oder ſo ernſthaft ſie ſein mogte. Mit einer ganz unerſchütterlichen Seele ging ſie ihres unwandelbar gen Himmel brannte. Nach dem Tode ihrer Mutter verfiel ſie in jene Weltlichkeit, die ſie ſpäter ſo ſehr bereute. Ihr ſorgſamer Vater entzog ſie jedoch bald dieſer Gefahr und dem Umgang mit einer weltlich geſinnten Verwandten, indem er ſie bei vierzehn Jahren in ein Karmeliteſſenkloſter gab, wo ſie ſich ſogleich ſehr gefiel, aber anfangs nicht die Abſicht hatte, den Schleier zu nehmen. Als nach achtzehn Monaten ihre Geſundheit zu wanken begann, mußte ſie zu ihrem Vater zurückkehren und nun entſpann ſich allmählich ein Kampf in ihrer Seele um den Weg, den ſie einzuſchlagen habe für ihr ewiges Heil. Sie liebte ihren frommen und tugendhaften Vater zärtlich; er wünſchte nicht ſich von ihr zu trennen; ihre Geſundheit wurde immer ſchwächer; und dennoch kam ſie zu der Überzeugung, daß ſie ſich ausſchließlich dem Herrn weihen müſſe. Die Torheit und Eitelkeit der Welt erſchienen ihr in voller Nichtigkeit und die Erinnerung, daß ſie ſich dennoch einſt dadurch hatte berühren laſſen, erfüllte ſie mit Mißtrauen gegen ihre Schwachheit. Als ſie die Zuſtimmung ihres Vaters nicht erhalten konnte, nahm ſie ihre Kraft zuſammen, hieß die Gefühle des natürlichen Menſchen ſchweigen, ging eines Morgens in das Karmeliteſſenkloſter von der Inkarnation und bat um das Kleid der Novizen. Die Gnade ſiegte über die Natur und von dem Augenblick an fand ihre Seele, die nichts begehrte als Gott zu dienen, um ſich zu heiligen, ſich wie in einen Strom von Seligkeit getaucht. Alle Übungen des Hauſes, alle Abtötungen des Willens, jede Unterwerfung im Gehorſam — Alles wurde ihr ſo ſüß und leicht, alles erfüllte ſie mit ſo himmliſcher Freude, daß ſie ſich mit unbedingter Hingebung dem Dienſt Gottes aufopferte, möge er ihr in Zukunft Schweres oder Leichtes bringen. Nach kurzer Prüfungszeit legte ſie im November 1534, in ihrem zwanzigſten Jahr, mit tiefer Andacht und feierlicher Liebe die Ordensgelübde ab. Sie war ein ſchönes und äußerſt einnehmendes Weſen; nicht bloß ihr Vater und alle Mitglieder ihrer Familie hingen mit der größten Zärtlichkeit an ihr; wer nur in ihre Nähe kam, liebte ſie. Ihr Charakter war ſo edel, uneigennützig und mild — ihr Geiſt ſo reich, ihre Phantaſie ſo blühend und lebhaft, ihr Urteil ſo fein und ſo richtig, daß ſich jeder in ſeiner Weiſe angenehm von ihr angeſprochen fand. Sie hätte die Welt bezaubern können! ſie verſchmähte es — und gab Gott ihr Herz.

Während fünfundzwanzig Jahre lebte ſie nun eines jener in Gott verborgenen Leben, welches ſich leben, aber nicht beſchreiben läßt — außer von denjenigen, die es gelebt haben. Und in ihren „Selbſtbekenntniſſen" hat die heilige Thereſia es getan. Sie ſpricht in denſelben wie eine Hoheprieſterin der göttlichen Liebe aus dem Allerheiligſten des Tempels heraus, voll ſüßer Weisheit, tiefer Demut, bewundernswerter Unbefangenheit und übernatürlicher Erleuchtung; klar — bei allem Tiefſinn, hoch — bei aller Aufrichtigkeit; ſo glutvoll und dabei ſo einfach, wie nur eine Seele es vermag, welche die höchſte Wahrheit nicht ſowohl ausdrückt als ausſtrahlt. Sie ruhte in der göttlichen Liebe und im Widerſchein dieſes überirdiſchen Lichtes erkannte, erfaßte und bezeichnete ſie den ganzen myſtiſchen Zuſammenhang der liebenden Seele mit dem Urquell der Liebe und den Weg, den ſie zu wandeln hat, um ſich von Stufe zu Stufe dem Ziel zu nähern. Dieſer Weg — iſt das Gebet und jene Stufen nennt ſie das betrachtende Gebet, das Ruhegebet, das Vereinigungsgebet und die heilige Entzückung der Seele. Sie ſelbſt brauchte Jahre, bevor ſie im betrachten-Gebet nicht mehr durch Langeweile, Flatterhaftigkeit der Gedanken, Zerſtreutheit der Sinne, Widerwillen und Überdruß heimgeſucht wurde. Dieſe Gebrechlichkeiten und Schwächen zu überwinden, ſich aus all' der peinlichen Zerſtreuung und der unbehaglichen Dürre herauszureißen und bei der Betrachtung der Heilswahrheiten oder des Lebens und Todes des Heilandes zu beharren, nicht weil man Freude oder Troſt dabei empfindet, ſondern nur durch einen Akt des Willens — erfordert eine große Standhaftigkeit und einen ausdauernden Mut, zu denen ſie dringend alle Seelen anfeuert, weil dieſe erſte Stufe das Fundament des Fortſchrittes im innern Leben und ohne ſie — dieſes unmöglich iſt. Der Hauptvorteil dieſes Gebetes beſteht darin, daß die Seele vor Gott ihre Treue und den feſten Willen ihm zu dienen dargelegt hat und daß ſie zu der Erkenntnis voll heilſamer Demütigung komme, wie ſchwach in ihrem Aufſchwung, wie umhergetrieben vom Luftzug der unſtäten natürlichen Neigungen, wie dürftig in ihren Aſpirationen nach dem Ewigen ſie iſt, da ſie mit all' ihrem Willen nichts weiter vermag, als den Überdruß da zu überwinden, wo ſie ſich gern zutraute ſelig zu ſein: in der Betrachtung der Liebe und Herrlichkeit Gottes. Ganz offenherzig erzählt die Heilige, ſie habe während mehrer Jahre vor Ungeduld kaum den Stundenſchlag erwarten können, welcher der mit klöſterlicher Pünktkeit gehaltenen Betrachtung ein Ende machte.

Hat ſich die Seele in Treue und Demut Gottes Beiſtand erfleht und mit Ausdauer bei ſeiner Barmherzigkeit um nichts gebeten, als um ihr ewiges Heil — nicht um Troſt, nicht um Frieden, nicht um Erquickung! — ſo verſagt er ihr ſeinen Beiſtand nicht und ſie darf zur zweiten Stufe, zum Ruhegebet aufſteigen. Dies beſteht in einer tiefen

Sammlung des Verſtandes, des Gedächtniſſes und des Willens, welcher letztere ſich ſelbſt und jene beiden Kräfte wie in die Gefangenſchaft der Liebe Gottes gibt und, um in derſelben zu bleiben, nur manchmal mit einer leiſen Erweckung der Demut vor dem Angeſicht des Allheiligen ſich zu regen braucht — wie ein guter Schwimmer nur ab und an eine linde Bewegung der Hand nötig hat, um ſich in liegender Stellung auf dem Waſſer zu erhalten. Unausſprechlicher Troſt und überſchwengliche Freudigkeit ergießen ſich in die Seele! Knoſpen der Tugend erblühen in ihr, Funken der Liebe Gottes wandeln ſich in Flammen um; — aber dennoch tritt auch hier noch zuweilen Dürre ein, ſo daß der myſtiſche Garten der Seele wie mit Sand und Staub bedeckt wird, worin ſeine ſchönſten Blumen welken. Um allen Täuſchungen über den wahren Geiſt des Gebetes vorzubeugen und um weder in Entmutigung noch in Selbſtgefälligkeit zu ſtürzen, ſagt die Heilige von der erſten Art des Gebetes:

„Die wahre Liebe Gottes beſteht darin, daß man in der Geradheit des Herzens ihm diene, mutigen Sinnes ihm zuwandele und die Demut übe; — aber nicht in vielen Tränen oder in dem Wunſch, zärtliche Tröſtungen zu empfangen.“

Und über die zweite Art:

„Das Gebet kann keine gute Wirkung in uns hervorbringen, wenn wir ihm nur obliegen, um darin einen Genuß zu finden! in dieſem Fall bleibt die Seele unruhig, ohne die notwendige Demut, ohne entſchiedene Neigung das zu tun, was Gott will, ohne Erleuchtung des Verſtandes, ohne feſten Beſtand in der Tugend.“

Mit ſicherer Hand zieht ſie eine beſtimmte Grenze zwiſchen dem wahren Fortſchritt im innern Leben und zwiſchen den nebelhaften, ſchillernden Trug- und Scheingebilden einer von Eitelkeit und Hochmut beherrſchten Einbildungskraft. Der Prüfſtein, den ſie auf dieſe Grenze legt, iſt die Vervollkommnung, die höhere Heiligung. Fällt die Seele bei der Berührung mit dieſem Prüfſtein wie falſches Gold zuſammen: ſo könnte ſie bis in den dritten Himmel entrückt worden ſein — ihr Gebet wäre nicht echt, ihre Viſion nicht übernatürlich, ſondern das Ganze nur eine Vorſpiegelung des uralten Feindes der Wahrheit, des Vaters der Lüge geweſen.

Die dritte Stufe, das Gebet der Vereinigung, beſchreibt ſie als einen ſüßen Schlummer der Seelenkräfte. „Die Seele ſchwimmt gleichſam im Strom der Gnade, ſchwebt wie in himmliſcher Torheit — welche ihr aber in unausſprechlicher Weiſe die wahre Weisheit enthüllt. Sie iſt trunken von der Liebe Gottes. Will Gott ſie in den Himmel aufnehmen, ſo gehe ſie hin! Will er ſie in die unterſte Hölle verſenken, ſo kümmere auch das ſie nicht! Ihm kommt es zu, mit ihr zu ſchalten wie mit einer Sache, die ihm allein und ohne Rückhalt angehört.“

Welche hohe Offenbarungen dieſer göttlichen Liebe ſie überſtrömt haben mögen, verrät ihr Ausruf:

„O mein König! da ich nicht frei bin von jener heiligen Torheit, ſo kann Deine arme Magd die Leiden nicht mehr aushalten, die ſie fern von Deinem Angeſicht drücken. Dieſe arme Seele ſeufzt nur nach ihrer Befreiung! außer Dir kann nichts ſie tröſten — ſo daß ſie gegen die Natur zu leben ſcheint, weil ſie nicht in ſich, ſondern in Dir leben mag.“

Ach, der Zuſatz, den ſie bei der Erklärung der vierten Stufe des Gebetes macht: „Dies wird für Manchen arabiſch ſein!“ dürfte für uns vielleicht ſchon bei der dritten angewendet werden. Von jener heiligen Entzückung, jenem wonnereichen Aufſchwung der Seele ſagt ſie:

„Er fällt zuweilen in Augenblicke, wo man am wenigſten daran denkt. Im Anfang iſt er immer die Folge einer langen Betrachtung, indem der Herr die Seele allmählich zu ſich hinaufzieht, bis er ſie zuletzt mit ſeiner göttlichen Hand erfaßt — wie man ein Vöglein, das lange umhergeflattert iſt, ergreift und wieder in ſein Neſtchen ſetzt, auf daß es ausruhe. — Wenn eine Seele auf dieſe Weiſe ihren Gott ſucht, ſo verſinkt ſie plötzlich wie in eine unſäglich ſüße Ohnmacht, die Kräfte des Körpers verlaſſen ſie, die Sinne ſchwinden, das Gedächtnis regt ſich nicht, der Wille iſt ganz verſenkt in die Liebe.“

Aber nicht auf dieſe Extaſe beſchränkt ſich die Gnade dieſes Gebetes. Es bringt ein ganzes Gefolge von Tugenden mit ſich, namentlich die tiefſte Demut; denn es gießt eine ſo himmliſche Klarheit in die Seele, daß dieſelbe all' ihre Unvollkommenheiten, auch die geringſten und verborgenſten, deutlich erkennt und bei dieſem Anblick, und dieſem Licht gegenüber, die letzte Anwandlung von Eitelkeit und weltlicher Ehrbegier ſchwinden läßt. Nie darf die Seele vergeſſen, daß ſie aus ſich ſelbſt nur Elend und Schwäche hervorbringt; daß es Gnadenbezeigungen ſind, die ihr der Herr in ſolchem Gebet erweiſt und daß ſie daher gegen ſich ſelbſt ſtets mißtrauiſch ſein müſſe.

„Wenn wir aber einer ſo großen Gnade treu nachkommen, indem wir ihr alle Kräfte weihen: ſo vereinigen ſie ſich, wie die Dünſte der Erde zuſammenfließen, um Wolken zu bilden; und Gott zieht dieſe heilige Wolke, die zum Himmel aufſteigend uns mit ſich fortreißt, zu ſich empor, um uns die Schätze ſeines ewigen Reiches zu enthüllen.“

Dieſe übernatürliche Kraft, dieſer plötzliche Anflug des göttlichen Geiſtes, der die Seele, wie ein myſtiſcher Adler ſeine Beute, zum Himmel entführt, war zuweilen ſo ſtark, daß er auch ihren Körper emporhob und ihn die Erde nicht mehr berühren ließ. Wie bei dem ſeraphiſchen Franziskus war der Leib dermaßen abgetötet, die Sinnlichkeit dermaßen überwältigt und der Geiſt ein ſo unumſchränkter Herr geworden, daß in den Augenblicken, wo er ſich mit voller Kraft dem Zug der göttlichen Liebe hingab, alle Bedingungen der Körperwelt und alle Schranken der Irdiſchkeit aufhörten. Wild wächſt das Unkraut, Diſteln und Neſſeln wuchern von ſelbſt; aber mühſelig muß der Boden bebaut werden auf dem der Ölbaum, der Orangenbaum gedeihen ſollen. Köſtliche Früchte begehren ein gepflegtes Erdreich, das ſcharf und tief durchgraben und umackert werden muß. Mannigfache Prüfungen, Krankheit, Trübſal, Verfolgung, durcharbeiten die Seele und ſchälen ſie ab von der Anhänglichkeit an die Welt und das Ich; und ſie fehlten in keiner Weiſe der heiligen Thereſia. Sie verfiel bald nach ihrem Eintritt ins Kloſter in ein Herzübel, das ihr jahrelang namenloſes Leiden bereitete und ſie öfter an den Rand des Grabes brachte. Die Arzneien, die ihr Heilung bringen ſollten, wirkten ſo zerſtörend auf ihre Nerven, daß ein krankhafter Trübſinn ſich eine Zeit lang ihrer bemächtigte und geiſtige Qual zu der Pein des Leibes fügte. Aber nie bat ſie Gott um Erlöſung von ihren furchtbaren Leiden; nie erlaubte ſie ſich die leiſeſte Klage. Mit Geduld und Starkmut hielt ſie ihre Seele unveränderlich ſeinem heiligen Willen zugewendet. Vier Jahr lebte ſie ſchwankend zwiſchen Leben und Tod; darauf drei Jahre an allen Gliedern gelähmt. Als ſie ſich endlich wieder ein wenig fortſchleppen konnte, pries ſie die Gnade Gottes mit gerührtem Herzen. Alle Kloſterfrauen waren ergriffen durch ihre Sanftmut und Ergebung.

Inzwiſchen verlor ſie auch ihren frommen geliebten Vater, der ſie oftmals beſuchte, indem das Kloſter der Inkarnation keine ſtrenge Klauſur hatte, und den ſie durch ihre Unterweiſungen im Gebet zu einer hohen Vollkommenheit führte. Die ihre ſchritt anfänglich nicht in dem Maß vor, wie die Gnadenfülle es hätte erwarten laſſen, welche Gott über ſie ausſchüttete; — denn ſie hatte keine erleuchtete Seelenführer. Sie war noch zu jung und zu unerfahren, um zu verſtehen, daß die Gnaden ihr zuteil geworden, welche die großen Heiligen bilden, indem ſie des Gebetes der Ruhe, ſogar der Vereinigung, bei zwanzig Jahren ge-

Weges. Dem Impreſario gegenüber ſtellte ſie ihre Foderungen ſo hoch wie möglich, aber ſie erfüllte pünktlich die geringſte wie die größte Verpflichtung, ärgerte ihn nie durch Launen, verfiel nie in willkürliche Heiſerkeit, war immer bereit ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ihren Genoſſen erwies ſie ſich höflich, dem Publikum dankbar. Als einer ihrer Anhänger ihr zu wenig Aufmerkſamkeit gegen daſſelbe vorwarf, entgegnete ſie verwundert:

„Wie? ich ſpiele mit den beſten Kräften meiner Seele .... ich gebe mein Genie und mein Herz hin — kann man denn mehr Aufmerkſamkeit, ja mehr Hochachtung an den Tag legen?“

„Aber Sie berückſichtigen nicht deſſen Geſchmack und Gewohnheiten. Es liebt nun einmal dieſe Rouladen, jene Fiorituren“ .... —

„Nun, die kann es ja von Denjenigen exekutiren laſſen deren Stärke darin beſteht. Ich — muß ſingen nach meinen Inſpirationen, aber nicht nach den Launen des Publikums.“

„Auch von Ihren Inſpirationen will man behaupten ſie ſeien nicht kunſtgemäß, ſie würden nicht beherrſcht durch Regel und Studium. Daher würden Sie ſelbſt ſtets von Ihrer Rolle beherrſcht, ſtatt daß Sie dieſelbe beherrſchen ſollten. Daher ſpielten Sie gleichſam bewußtlos und ohne Rechenwürdigt ward. Sie betrübte ſich über die Tränen, die ſie unter der Einwirkung der göttlichen Liebe ſo oft und andächtig vergoß, weil ſie immer fand, daß ihr keine Früchte daraus erwuchſen und weil ihre Rückfälle in das, was ſie ihre Sünden nannte, ſie ſehr beängſtigten. Sie fürchtete ſich Täuſchungen hinzugeben, wie das wohl anderen Frauen geſchehen war, und in die Fallſtricke des böſen Feindes zu geraten. Sie bat fromme und tugendhafte Männer, Geiſtliche und Laien, um Rat und Licht und befolgte, ſo treu ſie es vermochte, was man ihr anriet. Die Einen hielten all' jene außerordentliche Dinge für Selbſttäuſchung, indem es nicht wahrſcheinlich ſei, daß Gott Ungewöhnliches einer Seele gewähren werde, die noch in ſo harten Kämpfen um die Vollkommenheit begriffen ſei. Ein Anderer riet ihr, dieſen Gnadenerweiſen aus aller Kraft Widerſtand zu leiſten, ſtatt ſich ihnen hinzugeben. Sie tat es und der Lohn ihres demütigen Gehorſams war eine wunderbare Ruhe; aber ihre Extaſen wurden nur um ſo häufiger.

Endlich kam der Pater Franz Borgia von der Geſellſchaft Jeſu nach Avila, beſuchte ſie auf Vermittlung ihres Beichtvaters, hörte ſie an über das, was in ihr vorging und ſprach dann die Überzeugung aus, daß es vom Geiſt Gottes herrühre und daß, wenn es auch zweckmäßig geweſen ſei es zu prüfen, ſie jetzt nicht länger dem Zug des göttlichen Geiſtes Widerſtand leiſten dürfe. Er verließ ſie tief beruhigt und als bald darauf der ſeelenkundige Pater Alvarez ihr Beichtvater ward, hofft ſie gleichmäßig auf dem Pfad der höheren Vollkommenheit fortgehen zu können. Anfangs war ſein Einfluß ein ſehr günſtiger. Da die Karmeliteſſen des Kloſters von der Inkarnation keine eigentliche Klauſur hatten, ſo fanden alle weltlichen Perſonen im Sprachzimmer unbeſchränkten Zutritt, und die heil. Thereſia ſah dort, wie alle übrigen Kloſterfrauen, ihre Freunde und liebte deren Umgang und Unterhaltung. Nie hatte einer ihrer Beichtväter etwas Tadelhaftes darin gefunden; Pater Alvarez aber riet ihr, von allem weltlichen Umgang ſich zurückzuziehen, um ihre Seele nicht zu zerſtreuen, die einer ſo innigen Verbindung mit Gott gewürdigt werde. Sie geriet darüber in einen ſchweren Kampf; es ſchien ihr Undank gegen ihre Freunde, Härte gegen ſich ſelbſt. Aber ſie betete und hörte in einer Entzückung die Worte: Ich will, daß Du fortan nicht mit den Menſchen, ſondern mit den Engeln redeſt. Von dem Augenblick an hatte ſie eine entſchiedene Abneigung gegen jede Freundſchaft, die nicht ausſchließlich Gott zum Gegenſtand hatte und ſchleunig führte ſie ihren Entſchluß aus, jeden weltlichen Umgang aufzugeben. Dadurch gewann ſie eine wunderbare innere Freiheit und Abgelöſtheit von den feinſten Faſern der Selbſtliebe, welche ſie bis dahin nicht hatte erringen können.

Als nun aber dieſe entfeſſelte Seele, die im Licht zu Hauſe war, häufig zum Quell des Lichtes aufflog: da wurde abermals die menſchliche Weisheit bedenklich, weil ſie ſo ſchwer! ſo ſchwer ſich darein findet, das Unermeßliche der göttlichen Gnade nicht zu berechnen, ſondern nur hinzunehmen. Und Pater Alvarez, der erleuchtete Mann, ließ ſich irre machen durch die einſtimmige Meinung von fünf bis ſechs Ordensleuten, welche es ſämtlich für beſſer hielten, ihr ſeltener die heilige Kommunion zu geſtatten, die Zeit ihres Gebetes abzukürzen, ihre Einſamkeit zu unterbrechen und gegen jedes Blendwerk dieſer mächtigen und beflügelten Phantaſie auf der Hut zu ſein. Die heil. Thereſia war nun aber durch lange Erfahrung, durch große Übung in der Verleugnung des Ichs, durch unerſchütterliche Demut, durch ehrlichen Kampf gegen jede Verſuchung zu Täuſchungen, zu der heiligen Zuverſicht gelangt, daß Gott keine Seele auf ſolche Abwege geraten läßt, welche ſich an dem Felſen des Glaubens mit der goldenen Kette der Demut vor Anker gelegt hat und im unterwürfigen Gehorſam der Leitung des Seelenführers folgt. Sie konnte nicht glauben, vom böſen Geiſt getäuſcht zu ſein; — aber da ſo viele fromme Perſonen ihre Anſicht nicht teilten, ſo unterwarf ſie ſich deren Meinung und ließ ſich Himmelsluft und Himmelsſpeiſe entziehen. Dieſe Verbannung ihrer Seele aus der Heimat — dieſe engen Schranken, um den einzigen Verkehr, der ſeiner Natur nach ſchrankenlos iſt, um den Verkehr mit Gott — gab ihr weder Ungeduld, noch ein Gefühl von erlittener Kränkung, noch Mißſtimmung gegen ihre Vorgeſetzten; allein es ging ihr wie dem Adler, den man in einen Käfig ſperrt: ſie verfiel in eine ſo tiefe Traurigkeit, wie ſie nach ihrem eigenen Geſtändnis noch nie zu beſtehen hatte. Und das währte zwei Jahre! Wie in ihrer Jugend die Folter der Krankheit, ertrug ſie jetzt die martervollere Prüfung, welche Demut und Gehorſam über ſie verhängten und litt ohne Klage. Sie pflegte zu ſagen, daß ſie wohl über ihre Viſionen und Extaſen, doch nimmermehr in der Leiſtung des Gehorſams gegen ihre Oberen ſich irren könne. Und wieder machte die göttliche Liebe, die ewig einzige Retterin, unverhofft und ganz plötzlich dieſer Qual ein Ende, als eine Stimme zu ihr ſprach: „Meine Tochter, ich bin es! Ich werde Dich nicht verlaſſen, fürchte Dich nicht!“ Wie die ſtrahlende Morgenſonne einem ängſtlichen Schlaf voll böſer Träume — ſo machte dieſe himmliſche Stimme ihrer Not ein Ende.

„O mein Gott! ruft ſie in ihren Selbſtbekenntniſſen aus, es ſcheint, daß Du mit ſolcher Strenge nur deshalb Diejenigen prüfſt, die Dich lieben, damit Du ihnen an dem Übermaß ihrer Leiden nur deſto deutlicher die Größe Deiner Liebe zeigen könneſt. O mein Gott, wenn Du mich nur nicht verläſſeſt, ſo werde ich Dir ewig treu bleiben! Alle Gelehrten mögen ſich wider mich erheben, alle Geſchöpfe mich verfolgen, alle Dämonen anſtürmen, um mich zu quälen: nichts wird mich in Furcht ſetzen, weil die Erfahrung mich gelehrt hat, daß Du mir immer zur Seite ſtehſt und daß eine Seele, die auf Dich allein vertraut, großen Nutzen von all' dieſen Prüfungen hat. Denn was ſollte ich fürchten? Dir allein wünſche ich zu dienen, und dieſer Dienſt iſt meine höchſte Ehre. Ich will und ſuche kein anderes Vergnügen, keine andere Ruhe, kein anderes Gut, als Deinen Willen zu vollziehen. Wenn nun der Herr, dem ich diene, ſo mächtig iſt, daß die Teufel zu ſeinen Füßen liegen — wie mich deſſen der Glaube verſichert — welch' Übel könnten ſie mir zufügen, da ich die Magd dieſes höchſten Herrn bin? und hätte ich die ganze Hölle in einem Kampf zu beſtehen — wahrlich, ich erbebte nicht vor ihrer Macht."

Immer himmliſcher wurden ihre Viſionen und immer größer wurde ihre innere Ruhe, ihre Erleuchtung, ihr Starkmut. Nicht mehr wie früher ſprach jene Stimme zu ihrem Herzen; ſondern der Heiland ſelbſt erſchien ihr in wundervollen Geſichten, tröſtete und belehrte ſie. Dennoch war man noch immer mißtrauiſch gegen ſie und namentlich war es der Geiſtliche, dem ſie zuweilen beichtete, wenn Pater Alvarez abweſend war — und zwar in einem ſolchen Grade, daß er ihre Viſionen für nichts als Gaukeleien hielt. Ihre beſondere Weiſe zu beten gab ihm und anderen geiſtlichen Freunden ſtets die größte Beſorgnis; und Pater Alvarez, obwohl er ſelbſt zu hoher Vollkommenheit ſich erſchwungen, mißtraute ſeiner eigenen Einſicht ſo ſehr, daß er ſich niemals entſchließen konnte, darüber zu entſcheiden, ob die wunderbaren Dinge, welche der heiligen Thereſia im Gebet begegneten, himmliſche Gnaden ſeien oder nicht. Doch fuhr er fort, mit Sanftmut und Liebe ihr Gewiſſen zu leiten, wozu ſich damals ſchwer ein anderer Geiſtlicher entſchloſſen haben würde: ſo unſicher war man über ihren Seelenzuſtand. Daß der Geiſt echter Frömmigkeit ſie beſeelte, bewies ſie klar und einfach durch die bereitwillige Hingebung an jede Prüfung des unbedingteſten Gehorſams. Wie ein geiſtiger Simeon Stylites war ſie jeden Augenblick bereit, von der myſtiſchen Säule herabzuſteigen, auf welche die göttliche Gnade ſie hob.

Als die heiligen Einſiedler in der Wüſte um

Antiochien von dem wunderbaren Leben Simeons auf ſeiner Säule hörten, beſchloſſen ſie darüber ins Klare zu kommen, ob er vom göttlichen Geiſt oder von Sonderlingslaunen zu etwas ſo Erſtaunlichem getrieben werde. Einer von ihnen begab ſich zu ihm und ſprach: „Was iſt das, Simeon? warum wandelſt Du nicht auf den gebahnten Wegen im frommen Leben, welche vor Dir ſo viele heilige Männer eingeſchlagen haben? warum wählſt Du dieſen unbekannten, von dem man bis jetzt nichts gehört noch gewußt hat? Steige herab von Deiner Säule, Simeon, und diene mit uns Gott in der hergebrachten Weiſe, welche von jeher bei den Altvätern üblich geweſen iſt.“ Kaum hatte Simeon dieſe Worte vernommen, als er ſich auf der Stelle und ohne Widerrede anſchickte, die Säule zu verlaſſen. Als der Abgeordnete dieſe Bereitwilligkeit ſah, rief er ihm erfreut zu: „Bleibe, wo Du biſt, Simeon! Dein Gehorſam beweiſt hinlänglich, daß Du nicht durch Hochmut und Eigenwilligkeit, ſondern durch göttliche Eingebung geführt wirſt. Setze Dein wunderbares Leben fort: es iſt wohlgefällig vor Gott.“ — Hätte Simeon den Gehorſam verſagt, ſo würden ihn die Einſiedler gezwungen haben, von der Säule herabzuſteigen, um dem Ärgernis vorzubeugen, welches ein ſo hochmütiger, eigenſinniger Menſch notwendig geben müſſe.

In demſelben Sinn der Demut gegen ihre Vorgeſetzten handelte die heilige Thereſia während ihres ganzen Lebens. Als endlich der heilige Petrus von Alcantara als Generalkommiſſär der Franziskaner nach Avila kam, fand ſie in ihm den Ratgeber und Führer, die Stütze vor Gott und den Menſchen, nach denen ſie ſich ſo lange umſonſt geſehnt hatte. Der kannte aus eigener Erfahrung das, was er bei ihr fand! in der Extaſe des höchſten Gebetes über dem Boden ſchwebend, von Glanz umfloſſen, wie beraubt des irdiſchen Lebens, traf man ihn bisweilen vor dem allerheiligſten Sakrament. Wohl ſchüttelt die zweifelhafte Weltweisheit das kahle, kalte Haupt bei ſolchen Erſcheinungen und fragt mit wegwerfendem Lächeln ihre Adepten, was ſie dazu ſagen? Und ihre Adepten, die nicht wie der heilige Petrus von Alcantara mit anderthalb Stunden Schlafes an eine Wand gelehnt ſich begnügen — nicht Brot, Waſſer und zuweilen einige Kräuter zu ihrer Nahrung wählen — nicht mit bloßem Haupt und Fuß im armſeligſten Habit bei jeder Witterung einhergehen — nicht vierzig Jahre lang ein Bußkleid von Blech unter dem Ordensgewande tragen — nicht wie Menſchen ohne Leiber leben — nicht ſich ſo in die Betrachtung des Myſteriums der Erlöſung vertiefen, daß ihnen ein Tag wie ein Augenblick dabei entſchwindet — nicht die Welt unter ihre Füße zu legen verſtehen, folglich auch keiner beſonderen göttlichen Gnade gewürdigt werden können; weil dieſe nicht Hand in Hand mit behaglicher und wohlgenährter irdiſcher Gemächlichkeit geht, wie das aus dem Leben des Heilands, ſeiner heiligen Mutter und ſeiner heiligen Apoſtel zu ſehen iſt: dieſe Adepten antworten getroſt durch matten Spott oder brutale Verhöhnung. Vielleicht würde eine Raupe, die am Kohlkopf zehrend ihr Daſein verbringt, auch ſo antworten, wenn man ihr ſagte: „Sieh' den Schmetterling! der war, was Du biſt. Sieh' wie er ſchwebt, wie er fliegt, wie er lebt vom Saft der Blumen!“ — Oder vielleicht würde ſie antworten: „Mein Kohlkopf iſt wohlſchmeckend und ſicher; hingegen von Blumen zu leben iſt eine magere Speiſe und in der Luft zu ſchweben — ſehr ermüdend.“ Den Adepten der falſchen Weisheit iſt eben die Welt ein Kohlkopf! — Das iſt richtig: nicht jeder kann und darf ſo ganz außergewöhnliche Mittel zu ſeiner Heiligung anwenden; aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß, wenn man nur den Willen und den Mut hat, um ſich die Welt unter die Füße zu legen, die göttliche Gnade auch noch andere Mittel dazu verleihet. Nur müſſen Mut und Wille beharrlich ſein, und dieſes Streben und dieſe Ausdauer gibt eben die falſche Weisheit ihren Adepten nicht.

In der Ablöſung von jeder Anhänglichkeit an das Irdiſche hatte die heilige Thereſia eine mächtige Förderung ihres inneren Lebens gefunden. Es ſchmerzte ſie, daß die Ordensregel der Karmeliter, welche Albrecht, Patriarch von Jeruſalem, im Jahre 1205 verfaßt hatte, gar ſehr von der alten Strenge gewichen war. Zu all' den Linderungen, welche eine Bulle Eugens IV. im Jahr 1431 gut geheißen, kamen manche Mißbräuche, die ſich im Gefolge einer ſchlaffen Regel einfinden. Im Kloſter der Inkarnation zu Avila war einer der bedenklichſten die zahlreichen Beſuche im Sprachzimmer, ſo daß die Ordensfrauen wegen dieſes Mangels an Klauſur, wenn auch nicht leiblich, aber doch mit ihren Gedanken, mehr in der Welt als in ihrer Genoſſenſchaft lebten, und es ſchwer oder unmöglich fanden, den Äußerlichkeiten zu entſagen. Der Wunſch, ein Haus nach der alten Regel herſtellen und in demſelben mit einigen Gleichgeſinnten von ihrer Hände Arbeit leben zu dürfen, wurde immer größer in der Heiligen, zumal da ſie eine himmliſche Gewißheit über den günſtigen Ausgang ihres Unternehmens erhalten hatte. Als der heilige Petrus von Alcantara, der Diözeſanbiſchof und gottesfürchtige Freunde ihr Vorhaben billigten und ihre Schweſter und ihre geliebte Nichte Maria von Ocampe ſie dazu mit Geldmitteln unterſtützten, ward die Zuſtimmung des Karmeliter-Provinzials und dann in Rom ein ſchaft über das Warum ablegen zu können. Daher wären Sie keine Künſtlerin.“

„Das iſt ganz richtig! rief Clelia lebhaft, ich bin auch keine Künſtlerin .... ich bin ein Genie. Wie im Traum bin ich auf die Bühne geſchleudert worden ohne für ſie gebildet und erzogen zu ſein, und durch Gaben welche unabhängig von Bildung und Erziehung ſind hab' ich feſten Fuß auf ihr gefaßt. Folglich ſind jene Gaben das Lebensprinzip dem zufolge ich mich entwickeln und ausbilden muß. Ich bin kein Planet deſſen Sonne die Kunſtregel iſt. Ich bin ein Firſtern der zu einem ganz andern Sonnenſyſtem, deſſen Sonne ihr nicht kennt, gehört. In Eurer Welt gelten Regel und Grundſatz — in der meinen Ideen und Begeiſterung. Die Kunſtrichter und Kunſtverſtändigen meinen, das Studium ſei etwas Höheres als die Naturgabe; ebenſogut könnten ſie auch behaupten menſchliche Weisheit ſei tiefſinniger als göttliche Weisheit. Sie reden wie ſie es verſtehen, d. h. als Geſellen und Handlanger beim Tempelbau der Kunſt; aber wir .... wir ſind ihre Meiſter! ſie können uns nicht lenken, das demüthigt ſie, und ſo ſchaffen ſie ihrem Groll durch Tadel Luft. Das kann mich weder befremden noch grämen.“

Breve erbeten. Kaum verbreitete ſich dieſe Kunde, als eine faſt einſtimmige Mißbilligung laut ward. Der Magiſtrat von Avila, das Volk, die Kloſterfrauen der Inkarnation — alle waren gegen die Reform und die heilige Thereſia ward mit Vorwürfen, gar Verleumdungen überhäuft. Aber ſie hatte eine zu gute Schule zu gründlich durchgemacht, um ſich durch dies Geſchrei beunruhigen zu laſſen. Wie die Pein der Krankheit ſie nicht anfocht, wie die Drangſale der geiſtigen Verſuchungen ſie nicht irre machten, ſo nahm ſie auf dieſem neuen Wendepunkt ihres Lebens auch die Trübſale hin, die jeden treffen, der mit dem Werk des Lichtes das der Finſternis zu überwinden ſucht, weil die Geiſter der Finſternis ſich zu rächen ſuchen, wenn man ſie in ihrer Behaglichkeit ſtört. Sie opferte ihren Willen und ihr Gebet dem allheiligen Willen Gottes auf und ging ſchweigend und gelaſſen den Weg, den ihr Heiland ſie führte.

Und es gefiel ihm, daß dieſes bis jetzt ſo ganz innerliche, in Betrachtung verſenkte, von myſtiſchen Schleiern umhüllte Leben in die Außenwelt hinein trete — daß ihre heiligen Extaſen nicht ſie allein in den Himmel führten, ſondern heiligend auch auf andere wirkten — daß die Macht ihres Gebetes ſich bekunde in der Macht der Tat — daß dieſes Licht, welches wie eine ewige Lampe vor dem Altar eines Kloſters gebrannt hatte, jetzt vor aller Welt als eine Fackel leuchte. Sie, die nichts Süßeres kannte und wünſchte als die Einſamkeit mit Gott, kam in tauſend Berührungen und Verbindungen mit tauſend Menſchen im großen Tumult des öffentlichen Lebens. Während ihre edle Schweſter Johanna von Ahumada ungeſtört durch Widerrede an dem Hauſe fortbaute, welches die heilige Thereſia nach der ſtrengen Regel einrichten wollte, mußte ſie ſelbſt nach Toledo in das Haus der Gräfin della Cerda, die, untröſtlich über den Tod ihres Gemahls, von ihr allein Troſt erwartete und dem Pater Provinzial ſo lange mit Bitten anlag, bis dieſer den Wunſch gewährte. Sechs Monate mußte die heilige Thereſia in Toledo ausharren. Der Glanz ihrer Gottſeligkeit war um ſo lieblicher, als er, mit einem feinen und heitern Geiſt und einer ſeltenen Seelenanmut verbunden, beſiegend für die Tugenden der Frömmigkeit und Andacht in die Welt hinein ſtrahlte.

Am Tage ihrer Rückkehr nach Avila traf das erſehnte Breve aus Rom ein und bald darauf — am 24. Auguſt 1562 — bezog ſie mit zwei Schweſtern aus dem Kloſter der Inkarnation das neue Kloſter zum heil. Joſeph und gab einigen jungen Mädchen das Ordenskleid nach der ſtrengen Regel. Es vergingen aber zwei volle Jahre und dieſe Angelegenheit kam bis vor den König von Spanien, ehe man ſie friedlich mit ihrer kleinen Herde in ihrem armen abgeſchiedenen Kloſter ließ. Als ſie es aber ſo weit gebracht hatte und immer mehr Novizen, zum Teil aus den vornehmſten Familien, eintraten — und als die Gegner ſelbſt durch dies demütige, armſelige, abgetötete Leben erbaut wurden: da fehlte es der jungen Genoſſenſchaft nicht mehr an Beſchützern.

In ſtrengſter Armut, nur von ihrer Handarbeit lebten die Kloſterfrauen, ſchliefen auf Stroh, waren in den gröbſten Wollenſtoff gekleidet, aßen nur in einem Krankheitsfall Fleiſch, trugen Sandalen und übten anhaltendes Gebet und ununterbrochenes Stillſchweigen: ſie legten ſich eben die Welt unter die Füße. Die Heilige ward Oberin des Kloſters und entwickelte eine wundervolle Gabe, die ihr anvertrauten Seelen auf den Weg der Vollkommenheit zu führen. Sie lebten mit einander ein ſeliges Leben, voll Gehorſam, Demut und Eintracht — im Schatten des geliebten Kreuzes.

Da kam der Karmeliter-General aus Italien nach Spanien und beſuchte Avila und die heilige Thereſia. Er ward von Bewunderung für ihre Gnadengaben, von Verehrung für ihre Tugenden, von Vertrauen auf ihre Weisheit und Einſicht dermaßen erfüllt, daß er ihr nicht nur erlaubte, nach ihrer reformierten Regel andere Karmeliteſſen-

Klöſter zu gründen, ſondern ihr auch Vollmachten gab, welche ſie zur Stiftung von zwei Männerklöſtern nach demſelben Plan ermächtigten.

So inbrünſtig ſie dies Letztere wünſchte, ſo notwendig ſie es für den Aufſchwung des Ordens und für das Seelenheil derjenigen fand, die in ihn eintraten, ſo war ſie doch ſehr weit entfernt, an die Möglichkeit der Verwirklichung zu glauben. Ihr fehlte dazu Haus, Geld, Gehilfen — alles. Dazu waren die Schwierigkeiten ſo groß, die ſie bei Gründung eines Frauenkloſters zu Medina del Campo im Jahr 1567 zu überwinden hatte, daß eine minder ſtarkmütige Seele ſchon von der Reform für ihr eigenes Geſchlecht abgelaſſen haben würde. Indeſſen ging es mit dem zweiten, welches ſie, der Aufforderung ihrer Gönnerin, der Gräfin della Cerda folgend, errichtete — ſchon leichter, und als ihr Gott zwei Seelen zuführte, die im Stande waren dem Schwung der ihren beharrlich zu folgen — den Pater Anton von Jeſu und den Pater Johannes vom Kreuz — da ſagte die Heilige, auf ihre geringen Geldmittel deutend: „Thereſia und neun Dukaten — das iſt ſehr wenig; aber Gott, Thereſia und neun Dukaten — das iſt genug!" Und der kleine Meierhof Durvelo, in ein Klöſterchen verwandelt, nahm im Advent 1568 die zwei erſten Barfüßer-Karmeliter, wie ſie nach der Reform der heiligen Thereſia hießen, auf. Bei ihrem Tode, am 15. Oktober 1582, beſtanden dreißig ſolcher Ordenshäuſer, die eine Hälfte für Frauen, die andere für Männer, in Spanien allein.

Aber es ſchien, als ſolle dieſe Saat nur unter den heftigſten Stürmen gedeihen. Die Klagen der lauen Ordensleute, welche befürchteten, die Reform könne auch ſie einmal erreichen, Klagen, in welche ihre Familien, ihre Anhänger, ihre Freunde einſtimmten und welche all' diejenigen wiederholten, die in einem ernſten und hohen Leben einen indirekten Vorwurf für ihr leichtſinniges und kleinliches fanden, wurden ſo ſchreiend und nahmen einen ſolchen Charakter von Feindſeligkeit gegen die heilige Thereſia und ihre frommen Genoſſen an, daß ſie durch ganz Spanien und nach Italien erſchallten und ihr eine tödliche Kränkung bereiteten. Der Pater General nahm die Erlaubnis zur Gründung neuer Klöſter zurück (1575) und befahl ihr, ſich ein Kloſter zum Aufenthalt zu wählen, welches ſie alsdann nicht mehr zu verlaſſen habe. Mit ihrer gewohnten ſüßen Freundlichkeit nahm ſie den Befehl hin und ſchrieb ihm einen lieblichen Brief, in welchem ſie nur ſanft ſich beklagt, daß ſie ſeine Liebe verloren habe und ebenſo ſanft und lieblich ihn bittet, den ungerecht verfolgten Barfüßern Pater Gratian und Pater Johannes vom Kreuz zu verzeihen. „Bedenke,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

daß es den Kindern eigen iſt, zu fehlen, ſchreibt ſie, und den Vätern zu verzeihen, ohne ihrer Fehler zu gedenken.“

Man ſuchte den reinen Glanz ihrer Sitten zu verdunkeln: darüber lachte ſie. Bei anderweitigen Verleumdungen ſagte ſie: Recht ſo! wenn diejenigen mich kennten, die mir Böſes nachſagen: ſo würden ſie noch viel mehr Anlaß dazu finden.“ Nicht einen Augenblick verleugnete ſich ihre Heiterkeit, ihre Demut, ihre Ruhe. Sie lebte der unerſchütterlichen Zuverſicht, daß all' dieſe Verfolgungen die Reform nicht unterdrücken würden. Doch vernachläßigte ſie kein erlaubtes Mittel, um ihre Genoſſen zu verteidigen und zu ſchützen, und einige Briefe, welche ſie über den Zuſtand des Ordens, ihre Reform und die verkehrte Lage der Verhältniſſe an König Philipp II. ſchrieb und ihm beſonders den mißhandelten Vater Gratian, ihre Hauptſtütze, als Provinzial der Barfüßer anempfahl — hatten den gewünſchten Erfolg. Der König nahm ſie kräftig in Schutz, die Verfolgungen hörten auf, die Ungerechtigkeiten wurden beſeitigt und nach zweijähriger Unterbrechung durfte ſie ihre Tätigkeit fortſetzen.

Mit unbeſchreiblichem Jubel ward ſie vom Volk auf ihren zahlreichen und mühſeligen Reiſen begrüßt. Scharenweiſe drängten ſich die Landleute ihr entgegen und brachten ihre Kinder getragen, ihre Herden geführt, damit ſie dieſelben ſegne. Der Ruf ihrer Ankunft ging ihr voran und man ſtritt ſich um die Ehre, ſie zu beherbergen. Und ſo fand ſie denn auch auf einer Reiſe und unter fremdem Dach die letzte Ruhe auf Erden. Sie ſtarb im Hauſe der Herzogin von Alba, die mit ehrerbietiger Zärtlichkeit ſie bediente, in den Armen der Ordensfrau Anna von St. Bartholomäus, ihre Augen feſt auf das Kruzifix gerichtet, das ſie in der Hand hielt. Ihr letzter Blick gehörte Demjenigen, dem ihr ganzes Leben und Weſen und Sein gehört hatte. Die Bulle ihrer Heiligſprechung erfolgte im März 1621. In derſelben wird der Geiſt ihrer Schriften ein göttlicher genannt, ſo übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche, ſo erleuchtet über die höchſten Geheimniſſe des Glaubens, ſo himmliſch rein in Viſionen und Offenbarungen ſpricht er ſich aus. Es war derſelbe Geiſt, der ihr Leben, ihr Gebet, ihre Handlungen beſeelte. Nirgends zeigte ſich Lückenhaftes, Widerſprechendes. Sie betete, wie ſie ſchrieb — und ſchrieb, wie ſie lehrte — und lehrte, wie ſie lebte — denn ihr Leben war ein Gebet, welches ſich in dieſem Kreislauf ergoß und abſchloß, und welches ſich in ſeiner Quinteſſenz durch ein Wort zuſammenfaſſen läßt: ſie liebte das Kreuz.

Ihr Wahlſpruch hieß: „O patir o morir". —

(Entweder leiden oder ſterben.) — Dermaßen hielt ſie das Leid allein der Mühe des Lebens wert, daß ſie zu ſterben wünſchte, wenn es nichts mehr für ſie zu leiden gab. Der göttliche König des Leidens um der Liebe willen war der unumſchränkte Gebieter ihrer Seele, und weil ſie mit ſo zärtlicher und unüberwindlicher Treue ihm folgte von Gethſemane bis auf Golgatha: ſo begnadete er ſie ſchon auf Erden mit der Himmelfahrt und mit den Gaben ſeiner Auserwählten. In einer ihrer Entzückungen ſchwebte ein Engel zu ihr herab, der einen Pfeil in der Hand hielt, an deſſen Spitze ein Flämmchen brannte, und dieſen Pfeil in ihr Herz verſenkte, ſo daß es aufloderte im himmliſchen Feuer. Aber nicht zu weichlicher Liebe war es entzündet, ſondern zu einer tapfern, ſtreitbaren, opferwilligen, überaus demütigen Liebe, die ſich ſelbſt für nichts achtete und Schmerz, Trübſal, Verfolgung, Prüfungen — die ganze überreiche Erbſchaft des Kreuzes mit Wonne umfing, um des Spenders heilige Schickungen zu ehren. Zu einer energiſchen Liebe, die mit Heldenmut daran geht, ſich zu heiligen und die ſich keine Illuſion darüber macht, als ob das die Sache von ein paar Tagen und ein paar Tränen ſei. Sie ſagt:

„Es iſt mehr Mut erforderlich, um, wenn man nicht vollkommen iſt, den Weg der Vollkommenheit zu wandeln, als um ſchnell eine Märtyrin zu werden: denn man erringt die Vollkommenheit nicht in kurzer Zeit, ausgenommen, wenn der Herr aus beſonderer Vergünſtigung jemand dieſe Gnade erweiſt.“

Und mit dieſer nämlichen friſchen und entſchloſſenen Energie ſchreibt ſie:

„Wahrlich ich erblicke in der Welt ſonſt nichts, das mir gut ſcheint, als daß ſie ſich an den Guten keine Fehler will gefallen laſſen.“

Dieſe wunderbare Entſchloſſenheit zum Leiden zog ebenſo wunderbare Gnaden an Beharrlichkeit, Troſt und Ausdauer auf ſie herab. Und gerade über die Süßigkeit des Leidens — welches der natürliche Menſch flieht — hörte ſie einſt von dem Heiland ſelbſt die Worte:

„Meinſt Du, o Tochter, das Verdienſt beſtehe im Freudengenuſſe? Keineswegs! es beſteht im Wirken, Leiden, Lieben. Du wirſt nicht vernommen haben, daß der heil. Apoſtel Paulus mehr als einmal himmliſche Freuden genoſſen, aber oft, daß er gelitten hat. Auch mein ganzes Leben erblickſt Du voll Leid, und nur von meiner alleinzigen Freude auf dem Berge Tabor wirſt Du gehört haben. Wenn Du meine Mutter erblickſt, wie ſie mich auf den Armen hält, ſo glaube nicht, daß ſie dieſe Freuden ohne ſchweres Leid genoſſen habe. Seitdem Simeon ſeine Worte an ſie richtete, gab ihr mein Vater helles Licht, auf daß ſie ſähe, was ich zu leiden haben würde. Die großen Heiligen, welche in der Wüſte lebten, hatten bei ihren großen Bußwerken große Kämpfe mit dem Teufel und ſich ſelber auszuhalten und entbehrten lange Zeit jeglichen geiſtlichen Troſtes. Glaube mir, meine Tochter, je mehr mein Vater jemand liebt, deſto größere Trübſal ſendet er ihm. Dem größeren Leid entſpricht ſeine größere Liebe. Womit kann ich Dir dieſelbe beſſer beweiſen, als wenn ich Dir wünſche, was ich für mich ſelbſt wollte? Schau dieſe Wunden. Nimmer werden Deine Schmerzen an die meinen reichen! Dies iſt der Weg der Wahrheit! Und ſo wirſt Du mir denn helfen, das Verderben zu beweinen, welches die Weltmenſchen mit ſich ſchleppen, da all' ihre Wünſche, Sorgen und Gedanken darauf gerichtet ſind, ſich genau das Gegenteil zu verſchaffen.“

Unter dem Einfluß dieſer himmliſchen Zuſprüche konnte die heilige Thereſia ausrufen:

„Leiden iſt der beſchwerlichſte, aber ſicherſte Weg zu Gott, darum ſoll das Kreuz unſer Troſt und unſere Freude ſein.“ Und:

„Laßt uns das Kreuz verlangen und die Trübſal umarmen! Wehe uns allen an dem Tage, wo es uns am Kreuz fehlen wird.“ Und:

„Komme, was immer wolle; je mehr Trübſal, deſto mehr Gewinn.“

„Nicht Sie .... aber uns, Ihre Bewunderer und Verehrer! wir kommen dahin zu wünſchen daß Sie durch kleine unwichtige und dennoch ſchmeichelnde Conceſſionen eine Art von Beachtung Ihrer Tadler an den Tag legten.“

„Aber um's Himmelswillen, ich *kann* ſie ja nicht beachten! rief Clelia ſehr lebhaft. Glauben Sie denn daß ich an das Publikum, an die Bühne, an die Bewunderer oder Tadler, an Beifall oder Mißfallen denken *kann*, wenn meine Seele voll von einer Rolle iſt? glauben Sie denn daß mir dieſe Rolle in den Fingerſpitzen, oder auf den Lippen, oder in den Kleiderfalten ſitzt, daß ich ſie durch eine oberflächliche Bewegung gleichſam von mir abſchütteln könnte? Nein nein! ſo iſt das nicht, ſondern jede Rolle wird mir ein Bild des Lebens, das ich im Spiegel meines Weſens auffangen und mit aller mir zu Gebot ſtehenden Schöpferkraft durchgeiſten muß, damit die Erſcheinung kein Geſpenſt bleibe, ſondern eine Wahrheit werde. Ein Pygmalion bin ich, der ſeine Seele dran ſetzt um den Marmor zu beleben. Halten Sie es denn für möglich, daß ich nebenbei noch kokettiren, noch auf einen banalen Effect ſtudiren könnte? — und das Alles nur um ein Paar hundert Hände mehr in Bewegung zu bringen! Wer es ſo machen kann, mache

Auf Befehl ihres dermaligen Beichtvaters, des Paters Garcias von Toledo, ſchrieb ſie ihr „Leben" nieder, das ſie im Jahr 1562 beendete, als ſie mit ihrer Kloſterreform in die Welt hinaustrat; und dann die „Geſchichte ihrer Stiftungen", worauf „Ermahnungen an ihre Kloſterfrauen" — und eine ganze Reihe von Schriften folgen, voll aszetiſchem Geiſt und myſtiſchem Schwung, unter denen „Die Seelenburg" ſich zum höchſten Flug erhebt. Auf alle läßt ſich der Ausruf des heiligen Auguſtinus anwenden:

„Gebt mir einen Liebenden und er wird mich verſtehen."

Wie die Palmen auf ſpaniſchem Boden vereinzelt und nur auf ſolchen Stätten gedeihen, welche die Sonne mit beſonderer Kraft durchglüht — und wie ſich in ihnen die volle Majeſtät und die friedlich erhabene Schönheit ihrer Heimat, des Orients, ausſpricht, wenn ſie ganz ſtill, ganz unbewegt, mit heiliger Ruhe übertaut, ihre Häupter wie Siegeskronen in den glanz- und glutvollen Himmel hineinheben, ſo daß der Sonnenſtrahl zwiſchen dem feinen Gezweig wie ein Heiligenſchein zittert: ſo ſtehen die wundervollen Geſtalten des heiligen Ignatius und der heiligen Thereſia gleich einem geiſtigen Zwillingsgeſchwiſterpaar, Kinder des ewigen Orients, nicht ſowohl in ihrer natürlichen Heimat, Spanien — als in ihrer übernatürlichen, der Kirche, da. Zu einer weltbeſiegenderen Hoheit ſind nimmer zwei Seelen durch das Blut Jeſu und die Liebe zum Kreuz erhoben worden! Schon bei Leibesleben beſeelte er das Reich Gottes auf Erden und ſtieg ſie zum Reich Gottes im Himmel empor.

In einen falſchen Myſtizismus ohne Lebenspulsſchlag — folglich ohne intenſive Kraft; ohne Lebensatem — folglich ohne Tat, ſuchten diejenigen Gemüter eine Art von Befriedigung, welche den Irrlehren anhingen, ohne in deren Zerriſſenheit und Unvollkommenheit Nahrung für ihre Seele finden zu können. Die Werke der Liebe, welche der Heiland für ſo notwendig erklärte, daß er an ihre Erfüllung die ewige Seligkeit, an ihre Verſäumnis die ewige Pein knüpfte (Matth. 25, 34—46), verwarf die Häreſie. Man hatte an den Erlöſungstod des Heilands zu glauben und ſich damit zu begnügen. Die Liebe war geächtet. Der Heiland hatte freilich die Liebe zu Gott und dem Nächſten für das höchſte Gebot im Geſetz erklärt (Matth. 22, 37—39); der heilige Apoſtel Paulus hatte in ſeinem erſten Korintherbrief die Liebe für die größte der chriſtlichen Tugenden, für ganz notwendig erklärt, um den Glauben und die Hoffnung lebendig und wohlgefällig vor Gott zu machen; — die Irrlehre beſchloß aber ihren Weg ohne den Ballaſt der Liebe zu wandeln, beharrte treu bei ihrem Entſchluß und exiſtierte ohne Liebe und ohne deren Werke, gleichſam ohne Seele und ohne Hände und Füße, bloß mit ihren Gedanken, die ſie Glauben nannte. In der Kirche Gottes aber wiederholte ſich die uralte Erſcheinung, die ſich ſchon dem Simon Magus gegenüber durch die echte Wunderkraft der Apoſtel geltend gemacht hatte, daß der echte Glaube nicht bloß die echte Lehre aufſtellt, ſondern daß dieſe auch in ihrer Vollkommenheit durch irgend einen hochbegnadigten Diener Gottes geübt und ausgeführt wird. Die Irrlehre forderte eine erhöhte Tätigkeit des Geiſtes: die Kirche ſtellte die Geſellſchaft Jeſu auf. Die Irrlehre nannte eine abſtrakte Richtung brach liegender Seelenfähigkeiten auf Gott — Myſtik: in der Kirche erhob ſich eine Königin der Myſtik, und verkündete mit bezauberndem und glaubenstreuem Tief- und Scharfſinn, zu welcher Vereinigung mit ihrem Gott die liebende Seele erhoben werden kann. Die Irrlehre verachtete die Werke der Liebe; die Kirche antwortete auf dieſe Verachtung durch — den heiligen Vinzenz von Paula.

O man braucht ja nur dieſen Namen zu nennen, ſo werden tauſend Augen tränenfeucht und tauſend Hände falten ſich dankbar und von tauſend Lippen zittert ein gerührter Dank und tauſend Knie beugen ſich vor dem barmherzigen Gott, welcher in dieſem treuen Diener ſeine Barmherzigkeit gleichſam verkörpert hat.

Am Fuß der Pyrenäen, im Dorf Pouy, in der Hütte eines armen Landmanns ward im Jahr 1576 das Kind geboren, welches aus einem Hirtenknaben ein Schutzengel der Menſchheit ward. Ernſt, fromm und ſtill, wohltätig, ſo weit ſeine kleinen Mittel es erlaubten, war er in früher Kindheit ſchon; dabei ſo eifrig im Lernen, daß der Vater beſchloß, ihm eine geiſtliche Erziehung geben zu laſſen und ihn mit zwölf Jahren zu den Franziskanern brachte, von wo er bei zwanzig auf die Univerſität nach Toulouſe ging. Mit raſtloſem Fleiß ſtudierend, erwarb er ſich ſeinen Lebensunterhalt, indem er jungen Edelleuten Unterricht erteilte. Als er nach ſeiner Prieſterweihe die erſte heilige Meſſe aufopferte, ergriff ihn eine ſo ehrfurchtsvolle Scheu vor der Erhabenheit dieſes Geheimniſſes, daß ein Zittern durch all' ſeine Glieder lief, und die hohen Verrichtungen des Prieſtertums traten ihm in ihrer vollen Heiligkeit ſo groß entgegen und blieben ihm für ſein ganzes Leben ſo groß, daß er ſpäter oft ſagte: wäre er nicht in der Jugend Prieſter geworden, als er ſeine Unwürdigkeit noch nicht ſo genau gekannt — im Alter würde er ſich nimmermehr dazu entſchloſſen haben. Im Jahr 1605 ward er zu einer Reiſe nach Marſeille veranlaßt, um eine kleine Geldſumme zu heben, die ihm von einem Wohltäter vermacht worden war. Zur Heimkehr wählte er den kürzeren Weg auf dem Meer. Da wurde aber ſeine Barke von tuneſiſchen Seeräubern gekapert und er mit ſeinen Leidensgefährten gefangen nach Tunis und auf den Sklavenmarkt geführt. Aus der Schule der Wiſſenſchaft kam er in die Schule des Kreuzes. Ein Fiſcher kaufte ihn zuerſt, dann ein Alchymiſt; endlich ein Renegat. Eine der drei Frauen dieſes Menſchen, eine Türkin, ging aus Neugier oder Langeweile auf's Feld, wo Vinzenz arbeitete und befahl ihm Loblieder ſeines Gottes zu ſingen. Mit Tränen im Auge ſtimmte er den 136. Pſalm an: „An den Flüſſen von Babylon ſaßen wir und weinten, da wir Sions gedachten.“ Aber auf das melancholiſche Lied der Gefangenſchaft ſang er ein zutrauensvolles „Salve Regina.“ Nachdenklich ging das Weib zu ihrem Manne zurück und erklärte ihm, daß er ſehr Unrecht gehabt habe, eine Religion zu verlaſſen, die ſolche Loblieder ihres Gottes eingebe. Sie glaube dereinſt im Paradies ihrer Väter keine ſolche Freude empfinden zu können, als dieſe Lieder ihr gemacht hätten. Sie war überzeugt, daß irgend ein Wunder dabei im Spiel ſei. Ihres Mannes ſchlafendes Gewiſſen erwachte. Er ſagte zu Vinzenz, er warte nur auf eine paſſende Gelegenheit, um mit ihm nach Europa zu entfliehen. Dieſe ließ ſich zehn Monate lang erwarten; dann aber retteten ſie ſich in einem kleinen Boot und nach zweijähriger Sklaverei in Afrika betrat Vinzenz wieder den Boden Frankreichs. Der Vizelegat in Avignon nahm den Renegaten als reuigen Büßer in den Schoß der Kirche auf und ging mit ihm und mit Vinzenz nach Rom. Während jener in einem Kloſter Gott das Opfer ſeines zerknirſchten Herzens darbrachte, zog dieſer durch ſeine ſeltene geiſtige Begabung die Aufmerkſamkeit der Kirchenfürſten auf ſich und ward mit einem geheimen Auftrag an König Heinrich IV. nach Paris geſchickt.

Der Zuſtand der Kirche war ein troſtlos verſunkener in Frankreich. Die letzte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war mit dem Blut der Bürgerkriege zwiſchen Katholiken und Calvinern gefärbt, das Volk verwildert, die Kirche geſchmäht und beraubt, der Prieſterſtand erniedrigt durch Verfolgung und durch die Laſter der Zeit, der Glaube ohne Wirkung auf die verwahrloſten Seelen. Grenzenloſes leibliches Elend folgte, wie immer, dem Mangel an Gottesfurcht. Niemand gedachte der Armen und Notleidenden, weil jeder ſich ſelbſt in der tiefſten Not fühlte oder wähnte. Niedergebrannte Gotteshäuſer, zerſtörte Altäre riefen nicht die Gläubigen zur Andacht herbei und mancher Prieſter, als feiger Mietling, ſuchte nur ſich ſelbſt durchzubringen, anſtatt als guter Hirt für die ihm anvertraute Herde zu ſorgen. Eingeſchüchtert durch die maßloſen Schmähungen, welche der Kalvinismus ſeit dem Edikt von Nantes gegen Lehre und Lehrer der Kirche ungeſtört verbreitete, fand der gottvergeſſene Prieſter darin einen Vorwand, um ſein Amt, das ihm ſelbſt verleidet war, ſchlecht zu verwalten; und mancher fromme beugte ſich demütig unter dieſer Zuchtrute und ſuchte nur von ſeinem kleinen Kreiſe das Gift der Irrlehre fern zu halten. Ein allgemeines durchgreifendes Mittel, um aus dieſer Sündflut von Elend das arme Volk emporzureißen, das in Glaubens-, Sitten- und Brotloſigkeit umkam, wußte niemand und des Königs gutmütiger Wunſch mit dem sonntäglichen Huhn im Topf für ſeine Bauern war und blieb eben nur ein Wunſch.

Im Jahre 1609 kam Vinzenz nach Paris, ward bekannt mit dem Abbé Berulle, der ſich durch die Gründung der Kongregation der Oratorianer und durch die Einführung der Barfüßer-Karmeliteſſen in Frankreich ſo große Verdienſte erwarb, daß der Kardinalshut ihn belohnte — und ſtellte ſich mit unbedingtem Gehorſam unſer deſſen Leitung. Die Kongregation der Oratorianer war bereits im Jahr 1564 vom heiligen Philipp von Neri in Rom geſtiftet, um junge Geiſtliche zu erziehen und in allen Werken der chriſtlichen Barmherzigkeit zu üben. Abbé Berulle verpflanzte ſie nach Paris, 1611, und hatte dabei den Hauptzweck, zu guten Lehrern und Miſſionspriеſtern ſeine Zöglinge zu bilden. Vinzenz lebte einige Zeit im Hauſe der Oratorianer, dann als Almoſenier der Königin Margareta von Navarra, dann als Landpfarrer bei Paris — überall, wo Abbé Berulle für gut fand ihn hinzuſtellen. So kam er, 1613, in das Haus des Grafen Emanuel von Gondi als Kaplan und Erzieher von deſſen Söhnen. Die Gräfin ſtellte ihm die Knaben mit den Worten vor:

„Ich wünſche, daß ſie nicht zu großen Herren in der Welt — ſondern zu Heiligen im Himmel erzogen werden mögen.“

Einer dieſer Knaben war Paul von Gondi, der ſich als Koadjutor von Paris in den Kriegen der Fronde eine traurige Berühmtheit erwarb, die er ſpäter als Kardinal von Retz durch den hohen Ernſt ſeines Lebens ſühnte, und ſeines Erziehers, ſo wie ſeiner edeln Eltern würdig war.

Im großen und glänzenden Hauſe Gondi lebte und wirkte Vinzenz wie ein ſtiller wohltätiger Geiſt, der auf alle Hausgenoſſen einen milden frommen Einfluß übte. Die Gräfin, deren Seele ohnehin ſchon den himmliſchen Dingen zugewendet war, ſchätzte ſich glücklich, durch ihn an der Heiligung ihrer Seele und der Rettung anderer beſſer als bisher arbeiten zu können. Auf ihren und ihres Mannes großen Beſitzungen wirkte Vinzenz als Seelſorger ſo ſegensreich, daß dadurch erſt recht das Bedürfnis des armen Landvolks zum Vorſchein kam, gründlich in ſeinem Glauben unterrichtet zu werden, um die Sakramente nicht unwürdig zu empfangen und dadurch immer tiefer in den Pfuhl der Sünde zu geraten. Nach ſeinen eindringlichen Predigten kamen die armen Landleute in Scharen herbei, um ihre Generalbeicht ihm abzulegen und dann, wiedergeboren in der Gnade, ein neues Leben zu beginnen. Im Jahr 1617 auf dem Gut der Gräfin, Folleville, war der Zudrang ſo groß, daß zwei Jeſuitenväter aus dem Kollegium des benachbarten Amiens zur Aushilfe kamen. Die Gräfin ſetzte ſogleich ein Kapital von 16,000 Livres aus, von deſſen Renten alle fünf Jahre auf ihren ſämtlichen Beſitzungen Miſſionen gehalten werden ſollten. Von welcher Ordensgeſellſchaft und in welcher Zeitfolge ſie ſtatt zu finden hätten, überließ ſie der Einſicht „des elenden und armſeligen Menſchen“ — wie ſich Vinzenz nannte.

Während ſeiner fünfmonatlichen Pfarrverwaltung der grenzenlos verwilderten Gemeinde zu

Chatillon tat ſein apoſtoliſches Leben voll Barmherzigkeit, Eifer und Weisheit wahre Wunder der Bekehrung an Prieſtern, Laien und Ketzern. Zwei Frauen unter andern, mit allem ausgeſtattet, was der Weltſinn Glück nennt und mit nichts beſchäftigt als mit Tand und Eitelkeit, wurden ſo ergriffen von der liebenden Begeiſterung, mit welcher er vom Reich und von der Liebe Gottes predigte, daß ſie — gleichgültig gegen das Geſchwätz der Welt — ſich ganz aus ihr zurückzogen und ſich dem Dienſt der Kranken und Armen widmeten. Sie waren die erſten Mitglieder jenes wohltätigen Frauen-Vereins, den Vinzenz über ganz Frankreich verbreitete. Mitten im Weltleben knüpften ſich die Faden dazu an und ſpannen ſich fort zu einem weiten Netz der Liebe, um alles Elend und allen Jammer lindernd damit zu umfangen.

Darauf trat Vinzenz wieder ſeine Wirkſamkeit im Hauſe Gondi an, aber nicht ſowohl als Erzieher, als um ſeine ſeelſorgliche Wirkſamkeit im größeren Maßſtab auszudehnen. Nach wenigen Jahren hatte er an dreißig Orten der Familienbeſitzungen Miſſionen gehalten und überall erblühete als deren Frucht ein wohltätiger Frauen-Verein.

Graf Gondi war General der königlichen Galeeren. Dadurch ward Vinzenz veranlaßt, ſich der Gefangenen anzunehmen, welche dahin abgeführt wurden. Um ſeinem Eifer den freieſten Spielraum es ſo! er wird Recht haben. Allein auch ich habe Recht es nicht ſo zu machen.“

Und ſie machte es nicht ſo! ſie blieb ihrem Lebensprinzip vom inneren Geſetz, wie in ihrem ganzen Leben, ſo auch auf der Bühne getreu, und dadurch gelangte ſie zu einer wundervollen Freiheit von Eitelkeit, von Manier, von Routine, von Allem was in ihrer Laufbahn an’s Handwerk zu erinnern pflegt. Sie betrachtete dieſelbe als ihre Vocation, die grade ſo edel und ſo unedel wie jede andre ſei, je nachdem ſie edel und unedel vollbracht werde. In dieſem Beruf arbeitete ſie mit unermüdlichem Ernſt, allein ohne ſich zu deſſen Sclavin zu machen. Sie blieb für Gundaccar das ewiggeliebte und ewigliebende Weib; ſie blieb für Tranquillina die zärtlichſte Mutter. Ihr Herz alimentirte ihr Genie, und ihr Genie gab ihrem Herzen einen gar nicht zu ermattenden Schwung.

Die Vortheile welche die Bühne von Palermo ihr bieten konnte, wurden bald durch die von Neapel und Mailand überflügelt. Auch London und Paris wollten ſie hören, aber ſie verließ nicht das geliebte Italien — das Land der Verheißung und der Erfüllung, wie ſie es nannte. Jenſeits der Alpen war ihr das Daſein allzu rauh entgegen getreten. Auch Gundaccar wünſchte in Italien zu zu gewähren, bewirkte der Graf ſeine Ernennung zum erſten königlichen Almoſenier aller Galeeren. Als ſolcher ging Vinzenz 1622 nach Marſeille. Der leibliche und ſeeliſche Zuſtand, in welchem er die unglücklichen Sträflinge fand, erpreßte ihm heiße Tränen. Dieſe ſchwimmenden Kerker waren Waſſerhöllen, in denen Verdammte verzweifelten. Ausgeſtoßen von der Menſchheit hatten ſie aufgehört Menſchen zu ſein und lebten nur für Haß und Ingrimm, Fluch und Läſterung. Auch Vinzenz und ſein linder Zuſpruch ward anfangs mit Hohn und Beleidigung aufgenommen. Er aber pflegte die Kranken, legte Fürbitte bei den Aufſehern für die Straffälligen ein und wußte durch tauſend kleine Mittel ſeine Teilnahme für ſie an den Tag zu legen. Daß dieſer hochgeachtete Mann, dieſer fromme Prieſter Wohlwollen für ſie empfinde ſtatt Abſcheu — Teilnahme ſtatt Verachtung — daß ſie und ihr Schickſal überhaupt noch des Erbarmens gewürdigt wurden: dies erweichte ihre verſteinerten Herzen und Mancher nahm hinfort ſein ſchweres Los als Buße für ſeine Miſſetaten reuevoll an. Konnte Vinzenz auch nicht ihre Körper von den ſchweren Strafketten befreien, ſo brachte er doch ihren Seelen die Erlöſung von den ſchwereren Banden der Sünde, indem er ihnen die Gnade Gottes verkündete, die für reumütige Sünder am reichlichſten ſtrömt. Im folgenden Jahr ſetzte er dieſelbe Tätigkeit zu Bordeaux fort; und da der Zuſtand der zu den Galeeren Verurteilten in den grauſen Gefängniſſen von Paris nicht minder jammervoll als auf den Schiffen ſelbſt war: ſo begab er ſich auch in dieſe Höhlen und machte den Grafen Gondi verantwortlich für die ſchauderhafte Verkommenheit an Leib und Seele, in welcher die Verbrecher dort ſchmachteten. Der Graf gab ihm die Vollmacht, alles für die Milderung dieſes unausſprechlichen Elends zu tun und unterſtützt durch mitleidige Herzen mietete er ein großes Haus, worin er ſie mit allen Erleichterungen unterbrachte, welche ihre Lage erlaubte. Als eine peſtartige Krankheit unter ihnen ausbrach, ſchloß er ſich mit ihnen ein und würde mit Freuden ſein ganzes Leben ihnen gewidmet haben, wenn nicht nach allen Seiten hin ſeine Umſicht und Tätigkeit in Anſpruch genommen wären. Er, der demütige Mann, der nur glaubte, dem ſchlichten Bauern, dem Bettler, dem Verbrecher geiſtliche Pflege geben zu können, ward zur geiſtlichen Leitung des eben in Paris eröffneten Kloſters vom Orden der Heimſuchung Mariä beſtimmt. Der liebenswürdigſte unter den Heiligen, Franz von Sales, Biſchof von Genf, hatte dieſen Orden, der ſich auch nach ſeinem Namen Saleſianerinnen nannte, kürzlich gegründet und ſeine geiſtliche Tochter Franziſka von Chantal breitete ihn über ganz Frankreich aus. Beide wendeten ſich an Vinzenz mit der Bitte, dem jungen Hauſe in Paris liebend vorzuſtehen und dieſe ſtillen Seelen in ihrer Abgeſchiedenheit zum Himmel zu führen — denn Franz von Sales hielt ihn für den heiligſten Prieſter, den er je gekannt; und auf Befehl des Erzbiſchofs von Paris übernahm er dies Amt und ſtand demſelben, ſo wie dieſer ganzen Kongregation in Frankreich faſt dreißig Jahre mit apoſtoliſchem Geiſte, Klugheit und Feſtigkeit vor.

Zu dem kleinen Kapital, welches die Gräfin Gondi zur Abhaltung von Miſſionen für das Landvolk ihrer Beſitzungen ausgeſetzt hatte, fügten ihr Mann und der Erzbiſchof von Paris, ihr Schwager, auf ihre Bitten und Vorſtellungen die Summe von 40000 Livres und am 1. Mai 1625 fertigte die Familie Gondi eine Stiftungsurkunde aus des Inhalts: Zur Ehre Gottes und der Kirche und zum Heil der allerverlaſſenſten Seelen auf dem Lande, die nicht wie die Städte mit eifrigen und genügenden Hirten verſehen, ſondern gar oft in großer Not und Verlaſſenheit wären, wünſche ſie eine Verſammlung frommer, gelehrter und tätiger Weltprieſter zu ſtiften, die unter der Vorſteherſchaft des Herrn Vinzenz von Paula ein gemeinſchaftliches Leben nach einer beſtimmten Regel zu führen und die Verbindlichkeit zu erfüllen hätten, mit Erlaubnis der Diözeſanbiſchöfe von Dorf zu Dorf herum zu gehen, den Landmann im Chriſtentum zu unterrichten, ihn zu Generalbeichten und häufigerem Empfang der heil. Sakramente zu ermahnen, und ihn durch wahre Frömmigkeit und gebeſſerten Lebenswandel auf die Wege des Herrn zu leiten. Dieſe geiſtlichen Sendungen hätten ſie unentgeltlich und nur für das arme Landvolk zu übernehmen, namentlich alle fünf Jahre einmal auf den Gondi'ſchen Beſitzungen. Eine Ausnahme hievon ſollten ſie nur für die unglücklichen Galeerenſträflinge machen und ſich deren Seelenheil erbarmen.

Als die Gräfin ihren heiligen Wunſch erfüllt ſah, daß den Armen, den Verlaſſenen und Verlorenen das Evangelium gepredigt und das Heil verkündet werde, tat ſie ihre erdenmüden Augen zu und entſchlief zu einem beſſeren Leben, am 23. Juni 1625; und ihr Mann zog ſich bald darauf von der Welt zu den Vätern des Oratoriums zurück. Vinzenz aber eröffnete ſeine Kongregation der Miſſionsprieſter, die nach zwei Jahren vom König Ludwig XIII. die Erlaubnis erhielt, ſich in ganz Frankreich niederzulaſſen und Legate und Erbſchaften zu empfangen, und die vom Papſt Urban VIII. zu einer Ordensgenoſſenſchaft erhoben wurde. So geſegnet von Gott und den Menſchen war die Liebe der Seelen eines einzigen apoſtoliſchen Prieſters! Vom Jahr 1625 bis zum

Tode des Vinzenz, 1660, hielt die Kongregation gegen 900 Miſſionen. Der Apoſtel verheißt Demjenigen die Vergebung der Sünden, welcher *eine* Seele vom böſen Wege zurückgeführt und gerettet hat. Welche Seligkeit muß Den erwarten, welchem einſt tauſend gerettete Seelen vor dem Thron Gottes frohlockend ihren Dank ſagen! Als die Kongregation ſich ſo gemehrt und ihre Wirkſamkeit ſich ſo ausgebreitet hatte, daß der Stiftungsfond nicht mehr hinreichte, ſorgte der liebe Gott für ſeine armen treuen Diener, indem der Prior der Abtei St. Lazarus bei Paris dies ſchöne Gebäude ſamt bedeutenden Einkünften an Vinzenz abtrat, der es mit den Seinen im Winter 1632 bezog. Nach dieſem Hauſe führten die Miſſionsprieſter auch den Namen Lazariſten, unter dem ſie noch jetzt bekannt ſind. Da Vinzenz die Pflege einiger geiſtesſchwachen Knaben, welche dem Hauſe anvertraut waren, zu übernehmen hatte und da bald noch andere geiſteskranke Jünglinge dazu kamen: ſo ward St. Lazarus noch nebenbei eine Art von Seelenhoſpital, wo man ſich der Heilung ihrer ſchlimmſten Krankheiten befleißigte.

Nie auf das, was er geleiſtet hatte, immer auf das, was noch für das Reich Gottes zu tun war, ſchaute Vinzenz; gedachte des Blutes Jeſu, daß es nicht für ſo viel Tauſende umſonſt vergoſſen ſein dürfe, daß ſeine unberechenbare Kraft in anderen Seelen und auf andere Weiſe dieſelbe Liebe zum Kreuz erwecken könne, wie in ſeinen Miſſionsprieſtern, und unternahm ein neues Werk: die Bildung der barmherzigen Schweſtern. Die Gehilfin, die er dazu brauchte, hatte er ſchon ſeit einigen Jahren an der Hand: Frau Luiſe von Marillac, verwitwete le Gras, eine Seele, deren Opferfreudigkeit und Tätigkeit gar nicht zu erſchöpfen und zu ermüden war. Sie ſah in den armen Kranken die leidenden Glieder ihres Erlöſers, alſo nicht bloß Leiber, die gepflegt, ſondern unſterbliche Seelen, die gehegt werden wollen. Mit Heldenmut unternahm ſie die Wartung entſetzlicher Krankheiten und tröſtete dabei die Leidenden mit frommem Zuſpruch und linder Ermahnung. Vier Jahre prüfte Vinzenz dieſe ſtarke Seele in allen Übungen der Selbſtverleugnung; dann, 1629, veranlaßte er ſie zu einer Rundreiſe durch ganz Frankreich, um nachzuſehen, in welcher Weiſe die Frauenvereine ihre Wirkſamkeit ausübten und um den Mängeln derſelben durch Belehrung und Anweiſung abzuhelfen. Der Segen Gottes begleitete ſie! den erkalteten Eifer wußte ſie zu entflammen, die verſiegte Mildtätigkeit zu beleben, den guten Willen zweckmäßig zu verwenden. Frauen aus den vornehmſten wie aus den geringſten Ständen folgten liebentflammt ihrer Leitung; und obwohl dieſer Verein urſprünglich nur für ſolche Orte beſtimmt war, in denen es keine Spitäler gab, ſo verpflanzte er ſich doch allmählich auch nach größeren Städten, ſogar nach Paris. Denn da die mildtätigen Frauen die Hütten der Schwachen und Kranken beſuchten und ihnen Pflege und Hilfe brachten, ſo blieben dieſe in ihren Umgebungen und brauchten ſich nicht von ihrer Familie zu trennen — was den Armen unbeſchreiblich hart erſcheint, weil ſie nichts auf der Welt beſitzen, als eben dieſe Familie. Dadurch wurde gar manchem Unglücklichen das Leid erſpart, von den Seinen getrennt, im Spital ein ſchweres Krankenlager durchmachen oder den Tod erwarten zu müſſen.

Aber es iſt ſchwer, zweien Herren zu dienen! mochten die Frauen, aus denen die Vereine beſtanden, noch ſo fromm und demütig ſein — ſie gehörten der Welt an und der Dienſt der Welt bringt ſeine Pflichten mit ſich! Bald wurde die eine durch ihres Mannes Sorgfalt für ihre Geſundheit verhindert, die Kranken zu beſuchen; bald die andere durch Verpflichtungen gegen ihre Kinder, ihr Haus, ihren Wirkungskreis. Um gleichmäßig und beharrlich, nicht heut zu viel und morgen zu wenig, ſondern immer hinreichend wirken und helfen zu können, dazu gehörte eine feſtere und einheitlichere Leitung, als ſie im weltlichen Kreiſe möglich iſt; dazu gehört nicht ein halbes, ſondern das ganze Opfer, die ganze Hingebung an Gott, die ausſchließliche Liebe zum Kreuz, ohne Unterbrechung durch Liebe für Mann und Kinder, Eltern und Geſchwiſter. Im Anfang und ſo lange die Perſon an der Spitze ſteht, welche ſie ins Daſein gerufen hat, ſind ſolche Vereine von großer Friſche, Tätigkeit und Eifer; da ihnen aber das weſentliche Bindungsmittel fehlt, wodurch wie durch einen unwiderſtehlichen Hebel jedes Einzelne von ſeinem beſonderen Willen abgelöſt und in den Bau des Ganzen eingefügt wird: der Gehorſam gegen die Vorſteher; — ſo verfallen ſie leicht in eine gewiſſe oberflächliche Routine, in eine Vollziehung des äußeren Auftrags, ohne innere Hingebung. Obwohl Vinzenz den Frauen-Vereinen eine beſtimmte Verfaſſung gab und ihre Vorſteherinnen überall unter die Leitung des Ortspfarrers ſtellte: ſo erkannte er doch bald, daß die Sorgen und Freuden der Welt immer ein Hindernis an der vollkommenen Ausübung der Kranken- und Armenpflege ſein würden, und war darauf bedacht, eine neue Pflanzſchule der chriſtlichen Barmherzigkeit anzulegen.

Er übergab drei junge Landmädchen, die weder den Beruf fühlten in die Ehe, noch in die klöſterliche Klauſur ſich zu begeben, der mütterlichen Obhut der Madame le Gras, welche ſie in ihr Haus aufzunehmen, ihre Seelenbildung zu leiten und ſie im Krankendienſt einzuüben hatte. Dieſer erſte Verſuch gelang ſo vollkommen, daß Madame le Gras ſich entſchloß, ſich ganz der Bildung ſolcher frommen Mädchen zu widmen und ſie zu einer neuen Genoſſenſchaft um ſich zu verſammeln. Wiederum prüfte Vinzenz ihren Flammeneifer und ihre Befähigung zwei Jahre; — dann aber, als die kleine Genoſſenſchaft an Zahl und an Gnaden wuchs, widerſtrebte er nicht länger dem Finger Gottes und der Erzbiſchof von Paris erhob ſie unter dem Namen **Filles de Charité** zu einer eigenen Kongregation, die man auch ihrer ſchlichten grauen Kleidung wegen **Soeurs grises** nannte. Dies iſt der Urſprung der barmherzigen Schweſtern.

Eine barmherzige Schweſter! wer wäre ſo unglücklich ſie nicht zu kennen und — wenn er ſie kennt, ſie nicht zu lieben! Wer hätte nicht in ſtiller Andacht einem ſolchen, ganz vom Kreuz überſchatteten Leben zugeſchaut und in dieſem Schatten die Macht und Herrlichkeit des Blutes Jeſu, wie einen funkelnden Rubin auf dunklem Grunde, ſeine Strahlen werfen ſehen.

„Eine barmherzige Schweſter!“ ſpricht mit oberflächlichem Beifall der Weltſinn. Ja, weiß er denn auch wohl, was das iſt, eine barmherzige Schweſter? Eines von den tauſend Wundern des Kreuzes iſt es, welches nur deshalb nicht ſo recht begriffen wird, weil es ſich nicht auf ein Individuum beſchränkt. Gäbe es eine einzige barmherzige Schweſter auf Erden, ſo würde die Erde ganz hell werden von ihrem Ruhm vor den Menſchen. Allein Gott Dank! ſo iſt es nicht! ihr Ruhm iſt verborgen in ihrem Heiland. Eine barmherzige Schweſter — das iſt zugleich ein Held und eine Kloſterfrau. Ihr Schlachtfeld iſt das Spital, wo ſie dem Tode ſeine Beute abringen muß, indem ſie ihr eigenes Leben gleichmütig und freundlich der Anſteckung oder der Erſchöpfung preisgibt; und ihr Lorbeer iſt die himmliſche Palme. Keine Wunde, keine Krankheit, keine Gefahr, kein Abſcheu — nichts erſchüttert ſie, nichts vertreibt ſie von ihrem Poſten. Der moraliſche Widerwille, der ſittliche Ekel, der eben ſo heftig als der phyſiſche bei der Wartung mancher Kranken in dem natürlichen Menſchen ſich regen würde, wenn er in Berührung käme mit ſo viel Roheit, Trotz, Eigenſinn und Brutalität, wie manche elende verſunkene Menſchen ſie in ihren Krankheiten an den Tag legen — iſt untergegangen in dem einen Wunſch: Denen zu dienen, welchen der Heiland gedient hat. Mehr noch: das liebliche Wunder, welches für die heilige Eliſabeth geſchah, daß ihr erzürnter Gemahl ſtatt des kranken Bettlers, den er in ihrem Bette zu finden wähnte — den lieben Heiland fand, wiederholt ſich täglich, ſtündlich für bleiben. Der Ort der ihm am Meiſten zuſagte, war Neapel. Alſo nach Neapel verlegte Clelia ihren feſten Aufenthalt.

Auf dem Vomero, Stadt und Land und Meer beherrſchend, liegt eine Reihe der ſchönſten Villen. Da iſt eine, ſchneeweiß, klein, von ſchlanken Säulen umgeben, begraben in Pinien und Cypreſſen um die ſich Roſen ranken, in Orangen, Mirthen und Oleanderbüſche, zwiſchen denen Fontänen mit goldenen Kugeln ſpielend tanzen; — über dem Gitterthor ſteht in großen goldnen Buchſtaben „Villa Tranquilliana;“ — die hat Clelia gekauft. Gundaccar richtete ſie mit der geſchmackvollen Elegance ein, die ihm eigen war und in der er ſich gern bewegte. Jede Einrichtung, jede Anordnung ging durch ſeine Hand, und Clelia empfing eine jede ſo verſchönert durch ſeinen Geſchmack, daß ſie ihr wie ein Geſchenk vorkam. Sein Maler-Atelier lag neben dem Zimmer in welchem Clelia ihre Studien machte, und jeder von ihnen fand bei dem andern einen Quell des Verſtändniſſes, der Ermunterung und Erhebung, wodurch auch ihre Geiſter in einer gemeinſamen Sphäre des Lebens ſich begegneten, während die Gemeinſchaftlichkeit ſich allzu oft nur in der niedern und ſo zu ſagen irdiſchen Sphäre von Luſt und Leid, von Sorgen und Genuß bethädie barmherzige Schweſter, nur umgekehrt: ihr Auge ſieht in dem armen Kranken den lieben Heiland, während wir einen oft ſehr widerwärtigen Kranken ſehen. — Andere Ordensfrauen, welche der Welt entſagt haben, ſind durch ihre Klauſur vor der Berührung der Welt geſchirmt; Leichtſinn, Eitelkeit, Torheit, Lärm und Geräuſch brechen ſich an dem Gitter und der ſtillen Zelle; zwiſchen den gottgeweihten Herzen und den Kämpfen, Qualen und Leidenſchaften da draußen iſt der Schleier eine undurchdringliche Scheidewand, die all' jenen Jammer verhüllt. Aber die barmherzige Schweſter hat der Welt entſagt, ohne ſich hinter Gitter und Klauſur zu begeben, und die Qualen und Leidenſchaften, die Bedrängniſſe und Ängſte der Welt ſchreien um ſie her nach Hilfe, nach Rettung. Ihr heiliges Ordenskleid iſt für ſie wie Gitter und Zelle, und die göttliche Gnade iſt die Klauſur, in welcher ihre Seele mit der Betrachtung und Anbetung ihres Heilands lebt. So vereinigt ſie den Gegenſatz des Helden und der Kloſterfrau; ſie hat von dieſer die ſtille reine Seele; ſie hat von jenem das ſtarke, tapfere Herz. Mit dem einen muß ſie alle phyſiſchen Erſchütterungen — mit der anderen alle inneren Heimſuchungen überwinden. Wie das ihres göttlichen Meiſters, iſt auch ihr Reich nicht von dieſer Welt. Es iſt wohl gut, von den leiblichen Krankheiten zu befreien; aber die

Seelen wollen auch gewartet werden und ſind auf dem Krankenbett bisweilen dieſer Wartung ſehr zugänglich. Der Schwerkranke, der Sterbende, der in geſunden Tagen vielleicht über Himmel und Hölle geſpottet hat, ändert jetzt vielleicht ſeinen Sinn. Ein anderer, der unruhig in ſeinem Gewiſſen, aber zaghaft iſt, begehrt vielleicht nur eine Ermunterung, um ſein gepreßtes Herz vor einem Diener Gottes auszuſchütten. Noch ein anderer möchte ſich gern mit ſeinem Gott verſöhnen, bevor er vor deſſen Richterſtuhl in der Ewigkeit tritt; allein er mag keine Todesgedanken in ſich aufkommen laſſen. All' dieſe Seelenregungen muß die barmherzige Schweſter beobachten und zur rechten Stunde bald den geiſtlichen, bald den leiblichen Zuſpruch bringen, ohne ſich dem Verdacht der Zudringlichkeit, noch dem Vorwurf der Nachläſſigkeit auszuſetzen. Sie muß ihren Pflegbefohlenen wie ein Arzt Vertrauen zu ihren materiellen Hilfleiſtungen — und wie ein Beichtvater zu ihren religiöſen Tröſtungen einflößen. Es iſt nicht zu beſchreiben, durch welche Schule der Geduld ſie täglich wandeln, welch' eine Fülle von Langmut und Gelaſſenheit ſie den Launen und Grobheiten, der Unvernunft und dem Eigenſinn entgegenſetzen muß. Und nicht bloß die Behandlung der Kranken muß ſie ſo genau verſtehen, ſondern auch mit Menſchen aus der Welt umzugehen wiſſen. Da ſind die Ärzte, da ſind die Angehörigen der Kranken, da ſind Beſchützer oder Wohltäter des Hauſes, da ſind Beſuche, die aus Teilnahme oder Neugier das Spital ſehen möchten: mit dieſen allen hat ſie zu verkehren und weltvertraut zu ſein, als ob ſie ſich nicht die Welt unter die Füße gelegt hätte.

O wenn doch alle Diejenigen, welche mit ihrer Brüderlichkeit im modernen antichriſtlichen Sinn und mit ihren Menſchenbeglückungstheorien prahlen und Revolutionen machen, um ihre Syſteme einzuführen — wenn ſie doch nur einen Tag mit klarem Blick und unbefangener Seele das Leben einer barmherzigen Schweſter betrachten wollten: ſo würde es ihnen einleuchten, daß man nur durch das Opfer am Fuß des Kreuzes für die Wohlfahrt der Brüder ſorgen kann. Und nicht bloß am Krankenbett dürften ſie dieſe Studien machen! in Irrenanſtalten, in Waiſenhäuſern, in Gefängniſſen, bei den Findlingen, bei den Unheilbaren, bei den Greiſen, bei den Sträflingen — überall, wo das menſchliche Elend oder Laſter der Obhut oder Rettung bedarf — überall treffen ſie die barmherzige Schweſter als einen lebendigen Ausdruck der göttlichen Liebe neben dem Jammer der Welt — überall bewährt ſich in dieſer demütigen Magd des Herrn die Kraft des Blutes Jeſu.

Das wußte Vinzenz von Paula. Darum ſandte er ſeine geiſtlichen Töchter in Spitäler, Galeeren, Lazarette, über ganz Frankreich aus. Paarweiſe zogen ſie fort aus der ſtillen Arche über das Meer von Bedrängnis und Not, welches die Zeit ausgoß, Tauben des heiligen Geiſtes, um das Ölblatt — den Balſam der Liebe — den Darbenden zuzutragen. Und ſo ziehen ſie fort bis zu dieſer Stunde.

Während Vinzenz in Paris ein großes Findelhaus, die erſte wohleingerichtete Anſtalt dieſer Art, unter dem Patronat adeliger Frauen — und in Marſeille ein Krankenhaus für die Galeerenſklaven gründete, welches dieſe ihr Paradies nannten, bemühete er ſich, dem geiſtlichen Stande einen friſchen Aufſchwung zu geben und führte deshalb die geiſtlichen Übungen ein. Er und ſeine Miſſionsprieſter hielten Vorträge vor den verſammelten Prieſtern über ihren hohen Beruf, und veranlaßten ſie dadurch zu einer tiefen Einkehr in ſich ſelbſt, zu einer Erneuerung ihres inneren Lebens. Als die guten Früchte dieſer Übungen ſich zeigten, die Geiſtlichen eifriger, pflichtgetreuer, unterrichteter wurden, durch Beiſpiel und Lehre beſſer auf ihre Gemeinde wirkten und in deren Achtung höher ſtiegen — beſchloß Vinzenz den Weltleuten ebenfalls dies Mittel zu einer geiſtigen Wiedergeburt anzubieten. Er öffnete ſein

Haus von Sankt Lazarus und überhaupt alle Miſſionshäuſer ohne Unterſchied jedem Menſchen, der Verlangen nach den geiſtlichen Übungen trug, und damit niemand in der heiligen Abgeſchiedenheit durch Sorge für den Lebensunterhalt geſtört werde, wurden alle unengeltlich aufgenommen und verpflegt. Das Haus geriet in Schulden; — aber Vinzenz betete und immer wieder und wieder fanden ſich Mittel, um die älteren Anſtalten zu erhalten, zu vergrößern und um neue zu ſtiften. Dieſer blutarme Prieſter, dieſer dürftige Bauernſohn, der nicht einen Heller beſaß — verausgabte jährlich viele Tauſende oder veranlaßte ihre Verausgabung aus den Mitteln der Barmherzigkeit; wie denn z. B. die alljährliche Ausgabe für das Findelhaus 40,000 Livres betrug. Wodurch bewirkte er das? — er betete und er bat. Er wußte, daß der Menſch nicht vergeblich am Hauſe baut, wenn Gott es geſegnet hat — und um dieſen Segen flehte er unabläſſig im vertrauenvollen, anhaltenden Gebet. War er dann ganz erwärmt von dem Aufflug ſeiner Seele zu der göttlichen Liebe, ganz durchdrungen von der Zuverſicht, daß Gott Steine in Brot und Felſen in Waſſerquellen für ſeine notleidenden Kinder verwandeln könne und wolle — dann trat er unter die Menſchen und predigte oder bat ſo eindringlich und gewaltig, ſo zärtlich und kräftig, ſo beredt und feurig, daß kein Auge trocken, kein Herz gleichgültig, keine Hand verſchloſſen blieb. Der Zufluß an Mitteln war bald ſtärker, bald ſchwächer und ſchien er einmal ſtocken zu wollen, ſo war es nur, um bei nächſter Anregung deſto reichlicher zu ſtrömen. Ja, es kam die Zeit, wo Vinzenz das leiſtete, was kein König und kein Fürſt vermochte: er rettete ganze Provinzen, ganze Länder vom Hungertode; — denn zur Ausführung gewiſſer Dinge braucht Gott nur ſeine Heiligen, weil ihre Armut ihn am meiſten verherrlicht und ihre Demut ihm allein die Ehre gibt.

In Folge des unſeligen dreißigjährigen Krieges wälzten ſich alle Greuel der Verwüſtung über das arme Lothringen, das ein Tummelplatz der Kriegeswut für Deutſche und Franzoſen, für Spanier und Schweden wurde. Verbrannte Städte und Dörfer, verwüſtete Felder, geplünderte und zerſtörte Vorräte bezeichneten jeden Schritt der feindlichen Züge und verſetzten die unglücklichen Einwohner in ein Übermaß von Elend. Hunger und Peſt und die ſchauderhafteſte ſittliche Verwilderung ſchwangen ihre dreifache Geißel.

Schilderungen dieſer grenzenloſen Not drangen bald nach Paris und Vinzenz ward ganz von bitterm Leid über einen ſolchen Zuſtand erfüllt, wo es möglich war, daß hungrige Wölfe nachts in die Städte kamen und über die Leichen herfielen — daß gottgeweihte Jungfrauen auf den Landſtraßen umherirrten, um Lebensmittel zu ſuchen, und daß Mütter, wie bei Jeruſalems Zerſtörung, ihre Kinder ſchlachteten und verzehrten. Er ſprach:

„Es ſind nicht unſere Landsleute und ihr Herzog kämpft gegen uns; aber es ſind Katholiken und ſie leiden — wir müſſen ſie unterſtützen! Wir haben wenig Gold und Silber und bedürfen vielleicht Millionen — wohlan! Gott wird das Fehlende hinzulegen. Die Schätze der göttlichen Vorſehung ſind unerſchöpflich; unſer Mißtrauen würde ihr Unehre bringen.“

So ſprach dieſer große Diener Gottes. Für Glaubensbrüder, Kinder der Kirche, ſchien ihm nichts unmöglich. Dann machte er bei ſich ſelbſt den Anfang, wie es ſich ziemt für einen Heiligen: das Haus von Sankt Lazarus ward auf die Beköſtigung mit ſchwarzem Brot geſetzt — und als er nun nichts weiter als das allernotwendigſte hatte, um ſein Leben zu friſten, da durfte er kühn zu den Großen und Reichen der Welt gehen, um für die Darbenden zu betteln. Vom königlichen Hof an und aus allen Ständen empfing er ſo reichliche Spenden, daß ſein vertrauter Bote, der vom Jahr 1635 bis 1648, als der weſtfäliſche

Friede den Krieg beendigte, dreiundfünfzig Reiſen nach Lothringen machte, jedesmal 20 bis 30,000 Livres dahinbrachte. Überdas flohen viele Lothringer vor Krieg, Krankheit und Hungersnot nach Frankreich und brachten nichts mit, als ihr nacktes Leben. Auch dieſe mußten verſorgt werden — und wurden es. 160 verwaiſte junge Mädchen, welche dem ſchrecklichſten Schickſal entgegen gegangen wären, nahm Madame le Gras in ihren Schutz, bis ſie in guten Häuſern einen paſſenden Dienſt fanden. Für eine ebenſo große Schar von Knaben ſorgte Vinzenz auf ähnliche Weiſe. Vierzehn unglückliche Kloſterfrauen vom Orden des heiligen Benedikt empfahl Vinzenz den wohltätigen adeligen Frauen; und die Gräfin von Chateau-Vieux wies ihnen ein eigenes Haus an unter der Verbindlichkeit, der ununterbrochenen Anbetung des allerheiligſten Altarsſakramentes ſich zu widmen. Das Elend war groß — aber es fand zu ſeiner Linderung große Herzen. Endlich kamen Flüchtlinge von hoher Geburt, aus vornehmen Häuſern, welche in die jämmerlichſte Lage gerieten, nachdem ſie ihr mitgebrachtes Geld verzehrt hatten, da ſie ſich ſchämten ihre Not bekannt werden zu laſſen. Ein edler Mann kam zu Vinzenz und bat ihn, ſich doch gerade dieſer Perſonen anzunehmen, welche doppelt unter den ungewohnten und drückenden Verhältniſſen litten. Vinzenz antwortete mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit und Einfachheit:

„Freilich muß man dieſen armen Edelleuten zu Hilfe kommen, um in ihnen unſern Erlöſer zu ehren, der vom höchſten Adel und doch ſo arm geweſen iſt.“ Und auf ſeine Anregung traten acht vornehme Männer zuſammen und erhielten während acht Jahren mit möglichſter Schonung und Zartheit ihre Standesgenoſſen, bis dieſelben nach dem Frieden in ihre Heimat zurückkehren konnten.

Jener vertraute Bote, der ſo oft die Wanderſchaft nach und in Lothringen zu machen hatte und wie durch ein Wunder, trotz der Unſicherheit der Straßen, nie beraubt und ausgeplündert wurde, obgleich man ihm oft nachſtellte — war ein Laienbruder des Ordens und hieß Matthäus. Im ganzen Lande und ſogar in Paris erzählte man von den Gefahren, denen er mit ſeinen Geld- oder Wechſelſendungen entronnen ſei und endlich begehrte die Königin ihn zu ſehen. Sie fragte ihn, was ihn denn eigentlich aus ſo vielen Gefahren gerettet habe, und Bruder Matthäus erwiderte:

„Das Gebet unſers Vaters Vinzenz.“

Nachdem der Friede mit fremden Völkern geſchloſſen war, begannen in Frankreich, vom Parteigeiſt angefacht, die Bürgerkriege der Fronde, unter denen das ganze Land Unſägliches litt, namentlich die Champagne und Picardie, wo eine furchtbare Hungersnot wütete, weil die Heere die Kornfelder abgemäht, die Vorräte aufgezehrt und die Häuſer geplündert hatten. Die Einwohner aßen Gras, Baumrinde, ekelhafte Tiere und Dinge, und ſtarben haufenweiſe vor Hunger und an Seuchen. Vinzenz wurde immer zuerſt von jeder Not benachrichtigt; auch jetzt flehte man um ſeine Unterſtützung. Er wendete ſich ſogleich an den Verein der adeligen Frauen in Paris, der, eingedenk des alten Wahlſpruches des echten Adels „Noblesse oblige" — es für ſeine Schuldigkeit hielt, Außerordentliches zu leiſten und nie hinter den Wünſchen zurückblieb, die Vinzenz ihm vortrug. Miſſionsprieſter mit Geld und Kleidungsſtücken, denen bald barmherzige Schweſtern nachfolgten, wurden nach den Orten geſendet, wo Krankheit und Hunger am heftigſten wüteten, und wo ſie oft für Leib und Seele zugleich ſorgen mußten. Mehrere von ihnen und von den Schweſtern ſtarben im Dienſt der Liebe. Ein Oberaufſeher ſtattete jede Woche an Vinzenz einen genauen Bericht über alle Leiſtungen und Verrichtungen ſeiner geiſtlichen Kinder ab und Vinzenz legte dieſen Bericht den Damen vor, um ihnen zu zeigen, daß ihre Mildtätigkeit unerſchöpflich ſein müſſe. Während zehn Jahren ſammelte er bei ihnen die erforderlichen Unterſtützungsbeiträge. Als die betigt. Hier war es ein aufrichtiges und unermüdliches Streben den Bedürfniſſen des idealiſchen Menſchen nachzuleben. Clelia hatte Gundaccar den feindlichen Einflüſſen abgerungen und ihn unter wolthätige gebracht. Es giebt ſolche Naturen wie es Pflanzen giebt die auf einem ihnen antipathiſchen Boden verkümmern. Gundaccar brauchte nun einmal den warmen Sonnenſtral friedlichen Glücks; ſeine zarte, weichliche Seele ſchrumpfte zuſammen wenn ihn die Hand des Geſchickes rauh und hart berührte und ertrug nicht deren eiſernen Griff. Ihm fehlte Willen und Energie; allein er hatte eine Zartheit und Fülle der Empfindung und eine Tiefe des Gedankens, die ihm eine wundervolle Seelenſchönheit gaben, ſobald man ihn nur nicht in Kämpfe und Qualen hinein zwängte. Mit heißer Liebe widmete er ſich der Malerei und entwickelte ſorgſam das gleiche Talent in Tranquillina. Er hatte ja das Beiſpiel vor Augen welch eine unerhörte Bevorzugung es iſt und welche Selbſtändigkeit es gewährt wenn der Menſch verſteht ſich ſein Brot zu erwerben. Für Alle ſind alle Fälle möglich; Keiner kann ſagen: mein Kind iſt geborgen. Daß Tranquillina ein ſo auffallendes Talent für das Porträt hatte, erſchien ihm als eine beſondere Weiſung des raubten, entweihten,halbverfallenen Kirchen in jenen armen Provinzen wieder hergeſtellt und dem Gottesdienſt zurückgegeben werden ſollten, waren es abermals dieſe Frauen, welche die Altargeräte und die Paramente lieferten, aus ihren koſtbaren Kleidern und Spitzen prieſterliche Gewänder verfertigten und ihre Kunſtfertigkeit in Stickereien zum Dienſt und Schmuck des Altars verwendeten.

Endlich war die Not in Paris ſelbſt ſehr groß, als die Armee der Fronde und die des Königs ſich vor deſſen Mauern gegenüber ſtanden. Alles drängte und flüchtete ſich in die Stadt, als ob dort mehr Schutz und Hilfe wäre. Am Tor von Sankt Lazarus wurden täglich Tauſende von Armen geſpeiſt, und Unzählige mit den geiſtlichen Tröſtungen der heiligen Sakramente verſehen. Und worin beſtand der Dank für dieſes Übermaß von Liebeswerken und Wohltaten? — darin, daß ein Regiment der ausgelaſſenſten Soldaten in dieſes Haus gelegt und daſſelbe dadurch ausgeplündert wurde; — ein Werk des Haſſes, der Habgier und des Neides, welches ſich zu allen Zeiten, bald in dieſer und bald in jener Form wiederholt. Vinzenz war nicht in Paris. In andern Häuſern ſeines Ordens aß er das Brot der Trübſal und der Armut, beklagte ſeine großen Verluſte nur inſofern, als ihm die Mittel geſchmälert wurden, anderen zu helfen, und widmete ſich umſomehr der Pflege der Seelen und der Bildung und Hebung ſeiner Kongregation.

Als Mitglied des Staatsrats für geiſtliche Angelegenheiten hatte Vinzenz ſich immer bemüht, ohne ſich in Regierungsgeſchäfte zu miſchen, die Rechte und die Würde der Kirche zu wahren und die Mißbräuche abzuſtellen, die ſich ſeit Franz I. bei Beſetzung der Biſchofsſtühle und mit den Einkünften geiſtlicher Stellen eingeſchlichen hatten. Während des Bürgerkrieges, bei der fürchterlichen Zerrüttung aller Verhältniſſe, gab er ſich unſägliche Mühe bei der Königin Mutter, bei Kardinal Mazarin, bei den Prinzen des königlichen Hauſes, bei den Biſchöfen, im Geiſt der Verſöhnlichkeit und des Friedens zu wirken, die einen, um Mitleid mit dem armen gequälten Volk, die andern, um Gehorſam gegen die königliche Autorität, alle, um Nachgiebigkeit und Milde anzuflehen. Wurden ſeine frommen Worte auch nicht beachtet von den Machthabern und den Ehrgeizigen, die ſich nicht ſcheuten, Land und Volk ihrem perſönlichen Vorteil zu opfern: ſo fanden ſie doch vielfachen Widerhall in vielen Seelen, die an Opfer und Liebe alles zu erſetzen ſuchten, was von anderer Seite entzogen ward. Nicht die Kronenträger brachten dem Heiland ihre Gaben dar; aber es fehlte ihm deshalb doch nicht an Gold, Weihrauch und

Myrrhen: das Gold der Liebe funkelte in den verdoppelten Werken der Barmherzigkeit, umhüllt von dem Weihrauch unabläſſiger Gebete und von dem Duft der bittern Myrrhe jeder Art von Abtötung durch Faſten, Bußübungen und tauſend Entſagungen. Neben dem zügel- und ſittenloſen Treiben des einen Teiles der franzöſiſchen Geſellſchaft, welche dem Dienſt der böſen Mächte verfallen war und noch ſchlimmere Zeiten für die Zukunft heraufbeſchwor — ſchloß ſich der andere Teil um ſo inniger und feſter zum Dienſt und zur Liebe des Kreuzes zuſammen — und Vinzenz war es hauptſächlich, der durch ſein Beiſpiel, ſeine Belehrung, ſeinen apoſtoliſchen Eifer, ſeine wunderbare Begabung auf Laien und Geiſtliche, auf die höchſten und niedrigſten Stände, auf die vornehmſten Frauen wie auf ſeine armen Miſſionsprieſter und barmherzige Schweſtern, dieſen tiefen und anhaltenden Einfluß übte. So mächtig iſt die Seele, die in der göttlichen Liebe lebt.

Es würde ein langes Regiſter abgeben und eine Wiederholung der nämlichen Tatſachen, ſollten all' die Anſtalten der Barmherzigkeit für alle denkbaren Zweige der menſchlichen Bedürftigkeit nur aufgezählt werden, zu denen Vinzenz durch Tat oder Rat mitwirkte, wenn er ſie nicht ſelbſt ſchuf oder hervorrief. Er war über dreißig Jahr General-Oberer ſeiner Kongregation, und in der ganzen Zeit ward in Frankreich nichts Großes zu Stande gebracht, wobei er ſich nicht auf irgend eine Weiſe beteiligt hätte. Seine größte Freude und Belohnung war die ſegenreiche Wirkſamkeit und die große Ausbreitung ſeines Ordens, welcher, ſeiner demütigen Stiftung treu, den Armen das Evangelium predigte, und den Chriſtenſklaven in Algier und Tunis, den unterdrückten Katholiken auf den hebridiſchen Inſeln, den zerſtreuten Hirten in der römiſchen Kampagne, den armen gequälten und verfolgten Irländern oft mit Gefahr und auf Koſten des eigenen Lebens das Wort Gottes zutrug. Als echter Nachfolger des ewigen guten Hirten durchwanderte der Miſſionsprieſter die Wildniſſe der Welt, um die verlorenen Schäflein aufzuſuchen und auf ſeinen Schultern heim zu tragen. Manche ſeiner tüchtigſten geiſtlichen Söhne ſah Vinzenz vor ſich dahinſterben; ſechs in Genua bei den Peſtkranken, vier in Afrika bei den Chriſtenſklaven, ſieben auf der Inſel Madagaskar, zwei in Polen, ſehr viele in Frankreich während der Kriege. Dennoch mehrten ſie ſich wie die Sterne des Himmels und gewährten dem greiſen Vinzenz einen unſäglichen Troſt in all' den Bekümmerniſſen, welche er über das grenzenloſe Unheil der Zeit empfand. Krieg in ganz Europa; Not, Entſittlichung, materielle und geiſtige Verkommenheit in ſeinem Gefolge; die Kirche in manchen Ländern unterdrückt und mißhandelt durch die Häreſie; in Frankreich der gefährliche Janſenismus, der mit ſeinen Verwirrungen der Kirche ſo großen Schaden tat, daß die Irrgläubigen frohlockten und die treuen Diener Gottes weinten — alles das erlebte und erlitt er. Aber nie wurde er mutlos. Wie Moſes führte er die Seinen durch das rote Meer der Leiden, verſorgte ſie in der Wüſte mit Manna vom Himmel und mit Waſſer aus dem Felſen und hob, wenn alle Wunder der Liebe erſchöpft waren, auch wie Moſes ſeine Hände im unermüdlichen Gebet zu Gott empor.

Schwere Krankheiten und empfindliche Schmerzen marterten ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens, ohne daß er von ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt, von ſeiner Liebe und Freundlichkeit für andere, von ſeinen mühe- und ſorgenvollen Arbeiten, von ſeinen prieſterlichen Obliegenheiten nachgelaſſen hätte. Ein ſo außerordentliches Leben wie das ſeinige war für die Erde zu ſelten und zu koſtbar, um nicht bis ins höchſte Alter ausgedehnt zu werden; und ſo ging er denn erſt in ſeinem 85. Jahr (1660) zur ewigen Ruhe ein. Himmliſcher Segen folgte ihm! — Kein Armer in ganz Frankreich, der ihm nicht eine Träne nachgeweint hätte. Und ſogar die Welt, die eiskalte, die eiſenharte Welt wurde weich und warm durch ſeinen

Tod, wie ſie es durch ſein Leben geworden war. Im Jahr 1737 erfolgte ſeine Heiligſprechung. Dies große, demütige, liebeglühende, glaubensſtarke Herz mußte das Schutzpatronat der Fürbitte im Himmel fortſetzen, das es ſchon auf Erden ſo treu geübt hatte.

Die Häreſie, die ihr Leben aus der Oppoſition gegen die Kirche friſtete, mußte aus allen Inſtitutionen derſelben Stoff zu Haß und Ingrimm ziehen, damit man ihrer Behauptung: die Kirche habe das Evangelium verfälſcht und das Dogma in Lügen verwandelt, Glauben ſchenke. Das Papſttum und die ganze hierarchiſche Ordnung der Kirche ward von der Häreſie als eine Anſtalt des Satans verſchrien, die von den Pfaffen aufrecht gehalten würde, um die Seelen in Knechtſchaft zu bringen, zu verdummen, ihnen Geld und Gut abzuſchwatzen und dieſe Reichtümer dann in ungeheurem Wohlleben zu verpraſſen. Daß ſolche Prieſter ſich wenig um das Evangelium kümmern würden, glaubte jeder leicht, der Rechtgläubige ſowohl als der Irrgläubige; und nur das war erſtaunenswert, daß der Irrgläubige wähnen konnte, mit einer ſolchen Satansinſtitution habe die Kirche anderthalb Jahrtauſende ſich halten — und aus einem ſolchen Moraſt

Biſchöfe wie Athanaſius, Ambroſius, Auguſtinus, Gregor den Großen, Bonifatius, Anſelmus erzeugen können. Aber die Leidenſchaftlichkeit iſt blind und unlogiſch. Sie blickte auf diejenigen hohen Würdenträger der Kirche, welche wie Fürſten der Welt — nicht wie Fürſten des Himmels lebten; ſie nahm keine Rückſicht darauf, ob etwa die weltliche Autorität, anſtatt der geiſtlichen, ſie auf den Biſchofſitz befördert habe; ſie brauchte verweltlichte Prälaten, um Zeter zu ſchreien gegen die römiſche Hierarchie mit ihrem Weltſinn, ihrer Schwelgerei, ihrem Verdummungsſyſtem, ihrem Lügengeiſt; ſie klammerte ſich aus allen Kräften an das Unvollkommene, um das Vollkommene nicht zu ſehen, und wähnte ſich groß, weil ſie die Gebrechen jener Unvollkommenheit nicht ſowohl mied als erkannte.

Was geſchah in der Kirche? — Sie fügte den majeſtätiſchen Säulen, welche ihre himmelhohe Wölbung tragen, zwei neue hinzu; zwei Säulen vom reinſten Gold, zwei Biſchöfe, wie den heiligen Karl Borromäus, Erzbiſchof von Mailand, und den heiligen Franz von Sales, Fürſtbiſchof von Genf.

An den heiteren Ufern des Lago Maggiore, den Orangengärten ſeiner ſchönen Inſeln gegenüber, angeſichts der ewigen Schneegebirge der Alpen, erhebt ſich über dem Städtchen Arona das koloſſale Standbild des Erzbiſchofs von Mailand, aus Erz gegoſſen, als wolle er für alle Zeiten die ſchönen lombardiſchen Gefilde ſegnen und ſchirmen, die er während ſeines kurzen Lebens mit ſolcher Liebe umfaßt und überſchüttet hatte. Nicht lang war dies Leben! auf dem Schloß Arona geboren, 1538, ſtarb er im erzbiſchöflichen Palaſt zu Mailand, 1584; — aber dafür war es voll! voll von Sorgen, von Anſtrengungen, von Eifer, von Taten, von Schmerzen, von Opfern, voll vom Kreuz, als ob es nach den Jahren der alten Patriarchen zählte.

Ein Sohn des alten, vornehmen, reichen Geſchlechtes der Borromei, in der Weltherrlichkeit geboren, als Jüngling von ſeinem Oheim dem Papſt Pius IV. mit dem Purpur des Kardinals bekleidet, lebte er dennoch, nach jenem energiſchen Ausdruck „wie ein Hund in ſeinem Palaſt,“ genoß Waſſer und Brot, ſchlief auf einer Handvoll Stroh. Ein ſolcher Charakter, gepaart mit einem ſo großen Geiſt, mußte etwas Außerordentliches werden. Er ward ein katholiſcher Reformator.

Seine frommen klugen Eltern bemerkten mit Freuden die ernſte, innige Gemütsrichtung, die Karl von Kindheit auf hatte und ließen ihm die Tonſur geben und das Prieſterkleid tragen. So ward ſchon ſeine erſte Jugend unter den Schutz des Altars geſtellt; und ſo mächtig war dieſer

Schutz, daß er den ſechzehnjährigen Jüngling auf der ſitten- und zügelloſen Univerſität Pavia, fern von jeder Torheit, geſchweige von Sünde hielt. Als er nach fünf Jahren ſeine Studien vollendet hatte, ward der Bruder ſeiner Mutter, Kardinal Medici, als Pius IV. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, und Karl von ſeinem Oheim nach Rom berufen, zum Kardinal und zum Erzbiſchof von Mailand — und zum Staatsſekretär ernannt. Er war in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahr. Dieſe Ernennung zu ſolchen Ehren, ſolcher Würde und ſolchem Amt ward ſogar von vertrauten Freunden des Papſtes mißbilligt; aber Pius IV. ſah tiefer als ſie, fand, daß der junge Kardinal ſeine mannigfachen, ſchwierigen Geſchäfte mit ſeltener Weisheit und Geſchicklichkeit ausführte und übertrug ihm nach und nach die ganze Verwaltung des Kirchenſtaates. Der Kardinal Karl Borromäus erfüllte all' ſeine ſchweren und ſorgenvollen Obliegenheiten mit einer Treue, einer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, wie nur derjenige ſie üben kann, der kein anderes Ziel hat, als das höchſte: des Landes Wohl, das Heil der Kirche, die Ehre Gottes.

Mit jener Menſchenkenntnis, die aus der Erkenntnis entſpringt, daß der Menſch nach ſeinem inneren Weſen, nicht nach ſeinem Kleide oder äußeren Zufälligkeiten zu beurteilen ſei, und die viel ſeltener iſt, als man wähnt weil ſie nur von ganz leidenſchaftsloſen, ſich ſelbſt verleugnenden Seelen geübt werden kann — wählte Karl zu ſeinen Ratgebern die gewiſſenhafteſten und einſichtvollſten Männer. Und hatte er ſich am Tage ſeinen Amtsgeſchäften gewidmet: ſo verſammelte er abends gelehrte Männer geiſtlichen und weltlichen Standes um ſich, und Vorträge und Unterhaltungen über wiſſenſchaftliche und moraliſche Gegenſtände regten auf dem Gebiet des Geiſtes einen edlen Wetteifer an und verbannten vom Hof des Vatikans den leeren vergoldeten Müſſiggang. Er ſelbſt übte ſich durch dieſe Vorträge zur Fertigkeit im Reden, welche ihm von Natur nicht eigen war. Er lebte mit dem Glanz, den ſein Rang, ſeine Stellung, ſein Umgang mit Perſonen, die daran gewöhnt waren, notwendig machten; aber ſein inneres Leben war gänzlich abgelöſt von der ihn umgebenden Pracht. Er verbrachte manche Stunde der Nacht im Gebete und in der Anbetung des allerheiligſten Sakramentes und gönnte ſich in der Regel nur drei Stunden Schlaf. Am liebſten hätte er allen kirchlichen Würden entſagt und in einer ſtillen Zelle ein Büßerleben geführt. Auch in ſeinem Erzbistum hätte er lieber gelebt und die ihm anvertraute große Herde geleitet. Aber fromme und weiſe Gewiſſensräte ermahnten ihn, in Rom auszuharren und dem heiligen Vater ſeine

Himmels, und ſie mußte ſo ernſt und gründlich ſtudiren, als ſolle ſie Malerin von Profeſſion werden.

„Und ich lehre Dich nichts, mein armes Kind?“ ſagte Clelia zuweilen traurig und zärtlich wenn ſie Zeugin der Mühe war, die Gundaccar ſich mit der Tochter gab.

„Du lehrſt ſie — lieben, meine Clelia, und das iſt das Schönſte was man von einer Mutter lernen kann,“ entgegnete Gundaccar.

„O Ihr Meinen! rief Clelia mit der ihr eigenen vibrirenden Innigkeit; Ruhm und Ehre, und Beifall und Reichthum — Alles iſt Nichts! Aber die Liebe — die iſt ſo königlich mächtig, daß ſie im Schatten ihres Purpurmantels auch dieſe Nichtigkeiten adelt.“

So lebten ſie fünf Jahre, meiſtens in der kleinen Villa auf dem Vomero, weil Clelia während der Wintermonate auf der Bühne von S. Carlo ſang und im Sommer von ihren Anſtrengungen ruhte. Im Frühling und Herbſt ſang ſie auf den andern italieniſchen Bühnen. Gundaccar und Tranquillina begleiteten ſie überall, aber nie wollte Clelia zugeben daß ſie in die Oper gingen wenn ſie ſang.

„Wer weiß ob ich Euch nicht mißfiele und fremd vorkäme! ſagte ſie. Dieſe Furcht würde mich läh-

Kreuzeslaſt zum Wohl der Kirche tragen zu helfen, ſo lange es Gottes Wille ſei.

Der Wille Gottes und die Ehre Gottes waren ſeine Richtſchnur; und durch beide beſtimmt nahm er den lebhafteſten Anteil an dem großen Werk, welches Papſt Pius IV. zu Ende zu führen beſchloſſen hatte und welches er als Kardinal-Staatsſekretär weſentlich fördern half: an der Beendigung der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Trient. Mehrfache Hinderniſſe hatten dieſe Verſammlung unterbrochen und doch war es ganz notwendig, daß dieſes heilige Bollwerk bis zum letzten Stein aufgeführt werde, um die Überſchwemmungen der Irrlehre fern zu halten vom geweihten Boden der Kirche. Das göttliche Dogma mußte den vielfachen und falſchen Auslegungen und allen Angriffen und Entſtellungen der Häreſie gegenüber im beſtimmteſten Ausdruck und in ſchärfſter Form gefaßt, erklärt und feſtgeſtellt werden; und damit die Glaubenslehre in das wirkliche, praktiſche Leben der Menſchheit übergehen könne, war es ebenſo notwendig, daß für die lehrende Kirche Verordnungen und eine Disziplin feſtgeſetzt und eingeführt würden, welche Hirten nach dem Herzen Gottes bildeten, damit ſie im Stande wären ihre Herden zu bilden. Seit den Tagen des Arius hatte kein Konzil je eine heiligere, umfaſſendere, ſchwerere Aufgabe! Es galt, die uralten Heiligtümer des Glaubens von Staub, Roſt, Ungeziefer und Schutt zu ſäubern, ohne das reine Waſſer dieſer Diamanten, den Schmelz dieſer Perlen im mindeſten zu verletzen, ohne ihrem Gewicht ein Atom zu rauben. Es galt, die ewige Schönheit der Braut Chriſti in ihrer Einfalt, Tiefe, Wahrheit und Kraft vor den Augen der geſamten Chriſtenheit hinzuſtellen und zu beweiſen, daß während ihres anderthalbtauſendjährigen Lebens auf Erden, zwar wohl der Saum ihrer Gewänder befleckt und zerriſſen habe werden können, daß ſie aber in ihrem Weſen ſo unangetaſtet ſei wie damals, als die heiligen Apoſtel ſich ihrem Dienſt angelobten und weiheten. Es galt die Kraft des Blutes Jeſu durch einen Prieſterſtand zu bewahrheiten, der in frommer gottgefälliger Zucht von einer geiſtlichen Generation auf die andere nichts vererbte als ſeine Tradition — vom Kreuz, und durch ſeine Entſagung begnügter als andere durch ihre Genüſſe, mitten in der Welt imſtande ſein mußte, ein überweltliches Leben zu führen. Es galt, die idealiſche Glaubens- und Liebeslehre Chriſti in der Menſchheit und für ſie praktiſch ausführbar und anwendbar zu machen. Die Kirche erſchrack nicht vor dieſer Aufgabe; ſie vertraute Dem, welcher ihr vom Anfang bis zum Ende den heiligen Geiſt zugeſagt und ihr verſprochen hat, bei ihr zu ſein, wenn

Zwei oder Drei verſammelt wären in Seinem Namen.

Und Papſt Pius IV. berief die Väter und Hirten der Kirche in des Heilands Namen, um den Schlußſtein zu legen auf den Leuchtturm des chriſtlichen Glaubens, der für alle Zeit ſein heiliges Licht über den Erdkreis hinſtrahlen und der Menſchheit ein unfehlbarer Wegweiſer zum Frieden auf Erden und zur Seligkeit im Himmel werden ſollte. Als der echte liebende Vater der Chriſtenheit ließ der Papſt auch die proteſtantiſchen Fürſten einladen, Geiſtliche ihrer Länder zum allgemeinen Konzil zu ſenden; — die Kirche ſchließt niemand aus! Aber ſie ſelbſt ſchloſſen ſich aus und kamen nicht; die Kluft des Abfalls war ſchon zu breit, die Stimme der Mutter und ihre treue Hand reichten nicht mehr hinüber.

Nach unſäglich ſchwieriger Arbeit vollendete die heilige Verſammlung am 4. Dezember 1563 ihr großes, erhabenes Werk, welches ſie am 13. Dezember 1545 begonnen hatte. Die ganze Korreſpondenz mit den päpſtlichen Legaten ging während der zwei letzten Jahre durch die Hände des Staatsſekretärs, Kardinal Karl Borromäus. Sein raſtloſer Eifer und ſein gewandter ſcharfſinniger Geiſt beſeitigten alle Schwierigkeiten, welche aus den Meinungsverſchiedenheiten, aus den einander widerſprechenden Intereſſen der

Fürſten, aus den ſich kreuzenden Vorſchlägen für die Kirchenreform, aus manchen kleinlichen Intriguen und Anſprüchen erwuchſen. Von allen Seiten mußten eine Menge untergeordneter Forderungen aufgeopfert werden, um die große Hauptſache im Auge zu behalten und in Eintracht zu erreichen. Wenn andere über all' den namenloſen Schwierigkeiten Mut und Geduld verloren, ſo blieb der Kardinal immer ſtandhaft, immer vertrauensvoll, und erfüllte ſeine Obliegenheiten mit einer ſolchen Selbſtverleugnung, daß er ſich die ſpärlichen Stunden des Schlafes noch verkürzte, und ſich wecken ließ, wenn nachts ein Kurier aus Trient kam.

Nachdem das Konzil ſeine Beſchlüſſe gefaßt und ſie zu Glaubensſätzen erhoben hatte, war es nicht minder wichtig, daß diejenigen, welche ſich auf die Verbeſſerung der Kirchenzucht bezogen, von den Biſchöfen in ihren Sprengeln zur Ausführung gebracht würden, da in dieſer Ausführung die wahre Reformation der Kirche beſtand. Niemand prägte ſie feſter in ſein Gedächtnis und ſeine Seele, niemand erfüllte ſein ganzes Leben mehr mit ihrem Geiſt als Karl Borromäus. Er ſuchte bei allen Kirchenfürſten und bei allen Regierungen dahin zu wirken, daß ſie in möglichſt kurzer Friſt angenommen wurden. Er gehörte zu jenen acht Kardinälen, welche der Papſt einſetzte, um für die Ausführung der Beſchlüſſe Sorge zu tragen, über ihre gewiſſenhafte Anwendung zu wachen und in zweifelhaften Fällen über ſie zu entſcheiden. Dadurch war er an Rom gefeſſelt und der Papſt gab ſeinen wiederholten dringenden Bitten, ihn nach Mailand gehen zu laſſen, durchaus kein Gehör. So mußte er denn ſeine Erzdiözeſe zu ſeinem großen Schmerz von einem Generalvikar verwalten laſſen. In ſeinem eigenen Leben begann er aber eine ſo ſtrenge Befolgung der Beſchlüſſe, als ob er für ſeine Perſon auch eine Reform nötig gehabt hätte. Er zog ſich faſt ganz von der Welt zurück, entließ eine zahlreiche Dienerſchaft, vereinfachte die Einrichtung ſeines Hauſes, geſtattete ſich keine Art von Unterhaltung, verlängerte die Zeit ſeines Gebetes, vermehrte ſeine Bußübungen, lebte am Tage für ſeine Geſchäfte und nachts für Gott. Dieſe ſtrenge, fromme, anachoretiſche Lebensweiſe bei ſeiner Jugend, ſeiner Stellung, ſeinen Verhältniſſen, in ſeiner Zeit und ſeiner Welt machte einen außerordentlichen Eindruck und ihn zum Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung.

Da ſich dem Werk der Kirchenverbeſſerung in der großen Erzdiözeſe Mailand, die aus fünfzehn Bistümern beſtand und die ſeit ein paar Menſchenaltern nicht im Geiſt der Kirche verwaltet worden war, unüberwindliche Hemmniſſe entgegenſtellten, ſo bat der Generalvikar um ſeine Entlaſſung, indem er die Überzeugung habe, daß der Erzbiſchof allein ſie überwinden könne. Nur durch ſeine perſönliche Gegenwart könne er genug Einfluß gewinnen, um die Beſchlüſſe des Konzils einzuführen und die übergroße Menge der Mißbräuche abzuſchaffen.

Jetzt hielt es der Kardinal für ſeine erſte Pflicht, ſich nach Mailand zu begeben. Der Papſt durfte ihm nicht länger die Erlaubnis dazu verweigern, da das Seelenheil der ihm beſonders übergebenen Herde durch ſeine Abweſenheit litt. Vom Segen des heiligen Vaters und des ganzen römiſchen Volkes begleitet reiſte Karl Borromäus nach Mailand, im September 1565. Seine Reiſe, ſein Empfang in der Erzdiözeſe und in der Stadt waren ebenſoviele Triumphzüge, denn alles ſtrömte zuſammen, um dieſen außerordentlichen Mann und Kirchenfürſten zu ſehen und zu bewundern, und das mailändiſche Volk empfing ihn wie einen andern Ambroſius. War ihm der Ruf einer ſo hohen Tugend und Heiligkeit vorausgegangen: ſo erhöhte ſeine perſönliche Erſcheinung die Verehrung noch, mit der man ihm entgegenkam, durch eine glückliche Verbindung von Majeſtät und Leutſeligkeit. Das Gebieteriſche ſeiner hohen magern Geſtalt, der Ernſt ſeines Blickes und die Würde ſeiner Geberden wurden durch ein ſo gütiges Lächeln gemildert, daß er neben der größten Ehrfurcht die zutrauenvollſte Liebe einflößte. Als er zum erſtenmal im Dom über die Worte des Heilands predigte: „Herzlich hat es mich verlangt, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen“ — als er den Anweſenden die Liebe ſchilderte, die er zu ihren Seelen trage und wie es ſeit ſo langer Zeit ſein innigſter Wunſch geweſen ſei, für deren Heil in ihrer Mitte zu leben und zu wirken — erweckte er bei dem warmherzigen Volk einen förmlichen Taumel von Begeiſterung, beſonders als man von der Einfachheit und Strenge ſeiner Lebensweiſe und ſeines Haushaltes nähere Kunde erhielt; und es begann ſchon damals in ihm einen Heiligen zu verehren.

Ohne Verzug begann er ſein Werk, berief ſeine fünfzehn Suffraganbiſchöfe zu einer Provinzialſynode und veranlaßte ſie, die Beſchlüſſe des Konzils zu unterſchreiben und ſich zur gewiſſenhaften Durchführung derſelben in ihren Sprengeln zu verpflichten. Dieſe Durchführung konnte nur mit geeigneten Werkzeugen ermöglicht werden: mit tüchtigen, unterrichteten, glaubenstreuen, in frommer Zucht gebildeten Prieſtern. Die älteren, das ſah der junge Erzbiſchof wohl, waren ergraut in der Verwilderung der Sitten und des Glaubens, oder abgeſtumpft in den Wirrſalen der Welt- und Zeitlichkeit, welche durch Krieg, Ketzerei, gelockerte Disziplin und Unwiſſenheit das geiſtliche Leben mit Unkraut überwuchert hatten. Um einen Prieſterſtand zu bilden, wie er ihn brauchte, ſtiftete er ſechs Seminarien, ſtellte die bewährteſten und fähigſten Männer als Aufſeher und Lehrer bei denſelben an, übernahm ſelbſt die Aufnahme der Zöglinge, um über ihren inneren Beruf möglichſt urteilen zu können, viſitierte ſie zweimal jährlich mit der größten Genauigkeit, und leitete ſie mit aller erforderlichen Umſicht und Weisheit, um aus den jungen Pflanzſtätten Schulen der Tugend zu machen. Aber auch ſeine Geiſtlichkeit ließ er nicht, ſo viel es in ſeiner Macht ſtand, in ihrer Verkommenheit. Sie mußten ſich bleibend in ihren Gemeinden aufhalten, mußten die weltliche Kleidung mit der geiſtlichen vertauſchen und dadurch ſchon eine äußere Schranke zwiſchen ſich und der Welt ziehen; mußten auf den Mißbrauch verzichten, mehr als eine Pfründe zu beſitzen; und die unwiſſenden unter ihnen mußten bei eigens dazu beſtimmten Lehrern Unterricht nehmen, damit ſie imſtande wären, das arme vernachläſſigte Volk gehörig zu unterweiſen. Dem Volk gab er Geſetze über den Gottesdienſt, die Abhaltung der Feſttage und der Faſten, über die öſterliche Beicht und Kommunion — lauter Dinge, die entweder wie abgeſtorben waren oder nur ein vereinzeltes Daſein hatten. Die hundert und fünfzig Klöſter ſeiner Erzdiözeſe viſitierte er nach und nach. Nirgends fand er mehr Widerſtand gegen ſeine Reform als gerade dort. Die Weltprieſter und Seelſorger waren fügſamer als die Ordensleute, und die Mönche fügſamer als die Nonnen. Die Frauenklöſter ſträubten ſich aufs Aeußerſte gegen ihn und ſchützten ihre Freiheiten vor, durch welche ſie von der erzbiſchöflichen Viſitation ausgenommen waren. Aber mit gelaſſenem Ernſt führte er ſie zur Beobachtung ihrer urſprünglichen, faſt vergeſſenen Regel zurück. Die tätigſte und einſichtsvollſte Unterſtützung in allen dieſen Einrichtungen fand der Erzbiſchof bei den Vätern der Geſellſchaft Jeſu, für die er in Mailand ein Kollegium gründete und die ſich mit ihrem wohlbekannten Eifer und ihrer bewundernswerten Geſchicklichkeit in Behandlung der Seelen, den ſchwierigſten Arbeiten auf dieſem dornigen Erdreich bereitwillig unterzogen.

Eine genaue Bekanntſchaft mit dem Zuſtand der Erzdiözeſe in ihren materiellen und geiſtlichen Verhältniſſen und Bedürfniſſen, hielt der Erzbiſchof für ganz notwendig, um die Mittel der Reform am geeigneten Platz und in ſchicklichſter Weiſe eingreifen zu laſſen. Er bereiſte ſie alſo ſelbſt alljährlich von einem Ende bis zum andern. Sie umfaßte Landesteile von Piemont, der Schweiz, der Republik Venedig; — überall erſchien er ſelbſt, ſah mit eigenen Augen und hörte mit eigenem Ohr. In die wildeſten Teile des Hochgebirges, in die einſamſten Alpentäler zog ihn das winzigſte Dorf. Mit Alpenſtock und Steigeiſen kletterte er über Felſen und Eis, berauf, bergab, ſtundenlang; oft um eine einzige Schule zu viſitieren und ſich zu überzeugen, ob die reine Lehre in ihr vorgetragen werde. Überall predigte er ſelbſt, ſpendete ſelbſt die heiligen Sakramente, ſegnete die Kinder, unterhielt ſich leutſelig mit dem Volk, rügte deſſen Fehler, tröſtete es in Bekümmerniſſen. In den armſeligen Hirtendörfern der italieniſchen Schweiz fand er nach dieſen unbeſchreiblichen Anſtrengungen oft keine anderen Nahrungsmittel als Milch und einige Kaſtanien, und kein anderes Lager als den Tiſch, an dem er ſoeben mit den armen Leuten gegeſſen hatte. Aber nie ließ er ſeine körperliche Erſchöpfung merken! Auf einer achtzehntägigen Rundreiſe weihte er einmal fünfzehn Kirchen ein, wobei er ſtets ein ſtrenges Faſten beobachtete und die halbe Nacht im Gebet vor den Altären zubrachte. Die Kraft der göttlichen Liebe hob ihn über jede natürliche Schwäche hinweg. Seine Wachſamkeit und Unermüdlichkeit regte die Geiſtlichen an, ſeinem Beiſpiel zu folgen und weckte in den Laien Freude und Teilnahme für das kirchliche und religiöſe Leben. Jeder Einzelne wußte und fühlte ſich von dem heiligen Erzmen und ſtören. Für Andre will ich wol die Sängerin ſein, aber für Euch — nur ich.“

Ihr Name, ihre Herkunft, ihr Schickſal, traten allmälig ohne ihren Wunſch und ihr Zuthun aus dem Dunkel des Geheimniſſes heraus, ſtießen Anfangs auf bittere Gloſſen, auf Verleumdung aller Art — und wurden ſpäter nicht mehr beachtet. Von der Geſellſchaft, deren Schmuck und Stolz ſie hätte ſein können, hielt ſie ſich fern mit feinem Tact. Auf der Bühne war ſie „la Clelia“; in ihrem Privatleben war ſie die Gräfin Dönat, die in ruhiger Zurückgezogenheit einzig für ihre Familie lebte, und bei ſich diejenigen Menſchen ſah, welche nicht Neugier und Zudringlichkeit, ſondern Intereſſe, ihr zuführten. Niemals ſuchte ſie auf, immer ließ ſie ſich finden. Friedlich wie ihre häusliche war auch ihre künſtleriſche Exiſtenz. Die kleinlichen und beklemmenden Agitationen der Bühnenwelt, welche den Künſtler ſo häufig aus ſeiner friſchen Eigenthümlichkeit in eine leere und eitle Manier ſchleudern, blieben ihr fern. Bei jeder Rolle und bei jeder Darſtellung war ſie mit all jenen Kräften, welche Uebung, Studium und Meditation einem Talent und einer Seele wie die ihren verliehen, und ohne im Geringſten nach Effect zu ſtreben, machte ſie gerade durch jene grandioſe Anwendung ihrer biſchof gekannt und geliebt; denn ſeine väterliche Fürſorge ging ſo weit, daß er ein Namensverzeichnis aller Seelen in jeder Pfarrgemeinde und außerdem ein zweites Verzeichnis beſaß, in welchem alle Arme, alle an Leib und Seele Hilfsbedürftige eingetragen waren. Daher ward er auch überall mit grenzenloſem Jubel begrüßt.

Die ſchweizeriſchen Proteſtanten, ſtarre Calviner oder nüchterne Zwinglianer, die einen großen Haß gegen die katholiſche Geiſtlichkeit hegten, äußerten: wenn alle Prieſter ſo wären, möchte die Glaubenstrennung wohl nie ſtattgefunden haben und in manchen proteſtantiſchen Ortſchaften empfing man ihn mit den größten Ehrenbezeugungen. Der Erzbiſchof ſorgte dafür, daß in der armen, ſo ſehr von der Häreſie vergifteten Schweiz die Kirche und ihre Rechte doch einen Mittelpunkt zu ihrer Vertretung finden könnten, indem er dem heiligen Vater die Notwendigkeit einer Nuntiatur vorſtellte. Er ſelbſt errichtete für Schweizer Jünglinge, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten, in Mailand ein eigenes Kollegium, deſſen Leitung er den Jeſuiten übergab. Wohin ſein Blick fiel — überall erkannte er das, was not tat und wie man helfen könne; und überall trat die Hilfe in zweckmäßigſter Weiſe ein. Man würde zweifeln, daß ein Kopf und ein Herz ſo viel leiſten könnten, wenn nicht ſpätere Ereigniſſe gezeigt hätten, daß dies alles erſt Vorbereitungen waren und daß Gott ihm noch die Entwicklung ganz anderer und wahrhaft überirdiſcher Kräfte vorbehalten habe.

Nichts war natürlicher, als daß ſich dieſem Boten des Lichtes gegenüber der Geiſt der Finſternis regen würde, der ſich ſo ſehr durch ihn in ſeiner Herrſchaft beeinträchtigt ſah. Der Erzbiſchof griff alle Mißbräuche, alle Ungerechtigkeiten, alle Übelſtände auf dem Gebiet der Kirche mit jener Rückſichtsloſigkeit an, welche der Kämpfer für eine heilige Sache haben muß, dem nichts am Herzen liegt, als die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen. Klugen Rat nahm er gern an; aber nie ließ er ſich irre machen in ſeinen durchgreifenden Reformmaßregeln — auch nicht von ſeinen Freunden, die ihm oftmals mehr Zurückhaltung wünſchten. Er hatte die Sache Gottes wohl erwogen, für die er ſtritt, und war in jedem Augenblick bereit, ſich ſelbſt für ſie zum Opfer zu bringen.

Faſt wäre er es geworden! — Weiter als die Franziskaner, die Sturm läuteten, als der Erzbiſchof ihnen die Zerrüttung ihres Ordens vorwarf, gingen die Chorherrn eines Stiftes in ihrem Widerſtand: ſie taten ihn in den Bann; und noch weiter gingen die Humiliaten, denen der Erzbiſchof angekündigt hatte, daß es der Wille des heiligen Stuhles ſei, ihren Orden auf ſeine urſprüngliche einfache Einrichtung zurückzuführen. Die Vorſteher ſannen auf Rache und ein Ordensprieſter war bereit, ſie auszuführen und den Erzbiſchof zu ermorden. Am 27. Oktober 1569, als dieſer mit ſeinen Hausgenoſſen zum Abendgebet in ſeiner Kapelle verſammelt war, traf ihn der Schuß des Meuchelmörders im Rücken, aber wunderbarer Weiſe ſo, daß die Kugel zerquetſcht hinter ihm herabfiel und auf ſeinem Chorhemd einen ſchwarzen, auf ſeiner Haut einen roten Fleck hinterließ. Infolge dieſes Mordanſchlages und wegen ihres unerbaulichen Wandels hob Papſt Pius V. im folgenden Jahr den Orden der Humiliaten auf, trotz aller Fürbitten des Erzbiſchofs.

Aber auch mit der weltlichen Obrigkeit, mit dem Rat von Mailand und dem Statthalter des Königs von Spanien, dem die Lombardei damals gehörte, geriet der Erzbiſchof in Streitigkeiten, weil ſich die weltliche Macht gar manche Eingriffe in die kirchliche erlaubt hatte, und es nun als eine Beeinträchtigung ihres Rechtes anſah, daß der Erzbiſchof das richtige Verhältnis herzuſtellen ſuchte. Klagen und Beſchwerden über ihn gingen zum heiligen Stuhl; Verdächtigungen, als wolle er ſich die Oberherrſchaft in der Lombardei anmaßen, zum König von Spanien. Ein Beamter, der nur pünktlich den Befehl des Erzbiſchofs vollzogen hatte, wurde vom Rat von Mailand verbannt. Mit jener wunderſamen Zaghaftigkeit, welche wie ein Nachtvogel in der Bruſt ſogar wohlgeſinnter und redlich denkender Menſchen hauſt, ſcheu auffliegt und ihnen das Herz verdunkelt, wenn es heißt: mutig hervor! — hatte auch jetzt niemand den Mut, ſich entſchieden zum Erzbiſchof zu halten. Den Rat von Mailand, den Statthalter, gar den König von Spanien ſollte er beleidigt haben; — das war zu viel! Niemand kannte die Grenze der Rechte und den Stand der Verhältniſſe genau genug, um zu einem richtigen Urteil befähigt zu ſein; umſomehr eilte man zu urteilen und ihm die Schuld der Zwiſtigkeiten aufzubürden. Einige gingen ſo weit ihm vorzuſchlagen, ſeinen erzbiſchöflichen Hirtenſtab niederzulegen. Er blieb in der Mäßigung und Gelaſſenheit, äußerte ſich mit gewohnter Milde über ſeine bitterſten Gegner und ſagte ſanft: „Bin ich Schuld an dieſem Sturm, ſo werfe man mich, wie Jonas, in's Meer; — aber meinen Platz verlaſſe ich nicht eher, als bis Gott mich ruft.“ Der Streit wurde zu ſeinen Gunſten ſowohl vom Papſt als vom König entſchieden; doch mit den Statthaltern dauerte die Spannung faſt ununterbrochen fort, obgleich der Erzbiſchof mit der treueſten Sorgfalt alle Bedürfniſſe des Volkes überwachte, auf einer

Seite Miſſionen zur Bekehrung der Irrenden halten ließ, auf der andern bei einer Hungersnot täglich 3000 Perſonen auf ſeine Koſten ernährte und die Spitäler mit Vorräten verſorgte.

Den Beſitz mehrerer Pfründen hatte er, als den Beſchlüſſen des Konzils zu Trient widerſprechend, längſt aufgegeben; auch ſeine Herrſchaft Oira im Neapolitaniſchen verkauft und den Erlös unter Hilfsbedürftige verteilt, um aller Sorge für das Irdiſche los und ledig zu ſein; dadurch aber ſein Einkommen ſehr verringert, ſo daß er ſchon den größten Teil ſeines Silbergeſchirrs verkauft und damit die Koſten einer würdigen Herſtellung des Domes im Innern beſtritten hatte. Nun kam eine furchtbare Heimſuchung Gottes über Mailand, Stadt und Land: die Peſt brach aus.

Der Statthalter floh; Vornehme und Reiche ebenfalls. Der Erzbiſchof war abweſend, als die Schreckensbotſchaft erſcholl. Auf der Stelle kehrte er nach Mailand zurück, wo ihm das Volk händeringend und wehklagend entgegen wogte und ihn um Hilfe anrief. Sein erſter Schritt war in den Dom, zum Gebet; ſein zweiter in die Wohnungen, wo Todesfälle erfolgt waren. In ſeinem Palaſt erwarteten ihn die Behörden und baten ihn, die Sorge für den Staat ſowohl als für das Volk zu übernehmen. Dies Vertrauen in Tagen der Not bewies deutlich, wie unbegründet ihr Mißtrauen in guten Tagen geweſen war. Er übernahm Alles, Sorgen, Verpflichtungen, Vorkehrungen. Die Nacht verbrachte er in Gebet und Tränen mit harten Bußübungen; dann ſetzte er ſein Teſtament auf — und nun, da ſein Opfer vollzogen war, rief er das ganze Volk zur Buße auf, ließ ein dreitägiges allgemeines Gebet halten, verordnete Faſten und Bittgänge, predigte während dieſer drei Tage von den göttlichen Strafgerichten und der menſchlichen Sündhaftigkeit, die durch Gebet und Opfer, durch Reue und Buße geſühnt werden müßten, und erſchien bei den Prozeſſionen mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, das Kreuz im Arm, im unabläſſigen Gebet ſein Leben darbietend, auf daß Gott des Volkes ſchonen möge.

Die fürchterliche moraliſche Niederlage, welche die Menſchheit jedesmal beim Ausbruch einer ſolchen Kalamität erleidet, trat im höchſten Grade ein. Entſetzen und Angſt lähmten alle Hände, trübten alle Blicke, verwirrten alle Köpfe. Jeder ſuchte möglichſt ſeine eigene Perſon ſo ſicher zu ſtellen, als ob er unſterblich zu ſein glaubte. Die Reichen entließen ihre Diener, die Kaufleute und Handwerker ihre Arbeiter, ſo daß plötzlich die Stadt von brot-, obdach- und hilfloſen Menſchen wimmelte. Die Ärzte waren verſchwunden; Krankenwärter wollte niemand ſein; die Geiſtlichen flohen oder verſteckten ſich. Wer von der Krankheit ergriffen ward, kam um ohne leiblichen und geiſtlichen Beiſtand. Der Stadtrat und die ſpaniſche Regierung ſtritten, wer die Koſten für die notwendigſten Einrichtungen zu tragen habe, während Geſunde, Kranke, Sterbende und Leichen unverſorgt, ungepflegt, unverſehen, unbegraben in einem Hauſe, manchmal in einem Bett beiſammen waren — Kinder ohne Eltern, Greiſe ohne Kinder, Säuglinge ohne Mütter.

Der Erzbiſchof hatte auch kein Geld; aber was er noch an Silbergerät beſaß, ließ er in die Münze tragen und prägen; dann borgte er und machte Schulden, die er bis zu ſeinem Lebensende nicht zu bezahlen vermochte; dann leerte er ſeinen Palaſt bis zum Grunde aus: Lebensmittel, Betten, Teppiche, Leinwand, Vorhänge, ſeine eigene Wäſche, ja ſeine Kardinalskleider — alles gab er her, um teils im großen Peſtſpital, teils in ihren eigenen Wohnungen die Unglücklichen zu ſpeiſen, zu verſorgen, zu kleiden. So wohnte er ſelbſt, der gute Hirt, im wüſten Palaſt, armſelig gekleidet, genährt mit Brot und Waſſer, den Krankendienſt übend als Pfleger und Berater, als Arzt der Seelen und des Leibes, überall erſcheinend, wo Troſt und Hilfe nötig waren, zuweilen auf hohen Leitern bis zu den oberſten Stockwerken der Häuſer emporklimmend, um die himmliſche Speiſe oder irdiſche Labung zu verteilen. Keine Gefahr, keine Erſchöpfung hielt ihn zurück; Tag und Nacht waren ihm gleichgültig. Er war da, immer, für Alle, die ſichtbar gewordene Vorſehung Gottes. Dies Beiſpiel erweckte die Geiſtlichen aus ihrer erſten Lethargie; ſie folgten ihm nach. Aber für 70,000 Kranke in Stadt und Land reichten ſie nicht aus. Der Erzbiſchof berief mehrere aus dem ſchweizeriſchen Anteil der Diözeſe, wo die Peſt nicht herrſchte. Viele Mönche ſchloſſen ſich an; namentlich Kapuziner und Jeſuiten. Einhundert und zwanzig Weltprieſter erlagen der Krankheit und nur vierzehn Ordensleute. Der Erzbiſchof blieb ganz verſchont. In allen Bezirken mußten Geiſtliche ſich ablöſen, um Tag und Nacht gegenwärtig zu ſein; teils um auf Straßen und Plätzen die heilige Meſſe aufzuopfern, teils um in den Häuſern die heiligen Sakramente zu ſpenden. Auch zwei ſeiner Diener mußten immer mit Geld und Speiſen auf den Gaſſen ſein, um verborgenes Elend zu erſpähen. Er ſelbſt beſchränkte ſeinen heiligen Eifer nicht auf die Stadt; in den umliegenden Ortſchaften erſchien er ebenfalls als rettender Engel.

Nach und nach entzündete ſeine himmliſche Liebe die egoiſtiſch verſchrumpften Herzen. Die Kranken- und Totenpflege ward von Männern und Weibern nicht für Lohn, ſondern Gott zu

Liebe übernommen. Vornehme Frauen brachten ihm reiche Spenden an Schmuck und Kleinodien. Es tat not! Einſt am ſpäten Abend kehrte der Erzbiſchof totmüde, erſchöpft vom Krankendienſt, hungrig in ſeinen öden Palaſt zurück und begehrte ſeine gewohnte Mahlzeit — Brot und Waſſer; aber der Diener konnte ihm nur Waſſer bringen! kein Biſſen Brot und kein Pfennig war im ganzen Hauſe! Bald darauf brachte er ihm jedoch eine Rolle von tauſend Talern, die ein Unbekannter geſchickt hatte.

Gegen Weihnachten verlor ſich die Peſt, nachdem ſie in der Stadt 17000 und auf dem Lande 8000 Opfer gefordert hatte. Jedermann ſchrieb es dem Gebet, der treuen Sorgfalt, der Großmut und Umſicht des guten Hirten zu, der tauſendmal ſein Leben für ſeine Herde gewagt hatte, daß das Übel nicht viel größer noch geworden ſei. Der Erzbiſchof beſchloß, die ganze Stadt feierlich eingeſegnet und wie neubeſeelt in die Hand Gottes zu geben und die gereinigten Häuſer unter Pſalmengebet mit Weihwaſſer zu ſegnen. Im Dom fand dieſe Andacht großen Anklang. Man begrüßte ihn mit dem Jubelruf: „Retter des Volkes!“ und ſchloß ſich innig dem Gebet an. Als er aber bei der Einſegnung der Häuſer die Gelegenheit ergriff, um zur Reinigung der Herzen zu ermahnen: da klang der Ruf anders und das Hoſanna!

verwandelte ſich auch hier in: Kreuzige ihn! — Es hieß: „In die Kirche mit dem Pfaffen! was will er in den Häuſern!“ — und der fromme Erzbiſchof mußte die Andacht aufgeben, weil die ſo eben jämmerlich verzagten Herzen ſich ſchon wieder im Trotz aufbäumten.

Der ſpaniſche Statthalter erſchien nun auch wieder in Mailand und der Erzbiſchof verwies ihm ſein pflichtwidriges Benehmen bei einer ſolchen Landesplage, wo das Volk erwarten dürfe, daß die Behörden mit Rat und Tat ihre Schuldigkeit täten. Der Statthalter rächte ſich auf eine Weiſe, von der er wußte, daß ſie dem heiligen Mann am empfindlichſten ſei: er ließ an Sonn- und Feſttagen während des Gottesdienſtes, während der Erzbiſchof im Dom predigte oder Andachten hielt, Tänze und Spiele auf dem Domplatz aufführen, ja einmal während der Faſten vor dem erzbiſchöflichen Palaſt ein Turnier halten, um die ſchauluſtige Menge aus der Kirche zu locken. Es fielen immer viele Ausgelaſſenheiten bei ſolchen Schauſpielen vor, die, verbunden mit der öffentlichen Verhöhnung der Gebote der Kirche und mit dem böſen verführeriſchen Beiſpiel, welches ein ſo vornehmer Herr dem Volk gab, dem Erzbiſchof bitter weh taten. Er blieb an jenem Turniertag den ganzen Tag im Dom, um Gott die Ehre zu geben, die ihm vom Weltſinn entzogen ward. Aber erſt in den

Mittel den allertiefſten, hinreißendſten Eindruck. Ihre Gegner warfen ihr ununterbrochen vor ſie ſei keine dramatiſche Künſtlerin, und dennoch errang ſie einen Ruhm und einen Beifall wie ſie nur der Paſta und der Malibran zu Theil geworden ſind, und lächelnd ſagte ſie zuweilen:

„Alle Bühnen begehren meine Mitwirkung unter jeder Bedingung, ſei ſie noch ſo hoch geſtellt; — wohin ich komme verſetze ich das Publikum in einen ſolchen Rauſch des Entzückens daß ich Mühe habe nicht unter meinen Triumphen zu erliegen; — die Leute jauchzen, weinen, zittern bei meinem Spiel und Geſang — und dennoch ſoll ich keine dramatiſche Künſtlerin ſein! .... Ja, womit erreiche ich denn dieſe Wirkung wenn nicht durch die Kunſt? Soll denn ewig nur Künſtlichkeit und Schule, nur Bravour und Virtuoſität Kunſt genannt werden, während nur den Inſpirationen des Genies dieſer edle Name in ſeinem vollſten Umfang gebührt. Kunſt iſt: Durchſtralung der Natur durch das Genie ſo tief, ſo licht, ſo mächtig, bis dieſe Natur zur Idee verklärt und, ſoll ich ſagen herauf-, ſoll ich ſagen zurückgeführt iſt.“

Selten ward einem Menſchen vergönnt eine ſo leuchtende und zugleich ſo glückliche Laufbahn zu durchſchreiten als Clelia in dieſen fünf Jahren.

zwei letzten Jahren ſeines Lebens gelangte er zu friedlicher Eintracht mit den weltlichen Behörden. Die Verleumdung ward es müde, ihre giftigen Pfeile auf ihn zu richten, ohne ihn zu treffen. Es kam ein neuer Statthalter, der eine warme Verehrung für den heiligen Erzbiſchof hatte, und er ſelbſt machte eine Reiſe nach Rom, um perſönlich am heiligen Stuhl auf die Läſterungen ſeiner Feinde zu antworten. Als er von dort nach Mailand zurückkehrte, empfing ihn das Volk mit einer Freude und einem Frohlocken, als brächte er jedem die ſchönſten Gaben. Man rief ihm: Vater! zu, man küßte ſeine Füße; — ſo froh waren alle, daß er wieder in ihrer Mitte war.

Er ſollte es nicht lange mehr ſein. Auf einer Wallfahrt, die er mit ſeinem Beichtvater, dem Jeſuitenpater Adorno, machte, um unter deſſen Leitung geiſtliche Übungen zu halten, erkrankte er, ließ ſich am Allerſeelentage in einer Sänfte nach Mailand tragen, hörte ſehr gelaſſen den Ausſpruch der Ärzte, die alle Hoffnung aufgaben, begehrte und empfing mit heißer Andacht die Sterbſakramente, tröſtete und ſegnete alle, die ſich um ſein Sterbebett drängten; und entſchlief ſanft mit den Worten: „Siehe Herr, ich komme! ich komme bald!" — am 3. November 1584. Weder ein hohes Alter, noch eine lange Krankheit hatten ſeine Kräfte erſchöpft. Er ſtarb an der himmliſchen

Liebe, die ſein irdiſches Leben verklärte und verzehrte. Der „Engel der Gemeinde“ — wie der heilige Apoſtel Johannes in ſeiner Offenbarung den Biſchof nennt — ging in ſeinen Himmel zurück, den er, der Seele nach, nie verlaſſen hatte. Einen größeren Bekenner des Kreuzes, der in der Fülle der Weltherrlichkeit, ihres Glanzes, ihrer Huldigung, ihrer Schmeichelei — mehr für die Welt gekreuzigt geweſen wäre, hat das Blut Jeſu ſelten erzeugt! — Im Jahr 1610 wurde er kanoniſiert. Die faſt unbegreifliche Tätigkeit und Wirkſamkeit ſeines Lebens, die ſich in Wort und Handlungen, in Schriften und Beiſpiel mit glänzendem Erfolg über den ganzen Kreis ergoſſen, deſſen Mittelpunkt er war — zeugen für ſeine hohe und außerordentliche Begabung, und die Wunder, die er bei ſeinem Leben und nach ſeinem Tode wirkte, für ſeine Heiligkeit.

Der eine Heilige ging und der andere kam. Ein Stern der Kirche ging im Süden der Alpen unter und bald ſollte im Norden ein ähnlicher Stern aufgehen. In demſelben Jahr, als der heilige Karl Borromäus abgerufen ward aus dem Erdenleben, kam ein achtzehnjähriger Jüngling nach Padua, für den die Inful auch einſt ein Heiligenſchein werden ſollte: der Graf Franz von

Sales — um dort das kanoniſche und Zivil-Recht zu ſtudieren.

Mit den ausgezeichnetſten Gaben an Schönheit, Geburt, Geiſt, Charakter, Erziehung hatte ihn die Natur ſo überſchüttet, daß er ſchon durch ſie einer der liebenswürdigſten und glänzendſten Menſchen war. Die Gnade kam dazu und gab ſeiner Heiligkeit den Zauber einer ſeelenbeſiegenden Anmut. Durch ſein Leben wie durch ſeine Schriften geht eine ſolche Grazie, ein ſo ſüßer Liebreiz, daß das Kreuz darin wie in den Blüten eines ewigen Frühlings begraben erſcheint; — aber nicht um es zu verſtecken, ſondern weil für ihn hartes Holz und Blut und Dornen ſich in himmliſche Blumen verwandelten. Dieſe zauberiſche Erſcheinung ward dahin geſtellt, wo ſich die Irrlehre zur ſtarrſten Verſteinerung ausgebildet hatte: dem Genfer Calvinertum gegenüber.

Auf dem Schloſſe Sales in Savoyen ward Franz im Jahr 1567 geboren. Tugend und Frömmigkeit waren in dieſem Hauſe ein traditionelles Erbteil. Seine gottſelige Mutter widmete, wie die Mutter Samuels, dies erſtgeborne Kind, noch bevor es das Licht der Welt erblickte, dem Herrn und bat Gott inbrünſtig, es lieber von der Erde hinweg zu nehmen, als zuzulaſſen, daß es je die Taufgnade verliere. Auch ſpäter wiederholte ſie dem Knaben unabläſſig, was die Königin Blanca dem heiligen Ludwig ſagte: „Mein Sohn! ich will Dich lieber tot — als in der Todſünde ſehen!“ Heilſame Worte einer wahrhaft zärtlichen und frommen Mutter, welche in das weiche Gemüt des Kindes einen unſäglichen Abſcheu vor der Sünde erzeugen, lange bevor es die Sünde kennt; und welche den Gedanken an den herbſten Schmerz der Mutter und an ihren heroiſchen Wunſch vor jede Verſuchung zum Böſen ſtellen! Heldenhafte Liebe, wie nur eine chriſtliche Mutter ſie zu empfinden vermag!

Unter dieſem ſegensreichen Einfluß erwuchs Franz zu einem kleinen Mirakel von Schönheit und Verſtand, Güte und Scharfſinn. Bei elf Jahren wurde er nach Paris geſchickt und zwar, auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch, in das Kollegium der Jeſuiten, wo er ſechs Jahre blieb und neben den ernſthafteſten und gelehrteſten Studien auch alles erlernte, was die Welt von einer guten Erziehung begehrt, fechten, reiten, tanzen, fremde Sprachen. In ſeinem Herzen hatte er ſich ſchon dem geiſtlichen Stande beſtimmt; dennoch ging er bereitwillig auf ſeines Vaters Wünſche ein, der ihm, dem älteſten Sohn, eine Bildung wünſchte, wie ſeine Fähigkeiten, ſeine Verhältniſſe, ſeine Ausſichten ſie zu begehren ſchienen. Aber weltliche wie geiſtliche Studien — alle ordnete der junge Franz der Religion, dem Gebet, den eifrigſten

Andachtsübungen unter, und jeden Umgang mit Alters- und Standesgenoſſen gab er auf für die Geſellſchaft frommer, gottesfürchtiger und gelehrter Männer, unter denen ihn der Pater Angelus vom Orden des heiligen Franziskus am meiſten anzog, der in der Welt Herzog von Joyeuſe und Marſchall von Frankreich geweſen war. Das ſtolze und hochfahrende Blut des Hauſes Guiſe beugte ſich in ihm vor dem Kreuz des demütigen und armen Heilands und oft — und immer mit innerer Zuſtimmung — hörte Franz den Pater Angelus ſagen: Alles, was die Welt Glück nenne, das feinſte, das ſtrahlendſte nicht ausgenommen, verhalte ſich zu dem Glück eines ganz gottgeweihten Lebens, wie Schatten neben dem Licht.

Dieſer frühe und ſchnelle Fortſchritt auf der Bahn der Vollkommenheit ward nach ſeiner Meinung unterbrochen, in der Tat aber gefördert durch eine Epoche herber Prüfung, durch welche alle großen Diener Gottes gehen müſſen, damit ſie, durch eigene Erfahrung belehrt, in allen Labyrinthen der Menſchenſeele heimiſch, für andere kundige Führer werden mögen. Franz verfiel in eine jener immenſen Deſolationen, welche die Seele in alle Schreckniſſe und Verfinſterungen des Kalvarienberges ſchleudert, ſie einſam ans Kreuz nagelt und ihr keine andere Äußerung der Liebe zu Gott und der Hingebung an ſeinen Willen geſtattet, als das Herzblut ſtill verrieſeln zu laſſen, das Haupt zu neigen und in ſeine Vaterhand den müden Geiſt zu empfehlen. Bis an den Rand des Grabes brachte ihn die Gewalt dieſer unbeſchreiblichen inneren Kämpfe, welche bei ſo großer Jugend ſelten ſich einſtellen; aber eben dadurch bewieſen, wie hoch ſein inneres Leben ſich ſchon entwickelt, wie tief es ſich gefeſtigt hatte — denn Anfänger bleiben damit verſchont, weil ſie darin untergehen würden. Da warf er ſich einmal in ſeinen größten Ängſten vor der Tröſterin der Betrübten nieder und ſchüttete ſeines Herzens namenloſes Leid in Strömen von Tränen und Gebeten vor der ſchmerzenreichen Mutter Gottes aus. Und ſo recht wie eine zärtliche Mutter, die nur auf dies Zerſchmelzen der Seele ihres Kindes gewartet hat, um ihm die ganze Fülle ihrer Liebe und ihres Troſtes geben zu können, die es ſonſt nie erkannt und geſchätzt haben würde — hörte die Gnadenvolle ſeine Anrufungen. Die Flut der Trübſal ſank und ſank; wie ein vom Folterbett Erlöſter erhob ſich Franz vom Gebet — und was für Verſuchungen, Schickungen, Drangſale und Widerwärtigkeiten das ſpätere Leben auch über ihn verhängte — welche Ungewitter ſich um ihn zuſammenballten — durch welche Nebel und Stürme er zu gehen hatte — ſeine Stirn blieb heiter, ſein Auge licht, ſein Mund lächelnd, denn all' dies Gewölk umzingelte nur ſeinen äußeren Menſchen, hemmte nur ſeine äußeren Schritte und Bewegungen für ein paar Tage oder Jahre; in ſeiner Seele blieb ein ewiger Frühlingshimmel, aus welchem die Sonne der göttlichen Liebe nie verſchwand.

So ging dieſer Vielgeliebte Gottes, immer wie von Engeln geſchirmt, nach Padua, durch das wüſte Univerſitätstreiben einer übermütigen und verwegenen Jugend unangetaſtet hindurch. So außerordentliche Menſchen, wie er, finden auch immer zur rechten Zeit andere Außerordentliche, die ihnen nützlich werden. Nur untergeordnete Geiſter und Charaktere hört man klagen über den Druck ihrer unvollkommenen Verhältniſſe, über ein beſtändiges zu früh! oder zu ſpät! in ihrem Schickſal. Sie klammern ſich an das, was ihnen verſagt — ſtatt an das, was ihnen dargeboten iſt und wähnen, durch jene Verſagung ihren Beruf, ihre Beſtimmung verfehlt zu haben, ohne zu bedenken, daß der Zug des Berufes, wenn er wirklich dieſen Namen verdient, ſtark genug ſein muß, um über Ungunſt und Widerſtand der Verhältniſſe hinwegzuführen. Franz von Sales ſtellte ſich in Padua ſogleich unter die geiſtliche Führung eines Vaters der Geſellſchaft Jeſu, des durch ſeine Miſſionen an den Höfen des Nordens und durch ſeine Gelehrſamkeit berühmten Vater Poſſevin, der in dieſem jungen Menſchen die künftige Größe vorherſah, ſein Gewiſſen und ſeine Studien leitete und ihn mit gleicher Liebe und Sorgfalt in der chriſtlichen Vollkommenheit und in den Wiſſenſchaften ausbildete — namentlich in der Theologie und Beredſamkeit. Welchen Vorteil Franz von Sales aus dem Unterricht ſeines großen Lehrers zog, beweiſen die 72,000 Irrgläubige, die er ſpäter durch ſeine Predigten, ſeinen Unterricht und ſeine Schriften aus dem Calvinismus in die Kirche hinein gerettet hat.

Eine Todeskrankheit, die er in Padua durchmachte, bei der er von den Ärzten aufgegeben und dennoch gerettet wurde, als man von jeder menſchlichen Hilfe abſah — beſtärkte ihn in dem Entſchluß, dies nur durch Gott erhaltene Leben auch nur Gott zu widmen; und eine Errettung aus der Überſchwemmung der Tiber in Rom, und aus einem gefahrvollen Seeſturm bei der Überfahrt von Ancona nach Venedig, von Umſtänden begleitet, welche ihm die väterliche Fürſorge Gottes recht eindringlich machten — gab ihm jenen milden, lieblichen Gleichmut, der ohne Übereilung wie ohne Lauheit ſich nie zum erſehnten Ziele hindrängte und ſich nie zurückſchrecken ließ, ſondern gelaſſen den Weg verfolgte und mit Zuverſicht auf eine günſtige Wendung zur gottgefälligen Zeit wartete. Als er in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahr in das elterliche Haus zurückkehrte, fand er alles vorbereitet, um ihn glänzend in das Weltleben einzuführen und ihm eine Stellung zu ſichern, die ſeinen Fähigkeiten und Verdienſten, ſeinem Stande und ſeiner Erziehung entſprach. Eine Senatorenſtelle im Rat des Herzogs von Savoyen erwartete ihn zu Chambéry, und eine ſchöne und edle Braut in der Tochter des Freiherrn von Végy. Seine Eltern glaubten in dieſer Weiſe auf's beſte für die Ehre der Familie, den Glanz des Hauſes und das Glück des Erſtgeborenen geſorgt zu haben. Daß der älteſte Sohn den geiſtlichen Stand erwählen könne, lag dem Gebrauch der Zeit und allen Familientraditionen zu fern, als daß ſie auf Widerſtand vonſeiten ihres Sohnes gerechnet hätten. Er ſah, welchen Schmerz er ihnen bereiten, welche Hoffnungen er zerſtören würde; ſein gehorſames und demütiges Herz bebte bei dem Gedanken, den verehrten Eltern wehe zu tun; aber eingedenk des Zurufs des Heilands: „Wer nicht Vater und Mutter und Weib und Kind verläßt um meinetwillen — iſt meiner nicht wert!“ — kam ihm die Verleugnung dieſes heiligen Aufrufs, den er von frühеſter Jugend an gehört, verſtanden und auf ſich bezogen hatte, nicht in den Sinn. Wenigen in der großen Menge iſt es gegeben, dieſen Ruf auf ſich anzuwenden und den Rat zu verſtehen, der ihnen hundertfältigen himmliſchen Lohn verheißt, wenigen der Wille, dem König des Himmels unmittelbar zu dienen. Begegnen ſich aber Erkenntnis und Wille in dieſem Punkt, ſo fallen ſie wie zwei gefaltete Hände in einander, die ſich zu nichts anderem erheben können, als zum Liebesopfer und zum Gebet vor Gott. Den Ruf nicht verſtehen, iſt keine Sünde; ihn übertäuben aber eine große, weil es eine Verachtung der Einſprechungen des Heiligen Geiſtes iſt. Dies Unglück konnte einer ſo reinen Seele, einem ſo unſchuldsvollen, demütigen Herzen nicht begegnen! Franz vertraute ſeinen unwiderruflichen Entſchluß ſeinem Vetter, dem Domherrn Ludwig von Sales an und bat ihn, den Mittler zwiſchen ihm und ſeinen Eltern zu machen. Da die Stelle eines Dompropſtes am Genfer Domkapitel erledigt und Franz mit allen Fähigkeiten ausgeſtattet war, um ſie würdig zu bekleiden, ſo lenkte Ludwig die Wahl auf ihn — was allerdings ganz gegen den Wunſch des beſcheidenen Franz war, der am liebſten der letzte und nicht einer der erſten im Hauſe Gottes geweſen wäre. Dann benachrichtigte Ludwig die Eltern von der Standeswahl ihres Sohnes.

Nicht bloß der Graf — auch die gute fromme Gräfin betrübte ſich ſehr. Wohl hatte ſie damals ihr Kind Gott geweiht; aber doch nur halb! als

Von ihren früheren Peinigern erfuhr ſie nichts; aber hätte ſie von ihnen gehört es würde mit unzerſtörbarer Milde geweſen ſein, und gleich jenem armen mißhandelten Knaben, der ſpäter als mächtiger Mann ſeinen böswilligen Brüdern gegenüber ſtand, würde ſie ſanft geſprochen haben: „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ Denn Seelen, welche dermaßen von Schmerzen zerarbeitet ſind wie Clelias — die werden vernichtet, oder ſie werden göttlich. Das Einzige was ihr Herz beklemmte war Gundaccars Trennung von ſeinen Eltern. Sie erkannte daß vor der Hand keine Ausſöhnung möglich ſei; aber wenn ſie zehn Jahr auf der Bühne geweſen ſei — dieſen Plan hatte ſie mit Gundaccar gemacht — dann hofte ſie genug erworben zu haben um ſich zurückziehen und unabhängig, auch von ſeinen Eltern, leben zu können; — dann war Tranquillina achtzehn Jahr alt, dann mußte die ganze Exiſtenz einen andern, für das geliebte Kind berechneten Zuſchnitt bekommen; und dann, meinte Clelia, war auch die Verſöhnung nicht unmöglich. Ein Herz wie das ihre begreift nur die Dauer der Liebe, nicht des Haſſes. Gundaccar theilte wol nicht ganz ihre Zuverſicht, aber unwillkürlich empfand er ſie für Clelia ſelbſt.

er es ganz haben wollte, hätte ſie es lieber ganz zurückgenommen. Wunderſame Macht der Irdiſchkeit über das Menſchenherz! merkwürdiger, geheimnisvoller Widerſtand gegen die göttliche Liebe, der ſich inſtinktmäßig regt! eine Mutter entſchließt ſich gern, das Herz ihres Sohnes einem Weibe, einem Kreiſe von Kindern anhängen zu ſehen — gern zu der Trennung von ihm für ſein irdiſches Glück; denn mit dieſer Sphäre hängt auch ſie durch Leiden und Freuden zuſammen. Aber dem göttlichen Nebenbuhler am Kreuz — nein! dem mag ſie das Herz ihres Sohnes nicht abtreten, denn mit dem iſt keine Rivalität möglich, weil ſie in deſſen Sphäre nicht ſo heimiſch iſt. Sie weiß aber nicht, die arme Mutter, wie licht und warm die natürliche Liebe an der übernatürlichen aufflammt, und daß ſie ohne alle Rivalität ſein und nicht zu kurz kommen wird.

Im Dezember 1593 empfing Franz von Sales die Prieſterweihe und begann von dem Augenblick an das evangeliſche Leben eines Seelenhirten, in welchem er zu ſo hoher Heiligkeit emporſtieg. Unter dem Sonnenſtrahl der Gnade hatte ſich ſein ganzes Weſen ungemein harmoniſch entwickelt. Die Gegenſätze in den großen Fähigkeiten, welche zwar den Charakteren die Größe, allein auch die Gefahr des Übertriebenen, Zuſammenhangloſen, Widerſprechenden geben — waren in ihm durch Frömmigkeit, Selbſtüberwindung, Andacht und ſtete Richtung des Willens auf den Willen Gottes dermaßen ausgeglichen— die ſanften Wellen der göttlichen Liebe, in denen ſie ſich ſtets bewegten, hatten ſie ſo abgerundet, daß ſeine Erſcheinung den Eindruck einer bezaubernden Sanftmut, einer überwältigenden Lieblichkeit machte. In ſeiner Perſönlichkeit, ſeinen Predigten, ſeinen Schriften — immer und überall derſelbe Ausdruck und Eindruck von unbegreiflich und unbeſchreiblich ſüßer Sanftmut! Allein nur darum ſo unwiderſtehlich, weil ſie in ihm eine hohe Tugend, eine im beſtändigen Siege über ſeine heftige Natur erworbene Eigenſchaft war, und weil die entgegengeſetzten Tugenden: Entſchloſſenheit, Mut, Kraft und Ausdauer, dieſe Seele, die wie ein Tautropfen auf einem Roſenblatt zart und weich erſchien — in einen feſten Diamanten verwandelten. Die wunderſchönen Kontraſte ſeiner heimatlichen Gebirge verſchmolzen in ihm: der ſtrahlende Gletſcher und die blumige Wieſe liegen neben einander und um den Fuß der Felſen, deren Haupt die Glorie vom ewigen Schnee trägt — rankt der Weinſtock ſeine anmutigen Gewinde. Zu dieſer zauberhaften Seelenſchönheit kam ein Liebreiz im Umgang und eine Feinheit der Manieren, wodurch jene noch mehr gehoben wurde, gleichwie ein Edelſtein ſchöner funkelt und flammt, wenn er gut geſchliffen iſt.

Statt die Huldigungen der Welt für dieſe Fülle der herrlichſten Gaben zu wünſchen oder nur anzunehmen, zog ſich Franz von Sales ſo viel wie möglich von ihr zurück und lebte für ſeinen Beruf — den er am liebſten zwiſchen dem armen Landvolk übte; und für ſeine Studien, die er am liebſten über jene himmliſche Theologie machte, welche das Kreuz lehrt und welche man am beſten am Fuß des Kreuzes erlernt. Gebet und Betrachtung waren ihm ſo geläufig, daß er ſich immer in der Gegenwart Gottes hielt. Aus dieſem Quell floß auch die hinreißende Wirkung ſeiner Predigten hervor, die ihm ſolchen Ruhm und anderen ſolchen Segen brachten. Auch mit dieſem Talent wollte er Gott mehr gefallen als den Menſchen. Darum zog er es vor, auf dem Lande und in kleinen Dörfern zu predigen und die guten Leute zu unterrichten, die manchmal nur an das Chriſtentum glaubten, aber es nicht kannten. Und war die Zahl der Zuhörer noch ſo klein und die Teilnahme anfangs noch ſo gering — ſeine Liebe, ſein Eifer waren gerade ſo groß, als ob Tauſende ihm zugehört hätten. Eine kleine Begebenheit erweckte ſogar eine Vorliebe für wenig Zuhörer in ihm. Er beſtieg einſt die Kanzel in einer Ortſchaft, und es waren nur ſieben Perſonen im Kirchlein verſammelt. Man riet ihm die Predigt auszuſetzen, doch er lehnte es ab und predigte über die Fürbitte der Heiligen, einfach, warm, eindringlich, nach ſeiner Art. Ein Zuhörer begann erſt leiſe, dann lauter zu ſeufzen, zu wimmern, zu weinen, endlich ſo laut zu ſchluchzen, daß der gütige Prediger ſich unterbrach, um ihn zu fragen, ob er vielleicht plötzlich erkrankt ſei. Nein! war die Antwort; es ſei alles in der Ordnung, man möge nur die Predigt fortſetzen. Das geſchah. Nach dem Gottesdienſt kam der Weinende in die Sakriſtei, warf ſich dem apoſtoliſchen Mann zu Füßen und dankte ihm, daß er ſeine Seele gerettet habe. Irrgläubige hätten ihm nämlich die Fürbitte der Heiligen als eine Schändung der Allmacht Gottes vorgeſtellt und, weiter gehend, ihn auf den Punkt des Unglaubens gebracht, daß er in den nächſten Tagen den Abfall von der Kirche habe vollführen wollen. Allein jetzt, Dank dieſer Predigt, ſei er belehrt und feſter im Glauben denn zuvor. — Tief ergriffen von dieſem Vorfall ward Franz von Sales nur um ſo eifriger im Dienſt der Seelen. Und wahrlich! hat der Heiland für jede einzelne Seele ſterben wollen: ſo müſſen ſeine echten Jünger auch für jede einzelne leben wollen; und Franz von Sales war der echteſten einer! Das heilige Sakrament der Prieſterweihe hatte ſein Herz und ſeine Seele ſo rein, frei und offen vorgefunden, daß der Gnadenſtrom der feurigen Liebe, dies Kennzeichen der apoſtoliſchen Berufung, ungehemmt in ihn ſich ergießen und mit ihm ſchalten und walten konnte.

Die Stadt Genf war der Sitz und die Burg des Calvinertums. Die Irrlehrer hatten ſehr wohl erkannt, daß ihr ſogenannter gereinigter Glaube die Gemüter wohl anfangs in Gährung und Aufregung bringen könne, weil er etwas Überraſchendes und Neues war; ja, daß mit ihm eine Empörung gegen die Kirche zu bewerkſtelligen ſei, indem man ſie mit ihren eigenen Fehlern ſtrafe und die Verſäumniſſe, welche ſie ſich zu ſchulden hatte kommen laſſen, benutze, um dem Volk Fabeln von Götzendienſt und Pfaffentrug vorzuſpiegeln, die es in ſeiner Unwiſſenheit für Wahrheit hielt; — aber auch, daß eine Empörung gegen die Wahrheit keine Bürgſchaft für den Fortbeſtand der auf Unwahrheit begründeten neuen Lehre ſei. Die göttliche Verheißung: „Ich bin bei euch bis an's Ende der Welt“ — war zur Kirche Gottes geſprochen und nicht zur Häreſie, die ſich ausſchied; folglich fehlte ihr die übernatürliche Zuverſicht auf eine höhere als die weltliche Macht. Wie immer ſeit dem Beginn des Chriſtentums, ſo war ſie auch jetzt der Ausdruck der Rebellion des Weltgeiſtes gegen den göttlichen Geiſt und auch wie immer ſuchte ſie in der Welt Bundesgenoſſen und in weltlichen Mitteln Stützen. Dieſe Mittel waren Revolutionen gegen die bis dahin in Kraft ſtehende Autorität der weltlichen Macht oder der bürgerlichen Ordnung. Die Bauernkriege in Sachſen und Württemberg, die Wiedertäufer in Münſter waren der bis zur äußerſten Spitze getriebene und allerdings von den erſten Irrlehrern nicht beabſichtigte Ausdruck eines Geiſtes der Rebellion, der die Menſchen bis ins Herz hinein verblendete und vergiftete. Auch eilten die Irrlehrer ſelbſt, ein Anathema gegen ihn auszuſprechen; aber nicht um ſeiner Verwerflichkeit willen, ſondern weil er ihre Autorität bedrohte — mit demſelben Recht, wie der Revolutionär, der in Empörung gegen die Staatsform und die bürgerliche Geſellſchaft iſt, dasjenige Mitglied ſeiner Partei guillotinieren läßt, welches ſich gegen ihn empört: mit dem Recht der Selbſterhaltung auf einem uſurpierten Platz. Denn ohne eine Umwälzung der bürgerlichen Ordnung im Namen des neuen Glaubens fand er nirgends Eingang. Bald verſtärkte er die Macht der Fürſten, bald die der Gemeinden. Hier half er den Abſolutismus gründen, wie bei den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands; dort brachte er die demokratiſche Richtung zur Geltung, wie in Genf, das ſich eiligſt gegen ſeinen Lehnsherrn, den Herzog von Savoyen und gegen den Fürſtbiſchof von Genf empörte. Kanton Bern kam dem Kanton Genf liebreich zu Hilfe, denn es hatte ſchon längſt das ſchöne Waadtland am nördlichen Ufer des Leman, eine ſavoyiſche Landſchaft, mit begierlichem Auge angeſchaut — gerade ſo wie Kanton Genf die Landſchaft Chablais am ſüdlichen Ufer zu beſitzen wünſchte. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Savoyen begünſtigte die Vergrößerungsgelüſte beider Kantone; ſie eroberten jene Landſchaften und führten den Calvinismus ein, indem ſie es genau ſo machten wie der große Reformator von England, Heinrich VIII.: ſie brannten die Kirchen nieder, verwüſteten und beraubten die Klöſter, verjagten Prieſter und Ordensleute, entweiheten Altäre und geheiligte Gerätſchaften, traten die Kruzifixe mit Füßen, verfluchten die Kirche, ihre Lehre und Lehrer, ſchrien Zeter über den papiſtiſchen Götzendienſt, und gelangten durch Gewalttaten, die mit Drohungen und Schmähungen abwechſelten, zum Siege über den Glauben. Der Fanatismus der Rebellen überwand die Kinder des Hauſes; — eine traurige Erfahrung, welche ſich oft in der Geſchichte wiederholt und die Kinder des Hauſes aufmerkſam machen ſollte, daß ſie ihr heiliges Erbe mit Liebe bewachten, damit ſie es im Fall eines Angriffes mit Begeiſterung verteidigen könnten. Aber — weil die Ungerechtigkeit wuchs, ſo ſpricht die heilige Schrift, erkaltete die Liebe bei vielen! — Das darf nicht ſein! im Gegenteil! Je mehr die Ungerechtigkeit in der Welt wächſt, gleichviel ob auf dem Boden der Kirche oder der Häreſie, gleichviel ob das Unkraut zwiſchen dem Weizen oder zwiſchen Diſteln und Dornen gedeihe — um deſto glühender muß die Liebe der Kinder des Hauſes für ihr Erbteil, ihren alten, ewigen, katholiſchen Glauben, den einzig geoffenbarten, werden; um deſto bereitwilliger muß dieſe Liebe zu machen, für ihn zu leben und zu ſterben, und da iſt zuweilen das Leben ſchwerer als das Sterben, weil es eine Kette von Opfern, ſtatt des Opfers eines Augenblicks erheiſcht. Die fürchterlichen Schmähungen der Neuerer gegen den alten Glauben erſchütterten damals die Gemüter ſo ſehr, daß ſie wähnten, es möge doch vielleicht etwas Wahres zum Grunde liegen, beſonders wenn ſie auf traurige Beiſpiele des Sittenverfalls und der Entartung blickten. Sie waren beſchämt, im eigenen Hauſe ſo viel Verſunkenheit zu entdecken und ſchreckenvoll verblendet und geängſtigt, als ob ſie die fremde Verwilderung zu vertreten hätten, verließen viele das alte Haus der Väter, ſtatt dafür zu ſorgen, ihm durch ihren Wandel Ehre zu machen. Wo wäre das Chriſtentum, wenn ſolche Geſinnung eine chriſtliche wäre? Mehr geſchmäht, geläſtert und mißhandelt, als der Sohn Gottes in ſeinem Leiden und ſeiner Erniedrigung bis zum Schickſal der Verbrecher — iſt die heilige Kirche nicht; aber die Jünger hielten dieſen Mißhandelten und Verfluchten dennoch für den eingebornen Sohn Gottes, den Heiland der Welt. Einen größeren Miſſetäter als den Judas hat die Kirche auch nicht in ihrem Schoß erzeugt; aber die Apoſtel hielten deshalb die Lehre des göttlichen Meiſters nicht für falſch, weil ſich unter ihrem Einfluß und in der innigſten Gemeinſchaft mit dem Heiland, dennoch Einer, der ein Auserwählter hätte werden können, zu einem Teufel ausbildete. Als am Pfingſtfeſt der Heilige Geiſt die ſchlichten Männer von Galiläa ergriff und ihnen die Kraft gab, das ewige Wort fremden Völkern in deren Sprache zu verkünden — was geſchah bei dieſem ihrem erſten apoſtoliſchen Auftreten? Mit verächtlichem Hohn wurden ſie behandelt und es hieß: „Sie ſind voll des ſüßen Weines." Das war kein begeiſterndes Martertum, kein ſolches, welches der Seele einen jauchzenden Triumph über den hinfälligen, ſchmerzgequälten Körper verleiht. Nein! es ward ihnen nur eine ganz gemeine Schmach angetan; und gerade die iſt es, vor welcher der Menſch den größten Abſcheu hat! — man gab ihnen Schuld, ſich freiwillig zu einem untertieriſchen Zuſtand erniedrigt zu haben. Aber ſchwiegen ſie deshalb? redeten ſie deshalb etwa in galiläiſcher Mundart weiter? oder zogen ſie ſich verſchüchtert in ihre Wohnungen zurück? Mit nichten! Petrus ſtand friedlich auf und erklärte den Gläubigen und Ungläubigen, den Wohlgeſinnten wie den Spöttern das Wunder, deſſen ſie Zeuge waren. Und was geſchah? ſeine Rede „ging ihnen durch's Herz“; und an dem einen Tage traten gegen 3000 Seelen zur Chriſtengemeinde über. So lange die Kirche Chriſti beſteht, iſt ſie von ihren Feinden mit Schmach und Bitterkeit geſpeiſt und getränkt und durch gelaſſene Überwindung der Schmach triumphierend worden. Chriſtus beſiegte die Welt in der Erniedrigung am Kreuz. Seine Apoſtel beſiegten die Welt in der Erniedrigung durch Spott und Verachtung und trotz des Bewußtſeins, daß einer aus ihrem kleinen Kreiſe ein Böſewicht war. Wer ein Kind der Kirche iſt, muß ein wenig Schmach aushalten können, die man ihr oder ihm antut; denn nicht umſonſt hat der Heiland geſagt: „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich euch.“ Wer ein Kind der Kirche iſt, muß voran in der Prozeſſion des Kreuzweges und muß ſich in tiefſter Demut freuen, wenn er gewürdigt werden ſollte, ein Simon von Cyrene zu ſein, der dem Heiland ſein Kreuz tragen half. Wer ein Kind der Kirche iſt, muß den menſchgewordenen Gott auf dem Kalvarienberge ebenſo anbeten und lieben, wie auf dem Thabor, obwohl er dort ein Mann der Schmerzen — hier in der Verklärung iſt; in dem ſchweren Kampf von Gethſemane

„Du biſt eine ſo überlegene Natur, ſagte er, daß Du eben ſo gut prophetiſch als zauberiſch ſein kannſt.“

Zu kaiſerlichen Feſten war Clelia nach Mailand berufen. Eines Abends trat ſie als Desdemona, der geliebteſten und beliebteſten ihrer Rollen auf. In einer Proſcenium-Loge ſaß ein Greis, ungeduldig harrend auf Clelias Erſcheinung. Als ſie auftrat ſchien eine unbeſtimmte Erinnerung in ihm aufzudämmern. Dann ſang ſie ihn in ihren Zauberbann hinein und er vergaß ſeine eigenen Gedanken. Aber in der Szene wo Desdemona ihres Vaters Erbarmen mit ihrer Liebe für Othello anfleht, und wo er taub und kalt für ihre Verzweiflung und ihren Jammer bleibt — da zerriß gleichſam ein Vorhang in der Seele des Greiſes, und er gedachte eines Morgens in Insprnck vor langen Jahren, wo auch ein junges Mädchen troſtlos und um Barmherzigkeit für ihre Liebe bittend zu ſeinen Füßen gelegen hatte und wo auch er ein hartherziger Vater geblieben war — und das junge Mädchen war Clelia Conti — Desdemona. Tief erſchüttert verließ der Greis die Oper.

Am andern Tage erhielt Clelia einige Schmuckkäſtchen, Zeichen der Bewunderung, des Dankes, ebenſo, wie bei der Taufe am Jordan, obſchon hier der Himmel und dort ein unermeßlicher Abgrund von Jammer ſich ihm öffnet. Und wer den menſchgewordenen Gott ſo liebt, der liebt auch die Kirche, das Werk ſeiner Gnade, welcher er durch ſeine göttliche Machtvollkommenheit die ewige Wahrheit und das ewige Leben anvertraut hat; — und der hält auch zu ihr, der heiligen Mutter, und läßt ſich nicht irre machen, wenn der Weltgeiſt von ihr abfällt und ſie verrät — wie Judas. Einer fiel ab und elf blieben treu! fielen aber auch elf ab, ſo müßte der eine, der Treue, alle Liebe, alle Anbetung, alle Huldigung, welche jene verſagen, in ſeiner Bruſt ſammeln und ihr darbringen, wie der heilige Apoſtel Johannes unter dem Kreuz auf Golgatha es machte. Denn das Kind der Kirche darf nie vergeſſen, nie! daß es ein Kind des Kreuzes iſt.

Die Landſchaft Chablais wurde alſo calviniſiert, die katholiſche Kirche für immer daraus verbannt und der Fürſtbiſchof von Genf gezwungen, ſeinen Sitz nach Annecy in Savoyen zu verlegen. Er blieb auch dort, als nach dem Friedensſchluß mit Frankreich das Chablais wieder dem Herzog abgetreten werden mußte, jedoch unter der Bedingung, bei der neuen Lehre zu bleiben. Nun folgte Karl Emanuel ſeinem Vater in der Regierung und ſah mit Schmerz, daß ſeine Untertanen in ſteter Unruhe und Schwankung zwiſchen den Genoſſen ihres Irrglaubens und ihrem Landesherrn ſich befanden, und daß er nie auf ihre Treue würde rechnen können. Er faßte den Gedanken, das Chablais wieder für die Kirche zu gewinnen; aber nicht auf calviniſche, ſondern auf katholiſche, d. h. apoſtoliſche Weiſe. Er fragte bei dem Biſchof an, ob ſich nicht einige gelehrte, gottesfürchtige mutige Prieſter der Miſſion unterziehen würden, an der Bekehrung des Volkes im Chablais zu arbeiten. Die gewiſſe Ausſicht auf große Gefahren und die ungewiſſe auf günſtigen Erfolg ſchreckten alle ab; — nur nicht Franz von Sales, der ſich ſogleich bereit erklärte, die Miſſion zu unternehmen — und Ludwig von Sales, der ſeinen Vetter begleiten wollte.

Umſonſt ſchrieb der alte Graf ſeinem Sohne: es ſei ihm allerdings ſehr erfreulich, in ſeiner Familie Heilige zu haben, doch müſſe er aufrichtig geſtehen, daß heilige Bekenner ihm lieber wären als heilige Märtyrer. Umſonſt wurde Franz mit Vorſtellungen beſtürmt von dieſem ebenſo tollkühnen als törichten Unternehmen abzuſtehen, da calviniſche Grauſamkeit ebenſo groß ſei, als calviniſcher Trotz. Umſonſt erinnerte man ihn daran, daß Michael Servede im Jahre 1553 in Genf verbrannt — und Johann Gentilis 1566 zu Bern enthauptet — Johann Campanus aber bis zu ſeinem Tode in Cleve im Kerker gehalten wurde, weil nur deren Lehre über die heilige Dreifaltigkeit von der calviniſchen abwich. Welchem Schickſal mußte nicht ein Apoſtel des göttlichen Wortes zwiſchen einem ſo fanatiſchen Volk entgegen gehen! Franz blieb bei ſeinem Entſchluß, in welchem drei Dinge ihn beſtärkten: das Vertrauen auf Gott, die Liebe zum Kreuz und das Verlangen Seelen zu retten. Von der freudigen Zuſtimmung und dem Segen ſeines würdigen greiſen Biſchofs geleitet, zog er fort. Auf der Grenze des Chablais bewog er ſeinen Vetter, daß ſie ihre Pferde, Diener und Reiſegepäck zurückſchickten und zu Fuß, nur von einem ergebenen Mann begleitet und mit dem Allernotwendigſten verſehen, ihren Weg fortſetzten. Franz behielt nichts als die heilige Schrift und ſein Brevier! die trug er beſtändig bei ſich.

Dies geſchah im Winter 1594; — und nach vier Jahren war die Landſchaft Chablais wieder katholiſch! Franz von Sales hatte ſeine Miſſion vollbracht! — Mit welcher Geduld, welcher Liebe, welcher Aufopferung — unter welchen Anſtrengungen und Gefahren: das zu erzählen würde ein Buch füllen! In der kleinen Feſtung Allinges, die eine ſavoyiſche Beſatzung hatte, ſchlug er ſeinen Wohnſitz auf und ging von hier Tag für Tag nach der zwei Stunden entfernten Hauptſtadt des Landes, Thonon am Leman, und abends wieder zurück — weil kein Calviner ihm Obdach gegeben hätte. In einer ſchauerlichen Winternacht verirrte er ſich einſt mit ſeinem Diener und mußte die Nacht in dem Backofen eines Dorfes zubringen, da keine Hütte ſich für ihn öffnen wollte. Zweimal wurden Mörder wider ihn ausgeſendet. Seine Milde, Sanftmut und Barmherzigkeit blieben ſich immer gleich. Die calviniſchen Prediger überhäuften ihn, auch von ihren Kanzeln herab, mit Schmähungen; ſuchten die ſtets ſich wiederholende Verdächtigung auf ihn zu wälzen, ſeine Demut und Freundlichkeit ſei nichts als Heuchelei und nur der Ehrgeiz veranlaſſe ihn, ſich ſeinem beſchwerlichen Leben zu unterziehen; — lächerliche Beſchuldigungen, die nichts beweiſen, als daß diejenigen, welche ſie ausſprechen, unfähig ſind, an einen apoſtoliſchen Beruf und Wandel zu glauben. Franz jedoch ſchwieg zu allen Beleidigungen ſeiner Perſon und ſeines Charakters — was einen guten Eindruck bei Solchen machte, die noch den Glauben an Würde und Aufrichtigkeit bewahrt hatten.

Der gänzliche Mangel an Erfolg in der Hauptſache machte Franz durchaus nicht mutlos. Ihm fehlte jeder Anknüpfungspunkt mit den Bewohnern des Landes. Um ſo mehr Aufmerkſamkeit wendete er der Beſatzung von Allinges zu, die aus Calvinern und rohen Katholiken beſtand und ganz in die Laſter des Kriegerſtandes jener Zeit, in Zweikämpfe, Trunkſucht und Läſterreden verfallen war. Hier übte er den glücklichſten Einfluß, bekehrte die einen zum Glauben und die andern in ihrem Lebenswandel; und ſtimmte dadurch die öffentliche Meinung zu ſeinen Gunſten. Nun durfte er verſuchen, öffentlich zu predigen; — und er hatte Zulauf der Menge. Dann eine Schrift herauszugeben, in welcher er den Glauben der Kirche klar auslegte und entwickelte; — ſie blieb ohne Widerlegung. Religionsbeſprechungen vorzuſchlagen; — ein einziger Prediger nahm ſie an, wurde infolge derſelben katholiſch und ein Opfer der Verfolgung ſeiner ehemaligen Amtsgenoſſen. Endlich ſeinen Wohnſitz in Thonon aufzuſchlagen; — ein angeſtifteter Volksaufſtand, der ſein Leben bedrohte, tat nur ſeinen Gegnern Schaden. Die Calviniſchen ſahen ſelbſt ein, daß der Mord keine Widerlegung der Wahrheit ſei. Einer ihrer Hauptverfechter, der Baron Avully, trat jetzt zur Kirche über. Von nun an hatte die Miſſion einen ſo glänzenden Fortgang, daß Franz allein nicht mehr deren Anforderungen genügen konnte. Es kamen neue Miſſionäre, namentlich Jeſuiten und Kapuziner, zur Aushilfe; die Bekehrungen gingen in Maſſen vor; ganze Dorfſchaften traten über; katholiſche Gotteshäuſer wurden überall hergeſtellt und katholiſche Pfarreien gegründet; und im Oktober 1598 konnte Franz von Sales dem Landesherrn, Herzog Karl Emmanuel, und dem heiligen Vater in der Perſon des Kardinal-Legaten Medici, die Landſchaft Chablais, als eine von der Krankheit der Häreſie befreite, froh und dankbar übergeben. Allmählich wurden die Kirchengüter zurückerſtattet, die in dem Wirrſal der Religionsverfinſterung eingezogen waren, Kirchen und Klöſter wurden neu erbaut, ein Jeſuitenkollegium, dieſe Bürgſchaft für die Erhaltung der reinen Lehre, gegründet — und ſomit war die Irrlehre verſchwunden, die vor ſechzig Jahren mit ſolcher Wut und Wildheit des Ländchens ſich bemächtigt hatte.

Ein ſo merkwürdiger Erfolg, der nur durch eine ganz ungewöhnliche Heiligkeit bewirkt werden konnte, verbreitete hohe Freude in der Kirche und den Ruhm des neuen Apoſtels in der Welt. Zur Sicherſtellung der Angelegenheiten des Chablais machte Franz 1599 eine Reiſe nach Rom und ward vom heiligen Vater mit großer Liebe empfangen und zum Koadjutor des Fürſtbiſchofs von Genf ernannt. Seine Demut, die ihn vor jeder Auszeichnung zurücktreten und jede Ehre fliehen ließ, erfüllte ihn mit frommer Scheu vor einem Amt, deſſen Laſt, wie er ſagte, ſelbſt für Engel ſchwer ſein würde. Seine großen theologiſchen Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Bildung, verbunden mit dieſer Demut, mit dem Zauber ſeines Umgangs und der Sanftmut und Feſtigkeit ſeines Charakters, traten in ſeiner perſönlichen Erſcheinung ſo gewinnend und überwältigend hervor, daß alle ausgezeichneten Männer Roms der Wahl des heiligen Vaters ſich freuten. Er allein nahm ohne Freude und nur aus Gehorſam die neue hohe Würde an. Drei Jahre ſpäter ſtarb der Fürſtbiſchof von Genf und ward Franz von Sales ſein Nachfolger mit dem Hirtenſtab. Zuvor machte er eine Reiſe nach Paris um die Erlaubnis des Königs Heinrich IV. zu erwirken, daß er in der an Frankreich abgetretenen kleinen Landſchaft Gex, die zu ſeiner Diözeſe gehörte und gefährlich vom Calvinismus bedroht war, eine Miſſion wie im Chablais abhalten dürfe. Sie ward ihm gewährt und er überhaupt mit der größten Auszeichnung empfangen — was ihm äußerſt gleichgültig war. Hingegen beglückte es ihn, daß infolge ſeiner Faſtenpredigten viele Bekehrungen ſowohl des Glaubens als des Lebens in dem teilweiſe ſo ſehr verwilderten Paris und an dem ſo ſehr entſittlichten Hof erfolgten. Nie verließ er die Kanzel, ohne von mehreren Perſonen erſucht zu werden, ſie durch das Sakrament der Buße mit Gott zu verſöhnen. Gläubige und Irrgläubige erbauten ſich wunderbar an ihm. König Heinrich IV. gewann ihn ſehr lieb, bot ihm ein franzöſiſches Bistum mit bedeutenden Einkünften an, wollte vom Papſt den Kardinalshut für ihn verlangen; — Franz von Sales lehnte alles ab und war zufrieden mit der Hoffnung, die Seelen im Ländchen Gex retten zu dürfen — was ihm auch vollſtändig gelang, freilich auf Koſten ſeiner Geſundheit. Man brachte ihm während der Miſſion Gift bei, als dem einzigen Mittel, dieſen apoſtoliſchen Mund nicht mehr das Zeugnis des heiligen Geiſtes für die katholiſche Kirche ablegen zu laſſen. Ein Gegengift rettete ihn zwar vom Tode, ſchwächte aber auf immer ſeinen ſonſt ſo kräftigen Körper.

In der Einſamkeit des Schloſſes Sales, bei ſeiner glücklichen Mutter — (ſein Vater war inzwiſchen geſtorben) — bereitete Franz in ernſter ſtrenger Weiſe, durch die frömmſten Entſchlüſſe zur Regelung ſeines Lebens, auf die Konſekration zum Biſchof ſich vor, die er am 8. Dezember 1602 empfing. Von dem Augenblick an war er wie tot für die Welt. Die Pflichten, welche er gegen ſeine Familie und in ſeiner hohen Stellung hatte, erfüllte er nicht bloß pünktlich, ſondern mit ſeiner gewohnten Liebenswürdigkeit; aber die Pflichten gegen ſeine Heerde füllten ſein Herz, ſeine Gedanken, ſeine Zeit ſo aus, daß er ſich mit jenen auf die Erfüllung des Notwendigen beſchränken mußte. Wie er einſt den Tod ſeines Vaters in dem Augenblick erfuhr, als er die Kanzel beſtieg und ſich durch ſeine Betrübnis nicht abhalten ließ zu predigen, aber nach der Predigt ſeinen Zuhörern die Trauerbotſchaft mitteilte: ſo machte er es jetzt bei allen Gelegenheiten, täglich und ſtündlich: das natürliche Leben war untergegangen in dem übernatürlichen. Von 4 Uhr morgens bis zum Abend hatte er keine andere Beſchäftigung als Gebet, Studien, Geſchäfte und Anordnungen für das Bistum, Predigten, Katechiſation, Seelſorge, Viſitationsreiſen; — auch Reiſen in geiſtlichen Angelegenheiten. War Zeit übrig, ſo hatte er nur eine Erholung: die Abfaſſung ſeiner wunderſchönen Schriften — und nur eine Unterhaltung, die mit den Armen und Kranken, welche er in den Spitälern und in ihren Wohnungen beſuchte, ſie tröſtete und ſelbſt ihnen die heiligen Sakramente ſpendete. Oft fühlten ſich die Kranken durch ſeinen Zuſpruch in unbegreiflicher Weiſe gekräftigt; das übernatürliche, in Gott gegründete Leben, das ihn beſeelte, ging auf ſie über; die himmliſchen Kräfte, welche ungemindert und ungetrübt in ſeinem göttlich liebenden Herzen wohnten, teilten ſich ihnen mit. Der Erlöſte verbreitete die höchſten Gnaden der Erlöſung, die Wunder der Heiligkeit um ſich her. Ging er durch die Straßen von Annecy, ſo eilten alle hinaus, knieten nieder und baten um ſeinen Segen. Mütter brachten ihm ihre Kinder, beſonders die halsſtarrigen und unartigen, damit er ihnen ſeine milde Hand auflegen und ihnen etwas von ſeiner unvergleichlichen Sanftmut mitteilen möge; und oft wurden die kleinen Schreier auf der Stelle beſchwichtigt. Dieſe Sanftmut war ſo unwiderſtehlich, daß er Feindſchaften und Zerwürfniſſe ausſöhnte, die jahrelang beſtanden hatten, und daß er die größten Sünder zu Reue und Buße führte: lind und ſüß fühlten dergleichen erſtarrte und verhärtete Naturen ſich von dieſer Zärtlichkeit angezogen, während die Strenge ſie nur noch ſpröder gemacht haben würde. Da aber ſeine Sanftmut eine erworbene, alſo eine Tugend, alſo etwas war, das aus ſeinem Willen entſprang: ſo hatte er ſie in ſeiner Gewalt und wußte ſie mit der größten Feſtigkeit und klarſten Beſtimmtheit zu paaren. Aus Liebe war er nachgiebig, nie aus Schwäche, und nie da, wo eine höhere Rückſicht verletzt worden wäre; — nur die auf ſich ſelbſt ließ er immer fallen, und durch keine Schmähung, Verleumdung, Beleidigung ſeiner Perſon zum leiſeſten Zeichen des Unwillens ſich beſtimmen. Mit den Neubekehrten, den Schwachen im Glauben, bei denen ſo viel Unwiſſenheit und Mangel an Belehrung vorlag, übte er die größtmögliche Nachſicht, um ſie durch die erhabene Moral der katholiſchen Sittenlehre nicht zu verſchüchtern, ſondern ſie ganz allmählich und langſam von der Anbetung. Alle Kleinodien und Koſtbarkeiten welche ſie in dieſer Weiſe empfing wanderten ohne Ausnahme zum Juwelier. Sie verkaufte Alles. Sie vermogte nicht ſich mit Geſchenken von fremden Männern zu ſchmücken. Sie war von der äußerſten Einfachheit, und begehrte ihre Rolle äußern Schmuck, ſo trug ſie immer falſche Steine.

„Ich ſinge nicht um mich mit Perlen und Diamanten zu putzen, ſagte ſie. Ich ſinge damit meine Tochter niemals erfahre was es heißt: für ihre Kinder kein Brot haben. Denn kein Leid darf dem Menſchen zu ſchwer ſein; aber das iſt doch zu ſchwer! das kann nicht Jeder aushalten.“ — —

Tranquillina öfnete mit kinderhafter Neugier die Etuis. In dem einen lag eine Schleife, in dem andern ein Armband. Clelia las die begleitenden Billets und legte Alles friedlich bei Seite.

„Was wird dies ſein, Mama?“ rief Tranquillina, ein drittes und größtes Etui geſpannt öfnend. Eine kleine wunderſchöne Krone von Diamanten, Rubinen und Smaragden funkelte ihr entgegen. Sie jubelte vor Ueberraſchung und Freude.

„Sieh nur, Mama, eine Krone! ſie machen Dich zur Königin!“ rief Tranquillina, und hielt die Krone über dem Haupt ihrer Mutter.

Gundaccar trat eben ein.

Stufe zu Stufe zur Erkenntnis und Kräftigung des guten Willens zu bringen. Fand er aber ſtarke Seelen, hohe Seelen, fähig das Opfer zu verſtehen und den Ruf zum Opfer zu vernehmen, fähig Gott allein zu lieben und alles für ihn zu tun, zu dulden, zu leiden; fand er Seelen, die das Kreuz Dem nachtragen wollten, der es für ſie getragen: dann hörte ſeine liebliche Zärtlichkeit, welche die Bußübungen auf ſich nahm und die Reuetränen ſelbſt vergoß — gänzlich auf. Dann nahm ſeine Liebe der Seelen einen andern Schwung und Charakter an, und er führte ſie ſo hoch, ſo feſt, auf ſo erhabenen Wegen der Vollkommenheit, daß ſie mit großen Schritten der Heiligkeit zueilten. Für eine ſolche Seele, für die heilige Franziska von Chantal, ſchrieb er ſein Buch „De l'amour de Dieu". Für eine ſeiner Verwandten, die ein aufrichtiges Streben nach einem frommen, gottgefälligen Wandel inmitten weltlicher Verhältniſſe hatte, ſchrieb er „Philothea, Anleitung zum frommen Leben." Zwiſchen beiden Büchern iſt der Unterſchied wie zwiſchen Lehrling und Meiſter. Aber der Lehrling iſt viel berühmter geworden als der Meiſter, weil er in der Welt viel mehr Anklang findet. Auf alle Verhältniſſe und alle Stände paßt die „Philothea"; ſie nimmt den Menſchen in ſeinem Hauſe, in ſeiner Familie, im Kreiſe ſeiner bürgerlichen und Standespflichten und weiſt ihn an, mitten in der Welt, in der Geſellſchaft, das Leben der chriſtlichen Vollkommenheit führen zu können, wie ſie gerade für ſeine Stellung paßt, ohne Übertreibung und Sonderbarkeit, aber innig, beharrlich und aufrichtig. Sie begehrt keine außerordentliche Dinge, wohl aber, daß die alltäglichen und gewöhnlichen mit möglichſter Vollkommenheit ausgeführt werden. Sie gibt nicht Denen, die ihr Beruf in die Welt ſtellt, die evangeliſchen Räte zu befolgen; aber ſie lehrt ſie um ſo treuer die Gebote erfüllen. Sie verbietet ihnen nicht weltliche Unterhaltungen und Vergnügen; aber ſie gebietet, dieſelben mit Maß und Vorſicht, und ohne Hingebung des Herzens zu genießen. Sie verwirft alle Übertreibungen und Peinlichkeiten in den Werken der Liebe und den Andachtsübungen und begehrt, daß ſie mit froher, freier Seele, mit kindlicher nicht ſklaviſcher Geſinnung, treu aber nicht ängſtlich vollzogen werden. Wer immer guten Willens und geraden Herzens iſt, wird die Philothea nicht leſen können, ohne die Frömmigkeit lieb zu gewinnen, die ihn ſo lieb, einfach und natürlich daraus anſpricht; und dabei ſo fern von aller Verſchwommenheit, Sentimentalität und Gefühlsaufregung bei der ſchlichten Praxis der chriſtlichen Moral, wie ſie aus dem ſchlichten Glauben an die katholiſche Lehre entſpringt, ihn feſthält. Dieſer geſunde Boden, der überall das Fundament bildet, trägt die geſunden Früchte, welche der Seele eine nahrhafte Speiſe bieten, ſo daß ſie dabei wachſen, gedeihen und kräftig werden kann. Der Erfolg dieſes Büchleins war unglaublich groß. In alle Sprachen wurde es überſetzt; Vornehme und Geringe, Geiſtliche und Weltliche hatten es in der Hand; Papſt Alexander VII. wie Heinrich IV. von Frankreich und ſogar Jakob I. von England liebten und bewunderten es. Auf der anderen Seite wurde es bitter getadelt von denjenigen, welche meinen, Tugend und Frömmigkeit müßten finſter und abſtoßend machen, weil ſie ſchwer zu üben ſind, und der Leichtſinn fände ſeine Rechnung dabei, wenn man ihm den Weg zum Himmel gar ſo ſehr ebene. Ein zelotiſcher Ordensmann predigte ſogar gegen die Philothea und verbrannte ſie auf der Kanzel. Natürlich wurde der große Einfluß des Buches dadurch ſtatt gemindert, nur vermehrt. Die Anmut und Liebenswürdigkeit, durch welche Franz von Sales ſo zauberiſch für ſich einnahm, findet ſich auch in ſeinen Schriften. Sie ſind wie ein Garten, in welchem durch die höchſte Kunſt des Gärtners Wald- und Wieſenblumen neben den köſtlichſten Zierpflanzen und neben den ſeltenſten Gewächſen fremder Zonen üppig gedeihen. Dieſe Naivetät und Treuherzigkeit, dieſe Feinheit und Seelengrazie, dieſe Tiefe des Verſtändniſſes über das innere Leben mit ſeinen Stürmen, Gewittern und Sonnenblicken, mit ſeinem Aufſchwung und ſeiner Ermattung, mit ſeiner Magnetnadelbewegung, zitternd — bis es die wahre Richtung gefunden: dieſer Frühlingshimmel von heiterer Anmut neben dieſem Sternenhimmel von heiligem Ernſt — konnten nur in der Seele eines Heiligen gefunden werden.

In dem Buch „Von der Liebe Gottes“ ſpricht er zu der Seele, welche die Philothea durchgemacht und in ſich aufgenommen hat. Er hat es nicht mehr mit Menſchen in dieſen oder jenen Verhältniſſen, ſondern oberhalb aller irdiſchen Verhältniſſe, mit der Seele, zu tun. Ob dieſe Seele Vater oder Mutter oder Kind oder Sklave oder ſonſt etwas iſt — darauf wird in dieſer himmliſchen Schule nicht mehr Rückſicht genommen; was man in Beziehung auf dieſe ſpeziellen Pflichten lernen möchte, muß man entweder ſchon wiſſen oder zuvor in einer Elementarſchule lernen; denn hier iſt nur die Rede von der Liebe zu Gott: von dem Drang und Bedürfnis jeder Seele nach dieſer Liebe, von ihrem Verlangen und ihrer Verzagtheit, von ihren Schwankungen und ihrer Zuverſicht, von ihren Stufen und Graden der Entwickelung, von ihren Troſtloſigkeiten und ihrer Seligkeit. Die glühendſte Liebe zum Gekreuzigten und zum Kreuz flutet wie ein Strom von

Licht und Flamme durch dieſes Buch. Der Schluß heißt ſo:

„Der Kalvarienberg iſt der Berg der Liebenden. Jede Liebe, die nicht ihren Urſprung in dem bittern Leiden unſeres Heilands nimmt, iſt vergänglich oder gefährlich. Unſelig iſt der Tod ohne die Liebe des Erlöſers; unſelig iſt die Liebe ohne den Tod des Erlöſers. Liebe und Tod ſind dermaßen verſchmolzen in dem bittern Leiden unſeres Heilands, daß man ſie zuſammen im Herzen aufnehmen muß. Auf dem Kalvarienberg können wir nicht das Leben von der Liebe und nicht die Liebe von dem Tode des Erlöſers trennen. Aber überall ſonſt gibt es zwei Wege: den ewigen Tod oder die ewige Liebe; — und die ganze chriſtliche Weisheit beſteht in der richtigen Wahl.

„O ewige Liebe! Dich ſucht meine Seele, Dich erwählt ſie für die Ewigkeit. O komm, Heiliger Geiſt, und entzünde unſere Herzen zu Deiner Liebe. Laß uns entweder lieben oder ſterben; — oder laß uns vielmehr ſterben und lieben! Ja, jeder anderen Liebe ſterben, um einzig der Liebe Jeſu zu leben, damit wir nicht dem ewigen Tode verfallen."

Dies iſt der Sinn; allein es fehlt die Energie des Ausdrucks.

In ſeinen Predigten, in ſeinen Anſprachen an die Ordensfrauen der Heimſuchung Mariä, in ſeinen Briefen — immer und überall leuchtet die Flamme der himmliſchen Liebe aus der goldenen Lampe ſeines Herzens hervor; nach Maßgabe der Verhältniſſe, der Faſſungskräfte, der Charaktere und Perſonen, auf die er zu wirken hatte, bald gedämpft, bald feurig auflodernd; immer unſäglich wohltuend durch die Vereinigung von Sammetweichheit und Stahlesfeſtigkeit, und immer von einer ſo idealiſchen Energie, daß man meint, kampf-, ſchmerz- und mühelos wie ein Engel habe er mit einem Lächeln die Welt beſiegt.

O wundervolle Kraft des Blutes Jeſu, mit welcher Überfülle von Schönheit ſchmückt es die Seelen ſeiner Heiligen und zu welcher Mannigfaltigkeit bildet es ihre Herrlichkeit aus! Der heilige Franz von Aſſiſi wandelt durch das Erdenleben, wie die menſchgewordene Verklärung des Martertums der göttlichen Liebe; der heilige Franz von Sales, wie die menſchgewordene Verklärung ihrer Süßigkeit. In Dornen und Wunden lebt der eine; in Roſen und Lächeln der andere; — aber der Purpurſtrom am Fuß des Kreuzes hat Roſen und Wunden gefärbt; aber der Widerſchein des ewigen Lichtes ſpiegelt ſich vom Kreuz' herab in dem Lächeln und verwandelt die Dornen in leuchtende Strahlen; — und dieſe ganze überirdiſche Schönheit, dieſe ganze Glorie von Heiligkeit, dieſe ganze Transfiguration aus dem irdiſchen in den himmliſchen Menſchen, dieſe volle Extaſe aus den Schranken der Natur in den unbegrenzten Ozean der Gnade hinein — iſt nichts, nichts, nichts! als die Wirkung eines Tropfens vom Blute des menſchgewordenen Gottes.

Wohl fehlte es dieſen beiden großen Freunden Gottes — dem erſten nicht an ſeligem Troſt, dem andern nicht an herbem Schmerz. Nur gefiel es der ewigen Weisheit ſo, daß die Fähigkeit des Leides, wie die der Freudigkeit in ihnen jene myſtiſche Höhe erreiche, wo jeder in ſeiner Richtung das Ebenbild einer Vollkommenheit des göttlichen Weſens wurde; himmliſches Leid und himmliſche Freude wohnten zuſammen im Herzen des Heilands.

Köſtlich nennt der königliche Pſalmenſänger ein Leben, das voll Mühen und Arbeit geweſen iſt; demnach war das des heiligen Biſchofs von Genf ſehr köſtlich. Der Kampf zwiſchen der wahren und der falſchen Lehre, in welchem er ein ſo feuriger und ſieghafter Streiter war, gab ihm eine ununterbrochene Kette mühſeligſter Arbeiten zu tragen; denn nicht bloß in ſeiner Diözeſe ſollte er das Licht der Wahrheit entzünden und beleben, ſondern auch in die Fremde ward er gerufen und geführt, um den irrenden Seelen das ewige Wort zuzurufen und mit ſeiner unwiderſtehlichen Eindringlichkeit zu deuten. Zweimal hielt er die Faſtenpredigten in Grenoble und der Connetable von Lesdiguières, eine Säule des Calvinismus, trat in die Kirche zurück. Bei einer ähnlichen Veranlaſſung in Dijon lernte er die außerordentliche Frau kennen, die ſein ſchönſtes Werk, den Orden von der Heimſuchung Mariä, aus ſeiner Idee in's Leben übertrug, die Baronin von Chantal, die als ſeine geiſtliche Tochter und als die Schweſter ſeiner Seele in hoher Tugend auf Erden und im Himmel als eine Heilige neben ihm ſteht: ſo daß ihr Leben von dem ſeinen ſchwer zu trennen, aber viel zu ſelbſtändig und eigentümlich großartig iſt, viel zu merkwürdige Gegenſätze vom Tadel der Menſchen und vom Segen Gottes enthält, viel zu bedeutenden Einfluß auf das Wirken der chriſtlichen Barmherzigkeit geübt hat, um nur beiläufig in dasſelbe verflochten zu werden. Sie ſteht unſerer Zeit nicht zu fern, um ihr nicht ein Beiſpiel geben zu können, wie man aus einer vornehmen Frau, einer Dame aus der großen Welt — eine Heilige werden könne. Als eine moderne Sibylla von Flandern ließ ſie den erlöſenden Tropfen vom Blut Jeſu nicht umſonſt für ſich vergoſſen ſein! ſie war eine von den Gewaltigen, denen der Himmel verheißen iſt und die ihn an ſich zu reißen verſtehen.

Aber nicht etwa für ſolche ungewöhnliche Seelen unterzog ſich Franz von Sales ungewöhnlichen Anſtrengungen; er übernahm ſie ebenſogern für die kleinſten und engſten. Er, deſſen Gelehrſamkeit in Rom Staunen erregt, deſſen Beredſamkeit den franzöſiſchen Hof entzückt, der die ſchwierigſten theologiſchen Streitfragen ſcharfſinnig gelöſt hatte — er, der durch den Zauber ſeiner Feder eben ſo mächtig wirkte als durch den ſeines Wortes — er verſchmähte es nicht, auf ſeinen Viſitationsreiſen in den Schulen den Katechismus zu lehren, damit die Pfarrer, ſeinem Beiſpiel folgend, die Jugend in den ſo ſehr wichtigen Glaubenslehren gehörig unterrichteten. Die Beſchwerden dieſer Reiſen in den durch Wetter und Jahreszeit ſo unzugänglichen Alpen, über Felſen und Gletſcher, durch Schnee und Wildbäche — waren namenlos. Gewöhnlich machte er ſie zu Fuß und manchmal brauchte er einen ganzen Tag, um irgend eine vereinzelte im Gebirg vergrabene Gemeinde zu beſuchen. Speiſe und Trank, Obdach und Lager waren dann nicht immer ſo beſchaffen, um ihm die Erquickung zu geben, die er wohl bedurft hätte. Aber mit ſeiner lieblichen Gleichmütigkeit pflegte er zu ſagen: er habe noch nie eine Hütte gefunden, die ſchlechter als der Stall von Bethlehem — und nie ein Lager, das härter als das Kreuz geweſen ſei; und wenn unſer Heiland in dem einen Habe geboren werden und an dem andern ſterben wollen: ſo könne er ſich wohl ein dürftiges Quartier für eine Nacht gefallen laſſen.

Die Einkünfte ſeines Bistums beliefen ſich nur auf tauſend Taler. In allen Ländern trugen die von der Kirche Abfallenden Sorge, daß ſie die Kirchengüter in ihren Abfall hineinzogen. So war es auch in Genf geweſen und hätte Franz nicht etwas väterliches Vermögen beſeſſen: ſo würde er kaum die notdürftigſten Lebensbedürfniſſe haben beſtreiten können. Auch jetzt war es nur bei ſeiner erſtaunlichen Mäßigkeit und Einfachheit möglich, ſolche Almoſen und Unterſtützungen zu ſpenden, wie er gab. Ganz gegen die Sitte ſeiner prachtliebenden Zeit hatte er weder Wagen noch Pferde, weder zahlreiche Dienerſchaft, noch reiche Kleider. Alles war auf das Notwendige eingeſchränkt; und oft entzog er ſich auch dies und verſchenkte, wenn ihm nichts anderes übrig blieb, die Kleider vom Leibe. Einer der ſehnlichſten Wünſche ſeines Lebens blieb aus Mangel an Mitteln unerfüllt: die Gründung eines Seminars für Prieſter; — ein zweifacher Schmerz für ihn, da das Konzil von Trient es für jede Diözeſe anbefohlen hatte und er wohl erkannte, daß es ein Haupthebel der geiſtlichen Erziehung ſei. Aber der Diamant der Prinzeſſin Chriſtine von Pie-

„Die Krönung der Himmelskönigin,“ ſagte er.

Aber Tranquillina rief ihm ganz außer ſich vor Freude entgegen:

„Nicht wahr, die Krone muß die Mama behalten! die hat ſie noch nie bekommen .... und eine Krone, nicht wahr? giebt man ſo nicht weg! — Hier iſt auch das Billet, welches dazu gehört,“ fügte ſie hinzu es von der Erde aufhebend.

Das Billet enthielt nichts als die Worte: „An Gräfin Clelia Oønat.“ Aber Clelia erkannte die Hand welche ſie geſchrieben, denn dieſe Hand hatte ihr vormals mit zwei Zeilen einen Dolch in's Herz geſtoßen. Sie legte ihre Hand auf die Krone und ſprach ernſt:

„Ich behalte ſie, ich hab ſie verdient! .... es iſt eine Märtyrerkrone, Gundaccar, und Dein Vater ſendet ſie mir.“

„Sollte er verſöhnt ſein?“ ſagte Gundaccar ſinnend.

„Er iſt es in ſeinem Herzen,“ entgegnete ſie.

Die Nachforſchungen welche Gundaccar ſogleich in den Gaſthöfen anſtellte ergaben daß ſein Vater in der Frühe dieſes Tages abgereiſt ſei.

Gräfin Oønat hatte nie wieder, weder mit der Generalin Thannau noch mit irgend Jemand ihrer mont reichte dazu nicht aus! ſie hatte dem frommen Biſchof einen koſtbaren Diamant geſchenkt, den er alsbald für ſeine Armen verkaufte. Sie ſchenkte ihm einen andern und noch ſchöneren; und dieſen pflegte er zu verſetzen, ſobald ſeine Kaſſe erſchöpft war. Deshalb ſagte einſt jemand zur Prinzeſſin, als von der Schönheit des Diamanten die Rede war: „Ich hab' ihn geſehen; er gehört aber eigentlich nicht dem Biſchof von Genf, ſondern ſämtlichen Bettlern von Annecy."

Am Tage der heiligen Dreifaltigkeit (1610) eröffnete er durch Frau von Chantal und zwei ſavoyiſche Fräulein die Kongregation von Mariä Heimſuchung; — eine neue Blüte im Garten der Kirche, mild und wohltuend für einen möglichſt großen Kreis, ganz dem Geiſt des Stifters angemeſſen. Das Leben Martha's und Maria's, die Tätigkeit und Beſchaulichkeit, waren darin vereint, die Regeln für die äußere Abtötung nicht ſtreng, aber hoch und feſt für das innere Leben; ſo hoch, daß nur die einfachen Gelübde abgelegt und die Klauſur nicht beobachtet wurde, damit die Kloſterfrauen ſo recht ihrer Beſtimmung entſprechen und im Geiſt der heiligen Mutter Gottes, liebend und gläubig den Heiland im demütigen Herzen tragend, mit chriſtlicher Barmherzigkeit alle diejenigen heimſuchen könnten, die Er während ſeines Erdenlebens aufgeſucht hatte, um ſie zu heilen, zu tröſten, zu retten, zu erquicken. Es wurden Witwen und Jungfrauen ohne Rückſicht auf Stand, Alter, Vermögen und Geſundheit aufgenommen. Franz von Sales fand es grauſam, eine Seele vom höchſten Tempeldienſt zur Ehre Gottes auszuſchließen, weil ſie mittellos ſei, oder kränklich — oder weil die Gnade bei dreißig und nicht bei zwanzig Jahren ſie erleuchtet habe. Überwand ſie ihr eigenes Leiden, um anderer Leiden zu lindern: ſo war ihre Tugend nur um ſo größer; — bedurfte ſie ſelbſt der Pflege, ſo konnten ihre geiſtlichen Schweſtern an ihr zuerſt die Liebe üben. Unterwarf ſie ſich in ſpäteren Jahren, wenn der Charakter ausgebildet und ſeine Richtung beſtimmt iſt, dennoch dem Gehorſam — welche innere Opfer des Willens, der Neigung, der Gewohnheit mußte ſie bringen! welche Selbſtverleugnung auf der Stufe des Lebens üben, wo Erfahrung und Erkenntnis zum Befehlen mehr als zum Gehorchen zu berufen pflegen! welch ein Beiſpiel der Demut für die jüngeren Schweſtern! Obgleich ſich die Kongregation nur aus Perſonen der erſten Stände bildete, ſo durfte die geringe Herkunft keine ausſchließen, denn die Liebe zu Gott vereinigte ſie alle am Fuß des Kreuzes, und die geiſtliche Erziehung gab ihnen allen durch ihre Satzungen und Regeln die nämliche Bildung im übernatürlichen Leben. Was endlich die Armut betraf: ſo waren die Töchter der Heimſuchung von ihrer Entſtehung an arm wie die arme Maria; denn für ihre irdiſchen Bedürfniſſe konnte der arme heilige Biſchof nicht ſorgen, und Frau von Chantal, außerordentlich und faſt unnachahmlich in ihrem ganzen Tun, gab nicht bloß ihr Vermögen, ſondern auch ihr Wittum ihren Kindern, bevor ſie den Schleier nahm und beſaß nichts als eine kleine Jahresrente von ihrem Bruder, dem Erzbiſchof von Bourges. Im Hauſe der Armut hieß man alſo unbemittelte Schweſtern, wenn ihr Herz nur an Liebe reich war, gern willkommen.

Trotz dieſes Geiſtes der zärtlichſten Nächſtenliebe, trotz eines Wandels von höchſter Opferwilligkeit im Dienſt des Elends, trotz eines heiligmäßigen ſittlichen Lebens voll chriſtlicher Einfachheit und Demut, überſtürzte der Weltſinn die kleine Herde und den frommen Hirten mit namenloſen Schmähungen und Verleumdungen, die ihren Quell in der Rache und Bosheit eines Todfeindes des Hauſes Sales, der zugleich ein perſönlicher Feind des Biſchofs war, hatten. Schmachvolle Verdächtigungen ruhten jahrelang auf himmliſchen Seelen und erſchwerten ihr ohnehin ſo ſchweres Wirken; aber mit Demut und Gleichmut trugen ſie die Laſt dieſes Kreuzes, das erſt von ihnen genommen ward, als der Verleumder nach einigen Jahren auf dem Todbett ſeine Lüge und Bosheit bekannte.

Im Jahr 1615 trat aber eine Veränderung in der Organiſation des Inſtituts ein. Der Kardinal-Erzbiſchof von Lyon, ein Freund des Biſchofs von Genf, bat ihn, ein Haus von der Heimſuchung in Lyon zu gründen. Frau von Chantal begab ſich mit drei Gefährtinnen dahin, um es ins Werk zu ſetzen — und zwar ſo ſegensvoll, daß ſie während ihrer neunmonatlichen Anweſenheit ſieben Novizen annahm. Der Kardinal war aber der Meinung, daß bei der gegenwärtigen Form die Kraft des Inſtitutes zu ſehr auf den zwei Perſonen beruhe, welche dasſelbe ins Leben gerufen hatten und daß es nach deren Tode an intenſiver Wirkſamkeit verlieren müſſe. Er ſchlug dem Biſchof vor, die Kongregation in einen Orden umzuwandeln, ihm die Klauſur zu geben, zu den drei einfachen Gelübden das vierte beſondere zu geſellen, welches ſich auf ſeine ſpezielle Verpflichtung der Armen-, Kranken- und Kinderpflege bezieht, und ihm eine Verfaſſung zugrunde zu legen, welche bis in die geringſten Einzelheiten hinein die unwandelbare Richtſchnur für die Zukunft werde, damit Treue, Gehorſam und Demut ſich immer von neuem dem urſprünglichen Geiſt zu unterwerfen und anzuſchmiegen hätten.

Nicht ohne Überwindung entſchloß ſich Franz von Sales zu dieſer Umgeſtaltung, da er gerade in der freieren Form einen größeren Segen für den Nächſten ſah; aber allerdings auch Gefahr für die Dauer — und beſonders für die Reinerhaltung der Kongregation in ſpäteren Zeiten. Er arbeitete alſo nach den Regeln des heiligen Auguſtinus eine Verfaſſung aus, welche die Liebesſonne iſt, woran der Orden der Heimſuchung Zweige, Blüten und Früchte trieb. Dieſe Liebesſonne, im Herzen des heiligen Auguſtinus aufgegangen, im Herzen des heiligen Franz von Sales wiedergeboren, durchglüht das ganze Leben der Seele dermaßen mit der Liebe Gottes, der Liebe zum Kreuz, daß es in demütigſter Stille, in unſcheinbarſter Abgeſchiedenheit zu einer friedlichen Extaſe der Tat wird; Tat — nicht im Sinn der Taten, welche die allgemeine Weltgeſchichte erzählt; Tat — wie das verborgene Leben in Erwartung des Kreuzes eine Tat unſeres Heilandes war.

Töchter der Heimſuchung wurden auch Mütter des Ordens vom guten Hirten, den der gottſelige Pater Eudes im Jahr 1651 gründete.

Ein Breve von Papſt Paul V. beſtätigte den Orden von der Heimſuchung Mariä nach der Regel des heiligen Auguſtinus, und Franz von Sales hatte die Freude, vor ſeinem Tode dreizehn Klöſter gegründet zu ſehen. Aber nach demſelben nahm der Orden erſt ſeinen Aufſchwung! Frau von Chantal überlebte ihn neunzehn Jahre und gründete in dieſem Zeitraum noch vierundſiebzig Klöſter — ein großartiger Erfolg, wie die Gnade Gottes ihn nur ausgezeichneter Heiligkeit verleiht.

Zwanzig Jahre hatte Franz von Sales das Oberhirtenamt der Diözeſe Genf unter den ſchwierigſten und mühſeligſten Verhältniſſen verwaltet, und durch Wort und Beiſpiel, durch Schrift und Tat einen Duft der paradieſiſchen Liebe um ſich verbreitet, welche die wahre Eſſenz ſeiner hohen, holden, heiligen Seele ausmachte. Könige und Bettler, Weiſe und Einfältige, Sünder und Gerechte, Gläubige und Ketzer — keiner blieb ungerührt durch dies lebendige Mirakel der göttlichen Liebe, das in einer halb verſteinerten und halb ſittlich verkommenen Epoche aus der gottgeweihten Schale ſeines Herzens Ströme der Barmherzigkeit und Fluten des Lichtes über alle ausgoß, die ſich ihm nahten. Auch die Böſen blieben nicht gleichgültig; ſie haßten ihn. Sie bereiteten ihm dadurch den Triumph, ſeinem geliebten Heiland recht ähnlich zu werden; ſie erfanden ſchamloſe Verleumdungen gegen den reinſten und unſchuldigſten der Menſchen, und brauchten Gift und Dolch gegen den ſanftmütigſten und friedfertigſten der Menſchen; und nicht an ihnen lag es, daß er nicht den Kreuzestod ſtarb. Wie viele Seelen er gerettet hat von Irrtum und Sünde das iſt verzeichnet im Buch der Vergeltung. Den kargen, eiſigen Lehren der Häreſie trat er mit der Fülle, der Glut, der Schönheit, der Allgewalt des katholiſchen Dogmas ſo ſieghaft entgegen, daß er, ein anderer Engel mit dem Flammenſchwert, den armen Verirrten den Rückweg zum Paradieſe des Glaubens bahnte. Und die Sünder, zu denen er von dem unerſchöpflichen Gnadenquell des Blutes Jeſu ſprach, faßten Vertrauen zu der Wirkſamkeit dieſes göttlichen Blutes, das ein armes und ſchwaches, in Sünden geborenes Menſchenherz zu einem ſolchen Tempel des Heiligen Geiſtes, zu einem ſolchen Ebenbild des ewigen guten Hirten verklären konnte.

Am 28. Dezember 1622 ſtarb er zu Lyon, wohin er ſich ſchon leidend und mit der Gewißheit ſeines Todes — denn er machte ſein Teſtament, bevor er Annecy verließ — begeben hatte, um die Höfe von Frankreich und Savoyen, die dort eine Zuſammenkunft hatten, im Intereſſe ſeines Bistums zu begrüßen. Seine Heiligſprechung, auf zahlreiche Wunder und wunderähnliche Taten begründet, erfolgte unter dem Pontifikat Alexanders VII. (1665), der ein ebenſo großer Bewunderer ſeines Lebens als ſeiner Schriften war.

Die heilige Kaiſerin Helena ließ Türme von Chalcedon bis Jeruſalem bauen, die am Tage als hohe Wegweiſer und nachts durch ein auf ihrer Zinne entzündetes Feuer den Pilgern ununterbrochen den Pfad zum heiligen Grabe zeigten. Solche Warten für die Unſicherheit des Weges bei Tage — ſolche Leuchttürme in nächtlicher Finſternis ſind die Heiligen der Kirche. Von einem zum andern durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende wandelnd, gelangt die Seele unfehlbar zum Kreuz auf dem Kalvarienberg, von welchem ſie alle, alle die Berufung und Begnadigung zur Heiligkeit empfangen haben. Und wie jener Wilde, dem man das Bild eines Engels zeigte, frohlockend rief: „Er iſt meines Geſchlechts!“ — ſo darf auch die Seele, die aus ihrem Dunkel auf jenen Kranz von leuchtenden Weſen ſchaut, freudig ſagen: Ich bin ihres Geſchlechts, und ihr Erbteil iſt mein Erbteil! in Sünde geboren, durch Gnade erlöſt, durch Liebe geheiligt — beſitze ich, was ſie beſitzen: das Blut Jeſu und die Liebe zum Kreuz, wenn ich, wie ſie, dieſen Schatz beſitzen *will*.

Die heilige Kirche, geſchmäht, verkannt und mißhandelt durch den häretiſchen Abfall des ſechzehnten Jahrhunderts, wie Chriſtus durch den Verrat des Judas, ſetzte all' dieſer Bosheit und all' dieſen Läſterungen friedlich ihre Heiligen entgegen und ſtellte ſie auf alle Punkte, die am meiſten vom Feinde bedroht waren. Gegen dieſe Helden war er ohnmächtig; darum haßte er die einen — wie den heiligen Ignatius — der ihm die Weltherrſchaft ſtreitig machte durch die geſchärften Waffen des Heiligen Geiſtes; und blickte mit kühler Nichtachtung über die anderen hinweg, welche, wie die heilige Thereſia und der heilige Karl Borromäus, im katholiſchen Glauben — und wie der heilige Vinzenz von Paula und der heilige Franz von Sales in der katholiſchen Liebe den Balſam fanden, um die Wunden zu heilen, welche die glaubens- und liebeloſe Häreſie der Menſchheit ſchlug.

Spanien, Italien, Frankreich lieferten Helden für dieſen heiligen Kampf. Was tat Deutſchland? — Deutſchland lag im Marasmus und hatte krankhafte Träume und krampfhafte Zuckungen; denn das Gift hatte ſein Herz paralyſiert; ſein Gehirn arbeitete allein. Der Nationalismus war das einzige, das ihm übrig blieb, um dem Materialismus ſcheinbar entgegen zu treten — aber nur ſcheinbar, nur dem Namen nach; denn der von der ewigen unendlichen Wahrheit abgefallene Verſtand geht in der Tat Hand in Hand mit dem Materialismus zu einem Ziel: zum Untergang in die zerfallende Irdiſchkeit.

Und doch hatte Deutſchland eine Prüfung zu beſtehen, durch welche es hätte zur Beſinnung kommen können: den dreißigjährigen Krieg. Daß es nicht zur Beſinnung kam, daß es nicht erkannte, was not ſei, daß dieſe furchtbare Kalamität nichts in ſeinem Schoß erzeugte als eine Vermehrung jenes Marasmus, beweiſt eben ſeine Erſchöpfung an höherem Leben. Ich weiß wohl, daß man den dreißigjährigen Krieg ſtets als eine Entſchuldigung für Deutſchlands Mattherzigkeit vorſchiebt; es iſt aber keine! im Gegenteil: den dreißigjährigen Krieg gehabt zu haben und mattherzig geblieben zu ſein, iſt ein großer Vorwurf. Frankreich hatte auch ſeine religiös-politiſchen Kriege im Schoß ſeiner Nation. Die Kriege der Hugenotten, der Ligue, füllten auch dreißig Jahre und darüber aus. Aber es zerſprengte das Netz der Häreſie. Als Gegenſatz zu all' den Taten des Fluches, der Greuel, der Läſterung, des Jammers und des Blutes — entwickelten ſich himmliſche und heilige Seelen zu einer Liebesfülle und Liebesglut der Tat, wie ſie zu keiner Zeit der chriſtlichen Geſellſchaft übertroffen worden iſt. War der Fluch groß, ſo mußte der Segen um ſo größer ſein. An herben Schickſalen bewährt ſich die höhere Lebenskraft der Völker wie der Individuen. Bewährt ſie ſich nicht in ihnen, ſo rührt das nicht daher, daß das Schickſal allzu herbe geweſen wäre, ſondern daher, daß es nicht in der

Verwandten und Freunde von ihrem Sohne geſprochen; er exiſtirte nicht mehr für ſie. Fragen und Andeutungen, mogten ſie direkter oder indirekter Art ſein, beantwortete ſie immer höchſt direkt mit der Bemerkung: ſie bitte ſehr dieſen Gegenſtand nie in ihrer Gegenwart zu berühren. Sie hatte keine Ahnung von der überraſchenden Wendung welche Clelias Entſchiedenheit den Verhältniſſen gegeben. Daß Gundaccar Paris verlaſſen habe und nach Italien gegangen ſei, erfuhr Graf Dsnat im Lauf der Jahre, doch nichts Beſtimmtes über ſeine dortige Exiſtenz. Nun fand er Clelia zu ſeiner höchſten ſtaunendſten Ueberraſchung auf den Brettern der Scala in Mailand. Erſchüttert verließ er die Oper, fragte und forſchte nach der Sängerin und erfuhr ihr Schickſal, ſo weit die Welt es kannte. Aus Paſſion für die Bühne habe ſie ſich dieſer Laufbahn gewidmet und ihr Mann, der mit abgöttiſcher Liebe an ihr hange, habe es ihr nicht wehren mögen. Uebrigens verdiene ſie dieſe Liebe im höchſten Grade, denn es ſei kein edleres Leben zu denken als das ihre. Graf Dsnat ahnte den wahren Beweggrund zu ihrem Entſchluß, und das erfüllte ihn mit Rührung. Er kämpfte einen Augenblick mit ſich ſelbſt ob er ſie nicht aufſuchen ſolle. Für ſich allein ſtehend würde er es wahrſcheinlich rechten Weiſe durchkämpft oder getragen worden iſt. Wie ein verſöhnender Genius, der von allem Elend und Haß der Erde hinweg — und zur Seligkeit und zum Frieden des Himmels hinauf winkt: ſteht ein Vinzenz von Paula, ein Franz von Sales auf dem blutgetränkten Boden, zwiſchen der von allen Laſtern, von allen verderblichen Leidenſchaften zerriſſenen und verzerrten Menſchheit und ſtellt das Reich Gottes um ſich her. Dem energiſchen Frankreich fehlt es nicht an energiſcher Liebe. Solchem Beiſpiel gegenüber — was tat Deutſchland? Es war müde; es legt ſich auf die andere Seite — und träumt fort. Es wird ein fürchterliches Erwachen haben, wenn es gewahrt, zu welcher Bettelhaftigkeit es herabgeſunken iſt, ſeitdem es ſich in ſeiner Lethargie der Kleinodien ſeines Glaubens berauben und die heilige Mutter Kirche an dem ſchweren Weltkreuz faſt zu Tode ſich ſchleppen ließ.

Die Wirkſamkeit der Heiligen iſt nicht auf die Spanne Zeit ihres irdiſchen Lebens beſchränkt: ſie geben den Anſtoß für Jahrhunderte. Sie ſtreuen einen Samen, der zuweilen unter der Schneedecke ungünſtiger Epochen erſtorben ſcheint, um plötzlich an dem geringſten warmen Sonnenſtrahl zu einem Frühlingsgarten aufzublühen. Durch die tiefe Verworfenheit und ſchauerliche Laſterhaftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts zieht ſich in

Frankreich der goldene Faden eines hohen religiöſen Lebens. Männer wie Fénélon, wie Boſſuet lebten von und nach den Traditionen der Heiligen und machten aus ihrem Wirken und ihren Schriften einen Herd, auf welchem das Feuer der göttlichen Wahrheit leuchtete und wärmte, und an welchem tauſend Fackeln, Kerzen und Lampen ſich entzündeten, die wiederum ihren großen oder kleinen Licht- und Glutkreis um ſich verbreiteten.

Es iſt unglaublich, welch' eine Menge von Kongregationen ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich namentlich in Frankreich gebildet haben. Mehr oder minder iſt die Geſellſchaft Jeſu das Vorbild aller. Jedes materielle, ſittliche und intellektuelle Bedürfnis iſt durch ſie berückſichtigt, findet bei ihnen Linderung, wenn nicht vollſtändige Abhilfe. Der geiſtliche Stand, durch die Jeſuiten und durch Vinzenz von Paula's Bemühungen und Anſtalten von der Verweltlichung gereinigt, in Seminarien erzogen, durch Konferenzen gebildet, gab das Beiſpiel der Opferwilligkeit und der Nächſtenliebe, und die Laien folgten ihm mit Freuden. Um in einen ganz unmittelbaren Zuſammenhang und in eine direkte Berührung mit allen Klaſſen der Geſellſchaft zu treten, wurde bei den Neubildungen größtenteils das eigentliche alte Ordensleben aufgegeben und die weniger ſtrenge Form der Kongregation gewählt. Klauſur, Chordienſt, feierliche Gelübde fielen weg, da wenigſtens die erſteren durch Kranken- und Armenpflege, Schulunterricht und Kindererziehung unmöglich gemacht wurden. Gewöhnlich genügten die einfachen Gelübde; zuweilen wurden nicht einmal dieſe abgelegt. Die apoſtoliſche Miſſion unter den Heiden wie unter den irr- und ungläubigen Chriſten und die Bildung der Jugend aller Stände — war der Hauptzweck der religiöſen Kongregationen von Männern, während die der Frauen den Hoſpitaldienſt und die Erziehung ihres Geſchlechtes übernahmen. An den Kongregationen von Frauen beteiligten ſich faſt immer die der höheren Stände am lebhafteſten — ein günſtiges Zeichen, daß die Üppigkeit und Verweichlichung des Luxus und Wohlbehagens nicht alle Glieder der vornehmen Kreiſe mit ihrem kalten Brand angefreſſen hatten. Franziska von Chantal war nicht umſonſt unter ihnen aufgeſtanden.

Ein überſichtliches Verzeichnis der Hauptgenoſſenſchaften von Frauen, welche ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert in Frankreich entſtanden ſind und über dreitauſend Niederlaſſungen haben, iſt freilich trocken und langweilig, wenn man es nur als eine Liſte von Namen und Jahreszahlen betrachtet; aber ſehr rührend, wenn man erwägt, daß all' dieſe Genoſſenſchaften Blüten der Kreuzesliebe, Perlen des Blutes Jeſu ſind; aber ſehr troſtreich, wenn man bedenkt, was Frankreich wohl wäre ohne ſie; aber ſehr zur Nachahmung auffordernd, wenn Deutſchland ſeine bittre Armut an ſolchen Anſtalten der Liebe betrachtet, die bittre Not, in welcher dadurch die Seelen von Vornehm und Gering, von Reich und Arm ſchmachten und das bittre Leid, das hereinbrechen muß, wenn es fortfährt, in dieſer liebeleeren Atmoſphäre zu vegetieren und keine andere Lektionen mit Andacht und Bewunderung von Frankreich anzunehmen, als die, welche le petit Courrier des Dames den Frauen — und ein windſchiefes, zerbröckelndes, unhaltbares Zweikammerſyſtem den Männern gibt.

1607. Die Töchter Unſerer Lieben Frau, durch die verwitwete Marquiſe von Montferrant in Bordeaux geſtiftet, war eine der erſten Kongregationen, welche ſich der Erziehung junger Mädchen widmete, und füllte dadurch ein ſolches Bedürfnis aus, daß ſie ſich mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Frankreich verbreitete.

1624. Die Hoſpitaliterinnen Unſerer Lieben Frau von der Zuflucht gründete Eliſabeth von Ranfain zu Nancy, um ſchutzloſe Mädchen zu bewahren und gefallene zu beſſern; — und die Hoſpitaliterinnen von der Liebe Unſerer Lieben Frau in derſelben Zeit und zu demſelben Zweck, aber mit ſtrengen Satzungen nach dem dritten Orden des heiligen Franziskus — das arme Bauernmädchen Simone Gaugain.

1625. Die Töchter des heiligen Kreuzes. Margareta von Garibal, die Frau eines Parlamentsrates in Toulouſe, nahm den Schleier der Dominikanerinnen, als ihr Gemahl Karthäuſer geworden war und ſtiftete in Paris dieſe Kongregation, um Freiſchulen zu halten und um Lehrerinnen heranzubilden. Sie teilten ſich in zwei Verzweigungen, von denen die eine die Gelübde ablegte und die andere nicht. Sie verbreiteten ſich bis nach Kanada und durch- und überlebten in äußerſter Armut und kluger Stille die Schreckenstage der Revolution immer treu ihrem frommen Beruf.

1630. Die Hoſpitaliterinnen von der Barmherzigkeit Jeſu lebten nach der Regel des heiligen Auguſtin und wirkten hauptſächlich in der Bretagne als Krankenpflegerinnen in den Spitälern.

1630. Die Töchter der Vorſehung. Unter den Jüngerinnen des heiligen Vinzenz von Paula nimmt Frau Maria von Pollalion eine Ehrenſtelle ein. Schon als kleines Kind übte ſie große Liebeswerke, teilte Geld, Kleidung und Speiſen mit den Armen, nahm bei acht Jahren ein armes mit Geſchwüren bedecktes kleines Mädchen von der Straße weg und pflegte es ganz allein bis zu deſſen Tode. Ihre Sehnſucht ging nach dem Kloſter; der Wunſch ihrer Eltern vermählte ſie mit Franz von Pollalion, der eine Stelle am Hof Ludwigs XIII. bekleidete. Schon damals erbaute ſie ihren Mann, ihr Haus und den Hof durch ihre Frömmigkeit. Nachdem ſie früh Witwe geworden, trat ſie in den dritten Orden des heiligen Dominikus und trug deſſen Kleid unter ihrer weltlichen Hofkleidung, da ſie Ehrendame der Herzogin von Orleans war. Doch bald zog ſie ſich von der Welt zurück, um ungeteilt für Werke der Barmherzigkeit zu leben, unter denen das ſchwerſte von allen ihrem Herzen das liebſte war: die Bekehrung der Gefallenen. Um ihnen ein Aſyl zu öffnen, trat ſie in Verbindung mit dem großen Armenvater Vinzenz von Paula, der ihr gern mit Rat und Anleitung half. Nur fehlten die Geldmittel! Ihr Hausgerät, Wagen und Pferde waren längſt für die Armen verkauft, der größte Teil ihres Vermögens verſchenkt, ein paar kleine Beſitzungen für fromme Zwecke verpfändet. Aber ſie vertraute auf Gott, zu deſſen Verherrlichung ſie dies Werk unternahm, da er durch nichts ſo verherrlicht wird, als durch gerettete Seelen, die ſich im Blut Jeſu von ihren Sünden rein waſchen; — und die Mittel fanden ſich durch die Großmut ihres Schwie-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20884 / 071

gerſohnes. Nach und nach traten Genoſſinnen ihres frommen Werkes zu ihr, als die Zahl der Reuigen ſich mehrte; unter jenen reiche und vornehme Mädchen, wie Anna de Croze und Renata, eine Tochter des ſtolzen Hauſes Grammont — die nun eine demütige Tochter der Vorſehung für die Elendeſten aller Elenden wurde.

1638. Hoſpitaliterinnen des heiligen Joſeph. Frau von l'Etang rief ſie in's Leben zur Erziehung und Verſorgung von verwaiſten Mädchen.

1650. Schweſtern des heiligen Joſeph. — Der Biſchof von Le Puy, Heinrich von Maupas, gab ihnen Regeln, Ordenskleid und Namen und den größtmöglichſten Wirkungskreis der chriſtlichen Barmherzigkeit, indem er ihrer Beſorgung Hoſpitäler und Rettungsanſtalten, Schulen, Bereitung und Verteilung von Arzneien, Krankenbeſuch, in der Stadt wie auf dem Land, anvertraute.

1651. Kongregation Unſerer Lieben Frau von der chriſtlichen Liebe oder vom heiligen Michael. — Ein großer Geiſtesmann und frommer Prieſter, der Pater Eudes, ein Oratorianer, verließ dieſen Orden, um einen Verein von Miſſionsprieſtern im Geiſt des heiligen Vinzenz von Paula zu ſtiften, und die Eudiſten wetteiferten mit den Lazariſten in dieſem apoſtoliſchen Beruf. Je größer die Liebe, deſto größer das Leid um Verlorene; ſo rief er zu Caen jene Genoſſenſchaft hervor, welche ſich der Heilung laſterhafter Seelen widmen ſollte. Margareta Patin, Ordensfrau von der Heimſuchung, übernahm die Leitung des Hauſes, dem ſie faſt zwanzig Jahre durch die Heranbildung der Schweſtern zu dem Geiſt ihres Standes die größten Dienſte leiſtete. Die Niederlaſſung in Paris beſteht unter dem Namen der Damen vom heiligen Michael und umfaßt drei verſchiedene Klaſſen, die gebeſſert werden ſollen: ſolche Perſonen, die auf Befehl der Polizei und Gerichte und auf das Begehren der Familien aufgenommen werden; ſolche, die freiwillig ſich melden; und Mädchen unter fünfzehn Jahren, bei denen Verbeſſerung der Sitten nötig geworden iſt.

1661. Die Miramionen. Maria von Miramion, Witwe bei ſechszehn Jahren, aufgewachſen in allen Freuden und Genüſſen der großen Welt, entſagte dieſer Scheinherrlichkeit für die wahre Herrlichkeit im Dienſt des Kreuzes und machte aus ihrem Leben eine lange Kette von bewundernswerten Handlungen der Liebe, der Mildtätigkeit, des Erbarmens mit jenem Elend. Anfangs gehörte ſie der Kongregation der barmherzigen Schweſtern an; ſpäter trat ſie aus, um einen größeren Wirkungskreis zu haben. Sie errichtete eine Erziehungsanſtalt für vierundzwanzig Waiſenmädchen, ſpendete während der Hungersnot in Paris täglich zweitauſend Portionen Suppe an Arme und widmete ſich nebenbei der Krankenpflege im Hotel-Dieu, wo ſie mit heroiſcher Überwindung all' ihrer Gewohnheiten Wunden verbinden, Pflaſter und Salben bereiten und anwenden, überhaupt alles erlernte, was der verweichlichten Natur Widerwillen einflößt. Als die Laſt langer drückender Kriege, die Verwirrungen der Fronde und die ſchlaffe Regentſchaft während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. moraliſches und materielles Elend zu einer furchtbaren Höhe geſteigert hatten, wendete Frau von Miramion ihre Barmherzigkeit den traurigſten Opfern des Laſters zu und gründete, abermals auf ihre Koſten, ein Haus der Zuflucht für dieſe Unglücklichen, welches bald die größte Teilnahme und Unterſtützung fand. Nachdem ihre einzige Tochter verheiratet worden war, zog ſie ſich mit gleichgeſinnten, gebildeten Frauen in ein eigenes Haus zurück, wo ſie gemeinſchaftlich, aber ohne Gelübde lebten, ſich nur verpflichteten, die Satzungen der Genoſſenſchaft treu zu beobachten, ſolange ſie derſelben angehören würden, und mit raſtloſem Eifer an der Pflege der Kranken, der Verſorgung der Armen, der Beſſerung der Gefallenen und der Gründung und Abhaltung unentgeltlicher gethan haben — wenigſtens ſchmeichelte er ſich mit dieſer Vorausſetzung — aber ſeine Schwiegertochter als Prima donna der Scala zu finden, ſchien ihm in der Seele ſeiner Frau eine Unmöglichkeit. Er begnügte ſich mit der ſtummen Huldigung eine Krone vor Clelia niederzulegen und ihr ſeinen Namen zu geben, und kehrte in die Bäder von Lucca zurück, die er ſeiner ſchlechten Geſundheit wegen beſuchte und die er nur verlaſſen hatte um ſich dem Kaiſer in der Lombardei vorzuſtellen. Die Gräfin war in Lucca geblieben. Ganz bewegt theilte er ihr ſeine Begegnung mit Clelia mit. Sie klang der Gräfin wie eine Fabel. Welch ein Muth, welch ein Talent und welch ein Glück gehörten dazu um dies Unternehmen zu beginnen und durchzuführen. Es würde ihr gefallen haben weil es eine ungewöhnliche Characterſtärke verrieth, wenn es nur nicht im Zuſammenhang mit ihrem Sohn geweſen wäre! ſie verſtand die Entſchiedenheit zu ſchätzen, aber nicht auf ihre eigenen Koſten.

„Und Du gedenkſt jezt doch etwa nicht das Rollenfach des père noble zu übernehmen?“ fragte ſie in ihrer kalten ſpottenden Weiſe.

„Ich bin alt, Agathe, entgegnete der Graf, ich mögte meinen Frieden mit Gundaccar ſchließen bevor ich ſterbe.“

Landſchulen arbeiteten. Über hundert verſchiedene Schulen errichtete Frau von Miramion. Sie ſtarb 1696, nachdem ſie durch die Ehrfurcht, welche ihr Name einflößte, und durch ihr Vermögen für die Fortdauer der Kongregation geſorgt hatte. Dieſe wußte keinen edleren Namen ſich zu geben, als den der Stifterin. Die Miramionen wurde im Jahr 1789 eine hohe Ehre, wie ſie nur den Kindern des Kreuzes wird, zuteil. 1789! das ſind nicht Marats und Robeſpierres bluttriefende Tage! das iſt nicht die Herrſchaft der Guillotine und der Noyaden! o nein! 1789 — da blüht die Philoſophie, da wird der Traum der Freiheit und die Fabel der Menſchenrechte verkündet! da wird Lafayette verehrt und Mirabeau bewundert! freilich grinſen wie höhniſche Teufelsfratzen die Erſtürmung der Baſtille und die Oktobernacht von Verſailles — d. h. Empörung und Mord — als der wahre Kern des lügenhaften Wortkrams in die Brüderlichkeitswelt hinein; aber dennoch wollen manche Augen einen andern Nimbus um 1789 ſehen, als den, welcher ſich aus den Moderdünſten einer verfaulten, weil gottloſen geſellſchaftlichen Ordnung entwickelt hat. Nun! in dieſem Jahr der Thronbeſteigung der Philoſophie war es nicht anders zu erwarten, als daß die Religion und ihre holdſelige Tochter, die chriſtliche Barmherzigkeit, mit Füßen getreten wurden — denn zweien

Herren kann man nicht dienen! Die Miramionen wurden gewalttätig aus dem Aſyl verjagt, wo ſie ſeit mehr als hundert Jahren ſo ſegensreich und anſpruchslos gewirkt hatten, und um ihnen die Luſt zu nehmen, es je wieder zu betreten, wurden ſie ausgepeitſcht. Die Armen, zu deren Müttern und Mägden die Liebe des Kreuzes ſie gemacht, übernahmen im Tollrauſch entfeſſelter Zügelloſigkeit ſelbſt dieſe philoſophiſche Verrichtung. Aber nur die irdiſche Ehre ſtirbt unter dem Peitſchenhieb; denn ſonſt müßten die großen Apoſtel Ehrloſe geweſen ſein. So dachten auch die Miramionen. Als die Wut der Revolution nachließ, fanden ſie ſich wieder zuſammen und fuhren fort, mit dem Balſam des Glaubens und der Liebe die Wunden zu verbinden, welche der Unglaube und die Philoſophie nicht zu lindern vermocht hatten.

1666. Kongregation der Damen vom heiligen Maurus. Pater Barré vom Orden der Minimen ſtiftete ſie für den Unterricht und die Erziehung unbemittelter Mädchen und die Freigebigkeit der Frau von Maillefer rief in Rouen das erſte Haus in's Leben. Mit zwölf Damen vom heil. Maurus gründete Frau von Maintenon das königliche Erziehungshaus von St. Cyr, das für 200 adelige Fräulein beſtimmt war. Die Damen binden ſich nur durch einfache

Verſprechen, müſſen ſich aber einem zweijährigen Noviziat unterwerfen.

1688. *Die Frauen vom guten Hirten.* Eine Konvertitin gründete ſie, Maria von Eys, verwitwete von Combé, im proteſtantiſchen Holland zu Leyden geboren. Alle Konvertiten ſtehen, was die Freudigkeit des Glaubens betrifft, gewiſſermaßen auf dem Standpunkt der erſten Chriſten: ſie wiſſen und fühlen ſich als erlöſte Seelen. Die Sehnſucht *nach* und das Bewußtſein *von* Erlöſung hat ſie eben zu Konvertiten gemacht. Da ſie mit voller Erkenntnis, bei voller Reife des Verſtandes und des Urteils dies Gnadengeſchenk empfangen haben, da ſie ihren gegenwärtigen Reichtum an himmliſchen Gütern mit ihrer früheren Armut — ihre gegenwärtige Sicherheit im Hauſe der Kirche mit ihrer früheren Heimatloſigkeit vergleichen können: ſo iſt Dankbarkeit gegen den göttlichen Spender ſo großer Gaben nicht zu trennen von deren richtiger Würdigung. Und wie können ſie ihm anders danken, als indem ſie aus Liebe zu ihm das lieben, was er über alles geliebt hat: die Seelen. Und was heißt das: die Seelen lieben, wie Er ſie geliebt hat? — ſie gewinnen für das Reich Gottes. Das iſt überhaupt die Wonne jedes Katholiken, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat; aber beſonders des Konvertiten, weil ihm die Mühe lebhaft vor

Augen ſteht, welche Chriſtus, der gute Hirt, gehabt hat, um ihn aus der Irre zu retten und zu ſeiner Heerde zu führen; weil er aus dieſer Mühe, die bis zum bittern Leiden und Sterben ging, erkennt, wie köſtlich eine Seele in den Augen Gottes iſt; und weil er im glühenden Dank für ſolch Übermaß der Liebe den Erretter, den Heiland von dem ganzen Weltkreis verherrlicht ſehen möchte. Und nichts iſt eine größere Verherrlichung Gottes, als eine gerettete Seele, nicht nur weil es eine Teilnahme an dem Werk iſt, weshalb Er Menſch geworden: ſondern auch, weil ihr Dank, ihr Jubel ihn preiſt durch die ganze Ewigkeit.

Maria von Combé, Witwe, im fremden Lande, wegen ihres Eintritts in die Kirche von ihrer Familie verlaſſen, ohne Vermögen und Unterſtützung — fühlte ſich reich, ſicher und beſchützt als ein Schäflein des guten Hirten und unternahm mit Nichts, als mit ihrer Liebe zu Ihm, das große und ſchwere Werk, die allerverirrteſten Seelen, die ihr Leben ändern wollten, zu Seiner Ehre aus dem Abgrund der Sünde empor zu ziehen. Die übernatürliche Demut und die erhabene Reinheit, die allein an ein ſolches Unternehmen ſich wagen können, verſchafften ihr die Teilnahme frommer Seelen und ſpäter ein Haus für ihre Anſtalt von Ludwig XIV. Sie ſtarb bald darauf bei ſechsunddreißig Jahren. Die Frauen vom guten Hirten haben in unſern Tagen einen neuen großen Aufſchwung genommen.

1702. Der dritte Orden der Karmeliteſſen. Das Bedürfnis, den verflachenden und ermattenden Einflüſſen der Welt diejenigen Seelen zu entziehen, welche durch ihre Verhältniſſe an ſie gebunden ſind und deren weltlichen Wirkungskreis mit einem Kreiſe von frommen Werken und Übungen nach beſtimmten Regeln, nicht von der Laune und dem Wohlgefallen abhängig, zu unterbauen: rief dieſe Genoſſenſchaft in der Normandie hervor. Die Schweſtern kleiden ſich jede nach ihrem Stande, aber in das Ordenshabit unter der weltlichen Tracht, die ihnen von möglichſter Einfachheit anempfohlen wird. Diejenigen unter ihnen, welche mehr Zurückgezogenheit von der Welt, oder ein demütig tätigeres Leben wünſchen, vereinigen ſich zur Gemeinſamkeit in einem ihrer Häuſer, um die Jugend zu unterrichten und Schulmeiſterinnen heranzubilden. Dieſe Lehrerinnen werden von ihren Obern in Landpfarreien, auf den Wunſch der Pfarrer, entſendet und gehen dahin ohne Gehalt, ohne Verſorgung irgend einer Art — im Vertrauen auf Gott. Den maßloſen, dünkelvollen Anſprüchen des modernen weltlichen Lehrerſtandes gegenüber, wo mancher Dorfſchulmeiſter ſich einbildet, er müſſe vermöge ſeiner hohen Weisheit nicht die Schule, ſondern den Staat regieren und ſein Lehrſyſtem nicht von ſeinen Schülern, ſondern von der Menſchheit durchführen laſſen — wie herzerquickend ſind da dieſe demütigen Kongregationen von Männern und Frauen, die es ſich zur Aufgabe geſtellt haben, in dem jungen heranwachſenden Geſchlecht Kinder Gottes zu ſehen und ſie aus Liebe zu Gott zu unterrichten, zu bilden, zu erziehen; dabei allen Entſagungen des Ordenslebens ſich zu unterwerfen und auf die Vorzüge des Ordenslebens, auf Gemeinſchaft mit ihren gleichgeſinnten Genoſſen in Abgeſchiedenheit von der Welt, Verzicht zu leiſten; demütige Helden und Heldinnen des Kreuzes, die ſich in der unſcheinbarſten Weiſe, im Staube der großen Landſtraße und des Alltaglebens, kreuzigen laſſen.

1716. Die Töchter der Weisheit. Der fromme Prieſter Guignion errichtete in der Vendée, ſeiner Heimat, zwei Kongregationen, die das Gute fortſetzen ſollten, wofür er ohne Unterlaß lebte und wirkte: die eine von Miſſionsprieſtern zur Verbreitung der chriſtlichen Religionswahrheiten, die andere von Frauen zur Abhilfe aller menſchlichen Not. Die Töchter der Weisheit überdauerten die Revolutionsſtürme und ſind jetzt in mehr als hundert Anſtalten der Barmherzigkeit durch ganz Frankreich verteilt.

1720. Die Töchter des guten Heilands. Anna Leroy, ein junges, reiches, frommes Mädchen in Caen, verband ſich mit vier andern jungen Mädchen aus geachteten Familien zu den mühſeligſten und anſtrengendſten Liebeswerken: zur Pflege der Irren in ihren verſchiedenen Krankheitsſtufen, zur Bildung der Taubſtummen und zur Behandlung böſer Wunden.

1762. Schweſtern der Vorſehung. Machte der Unglaube im achtzehnten Jahrhundert Propaganda, ſo war auch der Glaube nicht müßig. Moye, ein junger Geiſtlicher in Metz, ſchickte fromme Mädchen auf die umliegenden Dörfer, um die Kinder zu unterrichten, die dort wild aufwuchſen; — und nach zehn Jahren hatte dieſe kleine Kongregation nicht nur bereits ihr eigenes Haus und Noviziat — ſondern ſie ſchickte aus ihrer Mitte Schweſtern nach China, wohin Moye inzwiſchen eine Miſſion unternommen hatte, um auch dort bei den Neubekehrten ihrem Beruf nachzugehen.

1795. Die Schweſtern von der Opferung. Während der Greuel der Revolution, als alle Verfolgungen, Mißhandlungen und Unbilden auf denen laſteten, die nicht in den geiſtigen und moraliſchen Wahnſinn der Zeit verfielen, wagte es eine fromme Seele, Maria Rivier, in einer bergigen und unzugänglichen Gegend des Languedoc eine kleine Genoſſenſchaft zu bilden, die ohne Gelübde, nur vom Geiſt des Opfers beſeelt, verwahrloſten Kindern, Waiſen und Kranken eine unermüdliche Sorgfalt zuwendete, welche ihr den Segen des Himmels erwarb; denn niemand ſprach für ſie eine andere Hilfe und Unterſtützung als die der Vorſehung an, und nie hörten die Liebesgaben und die Teilnahme der Gläubigen auf.

1805. Die Urſulinerinnen von Chavagnes in der Vendée;

1806. Die Schweſtern des heiligen Andreas vom Kreuz in der Diözeſe Poitiers;

1807. Die Schweſtern der heiligen Chriſtina in der Diözeſe Metz;

1820. Die Schweſtern der Vorſehung in der Diözeſe Mans, halten ſämtlich teils unentgeltliche Schulen, teils Penſionate für unbemittelte Mädchen, pflegen Kranke in den Spitälern und in deren Wohnungen, verteilen Almoſen und Arzneien, und gehen armen und verkommenen Familien mit Rat und Tat zur Hand.

1821. Damen von Loretto. Sie traten in Bordeaux zuſammen, um ein Aſyl für junge Mädchen zu bilden, welche fremd oder vom Lande in eine große Stadt kommen, um einen Dienſt zu ſuchen, und oft in die traurigſte und gefährlichſte Lage geraten. Die Kongregation verbreitete ſich nach Amerika und Irland.

Die berühmte und glänzende Kongregation der Damen vom heiligen Herzen Jeſu, welche der Erziehung der höheren Stände ſich widmet, iſt auch eine Blüte der neueſten Zeit; und ſollten alle minder bedeutende Kongregationen angeführt werden, ſo ließen ſie ſich dutzendweiſe aufzählen. Aber dieſe genügen, um zu zeigen, was Frankreich getan und Deutſchland nicht getan hat, d. h. was ihm zu tun übrig bleibt; und zwar doppelt zu tun — denn den weiblichen Genoſſenſchaften ſtehen in Frankreich auch männliche gegenüber, wenn nicht in ſo vielen Zweigen, dann um ſo zahlreicher in einigen großen, umfaſſenden Kongregationen.

Der Überblick des Reichtums dort — der Armut hier während des ganzen ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erfüllt das Herz mit Bangigkeit und Schmerz, denn jedes Kind der Kirche hat damit eine ſchwere Schuld von ſeinen Vorfahren geerbt, an deſſen Abtragung es arbeiten muß, ſo weit ſeine Kräfte nur irgend reichen. Deutſchland muß doch endlich einmal aufhören, mit ſeinem „Gemüt" zu prahlen und kein Herz zu haben. Das deutſche Gemüt, das tiefe Gemüt, das innige Gemüt — wie wird das geprieſen! und wie freut man ſich, daß das Wort „Gemüt“ ein unüberſetzbares, ein eigentümlich deutſches ſei, welches kein anderes Volk beſitze! Ja, was hat denn Deutſchland davon, daß es das Wort „Gemüt“ beſitzt? Mehr Herz wär' ihm zu wünſchen! Herz — iſt Kraft und Tat; Gemüt — Empfindung und Betrachtung. Das Herz handelt; das Gemüt ſinnt. Das Herz will; das Gemüt träumt. Das Herz erfaßt das Opfer; und das hat das Gemüt noch nie vermocht! es bewegt ſich fort und fort in der untergeordneten Region, wo zwiſchen ihm und den großen Sonnen des Glaubens und der Liebe eine Wolkenſchicht ſchwebt.

Ein Verſuch wurde im achtzehnten Jahrhundert gemacht, um eine Blume des Kreuzes nach Deutſchland zu verſetzen. Wenn man hört, wer ihn machte, ſo weiß man auch ſchon, daß er keinen Segen haben konnte. Kaiſer Joſeph II. hatte in Nancy das Hoſpital beſucht, dem die Kongregation der barmherzigen Schweſtern vom heiligen Karl Borromäus vorſtand, und Krankenpflege wie Haushaltung ſo außerordentlich gefunden, daß er meinte, ſie könne in die Maſchinerie ſeines Staates hineinpaſſen. Er ließ einige Schweſtern nach Wien kommen. Sie kamen mit ihrer Liebe, ihrer Ausdauer, ihrer Opferwilligkeit, ihren großen Traditionen von unbegrenzter Hingebung. Umſonſt. Nach wenigen Jahren ging ihre Anſtalt ein

„Nur keine Schwäche! rief ſie, wir ſind lange genug ſchwach geweſen für — den ungerathenen und undankbaren Sohn.“

„Wir waren es immer zur Unzeit! jezt würde, was Du Schwäche nennſt, nur Verſöhnlichkeit ſein, wie ſie dem Alter und der Erfahrung zukommt.“

„Nein, ſagte die Gräfin, die Kluft zwiſchen uns und ihm wird immer breiter und tiefer, und die Nachricht welche Du mir mitgebracht, iſt nicht geeignet um ſie auszufüllen. Es giebt Schickſale, die unwiederbringlich auseinander führen. Was ſoll unſre Familie, unſer Haus mit einer Tochter anfangen, die durch alle Stadien der inneren und äußeren Entwürdigung gegangen, eine Verführte und Entführte geweſen iſt, die in Maitreſſenſchaft und Bigamie gelebt hat und allendlich ihr Heil auf der Bühne ſucht .... und findet!! — Für das Alles kann es Vertheidigungen und Entſchuldigungen geben — ich glaube es; ich will ſogar glauben, daß ſie mit Recht dieſe Entſchuldigungen verdiene — allein ich kann eine Perſon auf welche dieſelben anwendbar ſind, nicht als Frau meines Sohnes und als Tochter unſers Hauſes anerkennen und behandeln. Uns trennt — nicht: die Welt, ſondern: eine Welt! der ganze Kreislauf unſrer Lebensanſicht und Lebensentfaltung, wie er ſich auf der Baſis

— ein merkwürdiges Ereignis, vielleicht das einzige Beiſpiel der Art in der Geſchichte ihres Ordens! Von einem Kaiſer in ſeiner großen, glänzenden, reichen Reſidenz eingeführt, konnten ſie ſich nicht halten, ſie — die in jedem Dorf, in jedem Landſtädtchen ſich anzuſiedeln wiſſen: ſo tötend war der Geiſt jener Tage und Zuſtände für jede echte Lebensäußerung auf dem kirchlich-religiöſen Gebiet. Kaiſer Joſephs Staatsmaſchine wälzte ſich mit ihrem vernichtenden Räderwerk über den Organismus der Kirche und all' deren Anſtalten ſind zu genau in einen organiſchen Zuſammenhang gefügt, ſtehen zu innig in einem gemeinſamen Lebensverband, ſind zu ſehr von einem Geiſt genährt und beſeelt — als daß man im Ganzen dieſen Organismus zerſtören, dieſen Geiſt erſticken, aber im Einzelnen ihn lebendig erhalten könnte. Davon wußte Kaiſer Joſeph aber nichts. Die Manie des Syſtems dörrte ſein Gehirn aus; darum vernichtete er nur, ohne Neues bilden, geſchweige ſchaffen zu können. Als ein Philoſoph des Materialismus konnte er an keine Art von Leben glauben; wie hätte er das der Kirche begreifen ſollen! Seine Gewalttaten gegen ſie, ſeine knabenhafte Inſolenz gegen Papſt Pius VI., ſeine ſchreiend willkürlichen Maßregeln ihren Rechten, ihrer Ordnung gegenüber beweiſen, daß er in ihr nichts erblickte, als eine Maſchinerie, die ihm mit der ſeinen unverträglich erſchien und die er demnach zu ruinieren hatte.

In Blut und Jammer ging das glaubensloſe Jahrhundert zu Grabe. Was fromm und ſtark war, hielt ſich innerlich geſammelt, um nicht nutzlos die Kräfte zu vergeuden. Mit dem Beginn des neunzehnten fing etwas an, ſich zu regen; und wieder iſt es ein Zeichen, daß ein großer Liebhaber des Kreuzes, ein ſtandhafter Bekenner des Glaubens, ein moderner Märtyrer — Clemens Auguſt Droſte-Viſchering, ſpäter Erzbiſchof von Köln — es war, der in neuer Zeit die erſte ſelbſtändige Kongregation der chriſtlichen Barmherzigkeit in Deutſchland hervorrief. Im Jahr 1808 errichtete er in Münſter eine eigene Genoſſenſchaft von barmherzigen Schweſtern, für die er eigene Statuten verfaßte. Er ſelbſt leitete dieſe Anſtalt, deren Niederlaſſungen ſich den Satzungen gemäß nicht über die Grenzen Weſtfalens ausdehnen ſollen, bis zu ſeiner Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl in Köln (1835).

Und eine zweite ſelbſtändige deutſche Kongregation gründete im Jahr 1834 der gottſelige Weihbiſchof von Regensburg, Michael Wittmann: das ſegensreiche und zweckmäßige Inſtitut der armen Schulſchweſtern, die zu München ihr Mutterhaus haben.

Trier hatte von allen deutſchen Städten zuerſt das Glück, einen Abſenker der barmherzigen Schweſtern aus Frankreich zu ſich zu verpflanzen. Im Jahre 1811 wurde das dortige Krankenhaus der Kongregation des heiligen Karl Borromäus übergeben und 1825 folgte Koblenz mit ſeinem Bürgerhoſpital dem guten Beiſpiel. Seitdem mehrten ſich ihre Niederlaſſungen, ſowohl der Borromäerinnen als der Vinzentinerinnen in erfreulicher, wenn auch nicht genügender Weiſe. Je klaffender und brennender die Bruſt- und Hauptwunden der Zeit, die Glaubensloſigkeit und das Proletariat werden — je mehr die Zerſplitterung des Grundbeſitzes und die Gier nach materiellem Genuß des Daſeins zunehmen — je ſchwankender der gottentfremdete Menſch in ſeinen himmliſchen und irdiſchen Verhältniſſen ſich fühlt: um deſto höher ſteigt die Entſittlichung und die leibliche Not; um deſto lauter wird der Angſtruf der Kirche: Rettet, rettet, was verloren geht!

Wohl dem, der den Ruf hört und befolgt.

Sind wir am Ende der Pilgerfahrt? iſt der Weg von Chalcedon nach Jeruſalem zurückgelegt? Der Einzelne beantworte für ſich ſelbſt dieſe Frage; — für die Menſchheit heißt die Antwort: Nein. Aber die Warttürme der Kaiſerin Helena, die leuchtenden Wegweiſer, die Heiligen — ſind ſie verſchwunden? iſt das himmliſche Geſchlecht ausgeſtorben? werfen ſie nicht mehr ihre Strahlen über den dunkeln unſichern Pfad?

O Kreuz! o Blut des menſchgewordenen Gottes! o ewiges Opfer der ewigen Liebe für das ewige Leben der Menſchheit! — ſteht Ihr weniger in Kraft als vor achtzehn Jahrhunderten? Was ſind achtzehn Jahrhunderte mit ihren Evolutionen und Revolutionen gegen das Myſterium der Ewigkeit: gegen den lebenbringenden Tod eines Gottes? Wie vermöchten einige Generationen von Heiligen, und wären ſie zahllos gleich den Sternen, die unerſchaffene Kraft zu erſchöpfen? Erſchöpfen ſich die großen Naturkräfte, in denen ſich das: „Es werde!“ des Schöpfers unendlich fortpflanzt? der Frühling mit ſeinen Blüten? oder die geheimnisvoll ſteigende und ſinkende Flut des Nils? Der Segen der Ernte für die ganze Erde iſt an den Frühling — die materielle Exiſtenz eines Volkes an die Bewegung des egyptiſchen Stromes gebunden; darum haben die Jahrtauſende ſeit der Schöpfung nicht die Keime, Triebe und Blüten des einen, und nicht die ſchwellenden Fluten des anderen erſchöpft. Und ihre Wirkſamkeit betrifft doch nur die materielle Welt. Wie ſollte ſich für eine höhere Welt göttliche Kraft im Lauf der Zeit minder wirkſam und gleichſam abgenutzt erweiſen können! — Aber vielleicht wird ſie verſchmäht; vielleicht verrinnt das heilige Blut und wird nur von Engeln aufgefangen! — — O meine Seele, merke dir eines: blicke auf das, was das heilige Blut gewirkt hat und nicht dahin, wo du mit deinem ſtumpfen Blick ſeine Wirkſamkeit nicht zu erſpähen vermagſt. In die Werkſtätten Gottes, die Seelen, kannſt du nicht ſchauen und die Saat, welche für die Zukunft vom Heiligen Geiſt in ihnen ausgeſtreut und von ihm gepflegt wird, kannſt du nicht ermeſſen. Bete an das heilige Blut und ſorge, daß es für dich nicht unbenutzt verrinne. Im übrigen ſei ganz ruhig! Die Kirche braucht Heilige: die Kirche wird Heilige haben.

Im Frühling 1839 war ich in Rom. Glänzende Feſte bereiteten ſich vor, denn Ende Mai ſollten Heiligſprechungen erfolgen. Ich gedachte ihnen beizuwohnen; aber es kam nicht dazu, ich ging früher fort, denn mehr als auf irgend einer Stätte der Welt, die mein Fuß je betreten, laſtete in Rom eine unüberwindliche Melancholie auf mir. Jedes Wort, das ich im „Jenſeits der Berge“ aus und über Rom ſchrieb, bezeugt es. Dreimal war ich dort und dreimal wiederholte ſich dieſer überwältigende Eindruck. Und woher rührte er? — Damals wußte ich es nicht; jetzt weiß ich es: meine Seele ſchmachtete nach Erlöſung! meine Seele verging an dem heimlichen und unerkannten Schmerz, keine Chriſtin zu ſein! ſie war traurig und von einer frommen Mutter fromm erzogen, machte er mit ſo großem Erfolg klaſſiſche Studien, wie auch die des bürgerlichen und kanoniſchen Rechtes, daß er bei ſiebzehn Jahren den Doktorhut erhielt und ſich dem Advokatenſtand widmete. Er hätte einen glänzenden Weg zu Ämtern und Ehren in der Welt verfolgen können; aber dieſe Laufbahn entſprach nicht ſeinem inneren Beruf. Ein Mißgriff, den er in einer Rechtsſache machte, die er ganz richtig behandelt zu haben glaubte, und der den Verluſt des Prozeſſes nach ſich zog, beunruhigte ihn ſehr und gab ihm die äußere Veranlaſſung, um ſich einer anderen Laufbahn zu weihen. Die inneren Gründe zu einem ſolchen Schritt ſind natürlich die eigentlich beſtimmenden; aber zuweilen iſt ein Anlaß von außen notwendig, um den Menſchen zum Bewußtſein über ſeine wahren Bedürfniſſe zu bringen. Was ſeine Seele begehrte, war der geiſtliche Stand. Doch nicht mit Übereilung warf er ſich in ihn hinein! er ſtellte lange Prüfungen mit ſich ſelbſt darüber an; er betete oft in der Einſamkeit, wie der heilige Apoſtel Paulus: „Herr, was willſt Du, daß ich tun ſoll?“ Er hatte die größte Mühe, Einwände und Hinderniſſe von Seiten ſeiner Familie und ſeiner Freunde zu beſeitigen. Das alles machte ſeinen Entſchluß immer feſter und klarer. Bei achtundzwanzig Jahren empfing er die Tonſur und zog ſich aus einer Welt zurück, die ſich mit den glänzendſten Ausſichten vor ihm aufgetan hatte. Er ſtellte ſich unter die Führung frommer Prieſter, die dem Landvolk Miſſionen hielten und junge Geiſtliche zu dieſem Beruf heranbildeten. Hier erkannte Alfons von Liguori, daß gerade dies der ſeine ſei. Er blieb bei den Miſſionären auch nachdem er die Prieſterweihe empfangen hatte, zeichnete ſich aber durch ſeine große Geſchicklichkeit in Behandlung der Seelen mit Eifer und Liebe ſo aus, daß der Erzbiſchof von Neapel ihn zu ſich berief, um mit ſeiner Geiſtlichkeit Exerzitien zu halten.

Er entzückte die neapolitaniſche Welt durch ſeine Predigten. Wieder ward er mit Lob und Bewunderung überhäuft und wieder zog er ſich vor der allzu irdiſchen Ehre zurück und begab ſich nach Amalfi zu den Fiſchern und den armen Hirten im Gebirg, um das Blut Jeſu über ihre Seelen und die Liebe Jeſu in ihre Herzen zu gießen. Als er ſah, mit welchem Dank und mit welcher Zärtlichkeit ſeine Bemühungen aufgenommen wurden — als eine gottſelige Ordensfrau, Maria Cöleſtis Coſtaroſa, ihn ermunterte, ſeinem Glaubenseifer mehr Organe und einen über die Kräfte des Einzelnen hinausreichenden Wirkungskreis zu geben: beſchloß er, einen Orden von apoſtoliſchen Miſſionären zu ſtiften, ungefähr nach denſelben Satzungen und Regeln, welche der heilige Vinzenz von Paula ſeinen Lazariſten gegeben hatte und welche ſeitdem in Frankreich das Muſter geworden waren, nach dem ſich andere ähnliche Kongregationen bildeten. Im Jahre 1732 führte er zu la Scala dieſen Plan aus und gründete die Genoſſenſchaft unſeres allerheiligſten Erlöſers. Jahre vergingen, in denen dies Werk mit den größten Schwierigkeiten zu ringen hatte, die von einem Teil der Geiſtlichkeit, zu dem der Erzbiſchof von Neapel gehörte, ausgingen. Die kleine Zahl demütiger Genoſſen führte aber ein ſo abgetötetes und bußfertiges Leben, und trug durch Beiſpiel und Lehre ſo viel zur Erbauung bei, daß man davon abließ, das zu tadeln, was man nicht nachahmen mochte. Der fromme Stifter wurde im Jahre 1742 zum Generalſuperior ernannt und mit der Oberleitung der ſchnell ſich verbreitenden Anſtalt beauftragt. Papſt Benedikt XIV. verlieh ihr viele Gunſtbezeugungen und Privilegien und veranlaßte ſie, ſich Kongregationen der Redemptoriſten zu nennen oder auch, nach ihrem Stifter, Liguorianer. Sie teilen ſich in unſeren Tagen mit der Geſellſchaft Jeſu die Liebe der Kinder der Kirche und den Haß der Kirchenfeinde, die es nun einmal nicht ertragen können, daß aus Liebe zu Gott etwas Gutes getan wird und daß die chriſtliche Religion Ordensmänner bildet, deren Wort die Gnade Gottes verkündet und deren Schritt Heil und Segen bringt.

Alfons von Liguori, als Greis unerachtet ſeines Widerſtrebens auf den Biſchofſtuhl von St. Agatha der Goten erhoben, durchlebte faſt das ganze achtzehnte Jahrhundert und ſtarb 1787 nach langen marternden Leiden in einem Hauſe ſeiner Kongregation zu Nocera, wohin er ſich in ſeinen letzten Jahren, nachdem er den Hirtenſtab niedergelegt, zurückgezogen und ganz dem Gebet und Liebeswerken hingegeben hatte. Er war ſo recht ein Mann des Gebetes, des Anſchmiegens an das Kreuz, des Anbetens vor dem Thron der ewigen Liebe! dabei aber von einer faſt übermenſchlichen Tätigkeit als Miſſionär, Seelenhirt und Schriftſteller. Eine ſüße Naivetät, eine kindliche Zärtlichkeit, eine heilige Verſenkung in das Anſchauen himmliſcher Bilder und göttlicher Geheimniſſe weht wie Frühlingsblütenduft friſch, zart, ungekünſtelt durch ſeine Schriften. Man meint ſeine Seele darin auffliegen zu ſehen in der Geſtalt eines lichten Engels, der in der Welt Roſen, Perlen, Sterne, Morgentau, Lächeln und Tränen, alles was lieblich, kindlich und rein iſt, eingeſammelt hat, um es huldigend auszuſchütten an den Stufen des Gottesthrones, vor dem er in ſtiller Extaſe friedlich ſchwebt. Er hatte eine Liebe zur heiligen Mutter Gottes und eine Anunſrer Grundſätze entwickelt — und dieſe verſchiedenen Kreiſe können nimmermehr zuſammen ſchmelzen, denn ſie bewegen ſich in verſchiedenen Bahnen.

„Du magſt Recht haben, erwiderte der Graf mit einem tiefen Seufzer. Dennoch bleibt es hart für mein Vaterherz mit einem Fuß im Grabe zu ſtehen und dem einzigen Sohn nicht verſöhnt die Hand reichen zu können. Dennoch hege ich den Wunſch, für ſeine Kinder, wenn er deren hat, etwas zu thun. Mein Vermögen iſt gering und unſre Töchter ſind reich und bedürfen deſſen nicht: da ſoll es jenen armen Kindern zukommen, für welche ihre Mutter Bänkelſängerei treibt.“

„Brauche nicht dergleichen fürchterliche Worte! rief Gräfin Dònat leichenblaß. Bedenke daß Du von der rechtmäßigen Frau Deines Sohnes ſprichſt.“

„Weil ich das bedenke, Agathe, fallen mir jene Worte ein, die noch viel trauriger als fürchterlich in mein Ohr klingen.“

Graf Dònat traf die Verfügung zu Gunſten ſeiner Sohneskinder, deren er gegen die Gräfin erwähnt hatte.

Zu derſelben Zeit ward die Generalin Thannau in Inspruck von einem bitteren Verdruß heimgeſucht. Seitdem Achatz im Beſitz von Clelias Vermögen war, hatte ſie nicht aufgehört ihm von Ehedacht zum allerheiligſten Sakrament des Altars, wie die Heiligen der alten Tage. Vielleicht iſt er durch ſie ſelbſt ein Heiliger geworden! — Dieſe zarte heilige Erſcheinung, dies lange unſchuldsvolle, kreuzbeladene idealiſche Leben, dieſer kindliche und erhabene, zärtliche und tapfere Geiſt, dieſe rührenden und mächtigen Tugenden, dieſe ganze Erzengelnatur — in einer Zeit von ſo tiefer Gottloſigkeit, von ſo grauenhaftem ſittlichen Verfall, von ſo frechem Mißbrauch der Intelligenz — iſt eines jener himmliſchen Mirakel, die ſich immer in der Kirche wiederholen, um die Menſchheit daran zu erinnern, wo der Born der Gnade quillt, aus dem ſie das übernatürliche Leben ſchöpfen kann.

Und die Menſchheit läßt ſich daran erinnern! und gerade recht in unſeren Tagen! es gehen große und himmliſche Dinge in ihr vor: der Finger Gottes rührt ſie an und das apokalyptiſche Siegel bezeichnet Stirnen, welche bis dahin vom Wiederſchein eines falſchen Lichtes befleckt — nicht verklärt waren. Der gottwiderſtrebende Geiſt, der ſeit dem Beginn der Schöpfung ſich regte, in manchen Epochen mehr, in anderen minder zur Herrſchaft kam, je nachdem er matt oder energiſch bekämpft wurde — hat in den letzten Jahrhunderten ſein Reich ſo offenkundig über Länder und Völker ausgebreitet, wie nie zuvor, weil die weltliche Macht ſeine Söldnerin und Bundesgenoſſin ward, ihm überall die Wege bahnte und die glorreiche Hand in Feſſeln ſchlug, die allein ihn beſiegen kann. Das natürliche Leben in ſeiner Selbſtſucht, deſſen König er iſt, wucherte auf im ungeheueren Materialismus, der ſich mit allerlei blendenden Namen verlarvte, um den Sumpf zu verbergen, aus dem er aufgeſtiegen war, und den Abgrund, in den er ſtürzte. Das übernatürliche Leben mit den Äußerungen ſeiner himmliſchen Liebe, ſeiner Barmherzigkeit, ſeines Eifers für die Wahrheit und für deren Verbreitung, ſeines Gehorſams im Glauben, ſeines Opfers vor dem Kreuz, ſeiner Demut in Selbſtverleugnung — wurde unendlich geſchmäht, verhöhnt, verfolgt verleumdet, mit Eſſig und Myrrhen getränkt, und ſo zum Spott gemacht vor den Menſchen, daß es kaum ſtille Stätten fand, wo jene Äußerungen ſeines höheren Weſens in Tat und Werk zum Vorſchein kommen durften.

Aber für das übernatürliche Leben iſt der Menſch geſchaffen, denn der Sohn Gottes wurde Menſch, um die ganze Menſchheit von dem Fluch des natürlichen Lebens zu erlöſen, welcher ſeit dem Sündenfall auf ihr laſtete. Wer ſeiner Beſtimmung nicht nachkommt, iſt immer elend! widerſtrebt er derſelben mit Bewußtſein und aus böſem Willen, ſo iſt er vollkommen elend; geſchieht es im Irrtum, aus Verkehrtheit oder Verdunkelung des Verſtandes — dann unvollkommen; aber elend immer, denn ſeine Seele erſtickt aus Mangel an der Lebensluft der Erlöſung, welche von der Höhe des Kreuzes herabweht, verſchmachtet aus Mangel an dem Lebenswaſſer der Gnade, welches am Fuß des Kreuzes im ſiebenfachen Quell der Sakramente perlt. In dieſem Zuſtand iſt es die größte Gnade, wenn die Seele zum klaren Bewußtſein ihres Elends kommt, und der himmliſchen Güter ſich erinnert, welche ihr zugedacht ſind. Und dieſe Gnade — ſich elend zu fühlen in dem, was man bis dahin Religion genannt hat — ergreift jetzt, Gott ſei Dank! gar manche Seele. Doch wo wird ſie die himmliſchen Güter finden? nicht bei dem Geiſt der Welt und in ſeinem Reich — das weiß ſie aus trauriger Erfahrung. Das kennt ſie, von dort kommt ſie her. So muß es denn in dem Reich Gottes ſein, das Er, der Menſchgewordene, aus ſeinem Himmel herabgezogen und zwiſchen den Menſchen errichtet und gefeſtigt hat: — in der Kirche!

Heilige Mutter, Braut Chriſti, Kreuzbegnadete, Schmerzgeſegnete! — ſeit den erſten Zeiten des Chriſtentums warſt Du nie ſchöner und erhabener als jetzt, denn nie war Deine Stellung in der Welt — unweltlicher; nie nahmſt Du weniger von der Erde in Anſpruch, nie begehrteſt Du, ungetrübter durch irdiſche Forderungen, inniger die Seelen, um ſie zu retten und zu heiligen; nie ſtandeſt Du erhabener auf dem Kalvarienberg — als eben jetzt! O bleibe dort! — dort biſt Du die wahre, die große, die himmliſche Liebhaberin des Kreuzes, die allen ihren Kindern etwas von dieſer Liebe ins Herz gießt! dort ſtehſt Du zwiſchen den Mördern, den Spöttern, den Kriegsknechten, und der Mörder einer und der Kriegshauptmann und viele, die zaghaft aus der Ferne hinüberblicken, werden ſich zu Dir bekehren! dort vermagſt Du weiter nichts, als Deinen Mund zu öffnen zur Verkündigung des alleinſeligmachenden Glaubens und Deine Hände zu erheben zum unabläſſigen Gebet — und die Fülle der Gnaden ſtrömt mit Deiner Lehre und durch Dein Gebet von dem heiligen Berge herab, und befähigt Deine Kinder wieder zum übernatürlichen Leben, zur Liebe des Kreuzes. Braut Chriſti! der Kalvarienberg war der Thron Deines Gottes, des Ewiggeliebten: Du begehrſt keinen andern auf Erden, denn dort hat er Dir ſeine eigene Dornenkrone gegeben und Dich mit ihr zur Königin der Seelen gekrönt — „und deren Herrſchaft wird kein Ende ſein,“ während jede andere ihr Ende erreicht.

Und Du! Urbild, Vorbild aller Schmerzen und Gnaden, welche auf dem Kalvarienberg unter dem Kreuz des Opferlammes zu finden ſind; Du, deren Feſt wir heute begehen als eine Vorfeier der heiligen Leidenswoche; Du, heilige Maria der ſieben Schmerzen, Mutter Gottes, bitte für uns in Deiner Verklärung, daß das Blut Deines göttlichen Sohnes uns alle befähige, treue Liebhaber ſeines Kreuzes zu ſein. Venite! Adoremus!

Mainz, am Tage Unſerer Lieben Frau der ſieben Schmerzen, den 2. April 1852.

Sch.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke
35. u. 36. Band.

Die Martyrer.

Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten
der chriſtlichen Kirche.

Regensburg. [1904]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Martyrer.

und Familienglück zu erzählen, und daß ſie ſich berufen fühle ihm zu dieſem Glück zu verhelfen, da leider! unter ihrem Dach und ſo zu ſagen unter ihrer Vermittelung ſeine traurige Verbindung mit Clelia ſich angeſponnen habe. Obzwar gänzlich unſchuldig fühle ſie ſich doch in ihrem zaghaften Gewiſſen darüber beklemmt, und gedrungen es wo möglich gut zu machen. Jezt hoffe ſie eine Perſon zu kennen, die ſein Leben durch ihre Liebe in ein Paradies verwandeln würde; er möge ſie nur in Inspruck beſuchen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Dieſe engelhafte Perſon war natürlich ihre Tochter. Das bezweifelte Achatz auch nicht im Mindeſten! Jeden ihrer Briefe legte er mit dem freilich ſehr unverbindlichen aber nichts deſto weniger treffenden Ausruf: „Alte Katze!“ bei Seite, und ſprach ſich in ſeinen ſparſamen Antworten höchſt unluſtig über die Ehe aus. Er ſei ein eingefleiſchtes Mittelding von Krautjunker und Nimrod geworden, und dergleichen Männer ſtänden nicht in beſondrer Gunſt bei den ſchönen Damen. Den eigentlichen Grund, daß Mamſell Jenny ihm nie geſtatten würde ſich zu verheirathen, konnte er natürlich nicht anführen, und das umſoweniger, als er ſich dieſer Beherrſchung von ihrer Seite nicht deutlich bewußt war; denn er meinte nur ſeinen Willen zu thun wenn er den ihren that; — dazu

Vorwort.

Hätte man mir nicht geſagt, daß ein kleines Buch, wie dieſes, hie und da in der Welt nützlich ſein könne, ſo würde ſich meine armſelige Feder nie an dieſen erhabenen und ehrwürdigen Gegenſtand gewagt haben, nie! Aber daraufhin habe ich es denn in Gottes Namen getan, indem ich mich betrachtete wie einen Moſaikarbeiter, dem der Meiſter eine herrliche Zeichnung vorlegt, nach welcher er mit tauſend ſchönen bunten Steinen ein Bild zuſammenzuſetzen hat. Ein Bild der heiligen Kirche in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten verſucht nun eben dies Buch in einer Reihe von Schilderungen zu geben. Sie beginnen mit der Stiftung dieſer zur Beſeligung der Menſchen vom Sohn Gottes gegründeten Gemeinſchaft und zeigen, wie ſie vom heiligen Geiſt beſeelt und geleitet Wurzel faßt, ſich ausbreitet, leidet; über Jeruſalems Trümmer, über Roms Götzentempel ſich erhebt; unter dem ſichtbaren Oberhaupt, dem Papſt, und den ihm untergeordneten Biſchöfen den Widerſacher bekämpft, ſowohl im Polytheismus als in der Häreſie; verwundet wird von ihren Feinden und von ungeratenen Kindern ihres eigenen Schoßes; und endlich ihr Palladium, das heilige Kreuz, zu einem Siegeszeichen macht, unter deſſen Einfluß für die Menſchheit eine neue Weltordnung anfängt.

Zu Füßen des heiligen Kreuzes liegt wie ein wundervoller Kranz dunkler Paſſionsblumen das Leben der Blutzeugen, der Martyrer, die „Nachahmer der Leiden ihres Gottes zu ſein begehren“, wie der heilige Biſchof Ignatius ſo ſchön von ſich ſelbſt ſagt.

Ich habe bei dieſen Bildern weiter nichts getan, als Tatſachen zuſammengetragen, welche die Geſchichte aufbewahrt und durch die zuverläſſigſten Zeugniſſe beglaubigt hat: Handlungen, Worte, Schriften, Ereigniſſe. Ich habe mich gehütet, die Legende in die Geſchichte zu verflechten, damit niemand dieſe mit jener als eine poetiſche Sage verwerfe. Führe ich irgend etwas an, was die Legende erzählt, ſo iſt es ausdrücklich dabei bemerkt. Ebenfalls habe ich mich gehütet, nach meinem Geſchmack oder aus meiner Phantaſie den Tatſachen etwas beizufügen, ſie auszuſchmücken, wie man es nennt; denn es hätte ein falſcher Schmuck werden können. Bei den Geſprächen, Verhören, Viſionen der Martyrer hab' ich zuweilen abgekürzt und zuſammengedrängt; aber verändert nie.

Die Bücher, welche ich benutzt habe, ſind:
Ruinart: Echte und ausgewählte Akten der erſten Martyrer.
Stolberg: Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti.
Döllinger: Chriſtliche Kirchengeſchichte.
Möhler: Patrologie.
Wilmers: Lehrbuch der Religion.

Flavius Joſephus: Geſchichte der Juden und des Krieges mit den Römern.

Rohrbacher: Histoire universelle de l'Eglise Catholique.

Fleury: Histoire Ecclésiastique.

Gaume: Les trois Rome.

Dann das römiſche Brevier und Alliolis Überſetzung der Heiligen Schrift. Ich hätte gewiß noch viel mehr leſen und benutzen können, aber, unwiſſend, ungelehrt und ungeübt in ſolchen Studien, wie ich bin, kam es mir vor, als müſſe meine ſchwache Hand erlahmen, wenn ſie noch mehr Material zu bewältigen erhielte.

Was die Martyrer betrifft, ſo habe ich geſucht, die Auswahl nach hervorſtechenden Zügen zu machen, entweder von Erhabenheit, von Wirkſamkeit für die Kirche, von Holdſeligkeit; oder weil ſie einen lebhaften Gegenſatz zwiſchen chriſtlicher und heidniſcher Geſinnung bilden, wie Symphoroſa der Anbetung des Antonius gegenüber; oder ſehr troſtreich für arme Sünder ſind, wie Afra und Bonifacius; oder Lehren und Gebräuche der heiligen Kirche als uralt beſtätigen: ſo Blandina und Pionius die Fürbitte und Anrufung der Heiligen; Fructuoſus die Faſten; Theodotus die Verehrung der Reliquien; Irenäus von Sirmium die Eheloſigkeit der Prieſter. Noch andere, weil ſie in unmittelbarer Beziehung zu gewiſſen Verordnungen der Verfolger ſtehen: Felix und Euplus zur Vernichtung der heiligen Schriften; Julia zur Rechtloſigkeit der Chriſten; Philippus zum Raube des Kirchengutes u. ſ. w. Auch hier muß ich ſagen: vielleicht hätte ich noch Schöneres wählen können und verſtand es nur nicht! Alles, was in dem Buche nicht gut iſt, iſt meine Schuld; der Moſaikarbeiter war dann eben ungeſchickt und hat ſeine Sache ſchlecht gemacht.

Wohlan, mein Leſer, mache du die deine beſſer! Du ſtrebſt nach hohen Dingen? Du haſt ein Herz, das für Himmliſches erglüht? Nun, ſo betrachte die überſchwengliche Gnade und Liebe Gottes in der Anordnung, Leitung und Beſchirmung ſeiner Kirche und die glühende, hingebende, opferſelige Liebe der erſten Kinder dieſer Kirche; denn Höheres und Himmliſcheres gibt es nicht. Und machſt du dich dann auf zur praktiſchen Nachfolge Jeſu, und biſt du dann bereit, auch dein Leben in den Kranz der Paſſionsblumen zu Füßen des heiligen Kreuzes zu verflechten, ſo haſt du deine Sache beſſer gemacht als ich, o viel beſſer! da ich nur davon zu ſchreiben verſtehe.

Sollte aber Gottes Gnade durch dieſe Bilder in irgend eine Seele einen Strahl von Troſt, Freudigkeit, Erquickung oder Ermutigung werfen, oder die Trübſal ihr verſüßen und die Nöten des Lebens ihr erleichtern, oder ihre Anhänglichkeit an die heilige Kirche verſtärken und verinnigen: ſo ſei ſie liebreich meiner eingedenk im frommen Gebet.

Mainz, am Tage der Verklärung Chriſti,
6. Auguſt 1856.

Ida Hahn-Hahn.

Soli Deo Gloria.

Die Aufgabe der Apoſtel.

Das welterlöſende Opfer war vollzogen und der Sohn Gottes am Kreuz verſchieden. Aus ſeinem Blut ſtieg ein ſüßer Wohlgeruch empor zum Thron des ewigen Vaters und ſank zurück als ein Tau, reich an Gnaden und Segen, über die Gegenwart und Zukunft der menſchlichen Geſchlechter bis zum Ende der Tage. Dies Abendopfer des alten Bundes, das um die Stunde auf Golgatha vollzogen ward, wo im Tempel zu Jeruſalem täglich ein Lamm geſchlachtet wurde als Vorbild des Lamm Gottes — um die neunte Stunde, d. h. um drei Uhr nachmittags — beſchloß die alte Zeit, die der Erwartung, und eröffnete die neue, die Zeit der Erfüllung. Von ihr war geweisſagt: „Gott der Herr kommt mit Macht und ſein Arm wird herrſchen.“ (Iſaias 40, 10.)

Aber der Herr war gekommen als der allergeringſte und ſeine Arme waren ans Kreuz genagelt, und ſeine wenigen Schüler und Anhänger hatten entmutigt, angſtvoll und verzagt ihn verlaſſen, und nur ſeine allerſeligſte Mutter, einige fromme Frauen und ſein Lieblingsjünger hielten in ſeinem bitteren Leiden und Sterben bei ihm aus. Frauen und ein Jüngling waren die erſten unerſchrockenen, ſtandhaften Gläubigen; alle übrigen Apoſtel waren ſchwach im Glauben. Die Furcht ließ ſie vergeſſen, daß geſchrieben ſtand: „Gott ſelber kommt und erlöſet euch.“ (Iſaias 35, 4.) Die Maſſe des Volkes aber, Vornehme wie Geringe, Junge wie Alte, Reiche wie Arme, Gelehrte wie Ungelehrte, benahm ſich nach der uralten und immer ſich erneuernden Weiſe: obwohl ſie nach allen Verheißungen und Prophezeiungen ihrer heiligen Schriften gar nicht daran zweifeln konnten, daß Jeſus Chriſtus, der Gekreuzigte, die längſt erſehnte „Erwartung Iſraels“, der Meſſias ſei: ſo verſtockten ſie ſich gegen dieſe Überzeugung und nannten den Sohn Gottes einen Gottesläſterer, weil er nicht ihren irdiſchen eitlen Träumen vom Meſſias entſprach. Die Maſſe des Volkes vergaß nicht, wie die Jünger, aus Zaghaftigkeit die Verheißung, ſondern ſie wollte nicht glauben; darum galten ihre Weisſagungen wie Zeichen und Wunder nichts.

Am dritten Tage war das heilige Grab leer, zur beängſtigenden Verwirrung der Hohenprieſter und Schriftgelehrten, die es von Kriegsknechten bewachen ließen. Sie waren ſo faſſungslos über dies Ereignis, welches Jeſus vorhergeſagt hatte, daß ſie die Wache mit Geld beſtachen, damit ſie ausſage, während ihres Schlafes hätten die Jünger den Leichnam geſtohlen. Ob die Ausſage ſchlafender Wächter Glauben verdiene, das zu bedenken fiel ihrem blinden Haß nicht ein; und die Maſſe des Volkes nahm, ohne ſich zu beſinnen, eine Ausſage an, welche der eigenen Leidenſchaft entſprach.

„Und ſein Grab wird herrlich ſein.“ (Iſaias 11, 10.) Die Erde bebte, der Himmel öffnete ſich, Engel ſtiegen herab, der Heiland erſtand. Magdalena verkündet frohlockend die ſelige Botſchaft und das ſchwache Fünkchen des Glaubens flackerte auf in den Jüngern, denn der Meiſter hielt ihnen Wort: Er war auferſtanden. Nun erſchien er ihnen, erſt Einzelnen, dann Allen. Nun führte er mit ihnen das wunderreiche, geheimnisvolle Leben der vierzig Tage, in dem er „ihnen den Sinn aufſchloß, daß ſie die Schrift verſtänden“ (Luk. 24, 45.) und ihnen wiederholte, daß er „die Verheißung ſeines Vaters — die Kraft aus der Höhe (Luk. 24, 49.) — auf ſie herabſenden werde.“ Indem er ſich ihnen immer deutlicher als der im Alten Teſtament Verheißene zeigte, kräftigte er ihren Glauben an ſeine eigenen Verheißungen, bereitete ſie vor auf die Ankunft des heiligen Geiſtes, machte ihre Seelen willig und fähig, die wunderbare Gabe aufzunehmen, und gab ihnen die Vollmacht: „alle Völker zu lehren, alles zu halten, was er befohlen habe“ — und „das Evangelium zu predigen in der ganzen Welt.“ (Marc. 16, 15.) Und damit ſie Mut faßten für dieſen unermeßlichen Auftrag, ſprach er: „Mir iſt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden — und ich bin bei euch alle Tage bis an’s Ende der Welt.“ (Matth. 28, 18—20.) „Wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich auch euch. Empfanget den heiligen Geiſt. Welchen ihr die Sünden nachlaſſen werdet, denen ſind ſie nachgelaſſen; und welchen ihr ſie behalten werdet, denen ſind ſie behalten.“ (Joh. 20, 21—23.) So waren ſie in der Kraft Gottes zur Belehrung, Entſündigung, Heiligung der Menſchen geweiht, und zur Gründung und Leitung der Kirche, der Heilsanſtalt für die Seelen, berufen. Das oberſte Hirtenamt dieſer Herde vertraute er Dem an, zu welchem er ſchon vor ſeinem Leiden und Sterben geſagt hatte: „Du biſt Petrus der Fels und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüſſel des Himmelreichs geben. Was immer du binden wirſt auf Erden, das ſoll auch im Himmel gebunden ſein; und was immer du löſen wirſt auf Erden, das ſoll auch im Himmel gelöſet ſein.“ (Matth. 16, 18—19.) Zu dieſem Petrus ſprach er jetzt vor ſeinem letzten Scheiden: „Weide meine Lämmer! Weide meine Schafe! Folget mir nach.“ (Joh. 21.) Dann breitete er ſeine Hände ſegnend über ſie aus „und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken.“ (Apoſt. 1, 9.) Die Jünger aber kehrten vom Ölberg heim in das Haus, wo ſie in der Nacht, bevor er verraten ward, das Oſterlamm mit ihm gegeſſen hatten. Erwartungsvoll, aber feſt im Glauben, verharrten ſie ruhig und „einmütig im Gebet, ſamt den Frauen und Maria der Mutter Jeſu.“ (Apoſt. 1, 14.) Die Weisſagungen der Propheten, welche in den heiligen Schriften aufbewahrt wurden, waren vor ihren Augen in Erfüllung gegangen durch Leben, Leiden, Sterben und Auferſtehung ihres göttlichen Meiſters: wie hätten ſie zweifeln können, daß ſein Wort bis auf das allergeringſte, in Erfüllung gehen werde! In frommer Sehnſucht beteten ſie um die Frucht der Gnade, welche durch den Tod Jeſu zur Reife gekommen und ihnen beſtimmt war; und noch andere Gläubige geſellten ſich zu ihnen, ſo daß ungefähr hundert und zwanzig Perſonen beiſammen waren. In dieſer erſten kleinen Gemeinde erhob ſich Petrus, als das von Chriſtus eingeſetzte Oberhaupt der chriſtlichen Kirche und ſchlug vor, die Lücke auszufüllen, welche der Verräter Judas zwiſchen den zwölf Apoſteln gemacht hatte. Das geſchah, indem nach einem demütigen Gebet das Los geworfen ward und den Matthias bezeichnete.

Nun waren alſo die zwölf Männer beiſammen, die den Auftrag ausführen ſollten, die Welt mit allen ihren Verhältniſſen umzugeſtalten und ein Reich zu gründen, das mächtiger und umfaſſender ſei, denn alle Reiche der Erde. Dieſe Männer waren alle von geringer Herkunft, ohne Anſehen und Reichtum, ohne Bildung und Wiſſenſchaft; waren alle aus der verachteten Provinz Galiläa, meiſtens Fiſcher; Judas Thaddäus und ſein Bruder Jakobus Vettern Jeſu, folglich Handwerker, vielleicht Zimmerleute wie er; Matthäus ſogar ein Zöllner, alſo gehaßt und mißachtet, weil im Dienſt der römiſchen Oberherrſchaft. Sie waren aber auch alle gläubige Iſraeliten, die auf den verheißenen Meſſias hofften und ſeiner Ankunft voll Verlangen entgegen ſahen — freilich gemäß der Vorſtellung ihres Volkes, das einen mächtigen irdiſchen König in ihm erwartete. Als ſie ihn daher in der Niedrigkeit finden, zweifeln ſie zuweilen an ihm, tadeln ihn, beſchäftigen ſich mit ehrgeizigen Plänen, machen ihm Vorwürfe, da er von ſeinem bitteren Leiden und Sterben ſpricht. Jedoch die Befähigung zu einem tiefen lebendigen

Glauben lag in ihnen allen, wie der Edelſtein im Schacht, denn ſie hatten den guten Willen zur freudigen Hingebung an die Wahrheit. Andreas und Petrus waren bereits Schüler von Johannes dem Täufer; verließen ihn aber, nachdem ſie den Meſſias gehört hatten. Und wie ſie ihren Lehrer: ſo verlaſſen die übrigen augenblicklich, als Chriſtus ſie beruft, ihre Kähne, ihr Handwerk, ihre Hütten und folgen ihm mit der größten Bereitwilligkeit in ſein armes wanderndes Leben, wo ihnen ſehr oft das Notwendigſte mangelte, um ihren Hunger zu ſtillen, da ſie ſogar Ähren ausrauften und die rohen Körner verzehrten. Aber bis zu jener ſittlichen Kraft, die im Augenblick der ſchwerſten Verſuchung Widerſtand leiſtet, und um der Wahrheit willen Marter und Tod nicht ſcheut, hatte ſich ihr guter Wille noch nicht erhoben. Sie waren zaghaft, fürchteten nicht bloß den Tod, ſondern auch, was andere Leute ſagen oder tun würden, und trieben — den Johannes ausgenommen — den Mangel an Feſtigkeit bis zur Feigheit.

Gerade ſolche Männer mußten es ſein, damit die Hand Gottes in Gründung ſeiner Kirche offenbar werde; damit die Unmacht des Geſchöpfes die Macht, Weisheit und Barmherzigkeit Gottes zeige. Das war keine eigene Kraft, die ihre Scheu in Mut, ihre Befangenheit in Freiheit, ihre Unwiſſenheit in tiefe Erkenntnis umwandelte; die ihnen den unermüdlichen Eifer der Liebe, die grenzenloſe Hingebung des Glaubens und die freudige Zuverſicht der Hoffnung gab; die ſie hieß, ein Werk in die Hand zu nehmen, deſſen Rieſenaufgabe dermaßen außer allem Verhältnis zu ihren war ſie ſchlau genug. Jezt war er bis zur Mitte der Vierzige vorgerückt. Die Vorboten des Alters, welche bei unentwickelten Menſchen früher ſich einſtellen als bei entwickelten, weil ſie nie zu ihrem rechten Gleichgewicht gekommen ſind und matt werden, ſobald die natürliche Jugendkraft verbraucht iſt — meldeten ſich bei Achatz. Da wußte denn Mamſell Jenny ſich ſo unentbehrlich zu machen, und als ſie es geworden, in ſo rührende Klagen zu verfallen über ihren Ruf, ihre Schönheit, ihre Jugend und Tugend und was der Herrlichkeiten mehr waren, die ſie ihm zum Opfer gebracht — daß er nicht anders konnte als dieſe ſchöne reine Seele vor der Welt zu rehabilitiren, indem er ſie zur Baronin Thannau machte. Die Anzeige ſeiner Verheirathung war der Todesſtoß für die Hofnungen der Generalin in Bezug auf ihre Tochter, und trug nicht dazu bei, dem alten General ſein häusliches Leben freundlicher zu geſtalten.

Im Herbſt, wenn bei uns die Erde zum langen Winterſchlaf ſich vorbereitet, wie melancholiſch iſt da die Natur! in welche Leichentücher von grauen Nebeln, von fahlen Farben hüllt ſie ſich! wie ſtirbt ſie ſo ſchauerlich dahin und reſignirt ſich dazu begraben zu werden unter Eis und Schnee. Und

Mitteln ſtand, daß, vom natürlichen Standpunkt aus betrachtet, dies Unternehmen als ein Wahnſinn oder eine Lächerlichkeit erſcheinen mußte.

Die Welt lag im Argen; Stolz und Sinnlichkeit waren ihre herrſchenden Götzen, überall! in Rom, in Griechenland, in Judäa. Das jüdiſche Volk war, „wie Schafe, die keinen Hirten haben." (Ezech. 34, 5.) Seine Häupter ſpalteten ſich in hochmütige heuchleriſche Phariſäer und in ungläubige, leichtſinnige Sadduzäer. Dieſe verachteten das göttliche Geſetz öffentlich, jene im Herzen, ſo daß die Frucht desſelben, Tugend, den einen wie den andern fremd war. In der Erwartung des Meſſias vereinigte ſich freilich der Glaube des ganzen Volkes und gerade zu dieſer Zeit mit beſonderer Lebhaftigkeit. Aber das waren wenig Seelen, die ihn in dem Sinn erwarteten, wie er verheißen war! Die allermeiſten rechneten auf einen mächtigen König, der das verhaßte Römerjoch abſchütteln, die Grenzen des jüdiſchen Reiches erweitern und fremde Völker ſich unterwerfend in Fülle des Glückes herrſchen werde. Ganz heidniſch faßten ſie die Herrſchaft nur irdiſch und das Glück nur zeitlich auf. Von einem ewigen, übernatürlichen Reich wußten ſie nichts mehr. Ihre Fürſten aus der herodianiſchen Familie waren keine ſelbſtändigen Herrſcher, ſeitdem Pompejus das Land erobert hatte. Rom verlieh und entzog ihnen die Königswürde, je nach der Laune der Cäſaren oder nach den Geldſummen, welche zur Beſtechung der allvermögenden Weiber und Freigelaſſenen verwendet wurden. Und immer hatte ein römiſcher Landpfleger einen Palaſt und die hohe Gerichtsbarkeit in Jeruſalem; und immer lag eine römiſche Beſatzung in der Burg Antonia, dem feſten Schloß neben dem Tempel, welches eigentlich zu deſſen Schutz erbaut war. Die herodianiſchen Fürſten, Männer und Frauen, waren ein entartetes Geſchlecht, verſunken in die Luſt der Welt, zum Teil nicht ohne Talent, aber ſchmeichelnd und kriechend vor der Gunſt der römiſchen Kaiſer und zitternd und bebend vor ihrer Ungunſt. So war denn das jüdiſche Volk ſehr elend, weil ohne religiöſe, ſittliche und politiſche Stütze und Kraft; und doppelt elend, weil es das einzige Mittel zur Rettung, wodurch es ſich hätte erneuern können, das Evangelium, mit Widerwillen von ſich ſtieß und mit Haß verfolgte; denn „die Finſternis hat das Licht nicht begriffen;“ (Joh. 1, 4.) — nie!

Tiefer im Argen noch lag die heidniſche Welt. Vom Götzendienſt war ihr das Herz entnervt, von der Philoſophie das Gehirn vertrocknet; ſie lebte durch und für die Sinne. Da alle Lebenskräfte ſich auf dieſe eine Richtung warfen und von ihr und in ihr zehrten und begehrten, keine Schranke achteten, keinen Widerſtand duldeten: ſo wuchſen ſie zu krankhaft ungeheuerem Maße an und wurden durch alles, was ſie erlangten, nicht befriedigt, ſondern überreizt. Es iſt erſtaunenswert, daß die menſchliche Natur ſich hat freiwillig in eine ſolche Vertierung verſenken und in einen ſolchen Pfuhl der Greuel ihr Behagen finden können, wie es ſich bei der großen Maſſe des römiſchen Volkes zur Kaiſerzeit und beſonders bei den Kaiſern ſelbſt zeigt. Zu dieſer Erniedrigung konnte ſie nur gelangen unter dem verderblichen Einfluß des Götzendienſtes, der aus dem Abfall von der ewigen Wahrheit, von Gott, entſprungen war, nur aus der Lüge lebte, nur durch Betörung und Berauſchung des ſinnlichen Menſchen herrſchte und, um ihn in Trug und Taumel zu erhalten, aus ſeinen böſen Leidenſchaften Götter und Göttinnen machte, denen er mit großer Bequemlichkeit huldigen konnte, indem ihre Anbetung darin beſtand, daß er ſich ſeinen ungebändigten Trieben hingab. Ungerechtigkeit, Habgier, Unzucht, Ehr- und Herrſchſucht, Hochmut, Neid und Grauſamkeit, dieſe Schoßſünden des Sinnenmenſchen, thronten als Götter in den Tempeln wie in den Herzen, und der Qualm, der von ihren Opferaltären aufſtieg, umhüllte mit giftigem Nebel dermaßen Verſtand und Gemüt, daß Wahnwitz und Bosheit, Blödſinn und Laſter die geſunde Vernunft und alle Gewiſſenhaftigkeit ertöteten. Der vollkommenſte Ausdruck dieſer Vertierung, gleichſam ihre Prachtexemplare, waren einige der römiſchen Kaiſer ſelbſt, einige der Cäſaren der erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung. In ihnen hatte das Ich jene monſtröſe Beſchaffenheit angenommen, die uns bei gewiſſen indiſchen Götzenbildern mit hundert Armen mit Schreck und Ekel erfüllt. Sie waren nicht bloß anumſchränkte Gebieter des größten Reiches, das je auf Erden beſtanden hat; ſondern ſie waren zugleich deſſen Oberprieſter, ſeitdem Julius Cäſar die Würde des Pontifex maximus angenommen hatte, um nach allen Seiten hin ſeine Macht zu befeſtigen. Bald gingen ſie noch einen Schritt weiter, wie das durch die Gewohnheit unbeſchränkter Herrſchaft ſehr leicht ſich macht: ſie erklärten ſich ſelbſt für Götter und fanden bereitwillige Anbeter! Bluttrunkene

Tyrannen und ſchamloſe, hirnverbrannte Wütriche ließen ſich göttliche Ehren erweiſen, während Chriſtus ſich kreuzigen ließ. Als Tiberius auf dem Felſeneiland Capri den Menſchen zum Gegenſatz vom Ebenbild Gottes, nach welchem er geſchaffen war, machte, indem er ſich ſelbſt und andere in einen Sumpf von Greueltaten verſenkte: da führte Chriſtus den Menſchen zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurück, indem er in ſeiner Perſon die Menſchheit mit ſeiner Gottheit vereinigte und, nachdem er den Tod überwunden hatte, ſiegreich mit ihr zum ewigen Vater in den Himmel einging.

Und von dieſer Beſtimmung, dieſem Ziel, dieſer Umbildung ſollten die Apoſtel mitten in einer gottloſen Welt ſprechen, und gehört und verſtanden und begriffen werden! Der Habgier und Verſchwendung ſollten ſie predigen von der Seligkeit der Armut; der ſchamloſen Unmäßigkeit von keuſcher Nüchternheit; der ſtarren Herzloſigkeit von dem Segen der Barmherzigkeit; der ſtolzen Hoffart von unſcheinbarer Demut; der Herrſchſucht von Knechtesdienſt; dem ſophiſtiſchen Verſtande von Kindeseinfalt; der Sinnenluſt von ſtrenger Entſagung; der Selbſtvergötterung von Bruderſinn; der Eigenliebe von Liebe zum Leiden. Sie ſollten dieſer von Schwelgerei und Betörung taumelnden Welt zurufen: Laß ab von deinen Götzen, deinen Tempeln, deinen Freuden, deinen Leidenſchaften, deinen Beſtrebungen, deinen Anſichten. Alles iſt falſch! Alles iſt hohl! Allem, was du bis jetzt geliebt, geachtet und begehrt haſt, mußt du den Krieg erklären. Alles mußt du verlaſſen, was du bis jetzt erſtrebt haſt:

Du hängſt an irdiſchen Genüſſen? ſie ſind dir verboten; du verlangſt nach irdiſchem Beſitz? wirf ihn weg, um den Himmel leichter zu erſtürmen; nur das Sichtbare, das Handgreifliche hat Wert für dich? gib es auf! nur das Unſichtbare kann dir Befriedigung gewähren. Deine Götter ſind lügenhaft, deine Freuden ſind ſündhaft, dein Glück iſt ſchattenhaft. Nur eines tut Not: Gott, den Gekreuzigten lieben und ihm allein dienen. Dies ſollen ſie predigen und Glauben finden! Wohl gab es unter den Römern, Griechen und Barbaren ſowie unter den Juden einzelne Seelen, die ſich über das dichte Gewölk von Torheit und Laſter, das ſie umgab, zu erheben ſuchten zu etwas Ewigem, allein ihre Zahl war ſo gering und ihr Einfluß ſo beſchränkt durch die allgemeine Verderbtheit und Verkehrtheit, daß ſie kein großes Gewicht in die Wagſchale für das Gelingen des apoſtoliſchen Unternehmens zu legen hatten.

Entſchiedene Gegner desſelben waren alle Götzenprieſter mit ihrem ganzen großen Anhang von Zeichendeutern, Wahrſagern, Zauberern, Prieſterinnen, Tempeldienern und Dienerinnen teils aus dem blinden Trieb der Selbſterhaltung; teils weil ſie die reine und erhabene Lehre des Evangeliums, die ihre Lehren brandmarkte, als einen Vorwurf, der ſie perſönlich beleidigte, aufnahmen. Bei dieſer Veranlaſſung machten mit ihnen gemeinſchaftliche Sache die Philoſophen, von denen es wimmelte in der heidniſchen Welt, da der Wahn- und Aberglaube ſtets den Unglauben hervorruft. Dieſe Philoſophen wandelten aber nicht mehr auf dem Wege der Forſchung nach ewiger Wahrheit, nach ewiger Schöne, die ein Sokrates und Plato angedeutet hatten, ſondern ſie überboten einander in ſpitzfindigen, eitlen Lehren, unbekümmert um Weisheit und Tugend, die wenig in ihren Worten, noch weniger in ihrem Leben zu finden waren. Auch ſie opferten, wie die Prieſter, den Götzen des Stolzes und der Sinnlichkeit; aber weil ſie es ohne Tempel und Altar taten: ſo war Feindſchaft zwiſchen Philoſophen und Prieſtern, ausgenommen den Fall, daß ſie ſich gegen die Wahrheit wehrten. Gegen den wahren Glauben ziehen Irrglaube, Wahnglaube und Unglaube immer Hand in Hand zu Felde, denn ſie fühlen ſämtlich ihre Exiſtenz durch ihn bedroht. Genug: wo eine Macht war, da war ſie ganz gewiß wider das Evangelium gerichtet und die Welt war ſo reichlich mit Götzen verſehen, daß ſie ſehr wenig Teilnahme für einen neuen Gott haben konnte. Um dieſe Feindſeligkeit und dieſe Stumpfheit zu überwinden, um dieſe Völker zu beſiegen, die ihre Cäſaren — und dieſe Cäſaren, die ſich ſelbſt anbeteten, was hatten die Apoſtel? — die Vollmacht Jeſu und den heiligen Geiſt.

Die Ausgießung des hl. Geiſtes.

Die Juden feierten durch das Pfingſtfeſt das Gedächtnis der Geſetzgebung auf dem Sinai. Vom Feuer des Himmels umblitzt und von Donner umrollt, brachte Moſes ſeinem Volk die Tafeln des Geſetzes, den Grundſtein des Alten Bundes. Ein neues Feuer vom Himmel ſollte auch dem Neuen Bunde die Weihe geben; das Feuer der Liebe, welches der Alte Bund nicht gekannt hatte und welches der heilige Geiſt, als göttliche Gnadenfrucht der Erlöſung, den Gläubigen zu bringen kam. Als das ewige Wort zum Vater in den Himmeln zurückkehrte, ſandte der Vater „den Tröſter", die ewige Liebe, zu den Verwaiſten herab: der Lehrer ging und der Bräutigam kam. Am Tage der Pfingſten, dem zehnten nach der Himmelfahrt Chriſti, war die kleine Gemeinde beiſammen, geheiligt durch Gebet und Geduld, rein vom Eigenwillen, bereit zu jeglichem Gehorſam. Plötzlich erſcholl ein Brauſen wie bei Sturmwind und erfüllte das ganze Haus. „Und es erſchienen ihnen zerteilte Zungen, wie Feuer, und es ließ ſich auf einen jeden von ihnen nieder. Und alle wurden mit dem heiligen Geiſt erfüllt und fingen an in verſchiedenen Sprachen zu reden." (Apoſt. 2, 3—4.) Das Feſt hatte viele Juden aus fremden Ländern nach Jeruſalem geführt. Sie eilten herbei und entſetzten ſich, denn ſie hörten alle, und jeder in ſeiner Sprache. wie die ungelehrten Männer aus Galiläa „die großen Taten Gottes verkündeten." Sie ſtaunten; die einen gaben Gott die Ehre, die anderen äußerten höhniſch, dieſe Männer möchten wohl berauſcht ſein. Petrus aber, das Oberhaupt, nahm das Wort, deutete hin auf die Weisſagung des Propheten Joel und predigte ihnen den gekreuzigten Chriſtus, den Herrn, den Meſſias, ſo eindringlich, und ermahnte ſie ſo kräftig, Buße zu tun und ſich taufen zu laſſen im Namen Jeſu Chriſti zur Vergebung der Sünden, daß an dem einen Tage gegen Dreitauſend willig ſein Wort aufnahmen und die Taufe empfingen.

Der heilige Geiſt hatte nun der Kirche die überſchwänglichen Schätze der Gnade und alle Wunderkräfte des übernatürlichen Lebens gebracht, wie Chriſtus es ihr verhieß. „Der Geiſt der Wahrheit ſollte bei ihr bleiben in Ewigkeit“ (Joh. 14, 16—17.); ſollte fortwährend ſie belehren, ſie heiligen, unſichtbarer Weiſe ſie regieren und überhaupt die Fülle der Gnadenſchätze ihr mitteilen, die Chriſtus ihr verdient hatte. Sie bildete nun einen Körper, der durch die Sakramente der Taufe, der Buße, der Euchariſtie in die innigſte Gemeinſchaft des Lebens nach Ordnung der Gnade mit Chriſtus trat, der „in ihr blieb und ſie in ihm, damit ſie viele Frucht bringe.“ (Joh. 15,5.) Sie bildete nun einen ſichtbaren und doch geheimnisvollen Leib, deſſen Glieder zu den verſchiedenſten Ämtern, Dienſten und Verrichtungen berufen, aber ſämtlich zum Gehorſam gegen das Haupt verpflichtet waren, welches in der ſichtbaren Welt die Stelle des unſichtbaren Oberhauptes, Chriſtus, vertrat. Jedes Glied in ſeiner Beſonderheit verhielt ſich zu Chriſtus wie der Rebzweig zum Weinſtock, lebendig, weil er „das ewige Leben gibt.“ (Joh. 17, 2.) Alle Glieder in der Geſamtheit und Einheit bildeten den Gegenſtand ſeiner unendlichen Liebe, mit dem er all ſeine Macht geteilt, den er mit all ſeiner Herrlichkeit geſchmückt hat, den Gegenſtand ſeines zärtlichſten Wohlgefallens, die Fortſetzerin ſeines Werkes auf Erden: — ſeine geheimnisvolle Braut — die Kirche.

Vom heiligen Geiſt erfüllt, traten die Apoſtel jetzt, mit Petrus an der Spitze, ihr Lehramt an und dieſer nämliche Petrus, der ſieben Wochen zuvor durch die Frage einer Magd dermaßen in

Furcht geriet, daß er den Heiland verleugnete, bekannte ihn jetzt mit ſo heiliger Zuverſicht, daß Tauſende davon ergriffen wurden. Vom heiligen Geiſt erleuchtet, ſammelten ſich die Gläubigen zu einer Herde um dieſe Männer, denen die Kraft aus der Höhe das unfehlbare Lehramt übertragen hatte durch die Worte: „Wer euch höret, der höret mich" (Luk. 10, 16.); und begehrten von ihnen unterrichtet, geleitet und geheiligt zu werden. In dieſem kleinen Kern, in dieſem Senfkorn, war der ganze große Wunderbaum enthalten, der aus dem Kreuz mit dem Blut Jeſu begoſſen, Wurzel trieb und die heilige katholiſche Kirche heißt; der Wunderbaum, deſſen Zweige ſich über die ganze Welt ausſpannen und allen Geſchlechtern der Menſchen die Frucht des Lebens bieten, und aus dem eine ſolche Fülle von Blüten vielfältigſter Art hervorſproſſen, von ſolcher Schönheit, ſolchem Duft, ſolcher Pracht, ſolcher Vollkommenheit, wie die früheren Jahrtauſende es kaum geahnt haben; denn die Luft, die reinigend, erfriſchend und ſtärkend durch ſeine Äſte und Blätter weht, iſt das Wehen des heiligen Geiſtes, und der Tau, der nährend und belebend auf ſeine Knoſpen fällt und ihnen Wachstum und Entfaltung gibt, iſt die heiligmachende Gnade; und von dieſen beiden Dingen wußte die heidniſche Welt nichts! Es ſind die Kronjuwelen der Braut Chriſti. Aber das geringſte ihrer Glieder hat Anrecht und Anteil daran; jeder tritt durch ſie in Verbindung mit Chriſtus und wird ſeiner unendlichen Verdienſte, aus denen alles Heil kommt, teilhaft.

Die Kirche lebt das Leben Jeſu; in den Einen ſein leidendes, in den Anderen ſein dienendes, handelndes, wirkendes, wundertätiges Leben. Den Apoſteln, erſten Nachfolgern ſeines Lebens und erſten Vollſtreckern ſeines Willens, gab er zur Beſiegelung ihrer Vollmacht ſeine Macht über die Natur. „In ſeinem Namen trieben ſie Teufel aus, redeten in neuen Sprachen, hoben Schlangen auf und wenn ſie Tötliches tranken ſchadete es ihnen nichts.“ (Marc. 16, 14—18.) Die Welt, auch die jüdiſche, war zu fleiſchlich, um nicht eine ſinnliche Beglaubigung für die Boten vom Reich Gottes zu begehren. Wiederum trat vor allen anderen Petrus hervor. Er zuerſt hatte im Namen Jeſu gepredigt und getauft; er zuerſt hieß im Namen Jeſu den Lahmen wandeln, und er wandelte. Die Kranken wurden geſund, wenn nur der Schatten des Petrus auf ſie fiel, und tot ſtürzten diejenigen nieder, welche wagten, den heiligen Geiſt, der in ihm war, durch eine Lüge zu betrüben. Doch waren dieſe Wundertaten immer nur Sinnbilder des höheren Wunders, welches ſich in jeder Seele kund gibt, wenn ſie durch die Gnade aus ihrem kranken, lahmen, blinden, natürlichen Leben geweckt, im übernatürlichen wiedergeboren und zu einem neuen Geſchöpf wird. Und dies höhere Wunder geſchah an den erſten Gläubigen. In Eintracht, Friedfertigkeit, Demut und Barmherzigkeit gingen ſie mit einander um, beteten gemeinſam, feierten gemeinſam das heilige Liebesmahl, teilten Hab und Gut, nicht aus Zwang, ſondern von Liebe getrieben, mit den notleidenden Brüdern „und fanden Gunſt bei dem ganzen Volk.“ (Apoſt. 2, 46.) Die Erſtlingsgemeinde zu Jeruſalem ſollte ein echtes Bild des dem Menſchen wird es unbehaglich und unheimlich in ihrer unmittelbaren Berührung. Sie überhaucht ihn ſo kalt, ſie faßt ihn ſo rauh an, ſie ſpricht zu ihm in ſo deſolaten Bildern, daß ihm graut vor dem Verkehr mit ihr. Er flüchtet in ſeine vier Wände, und führt da ein unſeliges Leben bei künſtlicher Wärme, bei künſtlichem Licht, in einem Labyrinth von Künſtlichkeiten, welche folgen müſſen, wenn die Hauptbedingungen des Lebens: Licht und Wärme künſtlich ſind. Wir halten es aus; wir ſind nun einmal darauf eingeübt; aber nach jedem Winter iſt mir zu Muth als ſei ich leiblich und geiſtig zuſammengeſchrumpft und als müſſe ich im Frühling wieder ein Paar Zoll wachſen um mich in Uebereinſtimmung zu bringen mit der auferſtehenden Natur.

Im Süden erleidet ſie nicht dies troſtloſe Abſterben. Sie hat ihre Stürme, ihre Regentage; aber es ſind eben nur Tage, nicht Zeiten. Sie vertheidigt ſich, ſie kämpft, ſie läßt ſich nie ſo ganz überwältigen, daß die Vegetation aufhörte. Im Norden folgen Schnee und Eis auf die Novemberſtürme; im Süden blauer Himmel und ein Roſenflor.

Es war im November. Die ganze Villa Tranquilliana war wie mit einem Netz von Roſen überhimmliſchen Jeruſalem ſein, indem ſie „ein Herz und eine Seele“ in Gott war. Ein ſolches Beiſpiel war unwiderſtehlich; darum vergrößerte ſie ſich von Tag zu Tag ſo ſehr, daß die Pflege der Armen nicht genügend mehr von den Apoſteln beſorgt werden konnte. Es mußten ihnen eigene Pfleger beſtellt werden, ſieben Diakonen, denen die Apoſtel kraft ihres Prieſteramtes die Hände auflegten und mit Gebet ſie weiheten zu ihrem Amt, das dem Prieſtertum unterordnet war. Der erſte dieſer Diakonen war Stephanus, zugleich der erſte Blutzeuge für das Evangelium. Denn je höher die Sonne der Wahrheit ſtieg, um ſo bitterer wurde ſie von denen gehaßt, welche „die Finſternis mehr liebten als das Licht“: von den Prieſtern des alten Geſetzes, die hartnäckig in ihrem Unglauben verharrten, und von ihren Anhängern. Stephanus ward geſteinigt, eine große Verfolgung der Chriſten brach in Jeruſalem aus und Saulus, einer der glühendſten Verfolger, ward bald darauf durch die Hand Gottes erblindet zu Boden geſchmettert, um in Paulus umgewandelt zu werden und als ein Sehender in Chriſto aufzuerſtehen. Dieſe Verfolgung veranlaßte die Apoſtel, auf andere Saatfelder den evangeliſchen Samen auszuſtreuen. Philippus der Diakon ging nach Samaria, predigte und es bekehrte ſich und ließ ſich taufen. Dadurch war es eingetreten in die chriſtliche Gemeinde. Den heiligen Geiſt brachten aber erſt die Apoſtel den Bekehrten; Petrus, der mit Johannes zu ihnen zog, für ſie betete und ihnen die Hände auflegte; denn dieſe ſegnende Weihe, die Firmung, gehörte dem Amt des Oberhirten, des Biſchofs, an. Nun begann mehr und mehr das Wanderleben der Boten des Evangeliums; erſt in Judäa und den angrenzenden Ländern, dann weiter und immer weiter bis zu den Grenzen des damals bekannten Erdkreiſes; erſt zu den Juden, dann zu den Römern, den Griechen, den Barbaren, allen heidniſchen Völkern. Der erſte Heide, welcher die Glaubensbotſchaft empfing, war der römiſche Hauptmann Cornelius zu Cäſarea am Meer, und Petrus, der überall der Erſte war, um das Licht der Wahrheit zu entzünden, brachte ſie ihm. Die Häupter der Synagoge zu Jeruſalem erweckten inzwiſchen eine zweite Verfolgung der Chriſten und König Herodes-Agrippa, ließ Jacobus, den Sohn des Zebedäus, enthaupten und Petrus in Ketten legen. Ein Engel brach dieſe Ketten und führte Petrus aus dem Kerker; aber dieſe drohenden Anzeichen verkündeten das Schickſal, welches die Chriſten zu erwarten hatten. Das verſtärkte ihren Mut, reinigte ihren Glauben und entflammte ihre Liebe. Die Apoſtel zerſtreuten ſich von Jeruſalem, nachdem ihnen der heilige Geiſt ein Loſungswort eingegeben hatte, an welchem ſich in allen Teilen der Welt die Chriſten erkennen ſollten: ſie faßten gemeinſchaftlich das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis ab, das in den erſten Zeiten nicht aufgeſchrieben werden durfte, um jeden möglichen Verrat und Mißbrauch zu verhüten. Mit dieſer Parole zogen ſie in den Kampf für das Reich Gottes. Jacobus, des Alphäus Sohn, blieb als Biſchof in Jeruſalem. Petrus ging nach Antiochien, wo Paulus und Barnabas bereits eine Gemeinde gegründet hatten und wo man zuerſt die Gläubigen Chriſten nannte. Ihnen ſtand er als Biſchof vor und machte von dort häufige Reiſen nach Jonien, Griechenland und Jeruſalem.

Sein Bruder, der Apoſtel Andreas, ſoll das Evangelium nach Scythien und Thracien gebracht haben; Johannes nach Kleinaſien, wo er die ſieben Kirchen gründete, an welche in ſeiner geheimen Offenbarung die Schreiben gerichtet ſind; Philippus nach Phrygien; Bartholomäus nach Armenien; Thomas nach Perſien und dem tieferen Aſien; Simon von Cana nach Meſopotamien; Judas Thaddäus nach Judamäa und Arabien; Matthäus und Matthias nach Äthiopien. Alle ſtarben den Tod der Märtyrer, Johannes ausgenommen, der ſein Martyrium ſchon unter dem Kreuz des Heilandes ausgeſtanden hatte. Allmählich gehen dieſe großen leuchtenden Geſtirne unter; doch je mehr ſie dem Blick entſchwinden, um deſto heller laſſen ſie die Welt zurück.

Der gewaltigſte, der unwiderſtehlichſte Herold des Evangeliums war der frühere Verfolger desſelben, der Zögling, der Stolz und die Hoffnung der Synagoge, den Gamaliel, ihr berühmteſter Lehrer, gebildet hatte — Paulus. Der Heiland ſelbſt berief ihn vom Himmel zum Apoſtelamt und gab ihm dazu die Weihe des heiligen Geiſtes durch wunderbar göttliche Gaben, in denen alle Gegenſätze zur Vollkommenheit verſchmolzen waren, damit er „Allen Alles werden könne.“ Dieſe Kraft und dieſe Geduld, dies Feuer und dieſe Unermüdlichkeit, dieſe Erhabenheit und dieſe Demut, dieſe Erkenntnis und dieſer Glaube, dieſe Liebe und dieſe heilige Strenge, dieſe Freudigkeit und dieſer Ernſt, dies Sehnſuchtsvolle und dieſe

Entſagung, dieſer unausgeſetzte heiße Kampf um „die Krone der Gerechtigkeit“ (II im. 4, 14.), der ihm eine himmliſche Traurigkeit und eine ſelige Siegeszuverſicht gibt, dieſe unſäglichen Leiden des Kreuzes und dieſe überfließenden Tröſtungen im Gekreuzigten machen ihn in ſeinem Leben und in ſeinen Schriften zu einem Spiegel und Vorbild der erlöſten Menſchheit. Darum war ſein Einfluß unwiderſtehlich. Darum machte er Korinther keuſch und Römer demütig. Darum wanderte er raſtlos von einer Stadt zur anderen, von einem Lande zum anderen, predigend, taufend, ermahnend, belehrend, ſchreibend, warnend, drohend, liebend, allumfaſſend, allüberall die Flamme der heiligen Liebe, der himmliſchen Weisheit weckend und nährend. Darum war ihm, wie dem Lichtſtrahl, nichts unzugänglich, ſo daß er in Rom, mit der Kette an einen Soldaten gefeſſelt, in den Kaiſerpalaſt drang und gleichſam unter Nero's Augen und unter ſeinen Hausgenoſſen Bekehrungen wirkte. Und dies war derſelbe Saulus, der mit Wohlgefallen der Steinigung des Stephanus beiwohnte und wutentbrannt nach Damaskus zog, um anderen Chriſten ein ähnliches Schickſal zu bereiten! Der heilige Geiſt hatte den ſchwankenden Petrus in einen Felſen umgewandelt; der heilige Geiſt wandelte „das Kind der Nacht und der Finſternis“ in „einen Sohn des Lichtes und des Tages“ um. (I Theſſ. Kap. 5. V. 5.) Bei keinen anderen iſt die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes ſo überwältigend, ſo erneuernd, ſo anſchaulich, als bei dieſen beiden Apoſteln.

Rom und Jeruſalem.

Roms Anfang ward mit Bruderblut gedüngt. Die Häuptlinge einer kleinen raubluſtigen Volksbande, die Zwillinge Romulus und Remus, gründeten es am Fuß des kapitoliniſchen Hügels und Romulus erſchlug ſeinen Bruder, um allein die Herrſchaft auszuüben. Raub, Krieg, Blut blieb ſeitdem der Quell, aus dem Rom ſein Beſtehen ſchöpfte und ſeine Vergrößerung nährte. Zeurſt raubte es ſich Weiber, die Sabinerinnen, um Wurzel zu faſſen auf dem Erdboden; dann breitete es ſich allmählich weit und weiter aus, indem es Städte, Völker, Länder, Erdteile, endlich faſt die ganze damals bekannte Welt eroberte und ſich unterwarf. Es brauchte dazu gegen 800 Jahre. In dieſem ganzen, langen, wechſelvollen Zeitraum blieb es dem Charakter ſeines Urſprungs treu: herrſchſüchtig, ungerecht, ſtolz und verwegen. Eine gewiſſe rauhe und wilde Tugend, eine aufopfernde Liebe für's Vaterland, ein Feſthalten am Wort, ein Verſchmähen der äußeren Ehren und Sinnenfreuden gab in ſeiner beſten Zeit dem römiſchen Volk Kraft und Würde. Seine beſte Zeit war die, als es durch die Kriege mit Carthago in beſtändiger Wachſamkeit und Anſtrengung erhalten wurde. Damals lebten die Scipionen: dieſer Name faßte das Ehrenvollſte zuſammen, was von Rom geſagt werden kann. Nach der Eroberung und Zerſtörung Carthago's ward Roms Sieger und Herrſcherlauf immer kühner, immer gewaltiger, immer unwiderſtehlicher. Könige aus dem tiefen Aſien, aus dem inneren Afrika folgten in Ketten dem Siegeszug der Imperatoren, wenn ſie auf der Via Sacra triumphierend zum Tempel des Jupiter auf dem capitoliniſchen Hügel zogen, und Rom ſchwelgte in Übermut, Glanz und Wohlleben. In der herben Schule des Leidens, die den Menſchen in immerwährender Entſagung übt, können Völker und Individuen eher ohne Religion beſtehen, als unter dem entnervenden Einfluß des Glückes. Sowie Rom unter dieſen Einfluß trat, vermorſchte es innerlich, denn ihm fehlte das Fundament jeder ſittlichen Kraft, die Religion. Es hatte Götter und Tempel, Altäre und Prieſter in Überfluß, es ſchlachtete Opfertiere und ſtreute Weihrauch in Fülle; aber der Dienſt, den es ſeinen Götzenbildern widmete, war eine Form der Politik, oder ein Hebel der Herrſchermacht, oder ein Kultus und eine Beſchönigung menſchlicher Leidenſchaften der niedrigſten Art. Ohne Zügel, ohne Schranken, ohne Halt ſtürzte es in alle Gelüſte und Genüſſe, welche die Unterjochung der Welt dem Siegervolk darbot und ermöglichte. Roms Glück — war ſein Untergang; Roms Schätze — waren ſein Verderben; Roms Weltherrſchaft — war ſein Todesurteil; dieſe dreifache Bürde kann kein Menſch und kein Volk tragen ohne Gott. Dieſer Rieſenkörper ging mit Rieſenſchritten ſeiner Auflöſung entgegen und ſeine Zerſetzung war ſchon weit gedrungen, als der Erlöſer den Lebenskeim zu einer neuen Weltordnung legte. Der Lebenskeim der römiſchen Welt war Gewalt; aber ſie hielt nicht Stand; der Lebenskeim der chriſtlichen Welt ſollte die Liebe ſein; und ſie dauert fort und wird fortdauern in Ewigkeit. Alle Staatsformen hatte Rom durchgemacht. Als Königreich hatte es begonnen, um ſeine noch geringen Kräfte wie in einem feſten Kern zu ſammeln. Zu einer ariſtokratiſchen Republik war es übergegangen, als der Stamm ſicher aus dem Kern ſich erhob. Dann trat das demokratiſche Element hinzu und gewann allmählich dermaßen die Oberhand, daß Rom von Bürgerkriegen und Sklavenkriegen mehr und mehr zerriſſen, blutend unter Pöbelherrſchaft, ohnmächtig unter Diktatur ſank, und halbtot von Parteiungen, Blutvergießen und Verfolgungen, in der Unumſchränktheit eines Kaiſers Rettung vor der Vielherrſchaft gewalthaberiſcher Tyrannen ſah. Die Cäſaren legten Rom in Ketten, und Rom ließ es geſchehen, weil ſie vergoldet waren und weil alle ſie trugen. Bald lebten Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Greiſe und Jünglinge, Männer und Weiber, ſamt Hab und Gut, Würde und Ehre, Amt und Anſehen nur noch durch einen Blick, einen Wink der Kaiſer. Vor der Ausſicht auf kaiſerliche Gunſt und vor der Furcht vor kaiſerlichem Mißfallen ſchwieg jede Rückſicht, floh jedes Bedenken. Seneca, der weiſeſte Mann ſeiner Zeit, lobte unbefangen ſeinen Zögling, den Nero, wegen des vollbrachten Muttermordes. Der berühmteſte heidniſche Weltweiſe vermochte weiter nichts, als einen Menſchen mit guten natürlichen Anlagen, wie Nero war, zu einem Ungeheuer zu erziehen, deſſen Torheit und Tyrannei ſprichwörtlich geworden ſind! Es war Zeit, daß der arme Fiſcher von Galiläa nach Rom kam, um die Erziehung des Menſchengeſchlechtes nach einem neuen Geſetz zu beginnen. In einer unüberſehbaren Ebene, die im Norden und Süden grenzenlos mit dem Horizont zuſammenfloß, im Weſten vom mittelländiſchen Meer, im Oſten vom Sabiner- und Albanergebirg begrenzt wurde, breitete Rom mit einer Bevölkerung von ein Paar Millionen über ſeine ſieben Hügel am Tiber ſich aus. Die glücklichſte Lage für die Hauptſtadt der Welt! Ungehemmt konnte ſie mit dem ſteigenden Bedürfnis in der Ebene ſich ausdehnen; die Nähe des Meeres erleichterte die Verbindung und den Verkehr mit fremden Ländern; und das reizende Gebirg mit ſeinen Wäldern und Hainen, ſeinen Seen und Waſſerfällen bot den reichen und vornehmen Römern den lieblichſten Landaufenthalt.

An der öſtlichen Küſte dieſes nämlichen mittelländiſchen Meeres zog ſich der ſchmale Landſtrich Judäa hin, ein Pünktchen nur im Römerreich, aber ein wunderbares, von Gott verheißenes, von Gott geſegnetes Land — auch noch jetzt, nachdem ſich die Gnade davon zurückgezogen hat, ſtellenweiſe an der Küſte ein wunderſchönes Land. Da ſteigt aus den blauen Wellen der Carmel wie ein erhabener Altar auf, wie ein ewiges Denkmal jenes Altares, den dort der Prophet Elias errichtete, als er, der einzige Prophet des Herrn, vierhundert und fünfzig Baalspropheten voll heiligem Vertrauen herausforderte, ihr Opfer auf ihren Altar zu legen; er wolle ſeinerſeits dasſelbe tun, und weſſen Gott dann Feuer vom Himmel ſenden werde, um das Opfer zu verzehren, „derſelbe ſolle Gott ſein.“ (III Kön. 18, 24.) Baal regte ſich nicht; aber „der Gott Abrahams und Iſaaks und Israels“ erhörte ſeinen Propheten, ſchickte Feuer herab und verzehrte Brandopfer und Altar des Elias. Und das israelitiſche Volk, obwohl ſchon tief verderbt durch eigene Bosheit und Götzendienerei, ſo wie durch das böſe Beiſpiel ſolcher Könige, wie Achab und Jezabel, fiel aufs Angeſicht und ſprach: „Der Herr, er iſt Gott.“ Aber vor dem Opfer auf Golgatha ſprach es das nicht mehr!“ Und eine Tagreiſe ſüdlich vom Carmel liegt eine ganze Stadt in Schutt und Trümmer, aus denen man hie und da noch Türme, Tore, Waſſerleitungen und Mauern mühſam erkennt. Es ſind die Ruinen von Cäſarea am Meer, dem prächtigen Sitz des römiſchen Landpflegers von Judäa. Da bekehrte Petrus den Hauptmann Cornelius; da ward Paulus zwei Jahre von Felix gefangen gehalten; da verteidigte er ſich ſo glorreich vor dem Landpfleger Feſtus und dem König Herodes-Agrippa, daß letzterer zu ihm ſprach: „Beinah konnteſt du mich bereden ein Chriſt zu werden.“ (Apoſt. 26, 28.) Ach! nur eine andere Wendung der Frage des Pilatus: „Was iſt Wahrheit!“ — Skorpionen, Schlangen und Schakale hauſen jetzt in Cäſarea. Verfallene Brunnen und Ciſternen, einſtürzendes Mauerwerk machen es gefährlich, die ungeheure Ruine zu beſuchen, welche noch während der Kreuzzüge ein ſtarker, feſter Platz und Sitz eines Erzbiſchofs war. Noch ein paar Jahrhunderte und Cäſarea wird von der Erde verſchwunden ſein, denn das Meer unterwäſcht es immer tiefer und der Küſtenſand wird immer höher darüber aufgeweht. Und eine Tagereiſe ſüdlich von Cäſarea liegt auf einem Hügel, der ins Meer hineintritt, Jaffa, das bibliſche Joppe. Hier erweckte Petrus die Tabitha von den Toten; hier hatte er das Geſicht, welches die Heiden ohne den Umweg durch das moſaiſche

Geſetz unmittelbar zum Heil in Chriſtus berief; von hier aus ging er vielleicht nach Rom. Reizend liegt die Stadt zwiſchen Orangen- und Zitronengärten, deren Bäume ſich biegen unter der Fülle goldgelber Früchte und weißer duftender Blüten. Zwiſchen dem feinen grünen Laube der Granatbäume ſchimmern die rötlichen Granatäpfel. An den Dattelpalmen hängen in dicken Büſcheln die braunen Datteln; an den Bananen die ſichelförmigen gelblichen Früchte. Große Pflanzungen von Zuckerrohr erſtrecken ſich weit in die Ebene hinein; einzelne Palmen, Tamarisken und Terebinthen erheben ſich in dieſen Feldern, die mit Kaktus- und Akazienhecken eingefaßt ſind. Um die unförmlichen Zweige des Kaktus ſchlingen ſich Weinreben in zierlichen Gewinden und klettern zu den Spitzen der höchſten Bäume hinauf. Brunnen ſpenden überall reichliches Waſſer und um ihren feuchten Rand wächſt Oleandergeſträuch mit roſenfarbenen Blüten. Wie Überreſte von Salomons Gärten ſieht die ganze Landſchaft aus. Allmählich verlaufen ſich dieſe prächtigen Gärten in dem weiten Gefilde, welches ſich an der ganzen ſyriſchen Küſte, bald breiter bald ſchmäler, zwiſchen dem Meer und dem Gebirge von Judäa lagert. Das iſt die Ebene von Sacon, ein fruchtbares Ackerland. In ſieben Stunden durchſchneidet man ſie von Jaffa bis zum Fuß der Berge, die einen langen Höhenzug von Norden nach Süden bilden und aus zerriſſenem und zerklüftetem Kalkſtein, voll Schluchten und Höhlen, beſtehen. Am Abhange der Schluchten und in den ſchmalen Tälern liegen Dörfer mit Gärten und Haine von Ölbäumen, Steineichen und Tereſponnen. Sie rankten ſich um Säulen und Balkons des Hauſes, um Bogengänge und Bäume des Gartens, am üppigſten um eine Veranda, die am äußerſten Ende deſſelben am Rande einer Terraſſe lag, welche hart in die Tiefe herabfiel. Aber auch dieſe Tiefe iſt keine Ebene; ſondern in ungleichmäßigen, koloſſalen Stufen ſenkt ſich der Erdboden vom Vomero bis zum Meer hinab, und auf ihnen liegt die große, volkreiche, lärmende, ewig heitere Stadt Neapel ausgebreitet. Allein von da oben herunter geſehen verſchwindet der tumultuariſche Eindruck den eine ſolche Stadt machen müßte vor der großartigen Majeſtät des Meeres, zu dem die ganze Küſte ſich verhält wie eine köſtliche Stickerei am Saum eines Feſtgewandes.

Clelia und Gundaccar ſaßen in der Veranda; Tranquillina beſchäftigte ſich im Garten mit der Pflege einer Voliere voll Lachtauben. Die Sonne neigte ſich dem Poſilipp zu um bald hinter ihm zu verſinken, und ihre glanzvollen, ſchrägen Stralen fielen wie ein langer, heißer, ſehnſuchtsvoller Liebesblick auf die üppige Küſte von Sorrent die unter ihm zu erglühen ſchien. Einſam in der Mitte des Golfs ſtieg die Inſel Capri wie eine Zauberklippe von Amethyſt aus dem warmen Blau des Meeres empor.

binthen, aber ſpärlich. Der Kamm des Gebirges iſt ganz unwirtbar und kahl. Man erreicht ihn, indem man immer in eine Schlucht hinab- und auf der entgegengeſetzten Seite eine Berglehne hinanſteigt, in drei und einer halben Stunde. Oben breitet ſich eine weite Hochebene mit leicht gehügeltem Boden aus: da liegt Jeruſalem auf ſeinen heiligen Hügeln! Im Oſten der Morija, wo Abraham bereitwillig ſeinen Iſaak zum Opfer ſchlachten wollte und wo Salomon ſpäter den Tempel erbaute; im Süden der Berg Sion, mit Davids Burg, dem Palaſt der Könige; im Norden der minder hohe Acra und Bezetha. Den alten Umfang der Stadt kennt man nicht; nach der Eroberung durch die Römer ward ſie ſo gründlich geſchleift, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Sie hatte aber natürliche Grenzen für ihre Ausdehnung, indem der Berg Sion ſüdlich mit einer ganz ſchroffen ſteilen Felſenwand in das enge wilde Tal Benhinnon abfällt, und der Morija öſtlich ebenſo ſchroff und tief in die Schlucht des Baches Cedron, der zwiſchen der Stadt und dem Ölberg fließt. Der Umfang muß aber nach Norden, der Ebene zu, ſehr beträchtlich geweſen ſein, da Jeruſalem während ſeiner alljährlichen religiöſen Feſte gegen drei Millionen Menſchen beherbergte. Der Tempel war der Mittelpunkt der Stadt, des Landes, des Volkes, eines jener rieſenhaften Gebäude, wie man ſie jetzt nur noch aus ähnlichen Tempelruinen des Orients kennt. Der innerſte Raum, das Allerheiligſte, welches die Bundeslade mit den beiden Geſetztafeln des Moſes enthielt, war der Kern des Ganzen. Säle und Hallen zu verſchiedenen Zwecken des Gottesdienſtes und für Prieſter, Leviten und Schriftgelehrte beſtimmt, umgaben es zunächſt und bildeten den eigentlichen Tempel. Um ihn lag ein weiter Vorhof, den ein bedeckter Säulengang umfing und der Vorhof der Weiber hieß, weil dieſe nicht den Tempel ſelbſt betreten durften. Und um dieſen erſten Vorhof lag noch ein ähnlicher zweiter, der Vorhof der Heiden; ſo daß das ganze Gebäude in drei Abteilungen zerfiel, die ſich teraſſenweiſe mit breiten Treppen übereinander erhoben und mit prächtigen Pforten gegen einander geſchloſſen waren. In dem äußerſten Vorhof, dem der Heiden, hatten die Verkäufer ihren Stand und trieben dort ein ſolches Unweſen mit ihrem Handel, daß der Heiland ſie hinaustrieb. Wenn es in der hl. Schrift häufig heißt: Sie gingen hinauf gen Jeruſalem oder zum Tempel: ſo iſt das die richtige Bezeichnung für die Lage der Stadt und des Tempels. An dieſem Tempel hing das Volk mit einer fanatiſchen Liebe. Dieſe Mauern, dieſe Hallen, dieſe Säulen wurden ihm dermaßen zum Heiligtum, daß es der vorbildlichen Beſtimmung des Tempels gänzlich vergaß. Bevor der Sohn Gottes in die Welt kam, wurden nur hier die gottgefälligen Opfer vollzogen, blickte nur auf dieſe Stätte der Anbetung das Auge Jehovas ſegnend herab. Dieſer Auserwählung ſollte nun das israelitiſche Volk verluſtig gehen! Sein erhabenes Recht ſollte es verlieren! Andere Stätten und Tempel ſollten gleicher Ehre gewürdigt werden! Es brachte nicht in Anſchlag, daß es an übernatürlichen Gaben gewann, was es etwa an irdiſchen Vorzügen verlor. Es vergaß, daß die Zeit da war, von welcher der Heiland zu der Samariterin am Brunnen geſagt hatte: Es kommt die Stunde, da ihr weder auf dieſem Berge, noch zu Jeruſalem den Vater anbeten werdet." (Joh. 4, 21.) Je ſchwächer, ſchwankender und unvollkommener des Volkes Glaube an Gott und ſein Wort wurde, deſto feſter klammerte es ſich an ſeinen Tempel. Dieſe Liebe ward durch den Haß gegen die drückende Oberherrſchaft der Römer und gegen deren Götzendienſt noch mehr entzündet. Obwohl das israelitiſche Volk von jeher zeitweiſe und teilweiſe in die Anbetung der Götzenbilder verfallen war, ſo war dieſe doch dem beſſeren Teil ein Greuel und nicht umſonſt hatten ſeine Propheten dagegen geeifert. Nun mußte es dieſen Greuel in ſeiner nächſten Nähe dulden und ſehen, wie die Römer ihren Götzenbildern Opfer darbrachten, wie die römiſchen Soldaten ihre Legionsadler aufpflanzten und anbetend vor ihnen niederfielen; und überdas immer des Augenblicks gewärtig ſein, da es einem der Kaiſer einfallen werde, auch vom israelitiſchen Volke göttliche Anbetung für ſein Standbild zu fordern. Das geſchah wirklich von Caligula. Er befahl eine prächtige Statue von ihm anzufertigen, im Tempel aufzuſtellen und als Jupiter anzubeten. Als König Herodes-Agrippa, der ſich damals in Rom aufhielt, dieſen Befehl vernahm, fiel er in Ohnmacht und blieb einen ganzen Tag beſinnungslos, ſo daß Caligula zornig ſprach: „Wenn dieſer, der mein Freund und mir ganz ergeben iſt, beinahe ſtirbt vor Schmerz über dieſe Maßregel, was werden andere dann tun?" Auch empfing er ſehr ungnädig und höhniſch die jüdiſche Geſandtſchaft, die um Rücknahme des Befehls zu bitten nach Rom kam, und fragte: „Alſo ihr zieht euren Gott, den niemand kennt, mir vor, den die ganze Welt als Gott anbetet? Welche Feinde der Götter und des Kaiſers müßt ihr ſein!“ — Sie verſicherten, ſie wären nicht ſeine Feinde, ſie hätten dreimal Hekatomben für ihn geopfert, für ſeinen Thron, ſein Leben und ſeine Siege. Der Kaiſer antwortete: „Daß ihr für mich opfert, iſt mir ganz gleichgültig; mir ſollt ihr opfern.“ — Die Abgeodneten ſchauderten, brachten es aber mit Agrippa dahin, daß Caligula von ſeinem Begehren vor der Hand abſtand. Er ließ nun ſeine Statue von vergoldetem Erz in Rom anfertigen und nahm ſich vor, ſie heimlich nach Jeruſalem ſchaffen und eines Tages in aller Stille im Tempel aufſtellen zu laſſen. Ehe es dahin kam, ward Caligula ermordet.

Doch nicht dieſe Anhänglichkeit an den Tempel und dieſer Abſcheu vor Götzenbildern genügte zum Heil des jüdiſchen Volkes; es ſollte glauben an den Sohn Gottes, den Sohn der Jungfrau, das geopferte Lamm — wie die Propheten es verkündet hatten; und dagegen verhärtete es ſich. Rom mit all ſeinen Miſſetaten und Miſſetätern, die Stadt der Götzen und Götzendiener, ward gerettet, umgewandelt, erneuert, verherrlicht; denn es glaubte. Jeruſalem, die Stadt Gottes, des Tempels und der Propheten ging gräßlich unter; denn es glaubte nicht. Welche Lehre und welche Warnung!

Nero und die Chriſten.

Da wo die heidniſche Welt den Thron ihrer Macht aufgeſchlagen hatte, mußte ſie durch Entſagung, Demut und Leiden bekämpft werden. Darum führte der Geiſt Gottes den Petrus von ſeinem Biſchofsſitz zu Antiochien nach Rom, wo er in Dunkelheit und Verachtung als erſter Biſchof von Rom und als Oberhaupt der ganzen chriſtlichen Kirche, lehrend, predigend, taufend, tröſtend bis zu ſeinem Tode wirkte, ohne jedoch ſeine Reiſen nach Kleinaſien und Syrien aufzugeben. Sein Begleiter war der Evangeliſt Marcus, den er ſpäter als Biſchof nach Alexandrien ſchickte. Zu ſeinem Nachfolger auf dem Stuhl zu Antiochien hatte er einen anderen ſeiner Schüler, den Evodius, ernannt. Dieſe beiden Städte waren für den Oſten und Süden des römiſchen Reiches, was Rom ſelbſt für das Ganze war: Hauptſitze des Reichtums, des Wohllebens, der Verderbtheit — ſo recht das Feld apoſtoliſcher Wirkſamkeit. Weil die chriſtlichen Gemeinden in ihnen zum Apoſtelfürſten in nächſter Beziehung ſtanden, empfingen ihre Biſchöfe die Würde der Patriarchen, als Ausfluß des Primats des hl. Petrus, deſſen Fülle an den römiſchen Stuhl gebunden war. Als daher im fünften Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung Kaiſer und Konzil zu Konſtantinopel für ihren Biſchof die Würde des Patriarchen wünſchten, erſuchten ſie einen Nachfolger des hl. Petrus um die Gnade, ihm dieſelbe zu erteilen. So unbezweifelt und unangetaſtet war von der Entſtehung der Kirche an das Primat zu Rom.

In dieſem Babylon — wie Petrus in ſeinem erſten Brief nach damaligem Gebrauch der Chriſten Rom nennt — erduldeten die Chriſten durch Nero ihre erſte ſchwere Verfolgung. Sie wurden allgemein gehaßt: von den Juden, weil Unterdrücker immer ihre Opfer haſſen und verleumden, um der Unterdrückung den Anſchein gerechter Strafe zu geben; von den Heiden, weil ſie die Chriſten für eine ganz gottloſe, jüdiſche Sekte hielten, für verbrecheriſche Atheiſten, die an keine Götter glaubten, die bei ihren religiöſen Myſterien greuliche Orgien und unmenſchliche Grauſamkeiten begingen. Dieſe ſeltſamen Beſchuldigungen hatten ihren Urſprung darin, daß die Chriſten keine Opfer darbrachten, die heidniſchen Tempel flohen, gemeinſchaftliche Liebesmahle, deren Bedeutung die Heiden nicht kannten, nach ihrem Gottesdienſt hielten und in der Euchariſtie das Fleiſch und Blut Jeſu genoſſen. Von dieſen heiligen Geheimniſſen, welche die Chriſten freilich in tiefſter Verborgenheit feierten, um ſie vor Entweihung zu ſchützen, mochte dennoch irgend eine Andeutung kund geworden ſein, welche alsbald von den Heiden ſinnlich natürlich aufgefaßt ward. Chriſten galten ihnen daher für den Auswurf der Menſchheit, für eine miſſetäteriſche Sekte, welche ein abgefallener Jude geſtiftet und dafür die gerechte Strafe des Todes am Kreuz in Jeruſalem, als Tiberius Kaiſer war, empfangen hatte. Mit Menſchen, auf denen der Abſcheu der ganzen Welt laſte, brauche man nicht viel Umſtände zu machen — meinte Nero.

In einer ſeiner tyranniſchen Launen ließ er plötzlich Rom, ſeine Reſidenz, die Hauptſtadt ſeines Reiches, an allen vier Ecken anzünden. Der Brand dauerte ſechs Tage und mit ſolcher Wut, da niemand löſchen durfte, daß von den vierzehn Quartieren, in welche Rom damals geteilt war, nur vier unberührt von den Flammen blieben. Drei wurden gänzlich zerſtört und ſieben in Schutthaufen verwandelt, aus denen da und dort einiges Mauerwerk ſich erhob. Nero weidete ſich an dieſem entſetzlichen Schauſpiel von der ſicheren Höhe eines Turmes herab, zog theatraliſche Kleider an und deklamierte ein Gedicht über die Zerſtörung Troja's. Als er der Sache überdrüſſig war, kam er der Not des betrübten und empörten Volkes zu Hilfe, ließ Hütten aufſchlagen, Gerätſchaften austeilen, Korn billig verkaufen; auch die ſybilliniſchen Bücher befragen, durch welche Opfer die Götter zu verſöhnen wären. Aber dies alles beſänftigte nicht das aufgeregte Volk. Nun beſchuldigte Nero die Chriſten dieſer Untat. Doch ſo ſehr man ſie verabſcheute, man glaubte ihm nicht und hielt ihn nach wie vor für den Urheber. Er aber verfuhr, als ob ſie alle des Verbrechens überwieſen wären, ließ anfangs einige, die ſich öffentlich als Chriſten bekannten, gefangen nehmen, dann mehr und mehr nachforſchen und erſpähen, bis eine außerordentlich große Menge beiſammen waren, über die er dann ſämtlich das Todesurteil fällte. Mit den gräßlichſten Martern wurde es vollzogen. Die einen wurden gekreuzigt; die anderen mit Tierfellen bedeckt, von Hunden gehetzt und zerriſſen; noch andere wurden in langen Reihen auf Pfähle geſteckt, mit Kleidern bedeckt, die in Pech getaucht waren, dann zündete man ſie an und ſie dienten in der Nacht als Fackeln, indem ſie langſam verbrannten. Das benutzte Nero zu einem Feſt eigener Art. Er ordnete in ſeinen Gärten die Spiele des Zirkus für die Nacht an und führte ſelbſt im Wettkampf einen

Wagen bei dieſer ſchauerlichen Beleuchtung. Die Hefe des niedrigſten Volkes umgab ihn und klatſchte ihm Beifall. Doch alle, in denen noch eine Spur von Menſchlichkeit war, verabſcheuten Nero um ſo mehr, weil ſie einſahen, daß er die Chriſten aus Grauſamkeit und nicht wegen des öffentlichen Wohles umbringen ließ. Dieſe erſte allgemeine Verfolgung fand im Jahre 64 der chriſtlichen Zeitrechnung ſtatt; einzelne waren bereits, wie Stephanus und Jakobus zu Jeruſalem, an anderen Orten auf Anſtiften der Juden wie der Heiden umgekommen. Petrus ſcheint damals gerade nicht in Rom ſich aufgehalten zu haben; auch Paulus nicht, ſonſt wären ſie ſchwerlich dem Nero entgangen. Gott brauchte ſie noch ein paar Jahre, um den Samen des Evangeliums von neuem in Rom auszuſtreuen und ihr Werk hatte einen ſolchen Segen, daß die chriſtliche Gemeinde bald zahlreicher war als zuvor. Unter Gewittern gedeiht die Saat am beſten.

Eine der wahnwitzigſten Leidenſchaften Nero's war die für Zauberkünſte. An Leute, die ſich für Zauberer ausgaben, verſchwendete er ungeheuere Summen, denn er wollte durchaus zaubern lernen, um den Göttern gebieten zu können. Im Jahre 66 befanden ſich in Rom, wie eine alte Überlieferung erzählt, ein Menſch, der wegen ſeiner Künſte Simon der Zauberer genannt ward. Er verſprach dem Nero, in ſeiner Gegenwart einen Flug durch die Luft zu machen und dann den Kaiſer in dieſer wunderbaren Kunſt zu unterrichten. Als das Schauſpiel beginnen ſollte, befand ſich unter der ungeheueren Volksmenge auch der Apoſtel Petrus. Da Simon ſich ſtets bemühte, ſeine Gaukeleien den Wundern der Apoſtel gegenüber zu ſtellen, und zwar ſo, daß die ſeinen als Werke des Lichtes, die ihren als Künſte feindlicher Dämonen zu betrachten wären: ſo begab ſich Petrus ins Gebet, während jener ſeine Vorbereitungen zum Fluge machte. Wirklich begann Simon ſich etwas in die Lüfte zu erheben unter dem Beifallsgeſchrei des Volkes, das ganz geneigt ſchien, als einen Gott ihn anzubeten. Doch das Gebet des Petrus wurde erhört, und derjenige, welcher ſich anmaßte, die Kräfte der Natur zu ſeiner eigenen Ehre, nicht zur Ehre Gottes zu beherrſchen, ſtürzte aus der Höhe, brach die Beine, ward den Zuſchauern zum Geſpött und gab ſich bald darauf ſelbſt den Tod. Nero fing nun an, die Zauberer zu verachten und zu verfolgen, und da man die Chriſten wegen der Wunder, die zwiſchen ihnen geſchahen, und wegen ihres reinen entſagenden Lebens für Verbündete der Dämonen hielt, für Schwarzkünſtler, die es vielleicht auf den Untergang Roms abgeſehen hätten: ſo wendete ſich die Verfolgungswut des Tyrannen aufs neue wider die Chriſten und beſonders wider deren Oberhaupt. Bei den Anzeichen des drohenden Sturmes flehten die Gläubigen mit Tränen ihren heiligen Biſchof an, Rom zu verlaſſen und ſein für die Kirche ſo koſtbares Leben in Sicherheit zu bringen. Der gute Hirte erfüllte den Wunſch ſeiner zagenden Herde; er konnte glauben, daß ſeine Stunde noch nicht gekommen ſei. Doch kaum hatte er die Stadt im Rücken, als ihm auf der Stelle, wo jetzt das Kirchlein Domine quo vadis ſteht, der Heiland erſchien, und ihm auf die Frage, wohin er gehe? antwortete: „Nach Rom, um mich von neuem kreuzigen zu laſſen." Petrus verſtand ſogleich die Bedeutung dieſer Worte, daß der Herr nicht in ſeiner Perſon, ſondern in ſeinem Stellvertreter die Kreuzigung erwarte — und freudig kehrte er in die Stadt zurück. Die Chriſtenverfolgung begann nicht bloß in Rom, ſondern in allen Provinzen und zwar aus dem Grunde, weil überall und alle Tage das Volk in Maſſe vom Götzendienſt abfiel und zu dem neuen Glauben ſich bekannte. Dieſen neuen reinen, himmliſchen Glauben, den ein Nero tödlich haſſen mußte, wenn er ſich nicht zu demſelben bekehrte, wollte er vernichten und erließ daher den Befehl, daß alle Chriſten, welche bisher im ganzen römiſchen Reich als eine jüdiſche Sekte geduldet worden waren, fortan ausgerottet und getötet werden ſollten. Nero hoffte das ganze Gebäude dieſer Religion über den Haufen zu werfen, wenn er nur erſt die zwei Säulen derſelben, die Apoſtel Petrus und Paulus, umgeſtürzt habe. Er ließ ſie einkerkern in den Mamertiniſchen Gefängniſſen, die unterirdiſch am Fuß des Kapitols liegen. In dieſer Gefangenſchaft und im Hinblick auf ſeinen nahen Tod ſoll Paulus ſeinen letzten Brief, den zweiten an Timotheus, geſchrieben haben, in welchem er ſo freudig ſagt: „Ich werde ſchon geopfert und die Zeit meiner Auflöſung iſt nahe. Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt." Bis zum letzten Atemzug wirkten ſie für das Reich Gottes. Petrus bekehrte im Kerker die beiden Hauptleute ſeiner Wache, Proceſſus und Martinianus, nebſt mehreren Soldaten. Als er ſie taufen wollte, ſoll wunderbarerweiſe der Quell entſprungen ſein, Clelia beſchäftigte ſich mit der unſchuldig lieblichen Arbeit ihrer erſten Jugend: ſie machte Blumen zum Altarſchmuck. Bisweilen ließ ſie die Hände im Schooße und ihr ſchönes gedankenvolles Auge auf dem Bilde ruhen das ſich vor ihr ausbreitete.

„Und immer iſts dieſe Capri-Inſel, die meinen Blick feſſelt! ſagte ſie nach einer Pauſe. Es ſchwebt ein talismaniſcher Zauber um dies wunderbare Eiland! ob es nicht der Thron der Circe war?“

„Davon meldet die Fabel nichts, erwiderte Gundaccar, aber die Geſchichte bezeichnet ſie als den Thron des Tiberius.“

„Wenn der mir einfällt, ſagte Clelia, ſo gleiten meine Gedanken fort und fort nach Oſten, an die andere fernſte Küſte dieſes Meeres. Als Tiberius in den Grauſamkeiten und Wollüſten von Capri lebte, der Herr und Tyrann einer untergehenden Welt — lebte Chriſtus, der Herr und Erlöſer einer aufgehenden, in dem fernen Galiläa; — und ſeitdem wandte ſich die Menſchheit vom Dienſte falſcher Götter zur Verehrung des wahren Gottes. Das tröſtet mich über die heidniſchen Greuel.“

Gundaccar theilte nicht ihren chriſtlich frommen Abſcheu vor dem Heidenthum. Er ſagte:

der bis zur Stunde in den Mamertiniſchen Gefängniſſen gezeigt wird. Der 29. Junius des Jahres 66 oder 67 war der Tag, der dieſen beiden Männern, den glorreichſten, die je gelebt haben, „die Krone der Gerechtigkeit“ brachte. Petrus ward gegeißelt und gekreuzigt, und zwar, wie die Tradition ſagt, mit dem Kopf nach unten. Paulus, der ein römiſcher Bürger war, wurde ohne weitere Marter und Beſchimpfung einfach enthauptet. Vor ſeiner Hinrichtung ſprach er nach allen vier Himmelsgegenden den Namen Jeſus aus. Die heiligen Überreſte des Petrus wurden auf dem Vatikaniſchen Hügel beſtattet und die des Paulus auf dem Wege nach Oſtia. Jetzt erheben ſich die erhabenſten Baſiliken der Welt über den heiligen Gräbern, aber die Verehrung der Gläubigen ward ihnen vor achtzehnhundert Jahren ſchon ebenſo zu teil wie jetzt. Immer fanden die Chriſten Troſt, Freude und Ermunterung darin, am Grabe der heiligen Apoſtel zu Rom zu beten. Die heiligen Kirchenväter Chryſoſtomus und Auguſtinus erzählen im vierten Jahrhundert, wie wunderbar es ſei in Rom zu ſehen, daß die Gewaltigſten und Mächtigſten der Welt, Könige, Fürſten und Krieger, demütig an dem Grabe eines Fiſchers und eines Teppichwirkers auf die Knie fielen und um die Fürbitte derjenigen fleheten, die vor einer Reihe von Jahren verachtet, gemißhandelt, gemartert und wie niedrige Verbrecher getötet worden waren. Die Verehrung der Heiligen beginnt mit der Kirche ſelbſt.

Ein herrliches Gefolge von Blutzeugen ſchloß ſich dem Martertode des Petrus und Paulus an. Geißeln, wilde Tiere, Kreuzigung erwarteten ſie.

Proceſſus und Martinianus mit ſiebenundvierzig römiſchen Soldaten waren unter ihnen und auch andere Kirchen rühmen ſich ihrer Blutzeugen aus der Neroniſchen Zeit, namentlich Mailand ſeiner Märtyrerfamilie Vitalis und Valeria nebſt deren zwei Söhnen Gervaſius und Protaſius, und ſeines Celſus und Nazarius; Ravenna ſeines Apollinaris; Aquileja ſeines Hermagores und Fortunatus. Von dem Tode des Apoſtels Andreas berichtet die Tradition, er habe um das Jahr 70 zu Patras in Achaja ſtattgefunden, wohin er auf ſeinen apoſtoliſchen Wanderungen gedrungen ſei. Der römiſche Landpfleger Aegeas verurteilte den heiligen Apoſtel zur Kreuzigung an einem Kreuz, das die Form des Buchſtabens X hat und noch jetzt Andreaskreuz heißt. Bei dem Anblick desſelben rief er freudig: „Sei mir gegrüßt, du durch den Leib Jeſu geheiligtes und durch ſeine Glieder wie durch reine Edelſteine geſchmücktes Kreuz! Seit mein Herr an dir gehangen, flößt du mir ſtatt Furcht Liebe ein. Schon lange verlangt mich nach dir! Hebe mich auf deinen Armen zu meinem Meiſter empor. Er, der durch dich mich erlöſt hat, möge auch durch dich mich aufnehmen.“ Die Heiligen unterlagen und die Neronen triumphierten. Welch eine Welt mußte das ſein, deren Machthaber es für notwendig hielten, ſolche Menſchen von ſolcher Tugend zu vernichten! Aber durch ihren Tod ſelbſt beſiegten die Heiligen die Neronen; denn ſie ſtarben in Chriſtus, und er hat geſagt: „Seid getroſt! ich habe die Welt überwunden.“ Und die Viſion, welche der heil. Evangeliſt Johannes hatte, als er ſchrieb: „Ich ſah die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, herabſteigen von Gott aus dem Himmel, zubereitet, wie eine Braut für den Bräutigam geſchmückt iſt.“ (Apoſtg. 21, 2.) Dieſe Viſion verwirklichte die chriſtliche Kirche vor aller Augen. Dieſe Treue des Glaubens, dieſe Unſchuld des Lebens, dieſe Reinheit der Sitten war den Heiden und Götzendienern etwas ſo Neues, Unbegreifliches, daß es eine Art von Bezauberung über ſie ausübte, und daß viele ihre Götter verließen, nachdem ſie Chriſten hatten martern und ſterben, ja ſchon nachdem ſie dieſelben nur hatten zum Tode führen ſehen. Und ebenſo wunderbar wie ſie ſtarben, lebten ſie auch. Ein unbekannter Schüler der Apoſtel ſagt von ihnen in einem Brief an Diognet, einen vornehmen Heiden, den er für das Chriſtentum zu gewinnen ſucht:

„Die Chriſten bewohnen ihr Vaterland, aber wie Pilger. Sie nehmen teil an allen Laſten wie Bürger und haben alles zu leiden wie Fremdlinge. Jedes Land wird ihnen zur Heimat, und jede Heimat iſt ihnen die Fremde. Sie leben im Fleiſch, aber nicht nach dem Fleiſch, und auf der Erde, als ob ſie im Himmel lebten. Sie gehorchen den Geſetzen, aber ihr Leben iſt erhabener als alle Geſetze. Sie lieben die ganze Welt und die ganze Welt verfolgt ſie. Man kennt ſie nicht und man verdammt ſie. Man tötet ſie und ſie finden ein neues Leben. Sie ſind arm und bereichern viele; ſie beſitzen nichts und haben alles im Überfluß. Man beſchimpft ſie und die Schmach wendet ſich ihnen zur Ehre; man verleumdet ſie und man huldigt ihrer Tugend; man beleidigt ſie und ſie ſagen Dank. Sie tun Gutes und man ſtraft ſie, aber ſie freuen ſich der Strafe. Ihre Feinde können nicht ſagen, warum ſie eigentlich ſie haſſen. Was die Seele dem Körper iſt, ſind die Chriſten der Welt. Die Seele wohnt im Körper, ohne dieſer Körper zu ſein: ſo wohnen die Chriſten in der Welt, ohne zur Welt zu gehören. In dem ſichtbaren Leibe lebt die Seele unſichtbar: ſo ſieht man auch nicht den Geiſt der Religion, der die Chriſten belebt. Das Fleiſch haßt die Seele und führt Krieg wider ſie; nicht weil ſie ihm Böſes tut, ſondern weil ſie zu verhindern ſucht, daß es ſeiner böſen Luſt nachgehe; ſo haßt die Welt die Chriſten nur darum, weil dieſe ihren Freuden entgegen ſind. Die Seele liebt den Körper, der ſie haßt: die Chriſten lieben alle, von denen ſie gehaßt werden. Die Seele iſt wie eingekerkert im Leibe, aber ſie erhält ihn; die Chriſten ſind in der Welt wie in einem Kerker, aber ſie halten die Welt zuſammen. Je mehr die Seele in Entbehrung und Abtötung geübt wird, umſo beſſer wird ſie; je mehr man die Chriſten täglich zum Martertode ſchleppt, um deſto zahlreicher werden ſie.

„Gott ſelbſt hat ihnen auf der Erde dieſe erhabene Stellung angewieſen, denn ihre Lehre iſt nicht von dieſer Welt. Gott ſelbſt, der Allmächtige, der Schöpfer des Alls, hat vom Himmel ſeine Wahrheit herabgeſendet, das ewige Wort. Er hat es geſendet, nicht um Tyrannei über die Menſchen zu üben, ſondern Huld und Liebe: ſo wie ein König ſeinen königlichen Sohn ſchickt. Er hat es geſendet als Gott, um die Willigen zu retten, nicht um ſie zu zwingen; denn Gewaltſamkeit liegt nicht im Weſen Gottes. Er hat es geſendet wie jemand, der ruft und der liebt.“

Die Griechen, die Römer, die Heiden und Barbaren, Europa, Afrika und Aſien hörten den Ruf und folgten der Liebe. Jeruſalem hörte nicht, folgte nicht. Die Wahrheit war in der Welt; nicht mehr als Verheißung, ſondern als Wirklichkeit; ihre Vorbilder mußten ſchwinden, weil ſie fortan unnütz waren. Jeruſalem mit ſeinem Tempel, ſeinem Opfer und ſeiner Herrlichkeit war nur Vorbild einer herrlicheren Wirklichkeit; doch betört und verblendet wendete es ſich von ihr ab und wählte ſich freiwillig das Verderben. Über der ganzen Welt brach das Licht an und alles freute ſich der neuen, ſegenreichen, troſt- und gnadenvollen Zeit. Aber Jeruſalem behielt ſein ſteinernes Herz. Nun denn! „So ſpricht Gott der Herr: Wenn alles Land ſich freut, will ich dich zur Wüſte machen.“ (Ezech. 35, 14.)

Zuſtand des jüdiſchen Volkes vor dem Kriege mit Rom.

Der Zuſtand des jüdiſchen Volkes unter der römiſchen Oberherrſchaft ſank immer tiefer und tiefer in die unerträglichſte Sklaverei hinein. Dauernd frei war es ſchon ſeit Jahrhunderten nicht mehr. Die Bewegungen größerer Völker unter eroberungsluſtigen Herrſchern, um Reiche zu bilden oder auszudehnen, riß die kleineren in den Strudel hinein. Aus der ſiebenzigjährigen Gefangenſchaft zu Babylon entließ Cyrus, der Perſerkönig, die Juden, nachdem er das alte aſſyriſch-mediſche Reich umgeſtürzt hatte. Sie zogen unter dem Zorobabel nach Judäa zurück und bauten Jeruſalem und den Tempel von Grund aus neu. Die Gefangenſchaft in Babylon hatte ſie inſofern gekräftigt und im Glauben gereinigt, daß ſie ſeitdem nicht mehr wie früher der Abgötterei ſich ergaben und Götzendienſt trieben. Allein ihre Sehnſucht nach der verlaſſenen Heimat war doch nicht mit der Treue gepaart, welche fremde Sitten und heidniſche Einflüſſe ſtreng abgewieſen hätte. Mit fremdartigem Weſen vermiſcht, das vorzugsweiſe ihre Ehen mit heidniſchen Weibern ihnen zuführte, nahmen ſie wieder Beſitz vom Lande ihrer Väter. Aber der Perſer behielt eine Oberhoheit über ſie. Als Alexander die perſiſche Macht zerſtörte, legte er ſeinen Zepter auch auf Judäa, und als nach ſeinem Tode ſeine Feldherren ſich teilten in der Beute des Löwen, ward es anfangs den Ptolomäern zu teil, die ſich in Egypten zu Königen machten. Doch als auf den Thron der Seleukiden in Syrien der eroberungsdurſtige Antiochus der Große kam und die Grenzen ſeiner Macht zu erweitern ſtrebte, da unterwarf er auch Judäa und ſein Sohn Antiochus Epiphanes überzog es mit unheilvollem Kriege, der ſo traurig endete, daß Jeruſalem erobert und geplündert, der Tempel ausgeraubt, der alte Gottesdienſt unterſagt und der heidniſche geboten wurde. Im Jahre 175 vor der chriſtlichen Zeitrechnung fanden dieſe Ereigniſſe ſtatt und erfüllten das jüdiſche Volk mit bitterer Verzweiflung, denn es ſah ſich durch unerhörte Bedrückungen zugleich ſeiner Religion und ſeines Wohlſtandes beraubt. Da erhob ſich gegen das unſinnige und tyranniſche Vorhaben des Königs der Prieſter Matathias, aus dem hohenprieſterlichen Geſchlecht der Asmonäer, dem ſich das unzufriedene Volk anſchloß. Er kämpfte ſiegreich für die Religion und das

Vaterland, und nach ſeinem Tode ward der Kampf von ſeinen fünf Söhnen fortgeſetzt. Einer derſelben, Judas, empfing wegen ſeiner außerordentlichen Waffentaten den Zunamen der Hämmerer, (Makkabi) der Machabäer, und ſein Neffe Hyrcan I. errang nach großen Anſtrengungen und anfangs mit widrigen Schickſalen ſtreitend, die Unabhängigkeit Paläſtinas von dem ſyriſchen Reich. Hyrcan war der letzte König der Juden, der nach dem Sinne Gottes handelte, fromm, weiſe, mäßig, kräftig. Er züchtigte die Überfälle der umliegenden Völker und unterjochte die Idumäer, die Erbfeinde Israels, die Nachkommen des Eſau. Er erkannte das Verderben, welches die Phariſäer dem jüdiſchen Volk brachten, dieſe Sekte, die ſich einer beſonderen Kenntnis und ſtrenger Ausübung des moſaiſchen Geſetzes rühmte, in der Tat aber es entgeiſtete und zu einem Leichnam machte; daher hob er die Satzungen ihrer vorgeblichen Erblehre auf. Doch mit dem Tode dieſes großen, guten, heldenhaften Königs erſtarb mehr und mehr der echte alte jüdiſche Geiſt. In der Herrſcherfamilie und im Lande brachen Zwiſtigkeiten und Unruhen aus und der verderbliche Phariſäismus kam wieder allmählich zu immer größerem Anſehen, indem er die erſchlafften Gemüter durch äußere Formen beherrſchte, die ihnen zuſagender waren, als ein tiefer Inhalt. Hyrcans Enkel ſtritten um die Krone, die Römer miſchten ſich in den Zwiſt der beiden Brüder, weil ſie hofften, ihn zu ihrem eigenen Vorteil zu ſchlichten; und wirklich entſchied Pompejus ihn dergeſtalt, daß er Jeruſalem einnahm, die Mauern ſchleifte und das jüdiſche Volk wieder in Abhängigkeit von fremden Herrſchern brachte, indem er zwar Hyrcan II. als Fürſt und Hohenprieſter beſtehen ließ, aber ihm den Königstitel nahm und einen Tribut auflegte. Julius Cäſar machte vollends Paläſtina zu einer römiſchen Provinz, indem er den Idumäer Antipater, der ihm in Egypten wichtige Dienſte geleiſtet hatte, als Prokurator dem Hyrcan zur Seite ſetzte. Nun hatte dieſer, ſchon wegen ſeiner Abſtammung gehaßte Fremdling, und ſeine beiden Söhne die Macht in Händen. Einige Mitglieder der asmonäiſchen Familie erhoben ſich, um ſie ihm zu entreißen. Nach verſchiedenen Wechſelfällen weiß Antipaters Sohn Herodes, der nach Rom hatte flüchten müſſen, durch Gold, Geſchmeidigkeit und Heuchelei bei Antonius zu erwirken, daß der Triumvir und der römiſche Senat ihn, Herodes, zum König der Juden einſetzen im Jahre 37 vor unſerer Zeitrechnung. Durch Blutvergießen, Argliſt und Grauſamkeit behauptete der Idumäer den Thron der Könige von Juda, ein prachtliebender, geldgieriger Tyrann, ein Knecht der Römer, ein Wüterich in ſeinem eigenen Hauſe, vom Volk gehaßt, obwohl er es durch den prächtigen Umbau des Tempels zu gewinnen ſuchte, in ſeiner Familie nicht minder gehaßt, ein Mörder ſeiner Freunde, ſeiner zwei Söhne, ſeiner Schwäger, ſeiner Frau, der ſchönen Mariamne, letztem Sproſſen der Asmonäer. Gegen das Ende ſeiner Regierung trifft die Geburt des verheißenen Meſſias, die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, hochgelobt in Ewigkeit! ein, und die Frage der Magier nach dem neugeborenen König der Juden veranlaßt den Tyrannen zu dem Morde der Kindlein von Bethlehem.

Was half es ihm! Die Weisſagung des ſterbenden Patriarchen Jakob lautet: „Es wird der Zepter nicht von Juda weichen, bis Der kommt, ſo geſandt ſoll werden, auf Den die Völker harren.“ (Geneſ. 49, 10.) Die irdiſche Krone des Volkes Gottes ſollte vor dem geiſtigen Reich des Emmanuel, des Allerwarteten, des Allerſehnten fallen, wenn Juda nicht mehr im Beſitz dieſer Krone ſein würde. Vom Erzvater Jakob bis auf Herodes den Idumäer war die höchſte Gewalt nicht vom Stamme Juda gewichen. Er war beim Auszug aus Egypten und während der Zeit der Richter der anführende Stamm. Saul, der erſte König, war ein Benjamit, aber der Stamm Benjamin ward immer als ein Anhang vom Stamme Juda betrachtet. Mit David kam die Königswürde ununterbrochen bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft an das Reich Juda, von dem ſich das Reich Israel unter der Herrſchaft des Stammes Ephraim losriß, doch ohne es zu zerſtören. Aus Babylon führte Zorobabel vom Stamme Juda die Juden, d. h. die Stämme Benjamin, Levi und Juda, denen ſich nur einzelne aus den übrigen Stämmen anſchloſſen, nach Judäa zurück. Hatten nun auch die perſiſchen, egyptiſchen und ſyriſchen Könige die Oberhoheit des Landes, ſo waren die mit königlicher Gewalt bekleideten und ſtets dem prieſterlichen Stamme Levi angehörenden Hohenprieſter doch immer Verbündete und Anhänger des herrſchenden Stammes, da ſich Levi, ſeit der Trennung des Reiches Israel und deſſen Abfall zum Götzendienſt, immer zu Juda gehalten hatte. Endlich waren die asmonäiſchen Prieſterkönige, die Judäas Unabhängigkeit wieder erkämpften, auch vom Stamme Levi. Aber mit Herodes ward die Kette zerriſſen, welche durch anderthalb Jahrtauſende reichte; und ſomit verkündete der erſte Fremde, der auf dem Thron des Volkes Gottes ſaß, durch ſich ſelbſt und den Platz, den er einnahm, daß für die Juden das Ende ihres irdiſchen Reiches gekommen ſei. Einzig begnadetes Volk, das durch göttliche Offenbarungen ſicher dem Heil entgegengeführt ward! Einzig verblendetes Volk, das ſich den letzten Schritt nicht führen ließ! Herodes, den man den Großen zubenannte, weil man damals keinen Maßſtab für die Größe hatte, ſtarb — bei lebendigem Leibe von Würmern gefreſſen. Zwiſchen ſeinen drei übrig gebliebenen Söhnen teilte er das Land; allein die Römer nahmen willkürlich mit den Fürſten wie mit den Ländereien bald dieſe, bald jene Veränderung vor. Unveränderlich aber hielten ſie einen römiſchen Prokurator (Landpfleger) in Paläſtina, der in Jeruſalem und Cäſarea ſeinen Sitz hatte. All dieſe Machthaber gaben einander an Ungerechtigkeit, Grauſamkeit und Geldgier nichts nach! Herodes-Antipas enthauptete Johannes den Täufer und verachtete Chriſtus. Pontius Pilatus ließ Chriſtus kreuzigen. Kaiſer Caligula hatte den Einfall, beide nach Gallien in die Verbannung zu ſchicken, wo ſie ihr Ende fanden und einen Enkel des alten Herodes, der als Flüchtling nach Rom gekommen war, mit ſeiner Gunſt und Freundſchaft zu beehren und als König nach Paläſtina zu ſchicken. Dies war Herodes-Agrippa I., welcher den Apoſtel Jakobus hinrichten ließ, um ſich bei den Juden beliebt zu machen. Er hielt pünktlich die geſetzlichen Reini-

„Meine arme Clelia! ſeitdem der Dienſt der Götter aus der Welt entſchwunden iſt, dient ihnen der Menſch verſtohlen in ſeinem Herzen; und nun erſt kann man ſie falſche nennen, denn er ſchämt ſich ihrer und betet ſie doch an.“

„Vielleicht muß jeder Menſch in ſich den Lauf der ganzen Menſchheit durchmachen, und von den Göttern ſich zu Gott bekehren,“ ſprach ſie ſanft.

Er ſah ſie an. Es lag eine wunderbar tiefſinnige Milde auf ihrem ſchönen Geſicht.

„O! rief er, ſo will ich Dich malen, mit dieſem Ausdruck von unzerſtörbarem Frieden, von unerſchütterlicher Zuverſicht! Als Engel der Verkündigung will ich Dich malen! Dir iſt gewiß die Botſchaft heiliger Offenbarung anvertraut.“

„Ja, für Dich! ſagte ſie lieblich. Meine Miſſion iſt .... Dich zu erlöſen und, nicht wahr? ich erfülle ſie.“

„Und wirſt dafür, wie alle Erlöſer, von der Welt ans Kreuz geſchlagen!“ ſprach Gundaccar mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Ja .... Eure Welt! entgegnete ſie freundlich, für die bin ich freilich nicht vollkommen genug.“

Tranquillina war unter die Veranda getreten um ihrer Mutter einen Shawl umzugeben. Jetzt ſchlug ſie verwundert die Hände zuſammen und rief:

gungen, brachte täglich ſein Opfer im Tempel dar, war freigebig bis zur Verſchwendung und ließ in Jeruſalem die Mauern der Neuſtadt dermaßen erhöhen und befeſtigen, daß die Stadt uneinnehmbar geworden wäre, wenn er dies Werk hätte vollenden dürfen; allein Kaiſer Claudius unterſagte es ihm. Agrippa gab in Cäſarea feierliche Feſtſpiele zu Ehren des Kaiſers und erſchien bei denſelben in ſolcher Pracht und mit ſolcher Würde, daß ſeine Höflinge und Schmeichler ihm zuriefen, er ſei mehr als ein Menſch und fortan wollten ſie als einem Gott ihm huldigen. Er war nicht umſonſt in Rom und ein Günſtling der Cäſaren geweſen: er ließ ſich gern die Schmeichelei gefallen. Doch faſt in demſelben Augenblick wurde er von ſo grimmigen Schmerzen in den Eingeweiden ergriffen, daß man ihn halbtot aus dem Amphitheater in ſeinen Palaſt tragen mußte. Die Schmerzen wurden immer heftiger, kein Mittel linderte ſie und nach fünf Tagen war König Agrippa tot. Seinen Bruder Herodes machte Kaiſer Claudius zum Wächter des Tempels und des Tempelſchatzes und gab ihm das Recht, den Hohenprieſter zu ernennen; ein Recht, das bei den Herodianern bis zum Untergang Jeruſalems blieb; ſeinen Sohn, Agrippa II., der in Rom erzogen wurde und erſt ſiebzehn Jahre alt war, ernannte der Kaiſer aber nicht zum Nachfolger im jüdiſchen Reich, ſondern er ſandte einen Statthalter mit ausgedehnterer Macht dahin, als die Landpfleger hatten: den Cuspius Fadus. Dieſe Statthalterſchaften waren ſehr geſuchte Poſten, weil ſie Mittel, freilich ungerechte! zur Erwerbung großer Reichtümer boten. Daher waren die

Aſpiranten immer zahlreich und durch Beſtechung, Intriguen oder ſonſtige Niederträchtigkeit wußten ſie die kaiſerliche Gunſt zu gewinnen und einer den andern ſchnell zu verdrängen, zum höchſten Nachteil des Volkes, das ſich alle paar Jahre von einem neuen Blutſauger überfallen ſah. Recht und Gerechtigkeit, geſetzliche Ordnung, Sicherheit der Perſon und des Vermögens hörten auf; denn die Machthaber waren beſtechlich und übten Handlungen der ſchrankenloſeſten Willkür, entweder in ihrem eigenen Intereſſe oder zum Vorteil derjenigen, welche ſie erkauft hatten. Überdies erbitterten die römiſchen Soldaten das ohnehin ſchon gereizte Volk durch ihre Gottloſigkeit und Frechheit. So ward einſt am Oſterfeſt eine römiſche Wache am Tor des Tempels aufgeſtellt, um bei dem gewaltigen Zudrang der Menge Unglück zu verhüten. Da ließ ſich einer dieſer Soldaten eine grobe Unanſtändigkeit zu ſchulden kommen. Sogleich brach das Volk in Verwünſchungen aus gegen die Römer und gegen den Statthalter, der damals Cumanus war. Dieſer gebot ihnen Ruhe; aber ſtatt ſich zu beruhigen, ſchmähten ſie nur noch heftiger. Nun befahl er den Soldaten, ſich in die Zitadelle Antonia zurückzuziehen, die den Tempel beherrſchte. Als das Volk dieſe Bewegung unter den Truppen ſah, wähnte es, der Tempel ſolle angegriffen werden und begann zu fliehen. Die Menſchenmaſſe und das Gedränge waren ſo übermäßig groß, daß Unzählige erdrückt, zermalmt und zertreten wurden. Die Freude des Feſtes verwandelte ſich in Trauer und Entſetzen, das Gebet in Wehklagen, das Opfer mußte aufhören, dumpfe Verzweiflung bemächtigte ſich des Volkes. Cumanus wurde freilich bald darauf wegen ſeiner Beſtechlichkeit, die laute Klage hervorrief, abgeſetzt und verbannt; allein ſeine Nachfolger, Felix und Feſtus (die Landpfleger der Apoſtelgeſchichte, vor denen Paulus ſich verteidigte), waren nicht beſſer, ſo daß die Unſicherheit aller Verhältniſſe ſich von Tag zu Tag mehrte und Diebe, Räuber und Mörder ohne Scheu ihren Unfug trieben. Angebliche Zauberer betörten mit ihren Verheißungen und Gaukeleien das unglückliche Volk, zogen es zu Tauſenden und Tauſenden bald in die Wüſte, um den Jordan ſtill ſtehen, bald auf den Ölberg, um Jeruſalems Mauern zuſammenſtürzen zu ſehen; und da dieſe Aufregung, verbunden mit der gereizten Stimmung, leicht einen aufrühreriſchen Charakter annahm: ſo folgten von römiſcher Seite Strafen, Züchtigungen und Hinrichtungen, welche den Groll immer bitterer machten. Agrippa hatte inzwiſchen einen Teil der Länder ſeines Vaters, deſſen Königstitel und, nach dem Tode ſeines Oheims Herodes, auch das Wächteramt des Tempels von Kaiſer Claudius erhalten; denn alle Herodianer beſaßen ein eigentümliches Talent der Geſchmeidigkeit, um ſich bei allen römiſchen Cäſaren nicht bloß beliebt zu machen, ſondern auch in deren Gunſt ſich zu erhalten. König Agrippa vermochte aber nicht, die elenden Zuſtände des jüdiſchen Volkes zu verbeſſern; im Gegenteil trug er viel dazu bei, ſie zu verſchlimmern, indem er die Hohenprieſter nur kurze Zeit in ihrer Würde ließ, und einen nach dem anderen ein- und abſetzte. Dadurch weckte er Eiferſucht, Ehrgeiz, Parteiungen, unerſättliche Habgier. Die Hohenprieſter, welche wieder von dem Amt entfernt und daher mißvergnügt waren, bedrückten den Prieſterſtand, ließen ſich Gewalttat und Beraubung gegen ihn zu ſchulden kommen, machten Anſpruch auf alle Zehnten und geſtatteten zuweilen ihren Dienern und Anhängern, in die Wohnungen der Prieſter einzudringen und ſie zu plündern. In allen Ständen war Anarchie, und die Hohenprieſter ſelbſt, die in ihrer Würde durch den Agrippa beleidigt wurden, waren den Landpflegern gegenüber ſogar ihres Lebens nicht ſicher, wie denn der Hoheprieſter Jonathas auf Anſtiften des Felix erdolcht wurde. Die Unbeſtraftheit der Mörder machte dies Geſindel ſo ſicher, daß es ganz ſcham- und ſcheulos Mordtaten beging, ſogar im Tempel. Wegen der kleinen krummen Dolche, deren es ſich dazu bediente, und die bei den Römern Sica hießen, nannte man dieſe Böſewichte Sicarier. Sie waren auf nichts bedacht, als Unruhen zu ſtiften, weil ſie in der allgemeinen Unordnung ihre Sicherheit fanden. Unter dem Landpfleger Albinus ward der Biſchof der chriſtlichen Gemeinde zu Jeruſalem, Jakobus der Alphäide, geſteinigt. Der heilige Martyrer ſtand in ſo hohem Anſehen wegen ſeiner Tugend, daß die Juden ſelbſt ihm den Beinamen der Gerechte gaben. Es kamen einſt Anhänger verſchiedener jüdiſcher Sekten zu ihm und baten ihn um Belehrung. Er ſagte ihnen, Jeſus ſei der Meſſias; und einige glaubten ihm. Dies rief eine große Erregung zwiſchen den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten hervor. Sie fürchteten, das ganze Volk werde allmählich für dieſen Glauben gewonnen werden, und der Hoheprieſter Annas klagte den Jakobus vor dem verſammelten Synedrium der Übertretung des Geſetzes an, verdammte ihn zum Tode und ließ ihn ſteinigen im Jahre 62 unſerer Zeitrechnung. Albinus nahm die Verſammlung des Synedriums, die ohne ſeine Genehmigung gehalten, was nicht erlaubt war — ſehr übel, und Annas ward abgeſetzt. Gegen die Räuber und Mörder war Albinus minder ſtreng in Beobachtung der Geſetze! Wer ſeine Nachſicht zu erkaufen wußte, durfte ungeſtört jeglichen Unfug treiben. Agrippa kam in keiner Weiſe den Leiden des Volkes zu Hilfe, ſuchte keinen günſtigen Einfluß auf die zerrütteten Verhältniſſe zu gewinnen und verſchwendete ungeheuere Summen an die Verſchönerung nicht nur ſeiner eigenen Stadt Cäſarea-Philippi, ſondern auch der phöniziſchen Stadt Berytus (jetzt Beirut), für die er eine große Vorliebe hatte. Gewiſſe Neuerungen, die er ſich als Aufſeher des Tempels und des Gottesdienſtes erlaubte, Veränderungen der Kleidung und des Ranges der Leviten, ein hoher Söller, den er dem Palaſt der Asmonäer, welchen er bewohnte, anbauen ließ, um in den Tempel hineinzuſchauen, mißfielen dem Volk ungemein. Während es ſeufzte und murrte, ward Albinus abberufen und durch Geſſius Florus erſetzt. Die letzte Maßregel des Albinus war, alle Miſſetäter, die zum Tode verurteilt waren, hinrichten zu laſſen und alle übrigen Gefangenen frei zu geben, ſo daß auf einmal alle Kerker leer und das ganze Land voll Verbrecher war.

Ausbruch des Krieges.

Als der König von Aſſyrien, Nabuchodonoſor, ein halbes Jahrtauſend früher Jeruſalem erobert und verwüſtet und den König Sedecias und das jüdiſche Volk in die Gefangenſchaft nach Babylon fortgeführt hatte, ſang der Prophet Jeremias ſein Klagelied über die Miſſetaten, Trübſale und Strafen des verwüſteten und vernichteten Jeruſalem. Aber nicht bloß auf den Drangſalen der Gegenwart, ſondern auch auf denen der Zukunft ruhte der Blick des heiligen Sehers, ſo daß ſeine Klage zugleich eine Weisſagung war. „Schwer hat Jeruſalem geſündigt, darum iſt ſie unſtät geworden. Seine Hand legte der Feind an alles, was ſie Erwünſchliches hat. Sie ſieht eingedrungen in ihr Heiligtum die Heiden. All ihr Volk ſeufzet und ſuchet nach Brot. All ihr Koſtbares geben ſie um Speiſe, ſich zu erquicken. Die Kelter trat der Herr über ihr.“ (Klag. Jer. I.) „Zu ihren Müttern ſprachen Kind und Säugling: wo iſt Brot und Wein? Verſchmachtend wie Verwundete auf den Straßen der Stadt, aushauchend ihre Seelen in der Mütter Schoß. Sollen denn die Weiber ihre Frucht eſſen — Kindlein, die man auf Händen trägt?“ (Daſ. II.) „Selbſt die Seeungeheuer ſäugen ihre Jungen; aber die Tochter meines Volkes iſt grauſam wie der Strauß in der Wüſte. Die Kindlein heiſchen Brot und niemand iſt, der es ihnen breche. Die ſonſt Leckerbiſſen geſſen, kommen um auf den Straßen. Beſſer ging's den Erſchlagenen durchs Schwert, als den Getöteten durch den Hunger: mit eigenen Händen kochen zartfühlende Weiber ihre Kinder.“ (Daſ. IV.)

Und fünfzig Jahre ſpäter weisſagte der Prophet Daniel zu Babylon und ſprach: „Chriſtus der Fürſt wird getötet werden und das Volk, das ihn verleugnet, wird ſein Volk nicht ſein. Und ein Volk wird mit einem kommenden Fürſten Stadt und Heiligtum zerſtören; ihr Ende wird Verwüſtung ſein. Schlachtopfer und Speisopfer werden aufhören und im Tempel wird der Greuel der Verwüſtung ſein.“ (Dan. 9, 26—27.)

Und in den letzten Zeiten: wie oft, wie traurig hatte der Heiland Jeruſalems Schickſal vorhergeſagt! Als einſt ein Jünger bewundernd von dem Tempel ſagte: „Sieh doch, Meiſter, welche Steine und welche Gebäude!“ antwortete Jeſus und ſprach zu ihm: „Siehſt du all dieſe großen Gebäude? Es wird kein Stein auf dem anderen gelaſſen, der nicht abgebrochen wird.“ (Mark. 13, 1—2.) Und ein anderes Mal ſprach er trauernd: „Jeruſalem, Jeruſalem, die du die Propheten mordeſt und ſteinigeſt die, welche zu dir geſandt worden, wie oft wollte ich deine Kinder verſammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt, du aber haſt nicht gewollt! Siehe, euer Haus wird euch wüſte gelaſſen.“ Matth. 23, 37—38.) Und an dem Tage, da er zwiſchen ſeinen lobſingenden Jüngern einen freudigen Einzug in Jeruſalem hielt, „da weinte er über die Stadt und ſprach: Wenn doch auch du es erkennteſt, und zwar an dieſem deinem Tage, was dir zum Frieden dient; nun aber iſt es vor deinen Augen verborgen! Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Wall dich umgeben, dich ringsum einſchließen und von allen Seiten dich beängſtigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir ſind, zu

Boden ſchmettern und in dir keinen Stein auf dem anderen laſſen, weil du die Zeit deiner Heimſuchung nicht erkannt haſt.“ (Luk. 19, 41—44.)

Jetzt kamen Stimmen und Zeichen aller Art! Sieben Jahre vor der Belagerung Jeruſalems, als ein Krieg gegen Rom ganz außerhalb den Gedanken des Volkes lag, kam ein Mann vom Landvolk, der Jeſus, Sohn des Ananus hieß, zum Laubhüttenfeſt in die Stadt. Plötzlich, im Tempel, erhub er ſeine Stimme mit dem kläglichen Ruf: „Stimme aus Oſten! Stimme aus Weſten! Stimme aus allen vier Winden! Stimme gegen die Stadt und den Tempel! Stimme gegen den Bräutigam und die Braut! Stimme gegen das ganze Volk!“ Und mit dieſem Ruf verließ er den Tempel und durchirrte Tag und Nacht die Straßen und Plätze Jeruſalems, unabläſſig ihn wiederholend. Einige angeſehene Männer konnten dies Jammergeſchrei und dieſe trüben Vorbedeutungen nicht ertragen, ließen ihn feſtnehmen und ſtark züchtigen; aber keine andere Klage kam über ſeine Lippen, als ununterbrochen der nämliche Weheruf. Da ward er vor den Albinus, damals Landpfleger von Judäa, geführt, ob der den Grund dieſer ſchauerlichen Erſcheinung enträtſeln könne. Albinus ließ ihn bis auf die Knochen zergeißeln; er weinte nicht, ſchrie und jammerte nicht; aber nach jedem Schlag rief er mit troſtloſer Stimme: „Wehe! Wehe über Jeruſalem!“ Umſonſt fragte man ihn, was dies zu bedeuten habe? er antwortete nicht. Da ließ man ihn gehen wie einen unſchädlichen Irren, und von dem Augenblicke an ſprach er nie mit irgend einem Menſchen und unterbrach er nie ſein Klagegeſchrei. Manche hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm täglich zu eſſen; er aß, aber dankte ihnen nicht. Anderen war er unerträglich und ſie ſchlugen und mißhandelten ihn täglich; er duldete es ſtumm. Seine Stimme ward nie ſchwächer, nie heiſer: aber ſie ſchwieg nur mit ſeinem Tode. Während der Belagerung kreiſte er eines Tages um die Wälle und rief gewaltiger als ſonſt: „Wehe der Stadt! Wehe dem Volk! Wehe dem Tempel!“ Plötzlich ſetzte er hinzu: „Wehe mir!“ und ein Stein, den eine Wurfmaſchine ſchleuderte, ſtreckte ihn tot zu Boden. Das Wehe brauchte nicht mehr verkündigt zu werden: es war da.

Vor dem Ausbruch des Krieges mit den Römern geſchahen auch im Tempel ſeltſame Zeichen. Das Volk war zum Oſterfeſt verſammelt in Jeruſalem; da erleuchtete um drei Uhr morgens plötzlich ein ſo ſtrahlendes Licht Altar und Tempel, daß während einer halben Stunde die Nacht in Tag verwandelt war. Und bei demſelben Feſt öffnete ſich um Mitternacht die ſchwere eherne Tür, die den inneren Tempel gen Oſten ſchloß und die von zwanzig Männern nur mühſam bewegt werden konnte, ganz von ſelbſt. Das verblendete Volk wähnte darin ein Zeichen von Gnade, einen freien Zutritt zu Gott zu ſehen. Aber David hatte geſungen: „Erhebet euch, ihr ewigen Tore, daß einziehe der König der Herrlichkeit.“ (Pſ. 23, 7.) Nun taten ſich die Pforten weit auf, aber ach! den König der Herrlichkeit ließ man nicht einziehen in das Heiligtum! Bald darauf ſah man eines Abends kurz vor Sonnenuntergang im ganzen Lande eine merkwürdige Lufterſcheinung: Streitwagen fuhren durch die Wolken und gerüſtete Heerſcharen zogen am Himmel wider einander zum Kampf und umringten die Städte. Und als in der Nacht vor dem Pfingſtfeſt die Prieſter dem Gebrauch gemäß den inneren Tempel betraten, hörten ſie einen großen Lärm und viel Geräuſch drinnen und dann eine Menge Stimmen, die da ſprachen: „Wir wollen von hinnen gehen.“ Zu derſelben Zeit war ein gewaltiger Komet, wie ein feuriges Schwert, ein ganzes Jahr lang ſichtbar, und Erdbeben und Teuerungen ſuchten die Völker heim. Aber falſche Propheten wiegten das jüdiſche Volk in falſche Sicherheit über das drohende und nahe Schickſal, ſo daß es nicht aufhörte, dem Erretter entgegen zu ſehen, den es bereits überſehen hatte. Die alten Weisſagungen der heiligen Propheten Israels waren übrigens dazumal ſo bekannt, daß auch die Römer und die römiſchen Schriftſteller, wie Tacitus und Suetonius, von dieſen „Orakeln“ ſprachen; nur freilich deuteten ſie das Geheimnis von der Ankunft des Meſſias und von ſeiner Weltherrſchaft in ihrer Weiſe, und wähnten, „das Orakel“ habe den Vespaſian bezeichnet, der zum römiſchen Kaiſer gewählt wurde, während er den Krieg in Judäa führte.

Der Landpfleger Geſſius Florus übertraf alle ſeine Vorgänger in Judäa. Durch ſeine Frau, eine Freundin von Neros Gemahlin Poppäa Sabina, war er zu dieſer Stelle gelangt. Er war einer ſolchen Beſchützerin würdig. Mit ſchamloſer Habgier und grauſamer Raubſucht verſchlang er förmlich jedes Vermögen, alles Eigentum, von einzelnen wie von ganzen Städten. Wer auf Raub ausgehen und ihn mit dem Landpfleger teilen

„O mein lieber Vater, was muß das für eine vollkommne Welt ſein für welche die Mutter nicht vollkommen genug iſt!“

„Du wirſt ſie kennen lernen — dieſe vollkommne Welt!“ — ſagte Gundaccar und legte mit einem unausſprechlichen Gemiſch von Zärtlichkeit und Schmerz die Hand auf ihr lockiges Köpfchen.

„Mir wird plötzlich kalt und weh,“ ſagte Clelia und die Roſe an der ſie gearbeitet hatte ſank mit ihrer Hand matt herab.

„Laß uns ins Haus gehen!“ rief Gundaccar beſorgt und umfaßte ſie um ſie zu ſtützen.

Clelia ſtand auf. Aber ſie machte nur noch eine haſtige Bewegung mit der Hand nach dem Herzen — dann fiel ſie zurück in Gundaccars Arm, ſchloß die Augen, that ſie noch einmal auf um ihn mit Bewußtſein anzuſehen, lächelte — und ſchloß ſie dann auf immer: ein Nervenſchlag hatte ſie getroffen.

Sie athmete noch einige Stunden; die Kunſt der Aerzte, die Bemühungen der Liebe erſchöpften ſich umſonſt an ihr. Mit jenem Lächeln war ihre Seele heimgegangen. Sie war todt.

Und wol ihr daß ſie dahin war in der Mitte ihrer Laufbahn, in der aufſteigenden Sonnenhöhe ihrer Exiſtenz, in der vollen Glorie ihres Daſeins. So wie das Leben iſt, kann jeder Schritt vorwärts wollte, hatte einen Freibrief dazu. Das Volk war in Verzweiflung, wußte aber nicht, wohin mit ſeiner Klage ſich zu wenden, noch weniger, ob der Erfolg der Klage ihm günſtig ſein werde.

Da kam zum Oſterfeſt des Jahres 66 Florus von Cäſarea nach Jeruſalem und zwar in Geſellſchaft des Statthalters von Syrien, Ceſtius Gallus, der ſeinen Sitz zu Antiochien hatte und der Vorgeſetzter des Florus war. Staunend über die ungeheuere Volksmenge, bat Ceſtius die Prieſter, eine Zählung der Lämmer vorzunehmen, welche zur Haltung des Paſcha im Vorhof des Tempels geſchlachtet wurden. Es geſchah, und die Zählung ergab 256,000 Oſterlämmer. Da nun nie weniger als zehn, zuweilen gegen zwanzig Menſchen ein Oſterlamm aßen, ſo darf man drei Millionen und vielleicht noch mehr annehmen. Während dieſer Feſtzeit ließ ſich einſt Ceſtius Gallus mit Geſſius Florus öffentlich ſehen. Da erhob ſich in der ungeheueren Volksmaſſe, wie aus einem Munde, ein Jammergeſchrei, das den Ceſtius um Erbarmen und um Befreiung von dem Landpfleger anflehete. Dieſer fühlte nicht die mindeſte Beſchämung, ſondern verhöhnte das klagende Volk. Ceſtius aber beruhigte es und verſprach, daß Florus in Zukunft gerechter und milder ſein werde. Es blieb jedoch bei leeren Worten und Florus beſchloß in ſeinem Sinn, womöglich das Volk zur offenen Empörung zu treiben, um es dann, zur Strafe für die Empörung, völlig auszuſaugen. Zu derſelben Zeit war es der ſyriſchen Bevölkerung von Cäſarea am Meer gelungen, durch Beſtechung in Rom zu erwirken, daß die Juden von Cäſarea ihres Bürgerrechtes daſelbſt völlig beraubt wurden. Die Syrier fügten ſogleich aus Schadenfreude Verhöhnung des jüdiſchen Gottesdienſtes in Cäſarea zu jener Ungerechtigkeit. Zwölf angeſehene Juden, die ſich bei Florus über dies Verfahren beſchwerten, wurden von ihm in Bande gelegt. Dann begehrte er aus dem Tempelſchatz zu Jeruſalem eine Summe Geldes, vorgeblich für Bedürfniſſe des Kaiſers. Das Volk betrachtete dieſe Forderung als Tempelraub, brach in zürnende Klagen aus und ſtrömte zur heiligen Stätte, feſt entſchloſſen, dieſe Entweihung nicht zu dulden. Wütend begehrte Florus von den Häuptern des Volkes die Auslieferung derjenigen, die ſich ſeinem Befehl widerſetzt hatten. Man ſuchte durch Ehrerbietung ſeinen Grimm zu beſchwichtigen, aber man gehorchte nicht. Nun beauftragte er ſeine Soldaten, das Volk durch die äußerſte Angſt zum Gehorſam zu zwingen, einen Teil Jeruſalems zu plündern und alle zu morden, die ihnen in den Weg kämen. Dies geſchah. Doch machten die Soldaten auch Gefangene, führten ſie vor den Landpfleger Florus, und er ließ die unſchuldigen Leute, unter denen einige römiſche Ritter waren, geißeln und kreuzigen. Ihre Väter hatten Chriſtus vom Landpfleger Pilatus geißeln und kreuzigen laſſen! Es kamen auf dieſe Weiſe 3630 Menſchen, darunter Weiber, Kinder und Säuglinge, um.

Agrippa war auf einer Reiſe nach Egypten begriffen, aber ſeine Schweſter Berenice in Jeruſalem durch ein Gelübde zurückgehalten, das ſie zu dreißigtägigem Gebet, bevor ihr Opfer dargebracht werden konnte, verpflichtete. Mit Entſetzen und Schmerz ſah ſie dieſe Metzeleien, die unter ihren

Augen vorfielen, und ließ mehrmals den Florus um Erbarmen anflehen; doch ganz umſonſt. Da ſie hochherzig und mutig war, erſchien ſie ſelbſt vor ihm, als er eines Tages öffentlich auf dem Richtſtuhl ſaß, und wiederholte ihre Bitten mit Tränen, im Trauergewand und barfuß. Er gab ihr kein Gehör, erwies ihr nicht die Ehren, die ihr gebührten, und mit Lebensgefahr kehrte ſie in ihren Palaſt zurück. Von der Erbitterung des Volkes, das ſich haufenweiſe zuſammen rottete, war ein heftiger Ausbruch zu fürchten. Die Hohenprieſter und Älteſten beſchwichtigen es aber noch einmal, weil ſie wußten, daß ein ſolcher Ausbruch dem Tyrannen willkommenen Vorwand zu neuen Grauſamkeiten bot. Da berief Florus dieſe Häupter der Nation zu ſich und verſprach Verſöhnung, wenn das Volk mit freundlicher Begrüßung zweien römiſchen Kohorten entgegen ziehen wolle, die eben von Cäſarea anrückten. Es koſtete viel Mühe, das gemißhandelte Volk zu einem ſolchen Zeichen von Wohlwollen gegen ſeine Peiniger zu bewegen; und erſt als die Prieſter feſtlich gekleidet mit Sängern und Muſikern den Zug antraten, folgte es willig und begrüßte freundlich die römiſchen Soldaten. Dieſe ſchwiegen finſter und trotzig, wie ſie den geheimen Befehl von Florus erhalten hatten. Da brachen diejenigen unter den Juden, welche nur ungern zu dieſer Begrüßung ſich hatten beſtimmen laſſen, in laute Schmähungen aus, und dies war das Zeichen für die Soldaten, über die Wehrloſen herzufallen und alle niederzumetzeln oder unter ihren Pferden zu zerſtampfen, die ihnen nicht zu entfliehen vermochten. Unter den Toren Jeruſalems kamen die meiſten um, weil dort das Gedränge am heftigſten war. Florus glaubte dieſen Augenblick benutzen und einen glücklichen Angriff des Tempels durch die Zitadelle Antonia machen zu können, um Herr desſelben und hauptſächlich des Tempelſchatzes zu werden; doch ſowie das Volk dieſe Abſicht merkte, riß es den Verbindungsgang zwiſchen der Zitadelle und dem Tempel nieder, warf ſich einesteils den Soldaten ſo wütend entgegen und überſchüttete ſie anderenteils von den Dächern herab ſo heftig mit Steinen und Pfeilen, daß Florus nichts ausrichten konnte, ſich nach Cäſarea begab und dem Ceſtius Gallus meldete, Jeruſalem habe ſich gegen Rom empört.

König Agrippa kehrte inzwiſchen von ſeiner Reiſe nach Alexandrien zurück und ſah mit großem Mitleid die Drangſale des Volkes, das zu ihm, ſowie auch zu dem Statthalter von Syrien um Gerechtigkeit gegen Florus ſchrie, ja Abgeſandte mit demſelben Auftrag nach Rom zu ſchicken verlangte. Agrippa wußte zu gut, wie gefährlich es ſei, einen Landpfleger bei Nero anzuklagen, den Poppäa Sabina beſchützte; wußte zu gut, wie bedenklich ein Krieg gegen Rom für ihn ſelbſt, ſein Land, ſeinen Thron, ſeine Perſon ſein würde, um nicht alle Mittel anzuwenden, die das Volk beruhigen und es vermögen könnten, den jährlichen Tribut nach Rom fort zu zahlen und ſich ſo lange dem Florus zu unterwerfen, bis der Kaiſer einen anderen Landpfleger geſendet habe. Da die Häupter und Älteſten des Volkes, auf denen die Laſt eines Krieges und Zorn und Rache der Römer am ſchwerſten drücken würden, mit Agrippas Anſicht übereinſtimmten und ebenfalls das Volk zur Ruhe ermahnten, ſo bequemte es ſich, jede Beleidigung des Kaiſers zu vermeiden, den rückſtändigen Tribut zu zahlen und jenen Verbindungsgang zwiſchen Tempel und Zitadelle wieder herzuſtellen, den es am Tage der Verteidigung niedergeriſſen hatte. Doch zur Unterwerfung unter Florus war es nicht zu bewegen, und als Agrippa nicht nachließ, darauf zu dringen, ward er mit Schmähungen und Steinwürfen verfolgt; beleidigt und betrübt zog er ſich aus der Stadt zurück.

Eine Partei im Volk war kriegeriſch geſinnt, um Gelüſte des Ehrgeizes, der Herrſchſucht und der Habgier zu befriedigen. Mehr in ihrem eigenen Intereſſe, als um den allgemeinen Notzuſtand zu beſeitigen, drang ſie auf Störung des friedlichen Verhältniſſes mit Rom und bediente ſich dazu jedes Mittels. Während einer ihrer Haufen die Felſenburg Maſada am Toten Meer überrumpelte und die römiſche Beſatzung umbrachte, erklärte ihr Hauptanführer, ein verwegener junger Mann, Eleazar, der Hauptmann des Tempels zu Jeruſalem, daß man keine Gaben und Opfer annehmen dürfe, außer von Juden; dadurch waren die Opfer des Kaiſers und Opfer der Römer für den Kaiſer vom Tempel ausgeſchloſſen. Umſonſt widerſetzten ſich Hoheprieſter, Älteſte und Angeſehenſte dieſer Neuerung, führten an, daß von jeher für fremde Herrſcher, Perſer, Egypter, Syrer, Römer geopfert worden, und daß es gottlos ſei, für den rechtmäßigen Kaiſer nicht opfern zu wollen; umſonſt ſtimmte die Partei der Ruhe und der Mäßigung ihnen bei. In Zeiten großer Aufregung und allgemeiner Verſtimmung, in denen ſtatt der Geſetzlichkeit die Gewalt herrſcht, iſt es leichter, Unſinniges einzuführen, ſobald es nur Beſtehendes zerſtört, als das Beſtehende zu erhalten, und wenn es auch alles Recht auf ſeiner Seite hat. Eleazars Vorſchlag ward angenommen und ſeine Partei nahm eine offenbar feindſelige Stellung nicht bloß gegen Florus, ſondern gegen Rom an. Die Hoheprieſterpartei ſchickte Abgeordnete an Agrippa und an Florus, mit der Bitte um Truppen, die den drohenden Aufſtand dämpfen möchten. Florus war aber entſchloſſen, denſelben nicht im Keim zu erſticken, ſondern ihn möglichſt groß werden zu laſſen, und gab keine Antwort. Agrippa ſchickte dreitauſend Mann. Die Hohenprieſter und der vernünftige, friedliebende Teil des Volkes empfingen ſie freudig und quartierten ſie in der oberen Stadt auf dem Berg Sion ein, während der Tempel und die untere Stadt in den Händen der Aufrührer waren. Täglich gab es Scharmützel und viele Tote auf beiden Seiten; doch gelang es keiner Partei, die andere aus ihrer Stellung zu verdrängen, und das währte eine ganze Woche.

Nun trat ein Feſt ein. Auf dem Brandopferaltar ward ununterbrochen ein Feuer erhalten, welches man deshalb das ewige hieß. Es erforderte ſehr viel Holz und dies Holz mußte an einem beſtimmten Tage unter großen religiöſen Feierlichkeiten in den Tempel gebracht werden. Die Aufrührer wollten aber dieſe Feier nicht zugeben und den Tempel nicht von ihren Gegnern betreten laſſen; und da ſie inzwiſchen durch jene Mörderbanden, die man Sicarier nannte, verſtärkt worden waren, ſo machten ſie einen wütenden Ausfall, verdrängten Agrippas Truppen aus der oberen Stadt, nahmen ſie ein und verbrannten die Paläſte Agrippas, des Hohenprieſters Ananias und das Stadthaus mit dem Archiv, wodurch alle Schuldbücher und Urkunden vertilgt und die wohlhabenden Bürger um die Beweiſe ihrer Forderungen und ihrer Beſitztümer gebracht wurden. Viel loſes Geſindel ſchlug ſich nun zu den Aufrührern, die ſeine Sache ſo gut vertraten. Die Trauer der Rechtlichgeſinnten nahm immer mehr zu.

An dieſem nämlichen Tage traf ein ungeheuerer Schlag das jüdiſche Volk. Die ſyriſche Bevölkerung von Cäſarea, die längſt mit Haß und Neid die Juden in ihrer Stadt ſah, ermordete Zwanzigtauſend derſelben, und die, welche dem Blutbad entrannen, wurden von Florus mit Ketten belaſtet zu öffentlichen Arbeiten auf den Schiffswerften verdammt. Die Juden rächten ſich und ermordeten darauf in Gaza, Askalon, Ptolemais und anderen Städten die ſyriſche Bevölkerung. Aber auch in Alexandrien wurden ihrer 50 000 umgebracht, in Damascus 10 000, in Scythopolis 13 000; und nun ſetzte ſich auch Ceſtius Gallus von Antiochien aus mit einem erleſenen Heer gen Jeruſalem in Bewegung. Agrippa begleitete ihn, freilich mit Streitkräften, doch in der Hoffnung Frieden zu vermitteln. Ceſtius verwüſtete Paläſtina durch Feuer und Schwert und ſchlug zur Zeit des Laubhüttenfeſtes ſein Lager vor Jeruſalem auf. Die Aufrührer wußten einen Teil des Volkes dermaßen zu fanatiſieren, daß es des hohen Feſtes und der religiöſen Pflichten, die es erheiſchte, gänzlich vergaß, ſich mit wütender Gewalt auf das römiſche Heer warf und es zurückdrängte. Die Belagerung des Tempels, die Ceſtius nun unternahm, hatte ſo wenig Erfolg, daß er, obwohl die Aufrührer ſchon zitterten und die Friedliebenden ſich freuten, ſie plötzlich aufhob und bei ſeinem Rückzug eine ſchwere Niederlage erlitt. Sie fand ſtatt am 8. November des Jahres 66. — Der offene Krieg gegen Rom hatte ſomit begonnen.

Wie aus einem lecken Schiff, das mit jedem Augenblick tiefer und tiefer ſinkt, flohen nun viele der angeſehenſten Juden aus Jeruſalem und begaben ſich zu Ceſtius. Der Kaiſer war ihr rechtmäßiger Herrſcher, und bei ſeinem Statthalter waren ſie beſchirmter, als in ihrer von den römerfeindlichen Aufrührern tyranniſierten Heimat. Auch die Chriſten wanderten aus, eingedenk der Worte des Herrn: „Wenn ihr den Gräuel der Verwüſtung, der von dem Propheten Daniel vorhergeſagt worden, am heiligen Orte ſtehen ſehet: dann fliehe, wer in Judäa iſt, auf die Berge, und wer auf dem Dache iſt, der ſteige nicht herab, um etwas aus ſeinem Hauſe zu holen; und wer auf dem Felde iſt, kehre nicht zurück, um ſeinen Rock zu holen; denn es wird alsdann eine große Trübſal ſein.“ (Matth. 24, 15—21.) Sie zogen ſich nach Pella zurück, einer Stadt in der transjordaniſchen Landſchaft Peräa, die dem Agrippa gehörte, und lebten dort friedlich und ungeſtört während der ganzen Dauer dieſes mörderiſchen, entſetzlichen Krieges.

Außer jenen wilden Aufrührern, die ſich Zeloten (Eiferer) nannten, um ſich als brennend von

Liebe für Heiligtum und Vaterland darzuſtellen, während ſie von den roheſten Leidenſchaften beherrſcht wurden, hatte ſich in Jeruſalem eine Partei unter dem Hoheprieſter Ananus gebildet, die auch den Römern, aber nicht dem Geſetz und der Ordnung feindlich war. Sie hoffte ſowohl das Römerjoch abzuſchütteln, als die Zeloten in Zucht halten zu können. Sie nahm nach der Niederlage des Ceſtius die Leitung der öffentlichen Angelegenheit in die Hand, betrieb die Kriegsarbeiten, die Befeſtigung der Stadt und ſendete Feldherren in die übrigen Provinzen; nach Galiläa den berühmten Joſephus, der den Krieg beſchrieb, welchen er geführt hat.

Nero, der Kaiſer, hörte mit Befremden die Kunde von dieſem gewaltigen Aufſtand der jüdiſchen Nation und ſchickte ſeinen tüchtigſten Feldherrn, den Veſpaſian, nach Paläſtina, um es zu unterwerfen. Während der Zeit bildete ſich ein ſtilles, feſtes, geregeltes Reich mitten in ſeiner Hauptſtadt Rom, mit all der Gelaſſenheit und all der Zuverſicht, die aus der Zuſage des Erlöſers entſprangen: „Und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“ Der Apoſtelfürſt hatte den Martertod gefunden, aber Linus, der heilige Apoſtelſchüler, ward deſſen Nachfolger auf dem Biſchofsſitz von Rom. Welch ein Mann mag er geweſen ſein, den man würdig fand, die Stelle desjenigen einzunehmen, den Chriſtus ſelbſt zu ſeinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt hatte! Mit ihren erſten Schritten ging die Kirche ſchon ihren weltbeſiegenden, unüberwindlichen Gang; ſtanden ihr ſchon alle Elemente einer erhabenen Ordnung zu Gebot, die ſie unabhängig machen von Auf- und Untergang der Fürſten und Völker.

Der Geſchichtſchreiber Joſephus war vom hohen Rat zu Jeruſalem zum Befehlshaber der Provinz Galiläa ernannt. Auf ſie richtete Vespaſian ſeinen erſten Angriff, als er nach Paläſtina kam, und belagerte die Felſenfeſtung Jotapat, die Joſephus mit außerordentlicher Tapferkeit und Klugheit verteidigte. Nachdem ſie alle Schreckniſſe einer Belagerung ausgehalten hatte, fiel ſie durch Verrat in Vespaſians Hände, der die Stadt zerſtören, die Feſtung ſchleifen, die Einwohner umbringen ließ. Die Juden verloren 40 000 Menſchenleben in Jotapat. Joſephus ward gefangen und von Vespaſian begnadet[1]. Er blieb fortan im römiſchen Lager, um womöglich als ein Vermittler friedlicher Geſinnung zwiſchen ſeinen Landsleuten und den Römern zu wirken. Dadurch ward er ein Augenzeuge des mörderiſchen, unheilvollen Krieges, den er beſchrieben hat und der jahrelang fortdauerte. Galiläa ward allmählich von den Römern erobert, und die letzte Feſtung, Giscala, ergab ſich dem Titus. Deren Befehlshaber, Johannes, floh aber zuvor nach Jeruſalem und trat an die Spitze der Partei des Hohenprieſters Ananus, um die Partei der Zeloten, die den Tempel inne hatte und ſich der wildeſten Zügelloſigkeit überließ, zu erſticken. Es kam zum offenen Kampf zwiſchen beiden Parteien und die Zeloten verloren dabei den erſten Tempelvorhof, riefen nun das rohe, grauſame Volk der Idumäer ein Sturz vom Olymp in den Tartarus ſein. Jetzt war ihr ein Schmerz wenigſtens erſpart, der empfindlichſte von allen, weil er den Menſchen zu einer Zeit trift wo kein Troſt und kein Erſatz mehr für ihn ſich findet: nämlich die Erkenntniß, daß der Trank im Kelch des Glücks einen Bodenſatz zurückläßt. Ob ihr in einzelnen Momenten die Ahnung davon dämmerte — ob ſie ihr wie ein geſpenſtiſches Nebelbild aus irgend einer verborgenen Tiefe ihrer Seele auftauchte — ob ihr überhaupt die überirdiſche Gabe verliehen war ihr Herz im höchſten Schwung und dennoch im gleichmäßigſten Takt zu erhalten — ob der Aether in dem ſie lebte ſie immer in derſelben Höhe tragen würde: all dieſe Myſterien des menſchlichen Weſens, die oft ſo überraſchend und ſchmerzlich zum Vorſchein kommen entfalteten ſich nicht bis zum Bewußtſein bei ihr. Sie hatte gelitten, ſie hatte triumphirt: ſie ſtarb unter der Siegesfahne.

---

[1] Aus Dankbarkeit gegen Vespaſian, der aus der Familie der Flavier war, fügte Joſephus — nach der Sitte der Zeit — ſeinem Namen den Namen Flavius bei.

Ein Schrei der Klage erhob ſich von einem Ende Italiens bis zum andern. So früh und ſo ſchnell und ſo überraſchend mußte ſie ſterben! .... jammerte man in Proſa und Verſen, in Sonetten und Canzonen. Die Gegner waren in Bewunderer verwandelt, und die Anhänger ſteigerten ſich in ihrer Bewunderung bis zur Anbetung. All dieſer zu Hilfe und richteten mit denſelben ein furchtbares Blutbad in Jeruſalem an, in welchem auch der Hoheprieſter Ananus umkam. Der Vorwand, unter dem 12000 der angeſehenſten Männer ermordet wurden, hieß: ſie wollten die Stadt den Römern überliefern, ſie wären Feinde des Volkes und des Vaterlandes; immer derſelbe Vorwand, den alle Empörer im Munde führen, um ihren tyranniſchen Maßregeln den Anſchein einer traurigen Notwendigkeit zu geben, um Schwache einzuſchüchtern, um Leichtgläubige zu betören, um Kopfloſe zu gewinnen. Die Idumäer wurden dieſer nutzloſen Grauſamkeit überdrüſſig und zogen wieder ab; allein die Zeloten ſetzten ſie fort. Wer ſein Leben erhalten wollte, mußte es ihnen abkaufen; wer das nicht konnte oder wollte, ward durch die furchtbarſten Mißhandlungen und Martern getötet. Niemand durfte die Toten beſtatten oder beweinen. Wer eine Handvoll Erde auf ſie warf, wer eine Klage laut werden ließ, teilte alsbald ihr Schickſal. Viele Einwohner flohen zu Vespaſian und Titus; aber auch das war lebensgefährlich, da die Zeloten die Stadttore und Mauern ſtreng bewachten und jeden Flüchtling, deſſen ſie habhaft werden konnten, als einen Verräter niedermachten. Der Terrorismus ſtieg noch höher, als die Zeloten in zwei Faktionen ſich ſpalteten, deren eine dem Eleazar treu blieb, die andere dem Johannes von Giscala anhing. Beide wetteiferten in Diebſtahl, Raub, Plünderung, Mord. Die Sicarier hatten die Felſenburg Maſada zu ihrer Feſte gemacht und wüteten von dort aus auf dem Lande, wie die Zeloten in der Stadt. Vespaſian ſah gelaſſen dem ſchauerlichen Treiben zu. Dieſe Faktionen waren ſeine beſten Bundesgenoſſen, um Judäa und Jeruſalem zu unterwerfen. Plötzlich ward er Kaiſer.

Nero war vom Thron geſtürzt; wimmernd, zagend, ſein Schickſal beweinend, gab er ſich mit Hilfe eines Sklaven den Tod. Binnen Jahresfriſt folgten Galba und Otho ihm auf dem Thron und im Tode. Als nun die Legionen in Germanien den Vitellius wählten, ließ Titus von den Legionen im Orient ſeinen Vater Vespaſian wählen, der ſich damals in Cäſarea befand. Dieſer ging ſogleich nach Italien, im Jahre 69, fand in Rom den Gegenkaiſer Vitellius bereits ermordet, behauptete den Thron während zehn Jahren und ſtarb eines natürlichen Todes. Titus ſetzte an Vespaſians Stelle den Krieg in Judäa fort. Mit vier Legionen, der V., der X., der XII. und der XV., und mit Hilfstruppen des Königs Agrippa und anderer Nachbarfürſten zog er kurz vor dem Oſterfeſt des Jahres 70 von Cäſarea gen Jeruſalem und ſchlug eine Viertelmeile von der Stadt ſein Lager auf.

Belagerung und Zerſtörung Jeruſalems.

Die unglücklichen Einwohner hatten aus Verzweiflung über das unerträgliche Joch der beiden Zelotenhäuptlinge Eleazar und Johannes von Giscala ein unſicheres und gefahrvolles Mittel gewählt, um es abzuſchütteln, und einen dritten Parteigänger in die Stadt gerufen. Er hieß Simon Bar-Gioras (Sohn des Gioras) und war der Anführer einer Bande, die in mehreren Landſchaften gerade ſo blutdürſtig und räuberiſch gehauſt hatte, wie die Zeloten in der Stadt. Dieſe beherbergte jetzt drei Parteien, welche auf nichts ſannen, als ſich gegenſeitig auszurotten, um dann mit tyranniſcher Willkür Jeruſalem zu beherrſchen. Die Lage der Stadt machte es möglich, daß ſich alle drei Parteien gegen einander halten konnten.

Auf dem Berge Sion lag die obere Stadt und der Palaſt des Herodes, ein ungeheueres, prachtvolles Gebäude mit den drei Türmen Hippicus, Phaſael und Mariamne auf ſeinen Ringmauern, die Herodes der Große zu Ehren ſeines Freundes, ſeines Bruders und ſeiner Frau gebaut hatte. Sie waren zugleich Feſten und prachtvolle Paläſte. Der herrliche Turm Phaſael, königlich eingerichtet, mit Sälen, Hallen und Bädern, ward die Feſtung des Simon Bar-Gioras, der von hier aus mit 10000 Mann der allerroheſten und verwegenſten Empörer, zu denen noch 5000 Idumäer kamen, auch den größten Teil der unteren Stadt auf dem Berge Acra beherrſchte. Im Oſten von dieſen beiden Hügeln lag auf dem Morija der Tempel mit ſeinen rieſigen, von bedeckten Säulengängen eingefaßten Vorhöfen, an deren nordweſtlichem Winkel die Zitadelle Antonia ſtieß. Im inneren Tempel hauſte Eleazar mit 2400 Zeloten; ein kleines Häuflein, doch eine ſichere Stellung, ſowohl durch die Lage auf dem Höhepunkt des Berges, als auch weil dem inneren Tempel nie die Lebensmittel fehlten, teils wegen der Opfergaben, die täglich in demſelben dargebracht wurden, teils wegen der Vorräte für die Prieſter. Die Vorhöfe des Tempels hatte Johannes von Giscala inne, ſamt der Zitadelle Antonia. Mit ſeinen 6000 Mann und ſeiner ungeheueren Verwegenheit beherrſchte er einen Teil der unteren Stadt und die nach Norden ſich ausbreitende Neuſtadt. Dieſe verſchiedenen Stadtteile waren durch Mauern, Gräben und Türme gegen einander abgeſchloſſen und befeſtigt. Eine Ringmauer mit Türmen umgürtete zugleich die ganze Stadt, deren Umfang dreiunddreißig Stadien betrug. Im Nordweſten von Acra lag der Turm Pſephinus, der ſchönſte von allen. Ihm gegenüber ſchlug Titus ſein Lager auf. Er war achteckig; durch dieſe Form ausgezeichnet, glaubte man in neueſter Zeit ſein Fundament unweit des Jaffa- oder Pilgertores entdeckt zu haben.

So war Jeruſalem im Aufruhr gegen Rom und in dreifachem Aufruhr gegen ſich ſelbſt. Johannes von Giscala hatte die gefährlichſte Stellung, teils weil er ſich gegen die zwiefachen Angriffe Eleazars und Simons zu verteidigen, teils weil er keine anderen Lebensmittel als die hatte, die er durch Ausfälle in die untere und Neuſtadt machte. Dabei verbrannte ſeine Bande zuweilen in unſinniger Wut Getreide und andere Vorräte, wenn ſie dieſelben nicht wegſchleppen konnte, damit ſie nur nicht dem Johannes oder dem Volk zugut kämen. Dieſe Vorräte waren vor dem Oſterfeſt, des Zuſammenſtrömens aller Juden wegen, ſo groß, daß ſie hingereicht hätten, Jeruſalem während der Belagerung vor Hungersnot zu ſchützen. Wie Wahnſinnige, die gegen ihr eigenes Fleiſch wüten, verfuhren aber die Aufrührer. Es zeugt für die außerordentliche Anhänglichkeit der Juden an ihren Gottesdienſt und ihre religiöſen Feierlichkeiten, daß die täglichen Opfer und die jährlichen großen Feſtzeiten zwiſchen all dieſen Greueln nicht ausgeſetzt wurden; daß ſie ſich mit ihren Opfergaben zwiſchen dieſe Mörder- und Räuberbanden wagten, da doch nicht ſelten Opfernde wie Opfer mit ihrem Blut den Altar überſtrömten. Dies geſchah auch am 14. April, als ſie im inneren Tempel ihr Oſterfeſt begingen. Johannes hatte ſeine Leute mit verborgenen Waffen zwiſchen dem Volk ſich eindrängen laſſen, ſo daß Eleazar getäuſcht wurde, als er dem Volk die Tore öffnete. Kaum war Johannes drinnen, ſo bot er dem Eleazar, der ſich gegen ihre Übermacht nicht verteidigen konnte, an, gemeinſchaftliche Sache gegen den Simon ſowohl, als gegen das römiſch geſinnte Volk zu machen. Dies Bündnis, durch welches die Zeloten wieder in eine Partei zuſammenſchmolzen und der ganze Tempel in eine Hand, die des Johannes kam, ward ſogleich mit Blut beſiegelt und das Volk auf heiliger Stätte ohne Schuld, ohne Grund niedergemetzelt.

Titus begann jetzt ernſtlich die Belagerung. Alle Bäume um Jeruſalem wurden umgehauen, alle Gräben gefüllt, alle Gartenmauern abgebrochen, damit das Heer und die Kriegsmaſchinen ſich ungehemmt bewegen konnten. Dann wurden Erdwälle aufgeworfen und auf denſelben Türme errichtet, welche die Höhe der Mauertürme von Jeruſalem überſtiegen. Auf den Zinnen dieſer Türme wurden Bogenſchützen und Schleuderer geſtellt, welche die Arbeit der Wurfmaſchinen und Mauerbrecher beſchützten. Mit Grauen ſah das Volk von Jeruſalem dieſe furchtbaren Anſtalten: die einen, weil ſie dem Titus freudig die Tore geöffnet, wenn ſie es nur gedurft hätten; die anderen, weil die Feindſchaft zwiſchen Johannes von Giscala und Simon Bar-Gioras Kräfte raubte und zerſplitterte, die ſehr notwendig geweſen wären, um den Kampf gegen römiſche Macht und römiſche Kriegskunſt zu beſtehen. In ſehr gefährlichen Augenblicken vereinigten ſich friedlich beide Parteigänger gegen das römiſche Heer, machten wütende Ausfälle, verſuchten die Wurfmaſchinen zu zerſtören, die Türme zu verbrennen; ließ ihnen Titus aber einen Augenblick Ruhe, ſo fielen ſie über einander her, um ſich den Raub abzujagen, auf den ſie bei dem wehrloſen Volk ausgingen. Am Fuß des Tempelberges war eine weite wüſte Brandſtätte, der Tummelplatz ihrer brudermörderiſchen Fehden. Eine Aufforderung des Titus, ſich zu unterwerfen, ward mit Hohn zurückgewieſen, damit dem Volk keine andere Hoffnung der Rettung bleibe, als die, welche auf einer hartnäckigen Verteidigung beruht. Daher wurde die Verteidigung von ſeiten der Juden wie der Angriff von ſeiten der Römer mit gleichem Mut und gleicher Tapferkeit geführt.

Am 7. Mai machten die Kriegsmaſchinen des Titus eine große Breſche in der nördlichen Ringmauer. Die Juden wichen, die Römer zogen ein, riſſen die Mauer nieder und ſetzten ſich feſt in der Neuſtadt, dem nördlichen Stadtquartier, das am wenigſten befeſtigt war, und in dem Tal des Cedron, öſtlich vor der Stadt. Titus ſchlug ſein Hauptquartier in der Neuſtadt auf und begann die Belagerung der Mauer von Acra und der Zitadelle Antonia. Johannes von Giscala verteidigte dieſe und Simon Bar-Gioras jene. Der Kampf wurde immer ernſtlicher, immer heftiger. Die Römer hatten ihren großen Feldherrn Titus, ihre kriegsgeübten Legionen, alle Arten der ausgezeichnetſten Kriegswerkzeuge. Sie kämpften feurig, unermüdlich; aber Titus ſchonte ſie ſo viel wie möglich, und pflegte nie Taten der Verwegenheit zu loben, ſondern zu ſagen, ſie wären mehr ein Zeichen von Verzweiflung, als von männlichem, kaltblütigen Mut. Er ward von ſeinen Soldaten angebetet, und auch das erhöhte ihre Unermüdlichkeit, ſo daß der große Vorteil, daß eine moraliſche Kraft die materielle unterſtützt, auf ihrer Seite war. Bei den Juden ſtand es anders. Sie fürchteten ihre Häuptlinge dermaßen, beſonders den Simon, daß die äußerſte Gefahr, ja der Tod ihnen minder ſchrecklich war; daher gingen ſie wie blind dem Feind entgegen und ſetzten mit ſolcher Tollkühnheit ihr Leben ein, daß ſie im Handgemenge und im Kampf auf den Mauern zuweilen Vorteil errangen. Gegen die großen Kriegswerkzeuge und in der geordneten Schlacht ſtanden ſie aber im Nachteil.

Titus ließ alle ſeine Wurfmaſchinen und

Bogenſchützen arbeiten, durchbrach am fünften Tage die Mauer von Acra und zog durch die Breſche aus der Neuſtadt in die untere Stadt hinein, unterſagte ſtreng Plünderung, Verwüſtung und Mord, und machte abermals den Vorſchlag der Unterwerfung. Das Volk war bereit, ſich ihm zu ergeben; Johannes und Simon hielten jedoch ſeine Milde für Schwäche, verkündeten allen den Tod, die von Übergabe der Stadt reden würden, und wagten einen ſo heftigen Angriff, daß die Römer ſich etwas zurückzogen. Dies war aber nur ein flüchtiger Sieg! Titus ließ jetzt die Mauer von Acra niederreißen, die er bis jetzt geſchont hatte und begann die Belagerung der dritten Mauer, welche die obere Stadt und den Berg Zion umgab. Gegen die Zitadelle Antonia wurden Wälle aufgeworfen und Türme errichtet. Zugleich beauftragte er den Joſephus, derſelbe möge verſuchen, ſeine Landsleute zu Friedensgeſinnungen zu ſtimmen, denn das Volk, die herrliche Stadt und beſonders der weltberühmte, unvergleichlich ſchöne Tempel taten ihm leid. Joſephus erſah einen geſicherten Platz auf der Mauer, erſtieg ihn, rief ſeine Landsleute herbei und ſtellte ihnen aufs eindringlichſte ihre Torheit und ihren Frevel, die Schreckniſſe einer Hungersnot und einer Eroberung vor, denen ſie nicht entgehen würden. Auf die Anhänger des Simon und des Johannes machte ſeine Rede nicht den mindeſten Eindruck, und das unglückliche Volk durfte keine friedliche Äußerung wagen. Da man ſich aber nicht über die heranſchleichende Hungersnot täuſchen konnte, ſo entſchloſſen ſich viele, vor ihren grauſamen Tyrannen zu Titus zu fliehen, da ſie mehr Vertrauen zu der Milde ihres Feindes, als ihrer Feinde hatten. Sie verkauften um geringen Preis ihre Habe und ſchätzten ſich glücklich, wohlbehalten im römiſchen Lager anzulangen, wo Titus ihnen meiſtens ſogleich volle Freiheit gab, während die Tyrannen mit Argwohn jede Bewegung belauerten, die auf Flucht gedeutet werden konnte. Unter dem Vorwand eines beabſichtigten Überlaufens zu den Römern ließen ſie verſchiedene Perſonen ihrer Reichtümer wegen umbringen. Reich hießen jetzt ſchon diejenigen, welche noch nicht durch den Mangel an Lebensmitteln litten, und das waren nur noch ſehr wenige. Nirgends ſah man mehr Getreide. Für ein Maß Weizen gaben die Wohlhabenden all ihr Gut hin; die Ärmeren für ein Maß Gerſte. Die Tyrannen ließen von ihren Anhängern alle Häuſer durchſuchen, in denen ſie irgendwelche Vorräte vermuteten. Fanden ſie etwas, ſo marterten ſie die Beſitzer, weil ſie die Vorräte verborgen hatten; fanden ſie nichts, ſo ſuchten ſie durch Martern Geſtändniſſe zu erpreſſen, welche die meiſten nicht machen konnten, weil ſie nichts mehr zu verbergen hatten. Wer von Hunger aufgerieben wurde, den ſahen ſie mit gleichgültigem Auge hinſchmachten. Nirgends ward mehr eine Mahlzeit bereitet. Hatte man einiges Getreide mit Gold aufgewogen, ſo zog man ſich in den entlegenſten Teil des Hauſes zurück, gewöhnlich um die Körner roh zu verſchlingen, ſeltener um ſie zu mahlen und das Brot notdürftig in heißer Aſche zu backen. Halb gahr ward es dann herausgeriſſen und verzehrt; aber wie! die Frauen riſſen dies elende Brot aus den Händen ihrer Männer, Kinder entriſſen es ihren betagten Eltern, Mütter ihren wimmernden Kindern. Und während ſie bei geſchloſſenen Türen dieſe gräßlichen Mahlzeiten hielten, war es eben die geſchloſſene Tür, die den Verdacht der Tyrannenknechte weckte und zu neuen Quälereien Veranlaſſung gab. Doch litten dieſe Ungeheuer noch keinen Mangel; ſie handelten nur ſo, teils aus frechem Übermut, der allen unrechtmäßigen Gewalthabern eigen iſt, teils um ſich durch Vergrößerung ihrer Vorräte auch für die Zukunft vor Mangel zu ſchützen. Sogar die wilden Wurzeln und Kräuter jagten ſie den armen Leuten ab, welche dieſe bei Nacht außerhalb der Stadt in Feldern und Gärten mit Lebensgefahr ſammelten, um ihre verſchmachtenden Weiber und Kinder damit zu ernähren. Gern wären Tauſende vom armen Volk ins römiſche Lager geflohen, hätte nicht die Angſt um die Ihrigen ſie zurückgehalten, da die Tyrannen häufig Rache an den Zurückbleibenden für die Überläufer nahmen.

Die Zahl der Elenden, welche nachts auf die Felder ſchlichen, um Kräuter zu ſammeln, ward allmählich ſo groß, daß Titus irgend eine Kriegsliſt argwohnte und ſie von Reitern überfallen ließ. Aber nur der Hunger hatte ſie aus der Stadt getrieben; daher wurden ſie nach geringer Gegenwehr ſchnell gefangen und als Kriegsgefangene gegeißelt und getötet, meiſtens unter großen Martern gekreuzigt. Faſt täglich kamen einige Hundert ſo kläglich um und die Kreuze ſtanden wie ein Wald neben dem römiſchen Lager. „Kreuzige, kreuzige ihn!“ hatten Jeruſalems Einwohner wider den Sohn Gottes geſchrien und hinzugeſetzt, als Pilatus den Einwurf ſeiner Unſchuld

Tumult verhallte um ihr unerbittliches Grab, und that dem ſchönen und hohen Geiſt, der daraus auferſtanden war, nicht wol und nicht weh. Drei Gaben hatte er zu ſeiner irdiſchen Laufbahn empfangen, welche das Geſchick nur den Begnadigten ertheilt: ein kurzes Leben, einen glorreichen Namen, eine unſterbliche Liebe.

machte, „ſein Blut komme über uns und unſere Kinder!“ (Matth. 27, 25.)

In den letzten Tagen des Mai hatten die Römer ihre Belagerungsarbeit an der Antonia-Zitadelle und der oberen Stadt vollendet, und ihre Wälle und Türme erhoben ſich drohend. Aber es gelang den Juden, ſie durch Feuer gänzlich zu zerſtören, ſo daß die Arbeit von neuem zu beginnen war. Den Römern ſank etwas der Mut, teils weil das Holz zu dieſen Bauten allmählich zu fehlen begann, teils weil ſie bei der Arbeit ſehr litten durch die Pfeil- und Steinregen der Belagerten. Titus verſammelte einen Kriegsrat, und man faßte den Beſchluß: bevor man ſich wieder ans Werk mache, Jeruſalem ganz dicht mit einer Mauer zu umzingeln, die jedes Tor und jeden Ausgang verſperre, den Belagerten ihre nächtlichen Streifereien in Gärten und Feldern unmöglich mache, und ihnen jede Hilfe, jede Rettung von außen abſchneide. Dann würde der Hunger ſie bald zur Uebergabe zwingen oder wenigſtens ihre Kraft zur Verteidigung außerordentlich ſchwächen. Und mit römiſcher Energie führte man den Beſchluß aus. Binnen drei Tagen ſtand eine Ringmauer mit dreizehn feſten Türmen, von den Legionen erbaut, dicht um das gedrangſalte Jeruſalem, wie der Sohn Gottes es vorhergeſagt hatte. Dann wurden wiederum Wälle gegen die Zitadelle Antonia gebaut.

Während dieſer Zeit hatten die Einwohner Ruhe vor den Angriffen der Römer; doch um ſo geſchäftiger wütete der Hunger und begann ſeine Opfer zu Tauſenden zu fordern. Die flachen Dächer der Häuſer, wie die inneren Gemächer, und wie die Gaſſen und öffentlichen Plätze waren bedeckt mit Leichen, beſonders von Greiſen, Weibern und Kindern. Männer und Jünglinge ſchwankten wie Schatten einher; ſtieß ihr Fuß nur an einen Stein, ſo fielen ſie zu Boden, vor Schwäche gleich unfähig ſich aufrecht zu halten und ſich wieder zu erheben. Die Seinen zu begraben, hatte man längſt aufgegeben. Die Sterbenden ſtreckten ſich neben ihren Toten nieder und erwarteten ſo ihr Ende. Andere ſchleppten ſich in ihren letzten Stunden zu den Gräbern. Überläufer erzählten ſpäter dem Titus, 600 000 Leichname wären über die Mauern, meiſtens in die Schlünde der Täler Benhinnon und Cedron geworfen, unzählige wären aufgehäuft in großen verödeten Gebäuden; denn nur anfangs hätten die Tyrannen, um den fürchterlichen Geruch nicht überhand nehmen zu laſſen, die geringen und armen Leute auf öffentliche Unkoſten beſtattet. Ein Mann, der dabei angeſtellt geweſen war, welcher Mannäus hieß, und den Auftrag hatte, die Träger zu ſolden, zählte vom 14. April bis zum 1. Juli an einem einzigen Stadttore 115 880 Leichen, welche hinausgetragen wurden. Die der Reichen und Vornehmen hat niemand gezählt, weil die Ihrigen für ſie zu ſorgen hatten. Grabesſtille herrſchte in der unſeligen Stadt. Die glühende Hitze des Sommers und der Peſtqualm der Verweſung brüteten über ihr. Der wütende Hunger lähmte jede Äußerung des Lebens, außer der animaliſchen, die Nahrung ſucht, gleichviel welche! Sogar die Klage verſtummte; die ſtarren, eingeſunkenen Augen hatten keine Tränen, die trockenen blaſſen Lippen keine Worte mehr. Nur die Tyrannenknechte zogen tobend und lärmend einher, drangen in die Häuſer, beraubten die Toten ihrer Gewänder, verübten an den entkleideten Leichen Taten der gräßlichſten Grauſamkeit und Frechheit, und verhöhnten die Sterbenden, die Zeugen ſolcher Frevel ſein mußten. Mit dem Hunger nahm der Ueberlauf ins römiſche Lager zu, wo doch die meiſten ihren Tod fanden, obgleich Titus die Kreuzigungen nicht fortſetzen ließ. Aber die elenden geſchwächten Menſchen fielen ſo heftig über die Speiſen her, daß ſie ihnen ſtatt Leben Tod brachten; und viele, welche durch Vorſicht dieſer Gefahr entgingen, wurden heimlich ermordet, indem die Araber und Syrier, beſonders aber auch Römer, in ihren Eingeweiden nach Goldſtücken ſuchten, die manche zu verſchlucken pflegten, um ſie wieder von ſich zu geben, wenn ſie in Sicherheit ſein würden. In einer Nacht wurde Zweitauſenden um dieſer Urſache willen der Leib aufgeſchnitten.

Johannes und ſeine Partei lebten von den Opfern und Speisopfern, die noch täglich dargebracht, ſowie von dem Wein und Öl, die zu Trankopfern beſtimmt, im Tempel aufbewahrt wurden. Auch legte er Hand an den Tempelſchatz; doch was halfen dieſe Reichtümer in einer Stadt, wo die Lebensmittel ſo knapp waren, daß man einen Scheffel Weizen mit einem Talent (1200 Taler) bezahlte und ein Bündlein verfaultes Heu mit vier Drachmen (einem Gulden)! Wo man Wehrgehenke, Ledergürtel und Schuhriemen als Speiſe gelten ließ! Mit ſchamloſer Gleichgültigkeit ſahen die Tyrannen dieſem unſäglichen Elend zu und vermehrten es durch neue Greuel. Simon Bar-

Gioras ließ den Hohenprieſter Mathias und ſeine drei Söhne hinrichten, weil ihnen der Plan vorgeworfen ward, die Stadt zu übergeben.

Titus verlangte lebhaft nach dem Ende dieſes unheilvollen Krieges; doch nur Schritt vor Schritt und mit größter Anſtrengung gelang es ihm, die Stadt zu erobern. Am 9. Juli fiel die Zitadelle Antonia in ſeine Gewalt. Johannes zog ſich nun aus derſelben in den Tempel zurück und verteidigte ihn mit ſolcher Wut, daß Titus ſich gezwungen ſah, auch ihn, den er ſo gern geſchont und erhalten hätte, wie eine Feſtung zu belagern.

Am 11. Juli hörte das tägliche Opfer auf, welches darin beſtand, daß zwei Lämmer, eins am Morgen, eins am Abend, geſchlachtet und dann auf dem Brandopferaltar verbrannt wurden. Es fehlte an Lämmern. Seit Judas der Machabäer nach der Entweihung des Tempels durch Antiochus Epiphanes den Gottesdienſt wieder hergeſtellt hatte, alſo ſeit zweihundertdreiunddreißig Jahren, hatte das täglich Opfer nie aufgehört. Die Trauer des Volkes inmitten all ſeiner Leiden war darüber ſo groß, daß die Kunde ins römiſche Lager und zu Titus drang. Er glaubte die Beſtürzung benützen zu müſſen und ließ dem Johannes mit ſeiner Schar freien Auszug gewähren, damit derſelbe nicht durch Trotz Stadt und Tempel mit ſich ins Verderben ſtürze; nur möge er aufhören, wider Gott zu freveln und deſſen Heiligtum zu entweihen und zu verletzen. Mit bitteren Tränen entledigte Joſephus, an einem ſicheren Ort ſtehend, ſich dieſes Auftrages; traurig und niedergeſchlagen, weil es ſeine Peiniger kannte, hörte das arme Volk ihm zu. Aber Johannes antwortete mit Verwünſchungen, und ſetzte hinzu: er fürchte nicht die Eroberung, denn Jeruſalem ſei die Stadt Gottes und der Tempel das Heiligtum Gottes, und er, Johannes, verteidige beide. Da er bei dieſer frevelhaften Läſterung beharrte, ließ Titus einen Teil der Zitadelle Antonia ſchleifen und einen Säulengang des Tempels niederbrennen, um Raum für ſeine Belagerungsmaſchinen zu gewinnen. Einen anderen brannten die Belagerten nieder. Es kam täglich zu den grimmigſten Handgemengen; Haß und Erbitterung ſtiegen auf beiden Seiten ins Unglaubliche und der Krieg ſchien in einen Vertilgungskampf auszuarten.

Während Blut und Mord um den Tempel hauſten, betrieb der Hunger immer wilder, immer raſender ſein Werk in der Stadt. Alle Familienbande wurden zerriſſen, die beſten Freunde wurden Feinde, ſobald es galt, ein paar Biſſen irgend eines Nahrungsmittels zu erjagen. Der leiſeſte Verdacht, dies oder jenes Haus könne etwas Eßbares verbergen, genügte, um es förmlich zu belagern. Die Stärkſten drangen hinein, und fanden ſie nichts, ſo glich ihre Verzweiflung dem Wahnſinn. Leichen wurden aufs gierigſte durchſucht, ob nicht in ihren Händen, in ihren Kleidern ein Krümchen Brot zu finden ſei. Der Inſtinkt der empörten Natur ward überwunden und das Ekelhafteſte verſchlungen. Ja, eine Tat ward begangen, die als etwas Unerhörtes durch alle Jahrtauſende ganz vereinzelt daſteht.

Eine vornehme und reiche Frau, die Maria hieß, war aus dem Lande jenſeits des Jordans mit ihrem unmündigen Kinde wegen des Krieges nach Jeruſalem geflüchtet und allmählich von den Peinigern des Volkes ausgeplündert worden. Ihr Vermögen, ihre Koſtbarkeiten zuerſt, dann ihre Lebensmittel, endlich ihre tägliche immer armſeliger werdende Nahrung hatten ſie ihr geraubt. Sie beſaß nichts mehr, weder für ſich, noch für ihr Kind. Sie widerſtand nicht der Folter des Hungers, ſie ermordet ihren Säugling, bereitet ihn zur Speiſe, verzehrt einen Teil und verbirgt den anderen. Aber die Räuber ſpüren den Geruch einer Speiſe, kommen und drohen ihr mit dem Tode, wenn ſie dieſelbe nicht ausliefere. Da bringt ſie ihnen die Überbleibſel ihres Säuglings und ſagt mit der eiſigen Gleichgültigkeit des Wahnſinns: „Hier iſt's! es iſt mein Kind, ich hab's geſchlachtet und gegeſſen. Wollt ihr? ſo eſſet, was ich übrig ließ. Grauet euch davor, ſo eſſe ich es.“ Die Unmenſchen waren wie erſtarrt, liefen entſetzt aus dem Hauſe und verbreiteten die Kunde von dieſem ungeheueren, übermenſchlichen Elend. Ach, wie hatte der Sohn Gottes auf ſeinem Wege zu Golgatha ſo wahr zu den jammernden Weibern Jeruſalems geſagt: „Weinet nicht über mich, ihr Töchter von Jeruſalem, weinet aber über euch und über eure Kinder! Denn ſieh, es werden Tage kommen, an welchen man ſagen wird: ſelig ſind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüſte, die nicht geſäuget haben. Dann werden ſie anfangen zu den Bergen zu ſagen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Bedecket uns.“ (Luk. 23, 28—30.)

Die Tyrannen Jeruſalems gingen nicht in ſich, ſondern verharrten in ihrer Verſtockung. Titus aber bezeugte feierlich, er ſei unſchuldig an dieſem

Wehe; er habe den Juden wieder und wieder den Frieden und die Freiheit, nach ihren Geſetzen und ihrer Religion zu leben, angeboten; doch ſie ſelbſt ſtürzten ſich aus Trotz in ſolche Trübſal. Nun ſolle aber auch die Stadt untergehen und die Stätte von der Erde verſchwinden, wo eine Mutter ihr Kind geſchlachtet und verzehrt habe.

Er ließ jetzt die Angriffe auf den Tempel ohne Schonung machen, Sturmlaufen und Feuer an die Pforten legen. Hatte er einen Schritt gewonnen, ſo mußten alsbald die römiſchen Soldaten die Flammen löſchen, um das Hauptgebäude, den inneren Tempel, wenigſtens nicht zu beſchädigen. Mit raſender Kraft verteidigten ſich die Juden, ließen trotz ihrer Ermattung den Römern weder Tag noch Nacht Ruhe, richteten in jedem Kampf ein Blutbad des Feindes an, und jeder Fußbreit Erde, von dem ſie weichen mußten, war mit Toten bedeckt. Dennoch wichen ſie mehr und mehr, und am 17. Auguſt zogen ſie ſich in das Hauptgebäude hinein. Titus wollte am anderen Tage Sturm laufen, begab ſich in die Zitadelle Antonia, um etwas zu ruhen, und gebot ſeinen Soldaten, eine Feuersbrunſt der äußeren Säulengänge zu löſchen. Während ſie damit beſchäftigt waren, machten die Belagerer aus dem inneren Tempel einen Ausfall auf ſie, wurden aber nach kurzem Gefecht zurückgetrieben und bis an die innere Pforte verfolgt. Dort ergriff ein römiſcher Soldat, aufgeregt von Kampf und Ingrimm, ohne Befehl einen lodernden Feuerbrand, ließ ſich von einem Gefährten emporheben und ſchleuderte den Brand durch ein Fenſter in die Reihe der Gemächer, welche das Heilige umgaben. Aus dem

Getäfel von Zedernholz ſchlug ſogleich die lichte Flamme empor und ein ungeheueres Wehegeſchrei der Juden verkündete ihr allgemeines Entſetzen. Titus eilte ſogleich herbei, befahl Ruhe, Ordnung, dem Kampf und dem Feuer Einhalt zu tun. Umſonſt! in dem Getümmel verhallte ſein Befehl! die Feldherren, die Legionen verſammelten ſich, alles aufgeregt, alle ordnungslos, voll wilder Freude und blinder Wut. In dem mörderiſchen Handgemenge kamen Unzählige um, auch viel waffenloſes Volk. Berge von Toten lagen um den Brandopferaltar, Ströme von Blut floſſen über ſeine Stufen. Wer zu Boden fiel, ward zertreten, gleichviel ob er Freund oder Feind war. In den Eingängen wurden Juden, wie Römer zerquetſcht und erdrückt. Gehorchen und befehlen hatten aufgehört. Ohne Rückhalt wütete der Würgengel. Titus begab ſich mit einigen Feldoberſten in das Heilige und Allerheiligſte, die noch unverſehrt waren. Er ſtaunte dieſe wunderbare Pracht und Schönheit an, und ſtellte Wachen auf, um ſie zu ſchützen. Durch zwei Vorhallen trat man ein; die Pforten waren von vergoldetem Erz, fünfzig Fuß hoch; goldene Rebgewinde bekränzten ſie; perſiſche Teppiche hingen ſchützend vor ihnen herab. Dann betrat man das Heilige, ein Gemach, ſechzig Fuß hoch, vierzig Fuß tief und zwanzig Fuß breit; da befand ſich der goldene ſiebenarmige Leuchter, der die ſieben Planeten und die ſieben Tage der Woche vorſtellte, der goldene Tiſch des Geſetzes mit den zwölf goldenen Schaubroten, welche die Zeichen des Tierkreiſes bedeuteten, und der Altar des Rauchopfers mit dem Rauchfaß und dreizehn verſchiedenen Arten von köſtlichem Weihrauch. Ein prachtvoller Vorhang ſchloß dieſes Gemach gegen das Allerinnerſte ab, welches das Allerheiligſte hieß und von niemand geſehen und betreten werden durfte, außer an gewiſſen hohen Feſttagen vom Hohenprieſter. Es war zwanzig Fuß tief und breit, und damals war es leer; vor der babyloniſchen Gefangenſchaft ſtand die Bundeslade darin. In dieſen vier Gemächern war das Gebälk Zedernholz, die Wände Marmor mit Gold und Silber eingelegt. Das Äußere des ganzen Tempels war mit ſchneeweißen Marmorplatten bedeckt und das Ganze hatte ein ſo ungemein köſtliches, kleinodmäßiges Anſehen, daß die römiſchen Soldaten um deſto begieriger nach deſſen verborgenen Schätzen verlangten und vor den Augen des Titus in das Heilige drangen und Feuer an die Türangeln legten. Da mußte denn er ſelbſt es verlaſſen. Die Flammen praſſelten, die Juden heulten, die Römer tobten, Weiber und Kinder ſchrien. Mitten durch den heilloſen Tumult brach ſich Johannes von Giscala mit ſeinen Anhängern Bahn und entkam zu Simon Bar-Gioras in die obere Stadt.

Die Reichtümer, welche die Römer in der Schatzkammer des Tempels fanden, waren ſo unermeßlich, daß jeder römiſche Soldat durch die Beute reich wurde, und daß der Wert des Goldes in ganz Syrien auf die Hälfte herabſank; denn nicht nur die reichen Gaben von Königen und Feldherren, Fürſten und Städten wurden dort ſeit Jahrhunderten, ſondern jetzt auch Vermögen und Koſtbarkeiten der Wohlhabenden aufbewahrt, welche gegen die Unfälle des Krieges ihre Habe in der Tempelſchatzkammer in Sicherheit gebracht hatten. Als die Plünderung geſchehen war, zündeten die Römer ſämtliche Gebäude des Tempels an und verwandelten ihn in einen ungeheueren Schutthaufen. Auf eine gewölbte Säulenhalle hatten ſich ſechstauſend Menſchen geflüchtet, meiſtens Weiber und Kinder. Sie kamen alle um! Einige ſtürzten ſich freiwillig in die Glut, darunter zwei angeſehene Prieſter. Gerettet ward nicht einer. Dann pflanzten die Römer ihre Legionsadler auf.

Elfhundertdreißig Jahre, nachdem Salomon ihn zum erſtenmal, und ſechshundertneununddreißig Jahre, nachdem Zorobabel ihn zum zweitenmale gebaut hatte, ward der Tempel jetzt und für immer zerſtört. Dann wurde die untere Stadt angezündet, und zahlloſe Leichen, die in den Häuſern und Gaſſen aufgehäuft waren, verbrannten mit ihr. Joſephus verſuchte nochmals die Aufrührer zur Unterwerfung zu ſtimmen; aber vergeblich! Sie triumphierten, daß der Tempel zerſtört, das Volk tot, die Stadt in Aſche ſei, daß folglich die Römer keine Freude am Siege hätten. Sie ſetzten ſich im Palaſt des Herodes feſt, der auf Sion lag, ermordeten achttauſendvierhundert Menſchen, die ſich mit ihrer letzten Habe dahin geflüchtet hatten, und erwarteten, ob Titus die obere Stadt belagern würde. Dies war äußerſt ſchwierig, denn nicht nur die Gärten und Haine um Jeruſalem, ſondern jeder Baum meilenweit in der Runde war abgehauen, ſo daß das Holz zu den Bauten fehlte. Doch die römiſche Beharrlichkeit ſchaffte es aus der Ferne herbei, ſo daß die Belagerung wirklich fortgeſetzt werden konnte. Am 7. September endlich ward die Mauer der oberen

Stadt durchbrochen und Titus zog ein auf Sion. Beſinnung und Kraft hatte die Aufrührer verlaſſen; ſie ließen auch die drei mit dem Palaſt des Herodes in Verbindung ſtehenden Türme Hippikus, Phaſael und Mariamne, die für uneinnehmbar galten, im Stich und flüchteten in die unterirdiſchen Abzugsgräben der Stadt, wo bereits Tauſende von Leichen vermoderten. Die Legionen waren erſtaunt und froh, ſo leicht das hohe Sion und das Königsſchloß erobert zu haben, pflanzten ihre Adler auf alle Türme Jeruſalems und ergoſſen ſich ſiegestrunken und beutegierig durch die Straßen. Doch die Beute war gering! Was ſie am meiſten in den Häuſern fanden, waren totgehungerte, halbverweſte Leichname. Titus freute ſich auch ſeines Sieges, doch nicht trunken, ſondern ernſt. Als er jene drei herrlichen Türme betrachtete, ſagte er: „Gott hat dieſen Krieg für uns geführt und beendet; denn gegen dieſe Veſten würden unſere Werkzeuge nichts vermocht haben.“ Und als ihm verſchiedene Völker nach der Sitte der Zeit Siegeskronen ſchickten, ſagte er: Nicht er ſei der Sieger, ſondern Gott, der den Juden gezürnt habe. Dann ließ er Jeruſalem ſchleifen, ſo daß kein Stein auf dem anderen blieb, mit Ausnahme jener drei herrlichen Türme und eines Teiles der weſtlichen Stadtmauer, die er zu einem Denkmal dieſes gewaltigen Sieges und zugleich als Schutz für ein römiſches Lager ſtehen ließ. Nach der Berechnung des Joſephus kamen bei der Belagerung 1 100 000 Juden um's Leben und gefangen wurden 97 000. Von dieſen wurden Diebe, Räuber und ſonſtige Verbrecher gleich hingerichtet, und 11 000 ſtarben aus Mangel an

Verpflegung vor Hunger und Krankheit. Alle, die unter ſiebzehn Jahre alt waren, wurden als Sklaven erkauft und die übrigen größtenteils nach Egypten zu öffentlichen Arbeiten geſchickt. Viele verteilte Titus in den Provinzen, um bei den blutigen Gladiatorenſpielen und bei Kämpfen mit wilden Tieren zu dienen. Siebenhundert der ſchönſten und kräftigſten Jünglinge ließ er auswählen, um ſeinen Triumphzug in Rom zu verherrlichen. Dies traf auch den Johannes, der, vom Hunger überwältigt, endlich Titus um Gnade anflehte und wirklich nur mit beſtändigem Gefängnis geſtraft ward. Simon verſuchte aus den Abflußkanälen zu entfliehen, ward dabei gefangen, ebenfalls zum Triumph aufbewahrt, dann gegeißelt und hingerichtet. 2187 Jahre, nachdem die Kananäer dieſe Stadt gegründet und Jeruſalem genannt hatten, fand ſie durch Titus ihren Untergang. Jetzt iſt ſie eine türkiſche Stadt mit etwa 20 000 Einwohnern.

Die Verfolgung der Chriſten.

So donnerten die Strafgerichte Gottes über dem gottesmörderiſchen Jeruſalem und zermalmten es. Seines Geſetzes Vervollſtändigung und ſeines Glaubens Verherrlichung hätte es gefunden, wenn es den Meſſias, den längſtverheißenen, den ſehnlich erwarteten Meſſias erkannt und bekannt hätte. Dahin hatte Gott mit unſäglicher Liebe es geführt; dazu hatte Gott mit unſäglicher Langmut es herangebildet. Aber es vereitelte die Abſicht Gottes und widerſprach ihm gleichſam ins Angeſicht. Denn als Johannes am Jordan taufte, „da ging Jeruſalem zu ihm hinaus und das ganze Land Judäa.“ (Ev. Matth. 3, 5.) Sie waren Zeuge der Taufe Jeſu; ſie ſahen, wie der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube auf ihn herabſtieg; ſie hörten die Stimme vom Himmel erſchallen: „Du biſt mein geliebter Sohn, an Dir habe ich mein Wohlgefallen.“ (Luk. 3, 22.) Aber Jeruſalem ſprach: Nein, Du biſt es nicht! Es verwarf den Eckſtein, auf den es ſein Haus für die Ewigkeit gründen ſollte: ſomit hatte dies Haus kein Fundament mehr in dem Willen Gottes; es ſtand nur mit ſündhaftem, wahnwitzigem Trotz auf dem menſchlichen Willen; da kamen die Stürme und es ging in Trümmer.

Rom erhob ſtolz und triumphierend das Haupt, da es den Gott der Juden überwunden hatte. Jupiters, ſeines Schutzgottes Tempel, ſtand feſt auf dem Kapitol, während der Tempel auf Morija in Schutt lag. Jupiters Adler, welche die Legionen auf ihren Fahnen trugen, führten Rom zum Siege und zur ewigen Herrſchaft über die ganze Welt: ſo wähnte es. Mehr denn je verlangte es götzendieneriſche Anbetung für ſich ſelbſt, als Göttin Roma, für ſeine Götterbilder, für ſeine Kaiſer. Wer ſich dem entzog, betrachtete Rom als einen Todfeind, der ſich an der Grundlage der römiſchen Größe und Macht vergriff, und der wie ein ſchädlicher Wurm vertilgt werden mußte. Daraus entſprang eine dreihundertjährige Verfolgung der Chriſten. Allein das Kreuz auf Golgatha ſtand feſter, als der Tempel auf Morija und als der Jupiter auf dem Capitol. Rom bekam eine Reihe von Kaiſern, welche die Welt auch heute noch groß nennt. Der edle Trajan! der kluge Hadrian! die beiden Antonine! ſagt ſie mit Ehrfurcht. Für ihre Zeit und ihre Welt mochten ſie groß ſein, dieſe Kaiſer; einzelne ausgezeichnete Eigenſchaften hatten ſie, einzelne edelmütige Handlungen übten ſie; aber groß iſt die Seele nur in dem Maß, als ſie nach der ewigen Wahrheit ſucht und ſtrebt, wenn ſie ſo unglücklich iſt, dieſelbe noch nicht zu beſitzen, oder als ſie die ewige Wahrheit ungetrübt in ſich aufnimmt und ſich nach ihr, nach dem Bilde Chriſti, zu geſtalten bemühet, wenn ſie dieſelbe beſitzt. In dem Maß, als die Seele Ebenbild Gottes iſt, iſt ſie groß, iſt ſie ſchön; und allerdings ſind dieſe römiſchen Kaiſer inſofern zu bewundern, als ſie, trotz ihrer Welt, trotz ihrer Zeit, noch eine Spur vom urſprünglichen Ebenbild Gottes an ihrer Seele aufweiſen konnten. Das war ſehr viel bei der entarteten heidniſchen Menſchheit, die ihren Thron umgab; die heute bereit war, ihnen als Göttern Weihrauch zu opfern und morgen ihren blutigen Leichnam mit Füßen zu treten. Aber vor den Augen dieſer weiſen, klugen, philoſophiſchen, feingebildeten Kaiſer ging das Chriſtentum in dem Blut der Martyrer, wie die Sonne in roſenfarbenen Wolken, auf, und ſie ſahen nicht hin! Vor ihren Augen vollbrachten Greiſe, Weiber und Kinder Taten, welche die der berühmteſten altrömiſchen Helden, eines Scävola, eines Regulus, übertrafen, und ſie würdigten dieſe Erſcheinung keiner anderen Aufmerkſamkeit, als dieſelbe durch den Henker verſchwinden zu machen. Sie hatten einen Plinius den Älteren und den Jüngeren, ſie hatten einen Tacitus zur Hand, dieſe berühmten, in Wiſſenſchaft und Kenntniſſen ſo hoch geprieſenen Männer, deren Pflicht es geweſen wäre, ihre Wiſſenſchaft der Erforſchung der Wahrheit zuzuwenden und mit der Kraft ihres Geiſtes auf den Grund jener Erſcheinung zu gehen; ſtatt deſſen blieb ſie den Kaiſern wie den Weiſen etwas Verächtliches, etwas Abſcheuwürdiges. Wie ging das zu? Weil ſie nicht die Wahrheit ſuchten, ſondern ſich ſelbſt, ihren Thron, ihr Volk, ihre Zeit, ihren Ruhm, allenfalls ihre eigene Vortrefflichkeit, genug, immer ihr ſelbſtiſches Ich, bald etwas höher, bald etwas tiefer, immer ihr Ich. Tacitus war ein Freund von Titus und der Konſul Flavius Klemens, ein Vetter des Titus, war Chriſt mit ſeiner Frau Domitilla. Wie leicht hätte Tacitus dadurch der Wahrheit auf die Spur kommen können! Wie viel hätte ihm, dem ernſten Geſchichtsſchreiber ſeines Volkes, daran liegen müſſen, ein Heilmittel gegen die überhand nehmende innere Verweſung Roms, die er ſich wahrlich nicht verbarg, aufzufinden! Er ſelbſt erwähnt der Kreuzigung eines Chriſtus unter Pontius Pilatus; er ſieht, wie deſſen Jünger, die Chriſten, nicht bloß in Judäa, ſondern in Rom ſelbſt ſich ausbreiten; er erlebt ihre grauſame Verfolgung durch Nero, welche ſie durch nichts auf ſich ziehen, als daß alle Welt ſie haßt, weil ſie nicht ſind wie alle Welt, und er ſtimmt dem allgemeinen Urteil bei, daß ſie um ihres Aberglaubens willen den Tod verdienten! Plinius der Jüngere, einer der talentvollſten und gebildetſten Römer, war ein Freund Trajans, der einer der edelſten römiſchen Kaiſer war. Plinius war Statthalter in Bythinien während der Jahre 103—105 chriſtlicher Zeitrechnung. Ungefähr zwei Jahre dauerte damals eine große Chriſtenverfolgung, als Plinius dem Kaiſer aus Bythinien einen merkwürdigen Brief ſchrieb, der den Geiſt dieſer Verfolgung grell ausſpricht.

„Cajus Plinius dem Imperator Trajan ſeinen Gruß!

Es iſt meine Gewohnheit, o Herr, mich in allem, worüber ich zweifelhaft bin, an dich zu wenden. Denn wer vermag beſſer mich bei Bedenklichkeiten zu leiten oder meine nkunde zu unterrichten? Da ich bei Erkenntniſſen in Sache der Chriſten nie gegenwärtig geweſen bin, ſo weiß ich nicht, was man zu beſtrafen, noch auch, welches Ziel man der Strafe und der Unterſuchung zu ſetzen pflegt? Auch habe ich mich in keiner kleinen Verlegenheit darüber befunden, ob einige Rückſicht auf das Alter zu nehmen, und ob ein Unterſchied zwiſchen Starken und ſehr Zarten zu machen ſei? Ob die Reue Verzeihung erhalten müſſe, oder ob es Keinem fromme, dem Chriſtentum zu entſagen, wenn er einmal Chriſt geweſen iſt? Ob dieſer Name an ſich ſelbſt, auch unbegleitet von Freveln, müſſe beſtraft werden, oder nur die Frevel, die am Namen haften? Inzwiſchen habe ich gegen diejenigen, welche als Chriſten bei mir angegeben wurden, folgende Weiſe beobachtet: ich befragte ſie, ob ſie Chriſten wären? Geſtanden ſie es, ſo fragte ich ſie zum zweiten- und drittenmal, und drohte mit der Strafe. Beharrten ſie, ſo ließ ich ſie zum Tode führen. Denn es ſchien mir unzweifelhaft — mag nun das, wozu ſie ſich bekennen, ſein was es wolle —, daß wenigſtens ihre Halsſtarrigkeit und unbeugſame Widerſpenſtigkeit beſtraft werden müßten. Einige von dieſem Wahnſinn Ergriffene habe ich von den anderen abgeſondert, um ſie nach Rom zu ſenden, weil ſie römiſche Bürger ſind. Wenn die als Chriſten bei mir Angegebenen aber auf die Weiſe, wie ich es ihnen vorſagte, die Götter anriefen und deinem Bildnis, welches ich zugleich mit den Götterbildniſſen herbei bringen ließ, Weihrauch und Wein opferten, dazu Chriſtum läſterten — wozu, wie man ſagt, wirkliche Chriſten ſich nicht zwingen laſſen —, ſo glaubte ich ſie entlaſſen zu müſſen. Andere, vom Angeber Genannte, bekannten ſich zuerſt als Chriſten, läugneten es aber ſpäter, ſagten, ſie wären es ehedem geweſen, beteten dein Bildnis und das der Götter an, und läſterten Chriſtum. Sie verſicherten, ihre ganze Schuld oder ihr Irrtum habe darin beſtanden, daß ſie gepflegt hätten an einem beſtimmten Tage vor Sonnenaufgang zuſammen zu kommen, einen Wechſelgeſang anzuſtimmen zur Ehre Chriſti als eines Gottes; dann ſich feierlich zu verpflichten, nicht etwa zu einem Frevel, ſondern zur Enthaltung von Entwendung, Raub, Ehebruch, Wortbruch und Lüge; dann wären ſie auseinander gegangen, hätten ſich aber wieder zu einer gemeinſchaftlichen unſchuldigen Mahlzeit verſammelt, deren ſie ſich jedoch enthalten hätten von der Zeit an, da ich zufolge deiner Befehle die Privatzuſammenkünfte verboten hatte. Nach dieſer Ausſage ſchien es mir notwendig, zwei Dienerinnen foltern zu laſſen, um die Wahrheit zu erforſchen; aber ich fand nichts, als einen ganz verkehrten und übertriebenen Aberglauben; daher habe ich das Urteil aufgeſchoben und meine Zuflucht zu dir genommen.

Die Sache ſcheint mir der Erwägung wert, vorzüglich wegen der bedeutenden Anzahl der Verklagten; denn viele Perſonen jedes Alters, jedes Standes und von beiderlei Geſchlecht ſind angeklagt oder ſollen es werden. Nicht nur die Städte, auch die Flecken und das Land hat die Seuche dieſes Aberglaubens angeſteckt. Doch ſcheint mir, es könne ihr noch jetzt Einhalt getan werden, denn es iſt gewiß, daß die beinahe ſchon verlaſſenen Tempel wieder beſucht, lang unterbrochene heilige Gebräuche wieder gefeiert, an verſchiedenen Orten wieder Opfertiere zum Verkauf gebracht werden, deren Käufer ſchon ſehr ſelten geworden waren; woraus man leicht urteilen mag, welche Menge von Menſchen noch könne gebeſſert werden, wofern man der Reue Raum gewährt.“

Trajans Antwort lautet:

„In Sache der Unterſuchung wider diejenigen, welche vor dir als Chriſten angegeben wurden, haſt du den richtigen Weg eingeſchlagen. Denn es läßt ſich hierüber nichts im allgemeinen, gleichſam nach einer Richtſchnur feſtſetzen. Sie müſſen nicht aufgeſucht, wenn aber angegeben und überwieſen, geſtraft werden; doch ſo, daß wenn einer Chriſt zu ſein läugnet und durch die Tat ſelbſt es bewährt, d. h. wenn er unſeren Göttern opfert, er der Reue wegen Verzeihung erhalte, ſo verdächtig er auch vordem geweſen ſein mag. Eingebrachte Klageſchriften ohne amen des Klägers dürfen bei keiner Art der Beſchuldigung ſtattfinden. Sie würden vom ſchlimmſten Beiſpiel ſein und ſind dem Geiſt unſerer Zeit zuwider.“

So ſprachen ſich der edle Kaiſer und der kluge Statthalter aus! Mit dieſer erſtaunlichen Ungerechtigkeit und Oberflächlichkeit verführen ſie! Plinius erfährt durch die abtrünnigen Chriſten ſelbſt, alſo auf die unverdächtigſte Weiſe, die frommen und innigen Gebräuche des Chriſtentums und die heiligen Pflichten, zu denen es verbindlich macht; und Plinius läßt ohne weiteres diejenigen zum Tode führen, welche ſich ſtandhaft zu einer ſo reinen Religion bekennen. Er ſieht den wunderbaren Einfluß dieſer Religion auf die Menge, wie ſie zu einem vollkommenerem Leben antreibt, hinreißt; ſieht ihre wohltätigen, veredelnden Wirkungen — und ſtraft wegen Halsſtarrigkeit diejenigen, welche bei ihr beharren, während er denen verzeiht, die von ihr abfallen und die den Götzenbildern einer Venus, eines Jupiters, eines Merkurs, d. h. den Sinnbildern niedriger Leidenſchaften opfern. Und der edle, kluge Kaiſer Trajan! Wenn er wirklich an ſeine Götzen wie an etwas Wahrhaftiges und Heiliges glaubt, und wenn Plinius ihm ſchreibt, faſt die ganze Landſchaft ſei von ihnen abgefallen, ihre Opfer, ihre Feſte, der Beſuch ihrer Tempel habe faſt ganz aufgehört, dermaßen wende ſich das Volk der neuen Sekte zu; warum denn gibt der Kaiſer, der als Pontifex maximus die Pflicht hat, über den Kultus zu wachen, nicht den Befehl, aufs ſtrengſte gegen eine Sekte zu verfahren, welche durch einen unbegreiflichen Einfluß ſein Volk um das köſtlichſte Gut, den religiöſen Glauben, bringt? Warum befiehlt er denn nicht, dieſe neue gewaltige Lehre zu prüfen, die, ohne Roms Götter zu verehren, den Menſchen zur beharrlichen Tugend antreibt? Warum läßt er nicht die Chriſten aufſuchen, wenn ſie gefährlich und ſtrafwürdig ſind? Warum ſoll man mit der Strafe warten, bis ſie nicht eines Frevels, ſondern nur im allgemeinen des Chriſtentums überwieſen ſind? In dieſes Netz von Widerſprüchen verwickelten ſich der Kaiſer und ſein Statthalter zwei der beſten Männer Roms, aus Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, und trotz einer gewiſſen Neigung zur Milde, welche ſich in beiden Schreiben ausſpricht, verfallen ſie der grauſamſten Ungerechtigkeit. So wird ſelbſt die Tugend zur Verkehrtheit, wenn das Licht der Wahrheit, das aus dem chriſtlichen Glauben entſpringt, nicht Grundlage und Richtſchnur ihr gibt.

Bei weitem die wenigſten Statthalter hatten die milde Gemütsart eines Plinius. Da es den Chriſten nicht an Feinden, alſo nicht an Klägern und Angebern bei den Richtern fehlte, und da es für ſie keine Gerechtigkeit gab, ſo war ihr Leben während drei Jahrhunderten faſt immer gewaltſam bedroht; denn ſelbſt dann, wenn kein beſonderes Edikt zu ihrer allgemeinen Verfolgung erlaſſen war, wurde doch leicht ein Vorwand zu Mißhandlung der Einzelnen gefunden. Was gab man ihnen nicht alles Schuld! Die Juden zuerſt hatten, um den chriſtlichen Glauben der Welt verhaßt zu machen, tauſend Verleumdungen gegen ihn ausgeſtreut, und dieſe faßten ſo feſt Wurzel in der heidniſchen Vorſtellung, daß dreihundert Jahre der chriſtlichen „Halsſtarrigkeit", wie Plinius die chriſtliche Glaubenstreue nannte, notwendig waren, um dieſe Vorurteile auszurotten. Für die drei Stunden, die der göttliche Heiland wie ein ſchmachbedeckter Verbrecher ſterbend am Kreuze hing, trugen ſeine treueſten Nachfolger,

Nachwort.

Gundaccar an Gräfin Dónat.

„Meine Mutter! aufgefahren iſt *ſie* zum Himmel! „Der Schutzgeiſt iſt fort von meiner Seite, „die Muſe aus meinem Atelier, die Heilige von „meinem Altar, das Weib aus meinen Armen. „Vor drei Monaten iſt Clelia geſtorben. Ihr plötzlicher Heimgang mahnt mich an die Vergänglichkeit des Lebens und daran, daß im Fall meines „Todes meine Tochter, das einzige Kind meines „Herzens und meines Hauſes in gänzlichſter Vereinſamung auf dieſer Welt zurückbleibt, ohne Schutz, „ohne Zuflucht, ohne Stütze — in unſrer Welt, „die hart und kalt für den Vereinſamten iſt, meine „Mutter. Ich hoffe zu leben für dieſes Kind, und „ſeitdem ich geſehen habe zu welcher Reinheit und „Verklärung ein Menſchenleben erhoben werden „kann, erſcheint mir ſogar das meine wie geadelt „— und vielleicht zum erſten Mal ſeit ich zum Bewußtſein über mich ſelbſt gekommen bin, wünſche die erſten Chriſten, um ihrer Tugend willen während dieſer blutigen dreihundert Jahre alle Marter und alle Schmach der Verbrecher. Das iſt freilich eine geringe Dankbarkeit für das Leid und die Liebe des Gottesſohnes, aber ach! für die Kraft armer gebrechlicher Menſchen iſt es viel. —

Was gab man ihnen nicht alles Schuld! Das Kreuz und Sonne, hieß es, beteten ſie an; was doch übrigens gewiß nicht ſchlimmer geweſen wäre, als daß die Egypter Ochs und Ibis, die Syrier Baal und Aſtarte anbeteten. Majeſtätsverbrecher ſollten ſie ſein, weil ſie den Kaiſern nicht göttliche Ehren erwieſen. Feinde des Staates ſollten ſie ſein und nach dem Untergange des Römerreiches trachten, weil ſie das Reich Gottes erwarteten — aber im Himmel. Und Feinde der menſchlichen Geſellſchaft ſollten ſie ſein, ſich freuen an allgemeinen Unglücksfällen weil ſie von der Vergänglichkeit irdiſcher Größe, vom Ende der Welt und dem letzten Gericht ſprachen; weil ſie an keinen öffentlichen Feſten teilnahmen, die aus Götzenopfern und verwerflichen Luſtbarkeiten beſtanden, ſondern dergleichen Tage faſtend und betend zubrachten, büßend für die zahlloſen Sünden, welche bei ſolchen Feſtlichkeiten begangen wurden. Unnütz der menſchlichen Geſellſchaft ſollten ſie ſein, weil ſie nicht nach Geld und Gut, nach Ämtern und Würden ehrgeizig und kriechend trachteten. Unwiſſend, ungelehrt und von gemeiner Herkunft und Erziehung ſollten ſie ſein, weil ſie einfach lebten und Arme und Sklaven liebevoll behandelten. Gottesleugner ſollten ſie ſein, weil ſie alle heidniſchen Religionen verabſcheuten, und ſagten ſie, daß ſie den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde anbeteten und ihm unaufhörlich das Opfer ihrer Gebete weiheten: ſo war das keine Antwort für ſolche, die einen Gottesdienſt ohne Götzenbild und ohne Opfertiere nicht faßten. Als das Wort des göttlichen Heilandes vom Unkraut zwiſchen dem Weizen in Erfüllung ging und die Ketzereien frech ihr Haupt erhoben, warf man auf die Chriſten Beſchuldigungen, die den Ketzern gebührten. Ihre Wunder ſollten Betrug und Blendwerk ſein; ihre Almoſen Mittel, um arme Leute anzulocken und für ihre Zwecke zu gewinnen; ihre Faſten und Abtötungen Heuchelei, hinter der ſich viele Verbrechen verbargen. Obgleich alle Völker der alten Welt gewiſſe religiöſe Feierlichkeiten im geheimen begingen, wie z. B. die Griechen die eleuſiniſchen Myſterien, die Egypter die Myſterien der Iſis ꝛc., ſo wurde es den Chriſten doch vorgeworfen, daß ſie ihren Gottesdienſt geheim hielten. Es geſchehe, ſo behauptete man, weil ſie dabei ein Kind ſchlachteten und verzehrten, und weil darauf ein Feſt voll greuelvoller Laſterhaftigkeit folge. Die heilige und reine Liebe, mit der die Chriſten ſich untereinander, faſt ohne ſich zu kennen, liebten, ward ihnen ebenſo zum Verbrechen ausgelegt, wie der Genuß der heiligen Euchariſtie zu einem kannibaliſchen Gaſtmahl. Ja, die Verfolgungen, die ſie erduldeten, nährten den Haß wider ſie. Man hielt ſie für Miſſetäter, weil ſie als ſolche überall behandelt wurden, und man beurteilte die Größe ihrer Frevel nach der Schwere ihrer Strafen. Zuweilen geſchah es, daß, wenn eine Mißernte, ein Erdbeben, eine Peſt, eine Überſchwemmung, eine Heuſchreckenplage eintraten, das Volk in Maſſe ſich gegen ſie erhob, öffentlich im Amphitheater, wo die Kampfſpiele, oder im Zirkus, wo die Wagenrennen ſtattfanden, die Ausrottung der Chriſten begehrte und mit Steinwürfen und Mißhandlungen ſie verfolgte. Dermaßen wurden ſie als Feinde von Roms Glück und Roms Göttern betrachtet, daß jeder große öffentliche Unglücksfall ihrer Bosheit und dem Zorn der Götter über ſie zugeſchrieben ward, worauf dann der wilde Racheſchrei des Volkes: „Die Chriſten vor die Löwen!“ tauſendſtimmig an tauſend Orten erſchallte.

Und wie war denn das Leben dieſer Menſchen beſchaffen, die von ihren Zeitgenoſſen als verächtlicher Abſchaum, als fluchwürdige Ausgeſtoßene der Menſchheit behandelt, und gleich Tieren des Waldes verfolgt und von wilden Beſtien zu Tode gehetzt wurden? Sie lebten nach den Vorſchriften, welche die Apoſtel, namentlich der heilige Paulus, in ihren verſchiedenen Sendſchreiben, geſtützt auf das Wort Gottes und erleuchtet vom heiligen Geiſte, ſowohl den jungen chriſtlichen Gemeinden, als einzelnen Perſonen gaben.

War ein jüdiſcher oder heidniſcher Katechumen in der chriſtlichen Glaubenslehre unterrichtet, ſo empfing er das heilige Sakrament der Taufe, die ihn im Blute Jeſu gebadet, vom Makel der Erbſünde geheilt, von ſeinen eigenen Sünden gereinigt, dem himmliſchen Vater als ein Kind der Gnade darſtellte. Ein neues Geſchöpf, der erlöſte Menſch, ging aus dieſem Bade der Wiedergeburt hervor und empfing darauf die Speiſe des neuen, des übernatürlichen Lebens, die heilige Euchariſtie. Als Sinnbild der Reinheit ſeiner Seele trug er nun acht Tage lang ein weißes Gewand.

Da die heilige Taufe gern am Vorabend des Oſterfeſtes erteilt wurde, damit der Neophit (der Neueingeweihte: ſo nannte man den eben zum Glauben Bekehrten) an die Auferſtehung ſeines Heilandes ſeine eigene Auferſtehung knüpfen könne, ſo war der Tag, an welchem er ſein weißes Kleid ablegte und die ſchlichte Ordnung des chriſtlichen Lebens mitzumachen begann, der achte nach Oſtern, unſer Weißer Sonntag; der Tag, an welchem noch jetzt die heilige Kirche die jungen Chriſten zu ihrer erhabenſten Einweihung, zum Geheimnis des ewigen Lebens zuläßt. Von nun an lebte der Chriſt ganz umgewandelt, ganz innerlich. Je ſinnlicher, je genußſüchtiger, je ferner von ihrer Beſtimmung, je äußerlicher und flacher die heidniſche Welt ſich um ihn her bewegte, je mehr er ſelbſt vielleicht früher ihr gleich geweſen war, um deſto entſchiedener mußte er jetzt zeigen, daß er ihr in nichts mehr angehöre. Seine Hauptbeſchäftigung, zufolge der Ermahnung des heil. Apoſtels Paulus: „Betet ohne Unterlaß,“ war das Gebet, die Erhebung der Seele zu Gott, die Richtung des Geiſtes auf himmliſche Dinge, die Labung des Herzens durch göttliche Belehrung. Jedes Geſchäft, jede Arbeit, jedes Werk, jede Handlung ward mit Gebet angefangen und beendet, und ſomit Gott aufgeopfert. Gemeinſchaftliches Gebet vereinigte täglich mehrmals die ganze Gemeinde, beſonders am Morgen und am Abend zu den Gebeten, welche jetzt Laudes und Veſper heißen, und welche die Kirche im gemeinſchaftlichen Chorgebet in ihren Klöſtern und Stiften aufbewahrt hat. Die Betrachtung des Wortes Gottes war die liebſte Unterhaltung der Gläubigen. Die

Homilien, welche in ihren Verſammlungen über die Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens und über die Lehren des chriſtlichen Sittengeſetzes vorgetragen, und die Briefe der Apoſtel und Apoſtelſchüler, welche in ihnen vorgeleſen wurden, boten den reichſten Stoff, ſowohl zum einſamen Nachſinnen, als zum frommen Geſpräch. Übrigens war das Stillſchweigen ſehr empfohlen und gern beobachtet, um die vielen überflüſſigen, törichten, ſchädlichen Worte und ſo viel leeres, liebloſes Geſchwätz abzuſchneiden. Die Reichen widmeten ſich ganz beſonders dem inneren, betrachtenden Leben, weil ſie nicht nötig hatten, für ihren Unterhalt zu ſorgen. Wer das mußte, trieb Handwerk, Geſchäft und Arbeit, am liebſten ſtille und unſcheinbare, aber niemals ſo, daß der Erwerb die Hauptſache war, oder daß nach großem Gewinn getrachtet wurde; nur die Notdurft des Lebens ſollte befriedigt und die Not des darbenden, des kranken Nächſten geſtillt werden. Reiche wie Unbemittelte ſpendeten gern Almoſen, der eine viel, der andere wenig, mancher alles, je nachdem ſeine Mittel es erlaubten und die Gnade es ihm eingab; aber ſtets mit großer Liebe. Gewöhnlich wurden die milden Gaben den Prieſtern oder Diakonen zur Verteilung an die Dürftigen übergeben, damit der Geber unbekannt bleibe und, nach göttlicher Vorſchrift, „die linke Hand nicht wiſſe, was die rechte tue.“ Die Gläubigen verwalteten nicht gern öffentliche Ämter und trieben nicht gern Handels- und Geldgeſchäfte, weil darin zu viel Zerſtreuung lag; jedoch blieben ſie nach der Taufe in ihrem Beruf, wenn derſelbe nicht geradezu unvereinbar mit den Pflichten ihres

Glaubens war. Auch Soldaten blieben oft im Kriegsdienſt. Jede Stelle, jedes Amt, jeder Beruf war für ſie etwas Untergeordnetes, war nur ein Mittel, um ihre Hauptangelegenheit zu fördern, nämlich das ewige Leben zu gewinnen. Chriſt zu ſein, das ging ihnen über Namen und Würden, Rang und Stand; und wurden ſie vor Gericht nach Heimat, Herkunft und Beruf befragt, ſo hatten ſie für das alles nur die einfache Antwort, die ſie in den Tod ſchickte: „Ich bin ein Chriſt." Menſchen, die ſo abgelöſt von den zeitlichen Dingen waren, konnten kein großes Verlangen nach irdiſchen Freuden haben. Ihre Mahlzeiten waren ſtets mäßig und einfach. Sie faſteten häufig, d. h. ſie hielten dann nur eine Mahlzeit am Tage, und zwar erſt gegen Abend und von den gewöhnlichſten Speiſen. Die Ausgabe, welche ſie dadurch erſparten, verwendeten ſie zu Almoſen; ſo rät die Kirche auch jetzt noch immer zugleich zum Faſten und Almoſengeben. All den Luxus, der aus dem erſtaunlichen Reichtum der römiſchen Welt hervorging, welche alle Schätze der damals bekannten Völker und Länder in ſich aufnahm, unterſagten ſie und geſtatteten ſich nicht die ungeheuere Pracht der Heiden in Bauten, in Gärten, in Hausgerät, in Gold- und Silbergeſchirr; geſtatteten nicht die übertriebene Pflege des Körpers, nicht die überfeinen Kleiderſtoffe von den glänzendſten Farben, nicht Ringe und Edelſteine, nicht wohlriechende Waſſer und Salben, nicht üppige Lagerſtätten. Dieſe Verbote waren ſtreng für eine Zeit, in welcher römiſche Damen für wohlriechende Salben Tauſende zahlten und Lucius Verus, der Cäſar, auf ſeinem Bett vier

Kopfkiſſen hatte, die täglich mit friſchen Roſenblättern gefüllt wurden, welchen man das gelbliche Ende, als zu hart, abpflückte. Aber die Losſchälung von ſinnlichen Genüſſen befähigte den Chriſten, überſinnliche Freuden zu verlangen und zu genießen. An den Unterhaltungen und Beluſtigungen der Welt nahm er nicht mehr teil. Der Gebrauch der Bäder, an dem die Römer mit Leidenſchaft hingen, war ihm nur ſoweit erlaubt, als Geſundheit und Reinlichkeit es forderten, nicht aber zum Zeitvertreib und zur Pflege weichlicher Üppigkeit. Alle öffentlichen Luſtbarkeiten floh er, teils weil ſie mit dem Götzendienſt in Verbindung ſtanden, wie z. B. die Spiele des Zirkus, welche an den Feſttagen der Götter zu deren Ehre aufgeführt wurden; teils weil ſie ein Quell großer moraliſcher Verderbnis waren. Darum mied er das Schauſpiel als eine Schule der Unſittlichkeit, das Amphitheater als eine Schule der Grauſamkeit. Das Würfelſpiel, ebenfalls eine Unterhaltung, welche die Römer mit Leidenſchaft betrieben, verwarf er als törichte Zeitverſchwendung. All ſolche Aufregungen der Sinne, der Leidenſchaften, der böſen Begierden waren ihm ein Greuel, weil ſie unvereinbar mit einer in Gott geſammelten Seele ſind. Aber eine ſolche Seele war nicht finſter, nicht trübe. Gleichmäßige ſtille Heiterkeit war ein Grundzug des chriſtlichen Charakters. All die tauſend Sorgen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, der Habgier und der Genußſucht berührten ihn nicht. All das unruhige, unzufriedene Verlangen eines nach äußerlichem Glück ſtrebenden Gemütes lag ihm fern. Sein inneres und äußeres Leben war nach göttlichen Geſetzen geordnet und ſo viel wie möglich nach dem Beiſpiel des göttlichen Herrn und Meiſters eingerichtet. Ein feſter Glaube hielt ihm unwandelbar das Leiden und Sterben des Heilandes für reuige Sünder vor Augen; eine feurige Hoffnung die Vereinigung mit dem Heiland in der Ewigkeit; und die an ſolchem Glauben und ſolcher Hoffnung entzündete, flammende Liebe richtete ſein ganzes Verlangen mit einer ſolchen Glut nach dieſer verheißenen Seligkeit, daß jede Entſagung ihm leicht wurde, weil ſie die Bande ſprengt, womit das natürliche Leben das übernatürliche zu feſſeln ſtrebt; und daß ihm zu jeder Stunde, in jeder Geſtalt, auch unter der grimmigſten Marter der Tod willkommen war, der ihn zur Vereinigung mit dem Gegenſtand ſeiner Liebe, zu Gott, zu den ewigen Freuden führte. Der Himmel! das war die Sehnſucht des Chriſten. Die Erde war ihm nur der kalte und rauhe, dunkle und dornenvolle Durchgang von wenig kurzen Tagen zum Reich des ewigen Lichtes und der unendlichen, ſeligen Liebe. Die Römer wählten den ledigen Stand als den bequemeren, teils um ſich der greuelhafteſten Sittenloſigkeit hinzugeben, teils um der Sorge für die Familie enthoben zu ſein, obwohl ſie ſich dieſe Sorge fürchterlich leicht machten und ihre neugeborenen Kinder ausſetzten, wenn ſie deren zu viel hatten oder ſie ſonſtwie ihnen läſtig waren. Um ihrer Laſterhaftigkeit willen ging ihre Abneigung gegen den Eheſtand ſo weit, daß die bürgerlichen Geſetze Denjenigen Belohnungen verhießen, welche die Zahl der römiſchen Bürger durch Kinder aus rechtmäßigen Ehen vermehrten. Wählten die Chriſten hingegen den eheloſen

Stand, ſo war es, um dem Rate des heiligen Apoſtel Paulus im ſiebenten Hauptſtück des erſten Korintherbriefes zu folgen und ſich einer höheren Vollkommenheit des Wandels, einer ungeſtörten Richtung und Neigung zu Gott zu befleißigen. Manche weihten ſich der Enthaltſamkeit gleich nach ihrer Taufe und bekräftigten und heiligten ihren Entſchluß durch geheime oder öffentliche Gelübde. Andere, die ſchon von chriſtlichen Eltern geboren waren, blieben lebenslang im Stande der Jungfräulichkeit. Die meiſten aber verehelichten ſich. Ehebündniſſe mit Heiden kamen vor, doch nur bei ſchwachgläubigen Chriſten, und die Kirche warnte dringend davor. Der Kirchenſchriftſteller Tertullian (zu Karthago im Jahre 160 geboren) ſpricht ſich folgendermaßen dagegen aus:

„Wie kann eine Frau Gott dienen, wenn ihr Mann ein Diener des Teufels und von ſeinem Meiſter beauftragt iſt, ſie daran zu hindern? Will ſie faſten, ſo wird er für den Tag ein Gaſtmahl anordnen; will ſie eine Kirche beſuchen, ſo wird kein Diener Zeit haben, ſie zu begleiten. Wird er leiden, daß ſie von Straße zu Straße in die ärmlichſten Wohnungen gehe, um kranke Glaubensbrüder zu beſuchen? Daß ſie in der Nacht aufſtehe, um ſich zu unſeren heiligen Verſammlungen zu begeben? Daß ſie in die Kerker ſchleiche, um die Ketten unſerer Martyrer zu küſſen? Daß ſie ihnen Speiſe und Trank bringe? Daß ſie an die Notleidenden denke und ſich mit ihnen beſchäftige? Wird er ſie ohne Verdacht zum Tiſche des Herrn gehen laſſen, der bei den Heiden ſo verrufen iſt? Wird er einen fremden Bruder gaſtfreundlich in ſeinem Hauſe aufnehmen? Wird er nicht Keller und Speicher verſchließen, anſtatt Almoſen zu ſpenden? Und wenn auch der heidniſche Gatte dies alles erlaubte, ſo iſt es doch ſchon ein Übel, genötigt zu ſein, ihm alle Übungen des chriſtlichen Lebens anzuvertrauen. Soll ſie heimlich das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn, ihre Bruſt, ihr Bett machen? Wenn er es aber ſieht, wird er nicht glauben, es ſei irgend ein Zauberzeichen? Soll ſie ihm verheimlichen, daß ſie nüchtern das euchariſtiſche Brot genieße, und wenn er hört, das es Brot ſei, wird er dann nicht den Fabeln glauben, die man darüber verbreitet? Ihr Haus wird voll heidniſchem Aberglauben und voll weltlicher Feſte ſein; ſie wird keine anderen Lieder ſingen hören, als die aus dem Theater oder den Schenken. Da wird keine Erwähnung Gottes, keine Anrufung Jeſu Chriſti, keine fromme Segnung, kein Leſen der heiligen Schriften ſtattfinden."

Die Chriſten der erſten Jahrhunderte hatten den frommen Gebrauch, täglich den heiligen Leib des Herrn zu genießen, im Hinblick auf ſein Wort bei der Einſetzung des allerheiligſten Altarſakramentes: „Dieſes iſt mein Leib, der für euch hingegeben wird; dieſes tut zu meinem Andenken." Sie glaubten nie zu häufig das Geheimnis der chriſtlichen Religion, das Opfer und den Empfang des Geopferten, die Aufopferung Chriſti zum Heil der ſündigen Menſchheit einesteils, die Aufnahme Chriſti, ſeines Weſens, ſeiner Geſinnung von der Menſchheit andernteils, feiern zu können; glaubten nie zu häufig durch innige Gemeinſchaft (Kommunion) mit ihm ihr Verlangen zu nähren und ihr Beſtreben zu kräftigen, mehr und mehr in ihn umgewandelt und dereinſt mit ihm ver-

„ich zu leben. Es iſt alſo kein Sterbender, wel„cher Dein Herz zu rühren und zu erweichen ſucht, „meine Mutter! es iſt eben nur ein Sohn der ſein „Haus beſtellt auf alle Fälle, und für den letzten „— ſein Kind ſeiner Mutter anempfiehlt. Darum „bitte ich für mich .... um nichts, denn ich be„darf nichts mehr .... nicht einmal der Liebe; „aber für Tranquillina bitte ich im Fall meines „Todes um Schutz und, wenn's möglich iſt, meine „Mutter, um ein wenig von dem zärtlichen Gefühl „welches Du einſt für mich hatteſt.

Gundaccar Oënat."

An langſamer, hofnungsloſer Todeskrankheit lag der alte Graf danieder, als dieſer Brief anlangte. Er ſah den Trauerrand, das ſchwarze Siegel — und fragte traurig ob Gundaccar todt ſei.

„Clelia iſt todt," entgegnete die Gräfin ſanft; der Todesengel, der ſo ſichtbar um die Ihrigen ſchwebte, entwaffnete ſie.

„Agathe! ſagte der Graf in großer ſchmerzlicher Aufregung nachdem er ſich den Brief hatte vorleſen laſſen — Gundaccar ſoll kommen, mit ſeinem Kinde .... auf der Stelle! ich will ihn ſehen ehe ich ſterbe .... ich kann nicht ſterben bevor ich ihn geſegnet habe. Ohne dieſe Beruhigung wird mir der einigt zu werden. Da aber ihre religiöſen Zuſammenkünfte, beſonders zu Zeiten allgemeiner Verfolgung, ſehr häufig unterbrochen waren, ſodaß ſie oft lange nicht dem heiligen Meßopfer beiwohnen oder dieſes überhaupt nicht dargebracht werden konnte: ſo war es den Gläubigen geſtattet, das euchariſtiſche Brot ehrfurchtsvoll in ihren Häuſern aufbewahren zu dürfen, um ihre Seelen täglich damit zu nähren. Daß man nüchtern und nur unter der Geſtalt des Brotes kommunizierte, geht aus Tertullians obigen Worten hervor.

Ueber das Glück einer chriſtlichen Ehe ſagt er weiter:

„Die Kirche knüpft das Band einer ſolchen Ehe, das Opfer bekräftigt ſie, der Segen beſiegelt ſie, Engel ſind ihre Zeugen und der himmliſche Vater erkennt ſie an. Wie ſchön iſt der Bund von zwei chriſtlichen Ehegatten, die vereinigt ſind in einer Hoffnung, in einem Verlangen, in einer Abhängigkeit und unter einer Richtſchnur! Sie ſind nur ein Geiſt und ein Fleiſch; ſie beten gemeinſam, ſie faſten gemeinſam, ſie belehren und ermahnen ſich gegenſeitig. Sie ſind beiſammen in den Kirchen, am Tiſche des Herrn, in der Verfolgung, in guten Tagen. Sie verbergen einander nichts und beläſtigen ſich nicht. Sie beſuchen in aller Freiheit die Kranken, ſpenden ohne Ängſtlichkeit Almoſen, wohnen ohne Unruhe dem heiligen Opfer bei. Nichts veranlaßt ſie, das Zeichen des Kreuzes oder den Segen des Tiſches oder das Dankgebet zu verheimlichen. Sie ſingen zuſammen Hymnen und Pſalmen, und wetteifern das Lob Gottes erſchallen zu laſſen.“

Mit dieſen wenigen Worten iſt das ganze Bild des chriſtlichen Lebens ausgemalt, für die Familie ſowohl wie für den einzelnen, denn die ganze Gemeinde bildete eine große Familie, einen Kreis von Geſchwiſtern, deren Mutter die Kirche, deren Vater Gott war. Da war keiner vereinzelt, keiner verlaſſen, keiner traurig allein, keiner hilflos, keiner nur auf ſich ſelbſt angewieſen. Das Blut Jeſu durchrieſelte ſie alle und vereinte ſie alle zu einem lebendigen Körper, deſſen Leben gerade darin beſteht, daß die verſchiedenen einzelnen Glieder unter dem Einfluß der Seele für einen Zweck wirken. Der Endzweck der ganzen chriſtlichen Gemeinde war, die ewige Seligkeit zu erringen, und die Seele, welche ſie mit einem und demſelben Leben in allen ihren Gliedern durchſtrömte, war der Glaube.

So waren die Menſchen beſchaffen, die zu Hunderten, zu Tauſenden, zu Zehntauſenden, zu Millionen verfolgt, in Kerker und Bande gelegt, in die Verbannung gewieſen, in die Bergwerke geſchickt, zu Zwangsarbeit verurteilt, gemartert und gemordet wurden jahrhundertelang! und um keines anderen Grundes willen, als weil es in den Augen der heidniſchen Welt, auch der Beſſeren und Beſten, ein Frevel war, Chriſt zu ſein.

Die Martyrer.

Der Glaube an den überlieferten Glauben der chriſtlichen Offenbarung macht den Martyrer. Die erſten Jahrhunderte des Chriſtentums waren voll ſo heroiſcher Tugend, weil die Chriſten glaubten; d. h. ſie glaubten nicht nur, das ein Gott ſei, der Himmel und Erde geſchaffen habe, daß Chriſtus ſein eingeborner Sohn ſei, und ſofort unſer ganzes apoſtoliſches Symbolum, das jeder Katechumen vor ſeiner Taufe auswendig zu lernen hatte, und das man ihm im katechetiſchen Unterricht erklärte: ſondern ſie glaubten, daß ihnen dieſer Glaube und nur dieſer zu ihrer Seligkeit notwendig ſei, weil der eingeborne Sohn Gottes unmöglich habe Menſch werden, leiden, ſterben, auferſtehen können, um durch ſeine Menſchwerdung, ſein bitteres Leiden, ſeinen Tod, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt eine überflüſſige und gleichgültige Lehre zu verkündigen und zu beſiegeln. Folglich glaubten ſie auch, daß ſie, wenn ſie ewig ſelig werden wollten, leben müßten, wie ſie glaubten, und alles halten müßten, was ihr Glaube ſie lehrte. Daher war ihr Glaube keine Sache des Gedächtniſſes, ſondern des Herzens, ging ihnen gleichſam in Fleiſch und Blut über und machte ſie ſo heimiſch im übernatürlichen Leben, daß die Natur mit ihren Neigungen und Abneigungen, mit ihren Gelüſten und Widerſtreben wie abgeſtorben in ihnen war. Der göttliche Heiland war kein Schattengebilde, das ihnen zuweilen durch den Sinn flog; kein Gedankenbild, das ſie in die andere Welt verſetzten; keine verſchollene Antiquität, die mehr und mehr von der Zeit beſtaubt wurde; auch keine liebliche Legende, an der ſie ſich zuweilen mit einiger Rührung erbauten; nein! er war der treue Gefährte ihres ganzen Lebens, dem ſie Schritt vor Schritt zu folgen ſuchten, indem ſie liebten, was er geliebt, gehorchten, wem er gehorcht, litten, wie er gelitten hatte. Er war der himmliſche Freund, der ihnen

Troſt für jede Trübſal, Erſatz für jede Entſagung, Kraft für jede Prüfung, Bereitwilligkeit für jedes Opfer im überſchwenglichen Maß verlieh, weil ſie, um das alles zu erlangen, auf ſeine Gnade vertrauten. Er war der göttliche Liebhaber ihrer Seele, der Not und Tod gelitten, um ſie zu retten, und der ihr jenſeits des Grabes Wonne ohne Ende verſprochen hatte, wenn ſie ihm treu blieb, treu ſeinem Gebot, ſeiner Lehre, ſeiner Liebe. Da ſie nicht zweifelten, daß er die Wahrheit geſagt habe, weil Gott die Wahrheit iſt, ſo glaubten ſie jedes Wort, jeden Ausſpruch, jede Verheißung mit einer kindlichen Liebe, die kein Feilſchen und kein Zweifeln kennt, und gingen jubilierend und triumphierend durch die Drangſale des Lebens und die Martern des Todes dem göttlichen Bräutigam zu. Sie litten und ſtarben nicht im entfernteſten für ihre perſönlichen Anſichten, ihre beſonderen Ideen, ebenſowenig für gewiſſe fremde Meinungen. Und das reißt zwiſchen ihnen und den Fanatikern eine himmelweite Kluft. Religiöſe und politiſche Fanatiker gehen wohl auch in den Tod; aber für Meinungen oder Lehren, deren Urheber entweder ſie ſelbſt oder ihresgleichen ſind. Doch der Martyrer ſtirbt für den Glauben, der ihm als eine Tatſache, nicht als eine ſchöne Idee, überliefert ward.' Daher zeugen auch die tauſend und tauſend heiligen Martyrer in Qual und Tod immer für Tatſachen: daß Gott Himmel und Erde geſchaffen, daß nur ein Gott, daß das ewige Wort Menſch geworden, daß Chriſtus gekreuzigt, daß er auferſtanden ſei; daß jeder Menſch auferſtehen und im ewigen Leben Lohn und Strafe für ſein irdiſches Leben empfangen werde. Für irgend eine Idee legten ſie durchaus kein Zeugnis ab, auch nicht einer! ſie ſtarben alle ſchlecht und recht für den überlieferten Glauben, und eben deshalb ſind ſie Martyrer, d. h. Zeugen, Zeugen für die göttliche Wahrheit. Einen ſolchen Glauben hat die heidniſche Welt nicht gekannt, und unſere Welt! ach! ſie verkennt ihn oder ſie vergißt ihn. Sie faßt es kaum, daß unter ſolchen Verfolgungen die Kirche dermaßen wachſen konnte, daß ſie im zweiten Jahrhundert bereits über die ganze bekannte Erde ausgebreitet war; daß ſich überhaupt Menſchen fanden, die eine neue und fremde Religion annahmen, welche ſie ſo großen Leiden ausſetzte. Tertullian ſagt: „Die, welche das Chriſtentum annehmen, wiſſen, was ihnen bevorſteht, und freuen ſich mehr, wenn ſie verurteilt, als wenn ſie losgeſprochen werden.“ Und die Statthalter anredend, ſchreibt er: „Peinigt, foltert und verdammt, ſchlagt und richtet uns nur! Je mehr ihr uns abmähet, deſto zahlreicher werden wir. Das Blut der Chriſten iſt Same neuer Chriſten.“ Dies iſt die Art des Wachstums, die Chriſtus ſelbſt für ſeine Religion gewählt und beſtimmt hat, als Er ſelbſt durch viele Leiden und einen ſchmachvollen Tod zur Herrlichkeit ſeines Vaters eingehen wollte. Und dieſes Wachstum, dem jede irdiſche, natürliche, ſinnliche Triebfeder fehlte, war ſo gewaltig, daß man nach möglichſt genauen und gewiſſenhaften Berechnungen die Zahl der Martyrer in den erſten drei Jahrhunderten auf elf Millionen ſchätzt, von denen zwei und eine halbe Million auf Rom gerechnet werden. Der heilige Auguſtinus ruft aus: „O Gott! welch eine Wolke von Zeugen haſt Du um uns verſammelt, um uns zum Kampf anzufeuern. O wie kann der Menſch ſich noch immer ſtumpfſinnig von der Lüge und der Eitelkeit fangen und fortreißen laſſen! O Du, der Du uns geſchaffen haſt, der Du uns erkauft haſt um den Preis dieſes Meeres von Blut, erbarme Dich unſer.“ Denn das war die geheime Wunderkraft in dem Blut der Martyrer: ihre Vereinigung mit dem göttlichen Heiland. Sein Blut floß, indem ſie das ihre vergoſſen, und Sein Blut war beſtimmt zur Erlöſung der Welt.

In dreihundert Jahren elf Millionen, die das Gebot erfüllten, Gott über alles zu lieben und ihren Nächſten wie ſich ſelbſt, welch eine Grundlage von heldenhafter Heiligkeit gaben ſie der jungen Kirche, welch ein Beiſpiel für die ſpäteſten Nachkommen, welch eine Zuverſicht in den betrübteſten Zeiten, welch ein übernatürliches Gepräge dem ganzen Entwicklungsgang der Kirche! „Die Chriſten vor die Löwen!“ ſo riefen dreihundert Jahre lang die Kaiſer, die Prieſter, die Statthalter, die Obrigkeiten, das Volk, die Henker. Und während dieſes Wutgeſchreies und angeſichts des ſchauderhaften Schauſpiels mehrten ſich die Chriſten wie die Sterne am Himmel. Ja, zuweilen wurden Gleichgültige, zuweilen ihre Verfolger und Peiniger ſelbſt dermaßen ergriffen von der Herrlichkeit des Martertums, daß ſie ſich auf der Stelle als Chriſten bekannten und ſtarben. Manchmal war es die Geduld der Martyrer, manchmal waren es die Wunder, welche Bekehrungen der Heiden bewirkten. So jener Soldat Baſilides, welcher die heilige Potamiäna in einen Keſſel voll ſiedenden Peches tauchen ſah; ſo jener Unbe-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

kannte, der den heiligen Prieſter Felix zum Tode führen ſah auf der Straße von Oſtia. Als der Zug zu einem Götzenaltar kam, der von einem großen Baume beſchattet wurde, erhielt Felix den Befehl, niederzuknien und anzubeten. Er kniete alsbald nieder, betete, erhob ſich wieder, hauchte den Baum an und ſprach: „Im Namen meines Herrn Jeſu Chriſti, entwurzle dich und zerſchmettere den gottesläſterlichen Altar, damit hier keine Seele mehr betrogen werde.“ Und im Namen Deſſen, der geſagt hat: „Es werden denen die da glauben, Wunder folgen“ (Ev. Mark. 16, 17.), ſtürzten Baum und Altar zu Boden. Da rief jener Unbekannte plötzlich, er wolle ein Chriſt ſein, und ſogleich empfing er die Bluttaufe im Martertum. Die Chriſten aber, denen er ganz fremd war, und die weder ſeinen Namen, noch ſeine Herkunft, noch ſeine Heimat kannten, nannten ihn Adauctus, d. h. der Zugeſellte, und verehrten ihn ſamt dem heiligen Felix. Dergleichen Fälle wiederholten ſich häufig. Die erhabenen Beiſpiele waren ſo hinreißend und die Beglaubigung ihrer Rechtmäßigkeit durch Wunderzeichen war ſo überwältigend, daß Tauſende, in deren Bruſt der Funke der Sehnſucht nach etwas Himmliſchen unter Staub und Aſche glimmte, nicht widerſtehen konnten. Und ſie ſahen offenbare Wunder! Abgeſehen davon, daß die Art, wie die Chriſten zur Marter und in den Tod gingen, für eine übernatürliche Kraft Zeugnis gab, die daraus entſprang, daß Chriſtus ſelbſt in ſeinen Martyrern gegenwärtig war: ſo ſahen die Heiden, daß wilde Beſtien zu ſanften Lämmern wurden und ſich denen zu Füßen legten oder ſcheu vor denen flohen, die ſie zerfleiſchen ſollten; oder ſie ſahen die aus tauſend klaffenden Wunden blutenden Martyrer plötzlich geheilt, oder ſie hörten Stimmen vom Himmel herab, oder ähnliches, was oftmals in den alten Dokumenten vorkommt, und worüber der heilige Irenäus im zweiten Jahrhundert ſchreibt: „Einige treiben wahrhaft und mit Kraft die Teufel aus, ſo daß die, welche von den böſeſten Geiſtern gereinigt worden ſind, ſehr oft gläubig werden; einige wiſſen künftige Dinge voraus, haben Erleuchtungen und prophetiſche Mahnungen; andere heilen durch bloße Händeauflegung die Kranken und ſtellen ſie ganz geſund her; ja, auch Tote ſind auferſtanden und noch viele Jahre unter uns gewandelt. Doch man kann die Zahl der Gnaden gar nicht kennen, welche die Kirche in der ganzen Welt im Namen Jeſu Chriſti, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, von Gott empfängt und täglich zum Segen der Völker wirkt.“ Alles das wirkten die Martyrer zum Heil der Heiden! Schrieben dieſe auch zuweilen dergleichen Ereigniſſe der Zauberei zu, ſo konnten ſie doch nicht die Wahrheit der Tatſache, daß durch den Namen Jeſu Chriſti dieſe erſtaunlichen Dinge geſchahen, hinwegleugnen. Darum erduldeten auch die Chriſten ſtarkmütig die härteſten Strafen für die Wahrheit ihres Glaubens, weil ſie ſich freueten, Martyrer, d. h. Zeugen dieſer Wahrheit zu ſein; darum beteten ſie nie zu Gott um Erlöſung von ihren Martern, ſondern um die Gnade, ſie mit Geduld zu ertragen; darum ſagt der heilige Cyprian im dritten Jahrhundert, daß die Chriſten zur Zeit der Peſt zu ſterben fürchteten, weil ihnen dadurch die Palme der Martyrer entginge. Der göttliche Heiland hatte den Seinen das Martertum vorhergeſagt und ſeinen Schutz ihnen verheißen. Sie glaubten ihm, darum zagten ſie nicht.

„Sie werden Hand an euch legen und euch verfolgen, indem ſie euch an die Synagogen und Gefängniſſe überliefern und vor Könige und Statthalter führen um meines Namens willen. Das wird euch zum Zeugniſſe widerfahren. So nehmet nun zu Herzen, daß ihr euch nicht zuvor bedenken ſollt, wie ihr antworten wollet. Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher alle eure Widerſacher nicht werden widerſtehen und widerſprechen können. Ihr werdet aber von Eltern und Brüdern, Verwandten und Freunden überliefert werden, und ſie werden einige aus euch töten. Ihr werdet von allen gehaßt ſein um meines Namens willen; aber kein Haar von eurem Haupt ſoll verloren gehen.“ (Luk. 21, 12 bis 18.) Welch eine entſetzliche Verheißung für den natürlichen Menſchen! welch eine troſtreiche für den übernatürlichen! Für den geliebten Erlöſer ſollen ſie leiden, für ihn zeugen, daß Er der Sohn Gottes und gekreuzigt ſei. Einzig auf ihn ſollen ſie ſich verlaſſen, nicht auf eigene Weisheit und eigene Kraft; Feindſchaft und Tod wird ſie treffen, aber im Schutz und Schirm ſeiner Gnade. Dieſe Zuverſicht gab ihnen Stärke und Hoffnung, gab ihnen Freudigkeit, die Hoffnung, daß ein kurzes vorübergehendes Leid ihnen die ewige Frucht der Herrlichkeit reife, und daß ſie, durch das Blutbad des Martertums gereinigt, ſogleich in weißen Kleidern vor dem Thron Gottes erſcheinen und in die Seligkeit eingehen würden, ohne zuvor, wie die anderen Gläubigen, in einem vielleicht langen Purgatorium ihre Sünden abzubüßen. „Denn ein anderes iſt es," ſchreibt der heilige Cyprianus, „die Sünde durch langen Schmerz der Strafe abwaſchen und lange im Feuer reinigen; ein anderes, durch das Martertum alle Sünden tilgen." Zuweilen wurden die Martyrer durch höhere Offenbarung auf die bevorſtehende Prüfung ihrer Glaubenstreue vorbereitet. Immer ſorgten die Biſchöfe möglichſt dafür durch Lehre, Aneiferung und Beiſpiel, die Opferfreudigkeit in den Herzen ihrer Gemeinden nicht erkalten zu laſſen, und immer waren ſie in erſter Reihe, wenn das Blutzeugnis begehrt wurde. Beſonders in Rom gingen die Nachfolger des heiligen Petrus, wie er, den Marterweg. Fünfzehn dieſer erlauchten Opfer, fünfzehn heilige Päpſte, ruhen in den Katakomben von St. Callixtus ſieggekrönt nach der Marter aus.

War jemand des Chriſtentums angeklagt, ſo wurde er vor den Richtern geführt, der auf ſeinem erhöheten Richterſtuhl ſitzend, von Beiräten und Schreibern umgeben, ein öffentliches Verhör anſtellte. Die Statthalter in den Provinzen, zuweilen ſelbſt die Kaiſer, nahmen den Richterſtuhl ein. Leugnete der Angeklagte, daß er Chriſt ſei, ſo ward er auf der Stelle entlaſſen, denn man wußte, daß die Chriſten ſich nie eine ſolche Verleugnung zuſchulden kommen ließen. Bekannte er ſich als Chriſt, ſo ſuchte man ihn zum Abfall zu bewegen erſt durch Qualen. Da das Verhör auf einem öffentlichen Platze ſtattfand, auf dem immer Götzenbilder und Altäre ſtanden, ſo brachte man in ſeiner Gegenwart Opfer dar und ſuchte

Tod zu ſchwer. Schreibe ihm er ſoll kommen, gleich kommen! .... Wird er auch kommen, Agathe?“

„Ich werde ihn bitten und er wird kommen,“ ſagte ſie mit Wehmuth.

„O wir ſind ſehr hart für ihn geweſen! rief der Graf beängſtigt. Als es ihm übel ging haben wir ihn ohn' Erbarmen verſtoßen! .... wenn er nun auch ohn' Erbarmen für mich wäre?“ .... —

„Er wird gewiß kommen!“ ſagte die Gräfin beſchwichtigend und mit Thränen im Auge.

„Aber ein Brief kann verloren gehen, Agathe!“

„Ich werde ihn mit einem Courier ſchicken, wenn Dich das beruhigt.“

„Es wäre mir am liebſten wenn Du ſelbſt ihn holteſt, Agathe .... dann wäre ich gewiß daß er käme! dann könnt' ich ihn ruhig erwarten, ohne Angſt, ohne Zweifel! .... Reiſe zu ihm, Agathe! So ein Brief, ein elendes todtes Papier ſagt nie das was man eigentlich ſagen will.“

Die Gräfin wollte ihn nicht verlaſſen, verſuchte Einwendungen zu machen; allein er bat ſo dringend, ſo angſtvoll, verſicherte in ſo guter Pflege ſeiner Tochter zu ſein, daß ſie ſich zur Reiſe entſchließen mußte.

— — — Eines Tages hielt ihr Wagen auf dem Vomero vor der Villa Tranquilliana, und der ihn zu zwingen, von dem Opferfleiſch und Opferwein etwas zu genießen, oder einige Weihrauchkörner zu ſtreuen. Es kam vor, daß einige ſich unbeweglich die Hand verbrennen ließen, in welche die Henker Kohlen und Weihrauch gelegt hatten, damit es nicht einmal den Anſchein gewinne, als ob ſie den Weihrauch ſtreuten, wenn die Hand gezittert hätte. Die Martern beſtanden gewöhnlich darin, daß man ſie mit Stricken an Händen und Füßen gebunden auf die Folterbank ſtreckte und ihre Glieder aus den Gelenken zerrte; ſie mit ſchweren Gewichten an den Füßen und bei den Händen aufhing; ſie mit Ruten ſtrich, mit dicken Stöcken ſchlug, oder mit Peitſchen, an deren Ende Widerhaken hingen, die man Skorpione nannte, oder mit Riemen von rohem Leder, an denen Kugeln von Blei befeſtigt waren. Viele ſtarben während ſolcher Geißelungen. Andere wurden, wenn ſie ausgeſtreckt lagen oder hingen, in den Seiten mit Fackeln gebrannt oder mit Krallen und Kämmen von Eiſen zerfleiſcht, bis man ihre Rippen und Eingeweide ſah, und manchmal wurden ihre Wunden mit Salz und Eſſig eingerieben.

Während der Marter dauerte das Verhör fort, und alles, was der Richter ſowohl wie der Angeklagte ſagten, wurde Wort für Wort von öffentlichen Notaren niedergeſchrieben, und zwar ſo, daß ſie einen jeden redend einführten und nicht in der dritten Perſon. War das Verhör beendet, ſo wurde der Martyrer entweder gleich zum Tode, oder auch wohl noch ein- oder ein paarmal in den Kerker geführt, um ſeine Standhaftigkeit durch wiederholte Peinen zu überwinden. Die Kerker ſelbſt waren auch eine Marter, dunkel, feucht, voll böſer Luft. Man legte den Martyrern ſchwere Ketten an Hände und Füße, dicke Holzklötze um den Hals, Blöcke an die Füße; oder man warf ſie entkleidet und mit klaffenden Wunden auf den Boden, den man mit Glasſcherben beſtreut hatte. Zuweilen lies man ſie umkommen vor Hunger und Durſt und an ihren verfaulenden Wunden; zuweilen pflegte man ſie ſorgſam, um ſie für neue Martern aufzuſparen. Bald befahl man ihnen ſtrenges Stillſchweigen, weil man wußte, daß ſie in dieſem kläglichen Zuſtand viele Heiden, ja ihre eigenen Kerkermeiſter und Wachen durch ihre feurigen Reden bekehrten; bald ließ man, wenn die Familie ungläubig war, einen Vater, eine Mutter, Weib, Kinder und Freunde zu ihnen, damit deren Tränen und Bitten das Herz beſiegten, welches durch keine körperliche Qual zu überwinden war.

Endlich ward ihnen das Urteil geſprochen und die, welche man nicht zum Tode verdammte, wurden entweder verbannt oder zu Zwangsarbeiten verurteilt, eine Strafe, die den bürgerlichen Tod nach ſich zog. Sie verloren ihr Vermögen, wurden wie Sklaven des Staates betrachtet, bei öffentlichen Bauten und in den Bergwerken gebraucht, ſchlecht genährt und gekleidet, ſtets in Ketten gehalten, oft mißhandelt, häufig mit einem glühenden Eiſen an der Stirn gebrannt, um auf immer entehrt und erkannt zu werden. Starben ſie in dieſem Zuſtande, ſo rechnete man ſie zu den Martyrern, weil ſie den Tod um des Glaubens willen litten. Kehrten ſie aus der Verbannung oder der Knechtſchaft zurück, ſo nannte man ſie Bekenner. Dieſen Namen erhielten alle, welche für den Glauben gelitten oder ihn vor dem Richter bekannt hatten.

Diejenigen, welche verurteilt waren, das Leben zu verlieren, traf der Tod unter ausgeſuchten Qualen. Am liebſten warf man ſie den wilden Tieren vor. Das römiſche Volk hatte eine wahnwitzige Leidenſchaft für die Spiele des Zirkus und des Amphitheaters, die in Wettkämpfen der körperlichen Kraft und Geſchicklichkeit beſtanden. Wagenrennen, Ringerkämpfe, Gladiatorenkämpfe, ſo anziehend, ſo gefährlich, ſo blutig, ſo auf Tod und Leben gehend ſie auch waren, da die Gladiatoren, wenn ſie in die Arena eintraten, zum Kaiſer ſprachen: „Heil dir, o Kaiſer! Die Sterbenden grüßen dich!“ waren doch noch kein Schauſpiel, das den Höhepunkt der Entmenſchlichung erreicht hätte. Es war doch noch ein Kampf zwiſchen gleichen Kräften, und der Sieger war doch noch ein Menſch. Aber wie der Tiger, der unerſättlich iſt, wenn er einmal Blut geleckt hat, ſo ſteigerte ſich das Wohlgefallen des römiſchen Volkes an den blutigen Spielen, und da ihm allmählich Aug' und Sinn durch die Gewöhnung des Greuels abgeſtumpft wurden, ſo begehrte es eine immer ſchärfere Anreizung ſeiner Teilnahme. Dieſe ward aufs höchſte gefeſſelt durch den Kampf des Menſchen mit der wilden Beſtie, wenn man das einen Kampf nennen will, den wehrloſen Menſchen dem reißenden Tier gegenüber geſtellt und preisgegeben zu ſehen. Numidiſche Löwen, Bären aus den germaniſchen Wäldern, Elephanten und Tiger, Panther und wilde Stiere wurden mit den größten Koſten aus allen Weltgegenden nach Rom geſchafft und in eigenen Zwingern gehalten und gepflegt. Gab es dann ein Siegesfeſt oder einen kaiſerlichen Geburtstag oder ein mit dem Götzendienſt zuſammenhängendes Feſt, ſo konnte es nicht herrlicher gefeiert werden, als daß man einerſeits unglückliche Verbrecher aus dem Kerker, andererſeits die reißenden Tiere, welche durch Hunger zur höchſten Wildheit aufgeſtachelt waren, aus ihrem Zwinger ins Amphitheater führte und gegen einander ſtellte. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft ſein! Vom Elephanten zerſtampft, vom Löwen und Tiger zerfleiſcht und zermalmt, von den immenſen Hörnern des römiſchen Stieres in die Luft geſchleudert und zu Boden geſchmettert, oder im Fallen geſpießt, kam der Unglückliche gräßlich ums Leben. Und da ſaßen ſie alle rings umher auf den terraſſenförmig anſteigenden Sitzen des ungeheueren Amphitheaters, alle! Kaiſer, Konſul, Senatoren, Ritter, geringes Volk, ſtolze Frauen, zarte Veſtalen, da ſaßen ſie und folgten mit herzklopfender Spannung, mit atemloſer Aufmerkſamkeit der Todesangſt eines unglücklichen Menſchen von dem erſten Anlauf, den die Beſtie gegen ihn nahm, durch alle Stufen ſeiner Agonie, bis er als entſtellter Leichnam auf dem blutgetränkten Sande der Arena lag. Da ſaßen ſie vom Morgen bis zum Abend und in der nächſten Frühe ſaßen ſie wieder da; und für jede Leiche, die fortgeſchleppt wurde, ward ein anderer Unglücklicher hereingeführt. Welche Freude, als die verhaßten Chriſten, dieſe Feinde der Götter und des Volkes, welche jenen nicht ihre Tempel und dieſem nicht ſeine Feſte gönnten, jetzt ſelbſt dieſe Feſte durch ihren Tod verherrlichen mußten! Nach dem Geſetz ward die Strafe der wilden Tiere und der Kreuzigung, wegen der damit verbundenen Schmach durch die vorhergehende Geißelung, nur über große Verbrecher von geringer Herkunft, Sklaven und gemeines Geſindel verhängt, während ein römiſcher Bürger, auch für die ſchwerſte Miſſetat, bloß enthauptet ward. Nun waren unter den Martyrern Söhne und Töchter aus Roms edelſten Geſchlechtern, und man wußte es wohl; allein der Haß fand eine willkommene Äußerung darin, ſeinem Opfer das Brandmal der Schmach aufzudrücken und den Chriſten in eine Reihe mit den verachteten Sklaven zu werfen. So erfüllte ſich an dem göttlichen Meiſter, wie an ſeinen demütigen Jüngern aufs grauſamſte die Prophezeiung des Pſalmenſängers: „Der Feind drückt in den Staub mein Leben“ (Pſ. 142, 3.); denn Chriſten ſtanden außerhalb des Geſetzes und gegen ſie war alles erlaubt. Ereignete es ſich bei den Martyrern, daß die wilden Tiere ihre Schuldigkeit nicht taten, ſo wurden ſie endlich enthauptet. Wer ein Chriſt war, mußte darauf gefaßt ſein, in einer Sündflut von Schmach und Qual, von Haß und Pein, unter Hohngeſchrei und Beifallsgebrüll den Tod zu finden. Nur wenige, im Verhältnis zu elf Millionen Martyrern, waren ſchwach, ließen ſich von Drohungen einſchüchtern oder von Martern überwinden und fielen ab. Manche Abgefallene bereuten bitter ihre Schwachheit und wurden dann von der Kirche wieder aufgenommen; doch unter der Bedingung ſtrenger Buße, welche zuweilen auf die Fürbitte der Martyrer gemildert oder abgekürzt wurde, wie zuweilen eine liebevolle Mutter durch die Fürbitte eines frommen Kindes zu größerer Nachſicht mit einem ſtrafwürdigen aber reuigen Kinde ſich bewegen läßt.

Mit zärtlicher Liebe ſorgte die Kirche für ihre Martyrer, wenn ſie in den Kerkern ſchmachteten. Es wurden eigens Diakonen für den Beſuch der Gefängniſſe angeſtellt, um die Hauptſache, geiſtlichen Troſt zu ſpenden, wenn auch andere Hilfe unmöglich war. Die Gläubigen wetteiferten darin, die Gefangenen zu beſuchen und bezahlten dieſe Erlaubnis oft mit großen Summen an Kerkermeiſter und Wachen. Geduldig warteten ſie vor den Kerkern, ſogar Nächte hindurch, ließen ſich ſchimpfen und ſchlagen, litten Ermüdung und Mißhandlung, um nur einen günſtigen Augenblick zu erſpähen und einzudringen. War es ihnen gelungen, ſo küßten ſie die Ketten der Martyrer, verbanden ihre Wunden, labten ſie mit Speiſe und Trank, brachten ihnen Kleider oder was ſie ſonſt bedurften, ſegneten ihre Leiden, wünſchten daran Teil zu haben, ermutigten ſie zur Geduld und Standhaftigkeit. Die ſchauderhaften Kerker wurden ihnen zu Kirchen, welche die Gegenwart dieſer Heiligen weihte. Gebete und Loblieder erſchallten; war es möglich zu machen, ſo feierten die Prieſter das heilige Meßopfer. Immer aber empfing der Martyrer, bevor er zum Tode ging, das Brot des ewigen Lebens, damit er den Troſt genieße, mit dem Leib und Blut Jeſu weſenhaft vereinigt zu ſein; denn ein Martertum ohne Euchariſtie hielt man für unmöglich.

Die Gläubigen begleiteten die Martyrer zu allen Verhören, merkten auf alles, was ſie ſagten und taten, ſowie auch auf Benehmen und Worte des Richters. Begann die Marter, ſo eilten ſie noch zahlreicher herbei, um die Glaubenshelden zu bewundern, mit Gebet zu unterſtützen, an ihrem Beiſpiel ſich zu kräftigen. Ja ſie drängten ſich zuweilen zu den Gemarterten während der Folter und fingen in Tüchern und Schwämmen das Blut auf, um es ſpäter in Krügen auszudrücken, welche in den Gräbern aufbewahrt wurden. Dieſe heilige Kühnheit koſtete ihnen nicht ſelten das Leben. Als der heilige Blaſius, Biſchof von Sebaſte in Armenien, am Pfahl hing und mit eiſernen Krallen zerfleiſcht wurde, fingen ſieben Frauen und zwei Knaben das Blut auf, welches aus den Wunden des greiſen Kämpfers Chriſti ſtrömte; dafür wurden ſie ſämtlich enthauptet. Hatte nun endlich der Martyrer ſeine Seele in die Hand Gottes zurückgegeben, ſo war es die erſte Sorge der Gläubigen, zu dem Beſitz ſeiner Leiche oder ſeiner Überreſte (daher der Name Reliquien), die oft nur aus Gebeinen oder aus Aſche beſtanden, zu gelangen. Aber auch das wurde ihnen nicht gegönnt! Die Henker warfen die Leichen der Martyrer mit denen der Gladiatoren zuſammen, oder verſenkten ſie mit Steinen beſchwert ins Waſſer, oder verbrannten ſie und ſtreuten ihre Aſche in alle vier Winde. Dennoch gelang es den Gläubigen, teils für Geld die verehrten Ueberreſte den Henkern abzukaufen, teils mit Lebensgefahr und mit der größten Selbſtaufopferung ſich derſelben zu bemächtigen; manche auch beſchützte Gott in wunderbarer Weiſe, ſo daß die meiſten Reliquien vom Untergang gerettet wurden.

Wie unter dem Kreuz des göttlichen Heilandes die heiligen Frauen ſtandhaft verharrt waren, wie ſie zum Heiligen Grabe mit Narden und wohlriechenden Salben eilten, um den heiligen Leib einzubalſamieren: ſo machten es auch die chriſtlichen Frauen Roms. Sie verwandelten ihre prächtigen Villen in Grabſtätten; ſie ſuchten nachts auf den Richtplätzen die Leichen oder die Gebeine der Martyrer unter tauſend Gefahren auf; ſie ſchlugen ſie ein in die feinſte Leinwand mit Wohlgerüchen aller Art und brachten ſie endlich zur letzten Ruheſtatt, in die Katakomben, wo der Martyrer, wie ſein Herr und Meiſter, ein Felſengrab fand bis zur ſeligen Auferſtehung. So verbarg die edle Matrone Lucina die Leiche des heiligen Diakon Cyriacus und ſeiner zwei Gefährten Largus und Smaragdus in ihrem Tragſeſſel, und brachte ſie glücklich zur Grabſtätte; ſo beſtattete die heilige Theodora mit eigenen Händen die heiligen Martyrer Abondius und Abondantius in ihrer zu einem Kirchhof umgewandelten Villa am Berge Soracte, eine Tagreiſe von Rom; ſo rettete die edle Jungfrau Juſta die Überreſte des heiligen Reſtitutus. Die Macht der chriſtlichen Liebe, die keine Furcht kennt und kein Wagnis ſcheut, hob ſie über alle Scheu und Ängſtlichkeit ihres Geſchlechtes und ihrer Stellung in der Welt hinweg, und die beiden heiligen Jungfrauen Praxedis und Pudentana, Töchter des Senatoren Pudens, in deſſen Hauſe der heilige Apoſtel Paulus in Rom gewohnt hatte, erfüllten während der Neroniſchen und Domitianiſchen Chriſtenverfolgungen an dreitauſend Opfern derſelben die letzte ehrerbietige, demütige, fromme Liebespflicht. Hatte das Felſengrab in der Katakombe die ſterblichen Überreſte aufgenommen, ſo ward der Stein, der es verſchloß, mit einem eingegrabenen Palmzweig, dem Symbol des Sieges, bezeichnet. Um den Namen einzugraben, dazu fand man oftmals nicht Zeit bei der Menge der Toten, die zu Hunderten in einem Tage von den wilden Tieren zerriſſen wurden. Auch war der Name nicht die Hauptſache für die zurückbleibenden Brüder, denn er ſtand verzeichnet im Buche des ewigen Lebens, und Gott kannte ihn; ſondern dies: daß Der, welcher im Frieden dieſes Grabes der Auferſtehung harrte, als ein Zeuge des Glaubens und als ſiegreicher Kämpfer von der Erde geſchieden war. So ruhen Tauſende von Martyrern, deren Grabſtein kein Name, ſondern nur der Palmzweig ſchmückt, noch jetzt in den Katakomben. Hatte man von ihrem Blute etwas aufſaugen können, ſo ward es aus den Schwämmen oder Tüchern in kleine Flaſchen von Glas, Bronze oder Ton gepreßt und in eine Niſche neben dem Grabe geſtellt. Dieſe Blutkrüglein ſind ebenfalls ein von der Kirche anerkanntes und beglaubigtes Zeichen, daß ein Martyrer hier ſeine Grabſtätte fand.

Hatten die Martyrer ſchon während ihres Lebens und Leidens große Bewunderung, Liebe und Verehrung von ſeiten der Gläubigen genoſſen; hatten ſich arme Sünder, Kranke und Schwache ihrer Fürbitte empfohlen, weil ſie bei Gott ſo hoch in Gnaden ſtanden: um wie viel mehr geſchah das nach ihrem Abſcheiden, da ſie nun von aller menſchlichen Gebrechlichkeit befreit, Erben der Herrlichkeit und Mitbürger des himmliſchen Jeruſalems geworden waren. Die Chriſten machten ja eine große Familie, Kinder eines Vaters und einer Mutter aus, und lebten in der Kirche freilich in drei verſchiedenen Zuſtänden, jedoch ſtets in dem innigſten Verbande untereinander. Im Glauben, handelnd und wirkend, lebten ſie auf der Erde; in Zuverſicht, leidend und duldend, im Reinigungsort; im Schauen, ſelig, im Himmel. Die einen vollbringen erſt ihr mühſeliges Tagewerk auf dem Ackerfeld der Erde; die anderen haben es vollbracht, allein bevor ſie ihren Lohn vom Herrn empfangen, müſſen ſie im Vorhof ſeines prächtigen Hauſes von allem Staube und jeglichem Flecken gereinigt werden, welche ſie bei ihrem irdiſchen Tagewerk ſich zugezogen haben, damit ſie vor ſeiner göttlichen Majeſtät, die nur das Reine an ſich herantreten läßt, erſcheinen dürfen. Die dritten endlich ſind entweder aus dem Vorhof in den himmliſchen Saal des Königs der Glorie eingetreten, oder haben aus Heroismus der Liebe in ihrem Blut ſo ſchwer und ſo ſchnell ihre Reinigung gemacht, daß ſie, ohne eine andere zu bedürfen, unmittelbar zum ewigen Brautfeſt eingehen konnten: das ſind die Martyrer und das lehrt die Kirche von ihnen. Wie groß mußte alſo die Anhänglichkeit der Gläubigen, die mit ſo kindlicher Liebe die Lehre der Kirche aufnahm, an dieſen Lieblingen Gottes ſein! Mit großen Koſten und Mühen wußten ſie ſich Abſchriften der öffentlichen Verhöre zu verſchaffen. Waren Gläubige bei der Marter und dem Tod der Martyrer zugegen geweſen, ſo berichteten ſie gewiſſenhaft, was ſich etwa dabei zugetragen hatte. Der heilige Papſt Clemens, dritter Nachfolger des heiligen Petrus, teilte die Stadt Rom in ſieben Quartiere und ſetzte in jedes Quartier einen Notar, einen erprobten, geſchickten, tätigen und unterrichteten

Portier hörte mit einigem Erſtaunen ihren Befehl das Gitter zu öfnen. Andreas ſtürzte aus dem Hauſe um einen Irrthum oder eine Zudringlichkeit abzuwehren; allein er erkannte ſogleich die Gräfin und empfing ſie mit Beſtürzung über ihr plötzliches Erſcheinen.

„Wo iſt mein Sohn? führen Sie mich ſogleich zu ihm!“ ſprach ſie haſtig.

Er ging ihr ſchweigend voran und führte ſie ins Atelier, wo Gundaccar und Tranquillina arbeiteten — ganz wie ſonſt! ausgenommen daß Clelias himmliſche Stimme nicht wie ſonſt aus dem geöfneten Muſikzimmer ertönte. Alles war ſtill. Die Seele ſchien aus dieſem Bilde entwichen.

Andreas hob ſtumm die Portiere von der Eingangsthür, ließ ſie hinter der Gräfin fallen und zog ſich zurück. Die Gräfin aber blieb ſtehen und ſagte mit gepreßter Stimme:

„Mein Sohn!“

Er wandte ſich an ſeiner Staffelei um mit der langſamen Bewegung der ſchmerzgebeugten Menſchen von denen lebhafte Eindrücke abgleiten. Als er aber ſeine Mutter erkannte und als er ſie in tiefer Trauer ſah, ſiegte das natürliche Gefühl des Sohnes über jedes andre, und mit lebhafter troſtloſer Bewegung warf er ſich in ihre nach ihm ausgebreiteten Arme.

Mann, den er beauftragte, alles zu ſammeln, was ſich auf die Martyrer ſeines Quartiers bezog. Der heilige Papſt Fabian beſtellte im Jahre 238 einen Diakon nebſt Subdiakon und Notar für jedes Quartier mit dem Auftrage, genau die Nachrichten über ihre Martyrer zuſammen zu tragen und aufzuſchreiben. War das geſchehen, ſo wurden die Schriften dem Biſchof oder wenn er dazu beſtellt hatte, vorgelegt und, wenn echt befunden, den Gläubigen zur Erbauung und Ermunterung vorgeleſen und in die Hände gegeben: „Denn der Söhne Mut waffnet ſich mit den ihnen vorgehaltenen Siegestrophäen ihrer Väter," ſagt Eucherius von Lyon. „Da ſehen wir, mit welchem Verlangen wir nach jenem ewigen Leben ſtreben ſollen, das mit ſolchen Martern, mit ſo ungeheueren Arbeiten geſucht und mit dem Preiſe des Blutes erkauft ward." Die Kirchen in Afrika, in Aſien folgten dem Beiſpiele Roms wie immer, und ſo kam die Kirche zu einem köſtlichen Schatz, zu dieſen Leidensgeſchichten, den Akten der Martyrer, wie ihr kirchlicher Name iſt. Einige Martyrer, z. B. die heilige Perpetua, ſchrieb im Kerker ihre eigene Leidensgeſchichte auf. Endlich teilten einzelne Kirchen in Form eines Briefes anderen Brüdern und Kirchen in fremden Ländern die Taten ihrer erhabenen Kämpfer zur Aneiferung und Verehrung mit; ſo Smyrna nach dem Martertode des heiligen Polycarpus, ſo Lyon und Vienne nach dem großen Blutbade der heiligen Blandine und ihrer Genoſſen. Leider kamen nur wenige dieſer heiligen Dokumente auf die Nachwelt! Die Tyrannen wußten, welchen Wert die Chriſten auf ſie legten und ſuchten ihnen daher dieſe Kleinodien zu rauben. Der große Verfolger Diocletian ließ öffentlich eine bedeutende Sammlung derſelben verbrennen. In den ſpäteren ſtürmiſchen Zeiten der Völkerwanderung, als die Chriſtenheit jahrhundertelang in wilde Kämpfe und Kriege geſtürzt, und mit einbrechender Barbarei bedroht war, ging ebenfalls Unzähliges, endlich im Laufe der Zeit manches verloren. Dennoch iſt das, was uns geblieben, von ſo heiliger Erhabenheit, ſo himmliſcher Einfalt und ſo übernatürlicher Schönheit, daß es vollkommen genügt, um uns heiße Liebe einzuflößen für die heilige Mutter, die Kirche, die ſich ſolche Erſtlingskinder erzog; heiße Dankbarkeit für dieſe Seligen und Heiligen, unſere Brüder und Schweſtern im Glauben; heißen Schmerz, weil wir ihnen, ach! ſo wenig ähnlich ſind.

An und auf den Gräbern der Martyrer das heilige Meßopfer zu feiern, war früh ein frommer Gebrauch, ſpäter ein Geſetz der Kirche, ſo daß ſie verbot, Altäre anderswo, als auf den Überreſten der Martyrer zu erbauen. Daher umſchließt jetzt jeder katholiſche Altar auf der ganzen Erde eine kleine Gruft mit heiligen Reliquien, welche ein Stein bedeckt. Bei den öffentlichen Verſammlungen wurden die Taten und Leiden der Martyrer vorgeleſen, bei der Feier der heiligen Geheimniſſe ihre Namen genannt, „doch nicht, um für ſie zu beten, wie für die übrigen Verſtorbenen gebetet wird," bemerkt der heilige Auguſtinus, „ſondern um uns ihrem Gebet zu empfehlen." Ohne Beglaubigung der Kirche irgend jemand als Martyrer zu verehren, und ſollte er auch um ſeines Glaubens willen getötet worden ſein, war ſeines Glaubens willen getötet worden ſein, war nicht erlaubt; denn es hätte irrtümlich einem Ketzer die Ehre, die ihm nicht gebührte, gezollt werden können. Daher waren die Biſchöfe äußerſt vorſichtig mit der Erlaubnis der Verehrung. So durchreiſte der heilige Gregor Thaumaturg, Biſchof von Neocäſarea in Pontus, nach der großen Deciſchen Verfolgung das ganze Land, um anzuordnen, daß überall die Todestage, oder vielmehr die Geburtstage für den Himmel derjenigen, die um des Glaubens willen geſtorben waren, genau auf ihren Namen und auf keinen anderen gefeiert werden ſollten. Als die Kirche ſpäter Frieden erhielt, wurden die Biſchöfe noch viel vorſichtiger, ſo daß z. B. der heilige Martinus einen Martyrer nicht anerkennen wollte, von dem ihm die Geiſtlichen, die ſeinen Leib in ihrer Kirche bewahrten, weder den Namen noch die Zeit ſeines Todes ſagen konnten. Die Ketzer machten den Gläubigen ein Verbrechen aus dieſer Verehrung; aber der heilige Auguſtinus hat dem Fauſtus, der da behauptete, daß für Chriſten die Martyrer an die Stelle der Götzen getreten wären, und mit dem Fauſtus allen Ketzern der ſpäteren Zeiten darüber folgende Erklärung gegeben: „Das chriſtliche Volk begeht mit religiöſer Feierlichkeit das Andenken der Martyrer, um ſich zu ihrer Nachahmung zu ermuntern, um Teil an ihren Verdienſten zu haben, und um durch ihre Fürbitten getröſtet zu werden; doch ſo, daß wir nicht dem Martyrer ſelbſt, ſondern dem Gott der Martyrer, und nur zu ihrem Andenken Altäre errichten. Denn welcher Biſchof hat je an den Gräbern der Martyrer vor dem Altare geſagt:

Wir opfern dir Petrus, dir Paulus, dir Cyprianus? ſondern was geopfert wird, wird Gott geopfert, der die Martyrer gekrönt hat, bei den Gräbern Derer, die er gekrönt hat, auf daß die heilige Weihe dieſer Gräber ſelbſt unſer Gemüt entzünde zu größerer Liebe gegen Die, die wir nachahmen können und gegen Den, durch deſſen Gnade wir es können. Wir ehren alſo dieſe Martyrer mit jener Pflicht der Liebe und Gemeinſchaft, mit der auch in dieſem Leben die heiligen Männer Gottes geehrt werden, doch mit mehr Andacht, weil mit mehr Sicherheit, da ſie ihren Kampf ſchon ausgekämpft haben. Mit jener Verehrung aber, die Anbetung heißt, wird und darf nur Gott allein geehrt werden. Da zu dieſer Anbetung auch die Darbringung eines Opfers gehört, ſo geſchieht bei uns dergleichen nie, auch nicht für einen Engel; und wer immer in dieſen Irrtum fällt, wird durch die echte Lehre zurechtgewieſen, entweder daß er von ſeinem Irrtum abſtehe, oder daß er aus der Gemeinſchaft gewieſen werde."

Die Katakomben.

Groß ſind die Herrlichkeiten Roms, ſo groß, daß man Jahre brauchen könnte, wenn das Auge ſie alle ſchauen, der Geiſt ſie alle faſſen und ordnen wollte. Die chriſtliche Kunſt, im Schoß der Kirche geboren und erzogen, iſt ein dankbarer Zögling geweſen und hat aus ihren köſtlichſten Kleinodien ein Diadem für Rom gemacht. Tauſende von prächtigen Altären, welche heilige Reliquien umſchließen, ſind mit Kirchen überbaut, und dieſe ſind mit Gemälden, Bildwerken, Moſaiken ſo reich geſchmückt, daß man ganz geblendet die Augen niederſchlägt, um ſie ausruhen zu laſſen, und nun gewahr wird, daß man einen Fußboden betritt, deſſen herrliches Material man lieber in ein Schmuckkäſtchen legen möchte. Die Paläſte wetteifern mit den Kirchen durch prachtvolle Architektur, durch Schätze von Gemälden und tauſend Kunſtgegenſtänden. Die heidniſche Kunſt in Bau- und Bildwerken iſt durch erlauchte Nachfolger des Apoſtelfürſten vom Untergang gerettet und erhalten, um zu zeigen, was der Geiſt des Menſchen ſchaffen und erſinnen könne — ohne Gott. Wer kennt ſie nicht, dieſe Marmorwelt des Vatikans, dieſe melancholiſchen Götterbilder, die ſo ſchwermütig ausſehen, weil ſie nicht unter der Signatur der Erlöſung ſtehen? und ihnen gegenüber die ſeligen Geſtalten von Rafaels Transfiguration und Peruginos heiligen Jungfrauen? Wer kennt nicht das Forum mit ſeinen zerfallenen Göttertempeln und ſeinen gebrochenen Säulen, und die Roſen, die über der Stätte der verſunkenen Kaiſerpaläſte wuchern, und das wunderbare Koliſeum, das wie ein ungeheurer Zauberring nichts umſchließt, als in der Mitte ſeiner Arena ein armes, ſchwaches, nacktes Kreuz, und eine Welt von Erinnerungen! Denn das Koliſeum iſt das Flaviſche Amphitheater, welches Vespaſian für Kampfſpiele erbauen ließ, und das Blut der Chriſten iſt hier in Strömen gefloſſen durch Martern, durch Zähne der Beſtien, deren Zwinger in den unteren Räumen noch gezeigt werden, und durch das Schwert. Jenes arme Kreuz iſt das wahre Mauſoleum der Martyrer. Es ſteht aufrecht und der prachtvolle Rieſenbau iſt eine Ruine, und ſie haben dieſen Rieſen durch ihr Leiden und Sterben für das Kreuz zerbrechen helfen. Aber an der inneren Ringmauer der Arena ſind jetzt die Kreuzwegs-Stationen angebracht, und ſo verſchmilzt ihr Andenken und ihr Leid mit dem Leiden, welches ihr Gott mit ihnen geteilt hat. Daher trägt das Koliſeum den Charakter einer ſo feierlichen und rührenden Erhabenheit, wie wenig Stätten auf der Erde. Dieſe gebrochenen Bogen; dieſe ſchwungvollen durchſichtigen Arkaden; dieſe Maſſe von Schlingpflanzen und Geſträuch, die wie ein grüner Schleier die Schutthaufen lieblich verhüllt; dieſer rote Bauſtein, der, von der Abendſonne angeglüht, wie in Blut getränkt und wie mit Glorie umſtrahlt ausſieht; die ganze Form des Baues, der wie eine immenſe Muſchelſchale nach oben ſich erweitert, als ob ſich vom Himmel eine Perle in ihn herablaſſen ſollte; in der Mitte des Rieſenbaues das geringe demütige Kreuz, das all' ſeine Schönheit und all' ſeine Zerfallenheit überdauert; drüben auf dem Berge Cölio die dunklen Zypreſſen, die wie ernſte Gedanken ſtill und unbeweglich die Vergänglichkeit der irdiſchen Größe zu betrachten und ſich um deſto feſter gen Himmel zu richten ſcheinen; — alles, alles erſchüttert die Seele und weckt in ihr die Sehnſucht nach dem ewigen Leben, dem ewigen Frieden. „In Pace“ (in Frieden) — das iſt das Wort, welches zahlloſe Gräber in den Katakomben wie mit dem Lohn ihres Kampfes bezeichnet. Wer da ruht, iſt eingegangen in den Frieden des Herrn.

Eine der unvergleichlichſten Merkwürdigkeiten

Roms ſind die Katakomben, dieſe unterirdiſchen Zufluchtsſtätten, Kirchen und Kirchhöfe der Chriſten während der drei erſten Jahrhunderte. Wer die Katakomben unter der Baſilika von St. Sebaſtian beſuchte, hat gewiß mit Staunen an der Eingangspforte die Inſchrift geleſen, daß in dieſem Kirchhof des Papſtes und Martyrers Calixtus die Gebeine von hundertvierundſiebzigtauſend Martyrern ruhen, „die alle aus großer Trübſal gekommen ſind, und die, um Erben zu werden im Hauſe des Herrn, den Tod erlitten haben für den Namen Jeſu Chriſti.“ Aber ſein Staunen wächſt, wenn er hört, daß dies nur ein Teil der heiligen Totenſtadt iſt, die ſich unter dem römiſchen Boden hinzieht und die gleichſam das Fundament des chriſtlichen Roms bildet. Aus einem Felſengrabe ging der göttliche Stifter der Kirche ſiegreich hervor, um ſeine Gottheit zu verkünden; aus Felſengräbern ging die heilige Kirche hervor, um zu verkünden, daß ſie ſeine wahre Braut, die Stellvertreterin, Fortſetzerin und Ausführerin ſeines Werkes auf Erden ſei. Und es geziemte ſich, daß an dem Ort, wo die heilige Braut vor dem Auge der Völker ihren Sitz aufſchlug, dieſe Gräber Grundlage ihres Thrones würden.

Unter der Baſilika von St. Sebaſtian, doch nicht im Zuſammenhang mit dem unterirdiſchen Kirchhof von St. Calixtus, befindet ſich ein halbrunder, gemauerter Raum. Hier wurden die Leiber der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus nach ihrem Martertode zuerſt beigeſetzt, und dieſe Stätte war den Chriſten ſo heilig, daß ſie dieſelbe vorzugsweiſe *die Gräber*, und deren Nachbarſchaft nannten: *Platz bei den Gräbern*, und ihre eigene Ruheſtätte auf dieſem Platz zu finden wünſchten. Die Gelehrten erklären, daß das Wort Katakomben Platz bei den Gräbern bedeute und allmählich auf alle unterirdiſchen Kirchhöfe übergegangen ſei. Andere ſagen auch, Katakomben bedeute: tiefe Höhlen. Beides iſt paſſend.

Da liegt nun Rom über ſeine ſieben Hügel hingebreitet mit ſeinen Baſiliken und Paläſten, ſeinen Kirchen und Mauſoleen, ſeinen Ruinen, Gärten und Fontänen, ſeinen Obelisken, Säulen und Statuen. Da liegt es wie zu Füßen der Kuppel von St. Peter, die ſich hoch in den blauen Himmel hinein wölbt, ein Wunderwerk der Menſchenhand, des Menſchengeiſtes. Aber ſo hoch wie dieſes über die Erde emporſteigt, ſo tief ſenkt ſich ein anderes in die Erde hinein: ein Wunderwerk des Glaubens, die Katakomben.

Außerhalb der Tore und Mauern Roms, rings im Umkreis unregelmäßig es umſchließend, in einer Ausdehnung von einigen Meilen, liegt unter der Erde eine Stadt, die ihre Straßen, Plätze, Kirchen, Häuſer, Gerätſchaften und Einwohner hat. Aber die Straßen ſind finſtere Gänge in den Tuffſtein gehauen, die Kirchen ſind größere Räume in demſelben, die Häuſer ſind Gräber, die Geräte ſind Blutkrüglein und Grabeslampen und die Einwohner ſind Tote; und dieſe Stadt ſind die Katakomben. Unzählige Gänge, die bis zu vier, ſechs, ja zehn Stockwerke in den Erdboden hineinſteigen, bald niedrig und ſchmal, bald hoch und breit, aber immer gewölbt ſind und immer ſenkrechte Wände haben, laufen hier gerade aus, dort gekrümmt, da gewunden, in tauſend Richtungen ſich durchſchneidend, wie Fäden eines unregelmäßigen Netzes durcheinander. Hier und da, an ſeltenen Stellen, iſt im Gewölbe eine Oeffnung angebracht, um ein wenig Licht und Luft aus der Oberwelt einzulaſſen; und um das Hinabſtürzen von Menſchen, Tieren oder ſonſtigen Gegenſtänden zu verhüten, iſt die Öffnung von außen mit einem kleinen Gemäuer eingefaßt. In die Wände der Gänge ſind vom Fußboden bis zum Gewölbe längliche Öffnungen gemacht, wie Kojen in einem Schiff. Sie ſind nur gerade lang genug, daß der menſchliche Körper ausgeſtreckt darin liegen könne. Sie laufen horizontal, wie Fächer eines Schrankes, an den Wänden hin, je nach deren Höhe fünf, ſechs, ja zehn Reihen übereinander. Das ſind die Gräber. Hatte das Grab ſeinen Toten aufgenommen, ſo ward die Öffnung mit Marmor- oder Ziegelſteinen geſchloſſen und feſt vermauert.

Früher hat man geglaubt, die Steinbrüche und Sandgruben, welche die Römer zum Behuf ihrer ungeheueren Bauten in der Umgegend Roms eröffnet hätten, und zwar unterirdiſch, um die Benutzung des Bodens nicht zu ſtören, wären von den Gläubigen in Katakomben verwandelt. Aber abgeſehen davon, daß es nicht vorſichtig, ja nicht einmal möglich geweſen wäre, chriſtliche Grabſtätten an Orten einzurichten, die den Verfolgern der Chriſten ſo bekannt waren, haben Gelehrte der neueſten Zeit, die ihr ganzes Leben der Erforſchung der Katakomben widmen, gefunden, daß keine einzige Katakombe, weder in der Sandſchicht noch in der harten Tuffſteinſchicht gegraben iſt, welche die Römer als Material ihrer

Bauten — jene zu Zement und dieſe zu Werkſtücken — nötig hatten; ſondern in einer Schicht von weichem Tuffſtein, der ſich leicht bearbeiten läßt, aber ſeiner Weichheit wegen zu Bauten nicht taugt, weil er an der Luft leicht zerfällt. Allenfalls nimmt man an, daß die Chriſten bei der großen Neronianiſchen Verfolgung, welche ſie ſo unvorbereitet traf, in den Steinbrüchen und Sandgruben der Römer eine augenblickliche Zuflucht geſucht, und dieſelben etwa zu Vorplätzen ihrer Katakomben gemacht haben. Der Urſprung der Katakomben ſelbſt iſt aber ein chriſtlicher und er entſpricht vollkommen dem Bedürfnis der verfolgten Chriſten: ſie bedurften einer ſicheren Begräbnisſtätte für ihre Toten und einer ſicheren Zufluchtsſtätte für ihre Lebenden, wenn die Tage der großen Trübſal über ſie kamen; und da ihnen dieſe auf der Erde nicht gegönnt wurden, ſo mußten ſie unter der Erde ſie ſich ſchaffen. Dieſe doppelte Beſtimmung hatten die Katakomben. Ihre Ausdehnung wuchs in den drei Jahrhunderten der Verfolgung ſo rieſenhaft, daß man die Berechnung gemacht hat: wenn man all ihre Gänge an einander reihete, ſo würde ſich eine Straße von ungefähr hundertundfünfzig Meilen ergeben, die mit ſechs Millionen Gräbern eingefaßt wäre. Etwa zwei und eine halbe Million dieſer Gräber gehören Martyrern, die übrigen aber abgeſchiedenen Gläubigen an. Fünfzig verſchiedene Katakomben zogen mit ihren Goldadern von Heiligkeit einen ſolchen Strahlenglanz um das heidniſche Rom, daß alle Fackeln bei deſſen wüſten Orgien allmählich erbleichen und erlöſchen mußten. All dieſe fünfzig Katakomben ſind in ihrer

Die Gräfin weinte wie ſie in ihrem Leben nicht geweint hatte. Die Verſteinerung langer Jahre löſte ſich auf in dieſen Thränen; aber Gundaccar verſtand das nicht, er war ihr entfremdet, er fragte beklemmt:

„So troſtlos und in Trauerkleidern, meine Mutter? .... iſt mein Vater .... todt?“

Sie ſchüttelte verneinend den Kopf und ſagte:

„Troſtlos und in Trauer um Deinen Schmerz.“

Da kniete Gundaccar vor ihr nieder und küßte dankbar ihre Hand. Sie fragte zärtlich:

„Wo iſt Deine Tochter?“

Tranquillina hatte ſich beim Eintritt der Gräfin ſogleich mit zarter Schüchternheit ins Muſikzimmer zurückgezogen. Jetzt rief der Vater ſie, und ſie erſchien, ein feines Kind, kaum vierzehnjährig, rührend durch ihre melancholiſche Schönheit und ihr Trauergewand.

„Meine liebe geliebte Tochter!“ ſagte Gräfin Dónat und umarmte ſie zärtlich.

Tranquillina verneigte ſich demüthig und verfiel in ein heimliches convulſiviſches Weinen — weil dieſe unbekannte Frau ſich gleichſam auf den Platz ihrer Mutter ſtellte und ſie Tochter nannte. Sie hatte jene ſenſitivenhafte Reizbarkeit des Gefühls, welche ſich in der Atmoſphäre von tiefer melancho-

Anordnung wie nach einem Plan gemacht, weil ſie alle eine und dieſelbe Beſtimmung hatten: gemeinſchaftliche Grabſtätte derjenigen zu ſein, die im Leben und im Tode „ein Herz und eine Seele" in Chriſto waren, und die, wie ihr göttlicher Herr und Meiſter, auf Erden nicht wußten, wohin ſie ihr Haupt legen ſollten. Den prachtvollen Grabmälern des heidniſchen Roms, deſſen edelſten Geſchlechtern ſie zuweilen angehörten, hatten ſie entſagt, um als ein Volk von Brüdern um ihre Vorkämpfer, die Martyrer, geſchart, in demütiger Unſcheinbarkeit auf den Tag zu harren, dem keine Nacht mehr folgt. Wenn die Vornehmen und Reichen ihre Gärten und Landgüter in Vorhöfe von Katakomben verwandelten, ſo waren dieſe ohne Unterſchied den Hohen und Geringen, den Herren und Sklaven eröffnet, und die Beſitzer wünſchten keine andere Auszeichnung als etwa die: Martyrer in ihren Katakomben beſtatten und in deren Nähe mit den Ihren ruhen zu dürfen.

Die Baumeiſter dieſer ungeheueren Totenſtadt mit ihren fünfzig Katakombenquartieren waren die Totengräber.

Die chriſtliche Gemeinde in Rom war anfänglich unter ſieben Prieſter geteilt und geordnet, welche die geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten, die ihr Amt ihnen zuwies, unter der Leitung des oberſten Biſchofs beſorgten. Dies iſt der Urſprung der Pfarreien. Im Jahre 96 war die Zahl der Gläubigen ſchon ſo geſtiegen, daß der heilige Papſt Evariſt die Zahl der Pfarreien auf fünfundzwanzig ſteigern mußte, und allmählich mit dem wachſenden Bedürfnis wurden ſie noch zahlreicher. Jede Pfarrei hatte unter einem oder zwei Prieſtern, unter einem Diakon, Subdiakon und Notar, auch eine fromme Bruderſchaft von Männern, die von den Geiſtlichen beaufſichtigt und geleitet und mit allem beauftragt waren, was das Begräbnis der Gläubigen betraf; dies waren die Totengräber, und ihr Beruf vererbte ſich in den Familien von Vater auf Sohn. Ihr Leben war ein Leben des Glaubens, der Liebe, des Opfers und der Gefahr nach einem ganz übernatürlichen Maßſtab. In jeder Leiche ſahen ſie den Leib des Herrn, gleich Ihm beſtimmt zur Auferſtehung des Fleiſches, und einen Bruder, den ſie mit möglichſter Andacht und Sorgfalt zur Ruhe betten mußten. Deshalb vergruben ſie ſich unter die Erde, in finſtere Nacht, in tiefe Höhlen, mit ihrem Lämpchen und ihren Werkzeugen; deshalb unterzogen ſie ſich der mühſeligen Arbeit, Gänge auf Gänge, Gräber über Gräber auszuhöhlen; deshalb wußten ſie alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu überwinden, die ihrem heiligen Zweck entgegen traten, und aus den Händen der Henker, der Wut des Volkes, der Obhut der Kriegsknechte, aus den Tiefen des Fluſſes, aus den Lachen von Blut, aus den Kohlen der Scheiterhaufen die Überreſte ihrer Brüder zu erkaufen, zu erflehen, zu erretten und ſie heimlich, zuweilen maſſenweiſe, mit der äußerſten Vorſicht, damit kein feindliches Auge die Zufluchtſtätte erſpähe, in den Katakomben in Sicherheit zu bringen. Deshalb behandelten ſie die oft ſo ſchauerlichen Überreſte mit zarteſter Sorgfalt, wuſchen ſie rein von Staub und Blut, umhüllten ſie mit weißem Linnen, zuweilen mit koſtbaren Stoffen und beſprengten und beſtreuten ſie, um ſie vor Verweſung zu ſchützen, mit ſo viel aromatiſchen Waſſern und Kräutern, daß Tertullian den Heiden zuruft: „Saba und Arabien ſchickten uns mehr Balſam und Weihrauch, um unſere Toten zu beſtatten, als an euch, um euere Götter in Rauchwolken einzuhüllen.“ Und das alles taten ſie aus liebendem Andenken an das Grab des Herrn, aus liebender Zuverſicht zu ſeinem Ausſpruch: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch Die bei mir ſeien, die Du mir gegeben haſt.“ (Joh. 17, 24.) In den Seinen, die in Seinem Namen abgeſchieden und Ihm vereint waren, ehrten ſie Ihn. War der Tote auf ſeinem letzten Lager gebettet, ſo ward die Grabesöffnung ſchnell vermauert, um allen ſchädlichen Ausdünſtungen zuvor zu kommen. Bisweilen wurden auch ganze Gänge, wenn ihre Wände voll Gräber waren, von oben bis unten zugeſchüttet mit dem Material, welches ſich durch die Ausgrabung immer neuer Gänge und Gräber anhäufte. Auf den Stein, der das Grab ſchloß, grub der Totengräber bald eine längere, bald eine kürzere Inſchrift, bald nur einen Namen und das troſtvolle „In pace“, bald ein ſymboliſches Zeichen, eine Palme, eine Taube, oder den Namen des Herrn ein; oftmals mit großer Eile, mit untauglichen Werkzeugen, auch mit ungeübter, ja unkundiger Hand; denn nicht all dieſe frommen Männer verſtanden ſo gut zu ſchreiben, als zu glauben, zu lieben und ſich aufzuopfern! Das Chriſtentum hat nicht mit den Gelehrten und Gebildeten angefangen. Manche Grabſteine ſind auch ganz leer geblieben; es fehlte an Muße oder an Kunde, um ſie zu bezeichnen. Andere ſchließen ein Familiengrab, in welchem zwei, drei, ſo gar vier Tote, immer in der nähmlichen horizontalen Lage, neben einander ruhen. Noch andere bedecken Gräber, welche ganz geringe Überreſte von vielen Martyrern zuſammen aufbewahren. Vielleicht ließen die Beſtien nur wenige Gebeine, vielleicht die Flammen nur wenig Aſche übrig! Es ward andächtig geſammelt und beſtattet und die einfache Inſchrift: „Ruffinus und hundertundfünfzig Martyrer Chriſti", oder: „Marcella und fünfhundertundfünfzig Martyrer Chriſti", weiſt keinen anderen Schmuck auf als das Siegeszeichen, die Palme. In ruhigen Zeiten waren nur die Totengräber und ihre Handlanger in den Katakomben beſchäftigt; brachen aber die Stürme der Verfolgung aus, ſo rechneten alle Gläubigen es ſich zur Ehre an, ihnen behilflich zu ſein, und heilige Päpſte, Prieſter, edle Frauen, Jünglinge und Jungfrauen halfen die Leichen in die Katakomben zu bringen und zu beſtatten.

Außer den Gängen finden ſich noch andere Räume in den Katakomben: kleine und größere Grotten oder Kammern (Krypten), die, wenn ſie ohne Gräber ſind, den Zuſammenkünften der Gläubigen zu ihren Liebesmahlen und zum Unterricht der Katechumenen dienten. Andere Kammern, die als Kapellen benutzt wurden, umſchloſſen ein ebenfalls aus dem Tufſtein gehauenes, aber vorſpringendes und mit einem Bogen überwölbtes Grab eines Martyrers, auf deſſen oberer Platte die heiligen Geheimniſſe gefeiert wurden, ſo daß das Grab ſelbſt den Altar bildete. Die gegenwärtige Form unſerer Altäre iſt nicht willkürlich angenommen, ſondern mit der Kirche ſelbſt aus den Krypten der Katakomben hervorgegangen und ruhet auf heiliger Überlieferung. Welche Opfer, welche Gebete, welche Tränen, welche Schmerzen, welche Freudigkeiten mögen vor jenen unterirdiſchen Altären Gott dargebracht worden ſein! In manchen Krypten ſind Wandgemälde, immer in bezug auf den Troſt des Glaubens, auf die Wunder der Liebe: Jonas im Walfiſch, Daniel in der Löwengrube, das Opfer Iſaaks, die drei Jünglinge im Feuerofen, Job zwiſchen ſeinen Freunden, Joſeph und ſeine Brüder, — alle Ängſte und Nöten des Lebens geſänftigt und überwunden im Vertrauen auf göttliche Hilfe und Gnade. Auch Bilder aus dem Leben des Heilandes, vorzugsweiſe die Werke ſeiner Barmherzigkeit: Chriſtus die Kranken heilend, die Brote vermehrend, bei der Samaritanin am Brunnen ſitzend, die kleinen Kinder ſegnend, den Lazarus erweckend; Chriſtus als guter Hirt oder als Lamm Gottes das Kreuz tragend; welch ein übernatürliches Licht warfen dieſe ſüßen, liebreichen Bilder in die dunkelen Katakomben und auf das Leben und den Tod der Gläubigen.

In Zeiten des Friedens bewohnten die Chriſten ihre Häuſer in der Stadt, gingen ihren Geſchäften und ihrem Beruf nach und beſuchten die Katakomben nur bei religiöſen Verſammlungen, an Jahrestagen der Martyrer, die durch das heilige Meßopfer auf deren Gräbern gefeiert wurden, oder um in der Nähe von lieben Abgeſtorbenen zu beten. Aber wenn die Verfolgung begann, wenn das Blutedikt öffentlich bekannt gemacht wurde, ſo verſchwanden ihrer viele vor dem Ungewitter in den Katakomben. Das wußten die Heiden auch ſehr gut; deshalb nannten ſie die Chriſten mit Verachtung „ein lichſcheues Volk“; deshalb ſchrieen ſie: „Schließt die Kirchhöfe!“ deshalb verboten blutdürſtige Kaiſer bei Todesſtrafe, in die Katakomben zu fliehen; deshalb war die Rücknahme dieſes Verbotes das erſte Zeichen, daß die Verfolgung nachlaſſe. Da die Heiden aber die Katakomben und ihre tief verborgenen Eingänge nicht alle kannten, ſo war es den Chriſten dennoch möglich, ſich heimlich und vorſichtig in die unbekannteſten zu flüchten und verſteckt zu bleiben. Die oberſten Hirten ſelbſt riefen und führten ihre Herde in die Katakomben. Der heilige Papſt Clemens ſagt: „Kommt, verſammelt euch in den Kirchhöfen! Wir wollen dort die heiligen Schriften leſen, Hymnen zu Ehren der Martyrer und aller Heiligen, welche dieſe Welt verlaſſen haben, anſtimmen, für unſere Brüder beten, die im Herrn geſtorben ſind, in unſeren Kapellen und Grabſtätten das euchariſtiſche Opfer darbringen, das wohlgefällig iſt vor Gott, und mit Pſalmengeſang Denen das Geleit geben, die für den Glauben ſterben.“ Und der Papſt Cornelius ſchreibt im Jahre 260: „Die Verfolgung iſt ſo außerordentlich heftig, daß wir nicht wagen dürfen, uns in den bekannteſten Kirchhöfen zu verſammeln.“ Viele heilige Päpſte hielten ſich bald längere, bald kürzere Zeit darin auf; der heilige Cajus acht Jahre; der heilige Sixtus II. mit vier Diakonen fand in ihnen den Martyrertod, weil ſein Aufenthalt entdeckt wurde und er nicht mehr Zeit hatte, ihn zu wechſeln. Obgleich nun Hirten und Herde ſogar in ihrer Zufluchtsſtätte in beſtändiger Todesgefahr ſchwebten, ſo vollzogen doch die treuen Nachfolger der erſten Apoſtel ihr apoſtoliſches Amt mit noch erhöhtem Eifer in dieſen Grotten und Höhlen, damit keine Seele in Zaghaftigkeit oder Kleingläubigkeit verfalle und kein Schäflein der Herde verloren gehe. Hier hielten ſie Konzile, weihten ſie Prieſter, konſekrierten ſie Biſchöfe, gaben ſie Disziplinargeſetze, unterrichteten ſie die Neophiten, tauften ſie die Katechumenen; hier brachten ſie im hochheiligen Opfer den Leib des Herrn dar; hier predigten ſie das Wort vom ewigen Leben; und ſo lenkten und regierten ſie mit ruhiger Hand und gleichmütiger Seele das Schifflein Petri durch die tobenden Wellen, die ſich hoch über ihrem Haupte aufbäumten und beſtändig mit Untergang drohten, denn ſie ruhten in der Gewißheit, daß dies Schifflein beſtimmt ſei, die ganze Menſchheit in die Ewigkeit hinüber zu führen.

Jedoch nahmen nicht alle Gläubigen ihren Aufenthalt in den Katakomben. Manche, z. B. alle Kriegsleute, waren durch ihren Beruf in der Stadt feſtgehalten; andere blieben freiwillig, weil ihnen die Flucht nicht notwendig ſchien; noch andere, um für ihre Brüder in den Katakomben zu ſorgen, ihnen Lebensbedürfniſſe und Nachrichten zu bringen, und viele, um die Gefangenen zu beſuchen und die zum Tode Verurteilten zu begleiten. Damit alle dieſe, welche den Troſt der Anwohnung beim heiligen Meßopfer entbehrten, ſtandhaft auf ihrem gefährlichen Poſten ausharrten, ward das euchariſtiſche Brot nach dem Schluß der heiligen Feier von den Prieſtern den Diakonen übergeben, welche es entweder ſelbſt oder durch junge Akolythen den Gläubigen in der Stadt zutrugen. „Wer von der Kirche nicht zum Kampf gewaffnet wird," ſagt der heilige Cyprianus, „iſt nicht tauglich für das Martertum, und die Seele verzagt, wenn ſie nicht durch die Euchariſtie erhoben und entflammt wird." Der heilige Papſt Stephanus, der auch lange in der Katakombe ſeinen Biſchofſitz und ſeine Kathedrale aufſchlug, ward ebenfalls endlich in ihr zum Martyrer gekrönt. Am Tage nach ſeinem glorreichen Tode empfing der Jüngling Tarſicius, ein Akolyth, den heiligen Auftrag, das Opferbrot den Brüdern in der Stadt zu überbringen. Unterwegs wird er aber von Soldaten feſtgehalten, die ihn fragen, was er da ſo vorſichtig trage? und da er nicht antwortet, um das Hochwürdigſte Gut keiner Entweihung auszuſetzen, fallen ſie über ihn her und erſchlagen ihn. So lebten und ſo ſtarben damals die Chriſten. Mit ſolchem Mut und ſolchem Glauben verlief ihr ganzes Daſein zwiſchen den Ängſten der Verfolgung und der Ausſicht auf den Martertod. Welche wunderbar mächtige Lebenskraft durchſtrömte die Kirche, daß ſie all' ihre Kinder zu Helden machte!

Wie man durch die Wandmalereien der Königsgräber von Theben das ganze Leben der alten Egypter kennen lernt, Gebräuche, Beſchäftigung, Handwerk, Unterhaltung, Hausgerät, Lebensmittel, Waffen, ſo weiſen die Katakomben das Leben des Chriſten nach, das freilich in näherer Beziehung zum Himmel als zur Erde ſtand, und deshalb auch mehr auf himmliſche Bedürfniſſe als auf irdiſche hindeutet. Gewiſſe Vorplätze vor den Krypten ſind als diejenigen Räume erkannt, wo ſich die Büßer aufhielten, die zu öffentlicher Buße verurteilt waren und nur von fern dem heiligen Meßopfer beiwohnen durften. Dahin auch hatten ſich die Katechumenen zurückzuziehen, wenn das heilige Geheimnis, die Wandlung begann, weil ſie noch nicht durch das Sakrament der Taufe die Gnade empfangen hatten, mit erleuchteten Augen auf die Vollziehung des unblutigen Opfers zu ſchauen. Ein langer Saal, an deſſen beiden Seitenwänden fortlaufende Bänke, und am oberen Ende zwei erhöhte Sitze in den Stein gehauen ſind, war das Schulzimmer, wo die Katechumenen den Unterricht der Geiſtlichen empfingen. Der ſteinerne Sitz mit hoher Lehne zur Rechten des Altars und etwas vorſpringend, iſt der biſchöfliche Stuhl, von wo aus der Hirt ſeiner Herde Ermahnungen und Erklärungen des Evangeliums gab. In der Katakombe der heiligen Agnes iſt eine große Kapelle, in der ſich hinter dem Hauptaltar ein Presbyterium findet, ein Raum für die Geiſtlichkeit, mit einem erhöhten Sitz für den Biſchof in der Mitte, und zu beiden Seiten minder hohe für die Prieſter, wie jetzt in den Kathedralen der Chor für Biſchof und Domherren. Eine kleinere Kapelle enthält zwei Sitze, welche man für Beichtſtühle nach der alten Art erklärt, wo der Büßer nicht ſeitwärts, ſondern gerade vor dem Prieſter zu knien hatte. Da die Aushöhlungen der Katakomben nur im weichen Tuffſtein gemacht wurden, überall deſſen Schichten folgen und nach ihnen ſich richten, ſo konnten all’ dieſe Einzelheiten nur da ausgeführt werden, wo man ſich in einem großen Tuffſteinlager befand. Wie die Ausdehnung der Gänge ſich nach der Ausdehnung dieſes Lagers richtet, ſo daß man zuweilen in ihnen kriechen muß, ſo war auch die Form der Kapellen dadurch bedingt, bald drei- und viereckig, bald halbrund; aber da, wo der Stein es geſtattet, ein längliches Viereck, halbrund geſchloſſen, der Typus der Form unſerer jetzigen Kirchen. Weihwaſſerkeſſel ſind in kleinen Niſchen neben den Türen angebracht. Nichts von Gerätſchaften iſt in den Katakomben entdeckt außer zahlloſen tönernen Lämpchen, alle in Form eines kleinen Nachens an einer Kette befeſtigt, ſo daß ſie bequem getragen und leicht aufgehängt werden konnten. Sie dienten zur Beleuchtung dieſer unterirdiſchen Welt. Mit heiliger Vorſicht war für die Trennung der beiden Geſchlechter geſorgt; eine alte Inſchrift beſagt, daß die Männer und die Frauen beſondere Eingänge und Treppen zu benutzen hatten. Beim Gottesdienſt hielten ſie ſich ebenfalls an geſchiedenen Plätzen auf und Diakone und Diakoniſſen mußten umherwandeln und beachten, daß die Ordnung überall eingehalten werde. Um die unvermeidliche Unruhe vieler zuſammengedrängter Menſchen ganz zu umgehen, ſind die Kapellen ſehr zahlreich, aber klein. Jene Lämpchen hatten noch eine andere Beſtimmung. Die Gläubigen machten ſie zu einem Ausdruck ihrer Hoffnung, daß die Toten mit der brennenden Lampe des Glaubens in der Hand zum Brautfeſt der göttlichen Liebe eingegangen ſeien und die Freuden des ewigen Lichtes genöſſen. Mit brennenden Lampen umgaben ſie ihre geliebten Gräber, beſonders die der Martyrer, und die immer wiederkehrende Inſchrift der Gräber: In pace! Vivas in Deo! Vivas in liſcher Liebe und von Abgeſchiedenheit von der Welt, in der ſie von ihrer Wiege an lebte, nur zu leicht entwickelt.

Als Gräfin Oſsnat den eigentlichen Zweck ihres Kommens ausſprach, willigte Gundaccar mit freudiger Haſt ein, und erklärte ſich zur Reiſe nach Deutſchland bereit, ſobald ſeine Mutter ſich ausgeruht haben werde. So lange die Gräfin anweſend war, ſagte Tranquillina kein Wort; als ſie ſich in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, warf ſich das heftige Kind dem Vater zu Füßen und bat:

„Um Gotteswillen, geh nicht nach Deutſchland, lieber Vater! die Mutter iſt dort nie anders als traurig geweſen — ich kann's mich noch erinnern. O laß uns hier bleiben, wo ſie ſo gern gelebt hat und wo wir doch noch ihr Grab haben.

„Du liebſt Deine Mutter ſo ſehr, entgegnete Gundaccar, und ich ſollte meinen Vater nicht genug lieben um ihn noch einmal vor ſeinem Tode zu ſehen, Tranquillina? — Iſt die Pflicht erfüllt ſo kommen wir wieder hieher, mein liebes Kind.“

„Gott geb' es!“ ſagte ſie traurig.

Aber ſie kamen nicht wieder. Die Villa Tranquilliana blieb verödet. Gundaccar fand ſeinen Vater noch am Leben und lichtete ihm die letzten ſchweren aeternum! (In Frieden! Lebe in Gott! Lebe in Ewigkeit!) ſprach ſich mit kindlicher Freude und Zuverſicht durch die tauſend flimmernden Lämpchen in der finſteren Katakombe aus. Durch das Tal voll Todesſchatten waren die Seelen zur Herrlichkeit Gottes gelangt. Und wenn wir unſere Toten mit Kerzen zum Grabe geleiten und am Tage Allerſeelen an den Gräbern und in den Kirchen Lichter anzünden, ſo ſtieg dieſer feierliche und kindliche Gebrauch mit der Kirche ſelbſt, als Ausdruck einer rührenden Glaubensfreudigkeit, aus den Katakomben empor.

Als im vierten Jahrhundert die Verfolgungen aufhörten, blieben die Katakomben geheiligte Stätten, welche eifrig von den Chriſten beſucht wurden und wo ſie ſich gern beerdigen ließen. Der heilige Hieronymus, geboren 331, ſchreibt: „Als ich in Rom meine Studien machte, hatte ich mit einigen jungen Leuten meines Alters, welche denſelben Zweck verfolgten, die Gewohnheit angenommen, jeden Sonntag die Gräber der Apoſtel und der Martyrer zu beſuchen. Eifrig und aufmerkſam wanderten wir durch dieſe Höhlen, welche in die Tiefe der Erde gegraben ſind. Nach allen Seiten laufen unzählige Gänge hin, die ſich in allen Richtungen durchkreuzen. Tauſende von Toten ſind in allen Höhen in den Seitenwänden beſtattet und überall herrſcht eine ſo tiefe Finſternis, daß man an das Wort des Propheten erinnert wird: „Lebendig ſind ſie in die Hölle hinabgeſtiegen.“ Nur ganz ſelten dringt ein ſpärliches Licht durch die Öffnungen hinein, welche man auf der Oberfläche der Erde gemacht hat und verſcheucht ein wenig die ſchauerliche Dunkelheit, in die man ſich langſam gehend oder gar auf dem Boden kriechend, vertieft.“ An Tagen der Martyrer begab man ſich in feſtlicher Prozeſſion in die Katakomben, um das heilige Opfer auf ihren Gräbern darzubringen. Nach und nach wurden Baſiliken über ſolchen Gräbern, aber auf der Oberfläche der Erde gebaut, und zwar ſo, daß der Hochaltar über der unterirdiſchen Krypta, welche das Grab in ſich ſchloß, errichtet wurde; wie z. B. St. Peter über den Vatikaniſchen Katakomben. Ja, zur Erinnerung an dieſe geheiligten Stätten, wo das Chriſtentum die Bluttaufe empfangen hatte, legte man unter neuen Baſiliken und Domen eigens Krypten an, um verehrte Reliquien aufzunehmen. Auch kam die feierliche Erhebung der Reliquien in Gebrauch, d. h. unter gewiſſen kirchlichen Zeremonien wurden ſie ihrer bisherigen Ruheſtätte entnommen und mit großer Andacht in Kirchen übertragen, wo prachtvolle Gräber ſie aufnahmen und wo ſie der Verehrung des Volkes zugänglicher waren.

Die welterſchütternden Kriege und Umwälzungen, welche infolge der Völkerwanderung jahrhundertelang Europa mit wilden Horden überſchwemmten, ſchleppten unſäglich viel Zerſtörung mit ſich und brachten über Rom und die Katakomben manche Verwüſtung. Infolge derſelben ließ der Papſt Bonifaz IV. eine große Menge Reliquien der Martyrer im Jahre 607 im Pantheon beiſetzen, in jenem ehemals heidniſchen Tempel, der allen Göttern gewidmet war, und zum ewigen Gedächtnis dieſer großartigen Erhebung, dieſes Sieges des Chriſtentums über das Heidentum, begeht die Kirche alljährlich das Feſt Allerheiligen. Je mehr die heiligen Überreſte aus den Katakomben in die immer anwachſende Zahl der Kirchen verſetzt wurden, deſto mehr wuchs das fromme Verlangen der Chriſten, auch dort in der Nähe ihrer heiligen Väter im Glauben eine Ruheſtatt zu finden, und ſie ließen ſich nicht mehr in den Katakomben, ſondern in den Kirchen und den nächſtgelegenen Plätzen begraben. So kam es ganz allmählich, daß im ſechzehnten Jahrhundert die Katakomben ſo gut wie vergeſſen waren, als der berühmte Archäolog Antonio Boſio ſie gleichſam neu entdeckte. Mit Erlaubnis des Papſtes Clemens VIII. begann er ſie wiſſenſchaftlich zu durchforſchen, widmete dieſem Studium drei und dreißig Jahre (von 1567 bis 1600) und fand in ihnen wahre Schätze des chriſtlichen Altertums. Andere gelehrte Männer verfolgten den Weg, den Boſio gebrochen, und bis zum heutigen Tage ſind die Katakomben ein Gegenſtand, dem chriſtliche Archäologen mit größter Hingebung ihre Wiſſenſchaft widmen. Ungefähr der vierte Teil der Katakomben iſt bis jetzt zugänglich gemacht; denn obwohl man annäherungsweiſe ihre Ausdehnung ebenſo berechnen konnte, wie den Umkreis von Pompeii, das auch noch größtenteils unter der Aſche liegt, ſo hat man, wegen der großen damit verbundenen Koſten, Mühen und Gefahren, die Aufgrabung doch noch nicht weiter gebracht. Viele Gänge wurden gleich von den Totengräbern zugeſchüttet; andere ſind durch Erdbeben oder im Laufe der Jahrhunderte eingeſtürzt; Treppen ſind zuſammen gefallen; die Eingänge ſind mit Erde bedeckt, mit

Weingärten bewachſen, ſo daß die Arbeit große Schwierigkeiten hat. Jedoch wird ſie unabläſſig fortgeſetzt.

Durch Gottes Gnade wurden die Katakomben gerade zu einer Zeit wieder eröffnet, in welcher die Welt mehr denn je heiliger Reliquien bedurfte, teils um ſich durch die Erinnerung an Leid und Drangſal der Martyrer zu tröſten und zu ſtärken, teils um Altäre aufrichten zu können. In den jammervollen Religionskriegen des ſechzehnten Jahrhunderts wurden unzählige Heiligtümer von den Irrgläubigen verwüſtet, zerſtört, ausgeraubt, in Schutt und Aſche gelegt, und ohne Reliquien konnten die Altäre der Gläubigen nicht wieder aufgerichtet werden. Andererſeits gewann das Chriſtentum in Aſien und beſonders in dem kürzlich entdeckten Amerika mehr Seelen, als es in Europa verlor, ſo daß die Kirche für ihre Kinder in allen Weltteilen zu ſorgen hatte. Da öffnete ſich in den Katakomben dieſe Fundgrube heiliger Kleinodien! Was die Wiſſenſchaft nach ſcharfſinniger und genauer Erwägung erforſcht hatte, ward von der Kirche nach ſorgſamer und weiſer Prüfung angenommen und beglaubigt, und Palmzweig und Blutkrüglein als untrügliche Bezeichnung eines Martyrergrabes anerkannt. Dieſe Gräber, und nur dieſe, wurden und werden feierlich geöffnet, um die ehrwürdigen Überreſte der Verehrung der Chriſtenheit zu übergeben und den Anforderungen des Kultus, bei immer anwachſendem Bedürfnis neuer Gotteshäuſer, zu genügen. Weiſt ein ſolches Grab keinen Namen des Martyrers auf, ſo begnügt ſich die heilige Kirche, dieſen ehrwürdigen Gebeinen, die für die

Sache Gottes zermalmt und zerbrochen worden ſind, eine Benennung beizulegen, die genau der Wahrheit und zugleich dem Wunſch der frommen Andacht entſpricht: ſie gibt ihnen eine Bezeichnung, die allen Martyrern zukommt: Juſtus, Candidus, Pius, Felix, Viktor, Fortunat und ähnliche. Denn ſie drücken Tugenden, Siege und Belohnungen aus.

O ihr lieben heiligen Martyrer, die ihr mit Gott vereinigt ſeid, weil ihr ſchon hienieden ſein Leben in euch aufnahmt, die ihr teilhaft ſeid der Allmacht Gottes, weil ihr nur das gewollt habt, was Gott will, bittet für uns, damit wir, wenn wir eurer glorreichen Kämpfe gedenken, dadurch angefeuert werden, euren Glauben und eure Liebe nicht bloß zu bewundern, ſondern nach unſeren Kräften und nach unſerem Maß der Gnade nachzuahmen.

Das Coliſeum.

Da die Amphitheater die Bühnen waren, auf denen die heilige Tragödie des chriſtlichen Martyrertums dargeſtellt wurde, und da das prachtvolle und gigantiſche Flaviſche Amphitheater zu Rom der großartigſte und vollkommenſte Bau dieſer Art, ein Muſter und Typus aller übrigen war, ſo trägt es vielleicht dazu bei, die Teilnahme für die chriſtlichen Helden, dieſe heiligen Ahnen unſerer Seelen, zu beleben, wenn man ſich den Schauplatz ihrer Kämpfe und Siege lebhaft vergegenwärtigen kann. In dieſem rieſenhaften Monument der Größe, der Macht, der Verderbtheit des heidniſchen Roms unter den Kaiſern ward der mörderiſche Krieg geführt, in welchem das Opfer den Henker, das Lamm den Tiger, die Taube den Drachen überwand. Jetzt heißt es das Coliſeum und iſt eine der ſchönſten und vielleicht die berühmteſte und bekannteſte Ruine der ganzen Welt.

Kaiſer Veſpaſian begann den Bau, und Titus vollendete ihn nach der Eroberung von Jeruſalem, indem er die in Gefangenſchaft geratenen Söhne Abrahams zu Tauſenden daran arbeiten ließ, und zwar mit ſolcher Anſtrengung, daß zwölftauſend dabei umgekommen ſein ſollen. Dennoch waren die Koſten des Baues ſo groß, daß es hieß, Titus habe Ströme von Gold daran verſchwendet. Als das Amphitheater vollendet war, widmete Titus es dem Andenken ſeines Vaters Veſpaſian, gab darin Spiele, die 120 Tage dauerten, in denen 5000 wilde Tiere und gegen 10 000 Gladiatoren erſchienen, und nannte es nach dem Namen ſeiner Familie das Flaviſche Amphitheater.

Von einem freien, offenen, eirunden Platz, der 285 Fuß lang, 182 Fuß breit iſt und 748 Fuß im Umfang hat, ſteigen rundum ſteinerne Sitze und Stufen ſo aufwärts, daß jeder höhere Kreis etwas zurückſpringt und daß der höchſte den weiteſten Umfang hat. Das Innere des Coliſeums iſt ein immenſes ovales Becken von Steinterraſſen, welches oben weiter als unten iſt. Das Aeußere ſind Doppelportiken, drei Stockwerk hoch, doriſcher, ioniſcher und korinthiſcher Ordnung, welche die Stufen und Sitze tragen und durch ihre ſchöngeſchwungenen

Bogen und Pfeiler der ungeheueren Steinmaſſe ein leichtes, lebendiges Anſehen geben. Das vierte Stockwerk hat keine Bogen mehr, ſondern große Fenſter. Achtzig Türen mit Nummern laufen außen um das Gebäude, ſtehen in Verbindung mit Treppen und Gängen, machen es dem Zuſchauer leicht, ſeinen Platz zu finden, und verhindern ein übermäßiges Gedränge beim Anfang und Ende der Spiele. Außerdem liegen zwei ungewöhnlich große und hohe Pforten, wie Triumphbogen, kühn und mächtig, einander gegenüber an beiden Enden des Ovals; durch die eine traten die Gladiatoren und alle ein, welche zur Unterhaltung der Zuſchauer beſtimmt waren; durch die andere ſchaffte man große Maſchinen, Bäume und alles, was zur Szenerie erforderlich war, hinein. Der innere freie Raum hieß die Arena. Sie war viele Fuß hoch mit feinem und feſtem Sand beſtreut und unter demſelben mit Marmorquadern gepflaſtert. Dieſen feſten Grund hatte ſie (wenn nicht in jedem Amphitheater, ſo doch im Coliſeum), weil man ſie zuweilen vermittelſt benachbarter Waſſerkünſte in einen Teich verwandelte, auf welchem Seegefechte zur Abwechſelung ſtattfanden. Um die Arena lief das Podium, eine ungefähr acht Fuß hohe Marmorwand, auf welcher ſich ein ſtarkes Eiſengitter erhob, das mit ſcharfen Spitzen verſehen war und ſich in die Arena hinein neigte. Außerdem ſaßen bewegliche hölzerne Kugeln am oberen Ende desſelben, ſo daß eine wilde Beſtie, die etwa hinan ſpringen und ſich anklammern wollte, an den rollenden Kugeln keinen Haltpunkt fand, an den ſcharfen Spitzen aber ſich verwundete und wieder in die Arena zurückfiel. Dies war notwendig zum Schutz der Zuſchauer, die auf dem Podium, welches hinter dem Gitter eine breite Terraſſe bildete, ihren Sitz hatten. Dieſe Terraſſe war der Ehrenplatz; da war das prächtige Zelt des Kaiſers und der Cäſaren aufgeſchlagen; da ſaßen die Prätoren, die Veſtalinnen, die Großwürdenträger des Reichs; da hatte man das Schauſpiel in möglichſter Nähe und vor Augen; da genoß man in vollkommener Sicherheit die Nachbarſchaft der Beſtien; denn an der Baſis des Podiums, unmittelbar auf der Erde, befanden ſich Öffnungen wie große Kellerfenſter, welche durch ſtarke eiſerne Fallgitter geſchloſſen waren. Das waren die Ausgänge für die wilden Tiere, welche in unterirdiſchen Zwingern (Carceres) gehalten wurden. Begann das Spiel, ſo hob man das Fallgitter in die Höhe und die Beſtie, aufgeſtachelt durch Speere, wütend gemacht durch Feuerbrände, gepeinigt von Hunger, ſetzte in die Arena hinein.

Hinter der Terraſſe des Podiums erhoben ſich rundum die Sitze. Die erſten vierzehn Reihen wurden eingenommen von den Senatoren, den römiſchen Rittern, den vornehmſten Magiſtratsperſonen, den fremden Geſandten. Die übrigen von allen römiſchen Bürgern. Aber die höchſten Sitzreihen gehörten den römiſchen Frauen; wie ein bunter Blumenkranz krönten ſie das ganze Amphitheater und überſahen nicht bloß die Spiele, ſondern auch alle Zuſchauer. Oberhalb der höchſten Reihe befand ſich wiederum eine breite Terraſſe mit einer Bruſtwehr; ſie faßte 12,000 Zuſchauer, die aber ſtehen mußten. Sitzplätze hatte das Coliſeum für 87 000 Perſonen.

Sämtliche Sitze waren mit Polſtern oder Teppichen bedeckt, damit die Geſundheit nicht durch die kalten Steine gefährdet werde. Die obere Terraſſe trug ſchöngeſchnitzte Balken und Maſtbäume mit Tauwerk und Stricken, welche das Velarium, eine prachtvolle purpurfarbene, mit goldenen Sternen beſäete Decke, über dem ganzen Coliſum zeltförmig ausſpannten. Ein zahlreiches Heer zierlich gekleideter junger Matroſen hing in dem Takelwerk und führte mit höchſter Geſchicklichkeit und Schnelle die Manöver aus, je nachdem das Velarium ſich mehr oder minder öffnen und ſchließen ſollte. So hatte man immer friſche Luft und nie Sonnenglut. Das war aber noch nicht genug, um mit größtem Behagen Menſchenblut in Strömen fließen zu ſehen! Dünne Schafte von vergoldetem Metall ſtiegen hie und da zwiſchen den Sitzen empor und ſpritzten zarte Strahlen von wohlriechenden Waſſern aus, die als ein ganz feiner Tau auf die Zuſchauer zurückfielen, Duft und Friſche verbreiteten und die Atmoſphäre von den böſen Dünſten der Leichen, der Beſtien und des Blutes reinigten. Die Höhe des Coliſeums betrug 157 Fuß, der äußere Umkreis 1641 Fuß. Aus Blöcken von Travertin, der einen heißen roten Farbenton hat, iſt der Rieſenbau aufgetürmt. Die inneren Wände waren mit poliertem Marmor bekleidet und mit Säulen, Pilaſtern, Statuen, Bildwerken im Übermaß geſchmückt. Wie mußte das ſein, wenn faſt 100 000 Menſchen, oder vielmehr, wenn faſt 200 000 Augen, denn im Auge konzentrierte ſich der ganze Zuſchauer, dieſen immenſen Raum belebten, funkelten, glühten! Durch ſeine Größe, ſeine Pracht, durch die Schauſpiele, welche es darbot, durch die wahnſinnige Leidenſchaft des ganzen Volkes, vom Kaiſer an bis zum Geringſten herab, und vom Roheſten an bis zu den Veſtalinnen herauf, für dieſe Schauſpiele war das Coliſeum der zuſammengedrängte entſetzliche Ausdruck des heidniſchen Lebens im alten Rom während der erſten Jahrhunderte des Chriſtentums, und die Ströme des reinſten Blutes, die Weihrauchwolken der reinſten Gebete, die Opfer der reinſten Liebe mußten ſich wie eine heilige Sintflut über dieſe Stätte ergießen, um das alte Rom von ſeiner, heidniſchen Befleckung rein zu baden und es glaubensfähig zu machen.

Die Spiele wurden zu Ehren der Götter gegeben, darum begannen ſie mit einem Opfer; und zu Ehren Jupiters — mit einem Menſchenopfer. Wenn ſie dann alle eingetreten waren, der Kaiſer in Purpur gekleidet, die Veſtalinnen in Weiß, die Senatoren mit weißen, goldgezierten Mänteln, ſo ſchlachtete ein Prieſter des Jupiter (der **Flamen dialis**) am tragbaren Altar in der Mitte der Arena ein menſchliches Opfer; dann klatſchte man froh in die Hände, denn Jupiter war zufrieden und die Spiele konnten beginnen.

Muntere Fanfaren erſchallten: durch das Tor Sanavivaria (der Lebenden) traten die Venatoren mit Peitſchen in der Hand ein und ſtellten ſich in zwei Reihen auf. Ihnen folgten die Beſtiarier, die unglücklichen Opfer, die den wilden Tieren beſtimmt waren, eine zahlloſe Herde, meiſtens elende entlaufene und wieder eingefangene Sklaven, Kriegsgefangene, dann Chriſten jedes Alters, jedes Geſchlechtes. Indem ſie ein-

Stunden. Doch dann erkrankte er ſelbſt. Seine ſchwankende Geſundheit widerſtand nicht den vielfachen Gemüthsbewegungen und dem Wechſel des Climas. Die ſcharfe Alpenluft rieb ihn auf. Er verfiel in ein abzehrendes Fieber und immer hoffend nach Neapel zurück zu kehren — wie dieſe Krankheiten das mit ſich bringen — ſtarb er als die Blätter fielen, im Spätherbſt, am Jahrestag von Clelias Tod.

Seine Leiche wurde, ſeiner früheren Anordnung gemäß, in der geliebten Villa beigeſetzt, wo Clelias Aſche in einem Hain von Cypreſſen und Roſen die ſeine erwartete.

Fern vom Herzen und vom Grabe der Eltern, fern von der Heimat ihrer Kinderjahre und ihrer liebſten Erinnerungen, blieb Tranquillina vereinſamt bei ihrer Großmutter.

treten, müſſen ſie durch die Reihen der Venatoren gehen und von jedem derſelben einen ſchmählichen Peitſchenhieb auf ihre entblößten Schultern empfangen, auch die edelſten, die zarteſten Frauen. Und das betrachteten die Veſtalinnen alles ganz genau! Dann trat ein Herold an die Spitze dieſer zur Schlachtbank geführten Schar und umkreiſte mit ihnen die Arena. Vor dem Zelt des Kaiſers, oder des Prokonſuls, oder wer ſonſt deſſen Stelle vertrat, mußten ſie ſich verneigen und den entſetzlichen Gruß ſprechen: „Ave, Caesar, morituri te salutant!“ („Die Sterbenden grüßen dich.“) Die Chriſten ſagten aber zuweilen andere Worte, z. B. Satur in Karthago zu Hilarian, dem Prokonſul: „Jetzt richteſt du uns; dereinſt wird dich Gott richten.“ Nun haben die Zuſchauer den Genuß gehabt, ſich an der Menge der Opfer zu weiden; nun muß man haushälteriſch mit dem ferneren Genuß zu Werke gehen und das Vergnügen möglichſt verlängern. Darum macht man aus der ganzen Opferherde viele kleine Abteilungen; die, welche zuerſt ſterben ſollen, bleiben in der Arena, man feſſelt ſie an Pfähle, man ſteckt ſie in Netze, die jede Bewegung unmöglich machen und die den Anblick ihrer Agonie nicht verhüllen. Die übrigen führt man zurück, bis die Reihe zu ſterben truppenweiſe an ſie kommt. Die Spannung der Zuſchauer iſt nun aufs höchſte geſtiegen; da wird das greuliche Zeichen gegeben, von einem Caligula oder Domitian? nein! von den Prätorianern oder Lektoren? nein! von den Henkersknechten? nein! von den Veſtalinnen wird es gegeben. Die Fallgitter vor den Zwingern der

Tiere werden aufgezogen und Löwen, Bären, Stiere und Panther ſtürzen aufgeſtachelt und aufgehetzt in die Arena und auf ihre wehrloſe Beute. Bald bedecken zerſtampfte Leichname, zerriſſene Glieder, Blut und Gebeine den Sand. Und ſo folgt eine Truppe auf die andere, ein Abwürgen auf das andere; und immer blutgieriger funkeln die 200 000 Augen und immer blutgieriger erſchallt der wütende Beifall, und immer blutlechzender werden friſche Beſtien und friſche Opfer verlangt. Endlich iſt für dieſes Schauſpiel kein Menſchenfleiſch mehr vorhanden; denn Abwechſelung muß ſein, damit ſich die Teilnahme nicht erſchöpfe und eine andere Art von Metzelei ſoll beginnen. Zuvor treten die Konfektoren in die Arena und ſchleppen mit eiſernen Haken alles, was ſterbend oder tot in ihr umher liegt, durch das Tor Sandapilaria (der Toten) in einen eigens dazu beſtimmten Raum, das Spoliarium, wo die Sterbenden vollends getötet werden. Schöne Sklaven in zierlicher Kleidung folgen den Konfektoren in die Arena, ſchütten friſchen Sand auf Blutlachen und harken den aufgewühlten Boden wieder eben. Während der Zeit fällt ein balſamiſcher Tau aus vergoldeten Brunnenröhren erfriſchend auf die Zuſchauer, rauſchende Muſik erſchallt und tauſend Poſſenreißer in den abenteuerlichſten Kleidern und Aufzügen ſuchen durch burleske Späſſe und fabelhafte Geſchicklichkeit die entſetzlichen 200 000 Augen einſtweilen zu beſchäftigen, bis ihnen wieder eine willkommenere Unterhaltung geboten wird.

Da öffnet ſich von neuem das Tor Sanavivaria und auf glänzenden buntbemalten Streitwagen fahren die Gladiatoren in die Arena, umkreiſen ſie, rufen mit einer Stimme: „Ave Caesar, morituri te salutant!“ ſpringen von den Wagen und beginnen ihre Kämpfe. Ihre Kleidung beſtand in einer Draperie von rotem oder weißem Stoff um die Hüften, die durch einen glänzenden Gürtel feſtgehalten wurde, und in Halbſtiefelchen von blauem Leder oder von Bronze; übrigens waren ſie durchaus nackt. Ihre Waffen richteten ſich nach der Art des Kampfes, für den ſie beſtimmt waren. Die eigentlichen Gladiatoren, die ihren Namen von ihrer Waffe empfingen, trugen ein Schwert (Gladius), am rechten Arm Schienen von Bronze, am linken einen großen runden Schild, auf dem Kopf einen geflügelten Helm; und ſie kämpften teils zu Fuß, teils zu Pferde. Andere Kämpfer führten in jeder Hand ein Schwert und gar keine Schutzwaffe. Andere eine Senſe und Schild; andere Dreizack und Netz; noch andere nur eine Schlinge, mit der ſie ihren Gegner erwürgen mußten; den unglücklichen Andabaten wurden die Augen verbunden und wie Blinde hatten ſie aufeinander loszugehen. Auch dieſe kämpften nicht alle auf einmal, ſondern nach ihren Waffenarten abgeteilt; denn genau die Verſchiedenheit der Weiſe zu ſehen, in welcher der Tod empfangen und gegeben werden konnte, ſchärfte das Intereſſe. Den höchſten Reiz für die Schauluſt gewährten die Auktoraten, die als feindliche Armeen, von mehreren hundert Mann jede, mit Schwert, Schild und Lanze fochten. Dieſer Reiz beſtand aber nicht ſowohl in der großen Zahl, oder dem ungeheuern Getümmel, oder der Kampfweiſe, ſondern darin, daß ſie alle oder faſt alle umkommen mußten. War dies von den Feſtgebern mit den Lieferanten der Gladiatoren abgemacht, wurde auf dem Programm der Feier bemerkt, daß ſie fechten ſollten „sine missione“ (ohne Gnade), dann erreichte der blutige Freudenrauſch den höchſten Grad. Dann wehe dem, der nicht den 200 000 Tigeraugen ihren vollen Genuß gewährte. Wehe dem, der ſeinen Gegner durch *einen* Schlag tötete; denn nicht Leichen, ſondern Sterbende wollte man ſehen; nicht den Tod, ſondern die Agonie! Und wehe dem, der nicht mit der gehörigen Verwegenheit ſein elendes Leben zu verlieren ſuchte und zaghaft kämpfte! Und wehe denen, die ſich gegenſeitig ſchonten, die Feiglinge, die keine Ehre darin ſetzten, vor dem römiſchen Volk zum Spaß umgebracht zu werden und umzubringen! Und wehe denen, die den römiſchen Schönheitsſinn beleidigten und ohne Würde und Anmut, wie es doch Gladiatorenſitte war, ihren Geiſt aufgaben! Das alles rief ein Wutgeſchrei, ein Fußſtampfen, ſolche Zorngeberden, ſolche Schmähungen hervor, daß das Coliſeum bebte und dröhnte. Und es half den Unglücklichen gar nichts, wenn ſie nicht mit der gehörigen Verwegenheit den Kampf beſtanden. Sterben mußten ſie doch, denn es hieß ja „ohne Gnade“, und ſie ernteten nur Verachtung dazu ein. Mögen ſie noch ſo demütig ihre Waffen vor der ſiegenden Partei ſtrecken, in noch ſo theatraliſcher Stellung um ihr Leben flehen: das Volk rächt ſich an ihnen für ihre Feigheit, und je mehr ſie zittern, um ſo grimmiger wird es und verdammt ſie alle. Iſt ein Fechter überwunden, ſo muß er ſich gleich wieder erheben (das befehlen die

Kampfſpielgeſetze), auf ein Knie vor ſeinem Beſieger ſich niederlaſſen und um ſein Leben bitten. Der Sieger ſieht ſich ringsum nach dem Richtſpruch der Zuſchauer. Heben ſie den Daumen in die Höhe, ſo iſt er gerettet; ſenkt ſich der Daumen, ſo iſt er verurteilt. Auf dieſe Weiſe wurden ſie zu Hunderten verdammt und oft nur zwei oder drei begnadigt, denen man irgend jemand, wie es üblich war, die Mütze eines Freigelaſſenen zu warf, ſo daß er zugleich vom Tode und von der Sklaverei gerettet ward. Bei Trajans Spielen, welche durch die Marter des heiligen Ignatius geſchloſſen wurden, kamen 10 000 Kämpfer um. Bei jeder Todeswunde, bei jedem geſchickt geführten mörderiſchen Streich ertönte ein Ruf von allen Lippen: „Hoc habet!“ (Jetzt hat er es) und mit infernaliſcher Freude funkelten die 200 000 Augen, darunter die Augen von römiſchen Müttern und römiſchen Prieſterjungfrauen! Welche Kinder müſſen jene erzogen, welchen Göttern müſſen dieſe gedient haben!

Wieder verſchwinden die Leichen und die Blutſpuren, und bis die Vorbereitungen zu einem neuen Akt der Tragödie gemacht ſind, wird auch wieder ein Zwiſchenſpiel aufgeführt; aber nicht von Poſſenreißern. Nein! keine Poſſenreißer mehr! die ſind zu zahm, zu matt! die taugten für den Anfang! jetzt müſſen auch die Späſſe konvulſiviſcher Art ſein. Das römiſche Volk hängt ſehr an den Heldentaten ſeiner Väter, begeiſtert ſich für den Mucius Scävola, würde gerne ſehen, wie er ſich benommen hat bei der Tortur, der er ſich freiwillig unterzog. Dieſen Wunſch des Volkes befriedigt man; aber wie? Sklaven tragen Becken voll glühender Kohlen in die Arena und ein Unglücklicher wird herbeigeführt und legt wirklich ſelbſt und allein ſeine rechte Hand auf die Kohlen. Warum tut er das? Er iſt mit einem in Schwefel getauchtes Gewand bekleidet worden und zwei Henker mit brennenden Fackeln ſtehen neben ihm und ſind bereit, ihn in Brand zu ſtecken bei der mindeſten Zögerung. Und dieſe gräßliche Parodie gefällt dem Volke ſehr!

Fanfaren ertönen; die Jagd beginnt. Von einer Seite treten Truppen von Beſtiariern ein, von der anderen wälzen ſich Hügel mit Geſträuchen, Bäumen, Raſen und Felsblöcken bedeckt vermittelſt künſtlicher Maſchinerie in die Arena. Eine andere Maſchinerie ſchiebt die Felsblöcke aus einander, und ſiehe! aus ihren Höhlen und Grotten ſpringen Löwen, Panther, Bären, Büffel hervor: das ſind die Jäger. Das Wild ſind Menſchen, die Beſtiarier, und ſeltene koſtbare Tiere, die ſich nicht verteidigen können, z. B. der Vogel Strauß, die Giraffe. Das Würgen beginnt von neuem, bis Menſchen und Tiere durcheinander blutend, ſterbend, tot, im grauenhaften Gemiſch in dem künſtlichen Walde liegen. Einige numidiſche Löwen und einige Bären aus den rhätiſchen Alpen behaupten ungeſtört das Schlachtfeld und ruhen als Sieger, geſättigt durch Menſchenfleiſch und Menſchenblut, zwiſchen Leichen und Gebeinen.

Ein neuer Scherz beluſtigt die Zuſchauer, die edlen Senatoren, die zarten Veſtalen ganz ungemein. Ein armſeliger Sklave wird in die Arena geſtoßen. Auf ſeiner geöffneten, ausgeſtreckten Hand liegt ein Ei und er ſoll damit, ohne es fallen zu laſſen, ohne es zu zerbrechen und ohne die Hand zu ſchließen, von einem Ende der Arena zum andern gehen. Die Angſt, die bebende Haſt, die ſcheue Verzagtheit, die krampfhaften Bewegungen, die Totenbläſſe des Ärmſten, das grimmige Knurren der Bären, das dumpfe, drohende Gebrüll der Löwen werden mit Jubel aufgenommen. Die Tiere laſſen, großmütiger als die Zuſchauer, dies elende Geſchöpf mit der Flucht davon kommen. Hätten ſie es zerriſſen, ſo würde die Heiterkeit der Zuſchauer nicht im mindeſten dadurch getrübt worden ſein.

Die Leidenſchaft für dieſe Spiele war ſo groß, daß, wenn der Feſtgeber dem Volke die größte Freude machen wollte, ſie auch nachts fortgeſetzt wurden und dann zuweilen zwei, drei, ja fünf Tage und fünf Nächte ohne Unterbrechung dauerten. Zahlloſe Fackeln beleuchteten in der Nacht das Coliſeum und machten den ganzen Eindruck noch wilder, noch grauenhafter, noch barbariſcher. Man aß, man trank im Coliſeum, um nur ja keinen koſtbaren Augenblick zu verlieren. Es iſt berechnet worden, daß die Römer zwei Dritteile des Jahres im Amphitheater und im Zirkus zubrachten. In jeder bedeutenderen Stadt ihres ungeheuren Reiches bauten ſie Amphitheater, hatten ſie Kampfſpiele. Je allgemeiner dieſe wurden, deſto mehr ſteigerte ſich die Begier nach ihnen. Anfangs ſchenkten die Triumphatoren, die reichen römiſchen Bürger, die Kaiſer, dem Volke von Rom fünfzig Paar Gladiatoren; dann ging es in die Hunderte und Tauſende. Trajan gab 10 000. Wie viel

Domitian und Heliogabal gegeben haben, iſt gar nicht zu zählen. Julius Cäſar hielt auf ſeine Koſten eine Schule für Gladiatoren, und Auguſtus und nach ihm alle Kaiſer behielten dies Inſtitut bei. In demſelben Maßſtab mußten auch wilde Tiere dem Volke geſchenkt werden. Scipio Naſica und Lentulus ließen ſechzig Panther und vierzig Bären und Elephanten in ihren Spielen auftreten, Sulla hundert Löwen, Pompejus vierhundert Panther und ſechshundert Löwen, Titus fünftauſend verſchiedene afrikaniſche Beſtien, Domitian tauſend Hirſche, tauſend Giraffen, tauſend Strauße und eine entſprechende Anzahl wilder Tiere, um jene zu zerreißen. Die Provinzen des Römerreiches mußten ſchwere Kontributionen zahlen, um die ungeheuren Koſten der Spiele zu beſtreiten, und die Statthalter mußten ſolche wilde Tiere anſchaffen und nach Rom liefern, wie ſie in ihren Statthaltereien heimiſch waren. Der Transport und der Unterhalt dieſer Tiere verſchlang unglaubliche Summen und eine Verſchwendung zog immer die andere nach ſich. Einſt wurde im Coliſeum ein Seetreffen aufgeführt; doch ſtatt des Waſſers war es mit Wein gefüllt, und ſechsunddreißig Krokodille und mehrere Hippopotamen kämpften mit Gladiatoren, die in Schaluppen auf dieſem Weinſee ſchwammen.

Hätte die Gewohnheit dieſer gräßlichen Spiele nicht im römiſchen Volke jede Spur von menſchlichem Gefühl ertötet, ſo hätten die Chriſten nimmermehr den Martern ausgeſetzt werden können, die man über ſie verhängte. Nun aber, da blutdurſtige Schauluſt immer ſtieg, da

Sklaven, Verbrecher und Kriegsgefangene dem Bedürfnis nicht genügten, waren die Chriſten ſehr willkommen, um eine Lücke auszufüllen. Der perſönliche Haß, den man gegen ſie hegte, ſteigerte zwar die Freude an ihren Qualen, hatte aber längſt ſeinen Vorläufer gehabt in der grenzenloſen Verachtung des Menſchen und des Menſchenlebens, die aus dem römiſchen Sklaventum hervorging, deſſen Blüte die Spiele waren. Da trat dieſe Verachtung nicht in ihrer nackten Roheit auf, wie etwa, wenn Sklaven in den Fiſchteich geworfen wurden, um die Muränen zu mäſten; ſondern ſie war mit Kunſt und Pracht, mit Anmut und Geſchicklichkeit, mit Purpur und Wohlgerüchen ſo ausgeſchmückt, und fand in der ungeordneten Begier des Menſchen nach lebhaften Gemütsbewegungen einen ſo ſtarken Bundesgenoſſen, daß das geſunde Gefühl betäubt und erſtickt ward, und Menſchenverachtung ſich wie ein zerſetzendes Gift des Herzens bemeiſterte. Und dahin kommt man, wenn man in dem Nächſten nicht den Bruder liebt, den Gott nach ſeinem Bilde erſchaffen und den der Sohn Gottes mit ſeinem heiligen Blut erlöſt hat.

Der heilige Apoſtel Johannes,

Evangeliſt.

Tertullian ſchreibt: „Es iſt eine Ehre für uns, daß ein Nero uns zuerſt verfolgt hat. Dem milden Titus, der nur zwei Jahre die römiſche Welt beherrſchte, folgte ſein jüngerer Bruder Domitian auf dem Thron, doch nicht in der Geſinnungs- und Handlungsweiſe. Er war vielmehr ein anderer Nero durch Laſter, Grauſamkeit und Torheit. Ein Geſchichtſchreiber, Hermogenes, hatte ſich einige Sticheleien gegen ihn erlaubt: Domitian ließ ihn und die Abſchreiber ſeines Buches kreuzigen. Ein römiſcher Bürger rügte mit einem Wort nur des Kaiſers wahnwitzige Vorliebe für eine gewiſſe Art von Gladiatoren: Domitian ließ ihn den wilden Hunden des Amphitheaters vorwerfen. Aelius Lama erlaubte ſich eine bittere Bemerkung über den Kaiſer, der ihm ſeine Frau genommen hatte: Domitian ließ ihn ermorden. Die Veſtalin Cornelia war früher eines Vergehens angeklagt, das mit einem fürchterlichen Tode beſtraft wurde, ward aber für ſchuldlos erklärt; Domitian ließ ſie wieder anklagen und verdammte ſie unverhört als Pontifex maximus zum Tode, obgleich ſie bis zuletzt ihre Unſchuld beteuerte: Domitian wollte das Schauſpiel einer lebendig begrabenen Veſtalin haben und ließ die Strafe nach altertümlichen Gebrauch an ihr vollziehen. Sie ward gebunden und verhüllt, in Begleitung ihrer Familie, nach einem Platz getragen, der das verruchte Gefilde (Campus sceleratus) hieß, und dort losgebunden, während der Pontifex maximus eine Gebetsformel zu den Göttern murmelte. Dann ſollte ſie, vom Scharfrichter geführt, auf einer Leiter in ein eigenes dazu bereitetes unterirdiſches Kämmerlein hinabſteigen, wo ſie ein Bett, ein Licht, ein Brot, etwas Waſſer, Milch und Öl fand, und wo ſie, nachdem die Leiter wieder heraufgezogen und der Eingang mit Steinen und Erde zugeſchüttet war, gräßlich umkommen mußte. Als der Scharfrichter

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Cornelien die Hand bot, um ihr behilflich zu ſein, trat ſie ſcheu zurück, betrat allein die Leiter, faßte errötend ihr Gewand zuſammen, deſſen Saum einen Augenblick hängen geblieben war und ſtieg mit dem edlen Anſtand einer jungfräulichen Prieſterin in das entſetzliche Grab hinein. Ein ſolcher Tod einer Veſtalin war immer ein Tag der Trauer für das ganze heidniſche Rom; diesmal doppelt, weil man nicht an Corneliens Schuld glaubte.“

Durch ſolche Vorſpiele bereitete ſich Domitian auf die Verfolgung der Chriſten vor, die für einen Wüterich den großen Reiz hatte, daß ihre Opfer maſſenweiſe geſchlachtet wurden. Er ließ von ihnen, als von einer jüdiſchen Sekte, die ſchweren Steuern eintreiben, mit denen dieſes Volk belaſtet war; und zugleich ließ er ſie als Gottesleugner anklagen und verfolgen, aber nur die Chriſten: woraus erhellt, daß er ſie ſehr wohl von den Juden unterſchied und ſie abſichtlich auf jede Weiſe zu drücken ſuchte. Dies war im Jahre 95.

Von den heiligen Apoſteln lebte um dieſe Zeit nur noch der ſelige Lieblingsjünger Johannes im hohen Greiſenalter zu Epheſus. Er war nicht Biſchof der Kirche von Epheſus, ſondern ein geiſtlicher Vater, ein Wächter der Lehre, ein heiliger Berater aller Kirchen in Kleinaſien, die er zum Teil geſtiftet haben mochte. In dem Jünger „den Jeſus lieb hatte“, erkaltete die Liebe nicht. Im hohen Greiſenalter machte er immer noch häufige Reiſen zu den Gemeinden, die ſeiner Obhut anvertraut waren. Auf einer derſelben fand er einen Jüngling von großen, vielverſprechenden Anlagen, mit einer feurigen, kräftigen Seele.

Der heilige Greis empfahl dieſen Jüngling zu ſorgſamſter Pflege und Ausbildung dem Biſchof, und dieſer verſprach, ihn in treue Obhut zu nehmen. Das geſchah auch. Der Jüngling wurde durch Wort und Beiſpiel, durch Lehre und Liebe unterrichtet und ermahnt; dann getauft. Voll Vertrauen auf das heilige Sakrament der Taufe und die guten Geſinnungen des Jünglings ließ der Biſchof ein wenig von ſeiner Wachſamkeit nach, und alsbald wußte der böſe Feind Unkraut unter den Weizen zu ſtreuen und den Jüngling mit Genoſſen in Verbindung zu bringen, die ihn ganz allmählich vom Guten ab- und zum Böſen hinzogen. Als der heilige Greis Johannes nach Jahren wieder dieſe Gemeinde beſuchte, fragte er den Biſchof ſogleich nach dem Jüngling, nach der teuern ihm anvertrauten Seele. Dem Biſchof traten Tränen in die Augen und wehmütig ſprach er: „Unſer Bruder iſt geſtorben." „Wann und wie?" fragte der heilige Apoſtel. „Er iſt Gott abgeſtorben und ein Böſewicht, der Häuptling einer Räuberbande geworden, die in unſerer Gegend einen Berg voll Schluchten beſetzt hält," antwortete der Biſchof. Da zerriß Johannes ſein Kleid und wehklagte: „O welchem Hüter hab' ich die Seele meines Bruders anvertraut!" und Pferd und Wegweiſer begehrend, eilte er zu dem bezeichneten Berge. Ausgeſtellte Wachen ergriffen ihn ſogleich und führten ihn vor den Räuberhäuptling. Als dieſer den heiligen Gefangenen erkannte, überfiel ihn unausſprechliche Beſchämung und er entfloh. Aber Johannes eilte ihm nach und rief zärtlich: „O mein Sohn, fliehe nicht vor deinem Vater! Erbarme dich meiner und fürchte dich nicht! du haſt ja noch Hoffnung des ewigen Lebens. Ich werde Chriſto Rechenſchaft für dich ablegen und gern, wenn es nötig iſt, den Tod für dich leiden, wie der Herr für uns alle den Tod gelitten hat. Ich möchte meine Seele für die deine geben; aber fliehe nicht vor mir, denn glaube nur, Chriſtus ſendet mich zu dir.“ Überwunden von dieſen Bitten, dieſen Klagen, dieſen Verheißungen, ſtand der junge Mann endlich ſtill, warf ſeine Waffen weg, weinte bitterlich, fiel dem heiligen Greiſe in die Arme und verbarg ſeine rechte Hand ſorgſam im Gewande, damit ſie, die durch Raub und Mord beſudelt war, nicht den Heiligen berühre. Der aber ſank dem reuigen Sünder zu Füßen, küßte dieſe Hand, verhieß ihm die Vergebung des barmherzigen Gottes und führte ihn in die Gemeinde zurück. Nicht eher verließ er ihn, als bis er ihn nach ſtrenger und anhaltender Buße mit der Kirche ausgeſöhnt und als ein Siegesdenkmal der göttlichen Gnade und der apoſtoliſchen Liebe hingeſtellt hatte.

Und dieſer liebevolle gute Hirt, der an nichts dachte und nichts wollte, als ſeine mit dem Blut Jeſu erkauften Schäflein vor dem ewigen Verderben zu bewahren und der ewigen Liebe zuzuführen, verfiel der Verfolgung, ward nach Rom geführt und vor der Porta Latina in einen Keſſel voll ſiedendem Öl geworfen[1]). Aber die allmächtige Hand, welche die Flammen des Feuerofens von jenen drei hebräiſchen Jünglingen abwehrte und die Rachen der Löwen wider Daniel verſchloß, behütete ſein heiliges Leben. Gott gönnte ihm das Martertum der himmliſchen Krone wegen; aber er gönnte der Marter nicht, ihm den Tod zu geben, denn ſein erleuchtetes Auge ſollte noch wunderbare Geſichte ſchauen und ſeine reinen Lippen noch überirdiſche Dinge verkünden. Domitian verbannte ihn auf ein kleines Felſeneiland im ägäiſchen Meere, wie Johannes ſelbſt im Anfang der Offenbarung ſagt: „Ich Johannes, euer Bruder und Mitgenoſſe an der Trübſal und an dem Reich und an der Geduld in Chriſto Jeſu, war auf der Inſel, die Patmos genannt wird, um des Wortes Gottes und um des Zeugniſſes Jeſu willen.“ Dort, in der tiefen Abgeſchiedenheit von allen Menſchen, kamen die Engel zu ihm und zeigten ihm die Dinge der Zukunft im Himmel und auf Erden. Und der Herr ſprach zu ihm und befahl ihm aufzuzeichnen all’ die göttlich erhabenen, verheißungsſeligen Worte, mit denen der Bräutigam die bräutlichen Seelen zu ſich zieht und die er beſiegelt mit dem Zuruf, troſtvoll in jeder Trübſal: „Ja, Ich komme bald.“ (Off. 22, 20.)

---

[1]) Nach Tertullian und Hieronymus erlitt er dieſe Marter. Andere Kirchenlehrer erwähnen ihrer nicht.

Nach Domitians Ermordung im Jahre 96, als Kaiſer Nerva der Verfolgung Einhalt tat, durfte Johannes ſein Patmos verlaſſen und nach Epheſus zurückkehren. Dort erhob ein Irrlehrer, Cerinthus, ſein freches Haupt und leugnete die Gottheit Jeſu Chriſti, und in Paläſtina tat ein anderer, Ebion mit Namen, es ihm nach und leugnete das Daſein Gottes von Ewigkeit. Die Biſchöfe Kleinaſiens und viele Gemeinden flehten den heiligen Apoſtel an, ein Evangelium zu ſchreiben, welches jene unſeligen Irrlehren vernichten und die ewige Wahrheit erſtrahlen laſſen möge.

In tiefer Demut hielt er ſich deſſen für ganz unwürdig, zog ſich in Gebet und Betrachtung zurück, ließ auch öffentliche Gebete und Faſten anordnen, um ſich über den Willen Gottes zu erleuchten, und erſt als der heilige Geiſt ihn erfüllte und antrieb, begann er ſein erhabenes Evangelium ſo, wie nie zuvor und nie nachher ein Buch begonnen ward: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ Es iſt, als ob ein „Fiat lux“ (Es werde Licht) über die majeſtätiſchen Glaubensgeheimniſſe der Gottheit Chriſti und der heiligen Dreifaltigkeit von Anfang bis zu Ende des Evangeliums geſprochen werde.

In ſeinen letzten Tagen war der holdſelige erhabene Greis ſo entkräftet, daß er nur von ſeinen Jüngern unterſtützt in die Verſammlung der Gläubigen gehen und keine anhaltenden Reden mehr halten konnte. Da ſie aber gern eine Ermahnung von ihm hörten, ſo begnügte er ſich, ihnen zu wiederholen: „Liebe Kinder, liebet euch untereinander.“ Einmal fragte man ihn, weshalb er wohl immer dasſelbe ſage? „Es iſt das Gebot des Herrn, und wer es hält, der tut genug,“ antwortete er. Aber ſeine Liebe ging aus Kraft, nicht aus Schwäche der Seele hervor. Die alten Schriftſteller erzählen, er habe einen Prieſter ſeines Amtes entſetzt, weil dieſer eine ſelbſterfundene Reiſebeſchreibung des heiligen Paulus und der heiligen Thekla als wahre Begebenheit herausgegeben habe. Wer die Wahrheit verletzt, verletzt auch die Liebe, denn die Unwahrheit, auch mit frommer Abſicht, kann nimmermehr ein Quell des Segens werden.

Der Lieblingsjünger des Herrn war dazu beſtimmt, ihn am längſten zu überleben. Er ſtarb eines natürlichen Todes im Jahre 101 zu Epheſus. In ſeiner Jugend wollte er voll flammendem Zorn Feuer vom Himmel über die Verſtockten regnen zu laſſen (Luk. 9, 54), und ſein göttlicher Meiſter nannte ihn „Sohn des Donners". (Mark. 3, 17.) Aber er wurde das Urbild der mildeſten Liebe, denn er hatte an der Bruſt Jeſu gelegen! (Joh. 13, 23.)

Flavia Domitilla.

Die Großen der Erde wurden, wenn die Gnade ſie berührte, mächtig angezogen von einer Lehre, die den Kleinen das Himmelreich, und denen, die ſich ſelbſt erniedrigen, eine Erhöhung in der Herrlichkeit verheißt. Flavius Clemens, ein Enkel Veſpaſians, ein Vetter der beiden Kaiſer Titus und Domitian, und ſeine Frau Domitilla, die ebenfalls aus dem Flaviſchen Geſchlecht war, bekannten ſich beide zum Chriſtentum. Domitian, der kinderlos war, hatte ihre zwei Söhne zu ſeinen Nachfolgern beſtimmt. Dennoch ließ er den Flavius Clemens töten unter dem Vorwande der Gottesleugnung, eine Beſchuldigung, die viele andere Chriſten ebenfalls zum Tode verdammte. Auch mißfiel ihm deſſen untätiges, unrömiſches Leben, da ſich Clemens vermutlich von all jenen Beſtrebungen fern hielt, womit ſich römiſcher Ehrgeiz zu beſchäftigen pflegte. Gegen Domitilla bewies ſich Domitian äußerſt mild, indem er ſie nur auf die Inſel Pandataria, im Golf von Gaëta, verbannte. Doch dieſe Maßregeln vertilgten nicht den Samen des Glaubens im Geſchlecht der Flavier, und eine edle Jungfrau, Flavia Domitilla, empfing ihn im reinen Herzen durch zwei treue und bejahrte Diener, Nereus und Achilles, welche ſchon durch den heiligen Apoſtel Petrus getauft worden waren. Flavia lebte ſo, wie die Blüte der römiſchen Frauen, wenn ſie für den Glauben gewonnen waren, zu leben pflegten: in einer Kette von heroiſchen Opfern. Sie legte in die Hände des heiligen Papſtes Clemens das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab, widmete ſich ganz dem Dienſt ihrer Glaubensbrüder, und eröffnete in einem ihrer prachtvollen Gärten an der Ardeatiniſchen Straße eine Katakombe, welche noch jetzt ihren Namen und den ihrer beiden Diener und Lehrer trägt. Dieſelben Chriſten, die ihr kaiſerlicher Oheim verfolgen und töten läßt, beſtattet Flavia in ihrem unterirdiſchen Kirchhof, unter ihnen Petronilla, die geliebte geiſtliche Tochter des Apoſtelfürſten. Aber Domitian mochte eine ſolche Tugend nicht in ſeiner Nähe haben und ſcheute ſich doch, ſie von der Erde zu vertilgen. Er verbannte ſie nach der Inſel Pontia, wo ſie als eine heilige Jungfrau und Bekennerin ein langes Leiden um des Namens Jeſu willen trug, das erſt unter Kaiſer Trajan mit dem Martyrertode beſiegelt ward. Nereus und Achilles aber wurden ſchwer gefoltert und endlich enthauptet. Treue Glaubensbrüder beſtatteten deren Überreſte, ſo wie ſpäter auch die der kaiſerlichen Jungfrau, in Flavias Katakombe.

Der heilige Papſt Clemens.

Ob dieſer dritte Nachfolger des heiligen Petrus ein blutiges Martertum unter Domitian gelitten, wird von einigen gelehrten Forſchern bejahet, von anderen verneint. Würdig desſelben wird der Mann wohl geweſen ſein, von dem der heilige Apoſtel Paulus in ſeinem Philipperbrief, cap. IV, 3, ſagt: er ſei im Buch des Lebens aufgeſchrieben, und der im Kanon der heiligen Meſſe täglich vor allen Altären der Chriſtenheit mit Verehrung genannt und um Fürbitte angerufen wird. Ein unblutiges Martertum hat er ohnehin ausgeſtanden, als der Wolf in ſeine Herde einfiel und ſie zerfleiſchte. Da litt er mit jedem Martyrer, wie ein Vater mit ſeinem Sohne und beſtattete in jedem ein teures Kind. Aber noch andere Martern ſtand er und ſtanden all' die heiligen Männer aus, die Chriſtus ermahnte, als er zu Petrus und in ihm zu ſeinen Nachfolgern ſprach: „Stärke deine Brüder" und: „Weide meine Schafe"; die Marter: den Glauben durch Häreſie und Schisma entſtellt zu ſehen. Das Leben der Seelen iſt daran geknüpft, daß ſie auf den ewig grünen Auen des unverfälſchten Glaubens geweidet werden. Darum darf von dieſer himmliſchen Nahrung nichts hinweggenommen, allein es darf ihr ebenſowenig etwas Fremdes beigemiſcht werden. Wie auf einer heiligen Warte ſteht der oberſte Biſchof zu Rom auf dem Felſen Petrus, um all' die weit umher zerſtreuten Abteilungen einer und derſelben großen Herde, die ſeiner Oberleitung anvertraut ſind, zu überwachen und um Hirten und Schäflein in Obhut zu nehmen. Damals war in der Gemeinde zu Corinth eine Spaltung durch ehrgeizige, unruhige Mitglieder entſtanden, die freilich nicht die Einheit des Glaubens, aber die Einigkeit der Zucht und Ordnung anfocht. Da Uneinigkeit die Schoßſünde des Menſchen, den Hochmut nährt — denn die Demütigen ſind einträchtig, — und da Hochmut der geheime Quell aller Häreſie iſt: ſo ſuchte der heilige Papſt Clemens in der Gemeinde zu Corinth die alte Eintracht wieder herzuſtellen, indem er ein Sendſchreiben voll liebender und ernſter Ermahnung an ſie erließ. Er ſagt darin:

„Die Apoſtel haben uns das Evangelium von unſerem Herrn Jeſu Chriſto übergeben; Jeſus Chriſtus von Gott. Chriſtus war von Gott geſandt worden, die Apoſtel von Chriſto. Beides geſchah in der Ordnung nach dem Willen Gottes. Als nun die Apoſtel ihre Aufträge erhalten hatten und ihre Überzeugung vollkommen geworden war durch die Auferſtehung unſeres Herrn Jeſu Chriſti, und ſie gekräftigt worden waren im Glauben durch das Wort Gottes und durch Fülle der Überzeugung, die der heilige Geiſt ihnen gab: da gingen ſie aus und verkündigten, daß nun kommen ſollte das Reich Gottes. Alſo predigend in Ländern und in Städten, erwählten ſie aus den Erſtlingen der Bekehrten ſolche Männer, die kräftig im Geiſt erfunden waren, und ſtellten ſie zu Biſchöfen und Diakonen der künftigen Gläubigen und als ihre Nachfolger (der Apoſtel) auf, und ſetzten für die Zukunft die Regel der Nachfolge feſt, damit, wenn dieſe entſchlafen wären, andere erprobte Männer an deren Stelle ihr Kirchenamt überkämen. Dieſe nun, welche die Herde Chriſti in Demut, tadellos, mit Ruhe und Würde gepflegt, und lange Zeit von allen ein gutes Zeugnis erhalten haben, können unſerer Meinung nach nicht gerechter Weiſe aus dem Amt geſtoßen werden. Es wird für keine kleine Sünde geachtet werden, wenn wir ſie, die heilig und unſträflich die Gaben (des heiligen Opfers) darbringen, der biſchöflichen Würde entſetzen: wie ihr es tut. Ihr ſeid ſtreitſüchtig und eiferſüchtig, Brüder, um Dinge, die das Heil nicht betreffen! Nirgends werdet ihr in den heiligen Schriften finden, daß Gerechte von heiligen Männern abgeſetzt wurden. Gerechte wurden verfolgt; ja, aber von Ungerechten. Wir wollen uns halten zu den Gerechten; denn dieſe ſind Gottes Auserwählte. Warum ſind unter euch Zwiſte des Ehrgeizes, Trennungen, Spaltungen und Fehde? Haben wir nicht einen Gott und einen Chriſtus? Haben wir nicht denſelben Geiſt der Gnade und denſelben Beruf in Chriſto? Warum denn zerren wir auseinander die Glieder Chriſti und machen Partei gegen unſeren eigenen Leib? Erinnert euch der Worte Jeſu unſeres Herrn: Wehe Dem, durch welchen Ärgernis kommt! Eure Spaltung hat Viele geärgert, Viele zerrüttet, bei Vielen Kummer erregt, Viele wanken gemacht, uns Alle betrübt. Iſt Jemand voll Glaubens, mächtig in Auslegung, weiſe in Beurteilung der Lehre, lauter in Taten, ſo muß er um deſto demütiger ſein, je größer er vor Anderen erſcheint; ſo muß er deſto mehr fürs allgemeine

Wohl ſtreben und nicht für ſeinen eigenen Vorteil. Wer die Liebe Chriſti hat, der bewahrt Chriſti Gebote. Die Höhe, zu welcher die Liebe führt, iſt unausſprechlich. Die Liebe vereinigt uns mit Gott; ſie tut alles in Eintracht, weiß von keiner Spaltung, empört ſich nicht; in der Liebe iſt weder Niedriges noch Aufgeblaſenes; durch die Liebe ſind alle Auserwählten Gottes vollkommen geworden. In Liebe nahm der Herr uns auf. Aus Liebe für uns gab Chriſtus unſer Herr Sein Blut nach dem Willen Gottes für uns hin; gab Sein Fleiſch für unſer Fleiſch, gab Seine Seele für unſere Seele. Wünſchen und bitten wir alſo, daß wir Seiner würdig mögen leben in der Liebe, aber nicht nach menſchlicher Zuneigung. Ihr nun, die ihr Urheber der Spaltung ſeid, laßt euch unterweiſen zur Buße! Beuget die Knie eures Herzens! Lernet euch unterordnen! Leget ab hoffärtige und übermütige Selbſtgefälligkeit eurer Zunge! Denn es iſt euch beſſer, klein und bewährt in der Herde Chriſti erfunden zu werden, als mit hochfahrendem Sinn ihr zu entſtürzen." Als das Werk der Gnade ſtellt Clemens die Erkenntnis der Wahrheit aus der Offenbarung Jeſu Chriſti und die geſamte Handlungsweiſe des Chriſten dar, welche ſich an dieſe Erkenntnis anſchließt. Aber er betrachtet den Glauben, der aus der Offenbarung erblüht, nicht als ein leeres Vertrauen, das kraftlos hinter der Tugend zurückbleibt. „Wir," ſo ſchreibt er, „die wir nach ſeiner Gnade in Chriſto berufen ſind, werden nicht durch uns ſelbſt gerecht, nicht durch unſere Einſicht, Weisheit oder Frömmigkeit, nicht durch die Werke, die wir in der Heiligkeit unſeres Herzens vollbracht haben, ſondern durch den Glauben, durch welchen Gott alle, die jemals gerecht wurden, gerechtfertigt hat. Ihm ſei daher auch Ruhm und Ehre in Ewigkeit. Aber was ſollen wir tun? Sollen wir ablaſſen von der Liebe und träge ſein in guten Werken? Keineswegs möge das der Herr geſchehen laſſen! ſondern mit aller Kraft und allem Mut laſſet uns zu jeglichem guten Werke eilen, denn der Schöpfer und Herr frohlockt in ſeinen Werken. Nach ſeinem Vorbilde laſſet uns alſo freudig nur ſeinen Willen tun und Werke der Gerechtigkeit aus ganzer Kraft vollbringen." Während alſo der Wolf grimmig die Zähne wider die Herde fletſchte und die weißeſten Lämmer fing und zerfleiſchte, droheten zugleich räudige Schafe großes Unheil anzurichten, und der Stellvertreter des ewigen guten Hirten mußte mit der einen Hand Die ſegnen, welche ſich freudig zum Opfer brachten, und mit der anderen Hand Die heilen, welche an dem Gebrechen des Trotzes und der Widerſetzlichkeit gegen höhere Anordnung erkrankt waren. Solche Kranke hat die Kirche immer in ihrem Schoß gehabt, immer mit größter Langmut und Geduld an ihrer Beſſerung gearbeitet, immer auf ihre Herſtellung gehofft, immer mit unausſprechlicher Freude ihre Geneſung gefeiert und, wenn ſie alle Mittel von ſich wieſen und in ihrem kranken Zuſtand verharren wollten, immer mit unausſprechlichem Schmerz ſie betrauert. Dies letzte Leid kem aber nicht über den heiligen Papſt Clemens, ſondern noch lange Jahre nach ſeinem Abſcheiden wurde ſein apoſtoliſches Sendſchreiben öffentlich in der Gemeinde zu Corinth vorgeleſen, um ſie in der Eintracht und der Liebe zu bewahren.

So ging das erſte Jahrhundert des Heils, dies an Gnaden, an Segen, an Herrlichkeit, an Liebe, an Tugend unvergleichlich und überſchwänglich reiche Jahrhundert, genau ſo unter, wie es aufgegangen war, aus der Grotte von Bethlehem in die Grotten von Rom; damals, draußen Herodes und jetzt die herodianiſche Heidenwelt; damals rings umher das Blut der unſchuldigen Kindlein, und jetzt das Blut der heiligen Martyrer; damals in der Grotte der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, dem die Hirten, die Magier, die Könige huldigen, ein zartes Kind auf dem Schoß der jungfräulichen Mutter, der Auserwählten von Ewigkeit, der unbefleckten Braut des heiligen Geiſtes, und jetzt in den Katakomben der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, noch tiefer verhüllt als in der Geſtalt eines Kindes, und daher noch tiefer angebetet von einer erwachenden, glaubensdurſtigen Welt, die aus allen Ständen, allen Geſchlechtern, allen Völkern ſich zu Ihm drängt, zu Ihm, der ſich in die Obhut und in das Gezelt begeben hat Seiner von Ewigkeit auserwählten, vom heiligen Geiſt erfüllten Braut, der heiligen Kirche, auf daß ſie Ihn zeige und verkündige allen Völkern der Erde und allen kommenden Jahrtauſenden.

Der heilige Simeon,

Biſchof von Jeruſalem.

Als das zweite Jahrhundert begann, ſaß Trajan bereits auf dem Thron der Kaiſer und bald auch zu Gericht über die Chriſten. Er hatte einen edelmütigen Charakter, war aber zu ſehr dem Trunk und ſchmachvollen Lüſten ergeben, zu ehrgeizig und eroberungsluſtig, um nicht ſeinen Göttern, die ihn in dieſen böſen Neigungen durch ihr Beiſpiel beſtärkten, inſtinktmäßig anzuhängen. Bacchus und Jupiter und die Göttin Roma waren leichter zu verehren, als der gekreuzigte Chriſtus, der da ſagte: „Folge mir nach.“ Überdies zog die römiſche Staatsklugheit das Wohl und Wehe der Fremden nie in Betracht; ſie ſuchte nur das Fremde, das ſich mit dem römiſchen Weſen nicht verſchmelzen ließ, zu unterdrücken oder auszurotten, weil es ihrer Omnipotenz widerſtrebte. Das Chriſtentum war ihr durch und durch fremd, darum ſuchte ſie es zu vertilgen; und in dieſer Art von Staatsklugheit begegneten ſich ein Nero und ein Trajan, ein Marc Aurel und ein Diocletian, und noch viele Nerone und Trajane ſpäterer Jahrhunderte.

Die Chriſtenverfolgung, über welche ſich der Statthalter von Bythinien, Plinius der Jüngere, von Trajan Verhaltungsregeln erbat, war überall angeregt und wütete beſonders heftig im Orient, vielleicht deshalb, weil der Kaiſer, im Krieg mit den Parthern, ſich im Orient aufhielt und die Statthalter ſich ihm als gut römiſch zeigen wollten. Als ein edles Opfer fiel ihr Simeon, der zweite Biſchof von Jeruſalem, Bruder und Nachfolger des heiligen Jakobus, den die Juden ſelbſt den Gerechten nannten und ihn dennoch zu Agrippas Zeit, kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit Rom, ſteinigten. Seitdem ſtand Simeon der chriſtlichen Herde von Paläſtina als Biſchof vor. Er führte die Gemeinde von Jeruſalem nach Pella, jenſeits des Jordans, und arbeitete mit Eifer und Treue für die Seelen. Die Römer hatten freilich Jeruſalem bis auf einige Feſtungswerke zerſtört, aber doch ein Lager mit einer ganzen Legion, 6000 Mann, daſelbſt gelaſſen. Die Verproviantierung ſo vieler Leute zog eine beträchtliche Anzahl von Menſchen aus der Umgegend herbei, welche darin einen Erwerb fanden. Bald ließen ſich Anſiedler in den Ruinen nieder, und nachdem eine Reihe von Jahren den Zorn der Römer abgekühlt hatte, geſtatteten ſie den Juden, welche ihre alte Liebe zum Tempel in die Nähe von deſſen Trümmern zog, allmählich wieder eine kleine Stadt über den Schutthaufen zu erbauen, die ohne Mauern und Tore der römiſchen Legion nicht gefährlich werden konnte. Eine ähnliche Sehnſucht, wie die Juden nach dem Tempel, hatten die Chriſten nach den Stätten, welche durch Leben, Leiden und Tod des Heilandes geweiht waren. Als daher Jeruſalem nach einem Menſchenalter wieder einen ſicheren Aufenthalt bot, ſiedelte auch Simeon ſeinen Sitz und ſeine Herde hinüber und bewahrte ſie unbefleckt vom ketzeriſchen Anhauch. Da ſich außerordentlich viel Juden, und zwar aus den verſchiedenen jüdiſchen Sekten, zum Chriſtentum bekehrten, ſo verſuchte der eine oder der andere ſeine Meinungen, Gebräuche und Anſichten hineinzutragen, wodurch die reine Lehre des Evangeliums getrübt und entſtellt wurde. Konnte eine ſolche falſche Richtung nicht gleich im Keim erſtickt werden, fand ſie Anhänger und Verbreiter, ſo wuchs ſie ſchnell zur Irrlehre auf, die das nahtloſe Kleid der Kirche Chriſti in

Fetzen zu zerreißen drohete. Der heilige Greis Simeon ließ kein derartiges Unkraut aufkommen, und als er unter ſo mannigfachen Sorgen und Drangſalen ſein mühevolles Leben bis auf das ſeltene Alter von hundertundzwanzig Jahren gebracht hatte, empfing er zum Lohn die Krone der Martyrer. Er wurde von ketzeriſch Geſinnten bei Atticus, dem Statthalter von Syrien, als ein Chriſt und ein Sprößling des königlichen Hauſes Davids angeklagt. Ein Chriſt! der galt dem Römer als Gottesleugner; ein Nachkomme des alten Königsgeſchlechtes! der konnte der Römerherrſchaft gefährlich werden. Um ihn zur Abſchwörung ſeines Glaubens zu bewegen, ließ Atticus ihn einige Tage hintereinander ſo grauſam martern, daß die Römer ſtaunten, wie ein Menſch und vollends ein Greis bei ſolchen Qualen ſtandhaft bleiben könne. Endlich ward Simeon wie ſein Herr und Meiſter gekreuzigt im Jahre des Heils 101. Er iſt der letzte in der Reihe jener ehrwürdigen Männer, die den göttlichen Heiland von Angeſicht zu Angeſicht geſehen und aus ſeinem Munde die Lehre vom ewigen Leben vernommen haben. Die Jünger waren nun alle aus dem armſeligen irdiſchen Daſein geſchieden und mit ihrem geliebten Meiſter vereint, an den ſie ſo feſt geglaubt, den ſie ſo treu bekannt und ſo inbrünſtig geliebt hatten. Aber ſie ließen andere zurück, welche die glorreiche Erbſchaft ihres Glaubens, ihres Bekenntniſſes und ihrer Liebe freudig antraten. Unter ihnen erſtrahlt wie ein prachtvolles Geſtirn ein Schüler des heiligen Evangeliſten Johannes.

Der heilige Ignatius,

Biſchof von Antiochien.

Er war durch die Apoſtel, namentlich durch Johannes, für den Glauben gewonnen, belehrt, unterrichtet, zum Prieſter geweiht, endlich zum Biſchof von Antiochien eingeſetzt, nachdem der erſte Nachfolger des heiligen Petrus auf den dortigen Stuhl, der heilige Evodius, den Tod für den Glauben gelitten hatte. Ignatius führte auch den Namen Teophorus, das heißt, je nachdem der Akzent gelegt wird, „der Gott trägt“ oder: „der von Gott getragen wird“. Wegen der letzten Bedeutung bildete ſich die Sage, er ſei das Kind geweſen, das Chriſtus geherzt und in die Mitte der Jünger, ihnen zum Vorbild, geſtellt habe. Freilich ward Ignatius von Gott getragen! aber nicht dem Leibe nach. Seine Augen haben auf Erden den Herrn nicht geſehen. Auf ſeinem Sitz zu Antiochien, der berühmteſten Kirche im Orient, dem prachtvollen und üppigen Rom des Oſtens, lebte und lehrte Ignatius mit der Liebe, der Demut, der Kraft, der Weisheit eines Apoſtels, in ſtrenger Abtötung, in unermüdlichem Gebet. Er gewann die Heiden, er ſtärkte die Neubekehrten, er entflammte die Gläubigen. Sein Beiſpiel und die Kraft ſeiner Seele und ſeiner Rede ſtellte ſich wie eine Mauer um ſeine Herde, ſo daß während der Domitian'ſchen Verfolgung die Schäflein wohl mit Gewalt aus den ſchirmenden Hürden geriſſen wurden, doch nicht freiwillig ſie verließen. In Ignatius lebte der Geiſt Gottes, der alles durchſchaut. Er befand ſich einſt zwiſchen unruhigen Köpfen und ehrgeizigen Gemütern, die auf Zwietracht und auf Trennung von ihrem Biſchof ſannen. Da rief Ignatius plötzlich mitten in der Verſammlung aus: „Haltet euch zu euren Biſchöfen, euren Prieſtern, euren Diakonen!“ Die Schuldigen glaubten, ihre Abſicht ſei ihm verraten und er wolle ſie mit dieſem Ausruf warnen und ermahnen; und ſie fragten ihn, wie er zur Kunde ihres Vorhabens gekommen ſei? Ignatius nahm jedoch Gott zum Zeugen, daß er auf menſchlicher Weiſe nicht die mindeſte Kunde davon gehabt, aber vom heiligen Geiſt getrieben, ausgerufen habe: „Haltet euch zum Biſchof, tut nichts ohne ihn, liebt die Einigkeit, meidet die Zwietracht!“ Sein größter Schmerz war, daß er nicht die wahre Liebe, die wahre Treue eines Jüngers Jeſu zu beſitzen fürchtete, weil deren Prüfung und Lohn, die Marterkrone, ihm noch nicht erteilt worden war. Sein größtes Verlangen war, für den Namen Jeſu zu ſterben, ſein Blut für das Blut ſeines Gottes zu vergießen und in dieſem Tauſch zur vollen Einigung mit dem göttlichen Heiland zu gelangen. Er mußte noch einige Jahre, zwiſchen Domitians und Trajans Verfolgung, um die Erfüllung ſeines Verlangens bitten; dann ward ſie gewährt.

Im Jahre 107 kam Trajan nach Antiochien, um Vorbereitungen zu einem Kriege gegen die Parther zu machen. Er war ſtrahlend von Siegen über fremde Völker und glaubte auch das Chriſtenvolk bekriegen und beſiegen zu müſſen, das ſeinen Götzen im Wege und ſeinen Tempeln feindlich war. Die Biſchöfe zum Abfall zu drängen, ſchien ihm am wichtigſten; waren die gewonnen, ſo würde er leichteres Spiel mit den übrigen haben. Jetzt hörte er in Antiochien von dieſem Biſchof Ignatius und ſeiner törichten Lehre: der gekreuzigte Jeſus Chriſtus ſei Gott, und dieſer Gott preiſe die Jungfräulichkeit, die Armut, die Niedrigkeit; verbiete alle böſen Gelüſte der Sinnlichkeit und bezeichne als einen Greuel die Anbetung der römiſchen Götter. Da ergrimmte Trajan und er ließ den Biſchof Ignatius vor ſeinen Thron führen.

Die ganze Martyrergeſchichte des heiligen Biſchofs, von ſeinem erſten Verhör an bis zu ſeinem Tode in Rom, iſt von ſeinen drei Freunden, Glaubensbrüdern und Gefährten, dem Diakon Philo, Cajus und Agathopus aufgezeichnet und uns aufbewahrt worden. Als der göttliche Heiland ſeine zwölf Jünger und in ihnen alle, welche ihr Werk fortſetzen ſollten, über ihre apoſtoliſche Sendung belehrte und zu ihnen ſprach: „Ich ſende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Seid daher klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben“, da ſprach er weiter: „Wenn ſie euch aber überliefern, ſo ſinnet nicht nach, wie oder was ihr reden ſollet; denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden ſollet. Denn nicht ihr ſeid es, die da reden, ſondern der Geiſt eures Vaters iſt es, der in euch redet.“ (Matth. 10, 19.) Dieſe Akten und ähnliche Dokumente zeigen uns alſo, wie der göttliche Heiland ſeine Zuſage erfüllt.

Ohne vor Trajans Drohungen zu erſchrecken, daß alle Verehrer des wahren Gottes entweder dem Götzen opfern oder ſterben ſollten, erſchien Ignatius vor dem Kaiſer und dieſer fragte ihn: „Wer biſt du, du böſer Dämon, daß du nicht bloß unſere Befehle leichtſinnig übertrittſt, ſondern auch andere dazu beredeſt und dadurch ins Verderben ſtürzeſt?“ Ignatius antwortete: „Niemand nennt den Theophorus einen böſen Dämon, denn die Dämonen ſind längſt von den Knechten Gottes zurückgewichen. Nennſt du mich aber böſe gegen die Dämonen, weil ſie meine Gewalt über ſich fühlen müſſen, ſo magſt du Recht haben. Denn da ich Chriſtus in mir habe, den überhimmliſchen König, ſo zernichte ich ihre Anſchläge.“ Trajan fragte: „Und wer iſt dieſer Theophorus?“ „Wer Chriſtus in der Bruſt trägt,“ antwortete Ignatius. „Meinſt du,“ fragte Trajan weiter, „daß wir unſere Götter, die wir als Helfer gegen unſere Feinde haben, nicht im Gemüt tragen?“ Darauf ſprach Ignatius: „Du irreſt, wenn du die Götzen der Heiden Götter nennſt. Denn es iſt nur ein Gott, der Himmel, Erde und Meer und alles, was darin iſt, erſchaffen hat, und ein Jeſus Chriſtus, Gottes eingeborener Sohn, nach deſſen Reich ich verlange.“ — „Meinſt du Den, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt ward?“ fragte Trajan. Ignatius antwortete: „Den meine ich, der meine Sünde ſamt dem Urheber aller Sünde gekreuziget und der allen Trug und alle Bosheit dämoniſcher Verführung denjenigen unter die Füße geworfen hat, die Ihn im Herzen tragen.“ „So trägſt denn du,“ fragte Trajan, „den Gekreuzigten in dir?“ „Ja,“ ſprach Ignatius, „denn es iſt geſchrieben: Ich werd' in ihnen wohnen und in ihnen wandeln.“ (2 Cor. 6, 16.) Da ſprach Trajan das Urteil: „Ich befehle, daß Ignatius, der da ſagt: daß er den Gekreuzigten in ſich trage, in Banden

von Soldaten nach Rom geführt werde, um dort zum Ergötzen des Volkes den wilden Tieren zur Speiſe zu dienen." Als der heilige Martyrer dies Urteil hörte, rief er laut aus vor Freude: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du mich der vollkommenen Liebe zu Dir gewürdiget und mich beehrt haſt, mit Deinem Apoſtel Paulus eiſerne Bande zu tragen!" Und als er das geſagt hatte, ließ er ſich freudig die Ketten anlegen, betete zuerſt noch für die Kirche, empfahl ſie mit Tränen dem Herrn und wurde dann, als ein herrlicher Führer der guten Herde, von den wilden und grauſamen Soldaten ergriffen und nach Rom zur Speiſe der blutdürſtigen Beſtien fortgeriſſen.

Trajan hoffte, die weite und mühſelige Reiſe nach Rom werde die Geduld des heiligen Martyrers ermüden, ſeine feurige Liebe abkühlen und ihn nachgiebig machen; zugleich auch die Kirche von Antiochien durch Trennung von ihrem Biſchof in Mutloſigkeit und Nachgiebigkeit gegen den Kaiſer verſetzen. Endlich trug es nicht wenig zur Ergötzung des römiſchen Volkes bei, wenn ein Mann, der bei den Seinen in ſo hohem Anſehen ſtand, aus weiter Ferne hergeſchleppt und als ein niedriger Verbrecher vor den Augen von ganz Rom den Löwen vorgeworfen wurde; und Trajan gönnte ſeinen Römern die Freude, ein ſo ausgezeichnetes Opfer in ihrem Amphitheater bluten zu ſehen.

Mit großer Bereitwilligkeit und großem Verlangen nach dem Martertode zog Ignatius von Antiochien nach dem ſyriſchen Seleucia, wo er eingeſchifft ward und nach einer ſehr beſchwerlichen Seereiſe Smyrna erreichte. In dieſer lieblichen und berühmten Stadt Joniens nahm damals Polykarpus den Biſchofsſitz ein. Obgleich viel jünger als Ignatius, waren doch beide innige Freunde, denn beide waren Schüler des heiligen Johannes und ganz durchglüht von der Liebe ihres Lehrers. Mit heiliger Freude feierten ſie ihr Wiederſehen. Der eine frohlockte über ſeine Ketten und die Gewißheit ſeines Todes, der andere frohlockte in der Hoffnung auf ein ähnliches Los. Da in Smyrna ein langer Aufſchub der Reiſe ſtattfand, ſo konnten ſich beide ihres Umganges und des Austauſches großer geiſtiger Gnadengaben erfreuen. Kaum vernahmen die Chriſten in Jonien und Kleinaſien, daß Ignatius, die geiſtige Sonne des Oſtens, um des Namens Jeſu willen gefeſſelt in Smyrna weile, ſo ſuchten ſie ihm ihre Liebe, ihre Ehrfurcht zu beweiſen und ihm ihre Glückwünſche auszuſprechen. Großen Troſt empfing Ignatius durch ſo viele apoſtoliſche Männer, die ihm von den verſchiedenen Kirchen geſandt wurden. Epheſus ſchickte ſeinen Biſchof Oneſimus, Magneſia den Biſchof Damaſus, Tralles den Biſchof Polybius; alle waren von den frömmſten Prieſtern und Diakonen begleitet, und Ignatius freute ſich ihres Glaubens und ihrer Tugend. Aber es beängſtigte ihn, daß alle trotz ihres Glaubenseifers und ihrer Martyrerfreude doch ſo viele Tränen um ſein Scheiden vergoſſen und ſich ſo tief betrübten, ein ſolches Licht der Kirche ausgelöſcht zu ſehen. Er fürchtete, ihre Gebete könnten wider ihn, ſtatt für ihn zu Gott emporſteigen; d. h. ſie könnten vielleicht um ſein Leben ſtatt um ſeinen Martertod bitten, und Gott könne vielleicht das Gebet ſo vieler tugendhaften Männer erhören und das ſeine als eines Unwürdigen verſchmähen. Darum beſchwor er in ſeinen Briefen die verſchiedenen Kirchen, in ſeinen Geſprächen die Biſchöfe und Prieſter und namentlich den Polykarpus ihm von Gott die Gnade zu erbitten, daß er recht bald durch die wilden Tiere von der Erde hinweggenommen und vor das Angeſicht Jeſu Chriſti geſtellt werde. Beſonders fürchtete er die allzugroße Liebe der Gläubigen in Rom, und daß ſie ihn durch ihre Gebete von der ſchon geöffneten Pforte des Martertums und des Himmels zurückhalten könnten. Da ſich nun gerade Chriſten in Smyrna befanden, die vor ihm nach Rom reiſeten, ſo gab er ihnen einen Brief mit, in welchem ſich ein ganz in Gott verſenkter Geiſt, ein ganz in Chriſtus umgeformter Menſch, eine ganz in der Ewigkeit ruhende Seele ausſpricht, die jeden irdiſchen Maßſtab in der Überfülle heiliger Liebe verloren und die Sprache des natürlichen Menſchen vergeſſen hat; die Qualen Wonnen nennt, und Schmach Ehre, und Elend Reichtum, und Tod Leben, und das armſelige Erdenleben Tod. Nach einem apoſtoliſchen Gruß an die Kirche zu Rom, der er das große Lob und zugleich den anerkannten Vorrang gibt, „Vorſteherin des Liebesbundes der Chriſtenheit zu ſein“, fährt er fort: „Ich hoffe gebunden in Jeſu Chriſto euch zu begrüßen, wenn es der Wille Gottes iſt, daß ich würdig befunden werde, zum Ende zu kommen. Möge mir nur die Gnade zuteil werden, mein Erbteil ohne Hindernis zu gewinnen! Aber ich fürchte euere Liebe, daß ſie mir hierin Schaden tue. Euch iſt es wohl leicht zu tun, was ihr wollt; mir aber würde es ſchwer fallen, zu Gott zu kommen, wenn ihr nicht meiner ſchonet. Keine Zeit wird mir günſtiger ſein, zu Gott zu gelangen, und ihr könnt auch nicht leicht ein beſſeres Werk für den Himmel tun, als wenn ihr jetzt ruhig ſchweiget. Denn ſchweigt ihr, ſo werde ich zur Einigkeit mit Gott kommen; liebt ihr mich aber nach dem Fleiſch, ſo muß ich von neuem meinen Lauf beginnen. Ihr könnet nicht mehr mir zu Liebe tun, als daß ihr mich ſchlachten laßt für Gott, da der Opferaltar ja ſchon bereitet iſt. Vereinigt euch doch in ein Chor der Liebe und lobſinget dem Vater in Jeſus Chriſtus, weil er den Biſchof von Syrien gewürdigt hat, ihn von Aufgang nach Niedergang zu ſenden, damit er hier der Welt untergehe, um in Gott wieder aufzugehen. Erbittet mir nur die Kraft von außen und von innen, daß ich das, was ich ſage, auch wolle; daß ich ein Chriſt nicht bloß genannt, ſondern auch befunden werde. Ich ſchreibe den Kirchen und verkündige es allen, daß ich gern für Gott ſterbe, und bitte euch, mir kein unzeitiges Wohlwollen zu erweiſen. Ich bin Gottes Weizen und muß durch die Zähne der wilden Tiere zermahlen werden, damit ich als ein reines Brot Chriſti erfunden werde. Liebkoſet vielmehr den Tieren, damit ſie mein Grab werden und nichts von meinen Leibe übrig laſſen, auf daß ich niemand beſchwerlich falle, wann ich entſchlummert bin. Dann werde ich ein wahrer Jünger Chriſti ſein wenn die Welt auch meinen Leib nicht mehr ſieht. Alſo bittet zu Chriſto für mich, daß ich durch dieſe Werkzeuge möge Gottes Opfer werden. Ich befehle euch nicht wie Petrus und Paulus; ſie ſind Apoſtel, ich bin ein Verurteilter; ſie ſind frei, ich bin jetzt noch ein Knecht. Aber wenn ich leide, ſo werde ich ein Freigelaſſener Chriſti und mit ihm, als ein Freier, auferſtehen. Sonſt verlange ich nichts.

„Von Syrien hieher kämpfe ich ſchon immer mit wilden Tieren, zu Waſſer und zu Lande, bei Tag und bei Nacht, mit zehn grimmigen Panthern, nämlich den Kriegsknechten, die mich in Ketten führen und die durch Wohltaten nur immer böswilliger werden. Ihre Beleidigungen dienen mir zur Prüfung. Jedoch bin ich darum noch nicht gerechtfertigt. Auf die wilden Tiere freue ich mich, die für mich bereit ſtehen, und bete, daß ſie gleich über mich herfallen. Ja, ich will ihnen ſchmeicheln, damit ſie mich ſchnell auffreſſen, nicht aber, wie bei einigen, ſcheu vor mir fliehen; und wollen ſie dennoch nicht, ſo werd' ich ſie reizen. Verzeihet mir; ich weiß, was mir frommt und beginne jetzt ein Jünger Chriſti zu ſein, da ich nach nichts verlange, weder nach Sichtbarem noch Unſichtbarem, als nur Jeſum Chriſtum zu gewinnen. Mögen Feuer, Kreuz, Scharen von wilden Tieren über mich kommen, mögen meine Gebeine zerbrochen, meine Glieder zerriſſen, mein Leib zermalmt werden und die grauſamſten Qualen mich treffen, wenn ich nur Jeſum Chriſtum gewinne. Für Chriſtus ſterben iſt mir beſſer, als über alle Reiche der Welt bis zu den Grenzen der Erde zu herrſchen. Ihn ſuche ich, der für uns geſtorben, ihn verlange ich, der wegen uns auferſtanden iſt. Verzeihet mir, Brüder, und ſtehet mir nicht im Wege zum Leben, indem ihr mich nicht ſterben laſſen wollt. Da ich Gottes ſein will, ſo täuſcht mich nicht durch das Sichtbare. Laſſet mich das reine Licht ſchöpfen, laſſet mich ein Nachfolger des Leidens meines Gottes ſein! Wer Ihn in ſich hat, der verſteht, was ich will: der hat Mitgefühl für das, was ich leide und was mich beängſtigt. Der Fürſt dieſer Welt will mich fortreißen und meinen Sinn, der auf Gott gerichtet iſt, abwenden. Haltet es nicht mit ihm, ſondern mit mir, das heißt mit meinem Gott. Sollte ich, wenn ich bei euch bin, euch um etwas anderes bitten, ſo glaubet mir nicht. Glaubet, was ich euch ſchreibe. Ich ſchreibe euch lebend, aber nach dem Tode verlangend. Meine Liebe iſt gekreuzigt. Das Feuer in mir begehrt keine irdiſchen Dinge. In meinem Innerſten lebt Er und ſpricht: Komm zum Vater! Die Freuden des Lebens und vergängliche Nahrung haben keinen Reiz für mich. Das Brot Gottes will ich, welches iſt das Fleiſch Jeſu Chriſti, in der Zeit geboren vom Stamm Davids. Und zum Trank will ich Sein Blut, die unvergängliche Liebe.“

Ob je die „Torheit des Kreuzes“ himmliſcher in Liebesglut und heiliger in Demut ſich ausgeſprochen hat? Ach, wem hebt ſich das Herz nicht vor Freude und Dankbarkeit, daß ein ſchwacher Menſch gewürdigt ward, Gott ſo zu lieben, und daß mit dem extatiſchen Ausdruck dieſer Liebe die Wahrheit derſelben durch die Tat ſich ausſprach!

Aus Smyrna ſchrieb Ignatius auch Briefe an die Kirchen Kleinaſiens durch die heimkehrenden Biſchöfe, und ermahnt hauptſächlich zur Eintracht im Glauben und Liebe und zu demütiger Unterordnung, denn Schisma und Häreſie ſchlichen umher, ſuchten Glieder vom Leibe Chriſti loszureißen und die heilige ſchöne Ordnung zu zerſtören, nach welcher der Biſchof daſtand als das Haupt ſeiner Gemeinde, umringt von ſeinen Prieſtern; dann eine Stufe niedriger die Diakonen und endlich rings umher, wie ein voller bunter Kranz, die ganze Gemeinde; alle von einer Liebe beſeelt, alle in tätiger Weiſe Anteil nehmend an den Angelegenheiten der Kirche, alle durch ihr Haupt verbunden mit dem göttlichen Oberhaupt im Himmel, als deſſen Stellvertreter und Dolmetſcher ſie ihren Biſchof verehrten. Dieſe von dem göttlichen Heiland ſelbſt eingeführte Ordnung zu beobachten, ermahnt Ignatius ſie aufs dringendſte. Er redete nicht für ſeine Sache! ſeinen Biſchofsſitz hatte er vertauſcht mit Kerker und Banden; er redete für das ewige Heil der Seelen, welches Gott an den Gehorſam hat binden wollen, um den Menſchen in dem zärtlichen und glücklichen Verhältnis eines Kindes zum Vater mit Gnadengaben und Segen zu überſchütten. Mit dieſer Geſinnung ſchrieb Ignatius den Epheſern:

„Wie glücklich preiſe ich euch, ſo mit euerem Biſchof Oneſimus verbunden zu ſein, wie die Kirche mit Jeſu Chriſto, und wie Jeſus Chriſtus mit dem Vater, ſo daß alles zuſammenſtimmt. Haltet darum feſt am Glauben der unverwüſtlichen Kirche. Laſſet euch nicht irre machen: wer nicht beim Altar bleibt, der beraubt ſich des Brotes Gottes, und wer dem Biſchof widerſtrebt, iſt nicht Gott untertänig. Höret nur auf Jeſum Chriſtum: Er allein redet in der Wahrheit. Er, der Eine, iſt leiblicher und geiſtlicher Arzt; erzeugt und nicht erzeugt;

Gott erſchienen im Fleiſch; im Tode das wahre Leben; aus Maria und aus Gott; dem Leiden einſt unterworfen, über alle Leiden jetzt erhaben, Jeſus Chriſtus unſer Herr. Ich frohlocke und freue mich mit euch, daß ihr, gerichtet auf jenes Leben, nichts liebt, als Gott allein. Darum betet ohn' Unterlaß für die anderen Menſchen (Häretiker und Heiden). Es iſt Hoffnung der Buße für ſie, daß auch ſie Gottes teilhaftig werden. Belehret ſie durch euere Werke; ſeid ſanft gegen ihren Zorn, demütig gegen ihre Prahlerei, linde gegen ihre Heftigkeit; ſeid Brüder für ſie und Nachfolger des Herrn. Mit Ehrerbietung und Scheu wollen wir auf die Langmut Gottes ſchauen, damit ſie uns nicht zum Gericht gereiche. Nichts iſt beſſer als der Friede, durch den alle Fehde gelöſet wird unter den Himmliſchen und unter den Irdiſchen. Er entgeht euch nicht, wenn ihr in Jeſu Chriſto den Glauben und die Liebe vollkommen habt. Dieſe ſind des Lebens Anfang und Vollendung: der Anfang iſt der Glaube, die Vollendung aber iſt die Liebe. Beide vereint ſind Gottes. Alle Tugenden folgen ihnen nach."

In dem Briefe an die Magneſier ſagt Ignatius unter anderem: „Alle Dinge nehmen ein Ende, Leben und Tod ſtehen uns bevor. Jeder von uns wird an ſeinen Ort gehen. Es ſind gleichſam zwei Münzarten: die eine Gottes, die andere der Welt, und jede trägt ihr eigenes Gepräge. Die Ungläubigen tragen das Gepräge der Welt; die Gläubigen aber tragen in der Liebe das Gepräge Gottes, des Vaters durch Jeſum Chriſtum, deſſen Leben nicht in uns iſt, wenn wir nicht freiwillig bereit ſind, Seines Todes zu ſterben. Gleichwie der Herr nichts ohne den Vater tat, mit dem er vereint war, nichts durch ſich ſelbſt, nichts durch die Apoſtel: alſo tut auch ihr nichts ohne den Biſchof und die Prieſter. Beſchöniget nie eine Abſonderung unter irgend einem falſchen Schein von etwas Gutem. In gemeinſchaftlicher Verſammlung ſei ein Gebet, eine Fürbitte, ein Sinn, eine Hoffnung in der Liebe und im tadelloſen Glauben."

Den Tralliern ſchreibt der heilige Greis unter anderem:

„Ich bin voll hoher Hoffnungen in Gott; aber ich meſſe mich ſelbſt, auf daß ich nicht durch eitle Ehre verderbe. Mir geziemt am meiſten, mich zu fürchten und nicht Acht zu geben auf die, welche mich aufgeblaſen machen könnten. Wer mich lobt, geißelt mich; denn ich habe zwar Liebe zum Leiden, aber ich weiß nicht, ob ich des Leidens würdig bin. — Sondert euch nicht von Gott, von Jeſu Chriſto, vom Biſchof und von den apoſtoliſchen Anordnungen ab. Wer innerhalb des Altares iſt, rein iſt der. Erneuet euch im Glauben, der da iſt das Fleiſch des Herrn, und in der Liebe, die da iſt das Blut Jeſu Chriſti. Seid taub, wenn euch jemand von etwas anderem redet, als von Jeſu Chriſto, der da iſt vom Geſchlecht Davids aus Maria; der da iſt warhaftig geboren, verfolgt und gekreuzigt worden; wahrhaftig geſtorben vor dem Antlitz der Himmliſchen, der Unterirdiſchen und der Menſchen; auch wahrhaftig auferwecket worden von den Toten, wie auch uns, die wir an ihn glauben, und ohne Den wir das wahre Leben nicht haben, ſein Vater auferwecken wird. Wenn Er — wie die Ungläudigen, die ohne Gott ſind, ſagen nur als ein Scheinweſen gelitten hat, warum denn bin ich in Banden? Warum wünſche ich mit wilden Tieren zu kämpfen? Ich ſterbe nicht umſonſt! Ich lüge nicht wider den Herrn. Alſo fliehet dieſe böſen Sproſſen, welche tödliche Frucht tragen, ſo daß, wer ſie koſtet, alsbald ſtirbt. Sie ſind nicht von der Pflanzung des Vaters. Wären ſie es, ſo würden die Äſte des Kreuzes erſcheinen und ihre Frucht würde unvergänglich ſein. Durch ſeine Leiden ladet euch Jeſus Chriſtus als ſeine Brüder zu ſich ein. Das Haupt kann nicht geſondert ſein von den Gliedern; Gott hat deren Vereinigung verheißen und ſie vereinigen ſich in Ihm ſelbſt. Möge mein Geiſt zu eurer Huldigung beitragen; nicht allein jetzt, ſondern auch, wenn ich Gottes genießen werde. Jetzt bin ich noch in Gefahr; aber treu iſt der Vater, in Jeſu Chriſto zu erfüllen mein und euer Gebet.“

Die Sorge, den blutigen Palmzweig des Triumphes nicht zu erringen und nicht unmittelbar aus dem elenden Leben zur Anſchauung Gottes ſich empor zu ſchwingen, miſcht beſtändig eine Liebespein in die Liebesglut dieſer gewaltigen Seele. Aus Liebe verlangte ſie nach dieſem Glück; aus Demut zagte ſie wegen ihrer Unwürdigkeit und mit bräutlicher Sehnſucht härmte ſie ſich um die lange Trennung.

Etwa ein halbes Jahr dauerte der Aufenthalt des heiligen Martyrers in Smyrna. Endlich ward er dort eingeſchifft und nach Troas geführt, wo abermals eine Verzögerung der Reiſe, doch nur auf kurze Zeit, eintrat. Er benutzte ſie, um

Ein Büchlein
Vom Guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Ich ſtehe vor der Thür und
„klopfe an.“ Off. 3, 20.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.
1853.

an die Gemeinde von Smyrna ein Schreiben zu erlaſſen und ein anderes an Polykarp, den er liebte wie ein Vater und Bruder in Chriſto. Nach Smyrna ſchrieb er warnend vor der Verführung der Irrlehren und zeigt, wie durch ſolche Anſichten alle Aufopferungen der Chriſten für Gott als ſinnlos erſcheinen, die Autorität des Alten und Neuen Teſtamentes umgeſtoßen und jedes Streben nach Tugend in der Wurzel zerſtört werden müßte: „Um die Liebe kümmern ſie (die Häretiker) ſich nicht, nicht um Witwen noch Waiſen, nicht um Bedrängte und Gefeſſelte, nicht um Hungernde noch Durſtende. Denn ſie bekennen nicht mit uns, daß die Euchariſtie das Fleiſch unſeres Heilandes Jeſu Chriſti ſei, welches für die Sünden der Welt gelitten und welches der Vater nach ſeiner Huld wieder auferweckt hat. Sie nun, die dieſem Geſchenk Gottes (der Euchariſtie) widerſprechen, ſterben in ihrer Streitſucht. Es wäre ihnen aber nützlich zu lieben, damit ſie auch auferſtänden.“ Um den reinen Glauben zu bewahren gibt es kein wirkſameres Mittel als feſten Anſchluß an den Biſchof: „Wo der Biſchof iſt, dort ſoll auch das Volk ſein, gleichwie dort, wo Jeſus Chriſtus iſt, auch die katholiſche Kirche iſt.“ Ignatius war viel älter als Polykarp; darum hat ſeine Liebe für ihn den Ausdruck eines zärtlichen und aneifernden Vaters, der den teuern Sohn mit Rieſenſchritten auf dem Wege der Vollkommenheit fortſchreitend wünſcht. Er ſchreibt unter anderem dem Polykarp:

„Flehe um tiefere Erkenntnis. Wache, da du den Geiſt, der nicht ſchlummert, empfangen haſt. Trage die Krankheiten von allen mit der Kraft eines vollkommenen Kämpfers. Sei nüchtern wie ein Kämpfer Gottes. Unvergänglichkeit und ewiges Leben, deſſen du überzeugt biſt, ſind der Kampfpreis. Ich möchte meine Seele für die deine geben und dieſe Bande, die du liebſt. Stehe feſt wie der Amboß unter den Hammerſchlägen. Einem großen Kämpfer geziemt es, unter den Streichen zu überwinden. Vor allem müſſen wir um Gottes willen alles ertragen, auf daß auch er uns ertrage. Werde eifriger als du biſt. Erwäge die Zeiten. Harre deſſen, der über der Zeit iſt, der außer der Zeit iſt, des Unſichtbaren, der für uns ſichtbar ward! Der unerreichbar der Berührung und über Leiden erhaben, für uns ſich dem Leiden unterwarf und in jeder Weiſe für uns duldete. Tue nichts ohne den Willen Gottes. Welchen Dank verdienſt du, wenn du die guten Jünger liebſt? Führe auch die widerſpenſtigen durch Sanftmut zur Ordnung zurück."

In Troas ward er plötzlich wieder eingeſchifft und nach Makedonien hinübergeführt, welches er darauf bis zur entgegengeſetzten Küſte, und zwar zu Fuß, durchreiſen mußte, bis er in Epidamnus (jetzt Durazzo) in Illyrien im Adriatiſchen Meer anlangte. Hier fand er an der Küſte ein Schiff, durchſegelte das Adriatiſche Meer, dann das Tyrrheniſche und wünſchte bei Puzzuoli, unfern Neapel, ans Land zu gehen, um den Landweg nach Rom einzuſchlagen, auf dem der Apoſtel Paulus gereiſt war. Aber der Wind ließ die Landung nicht zu, und die Fahrt ging raſch weiter. „Wir ſeufzten über die uns naherückende Trennung."

ſchreiben ſeine treuen Reiſegefährten. „Ihm aber, dem Gerechten, geſchah es nach ſeinem Wunſch, weil er nicht genug eilen konnte, aus der Welt und zu dem Herrn, den er ſo ſehr liebte, zu kommen. Als wir in den Hafen der Römer einfuhren, ärgerten ſich die Soldaten, weil es etwas langſam ging; und der Biſchof freute ſich, daß ſie ſo trieben und folgte ihnen gern.“

Die Freude der Gläubigen in Rom über die Ankunft des erhabenen Greiſes und ihr Schmerz, ihn gleich wieder zu verlieren, war ſo groß, daß viele im Sinn hatten, ihr Möglichſtes zu tun, um das Volk zu bewegen, das Leben dieſes Gerechten ſtatt ſeines Todes zu fordern. Kam freilich der Ruf: „die Chriſten vor die Löwen!“ allgemein vor, ſo war es doch keine ganz unerhörte Ausnahme, daß das Volk um Schonung bat. Ignatius erkannte jedoch im Geiſt ihr Vorhaben und bat ſie gleich nach der erſten Begrüßung dringend, doch wahre Liebe für ihn zu haben, und ihm, der zum Herrn eilte, ſein erſehntes Heil nicht zu mißgönnen. Dann betete er mit allen Gläubigen auf den Knien zum Sohne Gottes für die Kirche, daß die Verfolgung aufhören, und alle Brüder untereinander in der Liebe verharren möchten. Einem Befehl des Kaiſers zufolge wurde er ſogleich nach dem Amphitheater geführt und mit Ungeſtüm hineingeſtoßen, denn die Feſte der Saturnalien, welche durch dieſe Kampfſpiele gefeiert wurden, gingen eben zu Ende und dies war gerade der letzte und feſtlichſte Tag, wo die meiſten Menſchen zuſammen kamen. Die Löwen fielen mit ſo grimmiger Wut über ihn her, daß er im Nu zerriſſen und nichts von ihm übrig war, als einige der ſtärkeren Gebeine, „welche“, ſchreiben ſeine Gefährten, „nach Antiochien zurückgebracht und dort in einem Käſtchen als der koſtbarſte Schatz aufbewahrt und zur Ehre des Martyrers der Kirche hinterlaſſen worden ſind.“

Die Legende, die immer ſo tiefſinnig und auch immer ſo wahr, nur nicht immer buchſtäblich zu verſtehen iſt, erzählt: Der Henker habe zuerſt die Bruſt des heiligen Greiſes geſpalten und ſein Herz herausgeriſſen, und ſiehe! da habe auf dieſem Herzen mit goldenen Buchſtaben der Name „Jeſus“ geſtanden. So kam Ignatius zu ſeinem Ziel im Schoß der ewigen Liebe. Von ſolchen Seelen ſingt das Brautlied der heiligen Liebe: „Wer iſt ſie, die heraufſteigt aus der Wüſte, trunken von Wonne und gelehnt auf ihren Geliebten?“ (Hohelied 8, 5.)

Seine Freunde und Gefährten wohnten dem Martertode bei, durchwachten die Nacht in Tränen und baten Gott um ein wenig Troſt. Und als ſie vor Ermattung und Trübſal endlich entſchlummerten, ſahen einige den heiligen Martyrer, als bete er für ſie; andere, als ſtänd' er vor ihnen und umarmte ſie; noch andere, als käme er wie von großer Arbeit und ſtehe vor dem Herrn voll Vertrauen und in unſäglicher Herrlichkeit. Dies ſahen ſie mit frommem Entzücken und dankten und prieſen Gott, den Geber aller Gnaden. „Wir haben“, ſo ſchließen die Akten „den Heiligen ſelig geſprochen und auch den Tag und die Zeit (den 20. Dezember 107) angeſagt: auf daß wir an demſelben Tage zuſammenkommen und die Gemeinſchaft mit dieſem großmütigen Kämpfer und Martyrer

Chriſti bewahren, der den Teufel bezwungen und ſeinen Lauf nach ſeinem frommen Verlangen vollendet hat; damit wir in ſeinem ehrwürdigen und heiligen Andenken preiſen unſeren Herrn Jeſum Chriſtum, durch den und mit dem Ehre und Macht dem Vater mit dem heiligen Geiſte in der heiligen Kirche in alle Ewigkeit ſei. Amen.“

So ſtarb Ignatius. Wie ſtarb Trajan? Er erfüllte die Welt mit ſeinem Ruhm. Von der Tiber bis zum Euphrat war die Erde geſchmückt mit ſeinen Triumphbogen, mit ſeinen Siegestrophäen, mit ſeinen Werken. Er ließ die Häfen von Civita-Vecchia und Ancona graben; er baute eine Brücke über die untere Donau, die nie vorher und nie nachher eine Brücke getragen und deren Trümmer noch bei Cladowa ſtehen, und an der Felſenplatte, über der die Adler kreiſen, prangt noch ſein Name und ſpricht von großen Römertaten gegen die Völker des Nordens. Er machte aus Armenien und Meſopotamien römiſche Provinzen; er unterwarf Aſſyrien; er nahm Kteſiphon, die Hauptſtadt der Parthen, und Suſa, die Reſidenz der alten Perſerkönige. Dann beſuchte er die Ruinen von Babylon, ſchiffte den Euphrat hinab in den Indiſchen Ozean und eroberte das glückliche Arabien. Der römiſche Senat ſtaunte über all die fremden Länder und Völker, die ſich Rom unterwarfen, und bewilligte dem ſiegreichen Kaiſer ſo viele feierliche Triumphe, als er begehrte. Aber Trajan ſah Italien und Rom nie wieder. Er ſtarb am Schlagfluß zu Selinunt in Cilicien im Jahre 117. Auf dem Trajaniſchen Forum in Rom erhebt ſich eine prachtvolle Säule mit Bildwerken geſchmückt, und trägt ſeine Taten und ſeinen Namen gleichſam himmelan. Was half ihm das alles zum ewigen Leben? Er hat den Sohn Gottes nicht erkannt?

Die heilige Symphoroſa und ihre ſieben Söhne.

Am Abhang des reizenden Albanergebirges, das öſtlich von Rom die Campagna begrenzt, liegt wie in einem Blumenkorb des Städtchen Tivoli, berühmt durch ſeine Villas, ſeine Gärten, ſeine Haine, ſeine wunderſchönen Waſſerfälle des Teverone, die in großen und kleinen Kaskaden über friſche, lachende Hügel ſpringen. In den alten Tagen hieß der Teverone Anio und Tivoli Tibur. Es war ſtets ein Lieblingsaufenthalt der reichen und vornehmen Römer, die in Landhäuſern und Paläſten wetteiferten, um ihren Sommeraufenthalt ſo anmutig wie möglich zu machen. Kaiſer Hadrian, Trajans Nachfolger, ein prachtliebender Herr, der viel gereiſt war, viel geſehen und ſtudiert, und einen feinen Geſchmack hatte, ließ in Tibur einen Palaſt bauen und Gärten anlegen, in welchen er das Schönſte nachzubilden und zu vereinigen ſuchte, was er auf ſeinen verſchiedenen Reiſen zerſtreut in manchen Ländern geſehen hatte. Auch Tempel ließ er in dieſen Gärten, bald im egyptiſchen, bald im griechiſchen Stil erbauen und ausſchmücken, und die Bildſäulen der Götter jener Länder hineinſtellen, lauter auserleſene Kunſtwerke im römiſchen Geſchmack, nicht im griechiſchen, d. h. mehr überladen als einfach. Sie ſtehen jetzt im Vatikan und die ganze großartige Hadrianiſche Palaſtanlage beſteht in Ruinen, die vielleicht anmutiger ſind, wenn der Frühling ſeinen blauen Himmel über ſie wölbt, und ſeine friſche Belaubung um ſie her ausſchüttet und einen Teppich von duftenden Zyklamen in ihnen ausbreitet.

Nach Tibur hatte ſich der tapfere Tribun Getulius zurückgezogen, nachdem er und ſeine Gattin Symphoroſa gläubig geworden waren und die heilige Taufe empfangen hatten. Hier lebten ſie in ſtiller Abgeſchiedenheit und in Ausübung aller Tugenden, und pflanzten in die jungen Herzen ihrer ſieben Söhne einen ſo feſten Glaubenskeim, daß die Liebe zu Chriſtus und das Verlangen nach der Vereinigung mit ihm in den Seelen der Kinder eben ſo ſtark war, als in denen der Eltern. Getulius hatte einen Bruder, der Amantius hieß, welcher ebenfalls ein Chriſt, und gleich ihm Legionstribun, aber nach ſeiner Taufe im Kriegsdienſt geblieben war, da kein Stand, kein Amt, kein Beruf, ſofern ſie mit Gottes Geboten ſich vereinigen ließen, das Chriſtentum ausſchloſſen. Als Hadrian bei ſeinem Regierungsantritt die Religionsveränderung dieſer beiden edlen Männer erfuhr, ließ er ſie durch den Cerealis verhaften. Aber es geſchah, daß Cerealis durch ſie ein Gefangener Chriſti ward. Da litten ſie denn alle drei den Martertod und wurden nach dreiundzwanzigtägiger Folter enthauptet.

Inzwiſchen war Hadrians Palaſt zu Tibur vollendet und ſollte nach heidniſcher Sitte durch Götzenopfer eingeweiht werden. Dieſe Veranlaſſung benutzten die heidniſchen Prieſter, um Symphoroſa bei dem äußerſt abergläubiſchen Kaiſer anzuklagen. Sie ſagten ihm, die Götter hätten folgendermaßen geſprochen: „Die Witwe Symphoroſa peinigt uns täglich mit ihren ſieben Söhnen, weil ſie ihren Gott anruft. Wenn ſie ſamt ihren Söhnen uns Opfer darbringen wird, ſo verſprechen wir alles für euch zu tun, was ihr verlangen werdet.“ Da befahl Hadrian, ſie feſtzunehmen. Symphoroſa, nachdem ſie die Überreſte ihrer teuern Martyrer auf einem ihrer Güter beſtattet, hatte wie eine chriſtliche Witwe nur für ihre Kinder, für Pflege der Armen und für das Gebet gelebt. Jetzt mußte ſie vor Kaiſer Hadrian mit ihren ſieben Söhnen erſcheinen. Er redete ihr mit den freundlichſten Worten zu, um ſie zu bewegen, den Göttern zu opfern; aber Symphoroſa ſagte: „Getulius, mein Gemahl, und ſein Bruder Amantius haben, als ſie deine Tribunen waren, für den Namen Chriſti vielerlei Martern gelitten, weil ſie nicht den Götzen opfern wollten. Sie haben als gute Kämpfer deine Dämonen durch ihren Tod beſiegt. Sie haben erwählt, lieber enthauptet als überwunden zu werden. Und brachte ihnen der für den Namen Chriſti erlittene Tod bei irdiſchen Menſchen zeitliche Schmach, ſo wandeln ſie dagegen jetzt unter den Engeln, haben die Siegeszeichen ihrer Leiden in den Himmel gebracht und genießen mit dem ewigen König das ewige Leben.“ Der Kaiſer entgegnete: „Entweder du opferſt jetzt mit deinen Söhnen den allmächtigen Göttern, oder ich werde dich ſelbſt und deine Söhne opfern laſſen.“ Symphoroſa antwortete: „Woher kommt mir das große Glück, daß ich würdig ſein ſoll, mit meinen Söhnen Gott als ein Schlachtopfer dargebracht zu werden?" „Meinen Göttern werde ich dich zum Opfer ſchlachten laſſen," erwiderte der Kaiſer; aber Symphoroſa ſprach: „Deine Götter können mich nicht zum Opfer empfangen, denn wenn ich für den Namen Chriſti, meines Gottes, geopfert werde: ſo vermehre ich dadurch nur die Qual der Dämonen." „Wohlan, wähle!" ſagte der Kaiſer Hadrian; „entweder opferſt du meinen Göttern, oder du endeſt mit einem böſen Tode." Die ſelige Symphoroſa erwiderte: „Meinſt du, daß meine Seele durch irgend eine Furcht abgewendet werden könnte von dem Verlangen, zur Ruhe zu gelangen mit Getulius, meinem Gemahl, den du um des Namens Chriſti willen getötet haſt?" Da befahl Kaiſer Hadrian, ſie in den Tempel des Herkules zu führen, mit Backenſtreichen zu ſchlagen und dann bei den Haaren ſie aufzuhängen. Es geſchah, aber erfolglos; ſie blieb ſtandhaft. Darauf befahl der Kaiſer, ſie mit einem ſchweren Stein um den Hals in den Anio zu ſtürzen, und ſo ward Symphoroſa eine Martyrin Chriſti. Am andern Tage mußten auch ihre ſieben Söhne vor Hadrian erſcheinen, der ſie aufforderte, den Götzen zu opfern. Keine Bitte, keine Drohung, keine ſchmeichelnde Vorſtellung bewog die Jünglinge. Sie beharrten ſämtlich bei dem Bekenntnis ihrer Eltern. Nun ließ Hadrian um den Tempel des Herkules ſieben Pfähle einſchlagen, an jeden Pfahl einen Jüngling mit Schrauben aufſpannen, und dann jeden Jüngling in beſonderer Art ums Leben bringen. Dem Creſcens ward der Hals durchſtochen, dem Julian die Bruſt, dem Nemeſius das Herz, dem Primitivus der Leib, dem Juſtinus der Rücken, dem Stacteus die Seite. Aber Eugenius, der jüngſte und letzte aus dieſer Familie von Helden, ward von oben bis unten geſpalten. Als die Hinrichtungen vollzogen waren, befahl der Kaiſer, ſie in eine tiefe Grube zu werfen, aus der jedoch Glaubensbrüder die Leichen retteten und ſie mit frommer Sorgfalt am Tiburtiniſchen Wege beſtatteten, da, wo ſpäter eine Kirche auf ihre Namen geweiht und zu den ſieben Brüdern genannt wurde. Dies geſchah um das Jahr 120.

Und für welche Götter begehrte Kaiſer Hadrian Opfer und Verehrung! Unterhalb Theben am Nil, faſt ganz überſchüttet vom Sande der egyptiſchen Wüſte, liegen Ruinen des Tempels von Antinoë. Als Hadrian in Egypten war, verkündeten ihm die Orakel, das Glück werde nicht von ihm weichen, wenn jemand ſich freiwillig den Göttern aufopfere für das Heil des Kaiſers. Dazu erbot ſich ſein Lieblingsſklave, der ſchöne bythiniſche Jüngling Antinous. Mit törichter Zärtlichkeit hing der Kaiſer an ihm; dennoch, ſo gierig iſt der Menſch nach Glück, nahm er das Opfer an und Antinous ſtürzte ſich in den Nil. Zu ſeinem Andenken erbaute Hadrian die Stadt Antinoë ſamt dem Tempel, gab ihm Altäre, Prieſter und Opfer, und verlangte göttliche Ehren für ihn, und ließ die umbringen, welche Chriſtus nicht gegen Antinous vertauſchen wollten. Die Künſtler wetteiferten, die Schönheit dieſes neuen jungen Gottes in Marmor und ſein Bild in den Tempeln aufzuſtellen, und der Antinous aus dem Palaſte Braſchi in Rom mit der Lotosblume über der

BIBL
REGIA
NACENSIS

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Stirn, nach Art und Weiſe der egyptiſchen Götter, die ihre Attribute über der Stirn trugen, zeigt die merkwürdige, melancholiſche Schönheit des Jünglings und deutet auf ſeinen Tod im Nil.

Letzte Zerſtörung Jeruſalems.

Hadrian ſtrebte nicht nur danach, die Chriſten zu vertilgen, ſondern auch die Stätten zu entweihen, die der Sohn Gottes geheiligt hatte. Es geſchah, als ſich die Juden zum letztenmal als ein geſamtes Volk empörten. Schon zu Trajans Zeit waren ſie unruhig geweſen und hatten in Egypten und in Cyrenaica, eine afrikaniſche Provinz, blutige Aufſtände mit ſo außerordentlicher Grauſamkeit erregt, daß ſie allein in der letzteren Landſchaft über 200 000 griechiſche und römiſche Einwohner ums Leben brachten, ſo daß Anbauer dahin geſchickt werden mußten, um die verwüſtete Provinz wieder zu bevölkern. Kaum war dieſe Empörung gedämpft, ſo brach eine andere auf der Inſel Cypern aus, die ebenfalls mit großer Strenge unterdrückt wurde und die Folge nach ſich zog, daß bei Todesſtrafe kein Jude ſich dem Strande von Cypern nahen durfte. Nach dieſen mißlungenen Verſuchen, ſich von der römiſchen Herrſchaft zu befreien, verhielten ſich die Juden in erzwungener Ruhe. In Judäa betrieben ſie mit Eifer den Wiederaufbau Jeruſalems, was dem Kaiſer Hadrian ſehr willkommen war. Er ſchickte eine römiſche Kolonie dahin und nannte die aus den Trümmern ſich erhebende Stadt Aelia Capitolina, weil er aus dem Geſchlechte der Aelier war, und einem Tempel zu Ehren des Jupiters vom Kapitol auf dem Berge Morija erbaute. Durch dieſe Maßregel zeigte er den Juden, daß er weder ihre Nationalität noch ihre Religion achte und überall ſeinen Römern und ſeinen Göttern den Vorrang gebe. Aber die Tilgung des uralten Namens und die Greuel des Götzendienſtes auf der Stätte des heiligen Tempels erfüllte ſie mit bitterem Groll, und der Funke der Empörung harrte nur auf einen Windhauch, um in hellen Flammen aufzuſchlagen. Da trat ein Betrüger unter ihnen auf, der ſeinen eigentlichen Namen Barcozbab (Sohn des Lügners) in Barcochab (Sohn der Sterne) verwandelte, die alte Weisſagung: „Ein Stern wird aufgehen aus Jakob“ auf dieſen Namen bezog, ſich für den erwarteten Meſſias ausgab und gleich einen ungeheuren Anhang fand. Er wütete gegen die Chriſten, teils um ſie zu zwingen, an dem Aufſtand teil zu nehmen, teils weil ſie den Sohn Gottes nicht verleugnen und den Lügenpropheten nicht anerkennen wollten. Er vertrieb die Römer aus Jeruſalem und ſtürzte den Tempel Jupiters, und es währte über zwei Jahre, bis es den Römern gelang, den furchtbaren Kampf mit einem verzweiflungsvollen Volke zu Ende zu bringen. In dem Kriege ſelbſt kamen 600 000 Juden um, ohne die zu zählen, welche als Opfer des Hungers und der Krankheiten fielen, und die, welche als Sklaven teils verkauft, teils nach Egypten geſchickt wurden. Die Stätte, wo der Tempel geſtanden, ließ Hadrian umpflügen und mit Salz beſtreuen, ein römiſcher Gebrauch, nach welchem ohne Beſchluß des Senates ein ſolcher Ort nicht wieder angebaut werden durfte. Aus den Steinen des Tempels ließ er ein Theater bauen. Aelia Capitolina aber hob er wieder aus den Trümmern dieſes Krieges empor, bevölkerte ſie mit römiſchen Koloniſten und ließ über einem ihrer Tore ein marmornes Schwein mit bitterem Hohn aufſtellen. Auch die Chriſten verſchonte er nicht; ein Marmorbild der Venus erhob ſich auf Golgatha; eins des Jupiters über der Grotte der Auferſtehung. Die Höhle in Bethlehem, in welcher der Sohn Gottes auf die Welt kam, ward dem Adonis geweiht und mit einem Haine zu Ehren dieſer Gottheit umpflanzt; aber durch all dieſe Schmach wurden die heiligen Stätten den Gläubigen nur noch teurer und prägten ſie ſich nur noch tiefer den Gemütern ein, und trotz der heidniſchen Umgeſtaltung ward dem Kirchenſchriftſteller Origines im dritten Jahrhundert dieſe Höhle als diejenige gezeigt, in welcher der Heiland geboren ſei. Die Juden wurden auf immer aus Jeruſalem verbannt, ja bei Todesſtrafe ihnen verboten, der Stadt auch nur ſo nahe zu kommen, daß ſie ſie hätten ſehen können. Nur am Tage der Zerſtörung durch Titus durften ſie alljährlich nahen, um ihr Schickſal zu beweinen. Das dauerte noch fort zur Zeit des heiligen Hieronymus, der darüber ſchreibt:

„Es iſt den Juden verboten, Jeruſalem zu betreten, es ſei denn, um ihre unglückliche Stadt zu betrauern. Und auch dieſe Erlaubnis bekommen ſie nur für Geld. Nachdem ſie das Blut des Heilandes bezahlt haben, müſſen ſie ihre eigenen Tränen bezahlen. Es iſt ein trauriger Anblick an dem Tage, wo Jeruſalem durch die Römer zerſtört ward, eine große Menge Volk in Trauerkleidern, alte Männer und arme Weiber in Lumpen, alle in einem Aufzug der tiefſten Troſtloſigkeit zu ſehen, durch welchen der Zorn Gottes und ihr eigener Schmerz ſich ausſpricht. Armes Volk! und doch, wie ſoll man es beklagen? Sie ſehen den Kalvarienberg, wo ſie den Heiland kreuzigten, ſtrahlend von Herrlichkeit, die Stätte ſeiner Auferſtehung von Licht umgeben, auf dem Ölberg die Siegesfahne des Kreuzes, und ſie kommen, die Unſeligen, um ohne Hoffnung auf den Trümmern ihres Tempels zu wehklagen!“

So kamen ſie damals, ſo kommen ſie noch jetzt nach anderthalb Jahrtauſenden. Auf Morija ſteht jetzt weder der Tempel Jehovas mehr, noch der Tempel römiſcher Götzenbilder, ſondern die muhamedaniſche Moſchee Sakhara, welche Muhameds Feldherr Omar erbaute, nachdem er Syrien und Paläſtina erobert hatte. Kein Jude und kein Chriſt darf ſich ihr nahen, nicht einmal ihren äußeren Vorhof betreten; würde er darin ertappt, ſo müßte er ſterben oder den Islam annehmen. Die Muhamedaner legen der Sakhara ein ſo heiliges Gewicht bei, daß ſie glauben, jedes in ihr verrichtete Gebet werde erhört. Da ſie nun fürchten, Chriſten und Juden möchten in ihr um den Beſitz Jeruſalems bitten, ſo halten ſie dieſelben mit Strenge entfernt. Seitwärts von der Moſchee iſt aber ein langer offener Gang, mit Quaderſteinen gepflaſtert, zwiſchen zwei hohen Mauern, von denen die eine aus ungeheuren Werkſtücken beſteht, die rings um den Rand behauen ſind, wie es die römiſche Art zur Kaiſerzeit war. Dieſer Gang liegt auf Morija, alſo da, wo ehemals Salomons Tempel ſtand, und hierher kommen die Juden jeden Freitag, und klagen in traurigen Liedern um den Fall Jeruſalems und ihr eigenes Geſchick. So war es wenigſtens im Jahre 1843 und ſo wird es wohl auch jetzt noch ſein. Da ſitzen ſie vielleicht auf demſelben Platz, wo vor mehr denn anderthalb Jahrtauſenden der heilige Hieronymus ſie ſah, und wie ſie noch früher an den Waſſern von Babylon ſaßen, mit demſelben Leid und derſelben Geſinnung: voll Verlangen nach der Erfüllung der göttlichen Verheißung und nicht im Stande ſie zu faſſen, wenn ſie ſich ihnen naht. Seliges Volk, zu dem zuerſt Gott geſagt hat: „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich." Unſeliges Volk, das ſich ſelbſt anklagen muß: „Entfallen iſt die Krone unſerem Haupte; wehe uns, daß wir geſündigt haben."

Während die Juden aus ihrem heißgeliebten Jeruſalem verbannt wurden, blieb die Chriſtengemeinde unter allen Stürmen des Aufruhrs und des Krieges, der Verfolgung durch Hadrian wie durch Barcochab, immer gequält und immer unüberwindlich, die getreue Wächterin des Heiligen Grabes. Und mit einer übernatürlichen Schnelligkeit auf den Flügeln des heiligen Geiſtes breitete das Chriſtentum ſich nach allen Richtungen und Gegenden, unter allen Völkern und Zungen aus. Es gab bereits chriſtliche Gemeinden in Meſopotamien, Perſien, Arabien, Britannien, ſo daß ſchon gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts der heilige Juſtinus behaupten durfte: „Es gibt keine Volksſtämme, mögen ſie auch noch als Nomaden auf Wagen leben, bei denen nicht im Namen Chriſti des Gekreuzigten Bitten und Dank zu Gott dem Vater und Schöpfer geſendet werden.“ Denn in dieſen glaubensfeurigen Tagen entwickelte ſich oft in ganz unſcheinbaren Werkzeugen eine apoſtoliſche Tätigkeit. Ein geringer Soldat, eine arme Sklavin, ein junger Kaufmann mochten durch ihren Beruf leicht verpflanzt werden in entlegene Provinzen des ungeheueren Römerreiches oder in Kolonien, welche Rom ſo zahlreich in fremden, fernen Ländern hatte, mochten das Senfkorn des Evangeliums dahin bringen, und in kurzem erwuchs es dann zum kräftigen Baum. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts berichtet der heilige Irenäus: „daß die Völker, wenn auch der Sprache nach von einander geſchieden, dennoch dieſelbe Überlieferung bewahren, und daß die Kirchen in Germanien keinen anderen Glauben haben, als die in Spanien und Gallien.“ Und zu derſelben Zeit ſchrieb Tertullian, wenn auch mit einigem afrikaniſchen Pomp, doch angeſichts der ganzen Welt: „Es würde uns nicht an Zahl und Macht gebrechen, wenn wir als offene Feinde gegen euch auftreten wollten. Wir ſind von geſtern her und erfüllen ſchon all das Eurige: Städte, Schlöſſer, Flecken, Inſeln, Zünfte, Lager, Palaſt, Senat, Forum; nur die Tempel überlaſſen wir euch allein. Schon durch die Trennung von euch könnten wir euch bekämpfen. Zögen wir bei ſolcher Anzahl in irgend eine entlegene Gegend uns zurück: ihr würdet betroffen ſein über den Verluſt ſo vieler Bürger, würdet erſchrecken bei der Verlaſſenheit, dem Stillſtand der Geſchäfte, der ſchauerlichen Totenſtille im Lande.“ Dem Statthalter von Afrika, Scapula, brachte Tertullian in Erinnerung, daß die Chriſten „faſt in jeder Stadt die Mehrzahl ausmachen." Und er ſpricht von Bekennern Chriſti unter den fernſten Nationen „in Gegenden von Britannien, welche die Römer noch nicht betreten haben." Die übernatürliche Lehre des Chriſtentums, wie die katholiſche Kirche ſie aufbewahrt, verdankte ihre Ausbreitung übernatürlichem Einfluß. Menſchliche Kraft und Weisheit hat etwas Ähnliches vielleicht erſtrebt, doch nie erreicht, und alle Gewalt der Imperatoren ſcheiterte daran, dieſen Einfluß zu hemmen; ſcheiterte daran bei Weibern und Kindern.

Die heilige Felicitas und ihre Söhne.

Symphoroſa war nicht die einzige chriſtliche Mutter, welche von der allerſeligſten Jungfrau Maria gelernt hatte, unter dem Kreuze ihres zu Tode gemarterten Sohnes zu ſtehen. Auch der heiligen Felicitas gingen ſieben Schwerter durch das Herz, als ihre ſieben Söhne zu Martyrern wurden, und ſiebenmal iſt ſie noch vor ihrem eigenen Tode geſtorben, als ſie ihre Kinder in den Himmel ſchickte. Sie lebte zur Zeit des Kaiſers Antoninus Pius, von dem man zu rühmen pflegt, daß er nie eine Verordnung gegen die Chriſten erlaſſen habe. Da er aber ihre Verfolgung zuließ und da es unter ſeiner Regierung nicht an Martyrern fehlt, ſo legt ſeine Gleichgültigkeit kein glänzendes Zeugnis für ſeine Gerechtigkeitsliebe ab. Felicitas war eine edle Matrone, die zu Rom im Witwenſtande lebte. Nach dem Tode ihres Gemahls verlobte ſie ſich Gott an, zog ſich ganz in die Einſamkeit ihres Hauſes zurück und pflanzte ihren ſieben Söhnen die Grundſätze des chriſtlichen Glaubens und Lebens durch Wort und Beiſpiel ins Herz. Mit der frommen Geſinnung der Mutter wuchſen die Knaben auf und zu Jünglingen heran. Alle Chriſten erbauten ſich an dieſer Familie, manche Heiden wurden durch ſo edle Vorbilder für das Chriſtentum gewonnen und andere rühmten das heilige Leben der Matrone und der Jünglinge. Solche Bekehrungen und ſolches Lob erregten die Eiferſucht der Götzenprieſter. Sie gingen zum Kaiſer Antonin, klagten, daß dieſe Familie die Götter verhöhne und prophezeiten deren Zorn und Rache, wofern man mit der Genugtuung zögere. Der Kaiſer befahl dem Stadtpräfekten Publius, die Sache zu unterſuchen, und Mutter und Söhne dahin zu bringen, daß ſie den Göttern opferten. Publius ließ zuerſt insgeheim die Mutter zu ſich beſcheiden und begann ſie mit freundlichen Worten zum Götzenopfer aufzufordern. Da dieſe nicht den mindeſten Eindruck auf Felicitas machten, ging er zu Drohungen über, die ſie mit demſelben Gleichmut anhörte. Endlich geriet er in heftigen Zorn und verkündigte ihr den Tod. Da antwortete ſie: „Deine Schmeicheleien werden nicht meinen Entſchluß und deine Drohungen nicht meinen Mut wankend machen. Der heilige Geiſt wird mich behüten, daß ich nicht vom Teufel überwunden werde. Bleib' ich am Leben, ſo beſiege ich dich. Verliere ich aber das Leben, ſo bin ich noch viel ſicherer, dich zu beſiegen." Publius erwiderte verächtlich: „Haſt du Luſt zu ſterben, arme Törin, ſo gönne wenigſtens deinen Söhnen das Leben." „Ja," rief Felicitas, „meine geliebten Söhne werden leben, wenn ſie den Göttern nicht opfern. Tun ſie es aber, ſo gehen ſie in den ewigen Tod." Zürnend über ihre Standhaftigkeit, die er Trotz nannte, ſchickte Publius die heilige Frau in ihr Haus zurück; aber ſie ahnte, daß dies nicht das Ende, ſondern nur der Anfang ihrer Verfolgung ſei; und da ſie ſich mehr freute, ihre Söhne für den Himmel als für die Erde geboren zu haben, ſo fürchtete ſie weit mehr, dieſelben lebend auf der Erde zurückzulaſſen, als irdiſch geſinnte Eltern fürchten, ihre Kinder vor ſich ſterben zu ſehen. Daher ſuchte ſie noch einmal die jungen Herzen zur Liebe des himmliſchen Vaterlandes zu entflammen, und folgte dann den Häſchern, die am anderen Morgen erſchienen, um ſie und ihre Söhne vor den Präfekt zu führen. Er ſaß zu Gericht vor allem Volk auf dem Marsfelde, einem großen freien Platz in Rom, und ſprach zu Felicitas, als ſie von ihren blühenden Söhnen umringt vor ihm erſchien: „Habe Mitleid mit deinen Söhnen, die in ſo ſchöner Blüte der Jugend ſtehen." Aber die heldenhafte Mutter erwiderte ihm: „Dein Mitleid iſt Frevel und deine Aufforderung iſt Grauſamkeit." Dann wendete ſie ſich zu ihren Söhnen und rief: „O Kinder, ſchaut nach oben! Schaut zum Himmel, dort erwartet euch Chriſtus mit allen ſeinen Heiligen. O kämpft für eure Seelen, meine Kinder, und zeigt euch treu in der Liebe Jeſu." Publius war ſehr erzürnt, ließ ihr vom Henker Backenſtreiche geben und ſagte: „Wie kannſt du es wagen, in meiner Gegenwart ſolche

Lehren zu geben, die entſchieden zum Widerſtand gegen den Befehl unſeres Herrn, des Kaiſers, auffordern!" Und da er hoffte, durch glänzende Verheißungen mehr Eindruck auf die Lebensluſt der Jünglinge zu machen, rief er nun der Reihe nach ſie herbei. Aber alle antworteten ihm im Sinne und nach dem Herzen ihrer heiligen Mutter. Als er dem Januarius riet, den Götzen zu opfern, weil ihm dann große Glücksgüter, widrigenfalls aber ſchmachvolle Schläge zuteil werden ſollten, antwortete der Jüngling: „Du rätſt mir Unſinn! Die Weisheit meines Herrn ſtärkt mich und wird mir helfen, alles zu überwinden." Publius ließ ihn auf der Stelle mit Ruten ſchlagen; aber ſogleich ſprach Felix, der zweite Sohn: „Mögen uns Schläge und Bluturteil bevorſtehen, unſer Glaube kann dadurch nicht beſiegt und nicht verändert werden. Wir verehren nur einen Gott und nur ihm bringen wir das Opfer frommer Andacht dar. Glaube alſo ja nicht, daß ich oder daß einer meiner Brüder von der Liebe zu unſerem Herrn Jeſu Chriſti abweichen werden." Auch er empfing die ſchmachvolle Strafe, und Publius fuhr barſch den Philippus an: „Kaiſer Antoninus, unſer Herr, hat befohlen, daß ihr den allmächtigen Göttern opfern ſollt." Aber Philippus ſprach eben ſo gelaſſen, wie ſeine Brüder: „Die elenden, unempfindlichen Götzenbilder ſind weder Götter noch allmächtig, und wer ihnen opfern wollte, wäre in Gefahr des ewigen Verderbens." Zu Sylvanus ſprach der Präfekt: „Habt ihr euch denn alle mit eurer boshaften und törichten Mutter verabredet, die Befehle des Kaiſers zu verachten und in euren Unter-

Anruf.

Süße heilige Mutter Gottes, Königin des Himmels, Königin der himmliſchen Geiſter, deren höchſte Feſtzeit die Braut Deines göttlichen Sohnes, ſeine myſtiſche Geliebte, die heilige Kirche jetzt feiert; ſehr unwürdig bin ich, meine arme ſchwache Stimme in dem majeſtätiſchen Chor zu erheben, der unabläſſig die wunderbare Herrlichkeit und die überirdiſche Schönheit dieſer myſtiſchen Braut preiſt und dadurch dem Bräutigam huldigt. Aber der Fürſt dieſer Welt tritt ja ſo gewaltig, ſo ſchmähend, ſo lügenhaft und verläumderiſch gegen ſie auf, die heilige Kirche — und hat dazu ſo viel Stimmen in ſeinem Sold, welche die Geiſter zu verwirren und zu betäuben verſtehen, daß ſich ein Feldgeſchrei gegen ſie erhebt, wie es die Völker noch nimmer gehört haben; denn es iſt um ſo tobender, je weniger Grund dazu vorhanden iſt. Darum müſſen wir Alle, die wir aus Gnaden Kinder dieſer heiligen Kirche ſind, dem wüſten Geſchrei gegenüber unſre Stimmen erheben — zum heiligen Weckruf die Einen, zum mächtigen Schlachtruf die Andern, zum lieblichen Friedensruf noch Andere, zum ewigen Adoregang zu rennen?" „Fürchteten wir dieſen Untergang," erwiderte der Jüngling, „ſo würden wir der ewigen Strafe anheimfallen. Da wir wiſſen, welcher Lohn den Gerechten und welche Pein den Sünder erwartet, ſo müſſen wir das menſchliche Geſetz verachten, um das Gebot Gottes zu halten. Wer Gott dient und die Götzen verachtet, erlangt das ewige Leben; wer aber den Dämonen dient, geht mit ihnen im ewigen Feuer zugrunde." Nun mußte Alexander, ein ganz junger, zarter Knabe, hervortreten und die Anrede des Publius vernehmen: „Du biſt ja noch ein Kind, alſo wirſt du kein Empörer ſein, ſondern das befolgen wollen, was der Kaiſer Antoninus gebietet. Opfere den Göttern, Kind, und du erhältſt dein Leben und überdies die Gnade des Kaiſers." Allein der Knabe antwortete tapfer und klug: „Ich bin freilich nur ein junges Kind, aber ich habe eine alte Weisheit, da ich nur einen Gott anbete. Ich bin ein Diener Chriſti; ihn bekenne ich mit dem Munde, ihn halt' ich feſt im Herzen, ihn bete ich unaufhörlich an. Die Götzen und ihre Verehrer erwartet das ewige Verderben." Auch dieſen zarten Knaben, den Publius ſelbſt noch eben bemitleidet hatte, ließ er grauſam peitſchen, und fragte dann den ſechſten Sohn Vitalis: „Iſt dir das Leben nicht lieber als der Tod?" Aber Vitalis fragte den Präfekten: „Wer hat das Leben lieber? Der, welcher Gott, oder der, welcher einen Dämon anbetet?" — „Wen nennſt du einen Dämon?" ſagte Publius. „Alle Götter der Heiden und alle, welche dieſe Götter anbeten, ſind Dämonen," antwortete Vitalis. Als nun der ſiebente Sohn, Martialis, vorgeführt ward, rief Publius: „Wie grauſam wütet ihr gegen euch ſelbſt durch die Verachtung der kaiſerlichen Befehle.“ Unbewegt antwortete der Jüngling: „O, wüßteſt du, welche Strafen den Verehrern der Götzen bereitet ſind! Gott verzicht freilich noch, ſeinen Zorn an den Tag zu legen; aber das iſt gewiß: „Alle, die nicht bekennen, daß Chriſtus wahrer Gott iſt, werden in das ewige Feuer geworfen.“ Nachdem alle Brüder die erniedrigende Strafe der Rutenſtreiche ausgehalten hatten, legte der Präfekt das ganze Verhör dem Kaiſer vor, und der wegen ſeiner menſchenfreundlichen Humanität ſo hoch geprieſene Antoninus Pius befahl, die ganze Familie auszurotten und alle, von dem jüngſten Sohne bis zur hochherzigen Mutter, hinzurichten. Der Befehl ward vollzogen und Felicitas, ſagt der heilige Petrus Chryſologus, Biſchof von Ravenna, ſtand freudiger neben den Leichen ihrer geliebten Kindern, als ſie einſt neben deren Wiege geſtanden; denn mit den Augen des Geiſtes ſah ſie ſo viele Belohnungen als Wunden, ſo viele Palmen als Martern, ſo viele Kronen als Schlachtopfer. Endlich, nachdem ſie den Todesſchmerz ſiebenmal ausgeſtanden hatte, durfte ſie das geringſte Opfer, ihr eigenes Leben, darbringen. Zum Leiden war ſie die erſte, zum Sterben die letzte. Sie ward enthauptet. Für eine chriſtliche Mutter gab es im heidniſchen Rom keinen Platz! Am 10. Juli wird das Gedächtnis der ſieben Martyrer-Brüder begangen und das Jahr 150 als das ihres Todes angenommen.

Der heilige Polykarp,

Biſchof von Smyrna.

An der Küſte Joniens, im Süden vom Meer beſpült, nach Norden durch einen Halbkreis hoher Berge geſchirmt, liegt die reiche, handeltreibende Stadt Smyrna mit ihren orientaliſchen Gärten, ihrer ſüdlichen Vegetation, ihrer goldenen Sonne, ihrem lieblichen Klima. Der chriſtliche Glaube fand früh bei ihr Eingang, und nicht bloß oberflächlich und vorübergehend, ſondern er bemeiſterte ſich des Lebens und der Herzen der Einwohner, ſo daß ſie ſtandhaft gegen Verfolgungen und gegen Ketzereien bei der reinen Lehre beharrten. Deshalb empfing Smyrna auch vom heiligen Evangeliſten Johannes in ſeiner Offenbarung ein herrliches Zeugnis und eine wonnevolle Verheißung: „Ich kenne deine Trübſal und deine Armut, aber du biſt reich und wirſt geläſtert von denen, die ſich Juden nennen, aber es nicht ſind, ſondern eine Synagoge des Satans ſind. Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben.“ (Kap. 2, V. 9—10.) Zu dieſen Getreuen gehörte eine ſehr reiche Frau, die Calliſto hieß und eine kinderloſe Witwe war. Die Überlieferung erzählt, daß einſt im Traum ein Engel zu ihr ſprach: Stehe auf und gehe zum Tor, das gegen Epheſus führt. Da wirſt du zwei Männer finden mit einem Knaben, der Polykarp heißt und aus dem Morgenlande ſtammt; und dieſen Knaben kaufe. Calliſto erwachte von Ehrfurcht und Freude bewegt, ging zu dem bezeichneten Tor, fand die Männer mit dem Knaben und kaufte ihn, hochbeglückt ihm für die Erde die Freiheit und für den Himmel das ſüße Joch Jeſu geben zu können. Sie nahm ihn in ihr Haus, erzog ihn in der Furcht des Herrn und ſah ihre Sorgfalt reiche Frucht tragen, denn bald entwickelten ſich in Polykarp große Anlagen des Geiſtes, eine tiefe Frömmigkeit und eine herzliche Liebe zu den Armen. Als er zum Jüngling erwachſen war, machte Calliſto ihn wie einen teuern Sohn zum unbeſchränkten Verwalter ihres Vermögens, das er zugunſten der Armen und Notleidenden verwaltete; und als ſie ſtarb, zu ihrem Erben. Polykarp war nun ſehr reich; aber von dem Augenblick an wendete er ſich ganz von der Welt ab und dem Himmel zu. Er betrachtete ſich als einen Fremdling und Pilger auf Erden, der nur nach der ewigen Heimat verlangt. Er ging wenig unter die Menſchen, mied leeres Geſchwätz und eitlen Müßiggang, errötete, wenn ein unbeſcheidener Blick ihn traf, und floh vor böſer Geſellſchaft wie vor giftigen Schlangen. Nichts war ihm werter als die Einſamkeit; da betete er, da las er die heiligen Schriften, da betrachtete er die erhabenen Geheimniſſe des Glaubens, da brachte er ſich ganz dem Herrn zum Opfer. An eine Heirat dachte er ebenſowenig, als an eine Laufbahn im Sinne der Welt. Die Zeit, welche Gebet und Studien ihm übrig ließen, füllte er mit Werken der Barmherzigkeit aus. Er gab reichlich allen Dürftigen, doch für ſich ſelbſt war er karg und gönnte ſich an Speiſe und Kleidung nur das Notwendige.

Dies reine, demütige, entſagende Leben konnte dem Biſchof von Smyrna, dem heiligen Bucolus, nicht verborgen bleiben. Er gewann den Polykarp innig lieb und weihete ihn zum Diakon.

Darüber ward Polykarp unſäglich froh, denn nun durfte er den heiligen Glauben predigen, der Armenpflege ſich widmen und in der nächſten Umgebung ſeines gottſeligen Biſchofs weilen, an dem er mit der Zärtlichkeit und dem Gehorſam eines Sohnes hing. Er begann nun in der chriſtlichen Gemeinde zu predigen mit der übernatürlichen Erleuchtung, die aus dem Glauben, und mit dem heiligen Feuer, das aus der Liebe ſtammt, und erklärte die tiefſten und geheimnisvollſten Lehren des Heiles zugleich ſo lichtvoll und erhaben, daß eine Erneuerung des Geiſtes die ganze Gemeinde durchdrang. Auch unterließ er nicht, die Irrtümer der Juden, Heiden und Ketzer, gegen welche die Kirche unausgeſetzt zu kämpfen hatte, neben die ewigen Wahrheiten des Chriſtentums zu ſtellen, um die Gläubigen zu warnen und die Ungläubigen zu belehren. So wirkte er ſegensreich mehrere Jahre, bis er im reifen Mannesalter ſtand und ſein Haar zu ergrauen begann. Nun beſchloß Biſchof Bucolus, ihn zum Prieſter zu weihen, obwohl ſich Polykarp lebhaft widerſetzte, weil er zu ſagen pflegte, daß die Prieſterweihe ein furchtbares Gericht nach ſich ziehe, wenn ein Unwürdiger ſie empfange, und weil er in ſeiner tiefen Demut ſich nicht die Tugenden zutraute, um die ſchweren Pflichten dieſes erhabenen Amtes erfüllen zu können. Aber da er in dem unerſchütterlichen Willen ſeines Biſchofs den Willen Gottes verehrte, und da viele andere heilige Biſchöfe und fromme Männer derſelben Anſicht waren, ſo unterwarf ſich Polykarp und empfing die Prieſterweihe. Sein Wandel glich jetzt mehr dem eines Engels als eines Menſchen, und all die ſüße Lieblichkeit und all die milde Erhabenheit des heiligen Johannes, der ſein Lehrer geweſen war, ſchien auf ihn übergegangen zu ſein. Als darauf der hochbejahrte Biſchof Bucolus aus dem irdiſchen Leben ſchied, nannte die allgemeine Stimme den Polykarp ſeinen Nachfolger. Die benachbarten Biſchöfe wurden nach Smyrna zur Wahl eines neuen Oberhirten berufen. Sie verſammelten ſich in der Kirche mit allen Prieſtern und mit einer ungeheueren Volksmenge, die aus Stadt und Land zuſammengeſtrömt war, und die nur für Polykarp Augen hatte. Es gehörte zu ſeinen Obliegenheiten, vor der Wahl diejenigen Stellen aus den Briefen des heiligen Apoſtels Paulus an Timotheus und Titus vorzuleſen, worin die notwendigen Eigenſchaften eines Biſchofs auseinandergeſetzt werden. Dies tat er nach den üblichen Gebeten und Kniebeugungen mit einer ſo gottinnigen Demut, daß er wie von einem inneren Licht verklärt erſchien. Dann folgte eine Ermahnung der Biſchöfe zur Wahl nach der Eingebung des heiligen Geiſtes; und als darauf die Diakonen umhergingen, um jeden Einzelnen zu fragen, wer Biſchof des heiligen Stuhles von Smyrna ſein ſolle? erſchallte einſtimmig der Ruf: „Polykarp ſoll unſer Biſchof und Lehrer ſein.“ Alle Biſchöfe und Prieſter ſtimmten freudig der Wahl bei; aber Polykarp entſetzte ſich, weigerte ſich und wollte fliehen. Als die Diakonen das gewahrten, umringten ſie ihn und führten ihn vor die Biſchöfe, daß er deren Handauflegung empfange. Unter dieſen Biſchöfen war, nach dem Zeugnis des heiligen Hieronymus, der heilige Apoſtel Johannes; und er weihete ſeinen geliebten Jünger Polykarp zum Biſchof von Smyrna. Da ſtand nun der heilige Mann und Tränen der Andacht und Demut entſtrömten ſeinen Augen während der herrlichen Feierlichkeit; und in derſelben demütigen Weiſe bat er endlich Biſchöfe, Prieſter und Laien, mit ihrem Gebet ihm beizuſtehen, damit die Gnade Gottes ihn in ſeinem verantwortungsſchweren Amt ſtärke.

Ein edles Bild des heiligen Polykarp als Hirt der Herde von Smyrna in ſeiner Sorgfalt für die ungetrübte Reinheit der Glaubenslehre entwirft ein anderer Heiliger, ſein Schüler Irenäus, Biſchof von Lyon. Derſelbe ſchreibt in einem Brief an den Irrlehrer Florinus:

„Deine Lehren haben dir die Biſchöfe welche Schüler der Apoſtel waren, gewiß nicht übergeben. Ich habe dich, als ich noch ein Knabe und in Kleinaſien bei Polykarpus war, ebenfalls bei ihm geſehen. Ich könnte dir noch die Stelle zeigen, wo er ſaß, wenn er uns die Lehre des Heils vortrug, und dir alles beſchreiben, wie würdevoll er auftrat und wandelte, wie heilig er lebte, wie ehrfurchtgebietend ſeine Geſtalt, wie eindringlich ſeine Redeweiſe war; wie er erzählte von ſeinem vertrauten Umgang mit Johannes und mit den übrigen, die den Herrn geſehen hatten; wie ihm alles gegenwärtig war, was er von ihnen über den Herrn, über deſſen Lehre und Wunder, die ſo herrlich mit den heiligen Schriften übereinſtimmen, vernommen hatte; und wie er dann wieder auf die nämliche Weiſe, ganz in Übereinſtimmung mit dem lebendigen Wort, uns die Lehre vortrug. Das alles habe ich durch Gottes Gnade gehört und nicht bloß auf Pergament, ſondern in mein

Herz geſchrieben. Tag und Nacht erwäge ich es und darum kann ich auch beteuern: hätte dieſer ſelige Biſchof deine Lehre gehört, ſo wäre er vor dir geflohen, hätte eilig ſich die Ohren zugehalten und nach ſeiner Gewohnheit ausgerufen: O guter Gott! welche Zeit läßt du mich erleben, daß ich ſolche Dinge hören muß. Alle Kirchen von Kleinaſien, die bis auf unſere Zeit immer dem Polykarpus nachgefolgt ſind, legen Zeugnis ab, daß er ſtets lehrte, was er von den Apoſteln gelernt, was auch die Kirche immer gehalten hat und was allein das Wahre iſt."

Als der heilige Ignatius auf ſeinem Marterwege von Antiochien nach Rom in Smyrna ſich aufhalten mußte, fand er nur in dem Zuſammenſein mit Polykarp eine Beſchwichtigung ſeiner heiligen Ungeduld, möglichſt bald den reißenden Tieren vorgeworfen zu werden. Als Johannesjünger, die ſie waren, hatten beide von ihrem Meiſter die Meiſterſchaft in der Liebe Jeſu gelernt. Die Wirkſamkeit des Polykarp war ſchon damals ſo groß und ſo weithin ſtrahlend, daß Ignatius ihn einen „gottesfürchtigen Biſchof" nannte und ihn bat, für ſeine verwaiſte Kirche von Antiochien das zu tun, was er ſelbſt, Ignatius, nicht mehr tun konnte. Polykarp küßte die Ketten des ſeligen Greiſes mit Tränen und verſprach es. Später machte er auch eine Reiſe nach Rom, wo ihn der Papſt Anicetus ſo hoch in Ehren hielt, daß er ihm das Recht verlieh, in den Verſammlungen der Gläubigen ſtatt ſeiner biſchöfliche Funktionen auszuüben.

In Rom waren damals viele Seelen irregeführt durch den Häreſiarchen Marcion. Polykarp ward ein mächtiges Werkzeug, um dieſe armen Mißleiteten wieder für den reinen Glauben zu gewinnen. Als ein Apoſtelſchüler hatte ſeine Beteuerung großes Gewicht, daß nicht Marcion, ſondern er die wahre Lehre verkündige, und die väterliche Zärtlichkeit, mit der er die Reuigen aufnahm und ihnen die Rückkehr zur Kirche erleichterte, gewann ihm die Seelen. Aber gerade wie bei dem hl. Johannes war auch Polykarps Liebe mit der notwendigen heilſamen Strenge gepaart und er ſcheute ſich nicht, das Verharren in der Empörung gegen die ewige Wahrheit zu brandmarken. Johannes traf einſt den Irrlehrer Cerinthus in einem der Bäder von Epheſus und floh ſchleunig davon, indem er ſagte, er fürchte den Einſturz des Bades, weil der Feind der Wahrheit, Cerinth, darin ſei. In Rom begegnet Polykarp einmal dem Marcion und dieſer fragte den heiligen Biſchof keck, ob er ihn kenne? „Ja wohl kenne ich dich,“ gab ihm Polykarp zur Antwort, „du biſt der Erſtgeborene des Satans.“ Verleugnung der Wahrheit, was eins und dasſelbe iſt mit Verleugnung Chriſti, ließen ſich die Martyrer nicht zuſchulden kommen; nicht bloß vor dem Richter nicht, ſondern nie.

Dies glorreiche Leben ſollte ſeine Vollendung finden durch einen glorreichen Tod. Marcus Aurelius, dieſer hochgefeierte Philoſoph im Purpur, ſaß ſeit ſechs Jahren auf dem Thron der Kaiſer, als eine heftige Verfolgung der Chriſten ausbrach. Auch in Smyrna brachten viele tapfere Blutzeugen ihr Leben zum Opfer. Sie wollten nicht, daß der Herr mehr für ſeine Diener gelitten hätte, als die Diener für ihren Herrn. Es war ein herrlicher Jüngling unter ihnen, Namens Germanicus. Sein Adel und ſeine Schönheit ſtimmten das Volk zu ſeinen Gunſten; ſogar der Prokonſul Statius Quadratus hätte gern ihn gerettet. Aber Germanicus ſehnte ſich hinweg aus dem armſeligen irdiſchen Leben, um auf einen Wink ſeines geliebten Herrn in die lichten ewigen Hütten einzugehen. Als er die Schonung bemerkte, welche die Gottloſen ihm zudachten, reizte er die wilden Tiere, mit denen er kämpfen ſollte, zur Wut auf und das Volk, das ihn jetzt doppelt bewundern mußte, das ſich aber durch ſeine Verachtung beleidigt fühlte, ſchrie grimmig, als er fiel: „Nieder mit all dieſen Feinden der Götter! Sucht den Polykarp!" Denn dieſer ruhmvolle Name war auch den Heiden wohlbekannt. Nun hatte ſich eben ein Ereignis zugetragen, das den Gläubigen zur Mahnung an die Schwäche des ſündigen Menſchen dienen und ſie erinnern ſollte, ſich unter allen Umſtänden in demütiger Eingezogenheit zu halten, ſich nicht zum Leiden vorzudrängen, hingegen auszuharren, wenn es von ihnen gefordert würde. Quintus, ein Phrygier, kam nach Smyrna, ſah die Blutzeugen ſterben und meldete ſich freiwillig als Chriſt vor dem Prokonſul. Doch ſeine Entſchloſſenheit wankte, da die wilden Tiere vorgeführt wurden. Dem Prokonſul entging dieſe Veränderung nicht. Er redete freundlich und ſchmeichelnd dem Quintus zu und brachte es wirklich dahin, daß der Unglückliche den Götzen opferte. Dies Ereignis und das Beiſpiel des göttlichen Heilandes, der auch mehrmals ſeinen Verfolgern entwich, weil ſeine Stunde noch nicht gekommen war, bewog auch Polykarp, ſich mus! — Alle. Und da nichts dies Adoremus ſo mächtig unterſtützt als der Hinblick auf die unvergängliche Liebe des göttlichen Stifters der Kirche, welche vom Stall zu Bethlehem bis zur heutigen Stunde in immer gleicher herzzerſchmelzender, ſeelengewinnender Zärtlichkeit lebendig iſt und ſich Organe ſchafft, durch welche ſie ſich ausbreitet: ſo iſt von dieſer Liebe zu reden und in ihren verſchiedenen Erſcheinungen ſie zu preiſen, Jedem unverwehrt, dem ſie in Wonneſchauer das Herz erzittern macht. Die göttliche Weisheit und die überirdiſche Wiſſenſchaft und der erhabene Tiefſinn, welche das Ewige Wort als einen unverlierbaren Schatz in der Kirche niedergelegt hat und welche ſeit faſt zwei Jahrtauſenden die Nahrung der größten und gewaltigſten Geiſter ausmachen und immer ausmachen werden: liegen in Regionen, die mir nicht zugänglich ſind. Ich kenne nur Eines: die Liebe des Ewigen Wortes — denn ſie hat mich erlöſt; und auch ſie nur in ihrer demüthigſten Geſtalt, als den Guten Hirten, der dem verirrten Schäflein meiner Seele bis zu der Welt Enden nachgegangen iſt, um ſie heimzuführen zu ſeiner Heerde und ſie für eine ganze ſelige Ewigkeit zu retten in die himmliſchen Hürden.

Um von dieſer ſo überaus demüthigen Liebe ſprechen zu können, erbitte Du, o ſüße Mutter Maria, meiner armen Stimme den rechten Klang, das rechte Wort. O ſieh, wie die Welt durch den Gegenſatz untergeht: ſie verborgen zu halten. Seine Demut ließ ihn an ſeiner Standhaftigkeit zweifeln. Er entwich aufs Land und lebte mit einigen Gefährten auf einem kleinen Gut in der Gegend von Smyrna. Da verbrachte er Tag und Nacht im Gebet für alle Menſchen und für alle Kirchen der Erde. Für ſich ſelbſt flehte er demütig die Gnade Gottes um Beharrlichkeit im Leiden an. Drei Tage vor ſeiner Haft hatte er ein Zeichen von Oben. Er ſah ſein Haupt von einer hellen Flamme umgeben. „Ich werde im Feuer ſterben", ſprach der ſelige Greis ruhig zu ſeinen Gefährten. Nun kamen Freunde und meldeten ihm, ſeine Verfolger wären in der Nähe. Da begab er ſich auf einen kleinen Meierhof, und jene fanden ſtatt ſeiner nur zwei Sklaven, welche ſie aber ſo lange folterten, bis ſie ihnen das Geſtändnis erpreßten, wo er verborgen ſei. Mit dieſer Nachricht eilten die Verfolger freudig zum Friedensrichter, der Herodes hieß, und erbaten ſich von ihm Soldaten und bewaffnete Reiter, um Polykarp zu fangen und gleich in das Amphitheater vor die reißenden Tiere zu führen. Herodes gab ihnen gern die Mannſchaft und ſo zogen ſie aus an einem Freitag, zur Stunde des Nachteſſens, von dem jungen Sklaven geführt, der ihn verriet, wie einſt Judas mit ſeiner Rotte gezogen war nach dem Meierhof Gethſemane. Bei Anbruch der Nacht langten ſie vor dem Häuschen an, wo der erhabene Greis in einem oberen Zimmer ruhete. Er hätte ſich auch da noch verbergen oder fliehen können; aber er wollte nicht. Er wußte, daß ſeine Stunde gekommen ſei. Er ſprach: „Herr, Dein Wille geſchehe! ich habe dies aufgehoben, ſo lange Du wollteſt; da Du es jetzt befiehlſt, ſo wünſche ich es." Er ſtieg nun zu ſeinen Verfolgern herab und redete mit ihnen ſo liebreich überfließend von der Gnade des heiligen Geiſtes, daß ſie ſich über dieſe Kraft bei ſo hohem Alter und dieſe Leutſeligkeit bei ſo hoher Würde ſehr wunderten. Manche waren auch herzlich beſchämt, ſo große kriegeriſche Anſtalten gemacht zu haben, um einen faſt hundertjährigen Greis gefangen zu nehmen. Gaſtfreundlich ließ Polykarp nun die Soldaten mit Speiſe und Trank bewirten, um auch ſeinen Feinden Wohlwollen zu bezeugen; und bat um die Friſt einer Stunde zum Gebet. Sie ward ihm bewilligt. Er aber, in der Überfülle der vollkommenen Liebe, verharrte zwei Stunden in Preis, Dank und Anrufung Gottes, dem er Gute und Böſe, Freunde und Feinde, beſonders aber alle Kinder der katholiſchen Kirche empfahl. Wer ihn hörte, ward ergriffen; ſogar die Verfolger. Dann ſetzte man ihn auf einen Eſel und in der Frühe des Sabbats ward er gen Smyrna geführt. Der Friedensrichter Herodes mit ſeinem Vater Nicetas kamen ihm entgegen gefahren, nahmen ihn zu ſich in den Wagen und verſuchten ihre Überredungskünſte bei dem heiligen Greiſe. „Was iſt denn Böſes dabei," fragten ſie ihn, „wenn du ſagſt, Herr Kaiſer, und das tuſt, was dabei zu geſchehen pflegt, nämlich ein paar Weihrauchkörner ihm zum Opfer ſtreueſt und dadurch dein Leben retteſt?" Der Martyrer ſchwieg zu all ihrem Gerede. Als ſie aber endlich um eine Antwort in ihn drangen, ſprach er feurig und kurz: „Ich werde nichts von dem allen tun." Da ergrimmten ſie, überhäuften ihn mit Schmähungen und ſtießen ihn vom Wagen herab. Bei der großen Schnelligkeit, mit welcher dieſer dahin flog, verletzte ſich Polykarp im Fallen ſchwer am Schienbein, ſtand aber ſogleich gelaſſen auf und folgte nun zu Fuß mit heiterem Angeſicht den Soldaten, die ihn in das Amphitheater brachten. Obgleich dort ein betäubendes Getöſe herrſchte, ſo vernahmen doch alle gegenwärtigen Gläubigen in dem Augenblick, da der glorwürdige Greis den Kampfplatz betrat, eine Stimme vom Himmel, die da rief: „Polykarp, halte dich tapfer!“ — Der tobende Lärm nahm zu, als das aufgeregte, von Blut und Leidenſchaft berauſchte Volk hörte, Polykarp ſei gekommen. Der Prokonſul hieß ihn vortreten und forderte ihn in der hergebrachten Weiſe zur Verleugnung auf: „Schwöre bei dem Kaiſer, oder bei dem Genius des Kaiſers und ſeinem Glück! Schone dein Alter und ſprich: hinweg mit den Verächtern der Götter.“ Da überſah Polykarp mit tiefem Mitleid all das unzählige gottloſe, ungläubige verſammelte Volk, ſchaute empor zur Herrlichkeit des Himmels und ſeufzte aus innerſtem Herzen: „O Herr, nimm weg deine Verächter.“ — „Schwöre bei der Glücksgöttin des Kaiſers, verleugne Chriſtus und du biſt frei,“ ſprach der Prokonſul; aber Polykarp erwiderte: „Es ſind jetzt ſechsundachtzig Jahre, ſeit ich ihm diene, und nie hat er mir etwas zu Leide getan. Wie könnte ich meinen geliebten Herrn und König und Seligmacher verleugnen!“ Als der Prokonſul nicht darauf hörte, ſondern noch mehr in ihn drang, ſagte Polykarp: „Du tuſt, als wüßteſt du nicht, wer ich bin; ſo hör' es denn: ich bin ein Chriſt. Willſt du die chriſtliche Lehre kennen lernen, ſo ſage es und du ſollſt ſie hören.“ — „Rede jetzt vor dem ganzen Volk,“ ſprach der Prokonſul. — „Nein!“ erwiderte Polykarp; „dir als meiner Obrigkeit bin ich Rechenſchaft ſchuldig, ſo lehrt mich mein Glaube; doch nicht dieſem törichten Volk. Dem Richter habe ich in allen erlaubten Dingen zu gehorchen, aber der Volksmaſſe nicht.“ Nun drohte der Prokonſul mit den Löwen. „Laß ſie kommen!“ ſprach Polykarp; „mein Herz iſt auf alles gefaßt; denn je größer mein Leid, deſto größer mein Lohn.“ — „Du verachteſt die wilden Tiere,“ rief der Prokonſul zürnend, „wohlan, ſo laß ich dich ins Feuer werfen!“ — „Was tut mir dein Feuer, das eine Stunde brennt und dann erliſcht,“ ſprach Polykarp. „Ich fürchte nichts als die ewigen Qualen im ewigen Feuer. Alſo tue, was du tun willſt.“ Während er mit milder Stimme ſo redete, trat ein himmliſcher Glanz in ſein Antlitz und es verbreitete die Gnade eine ſolche Anmut über ſein ganzes Weſen, daß ſelbſt der Prokonſul erſchrak. Doch gebot er einem Herold, in die Mitte der Arena zu treten und dreimal zu rufen: „Polykarp hat bekannt, daß er ein Chriſt ſei.“ Jetzt brach die Wut des Volkes unbändig aus und wild ſchrien tauſend und tauſend Stimmen: „Er iſt der Meiſter in Aſien! er iſt der Vater der Chriſten! er iſt der hartnäckige Feind unſerer Götter und unſerer Tempel und hat viele zum Abfall von ihnen bewogen! Nun ſoll er ſeinen Lohn empfangen.“ Und dann ſchrien ſie nach den Löwen. Allein der Götzenprieſter, welcher der Vorſteher dieſer Spiele war, erklärte, das Jagdſpiel ſei vorüber. Da riefen ſie einſtimmig: „Polykarp ſoll lebendig verbrannt werden!“ Sein Traumgeſicht mußte ja in Erfüllung gehen! „Seht ihr, daß ich mein Leiden vorhergeſagt habe!“ ſprach er zu den Seinigen. Der Holzſtoß ward bald errichtet, denn das Volk half mit freudiger Wut den Henkern, drang in die benachbarten Badehäuſer und Werkſtätten, und ſchleppte Holz, hölzerne Gerätſchaften und Reiſig in Maſſe zuſammen. Als das Feuer brannte, legte Polykarp Gürtel und Oberkleid ab und löſte ſeine Sandalen, was er früher nie getan; denn wegen ſeines heiligen Wandels verehrten ihn die Gläubigen ſo ſehr, daß ſich alle glücklich prieſen, wenn ſie ihm einen kleinen Dienſt erzeigen konnten. So war denn alles bereitet, Opferaltar und Opferlamm. Man wollte ihm Ketten anlegen und dieſe an den Pfahl in der Mitte des Scheiterhaufens annageln, damit er, wenn die Todesangſt ihn drangſale, doch gewiß nicht entfliehe. Doch er bat: „Laßt mich ſo! Er, der mir den Willen gegeben hat, wird mir auch die Kraft verleihen, ohne eure Nägel unbeweglich im Feuer auszuharren.“ Man band ihm alſo nur die Hände auf dem Rücken zuſammen und friedlich, ein edles Opfer, betrat er den Holzſtoß, die Schwelle ſeines Leidens, als ob er zur Feier der heiligen Geheimniſſe zum Altare ginge. Mit zum Himmel erhobenen Blicken betete er laut: „Herr Gott, allmächtiger Vater Deines geliebten und gebenedeiten Sohnes Jeſu Chriſti, durch den wir die Erkenntnis Deiner empfingen! Gott der Engel und Erzengel und jeder Kreatur, und aller Gerechten, die vor Deinem Angeſichte wandeln! ich preiſe Dich, daß Du Dich gewürdiget haſt, mich zu dieſer Stunde unter die Zahl Deiner Martyrer in Gnaden aufzunehmen, damit ich Anteil gewinne am Kelche Chriſti und durch ihn an der Auferſtehung des Leibes und der Seele zum ewigen Leben, in der Unverweslichkeit des heiligen Geiſtes! Ich preiſe Dich, daß ich zur Vollendung meines Opfers zugelaſſen und die Krone Deiner Verheißungen empfangen werde; ich preiſe Dich für alles und benedeie Dich mit Deinem ewigen und himmliſchen Sohn Jeſus Chriſtus, mit dem und dem heiligen Geiſt Dir Ehre ſei jetzt und künftig und in ewige Zeiten. Amen.“ Hoch loderten die Flammen rings am Holzſtoß empor; aber ſiehe! gleich dem vollen Segel eines Schiffes wölbten ſie ſich um den heiligen Martyrer und ſtatt ihn zu verletzen, ſchienen ſie ihn beſchirmen zu wollen. Seine heiligen Glieder blieben unverſehrt und ſtrahlten in reinem Glanz wie Gold und Silber; und ein ſüßer Duft wie von Weihrauch und Myrrhen und köſtlichen Narden verſcheuchte den garſtigen Rauch des Feuers. Als das Volk gewahr wurde, daß er unangetaſtet von den Flammen blieb, hieß es den Henker mit einem Speer ihn durchbohren. Dies geſchah; und da ſtürzte ein ſolcher Strom von Blut aus der tiefen Wunde, daß das Feuer erloſch und die heilige Seele in den Himmel floh.

Wie die Juden ſich überall bei Verfolgung der Chriſten hervortaten, ſo geſchah es auch hier. Sie hatten am heftigſten gegen den heiligen Polykarp getobt, ſie hatten am eifrigſten ſeinen Holzſtoß aufgeſchichtet. Jetzt ſtifteten ſie den Nicetas an, vom Prokonſul zu verlangen, daß die ſterblichen Überreſte den Gläubigen nicht ausgeliefert würden, und zwar unter dem Vorwand, daß die Chriſten ſonſt die Verehrung Chriſti aufgeben und dieſe Reliquien anbeten würden. Die Unwiſſenheit der Juden hinſichtlich der Reliquien-Verehrung iſt weniger auffallend als ihr Eifer für die Verehrung des göttlichen Heilands. Es ſpricht ſich ihr Haß, ihr Groll und ein heimlicher Neid gegen die Chriſten in jeder Weiſe aus. Die Gemeinde in Smyrna, welche die ganze Leidensgeſchichte des heiligen Polykarp „der Kirche Gottes in Pontus und allen heiligen katholiſchen Kirchen aller Orten“ in einem langen Brief mitteilt, ſchreibt am Schluß:

„Die Juden wiſſen nicht, daß wir unſeren Chriſtus nie verlaſſen können, der ſo viel für unſere Sünden leiden und für das Heil aller, die auf dem ganzen Erdkreis ſelig werden, ſterben wollte. Ihn, den Sohn Gottes, beten wir an; die Martyrer aber lieben wir als Jünger und Nachahmer des Herrn wegen ihrer unvergleichlichen Ergebenheit gegen ihren König und Meiſter; und wir beten, daß wir ihre Genoſſen dereinſt werden mögen. Als der Hauptmann der Wache unſeren Streit mit den Juden bemerkte, ließ er den Leichnam mitten ins Feuer legen und verbrennen. Dann aber ſammelten wir die Gebeine aus der Aſche ſorgſam wie Edelſteine hervor und ſetzten ſie an einem ſicheren Orte bei, wo wir uns freudig verſammeln wollen, um des Martyrers Geburtstag zum ewigen Leben zu feiern, zum Andenken aller, die bereits den Kampf überſtanden haben und zur Ermunterung der künftigen Kämpfer.“

Mit elf Leidensgenoſſen aus Philadelphia litt und ſiegte der heilige Biſchof und Lehrer Polykarp am 26. Januar 167. Unter dieſen Zwölfen war kein Judas. Keiner fand es zu ſchwer, das zu leiden, was der Herr und Heiland für ihn gelitten hatte. Als Apoſtelſchüler und unmittelbarer Zeuge der apoſtoliſchen Überlieferung war Polykarp in der aſiatiſchen wie in der abendländiſchen Kirche ſo hoch geachtet, daß, wie ſchon bemerkt wurde, ſein Zeugnis einen kräftigen Damm gegen häretiſches Unweſen ſetzte. Mündlich und ſchriftlich bekämpfte er es. Von ſeinen Briefen iſt nur einer erhalten, an die Gemeinde zu Philippi. Darin lobt er ihr unwandelbares Feſthalten an dem von alters her ihnen *verkündigten Glauben*, wie auch ihren Eifer in guten Werken; und warnt ſie vor dem leeren Geſchwätz der Häretiker, indem er ſie ermahnt zu glauben an Gott, „welcher den für unſere Sünden geſtorbenen Herrn Jeſum Chriſtum wieder auferweckt und ihm Herrlichkeit und den Thron zu ſeiner Rechten verliehen hat, und auch uns auferwecken wird, wenn wir ſeinen Willen tun und lieben, was er geliebt, und meiden, was er gemieden hat." Ferner: „Jeder, welcher nicht bekennt, daß Jeſus Chriſtus im Fleiſch gekommen ſei, iſt Antichriſt; wer nicht bekennt das Zeugnis vom Kreuz, iſt vom Teufel; und wer die Worte des Herrn verdreht nach ſeinem Gutdünken und ſagt, es gebe keine Auferſtehung und kein Gericht, dieſer iſt der Erſtgeborene des Satans. Laſſen wir deshalb vom falſchen und hohlen Geſchwätz dieſer Leute uns nicht betören und kehren wir zurück zu der vom Anbeginn uns überlieferten Lehre." So große

Gefahr drohete von jeher der ewigen Wahrheit, daß ein beſtändiger Wächterruf gegen die Mächte der Finſternis die Gläubigen zur Wachſamkeit auffordern mußte! Den Prieſtern ſchreibt Polykarp vor: „Seid mitleidig und erbarmungsvoll gegen alle; bringt zurück die Verirrten; beſucht die Kranken; vernachläſſigt nicht Witwen und Waiſen und Arme; enthaltet euch des Zornes der Parteilichkeit und jedes ungerechten Urteils; Angebereien gegen einen Dritten ſchenkt nicht leicht Glauben; ſeid nicht zu ſtreng im Richteramt, wohl wiſſend, daß wir alle mit Sündenſchuld behaftet ſind. Haltet euch fern vom Geldgeiz und allem Böſen; wer ſich ſelbſt nicht beherrſchen kann, wie ſoll der anderen dies predigen? Ruft die Irrenden zurück mit Behutſamkeit und behandelt ſie nicht als Feinde, ſondern als kranke, leidende Glieder, damit euer aller Leib errettet und ſelig werde. Tut ihr dieſes, ſo erbaut ihr euch ſelbſt.“

Der heilige Juſtinus, der Martyrer.

In der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nahmen die minder verwerflichen Elemente im Heidentum einen gewiſſen Aufſchwung, ſei es als Reaktion des Polytheismus gegen das Chriſtentum, ſei es, daß die chriſtliche Glaubenskraft eine Art von Glaubensatmoſphäre verbreitete, deren Einfluß auch die Heiden empfanden. Dieſer Aufſchwung war dem Chriſtentum zugleich günſtig und ungünſtig. Zuerſt ungünſtig: denn in dem Maß, als die Verehrung der Götter wärmer und aufrichtiger wurde, ſtieg die Abneigung gegen dieſe neue Sekte, die man atheiſtiſch nannte, weil ſie ſich erdreiſtete, alle Götter, welche ſeit Jahrtauſenden von den verſchiedenſten Völkern und weiſeſten Männern geehrt wurden und deren Kultus, der vielleicht ſo alt wie die Völker ſelbſt war, ohne Ausnahme zu verachten. Kaiſer Marc Aurel war der Vertreter dieſer allgemeinen Ungunſt. Er ſah durch die Chriſten die Staatsreligion im höchſten Grade gefährdet; deshalb erließ er harte Verordnungen. Sie wurden nicht mehr, wie zu Trajans Zeit, auf eine beſtimmte Anklage hin vor Gericht gezogen, ſondern von Spähern überall aufgeſucht und dann gleich mit Martern befragt; auch all ihre Verſammlungen und gottesdienſtlichen Handlungen und Feſte, jede Ausübung ihrer heiligen Myſterien ward ihnen unterſagt. Als die feindlichen kaiſerlichen Geſinnungen allgemein in den Provinzen bekannt waren, hielten die Statthalter es für ihre Pflicht, auf dieſelben in ihrem ganzen Umfang einzugehen und nahmen die ſchärfſten Maßregeln gegen die Chriſten. Dabei hatten ſie alle diejenigen auf ihrer Seite, welche aus Überzeugung oder aus eigennützigen und ſelbſtſüchtigen Gründen den Kultus der alten Götter aufrecht gehalten wiſſen wollten; und überdies die rohe Maſſe im Volk, den Pöbel, der vermöge ſeiner Brutalität ſtets große Neigung zur Tyrannei und große Freude hat, wenn er ſie einmal ohne Scheu üben kann.

Aber dieſer Aufſchwung im Heidentum war dem Chriſtentum auch ſehr günſtig. Denn gerade weil das Verlangen nach etwas Höherem in dem ſtürzt durch Hochmuth, ſie ſtirbt am Haß. Wir dürfen deren vergiftete Waffen nicht mit gleichen Waffen bekämpfen; ſie würden uns ſchaden und dem Gegner nicht nützen. Auch haben wir keine — denn, wenn wir ſie brauchen wollten, ſo würden ſie unſere Seelen zuerſt verletzen. Aber es iſt namenlos traurig zu ſehen, wie die Welt dahinſtirbt aus Mangel an Liebe! Deshalb muß ſie ſich zeigen, überall, in Wort und That, muß voran in die ſchauerliche Schlacht, die jetzt gekämpft wird; muß im demüthigen Herzen aufnehmen alle Lanzen und Schwerter, Pfeile und Dornen, die wider ſie geſchleudert werden; muß ihr Herzblut verſtrömen als himmliſcher Pelikan, der die Seinen, die von der Schlange Verwundeten, mit ſeinem gifttödtenden Blut überrieſelt und in ewigen Schmerzen lebt, um das ewige Leben zu geben.

In dieſem Kampf, o meine ſüßeſte Mutter Maria, wird der Sieg auf der Seite ſein, wo die meiſte Liebe iſt. Vertauſendfache ſie alſo in unſern Seelen, o Du Königin der Liebe, und bitte für uns um Liebe — zu unſerm himmliſchen Vater, zu unſerm göttlichen Erlöſer, zu allen Seelen, allen ohne Ausnahme: zu Freund und Feind, zu Heiligen und Sündern. O bitte für uns, unabläſſig, unermüdlich! es iſt ja für die Sache Deines göttlichen Sohnes! es iſt die Schlacht zwiſchen Israel und Amalec. Damals ſtand Moyſes auf einem Berge, wo er das Schlachtfeld überſchaute, und hob die Hände heidniſchen Geiſt ſich regte, weil er ſich mit Ekel abwendete von dem ſtupiden und brutalen Materialismus, weil er für ideale Bedürfniſſe eine Befriedigung und einen Gegenſtand ſuchte: konnte es nicht fehlen, daß gar viele das Ungenügende, Unzuſammenhängende, Widerſprechende in den Myſterien des Götterdienſtes ſowohl, als der philoſophiſchen Syſteme bitter empfanden und in ihrer Sehnſucht nach Wahrheit, nach einer Lehre, welche Zweifel löſte und nicht in Zweifel ſtürzte, ſich auch an das Chriſtentum wendeten, deſſen Bekenner und Martyrer und Wunder ſie täglich vor Augen hatten und dort eine genügende Antwort auf alle Fragen ihrer Seele fanden. Unter dem Landvolk, den Sklaven, den Handwerkern, wo Armut, Niedrigkeit der Verhältniſſe, ſchlichte Tätigkeit vor Sittenverderbnis behütet und geſunden Sinn und richtiges Gefühl bewahrt hatten; bei edlen Naturen der höheren Stände, welche ſich von den Laſtern der Zeit mit tiefem Abſcheu wegwendeten; bei Männern von großen Geiſtesgaben, welche in die Tiefen aller Lehren des menſchlichen Geiſtes forſchend hinabſtiegen, um ihren eigenen Konzeptionen ein unwandelbares Fundament zu geben; bei den Unzähligen, welche im Labyrinth der Leidenſchaften verirrt, nach dem rettenden Faden ſuchten, der ſie in die Freiheit führe; und bei denen, welche mit traurigem Herzen und mit nicht zu betäubender Unruhe des Gewiſſens ihrer Verirrungen gedachten und ſich nach Erlöſung und Verſöhnung ſehnten: bei allen dieſen fanden die beſeligenden Lehren des Chriſtentums Eingang. Ohne Kämpfe nach innen oder außen ging es für keinen, ohne Gefahr für die wenigſten ab; denn weder Dunkelheit noch Glanz der Verhältniſſe ſchützte den Chriſten vor Verfolgung. Aber weil er wußte, was ihm bevorſtand, ſo ſchöpfte er Mut an der heiligen Quelle jeder edlen Kraft, und durch den erhabenſten Ausdruck dieſer Kraft, das Martertum, wirkte er über ſeinen Tod hinaus noch beſiegend in das Heidentum hinein.

Auf dieſe Weiſe wurde ein großer Held des Glaubens gewonnen, der die geiſtigen Kämpfe, welche er gegen das Heidentum beſtand, mit ſeinem Blut beſiegelte und der endlich ein Martyrer der göttlichen Wahrheit wurde, nachdem er ſie ſo lange und ſo feurig verteidigt, geprieſen und gelehrt hatte.

Im Anfang des zweiten Jahrhunderts ward Juſtinus in Paläſtina geboren, zu Sichem, der alten Hauptſtadt der Samariter, welche aber damals Neapolis Flavia, d. h. die neue Stadt Flavia (jetzt Naplus) genannt wurde, weil die Kaiſer des Flaviſchen Geſchlechtes ſie durch eine griechiſche Kolonie erneuert hatten. Zu dieſen Griechen gehörte die Familie Juſtinus. Sein Vater hieß Priscus und war dem Götzendienſt zugetan. In dem Jüngling regte ſich früh ein lebhaftes Verlangen, zur Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge und zur Erkenntnis Gottes zu kommen. Deshalb ergab er ſich mit Leidenſchaft den philoſophiſchen Studien, von denen er Belehrung und Erleuchtung erwartete. Zuerſt geriet er in die Schule eines Stoikers und blieb ſo lange darin, bis er einſah, daß er von Gott und von göttlichen Dingen nicht nur nichts lernte, ſondern auch nichts lernen konnte, weil ſein Lehrer ſelbſt von dieſer

Wiſſenſchaft ſo gar nichts wußte, daß er ſie für höchſt überflüſſig erachtete. Juſtinus verließ den Stoiker und wendete ſich an einen Peripatetiker, der ſich für ungemein ſcharfſinnig hielt. Einige Tage unterhielten ſie ſich; dann erſuchte der Lehrer den Schüler, ihm eine beſtimmte Bezahlung ſeiner Lektionen zuzuſichern, „damit", wie er ſagte, „unſer Umgang nicht fruchtlos für uns ſei." Die Ernte ſolcher Früchte ſchien dem Jüngling nicht geziemend für einen Lehrer und einen Schüler der Weltweisheit; deshalb wendete er ſich von dieſem Anhänger des Ariſtoteles zu einem Anhänger des Pythagoras, der ebenfalls in großem Ruf ſtand, und bat ihn, ſein Lehrer zu werden. „Haſt du denn die Sternkunde ſtudiert? die Muſik? die Geometrie?" fragte dieſer mit Geringſchätzung. „Wie willſt du etwas von den überſinnlichen Dingen verſtehen und erſchauen, wenn du dich nicht mit dem Studium ſolcher Wiſſenſchaften beſchäftigt haſt, welche deinen Geiſt vom Sinnlichen ablöſen und ihn befähigen, das Gute an ſich, das Schöne an ſich zu betrachten!" Juſtin bekannte, daß er von Geometrie, Muſik und Aſtronomie nichts verſtehe, und ward von dem pythagoräiſchen Philoſophen, der ſie für unerläßlich hielt, ohne weiteres entlaſſen. Juſtin grämte ſich ſehr, daß man ſo große Kenntniſſe haben müſſe, bevor man etwas von Gott hören und verſtehen könne, und daß man nur auf ſolchen Umwegen zur Wahrheit gelange. Zum Glück war damals ein berühmter Platoniker nach Sichem gekommen, ein kluger, hochgeachteter Mann, welcher den Jüngling freundlich aufnahm und ſich mit ihm in Geſpräche einließ. „Mir ſchien, als mache ich täglich neue

Fortſchritte bei ihm," erzählte Juſtinus; „ich war hingeriſſen von der Betrachtung des Überſinnlichen und wie auf Flügeln zum Anſchauen der Ideen erhoben; ich wähnte in der kurzen Zeit ſchon zum Beſitz der vollen Weisheit gelangt zu ſein, kraft welcher ich nächſtens das beſeligende Schauen Gottes genießen würde." Sehr beglückt durch die Hoffnung, ſo ſchnell zum Ziel der platoniſchen Philoſophie zu gelangen, beſchloß er, ſich von den Menſchen zurückzuziehen und ſich in der Einſamkeit ungeſtört ſeinen erhabenen Meditationen auf eine Zeitlang hinzugeben. Er verließ Sichem und ſuchte einen abgeſchiedenen Ort am Ufer des Meeres auf. Aber zu ſeiner Verwunderung fand er in dieſer Einſamkeit einen Greis, deſſen mildes, ernſtes Antlitz ihm angenehm auffiel und mit dem er ſich in ein Geſpräch einließ, das bald eine ernſte Wendung nahm. „Ich ſehe, daß dir Worte über Taten gehen," ſprach der Greis lächelnd, nachdem ihm Juſtin ſein Streben dargelegt hatte; „und daß du nicht ſowohl die Wahrheit und ihre praktiſche Nachfolge, als vielmehr das Wiſſen derſelben ſuchſt." Und nun zeigte er ihm, daß weder Pythagoras, noch Ariſtoteles, noch Plato über das Weſen Gottes und die Natur des Menſchen zur lautern Wahrheit gelangt wären. Juſtin fragte, an welche Lehrer er ſich denn eigentlich zu wenden habe, um ſein Verlangen zu befriedigen? Da ſprach der Greis: „Schon in uralten Zeiten gab es gerechte, gottgeliebte Männer, welche, vom Geiſt Gottes erfüllt, die Wahrheit erkannt und verkündigt haben. Man nennt ſie Propheten. Ihre Schriften ſind nicht ſowohl eine Beweisführung der Wahrheit, ſondern ſind vielmehr das Wort der Wahrheit ſelbſt; denn alles, was ſie vorhergeſagt haben, erfüllt ſich jetzt vor unſeren Augen. Sie verkündeten einen Gott, den Schöpfer und Vater des Alls, und ſeinen eingeborenen Sohn Jeſus Chriſtus, und taten zu deſſen Verherrlichung Zeichen und Wunder, aber nicht zu ihrer eigenen Ehre, wie die falſchen Propheten. Und ebenſo demütig, wie ſie dieſe Wunder wirkten, verkündigten ſie mit furchtloſem Starkmut, ohne Rückſicht auf Leib und Leben und Wohlfahrt, den Glauben, den der heilige Geiſt ihnen offenbart hatte, an den zukünftigen Erlöſer. Lieſt man ſie mit lauterem Verlangen nach Erkenntnis Gottes, ſo tragen ſie mächtig dazu bei, den Grund zu legen und das Ende zu zeigen des Weges, auf welchem der Menſch Gott ſuchen muß und finden wird. Aber bete, damit die Pforten des Lichtes ſich vor dir öffnen, denn niemand faßt und ſchauet dieſe Dinge, wenn nicht Gott ſelbſt ihm das Verſtändnis gibt.“ Die Unterredung dauerte ſehr lange und endete damit, daß ſich Juſtin von heißer Liebe zu den Propheten und zu den Freunden Jeſu Chriſti entflammt fühlte. Dann verließ ihn der Greis, und nie ſah er dieſen ehrwürdigen Lehrmeiſter der echten Weltweisheit wieder; aber er befolgte die Ratſchläge, welche dieſer Bote Gottes, vielleicht ſein eigener Schutzengel, ihm gegeben hatte. Er ſtudierte mit Eifer die Schriften der Propheten, er ſuchte die Lehren des chriſtlichen Glaubens kennen zu lernen, er war einfach und aufrichtig im Verlangen nach dem Heil ſeiner Seele, und ſo begehrte und empfing er die Taufe. Ein Hauptgrund, der ihn dazu beſtimmte, war der reine, fromme Wandel der Chriſten und die Freudigkeit, mit der ſie das Martertum litten. „Denn nimmermehr iſt es zu glauben," ſchreibt er, „daß Menſchen, die in Laſter und Sinnlichkeit verſunken und von ſolcher Roheit ſein ſollen, um bei ihrem Kultus Menſchenfleiſch zu verzehren, daß dieſe ihre brutalen Genüſſe verlaſſen werden, um freiwillig in Leid, Marter und Tod zu gehen." Die Martyrer bewieſen ihm durch die Tat die übernatürliche Kraft und die hohe ſittliche Reinheit des Chriſtentums. Von nun an betrachtete er es als ſeine Aufgabe, mit Juden und Heiden zu disputieren, ihre Zweifel und Einwürfe zu widerlegen, ihre Unwiſſenheit zu belehren und ſie auf den Weg des Heils zu führen. So erzählt er ſelbſt ſeine Bekehrungsgeſchichte. Sie trug ſich zu in den letzten Jahren des Kaiſers Hadrian, zwiſchen 132—136. Er gab ſich ganz einerſeits dem Studium der heiligen Schriften, anderſeits allen Übungen der chriſtlichen Frömmigkeit hin. Er führte ein ganz ascetiſches Leben, wie es ſchon vor der Einſetzung der Klöſter bei den Chriſten im Gebrauch war, ſo daß manche von ihnen die Hauptbedingungen desſelben zum Teil erfüllten, ihr Vermögen den Armen gaben oder in Gütergemeinſchaft, dazu in ſtrenger Keuſchheit und in gänzlicher Entfernung von allen weltlichen Angelegenheiten lebten. Dieſe Abtötung und Entſagung gab ſeinem auf himmliſche und ewige Dinge gerichteten und durch nichts Irdiſches zerriſſenen Geiſt eine außerordentliche Kraft. Er wurde ein auserwähltes Gefäß der Gnaden für die Kirche Chriſti: er erbaute ſie durch ſein Beiſpiel, unterrichtete ſie durch ſeine Bücher, verteidigte ſie mit Wort und Schrift, bereicherte ſie mit ſeinem Blut, verherrlichte ſie durch ein glorreiches Martertum; ein ewig leuchtendes Vorbild für alle, welche außerhalb der Kirche nach Wahrheit dürſten, aber die Mühe des Suchens aus ſtumpfer oder leichtſinniger Gleichgültigkeit ſcheuen; obgleich zu allen der Sohn Gottes ſprach: „Suchet und ihr werdet finden“ — das Himmelreich.

Für die Wirkſamkeit des heiligen Weiſen gab es keinen beſſeren Schauplatz als Rom, der Hauptſitz des Polytheismus. Gegen denſelben verfaßte er eine Schrift unter dem Titel: „Ermahnung an die Griechen“, unter welchen er alle Heiden verſteht, und entwickelt darin zuerſt die Notwendigkeit, die wahre Religion zu ſuchen, und dann den Weg, auf dem ſie gefunden wird. Es war die erſte derartige Schrift, in der die Berechtigung eines Übertritts zum Chriſtentum und zugleich die Aufforderung ausgeſprochen ward, die unvollkommene und widerſpruchsvolle heidniſche Religion und Philoſophie für die offenbarte chriſtliche Wahrheit zu verlaſſen. In dieſer gärungsvollen Zeit zog ſich der chriſtliche Glaube wie eine zarte reine Goldader durch chaotiſche Maſſen von Erz und Schlacken und Geſtein, welche die philoſophiſchen Syſteme und der Polytheismus der Heiden einerſeits, und die häretiſchen Sekten anderſeits auftürmten. Der Polytheismus hatte ſich gebildet aus dem ſündhaften Abfall von jener uralten Offenbarung, die Gott dem Moſes und den Patriarchen übergeben hatte; darum war das Licht des ewigen Wortes untergegangen in der Finſternis greuelvoller Laſter, Torheit und Verirrung. Die Philoſophen glaubten ſich zu den göttlichen Geheimniſſen durch ihre unerleuchtete Vernunft erheben zu können, und erfanden Syſteme über Syſteme, die lückenhaft, zerriſſen, abſurd, ſogar in ihrem höchſten Aufſchwung ohne innere Übereinſtimmung und voll tauſend Widerſprüche mit ſich ſelbſt und wider einander, die außerordentliche Unvollkommenheit des Menſchengeiſtes, wenn abgelöſt von der Offenbarung und herausgetreten aus der Sphäre des übernatürlichen Glaubens, bewieſen. Auf demſelben Standpunkt befand ſich die Häreſie, mit einer inneren Verwandtſchaft und Neigung zum Polytheismus und zu immer neuer Erfindung von philoſophiſchen Syſtemen, die den Menſchen durch ſpekulative Philoſophie weiter führen ſollten, als durch die geoffenbarte Religion. Die Häreſie erneuerte im Chriſtentum alle Verkehrtheit, Verdunkelung und Verwirrung der Seelen, alle Übertreibung, Hohlheit und phantaſtiſche Ausgeburt des Geiſtes, alle Abſchweifung aus dem geſunden, kernhaften, erhabenen Leben der Gnade in ein kränkliches, überreiztes, geſchraubtes Leben des Wahnes, welche Vielgötterei und Philoſophien im Heidentum erzeugten. Denn die Häreſie war auch ſündhaft abgefallen von der alten Offenbarung und wähnte auch mit ihrem unerleuchteten Verſtande die Geheimniſſe Gottes ergründen und beſſer ſie erklären und lehren zu können, als Chriſtus ſelbſt und die, welche durch ihn und den heiligen Geiſt belehrt, erleuchtet und dazu ausgerüſtet waren: als die Apoſtel und deren Nachfolger. Aus der ſchönen, harmoniſchen, lichtvollen Glaubenslehre der Offenbarung riß die Häreſie willkürlich eine oder einige Wahrheiten heraus.

die ſie zum Feldgeſchrei machte, um ſich einen Anſtrich von Chriſtlichkeit zu bewahren, und um Schwachgläubige, Vorwitzige, Leichtſinnige und Neuerungsſüchtige deſto leichter zu betören. Aber eine aus dem Zuſammenhang und aus der organiſchen Einheit der Lehre geriſſene Wahrheit kann durch falſche Anwendung und Deutung zu einer groben Unwahrheit werden, und wird es ſchon dadurch, daß ſie vereinzelt iſt. Um dies zu verhüllen, bot die Häreſie Scharfſinn, Spitzfindigkeit, Erfindungsgabe, Phantaſie, auch Leidenſchaften und niedere Kräfte auf und ſchmiedete daraus ein Syſtem über das andere, dem jeder Häreſiarch den Stempel ſeines Namens aufdrückte und es dadurch wider ſeinen Willen als etwas Totgebornes bezeichnete, zum Gegenſatz des einen, ewiglebendigen katholiſchen Glaubens, der nie einen anderen Namen gehabt hat, als der chriſtliche.

Dieſen hatte Juſtin in Rom zu verteidigen gegen drei Häreſiarchen, Valentin aus Egypten, Cerdo aus Syrien, Marcion aus Pontus, welche ſich um dieſelbe Zeit dort einfanden; denn das heidniſche Rom war das Bild Babylons, der Großen, welche alle Elemente anzog und aufnahm, die dem Belial huldigten und dienten; während das chriſtliche Rom, ein Bild Jeruſalems, der Friedensſtadt, das Zelt war, worin nach göttlicher Fügung der Apoſtelfürſt ſeinen unerſchütterlichen Sitz als Stellvertreter des ewigen Königs aufgeſchlagen hatte, und der Mittelpunkt für diejenigen wurde, welche dem Sohn Gottes huldigten und dienten. Die dreifache böſe Luſt: Ehrgeiz, Sinnlichkeit, Hochmut, hatte den Abfall der drei Häreſiarchen hervorgerufen;

ſie ſuchten nun in Rom eine Ausſöhnung, welche die Kirche nicht unbedingt geben, ſondern nur dem Reuigen vermitteln kann. Zur Reue gehört vor allem Demut, die auf Selbſterkenntnis beruht. Sie aber bekehrten ſich nicht, ſondern verbreiteten weit umher und bis in ſpätere Jahrhunderte ihre Irrlehren; Valentin eine künſtliche, phantaſtiſche, nebulöſe Äonenlehre; Cerdo den Dualismus eines guten und eines böſen Gottes; Marcion die Lehre von *drei* ewigen, *un*abhängigen Prinzipien: der gute Gott, der vollkommen gut iſt, der Weltſchöpfer Demiurgos, der nicht ganz gut, nicht ganz böſe iſt, und die Materie, die ganz böſe und Quelle des Böſen iſt und den Satan als ihr tätiges Werkzeug hervorbrachte. Der gute Gott nahm die Scheingeſtalt eines Menſchen an, um die Welt von der Herrſchaft des Demiurg zu erlöſen, und ſo erſchien eines Tages Chriſtus als Lehrer in der Synagoge. Echt ketzeriſch wollte ſich Marcion auf die heiligen Schriften berufen können; deshalb verfuhr er mit ihnen nach maßloſer Willkür. Was ſich ſeiner Anſicht nicht fügte, verwarf er und ſo bildete er einen Kanon des Neuen Teſtamentes, in welchem nichts enthalten war, als das Evangelium des Lukas verſtümmelt, verändert und erſt mit dem dritten Kapitel beginnend; und zehn Briefe des Paulus, die er gleichfalls ſeiner Lehre angepaßt hatte. Wenn die Kirche nicht die heilige Überlieferung der Erblehre (Tradition) beſeſſen und durch ſie die Reinheit des Glaubens und die Echtheit der Hl. Schrift aufrecht gehalten und gerettet hätte, ſo würden die häretiſchen Sekten mit ihrem Berufen auf die Hl. Schrift das Chriſtentum ſchon in ſeiner Wiege erſtickt haben.

vom Morgen bis zum Abend im Gebet zu Gott empor. Ließ er ſie einmal aus Ermüdung ſinken, ſo ſiegte Amalec; erhob er ſie wieder — ſiegte Israel. Wir ſind glücklicher als das Volk Israel, obwohl für uns auf keinem Berge der Welt ein Moyſes ſteht; — denn über den dumpfen Thälern und Höhen der Erde, auf Deinem Thron von Engeln getragen, vom Urlicht umſtrahlt, da hebſt Du Deine milden Hände bittend für uns auf, damit Israel ſiege und nicht Amalec. O unſre Lauheit, unſre Schlaffheit, unſre Herzloſigkeit verdienen nicht Deine Fürbitte und lähmen ihre Wirkung! Aber blick' hinweg von uns Armſeligen auf die großen Diener Gottes in der triumphirenden Kirche und bedenke, daß ſie durch Deine Fürbitte das geworden ſind, was ſie jetzt ſind: Sieger, die in der ſtreitenden Kirche „den guten Kampf gekämpft und den Glauben bewahrt" haben; — und daß, mit der Gnade Gottes, Aehnliches an jeder erlöſten Seele geſchehen kann.

Heiliger Bernardus, Du frommer und großer Verehrer der allerſeligſten Jungfrau, bitte für mich:

O Mater Dei, memento mei!

Mainz, St. Bernardstag, 20. Auguſt,
in der Octav von Mariä Himmelfahrt 1852.

Gegen ſolche Feinde war Juſtinus eine Schildwache auf dem Wartturm der Stadt Gottes, ein treuer Warner gegen Verräter innerhalb ihrer Mauern; zugleich aber auch ein mutiger Verteidiger gegen äußere Angriffe, die in reichlichem Maß durch Verleumdung und Beſchuldigung aller Art gegen das Chriſtentum ſich erhoben. Juſtins Schrift gegen die Ketzerei iſt nicht auf die Nachwelt gekommen, wohl aber ſeine beiden Apologien (Schutzſchriften) des Chriſtentums. Er überreichte die erſte um das Jahr 150 dem Kaiſer Antoninus Pius; die zweite ungefähr fünfzehn Jahre ſpäter und kurz vor ſeinem Tode dem Marc Aurel. Schon zwanzig Jahre früher erſchienen unter Kaiſer Hadrian mehrere Schutzſchriften des Chriſtentums, die aber ſämtlich verloren gegangen ſind, ſo daß Juſtin als der älteſte uns bekannt gewordene Apologet auftritt. Er widmet die Schrift dem Kaiſer, ſeinen Söhnen, dem Senat und dem römiſchen Volk; er nennt ſich und ſeine Herkunft unverzagt; er ſpricht zugunſten von Menſchen aller Stände, die ungerechter Weiſe gehaßt und verfolgt werden und begehrt für ſie ein geſetzliches Gericht, ſtatt einer willkürlichen Verdammung. „Man wird mir vielleicht den Einwand machen,“ ſagt er, „daß es ſtrafbare Chriſten gibt. Das kann ſein; denn der Name Chriſt iſt einer großen Menge von Menſchen gemein, die nicht alle übereinſtimmend denken und handeln. Darum richte man ſie, aber nicht nach ihrem Namen, ſondern nach ihren Handlungen. Sind ſie ſchuldig, ſo ſtrafe man ſie, jedoch als Übeltäter und nicht als Chriſten. Sind ſie unſchuldig, ſo ſpreche man ſie frei als Chriſten.“ Er verteidigte ſeine Glaubensbrüder gegen den Vorwurf der Gottesleugnung und der Unſittlichkeit, und erwähnt die hauptſächlichſten Glaubenslehren und die Reinheit der Sittenlehre Jeſu, deren Erhabenheit und deren Befolgung von ſeiten der Chriſten die Göttlichkeit des Lehrmeiſters beweiſe, da es nicht möglich ſei, ohne eine übernatürliche Gnadenkraft dem Gebot: „Laß dich nicht gelüſten ꝛc." nachzukommen und ſich bis ins Innerſte des Herzens hinein von den Gelüſten der Habſucht, des Neides, des Ehrgeizes, des Zornes ꝛc. frei zu halten. Obwohl die Chriſten ſonſt nicht von den heiligen Geheimniſſen ihres Glaubens und am wenigſten von den Sakramenten zu den Heiden ſprechen durften, erwähnt Juſtinus doch der Taufe und der Euchariſtie, weil ſich an deren Entſtellung die greulichſten Verleumdungen knüpften, und ſagt über letztere, nachdem er kurz das heilige Opfer mit Vorleſung, Gebet, Aufopferung, Segnung (Konſekration) und Kommunion beſchrieben hat: „Wir nennen dieſe Nahrung Euchariſtie und niemand darf an ihr teilnehmen, als Der, welcher an die Wahrheit unſerer Lehre glaubt, im Bad der Wiedergeburt die Vergebung der Sünden erhalten hat und ſo lebt, wie Chriſtus es lehrt; denn wir empfangen ſie nicht als gemeines Brot und als gemeinen Trank, ſondern: ſo wie durch das Wort Gottes unſer Heiland Jeſus Chriſtus Fleiſch geworden iſt, und ſowohl Fleiſch als auch Blut zu unſerem Heil gehabt hat: ſo ſind wir auch belehrt, daß die kraft des mit ſeinem Worte geſprochenen Gebetes geſegnete (konſekrierte) Nahrung wodurch unſer Blut und unſer Fleiſch gemäß der Umwandlung genährt wird, das Fleiſch und das Blut dieſes Fleiſch gewordenen Jeſus ſei. Denn die Apoſtel haben in den von ihnen verfaßten Denkwürdigkeiten, Evangelien genannt, überliefert: Jeſus habe ihnen aufgetragen, „dieſes tut zu meinem Andenken,“ indem er Brot nahm, dankte und ſprach: Dies iſt mein Leib; und ebenſo den Kelch nahm, dankte und ſprach: Dies iſt mein Blut; und nur ihnen allein mitgeteilt.“ Er ſchließt mit den Worten: „Findet ihr nun dieſe Dinge der Vernunft und Wahrheit gemäß, ſo achtet ſie; erſcheinen ſie euch als leeres Geſchwätz, ſo verachtet ſie, wenn ihr wollt! Sprechet aber nicht das Todesurteil über Menſchen aus, die nichts verſchuldet haben, denn dem Gericht Gottes werdet ihr dereinſt nicht entrinnen, wenn ihr bei eurer Ungerechtigkeit beharrt; das ſagen wir euch vorher. Wir aber rufen: Was Gott will, das geſchehe mit uns.“

Vielleicht iſt der Erfolg dieſer Apologie eine kurze Zeit der Ruhe geweſen. Wenigſtens war es dem heil. Polykarp möglich, ungeſtört von Smyrna nach Rom, und dem Juſtinus, von Rom nach Kleinaſien zu reiſen. In Ephesus lernte Juſtin einen Juden Namens Tryphon kennen, deſſen Anhänglichkeit an die jüdiſche Synagoge und deſſen Vorliebe für philoſophiſche Syſteme ihn veranlaßte, die Unterhaltung, welche er mit demſelben gehabt hatte, in einer Schrift „Geſpräch mit Tryphon“ niederzulegen, worin er die Überlegenheit der chriſtlichen Religion über das Moſaiſche Geſetz, die Gottheit Chriſti, ſeine Menſchwerdung, ſeinen Tod, die Gründung der chriſtlichen Kirche und ihre Miſſion darlegte. Die Inkarnation bildet bei Juſtinus den Mittelpunkt, um den ſich das ganze Chriſtentum anſammelt. Er drückt die Beziehung, in welcher Chriſtus zu den Gläubigen ſteht, dadurch aus, daß er ſagt, wie Jakob das Volk Israel dem Fleiſche nach, ſo habe Chriſtus die Chriſten dem Geiſte nach in Gott geboren; weshalb ſie, wegen dieſer Abſtammung von ihm, Söhne Gottes heißen. Ganz ähnlich werde auch im vierundvierzigſten Pſalm die Geſamtheit aller an ihn Gläubigen „Tochter" genannt, da ſie ſämtlich gleichſam eine Seele bilden, eine Synagoge, eine Kirche ſind, welche auf ſeinen Namen gegründet und ſeines Namens teilhaftig iſt. Daher wahrt ſich Juſtin mit aller Kraft gegen jede Zuſammenſtellung mit Häretikern, die, wie er ſagt, „gleich den Heiden auf Menſchenwerke ihre Namen ſchreiben, z. B. Marcioniten, Baſilidianer, Valentinianer ꝛc.," übrigens aber nur eine Verzerrung des Chriſtentums ſeien. Die wahren Chriſten ſtänden mit den Häretikern nicht in der mindeſten Gemeinſchaft, deshalb dürften die Gottesläſterungen derſelben ihnen nicht aufgebürdet werden. Inzwiſchen ſtarb der Kaiſer Antoninus Pius, und unter Kaiſer Marc Aurel, dem Philoſophen, bekamen die heidniſchen Philoſophen, denen er ſehr zugetan war, mehr Einfluß, was ſich ſogleich nachteilig für die Chriſten äußerte.

Ein Ehepaar in Rom hatte ſich einem höchſt laſterhaften Leben hingegeben, bis die Frau zugleich dem heidniſchen Wahnglauben und der heidniſchen Sittenloſigkeit entſagte, und ſich bemühte, auch ihren Mann vom Wege des Verderbens abzuziehen. Sie konnte aber weder ſeinen verfinſterten Verſtand erleuchten, noch ſeinen verderbten Willen lenken, konnte ſich aber kaum der Teilnahme an ſeinen Freveln erwehren und beſchloß daher, von dem Geſetz Gebrauch zu machen, das die Scheidung geſtattete. Allein ihre Verwandten hielten ſie davon ab, indem ſie ihr vorſtellten, daß ſeine Bekehrung doch noch möglich ſei. Bald darauf mußte er eine Reiſe nach Alexandrien machen und von dort empfing die Frau Kunde, daß er tief und immer tiefer in Laſter verſinke und ſchlimmer werde ſtatt beſſer. Da verließ ſie ſein Haus und zeigte ihm dieſen Schritt und deſſen Urſache an. Der Mann ergrimmte heftig und hatte bei ſeiner Rückkehr nach Rom nichts Eiligeres zu tun, als ſeine Frau als Chriſtin anzugeben. Sie erließ ein Geſuch an den Kaiſer mit der Bitte um Friſt zur Ordnung ihrer Angelegenheiten, die ihr bewilligt ward. Da ergrimmte ihr Mann noch mehr und ließ ſeinen Groll an demjenigen aus, der ſeine Frau für das Chriſtentum gewonnen hatte und Ptolomäus hieß, indem er einen Centurio, ſeinen Freund, dahin brachte, dieſen frommen Mann zu ergreifen und ihn zu fragen, ob er Chriſt ſei. Ptolomäus bekannte freudig ſeinen Glauben und der Centurio ließ ihn ohne Umſtände ins Gefängnis werfen und ſchmählich behandeln. Nach geraumer Zeit wurde Ptolomäus vor Urbicius, den Präfekten von Rom, geſtellt und wieder um gar nichts befragt, als um das eine: ob er Chriſt ſei? was Ptolomäus ſogleich bekannte und nun auch ſogleich zum Tode verdammt wurde. Da ſprach Lucius, einer der Anweſenden, vorwurfsvoll zum Präfekten: „Wie kannſt du einen Menſchen verurteilen, der kein Verbrechen begangen hat! Glaube mir, Urbicius, dies Urteil entſpricht nicht der Geſinnung des frommen und weiſen Kaiſers und des heiligen Senates." — „Wer biſt du?" fragte der Präfekt unwillig; „etwa auch ein Chriſt?" — „Auch ein Chriſt," entgegnete Lucius ruhig. Und ſogleich ward über ihn ebenfalls das Todesurteil verhängt. Als man ihn fortführte, ſagte Lucius: „Ich bin dir zu großem Dank verpflichtet; denn nicht nur werde ich befreit von der Gewalttat ungerechter Herrſcher, ſondern hinübergeſandt zu Gott, dieſem väterlich guten und gnadenvollen König des Himmels." So wurden Ptolomäus, Lucius und noch ein dritter Chriſt wegen ihres Glaubens um das Jahr 166 enthauptet.

Von dieſer Begebenheit nahm Juſtinus Veranlaſſung zu einer zweiten Apologie voll Wärme, Wahrheit und Kraft, in welcher er ahnungsvoll ſagte, er erwarte durch Nachſtellungen der Feinde des Chriſtentums, vielleicht des Philoſophen Crescenz, bald zur Marter zu gelangen, und er ſei bereit, alsdann mit ſeinem Blut, ſo wie jetzt mit ſeinem Wort, die Unſchuld der Chriſten und die Reinheit und Erhabenheit ihres Glaubens zu bezeugen. Und dieſe Erwartung ging ſehr bald in Erfüllung. Dieſer Crescenz gehörte der zyniſchen Schule an. (Zyniſch heißt hündiſch, und die Meiſter dieſer Schule lehrten ihre Jünger, ſich über jede Art des Anſtandes, auch des natürlichen, hinwegzuſetzen und ſchamlos zu ſein.) Juſtinus hatte dieſen Crescenz in Gegenwart vieler Perſonen mehrmals ſo gründlich widerlegt, daß derſelbe verſtummen mußte. Auch pflegte Juſtin Philoſophen von ſolchem Schlage Betrüger und Schlemmer zu nennen. Weil dieſe Bezeichnung vortrefflich auf den Crescenz paßte, ſo konnte der zyniſche Philoſoph dieſe verſchiedenen Kränkungen dem chriſtlichen Weiſen nicht verzeihen, mochte auch überhaupt die Chriſten haſſen, deren unſträflicher Wandel eine ſtille kräftige Rüge ſeiner Laſter war, und teilte das Gift ſeines Herzens dem Präfekten Ruſticus mit, der ein Lehrer des Kaiſers Marc Aurel geweſen und deſſen Freund geblieben war. Juſtinus und mehrere ſeiner Schüler wurden dem Präfekten von Rom vorgeſtellt, der ihnen befahl, den Geboten der Götter und des Kaiſers ſchleunig zu gehorchen und zu opfern. Juſtinus erwiderte: „Ich gehorche nur den Geboten unſeres Heilandes Jeſu Chriſti und kann deshalb weder getadelt noch verdammt werden.“ Der Präfekt fragte ihn, mit welcher Wiſſenſchaft er ſich beſchäftige? „Ich habe mich bemühet,“ antwortete Juſtin, „alle Arten von Wiſſenſchaft kennen zu lernen und bin keiner Lehre unkundig geblieben. Zuletzt habe ich mich der Lehre der Chriſten zugewendet, welche freilich denen nicht gefällt, die ſich von falſchen Meinungen irre leiten laſſen.“ — „Und an dieſer Lehre haſt du Freude, du Elender?“ rief Ruſticus. — „Die größte Freude! Ja, ich bekenne mich durchaus zu dem Glauben der Chriſten.“ — „Worin beſteht dieſer Glaube?“ — „Unſer heiliger Glaube iſt der an einen Gott, der alles geſchaffen hat, was ſichtbar, und auch was für körperliche Augen unſichtbar iſt; und an den Herrn Jeſus Chriſtus, den Sohn Gottes, den die Propheten verkündigt haben und der wiederkommen wird als Richter des ganzen Menſchengeſchlechtes, ein Herold des Heils und ein Lehrmeiſter aller, die von ihm lernen wollen. Ich bin zu gering, um von ſeiner unendlichen Gottheit etwas Würdiges ſagen zu können: das iſt das Amt der Propheten.“ Der Präfekt Ruſticus wollte wiſſen, an welchem Ort die Chriſten ſich verſammelten. Juſtin, um ſeine Glaubensbrüder nicht zu verraten, erwiderte: „Wo ſie wollen und können. Sie pflegen nicht an einem einzigen Ort nur zuſammen zu kommen, denn ihr Gott kann von keinem Ort eingeſchloſſen werden. Er, der Unſichtbare, der Himmel und Erde erfüllt, wird überall von den Gläubigen geprieſen und in ſeiner Herrlichkeit angebetet.“ — „An welchem Ort verſammelſt denn du deine Schüler um dich?“ — „Ich bin jetzt zum zweitenmal in Rom und habe immer bei einem gewiſſen Martinus neben den Timotiniſchen Bädern gewohnt. Wer mich da aufſuchte, dem hab' ich gern die Wiſſenſchaft der Wahrheit mitgeteilt.“ — „Alſo biſt du gewiß ein Chriſt?“ — „Gewiß! ich bin's.“ Darauf fragte der Präfekt die übrigen, ob ſie Chriſten wären? Chariton und Charitana antworteten: „Wir ſind es durch Gottes Gnade.“ Evelpiſtus: „Ich bin zwar ein Diener des Kaiſers, aber als Chriſt von Chriſtus ſelbſt mit der Freiheit begnadigt und des Glaubens und der Hoffnung der Chriſten teilhaftig.“ Hierax und Liberianus: „Auch wir beten den alleinigen, den wahren Gott an.“ Dann fragte der Präfekt, ob Juſtinus ſie zu Chriſten gemacht habe. Hierax ſagte: „Ich war immer ein Chriſt und werde es immer ſein.“ Evelpiſtus: „Ich habe zwar die Lehren des Juſtinus mit großem Vergnügen gehört, aber ſchon von meinen Eltern in Kappadocien habe ich das Chriſtentum gelernt.“ Als der Präfekt den Hierax nach Eltern und Heimat fragte, gab dieſer zur Antwort: „Unſer wahrer Vater iſt Chriſtus und unſere wahre Mutter die Religion, mit der wir an ihn glauben. Meine irdiſchen Eltern ſind tot und aus Lycaomien bin ich gebürtig.“ All dieſe unweltlichen Antworten ſtimmten den Präfekten unmutig und er rief dem Juſtinus zu: „Du da, der für beredt und gelehrt gehalten wirſt und dich hältſt, höre! wenn du vom Kopf bis zu den Füßen zergeißelt ſein wirſt, glaubſt du dann in den Himmel emporzuſteigen?“ — „Ich hoffe alsdann das zu empfangen,“ antwortete Juſtinus demütig, „was alle empfangen, die Chriſti Gebote halten. Denn ich weiß, daß allen, die ſo leben, die göttliche Gnade bleibt und wenn auch die Welt zugrunde ginge.“ — „Du meinſt alſo in den Himmel aufzuſteigen und irgend einen Lohn zu empfangen?“ — „Ich meine es nicht, ſondern ich weiß es, und zwar ſo gewiß, daß ich nicht den geringſten Zweifel habe.“ — „Das hilft jetzt alles nichts! ihr müßt opfern.“ — „Keiner, der recht geſinnt iſt, verläßt den Glauben, um in Gottloſigkeit zu fallen.“ — „Wenn ihr nicht gehorchen wollt, ſo werdet ihr ohne Barmherzigkeit gemartert werden.“ — „Das iſt unſer größtes Verlangen,“ rief Juſtinus feurig und froh, „für unſeren Herrn Jeſum Chriſtum Martern zu leiden und dann ſelig zu werden. Das wird uns Vertrauen vor dem furchtbaren Richterſtuhl geben, vor welchem dereinſt die ganze Welt erſcheinen muß.“ Alle übrigen Martyrer ſtimmten ihm bei und baten den Präſekten, geſchwind die Sache zu Ende zu bringen. Das geſchah. Unter heiligen Hymnen wurde der weiſe und heilige Juſtinus mit ſeinen Gefährten zum Richtplatz geführt, gegeißelt und mit dem Beil erſchlagen; dann von Gläubigen an heiliger Stätte beerdigt. Dies geſchah um das Jahr 167, am 13. April.

Die Martyrer von Lyon und Vienne, insbeſondere die heilige Blandina.

Nichts iſt lieblicher und rührender, als wenn ſchwache Kinder, arme Sklavinnen, junge zarte Frauen gewaltige Beſieger des Heidentums werden; und eine ſolche arme Sklavin war auch Blandina. Sie iſt eine köſtliche Perle in dem Kranz von Martyrern, welche im Jahre 177 zu Lyon in Gallien unter unerhörten Leiden für den Glauben ſtarben. Die beiden chriſtlichen Gemeinden der Städte Lyon und Vienne, welche auf dem heiligen Felde des Martertums ihre edelſten Blüten abgemäht ſahen, teilten in einem ausführlichen Schreiben die Drangſale dieſer Verfolgung den Kirchen in Kleinaſien mit, zu denen ſie in beſonders inniger Beziehung ſtanden, da ihr Biſchof Pothinus und deſſen Nachfolger, der heilige Irenäus, vom heiligen Polykarp gebildet und nach Gallien geſendet ſein ſollen. In dieſem Schreiben ſind die Namen der wenigſten nur, etwa achtundvierzig, dem frommen Andenken ſpäterer Tage übergeben. Unzählige aber, die auf verſchiedene Art hingerichtet worden oder im Kerker umgekommen ſind, ſtehen nirgends verzeichnet als im Buch des ewigen Lebens. Sie werden nur im ganzen „ein Volk von Martyrern" genannt.

Inhaltsanzeige.

Seite

Erſtes Kapitel.

Der Gute Hirt von Olive Mount in Irland 1

Zweites Kapitel.

Sünde und Sühne 10

Drittes Kapitel.

Weltliche und religiöſe Genoſſenſchaften 23

Viertes Kapitel.

Der Pater Eudes, Stifter des Ordens Unſerer lieben Frau der chriſtlichen Liebe 46

Fünftes Kapitel.

Andere Congregationen mit demſelben Zweck 100

Der heilige Pothinus, ein kränklicher neunzigjähriger Greis, ſtand ſchon lange der Kirche von Lyon als Biſchof vor, als der alte Widerſacher ſich unter Kaiſer Marc Aurel mit neuem Grimm gegen die Diener Gottes erhob. Zuerſt ward den Chriſten von der Obrigkeit befohlen, weder in den Häuſern der übrigen Bewohner, noch in den Bädern und Gerichtshöfen, überhaupt nicht an irgend einem Ort öffentlich zu erſcheinen: denn ihr Daſein ſollte nicht bloß geächtet, ſondern unmöglich gemacht werden. Dies genügte, um den Pöbel wider ſie aufzureizen und ſie ſeinen Mißhandlungen Preis zu geben. Da es ihnen nicht möglich war, ſich unſichtbar zu machen, wurden ſie, wo ſie erſchienen, mit Schimpfworten, Steinwürfen, Schlägen verfolgt, auch durch die Straßen geſchleift, ausgeplündert und eingeſperrt. Die Stadtobrigkeit ſchützte ſie nicht, und der Legat, welcher an des Kaiſers Statt zu Lyon ſaß, war abweſend. Bald wurden die Chriſten verhaftet, vor den öffentlichen Gerichtshof geſtellt, nach ihrem Glauben befragt und, falls ſie ihn bekannten, eingekerkert und mit großer Grauſamkeit behandelt. Inzwiſchen kehrte der Legat zurück, ließ die Chriſten vor ſeinen Richterſtuhl führen und verhängte die ſchwerſten Martern über ſie. Da ſtand unter ihnen der edle Jüngling Egapathus auf, der durch ſein ſtrenges, heiliges Leben das Vorbild und die Freude ſeiner Glaubensbrüder, und ſelbſt von den Heiden geehrt war. Mit überwallender Liebe zu Gott und dem Nächſten begehrte er die Erlaubnis vom Legaten, die Sache der Chriſten verteidigen und beweiſen zu dürfen, daß ſie ſich weder der Gottesleugnung, noch anderer Frevel ſchuldig machten. Das Volk, welches den edlen Jüngling gut kannte, erhub gegen ſeine Bitte ein wildes Geſchrei und der Legat fragte ihn, ob er denn ein Chriſt ſei? Egapathus bekannte es mit lauter Stimme und alsbald ließ ihn der Legat, indem er ihn „Sachwalter der Chriſten“ nannte, zu den Schuldigen geſellen und hinrichten. Von nun an wurden täglich einige verhaftet, gemartert, hingerichtet, und zwar immer die ausgezeichnetſten und würdigſten. Auch wurden heidniſche Diener der Chriſten ergriffen, welche aus Todesangſt oder in der Folterqual alles zugeſtanden, was ihre Peiniger und Henker eingeſtanden haben wollten, alſo auch die immer ſich erneuernde Beſchuldigung, daß die Chriſten bei ihren Verſammlungen ein kleines gebratenes und mit Mehl beſtreutes Kind verzehrten und Greuel der Unzucht begingen. Dieſe durch Marter erpreßten falſchen Zeugniſſe verbreiteten ſich als eingeſtandene Tatſachen unter dem Volke und flammten nicht bloß im Pöbel den Abſcheu zur Wut an, ſondern riſſen auch die Gemäßigten zum Ungeſtüm hin. Es war in jenen erſten Zeiten des Chriſtentums eine der ſchwerſten Prüfungen und einer der bitterſten Schmerzen für die Gläubigen, daß Glieder einer und derſelben Familie, daß Hausgenoſſen, Freunde und Verwandte oftmals in zwei Heeren getrennt lebten, von denen das eine für die Wahrheit, das andere für den Wahn kämpfte. Die Kinder waren vielleicht Chriſten und die Eltern nicht; die Mutter Chriſtin, die Tochter nicht; der Hausherr Chriſt, die Diener nicht. Welch ein Quell der Leiden und Kämpfe, wenn zu dieſem ohnehin unausſprechlich großen Schmerz, die Nächſten und Liebſten in den Feſſeln der Lüge zu ſehen, eine neue Pein ſich geſellte, und der Gläubige von den Bitten oder dem Zorn ſeiner Verwandten und Freunde beſtürmt war, die ihn zum Abfall zu bewegen ſuchten oder entſchieden zu ſeinen Verfolgern übertraten, ſo daß das Wort des göttlichen Heilandes in Erfüllung ging: „Die Hausgenoſſen des Menſchen werden ſeine Feinde ſein.“

Dies ereignete ſich in Lyon infolge jener Läſterungen, denen Fanatiker und Gemäßigte, Pöbel und Gebildete, wie das in Zeiten leidenſchaftlicher Aufregung ſo häufig geſchieht, leichtſinnig Glauben ſchenkten. Alle erſinnlichen Qualen wurden über dieſe Gemeinde verhängt. Sie litt und beharrte, und ſchickte einen ihrer Martyrer nach dem anderen in den Kerker, in die Arena und in den Himmel. Da aber ward ihr der bitterſte Kelch gereicht! Die ſinnverwirrenden Martern waren ſo groß, daß einige Neulinge und Schwachgläubige vor dem übermenſchlichen Mut eines ſtandhaften Bekenntniſſes erſchaudernd, nicht ihre ganze Siegeszuverſicht auf Chriſtus, den Beſieger der Welt und des Teufels, ſetzten und den heiligen Glauben verleugneten. Zum namenloſen Schmerz der treuen Bekenner fielen Zehn ab; eine geringe Zahl zwiſchen ſo vielen! Aber zehn verlorene Seelen, für die der Sohn Gottes umſonſt ſein heiliges Blut vergoſſen hatte, das war ein zehnfach größerer Schmerz, als jede Folterqual. Alle waren nun voll Angſt wegen des ungewiſſen Ausganges dieſer Prüfung, nicht aus Furcht vor der Marter, ſondern aus Furcht vor der Schwachheit eines Glaubensgenoſſen; und bei manchen, die noch nicht eingekerkert waren, wurde die Freudigkeit gebrochen, mit der ſie zum Dienſt und Troſt der Bekenner und Martyrer in die Gefängniſſe gingen und ſie pflegten. Aber durch die großen und heiligen Seelen, die unverzagt bis zum Ende beharrten und durch Wort und Beiſpiel zur Standhaftigkeit und Geduld ermahnten, wurde der Mut der Gläubigen wieder erhoben, und bekam nur den heilſamen und notwendigen Zuſatz von Demut. Da lagen die treuen, tapferen Kämpfer Chriſti in den dunkeln, engen, ungeſunden Kerkern. Ihr Leib war mit Brandmalen und Wunden bedeckt, denn glühende Eiſenſtangen und Platten, Krallen und Geißeln, Zähne und Klauen der Beſtien hatten ſchon einmal oder mehrmals gegen ſie gewütet. Im Kerker fand ihr armer Leib jetzt keine Linderung. Die hatten es gut, welche ruhig auf dem harten Fußboden liegen durften! Oftmals bereiteten ihnen die Wächter ein Lager von Glasſcherben und kleinen ſpitzigen Steinen, welche die Entzündung der Wunden vermehrten; oder ihre verrenkten und zerbrochenen Glieder wurden in den ſogenannten Folterſtock gezwängt, der Öffnungen für den Hals, die Arme und die Füße hatte, und durch Pflöcke dieſe Gliedmaßen in eine ſo beſchwerliche Lage brachte, daß manche nur infolge dieſes unnatürlichen Zwanges ſtarben. Andere aber, die ſchon halbtot aus der Arena gebracht wurden, erholten und kräftigten ſich im Folterſtock, weil mit ihrer Standhaftigkeit ihre übernatürliche Kraft wuchs. Trotz der Flut von Leiden, die auf ſie eindrang, hielten ſie ſich aber durchaus nicht für Martyrer.

Wurden ſie von Freunden und Glaubensbrüdern aus ehrfurchtsvoller Bewunderung und zärtlichem Mitleid ſo genannt, ſo tadelten ſie das lebhaft und wollten nur Diejenigen Martyrer genannt wiſſen, welche bereits aus dem Leben geſchieden, von Chriſtus ſelbſt mitten im blutigen Bekenntnis zur ewigen Herrlichkeit abberufen und ſomit jeder Gefahr eines Falles entrückt waren. Sich ſelbſt nannten ſie geringe, unwürdige Bekenner, denen der Untergang eben ſo nahe ſei als der Sieg, wenn nicht die Gnade Gottes ſich als die Stärke ihrer Schwäche zeige. Unter Tränenſtrömen beſchworen ſie die Brüder, Gott um ſelige Vollendung ihrer Prüfung zu bitten. Und mußten ſie dann wieder vor Gericht erſcheinen, ſo verwandelte ſich ihre ſchüchterne Demut in freudiges Vertrauen, und dieſe heilig Verzagten wurden Helden der Unerſchrockenheit und des Freimuts.

Vier von ihnen erwählte die Volkswut zu Lieblingsſchlachtopfern: den Sanctus, Diakon von Vienne; Maturus, der erſt eben getauft, aber in der ganzen Friſche und Fülle der Taufgnade war; Attalus, eine feſte und edle Säule der Kirche, und Blandina, eine ſchwache Magd, an welcher Gott zeigen wollte, daß die, welche vor der Welt gering, klein und verachtet ſind, von ihm der höchſten Ehre gewürdigt werden, wenn die vollkommene Liebe ſie beſeelt. Blandinas Herrin, die ebenfalls zu den tapferen Martyrern gehörte, war ſehr beſorgt, ihre junge Dienerin möge wegen ihres zarten Körpers und ihrer ſchwächlichen Beſchaffenheit die Foltern und die ſtets ſich erneuernden Todeskämpfe und Todesängſte nicht ertragen können; aber zu ihrer Freude irrte ſie ſich. Gerade wegen ihrer Zartheit wurde Blandina die Zielſcheibe der ausgeſuchteſten Qualen; allein ſie wankte nicht einen Augenblick, zu leiden und zu bekennen. Dieſe heiligen Vier hätten die Heiden vor allen anderen gern zum Abfall gebracht, den Sanctus als einen Lehrer und Verkündiger des chriſtlichen Glaubens, den Maturus als einen Überläufer zum chriſtlichen Glauben, den angeſehenen und reichen Attalus, um einen bedeutenden Mann vom chriſtlichen Glauben abzulöſen, Blandina endlich, weil ſie von einem ſo armſeligen Geſchöpf keine Widerſetzlichkeit dulden wollten. Darum wurden dieſe Vier immer zuſammen gehalten und hinausgeführt, damit einer des anderen Marter ſähe und ſich davor entſetze. Sie ſollten die Verleumdungen gegen die Chriſten bekräftigen, ſich losſagen von der verbrecheriſchen und laſterhaften Sekte und den Göttern opfern: dies verlangte man von ihnen; und zwar ließ man nicht auf die Folter und auf ihre Ablehnung der Zumutung ihre Hinrichtung folgen, ſondern tagelang, wochenlang wurden ſie immer wieder und wieder mit neuen Peinen gequält. Blandina zeigte eine ſolche Stärke, daß ſich die Henker vor Ermüdung bei ihr ablöſten, ohne ſie des Leidens müde machen zu können. Aus den einfachen Worten: „Ich bin eine Chriſtin und bei uns wird nichts Böſes getrieben“ ſchöpfte ſie Erholung und Ruhe. Eines Abends, nachdem ſie vom frühen Morgen an gefoltert war, ließen die Henker erſchöpft von ihr ab, gleichſam daran verzweifelnd, dies ſchwache Geſchöpf zu überwinden. Sanctus antwortete auf alle Fragen nach Herkunft, Heimat, Stand und Name nichts als: „Ich bin ein Chriſt!“

und darin ſei Vaterland, Geſchlecht und alles übrige enthalten. „Chriſtus ſelbſt", ſagt das heilige Schreiben, „litt in ihm und wirkte in ihm große Wunder. Denn als ſein zerfetzter und verrenkter Körper, an dem die Menſchengeſtalt gar nicht mehr erkannt wurde, mit glühenden Erzſtangen in allen Gelenken gebrannt ward, richtete er ſich empor und ſtand aufrecht, feſt und unerſchütterlich, nicht als ob er mit ſeinem eigenen Blut, ſondern mit dem lebendigen Waſſer aus himmliſcher Quelle übergoſſen wäre, das aus den Wunden Jeſu fließt. Die Heiden hatten erwartet, ihn unter dieſer Marter, zum Entſetzen der Gläubigen, ſterben zu ſehen; ſtatt deſſen entſetzten ſie ſich, daß dieſer elende, zerfleiſchte Leib wieder ſeine frühere Geſtalt und Kraft und den Gebrauch der Glieder, ſtatt des Todes, durch ein Wunder der göttlichen Gnade — Heilung empfing." Dies Entſetzen diente aber nur dazu, ihre Wut aufs höchſte zu ſteigern. Maturus, der Neubekehrte, erwies ſich als Held im Glauben und litt freudig mit dem gottſeligen Diakon, und Attalus, dem der Legat und der Pöbel nicht verzeihen konnte, daß ein ſo angeſehener Mann, wie er, ein Chriſt ſei, mußte zweimal mit den wilden Tieren kämpfen und dann ſich der Folter des glühenden, eiſernen Seſſels unterwerfen, auf dem ſein Leib verſengt und gebraten ward. Während er dieſes litt, ſprach er zum Volke: „Seht, dies heißt in Wahrheit Menſchen verzehren. Wir aber eſſen keine Menſchen und tun auch ſonſt kein Böſes." Als man ihn nach dem Namen ſeines Gottes fragte, entgegnete er: „Gott hat keinen Namen wie wir Sterblichen." Blandina ward an einen

Kreuzpfahl gebunden und ſo den reißenden Tieren vorgeworfen. Aber während ſie mit ihrem Heiland gekreuzigt in unſäglicher Seelenfreude betete, ſchlichen die Tiere um ſie herum und leckten nur ihre Wunden.

Unter den Abgefallenen war ein Weib, das nur aus Verzagtheit, nicht mit dem Herzen abgefallen war. Es hieß Biblis, und die alte Schlange glaubte ſie für ewig umwunden zu haben. Biblis ward nach ihrem Abfall wieder vor Gericht geführt, damit ſie gottloſe Dinge von den Chriſten ausſage. Sie wollte aber nicht zu ihrem Abfall Lüge und Verleumdung fügen und weigerte ſich, das falſche Zeugnis abzulegen, obwohl ſie ſehr ſchüchtern und ſchwächlich war. Da warf man ſie auf die Folter. Dieſe Martern führten ihr das heilſame Bild der ewigen Pein in der ewigen Verdammung vor die Seele und wie aus einem tiefen Schlaf erwachend kaufte ſie mit dem kurzen Schmerz der Zeit von den Qualen der Ewigkeit ſich los, bekannte nichts und widerrief ihren Abfall. Darauf ward ſie wieder den übrigen Martyrern zugeſellt.

Der Legat hatte inzwiſchen erfahren, daß Attalus und mehrere Andere römiſche Bürger wären. Er ſchickte alſo die Akten der Verhöre an Kaiſer Marc Aurel, fragte, was mit all dieſen Männern zu beginnen ſei und ließ die Martyrer bis zur Antwort des Kaiſers im Kerker leben, oder ſterben. Der heilige Biſchof Pothinus hatte immer das Verlangen gehabt, ein blutiges Zeugnis für ſeinen Glauben abzulegen und, obgleich er von Alter und Kränklichkeit faſt aufgerieben war, gewährte die Gnade Gottes ſeiner feurigen

Seele dieſen heiligen Wunſch. Soldaten ſchleppten ihn vor den Richterſtuhl und das Volk begleitete ihn in ſolcher Maſſe, mit ſolchen Verwünſchungen und Läſterungen, „als ob er Chriſtus ſelbſt wäre.“ Von dem Legaten befragt, wer der Gott der Chriſten ſei? antwortete der ſelige Greis mit erhabener Ruhe: „Du würdeſt ihn erkennen, wenn du deſſen würdig wäreſt.“ Da wurde er überfallen, zu Boden geriſſen, mit Füßen getreten, mit Fäuſten geſchlagen, mit Steinen geworfen und halb entſeelt in den Kerker geworfen, wo er nach zwei Tagen den Geiſt aufgab.

Während in dieſem Kerker die einen durch den leiblichen Tod zum ewigen Leben eingingen, erſtanden andere aus dem geiſtigen Tode und riſſen die Siegespalme wieder an ſich, die ſie früher aus Mutloſigkeit verloren hatten. In dem ſchauerlichen Gefängnis gingen himmliſche Dinge vor und die Gnade Gottes, die Barmherzigkeit Jeſu und die Kraft des heiligen Geiſtes wirkten darin mit einer unermeßlichen Liebe. Man hatte die Abgefallenen nicht wie ſonſt frei gelaſſen. Sei es, daß man ſie als ehemalige Chriſten wirklich für höchſt laſterhafte, ſtrafbare Menſchen hielt, ſei es, daß man ihnen neue Verleumdungen des Chriſtentums abpreſſen wollte, genug, ſie blieben in Haft und wurden oftmals mit den treuen Bekennern vor Gericht geführt. Da ergab ſich denn eine merkwürdige Verſchiedenheit, welche auch dem heidniſchen Volk ſehr auffiel. Die einen gingen freudig einher, Anmut und Majeſtät ſprachen aus ihrem Antlitz, ihrer Haltung; Friede und Milde ſtrahlten aus ihrem Blick; ihre ſchweren Feſſeln trugen ſie wie ein bräutliches

Gewand, ſo daß ſie nicht gefeſſelt, ſondern geſchmückt ausſahen. Ein ſanfter Wohlgeruch ging von ihnen aus und das Volk wunderte ſich, daß ſie mit ſo koſtbarem Balſam ſich geſalbt hätten. Die anderen gingen ſcheu und mit geſenktem Haupt einher und gewährten einen ſo erbärmlichen und elenden Anblick, daß die Heiden ſelbſt als feige Schwächlinge ſie verächtlich höhnten. Jene waren ſtark und ſchön durch ihre Vereinigung mit Gott; dieſe ſchwach und häßlich durch ihre Trennung von Gott. Aber die Kinder des Lichtes und der Gnade konnten ſich nicht darüber tröſten, daß ihre unglücklichen Brüder Kinder der Verwerfung ſein ſollten. Sie überhoben ſich nicht ihrer Standhaftigkeit, ſie klagten niemand an, ſie verurteilten keinen; ſie ſuchten vielmehr die Abgefallenen im Herzen zu verteidigen und mit unausſprechlichen Seufzern und Gebeten um Erbarmen zu Gott zu flehen, der ja nimmer den Tod des Sünders will, ſondern daß er Buße tue und lebe, lebe! nicht die paar armſeligen Jahre auf Erden; nein! lebe in Ewigkeit. Und dieſen ſchönſten, reinſten Kampf für den Nächſten kämpften die heiligen Martyrer im Kerker und in Ketten gegen den, welcher nicht Leiber aber Seelen zu morden trachtet! Draußen gegen die reißenden Tiere, drinnen gegen den Satan! Draußen lächelnd, fröhlich, tränenlos, nicht achtend ihr vergoſſenes Blut; drinnen weinend und klagend und zerſchmelzend in ihrem Herzblut der Tränen, damit die göttliche Gnade die Gefallenen barmherzig wieder aus dem Tal voll Todesſchatten zu den Höhen des ewigen Lichtes emporhebe.

Seite

Sechſtes Kapitel.

Der Orden „der Töchter der ſeligen Jungfrau Maria von der Liebe des Guten Hirten.“ (Gewöhnlich genannt die Frauen vom Guten Hirten) 115

Siebentes Kapitel.

„Mich dürſtet.“ Ev. Joh. 19, 28.. 142

Anhang.

Breve des heiligen Vaters, Papſt Gregors XVI., in Betreff der Congregation der Ordensfrauen der ſeligen Jungfrau Maria von der Liebe des Guten Hirten zu Angers 151

Inzwiſchen traf des Kaiſers Entſcheidung ein: alle, die ſich als Chriſten bekannten, römiſche Bürger wie Sklaven, Männer wie Weiber, Greiſe wie Kinder, ſollten mit dem Schwert hingerichtet, die Apoſtaten aber frei gelaſſen werden. Da wurden ſie denn ſämtlich, Bekenner und Verleugner Chriſti, vor Gericht und vor die Götzenbilder geführt, und durch Martern zum heidniſchen Opfer aufgefordert. Aber da feierte die gläubige Liebe einen himmliſchen Triumph! wider alle Erwartung der Heiden bekannten die Abgefallenen ſich zum Glauben Chriſti, nur die ganz wenigen ausgenommen, deren Wandel ſchon früher mehr heidniſch als chriſtlich und der ganzen Gemeinde ein Gram und ein Ärgernis geweſen war. Die übrigen blieben in der Gemeinſchaft der Kirche und gingen ſiegend zum Hochzeitsmahl des Lammes. Als ſie befragt wurden, ſtand ein ſehr bekannter und beliebter Mann, der Arzt Alexander, am Richterſtuhl und flammte ſie durch Gebärden und Blicke zur Tapferkeit und Geduld an. Als das Volk dies bemerkte, ſchrie es wütend gegen ihn auf und der Legat fragte ihn, wer er ſei? „Ich bin ein Chriſt,“ ſprach Alexander, und nun ſprach er nichts mehr. Obwohl er den fürchterlichſten Kampf mit den Tieren zu beſtehen hatte, ward keine Klage, kein Laut, kein Seufzer von ihm vernommen, ſo ganz war er in Gott geſammelt und verſunken. Das Schwert machte ſeinen Leiden ein Ende.

Jetzt war niemand mehr übrig, als die Schwächſten von allen, ein kaum fünfzehnjähriger Knabe Namens Ponticus und Blandina. Sie wurden durch alle Arten von Martern gejagt und immer dazwiſchen aufgefordert, bei den Göttern zu ſchwören. Umſonſt! Wenn das Übermaß der Leiden Ponticus ſo zu erſchöpfen drohte, daß er ſeiner Beſinnung nicht mehr mächtig geweſen wäre, ſo rief Blandina ihm Worte der Ermunterung, des Troſtes, der Kräftigung zu, damit er nicht etwa vor der Pforte des Himmels ſeinen Siegeskranz verliere. Und der Knabe trotzte aller Wut ſeiner Henker und verhauchte als ein heldenhafter Martyrer ſeine unſchuldige Seele. Das letzte Schlachtopfer war Blandina. In einem Netz ward ſie einem wütenden Stier vorgeworfen, der ſie in die Höhe ſchleuderte, auf den Hörnern ſpießte, dann zerſtampfte. Sie achtete aber gar nicht mehr, was mit ihr geſchah, um der Hoffnung willen, nun endlich am Ziel und mit Chriſtus vereinigt zu ſein. Sie blieb in ſüßeſter Sammlung des Gebetes, bis der Henker ſie erwürgte. Die Heiden ſelbſt geſtanden, daß bei ihnen nie ein Weib ſo vieles und ſo unerhört Grauſames gelitten habe. Aber ihr aufgereizter Grimm war durch den Tod all dieſer Martyrer nicht beſänftigt. Die Schmach, von ihnen beſiegt zu ſein, entflammte die rohen Gemüter zu einem Haß, der noch an den entſeelten Leibern Rache nahm. Die, welche im Kerker umgekommen waren, wurden den Hunden vorgeworfen und ſorgfältig bewacht, damit kein Chriſt ihnen nahe. Und was von den anderen wilde Tiere und Feuer übrig gelaſſen — verſtümmelte Glieder, zerfleiſchte Leiber, abgeſchlagene Köpfe —, ward zuſammengelegt und von Soldaten umſtellt, damit es in Fäulnis übergehe. Bitten und Geldverſprechungen der Chriſten, welche dringend wünſchten, die heiligen Überreſte zu begraben, waren vergeblich! Sechs Tage und Nächte blieben ſie unter freiem Himmel den roheſten Beſchimpfungen des Pöbels preisgegeben, dann wurden ſie verbrannt und ihre Aſche in die Rhone geworfen. Und nun erſt war die Rache der Heiden befriedigt, da ſie wähnten, den Martyrern die Auferſtehung unmöglich gemacht und ihnen die Hoffnung zerſtört zu haben, welche ihnen die Marter ſüß und den Tod lieblich machte: mit Chriſtus zu leiden, um mit ihm aufzuerſtehen.

Fortgang der Verfolgungen.

Kaiſer Marc Aurel, unter deſſen Zepter greiſe Prieſter wie Polykarp, Weltweiſe wie Juſtinus, Knaben wie Ponticus, Jungfrauen wie Blandina ſterben mußten, weil ſie Chriſten waren, mußte auch ſterben, und zwar ohne die Befriedigung, daß ſeine Maßregel gegen die gottesleugneriſche Sekte auch nur im mindeſten den Erfolg gehabt hätte, den er ſich verſprach; denn die Zahl der Gläubigen vermehrte ſich, anſtatt ſich zu verringern. Sein Sohn Commodus folgte ihm auf dem Thron im Jahre 180, und man nannte die Zeit eine ruhige, weil Commodus nicht ſelbſt Befehle zur Aufſuchung der Chriſten gab. Der Senator Apollonius wurde freilich in Rom hingerichtet, weil er ſich zum Chriſtentum bekannte; zugleich aber auch der Sklave, der ihn angegeben hatte. So gab es zwei Hinrichtungen ſtatt einer: das war die Gerechtigkeit des brutalen und grauſamen Wüſtlings Commodus! Als ſein Prokonſul Arrius in Aſien auf eigene Hand eine Verfolgung begann, ließ der Kaiſer ihn gewähren. Dort war die Zahl der Chriſten ſo groß, daß ſie, als einige von ihnen in einer Stadt gefangen wurden, ſich ſämtlich vor dem Richterſtuhl des Arrius ſtellten, um ihn durch ihre Menge zur Schonung zu bewegen. „Ihr Elenden!“ rief der Prokonſul, „habt ihr nicht Felſen, um euch herabzuſtürzen, und Stricke, um euch zu erhängen, wenn ihr durchaus ſterben wollt!“ Indeſſen ließ er doch nicht alle umbringen, nur einige.

Nach der Ermordung des Commodus im Jahre 192 brachen Bürgerkriege aus, in denen die Chriſten jeder Willkür preisgegeben waren; beſonders im Orient. Clemens von Alexandrien ſchreibt darüber: „Wir ſehen täglich vor unſeren Augen Martyrer verbrennen, kreuzigen und enthaupten.“ Doch eine ſolcher Zuſtand galt nicht für Verfolgung! Sie brach erſt aus unter Kaiſer Septimius Severus, dem Nachfolger des Commodus, und zwar nachdem dieſer Kaiſer während neun Jahren den Chriſten Wohlwollen bezeigt, ja mehrere vornehme chriſtliche Männer und Frauen in Schutz gegen die Wut des Pöbels genommen hatte. Weshalb ſeine Gunſt ſich in Ungunſt verwandelte? Wer kann das wiſſen bei Menſchen, die nur nach den Eingebungen ihrer Selbſtſucht zu handeln gewohnt waren! Die ewige Liebe ließ den neuen Blutregen zu, um den dürren Boden des Heidentums zu erweichen und zugänglicher für die himmliſche Saat der Offenbarung zu machen. Die Verfolgung begann im Jahre 202 und währte nach dem Tode des Severus auch noch einige Jahre unter ſeinem Sohne, dem grauſamen und boshaften Caracalla, fort.

Als nach deſſen Ermordung im Jahre 219 ſein Neffe, der phantaſtiſche Wüſtling Heliogabalus, Kaiſer ward, ſank der Sturm; denn dieſer Prieſter des ſyriſchen Sonnengottes wollte deſſen Dienſt zum alleinherrſchenden machen und den Kultus aller übrigen Völker und Sekten verſchmelzen, damit der ſyriſche Gott, deſſen Hoherprieſter und Stellvertreter er war, hoch über allen Göttern und Götzen, Tempeln und Altären throne. Dieſer monſtröſe Einfall bewog ihn einſtweilen zur Milde, auch gegen die Chriſten, und ehe er zur Einſicht kam, daß ihnen gegenüber ſein Plan geſcheitert wäre, ward das junge Ungeheuer umgebracht, das während drei Jahren den Thron der Kaiſer zum Thron des Wahnwitzes und Laſters gemacht hatte.

Sein Vetter und Nachfolger Alexander Severus ſtörte der Chriſten Ruhe nicht. Er war ein edler Jüngling, gut erzogen von ſeiner Mutter Mamäa, die den Origines zu ſich berief und den Chriſten ſehr hold, vielleicht ſelbſt Chriſtin war. Die Römer hatten in ihren Häuſern ein Lararium, einen Platz, wo ſie die Laren, ihre Haus-Götter, anbeteten. In dem Lararium des Alexander, wo er täglich ſeine Morgenandacht hielt, ſtanden die Büſten von Abraham und Chriſtus neben den Büſten weiſer Männer des Altertums, und er ſoll den Gedanken gehabt haben, der freilich auch dem Tiberius zugeſchrieben wird, Chriſto in Rom einen Tempel erbauen zu laſſen. Zur Ausführung kam dieſer Plan ſo wenig, als Heliogabals Religionsverſchmelzung; denn auch Alexander ward umgebracht im Jahre 235.

Der rohe Soldat Maximin, ein Thrazier, der ſich des Thrones bemächtigte, verſuchte zwar eine Chriſtenverfolgung; doch ſie war kurz, denn ſeine Soldaten erſchlugen ihn 238; und als nach einigen Jahren voll Wechſelfällen und Unruhen der Araber Philippus zum Thron ſich erſchwang, hielt man ihn für einen Chriſten, weil er ihnen ſo günſtig war. Indeſſen zeigte er ſich bei dem heidniſchen Kultus und bei öffentlichen Handlungen durchaus als Heide.

Mehr als dreißig Jahre, von Caracalla an, erfreuten ſich die Chriſten einer ganz ungewohnten Ruhe und Sicherheit, die durch Maximin nicht eigentlich erſchüttert ward. Die Zahl der Gläubigen hatte ſich außerordentlich vermehrt. Überall traten ſie in Gemeinden zuſammen und fingen an, ſich eigene Kirchen öffentlich zu bauen. Die Heiden betrachteten die Chriſten nicht mehr, oder wenigſtens nicht allgemein, mit dem Haß und der Verachtung der früheren Zeit, und glaubten nicht mehr an die alten Verleumdungen vom Verzehren geſchlachteter Kinder bei wüſten Feſten. Zweihundert Jahre des Chriſtentums hatten manches Vorurteil überwunden, manchen Widerwillen beſiegt, manchen Sinn beſänftigt. Es war nicht mehr eine armſelige Sekte von geringen, unbekannten, unwiſſenden Leuten, ſondern Vornehme und Gelehrte, Reiche und Gebildete bekannten ſich dazu. Dieſe konnte man nicht als gemeines Geſindel behandeln und betrachten, um ſo weniger, als mitten im Schoß der glänzendſten und angeſehenſten heidniſchen Familien überraſchende Bekehrungen ſtatt fanden. Doch waren im allgemeinen die römiſchen Staatsmänner dem Chriſtentum abgeneigt, weil ſie ſehr deutlich erkannten, daß mit dieſer Lehre der römiſche Staat unmöglich in alter Art fortbeſtehen könne, und immer noch gab es Eiferer unter den Heiden, die das Chriſtentum haßten, weil ſie fürchteten, es werde ihr geliebtes Heidentum überwinden, und weil ſie ſich nicht eingeſtehen wollten, daß letzteres den Keim des Todes in ſich trage, ja ſchon im Abſterben, in der Auflöſung begriffen ſei. Anderen auch kam es ſchimpflich vor, die alten Götter zu verlaſſen, die von den Vorfahren angebetet worden waren, als ob nicht jeder Götzendienſt ein Abfall von Gott, aber jeder Abfall von der Lüge eine Rückkehr zur Wahrheit ſei! Die Wahrheit, die eine und ewige, wie ſie in der chriſtlichen Offenbarung enthalten iſt, gehört jedem Menſchen an. Er hat ein Anrecht an ſie, denn für ſie hat Gott ihn geſchaffen. Nur ihr Licht erhellt ſeine Vernunft, nur ihre Wärme durchglüht ſein Herz, nur ihr Glanz zieht hin auf den Weg, der zum Himmel führt, nur ihre Macht hält ihn auf dieſem Wege zu ſeinem letzten Ziel feſt. Die Zeloten unter den Heiden wollten noch nicht einſehen, daß ſie den Abfall ihrer Väter zur Lüge durch ihre eigene Umkehr zur Wahrheit zu ſühnen hatten.

Aus dem vielfachen Verkehr zwiſchen Heiden und Chriſten entſprangen für die letzteren mit nichten lauter Vorteile. Dieſe Annäherung hob die ſcharfe Trennung zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Lebensweiſe auf, und bei manchen nicht bloß die Trennung, ſondern auch den Gegenſatz, zum höchſten Nachteil chriſtlicher Geſinnung und Sitten. Der lange Friede erzeugte ohnehin, wie immer und überall, eine gewiſſe Lauheit, eine vorherrſchende Neigung für die Intereſſen des niederen Lebens, eine Erſchlaffung derjenigen Kräfte, die für das Höhere tätig ſein ſollen. Das jüngere Geſchlecht war aufgewachſen in dieſem Frieden neben heidniſchen Verwandten und Freunden, mit denen es ſich ganz gut leben ließ und unter denen es Perſonen von rechtſchaffener Denkungsart gab. Unter den Chriſten ſelbſt gab es manche, die weltlich geſinnt waren und an ihrem Reichtum, ihrem Anſehen, ihren Gütern, ihren Genüſſen und Freuden in ungeordneter Weiſe hingen. Andere waren aus unlauteren Beweggründen übergetreten und ſchleppten heidniſchen Sinn in das chriſtliche Heiligtum. Mit einem Wort: der natürliche Menſch wollte leben im Chriſtentum, während der Chriſt dahin ſtreben ſoll, vor allem den übernatürlichen Menſchen in ſich zu entwickeln und zu möglichſter Geltung zu bringen. Um diejenigen, welche ſich nur äußerlich zur chriſtlichen Kirche hielten, von denen zu trennen, welche durch die Kirche in Chriſtus wahrhaft wiedergeboren waren, brach eine Feuersbrunſt aus, die das reine Gold von den unedlen Metallen ſchied: die ganze Kirche wurde in den Schmelztiegel der Verfolgung geworfen im Jahre 250, als Kaiſer Decius den Philippus umgebracht und die Herrſchaft angetreten hatte. Dies war nicht Trajans oder Marc Aurels Verfolgung, die aus eingebildeter Staatsweisheit entſprang, um die Stütze Roms, den Götzendienſt, aufrecht zu halten; auch nicht Domitians oder Caracallas blutige Quälereien, die ſie im möglichſt rieſenhaften Maßſtab an allen übten, die ihrer Herrſchaft verfallen waren; auch nicht das Werk der Statthalter, ſei es um ſich bei dem Kaiſer oder bei dem Pöbel beliebt zu machen, oder um die Chriſten ihre Macht fühlen zu laſſen, oder um ſie ihres Vermögens zu berauben, oder um Rache an ihnen zu nehmen; auch nicht das Werk des Haſſes der Götzenprieſter oder der Wut des unverſtändigen, durch öffentliche Unglücksfälle oder geheime Aufreizung geſtachelten Volkes. Kaiſer Decius war entſchloſſen, das Chriſtentum als ein dem römiſchen Weſen durchaus feindliches Element auszurotten. Darum erließ er an alle Statthalter und an alle Behörden ſeines Reiches ein Edikt, welches ihnen befahl, die Chriſten ſämtlich aufzufordern, den römiſchen Götzendienſt mitzumachen und, im Fall der Weigerung, durch Martern aller Art ſie dazu zu zwingen. Zugleich bedrohete das Edikt mit ſchweren Strafen alle Beamten, welche nicht mit der äußerſten Strenge verfahren würden. Mit kaltblütiger Berechnung ging diesmal die Grauſamkeit zu Werk. Bei den Biſchöfen ſollte mit der Todesſtrafe nicht gezögert werden, damit der Prieſterſtand ſein Haupt, die Herden ihren Hirten verlieren und jener ratlos, dieſe ſchutzlos werden möge. Aber bei den übrigen Gläubigen ſollte man ja nicht verſchwenderiſch mit der Todesſtrafe ſein, ſondern alle Qualen des Kerkers und alle Erfindungen der Grauſamkeit anwenden, um ſie allmählich zum Abfall zu bringen. Ja, man ſollte ſuchen, ihren Tod möglichſt zu verhüten; aus Schonung nicht, ſondern aus Barbarei. Der heilige Biſchof von Karthago, Cyprian, ſagt: „Es wurde den Chriſten nicht gegönnt, umgebracht zu werden, wenn ſie auch bereit waren zu ſterben.“ Die Erfindungskunſt in Martern ging weit! Nur ein Beiſpiel, das Hieronymus erzählt! Ein Chriſt wurde zuerſt auf der

Folter an allen Gliedern verrenkt, dann über den ganzen Leib mit glühenden Eiſenplatten gebrannt, darauf in Honig getaucht und mit gebundenen Händen und Füßen in die Sonne gelegt, um von Würmern und Inſekten angefreſſen zu werden und bei lebendigem Leibe zu verfaulen. Die Kerker wurden ſo überfüllt, daß man andere öffentliche Gebäude in Gefängniſſe umwandeln mußte. Viele Chriſten ließen Hab' und Gut zurück und wanderten aus; man zog ihr Vermögen ein und verbot ihnen bei Todesſtrafe die Rückkehr. Die Häuſer ſtanden leer, die Ortſchaften wüſt und die Wüſten Syriens und Egyptens bevölkerten ſich. Alles floh; denn man hatte ja nur die Wahl, entweder dem Chriſtentum zu entſagen oder in unmenſchlichen Martern langſam umzukommen; und wer, der nicht durch ſeine Verhältniſſe dazu gezwungen war, durfte ſich die übermenſchliche Standhaftigkeit zutrauen, durch ſolche Qualen nicht überwunden zu werden. Und wie vor dem Grimm der Feinde, ſo floh man auch vor dem Verrat der Freunde, der Verwandten, der Nachbarn. Es war ein großer trauriger Schiffbruch, den der Nachen des Petrus litt, in Rom wie in Karthago, in Alexandrien, in Smyrna, in Arles. Aber nicht alle, welche in dies Meer der Trübſal ſtürzten, gingen darin auf ewig durch Apoſtaſie verloren, ſo groß auch die Zahl der unglücklichen Abtrünnigen war. Und ſie war ſehr beträchtlich! Manche ſtellten ſich unaufgefordert zum Götzenopfer und ſtreuten Weihrauch; manche leugneten ſogar, jemals Chriſten geweſen zu ſein. Viele opferten ſogleich nach der erſten Aufforderung; viele, nachdem ſie einige Tage den Kerker oder die

Soli Deo Gloria!

Erſtes Kapitel.

Der Gute Hirt von Olive Mount in Irland.

Sechs Jahre ſind es. Ich war aus Englands gebieteriſcher Weltherrlichkeit nach dem armen, mißhandelten, gequälten Irland gekommen — mißhandelt, weil es glaubenstreu iſt. Die Trägheit, der Leichtſinn, die Trunkſucht, die Zornmüthigkeit und wie die tauſend Fehler heißen, welche der Engländer ſo gern dem Sohn des grünen Erin vorwirft, würden Gnade vor ſeinen Augen finden, wenn zu dieſen Fehlern nicht die eine, die große, die gar nicht zu entſchuldigende, die unverzeihliche Sünde käme — daß er katholiſch iſt. Die himmelſchreiende Ungerechtigkeit, welche England an Irland geübt hat und noch immer übt, erfüllen beide Völker mit unſäglicher Bitterkeit gegen einander; nur iſt der Haß des unterdrückenden Theiles viel giftiger als der erſten Grade der Folter ausgeſtanden hatten. Der heilige Cyprian hatte in ſeiner Herde zu Karthago gar viele Schafe zu beklagen, welche auf dieſe Weiſe in den Rachen des Wolfes gerieten. Er ſchreibt: „Die Mehrzahl unſerer Brüder hat bei der erſten Drohung des Feindes den Glauben verleugnet und nicht die Verfolgung hat ſie zu Boden geworfen, ſondern ſie ſind freiwillig gefallen. Man darf die Wahrheit nicht verhehlen, daß viele verloren gegangen ſind durch blinde Anhänglichkeit an ihre Glücksgüter. Wie mit Ketten waren ſie an Reichtum und Wohlleben gefeſſelt und das hinderte ſie, dem Glauben treu zu ſein.“ Gerade wie der göttliche Heiland geſagt hat, daß wir „nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen können!“

Aber dieſer Schmerz und dies Ärgernis wurden glänzend vergütet durch diejenigen, welche mit unüberwindlichem Starkmut an ihrem Glauben hingen und mit Chriſtus „die Welt überwanden“. Feſt wie Säulen ſtanden ſie in allen Martern und triumphierten lebend und ſterbend für ihren Heiland und mit ihm. Auch unter denen, welche nicht die Palme des Martertums erhielten, kämpften und litten viele wie Helden, teils in langwierigem ſchweren Kerker, teils bei harten oft wiederholten Folterqualen, teils auf der Flucht, durch Hunger, Ermattung und Elend aller Art, welches ſo groß war, daß manche umkamen in der Mühſal. Dieſe armen Flüchtlinge, die nicht wußten, wohin ſie ſich wenden ſollten, fielen manchmal unter Räuber und unter Banden von entlaufenen Sklaven und Miſſetätern, bei denen ſie jämmerlich in Knechtſchaft gerieten.

Viele verſchwanden ſpurlos und man hörte nie, was aus ihnen geworden ſei. So ſtand dem Heer der Abtrünnigen auch ein Heer von Martyrern und Bekennern gegenüber! Dieſe Verfolgung reinigte die Kirche, wie ein ſchweres Gewitter die Luft reinigt und ſchied viel Spreu vom Weizen aus. In ihrer ganzen fürchterlichen Wut dauerte ſie nur ein Jahr. Den heiligen Papſt Fabian zu Rom und die Biſchöfe Babylas von Antiochien und Alexander von Jeruſalem raffte ſie in der kurzen Zeit hinweg. Dann fiel Decius im Kriege gegen die Goten 251, und vielleicht wäre einige Ruhe, oder wenigſtens ein Ausruhen der Erſchöpfung von ſeiten der Peiniger eingetreten, wenn nicht eine verheerende Peſt das Volk an die Chriſten erinnert hätte. Nun mußten dieſe Feinde der Götter, welche das gebührende Opfer verweigerten, ſchuld an dieſer großen Drangſal ſein und dafür büßen; in Rom zwei Päpſte, Cornelius und Lucius; denn Gallus, der neue Kaiſer, rief die Edikte wieder friſch ins Leben. Indeſſen wurde auch er ſchon 253 umgebracht, und Kaiſer Valerian zeigte ſich den Chriſten ſehr günſtig. Zum Unglück war aber ſein Günſtling Macrian törichten Gaukeleien von Beſchwörern und Zauberinnen zugetan. Da die Chriſten ſolche Zauberkünſte durchaus verwarfen und unterſagten, ja zuweilen mit dem heiligen Kreuzzeichen dergleichen Blendwerk zerſtörten, warf Macrian einen bitteren Haß auf ſie und wußte dem Kaiſer allmählich denſelben Widerwillen einzuflößen. So erließ denn Valerianus im Jahre 257 ein Edikt von der größten Strenge: Biſchöfe, Prieſter und Diakonen ſollen ſofort enthauptet, Senatoren und Ritter ihres

Vermögens beraubt, und blieben ſie dann widerſpenſtig, auch hingerichtet werden. Vornehme Frauen wurden in die Verbannung geſchickt und alle Chriſten am kaiſerlichen Hof, gleichviel ob ſie hohe oder geringe Stellen einnahmen, mußten in Ketten Strafarbeit auf kaiſerlichen Gütern oder bei kaiſerlichen Bauten tun. Bei den übrigen Gläubigen wurden die bekannten Zwangsmittel angewendet. Nach zwei Jahren geriet Valerian in perſiſche Gefangenſchaft, und ſein Sohn und Nachfolger Gallienus hatte ſo viel äußere Kriege zu führen und ſo viel innere Empörung und Aufruhr zu dämpfen, daß ohnehin römiſches Blut in Strömen floß und er den Chriſten Ruhe ließ. Ja, durch ein Edikt gewährte er ihnen nicht nur die freie Übung ihrer Religion, ſondern gebot auch die Rückgabe aller Häuſer, Grundſtücke und Begräbnisſtätten, welche zu den Kirchen gehörten. Da nur Korporationen, welche vom römiſchen Geſetz anerkannt waren, gemeinſame Beſitzungen haben durften, ſo gab dieſes Edikt der chriſtlichen Kirche einen legitimen Beſtand im Römerreich.

Und wieder trat unter mannigfachem blutigen Wechſel der Kaiſer eine lange Ruhe für die Chriſten ein. Da beſtieg Diocletian im Jahre 284 den Thron. Seit Marc Aurel waren hundert und vier Jahre verfloſſen, und während der Zeit hatten über dreißig Kaiſer die Herrſchaft beſeſſen. Aber nur drei von ihnen waren eines natürlichen Todes geſtorben: ſo wütete Rom gegen ſich! wie Trunkene, wie Irre, die ſich das Haupt zu zerſchmettern trachten! Großenteils waren dieſe Kaiſer Soldaten, wurden durch ihre Armee auf den Thron gehoben und dann wieder herabgeſtürzt, um einem anderen Soldaten Platz zu machen. Um ſich von ſolchen mutmaßlichen Nebenbuhlern zu befreien und Empörungen überhaupt leichter zu unterdrücken, ſetzte Diocletian drei Mitregenten ein: Maximian Herculeus, ſeinen Neffen, für Italien und Afrika; Galerius, ſeinen Schwiegerſohn, für Illyrien und Griechenland; Conſtantius Chlorus, für Gallien; er ſelbſt behielt den Orient und Egypten, und thronte zu Nicomedien als Oberkaiſer. Er umgab ſich dort mit orientaliſcher Pracht und mit allen Zeremonien der aſiatiſchen Herrſcher und ihrer Höfe. Er legte ſich die Titel Gottheit und geheiligte Majeſtät bei. Dies alles nicht ſowohl aus Eitelkeit, als um ſeinen Deſpotismus eine gewiſſe Weihe und einen höheren Nimbus zu verleihen. Das Römerreich ſollte aus ſeiner Zerrüttung aufgeriſſen und zum alten Glanz hergeſtellt werden; dazu hielt er den alten Götterdienſt als Staatsreligion für unentbehrlich und zugleich als eine Hilfsarmee für die neue Gottheit auf dem Thron zu Nicomedien.

Das Chriſtentum war inzwiſchen wieder in eine neue Phaſe getreten. Der Name und die Religion Jeſu war überall in Verehrung und die Beſten und Tüchtigſten in allen Ständen ſchloſſen ſich der Kirche an. Die Zahl der Gläubigen wuchs von Tag zu Tag und überfüllte die Gotteshäuſer. Vor den Biſchöfen hatten Kaiſer und Hofherren, Statthalter und Beamte Ehrfurcht. Am Kaiſerhof ſelbſt waren die angeſehenſten Staatsmänner, ja die nächſte Umgebung ſeiner Perſon, ſeine Kämmerer, Chriſten. Endlich war Priſca, die Kaiſerin, ſamt ihrer Tochter Valeria, der Gemahlin des Galerius, gläubig, wenigſtens Katechumenen. Daß bei manchen unter ſo vielen der Glaube nicht in voller Kraft, die heilige Liebe nicht in voller Blüte ſtand, daß auch unter ihnen Eiferſucht, Zwietracht, Eitelkeit, Gleichgültigkeit für göttliche Dinge herrſchten, bedarf nicht der Erwähnung: es gab immer und wird immer geben Chriſten, die ihren freien Willen ſtatt mit der Gnade, gegen ſie brauchen. Genug, das Chriſtentum war nicht mehr ein in die Katakomben verbannter und verpönter, auch nicht ein bloß geduldeter oder obſkurer Verein, ſondern eine geiſtige Macht im Römerreich. Deshalb beſann ſich Diocletian achtzehn Jahre, ob er es angreifen ſolle oder nicht. Die Frage ſtand jetzt ſo: wird das Heidentum neben dem Chriſtentum noch länger beſtehen können oder nicht? Und da das Nein ſich unzweifelhaft ergab: ſo mußte das Heidentum, dem die materielle Macht zu Gebot ſtand, dieſe aufbieten, um dem Chriſtentum einen Krieg auf Tod und Leben zu erwecken.

Der blutdürſtige wilde Dacier Galerius hing mit rohem Aberglauben ſeinem Götzendienſt an, gab auch durch Mißhandlungen der Chriſten an ſeinem Hof und in ſeinem Heer ſeinen Haß deutlich zu erkennen, mußte ſich jedoch mäßigen, ſo lange Diocletian nicht ſeine Geſinnung teilte. Aber er bot alles auf, was in ſeinem Gemüt von Bosheit und Feindſeligkeit war, um ſeinen Schwiegervater gegen die Chriſten einzunehmen. An den heidniſchen Opferprieſtern hatte er Bundesgenoſſen. Im Jahre 302 ließ Diocletian ſehr viele Opfertiere ſchlachten, um aus ihren Eingeweiden die Zukunft zu erforſchen. Chriſten, welche vermöge ihrer Stellung am Hofe bei dieſen Feierlichkeiten gegenwärtig ſein mußten, pflegten dabei das heilige Kreuzzeichen zu machen, und alsbald erklärten die Opferprieſter, dieſe gottloſen Menſchen und ihr Zauberzeichen beeinträchtigten den Erfolg des Opfers. Diocletian geriet in Zorn und befahl, daß am Hof und im Heer alle Chriſten opfern oder gegeißelt werden ſollten. Galerius benutzte dieſe Stimmung, kam nach Nicomedien und ſtellte ſeinem Schwiegervater vor, eine halbe Maßregel tauge nichts gegen Leute, welche den Staat ins Verderben ſtürzten; ſie müßten vertilgt und daher blutig verfolgt werden. Diocletian berief einige Feldherren und Richter, um deren Meinung zu hören. Ob eingeſchüchtert durch Galerius, ob aus Haß gegen die Chriſten, ſie ſtimmten mit Galerius überein. Aber Diocletian gab noch nicht nach, ſondern ließ das Orakel des Apollo zu Milet um Rat fragen. Der Gott antwortete: die Gerechten auf Erden hinderten ihn, die Wahrheit zu ſagen. Auf dieſe ſeltſame Antwort eines Gottes ließ Diocletian abermals fragen, wer dieſe Gerechten wären? und erhielt den Beſcheid, das wären die Chriſten. Nun glaubte er ſicher zu ſein, und am 23. Februar 303 erſchien zu Nicomedien ein Edikt, welches deutlich die Abſicht ausſprach, das Chriſtentum von der Erde zu vertilgen.

Alle Chriſten ohne Ausnahme waren ihrer Ämter und Würden entſetzt, und ohne Rückſicht auf Alter und Stand zur Folter verdammt, und zwar ſo lange, bis ſie opferten. Es ſtand jedem frei, jede Art von Klage gegen Chriſten vorzubringen; ſie aber durften nie, auch nicht über ſchreiendes Unrecht, eine Klage geltend machen. Freigelaſſene

Chriſten traten wieder in den Stand der Sklaven zurück. Biſchöfe und Prieſter ſollten im Kerker gehalten, alle Kirchengüter eingezogen, alle heiligen Schriften und Altargerätſchaften verbrannt, alle Kirchen niedergeriſſen werden. Dieſem Decret gemäß wurde in Nicomedien der Anfang gemacht, und die herrliche Kirche der Chriſten daſelbſt zerſtört, und nun begann die Verfolgung wie eine wütende Feuersbrunſt zu raſen vom Morgenland bis ins Abendland. Nur in Gallien ward ſie durch Conſtantius Chlorus gemildert; er ließ zwar die Gotteshäuſer zerſtören, um den Oberkaiſer nicht noch mehr aufzubringen, doch nichts gegen Perſonen und Vermögen unternehmen. Spanien aber blutete wie Italien, Aſien und Afrika, denn es gehörte zur Botmäßigkeit des Maximian Herculeus, der ſo wild wie die Bären ſeiner heimatlichen Wälder in Pannonien war, und den Galerius an Grauſamkeit und Heimtücke gleichſtand. Es herrſchte ein förmlicher Wetteifer in Erfindung und Anwendung neuer Qualen, und Kaiſer, Statthalter, Richter, Soldaten, Henker, Volk taten nach Kräften das Unmenſchlichſte, um das Chriſtentum auszurotten. „Da", ſchreibt Lactantius, „verbreitete ſich der Jammer über die ganze Erde, Gallien ausgenommen, und die drei wildeſten Tiere (Diocletian, Maximian, Galerius) wüteten vom Aufgang bis zum Niedergang." Im römiſchen Reich zählte man in einem Monat den Martertod von 17 000 Chriſten. Die ganze ſtreitende Kirche ſchien ſich auf einmal in die triumphierende verwandeln und von der Erde in den Himmel fliehen zu wollen. Es gab Abtrünnige, ja! Es gab Verräter, welche die heiligen Schriften auslieferten, um ſie verbrennen zu laſſen, und unter dieſen Verrätern waren auch Prieſter, waren ſogar einige Biſchöfe, ja! Aber daß die Martyrer bei weitem die Apoſtaten und die Getreuen bei weitem die Verräter überwogen, geht daraus hervor, daß das Chriſtentum nicht ausgerottet ward. Und welche Qualen an Leib und Seele mußten die Getreuen ausſtehen! Bei den Füßen mit dem Kopf nach unten aufgehängt zu werden, über einem Feuer von naſſem Holz und in deſſen Rauch unter Konvulſionen zu erſticken, das war in Egypten eine beliebte Todesart. Männer wurden bei den Füßen an zwei gewaltſam niedergebogene Äſte gebunden, die, wenn ſie aufſchnellten, den ganzen Körper auseinander riſſen. Frauen wurden an einem Fuß aufgehängt und ſo einer unerhörten Agonie preisgegeben. Bedenkt man den Abſcheu der menſchlichen Natur gegen Leiden, und ihre Schwäche gegen ein lange anhaltendes Leiden, und ſolche langſame Qualen, die von Teufeln erſonnen ſcheinen, um den Menſchen in Verzweiflung zu ſtürzen: ſo ſtaunt man, daß ſo wenige abtrünnig geworden ſind; ſo preiſt man die göttliche Gnade, die in der großen, großen Mehrzahl ſolche Wunder von Standhaftigkeit wirkte.

Im Palaſt zu Nicomedien war es ſchrecklich, denn die beiden unglücklichen Kaiſerinnen Prisca und Valeria ließen ſich durch Furcht vor ihren Männern und durch Todesangſt überwinden und opferten den Göttern; drei Kämmerer des Diocletian, bis dahin hoch in Ehren von ihm gehalten, wurden umgebracht, Dorotheus und Gorgonius erwürgt, Petrus geröſtet; der heilige Biſchof von Nicomedien, Anthimus, enthauptet. Ertränkungen im Meer geſchahen maſſenweiſe; Verbrennungen ebenfalls. Dazu verfiel Diocletian in ſchwere Krankheit, die ihn zuweilen geiſtesſchwach machte; aber Galerius ſtachelte ihn immer wieder zum Blutvergießen auf. Endlich legte der alte Kaiſer am 1. Mai 305 zu Nicomedien das Diadem nieder und zog ſich nach Dalmatien zurück, wo er im niederen Stande geboren war; und Maximian Herculeus mußte in Mailand dasſelbe tun; der entſetzliche Galerius zwang beide dazu, zwang auch den alten Kaiſer, zwei neue Mitregenten zu ernennen, die nach dem Sinn des Galerius waren: ſeinen Neffen Maximin Daja, den niemand kannte, und den Severus, den man nur durch wüſte Schwelgereien kannte. Seufzend gab der Greis Diocletian ſeine Zuſtimmung, denn daß waren die Männer nicht, die das Römerreich zu dem alten Glanz und Ruhm herſtellen konnten, wovon er früher geträumt hatte. Damals war ein junger Mann an ſeinem Hof von glücklichen Gaben, milden Sitten, kriegeriſchem Talent, beliebt bei dem Volke und den Soldaten, den jedermann und der alte Kaiſer am liebſten gern mit dem Purpur bekleidet hätte; aber Galerius, als ob er ahne, welche Zukunft dieſem Jüngling beſtimmt ſei, ließ das nicht zu. Das half ihm aber nichts; denn im Jahre 306 ſtarb der Mitkaiſer Conſtantius Chlorus und jener Jüngling, ſein Sohn Conſtantin, ward Cäſar in Gallien und Britannien, und übertrug ſeines Vaters Gunſt auf die Chriſten in ſeinen Provinzen. Im übrigen Reich dauerte die Verfolgung fort, bald mehr oder minder heftig, bald mehr oder minder allgemein; aber in Syrien und Egypten, wo Maximin

Daja hauſte, immer über alle Begriffe furchtbar, ſo daß er noch ſeinen Oheim Galerius überbot. Für dieſen „kam der Stärkere und überwand den Starken", und zwar in der Geſtalt einer gräßlichen, unheilbaren, ekelhaften Krankheit, die ihn mit ſolchen Schmerzen peinigte, daß er manchmal wie ein Tier brüllte, und die ſeinen Palaſt zu Sardica mit ſolchem Verweſungsgeruch erfüllte, daß ſeine Ärzte ſelbſt vor ihm flohen, obwohl er ihre Flucht und ihr Unvermögen ihm zu helfen mit dem Tode beſtrafte. Da mochte die Ahnung in ihm aufgehen, daß ſeine Peinen eine Vergeltung der Qualen ſein könnten, welche er über tauſend und aber tauſend unſchuldige Chriſten verhängt hatte. Nachdem er ein Jahr alle Ärzte, alle Zauberkünſtler, alle Götzen, Apollo ſelbſt und Äskulap zu Rat gezogen und nicht einmal Linderung, viel weniger Geneſungen gefunden hatte. war er gezähmt durch Krankheit und Schmerzen, und erließ im Jahre 311 ein Edikt, worin er den Chriſten erlaubte, Chriſten zu bleiben, ihre Kirchen wieder herzuſtellen und ſich zu ihrem Gottesdienſte zu verſammeln. Er gab ſich den Schein, als ob er aus Erbarmen mit ihrem Trotz und Eigenſinn dieſe Maßregel ergreife: konnten ſie nicht zur Anbetung der alten Götter des Reiches und der Vorfahren gebracht werden, ſo ſollten ſie wenigſtens ihren eigenen Gott verehren, und zum Dank für die kaiſerliche Gnade zu ihrem Gott beten für das Wohl des Kaiſers und des Reiches. Nun öffneten ſich die Kerker; nun kamen Flüchtlinge aus den Wüſten, den Wäldern, den Bergen zurück; nun wurden verſtümmelte Bekenner, Einäugige, Gelähmte aus Bergwerken und Metalldes unterdrückten, denn vor dem heimlichen Gericht ſeines Gewiſſens muß jener ſich geſtehen, daß die Schuld auf ſeiner Seite begonnen habe, und zwar damals begonnen habe, als ſein Abfall vom alten Glauben begann. Vor dieſer Zeit war es nur ein nationaler Haß, wie er zwiſchen den Eroberern und dem unterworfenen Volk immer ſtatt findet; — der iſt ungerecht, blind, leidenſchaftlich; allein ſyſtematiſch giftig iſt er nicht. Dieſen Character trägt nur der religiöſe Haß, den die Söhne des Abfalls gegen den alten Glauben und ſeine Bekenner hegen; und da dieſer Abfall ſich nur in England zu einem kirchlichen Syſtem ausgebildet hat, welches eng mit ſeiner Staatsform verſchmolzen iſt: ſo iſt er ſchwerlich auf dem Continent irgendwo von einer ſolchen Intenſität zu finden.

Was mich damals nach Irland zog? — Der poetiſche Character dieſes phantaſiereichen Volkes und die Ueberzeugung, daß es die Achillesferſe ſei, an welcher einſt das ſtolze Albion zu Grunde gehen werde. Merkwürdig iſt es mir aber, und als eine große Gnade Gottes betrachte ich es, daß einige warme Katholiken in London mir zutrauten, daß ich im Stande ſei, über Irland und ſeine Zuſtände zu ſchreiben — und es ſehr wünſchten. Sie gaben mir Empfehlungsbriefe mit und ich lernte ein Paar Männer kennen, die mir ſo lange ich lebe unvergeßlich ſind und denen ich über das Leben hinaus dankbar ſein werde: denn ſie haben für mich gebetet. Der gruben erlöſt. In Scharen kehrten ſie heim aus den Granit- und Porphyrbrüchen in Oberegypten. Nun begann man ſogleich die Kirchen wieder aufzubauen, die heiligen Geräte wieder anzuſchaffen, die alte Ordnung und Feier der heiligen Myſterien wieder herzuſtellen. Die Heiden waren außer ſich vor Erſtaunen, daß die vereinigten Anſtrengungen aller Kräfte und Mächte der Welt während acht Jahren gar nichts bewirkt hatten, als das Chriſtentum aus Blutbad und Scheiterhaufen gereinigt und verjüngt wie einen Phönix aufſteigen zu ſehen.

Galerius ſtarb bald, nachdem er jenes Edikt erlaſſen, und Maximin Daja, der jetzt Alleinherrſcher im römiſchen Orient war, begann auf der Stelle wieder die Verfolgung, die er aus Scheu vor ſeinem Oheim unterbrochen hatte. Sechs egyptiſche Biſchöfe ließ er im Jahre 311 enthaupten, und ſo unauslöſchlich war ſein Haß gegen das Chriſtentum, daß er ſeinem Bundesgenoſſen Tiridates, König von Armenien, den Krieg erklärte, weil dieſer mit ſeinem Volk, das erſte Beiſpiel der Bekehrung eines ganzen Reiches gegeben und im Jahre 302 die chriſtliche Religion angenommen hatte; aber Tiridates beſiegte ihn. Ein ſolcher Grimm gegen das Chriſtentum war und iſt immer die Signatur der Kinder der Verwerfung.

Und auch Maximin Dajas Stunde kam. Der Nachfolger des Galerius war Licinius; und dieſer hielt ſich zu Conſtantins Handlungsweiſe gegen die Chriſten. Beide Kaiſer erließen in ihren Ländern ein Edikt allgemeiner Duldung. Maxentius aber, der Sohn und Nachfolger Maximian Herculeus, war ſeinem Vater zu ähnlich, um nicht auch gegen die Chriſten ein Tyrann zu ſein. Doch bald verwickelten ſich die vier Kaiſer in Kriege wider einander, die ſo endeten, daß Conſtantin den Maxentius am Ponte molle bei Rom im Jahre 312 überwand und Licinius den Maximin Daja im Jahre 313 bei Byzanz. Dieſer hatte dem Jupiter gelobt, wenn er ſiege, wolle er nicht ruhen, bis er den Namen Chriſt von der Erde vertilgt habe. Statt deſſen floh er bis Tarſus, nahm Gift und ſtarb in Qualen. Conſtantin hatte bereits in Mailand ein Edikt erlaſſen, welches einen vollkommenen Umſchwung in Stellung und Verhältniſſen des Chriſtentums bewirkte. Es lautete: Die Chriſten üben gleich allen übrigen Untertanen ihre Religion mit völliger Freiheit; jeder kann ungehindert zu ihnen übertreten; die Kirchen und Kirchengüter, welche ihnen entriſſen ſind, ſollen ihnen zurückgegeben und die Käufer ſolcher Güter aus dem Staatsſchatz entſchädigt werden. Dieſe nämliche Verordnung machte Licinius für alle Provinzen des Orients im Juni 313 in Nicomedien bekannt, ſo daß Anfang und Ende dieſer zehnjährigen Schreckenszeit an denſelben Ort ſich knüpften. Sie war heraufbeſchworen und darauf berechnet, dem Chriſtentum den Todesſtoß zu verſetzen; ſtatt deſſen ward ſie zum Todesſtoß für das Heidentum. Die unüberwindliche Geduld und Hochherzigkeit der Chriſten trug den Sieg davon, und der Geiſt der Buße ſenkte ſich in Fülle auf die Heiden herab und führte ſie zu einem Glauben, der ſeit zwei und einem halben Jahrhundert ſolche Bekenner erzeugte, Bekenner von Löwenkraft, die wie Lämmer litten! Alle Schmach, alle Verachtung, alle Unehre, alle Erniedrigung, die man erſinnen konnte, tat man ihnen an, ohne ſie zu erbittern; alle Leiden, Schmerzen und Qualen, ohne ſie zu erzürnen. Von der Folter, aus dem Kerker, aus der Verbannung kamen ſie ohne Haß gegen ihre Peiniger zurück. In den Katakomben lebten, im Amphitheater ſtarben ſie als die treueſten und gehorſamſten Untertanen ihrer entſetzlichen Kaiſer. Nie wurde eine Stimme des Zornes oder der Rache unter ihnen laut gegen die Sündflut von Verleumdung, Bosheit, Ungerechtigkeit, die man über ſie ausgoß. Mit der größten Sanftmut vermieden ſie alles, inſofern ſie nicht durch ihren Glauben dazu verpflichtet waren, was in ihren Gebräuchen und ihrer Lebensweiſe die Heiden hätte beleidigen und die Verfolgung wecken können. Nie nahmen ſie an einem Aufruhr, einer Empörung teil. Sie wurden ſo zahlreich am Hof, ſo zahlreich im Heer; aber nie dachten ſie an irgend eine Widerſetzlichkeit, außer wenn es hieß: Opfert den Göttern! Dann gehorchte keiner mehr, nicht Greis, nicht Kind, nicht Weib. Und ſo lebten Millionen! Und ſo lebten ſie ein paar Jahrhunderte! Wie eine Generation unterging, ſo ging die andere auf. Dieſe Gewaltigen dachten nur daran, den Himmel an ſich zu reißen, aber dabei fiel ihnen auch die Erde zu.

Die heilige Perpetua und Felicitas und ihre Gefährten.

Zu ſolchen Gewaltigen gehören dieſe beiden heiligen jungen Frauen, deren Namen in der

Kirche ſo hoch geehrt ſind, daß der uralte heilige Kanon der Meſſe ſie aufgenommen hat. Sie waren Afrikanerinnen und lebten in Karthago, als unter Kaiſer Septimus Severus die Verfolgung ſich erhob. Ein chriſtlicher Arzt hatte früher den Kaiſer von einer Krankheit geheilt: daher war er im Anfang ſeiner Regierung den Chriſten nicht ungünſtig. Allein bald verſchwand das oberflächliche Wohlwollen. Zuerſt war nur die Annahme des chriſtlichen Glaubens unterſagt und ſchnell, wie ein Funke zur Feuersbrunſt wird, ging das Verbot in allgemeine Verfolgung über.

Perpetua ſelbſt hat den größten Teil ihrer Leidensgeſchichte geſchrieben, ſo ſchlicht und einfach, als ob ſie das Tagebuch ihres gewöhnlichen Lebens führe. Was ſie nicht vollenden konnte, ergänzte Satur, einer ihrer Gefährten. Im Kloſter Monte Caſſino, Benediktinerordens, ſind dieſe heiligen Akten gefunden worden, und der heilige Auguſtinus ſagt, daß man ſie lange zur Erbauung der Gläubigen öffentlich in den Kirchen vorgeleſen habe. Er ſelbſt ſpricht eine innige Bewunderung und Andacht für dieſe herrlichen Martyrinnen und ihre Leidensgenoſſen aus. Sie waren ſämtlich junge Katechumenen, als ſie verhaftet wurden, Revocatus und Felicitas dienenden Standes; dann zwei junge Männer Saturnin und Secundulus, denen ſich freiwillig Satur anſchloß; endlich Vivia Perpetua, eine Frau von zweiundzwanzig Jahren, von edler Geburt, guter Erziehung, mit einem Mann ihres Standes vermählt, mit einem Säugling an der Bruſt. Ihr Vater lebte im Heidentum; ihr Bruder war Katechumen; auch ihre Mutter, wie es ſcheint; ihres

Gatten erwähnt ſie nicht, vielleicht war ſie Witwe. Felicitas, ebenfalls eine ganz junge Frau, war Mutter in Hoffnung. Perpetua hatte durch ihren Vater, der ſie unbeſchreiblich liebte, die ſchwerſten Prüfungen zu beſtehen. Ehe man ſie in Kerker und Banden warf, wurde ſie mit den übrigen Katechumenen in einem anſtändigen Hauſe der Stadt gehalten und bewacht und kein Mittel unverſucht gelaſſen, um ſie zum Abfall zu bewegen. Ihr Vater erſchöpfte ſich mit Bitten, mit Flehen, mit Vorſtellungen, mit Schmeichelworten. „Kann man die Dinge anders nennen, als das, was ſie ſind?“ fragte Perpetua ihn einmal. Dieſe Frage ſchien ihm ſeltſam und er ſagte: „Nein!“ — Da rief ſie: „So kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin: eine Chriſtin.“ Der Vater ward ſo aufgebracht über dieſe Antwort, daß er ihr die Augen ausreißen wollte, ſie tätlich mißhandelte, im Zorn fortging und einige Tage ausblieb. Dies war eine große Erleichterung für Perpetua. Sie erholte ſich, dankte Gott und bereitete ſich in ungeſtörter Sammlung zum Empfang der heiligen Taufe vor. Sämtliche Katechumenen empfingen in dieſem Hauſe das Sakrament. Perpetua war ſo erfüllt von ſeliger Freude, daß ſie Leib und Leben, und Eltern und Kind im Geiſt Gott aufopferte, und ihn fortan um nichts mehr bat, „als um Geduld für das Fleiſch.“ Nach einigen Tagen, als die einfache Haft keine Änderung ihres Sinnes bewirkte, wurden die jungen Chriſten in einen jener fürchterlichen Kerker geworfen, welche nicht die geringſte ihrer Foltern waren. Von einem ganzen Troß Soldaten wurden ſie ungeſtüm hinein geſtoßen. „Welch ſchrecklicher Tag!“ ſchreibt Perpetua; „welche ungeheuere Hitze! Ich entſetzte mich über die Finſternis, in der ich nie gelebt hatte und die Sorge für mein Kind peinigte mich.“ Die Kirche aber ſorgte immer mit treuer Mutterliebe für ihre Kinder im Kerker und ſchickte ihre Diener, um ſie leiblich und geiſtlich zu pflegen und zu tröſten. So war es auch in Karthago. „Die gebenedeiten Diakonen Tertius und Pomponius, die uns dienten,“ erzählt Perpetua weiter, „erkauften für Geld die Erlaubnis, daß wir uns einige Stunden in einem freieren Raum des Gefängniſſes erfriſchen durften. Da ſchöpften wir Luft und erholten uns. Da nährte ich mein ſchon halb verſchmachtetes Kind, und die Sorge für das Knäbchen tröſtete mich. Da fand ich aber auch meine Mutter und meinen Bruder und litt ſehr, weil ich ſie meinetwegen ſo kummervoll fand. Ich verging vor Gram, als ich ſah, daß ſie aus Liebe zu mir ſich zergrämten. Die Mutter ſuchte ich zu beruhigen; dem Bruder empfahl ich meinen Sohn. Während vieler Tage ſtand ich dieſe Bekümmernis aus; aber ich errang es, mein Kind bei mir zu behalten und fühlte mich durch ſeine Pflege ſo gekräftigt, daß mir der Kerker wie ein Palaſt vorkam, in welchem ich lieber ſein wollte, als anderswo.“ So einfach, innig und warm ſpricht ſie von ihren Leiden, ihren Empfindungen, ihrem unwillkürlichen Widerwillen, von der Gnade, mit der ſie nach allen Richtungen hin die Natur überwand.

Den Ungläubigen war immer der Zutritt zu den eingekerkerten gläubigen Mitgliedern ihrer Familie geſtattet; daher beſuchte der Bruder fleißig Perpetua und hielt ſie für ein ſo hoch begnadetes Weſen, daß er ſie einſt bat, Gott zu fragen, ob ſie zur Befreiung oder zum Tode gelangen würde. Sie hatte ſchon ſo große Wohltaten von Gott empfangen und war ſo daran gewöhnt, kindlich fragend mit ihm zu reden, daß ſie ihrem Bruder verſprach, ihm am anderen Tage treulich Antwort zu ſagen. Weil das Leben der heiligen Martyrer ein ganz übernatürliches war, weil ſie durch die vollkommene Liebe die Sinnlichkeit beſiegt und zur Vereinigung mit Gott ſich erſchwungen hatten, weil ihre durch und für die Fülle der Gnade geſundeten Seelen die Fähigkeiten teilweiſe zurückerhielten, welche dem Menſchen durch die Sünde verloren gegangen ſind: ſo treten ſie weit über die Grenzen hinaus, innerhalb welcher wir armen gelähmten Sterblichen vermöge unſerer ſündenkranken Seelen feſtgehalten werden. Gott, den ſie ſo übernatürlich liebten, erwiderte dieſe Liebe im überſchwenglichen Maß und gab ihnen im Gebet und im Leiden Extaſen, welche alle Peinen und alle Wonnen der Erde vernichteten. In dem peinlichen Unbehagen des Kerkers, im engen finſteren Raum, in ungeſunder qualmender Luft, in beklemmender Nähe vieler Perſonen, ohne die Bedienung und die Bequemlichkeiten, an welche eine Frau ihres Standes von Jugend auf gewöhnt war, von Entbehrungen aller Art umringt, die mit ihr zugleich ihr liebes Kind trafen, verſenkte ſich Perpetua ins Gebet, ſo geſammelt, ſo ruhig, als ob ſie in der ungeſtörten Stille ihres Hauſes ſich befände. Da ward ihr eine wunderbare Viſion zuteil. „Ich ſah eine goldene Leiter,“ erzählt ſie, „die bis in den Himmel hinaufreichte, aber ſo ſchmal war, daß nur einer zurzeit ſie erſteigen konnte. An den Seiten der Leiter waren Schwerter, Spieße, Haken, Lanzen und andere gefährliche ſcharfe Werkzeuge befeſtigt, welche von den Aufſteigenden nur mit größter Vorſicht vermieden werden konnten. Unter der Leiter lag ein ungeheuer großer Drache, der ſie zu erſchrecken und zu verſcheuchen ſuchte. Nun ſah ich zuerſt Satur hinaufſteigen, der uns unterrichtet und ſich freiwillig überliefert hatte, um uns zu kräftigen. Als er oben war, ſprach er zu mir: Perpetua, ich erwarte dich! Aber hüte dich, daß der Drache dich nicht beiße. Ich antwortete: Im Namen des Herrn Jeſu Chriſti wird er mir nicht ſchaden. Und der Drache hob langſam ſeinen Kopf hinweg, als ob er ſich vor mir fürchte, und als ich die erſte Sproſſe der Leiter betrat, trat ich zugleich auf ſein Haupt. Nun ſtieg ich hinauf und kam in einen unermeßlich großen Garten. In deſſen Mitte ſaß ein eisgrauer großer Mann, im Gewand eines Schäfers, und melkte die Schafe. Um ihn herum ſtanden viele Tauſende mit weißen Kleidern angetan. Und er ſchaute mich an und ſprach: Willkommen, Kind. Er nannte mich bei meinem Namen und gab mir von der Milch, die er gemolken, in den Mund. Ich genoß es mit gefalteten Händen und alle Umſtehenden ſagten Amen. Durch den Laut dieſer Stimmen erwachte ich und ſchmeckte noch auf den Lippen ich weiß nicht welche liebliche Süßigkeit. Dies erzählte ich gleich meinem Bruder Wir anderen erkannten daraus, daß uns der Martertod bevorſtehe und gaben alle Hoffnungen für die Welt auf." Dann erzählt ſie weiter in ihrer anmutigen Unbefangenheit:

„Nach einigen Tagen verbreitete ſich das Gerücht, daß wir verhört werden ſollten. Nun kam mein Vater wieder zu mir, abgezehrt von Gram, ſuchte mich zum Abfall zu bewegen und ſprach: Erbarme dich meiner grauen Haare! Erbarme dich deines Vaters, wenn du mich noch würdig hältſt, mich Vater zu nennen. Denk, wie ich dich auf Händen zur Blüte deines Lebens getragen, wie ich dich lieber gehabt habe, als deine Brüder. Denk an deine Mutter, an dein Kind, das ja ohne dich nicht leben kann. Beharre nicht bei deinem Eigenſinn, der mich vor allen Menſchen mit Schmach bedeckt und uns ſämtlich zugrunde richtet! So ſprach mein Vater mit größter Zärtlichkeit, küßte mir die Hände, warf ſich mir zu Füßen, nannte mich unter Tränen nicht Tochter, ſondern Herrin und Geliebteſte. Wohl ſchmerzten mich die grauen Haare meines Vaters, und daß er allein von meinem ganzen Geſchlecht ſich nicht über meinen Martertod freuen würde. Ich ſuchte ihn zu tröſten und ſagte: Auf der Blutbühne wird mir nur das widerfahren, was Gott gefällt, denn wir ſtehen ja allein in ſeiner Gewalt. Aber troſtlos verließ er mich. Am folgenden Tage, als wir eben aßen, wurden wir plötzlich und ungeſtüm nach dem Gerichtshof zum Verhör geriſſen. Die Kunde verbreitete ſich ſchnell in den benachbarten Straßen und unzählbares Volk drängte ſich zuſammen. Wir beſtiegen die Blutbühne und wurden befragt. Alle legten ihr Bekenntnis ab. Nun kam die Reihe an mich; da erſchien mein Vater auf den Stufen des Gerüſtes mit meinem Sohn auf den Armen, zog mich eine Stufe hinab und ſagte flehend: Erbarme dich deines Kindes! Und der Prokurator Hilarian, der zu Gericht ſaß über Leben und Tod, ſagte auch zu mir: Erbarme dich doch deines alten Vaters und deines kleinen Sohnes. Aber ich antwortete: Das kann ich nicht. Biſt du denn eine Chriſtin? fragte Hilarian. Ich bin eine Chriſtin, ſagt' ich. Nun ſuchte mein Vater, der noch immer daſtand, mich mit Gewalt vom Gerüſt zu ziehen; aber Hilarian befahl, ihn hinabzuwerfen, und da ward er mit Ruten geſchlagen. Das tat mir weher, als wär' ich ſelbſt geſchlagen worden und mich jammerte ſein gramvolles Alter. Hilarian ſprach darauf über uns alle das Urteil und verdammte uns zu den Tieren, und freudig kehrten wir in den Kerker zurück. Sogleich ſandte ich den Diakon Pomponius zu meinem Vater, um mir meinen Sohn wieder auszubitten, der daran gewöhnt war, immer bei mir zu ſein und von mir genährt zu werden. Allein mein Vater gab ihn nicht her. Da richtete Gott es ſo gnädig ein, daß der Säugling nicht mehr nach meiner Bruſt verlangte, und daß ich keinen Schmerz um ihn und weder Fieber noch Beſchwerden litt.“

Welch einen reinen Wiederklang fanden die Worte des göttlichen Heilandes: „Wer nicht Vater und Mutter verläßt und Mir nachfolgt, iſt Meiner nicht wert,“ in Perpetuas Herzen.

Als Felicitas beim Verhör mit Anſpielung auf ihren Namen vom Prokurator gefragt wurde, wo denn ihre Glückſeligkeit ſei? antwortete ſie ihm: „Nicht hienieden.“ Da ſie ihr Kind noch nicht geboren hatte, ſollte ſie jetzt auch noch nicht ſterben, weil kein unſchuldiges Blut mit dem ſchuldigen weltberühmte Pater Mathew, Superior der Franziskaner zu Cork, war der Eine; und der Andere der Pater Kirby in Dublin. Welchem Orden dieſer angehörte, weiß ich nicht. Ich kannte damals keinen Unterſchied zwiſchen Welt- und Ordensgeiſtlichen, und da dieſe nicht ihr Ordenskleid tragen durften, ſondern ſich wie jene kleiden mußten, ſo fiel mir nichts in die Augen, was mich darauf hätte aufmerkſam machen können. Ich weiß alſo nur, daß man ihn Pater Kirby nannte.

In dieſem Manne ging zum Erſtenmal gleichſam der Schatten des Ewigen Guten Hirten, des ſeelenſuchenden und rettenden, an meiner Seele vorüber, und machte ſie ſo erzittern in ihrer Armuth und ihrer Verlaſſenheit, daß ſein grünes Gärtchen von Olive Mount (Oelberg) ihr heimiſcher vorkam, als die ſchönſten Parks und Cottages von England. Warum? — weil da die himmliſche Liebe wohnte. O gnadenvoller Heiland! Du biſt „gut der Seele, die Dich ſucht“ — ach, ſogar der, die wie im Traum nach Dir ſich ſehnt; denn anders war es damals nicht mit mir. Ich ſuchte Dich noch nicht, denn Du warſt mir noch nicht der Menſchgewordene Gott; ich wußte noch nichts von Deiner Liebe für die Seelen. Und folglich überhaupt nichts von Liebe zu den Seelen — obwohl ich ſie zu haben wähnte und meine Theilnahme für die Innerlichkeit des Menſchen ſo nannte. Das iſt aber keine! dieſe Theilnahme kann auch der unerlöſte Menſch empfinden. Die Liebe vergoſſen werden durfte. Die übrigen waren dazu beſtimmt, große Feſtſpiele zu verherrlichen, welche den Soldaten im Lager von der Stadt gegeben werden ſollten zur Ehre des Tages, da Kaiſer Severus ſeinen Sohn Geta zum Cäſar machte. Sie freuten ſich auf dieſen Triumphtag und beklagte nur, daß Felicitas ihn nicht teilen ſolle. Dieſe ſelbſt war tief betrübt, ihre Freunde allein zum Kampf und zum Siege ziehen zu laſſen und ihre eigene Befreiung verzögert zu ſehen. Nachdem ſie gemeinſam bekehrt, getauft, eingekerkert und verhört waren, ſollte ſie einſam zurückbleiben! In ihrer Trauer begann ſie zu beten und all ihre Leidensgenoſſen vereinigten ſich mit ihr zum Gebet. Und ſie wurden erhört! Vor der Zeit brachte ſie ein Mägdlein zur Welt, das ihre Schweſter ſogleich an Kindesſtatt annahm. Als Felicitas große Schmerzen litt, wimmerte und ächzte ſie. Da ſprach ein Gefangenwärter zu ihr: „Wenn du jetzt ſchon jammerſt, was wirſt du erſt tun, wenn du den Tieren vorgeworfen wirſt, die du verachtet haſt, als du nicht opfern wollteſt?“ Aber Felicitas antwortete: „Was ich jetzt leide, das leide ich ſelbſt; dann aber wird ein Anderer in mir und für mich leiden, weil ich ja für Ihn leiden ſoll.“ Mit Gebet und mit ruhigen Geſprächen vergingen die Tage. Wovon ſprachen ſie? Wie der Herr auf Thabor mit Moſes und Elias: von ihrem Leiden. Der feurige Saturninus wünſchte verſchiedenen Tieren vorgeworfen zu werden, um recht viel zu dulden für das Bekenntnis des heiligen Glaubens. Satur hatte ein Grauen vor den Beſtien, beſonders vor den Bären, und wünſchte durch einen Biß eines Panthers den

Tod zu finden. Perpetua wünſchte nichts Irdiſches mehr; ihre Seele lebte in himmliſchen Viſionen. Sie ſah einſt ihren Bruder Dinocrates, der bei ſieben Jahren am Geſichtskrebs geſtorben war, in der Qual des Purgatoriums; ſie ſah ihn unſchön, kränklich, Hitze und Durſt leidend, an einem Waſſerbehälter ſtehen, deſſen Rand er nicht erreichen konnte. Es erbarmte ſie der klägliche Anblick und daß Dinocrates trotz ſeines kurzen Kinderlebens und ſeiner ſchmerzlichen Krankheit kein ſo reines Herz gehabt hatte, um zur Anſchauung Gottes zu gelangen; denn daß die Viſion dies bedeute und den Bruder ihrer Fürbitte empfehle, ward ihr innerlich dabei offenbart. Perpetua betete nun dringend und anhaltend für Dinocrates und ward darauf durch eine andere Viſion getröſtet, in welcher ſie den Knaben von Licht umgeben, ſchön, friſch und fröhlich ſah, wie er mit einer Trinkſchale am Waſſer ſtand und nach Belieben ſchöpfte und trank, und dann zu anderen Kindern eilte, um mit ihnen zu ſpielen. Auch Satur hatte eine liebliche Viſion. Engel führten ihn und ſeine Leidensgefährten gen Oſten, durch einen lieblichen Garten voll Roſenbäume und tauſend Blumen, in ein unermeßliches Licht und vor den Thron Gottes, um welchen ohne Aufhören vereinigte Stimmen Heilig! Heilig! ſangen. Da ſprach Satur: Perpetua, dies iſt's, was der Herr uns verheißen hat; jetzt vollendet ſich die Verheißung. Und die vierundzwanzig Greiſe auf goldenen Stühlen rechts und links vom Thron gaben ihnen den Friedenskuß und ſprachen: Gehet ein zur Freude. Und Satur ſagte zu Perpetua: Du haſt nun, was du verlangteſt. Gott Dank!

erwiderte ſie; ich war wohl fröhlich auf Erden, doch hier bin ich viel fröhlicher.

Gewiß, ſie war fröhlich auf Erden! Ehe die Feſtſpiele begannen, wurden die Gefangenen aus dem Kerker in der Stadt nach einem anderen gebracht, der außerhalb Karthagos Mauern, ganz in der Nähe des Amphitheaters lag und für diejenigen beſtimmt war, welche zur Beluſtigung des Volkes in Tier- oder Gladiatorenkämpfen oder in ſonſtiger Marter umkommen ſollten. Bevor dieſe Verſetzung ſtattfand, war Secundulus bereits aus dem Kerker der Stadt und des irdiſchen Lebens abberufen. Durch Gottes Gnade blieb er verſchont ſowohl von den Beſtien als von der Hinrichtung, und hatte einen friedlichen, unblutigen Tod. Nicht dem Leibe, nur dem Verlangen und der Seele nach litt er das Martertum. Die Übrigen aber fanden ein neues in dem neuen Gefängnis, denn der Tribun, der die Aufſicht zu führen hatte, hielt ſie, aus Furcht vor Zauberkünſten, mit grauſamer Strenge, ließ ſie in den Folterſtock werfen und verſagte ihnen die notwendige Nahrung. Da ſprach Perpetua mit heiterem Scherz zu ihm: „Aber warum erlaubſt du denn, daß ſo edle Verbrecher, wie wir, die dem Cäſar zu Ehren an ſeinem Feſttage kämpfen ſollen, ſo elend gehalten werden? Würde es dir nicht ſelbſt zum Ruhme gereichen, wenn wir recht kräftig dem Volk vorgeführt würden?“ Der Tribun war beſchämt und befahl dem Kerkermeiſter Pudens, ſie menſchlicher zu halten, was dieſer mit Freuden tat, weil ihm die Gnade, die von dieſen heiligen Seelen ausſtrömte, das Herz ergriff. Ihre Verwandten und Glaubensgenoſſen durften ſie in dieſen letzten Tagen auch wieder beſuchen und ſich ungeſtört mit ihnen unterhalten. Da hatte Perpetua denn zum drittenmale den Schmerz, ſich von ihrem ganz verzweiflungsvollen Vater beſtürmt zu ſehen. Abgezehrt von Gram trat er herein, warf ſich ihr zu Füßen, zerraufte ſein graues Haar, verwünſchte ſein langes Leben, das ihm ſolchen Jammer bringe und klagte ſo herzzerſchneidend, daß alle tief erſchüttert wurden. Auch Perpetua, der dieſes Herzeleid an die Seele ging! Aber ſie mußte es aushalten, denn ſie hatte keine andere Wahl als zwiſchen ihrem Vater und ihrem Heiland, zwiſchen der Natur und der Gnade, zwiſchen Erde und Himmel, zwiſchen Menſch und Gott. Dafür ward ſie mit einer ſeligen Viſion am letzten Tage ihres Erdenlebens geſtärkt und erfreut: ſie ſah ſich ſelbſt kämpfend mit einem gewaltigen Mohren und ihn beſiegend. Und der Kampfherold reichte ihr einen grünen Zweig mit goldenen Früchten, gab ihr den Friedenskuß und ſprach: Tochter, Friede ſei mit dir. Und im Triumph ging ſie von dannen. Darauf beſchließt ſie ihre Aufzeichnungen mit derſelben Einfachheit. „Ich erwachte und erkannte, daß ich nicht eigentlich gegen Tiere, ſondern gegen den Teufel zu ſtreiten hätte, aber den Sieg erringen würde. Und dies hab' ich bis zum Tage vor dem Feſtſpiel aufgeſchrieben. Was aber an dem Tage ſelbſt geſchehen wird, beſchreibe ein anderer, wenn er Luſt hat." Dies heilige Vermächtnis der chriſtlichen Heldin ward angenommen und ein Augenzeuge, vielleicht einer der Diakonen, führt die Leidensgeſchichte zu Ende, „weil die heilige Perpetua es erlaubt und ſomit der heilige Geiſt es gewollt hat, obgleich wir uns der Beſchreibung ſolcher Herrlichkeit für unwürdig halten," ſagt er.

Nach römiſchem Gebrauch wurde ihnen, wie alle, die mit den Tieren kämpfen ſollten, am letzten Abend eine öffentliche Mahlzeit gegeben, bei der alles Volk, Feind und Freund, Zutritt hatte. Sie verwandelten ſo viel ſie konnten dieſe Henkermahlzeit in ein Liebesmahl, wie ſie es nach ihrer gottesdienſtlichen Feier, zur Belebung der brüderlichen Eintracht und Innigkeit, zu halten pflegten. Heiter ſprachen ſie untereinander von ihren Hoffnungen und Freuden, ruhig und freimütig zum Volk. Sie erinnerten es an die Gerichte Gottes, warfen ihm ſeine ſtumpfe Neugier vor, prieſen ſich ſelig im Leiden, lächelten über die erſtaunten Gaffer. Iſt's euch nicht genug, uns morgen zu ſehen? ſprach Satur. Könnt ihr euch nicht ſättigen am Anblick derer, die ihr haßt? Wohlan! ſchauet uns nur recht ins Angeſicht, damit ihr uns am Tage des Gerichtes erkennen möget. Und das Bild, welches der heilige Geiſt im Buch der Weisheit 5, 1 von dieſem Wiederſehen gibt, mochte vor ſeiner Seele ſtehen und ſie erquicken: „Dann werden die Gerechten mit großer Standhaftigkeit denen gegenüberſtehen, von denen ſie geängſtiget worden ſind. Und ſie (die Gottloſen) werden reuevoll ſagen und vor Angſt des Geiſtes ſeufzen: Dieſe ſind's, die wir einſt verlachten und mit ſchimpflichen Reden verhöhnten. Wir Toren hielten ihr Leben für Unſinn und ihr Ende für ſchimpflich! Siehe, wie ſie unter die Kinder Gottes gezählet ſind und ihr Los unter den Heiligen iſt." Staunend verlief ſich die Menge. Einige waren tief bewegt und wurden gläubig. Pudens, der Kerkermeiſter, war es ſchon.

Endlich brach das Morgenlicht ihres Triumphtages an. Sie gingen aus dem Kerker ins Amphitheater wie in den Himmel, freudezitternd, Schönheit im Antlitz, Heiterkeit in den Mienen. Mit erhabener Ruhe und züchtigem Anſtand ging Perpetua einher als eine geliebte Braut Chriſti, ihres Gottes. Sie ſchlug ihre ſtrahlenden Augen zu Boden und ſah niemand an. Felicitas folgte ihr, unausſprechlich froh, die Bluttaufe mit ihr zu teilen. Am Tor des Amphitheaters wollte man ſie nach dem Brauch umkleiden und den Männern die roten Mäntel der Saturnusprieſter, den Frauen Gewänder der Ceresdienerinnen geben. Allein die Bekenner Jeſu Chriſti widerſtanden entſchieden dieſer Zumutung und ſagten: „Um ſo etwas nicht zu tun, geben wir ja unſer Leben hin und kommen freiwillig hierher, um unſere Freiheit nicht zu verlieren. Dieſen Vertrag haben wir mit euch gemacht und ihr müßt ihn halten." Der Tribun gab nach und ließ ſie in ihren gewöhnlichen Kleidern eintreten. Perpetua ſang leiſe und zertrat im Geiſte ſchon das Haupt ihres Feindes, des Mohren. Revocatus, Saturnin und Satur ſchauten mit ernſter Warnung auf die drohende Menge und gaben dem Prokurator Hilarian durch Blicke zu verſtehen: Jetzt richteſt du uns; droben wird Gott dich richten. Dieſer feierliche Ernſt mißfiel dem Volk und es ſchrie ergrimmt nach der Geißelung. Die Wärter der Tiere ſtellten ſich nun in einer Reihe auf und jeder hielt eine mit eiſernen Kugeln verſehene Geißel in der Hand. Die heiligen Martyrer mußten hintereinander mit entblößten Schultern langſam an ihnen vorüber gehen und von jedem einen Streich empfangen. Dieſe Geißelung war für ſie ein kleiner Anteil an dem bitteren Leiden Jeſu, der ſie mit Wonne erfüllte. Nun wurden gegen Revocatus und Saturnin Panther losgelaſſen, welche ſie mit Wunden bedeckten, ohne ſie zu töten. Dann hetzte man Bären auf ſie und die plumpen Beſtien riſſen die zerfleiſchten und blutenden Martyrer entſetzlich herum; doch immer noch nicht bis zum Tode. So hatte ja Saturnin es gewünſcht, damit ſeine Krone deſto herrlicher werde! Auf den Satur ließ man einen wilden Eber los, der ſich aber urplötzlich gegen ſeinen Wärter kehrte, ihm den Leib aufſchlitzte und das ihm beſtimmte Opfer nur in der Arena umherſchleifte, ſo daß das blutgierige Volk höchſt mißvergnügt war. Deshalb wurde nun Satur, der vor dem Bären ein Grauen hatte, an einen Pfahl gebunden und dem Käfig dieſes Tieres gerade gegenüber aufgeſtellt. Doch wie der Bär auch gereizt wurde, über ſeine Beute herzufallen, er verließ ſeinen Käfig nicht und Satur wurde zum zweitenmale unverletzt fortgeführt.

Für Felicitas und Perpetua hatte man eine tolle Kuh ihrer beſonderen Wut wegen als etwas ganz Außerordentliches angeſchafft. Beide wurden entkleidet in Netze geſteckt. Da wachte etwas wie Scham in dem Volke auf; es wurde unwillig und man mußte den jungen Frauen flatternde Gewänder überwerfen, durch welche ſie nicht geſchützt, aber verhüllt waren. Die Kuh rannte nun auf Perpetua los, hob ſie auf und warf ſie dann mit einem Schwung zu Boden. Sie richtete ſich ſogleich empor, ſetzte ſich, zog ihr Gewand zuſammen, das an der Seite aufgeriſſen war, und dachte viel mehr an den Anſtand, als an Schmerz oder Gefahr. Nachdem ſie zum zweitenmal von der Kuh gepackt worden war, flocht ſie ihr aufgelöſtes, durch den Sturz verwirrtes Haar zuſammen, weil es ſich nicht ſchickte, daß eine Martyrin durch dieſes Zeichen der Troſtloſigkeit und Verzweiflung an ihrem höchſten Ehrentag zu trauern ſcheine. Dann ſtand ſie auf und eilte zu Felicitas, die noch ſehr entkräftet war und niedergeſchmettert am Boden lag. Perpetua gab ihr die Hand und richtete ſie teilnehmend auf. Da ſtanden ſie nun auf der blutbefleckten Arena, die beiden zarten jungen Geſchöpfe, ſo hilflos, ſo gequält, von tauſend und tauſend feindlichen Menſchenaugen umringt, von den wilden Beſtien umbrüllt, welche die Zähne gegen ſie fletſchten und nach ihrem Blut mit dem Volke um die Wette lechzten; da ſtanden ſie mißhandelt am Leibe, mißhandelt an der Seele durch tödliche Beleidigung des weiblichen Schamgefühls; aber kein Zeichen von Schmerz oder Angſt oder Entmutigung gab ſich an ihnen kund. Sie hatten ſich mit ihrer ganzen Liebes- und Leidensfülle verborgen in ihren Herrn und Gott. Und wie vorhin einige Beſchämung, ſo wachte jetzt einiges Mitleid im Volke auf: es wollte ſie nicht mehr den Tieren vorgeworfen ſehen, und ſie wurden aus dem Amphitheater durch das ſanavivariſche Tor hinausgeführt. Der Katechumen Ruſticus eilte auf Perpetua zu. Da war es, als erwache ſie aus einem ruhigen Schlaf, und ganz entrückt im Geiſte ſah ſie ſich um und fragte zur Verwunderung aller: „Wann werden wir denn der wilden Kuh vorgeworfen werden? ich weiß es nicht!" Wo war ſie geweſen, als ſie von dem wütenden Tiere angefallen und umher geſchleudert ward? Wo war ſie geweſen, um nach einem ſo harten Kampfe fragen zu können, wann er beginnen werde? Was empfand ſie, um einen ſo heftigen Schmerz nicht zu empfinden? Was ſchaute ſie, um das nicht zu ſehen, was Tauſende ſahen? Durch welchen Anblick, welche Liebe, welchen Zauber war ſie ſo entzückt worden, wie göttlich trunken im irdiſchen Leibe? So ruft der heilige Auguſtinus voll bewundernder Ehrfurcht aus. Perpetua wollte nicht glauben, daß ihr Kampf ſchon vorüber ſei, bis ſie am Körper und am Kleide Merkmale ihres Leidens fand. Da rief ſie ihren Bruder zu ſich, der inzwiſchen Katechumen geworden war, und ſprach zu ihm und Ruſticus: „Steht feſt im Glauben, liebt euch alle untereinander und unſer Leiden werde euch zum Heil." Inzwiſchen ſagte Satur zu Pudens: „Sieh, da bin ich, wie ich es gewünſcht und erflehet habe: keine Beſtie hat mir ein Leid getan. Jetzt gehe ich aber hin, um durch einen Biß eines Panthers mein Ende zu finden. Wirſt du dann nicht von ganzem Herzen glauben?" Gleich darauf ward Satur in die Arena zurückgeführt, wo alsbald ein Panther auf ihn zuſprang und ihm mit einem Biß eine ſo grimmige tötliche Wunde beibrachte, daß er mit einem Strom von Blut übergoſſen ward und das Volk jubelnd und ſpottend ſchrie: „Der iſt nun heilig gewaſchen!" Allerdings war der heilig, den ein ſolcher Kampf verherrlicht hat! Er rief den Pudens zu ſich, ließ ſich deſſen Ring geben, tauchte ihn in ſein Blut, machte den Pudens dadurch gleichſam zum Erben des für den chriſtlichen Glauben vergoſſenen Blutes, und ſprach, indem er ihm den Ring zurückgab: „Nun leb wohl, denk an mich und laß dich nicht irre machen, ſondern kräftigen durch das, was du heute geſehen haſt.“ Dann verlor er die Beſinnung und wurde nach dem Spoliarium geſchleift. Dies war ein ſchauerlicher, mit Mauern umgebener freier Raum, der ſich neben jedem Amphitheater und Zirkus befand, in welchen Gladiatoren- und Tierkämpfe begangen wurden. Die toten Leiber der Menſchen und der Beſtien, welche bei dieſen Spielen umkamen, wurden mit eiſernen Haken durch das Tor Sandapilaria aus der Arena in das Spoliarium geſchleift; auch die tödlich Verwundeten. Dieſe letzteren empfingen dort den Todesſtoß, gewöhnlich mit einem Beil oder Hammer. Junge angehende Gladiatoren mußten dies übernehmen, teils um ſich an das Entſetzliche eines ſolchen Anblickes zu gewöhnen, teils um ſich in ihrem Handwerke zu üben. Diesmal verlangte das Volk, daß die Sterbenden nicht im Spoliarium, ſondern mitten auf der Arena getötet würden. Satur mußte alſo halb entſeelt mit Saturnin und Revocatus wieder hinaus. Sie gaben ſich den Friedenskuß, bevor ihr Martertum ſich vollendete. Still und unbeweglich empfingen ſie den Todesſtoß: Satur zuerſt gab den Geiſt auf, wie Perpetua ihn ja zuerſt in der Viſion oben auf der Leiter geſehen hatte. Dann wurde ſie und Felicitas mit dem Schwert erſtochen. Perpetua fiel in die ungeübten Hände eines jungen Gladiatoren, der ſie zwiſchen den Rippen traf. Da tat ſie vor heftigem Schmerz einen Schrei. Doch ſchnell gefaßt führte der Seelen aber iſt eine Blume, die nur auf dem Boden der Erlöſung gedeiht: ſie nimmt nur die gerettete oder die zu rettende Seele wahr und all' ihre Aeußerungen bewegen ſich nur um dieſen einen Mittelpunkt, zu dieſem einen Ziel: die Gottebenbildlichkeit in der ſchuldloſen zu lieben und zu erhalten, in der ſchuldigen herzuſtellen. Sie ſieht immer den hinſterbenden Heiland in Wunden, Dornen, Qualen und Blut den himmliſchen Geiſt aushauchen, um das Zeichen des ewigen Verderbens von der Stirn der Sünder hinwegzunehmen und ſie mit dem des ewigen Lebens zu ſchmücken; und mit zärtlichem Erbarmen und muthiger Freudigkeit weihet ſie ſich dem Werk, für welches Er recht eigentlich auf die Welt gekommen iſt, „die Sünder ſelig zu machen“ und „zu retten, was verloren war.“

Dieſe Liebe wohnte in dem Herzen jenes armen Prieſters. Sie hatte ihn zu jenen Unſeligen, den Elendeſten von allen Verirrten geführt, deren Elend ſo groß iſt, daß die Tugend davor erſchauert und beklommen ſich abwendet. Sie hatte ihn die klagenden Schutzengel erblicken laſſen, die traurig und mit verhülltem Angeſicht ihren Schutzbefohlenen nicht mehr folgen konnten. Sie hatte ihn, da alle Mittel anfangs ihm fehlten, ein Mittelding von Zelt und Bude in einem Küchengarten aufſchlagen laſſen, um darin die Beklagenswerthen zu ſammeln, die hundert Hände finden, um ſie in den Sumpf des Laſters zu ziehen und ſo ſelten einmal Eine, um ſie

ſie nun ſelbſt die ſchwankende Hand des Fechters und richtete ſein Schwert auf ihre Kehle. Es zerſchnitt ihre Halsadern und ihre herrliche Seele flog empor zu dem Siegespreis, den ſie in ihrer letzten Viſion erblickte. Bis zum letzten Atemzug ihres ſchönen und glücklichen Lebens wollte ſie ſterben für ihren Herrn und Gott.

Der heilige Irenäus,

Biſchof von Lyon.

Der Gewaltigſten Einer, zu Smyrna in der Schule des heiligen Polykarpus gebildet und von dort nach Gallien geſendet als ein Bote des Evangeliums, war Irenäus. Wann das geſchah und wann und wo er geboren, wird nicht gemeldet. Sie kamen wie aus dem Himmel, dieſe apoſtoliſchen Männer, und gingen durch die Leiden der Zeit lehrend, ſegnend in den Himmel zurück. Als die Chriſtenverfolgung im Jahre 177 zu Lyon wütete, war er ſeit einigen Jahren Prieſter der dortigen Kirche, und ging in ihrem Auftrag und in ihren Angelegenheiten nach Rom, mit einem Briefe über jenes gewaltige Martertum an den Papſt Eleutherius. In dieſem Briefe wird Irenäus ein Eiferer des Geſetzes Chriſti genannt und dem Papſt empfohlen als ein würdiger Nachfolger des hingemarterten Biſchofes Pothinus. So wurde er denn auf den Biſchofſitz von Lyon erhoben und ſtand nach allen Seiten hin ſeinem erlauchten Amt mit ſeltener Vollkommenheit vor. Die Heiligkeit ſeines Wandels diente ſeiner Gemeinde zum Beiſpiel und zur Nacheiferung; ſeine feurigen Predigten wirkten mächtig für die Bekehrung zum und die Befeſtigung im Glauben; ſeine Weisheit und Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge bildete Männer heran, denen er das Wort zurufen konnte, das der göttliche Meiſter zu den Apoſteln und der Apoſtel Johannes zu Polykarp und Polykarp zu ihm geſprochen hatte: „Wie mich der Vater geſendet hat, ſo ſende ich euch.“ dies gewaltige, troſtvolle, begeiſternde Wort, an welchem der geringſte Prieſter in irgend einem unbekannten Dörfchen, der verlaſſenſte Miſſionär in Afrikas Wüſten, in Amerikas Urwäldern, der Kirchenfürſt inmitten der Ehren, Würden, Sorgen und Arbeiten, welche ſein Zepter, der Hirtenſtab , ihm auferlegt, der Vater der Chriſtenheit unter der Laſt der dreifachen Tiare ſicher vor Anker liegen: ſie ſind die Boten Gottes; Er ſendet ſie zu den Völkern; ſie tun Sein Werk: ſie haben dazu die göttliche Kraft; ſie haben zu ihrem Beruf den heiligen Geiſt empfangen, der ſie, wie eine übernatürliche elektriſche Kette, mit einem und demſelben Funken durchſtrömt, beſeelt, zuſammenſchließt und zurückführt auf jenes Segenswort Jeſu, das ihre Vollmacht aufweiſt und beſiegelt.

Nachdem Irenäus für die Ausbreitung des Chriſtentums in Gallien kräftig gewirkt, und apoſtoliſche Männer und Martyrer aus ſeiner Schule über dies Land hinaus in die Welt geſchickt hatte, wurde er ſelbſt mit der Marterkrone belohnt. Sie war um ſo herrlicher, als das ganze Chriſtenvolk zu Lyon ſie mit ihm teilte. Unter dem Kaiſer Severus, ungefähr im Jahre 203, erhielten die Soldaten den Befehl, die Stadt Lyon ſo zu umzingeln, daß niemand entfliehen könne, und dann die Chriſten zu erſchlagen. Eine alte Inſchrift gibt die Zahl derſelben auf 19 000 an. So kam der gute Hirt mit ſeiner treuen Herde um. Aber er hinterließ der Kirche ein reiches Erbe in ſeinen Schriften, namentlich gegen die Ketzer, gegen welche all die großen gewaltigen Gotteskämpfer der erſten Jahrhunderte den uralten Streit des Erzengels gegen Luzifer zu erneuern oder eigentlich fortzuſetzen hatten, und der ſich durch alle Zeiten als die Signatur der Helden Chriſti vererbt. Das reine Wollen und das reine Erkennen ſind unzertrennlich im wahren geiſtigen Leben des Menſchen. Da nun ſeine ſündige Natur ihn ſo leicht in den Zuſtand des unreinen Wollens bringe, ſo zieht dieſer das unreine Erkennen nach ſich und das Blendwerk eines falſchen Wiſſens ſtellt ſich als Nebenbuhler dem Licht des Glaubens zur Seite. So trat damals eine falſche Weisheit neben der göttlichen Wahrheit, die Gnoſtik neben dem Chriſtentum auf. Sie lehrte: die Verderbtheit des Menſchen entſpringe nur aus ſeiner Unwiſſenheit; daher ſei das Wiſſen das einzige Heilmittel und die wahre und vollkommene Erlöſung, und es komme nur darauf an, den Menſchen zu belehren und aufzuklären, um ihn zum Gipfel der Vollkommenheit aufſteigen zu laſſen. Aber eine ſolche Aufklärung iſt Verfinſterung, weil ſie überſinnliche Wahrheiten, welche nur in der Beleuchtung des Glaubens wahrzunehmen ſind, außerhalb dieſes Lichtes deuten will; und weil ſie, als eine lügneriſche Schmeichlerin, dem ſinnlichen und hochmütigen Menſchen ſein Schoßkind, ſeinen böſen und verkehrten Willen, läßt. Das Wiſſen des Guten erſetzt die Liebe nicht, und Liebe iſt

Wille zur beſtändigen Übung des Guten. Das Wiſſen heiſcht keine Opfer, die Liebe aber beſteht gar nicht ohne Opfer. Der Chriſt mußte für ſeinen Glauben handeln, kämpfen, leiden, entſagen, ſterben; der Gnoſtiker hatte das alles nicht nötig: er war ein Wiſſender und dadurch ein Erlöſter. Dieſe Lehre fand allzu großen Anklang in der ſchwachen ſündigen Natur des Menſchen, um nicht ein gefährlicher Fallſtrick für tauſend unwachſame, träge, eitle, verwegene Seelen zu werden, die ſich durch die Beſchäftigung mit aberwitzigen Träumereien, welche ſie höhere und reinere Erkenntnis nannten, ſelbſt zu erlöſen vermeinten und dann mit ſtolzem Selbſtgefühl verachtend auf die heilige Lehre und die gläubigen Chriſten herabſahen, die zur Erlöſung den Sohn Gottes bedurften. Wie alle Ketzereien, die ſämtlich kein anderes Fundament als das Gehirn des Menſchen haben und daher von jedem Gehirn abhängig, dadurch aber tauſendfachen Umgeſtaltungen und Abänderungen unterworfen ſind, glich auch die Gnoſtik einem hundertarmigen, formloſen Polypen, deſſen verwirrte Geſtaltung ſich ſchwer auseinanderlegen und klar und beſtimmt darſtellen läßt. Irenäus unternahm das Rieſenwerk, die ſchillernde Schlange auseinander zu ringeln auf die Bitte ſeines Freundes und Schülers, des heiligen Hippolyt, welcher auch Biſchof und Martyrer wurde, und welcher die Fortſchritte der Häreſie um ſo gründlicher zu bekämpfen hoffte, als deren Lehre mit all ihren Widerſprüchen, Unhaltbarkeiten, Verfälſchungen, Erdichtungen und Faſeleien ans Licht gezogen würde. Kein Kranker iſt zu heilen, wenn der Arzt nicht genau deſſen

Krankheit kennt; kein Häretiker iſt zum geſunden Glauben herzuſtellen, wenn man nicht die Anſichten und Meinungen kennt, welche ihm ſtatt des Glaubens dienen. Irenäus hatte die Begabung zu dieſem Kampfe, beſaß große Geiſtesklarheit, großen Scharfſinn, große Kenntnis der heiligen Schriften ſowohl, wie der profanen Wiſſenſchaften und der philoſophiſchen Syſteme der Egypter, Perſer, Chaldäer und anderer Völker des Orients, die ſämtlich Ingredienzen hergegeben hatten, mit denen der Erzketzer Valentin das „lebendige Waſſer" in einen ſinnverwirrenden Trank, die Lehre von der Macht der Liebe Gottes in die Lehre von der Macht der Erkenntnis des Menſchen, das Chriſtentum in Gnoſtik verwandelt hatte. Nun las Irenäus alle Schriften von Valentins Anhängern, deren er habhaft werden konnte, hatte auch Geſpräche über dieſe Gegenſtände mit ihnen und ſtieg dann getroſt in die labyrinthiſche Höhle des Irrtums hinab, um ihre krummen finſteren Gänge den erhabenen, lichten, vom heiligen Geiſt durchwehten Hallen der Kirche Chriſti gegenüberzuſtellen. Er nannte dieſe Schrift: „Darſtellung und Widerlegung der ſogenannten Erkenntnis" und ſpricht in der Vorrede zu ſeinem Freunde: „Da uns das Amt ward, das Wort Gottes treu zu verwalten, ſo arbeiten wir nach Kräften dahin, dir gegen die Widerſprüche der Ketzer die notwendigen Hilfsmittel zu ſchaffen, um die Irrenden zur Kirche Gottes zurück zu führen und die Neubekehrten im Glauben ſo zu befeſtigen, daß ſie ihn ebenſo treu bewahren, wie ſie ihn treu bewahrt, von der Kirche empfangen haben." Das Syſtem des Valentin mit ſeinen dreißig Äonen zerſtört Irenäus in Grund und Boden, indem er beweiſt, daß ſich alle einzelnen Teile untereinander widerſprechen, folglich aufheben, und daß es in jeder Weiſe gegen den geſunden Menſchenverſtand anſtoße. „Denn über den einen Punkt, daß Gott der Schöpfer des Weltalls ſei, ſind alle einverſtanden. Die Erzväter haben dieſen Glauben durch die Urtradition vom erſten Menſchen empfangen und bewahrt, und prieſen in ihren Hymnen den einigen Gott, den Schöpfer von Himmel und Erde. Ihren Nachkommen riefen die gottgeſandten Propheten dieſelbe Wahrheit zu. Die Heiden lernten dieſe Wahrheit von der ganzen Schöpfung, denn das Geſchöpf verkündet ſeinen Schöpfer und die Weltordnung Den, der dieſe Ordnung in der Welt eingeſetzt hat. Die chriſtliche Kirche endlich, welche über die ganze Erde zerſtreut iſt, hat von den Apoſteln dieſelbe Tradition empfangen. Verſichert uns alſo das Zeugnis aller Menſchen, daß Gott iſt: ſo bleibt gar kein Zweifel, daß der Gott, den unſere Widerſacher erfinden wollen, weder Zeugen noch Beweiſe für ſich hat. Simon der Magier hat zuerſt behauptet, dieſer höchſte Gott ſei er, und all ſeine Nachfolger ſind erfinderiſch in ähnlichen, aber ſich widerſprechenden Läſterungen des Schöpfers.“ Von jener Tradition, die mit der Welt begonnen hat und deren Urquell Gott iſt, iſt die katholiſche Kirche die treue Bewahrerin und Irenäus ſtellt den ewigen Veränderungen in der Häreſie die majeſtätiſche Einheit der Kirche gegenüber, welche überall dieſelbe Wahrheit lehrt, wie die Sonne überall dasſelbe Licht verbreitet. „Ihre Stimme hallt durch die ganze Welt, lehrt allen einen Glauben an denſelben ewigen Vater, denſelben menſchgewordenen Sohn, denſelben heiligen Geiſt; predigt dieſelben Lehren, ſetzt dieſelbe Hierarchie ein, verkündet dieſelbe Ankunft des Herrn, verſpricht dasſelbe Heil allen Menſchen. Und auch nur einen Weg zu dieſem Heil predigt ſie, und ihre Predigt iſt überall gleichmäßig und unveränderlich. Gott hat ihr Sein Licht anvertraut. Sie iſt der geheimnisvolle ſiebenarmige Leuchter, der das Licht Chriſti über die Pforten, den Eingang, den Ausgang, die Wege und Stege des Lebens gießt. Sie iſt in dieſer Welt, was einſt das irdiſche Paradies war. In ihren Schoß muß man ſich flüchten und dort ſich nähren mit den göttlichen Schriften. Dieſen empfangenen Glauben bewahrt die Kirche, obſchon auf dem ganzen Erdkreiſe zerſtreuet, mit größter Sorgfalt, wie wenn ſie nur ein Haus bewohnte; und glaubt es, wie wenn ſie nur ein Herz und eine Seele hätte; und dies verkündet, lehrt, überliefert ſie mit wunderbarer Übereinſtimmung, als ob ſie nur einen Mund hätte. Denn obgleich die Sprachen auf der Erde verſchieden ſind, ſo iſt doch der Inhalt der Überlieferung ein und derſelbe.“

Und weiter ſagt Irenäus, die Heiligkeit ſei ebenſo unzertrennlich von der Kirche, wie ihr unſichtbares Haupt, das göttliche Wort; wie der heilige Geiſt, der ſie beſeelt, der in ihr, wie in einem köſtlichen Gefäß, den Glauben niedergelegt hat und der, um dieſen Glauben in ſeiner erſten Reinheit zu bewahren, ohn' Unterlaß Gefäß und Inhalt in jugendlicher Kraft erhält. Den heiligen Geiſt hat Gott der Kirche gegeben, wie er einſt dem erſten Menſchen den Atem des Lebens gab, damit alle Glieder der Kirche teilhaft des Lebens und mit Chriſtus verbunden würden, damit ſie ein Unterpfand der Auferſtehung und eine Kräftigung im Glauben hätten und ſich mehr und mehr zu Gott erheben könnten. Wo die Kirche, iſt der Geiſt Gottes, der Quell des Lichtes, des Lebens, der Heiligkeit. Und wo der Geiſt Gottes, da iſt die Kirche mit ihren Gnaden. Wer von ihr ſich trennt, hat keinen Anteil mehr am heiligen Geiſt und kann aus der Bruſt dieſer Mutter keine belebende Nahrung ziehen, und kann nicht trinken aus dem reinſten Quell, welcher dem heiligen Leibe Jeſu entſtrömt. Beſeelt von dieſem Geiſt des Lebens und der Liebe ſchickt die Kirche allerorten und zu aller Zeit ihre Martyrer zum himmliſchen Vater und trägt Schmach und Leiden aller, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, und weil ſie den eingeborenen Sohn Gottes bekennen. Während die Sekten das Martertum für etwas Überflüſſiges halten, erfüllt ſich an der Kirche die Prophezeiung, daß diejenigen, auf denen der Geiſt des Herrn ruhen werde und die das ewige Wort aufnehmen würden, dafür Verfolgung, Steinigung, Tod erleiden mußten. Und ein anderes Zeichen ihrer Heiligkeit hatte ſie in den Wundern, die damals ſo häufig in ihrem Schoß gewirkt wurden und die fern von dem Blendwerk und der Magie der Sekten „einfach und ſchlicht und ohne Habgier geſchehen. Umſonſt hat die Kirche dieſe Macht von Gott empfangen, umſonſt teilt ſie dieſelbe aus. Ohne Zaubereien, Beſchwörungen und gottloſe Künſte richtet ſie in öffentlicher Verſammlung mit reinem Herzen ihre Bitte an Gott den Allmächtigen und ruft den Namen ſeines Sohnes unſeres Herrn Jeſu an."

Die Allgemeinheit (Katholizität) der Kirche iſt dem Irenäus das dritte ſiegreiche Zeichen gegen die Ketzerei. Sie erſtreckt ſich über die ganze Erde, von Judäa bis Spanien, von Lybien und Egypten bis Germanien. Sie iſt nicht mehr beſchränkt wie die jüdiſche Synagoge, ſondern zerſtreut über die Welt, überall ſichtbar und ſtrahlend wie ein erhabener Leuchtturm, und nach allen Gegenden hin mit gewaltiger Stimme den Völkern die Wahrheit predigend. Und endlich ſtützt er ſich darauf, daß die Kirche eine apoſtoliſche ſei, indem ſie von den Jüngern des Herrn, den Apoſteln, ihren Glauben empfangen; daß dieſe die Biſchöfe zur Regierung der verſchiedenen zahlreichen Abteilungen der Kirche eingeſetzt hätten, um durch deren ununterbrochene Reihenfolge den kommenden Jahrhunderten die katholiſche Tradition und Lehre ſo rein, wie ſie an ihrer Quelle waren, zu erhalten und fortzupflanzen. In dieſer Reihenfolge der Biſchöfe, die zu den Apoſteln hinaufſteigt, beſteht das eigentümliche Kennzeichen des Leibes Jeſu Chriſti und deſſen weſentlicher Unterſchied von allen Konventikeln der Häretiker und Schismatiker; daher kann die wahre Kirche nie und nimmer dort ſein, wo dieſe Form der geiſtlichen Hierarchie fehlt. Mit derſelben Leichtigkeit, womit man den Anfang der Kirche bei Jeſus Chriſtus und den Apoſteln beweiſt, läßt ſich auch nachweiſen, daß jede Sekte ſpäter entſprungen ſei, als die Einſetzung der Biſchöfe durch die Apoſtel. „Vor Valentin", ſagt der heilige Lehrer, „gab es keine Valentinianer, vor Marcion keine

Marcioniten, und überhaupt keine Ketzerei vor demjenigen, der ſie bald in dieſer, bald in jener Form erfand. Bei Menander, dem Schüler Simons des Magiers, hat dies ganze Geſchlecht der ſogenannten Wiſſenden (Gnoſtiker) begonnen und dann ſich verteilt in verſchiedene Sekten, welche jede als Vater und Haupt Ten erkennen, von welchen ſie den Namen tragen. Aber die Kirche beſtand, als dieſe die Fahne des Aufruhrs gegen ſie erhoben 1)."

---

1) Tertullian ſchreibt: „Wir brauchen keine Grübelei mehr ſeit Jeſus Chriſtus, keine Spekulation ſeit dem Evangelium. Das iſt mein Hauptgrundſatz: ein Eines und zwar Gewiſſes, ſei von Chriſtus angeordnet worden, was die Völker zu glauben und darum zu ſuchen hätten, damit ſie, wenn ſie es gefunden, glauben können. Was aber als ein Einiges und an ſich Gewiſſes feſtgeſtellt iſt, kann nicht Gegenſtand endloſer Unterſuchung ſein. Man muß ſuchen, bis man findet; und glauben, ſobald man gefunden hat; und nichts weiter mehr, als bewahren, was man geglaubt." Ihm iſt das Chriſtentum die vollendete Offenbarung Gottes für dieſe Zeit, in welcher alle Intereſſen und Fragen des menſchlichen Geiſtes volle Befriedigung finden. Nun aber ſtehen neben der katholiſchen Kirche eine Reihe von Sekten da, welche untereinander abweichend, mit ihr den Anſpruch auf den alleinigen, vollſtändigen, echten Beſitz jenes „Einen und Gewiſſen, was Chriſtus angeordnet hat," teilen wollen. Auf welcher Seite iſt der wahre Beſitzſtand? Tertullian läßt die Geſchichte antworten: Der Herr lehrte auf Erden bald öffentlich vor dem Volk, bald trug er insbeſondere den erwählten Apoſteln vor, was er ſei, was er geweſen, was er zu vollbringen, was der Menſch zu tun habe. Scheidend ſendete er die Apoſtel, um die Völker zu lehren und zu taufen. „Dieſe predigten erſt in Judäa, dann zogen ſie aus in die Welt, verkündeten die nämliche Lehre den Heiden und gründeten in jeder Stadt Kirchen, von welchen weiterhin die übrigen die Ableger des Glaubens und den Samen der Lehre entlehnt haben und noch täglich ent-

daraus empor zu reißen. Sie hatte ihn allmälig Hülfsquellen finden laſſen, um Haus und Garten von Olive Mount für ſeine Pfleglinge zu kaufen und ſie zu kleiden und zu ernähren. Sie gab ihm die Kraft, ihnen ſein Leben zu widmen, für ſie zu betteln, zu ſorgen, ihnen Arbeit zu verſchaffen und vor Allem, ihre ſittlich gelähmte Kraft und ihre erkrankten Seelen an dem Quell aller Gnaden, in dem reinigenden Waſſer der Buße, zu ſtärken und zu heilen.

Dieſe Liebe iſt eine überaus erhabene und demüthige; ſo erhaben, daß ſie wie aus dem Himmel — und ſo demüthig, daß ſie wie vom Kreuz herab auf die Seelen ſchaut, die unter der Laſt der Sünden dem ewigen Tode verfallen. Im Himmel muß ſie zu Hauſe und in Fülle mit dem Gnadenthau der Barmherzigkeit genährt und überſtrömt ſein, um das Verlangen zu hegen, ihn dieſen Weſen mitzutheilen, die dem natürlichen Menſchen ſo wenig geeignet ſcheinen, ihn zu empfangen. Am Kreuz muß ſie zu Hauſe und in alle Schmach und Verhöhnung eingeweiht ſein, welche das Kreuz treffen, um ſich bei dieſem Werk nicht durch menſchliche Auffaſſungsweiſe beirren zu laſſen; am Kreuz zu Hauſe und in der Demuth geübt, um dem Verkehr mit reinen und edlen Seelen freiwillig zu entſagen und die volle Thatkraft des Herzens den Ausgeſtoßenen der Menſchheit zuzuwenden. Dies ſind keine Kinder, deren Unſchuld — keine arme Kranke, deren Hülfloſigkeit und Verlaſſenheit zur Liebe

Mit der unwiderleglichen Autorität der Kirche iſt ebenſo feſt die Autorität der göttlichen und apoſtoliſchen Tradition verbunden, ſowohl in Hin-

---

lehnen, damit ſie Kirchen werden; und *dadurch* haben auch dieſe die Eigenſchaft apoſtoliſcher Kirchen, weil ſie Abkömmlinge apoſtoliſcher Kirchen ſind. Denn jedes Geſchlecht muß nach ſeinem Urſprunge aufgefaßt und gewürdigt werden. *Daher*, ſo viele und ſo große Kirchen auch ſind, iſt doch nur Eine, jene erſte von den Apoſteln, und alle ſtammen von ihr. Mithin ſind alle die *erſten* und ſind alle *apoſtoliſch*, indem alle zuſammen die Einheit erproben, da ſie die Gemeinſchaft des Friedens, die Bruderbegrüßung und das Einverſtändnis der Gaſtfreundſchaft untereinander pflegen, Vorrechte, die von keinem anderen Grunde geleitet werden, als der Einen Überlieferung Eines und desſelben Glaubensbekenntniſſes.“ So unerſchütterlich und unantaſtbar dieſes Faktum der Apoſtolizität und Einheit der katholiſchen Kirche in der Geſchichte daſteht, ſo feſt ſteht es auch, daß das, was Chriſtus von Gott, die Apoſtel von Chriſtus verkündigt haben, jenes Eine und Gewiſſe, „nicht anders erprobt werden dürfe, als durch die nämlichen Kirchen, welche die Apoſtel ſelbſt geſtiftet haben, indem ſie ihnen ſowohl mündlich, als auch hernach durch Briefe predigten. Verhält ſich dieſes ſo, ſo iſt mithin entſchieden, daß jede Lehre, welche mit den apoſtoliſchen Mutter- und Stammkirchen des Glaubens in Einklang ſteht, als Wahrheit angeſehen werden müſſe, als ſolche, die feſthält, was die Kirche von den Apoſteln, die Apoſtel von Chriſtus, Chriſtus von Gott empfangen hat. Und umgekehrt, daß jede Lehre von vornherein als aus der Lüge entſprungen zu betrachten ſei, welche wider der Kirchen, der Apoſtel, Chriſti und Gottes Wahrheit lautet. Wir brauchen alſo nur zu beweiſen, ob unſere Glaubensregel auf apoſtoliſche Überlieferung ſich gründe, und ebenſ daraus, ob die übrigen aus der Lüge kommen. *Wir ſtehen in Gemeinſchaft mit den apoſtoliſchen Kirchen, weil keine eine abweichende Lehre hat*; das iſt das Zeugnis der Wahrheit.“ In dieſer Einheit haben die auf den apoſtoliſchen Lehrſtühlen ſukzedierenden Biſchöfe, jeder an ſeinem Ort, aus dieſer Mitte heraus haben alle gelehrt, was überſicht auf die Auslegung der heiligen Schriften, als auch der Glaubenslehren, welche die Apoſtel ihren Schülern mitgeteilt haben. „Aber wenn wir“,

---

liefert worden iſt. Der Einzelne ſtand in Gemeinſchaft mit dem Ganzen: das war die Bezeugung ſeiner Wahrhaftigkeit. „Es ſollen auch die Häretiker mit den Anfängen ihrer Kirchen auftreten, die Reihenfolge ihrer Biſchöfe entwickeln, die ſich ſo durch ihre Auseinanderfolge abwindet, daß der erſte Biſchof einen von den Apoſteln oder Apoſtelſchülern, der jedoch in der Gemeinſchaft der Apoſtel verblieben iſt, an der Spitze oder zum Vorgänger habe. In dieſer Form weiſen nämlich die apoſtoliſchen Kirchen ihre Abſtammung nach. Wie die Kirche von Smyrna die Einſetzung des Polykarp auf Johannes, und die römiſche die Ordination des Clemens auf Petrus zurückführt: ſo zählen auch die übrigen ihre Biſchöfe auf, welche ſie von den Apoſteln eingeſetzt, als Ableger des apoſtoliſchen Samens haben. So etwas ſollen die Häretiker ſich zuſammendichten!“ Die apoſtoliſche Sukzeſſion der katholiſchen Biſchöfe liegt aufgeſchlagen in allen Kirchen des Erdkreiſes; die apoſtoliſche Rechtgläubigkeit der Einzelnen iſt beurkundet durch ihre Einheit mit, und die Anerkennung von der Geſamtheit; und die Klagen der abgeſetzten Biſchöfe und aus dem Verbande ausgeſtoßenen Häretiker bezeugen ſattſam die Strenge, mit der man dieſes Geſetz gehalten. Wollte aber einer an der Einheit der Überlieferung zweifeln, ſo „durchwandere er die apoſtoliſchen Kirchen, in welchen die Lehrſtühle der Apoſtel ſelbſt noch ihres Ortes den Vorſitz inne haben, bei welchen ihre echten Schriften abgeleſen werden, wie ſie eines jeden Stimme wiederklingen, eines jeden Bild wieder darſtellen. Liegt dir Achaja zunächſt, ſo haſt du Korinth; oder Mazedonien, ſo haſt du Philippi, haſt Theſſalonich; oder Italien, ſo haſt du Rom, woher auch wir (Afrikaner) unſere Gewährſchaft haben. Wie glücklich iſt dieſe Kirche, in welche die Apoſtel ihre geſamte Lehre mit ihrem Blute hingegoſſen haben! Sie kann ſagen: Mein iſt der Beſitz; ich beſitze ſeit Urzeit, habe feſte Grundbücher von denen, welchen die Sache gehörte; ich bin Erbe der Apoſtel. Wie ſie es in ihrem Teſtament verordnet, wie ſie es auf Treue verſagt der Heilige, „ihren willkürlichen Deutungen die Tradition entgegenſetzen, welche die Reihenfolge der Biſchöfe in der Kirche bewahrt, ſo ziehen die Häretiker ihre Meinung nicht bloß dem Ausſpruch aller Biſchöfe der Welt, ſondern auch der Apoſtel vor und rühmen ſich, ſie allein hätten die reine Wahrheit entdeckt. Aber die eigentliche

---

macht, wie ſie darauf vereidet haben: ſo beſitze ich's. Euch Häretiker ſicher haben ſie auf immer enterbt und verſtoßen, als Fremde und Feinde. Woher ſind aber die Häretiker den Apoſteln fremd und feind, als durch die Verſchiedenheit der Lehre, die jeder nach ſeinem Gefallen gegen die Apoſtel entweder aufgebracht oder angenommen hat? Denn da, wo erwieſenermaßen die Wahrheit der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre ſich befindet, dort wird auch die Wahrheit der Schrift, der Auslegung und aller chriſtlichen Überlieferungen ſein."

So ſpricht Tertullian in ſeinem berühmten Präſkriptionsbeweis (Beweis des Beſitzſtandes) gegen alle und jede Häreſie. Charakteriſtiſch für alle Zeit ſagt er in derſelben Schrift von den Häretikern: „Sie knüpfen mit allen ohne Unterſchied Gemeinſchaft an. Es kümmert ſie nicht, ob dieſe und jene es auch verſchieden halten mögen, wenn ſie ſich nur zur Bekämpfung der Einen Wahrheit mit ihnen verſtehen. Begreiflich! es kommt ja ihr Werk nicht vom Aufbauen, ſondern von Niederreißen der Wahrheit! das unſerige unterwühlen ſie, um das ihrige aufzubauen. Daß bei ihnen keine Spaltungen vorkommen, rührt daher, daß, wenn es deren gibt, ſie nicht ſichtbar werden. Spaltung iſt ihnen ihre Einheit. Ich will Lügner ſein, wenn ſie nicht auch unter ſich von ihren Lehrſätzen abweichen. Ein jeder pfeift das Lied, das er bekommen, nach ſeinem Gefallen, wie der, welcher es ausgegeben, nach ſeinem Geſchmack es komponiert hat Der Fortſchritt einer Sache erkennt ſeine Natur und ſeine Herkunft an; den Valentinianern blieb erlaubt, was dem Valentin freiſtand, ihren Glauben nach Gefallen zu neuern. Sieht man den Häreſien auf den Grund, ſo wird man bei allen finden, daß ſie in vielem anders, als ihre Stifter denken."

Wahrheit iſt die, daß ſie weder mit der Tradition noch mit der Heiligen Schrift übereinſtimmen. Die Wahrheit kennen zu lernen, welche die Apoſtel gelehrt haben, iſt ſehr leicht von dem zu finden, der ſie aufrichtig ſucht: er braucht nur der Tradition nachzugehen, an welcher ſich ein Biſchof nach dem anderen gehalten hat. Die wahre Erkenntnis iſt die Lehre der Apoſtel und die alte Einrichtung der Kirche in der ganzen Welt und der Charakter des Leibes Chriſti nach der Aufeinanderfolge der Biſchöfe. Auf dieſe Biſchöfe der Kirche muß man deshalb merken, weil ſie die Nachfolge haben von den Apoſteln her, und weil ſie mit der Sukzeſſion im biſchöflichen Amt das ſichere Geſchenk der Wahrheit nach dem Wohlgefallen des Vaters empfangen haben. Wir wollen ſtatt aller anderen die Reihenfolge der Biſchöfe geben, die in der älteſten, größten, allbekannteſten Kirche der Welt, in der römiſchen, Tradition und Glauben fortgepflanzt haben, welche ſie von den Gründern derſelben, den glorreichen Apoſteln Petrus und Paulus, empfingen. Wegen dieſer erhabenſten Abſtammung iſt die vornehmſte Kirche, und alle anderen Kirchen des ganzen Erdkreiſes müſſen ihres höheren Vorranges wegen ſtets in Gemeinſchaft mit ihr ſtehen; denn in ihr und durch ſie iſt die Tradition der Apoſtel immer für alle Gläubige, wo ſie auch ſein mögen, aufbewahrt worden.“ Die Reihenfolge der Biſchöfe, welche die römiſche Kirche bis auf ſeine Zeit regierten, iſt nach dem heiligen Irenäus dieſe: Linus, Anaclet, Clemens, Evariſtus, Alexander, Xyſtus, Teleſphorus, Hyginus, Pius, Anicet, Soter, Eleutherius. „Sie bilden den Kanal der apoſtolichen Tradition und ſind ein lebendiges Zeugnis, daß unſer Glaube ein und derſelbe mit dem iſt, den die Apoſtel als den wahren der Kirche anvertraut haben. Sie ſammelten in ihr, wie in einem ungeheueren Brunnen, alle Ströme der göttlichen Weisheit, damit jeder, der den Willen dazu hat, den Trank des Lebens ſchöpfen könne. Sie allein iſt der Eingang zum Leben; alle übrigen ſind Diebe und Räuber. Daher muß man dieſe meiden; das aber, was die Kirche bietet, mit größter Sorgfalt wählen und nach der Tradition der Wahrheit greifen. Ja, hätten die Apoſtel auch keine Schriften hinterlaſſen, ſo müßten wir doch der Richtſchnur der Tradition folgen, welche die Apoſtel denen eingehändigt, welchen ſie die Kirchen anvertraut haben.“

Eine unvermeidliche Strafe, die in dem Weſen der Häreſie ſelbſt begründet iſt, bezeichnet der heilige Irenäus, indem er ſagt: „Da die Ketzer ſich vom Pfade der Wahrheit abgewendet haben, ſo fallen ſie aus einem Irrtum in den anderen, wechſeln nach Zeit und Umſtänden ihre Anſichten, haben nie eine beſtimmte Glaubenslehre, bekämpfen ſich untereinander, widerſprechen ſich ſelbſt und zeigen ſich geſchickter in Sophismen, als eifrig für die Wahrheit. Da ſie nicht auf dem einen Felſen, ſondern auf Sand ſich gründen, können ſie kein dauerndes, ſicheres Gebäude aufführen. Und da ihre Augen für das Licht der Wahrheit geſchloſſen ſind, ſuchen ſie immer, finden nie, verlaſſen den geraden Weg, gehen in der Irre umher, ſind ohne Richtſchnur, ohne Grundſatz und fallen in die Grube als Blinde, die von Blinden geführt werden. Darum hat die Kirche, die zärtliche Mutter, gegründete Urſache, über die Erfinder und Verbreiter ſolcher Gottloſigkeit zu weinen. Nicht wir ſprengen ihre Torheiten aus; ſie ſelbſt tun es, ſie lehren und behaupten dieſelben und machen ſich Ruhm und Triumph daraus. Wir aber beten aus ganzem Herzen für ſie, damit ſie aufſtehen aus dem Abgrund, in den ſie freiwillig ſich geſtürzt haben; damit ſie die Leere verlaſſen, worin ſie ſich abarbeiten, und den Schatten an den ſie ſich verlieren; damit ſie, zur Kirche zurückgekehrt, in deren Schoß wahrhaft wiedergeboren und Chriſtus in ihnen gebildet werde. Unſere Liebe erſcheint ihnen hart und ſtreng, weil wir, wie gute Wundärzte, das faule Fleiſch zu verbrennen, die Wunden vom Gift des Hochmuts zu reinigen ſuchen; aber, was ſie auch von uns denken und ſagen mögen, wir werden nie aufhören, ihnen die Hand zu bieten, um ſie aus dem Abgrund zu ziehen."

Faſt ſiebzehn Jahrhunderte ſind verfloſſen, ſeitdem Irenäus ſo ſchrieb; allein jedes Wort über die Kirche und die Häretiker, über Glauben und Irrlehre trifft jetzt wie damals zu. Ganz natürlich! Es iſt ja das Wort der Wahrheit. Deshalb hat man zuweilen dieſe Schriften eine allgemeine Widerlegung aller Ketzereien genannt, weil Irenäus Waffen darbietet, um ſie alle zu beſiegen. Spätere Kirchenſchriftſteller berufen ſich auf ihn, wenn ſie einen ähnlichen Kampf zu führen haben, und überhäufen ihn mit Lob. Tertullian zählt ihn unter die durch Heiligkeit ausgezeichneten Männer und nennt ihn den getreueſten und ſcharfſinnigſten Ausleger aller Lehrſätze. Der heilige Epiphanius: einen ſeligen Greis, der mit himmliſchen Gaben des heiligen Geiſtes zum Streite geſalbt, mit der Kraft eines reinen Glaubens und wahrer Wiſſenſchaft alle häretiſchen Lügen zu Schanden gemacht hat. Der heilige Auguſtin nennt Irenäus den alten Mann Gottes; der heilige Hieronymus: einen apoſtoliſchen Mann; Theodoret: das Licht der Abendländer. Er ſelbſt ſchreibt demütig von ſich: „Wir haben weder Übung im Schreiben noch Kenntnis von der Redekunſt. Wir leben zwiſchen den Kelten und müſſen meiſtens deren barbariſche Sprache ſprechen, wiſſen nichts von Anmut der Schreibart und Kraft der Beredſamkeit. Nimm alſo mit Liebe an, was aus Liebe geſchrieben ward, freilich ohne Schmuck, aber treu der Wahrheit."

Nicht minder ſchön drückt ſich der heilige Irenäus über die lieblichen und erhabenen Glaubensgeheimniſſe der wirklichen Gegenwart Jeſu Chriſti im heiligen Opfer und die Auferſtehung des Fleiſches, und über die ganz einzige Stellung aus, welche die ſeligſte Jungfrau Maria in der Kirche einnimmt. „Unſer Herr Selbſt, als er das Brot nahm, dankte und ſprach: Dies iſt mein Leib, und den Kelch nahm und ſprach: Dies iſt mein Blut, hat das neue Opfer des Neuen Bundes ſeinen Apoſteln übertragen, die es der Kirche hinterließen. Und was der Herr der Heerſcharen bei Malachias dem Propheten ſpricht (Kap. 1, 11): „Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden;" — das erfüllt jetzt die Kirche in der ganzen Welt und bringt allein dem

Schöpfer ein reines Opfer dar. Und das Fleiſch der Gläubigen, das genährt iſt vom Leib und vom Blut des Herrn, wird nicht in der Verweſung bleiben, ſondern das ewige Leben empfangen. Den wie das Brot, das auch von der Erde kommt, durch göttlichen Machtſpruch kein gewöhnliches Brot bleibt, ſondern zur Euchariſtie wird, die aus zwei Teilen beſteht, einem irdiſchen, Seinem Fleiſch, und einem himmliſchen, Seiner Seele und Gottheit, ſo empfangen unſere Körper durch die Euchariſtie die Hoffnung der Auferſtehung und verbleiben nicht der Verweſung. Denn das Fleiſch, das vom Leib und Blut Jeſu genährt wird und zu ſeinen Gliedern gehört, wird dadurch befähigt, die Gabe Gottes, das ewige Leben, zu empfangen. Man pflanzt die Rebe und ſie trägt Frucht zu ihrer Zeit; man ſäet den Weizen und er zerſetzt ſich, um vervielfältigt durch Gottes Kraft hervorzuſproſſen; dann werden ſie vom Menſchen zu Wein und Brot gemacht und verzehrt. Wird aber der Machtſpruch Gottes über ihnen geſprochen, ſo werden ſie zum Leib und Blut Jeſu Chriſti, zur Euchariſtie. Und unſere Körper, welche dieſe heilige Nahrung erhalten, werden zwar auch in die Erde geſenkt und zerſetzt, aber auch zu ihrer Zeit auferſtehen, wenn das göttliche Wort ihnen die Unſterblichkeit zur Ehre des ewigen Vaters verleihet."

Ebenſo angefochten wie dieſe Glaubenslehren, wurde auch von der Häreſie die Verehrung, welche die Gläubigen der heiligen Mutter Gottes widmeten, eine Verehrung, welche doch im innigſten Zuſammenhang mit dem Glaubensgeheimnis von der Menſchwerdung Gottes ſteht; eine Verehrung, welche die Kirche mit dem heiligen Apoſtel Johannes vom Kalvarienberg herabgebracht, treu durch alle Zeiten bewahrt und liebend gepflegt hat! War aber Chriſtus, wie einige Häretiker lehrten, nur ein Scheinweſen und nicht wahrer Gott und zugleich wahrer Menſch: ſo mußte freilich auch ſeine heiligſte Mutter mit Ihm die Stellung verlieren, die ſie ſeit den Tagen der Apoſtel in der chriſtlichen Kirche einnahm, als Mitwirkerin der Erlöſung und des Heils der Menſchheit. War es auch erſt dem vierten Jahrhundert aufbehalten, direkt ſie und ihren Kultus anzugreifen — der aber zu tief Wurzel im katholiſchen Bewußtſein geſchlagen hatte, um herausgeriſſen werden zu können — ſo traf doch jeder Streich, welcher gegen den göttlichen Sohn gerichtet war und ihn ſeines göttlichen Verſöhnungsamtes berauben ſollte, ebenfalls ſeine heilige Mutter. Doch Irenäus, das Licht des Abendlandes im zweiten Jahrhundert, zeigt, wie Maria in den ganzen Plan der Erlöſung tief und innig verwebt ſei, und ſagt: „Gleichwie Eva durch ihren Ungehorſam für ſich und für die Geſamtheit des menſchlichen Geſchlechtes Urſache des Todes geworden iſt, ſo iſt Maria die Jungfrau durch ihren Gehorſam Urſache des Heils für das ganze Menſchengeſchlecht geworden. Die ungehorſame Eva knüpfte unſere Feſſeln, die gehorſame Maria löſte ſie. Jene wurde durch das Wort eines Engels der Finſternis verführt, von Gott abzufallen; dieſe wurde durch das Wort eines Engels des Lichtes willig, Gott zu gehorchen. Maria die Jungfrau ward auf dieſe Weiſe Fürſprecherin der Jungfräulichen Eva, damit das Menſchengeſchlecht, welches durch eine Jungfrau dem Tode verfallen war, wiederum gerettet werde durch eine Jungfrau, indem der Gehorſam der einen den Ungehorſam der anderen ausgleicht und die Einfalt der Taube die Hinterliſt der Schlange beſiegt.“ Aus dieſem Urboden der Kirche, neben dem Baum des Todes, war die Lilie des Marienkultus erblühet: was Wunder, daß keine Häreſie eines ſpäteren Jahrhunderts oder Jahrtauſends ſie zu zerknicken vermochte! Was Wunder, daß die Lilie der Jungfräulichkeit die Lieblingsblume und gleichſam das Palladium der Kirche wurde, welches ihre Prieſter und ihre gottverlobten Jungfrauen dem Lamm Gottes und der Königin der Jungfrauen nachtrugen.

Die heilige Potamiana.

Beweggründe der niedrigſten Art, Habſucht, böſe Begierlichkeit, Rache, Haß, miſchten ſich gar häufig in die Verfolgung der Chriſten und gaben dieſe nicht bloß im allgemeinen dem Zorn des heidniſchen Volkes, ſondern auch ihren perſönlichen Feinden preis. Für nichts war der Heide empfänglicher, als für den Zauber des Reichtums und den Zauber der ſinnlichen Schönheit, weil er nichts kannte von wahrem Glück und von wahrer Freude, nichts Ewiges, nichts Unvergängliches; nur das falſche Glück und die armſelige Freude des irdiſchen Augenblicks. Chriſtus aber hatte die höheren Güter, die reineren Freuden vor den Seelen ausgebreitet und manche von ihnen durch die Schätze des ewigen Lebens ſo ganz für den Himmel gewonnen, daß ſie auf Erden nichts be-

und zum Erbarmen auffodern; nicht einmal Sträflinge ſind es, die für ihre Verbrechen der Gerechtigkeit genugthun müſſen und vor einem mitleidigen Auge halb entſühnt durch ihre Strafe ſtehen. Nein! ſondern dies iſt etwas Namenloſes, Entſetzliches, woran jede Regung menſchlicher Liebe und Theilnahme erſtirbt, anſtatt ſich zu entzünden; und es bedarf einer in der vollen Kraft der Erlöſung wurzelnden, einer unerhört opferfreudigen, einer wahrhaft chriſtlichen Liebe, um hier das Werk der Hülfe zu unternehmen. Es iſt eine praktiſche Nachfolge Jeſu auf dem Wege, der dem menſchlichen Stolz um ſo unerträglicher iſt, als er ſich mit der frommen Scheu der Tugend von ihm abwenden kann.

Gottes Gnade, die immer viel größer war, als mein Widerſtreben gegen ſie, bewirkte, daß mein Herz ganz wunderbar von dieſer heiligen Liebe ergriffen ward; aber unſäglich ſchmerzlich ergriffen, wie wenn ein Sonnenſtrahl in kranke Augen fällt. Ich hatte ſo etwas nie geſehen, nie gehört; in meine Welt waren ſolche Erſcheinungen nie hineingetreten. Ich hatte jüngſt in England große Wohlthätigkeitsanſtalten, Arbeits- und Strafhäuſer, Schulen und Gefängniſſe geſehen — und zwar mit großer Gemüthsruhe, weil Alles ſo gewiß rechenexempelmäßig geordnet war und darin herging. Dieſe Ordnung iſt ja nun ſehr gut und ganz nothwendig; nur muß nicht ſie die Herrin ſein, ſondern die Dienerin der Königin Liebe; und ach! in allen jenen gehrten, als ſich ungeſtört der Betrachtung und dem Verlangen nach der ſeligen Zukunft hingeben zu dürfen. Alle Genüſſe und Zerſtreuungen widerten ſie an und die Banden derjenigen irdiſchen Verhältniſſe, denen ſie ſich ohne Pflichtverletzung entziehen konnten, erſchienen ihnen als drückende Ketten, mit denen ſie ihre Pilgerfahrt nicht beſchweren mochten. Sie wünſchten nur eines: als jungfräuliche Bräute „dem Lamm zu folgen, wohin es immer geht“ (Offenbar.); im Glauben und Entſagung hienieden, im Schauen und Genießen droben. Die Jungfräulichkeit übte auch bei manchen heidniſchen Völkern und in ihren Religionen eine gewiſſe geheimnisvolle Macht, als Überbleibſel und Erinnerung an eine verſchwundene Vollkommenheit. Aber, wie alle beſſeren Elemente im Heidentum, beruhte dieſe Vollkommenheit nur auf einem ſchwachen Inſtinkt, der vom verlorenen Gut übrig geblieben war, und auf einem dunkeln Seelenbedürfnis, das eine Ahnung vom Wiedergewinn des Verluſtes ſein mochte, und ihr fehlte das richtige Fundament und das wahre Ziel: an Chriſtus zu glauben, Chriſtus zu lieben. Wie ein einſamer leiſer melodiſcher Ton, ohne Nachhall, ohne Wiederklang, ertönte ſie durch das Schellengeklingel heidniſcher Torheit und die Orgien heidniſcher Greuel. Nur das Chriſtentum ſchlägt den vollen Akkord an, in welchem ſie über das Erdenleben hinaus mit dem Sanktus! Sanktus! der ſeligen Geiſter am Gottesthrone in einem „neuen Lied“ zuſammenſtimmt. Die Römer hatten ihre jungfräulichen Veſtalinnen, die freilich nicht auf Lebenszeit dem Tempeldienſt der Veſta als Prieſterinnen vorſtanden. Sie waren in hohem Anſehen; bei den Spielen des Zirkus nahmen ſie einen beſonderen Ehrenplatz ein; begegnete ein Miſſetäter auf ſeinem Wege zur Richtſtatt einer Veſtalin, ſo ward ihm das Leben geſchenkt; und die Sage von jener Veſtalin Claudia iſt bekannt, die mit ihrem Gürtel ein Schiff in den Hafen zog. Die Kelten in Britannien hatten ihre Druidinnen, jungfräuliche Prieſterinnen, die von hoher Geburt und von ausgezeichneter Schönheit ſein mußten, weil für den Dienſt der Götter nichts zu edel, nichts zu ſchön erachtet ward. Dafür hing das Volk mit unbeſchreiblicher Liebe an ihnen. Der pries ſich glücklich, der ſie einmal aus der Ferne ihre wunderbaren Lieder hatte ſingen hören und alle wußten zu erzählen von ihrer Macht über böſe Geiſter, über Krankheiten, über Meeresſtürme, welche letztere ſie mit ihren Geſängen beſchwichtigten. Aber ſolche Verehrung und Liebe, ſolche Macht und Zauber, ſolcher Aufwand von Kräften, wozu? Damit die Veſtalin das Feuer auf dem Atlar nicht erlöſchen ließ! Damit die Druidin die Miſtel ſchnitt, aus der ſie den Trank der Unſterblichkeit, wie ſie ihn nannten, für ihre Götterfeſte bereitete! In kindlicher Spielerei, in trauriger Verzerrung ging das unter, was das Chriſtentum zum Ideal der Vollkommenheit erhob: den niederen Menſchen durch den höheren zu beſiegen und im irdiſchen Leben zu leben mit unanwendbarem Blick auf das Himmliſche, um dem Sohn Gottes gleichförmig zu werden, der ſo gelebt hatte und der ſeinen Bräuten die ſtrahlendſten Kronen in ſeinem Reich verhieß. Ohne eine ſolche Liebe für Chriſtus, ohne den feſten chriſtlichen Glauben an eine perſönliche Unſterblichkeit und an die Auferſtehung des Fleiſches zum glorreichen Leibe, als an die Vollendung des ganzen Werkes der Erlöſung, ohne eine tiefe ſüße Andacht zur allerſeligſten Jungfrau Maria, dieſer heiligen Mutter des göttlichen Bräutigams und der bräutlichen Seele, hat die Jungfräulichkeit keine Baſis und keinen Gegenſtand. Nur dieſer Glaube und dieſe Andacht adeln ſie und geben ihr die echte Würde, die wahre Richtung, die höhere Weihe. Ohne dieſe iſt ſie etwas Zufälliges oder Willkürliches.

Die erſten chriſtlichen Zeiten, die dem göttlichen Heiland noch ſo nahe waren, daß ſie ihn gleichſam mit den Armen ſeiner jungfräulichen Mutter umfingen, mit dem jungfräulichen Lieblingsjünger an ſeinem Herzen ruhten, und die von den feurigen Lippen des heiligen Apoſtel Paulus die Vorzüge der Jungfräulichkeit vernommen hatten: wieſen auch gleich Seelen auf, Männer und Weiber, für die der himmliſche Bräutigam mehr Reiz hatte, als ein Brautfeſt im Sinn der Welt. Vielleicht ſprach ſich der Gegenſatz chriſtlicher und heidniſcher Geſinnung nirgends ſchneidender aus, als in dieſem Punkt, der dem materiellen Leben der verderbten Natur das idealiſche nach der Ordnung der Gnade gegenüberſtellt. Heilig war der durch das Sakrament gehobene, geweihte und begnadete Eheſtand dem Chriſten, weil Seelen für das Reich Gottes daraus hervorgehen ſollten. Aber heiliger und höher achtete er den jungfräulichen Stand, weil in ihm die natürliche und irdiſche Richtung des Menſchen durch den Einfluß der Gnade ihre Kraft gänzlich verloren hat und dem Menſchen dadurch die ſelige Freiheit geworden iſt, ſich ganz und ausſchließlich zu Gott und zu himmliſchen Dingen wenden zu können. Ein Greuel war dem Chriſten alles, wodurch die Reinheit auch nur mit einem Hauch getrübt werden konnte. Der heidniſche Sinn entbrannte aber ganz beſonders in Grimm gegen dieſe zarte Tugend, ſei es, daß es darin einen heimlichen Vorwurf ſeiner Verſunkenheit empfand, ſei es, daß er in ſeiner Selbſtſucht wähnte, ihm ginge ſein Recht verloren; genug, unzählige chriſtliche Jungfrauen erlangten die Marterkrone, weil ſie die Bewerbung oder Neigung heidniſcher Männer zurückgewieſen hatten.

Eine der erſten, die um ihrer reinen Tugend willen angeklagt und gemartert wurde, war Potamiana. Sie lebte in dem üppigen und reichen Alexandrien in Egypten, das mit Rom wetteiferte durch Prunk, Hoffart, Verweichlichung und zügelloſe Sitten. Sie war nur eine arme Sklavin, aber von ſo außerordentlicher Schönheit, daß viele Jünglinge höheren Standes ſich dringend um ſie bewarben; unter dieſen ihr eigener Herr. Allein Potamiana hatte ſich frühe entſchloſſen, ihre jungfräuliche Reinheit treu zu bewahren und nur ihrem himmliſchen Bräutigam anzugehören; daher wies ſie alle Anträge ruhig zurück, und hatte nun viele Vorwürfe und Nachſtellungen zu leiden. Aber ſie litt gern, weil ſie ſich immer freudiger in ihrem Entſchluß gekräftigt fand, um der Menſchen willen ſich nicht von ihrem göttlichen Heiland zu trennen. Die verkehrte Liebe ihres Herrn ſchlug jetzt in Haß um. Er gab ſie bei Aquila, dem Präfekten von Egypten, als eine Chriſtin an, die unaufhörlich den Kaiſer verfluche, wegen der harten Verfolgung der Chriſten. Doch verſprach er dem Präfekten eine große Geldſumme, wenn derſelbe die Potamiana durch Drohung und Schrecken dahin bewegen könne, ihrem Trotz zu entſagen und ſeiner Neigung nicht zu widerſtehen. In dieſem Fall dürfe ihr kein Leid geſchehen. Beharrte ſie aber bei ihrem Eigenſinn, ſo möge ſie ſterben. Sie ward alſo dem Präfekten vorgeführt mit ihrer ebenfalls chriſtlichen Mutter Marcella. Es lagen viele Marterwerkzeuge bereit, und Aquila ließ alle der Reihe nach ihr zeigen und deren Anwendung erklären. Das machte gerade ſo wenig Eindruck auf Potamiana, als die Perlen und Juwelen, welche ihre Bewerber ihr gezeigt und verſprochen hatten. Nun ließ Aquila ſie etwas foltern, dann ſtark, dann immer ſtärker. Aber die ſtarke Jungfrau blieb unerſchütterlich. Wie ihr Herr ergrimmte, daß ſie ſeine Liebe verſchmähe, ſo ergrimmte der Präfekt, weil ſie die Qualen verachtete, die er ihr antun ließ, und er erfand eine neue. Unter einem großen Keſſel voll Pech ließ er ein gewaltiges Feuer anzünden, und als das Pech ſiedete und brodelte, ſprach er zu der ſeligen Jungfrau: „Jetzt geh und gehorche deinem Herrn ſonſt laſſe ich dich in dieſen Keſſel werfen.“ Sie antwortete ruhig: „Gott verhüte, daß ein Richter ſo ungerecht ſein könnte, mir etwas Unerlaubtes zu befehlen.“ Da geriet der Präfekt in Wut und befahl ſie zu entkleiden und in den Keſſel zu werfen. Potamiana ſagte nun mit lauter Stimme: „Herr! wenn du mich hinrichten laſſen willſt, ſo bitte ich dich, mich nicht entkleiden, ſondern mich lieber nach und nach in das ſiedende Pech hinabſenken zu laſſen, damit du ſiehſt, welche Geduld mir Jeſus Chriſtus, mein Gott, den du zu kennen nicht das Glück haſt, verliehen hat." Da dies langſame Eintauchen ihre Todesqual beträchtlich verlängerte, ſo genehmigte Aquila ihren Wunſch und einige Soldaten führten ſie zu dem gräßlichen Feuer. Ihre erhabene Ruhe und die jungfräuliche Zartheit ihres letzten Wunſches mißfielen dem Pöbel ungemein. Er drängte ſich um Potamiana, wollte ſie tätlich mißhandeln und verſpottete ſie durch freche Reden. Aber einer der Soldaten, namens Baſilides, vertrieb alle mit Nachdruck, welche ihr Schmach antaten und bewies ihr herzliches Mitleid. Potamiana erkannte gerührt, nicht ihretwegen, ſondern ſeinetwegen, die Teilnahme des Baſilides, und ſagte ihm: „Habe Vertrauen und ich will nach meinem Tode vom Herrn dein Heil erbitten zur Vergeltung deines Wohlwollens." Dann ward ſie mit Ketten, die ihr um Leib und Arme gingen, über dem Keſſel emporgehoben und langſam, langſam in das brennende Pech hinabgetaucht. Nach drei Stunden reichte es erſt bis an ihren Hals und da gab ſie ihren Geiſt auf, ohne daß ein Klagelaut über ihre Lippen gekommen wäre. Marcella, ihre Mutter, fand den Tod auf dem Scheiterhaufen.

Bald nachher geſchah es, daß Baſilides von ſeinen Waffenbrüdern zu einem Eid bei den Göttern aufgefordert ward und ihnen erklärte, daß er den Schwur nicht leiſten könne, weil er ein Chriſt ſei. Sie hielten dieſe Worte für einen Scherz und drangen lebhafter in ihn. Als er aber bei ſeiner Weigerung blieb, führten ſie ihn vor den Richterſtuhl, und Baſilides legte das Bekenntnis des heiligen Glaubens ab und ward in den Kerker geworfen. Den Glaubensbrüdern, die ihn teilnehmend beſuchten und die ſich über ſeine plötzliche Bekehrung freuten, erzählte er, Potamiana ſei ihm drei Tage nach ihrem Tode bei Nacht erſchienen. habe ihm einen Kranz auf das Haupt geſetzt und geſagt: Ich habe für dich den Herrn gebeten und das erhalten, was ich verlangt habe; du wirſt bald in den Himmel kommen. Freudig empfing Baſilides nun im Gefängnis die Taufe und freudig am nächſten Morgen den Todesſtreich. Viele Einwohner von Alexandrien wurden mit ihm zugleich und nach ihm durch Erſcheinungen der Potamiana zum Glauben an Jeſus Chriſtus bewogen.

Bruchſtücke aus Briefen des heiligen Dionyſius,

Biſchofs von Alexandrien,

über die Verfolgung vor und unter Decius.

Dieſer große heilige Biſchof, der um des Glaubens willen ungeheuere Drangſale erduldet und den Tod zwar nicht *in*, aber *nach* ſeinen Leiden gefunden hat, war durch ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaften aus dem Heidentum zu einer höheren Erkenntnis und zum chriſtlichen Glauben geführt worden. Er nahm den Sitz des heiligen Evangeliſten Markus zu Alexandrien während der ſchweren Zeiten ein, die er als Verfolger durchmachte und dann als Augenzeuge beſchrieb. Wie ein Volkstumult ausbrach, erzählt er ſehr lebendig:

„Die Verfolgung iſt keineswegs durch ein Edikt des Kaiſers veranlaßt worden; ſie fand ſchon ein Jahr früher ſtatt. Ein unglücklicher Wahrſager, oder Dichter, oder wer der Menſch war, hatte längſt die Heiden gegen uns aufgeregt, gereizt und für ihren Wahnglauben fanatiſiert. Von dieſem Menſchen zu Ausübung aller Verbrechen aufgeſtachelt, glaubten ſie ihre Dämonen recht zu ehren, wenn ſie uns wütend bis zum Tode verfolgten. Zuerſt ergriffen ſie einen Greis, namens Metras, befahlen ihm gottesläſterliche Worte auszuſprechen und, da er ſich weigerte, ſchlugen ſie ihn mit Prügeln, ſtachen ihn mit ſpitzigen Rohrſtäben ins Geſicht und in die Augen, ſchleppten ihn in die Vorſtadt und ſteinigten ihn. Dann fielen ſie über eine Frau her, die Quinta hieß und ſehr fromm war, zerrten ſie nach einem Götzentempel und wollten ſie zwingen zu opfern. Sie weigerte ſich aber mit Abſcheu. Nun wurde ſie mit Geißeln geſchlagen und an ihren zuſammengebundenen Füßen durch die mit ſcharfen Kieſeln beſtreuten Gaſſen geſchleift, gegen Mühlſteine geſchleudert und dann auch in jener Vorſtadt zu Tode geſteinigt. Darauf fielen ſie in Wut über die Häuſer der Chriſten her, peinigten und mißhandelten ſie, plünderten die Häuſer, behielten die Sachen von Wert für ſich, warfen alles Geringere, namentlich Holzwerk, auf die Straße und verbrannten es, ſo daß die Stadt wie vom Feinde erobert ausſah. Unſere Brüder ſuchten ſich durch die Flucht zu retten und gaben ihre Güter mit Freuden dem Raube preis. Meines Wiſſens hat auch keiner von ihnen ſeinen Glauben verleugnet. Die im Alter ſchon vorgerückte bewunderungswürdige Jungfrau Apollonia haben die Heiden ergriffen, ihr die Kinnbacken zerſchmettert, alle Zähne aus-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

gebrochen, einen Scheiterhaufen angezündet und gedroht, ſie lebendig zu verbrennen, wenn ſie nicht Gott läſtern wolle. Sie verhielt ſich eine Weile ſo, daß es ſchien, ſie würde um Gnade bitten, und deshalb ließ man ſie los. Kaum war ſie aber ihrer Banden entledigt, ſo ſtürzte ſie ſich freiwillig in das Feuer und verbrannte. Dem Serapion zerbrachen ſie alle Glieder und warfen ihn dann aus dem Fenſter ſeines Speiſeſaales. Durch abgelegene Gaſſen durften wir nicht wagen weder bei Tage noch bei Nacht zu gehen; denn da hieß es ſogleich: wer nicht gottesläſterliche Worte ausſprechen will, muß von den rächenden Flammen verzehrt werden. Und in dieſer Art dauerte es lange fort. Dann kam aber der Bürgerkrieg über das elende Volk und vergalt ihm die Grauſamkeit, womit es gegen uns wütete. Wir aber atmeten ein wenig freier.

„Doch bald erſchien das Edikt des Kaiſers Decius, beinahe geradeſo, wie es von unſerem Herrn iſt vorhergeſagt worden. Denn es enthielt fürchterliche, entſetzliche Drohungen, ſo daß ſelbſt die Auserwählten, wenn es möglich wäre, ſich hätten einſchüchtern laſſen können. Wirklich wurden alle außerordentlich erſchreckt. Einige der Vornehmeren ergaben ſich aus Furcht. Andere, die öffentliche Staatsämter hatten, ließen ſich durch ihre Dienſtverpflichtungen hinreißen. Andere gaben ihren Freunden nach und traten, wenn ſie aufgerufen wurden, zu den Götzenaltären hinzu, einige zwar blaß und zitternd, nicht als ob ſie opfern, ſondern vielmehr geopfert werden ſollten; ſo daß ſie vom Volk ausgelacht wurden, weil man offenbar ſah, daß ſie weder zum Opfern noch zum

Sterben Mut hatten. Einige aber eilten keck zu den Altären und leugneten, jemals Chriſten geweſen zu ſein. Von ſolchen hat der Herr ſehr wahr vorausgeſagt, daß ſie ſchwer das Heil erlangen werden.

„Aber jene heiligen und ſtarken Seelen des Herrn, die von ihm ſelbſt mit der Kraft und Standhaftigkeit ausgerüſtet waren, die der feſte Glaube an Ihn gibt und die Ihm gebührt, haben ſich als herrliche Zeugen ſeiner Herrſchaft erwieſen.“ Nun führt er mehrere Männer und Frauen und die Art ihres Todes an, und erzählt dann weiter: „Auch Dioſkorus, ein Knabe von kaum fünfzehn Jahren, wurde vor den Richter geſtellt, welcher ihn durch Schmeichelreden leicht zu gewinnen oder durch die Folter leicht zu bezwingen hoffte. Aber obwohl der junge Dioſkorus zart und weichlich war, gab er doch weder der Überredung noch der Marter nach. Er zeigte ſich herrlich in aller Augen, antwortete weiſe auf alle Fragen, und ward endlich nicht mit den übrigen zum Feuer verdammt, ſondern von dem verwunderten Richter mit dem Beſcheid entlaſſen, er wolle ſeiner Jugend Zeit zur Überlegung gönnen. Und ſo wandelt er noch unter uns umher, der ſelige Dioſkorus, für einen größeren und längeren Kampf aufbewahrt. Fünf Soldaten ſtanden im Gerichtshof und ſahen den Vorgängen zu. Sowie ein Chriſt den Anſchein hatte, den Herrn verleugnen zu wollen, knirſchten ſie mit den Zähnen, droheten mit den Augen und machten ſo zürnende Gebärden, daß man ſie durchaus bemerken mußte. Als ſie das gewahr wurden, ſprangen ſie, ehe irgend jemand Hand an ſie legte, vor den Richtervom Geſetz hervorgerufenen Anſtalten ſucht man die ganz umſonſt. Das berühmte Zellengefängniß zu Pentonville in London iſt gewiß eine Muſteranſtalt hinſichtlich Deſſen, was das Geſetz erfinden kann, um dem Sträfling ſein Loos nicht zu erſchweren. Sie werden alle darin behandelt wie Gentlemen; aber nur leider gar nicht wie unſterbliche Seelen — denn von denen weiß das Geſetz nichts; ſie werden alſo genau verkehrt behandelt, denn ſie ſind unſterbliche Seelen und ſind keine Gentlemen. Und ſo kam ich urplötzlich aus jenem Klima des Gefrierpunktes in dieſe warme, linde Atmoſphäre. Was ich empfand — ach, ich weiß es nicht! ich habe keine Worte für dies Gemiſch von Wonne und Traurigkeit. Wie immer, wenn ich mir gar nicht zu helfen wußte — weinte ich. Am letzten Tage meines Aufenthaltes in Dublin war ich nochmals in Olive Mount. Ich ſehe ihn noch vor mir, den Pater Kirby, beſtaubt, ermüdet und erhitzt, wie er eben von einem weiten Weg über Land heimkehrte, und ſo gütig und freundlich als hätte er nichts zu thun, als mit mir, die ich ihm ſeine Zeit raubte, zu ſprechen. Ich wünſchte die Kapelle noch einmal zu beſuchen. Da ſetzte ich mich hin und zerfloß in Thränen. Er fragte mild nach deren Urſache und ich entgegnete, ich müſſe jetzt nach Deutſchland zurück, und da käm' ich um vor Schmerz — was auch ganz richtig war! Das ſtärkſte Element in dieſem Schmerz: die Sehnſucht nach Erlöſung, konnte ich ihm ſtuhl und erklärten ſich als Chriſten. Der Präfekt und die übrigen, die mit ihm zu Gericht ſaßen, gerieten in Furcht und zitterten vor den Soldaten. Doch dieſe dachten nicht im mindeſten daran, den Richtern Leid zuzufügen, ſondern waren ganz bereit zu ihrem eigenen Leiden, zogen auch frohlockend wie triumphierende Sieger aus dem Prätorium fort und in den Tod.

„Sollte es wohl noch nötig ſein, von der Menge derer zu reden, die in Bergen und Wüſten umherirrend von Hunger und Durſt, Kälte und Krankheit, durch Räuber und wilde Tiere zugrunde gegangen ſind. Wer lebendig davonkam, kann Zeugnis von ſeiner Auserwählung ablegen! Viele ſind auf den arabiſchen Bergen in die Sklaverei der wilden Araber geraten, aus welchen einige nur ſchwer um hohen Preis, manche noch gar nicht losgekauft werden konnten.

„Von dieſen heiligen Bekennern und Martyrern ſind mehrere unſerer abgefallenen Brüder, die wirklich den Götzen geopfert hatten, doch wieder in der Gemeinſchaft aufgenommen worden; denn ſie ſahen die Reue und Buße der armen Sünder und glaubten, daß deren Bekehrung dem Herrn lieber ſei, als ihre Ausſchließung. Deshalb durften ſie wieder teilnehmen an den Gebeten und der Kommunion.

„Ich habe mich nie freiwillig noch ohne einen Fingerzeig Gottes auf die Flucht begeben. Schon vor dem Edikt des Decius ſandte der Präfekt Sabinus einen Kundſchafter aus, der mich ſuchen ſollte. Ich wußte es und blieb vier Tage zuhauſe, immer wartend auf die Ankunft dieſes Mannes. Er aber durchſpähete die Wege, die Felder, die ganze Gegend, weil er glaubte, daß ich mich verborgen hätte. In mein Haus kam er aber nicht, denn er konnte ſich nicht vorſtellen, daß ich, während die Verfolgung gegen mich wüte, zuhauſe ſein könne. Endlich nach dem vierten Tage befahl mir Gott, anders wohin zu wandern, und eröffnete mir auch wider alle Erwartung einen Weg. Da zog ich hinaus mit meinen Dienern und vielen Brüdern. Gegen Sonnenuntergang wurden wir von Soldaten aufgegriffen und gefangen genommen. In der Nacht, als wir raſteten, fielen Landleute, welche erfahren hatten, wer wir wären, über die Soldaten her und trieben ſie in die Flucht. Ich glaubte im erſten Augenblick, es wären Räuber, die uns ausplündern und ermorden wollten, blieb alſo auf meiner Lagerſtatt nur mit einem Linnenrock bekleidet und reichte ihnen meine übrigen Gewänder. Sie aber hießen mich aufſtehen und fliehen, und als ich mich weigerte und ſie ermahnte, ſich nicht der Obrigkeit zu widerſetzen, packten ſie mich, trugen mich aus dem Dorfe, ſetzten mich auf einen Eſel und führten mich und einige Brüder nach einem öden, ſchmutzigen Ort in Lybien, wo der Herr mich für eine andere Zeit, die Ihm wohl bekannt iſt, aufgehoben hat."

Nach dem Tode des Decius kehrte er zu ſeinem Biſchofsſitz zurück und erfreute ſich der Gunſt, welche Kaiſer Valerian anfangs den Chriſten zuwendete. Aber „der Meiſter der egyptiſchen Magier", wie Dionyſius ſagt, brachte dem Kaiſer andere Geſinnungen bei, die ſich in einer wütenden Verfolgung äußerten. Nun wurde der heilige Biſchof mit anderen Prieſtern und Diakonen vor den Präfekten Aemilianus geſtellt und zum Götzendienſt aufgefordert, und dann nach zwei verſchiedenen Orten in der Wüſte Lybiens in die Verbannung geſchickt. Denn in dem erſten „haben nicht wenige von den Heiden", ſchreibt der heilige Dionyſius, „ihre Götzenbilder verlaſſen und ſich zu Gott bekehrt. Wir ſtreuten nämlich zuerſt den Samen des göttlichen Wortes bei ihnen aus, den ſie früher noch nicht aufgenommen hatten; gerade als ob uns Gott deswegen zu ihnen geführt hätte, denn nach Vollziehung dieſes Auftrages brachte Er uns wieder anderswohin."

So ging der gottſelige Biſchof immer an der Hand Gottes und als deſſen ſegenvolles Werkzeug durch alle Stürme der Kirche und der Welt. Hörte eine Trübſal auf, ſo war das nur, weil eine neue kam. Nach ſeiner Heimkehr aus dem letzten Exil ſtiftete Aemilianus, der Präfekt, eine Empörung gegen den Kaiſer, die in einen Bürgerkrieg überging. „Da wälzte ſich der Nil fort," ſchreibt Dionyſius, „beſudelt von Mordtaten, von beſtändigem Blutvergießen, von hinabgeſenkten Leichnamen." Und endlich brach die Peſt in Alexandrien aus! „Alles iſt voll Jammer, alle trauern. Wegen der Menge der geſtorbenen und täglich ſterbenden Menſchen hört man in der ganzen Stadt nur Seufzen und Weinen. Wie von den Erſtgeborenen Egyptens in der Heiligen Schrift geſchrieben ſteht, ſo iſt jetzt hier ein ungeheures Geheul ausgebrochen. Es iſt kein Haus, wo nicht eine Leiche geweſen wäre! ja, und wäre in jedem Hauſe nur eine! Schon vor dieſer Drangſal iſt uns viel Bitteres begegnet. Zuerſt haben ſie uns aus der Stadt gejagt. Obwohl wir getrennt, unterdrückt und auf der Flucht waren, haben wir aber dennoch die Feſttage begangen. Jeder Ort, an dem wir einzeln unſere Trübſal zu leiden hatten, ein Feld, die Wüſte, ein Schiff, ein Stall, der Kerker, mußte uns zum Tempel für unſere heiligen Verſammlungen dienen. Das allerfröhlichſte Feſt haben aber die vollendeten Martyrer begangen, die nun im Himmel zu Tiſch ſitzen. Darauf iſt Krieg und Hunger gefolgt, und das mußten wir mit den Heiden gemeinſam ertragen; denn was ſie ſich einander zufügten, davon bekamen auch wir unſeren Teil. Aber die Leiden, die ſie uns antaten, mußten wir allein dulden. Dabei hatten wir aber auch jenen Frieden, den Chriſtus uns allein gibt. Und nun überfiel uns plötzlich dieſe Peſt, die für ſie das allerſchrecklichſte Übel iſt; für uns aber ein Heilmittel und eine Prüfung, wie alles übrige. Viele von unſeren Brüdern haben in übergroßer Liebe alle Sorge für ihre eigene Geſundheit vergeſſen, haben die Kranken ohne Scheu beſucht, ihnen gedient, ihnen die Heilmittel in Chriſto gebracht, haben ihnen Augen und Mund geſchloſſen, ſie gewaſchen und gekleidet, ſie in ihren Armen und auf ihren Schultern fortgetragen; und haben dann bald darauf dieſelben Liebesdienſte von anderen empfangen, da die Überlebenden immer in die Fußſtapfen der Vorausgegangenen traten. Die Beſten aus unſeren Brüdern, darunter Prieſter und Diakonen, und die Angeſehenſten aus dem Volke haben ſo den Tod gefunden. Die Heiden taten aber genau das Gegenteil: ſie jagten ihre Kranken fort, ſie flohen ihre liebſten Angehörigen, ſie warfen Sterbende und Tote auf die Straße, alles aus Scheu vor dem Tode, dem ſie doch nicht entfliehen konnten."

Als nach ſo mancher Trübſal die Kirche wieder zur äußeren Ruhe gelangte, hatte ſie innere Kämpfe gegen eine Flut von Ketzereien zu beſtehen. Die Gottheit Chriſti, die Menſchwerdung Gottes war den fleiſchlich Geſinnten immer ein Greuel, denn ſie erkannten, daß durch ſie alles Fleiſch, die ganze Sinnenwelt in die Ordnung der Gnade aufgenommen, zugleich aber verpflichtet ſei, ſich dem Geiſte zu unterwerfen, ſich zu heiligen. Dagegen ſträubten ſich Hochmut und Sinnlichkeit, und verſuchten, einen Glauben nach ihren Leidenſchaften zurecht zu machen und eine Glaubenslehre ſo niedriger Art aufzuſtellen, daß die Sittenlehre, welche daraus entſprang, ebenfalls in der Gemeinheit bleiben dürfe. Dieſe Irrlehre, welche unter verſchiedenen Namen und unter verſchiedenen Anführern durch alle Jahrhunderte der Kirche ſich gezogen, und ihre letzten Verzweigungen auf proteſtantiſchem Gebiet getrieben hat, fand damals ihr Haupt in dem berüchtigten Paul von Samoſata, der das Myſterium der heiligen Dreifaltigkeit und der Gottheit Chriſti leugnete. Mit heiligem Eifer ſchrieb der greiſe Biſchof Dionyſius eine Widerlegung des Häreſiarchen und nannte darin die heilige Jungfrau Maria mit dem Namen, welcher den Gläubigen am teuerſten war, Theotocos, d. h. Mutter Gottes oder Gebärerin Gottes, und welchen im folgenden Jahrhundert der Irrlehrer Neſtorius ihr vergeblich ſtreitig machen wollte. Die allerſeligſte Jungfrau Maria, die alles Leid und alle Verfolgung mit ihrem göttlichen Sohn während ſeines Wandelns auf Erden geteilt hat, mußte auch ihren Anteil an der Erniedrigung haben, mit welcher er bis in den

Himmel hinein verfolgt werden ſollte. Ihr die Glorie der göttlichen Mutterſchaft zu rauben und ſie in eine Reihe mit den gewöhnlichen Weibern zu ſtellen: das war die erſte Stufe, um aus dem Sohn Gottes den Sohn des Zimmermanns Joſeph zu machen, und faſt immer der erſte Schritt aller Empörer gegen den katholiſchen Glauben.

Während eines Konzils zu Antiochien, das die Irrlehren des Paul von Samoſata verdammte und zu welchem Dionyſius einen Stellvertreter geſchickt hatte, der ihn wegen ſeines hohen Alters entſchuldigen mußte, ging der heilige Greis in die Freude des Herrn ein, nachdem er ſiebenzehn Jahre den Biſchofsſitz von Alexandrien geziert hatte, im Jahre 264.

Der heilige Pionius.

In Smyrna konnte es wohl heißen: „Wie biſt du vom Himmel gefallen, du Morgenſtern!“ (Iſaias 14, 12), als in der Deciſchen Verfolgung Eudämon, der Biſchof, abfiel und den Götzen opferte. Dies traurige Beiſpiel wirkte höchſt nachteilig auf die ganze Gemeinde und vermehrte die Zahl der Apoſtaten beträchtlich. Es kamen, wie überall, ſo auch dort alle Arten von Apoſtaſie vor! Die Schlimmſten opferten freiwillig den Götzen; andere, nach der erſten Aufforderung; andere, nach mehr oder minder großen und langen Qualen. Viele erkauften für Geld einen Schein, der ihnen das falſche Zeugnis ausſtellte, ſie hätten geopfert. Manche wußten auch die Berückſichtigung zu erkaufen, daß man ſie in Ruhe ließ und gar nicht zum Opfer aufforderte. Dieſe letzteren wurden aber nicht von den Chriſten als Abgefallene betrachtet, ebenſowenig als die, welche die Flucht ergriffen oder ſich zu verbergen wußten. Für das heidniſche und jüdiſche Volk in Smyrna gab es kein größeres Feſt, als wenn Apoſtaten, freiwillig oder gezwungen, am Opfer teilnahmen. Die Freude über einen Martyrertod im Amphitheater war nicht ſo groß; denn hier ſtarb nur der Leib, aber bei dem Opfer die Seele; und es war, als hätten die Feinde des Chriſtentums von dieſem Tode für die Ewigkeit eine Ahnung gehabt. Denn wie hätte ſonſt wohl das Frohlocken der Juden ſo groß ſein können? Das heidniſche Opfer war für die Heiden eine Huldigung ihrer Götter, folglich konnte es ſie erfreuen, wenn die Gegner der Götter überwunden wurden. Den Juden aber war das heidniſche Opfer ein Greuel und das höchſte Verbrechen: ihre Freude war alſo der hämiſche Triumph des Satans, wenn die Engel fallen. In jedem von ihnen „haßte die Finſternis das Licht“, wie ihre Väter Chriſtus gehaßt hatten.

Einer der angeſehenſten Prieſter in Smyrna war Pionius, ein Mann von unſchuldigem reinen Leben, feſtem Glauben, kindlicher Einfalt, entflammt von Liebe für die Glaubensbrüder ſowohl, als für die, welche es noch nicht waren, aber werden konnten, dabei gelehrt, beredt, von großer Wiſſenſchaft und durch die Menge ſeiner herrlichen Vorzüge auch den Heiden bekannt. Sein Herz war der Sünde verſchloſſen, weil es immer offen war für Gott; und weil es ſo überaus rein war, hatte er Erleuchtungen, welche ein von Sündennebel umwölkter Geiſt nicht haben kann. Es war die Vigilie des heiligen Polykarps und die Gläubigen bereiteten ſich durch ſtrenges Faſten auf den folgenden Feſttag ihres großen Martyrer-Biſchofs vor. Pionius, der ganz dem Gebet hingegeben war, ſah in einer Viſion, daß die Stunde ſeines Bekenntniſſes und Leidens gekommen ſei. und daß man ihn morgen abholen werde. Er teilte dies ſogleich dem Asclepiades, einem frommen Chriſten, und der gottſeligen Jungfrau Sabina, die bei ihm waren, mit: denn er hatte ſie als Genoſſen ſeines Leidens geſehen. Nachdem Pionius am anderen Tage das heilige Opfer feierlich dargebracht und ſich und die Brüder mit dem Brot des ewigen Lebens geſtärkt hatte, legte er ſich ſelbſt, ſowie dem Asclepiades und der Sabina eine Kette um den Hals, damit die Schergen ſie ſchon gebunden finden und nicht zum Opferaltar führen möchten; denn wer ſich freiwillig in die Feſſeln des Verfolgers begibt, legt damit ein Zeugnis ſeines Glaubens und ſeines Willens ab. Nicht lange brauchten ſie zu warten. Polemon, der Vorſteher eines Götzentempels, hatte den Auftrag, die Chriſten aufzuſuchen, ſtürmte mit ſeiner ihm beigegebenen Rotte in die Wohnung des Pionius und rief ihm zu: „Iſt euch das Gebot unbekannt, die Opfer zu feiern?“ — „Wir kennen wohl Gebote,“ entgegnete Pionius, „aber ſie gebieten uns, Gott anzubeten.“ — „Kommt nur alle drei zum Gerichtshof, damit ihr die Wahrheit erkennt,“ ſagte Polemon und führte ſie fort. Asclepiades und Sabina folgten dem Pionius und ſprachen: „Dem wahren Gott gehorchen wir.“

Als ſie aus dem Hauſe traten, wunderte ſich das Volk, ſie mit Ketten um den Hals zu ſehen und ſtrömte neugierig zuſammen. Bis zum Gerichtshof ward das Gedränge immer größer und größer; der ganze Platz ward überfüllt; an den Fenſtern, auf den Dächern wimmelte es von Schauluſtigen. Weiber waren in Unzahl da; denn es war am Sabbat, wo die Jüdinnen von der Arbeit ruhen. All dieſe tauſend und tauſend Zeugen ſollte das freudige Bekenntnis des Pionius haben! Polemon forderte ihn vor all dem Volk zum Opfer auf; aber der herrliche Greis antwortete ihm nicht, ſondern kehrte ſich mit hellem freundlichen Antlitz dem Volk zu und ſprach laut und ruhig: „Ihr Männer von Smyrna, freuet euch über die Schönheit eurer herrlichen Stadt! freuet euch über euren Dichter Homer! aber freuet euch nicht über die, welche ſich zum Opfer verleiten laſſen. Denkt an euren Homer, der für unrecht erklärt, über Gefallene zu frohlocken. Ihr aber, ihr Juden, denkt, was Salomon geſagt hat: Über deinen gefallenen Feind ſollſt du nicht frohlocken, nicht dich erfreuen am Unglück eines anderen. Und ſind wir denn eure Feinde? Wen haben wir denn gehaßt, verfolgt, verleumdet, beleidigt? Niemand! Einige von uns ſind freilich aus Menſchenfurcht zum Götzenopfer gegangen; aber ihr Juden, denkt doch an eure Väter, die ſo oft zum Götzendienſt abfielen, ohne die Entſchuldigung der Furcht vor Martern und Tod zu haben!“ — Und ſo redete er noch lange zu ihnen, ermahnte ſie, erinnerte ſie an die Strafgerichte Gottes, welche immer der Ungerechtigkeit nachfolgen, wies hin auf die Freuden des ewigen Lebens und ſchloß mit den Worten: „Wir beten eure Götter nicht an, denn ſie ſind der Verehrung nicht wert." Mit tiefem Schweigen hatte die ganze verſammelte Menge ihm zugehört, und auch jetzt brach weder Polemon noch das Volk in Drohungen und Schmähungen, wie das zu geſchehen pflegte, gegen ihn aus, ſondern man umringte ihn wohlwollend und rief ihm zu: „Pion, gehorche dem Kaiſer! Es wäre ja ſo gut, wenn du fortlebteſt und wirkteſt. Wegen deiner Sanftmut und Rechtſchaffenheit verdienſt du zu leben. Und iſt es denn nicht ſchön zu leben, zu atmen und das Licht zu ſehen?" — „Ja," ſprach der ſelige Greis, „es iſt ſchön im Licht zu leben, aber in jenem Licht, nach dem wir verlangen. Wir verlaſſen ja nicht aus Undankbarkeit die Gaben Gottes, ſondern nur, weil wir auf noch größere hoffen. Ich danke euch für eure wohlwollende Geſinnung; aber Liebkoſung iſt eine gefährliche Nachſtellung." Ein frecher Menſch, Namens Alexander, rief ihm zu: „Nun mußt du endlich unſeren Reden Gehör geben!" Aber Pionius antwortete: „Dir geziemt es zu hören; denn was du weißt, weiß ich auch; aber was ich weiß, weißt du nicht." — „Was bedeuten eure Ketten?" fragte Alexander nun. „Wenn wir durch die Stadt geführt werden, ſollen ſie aller Welt anzeigen, daß wir nicht zum Opfer, ſondern in den Kerker gehen." Das Volk fuhr fort, ihm zuzureden und ihn anzuflehen. Da ſagte er endlich: „Es bleibt bei dem, was wir beſchloſſen haben;" und er ging auf himmliſche Dinge über und ſprach ſo ergreifend, daß das Volk wünſchte, er möge ins Amphitheater gehen und dort reden, damit man ihn beſſer verſtehen könne. Es ſtellten aber einige dem Polemon vor, das Volk aber nicht nennen, da es vor mir ſelbſt verſchleiert war. Freundlich wie zu einem Kinde, das man zu beſchwichtigen ſucht, ſprach er:

„Bleiben Sie bei uns! was wollen Sie mit Ihrem Herzen in dem kalten Deutſchland?“

Ich ſchüttelte traurig den Kopf und ſagte: Hier iſt nicht mein Land, nicht mein Volk, nicht meine Sprache.

„Und doch iſt Ihr Herz hier,“ entgegnete er lächelnd.

Ich beſann mich ein wenig; dann ſagte ich: Ja, mein Herz — aber nicht meine Seele.

„Auch die wird zu uns kommen!“ ſprach er gelaſſen.

Ich verſtand ihn nicht recht, verſtand mich ſelbſt nicht und empfand doch einen großen Troſt durch ſeine Aeußerung. Damit ſchieden wir. Was er gedacht haben mag? O gewiß dachte er, der treue ächte Stellvertreter des Ewigen Guten Hirten, daß Dieſer ſo eine arme Seele nicht würde umkommen laſſen in der Wüſte der Welt, und daß über kurz oder lang die Stunde ſchlagen müſſe, wo ſie zu Seinen Füßen wund und matt niederfallen werde, um ſich heilen und ſtärken zu laſſen durch das Wundermahl der göttlichen Liebe.

Und Deine Gnade hat es ſo gefügt, mein Herr und mein Gott! und wer kann ſagen, ob nicht die kleine Heerde in Olive Mount ein Werkzeug in Deiner allmächtigen Hand war, um mich zu Dir ziehen zu helfen — da nichts ſo ſehr die ſüße Gewalt und die unvergleichliche Schönheit Deiner Liebe der Seele anſchaulich macht, würde, wenn man Pionius noch lange reden ließe, ſeiner Hinrichtung ſich widerſetzen, und Polemon ſagte zu ihm: „Wie biſt du hartnäckig, daß du dich nicht überreden laſſen willſt!“ — „O,“ erwiderte Pionius, „ich möchte ja euch überreden, Chriſten zu werden.“ — Da lachten viele und riefen: „Das vermagſt du nicht und wenn wir lebendig verbrannt werden ſollten.“ — „Es iſt noch ſchlimmer, erſt nach dem Tode zu brennen,“ entgegnete Pionius, und nun lachte Sabina. Das nahmen die Umſtehenden gewaltig übel und fuhren ſie heftig an. „Ich freue mich nur, weil wir Chriſten ſind,“ ſagte die Jungfrau; und als man ſie mit Schmach und Tod bedrohete, ſetzte ſie hinzu: „Alles, was Gott gefällt.“

Hierauf begann Polemon das eigentliche Verhör bei allen dreien der Reihe nach und alle drei gaben ihm dieſelben Antworten. Auf die Frage nach dem Namen? ſagten ſie: „Chriſt;“ nach der Kirche? „Die katholiſche;“ nach ihrem Gott? „Der allmächtige Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat und den wir erkannt haben durch ſein Wort Jeſus Chriſtus.“ Darauf wurden ſie ins Gefängnis geführt. Das ging aber ſehr langſam, weil der Zudrang des Volkes ſo groß war, daß die Menge dem Zuge und ſich ſelbſt den Weg verſperrte. Deshalb mußten ſie viele Bemerkungen anhören. Einige wunderten ſich über die lebhafte Geſichtsfarbe des Pionius und ſagten: „Sonſt war er immer ſo blaß und ſo mager, und nun ſieht er ganz ſchön und roſig aus!“ Sabina ſcheute ſich vor dieſem ungeheuren Tumult und ging ängſtlich ganz dicht neben Pionius. Da rief man ihr zu: „Wie willſt du mutig in den Tod gehen, da du jetzt ſchon furchtſam wie ein Kind biſt, das man ſeiner Amme entreißen will.“ Und dem Asclepiades, der ſehr jung und zart war, rief man zu: „Sieh, wie das Männlein zum Opfer wandert.“ — „Das tut er nicht,“ ſagte Pionius. „So wird dieſer und jener opfern,“ ſagte jemand. „Das geht mich nichts an,“ erwiderte Pionius; „jeder hat ſeinen freien Willen. Wer aber opfert, ſollte ſeinen Namen ſagen: ich tue es nicht und ich heiße Pionius.“ — Einer aus dem Volke fragte ihn: „Sprich, warum eileſt du ſo hartnäckig zum Tode, da doch ſo viel Weisheit und Wiſſenſchaft in dir iſt?“ — „Was ihr für meinen Untergang haltet, das zieht mich an. Gedenkt doch der Trübſal, die ihr durch Hungersnot, Seuche und andere Leiden ausgeſtanden habt.“ — „Du haſt ja mit uns dieſelbe Not gelitten.“ — „Ja! aber mit der Hoffnung in Gott.„ — So waren all ſeine Reden, mild, einfach und erhaben.

Das Gedränge war ſo groß, daß man kaum das Tor des Gefängniſſes öffnen konnte. Drinnen fanden ſie andere Bekenner, und bald eilten Gläubige herbei und boten dem Pionius verſchiedene Erquickungen an. Er lehnte aber alles ab und ſprach: „Ich habe ſchon oftmals Not gelitten.“ Dies verdroß den Kerkerwächter ſehr, denn für jedes Labſal, das man den Gefangenen brachte, ließen ſie ſich bezahlen, und in ihrem Mißmut ſperrten ſie nun Pionius und ſeine Gefährten in ein unterirdiſches, licht- und luftloſes Kerkerloch, wo die Hitze, die Finſternis und der Moderdunſt unerträglich waren. Sie ließen ſich alles gefallen, prieſen Gott durch Gebet und Loblieder und ſchenkten den Wächtern die Barſchaft, welche ſie bei ſich hatten. Da gingen dieſe in ſich und ließen ihnen Freiheit, ſich im Gefängniſſe aufzuhalten, wo ſie wollten.

Mit frommen Leſungen, Gebet und Hymnengeſang brachten ſie Tag und Nacht zu, den mitgefangenen Bekennern zum Troſt und zur Ermutigung, den Abgefallenen aber und ſolchen, die an den Abfall dachten, ein Unterricht im Glauben und eine Arznei für ihre Schwäche. Viele Heiden beſuchten Pionius in der Abſicht, ihn wegen ſeines Starrſinns zu tadeln. Statt deſſen mußten ſie ſeinen Tadel hinnehmen und ſeine Weisheit bewundern. Aber noch häufiger beſuchten ihn diejenigen, welche ſich durch Zwang und Furcht zur Apoſtaſie hatten hinreißen laſſen und nun troſtlos traurig über ihre Verleugnung des geliebten Herrn waren. Sie jammerten, ſeufzten und weinten herzzerreißend und flehten um Pions Fürbitte, damit ſie zur Buße zugelaſſen werden und dann der Kirche wieder angehören dürften. Pionius weinte mit ihnen, beſonders über die, welche bis dahin unſträflich in ihrem Wandel geweſen waren, und ſprach ihnen ſeinen Schmerz und ſeine Liebe zärtlich mit den Worten des Apoſtels aus: „Meine Kindlein, die ich abermals mit Schmerzen gebäre, bis daß Chriſtus in euch geſtaltet wird! O, welche Peinen leide ich, da ich die Perlen der Kirche unter die Füße der Schweine getreten, und die Sterne des Himmels vom Drachen zur Erde herabgeriſſen, und den Weinſtock, den Gottes Rechte gepflanzt hat, von wilden Tieren zerwühlt ſehe!“ Und vieles noch redete er, um ſie zur wahren Reue und Buße zu bewegen, aber ſtets mit der äußerſten Demut, um ſie nicht zu verletzen. „Unſere Sünden", ſagte der heilige Greis, „haben ſich zwiſchen uns und Gott geſtellt; nicht Er, wir ſind ſchwach geworden; nicht die Unbarmherzigkeit Chriſti, ſondern unſere Treuloſigkeit iſt die Urſache unſeres tiefen Falles. Wie viel Übles haben wir getan! Wie haben wir Gott vernachläſſigt und verachtet." Mild nahm er, der gute Hirt, ihre Sünden mit auf ſich, um ihnen einen Anteil an ſeiner Liebe und ſeinen Gnaden zu geben.

Eines Tages ſtürmte Polemon in den Kerker und rief: „Heraus mit euch und in den Tempel! euer Vorſteher (der Biſchof Eudämon) hat eben geopfert, nun befiehlt euch die Obrigkeit, dasſelbe zu tun." Pionius antwortete ruhig: „Ihr maßt euch etwas an, was euch nicht gebührt. Es iſt Gebrauch, daß der Prokonſul über die Eingekerkerten entſcheide; deſſen Ankunft werden wir erwarten." Und er verließ das Gefängnis nicht. Aber die Schergen kamen in größerer Schar, warfen ihm, dem Asclepiades und der Sabina Stricke um den Hals und zerrten ſie ſo gewaltig hinaus, daß ihnen faſt der Atem ſtockte. Dennoch riefen ſie ſo laut ſie konnten: „Wir ſind Chriſten und opfern nicht!" Und weil ihnen der Gang zum Tempel ſo fürchterlich ſchwer wurde, und damit ein jeder ſehen möge, daß ſie nicht freiwillig gingen, warfen ſie ſich auf die Erde, um zwar qualvoller, aber langſamer fortgeſchleppt zu werden. Vor dem Tempel packten die Knechte mit großem Freudengeſchrei den heiligen Greis, trugen ihn hinein und ſtellten ihn, wie ein edles Opfer, vor den Altar, neben welchem Eudämon ſtand, nachdem er geopfert hatte. Die Fragen, die Aufforderungen, die Drohungen, die Vorwürfe erfolgten in gewohnter Weiſe; aber vergeblich! Pionius antwortete immer ruhig, aber ablehnend, immer zurechtweiſend. Man ſetzte ihm einen Kranz, wie die Opfernden ihn trugen, auf das Haupt; er nahm ihn gelaſſen ab, zerriß ihn und warf ihn vor den Altar. Ein Götzenprieſter brachte von dem mit Blumen geſchmückten Opferfleiſch auf einem Teller und wollte ſich damit dem Pionius nahen. Aber er getraute es ſich nicht und ſchlang verwirrt ſelbſt die Speiſe hinab. Pionius ſagte ruhig: „Laßt nur einen Scheiterhaufen errichten, damit wir uns in die Flammen werfen können; denn wir ſind Chriſten und opfern nicht.“ Dies alles mußte Eudämon mit anhören und anſehen. Das Volk geriet aber in Wut, gab ihnen Backenſtreiche und Fauſtſchläge, und die Richter wußten in ihrer Unſchlüſſigkeit nichts anderes zu tun, als die Bekenner wieder ins Gefängnis führen zu laſſen, was unter vielen Verhöhnungen und Mißhandlungen geſchah, ſo daß es ein echtes Stück vom heiligen Kreuzweg war, den ſie mit ihrem geliebten Herrn freiwilliger als Simon von Cyrene wandelten. Unter dem Kerkertor ſchlug ein Scherge den Pionius ſo heftig auf ſein ehrwürdiges Haupt, daß das Blut hervorſtrömte und daß die eigene Hand des rohen Menſchen davon aufſchwoll. Im Kerker ſangen ſie Loblieder, weil ſie gewürdigt waren, für den katholiſchen Glauben zu leiden.

Der Prokonſul von Kleinaſien hatte ſeine Reſidenz zu Epheſus und machte von dort aus Reiſen durch ſeine Provinz. So kam er denn auch nach Smyrna und von neuem begann ein Verhör, in welchem er unter anderem Pionius fragte: „Warſt du ein Lehrer?" — „Ich habe gelehrt," war die Antwort. — „So warſt du ein Lehrer der Torheit!" — „Nein; der Gottſeligkeit." — Die Aufforderung zum Opfer lehnte Pionius ab, indem er zum Himmel aufblickte und ſprach: „Ich habe gelernt, nur den lebendigen Gott anzubeten." — „Wir verehren alle Götter, die im Himmel wohnen," ſagte der Prokonſul; „aber warum ſchaueſt du ſo in die Luft hinaus?" — „Ich ſchaue nicht in die Luft hinaus, ſondern auf Gott, der ſie geſchaffen hat." — „Du mußt ſagen, daß Jupiter ſie geſchaffen hat." Aber Pionius ſchwieg. Der Prokonſul ließ ihn nun auf die Folter werfen, mit der Marter beginnen und rief ihm ab und an zu: „Opfere!" — „Nein!" ſagte Pionius und weiter nichts. Nur als der Prokonſul ihm vorwarf: „Wie hochmütig rennſt du in den Tod!" entgegnete er: „Ich bin nicht hochmütig, aber ich fürchte Gott." Endlich ward ihm ſein Urteil geſprochen: als ein Mann von gottesläſterlicher Geſinnung ſollte er, um die Menſchen abzuſchrecken und die Götter zu verſöhnen, durch das rächende Feuer verbrannt werden. Mit unausſprechlicher Heiterkeit ging der große heilige Mann in den Tod. Keine Furcht beklemmte ſein Herz, keine Angſt lähmte ſeinen Schritt. Am Ort der Hinrichtung entkleidete er ſich, ehe man es ihm befahl, und dankte Gott für die Gnade, ſeinen Leib rein und unbefleckt zum Opfer darbringen zu können. Dann beſtieg er den Holzſtoß; aber erſt um an einen Kreuzpfahl angenagelt zu werden, was immer geſchah, damit keiner in der Todesangſt dem Feuer zu entrinnen verſuchen könne. Er ſtreckte ſelbſt ſeine Glieder zur Annagelung auf den Balken zurecht.

Ein anderer Prieſter, Metrodorus, litt mit ihm. Als beide angenagelt waren, wurden die Pfähle emporgehoben und rechts und links auf dem Scheiterhauſen aufgerichtet. Da erwachte die Liebe des Volkes für Pionius und es rief ihm zu: „Opfere, Pion, opfere! Die Nägel ſollen gleich weggenommen werden, wenn du nur ſagſt, daß du opfern willſt.“ Pionius ſtand gegen Oſten gewendet, ſchaute mit den Augen und mit dem Geiſt in den Sonnenaufgang und ſagte wie einer, der einer ſeligen Auferſtehung gewiß iſt und darum die kurzen Leiden der Zeit gering achtet im Hinblick auf die Wonnen der Ewigkeit: „Ich fühle die Nägel und die Wunden! O möchte doch alles Volk erkennen, daß nach dem Tode eine Auferſtehung folgt.“ Der Scheiterhauſen wurde an den vier Ecken angezündet; das Holz krachte, die Flamme ſauſte; Pionius ſchloß ſtill die Augen und betete innerlich zu ſeinem Gott; das Volk glaubte, er ſei ſchon hinüber. Aber er ſchlug die Augen wieder auf, warf einen Blick voll unſäglicher Wonne auf das ungeheure Feuer und ſagte „Amen“. Dann empfahl er ſeinen Geiſt Demjenigen, der ihm den verdienten Lohn zu geben und über ungerecht Verurteilte Rechenſchaft zu fordern verheißen hat, und mit dem Wort: „Herr, nimm meine Seele auf,“ verhauchte er ſie. Die wunderliebliche Gnade, die in ihm war, die ihn ſeinem göttlichen Meiſter ſo ähnlich machte, — in dem Zauber, den er über das Volk übte, in ſeinen milden, weiſen Reden, in ſeinen verſchiedenen Leidensſtationen, in ſeinen Kreuzeswegen von einem Richter zum anderen, in ſeinem zärtlichen Erbarmen mit den Gefallenen, in ſeiner grauſamen Annagelung, in ſeinem letzten

Wort — offenbarte ſich durch Gottes Allmacht auch an ſeiner Leiche. Nachdem die Glut eingeſunken war, drängten ſich wieder alle zu ihm heran aus Liebe, aus Mitleid, aus Neugier; und alle ſahen mit Erſtaunen, daß er nicht zu Aſche verbrannt, ſondern friſch, wohlerhalten und wie verjüngt dalag. Kein Haar ſeines Hauptes und ſeines Bartes war verſengt und von ſeinem Antlitz ſtrahlte eine wunderbare Anmut, eine engelhafte Freude. Unausſprechlicher Troſt überſtrömte die Chriſten; aber die Heiden erſchauerten vor dieſem übernatürlichen Zeugnis der Gnade Gottes.

Der heilige Cyprianus.

Erzbiſchof von Karthago.

An der ſüdlichen Küſte des Mittelländiſchen Meeres lebte damals ein Mann, der, wie Dionyſius und wie ſo viele andere ausgezeichnete Heiden, dem Daniel gleich „ein Mann des Verlangens" war. Er hieß Thaſcius Cyprianus, war zu Karthago in einer angeſehenen und wohlhabenden Familie geboren, ſtudierte mit größtem Eifer Wiſſenſchaften, Philoſophie und Künſte, verarbeitete ſie mit ſeinem ſcharfen und glänzenden Geiſte und ward ein beliebter und bewunderter Lehrer der Rhetorik, die er lange öffentlich vortrug. Er lebte in dem Hauſe eines Neubekehrten, Namens Cecilius, welcher nach ſeiner Taufe Prieſter geworden war. Beide Männer waren innige Freunde, und dieſe Freundſchaft ward zum größten Segen für Cyprian, denn er lernte durch Cecilius die Wahrheit der chriſtlichen Religion kennen, lieben und ergreifen. Das ging aber nicht ſchnell, denn Cyprian war nicht jung mehr, und er ſagt ſelbſt: „Es ſchien ihm ſehr ſchwer, zu einem neuen Leben wiedergeboren und in demſelben Körper ein anderer Menſch zu werden. Wie kann man auf einmal alle Gewohnheiten entwurzeln, die uns bis ins Alter hinein zur Natur geworden ſind? Wie kann man mit zärtlicher, grober Koſt, mit geringen Kleidern ſich begnügen, wenn man an reichliche und feine Speiſen, an koſtbare Gewänder gewöhnt war? Und welche Marter muß die Einſamkeit, die Stille ſein, wenn man mit einer Maſſe von Freunden und Verehrern und in hohem Anſehen gelebt hat! ſo ſprach ich oft zu mir ſelbſt und liebte das Elend, an das ich mich gewöhnt hatte, weil ich verzweifelte, mich davon losreißen zu können. Als aber das Waſſer des Lebens die Flecken meiner Vergangenheit abgewaſchen und mein gereinigtes Herz das Licht von Oben und den heiligen Geiſt empfangen hatte, da ſchwanden alle Beſorgniſſe, da wurde alles klar, da fand ich leicht, was mir bis dahin unmöglich erſchienen war." Cyprianus' Bekehrung erfüllte die Heiden mit Unwillen. Sie machten ihm lebhafte Vorwürfe, daß ein ſo überlegener und zu großen Dingen berufener Geiſt ſich habe von Altweibermärchen fangen laſſen. Sie behandelten ihn verächtlich, wie jemand, der ſich freiwillig erniedrigt habe. Cyprianus aber verteilte ſogleich ſein ganzes Vermögen an die Armen, indem er ſeine Landgüter, ja ſogar ſeine Gärten bei Karthago verkaufte, kleidete ſich höchſt einfach, lebte in der ſtrengſten Mäßigkeit und machte ſein Lieblingsſtudium aus der Heiligen Schrift, weniger um ſie durchzuforſchen, als um ſie auszuüben. Wegen ſeiner Kenntniſſe und Tugenden hielt man ihn für würdig, bald nach ſeiner Taufe die Prieſterweihe zu empfangen, und kaum war er ein Jahr Prieſter, ſo forderte ihn die chriſtliche Gemeinde von Karthago nach dem Tode des Biſchofs Donatus einmütig zu deſſen Nachfolger. Cyprianus hielt ſich durchaus nicht zu dieſer Laſt und dieſer Ehre berufen und wäre gern entflohen; aber die Glaubensbrüder ließen es nicht zu, umzingelten und bewachten ſein Haus und drängten ihm ſeine Einwilligung ab. Nach der Anordnung Gottes, dem Urteil der Biſchöfe und der einhelligen Zuſtimmung der Gemeinde ward Cyprianus im Jahre 248 Biſchof von Karthago. Nur fünf Prieſter mit einem geringen Anhang waren gegen ſeine Wahl und blieben ihm feindlich geſinnt, obwohl er ſie mit einer Freundlichkeit behandelte, die alle in Erſtaunen ſetzte; denn er ging mit ihnen wie mit ſeinen beſten Freunden um. Er verſtand in einem ſeltenen Grade zugleich ernſt und heiter, würdevoll und leutſelig zu ſein, zärtliche Milde eines Vaters mit der notwendigen Strenge eines Oberhirten zu verbinden. Von ſeinem Antlitz ſtrahlte eine ſolche Heiligkeit und Fülle der Gnade aus, daß es unmöglich war, ohne Ehrfurcht und Liebe ihm zu nahen. Haltung, Benehmen, Kleidung, alles an ihm war weiſe geordnet, fern von Hochmut, aber auch fern von erzwungener Vernachläſſigung, ganz einfach, wie die Heiligen Gottes ja alle ſind. Für Kranke und Arme, für Witwen und Waiſen ſorgte er mit treueſter Sorgfalt, und obwohl er ſeine biſchöflichen Rechte kraftvoll zu verteidigen wußte, behandelte er doch ſeine Geiſtlichkeit als Brüder und als wenn in einem ſchwachen engen Menſchenherzen die heilige Liebe zu den Seelen ſich entzündet, und einige Flammen von dem Heerd und einige Stralen von der Sonne entlehnt, welche Dein Opferaltar und Dein Opfertod waren.

Ja, ſechs Jahre ſind es — und anders iſt es mit mir geworden: Das ſamaritaniſche Weib hat „das Waſſer des ewigen Lebens“ gefunden! An dieſem Waſſer ſteht meine Seele voll andächtiger Bewunderung und inniger Anbetung des Gartens Eden, der ſich um daſſelbe lagert, der Blüten und Früchte, die es hervorruft: der großen und ſchönen Liebe, die es in denjenigen Seelen erzeugt, welche nach nichts Anderem durſten als nach dieſem himmliſchen Quell, und jede irdiſche Labung gelaſſen und ſtandhaft abweiſen, damit kein Beiſchmack der Bitterkeit, die allen Genüſſen der Erde anklebt, ſeine reine Wirkung trübe. Von dieſen Blüten aus dem Garten Seiner Kirche, Seiner Braut, mögte ich einige ſammeln und zuſammenbinden, und den vollen duftenden Blumenſtrauß dem himmliſchen Bräutigam zu Füßen legen. Was daran lieblich wäre — ach, nicht von mir ginge es aus und nicht einmal den Blumen wäre dieſe Lieblichkeit zuzuſchreiben, ſondern lediglich dem „lebendigen Waſſer,“ deſſen Kraft ſie hervorgerufen hat und das am Fuß des Kreuzes im Born der heiligen Sacramente quillt.

Ratgeber. Zu dieſen großen Tugenden und herrlichen Eigenſchaften kam ein glänzender Geiſt, der ihn zu einem der ausgezeichnetſten Kirchenſchriftſteller machte. Was Wunder, daß die Heiden ſich nicht tröſten konnten, dieſen außerordentlichen Mann verloren zu haben? und daß nach dem Ausbruch der Verfolgung unter Decius das Volk von Karthago mehrmals rief: „Cyprianus vor die Löwen!“ Er ſollte aber erſt für die Kirche arbeiten, wirken, ſchreiben, leben, bevor er für ſie ſterben durfte; und erſt andere für das Martertum gewinnen, bevor ihm ſelbſt die Marterkrone zuteil ward. Ganz hingegeben dem Willen Gottes, vertraute er ſich unbedingt der göttlichen Führung an und folgte ihr, indem er ſich der Volkswut entzog und in eine ſichere Verborgenheit ſich begab. Infolge davon wurde er für vogelfrei erklärt und auch ſein Vermögen eingezogen, nämlich das, was er anderen geſchenkt hatte. Aber in ſeiner Verborgenheit blieb er ſtets in ſchriftlicher Verbindung mit ſeiner Herde von Karthago, und tröſtete und führte ſie durch Ermahnung, Belehrung und Gebet. In einem Briefe an ſeine Geiſtlichen ſagte er: „Wir müſſen in allen Stücken ſanft und demütig ſein, wie es Dienern Gottes geziemt, uns in die Zeiten ſchicken und für die allgemeine Beruhigung ſorgen. Gebt alſo acht, daß unſere Brüder, die von der Liebe getrieben, die Bekenner in den Gefängniſſen beſuchen, nicht allzu zahlreich dahin gehen. Das könnte die Heiden erzürnen und bewirken, daß man den Eingang unterſagte, ſo daß wir alles verlieren würden, weil wir zu viel haben wollten. Und auch ihr ſeid vorſichtig, und wollt ihr das heilige

Opfer im Kerker darbringen, ſo wechſelt euch ab, damit nicht immer derſelbe Prieſter erſcheine und ſich der Wache verhaßt mache." Zu ſo demütiger Vorſicht ermahnte der heilige Biſchof, damit die Chriſten ihren Verfolgern nur ja keinen Anlaß zum Aufflammen des Zornes geben möchten. Dann forderte er Prieſter und Diakonen zu Gebet und Abtötung auf, um die Strafrute Gottes zu mildern. „Unſer Flehen reicht nicht aus; Faſten und Tränen und jede Art von Demütigung muß hinzugefügt werden, denn unſere Sünden haben dies Ungewitter heraufbeſchworen und wir werden nur ſo geſtraft, wie wir es verdient haben! Denn wenn die Bekenner ſich ſelbſt die Ehre ihres Bekenntniſſes Jeſu Chriſti beilegen, ſtatt die Ehre Gott zu geben, der ihnen die Kraft dazu verlieh, was ſoll man zu einem ſolchen Hochmut ſagen? Darum ſind die Martern gekommen und zwar die Martern ohne Ende, welche nicht den Troſt des Todes gönnen, ſondern ſo eingerichtet werden, daß ſie nicht ums Leben, aber um Geduld und Standhaftigkeit bringen."

In den Städten, namentlich in dem üppigen und reichen und dadurch verweichlichten Karthago ſelbſt, kam der Abfall vom Glauben ſcharenweiſe vor, was freilich nicht maßgebend für die Landbewohner und für andere Gegenden iſt. „Viele unſerer Brüder", ſagt Cyprian, „haben nicht darauf gewartet, eingezogen und befragt zu werden. Nein! ſie liefen von ſelbſt dem Forum zu, um abzuſchwören. Einmal war eine ſolche Menge dort zuſammengedrängt, daß die Richter das Opfer auf den andern Tag verſchieben wollten, weil es zu ſpät war, um alle zuzulaſſen; da baten ſie dringend, es möge doch nicht verſchoben werden. Einige brachten ſogar ihre Kinder mit und führten ſie ſelbſt zu den Götzenbildern, um Weihrauch zu ſtreuen oder Opferfleiſch zu eſſen, als ob ſie dafür zu ſorgen hätten, daß die armen Kleinen möglichſt bald der Taufgnade verluſtig gingen.“

Vielleicht wird mancher in Staunen geraten über ſolche Zuſtände und Vorfälle in der chriſtlichen Kirche ſo früher Tage. Er hat gemeint, damals wären alle Chriſten vollkommen geweſen. Aber die Vollkommenheit aller ihrer Glieder iſt der ſtreitenden Kirche nicht beſtimmt. In der triumphierenden, im Himmel, da iſt die Vollkommenheit zu Hauſe. Auf der unvollkommenen Erde wird es immer kranke Seelen geben, welche zu ihrer Geneſung nicht das ihrige beitragen wollen. Dem Urſprung nach ſind ja alle Menſchen krank an der Erbſünde. Darum kam Chriſtus in die Welt; darum baute Er ſeine Kirche; darum machte Er ſie zu einem himmliſchen Hoſpital und ſein Fleiſch und Blut zu göttlichen Arzneien; darum machte Er die Prieſter zu Krankenwärtern der Seelen. Manchmal wird auch ein Wärter krank, wie ſeine Pfleglinge. Aber der göttliche Arzt iſt immer bereit, ſeine Heilmittel allen zu ſpenden, und durch ſeine Barmherzigkeit gelangen auch immer viele zur Geneſung und zur Geſundheit. Aus lauter Vollkommenen beſtand aber nicht einmal die kleine Geſellſchaft der Apoſtel, denn Judas gehörte dazu und der göttliche Heiland ließ ihn darin.

Die Kirche zu Karthago befand ſich allerdings in einem kläglichen Zuſtande nicht nur während der Verfolgung, ſondern auch nachher; denn da die Mehrzahl der Chriſten und ein Teil der Prieſter den Glauben verleugnet hatten, ſo bildeten die Apoſtaten die große Maſſe. Ihr Kleinmut in der Verfolgung ging aber mit Hochmut Hand in Hand; obwohl ſie ſich ſelbſt von der Kirche ausgeſchloſſen hatten, wollten ſie doch keine Ausgeſchloſſenen ſein und begehrten ſpäter ohne Beicht, ohne Reue, ohne Buße, ohne Erlaubnis des Biſchofs wieder in die katholiſche Gemeinſchaft aufgenommen und zum Empfang der heiligen Euchariſtie zugelaſſen zu werden. Um dies durchzuſetzen, mißbrauchten ſie einen ſehr heiligen Gebrauch. Es war ſchon vorgekommen, daß ſich Apoſtaten voll Gram über ihre Schwäche an Martyrer, z. B. in Smyrna an den heiligen Pionius, und an ſtandhafte Bekenner gewendet hatten, um deren Gebet und Fürbitte anzuflehen, damit ſie Genugtuung leiſten und dann wieder zur alleinſeligmachenden Kirche gehören dürften. Die Heiligen ſind barmherzig, wie ihr Herr und Meiſter es war, der nicht den glimmenden Docht der Bußfertigkeit in einer Seele durch übergroße Strenge auslöſchen wollte. So kam es, daß Martyrer und Bekenner zuweilen an Perſonen, die ihnen wohlbekannt waren, oder deren aufrichtige Reue ſie nicht bezweifeln konnten, Empfehlungsſchreiben gaben, um für ſie bei den Biſchöfen zu bitten; und daß dieſe, wenn ſie in den Abgefallenen Beweiſe echter Reue fanden, die Dauer ihrer Bußzeit abkürzen oder die Strafe ſelbſt milderten, und ſie dann wieder aufnahmen. Jetzt aber drängten ſich die Abgefallenen in Scharen nach dem Gefängniſſe, wo die Bekenner in Haft lagen, und beſtürmten ſie mit Bitten um ſolche Empfehlungsſchreiben. Einige der Bekenner, namentlich ein gewiſſer Lucius, gaben aus ſchwächlichem Mitleid, oder aus Leichtſinn, oder aus Hochmut an Bekannte und Unbekannte, ohne die mindeſte Bürgſchaft ihrer Bußfertigkeit, die verlangten Schreiben und zwar in ſo allgemeinen Ausdrücken, daß manchmal einer mit zwanzig und dreißig anderen, als ſeinen Verwandten und ſeiner Dienerſchaft, empfohlen ward. Statt die Unterſuchung der Apoſtaten dem Biſchof zu überweiſen, beeilten ſich diejenigen Prieſter, welche ihm von Anfang an feindlich geſinnt, ſowie die, welche ſelbſt abtrünnig geworden waren, die Gefallenen ſowohl ohne Genugtuung, als auch ohne die bei ſolcher Veranlaſſung üblichen Zeremonien aufzunehmen.

Cyprian rügte lebhaft ſo viel Mißbrauch, Ungehorſam und Unordnung; aber Lucius blieb bei ſeinem eigenmächtigen Verfahren und ſeiner leichtſinnigen Nachgiebigkeit, fand Unterſtützung bei widerſetzlichen Prieſtern, fand lebhafte Dankbarkeit bei den Abgefallenen, und reizte dadurch die große Menge zu einer heftigen Aufregung gegen Cyprian an, deſſen weiße Vorſicht und Mäßigung als grauſame Härte verſchrien ward. Von Karthago verbreitete dieſer Mißbrauch und die daraus entſpringende Unordnung ſich weiter in Afrika, und da für ſolche Fälle die allgemeine Kirche noch kein beſtimmtes Verfahren als Richtſchnur feſtgeſetzt hatte, weil ſie bis jetzt noch nicht vorgekommen waren, ſo wurden einige Biſchöfe irre. Cyprian aber nicht. Er wollte keineswegs die Gefallenen für immer aus der kirchlichen Gemeinſchaft verbannen, allein ebenſowenig ſie aufnehmen, bevor ſie durch Buße an den Tag legten, daß ſie in ihrem Innern auch wahrhaft zum Glauben zurückgekehrt wären; denn wer für ſeine Sünde keine Genugtuung durch Buße leiſten will, der bereut ſie nicht, und wer nicht bereut, der glaubt nicht, daß ihm Vergebung der Sünden notwendig ſei, glaubt alſo nicht an die Heiligkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes, glaubt alſo nicht an Gott und folglich auch nicht an die göttliche Offenbarung: iſt folglich kein Chriſt. Die Apoſtaten ſchrieben einen drängenden Brief an Cyprian wegen ihrer Aufnahme, und zwar ſo, als ob ſie die Kirche bildeten, wobei es denn recht merkwürdig iſt, warum ſie, wenn ſie das glaubten, doch nochmals aufgenommen werden und mit der Kirche eins ſein wollten, welche ſie nicht als die wahre Kirche anerkannten; ſo ſehr verwickelt die innere Unwahrheit in Widerſprüche! Cyprian antwortete ihnen:

„Als unſer Herr die Ordnung der Kirche und die biſchöfliche Würde einſetzte, ſprach Er zu Petrus: Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüſſel zum Himmelreich geben und was du auf Erden bindeſt, das ſoll im Himmelreich gebunden ſein, und was du auf Erden löſeſt, das ſoll auch im Himmel gelöſet ſein. Von dorther fließt durch die Zeit und die Nachfolge die Weihe der Biſchöfe und die Ordnung der Kirche, ſo daß dieſe auf den Biſchöfen gegründet iſt, und daß alle kirchlichen Angelegenheiten durch ſie geordnet werden. Da dies alles auf dem Geſetz Gottes beruhet, ſo muß ich mich ſehr wundern, daß einige die Verwegenheit gehabt haben, mir im Namen der Kirche zu ſchreiben. Die Kirche beſteht in dem Biſchof, dem Klerus und den Gläubigen. Gott verhüte, daß die Zahl der

Apoſtaten ſich Kirche nenne! Er iſt kein Gott der Toten, ſondern der Lebendigen. Wären jene die Kirche, ſo bliebe uns ja nichts übrig, als ſie zu bitten, uns aufzunehmen.“

In Rom fand Cyprians Verfahren volle Zuſtimmung. Der Papſt Fabianus war dort als Martyrer gefallen, daher war die Herde für den Augenblick ohne Oberhirten, aber die Geiſtlichkeit, welche damals aus ſechsundvierzig Prieſtern, ſieben Diakonen und ſieben Subdiakonen beſtand, wozu noch vierundneunzig mit den niederen Weihen, Akolythen, Exorziſten, Lektoren, kamen, ſchrieb ihm:

„Nichts iſt notwendiger in Stürmen der Verfolgung, nichts ſchicklicher in den Zeiten des Friedens, als feſt an der Einrichtung der Kirche zu halten. Sie verlaſſen, hieße das Steuerruder eines Schiffes verlaſſen. Dies iſt keine neue Anſicht. Unſer Glaube, unſere Verfaſſung, unſere Zucht ſind von Alters her. Der Apoſtel hätte nicht geſagt, daß die ganze Welt von unſerem Glauben ſpreche, wenn dieſer Glaube nicht damals ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen hätte. Gott verhüte, daß die römiſche Kirche je ihre Kraft durch weltliche Nachgiebigkeit ſchwäche und die Majeſtät des Glaubens verletze durch Mangel an heilſamer Strenge. Wenn wir unſere Glaubensbrüder ſehen, wie ſie abgefallen ſind, wie ſie täglich noch fallen, ſo wäre es eine verkehrte Barmherzigkeit, ihnen voreilig eine Verſöhnung zu geſtatten, die ihnen nichts helfen würde. Dieſen Unglücklichen das Heilmittel kräftiger Buße entziehen, hieße ſie töten, aber nicht ſie geſund machen. Die ganze Welt iſt voll Schutt und Trümmer der Apoſtaſie. Ein ſo weit verbreitetes Übel muß ſehr weiſe und ſehr vorſichtig behandelt werden. Die Abgefallenen ſind gefallen aus Verblendung, Leichtſinn und Schwäche; um ſo mehr müſſen die, welche das Übel heilen ſollen, klug, überlegt und kräftig zu Werke gehen. Laßt uns für einander beten und beten auch für die Abgefallenen, damit ſie ſich erheben, die Größe ihrer Miſſetat erkennen, demütig, geduldig und bußwillig werden, und nicht durch ihre Unruhe in der ſchwankenden Kirche ein inneres Zerwürfnis entzünden. Mögen ſie an die Türe klopfen, aber nicht ſie einſchlagen. Ihre Waffen müſſen Tränen, Bitten und Verdemütigung ſein. Gott iſt barmherzig, aber er begehrt auch die Befolgung ſeiner Gebote. Er beruft zum Feſtmahl, aber er wirft den hinaus, der ohne hochzeitliches Kleid erſcheint. Er hat den Himmel uns zugedacht, aber auch die Hölle bereitet. Er weiß ſeine Gerichte zu verhängen; wir müſſen Sorge tragen, daß die Böſen nicht unſere Nachgiebigkeit loben, und daß die wahren Büßer uns nicht Härte und Grauſamkeit vorwerfen.“

Und dieſe Geſinnung iſt die Geſinnung der Kirche bis zur heutigen Stunde!

Wie Cyprianus in Karthago hatte auch der neue Papſt Cornelius in Rom gegen widerſetzliche Prieſter zu kämpfen. Ein Neubekehrter, Namens Novatian, dem das demütige Joch Jeſu Chriſti und die prieſterliche Weihe nicht den ſtarken Hochmut hatten ſänftigen können, der ihm von der ſtoiſchen Philoſophie anklebte, welcher er früher gehuldigt hatte, trat mit einer Irrlehre auf, die ebenſo unchriſtlich war, nur in entgegengeſetzter Weiſe als die, welche Cyprianus verwarf. Er behauptete, wer einmal in der Verfolgung abgefallen ſei, dürfe niemals, und wenn er noch ſo aufrichtig Buße tue und noch ſo redlich ſeine Geſinnung geändert habe, wieder in der chriſtlichen Gemeinſchaft aufgenommen werden. Er behauptete auch, man dürfe ſich nie zum zweiten Male verehelichen. Dieſe ſtrengen Grundſätze, die ihm einen falſchen Anſtrich von Heiligkeit gaben, blendeten oberflächliche Leute. Sie bekannten ſich zu denſelben; ſie nannten ſich mit einem griechiſchen Wort Catharer, d. h. die Reinen oder die Puritaner; ſie gingen in weißen Gewändern einher. Daß ſeine Irrlehre hier und da Eingang fand, ſteigerte Novatianus Hochmut; er ſtrebte nach der Würde eines Biſchofes von Rom, trennte ſich öffentlich von Cornelius, als dieſer gewählt worden war, wußte drei Biſchöfe aus der Fremde nach Rom zu locken, und als ſie ſeinen falſchen Vorſpiegelungen folgten, ſie auch dahin zu betören, daß ſie ihm die biſchöfliche Weihe erteilten. So hatte Novatian zur Häreſie das Schisma gefügt und war der erſte Gegenpapſt in der chriſtlichen Kirche. Als dieſe aber ungeſtört ihren Gang fortging, den heiligen Cornelius als ihren Oberhirten betrachtete und reuige Abgefallene als verirrte Schafe wieder in ihre Gemeinſchaft aufnahm: da ſtellten ſich auch nach und nach Novatianus Anhänger in die Reihe der verirrten Schafe, und waren ſehr froh, daß die Kirche nicht gegen ſie die ſtrengen Grundſätze geltend machte, welche ihnen gegen andere ſo wohl gefallen hatten. Sie baten demütigſt um Vergebung, wurden herzlich wieder aufgenommen und Cyprian, „der mit ſeinem großen Herzen die Kirche als ein Ganzes umfaßte, von welchem die Gemeinden zu Rom, zu-

Karthago und in der ganzen Welt einzelne Glieder waren, ſchrieb dieſen Zurückgetretenen, als ob ſie Schäflein ſeiner Herde wären, einen freudigen, glückwünſchenden Brief, durch den er allen Reformotoren der Kirche eine beachtenswerte Warnung zuruft:

„Auch wenn Unkraut in der Kirche zu ſein ſcheint, dürfen weder unſer Glaube noch unſere Liebe ſo angefochten werden, daß wir ſie verlaſſen ſollten. Der Apoſtel ſagt: In einem großen Hauſe ſind nicht nur goldene und ſilberne Gefäße, ſondern auch hölzerne und irdene. Befleißigen wir uns aus allen Kräften, geliebte Brüder, goldene Gefäße zu ſein oder ſilberne! Die irdenen Gefäße zu zerbrechen, gebührt dem Herrn allein, dem eine eiſerne Rute gegeben ward. Keiner darf ſich deſſen anmaßen, was der Vater nur dem Sohne zugeſteht. Keiner darf wähnen, daß er die Wurfſchaufel nehmen dürfe, um in der Tenne zu würfeln und ſie zu reinigen oder um nach menſchlichem Urteile alles Unkraut zu trennen von dem Weizen. Solches Verfahren iſt ſtolze Hartnäckigkeit und frevelhafte Dreifaltigkeit, deren nur ein unſinniger Eifer ſich erkühnt."

Zugleich ſchickte er ihnen zwei Schriften, die er zu jener Zeit verfaßt hatte: „Von den Gefallenen" und „Von der Einheit der Kirche". In der erſten ſpricht er mit dem tiefſten Schmerz von den Abtrünnigen, und findet den Grund dieſes Unglückes in dem ſittlichen Verfall und in der Lauheit ſo vieler Chriſten: „Prieſter waren erkaltet, Werke der Liebe waren unterlaſſen worden, geſunken war die Zucht. Viele hatten nur für Vermehrung zeitlicher Güter geſorgt. Die Weiber waren eitel,

Zweites Kapitel.

Sünde und Sühne.

Der ſchwarze Stein in der Kaaba zu Mekka iſt das größte Heiligthum des Islams. Nach der Sage fiel er als Rubin vom Himmel und überſtralte ganz Arabien mit dem Licht der Morgenröthe. Aber durch der Menſchen Sünden erloſch das Licht und die Roſenglut ging über in Kohlenſchwerz.

So die Schöpfung. Als ein Rubin, ſtralend von Glanz, Lieblichkeit und wonnevoller Schöne, ging ſie aus des Schöpfers Hand hervor; aber die Sünde machte ſie zu einer großen Aſchenkugel. So die Seele. Aus göttlicher Liebe geſchaffen, mit der Kraft ausgerüſtet ſie zu erwiedern und, da ſie an einem heiligen Feuer entzündet war, in reinen Flammen zu brennen — erloſch ihr urſprüngliches Licht vom Peſthauch und im Todesqualm der Sünde. Leben und Schönheit iſt nur in der innigſten Vereinigung mit dem Urquell alles Lebens und aller Schönheit. Wird dieſe Vereinigung geſtört, ſo ſtirbt jenes, ſo ſchwindet dieſe und das Morgenroth der Seele verſinkt in die traurige ewige Nacht.

Dieſe Nacht bedeckte die Welt Jahrtauſende lang. Ehrfurchtsvolle Erinnerung an den heiligen Morgen, der ihr vorherging; unausſprechlich melancholiſche Sehnſucht, daß ein neuer Morgen anbrechen möge; und auf einem kleinen Fleck der Erde, der nicht viel größer war ſchminkten ihr Angeſicht, färbten Haare und Augenwimpern, ſannen auf Eroberung leicht betörter Herzen. Ehen wurden mit Ungläubigen geſchloſſen. Mit Leichtſinn legte man einen Eid ab; man legte ihn falſch ab. Man verachtete die geiſtlichen Vorgeſetzten. Einer verleumdete den anderen. Man lebte in Zwietracht und Haß. Selbſt Biſchöfe, die anderen Beiſpiel und Ermunterung ſein ſollten, vernachläſſigten ihr Amt, verließen ihren Stuhl und ihre Gemeinde, irrten umher in fremden Bezirken, trieben Handel, bereicherten ſich durch Wucher. Die Verfolgung bewog nicht die Chriſten, Buße zu tun.“ Ein treues Bild der Gebrechen der Welt, das ſo ziemlich auf alle Zeiten paßt, jedoch mit der Abänderung, daß ſie nicht zu allen Zeiten das Übergewicht haben.

Dann ermahnt Cyprianus dringend und innig die Abgefallenen zur Buße. „Ich bitte euch, geliebteſte Brüder, bekenne jeder von euch ſeine Sünde, ſo lange er noch in dieſer Zeit iſt; ſo lange ſeine Beicht noch kann angenommen werden, ſo lange noch Genugtuung und Nachlaß der Sünde durch den Prieſter ſtattfinden kann. Bekehren wir uns zum Herrn von ganzem Herzen und erflehen wir mit wahrem Reueſchmerz ſeine Barmherzigkeit. Der Gefallene kann durch echte Buße mehr gewinnen an Glauben und an Tugend, als er vor dem Fall hatte. Wer die Kirche betrübte, kann ſie auch mit Gottes Beiſtand wieder erfreuen und nicht nur Gottes Verzeihung erhalten, ſondern auch die Krone.“ Wie ermutigend bei aller Strenge! wie tröſtend bei unerbittlicher Wahrheit!

Die Treue der Martyrer und der ſtandhaften Bekenner preiſet frohlockend Cyprianus und ſagt von ihnen: „Sie ſtanden auf dem unerſchütterlichen Grunde himmliſcher Geſetze, ſie wurden gekräftigt durch evangeliſche Überlieferungen. Verbannung, Verluſt des Vermögens, Martern, Tod, nichts ſchreckte ſie. Um ihren Glauben zu verleugnen, gewährte man ihnen zuweilen einige Tage der Friſt; wer aber eingedenk iſt, daß er der Welt entſagte, der weiß von keinen Tagen der Welt mehr; und die Zeiten der Erde berechnet der nicht, welcher von Gott die Ewigkeit hofft."

In der Schrift von der „Einheit der Kirche" ſagt er, daß nicht bloß die Verfolgung, ſondern auch die Verführung zu fürchten ſei, wie der erſte Menſch das beweiſe, der von der Schlange verführt ward. „Satan ſieht die Götzen einſam und verlaſſen; deshalb ſchmiedet er jetzt neues Blendwerk: er betrügt die Chriſten unter dem Namen eines Chriſten. Deshalb erfindet er Häreſie und Schisma: jene, um den Glauben zu trüben und zu vergiften; dieſes, um die Einheit zu zerreißen. Aber ſie können nur dort Wurzel faſſen, wo man nicht bis zum Quell der Wahrheit hinaufdringt, nicht den wahren Hirten ſucht, nicht bei der Lehre des göttlichen Meiſters bleibt. Der Anfang war in der Einheit. Auf den einen Petrus baut der Herr ſeine Kirche; dem einen Petrus übergibt Er ſeine Schafe zu weiden. Nach ſeiner Auferſtehung teilt Er allen Apoſteln gleiche Macht mit, ſo daß ſie werden, was Petrus war. Sie ſind ſämtlich Hirten; allein die Herde iſt nur eine, und gemeinſam ſollen ſie dieſelbe weiden, und das Primat iſt dem Petrus gegeben, um zu zeigen, daß die Einheit auf Einen gegründet, und daß die Kirche Chriſti nur Eine, die einzige Taube des Hohenliebes ſei. Wie kann derjenige am Glauben feſthalten, der an dieſer Einheit nicht feſthält? Wie nur wähnen, zur Kirche zu gehören, da er ihr trotzt und ſich von Dem trennt, worauf ſie beruht? Sie breitet ſich in heiliger Fruchtbarkeit zu einer ſtets wachſenden Menge aus, bleibt aber in der Einheit, wie die Sonne mit unzähligen Strahlen nur ein Licht, wie der Baum mit tauſend Zweigen nur ein Stamm iſt. Brich einen Zweig ab und er iſt tot! Wer ſie verläßt, iſt tot fürs ewige Leben! Er iſt ein Fremdling, ein Unheiliger, ein Feind. Hat er die Kirche nicht zur Mutter, ſo iſt Gott ſein Vater nicht. Hat jemand ſich bei der Sündflut außerhalb Noes Arche retten können, ſo rette er ſich außerhalb der Kirche. Das glaube nur niemand, daß die Guten die Kirche verlaſſen könnten! Nein! die Stürme wehen Spreu und Stroh hinweg, nicht den Weizen; wir ſollen uns alle bemühen, Weizen zu ſein. Der Herr hat geſagt: Ich und der Vater ſind eins; und weiter heißt es, daß der Vater und der Sohn und der heilige Geiſt, dieſe Drei eins ſind. Und dieſe Einheit, die aus göttlicher Unwandelbarkeit hervorgeht und unzertrennbar mit den Geheimniſſen des Himmels verknüpft iſt, kann jemand wähnen, ſie ſei in der Kirche zu trennen, weil ein verkehrter Wille ſich von ihr ausſcheidet?"

Da auch frühere Bekenner in das Schisma gefallen waren, ſo bemerkt Cyprianus hierüber:

„Das Bekenntnis des Namens Jeſu ſchützt nicht gegen die Verſuchungen des Satans. Wenn das der Fall wäre, ſo würde ja ein Bekenner überhaupt niemals in eine Sünde fallen, was, leider! doch geſchieht. Das Bekenntnis iſt nur der erſte

Schritt, nicht der letzte, zu ſeiner Glorie. Wer bis zum Ende beharrt, der wird ſelig: ſo iſt die Verheißung des Herrn. Deshalb bilde nur niemand ſich ein, daß er, weil er Jeſu bekennt, der Seligkeit gewiß ſei! Salomon war ſehr tugendhaft und ſehr geliebt von Gott, und fiel doch ab von Gott. Judas war ein Apoſtel und vom Herrn berufen, und verriet den Herrn. Das machte aber die übrigen Apoſtel nicht irre an ihrem Glauben und in ihrer Beharrlichkeit. Und ſo dürfen auch wir nicht irre werden an unſerem Glauben und auch nicht die wahren Bekenner geringſchätzen, wenn wir ſehen, daß einige wankelmütige Bekenner in das Schisma fallen. Martyrer können ſolche niemals werden! getötet können ſie werden außerhalb der Kirche; aber die Palme des Sieges erlangen nie!"

Übrigens fehlte dieſen auch die Veranlaſſung, um die Palme zu gewinnen; denn als im Jahre 252 ein heftiger Verfolgungsſturm in Rom ſich erhob, richtete er ſich nur gegen die katholiſchen Gläubigen. Schismatiſche Novatianer ließ man in Ruhe. „Der Satan griff ſie nicht an, denn ſie gehörten ihm," ſagt Cyprian, „er führt nur Krieg gegen ſeine Feinde, gegen das Volk Jeſu Chriſti." Und dies Volk legte ein herrliches Bekenntnis, faſt einmütig, in Rom ab! Die Prüfung unter Decius war nicht vergeblich geweſen; die Herzen hatten ſich ſeitdem entſchiedener zum Glauben hingewendet und die Unverbeſſerlichen hatten ſich durch Apoſtaſie oder Schisma von der reinen Herde ausgeſchieden.

Cyprian hatte in Karthago zu gleicher Zeit gegen einen ſchismatiſchen Biſchof und ſeinen Anhang zu kämpfen, hatte ſeine Herde zu ermutigen, als die Peſt ausbrach, und hatte die chriſtliche Lehre zu verteidigen gegen den Prokonſul Demetrian, der den Chriſten vorwarf, ſie zögen Krieg und Seuche auf das Reich herab, und der ſie mit einer Grauſamkeit behandelte, als ob ſein Vorwurf begründet ſei. Sowie die Peſt ausbrach, verſammelte Cyprian ſeine Gemeinde, ermunterte ſie zu Liebeswerken jeder Art, nicht bloß untereinander, ſondern auch gegen die Heiden, und ſchärfte ihnen dringend die Worte des Heilandes ein: „Liebet eure Feinde" und „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt." Er ſagte: „Wer ein Kind Gottes ſein will, muß dem Vater nachahmen; muß ſich ſeiner hohen Abkunft würdig zeigen. Der Wiedergeborene darf nicht entarten." Die wundervolle Erhabenheit ſeiner eigenen Seele flößte er ihnen durch Wort und Beiſpiel ein. Während die Heiden verzagten und verzweifelten, opferten ſich die Chriſten für ihre Feinde und Verfolger wie für ihre Brüder auf. Einige beklagten es, durch die Peſt ſterben zu ſollen, da ſie auf die Marterkrone gehofft hatten. Denen ſtellte Cyprian vor: „Der Martertod iſt eine Gnade Gottes und ſteht nicht in unſerer Gewalt. Wer wahrhaft bereit iſt, als Martyrer zu ſterben, dem wird Gott ſeinen Lohn gewiß nicht entziehen. Es iſt etwas anderes, ob dem Martertum das Herz fehlt, oder dem Herzen das Martertum! und Gott ſiehet das Herz."

An Demetrianus erließ er ein Schreiben, worin er die Chriſten gegen deſſen böſe Anſchuldigungen und falſche Behauptungen verteidigt und unter anderem ſagt: „Wir beneiden euch euer Glück nicht. Euern Haß erwidern wir mit Wohlwollen, und zum Dank für die Martern, die ihr über uns verhängt, zeigen wir euch den Weg des Heils. Wir verbergen euch nicht die Gnade Gottes; glaubet nur an Ihn, der nicht betrügen kann. Glaubet und lebet! Ihr verfolgt uns in der Zeit, aber freuet euch mit uns in der Ewigkeit. Niemand braucht ſich durch die Zahl ſeiner Sünden oder ſeiner Jahre vom Heil ausgeſchloſſen zu wähnen; ſo lange wir in dieſer Welt ſind, kommt die Buße nie zu ſpät, dürfen wir immer die Barmherzigkeit Gottes in Anſpruch nehmen. Sind wir aber einmal dem Diesſeits entrückt, ſo iſt es uns nicht mehr möglich, Buße zu tun und Genugtuung zu geben. Hier auf Erden ſichern wir uns das ewige Leben; hier verlieren wir es. Ständeſt du ſchon auf der Schwelle des Todes, und täteſt du Abbitte für deine Sünden, und wendeteſt du dich wahrhaft gläubig und wahrhaft bereuend zu dem einigen wahren Gott hin, ſo ſchenkt ſeine Barmherzigkeit dir Verzeihung, und ſterbend gehſt du in die Unſterblichkeit ein. Solche Gnade verleiht Chriſtus! ſolches Geſchenk teilt ſein Tod uns mit.“

Während der Ruhe, welche Kaiſer Valerian in den erſten Jahren ſeiner Regierung den Chriſten gönnte, und unter dem Pontifikat des heiligen Papſtes Stephanus, erhob ſich unter den Biſchöfen die lebhafte Erörterung einer Lehre, über welche damals die Mutterkirche von Rom noch nicht entſchieden hatte. Sie betraf die Gültigkeit der Taufe durch Ketzer. Die Taufe iſt das Sakrament der Entſündigung, reinigt die Seele von der Makel der Schuld und der Befleckung durch Sünden, und führt das Leben der Gnade in die Natur hinein. Die allgemeine Meinung, die ſich auf apoſtoliſche Tradition gründete, war die: daß eine Taufe, welche nach der Vorſchrift des Sohnes Gottes „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes“ erteilt ward, ſelbſt dann gültig bleibe, wenn auch Irrgläubige getauft hätten. Da dieſe Meinung bisher nicht in Frage geſtellt worden war, ſo hatte auch noch keine rechtmäßige und feierliche Unterſuchung über ſie ſtattgefunden; wie etwa der älteſte Sohn des Hauſes das Majorat erbt und ruhig genießt, bis ein jüngerer Sohn oder ein Fremdling mit der Frage auftritt, ob es ihm auch wirklich gehöre? Dann ſammelt er ſeine Dokumente und legt ſie vor. Ähnlich verfuhr und verfährt die Kirche, wenn ihr heiliges Erbe, ihre Lehre, wie ſie auf der Tradition und der Heiligen Schrift beruht, in Frage geſtellt oder angegriffen wird. In Afrika hatte ſich die Meinung ſeit einigen Jahrzehnten ausgebildet, daß eine von irrgläubigen Chriſten vollzogene Taufe nicht gültig ſei, daß alſo ein Kind irrgläubiger Eltern oder ein Heide, der ſich zum Irrglauben bekenne, wenn ſie auch getauft worden wären, dennoch die Wirkung des Sakraments nicht empfangen hätten und, im Fall ihres Übertritts zum wahren Glauben, nochmals getauft werden müßten. Indeſſen beſtanden auch in Afrika Zweifel gegen dieſen Gebrauch, denn achtzehn Biſchöfe in Numidien und Mauritanien ſchrieben an Cyprian und befragten ihn über dieſen Punkt. Er entſchied *für* denſelben und mit ihm dreißig Biſchöfe, die er zu einer Synode nach Karthago berief; ſpäter ſogar einige achtzig. Auch im Morgenlande teilten einige Biſchöfe dieſe Anſicht. Der Papſt Stephanus aber, der heilige

Dionyſius zu Alexandrien und die Mehrzahl der Biſchöfe hielten an der alten Überlieferung feſt, und dieſe Meinungsverſchiedenheit war noch nicht völlig geſchlichtet, als die Valerianiſche Verfolgung ausbrach, welche Stephanus und Cyprian und viele Tauſende dahinraffte und alle Erörterungen und Kontroverſen unterbrach. War Cyprian dem Papſt Stephanus gegenüber, deſſen oberhirtliche Gewalt er übrigens vollkommen anerkannte, allzu heftig, ſo hat er dieſen Makel, wie der heilige Auguſtinus bezeugt, durch ſeinen glorreichen Martertod mit ſeinem Blut getilgt. Wann die afrikaniſchen Biſchöfe ihrem Gebrauch entſagt haben, iſt ungewiß. Auf dem Konzil zu Arles im Jahre 314, dem das allgemeine Konzil zu Nicäa vom Jahre 325 beiſtimmte, wurde feſtgeſetzt: jeder Irrgläubige, der in den Schoß der Kirche einzutreten begehrt, ſoll nach ſeinem Glaubensbekenntnis befragt werden. Findet es ſich, daß er getauft iſt im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, ſo ſoll man ihm nur die Hände auflegen, um ihm den heiligen Geiſt zu erteilen. Iſt aber der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit in ſeinem Glaubensbekenntnis nicht ausgedrückt, ſo muß er wieder getauft werden. Und ſpäter bezeugt der heilige Auguſtinus, daß die Kirche, nachdem ſie die apoſtoliſche Überlieferung unterſucht, als Glaubensſatz feſtgeſetzt habe: die Taufe, welche von Irrgläubigen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes erteilt worden, iſt gültig; nicht aber die, welche ohne Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit geſchieht. Und ſo iſt es denn auch jetzt. Nur da, wo man, wie bei den verſchiedenen Sekten im Proteſtantismus, wie Unitarier, Antitrinitarier ꝛc. und überhaupt bei der rationaliſtiſchen Richtung, nicht ſicher iſt, ob deren Taufe gültig ſei, wird bei dem Übertritt zur Kirche die Taufe unter Bedingung erteilt, d. h. für den Fall, daß die heilige Dreifaltigkeit zuvor nicht über den Täufling angerufen worden ſei.

All' dieſe verſchiedenen Meinungen und Anſichten, Erörterungen und Kontroverſen, Spaltungen und Häreſien ſchadeten der Kirche ebenſowenig wie die Verfolgungen der Heiden mit ihrem ganzen Marterapparat. Im Gegenteil! auch ſie läuterten die Kirche und ſtellten den unſchätzbaren Wert des reinen, unverfälſchten, alten Glaubens heraus, weckten Begeiſterung für ihn, treue Anhänglichkeit an ihn. Dem Haß der Verfolgung gegenüber ſchloſſen ſich die Chriſten um ſo feſter in dem Bund der Liebe zuſammen; gegen die Anfeindungen der Häreſie traten ſie um ſo feſter in dem Bund des Glaubens auf. Sie knüpften das Band der kirchlichen Gemeinſchaft immer enger und ſtellten immer entſchiedener die Überzeugung heraus, daß ohne völlige Übereinſtimmung im Glauben eine kirchliche Gemeinſchaft unmöglich ſei, und daß jeder ſich von der Kirche trenne und ihren Segen verliere, der mit Bewußtſein und Abſicht von der Einheit des Glaubens abweiche. Daher wurde jetzt in der Kirche und für ſie die großartige Bezeichnung herrſchend, welche ein unſchätzbarer Juwel in ihrer Krone iſt und zu welchem die Häreſie nie die Hand zu erheben gewagt hat. Wie ſchon Polykarp und Ignatius ſie genannt hatten, wie dieſe vielleicht von den Apoſteln es gehört hatten, ſo hieß ſie jetzt: katholiſch. Aus dem Bewußtſein, die erſte und die letzte zu ſein, und alle Häreſien, Schismen, Sekten von geſtern, von morgen, von hundert Jahren zu überdauern und von Chriſtus berufen zu ſein, über den ganzen Weltkreis das Evangelium zu lehren, ging dieſe herrliche Bezeichnung hervor. Sie war die allgemeine Kirche und trat als ſolche in einen ganz unüberwindlichen Gegenſatz von göttlicher Eigentümlichkeit und göttlichem Gepräge zu dem Gewirr der Häreſie. Dieſe gebar eine Sekte über die andere, aber ſie löſten ſich auf und zerfielen, bald ſchnell, bald langſam; die neuen verſchlangen die alten oder verdrängten ſie; ſchien eine länger zu beſtehen, ſo war das nur ihr Name und ſie war durch Parteiung ſo zerriſſen, durch Abſonderung ſo verringert, durch Veränderungen ſo umgebildet, daß ihr eigener Stifter vielleicht nichts mehr an ihr erkannt hätte, als ſeinen Namen, den er ihr aufgeprägt hatte, als einen Gegenſatz zur Kirche Chriſti. Erhaben über dem verwirrten Vielerlei, der inneren Haltloſigkeit und dem ſporadiſchen Auftauchen der Sekten ſtand die katholiſche Kirche mit ihrer organiſchen Einheit und Entwickelung, mit ihrem ſicheren inneren Beſitztum, mit ihrer allmählich und ruhig fortſchreitenden Ausbreitung über Länder, Völker und Reiche allgemein in der Zeit, allgemein im Raume da. Und dies ſichere Beſitztum, aus dem ihre Einheit, ihre Entwickelung, ihre Ausbreitung hervorgingen, beſtand nicht bloß in ihrem reinen und wahren Glauben, ſondern ebenſo ſehr in der Katholizität ihres Glaubens; daß ſie nämlich eine allgemeine, unfehlbare Glaubensregel in dem Prinzip der Tradition aufſtellte und feſthielt. Das war die Richtals ein Hügel, welcher dereinſt das Kreuz zu tragen hatte — auf dieſem kleinen Fleck die heilige Zuverſicht, daß er anbrechen werde: dies war das Einzige, wodurch die todeswunde Menſchheit noch mit dem ewigen Leben zuſammenhing. Ein trübes, qualmendes, gallenbitteres Meer wogte über ſie dahin, deſſen ſchwere Wellen ſie, die widerſtandsloſe, an Klippen und Felſenriſſe ſchleuderte und zermalmte, ſo daß eine unermeßliche Wehklage das Brauſen dieſes Meeres durchhallte.

Allmälig ward ſie ſo laut, ſo ſchneidend, ſo über allen Ausdruck troſtlos, daß ſie die wilden Klänge des Sündenmeeres übertönte und den Jubelgeſang bachantiſcher Luſt und das Geheul wimmernder Sclaven und die Opferlieder vor Götzen und falſchen Altären gleichſam verſtummen machte; denn ſie war lauter als all' dieſe ſchreienden Diſſonanzen; ſie ſchrie um Erlöſung, ſie erlag unter der Wucht der Sünden, durch die ſie in einen Abgrund gedrängt war, in welchem ſie erſtickte. Sie ſtieß einen Todesſchrei aus.

Mein Herr und mein Gott! welch ein gräßliches Geheimniß iſt in ihrem innerſten Weſen die Sünde, welch unausſprechlich und unerfaßlich Böſes liegt in ihr, daß ihre Sühne nur durch Deine Hingebung vollzogen werden konnte; daß Du im Kampf gegen ſie ſterben mußteſt, weil die Schlange, der Du den Kopf zerdrückteſt, mit giftigem Biß Dich verwundete; daß nichts Anderes genügte zum Siegel der Verſöhnung, als Dein ſchnur, welcher alle zu folgen hatten, alle ſich unterwerfen mußten, der geringſte Laie, wie der große Erzbiſchof von Karthago; jeder arme Sünder und der heilige Cyprian. Weder die größten Verdienſte, noch der erhabenſte Geiſt, noch die ſtrahlendſten Tugenden, weder die Heiligkeit des Lebens, noch das Opfer des Sterbens, weder Bekenntnis noch Martyrertum vermögen irgend jemand über dieſe Richtſchnur hinweg zu heben. Durch ſie war jeder Gläubige allen Sophismen und allen Schwankungen entrückt und auf ein unerſchütterliches Fundament geſtellt. Durch ſie war er im Stande, die echte Lehre Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel von den unechten und willkürlichen Meinungen der Häretiker zu unterſcheiden; durch ſie war er beſchirmt in ſeinem Recht, mit irrtumsloſer Sicherheit den echten Glauben ergreifen zu können. Denn da ohne Glauben niemand ſelig werden kann, ſo darf auch niemand im Zweifel darüber gelaſſen werden, wo dieſer Glaube zu finden ſei, ſonſt könnte ein Anbeter des Apis wähnen, ſein Glaube verheiße ihm die Seligkeit des chriſtlichen Martyrers, des Nachfolgers Jeſu. Und der Prüfſtein nun, um die echte Tradition von der falſchen, die ſich für echt ausgibt, zu unterſcheiden, war, wie ſchon Irenäus ausſprach, die Gemeinſchaft des Glaubens mit der Kirche von Rom.

Am 2. Auguſt des Jahres 257 wurde der heilige Papſt Stephanus zu Rom in den Katakomben der Lucina, wo er eben das heilige Meßopfer dargebracht hatte, von Soldaten überfallen und vor dem Altar enthauptet; und am 30. Auguſt wurde Cyprian vor den Prokonſul von Afrika zu Karthago geſtellt. Es waren ſchon ganze Maſſen von ſtandhaften Bekennern, darunter Greiſe, Kinder und Jungfrauen, in die Numidiſchen Kupferbergwerke geſchickt, wo ſie in ſchweren Ketten arbeiten, Hunger und Durſt leiden, auf der bloßen Erde ſchlafen, die größte Verwahrloſung und Unſauberkeit ausſtehen mußten. Cyprian hatte ihnen tröſtende Briefe geſchrieben und auch eine kleine Schrift: „Ermunterung zum Martyrertum“ erlaſſen, um den Glauben ſeiner Herde zu kräftigen und ihren Mut zu beleben. In dieſer Schrift hatte er zum Schluß geſagt: „Wenn es ſich darum handelt, Martyrer zu machen, müſſen die Menſchen ſchweigen und muß Gott allein reden.“ Jetzt kam die Reihe an ihn. Sein Diakon Pontius hat die Geſchichte ſeines Lebens, Leidens und Sterbens aufgeſchrieben; auch die Prokonſularakten ſeiner Verhöre, Verurteilung und Hinrichtung ſind vorhanden.

Der Prokonſul begann, wie immer, mit der Frage nach Cyprians Namen und mit der Erklärung, daß von jetzt an jedermann verpflichtet werde, die Gebräuche des römiſchen Götterdienſtes zu befolgen. Cyprian antwortete: „Ich bin Chriſt und Biſchof und kenne keine Götter; wohl aber den einen wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Dieſem Gott dienen wir Chriſten, wir beten zu ihm bei Tag und bei Nacht, für uns, für alle Menſchen, auch für das Heil der Kaiſer.“ — „Und beharrſt du in dieſem Willen?“ fragte der Prokonſul. „Ein guter Wille, der ſich auf Erkenntnis Gottes gründet, iſt unerſchütterlich.“ — „Du wirſt alſo nach Curubis in die Verbannung gehen?“, fragte der Prokonſul weiter. „Ich gehe,“ ſagte Cyprian. Darauf teilte ihm der

Prokonſul den kaiſerlichen Befehl mit, daß nicht nur die Biſchöfe, ſondern auch die Prieſter ſich vor den Richterſtuhl zu ſtellen hätten; daher möge Cyprian ihm die Namen aller Prieſter zu Karthago nennen. Cyprian antwortete: „Euere Geſetze verordnen ſehr weiſe, daß keine Angeber ſein ſollen. Man wird die Prieſter in ihren Bezirken finden, aber angeben kann ich ſie nicht.“ — „Ich werde ſie finden!“ ſprach der Prokonſul; „ferner iſt den Chriſten verboten, Verſammlungen zu halten und ihre Gottesäcker zu beſuchen. Wer dawider handelt, wird mit dem Tode beſtraft.“ — „Tue, was dir befohlen iſt,“ ſagte Cyprian. Vierzehn Tage ſpäter ward er in die Verbannung nach Curubis geführt, einem freundlichen Städtchen, das in geſunder und anmutiger Gegend am Ufer des Meeres eine Tagereiſe von Karthago lag. Gleich nach ſeiner Ankunft hatte er, wie ſo viele Martyrer, eine Viſion, die ihm ſeinen Tod verkündete. Ein erhabener Jüngling erſchien ihm und machte mit der flachen Hand die Bewegung des Schwertes bei der Enthauptung, geſtand ihm auch zugleich die Friſt eines Jahres zu, um ſeine Vorbereitungen zu machen. Cyprian teilte dieſe Viſion ſogleich dem Pontius und ſeinen übrigen Begleitern mit. Sie merkten ſich den Tag und es war im folgenden Jahre genau ſein Todestag. Er lebte ſehr getröſtet von dieſer Gnade Gottes ganz ruhig zu Curubis, herzlich geliebt von deſſen Einwohnern, bald in ſtiller Einſamkeit, bald aufgeſucht von ſeinen Glaubensbrüdern, bis ein neuer Prokonſul ihn nach Karthago zurückrief. Cyprian wußte, daß die Zeit für den Glauben zu leben bald abgelaufen und die für den Glauben zu ſterben nahe ſei; und ſo kam er nach Karthago. Er durfte aber vor der Stadt in ſeinem Garten bleiben, den er früher zum Beſten der Armen verkauft hatte, der ihm aber wieder geſchenkt worden war. Dort erhielt er viel Beſuch und die angeſehenſten Männer rieten ihm, ſich der Verfolgung zu entziehen und boten ihm geheime Zufluchtsſtätten an. Allein er dankte ihnen, lehnte alle Anerbietungen ab und wartete auf die Erfüllung des Willens Gottes.

Plötzlich fuhren zwei obrigkeitliche Perſonen vor ſeinem Garten vor und forderten ihn zu ſprechen. Cyprian erſchien mit ſeinem hohen Anſtand und ſeiner heiteren Ruhe, nahm bei ihnen im Wagen Platz und ward nach der Stadt geführt, wo er bei dem vornehmſten dieſer beiden Männer die Nacht zubrachte und ſehr ehrerbietig behandelt wurde. Mit ſeinem Diakon Pontius und anderen Freunden durfte er ſeine Mahlzeit einnehmen. Inzwiſchen verbreitete ſich die Nachricht blitzſchnell durch Karthago, daß Thascius Cyprianus gefangen ſei und alles Volk lief um das Haus zuſammen, denn auch die Heiden liebten ihn wegen ſeiner Milde, ſeiner großen Tugenden und ſeiner unerſchöpflichen Barmherzigkeit zur Zeit der Peſt. Die Chriſten hielten die ganze Nacht ſcharenweiſe Wache vor dem Hauſe, damit ihrem geliebten heiligen Biſchof nichts widerführe, wovon ſie nicht ſogleich Kunde hätten. Da Cyprian bemerkte, daß unter dieſer Menge auch einige Jungfrauen ſich befanden, ſo befahl er, ſogleich ſie hinweg und in Sicherheit zu bringen: ſo aufmerkſam war er bis zum letzten Atemzug auf ſeine Herde.

In der Frühe des nächſten Morgens ward er nach dem Landhauſe des Prokonſuls geführt. Da derſelbe noch nicht erſchienen war, bot man ihm im Vorhofe einen Sitz an und ein Soldat, der ein Chriſt ſein mochte, bemerkte, daß des heiligen Biſchofs Kleider feucht von Schweiß waren und ſchlug ihm vor, ſie zu wechſeln. Doch Cyprian dankte ihm freundlich und ſagte: „Wir brauchen den Beſchwerden nicht zuvor zu kommen, die vielleicht heute enden werden.“ Nun ließ der Prokonſul ihn vor ſich führen und fragte ihn: „Biſt du Thascius Cyprianus?“ — „Ich bin's.“ — „Haſt du den gottesläſterlichen Chriſten als Biſchof vorgeſtanden?“ — „Ja.“ — „Die geheiligten Kaiſer befehlen dir zu opfern.“ — „Das tue ich nicht.“ — „Beſinne dich.“ — „Eine ſolche Sache läßt kein Beſinnen zu! tue, was dir befohlen ward.“ Der Prokonſul beſprach ſich eine Zeitlang mit den Beiſitzern des Gerichtes; dann trat er wieder vor und ſagte, wie es ſchien ſehr ungern: „Du haſt lange mit gottesläſterlicher Geſinnung gelebt, du haſt viele Menſchen in deine frevelhafte Verſchwörung hineingezogen, du biſt feindſelig gegen die römiſchen Götter und die heiligen Geſetze aufgetreten, du haſt dich durch die frommen und geheiligten Kaiſer nicht zu ihren Religionsgebräuchen zurückführen laſſen: darum ſollſt du als Urheber und Anſtifter ſo ſchändlicher Frevel denen zur Warnung dienen, welche deine Bosheit in dein Verbrechen hineingelockt hat. Dein Blut ſoll das Geſetz aufrecht halten.“ Dann ließ er von einem Täfelchen das Urteil ableſen: „Wir wollen, daß Thascius Cyprianus durch das Schwert hingerichtet werde.“ Cyprian entgegnete: „Gott ſei Dank!“ Eine große Schar von Chriſten war ihm nachgefolgt; ſie riefen laut: „Wir wollen mit ihm ſterben! Und als er auf das Feld Sexti hinausgeführt wurde, drängten ſie ſich ihm nach und umringten dicht die Hauptleute, die ihm zur Seite gingen. So wandelte er wie im Triumph zwiſchen Tribunen und Centurionen, vom Volk umwogt, aus den Toren des Gerichtshauſes nach einem freien, ebenen, mit großen ſchönen Bäumen rings umgebenen Platz. Auf dieſe Bäume ſtiegen viele, um ihn in ſeinem letzten Leiden nicht aus den Augen zu verlieren. Draußen nahm er ſeinen Mantel ab, warf ſich nieder und betete; ſtand dann wieder auf, zog ſein Oberkleid aus, welches er Diakonen übergab, und hieß ſeine Freunde dem Scharfrichter fünfundzwanzig Goldſtücke auszahlen. Die Augen verband er ſich ſelbſt, die Hände ließ er ſich von zwei Diakonen binden. Die Chriſten breiteten Tücher von weißer Leinwand vor ihm aus, um das Martyrerblut aufzufaſſen; und mit zitternder Hand enthauptete ihn der Scharfrichter. Am 14. September des Jahres 258 errang Cyprian die Palme; er war der erſte Biſchof in Afrika, der den Martertod litt. Die Gläubigen beſtatteten ſeinen Leib nachts bei Fackeln und Kerzen, unter Gebet und feierlichem Lobgeſang, und der Diakon Pontius ſchließt ſeinen Bericht mit den Worten: „Groß iſt meine Freude über die Verherrlichung Cyprians; doch größer noch mein Schmerz, daß ich zurückgeblieben bin."

Der heilige Laurentius.

Faſt zur nämlichen Zeit ſprach ein anderer Diakon eine ähnliche Klage aus; aber ſie führte zu einem anderen Ende. Am 6. Auguſt des Jahres 258 brachte der heilige Papſt Sixtus II. in den Katakomben des Calixtus das heilige Meßopfer dar; Soldaten überfielen ihn, ſchleppten ihn hinweg und enthaupteten ihn, mit ihm zugleich vier Diakonen. Als er fortgeführt wurde, folgte ihm der Erzdiakon der römiſchen Kirche, Laurentius, in Tränen nach und ſagte: „O Vater, wohin gehſt du ohne deinen Sohn? Wohin, heiliger Biſchof, ohne deinen Diakon? Habe ich dir nicht immer gedient beim heiligen Opfer und nun willſt du dein Opfer vollziehen ohne mich? Habe ich dir mißfallen? Bin ich meiner Pflicht untreu geweſen? O mein Vater, zeige deine Kraft auch an deinem Sohne und opfere mich, den du gebildet und unterwieſen haſt, zugleich mit deinem eigenen Opfer auf.“ Darauf ſprach der heilige Greis Sixtus tröſtend zu dem Jüngling: „Weine nicht, mein Sohn, du kommſt bald zu mir. In drei Tagen folgſt du mir nach. Wir Greiſe gehen durch einen leichten Kampf hinüber; dir, dem Jüngling, iſt ein harter Streit vorbehalten. Aber du bedarfſt meiner Gegenwart nicht, um zu ſiegen. Die ſchwachen Jünger mögen dem Meiſter vorangehen; die ſtarken ſollen ihm folgen. Ich empfehle dir alſo die Nachfolge in meinem Siege.“ Freudig ſah nun Laurentius ſeinen heiligen Biſchof die Palme und die Krone des ewigen Lebens erringen und war getröſtet durch die Gewißheit, baldigſt mit ihm vereinigt und bei Chriſtus zu ſein.

Laurentius, ein Spanier von Geburt, nach anderen ein Römer, war der erſte unter den ſieben Diakonen der römiſchen Kirche, wie einſt der heilige Stephanus zu Jeruſalem es war. Und dieſem war er nicht bloß in ſeinem Amt ähnlich, ſondern auch in ſeiner Tugend, ſeiner Gottſeligkeit, ſeiner Liebe für den Heiland, ſeiner heiligen Weisheit. Als Erzdiakon lag ihm die Sorge ob für das Vermögen der Kirche und für die Armen und Dürftigen; und dieſe zwiefache Pflicht, als Verwalter und als Diener Jeſu, erfüllte er mit größter Hingebung. Jetzt, da der brauſende Sturm einer wütenden Verfolgung noch näher kam, brachte er die Reichtümer der Kirche in Sicherheit, d. h. er verteilte alles, was von milden Gaben zuſammengefloſſen war, und auch die reichen goldenen und ſilbernen Altargeräte, die er hatte einſchmelzen laſſen, an die Armen, damit dieſe nicht ganz hilflos ſein möchten, wenn die Kirchengüter eingezogen würden. Der Präfekt von Rom erhielt eine unbeſtimmte Kunde von großen Schätzen, die Laurentius zu verwalten habe, entbrannte in Habgier, ließ den Erzdiakon zu ſich rufen und ſprach zu ihm mit ſchneidendem Hohn, ſchlecht verhüllt durch Katzenfreundlichkeit: „Ihr pflegt zu klagen, daß wir euch grauſam behandeln; wohlan! hier iſt weder Folter noch Marter, ſondern ganz ſanft begehre ich das von dir, was du ſehr leicht tun kannſt. Man ſagt, daß bei euren Feſten die Prieſter in goldenen Bechern Opfer darbringen und das Blut des Opfertieres in ſilbernen Schalen auffangen. Auch ſollen ja bei euren nächtlichen Feierlichkeiten die Kerzen auf goldenen Leuchtern brennen und eure Glaubensgenoſſen oftmals ihre eigenen Kinder enterben, um ihr Vermögen der Kirche zu ſchenken. Ihr braucht dieſe zuſammengehäuften, verborgenen Schätze nicht; aber der Staat bedarf ihrer. Da nun euer Gott gelehrt hat, jedem das Seinige zu geben, und da der Kaiſer die Münzen mit ſeinem Bildnis für ſein Eigentum erkennt: ſo müßt ihr dem Kaiſer geben, was dem Kaiſer gehört. Das iſt eine billige Forderung. Irre ich nicht, ſo hat euer Gott auch nie Geld ſchlagen laſſen und überhaupt kein Geld auf die Welt gebracht, ſondern nur Worte. Liefert uns alſo das Geld aus und ſeid fortan reich an Worten.“ Mit größter Gelaſſenheit entgegnete Laurentius: „Ja, es iſt wahr, unſere Kirche iſt ſehr reich und der Kaiſer ſelbſt hat ſolche Schätze nicht. Ich werde dir all ihre Koſtbarkeiten aufweiſen; nur mußt du mir etwas Zeit laſſen, damit ich alles berechnen und zuſammenzählen kann.“ Der Präfekt war mit dieſer Antwort höchſt zufrieden und gab ihm eine Friſt von drei Tagen. Während dieſer Tage durchwanderte Laurentius ganz Rom und ſuchte alle Hilfsbedürftige auf, welche die Kirche unterſtützte, ſchwache Greiſe, verlaſſene Witwen, arme Jungfrauen, Kranke, Dürftige, Verſtümmelte. Er kannte ſie alle; er hatte ja allen die Hilfe geſpendet, die jeder bedurfte. Er ſchrieb ihre Namen auf und ordnete an, daß ſie ſich ſämtlich an einem beſtimmten Tage zur nämlichen Stunde im Vorhof einer beſtimmten Kirche zu verſammeln hätten. Als die Friſt abgelaufen war, ging Laurentius zum Präfekten von Rom und ſprach: „Nun komm und ſieh unſere Schätze,“ und führte ihn zu der Kirche. Der Präfekt ging freudig mit; aber ſeine Zufriedenheit verwandelte ſich in den äußerſten Unwillen, als Laurentius mit ihm im Vorhof unter einer ungeheuren Schar von Elenden aller Art ſtehen blieb und ſagte: „Dies ſind die Schätze der Kirche. Denn Kleinodien ſind die, in denen Chriſtus iſt, in denen der Glaube Chriſti lebt. Denn größere Schätze gibt es nicht als die, von denen Chriſtus geſagt hat: „Was ihr einem von ihnen getan, das habt ihr Mir getan" (Matth. 25, 35), in denen alſo Er ſelbſt angeſehen ſein will." Als nun die Armen den Präfekten umringten und um Almoſen baten, ergrimmte dieſer und drehte ſich drohend nach Laurentius um; aber der heilige Erzdiakon antwortete ihm ruhig: „Was zürneſt du? Gold begehrſt du, ein geringes falſches Metall! und ich zeige dir das wahre Gold, das Licht Chriſti und erlöſte Menſchen; Kleinodien begehrſt du und ich zeige dir die Krone der Kirche von Perlen und Edelgeſtein: gottverlobte Jungfrauen und heilige Witwen. Suche jetzt Nutzen zu ziehen aus dieſen Schätzen für Rom, für den Kaiſer und für dich."

Der Präfekt war außer ſich vor Zorn über dieſe Verhöhnung, wie er es nannte, und ordnete die grauſamſte Marter für Laurentius an. Der heilige Jüngling ward entkleidet auf einem eiſernen Roſt ausgeſtreckt, unter welchem Kohlen glühten, ohne in Flammen aufzuſchlagen, damit der Feuertod deſto länger dauere. Aber die Glut der heiligen Liebe war ſo groß in ſeinem Herzen, daß ſie die Folterglut überwog und daß ſein Antlitz zu ſtrahlender Schönheit ſich verklärte. Nach einiger Zeit ſprach er ruhig zum Präfekten: „Wende mich um, denn auf dieſer Seite bin ich genug gebraten." Dies geſchah und ſcherzend ſagte er nach einer Weile: „Jetzt iſt's genug, du kannſt mich eſſen." Er ſah, wie Stephanus, den Himmel offen und all ſein Leid ward ihm Wonne. Er wendete nicht mehr den Blick zur Erde, betete lange eigenes göttliches Blut, und daß die wunden und kranken Seelen in nichts Anderem ihre Geneſung finden konnten, als in dieſem Bade. So böſe und häßlich iſt die Sünde, daß das Heiligſte und das Schönſte ihr Gegengewicht bilden mußte! Der Abfall von Gott iſt etwas ſo Gewaltiges, ein ſo ungeheurer Mißbrauch der Freiheit, daß der Alleinfreie ſich die Knechtſchaft erwählen und in das Staubgebilde eines Menſchen ſich verſenken mußte, damit die Menſchheit gewahr werde, an welcher ſchmachvollen Kette ſie gefeſſelt liege. Wenn der himmliſche Vater ſprechen konnte: dieſe Welt, die ich ſo ſchön und gut geſchaffen habe, rollet dahin in der ewigen Nacht ihres Abfalls, wenn nicht das Allerſchönſte und Beſte ihre Schuld gutmachen will — denn ſie iſt ſo köſtlich in meinen Augen, mit ſolcher Liebe habe ich ſie gebildet, daß nichts Geringeres als ſie iſt, mir genügen kann: es muß etwas Höheres ſein! — Und konnte der göttliche Sohn ſprechen: Ich biete mich an zum Verſöhnungsopfer; meine Liebe bedecke den Haß und meine Leiden entſühne die Schuld! — O mein Herr und mein Gott! verräth das nicht, zu welcher Herrlichkeit Du die Seelen berufen hatteſt und aus welcher Liebe der Erlöſer ſie hergeſtellt hat? Müſſen wir nicht zittern und ſtaunen über Das, was wir beſaßen, was wir verloren, was wir wiedergewonnen haben? Alſo mit nichts iſt unſre Seele aufzuwiegen, als mit der Liebe eines Gottes! nichts waſcht ſie rein von ihren Sünden, als das Blut eines Gottes!

und inbrünſtig für die Bekehrung Roms und verhauchte in Frieden ſeine heilige Seele am 10. Auguſt 258. Neubekehrte Chriſten trugen nachts ſeine Überreſte mit zärtlicher Sorgfalt fort und beerdigten ihn auf dem Veraniſchen Felde an der Tiburtiniſchen Straße in einer Grotte.

Wenig Martyrer ſind ſo berühmt und, von den älteſten Zeiten an, ſo gefeiert wie der heilige Laurentius. Mit dem heiligen Papſt Sixtus und dem heiligen Biſchof Cyprianus iſt der heilige Erzdiakon in den Kanon der Meſſe aufgenommen. Die großen Kirchenväter Ambroſius und Auguſtinus, die heiligen Päpſte Leo der Große und Gregor der Große wetteiferten in ſeinem Lobe. Als Herolde ſeines Ruhmes ſind ihm unzählige Kirchen gewidmet, und vor allem eine der fünf Patriarchalkirchen von Rom. Als die Welt vom Evangelium erobert wurde, wurde ſie gleich in den erſten Jahrhunderten in fünf Patriarchate geteilt, in fünf erhabene Sitze für die Erzväter der Chriſtenheit, Rom, Antiochien, Jeruſalem, Alexandrien und Konſtantinopel. Letzteres ausgenommen, waren ſie ſämtlich von Apoſteln oder Apoſtelſchülern gegründet. Die vier Patriarchate des Orients fielen jedoch alle vor dem Andrang der Häreſie und der Barbaren; aber Rom, der Felſen und der Sitz des heiligen Petrus, Rom, das die ganze Kirche vertritt und jede einzelne Kirche in ſeinem Schoß trägt und alle in lebendiger Einheit erhält: Rom hat nicht gewollt, daß das Andenken an jene untergehe. Fünf der älteſten und prachtvollſten römiſchen Kirchen ſind der Erinnerung an die fünf Patriarchate gewidmet, nämlich: St. Johannes vom Lateran, St. Peter vom

Vatikan, St. Paul an der Straße von Oſtia (extra muros), St. Maria Maggiora und St. Laurentius außer den Mauern.[1] Letztere ſteht auf dem Veraniſchen Felde und enthält die Reliquien und die Marterwerkzeuge des heiligen Diakon, außerdem iſt noch die Kirche von St. Laurentius in Damaſo zu Rom, welche ſo genannt wird, weil der Papſt Damaſus ſie zu Ehren des Heiligen erbauen ließ.

Der heilige Nicephorus.

Das Leiden dieſes ſeligen Martyrers zeigt in ihm, wie in allen Martyrern, die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in ihrer ſchönſten Entfaltung. Zugleich wirft es aber auch ein helles Licht auf die innerſte

---

[1] Die acht konſtantiniſchen Baſiliken — Kirchen, die durch ihr Altertum, ihre Pracht, ihren Reichtum an Reliquien wahrhaft heilige Schatzkammern der Kunſt und der Andacht ſind und ihre Gründung auf Kaiſer Conſtantin oder auf Mitglieder ſeiner Familie zurückführen — heißen: St. Johannes vom Lateran, St. Peter vom Vatikan, St. Paul außer den Mauern, St. Laurentius außer den Mauern, zum Heiligen Kreuz in Jeruſalem, zu den heiligen Apoſteln, zu St. Petrus und St. Marcellin, zur heiligen Agnes außer den Mauern. Die fünf erſten dieſer Baſiliken bilden mit St. Maria Maggiora und St. Sebaſtian das, was man kurz die ſieben Baſiliken zu nennen pflegt. Den Katholiken, die nach Rom reiſen, ſind dieſe gar wohl bekannt wegen der heiligen Abläſſe, die an ihren andächtigen Beſuch geknüpft ſind. Außerdem hat Rom über 350 Kirchen, unter denen die zum heiligen Clemens, zur heiligen Praxedis, zur heiligen Maria in Cosmedin ebenfalls den erſten Jahrhunderten angehören.

Seelenſtimmung, deren Reinheit eine weſentliche Bedingung der Gnade des Martyrertums iſt. Denn es iſt eine große Gnade; aber es kommt darauf an, wie das Herz die Gnade aufnimmt, ob es mit ihr wirkt oder ob es ihr widerſteht und ſie verſchmäht. Der Morgentau fällt vom Himmel: auf einen Sumpf, und der Moraſt wird nur noch tiefer; auf ein Eisfeld, und es wird nur noch größer! auf eine grüne Wieſe, und Gras und Halme, Kräuter und Blumen werden gelabt, erfriſcht, entfaltet und verſchönert. Und ſo kann es auch dem Menſchenherzen gehen. Der göttliche Heiland hat verheißen, daß nicht die, welche nur „Herr! Herr!" zu ihm ſagen, in den Himmel kommen werden; und der es verheißen hat, iſt getreu. Und der heilige Evangeliſt Johannes ſchreibt in ſeinem erſten Briefe: „Wenn jemand ſagt: ich liebe Gott und haſſet doch ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner." Aber für Lügner iſt das Himmelreich nicht.

Zu Antiochien lebten zwei Männer, Sapricius, ein Prieſter, und Nicephorus, ein Laie, in ſo treuer, herzlicher Freundſchaft, daß ihre brüderliche Einigkeit allen zur Freude und Erbauung diente. Das dauerte eine Reihe von Jahren fort. Dann plötzlich, man weiß nicht wie? nicht warum? verwandelte ſich dieſe Freundſchaft in die allerbitterſte Feindſchaft. Sie ſahen ſich nicht mehr, ſprachen nicht mehr miteinander, grüßten ſich nicht mehr bei zufälliger Begegnung und endlich, da alle Leidenſchaften ſich ſteigern, wenn man ihnen immer nachgibt, kam es dahin, daß ſie ſtraßenweit einander aus dem Wege gingen. Das Unkraut des Haſſes hatte ihr ganzes Herz überwuchert.

Nach einiger Zeit kam aber Nicephorus über das Sündhafte einer ſolchen Übertretung der Nächſtenliebe zur Beſinnung. Er ging in ſich, verlangte herzlich, ſich zu verſöhnen und ſchickte einen Freund zu Sapricius, der für ihn bitten ſollte. Allein Sapricius lehnte die Ausſöhnung ab. Nicephorus fand keine Ruhe. Er gab Freunden, die ſie früher gemeinſchaftlich gehabt hatten, denſelben Auftrag; doch umſonſt. Da ging er zu dem vertrauteſten Freunde des Sapricius und bat dieſen angeſehenen edlen Mann, er möge ſich doch für ihn verwenden, damit Sapricius ihm verzeihe. Es geſchah; doch umſonſt. Der Prieſter des Gottes, der geſagt hat, wir müßten unſerem Bruder nicht ſiebenmal, ſondern ſiebenzigmal ſiebenmal verzeihen, blieb unverſöhnlich. Aber der fromme Nicephorus ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Vielleicht hatten all dieſe Freunde nicht flehend, nicht demütig genug für ihn gebeten; vielleicht nicht genug ſeine Bereitwilligkeit ausgedrückt, ſeiner Schuld ſich anzuklagen und gar nichts von Sapricius zu begehren, als nur deſſen Vergebung! Er konnte in ſeinem guten Herzen nicht dieſe feindſelige Geſinnung ertragen, eilte ſelbſt in das Haus des Sapricius, warf ſich ihm zu Füßen und bat innig und demütig: „Verzeihe mir, Vater! um Jeſu willen, verzeihe mir.“ Aber der harte Mann dachte nicht an die heilige Bitte: „Vergib uns unſere Schuld“, ſondern wies den armen Nicephorus unerbittlich ab.

Nun brach die Valerianiſche Verfolgung aus, die ſich zuerſt gegen die Prieſter wendete und auch Sapricius ward eingezogen und dem Präfekten vorgeführt, welcher ihm die hergebrachten Fragen nach Stand und Namen, Amt und Glauben vorlegte und dann mit der kaiſerlichen Aufforderung ſchloß, zwiſchen Götzenopfer und qualvollem Tod zu wählen. Sapricius hatte mit ruhiger Würde das Verhör beſtanden und antwortete dem Präfekten uneingeſchüchtert: „Wir Chriſten haben Chriſtus allein zum Gott und zum König, denn Er iſt der Schöpfer von Himmel und Erde. Die Götter der Heiden ſind aber Götzen, die von der Welt verſchwinden ſollten, da ſie ein Machwerk von Menſchenhänden ſind.“ Der Präfekt geriet in Zorn, ließ ihn auf die Folter werfen und die Schrauben ſo heftig umdrehen, daß ihm alle Gelenke verrenkt wurden. Während der grauſamen Marter ſprach Sapricius: „Du haſt Gewalt über mein Fleiſch; aber über meine Seele nur ihr Erſchaffer, der Herr Jeſus Chriſtus.“ Und von aller Qual unbewegt, hielt er lange, lange die entſetzliche Folter aus. Nun ſah der Präfekt ein, daß dieſer Mann ſich weder zwingen noch überreden laſſe, und fällte ihm ſein Todesurteil durch das Schwert. Nicephorus hatte dem Verhör beigewohnt und die Standhaftigkeit des Martyrers bewundert. Als er ihn jetzt zum Richtplatz führen und der himmliſchen Krone entgegeneilen ſah, lief er auf ihn zu, warf ſich ihm zu Füßen und rief: „Martyrer Chriſti, verzeihe mir, wenn ich wider dich geſündigt habe!“ Sapricius antwortete ihm nicht, die Soldaten ſtießen den Nicephorus zurück und der Zug ging vorüber. Nicephorus enteilte auf Nebengaſſen, kam abermals dem Sapricius entgegen, fiel vor ihm nieder und flehte: „Martyrer Chriſti, verzeihe mir, was ich aus menſchlicher Schwachheit gegen dich geſündigt habe. Siehe!

nun iſt dir die Krone von Chriſtus verliehen, weil du ſeinen Namen nicht verleugnet, ſondern mutig vor tauſend Zeugen bekannt haſt; darum verzeihe mir!" Aber Sapricius wollte ihm in ſtolzer Verblendung ſeines Herzens nicht verzeihen und nicht einmal antworten, ſo daß die Liktoren zu Nicephorus ſagten: „Einen ſo dummen Menſchen, wie du biſt, haben wir noch nie geſehen! Er geht zum Tode, er wird gleich ſterben, er kann dir weder nützen noch ſchaden, und du bitteſt ihn um Verzeihung!" — „O," rief der fromme Nicephorus, „ihr wiſſet nicht, um was ich dieſen Bekenner Chriſti bitte; Gott aber weiß es."

Und als ſie nun ſämtlich auf den Richtplatz kamen, warf ſich Nicephorus wieder vor dem unbarmherzigen Prieſter nieder und ſprach unter heißen Tränen die Worte des Herrn: „Es ſteht geſchrieben: „Bittet, ſo wird euch gegeben werden; ſuchet, ſo werdet ihr finden; klopfet an, ſo wird euch aufgetan." Es war umſonſt! Sapricius ſah ihn nicht an, hörte nicht, antwortete nicht, verzieh nicht, blieb ungebeugt im ſtarren Haß, im finſteren Trotz. Aber aus dieſem grauſamen, unmenſchlichen und unverſöhnlichen Herzen floh die himmliſche Gnade, die ihm bis zum letzten Augenblick Friſt zur Bekehrung gegönnt hatte. Wie die vollkommene Liebe mit Gott vereint, ſo trennt der Mangel an Liebe von Gott. Sapricius, der an ſeinem Nächſten keine Barmherzigkeit üben wollte, ſchloß ſich dadurch aus von der Verheißung der Seligkeit, welche den Barmherzigen erteilt iſt, ſchloß ſich aus vom himmliſchen Reich, deſſen Pforten ſchon für ihn geöffnet waren. Die Liktoren geboten ihm, niederzuknien. „Weshalb?" fragte

Sapricius. „Weil du das Gebot des Kaiſers wegen eines Menſchen, der Chriſtus heißt, verachtet haſt und den Göttern nicht opfern wollteſt, ſoll dir jetzt das Haupt abgeſchlagen werden,“ antworteten ſie. „Haltet ein,“ ſchrie der unſelige Menſch; „tötet mich nicht! ich gehorche dem Befehl, ich opfere den Göttern.“ So ſprach derſelbe Mann, der eben bei der grimmigſten Folter den Herrn nicht verleugnet und gleichſam ſchon die Welt überwunden hatte. Aber er beſtand die Prüfung in der Nächſtenliebe nicht und ſtürzte demnach aus der Ordnung der Gnade in die des natürlichen Lebens hinab, wo die Selbſtſucht das Geſetz gibt. Dieſem Geſetz folgte Sapricius. Vorher wollte er lieberſ ſterben, als das Gebot Gottes: „Du ſollſt keine Götter haben neben Mir“ verletzen. Jetzt wollte er lieber das Gebot übertreten, als ſterben.

Als Nicephorus dies hörte, rief er ihm bittend zu: „O mein Bruder, ſündige doch nicht und verleugne nicht unſeren Herrn Jeſus. O weiche nicht ab von ihm und verliere nicht deine Krone, welche du in ſo ſchwerer Marter dir errungen haſt.“ Sapricius wollte jetzt noch weniger auf ihn hören und beſtand feſt darauf, den Untergang im ewigen Tode, ſtatt des Triumphes im ewigen Leben zu wählen. Nicephorus mußte nun erkennen, daß der unglückliche Sapricius abgefallen ſei. Darum ſagte er zu den Liktoren: „Wohlan! ich bin ein Chriſt. Ich glaube an den Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti, den dieſer Mann verleugnet hat; alſo tötet mich ſtatt ſeiner.“ Die Liktoren ſtaunten, daß Nicephorus, der ſo demütig und flehend zu den Füßen des Sapricius gelegen hatte, jetzt ſo kühn ſich dem Tode weihe; wagten jedoch nicht, ohne Befehl des Präfekten ihn hinzurichten. Darum eilte einer von ihnen zurück mit der Kunde: „Sapricius verſpricht, den Göttern zu opfern. Es hat ſich aber ein anderer gemeldet, welcher für ihren Chriſtus ſterben will und laut erklärt, er ſei ein Chriſt und könne weder dem kaiſerlichen Befehl gehorchen noch den Göttern opfern.“ Der Präfekt gab die Entſcheidung ab: „Beharrt er bei dieſem Beſchluß, ſo ſterbe er durch das Schwert.“ Der Liktor eilte wieder zum Richtplatz und verkündete dies Urteil dem Nicephorus, der es mit frohem Dankgebet anhörte und die Opferanträge weiter nicht beachtete. Da ward ihm das Haupt abgeſchlagen und ſein Martyrertum, das er in Demut und Liebe begonnen hatte, vollbrachte er im Glauben. Er nahm den Platz in der Herrlichkeit ein, der für einen unglücklichen Freund bereitet war. Nicephorus zählt unter den heiligen Martyrern; aber von Sapricius geſchieht keine Meldung mehr.

Afrikaniſche Martyrer.

Viſionen, Vorzeichen, Traumgeſichte und ähnliche Erſcheinungen kommen ſehr häufig in den Akten der Martyrer vor und deuten an, wie verloren ihre Seelen in himmliſche Dinge, wie gewöhnt an die Betrachtung des Übernatürlichen ſie waren. Der materielle Menſch, der nur im Irdiſchen lebt und am Sinnlichen klebt, hat davon keine Ahnung; er hat aber auch keine vom Martertum.

Flavian, Diakon der Kirche von Karthago und Jünger des heiligen Cyprian, hatte bei einer Erſcheinung ſeines geliebten Biſchofes und Lehrers ihn gefragt, ob er den tötenden Schwertſtreich gefühlt habe, und die Antwort erhalten: „Der Leib fühlt nichts, wenn die Seele ganz Gott hingegeben iſt, und das Fleiſch leidet nichts, wenn der Geiſt im Himmel iſt.“ Wer von ſolcher Kraft des Glaubens und von ſolchem Schwung der Liebe erfüllt iſt, wird dadurch die Befähigung empfangen können, die Geheimniſſe Gottes zu verſtehen. Der heilige Cyprian hatte in einem Briefe an Succeſſus geſchrieben, „ſeine Kleriker wären alle nach der Frömmigkeit ihres Herzens zu der unvergänglichen himmliſchen Herrlichkeit bereit.“ Viele von ihnen wurden berufen, dies Zeugnis wahr zu machen, und ſind auch die Namen der meiſten untergegangen, ſo ſind doch einige Akten gerettet worden, in denen ſich der Ausſpruch des heiligen Biſchofs glänzend bewährte. Der Prokonſul von Afrika, Galerius Maximus, der ihn zum Tode verurteilt hatte, ſtarb einige Tage nach ihm und bis zur Ankunft eines anderen Prokonſuls führte der Prokurator Solon das Regiment mit großer Grauſamkeit zu Karthago. Eine Menge von Chriſten aus allen Ständen, Männer, Frauen, Kinder, wurden eingekerkert. Es hieß freilich, nur die Prieſter ſollten mit dem Tode geſtraft werden, weil ſie als die Anführer der Religionsrebellen betrachtet wurden; aber in der Ausführung nahm man es nicht ſo genau. Unter den Verhafteten befanden ſich fünf Prieſter, der Diakon Flavian und zwei Katechumenen, ſämtlich Schüler des heiligen Cyprian. Sie ſchrieben ſelbſt ihre Leidensgeſchichte auf und Glaubensbrüder ergänzten das Ende.

Man warf ſie in einen Kerker, deſſen Qualen alle Vorſtellung überſtiegen. Welche Tage und Nächte ſie darin zubrachten, wie ſie von Hunger, Durſt und Erſchöpfung gefoltert wurden, das deuten ſie nur an und ſetzen hinzu: Wir gingen in den Ort der größten Strafe, wie in den Himmel; denn je größer die Pein, deſto größer iſt auch Der, welcher ſie in uns überwindet.“ Der eine Katechumen ſtarb, nachdem er im Kerker die heilige Taufe empfangen hatte; der andere vorher; ſie waren noch nicht dem Leibe nach gegen alle dieſe Schreckniſſe gewaffnet, allein im Geiſte waren ſie ganz unerſchütterlich geblieben. Renus, einer der Prieſter, hatte einen Traum, der alle mit ſüßer Freude erfüllte. Er ſah jeden einzeln aus dem Kerker führen und jedem wurde ein Licht vorgetragen. Dann waren noch andere da, aber ohne Lichter, und ſie blieben im Kerker. Als die kleine Schar mit ihren Lichtern beiſammen und heraus war, erwachte Renus, und wie er ſeinen Leidensgenoſſen den Traum erzählte, waren ſie ſelig in der Zuverſicht, mit Chriſtus zu wandeln, „der eine Leuchte iſt für unſere Füße“. (Pſalm 118.) Auf die frohe Nacht folgte ein froher Tag. Mit Ketten belaſtet wurden ſie vor den Prokurator, aber erſt zum Schauſpiel des Volkes um das ganze Forum geführt. Durch ihr treues Bekenntnis überwanden ſie den Satan, indem ſie von keiner Todesfurcht ſich ſchrecken ließen, und da die Stunde ihrer Erlöſung noch nicht gekommen war, mußten ſie ins Gefängnis zurück. Dort ſtand ihnen ein ſchrecklicher Kampf bevor und zwar viele Tage lang. Der Prokurator ließ ſie Mangel leiden an friſchem Waſſer, was bei ſo vielen Kranken, nichts hebt ſie zu Dir in die ihr beſtimmte Glorie des Himmels hinein, als die Verdemüthigung eines Gottes! Nichts macht dereinſt ihre Schaale an jener furchtbaren Waage der ewigen Gerechtigkeit voll, als das Leid eines Gottes! Das wiſſen wir, o Herr! — und dennoch ſündigen wir. So wund iſt die Welt nach dem Sündenfall geblieben, daß ſie trotz den Gnadengaben der Erlöſung, die ihre alten Feſſeln ſprengte, dennoch ſchlaff und matt in ſie zurücktaumelt. Sie gleicht den Israeliten in der Wüſte: recht froh waren dieſe, der egyptiſchen Sclaverei entronnen zu ſein; aber nach dem Wohlleben Egyptens ſehnten ſie ſich gar ſehr. Es ſteigt ein ſinnbethörender Brodem auf aus den Bechern und Schaalen, von den Kränzen und Kerzen der irdiſchen Freudenfeſte, daß wir oft, ach wie oft um jeden Preis, auch um den der Erlöſung — thörichte und gottvergeſſene Gäſte bei ſolchem berauſchenden Bankett ſein wollen. Das himmliſche Manna genügt dem groben, ſo leicht an die Irdiſchkeit verlornen Menſchen nicht. Und kaum, daß wir darin überhaupt nur Sünde erkennen! kaum, daß wir nicht forttaumeln auf dem böſen Wege, ſondern plötzlich einmal, vielleicht in einer Anwandlung von Langeweile oder Ermüdung, uns beſinnend ſtill ſtehen, den Irrweg traurig betrachten, „umkehren und zum Vater gehen,“ der dann mit übergroßer Liebe ſein verlornes Kind aufnimmt als Kind des Hauſes, weil Er Mitleid hat mit deſſen kläglichem Zuſtand! — Und wir, Schwachen und Verſchmachtenden eine unſägliche Qual war, eine langſame Agonie, wenn man ſich die Hitze und die ſchlechte Luft hinzu denkt. „Aber dieſes Leiden, dieſes Elend, dieſe Nöten nahm Gott auf ſich.“ Er ließ es nicht an Troſt fehlen. Der Prieſter Viktor hatte eine liebliche Viſion. Er ſah ein Kind von ſtrahlender Schönheit, welches ſie alle im Kerker umherführte, ohne daß ſie den Ausgang finden konnten; worauf es ſprach: „Ihr müßt noch ein wenig leiden, aber vertraut auf mich, ich bin bei euch. Der Geiſt verlangt wohl nach Gott und die Seele ſieht ſich wohl um nach der Heimat, doch getroſt! die Krone wird um deſto ſtrahlender ſein. „Aber wo iſt das Paradies?“ fragte Viktor. — „Nicht auf der Welt,“ ſagte das Kind. — „O zeige es mir!“ bat Viktor. — „Wo wäre dann der Glaube?“ erwiderte das Kind. — Nach wenigen Tagen ſtarb Viktor den Martertod.

Eine Frau, Namens Quartilloſia, die vor drei Tagen ihren Gatten und ihren Sohn zum Tode hatte führen ſehen und bald denſelben Weg wie ihre Geliebten ging, wurde auch durch eine Erſcheinung in dieſen großen Qualen des Leibes und der Seele wunderbar getröſtet. Sie ſah ihren Sohn am Rande eines Waſſers ſitzen und er ſprach: Der Herr hat eure Drangſal und Nöten angeſehen. Darauf erſchien ein erhabener Jüngling, ſagte: Seid getroſt, ihr alle! Gott iſt eurer eingedenk! und reichte den Gefangenen zu trinken in Schalen, die nicht leer wurden. Gerade an dieſem Tage wurde ihnen aber jede Nahrung entzogen und ſie bekamen auch nicht einen Tropfen Waſſers. Man wollte ſie durchaus zum Abfall drängen, nicht zum Tode. Erſt am nächſten Tage gelang es den Glaubensbrüdern, ihnen reichlich Speiſe und Labung zukommen zu laſſen, und ſie erholten ſich und prieſen die Gnade des Allmächtigen.

Aber zum Martyrertum gehörte nicht bloß Standhaftigkeit im Leiden und Bereitwilligkeit zu ſterben, ſondern auch eine fleckenloſe Seele. Deshalb waren die Viſionen troſtreich immer, doch manchmal auch warnend; denn Martyrer ſind Menſchen und können demnach fallen. Zwiſchen den beiden Prieſtern Julian und Montanus war eine Meinungsverſchiedenheit geweſen wegen einer abtrünnigen Frau, die ſich jetzt wieder zur chriſtlichen Gemeinſchaft halten wollte, und infolge davon blieb Montanus, ein feuriger, raſcher Mann, kalt und verſtimmt gegen Julian. Da ward ihm ein warnendes Geſicht im Schlaf. Die römiſchen Centurionen kamen und führten ihn auf ein weites Gefilde und dann in einen hell glänzenden freien Raum. Da wurde ſein Gewand weiß und licht, aber ſein Leib noch lichter als das weiße Kleid und dabei ſo durchſichtig, daß das Innerſte ſeines Herzens zu ſchauen war. Als Montanus nun einen Blick in ſeine Bruſt hineinwarf, erſchrak er ſehr, denn er ward einige dunkle Flecken gewahr. Zugleich erkannte er aber auch, was das ſei: die Flecken rührten daher, daß er mit Julian uneins geworden ſei. „Denn die Eintracht der Liebe muß erhalten werden. Daß diejenigen das Erbe Gottes empfangen werden, die mit ihren Brüdern in Frieden leben,“ verkündigt der Herr ſelbſt, indem Er ſpricht: Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Kinder Gottes heißen.

(Matth. 5, 9.) Der Apoſtel legt das ſo aus: „Sind wir denn Kinder, ſo ſind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Chriſti, inſofern wir mit Ihm leiden und mit Ihm verherrlicht werden. Kann keiner Erbe ſein, der nicht Kind iſt, und keiner Kind Gottes, der nicht friedfertig iſt: ſo kann auch das Erbe Gottes keiner erlangen, der den Frieden bricht.“ Ihre Viſionen waren keine leeren Träumereien und Spielereien, ſondern ſowohl in tiefer Übereinſtimmung mit den Geheimniſſen und den Lehren des Glaubens, als auch treue Wegweiſer zur Vervollkommnung.

Monate vergingen in der qualvollſten Haft. Da ließ der Prokurator ſie wieder vorführen und alle freuten ſich auf ihr Siegesfeſt. Es legte auch jeder ſein Bekenntnis mit freudigen Worten ab. Doch da ereignete es ſich, daß Flavians Freunde, von falſcher Liebe bewogen, ausſagten, er ſei nicht Diakon, dürfe alſo auch nicht das Schickſal der Prieſter teilen. Flavian beteuerte wiederholt, er ſei Diakon; allein ſeine zahl- und einflußreichen Freunde ſetzten durch, daß man ihn ins Gefängnis zurückſchickte. Die übrigen wurden zur Enthauptung verurteilt und ſogleich fortgeführt. Aus Liebe und Teilnahme fanden ſich die Chriſten zahlreich und noch zahlreicher die Heiden aus Neugier ein. Die Heiterkeit auf dem Geſicht der Martyrer war die beſte Glaubenspredigt, die ſie halten konnten; doch ſprachen ſie auch noch ermutigend, kräftigend, tröſtend zu der Herde Gottes, die an ihnen, als an Cyprians geliebten Schülern, innig hing. Lucius, der zart gebaut und von Natur ſanft und ſchüchtern war, hatte durch Elend und Krankheit ſo ſchwer gelitten, daß man fürchtete, er könne im großen Gedränge vielleicht den Geiſt aufgeben und um das Glück kommen, ſein Blut für Chriſtus zu vergießen. Deshalb umringten ihn die Gläubigen ſo, daß die Menge ſich ihm nicht aufdrängen konnte. Er vermochte auch nicht viel zu ſprechen; aber wenn die Brüder ihn baten: „Gedenke unſer," ſo antwortete er, als ob ihm die Palme und der Himmel noch lange nicht gewiß wären, in tiefſter Demut: „Gedenket ihr meiner." Dann kamen die übrigen und Montanus zuletzt, ſtark und herrlich an Körper und Geiſt, wie er es immer geweſen war. Wie ein Prophet rief er: Wer den Göttern opfert und nicht dem Herrn allein, wird ausgerottet werden! Allen ſagte er etwas Paſſendes. Die Ketzer beſchwor er, „aus der Menge der Martyrer die Wahrheit der Kirche zu erkennen und zu ihr zurückzukehren;" den Abgefallenen ſagte er, von ihrer vollkommenen Buße würde ihre Ausſöhnung mit der Kirche und dereinſt das Urteil Chriſti über ſie abhängen; die Getreuen ermahnte er, die Krone der Treue zu bewahren; die Jungfrauen, in der Heiligkeit voranzuſchreiten; die Prieſter, zu einmütiger Geſinnung und Liebe zum Frieden. Als die Hinrichtung an den übrigen vollzogen und das Schwert ſchon über Montanus geſchwungen war, breitete er die Hände zum Himmel aus und bat Gott mit lauter, den Chriſten und Heiden vernehmlicher Stimme, daß Flavian ihnen am dritten Tage nachfolgen möge, und das Tuch, womit er ſich die Augen verbinden ſollte, zerriß er in zwei Teile und ſagte, die eine Hälfte ſei für Flavian, der ſie übermorgen brauchen werde. Und ſo ſchied Montanus, mit dem Panzer des Glaubens und mit dem Helm des Heils gerüſtet, von der Erde ab.

Flavian, „dem eine feindſelige Freundſchaft das Leben retten wollte,“ war betrübt über die Trennung von ſeinen Gefährten, jedoch ergeben in den Willen Gottes, in ſein Gefängnis zurückgekehrt. Wer ſich mehr darüber grämte, als er, und wen er gar tröſten mußte, das war ſeine Mutter, die immer bei ihm geweſen war und ihn auch jetzt nicht verließ, eine Frau wie jene Mutter der Makkabäer, von unbeſiegbarem Glauben und unerſchüttertem Geiſt. „Du weißt ja, geliebte Mutter,“ ſprach er tröſtend zu ihr, „daß ich immer verlangt habe, das Martertum recht zu genießen und recht lange die Ketten zu tragen. Sieh, nun wird mein Wunſch erfüllt, alſo müſſen wir uns freuen, nicht grämen.“ Aber nur „zwei Tage nahm der Schmutz des Kerkers den Mann des Himmels auf, für den ſchon die paradieſiſche Wohnung bereitet war.“ Er hatte ſeine Hoffnung feſt auf das Gebet ſeiner Freunde geſetzt; und ſie ward erfüllt. Am dritten Tage holten ihn Soldaten ab. Während er im Gerichtshof wartete, bis er zum Verhör kam, blieben nicht nur ſeine Schüler und andere Katechumenen und Gläubige bei ihm, ſondern viele Heiden, die in früheren Jahren mit ihm die Wiſſenſchaften ſtudiert hatten, wollten ihn noch ſehen und ihn womöglich durch Bitten und Vorſtellungen bewegen, den Göttern zu opfern und ſein Leben zu retten. Er dankte ihnen liebreich für den Rat, den ſie nach ihrem Sinn aus Freundſchaft ihm gaben, und ſetzte hinzu: „Wir Chriſten leben, auch wenn wir getötet werden, und der Tod beſiegt uns nicht, ſondern wir ſiegen durch ihn.

Wollt ihr zur Erkenntnis dieſer Wahrheit kommen, ſo müßt ihr Chriſten werden." Aber wenn die Heiden auch einen Gott annahmen, ſo wurde der Glaube an ein Leben nach dem Tode ihnen doch noch viel ſchwerer. Endlich begann ſein Verhör. Der Prokurator fragte, weshalb er ſich für einen Diakon ausgebe, da er doch keiner ſei? Flavian ſagte: „Ich lüge nicht, ich bin Diakon." Ein Centurion brachte ein ſchriftliches falſches Zeugnis, das man gegen Flavians Behauptung ausgeſtellt hatte. Dieſer fragte: „Iſt es denn aber wahrſcheinlich, daß ich in dieſer Sache lüge?" Das Volk ſchrie: „Ja, ja! du lügſt!" Der Prokurator forderte ihn auf, die Wahrheit zu ſagen. „Was hätte ich denn von einer Lüge, die mir den Tod bringt?" fragte Flavian. Er war nun einmal der Liebling des Volkes, darum ward es ſehr aufgebracht, daß er ſich nicht wollte retten laſſen, und begehrte mit großem Geſchrei ſeine Folterung; nicht eigentlich um ihn zu peinigen, nur um ihn zur Lüge zu zwingen. Aber was vermochte die Folter über ihn, der im Kerker, als ſie alle von Hunger und Durſt gefoltert wurden, ſeinen geringen Anteil ſich verſagte, um Schwächere und Kranke zu ſättigen? Er hatte hundertmal die Folter durchgemacht, darum ward ſie ihm auch jetzt erſpart und der Prokurator verurteilte ihn ohne weiteres zum Schwert. Nun war er wonnevoll und ſein Gang zum Tode glich einem Feſtzug. Viele Prieſter, all ſeine Schüler, zahlreiche Gläubige gaben ihm ein Ehrengeleit. Mit heiterer Würde ging er zwiſchen ihnen und erzählte ihnen die Traumerſcheinungen, die ihn in den letzten Tagen erquickt hatten; wie ein erhabener Mann zu ihm geſprochen habe: „Du biſt traurig? und du warſt zweimal Bekenner und wirſt zum drittenmal Martyrer werden!“ Und wie der Biſchof Succeſſus, welcher die Marterkrone errungen, ihm, leuchtend von Antlitz und Gewand, zugerufen habe: „Komm zum Leiden!“ Ein milder, aber reichlicher Regen begann zu fallen, den Gläubigen zur Freude, denn er hielt die Heiden vom Zuge zurück, und Flavian ſagte: „Es muß regnen, damit, wie beim Leiden des Herrn, Waſſer und Blut ſich vermiſche.“ Dann ſegnete er, ungeſtört durch heidniſche Neugier, die Brüder, gab ihnen allen den Friedenskuß, trat auf eine kleine Erhöhung und ſagte: „Ihr habt den Frieden, meine Geliebteſten, wenn ihr den Frieden der Kirche und die Einheit der Kirche bewahrt. Und glaubt nur nicht, daß ich mit dieſen Worten etwas Geringes geſagt habe! Unſer Herr Jeſus Chriſtus, da er dem Leiden nahe war, empfahl dasſelbe, als er ſprach: Das iſt mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe.“ Mit der Hälfte des Tuches, die Montanus für ihn beſtimmt hatte, verband er ſich nun die Augen, kniete zum Gebet nieder und endete betend ſein Leiden.

Die heilige Marian, Jakobus und Andere.

Nach der biſchöflichen Stadt Cirtha (dem heutigen Conſtantine) in Numidien kamen auf einer kleinen Reiſe drei vertraute Freunde, Jakobus, ein Diakon, Marian, ein Lektor, und ein Dritter, deſſen Name nicht bekannt, der aber Verfaſſer der Leidensakten der anderen geworden iſt. Sie fuhren auf einem recht holperigen Wege und die Sonne ſtand hoch am Himmel; dennoch ſchlief Jakobus ein und hatte folgendes Traumgeſicht: Ein Jüngling von überirdiſcher Geſtalt, deſſen Antlitz ſich über die Wolken erhob und der in fliegende leuchtende Gewänder gekleidet war, ging an ihm vorüber, ohne die Erde zu berühren, und warf zwei purpurfarbene Gürtel ihm und dem Marian zu, indem er ſagte: Folget mir geſchwind. Jakobus erwachte und erzählte freudig ſeinen Gefährten dieſen Traum, der ihnen eine Verheißung des Martertums zu enthalten ſchien. In Cirtha war die Verfolgung ungeheuer blutig. Zwei gottſelige Biſchöfe, Agapius und Secundinus, wurden aus ihrem Exil fortgeriſſen und wieder nach Cirtha gebracht. Sie trafen unterwegs mit jenen Reiſenden zuſammen und ſo wurden ſie ſämtlich in den Kerker geworfen, wo die rohe Grauſamkeit der Soldaten ihnen ſchwere Leiden bereitete. Aber die Anweſenheit, das Beiſpiel und die Ermahnungen der heiligen Biſchöfe war ein großes Labſal für die Gefangenen. Dem Biſchof Agapius waren zwei ganz junge Mägdlein, Tertullia und Antonia, anvertraut worden; aber in dieſen ſchrecklichen Tagen konnte er ſie nicht ſchützen, nicht verſorgen. Mehrmals flehte er inbrünſtig zu Gott, ſie möchten, obwohl ja noch Kinder, mit ihm die Marterkrone erringen. Da antwortete ihm eine Stimme: Warum bitteſt du ſo oft um etwas, das du ſchon beim erſtenmal erlangt haſt? Und wirklich, die zarten Kinder Tertullia und Antonia bekannten und litten mit dem heiligen Biſchof.

Zwei Tage ſpäter winkte die Palme auch dem Jakobus und Marian. Der erſtere hatte ſchon die

Stürme der Deciſchen Verfolgung ausgehalten. Dieſe Peinen wiederholten ſich jetzt und fanden ihn ebenſo unbeugſam. Er hatte ſich gleich als einen Diakon angegeben, daher ließ man ihn nicht wenig peinigen. Marian, der nur Lektor war und dem man das Geſtändnis abpreſſen wollte, daß er ſchon Prieſter ſei, wurde aber noch viel ſchärfer gefoltert und dann an den beiden Daumen aufgehängt, während man ſchwere Gewichte an ſeinen Füßen befeſtigte. Es war eine unerträgliche Qual, wie der wunde, verrenkte Leib mit der ſchweren Laſt an den zarten Sehnen hing. Allein je matter der Körper, um ſo kräftiger wurde ſein Geiſt, und der Statthalter ließ beide in den Kerker zurückführen, wo ſie ſich mit den Brüdern in der Hoffnung auf ihre Siegeskrone herzlich freuten. Trotz der Zerfleiſchung ſeines Leibes fiel Marian ſogleich in einen tiefen, ruhigen Schlaf, der ihn doppelt erquickte, weil er ein liebliches Traumgeſicht hatte. Er ſah einen ſtrahlenden Thron und auf dieſem ſaß ein Richter. Daneben erhob ſich eine Bühne, zu welcher viele, viele Stufen emporführten und die Scharen der Bekenner wallten hinauf, um ihr Urteil zu hören. Da ſprach eine dröhnende Stimme: Bringe den Marian! und er ſtieg hinauf. Plötzlich erſchien zur Rechten des Richters Cyprian und ſagte lächelnd zu Marian, dem er die Hand reichte: Komm und ſetze dich zu mir. Da ſaß er nun, während andere Scharen verhört wurden, bis der Richter aufſtand und ſie ihn nach ſeinem Palaſt begleiteten. Der Weg ging durch anmutige Auen, die mit Pinien und Zypreſſen wie mit einem grünen Kranz umgeben waren. Mitten in dieſen heiteren Gefilden tauchte ein lauterer Quell auf, der in vielen Bächen ſein Waſſer ausſtrömte. Da verſchwand der Richter. Cyprian nahm eine Schale, ſchöpfte aus dem Quell und trank, ſchöpfte wieder und reichte ſie dem Marian, der ſie mit Freuden leerte, Gott dankte und bei dieſem Dank erwachte. — Das Waſſer, welches in der Heiligen Schrift ſo oft ein myſtiſches Labſal und eine myſtiſche Überfülle der Gnaden bezeichnet, kommt in demſelben Sinne gar häufig in den Geſichten der Martyrer vor.

Einige Tage ließ man ihnen Ruhe, dann forderte man ſie wieder vor den Statthalter. Bei dem erneuerten Bekenntnis, das ſie ablegten, ereignete es ſich, daß ein Mann durch die unſägliche Freudigkeit, mit der er ſie betrachtete, als ein Chriſt erkannt wurde. Man fragte ihn und er leugnete es gar nicht und ließ ſich ſelig mit den Bekennern einſperren; „denn die Kerker waren bei den Heiden die einzigen Herbergen der Gerechten.“ Der grauſame Statthalter wußte immer neue Erfindungen der Bosheit zu machen. Er ſchied ſtreng Laien und Prieſter von einander, weil er hoffte, jene würden leichter abfallen, wenn ſie ohne geiſtlichen Troſt, Zuſpruch und Stütze wären. Aber dieſe Bosheit half ihm nichts; ſie blieben ſtandhaft und er hatte nun ſo viel mit den Verhören und Hinrichtungen der Laien zu tun, daß die Geiſtlichen ſich ein wenig betrübten, weil jene ihnen mit der Palme voraneilten. Da ſah Jakobus in einer Nacht den heiligen Biſchof Agapius mit ſeinen Leidensgefährten ganz verklärt und froh bei einem prächtigen Feſtmahl. Hingeriſſen vom Geiſt der Gnade und Liebe eilte er mit Marian dieſer ſeligen Geſellſchaft zu. Da lief was thun wir dann? Ach wir, die wir aus Gnaden aufgenommen, aus Liebe mit einem weißen Gewande bekleidet und mit dem Brod der Engel geſpeiſt, in Liebe untergetaucht und neu geboren ſind — wir wiſſen nichts Beſſeres zu thun, um unſern Abſcheu gegen die Sünde an den Tag zu legen, als hochmüthige Richter zu werden und mit bequemer Verachtung an ihr vorüber zu gehen. Das iſt freilich die leichteſte Art ſie zu haſſen — nur iſt es nicht die, welche unſer Heiland uns gelehrt hat. Wen hat er, der Allheilige, verachtet? wen hat er anders je als mit liebendem und traurigem Mitleid angeblickt und angeſprochen? und wer waren die, auf welche ſein göttliches Auge fiel? — Sünder! und nicht blos Sünder vor ſeinem allwiſſenden, alldurchforſchenden Blick; o nein! ſondern auch vor der öffentlichen Meinung. — Er lebte und ſtarb zwiſchen Sündern; — und zwar ſo, daß die Liebe zu ihnen ſein Herz brach, welches durch den Lanzenſtich nur verwundet ward. Das zeigt Gethſemane.

Gott haßt die Sünde über Alles, weil ſie ſein ſchönſtes, ſein vielgeliebtes Werk, ſein Ebenbild, den paradieſiſchen Menſchen zerſtört hat. Und Gott liebt den Menſchen über Alles, weil er denſelben nach Seinem Bilde geſchaffen und für die ewige Seligkeit beſtimmt hat als einen Genoſſen ſeiner eigenen Herrlichkeit, als einen Anbeter ſeiner unendlichen Vollkommenheit und Schönheit. Um dem Menſchen die Möglichkeit zu geben, von ſeinem tiefen ihnen ein Knabe entgegen, der mit ſeinem Zwillingsbruder und ſeiner Mutter einige Tage vorher gelitten hatte. Der Kleine trug einen Kranz von Roſen und in der Rechten einen friſchen, grünen Palmzweig und rief ihnen zu: „Freuet euch und frohlocket! morgen werdet ihr mit uns das Abendmahl halten.“ Kaum brach der Tag an, ſo erfüllte Gott ſeine Verheißung. Die Schergen kamen; das Urteil ward vom Richter verkündet und mit einer Menge anderer Schlachtopfer führte man die Martyrer zu den Ort der Hinrichtung. Es war ein ſchmales Tal, durch welches ein Strom zwiſchen kleinen Hügeln floß, die ein natürliches Amphitheater für die zahlreichen Zuſchauer bildeten. Am Ufer wurden die Martyrer in mehreren Reihen mit verbundenen Augen neben einander aufgeſtellt, damit der Henker nur an ihnen vorüberzugehen brauchte, um ganz geſchwind einen Hals nach dem andern zu treffen, wodurch die Sache beſchleunigt und erleichtert wurde; denn auf dem nämlichen Platze hätte er unmöglich alle enthaupten können, weil zu viel Leichen aufgeſchichtet, zu viel Blut zuſammengefloſſen wäre. Jetzt ging die gräßliche Metzelei in Ruhe und Ordnung vor ſich. Ein Martyrer nach dem andern ſank vom Todesſtreich getroffen zu Boden und Ströme von Blut röteten die Wellen des Fluſſes. Die gottſelige Maria, die Mutter des Marian, hatte ſich eingefunden, um dem Siege ihres teuren Sohnes mit heldenhafter Liebe beizuwohnen. Sie wurde nicht müde, mit frommer Zärtlichkeit ſein blutiges Haupt zu küſſen und Gott zu preiſen, daß für Marian das Los ſo lieblich gefallen und ein ſo herrliches Erbteil ihm geworden ſei.

Der heilige Fructuoſus.

Der erſte Martyrer in Spanien, von deſſen Leiden man zuverläſſige Akten hat, war ein guter Hirt, der fromme Biſchof von Tarragona, Fructuoſus. Wie bei all ſolchen Lieblingen Gottes, waren auch bei ihm die Gnaden und die Tugenden ſo groß, daß ſich ſogar die Heiden einer zärtlichen Ehrfurcht vor ihm nicht erwehren konnten. Um wie viel inniger mußte die Liebe ſeiner Gemeinde ſein! — Es war noch nicht Tag und er ruhte auf ſeinem Lager, da klopften ſechs Soldaten an ſeine Türe. Als Fructuoſus die vielen Fußtritte hörte, wußte er wohl, was das zu bedeuten habe, ſtand geſchwind auf und eilte mit bloßen Füßen zu ihnen hinaus. Sie ſagten ihm, daß Aemilianus, der Präfekt, ihn und ſeine beiden Diakone, Augurius und Eulogius, fordere. „Ich bin bereit," ſprach der Biſchof demütig, „nur will ich, wenn ihr es erlaubt, meine Schuhe anziehen." — „Tue das," ſagten die Soldaten. Inzwiſchen kamen auch die beiden Diakone und man führte alle drei in den Kerker. Fructuoſus war wonnevoll, denn er rechnete mit zuverſichtlicher Freudigkeit auf die Krone des Lebens, zu welcher er nach dem Kampf und dem Leiden berufen werde. Viele Prieſter und Laien ſeiner Herde waren im Kerker bei ihm, um ihm zu dienen, ſeiner Nähe ſich zu erfreuen und ſeine Fürbitte in Anſpruch zu nehmen. Er war immer im ſeligen Gebet und taufte während ſeiner Gefangenſchaft den Katechumenen Rogatian. Am ſechſten Tage wurde er vor den Präfekten geführt und gefragt: „Haſt du ſchon gehört, was die Kaiſer befohlen haben?" — „Ich habe nichts gehört," antwortete der Biſchof, „aber ich bin ein Chriſt.“ — „Sie haben befohlen, die Götter zu verehren.“ — „Ich verehre den Einen allmächtigen Gott, der die ganze Welt geſchaffen hat.“ — „Weißt du denn nichts von den Göttern?“ — „Nein!“ — „Dann wirſt du es lernen müſſen; denn wer ſoll gehört, verehrt, angebetet werden, wenn nicht die Götter und das geheiligte Antlitz der Kaiſer?“ Der Biſchof ſchwieg, hob Augen und Herz empor zu Gott und ſammelte ſich im innerlichen Gebet, während der Präfekt den Augurius ermahnte, nicht dem Beiſpiel ſeines Biſchofes zu folgen. Aber der fromme Diakon antwortete ihm mit derſelben Erklärung. Da wendete ſich Aemilian zu dem anderen Diakon mit der Frage: „Und du? Du beteſt wohl gar den Fructuoſus an?“ — „Nicht ihn,“ entgegnete Eulogius, „ſondern Denjenigen, welchen auch Fructuoſus anbetet.“ — „Biſt du Biſchof?“ fragte der Präfekt den heiligen Mann. — „Ich bin es.“ — „Du warſt es!“ entgegnete hohnlachend Aemilian und ſprach das Urteil, alle drei zu verbrennen. Sie wurden ſogleich nach dem Amphitheater geführt, wo der Scheiterhaufen aufgeſchichtet ward. Unterwegs brach die Liebe des heidniſchen Volkes zu dem herrlichen Mann in Mitleid und Wehklagen aus; aber die Chriſten betrübten ſich nicht, denn ſie wußten wohl, welcher Glorie ihr Biſchof, der ſo recht ein Biſchof nach dem Herzen Gottes war, zueilte; ſie freuten ſich für ihn; nur daß er ſie in der Trübſal einſam ließ, das machte ſie traurig. Sie boten ihm einen Becher voll gewürzten Wein an, um ihn ein wenig zu ſtärken. Aber es war Freitags, da währte die Faſte bis drei Uhr nachmittags und jetzt war es erſt zehn Uhr vormittags. Fructuoſus lehnte den Trank ab und ſagte: „Es iſt noch nicht an der Zeit.“ Er hoffte auf das himmliſche Freudenmahl im Paradieſe, das der Herr denen bereitet hat, die ihn lieben, und ging froh und ruhig weiter. Vor dem Amphitheater kam ihm ſein Lektor Auguſtalis in Tränen entgegen und bat ihn mit demütiger Liebe um Erlaubnis, ihm die Schuhe ausziehen zu dürfen, denn ſeine Kleriker liebten ihn wie einen Vater und drängten ſich dazu wie gute Kinder, ihm kleine Dienſte zu leiſten. „Laß es nur, mein Sohn,“ ſagte Fructuoſus liebreich, „die ſelige Verheißung gibt mir Kraft.“ Und freudig zog er ſich die Schuhe und das Oberkleid aus. Ein chriſtlicher Soldat, Namens Felix, ergriff ſeine Rechte und bat ihn, ſeiner eingedenk zu ſein. Mit lauter Stimme, um von allen gehört zu werden, antwortete Fructuoſus: „Ich muß ja der ganzen katholiſchen Kirche, die vom Anfang bis zum Niedergang ausgebreitet iſt, eingedenk ſein.“ Wie in einem Triumphbogen ſtand er im Tor des Amphitheaters, denn er ging nicht der Strafe und dem Untergang, ſondern dem Siege und dem Lohne zu. Er wendete ſich nochmals zu den Seinen und ſprach allen vernehmlich: „Der Herr wird euch nicht ohne Hirten laſſen und weder jetzt noch in Zukunft wird die Liebe und Verheißung des Herrn euch fehlen. Betrübt euch nicht! mein Leiden iſt nur das einer Stunde.“ Und mit ſeinen beiden Diakonen ging er getroſt in die Flammen. Da ſtanden ſie ganz frei, nur ihre Hände waren gebunden; aber das Feuer verbrannte die Stricke und nun warfen ſie ſich auf die Knie, breiteten ihre Arme in Kreuzesform aus, verſenkten ſich in das heilige und gewohnte Geſchäft ihres Lebens, in das Gebet, und als lebendige Siegeszeichen des Herrn riefen ſie Gott an und hauchten zugleich ihre heiligen Seelen aus.

Zwei Chriſten dienten im Hauſe des Aemilian, deſſen Tochter ihre Gebieterin war. In der Begleitung dieſes jungen Mädchens waren ſie Zeugen vom Tode der Martyrer und ſahen, wie ſich über dem Scheiterhaufen die befreiten Seelen in den Himmel erhoben. Sie zeigten das wunderbare Schauſpiel ihrer Herrin und das Mägdlein ſah, was ſie ſahen. Sie eilten nun zu Aemilian und ſprachen: „O komm und ſieh, wie diejenigen, welche du zum Tode verurteilt haſt, ihrer Hoffnung, dem Himmel, zurückgegeben werden.“ Aemilian kam, aber er ſah nichts. Himmliſche Viſionen ſind für reine Augen und reine Herzen. In der Nacht kamen die Chriſten, ſammelten die Aſche und die Gebeine, und jeder gedachte ſeinen Teil als ein geheiligtes Andenken aufzubewahren. Sie wurden aber alle durch ein und dasſelbe Wunderzeichen, das ſich an verſchiedenen Orten kundgab, aufgefordert, ſämtliche Reliquien an einem und demſelben Platz aufzubewahren. Daher begruben ſie die Gebeine feierlich in einer Kirche und unter einem geweihten Altar.

Der heilige Cyrillus.

Nicht der äußere Krieg war in dieſer Verfolgung das härteſte! Daß Kaiſer und Richter, Volk und Obrigkeit, Soldaten und Prieſter, Heiden und Juden auf die Chriſten eindrangen, war doch wenigſtens ein offener Krieg. Aber der heimliche und häusliche, der ſich entſpann in einem Hauſe, in einer Familie, an einem Herd, unter einem Dache, der untergrub die Sicherheit in den Verhältniſſen und die Liebe in dem Herzen; der war die Erfüllung der Worte des Herrn (Matth. 10): „Es wird der Bruder den Bruder und der Vater den Sohn übergeben.“ Denn gerade dieſes befahlen die kaiſerlichen Edikte, gerade dieſes Zerfleiſchen des eigenen Leibes, gerade dies Wüten gegen das eigene Herz. Dadurch, ſo wähnten die Heiden, müſſe das Chriſtentum ſein Herzblut ausſtrömen und abſterben: aber ſie wußten nicht, daß der göttliche Heiland ſein Blut ewig erneuernd und erfriſchend durch alle Adern des Leibes der Kirche gießt; daß, „wenn die Mutter ihres Kindes vergeſſen könnte,“ der himmliſche Vater ein ſolches ſeinetwegen verſtoßenes Kind hundertfach lieben und ſegnen will, und daß Er „aus dem Munde der Kinder und Säuglinge ſich Lob bereitet,“ während die Welt Ihn haßt und verfolgt. Eines dieſer begnadeten Kinder war Cyrillus, ein Knabe von kaum zwölf Jahren. Zu Cäſarea in Kappadozien lebten ſeine Eltern reich und angeſehen im Heidentum. Aber Cyrillus wendete ſich ſchon in zarteſter Kindheit dem wahren Glauben zu. Wer ihn darin unterrichtet hatte — ob ſeine Wärterin, oder ein Sklave des Hauſes, oder ein Spielgefährte —, niemand wußt' es! immer führte er den ſüßen Namen Jeſu im Munde, nannte ſich Chriſt, bevor man vermuten konnte, daß er überhaupt irgend etwas vom Chriſtentum wiſſe und ſetzte ſeine Eltern in großes Erſtaunen, daß er dieſe ſeltſame Art zu ſpielen habe. Denn ſie hielten ſeine Äußerungen eben nur für unverſtändiges Kinderſpiel. Aber für Cyrillus war es eine höchſt ernſte und entſchiedene Angelegenheit! Er ſprach von nichts lieber, als von ſeinem Wunſch, Chriſtus zu verherrlichen, und ſtrebte dabei ſo innig und aufrichtig nach allem Guten, nach Gehorſam, Fleiß, Mildtätigkeit, Sanftmut, daß viele Kinder ſeines Alters ihm nacheiferten und daß er alle Herzen gewann. Nur nicht das Herz ſeines eigenen Vaters! Ungerührt durch die lieblichen Tugenden des Knaben, mißhandelte er ihn durch Vorwürfe, Drohungen und Schläge ohne die mindeſte Veranlaſſung. Der Glaube gab jedoch dem Knaben eine wunderbare Standhaftigkeit. Je mehr ihn der Vater mit Schimpf und Strafe überhäufte, um ſo freudiger nannte Cyrillus ſich Chriſt, ertrug alle Grauſamkeiten ſehr gern, machte ſich gefaßt auf noch viel größere Leiden und liebte ſeinen Vater mit demütiger Zärtlichkeit. Doch der harte Mann blieb ungerührt und nahm daher eben ſo zu in der Bosheit und im Haß, wie ſein Sohn in der Tugend und in der Liebe. Eines Tages ließ er Cyrillus dermaßen geißeln, daß deſſen zarter Körper ganz mit Wunden bedeckt war. Dann fragte er ihn, ob er dem Chriſtentum entſagen wolle? und als Cyrillus es verneinte, ließ ihn der Vater aus dem Hauſe jagen, verſchloß ihm für immer die Türe, ſagte ſich gänzlich von ihm los und enterbte ihn. Die Freunde und Geſinnungsgenoſſen des Vaters lobten dieſe Handlungsweiſe ſehr und fanden es äußerſt verſtändig, in dieſer Art die Chriſtenbrut zu vertilgen. Cyrillus war nun auf einmal ein Bettel- und Waiſenkind geworden, verwundet, verſtoßen und blutarm. Aber der ſelige Knabe achtete dieſe Behandlung ſeines Vaters für gar nichts und ſagte, er verliere nur wenig und Geringes und das, was der Glaube, der im Herrn lebt, ihm verheiße, ſei unendlich viel größer, beſſer und herrlicher. Der gottbegeiſterte Starkmut dieſes Kindes ſetzte die ganze Stadt in Bewegung: die Chriſten, um Gott zu preiſen, der die Kleinen und Schwachen zu Seiner Verherrlichung ſich auserwählt; die Götzendiener, um in Zorn zu entbrennen, daß ein kleiner Knabe mit ſo unerhörter Kühnheit ihre Götter verachte. Wenn die Kinder ſo geſinnt waren, was hatten ſie dann von den Männern zu erwarten? Der Richter zu Cäſarea ließ Cyrillus durch Soldaten aufſuchen und vor ſich führen, drohte ihm mit einem ſtrengen Gericht, wenn er nicht dem Glauben entſage und ſah gleich, daß dieſe Drohung ihn nicht im mindeſten erſchrecke. Mutig ſtand der Knabe vor ihm, beantwortete ſeine Fragen, lehnte ſeine Zumutung ab, ſprach mit himmliſcher Weisheit und wußte von keiner Furcht. „Kind,“ ſagte endlich der Richter, um doch auch den Weg der Milde zu verſuchen, „ich will dir deine Vergehungen verzeihen und dein Vater will es ebenfalls tun, will dich wieder aufnehmen in ſein Haus und zu ſeinem Erben dich einſetzen, wenn du nur wieder vernünftig wirſt und zur Erkenntnis deiner Torheit kommſt.“ Cyrillus antwortete: „Ich freue mich, unfreundlich behandelt zu werden; denn um ſo freundlicher wird Gott mich aufnehmen. Ich freue mich, aus dem Hauſe meines Vaters ausgeſchloſſen zu ſein, denn ich werde ein um ſo ſchöneres bewohnen. Ich freue mich, arm zu ſein, um ewige Reichtümer zu beſitzen, und einen guten

Tod fürchte ich ganz und gar nicht, weil ich ein beſſeres Leben erwarte.“ Als er dies mit einer übernatürlichen Kraft geſagt hatte, befahl der Richter laut, ihn zu feſſeln, wie jemand, der zum Tode geführt wird; heimlich aber, man ſolle ihn durch Drohungen ſchrecken und ihm Folter und Holzſtoß zeigen, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Das geſchah. Man legte Feuer an den Holzſtoß, man ergriff Cyrillus, wie um ihn hinauf zu werfen, man berührte ſeine Schultern mit Geißeln, ſeine Seiten mit Krallen und Zangen; er blieb ruhig und unerſchrocken. Die Schergen ſchickten dem Richter einen Boten mit der Nachricht, Cyrillus weine nicht, fürchte ſich nicht, gehe ganz bereitwillig dem Tode entgegen, und was ſie nun zu tun hätten? Dem Richter tat es leid um den herrlichen Knaben. Er ließ ihn zurückrufen, er wollte ihn belehren, oder wenigſtens ihn überreden. „Du haſt nun Feuer und Schwert geſehen, mein Kind,“ ſprach der Richter; „ſie können dich töten; alſo beſinne dich, damit dein Vater dir wieder ſein Haus öffne und in dein Erbe dich einſetze.“ — „O Herr,“ antwortete der ſelige Knabe, „wie tuſt du mir weh, daß du mich zurückrufen ließeſt, daß umſonſt das Feuer angezündet und das Schwert geſchärft ward! Das Haus, das ich zu bewohnen eile, iſt größer, als das meines Vaters, und das Erbteil meines Herrn iſt reicher, als mein väterliches Erbe. Töte mich ſchnell, damit ich es bald empfange.“ Da glaubte der Richter dieſe heilige Standhaftigkeit als frevelhaften Ungehorſam ſtrafen zu müſſen und ſprach dem heiligen Kinde das Todesurteil durch das Schwert. Alle Umſtehenden betrübten ſich; nur

Cyrillus war froh. Alle wurden zu Tränen bewegt, aber er tadelte dieſe Tränen. „Freuet euch doch," ſprach er, „daß ich zum Leiden gelange! Wiſſet ihr denn nicht, welch großes Vertrauen ich habe? welch herrliche Stadt ich bewohnen werde? O gönnet mir, mein Leben zu opfern." Mit dieſen Worten ging er glänzend in den Tod und ganz Cäſarea freute ſich des glorreichen Knaben.

Der heilige Gregorius Thaumaturgus.

Iſt die Religion eine übernatürliche, ſo hat ſie eine übernatürliche Kraft. Dieſe Kraft hat Chriſtus ſeiner Kirche, ſeinem myſtiſchen Leibe hinterlaſſen, vielfach verteilt und gegliedert, durch tauſend Bäche rinnend, die einen Urſprung haben, einen Quell: Ihn! Sein erlöſendes Leben. Weil er vermittelſt der heiligen Euchariſtie wirklich und weſenhaft — obzwar verhüllt — in der Kirche gegenwärtig iſt: daher lebt dieſer myſtiſche Leib Sein Leben fort; daher werden einzelne Glieder teilhaftig Seiner Macht über die Natur und über die Seelen; daher ſind die Heiligen die Fortſetzer Seines Werkes auf Erden. Aus dieſer myſtiſchen Verbindung der Kirche mit dem Herrn ſtrömt folgerichtig die Myſtik der Wundertaten. Der heil. Apoſtel Paulus ſchreibt den Römern (Kap. 12, 6): „Wir haben gemäß der Gnade, die uns gegeben worden, verſchiedene Gaben." Dieſe Verſchiedenheit der Begabung bewirkt die Gliederung des Körpers, und die Gliederung macht ihn lebendig in Wechſelwirkung und Mitteilung. „Einige hat

Fall ſich zu erheben und die Sünde zu überwinden, die ihn in der Feindſchaft Gottes hielt — lebte der menſchgewordene Gott unter dem Kreuz und ſtarb am Kreuz. Dies iſt das Beiſpiel, das er uns hinterlaſſen hat.

Wollen wir alſo die Sünde haſſen — wohlan! ſo ſei ihr ein unſterblicher Krieg erklärt, ſo werde ihr Reich verfolgt, zerſtört, ausgerottet; aber wo? — in uns ſelbſt! — Aber wie? — durch Kreuzigung des Böſen in uns ſelbſt. Wer ſein Schwert nicht zuerſt wider die eigene Bruſt wendet, ſondern nach Außen: der iſt kein Streiter für die Sache Gottes und auf deſſen Kampf wird kein Segen folgen. Nur in dem Maß, als er das Reich der Sünde in ſich ſelbſt zu unterjochen ſtrebt, kann er ihr außer ſich ſelbſt entgegentreten, weil jede Strohhalmsbreite, die er ihrer Herrſchaft abgewinnt, von der heiligen Liebe in Beſitz genommen wird, mit welcher allein er, als ein Streiter Gottes, die Gnade des Sieges auf ſeine Waffen herabzuziehen vermag. Zorn, Verachtung, Haß, Abſcheu, Gleichgültigkeit, Geringſchätzung, ſogar Mitleid, nämlich das gewöhnlich menſchliche, vermögen gar nichts wider die Sünde; denn ſie bauen nicht auf und beleben nicht; ihnen fehlt das Prinzip des ewigen Lebens: die heilige Liebe, die ſich an dem Opfer des menſchgewordenen Gottes entzündet hat und zu ſeiner Nachfolge antreibt. Sie mögten wohl allenfalls den Sünder in den Tempel hinein jagen; aber die heilige Liebe ladet ihn ein. „Kommet her zu

Gott in der Kirche geſetzt zu Apoſteln, zu Propheten, zu Lehrmeiſtern," ſchreibt derſelbe Apoſtel (1 Cor. 12, 27); Einigen verlieh er Wunderkräfte, ferner Gaben zu heilen, Hilfe zu leiſten, mancherlei Sprachen zu reden, Reden auszulegen. Sind etwa Alle Apoſtel: Alle Propheten? Alle Lehrmeiſter? Haben etwa Alle Wunderkräfte, Alle die Gnadengabe zu heilen? reden Alle in fremder Sprache? ſind Alle Ausleger?" O nein! je nachdem es Gott gefällt, gibt Er Beruf und Begabung, erweckt einen Knaben Cyrillus, einen Biſchof Gregorius, verherrlicht ſeine Macht und die Kirche, wie Er ſich ſelbſt und ſeinen eingeborenen Sohn am Jordan verherrlicht hat, indem Er durch erſtaunliche Zeichen den göttlichen Geiſt offenbart, der in ihr iſt, und läßt aus der Fülle ſeiner erbarmenden Liebe dieſe Verherrlichung dienen zum Heil der Seelen.

Mit übernatürlicher Kraft rüſtete er die Martyrer aus. Das Nichtfühlen der Folterungen, die plötzliche Heilung von Wunden und Krankheit, ihre Gebetserhörungen, ihre bedeutungsvollen Viſionen, die Bekehrungen, die ſie urplötzlich bewirkten, ihre Macht über die Elemente, über die Tiere oder andere Dinge, die ihnen den Tod geben ſollten, waren Wunder, waren Äußerungen dieſer übernatürlichen Kraft, und riſſen oftmals die Heiden zu einer Religion hin, die in ſolcher Weiſe beglaubigt ward. Kein Martyrer dem Leibe nach, vielleicht deſto mehr an der Seele, war der große Wundertäter des Jahrhunderts, der deshalb, ſogar von ſeinen Feinden, der Moſes ſeiner Zeit genannt wurde und ſeinen Beinamen empfing, war der heilige Gregor Thaumaturg, deſſen Leben der heilige Gregor von Nyſſa im folgenden Jahrhundert beſchrieben hat.

Zu Neocäſarea in Pontus war er im Anfang des dritten Jahrhunderts geboren. Seine Eltern waren vornehm und reich; aber Heiden. Sein Vater ſtarb, als er vierzehn Jahre zählte. Er hatte eine ſehr gute Erziehung und ſorgfältigen Unterricht genoſſen; aber ſein Geiſt war viel höher entwickelt und erleuchtet, als es in dieſem Alter und durch dieſe Mittel zu geſchehen pflegt. Die zuvorkommende Gnade begann in ihm zu wirken. Seine Mutter fuhr fort, ihn und ſeinen jüngeren Bruder Athenodorus, er ſelbſt hieß Theodor, in den Wiſſenſchaften unterrichten zu laſſen. Er machte ſchnelle und große Fortſchritte und hatte ein ſolches Talent für die Rhetorik, daß man in ihm einen künftigen großen Redner ſah und ſeine Mutter ihn der Rechtswiſſenſchaft beſtimmte. Schon damals war ſeine Liebe für die Wahrheit ſo groß, daß er ſich nie entſchließen konnte, als rhetoriſche Übung eine Sache zu loben, die nicht wahrhaft löblich geweſen wäre. Seine Liebe für die Reinheit des ſittlichen Wandels geſtattete ihm nicht, die Schulen heidniſcher Philoſophen zu beſuchen; denn da er den Widerſpruch zwiſchen deren Lehren und Handlungen ſchreiend grell fand, ſo glaubte er nicht, aus trüber Quelle einen klaren Trank ſchöpfen zu können. In dieſer lautern, wahrheitsdurſtigen Seele begann das Licht der göttlichen Wahrheit zu tagen und ſie zu der Überzeugung von der Einheit Gottes hin- und vom Polytheismus abzuwenden. Er lernte auch die lateiniſche Sprache und das Römiſche Recht, und wollte, um letzteres gründlicher zu ſtudieren, nach Berytus (dem heutigen Beyrut) in Phönizien gehen, wo eine berühmte Schule beſtand; ſpäter auch nach Rom.

Theodors Schwager, ein Staatsbeamter, wurde plötzlich aus Neocäſarea nach Cäſarea am Meer berufen, wo der Statthalter von Paläſtina ſeinen Sitz hatte, und konnte ſeine Frau nicht gleich mitnehmen. Ihre Brüder Theodor und Athenodorus ſollten ſie nach einiger Zeit zu ihm geleiten, da Cäſarea nicht weit jenſeits Berytus lag, wohin ſie ſich ja ohnehin begeben wollten. Cäſarea iſt jetzt ein ungeheuerer Schutt- und Trümmerhaufen am Fuß der letzten Ausläufer des Libanon und an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres; ringsum die orientaliſche Wüſteneinſamkeit, mit der im tiefſten Süden Europas einige Stellen der ſpaniſchen und ſizilianiſchen Küſte etwas Ähnlichkeit haben: zerklüftete, nackte Kalkfelſen, Sand und Meer. Das Meer macht dieſe Einöden unausſprechlich erhaben und bezaubernd ſchön. Der toten, bewegungsloſen Wüſte gegenüber iſt das unermeßlich bewegliche Meer mit ſeinen ſtets wechſelnden Reizen wie eine troſtvolle Hoffnung auf ein ewiges Leben, und es gibt der Wüſte, was das Auge und der Herzſchlag dem menſchlichen Körper geben, etwas Seelenvolles, etwas Lebendiges. Dieſer Schutthaufen Cäſarea erglänzte damals von dem Licht, welches der große Kirchenſchriftſteller Origenes über Morgenland und Abendland warf. Er war der Sohn eines Martyrers und der Lehrmeiſter von Martyrern, ein ſtrenger Aszet, ein gewaltiger Geiſt, ſo verſenkt in der Meditation der Heiligen Schrift, daß er ſie auswendig wußte und über ſie Homilien und Kommentare ſchrieb, von denen der heilige Kirchenlehrer Hieronymus ſagt: „Nachdem Origenes in ſeinen Schriften alle anderen übertroffen hat, hat er im Hohenliede ſich ſelbſt übertroffen.“ Seine ungeheure Berühmtheit zog ihm im Übermaß Bewunderung wie Neid und dadurch Schaden zu. Er ſelbſt ſagt: „Einige haben eine übergroße Zuneigung für uns und behaupten Dinge, indem ſie unſere Lehren und Schriften loben wollen, die wir nicht anerkennen können; und andere verleumden unſere Schriften, indem ſie darin Dinge finden wollen, an die wir nicht gedacht haben.“ Irrtümer und Einheiten entwickelten ſich in dieſen afrikaniſchen Köpfen wie Cyprian, wie Origenes, aus der Überfülle von Scharfſinn, von Kenntniſſen, von Wiſſenſchaft, von Eifer, von Kraft, womit ſie den Kampf der Zeit führten. Ein mächtiger Strom rollt in ſeinen herrlichen Wellen auch wohl einmal Sand und Strauchwerk fort. Der heilige Hieronymus bekämpfte heftig diejenigen ſeiner Schüler, welche ſich nach ſeinem Tode an ſeine Irrtümer hingen und ſich Origeniſten nannten; aber er ruft ihnen zu: „Geſteht doch ein, daß Origenes ſich in einigen Dingen irret, und ich ſchweige. Kommt dann ein Judas, ein Beneider ſeines Ruhmes, und wirft ſeine Irrtümer ein, ſo möge er wiſſen, daß die größten Männer fehlen können. Deshalb wollen wir aber nicht in die Fehler derjenigen fallen, deren Tugenden wir lieber nachfolgen ſollten.“ Und ein anderes Mal: „Ich möchte mich verleumden laſſen wie Origenes, hätte ich dafür ſeine Kenntniſſe der Heiligen Schrift.“ Und: „Der Glanz ſeiner Beredſamkeit und ſeiner Wiſſenſchaft war ſo groß, daß es ſchien, wenn er ſprach, als wären alle übrigen ſtumm.“

In ſeiner Vaterſtadt Alexandrien herrſchte im Anfange des Jahrhunderts, als Origenes kaum zum Jüngling herangereift war, die Verfolgung unter Kaiſer Severus. Sie ergriff auch ſeinen Vater Leonides, der in den Kerker geworfen wurde. Das entzündete das junge Herz des Origenes mit ſolchem Verlangen nach der Marterkrone, daß er ſich durchaus zu dem Vater und zu anderen Bekennern geſellen und mit ihnen den Glaubenskampf beſtehen wollte. Die Mutter ſuchte durch Bitten und Befehle ihn zurückzuhalten, ſah aber, wie ſeine feurige Seele immer heftiger entbrannte und verbarg ihm daher eines Morgens, als ſein Verlangen aufs höchſte geſtiegen war, all ſeine Gewänder, ſo daß er ſich nicht auf die Straße begeben konnte. Da erkannte der Knabe, daß ſein Wunſch nicht mit dem Willen Gottes übereinſtimme, verhielt ſich ruhig und ſchrieb ſeinen Vater einen Brief ins Gefängnis, worin er ihm zur Marterkrone Glück wünſchte und hinzuſetzte: „Hüte dich, mein Vater, unſertwegen deinen Sinn zu ändern.“ Schon frühe hatte der hohe Geiſt und die innige Glaubenskraft des Knaben den Leonides mit Freude und Dank erfüllt, daß Gott ihn zum Vater eines ſolchen Sohnes gemacht habe. Oft ging er, wenn das Kind ſchlief, zu deſſen Lagerſtatt, deckte ihm leiſe die Bruſt auf und küßte ſie, als einen Tabernakel des heiligen Geiſtes, mit frommer Ehrfurcht. Das Martertum, welches den Leonides um das Jahr 203 traf, ging auch ſpäter an Origenes vorüber, obwohl er alles beſaß, was den Haß des Heidentums entflammte; ungemein große Gaben, um daſſelbe zu bekämpfen, und ungemein großen Einfluß auf die Gemüter, um ſie zum Chriſtentum hinzureißen. Aus Alexandrien, wo er das Studium der Heiligen Schrift trieb und den Lehrſtuhl für die Katechumenen einnahm, hatte ſich Origenes nach Cäſarea in Paläſtina zurückgezogen. Theodor und Athenodorus lernten ihn dort kennen und er übte eine ſo bezaubernde Macht über die Jünglinge, daß ſie römiſches Recht, Heimat, Familie, alles vergaßen, um ſich ihm anzuſchließen und die Wiſſenſchaften unter ſeiner Anleitung, vom Geiſt des Chriſtentums beſeelt, zu ſtudieren. Und während er ihrem Geiſt Schätze des Wiſſens mitteilte, ſuchte er ſie ſo zu bilden, daß ihr Charakter und Gemüt würdige Träger einer hohen Entwickelung würden, und daß nicht etwa die Schatten der moraliſchen Gerechlichkeit verdunkelnd über das Licht der göttlichen Wahrheit fallen und die Kraft zum Schwung nach himmliſchen Dingen lähmen möchten. Denn: „Gott wird nur geſehen von denen, welche ihn ſehen können, nämlich, welche die Augen ihrer Seele geöffnet haben. Aber die Augen der Seele werden von den Sünden der Menſchen verdunkelt. Rein, wie einen leuchtenden Spiegel, muß der Menſch ſeine Seele bewahren. So wie nämlich, wenn Roſt im Spiegel iſt, das Antlitz des Menſchen im Spiegel nicht erblickt wird, ſo kann auch der Menſch, in welchem die Sünde herrſcht, Gott nicht erblicken.“ So ſchreibt Theophilus, Biſchof von Antiochien. Mit heilſamer Strenge behandelte Origenes ſeine Schüler und ſparte ihren Fehlern die ernſte Rüge nicht. Anfangs wurde ihnen das ſchwer zu tragen; da ſie aber ſahen, daß er mit gleicher Strenge gegen ſich ſelbſt verfuhr, daß alſo ſeine Art, mit ihnen umzugehen, aus Liebe, nicht aus Abneigung entſpringe, ſo lernten ſie ſchnell dieſe ernſte Liebe ſchätzen, die ſie befähigte, die Wahrheit in ſich aufzunehmen, welche ſie außer ſich ſuchen mußten. Das Fundament all ihrer Studien ward der chriſtliche Glaube, und des Origenes Erklärungen der heiligen Schriften, in denen er mehr zu Hauſe war, als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen, dienten ihnen als Richtſchnur in dem Labyrinth der philoſophiſchen Syſteme des Polytheismus und der chaotiſchen Lehrgebäude der Häreſie; zugleich auch als Prüfſtein und Goldwage, um das Wahre, welches ſie enthalten mochten, zu erkennen und das Nützliche zu ſchätzen.

Die Chriſtenverfolgung, welche Kaiſer Maximin, der thraziſche Barbar, beſonders gegen die Lehrer der Kirche, vielleicht gegen Origenes ſelbſt anſtellte, veranlaßte dieſen, Cäſarea am Meer zu verlaſſen und ſich nach Cäſarea in Kappadozien zurückzuziehen, deſſen Biſchof Firmilian ſein Freund und Gönner war. Die Verfolgung war dort ſo heftig, daß Origenes zwei Jahre bei einer frommen und reichen Frau, Namens Juliana, verſteckt leben mußte. Theodor und ſein Bruder, die noch nicht getauft waren, gingen nach Alexandrien, wohin die Jugend aller Länder ſtrömte, wegen des hohen Rufes der dortigen philoſophiſchen Schulen. Origenes ſchrieb an Theodor, ſeine hohen, ſchönen Gaben befähigten ihn, ſowohl ein großer Rechtsgelehrter bei den Römern, als ein großer Philoſoph bei den Griechen zu werden; er könne ihm aber nur raten, ſich mit allen ſeinen

Kräften dem Chriſtentume hinzugeben, nicht bloß ſpekulativ, ſondern auch praktiſch. „Du mußt", ſchrieb er ihm, „aus den profanen Wiſſenſchaften alles zu entnehmen verſtehen, was dir zum Verſtändnis der Heiligen Schrift dienen kann. Wie die Lehrer der Weltweisheit ſagen, daß Geometrie, Rhetorik, Sternkunde, Muſik Vorübungen zur Philoſophie ſind: ſo ſagen wir, daß die Philoſophie eine Vorübung zum Chriſtentum iſt. Verläßt man Egypten, um ins gelobte Land zu ziehen, ſo iſt es erlaubt, von den egyptiſchen Reichtümern dasjenige mitzunehmen, was zum Bau des Tabernakels brauchbar iſt, obſchon die Erfahrung mir gezeigt hat, daß ſolcher Reichtum wenigen Leuten Nutzen bringt. Das Land Israel aber für Egypten zu verlaſſen, vom Geſetz Gottes zur Weisheit der Welt abzufallen, das iſt ein Verbrechen, deſſen Umfang wir aus der Heiligen Schrift erkennen. Jeroboam hat ſich ehemals deſſen ſchuldig gemacht und die Häretiker tun es in unſeren Tagen." Dann ermahnt er ihn zum aufmerkſamen Studium der Heiligen Schrift und zum eifrigen Gebet, das ganz notwendig zu ihrem Verſtändnis ſei.

Theodor benutzte aufs beſte dieſe Ratſchläge. Unter dem großen heiligen Dionyſius, der damals den Lehrſtuhl für die Katechumenen, ſpäter den Biſchofsſtuhl zu Alexandrien einnahm, machten er und Athenodorus glänzende Fortſchritte und führten dabei ein ſo reines Leben, daß dieſe geiſtige und ſittliche Vollkommenheit den Neid anderer Jünglinge zur Bosheit aufreizte. Sie erkauften ein Weib, welches dem Theodor grobe Laſter vorwerfen mußte, als er eben in einer Geſellſchaft gelehrter Männer wiſſenſchaftliche Erörterungen beſprach. Mit großem Geſchrei begehrte das Weib Geld von ihm, das er ihr ſchuldig ſei, wie ſie behauptete. Alle ſtaunten über dieſen Vorwurf; nur Theodor nicht. Er befahl mit großer Gelaſſenheit ſeinem Diener, ihr das Geld auszuzahlen, damit man Ruhe vor ihr habe. Das geſchah. Kaum hatte die Unglückliche das Geld in Empfang genommen, ſo ergriff ſie der böſe Geiſt. In fürchterlichen Konvulſionen und mit Wehgeheul ſtürzte ſie zu Boden und wäre erſtickt, wenn nicht Theodor die Gnade Gottes über ſie angerufen, durch dies Gebet ſie geſund gemacht, ſeine Neider beſchämt und die Hölle beſiegt hätte.

Als das Ungewitter der Verfolgung ausgetobt hatte, trafen Origenes und ſeine geliebten Schüler wieder zu Cäſarea am Meere zuſammen. Die Brüder ſetzten noch ein Jahr ihre Studien bei ihm fort, beſchloſſen dieſelben durch den Empfang der heiligen Taufe, in welcher Theodor den Namen Gregorius annahm, und reiſten dann in ihre Heimat nach Pontus zurück. Mit lebhafter Freude wurden ſie in ihrer Vaterſtadt begrüßt nicht bloß von ihren Verwandten und Freunden, ſondern alle Mitbürger freuten ſich, daß dieſe Sprößlinge einer hochgeachteten und wohlhabenden Familie als ſo ausgezeichnete und für hohe Ehrenſtellen befähigte junge Männer heimkehrten. Allerdings gelangten ſie zu hohen Ehrenſtellen, aber zu ganz anderen, als ihre Mitbürger im Sinne hatten; denn beide wurden ſpäter zu Biſchöfen geweiht und Athenodorus erlangte die Marterkrone unter Kaiſer Aurelian. In Neocäſarea gab es damals erſt ſiebzehn Chriſten, ſonſt war die ganze zahlreiche Bevölkerung heidniſch. Gregor entſprach durchaus nicht den Erwartungen ſeiner Mitbürger, die ihn bei ſeiner Ankunft feierlich gebeten hatten, ſie nie wieder zu verlaſſen. Sie hatten gehofft, er würde mit glänzenden Früchten ſeiner langen Studien und Reiſen bei ihnen auftreten; ſtatt deſſen ließ er die Welt mit allen ihren Beſtrebungen, Genüſſen und Lärm vollkommen im Stich, bekümmerte ſich weder um Haus, noch Vermögen, noch Beſitzungen, bewarb ſich um keine Ämter und zog ſich in die tiefe Einſamkeit eines Landgütchens zurück, wo er keinen anderen Umgang hatte, als mit Gott allein.

So ſehr ſich Gregor allen irdiſchen Verbindungen entzog, konnte ein Mann wie er doch nicht der Aufmerkſamkeit des Erzbiſchofs Phädimus von Amaſea in Pontus entgehen, der von heiligem Wandel und mit der Gnade der Weisſagung begnadet war. Der Erzbiſchof wünſchte ſehnlichſt, den Gregor für den Dienſt der Kirche zu gewinnen, da er ſchnell erkannte, wie ſehr deſſen geheiligte Geiſtes- und Lebenseinrichtung ihn befähigten, der gute Hirte einer Gemeinde zu werden, und zwar gerade einer ſolchen, wie Neocäſarea, wo es galt, den Polytheismus zu beſiegen, welcher dem Chriſtentum ungefähr ſo gegenüberſtand, wie einſt Goliath dem David. Gregor war von dem Wunſch des Phädimus unterrichtet; allein er erwog die Wichtigkeit des prieſterlichen Amtes und die Verantwortung vor Gott, welche es nach ſich zieht, hielt ſich für ganz unwürdig, eine ſo hohe Aufgabe löſen zu können, und zog ſich in eine ſo einſame Gegend zurück, daß niemand ihn aufzufinden vermochte. Phädimus ließ aber nicht ab vom Gebet und überwand endlich Gregors heiligen Widermir, ſpricht ſie ſanft, ich will euch erquicken.“ Und ſelbſt wenn Niemand auf ihre Stimme hörte und wenn der leiſe, zärtliche Ruf verhallte zwiſchen der lauten Wellenbrandung des Sündenmeeres: dennoch würde eine von dieſer heiligen Liebe erfüllte Seele den König der Liebe mehr verherrlichen, als aller Abſcheu und aller Haß der Sünde, welche ſich nur nach Außen bethätigen; denn ſie hätte aus ihrem Herzen einen Altar gemacht, auf dem die Begierden der Sünde wie Opferthiere geſchlachtet werden und in Flammen aufgehen und ſolche Altäre ehren ihn in ihrer unſcheinbaren Demuth, und zuweilen unterdrückt der reine Duft, der von ihnen ausgeht, das wilde Feuer auf den Altären Baals.

Aber der zärtliche Ruf verhallet nicht ganz; er wird vernommen, er zieht an. In dem bittern Jammer der Welt und der tiefſten Erniedrigung vor ihren Götzen ſchmachten Tauſende von Seelen, ach! vielleicht nur darum, weil ſie ihn nicht hören können; weil allzu vereinzelt die einladenden Stimmen erklingen; weil ſie nicht genug daran erinnert werden, daß nicht Einmal vor faſt zweitauſend Jahren ein Gott geſprochen hat: „Kommet her zu mir, ich will euch erquicken,“ — ſondern, daß Er es fort und fort ſagt und ſagen wird, ſo lange es verirrte und verſchmachtende Seelen giebt, und daß wie ſchwache Echo’s ſeiner heiligen Worte, Menſchen voll heiliger Liebe ſie aufnehmen, ſie ihm nachſprechen und ſich bemühen ihnen nachzuleben.

ſtand. Er unterwarf ſich dem Willen Gottes, der durch ſeinen Oberhirten zu ihm ſprach, und erbat ſich nur eine Friſt, um in ſeiner Einöde mit größter Geiſtesſammlung die Glaubenslehren zu erwägen, bevor er die heiligen Weihen empfinge, was ihm Phädimus gerne zugeſtand. Hohe Erleuchtungen über die wundervollen erhabenen Myſterien des Glaubens, ſchrankenloſe Hingebung ſeines von allem Irdiſchen abgelöſten Herzens an den heiligen Dienſt in der Nachfolge Jeſu zur Rettung der Seelen, unbegrenztes Vertrauen auf die Liebe und Gnade Desjenigen, Der ſich kreuzigen ließ, um den Menſchen Gnade und Liebe zuzuwenden, freudige Entſchloſſenheit, dieſem Herrn gehorſam zu ſein bis in den Tod, „ja bis zum Tod am Kreuze“: das war die goldene Ernte, welche Gregor in ſeiner Einſamkeit geſammelt hatte und mit welcher er an ſein heiliges Amt ging. Auf dem Wege nach Neocäſarea wurde er mit ſeinen Begleitern bei einbrechender Nacht von einem Ungewitter überfallen. Er fand kein anderes Obdach als einen heidniſchen Tempel, der wegen der Orakel ſeiner Götzen weit und breit im Lande berühmt war. Ehe Gregor eintrat, machte er das Zeichen des Kreuzes, und dann brachte er die Nacht mit Gebet und Lobgeſang darin zu. In der Frühe verließ er den Tempel wieder. Als nun der heidniſche Opferprieſter kam, um, wie gewöhnlich, die Zeremonien des Götzendienſtes zu vollziehen, klagten die Dämonen, ſie müßten den Tempel räumen wegen des fremden Mannes, der die Nacht darin zugebracht habe. Umſonſt ſuchte der Opferprieſter ſie zu verſöhnen, indem er alle Arten von Reinigungen und Weihungen im Tempel vornahm; ſie kamen nicht wieder. Nun eilte der Opferprieſter dem Gregor nach, fand ihn auf und drohte ihn zu verklagen bei der Obrigkeit, daß er als ein Chriſt die Frechheit gehabt habe, einen heidniſchen Tempel zu betreten und die Götter zu verſtören. Gregor hörte dem Erzürnten gelaſſen zu und antwortete, ſein Vertrauen auf die Allmacht Gottes ſei ſo unbegrenzt, daß er die Macht habe, nach Gefallen die Dämonen aus- und eingehen zu laſſen. Der erſtaunte Opferprieſter erſuchte ihn demnach, die Dämonen zurück zu rufen. Gregor ſchrieb die Worte auf: „Gregor an Satan: Geh hinein!“ Der Opferprieſter eilte heim, legte die Schrift auf den Altar, verrichtete das Opfer und erkannte an gewiſſen Zeichen, daß Gregor nicht umſonſt befohlen habe. Dies lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Macht eines Gottes, dem die Dämonen unbedingt gehorchten. Er begab ſich zu Gregor, bat ihn um Unterricht, erfaßte freudig einige Lehren des Glaubens und nahm nur an dem Geheimnis von der Menſchwerdung Gottes Anſtoß. „Da weder Worte noch Vernunftſchlüſſe dich überzeugen,“ ſprach endlich Gregor, „ſo mögen es die Wunder der Macht Gottes tun.“ — „Nun wohlan!“ entgegnete der Ungläubige, „befiel dieſem Stein, dorthin zu gehen;“ und er wies auf einen Stein von ungeheurer Größe und auf einen ihm ganz entgegengeſetzten Platz. Gregor tat es, der Stein verſetzte ſich, und der Heide verließ ſein Amt und alles, was er hatte, ward Gregors Jünger und in der Folge ſein Diakon.

Der Ruf dieſer Zeichen eilte dem heiligen Wundertäter nach Neocäſarea voraus und die ganze heidniſche Bevölkerung, mit ihr auch die wenigen Chriſten, ſtrömte ihm entgegen, um ihn zu ſehen. Still und geſammelt, als ob er in ſeiner Wüſte wäre, ging er, ohne jemand anzublicken, durch die Menge und in die Stadt. Dieſe Ruhe, dieſe Demut, dieſe Eingezogenheit überraſchte ſie viel mehr, als wenn er Wunderzeichen gewirkt hätte. Da er ſein ganzes Beſitztum weggegeben hatte, ſo beſaß er auch kein Haus mehr in Neocäſarea und ſeine Begleiter waren nicht wenig in Sorge, wo ſie wohl ein Unterkommen finden würden. „Haben war nicht ein Obdach an der Vorſehung Gottes?“ fragte er ſie. „Denket doch lieber an den Bau des Gotteshauſes in euch und grämt euch, wenn das nicht wohl zubereitet ſein ſollte.“ Es kamen einige der angeſehenſten Heiden und boten ihm eine Wohnung in ihren Häuſern an; er aber folgte der Einladung eines wohlhabenden Chriſten, Namens Muſo.

Am anderen Morgen belagerte eine Schar von Kranken und Krüppeln die Türe dieſes Hauſes und rief den wundertätigen Biſchof um Erbarmen mit ihrem Leiden an. Er flehete zum Herrn Jeſus Chriſtus, dem Allerbarmer; Der erfüllte, was Er dem Glauben verheißen hat (Ev. Markus 16, 17—18), und die Kranken wurden geſund. In Verbindung mit ſolchen Wundern wirkte das heilſame Wort des Evangeliums um ſo nachdrücklicher, als Gregor mit einer eigentümlichen Kraft und Anmut, Früchte ſeines großen, liebevollen, geheiligten Herzens, zu reden wußte. Täglich fanden Bekehrungen ſtatt und die Zahl der Gläubigen ward bald ſo beträchtlich, daß er ihnen den Bau einer Kirche vorſchlagen konnte. Alle waren froh bereit; die einen gaben Geld, die anderen legten ſelbſt Hand ans Werk; bald war ſie vollendet. Sie ſtand auf dem höchſten Punkt der Stadt und ward nie erſchüttert durch die häufigen Erdbeben, welche Neocäſarea fürchterlich heimſuchten; auch nicht zerſtört in der Diocletianiſchen Verfolgung, die ſo viele Kirchen hinwegriß.

Die mehr und mehr wachſende Gemeinde in der Stadt und der ganzen Umgegend hatte das Vertrauen zu ihrem wundertätigen Biſchofe, daß er nichts ohne Eingebung Gottes ſage und tue. Deshalb wendeten ſich alle mit ihren auch weltlichen Angelegenheiten in Streit und Zwiſt und ſchwierigen Fällen, an ihn, und da ſie ſeine Entſcheidung nicht bloß anhörten, ſondern auch befolgten, ſo waren Friede und Einigkeit herrſchend. Um deſto trauriger war der Hader, in welchem zwei Brüder wegen eines Fiſchteiches lebten, über den ſie ſich bei der Teilung ihres väterlichen Erbes durchaus nicht vergleichen konnten. Sie wollten die Sache bis zum äußerſten treiben und ſogar Gewalt gegen einander brauchen. Da begab ſich eines Abends Gregor, ganz durchdrungen von Schmerz über den Bruderzwiſt und das Ärgernis in ſeiner Gemeinde, an den Teich, betete die ganze Nacht und der Teich trocknete aus. Am anderen Morgen fanden die Brüder Erde ſtatt Waſſer.

Ein anderes Mal ſuchte das Landvolk Hilfe bei ihm. Der Strom Lycus, der durch Neocäſarea floß, richtete oftmals, durch Regengüſſe plötzlich angeſchwellt, große und zerſtörende Überſchwemmungen an. Der heilige Biſchof ging mit den Leuten zu der Stelle, wo die Waſſer den Damm zu durchbrechen und die Felder zu überfluten pflegten, und tröſtete ſie in ihren Sorgen für das Zeitliche mit den heiteren und lieblichen Hoffnungen der Ewigkeit. Dann ermahnte er ſie, von Gott allein Wunder zu erwarten, rief Ihn im Namen Jeſu Chriſti an, die Waſſer hinfort zu hemmen, ſenkte den Stab, auf den er ſich zu ſtützen pflegte, vor dem Riß im Damm in die Erde und ging von dannen. Der Stab faßte Wurzel und wuchs zu einem ſtarken Baum auf, der hinfort immer den Überſchwemmungen eine Schranke ſetzte.

Gottes Gnade und Wort verbreitete ſich durch Gregor im ganzen Lande, und überall, wo ſich chriſtliche Gemeinden bildeten, ſuchten ſie auch Prieſter zu haben; vergrößerten ſie ſich, Biſchöfe, um ſich in der Einheit feſt zuſammen zu ſchließen. Die Gläubigen aus verſchiedenen Städten baten Gregor, ihnen Biſchöfe zu wählen. Dies tat auch die Gemeinde der Stadt Comana pontica. Gregor reiſte dahin und entflammte ihren Eifer durch ſein Wort und Beiſpiel. Als dann die Wahl des Biſchofes beſprochen wurde, brachte man Männer von edler Geburt, von Beredtſamkeit, Wiſſenſchaft und anderen glänzenden Gaben, die man an Gregor ſelbſt bewunderte, in Vorſchlag und ſtellte ſie ihm vor. Er äußerte nichts dawider; nur bemerkte er, es dürfte zweckmäßig ſein, auch in anderen Ständen und ſelbſt in den allergeringſten nach Männern von Tugend und Gottſeligkeit zu ſuchen und auch ſie zur Wahl zu bringen. Einer von denen, welche der Wahl vorſtanden, wollte einen Scherz machen und ſagte: „Wenn's ſo gemeint iſt, dann ſchlage ich Alexander den Köhler vor." Gregor fragte, wer dieſer

Alexander ſei, und jemand aus dem Volke ſchob einen halbnackten Körper, kümmerlich mit ſchmutzigen, zerriſſenen Lumpen bedeckt, ſchwarz von Geſicht und Händen, vor die Verſammlung. Alles lachte; nur Gregor nicht, denn Alexander ſtand in großer Ruhe und Freundlichkeit, ohne Verwunderung und ohne Verlegenheit vor ihm und nötigte ihn dadurch zu dem Schluß, daß dies kein gewöhnlicher Menſch ſein könne. Gregor zog ſich mit Alexander zurück, um ihn genau zu befragen, und dieſer ſprach ſich mit dem Vertrauen aus, welches ein Kind Gottes zu einem Heiligen leicht und gern faßt. Er war nicht in dieſem Stande geboren, ſondern hatte ihn freiwillig gewählt, um den Gefahren der Welt zu entrinnen, unbemerkt in chriſtlicher Tugend ſich zu üben und durch ein demütiges Handwerk ſein Leben zu friſten. Gregor war ſehr erfreut über dieſe einfache, ſchlichte Frömmigkeit, ließ den Alexander ins Bad führen, ſäubern, mit ſeinen eigenen biſchöflichen Gewändern bekleiden und ſtellte ihn dann der Verſammlung, die ihn gar nicht mehr als Alexander den Köhler erkennen wollte, mit den Worten vor: „Wundert euch nicht, wenn ihr euch in dieſem Manne geirrt habt, den ihr nach dem Äußern nur beurteilet. Der Teufel hätte gern dies Gefäß der Auserwählung unnütz gemacht, indem er es verbarg.“ Alexander rechtfertigte dieſen Ausſpruch des Wundertäters, empfing die heiligen Weihen, ward ein treuer und gewiſſenhafter Oberhirt, und errang in der Deciſchen Verfolgung die Palme der Martyrer durch das Feuer.

Nachdem Gregor ſechs bis ſieben Jahre als Oberhirt gewaltet, hatte ſich das Chriſtentum ſo ausgebreitet, daß faſt überall in Pontus der reine beſeligende Dienſt des wahren Gottes über den zerfallenen Götzentempeln blühte. Da erhob ſich Kaiſer Decius im Jahre 249 durch Mord auf den Thron und begann jene furchtbare Verfolgung, deren Hauptzweck es war, die Chriſten durch langſame Martern zum Abfall zu drängen. Wie viele abtrünnig wurden, ſagten ſchon Dionys von Alexandrien und Cyprianus. Um ſo mehr ermahnte Gregor ſeine Herde, ſich vor dem reißenden Wolfe in die Gebirgsſchluchten und waldigen Höhen des Landes zu flüchten, und ſich nicht einer Verſuchung auszuſetzen, die ihnen, als Neulingen im Glauben, allzu große Gefahr bereiten könne; führte ihnen auch den Rat Jeſu Chriſti an ſeine Apoſtel an: „Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andere“ (Matth. 10, 23), und zog ſich ſeinerſeits mit dem Diakon, der früher Götzenprieſter geweſen war, in ein ödes Felſental zurück. Den Verfolgern lag aber ſehr viel daran, gerade ihn, den Wundertäter, der ihren Götzen übergroßen Eintrag getan hatte, zu fangen; darum wurde ſein Aufenthalt erſpähet und eine große Schar mit kundigen Wegweiſern an der Spitze nach ihm ausgeſendet. Das ganze Tal ward umzingelt, jeder Ausweg beſetzt; entrinnen war unmöglich. Auch dachte Gregor nicht im entfernteſten daran! Er hatte ſich verborgen, weil es der Wille Gottes war; ſollte er entdeckt werden, ſo war das nicht minder Zulaſſung Gottes. Er betete nur und ſein Diakon mit ihm, daß der heilige Wille Gottes zur Ehre Gottes erfüllt werden möge. Die Verfolger durchforſchten das Tal und die Felſenhöhlen mit der größten Sorgſamkeit, was um ſo leichter war, als nicht Baum noch Strauch irgend ein Verſteck darboten; ſie drangen in jede Kluft, in jede Höhle, fanden ihn aber nicht. Mutlos kehrten ſie zurück und erzählten, ſie hätten in der Felſenwüſte nichts geſehen, als zwei Bäume neben einander vor einer Kluft, ſonſt weder Menſch noch Tier, weder Halm noch Strauch. Der eine Wegweiſer, der die Gegend ſehr genau kannte, wußte jedoch, daß dort nie zuvor zwei Bäume geſtanden hatten, und kehrte allein dahin zurück; fand aber ſtatt der Bäume den Wundertäter und ſeinen Diakon unbeweglich im Gebet. Er warf ſich zu Gregors Füßen, blieb bei ihm und wurde Chriſt. Und welche Verſuche die Heiden auch ferner anſtellten, um Gregors habhaft zu werden: ſie ſchlugen ſämtlich fehl; denn er ſollte nicht bloß wie Moſes Wunder tun, ſondern auch wie Moſes beten auf einſamer Höhe, während die Schlacht mit Amalek gekämpft wurde.

Mit dem Tode des Kaiſers hörte für den Augenblick die Verfolgung auf. Gregor ſtieg von ſeinem Berge herab, ſammelte die zerſtreute flüchtige Herde, die freilich durch manchen Abfall, aber auch durch manches Martertum gelichtet war, wieder in Neocäſarea, und machte dann eine Reiſe durch ſein ganzes Bistum, um die alte Ordnung herzuſtellen, welche durch einen ſo heftigen Sturm erſchüttert war; um treuen Bekennern Lob und Ermutigung, um Schwachgläubigen Warnung zuzuſprechen und um möglichſt die Wunden zu heilen, welche dem myſtiſchen Leibe Jeſu tauſendfältig geſchlagen worden waren. Diejenigen Martyrer, deren Überreſte noch aufgefunden werden konnten, ließ er ehrenvoll an verſchiedenen Orten beſtatten und verordnete, daß an deren Martertag die Gläubigen ſich alljährlich bei dieſer Stätte ſammelten und deren Andenken feſtlich begingen, ſogar mit öffentlichen Luſtbarkeiten. Er hielt dies für notwendig, um dies Volk von Neubekehrten auch durch Feſte, an welche ſie durch ihren Götzendienſt gewöhnt waren, zum reinen Glauben zu ziehen. Er gab ihnen die Milch der Kinder, weil ſie die Koſt der Männer noch nicht vertragen konnten, und hoffte, ſie würden mit der Zeit, wenn Glaube und Frömmigkeit tiefere Wurzeln geſchlagen hätten, von der äußerlichen und ſinnlichen Freude zu einer inneren und geiſtigen übergehen. Viele Heiden wurden in der Tat dadurch angezogen, indem ſie ſahen, daß der chriſtliche Glaube doch nicht aller Feſte ſie beraube.

Ein anderes Ereignis trug in anderer Weiſe mächtig dazu bei, durch den Geiſt der Weisſagung, der aus Gregor ſprach, die Heiden für den Glauben zu gewinnen. Sie begingen in Neocäſarea das Jahresfeſt eines ihrer Götter durch öffentliche Spiele, zu denen ſich das heidniſche Volk des ganzen Landes in Menge einſtellte. Das Theater war dermaßen überfüllt, daß man vor Gedränge nicht hören, nicht ſehen konnte; da riefen ſie laut: „Jupiter, ſchaff' uns Raum!" Das erfuhr Gregor und ſogleich ließ er ihnen ſagen, dieſe Bitte würde Erhörung finden und ſie würden bald mehr Raum haben, als ſie begehrten. Sie wunderten ſich und verſtanden das nicht; als aber bald nachher die Peſt mit ihren Verheerungen ausbrach, löſte ſich das Rätſel. Da wurde er von vielen gebeten, ſeinen Gott anzurufen, und er tat es für alle, welche bereit waren, an den Herrn Jeſus Chriſtus zu glauben. Und dieſe alle genaſen, oder blieben geſund. Die Seuche trat mit entſetzlicher Gewalt auf. Die Götzentempel waren voll Kranker, die dort vergeblich um Rettung gefleht hatten und in ſchauderhaften Qualen hinſtarben. Um die Brunnen, auf Straßen und Plätzen lagerten ſich ganze Scharen von Kranken, weil ſie hofften, Kühlung zu finden gegen das Fieber, das ſie wie Feuer innerlich verbrannte. Viele ſchleppten ſich nach den Begräbnisplätzen, um nicht unbeerdigt auf offener Straße liegen zu bleiben. Überall waren Bilder des Entſetzens und der Verzweiflung unter den Heiden, welche nur durch die aufopfernde Liebe der Chriſten, hier wie in Karthago und in Alexandrien, und durch das wundertätige Gebet Gregors Troſt und Hilfe fanden. Dieſe Zuchtrute Gottes lag lange auf dem Volke und trieb es zum Heil des wahren Glaubens. Als die Peſt aufhörte, waren die Götzentempel wieder ſo öde und verlaſſen, wie ſie es vor dem Ausbruche der Deciſchen Verfolgung geweſen waren; Gnade und Segen lagen, wie immer, unter der Geißel Gottes verborgen.

Gregor nahm noch teil an der Bekämpfung der Irrlehre des Paul von Samoſata auf der Kirchenverſammlung zu Antiochien im Jahre 264. Dann fühlte er ſein Ende nahen, hielt Muſterung über die Gläubigen in Neocäſarea und der Umgegend und erfuhr, daß jetzt ſo viele Heiden dort wären, wie beim Antritt ſeines Amtes Chriſten — nämlich ſiebenzehn! David hatte den Goliath überwunden! Gregor lobte Gott, verordnete, daß für ihn, der als ein Pilger und Fremdling auf Erden gelebt habe, kein Grab gekauft werde, ſondern daß man ihn auf dem allgemeinen Gottesacker begrabe, und

Eben weil dies nicht genug geſchieht in der friedlichen Heerde, die auf den heiligen Hügeln und an den Quellen des lebendigen Waſſers lagert — darum iſt jener Ruf nicht laut und nicht vielſtimmig genug, und darum muß ſie heraus aus ihrer Ruhe und eingedenk ſein, daß ihr göttlicher Guter Hirt keine Ruhe auf dieſer Erde ſich gegönnt hat, um deſto mehr der Verirrten zu retten und in Sicherheit zu bringen. Wer die Gnade empfangen hat, darf nur einen Wunſch hegen, welcher den überträfe, daß auch Andere ſie empfangen mögten; und das iſt der — ſie nicht zu verlieren. Alles Uebrige muß der Sehnſucht und dem Beſtreben, das Reich der Gnade verbreitet zu ſehen, tief — tief untergeordnet ſein; und um dies Reich zu vergrößern, gibt es kein kräftigeres Mittel — mehr noch! gibt es kein anderes Mittel, als die tapfere, beharrliche, gelaſſene Bekämpfung der Sünde aus Liebe zu Gott. Wie das Naphthafeuer, das unauslöſchlich unter der Erde fortbrennt, ſo muß dieſe Liebe durch nichts ſich erſticken und vernichten laſſen. Kein Undank, keine Verhöhnung, keine Herabwürdigung, kein Mißbrauch darf ſie beirren; keine Miſſethat und keine Verſunkenheit ſie abſtoßen, denn als der Heiland in ſeiner letzten Marter unter einer Sündflut von Schmach und Pein zwiſchen zwei Verbrechern am Kreuze hing, rettete er zärtlich den Einen für's ewige Leben und ſchwieg geduldig gegen den Anderen. Ein Gott gab ſeine Liebe und ſein Blut dem Miſſethäter und ein Menſch ſollte ging friedlich ein in die Ruhe des Herrn. Und ſo ließ dieſer große Wundertäter ſiebenzehn Heiden zwiſchen tauſend und tauſend Chriſten gerade da zurück, wo er vor wenig Jahren ſiebenzehn Chriſten zwiſchen tauſend und tauſend Heiden vorgefunden hatte! Und der Mann, der ſolch ein Wunder vollbracht, ſolch eine Macht über die Seelen und die geiſtige Welt geübt hatte, ein ſo vollkommenes Werkzeug des heiligen Geiſtes geweſen war, der ſollte nicht auch jene Macht über die Natur und die ſinnliche Welt beſitzen und üben können, welche ſich in den ſinnlichen Wundern kund gibt? Ach! um das Chriſtentum in heidniſche Herzen zu pflanzen, dazu gehört eine höhere und wunderbarere Kraft, als zur Ausführung all ſeiner übrigen Wundertaten. Freilich, wäre die Allmacht Gottes phyſiſchen Naturgeſetzen unterworfen, ſo wären überhaupt Wunder unmöglich, und dann hätte weder Chriſtus noch hätten die Apoſtel Wunder tun können; denn dieſe beſtehen nur in der vorübergehenden Aufhebung jener Geſetze. Beherrſcht aber Gott die Natur, dient und gehorcht ſie ihm, als ihrem Schöpfer und Herrn: ſo ſind Wunder nichts Widernatürliches, ſondern etwas Übernatürliches; ſind Wirkungen der Kraft Gottes, welche ſich kund gibt durch geheiligte Werkzeuge für beſondere Abſichten und Zwecke; ſind ein Ausfluß der Erlöſung in einem von aller Selbſtſucht dermaßen erlöſten Menſchen, daß er der Träger des unmittelbaren, allmächtigen, göttlichen Willens ſein kann.

Kurz zuvor, im Jahre 253, hatte der große Lehrer Gregors und vieler anderer Heiligen und Martyrer, Origenes, ſein mühe- und arbeitsvolles

Leben im neunundſechzigſten Jahre ſeines Alters beſchloſſen. Von Jugend auf hatte er ſich nach dem Martertode geſehnt. Aber der Ratſchluß Gottes über ihn war, daß er für den Kampf des Glaubens leben ſolle. Daher verwendete er ſein ganzes Leben einzig und allein auf Erforſchung und Verbreitung der chriſtlichen Religionswahrheiten. Schon als Knabe ließ er keinen Tag vergehen, ohne etwas in der Heiligen Schrift zu leſen und zu meditieren. Sein Vater hielt ihn dazu an; verwies ihm jedoch zuweilen, wenigſtens äußerlich, ſein beſtändiges Fragen und Forſchen nach dem bekannten Sinn der Schrift. Wie entſchieden im Glauben Origenes war, beweiſt ein Zug aus ſeiner Jugend. Nach dem Tode ſeines Vaters Leonides ward deſſen Vermögen eingezogen und blieb die Witwe mit ſieben unverſorgten Kindern in großer Armut zurück. Eine reiche Frau in Alexandrien erbarmte ſich des hilfloſen Origenes und nahm ihn in ihr Haus. Sie hatte ebenfalls einen Gnoſtiker, einen übrigens wohlerzogenen und unterrichteten Mann, bei ſich aufgenommen und gab ihm, wie dem Origenes, Koſt und Wohnung. Origenes konnte alſo nicht vermeiden, mit jenem zu ſprechen; aber mit ihm zu beten, dazu war er nicht zu bewegen! So aufrichtig floh er ſelbſt den Schein religiöſer Gemeinſchaft mit Irrgläubigen. Während der Verfolgung Kaiſer Maximinus des Thraziers hielt er ſich, wie oben erwähnt worden, verborgen; aber unter Decius litt er zu Cäſarea Gefängnis, Bande, Folterſtock in langer und ſchwerer Haft mit ungebrochenem freudigen Mut und unter ſtandhaftem Bekenntnis ſeines Glaubens. Dennoch ſollte ihm die Palme des Martyrers nicht zuteil werden! Der heilige Johannes vom Kreuz, Karmeliterordens, ſpricht lieblich von drei verſchiedenen Kränzen, die das Haupt des göttlichen Bräutigams der Seelen ſchmücken. Der eine von tauſend buntfarbigen Blumen iſt der Kranz aller Jungfrauen; der andere von lichtſtrahlenden, hellglänzenden weißen Blumen iſt der Kranz aller Lehrer; der dritte von purpurfarbenen Nelken iſt der Kranz aller Martyrer. Origenes ſollte dem ſtrahlenden Kranz eingeflochten werden, obſchon er im Geiſte und im Verlangen zu den Martyrern gehörte. „Wohl iſt die Bluttaufe der Waſſertaufe vorzuziehen,“ ſchreibt er; „denn wie wenige ſind glücklich genug, um ſich bis zum Ende ihres Lebens fleckenlos zu erhalten, nachdem die Taufe mit Waſſer ſie rein gewaſchen hat. Aber wer die Bluttaufe empfing, der ſündigt nicht mehr! Möchte Gott mir die Gnade gewähren, in meinem Blut abgewaſchen zu werden und für Jeſus Chriſtus ſterbend eine zweite Taufe zu empfangen, dann würde ich ruhig aus dem zeitlichen Leben ſcheiden, denn der Fürſt dieſer Welt fände keine Anklage gegen mich zu erheben.“

Erſt im zweiundſechzigſten Jahre ſeines Alters geſtattete er, daß Schnellſchreiber ſeine Predigten nachſchrieben; bis dahin wollte er aus Demut es nicht erlauben. Er nannte ſie auch nur Homilien, d. h. Unterredungen, um beſcheiden anzuzeigen, daß es nicht gelehrt durcharbeitete Reden, ſondern einfache Unterhaltungen mit ſeinen geiſtlichen Kindern wären. Sein Herz war ſo voll von gottſeligen Empfindungen und ſein Kopf von hohen und edlen Gedanken, daß er ohne beſondere Vorbereitung ſolche Vorträge halten, ja zuweilen in der

Kirche vom Biſchof den Text erſt empfangen konnte, den er gleich darauf der Gemeinde auslegte. Über tauſend ſolcher Homilien hat man in ſeinen letzten Jahren auf dieſe Weiſe geſammelt. Die liturgiſche Ordnung des Gottesdienſtes ſtimmt ſchon damals mit der gegenwärtigen überein, denn er ſagt einmal: „Niemand höre das Wort Gottes, der nicht geheiligt iſt an Leib und Geiſt; denn er ſoll ja gleich nachher zum Hochzeitsmahle gehen und eſſen das Fleiſch des Lammes und trinken den Kelch des Heils.“ So geſchieht es auch jetzt, wenn bei dem ſonntäglichen Gottesdienſt in der heiligen Meſſe nach Verleſung des Evangeliums gepredigt wird und nach der Kommunion des Prieſters mehr oder weniger Gläubige ebenfalls die heilige Euchariſtie empfangen. Die Zahl ſeiner Schriften ſetzt der heilige Hieronymus auf zweitauſend an und Origenes verfaßte ſie nur in Stunden der Muße, da der mündliche Vortrag ſein eigentliches ſegensreiches Wirken war. Manche ſeiner Anſichten, z. B. über die Präexiſtenz der Seelen, hat die Kirche ſpäter verworfen; zu ſeiner Zeit war dieſe, ſowie manche andere Frage noch nicht erörtert, beleuchtet und feſtgeſtellt worden.

Über das Gebet ſagt Origenes einmal wunderſchön: „Das Gebet iſt nicht aus uns ſelbſt in uns. Der heilige Geiſt, der da ſieht, daß wir nicht wiſſen, was wir bitten ſollen, beginnt das Gebet in uns und wir ſetzen es fort; ſo ſpricht ein Lehrer, der ein Kind unterrichtet, den erſten Buchſtaben aus, den es zu wiederholen hat. Der himmliſche Lehrmeiſter macht es nicht anders mit unſerem Gebet: er beginnt und wir fahren fort; er fleht und ſeufzt und wir lernen von ihm zu ſeufzen und zu fliehen. Folgt unſer Geiſt ihm nicht, ſo iſt es unſere Schuld, daß der Unterricht des Meiſters unfruchtbar für uns bleibt.“

Über das Sakrament der Buße ſagt er: „Für die, welche nach der Taufe fallen, gibt es dennoch ein Mittel, um Vergebung zu erlangen, ein hartes, mühſeliges Mittel; wenn nämlich der Sünder ſich nicht ſchämt, ſeine Sünden dem Prieſter des Herrn zu bekennen und das Heilmittel zu begehren: die Buße. Hat einer ſich verſündigt, ſo ſage er die Sünde heraus, die er begangen hat. Das iſt ein wunderbares Sakrament, das es befiehlt, die Sünden auszuſprechen! Welcher Art es ſei, es muß herausgeſagt und alles, was wir getan haben mögen, es muß offen eingeſtanden werden. — Man muß ſogar ſeine böſen Gedanken bekennen; denn wenn ſie verſteckt bleiben, ſo iſt's unmöglich, ſie gänzlich auszurotten. Tun wir aber dieſes, bekennen wir unſere Sünden nicht bloß vor Gott, ſondern auch denen, welche unſere Seelenwunden heilen können: ſo wird unſere Übertretung getilgt. Betrachten müſſen wir eifrig, daß die Heilige Schrift uns lehrt, unſere Sünden nicht zu verheimlichen, ſondern zu ſprechen mit David (Pſ. 37, 19): Ich will anzeigen meine Miſſetat und meiner Sünde eingedenk ſein. Denn wer unverdaute Nahrung oder Galle im Magen hat, und ſie auswirft, wird erleichtert. So ſteht's auch mit denen, die in Sünde fielen; verbergen ſie dieſelbe in ſich, ſo ſind ſie wie erſtickt davon; klagen ſie ſich aber im Bekenntnis an, ſo werfen ſie zugleich die Sünde und den Grund ihres Unbehagens aus. Aber gebt wohl acht, wem ihr euer Bekenntnis ablegt. Prüfet den Arzt, dem ihr die Urſache eurer Krankheit anvertraut! Kann er ſchwach ſein mit den Schwachen, weinen mit den Weinenden, hat er die Gabe mitzufühlen und mitzuleiden, iſt er weiſe und barmherzig: dann befolget die Ratſchläge, die er euch geben wird."

In einer Homilie über Joſues Durchgang durch den Jordan ſagt er: „Erwacht das Verlangen in dir, aus der Finſternis des Götzendienſtes dich zu retten und dich zu unterrichten im Geſetz Gottes: ſo beginnſt du Egypten zu verlaſſen. Gehörſt du den Katechumenen an und beginnſt du den Lehren der Kirche zu gehorchen: ſo biſt du durch das Rote Meer gegangen, wohnſt unter den Zelten in der Wüſte, horcheſt auf die Geſetze Gottes und ſchaueſt das Antlitz des Moyſes, ſtrahlend von der Herrlichkeit des Herrn. Naheſt du aber dem myſtiſchen Brunnen der Taufe, wirſt du in Gegenwart der Prieſter und Leviten in jene heiligen Geheimniſſe eingeweihet, welche diejenigen kennen, denen ſie geſtattet wurden[1], dann wanderſt du durch den Jordan, um in das Land der Verheißung einzugehen, und zwar nicht mehr von Moyſes geführt, ſondern von Jeſus." Das heilige Geheimnis, von dem Origenes ſo verſchleiert ſpricht, war eben das der Euchariſtie, welche man zum erſtenmal nach dem Empfang der Taufe genießen durfte, und von welcher vorher die Katechumenen ſo wenig erfuhren, daß ſie der heiligen Meſſe nur bis zur Wandlung beiwohnen durften. „Ich ſelbſt bin dein ſehr großer Lohn" (Gen. 15). Dies Wort der Verheißung an den Patriarchen der Gläubigen ſollte erfüllt werden an jedem wahrhaft gläubigen Chriſten und ihm die Gabe bringen, die Erde und Himmel nicht umſchließt: die Weſenheit ſeines Gottes. Dieſe beiden Stellen des Origenes gehören zu den tauſend und tauſend Belegen, daß weder das Sakrament der Buße noch das des Altars Erfindungen ſpäterer Jahrhunderte, ſondern Urlehren des Chriſtentums ſind.

---

[1] Der Gebrauch, von den Myſterien des Glaubens in verſchleierter oder andeutender Weiſe zu reden, hieß die Arkandisziplin und wurde von der alten Kirche inmitten der heidniſchen Welt beobachtet, um „die Perlen nicht vor die Säue zu werfen."

Gegen die Häreſie und das Schisma ſagt Origenes, daß ſich die Reinheit der Lehre und das Verſtändnis der heiligen Schriften immer in der Einheit der Kirche finden würde, „obwohl Leute kommen werden, welche den Sinn der Schrift nach ihrer Meinung auslegen und den Gläubigen zurufen: Hier iſt Chriſtus und dort iſt er! Was ſie aber auch anführen mögen, um ihre Irrlehren zu unterſtützen, wir dürfen ihnen nicht Glauben ſchenken, ſondern müſſen uns feſt an der alten kirchlichen Überlieferung halten, die uns in der Kirche Gottes aufbewahrt und durch die regelmäßigen Nachfolger der Apoſtel, die Biſchöfe, zugetragen iſt. Die göttliche Wahrheit durchleuchtet die Kirche, wie der Blitz den Himmel vom Aufgang bis zum Niedergang."

Für das Studium der heiligen Schriften unterzog ſich Origenes den mühſeligſten Arbeiten. Achtundzwanzig Jahre, nachdem er es begonnen, vollendete er zu Tyrus das Werk der angeſtrengteſten Forſchung, nämlich drei verſchiedene Ausgaben der geſamten Heiligen Schrift, von denen die eine in acht, die andere in ſechs, die dritte in vier Kolonnen neben einander die verſchiedenen Verſionen derſelben in griechiſcher und hebräiſcher Sprache, die andere vor ihm geſammelt hatten, zu vergleichender Überſicht zuſammengeſtellt enthielten. Es war ſo recht ein Werk der Treue, der Geduld, der Wahrheitsliebe, der Andacht und Ehrfurcht zum Wort Gottes, wie es nur aus einem tiefgeſammelten, abgetöteten, unweltlichen Leben hervorgehen kann. Als Apologet des Chriſtentums trat er mit ſeiner Schutzſchrift wider den Celſus auf, der zu Kaiſer Hadrians Zeit mit den bekannten Beſchuldigungen und tauſenderlei Fragen und Ein- und Vorwürfen gegen die chriſtliche Lehre geſchrieben hatte. Um die Geduld Jeſu Chriſti verächtlich zu machen, führte Celſus gewiſſe erhabene Reden an, welche berühmte Heiden ſterbend oder in großen Qualen geſprochen hatten, und fragte dann: „Was hat wohl euer Gott in ſeinem Leiden Ähnliches geſagt?“ Origenes antwortete darauf: „Er hat Größeres getan: er hat geſchwiegen.“ Dieſe Apologie wird für die geiſtvollſte und umfaſſendſte gehalten, die in der alten Kirche erſchien.

Aus des Euſebius Pamphilius, Biſchofs von Cäſarea. Beſchreibung der Diocletianiſchen Verfolgung.

„In der Zeit nach der Verfolgung des Decius und Valerianus fuhr der Teufel, der die Herrſchaft dieſer Welt hat, gleichſam nur zuweilen aus ſeinem tiefen Schlaf auf, indem er heimlich und wie im Verborgenen der Kirche nachſtellte. Er machte nicht offen uns allen zugleich den Krieg, ſondern griff nur einige von denen an, die dem Herrn eifrig dienten, weil er fürchtete, daß ſie ihm entgehen könnten. Hätte er dieſe beſiegt, ſo glaubte er ohne Mühe die übrigen in ſeine Gewalt zu bekommen. Nur ſparſam und ſelten wagte er das Blut einiger zu vergießen, wahrſcheinlich weil ihn die Menge der Gläubigen abſchreckte. Als aber offen der Krieg gegen ſie losbrach, läßt es ſich gar nicht berechnen, wie viele und wie große Martyrer Chriſti man an allen Orten ſehen konnte. Unter die ruhmvollſten gehören in Nicomedien ſelbſt die Kämmerer Diocletians, die von den Kaiſern mit Ehren und Würden überhäuft, ja als Söhne geliebt wurden und doch alle für die Religion erduldeten Qualen den Herrlichkeiten der Welt vorzogen. Einer von ihnen wurde vor die Kaiſer (Diocletian und Galerius) geführt, die ihm befahlen, zu opfern. Als er ſich ſtandhaft weigerte, ward er entkleidet, nackt in die Höhe gezogen und ſo gegeißelt, daß ſein Gebein aus den Wunden ſah. Aber er beharrte. Da begoß man dieſen blutig zerfleiſchten Leib mit Eſſig und Salz; allein er duldete auch dieſen Schmerz. Und nun trug man Feuer und einen Roſt herbei und wie Fleiſch, das man zur Speiſe zubereitet, wurde ſein Körper langſam gebraten. Da hauchte er ſeine Seele aus. Dieſer iſt es wohl würdig, daß man ſeinen Namen wiſſe: er hieß Petrus. Dorotheus, Gorgonius und mehrere andere kaiſerliche Kämmerer wurden nach verſchiedenen Martern mit dem Strick erwürgt. Darauf ward Anthimus, Biſchof der Kirche von Nicomedien, enthauptet und eine ungeheuere Menge von Martyrern ihm nachgeſchickt.

Es kam nämlich Feuer im Kaiſerpalaſt aus und ein falſches Gerücht bezeichnete die unſerigen als deſſen Urheber. Da wurden ſie haufenweiſe mit Weibern und Kindern durch Feuer und Schwert hingerichtet und manche ſollen, von einer unbeſchreiblichen göttlichen Freudigkeit ergriffen, freiwillig in den brennenden Scheiterhaufen ſich geſtürzt haben. Unzählige drängten die Henker gebunden auf Nachen zuſammen und verſenkten ſie in die Tiefe des Meeres. Die Kerker, welche ſonſt von Räubern und Mördern eingenommen waren, wurden nun dermaßen angefüllt mit den Vorſtehern der Kirchen, mit Biſchöfen, Prieſtern, Diakonen, Lektoren, Exorziſten, daß für die Verbrecher kein Platz mehr übrig blieb. Bewog die ſchwerſte Marter jene nicht zum Abfall, ſo mußten ſie ſterben. Die Zahl der Martyrer zu damaliger Zeit iſt gar nicht anzugeben. Am größten war ſie wohl in Afrika, Mauritanien, Egypten und Thebais. Einige von denen, die in Paläſtina und zu Tyrus in Phönizien geglänzt haben, ſind uns bekannt. Wer, der ſie geſehen hat, muß nicht die Standhaftigkeit dieſer wahrhaft erlauchten Kämpfer Chriſti bewundern, mit der ſie ſo entſetzliche Geißelſchläge erduldeten; und nach den Schlägen den Kampf mit den nach Menſchenblut lechzenden Beſtien; und in dem Kampf die Anfälle der Panther, Bären, Eber und Stiere, die man mit Feuerbränden und glühenden Eiſen aufreizte. Wir waren ſelbſt gegenwärtig, als ſich dies zutrug, und wir haben da erkannt, wie die göttliche Macht unſeres Herrn Jeſu Chriſti, dem die Martyrer Zeugnis gaben, ihnen ſo offenbar zu Hilfe kam. Die blutdürſtigen Beſtien trauten ſich oftmals ihm nicht ſeine Liebe und ein Paar Thränen geben? Hat aber von zwei Verbrechern Einer in ſeiner letzten Stunde gerettet werden können: ſo kann das auch in der Mitte ſeines Lebens oder in ſeiner Jugend geſchehen; und gelingt es nicht bei Einem von Zweien, ſo doch vielleicht bei Einem unter Zehn oder Hundert oder Tauſend. Das genügt! — nicht der Liebe und ihrer Sehnſucht, aber dem Willen und ſeiner Beharrlichkeit.

Klingt das heroiſch? ich hoffe nicht! o mögte es chriſtlich klingen! O mögte dies Naphthafeuer einer unauslöſchlichen Liebe ſich entzünden an dem Heerd jeder übernatürlichen Flamme, an dem allerheiligſten Altarsſacrament: dann würden die Bedingungen, unter denen es hienieden brennen kann — die trennende Kluft, die ewig zwiſchen Sehnen und Erreichen, zwiſchen Wollen und Vollbringen herrſcht — es nimmer erkalten laſſen. O mein Gott, als Du am Kreuz hingeſt, war es denn Dir vergönnt, beide Sünder zu retten? Nein; verſtockt blieb der Eine ſogar vor Deinem heiligen Angeſicht. Und als Du Deinen göttlichen Geiſt verathmet hatteſt und die Erde in Finſterniß und Zuckungen lag vor dieſem welterſchütternden Schauſpiel, das die Engel im Himmel weinen machte — bekehrte es ſich da zu Dir, das gottentfremdete Jeruſalem? Nein, o Herr! es blieb kalt und ſtumm und nur der tapfere Hauptmann der römiſchen Soldaten bekannte Dich als den Sohn Gottes. Und jetzt, da Du gleichſam in der Gefangenſchaft der nicht, ſich den Heiligen zu nahen oder ſie zu berühren. Zuweilen ſchoſſen ſie auf ſie los, aber wie durch höhere Kraft zurückgetrieben, ließen ſie wieder ab, wendeten ſich auch wohl gegen die Feinde unſeres Glaubens. Die Unerſchrockenheit der Martyrer und ihre unerſchütterliche Stärke bei oft ſehr ſchwachen Körpern war bewunderungswürdig. Da ſah man einen Jüngling von kaum zwanzig Jahren, der ohne Bande, die Arme in Kreuzesform ausgeſpannt, andächtig betend ſtand, und nicht von ſeinem Platz wich, als Bären und Panther ihr Gebiß in ſeine Glieder einzuhauen drohten; aber Gott weiß wie, ſie ließen ab von ihm! Fünf andere wurden einem wilden Stier vorgeworfen, der ſchon einige Ungläubige auf ſeinen Hörnern geſpießt und dermaßen zu Boden geſchleudert hatte, daß ſie halbtot hinweggetragen werden mußten. Wütend und ſchnaubend lief er auf die Martyrer zu, ſcharrte mit den Füßen die Erde auf, warf den Staub mit den Hörnern in die Luft, kam aber nicht vorwärts, obſchon man ihn mit glühenden Eiſen ſtachelte. Weil die Martyrer unverletzt blieben, ließ man andere Beſtien auf ſie los; aber umſonſt! Da durchbohrte man ſie mit dem Schwert und warf ihre entſeelten Leiber ins Meer. So ruhmvoll wurde in der Stadt Tyrus für den Glauben geſtritten. Über alle Beſchreibung ſchrecklich waren die Peinen, welche die Martyrer in der Thebais erlitten, wo man ſie mit ſcharfen tönernen Scherben am ganzen Leibe bis auf den Tod zerfetzte. Dieſe und ähnliche Grauſamkeiten ſind nicht einige Tage, nicht eine kurze Zeit, ſondern durch den langen Lauf mehrerer Jahre beſtändig verübt worden; ſo daß man täglich zehn und zwanzig, auch fünfzig und ſechzig, wohl auch hundert Männer, Weiber und Kinder tötete und mit den Arten der Marter ordentlich abwechſelte. Wir ſelbſt haben in jenen Gegenden an einem Tage viele teils den Flammen übergeben, teils enthaupten ſehen, ſo daß die Schwerter ganz ſtumpf wurden und, weil ſie nicht mehr ſchneiden konnten, zerbrachen, und daß die ganz entkräfteten Henker einander ablöſen mußten. Da haben wir aber auch mit unſeren Augen das wunderbare Feuer des Geiſtes und die wahrhaft göttliche Kraft und Freudigkeit derer, die an Chriſtum glauben, geſchauet. Denn kaum war gegen die Erſten das Urteil gefällt, ſo kamen gleich wieder andere vor den Stuhl des Richters, bekannten ſich mit lauter Stimme als Chriſten und empfingen mit Freude und Heiterkeit, ja mit lachendem Munde das Todesurteil. Pſalmen, Hymnen und Danklieder ſangen ſie bis zum letzten Atemzug zum Lobe Gottes.

Zu Cäſarea am Meer gab der Tyrann Maximin Daja zu Ehren ſeines Geburtstages dem Volk öffentliche Spiele, bei denen er ſelbſt gegenwärtig war. Da wurde ein Martyrer mit Namen Agapius zum Kampf vorgeführt, der ſchon dreimal zu den wilden Tieren verdammt in der Arena geweſen, jedoch nie getötet worden war. Nun riß man ihn wieder aus dem Kerker und ſtellte ihn dem Kaiſer vor, und zwar in Geſellſchaft mit einem Miſſetäter, der ſeinen Herrn umgebracht hatte. Dieſem Mörder, welcher den Beſtien vorgeworfen werden ſollte, ſchenkte der Kaiſer Gnade und Verzeihung, ſo daß das ganze Amphitheater darüber in Jubel- und Beifallsgeſchrei ausbrach, gerade wie zu Zeiten unſeres Heilandes auch Barrabas losgelaſſen wurde. Der Held des göttlichen Glaubens aber, der ſeinen Gott nicht verleugnen wollte, gab ſich willig einer Bärin zum Fraße hin und ward, als er noch atmete, mit Steinen an den Füßen ins Meer verſenkt.

„Den Jüngling Ulpianus folterte man mit grauſamen Geißelſchlägen, nähete ihn dann in einen Sack aus einer rohen Ochſenhaut, und zwar zugleich mit einem Hunde und einer giftigen Schlange, und warf ihn ſo ins Meer. Einen anderen Jüngling ſteckte man in einen Sack, der mit naſſem Sand und Skorpionen gefüllt war und verſenkte ihn dann ins Meer.

„Am Oſterſonntag ſaßen einige Bekenner gefeſſelt, in Erwartung des Richters, vor dem Gerichtshof. Da trat die achtzehnjährige Jungfrau Theodoſia, ein frommes, ſehr wohlgeſittetes Mädchen, zu ihnen ihn, grüßte und bat ſie, daß ſie, wenn ſie zu Gott kämen, ihrer gedenken möchten. Sogleich fielen Soldaten über das junge Mädchen her, als ob es ein todeswürdiges Verbrechen begangen hätte, und ſchleiften es vor den Präfekten. Dieſer, von viehiſcher Wut getrieben, ließ Theodoſia unmenſchlich peinigen und zuletzt ihre Bruſt und Seiten bis auf die Rippen mit eiſernen Nägeln zerreißen. Bis zum letzten Atemzug litt die zarte Heldin mit fröhlichem Blick und heiterem Lächeln. Die Bekenner aber wurden mit glühendem Eiſen am Kniegelenk gelähmt und dann in die Bergwerke geſchickt, um von Arbeit und Drangſal aufgerieben zu werden.

„Es war ein kaiſerliches Edikt ergangen, alle Götzentempel, die durch Alter und Vernachläſſigung zerfallen waren, wieder herzuſtellen und die Unſrigen zu zwingen, teil am Götzenopfer zu nehmen. Um ihnen wenigſtens die äußerliche und unfreiwillige Teilnahme an demſelben unausweichbar zu machen, wurde alles, was man auf den Märkten an Lebensmitteln feil bot, durch heidniſche Opferweihungen verunreinigt. Um die öffentlichen Badehäuſer wurden Wachen im Hinterhalt gelegt, welche, wenn das Haus voll war, alle darin befindlichen Leute zum Götzenopfer nötigen ſollten. Dieſe beiden Maßregeln waren ſehr drückend, wenigſtens für die minder Bemittelten der Unſrigen; denn ſie entzogen ihnen Nahrungsmittel und die notwendige Pflege der körperlichen Reinlichkeit. Sogar manche Heiden mißbilligten dieſe übergroße Grauſamkeit und hatten Ekel vor ſo entſetzlichen Verfolgungen. Den Richtern und anderen Machthabern war jedoch bei hohen und angeſehenen Leuten, wie z. B. bei Biſchöfen, die ſie doch nicht ſämtlich umbringen mochten, ſo ſehr darum zu tun, den kaiſerlichen Befehl erfüllt zu ſehen, daß ſie ſich nicht ſelten mit dem Schein begnügten. Viele Biſchöfe der Kirchen von Paläſtina haben zu Cäſarea, wohin ſie geſchleppt wurden, ſtarkmütig die Martern und den Tod ertragen, wenn auch einige ſchwach und feig geweſen ſind. Einer aber, der zum Opferaltar gezerrt und dem dort das abſcheuliche Opfer in die Hand gezwungen wurde, ward darauf entlaſſen, als ob er geopfert habe. Ein anderer, der nicht einmal mit den äußerſten Fingerſpitzen Weihrauch berührte, ward in der Stille fortgeſchickt, weil einige behaupteten, er habe geopfert. Noch einer, den man, von Qualen ohnmächtig ergriffen, in die Höhe gehoben, dann als tot hingeworfen hatte, zählte man zu denen, die geopfert hatten, und man löſte ſeine Bande. Endlich beteuerte einer laut rufend, er werde nie opfern; dieſen brachte man zum Schweigen, indem man ihn mit Fäuſten auf den Mund ſchlug und ihn dann mit Gewalt hinwegſtieß.

„Der Statthalter Firmilian, der ein ausgezeichnetes Genie in Erfindung immer neuer Gattungen von Leiden, Nachſtellungen und Kunſtgriffen hatte, übertrat alle Geſetze der Menſchlichkeit und verweigerte den vielen Leichnamen das Begräbnis. Sie ſollten von den Tieren gefreſſen werden, blieben deshalb unter freiem Himmel liegen und Tag und Nacht ſtrichen die Heiden umher und gaben acht, daß niemand von uns die Leichen davontrage. Hunde aber, fleiſchfreſſende Vögel und wilde Tiere verſcheuchten ſie nicht und daher ſah man bald die ganze Stadt mit Eingeweiden und Gebeinen menſchlicher Körper umſäet. Dies gräßliche Schauſpiel vor den Toren der Stadt läßt ſich nicht beſchreiben. Nachdem es viele Tage gedauert hatte, ereignete ſich folgendes Wunder: die Luft war rein und klar, der ganze Himmel außerordentlich heiter, als auf einmal der größte Teil der Säulen, welche den Portikus der Stadt ſtützen, zu tropfen begannen, als ob ſie Tränen weinten. Auch waren, obwohl weder Tau noch Regen gefallen, die Marktplätze und Straßen der Stadt plötzlich mit Waſſer, ich weiß nicht woher, ganz überſchüttet, ſo daß ſich gleich das Gerede verbreitete, die Erde ſelbſt habe auf unerklärliche Weiſe Tränen vergoſſen, weil ſie den verübten Frevel nicht ertragen könne; und ſelbſt die Steine und die lebloſe Natur hätten, um den harten und wilden Sinn der Menſchen zu beſchämen, über das Vorgefallene geſeufzt. Ich zweifle zwar keineswegs, daß die Nachwelt das, was ich eben erzählte, für Albernheiten und für ein Märchen halten wird; nicht ſo aber wir, denen der Glaube der Zeitgenoſſen die Wahrheit der Sache verbürgt.

„Mit Pamphilus, der mir unendlich teuer war, litten zugleich elf andere, den Gnadengaben und der Anzahl nach den Apoſteln ähnlich. Der ausgezeichnetſte von ihnen und der einzige, den die heiligen Weihen des Prieſtertums zierten, war eben Pamphilus, der während ſeines ganzen Lebens jede Art von Tugend übte, möge man ſeine Erhabenheit über das Weltliche, ſeine Barmherzigkeit und Freigebigkeit gegen die Armen, ſeine Verachtung der Würden und Ehrenſtellen, die ihm offen ſtanden, ſeine ſtrenge Lebensweiſe, ſeinen unermüdlichen Fleiß, ſeine kräftige Beharrlichkeit, ſein tiefes Studium der heiligen Schriften, ſein ungemeines Wohlwollen gegen den Nächſten, ſeine ganze herrliche Wirkſamkeit betrachten. Der zweite nach ihm war Valens, Diakon zu Älia (das von Kaiſer Hadrian ſo benannte Jeruſalem), ein Greis mit ſchneeweißen Haaren, ſo bewandert in der Heiligen Schrift, daß es ihm gleich galt, ſie aus einem Kodex zu leſen, oder ganze Seiten auswendig herzuſagen. Der dritte war Paulus, ein geiſtvoller, tatkräftiger Mann, der bereits um ſeines Glaubens willen mit glühenden Eiſen gebrannt worden war. Dieſe drei ſchmachteten ſchon zwei Jahre im Kerker zu Cäſarea. Da begab es ſich, daß fünf Glaubensbrüder in ihre Vaterſtadt zurückkehrten, nachdem ſie verbannte Bekenner nach den Bergwerken von Cilicien begleitet hatten. An den ſtreng bewachten Toren von Cäſarea wurden ſie angehalten und befragt, wer ſie wären und woher ſie kämen. Sie bekannten alles ohne Furcht, wurden zu Pamphilus und ſeinen Leidensgenoſſen in den Kerker geworfen und dann ſämtlich vor den grauſamen Statthalter Firmilian geführt. Er war höchlichſt erzürnt über den Starkmut jener fünf Männer, welche ohne Scheu die verurteilten Bekenner aus Ehrfurcht begleitet hatten und nun ganz furchtlos heimkehrten. Darum ließ er ihnen zuerſt durch verſchiedene neu erfundene Marterwerkzeuge quälende Pein antun, und dann erſt fragte er nach ihrem Namen. Sie hatten aber bei der Taufe ihre heidniſchen Namen ab- und die von heiligen Propheten ſich zugelegt, ſo daß ſie durch ihre Geſinnung und ihre Namen, Elias, Jeremias, Iſaias, Daniel und Samuel, eine wahre Familie Israels bildeten. Nachdem Firmilian dieſe Namen, ohne deren Sinn zu faſſen, aus dem Munde des Elias gehört hatte, fragte er dieſen um ſein Vaterland. Der Bekenner legte fortwährend ſeinen Worten einen höheren Sinn unter, und antwortete: „Jeruſalem.“ Er meinte nämlich das Jeruſalem, von dem Paulus ſagt: „Jenes himmliſche Jeruſalem iſt frei und unſere Mutterſtadt“ (Gal. 4, 26), und: „Ihr kamet zum Berge Sion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmliſchen Jeruſalem“ (Hebr. 12, 22). Firmilian nahm es irdiſch und fragte neugierig, was dies für eine Stadt und wo ſie gelegen ſei? nahm auch gleich ſeine Zuflucht zur Folter, um die Wahrheit zu erquälen. Der Martyrer antwortete gelaſſen, als ob er weder Fleiſch noch Körper habe:

„Jeruſalem iſt das Vaterland derjenigen nur, welche wahre Verehrer des wahren Gottes ſind. Nur ihnen kommt das Bürgerrecht dort zu. Sie liegt im Oſten, wo die aufgehende Sonne ihrem Lager entſteigt.“ Firmilian trug immer mehr mißtrauiſches Bedenken, ob nicht etwa die Chriſten im Sinn hätten, eine Stadt zu gründen, die eine Nebenbuhlerin Roms und den Römern verderblich werden könnte; ſuchte deshalb durch entſetzliche Martern jene Stadt zu erforſchen und das Land gegen Sonnenaufgang zu finden. Da er aber nichts erfuhr, ließ er den Elias mit dem Schwert hinrichten und, nach ähnlichem Vorſpiel, auch deſſen vier Gefährten. Ganz ermüdet und überſättigt von den vergeblichen Folterungen wendete ſich der Statthalter nun zu Pamphilus und deſſen beiden Leidensgenoſſen, deren unüberwindlichen Starkmut er bereits aus früheren Zeiten kannte, fragte ſie kurz, ob ſie endlich den kaiſerlichen Befehlen gehorchen wollten? verhängte die Todesſtrafe über ſie, als ſie bei der alten Weigerung beharrten, und ſchickte ſie einſtweilen in den Kerker zurück. Kaum war das geſchehen, ſo erhub der Jüngling Porphyrius unter der Menge ſeine Stimme und bat, man möge doch wenigſtens die Körper der Ermordeten zur Beerdigung ausliefern. Er war ein Hausgenoſſe des Pamphilus und hatte unter deſſen Leitung die beſte Erziehung genoſſen. Kaum hörte Firmilian dieſe Stimme, ſo gab er auch ſchon Befehl, den Jüngling zu ergreifen, ſo grauſam zu geißeln, daß in kurzem Rippen und Eingeweide bloslagen, dann auf den Scheiterhaufen zu werfen. Dies alles geſchah, ohne daß Porphyrius durch einen

Laut oder einen Seufzer Schmerz verraten hätte. Ganz vom heiligen Geiſt erfüllt, ſtand er während ſeiner Zerfleiſchung wie leblos da, gab darauf ſeinen Freunden mit großem Gleichmut einige Aufträge, winkte ihnen dann am Pfahle noch heiter und freundlich zu, rief, als die Flamme ihn ergriff, Jeſus den Sohn Gottes um Beiſtand an und verharrte dann im Schweigen bis zum letzten Atemzug. Früher noch als ſein geliebter Meiſter errang er die Siegespalme. Seleucus, der aus einem Soldaten der Kaiſer ein Kämpfer Chriſti geworden war, begab ſich vom Richtplatz in den Kerker, um dem Pamphilus mitzuteilen, wie herrlich der Jüngling vollendet habe. Er hatte kaum die Kunde gebracht und den Pamphilus mit dem Friedenskuß begrüßt, ſo fielen auch ſchon Soldaten über ihn her, führten ihn vor den Statthalter und dieſer verurteilte ihn augenblicklich zum Tode. Seleucus, aus Kappadozien gebürtig, war in der kräftigſten Blüte des Lebens und durch die Höhe ſeines Wuchſes und ſeine körperliche Stärke ſo ausgezeichnet, daß er häufig wegen ſeiner jugendlichen Schönheit und edlen Haltung von den Leuten angeſtaunt und geprieſen wurde. Als die Verfolgung zu wüten begann, ward er ſeines Glaubens wegen gegeißelt und durch ſein kräftiges Bekenntnis berühmt. Um ſich nun beſſer der zahlloſen Kranken, Verlaſſenen und Armen annehmen, den Witwen und Waiſen ein Vater, allen Hilfsbedürftigen ein Helfer und Beſchützer ſein zu können, verließ er den Kriegsdienſt, gab ſich ganz frommen Übungen und Betrachtungen hin und verdiente es, daß der Herr, der an ſolchen Werken Wohlgefallen hat, ihn durch den Martertod zur großen, weit geöffneten Triumphpforte in den Himmel abrief.

„Wie ſehr erzürnte ſich aber Firmilian, als der ehrwürdige, gottesfürchtige Greis Theodul, der zu ſeinen eigenen Hausleuten gehörte, geradeſo wie Seleucus im Kerker bei Pamphilus ertappt wurde. Der Statthalter hatte ihn wegen ſeiner beſcheidenen Anhänglichkeit, auch wegen ſeines hohen Alters, da Theodul ſchon Urenkel hatte, immer geehrt; jetzt aber ließ er ihn ohne Erbarmen ans Kreuz ſchlagen.

„Während dieſer Metzeleien kam ein Fremdling aus Kappadozien, ein unbeſcholtener, gebildeter, glaubensfeſter, der Wiſſenſchaft kundiger Mann, mit Namen Julian, auf einer Reiſe nach Cäſarea. Er hört von dem Trauerſpiel, daß ſich eben begibt, und eilt erfüllt vom heiligen Geiſte dem Schauplatz zu. Bei dem Anblicke der entſeelten Körper der Martyrer ergreift eine unausſprechliche Freudigkeit ſein Herz. Er eilt herbei, kniet nieder und bezeugt den heiligen Überreſten ſeine Verehrung und Liebe durch andächtigen Kuß. Dies genügt, um ihn ſogleich dem Statthalter vorführen und von demſelben zum Feuertode verdammen zu laſſen. Da jauchzt Julian vor Freuden auf, dankt Gott mit lauter Stimme für dieſe Ehre und gewinnt frohlockend die Marterkrone. Pamphilus nebſt Valens und Paulus waren die letzten der Zwölf, welche an dieſem Tage zur Herrlichkeit ſich aufſchwangen. All die heiligen Leiber wurden vier Tage und Nächte in der Art bewacht, daß die Unſrigen heimlich belauert und verſcheucht, die wilden Tiere aber zugelaſſen werden ſollten. Wider alle Erwartung nahte ſich ihnen jedoch himmliſchen Liebe in Deinen Tempeln, auf Deinen Altärrn verabgründet in unſcheinbaren Gebilden wohnſt, um Dich mit den Herzen Deiner Geſchöpfe zu vereinen, die Du geſchaffen haſt für dieſe Vereinigung — geht es Dir denn jetzt beſſer als damals am Kreuz und auf Golgatha? O ſüßer Heiland, der Tabernakel iſt noch immer Dein Kalvarienberg, auf welchem Du reichlich mit Verſchmähung betrübt wirſt! Wer das bedenkt und wer Angeſichts dieſer Liebe Gottes zu den Seelen ſich hinſetzt und berechnet, ob er wohl ſein bischen Liebe für eine Seele oder für drei daran wagen ſolle — oder ob ihm nicht eigentlich die Rettung von drei Millionen zugeſichert werden müßte: der hat ſie nimmermehr verſtanden und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ihm auch nicht die Rettung einer einzigen gelingen werde.

Wer gewinnen will, der muß wagen und für einen großen Gewinn einen großen Einſatz machen. Es gibt nichts Größeres als eine Seele: das Bild Gottes ruhet in ihr — entſtellt, verzerrt, verſtümmelt, zerſtört — ja, das kann ſein; das Gepräge ſei bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit verwiſcht, und es bleibt dennoch in dieſer rohen Maſſe Etwas, das fähig iſt, den erhabenen Stempel wieder anzunehmen. Dieſe Befähigung war in uns und an ihr hat der Heiland angeknüpft, um uns an ſich zu ziehen und uns herzuſtellen in der Kindſchaft Gottes. Nun ſpricht er zu uns: „Ich habe deine Seele gerettet „und mit all' meinem Blut bezahlt. Was ich für dich weder Beſtie, noch Raubvogel, nicht einmal ein Hund, und die göttliche Vorſehung lenkte es ſo, daß ſie endlich hinweggetragen und ehrbar begraben werden konnten.

Euſebius Pamphilius, Biſchof von Cäſarea, der in den Zeiten und Gegenden lebte, über welche er ſchrieb, gilt für den Patriarchen der Kirchengeſchichte, indem er alles, was ſich ſeit Beginn der Kirche in ihr zutrug, zuſammenſtellt und auch das anführt, was Autoren vor ihm davon geſagt hatten. Er war eine Zeitlang mit ſeinem Freunde, dem Martyrer Pamphilus, während der Verfolgung eingekerkert, und beide beſchäftigten ſich im Gefängnis mit einer Verteidigungsſchrift, zugunſten des Origenes, deſſen Schriften Pamphilus ſo liebte, daß er die meiſten eigenhändig abſchrieb. Das Herz dieſes heiligen Prieſters brannte für den Glauben und die Nächſtenliebe, wie ſein Geiſt für die Wiſſenſchaften. Er gründete in Cäſarea eine Bibliothek von 30 000 der beſten Bücher des Altertums, und kaufte ſo viel Exemplare von der Heiligen Schrift, als er bekommen konnte, um ſie an diejenigen zu ſchenken, welche Intereſſe für theologiſche Studien hatten. Nach ſeinem Martertode nahm Euſebius, wie das damals Gebrauch war, aus Freundſchaft und Dankbarkeit ſeinen Namen an und nannte ſich Euſebius Pamphilius. Die Glaubenskraft ſeines heiligen Freundes ſoll er aber leider nicht angenommen, ſondern ſpäter zu denjenigen Biſchöfen gehört haben, welche ſich durch das heidniſche Opfer von Verfolgung und Tod loskauften. Um 340 ſtarb er, nachdem er ſich auch in die Ketzerei des Arius verwickelt hatte.

Der heilige Geneſius.

Kaiſer Diocletian kam nach ſeinen Siegen über Mitbewerber um den Thron triumphierend nach Rom und ſetzte dort einen Mit- oder Nebenkaiſer ein, den rohen Soldaten Maximian, der ihm helfen ſollte, Krieg nach Außen und Innen des Reiches zu führen. Beide Kaiſer nahmen zur Ehre ihrer Götter, Jupiter und Herkules, und um ſich ſelbſt in eine Reihe mit den Gottheiten Roms zu ſtellen, deren Namen an. Diocletian nannte ſich Jovius und Maximian Herculeus. Damals befand ſich in Rom eine fromme chriſtliche Familie, die den Gram hatte, daß ein einziges ihrer Mitglieder ungläubig war. Er hieß Geneſius und war ein beliebter und berühmter Schauſpieler, ein großer Liebling des Volkes, das an ſeinen Späſſen und komiſchen Darſtellungen ungemein viel Behagen fand. Geneſius hatte eine große Abneigung gegen die Chriſten, konnte ihren Namen nicht ohne Widerwillen hören und mochte ſie nur in Feſſeln ſehen, um ſie dann zu verſpotten. Um dieſe Verhöhnung durch ſeine Kunſt recht eindringlich zu machen und recht weit unter das Volk zu verbreiten, beſchloß er, die heiligen Myſterien des Chriſtentums, ſoweit ſie ihm bekannt waren, aufs Theater zu bringen und mit Hohn zu überſchütten. Er unterrichtete die übrigen Schauſpieler in ihren Rollen; dann, als Diocletian einſt ſelbſt im Theater war, ſtellte Geneſius auf der Bühne einen Kranken vor, der im Bett lag und wehklagte: „O meine Freunde, ich bin ſchwer krank! o wenn mir doch leichter werden könnte!“ — „Wir können dich nicht leichter machen, wenn du ſchwer biſt.“

antworteten die Freunde; „denn wir ſind keine Tiſchler, daß wir dich abhobeln könnten.“ Dieſen Spaß fand das Volk höchſt ergötzlich und lachte; der Kranke auf der Bühne aber entgegnete: „Ihr Narren! ich verlange als ein Chriſt zu ſterben.“ — „Und warum das?“ — „Damit ich dereinſt als ein Flüchtling in Gott befunden werde.“ Nun wurden zwei als Prieſter und Exorziſt verkleidete Schauſpieler gerufen. Sie ſetzten ſich an ſein Lager und der Prieſter fragte: „Lieber Sohn, warum haſt du uns rufen laſſen?“ Ein wunderbares Licht durchdrang die Seele des Geneſius. Er gab die Antwort: „Weil ich die Gnade Chriſti zu empfangen wünſche, durch welche ich wiedergeboren und von dem Elend meiner Sünden befreiet werde“ — aber er gab ſie, von der zuvorkommenden göttlichen Gnade berührt, nicht bloß als Schauſpieler, ſondern mit einer innerlichen Umwandlung des Herzens. Die heiligen Zeremonien des Sakramentes der Taufe wurden an ihm vollzogen, dann bekleidete man ihn mit dem weißen Kleide der Neophiten und Soldaten fielen über ihn her, um ihn vor den Richter zu führen. Das Volk war in geſpannter Erwartung und meinte nicht anders, als daß nun der Spaß erſt recht angehen werde. Statt deſſen aber ſchüttelte Geneſius die vermeintlichen Soldaten von ſich ab, verließ die Schaubühne, ging geradeswegs auf Diocletian den Kaiſer zu und ſprach gar nicht mehr gemäß ſeiner Rolle, ſondern aus voller Seele: „Höre mich, Kaiſer! und ihr alle, Senatoren, Tribune, Bürger und Volk von Rom, höret mich. Ich habe bisher den chriſtlichen Namen nur mit Schauder nennen hören, habe alle geläſtert, die in deſſen Bekenntnis beharrten, habe meine Eltern und Verwandten um des Namens Jeſu willen gehaßt, habe die Chriſten ſo lächerlich gefunden, daß ich die Geheimniſſe ihrer Religion eifrig erforſchte in der Abſicht, ſie auf der Bühne eurem Gelächter preiszugeben und ſie mit euch zu verlachen. Als ich nun vorhin auf die Frage, ob ich glaube? die Antwort zu geben hatte: Ja, ich glaube! da ſprach ich dieſe Worte mit aufrichtigem Herzen, und ſiehe! eine Schar von Engeln ſtand über meinem Haupt und ſie laſen aus einem Buch all meine Sünden vor, die ich ſeit meiner Kindheit begangen habe. Dann aber tauchten ſie das Buch in jenes Waſſer, womit ich vor euren Augen übergoſſen worden bin, wuſchen es ab und zeigten es mir dann weißer als Schnee. Nun alſo, erlauchter Kaiſer! und ihr alle, die ihr dieſe Geheimniſſe verlacht habt wie ich! glaubet jetzt auch wie ich! glaubet, daß Chriſtus der wahre Gott iſt, daß er das Licht, die Wahrheit und die Gnade iſt, und daß ihr durch ihn zur Vergebung der Sünden, zum ewigen Heil gelangen könnt."

Deocletian war damals den Chriſten nicht abhold; allein die Zumutung des Geneſius beleidigte zu heftig ſeine Anſprüche an Verwandtſchaft mit den Göttern. Der Kaiſer Diocletian Jovius konnte nichts gemein haben mit dem Gekreuzigten, Jeſus Chriſtus, viel weniger ihn anbeten. Die Umwandlung des Geneſius erſchien ihm als Verhöhnung, deſſen Aufforderung als eine Beleidigung ſeiner kaiſerlichen Majeſtät. Er übergab ihn alſo dem Präfekten ſeiner Prätorianer, um ihn zu ſtrafen und zum Opfer zu zwingen. Plautianus, der Präfekt, ließ Geneſius erſt mit Prügeln ſchlagen, dann auf die Folter werfen und fragen, ob er den Göttern opfern wolle. Jener verneinte es. Da wurde er mit Krallen zerriſſen und mit Fackeln gebrannt; allein er blieb unüberwindlich in ſeinem Glauben und ſprach während des Leidens: „Es iſt kein Gott außer dem, den ich jetzt erkenne. Ihn verehre ich, Ihn bet' ich an, und werd' ich tauſendmal zur Ehre ſeines Namens getötet, ſo bleib' ich ſein, wie ich jetzt ſchon bin. Keine Marter iſt imſtande, mir Chriſtus aus dem Herzen und von den Lippen zu reißen und es ſchmerzt mich tief, ſo ſpät zu ſeiner Anbetung gekommen, ſo lange von Irrtum befangen geweſen zu ſein und ſeinen heiligen Namen in heiligen Menſchen gehaßt zu haben.“ Plautianus erkannte, daß mit dieſem Manne nichts anzufangen ſei und befahl, ihn zu enthaupten. So feierte Geneſius in der Bluttaufe ſeine Wiedergeburt! — Jede Bekehrung zum wahren Glauben iſt ein Wunder der göttlichen Gnade. Tritt ſie aber ſo ganz unvorbereitet und ohne Zwiſchenſtufe in die volle Torheit und Frechheit des Lebens hinein, ſo muß der Menſch billig erſchaudern bei dem Gedanken, daß ſie auch ihm ſo nahe ſein mag wie dem Geneſius, und daß er ſie dennoch an ſich vorübergehen läßt, ohne ſich zu bekehren.

Der heilige Mauritius und ſeine Gefährten.

Der zweite der „göttlichen Kaiſer“, wie ſie ſich nennen ließen, Maximian Herculeus, begab ſich um dieſe Zeit nach Gallien, wo ein ungeheurer

Aufſtand gegen die Römerherrſchaft ausgebrochen war. Maximian war ein tüchtiger Soldat, aber ein Mann, der alle Laſter eines verderbten Römers und die volle Roheit eines Wilden hatte, dazu von der niedrigſten Herkunft war; Hirt war er geweſen. All die Gemeinheit, Brutalität und Barbarei, welche er aus ſeinen Panoniſchen Wäldern, die damals eine wahre Pflanzſchule von römiſchen Kaiſern waren, mitgebracht hatte, dämpfte der kaiſerliche Purpur nicht, verſtärkte ſie im Gegenteil durch das Bewußtſein der höchſten Macht. Dem brutalen Menſchen ſind idealiſche Menſchen immer zuwider, gerade ſo wie in einem und demſelben Individuum die Sinnlichkeit nicht ohne Fehde dem Geiſt ſein Recht läßt. Hat der brutale Menſch ein grauſames Naturell und iſt er der Herr derjenigen, die eine ideale Richtung haben, ſo wird es dieſen an Leiden nicht fehlen. Und ſo ging es auch den Chriſten unter Maximian, obzwar in den letzten vierzig Jahren des Jahrhunderts keine ausdrückliche Verfolgung wider ſie beſtand. Als Soldaten beſonders waren ſie nie und nirgends im römiſchen Heere ihres Lebens ſicher. Da Roms Glück, Macht und Herrſchaft kriegeriſcher Art war, und da es ſeinen Schwerpunkt im Heere hatte, ſo war dieſes vor allem darauf angewieſen und von den Kaiſern dazu angehalten, den Schutzgöttern des Reiches die gebührende Huldigung zu erweiſen; namentlich dem Jupiter und ſeinem Attribut, dem Adler, der jeder Legion vorangetragen wurde, als ob ſie mit ſeinen Flügeln ſich zur Beherrſchung der Welt aufſchwingen wolle. Dieſen Legionsadlern, wie auch den Bildniſſen der Kaiſer, ſeit Commodus, hatten die

Soldaten göttliche Ehren zu erweiſen. Darum gehörte eine beſondere Nachſicht des Feldherrn dazu, wenn er chriſtliche Soldaten nicht zu dieſen Zeremonien anhielt. Vielleicht auch wurden ihrer mit der Zeit ſo viele, daß man ſie in ruhigen Tagen, oder wenn ſie milde Heerführer hatten, ihre eigenen Wege gehen ließ. Manche Chriſten hielten es aber für ganz unverträglich mit ihrem Gewiſſen, in ein Heer einzutreten, bei dem ein ſolcher Götzendienſt üblich war. So wurde der einundzwanzigjährige Jüngling Maximilian zu Thebeſte in Numidien im Jahre 295 zum Martyrer. Wegen ſeiner Größe und Schönheit hätte er einen tüchtigen Soldaten abgegeben und der Prokonſul verlangte ihn durchaus und ſagte, als er ſich entſchieden weigerte: „Werde Soldat, ſonſt biſt du des Todes.“ Aber Maximilian entgegnete: „Haue zu! ich diene meinem Gott, nicht der Welt.“ — „Wer hat dir das eingeredet?“ fragte Dion, der Prokonſul. „Mein Gewiſſen und Der, welcher mich berufen hat.“ Der Prokonſul forderte den Vater des Jünglings auf, denſelben umzuſtimmen; erhielt aber die Antwort: „Mein Sohn weiß, was ihm zuträglich iſt.“ Da ſagte Dion: „Wirſt du nicht Soldat, ſo ſchicke ich dich gleich zu deinem Chriſtus.“ — „Das wünſche ich, das iſt mein Ruhm!“ rief Maximilian. „Dein Ruhm, ſo elend zugrunde zu gehen?“ fragte Dion erſtaunt. „Nicht zugrunde gehe ich. Mein Name iſt eingeſchrieben bei meinem Herrn und mein Soldatendienſt gehört ihm.“ — „Aber im Gefolge unſerer Kaiſer ſind die tapferſten und beſten Chriſten und tuen Kriegsdienſt.“ — „Sie werden wiſſen, was für ſie und ich weiß, was für mich gut iſt.“ Dion verurteilte ihn zum Schwert und Maximilian ſagte: „Gott ſei Dank!“ Mit ſolcher Freude ſtarb der junge Held und mit derſelben Freude ſah ſein Vater ihn zum Tode gehen. Zu Tanger in Mauritanien ward ein Centurion in der Trajaniſchen Legion, Namens Marcellus, zum Martyrer, weil er dem Bildnis des Kaiſers nicht opfern wollte; ſo zu Cäſarea in Paläſtina Marinus, der einen militäriſchen Ehrenvorrang einnahm und durch vornehme Abkunft und großes Vermögen ſehr angeſehen war. Den Heiden gegenüber war kein Chriſt ſeines Lebens ſicher, mochte der Kirche Friede zugeſichert ſein oder nicht.

Im Kanton Wallis, durch den die reißende Rhone wie eine ſchillernde grüne Schlange ſchießt, um ſich in den lieblichen Genfer See zu ſtürzen, liegt am Fuße des Hochgebirges der Alpen ein Städtchen, das St. Maurice heißt und früher Agaunum hieß. Damals hatte eine römiſche Legion ihr Feldlager dort aufgeſchlagen. Sie kam aus weiter Ferne, aus der Thebais in Oberegypten, um dem Maximian bei der Unterdrückung des Aufruhrs in Gallien zu dienen. Man nannte ſie die Thebaiſche Legion. Nach einem langen beſchwerlichen Marſch hatte ſie endlich die Alpen im Rücken und raſtete in dem ſchönen wilden Tal der Rhone. Sie beſtand aus tüchtigen Soldaten von erprobter Tapferkeit, die für den Kaiſer als mutige Helden, für Chriſtus als fromme Gläubige kämpften; ſie waren Chriſten. Maximian befand ſich in der Nähe an einem Ort, der jetzt Martinach heißt. Er ordnete ein großes allgemeines Götzenopfer an, um ſeinem Unternehmen einen günſtigen Erfolg zu ſichern, und zugleich forderte er von den Truppen neue Eide, durch welche ſie ſich zur Bekämpfung des Chriſtentums verpflichten ſollten. Als die Thebaiſche Legion dieſen Befehl empfing, vergaß ſie nicht das Gebot des Evangeliums, „Gott zu geben, was Gottes iſt,“ und verweigerte ſowohl den Eid, als die Teilnahme am Opferfeſt. Maximian ward durch die Nachricht, daß die Thebaiſche Legion in den Schluchten von Agaunum ſtehe und den Gehorſam gegen ſeine kaiſerlichen Befehle verweigere, in heftigen Zorn verſetzt und ließ den Befehl ergehen, jeder zehnte Mann in der Legion ſolle mit dem Schwert hingerichtet und dann von den übrigen Eid und Opfer angenommen werden; denn er zweifelte nicht, daß die Furcht ſie willfährig machen werde. Aber er irrte ſich. Das Los ſchied jeden zehnten Mann aus und er ward enthauptet; allein die Legion war nach der Dezimation gerade ſo unbeugſam als vorher. Maximian ergrimmte mehr und mehr und befahl, daß ſie zum zweitenmal dezimiert werde. Es geſchah; doch die Streiter Chriſti wankten nicht. Die größte Ermunterung zu ſolchem Glauben gab ihr Mauritius, ihr Befehlshaber, mit ſeinen zwei Offizieren Canditus und Exuperus. Dieſe Männer entflammten die Liebe für das göttliche Geſetz und das Verlangen nach dem Bekenntnis Jeſu bis zum Tode in ihren gottbegeiſterten Scharen, und während Maximian vor Zorn glühte, erglühten ſie in hoher Glaubensfreudigkeit und erließen an den Kaiſer eine fromme, freimütige Botſchaft, in welcher es hieß: „Wir ſind deine Soldaten, ſo Kaiſer, aber auch Knechte Gottes. Dir ſchulden wir den Dienſt im Kriege; Ihm den Dienſt der Tugend. Du gibſt uns den Sold; Er einen ewigen

Lohn. Wir können dir nicht gehorchen, indem wir Ihn verleugnen. Nur das verlange nicht und wir ſind dir gehorſam wie zuvor. Gegen den Feind bieten wir dir unſere Hände an, halten es aber für Sünde, ſie mit unſchuldigem Blut zu beflecken und Gerechte und Friedliche zu morden. Wir haben zuerſt auf die göttlichen Gebote geſchworen, dann auf die kaiſerlichen. Hielten wir unſerem Gott nicht den Schwur unſerer Treue, ſo müßteſt du immer befürchten, daß wir ihn auch dir brechen würden. Wir haben eben die Gefährten unſerer Mühen grauſam hinrichten ſehen und ſind mit demſelben Schickſal bedroht; aber die äußerſte Lebensgefahr, die ſo leicht zu verzweiflungsvollen Entſchlüſſen treibt, hat uns nicht zum Aufruhr gebracht, nicht unſere Waffen wider dich, erlauchter Kaiſer, gewendet. Denn wir preiſen unſere Kameraden ſelig, daß die Treue gegen Gott ihnen den Tod brachte und wir ſind entſchloſſen, wie ſie, lieber unſchuldig zu ſterben, als ſchuldbeladen zu leben. Darum verhänge über uns Schwert, Feuer, Foltern, wir unterwerfen uns jedem Leiden; nur Chriſtus verleugnen und Chriſten verfolgen, das können wir nicht."

Maximians Antwort beſtand darin, daß er andere Truppen anrücken, die Thebaiſche Legion umzingeln und bis auf den letzten Mann niederhauen ließ, vier Kohorten ausgenommen, die ſchon früher nach dem Rhein abgeſchickt waren. Ohne Widerſtand und ohne Sträuben, aus Liebe zum ewigen Leben litten die Streiter Chriſti den Tod. Es kam keinem in den Sinn, die Gerechtigkeit ſeiner Sache mit dem Schwerte zu verteidigen. Jeder entblößte das Haupt und bot den Nacken

„gethan, das thue jetzt du für andere und vergelte mir die „Rettung deiner Seele mit einer andern Seele. Gib dich „hin und opfere dich für ſie, d. h. für mich.“ Dieſe Sprache des Erlöſers verſteht jeder Erlöſte. Den Meiſten iſt es gegeben, ſie im kleinen beſchränkten Kreiſe der Familie, der Freunde, der Kinder, der Ihrigen im engeren Sinn anzuwenden. Für Einzelne aber dehnt ſich dieſer Kreis über die Grenze der irdiſchen Verhältniſſe aus und zur Bezahlung ihrer Schuld führt Gott ſie auf einem andern Wege. Denn eine Seele zu retten ſind wir Alle und iſt Jeder von uns ihm ſchuldig dafür, daß er die unſrige gerettet hat. Ja, Herr! Seele um Seele.

Wie ſchön iſt die Welt da, wo das Giſt der uralten Schlange ſie nicht berührt — oder wo das Waſſer der Gnade den Makel abgewaſchen hat. Wenn der Morgen kommt und mit ſeinem feurigen Roſenlicht die Erde ſo mächtig überſtrömt, daß die Wälder erſchauern und die Wellen aufrauſchen und ein freudiges Beben durch die ganze Natur geht; — und wenn die Nacht kommt in ihrem violetten ſternengeſtickten Schleier und die ſtralende Schönheit des Tages mit ihrer melancholiſchen Schönheit ſo lautlos verhüllt, daß ſich die Natur wie mit träumeriſchem Heimweh in ihren Mantel ſchmiegt: wie ſchön iſt das! Und wenn der Menſch mit Denen, die ihm Gott gegeben, in frommer Liebe ſeine Werke thut und im Wechſel froher und trüber Stunden treu im Dienſt ſeines Schöpfers beharrt — oder wenn er in dar. Sie hatten ihre Waffen freiwillig auf einen Platz zuſammengeworfen, und wie Der, welchen ſie bekannten, ſich ohne Widerrede zur Schlachtbank führen ließ und wie ein Lamm ſeinen Mund nicht öffnete, ſo ließen auch ſie, als eine Herde von Lämmern des Herrn, von den Wölfen ſich zerreißen, die blutgierig über ſie herfielen. So kam dieſe Kriegerſchar von Heiligen um; ſo erwarb ſich die Thebaiſche Legion ihren zweiten Namen „die glückſelige Legion“ (Legio felix) und preiſt jetzt mit den Legionen der Engel Gott, den Herrn der Heerſcharen, der ihr zum glückſeligſten Siege verhalf.

Ihre Gebeine wurden geſammelt und beſtattet; der Ort Agaunum blieb ſeitdem gefeiert und berühmt im Andenken der Chriſten. Als das Chriſtentum ſpäter frei aufatmen und ſein inneres Leben entwickeln durfte, ward dort zu Ehren des heiligen Mauritius und ſeiner Gefährten ein Kloſter gebaut, um welches ſich, wie an ſo vielen anderen Orten, ein Städtchen lagerte, das ſeinen Urſprung, Schirm und Mittelpunkt dieſem gottgeweihten Hauſe verdankte. Dies Kloſter beſtand ſchon im ſechſten Jahrhundert, als König Sigismund von Burgund es mit liegenden Gründen reich beſchenkte. Es genoß eines ſo hohen Anſehens, daß es als ein Muſter für alle ſpäter errichteten Klöſter galt, beſonders bei Einführung des beſtändigen Pſalmengeſanges, den man Laus perennis, „das ewige Lob“ nannte und der zum herrſchenden Gebrauch in allen Kloſterkirchen wurde.

Der Heilige Sebaſtian.

Das wundervolle Leben dieſes jungen chriſtlichen Helden war im reichſten Maß mit allen Gnaden ausgeſtattet und ſo ſtrahlend, daß ein Tod gleichſam nicht imſtande war, es auszulöſchen; Sebaſtian mußte zweimal ſterben. Zu Narbonne im ſüdlichen Frankreich kam er auf die Welt, aber in Mailand wurde er erzogen, denn dort war ſeine Familie zu Hauſe. Er hatte einen feurigen hochfliegenden Geiſt, und da es nichts Höheres gibt, als den Himmel — und da kein Kampf ſo feurig iſt, als der um den Himmel, ſo wuchs er nicht bloß im Chriſtentum auf, ſondern wurde aus voller Seele Chriſt. Später mußte er einen Beruf erwählen; der Soldatenſtand zog ihn ſehr an, aber das Gefährliche und Verlockende desſelben gab ihm Bedenken. So ſchwankte er eine Zeitlang. Endlich ſiegte aber doch das Heroiſche in ſeinem Gemüt. Überall mußte er ja den Teufel und ſeine Schlingen durch Gottes Gnade überwinden! ſo beſchloß er denn, es auch auf dem gefährlichſten Poſten mit dem Erzfeind aufzunehmen und trat in das kaiſerliche Heer. Vorgeſetzte, Untergebene und Kameraden ehrten und liebten ihn. Die Kaiſer ſchenkten ihm Vertrauen und Gunſt, Diocletian machte ihn zum Tribun (Hauptmann) der erſten Abteilung der Prätorianer (kaiſerliche Garden) und wollte, ſo lange er in Rom war, den Heiligen immer um ſich haben. Maximian auch; aber während Sebaſtian alle Tugenden eines tapferen und treuen Soldaten übte, vernachläſſigte er nicht die Tugenden eines Chriſten, und ſeine Stellung gab ihm Gelegenheit, ſeinen Glaubensbrüdern manchen Dienſt zu erweiſen. Über ſeinen Glauben ſuchte er das tiefſte Geheimnis zu bewahren; nicht weil er gefürchtet hätte, Vermögen, Anſehen und Leben zu verlieren, ſondern weil er den Chriſten höchſt nützlich war. Zwei Söhne aus einer vornehmen, aber heidniſchen Senatorenfamilie, die Brüder Marcus und Marcellianus, waren wegen ihres Glaubens eingekerkert und, da ſie ihn nicht verleugnen wollten, bereits zum Tode verurteilt. Ihr Vater Tarquillinus erflehte aber von Chromatius, dem Präfekten der Stadt Rom, einen dreißigtägigen Aufſchub und ſuchte während dieſer Zeit, von allen übrigen Mitgliedern der Familie unterſtützt, den Entſchluß ſeiner Söhne wankend zu machen. Sie wurden dem Gerichtsſchreiber Nicoſtratus in Gewahrſam gegeben und mit ſechzehn anderen, jedoch nur heidniſchen Gefangenen, in deſſen Haus gebracht und bewacht. Tarquillinus, ein Greis, von Gicht gelähmt, der ohne Hilfe nicht gehen konnte; Martia, die Mutter der zwei jungen Männer! deren Gattinnen und kleine Kinder; zahlreiche Verwandte und Freunde: alle kamen täglich und beſtürmten die beiden Bekenner ſo heftig, ſo eindringlich, daß deren Herzen von ſo vielen Tränen weich wurden. Sebaſtian hörte mit großem Schmerz, es habe den Anſchein, als ob ſie die himmliſche Palme für zeitliche Dinge wegwerfen wollten. Er eilte zu ihnen und fand ſie umringt von Liebkoſungen, Schmeichelreden, Bitten, Zärtlichkeit; fand ihre Gemüter erſchüttert und richtete nun eine ſo feurige Ermahnung an ſie, ſtellte die himmliſchen Dinge ſo hoch über die irdiſchen und die Ewigkeit ſo erhaben der Vergänglichkeit gegenüber, daß die trauernde Familie verſtummte. Sebaſtian ermunterte Marcus und Marcellian, ſich doch nicht von Tränen beſiegen zu laſſen, nachdem ſie der Folter widerſtanden hätten, und nicht den Fuß von der Schwelle des Paradieſes zurückzuziehen, um wieder auf der elenden Erde zu wandeln. „Die Tränen eurer Verwandten und Freunde kann die Gnade Gottes abtrocknen und reichlich vergelten,“ ſagte er, „und wer das tut, was der Schöpfer will, dem iſt das Geſchöpf unverloren.“ Er ſtellte ihnen die ſüße Gnade und die Allmacht Gottes vor Augen, welche ſie berufen und auserwählt habe, und die Schmach und Strafe des Abfalls, und das Entſetzen des Gerichtes, und die ewigen Peinen der Hölle, aber auch die namenloſe Seligkeit des Himmels. Ein übernatürliches Licht umſtrahlte den heiligen Krieger, während ihm die liebeflammenden Worte von den Lippen ſtrömten, und allen erſchien er wie ein ſeliger Geiſt. Marcus und Marcellian dachten nicht mehr an Abfall, und Zoë, die Frau des Nicoſtratus, fiel auf die Knie vor Sebaſtian. Seit ſechs Jahren war ſie infolge einer Krankheit ſtumm geworden; kein Arzt hatte ihr helfen können; ſie dachte, dieſer gottbegeiſterte Mann müſſe es vermögen, und mit flehenden Gebärden drückte ſie dieſen Wunſch und dieſe Hoffnung aus. Sebaſtian ſagte mitleidig: „Wenn das wahr iſt, was ich von unſerem heiligen Glauben geſagt habe, ſo wolle dich unſer Herr Jeſus Chriſtus, deſſen unwürdigſter Knecht ich bin, aus großer Barmherzigkeit heilen,“ machte das heilige Kreuzzeichen über ihren Mund und Zoë hub an mit lauter Stimme Gott zu loben und zu ſagen, daß ſie alles glaube, was Sebaſtian geſagt habe. Ihr Mann Nicoſtratus bekannte ſich gleichfalls zum Glauben, nahm den beiden Brüdern ihre Feſſeln ab, beſchwor ſie zu fliehen und verſicherte, er wolle dem Präfekten gegenüber alles vertreten. Tranquillinus und Martia waren ſo ergriffen von dieſen Vorgängen, daß auch ſie der Gnade nicht widerſtehen konnten, und Sebaſtian, der mit Betrübnis gekommen war, um zwei wankende Seelen zu befeſtigen, hatte die Freude, daß achtundſechzig Perſonen den Unterricht der Katechumenen und die heilige Taufe verlangten. Er übergab ſie dem frommen Prieſter Polykarp, der das heilige Werk zu Ende führte, bei dem es Gott gefiel, abermals zu zeigen, daß ſein Arm nicht verkürzt, ſeine Allmacht nicht verringert ſei; denn ſowohl Tranquillinus, als auch zwei kranke Söhne des Gefangenwärters Claudius fanden im Sakrament der Taufe außer der Wiedergeburt der Seele auch noch die leibliche Geſundheit.

Die Friſt von dreißig Tagen, welche der Präfekt Chromatius dem Tranquillinus für ſeine Söhne gewährt hatte, war abgelaufen. Er ließ den Greis rufen und fragte ihn, wie die Sachen ſtänden? verwunderte ſich auch nicht wenig, zu vernehmen, daß nicht die Söhne zur Anſicht des Vaters, wohl aber dieſer zum Glauben der Söhne ſich gewendet habe. Er ſchalt ihn einen Toren, konnte jedoch ſein Erſtaunen über deſſen plötzliche Geneſung von der Gicht nicht verbergen und wollte wiſſen, welche Arznei man dazu angewendet habe. Tranquillinus antwortete, das ſei keine andere als der Glaube an den Herrn Jeſus Chriſtus, der Blinde ſehend, Lahme gehend, Kranke geſund, Tote lebendig gemacht habe und mache. Da Chromatius auch ſehr an Gichtſchmerzen litt, bat er den Tranquillinus, jenen Mann ihm zuzuſenden, der einen ſolchen Glauben lehre; und der Prieſter Polykarp ſtellte ſich bei dem Präfekten ein. Als dieſer ihm ſein halbes Vermögen verſprach, wenn er dadurch von ſeinem Leiden befreit werden könne, entgegnete der Diener Gottes lächelnd, es handele ſich um den Glauben und nicht um Geld und Gut; Chriſtus werde ihn darüber erleuchten. Aber Chromatius ſchwankte noch. Da rief Polykarp die heilige Beredſamkeit und Einſicht des Sebaſtian zu Hilfe und dieſer ſagte dem Präfekten, er dürfe nicht den Glauben annehmen, um geſund zu werden; glaube er wirklich, ſo müſſe er es durch die Tat beweiſen und geſtatten, daß ſie ſeine ſämtlichen Götzenbilder zerbrächen. Das waren über hundert der ſchönſten Bildſäulen von Marmor und Alabaſter, zum Teil große Kunſtwerke, die Chromatius mit beträchtlichen Koſten geſammelt und an denen er viel Freude hatte. Sebaſtian begehrte kein geringes Opfer von ihm; aber die Gnade trug den Sieg davon: die Bildſäulen wurden zerbrochen und Chromatius ſamt ſeinem Sohn Katechumenen. Als er ſpäter die Taufe empfing, bekehrten ſich über tauſend Perſonen ſeiner Verwandtſchaft und ſeines großen glänzenden Hauſes. Allen ſeinen Sklaven ſchenkte er die äußere Freiheit, da ſie innerlich frei in Chriſto geworden waren; ſeine Stelle als Präfekt legte er nieder, zog ſich auf ſeine Landgüter in Campanien zurück und fand die Geſundheit, nach welcher er ſo ſehr verlangt hatte, zugleich körperlich und geiſtig wieder.

Für die Rettung all dieſer Seelen war Sebaſtian das gottbegnadete Werkzeug geweſen, und weil Gott ihn brauchen wollte, blieb es wie durch ein Wunder dem Kaiſer verborgen, daß der Tribun der Prätorianiſchen Leibwache, der ſo hoch in ſeiner Gunſt und in den er ſo großes Vertrauen ſetzte, ein Chriſt ſei. Übrigens war das Chriſtentum bereits in das Innerſte der kaiſerlichen Paläſte gedrungen. Ein Schreiben des Biſchofs Theonas von Alexandrien an den Lucianus, der bei Diocletian die Stelle eines Oberkämmerers einnahm, bezeugt es. Lucian genoß im höchſten Grade Gunſt und Vertrauen ſeines Kaiſers, ohne zu verbergen, daß er ein Chriſt ſei und daß er viele andere von der Wahrheit des chriſtlichen Glaubens überzeugt habe. Mehrere derſelben bekleideten Stellen, welche ſie in die nächſte Umgebung des Kaiſers brachten, ſein Schatzmeiſter z. B. war ein Chriſt; andere nahmen Vertrauenspoſten ein, hatten die Kronjuwelen in Verwahrung und die innere Verwaltung des Palaſtes zu beſorgen. Allen dieſen Männern empfiehlt der Biſchof Theonas in dem Brief an Lucianus, aus Furcht Gottes und aus ſchuldiger Treue gegen den Kaiſer, ihre Ämter aufs pünktlichſte und eifrigſte zu verwalten, damit der Name Jeſu in großen wie in kleinen Dingen verherrlicht werde. Da es eine Ehre für die Kirche ſei, daß ein heidniſcher Fürſt ihren Mitgliedern ein ſolches Vertrauen ſchenke, ſo müßten ſie dieſen Vorzug recht zu ſchätzen und ihrem Glauben gerechte Würdigung zu verſchaffen ſuchen. Er ermahnt alle, beſonders aber die, welche um die Perſon des Kaiſers ſind, ſich durch Bereitwilligkeit und Freundlichkeit ihm angenehm zu machen und ſeine Befehle, wenn ſie nicht gegen Gottes Gebote laufen, ſo zu erfüllen, als kämen ſie unmittelbar von Gott. Sie ſollen von munterer Laune ſein, aber ſtets innerhalb der Schranken chriſtlicher Sitte und Zurückhaltung, beſonders in Gegenwart der Kaiſerin und ihrer Damen. Sie ſollen dem Geiz und der Beſtechlichkeit vollkommen unzugänglich ſein und ſich Doppelzüngigkeit und zweideutige Reden nie zuſchulden kommen laſſen. „Gebt keinem irgendwie Grund zu gerechter Klage über euch; tut keinem weh. Kränkt man euch, ſo blickt auf Jeſus und verzeiht anderen, weil ihr von ihm Verzeihung hofft; das iſt das beſte Mittel, um den Neid zu beſiegen.“ Er fordert ſie ferner auf, in brüderlicher Liebe und Eintracht am Hofe zu leben. ohne Zwietracht und Eiferſucht, und von allen ihren Dienſtboten ein ebenſo ſittliches und friedliches Leben zu verlangen; wo nicht, ſie zu entlaſſen. Kein Tag dürfe vorübergehen, ohne daß ſie die heiligen Schriften läſen und meditierten. „Denn nichts iſt eine ſo heilſame Nahrung für die Seele und nichts gibt ihr ſo viel Kraft. Die Frucht, welche ihr daraus zu ziehen habt, iſt die: eures Amtes mit Geduld, Gerechtigkeit und Frömmigkeit in der wahren Liebe Jeſu Chriſti zu warten und alle zeitlichen Dinge zu verachten wegen der Hoffnung auf die ewigen und übernatürlichen Güter, die uns verheißen ſind.“

Trotz Gunſt, Huld und Vertrauen von ſeiten der Kaiſer, und Treue, Hingebung und Anhänglichkeit von ſeiten der Chriſten war es aber doch ſtets ſo, als ob Tiger Lämmer um ſich duldeten, die ſie im nächſten Augenblick zerfleiſchten. Von Lucianus geſchieht keine Meldung; allein viele der

Hausoffizianten Diocletians kamen bei der ſpäteren allgemeinen Verfolgung in den gräßlichſten Martern um. Und ſo ging es auch mit Sebaſtian. Sein Feuereifer machte es ihm möglich, ſich in Zeiten der Gefahr gleichſam zu vervielfältigen und ſeinen Glaubensbrüdern die weſentlichſten Dienſte zu leiſten, indem er dem einen behilflich war zu ſicherer Flucht, den anderen zu ſicherer Verborgenheit innerhalb Roms ſelbſt, und den Martyrern endlich zu treuer Beharrlichkeit im Leiden. Viele der Neophiten erlangten die Palme. Zuerſt Zoë. Man fand ſie im Gebet am Grabe des heiligen Apoſtel Petrus, und man erhängte ſie mit dem Kopf abwärts über einem gelinden Feuer. Dann beſchwerte man ihre Leiche mit Steinen und warf ſie in die Tiber, „damit die Chriſten nicht eine Göttin aus ihr machten.“ Ihr Mann Nicoſtratus, Claudius der Gefangenwärter und drei andere wurden dreimal gefoltert, dann ertränkt; Chromatius und ſein Sohn wurden enthauptet; Tranquillinus geſteinigt; Marcus und Marcellianus an Pfähle genagelt und mit Lanzen durchbohrt; Caſtulus, ein kaiſerlicher Hausbeamter, der im Kaiſerpalaſt ſelbſt dem Papſt Cajus eine Zufluchtſtätte geboten hatte, wurde erſt gefoltert, dann lebendig begraben. Wie ein tapferer Feldherr, der zuerſt ſein Heer in die Schlacht führen und es zum Siege anſpornen muß, und, wenn es der Übermacht erlegen iſt, ſelbſt das Schlachtfeld bis zum letzten Atemzug verteidigt: ſo machte es auch Sebaſtian, dem der Papſt den ehrenvollen Beinamen „Beſchirmer der Kirche“ gegeben hatte. Nachdem ſo viel Blut vergoſſen war, ſehnte auch er ſich endlich, das ſeine im freudigen

Bekenntnis des chriſtlichen Glaubens hinzugeben. Diocletian ließ ihn vorführen und befragte ihn ſelbſt. Sebaſtian antwortete, er habe von jeher eingeſehen, daß es Torheit ſei, Klötze von Marmor und Bronze anzubeten, und ſich deshalb dem wahren Gott und ſeinem eingeborenen Sohn Jeſus Chriſtus im Glauben zugewendet; aber nie unterlaſſen, für das Heil ſeiner Kaiſer und des Staates zu flehen; auch nie etwas getan, wodurch die Treue und Ehrerbietung, die er ſeinen Kaiſern ſchuldig ſei, auf irgend eine Weiſe verletzt worden wäre. So richtig das auch war, machte Diocletian ihm dennoch wütende Vorwürfe wegen Verrat und Undank, und übergab dann ſeinen treuen und edlen Tribun den Händen der mauritaniſchen Bogenſchützen mit dem Befehl, ihn zu erſchießen. Sie führten ihn in den Hof ihrer Kaſerne, die neben dem Kaiſerpalaſt auf dem Palatiniſchen Berge lag; da entkleideten ſie ihn, banden ihn an einen Baum und ſchoſſen mit ihren Pfeilen ſo lange nach ihm, bis er von dem Blutverluſt erſchöpft in eine totenähnliche Ohnmacht ſank. Die Mauritanier hielten ihn wirklich für tot und ließen ihn ſchwimmend in ſeinem Blute unter dem kalten Winterhimmel als eine Leiche liegen. Aber für dieſe Heldenſeele war ein Tod nicht genug, obwohl es ein ſo trauriger, einſamer, verlaſſener Tod war, wie ſelten ein Martyrer ihn gelitten. Gewöhnlich waren mehrere beiſammen und ihre Glaubensbrüder und Freunde fanden ſich ein, um ihnen den Troſt ihrer Liebe und Teilnahme zu beweiſen. Gebete ſtiegen für ſie empor, Zuſpruch und Zuruf ermutigte ſie, wohlwollende Augen folgten ihnen in jeder Bewegung nach; ja ſogar in der Öffentſeinen ſchwerſten Kämpfen mit wunder Hand und wundem Herzen großmüthig auf der Seite Gottes und wider ſich ſelbſt ſtreitet, als tapferer Kämpe, der ſein irdiſches Erbtheil verläßt, um im vollſten Maß das himmliſche zu gewinnen: wie ſchön iſt das! Und wenn eine Seele, ergriffen von heiliger Berauſchung im Bewundern der göttlichen Schönheit und ihrer wundervollen Harmonie, Etwas ihr nachzubilden ſtrebt, worin ſich dieſer Abglanz eines höheren Seins ſpiegelt; wenn ein Stral des ewigen Lichtes, gleichſam gefangen von einer Kunſtform, andere Seelen an die idealiſche Seite des Lebens erinnert — wie ſchön iſt das. Und wenn ein großes Opfer lächelnd und mit tiefem Schweigen gebracht wird, eine hohe Tugend in unſcheinbarer Dunkelheit verſchwindet, eine fromme Verſöhnung entfremdete Gemüther mit dem Kuß des Friedens vereinigt, eine große Reue ein Herz verzehrt und erneuert, eine große Bekehrung den ungläubigen Feind Gottes in ſeinen demüthigſten Sohn verwandelt, eine mächtige Heiligkeit des Himmels Gnade an ſich reißt: wie ſchön iſt das. O ja, ſchön iſt die Welt — und nie liegt ſie ſchöner als vor einem erlöſten Auge da, weil nur dieſes ſie in ihrem innerſten und ewigen Zuſammenhang mit Gott erblickt und mit Wonne auf den Bildern und Erſcheinungen ruht, die ſeine Herrlichkeit am vollkommenſten verkünden und preiſen.

Aber! — neben dieſen Lichtpunkten, welche ſchauerliche Nachtbilder! Mögen ſie verhüllt bleiben in ewige lichkeit ihres Leidens, in dem lauten Haß und Zorn ihrer Feinde war etwas Erhebendes, das der menſchlichen Schwäche nicht geſtattete, ſich der Schwachheit hinzugeben. Aber Sebaſtians Martertum wurde verſchärft durch eine vollkommene Verlaſſenheit, und er litt, gebadet in ſeinem Blute, die äußerſte Deſolation, gerade wie der göttliche Heiland am Ölberg gelitten hatte. Und dennoch öffnete ſich die Pforte des Paradieſes nicht für ihn! In der Nacht kam Irene, die Witwe des Caſtulus, um Sebaſtians Leiche heimlich zu erkaufen und zu beerdigen. Sie glaubte noch eine Spur von Leben in ihm zu bemerken und brachte ihn deshalb nicht in die Katakomben, ſondern in ihre Wohnung, wo er auch wirklich wieder aus der Ohnmacht erwachte und durch die treue Pflege der frommen Irene, im Kaiſerpalaſt ſelbſt, ſeine frühere Kraft und Geſundheit bald erlangte. Alle Chriſten beſchworen ihn, ſich aus Rom zu entfernen und nicht ſein Leben abermals in Gefahr zu ſetzen, das Gott ſo wunderbar ihm erhalten hatte. Doch er, nach ſo viel Taten und Kämpfen und Drangſalen, er ſehnte ſich mit dem heiligen Apoſtel Paulus, „aufgelöſt und bei Chriſtus zu ſein". Ihn beſtimmte nichts Irdiſches mehr und er überließ ſich ganz der göttlichen Führung. Das Gebet brachte ihm den Entſchluß, einmal dem Kaiſer öffentlich die Torheit und Grauſamkeit der Verfolgung ſeiner treueſten und beſten Bürger vorzuſtellen. Deshalb ſtellte er ſich auf eine große, freie Treppe, über welche Diocletian gehen mußte und um welche immer ein Volkszulauf von Bittſtellern und Neugierigen ſtattfand. Der Kaiſer war äußerſt erſtaunt und erzürnt, ſeinen Tribun lebendig und geſund vor ſich zu ſehen, da er doch den Befehl zu deſſen Hinrichtung gegeben hatte. Sebaſtian ſagte ihm darauf, Gott, deſſen Wille Allmacht, deſſen Natur Güte, deſſen Werk Erbarmung ſei, habe ihm das Leben erhalten, damit er vor allem Volk Zeugnis ablege, welch eine Ungerechtigkeit die unmenſchliche Behandlung der Chriſten ſei, und welche Lüge, daß man ſie, die treueſten Untertanen, als Feinde des Staates und der Kaiſer verſchreie. Sogleich befahl nun Diocletian, daß Sebaſtian ergriffen und in einem Hof des Palaſtes mit dicken Stöcken erſchlagen werde. Und ſo, wie man etwa einen Hund tot ſchlägt, endete Sebaſtian ſein heldenhaftes glorreiches Leben, menſchlich geſprochen, in der äußerſten Schmach. Der zweite Martertod hatte nur den Vorzug vor dem erſten, daß er wirklich den Tod brachte. Der Leichnam wurde in die Kloake geworfen, um zu verhindern, wie die Akten ſagen, daß die Chriſten keinen Martyrer aus ihm machten. Es lebte aber damals in Rom eine edle Matrone, Namens Lucina, welche ſich mit heiliger Selbſtaufopferung der Beerdigung der Martyrer widmete. Sie hatte ein Traumgeſicht und infolge deſſelben fand ſie den heiligen Leichnam und beerdigte ihn in der Katakombe, in welcher die beiden heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zuerſt beigeſetzt worden waren und über welcher ſich heutzutage die Baſilika von St. Sebaſtian an der Appiſchen Straße erhebt, der berühmteſte Eingang in die Katakomben.

Der heilige Theodotus.

Über die Provinz Galatien in Kleinaſien ward ein ſehr gewalttätiger, grauſamer Statthalter geſetzt, der dem Kaiſer Diocletian verſprach, jedes Mittel anzuwenden, um die Chriſten auszurotten. Er hieß Theotecnus. Schon das Gerücht von ſeiner Ankunft verbreitete ein ſolches Entſetzen, daß die Chriſten maſſenweiſe in die Wüſten und Gebirge flohen, denn es gingen die kaiſerlichen Edikte in ihrer ganzen Strenge vor ihm her: Kirchen und Altäre ſollten niedergeriſſen und der Erde gleich gemacht, die heiligen Schriften und Gerätſchaften verbrannt werden; Prieſter ſollte man zu den Götzenaltären ſchleppen und zum heidniſchen Opfer zwingen; alle Leute, die ſich der Teilnahme am Opfer weigern würden, ſollte man mit ihren Kindern einkerkern, ihr Vermögen für den Staat einziehen und ſie durch Gefangenſchaft und Mißhandlungen beugen, damit ſie, wenn ſie dem Statthalter vorgeführt würden, ſchon mit wankendem Sinn und gebrochenem Willen zur Unterſuchung kämen. Auf dieſe Edikte folgten Boten mit der Nachricht, daß der Statthalter überall mit unmenſchlicher Strenge dieſe Maßregeln in Ausübung bringe, und dieſe Kunde verſetzte die Heiden in einen ſo übermütigen Freudenrauſch, daß ſich eine heftige Volksbewegung gegen die Gläubigen erhob. Man drang rottenweiſe in ihre Häuſer, plünderte ſie aus, mißhandelte Weiber und Kinder, entführte Jungfrauen, ſchmähte die Religion, raubte Geld und Gut; und niemand durfte wagen, ſich auch nur im mindeſten zu beklagen oder zu widerſetzen, weil er ſonſt gleich des Aufruhrs wäre beſchuldigt worden, den wahrlich nicht er und ſeine Glaubensgenoſſen, — ſondern den man gegen ſie erhob. Die Kirche glich einem vom Sturm hin und her geſchleuderten Schiff, das ſich mühſam über den tobenden Wellen erhält. Die Bethäuſer waren verwüſtet oder auch zugemauert, die Altäre verlaſſen; kein Chriſt wagte öffentlich zu erſcheinen; die Angeſehenſten ſchmachteten im Kerker; Flüchtlinge irrten in den Klüften der Berge umher, friſteten ihr Leben mit wilden Kräutern, kamen um vor Hunger oder fielen ihren Verfolgern vor Elend und Ermattung in die Hände. Beſonders die Reichen, die im Wohlſtande auferzogen waren, litten Unſägliches, weil die Gewöhnung ihres Lebens ſie nicht auf ſolche Drangſalen vorbereitet hatte.

Zu Ancyra, der Hauptſtadt Galatiens und der Reſidenz des Statthalters, lebte ein Mann, Namens Theodotus, in ganz gewöhnlichen Verhältniſſen, denn er war ein Gaſtwirt und verheiratet, deſſen große innere Vollkommenheit in dieſen betrübten Zeiten wie ein Stern in der Finſternis aufſtrahlte. Von Jugend auf hatte er ſich gewöhnt an Abtötung der Sinnlichkeit und an Bezähmung der Leidenſchaften, und hatte geſucht, andere mit denſelben Waffen gegen dieſelben Gefahren auszurüſten. Sein unbedeutendes Geſchäft als Gaſtwirt wurde durch ihn zu einem heiligen Amt; denn da alle Arten von Menſchen bei ihm einkehrten, Gute und Böſe, Heiden und Juden, ſo wußte er durch gelegentlichen Unterricht oder hingeworfene Bemerkungen ſich Einfluß auf die Seelen zu verſchaffen, während er nur bemühet ſchien, jedermann aufs pünktlichſte zu bedienen. Manche, die in ihrem Gewiſſen beunruhigt, oder von böſen Gedanken geplagt oder an Sünden erkrankt waren, fanden bei Theodotus Ruhe und Troſt; und viele Ungläubige führte er durch wunderſam eindringliche Ermahnungen der Kirche zu. Aus dieſem geheiligten Wirtshauſe gingen nicht wenige hervor, die früher an Trunkenheit, Geiz, Unenthaltſamkeit ganz unheilbar zu leiden ſchienen, nun jedoch in Mäßigkeit, freiwilliger Armut und Entſagung ein muſterhaftes Leben führten; und nicht wenige, welche in den Tagen der Trübſal, bei Verfolgung, Marter und Tod ein herrliches Zeugnis für ihren Glauben ablegten. Bei dem allen hielt ſich Theodotus immer in den Schranken der äußerſten Demut und Unſcheinbarkeit, obwohl er mit der außerordentlichen Gnadengabe ausgeſtattet war, durch Händeauflegung und Gebet unheilbare Kranke geſund zu machen. Als die Drangſale ausbrachen, ging ſein einziges Streben dahin, ſeine Herberge zu einem Zufluchtsort für alle Verfolgten zu machen. Sein Gewerbe ermöglichte es, daß er dies ohne Aufſehen bewerkſtelligen konnte; es hatte ja immer den Anſchein, als ob er des Gewinnes wegen alles das tue, was er aus heiliger Liebe tat. Die flüchtig Umherirrenden ſuchte er ſelbſt auf, oder ließ ſie durch treue Boten einladen; den Hungernden diente er als Koch und Mundſchenk, den Kranken als Arzt, den Schwachen als Beſchützer, den Gottſeligen als Lehrer, den Gefangenen als Tröſter; mit größter Mühe und Koſtenaufwand drang er in die Kerker, kaufte die Überreſte der Martyrer und begrub ſie; mit größter Lebensgefahr bemächtigte er ſich dieſer heiligen Überreſte, wenn es nicht möglich war, die Wachen zu beſtechen. So leidend, dienend, ſich abmüdend wurde er, wie der Apoſtel Paulus ſagt, allen alles; denn er machte nicht nur ſein Haus zu einer ſichern Stätte des gemeinſchaftlichen Gebetes, ſondern ermöglichte es auch, daß überhaupt noch Gott, dem höchſten Herrn, zu Ancyra das reine, unbefleckte Opfer dargebracht werden konnte. Der Statthalter hatte nämlich auf allen Marktplätzen und an allen Toren der Stadt öffentlich Götzenprieſter aufgeſtellt, welche ſämtliche zum Verkauf gebrachten Nahrungsmittel, beſonders die alltäglichſten, Brot und Wein, durch gewiſſe Zeremonien den Götzen weihen mußten. Da half Theodotus mit ſeinen Vorräten aus, gab freudig her, was zum heiligen Opfer notwendig war, und machte auf dieſe Weiſe ſeine Schenke nicht bloß zu einem Hoſpiz für Flüchtige, Verfolgte und Bedürftige, ſondern zur Arche Noes, die in der Sündflut das Heil umſchloß, zur Kirche ſelbſt, in welcher die heiligen Myſterien gefeiert wurden.

Dieſem treuen Knecht ſchickte Gott Sorge und Trübſal; aber nicht die der alltäglichen Art, wie ſie den gewöhnlichen Menſchen heimſuchen durch irdiſche Prüfungen und Beraubungen, ſondern jene namenlos bitteren Schmerzen über die Beleidigungen Gottes, die ja immer Mangel an heiliger Liebe, Schwäche im heiligen Glauben ſind. Daß kein Gefangener wankend, kein Angeklagter verzagt, kein Gemarterter abtrünnig, kein Kind Gottes ein Kind der Verdammnis werde, das waren Theodots Sorgen und Trübſale! Und wie groß, wie häufig waren ſie, ſolchen Plagen und Quälereien gegenüber, die jede menſchliche Kraft erſchöpften und aufrieben! Deshalb gehörte es auch noch zu Theodots unzähligen Liebeswerken, die Verhafteten und Verurteilten mit kräftigem Zuſpruch zur Beharrlichkeit zu ermuntern und das kleinſte Fünkchen von Liebe zur Welt und zum

Leben in ihnen zu erſticken. Nun wurde Victor, ſein lieber langjähriger Freund, in Ketten geworfen und zwar weil er geſagt hatte, es müßten ſich die Griechen ſchämen, Götter anzubeten, die Frevel verübten, wie kein Menſch ohne Erröten ſie nennen, viel weniger ſie begehen dürfe. Victor war reich und angeſehen, deshalb ſuchten ihn die Heiden durch alle möglichen Schmeicheleien und lockende Verſprechungen zum Abfall zu bewegen. In der Nacht aber ſchlich Theodotus zu ihm in den Kerker, blieb bis zum Anbruch des nächſten Tages bei ihm und hörte nicht auf, mit den eindringlichſten Bitten und Vorſtellungen zur Beharrlichkeit ihn zu ermuntern. „O mein Victor!“ ſagte unter anderem der heilige Mann, „höre nicht auf die verderblichen, unheiligen Reden, mit denen die Unreinen dich zu umſtricken trachten; befolge nicht ihren Rat, uns zu verlaſſen und zu ihnen überzugehen. Könnteſt du die unlauteren Freuden der Welt — der Enthaltſamkeit, die Ungerechtigkeit — der gerechten Sache, die Gottſeligkeit, der Frömmigkeit vorziehen? O nein, mein Victor, nein! Mit welchen Zuſicherungen ſie dir auch ſchmeicheln mögen, widerſtehe ihnen. Hat es dem Judas genützt, die dreißig Silberlinge empfangen zu haben? Welchen Gewinn hatte er von ſeinem Gelde? — den Strick, an dem er ſich ſelbſt erhängte! Nein, hoffe nichts Gutes von den Böſen, denn ihre Verſprechungen führen zum ewigen Verderben, zum Tode der Seele.“ Durch ſolche und ähnliche Worte ermutigt, ging Victor am anderen Morgen freudig zum Verhör und zur Marter. Als die Folterqualen aber größer und immer größer wurden, ermattete er; und als er ſchon hätte die Hand nach der Siegeskrone ausſtrecken können, ließ er ſie ſinken und bat den Tyrannen um eine kurze Bedenkzeit. Die Liktoren hörten ſogleich mit der Folterung auf, weil eine ſolche Bitte der gewöhnliche Vorläufer des Abfalles war, und brachten den halbtoten Victor in den Kerker zurück. Da ſtarb er binnen kurzem und ließ ſein Andenken in einem zweifelhaften Licht zurück, weil er bei ſeinem Bekenntnis wankelmütig geweſen war.

Einige Meilen von Ancyra lag der Ort Malus, wo der heilige Martyrer Valens den Flammentod geſtorben und dann in den wilden Fluß Halys geworfen worden war. Kaum erhielt Thodotus dieſe Kunde, ſo machte er ſich auf, war ſo glücklich, nach Anweiſung von Augenzeugen die Gebeine zu entdecken und zu retten, und raſtete ein wenig in der lieblichen Gegend. Herrliche Bäume erhoben ſich am Ufer des Stromes, Tauſende von bunten duftenden Blumen blühten im Graſe, die Zikaden ſchwirrten, die Nachtigallen ſangen in den Büſchen und die Waldvögel ſtimmten lieblich ein. Da ſchickte Theodot zwei ſeiner Gefährten in den Ort, um den Prieſter zu erſuchen, ſich in dieſe reizende Wildnis hinauszubegeben und ihnen das einfache Mahl zu ſegnen, welches ſie einnehmen wollten; denn es gehörte zu ſeinen frommen Gebräuchen, keine Speiſe zu berühren, welche der Prieſter nicht geſegnet hatte. Die Abgeſandten fanden gleich den Prieſter, der Fronton hieß und der zu ihnen ſprach: „Wie wunderbar! ich ſah euch heute Nacht im Traumgeſicht und ihr überbrachtet mir einen großen Schatz. Was gibt es alſo?“ Die Abgeordneten antworteten: „Wir haben den Theodotus, den um den Glauben ſo verdienten Mann, bei uns, der wertvoller iſt, als jeder Schatz, und wir bitten dich in ſeinem Namen, dich zu ihm zu bemühen.“ Fronton ging gern mit ihnen, begrüßte liebevoll Theodotus und deſſen Gefährten und lud alle in ſein Haus; aber Theodotus dankte ihm und ſagte, Ancyra ſei jetzt ein großer Kampfplatz, auf welchem gar viel hilfsbedürftige Glaubensbrüder ſeiner harrten; darum müſſe er ſchnell heimkehren. Dann, nachdem ſie ein karges Mahl genommen, ſprach er zu Fronton: „Wie lieblich iſt dieſer Ort! welch eine ſchöne Stätte wäre hier zur Aufnahme heiliger Reliquien.“ — „Gewiß!“ antwortete der Prieſter, „und hätte ich Reliquien, ſo würde ich hier gern eine Kapelle für ſie bauen.“ — „Es iſt die Sache Gottes, uns Reliquien zu geben,“ ſprach Theodotus, „und die unſere, treu in unſerer Pflicht zu ſein. Darum beſchwöre ich dich, mein Vater, zaudere nicht mit dem Werk, eine heilige Stätte hier zu bereiten und zu ſorgen, daß der Bau ſo bald wie möglich begonnen werde, denn die Reliquien werden bald kommen.“ Dann zog er einen Ring vom Finger, gab ihn dem Prieſter und ſprach: „Der Herr ſei Zeuge zwiſchen dir und mir, daß du in nächſter Zeit Reliquien erhalten wirſt.“ Wie ſo viele Martyrer mochte auch er die Offenbarung empfangen haben, daß die Stunde ſeines Leidens nicht fern ſei. Nach dieſen Worten brach er auf und kehrte zurück nach dem verſtörten Ancyra.

Der Statthalter hatte ſich eben eine neue Bosheit ausgedacht, und zwar gegen die wehr- und harmloſeſten Weſen. Es lebte zu Ancyra eine ehrwürdige Jungfrau mit Namen Thecuſa, welche von früh auf in Gottſeligkeit und jeder Tugend ſich geübt und, gemäß den evangeliſchen Räten, in freiwilliger Armut und Jungfräulichkeit gelebt hatte. Sechs andere Jungfrauen, Alexandra, Thaïne, Claudia, Euphraſia, Matrona und Julitta, hatten ſich ihr zugeſtellt und alle in großer Eintracht und Zurückgezogenheit ihre Tage verbracht. Nun waren ſie hochbejahrt, Thecuſa ſchon über ſiebenzig Jahre, und ſtanden in großer Achtung, nicht allein bei den Gläubigen, ſondern auch bei den Heiden. Dieſe frommen Seelen wollte der Statthalter zum Abfall zwingen, und ihre Folterqualen ſollten darin beſtehen, daß ausgelaſſene rohe Jünglinge ihnen ſchmachvolle Mißhandlungen zufügten. Eine wilde Rotte ſtürmte zu ihnen hinein, als ſie in Tränen und Gebet beiſammen waren und zu Gott um Rettung aus ſolcher Drangſal flehten. Da erhob ſich Thecuſa, ging den Jünglingen entgegen, fiel auf die Knie nieder vor demjenigen, der ihr am allerunverſchämteſten erſchien, zerriß ihren Schleier und ſprach: „Habe Achtung, mein Sohn, vor dieſen grauen Haaren, denn du haſt vielleicht eine Mutter, deren Haar das Alter bleichte. Deine Mutter möge unſere Fürſprecherin ſein. Wir ſind ja gleichſam ſchon geſtorben, denn bald wirſt du ja unſere Leichen von wilden Tieren und Raubvögeln zerriſſen und umhergezerrt ſehen, da der Statthalter uns nicht einmal ein Grab gönnen will. Darum laß uns unſeren Frieden und unſere Tränen: du aber nimm die Hoffnung, daß unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus dir vergelten werde. Die Hoffnung auf ihn bleibt niemals fruchtlos.“ Der rohe Mutwille des Jünglings ging in Mitleid und Ehrfurcht

Schleier! Wie Gift den Becher von Kriſtall zerſprengt, ſo müßte das Herz brechen vor unſäglichem Weh, wenn es dieſe Schreckniſſe ohne Schleier gewahrte. Sie ſind ſo groß, ſo furchtbar, ſo zermalmend, daß ſie eine Hölle um ſich ſchaffen. Was iſt das — die Hölle? Es iſt ein Ort, wohin der Heiland nicht kann. O mein Heiland! Du haſt ja liebreich im Allerheiligſten Sacrament die Erde zu Deiner Wohnſtätte erkoren. Nicht blos in Deinen Tempeln biſt Du heimiſch — auch in den Hütten wie in den Paläſten zieheſt Du liebreich ein, wenn eine Seele in langer Qual der Krankheit und im letzten Kampf des Todes nach Dir ſchmachtet. Da iſt kein Gemach zu armſelig, kein Dach zu verfallen, keine Schwelle zu morſch, um Deine gnadenvolle Einkehr zu verhindern. Da gibt es keine Krankheit, keine Armuth, kein leibliches Elend, keinen ſittlichen Jammer, welche Dich, König der Himmel, zurückſchreckten. Du Seligmacher, Du Segenſpender, Du Menſchgewordener, erſchauerſt da nicht, wo uns oftmals ein Abſcheu anwandelt und wo vielleicht die Hand des Prieſters, dem das allerheiligſte Sacrament anvertraut iſt, vor unwillkürlichem Grauen zittert. Aber! — Schwellen gibt es auf dieſer Deiner Erde, welche der Fuß Deines Dieners, des Prieſters, nicht überſchreiten kann: dort biſt Du ausgeſchloſſen! was da ſtirbt, iſt ewig verloren! — das iſt die Hölle. Damit iſt Alles geſagt! Weniger — wäre nicht genug. Mehr — wäre zu viel.

über. Mit Tränen in den Augen entfernte er ſich und ebenſo umgewandelt in ihrem Innern folgten ihm ſeine Kameraden, ohne auch nur durch ein ungeziemendes Wort die gottſeligen Jungfrauen beleidigt zu haben. Dieſer Ausgang entſprach aber mit nichten der Erwartung des Statthalters und reizte ihn nur zur Erfindung neuer Bosheit auf. Es war der Jahrestag, an welchem die Götzenbilder der Diana und der Minerva von ihren Prieſterinnen in einem benachbarten See gewaſchen zu werden pflegten, was immer mit rauſchender Feierlichkeit und unter einem großen Zuſammenfluß des Volkes geſchah. Um nun der Jungfräulichkeit und Sittſamkeit Thecuſas und ihrer Gefährtinnen zu ſpotten, befahl der Statthalter, daß ſie wie jene Götzenbilder, welche die Heiden Jungfrauen nannten, ebenfalls im See gebadet und dann zu deren Prieſterinnen gemacht werden ſollten. Zuvor aber ließ er ſie bis aufs Blut geißeln und dann alle ſieben aufrecht und bis zum Gürtel entkleidet auf den Wagen ſtellen, der den Feſtzug eröffnete und der mit Blumen und Kränzen geſchmückt war. Als lebendige Bilder des Leidens ſtanden ſie da mit ſchrecklichen Wunden über den Schultern und den Armen, ganz hinfällig von der Qual und dem Getöſe und ihr Blut rieſelte über die feſtlichen Kränze. Hinter ihnen auf anderen Wagen fuhr man die Götzenbilder; rings umher tanzten Weiber mit aufgelöſten Haaren, wild jauchzend wie die Mänaden beim Bacchusfeſt, und Flötentöne und Schall der Cymbeln erfüllten die Luft. Das Volk wogte in Scharen einher; viele frech und neugierig; die meiſten jedoch voll Teilnahme für die Martyrinnen, deren kläglicher Zuſtand in ſo hohen Jahren ſie erbarmte und deren Standhaftigkeit ſie bewunderten. Kalt und finſter zog auch der Statthalter mit hinaus.

Unterdeſſen war Theodotus in großer Beſorgnis um die frommen Bekennerinnen, „denn er fürchtete," ſagt der Schreiber dieſer Akten, ein Augenzeuge derſelben, ein Freund des Theodot mit Namen Nilus, „er fürchtete, was man bei Frauen mit Recht fürchten kann, daß ihre Standhaftigkeit im Kampf erliegen möchte." Deshalb zog er ſich mit einigen Chriſten, unter denen ſich auch Polychronius, ein junger Anverwandter der ſeligen Thecuſa, befand, in das Häuschen eines armen frommen Mannes, nahe bei einem Bethauſe, genannt der Patriarchen, zurück und verharrte dort in anhaltendem Gebet um Beharrlichkeit bis zum Ende für die Martyrinnen. Vom frühen Morgen bis gegen Mittag hatten ſie alle knieend auf der Erde gelegen; da trat ihre Hausfrau eilfertig mit der Kunde zu ihnen herein, daß ſoeben alle ſieben Martyrinnen in den See verſenkt worden wären. Sie war dem traurigen Schauſpiel gefolgt und hatte geſehen und gehört, wie Thecuſa für ſich und ihre Gefährtinnen alle Überredungskünſte und Verſprechungen des Statthalters, alle Aufforderungen der Prieſterinnen, welche ihnen weiße Gewänder und Feſtkränze zum Götzendienſt brachten, verſchmäht hatte. Der ergrimmte Statthalter ließ ihnen nun ſchwere Steine um den Hals binden, ſie in einen Nachen ſetzen und an der tiefſten Stelle des Sees ins Waſſer ſtürzen. Als Theodotus dieſe erſehnte Nachricht vernahm, ſprach er noch auf den Knien mit heißen Tränen: „Dank dir, o Herr, daß Du nicht umſonſt uns flehen ließeſt!“ und überlegte dann mit Polychronius, ob es möglich ſei, die Leichen aus dem See zu ziehen, was wegen der Tiefe, in welche ſie durch die ſchweren Steine verſunken waren, faſt unmöglich ſchien. Gegen Abend kam Glycerius, ein Glaubensbruder, und erzählte, der See ſei mit ſtarker Soldatenwache umzingelt, damit die Körper nicht entführt würden. Dies vermehrte die Schwierigkeit und Theodotus wurde ſehr traurig; denn er liebte Thecuſa als eine Mutter ſeiner Seele, da er durch ſie die Lehre des Heils und das Licht der Erkenntnis empfangen und an ihre Hand ſich gehalten hatte, als ſeine Eltern des Glaubens wegen die Hand von ihm abzogen. Er ging zur benachbarten Kirche, fand aber den Eingang vermauert, kniete davor nieder und betete inbrünſtig. Dann ſuchte er eine andere Kirche auf, doch auch dieſe war zugemauert! denn es war nicht möglich, auf einmal alle zu zerſtören und darum begnügte man ſich vorderhand damit, ſie den Chriſten unzugänglich zu machen. Auch hier kniete Theodot im heißen Gebet vor dem Eingang und begab ſich dann wieder in das Häuschen des armen Mannes, der Theocharides hieß, viel Wohltaten von der ſeligen Thecuſa genoſſen hatte und mit großem Leid ihre ehrwürdigen Überreſte den Fiſchen zur Speiſe ließ. Theodotus war ſo erſchöpft, daß er ein wenig entſchlummerte. Da hatte er alsbald ein Traumgeſicht. Thecuſa ſprach zu ihm: „Du ſchläfſt, mein Sohn Theodotus? Du trägſt keine Sorge um mich auf dem Herzen? Du haſt vergeſſen, welche Sorge ich um dich getragen habe, als ich dich in deiner Jugend auf den

Weg des Glaubens und der Tugend führte? Im Leben hat deine Liebe mich nie verlaſſen und jetzt, da ich heimgegangen bin und du mir bis zum Ende dienen ſollteſt, jetzt vergißt du meiner? Laß uns nicht in dem See, ich bitte dich! Aber ſteh auf und eile dich, denn nach zwei Tagen erwartet dich der große Kampf. Doch hüte dich vor dem Verräter.“ Theodotus erwachte, teilte den Freunden ſein Traumgeſicht mit und bat Gott mit Tränen, ihm bei der Auffindung der Leiber beizuſtehen. In Gebet und Faſten brachten ſie den folgenden Tag hin und einer um den anderen ging auf Kundſchaft aus, um zu erfahren, ob der See noch bewacht werde; und dies war leider der Fall. Indeſſen gingen ſie doch am ſpäten Abend an ihr Wagnis und verſahen ſich mit Laſttieren und ſcharfen Meſſern, um die ertränkten Martyrinnen von den Stricken loszuſchneiden, womit ſie an den ſchweren Steinen befeſtigt waren. Es war eine tiefe Finſternis, der Sturm ſauſte, der Platzregen rauſchte herab; nicht Mond, nicht Sterne leuchteten. Sie mußten über den Richtplatz gehen, ein ſchauerlicher Ort, den niemand gern nach Sonnenuntergang betrat; denn die abgeſchnittenen Köpfe der Hingerichteten waren dort auf Pfähle gepflanzt und überall ſtieß der Fuß an Gebeine und an Überreſte der Verbrannten. Auch Theodotus und ſeine Gefährten wurden von einem heftigen Schauder ergriffen; allein eine Stimme tröſtete ſie mit den Worten: „Geh ruhig weiter, mein Theodot.“ Da machte jeder vor der Stirn das heilige Kreuzzeichen und plötzlich leuchtete ein herrliches Kreuz über dem See auf und verlief gen Oſten mit feurigem Strahle. Jetzt überlief ſie ein Schauer von Freude und Andacht; ſie verrichteten knieend ein kurzes Gebet und machten ſich ermutigt auf den Weg. Es war aber ſo dunkel und der Boden ſo überſchwemmt durch den Regen, daß ſie weder einander, noch ihren Pfad ſehen konnten und aus Furcht zu verirren wieder ſtill ſtehen und ſich mit einem Hilferuf zu Gott wenden mußten. Nun flammte ein helles Licht auf und zeigte ihnen deutlich die Richtung zum See, und zwei Männer in glänzenden Gewändern mit ſchneeweißem Bart- und Haupthaar ſtanden vor ihnen und ſprachen: „O Theodot, vertraue nur! denn der Herr Jeſus hat deinen Namen eingeſchrieben in das Buch der Martyrer und hat dein Gebet auch erhört, das du unter Tränen zu ihm ſchickteſt für die Auffindung der heiligen Leiber. Wir ſind von ihm geſandt, um dich aufzunehmen, und ſind die, welche ihr die Patriarchen nennt. Am See wird Soſander dir helfen. Aber den Verräter hätteſt du nicht ſollen mit dir nehmen.“

Nun brach ein furchtbares Ungewitter aus. Die Wolken wurden zerriſſen von feurigen Blitzen. Der Donner rollte, der Sturm tobte und der Regen rauſchte ſo heftig, daß der Erdboden zu zittern ſchien. Die Wächter am See gerieten in Angſt, und dieſe ſteigerte ſich, als ſie am Ufer einen übergroßen Mann erblickten, deſſen Helm und Panzer, Schild und Lanze Feuerſtrahlen warfen. Dies war der glorreiche Martyrer Soſander und ſeine Erſcheinung jagte den Heiden ein ſolches Entſetzen ein, daß ſie in die nächſten Hütten ſich flüchteten. Die Gewalt des Sturmes trieb alles Waſſer an das jenſeitige Ufer und legte das diesſeitige trocken; Theodot und ſeine Gefährten entdeckten die Leichen der ſieben Martyrerinnen, eilten hinzu, ſchnitten ſie von den Stricken ab, legten ſie auf Laſttiere und brachten ſie wohlbehalten nach Ancyra, wo ſie in einer Grabſtätte unfern der Kirchen der Patriarchen beerdigt wurden.

Am nächſten Morgen brach ein anderes, nicht minder heftiges Ungewitter in der Stadt aus wegen des verübten Raubes, wie die Heiden es nannten. Die Fußſtapfen der Menſchen und Laſttiere am See hatten ihn verraten. Wo man einen Chriſten erblickte, ward er eingefangen und auf der Stelle zur Folter und zum Tode geführt. Als Theodotus hörte, daß ſchon einige gegeißelt und von Beſtien zerfleiſcht waren, wollte er ſogleich zum Gerichtshof eilen und ſich angeben; aber die Brüder hielten ihn noch mit Gewalt zurück und Polychronius verkleidete ſich als Bauer, um ſich unter die Menge zu miſchen und einige Nachrichten einzuziehen. Statt deſſen wurde er ſelbſt erkannt, ergriffen, gegeißelt und mit dem Tode bedroht. Von Schreck und Schmerz übermannt bekannte er alles: das nächtliche Wagnis, die Namen der Beteiligten, den Ort, wo die Reliquien begraben lagen. Dahin ſtürmten die Heiden zuerſt, riſſen die heiligen Leichen aus dem Grabe und verbrannten ſie frohlockend, während Glaubensbrüder dem Theodotus dieſe Ereigniſſe hinterbrachten. „Da wußten wir, daß Polychronius der Verräter ſei, vor welchem die Erſcheinung gewarnt hatte, obzwar er zur Familie der ſeligen Thecuſa gehörte," ſchreibt Nilus in den Akten. Theodotus aber machte ſich fertig zum Leiden und bat alle Brüder, mit ihm zu beten, damit ihm die Marterkrone nicht verloren gehe. Das taten ſie gern und mit vielen

Tränen. Zuletzt betete er mit lauter Stimme: „Herr Jeſus Chriſtus, Du Hoffnung der Zagenden, gib mir die Gnade, meinen Lauf zu vollenden und nimm mein Blut als ein Opfer und Weihgeſchenk an für alle, welche Deinetwegen Drangſal leiden. Erleichtere ihre Bürde und gebiete dem Sturm zu ſchweigen, damit alle, die an Dich glauben, Ruhe und Frieden erlangen.“ Da umringten ihn die Brüder mit tiefer Trauer und ſprachen: „So lebe denn wohl, Theodotus, du herrliches Licht der Kirche! ach! wenn du dieſe elende Erde verlaſſen haſt, werden dich freilich die Hallen des Himmels aufnehmen, und die Glorie der Engel und Erzengel, die unvergleichliche Klarheit des heiligen Geiſtes und der Glanz unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der da ſitzet zur Rechten des Vaters, werden dich erwarten. Darum iſt der bevorſtehende Kampf für dich nur wünſchenswert und herrlich; aber uns, die wir in einem zweifelhaften Schickſal zurückbleiben, bringt dein Hinſcheiden bitteren Kummer und Schmerz.“ Theodotus umarmte zärtlich die Klagenden, bat ſie, ſeine Überreſte womöglich dem Prieſter Fronton zu übergeben, wenn derſelbe ſich mit ſeinem Ringe ausweiſe, bezeichnete ſich mit dem Kreuz und eilte nach dem Gerichtshof.

Auf ſeinem Todesgange begegneten ihm zwei Mitbürger, die ihm zuriefen: „Rette dich, Theodot! Die Prieſter der Diana und Minerva und ein Teil des Pöbels klagen dich bei dem Statthalter an, daß du alle zu überreden ſuchteſt, die ſteinernen Götzen nicht anzubeten, und Polychronius hat dich der nächtlichen Tat beſchuldigt: alſo fliehe, denn es wäre Torheit, wollteſt du den ergrimmten Peinigern dich überliefern.“ Der Martyrer antwortete ihnen: „Wollt ihr meine Freunde ſein, ſo kehret um, eilt mir voraus und ſprecht zur Obrigkeit: Theodotus, den Volk und Prieſter anklagen, ſteht vor der Türe.“ Dann eilte er von dannen und ſtellte ſich froh und unerſchrocken vor den Richterſtuhl, der mit Rädern, Kohlen, ſiedenden Keſſeln und vielem Folterwerkzeug umgeben war. Als der Statthalter ihn ſo heiter daſtehen ſah, ſprach er: „Du ſcheinſt mir ein erfahrener Mann zu ſein, der weiſe handelt und mit dem man vernünftig reden kann. So handle denn auch vernünftig und opfere den Göttern. Dann ſollſt du mein Freund und unſeren ſiegreichen Kaiſern teuer werden, zu den höchſten Würden emporſteigen, die ganze Stadt beherrſchen, Ehrenſtellen austeilen. Zum Prieſter Apollos will ich dich machen, des wohltätigen Gottes, deſſen Orakel die dunkle Zukunft des Menſchen enthüllen und deſſen Heilkunſt den Kranken die Geſundheit ſpendet. Zu deſſen frommen Dienſt wirſt du ganz geeignet ſein. Dann darfſt du dir die anderen Prieſter auswählen; darfſt Geſandtſchaften an die Kaiſer in Angelegenheiten des allgemeinen Wohles befördern. Dann werden dir mit der Macht auch Reichtümer zufließen und Scharen von Schützlingen, welche ſich an deinem Glanz zu ſonnen begehren. Schwöre nur ab jenen Jeſus, den Pilatus, einer meiner Vorgänger in Judäa, kreuzigen ließ und führe auch andere Chriſten von ihrem Wahnſinn zurück, mein Theodotus.“

Das heidniſche Volk hörte dieſe Rede mit großem Beifall, pries den Theodot glücklich, daß ihm ſo viel Ehrenvolles angetragen werde und riet ihm, ſolche Gunſt nicht auszuſchlagen. Allein Theodotus ließ ſich auf all dieſe ſchmeichelhaften Anerbietungen gar nicht ein, ſondern ſetzte einfach die Unwürdigkeiten der Götterlehre, die Schmach und Torheit des Götzendienſtes den erhabenen Lehren des chriſtlichen Glaubens und der göttlichen Kraft im Leben und in den Wundern Jeſu gegenüber. Er beſchloß ſeine lange Rede mit den Worten: „Wer könnte alles auseinanderſetzen, was unſer Herr Jeſus Chriſtus Unerhörtes und Wundervolles getan und wodurch er bewieſen hat, daß er kein Menſch, ſondern Gott iſt." Da geriet die heidniſche Menge in Aufruhr wie ein ſturmbewegtes Meer. Die Prieſter zerrauften ihre Kränze, zerriſſen Haar und Kleider; das Volk ſchrie laut auf gegen den Statthalter, der von einem geſchickten Redner öffentlich die Götter läſtern laſſe, ſtatt ihn für ſeine Unverſchämtheit durch Folter und Tod zu züchtigen, und der Statthalter war ſo ergrimmt, daß er voll Wut von ſeinem Sitz aufſprang, um an die Peinigung des Bekenners ſelbſt Hand anzulegen. Während dieſes Tumultes und während die Henkersknechte die Eiſenkrallen ſchärften, ſtand Theodotus ſo ruhig da, als ginge dies Wüten ihn gar nichts an. Und ſo blieb er auch auf der Folterbank, indem er ſeinen ausgedehnten und zerfleiſchten Körper wie einen fremden Gegenſtand den Peinigern mit freundlichem Angeſicht überließ und im Geiſt feſthielt an dem Überwinder der Welt und des Todes. Der Herr Jeſus Chriſtus ſtand ihm auch ſo lange bei, bis die Folterer ermüdet ihre Arme ſinken ließen. Nun befahl der Statthalter, ſcharfen Eſſig auf die Wunden zu gießen und dann mit Fackeln ſie zu brennen. Als Theodotus wegen des unangenehmen Geruchs, den dieſe Marter verbreitete, ſeinen Kopf ein wenig abwendete, rief der Statthalter frohlockend: „Wo iſt nun deine Großſprecherei? Der unbeſiegte Theodotus weicht dennoch der Folter! Laß dir alſo raten, da du doch nur ein Gaſtwirt und ein gemeiner Mann biſt, nie wieder gegen die Götter und die Kaiſer zu ſprechen.“ Höchſt gelaſſen erwiderte der Martyrer: „Bekümmere dich nicht um dieſe oder jene Bewegung, die ich mache, Prokonſul, ſondern um deine Henker, deren Eifer nachläßt, und um Erfindung neuer Martern, die meine Standhaftigkeit prüfen mögen. Solchen Mut gibt mir Chriſtus der Herr, der mir beiſteht. Ließeſt du mich wegen einer Miſſetat ſtrafen, ſo würd' ich zittern; allein jetzt bin ich ganz bereit, für den Glauben an Chriſtus alles zu leiden.“ Der Statthalter ließ ihm das Geſicht mit Steinen zerklopfen und die Zähne aus dem Munde ſchlagen, wozu der Martyrer ſprach: „Und wenn mir auch die Zunge ausgeriſſen würde, Prokonſul, Gott hört dennoch mein Schweigen.“ Er wurde von der Folterbank genommen, um für eine zweite Unterſuchung und für ein wiederholtes Leiden aufbewahrt zu werden, und mitten durch das Forum in den Kerker geführt, gebrochen am Körper, ungebrochen an der Seele. Chriſten und Heiden rief er herbei und ſprach: „O ſehet, welche wunderbare Kraft Chriſtus ſeinen Bekennern ſchenkt! Er macht ſie unempfindlich gegen das Leiden, er macht ſie ſtärker als Feuer und Eiſen; er macht unbedeutende Leute gleichgültig gegen Drohungen der Gewaltigen. Und ſolche Gnade erteilt der Herr allen ohne Ausnahme, den Sklaven wie den Freien, den Niedrigen, den Barbaren.“ — Einige beklagten

O Herr, was mußt Du dadurch leiden! von welcher göttlichen Traurigkeit würden wir Dein allheiliges Auge umwölkt ſehen! Du willſt ja nicht „den Tod des „Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe.“ Dieſen Deinen Willen haſt Du während Deines ganzen Erdenlebens in Wort und That niedergelegt, in Lehre und Beiſpiel ausgeſprochen. Und wir ſollten uns nicht beſtreben, ihm nachzukommen in dem Maß und mit den Kräften, welche Du uns dazu verliehen haſt? — Das ſei ferne.

Drittes Kapitel.

Weltliche und religiöſe Genoſſenſchaften.

Das herzvolle Mittelalter mit ſeiner warmen raſchen Thatkräftigkeit beſann ſich keinem Elend gegenüber lange, was da zu thun ſei. Irgend eine fromme Seele, hier ein Weib, dort ein Mann, griff zu, um es zu lindern, fand ſchnell Gleichgeſinnte mit Beiträgen an Geld, an Unterſtützung, ſtellte ſich mit ihnen im Bewußtſein der Unzulänglichkeit ihres guten Willens und ihrer Mittel unter den Schutz und die Fürbitte der allerſeligſten Jungfrau oder eines geliebten Heiligen, beging andächtig deren Ehrentag durch eine heilige Meſſe und Gebet, und fertig war die kleine Congregation, die oftmals eine ſehr große wurde. Die Kirche, die treue ihn um ſeiner entſetzlichen Wunden willen; allein er entgegnete: „Chriſtus hat für jeden von uns in dieſer Weiſe gelitten; daher geziemt es denen, die an Ihn glauben, Ihm Opfer zu bringen, wie ich es tue.“

Nach fünf Tagen ließ der Prokonſul in der Mitte der Stadt auf einem großen Platz ſeinen Richterſtuhl aufſchlagen und Theodot vorführen, und verſuchte noch einmal all ſeine Überredungskunſt. Aber ſie ſcheiterte an dem Martyrer, der ihm erwiderte: „Deine Erfindungen, Prokonſul, ſind nicht mächtig genug, um die Kraft meines Herrn Jeſus Chriſtus zu beſiegen. Du ſiehſt, daß mein Leib gleichſam vernichtet iſt; aber deine Folter prüfe immerhin meine Stärke.“ Und ſo ward ſie denn wirklich erneuert und verſchärft, während der Martyrer mit heller Stimme Gott dankte und lobte. Als man ihn aber auf glühende Glasſcherben legte, die ihm das Eingeweide verbrannten, ſeufzte er betend im heftigſten Schmerz: „O Du Hoffnung der Verzagenden, Herr Jeſus Chriſtus, lindere dieſe Leiden, die ich wegen Deines heiligen Namens erdulde.“ An allen Gliedern wurde er unmenſchlich gepeinigt, nur nicht an der Zunge, weil man immer auf ſeinen Abfall hoffte. Da er aber unbeweglich bei ſeinem Bekenntnis und im Gebet verharrte und auch nicht ſeinen Geiſt aushauchte, ſo ſprach endlich der Statthalter ihm das Urteil, enthauptet und dann verbrannt zu werden, damit die Chriſten ihn nicht begraben könnten. Begleitet von einer unzähligen Menge, welche das Ende dieſes chriſtlichen Helden ſehen wollte, langte er auf der Richtſtätte an und betete: „Herr, der Du nicht die verläſſeſt, welche auf Dich hoffen, ich danke Dir, daß Du mich würdig gemacht haſt, ein Bürger der Stadt Gottes und ein Teilnehmer Deines Reiches zu werden. Ich danke Dir, daß Du mir die Gnade gegeben haſt, den Drachen zu überwinden und ihm das Haupt zu zertreten. Laſſe an mir austoben die Wut der Feinde. Schenke nun Ruhe Deinen Dienern, ſchenke Frieden Deiner Kirche und rette ſie von der Tyrannei des Teufels.“ Die Chriſten wehklagten und weinten vor Gram, einen ſolchen Glaubensbruder zu verlieren. Tröſtend ſagte er: „O weinet nicht! preiſet unſeren Herrn Jeſus, durch den ich meinen Lauf vollendet und den Feind beſiegt habe. Von nun an werde ich für euch im Himmel vertrauensvoll Gott bitten.“ Und freudig empfing er den Todesſtreich. Darauf ſollte der Leib verbrannt werden und man legte ihn mit Brennſtoff umgeben auf einen Scheiterhaufen. Über demſelben erſchien aber plötzlich ein ſo blendendes Licht, daß niemand das Feuer anzuzünden wagte aus Furcht vor einem jähen Tode. Der Statthalter mußte ſich alſo mit der Anordnung begnügen, die Leiche wohl zu bewachen, und eine kleine Truppe Soldaten baute eine Hütte von Zweigen, neben welcher mit Reiſig bedeckt der ehrwürdige Körper lag, und hielt Wache. So verging der Tag und die Nacht und wieder ein Tag, und ſie fingen an, ſich herzlich zu langweilen.

Am ſpäten Abend dieſes Tages kam Fronton, der Prieſter aus dem Dorfe Malus, von Gott geführt, nach Ancyra. Er führte ein Laſttier mit ſich, das mit Wein beladen war, denn vom Weinbau lebte der Greis, und dies Tier ſtrauchelte vor Ermüdung neben der Wächterhütte und fiel zu

Boden. Die Soldaten ſprangen hilfreich herbei und ſprachen gaſtfrei zu dem Greiſe: „Ziehe nicht weiter, denn du findeſt vielleicht keine Herberge in der Stadt, ſondern bleibe bei uns mit deiner müden Eſelin, die hier reichliche Weide hat, und teile unſere Abendmahlzeit.“ Der Prieſter folgte dieſer Einladung und da er in der Hütte ein Feuer und die Vorbereitung zur Mahlzeit ſah, entlaſtete er ſeine Eſelin und ſagte, er werde den Wein liefern. Dann lagerten ſich alle auf Teppichen und Fronton reichte einem Soldaten einen vollen Becher. Der Geruch und Geſchmack des Weines war köſtlich; darum ſprach der junge Mann: „Erlaube, daß ich ſchnell trinke, denn ich habe großen Durſt.“ — „Trinket alle, ſo viel ihr Luſt habt,“ entgegnete der Prieſter freundlich. Dieſe Erlaubnis war ihnen ſehr willkommen und ein junger Soldat, der Metrodorus hieß, ſagte: „Der Wein iſt gut; und da ich gern die Schläge vergeſſen möchte, die ich neulich wegen dem Raube der Weiber aus dem See bekam, ſo ſchenke nur fleißig ein, mein Fremdling, damit ich mir Vergeſſenheit jener Schmerzen trinke.“ — „Was für Weiber meinſt du?“ fragte Fronton teilnehmend, denn er dachte, daß es wohl Chriſtinnen geweſen ſein könnten. — „Hüte dich, Metrodor,“ ſprach ein anderer, „daß dieſer Wein dir nicht ein ähnliches Schickſal bereite; denn du biſt aufgeſtellt, um den eiſernen Mann zu bewachen, der jene Weiber geſtohlen hat.“ Fronton wurde immer teilnehmender, ſtellte ſich einfältig und ſprach: „Bewacht ihr vielleicht eine Bildſäule von Erz, die ihr den eiſernen Mann nennt? Aber wie kann ein ſolcher Weiber aus dem See ſtehlen?“ Nun nahm ein dritter das

Wort und ſprach: „Wundere dich nicht über den Ausdruck meines Gefährten; der Mann, von dem die Rede iſt, war ſtärker als Eiſen und Erz.“ — „Aber wer war er denn?“ fragte der Prieſter. „Unſer Mitbürger war er, das wiſſen wir; und ſein Haus und ſeine Familie kennen wir. Aber eine menſchliche Natur hatte er nicht, das haben wir geſehen; denn ſo wie er hat noch kein Menſch gelitten. Er hieß Theodotus und war ein Chriſt.“ Und nun erzählte er dem Prieſter das Martyrertum Thecuſas, ihrer Gefährtinnen und Theodots.

In dieſer Weiſe erfuhr Fronton, daß die göttliche Vorſehung ihn zu den Reliquien des heiligen Martyrers geleitet habe, und inbrünſtig bat er Gott um Beiſtand, dieſelben in Sicherheit zu bringen. Freundlich ſchenkte er den Soldaten mehr und mehr die Becher voll, bis ſie endlich berauſcht in tiefen Schlaf fielen. Dann ſchlich er leiſe aus der Hütte, hob ſorgſam das ehrwürdige Haupt ſamt dem Leibe unter dem Strauchwerk hervor, legte ihn auf die Eſelin, ſteckte ihm ſeinen Ring an den Finger, und ſprach: „Jetzt erfülle, du heiliger Martyrer, was du mir verſprochen haſt.“ Die Eſelin ſetzte ſich ſogleich in Bewegung und ſchlug, von einem Engel geleitet, den richtigen Weg nach Malus ein, und Fronton deckte den leeren Platz wieder gerade ſo mit Reiſern und Zweigen zu, daß niemand den frommen Raub ahnen konnte. Bei Tagesanbruch aber machte er Lärm, ſprach, ſein Laſttier ſei fortgelaufen und machte ſich ebenfalls auf den Heimweg. Aus Malus kamen ihm ſchon Leute entgegen mit der Nachricht, die Eſelin ſei da und habe ſich vor dem Dorf auf einer Stelle am Fluß niedergelegt, von der ſie nicht weichen wolle; und das war gerade die, welche dem ſeligen Martyrer ſo gut gefallen hatte, und wo man jetzt über ſeine heiligen Reliquien ein Bethaus erbaute und auf ſeinen glorreichen Namen weihte.

Der heilige Felix.

Da die Feinde des Chriſtentums erfuhren, daß die Vorleſungen und Erklärungen der heiligen Schriften ſehr viel beitrügen, um die Seelen im Glauben, in der Kraft und Beharrlichkeit zu beſtärken, ſo kündigten ſie auch dieſen heiligen Dokumenten den Krieg an und Diocletian befahl in ſeinem Edikt vom März 303, ſie im ganzen Reiche zu verbrennen. Dieſer Befehl ſchenkte der Kirche ſehr viele Martyrer, beſonders in Afrika; obgleich ſich gerade dort auch mehrere fanden, die aus Furcht die heiligen Handſchriften übergaben und daher dem Namen Traditoren (Überlieferer) den Urſprung gaben. Felix, Biſchof von Tibiura, wollte aber lieber ſein Leben verlieren, als die Heiligtümer des Glaubens entweiht und zerſtört ſehen. Er war gerade nach Karthago gereiſt, als Magnilianus, die vornehmſte Magiſtratsperſon zu Tibiura, die angeſehenſten Chriſten zu ſich beſchied. In Abweſenheit des Biſchofs waren das der Prieſter Aper und die beiden Lektoren Gyrus und Vitalis. Er befragte ſie, ob ſie heilige Bücher hätten, und Aper bejahte es. Magnilianus begehrte ſie, um ſie zu verbrennen, und Aper ſagte, der Biſchof habe ſie und ſei verreiſt. Darauf entſchied Magnilianus, daß die drei Kleriker einſtweilen in Haft bleiben ſollten, und daß der Biſchof Felix ihm gleich nach ſeiner Rückkehr vorgeführt werde. Beides geſchah. „Gib heraus ſämtliche Bücher und Schriften, die du in Verwahrung haſt," ſprach Magnilianus, als Felix vor ihm erſchien. „Ich habe ſie, aber ich gebe ſie nicht her," war deſſen Antwort. „Aber ich," ſagte Magnilianus, „muß dem Kaiſer Folge leiſten und nicht dir." — „Es iſt beſſer, mich zu verbrennen, als die göttlichen Schriften; denn das Gebot Gottes ſteht über menſchlichen Geboten," entgegnete Felix gefaßt. Er wurde mit drei Tagen Bedenkzeit entlaſſen und dann wieder vorgeführt und befragt. „Was ich früher geſagt habe, ſag' ich noch und werd' ich auch vor dem Prokonſul ſagen," erwiderte Felix. „So geh denn zum Prokonſul und gib ihm Rechenſchaft," ſprach Magnilianus und übergab den heiligen Mann dem Soldatenanführer von Tibiura, der ihn in Banden nach Karthago führte, wo man ihn, ebenfalls gefeſſelt, in den Kerker warf. In der Frühe des nächſten Morgen mußte er vor dem Prokonſul Anulinus erſcheinen, der ihm ganz kurz befahl, die unnützen Schriften auszuliefern. Felix ſagte einfach: „Ich beſitze ſie, aber ich überliefere ſie nicht." Ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, gebot der Prokonſul, ihn in ſchweren Ketten in den härteſten Kerker zu ſetzen, wo Felix ſechzehn Tage in großen Leiden ſchmachten mußte. Sie brachen aber nicht ſeine Standhaftigkeit, denn nach Verlauf derſelben wurde ein zweites Verhör angeſtellt, in welchem er genau die nämliche Antwort gab. Da ſchickte der Prokonſul ihn an den Präfekten des Prätoriums mit der Bitte, den Trotz dieſes Rebellen zu brechen; und der Präfekt ſperrte den Biſchof mit den ſchwerſten Ketten der größten Verbrecher belaſtet in ſeinen Kerker und hielt ihn dort neun Tage lang wie den ärgſten Miſſetäter. Als dies alles aber gar nichts fruchtete, und Felix Schmach und Drangſal einer ſo unwürdigen Behandlung wie Staub von ſeinen Füßen ſchüttelte, ſchickte der Präfekt ihn nach Rom, wohin zuweilen große Verbrecher, als eine beſondere dem römiſchen Volke dargebrachte Huldigung, geſendet wurden.

Mit Feſſeln belaſtet brachte man ihn aufs Schiff und zwar in das Behältnis, wo die Pferde ſtanden und wo er vier Tage lag, von ihren Hufen getreten und geſchlagen, ohne einen Biſſen Brot zu eſſen und einen Tropfen Waſſer zu trinken. Die Kraft Gottes erhielt ihn. Das Schiff landete an der ſüdlichen Küſte von Sizilien, bei Agrigent mit ſeinen prachtvollen Tempeln, die noch jetzt in ihren Ruinen Bewunderung und Staunen erregen durch ihre ernſte Erhabenheit. Aber ſo ſtolz und majeſtätiſch die Tempel damals auch noch prangten, das demütige Chriſtentum hatte ſich dort ſchon eingebürgert, denn die Glaubensbrüder zogen dem heiligen Biſchof entgegen und führten ihn ehrfurchtsvoll nach Agrigent. Seine fernere Reiſe glich einem Triumphzug. Das Schiff landete bei all den großen Städten an der öſtlichen Küſte von Sizilien, und überall, in Catanea, in Taormina, in Meſſina empfingen die Chriſten ihn mit Liebe und Freude. Dieſe Städte gehörten zu den prachtvollſten, reichſten, üppigſten und ſchönſten der heidniſchen Welt, in einem der geſegnetſten Länder der Erde, in einer bezaubernden Natur, die der heidniſchen Kunſt einen unbeſchreiblich reizenden Hintergrund, dem Polytheismus den anmutigſten Schauplatz für ſeine Fabeln gab. Wie ein voller Blumenkranz um den Fuß einer weißen Marmorpyramide liegt dieſe zauberiſche Küſte, die in Europa ihresgleichen nicht hat, um den Rieſenberg Ätna, deſſen tauſendjähriger Schnee ihm die innere Glut nicht fühlt; denn fortwährend ſchwebt eine Rauchwolke, zuzeiten mit feurigen Funken und Blitzen durchwebt, über ſeinem Gipfel. Und das große, weite blaue Meer dehnt ſich aus nach Oſten zum Libanon, nach Weſten zum Felſen von Calpe wie ein immenſer Spiegel, in welchem der Rieſe ſeine Schönheit beſchauen kann. Sizilien war ſo recht das Fabelland des Polytheismus. Da, unter dem Ätna, ſeufzte der verwegene Titane, der den Olymp hatte erſtürmen wollen; da, bei Catanea auf dem Baſaltfelſen im Meer, ſchmiedeten die Zyklopen ihre Werkzeuge im Dienſte der höheren Götter; da, bei Syrakus, tauchte die Nymphe Arethuſa im kriſtallenen Quell auf, der in Griechenland verſiegte, als ſie, vor der zudringlichen Liebesbewerbung fliehend, die Heimat verließ; da, auf den blumigen Gefilden von Enna, raubte der Gott der Unterwelt die zarte Proſerpina, und durch die Inſel irrte Ceres ſeufzend und klagend, die geliebte Tochter ſuchend, und überall ließ ſie dem Erdboden den Segen der Fruchtbarkeit zurück, weil der Fuß einer Göttin ihn betreten hatte. All dieſe Zitronen- und Olivenhaine, dieſe Kaſtanienwälder, dieſe blumenreichen Schluchten, dieſe maleriſch aufgetürmten Felſen, dieſe gartenmäßigen Ebenen wimmelten von Nymphen, Oreaden und Halbgöttern, den phantaſtiſchen Gebilden der Dichter, welche in die heidniſche Einbildungskraft und Vorſtellungsart übergegangen waren und ſich der ganzen Natur gleichſam bemächtigt hatten. Aber dieſe Traumbilder der Seelennacht wichen vor dem Aufgange des wahren Lichtes, verſchwanden wie Nebelwölkchen, wenn die Sonne ſteigt. Der eine, leidende, gekreuzigte Gott war mächtiger als die tauſend lachenden, fröhlichen, ſinnlichen Göttergebilde, und deren blumengeſchmückte Altäre ſtanden auch hier mehr und mehr verlaſſen trotz der Drangſal, welche der Dienſt des Gekreuzigten nach ſich zog. Leider hat man keine ganz bewährten Akten der beiden heiligen Martyrerjungfrauen Agatha und Lucia, welche im Meßkanon aufgenommen ſind, alſo ſchon in den erſten Jahrhunderten von den Gläubigen verehrt wurden. Agatha litt zu Catanea in der Deziſchen Verfolgung; Lucia, — weil ſie das Grab dieſer heiligen Martyrin beſucht hatte, zu Syrakus unter Diocletian; beide, weil ſie ihr Herz ſo ganz dem himmliſchen Bräutigam zugewendet hatten, daß eine irdiſche Neigung keinen Platz darin finden konnte. Heiter und freudig gingen ſie durch die blutige Marter und die Flamme des Scheiterhaufens zum Brautfeſt im Himmel.

Von ſolchen Seelen wurde der Biſchof Felix an dieſen Geſtaden begrüßt und von ihren Gebeten geleitet ſetzte er ſeinen Weg fort unter dem Kreuz, das ſein Herr ihm auferlegte. Nachdem ſie die Meerenge von Meſſina durchſchifft hatten, wurden anders über ihn verfügt, und man gab ihm nicht mehr nach Rom, ſondern nach Venuſia, einer Stadt in Apulien, die Richtung. Der Präfekt ließ ihn entfeſſeln, empfing ihn freundlich und fragte ihn, vielleicht um ihn zu verſuchen, vielleicht aus Mitleid: „Biſchof Felix, warum gibſt du die heiligen Schriften nicht her? oder haſt du ſie etwa nicht?" — „Wohl hab' ich ſie, aber ich gebe ſie nicht her," erwiderte der Biſchof. Da ſprach der Präfekt kurz und kalt: „Richtet den Felix mit dem Schwerte hin." Und frohlockend rief der heilige Biſchof: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du mich der Freiheit würdig hältſt." Auf der Leidensſtätte hob er die Augen zum Himmel auf und betete mit Inbrunſt: „O Gott, ich danke Dir für Deine überſchwengliche Gnade. Sechsundfünfzig Jahre hab' ich auf dieſer Welt gelebt, den Glauben und die Wahrheit gepredigt, die Evangelien gerettet, in Keuſchheit Dir gedient. Jetzt beuge ich als ein freudiges Opfer meinen Nacken Dir, o Jeſus Chriſtus, Du Herr des Himmels und der Erde, dem Ruhm und Ehre gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Und ſein heiliges Haupt ſank unter dem Schwerte. Am Abend dieſes Tages wurde die Stadt Venuſia durch ein Zeichen am Himmel geſchreckt: der Mond ſchien ſo blutigrot, als ob er gefärbt ſei vom unſchuldigen Blute des heiligen Martyrers.

Der heilige Euplus.

Zu Catanea ſtellten die Behörden, ungefähr ein Jahr ſpäter, ebenfalls eine ſcharfe Nachforſchung nach heiligen Schriften an, entdeckten ſie bei dem jungen Diakon Euplus und führten ihn ſogleich vor den Konſular Calvſian, der eben zu Gericht ſaß. Als Euplus ihn erblickte, ſprach er noch in der Ferne mit lauter Stimme: „Ich bin ein Chriſt und ſehne mich, für den Namen Chriſti zu ſterben!" — „Wer das geſagt hat, trete vor!" rief Calviſian. Als Euplus mit dem Evangelium in der Hand ſich vor den Richter ſtellte, ſagte der Beiſitzer des Gerichtes, Maximus: „Es ſchickt ſich nicht, den kaiſerlichen Befehlen zuwider dieſe Schriften bei ſich zu haben;" und Calviſian fragte: „Woher ſind dieſe Schriften? Aus deinem Hauſe?" — „Daß ich kein Haus habe, weiß mein Herr Jeſus Chriſtus," antwortete Euplus demütig. — „Aber du brachteſt ſie her?" fragte Calviſian weiter. — „Wie du ſiehſt, ja! Denn deine Leute drangen bei mir ein, als ich ſie las, und führten mich fort." — „Lies vor!" befahl Calviſian. Euplus ſchlug auf und las: „Selig ſind diejenigen, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer iſt das Himmelreich." Und dann ſchlug er auf und las: „Wer mir nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach." Und anderes noch. „Was aber ſoll das alles heißen?" fragte Calviſian, der dieſe heiligen Ausſprüche nicht im mindeſten verſtand. „Es iſt das Geſetz meines Herrn, welches mir gegeben wurde." — „Von wem gegeben?" — „Von Jeſus, dem Sohn Gottes." — „Ha!" rief Calviſian ergrimmt, „da ſein Bekenntnis offenbar iſt, ſoll er auf der Folter weiter gefragt werden." Als der junge Diakon von den Henkern auf die Folter geſpannt war, fragte Calviſian ihn weiter: „Bleibſt du bei deinem Eingeſtändnis?" Euplus hatte noch eine Hand frei; er bezeichnete ſich mit dem heiligen Kreuz und antwortete: „Ich bleibe dabei! Ich bekenne, daß ich ein Chriſt bin und die göttlichen Schriften leſe." — „Warum haſt du nicht dem Kaiſer gehorcht und ſie ausgeliefert?" — „Weil ich ein Chriſt bin, iſt mir das nicht erlaubt. In ihnen iſt das ewige Leben. Wer ſie ausliefert, verliert das ewige Leben. Um dieſes nicht zu verlieren, gebe ich mein irdiſches Leben hin.“ Calviſian befahl, mit der Folter fortzufahren, und Euplus rief: „Ich danke Dir, o Chriſtus! ſtärke mich, denn ich leide für Dich!“ — „Laß ab von deinem Wahnſinn, bete die Götter an und du biſt frei.“ — „O,“ rief der ſelige Jüngling, „all dieſe Martern wünſchte ich mir ja längſt!“ — „Wohlan!“ ſprach Calviſian, „ſo werde Euplus denn ſo lange gefoltert, bis er die allmächtigen Götter Mars, Apollo und Äskulap anbetet.“ — „Du haſt recht geſagt,“ ſprach Euplus; „ich ſoll anbeten die unteilbare Dreifaltigkeit, die nur ein Gott iſt.“ — „Alſo du opferſt?“ rief Calviſian froh. „Ja, ich opfere, denn ich bringe mich ſelbſt zum Opfer dar dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiſt. Mehr kann ich nicht tun.“ Da wurde der heilige Jüngling wilder noch und grauſamer gepeinigt; aber in all den Martern rief er immer inbrünſtiger: „Ich danke Dir, o Chriſtus! komm mir zu Hilfe! Deinetwegen leide ich!“ und als er vor Schmerz und Entkräftung nicht mehr laut ſprechen konnte, merkte man an der Bewegung ſeiner Lippen, daß er dieſe Worte beſtändig wiederholte. Calviſian ſah nun ein, daß der heilige junge Diakon nicht zum Abfall zu bewegen ſei, deshalb verurteilte er ihn als einen Gottesläſterer, der ſich nicht zur Vernunft bringen laſſen wolle, zur Hinrichtung durch das Schwert. Man befeſtigte um ſeinen Hals das Evangelium, mit dem er ergriffen worden war; der Herold rief: „Euplus, ein Chriſt! ein Feind der Götter und der Kaiſer!“ und fröhlich trat er ſeinen Todesgang an.

Das Volk umwogte ihn und bewunderte ſeinen Starkmut; niemand getraute ſich ihn zu beleidigen, zu verhöhnen, wie das oft geſchah. Er betete unterwegs: „Ich danke Dir, o Chriſtus, daß Du mich mit Deiner Kraft getröſtet, auf Anrufung Deines Namens mir Gnade erwieſen, und nicht geduldet haſt, daß meine Seele mit den Gottloſen zugrunde gehe.“ Dann ſprach er zu den Gläubigen: „Liebe Brüder! betet zu Gott und fürchtet ihn von ganzem Herzen; denn Er iſt derer eingedenk, die ihn fürchten.“ Strahlend von Wonne kniete er auf der Richtſtatt nieder, betete, bot ſeinen Nacken dar und mit den Worten: „Ich danke Dir, o Chriſtus, mein Gott!“ fiel ſein Haupt unter dem Schwert.

Der heilige Romanus.

Zu Antiochien wütete Asclepiades, der Statthalter, gegen die Chriſten und war durch den Abfall einiger Schwachen ſo ſiegestrunken, daß er ſchon wähnte, das Chriſtentum überwunden und ausgerottet zu haben. Gott ließ das zu, um zu zeigen, mit welchen Streitern Er den Drachen bändigen könne. Ein junger Fremdling, der Romanus hieß, war — niemand weiß woher — nach Antiochien gekommen. Er konnte nicht dulden, daß der Teufel frohlocke, ging mit der Kühnheit der Auserwählten zu Asclepiades und ſprach unter Eingebung des heiligen Geiſtes: „Mäßige deine Freude, denn du wirſt nicht triumphierend von hinnen gehen. Gott hat noch Streiter, die unüberwindlich ſind.“ — „Das wollen wir ſehen!“ rief Asclepiades, und ließ ſämtliche Folterwerkzeuge dermaßen gegen den Jüngling in Bewegung ſetzen, daß deſſen ganzer Leib nichts war als eine entſetzliche Wunde. Die Peiniger ermüdeten, der Gepeinigte aber nicht; die Eiſenwerkzeuge wurden ſtumpf und verbogen, der Martyrer blieb freudenvoll und ungebeugt. Der Wüterich ſchäumte vor Zorn, als der ſelige Jüngling heiter zu ihm ſprach: „Warum laſſen die Qualen nach, du Tyrann? ich wiederhole dir mein Bekenntnis: der wahre König iſt Chriſtus.“ Asclepiades gebot, den frechen Reden des Jünglings ſchnell ein Ende zu machen und ihn zu verbrennen. Von der Stirn bis zur Sohle ſeinem Heiland ähnlich, im blutigen Ehrenſchmuck ſeiner Wunden wurde Romanus auf den Scheiterhaufen geſtellt. Aber urplötzlich fiel ein ſolcher ſündflutender Regen, daß es unmöglich war, die Flamme zu entzünden; Romanus ſollte ein noch vollkommeneres Opfer und Gott noch mehr verherrlicht werden. Asclepiades gab den Befehl, die Zunge auszuſchneiden, die Gott nicht verleugnen wollte. Romanus hörte gelaſſen das unmenſchliche Gebot und ſprach: „Zwingſt du mich zu ſchweigen, ſo werden ſtatt meiner unmündige Kinder die Wahrheit verkündigen.“ Asclepiades hohnlachte, ließ ein kleines, kaum dreijähriges Knäblein fangen, vor Romanus ſtellen und gebot dieſem ſpottend, die Weisheit des Kindes ans Tageslicht zu bringen. Romanus fragte alſo: „Lieber Sohn, was iſt vernünftiger, ſag es uns, nur Chriſtus und in Ihm den ewigen Vater anzubeten, oder tauſend Göttern zu dienen?“ Das Knäblein antwortete lächelnd und ohne ſich zu beſinnen: „Gott kann nur Einer ſein. Da Chriſtus Gott iſt, ſo iſt Er der wahre Gott. An viele Götter glauben die Kinder nicht mehr." Asclepiades bebte vor Zorn und Beſchämung um ſo mehr, als ein ſo zartes Kind nach dem Geſetze nicht zu ſtrafen war. „Von wem haſt du dieſe Reden gelernt?" fuhr er heftig den Kleinen an. „Von der Mutter, und die Mutter von Gott," ſagte das ſüße Kind. „So ſoll denn dieſe bösgelehrte Mutter kommen und durch die Todesqual ihres bösgelehrigen Söhnchens geſtraft werden," befahl der grauſame Mann. Die Mutter kam; ſie dachte an Abraham, der mit eigener Hand ſeinen Sohn der Verheißung dem Herrn zum Opfer bringen wollte; ſie dachte an die Mutter der Makkabäer, die ihre ſieben Söhne für Gott hinwürgen ſah; ſie dachte an den ewigen Vater, der ſeinen eingebornen Sohn am Kreuze in namenloſen Qualen ſterben ließ für die Sünden der Welt, den Göttlich-Unſchuldigen für die Schuld der Menſchen. Sie legte ihr Herz an Sein Herz und war ruhig. Das zarte Kind wurde mit Ruten ſo ſcharf geſchlagen, daß ſein Blut wie ein klarer roter Tau den Boden beſprengte. Alles Volk, die Schreiber, ſogar die Folterknechte weinten unwillkürlich über das bittere Leiden des kleinen Geſchöpfes, und Frauen im Volke brachen in laute Wehklage aus. Aber die Mutter klagte nicht! Sie ſtand mit der Mutter Gottes unter dem Kreuze und litt für Gott und Er litt in ihr, und mit frommen zärtlichen Worten tröſtete ſie das Knäblein und ſprach zu ihm von den unſchuldigen Kindern von Bethlehem und von Iſaak, der ſelbſt das Holz zu ſeinem Opfer nach Moria trug. Plötzlich rief der Kleine, überwältigt vom brennenden Schmerz und dem Verſchmachten nahe: „Ach, mich dürſtet ſehr!" Da ſprach die Mutter traurig: „So nahe biſt du dem Quell des ewigen Lebens, ſo bald wirſt du Chriſtus den Herrn anſchauen und doch verlangſt du noch Waſſer zu trinken? O mein Sohn, denk' an deinen Heiland und leide mit Ihm und gib Ihm treu dein Leben, wie Er dir das Seine gab.“ Da ſchwieg das Kind und lächelte ſelig und litt. Asclepiades gebot, das zerfleiſchte Kind durch das Schwert hinzurichten. Da hob die Mutter den hinſterbenden Liebling zärtlich vom Boden auf, ſchmiegte ihn in ihre Arme, an ihre Bruſt und trug ihn ſorgſam hinaus zur Todesſtätte; ſo mochte einſt der fromme Abel das weißeſte und auserwählteſte Lämmlein ſeiner Herde zum Altar Gottes getragen haben. Und als der Henker den Knaben begehrte, da zögerte ſie nicht; ſie küßte ihn nur einmal noch und ſagte: „Lebe wohl, mein ſüßes Kind! denk an mich im Reiche Jeſu Chriſti! Bald wirſt du aus meinem Sohne mein Beſchützer werden.“ Dann betete ſie: „Dein iſt der Knabe, o Herr, der Sohn Deiner Magd,“ breitete ihren Mantel aus und empfing darin das kleine blutende Haupt, das wie ein Blümchen unter der Sichel vor dem Schwerte dahinfiel.

Während dies Trauerſpiel auf der Richtſtatt verlief, kehrte ſich Asclepiades mit erneutem Grimm zu Romanus, warf ihm vor, der Stifter dieſes Unheils zu ſein, und ließ ihn nochmals foltern. Dann wurde ein Arzt herbeigeholt, der Ariſton hieß, und der aus Schwäche, nicht aus Bosheit, in den Abfall geraten war. Jetzt hatte er ſich unter die Zuſchauer gemiſcht, um ſich an dem Siege der Martyrer zu erfreuen, und wurde nun, da man ſeine chirurgiſchen Inſtrumente bei ihm fand, beauftragt, dem Romanus die Zunge auszuſchneiden. Anfangs weigerte er ſich; aber um die unausſprechlichen Leiden des Martyrers möglichſt bald zu enden, entſchloß er ſich, die Zunge ſo tief auszuſchneiden, daß nach ſeiner Erfahrung ein augenblicklicher Tod erfolgen mußte. Statt deſſen aber lebte Romanus, ward in den Kerker geführt, vom Gefangenwärter gefragt, wie er heiße, und antwortete mit vernehmlicher Stimme: „Ich heiße Romanus.“ Der heilige Geiſt gab ihm ſeine Zunge und ſprach aus ihm. Und nicht nur einmal! Er mußte noch mehrere Monate im Kerker dulden, bevor er die Marterkrone errang, und vieles ſprach er zu den Glaubensbrüdern vom Kreuze und Siege Jeſu Chriſti, ſo daß dies Wunder eine Menge von Augen- und Ohrenzeugen hatte, ebenſo wie die Gabe der Sprachen am Pfingſtfeſt bei den heiligen Apoſteln.

Ariſton, der Arzt, geriet in große Gefahr. Man ſagte, er ſei ja auch ein Chriſt; er habe den Glaubensbruder geſchont und ſei dem Befehle nicht vollſtändig nachgekommen, und ſo wurde er von Asclepiades zur Rede geſtellt und befragt, wie denn der ſprechen könne, dem er doch die Zunge ausgeſchnitten habe? das ſei ein Betrug geweſen, der Todesſtrafe verdiene. Ariſton hatte dieſe Zunge ehrfurchtsvoll aufbewahrt und ſprach jetzt zu dem Zürnenden: „Ich bitte dich, laß jemand kommen, dem Gott nicht beiſteht, und ich will ihm die Zunge genau nach dem Maß der Zunge des Romanus, die ich noch beſitze, ausſchneiden. Lebt er dann noch fort, ſo habe ich dich betrogen; ſtirbt er, ſo iſt das Leben und Reden des Romanus Gottes Werk.“ Asclepiades ging auf den Vorſchlag ein und ließ einen Miſſetäter, der zum

Tode verurteilt war, vorführen, und Ariſton tat an ihm, wie er geſagt hatte. Kaum war die Ausſchneidung geſchehen, ſo ſtarb der Verbrecher und Gottes Allmacht zeigte ſich im hellſten Licht durch Romanus und das heilige Martyrerkind. Jener vollendete ſein Leiden im Kerker, er wurde mit dem Strick erwürgt.

Die heilige Agnes.

Wie eine Opferherde von Lämmern und Tauben ziehen ſie vorüber, dieſe Jungfrauen und Kinder, dieſe Mütter und Jünglinge! und hat der Tod eine Lücke in dem heiligen Reigen gemacht, ſo wird ſie alsbald ausgefüllt durch einen freudigen Bewerber um die himmliſche Marterkrone.

Agnes, die holde kindliche Martyrin, war die einzige Tochter reicher und vornehmer Eltern in Rom, und wuchs auf im chriſtlichen Glauben. Was ihr Name bedeutet (auf lateiniſch Lamm, auf griechiſch keuſch), das war ſie. Mit einer Innigkeit und Entſchiedenheit, die weit über ihr zartes Alter und über die Natur hinaus lagen, verlobte ſie früh dem Heilande ihre Seele an und beſchloß, ſich keinem Sterblichen zu vermählen. Sie lebte ganz im Gebet, in der Betrachtung göttlicher Wahrheiten, in Werken der Barmherzigkeit. Viele Jünglinge bewarben ſich um ihre Hand, als ſie noch ein Kind war, aber ein Kind von ſolcher Schönheit an Leib und Seele, daß ſie ein Inbegriff der Vollkommenheit zu werden verſprach. Und was ſie verſprach, hielt ſie! Sie wurde eine Heilige und Martyrin. Aber ſie hielt auch dem göttlichen Heiland ihr Verſprechen und ſagte, wenn man ihr einen Eheantrag mitteilte, oder wenn ſie Schmuck, reiche Kleider, Blumenkränze, weltlichen Tand anlegen ſollte: „Es wäre für den Bräutigam eine Schmach, eine Braut zu empfangen, die anderen gefallen will.“

Es iſt bei der heiligen Agnes, wie bei der heiligen Potamiana: Akten ihres Leidens, d. h. Schriften von Augenzeugen abgefaßt, wie die der heiligen Ignatius, Polykarp, Blandina, Perpetua ꝛc., beſitzt man nicht; doch ſind wenig Heilige höher in der Kirche geehrt, als ſie, denn ſie gehört zu dem himmliſchen Siebengeſtirn der heiligen Bräute Chriſti, welche täglich der ganzen katholiſchen Chriſtenheit im Meßkanon als Fürbitterinnen und Vorbilder aufgeſtellt werden. Die erſten dieſer Sterne ſind Felizitas und Perpetua, dann Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia und Anaſtaſia. Überdies ſprechen die älteſten Kirchenlehrer, Ambroſius, Hieronymus, Auguſtinus, einſtimmig mit begeiſtertem Lobe von ihrer Tugend, ihrer Anmut, ihrer Standhaftigkeit, ihrem Leiden, und mit einem Lämmlein auf dem Arme und einem Olivenkranz, dieſem Sinnbild des Friedens und des Sieges auf dem Haupt, ward ſie zu allen Zeiten als die geliebte Beſchützerin jungfräulicher Seelen angerufen. In den Tagen des heiligen Hieronymus war ihr Name ſo berühmt, daß er von ihr ſchreibt: „Das Lob ihres Lebens ertönt in allen Zungen und Sprachen der Kirche. Sie hat die Schwäche ihres Alters und die Grauſamkeit des Tyrannen beſiegt, und den Ruhm der Jungfräulichkeit mit dem Tode der Martyrer gekrönt.“

Agnes lebte in der Zeit der allerheftigſten

Chriſtenverfolgung, die eine beabſichtigte Chriſtenvertilgung zu nennen iſt. Die Kaiſer, welche damals nebeneinander das Römerreich beherrſchten, waren einer immer roher, tyranniſcher, wilder als der andere. Nur unter ſolchen Unmenſchen konnten Kinder zur Martyrerkrone gelangen; denn kaum dem Kindesalter entwachſen war Agnes, dreizehn Jahre. Da, ſo erzählt die Überlieferung, ſah ſie der Sohn des Präfekten von Rom und entbrannte in ſo heftiger Liebe zu ihr, daß er ſie ſogleich zur Ehe begehrte. Aber Agnes antwortete, ſie ſei ſchon einem anderen Bräutigam zugeſagt. Der Jüngling kam immer wieder, verſprach ihr Reichtum und Herrlichkeit in Fülle und wollte ſich durchaus nicht abweiſen laſſen. Da erwiderte Agnes mit hohem Ernſt: „Hebe dich weg von mir! ich habe mein Herz ſchon einem Bräutigam geſchenkt, dem ich die Schmach nicht antun darf, ihn deinetwegen zu verlaſſen. Von ſeinen Lippen fließt Milch und Honig; ſeine Mutter iſt eine Jungfrau; die Engel dienen ihm, Sonne und Mond bewundern ſeine Schönheit. Und dieſe Schönheit altert nie und ſeine Schätze nehmen nie ab. Mit ſeinem Trauringe hat Er ſich mir anverlobt. Ihm allein will ich meine Liebe geben und meine Treue bewahren.“ Der Jüngling erkrankte vor Gram und Herzeleid, aber der Präfekt nahm es ſehr übel, daß Agnes ſeinen Sohn abgewieſen habe und ſuchte ihren Sinn zu ändern, was ganz vergeblich war. Inzwiſchen ward ihm die Kunde, ſie ſei eine Chriſtin. Das freute ihn! Konnte er ſie nicht beugen, ſo konnte er ſie jetzt doch quälen! Er ließ abermals die zarte Jungfrau rufen und befahl ihr, den Götzen zu opfern. Da rief Agnes: „Deiſchmeichelt. Daher gefielen ſie ihm außerordentlich und das Evangelium, welches zur Bekämpfung dieſes dreiköpfigen Drachen in der Menſchenbruſt auffodert und ermahnt, wurde ihm verhaßt. Wer aber an die Lehren des Evangeliums zu erinnern wagte, wurde ihm noch verhaßter, denn das heilige Buch war ſtumm, die lehrende Kirche aber nicht. So verhaßt wurde dieſe, daß man ſich nicht die Mühe nahm, im Evangelium nachzuſchlagen, ob ſie nicht vielleicht ein Recht habe, ſich auf daſſelbe zu berufen; denn da würde man bei Matthäus, Kap. 25, Vers 34 ꝛc. mit größter Ausführlichkeit dieſen Gegenſtand behandelt gefunden haben und, wie ſich von ſelbſt verſteht, zu Gunſten der Kirche. Doch, wie geſagt, unter einem Wuſt anderer Bücher war das Evangelium wie begraben und nur in einzelnen Seelen hielt es ſeine Auferſtehung und wirkte es fort im Geiſte jener mittelalterlichen Aſſociationen, welche die Kirche mit liebendem Blick betrachtete.

Sie beſtanden keineswegs immer aus Perſonen, welche durch Ablegung der klöſterlichen Gelübde zu einem Ordensleben zuſammentraten. Es waren meiſtens Laienvereine, Bruderſchaften, die — jede für ihre Beſtimmung — Außerordentliches leiſteten, allmälig die großartigſten Anſtalten der chriſtlichen Wohlthätigkeit gründeten und ihre Städte mit Hoſpitälern und Kirchen ſchmückten, welche aus den Mitteln der Bruderſchaften erbaut und verziert wurden. Das konnte natürnen Götzen ſoll ich opfern, ich, eine Dienerin des Allerhöchſten! ich, deinen ſtummen, tauben, machtloſen Götzen, ohne Sinn und Verſtand?" Der Präfekt ſagte zornig: „Wäreſt du nicht ſo jung, ſo dürfteſt du nicht ungeſtraft die Götter läſtern." — „Auf das Alter kommt es nicht an," entgegnete Agnes; „Gott der Herr iſt ſtark auch in ſchwachen Kindern, und nur Er, der Allmächtige, kann mir Stärke geben; das Alter nicht. Und ſind denn deine Götzen ſtark? Laß ſie doch mir befehlen, daß ich ſie anbeten und ihnen opfern ſoll! Aber ſie ſchweigen und auch du vermagſt nichts über mich." Da ließ der Präfekt drohend ein gewaltiges Feuer anzünden und die gräßlichſten Folterwerkzeuge herbeibringen, um ihr Entſetzen einzuflößen. Aber Agnes dachte an die Peinen ihres himmliſchen Bräutigams in ſeinem bitteren Leiden und lächelte. Und als ſie vor die Götzenbilder geſchleppt und Weihrauch zum Opfer in ihre Hand gezwängt wurde, da erhob ſie zwar dieſe reine Hand, doch nur um das heilige Zeichen des Kreuzes zu machen. Ruhig ſtand ſie zwiſchen dem Hin- und Herziehen, unerſchrocken unter den blutigen Henkern. Sie war ſo jung, daß ſie noch nicht wußte, was das iſt, ſterben; aber ſie war ganz bereit zum Tode. Der Präfekt ſprach nun mit kaltem Grimme: „Wähle jetzt zwiſchen dem Opfer und der Schande! Bete die Götter an, ſonſt erwartet dich die äußerſte Schmach." Immer ruhig und lächelnd antwortete Agnes: „Du würdeſt nicht ſo reden, wenn du wüßteſt, wer mein Gott iſt. Ich kenne die Kraft meines Herrn Jeſu Chriſti und weiß, wie Er die Reinheit ſeiner Bräute liebt. Er iſt meine Schutzwehr, Er weicht nicht von mir und mein Schutzengel ſchläft nicht." Hohnlachend ließ der Präfekt die ſelige Jungfrau an einen Ort führen, welcher der Rachen der Hölle auf Erden war. Aber kein ungeziemender Blick traf die Braut Chriſti, kein ungeziemendes Wort berührte ihr Ohr! Zitternd flohen alle hinweg und nur der Sohn des Präfekten wagte ſeine Augen zu ihr zu erheben. Aber geblendet und betäubt ſtürzte er zu Boden. Nun geriet das Volk in Wut und begehrte den Tod der Zauberin, der Gottesleugnerin, der Verfluchten. Sie wurde zur Hinrichtung durch das Schwert verurteilt. Da ſagte ſie: „Zugrunde gehe der Leib, der mit Augen geliebt werden kann, von denen ich nicht geliebt ſein will; und Er, der mich zuerſt für Sich auserkoren hat, empfange meine Seele." Die Henker wollten ihr Ketten anlegen, um ſie zur Richtſtatt zu führen. Aber auch die engſten Feſſeln waren viel zu weit für ihre ſchmale Hand und glitten ab. Ungefeſſelt und freiwillig ging ſie den Weg durch den Tod zum ewigen Leben. Auf der Richtſtatt hob ſie die Hände zum Himmel auf, betete, pries Gott, der ſie mit unbeflecktem Fuß durch die Nachſtellungen der Böſen und die Schlingen des Teufels geführt habe, kniete nieder und bog ihr kindliches Haupt vor dem Schwert des Henkers. Er zitterte, nicht ſie, bevor der Streich fiel, der ihre unſchuldige Seele zum ewigen Brautfeſt führte. Ihre Eltern erkauften die entſeelte Hülle und beerdigten ſie in der Katakombe einer Villa, die ihnen nicht fern von der Stadt am Nomentaniſchen Wege gehörte. Das Grab der jungfräulichen Martyrin war ein Lieblings-Wallfahrtsort der Gläubigen, die ſich zu eifrigem Gebet an der Ruheſtätte einer ſo herrlichen Tochter der Gnade angetrieben fühlten. Die Nähe der Stadt machte aber, daß die Heiden ihnen leicht auf die Spur kamen und ſie mit vielerlei Schmach verfolgten, wenn ſie ſich dahin begaben. Ja, die heilige Emerentiana, eine Katechumene, die in einem Alter mit der heiligen Agnes war, wurde in dieſer Katakombe entdeckt und beim Gebet geſteinigt, ſo daß ſie keine andere Taufe, als die in ihrem eigenen unſchuldigen Blute empfing. Nun lagen zwei Lilien nebeneinander, und das verringerte die Liebe und Andacht zu dieſem Grabe nicht. Später, ſo erzählt die Überlieferung, begab ſich Kaiſer Conſtantins kranke und ungläubige Tochter Conſtantia einmal dahin, von dem dunkeln Drang nach Gnade getrieben, der ſo manche Heiden von ihren Götzen abwendete. Eine Erſcheinung der heiligen Agnes gab ihr die Geſundheit des Leibes und der Seele. Conſtantia ward gläubig und ließ ſich taufen; und ihr erfreuter Vater, der Kaiſer, baute über dieſem geſegneten Grabe eine ſchöne Kirche, die noch jetzt zu Roms älteſten Kirchen, den ſogenannten Conſtantiniſchen Baſiliken gehört. Am Feſte der heiligen Agnes (21. Januar) werden alljährlich zwei weiße Lämmer am Vatikan vorübergeführt, wo der heilige Vater ſie vom Fenſter aus ſegnet, dann in dieſe Kirche gebracht, während des Hochamtes nochmals geſegnet und bis zur Zeit der Schur irgend einem Nonnenkloſter zur Pflege übergeben. Aus ihrer Wolle werden die Pallien gewebt, die Auszeichnung für Erzbiſchöfe, gleichſam ein Ordensband der Demut; denn das Pallium iſt nur ein ſchmaler Streif von weißer Wolle mit ſchwarzen Kreuzen, der um die Schultern liegt und über dem Rücken und der Bruſt herabfällt, des göttlichen Lammes leichtes Joch, das ſanft auf den reinen Herzen ruht, und ein liebliches Andenken an die heilige Agnes in ihrer Demut und Reinheit bildet.

Die heilige Eulalia.

Es waren entſetzliche Zeiten! Zu dämoniſcher Wut entbrannte der Haß des Heidentums und die Kämpfer der Finſternis boten alle Mittel auf, um die Streiter Chriſti zu überwinden, zu zermalmen, zu entmutigen, ein Meer von Qualen an Leib und Seele, ein Strom von Drohungen und Verwünſchungen ward über ſie ergoſſen. Sie ſollten begraben werden in Marter und Schmach. Aber zwiſchen all dem heidniſchen Dräuen und Toben „ward die Stimme der Turteltaube gehört im Lande" (Hohel. II), und tauſende von bräutlichen Seelen ſeufzten nach Vereinigung mit dem himmliſchen Bräutigam, als ob der Weg zu Ihm über Blumen ginge. Zu Merida in Spanien lebte eine angeſehene chriſtliche Familie von altem Geſchlecht, großem Vermögen und ausgezeichneter Tugend. Die Tochter dieſes edlen Hauſes hieß Eulalia. Ihr Sinn war ganz auf himmliſche Dinge gewendet. Die Spiele der Kindheit gefielen ihr nicht und die Freuden der Erde zogen ſie nicht an. Früh erklärte ſie, ihr Bräutigam ſei Chriſtus. Nie trug ſie Blumenkränze, nie den mindeſten Schmuck. Still und einfach, freundlich und ernſt war ſie in ihrem ganzen Benehmen und Weſen, eine Seelenſchweſter der heiligen Agnes, und auch wie dieſe auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau, erſt zwölf Jahre alt. Über Spanien gebot derſelbe Tyrann Maximian Herculeus wie über Italien; deshalb wütete die Verfolgung dort auch mit größter Heftigkeit. Eulalias ſtiller Ernſt war, wie das oft der Fall iſt, das Zeichen und der Schleier einer glühenden Seele. In ruhigen Verhältniſſen hätte dieſe innere Glut ihr ganzes Leben erwärmt und gehoben; jetzt brach ſie in einer hellen Flamme aus und Eulalia wünſchte nichts, als zu leiden und zu ſterben für ihren geliebten gekreuzigten Herrn. Ihre Eltern waren ſehr für ſie beſorgt und ſchickten ſie deshalb auf eine Villa in der Umgegend von Merida, wo ſie in der Verborgenheit leben ſollte. Eulalia begab ſich nach dieſem Landhauſe, aber mit tiefer Betrübnis. Sie hörte von den Siegespalmen, welche andere durch das Martertum erwarben und konnte ſich nicht tröſten, daß ſie leer ausgehen, daß ſie fern bleiben ſollte vom Brautfeſt der ſich opfernden Liebe. Die Stimme des himmliſchen Bräutigams rief ihr unabläſſig zu: „Stehe auf, eile, meine Freundin, meine Taube, und komm!" Hohel. II, 10.) Da ſtand ſie auf „und ſuchte Denjenigen, den ihre Seele liebte." (Ebend. III, 2.) Sie verließ das Landhaus zur Nachtzeit, zu Fuß und ganz allein, um niemand in Gefahr zu verwickeln, und eilte nach Merida. Aber nicht in das Haus ihrer Eltern, ſondern vor den Richterſtuhl. „Ihr ſucht Chriſten?" rief ſie; „da bin ich!" Der Richter wunderte ſich über die zarte Jugend und Schönheit Eulaliens und fragte, ob ſie gekommen ſei um zu opfern, und des Kaiſers Gottheit anzubeten? „O nein!" antwortete Eulalia; „ich verachte die Götzen, weil ſie nichts ſind, und Maximian, weil er ſie anbetet.“ — „Dann mußt du ſterben,“ ſagte der Prätor. — „Ich weiß es!“ entgegnete ſie. — „Beſinne dich,“ fuhr er fort, „du biſt noch ſehr jung, du wirſt Eltern haben, die dich lieben. Bricht der Gedanke, von Löwen zerriſſen oder von Flammen verbrannt zu werden, nicht deinen Trotz? Du brauchſt ja nur mit der Fingerſpitze ein Körnchen Weihrauch zu berühren.“ — Eulalia ſchwieg; aber ſie ſtieß vom Altar ein Götzenbild und das geweihte Mehl des Opfers herab und trat es mit Füßen. Da fielen die Henker über ſie her und riſſen mit eiſernen Krallen blutige Furchen in ihre Seiten. Kein Seufzer kam über ihre Lippen, keine Träne in ihr Auge. Ruhig blickte ſie auf die Wunden und ſprach: „So gräbt man Deinen heiligen Namen, o mein Herr Jeſu, und Deinen Sieg auf mich ein.“ Nachdem ſie bis auf die Rippen zerfleiſcht war, wurden dieſe Wunden mit Pechfackeln gebrannt. Eulalia hatte ihr langes Haar aufgelöſt, damit es ſtatt eines Schleiers züchtig Bruſt und Schultern verhülle. Es entzündete ſich an den Fackeln und ſie ſtand einen Augenblick in ihren eigenen brennenden Locken wie in einer Glorie. Dann öffnete ſie den Mund, als wolle ſie die Flammen auch einatmen, ſenkte ihr Haupt und gab ihren Geiſt auf. Eine weiße Taube, die plötzlich über ſie hinweg gen Himmel flog, tröſtete die Chriſten und ſchreckte ihre Peiniger. Als nun ihr zarter, ſo grauſam mißhandelter Körper auf dem Erdboden lag und vielleicht neuen Mißhandlungen ausgeſetzt und unbegraben bleiben ſollte, trat ein liebliches Ereignis ein. Es war im Dezember und ſehr kalt.

Plötzlich fiel eine ſo ungeheure Menge Schnee, daß der ganze Platz damit bedeckt und Eulalia wie von einem Leichentuch verhüllt ward. Der Himmel ſchien die jungfräuliche Martyrin beſtatten zu wollen. Die Henker legten nicht mehr Hand an ſie und die Glaubensgenoſſen kamen ſpäter und beerdigten die heiligen Reliquien.

Die heilige Theodora und der heilige Didymus.

In Alexandrien ſaß der Statthalter Proculus zu Gericht, als ihm eine ſchöne Jungfrau, Namens Theodora, vorgeführt ward. Er fragte ſie nach ihrem Stande, und ſie antwortete: „Ich bin eine Chriſtin.“ Proculus verſtand das ganz und gar nicht und fragte nochmals, ob ſie Freie oder Sklavin ſei. „Ich ſagte es dir ſchon,“ antwortete ſie wieder, „ich bin eine Chriſtin! Jeſus Chriſtus, der Herr, hat mich frei gemacht. Übrigens aber bin ich, auch der Welt nach, frei und von freien Eltern geboren.“ Proculus ließ jemand von der Stadtobrigkeit rufen und fragte: „Was kannſt du mir über dieſe Jungfrau Theodora ſagen?“ — „Daß ſie frei und von hoher Geburt iſt,“ lautete die Antwort. — „Warum haſt du dich denn nicht verheiratet?“ ſprach Proculus zu der Jungfrau. — „Wegen meines Herrn Jeſus Chriſtus. Er ward Menſch und kam in die Welt, um uns vom Verderben zu erlöſen und das ewige Leben zu verheißen. Deshalb ſoll dieſer König des Lebens allein mein Bräutigam ſein.“ — Der Statthalter ſagte, die Kaiſer hätten befohlen, daß jedermann ohne Ausnahme den Göttern opfern müſſe; alſo auch ſie. Weigere ſie ſich, ſo werde er ſie an einen Ort führen laſſen, wo die äußerſte Schmach ſie beflecken werde. „Weißt du nicht," entgegnete Theodora, „daß uns nichts vor Gott befleckt, als unſer böſer Wille? Muß ich Schmach leiden, ſo iſt das nicht meine Sünde." — „Beſinne dich anders," ſprach der Statthalter; „ich bedauere dich wegen deiner edlen Geburt und deiner Schönheit, und warne dich, mich nicht zu zwingen, meine Drohung auszuführen." — Aber Theodora blieb bei ihrer Antwort und ſetzte hinzu: „Keine Gewalt, die du an mir ausüben läßt, erniedrigt mich! Ich habe mich Gott anverlobt und ich will in Gott verbleiben. Er iſt der Herr und Er wird ſchon das Gnadengeſchenk, das Er mir gemacht hat, zu behüten wiſſen." Proculus ſprach wieder von ihrem edlen Geſchlecht und ihrer Familie; aber Theodora unterbrach ihn und ſprach: „Chriſtus iſt mein Herr, dem ich Freiheit, Anſehen und Adel verdanke. Ich bin Sein und ich bin ſicher, daß Er ſeine Taube beſchirmt." Auf ſeine Drohung, ſie foltern zu laſſen, erwiderte ſie: „Du haſt Gewalt über meinen Leib; Gott allein über meine Seele." Proculus den Schergen, von ihr abzulaſſen und dabei zurufen: „Sei nicht unſinnig! Komm her und opfere den Göttern!" — „Ich opfere nicht und bete nicht die Dämonen an," ſagte ſie; „der Herr iſt mein Helfer." Da Theodora ſo ganz ungerührt durch dieſe ſchimpfliche Behandlung blieb, gebot Proculus den Schergen, von ihr abzulaſſen und ſagte: „Dein Trotz hat mich gezwungen, dich ohne Rückſicht auf deine edle Geburt ſo ſchmachvoll zu behandeln vor dem ganzen Volke, das auf deine

Verurteilung wartet. Jetzt höre mich an: ich gebe dir drei Tage Zeit, um dich zu bedenken; ſind die verfloſſen, ſo mußt du dich entſcheiden." — „Sie ſind gleichſam ſchon verfloſſen und ich bin entſchieden, nicht zu opfern," entgegnete Theodora; „aber tue, was du willſt und befiehl nur, daß vor meiner Verurteilung keine Beleidigung mir zugefügt werde." — Dies tat er, doch immer nur im Hinblick auf ihre hohe Geburt, ſo daß eine Sklavin oder eine Jungfrau minder edlen Standes nicht mit ſolcher Nachſicht von ihm behandelt worden wäre. Theodora brachte drei Tage unbeläſtigt im Gefängnis und ganz verſenkt im Gebet zu. Dann nahm Proculus den Richterſtuhl wieder ein, ließ ſie vorführen und hörte mit Erſtaunen, daß ſie bei ihrer Weigerung beharre. Da die Kaiſer nachſichtige und ſchonungsvolle Beamte mit harten Strafen bedrohten und ausdrücklich ihnen befahlen, jedes Zwangsmittel zu ergreifen, das zum Abfall führe, ſo blieb denn auch Proculus bei ſeinem erſten Ausſpruch und ſagte: „Du ſelbſt, Theodora, nicht ich, bringſt dich an einen verrufenen Ort. Nun wollen wir ſehen, ob dein Chriſtus dich daraus befreien wird." — „Gott, der ins Verborgene ſchaut und das Zukünftige weiß, und der ſeine Magd fleckenlos bewahrt hat bis zu dieſer Stunde, wird ſie nicht zu Schanden werden laſſen durch frevelnde Menſchen," antwortete Theodora ruhig und würdevoll. Als ginge ſie zwiſchen ihren Dienern, folgte ſie den Schergen und betete, indem ſie über die unreine Schwelle ſchritt: „Vater meines Herrn Jeſus Chriſtus, hilf mir und rette mich! Du haſt den Petrus aus dem Kerker befreit, ohne daß ihm Leid zugefügt worden wäre; übe auch an mir dieſe Barmherzigkeit und zeige allen, daß ich deine Magd bin.“ Das Volk, das ihr Gebet gehört hatte, ſammelte ſich haufenweiſe um das Haus und blieb voll Neugier und Erwartung ſtehen, ob vielleicht Feuer vom Himmel fallen oder ſonſt ein Wunder geſchehen werde. Ein chriſtlicher Jüngling, Namens Didymus, beſchloß aber, die edle Jungfrau zu retten. Er wickelte ſich von Kopf bis zu Fuß in einen Soldatenmantel, drückte ſeinen Helm tief über die Stirne herab, eilte ins Haus und in Theodorens Gemach und ſagte eilig: „Ich bin dein Bruder im Glauben und komme dich zu befreien. Verkleide dich mit dieſem Mantel und Helm, verſtecke dein Antlitz ſo viel wie möglich, ſchlage die Augen nieder, ſprich mit niemand und fliehe. Ich bleibe hier an deiner Stelle, denn Gott ſchickt mich zu deiner Rettung her.“ Theodora hob ihr Herz zu Gott auf, tat, wie Didymus ihr geheißen hatte, und entkam glücklich durch die gaffende Volksmenge. Da ſich aber weder Zeichen noch Wunder ereigneten, ſo drang man ins Haus, um zu ſehen, was aus Theodora geworden ſei. Nun war die Beſtürzung groß, denn ſie war verſchwunden und an ihrer Stelle ein Fremdling, der ſehr freudig erzählte, daß er und wie er ſie befreit habe. Das Volk tobte und wütete wider ihn und führte ihn zum Statthalter, damit er bekenne, wo Theodora ſei. „Bei Jeſus Chriſtus, dem Sohn des lebendigen Gottes, das weiß ich nicht!“ ſagte Didymus. „Ich weiß nur, daß die Magd Gottes ungekränkt entflohen iſt und daß der Herr an ihr getan hat nach ihrem Glauben.“ Da er nicht bekennen wollte, ſollte er wenigſtens opfern. Allein, wie lich nur ſo lange der Fall ſein, als ſie ſich mit ihrer Wirkſamkeit feſt der Kirche anſchloſſen und von ihr die Gnaden ſich ſpenden ließen, welche der Heiland ihr zu verwalten gegeben hat und welche der Menſch bedarf, um ſich in der Hingebung und zur Aufopferung zu ſtärken; d. h. als das religiöſe Leben ſich in einem innigwarmen, kirchlichen Leben ausſprach, und zwar nicht durch Einzelne — denn das hat auch in den verſunkenſten Tagen ſtattgefunden — ſondern durch das Volk, d. h. durch alle Klaſſen und Stände, durch Vornehme und Geringe, Könige und Bettler, Greiſe und Jünglinge. Alle Klaſſen der Geſellſchaft von Oben bis Unten müſſen ſich dabei betheiligen, wenn die erhabenen und lieblichen Feſte und die majeſtätiſchen Feierlichkeiten und der ganze tiefſinnige, wunderbarſchöne Kultus ihre Beſtimmung erreichen ſollen: im Hauſe des himmliſchen Vaters bei ſeinem Gaſtmal ein Volk von Brüdern zu verſammeln, welches die heilige Schwelle mit einer feurigen Liebe im Herzen verläßt, die Jeden zum feſten Entſchluß antreibt, den himmliſchen Vater über Alles zu lieben und den Nächſten wie ſich ſelbſt. Wo keine Gemeinſchaft im Hauſe Gottes ſtattfindet, weil der Reiche ſich zu reich wähnt, um es zu beſuchen, und der Arme zu arm — da wird außerhalb deſſelben Friede und Eintracht fehlen, weil ein gemeinſamer höherer Mittelpunkt des Gleichgewichts und der Verſöhnung Aller fehlt. Da werden auch die Laienvereine, dieſe Bäche dem Born der Kirche ſich von ſelbſt verſteht, keine Marter vermochte ihn dazu, denn durch Theodoras Befreiung hatte er ſich ja ſchon den Tod erwählt. Proculus ließ ihn enthaupten und ſeine Leiche verbrennen. Über das fernere Schickſal der edlen Jungfrau weiß man nichts Beſtimmtes. Nach einer Überlieferung ſoll auch ſie durch das Schwert umgekommen ſein.

Leider gibt es keine Akten von dem Martertode der heiligen Catharina von Alexandrien, die zu derſelben Zeit unter Maximin Daja gelitten hat. Gerade damals wurden ſo viel derartige Schriften von den Heiden vernichtet, daß nur die Legende das Andenken an dieſe wunderſchöne Blume der Jungfrauen und Martyrinnen aufbewahrt hat.

Die heilige Afra.

Die göttliche Liebe, mit welcher der Sohn Gottes gekommen war, „um die Sünder zur Buße zu rufen, nicht die Gerechten“ — den Kranken Geneſung zu bringen, nicht den Geſunden — rettete tauſend und tauſend Seelen, welche in die irdiſche Liebe verſunken waren, weil ſie von der heiligen Liebe nie etwas gehört, nie deren Gegenſtand gekannt hatte. Denn lieben muß der Menſch! Seine Beſtimmung für die Ewigkeit iſt ja lieben: Gott lieben. Liebt er Gott, ſo vergöttlicht ſich ſeine Natur in dem Maß, als er dem Zug nach Oben, dem Geiſte, folgt — und er heiligt ſich. Liebt er Irdiſches, folgt er dem Zug der Sinne zur Tiefe, ſo vererdet ſeine Natur und er wird jenen Geſchöpfen gleich, die nur der Erde, nicht dem Himmel angehören: dem Tier. Die Liebe zum unendlichen Gut macht gut und glücklich; die Liebe zu endlichen Gütern macht gemein und elend. Eines von beiden iſt das Los des Menſchen. Er ſteht nicht im Leben wie auf einer grauen, ebenen Fläche ohne Ausſicht und ohne Reiz, wo nichts ihn lockt rechts oder links, rück- oder vorwärts zu gehen und wo es auch gar nicht darauf ankommt, ob er überhaupt geht oder ſtill ſtehen bleibt. O nein! Er befindet ſich auf einem Abhang, der ſteil abwärts und ſteil aufwärts führt und auf dem er ſich nicht ſtillſtehend halten kann. In der Tiefe wie in der Höhe zeigen ſich liebliche Bilder; dort unten zauberiſche Luftſpiegelungen, täuſchendes Blendwerk, droben Viſionen einer Schönheit, einer Seligkeit, die wahrhaft, unvergänglich, ewig iſt. Je lebhafter und mächtiger dieſe vor ſeiner Seele ſchweben, um ſo entſchiedener wird er ſich von den Trugbildern abwenden und den ſteilen Abhang hinaufklimmen. Aber damit er es könne, muß ihm die göttliche Offenbarung den Himmel, muß ihm der Glaube das übernatürliche Auge geöffnet haben, muß er etwas gehört haben von der göttlichen Liebe.

So war Afra gerettet! Die Gnade hatte ſie wie Maria Magdalena zu den Füßen des göttlichen Heilandes hingeworfen und ſie erlöſt aus den bunten betörenden Schlingen eines elenden Lebens. Sie war von edlem griechiſchen Geſchlecht aus der Inſel Cypern, aber zu Augsburg geboren, welches eine bedeutende Stadt des Römerreiches war. Hilaria, ihre Mutter, war eine eifrige Götzendienerin und hatte ihre ſchöne Tochter zum Dienſt der Welt erzogen.

Die chriſtlichen Marterzeiten ſind immer zugleich Zeiten der Gnade und Wunder. Ein frommer Biſchof, Narciſſus, floh vor der Verfolgung, kam nach Augsburg, geriet, von Gott geführt, in das Haus der Hilaria und ward der gute Hirt, der fünf verlorene Schäflein auf den Weg des ewigen Lebens zurückbrachte, nämlich Hilaria ſelbſt, ihre Tochter Afra und drei junge Griechinnen, Eunomia, Digna und Eutropia, die bis jetzt ihre Sklavinnen geweſen waren. Dann ſetzte Narciſſus ſeinen Pilgerſtab weiter und ſoll zu Girona in Spanien den Martertod gefunden haben.

Der Würgengel der Verfolgung ging aber nicht ohne Opfer an Augsburg vorüber, und da Afras Bekehrung durch die Umwandlung ihres ganzen Lebenswandels allgemein bekannt geworden war, ſo ſollte ſie auch gezwungen werden, den Götzen zu opfern. Die Verfolger ergriffen ſie und führten ſie vor Gajus, den Richter, der ſie gleich erkannte und mit Hohn ſagte: „Du, Afra, wirſt gewiß lieber den Göttern opfern und leben, als in Qualen ſterben.“ — „O nein!“ antwortete Afra. „Mir genügt an meinen Sünden, die ich begangen habe, ehe ich Gott kannte. Was du mir befiehlſt, tue ich nicht.“ — „Gehe nur in den Tempel und opfere,“ ſprach Gajus weiter, als ob ſie gar nichts geſagt hätte. Aber Afra erwiderte: „Mein Tempel iſt Chriſtus. Ich habe Ihn immer vor Augen; ich bekenne Ihm immer meine Sünden. Da ich unwürdig bin, Ihm ein Opfer zu bringen, ſo verlange ich ſehnlichſt um ſeines heiligen Namens willen mich ſelbſt zu opfern, damit ich durch Peinen entſündigt und reingewaſchen werde.“ — „Ich weiß, wer du biſt und welchen Wandel du geführt haſt,“ ſagte Gajus; „alſo opfere nur, denn der Gott der

Chriſten kann dich unmöglich kennen.“ — Afra antwortete demütig: „Mein Herr Jeſus Chriſtus ſprach, Er ſei für die Sünder vom Himmel auf die Erde herabgeſtiegen, und ſeine Evangelien bezeugen, daß eine öffentliche Sünderin ſeine Füße mit ihren Tränen gewaſchen und Verzeihung erhalten habe. Und andere große Sünderinnen hat Er auch nie verachtet.“ — Gajus ſagte hämiſch: „Opfere und ſetze nur dein früheres Leben fort, das dir ſo große Reichtümer eingebracht hat.“ — „Das war ein fluchwürdiger Reichtum, der mir das Gewiſſen beſchwerte und den ich wie Gaſſenkot verworfen habe. Ja, ſogar meine armen Glaubensbrüder, die ich dringend anflehte, mein Gold zu nehmen und für meine Sünden zu beten, weigerten ſich deſſen. Wie könnte ich alſo je wünſchen, ſolche Reichtümer wieder zu gewinnen?“ — „Opfere!“ wiederholte Gajus, „du nennſt Chriſtus umſonſt deinen Gott! Du biſt nicht die Seinige, denn eine Sünderin wie du iſt nicht würdig, Chriſtin genannt zu werden.“ — „Das iſt wahr, ich bin's nicht würdig, eine Chriſtin genannt zu werden! Aber der barmherzige Gott, der nicht nach unſerem Verdienſt, ſondern nach ſeiner Milde richtet, hat zu dieſem Namen mich zugelaſſen.“ — „Und woher weißt du das?“ fragte Gajus. — „Daß ich vor dem Angeſicht meines Gottes nicht verworfen bin, erkenne ich daraus, daß es mir geſtattet iſt, hinzu zu treten zu ſeines heiligen Namens glorreichem Bekenntnis, durch welches ich die Nachlaſſung aller meiner Sünden zu empfangen hoffe.“ — „Welche Poſſen!“ rief Gajus; „opfere den Göttern! Durch ſie wirſt du das Heil erlangen.“ — „Mein Heil iſt Chriſtus, der, am

Kreuze hängend, dem reuigen Schächer die Wonnen des Paradieſes verſprochen hat.“ — „Opfere!“ rief Gajus zürnend, „ſonſt laſſe ich dich vor aller Augen beſchämen und mit Ruten ſtreichen.“ — „Mich beſchämt nur die Erinnerung an meine Sünden,“ ſagte die edle, demütige Afra. — „Opfere!“ rief Gajus immer heftiger. „Wahrlich, es gereicht mir zur Schmach, mit einem Geſchöpf, wie du biſt, ſo lange zu ſtreiten! Willſt du aber nicht opfern, ſo mußt du ſterben.“ — „Dahin ſteht mein Verlangen: durch ein ſolches Bekenntnis würdig zu werden, die Ruhe bei Gott zu finden.“ — „Opfere!“ ſchrie Gajus, „ſonſt laſſe ich dich foltern und dann lebendig verbrennen.“ — „Möge mein elender Leib tauſend Martern leiden, meine Seele wird unbefleckt bleiben, denn ich opfere nicht den Dämonen.“ — Nun ſprach der Richter Gajus ihr Urteil: „Wir befehlen, daß die öffentliche Sünderin Afra, welche ſich eine Chriſtin nennt und ſich weigert, am Opfer teil zu nehmen, lebendig verbrannt werde.“ — Mit großer Freude pries ſie dieſe unverdiente Gnade Gottes, ward von Schergen umringt, auf eine kleine Inſel am Lech gebracht und dort an einen ſtarken Baumſtamm gefeſſelt. Während man ſie mit Holz und Reiſig umbaute, betete ſie unter heißen Tränen und die Augen zum Himmel gewendet: „O mein Herr Jeſus Chriſtus, allmächtiger Gott! Der Du gekommen biſt, nicht die Gerechten, ſondern die Sünder zur Buße zu rufen, der Du in Deiner Barmherzigkeit verheißen haſt, zu welcher Stunde der Sünder von ſeinen Miſſetaten ſich bekehre, würdeſt Du ſeiner Sünden nicht mehr gedenken; o nimm in dieſer Stunde meines Leidens meine Schmerzen als Buße auf und befreie mich durch das zeitliche Feuer, das meinem Leibe beſtimmt iſt, von dem ewigen Feuer, das Leib und Seele peinigt in Ewigkeit.“ Das Feuer loderte nun hell auf, und mitten aus der Flamme heraus betete ſie noch laut und freudig, die ſelige Afra: „Ich ſage Dir Dank, mein Herr Jeſus Chriſtus, daß Du mich würdigeſt, zu einem Opfer Deines Namens mich anzunehmen! Der, der Du das Opfer am Kreuze dargebracht haſt, der Gerechte für die Ungerechten, der Gute für die Böſen, der Gebenedeite für die Verfluchten, der Sündenloſe für die Sünder alleſamt, Dir opfere ich mich ganz und gar, der Du mit dem Vater und dem heiligen Geiſt lebeſt und herrſcheſt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.“ Und mit dieſem Gebet gab ſie ihren Geiſt auf.

So ſtarben ſie alle, dieſe Kinder der Gnade, alle! Gleichviel ob ſie Perpetua oder Agnes oder Afra hießen! Gleichviel ob ſie aus dem Frieden oder aus den Stürmen des Lebens kamen! Mit der ſtillen Zuverſicht und Einfachheit der vollkommenen Liebe legten ſie ihre Seele an das für ſie durchwundete Herz ihres Heilandes und gingen hinüber.

Als ſich Afra durch die Palme des Martertums zu den Freuden des Himmels erſchwungen hatte, ließen die Henker ihre entſeelte Hülle zwiſchen Kohlen und Aſche unter freiem Himmel auf der einſamen Inſel liegen und kehrten nach Augsburg zurück. Eunomia aber, Digna und Eutropia waren vom Ufer aus Zeuginnen der Marter geweſen und baten Schiffer, die den Fluß hinabfuhren, ſie nach der Inſel überzuſetzen, was dieſe auch mitleidig taten. Die drei Mädchen fanden dort den

Leichnam ihrer teuren Herrin, die ihnen mehr eine Schweſter als eine Gebieterin geweſen war; aber ſie wußten nicht, wie ſie wieder zum Feſtland kommen ſollten. Ein Knabe, der auch zu Afras Dienern gehörte und ihr zugetan war, hatte die drei Mädchen begleitet, und erbot ſich nun, zurückzuſchwimmen und Hilaria zu benachrichtigen, daß Afras Leiden geendet hätten. Eunomia und ihre Gefährtinnen bewachten alſo die heilige Leiche, bis in ſtiller Nacht Hilaria mit einem Prieſter Gottes und einigen Dienern im Nachen kam und die Leiche ihrer geliebten Tochter nach ihrem Landgut, zwei Meilen von der Stadt Augsburg, brachte. Dort hatte Hilaria für ſich und die Ihrigen eine Gruft gebaut; dort wurde Afra beſtattet, und Hilaria und ihr ganzes Haus verharrten mit inbrünſtigem Gebet am Grabe der ſeligen Martyrin.

Dies ward dem Richter Gajus hinterbracht. Sogleich ſchickte er einen Trupp Kriegsleute nach dem Landgute ab und gab ihnen folgenden Befehl: „Alle, die ihr in der Gruft findet, haltet eingeſchloſſen und fordert ſie auf, zu opfern; erſt freundlich, dann ernſt, endlich drohend. Willigen ſie ein, ſo bringt ſie mit großen Ehrenbezeugungen zu mir und ich will ſie herrlich belohnen. Weigern ſie ſich aber, ſo füllet die Gruft mit trockenem Dorngeſträuch und Reiſig, zündet es an, ſchließt und bewacht die Türe, damit niemand entkomme, und laßt ſie alle im Rauche erſticken.“

Die Kriegsleute fanden in der Gruft Hilaria und ihre drei Dienerinnen, und ſtellten ihnen die Forderung des Richters mit den freundlichſten Schmeichelworten vor. Als dieſe kaum Gehör, viel weniger Erfolg fanden, gingen ſie zu Drohungen über, die gleichfalls nichts fruchteten; und endlich zu der gräßlichen Tat. Sie erfüllten genau den Befehl des Gajus und erſtickten die vier Frauen mit Rauch in der Gruft. Am Abend des Tages, da Afra beſtattet worden war, umſchloß die Grabſtätte nicht eine, ſondern fünf Martyrerinnen.

Der heilige Irenäus.

Biſchof von Sirmium.

Es kam damals nicht ſelten vor, daß verheiratete Männer die prieſterlichen Weihen empfingen, ſowohl ſolche, die ſich vom Heidentume zum chriſtlichen Glauben bekehrten, als auch ſolche, die bereits Chriſten waren, aber dem Rufe des heiligen Geiſtes folgten, wenn er ſie zum ausſchließlichen Dienſte Gottes berief. Es war keine leere Weisſagung, als der Prophet des Alten Bundes für den Neuen Bund verkündete einen „Wein, aus dem die Jungfräulichen ſproſſen“ (Zach. 11, 17). Der Kelch des Opfers und der Leib des Herrn bedingen ein von der Irdiſchkeit abgelöſtes Prieſtertum. Denn wer täglich das allerheiligſte Fleiſch und das allerheiligſte Blut des göttlichen Erlöſers im geheimnisvollen Opfer darbringt; und täglich das lebendige Brot, welches vom Himmel gekommen iſt und das ewige Leben gibt, und das göttliche Blut, welches zur Vergebung der Sünden vergoſſen iſt, genießt; und vom ewigen Hoheprieſter Selbſt zu Seinem Stellvertreter am Altar berufen iſt: der muß ſeinerſeits den natürlichen Menſchen zu einer vollkommenen Hingabe an Gott machen, und Opfer um Opfer zu bringen verſtehen, wenn's für ſolchen Begnadeten noch ein Opfer iſt, Irdiſches für Himmliſches hinzugeben. Selbſtverſtändlich hörte damals für ſolche neugeweihte Prieſter jede ausſchließliche Gemeinſchaft mit ihren Frauen und Kindern auf und ihre beſondere Familie trat für ſie in die große, allgemeine, zärtlich geliebte Familie Gottes hinein, deren geiſtliche Väter die Prieſter ohne Zerſplitterung in Beſonderheiten ſein mußten und ſein müſſen. Auf dem Provinzial-Konzil zu Elvira in Spanien im Jahre 305 wurde dieſe Beſtimmung zur kanoniſchen Vorſchrift gemacht. Eine Schweſter oder eine Tochter, wenn dies gottverlobte Jungfrauen waren, durften die Kleriker in ihrem Hauſe behalten; aber ſonſt kein weibliches Weſen.

Ein ſolcher Mann, der ſeine irdiſchen Verhältniſſe gelöſt hatte, um ſich vollkommen dem Dienſte Gottes und des Nächſten zu widmen, war Irenäus. Seine Demut, Gottesfurcht und Tugend waren ſo groß, daß er in ganz jungen Jahren (denn die Akten nennen ihn Jüngling) zum Biſchof von Sirmium geweiht wurde. Dies war eine große und ſehr berühmte Stadt am Fluß Save in Pannonien, die ſeitdem untergegangen iſt. Die Diocletianiſche Verfolgung wurde in Pannonien durch den Präfekten Probus mit Eifer betrieben, der auch alsbald den Irenäus vorführen ließ und ihm ankündigte, er müſſe den kaiſerlichen Befehlen gehorchen und opfern. Irenäus antwortete: „Wer den Göttern opfert und nicht Gott, geht zugrunde." — „Die gütigſten Fürſten haben befohlen, man ſolle entweder opfern oder in Qualen den Geiſt aufgeben." — „Mir aber iſt befohlen, lieber mich zu Tode peinigen zu laſſen, als Gott zu verleugnen und den Dämonen zu opfern.“ — „Gehorchſt du nicht, ſo laſſe ich dich foltern.“ — „Das wird mich freuen; dann nehme ich teil an dem Leiden meines Herrn.“ Probus ließ ihn alſo ſchwer foltern und fragte dann: „Was ſagſt du jetzt, Irenäus? Wirſt du nicht opfern?“ Der Martyrer Chriſti antwortete: „Durch ein treues Bekenntnis opfere ich meinem Gott, dem ich zu aller Zeit geopfert habe.“ Da ließ Probus ihn von neuem auf die Folter ſpannen.

Während Irenäus mit unerſchütterlicher Freudigkeit litt, ward die Standhaftigkeit der Seinen durch ſeine Qualen erſchüttert und ſeine Eltern baten flehentlich, denſelben ein Ende zu machen. Seine Frau weinte und jammerte, ſeine kleinen Kinder umfaßten ſeine Knie und riefen: „O Vater, erbarme dich über dich und über uns!“ Seine Freunde wehklagten, ſeine Dienſtboten gingen betrübt umher. Alle trauerten und riefen ihm mit Tränen zu: „Habe Mitleid mit dir ſelbſt und deinem blühenden Alter.“ Aber ihn beſeelte ein heiliges Verlangen, ſeinen Gott bald zu ſchauen, und er ſprach zu ihnen ſtatt aller Antwort: „Dies iſt der Ausſpruch meines Herrn Jeſus Chriſtus: Wer mich vor den Menſchen verleugnet, den werde auch ich vor meinem himmliſchen Vater verleugnen. Das glaube ich und danach handele ich.“ Und weitere Rückſicht nahm er auf ſie und ihre Klagen nicht mehr. Da ermahnte ihn Probus: „Laß doch deinen Starrſinn durch ſo viele Tränen beugen, opfere und erhalte dein junges Leben.“ — „Ein ewiges Leben habe ich zu erwarten, wenn ich nicht opfere,“ erwiderte Irenäus und Probus ließ entquellend, nur ein kümmerliches Leben haben, weil ſich an ihnen wiederholen wird, daß ſich der Reiche zu reich — und der Arme zu arm für ſie dünkt. Die Hauptſache bei einem ſolchen Verein iſt eben die, daß man ſich gar nichts dünke, ſondern ſich begnüge ein Werkzeug Gottes ſein zu wollen, der Arme und Reiche auf dieſer Welt haben will und folglich brauchen kann. Weil das Mittelalter ſie ſo auffaßte, darum wirkten ſie ſo Großes.

In Italien und Frankreich ſah das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert eine herrliche Erneuerung des eilften und zwölften. Aus ſchweren Wolken und Stürmen ging die chriſtliche Tugend des katholiſchen Glaubens wie eine große Liebesſonne auf und verſcheuchte den Winter, der ſich ohne ſie der Herzen bemächtigt hatte. Er wirkte damals Wunder, dieſer Glaube, und grade deshalb, weil er ſich als eine recht kräftige Tugend zu erweiſen hatte, die es bewirkte, daß ſich den zahlloſen häretiſchen Lehren und den Verblendungen des Verſtandes gegenüber die Vernunft freiwillig in göttlichen Dingen einer lebendigen Autorität unterwarf. Gott bietet immer die Gnade an, glauben zu können; allein der Menſch muß ſie dann auch ergreifen und muß wirklich glauben wollen.

Unter dieſer Sonne erwuchs zu manch herrlicher Pflanzung das Samenkorn des Evangeliums von den Werken der Barmherzigkeit, welches die Kirche wie mit friſchgewaſchenen Händen eifriger und ſorgſamer denn ihn in den Kerker führen, um ſeine Geduld und ſeine Kräfte langſam aufzureiben.

Geraume Zeit verging und mannigfaltige Qual, bis der ſelige Martyrer Irenäus mitten in der Nacht vor Probus gebracht wurde, der noch ſo ſpät zu Gericht ſaß und zu ihm ſagte: „Wenn du jetzt nicht opferſt, ſollſt du ernſtlich geſtraft werden.“ — „Erwarte kein Opfer von mir, ſondern tue, was dir geboten iſt,“ antwortete Irenäus mit großer Gelaſſenheit. Der zornige Präfekt ließ ihn mit knotigen Stöcken bis zur Zermalmung ſchlagen; aber mitten in der Pein ſprach Irenäus: „Seit meiner früheſten Kindheit habe ich Gott angebetet. Er iſt meine Stärke, Ihm diene ich, Ihm opfere ich; nicht den Göttern, die von Menſchenhänden gemacht ſind.“ — „So empfange dafür den Tod zum Lohn!“ rief Probus. „Wohl empfange ich den Tod als einen Lohn, denn er bringt mir das ewige Leben, und die kurze Qual achte ich für nichts um Gottes willen.“ — „Haſt du nicht ein Weib, für welches du zu leben wünſcheſt?“ — „Nein.“ — „Auch keine Kinder?“ — „Nein.“ — „Doch Eltern?“ — „Nein.“ — „Wer waren denn aber jene, welche bei dem früheren Verhör um dich weinten?“ — „Ich habe das Wort meines Herrn Jeſus Chriſtus, der da ſagt: Wer ſeinen Vater oder ſeine Mutter oder ſeine Gattin, oder Söhne, Brüder, Eltern mehr liebt als mich, iſt meiner nicht wert.“ So feſt richtete der heilige Held ſeinen Blick auf den Himmel, daß er außer Gott niemand kennen, niemand haben wollte. „Wirſt du nicht um deiner Söhne willen opfern?“ fragte Probus nochmals, und Irenäus antwortete: „Meine Söhne haben Gott zum Vater, wie auch ich ihn habe, und Er kann ſie beſchützen.“ — „Jüngling, ſei auf dein Leben bedacht! die Folter erwartet dich wieder.“ — „Chriſtus der Herr wird mir auch wieder Standhaftigkeit verleihen.“ — „Ich werde ſogleich dein Todesurteil ausſprechen!“ — „Dazu wünſche ich mir Glück.“ Probus verurteilte ihn, in die Save geſtürzt zu werden. „Wie?“ rief Irenäus, „iſt das alles?“ ich erwartete vielfache Qualen und dann die Hinrichtung durch das Schwert! O beſiehl das und erkenne, wie die Chriſten daran gewöhnt ſind, wegen des Glaubens an Gott den grauſamſten Tod zu verachten.“ Da zürnte Probus über die heilige Zuverſicht des Martyrers und befahl wirklich, ihn zu enthaupten, und Irenäus betete dankbar: „Preis dir, mein Herr Jeſus Chriſtus, der du mir in ſo vielen Qualen Standhaftigkeit verliehen haſt und mich deiner ewigen Glorie teilhaft zu machen würdigeſt.“ Die Schergen führten ihn auf die Brücke, wo er ſeine Kleider ablegte und betete: „Herr Jeſus Chriſtus, der du für das Heil der Welt freiwillig gelitten haſt, mögen mir deine Himmel offen ſtehen und mögen deine Engel die Seele deines Dieners Irenäus in Empfang nehmen. Denn deines Namens wegen und deines Volkes wegen, das ich der katholiſchen Kirche von Sirmium erwarb, erdulde ich dies. Zu deiner Barmherzigkeit flehe ich, beſtärke jene in deinem Glauben und nimm mich gnädig auf.“ Nun wurde ihm ſein heiliges Haupt abgeſchlagen und der Leib in die Save geworfen.

Der heilige Phokas.

Die mütterliche Weiſheit der Kirche, welche in ihren Kindern wohl die Macht der Gnade Gottes, aber auch die außerordentliche Hinfälligkeit der ſündigen Natur kannte, hatte demzufolge für die Tage der Gefahr und Verfolgung angeordnet, daß kein Chriſt ſich ſelbſt angeben dürfe, und hatte den Rat gegeben, dem Wort des Heilandes an ſeine Apoſtel zu folgen: „Verfolgt man euch in der einen Stadt, ſo fliehet in die andere," um der Gefahr auszuweichen. Für das Durchſchnittsmaß der Menſchen fand ſie es genug, daß ſie die Prüfung im Glauben beſtanden, wenn ſie zur Verantwortung gezogen wurden, und daß ſie ſich durch keine Marter zum Abfall bewegen ließen. Im allgemeinen befolgten die Gläubigen dieſe Anordnung der Kirche und nahmen die Flucht oder verbargen ſich, wenn die Wetterwolken heraufzogen; und wenn einzelne dies nicht taten, ſondern ſich ſogar ſelbſt auslieferten, ſo entſpricht der Heiligkeit ihres Lebens und Sterbens die Annahme, daß der Geiſt Gottes ſie auf dieſem ungewöhnlichen Wege zu Seiner Verherrlichung und zu ihrer Vollendung habe führen wollen; denn das iſt ſchon durch verſchiedene Beiſpiele gezeigt worden, wie nur gottesfürchtige Seelen und reine Herzen zur Ehre des Martertums gelangten, und wie Hochmut und Selbſtſucht dazu unfähig machten.

Zu Synope am Schwarzen Meer lebte ein gar frommer Chriſt, ſeines Gewerbes ein Gärtner, der Phokas hieß. Vor den Toren der Stadt lag ſein Garten, den er mit Liebe und Sorgfalt bebaute,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20885 / 072

teils weil er ein fleißiger, arbeitſamer Mann war, der mit großer Freude etwas zu erübrigen ſuchte, um dürftigen und kranken Brüdern mitteilen zu können; teils aber auch, weil die Gärtnerei ihn daran mahnte, das Erdreich ſeines Herzens noch ſorgfältiger zu bebauen und mit allen Blumen chriſtlicher Tugenden zu bepflanzen. Unter dieſen zahlreichen und ſchönen Blumen zeichnete ſich eine durch ſeltene Vollkommenheit aus, und das war die Tugend der Gaſtfreiheit, welche bei den erſten Chriſten in ſo hohem Anſehen ſtand, — weil ſie immer Chriſti, des himmliſchen Fremdlings auf Erden, eingedenk waren, — daß der Apoſtel Paulus an die Hebräer 13, 2 ſchrieb: „Die Gaſtfreundſchaft vergeſſet nicht; denn durch dieſe haben einige, ohne es zu wiſſen, Engel beherbergt.“ Phokas, obwohl er nur ein armer und geringer Mann war, betrachtete ſein Häuschen als die Herberge Gottes für alle arme Reiſende, Fremdlinge, Wanderer, welche ohne Zuflucht und Obdach in der großen Stadt geweſen wären. Darum hielt er ſein armes kleines Haus, das vor dem Tore an der großen Straße lag, immer offen, und wer hineintrat, den bewillkommnete er als einen lieben Gaſt, und bot ihm freundlich und dienſtfertig alles an, was irgend zur Hand war. Dieſe heilige Gaſtfreiheit brachte ihm dann auch reichen Gewinn, nämlich die Marterkrone.

In der Diocletianiſchen Verfolgung wurde jeder Chriſt wie ein Miſſetäter betrachet und behandelt. Es genügte Chriſt zu ſein, um aufgeſucht, eingezogen, umgebracht zu werden. Kein Stand, keine Tugend, keine Unſcheinbarkeit, keine Würde gewährte Sicherheit. Auch Phokas in ſeinem unbedeutenden Gewerbe war nicht vergeſſen worden. Nun hatte er aber durch ſeine Gaſtfreiheit überdies eine Art von Berühmtheit bekommen; jedermann kannte ihn, ſprach von ihm, lobte ihn. Als daher die Verfolgung wild und immer wilder wurde, und der gottſelige Mann ſeinen Glauben durch ſeine Werke verriet, da ward den Machthabern der Gärtner Phokas zu Synope als ein höchſt gefährlicher Jünger Chriſti angegeben, der unerſchöpflich in Ratſchlägen ſei, um ſeine Glaubensbrüder zu verbergen, zu retten, zu kräftigen und den Göttern ihre Anbeter zu entziehen. Mit dieſem höchſt boshaften und geringen Menſchen wollte man gar keine Umſtände machen, ſondern man ſchickte ohne alle gerichtliche Form ein paar Schergen nach Synope, welche Phokas, den Gärtner, erkundſchaften und ihm ohne weiteres das Leben nehmen ſollten.

Er ſtand abends vor ſeiner Türe und ſchaute die Straße hinauf und hinab nach Fremden, die er etwa beherbergen könne. Da gewahrte er in der Ferne jene Schergen, die er als fremde Reiſende erkannte, eilte ihnen entgegen und erſuchte ſie, Einkehr bei ihm zu nehmen, da es ſchon ſpät ſei und ſie in der Stadt vielleicht nicht ſogleich ein Unterkommen finden dürften. Die Männer waren ſehr froh und traten bei ihm ein und Phokas ſorgte aufs beſte für ihre Bedürfniſſe. Bei der Abendmahlzeit, wo, wie Iſaias ſagt, „das Lamm mit dem Wolf weidete", wurde man gegenſeitig geſprächig und Phokas fragte ſeine Gäſte, ob ſie etwa ein Geſchäft nach Synope führe, wobei er ihnen behilflich ſein könne? O ja, ſagten ſie, er könne ihnen ſehr behilflich ſein und zum Dank für ſeine

Gaſtfreundſchaft wollten ſie ihm die Abſicht anvertrauen, welche ſie nach Synope geführt habe; nur müſſe er das Geheimnis ſtreng bewahren. Sie wären ausgeſendet, einen gewiſſen Gärtner Phokas zu fangen und zu ſtrafen für ſeine Feindſeligkeit gegen die Götter und die Kaiſer, und er möge doch ſeine Gaſtfreundſchaft damit krönen, daß er ihnen helfe, dieſes ſchädlichen Menſchen habhaft zu werden. Der gottſelige Mann hörte mit unerſchüttertem Herzen dieſe Reden an, verriet weder Schreck noch Verlegenheit, noch Furcht, noch Ungewißheit, dachte auch nicht im mindeſten daran, heimlich die Flucht zu ergreifen oder ſich zu verbergen, und ſagte ruhig: „In dieſer Sache kann ich euch allerdings behilflich ſein, da ich den Mann kenne und ihn leicht auffinden werde. Ihr werdet nicht lange zu warten und euch gar nicht zu bemühen brauchen, denn morgen ſchon bringe ich ihn zu euch. Ruhet nur dieſe Nacht friedlich in meinem armen Hauſe." Und damit ſprach er nicht weiter von dieſer Angelegenheit, ſondern fuhr fort, ſeine Mörder mit größter Freundlichkeit zu bewirten. Dann bereitete er ihnen das Nachtlager, und als ſie ſchliefen, ſorgte er auch für ſich, nämlich für ſein Grab und für alles, was zum Begräbnis erforderlich war. Am nächſten Morgen kam er zu ihnen und ſprach: „Der Phokas iſt für euch gefunden! Ihr könnt die Beute ergreifen, wann es euch gefällt." Sie waren ungemein erfreut, ſo ſchnell und ſo leicht zum Ziel zu gelangen und fragten, wo der Mann ſei? „Nicht fern, denn er ſteht vor euch. Ich ſelbſt bin Phokas, der Gärtner. Vollbringt nur euren Auftrag und den Zweck eurer Reiſe, ich bin bereit." Da wunderten ſich dieſe

Menſchen von ganzem Herzen, und als ſie voll Schreck dieſer Gaſtfreundſchaft und dieſer liebreichen Aufnahme bei ſolcher Armut gedachten, erſtarrten ſie faſt über ſeine Worte. Und noch mehr, als er ihnen ſtarkmütig zuſprach und ſie aufforderte, ihn zu töten, wie es ihnen befohlen ſei. Sie zauderten noch immer; er aber verſicherte, daß er den Tod für ſeinen Glauben nicht fürchte und ſagte endlich gebietend, dieſer Mord ſei nicht ihnen zur Laſt zu legen, ſondern denjenigen, die ihn befohlen hätten. Dadurch und aus Furcht vor der Strafe, die ſie erwartete, wenn ſie nicht gehorchten und den Phokas am Leben ließen, entſchloſſen ſie ſich wirklich zu der rohen Tat und ſchlugen ihrem liebevollen Wirt das Haupt ab.

Die Schiffer und Seefahrer, beſonders auf dem Ägäiſchen und Schwarzen Meer, wählten ſich zu ihrem Schutzpatron den heiligen Martyrer Phokas, den gaſtfreien Mann, damit er die ſtürmiſche Fahrt und die gefährlichen ungaſtlichen Geſtade des Schwarzen Meeres durch liebreiche Fürbitte ihnen gaſtlich mache. „Sie wandeln die gewohnten Schifferlieder, womit ſie bei der ſchweren Arbeit ſich erheitern, in Loblieder auf den Martyrer um,“ ſchreibt der ſelige Aſterius, Erzbiſchof zu Amaſea in Pontus, zu deſſen Metropole Synope gehörte, „und oft gibt er ihnen augenſcheinliche Beweiſe ſeiner Hilfe. Man hat ihn geſehen, bald wie er nachts bei aufſteigendem Sturm den Steuermann weckte, der am Ruder entſchlummert war, bald wie er die Seile ſpannte oder die Segel bei hoher Brandung einzog. Dagegen ward von den Schiffern durch ein Geſetz beſtimmt, daß Phokas ihr täglicher Gaſt ſei, und da dies körperlicherweiſe nicht geſchehen kann, ſo wird es durch einen frommen Gedanken ausgeführt. Täglich ſpenden ſie dem Martyrer dieſelbe kleine Summe, die auf die Beköſtigung eines jeden verwendet wird, und täglich legt der, welchen der Reihe nach die Zahlung trifft, das Geld in ein beſonderes Käſtchen nieder. Läuft dann das Schiff wohlbehalten in den Hafen ein, ſo wird das Geld unter die Dürftigen des Ortes verteilt, und ſo iſt „der Anteil des Phokas“ eine Wohltat für die Armen.“ — Aber wie lieblich iſt dieſer innige Lebensverband in der Kirche, der die himmliſchen Fürbitter und die irdiſchen Bittſteller umſchließt! Der gottesfürchtige Menſch überträgt die Dankbarkeit, die er den Lieblingen Jeſu im Himmel, den Heiligen, ſchuldig iſt, auf die Lieblinge Jeſu auf Erden, die Armen, und teilt dieſen an Gaben mit, was er durch jene an Gaben empfing — und alle ſchlingen ſich in der Liebe, wie Ringe einer Goldkette, zart und feſt zuſammen. Das iſt die Frucht der Verehrung der Heiligen.

Die heilige Julitta und ihr Sohn Quiricus.

Aus der Wiege ſproßten ſchon kleine Martyrer hervor zu Ehren des göttlichen Kindes, welches in der Krippe ſtatt in der Wiege ſein Martyrertum begonnen hatte. Zu der erſten Blüte der vornehmſten Geſchlechter von Lycaonien gehörte Julittas Familie. Sie ſelbſt war reich, edel und ſchön, und von einem unbeſchreiblich heiligen Lebenswandel. Wer ſie kannte, mußte ſie verehren. Sie ward Witwe in ganz jungen Jahren und lebte in tiefſter

Zurückgezogenheit mit ihrem kleinen Sohne, ihrer Dienerſchaft und einigen Verwandten. Als die Chriſtenverfolgung mit unmenſchlicher Grauſamkeit in Lycaonien ausbrach, wußte Julitta ſehr wohl, welche Gefahren einer reichen, jungen, ſchutzloſen Frau drohten. Der Tod war ihr, wie allen, die zum Martertum beſtimmt waren, von Herzen willkommen; aber ihr Sohn — was ſollte aus ihm werden, wenn er ſie verlor? Auch ein Martyrer? Aber daran dachte ihr Mutterherz noch nicht für das dreijährige Knäblein. Die Verfolgung ſtieg wie Meereswellen im Sturme. Julitta ſuchte vor allem ihr Kind in Sicherheit zu bringen, denn das Chriſtenblut floß in Strömen. Sie ließ Vermögen und Güter im Stiche, wählte aus ihrer zahlreichen Dienerſchaft nur zwei treue Mägde aus und in dieſer ärmlichen Reiſebegleitung floh die erlauchte Frau nach Seleucia, wo ſie ſtill zu leben hoffte, weil ſie dort unbekannt war. Statt deſſen war es da noch viel ſchlimmer, denn der Statthalter Alexander befolgte pünktlich den Befehl des Kaiſers Diocletian, alle mit den grauſamſten Qualen zu peinigen, die ſich weigerten, den Götzen zu opfern. Fremd oder einheimiſch, bekannt oder unbekannt, vornehm oder gering, jung oder alt, arm oder reich, das war dem Statthalter höchſt gleichgültig, wenn nur von allen das Opfer dargebracht ward. Wo nicht, ſo verhängte er über alle mit derſelben grauſamen Gleichgültigkeit eine Marter, welche nur mit dem Tode endete.

Julitta erkannte bald, daß ſie ſich mit ihrem Knäblein eigentlich in die Höhle des Löwen ſtürze, wenn ſie in Seleucia bliebe, und zog weiter nach Tarſus in Cilicien. Gerade zur nämlichen Zeit ſe in jenen geſegneten Ländern ausſtreute. Neben den Feldern voll Diſteln und Dornen und neben dem ſteinigen Boden ergaben ſich dort Aecker, welche hundertfältige Frucht trugen. Es iſt nicht zu zählen, wie viele und wie großartige und umfaſſende Anſtalten der Wohlthätigkeit noch jetzt, namentlich in Italien, aus jener Zeit beſtehen, welche Laien, bald Einzelne, bald in Vereinen, hervorgerufen, mit Stiftungen beſchenkt, zuweilen auch der beſonderen Leitung geiſtlicher Orden überwieſen haben. Für jedes phyſiſche oder ſeeliſche Leiden iſt ein Zufluchtshaus eröffnet, als ob die Welt nur mit dem Auge der Barmherzigkeit betrachtet worden wäre. Die Kirche ſelbſt war damals reich und konnte durch ihre Fürſten, ihre Diener und ihre Orden den Beſtrebungen der Laien hülfreich und unterſtützend entgegenkommen, ſo daß eine Kette von milden Händen dem Leidenden ſeine Laſt tragen half.

Dieſe Laſt war freilich nicht ſo groß wie heutzutage, wo ſo viele künſtliche Bedürfniſſe den Menſchen eingeimpft ſind, daß ſie ſich bis in die unterſten Schichten des Volkes hinab wie ein Seelenmiasma verbreitet haben, an welchem Alle, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme kränkeln, ſo daß im Grunde Alle durch die Steigerung der Civiliſation leiden — durch Erſchlaffung die Einen, durch Unzufriedenheit die Andern. Dieſe Erſchlaffung, dies Erliegen unter einem Wuſt von künſtlich geſchaffenen Nothwendigkeiten, denen kein begab ſich aber auch Alexander dahin, um dort, wie in Seleucia, die Chriſten in den Abfall oder in den Tod zu jagen. Die edle Julitta wurde von Spähern bemerkt und ſchnell ward erkundſchaftet, daß ſie ſich zu den Chriſten und fern von allem Götzendienſt hielt. Eines Tages drang eine wilde Rotte in ihre Wohnung, fand ſie mit ihrem Sohne auf dem Arm und nahm Mutter und Kind gefangen. Die beiden Mägde flohen, als ihre Herrin fortgeführt wurde, und ſahen ſpäter ihrer Marter und ihrem Tode zu. Alexander ließ ſie ſogleich vor dem Richterſtuhl erſcheinen und fragte ſie nach Vaterland, Vermögen und Namen. Julitta ſagte einfach: „Ich bin eine Chriſtin,“ und hatte ſomit im übernatürlichen Sinn ſeine Fragen beantwortet und Heimat, Reichtum und Namen ihm genannt. Dieſe Unerſchrockenheit mißfiel dem Wüterich aufs höchſte. Julitta hatte Quiricus auf dem Arm, der gar ſchön und holdſelig ausſah und ebenſo lieblich war, als ſeine Mutter würdevoll. Alexander überlegte, wie er die edle Frau wohl am demütigendſten peinigen könne. Zuerſt ließ er ihr das Kind entreißen, welches ſie mit zärtlicher Gewalt in ihre Arme ſchloß; dann bis zum Gürtel ſie entkleiden, zu Boden werfen, ausſtrecken und Schultern, Rücken und Seiten in unmenſchlicher Weiſe mit Ochſenſehnen ſchlagen. Im Nu war ſie mit gräßlichen Wunden bedeckt und bis auf die Rippen zerfleiſcht; aber ſie litt wie eine Bildſäule und antwortete auf alle Drohungen ihrer Peiniger nur das Eine: „Ich bin eine Chriſtin und werde nimmermehr den Dämonen opfern.“ Währenddem hatten die Henker den kleinen Quiricus dem Statthalter übergeben, der ihn auf ſeine Knie ſetzte, ihn liebkoſte, ſchmeichelnd mit ihm ſprach und ihn zu zerſtreuen ſuchte, damit er nicht weine. Aber des Kindes tränenvolle Augen hingen unabwendbar an ſeiner Mutter, von deren Schickſal er nichts weiter begriff, als daß man ihr ein Leid antue. Und als der Statthalter verſuchte, den Kleinen zu küſſen, wehrte er ſich aus allen Kräften, zerkratzte dem Mörder ſeiner Mutter mit ſeinen kleinen Nägeln das Geſicht, rang wider ihn die Hände, ſtieß ihn mit ſeinen Füßchen in die Seite, und als ob eine höhere Macht ihn dränge, das Los ſeiner Mutter zu teilen, rief er wie eine kleine zwitſchernde Schwalbe, welche ſich in den Tönen übt, die ſie hört, indem er der Stimme ſeiner Mutter nacheiferte: „Ich bin ein Chriſt! ich bin ein Chriſt!“ Hierüber geriet der Statthalter in eine ſo unglaubliche Wut, daß er den dreijährigen Quiricus beim Fuß ergriff und ihn vom hohen Richterſtuhl herab mit aller Gewalt zu Boden warf. Der Kopf des zarten Martyrers zerſchmetterte auf den ſteinernen Stufen und der Platz rings umher ward beſprengt mit ſeinem unſchuldigen Blut. Die Henker hielten inne, Julitta zu ſchlagen, damit ſie dieſen Anblick habe, der herzzerreißender war, als jede Marter. Aber Julitta freute ſich mit übernatürlicher Freude, daß ſich ihr Kind ſo früh als göttlichen Geſchlechtes erwieſen und ſeine reine Seele in die Hand gegeben habe. Darum rief ſie wie überſtrömend von Wonne: „Dank Dir, o Herr, daß es Dir huldreich gefiel, meinen Sohn früher als mich zur unverwelklichen Siegeskrone gelangen zu laſſen.“ Der Statthalter war ſo ergriffen von der Lieblichkeit des Kindes, daß er laut ſeine Tat bejammerte und ſeinen Jähzorn verwünſchte; und da ſein wildes Gemüt durch die Trauer nur noch wilder wurde, mußte Julitta, deren Verſtocktheit den Tod des Knaben nach ſeiner Meinung veranlaßt hatte, ſchwer ſeinen Grimm empfinden. Auf der Folter ausgeſpannt, wurden ihre Seiten mit eiſernen Krallen zerwühlt und ihre Füße mit ſiedendem Pech begoſſen. Der Herold rief ihr einmal gebieteriſch zu: „Laß es genug ſein, Julitta, erbarme dich deiner, opfere den Göttern und ſei frei, ſonſt mußt du den böſen Tod deines Kindes teilen.“ Julitta aber rief: „Ich opfere nicht den Bildſäulen und Dämonen! Ich bete Chriſtus an, den eingebornen Sohn Gottes! Ich eile zu meinem Sohn! Möge mein Kampf mich würdig machen, im Himmelreiche ſeine Genoſſin zu werden.“ Der Statthalter war es überdrüſſig, länger das Schauſpiel ihrer Standhaftigkeit vor Augen zu haben: darum gebot er ihre Hinrichtung durch das Schwert und daß ſowohl ihr entſeelter Körper, als auch der ihres Sohnes ohne Beerdigung auf den Anger der Verbrecher zu werfen wären. Geknebelt ward Julitta zur Richtſtätte geführt. Dort bat ſie um einen Augenblick Friſt zum Gebet, kniete nieder und ſprach: „Ich danke Dir, Herr, daß Du meinem Sohn die Gnade erwieſen haſt, um Deines heiligen Namens willen das gegenwärtige Leben zu verlaſſen und im ewigen mit Deinen Heiligen vereinigt zu werden. Nimm nun auch mich auf, Deine unwürdige Magd, und verleihe mir das unausſprechliche Glück, mit den klugen Jungfrauen einzugehen in das himmliſche und ewige Brautgemach.“ Und mit dem Amen auf den Lippen fiel ihr Haupt vor dem Schwerte.

In der Nacht ſchlichen ihre Dienerinnen auf den Anger der Verbrecher, wo zwiſchen den Überreſten von Menſchen und Tieren der edlen Julitta und ihres Kindes entſeelte Hüllen lagen. Die Mägde ſammelten die heiligen Reliquien in Tüchern von weißer Leinwand und beſtatteten ſie in der Gegend von Tarſus an einem ſicheren Ort. Eine der Mägde lebte noch zu Conſtantins Zeiten und bezeichnete dieſen Ort den Gläubigen zur frommen, nunmehr öffentlich geſtatteten Verehrung.

Die heiligen Nicander und Marcianus und die heilige Daria.

Bei dem römiſchen Heer in Möſien (Bulgarei) ſtanden zwei Freunde im Dienſt, Nicander und Marcian, edle und tapfere, allgemein geachtete Männer. Sie lernten das Chriſtentum kennen und wendeten ſich ſo mit ganzem Herzen dem Dienſte Gottes zu, daß ſie dem des Kaiſers entſagten und daher denn auch bald in die himmliſche Miliz berufen wurden. Der Statthalter von Möſien, Maximus, verhalf ihnen dazu. Er ließ ſie zu ſich entbieten und ſprach: „Die Befehle der Imperatoren können euch nicht unbekannt ſein; gehorcht alſo und opfert den Göttern." — „Dieſe Befehle ſind nicht für uns gegeben," antwortete Nicander, „denn wir ſind Chriſten." — „Weshalb," fragte der Statthalter, „habt ihr den Sold ausgeſchlagen, der eurer Würde zukam?" — „Weil dieſe Gelder eine Befleckung für Männer ſein würden, die Gott zu dienen verlangen." — „Man dienet den Göttern nur durch Opfer,“ entgegnete der Statthalter. „Wie kann ein chriſtlicher Menſch,“ rief Nicander, „für Stein und Holz den unſterblichen Gott verlaſſen, der alle Dinge aus Nichts erſchaffen hat und den wir allein anbeten? Gott kann mich und alle erhalten, die auf Ihn hoffen.“ Nicander hatte eine Gattin voll ſtarkem und freudigem Glaubensmut; ſie hieß Daria und hatte zehn Jahre getrennt von ihm in ihrer Heimat gelebt, weil er ſie auf ſeinen vielfachen Kriegszügen nicht mit ſich herumführen mochte. Nun aber, da er dem Kriegsdienſt entſagt hatte, war ſie ſeit kurzem zu ihm gekommen. Sie war bei dem Verhör gegenwärtig, und ließ nicht ab, ihren Mann zu ermutigen: „Hüte dich vor dem Opfer, Herr! Hüte dich, unſeren Herrn Jeſus Chriſtus zu verleugnen! Blick auf zum Himmel und du wirſt Den ſehen, dem du Treue und Gewiſſen ſchuldig biſt. Er iſt dein Helfer.“ Der Statthalter Maximus rief ihr zu: „Du böſes Weib! warum wünſcheſt du, daß dein Mann ſterbe?“ — „Damit er ewig bei Gott lebe!“ antwortete ſie, ohne über den Vorwurf zu erſchrecken. — „O nein,“ ſprach Maximus, „ſo verhält es ſich nicht; ſondern du wünſcheſt einen anderen Mann zu heiraten und deshalb dieſen je eher je lieber des Lebens beraubt zu ſehen.“ — „Wenn du das von mir glaubſt,“ entgegnete Daria ruhig, „ſo töte mich zuerſt um Chriſti willen.“ — „Nein,“ ſagte der Statthalter, „das werde ich nicht tun, wohl aber im Kerker dich ſchmachten laſſen.“ Und alsbald wurde Daria ins Gefängnis geſetzt.

Der Statthalter wendete ſich nun wieder zu Nicander und ſprach: „Höre nicht auf die Worte deines Weibes und laſſe dich von niemand zu törichtem Eigenſinn überreden. Willſt du aber, ſo nimm Bedenkzeit und überlege, ob es nicht beſſer ſei zu leben, als zu ſterben." — „So nimm denn an," erwiderte Nicander, „daß die Bedenkzeit verfloſſen und ich auf nichts anderes, als auf mein Heil bedacht geweſen ſei." — „Gott ſei Dank!" rief der Statthalter freudig, denn er wähnte, Nicander denke an ſein zeitliches Heil und ſei bereit zum Opfer. Nicander aber ſagte auch: „Gott ſei Dank!" ward im Geiſte entzückt und betete laut und dringend, daß er möge von der Verſuchung der Welt befreit werden. Als Maximus, der inzwiſchen ganz froh mit Leuco, ſeinem Rat, geſprochen hatte, dies Gebet vernahm, rief er: „Was tuſt du, Nicander? Haſt du deinen Sinn geändert? Willſt du nicht leben?" — „Eines ewigen Lebens verlange ich zu leben," antwortete Nicander, „nicht eines zeitlichen in dieſer Welt. Darum gebe ich dir Gewalt über meinen Leib; tue an ihm, was du willſt: ich bin ein Chriſt." — „Und was ſagſt du, Marcianus?" fragte der Statthalter. „Genau dasſelbe, was mein Waffenbruder ſagt." — „So werdet ihr denn beide in den Kerker geworfen werden und dieſelbe Strafe erleiden."

Nach zwanzig Tagen ſchwerer grauſamer Haft mußten ſie abermals vor dem Statthalter erſcheinen. „Nun, hat dieſe Zeit euch gehorſam gemacht gegen die kaiſerlichen Befehle?" rief er ſie an. „Laß die Reden und Fragen beiſeite," gab Marcian ihm zur Antwort. „Uns iſt Gott gegenwärtig und wir wiſſen ſchon, wohin Er uns ruft. Heute wird unſer Glaube an Chriſtum vollendet: halte uns alſo nicht auf, ſondern ſende uns bald zur Anſchauung des Gekreuzigten.“ — „Wohlan! ihr ſollt ſterben, wie ihr es verlangt!“ — „Und glaube nicht, daß wir aus Furcht vor langen Qualen dich anflehen, uns nicht aufzuhalten; nein! wir wünſchen nur, daß unſere Sehnſucht bald geſtillt werde.“ — „Ich bin ganz rein und unſchuldig an eurem Blut,“ ſprach der Statthalter, „denn nicht mir ſeid ihr ungehorſam, ſondern den Imperatoren; und nicht ich verdamme euch, ſondern der Befehl der Imperatoren. Wiſſet ihr aber vorher, daß es euch nach dieſem Leben gut gehen werde, ſo wünſche ich euch Glück dazu.“ Und er ſprach ihr Todesurteil. Da antworteten beide wie aus einem Munde: „Der Friede ſei mit dir, du gütiger Statthalter.“

Freudig gingen ſie den Gang des letzten Leidens und prieſen Gott; und freudig begleitete Daria ihren Gatten, und ihr Bruder Papianus trug ihr ganz junges Kindlein, das kaum einige Monate alt war, und wünſchte ſeinem Schwager Glück zur Marterkrone. Dem Marcian aber folgten ſeine heidniſchen Verwandten, ſeine Frau und ſein kleiner Sohn, alle in zerriſſenen Kleidern, weinend, klagend, troſtlos vor Schmerz, denn das Licht des Glaubens erleuchtete ihnen nicht den Weg, den er ging zu Chriſtus: „O Marcian!“ wehklagte die unglückliche Frau, die nur den Tod ſah, aber nicht das Leben, das hinter demſelben lag, „ſieh, jetzt geſchieht das, was ich im Kerker mit Tränen dir vorherſagte: du bringſt Herzeleid über mich Ärmſte. O habe doch Erbarmen mit mir! O blicke doch deinen ſüßen Sohn an! Verſtoße uns nicht, antworte mir, ſieh mich an! Warum läßt du dich gleich einem Lamm zur Schlachtbank führen?" Da wendete ſich Marcian zu ſeinem Weibe und ſprach mit ſtrengem Blick und ernſter Stimme: „Wie feſt hält Satan Herz und Sinn dir verblendet! Trenne dich von uns und geſtatte mir, daß ich Gott mein Opfer bringe." Zoticus, ein Glaubensbruder, ſtand neben ihm und ſprach, Marcians Hand ergreifend: „Du kannſt wohlgemut ſein, denn du haſt einen guten Kampf gekämpft, Bruder. Woher nehmen aber wir Schwachen einen ſolchen Glauben? Du und Nicander, ihr ſeid vollkommene Chriſten und wahrlich ſelig. Mögen alle Verheißungen, die der Herr huldreich gegeben hat, ſich an euch erfüllen." Marcians Gattin aber drängte den Zoticus zurück, umfaßte weinend ihren Mann und hielt ihn ſo feſt, daß er nicht von der Stelle konnte. Da ſprach Marcian zu Zoticus: „Halte mein Weib!" Und beide löſten nun ihre Hände und Marcian wurde frei und konnte ungehemmt ſeinen Weg mit Nicander fortſetzten. Die Menge aber wogte ihnen nach bis zur Leidensſtätte, der letzten Stufe vor dem Himmelstore. Als Marcian dort ſtand, fühlte er ſich geborgen und feſt, ſchaute um ſich, winkte aus der Menſchenmaſſe den Zoticus herbei und bat ihn, ſein Weib zu ihm zu führen. Da ſie nun kam, vergehend in Tränen und Schmerzen, faſt ohnmächtig von einer Trübſal, die ſie nicht mit Gott teilte, umarmte er ſie zärtlich, küßte ſie und ſprach zu ihr: „Kehre zurück im Herrn! Du biſt zu ſchwach, um zu ſehen, wie ich die Marter vollbringe, denn dein innerſter Sinn iſt vom Feind eingenommen. Deshalb gehe heim." Und auch ſeinen kleinen Sohn küßte er herzinniglich, blickte zum Himmel auf und ſprach: „Herr, allmächtiger

Gott, trage Du Sorge für ihn!" Und nochmals ſchloß er Weib und Kind in ſeine Arme, bat dann, daß man ſie nach Hauſe führe und bewies durch ſeine liebevolle Zärtlichkeit, daß er nicht aus Härte des Herzens auf dem Wege zum Richtplatz ſtreng zu der Gattin geſprochen habe, ſondern nur, weil ſie ſich drängen wollte zwiſchen ihn und Gott. Plötzlich ſah er in der Volksmenge Daria, die zu Nicander zu gelangen ſuchte. Marcian, der ein gar großer, ſtattlicher Mann war, ging ihr entgegen, bot ihr die Hand, ſchaffte ihr Platz und führte ſie ihrem Manne zu. Freudig ſagte Nicander zu ihr: „Gott ſei mit dir!" Und ebenſo froh erwiderte Daria: „Sei getroſt, mein Herr, und kämpfe deinen Kampf zu Ende. Sieh, zehn Jahre habe ich im Vaterland gelebt ohne dich und in jedem Augenblick habe ich Gott gebeten, dich wiederzuſehen. Nun habe ich dich eine Zeitlang wiedergeſehen; und nun wünſche ich dir Glück, daß du aus dieſem Leben ſcheideſt, und mir ſelbſt, daß ich die Gattin eines Martyrers bin. Sei getroſt, mein lieber Herr, und bringe die Marter Gott zum Opfer! und hilf mir, daß auch ich vom ewigen Tod befreit werde." Da blitzte das Schwert über dem Haupte der Krieger Chriſti und ſie ſanken in ihrem Blute dahin. Und abermals blitzte es über dem Haupte des heldenhaften Weibes, und Daria wurde mit ihrem Gatten, den ſie ſo himmliſch liebte, im Himmel vereint.

So iſt die Liebe der chriſtlichen und ſo der heidniſchen Frau beſchaffen.

Der heilige Philippus,

Biſchof von Heraklea.

Als dieſer fromme und eifrige Prieſter einſtimmig zum Biſchof erwählt wurde, wunderten ſich viele, warum das nicht ſchon früher geſchehen ſei: ſo würdig hielt man ihn dieſer Ehre. Schon als Diakon und Prieſter liebte er über alles die göttlichen Gebote und lebte nach ihnen. Zu noch höherer Vollkommenheit ſtrebte er als Biſchof und leitete ſein Volk mit der Liebe und Treue eines guten Hirten. „Haltet die göttlichen Gebote", das war die Ermahnung, die Belehrung, welche er am liebſten gab. Zwei ſeiner Schüler, den Prieſter Severus und den Diakon Hermes, bildete er ſeinem Geiſt und ſeiner Tugend am ähnlichſten.

Da ſcheuchte Diocletians Verfolgung alle Chriſten auf und ſeine Freunde und Schüler rieten ihm zu fliehen. Aber der heilige Greis entgegnete ruhig, er werde ſeinen Biſchofsſitz zu Heraklea nicht freiwillig verlaſſen, denn es ſei beſſer, Drangſale zu erwarten, als ſie zu fliehen. Die Glaubensbrüder ermahnte er inniger denn je, die göttlichen Gebote zu erfüllen und vor keinem Leiden zurückzuſchrecken. „Glaubet mir," ſprach er, „dieſe Zeiten ſind uns vorhergeſagt und unſerem Widerſacher iſt die Gewalt gegeben, durch Drohungen, Martern und Qualen die Diener Chriſti nicht zu verderben, ſondern zu verſuchen. Chriſtus gibt ſeinen Streitern zuerſt Geduld, um auszuharren, und dann den Lohn der Beharrlichkeit." Die heilige Zuverſicht des Hirten erfüllte die Herde mit Vertrauen und Mut. Während ſie noch alle beiſammen waren, erſchien Ariſtemach, der Befehlswahres Bedürfniß weder des Leibes noch des Geiſtes entſpricht, für die es folglich gar kein naturgemäßes Organ gibt, das ſie aufnehmen und verarbeiten könnte, zerſtört den ganzen Organismus des geſellſchaftlichen Körpers, denn da ſie jene Schichten am heftigſten ergriffen hat, von denen, ihrer Stellung nach, die Hülfe ausgehen ſollte, nämlich die Beſitzenden: ſo verhalten ſie ſich lau und lahm den moraliſchen und materiellen Leiden gegenüber, welche ſich als Symptome derſelben Krankheit konvulſiviſch in den Beſitzloſen äußern.

Ein Zurückgehen in frühere Zuſtände und Verhältniſſe iſt unmöglich! es läßt ſich nicht rückwärts leben, weder vom Individuum, noch von der Weltgeſchichte. Auch fehlt keiner Epoche das Heilmittel, welches ihre Krankheit lindern, ihre Wunden verbinden kann. Dies Heilmittel liegt im Evangelium, und es läßt ſich ebenſo gut im neunzehnten Jahrhundert anwenden, als im ſechszehnten, im zwölften oder im erſten. Es iſt ebenſo wirkſam gegen die Hyperkultur unſrer Tage, als gegen die Häreſie, die Barbarei und den heidniſchen Materialismus der drei früheren Epochen, in denen es ſtets einen Aufſchwung aus ſittlicher Verſunkenheit bewirkte. Nur daß der Glaube an das Evangelium erſtarke — und er wird wieder als eine Sonne der Liebe über der Menſchheit aufgehen und ihre erfrornen Herzen und Hände aufthauen im Dienſt des Königs der Liebe, der gerade dieſe Dienſte von ihr verlangt. „Denn,“ ſagt die haber der Stadtwache, und verkündigte ihnen, der Präſes Baſſus ſchicke ihn, um die Kirchen der Chriſten zu verſiegeln. „O törichter Menſch, der nicht weiß, daß Gott auch in den Herzen wohnt!“ ſprach lächelnd Philippus, „und der nicht kennt die Worte des Iſaias: „Der Himmel iſt mein Sitz und die Erde der Schemel meiner Füße.“ Ariſtemach verſiegelte die Türen der Kirche und alle Gläubigen verfielen darüber in Angſt und Betrübnis. Um ſie zu ermutigen, beſchloß Philippus, am nächſten Tage die Verſammlung, welche ſie täglich hielten und in welcher er ſie im Glauben zu belehren und zu kräftigen pflegte, vor der Türe des Gotteshauſes zu halten. Das geſchah und einige Tage vergingen in Ruhe. Nachdem aber Baſſus davon unterrichtet worden war und ſeinen Gang zum Gerichtshof an ihnen vorüber genommen hatte, beſtieg er ſeinen Richterſtuhl und ließ eine Menge Chriſten, beſonders den Biſchof, gefangen nehmen und vorführen. „Wer von euch iſt der Lehrer der Chriſten?“ fragte Baſſus. — „Ich bin der, den du ſucheſt,“ antwortete Philippus. — „Wohlan!“ ſagte Baſſus, „ihr kennt das Geſetz des Kaiſers welches alle Zuſammenkünfte der Chriſten unterſagt und zugleich ihnen gebietet, ihr Opfergerät und die Schriften, nach denen ſie lehren und die ſie leſen, auszuliefern. Gehorchet alſo gleich, damit ihr es nicht erſt nach der Folter tut.“ Philippus erwiderte: „Nimm die Gefäße, wo du ſie findeſt. Wir entbehren ſie leicht, denn wir werden ja überall von euch beraubt, und gewiß hat Chriſtus der Herr größeres Wohlgefallen an dem Schmuck unſerer Herzen, als an dem unſerer Kirchen. Was aber die Schriften betrifft, ſo geziemt es weder dir, ſie zu empfangen, noch mir, ſie dir zu geben.“ Da ließ Baſſus den heiligen Biſchof von den Henkersknechten grauſam geißeln; Hermes, der Diakon, rief aber empört aus: „Und wenn du auch all unſere Schriften beſäßeſt und ſpurlos vertilgteſt, du grauſamer Richter, ſo würden unſere Nachkommen doch das Andenken der Väter ehren, doch für das Heil der Seelen ſorgen, noch mehr Bücher ſchreiben und noch eifriger die Gottesverehrung lehren, die unſerem Chriſtus zu zollen iſt.“ Da befahl Baſſus, auch den Hermes zu geißeln, die Kirchengefäße wegzunehmen und die heiligen Schriften aufzuſuchen. Ein Beiſitzer des Gerichtes, Namens Publius, ein habgieriger roher Menſch, eilte, die heiligen Geräte zu holen und Hermes, der inzwiſchen ſeine Strafe überſtanden hatte, folgte ihm und bemerkte, wie Publius einige kleine koſtbare Gefäße zu entwenden und ſtill zu verbergen ſuchte. Dies warf Hermes ihm vor und Publius ſchlug ihn dafür ſo heftig ins Geſicht, daß das Blut herabfloß. Baſſus erfuhr es, befahl, den Hermes zu heilen und zürnte dem Publius; die Chriſten zu berauben war dem Baſſus erlaubt, daß aber Publius ihn beraube, mißfiel ihm. Nachdem die Gotteshäuſer ausgeplündert waren, ließ er von der Hauptkirche das Dach abtragen, um ſie einer ſicheren Zerſtörung preiszugeben. Die Leute, welche dieſen Befehl erfüllen ſollten, hatten keine Luſt zu dem Werk; da wurden ſie denn mit Schlägen dazu angetrieben; Philippus und die Seinen aber auf das Forum geführt, wo ein ungeheurer Scheiterhaufen loderte und das ganze heidniſche Volk von Heraklea erwartungsvoll verſammelt war. Endlich erſchien auch Baſſus. Soldaten trugen ihm nach, was ſie von heiligen Schriften gefunden hatten und warfen ſie auf ſeinen Wink mitten ins Feuer. Da ſchlugen die Flammen mit ſolcher Gewalt gen Himmel, daß die Umſtehenden flohen; Philippus, von den Seinen umringt, blieb aber ruhig ſitzen und ſprach die Worte des Apoſtels Paulus (Röm. 1, 18): „Es offenbart ſich der Zorn Gottes vom Himmel über alle Gottloſigkeit der Menſchen, welche die Wahrheit Gottes durch Ungerechtigkeit aufhalten.“ Daran knüpfte er eine warnende Ermahnung und ſagte zum Schluß: „Durch Feuer wird der Gerechte geprüft und der Ungerechte beſtraft: darum iſt es den Guten keine verzehrende Flamme, ſondern ein ſtrahlendes Licht.“

Während der Zeit verrichtete der Prieſter Cataphronius mit anderen unglücklichen Abgefallenen den unheiligen Dienſt und brachte Speiſen zu Ehren der Götter dar, und Baſſus ſprach endlich zu Philippus: „Jetzt bringe du dein Opfer.“ — „Wie kann ich das, da ich ein Chriſt bin?“ entgegnete der Greis. — „Sind wir denn nicht unſeren Kaiſern Opfer ſchuldig?“ — „Gehorſam ſind wir ihnen ſchuldig; nicht Anbetung. So habe ich es von meinen Vorfahrern gelernt.“ Der milden Ruhe des heiligen Biſchofes konnte Baſſus im Stillen ſeine Bewunderung nicht verſagen. Er wendete ſich an den Diakon und fragte ihn: „Wirſt denn du opfern?“ — „Nein,“ ſagte Hermes, „denn ich bin ein Chriſt.“ — „Was iſt dein Stand?“ — „Ich bin ein Diener der Kirche, der in allem ſeinem Meiſter folgt.“ — „Wenn alſo Philippus opfert, ſo folgſt du ihm?“ — „Darin würde ich ihm nicht folgen! Aber wir haben einen Sinn und eine Kraft, er opfert nicht!" — „Opfere wenigſtens unſerem Kaiſer und ſprich: „O Herr, du ſollſt leben!" — „Wir eilen zum Leben!" rief Hermes freudig.

Einige unter den Heiden wurden im Herzen bewegt durch das freie und frohe Bekenntnis dieſer Diener Gottes; andere entflammte nur noch mehr die Wut. Heftiger als alle übrigen gebärdeten ſich die Juden und ſchrien am lauteſten, man müſſe die ganze Rotte zum Opfer zwingen. Baſſus ließ den Biſchof und ſeinen Diakon ins Gefängnis führen. Auf dem Wege dahin ſtießen einige rohe Menſchen mit frecher Hand den gottſeligen Greis zu Boden; aber lächelnd und mit liebreichem Blick auf ſeine Peiniger ſtand er immer wieder auf, und dies rührte abermals manches Herz. Die Bekenner ſangen einen Pſalm, der ſie wunderbar ſtärkte, und begaben ſich in den Kerker. Baſſus war kein böſer Mann und gab vernünftigen Gründen Gehör, vielleicht hauptſächlich deshalb, weil ſeine Gemahlin ſeit einiger Zeit zur Erkenntnis des wahren Glaubens gekommen war. So wurde es den Chriſten nicht ſchwer zu bewirken, daß Philippus in ein Privathaus zu einem gewiſſen Pancratius gebracht wurde, wo man ihn freilich bewachte, jedoch die Glaubensbrüder zu ihm ließ. Dieſe kamen ſo zahlreich und wurden ſo gekräftigt durch den Zuſpruch ihres heiligen Biſchofs, daß Baſſus mit Schrecken wahrnahm, wie ſelten und immer ſeltener der Abfall wurde. Da mußte Philippus wieder in den Kerker zurück und unter eine ſtrengere Bewachung. Es war aber eine Fügung Gottes, daß dieſer Kerker durch unterirdiſche Gänge Zuſammenhang mit dem

Theater und einen Ausgang in deſſen Gewölbe hatte. Abends, wenn das Schauſpiel vorüber war, ſchlichen ſich die Chriſten hinein, Philippus kam ſeinerſeits durch den geheimen Gang; und ſo ſaßen ſie bisweilen die ganze Nacht, er lehrend und ſie lauſchend auf jedes Wort. Dämmerte der Morgen, ſo zogen ſich alle zurück und die Brüder küßten mit tiefer Ehrfurcht die Fußſtapfen des ſeligen Greiſes, den Gott der Herr mit ſo großen Gnaden überſchüttete.

Mittlerweile ging das Jahr des Baſſus zu Ende. Sein Nachfolger, der neue Präſes, hieß Juſtinus und war ein Mann von verkehrtem Sinn und böſem Gemüt. Er ließ ſogleich den Biſchof vor Gericht führen und als er ihn ſtandhaft im Glauben fand, mit gebundenen Füßen durch die Stadt ſchleifen. Aus unzähligen Wunden blutend und mit zerſchmetterten Gliedern wurde der ſelige Greis auf den Armen der Brüder lebend in den Kerker zurückgetragen. Bisher war alle Mühe umſonſt geweſen, Severus, den Prieſter, ausfindig zu machen. Als er in ſeinem Schlupfwinkel erfuhr, daß ſein geliebter Meiſter der Marterkrone ganz nahe ſei, gab der heilige Geiſt ihm in den Sinn, daß jetzt die Reihe an ihm ſei, nach der Palme zu ringen, und er trat in die Mitte der Soldaten, die ihn ſuchten und ihn jetzt triumphierend dem Juſtinus vorführten. Dieſer hatte ſoeben den Diakon Hermes verhört und unerſchütterlich gefunden. Mit Severus ging es nicht anders. „Ich muß in Ewigkeit halten, was ich in der Kindheit von meinem Meiſter anzubeten gelernt habe,“ ſprach er. Alle drei wurden nun in einen ſcheußlichen Kerker voll Unflat und ohne

Licht und Luft geworfen, in dem ſie volle ſieben Monate ſchmachteten. Dann fiel es dem Juſtinus ein, den heiligen Philippus von ſeinem Biſchofsſitz Heraklea, der Hauptſtadt Thraziens, zu verbannen und ihn nach Adrianopel zu ſchicken, wohin er ihm folgen und dort das letzte Verhör mit ihm anſtellen wollte. Die Chriſten in Heraklea waren außer ſich vor Schmerz, der Lehren und des Anblicks ihres heiligen Biſchofs beraubt zu werden. Wie verlaſſene Kinder ihrem Vater, jammerten und weinten ſie ihm nach. Er wurde zu Adrianopel in dem Hauſe eines gewiſſen Semporus gefangen gehalten, bis Juſtinus kam und ſich zu Gericht ſetzte. Den heiligen Biſchof ſuchte er zum Abfall zu bewegen, indem er deſſen zartgebauten von früheren Wunden fürchterlich zerfurchten Körper dermaßen geißeln ließ, daß Rippen und Eingeweide blos lagen. Hermes aber, der in früheren Zeiten ſelbſt eine obrigkeitliche Stelle bekleidet hatte und ſehr beliebt war, auch bei dem Gefolge des Juſtinus, ſollte durch Schmeichelreden gewonnen werden. Beides war vergeblich. Die Helden Chriſti zogen ſich in ihren Kerker wie in einen ruhigen Hafen zurück, aus welchem ſie bald an der lieblichen und heiteren Küſte der Ewigkeit zu landen hofften; denn ihr Urteil war geſprochen: der Tod auf dem Scheiterhaufen. Während ſie ſich freuten, grämte ſich Severus, nicht um ſie, ſondern ſeinetwegen. Der Richter ſchien ihn vergeſſen zu haben! Er warf ſich auf die Knie und betete mit unausſprechlicher Sehnſucht und Inbrunſt: „Vater unſeres Herrn und Erlöſers Jeſus Chriſtus, der Du uns das Zeichen Chriſti und des Kreuzes gabſt und uns aus den Finſterniſſen zum ewigen Lichte führeſt! O halte mich nicht für unwürdig jener Leidenskrone, welche meine Genoſſen erhalten. Gib mir Teil daran, auf daß ich die Verherrlichung wie den Kerker mit ihnen teile. Laſſe mich mit denen eingehen in die Ruhe, mit welchen ich furchtlos Deinen heiligen Namen bekannte." Solch Vertrauen und ſolch Verlangen wurden nicht getäuſcht! Der folgende Tag brachte ihm dasſelbe Todesurteil: er durfte ſterben mit ſeinen Brüdern. Er war wonnevoll.

Philippus, der gottſelige Greis, mußte von den Seinen zum Richtplatz getragen werden, ſo wund und entkräftet war ſein ſchwacher Leib. Langſam und mühſam folgte ihm Hermes, der vor Schmerz in den wunden Füßen kaum gehen konnte. Unterwegs ſprach er froh zu Philippus: „Geliebter Meiſter, wir eilen zum Herrn! Was kümmern uns die Wunden unſerer Füße! Wie bald, und wir brauchen ſie nicht mehr! Aller irdiſche Dienſt hört auf im Himmelreich." Auf der Richtſtätte wurden ſie in Gruben geſtellt, die ihnen bis ans Knie reichten und die dann mit Erde zugeſchüttet wurden. Die Hände band man ihnen auf den Rücken und nagelte die Bande an einen Pfahl; dann türmte man Holz und Reiſig um ſie auf und ſteckte es in Brand. Während dies alles geſchah, rief Hermes einen Glaubensbruder, Namens Velogius, heran und gab ihm den Auftrag, ſeinem Sohne, der in Heraklea geblieben war, recht einzuſchärfen, daß er das viele und verſchiedenartige Gut, welches ihm, dem Hermes, zur Aufbewahrung während der Verfolgung anvertraut ſei, pünktlich einem jeden zurückgeben möge. Dann verſenkte er ſich in die Flammen und alle drei dankten Gott, ſo lange ſie reden konnten. Endlich hörte man nur noch ein ſanftes Amen, und die ſeligen Martyrer hatten ihr Bekenntnis erfüllt und die himmliſche Heimat, gereinigt von irdiſchem Makel, erreicht. Auf Befehl des Juſtinus wurden freilich die Leichname in den reißenden Fluß Hebrus geworfen; aber in ſtiller Nacht beſtiegen die Glaubensbrüder Nachen, warfen Netze aus und waren ſo glücklich, die teuerſten Überreſte unverſehrt herauszuziehen und ihnen eine Ruheſtatt geben zu können.

Die heilige Julia.

Daß die Chriſten für rechtlos erklärt worden waren, wußten manche Ungläubige trefflich zu benutzen; unter anderen auch ein reicher und angeſehener Mann, der zu Cäſarea in Kappadozien lebte. Neben ſeiner Beſitzung lag die der chriſtlichen Witwe Julia, einer Frau von großem Vermögen und großer Tugend. Sie lebte äußerſt einfach, ja arm; doch nicht um Schätze für die Erde, ſondern für den Himmel zu ſammeln; denn alles, was ſie hatte, ſpendete ſie liebevoll den Armen. Ihr geldgieriger Nachbar ſah das längſt mit ſcheelem Auge an. Die Verfolgung gab ſeiner Habſucht die gehörige Frechheit und er fing an, ſich Julias Ländereien anzueignen. Die Zeiten waren von der Art, daß Chriſten gewöhnt waren, ſich viel Unbill gefallen zu laſſen. Das tat auch Julia; ſie ſchränkte ihren eigenen Bedarf mehr und mehr auf das Notwendigſte ein, um nur für ihre lieben Armen ſorgen zu können. Ihr geduldiges

Schweigen machte ihren Nachbar um ſo dreiſter, und eines Tages trieb er die Unverſchämtheit ſo weit, Julias Viehherde von ihrer Wieſe auf die ſeine führen und ihr erklären zu laſſen, dieſelbe gehöre nunmehr ihm. Julia ſah ein, daß er ſie aus ihrem eigenen Hauſe verdrängen würde, wenn ſie ihn ſchalten ließe, und verklagte ihn bei dem Richter. Der Verklagte eilte aber ſogleich, den Richter und einige falſche Zeugen durch Beſtechung zu gewinnen und wartete ruhig den Ausgang ab. An einem beſtimmten Tage ſollte die Sache entſchieden werden; Richter und Advokaten waren beiſammen; da rief der Herold Julias Namen und ſie trat mit großer Würde vor die Schranken. Kaum hatte ſie angefangen, das Recht ihres Beſitzes zu beweiſen und in Anſpruch zu nehmen, ſo ſtand der Angeklagte auf, trat ebenfalls vor die Schranken und erklärte: ein römiſcher Bürger könne unmöglich irgend eine Sache mit jemand verhandeln, der die Götter der Imperatoren noch nicht angebetet habe; Julia ſolle ihren Glauben abſchwören, dann könne man ſich verſtändigen. Der Richter fand dieſen Vorſchlag in der Ordnung und dem Recht gemäß, ließ Weihrauch und glühende Kohlen bringen und erklärte den ſtreitenden Parteien höchſt gelaſſen, ſie könnten ihr Recht erlangen und der Wohltaten der Geſetze genießen; nur dürfe ſich niemand zum chriſtlichen Glauben bekennen. Wer bei demſelben beharre, werde vom Gericht abgewieſen und habe keinen Anſpruch weder auf die Geſetze, noch auf die übrigen Rechte des Staates, weil er ein Chriſt, zufolge dem neuen Geſetz der Imperatoren ehrlos ſei. „So fahre das Gut und das Leben dahin,“ gab die herrliche Julia unerſchrocken dem Richter zur Antwort. „Viel lieber ſterben, als meine Lippen mit einem Wort gegen Gott beflecken!“ Der Richter ergrimmte über Julias Ruhe und überhäufte ſie mit Droh- und Schmähworten, während ſie laut frohlockte, daß Gott ihr den vergänglichen Reichtum entziehe, um ihr unvergängliche Güter zu ſichern; ihr die Erde nehme, um ſie ins Paradies zu führen; ſie vor der Welt für ehrlos gelten laſſe, um ihr die Krone der Glorie zu reichen, ſie in Schmach und Qual ſterben laſſe, um ſie triumphierend in die jubelnden Chöre der Heiligen aufzunehmen. Alle Fragen und Aufforderungen, die man noch an ſie richtete, beantwortete ſie mit der einfachen Beteuerung: „Ich bin eine Magd Chriſti,“ und mit ſeliger Freude in Blick und Haltung und Wort vernahm ſie das ungerechte Urteil, das ſie zum Feuertode verdammte. „Ertragt alle Drangſal für den Glauben,“ ſprach ſie zu den Weibern, welche ſie dicht umdrängten. „Klagt nie! beruft euch nie auf die Schwäche der weiblichen Natur, um zu weinen und zu jammern! Das Weib iſt, wie der Mann, nach dem Bilde Gottes erſchaffen; iſt, wie der Mann, fähig der Tugend. Darum ſind wir, gerade ſo wie die Männer, dem Herrn Feſtigkeit des Glaubens und Geduld und Standhaftigkeit in der Trübſal ſchuldig.“ Und gleich einer freudeſtrahlenden Braut beſtieg ſie den Scheiterhaufen, deſſen Flammen ihren heiligen Leib nicht zerſtörten, ſondern nur ihre Seele befreiten, welche zur Ruhe eilte in das himmliſche Land.

heilige Thereſia, „die Liebe iſt nicht etwas, das von „der Einbildungskraft verfertigt wird, ſondern das ſich „in tugendhaften Werken zeigt.“

Und Gott Dank! dieſe Liebe zu dem menſchgewordenen Gott des Evangeliums regt ſich und beginnt ein ſchönes warmes Geſpinnſt zu weben, welches manches Elend weich verhüllen, manchen Jammer bedecken wird. In der Gemeinſamkeit wirkender Kräfte ſieht ſie ihre Stärke; in treues Anlehnen an die Kirche — ihren Halt. Wenig iſt erſt von ihrem Wirken wahrzunehmen. Sie wird vielleicht während dieſer ganzen Generation dem Schmetterling gleichen, der mit zwei grauen unſcheinbaren Flügeln zwei himmelblaue zudeckt; denn ſie hat noch lange nicht den Schwung genommen, bei welchem ſich das azurfarbene Flügelpaar weit ausbreiten könnte. Sie fängt erſt an und hat viel nachzuholen, viel gut zu machen; drum iſt es heilſam, daß ſie in Unſcheinbarkeit ſich ſammele und trotz derſelben ihr Reich in den Seelen erweitere — dann iſt ſie ſicher, daß Jeder, der ſich ihm anſchließt, durch ihre demüthige Geſtalt nicht habe verblendet und angelockt werden können, ſondern daß ihr Weſen ſeinen Zauber, den unwiderſtehlichen, geübt habe.

Das energiſche und thatkräftige Frankreich geht auch jetzt, wie im ſiebzehnten Jahrhundert, mit gutem Beiſpiel voran und Deutſchland, im Bewußtſein es nicht nachgeahmt zu haben, klopft reumüthig an die Bruſt

Die heiligen Firmus und Ruſticus.

Einen Gott mehr hätte ſich der Polytheismus ſchon gefallen laſſen. Er, der alle erdenkbaren Zuſtände, Eigenſchaften, Verhältniſſe, Dinge in den Schutz ſelbſterfundener Gottheiten ſtellte, würde nichts dawider gehabt haben, die Zahl der Tempel und Altäre durch die eines gekreuzigten Gottes vermehrt zu ſehen. Aber daß dieſer Gekreuzigte den wunderbaren Anſpruch machte, der alleinige Gott zu ſein, und daß die Chriſten ſtets ihren Glauben an den Einen Gott ganz beſonders hervorhoben: dies regte den höchſten Zorn und Groll des Heidentums auf.

Mitten in den geſegneten, ſtädtereichen Fluren der Lombardei liegt das herrliche und anmutige Mailand, damals Reſidenz eines der vier Imperatoren des Römerreiches. Der rohe, grauſame Maximian Herculeus hatte dort ſeinen Sitz aufgeſchlagen und die Chriſten hatten unſäglich viel von ihm zu leiden, beſonders die Reichen: denn er war äußerſt geldgierig. In der Stadt Bergamo lebte ein ſehr geachteter Mann von adligem Geſchlecht, von außerordentlich großem Vermögen und der dem Kaiſer ſehr wohl bekannt war. Er hieß Firmus. Mit Gebet und Liebeswerken verbrachte er ſeine Tage. Er war überaus ſtreng gegen ſich ſelbſt, faſtete beinahe täglich, lag während der halben Nacht dem Gebet ob und hatte ſeine Reichtümer, wie es ſchien, nur für die Armen, denen er tägliche Spenden zukommen ließ, und für die Verfolgten, die er auf ſeinen Landgütern beherbergte und verſteckte. Von dieſem edlen Mann ſprachen die Angeber zum Kaiſer Maximian Herculeus:

„Mildeſter Imperator, Firmus iſt ein Chriſt geworden; er läſtert unſere Götter und nennt ſie Dämonen.“ Sogleich ſendete der Kaiſer eine Rotte Kriegsleute nach Bergamo, um den Firmus gefangen zu nehmen. Er war aber nicht in der Stadt, ſondern in ſeinem nahen Landhauſe. Da ſaß er gegen Abend im Garten, hatte alle die Seinigen um ſich verſammelt und las ihnen vor aus dem heiligen Evangelium des Matthäus 19, 29, wo es heißt: „Und wer immer ſein Haus, oder Brüder, oder Schweſtern, oder Vater, oder Mutter, oder Kinder, oder Weib, oder Äcker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben beſitzen.“ Gerade bei dieſer troſtvollen Verheißung traten die Kriegsleute in den Garten, fielen mit tauſend Schmähworten über ihn her, feſſelten ihn hart und führten ihn nach Bergamo. Unterwegs begegnete ihnen Ruſticus, ein ebenfalls ſehr frommer Chriſt und angeſehener reicher Mann, aus der Verwandtſchaft des Firmus, der ſich eben nach deſſen Landhaus begeben wollte. Als Ruſticus den Firmus mit Ketten um den Hals und um die Hände ſah, brach er in Tränen aus und rief: „O ich möchte mit dir ſterben!“ und er ging neben dem Gefangenen nach Bergamo zurück. „Betreibſt du auch die Zauberkünſte dieſer Gottloſen?“ fragten ihn die Soldaten; „und warum weineſt du?“ — „Zaubereien, wie ihr ſaget, betreibe ich nicht,“ antwortete Ruſticus; „aber ich bin ein Chriſt und wünſchte gefeſſelt zu werden und zu leiden für Den, der für uns gelitten hat.“ — „Wer hat denn für uns gelitten?“ — „Unſer Herr Jeſus Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes, dem wir dienen." — „Nun, wir wollen ſehen, ob euer Chriſtus euch aus den Händen des Imperators befreien wird!" Beide Bekenner wurden jetzt aneinander gefeſſelt und mit Laſten beſchwert. Da ſagte Firmus freudig: „Bekräftige, o Gott, was Du in uns wirkeſt," und Ruſticus: „Führe uns, Herr, auf Deinem Wege, auf daß wir in der Wahrheit wandeln;" und Pſalmen ſingend wandelten ſie fröhlich dahin, kamen zur Nacht nach Bergamo und am andern Tage nach Mailand. Dort ward dem Kaiſer ſogleich die Anzeige gemacht, daß ſtatt eines Gefangenen zwei angekommen wären. Er ließ ſie zum Richter Anolinus in Gewahrſam bringen und für ſich ſelbſt zum nächſten Morgen in der großen Rennbahn einen Richterſtuhl ſetzen, um in eigener Perſon die Schuldigen in Verhör zu nehmen.

Als nun das Volk von Mailand im großen Zirkus beiſammen war, erſchien Kaiſer Maximian Herculeus in aller Pracht, nahm den erhöhten Sitz ein, ließ die Gefangenen vor ſein Angeſicht treten und fragte ſie: „Wieviel Götter habt ihr?" — „Wir haben nicht viele Götter," lautete die Antwort, „denn es iſt nur Ein wahrer Gott, der Himmel und Erde, und Meer und alles, was darin iſt, erſchaffen hat; Ihm allein dienen wir Chriſten." — „Ihr werdet euch aber zu mir bekehren," erwiderte der Imperator, „und dem Gott Saturnus und dem Gott Apollo opfern, um befreit zu ſein von Martern und um ein adliges Leben zu führen, wie eure edlen Verwandten. Denn das beſchwöre ich euch bei den Göttern, bei meinem Heil und bei dem römiſchen Reich: ich werde euch allen Menſchen zum warnenden Beiſpiel aufſtellen, wenn ihr nicht opfern wollt.“ — „Tue, was du beſchloſſen haſt, o Kaiſer! wir beten nimmer die Götzenbilder an. Wir zittern auch nicht vor deinen Drohungen, denn ſie ſind irdiſch und vergänglich wie dein Reich. Aber wir fürchten unſeren Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus, der im Himmel iſt. Ihn beten wir an. Ihm wollen wir zum Lobopfer uns darbringen.“ Höchſt entrüſtet über dieſe Antwort ließ der Imperator ſie entkleiden, ausſtrecken und mit dreifachen Stricken zweimal geißeln. Währenddem ſprach er: „Opfert den Göttern, die der Imperator anbetet.“ Die Martyrer aber flehten in ihren Peinen: „Stehe uns bei, o Gott, unſer Heiland! um der Ehre Deines Namens willen befreie uns, Herr, auf daß die Heiden nicht ſagen: Wo iſt ihr Gott!“ Nachdem ſie mit großem Gleichmut die furchtbare Geißelung ertragen hatten, ſagte der Kaiſer: „Seht! was ihr von mir verlangen werdet, will ich euch geben und ihr ſollt die Erſten in meinem Reiche ſein. Aber verlaßt euren Aberglauben und opfert den unſterblichen Göttern, wie das von Anbeginn geſchehen iſt.“ Die Martyrer erwiderten: „Wir verlangen keine Belohnungen. Wir erbitten nur von unſerem Herrn Jeſus Chriſtus Schutz und Stärke; und wüßteſt du, o Imperator, wer Chriſtus iſt, ſo würdeſt du nicht ſo zu uns ſprechen, ſondern ſelbſt an Ihn glauben. Denn die Götter, an welche du glaubſt, ſind Dämonen, und alle, die ihnen opfern, werden mit ihnen in das ewige Feuer gehen.“ Mehr und mehr aufgebracht befahl der Kaiſer, ſie in den härteſten Kerker zu werfen und ihre Füße in den Folterſtock zu ſperren, ſo daß ſie in qualvoller Stellung nur auf ihrem wund gegeißelten

Rücken liegen konnten. Der Richter Anolinus ſchickte heimlich Boten zu ihnen und ließ ihnen ſagen: „O ihr unſinnigen Menſchen, gedenkt doch eurer Herkunft, eures Standes, und werft nicht im Eigenſinn euer glückliches Leben fort. Denn ich ſage euch bei den Göttern und bei dem Heil des Imperators: Qualen, denen ihr unterliegen müßt, werden euch treffen, wenn ihr nicht opfert.“ Die Martyrer erwiderten darauf den Boten: „Geht heim und ſagt dem Anolinus, wir fürchten eure kurzen irdiſchen Qualen nicht. Euch aber werden längere bereitet vom Herrn Jeſus Chriſtus am Tage des gerechten Gerichtes Gottes.“ Zornentbrannt bat Anolinus den Kaiſer, daß die Martyrer ganz ſeiner Gewalt übergeben würden; er wolle ſie gewiß dahin bringen, den unſterblichen Göttern zu opfern. Maximian ließ ſie aus dem Kerker holen und fragte ſie: „Wohlan habt ihr euer Heil bedacht? Seid ihr gewillt, euer Leben zu retten?“ — „Unſer Heil und unſer Leben iſt Chriſtus!“ riefen die ſeligen Martyrer, „und von ſeinem Geiſt werden wir geſtärkt.“ Da übergab der Kaiſer ſie dem Anolinus und ſagte zu ihm: „Opfern ſie meinen Göttern nicht, ſo töte ſie durch tauſend Martern.“

Anolinus war im Begriff, von Mailand in die Gegend von Venedig zu reiſen. Da wollte er ſie denn überall wie Verbrecher mitſchleppen und behandeln, damit ſie matt und müde würden und den Trotz fallen ließen. Firmus und Ruſticus wurden zuſammengefeſſelt und mußten zwei Tage, ſie, die edlen, angeſehenen Männer! wie Troßbuben zu Fuß dem Anolinus folgen. Am dritten Tage übergab er ſie ſeinen Dienern mit dem Auftrage, ſie an den Kriegsoberſten Cangarius zu Verona auszuliefern, der ihnen weder Waſſer noch Brot geben dürfe, bis er ſelbſt, Anolinus, nach Verona komme. Der Befehl ward vollzogen; Cangarius ſetzte die beiden Martyrer in ein enges Kämmerlein ſeines Hauſes, das ein Fenſter in einen innern Hof hatte, und reichte ihnen weder Speiſe noch Trank. Um Mitternacht wankte das Haus wie bei Erdbeben. Cangarius lief zum Fenſter, welches dem der Gefangenen gegenüberlag, und hörte ſie beten: „Wirke, o Herr, ein Zeichen zum Guten mit uns, auf daß diejenigen, die uns haſſen, ſehend und zu Schanden werden.“ Und ein großes Licht ſtrahlte aus dem Kämmerlein und ein reichbeſetzter Tiſch ſtand vor den Gefangenen. Cangarius aber ſank vor Entſetzen und geblendet von dem Glanz wie tot zu Boden. Alle ſeine Leute liefen zuſammen und wehklagten. Firmus trat mitten in das Getümmel hinein, rührte den Cangarius an und ſprach: „Stehe auf und fürchte dich nicht.“ Nun erhob er ſich und fragte ſie, wie es denn eigentlich mit ihnen und ihrem Glauben ſtehe? Da erzählten ſie ihm die Drangſale, welche die Chriſten für ihren Gott zu leiden hätten; und das ergriff den Cangarius ſo innig, daß er mit ſeinem ganzen Hauſe gläubig wurde.

Nach ſechs Tagen zog der Richter Anolinus mit großem Pomp und Gefolge in Verona ein und ließ durch einen Herold das Volk auffordern, ſich am andern Tage bei dem peinlichen Verhör einzufinden, das er mit Firmus und Ruſticus zu halten gedenke. Das Gerücht ihrer Gefangenſchaft zu Verona hatte ſich ſchon längſt verbreitet, denn durch das Anſehen ihres berühmten Geſchlechtes und durch ihre großen Reichtümer waren ſie wohlbekannt in ganz Lombardien. Um ſo mehr freute ſich das Heidenvolk auf das Schauſpiel, welches Anolinus verhieß. Die Kunde erreichte auch den ehrwürdigen Greis Proculus, Biſchof von Verona, der ſich vor der Verfolgung in eine abgelegene Höhle des Monte Baldo zurückgezogen hatte, wo er Tag und Nacht dem Gebet oblag. Nun flehte er den Herrn um die Gnade, mit dieſen Bekennern zum Martertum ſich vereinigen zu dürfen, zeigte dann ſeinen Gefährten an, er ſei entſchloſſen, die Gefangenen zu beſuchen, und eilte mit jugendlicher Kraft nach Verona und in das Haus des Cangarius. Da begrüßte er freudig die heiligen Bekenner, küßte ſie und ſprach: „Willkommen, Brüder! kräftigt euch in unſerem Herrn Jeſus Chriſtus und nehmet mich zum Kampfgenoſſen an. Wir wollen einen Willen haben und einen Todeskampf beſtehen, um würdig zu werden, in die Herrlichkeit des Herrn einzugehen und ſeinen Namen zu preiſen." Sie antworteten: „Amen."

Inzwiſchen kamen Abgeſandte des Anolinus in das Haus des Cangarius, um Firmus und Ruſticus zum Verhör zu holen, fanden daſelbſt auch den ehrwürdigen Proculus und ſprachen: „Was will dieſer Greis bei Männern, die verurteilt werden ſollen?" Der ſelige Greis erwiderte: „Nicht verurteilt, ſondern gekrönt ſollen ſie werden von unſerem Herrn Jeſus Chriſtus, und wollte Gott, daß ich es verdiente, mit ihnen vereinigt zu werden, denn auch ich bin ein Chriſt." Und mit der Bitte, ihn zu feſſeln, reichte er ihnen ſeine Hände hin. Das geſchah, und ſie wurden nun in das Amphitheater vor Anolinus und eine große Volksme geführt. Als der Richter den unbekannten Greis Proculus ſah, fragte er: wer das ſei? und als man ihm Auskunft gegeben, ſprach er höhnend: „Seht ihr denn nicht, daß er vor Alter kindiſch geworden iſt und Unſinn geſprochen hat? jagt ihn von hinnen." Da löſten die Schergen die Feſſeln des ſeligen Biſchofs, ſchmähten ihn, ſchlugen ſein ehrwürdiges Haupt und warfen ihn zur Stadt hinaus. Traurig kehrte der Greis zu den Seinen in die Einſamkeit zurück und erzählte ihnen, was ſich zugetragen und daß Gott ſein Opfer nicht angenommen habe. Währenddem ſprach Anolinus zu Firmus und Ruſticus: „Opfert nun den unſterblichen Göttern, dem Jupiter, Saturn, Apollo, der Juno und allen, die wir verehren und vor welchen der Imperator das Haupt neigt." Die Martyrer aber ſprachen: „O nein! nicht den Dämonen opfern wir, denn es ſteht geſchrieben: Ähnlich ſollen ihnen alle werden, die ſolches tun und die auf ſie vertrauen." Da wurden ſie entkleidet und auf glühenden Glasſcherben hin und her gewälzt, die ihr Fleiſch zugleich zerſchneiden und verbrennen ſollten, und die wie feurige Kohlen glühten. Während der Marter ſenkte ſich ein Wölkchen von friſchem Tau auf ſie herab und unverwundet ſtanden die beiden Diener Gottes auf, hoben die Hände zum Himmel empor und beteten: „Wir ſagen dir Dank, o Herr, daß Du Deinen heiligen Engel uns geſendet, uns mit dem Öl Deiner Barmherzigkeit geſalbt und uns den Peinen entriſſen haſt, welche Diener des Teufels an uns übten." Alles Volk war von Staunen ergriffen, ein Teil rief: „Wahrlich, groß iſt der Gott der Chriſten!" ein anderer Teil rief: „Hinweg mit den Miſſetätern, den Zauberern, damit ſie nicht unſere Kinder wider die Götter verführen!" — „Wir wollen ſehen, ob eure Zauberkünſte von neuem ſiegen werden," ſprach Anolinus, ließ ein gewaltiges Feuer anzünden und die Martyrer mitten in die Flamme werfen. Sie bezeichneten ſich mit dem heiligen Kreuz Chriſti, die Flamme teilte ſich nach allen vier Winden, ergriff und verbrannte die, welche das Feuer ſchürten, verſengte aber kein Haar auf dem Haupte der Heiligen Gottes. Sie beteten: „Geprieſen ſei der Herr, der Gott Israels, der ſein Volk heimſuchte und erlöſete." Das Volk aber ſchrie zu Anolinus: „Weshalb haſt du dieſe Zauberer zu uns geführt? Nimm ſie hinweg, denn es drohet Verderben unſerer Stadt Verona!" — Da befahl Anolinus, ſie außerhalb der Stadt mit knotigen Stöcken halbtot zu ſchlagen und dann am Ufer der Etſch zu enthaupten, was auch geſchah. Und dann befahl er weiter, alle Akten der Chriſten ihm zu überbringen und vor ſeinen Augen ſie zu verbrennen; denn er ſagte: „Wer dieſe Akten lieſet, gerät in Irrtum und verehrt die Grabſtätten dieſer Toren mehr, als die Tempel der ewigen Götter." Mit ſolcher Sorgfalt ſuchten die heidniſchen Obrigkeiten die Akten der Martyrer zu vertilgen, welche die Gläubigen mit ebenſo großer Sorgfalt aufzubewahren ſich bemühten, da beide Teile wohl wußten, wie kräftigend und hinreißend ſolche Beiſpiele wirken.

Der heilige Bonifatius.

Die Geſchichte der Kirche iſt immer die Geſchichte der Erbarmungen Gottes und des Elendes

des Menſchen; und je dunkler dieſes, um ſo heller jene.

Im Abendland ruhte die Verfolgung, im Morgenland nicht. Zu Tarſus, der Hauptſtadt von Cilicien, wütete Simplicius als ein echter Stellvertreter der Kaiſer Maximin Daja und Galerius. Rom war ruhig bei ſeinen Feſten und Spielen. Es umſchloß außerordentlich viel Chriſten und unter dieſen auch gar manche, die wohl äußerlich Werke der Liebe taten, aber nicht die Kraft hatten, ein wahrhaft gottgefälliges Leben zu führen. Zu dieſen gehörte Aglaë, die Tochter des Prokonſuls Acacius, eine ſehr ſchöne und ſehr reiche Frau aus einem alten Senatorengeſchlecht. Sie hatte früher als Ungläubige dreimal öffentliche Spiele auf ihre Koſten dem römiſchen Volke gegeben und ihre Beſitzungen waren ſo ungeheuer groß, daß ſie für deren Verwaltung dreiundſiebenzig Intendanten hielt und über dieſen allen den Bonifacius, der ihr ganzes Vermögen zu verwalten hatte. Er war ein junger Mann von manchen guten Eigenſchaften, ſehr mildtätig, gaſtfrei und freigebig. Begegnete er fremden Reiſenden, ſo führte er ſie in ſein Haus, verpflegte ſie und erwies ihnen tauſend Dienſte; und in ſpäten Stunden ging er zu den Armen, ſuchte die Dürftigen auf und gab ihnen reichlich, was ſie bedurften. Übrigens war ſein Leben ebenſowenig gottgefällig als das der Aglaë. So vergingen Jahre. Doch wenn ſie auch Beide Gott vergaßen, Er vergaß ihrer nicht! Er klopfte an Aglaës Herz an und ſchickte ihr Gewiſſensunruhe. Da ließ ſie eines Tages Bonifacius rufen und ſprach zu ihm: „Wir leben in Sünden, Bonifaz, und denken nicht daran, und verſucht es jetzt. Zahlloſe Vereine zu Werken der Barmherzigkeit ſind wie ein Netz über Frankreich ausgebreitet und einer arbeitet dem andern in die Hand, ſo daß vom Kind in der Wiege bis zum Todten auf der Bahre hülfreiche Sorgfalt den ganzen Kreislauf eines Lebens beſchirmt, das im Elend geboren iſt und das nun — nicht vor der Armuth, allein vor der Verzweiflung über dieſelbe bewahrt werden kann.

Je beharrlicher und gleichmäßiger die Behandlung der Jammerzuſtände, um ſo wirkſamer und nachhaltiger iſt ſie und um ſo günſtiger ſind ihre Reſultate. Nur eine große Ausdauer kann große Folgen nach ſich ziehen, beſonders auf einem Felde, welches den Stürmen ſo offen liegt, daß nicht blos mancher gute Same verweht, ſondern auch mancher ſtarke Aſt gebrochen wird. Eine unermüdliche, faſt übermenſchliche Ausdauer würde hier grade am rechten Platz ſein. Die Vereine von Laien leiſten gewiß recht viel und würden unendlich mehr leiſten können, wenn ihnen nicht durch die unerhörte Apathie der höheren Stände — ich ſpreche von Deutſchland! — die Hände gebunden und die Schranken eng gezogen wären. Es fehlt noch durchgängig die gehörige Theilnahme nach allen Seiten hin: es fehlen pekuniäre Mittel, es fehlen Perſönlichkeiten, es fehlt guter Wille, es fehlt Gebet. Wäre aber das Alles auch vorhanden, ſo würde es ſich um ſo mehr herausſtellen, daß das Feuer der chriſtlichen Liebe noch concentrirter auf einem daß wir dereinſt vor Gott treten und Ihm Rechenſchaft ablegen müſſen von allem Böſen, was wir verübt haben. Das ängſtigt mich! Nun habe ich aber etwas Tröſtliches gehört, nämlich: die Heiligen, welche für das Bekenntnis des Namens Jeſu Chriſti Marter und Tod gelitten und die Siegeskrone erlangt haben, würden an jenem ſchrecklichen Tage des Gerichtes unſere milden Fürſprecher, wenn wir ſie recht ehrfurchtsvoll darum anflehten. Jetzt müſſen ja die Diener Chriſti im Orient gegen den Satan kämpfen und ihre Leiber den Henkern dargeben, um Chriſtus nicht zu verleugnen; alſo nimm, was du brauchſt, Bonifaz, reiſe nach jenen Gegenden und bringe uns Reliquien zurück; bringe uns Leiber der heiligen Martyrer, damit wir ſie anrufen und verehren, ihnen Kapellen erbauen und um ihre Fürbitte flehen." Der junge Mann nahm ein beträchtliches Reiſegeld zu ſich, ſowohl um die Reliquien von den Heiden zu erkaufen, als um unterwegs die Dürftigen zu unterſtützen. Ferner köſtliche Salben und Spezereien, um die Reliquien würdig aufzubewahren. Mit einem Reiſegeleit von zwölf Reitpferden und drei Tragſeſſeln hoffte er ganz bequem und ſtattlich zu ſeinem Ziel zu gelangen. Als er ſich bei Aglaë verabſchiedete, ſagte er ſcherzend, aber doch ahnungsvoll: „Meine Herrin, ich werde mir Mühe geben, Reliquien zu kaufen und dir zu bringen; ſollte aber ſtatt deſſen mein eigener Leib kommen, ſo nimm ihn auf als den eines Martyrers." Da Bonifaz ſehr den Wein liebte, ſo entgegnete Aglaë: „O laß doch jetzt ab von Trunkenheit und törichten Poſſen, und denke daran, daß du Reliquien der Heiligen mir bringen ſollſt! Der Herr der Welt, der zu unſerem Heil Knechtsgeſtalt angenommen und ſein Blut vergoſſen hat, ſende ſeinen Engel vor dir her, leite deine Schritte nach ſeiner Gnade und erfülle das Verlangen meiner armen ſündigen Seele. Ich erwarte dich bald zurück.“ Ganz erſchüttert reiſte Bonifaz ab und dachte, daß es allerdings nur in der Ordnung ſei, wenn er, ein ſo unwürdiger Sünder, der die Leiber der heiligen Martyrer, dieſe Tempel des heiligen Geiſtes, berühren und tragen ſollte, ſich durch Faſten und Abtötung darauf vorbereite. Und er beſchloß, unterwegs weder Fleiſch zu eſſen, noch Wein zu trinken. Nachdem er den Entſchluß gefaßt hatte, hob er ſeine Augen gen Himmel auf und ſagte: „Allmächtiger Gott, Vater Deines eingebornen Sohnes, ſtehe mir, Deinem armſeligen Diener, bei und leite den Weg, auf dem ich wandele, ſo, daß Dein Name verherrlicht werde in Ewigkeit. Amen.“ Dies Gebet goß ihm eine ungewohnte Freudigkeit ins Herz, und getroſt ſetzte er ſeinen Weg fort. Aber Gott ſah, daß er begann, als ein frommer Knecht über wenigem getreu zu ſein und darum ſollte er zur Freude ſeines Herrn eingehen.

Bonifacius legte die Reiſe nach Tarſus ſchnell und glücklich zurück. Gerade als er dort anlangte, ſaß der grauſame Simplicius zu Gericht über ſtandhafte Bekenner; darum ſprach Bonifacius zu ſeiner Begleitung: „Geht, liebe Brüder, und ſucht eine Herberge für uns alle: ſorgt dann für die Laſttiere, ruhet euch aus und wartet auf mich. Ich gehe diejenigen aufzuſuchen, nach denen mich ſo ſehr verlangt.“ Und er begab ſich nach dem Platze, wo die Chriſten, zwanzig an der Zahl, vor dem Richter und dem verſammelten Volke furchtbare Martern ausſtanden. Bonifacius ſah einen Martyrer mit dem Kopfe abwärts über einem Feuer aufgehängt; einen an vier Pflöcke gefeſſelt und mit Kettengeißeln zerſchlagen; einen, dem das Angeſicht, und einen anderen, dem der Leib von Krallen zerfleiſcht war; dort lag einer mit abgehackten Händen und Füßen; und da einer, der mit einem Spieß durch den Hals an die Erde genagelt war; und hier wurde einer, dem Hände und Füße auf dem Rücken zuſammengebunden waren, mit Ruten zergeißelt. Alle Erfindungen der unmenſchlichſten Grauſamkeit waren auf dem Platze vereinigt; und war es entſetzlich, dieſe Martern zu ſehen, ſo war es doch noch viel herrlicher zu ſehen, wie die Martyrer ſie ertrugen und im Namen Jeſu den Satan überwanden. Bonifacius trat zu ihnen heran, küßte ihre Feſſeln und ihre gepeinigten Glieder, und rief mit lauter Stimme, allem Volke hörbar: „Groß iſt der Gott der Chriſten, der Gott der heiligen Martyrer! Ich beſchwöre euch, ihr Diener Chriſti, betet für mich, damit ich als euer Kampfgenoſſe erfunden werde." Dann ſetzte er ſich zu ihren Füßen nieder, küßte mit Tränen ihre Ketten und Bande, und ſagte tröſtend: „Kämpfet mutig, ihr Helden Chriſti! Harret nur noch ein wenig aus, ihr heiligen Athleten, und der Teufel iſt zermalmt! Die Arbeit iſt ſchwer, aber die Ruhe ſüß! die Marter erſchrecklich, aber der Lohn unausſprechlich. Die Knechte des Satans quälen euren Leib auf Erden, aber im Himmel werden die Engel ihm dienen."

Simplicius ſah zornig auf dieſen verwegenen Jüngling herab, der ſich ſo furchtlos zu den Martyrern geſellte und ſo unerſchrocken zu ihnen ſprach. „Wer iſt dieſer Menſch," fragte er ſeine Umgebung, „der ſich mir zum Hohn und den Göttern zur Schmach ſo benimmt?" Da niemand den Bonifacius kannte, wurde er vor Simplicius geführt, und dieſer fragte: „Sprich, wer biſt du? Und warum verachteſt du mein gerechtes Urteil?" — „Ich bin ein Chriſt," ſagte Bonifacius, „und da Jeſus Chriſtus mein Gott und Herr iſt, ſo verachte ich durch ſeine Gnade dein Gericht und Urteil. Übrigens heiße ich mit meinem gewöhnlichen Namen Bonifacius." — „Gut!" ſagte Simplicius, höchſt aufgebracht durch dieſe große Gelaſſenheit; „ich werde dich gleich foltern laſſen, aber zuvor fordere ich dich auf, den Göttern zu opfern." — „Ich bin ein Chriſt und opfere nicht dem Teufel und den abſcheulichen Götzen. Spare deine Worte, gehe ans Werk: ſieh, hier lege ich meinen Leib vor dir nieder." Simplicius war außer ſich vor Zorn und ließ ihn foltern. Die Wunden waren ſo gräßlich, daß man ſeine Eingeweide und ſeine Gebeine ſah. Nach einer Stunde ſprach Simplicius: „Wirſt du jetzt opfern, du Elender!" — „Schämſt du dich nicht, o du Elender, einen Befehl zu wiederholen, dem ich nicht gehorchen will!" rief Bonifacius. Jetzt wurden ihm ſcharfe Rohrſplitter unter die Nägel der Finger eingebohrt, eine ganz unerträgliche Pein. Der Martyrer blickte lächelnd zum Himmel auf und ertrug den Schmerz ohne zu zucken. Als ihm geſchmolzenes Blei in den Mund gegoſſen werden ſollte, betete Bonifacius: „Ich preiſe Dich, Herr Jeſus Chriſtus, Sohn Gottes! ſtehe bei Deinem Diener, laß nicht zu, daß ich beſiegt werde von dieſen Heiden, denn Du weißt ja, daß ich um Deines

Namens willen dies alles leide.“ Dann rief er den übrigen Martyrern zu: „Ich beſchwöre euch, ihr Diener Chriſti, betet für mich, euren unwürdigen Knecht!“ Und ſie antworteten ihm: „Unſer Herr Jeſus Chriſtus ſende dir ſeinen Engel! Er erlöſe dich von dieſem unbarmherzigen Richter! Er laſſe dich ſchnell deinen Lauf vollenden! Er ſchreibe deinen Namen auf zwiſchen den Erſtgeborenen. Amen.“ Dieſer Zuruf der ſterbenden heiligen Martyrer an den gefolterten Jüngling klang ſo erhaben und ſo erſchütternd, daß unter dem Volke ein lautes Weinen anhub, Wehklage und Geſchrei: „Groß iſt der Gott der Chriſten und der heiligen Martyrer! O Chriſtus, Sohn Gottes, errette uns! Wir wollen alle an Dich glauben und zu Dir fliehen und die Götzen zugrunde richten.“ Und von einer unerklärlichen Gewalt ergriffen ſtand das Volk auf, rannte zum Opferaltar, ſtürzte ihn zu Boden und warf mit Steinen nach Simplicius. Beſtürzt über dieſen Aufſtand ließ er die Martyrer in Haft bringen und zog ſich ſchleunig zurück.

Am anderen Morgen ſetzte ſich Simplicius in aller Frühe wieder zu Gericht, ließ Bonifacius rufen und ſprach zu ihm: „O du Unſinniger! wie kannſt du nur deine Hoffnung auf einen Menſchen ſetzen, der wegen ſeiner Nichtswürdigkeit gekreuzigt worden iſt?“ „O ſchweige,“ rief Bonifacius ihm zu, „ſchweige, du Schlange; öffne nicht deinen Mund, um den Namen meines Herrn Jeſu zu nennen, der ja nur die Schmach des Todes am Kreuze gelitten hat, weil Er das ganze Menſchengeſchlecht ſelig machen wollte.“ Nun wurde Pech in einem großen Keſſel ſiedend gemacht, um

Bonifacius hinein zu ſtürzen. Der ſelige Martyrer machte das Kreuzzeichen über ſich, bevor er in die feurige brodelnde Maſſe getaucht wurde, und blieb unverletzt; allein manche von denen, die das Feuer ſchürten, verbrannten ſich. Jetzt erſchrak ſogar Simplicius vor dieſen Zeichen einer übernatürlichen Kraft, ſagte ganz kurz: „Wer dem Befehl des Kaiſers nicht Folge leiſtet, iſt nach dem Geſetz mit dem Tode zu beſtrafen,“ und verhängte die Hinrichtung durch das Schwert über den ſeligen Jüngling. Dieſer hörte mit Freuden ſein Urteil an, bat den Scharfrichter um eine kurze Friſt, wendete ſich dem Aufgange der Sonne zu und betete: „Allmächtiger Gott! Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti! komm zu Hilfe Deinem armen Knechte! ſende mir Deinen Engel, damit der giftige Drache mir nicht ſchade, und nimm meine Seele in Deinen Frieden und in der Vereinigung mit all Deinen heiligen Martyrern in die Ruhe auf. O Herr, rette Dein Volk von den Drangſalen der Gottloſen! Preis und Ehre Dir, in Ewigkeit.“ Kaum hatte er den Todesſtreich empfangen, ſo ward die Stadt Tarſus von einem heftigen Erdbeben erſchüttert. Die Heiden riefen: „Groß iſt der Gott der Chriſten!“ und viele bekehrten ſich zum Herrn.

Das Gefolge des ſeligen Bonifacius hatte ſich am vergangenen Tage nicht weiter um ihn bekümmert, ſondern gemeint, er ginge ſeinem Vergnügen nach. Allmählich wurden ſie doch über ſein langes Ausbleiben beunruhigt und fingen an, ihn in der fremden Stadt zu ſuchen; fanden ihn aber nicht. Da wurden ſie unmutig und ſprachen untereinander: „Wir ſorgen um ihn und er ergötzt ſich gewiß beim Wein und in der Trunkenheit.“ Eben ging ein Mann vorüber, welcher der Bruder eines Gerichtsbeamten war. Sie fragten ihn, wie ſie ſchon ſo viele gefragt hatten: „Haſt du nicht einen Fremdling, einen Römer irgendwo geſehen?“ — „Geſtern iſt ein Fremdling für Chriſtus gemartert und heute früh enthauptet worden,“ lautete die Antwort. „Und wo das?“ — „Auf dem Richtplatze! Aber ſagt mir, wie der ungefähr ausſieht, den ihr ſucht?“ — „Ein kräftiger junger Mann von mittlerer Größe und blondem Haar mit einem Scharlachmantel.“

„Richtig! der iſt's! er hat als Martyrer geendet.“ Sie ſagten höchſt ungläubig: „Der Mann, den wir ſuchen, iſt gewiß eher bei einem Luſtgelage als zwiſchen den Martyrern zu finden.“ — „Kommt auf den Richtplatz und überzeugt euch ſelbſt.“ Sie folgten dem Mann nach der Arena, und er zeigte ihnen den Leib des heiligen Bonifacius. Sie zweifelten noch immer und wollten gern deſſen Haupt ſehen. Es mußte geſucht werden zwiſchen anderen Leichnamen. Endlich fand man es, und als die Diener es erblickten, war es ihnen, als lächle der blaſſe Mund überirdiſch freundlich ſie an. Sie brachen in Tränen aus und wehklagten bitterlich: „O du Diener Chriſti, rechne uns das nicht als Sünde zu, was wir von dir geſagt haben.“ Dann mußten ſie dem Mann fünfhundert Goldſtücke für die teure Leiche zahlen, nahmen ſie mit Ehrfurcht, ſalbten ſie mit Balſam und koſtbaren wohlriechenden Eſſenzen, hüllten ſie in die feinſte Leinwand, legten ſie in eine der Sänften und traten den Rückweg an, indem ſie

Gott den Herrn für dieſen ſo ſeligen Tod benedeiten.

Inzwiſchen erſchien ein Engel Gottes der Aglaë und ſprach zu ihr: „Er, der einſt dein Diener war, iſt jetzt unſer Bruder; nimm ihn alſo auf als deinen Herrn und beſtatte ihn. Durch ſeine Fürbitte werden dir alle deine Sünden nachgelaſſen werden.“ Aglaë verſammelte ſogleich Prieſter und andere fromme Männer, nahm Weihrauch und Kerzen mit und zog unter Gebet und heiligem Hymnengeſang ehrfurchtsvoll demjenigen entgegen, deſſen ſcherzhafte Äußerung in ſo wunderbarer Weiſe zur Wahreit geworden war. Außerhalb Roms, an der Via latina, beſtattete ſie ihn und ließ ein Oratorium ihm erbauen, das ſeines glorreichen Todes würdig war. Sie ſelbſt entſagte der Welt und ihrer Pracht, gab allen ihren Sklaven, Männern und Frauen, jungen und alten, die Freiheit, verteilte ihr ungeheures Vermögen an die Armen, und begann ein äußerſt armſeliges und zurückgezogenes Leben zu führen. Niemand war bei ihr, als einige freigelaſſene Dienerinnen, die auch allem entſagten, um ſich nicht von ihrer geliebten Herrin zu trennen. Dreizehn Jahre lebte die ſelige Aglaë wie die Büßer und dann ſtarb ſie wie die Heiligen. Neben dem Martyrer St. Bonifacius wurde ſie zur Ruhe beſtattet.

Der heilige Arcadius.

Das Verlangen der Heiden, die Gläubigen durch langſame Marter zum Abfall hinzudrängen, machte ſie gräßlich erfindungsreich und bot dem ſtandhaften Martyrer eine zehnfache Krone. Der heilige Arcadius feierte einen ſolchen Triumph über die Widerſacher ſeines Heiles und Chriſti Reich. Es war zu Cäſarea in Mauritanien, wo dieſer erlauchte Mann, gleich edel durch ſeine Herkunft wie durch ſeine Tugend, ein heiliges Leben führte. Als der grimmige Satan eine wilde Verfolgung gegen die Herde Chriſti anhub, da wurde jedes chriſtliche Haus der Schauplatz heidniſcher Miſſetat, denn rückſichtslos tobte das Volk einher, drang bei den Chriſten ein und ſchleppte jeden einzelnen unter den gröbſten Mißhandlungen zur Feier des Götzendienſtes fort. Bald ſollten ſie mit Blumen und Kränzen geſchmückte Opfertiere zum Altar führen, bald duftenden Weihrauch anzünden und ſtreuten, bald bacchantiſche Geſänge ſingen, bald Opferfleiſch — Idolothyt — verzehren, damit durch Darbringung oder Beiwohnung ſolcher ſündlicher Opfer der heilige Glaube und die Gnade aus ihrem Gemüt vertrieben würden. Um dieſem Unheil zu entgehen, verließ Arcadius die Stadt mit Hab und Gut und flüchtete ſich in eine verborgene Stätte, wo er in großer Armut und Bedürftigkeit, mit Gebet und Tränen, mit Nachtwachen und vielen Strengheiten ſeinem Herrn eifrig diente. Volk und Obrigkeit bemerkten aber bald, daß Arcadius noch nicht beim Opfer erſchienen ſei und eine wütende Schar drang in ſein Haus, fand ihn aber nicht. Statt ſeiner ergriff man ſeinen Vetter, der eben zufällig in das Haus gekommen war, und riß ihn zum grauſamen Richter der Provinz hin. Dieſer befahl, den Jüngling ſo lange in enger Haft zu halten, bis er den Ort verriete, wohin Arcadius ſich geflüchtet habe. Die Verbindung zwiſchen den Flüchtlingen und denen, welche nicht fliehen konnten oder wollten, war aber nie ſo ganz abgeriſſen, daß keine Kunde hinüber und herüber gekommen wäre. Die brüderliche Liebe erweckte immer einzelne, welche Mittel und Wege fanden, um die Verbindung zwiſchen draußen und drinnen nicht ganz abreißen zu laſſen. Und ſo erfuhr denn Arcadius die Kerkerhaft ſeines Vetters. Da klopfte ihm das Herz hoch auf vor Freude, denn er glühte ja längſt aus Sehnſucht nach dem Martertum und hatte ſich nur aus Demut nicht getraut, es ſtehenden Fußes zu erwarten, weil er ſich nicht für ein gottgefälliges Opfer hielt. Jetzt aber durfte er ſeinen Verwandten nicht ſeinetwegen in der Trübſal laſſen und ſomit war der glückſelige Augenblick gekommen, da er das Bekenntnis Chriſti nicht länger zu verſchieben brauchte. Er verließ alſo ſeinen Zufluchtsort, ſtellte ſich dem Richter und ſprach: „Gib den Schuldloſen frei, den du meinetwegen in Banden ſchlugeſt. Ich bin gekommen, um dir die Dinge zu ſagen, die er dir nicht von mir ſagen konnte, ſowie auch, um dir Rede zu ſtehen auf alle deine Fragen.“ Der Statthalter erwiderte ſehr erfreut: „Ich verzeihe dir gern deine Flucht und daß du ſo ſpät erſcheinſt, wenn du kommſt, um zu opfern.“ — „Was fällt dir ein!“ rief Arcadius. „Glaubſt du, die Furcht, dies armſelige Leben zu verlieren, könne mich dazu bewegen? Ich weiß, was geſchrieben ſteht: Mein Leben iſt Chriſtus und der Tod iſt mein Gewinn. Nein! erſinne nur Martern, die alle Martern übertreffen: du vermagſt nicht, mich vom wahren Gott zu trennen.“

Und der Statthalter begann wirklich eine

Heerde brennen muß, als es in den Laienvereinen möglich iſt — und zwar iſt das in geiſtlichen Vereinen der Fall, d. h. in Orden und Congregationen. Weil die im Mittelalter und im ſechszehnten Jahrhundert ſo jugendfriſch erblühten, ſo ſtrömte von ihnen ein religiöſer Anhauch, ein evangeliſcher Arom durch die ganze Laienwelt — wie der dritte Orden des ſeraphiſchen Franziscus und die zahlloſen Aſſociationen Frankreichs und Italiens es genügend darthun; denn ohne die erhabenen Ordensſtiftungen des heiligen Franziscus und des heiligen Ignatius hätten jene Abſenker keinen Mutterſtamm gehabt.

Im Ordensverbande iſt jene faſt übermenſchliche Ausdauer für Heilung der Gebrechen der Menſchheit, wie ſie außerhalb deſſelben wohl von Individuen, doch nicht von Aſſociationen geübt werden kann, zu ermöglichen; darum eilte z. B. der heilige Vinzenz von Paula, ſeine barmherzigen Schweſtern und ſeine Lazariſten trotz der blühendſten Laienvereine zu ſtiften. Der Orden bildet ſeine Genoſſen ſämmtlich in einem Geiſt und nach einem Geſetz. Dieſer Geiſt iſt die volle Hingebung des Menſchen an Gott, wie die Befolgung der drei evangeliſchen Räthe, der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams ſie bedingen; und dies Geſetz iſt die Ordensregel, nach welcher jede geiſtliche Genoſſenſchaft ihr beſtändiges Opfer und das ſpecielle Ziel, welches einer jeden geſetzt iſt, verfolgt. Unter dem Einfluß dieſes

Marter zu erſinnen, die noch an keinem Verbrecher war geübt worden und durch die er wähnte, Gott in einem gläubigen Gemüt zu überwinden. Er teilte den Schergen ſeine Befehle mit und übergab ihnen dann den Martyrer. Sie führten ihn zur Leidenſtätte, zu dieſem Ort, der den Liebhabern des ewigen Lebens ſo lieblich und ſo erſehnt war. Dort betete Arcadius, richtete ſeine Augen auf den Himmel, ſeine Seele auf Gott und erwartete den Todesſtreich. Statt deſſen befahlen ihm die Henker, die rechte Hand auszuſtrecken, und nun begannen ſie, jedes Gelenk eines Fingers, dann die Finger und endlich die Hand aus ihren Fügungen zu ſchneiden und auszulöſen. Nach der rechten Hand kam die linke an die Reihe. Als beide gliedweiſe zerſchnitten waren, betete Arcadius: „Deine Hände, Herr, haben mich gemacht und geſtaltet; gib mir Einſicht!“ Dann wurden die Vorarme aus den Ellbogen und die Oberarme aus den Achſeln gelöſet. Arcadius verharrte im Lobe Gottes und pries Chriſtus als den wahren Herrn und den Sieger. Nachdem er ſo gräßlich und unter namenloſen Peinen verſtümmelt war, legte man ihn auf den Rücken, um das unmenſchliche Werk an den Füßen fortzuſetzen. Da pries der ſelige Martyrer die Gnade Gottes, weil er nun bei ſeiner Marter in den Himmel blicken könne, von wannen ihm Hilfe komme; und fröhlich reichte er ſeine Füße den Henkern dar, die nun fortfuhren, mit der größten Langſamkeit Glied um Glied bis zu den Hüften hinauf abzulöſen. Die Umſtehenden, auch die Heiden, zerfloſſen in Tränen über die himmliſche Tugend, die eine ſo große Geduld bewirkte. Endlich war nichts mehr übrig, als Haupt und Rumpf des Martyrers, ſchwimmend in Strömen von Blut. Aber ſein Geiſt war unbeſiegt. Er betrachtete die abgelöſten Glieder ſeines Körpers, die auf dem Boden umherlagen, als ſeine eigene Leiche und er ſchickte ſie gleichſam voran in den Himmel und ſprach: „O ihr glückſeligen Glieder, die ihr gewürdigt ſeid, eurem Gott zu dienen, nie habe ich euch ſo ſehr geliebt als jetzt, da ihr von mir getrennt ſeid. Auf eine kurze Zeit ſind wir getrennt, um unſerem König in die Glorie entgegen zu gehen, und dort werdet ihr mir als unſterbliche Glieder zurückgegeben. Ihr ſeid jetzt Glieder Chriſti und auch ich fühle, daß ich Chriſto angehöre und das habe ich immer über alles gewünſcht. Ihr aber, ihr Männer, die ihr dieſem Schauſpiel beiwohnt, glaubet mir: leicht iſt dies Leiden zu tragen, wenn man der künftigen Unſterblichkeit gedenkt. Verlaſſet eure eitlen Götter, die euch nicht helfen können! Erkennet meinen Gott, der mich ſtärkt, für welchen zu leiden Wonne iſt, für welchen zu ſterben leben heißt; deſſen Liebe nie erkaltet, deſſen Herrlichkeit nie abnimmt; zu dem ich nach ſo geringer Qual hingehe, um unzertrennlich und ewig bei Ihm zu leben.“ Und mit dieſen Worten gab er ohne Kampf und Angſt ſeine glorreiche Seele zurück in die Hände Jeſu Chriſti, der ſeinen Martyrern die Kraft verleiht, alles Leid zu überwinden.

Der heilige Lucian.

Ein Prieſter der Kirche von Antiochien, gleich ausgezeichnet durch Gottesfurcht und Gelehrſamkeit, ſehr berühmt durch ſeine Kenntnis der heiligen Schriften und ſehr verehrt wegen ſeines hohen aszetiſchen Lebens, war Lucian. Er veranſtaltete eine berühmte Ausgabe der Heiligen Schrift. Die erſte war die egyptiſche durch Heſychius. Die zweite die paläſtiniſche durch Pamphilus. Die dritte war die von Antiochien durch Lucian. Aber die uralte Schlange wagt ſich mit ihren Vorſpiegelungen ebenſo frech an große Aszeten und heilige Martyrer, wie an unwiſſende und unbedeutende Leute, und es iſt gewiß ein recht merkwürdiges Beiſpiel von der Hinfälligkeit des menſchlichen Geiſtes, daß dieſer Mann eine Zeitlang durch die Erzketzerei der Arianer verblendet und nicht ganz feſt im chriſtlichen Glauben war. Möge er indeſſen auch eine Weile nicht richtig gedacht haben, ſo kam er doch zur guten Stunde, nämlich zur Stunde der Gefahr und der Verfolgung, zum reinen Licht zurück. Wegen des Einfluſſes, den er durch Predigten, Reden und Belehrung hatte, ſchien er den Feinden des Chriſtentums ein beſonders gefährlicher Mann, und Maximin Daja, der Imperator, ließ ihn deshalb von Antiochien fort- und nach Nicomedien hinführen, wo er ſelbſt ſich damals aufhielt. Aber uneingeſchüchtert durch die Gegenwart des Kaiſers hielt Lucian, als er zur Verantwortung ſeiner Opferweigerung gezogen ward, eine ſo feurige und hinreißende Schutzrede des himmliſchen Reiches Chriſti, daß eine ungeheure Erregung unter dem zuhörenden Volke entſtand, ſo daß der Kaiſer fürchtete, es werde eine maſſenweiſe Bekehrung zum Chriſtentum ſtattfinden oder ein Aufſtand ausbrechen, und ließ deshalb den Lucian ſchleunigſt in den Kerker ſchleppen. Da Lucian ſeinen Glauben nun nicht mehr durch Worte darlegen durfte, ſo verteidigte er ihn durch die Tat. Dem boshaften Imperator lag der Abfall der chriſtlichen Prieſter beſonders am Herzen, darum ging er mehr darauf aus, den Lucian durch langſame und entſetzliche Agonie zu überwinden, als ihn zu töten. Der Hunger ſollte ſeine Folter werden und ihn mürbe machen. Aber Lucian ertrug die bitteren unausſprechlichen Qualen des Hungers mit ſtandhaftem Mut. Als er dem Verſcheiden nahe war, pflegte man ſeiner ſo weit, daß er wieder zu Kräften kam; doch nicht aus Mitleid, ſondern nur aus verſchärfter Bosheit, um ihn zu neuem Leiden aufzubewahren. Aber keine Drohung ſchüchterte ihn ein, kein Marterwerkzeug ſchreckte ihn. Man zeigte ihm ein Rad mit Meſſern und Stacheln, einen Scheiterhaufen, ein Grab, das ihn lebendig aufnehmen ſollte: er war zu allem bereit. Da ſann der Tyrann auf eine unerträglich ſcharfe und langſame Qual, und Lucian wurde in ſeinen einſamen Kerker zurückgebracht. Man kündigte ihm an, er müſſe des Hungertodes ſterben für ſeinen frevelhaften Starrſinn. Während man ihm nicht ein Krümchen Brot, nicht einen Tropfen Waſſer gab, trug man täglich einen Tiſch mit den köſtlichſten Speiſen, die aber ſämtlich den Götzen geopfert waren, in ſein Gefängnis und erlaubte ihm zu eſſen, wenn er ſein Leben um dieſen Preis retten wolle. Allein dieſe unerhörte Verſuchung war nicht imſtande, die Kraft ſeines Gemütes zu brechen. Während die gewaltige Stimme des Hungers der Sinnlichkeit befahl, die vorgeſetzten Götzenſpeiſen zu koſten, hielt die Furcht Gottes ſeine Hand zurück und bewirkte, daß er ſeine Natur überwand; und während ſein Auge gereizt wurde durch den lockenden Anblick der entweihten Speiſen, dachte er an das Brot des Lebens und an die Früchte des Geiſtes, die in der Ewigkeit ſeine Nahrung ſein ſollten, und ward von ſo heiligem Verlangen entflammt, daß dies Feuer die ſinnliche Begierlichkeit auslöſchte und ihm endlich einen ſolchen Widerwillen gegen die Speiſen einflößte, daß der Abſcheu vor ihnen größer war als ſein Hunger.

Die Peiniger erkannten endlich, bei dem Streiter Gottes ſei nichts auszurichten und führten ihn zu einem abermaligen Verhör mit Folterung. Aber kein Schmerz, keine Wunde, keine Frage entlockte ihm eine andere Antwort als die: „Ich bin ein Chriſt.“ Er beſaß zwar große Kenntniſſe und Rednergaben, allein er wußte auch, daß es bei dem Kampf des Glaubens nicht auf die Waffen fließender Beredſamkeit, ſondern ſtarkmütiger Liebe ankomme, und deshalb ſagte er: „Ein Wort genügt, um alle Scharen des Teufels in die Flucht zu ſchlagen.“ Fragte man ihn: „Wo biſt du zu Hauſe?“ ſo antwortete er: „Ich bin ein Chriſt“ und wollte damit ſagen, der Chriſt habe auf Erden keine bleibende Stätte, ſondern ſeine Stadt ſei das Jeruſalem, das droben iſt, und frei iſt und unſere Mutter iſt, wie der heilige Apoſtel Paulus den Galatern ſchreibt. Und fragte man ihn nach ſeiner Familie? ſo entgegnete er: „Ich bin ein Chriſt;“ denn alle Heiligen und Seligen ſind die Familie des Chriſten, wie geſchrieben ſteht: „Wir ſind Mitbürger der Heiligen und Hausgenoſſen Gottes.“ Und fragte man ihn nach ſeinen Geſchäften? ſo erwiderte Lucian: „Ich bin ein Chriſt;“ weil das Hauptgeſchäft des Chriſten ſeine Heiligung, und ſeine wichtigſte Angelegenheit ein himmliſcher Wandel iſt; wie der Apoſtel Paulus den Philippern ſchreibt: „Unſer Wandel iſt im Himmel.“

Endlich ermüdete Lucians Standhaftigkeit im Leiden und im Bekenntnis die Grauſamkeit der Tyrannen und der Tod durch das Schwert brachte ſeiner gebenedeiten Seele die Krone der Martyrer.

Der heilige Barlaam.

In dieſer blutigen Schlacht des Glaubens ſtritten die verſchiedenſten Kämpfer, Hohe und Geringe, Alte und Junge, Gelehrte und Einfältige, mit demſelben Sinn und derſelben Kraft: neben dem durch Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung ausgezeichneten und berühmten Lucian ein unbekannter, ungebildeter, unwiſſender Mann, Barlaam. Man weiß eigentlich nichts von ihm, als ſeinen Namen und ſeinen Triumph; denn auch er blickte nicht auf die Gefahren der Zeit, ſondern auf die Belohnungen der Ewigkeit; nicht auf die Schergen, die ihn folterten, ſondern auf die Engel, die ihm freundlich zuwinkten. Es war zu Cäſarea in Kappadozien. Leicht wurde Barlaam gefangen, denn er dachte in ſeiner Unſcheinbarkeit nicht an Verſteck und Flucht. Der Richter, dem er vorgeſtellt wurde, verlachte ihn wegen ſeiner ländlichen und ungebildeten Sprache und ſeiner unbeholfenen Zunge; doch bald ſtaunte und ergrimmte er über die unbegreifliche Freudigkeit, mit welcher Barlaam ſich zergeißeln und zerkrallen ließ, den erboſten Henkern ins Geſicht lachte und die Qualen unter die

Füße trat, als ob ſie ihn gar nicht beträfen. Er benahm ſich, wie wenn die Hand der Schergen von weichem Samt und die Folterbank ein bequemes Bett ſei; und als er, aus tauſend Wunden blutend, in den Kerker geführt wurde, wandelte er ſo fröhlich dahin, als ginge er bei einem Feſtzuge über lauter Roſen; denn er gehörte zu jenen, von denen die Apoſtelgeſchichte erzählt, daß ſie mit Freuden aus dem hohen Rat der Juden gegangen, weil ſie gewürdigt worden wären, um des Namens Jeſu willen Schmach zu leiden.

Wie war nun dieſer unbeugſame Sinn zu brechen? darauf ſann und ſann der Feind. Endlich hoffte man das Mittel gefunden zu haben. Auf dem Altar der Götzen ward dem Gebrauch gemäß ein Feuer angezündet und Barlaam herbeigeführt. Man befahl ihm, die Rechte über dem Feuer auszuſtrecken: er tat es bereitwillig. Und nun behandelten die Schergen ſeine Hand, als ſei ſie ſelbſt ein Altar von Erz, und legten brennenden Weihrauch auf ihre innere Fläche. Dabei ſprachen ſie: „Konnten wir ſeinen Sinn nicht bewegen, ſo ſoll jetzt das Feuer ſeine Rechte bewegen;“ denn ſie hofften, Barlaam werde ganz notwendig den brennenden Weihrauch in die Flamme auf dem Altar werfen und dadurch ſcheinbar den Göttern opfern. Aber ſie irrten ſich. Die Flamme leckte von unten an ſeine Hand; der Weihrauch brannte ſich tief und tiefer in die innere Fläche ein; aber Barlaam ſtand ruhig wie eine Bildſäule und gab durch keine Bewegung und durch keine Miene irgend einen Schmerz zu erkennen. Als der Weihrauch ſich durch die Hand durchgebrannt hatte, da brach er in die Worte des Pſalmes 143 aus: „Geprieſen ſei der Herr, mein Gott, der meine Hände lehret den Kampf und meine Finger den Krieg;" und als an dem immer ausgeſtreckten Arm endlich die ganze Hand verbrannt war, rief er zu Gott empor: „Du faßteſt mich bei der rechten Hand, und führteſt mich nach Deinem Willen, und nahmeſt mich auf mit Ehren." Und nicht lange brauchte Barlaam dieſer Aufnahme zu harren! Der Tod durch das Schwert erwartete ihn, wie ſo viele tauſend Martyrer.

Die heiligen vierzig Martyrer.

Aus Abneigung gegen den Kaiſer Conſtantin, der die Chriſten beſchützte und begünſtigte, hegte deſſen Schwager Licinius, Kaiſer im Morgenlande, einen bitteren Groll gegen ſie. Öffentlich wagte er freilich nicht, ſie zu verfolgen und ſeinen Worten nach ließ er ſie in Ruhe; aber heimlich verhängte er ſchwere Drangſale über ſie, ſo daß die Verfolgung der Tat nach nicht zu leugnen war. Durch ein Edikt, welches verbot, daß den Gefangenen im Kerker von ihren Freunden und Verwandten Speiſe und Trank gereicht werde, kamen viele Chriſten elend um, denn die Gefängniswärter gaben ihnen ſo wenig Nahrung, daß der Hunger ſie tötete. Aber vorzugsweiſe drangſalte Licinius die Biſchöfe und Prieſter, als Hirten der Herde Chriſti und weil Conſtantin ſie hoch ehrte; und nach ihnen die Kriegsleute des Heeres, obſchon ſie die beſten Soldaten waren. Vielleicht gerade darum wollte er nicht leiden, daß ſie ſeinen Götzendienſt verſchmäheten. Genung, es erging ein Edikt für ſein Heer des Inhaltes: wer den Götzen nicht opfere, ſolle des Dienſtes und der kriegeriſchen Würden entſetzt werden. Die Statthalter der Provinzen, wohl wiſſend, daß ſie ſich dadurch bei ihm beliebt machten, verſchärften dann noch die Strafen, je nachdem ſie ſelbſt mehr oder minder ungerecht und gewalttätig waren. Nach der Stadt Sebaſte in Armenien verlegt die Tradition das Martertum des heiligen Biſchofs Blaſius und der ſieben Frauen und zwei Knaben, welche bei ſeinem Leiden gegenwärtig waren, um ſein Blut aufzufangen, zu der Zeit, als Agricolaus daſelbſt Statthalter war. Dieſer hatte dann auch das Edikt bekannt zu machen, niemand im Heere dürfe bei Verluſt ſeiner Ehre zum Glauben der Chriſten ſich bekennen. Als er das Schreiben des Imperators Licinius veröffentlichte und Gehorſam verlangte, war ſein Schreck und Erſtaunen nicht gering, als vierzig Kriegsmänner aus den Reihen hervortraten und ſich als Chriſten angaben; denn dieſe vierzig waren ſämtlich in der Blüte der Jahre, ausgezeichnet durch Kraft und Schönheit des Körpers, durch einen Lebenswandel von ſeltener Tugend; waren edle Vorbilder ihrer Waffengefährten, der Vorgeſetzten wie der Untergebenen, und durch Erfahrung im Kriegsweſen, wie durch perſönliche Tapferkeit von den Imperatoren vorgezogen, befördert und in großen Ehren gehalten. Und dieſe vierzig Männer aus den verſchiedenſten Ländern, von der verſchiedenſten Abſtammung, wurden jetzt durch willige Aufnahme des heiligen Geiſtes zu einer Schar von Brüdern nach der Ordnung der Gnade, ſtanden auf wie Ein Mann und ſprachen: „Sieh, ich bin ein Chriſt.“ Der Statthalter ſagte ganz betroffen: „Ihr Jünglinge, vertauſchet doch nicht euer herrliches Leben mit einem frühzeitigen Tode. Es iſt ja ganz widerſinnig, daß Krieger und Helden, wie ihr, gleich Verbrechern umkommen ſollten." Dann verſprach er ihnen Ehrenſtellen, Würden, Reichtümer, denen er dann auch Drohungen gegenüberſtellte. Die vierzig Martyrer blieben für dieſe ſo unempfindlich wie für jene und lehnten mit großer Ruhe ſeine Anerbietungen ab. „Ich nehme keine Ehre an, aus welcher mir Schmach erwächſt." — „Ich verſchmähe Gaben, die mir Verderben bringen." — „Gib mir Gold, das immer währt, und Ehre, die ewig blüht." — „Du willſt mich zu einem vertrauten Freund des Kaiſers machen und ſucheſt dem wahren König mich zu entfremden?" — „Was verheißeſt du uns Kleinigkeiten dieſer Welt, die du groß nenneſt, da wir die ganze Welt verſchmähen." — „Wähneſt du, du könnteſt uns ſo viel geben, als du bemüht biſt, uns zu entreißen?" — „Alles, was das Auge ſieht, kommt der Hoffnung nicht gleich, die wir im Herzen tragen. Denn die ſchöne, wunderreiche Erde hat nichts, was mit den Wonnen der Gerechten im ewigen Leben verglichen werden könnte, weil ſie unvergänglich ſind." — „Nur um *eine* Herrlichkeit bin ich beſorgt, und die iſt im Himmel, und nur um *eine* Pein, und die iſt in der Hölle." — „Weil euch gewalttätigen Richtern Macht über den Körper gegeben ward, maßet ihr euch auch Macht über die Seelen an und betrachtet es als eine Beſchimpfung, wenn wir euch nicht unſerm Gott vorziehen." — „Es ſtehen Männer hier, die keine Furcht kennen und die ſich nicht leicht erſchüttern laſſen, weil ſie kein Verlangen nach dem Leben dieſer Zeit tragen." — „Wir ſind

Geiſtes und in der Bildung nach dieſem Geſetz, verſchwindet aus einer geiſtlichen Genoſſenſchaft die Willkür, die intermittirende Bewegung, welche nur der ſie beherrſchende und beſeelende heilige Gehorſam ausrotten kann. Der iſt der Nerv des Ordenslebens, denn er iſt der Hebel, der die ganze Genoſſenſchaft nach einem Takt bewegt und lenkt und der ſeinen Stützpunkt nirgends hat — als in Gott. Den Obern gehorchen als den Stellvertretern Gottes, wie der Heiland ſeinen irdiſchen Eltern unterthan war, weil er es wollte, aus freiwilliger Liebe zum himmliſchen Vater: das gibt dieſem Nerv ſeine geheimnißvolle Macht und Stärke. Er fehlt in allen Laienvereinen, weil in ihnen das vollkommne Opfer zwar keineswegs ausgeſchloſſen und hoffentlich von Einzelnen geübt, aber doch nicht eine Pflicht für Alle iſt. Wer aber in einen Orden tritt, übernimmt ſie und empfängt dafür ihre Mühen und ihre Segenskraft. In Folge dieſes gewaltigen Hebels iſt die Bewegung, womit ein Orden ſein Ziel verfolgt, concentrirter, nachhaltiger, gleichſam langathmiger. Seine Söhne und Töchter ſterben dahin, kommen und gehen, ohne daß Geiſt und Geſetz des Ordens um ein Atom gemindert, um ein Haarbreit verrückt würden; ſie ſind unabhängig vom vergänglichen Leben, vom wandelbaren Willen des Individuums; ſie ſind keinem Wechſel perſönlicher Verhältniſſe unterworfen; ſie ziehen ihre dauernde kräftige Nahrung aus dem evangeliſchen Samenkorn, welches bereit, um des Glaubens und der Liebe Gottes willen uns auf jede Weiſe peinigen und töten zu laſſen." — Mit dieſer kühnen Freiheit ſprachen die Helden Chriſti zum Statthalter Agricolaus, der, zur Wut gereizt, zuerſt ihnen den Mund mit Steinen zerſchlagen ließ und dann bei ſich ſelbſt überlegte, wie er ihnen den Tod am bitterſten machen könne. Es war eben eine entſetzliche Winterkälte; ſtarrer Froſt lag auf der ganzen Natur, dickes Eis auf Flüſſen und Seen; ein ſchneidender Nordſturm fegte brauſend über die ſchneebedeckten aſiatiſchen Steppen, über den rauhen Kaukaſus und das Schwarze Meer daher. Der Statthalter wartete eine bitterkalte Nacht ab und befahl dann den vierzig Martyrern, auf einem zugefrorenen See vor den Mauern von Sebaſte unter freiem Himmel und jeder Kleidung beraubt zu übernachten. Im Wachthauſe am Ufer ließ er ein laues Bad und Erquickungen aller Art für diejenigen in Bereitſchaft halten, welche ſich nicht ſtandhaft erweiſen würden.

Froh und kühn, wie zum Siege, eilten die vierzig Helden zur Todesmarter und ermunterten ſich untereinander, die Beute der ewigen Glorie zu erringen. „Ausgezogen haben wir nicht das Gewand, ſondern den alten Menſchen, der durch irdiſche Begierden verderbt war." — „Wir danken Dir, o Herr, daß Du uns vergönneſt, mit dem Kleide zugleich die Sünde von uns zu tun! Der Schlange wegen zogen wir es an, Chriſti wegen legten wir es ab." — „Um des Paradieſes willen, deſſen wir beraubt waren, berauben wir uns des Gewandes." — „Auch unſer Herr ward entblößt! Was iſt es Großes, wenn der Knecht leidet, was der Herr gelitten hat? Ja wir ſelbſt haben den Herrn entblößt; denn dies war das Verbrechen der Soldaten: ſie haben ihm die Kleider ausgezogen! Jetzt tilgen wir unſere Schuld durch uns ſelbſt.“ — „Rauh iſt die Winternacht, aber lieblich das Paradies; die kalte Finſternis vertauſchen wir mit dem ewigen glückſeligen Licht.“ — „Der Fuß erſtarrt: dafür wird er wandeln in den Chören der Engel; die Hand ſtirbt ab: dafür wird ſie unabläſſig anbetend zu Gott ſich erheben.“ — „Wie viele Waffengenoſſen fielen in Schlachten aus Treue gegen einen ſterblichen König; und wir ſollten unſer Leben nicht hinopfern aus Treue gegen den wahren Gott?“ — „Da wir doch einmal ſterben müſſen, ſo wollen wir denn ſterben, um zu leben.“ — Mit dieſen und ähnlichen Reden ermahnten ſie ſich gegenſeitig, um mit tapferer, heilig kriegeriſcher Geſinnung die Nachtwache zu halten, auf welcher ein ewiger Tag folgen ſollte. In dieſer lebendigen Hoffnung erfreuten ſie ſich und verlachten die Grauſamkeit des Feindes. Wohl ſtockte ihr Blut, wohl zogen ihre Adern ſich krampfhaft zuſammen, wohl drang ein ſchneidender Schmerz tief und tiefer in ihr Mark, wohl ſtarben ihre äußeren Glieder nach und nach ab, wie treue Vorpoſten, welche zuerſt erliegen; ſie beharrten in einem Gebet: „Vierzig haben den Kampfplatz betreten; laß, o Herr, alle Vierzig als Sieger gekrönt werden und es fehle nicht Einer bei dem himmliſchen Siegesfeſt. Ehrwürdig iſt dieſe Zahl, durch welche nach dem Zug durch die Wüſte das göttliche Geſetz in die Welt einging und welche Du durch Deine Faſte von vierzig Tagen geſchmückt haſt.“ So beteten ſie inbrünſtig.

Es ſtand aber der wachthabende Offizier wohlbeſchützt und gewärmt in dem Wachthauſe, um den Ausgang der Sache zu erwarten; erwog bei ſich ſelbſt, welch eine ungeheuere Standhaftigkeit dazu gehöre, ſtehenden Fußes auf dem Eiſe ſich totfrieren zu laſſen, wenn ein ganz leichtes Mittel zur Rettung in der Nähe ſei, und konnte ſich einer großen Bewunderung dieſer Helden nicht erwehren. Da ward er einer lieblichen Erſcheinung gewürdigt: ein großes Licht ſenkte ſich vom Himmel herab und trug himmliſche Boten, welche, wie Geſandte eines Königs, Kronen an die tapferen Krieger verteilten; aber nur an neununddreißig. Einen ließen ſie unbegabt, als ob er dieſe hohe Ehre nicht verdiene. Und während der Offizier nachſann, welche Bedeutung dieſe Überzeugung wohl habe, ſah er zu ſeinem größten Erſtaunen jenen Einzigen, der leer ausgegangen war, ſeinen Poſten auf dem See verlaſſen und im ſchnellſten Lauf dem Wachthauſe zurennen. Dort angelangt, begehrte er nichts als ſich zu erwärmen und ſtürzte ſich in das warme Bad. Mit tiefem Schmerz ſahen die Neununddreißig dieſem Waffenbruder nach, der aus der Schlacht des Glaubens floh, dieſem Überläufer vom Heere Chriſti in das Feldlager Belials; ſie vereinigten ſich für ihn im heißen Gebet. Und ganz vergeblich fiel dieſer Liebhaber des irdiſchen Lebens vom himmliſchen Leben ab: kaum berührte ſein erſtarrter Körper das warme Waſſer, ſo traf ihn der Tod. Dies zweite Schauſpiel, ebenſo außerordentlich als das erſte, machte einen ſolchen Eindruck auf den wachthabenden Offizier, daß er ſeine Kleider von ſich warf, das Wachthaus verließ und mit dem freudigen Ruf: „Ich bin ein Chriſt!“ zu den Martyrern auf dem See eilte, deren Trauer ſich nun in Frohlocken verwandelte. Er bewunderte die Gläubigen und ihre Tugend: da ſah er die himmliſchen Wunder, da erkannte er die Wahrheit, da floh er zum Herrn; er ward mit den übrigen Neununddreißig in den Himmel berufen.

Als die lange Winternacht vorüber war, hatten auch die tapferen Helden ihre Nacht der Pein überſtanden und lagen entſeelt oder in ohnmächtiger Erſtarrung auf dem Eiſe. Nur Einer von ihnen, Melithon, ein Jüngling von ungewöhnlicher Schönheit und Körperkraft, lebte noch. Am Ufer ward ein Scheiterhaufen errichtet, welcher all die Helden aufnehmen ſollte, und dann ſollte das Eis aufgehauen und ihre Aſche ins Waſſer geſchüttet werden, damit ſie ſagen könnten, wie es im fünfundſechzigſten Pſalm heißt: „Durch Feuer und Waſſer ſind wir gegangen und Du haſt uns an einen Ort der Erquickung geführt.“ Es kamen die Schergen, luden die Körper auf Karren und brachten ſie zum Scheiterhaufen; jenen ſchönen, ſtarken Jüngling aber, der noch atmete, ließen ſie zurück und warfen ihm einen Mantel über, hoffend, daß er in dieſem hinfälligen Zuſtand zum Abfall ſich bequemen werde. Viele Chriſten waren zugegen, unter ihnen auch die Mutter des Jünglings. Was tat ſie? — Dieſe echte Mutter eines Martyrers eilte zu ihrem Sohne, hob ihn auf mit eigenen Händen und trug ihn in ihren Armen dem Karren nach. Ehe ſie denſelben erreichte, verſchied Melithon. Da legte ſie ihn zu den übrigen auf den Scheiterhaufen und ſprach, ohne ſich troſtlos zu zeigen oder Tränen zu vergießen: „O mein geliebter Sohn, vollende mit deinen Gefährten die glückſelige Reiſe, damit du nicht der Einzige ſeieſt, der in ihren Reihen fehle, und der ſpäter als die übrigen dem Herrn vorgeſtellt werde.“ Und ſo gingen ſie alle hinüber, die heiligen Vierzig und bildeten eine Siegestrophäe des Glaubens an unſeren Herrn Jeſus Chriſtus, den König der Martyrer.

„Siege durch dieſes.“

Kaiſer Maxentius, Sohn des Maximian Herculeus, hauſte in Rom als ein grauſamer Tyrann. Geldgierig und abergläubiſch wie er war, verübte er eine Freveltat nach der anderen. Reiche Senatoren ließ er unter leichten Vorwänden einkerkern und töten, um ſich ihres Vermögens zu bemächtigen; ebenſo auch das Volk durch die Prätorianer niedermetzeln. Um die Gunſt der Götter zu erlangen, ließ er auf ihren Altären Löwen als Opfer ſchlachten und nach der Zukunft ſpähen in den Eingeweiden neugeborener Kinder. Das Volk verabſcheute ihn und rief den Conſtantin um Hilfe an. Maxentius war der ſtärkere, hatte ein größeres Heer und tüchtige Feldherren. Er ſelbſt verließ Rom nicht, weil ein Orakel ihm geweisſagt hatte, außerhalb Roms Mauern werde er ſeinen Tod finden. Conſtantin zog mit geringen Streitkräften aus Oberitalien heran und lagerte ſich in der römiſchen Campagna vor der Milviſchen Brücke am Tiber, die jetzt Ponte molle heißt und allen Reiſenden, welche von Norden kommen, wohl bekannt iſt, weil ſie gleichſam die letzte geſchichtliche

Station vor der erſehnten Porta del Popolo, durch die man in Rom einfährt, bildet.

Conſtantin betrachtete ſein ſchwächeres Heer, die Leiden des römiſchen Volkes, wenn er dem Maxentius erliegen ſollte, die Schickſale der Imperatoren ſeiner Zeit, welche ſämtlich, trotz ihrer Macht und Herrſchaft und Gewalt, ein klägliches Ende gehabt hatten, ſeinen eigenen Vater Conſtantius Chlorus ausgenommen, gerade den, welcher nur einen Gott verehrt und niemals für den Götzendienſt Blut vergoſſen, vielmehr die Chriſten geehrt und beſchirmt hatte. Und Conſtantin begann dieſen einen Gott anzurufen und zu beten, Er möge ſich ihm zu erkennen geben und ihm ſeinen Schutz gewähren. Darauf zog er an der Spitze einer Truppenabteilung durch die Campagna und ſiehe! — über der Sonne, die ſich zu neigen begann, erſchien ihm ein leuchtendes Kreuz mit der Umſchrift: „Siege durch dieſes!“ Und was er ſah, das ſah ſein ganzes Heer mit ihm, und noch nach Jahren beteuerte er dem Geſchichtſchreiber Euſebius durch Eidſchwur dieſe wunderſame Erſcheinung. Damals aber hatte Conſtantin in der folgenden Nacht ein ähnliches Traumgeſicht. Chriſtus hielt ihm dasſelbe Zeichen vor und befahl ihm, es nachbilden und ſeinem Heer vorantragen zu laſſen. Das geſchah; Conſtantin machte daraus ſein Banner, das berühmte Labarum. Es war ein langer vergoldeter Speer mit einem Querſtab in Kreuzesform, an deſſen beiden Armen die Fahne, wie unſere Prozeſſionsfahnen, von koſtbarem Stoff hing. Auf der oberen Spitze des Speeres prangte aber nicht der alte Adler Jupiters und Roms, ſondern die beiden verſchlungenen griechiſchen Anfangsbuchſtaben des Namens Chriſti X und P, von denen der erſte ein Kreuz bildet. Ein Kranz von Edelſteinen umgab dies Monogramm. Fünfzig Mann der tapferſten und treueſten ſeiner Leibwache mußten das Labarum in allen ſeinen Schlachten vor ihm hertragen und umringen. Später ließ er für alle Legionen ähnliche machen; das Monogramm Chriſti ward das Feldzeichen, das er auf ſeinem Helm und jeder Soldat auf ſeinem Schilde trug, und da das erhabenſte Siegeszeichen kein Strafwerkzeug ſein durfte, ſo ſchaffte Conſtantin ſpäter für immer den Tod durch Kreuzigung ab.

Ermutigt und froh war Conſtantin, entmutigt und beängſtigt war Maxentius. Um die Götter und das Volk günſtig zu ſtimmen und um Verachtung Conſtantins auszudrücken, gab er zur ſechſten Jahrestagsfeier ſeiner Herrſchaft glänzende Spiele im Zirkus. Wäre er beim Volk beliebt geweſen, ſo hätte es ohne Zweifel über dem Schauſpiel von Krieg den wirklichen Krieg vergeſſen; allein bei dem verhaßten Tyrannen rügte es den unpaſſenden Einfall, innerhalb der Mauern Gladiatoren kämpfen zu laſſen, wenn außerhalb ein Heer zu bekämpfen war, und plötzlich ergoß ſich der Unwille in dem einſtimmigen Ausruf: „Conſtantin iſt unüberwindlich!" Maxentius erſchrak, verließ den Zirkus und befahl, die ſybilliniſchen Bücher zu befragen. Deren Ausſpruch für den Tag lautete: „Der Feind Roms wird elend umkommen." Maxentius deutete dies zu ſeinen Gunſten und gegen Conſtantin, ſchöpfte Mut, ſtellte ſich an die Spitze ſeines Heeres, zog hinaus, überſchritt den Tiber, ſo daß er den Fluß im

Rücken hatte, und begann die Schlacht. Sie war lang und blutig; aber Conſtantin ſiegte. Maxentius ward in der Flucht ſeiner Reiterei fort- und zum Tiber zurückgeriſſen, dann im Getümmel von der Brücke herabgedrängt. Er ſtürzte mit ſeinem Pferd in den Fluß; viele von ſeiner Leibwache nach ihm und, halb ertränkt, halb erſtickt, fand er ſeinen Tod im Schlamm des Flußbettes am 23. Oktober 312. Rom öffnete jubelnd dem Sieger die Tore. Senatoren, Große, Volk, Weiber, Kinder ſtrömten frohlockend ihm entgegen und begrüßten ihn als den Befreier. Ganz Italien ſchickte ihm Glückwünſche und der römiſche Senat errichtete ihm zu Ehren einen Triumphbogen, der noch heutzutage neben dem Coliſeum ſich erhebt.

Conſtantin vergaß nicht das Zeichen, durch welches er geſiegt hatte. Er begnügte ſich nicht damit, den Chriſten völlige Glaubensfreiheit mit allen daraus ſich entwickelnden Rechten durch ſeine Edikte zu ſichern. Er berief auch Biſchöfe zu ſich, nahm Kenntnis von der chriſtlichen Lehre und der Heiligen Schrift, ſorgte mit kaiſerlicher Freigebigkeit für Bau und Ausſtattung der Gotteshäuſer und für Unterſtützung der Armen, beſonders der Witwen und Waiſen, befreite die Geiſtlichkeit von allen öffentlichen Laſten, damit ſie ſich ungeſtört dem Dienſte der Kirche widmen könne; mit einem Wort: er fing an zu verſtehen, daß allmählich der Götzendienſt verſchwinden müſſe, da die Götzen gefallen waren.

Nachdem er im Jahre 324 ſeinen Schwager und Mitkaiſer, den wortbrüchigen Licinius, beſiegt hatte und nun auch Herr des Orients und Alleinherrſcher des ganzen Römerreiches war, ſprach er in öffentlichen Proklamationen aus, daß Gott überall die Majeſtät Seines Namens verkündigen und die Welt von dem Jammer befreien wolle, in welchen ſie durch die Gottloſigkeit der Chriſtenverfolger geſtürzt ſei; daß Gott zum Werkzeug Seiner erhabenen Abſicht ihn, Conſtantin, auserwählt und deshalb vom fernen Weſten nach dem tiefen Oſten geführt und alles vor ihm niedergeworfen habe, was ihm im Wege geweſen ſei. Daher glaube er feſt, daß er Leben und Seele und alles, was er beſitze, daran ſetzen müſſe, um dieſe große Abſicht Gottes durchzuführen. In die Provinzen des Reiches ſchickte er meiſtens chriſtliche Statthalter. Denen, die es nicht waren, gebot er, keine Götzenopfer für ſein Wohl oder in ſeinem Namen darzubringen, und derſelbe Befehl erging an alle hohe Beamten, ſogar an die mächtigen Präfekten der Prätorianer, die bis dahin um geringerer Urſachen willen Kaiſer ab- und eingeſetzt hatten. Der Polytheismus war nur noch eine Ruine; Conſtantin untergrub ſie bedachtſam mehr und mehr; gewaltſam ſprengte er ſie aber nicht und zwang auch niemand zur Annahme des Chriſtentums. An ſolchen Orten, wo wenig Heiden waren, ließ er die Tempel ſchließen, oder Dach und Pforten ausheben, damit ſie verfielen; oder er gab ſie den Chriſten zum gottesdienſtlichen Gebrauch; ließ auch die Götzenbilder auf die Straßen ſtellen, um ſie jedes Zaubers zu berauben. Später gab er ein Geſetz, das er mehrmals neu beſtätigte, daß kein neues Götzenbild geweiht werden dürfe. Die Auguren und Haruſpizen, Zeichendeuter, die zur heidniſchen Hierarchie des alten Rom gehörten und aus dem Flug der Vögel und den Eingeweiden der

Tiere zu weisſagen behaupteten, bezeichnete Conſtantin mit ihrem Treiben als Aberglaube, unterwarf ſie gewiſſen Einſchränkungen, verbot ſie aber nicht; ſo kamen auch ſie in Verfall. Im Jahre 321 ſchon gab er das Geſetz der allgemeinen Sonntagsfeier. Der erſte Wochentag war der, an welchem der Heiland auferſtanden und der heilige Geiſt herabgekommen war; er blieb ſeit den apoſtoliſchen Zeiten der Tag des Herrn, an welchem die Chriſten gern vereinigt blieben, um das Lob Gottes zu ſingen, ſein Wort zu hören, ſeinem Opfer beizuwohnen, ſeiner heiligen Kommunion teilhaft zu werden. So wurde er von ſelbſt für ſie ein Feiertag, an dem die gewöhnlichen Arbeiten aufhörten und der ſich faſt ganz in den Gotteshäuſern verlief. Da die Aufnahme und der Unterricht der Katechumenen hauptſächlich auch am Sonntag ſtattfand (daher unſere ſonntägliche Chriſtenlehre), und da dieſe Belehrungen jetzt öffentlich in den Gotteshäuſern gegeben wurden, damit Juden und Heiden daran teilnehmen konnten, ſo hatten auch die Heiden allmählich die Sonntagsfeier angenommen und das Geſetz Conſtantins beſtätigte nun den allgemeinen Gebrauch. Alle Gerichte waren Sonntags geſchloſſen; jede werktägliche Arbeit ſollte ruhen, nur der Ackerbau nicht unbedingt, weil da ein Tag oft ſehr wichtig für die ganze Ernte iſt. Die chriſtlichen Kriegsleute durften den ganzen Tag, frei vom Dienſt, in den Gotteshäuſern zubringen; die heidniſchen befahl Conſtantin im Freien zu verſammeln zu einem kurzen Gebet, das an den einigen Gott gerichtet war. In einer Proklamation von 324 ſprach Conſtantin entſchieden den Wunſch aus, es möchten ſich für alle Ewigkeit eins und daſſelbe iſt; ſie haben eine göttliche Bürgſchaft für ihre Dauer, denn ihr Urſprung wurzelt im Wort des Heilands: „Verkaufe Alles, was „du haſt, und gib es den Armen, und dann komme und „folge mir nach." Da Er dieſe Auffoderung an Denjenigen ſtellt, der mehr leiſten wollte als die Erfüllung der Gebote, ſo leuchtet daraus hervor, daß es eine höhere Vollkommenheit gibt als deren treue Befolgung; und worin anders könnte ſie beſtehen, als in der Darbringung eines größeren Opfers? Je größer das und je demüthiger das Gewand iſt, worin es erſcheint: um ſo ähnlicher iſt es dem göttlichen Opfer. Nur einem Gott war es vorbehalten ein größeres zu bringen, als das iſt, welches der Menſch durch Ablegung der Ordensgelübde bringt. Mancher, der dem Geiſt des Evangeliums nicht in der Entwickelung der idealiſchen Richtung der Menſchheit gefolgt iſt, und dieſe und ihre Bedürfniſſe alſo gar nicht kennt, folglich nicht begreift, iſt dem Kloſterleben abhold und wähnt die Zellen bevölkert mit exaltirten Fanatikern oder mit trägem Geſindel, mit Schwärmern oder mit Dummköpfen, manchmal auch mit ganzen Rotten von Böſewichtern; — er iſt für brave Hausväter und Hausmütter. — Wer wäre das nicht? indeſſen wird es doch wohl erlaubt ſein, die Auffoderung des Heilands neben der eines ſolchen Individuums gelten zu laſſen; umſomehr als Zeiten, welche die Kloſterzellen bevölkern, auch immer diejenigen ſind, all ſeine Untertanen vom Polytheismus ab- und dem chriſtlichen Glauben zuwenden. Doch warnte er die Chriſten, die Anhänger des alten Götzendienſtes in deſſen Ausübung nicht zu ſtören. An entſchiedener Bevorzugung der Chriſten ließ er es keineswegs fehlen, beförderte ſie zu den höheren Ämtern, machte ihnen reiche Geſchenke, erteilte ihnen Privilegien und ſchloß alle häretiſchen Sekten geſetzlich von den Rechten der katholiſchen Kirche aus. Ortſchaften, die ſich ganz zum Chriſtentum bekehrten, erhob er zu Städten. Nirgends aber rief die Zurückſetzung der Heiden irgend einen kleinen oder großen Aufſtand hervor. Bevollmächtigte des Kaiſers reiſten ungeſtört durch das ganze Reich, von Britannien bis Numidien, vom Atlantiſchen Ozean bis zum Antilibanon, um ſeine Verfügungen in Ausübung zu bringen. Die Greuel der letzten heidniſchen Kaiſerzeiten waren nach allen Seiten hin ſo groß, ſo abſchreckend, ſo empörend geweſen, daß die Heiden ſelbſt unter dieſer neuen Regierung friſch aufatmeten.

Für Rom als Reſidenz hatten die letzten Imperatoren, die alle in der Fremde, viele unter den Barbaren geboren waren, gar keine Teilnahme mehr; ſie lebten lieber in Nicomedien, Alexandrien, Mailand und Trier. Es war, als hätten ſie eine Ahnung davon, daß einer, der mächtiger ſei als ſie, ſeinen Sitz in Rom aufgeſchlagen habe. Auch Conſtantin war für Rom ein Fremder, war in Möſien geboren, in Nicomedien erzogen, hatte in Gallien und Britannien die Herrſchaft gehabt und Rom nur erobert. Als er fand, daß ein bedeutender Teil des Senates und der höheren Stände in Rom beharrlich dem alten Götzendienſte treu blieb, beſchloß er ein neues Rom zu gründen und dahin den Sitz der kaiſerlichen Macht zu verlegen. Er wählte Byzanz, das unvergleichlich anmutige, welches ſich über die ſieben ſchönſten Hügel der Welt am maleriſchen Bosporus und am ſchönſten Meer der Welt, dem Marmarameer (Propontis), lagert. Er nannte es Konſtantinopel und machte es zu einer chriſtlichen und kaiſerlichen Stadt, in welcher er weder heidniſche Tempel, noch Götzenopfer, -Feſte, -Bilder duldete, letztere etwa nur zum Schmuck, wenn es große Kunſtwerke oder Siegeszeichen waren. Er ſchmückte dieſe Stadt mit zwei Kaiſerpaläſten, mit öffentlichen Gebäuden, Aquadukten, Portiken, Amphitheatern, Zirkus, Badehäuſern, Gerichtsſälen, vor allem mit chriſtlichen Gotteshäuſern. Die überaus prachtvolle Kirche der zwölf Apoſtel beſtimmte er zu ſeinem Begräbnisort. Die Friedenskirche wurde von Kaiſer Juſtinian ſpäter neu gebaut und der heiligen Sophia geweiht. Die Ausſtattung und Ausſchmückung dieſer und noch anderer Kirchen war kaiſerlich. Um korrekte Exemplare der heiligen Schriften für ſie zu erhalten, ſchrieb Conſtantin an Euſebius, Biſchof von Cäſarea, der des heiligen Martyrers Pamphilus auserleſene Bibliothek geerbt hatte, und erſuchte ihn, fünfzig ſchöne und korrekte Abſchriften der Evangelien anfertigen zu laſſen und durch einen Diakon nach Konſtantinopel zu ſchicken.

Dieſes und unzähliges Andere tat Conſtantin für das Chriſtentum, nur nicht das Eine, was für ihn ſelbſt die Hauptſache hätte ſein müſſen: er ließ ſich nicht taufen. Bis zum Ende ſeines Lebens hielt ihn das Vorurteil, welches ſo viele Kirchenlehrer jener Zeit zu bekämpfen hatten, außerhalb der Kirche: es ſei geraten, die Taufe ſo lange wie möglich zu verſchieben, um nicht durch neue Sünden in Gefahr zu kommen, die Taufgnade wieder zu verlieren. Erſt als er im Jahre 337 in eine Todeskrankheit fiel, ließ er ſich auf dem Schloß Achyron bei Nicomedien von den verſammelten Biſchöfen die Taufe erteilen und ſtarb bald darauf am Pfingſttage desſelben Jahres.

Einige Jahre vorher hatte ſeine Mutter, die fromme Kaiſerin Helena, eine Reiſe nach Paläſtina gemacht, um dort all die Stätten zu beſuchen und der gläubigen Andacht zu bezeichnen, welche durch den Sohn Gottes geheiligt waren. Die Götzentempel und anderweitigen Profanationen, wodurch die Heiden ſein Andenken vertilgen wollten, gerade ſie erhielten es, und Helena ließ dieſe Orte vom heidniſchen Unweſen ſäubern und Kirchen darauf erbauen: eine über der Grotte von Bethlehem zu Ehren der Menſchwerdung Gottes; eine zu Jeruſalem über dem Heiligen Grabe zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens des Gottesſohnes; eine auf dem Ölberg zu Ehren der Rückkehr in den Himmel des menſchgewordenen Gottes; alle zum Gedächtnis der welterlöſenden Liebe, die ſich auf dieſen drei Stätten am ſtrahlendſten kund gegeben hat: Er ward Menſch für uns, litt für uns und führte die Menſchheit verklärt mit ſich in den Himmel zurück.

Durch die Ausgrabungen, welche man bei dieſer Veranlaſſung auf dem Platz der Kreuzigung und der Auferſtehung machte, entdeckte man — ſo erzählt die uralte und beglaubigte Überlieferung — das Kreuz, die Nägel und die Schrift; und das

Kreuz dadurch, daß deſſen Berührung eine Sterbende geſund machte. Helena ſendete einen Teil des Kreuzes dem Kaiſer nach Konſtantinopel, einen anderen nach Rom in die von ihr geſtiftete Kirche zum heiligen Kreuz von Jeruſalem, und der dritte Teil blieb in des Biſchofs Obhut, von einem ſilbernen Schrein umſchloſſen, zu Jeruſalem, wo er einmal im Jahre, am Karfreitag, den Gläubigen zur Verehrung ausgeſtellt wurde. Dies iſt der Urſprung der erhabenen und ſüßen Zeremonie der Adoratio Crucis (Verehrung des Kreuzes), welche am Karfreitag in unſeren Kirchen in der Weiſe ſtattfindet, daß ein Kruzifix auf den Boden gelegt wird und Klerus und Volk kniend die Wundmale küſſen.

Und ſo hatte denn das Kreuz geſiegt! Kaiſer und Völker beteten es im Staube an! Während drei Jahrhunderten war es „den Juden ein Ärgernis“, „den Heiden eine Torheit“; wurde es mit derſelben Wut verfolgt, geſchmähet, getreten, verleumdet, verhöhnt, mit welcher der göttliche Heiland in ſeiner Paſſion gemartert wurde; waren alle weltlichen, irdiſchen und dämoniſchen Mächte innig dagegen verbündet; ſuchten Roms Imperatoren, dieſer Inbegriff allgewaltiger Herrſchaft, durch Legionen von Richtern, Soldaten, Henkern, Götzenprieſtern es zu entwurzeln; ſtrebten die ſcharfſinnigſten Philoſophen vom Orient bis zum Okzident, es verächtlich zu machen; donnerte der Jupiter vom Kapitol dagegen; lehnte ſich die ganze üppige Götterwelt des Polytheismus, die in jedem Menſchenherzen eine Neigung zu ihren Tempeln findet, dawider auf; fluteten Ströme von Blut darüber hin; begruben es Berge von Martyrerleichen; umſonſt! es ſtand feſt; der Kalvarienberg war deſſen ſicheres Fundament. Inmitten der letzten Verfolgung zweifelte Kaiſer Diocletian nicht an ſeinem Siege über das Chriſtentum und ließ eine Denkmünze prägen mit den Worten: „Nach Vernichtung des Namens der Chriſten.“ Und bis zu den fernſten Grenzen ſeines Reiches ſollten Denkmäler ſeinen Triumph verewigen! In Spanien trägt eine Säule die Inſchrift: „Diocletian Jovius, Maximian Herculeus, Cäſares Auguſti wegen Ausbreitung der römiſchen Herrſchaft in Oſten und Weſten, und wegen Vertilgung des Namens der Chriſten, welche der Republik den Untergang bereiteten.“ Und eine andere Säule: „Diocletian Cäſar Auguſtus wegen Adoptierung des Galerius im Oſten, wegen allgemeiner Abſchaffung des Aberglaubens Chriſti, wegen Ausbreitung der Verehrung der Götter.“ Umſonſt! all dieſe Denkmale verkündigten und bezeugten nichts, als eine ohnmächtige Lüge: das Kreuz ſtand feſt und der Gekreuzigte wurde angebetet. Als die blutigroten Wolken der Verfolgung ſchwanden, welche drei Jahrhunderte lang die Sonne des Chriſtentums verhüllt hatten: da kam es zum Vorſchein, wie tief, wie weit, wie mächtig Licht und Glut dieſer Sonne vorgedrungen waren, welche Keime ſie geweckt und befruchtet hatten, denn nicht einzelne und auch nicht eine konfuſe Maſſe, ſondern eine wohlgeordnete, geregelte und gegliederte Welt betete den gekreuzigten Gott an; eine Welt, die ſich auf eine feſte Glaubenslehre gründete und ſich nach einer feſten Sittenlehre, welche aus dem Glauben floß, bildete; eine Welt, die ſich in der chriſtlichen Familie zerteilte, um ſich in der chriſtlichen Gemeinde zuſammenzuſchließen, und ſich in der chriſtlichen, der katholiſchen Kirche, chriſtlich ihrem Weſen und katholiſch ihrer Beſtimmung nach, zu einem großen lebendigen Ganzen zu vereinigen. Und eine innere Gemeinſchaft verband dieſes Ganze, gab ihm einen weſentlichen Kern nach innen, eine feſte Geſchloſſenheit nach außen: Einzelne, Familie, Gemeinde hatten das Bewußtſein derſelben Abſtammung, derſelben Lehre, derſelben Sakramente. So etwa ſind im natürlichen Leben die Kinder einer Mutter verbunden: dasſelbe Blut fließt in ihren Adern, dieſelbe Erziehung wird ihnen zuteil, an demſelben Vermögen haben ſie Anrecht. Um ſo viel höher das Gnadenleben über dem natürlichen Leben ſteht, um ſo viel inniger iſt dieſe übernatürliche geſchwiſterliche Gemeinſchaft, da nicht das Blut einer irdiſchen Mutter, ſondern das Blut Jeſu ſie beſeelt. Feſt, unverbrüchlich und über das Leben hinausreichend, wie dieſe Gemeinſchaft war, trat ſie aber zugleich auch nach außen in die ſichtbare Welt in die menſchliche Geſellſchaft, als eine klare und beſtimmte Einheit, als die ſichtbare Kirche hinein. Dargeſtellt und getragen wurde dieſe Einheit durch den Epiſkopat, der eine Fortſetzung des Apoſtolats iſt. Jeder Biſchof war über eine Gemeinde, einen Teil der Kirche geſetzt, aber ſo, daß er, indem er für deren Wohl ſorgte und wachte, das Wohl der geſamten Kirche nicht aus den Augen verlor, ſondern daß er ein Ring in der Kette der Einheit blieb. Darum ſagt der heilige Cyprian: „Wir ſind der Hirten viele, aber nur eine Herde weiden wir, und alle Schafe auf der ganzen Welt, die Chriſtus durch ſein Blut und ſeine Leiden verlangt, ſollen wir ſammeln und erwärmen.“ In jedem Lande oder jeder Provinz war gewöhnlich in deren Hauptſtadt die erſte chriſtliche Gemeinde gegründet, und dann von dort aus durch den zuerſt dort eingeſetzten Biſchof die weitere Verbreitung des Glaubens in andere Orte bewerkſtelligt worden, ſo daß die allmählich zahlreich erblühenden Gemeinden an jenem erſten Ort einen Anhalts- und Mittelpunkt fanden. Wie jeder Biſchof in ſeiner Gemeinde (Sprengel, Diözeſe) die Einheit der Gläubigen darſtellte und das Haupt ſeiner Geiſtlichkeit war, ſo war der Biſchof in der Hauptſtadt des Landes oder der Provinz Repräſentant der Einheit mehrerer Biſchöfe, in deren Mitte er als Erzbiſchof (Metropolit) ſtand. Und endlich hatten alle Kirchen und alle Gläubigen einen Schlußſtein für ihren Bau des Glaubens und der Liebe in dem Mittelpunkt und Oberhaupte der geſamten chriſtlichen Kirche, in dem Nachfolger des Apoſtel Petrus, dem Chriſtus mit klaren Worten die höchſte Autorität in derſelben übertragen hatte. Wie der Biſchof in ſeiner Diözeſe und der Metropolit in ſeiner Provinz, ſo ſtand der römiſche Biſchof an der Spitze des ganzen Epiſkopates und war der Knotenpunkt, der alle Biſchöfe und in ihnen alle Gläubigen zur Einheit verknüpfte. So hatte ſich denn unter den Stürmen, Martern und Verfolgungen die chriſtliche Lehre nicht bloß in einzelnen Seelen fortgepflanzt, ſondern ſie hatte ſich zu einem gefeſtigten und geſchmeidigen Organismus entwickelt, der ſeiner Beſtimmung entſprach, das Werk Chriſti auf der ganzen Erde und für alle Zeiten fortzuſetzen, und durch den Glauben die Menſchen ſelig zu machen.

Hätte nicht der heilige Geiſt in ihr gewirkt, wie wäre das der Kirche möglich geweſen! Ohne Gegenwehr, ohne Schutz; zwiſchen Römern, Juden und Barbaren; in römiſchen Katakomben, in germaniſchen Wäldern, in griechiſchen Städten, in numidiſchen Wüſten; in ihrem eigenen Schoß Keime des Todes tragend durch Namenchriſten, die nur äußerlich bekehrt waren, und heidniſche Anſichten und Lehren einſchleppten oder die reine Lehre verdrehten; durch Abfall betrübt, durch Spaltungen bedroht; immer gezwungen, neben Worte des Friedens und des Segens auch Worte ernſter Rüge und Strafe zu ſetzen; von eigenen Kindern gekränkt und verſchmäht; nach menſchlicher Anſicht nicht ſicher des nächſten Tages und eines Fußbreites Erde; überdies eine Lehre verkündigend, welche dem natürlichen Menſchen ein Greuel iſt: durch welche irdiſche Mittel des feinſten Verſtandes, der klügſten Berechnung hätte ſie wohl eine ſo unerhörte Ungunſt aller Verhältniſſe beſiegen können? Durch materielle Gewalt, und indem man den Gelüſten des niederen Menſchen ſchmeichelt und nachgibt, können allerdings große Umwälzungen herbeigeführt und aufrecht gehalten werden: das iſt dann ein Sieg irdiſcher Art und Natur. Aber bei der Kirche war es gerade umgekehrt: die materielle Gewalt war wider ſie und ſie war wider die Gelüſte des niederen Menſchen; und dennoch beſiegte ſie zugleich die materielle Gewalt und den Sinnenmenſchen!! Dies war ein Sieg himmliſcher Art, und wer ihn davontrug, das war Chriſtus! Seine Menſchwerdung, ſein Leiden und Sterben, ſeine Liebe zog den heiligen Geiſt in das Werk dieſer Liebe, in die Kirche hinein, deren Tabernakel Ihm Selbſt ein Thron ſein ſollte — und von der und zu der Er ſprach: „Die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen.“ Dieſe Schöpfung des ewigen Wortes geſtaltete, vollendete, erhielt ſich, ergoß ſich über den Erdkreis, legte den Grund einer neuen Weltordnung, ſänftigte die Seelen in dieſe Ordnung hinein, bildete das Angeſicht der Erde um, wirkte und waltete ſegenvoll, — immer angefeindet und immer ſiegend, immer geſchmäht und immer liebend, immer gekreuzigt und immer erlöſend — durch den heiligen Geiſt, der bei ihr war und iſt und ſein wird jetzt wie zu den ewigen Zeiten. Amen.

Inhaltsverzeichniß.

Die Aufgabe der Apoſtel.

Ihre Berufung. Ihre Schwäche. Ihre Widerſacher: die Heiden, die Juden, der Polytheismus. S. 1—12.

Die Ausgießung des heiligen Geiſtes.

Das Pfingſtfeſt. Bekehrungen. Die Apoſtel beginnen ihr Amt, das Evangelium allen Völkern zu predigen. S. 12—20.

Rom und Jeruſalem.

Urſprung, Charakter, Lage beider Städte. S. 21—30.

Nero und die Chriſten.

Erſte Verfolgung. Feuersbrunſt in Rom. Simon der Magier. Tod der Apoſtel Petrus, Paulus, Andreas. Leben der Chriſten aus dem Briefe an Diognet. S. 30—41.

Zuſtand des jüdiſchen Volkes vor dem Kriege mit Rom.

Vergebliche Kämpfe um die Freiheit ſeit zwei Jahrhunderten. Die Herodianer. Roms Oberherrſchaft. Tyranniſche Landpfleger. S. 41—51.

Ausbruch des Krieges.

Prophezeihungen über Jeruſalem. Bedrückung des Volkes. Das Oſterfeſt unter Geſſius Florus. Offene Empörung. Vespaſian nach Judäa. Flavius Joſephus. Parteien in Jeruſalem. S. 52—68.

Belagerung und Zerſtörung Jeruſalems.

Titus im Lager vor der Stadt, Parteiungen und Tyrannen in ihr. Gräuel des Krieges und des Hungers.

welche in einem Theil der Menſchheit, d. h. in demjenigen, welcher ſich überhaupt zu einem chriſtlichen Lebensverband bekennt, die rechtſchaffenſten Hausväter und Mütter hervorrufen. Denn es iſt gar nicht oft genug zu wiederholen, daß das Ordensleben keine künſtlich gemachte, todte Blume iſt, die man dem Baum des Chriſtenthums nur ſo angebunden oder angeklebt hätte — ſondern vielmehr eine Blume, die aus deſſen innerſtem und feinſtem Mark hervorgeht: aus dem Wort des Heilands und aus dem dieſem Wort entſprechenden Bedürfniß einer Seele, welche ſich Demjenigen ganz zu weihen begehrt, der ſich ganz ihr geſchenkt hat. Herrſcht nun die froſtige Atmoſphäre der Glaubensgleichgültigkeit, ſo kann ſich freilich dieſe zarte Blume nicht in ihr entwickeln; aber dann iſt es auch ganz gewiß, daß die Welt keinen Ueberfluß an tugendhaften Hausvätern und Hausmüttern haben wird; denn der Nachtfroſt ſchadet freilich zuerſt den Blüten, aber dann auch den Blättern eines Baumes. Geht nun der Glaube in ſeiner wahren Geſtalt als eine Sonne der Liebe über ihm auf: ſo ergießt ſich neue Triebkraft durch den ganzen Baum und reges Leben tritt in all' ſeine Theile: man erinnert ſich daran, daß man im Hauſe und in der Welt für Gott zu leben und ihm Rechenſchaft für die Seele zu geben hat. Und wenn im Hauſe und in der Welt, warum denn nicht im Kloſter und in der Zelle? Die Bewegungen in der

Das Opfer im Tempel hört auf. Allmälig nimmt Titus die Stadt ein. Sie wird geſchleift. S. 69—88.

Die Verfolgung der Chriſten.

Plinius des Jüngeren Brief an Kaiſer Trajan. Deſſen Antwort. Beſchuldigungen, die man den Chriſten macht. Ihr Gebetseifer. Ihre Abtötung, Einfachheit, Heiterkeit. Ihre Abneigung gegen Ehen mit Heiden. Was Tertullian darüber ſchreibt. Die Kommunion unter einer Geſtalt. S. 88—108.

Die Martyrer.

Was den Martyrer zum Martyrer macht. Wie er kein Fanatiker iſt. Ihre Anzahl. Der Zauber ihres Beiſpiels. Wie es bei den Verhören, der Marter, im Kerker, im Tode zuging. Ehrfurcht der Chriſten für die Leichen und Überreſte, d. h. Reliquien der Martyrer. Wie ſie beerdigt wurden. Welchen Wert die Gläubigen darauf legten, an den Gräben der Martyrer zu beten und das heilige Meßopfer auf denſelben darzubringen. Jeder katholiſche Altar umſchließt Reliquien. Wie die Leidensgeſchichten der Martyrer geſammelt wurden. S. 108—130.

Die Katakomben.

Urſprung, Beſtimmung, Ausdehnung, Einrichtung, Ausſchmückung. — Sie geraten in Verfall, faſt in Vergeſſenheit. Antonio Boſio beginnt im ſechzehnten Jahrhundert ſie wiſſenſchaftlich zu durchforſchen. Palmzweig und Blutkrüglein von der Kirche anerkannt als Bezeichnung eines Martyrergrabes. Nur dieſe werden geöffnet, um die Reliquien, welche ſie enthalten, der Verehrung der Chriſten zu übergeben. S. 130—151.

Das Coliſeum.

Beſchreibung desſelben und der Spiele, die darin gegeben wurden. S. 151—165.

Der heilige Apoſtel Johannes, Evangeliſt.

Seine Liebe zu den Seelen. Er beſteht das Martertum in Rom; wird verbannt nach Patmos; ſchreibt die geheime Offenbarung; kehrt zurück nach Epheſus; ſchreibt ſein Evangelium; ſtirbt im Jahr 101. S. 165—172.

Flavia Domitilla.

Nichte Domitians; eröffnet in ihrer Villa eine Katakombe; wird verbannt; leidet unter Trajan den Martertod. S. 172—173.

Der heilige Papſt Clemens.

Sein Sendſchreiben an die Gemeinde zu Corinth. S. 174—179.

Der heilige Simeon, Biſchof von Jeruſalem.

Führt die Chriſtengemeinde vor der Belagerung Jeruſalems nach Pella; kehrt mit ihr zurück, nachdem Jeruſalem wieder bewohnbar geworden. Stirbt am Kreuz im Jahre 104. S. 179—182.

Der heilige Ignatius, Biſchof von Antiochien.

Sein Verhör vor Trajan; wird, zu den wilden Tieren verdammt, nach Rom geſchickt; ſchreibt unterwegs an die Chriſtengemeinden zu Rom, Epheſus, Magneſia, Tralles, Smyrna und an den heil. Polykarp; wird von den Löwen zerriſſen in Rom, 20. Dezember 107. Verehrung der Martyrer. Sein Gedächtnis wird gefeiert am 1. Februar. S. 183—202.

Die heilige Symphoroſa und ihre ſieben Söhne.

Leidet zu Tibur unter Hadrian um 120, am 18. Juli. S. 202—207.

Letzte Zerſtörung Jeruſalems.

Aufſtände der Juden. Barcochab. Über Jeruſalems Trümmer Aelia Capitolina erbaut. Die heiligen

Stätten entweiht. Die Juden verbannt. Des Juſtinus, Irenäus und Tertullians Zeugniſſe über die Ausbreitung des Chriſtentums im zweiten Jahrhundert. S. 207—213.

Die heilige Felicitas und ihre ſieben Söhne.

Leidet zu Rom unter Antonius Pius um 150, am 10. Juli. S. 213—218.

Der heilige Polykarp, Biſchof von Smyrna.

Sein heiliger Wandel; ſeine reine apoſtoliſche Lehre; ſein gewichtiges Zeugnis gegen die Häreſien. — Aus ſeinem Schreiben an die Philipper. — Sein Leiden und Tod unter Marc Aurel in Smyrna am 26. Januar 167. S. 219—235.

Der heilige Juſtinus, der Martyrer.

Seine Herkunft, Studien und Bekehrung. Reiſe nach Rom. Häreſiarchen daſelbſt. Innere Verwandtſchaft der Häreſien mit dem Heidentum und der falſchen Philoſophie. Juſtins zwei Apologien des Chriſtentums. Das Myſterium von der wirklichen Gegenwart in der Euchariſtie. Sein Geſpräch mit Tryphon. Sein Tod in Rom unter Marc Aurel um 167 am 13. April. S. 235—256.

Die Martyrer von Lyon und Vienne, insbeſondere die heilige Blandina.

Grauſamkeit der Verfolger. Zehn Chriſten fallen ab; werden bekehrt durch die Fürbitte der heiligen Bekenner. Biſchof Bothinus; Diakon Sanctus; Maturus, Attalus; der Arzt Alexander. Der Knabe Ponticus und Blandina leiden und ſterben zuletzt zu Lyon unter Marc Aurel am 2. Junius 177. 256—269.

Fortgang der Verfolgungen.

Unter Septimus Severus, 202—10. Unter Maximin dem Thracier, 237, ganz kurze Verfolgung. Die Chriſten breiten ſich aus, genießen Ruhe und Frieden, laſſen ſich teilweiſe vom Wohlleben feſſeln. Die wütenden Verfolgungen unter Decius, 250—51; Gallus, 252; Valerianus, 257—59, erwecken die Glaubenskraft. Abermalige Zeit der Ruhe. Zahlreiche Bekehrungen der Beſten, Tüchtigſten und Angeſehenſten. Das Chriſtentum eine Macht, welche das Heidentum ſchreckt. Diocletians blutiges Verfolgungs-Edikt, 23. Februar 303. Galerius hebt es auf 311, aber Maximin Daja erneuert die Verfolgung, bis Conſtantin das Chriſtentum förmlich anerkannt, 313. S. 269—289.

Die heiligen Perpetua, Felicitas und ihre Gefährten.

Vivia Perpetua beſchreibt ſelbſt ihr Leiden und das dieſer Martyrer bis zum Tage vor dem Tierkampf. Ein Augenzeuge beſchreibt ihr Ende. Sie leiden zu Carthago unter Septimus Severus am 7. März 202. S. 289—307.

Der heilige Irenäus, Biſchof von Lyon.

Schüler des heil. Polykarp. Schreibt gegen die Gnoſtiker: „Darſtellung und Widerlegung der ſogenannten Erkenntnis. „Kennzeichen der wahren Kirche: ihre Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit (Katholizität) und Apoſtolizität; die Aufeinanderfolge der Biſchöfe mit derſelben Glaubenslehre und derſelben Tradition; der Zuſammenhang der Lehre und der Tradition mit Rom. Über die Häreſie. Über das Myſterium der wirklichen Gegenwart Jeſu Chriſti in der Euchariſtie. Über die allerſeligſte Jungfrau Maria. Martyrertod des Irenäus um 203 am 28. Juni zu Lyon unter Kaiſer Severus. Tertullian, „Beweis des Beſitzſtandes.“ S. 307—326.

Die heilige Potamiana.

Die Jungfräulichkeit auch in Anſehen bei den Heiden: Veſtalinnen, Druidinnen; wird verklärt im Chriſtentum und wird der Lieblingsſtand der Gläubigen. Für ſie leidet Potamiana, eine junge Sklavin, zu Alexandrien den Martertod, 28. Juni 207, unter Kaiſer Severus. Marcella, ihre Mutter, und der Soldat Baſildis ebenfalls. S. 326—333.

Bruchſtücke aus Briefen des heiligen Dionyſius, Biſchofs von Alexandrien.

Die Verfolgung vor und unter Decius. Die heil. Apollonia, Metras, Quinta, Serapion, Dioskorus und andere. Verbannung des Heiligen. Peſt in Alexandrien. Der Heilige bekämpft die Irrlehre des Paul von Samoſata, der die Gottheit Chriſti leugnete und nennt die heilige Jungfrau Maria „Theotocos:“ Gebärerin Gottes. Stirbt 264. S. 333—342.

Der heilige Pionius.

Eudämon, Biſchof von Smyrna, fällt ab. Pionius, ein heiliger Prieſter, legt ſich ſelbſt mit Asclepiades und Sabina in Feſſeln, ermahnt die Heiden und Juden, kräftigt die Gläubigen, tröſtet reuige Büßer, wird um ſeine Fürbitte angefleht, leidet ſelig den Feuertod zu Smyrna unter Decius am 11. März 250. S. 342—354.

Der heilige Cyprianus, Erzbiſchof von Carthago.

Herkunft; Bekehrung. 248 Erzbiſchof. Hohe Tugend. Entzieht ſich dem Martertod unter Decius. Zahlreiche Apoſtaten. Wollen ſich in die Kirche wieder eindrängen. Cyprian will nur reuige Büßer aufnehmen. Zuſtimmung von Rom. Seine Schrift „Von den Gefallenen“ ermahnt zur Beicht und Buße. Schrift „Von der Einheit der Kirche:“ Primat des Petrus. Differenz mit

Papſt Stephanus über die Taufe; Rom hält die alte Überlieferung aufrecht; der Prüfſtein, um die ächte Tradition von der falſchen zu unterſcheiden, iſt die Gemeinſchaft des Glaubens mit der Kirche von Rom. Cyprian in Verbannung nach Curubis, 257; hingerichtet in Carthago, 14. September 258, unter Kaiſer Valerian. S. 354—382.

Der heilige Laurentius.

Erzdiakon der Kirche zu Rom, Pfleger der Armen, Verwalter ihrer Güter, verkauft die koſtbaren Altargeräte und überweiſt dem habgierigen Präfekten die Schätze der Kirche — die Armen. Leidet den Feuertod, 10. Auguſt 258 in Rom, unter Kaiſer Valerian. S. 382—388.

Der heilige Nicephorus.

Über die Gemütsſtimmung der Martyrer. Freundſchaft zwiſchen Nicephorus und Sapricius. Dann ihre Feindſchaft. Dieſer bleibt unverſöhnlich und fällt vom Glauben ab. Nicephorus bittet ihn um Vergebung und leidet den Martertod zu Antiochien unter Kaiſer Valerian am 9. Februar 259. S. 388—394.

Afrikaniſche Martyrer.

Die Prieſter Renus, Lucius, Montanus, Julian und Flavian der Diakon, ſämtlich Schüler Cyprianus, und die Witwe Quartilloſia werden durch Hunger und Durſt in langwieriger Haft gefoltert, durch Viſionen belehrt und getröſtet und endlich hingerichtet zu Karthago im Mai 259 unter Valerian. S. 394—403.

Die heil. Marian, Jakobus und andere.

Große Leiden, liebliche Viſionen. Marians Mutter. Furchtbares Blutbad zu Cirtha in Numidien, 30. April 259, unter Valerian. S. 403—407.

Der heilige Fructuoſus.

Biſchof von Tarragona in Spanien, iſt der erſte ſpaniſche Martyrer, von deſſen Leiden man Akten hat. Sehr beliebt auch bei dem heidniſchen Volke. Lehnt auf ſeinem Leidensweg einen Labetrunk ab, um die Faſte nicht zu brechen. Leidet den Feuertod mit ſeinen beiden Diakonen zu Tarragona, 21. Januar 295, unter Valerian. S. 408—411.

Der heilige Cyrillus.

Kaum zwölf Jahre alt von ſeinem Vater des Glaubens wegen gegeißelt und verſtoßen. Dann enthauptet, 29. Mai 260, zu Cäſarea in Cappadocien. S. 411—416.

Der heilige Gregorius Thaumaturgus.

Seine Herkunft, Erziehung, Bildung. Studiert mit ſeinem Bruder das Chriſtentum und die heiligen Schriften unter Origenes zu Cäſarea. Dann zu Alexandrien unter dem heil. Dionyſius. Wird getauft; kehrt nach ſeiner Vaterſtadt Neocäſarea in Pontus zurück; entſagt der Welt; wird Biſchof; wirkt unzählige Wunder; bekehrt die ganze Landſchaft. Stirbt zu Neocäſarea, 17. Dezember 264. Origenes ſtirbt zu Tyrus 254. Aus ſeinen Schriften: über die Liturgie des Gottesdienſtes; über das Gebet; über die heiligen Sakramente der Buße und der Euchariſtie. S. 416—444.

Aus des Euſebius Pamphilius, Biſchofs von Cäſarea, Beſchreibung der Diocletianiſchen Verfolgung.

Verſchiedene Martern, welche die Chriſten auszuſtehen hatten und zwar Jahre lang. Wie die wilden Tiere ſich zuweilen vor den Martyrern ſcheuen. Ulpianus. Agapius. Theodoſia. Wie alle Lebensmittel auf den

Märkten durch heidniſche Opferweihungen verunreinigt werden. Wie die Biſchöfe gequält werden. Wie der Freund des Euſebius, der gelehrte heilige Prieſter Pamphilus, mit elf Anderen an einem Tage den Martertod leidet. Euſebius ſelbſt ſtirbt erſt um 340. S. 444—457.

Der heilige Geneſius.

Schauſpieler zu Rom, bekehrt ſich auf der Bühne, wird gemartert, empfängt die Bluttaufe, 26. Auguſt 286, unter Kaiſer Diocletian. S. 458—461.

Der heilige Mauritius und ſeine Gefährten.

Anführer der Thebaiſchen Legion; wird mit ihr niedergemetzelt in der Schweiz, 22. September 286, unter Kaiſer Maximian. S. 461—467.

Der heilige Sebaſtian.

Tribun der Prätorianer; Liebling der Kaiſer Diocletian und Maximian; wirkt zahlloſe Bekehrungen; erhält den Beinamen „Beſchirmer der Kirche.“ Das Chriſtentum im Kaiſerpalaſt. Sebaſtian wird mit Pfeilen erſchoſſen, aber wieder hergeſtellt; dann mit Stöcken totgeſchlagen zu Rom, 20. Januar 288, unter Diocletian. S. 468—478.

Der heilige Theodotus.

Schlichter Gaſtwirt zu Ancyra, heiligt ſich ſelbſt, ſein Wirtshaus, ſeine Gäſte; ſucht die Reliquien des Martyrers Valens; verſpricht dem Prieſter Fronton Reliquien. Als die fromme Jungfrau Thecuſa und ſechs Gefährtinnen gemartert und in den See verſenkt werden, rettet er mit großer Mühe die ehrwürdigen Überreſte; wird verraten, befragt, gefoltert, enthauptet. Soldaten bewachen ſeine Leiche; Fronton entführt und beſtattet ſie. Der Martyrer litt am 18. Mai 303 unter Diocletian zu Ancyra in Galatien. S. 478—501.

Der heilige Felix.

Biſchof von Tibiura in Afrika: ſoll die heiligen Schriften ausgeliefert; weigert ſich; wird erſt nach Carthago, dann nach Italien geſchickt und zu Venuſia enthauptet am 30. Auguſt 303. S. 501—506.

Der heilige Euplus.

Diakon zu Catanea in Sicilien: wird gefoltert und enthauptet, weil man die heiligen Evangelien bei ihm findet, 12. Auguſt 304. S. 506—509.

Der heilige Romanus.

Wie Romanus gefoltert und wie die Zunge ihm ausgeſchnitten wird. Wie das dreijährige Knäblein leidet und ſtirbt; wie die Mutter es ermahnt. Wie es Gott gefällt Wunder zu tun. Wie Romanus vollendet, 18. November 303, zu Antiochien. S. 509—514.

Die heilige Agnes.

Wie ſie ſich Chriſtus anverlobt, jede Bewerbung verſchmäht, auch die des Sohnes des Präfekten von Rom. Wie ſie den Göttern opfern ſoll und ſich weigert. Wie ſie geſtraft werden ſoll und endlich enthauptet wird, 21. Januar 303, zu Rom. Wie die heil. Emerentiana neben ihr beſtattet wird. An ihrem Feſttage Weihe der Lämmer für die Pallien. S. 514—520.

Die heilige Eulalia.

Jungfrau von 12 Jahren, leidet zu Merida in Spanien den 10. Dezember 304. S. 520—523.

Die heilige Theodora und der heil. Didymus.

Wie ſie verhört und eingeſperrt wird. Wie Didymus ſie befreit und leidet, 28. April 304, zu Alexandrien. S. 523—527.

Die heilige Afra.

Wie der heilige Narciſſus ſie, ihre Mutter und drei Dienerinnen tauft. Wie Afra verhört und auf einer Inſel im Lech zu Augsburg verbrannt wird, 5. Auguſt 304. Wie ihre Mutter und die drei Dienerinnen in ihrer Gruft umkommen. S. 527–534.

Der heilige Irenäus, Biſchof von Sirmium.

Wie er Weib und Kind verläßt um Chriſti willen und Prieſter und Biſchof wird. Wie er alles Irdiſche verläugnet und nach langer Qual enthauptet wird, 25. März 304, zu Sirmium in Pannonien. S. 534–538.

Der heilige Phokas.

Gärtner zu Synope. Wie er gaſtfrei iſt. Wie er ſeine Mörder aufnimmt und bewirtet. Wie er ſich ihnen überliefert und leidet, 14. Juni 304. Wie die Schiffer auf dem ſchwarzen Meere ihn verehren. S. 539–544.

Die heilige Julitta und ihr Sohn Quiricus.

Wie ſie Heimat und Vermögen verläßt und ihren Sohn zu retten ſucht. Wie Beide ergriffen werden. Wie das dreijährige Kind Chriſtum bekennt und zum Martyrer wird. Wie Julitta leidet, 16. Juni 305, zu Tarſus in Cilicien. S. 544–549.

Die heilige Nicander und Marcianus und die heilige Daria.

Wie beide Freunde den Kriegsdienſt verlaſſen. Wie ſie verhört und verurteilt werden. Wie Marcians heidniſche Gattin wehklagt. Wie Nicanders Gattin Daria ihn kräftigt und mit ihm leidet, 17. Juni 305, in Möſien. S. 549–554.

Der heilige Philippus, Biſchof von Heraklea.

Wie die Kirchen geſchloſſen, die Zuſammenkünfte der

Menſchheit drängen ſie ſtets — natürlich in Gegenſätzen, denn ohne die und deren Kampf gibt es keine Bewegung — zu den äußerſten Grenzen. Je tiefer ſie durch den Materialismus auf der einen Seite in den Abgrund des Unglaubens und der Unſittlichkeit ſinkt: umſomehr wird ſie auf der andern durch Ueberwindung des materialiſtiſchen Elementes zu einer höheren Stufe des religiöſen Lebens emporſteigen — ja, emporgedrängt werden, um ſich nicht beflecken zu laſſen von dem Sumpf, der da unten gährt. Solche bewegende Kämpfe ſind Zeiten der Trübſal, welche die göttliche Weisheit über die Menſchheit verhängt, damit dieſe ſich deutlicher bewußt werde, als es in Freudentagen zu geſchehen pflegt, daß ihre endliche Beſtimmung über dieſe Erde hinaus liegt. So träge und ſtumpf wird das ſchwache Menſchenherz durch die Verſenkung in irdiſches Wohlbehagen, daß es, wenn es einmal an's ewige Leben denkt, ſich dieſes vorſtellt etwa wie ein bequemeres Haus, das der liebe Gott recht bereitwillig öffnen wird. Aber mit nichten iſt es ſo! denn weshalb hätte dann wohl Gott auf unſre Welt zu kommen und das armſeligſte und gequälteſte aller Leben zu führen und zu ſprechen brauchen: „folge „mir nach!“ weshalb denn hätte er die Liebe in den Seelen zu entzünden brauchen, die Liebe, die gar nicht leben kann ohne aufzuflammen in Opferſehnſucht? Daß er uns die Liebe in die Seele gehaucht hat, iſt

Chriſten unterſagt, die Altargerätſchaften geraubt, die heiligen Schriften geſucht und verbrannt werden. Wie Philippus und ſein Diakon Hermes verhört und eingekerkert werden. Wie Philipus nachts im Theater die Chriſten ermahnt und kräftigt. Wie er gemartert und dann nach Adrianopel geſchickt wird. Wie er dort mit Hermes und dem Prieſter Severus den Flammentod erleidet, 22. Oktober 305. S. 555—563.

Die heilige Julia.

Wie ſie gedrangſalt, beraubt und vor Gericht als Chriſtin für rechtlos erklärt wird. Wie ſie in den Flammen endet, 30. Juli 305, zu Cäſarea in Cappadocien. S. 563—565.

Die heiligen Firmus und Ruſticus.

Wie ſie zu Mailand vom Kaiſer Maximian Herculeus ſelbſt verhört werden. Wie er ſie geißeln und peinigen läßt und dann dem Richter Anolinus übergibt. Wie dieſer ſie nach Verona als Gefangene zum Kriegsoberſten Cangarius ſchickt. Wie Cangarius Chriſt wird. Wie die Martyrer leiden, 9. Auguſt 305, zu Verona. Wie Anolinus ihre Akten verbrennen läßt. S. 566 bis 574.

Der heilige Bonifacius.

Wie er in Rom ein weltliches Leben führt. Wie Aglaë, ſeine Herrin, von der Gnade gerührt, ihn in den Orient ſchickt, um ihr Reliquien der Martyrer zu bringen. Wie er ſelbſt ein heiliger Martyrer wird zu Tarſus in Cilicien, 14. Mai 306. S. 574—583.

Der heilige Arcadius.

Wie er die Verborgenheit aufgibt, um ſeinen Vetter zu retten. Wie ihm jedes Glied ſeines Körpers einzeln und langſam abgelöſt wird. Wie er triumphierend ſtirbt zu Cäſarea in Mauritanien am 12. Januar 310. S. 583—587.

Der heilige Lucian.

Prieſter zu Antiochien. Veranſtaltet eine Ausgabe der heiligen Schriften. Iſt eine Weile nicht feſt im Glauben. Beſinnt ſich zu rechter Zeit. Verteidigt das Chriſtentum vor Kaiſer Maximin Daja. Wird durch Hunger gefoltert und dann enthauptet, 7. Januar 311, zu Nicomedien. S. 587—591.

Der heilige Barlaam.

Ein unbekannter, ungebildeter Mann, den der Richter verlacht. Wie ihm brennender Weihrauch in die Handfläche gelegt wird. Wie er die Marter leidet und enthauptet wird zu Cäſarea in Cappadocien, 16. November 311. S. 591—593.

Die heiligen vierzig Martyrer.

Wie ſie ſich als Chriſten bekennen. Wie ſie die Winternacht auf dem zugefrornen See zubringen müſſen. Wie einer abfällt. Wie der wachthabende Offizier ſich bekehrt. Wie ſie enden zu Sebaſte in Armenien, 10. März 320, unter Kaiſer Licinius. S. 593—600.

„Siege durch dieſes.“

Wie Kaiſer Conſtantin eine Erſcheinung des Kreuzes hat. Das Labarum. Wie er Kaiſer Maxentius beſiegt und in Rom einzieht. Wie er das Chriſtentum in jeder Weiſe begünſtigt, den Polytheismus verfallen läßt, häretiſche Sekten geſetzlich ausſchließt von den Privilegien der Kirche. Wie er ſeine Reſidenz nach Byzanz verlegt. Wie er in ſeiner Todeskrankheit erſt ſich taufen läßt. Wie ſeine Mutter Helena nach Paläſtina reiſt und Kirchen auf den heiligen Stätten erbaut. Wie das Kreuz die Welt beſiegt. Wie die Kirche in der Welt ſteht. S. 600—614.

Sch.

ENDE

117, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke

37. u. 38. Band.

Die
Väter der Wüſte.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Väter der Wüſte.

Vorwort.

Hier iſt nun wieder eine Sammlung von Bildern aus der Geſchichte der Kirche, wieder ein Kranz von Paſſionsblumen zu Füßen des heiligen Kreuzes. Aber die Zeit iſt eine andere. Freundliche, ja goldene Tage ſind dem Chriſtentum aufgegangen und der Chriſt findet kein äußeres Martertum mehr. Darum erfindet er ein innerliches. Denn ohne Martyrium lebt die heilige Liebe nicht. Das iſt ihr Vorrecht und ihre Signatur. Aber darum iſt denn auch der Schauplatz ein anderer, nicht mehr das tobende Amphitheater mit ſeiner blutbeſprengten Arena, mit ſeinem mörderiſchen Folterapparat, mit ſeinen gierigen Beſtien, mit ſeinen leidenſchaftstrunkenen Zuſchauern. O nein! ganz wo anders iſt er! Ein einſames Menſchenherz in öder Zelle oder ringsum das Schweigen der Wüſte: das iſt der Schauplatz dieſer neuen Paſſion. Jene hatte ihr Vorbild in Chriſtus auf Golgatha; dieſe in Chriſtus im Stalle zu Bethlehem, auf der Flucht nach Egypten, in der Zimmermannshütte zu Nazareth, in der Nacht am Ölberg — lauter Stätten ſeiner myſtiſchen Paſſion! Und dieſe teilen die großen heiligen Einſamen, die Väter der Wüſte, mit ihrem Heiland. Sie wanein Beweis, daß er Opfer von uns erwartet; denn wozu ſonſt hätten wir die Liebe? was könnten wir mit ihr anfangen, wie ſie äußern, wie ſie anwenden? Es bleibt ihr nichts übrig als das Opfer, wie der Glaube es ſie lehrt.

Während alſo da unten im Abgrund der Sinnenmenſch ſeinen wüſten Rauſch durchlebt, und ſeine Seele mit ihren himmliſchen Fähigkeiten des Glaubens und der Liebe unter die Füße tritt, weil er in der Heimſuchung durch Trübſal nur eine Auffoderung ſieht, den Genuß des Augenblicks zu ſteigern: ſo gehen vom Rande des Abgrunds in langen Reihen Diejenigen aufwärts, welche ſich wiederum die Irdiſchkeit unter die Füße zu legen und Dem ähnlich zu werden ſuchen, der ſie nach ſeinem Bilde und für ſeine Liebe geſchaffen hat. Und um ſich dieſer ganz zu weihen und ihre Seele ſo zu heiligen, daß ſie dem himmliſchen Bräutigam wohlgefalle, entſagen ſie Allem, was ſich zwiſchen ihn und ſie ſtellen könnte — dem Verbotenen nicht etwa nur, ſondern auch dem Erlaubten — feiern in dieſer gänzlichen Weltentſagung die Vereinigung mit einer höhern Liebe und legen dadurch einen beſtändigen Proteſt gegen die Gottentfremdung Jener ein, welche nichts begehren als den Beſitz und Genuß der Sinnenwelt. Dies iſt keine künſtlich hervorgerufene Schwärmerei, wie häufig der Weltſinn wähnt. Die Schwärmerei erfaßt die Idee des Opfers als deln auf dem Wege zum Himmel, auf dem Er zeitlich in ſeiner heiligſten Menſchheit gewandelt iſt, um uns ewig durch ſeine Gottheit zu beſeligen; ſie wandeln freiwillig auf dem Wege des Leidens aus Liebe. Es liegt ich weiß nicht was für ein namenloſer Zauber auf dem Leben dieſer Einſamen, wie es von der Demut, vom Stillſchweigen und von der Einöde, mit ſeinen Kämpfen, Trübſalen, Opfern, Schmerzen lind verſchleiert wird, doch ſo klar, ſo ſchön vor den Augen der Welt, aber über ihr ſich entwickelt und an dem Himmel der Kirche als ein feſter Regenbogen ſteht, als ein Zeichen der Verſöhnung des Geſchöpfes mit dem Schöpfer, gebildet aus der „Sonne der Gerechtigkeit" — Chriſtus; aus dem trüben Gewölk der Zeitlichkeit und aus den Herzbluttropfen, die man Tränen, Tränen der Buße, der Reue, der Liebe nennt. Man fühlt ich weiß nicht was für eine unſägliche Sympathie mit dieſen ſtillen Heroen, deren Wunden nur nach innen bluten, deren Siege nur der König der Ewigkeit belohnt. Ich meine, kein Menſchenherz könne ſich ungerührt von dieſen Geiſterſchlachten wegwenden, die in höherer Sphäre zur Erſtürmung des Himmelreichs geliefert werden, während es in niedriger und für geringe Zwecke ſo jämmerlich ſich abquält. An ihnen ſieht es, wie das Auge des Glaubens die irdiſchen Dinge mißt und ſchätzt, und wie die Hand der Hoffnung ſie wegwirft, um nach den himmliſchen zu greifen, und wie die Liebe das Himmliſche findet im herben Kelch der Entſagung, und wie aus der Entſagung ein wonneſeliger Triumph erſteht. Und welch Menſchenherz hat nicht die Entſagung zu üben?

Nun wohlan! ſo übe es ſie in der Vereinigung mit der heiligſten leidenden Menſchheit des Erlöſers.

Man hat mir geraten, ich möchte nur nicht zu viel Myſtiſches, dem die Zeit abhold ſei, in dieſe Bilder bringen. Das hätte ich ohnehin nicht gewagt, weil die Myſtik ein Buch mit ſieben Siegeln iſt, das nur die Heiligen und die Gotterleuchteten, aber mit nichten die Anfänger, die wie ich, kaum auf der Schwelle der heiligen katholiſchen Kirche ſtehen, öffnen können. Nur war freilich die Kundgebung der Kraft und Liebe Gottes in ſeinen durch die chriſtliche Aszeſe gereinigten Geſchöpfen nicht zu vermeiden, da ſie ja einen weſentlichen Teil des Lebens der großen Anachoreten ausmacht, und das iſt denn allerdings wunderbar geheimnisvoll, d. h. myſtiſch. Da muß man ſich einfach an den heiligen Einſiedler, den großen St. Johannes Climacus, halten, der in ſeiner „Leiter zum Paradieſe" mit ſo lieblicher Kindeseinfalt ſchreibt: „Da, wo Gott wirkt, der über die Natur iſt, wird auch immer ſehr vieles gewirkt werden, was gleichfalls über die Natur iſt."

Zwiſchen den „Vätern der Wüſte" befinden ſich ſehr viel Frauen. In der Ordnung der Gnade gilt aber weder Mann noch Weib, ſondern nur die „neue Schöpfung", ſagt der heilige Apoſtel Paulus den Galatern, und deshalb gehören die großen Aszetinnen in dieſen Kranz von Paſſionsblumen. Welche Frauen — ſo eine Macrina, an deren liebendes Herz drei Biſchöfe, drei Heilige, ihre Brüder, ſich lehnen! So eine Paula, die ganze Generationen ihrer Familie in die Heiligkeit hineinzieht!

Geleſen hab' ich zuerſt und vor allen und immer wieder „Das Leben der Väter" von P. Heribert Rosweyd S. J., der über dieſen Gegenſtand die Schriften des Hieronymus, Rufinus, Theodoret, Palladius, Caſſian, Sulpicius Severus, Evagrius u. a. geſammelt und zu einem unvergleichlich ſchönen Buch vereinigt hat, aus deſſen Reichtum ich nur einzelnes auswählen konnte, was nun leider unter meiner Feder zu verwelkten Roſen geworden iſt. Dann las ich Stolbergs, Döllingers, Fleurys, Rohrbachers, Alzogs Kirchengeſchichte; dann Möhlers „Athanaſius"; P. Zingerle's „Simeon Stylites"; Böttigers „Sabina"; Rickel und Kehrein „Beredſamkeit der Kirchenväter"; Butler „Leben der Heiligen Gottes"; Johannes Climacus „Leiter zum Paradieſe"; und ein altes franzöſiſches Werk „Vie des Pères du Desért" von einem Ungenannten.

Jetzt geht das Buch in die Welt und zu dir, mein Leſer, für den ich es mit großer Liebe und in der Hoffnung, daß es dir Freude machen werde, geſchrieben habe. Jetzt aber mache auch du mir wiederum Freude. Siehe! zitternd und zagend ſteh' ich da, daß dies kleine Buch mir nicht dereinſt zum Gericht werde, weil ich die Tugenden, die ich darin beſchrieben, zwar erkannt, geliebt und bewundert, aber nicht geübt habe. Ach, hilf mir den lieben Gott bitten, daß es doch endlich geſchehen möge!

Mainz, am Tage der heiligen Thereſe,
15. Oktober 1857.

Ida Hahn-Hahn.

Soli Deo Gloria!

Das Chriſtentum in der Freiheit.

Der Glaube, den der Sohn Gottes zur Erlöſung und Beſeligung der Menſchheit vom Himmel herabgebracht, durch die Wunder ſeines Lebens und Todes beſiegelt und zur Reinbewahrung und ferneren Verkündigung einer Anſtalt übergeben, deren heilige Verfaſſung Er ſelbſt nach göttlicher Weisheit angeordnet und eingeſetzt hatte: dieſer Glaube war durch Gottes Werkzeug, Kaiſer Conſtantin, aus der äußern Unterdrückung aufgerichtet und gegen die heidniſche Verfolgung beſchirmt. Aber nicht bloß als ebenbürtig anderen Religionslehren nahm dieſer Glaube zwiſchen ihnen ſeinen Platz ein, ſondern als der allein berechtigte, weil durch die ewige Wahrheit ſelbſt allein geoffenbarte nahm er für ſich eine überirdiſche Weltherrſchaft in Anſpruch. Andere Religionsſyſteme — der Egypter wie der Griechen, der Indier und Perſer wie der Römer, ja auch das der Israeliten — gehörten immer ihrem Lande und ihrem Volke an, waren von einander geſchieden durch Berge und Flüſſe, begrenzt durch eine fremde Sprache, eingeengt durch die Anſchauungsweiſe der verſchiedenen Völker, die ihnen anhingen. Die Gottheit, welche an der ſüdlichen Küſte des Meeres angebetet wurde, war an deſſen nördlicher Küſte unbekannt; und am weſtlichen Abhange des Gebirges ſtanden Tempel und Altäre, deren Dienſt am öſtlichen Abhange fremd oder verachtet war. Die Völker ſetzten eine Art von Stolz darein, daß ihre Götter gerade Gottheiten ihres Landes waren. Weil abgefallen von der ewigen Wahrheit, war das Ebenbild Gottes, nach dem ſie geſchaffen waren, in ihnen verwiſcht; war die Signatur der Gnade in ihnen untergegangen vor jener der Natur. In dieſem natürlichen Boden mit allen Kräften des Geiſtes, des Willens, des Gefühls wurzelnd, wurden ſie zum Gegenſatz der Gnadenordnung: ſie ſchufen ſich ihre Götter, und ſchufen ſie ſo, wie zu jeder Zeit die glaubensloſe Selbſtſucht ſchafft: für ſich, für ihre Zwecke, für ihre Bedürfniſſe und ihre Neigungen. Dieſe Götter waren Spiegelbilder des gottentfremdeten Innern des Menſchen und der Menſch diente ihnen in dem Wahne, daß ſie wiederum ihm dienſtbar wären, ihre Macht und ihren Schutz ihm gewährten, ſein Vaterland ihm beſchirmten, fremden Völkern und Ländern feindlich und drohend wären. Er hätte eine Beeinträchtigung ſeines Beſitztums und eine Verkümmerung ſeiner Rechte darin erblickt, wenn er die Gottheit ſeines Landes mit einem andern Volk hätte teilen ſollen. Daher beſtanden Landesgottheiten, wie Landesſitten und Landesgeſetze. Dies zerſplitterte, engherzige Vielerlei, dies unvermeidliche Produkt der Selbſtſucht, war im Polytheismus zur höchſten Höhe und größten Verwirrung geſtiegen und hatte ſeinen Gipfelpunkt erreicht, als der Sohn Gottes Menſch ward, um die traurige Zerriſſenheit zur ſeligen Einheit zurückzuführen und alle Völker und Geſchlechter der Erde für Gegenwart und Zukunft zu Kindern eines Vaters, zu Anbetern eines Gottes zu machen. Die Lehre Jeſu nahm etwas für ſich in Anſpruch, etwas, das ſeit 4000 Jahren noch niemand und nichts in Anſpurch genommen hatte: ſie war göttlich unfehlbar, ſie war allein ſeligmachend, und deshalb nicht beſchränkt auf eine Zeit und ein Volk; ſondern zu allen Menſchen in allen Zeiten ſprach Chriſtus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; der Weg, dem ihr folgen ſollt, die Wahrheit, die ihr aufnehmen ſollt, das Leben, das ihr in Ewigkeit genießen ſollt. Welchen Wiederklang dies Wort in der Menſchheit fand, zeigen die erſten Jahrhunderte, in denen Chriſtus ſeine Verheißung in Erfüllung gehen ließ: „Wenn ich von der Erde erhöhet bin, werde ich alles an mich ziehen." Dieſer Zug war ſo gewaltig, ſo allgemein, ſo hinreißend, daß er von dem Marterleben und dem Martertode in dieſen drei erſten Jahrhunderten ſtatt unterdrückt — entflammt, ſtatt abgeſchreckt — angefeuert wurde. Nach dieſen drei Jahrhunderten hatte das Chriſtentum das Heidentum überwunden.

Aber jeder einzelne Chriſt hatte deshalb noch nicht mit dem göttlichen Heilande „die Welt überwunden". Die Bevorzugung, die Conſtantin augenſcheinlich den Chriſten gewährte; die äußeren Vorteile, durch die er ſie begünſtigte; die hohe Ehrfurcht, die er gegen Biſchöfe und Prieſter bei jeder Veranlaſſung ausſprach; die Teilnahme, welche er der würdigen Feier des Gottesdienſtes ſchenkte; die außerordentliche Großmut, mit welcher er die Gotteshäuſer bis zur höchſten Pracht ausſtattete — alles das trug bei vielen dazu bei, gab wohl ſogar manchen den Anſtoß dazu, daß ſie ſich einer Religion zuwendeten, die der mächtige, ſiegreiche, kluge und edle Kaiſer ſo hoch ſtellte, daß er ſich ganz unleugbar zu ihr hielt und ſich als Chriſt betrachtete, obwohl er nicht getauft war[1], weil er das damals herrſchende Vorurteil angenommen hatte, man müſſe ſich erſt auf dem Sterbebette taufen laſſen, um nicht in das Unglück zu geraten, die Taufgnade durch eine Sünde zu verlieren. Dies war nun freilich eine verkehrte Anſicht, denn die Seele iſt ohne Taufe auch ohne Gnade, iſt von der Erbſünde und ihren eigenen Sünden zwiefach befleckt, alſo unfähig zum ewigen Leben; und niemand war verſichert, daß der Tod nicht plötzlich kommen und dann die Taufe unmöglich machen werde. Dennoch zeugt dieſer Irrtum für den hohen Wert, den man damals darauf legte, durch das Sakrament zur gänzlichen Reinheit hergeſtellt zu werden, um in der Taufunſchuld vom Leben abzuſcheiden und vor den Richterſtuhl des gerechten Gottes zu treten. Conſtantin ſprach und benahm ſich als Chriſt — wenn auch nicht als ein vollkommener — und das war Veranlaſſung genug für eine Menge Menſchen, ihm darin nachzuahmen. Sie hatten ja die heidniſchen Imperatoren als Götter angebetet; hatten ja auf deren Wink und nach deren Laune verflucht und verfolgt, und kein höheres Glaubensgeſetz gekannt, als deren Willen. Der ungeheure Umſchwung, der jetzt für viele innerlich und in den Ideen eintrat, erfaßte andere nur äußerlich und verſetzte ſie nur der Form nach auf die Bahn, auf welcher Conſtantin fortſchritt. Das Beiſpiel der Gewaltigen wirkt in weiteſten Kreiſen; aber um ſo tiefer, innerlicher und hinreißender nur in dem Maße, als der, welcher das Beiſpiel gibt, ſelbſt heiliger iſt. So fluteten denn jetzt, gleichſam im Gefolge Conſtantins, ganze Ströme von Menſchen in die Kirche Chriſti hinein, denen das Weſen derſelben unerſchloſſen blieb, die ſich immer nur auf der Oberfläche des Lebens bewegten, nie hinabſtiegen zu der Schatzkammer der Gnaden und nie hinaufreichten nach dem Ziele, zu deſſen Erſtrebung die Gnaden ausrüſten ſollen.

---

[1] Es ſollen jedoch auch gute Gründe für *die* Anſicht beſtehen, daß ſich der Kaiſer nicht an ſeinem Lebensende, ſondern ſchon viel früher durch Papſt Sylveſter taufen ließ.

Die alten Chriſten aber, welche durch die harten Tage der Vergangenheit zum Teil als Bekenner gewandelt und aus der großen Trübſal gekommen waren, ſie frohlockten und prieſen die Wundertaten Gottes, die er in der bis vor kurzem ſo feindlichen heidniſchen Welt für ſie wirkte. Aus den Metallgruben in Numidien, aus den Porphyr- und Granitbrüchen in Oberegypten, aus den Gebirgen und Wäldern Kleinaſiens, aus den arabiſchen Wüſten, wo viele Tauſende teils in Verbannung, teils als Flüchtlinge gelebt hatten, kehrten ſie jetzt zurück in ihre Heimat, zu ihrer Familie, zum lieben häuslichen Herde und zu den geliebten heiligen Stätten ihrer Andacht. Nach jahrelanger Trennung ſah endlich der Vater ſeine Kinder, der Mann ſeine Gattin, der Freund ſeinen Jugendfreund wieder; vereinigte der Prieſter, der Biſchof ſich wieder mit ſeiner teuren Gemeinde. Manche Bekenner trugen an ihrem Leibe das Siegel der Martern, welche ſie um ihrer Glaubenstreue willen ausgeſtanden hatten: ſie waren einäugig oder ſie waren gelähmt durch ein heißes Eiſen im Kniegelenk und ſo in die Bergwerke geſchickt worden, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen. Andere waren grau und gebrochen durch Krankheit, Mißhandlung und unerhörte Entbehrung. Aber um ſo freudiger ſtimmten ſie ein in das Frohlocken der Glaubensbrüder; denn ſie durften mit dem Apoſtel Paulus ſagen: „Ich werde nicht zu Schanden, denn ich weiß, an Wen ich geglaubt habe.“ (II Tim. 1, 12.) Sie hatten mit ihm empfunden: „Wenn auch unſer äußerer Menſch aufgerieben wird, ſo wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.“ (II Cor. 4, 16.) Sie wußten, daß das echt chriſtliche Leben äußerlich immer Paſſionswoche, innerlich immer Oſtertag, ein täglich abſterbendes und täglich auferſtehendes iſt; und daß „die gegenwärtige Trübſal, die augenblicklich und leicht iſt, eine überſchwengliche, ewige Herrlichkeit bewirket.“ (II Cor. 4, 17.) Ein irdiſcher Wiederſchein dieſer Herrlichkeit erglänzte jetzt in der Welt: die Wahrheit hatte geſiegt! die Wahrheit wurde angebetet! und die Menſchen betrachteten es als ihr Glück und ihre Ehre, zu dieſen Anbetern zu gehören. Und weil ihre Freude ſich auf Ewiges richtete, ſo war ſie rein; war frei von Groll gegen die früheren Unterdrücker, frei von Selbſtüberſchätzung in dem gegenwärtigen Triumph. Denn ſie waren es nicht, die triumphiert hatten! Es ging nun jetzt in Erfüllung, was der heilige Sänger David, der König, mit ſeiner großen Seele vorhergeſehen und geſungen hatte: „Es ſtehen auf die Könige der Erde und kommen zuſammen die Fürſten wider den Herrn und wider ſeinen Geſalbten, ſprechend: Laßt uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch! Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr ſpottet ihrer. Dann redet er zu ihnen in ſeinem Zorne und verwirret ſie in ſeinem Grimme. Und nun, ihr Könige, verſtehet; laßt euch weiſen, die ihr Richter ſeid auf Erden. Dienet dem Herrn in Furcht und frohlocket ihm mit Zittern. Huldigt dem göttlichen Sohn, daß nicht etwa zürne der Herr und ihr zum Untergange gehet.“ (Pſ. 2.) Dieſe wenigen Worte umfaſſen im kurzen prophetiſchen Abriß die Schickſale der Kirche in ihren erſten Jahrhunderten. Jetzt fing Kaiſer Conſtantin an „zu verſtehen“ und der Krieg gegen den ewigen Gott, den ſeine Vorgänger zu ihrem Schaden und ihrer Beſchämung geführt hatten, hörte auf.

Der Geſchichtsſchreiber Euſebius, Biſchof von Cäſarea, ein Augenzeuge dieſer Tage, erzählt, daß die Chriſten mit Wonne die prophetiſchen Hymnen Davids geſungen hätten, in welchen er vierzehn Jahrhunderte zuvor die Bekehrung der Welt weisſagte. „Singet dem Herrn ein neues Lied; ſinget dem Herrn, alle Lande. Verkündet unter den Völkern ſeine Herrlichkeit, unter allen Nationen ſeine Wunder.“ (Pſ. 95.) „Der Herr regiert, darum frohlocke die Erde.“ (Pſ. 96.) „Der Herr hat kundgetan ſein Heil, im Angeſichte der Völker geoffenbart ſeine Gerechtigkeit. Er gedachte ſeiner Barmherzigkeit und ſeiner Wahrheit für das Haus einen Freudenrauſch, als einen edlen bachantiſchen Taumel, als einen verchriſtlichten Reigen auf dem Cythäron im Mondenlicht dichteriſcher Phantaſiefülle; — in der Schwärmerei iſt viel unüberwältigtes Heidenthum — und damit ſchließt man ſich dem Ordensleben nicht an! Das Opfer, welches da begehrt und gebracht wird, geht aus ernſter Beſonnenheit und reiflicher Erwägung hervor, iſt viel zu ſchlicht, zu lang, zu unſcheinbar, zu wechſellos, um aus einer frohlockenden Aufwallung geboren zu werden und nimmt nicht mit dieſer oder jener poetiſchen Richtung im Menſchen vorlieb, ſondern begehrt täglich, ſtündlich, lange Jahre hindurch, den ganzen Menſchen, d. h. ſeinen ganzen, beharrlichen, geſammelten Willen; und der kann nur geboren werden und ſich erhalten aus einer ſehr ſtarken und ſehr demüthigen Liebe zu Gott und zu dem Nächſten.

„Ob wir Gott lieben, kann man nicht wiſſen,“ ſagt die heilige Thereſia zu ihren geiſtlichen Töchtern. „Die Liebe zum Nächſten aber kann man leicht bemerken. Seid verſichert, daß ihr, je mehr ihr ſie „übt, deſto mehr auch in der Liebe Gottes gefördert „werdet. Die Liebe, welche Er zu uns trägt iſt ſo „groß, daß der Lohn für die, welche wir dem Nächſten erweiſen, darin beſtehen wird, daß die Liebe in „tauſendfacher Weiſe zunimmt, die wir Ihm zuwenden.“

Israel. Alle Grenzen der Erde ſchauen das Heil unſeres Gottes." (Pſ. 97.) Denn nicht wie ein Fremdling, ohne Beglaubigung, ohne Ankündigung, trat das Chriſtentum jetzt in die Welt. Nein! eine feierliche Reihe von Herolden ging ihm vorher und im Paradieſe ſchon erklang die erſte Verkündigung desſelben und Gott der Herr ſelbſt eröffnete dem unſeligſten Menſchenpaare eine ferne Hoffnung, als er zur Schlange ſprach: „Ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen dir und dem Weibe, und zwiſchen deinem Samen und ihrem Samen; er wird deinen Kopf zertreten und du wirſt ſeiner Ferſe nachſtellen." (Gen. 3, 15.) Seitdem zieht ſich die Hoffnung auf dieſen Schlangenzertreter, dieſen Wiederherſteller, dieſen Meſſias, durch die ganze Geſchichte des israelitiſchen Volkes wie eine Ader reinen und glänzenden Goldes durch das dunkle und felſige Geſtein. Seitdem friſchen die gottbegeiſterten Propheten, die mit reinem Auge über die Welt hinweg und auf die göttliche Verheißung blicken, durch ihre Weisſagungen den oft nur ſchwach glimmenden Funken der Hoffnung in dem abtrünnigen Volke auf, dem der ſinnliche Götzendienſt mehr zuſagt, als der Glaube an den Erlöſer; und vertröſten den beſſeren Teil der Nation auf zukünftige beſſere Zeiten. „Damit ſtärkten ſie Jakob und erlöſten ihn mit des Glaubens Kraft." (Eccli. 49, 12.) Da ſprach Iſaias, auf die wunderbare Ankunft des Meſſias hinweiſend: „Der Herr ſelbſt wird euch ein Zeichen geben: ſiehe! die Jungfrau wird einen Sohn gebären und man wird ſeinen Namen Emmanuel (Gott mit uns) nennen." (4, 14.) Da flehte er: „Herr, ſende das Lamm, den Beherrſcher der Erde." (16, 1.) Da rief er den Kleinmütigen zu: „Seid getroſt und fürchtet nicht; ſiehe! Gott ſelbſt kommt und erlöſet euch." (35, 4.) Da frohlockte er: „Ein Kind iſt uns geboren, ein Sohn iſt uns geſchenkt, auf deſſen Schulter Herrſchaft ruhet und man nennt ſeinen Namen: Wunderbar." (9, 6.) Da klagte er um „den Verachteten, den Mann der Schmerzen, der unſere Krankheiten trägt und auf ſich ladet unſere Schmerzen, der verwundet iſt um unſerer Miſſetaten und zerſchlagen um unſerer Sünden willen; der geopfert wird, weil er ſelbſt wollte." (53, 3—5.) Da brach er aus in den Jubelſang: „Mache dich auf, werde Licht, Jeruſalem! denn ſiehe! Finſternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker; aber über dir gehet der Herr auf und ſeine Herrlichkeit erſcheinet in dir." (60, 1—2.) In dieſer Weiſe ſprechen ſie alle, immer hindeutend auf die meſſianiſche Zukunft, ſogar auf einzelne Umſtände. Mehr als ein halbes Jahrtauſend vor Iſaias ſprach David: „Sie haben meine Hände und meine Füße durchbohrt, all meine Gebeine gezählt, meine Kleider unter ſich verteilt und das Los geworfen über mein Gewand." (Pſ. 21, 17—19.) Und immer näher kommt die Erfüllung, immer beſtimmter wird die Weisſagung. Daniel, „der Mann der Sehnſucht", berechnet unter dem Bilde der Wochen genau die Ankunft des Herrn. Aggäus ruft: „So ſpricht der Herr der Heerſcharen: noch eine kleine Weile iſt's, ſo erſchüttere ich den Himmel und die Erde, das Meer und das Trockene und alle Völker; und es wird kommen der von allen Völkern Erſehnte — und ich will den Frieden geben." (2, 7—10.) Und Zacharias fragt:

„Was ſind denn das für Wunden mitten in deinen Händen?“ (13, 6.) Aber Malachias, der letzte dieſer heiligen Seher, ruft: „Siehe, er kommt!“ (3, 1) und mit ihm verſtummt der Mund der Propheten.

Staunend hörten die Heiden von dieſen Dingen, von dieſem wunderbaren Zuſammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, der Menſchenſchickſale mit den Planen Gottes; von dieſen Weisſagungen, die von ſo vielen verſchiedenen Lippen, dem Weſen nach gleichförmig, durch die Jahrtauſende gingen und unbeirrt durch die Stürme, welche Völker und Reiche durchwühlten und verſtörten, unbeirrt durch die tiefe Verſunkenheit, in welcher ſich die Menſchheit abarbeitete, einen gewaltigen Retter prophezeiten, einen Erlöſer für alle. Und viele Heiden wendeten ſich mit tiefer Überzeugung dem Glauben an dieſen Erlöſer zu.

Was die Gnade begann, ſetzte die Wiſſenſchaft fort, um auf dem geiſtigen Gebiete nach allen Richtungen hin Seelen zu gewinnen. Der Erzieher des Cäſars Crispus, der Afrikaner Lactantius, ſchrieb im ciceronianiſchen Latein verſchiedene Werke, in denen er heidniſche Unkenntnis aufklärt, Mißverſtändniſſe widerlegt, den Weg zur Wahrheit zeigt und die, welche bereits darauf wandeln, befeſtigt und aneifert. Das Endziel der Menſchheit und den Endzweck ihres Daſeins faßt er ſo zuſammen: „Die Welt iſt geſchaffen worden, damit wir geboren werden. Wir werden geboren, damit wir den Schöpfer der Welt und unſerer ſelbſt erkennen. Wir erkennen ihn, damit wir ihn anbeten. Wir beten ihn an, damit wir als Lohn dieſer Hingebung die Unſterblichkeit empfangen, denn die Anbetung Gottes erfordert eine Hingebung aller unſerer Kräfte. Wir werden mit der Unſterblichkeit belohnt, damit wir, den Engeln ähnlich, dem höchſten Vater und Herrn auf immer dienen und Gott ein ewig dauerndes Reich bilden. Das iſt der Inbegriff aller Dinge, das Geheimnis Gottes, das Myſterium der Welt.“ Um das Jahr 330, im Kaiſerpalaſt zu Trier, ſtarb der chriſtliche Cicero, wie man ihn, ſeiner feinen und anmutigen Beredſamkeit wegen, zu nennen pflegte. Zu derſelben Zeit ſchrieb Euſebius, Biſchof von Cäſarea, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit und einer der gelehrteſten des ganzen Altertums überhaupt, in griechiſcher Sprache zwei Werke „von der Vorbereitung auf das Evangelium“ und den „Beweis des Evangeliums“, die zuſammen ein großes Ganzes bilden, in welchem die Erweiſe der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion bündiger und vollſtändiger enthalten ſind, als in irgend einem andern, aus dem chriſtlichen Altertume auf uns gelangten Buch. Die Schattenſeiten desſelben ſind die Verſtöße gegen die Rechtgläubigkeit des gelehrten Biſchofes. Eine gewiſſe Verſtandestrockenheit, die der Gelehrſamkeit mit ihrem Wiſſen, Sammeln und Zuſammenſtellen nicht ſelten eigen iſt, aber einem hohen Schwung der Seele, einer Verſenkung des Geiſtes in eine überſinnliche Welt und ihre göttlichen Geheimniſſe, von denen das Reich der Gnade und der Erlöſung das tiefſte iſt, widerſtrebt: dieſe Nüchternheit hielt den Euſebius an der Oberfläche gefangen. Sie machte es möglich, daß dieſer berühmte Schriftſteller der irrigen, ſchalen Auffaſſung des Sohnes Gottes, welche mit dem Namen des Arius gebrandmarkt iſt, beipflichtete. Die Fundamentallehre des Chriſtentums, das Myſterium des dreiperſönlichen Gottes, war dem Euſebius verſchloſſen. Der Mann der Wiſſenſchaft muß ganz beſonders ein Mann des Glaubens- und des Gebetes ſein, um nicht der höchſten Blüte der Intelligenz beraubt zu werden.

Wohin der heidniſche Sinn ſich wenden mochte, nirgends fand er Nahrung, überall fand er Gegner. Auf dem Thron — Kaiſer Conſtantin und ſeine Familie; in der Welt — die Angeſehenſten, die Vornehmſten; in der Wiſſenſchaft — die Gelehrteſten. Trotz der Imperatoren waren die Götzen gefallen; um wie viel mehr fielen ſie, als keine kaiſerliche Hand ſie aufrecht hielt. Chriſtliche Ideen und Anſichten fanden Eingang im bürgerlichen Leben: die Ehe zur Würde eines Sakramentes erhoben, zum Bilde der Vereinigung Chriſti mit ſeiner Kirche, alſo geheiligt, alſo unauflöslich: welchen ſittigenden Einfluß mußte ſie allein ſchon auf alle Verhältniſſe üben! Denn durch ſie wurde das Weib dem Manne als ebenbürtig, als gleichberechtigt zur Seite geſtellt. Es hörte auf eine Sache zu ſein, die man kauft, die man fallen läßt, die man wieder nimmt. Prieſterliche Benediktion ſegnete den Bund, welchen zwei erlöſte Menſchen ſchloſſen, um ſich ſelbſt und ihre Kinder, die Kinder Gottes, für das Himmelreich zu bilden. Die ganze Erſcheinung der Kinder verpflanzte ſich auf einen anderen Boden, in eine andere Luft, da die Mutter aufhörte, als eine Sache oder eine Sklavin betrachtet zu werden. Das Kind erbte ſeinen Teil von der Wiedereinſetzung des Weibes in verlorene Rechte. Das Kind, bis dahin ebenfalls wie ein Ding oder ein Sklave Eigentum des Vaters, der es ſchon bei ſeiner Geburt verſtoßen und töten durfte, wurde jetzt auch als ein Geſchöpf Gottes betrachtet und behandelt, wurde ein Glied der Anſtalt, welche allein aus dem Chriſtentume hervorgegangen iſt: der Familie; und hatte als ſolches ſeine Berechtigung, ſeine Anſprüche, ſeine Pflichten. Das Sklaventum war allzufeſt mit allen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens verwachſen, um plötzlich und allgemein aufgehoben werden zu können. Die Sklaven bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung und waren ohne Vermögen, ohne Eigentum, folglich ohne die Mittel und zum Teil ohne die Geſchicklichkeit und Fähigkeit, eine ſelbſtändige Exiſtenz zu begründen. Es kam wohl vor, daß reiche Leute, wenn ſie zum Chriſtentume ſich bekehrten, ihren Sklaven die Freiheit und die notwendigen Subſiſtenzmittel ſchenkten. Andere aber konnten oder wollten das nicht. Da war es nun eine heilige Angelegenheit der großen Biſchöfe, der berühmten Kirchenlehrer, mit feurigem Eifer auf ein echtchriſtliches Verhältnis zwiſchen Herrn und Sklaven, auf die Erziehung und Bildung der letzteren, endlich ſogar auf deren Freilaſſung zu dringen. Dieſer Eifer fand ſolchen Widerhall, daß ſogar eine Reihe von Staatsgeſetzen zugunſten der Sklaven erlaſſen wurden, der Sklaven, die ein paar Jahre früher von ihren heidniſchen Herren wie irgend ein Wurm zertreten worden waren. Die Sonne des neuen Tages lockte auch die Blüten der heiligen Nächſtenliebe ans Licht. Werke der Barmherzigkeit waren von jeher die Lieblingsbeſchäftigung der Chriſten, mußten ſich aber bis dahin, der Verfolgung wegen, meiſtens im Dunkel der Kerker und Katakomben verbergen, oder auf die Abgeſchiedenheit des eigenen Hauſes beſchränken. Nach den Werken der Barmherzigkeit, und nach nichts anderem, wird dereinſt Chriſtus der Weltrichter belohnen oder verdammen, in das Reich der Himmel oder ins ewige Feuer weiſen. (Matth. 15.) Wie mußten ſich die Chriſten beeifern, denen jetzt der Spielraum für dieſe heilige Tätigkeit geöffnet war, dem Tage des Gerichtes entgegen zu gehen im Hinblicke auf die Verheißung: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“ (Matth. 5, 7.) Pilgerherbergen, Krankenhäuſer, Peſtſpitäler wurden eingerichtet; für Waiſen, für ausgeſetzte Kinder, deren es ſo viele bei den Heiden gab, wurde geſorgt; für Schwache, Krüppel und Greiſe entſtanden Verpflegungsanſtalten. Die Biſchöfe regten an: die Gläubigen führten aus. Große Summen, ja große Vermögen wurden auf dieſe Weiſe Chriſto in den Armen geſchenkt. Heilige Seelen, Männer und Frauen, begnügten ſich nicht damit, Hab und Gut hinzugeben: ſie gaben ſich ſelbſt dem Dienſte des Heilandes in ſeinen leidenden Gliedern hin, und walteten demütig, fromm und hingebend in den Spitälern. In kleineren Orten, wo der Gemeinde die Mittel fehlten, machten fromme Biſchöfe auch wohl ihre eigenen Häuſer zu Hoſpizien und Spitälern, oder nahmen zärtlich Bedürftige bei ſich auf, um Dienſte der Liebe zu verrichten und des Segens teilhaft zu werden, den Gott darauf gelegt hat. Der heilige Auguſtinus, Biſchof von Hippo, ſpeiſte gemeinſchaftlich mit den Kranken an einer Tafel. Der heilige Papſt Gregor der Große bediente täglich zwölf Arme bei Tiſch. Lieblich erzählt die Legende, einſt habe ſich ein dreizehnter Armer eingefunden und mit demütigem Erſtaunen habe der heilige Gregor in dieſem armen Fremdling den göttlichen Heiland ſelbſt erkannt. Damals war die Lehre von der Verdienſtlichkeit der guten Werke noch nicht verwäſſert worden durch die Behauptung, man müſſe gute Werke tun ohne Rückſicht auf ihre Verdienſtlichkeit; was gerade ſo viel heißt, als ſie tun ohne Liebe zu Gott. Denn da der Sohn Gottes ausdrücklich geſagt hat, er wolle „den Gebenedeiten ſeines Vaters“, die Ihn in den Hungrigen geſpeiſt und in den Nackten bekleidet haben, „ins ewige Leben eingehen laſſen“ (Matth. 15), ſo iſt es klar, daß man nicht an den Sohn Gottes glaubt und folglich nicht Ihn liebt, alſo nicht Gott liebt, wenn man gute Werke in einer anderen Geſinnung verrichtet, als Er ſie verrichtet haben will, d. h. mit der Hoffnung auf einen Lohn im ewigen Leben. Und worin beſteht dieſer Lohn? Auch darauf antwortet Er mit der Verheißung: „Ich ſelbſt will euer ſehr großer Lohn ſein.“ Und Er, „der verheißen hat, iſt getreu.“ Daß dieſe Vorſchriften, dieſe Verheißungen, unmittelbar aus dem Herzen Gottes ſtrömten und deshalb den, der ſie gläubig befolgte, ans Herz Gottes zurückführen mußten, bezweifelte kein Chriſt. Auch die Gaſtfreundſchaft wurde zu Ehren des göttlichen Fremdlings auf Erden mit Liebe geübt. Um Mißbrauch und Unfug zu verhüten, war es Sitte, daß ſich Reiſende ein Zeugnis von ihrem Biſchofe ausſtellen ließen, um ſich überall als Mitglieder der katholiſchen Kirche auszuweiſen zu können. Der armen Kirchen, die etwa neu entſtanden waren oder tief in heidniſchen Gegenden lagen, gedachten die reicheren mit Teilnahme und ſendeten ihnen Unterſtützungen; eine Mildtätigkeit, welche die Kirche zu Rom im größten Umfange übte. Mit einem Worte: wo ſich ein Leid, eine Bedürftigkeit, ein Gebrechen, eine Not, ein Mangel kundgab, da war die Hand der tätigen Liebe zur Hilfe bereit, und dies war der erſte Gebrauch, den das Chriſtentum von ſeiner jungen Freiheit machte, damit trat es ſeine Weltherrſchaft an.

Der chriſtliche Kultus.

Während der letzten furchtbaren Verfolgung, welche man die Diocletianiſche nennt, weil dieſer Kaiſer ſie begonnen hat, welche aber jahrelang nach ſeiner Abdankung fortwütete, wurden unzählige Kirchen niedergeriſſen oder verwüſtet. Die Herſtellung derſelben und ihre öffentliche feierliche Einweihung war eine Veranlaſſung zu heiligem Frohlocken von ſeiten der Chriſten. Nicht bloß die betreffende Gemeinde mit Biſchof und Geiſtlichen feierten dankbar und freudig dies erhabene Feſt, ſondern Scharen von Gläubigen zogen von allen Seiten teilnehmend herbei und Biſchöfe aus benachbarten Diözeſen, zuweilen ſogar aus weiter Ferne, eilten, ſich dabei zu beteiligen. Was war denn der eigentliche Grund dieſer Teilnahme? welche Freudigkeit verband all dieſe Herzen? iſt denn ein ſchönes Gebäude, ſind Säulen von Marmor und Kelche von Gold — mag das alles auch einer edlen Beſtimmung gewidmet ſein — iſt das eines ſolchen Frohlockens wert? O nein! der

Grund liegt ganz wo anders. In dem Abſchnitte aus der geheimen Offenbarung, der alljährlich am Feſt der Kirchweihe bei dem Gottesdienſte vorgeleſen wird, heißt es: „Siehe! das Gezelt Gottes bei den Menſchen und Er wird bei ihnen wohnen“ (21, 3), und im Evangeliumsabſchnitt desſelben Tages heißt es: „Bei einem Sünder iſt Er eingekehrt“ (Luk. 19, 7). Das war es! der Glaube war es an das Myſterium von der wirklichen Gegenwart Gottes in der heiligen Euchariſtie zwiſchen den Sündern; an das geheimnisvolle, gnadenreiche, zärtliche Leben und Verweilen Gottes unter den Menſchenkindern . Darum waren Kirchen geheiligte, erhabene Stätten; darum betrachtete man ſie in Wahrheit als das Haus Gottes, weil Er ſich auf den Altar herabließ, um ſeinen erlöſten und, ach! dennoch ſo ſchwachen Kindern, hilfreich nahe zu ſein. Erfüllt von dieſem Glauben floſſen die Herzen der Chriſten vor Wonne über, daß unter dem zarten myſtiſchen Schleier der heiligen Hoſtie „der verborgene Gott“ (Iſ. 45, 15) Beſitz nahm von der Erde und aus jedem Altar ſein Golgatha und ſeinen Thron machte. Ohne das Myſterium von der wirklichen euchariſtiſchen Gegenwart — welch ein unſinniges Mauerwerk wäre eine Kirche! Denn um nur an Gott zu denken oder von ihm zu ſprechen, dazu wären Flur und Wald oder das ſtille Zimmer geeignetere Stätten, als ſolch ein leerer, weitläufiger und doch beſchränkter Raum. Aber „der König der Herrlichkeit zog ein“ und „die Fürſten öffneten ihm die Tore“ (Pſ. 23, 7), und ſeine ſichtbare Kirche trat freudig aus den Katakomben hervor in die anbetende Welt; das war es: die wirk-

Dieſe Liebe zu Gott und dem Nächſten iſt das ganze Fundament des Ordenslebens; — man könnte ſagen: iſt überhaupt das Fundament des chriſtlichen Lebens; was auch ganz richtig — da das Ordensleben nur das chriſtliche Leben in ſeinem höchſten und reinſten Ausdruck iſt: in der Liebe der Seelen. Die Liebe zum Nächſten, die aus Fleiſch und Blut erzeugt iſt, und ſich Mann und Weib und Kind zuwendet — genügt hier nicht! hier ſind die Nächſten — die Seelen! die zu rettenden Seelen. Dieſe Liebe zu den Seelen hat unſern Heiland auf die Welt herabgezogen und ihn zu unſerm Nächſten gemacht; ſo daß wir Ihm das thun, was wir dem geringſten unſerer Brüder erweiſen, und uns mit Ihm und ſeinem göttlichen Werk vereinigen, wenn wir uns der Liebe der Seelen weihen.

Um Seelen zu retten aus der Verweſung der abſterbenden Römerwelt, lebten die alten Asceten in der Wüſte ihr wunderbares Gebetsleben. Für ihr eigenes Seelenheil begannen ſie ihre erſtaunliche Weltentſagung, ihre unvergleichliche Weltüberwindung; aber immer zogen ſie durch die göttliche Gnadenkraft, die in ihnen ohne Hemmniß walten konnte, andere Seelen auf dem Wege der Heiligung ſich nach, bald Brüder und Schweſtern, bald Schüler und Freunde, bald Fremdlinge. Allein bleibt Keiner! Jeder bildet wie eine Sonne ein kleines Planetenſyſtem um ſich liche Gegenwart und die ſichtbare Kirche. Da fand der Menſch in ſeiner zwiefachen Bedürftigkeit, als ein geiſtiges und ein ſinnliches Weſen, ſeine volle Befriedigung; die erhabenſte Fähigkeit ſeines Geiſtes, der Glaube, fand dort ſeinen Gegenſtand, und der menſchlichen Sehnſucht, dieſem Gegenſtande in möglichſt vollkommener Weiſe und Gemeinſamkeit den Ausdruck der Anbetung darzubringen, geſchah ihr Genügen. Der tiefſinnige katholiſche Kultus, ſo unermeßlich reich für den Geiſt, ſo unerſchöpflich ſüß für das Herz, entfaltete ſich um das heilige Meßopfer wie eine prachtvolle Blume aus der Knoſpe, die ſeit dreihundert Jahren in den Katakomben auf ihre Entfaltung hatte warten müſſen. Die innere Religion durfte ſich nach außen hin ausprägen. Ihr, die anregend und ſeelenvoll wie keine andere iſt, mußten tauſend Mittel der Belebung zu Gebote ſtehen, um auf alle zu wirken; denn ſie ſollte im höheren Sinne, als der große Apoſtel von ſeiner Wirkſamkeit ſpricht, „allen alles werden“ und in der Feier ihrer Geheimniſſe die Kräfte einer höheren Welt auf die Erde herabziehen.

Deshalb dies unbeſchreibliche Frohlocken über die Einweihung der Gotteshäuſer, welche jetzt aus den Trümmern aufgerichtet oder auch ganz neu und größer, herrlicher als früher, erbaut wurden. Euſebius erzählt von dem Freudenfeſte, welches bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Kirche zu Tyrus ganz Paläſtina in Bewegung geſetzt habe.

Tyrus liegt an der ſyriſchen Küſte nördlich vom Berge Carmel; Cäſarea, Biſchofsſitz des Euſebius, ſüdlich vom Carmel. Zwei bis drei Tagereiſen trennen beide Städte und ſie waren damals voll der Pracht, des Luxus und des Wohllebens, welche aus orientaliſchem Reichtum und römiſcher Genußſucht hervorgingen; obwohl Tyrus ſchon damals längſt nicht mehr den Glanz und die Macht ſeiner alten Tage, als Hauptſtadt Phöniziens, beſaß. Jetzt iſt Cäſarea ein rieſenhafter Schutthaufen von Gemäuer und für Tyrus iſt die Weisſagung des Iſaias (23, 15) erfüllt: „Du wirſt vergeſſen werden, Tyrus, du weiland Gekrönte;" denn ſie hat ſogar ihren Namen verloren, wird Sur genannt und hat ein verlaſſeneres, ſtilleres Anſehen, als irgend eine Stadt jener Küſte, weil ihr gänzlich die Gärten fehlen, die in der Regel jede orientaliſche Stadt überaus üppig und freundlich umgeben. Dadurch bekommt jede mehr oder minder den Charakter einer friſchen lachenden Oaſe in der Wüſte und liegt, wie ein Smaragd in goldener Faſſung, glänzend grün im gelben Sande und Geſtein. So Beirut und Sidon diesſeits des Libanon; ſo vor allem „das paradieſesduftende Scham", wie Damaskus von ſeinen Dichtern genannt wird, jenſeits desſelben. Tyrus aber liegt ganz kahl und traurig auf einem Vorſprung der Küſte ins Meer.

Aus des Euſebius' Beſchreibung jener Kirche geht der Reichtum und der feine Geſchmack hervor, mit welchen die Chriſten ihre Gotteshäuſer bauten. Ein freier, geräumiger Vorhof, von vierfachen, bedeckten Säulengängen umgeben, öffnete ſich gegen Oſten durch ein hohes Portal, das weithin ſichtbar war und alle zum Eintritt einzuladen ſchien. In der Mitte des Vorhofs befanden ſich Springbrunnen, die teils zur Zierde und zur

Kühlung der Luft, teils zu Ablutionen dienten. Dem äußern Portal gegenüber öffneten ſich drei mächtige Türen, deren mittlere beſonders hoch und majeſtätiſch war, als Eingang in die Kirche. Die Flügel dieſer Türen waren von Bronze und von der bildenden Kunſt zierlich bearbeitet. Das Innere der Kirche war durch zwei hohe Säulenreihen in drei Schiffe (wie man dieſe Abteilungen nennt, die ja das Schifflein Petri verſinnbildlichen) zerſchnitten. Das Mittelſchiff, höher und breiter als die Seitenſchiffe, entſprach der großen Eingangstüre. Am andern Ende des Mittelſchiffes lag, um einige Stufen erhöht und durch ein überaus zierliches Gitterwerk abgeſchloſſen, der Chor und in der Mitte desſelben, frei ringsum, der Altar. Die Rückwand des Chores war im Halbrund gebaut und hieß die Abſis. Da ſtand der biſchöfliche Thron und die erhöhten Stühle der Geiſtlichen zogen an beiden Seiten ſich hin; alle von kunſtvollem Schnitzwerk. Die Decke beſtand aus Zedernholz, ebenfalls reich geſchnitzt; der Fußboden aus Marmorgetäfel von verſchiedenen Farben und Zeichnungen. Die Wände waren eingelegt mit bunten Steinen. Durch die Fenſter, welche über die Säulen des Mittelſchiffes angebracht und ſtatt durch Glas, durch ein feines Gegitter geſchloſſen waren, ergoß ſich von oben herab Licht und Luft in den inneren Raum. Nebentüren in den Seitenſchiffen führten in die Sakriſtei, wo die heiligen Geräte und prieſterlichen Gewänder aufbewahrt, in Säle, wo die Katechumenen unterrichtet wurden, und in das Baptiſterium, wo ſich der Taufbrunnen befand, der damals, durch den Gebrauch der völligen Untertauchung bedingt, keine bloße Schale, ſondern ein in den Boden vertieftes, weites, geräumiges Waſſerbecken ſein mußte. Kirche, Nebengebäude und Vorhof waren dann noch mit einer Mauer umgeben, um alles weltliche Treiben möglichſt fern zu halten. Dieſe Mauer abgerechnet iſt die Kirche des heiligen Clemens zu Rom noch jetzt ein treues Bild, wenn auch im kleineren Maßſtab, von jener Kirche zu Tyrus, die ſpurlos von der Erde verſchwunden iſt; und im ganzen iſt ja die gegenwärtige Form und Einteilung unſerer Kirchen gerade ſo geblieben, wie Euſebius ſie vor anderthalb Jahrtauſenden beſchrieb.

Heidniſche Tempel, welche meiſtens nur klein, weil nicht dazu beſtimmt waren, viel Menſchen auf einmal aufzunehmen, wurden zuweilen in chriſtliche Kirchen umgewandelt; häufiger die ſehr geräumigen öffentlichen Gebäude für gerichtliche Verhandlungen, welche Baſiliken hießen. Daher übertrug ſich auf alle größeren Kirchen ſeitdem der Name Baſilika. Die gewöhnliche Form war das längliche, dreigeteilte Schiff; aber allmählich kam die Kreuzform auf, d. h. zwiſchen dem Chor und dem Schiff breitete ſich das Gebäude nach jeder Seite mit einem Arm aus und bildete ein Querſchiff. Zuweilen, doch ſehr ſelten, wendete man das Achteck bei den Kirchen an; häufiger bei den Baptiſterien, die auch ganz rund gebaut wurden und meiſtens, von der Kirche ſelbſt getrennt, kleine beſondere und ſehr ſchön geſchmückte Gebäude bildeten.

Außerhalb der Eingangspforten, die man „große" oder „königliche" Türen nannte, lag die von Säulen getragene Vorhalle, in welcher ſich die

Katechumenen, die Büßer und die Ungläubigen während des Gottesdienſtes aufhielten. Im Schiff befanden ſich die Gläubigen, beide Geſchlechter auf getrennten Plätzen, und bei den Frauen in beſonderer Abteilung die geweihten Jungfrauen und Witwen. An den Schranken des Chores, zuweilen auch im Schiff ſelbſt, erhob ſich ein um einige Stufen erhöhter Stand, der Ambon, von welchem herab geiſtliche Vorleſungen gehalten wurden. Der Chor, der auch Presbyterium hieß, und mehr oder minder erhöhet, immer aber nach dem Schiff zu durch eine Schranke geſchloſſen war, wurde nur von der Geiſtlichkeit betreten. Außer dem Thron an der Hinterwand des Chores für den Biſchof, war dieſem noch ein beſonderer Platz beſtimmt: ein erhöhter Stand neben dem Altar, von wo aus er ſeine Belehrungen an die Gläubigen richtete. Über dem freiſtehenden Altar erhob ſich in größeren Kirchen zuweilen ein Baldachin, zuweilen der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube. Ewige Lampen brannten fortwährend, als ein Symbol der ewigen Verherrlichung und Anbetung, welche dem über Tage und über Nächte wechſellos erhabenen Gott gebührten.

Der heidniſchen Abgötterei mit Bildern wegen hatten die Chriſten der erſten Zeiten keine Bilder in ihren Gotteshäuſern, denn ſie hätten für die Neubekehrten eine Gefahr werden und bei den Heiden Mißverſtändnis wecken können. Überhaupt war der Glaube durch die lange Verfolgung nach außer hin ſo verſchleiert, daß Symbole desſelben dem chriſtlichen Sinn mehr zuſagen mochten, als wirkliche Abbildungen. Indeſſen finden ſich doch noch einige in den Katakomben. Nach der Niederlage des Heidentums verſchwand auch hinſichtlich der Bilder die Furcht vor Entweihung und Mißverſtand, und unter ihnen nahm den erſten Platz ein — das Kreuz, das aus dem Zeichen der Verwünſchung und äußerſten Strafe ein Zeichen des Heils und der Liebe geworden war. Nicht bloß über den Altären und an den Wänden der Kirche prangte, nicht bloß die Privatwohnungen ſchmückte es, ſondern es triumphierte auf den Dächern, auf den Schiffen, auf den Spitzen der Berge, an den Häuſern, an den Waffen; — und erinnerte den Chriſten überall auf Erden an ſeine Beſtimmung: für die Sache Gottes zu leiden und unter Leiden mit Chriſtus in die ewige Herrlichkeit einzugehen. Dieſem Zeichen der Erlöſung wurde jede Ehre erwieſen und tiefe Verehrung gezollt; deshalb erhoben die Heiden auch wohl den Vorwurf, die Chriſten wären Anbeter des Kreuzes; was aber nichts weiter ſagt, als daß man den Chriſten keinen gewichtigeren Vorwurf zu machen wußte. Bald entſtanden auch Bilder aus der bibliſchen Geſchichte, Bilder Chriſti, der heiligen Jungfrau Maria, der Apoſtel Petrus und Paulus; Bilder der Martyrer in den ihrem Andenken gewidmeten Kirchen; und große Kirchenlehrer und fromme Biſchöfe empfahlen dringend dieſen Gebrauch, weil Bilder vortreffliche Lehrtafeln wären, beſonders für das Volk, das ſich nicht aus Büchern unterrichten könne. So Gregor von Nyſſa, Paulinus von Nola und Papſt Gregor der Große. Letzterer erwähnt als eine Sitte ſeiner Zeit (er ſtarb im Jahre 604), daß man ſich vor dem Bilde des Erlöſers niederwerfe; ſo gänzlich war die Furcht vor Idolendienſt verſchwunden. Votivbilder, d. h. goldene und ſilberne

Figuren geheilter Glieder, oder ſonſtige Darſtellungen der Abhilfe eines Leidens, pflegte man ſchon im fünften Jahrhundert in den Kirchen der Martyrer, deren Fürbitte man die Heilung verdankte, aufzuhängen.

Im vierten Jahrhundert zählte Rom bereits vierzig Baſiliken. Sieben derſelben baute, ſchmückte, gründete Conſtantin ſelbſt. Die vornehmſte und älteſte iſt St. Johannes zum Lateran. Der Lateraniſche Palaſt hatte früher der römiſchen Familie dieſes Namens, zuletzt der Kaiſerin Fauſta, Conſtantins zweiter Gemahlin, gehört. Jetzt wurde neben ihm eine Baſilika erbaut und während mehrerer Jahrhunderte wurde er die Reſidenz der Päpſte, in der viele Kirchenverſammlungen gehalten wurden. In unſeren Tagen herrſcht eine wunderbare Stille und Abgeſchiedenheit um dieſe Baſilika. Das ganze alte und neue Rom liegt ihr im Rücken; nichts Weltliches kommt an ſie heran und aus ihrer rieſenhaften Vorhalle ſtreift der Blick ungehemmt über die melancholiſche Campagna mit ihren zerbrochenen Aquädukten, die im Oſten von dem bläulich und violett ſchimmernden Albaner- und Latinergebirge begrenzt wird. Zu dieſer Baſilika gehörte ein beſonderes Baptiſterium, welches dem Johannes dem Täufer — wie dieſe Gebäude immer — gewidmet war; von ihm empfing ſie ihren Namen. Um die Grabſtätte des Apoſtelfürſten in den Katakomben des Vatikaniſchen Hügels zu ehren, erbaute Conſtantin über den Trümmern eines Apollotempels die Baſilika von St. Peter. Die von St. Paul, auf der Stelle, wo er ſeinen Martertod fand, an dem Wege nach Oſtia; die von St. Agnes, ſamt einem Baptiſterium, auf Bitten ſeiner Tochter und ſeiner Schweſter Conſtantia, welche beide der heilige Papſt Sylveſter taufte. Dann die von St. Petrus und St. Marcellin, in welcher Conſtantins Mutter, Kaiſerin Helena, ihr Grab fand; die von St. Laurentius am Wege nach Tibur; und endlich die zum heiligen Kreuz von Jeruſalem, die ihren Namen von einem Teil des wahren Kreuzes empfing, welchen ſie aufbewahrt. Dieſe Baſilika liegt ebenfalls in großer Abgeſchiedenheit unſern vom Lateran. Dieſen Kirchen ſchenkte Conſtantin liegende Gründe in Italien , Sizilien, Afrika, Egypten und Kleinaſien, welche ihnen ein jährliches Einkommen von ungefähr 280,000 Gulden brachten. Die Kirche von St. Marcellin und Petrus beſaß die ganze Inſel Sardinien. Die von St. Peter Häuſer in Tyrus, in Alexandrien, und Ländereien bei Tarſus in Cilicien und am Euphrat. Außerdem mußte ihnen der Orient jährlich 20,000 Pfund der köſtlichſten Wohlgerüche an Narden, Balſam, Storax, Zimmet und andere aromatiſche Subſtanzen für ihre Rauchfäſſer und Lampen liefern. Die koſtbaren Öle und Rauchwerke brannten in goldenen Ampeln und Rauchfäſſern; goldene Kelche dienten beim heiligen Opfer. Schwere ſilberne Kandelaber mit Wachskerzen umgaben den Altar; ſogar ſilberne Kronleuchter hingen von der Decke herab. Nichts war zu ſchön, zu reich, zu köſtlich, um die geheimnis- und wundervolle Feier zu verherrlichen, durch welche das Blut Chriſti wieder und wieder dem himmliſchen Vater zur Sühne aufgeopfert, dem Menſchen zur Entſündigung und Heiligung verſtrömt wird.

Daß früh eine gewiſſe Ordnung der Gebete und der feierlichen Handlungen — eine Liturgie — beim Gottesdienſte, deſſen Mittelpunkt, Kern und Quell das heilige Meßopfer iſt, ſtattfand, und daß dem weſentlichen Inhalte nach Übereinſtimmung zwiſchen den Kirchen der verſchiedenen Länder und Völker herrſchte: geht daraus hervor, daß die älteſten Urkunden, z. B. Juſtin der Martyrer († 167) in ſeiner erſten Apologie, eine gedrängte Darſtellung der heiligen Feier gibt, welche dem Weſen nach dieſelbe wie in unſeren Tagen iſt. Längere oder kürzere Gebete, manche Anrufungen, einzelne Akte, oder eine andere Aufeinanderfolge derſelben bewirkten gewiſſe äußere Abweichungen in den verſchiedenen Liturgien, deren einzelne Hauptkirchen ſich bedienten. Man gab einer jeden den Namen des Stifters der Kirche oder ihres berühmteſten Biſchofes. So bediente man ſich in Jeruſalem und in Syrien der Liturgie des heiligen Jakobus; in Alexandrien der des heiligen Markus; in Konſtantinopel der des heiligen Chryſoſtomus; in Mailand der Ambroſianiſchen; im Orient verſchiedener anderer. In Spanien hatte man die mozarabiſche. Die römiſche Liturgie wird aus apoſtoliſcher Tradition hergeleitet. Gewiß iſt es, daß der wichtigſte und heiligſte Teil der Meſſe, der Kanon, ſeit dem fünften Jahrhundert auch den Worten nach faſt ganz ſo beſteht, wie er gegenwärtig iſt, und daß ſeit Papſt Gregor dem Großen nicht das mindeſte daran verändert iſt. Dieſer heilige Kirchenlehrer gab dem Vaterunſer eine andere Stelle und ſchaltete das Gebet: „Gib unſeren Tagen den Frieden" ein. Seit mehr denn zwölfhundert Jahren iſt dieſer Kanon in der ganzen römiſch-katholiſchen Welt unzertrennlich von der belebenden Sonne dieſer Welt, dem heiligen Meßopfer.

Das öffentliche, für die ganze Gemeinde beſtimmte Meßopfer wurde von dem Biſchof unter dem Beiſtande der Prieſter und Diakonen dargebracht, und das Volk nahm durch die Oblation und Kommunion tätigen Anteil daran. Die Oblation war die Darbringung des Weines und Brotes, welche für das heilige Opfer notwendig waren; der konſekrierte Teil derſelben wurde bei der Kommunion genoſſen; der nicht konſekrierte für den Klerus und die Armen zurückgelegt; auch an manchen Orten geſegnet und zum Zeichen der Gemeinſchaft und chriſtlichen Liebe den Laien gereicht, als dieſe nicht mehr täglich die Kommunion empfingen. Man nannte die ſo geſegneten Brote Eulogien, und hie und da hat ſich die Sitte ſeitdem erhalten, daß am Sonntag gegen das Ende des Gottesdienſtes Brot in kleine Würfel zerſchnitten und geſegnet, in der Kirche umhergereicht wird. Auch gewiſſe Erſtlingsfrüchte waren Gegenſtand der Oblation, wurden während der Meſſe von den Gläubigen dargebracht und vom Biſchof geweiht; aber nur ſolche, die in einem gewiſſen Zuſammenhang mit Altar und Opfer ſtanden; friſche Trauben nämlich, Ähren, Öl und Weihrauch. Dabei überreichte der Darbringende dem Diakon ſeinen geſchriebenen Namen, und der Prieſter gedachte desſelben in der Secrete. Mit dem ſechſten Jahrhundert kam der Gebrauch auf, nur am Sonntag Oblationen darzubringen, und mit dem ſiebenten hörten ſie im Abendland ganz auf, weil die Kleriker das nunmehr ungeſäuerte Brot herum. Denn das glaube man nur: die Liebe der Seelen hat auch ihren Zauber, der um ſo viel mächtiger und höher über jeder anderen Liebe ſteht — als die Gnade der Natur überlegen iſt.

Um Seelen zu retten pilgerten St. Benedicts apoſtoliſche Söhne durch das heidniſche Europa und ſiedelten ſie ſich in den rauhen und wilden Ländern der Celten, der Germanen und Slaven an, um von ihren Klöſtern aus durch die milde Lehre Chriſti die götzendieneriſchen Völker für die Geſittung des Lebens und das Reich Gottes zu gewinnen — ein Streben, deſſen Erfolg um ſo ſicherer, als es meiſtentheils mit ihrem Märtyrertod gekrönt war. Um Seelen zu retten widmeten ſie ſich, nachdem die Epoche der Bekehrung zu Ende war, der Belehrung dieſer nämlichen Völker und machten ihre Klöſter, die Anfangs nur ihre eigenen Zufluchtsſtätten geweſen waren, zu Schulen und Bildungsanſtalten für die an dem Tageslicht des Chriſtenthums erwachenden Geiſter. Wie Bienen des Fleißes, der Emſigkeit, der Ausdauer, arbeiteten ſie auf dem damals brach liegenden Boden der Wiſſenſchaft, der ſo grenzenloſe Mühe zu bebauen koſtete, daß die Leiſtung eines langen Lebens auf dieſem Gebiet wie ein unſcheinbares Sandkorn zu einem Berge ſich verhielt. Doch ſie trugen mit derſelben Liebe dies Sandkorn herbei, als ſie Berge des Unglaubens mit ihr verſetzt hatten.

ſelbſt bereiteten. Geldoblationen traten an die Stelle der Naturalgaben, oder wie wir jetzt ſagen: Meßſtipendien.

Aber auch Privatmeſſen wurden von einem einzigen Prieſter ohne Laienkommunion geleſen; in kleinen Martyrerkapellen auf dem Lande, in Oratorien, in Privathäuſern, zu Zeiten der Verfolgung im Gefängnis. Als der Biſchof Paulin von Nola im Sterben lag, ließ er einen Altar neben ſeinem Bette errichten und die heilige Meſſe leſen. Votivmeſſen wegen beſonderer Anliegen, für das Heil lebender Gläubigen, zur Erflehung von Regen, zur Abwendung eines unfruchtbaren Jahres, oder um Gott für eine beſondere Wohltat zu danken, waren ganz gebräuchlich. So auch Meſſen für die verſtorbenen Gläubigen und zwar wiederholt am Jahrestag ihres Todes und nach einer beſonderen Liturgie. Das ganze chriſtliche Leben ſtand in einem ſo engen und innigen Zuſammenhang mit dem Glauben, daß jeder Akt des Daſeins auch eine kirchliche Lebensäußerung begehrte. Meſſen, um das Andenken der Martyrer an ihrem Triumphtage zu feiern, wobei man beſondere Vorleſungen aus den Akten ihres Martertums, auch Vorträge zu ihrem Lob und Ruhm hielt, waren ſchon ganz früh im Gebrauch und bald kamen ähnliche Meſſen für andere Heilige dazu. Wenn nicht der Inhalt des katholiſchen Kultus ein Gegenſtand der Anbetung für Engel und Menſchen wäre, ſo würde ſeine uralte Liturgik ſchon Ehrfurcht in Anſpruch nehmen, da ſie, als etwas Geheiligtes, wechſellos durch die wechſelnden Zeiten ſo vieler Jahrhunderte und Geſchlechter gegangen iſt.

Ein Hammerſchlag auf Metall rief, bevor die Glocken im ſiebenten Jahrhundert erfunden waren, die Gläubigen ſowohl zu den gemeinſchaftlichen Morgen- und Abendandachten, als auch zur Feier des heiligen Opfers zuſammen. Alle folgten dem Rufe und jeder nahm ſeinen beſtimmten Platz ruhig ein. Die Meſſe zerfiel in zwei Hauptteile: in die Meſſe der Katechumenen und in die der Gläubigen. Bei der erſten durften auch Heiden, Juden, Büßende, ſogar Häretiker gegenwärtig ſein. Sie begann mit Pſalmengeſang des Volkes, entweder einſtimmig oder in zwei Chöre geteilt als Antiphonen und Reſponſorien geſungen. Der Biſchof oder Prieſter bereitete ſich durch das allgemeine Sündenbekenntnis darauf vor, zum Altar hinzutreten und der Pſalm, der ihn bei dieſem Hintritt begleitete, iſt der Introitus, der Eingang unſerer jetzigen Meſſe. Darauf folgte das Flehen um Erbarmen (Kyrie eleison), welches den Kindern des Staubes ſo ſehr zukommt, beſonders bevor ſie ihre Lippen dem Lob und Preiſe des Allheiligen in dem Gloria widmen. „Friede mit euch“ (pax vobis), grüßte nun der Biſchof das Volk und als der geiſtliche Vater aller, faßte er die Anliegen oder die Andacht aller zuſammen in einem kurzen Gebet (Collecta), das ſtets an den himmliſchen Vater gerichtet und mit Anrufung des göttlichen Sohnes geſchloſſen wurde. Dann nahm der Biſchof Platz auf ſeinem Thron; der Lektor beſtieg den Ambo und hielt die Vorleſung aus den Apoſtoliſchen Briefen oder dem Alten Teſtament; zuweilen auch aus den Schriften und Briefen ausgezeichneter frommer Männer, was aber mit dem vierten Jahrhundert aufhörte. Am Schluß der

Vorleſung ſang man einen Pſalm (Gradualis) und nun las der Diakon einen Abſchnitt des Evangeliums. Stehend, mit großer Ehrerbietung, hörte das Volk zu und der Biſchof, entweder vom Throne herab oder am Altare ſtehend, ſtreute Erklärungen und praktiſche Bemerkungen ein (Homilie) oder hielt einen freien Vortrag (Predigt).

Hiermit war die Meſſe der Katechumenen beendet. Auf den Ruf der Diakonen zogen ſie ſich mit den Ungläubigen und Büßenden aus dem Schiff der Kirche in die Vorhalle oder Vorhof zurück, die Türen wurden geſchloſſen und das Glaubensbekenntnis gebetet. Denn nur im Lichte dieſes Glaubens war das erhabene Myſterium zu erfaſſen, welches Gott nun durch ſeinen Prieſter vollzog. Von heiliger Liebe für Den entzündet, der im Fleiſch erſchien, um die Menſchheit zu einem Volk von Brüdern zu machen, grüßten ſich die Anweſenden mit dem Friedenskuß — nämlich in der Art, daß zuerſt der Biſchof den Diakon umarmte, dieſer den Nächſtſtehenden und ſo fort jeder den, der ihm zunächſt war — was bei der Trennung beider Geſchlechter und bei der großen Demut, welche hinſichtlich des Ranges und Standes die Chriſten beſeelte, möglich gemacht werden konnte. Nun geſchah die vorhin erwähnte Oblation von ſeiten der Gläubigen, aus welcher der Diakon und Subdiakon das ſonderten, was zur Kommunion notwendig war — und der Biſchof betete darüber die Darbringung (Offertorium) des Sühnopfers nämlich, das unter den Geſtalten des Brotes und Weines verborgen, durch die Konſekration vollzogen werden ſoll. Nach der Aufopferung reichte der Diakon dem Biſchof Waſſer zur Händewaſchung und dieſer richtete im Stillgebet (Secreta) gewöhnlich die Bitte an Gott, er möge die Gaben gnädig annehmen und die Gläubigen ſelbſt geeignet machen, ihm als wohlgefälliges Opfer dargebracht zu werden. In der wunderbar ſchönen Präfation ermahnt er darauf die Gläubigen, zum Herrn das Herz zu erheben (Sursum corda) und deſſen unendliche Majeſtät, Allmacht und Herrlichkeit, die er aus den unergründlichen Myſterien ſeiner Liebe zu unſerm Heil erſtrahlen läßt, mit allen himmliſchen Heerſcharen anbetend zu preiſen. Dieſer unausſprechlich ſchöne und erhabene Hymnus — wechſelnd nach den Zeiten und Feſten des Kirchenjahres — geht über in den ſeraphiſchen Geſang: Sanctus! Sanctus! den alles Volk mit anſtimmte. Und als nun die Engel herabgerufen und anbetend bei dem hochheiligen Opfer gegenwärtig ſind, da beginnt der wichtigſte Teil der Meſſe, der Kanon, mit Gebeten für die ganze ſtreitende Kirche, wobei zuerſt der Name des Papſtes genannt wird. Daran ſchließt ſich eine Anrufung der triumphierenden Kirche, der heiligen Jungfrau und Gottesmutter, der Apoſtel und Martyrer, deren Liebe und Fürbitte Hilfe und Schutz im Streit gewähren ſollen. Dann folgt eine Anrufung Gottes, daß er das Wunder ſeiner Liebe vollziehen möge; der Biſchof ſpricht die Konſekration von Brot und Wein mit den Einſetzungsworten, die Chriſtus ſelbſt ſprach und denen die Kraft inne wohnt, welche „das Wort, das im Anfange war und das Gott war" (Joh. 1) haben muß — und die Wandlung iſt geſchehen. Der Biſchof hebt nacheinander die heilige Hoſtie und den heiligen Kelch in die Höhe, fällt auf die Knie und betet an das lebendige, auf dem Altar gegenwärtige Schlachtopfer; und alles Volk fällt auf die Knie bei der Elevation und betet an. Mit der Liebe, welche nur in einem Mutterherzen wohnt, gedenkt die Kirche in dieſem erhabenen Augenblicke ihrer Abgeſchiedenen, die in der Gnade Gottes entſchlafen ſind und im Reinigungsort leidend auf den Himmel harren. Die erſte Bitte des Prieſters iſt für ſie; den erſten Tropfen Blut des Lammes wendet er ihnen zu! nie hat die Liebe für die Abgeſtorbenen einen rührenderen, tieferen Ausdruck gefunden. Und während nun alle Kinder des ewigen Vaters, freilich getrennt durch ihre verſchiedenen Häuſer — Himmel, Erde und Purgatorium — aber innigſt verbunden durch die heiligmachende Gnade, vom Prieſter gleichſam herbei gerufen ſind, um jedes ſeinen Anteil am Opfer zu empfangen, betet er das Pater noster, fleht um Erbarmen zum Lamme Gottes (Agnus Dei), bereitet ſich in Demut vor auf die Kommunion und empfängt ſie. Der Zuruf: „Das Heilige den Heiligen“, worauf das Volk mit „Amen“ antwortete, ging der allgemeinen Spendung der Euchariſtie vorher. Nach dem Biſchof oder Prieſter empfingen ſie zuerſt die Geiſtlichen und zwar am Altar; dann, an den Schranken des Chores, die Aszeten, Mönche, Nonnen, endlich die übrigen Gläubigen. Der ausſpendende Prieſter ſprach dabei zu jedem, entweder: „Der Leib Chriſti, das Blut Chriſti“, oder: „Der Leib des Herrn erhalte deine Seele.“ Während der Kommunion wurden Pſalmen geſungen. Darauf folgte ein Dankgebet, die Segnung des Volkes durch den Biſchof und die durch den Diakon geſprochene Entlaſſung (missa, dimissio; daher: Meſſe). Bei der öffentlichen Feier der Euchariſtie wurde die Kommunion gewöhnlich unter zwei Geſtalten gereicht; doch glaubte man ſtets, die Subſtanz des Sakramentes ſei auch in einer Geſtalt vollſtändig enthalten, wie ſchon der Apoſtel ſagt (I Cor. 11): „Wer unwürdig ißt oder trinkt“. In Zeiten der Verfolgung, oder auf langen Reiſen, namentlich zu Waſſer, oder den Einſiedlern in der Wüſte, den Mönchen in ihren abgeſchiedenen Zellen wurde geſtattet, die Euchariſtie in Brotgeſtalt mitzunehmen; denn es war damals noch nicht zu befürchten, daß der Leib des Herrn außerhalb des Gottesdienſtes weniger ehrfurchtsvoll behandelt und genoſſen werden könne, als während desſelben. Dieſer Gebrauch drückt unzweideutig den Glauben an die wirkliche Gegenwart unter einer Geſtalt aus. In frommer Scheu und Ehrfurcht wurde die Kommunion freiwillig nüchtern genoſſen; doch bald wurde dieſe Sitte zur kirchlichen Vorſchrift, um jeder möglichen Verunehrung vorzubeugen..

Außerdem wurden in den uralten Apoſtoliſchen Konſtitutionen[1]) die Gläubigen zu einem täglichen ſechsmaligen Gebet aufgefordert, wenn möglich, im Gotteshauſe. Beim Hahnenſchrei, wegen des wiederkehrenden Tages; bei Sonnenaufgang, um Gott für den neuen Tag zu loben; um die dritte Stunde, weil in ihr unſer Heiland zum Tode verurteilt wurde; um die ſechſte Stunde, da er gekreuzigt wurde; um die neunte Stunde, da er verſchied; Abends, zum Andenken an ſeine Ruhe im Grabe, mit dem Hinblick auf die eigene ewige Ruhe nach glücklich vollbrachtem Lauf. Mit der erſten Liebe der Chriſten für ihren Erlöſer erkaltete aber allmählich der Gebetseifer in der großen Maſſe. Deshalb gab aber die Kirche keineswegs dieſe Anforderung auf; doch ſtellte ſie nur an diejenigen, welche ſich vorzugsweiſe dem Gebetsleben widmeten, an die Kloſterleute beiderlei Geſchlechts, welche zu den kanoniſchen Stunden (Horen, Tagzeiten) gemeinſchaftlich im Chor ihrer Kirche beſtimmte Gebete zu verrichten haben; an die Stifts- und Chorherren; und endlich an alle Kleriker, vom Subdiakon an, welche zum Gebet des Breviers, aber nicht gemeinſam, ſondern jeder für ſich, verpflichtet ſind. Der Weihrauch des Gebetes ſollte ebenſo ununterbrochen wie der Qualm der Sünde zum überhimmliſchen Throne Gottes durch die Jahrtauſende der erlöſten Welt emporſteigen und den myſtiſchen Thron Gottes im Tabernakel myſtiſch umgeben. Der Glaube an das Geheimnis der wirklichen Gegenwart zieht von ſelbſt das ewige Gebet nach ſich: die Liebe ſpricht zu dem Geliebten.

---

[1]) In den erſten Zeiten wurde die Kirche nicht nach geſchriebenen Geſetzen, ſondern nach der Überlieferung der Apoſtel und ihrer erſten und angeſehenſten Nachfolger regiert. Die ſechs erſten Bücher der ſogenannten „Apoſtoliſchen Konſtitutionen“ ſind das älteſte Werk, in welchem Geſetze, Einrichtungen, Gebräuche der Kirche, Pflichten der Geiſtlichen und Laien, heilige Handlungen, Gottesdienſt, Feſte und Glaubenslehren dargeſtellt und beſchrieben werden. Der Verfaſſer iſt wahrſcheinlich ein ſyriſcher Biſchof oder Prieſter gegen Ende des dritten Jahrhunderts geweſen. Die Form iſt die der Apoſtoliſchen Sendſchreiben.

Feſte und Buße.

Alte Kirchenlehrer, wie Origenes und Clemens von Alexandrien faſſen das chriſtliche Leben als einen immerwährenden Feſttag auf, freilich nicht als einen ſolchen, der mit Schmauſereien und Gaſtmählern und im irdiſchen Wohlbehagen zu feiern wäre; aber als einen Tag heiliger Freude, weil die Nacht der Sünden durch die Erlöſung überwunden ward, weil die Verſöhnung mit Gott der Seele einen ſüßen Frieden und in ihm die wahre Freudigkeit gibt, und weil von dieſer Freude niemand ausgeſchloſſen iſt, der ſich nicht freiwillig von Gott trennt. Deshalb ſangen die Engel in heiliger Weihnacht ihr Jubellied: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind.“ (Luk. 2, 14.) Der „Friedensfürſt“ — wie Iſaias Ihn nennt — war in die Welt gekommen und brachte Frieden und Freude vom Himmel herab, die der Apoſtel Paulus zu der „Frucht des heiligen Geiſtes“ zählt. (Gal. 5, 22.) Damit aber Chriſtus deſto ſicherer in dem Chriſten ſich geſtalte, damit der Chriſt deſto gewiſſer und vollkommener „das Bild des himmliſchen Menſchen trage, nachdem er das des irdiſchen getragen hat“ (1 Cor. 15, 49), mußte er ſich unausgeſetzt von den heilbringenden Myſterien des Chriſtentums durchdringen und heiligen laſſen und Schritt vor Schritt dem Leben des Heilandes betrachtend nachfolgen und an dieſer Betrachtung ſich entwickeln. Dazu waren denn beſonders feſtliche Zeiten angeordnet, die wie treue Glaubensboten alljährlich wiederkehrten, das Werk der Erlöſung unaufhörlich verkündigten, durch entſprechende Feier die ſinnlich-geiſtige Menſchennatur anregten und lebendig erhielten und die Seelen auf den ewigen Feſttag im Himmel hinwendeten und vorbereiteten.

Der Feſttag, der am häufigſten wiederkehrte, weil er nie genug gefeiert werden konnte, war der Sonntag oder, wie er häufiger hieß, der Tag des Herrn (Dominica), ſchon zu apoſtoliſcher Zeit dem Gedächtnis der Auferſtehung Chriſti geweiht. Da durfte nicht gearbeitet werden, da mußte alle Gebrechlichkeit, alle Armſeligkeit des irdiſchen Lebens aus den Gedanken ſchwinden, denn da triumphierte das ewige Leben. Am Mittwoch und Freitag war es anders! Der Tag, da Judas den Herrn verkaufte, der Tag, da der Herr am Kreuze ſtarb, waren dem halben Faſten — bis drei Uhr — und beſonders eifrigem, gemeinſchaftlichen Gebet gewidmet. Sie hießen Stationstage, Tage, an denen die Krieger Chriſti auf ihren Poſten Wache hielten. In Rom wird die Erinnerung an dieſe alten Stationstage in der Weiſe feſtgehalten, daß in der Faſte täglich, im übrigen Jahre aber häufig in gewiſſen Kirchen, wie der heilige Papſt Gregor der Große es geregelt hat, Station iſt, d. h. eine andächtige Zuſammenkunft der Gläubigen. Das an dieſem Tage in einer Kirche verrichtete Gebet iſt mit einem Ablaß begnadigt.

Die älteſten Jahresfeſte waren Oſtern und Pfingſten. Chriſtus der gekreuzigte, Chriſtus der verherrlichte, bildete die Grundlage des Chriſtentums. Mit ihm zu ſterben, um mit ihm verherrlicht zu werden, das war die praktiſche Idee der Nachfolge, welche ſich aus jener Grundlage entwickelte und in tauſend Beziehungen zum Leben der Gläubigen ſtand. Eine lange Bußzeit von unbeſtimmter Dauer, die jetzt auf die vierzigtägige **Faſte (Quadragesima)** beſchränkt iſt, ging der Feier und Betrachtung vom Leiden und Sterben des Herrn in der großen Woche, wie man ſie nannte, vorher. Die ſpäte Stunde der Mahlzeit, um Sonnenuntergang, und die Enthaltung von Fleiſch und Wein, war der allgemeine Charakter der kirchlichen Faſte; und weder Hochzeit noch Geburtsfeſt wurden während ihrer Dauer geſtattet. Der Eifer der Gläubigen übte ſich aber in ſtrengerer Entſagung, namentlich im Orient, wo man ſich allgemein mit Waſſer, Brot und höchſtens einigem Gemüſe und getrocknetem Obſt begnügte. Im Okzident war dies nur für den Karfreitag vorgeſchrieben. Für die Stärkung der Seele war man um ſo eifriger bedacht und es wurden fortlaufende Faſtenpredigten, z. B. vom heiligen Chryſoſtomus von Konſtantinopel, täglich gehalten. Sie waren ungefähr immer des Inhaltes, den Origenes angibt: „Faſte von allen Sünden; nimm keine Speiſe der Bosheit zu dir, genieße nicht die Mahlzeit der Begierden, trinke nicht den Wein der Lüſte. Enthalte dich von böſen Handlungen, Worten und böſeren Gedanken. Begehre nicht das Brot der falſchen Lehren, nicht den Genuß einer trügeriſchen Philoſophie, welche ſich von der Wahrheit entfernt.“ Es war nicht genug, daß der Leib ſinnlichen Genuß ſich verſagte; auch die Seele mußte ſich in der Selbſtüberwindung üben. Und das war der große Vorteil der Enthaltſamkeit vom Sinnlichen: ſie erleichterte den geiſtigen Sieg, indem ſie den Menſchen beſtändig in Atem hielt

Um Seelen zu retten tauchte der ſeraphiſche Bettler Franziscus mit ſeinen Schaaren aus den üppigen Wellen ſeiner Zeit auf — zuerſt um die Bekehrung der Seele zu Gott bettelnd — und abermals — und zum dritten Mal! und dann, vielleicht! um das Stück Brod, welches das Leben dieſes Bettlers des lieben Gottes friſtete.

Um Seelen zu retten warf ſich St. Dominikus mit ſeinem großen liebeglühenden Herzen mitten in das Feldlager der Häreſie, wie in einen feurigen Schlund hinein, durch Gebet und Belehrung Die herausreißend, die noch nicht bis in's Mark hinein verſengt waren; und bildete er Zöglinge, die ſeinem Beiſpiel folgten.

Um Seelen zu retten ſtiftete der erhabene heilige Ignatius ſeine Geſellſchaft Jeſu und entſendete ſie über Länder und Meere, um den Namen, den ſie wie eine Krone des ewigen Lebens auf der Stirne trägt, den Namen, von dem allein die Seligkeit ausſtrömt, ſo weit zu verbreiten, als es Menſchen, als es für die Seligkeit erſchaffene Weſen gibt: von einem Pol zum andern; von einer Hemiſphäre auf die andere.

Um Seelen zu retten ſammelte die heilige Thereſia, dieſe Wunderperle in einer Kloſtermuſchel, fromme Jungfrauen um ſich und ſprach zu ihnen: „Ihr müßt „euch bemühen, Trübſal zu übernehmen, um ſie dem Nächſten zu erleichtern. Glaubt nicht, dies werde euch nichts durch die Gewohnheit, den Kampf gegen die gröberen Begierden zu führen.

Der Donnerstag in der großen Woche war der Einſetzung der Euchariſtie gewidmet und daher am Morgen ein Freudentag. Seit dem fünften Jahrhundert nahm an dieſem Tage der Biſchof die Weihung des heiligen Öles für die Täuflinge, Firmlinge und Kranken vor. In der Nacht begann die Vorfeier des Tages des heiligen Leidens, des Kreuzes (dies crucis). Man verſammelte ſich in der Kirche und die Paſſionsgeſchichte wurde vorgeleſen. Der Tag ſelbſt wurde mit Gebet, Arbeit, Abtötung und Faſten, nie mit Ruhe von der Arbeit oder mit Zerſtreuungen begangen. Die noch jetzt üblichen Gebete für die Ungläubigen, Juden, Häretiker und Schismatiker, mit der darauf folgenden Verehrung des Kreuzes, wurden ſeit dem fünften Jahrhundert an dieſem Tage verrichtet und ſind ganz im Sinne Desjenigen, der für uns alle am Kreuze ſtarb, der allen die Erlöſung zuwenden möchte und der für ſeine Feinde und Peiniger betete: „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun.“

Am Samstag Abend begann die große Vigilie des Oſterfeſtes und währte bis zum Tagesanbruch des Sonntags, ſo daß die Gläubigen zehn bis zwölf Stunden ununterbrochen in der Kirche blieben. Da geſchah die Benediktion der Oſterkerze, als Symbol der Auferſtehung; da die Weihung des Taufwaſſers. Wunderbar ſchöne Gebete und Leſungen aus dem Alten Teſtamente begleiten ſie. Da fand auch die Taufe der Katechumenen ſtatt, und endlich am Oſtertag die Meſſe der Auferſtehung. Das war nun ein Wonnetag!

Die Gläubigen umarmten ſich mit dem Gruße: „Der Herr iſt auferſtanden! Er iſt wahrhaft auferſtanden.“ Die Neophiten feierten ihre eigene Auferſtehung aus der Todesnacht der Sünde, ihre Wiedergeburt „aus dem Waſſer und aus dem Geiſte“ zugleich mit der Auferſtehung ihres Erlöſers. Und dieſe Feier dauerte eigentlich nicht bloß während der Oſterwoche, ſondern die ganze Zeit bis zum Pfingſtfeſte, ſo daß Tertullian ſich auf ſie beruft, um zu zeigen, daß die Chriſten noch mehr Feſte hätten, als die Heiden.

In dieſer Zeit nimmt der Alleluja-Jubel einen neuen Aufſchwung am Tage der Himmelfahrt des Herrn. Da hat er die geheimnis- und gnadenvollen vierzig Tage nach ſeiner Auferſtehung mit ſeinen Jüngern zugebracht und ihnen den Geiſt aus der Höhe verheißen, der ſie darüber tröſten ſoll, daß Er ſelbſt nicht ſichtbar mehr unter ihnen weilen, nicht hörbar mehr zu ihnen reden wird. Da hat Er ſie ſo vergeiſtigt, daß ſie die Trennung von Ihm nicht mehr mit irdiſchem Herzen als einen Schmerz, ſondern mit geheiligter Seele als eine neue Gnade annehmen. Über den vierzig Tagen in der Wüſte, die ſeinem Auftreten in der Welt als Meſſias vorhergingen, liegt ein Schleier; und auf den vierzig Tagen, die ſeinem Scheiden von der Welt vorhergehen, ruht abermals ein Schleier. Das Geheimnis ſeines weltüberwindenden Kampfes und ſeiner überweltlichen Verklärung ſoll im Schweigen und im Glauben betrachtet und angebetet werden.

Ebenfalls ſeit dem fünften Jahrhundert gingen dem Himmelfahrtsfeſte drei Bittage vorher, in welchen der Segen Gottes für die keimenden Felder und Fluren angerufen wurde. Die ganze Natur war ja durch den Fall des erſten Menſchen in die Folgen der Sünde verwickelt; wie konnte ſie zur rechten Blüte, zur Spendung ihrer Früchte gelangen ohne den Tau und die Sonne der Gnade? Hatte der Menſch ſie in ſeinen Abfall hineingeriſſen, ſo mußte er auch ſuchen, ſie durch Gebet vom Fluche zu befreien. Der Biſchof Mamertus von Vienne in Frankreich war der erſte, welcher dieſe Bittage mit Prozeſſionen durch die Fluren anordnete, nachdem ſeine Stadt im Jahre 469 durch Erdbeben und Mißwachs furchtbar gelitten hatte. Von dort aus gingen ſie durch die ganze katholiſche Chriſtenheit.

Zehn Tage nach der Himmelfahrt kam das liebliche Pfingſtfeſt, das die Fülle der Huld des Erlöſers bringt, die Frucht ſeiner Liebe, den heiligen Geiſt. Ohne den heiligen Geiſt gäbe es keine Kirche; Er iſt ihre Seele und macht ſie lebendig; Er iſt ihr Herz und gibt ihr den Pulsſchlag der Einheit. Seine Ausgießung iſt der Geburtstag der Kirche in der Welt.

Es iſt ganz eigentümlich, daß die Geburt Chriſti, dies Feſt der Heiligung der menſchlichen Natur, dieſe „Mutter aller anderen Feſte“, wie der heilige Chryſoſtomus es nennt, minder alt iſt, als die Feier von Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten. Die Ungewißheit über den Geburtstag des Herrn ſoll dazu Anlaß gegeben haben. Man vermutet, daß er zuerſt in Rom auf den 25. Dezember feſtgeſetzt ward, um dem heidniſchen Feſt der wiederkehrenden Sonne eine chriſtliche Richtung und Bedeutung zu geben, indem man den Aufgang der Sonne des Chriſtentums auf dieſen Tag verlegte.

Bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts war aber auch das Weihnachtsfeſt aus dem Okzident in den ganzen Orient übergegangen. Eine vierwöchentliche Faſte, als Vorbereitung der ſündigen Welt auf die gnadenreiche Ankunft (Advent) des Herrn zeigt, wie hoch man es in Ehren hielt.

Neue Feſte kamen im Verlauf ſpäterer Jahrhunderte hinzu, die den Kranz heiliger Erinnerungen mehr und mehr vervollſtändigten, als die Kirche ihr eigentümliches Leben auch nach außen hin ungehemmt entfalten durfte. Aber uralt iſt das Feſt der Epiphania, der Erſcheinung oder Kundgebung des Herrn, das am 6. Januar begangen wird und dem vereinigten Andenken der drei Ereigniſſe gewidmet iſt, durch welche Er ſich der Welt kund gab: die Anbetung der Magier, die ein Stern zu ſeiner Krippe führte; die Taufe im Jordan, wo die Himmel ſich über Ihm öffneten; und die Hochzeit zu Cana, wo Er ſein erſtes Wunder tat. Auch den Marienfeſten wurde nach und nach von der Andacht und Liebe der Gläubigen ihr Platz angewieſen. Kaiſer Juſtinian beſtimmte ſchon im Jahre 542, daß das Feſt der Reinigung Mariens oder der Darbringung Jeſu im Tempel an keinem anderen Tage, als am 2. Februar gefeiert werde. Etwa hundert Jahre ſpäter findet ſich am 25. März das Feſt der Verkündigung Mariens, wie wir es nennen, eigentlich der Ankündigung des Herrn. Auch andere für die Chriſtenheit wichtige Tage ſchloſſen ſich mit einer Erinnerungsfeier dieſen an, wie das Andenken an das Epiſkopat des heiligen Petrus zu Rom, das unter dem Namen Petri Stuhlfeier am 18. Januar begangen wird; der Todestag der Apoſtel Petrus und Paulus am 29. Junius; der Geburtstag St. Johannes des Täufers, der mit dem Erlöſer und deſſen heiligſter Mutter die Auszeichnung teilt, daß ſeine Geburt für die Erde gefeiert wird, während es bei den übrigen Martyrern und Heiligen der Tag der Geburt für den Himmel, d. h. der Todestag iſt. Kurz, unſer Kalender, den wir ſo gleichgültig des Datums wegen anſehen, oder weil wir uns für dieſen oder jenen Tag irgend etwas vorgenommen haben, beſteht aus lauter Denkmälern des übernatürlichen Lebens, nach denen wir unſer tägliches Leben richten und ordnen ſollen.

Weil aber die Beſtimmung des Chriſten ſich nicht mit einer ſpieleriſchen und oberflächlichen Fröhlichkeit erreichen läßt, ſondern nur in der übernatürlichen Freudigkeit eines ganz in Gott ruhenden Herzens und eines ganz Gott geheiligten Lebens: ſo mußte ſich der Eifer für dieſe Heiligung auch auf alle Richtungen und Beziehungen erſtrecken. Eifriges Gebet, eifrige Teilnahme am Gottesdienſt, eifrige Erfüllung der kirchlichen Anordnungen hinſichtlich der Faſte, des Almoſens und mannigfaltiger Abtötungen, waren nur die Blüten eines anderen Eifers, der ein weſentlicher Beſtandteil des Strebens nach Vervollkommnung iſt. Ein eifriger Bußgeiſt legte das Fundament zur Vollkommenheit in die Geſinnung der Chriſten, denn er führte ſie durch die Zerknirſchung der Reue zur Demut, und Demut iſt das unſcheinbare, dunkle, mit Füßen getretene Erdreich, aus dem das reichſte Erntefeld erſprießt. Chriſt werden hieß nicht urplötzlich der Sünde unzugänglich ſein; o mit nichten! Der Verſucher trat in der

Wüſte ſogar an den göttlichen Heiland heran, um Sinnlichkeit, Hochmut, Herrſchſucht in ihm zu wecken. Chriſt werden hieß: durch die Sakramente, und zuerſt durch die Taufe, die Gnade empfangen, die Verſuchung zur Sünde bekämpfen und beſiegen zu können. Der Chriſt blieb Menſch, und der armſelige, gebrechliche Menſch *will* dieſen Kampf nicht immer mit jener Kraft und Beharrlichkeit führen, ohne welche der Sieg nicht errungen werden kann. Dann fällt er; fällt durch ſeine Schuld, fällt durch Verſchmähung der Gnade, die immer bereit iſt, mit göttlichem Beiſtand ihm zu Hilfe zu kommen; er fällt aus dem Reich des Heiles in das Reich des Böſen. Je mehr Abſcheu vor der Sünde in einer Seele, je empfänglicher ſie für den Stachel des Gewiſſens iſt, deſto klarer erkennt ſie nach ihrem Fall das verlorene Gut ihrer Glückſeligkeit und ſchreit auf aus dem Abgrund nach Rettung. Da erhört Gott ihren Angſtruf und reicht ihr die Vaterhand, um ſie auf das Sakrament der Barmherzigkeit, wie man es nennen ſollte, hinzuweiſen; auf das heilige Bußſakrament, das die Kirchenväter mit einem Brette, welches aus dem Schiffbruche rettet, zu vergleichen pflegen.

Die Notwendigkeit, alle ſchweren Sünden, verborgene und öffentliche ohne Ausnahme, einzeln dem Prieſter zu bekennen, wurde allgemein behauptet und als der Anfang der Seelenheilung betrachtet. Dieſe Notwendigkeit beruhete auf dem chriſtlichen Glauben an die prieſterliche Binde- und Löſegewalt, der ſein unerſchütterliches Fundament hatte in Heiliger Schrift. „Friede ſei mit euch! Wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch.“ Da Chriſtus dies geſagt hatte, hauchte er ſie (die Apoſtel) an und ſprach zu ihnen: „Empfanget den heiligen Geiſt. Welchen ihr die Sünden nachlaſſen werdet, denen ſind ſie nachgelaſſen; und welchen ihr ſie behalten werdet, denen ſind ſie behalten.“ (Joh. 20, 21—33.) Nach ſeiner Auferſtehung, in dem Zeitpunkte, da Er ſeinen Apoſteln gleichſam die höheren Weihen erteilt und ihnen das tiefere Verſtändnis ſeiner Sendung und ihrer Nachfolge erſchließt, nimmt der Heiland dieſe Handlung vor. Die Vollmacht, welche der Vater dem Sohne zur Entſündigung und Heiligung der Menſchen gegeben hat, gab der Sohn ſeinen Apoſteln und in den Apoſteln auch deren Nachfolgern, weil das Entſündigungs- und Heiligungsbedürfnis nie aufhört hienieden. Durch das Anhauchen ſinnbildete er das Ausgehen des heiligen Geiſtes von ihm und das Übergehen desſelben auf ſie, als eine wahre und wirkliche Kraft Gottes, die nur ſeinen wahren Geſandten und Stellvertretern im heiligen Richteramt der Gewiſſen innewohnt, ſie erleuchtet und ihrem Richterſpruche Wirkſamkeit gibt. Dieſe Kraft iſt eine der Gnaden des Prieſtertums und erliſcht außerhalb desſelben, wie die Flamme erliſcht, wenn die Kerze herabgebrannt iſt. Nur der katholiſche Prieſter kann in der Kraft Gottes die Entſündigung vollziehen.

Die Notwendigkeit des Sündenbekenntniſſes behaupten die älteſten Lehrer der Kirche. Tertullian vergleicht die, welche ſich dieſer Pflicht nicht unterziehen wollen, mit Kranken, welche elend zu Grunde gehen, weil ſie aus falſcher Scham dem Arzte nicht die verborgenen Wunden ihres Körpers zeigen wollen. Der große heilige Cyprian, Erzbiſchof von Karthago († 258) bemerkt, daß der bloße Gedanke, durch Götzenopfer das Leben zu retten, ſündhaft und deshalb dem Prieſter zu beichten ſei. Pacian, Biſchof von Barcelona um 370, warnt gegen jeden Verſuch, den Prieſter zu täuſchen oder nur halb in Kenntnis zu ſetzen, und tadelt alle, welche zwar ihre Sünden vollſtändig bekannt hätten, ſich aber der auferlegten Buße nicht unterwerfen wollten. Chryſoſtomus, Patriarch von Konſtantinopel († 407), hebt als eine beſondere Würde des Prieſters hervor, daß er nicht, wie weltliche Fürſten, Gewalt über den Körper, aber eine ſolche beſitze, die bis in den Himmel reiche, da das im Himmel gelte, was er vermittels der Binde- und Löſegewalt auf Erden vollbringe. Ambroſius, Erzbiſchof von Mailand († 397), verteidigt gegen die Häretiker die Ausübung dieſer Gewalt als ein dem Prieſter übertragenes Amt. Baſilius der Große, Erzbiſchof von Cäſarea in Kappadozien († 379), ſchreibt: „Bei dem Bekenntnis der Sünde verhält es ſich gerade, wie bei Vorzeigung körperlicher Gebrechen. Letztere zeige man nur dem kundigen Arzte; erſtere bekenne man nur bei denen, die ſie heilen können.“ Und Gregor, Biſchof von Nyſſa († 400), ermahnt: „Zeige kühn dem Prieſter das Verborgene und enthülle ihm die Geheimniſſe deiner Seele. Er wird zugleich für deren Geneſung und für deine Ehre Sorge tragen.“

Die Ablegung des Sündenbekenntniſſes geſchah in verſchiedener Weiſe; zuweilen öffentlich, teils vor dem Klerus allein; und zuweilen geheim, bei dem Biſchof oder einem Prieſter. Vergehen, welche durch ihre Natur oder durch Zufall bekannt geworden waren und öffentliches Ärgernis gegeben hatten, erforderten in der Regel eine öffentliche Anklage. Aber auch bei verborgenen Sünden fand ſie nicht ſelten ſtatt, manchmal aus eigenem Antrieb, gewöhnlich aber auf den Rat des Prieſters, dem man zuvor geheim gebeichtet hatte, wenn dieſer ſolche Verdemütigung für zweckmäßig erachtete. Es wurde aber nicht leicht jemand zur Veröffentlichung genötigt, wenn dieſelbe für ihn von nachteiligen bürgerlichen Folgen ſein konnte. Auf die öffentliche Anklage der ſchwerſten Sünden, wie Abfall vom Glauben, Götzendienſt, Mord, Unzucht, folgte immer öffentliche Buße; auf die geheime Anklage zuweilen nach dem Rate des Prieſters. Die Bußdisziplin war keineswegs überall und zu allen Zeiten gleichmäßig; am ſtrengſten war ſie im zweiten und im Anfange des dritten Jahrhunderts. Da war es für einen großen Sünder eine Gnade, überhaupt nur die Buße antreten zu dürfen. Man betrachtete ſie als eine langſame, ſchmerzliche Heilung, die eine ernſte und dauernde Bekehrung bewirken und dem Sünder Gelegenheit geben ſollte, ſchon in dieſem Leben eine möglichſt vollkommene Genugtuung zu leiſten und ſeine Seele auch von den letzten Spuren der Sünde zu reinigen. Ferner ſollte nicht blos der Sünder ſelbſt, ſondern auch andere durch das Beiſpiel ſo ſchwerer Bußübungen abgeſchreckt und mit tiefem Abſcheu vor der Sünde erfüllt werden. Deshalb gab man die Erlaubnis, die Buße zu beginnen, um ſich wieder mit der Kirche und ihren Sakramenten zu verſöhnen, nur denen, welche anhaltend, dringend und demütig darum baten. Bis ſie ihnen gewährt wurde, war ihr Name, wenn ſie große Verbrechen begangen hatten, aus den Reihen der Gläubigen geſtrichen und ſie durften nie an den gottesdienſtlichen Verſammlungen teilnehmen. Die Bußübung begann, als ein feierlicher kirchlicher Akt, gewöhnlich am erſten Mittwoch der Faſten während einer mit Gebet verbundenen Handauflegung des Biſchofs und des ganzen Klerus. Der Büßende erſchien dabei mit abgeſchnittenem Haar, das Haupt mit Aſche beſtreut, im ärmlichen Gewande, mit bloßen Füßen. War er verehelicht, ſo mußte ſeine Frau ihre Einwilligung zu ſeiner Übernahme der öffentlichen Buße geben, denn ſo lange ſie dauerte, mußte er nicht blos fern von allen Vergnügungen, ſondern in ſeinem eigenen Hauſe wie ein Fremdling leben. Zur Erde niedergeworfen und das Antlitz auf den Boden gedrückt, empfing er das nach den Kirchengeſetzen ihm zuerkannte Urteil, das ihn oft Jahre lang mit Übungen der Abtötung, der Reue und der Verdemütigung prüfte und läuterte. Mußte er alle vier Bußſtationen durchmachen, ſo begann er damit, außerhalb der Kirche im Vorhof ſich aufzuhalten und die eintretenden Gläubigen um ihre Fürſprache bei Gott und dem Biſchof anzuflehen. Die zweite Stufe erlaubt ihm, an den Türen der Kirche in der Vorhalle zu ſtehen und dort den Gebeten, aber nicht der Katechumenen-Meſſe beizuwohnen. Die dritte Stufe hieß vorzugsweiſe der Eintritt in die Buße, und die zwei früheren Stationen waren nur Vorbereitungen auf ſie, um die Beharrlichkeit zu prüfen. Sie dauerte auch am längſten. Der Büßende durfte mit den Katechumenen und Energumenen (Beſeſſenen) das Schiff der Baſilika bis zum Ambo des Lektors einnehmen, der Meſſe der Kate-

„koſten und es werde ſich recht leicht thun laſſen! Seht, „was unſerm Bräutigam die Liebe koſtete, die er für „uns empfand: um uns vom Tode zu befreien, ſtarb er „einen ſo ſchmählichen Tod, als den Tod am Kreuze.“ Und ſie that wie ſie ſprach: ſie litt mit überirdiſcher Standhaftigkeit alle Prüfungen, Müh- und Trübſale, womit es dem ewigen Vater gefiel, ihre Seele zu läutern, damit ſie für Andere ein ſtralendes Vorbild und eine erleuchtete Führerin werde, den Schatz der Kirche durch ein Kleinod von ſo ſeltener Köſtlichkeit vermehre und befähigt ſein könne, einen Orden — nicht zu gründen, das iſt leichter! ſondern ihn aus ſeiner Verweltlichung in die ſtrengſte Ascese zurückzuführen. Und dazu gehören Rieſenkräfte! denn es iſt als ob ein Katarakt zugleich aufgehalten und in ein anderes Bett geleitet werden ſollte. Und woher nahm ſie, die zarte, kränkliche, abgeſchiedene Ordensfrau, dieſe Kräfte? aus der Liebe zu den Seelen!

Um Seelen zu retten erfand der heilige Franz von Sales einen neuen Weg für den Kloſterberuf, indem er ſeinen Viſitandinerinnen die drei Gelübde ohne Clauſur auferlegte, damit keine andere Abgeſchiedenheit als die ihrer Seele, ſie von irgend einem Werk der Barmherzigkeit zurückhalte. Um Seelen zu retten ſchritt Franziska von Chantal, die heldenhafte Heilige, über ihren Sohn hinweg, der ſich auf die Thürſchwelle legte um ſie zu verhindern, ihr Haus zu verlaſſen und ihre bechumenen beiwohnen und mit ihnen die Kirche verlaſſen, ſobald die Meſſe der Gläubigen begann. Unmittelbar vor ſeiner Entlaſſung aus der dritten Klaſſe empfing er abermals die Handauflegung des Biſchofs und hörte auf den Knien die Gebete an, welche für ihn beſonders verrichtet wurden. Als Büßer der vierten Klaſſe war ihm vergönnt, an allen Gebeten und Feierlichkeiten der Kirche teilnehmen, auch dem vollſtändigen Meßopfer beizuwohnen; aber es war ihm noch nicht geſtattet, eine Oblation darzubringen und die Kommunion zu empfangen. Beides geſchah erſt nach vollſtändig geleiſteter Genugtuung, mit feierlicher Genehmigung des Biſchofs.

Das war keine alltägliche Geſinnung, die eine ſolche Reue zu erzeugen vermochte! die eine ſo demütige Ergebung an den Tag legte! die allen Hochmut und alle Selbſtgefälligkeit ſo herriſch mit Füßen trat! In der großen Maſſe erloſch aber die heilige Bußfertigkeit mit den vierten Jahrhundert gar ſehr und immer geringer ward die Neigung, ſich dieſen ſtrengen Strafen zu unterwerfen. Damit hörte denn von ſelbſt die öffentliche Anklage und Buße, ſo wie auch das Amt eines beſonderen Bußprieſters auf, der die Beichten der Pönitenten hörte, ihnen den Grad und die Weiſe ihrer Buße vorſchrieb, ihr Verhalten überwachte, ihren Übergang von einer Stufe zur andern und endlich ihre Zulaſſung zur heiligen Kommunion beſtimmte. Dem Pönitenten wurde fortan geſtattet, nach eigener Wahl bei einem Prieſter zu beichten und es blieb ſeinem Gewiſſen überlaſſen, die von demſelben auferlegten Bußwerke mehr oder minder pünktlich zu verrichten. Papſt Leo der Große

(† 461) verbreitete ſehr dies Verfahren, enthob es durch feſte Regeln und Geſetze der Willkür des einzelnen Geiſtlichen, und die geheime richterliche Beicht, die den Prieſter in den Stand ſetzte, über Nachlaſſung und Behaltung der Sünden zu entſcheiden, blieb ſeitdem in voller Kraft in der Kirche. Da das Annehmen der Beichten zunächſt ein Recht der Biſchöfe war, ſie ſelbſt aber dem Bedürfnis nicht genügen konnten: ſo erteilten ſie den Geiſtlichen ihrer Diözeſe, ſpäter auch den Mönchen, die dazu nötige Gerichtsbarkeit. Daher dürfen noch jetzt die Prieſter nur in ihren betreffenden Diözeſen Beicht hören; in fremden aber nie ohne die Erlaubnis des Diözeſanbiſchofs.

Bosporus und Nil.

Als das ewige Wort Fleiſch ward, verband es mit ſeiner Gottheit die Menſchheit, trat in das eigentümliche Gebiet der Menſchheit, in die Sichtbarkeit ein, und begann den Kampf des Erlöſungswerkes, in welchem er für das ganze wie für den einzelnen ſterbend triumphierte. Die Gemeinſchaft, die er auf dem Fundament des chriſtlichen Glaubens ſtiftete und welche die Erbſchaft antrat, ſein Erlöſungswerk unter den Menſchen und für ſie fortzuſetzen, mußte demnach ſichtbar und ſtreitend ſein. Fortgeſetzt mußte es werden in jedem einzelnen Menſchen, für den der Heiland alle Kräfte der übernatürlichen Welt, und ſich ſelbſt zuerſt, als Bundesgenoſſen in Bereitſchaft hielt. Denn wie der Leib nicht auf immer dadurch geſättigt wird, daß er einmal an der Königstafel ſpeiſt, ſondern täglich Hunger empfindet und ihn zu ſtillen ſucht: ſo iſt die Seele nicht auf immer dadurch gerettet, daß der Heiland für ſie ſtirbt, ſondern dasjenige wofür er ſtirbt, muß in ihr täglich ſterben: die Sünde. Dies iſt ihr Streit. Alle haben ihn zu führen und jeder, und er zieht ſich unerbittlich durch das ganze irdiſche Leben. Sein Zweck iſt Befreiung vom Böſen; ſein Ziel, Triumph über das Böſe; ſein Lohn, der ewige Genuß des ewigen Gutes.

In dieſer großen, für Menſchen und aus Menſchen beſtehenden Gemeinſchaft, die ſich durch das Bekenntnis eines und desſelben Glaubens in die Ordnung der ſichtbaren Kirche zuſammenfügt, kämpft aber nicht jeder ſeinen Streit mit aller Kraft, aller Ausdauer, allem guten Willen. Das Erlöſungswerk ruhet nie; aber ebenſowenig der Geiſteraufſtand. Bei vielen, bei den meiſten vielleicht, kommt es zum Fall; bei manchen zum Abfall. Aber der Gefallene und der Abgefallene können ſich wieder zur Freiheit der Kinder Gottes erheben. Feindlich gegenüber ſteht der Geiſt des Böſen und erzeugt durch Sünde eine Knechtſchaft, welche in neue Sünde ſtürzt, ſo daß die in ſolchem Kreislauf geknechteten Sklaven des Böſen werden, indem ihre ungezügelten Leidenſchaften ihr Herz mit einem verderbten Willen und ihren Geiſt mit einer getrübten Erkenntnis erfüllen. Von dieſer Sklaverei erzählt die Geſchichte der Menſchheit in den vier Jahrtauſenden, die zwiſchen dem Paradieſe und dem Kalvarienberge liegen. Dieſelbe Sklaverei, nur etwa in anderer Geſtalt und Kleidung, läuft nun auch durch die Jahrtauſende diesſeits des Kalvarienberges und durch die ſichtbare Kirche ſelbſt. Die, welche ihr verfallen, ſtreiten nicht für den Geiſt Gottes, ſondern wider ihn; ſind nicht lebendige, ſondern tote Glieder am myſtiſchen Leibe Chriſti; aber ſo lange ſie nicht aus eigenem Antriebe von dem geoffenbarten Glauben, auf dem die ſichtbare Kirche gebaut iſt, ſich trennen und deren Lehren verwerfen, ſo lange harrt die Kirche mit Langmut auf ihre Bekehrung, weil dieſer Glaube ſie noch in ihrer letzten Stunde retten kann und Gott allein ſich das Recht vorbehalten hat, am Tage des Gerichtes die Spreu vom Weizen zu ſcheiden.

Zwei Richtungen, die in ihrem Endziele ſchneidend auseinander laufen, werden alſo innerhalb der Kirche von den Menſchen verfolgt: die der Gnade und die der Natur. Jene läuft mit ihren Kämpfen durch Wege der Läuterung und Vervollkommnung zu der Vereinigung mit Gott; dieſe läuft mit ihren Beſtrebungen auf den Wegen der Welt in der breiten Strömung des Selbſtzweckes dahin. Der Impuls zu beiden liegt in jedem Menſchen, der da iſt geboren aus der Natur, wiedergeboren aus der Gnade; und ihm iſt die Wahl freigegeben, auf welchem Wege er wandeln will.

In Tagen großer und allgemeiner Drangſal, wenn die ohnehin ſchon armſeligen Freuden des vergänglichen Lebens wie mit Dornen und Wermut umhegt ſind, und keinem ſichere Ruhe, keinem einen tiefen Labetrunk vergönnen, weil Kerker, Mißhandlung, Beraubung, Verbannung, Marter, Tod ihn und die Seinen bedrohen: da wendet ſich auch der irdiſche Sinn leichter den himmliſchen Dingen zu und die Nichtigkeit der Freuden, der Güter und der Genüſſe der Erde, drängt ſich auch den flatterhaften Gemütern auf. Da iſt es minder ſchwer, kein Gewicht auf Reichtum und Wohlleben, auf Ehren und Auszeichnungen zu legen. Ein Edikt der Imperatoren, und der ganze Glücksbau eines Lebens zerfiel in Blut und Staub! Aber wenn die Trübſal vorüber iſt und ganz beſonders, wenn der Freudenrauſch vorüber iſt, der einer plötzlichen, unverhofften günſtigen Wendung der Verhältniſſe folgt: dann tritt für ſehr viele, die eine ſtille Neigung zum Irdiſchen haben, ein Zuſtand von Seelenerſchlaffung, von geiſtiger Mattigkeit ein, in welcher die Begeiſterung für die überirdiſchen Güter leicht abſtirbt. Man ſetzt ſich nun breit, ruhig und möglichſt bequem auf der Welt zurecht und ſucht alles an Wohlbehagen nachzuholen, was man ſo lange und peinlich entbehrt hat. Wird die bis dahin unterdrückte und verfolgte Idee gar zur herrſchenden, zur bevorzugten, zur geprieſenen; fällt ihr die Macht und das Anſehen und ein gewiſſer äußerer Glanz von hohen Beſchirmern zu: ſo wirkt ſie ſelbſt auf ihre alten Anhänger nicht immer in ihrer vollen Reinheit mehr und ſie ſchleppt leicht ein Flitterwerk von Rückſichten und Abſichten nach ſich. Für viele der neuen Anhänger wird nun gar das Flitterwerk oftmals zur Hauptſache, ſo daß ſie, wenn die Idee nicht ihren perſönlichen Abſichten und Rückſichten entſpräche, ſich kaum um dieſelbe kümmern würden.

So ging es auch im Chriſtentum, ſeitdem es mit Conſtantin auf dem Thron und in ſeiner kaiſerlichen Stadt Byzanz Platz nahm. Die Strömung der Welt ging zugleich mit hinein und es entwickelten ſich nun in ihm alle Erſcheinungen, welche der Weltgeiſt bei denen hervorruft, die mehr ihm, als dem Geiſt Gottes gehorchen und folgen. Ehr- und Herrſchſucht, Stolz und Hoffart, Geiz und Sinnlichkeit, Eitelkeit und Eigenliebe, Hochmut und Dünkel bemächtigten ſich auch der Chriſten, weil, wie geſagt, jeder die freie Wahl hat, ob er für Chriſtus oder Luzifer ſtreiten will. Auf dem Thron und um ihn, überhaupt in der Nähe des kaiſerlichen Einfluſſes war die Gefahr am größten, weil die Verſuchung ſich zu verweltlichen am nächſten lag. Auch wirkte mächtig dazu die Pracht des Kaiſerhofes, der Glanz der Anſtalten und Bauwerke der Stadt, die wunderbare Schönheit ihrer Lage, ihr anmutiges Klima. Da war alles beiſammen, was den Menſchen blenden und berauſchen kann.

Fährt man aus dem unruhigen, ſtürmiſchen Schwarzen Meer in den Bosporus ein, der ſich mit ſieben Windungen zwiſchen den Küſten Europas und Aſiens in die Propontis (Marmarameer) hinein ſchlängelt: ſo blättern ſich Bilder eines Zauberſpiegels auf, die immer ſchöner und ſchöner werden bis zu dem Punkt, wo der Bosporus in die Propontis mündet und wo das uralte Byzanz, wie eine Königin zweier Weltteile, auf ihren ſieben Hügeln thront. Die Stadt bildet ein Dreieck, deſſen eine Seite die Wellen der Propontis beſpülen; die zweite wird von dem Goldenen Horn begrenzt, dem Hafen, welchen ein tiefer Arm des Bosporus bildet; und die dritte Seite iſt dem Lande zugewendet; da geht es durch das Hügelland von Thrazien dem Balkangebirge zu. Auf dieſer Seite lag das Goldene Tor, durch welches Conſtantin und ſeine Nachfolger ihre Triumpheinzüge hielten. Aber Byzanz ſank und ſank, und ſchon Jahrhunderte, bevor der Türke es in Stambul verwandelte, war das Goldene Tor zugemauert, aus Furcht, die Völker des Weſtens, die Lateiner, könnten triumphierend durch dasſelbe einziehen. Auf der äußerſten Landſpitze ſeewärts, wo das Goldene Horn, der Bosporus und die Propontis zuſammenfließen, erhob ſich der Palaſt Kaiſer Conſtantins, ein rieſenhafter Prachtbau mit unzähligen Gemächern, Sälen, Hallen, Säulengängen, Vorhöfen, Bädern und Gärten, der ſechstauſend Bewohner faſſen konnte, mit Mauern, Türmen und Toren umgeben war und in der großen Stadt eine kleine bildete. Jetzt heißt dieſer wunderbare ſchöne Punkt, der wie eine gigantiſche Iſola bella aus den blauen Meereswellen auftaucht, „Spitze des Serails", und trägt den Palaſt des türkiſchen Großherrn, nachdem er den des erſten chriſtlichen Kaiſers getragen. In ſeiner Agglomeration von Gärten, Terraſſen, Pavillons, Türmen, Kuppeln und Minarehs, mit ſeinem hellen Bauſtein, den der Sonnenſtrahl zu einem lichten Weiß ergänzt, mit ſeiner ganzen phantaſtiſchen Architektur, die durchwebt, bekränzt und umſchattet von der Laubesfülle kräftiger Platanen und dem dunkeln Gezweig majeſtätiſcher Zypreſſen iſt, ſieht er eigentlich aus wie die Reſidenz eines Geisteskönigs oder wie die funkelnde Krone, die der Bosporus, die ſchillernde Zauberſchlange, auf dem Haupt trägt, nach jenen Märchen, wo Schlangen nicht giftig. ſondern glückbringend und Boten von guten Feen ſind. Die ganze europäiſche Küſte des Bosporus, mit ihren mehr oder minder tiefen oder flachen Buchten, hügelt ſich unmittelbar vom Ufer auf, und über dieſe Hügel wälzt ſich in grünen

Kaskaden eine unbeſchreibliche Fülle der Bebaumung. Eichen, Platanen, Nußbäume, Zypreſſen, Kaſtanien, Ahorn ſteigen von den Abhängen auf Wieſen herab, die das Ufer beſäumen, oder tauchen ihre Zweige unmittelbar in die Wellen ein. Die aſiatiſche Küſte iſt nicht überall ſo üppig, ſondern teilweiſe von kahler Bergesöde; aber dafür hat ſie einen andern Juwel: den Bithyniſchen Olymp, deſſen Schneegipfel im Glanz der Abendſonne wie eine feurige Roſe des Oſtens herüberglüht.

Über dem Gewirr der Paläſte, Häuſer und Türme erhob ſich in Byzanz die rieſige Kuppel des Prachtbaues, den Conſtantin zu Ehren der göttlichen menſchgewordenen Weisheit errichtete: den Dom der Sta. Sophia; „dies wunderbare Gebäude, in welchem noch jetzt das chriſtliche Dogma mit der grandioſen inbrünſtigen Myſtik der uralten Zeiten, mit der flammenden Glaubensglut der Kirchenväter durchwebt und durchweht, ganz unverkennbar iſt.“ (Orientaliſche Briefe, September 1843.) Es war ein verſchwenderiſcher Reichtum über ſie ausgegoſſen, den ſpäter Kaiſer Juſtinian noch erhöhete, als der Bau durch Erdbeben gelitten hatte und erneuert werden mußte. Die Sage ſpricht, daß damals zwiſchen jeden zehnten Stein eine heilige Reliquie eingemauert wurde. Die Türen waren von Zedernholz, mit Elfenbein und Bernſtein eingelegt; die Wände: heilige Bilder und Geſchichten in Moſaikarbeit ausgeführt und in Marmor eingelaſſen. Der Marmorfußboden glänzte ſpiegelhell. Säulen von Porphyr, Alabaſter, Verde antico und Granit bildeten Gallerien über den Seitenſchiffen.

Nachenförmige ſilberne Lampen ſchwebten mit dem ewigen Licht unter dieſen Hallen. Silberne Bäume, deren Blüten Flammen waren, erhoben ſich aus dem Marmorfußboden. Über dem Ambo ruhte ein Dach mit goldenem Kreuz, hundert Pfund ſchwer und mit Diamanten und Perlen beſetzt. Aus dem Gegitter, welches den Chor abſchloß, ſtiegen zwölf mit Silber überzogene Säulen auf und zwiſchen ihnen die Bilder des Erlöſers, ſeiner heiligſten Mutter, vier Propheten und vier Evangeliſten von Silber. Im Chor befand ſich der Altar auf goldenem Geſtell und die Platte war eine Maſſe von zerſtoßenen Edelſteinen und Perlen mit Gold zuſammengeſchmolzen. Der Biſchofſtuhl war mit vergoldetem Silber überzogen und den ſilbernen Thronhimmel umgaben goldene Lilien. Die Schatzkammer bewahrte unermeßliche Reichtümer; 6000 Leuchter aus reinem Golde; ſieben goldene Kreuze, jedes von hundert Pfund Gewicht; 42,000 mit Perlen und Juwelen geſtickte Kelchtücher; 24 Evangelienbücher mit Goldbeſchlag, von denen jedes zwei Zentner wog, Kelche, Rauchfäſſer, Kannen gar nicht zu zählen an Menge, gar nicht zu beſchreiben an Koſtbarkeit. 950 Geiſtliche verſahen den Dienſt in dieſem Gotteshauſe. So war die Sta. Sophia, der Stolz der Kaiſer und der Jahrhunderte, die Freude der Gläubigen, die Kleinodienſammlung der Kunſt, der Schmuckkaſten von Byzanz, bis am 29. Mai des Jahres 1453 Sultan Muhamed II. zu Pferd in ſie hineinritt und vor dem Altar mit Donnerſtimme rief: „Es iſt kein anderer Gott als Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet.“ Da mußte die göttliche Weisheit vor dem menſchlichen Irrwahne weichen, das

Lamm Gottes vor dem Kismeth (Fatum) des Islams verſchwinden. Da wurde das heilige Kreuzzeichen überall ausgekratzt, aber hie und da eins vergeſſen; da wurden die Moſaikbilder der Wände und Kuppel mit weißem Kalk übertüncht, der grell und roh abſticht gegen die Marmortafeln, welche ihre Rahmen bildeten. Aber es exiſtiert bis zu dieſer Stunde bei den Chriſten und Muhamedanern eine kleine Legende, welche den Glauben ausſpricht, daß hier nicht immer der Islam herrſchen werde. Sie erzählt: „Als der Türk Conſtantinopel einnahm, las ein frommer Prieſter Meſſe in der Aja Sophia.1) Im Augenblick der Wandlung drang die Schreckensbotſchaft in die Kirche und der Prieſter betete mit heißer Inbrunſt, Gott möge den heiligen Leib des Herrn vor Entweihung ſchützen. Siehe! da umſchloß plötzlich die Wand Hoſtie und Prieſter, und an dem Tage werden Beide unverſehrt aus ihr hervortreten, da Konſtantinopel von den Chriſten wieder eingenommen wird.“

In der Kirche der zwölf Apoſtel bereitete ſich Conſtantin ſein Grab. Auch ſie war mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet, und das Haupt des heiligen Andreas wurde in ihr verehrt. Die Standbilder der zwölf Apoſtel in Porphyr ſchmückten ſie und zu deren Füßen wollte Conſtantin begraben ſein, um ſeine Ehrfurcht vor ihrer Heiligkeit und ſein Vertrauen auf ihre Fürbitte recht an den Tag zu legen.

---

1) Aja, vom griechiſchen agia, die heilige. Die Griechen nennen die ſeligſte Jungfrau Maria „die Panagia,“ die allheilige.

wunderte, geliebte und geehrte Exiſtenz in der Welt mit einer elenden und verachteten, am Bett armer Kranken in ſchmutzigen Hütten zu vertauſchen.

Um Seelen zu retten rief der heilige Vinzenz von Paula ſeine ganze weißumſchleierte Miliz der Barmherzigkeit in's Leben, deren Erſcheinung und Wirkſamkeit die Herzen rührt und die Seelen gewinnt, deren leibliche Nöthen ſie pflegt.

Um Seelen zu retten ging der fromme Pater Eudes, ein Zeit- und Sinnesgenoſſe dieſer drei letzten großen Heiligen, geradezu auf die Rettung der Allerverlorenſten aus, indem er den Orden „Unſerer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe" für die Bekehrung armer reuiger Sünderinnen ſtiftete.

Und all' dieſe Anſtrengungen, dieſe Mühen, dieſe Entſagungen — all' der Glaube und all' die Liebe, welche ihnen zum Grunde liegen — all' die Zuverſicht ſo vieler tauſend und tauſend heiliger, frommer Menſchen, welche opferfreudig auf dieſem Pfade wandelten und durch dieſen Wandel ſo unzählig und unſäglich viel Gutes, Heilſames, Segenvolles ſäeten, begründeten und entwickelten, daß die ganze Kulturentfaltung des Chriſtenthums Hand in Hand mit ihnen geht, und daß die ganze Welt ihnen für die praktiſche Darlegung der evangeliſchen Liebe ewigen Dank ſchuldet — das ſollte ſo etwas wie ein irrer Traum eines krankhaften Viſionärs geweſen ſein? O in welchem Traum — oder vielmehr

Die profanen Gebäude der Stadt waren in demſelben überreichen kaiſerlichen Geſchmack: Marmor, Porphyr, Bronze, wohin das Auge blickte. Den Marmor lieferten die Brüche der nahen Inſel Prokonneſus in der Propontis, welche dieſer ihren zweiten Namen, das Marmarameer, gaben; Porphyr, Alabaſter und Granit kamen aus Egypten und dem Orient; das Bauholz aus den ungeheuren Wäldern am Bosporus und vom Taurus in Bithynien. Auch in dieſer Beziehung war die Lage von Byzanz äußerſt günſtig. Das Forum Conſtantins, mit Hallen und Gerichtsſälen umgeben, zwiſchen denen Bildſäulen von Porphyr aufſtiegen, hatte, wie Trajans Forum in Rom, als Mittelpunkt auch eine Säule, 87 Fuß hoch, von Porphyr mit vergoldeten Lorbeerkränzen um ihre Fugen, die Conſtantins Standbild trug. Sie iſt jetzt ein von Feuersbrünſten zerſtörter und verkalkter Stumpf, deſſen Trümmer durch eiſerne Reifen kaum noch zuſammengehalten werden, und den man den Reiſenden unter dem Namen der „verbrannten Säule“ zeigt. In dem großen Zirkus, wo die Wagenrennen ſtattfanden, ſammelte Conſtantin die berühmteſten Kunſtſchätze aus den Tempeln und von den öffentlichen Plätzen der glänzendſten Städte ſeines Reiches. Die vier Pferde von Bronze, Werk des Lyſippus, die jetzt über dem Portal der St. Markuskirche zu Venedig ſtehen und die einſt den Hafen von Athen ſchmückten, waren eine Hauptzierde des Zirkus. Rom allein hatte ihm ſechzig der ſchönſten Bildſäulen abgeben müſſen; Egypten einen ſeiner herrlichſten Obelisken, aus roſenfarbenem Granit, 60 Fuß hoch in einem Stück; Delphi das Denkmal des Sieges bei Platäa: drei ineinander gewundene Schlangen, deren Häupter den berühmten delphiſchen Dreifuß trugen. Mit einem Wort: Reichtum, Kunſt und Herrlichkeit der ganzen Welt waren Byzanz tributpflichtig geworden, und wie für den Glanz und Schmuck der Stadt, ſorgten Conſtantin und ſeine Nachfolger für ihr Wohlbehagen. Ungeheure Speicher errichtete er, in welchen das Getreide Egyptens niedergelegt und dann dem Volk umſonſt ausgeteilt wurde; große Aquädukte, die das Waſſer aus den Bergen Thraziens herbeiführten; zahlreiche und geſchmackvolle Brunnen, die das Waſſer durch die ganze Stadt verbreiteten; zahlreiche Badeanſtalten, mit verſchwenderiſchem Luxus ausgeſtattet und allen zugänglich. Kurz, es kam aus dem Heidentum und mit allen dieſen Tributen Roms, Griechenlands und Aſiens ein gewiſſes üppiges Element in das chriſtliche Byzanz hinein, welches dem Chriſtentum um ſo gefährlicher, als es ihm neuer war. Bis jetzt hatte man ihm kaum Friſtung des Lebens gegönnt, und jetzt wurde es mitten in alle Genüſſe des Lebens verſetzt und zugleich in die volle Sicherheit, ſich derſelben erfreuen zu dürfen. Aber mit Sammetteppichen iſt „der ſchmale Weg, der zum ewigen Leben führt“, nicht belegt, und die große Maſſe fand es doch ungleich behaglicher, auf Sammetteppichen einherzugehen! Dennoch waren unter dieſer Maſſe immer auch fromme, heilige Seelen, große Seelen von erhabenem Geiſte, welche nicht geblendet wurden von den irdiſchen Gütern, nicht gefeſſelt vom irdiſchen Glück und ſogar zwiſchen den in Purpur Geborenen entwickelten ſich Lieblinge Gottes, Heilige. Denn wenn ſich ſchon in jeder

Menſchenbruſt das Reich des Lichtes und der Finſternis begegnen, um wie viel weniger werden ſie im großen und allgemeinen Treiben der Welt äußerlich mit ſcharfer Linie abzugrenzen ſein. Die Lebensfaden kreuzen und berühren ſich und mit einem goldenen kann ein ſchwarzer verwebt ſein.

So war denn die Weisſagung erfüllt, welche Iſ. 49, 22—23 über Jeruſalem, dem Vorbild der chriſtlichen Kirche, verkündigt: „So ſpricht Gott der Herr: Siehe, ich erhebe meine Hand den Heiden zu. Den Völkern zu errichte ich mein Panier, und ſie werden in den Armen deine Söhne bringen und auf den Schultern deine Töchter tragen. Könige werden deine Ernährer und Königinnen deine Säugammen ſein, werden mit zur Erde geſenktem Antlitz vor dir anbeten und küſſen den Staub deiner Füße.“

Aber noch einen anderen Segen hat Iſaias dem von Chriſtus geſtifteten Reiche geweisſagt. „Da freuet ſich die öde und ungebahnte Wüſte, da frohlocket die Einöde und blühet wie eine Lilie. Sie ſproſſet und frohlocket in Freude lobſingend. Man gibt ihr des Libanon Herrlichkeit, die Zierde des Karmel und Saron. Denn in der Wüſte brechen Stürme hervor und Gewäſſer in der Einöde. Das durſtige Land wird zu Waſſerquellen; in den Lagern, wo die Drachen wohnten, grünen Rohr und Schilf hervor. Da iſt Bahn und Straße, die man heilige Straße nennt; kein Unreiner wandelt darauf; ſie iſt die richtige Straße, auf welcher ſelbſt Einfältige nicht irre gehen. Dort wird kein Löwe ſein und kein böſes Tier, ſondern die Erlöſten werden darauf wandeln. Ewige Freude krönet ihr Haupt; Freude und Wonne erlangen ſie;

Schmerz und Seufzer fliehen“ (35, 1—10). Und auch dieſe Prophezeiung ſollte in Erfüllung gehen; die eine in Byzanz, die andere in der Wüſte; jene am Bosporus, dieſe am Nil.

Es iſt wohl kein größerer Gegenſatz denkbar, als der zwiſchen den lachenden, farbenreichen, bewegten, buntgeſchmückten Ufern des Bosporus und den ſtillen, einförmigen, eintönigen des Nil. Der Bosporus iſt lauter Bewegung und Abwechslung: das Meer mit ſeinem endlos wechſelnden Farbenſpiel, mit ſeinen Schiffen und Kähnen und Nachen, mit ſeinen Stürmen und ſeiner Anmut; die Küſten aus- und eingebuchtet, gehügelt, bewaldet, felſig, wieſengrün; eine Fülle von Licht, die eine ganz magiſche Farbenpracht verbreitet, ſo daß nirgends die Wellen ſo blau, die Belaubung ſo grün, die Inſeln ſo violet, das Schneegebirg ſo roſenfarben, die Menſchenwohnungen ſo blendendweiß, der Morgennebel ſo perlenmutterfarbig erſcheinen und doch mit tauſend Schattierungen in einander hinüberſpielen und verſchmelzen. Aber der Nil, welche Stille, welche Ruhe, welche Gleichmäßigkeit in ſeinem Lauf von Süden nach Norden, von den großen Katarakten an der Grenze Nubiens (dem alten Äthiopien) vorüber an Aſſuan (dem alten Syene), an Theben, an Memphis, an Kairo, bis er unfern Alexandrien, ganze Delta bildend, ins Mittelländiſche Meer ſich ergießt. Die ganze Landſchaft vom zweiundzwanzigſten bis zum einunddreißigſten Breitengrad hat nur zwei Farben: die gelbe Sandwüſte, das grüne Feld; hat nur eine Linie: die gerade Linie. Das libyſche Gebirg im Weſten, ganz glatt geſchnitten, das Arabiſche im Oſten, leicht gewellt, beide ohne Kuppen, ohne

Spitzen, ohne Kegel, ziehen langgeſtreckt ſich hin. Und die Palme, der ſtille Baum, ſteht mit ſeiner Blätterkrone gerade aufrecht und unbeweglich, wie eine ſchlanke Säule mit ihrem Knauf, und bringt keine Unruhe in dieſe majeſtätiſche Ruhe, in dieſe feierliche Erhabenheit der Natur hinein, mit welcher die ebenſo feierliche Erhabenheit ihrer alten Kunſtwerke, der Tempel und Pyramiden, vollkommen übereinſtimmt. Was der europäiſche Induſtriemenſch oder Agronom davon halten, wie er dieſen Boden verwerten oder bebauen möchte, dieſe Fragen, dieſe Intereſſen liegen auf einem andern Gebiet. Egyptens Natur — und Egypten iſt weiter nichts als das breite Flußbett des Nils — mit ihrem Charakter von Abgeſchiedenheit, Einförmigkeit, Ernſt und Schweigen, iſt anziehend und großartig wie das geheimnisvolle Bild der Sphynx, die in ihrem Sande begraben liegt. Dieſe große Einförmigkeit entſpringt daraus, daß der Nil in ſeinem ganzen Lauf durch Nubien und Egypten in faſt ganz gerader Richtung, obzwar mit tauſend kleinen Krümmungen, von Süden nach Norden fließt; daß ſich nicht ein einziger Bach, viel weniger ein Fluß, in ihn ergießt; und daß die beiden Gebirgszüge zu ſeiner Rechten und Linken genau dieſelbe Richtung haben wie er. Nur auf der Grenze von Nubien und Oberegypten, oberhalb Aſſuan, muß er ſich Bahn brechen durch einen Höhenzug von Granit, der von Weſten nach Oſten durch die Wüſte läuft und deſſen Brüche noch gerade ſo herrliches Material an Syenit und Roſengranit liefern, wie zur Zeit Conſtantins; nur unbenützt. Dort bildet der Nil die ſogenannten kleinen Katarakten, die aber durchaus keine Waſſerfälle ſind, ſondern nur Strudel zwiſchen Felsklippen und Felsblöcken, und um die Inſeln Philae, Elefantine und Bidſcha mit ihren prachtvollen Tempelruinen herum. Aſſuan liegt unter dem vierundzwanzigſten Breitengrad; und von dort an kommt der Nil nicht mehr aus ſeiner Ruhe. Sein alljährlicher regelmäßiger Austritt iſt auch durchaus keine wüſte, zerſtörende Überſchwemmung, ſondern gegen Ende Junius beginnt er zu ſteigen, langſam, allmählich, zuweilen mehr und dann wieder minder bemerkbar, aber nie plötzlich und raſch. Durch ſein Steigen füllen ſich die Kanäle, die von ſeinen Ufern auslaufend ins Land hinein gegraben ſind und von denen ſich dann noch kleinere Kanälchen, ja Furchen und Rinnen verzweigen, um dem Erdboden möglichſt weit Waſſer zuzuführen und ihn fruchtbar zu machen. Gegen Anfang Oktober hat der Nil in der Regel ſeine Höhe erreicht und iſt an manchen Stellen ſo ausgetreten, daß er immenſe Teiche bildet. Nun ſtehen die Waſſer eine Zeitlang und werden vorſichtig und ſparſam, vermittelſt Öffnen und Schließen von Schleuſen, von einem Punkt zum andern geleitet, wenn der erſte hinreichend getränkt worden iſt und einen Bodenſatz von befruchtendem Schlamm erhalten hat. Dann folgen Saat, Wachstum, Reife und Ernte raſch aufeinander. Gegen Ende des Winters beſchränkt der Nil ſich wieder auf ſein Bett und im April und Mai herrſcht ſchon wieder vollkommene Dürre. Ohne die künſtliche und ſyſtematiſche Kanaliſierung des Nils und ohne ſeine regelmäßige Anſchwellung, deren Schlüſſel die Wiſſenſchaft nicht gefunden hat, würde alle Vegetation aufhören und die

Kultur des Landes unmöglich werden; denn Bäche und Flüſſe hat es gar nicht, höchſt ſelten einmal einen Quell mit erträglichem Waſſer; und Regen eigentlich nie: in Alexandrien etwa zehnmal im Jahre, in Kairo dreimal, in Oberegypten in zehn Jahren vielleicht einmal. In alten Zeiten war dies Bewäſſerungsſyſtem viel ausgedehnter und vollkommener wie jetzt; damals war Egypten die Kornkammer des Römerreichs und hatte ſieben Millionen Einwohner. Jetzt zählt man nur noch zwei und eine halbe Million, und es muß dennoch die beiden heiligen Städte des Islams, Mekka und Medina, mit Getreide verſehen. Es hatte aber auch damals ſchon ſeinen Wüſtencharakter, der ſich augenblicklich zeigte, ſo wie die Kultur nachließ. In der Nähe von Dörfern, von Städten lagen Wüſten; die größte aber zwiſchen dem rechten Nilufer und dem Roten Meere in der Landſchaft Thebais. Hauptſächlich in ihr ſollte die zweite Weisſagung des Iſaias in Erfüllung gehen. Byzanz wurde zum Repräſentanten der ſinnlichen Strömung, die durch das Chriſtentum ging und geht, und die durch Feinheit, Geiſt, Klugheit, Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit eine glänzende Vergoldung empfangen kann. Die Thebais wurde ein Geſamtausdruck für die geiſtige Strömung des Chriſtentums, deren höchſte Blüte der Stand der Vollkommenheit iſt.

Die Einſiedler.

Dies iſt nun etwas, was die Welt ſo ſchwer verſteht, und es iſt doch ſo leicht zu verſtehen, wenn man bedenkt, daß der göttliche Stifter des Chriſtentums die Vollkommenheit ſelbſt war, zur Nachfolge ſeiner Vollkommenheit aufforderte und durch ſeine Gnadengaben dieſe Nachfolge möglich machte.

Die Einſiedler waren nicht bloß demütige Chriſten, die ſich in Wälder und Wüſten auf eine Zeitlang zurückzogen aus Beſorgnis, die langſamen Martern der Verfolgung, wie ſie ſeit der Mitte des dritten Jahrhunderts unter Valerian und Decius üblich wurden, nicht aushalten zu können und vom Glauben abzufallen. Nicht bloß fromme Chriſten, die vor den Gefahren und Verlockungen der Welt für immer in die Abgeſchiedenheit flüchteten. Nicht bloß ein Gegengewicht zu dem Sinnenmenſchen voll Hoffart und Selbſtſucht, der ſich nur zu bald geltend machte, als die Welt ruhig wurde und keine Blutedikte mehr zu fürchten hatte. Sondern ſie waren die Vertreter der übernatürlichen Richtung des Chriſtentums und hatten dazu die ſelbſtändige Berechtigung durch das Wort des göttlichen Heilandes empfangen: „Ihr ſollt vollkommen ſein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt." Wie der natürliche Menſch zu dem Wunſch nach den Gütern und den Genüſſen der Erde ſich gedrängt fühlt und ſeinen Anteil an ihnen als ſein Recht in Anſpruch nimmt und es Glück nennt, ſo iſt es das Recht des übernatürlichen, nach den Geſetzen der Gnade lebenden Menſchen, ſie verſchmähen zu dürfen. Jener fühlt ſich durch tauſend Banden zu der Welt hingezogen, durch tauſend Fäden mit ihr verknüpft, und ſolche Wechſelverbindung tut ihm wohl. Dieſem würde ſie wehe tun, weil eine höhere Wechſelverbindung darunter leiden müßte, wenn er den Zug ſeiner Seele in die Welt und ihr Glück hineinzulenken hätte. Er ſagt ſich nicht eigentlich: Ich will nun alles fortſchenken und entbehren und mir die Welt aus dem Sinne ſchlagen; ſondern er braucht es nicht, und deshalb entbehrt er es nicht, und die Welt fällt ihm gar nicht ein. Er ſagt auch nicht: Ich will jetzt ganz allein an Gott und an das ewige Leben und gar nicht mehr an die Menſchen denken; ſondern ſeine Seele iſt ſo voll von Gott und von himmliſchen Gedanken, Vorſtellungen und Bildern, daß ſie im Irdiſchen keine Anknüpfungspunkte findet. Er ſagt auch nicht: Nun will ich aus Liebe zu Gott leiden; ſondern er liebt Gott, und fällt ihm Leid zu, ſo gehört das eben zur Liebe und er achtet es nicht; denn für ihn gibt es nur ein Leid: Gott nicht lieben. Dies iſt nun allerdings eine ganz neue Ordnung der Liebe; aber Chriſtus ſelbſt hat ſie vom Himmel auf die Erde gebracht, hat den heiligen Geiſt zum Herd dieſer neuen Liebe gemacht und von ihrem Feuer geſagt: „Was will ich anders, als daß es brenne?“

Der Menſch, der in der Gnade lebt, kann auch ein vollkommenes Leben mitten in der Welt, teilnehmend an ihrem Glück und ihren Freuden, führen, ſobald er ſie „beſitzt, als beſäße er ſie nicht,“ d. h. ſein Herz nicht an ſie hängt. Das beweiſt die Geſchichte vom reichen Jünglinge im Evangelium. Als er den Heiland fragte, was er tun müſſe, um zum ewigen Leben zu gelangen? antwortete Chriſtus einfach: „Halte die Gebote.“ Denn ſie ſind von Gott und heiligen das Leben, indem ſie den Menſchen an ſeine heiligſten Pflichten mahnen, gegen ſeine heißeſten Leidenſchaften ihn beſchirmen und die Ehe, den Beſitz und das Eigentum anderer ſeiner Willkür entrücken. Aber der Jüngling hatte die Ahnung von etwas noch Höherem und die Sehnſucht danach. Da ſagte der Heiland: „Willſt du vollkommen ſein, ſo gib, was du haſt, den Armen und dann folge mir nach.“ Damit hat er eine höhere Vollkommenheit nicht befohlen, aber angeraten: die evangeliſche Armut. Ebenſo ſetzte er die Ehe in ihre urſprüngliche Heiligkeit und Unauflöslichkeit wieder ein und verlieh ihr eine neue Würde durch das Siegel des Sakramentes; dennoch preiſt er die Jungfräulichkeit höher, die nur Sinn für das Himmelreich hat, und ſetzt mit heiliger Vorſicht hinzu: „Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ Damit hat er wiederum eine höhere Vollkommenheit, als die des Eheſtandes nicht befohlen, ſondern angeraten: die evangeliſche Jungfräulichkeit. Und endlich gab er noch einen dritten Rat, nicht ſowohl durch Worte, als durch die Tat: den des unbedingten Gehorſams, indem Er, der Sohn Gottes, nicht bloß ſeinem himmliſchen Vater, ſondern in ſeiner heiligſten Menſchheit auch geringen Menſchen, ſeinen Geſchöpfen, ja ſogar feindlich geſinnten Geſchöpfen, demütigſt gehorchte.

Von ihrem Herrn und Meiſter hat die Kirche gelernt, denjenigen die drei evangeliſchen Räte, wie man ſie nennt, zu geben, welche ihre Befriedigung nur in der möglichſt vollkommenen Ablöſung des Geiſtes von den Feſſeln der vergänglichen Güter der endlichen Welt finden können. Daß es ſolche Seelen gibt, wer könnte das bezweifeln? In allen Menſchen ohne Ausnahme iſt eine geheime, oft unverſtandene, oft uneingeſtandene Sehnſucht nach etwas Beſſerem. Alle ſind in Adam gefallen; darum ſehnen ſich alle nach ihrem reineren Zuſtand zurück. In einzelnen in welcher erſtaunlichen Unwiſſenheit müſſen Die befangen ſein, die ein ſolches Urtheil ſich erlauben.

Wäre im neunzehnten Jahrhundert die Erde mit ihren Bewohnern urplötzlich das geworden, was pantheiſtiſch-atheiſtiſche Gehirne ausbrüten und lehren: eine Futterbank, an welcher liebes Vieh, das auf zwei Beinen geht, ſich zu mäſten ſtrebt; — wären die Seelen gleichſam todtgeſchlagen zwiſchen Hammer und Ambos der Induſtrie: ja, dann freilich könnte man das heilige Buch des Evangeliums gelaſſen zuſchlagen, denn für das liebe Vieh iſt es nicht vom Himmel geſendet! — Aber ſo ſteht es mit nichten in der Welt! Die Menſchen ſind noch ganz die nämlichen Geſchöpfe, die ſie vor zweitauſend Jahren waren! ihre Seele iſt noch geradeſo nach dem Bilde Gottes geſchaffen, durch die Sünde entſtellt und durch die Erlöſung wieder herzuſtellen — wie das Evangelium es lehrt. Die Seelen alſo wären da, und die Liebe zu den Seelen ſollte fehlen? — Mein Herr und mein Gott! welch eine Schmach würden die Kinder Deines Hauſes Dir anthun, wenn das je wahr werden könnte! welch eine Verleugnung Deiner, von Dem geſchrieben ſteht: „Alſo hat Gott die „Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn hin„gab!“ läge darin. Eines iſt gewiß: wenn ſie je unter uns aufhörte, die Liebe der Seelen, ſo würde der thierhafte Zuſtand eintreten, welchen der Atheismus der Menſchheit wünſcht; und wenn Ihr das nicht nun iſt dieſe Sehnſucht ſo feurig, ſo mächtig, ſo überwältigend, daß ſie nichts verlangen, als ſich hienieden möglichſt in dieſen Zuſtand zu verſetzen und zu leben gemäß den Bedingungen ihrer urſprünglichen, ihrer gottverwandten Natur. Gewiß hat mancher Chriſt, wenn auch nur in flüchtigen Augenblicken, dieſe Sehnſucht und die mit ihr verbundene unausſprechliche Ruhe und namenloſe Wonne empfunden. Was bei ihm und bei vielen vorübergehend war, weil jene Sehnſucht nicht mit allen Kräften des Gemütes genährt, nicht durch alle Fähigkeiten des Geiſtes unterſtützt wurde und daher in Zerſtreuung unterging, weshalb ſollte es nicht bei den wenigen dauernd ſein können, welche ihr Gemüt nur damit erfüllen, ihren Geiſt nur damit beſchäftigen? Infolge der Sünde Adams durchdrang ein unbeſchreibliches Verderben alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, vergiftete, zerriß oder verkehrte ſie. Urſprünglich liebte der Menſch ſeinen Schöpfer und in ihm das Geſchöpf; aber die Sünde verwandelte die Liebe der Hingebung in das Gift der Selbſtſucht, und die Liebe zu dem Geſchöpf verdrängte die zu dem Schöpfer. Urſprünglich beſaß der Menſch in Gott alle Reichtümer der überreichen Erde in Fülle; aber die Sünde zerriß dieſe beſeligende Gütergemeinſchaft und der Menſch, der jetzt die Eigenliebe kannte, wollte auch ein Eigentum beſitzen und ſchätzte es ſo hoch, daß er, je mehr er beſaß, um deſto mehr ſich dünkte. Urſprünglich ruhte der Menſch in ſeinem Willen in Gott, war das Organ des göttlichen Willens; aber die Sünde brachte ihn in beſtändige Empörung gegen Denſelben und der Wille, der in der Vereinigung mit

Gott teilnimmt an der Macht, der Weisheit, der Kraft, der Liebe, der Seligkeit Gottes, ſank in der Abkehr von Gott zu Unmacht, Unverſtand, Schwäche, Bosheit, Elend, ſank zum Eigenwillen herab. Der eine Tropfen der Sünde ergoß ſich in dieſen drei wilden, zerſtörenden Strömen durch die Menſchheit: Eigenliebe, Eigentum, Eigenwille; von ihnen gehen alle Verheerungen im Leben der einzelnen und der Völker, alle Zerſtörungen auf ſittlichem, geiſtigen und materiellen Gebiete aus. Da kam der menſchgewordene Erlöſer und zertrat der Schlange ihr dreifaches Haupt: der Eigenliebe durch die Virginität; der Gier nach Eigentum durch freiwillige Armut; dem Eigenwillen durch Gehorſam. Und da Er fortleben wollte hienieden in ſeinem myſtiſchen Leibe, der Kirche, ſo ſchuf Er durch die evangeliſchen Räte, zu deren Beobachtung niemand gezwungen werden kann außer durch den heiligen Geiſt, ein Glied an dieſem Leibe, welches ſeine verklärte Menſchheit auf Erden fortſetzt oder wenigſtens fortzuſetzen ſtrebt, welches zugleich aber auch eine ewig lebendige Erinnerung der geſamten Menſchheit an ihren urſprünglichen höheren Zuſtand, und ein ewig lebendiger Seufzer der Sehnſucht nach Rückkehr zu demſelben iſt: den Stand der Vollkommenheit. Er wußte wohl, der göttliche Heiland, und die Kirche durch ihn, daß die menſchliche Natur vermöge ihres ſchweren irdiſchen Ballaſtes eine große Neigung zu den fetten, breiten Niederungen des Lebens hat, und daß Gnaden- und Heilsmittel für die große Menge keine andere Wirkung haben werden, als höchſtens die, daß ſie die Güter der Erde gebrauchen und nicht mißbrauchen. Aber um ſo mehr wollte Er, und die

Kirche nach ihm, den Weg zu einer idealen Höhe offen halten, der gebahnt werden mußte, weil es für einzelne das Bedürfnis ihrer dem Idealen zugewendeten Natur iſt, ihn einzuſchlagen, und weil es eine Verkümmerung ihres durch Chriſtus Selbſt geweckten Rechtes wäre, ſie von jener Höhe zurückzuhalten. Seitdem verfuhr die Kirche auch in dieſer Beziehung, wie überall und immer, mit himmliſcher Weisheit, d. h. zugleich mit Begeiſterung und mit Beſonnenheit: dem Durchſchnittsmaß des Menſchen gehören die Niederungen der Erde, und ſie heiligt deren Güter und ihre Genüſſe. Denen aber, welchen der heilige Geiſt ein größeres Maß erteilt, preiſet ſie die Höhen eines entſagenden Lebens an. Seitdem die erſten Jünger Hab' und Haus verließen, um dem Erlöſer nachzufolgen, bis zu dieſer Stunde, hat ſie die freiwillige Armut um Chriſti willen höher geſtellt, als den edelſten Gebrauch der Glücksgüter. Und ſeitdem der Apoſtel Paulus es den Korinthern ſchrieb, bis zu dieſer Stunde, hat ſie den Eheſtand für heilig und unverbrüchlich erklärt, jedoch minder hoch als den jungfräulichen Stand um Chriſti willen. Und ſeitdem der Sohn Gottes gehorſam bis zum Tode am Kreuze ſtarb und auf den Altären der Chriſtenheit täglich von neuem gehorſam ſich opfert, ſtellt ſie den demütigen Gehorſam um Chriſti willen höher, als über Völker, Länder und Weltteile klug zu befehlen. Denn dieſe heiligen Drei müſſen immer von neuem anſchaulich machen, beweiſen, darſtellen, mit ſtummem Munde predigen, daß mit Chriſtus das dreifache Haupt der Schlange zu zertreten ſei. Dieſe himmliſchen Grundſätze hält die Kirche mit feſter Hand aufrecht durch die Jahrtauſende, unbeirrt durch die Angriffe, welche von Anfang an dawider gemacht wurden, da auch gegen dieſe Lehren, wie gegen alle übrigen, Irrlehren ſich erhoben. Die Einen verwarfen ganz und gar und für alle Menſchen ohne Ausnahme die Ehe. Andere verdammten die zweite Ehe. Noch andere betrachteten die Ehe als vom Teufel eingeſetzt. Dieſe krankhaft und ſchief überſpannte, geiſtig hohle Richtung machte der geſunden, kräftigen, einfachen Lehre der Kirche den Vorwurf: ſie ſei lange nicht ſtreng genug, während eine andere in die Sinnlichkeit verſunkene und dem chriſtlichen Ideal durchaus abholde Richtung gegen die Virginität eiferte und der Kirche, welche dieſelbe anpries, vorwarf, ſie verlange Unmögliches vom Menſchen. Allein die Kirche *verlangt* nur das vom Menſchen, was Chriſtus ſelbſt verlangt hat: „Halte die Gebote." Und darüber hinaus *rät* ſie nur das an, was Er ſelbſt geraten hat: „Und dann folge mir nach." Und wenn ſie das Eine nicht verlangen und das Andere nicht raten würde, ſo würde ſie lügen wider den heiligen Geiſt, der in ihr iſt. Das kann ſie nicht.

Die geheimnisvolle Überzeugung, dem Niederen entſagen zu müſſen, um Höheres zu gewinnen, der Glaube, daß auf der Entſagung ein beſonderer Segen ruhe, iſt ein myſtiſcher Zug, der durch viele vorchriſtliche und unchriſtliche Völker geht, ſobald ſie nicht im ganz wilden Zuſtande ſich befinden, der ſie noch nicht hat zum geiſtigen Bewußtſein erwachen laſſen. Dieſer Zug ſpricht für eine gemeinſame Abſtammung, in welcher ſich die Tradition des Abfalles und der zu hoffenden Erlöſung dunkel fortgeerbt hat. Etwas

Verlorenes, Unſchätzbares wiedergewinnen, ſich reinigen, um dieſes Gutes würdig zu werden, büßen und entſagen, um ſich von jeder unlauteren Begier zu reinigen: das iſt die Ahnung des göttlichen Geheimniſſes der Erlöſung durch die Menſchwerdung Gottes, welche ſich bei vielen Völkern regt, aber freilich ohne die chriſtliche Offenbarung nur mißverſtanden und häufig verzerrt wird. Was man von den gewaltigen Büßern bei Völkern des tiefen Aſiens, in China, Tibet und Hindoſtan lieſt, was von den großen Geſetzgebern uralter Völker, die ſich in Wüſteneien zurückzogen, um ihren Geiſt vom Sinnlichen abzuziehen und in höhere Betrachtung zu verſenken, damit ſich die Wahrheit ihnen entſchleiere; was von den in tiefe Geheimniſſe eingeweihten weiſen Frauen und Prieſterjungfrauen, denen überirdiſche Mächte gehorchten, aber um den Preis der Entſagung: alles das ſpricht dieſen einen, gemeinſamen Familienzug aus, und zwar einen ſolchen, der ſich nach etwas Idealem gebildet hat. Es muß alſo die Richtung auf das Idealiſche eine große Macht im Geſamtbewußtſein der Menſchheit ſein, um ſich trotz dem Abfall und in ihm erhalten zu können. Dieſe Richtung verfolgte auch eine jüdiſche Sekte, die Eſſäer, die ſich Jünger des Propheten Elias nannten. Sie hatten alle Verbindung mit dem übrigen jüdiſchen Volke aufgegeben, ſogar den Tempelgottesdienſt, und lebten in den Gegenden am Jordan und am Toten Meer in großer Strenge, beobachteten Eheloſigkeit und Gütergemeinſchaft und bearbeiteten den Acker. Ähnlich waren die Therapeuten in Egypten, die auch ein gemeinſames, aber ganz beſchauliches Leben führten. So herrſchte auch bei den Juden des Alten Teſtamentes der Gebrauch, daß Eltern ihre Kinder, und Jünglinge und Jungfrauen ſich ſelbſt für eine gewiſſe Zeit dem Tempel weiheten. Dann hießen ſie Nazaräer, d. h. Gott geheiligt, wohnten unter Aufſicht in beſonderen Gebäuden des Tempels, mußten leichte Dienſte in demſelben verrichten, wurden in den heiligen Schriften unterrichtet und hatten gewiſſe Gebräuche zu beobachten, wie: keinen Wein trinken, das Haar nie abſchneiden u. dgl. mehr. Das Feſt Mariä Opferung, am 21. November, bezeichnet den Tag, da nach uralter Tradition die ſeligſte Jungfrau als Kind von ihren Eltern in den Tempel gebracht und in beſonderer Weiſe Gott geheiligt, eine Nazaräerin wurde. Durch eine ſolche Opferung hofften die Eltern, die ſich von ihren lieben Kindern trennten, und die Kinder, wenn ſie freiwillig aus ihren Familien zurückzogen, Gott wohlgefällig und ſeines beſten Segens teilhaft zu werden. Die Idee eines begnadigten Opfers taucht überall auf, jedoch unklar und verſchleiert.

Als aber das wirkliche Opfer gefallen, das Lamm Gottes geſchlachtet war, da zerriſſen die Schleier, da ſanken die Nebel, da wurde es **klar**: nur ein Opfer gibt es, und dies iſt das reine Opfer, welches Malachias der Prophet täglich vom Aufgang bis zum Niedergang verkündet hat; und in der Vereinigung mit dieſem Opfer hat fortan auch der Chriſt ſich zu opfern. Wie gründlich die Gläubigen der erſten Jahrhunderte das auffaßten, das ausführten, zeigt ihr Leben und ihr Tod. Sie betrachteten ſich alle, nach dem Ausdruck des Apoſtel Paulus, wie begraben in Chriſto, wie getauft auf ſeinen Tod. Mehr oder minder führten alle ein Leben der Buße und Entſagung, zwiſchen denen aber diejenigen hervorragten, Laien und Prieſter, die mit beſonderer feuriger Geſinnung begabt waren, ihr Vermögen den Armen überließen, in tauſend Liebeswerken ſich übten, oft aus Demut vom Ertrag ihre Handarbeit lebten und vorzüglich in Zeiten der Verfolgung ein Mittelpunkt für alle wurden, die Rat, Hilfe, Troſt, Ermutigung bedurften. Auch gottgeweihte Jungfrauen gab es in nicht geringer Anzahl in den erſten Zeiten. Je reiner die Seele, um deſto tiefer wird ſie ergriffen von der reinen Liebe, der vollkommenen Liebe; und wo die ganz herrſcht, da iſt es nicht wohl möglich, Unvollkommenes mit einer ausſchließlichen Liebe zu umfaſſen, oder mit dem Vollkommenen nur anzufangen und bei dem Unvollkommenen aufzuhören. Eine Jungfrau, die den Entſchluß gefaßt hatte, ſich Gott zu weihen, bekannte ihn öffentlich und feierlich in der Kirche, gelobte Keuſchheit und empfing aus der Hand des Biſchofs den Schleier und eine goldene Kopfbedeckung, die Mitrella. Sie lebte bei ihrer Familie, aber zurückgezogen von der Welt, denn ſie war „verſchleiert“, nämlich verborgen in Chriſtus; und hatte einmal eine das Unglück, ſich ſpäter zu verheiraten, ſo ward ſie durch den Ausdruck des heiligen Cyprian: „ein Ehebruch an Chriſtus!“ gleichſam gebrandmarkt und, nach einem Kanon der Synode von Chalcedon, exkommuniziert; der Mann aber durch das Geſetz mit dem Tode bedroht. Denn mit dem Heiligſten iſt kein leichtſinniges Spiel zu treiben! Jeder prüfe ſich, erwäge ſeine Kräfte, überſchätze ſich nicht; demütig ziehe er ſich zurück von dem Höheren und dränge nicht als ein Unberufener ſich hinzu. Bevor er eine Wahl getroffen hat, iſt er berechtigt, ſeinen Weg durch das Leben ſo oder anders zu ordnen, und iſt verpflichtet, mit aller Gewiſſenhaftigkeit und Überlegung es zu tun. Nach der Wahl gehört er aber nicht mehr ſich ſelbſt an, ſondern Demjenigen, dem er feierlich Treue gelobt hat; möge dies nun Gott allein ſein, der Liebhaber der Seelen, dem der jungfräuliche Stand ſich anverlobt , oder ein Menſch, der Gatte, der zum Eheſtande gewählt wird. Auf jeder Wahl liegt ein ihr entſprechender Segen und eine beſondere Gnade Gottes; aber dafür die Treue und mit ihr die Ehre und die Würde des Menſchen Gott verpfändet; denn Er iſt der Empfänger des Gelübdes. Wer es bricht, bricht einen Vertrag mit Gott, tritt aus der Verbindung mit Gott heraus und wird ein Feind Gottes in beiden Fällen; denn die Gelübde unterſcheiden ſich nur dadurch, daß das eine, der Virginität, direkt auf Gott gerichtet iſt, und das andere, der Ehetreue, indirekt. Irrlehren, welche dem erſteren kein Gewicht und keine bindende Kraft beilegen wollen, ſind folgerichtig dahin gekommen, auch die dauernd bindende Kraft des letzteren zu verwerfen, haben die Ehe für auflöslich erklären müſſen und ſomit in ihrem Bereich die Heiligkeit des verpfändeten Wortes und die ſittliche Ordnung mit Füßen getreten, welche Gott für das irdiſche Glück und das ewige Heil der Menſchheit eingeſetzt hat.

Eigentum und eheliche Bande waren alſo die erſten Feſſeln, welche die zum Stande der Vollkommenheit berufenen Chriſten abſtreiften, um ſich einem höheren Geiſtesleben ungeſtört hingeben zu können. Weil ſie damit alle Anſprüche an irdiſche Wohlfahrt aufgaben, nannte man ſie Aszeten, d. h. Entſagende. Sie blieben in ihren äußeren weltlichen Verhältniſſen, weil in den erſten Zeiten die Welt mit nichts ſie bedrohete, als mit dem Tode, und weil der Martertod für Chriſtus, der augenblicklich zur unzertrennlichen Vereinigung mit ihm und zur Anſchauung Gottes führt, das glückſeligſte war, was dem Gläubigen zuteil werden konnte. Aber die Zeiten änderten ſich und die Welt wurde reich an Gefahren, namentlich in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Da hatte die Verfolgung lange geruht und dieſe äußere Ruhe hatte eine laue, trübe Luft über das Chriſtentum ausgehaucht. Es war mannigfach in Verbindung mit dem Heidentum getreten, hatte ſich von deſſen bequemen, ſchlaffen Grundſätzen anſtecken laſſen, war weichlich und irdiſch geſinnt worden, hing an Reichtum, an Wohlbehagen, an Glanz und Anſehen, an Hab und Gut, mit einem Wort, an vergänglichen Dingen wie an einem Schatz; und „bei dieſem Schatz war ſein Herz“, wie der Heiland warnend geſprochen hatte. Als ſich nun eine Art der Verfolgung unter Kaiſer Decius erhob, welche bis dahin unbekannt geweſen war und darauf ausging, das Chriſtentum in der Wurzel auszurotten, indem deſſen Anhänger nicht ſowohl zum Tode, als zum Abfall gedrängt werden ſollten: da zeigte ſich die innere Vermorſchung bei gar vielen, und Verleugnung und Apoſtaſie waren zahlreich traurige Erſcheinungen, wenn auch weit überwogen durch den heldenhaften Glaubensmut der treuen Bekenner. Dies warnende Beiſpiel tat große Wirkungen! War die Welt ſo gefährlich, ſo verlockend, daß ihre Nähe betörte und die Berührung mit ihr den Schwung der Seele lähmte, wie weiſe war es dann, ſich ihrer entnervenden Einwirkung zu entziehen und in möglichſter Abſonderung von ihr ſich zu halten: ſo dachten viele für ihr ewiges Heil beſorgte Seelen, und ſehnten ſich, den Baſilisken der Hoffart und der Sinnlichkeit, die in der Welt wimmeln, möglichſt weit aus dem Wege zu gehen. Andere, die immer einſam im Geiſt eine weltentfremdete Richtung verfolgt hatten, fühlten ſich um ſo lebhafter zum abgeſchiedenen Leben mit Gott hingedrängt, als dieſer Zug ſich in der Zeit überhaupt regte. Es geſchah beſonders häufig im Morgenland, unter dieſen Völkern von ungemein großer und reicher Phantaſie, die, wenn ſie vom Glauben gereinigt, gezügelt und getragen wird, ihrerſeits den Willen zu einem mächtigen Adlerflug emporträgt, indem ſie ihm die erhabenſten Ideale feſt vors Auge hält. In Egypten zuerſt zeigten ſich die Asketen des Chriſtentums nicht mehr in dem Weltgetümmel, ſondern in der Abgeſchiedenheit, als Einſiedler (Anachoreten). Sie ſind die Väter der ſpäteren unter mannigfaltigen Formen, nach verſchiedenen Regeln und Satzungen, mit und ohne Gelübde, ſich verzweigenden und geſtaltenden Mönchsorden. Sie wurden die höchſten ſittlichen Charaktere ihrer Zeit und deshalb, trotz ihrer Einſamkeit, deren Bildner. Sie hatten durch ihr Eingehen in Gott eine ſolche Fülle von Licht eingeſogen, daß ſie Mit- und Nachwelt damit überſtrahlten. Sie waren wunderſame lebendige Wegweiſer zum Himmel, weil die Dinge der Erde ſie nie beirrt, nie geeinſeht, Ihr, die Ihr noch etwas haltet auf Eure eigene unſterbliche Seele und auf die Eurer Kinder — und wenn Ihr Euch nicht aus allen Kräften wehrt gegen das Fortwuchern ſeelentödtender Doktrinen, mögen dieſe nun ausgehen vom Irrglauben oder vom Unglauben: ſo habt Ihr ſchon über Eurer Stirn die Binde, die Euch bezeichnet, Euch zuerſt, als unfreiwillige Schlachtopfer für die Altäre jener Lehren. Ein gekreuzigter Gott, Liebe der Seelen und eine veredelte Menſchheit iſt das erſte und letzte Wort des Chriſtenthums, iſt ſeine erſte und letzte That; eine verthierte Menſchheit, Haß der Seelen und kein Gott — iſt die erſte und letzte That des Atheismus, gleichviel wie ſeine Worte lauten mögen.

Um dieſen Kampf handelt es ſich jetzt — und nicht um Conſtitutionen für Monarchien oder Republiken und nicht um ein Paar Gulden Abgaben für ein Faß Wein oder einen Ballen Kattun. Und die weiten Gefilde der Erde, auf denen das Chriſtenthum ſich angeſiedelt hat, werden die Wahlſtatt dieſes Kampfes ſein, bei deſſen Reſultat es höchſt gleichgültig ſein wird, wie hoch oder wie niedrig im Preiſe Baumwolle und Conſtitutionen ſtehen, da dies Reſultat mit Gottes Gnade nichts Anderes ſein kann, — als ein neuer Triumph des Evangeliums.

täuſcht hatten, weil ihr Blick mit ungetrübter Klarheit auf dem Urgrund alles Seins haftete und in deſſen Strahlung alle Erſcheinungen in ihrem Zuſammenhange erfaßte. Der Evangeliſt Johannes, der heilige Einſiedler auf Patmos, ſagt im Anfange ſeines Evangeliums von dem ewigen Wort: „Allen, die Ihn aufnahmen, gab Er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ Kinder ſind im Hauſe des Vaters zugleich auch Herren. „All das Meinige iſt dein“, ſpricht der frohe Vater im Evangelium zu dem älteſten Sohne. Das zeigte ſich bei den Einſiedlern. Sie brachten den Stand der Vollkommenheit zu einer wundervollen Blüte.

Nichts Irdiſches haben und begehren, genüget nicht zur Vereinigung mit Gott, ſelbſt dann nicht, wenn man ſich arm macht, um mit Chriſtus die Armut zu teilen. Nicht irdiſch ſein: das iſt die unerläßliche Bedingung; und zu dieſer Entäußerung vom Irdiſchen führt nur die tägliche Abtötung des Willens, der Neigungen, der Begierden und Leidenſchaften. Der Körper an ſich iſt kein Hindernis, um mit Gott und den Geiſtern vertraulich umzugehen und ſie zu ſchauen; denn der paradieſiſche Menſch ſah Gott und ſprach mit ihm. Aber als der Menſch ſich durch die Sünde von Gott trennte, da verlor er ſein himmliſches Vorrecht und wie früher der Leib durch die Seele vergeiſtigt worden, weil ſie durch ihre Verbindung mit Gott des Leibes Herrin war: ſo verirdiſchte jetzt der Leib die Seele, nachdem ſie die Oberherrſchaft über ihn verloren und ſich der Sinnlichkeit dienſtbar gemacht hatte. Wem man dient, nach dem richtet man ſich; auf den hört und ſieht man; dem gehorcht man, von dem hofft man Genuß und Lohn.

Die Seele folgte mit Gedanken und Vorſtellungen, mit Wünſchen und Verlangen, mit Beſtrebungen und Willen ſo blindlings der neuen Herrin, daß es bald nicht mehr hieß: „Der Herr, Er iſt Gott,“ ſondern es gab keinen andern Herrn mehr, als die böſe Luſt, und die verkörperte ſich und ließ ſich anbeten in tauſend Abgöttern. Dahin war es mit der Seele gekommen! ſo tief war ſie gefallen! freiwillig hatte ſie vom Himmliſchen ſich losgeriſſen, um der Sinnlichkeit zu folgen: dafür nun hatte ſie Sinnliches vollauf, konnte es ſehen, fühlen, ſchmecken, genießen; aber in demſelben Maß gingen ihr all dieſe Fähigkeiten für das Himmliſche verloren. Ihr geiſtiges Auge war blind, ihr geiſtiges Ohr taub; ihr Verlangen nach etwas Geiſtigem war krankhaft, ihr Wille zum Staube gebeugt, ihre Erkenntnis getrübt; im wilden glühenden Opiumrauſch taumelte ſie dahin durch die Jahrtauſende. Da kam der Erlöſer, nahm die Sünde der ſinnlichen Menſchheit als Menſch auf ſich, ließ ſich, um ſie zu ſühnen, ans Kreuz nageln, und ließ zugleich der Menſchheit ein Pfand der Erlöſung zurück, durch welches ſie auf ewig mit ihrem Erlöſer verbunden blieb: die heiligmachende Gnade. Dieſe Kraft lebte nun fort in den Seinen, und da ſie keine Furcht ſeiner Kreuzigung und aus dem Blutregen des Kreuzes geboren war: ſo wurden die Seinen von dieſer Kraft angetrieben, wie er ein gekreuzigtes Leben, ein Leben des Leidens aus Liebe zu führen. Dies Geheimnis vom Kreuz iſt nun für viele ein Ärgernis und eine Torheit, und ſie befolgen es gar nicht; für viele eine bittere Notwendigkeit, der ſie unvollkommen gehorchen aus Furcht vor der Hölle; aber für viele die Leiter zum Himmel, auf der ſie, mehr oder minder hohe Stufen erklimmend, hienieden ſchon zum Ziel ihrer Sehnſucht, der mehr oder minder vollkommenen Vereinigung mit Gott gelangen. Denn Leiden aus Liebe gibt äußere Gleichförmigkeit mit dem menſchgewordenen Gott und bewirkt die innerliche Herſtellung der Ebenbildlichkeit Gottes. Will alſo der Menſch wieder zu ſeinen übernatürlichen Vorrechten gelangen, was ihm durch die heiligmachende Gnade möglich iſt, ſo muß er mutig das Leiden aus Liebe umfaſſen, und das iſt nichts anderes, als die Kreuzigung des Ichs, die Abtötung der ſündigen Natur, das Abſterben des ſinnlichen Menſchen. Iſt der tot: dann kann der Erlöſte Gott ſchauen, denn Gott ſpricht: „Der Menſch kann mich nicht ſehen, ohne zu ſterben.“ In dieſen Tod einzugehen, das beruht nicht auf Menſchenwerk und Menſchenkraft; und von den vielen, welche liebend das Geheimnis des Kreuzes umfaſſen, bringen nur die wenigſten es bis zu den letzten, höchſten Stufen der Himmelsleiter und haben doch treu ihren Kampf geſtritten. Die großen Gnaden ſind es eben dadurch, daß ſie frei aus der Hand Gottes ſtrömen. Selig iſt aber gewiß die Zeit zu preiſen, in der ſie ſich in Fülle auf die Seelen ergießen. Die gründlichſte Schule nun für die Kreuzigung des Ichs iſt der Stand der Vollkommenheit.

Durch die Sinnlichkeit war die Sünde in die Seele eingedrungen und deren Meiſter geworden. Schritt für Schritt muß die Sinnlichkeit bekämpft werden, wie man eine Feſtung aushungert, damit der Feind abziehe. All die Verwöhnungen und Verweichlichungen und Verfeinerungen des materiellen Lebens, und all die ſchmeichleriſchen Genüſſe für Aug und Ohr, und all die tauſend Produkte der Bildung und Ziviliſation wirken auf die Seele, wie feuchte Luft auf Harfenſaiten: machen ſie ſchlaff. Der Körper gewöhnt ſich daran, ſo viel zu brauchen und ſo vieles als eine Notwendigkeit zu betrachten, daß, bis das alles beiſammen iſt, an die Befriedigung höherer Bedürfniſſe kaum, und der höchſten gar nicht gedacht werden kann. Da wuchert denn die Sinnlichkeit und nimmt breiten Beſitz von den endlichen Dingen. Dagegen erhebt ſich eine andere Ordnung, und die beginnt, nach der Befriedigung der höchſten Bedürfniſſe zuerſt zu ſtreben. Weil die höchſten, ſind ſie auch die umfaſſendſten, und je mehr ſie ſich ausbreiten, um deſto weniger finden die niederen den Boden, der ihnen zuſagt, ſo daß dieſe allmählich welken und abſterben müſſen. „Ihr ſeid von unten und ich bin von oben,“ hatte der göttliche Heiland zu den Juden geſagt. (Joh. 8, 23.) In ſeiner Kirche mußte es demnach ein Glied geben, welches immerdar Zeugnis ablegte, daß der Herr von oben ſei. Zu einer ſolchen Abtötung der ſinnlichen Natur und einer ſolchen Beherrſchung des eigenen Willens, wie ſie bei manchen Einſiedlern ſich finden, erhebt ſich unſere verzärtelte Vorſtellung ebenſo ſchwer, wie zu den Qualen, welche die Martyrer erduldeten. Vielleicht noch ſchwerer. Denn einesteils litten die Martyrer nicht ſo lange; einige Tage oder Wochen, höchſtens einige Monate, und der Kampf war zu Ende. Anderenteils hatten ſie nur die Wahl zwiſchen einer Todſünde — die Verleugnung Gottes — und dem Martyrertum. Da wählten ſie, was jeder gute Chriſt wählen muß:

den Tod. Aber die Einſiedler gingen in ihr Leben der unerhörteſten, martervollſten, täglich und ſtündlich ſich erneuernden Abtötung auf zwanzig, dreißig, fünfzig und noch mehr Jahre, ohne daß ihnen auf der andern Seite nur die Wahl einer Todſünde geblieben wäre, ganz freiwillig. Sie wurden, wie „Jeſus, voll des heiligen Geiſtes, vom Geiſt in die Wüſte geführt" (Luk. 4, 1), und wie die Martyrer in Jeſus ihr blutiges Leiden ſelig litten und frohlockend ſtarben: ſo trugen die Einſiedler in der Vereinigung mit Ihm ihr unblutiges Leiden frohlockend und führten ein ſeliges Leben. Der ſcharfe und ſtachlige Dornbuſch der Aszeſe trug für ſie die holdſelige Roſe der Myſtik und ihr Leben glich jenem Kaktus in Äthiopien, deſſen dorniges Gezweig zu der wunderſamen bezaubernden Blume erblüht, die nur in ſtiller Mitternacht ihren duftenden, ſonnengoldenen Kelch erſchließt und die man „Königin der Nacht" nennt. Wie der entſagende Menſch ſich wieder zum paradieſiſchen Menſchen erheben, und ſchon hienieden, teilweiſe, die Vorrechte und das Ziel der ſeligen Geiſter erreichen und ein gottſchauender Menſch werden kann: und wie der Heiland geſagt hat: „Ströme des lebendigen Waſſers werden von denen ausgehen, die an mich glauben", dieſe übernatürliche, ſegenvolle, heilbringende Wirkſamkeit ſehen wir an den alten heiligen Einſiedlern. Aber die Buße geht dem Reich Gottes vorher, wie der große einſiedleriſche Täufer Johannes es verkündet hat.

Die Lebensbeſchreibungen dieſer wunderbaren Menſchen ſind uns zum Teil durch die größten Lehrer der Kirche ſelbſt, die ihre Jünger oder

Schüler ihrer Jünger waren, aufbewahrt worden. Der heilige Athanaſius, der heilige Hieronymus, Theodoret, Biſchof von Cyrus in Syrien, Rufinus, der gelehrte Presbyter von Aquileja, beſchäftigten ſich damit, waren an Ort und Stelle, ſammelten Zeugniſſe und genaue Nachrichten ein. Andere minder berühmte, doch deshalb nicht minder glaubwürdige Männer folgten jener Anregung, ſo daß wir eine Sammlung von Lebensbeſchreibungen der Einſiedler beſitzen, welche ebenſo erhaben, ehrwürdig und erbaulich iſt, wie die Akten der Martyrer ſind. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Wunderſeite in manchen dieſer Leben legendenartig aufgefaßt iſt. Die Legende iſt nämlich im religiöſen Gebiet eine ſubjektive Ergänzung und Ausmalung der objektiven Wahrheit. So hat die Kirche es immer gehalten und mit ihr jeder Verſtändige: die naive, ſubjektive Auffaſſung des Einzelnen läßt ſie, als die Schale, auf ſich beruhen; den inneren Kern der Wahrheit aber ſchätzt ſie nach ſeinem Wert. Unter den altflorentiniſchen Malern iſt einer, der Sandro Botticelli heißt und Bilder von unvergleichlich idealiſcher Anmut malt; aber die Mutter Gottes und das Jeſukindlein haben immer goldenes Haar; nicht goldfarbenes, ſondern er tauchte ſeinen Pinſel in aufgelöſtes Gold und malte damit ihr Haar, um deſſen Schönheit und den Glanz, der ſie umfloß, auszudrücken. Niemand wird deshalb den Bildern Botticellis ihren hohen Wert abſprechen und ebenſowenig wird niemand glauben, daß die Mutter Gottes und der göttliche Erlöſer in ſeiner heiligſten Menſchheit Goldfäden ſtatt des Hauptthaares gehabt haben. Ungefähr ſo iſt es auch mit der legendenartigen

Auffaſſung mancher geſchichtlichen Tatſachen im Leben der Heiligen. Im übrigen iſt aber der Urſprung der Wunder in Gott, und die Wundertäter führen ſie aus, weil ſie mitten im Reich Gottes ſtehen, das ihnen zugekommen iſt. Es iſt nur ein kleines Gebiet und iſt rings umzingelt von dem großen Reich der Welt, in dem wir mitten inne ſtehen. Es wird uns nicht zugemutet, zu der gewaltigen Höhe der Heiligkeit uns zu erſchwingen, von der die Bäche der Gnaden als Wunder herabrieſeln. Niemand mutet dem Zwerge zu, mit der Rüſtung des Rieſen ſich zu bekleiden. Es wäre aber erſtaunlich lächerlich, wenn der Zwerg, weil er die Rieſenrüſtung nicht bewältigen kann, behaupten wollte, das vermöge niemand und es gäbe überhaupt gar keine Rieſen. Wer nicht die Rieſenkämpfe jener Gewaltigen gekämpft hat, was weiß der? Die menſchliche Natur iſt ſo ſchmiegſam, ſo dehnbar, ſo ſich fügend einer mit Ausdauer fortgeſetzten Aszeſe, daß man ihr gewiß nicht nach ſubjektiven ſinnlichen Empfindungen von Wohl- und Mißbehagen Grenzen ſetzen darf. Und bleiben Tauſende diesſeits, und zehn, ja nur einer geht hinüber: ſo beweiſt dies, daß es die Grenzen für Tauſende, aber nicht die der menſchlichen Natur überhaupt ſind. In dem gegenwärtigen Zuſtand ſeiner durch die Sünde verdorbenen, in Chriſtus wiedergeborenen Natur kann der Menſch gleichſam nur über ſich oder unter ſich ſelber ſtehen, über ſich durch die heiligmachende Gnade, unter ſich durch die Sünde. Jene alten Gewaltigen nahmen von der Gnade die Flügel, nach denen ſich Davids große Seele in ſeinen Pſalmen ſehnte: „die Flügel der Taube, um zu fliegen und zu ruhen,“ zu ruhen in Gott. Welche Kräfte ſich da in ſie ergoſſen haben, welches Licht ſie erleuchtet, welche Freiheit ſie gehoben hat, ach! wie kann das derjenige ermeſſen, der nicht bloß nie einen ſolchen Flug gewagt, ſondern nicht einmal den Wunſch gehabt hat, ihn wagen zu dürfen.

O ihr alten Einſiedler, ihr lebendigen Tempel des heiligen Geiſtes in der Wüſte, ihr ſeid in der Welt weniger gekannt und weniger berühmt als eure ſteinernen Nachbarn, die Tempel von Lucſor, von Theben, von Baalbek. Von den Pyramiden, über die euer Auge hinweg und in den Himmel ſah, weiß jedes Kind zu erzählen, als von einem der ſieben Wunder der alten Welt; aber von euch, die ihr lebendige Wunder der neuen, der erlöſten Welt ſeid, erzählt niemand. Von der Memnonſäule, die an der Grenze eurer Wüſte ſteht und die fabelhaft getönt haben ſoll, wenn die Morgenſonne ſie beſtrahlte, ſingen und ſagen tauſend Lieder; aber von euch, die ihr den Hymnus von der Verherrlichung des Schöpfers durch ſein Geſchöpf Tag und Nacht ertönen ließet, von euch iſt alles ſtumm. Tiefer als die Hieroglyphen im Sande eurer Heimat, ſeid ihr in der Vergeſſenheit der Welt begraben; und doch iſt der Schlüſſel nicht verloren, der die erhabenen Geheimniſſe eures Weſens erſchließt und deutet: — der Glaube an die Erlöſung durch die Menſchwerdung Gottes.

Die Wüſte.

Um zu einem ſo geſteigerten geiſtigen Daſein zu kommen, wie es in den alten Einſiedlern ſich kund gibt, dazu gehörte eine außerordentliche

Sammlung und Zurückziehung der Tätigkeit der Seele von vergänglichen Dingen und oberflächlichen Beſchäftigungen. Um die leiſeſte Anſprache Gottes zu verſtehen, muß das lärmende Gerede der Menſchen verhallt ſein, und um ſich feſt und ruhig zu dem Einen hinwenden zu können, muß das zerſtreuende Getümmel des Vielerlei, das die Welt bewegt, aufhören. Darum hat der einſiedleriſche Zug ſich nach den Einöden des Orients hinbewegt, nach Meſopotamien, Syrien, Paläſtina und Egypten, wo die Anſiedelungen der Menſchen ſich auf gewiſſe Punkte und Stätten beſchränken mußten, weil nur dort ihre phyſiſche Exiſtenz möglich war. Daher dieſe Rieſenſtädte des Orients, wie Ninive am Tigris, Babylon am Euphrat, Theben am Nil — Theben, deſſen Tempeltrümmer ſo rieſenhaft ſind, daß das Coliſeum neben ihnen verſchwindet und St. Peter winzig erſcheint — Theben, das in dem einen einzigen Saal von Karnak 122 Säulen, jede von 27 Fuß im Umfang hat und 12 Säulen von 37 Fuß. Dieſe und andere Städte benutzten gleichſam ihre glückliche Lage an den großen Strömen, um ſich, wo möglich an beiden Ufern, weit und breit auszudehnen und eine ungeheure Bevölkerung in ſich zu ſammeln. So weit ihr Weichbild reicht, ihre Gärten, ihre Anpflanzungen, alles was zum Bereich und zu den Erforderniſſen einer großen, glänzenden Stadt gehört, da iſt die blühendſte Kultur. Aber da, wo die Menſchenhand einen Augenblick ruht und wohin das Waſſer des Stromes nicht mehr dringt, da tritt ſogleich der Wüſtencharakter hervor, bald ſteinig, bald ſandig. Eine ſolche Wüſte iſt die große ſyriſche vom Antilibanon bis zum

Euphrat, an deren Eingang Damaskus liegt mit ſeinem ungeheuren Kranz von grünen Obſtgärten, in denen Walnuß-, Aprikoſen-, Öl-, Granaten- und Feigenbäume in unbeſchreiblicher Fülle gedeihen, weil der Barrada, ein ſiebenarmiges, in den Schluchten des Antilibanon entſprungenes Flüßchen, ſie bewäſſert. Zehn Schritte vom Ufer hinweg — Wüſte! Der Sand rieſelt zuſammen! Ebenfalls vorherrſchend ſandig iſt die ſogenannte kleine arabiſche Wüſte, zwiſchen Gaza und Kairo, die ſich über die Landenge von Suez erſtreckt und die man in elf Kameltagmärſchen, durchſchnittlich acht Stunden täglich, durchzieht. Sand vom Mittelländiſchen Meer an den Höhenzug geſchwemmt, der ſich aus Arabien nach Egypten zieht, das iſt dieſe Wüſte. Aber nicht immer iſt ſie flach, ſondern manchmal gewellt, auch gehügelt; ſogar eine Hügelkette hat ſie von blendendem Sand, der ſo kahl und ſo blank wie ein Totenkopf und ſo tief iſt, daß die Kamele bis zum Knie darin verſinken. Einige Feuchtigkeit mag ſich zur Regenzeit in Gruben am Fuß der Hügel ſammeln, denn da ſtehen einzelne Gruppen von Palmen, gegen den grellen gelbweißen Sand dunkel abſtechend wie Büſchel von ſchwarzen Federn. Eine einzige Waſſerſtation mit gutem Trinkwaſſer gibt es in dieſer Wüſte, bei Catya, und da iſt auch gleich ein Palmenwald. Jenſeits desſelben beginnt eine unabſehbare Ebene mit feſterem Boden und hie und da mit ſtachlichem Geſtrüpp bewachſen, alles ganz dürr und grau, und das geht ſo fort, bis man nach Unteregypten und an die Kanaliſierung des Nils kommt. Dort ſteht man gleichſam mit dem linken Fuß in der Wüſte,

Viertes Kapitel.

Der Pater Eudes, Stifter des Ordens Unſerer lieben Frau der chriſtlichen Liebe.

In dem Dorf Mezerai in der Normandie, welches dem berühmten Hiſtoriographen Frankreichs, Eudes de Mezerai, ſeinen Namen gegeben, ſpielte im Jahr 1610 eine Schaar fröhlicher Knaben zuſammen. Unter ihnen war einer von zartem ſchmächtigen Körperbau, mit einem wunderſchönen feurigen und ſanften Augenpaar, der älteſte Sohn von Eheleuten, denen er nach einer beſonderen Andacht zur allerſeligſten Jungfrau geſchenkt worden war und die ihm den heiligen Johannes Evangeliſt zum Namenspatron gegeben hatten. Wie das denn geht bei Kindern: die fröhliche Aufregung des Spieles erhitzt ihre kleinen Leidenſchaften, Herrſchſucht, Zorn und Ungeduld brechen zwiſchen den beſten Kameraden aus und irgend eine kleine Gewaltthat macht der Freude ein Ende: ſo geſchah es auch hier. Einer der Knaben gab dem kleinen Johannes eine kräftige Ohrfeige. Augenblicklich kniete dieſer vor dem Beleidiger nieder, bot ihm auch die andere Wange dar und ſagte:

„Dieſe Rache habe ich von unſerm Heiland gelernt."

Natürlich erfolgte eine glänzende Verſöhnung und nie in ſeinem Leben vergaß der Beleidiger dieſe Handlung des damals neunjährigen Johannes. Schon die Selbſtbeherrſchung bei ſolcher Jugend und in einem ſo mit dem rechten in einem Garten Gottes. Rechts Zitronen- und Nabekbäume, Akazien, Sykomoren, Palmen, auf deren ſchwankendem Blattgezweig karneolfarbene Tauben ſich wiegen; Zuckerrohr-, Baumwoll- und Maisfelder, alles von funkelndem Grün, wie Email. Links der tote, harte Kiesboden, der, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht ein Hälmchen trägt. Und das, was dieſen ſchneidenden Kontraſt bewirkt, liegt in der Mitte: ein ſchmaler Kanal, über den man mit einem Schritt hinweggeht und von dem noch kleinere Rinnen, wie dünne Waſſeradern, auslaufen. Der Boden iſt bereitwillig, Früchte aller Art zu tragen, daß er nur ein paar Tropfen Waſſer bedarf und ein paar Samenkörner, um ſich mit der prachtvollſten üppigſten Vegetation zu bedecken. Unteregypten, namentlich da, wo zwei Arme des Nils das Delta bilden, iſt gut bewäſſert und daher ungemein fruchtbar und der Wüſtencharakter iſt zurückgedrängt. Aber ſchon bei Kairo behauptet er ſein volles Recht. Vor den Toren nach Oſten Kiesboden, mit bunten Kieſeln und glänzenden Quarzen beſtreut, erſt eben, dann gewellt, bis zu dem ſogenannten „verſteinerten Walde,“ wo durch irgend eine Revolution in der Natur gewaltige Bäume, Palmen und Sykomoren, zu Boden geſchmettert, mit einer Flut von Sand bedeckt und unter demſelben verſteinert ſind. Vor den Toren nach Weſten Gärten, Promenaden, Anpflanzungen, Felder, Obſtbäume in Hülle und Fülle bis zum Nil, wo er die Blumeninſel Ronda trägt. Zwiſchen dieſen zwei Polen der Natur — dem ſtarrſten Tode: der verſteinerte Wald, und dem lieblichſten Leben: die Blumeninſel — liegt Kairo in der Mitte, das egyptiſche Babylon, wie es in alten Zeiten hieß; und von jenſeits des Nils, aus unermeßlicher Wüſte, ragt die Gräberſtadt der uralten Könige von Memphis, ragen die Pyramiden in verſchiedenen Gruppen herüber, während Memphis ſelbſt, die Reſidenz der Pharaonen, jetzt ein unüberſehbares, frühlingsgrünes Gefilde iſt, auf welchem ein gelichteter Palmenwald und zahlreiche Ortſchaften liegen.

Je mehr man nilaufwärts geht, um ſo mehr tritt die Kultur zurück und die Wüſte hervor, obgleich 50,000 Schöpfräder (Sakieh), von Ochſen gedreht, Tag und Nacht in Bewegung ſind, um Egypten mit Waſſer zu verſehen, und zahlloſe Schaduffs helfen ihnen nach. Dies ſind Gruben, in welche das Waſſer gegoſſen wird, das Männer in ledernen Eimern aus dem Nil ſchöpfen, und das aus dieſen Gruben in Rinnen weiter fließt. Doch all dieſe Anſtalten reichen nicht aus; denn es fehlt auch an Menſchen, um das Erdreich zu bebauen. Niederungen am Nil werden zuweilen Moräſte, mit Binſen überwuchert, worin Büffel hauſen; und neben Feldern, auf denen Weizen, Rüben, Bohnen mannshoch wachſen, liegen Strecken vom ſchönſten urbaren Boden ganz wild; alles, weil Hände fehlen, um den Moraſt zu entwäſſern und das Erdreich zu beſtellen. Was aber von Leben in der Natur iſt, hat einen reizenden idylliſchen Charakter. „Die Abende auf dem Nil in Oberegypten und Nubien“ (erzählen die Orientaliſchen Briefe, im Januar 1844) „ſind von unvergleichlicher Schönheit. Am Tage iſt es ſo heiß und die brennenden Sonnenſtrahlen reverberieren ſo ſcharf auf dem Waſſer, dem Wüſtenſand, dem Kalkgebirge, daß man nicht gern die Kabine des Schiffes (auf dem man die Nilreiſe macht) verläßt. Gegen Abend kommt man heraus und atmet die leichte, linde, wohltuende Luft ein. Die Sonne ſinkt hinter das lybiſche Gebirg und es hüllt ſich in dunkelblauen Schatten ein, während die Lichtſtrahlen auf dem arabiſchen Gebirg wie auf einem Prisma ſpielen und es flüchtig mit Farben von Blumen, Edelſteinen, Schmetterlingen bemalen. Wie große flammende Roſen liegen einzelne Höhen da; wie Ketten von lilafarbenem Amethyſt die langgeſtreckten. Dattelpalmen in Gruppen und in Guirlanden, zuweilen auch, weniger anmutig, in regelmäßigen Reihen gepflanzt, hie und da ein einzelner Nabekbaum mit ſeinem feinen Gezweig, oder eine ſtarre Dommpalme, die Acacia nilotica mit Millionen von gelben Blüten, wie mit kleinen goldenen Bällen überſäet, die in tropiſchem Arom duften, und durchflochten von blauen und violetten Schlingpflanzen, welche in langen Gewinden lieblich wild umher hängen: dies ſpiegelt ſich in den ſtillen Waſſern. Frühlingsduft erfüllt die Atmoſphäre, ſo ein balſamiſcher, unbeſtimmter Geruch, den unſere Felder und Wälder auch aushauchen, aber im Junius, nicht im Januar! Bohnen-, Lupinen-, Wicken-, Selgam (Rübſamen), Baumwollenfelder ſtehen in voller Blüte; Zuckerrohr, Weizen und Gerſte ſchießen mächtig empor, alles getrieben von der fetten ſchwarzen Gartenerde und gelockt vom heißen Sonnenſtrahl. Aus dem Gebüſch der Acacia und von den Palmen herab gurren und lachen Schwärme von wilden Tauben. Auf den Sandbänken ſitzen Waſſervögel in Scharen beiſammen, marmorweiße hier, rabenſchwarze dort, und zirpen und ſchnarren ihr eintöniges Lied, das ſie vom einförmigen Geplätſcher der Wellen gelernt haben mögen. Ein großer Reiher fliegt zuweilen über den Fluß, oder ein Pelikan taucht mit ſchwerem Flügelſchlag nach irgend einem Fiſch in ihn hinein, oder ein Adler ſteigt langſam und ruhig immer höher, immer höher in den klaren Himmel auf, als wolle er ſich dort oben umſchauen, wo die Sonne geblieben ſei. Denn ſie iſt inzwiſchen untergegangen und das roſenflammende Abendrot, das den ganzen weſtlichen Himmel anloderte, hat ſich zu einem farbloſen Blaßblau abgekühlt. Siehe, da geht im Süden ein zweites Abendrot, ein tiefglühendes, purpurfarbenes auf, haucht die erbleichten Berge roſig an und lockt zugleich die erſten Sterne hervor. Die herrliche Venus erſtrahlt im Weſten; der kühne Jäger Orion ſteigt langſam hinter dem arabiſchen Gebirg empor; ſpäter, im tiefen Südoſt, der Canopus, den man in Europa niemals ſieht. Dann fährt man dahin wie zwiſchen zwei Himmeln. Der Nil, bald zu einem großen See ausgeweitet und bald zu einem ſchmalen Band zuſammengedrängt, iſt dann in ein dunkles Firmament voll ſanft zitternder Sterne verwandelt, das mit dem wirklichen Firmament verſchmilzt. Ruhig und groß ſchauen die Geſtirne von oben herab und haben gar nicht das bittere Geflimmer, als ob ſie vor Kälte zitterten und bebten, wie in unſern klaren Winternächten. An den Ufern iſt es noch lange lebendig. In den Dörfern flammen Feuer auf, denn der Platz des Herdes iſt vor der Türe. Blökende Schaf- und Ziegenherden werden heimgetrieben; Hunde bellen, Eſel ſchreien, Kinder jauchzen, die Sakieh dreht ſich knarrend. Am Schaduff ſingen die Männer taktmäßig: „Salam, ya Salam" (Friede, o Friede), indem ſie die Eimer im Nil füllen und in den Rinnen leeren, welche das Waſſer weiter führen. Geſänge der Einzelnen, die aus den Feldern heimkehren, laute Geſpräche und Zurufe ſchallen weithin. In einſamer Barke wacht irgend ein Mann und vertreibt ſich die Zeit und den Schlaf, indem er die Darabukah (eine Art von Handtrommel) ſchlägt. Endlich wird es ſtill allüberall und die Kühle der Nacht legt ſich auf die Waſſer."

Dieſe Bilder hat man auf dem Nil; aber nicht immer. Zuweilen, beſonders in Nubien, ſchrumpft die Vegetation an ſeinen Ufern zu einem ſchmalen Streifen Bohnenfeld ein, welches die Bevölkerung eines armſeligen Dörfchens ſpärlich ernährt. Zuweilen verſchwindet ſie ganz und gar, wenn Felſenwände oder Steingerölle die Ufer einfaſſen. In Nubien wächſt die Wüſte, beſonders auf der lybiſchen Seite, dermaßen, daß die Rieſentempel von Abuſambul allmählig im Sand verſchwinden. Bei den großen Nil-Katarakten (innerhalb der Wendekreiſe, unter dem zweiundzwanzigſten Breitengrad) hat die Wüſte etwas vom Chaos, ehe der Geiſt Gottes die Elemente getrennt hatte. Es iſt eine Ebene, grenzenlos wie der Ozean, von gelbgrauem Sande, aus dem ſchwärzliche Kalkſteinblöcke aufragen. Dieſe Blöcke und die Wellungen des ungleichen Sandbodens, den der Wind bald ſo, bald anders zerwühlt, ja auch die Bergſpitzen, die am äußerſten Rande des Horizontes wie Wolken auftauchen, machen auf dieſer immenſen Fläche nicht den mindeſten Unterſchied. Man meint bis ins Herz von Afrika hinunterſchauen zu können;

aber von Waſſerfällen nicht die mindeſte Spur! ſogar der Nil iſt verſchwunden. Langſam wird man von dem Kamel weiter getragen, bis wo die Felsblöcke ſich etwas dichter zuſammenſchieben. Man erklimmt einen derſelben und ſteht nun wie auf einer Klippe und Tauſende ähnlicher Klippen, bald größer bald kleiner, hier ein Block, dort ein Fels, da nur ein Stein, ſind ſüdwärts wie ſchwarze Inſeln in das ungeheuere Sandmeer der Wüſte bis an den Horizont geſtreut. Was ſie umgibt, iſt aber nicht Sand, ſondern Waſſer, ein breites, formloſes Waſſer, das ſich wild und raſch, wie es eben den Weg findet, um ſie herum drängt und tummelt. Das iſt der Nil, ohne Ufer, ohne Bett, und das nennt man ſeine großen Katarakten. Man glaubt gar nicht einen Fluß zu ſehen; aber auch keinen See, denn dazu fehlt der Waſſerſpiegel; ſondern eben nur ein wüſtes Waſſer, das kommt, man weiß nicht woher, das geht, man weiß nicht wohin; das in der unermeßlichen Fläche durch nichts, als durch eine geringe Senkung des Bodens beſtimmt wird, von Süden nach Norden zu ſtrömen, und das im Oſten und Weſten von der Wüſte gleichſam überwältigt und gezwungen wird, nicht in ſie hinein zu verfließen, ſondern ſich ein Bett zu ſuchen. Beſtimmt und begrenzt, mit Kleid und Farbe angetan, iſt hier nichts. Er herrſcht die graue Eintönigkeit des Chaos und ſeine düſtere Konfuſion. Der gelbliche Sand, das lehmfarbene Waſſer, das ſchwärzliche Geſtein wälzt und wühlt ſich durcheinander. Nichts iſt geſondert. Alles geht drunter und drüber, immer ſo fort und immer ſo fort, ſeitdem die Erde ihre gegenwärtige Geſtalt hat und wird ſo fortgehen, ſo lange ſie dieſelbe behält. Über dieſe Natur hat der Menſch keine Gewalt! Dieſe Waſſer kann er nicht lenken, dieſe Wüſte von rieſelndem Sand und von Felſen, kann er nicht beherrſchen. Es iſt die traurigſte, unüberwindlichſte aller Einöden, zugleich in unſtillbarer Gährung und von erſtarrender Starrheit, unerhört merkwürdig und mit keinem andern Naturbild zu vergleichen. Noch eine Stunde ſtrudeln die Waſſer abwärts. Dann, bei dem Dorf Wadi Halfa, hören die Inſelblöcke und ſomit die Hemmungen auf; da ſammelt ſich der Nil und wird in ſeinem beſtimmten Bett zum Fluß.

Bei Aſſuan (unter dem vierundzwanzigſten Breitengrad) bildet er die kleinen Katarakten über Klumpen von Granit hinweg, die hier quer durch Land und Waſſer, zerkeilt und zerdonnert von chaotiſchen Urbildungen, geſchleudert ſind. Weil der Nil hier zwiſchen feſten, felſigen Ufern eingeklemmt iſt, ſind die Strudel und Fälle ſchöner, höher, maleriſcher; umſomehr, als ſich die Inſeln Philä, Elefantine und Bidſcha mit großartigen Tempelruinen aus ihnen erheben; aber die Wüſte iſt wo möglich noch furchtbarer. Der Sand iſt blendendweiß und ſo rieſelnd, daß man ihn förmlich durchwaten muß. In dieſem toten Meer liegt der Granit bald in Klumpen, bald als zerſchmettertes Geſtein, und das Auge ſieht ſich müde, denn weder Geſträuch, noch Grashalm, noch das dürftigſte Moos in den Steinritzen bietet ſich ihm zum Ausruhen dar. Die Einbildungskraft erlahmt vor dieſem Bilde einer Unermeßlichkeit ohne Leben und ohne Bewegung.

So iſt die egyptiſche Wüſte beſchaffen; ſie erſtreckt ſich vom rechten Ufer des Nils bis zum roten Meer in einer Breite von fünf bis ſechs Kamel-Tagmärſchen, und von den Katarakten bis in die Gegend von Kairo, wo ſie mit der kleinen arabiſchen zuſammenläuft. Ihr Mittelpunkt iſt die Thebais. Es wird kaum möglich ſein, auf der Erde eine Stätte zu finden, die ſich mehr dazu eignete, die Heimat einer weltentfremdeten Seele zu werden und ihr behilflich zu ſein, ſich mehr und mehr die Welt unter die Füße zu legen.

Eine Eigentümlichkeit dieſer Wüſten ſind die Höhlen und Grotten, welche ſich in ihnen finden. Kalkſtein iſt das Geripp, welches den Sand trägt, zuſammenhält und in manigfacher Bildung als Gebirg, Höhenzug, Hügel und Gehügel aus ihm aufſteigt. Die Gebirge von Paläſtina, der Libanon, der Antilibanon, das arabiſche Gebirg in Egypten, alles iſt Kalkſtein. Die Zeit, die Luft, hie und da der Regen bilden leicht Höhlen in ihm, die in Syrien, von Menſchenhänden benutzt und erweitert, noch jetzt als Wohnungen dienen. Eine ſolche Höhle war auch die heilige Grotte zu Bethlehem. Der Ölberg bei Jeruſalem und das Felſental Joſaphat, das ſich von dort in krauſen Windungen bis zum toten Meer erſtreckt, wie auch die Felſenwüſte Mar Saba zwiſchen dieſem Meer und Bethlehem; alle ſind mit Höhlen wie mit Bienenzellen durchbohrt. In den erſten chriſtlichen Jahrhunderten wurden ſie von Anachoreten bewohnt, in vorchriſtlichen als Gräber benutzt. Daher heißt es oft in Lebensbeſchreibungen der Einſiedler: ſie wohnten in Gräbern. Nirgends waren die Felſengrabkammern häufiger als in Egypten. Die Altegypter waren ein eigentümlich ernſtes Volk von träumeriſchem Tiefſinn. Die volle Melancholie der Unerlöſten iſt ihren Tempeln, ihren Koloſſen, ihren Sphynxen in gewaltigen Zügen aufgeprägt. Tod und Leben, Leib und Seele, Menſch und Gott, ja die ganze Natur, die geheimnisvolle Wüſte, der geheimnisvolle Nil, alles war ihnen rätſelhaft. Darum ſprachen ſie in Rätſeln, wie ihre Hieroglyphenſchrift es zeigt; darum ſchufen ſie rätſelhafte Gebilde, ihre Götter mit Tierköpfen und vor allem die Sphynx, das Weiberantlitz auf einem ruhenden Tierleib. Sie hatten den dunkeln mächtigen Drang zur Erkenntnis der göttlichen Dinge zu kommen, und eine dunkle tiefe Ahnung, daß das Göttliche dem Menſchen nahe ſei. Da ihnen aber der offenbarte Glaube fehlte, der allein die höhere Erkenntnis gibt: ſo ſuchten ſie ihr Verlangen dadurch zu befriedigen, daß ſie faſt alles vergöttlichten, was ſie umgab, entweder weil es ihnen nützlich war oder weil ſie ſich davor fürchteten; ſo den Stier, die Katze, die Zwiebel; ſo das Krokodil. Von der Unſterblichkeit der Seele und von dem chriſtlichen Dogma der Auferſtehung hatten ſie auch eine ſo gewiß verirdiſchte Ahnung. Sie glaubten, daß die Seelen der Abgeſtorbenen 3000 Jahre im Amenthes (Reich der Schatten) verweilen, dann zur Erde zurückkehren, wieder mit ihrem Leibe ſich vereinigen und ein zweites Leben beginnen müßten. Damit die Seele dann ihren Leib leicht wiedererkennen und ihn im beſten Zuſtand vorfinden möge, balſamierten ſie die Leichen in eigentümlicher Weiſe zu Mumien ein, legten ſie in große ſteinerne Sarkophage und ſetzten dieſe in Grabkammern bei, welche nirgends ſicherer und unzerſtörbarer waren, als in den Felſen. Je reicher und vornehmer der Tote, um deſto großartiger war auch ſein Grab. Keines wird wohl übertroffen von der Pyramide des Königs Cheops, dieſem gebauten Felſengrabe, das ungefähr ſo hoch wie St. Peter zu Rom iſt und worin man nichts weiter gefunden hat, als einen einzigen Sarkophag. In den Felſen von Oberegypten ſind außerordentlich viele Gräber; beſonders bei Theben, im Tal Aſſaſiff und in der Felſenſchlucht von Bab-el-Melek. Die erſteren ſind furchtbar verwüſtet, denn Landleute bewohnen ſie, und kleine Kinder, Mumiengebeine, Eſelſtreu und junge Hühner bedecken gemeinſchaftlich den Boden. Aber die letzteren ſind ſehr wohl erhalten, weil ſie in brennender Felſenwüſte, eine ſtarke Stunde vom Nil entfernt liegen. Man nennt ſie Gräber der Könige. Jedes Grab bildet eine geräumige Wohnung mit Treppen, Vorhallen, Sälen, Nebengemächern, Gängen; alles in den Felſen gehauen, alles von oben bis unten bemalt mit Göttergeſtalten, mit Szenen aus dem Schattenreich, aus dem Leben der Krieger, der Ackerbauer, der Handwerker. Ein Gemach iſt ganz mit Waffen bemalt, eins mit Vaſen und Schalen in unglaublicher Mannigfaltigkeit, eins mit muſikaliſchen Inſtrumenten, eins mit Tiſchen, Stühlen, Sofas, auf denen Purpurpolſter und Tigerfelle liegen; eins mit verſchiedenen Obſtarten; viele mit Hinrichtungen und mit Verehrungen der Götter. Und all dieſer Aufwand von Arbeit, Mühe und Kunſt iſt mit der Mumie in tiefe Nacht verhüllt, denn der ganze Grabpalaſt iſt gleichſam in den Felſen hinein geſchoben und hat nirgends Tageslicht, als an der Eingangstüre. In jedem dieſer Paläſte befindet ſich wiederum nur ein einziger Sarkophag. Man verletzenden Fall für die Eigenliebe wäre zu bewundern, wenn nicht die außerordentliche Geſammeltheit in Gott noch viel erſtaunenswürdiger wäre. Es lag eine große Verheißung in ſo frühzeitiger Tugend; der Knabe erfüllte ſie.

Er hieß Johannes Eudes und war der ältere Bruder des obenerwähnten berühmten Geſchichtforſchers. Sein junges, von evangeliſcher Liebe beſeeltes Herz fand keinen andern Gegenſtand, dem es ſich hingeben konnte, als Gott allein. Er empfing im Collegium der Jeſuiten zu Caën ſeine Erziehung und ſeine Bildung für den Prieſterſtand bei den Oratorianern zu Paris, und in der heiligen Nacht des Weihnachtsfeſtes im Jahr 1625 opferte er als neugeweihter Prieſter in einer Muttergottes-Kapelle ſeine erſte heilige Meſſe, ſeine Primiz — dieſe wunderbare überirdiſche Feier, bei welcher ſich über dem Prieſter, wie bei der Jordanstaufe, gleichſam die ganze Glorie des Himmels öffnet, aus der die Stimme des Ewigen erſchallt: „Dies iſt mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Denn dieſe erſte Feier iſt die Beſiegelung des Opfers, durch welches ein Geſchöpf ſich ſeinem Schöpfer unbedingt hingibt. Von nun an muß an dem Altar dieſer irdiſche Menſch täglich von Neuem ſterben, um als ein überirdiſcher leben zu können — täglich von Neuem in den heiligen Kelch ſein Herz, ſein Blut, ſein Leben bereitwillig legen und darbringen, um im Geiſt und in der kann ſich, ohne es geſehen zu haben, kaum eine Vorſtellung von dem koloſſalen und geheimnisvollen Pomp eines ſolchen Grabes machen. Es iſt mit ſeinen Stiegen, Hallen, Pfeilern, Kabinetten, Gängen in den rohen Felſen gehauen und dann aufs Mühſeligſte mit Pinſel und Meißel bearbeitet, um mit ſeiner Mumie in der Doppelnacht des Todes und der Vergeſſenheit zu verſchwinden; denn große Felsblöcke wurden vor den Eingang gewälzt, um es vor jeder Entweihung zu ſchützen.

Welch ein Kontraſt mit den unterirdiſchen Gräbern der erſten Chriſten, mit den Katakomben! Auch da die beſchirmende Finſternis, auch da Mühe, Arbeit und Sorgfalt. Aber nur gerade die Ehrfurcht für die entſeelte Hülle, die ihr gebührt als einem Tempel des heiligen Geiſtes, als einem Glied am myſtiſchen Leibe Chriſti!

Die Sonne des Chriſtentums verwandelte jedoch dies finſterglühende altegyptiſche Volk der Nacht in ein Volk des Lichtes, und ſtatt der Mumien, die als Leiber ohne Seele die Gräber einnahmen, zogen die Einſiedler hinein, die man beinahe Seelen ohne Leiber nennen könnte; wie denn der heilige Makarius bitterlich klagt: „Daß ich meinen Körper ganz der Nahrung entwöhnt hätte, hat ſich dieſer böſe Sünder nicht wollen gefallen laſſen.“ Früher ſuchten ſie den Tod durch den Schein des Lebens lebendig zu machen; jetzt erſchien ihnen das irdiſche Leben im Vergleich zu dem ewigen als eine Art von Tod, und bereitwillig in dieſen Tod eingehend, lebten ſie wie Abſterbende oder wie Selige.

Paulus von Theben.

> „Und Er war in der Wüſte bei den wilden Tieren, und die Engel dienten ihm.“ Marc. 1, 13.

Wie Johannes der Täufer, „die Stimme des Rufers in der Wüſte,“ ein Herold des Evangeliums wurde, wie er ſeine Bußpredigt durch ſein Büßerleben im härenen Gewande, von Heuſchrecken ſich nährend, unterſtützte, wie er den Übergang aus dem Reich der Buße in das Reich Gottes darſtellte und den Weg der Reinigung, der zu dem Wege der Vereinigung führt, wandelte und anwies: ſo wurden auch die ſtillen Anachoreten zu lauten Herolden des Chriſtentums und verkündeten in ihrer Weiſe die Wunder der göttlichen Liebe, wenn dieſe eine von irdiſcher Neigung ſo abgelöſte Seele findet, daß ſie in derſelben das Wunder ihrer Menſchwerdung gleichſam fortleben kann. Weil die göttliche Liebe in ihnen iſt, ſo iſt ihr Leben, trotz ſeinem tiefen Ernſt, unſäglich lieblich; trotz einer unbeſiegbaren Weltverachtung wahrhaft menſchenfreundlich; trotz der ſtrengſten Abgeſchiedenheit einflußreich in den weiteſten Kreiſen; trotz der unmittelbaren Zurückziehung von irdiſchen Angelegenheiten mittelbar eine höhere Richtung ihnen gebend: denn die Heiden ſtaunten voll Achtung dieſe Erſcheinung an, die Chriſten eiferten ihnen mit Verehrung nach, und die ganze Welt hatte ein Beiſpiel vor Augen von der Höhe, zu welcher der Menſch ſich erſchwingen kann, wenn er ſich nicht an Eigenliebe, Eigentum und Eigenwillen klammert und kettet. Wie ein anmutiger Regenbogen, der als eine Brücke zwiſchen Erde und Himmel erſcheint: ſo ſteigen dieſe friedlichen Leben über dem oft ſo unfriedlichen, trüben, verwirrten und umwölkten ihrer Zeit auf. Und je mehr der Geiſt der Welt ſich beſtrebte, der Wortführer und Machthaber jener Zeit zu ſein, deſto mehr ließen dieſe Schweigenden die Pſalmengeſänge ertönen und die geiſtigen Kräfte aufleuchten, welche über aller Zeit ſind.

Ihr Patriarch iſt Paulus. Als der große Biſchof St. Cyprian zu Karthago und der heilige Erzdiakon St. Laurentius zu Rom den Martertod litten — um die Mitte des dritten Jahrhunderts — da lebte in Oberegypten, bei Theben, ein liebenswürdiger Jüngling, Namens Paulus. Er hatte von ſeinen verſtorbenen Eltern eine gute Erziehung und ein beträchtliches Vermögen erhalten; er verſtand die griechiſche Sprache, war in anderen Kenntniſſen wohlbewandert, dabei von ſanftem Gemüt, von reinem Herzen und über alles erfüllt von der Liebe zu Gott und von Anhänglichkeit an den chriſtlichen Glauben. Die Verfolgung wütete heftig und mit ausgeſucht langſamen, ermüdenden aber nicht tödlichen Qualen in Egypten wie überall. Zagend vor ſeiner menſchlichen Gebrechlichkeit zog ſich der Jüngling aus der gefährlichen Nähe der großen Stadt, die gar manches böſe Beiſpiel gab, und aus dem Hauſe der verheirateten Schweſter, bei der er lebte, auf einen kleinen Meierhof zurück, den er hart an der Grenze zwiſchen bewohnbarem Land und Wüſte beſaß. Seine Schweſter hatte das Unglück, mit einem heidniſchen Gatten verehelicht zu ſein, und dieſer Mann beſchloß, ſeinen Schwager bei dem römiſchen Statthalter anzugeben, ſei es, daß Haß gegen das Chriſtentum, oder Habgier nach dem Vermögen, oder Wahn, eine Pflicht gegen die Obrigkeit zu erfüllen, ihn dazu antrieben. Die beklagenswerte Frau bot umſonſt Bitten und Flehen und Tränen auf: er blieb bei ſeinem Entſchluſſe. Die Schweſterliebe ermöglichte ihr aber, ihrem Bruder einen leiſen Wink von drohender Gefahr zu geben; und ſchnell entwich er aus ſeinem Meierhofe in die Wüſte, die ſich lang und breit, mit Steingeröll und mit felſigen Höhenzügen durchſchoſſen, bis zum Roten Meer erſtreckt. Da war er ſicher, wollte aus der Not eine Tugend machen und in irgend einer Felſenhöhle das Ende der Verfolgung erwarten. Als er nun nach einer ſolchen — und beſonders ob trinkbares Waſſer in der Nähe ſei — umherſuchte, geriet er tief und immer tiefer in die Wüſte hinein. Denn trinkbares Waſſer iſt etwas gar ſeltenes in jenen Gegenden. Kleine Lachen finden ſich wohl hie und da; aber ihr Waſſer iſt von ſo ſalzigem oder ſo bitter moraſtiſchem Geſchmack, daß es Durſt erweckt, ſtatt ihn zu ſtillen und überdies der Geſundheit nachteilig iſt. Paulus ließ ſich aber durch die vergeblichen Nachforſchungen nicht abſchrecken und ſuchte mit großer Geduld und mit gelaſſener Hinnahme mancher Entbehrungen weiter. So geriet er endlich an eine Felſenwand, die an ihrem Fuß eine ziemlich tiefe Höhle hatte. Er ging hinein und bemerkte, daß die Hinterwand dieſer Höhle durch einen Felsblock geſchloſſen ſei. Mit großer Mühe wälzte er den Block hinweg, der wirklich vor einem Ausgange lag. Er trat hinaus und befand ſich auf einem ziemlich geräumigen, von Felſen umgebenen freien Platz, in deſſen Mitte ein herrlicher Palmbaum ſich erhob und ein beſchattendes Blätterdach bildete. Daneben ſprudelte ein Quell mit kriſtallklarem Waſſer hervor, das aber nur wenig Schritte fortrieſelte und dann vom Sande verſchluckt wurde. In den Felſenhöhlen, die den Platz umgaben, fand Paulus Ambos, Hammer, Grabſtichel und dergleichen Geräte. Alte Schriften melden, es ſei eine Werkſtätte von Falſchmünzern aus den Tagen der Königin Kleopatra geweſen, alſo ſeit Jahrhunderten ſchon verlaſſen. Das abgeſchiedene friedliche Plätzchen ſprach dieſem Liebhaber der heiligen Einſamkeit ungemein an. Ihm war, als habe Gott es ihm bereitet und ihn dahin geführt. Da war ja alles beiſammen, was der Menſch zum Leben braucht: klares Waſſer, friſche Luft, ſchirmendes Obdach, die wohlſchmeckende Frucht der Dattelpalme zur Nahrung, ihre Blätter zur Bekleidung und der Himmel mit ſeinen Geſtirnen. Ein Liebhaber der heiligen Armut, was braucht er mehr? Paulus nahm Beſitz von der kleinen Oaſe, als er dreiundzwanzig Jahre alt war.

Der Verfolgungsſturm legte ſich mit der Gefangenſchaft Kaiſer Valerians bei den Perſern. Überall kehrten Flüchtlinge in ihre Heimat und zu den Ihrigen zurück; aber Paulus kam nicht wieder. Es gingen lange Jahre voll tiefer Ruhe vorüber, das Chriſtentum wurde mächtig im Römerreich, drang in den Palaſt der Imperatoren; aber Paulus kam nicht wieder. Da flammte wie eine verheerende Feuersbrunſt Diocletians Verfolgung auf und raffte wieder eine Generation fort. Nun war Paulus verſchollen und ſein Andenken von den Menſchen vergeſſen. Seine Jugendfreunde, ſeine Verwandten waren tot; das neue Geſchlecht kannte ihn nicht. Eine neue Welt geſtaltete ſich; das Chriſtentum kam zum Siege, kam zur Herrſchaft; die ganze Welt des Heidentums ging in Trümmer. Aber unberührt vom Umſturz und Aufbau der Altäre, vom Kommen und Gehen der Menſchengeſchlechter, vom Krieg oder Frieden der Reiche, von Sieg oder Marter der ſtreitenden Kirche lebte Paulus unter ſeiner Palme, als ob er ſchon der triumphierenden Kirche angehörte, lebte neunzig Jahre, ohne je ein Menſchenantlitz zu ſehen, eine Menſchenſtimme zu hören. Doch zum Erſatz dafür hatte er andere Geſichte und andere Einſprachen erquickten ſeine Seele: die Betrachtung der Vollkommenheit Gottes und der vertraute Umgang mit Ihm. In dem Maße, als er von dem Zeitlichen ſich ablöſte, trat das Ewige an ihn heran, und dies befriedigte ſo ganz ſeine Sehnſucht und nahm ſo ganz die höchſten Kräfte ſeines geiſtigen Weſens ein, daß er nichts vermißte, nichts entbehrte, nichts verlangte. Er lebte mit Chriſtus verborgen in Gott. Was kann dem mangeln, dem Gott genügt? Der Menſch iſt von der Natur und von der Gnade mit außerordentlicher Tätigkeit begabt; ſeine ſinnlichen und ſeeliſchen Affekte werden beſtändig angeregt. Das leibliche Leben will erhalten ſein durch Nahrung und Schlaf, und wird es gut erhalten, ſo will es gut gepflegt ſein, begehrt Genüſſe und Wohlbehagen und ſteigert ſeine Begier um ſo mehr, als ſie immer befriedigt wird. Die Affekte der Seele werden ebenfalls durch den Verkehr mit Menſchen und mit der Welt aufs heftigſte angeregt: Zuneigung und Abneigung, Hoffnung und Furcht, Freude und Schmerz, Wünſche, Beſtrebungen, Beſorgniſſe, Erwartungen, Täuſchungen gehen wie Meereswellen, ſteigend und fallend und wieder ſteigend, raſtlos durch das Menſchenherz und erfüllen es mit lechzendem Durſt nach irgend einem Gut, auf deſſen Erlangung dann Ruhe folgen ſoll, und iſt es erlangt, ſo beginnt neue Unruhe. Die höheren Fähigkeiten der Seele, der Durſt nach Wiſſen und Erkenntnis, der Drang, mit etwas Unvergänglichem in Berührung zu kommen; welche Kämpfe und Anſtrengungen, welch ein geiſtiges Ringen lockt das hervor, und in welche grenzenloſe Zerſplitterung muß der Menſch geraten, wenn er all dieſen Bedürfniſſen abhelfen und gleichmäßig für Leib, Herz und Geiſt ſorgen will. Drum gibt er es oftmals auf und läßt das Höchſte fahren, zuweilen auch das Höhere, um nur das Niedere zu pflegen. Weil das aber keinen Mittelpunkt hat, ſobald es nicht dem Geiſt unterworfen iſt, ſo gerät der Menſch gerade recht in die Zerſtreuung hinein, denn er verfolgt wirbelnde irdiſche Atome, ſtatt der ewigen Einheit, die ſein wahres Ziel iſt.

So machte Paulus es nicht! Er ließ getroſt das Niedrigſte fahren und beſchränkte die Bedürfniſſe der Sinnlichkeit auf ihre allerknappſte Notwendigkeit. Er gewährte dem Körper ſo unausſprechlich wenig, daß dieſer nach und nach die Fähigkeit verlor, mehr zu begehren. Das geringſte Maß an Speiſe und Trank genügte ihm, ein paar Datteln, ein wenig Waſſer. Die rauheſte Bekleidung, zuſammengeflochtene Palmblätter, quälte die Empfindlichkeit der Haut tot. Gegen den Schlaf, der den Menſchen faſt ein Dritteil ſeines Lebens in Bewußtloſigkeit verſenkt, wehrte er ſich als gegen einen Tyrannen des Willens, denn ſein

Wille war darauf gerichtet, nicht abgezogen zu werden von der liebenden und bewundernden Beſchauung des ewigen Gutes; darum mußte ſich der Körper mit dem knappſten Maß von Schlaf zufrieden geben. So tötete er das Niedrigſte ab: die ſinnliche Natur. So hatte er es von Chriſtus in der Wüſte gelernt. Aber das iſt nicht genug, um dem Geiſte die volle Freiheit des Gnadenlebens zuzuwenden! das, was zwiſchen beiden in der Mitte und mit beiden in Verbindung ſteht und aus beiden Nahrung zieht, die ſeeliſche Natur, auch ſie muß überwunden werden, damit alle Einflüſſe aufhören, die das Niedere auf ſie ausübt und dadurch die ſchönſten und edelſten Kräfte zu Leidenſchaften abſchwächt und erniedrigt. Der Weg der Reinigung begehrt auch eine Aszeſe des Herzens. All dieſe Anhänglichkeiten, Zuneigungen und Intereſſen, all dieſe Bedürfniſſe von Mitteilung, von Gedankenaustauſch, von Teilnahme, von Anregung: ſie ſind erlaubt, ja, aber wie leicht wenden ſie das Geiſtesleben von Gott ab dem Menſchen zu und durch den Menſchen der Welt und ihren Verlockungen! Es muß ihnen die irdiſche Spitze, die natürliche Richtung abgebrochen werden. Nicht der Strom des Gefühls darf zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind und Freund hinreißen, ſondern die Liebe zu Gott ſoll ſo mächtig ſein, daß aus ihr, — wie aus einem tiefen Quell verſchiedene Bäche, — die Liebe für die Geſchöpfe überfließt, ohne Vorliebe und ohne Ausſchließlichkeit. Iſt mehr Wort oder Tat der Liebe für den Einen als für den Anderen geboten: ſo iſt die Erfüllung des Gebotes Pflicht, und dann wird die Pflicht am meiſten geliebt, nicht das Geſchöpf. Wo die Regungen der natürlichen Zuneigung und Freundſchaft mit der Liebe zu Gott zuſammenfallen könnten, werden ſie genau bewacht und ſtreng geſchieden, damit das Herz mehr und mehr lerne, von der Gnade zu Gott emporgehoben zu werden und nichts zu lieben als Gott, aber in Ihm alles. So liebte Chriſtus ſeine heiligſte Mutter, ſeine Jünger, ſeine Feinde, ſeine Mörder, die armen Sünder und die Heiligen. So liebte Paulus die Menſchheit: er umfaßte ſie in Gott. Nun war Raum gemacht in ſeinem Herzen. Er war abgetötet nach der niederen Seite hin, hatte die ſinnliche und die ſeeliſche Natur überwunden, die Feſſeln des Eigentums und der Eigenliebe, „der Augenluſt und der Fleiſchesluſt," abgeſtreift, den alten Menſchen gekreuzigt. Nun begann der erlöſte Menſch ſein neues Leben und da hätte er immer noch in der Klippe des Eigenwillens, „der Hoffart des Lebens," ſcheitern können, wenn ſein Wille, der von Kindheit auf eine ſo reine Richtung hatte, nicht durch Selbſtbeherrſchung *aus Gehorſam gegen Gott* zu ſpiegelheller Klarheit ſich abgeläutert hätte. Wenn die Hoffnung, Wunder zu wirken und dadurch vor den Menſchen zu glänzen oder der Wunſch, an ſeiner eigenen Vortrefflichkeit und Erhabenheit ſich zu erfreuen, — wenn heidniſcher Hochmut ihn zu ſolcher Selbſtbeherrſchung angetrieben hätte, ſo würde jetzt der Spiegel ſeines Willens nicht den lieblichen und allmächtigen Willen Gottes zurückſtrahlen, ſondern das Bild der alten Schlange abſpiegeln, die ihn bis zu dieſem Punkte geführt. Aber ſein Wille war, wo ſeine Liebe war, bei Gott. Ihm lag nichts daran, in die Zukunft zu ſchauen und das Verborgene zu wiſſen und die Tiere der Wildnis zu beherrſchen. Er flocht mit demſelben Gleichmut ſein Palmblätterkleid, als ob das Wunderleben des Erlöſers nicht im Gefolge ſeines Büßerleben in ihn eingezogen wäre. Die heiligmachende Gnade war ſo mächtig in ihm, daß er das ungeheure, unausgeſetzte tägliche Opfer des natürlichen Menſchen, welches er brachte, gar nicht bemerkte. Im Leiden aus Liebe wohnt eine unergründliche, lebendigmachende, gewaltige Kraft, denn es hat ſeinen Urſprung *im* und ſeinen Anteil *am* göttlichen Leiden, und Chriſtus ſchrieb mit ſeinem Blut dies neue Geſetz. Es kam zu wunderbarer Geltung in Paulus. Wie er ſeine ſinnliche Natur unterworfen hatte, ſo hob er jetzt in der Kraft ſeiner Einigung mit Gott auch die Naturgeſetze um ſich her auf. Die ganze Schöpfung ſeufzt ihrer Erlöſung durch die Kinder Gottes entgegen, ſagt der Apoſtel Paulus; denn der erſte Menſch verwickelte ſie in die Folgen des Sündenfalls. Nimmt ein Wiedergeborener den Platz im Paradieſe wieder ein, den Adam verloren hat, ſo ſtellt ſich auch das Paradies um ihn wieder her, nur durch ſein Daſein.

Das Andenken an dieſen ſeligen Greis ſollte aber nicht aus dem Gedächtniſſe der Menſchen ſchwinden. Er war 113 Jahre alt; ſein Ende nahte und er wußte es und freute ſich. Um dieſelbe Zeit hatte ein anderer hochberühmter Einſiedler, Antonius, eine Verſuchung zum Hochmut; ihm kam es vor, als ſei er der vollkommenſte Anachoret in der ganzen Wüſte. Seine Seele war von Jugend auf ein Tummelplatz von Geiſterſchlachten, von Kämpfen zwiſchen Dämonen der Finſternis und himmliſchen Heerſcharen. Reizten jene ihn aufs

Wahrheit Theil zu nehmen an dem göttlichen Opfer, das ſeiner geweiheten Hand zur Vollziehung anvertraut iſt. Bei der Primiz, da kommt er wie aus dem Himmel, von Dem geſendet und Deſſen Stellvertreter, Der als ein ewiger Hoherprieſter vom ewigen Gott auf die Erde geſendet war; und der Duft und Glanz des Himmels umgibt ihn in ſeinem Blumenkranz, ſeinem goldenen Gewande, ſeiner brennenden Kerze, die ein weißgekleidetes Kind neben ihm trägt, eine engelhafte Braut, als ein Symbol, daß ſeine Seele fortan den Engeln anvermählt iſt, und daß keine andere Brautfackel ſich für ihn entzündet, als jene Kerzen, die an ſeinem Sarge ſtehen, wenn für ihn das Brautfeſt in der Ewigkeit beginnt, das nimmer endet. Da kommt er wie aus dem Himmel und weihet mit unſchuldsvollen Händen den heiligen Leib und das heilige Blut zur Speiſe der Seelen und zur Vergebung der Sünden ein, und alle Engel und alle Heiligen und die ganze triumphirende Kirche ſchaut wonnevoll hinab, weil da unten einer ihrer künftigen Genoſſen die via crucis antritt. Denn nun verläßt er den Altar; die Kerze erliſcht; der Blumenkranz verwelkt — und Gott allein weiß, welche Finſterniſſe ſich um ſeine Seele, welche Dornen ſich um ſein Herz noch legen werden, welche Kämpfe ſeiner harren! Umſonſt hat ſich Keiner mit dem Opferkranz geſchmückt: Gott hat ſein Opfer immer angenommen und ihn immer dafür ſeinen geliebten Sohn genannt.

heftigſte zum Böſen, ſo gaben dieſe ihm ſogleich Rat und Hilfe zum Widerſtand. Er war jetzt auch ſchon 90 Jahre alt; aber ſein Kampf war nicht zu Ende! der Teufel des Hochmuts ſuchte ſeine Seele zu vergiften. Da hatte er ein Traumgeſicht, welches ihm offenbarte, daß in der innerſten Wüſte ein Einſiedlerpatriarch lebe, der viel vollkommener ſei als er, und daß er dieſen heiligen Greis aufzuſuchen habe. Antonius machte ſich auf und ging, wohin es Gott gefallen würde, ihn zu führen. In dieſer Wüſte gibt es nicht Weg noch Steg, denn keine Karawanenſtraße führt hindurch, und ſo weit das Auge ſchaut, gewahrt es nichts als Felſenwände, die aus dem Sande aufſchießen und im Sande die Fährte wilder Tiere. Als Antonius fortpilgerte, ſtiegen ſataniſche Blendwerke vor ihm auf, Ungetüme traten ihm in den Weg. Daraus erkannte er die Argliſt des böſen Feindes, der ihn von heilſamer Demütigung zurückhalten wollte und ihn deshalb zu ſchrecken trachtete. Gewöhnt an dieſen beſtändigen Krieg, wie er es längſt war, bezeichnete er ſeine Stirn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ging weiter. Die Ungetüme verſchwanden; aber der erſte Tag ging zu Ende und Antonius wußte nicht, ob er auf dem rechten Wege ſei oder nicht. In der nämlichen Weiſe verfloß auch der zweite Tag in der ſtillen brennenden Wüſte. Fern von Antonius war die Furcht, in ihr zu verſchmachten, denn ſein abgetöteter Leib war an alle Art von Entbehrung gewöhnt. Um ſo größer war ſeine Furcht, er ſei vielleicht nicht würdig, den heiligen Anachoreten zu ſehen, nach deſſen hohem Vorbilde ſein Herz doch innig verlangte. Deshalb verharrte er die ganze zweite

Nacht im dringenden Gebet, und als der dritte Tag anbrach, da erblickte er endlich eine lebendige Kreatur: eine durſtige Wölfin kam von weitem dahergerannt und verſchwand lechzend und atemlos in einer Felſenhöhle. Nach kurzer Zeit kam ſie wieder heraus und lief von dannen. Daraus ſchloß Antonius, es müſſe ein Quell in dieſer Höhle ſein und folgte der Spur der Wölfin. Aber die Höhle war leer. Als ſich ſein Auge an ihre Finſternis gewöhnt hatte, bemerkte er im tiefſten Hintergrund einen ſchmalen Spalt, durch den Tageslicht ſchimmerte, und ging darauf zu. Paulus aber hörte Menſchenſchritte nahen und ſtatt die Türe ſeines Palmenſaales zu öffnen, ſchloß er ſie feſter durch einen großen Stein, um die Geduld und die Demut des Nahenden zu prüfen. Da warf ſich Antonius in der Höhle vor der verſchloſſenen Türe auf die Erde und bat um Einlaß. „Du weißt," ſprach er, „wer ich bin; du weißt, weshalb ich komme. Ich bin's nicht würdig, dein Angeſicht zu ſehen; aber es iſt mein feſter Entſchluß, nicht von hier zu weichen, bis mir dies Glück widerfahren iſt. Die wilden Tiere läßt du ein und nimmſt ſie freundlich auf und tränkeſt ſie, und die Menſchen wollteſt du verſtoßen? Ach wohl nein! Sieh, geſucht hab ich dich und habe dich gefunden; jetzt klopfe ich an, damit mir aufgetan werde. Kann ich das nicht erlangen, ſo bleibe ich hier, um vor deiner Türe zu ſterben." So bat und flehte der neunzigjährige Greis von Tagesanbruch bis die Sonne hoch am Himmel ſtand. Da öffnete endlich Paulus den Eingang und ſagte lächelnd: „Bittet man denn mit ſolchen Drohungen? Du ſprichſt, daß du hier ſterben willſt und wunderſt dich, daß man dich nicht einläßt?“ Und die heiligen Greiſe grüßten ſich mit ihren Namen, umarmten ſich wie traute Brüder und gaben ſich den Friedenskuß und lobten Gott mit Pſalmengeſang. Dann ſetzte ſich jeder auf einen Stein und Paulus ſprach zu ſeinem Gaſt: „Antonius, jetzt ſiehſt du den Menſchen vor dir, den du mit ſolcher Mühe geſucht haſt und der in kurzem Staub und Aſche ſein wird. War dieſer alte abgezehrte Leib und dies weiße Haar wohl deiner Anſtrengung wert?“ Antonius wußte aber, welch ein großer Schatz von Gottſeligkeit in dieſer gebrechlichen Hülle verborgen war und freute ſich, ihn aufgefunden zu haben. Da begann Paulus zu fragen, wie es denn jetzt mit dem menſchlichen Geſchlecht beſchaffen ſei? Wer die Völker regiere? und ob es noch Götzendiener gebe? Ob man auch noch immer in den alten Städten neue Häuſer baue? Und als ſie ſo ſprachen, Ernſtes und Heiteres, da kam ein Rabe geflogen und legte ſanft zu den Füßen des Paulus ein Brot nieder. „Wie gut iſt der Herr!“ ſprach der heilige Greis. „Seit ſechzig Jahren bringt mir ein Rabe täglich ein halbes Brot. Heute biſt du hier, mein Bruder Antonius, da verdoppelt Chriſtus den Proviant für ſeine beiden Soldaten.“ Und mit froher Andacht dankten ſie Gott, und ſetzten ſich neben dem Brünnlein unter der Palme nieder. Es war aber eine Ehre, das Brot zu brechen, weil Chriſtus beim heiligen Abendmahl es getan; und ſo entſpann ſich ein ehrfurchtsvoller Streit zwiſchen den Greiſen: Paulus wollte dem Gaſt die Ehre zuwenden, Antonius dem hochbetagten Patriarchen. Und ſo gering war ihr Verlangen nach Speiſe, daß es faſt Abend ward, bevor ſie ſich darüber vereinigten, ſie wollten gemeinſchaftlich das Brot brechen und jeder das Stück behalten, welches er in der Hand hatte. Dann neigten ſie ſich zum Quell herab und tranken etwas Waſſer, begaben ſich darauf ins Gebet und durchwachten ſo die ganze Nacht.

Am nächſten Morgen ſprach Paulus: „Mein Bruder Antonius, ich wußte ſchon lange, daß du in der Wüſte lebteſt und Gott hatte mir verſprochen, daß ich vor meinem Ende dich ſehen würde. Jetzt iſt die Stunde meiner Auflöſung nahe und da ſchickt Er dich zu mir, damit du meinen Leib mit Erde bedeckeſt. Sieh, wie Er ſo gut iſt.“ Antonius aber bat den ſeligen Greis mit ſtrömenden Tränen: „Verweile noch etwas auf Erden oder nimm mich mit dir.“ — „Du darfſt nicht ſuchen, was dir angenehm iſt,“ entgegnete Paulus. „Freilich wär' es glückſelig und ich wünſchte es dir, daß du ſchon jetzt dem göttlichen Lamme folgen dürfteſt; aber dein Leben und dein Beiſpiel iſt den Brüdern noch notwendig. Darum harre aus. Mich aber mußt du begraben, wie ein guter Sohn; und da bitte ich dich denn, wenn du die Mühe nicht ſcheuſt, den Mantel zu holen, den der Biſchof Athanaſius dir geſchenkt hat und mich darin zu beerdigen.“ Es war dem ſeligen Greiſe höchſt gleichgültig, mit oder ohne Mantel in die Erde gelegt zu werden; er wollte nur dem Antonius den Schmerz erſparen, ihn ſterben zu ſehen, vielleicht auch ein Zeugnis ablegen, daß er lebend und ſterbend in der Gemeinſchaft des Glaubens mit Athanaſius verharren wolle, der dazumal von den Arianern verfolgt wurde. Antonius ſtaunte, daß Paulus überhaupt von Athanaſius und dem Mantel wußte, verehrte in ihm das durchſchauende Auge Gottes, küßte ſchweigend und mit Tränen ſeine Hände und machte ſich auf den Heimweg, um den letzten Wunſch des ſeligen Greiſes zu erfüllen. Antonius war ſelbſt im höchſten Alter und ganz abgezehrt von Faſten und Nachtwachen; doch mit jugendlicher Kraft und ohne ſich Ruhe und Raſt zu gönnen, eilte er ſeinem Berge Colzim am Roten Meere zu. Zwei ſeiner Schüler, die ſchon länger bei ihm waren und ihm mit Freuden kleine Liebesdienſte erwieſen, kamen ihm frohlockend entgegen und riefen: „O Vater, wo biſt du all dieſe Tage geweſen?“ Statt aller Antwort ſchlug Antonius wider ſeine Bruſt und ſprach: „O weh mir armen Sünder! fälſchlich trage ich den Namen eines Einſiedlers! er gebührt mir nicht! Das weiß ich jetzt, denn ich habe Elias in der Wüſte und Johannes in der Wildnis getroffen, ich habe Paulus im Paradieſe geſehen.“ So eilte er in ſeine Zelle und holte den Mantel. Die Jünger verſuchten noch eine Frage an ihn zu richten; doch Antonius ſagte: „Es gibt eine Zeit zu reden und eine Zeit zu ſchweigen. Und damit wanderte er ebenſo rüſtig von dannen, als er gekommen war, in der Hoffnung, den ſeligen Greis noch am Leben zu finden. Der nächſte Morgen zeigte ihm aber in einer Viſion, daß Paulus von der Erde geſchieden ſei, denn er ſah die Himmel ſich öffnen und Engelſcharen die verklärte Seele empfangen. Da fiel Antonius auf ſein Angeſicht, ſtreute Staub auf ſein Haupt und wehklagte: „O Paulus, warum ſcheideſt du ohne Lebewohl von mir? ich hatte ja keinen Abſchied von dir genommen! Ach, wie ſpät hab' ich dich gefunden und wie früh verlier' ich

BIBL. UNIVERS. LIPS.

dich!" Mehr fliegend als gehend legte Antonius den letzten Teil des Weges zurück und hatte, als er endlich die Höhle erreichte, die frohe Täuſchung, daß Paulus noch lebe, denn unter der Palme und in ſeiner gewöhnlichen betenden Stellung kniete der ſelige Greis. Aber er war tot, und Antonius bemerkte es, als er neben ihm niederkniete und keinen Atemzug mehr hörte. Noch im Tode drückte der heilige Patriarch den Grundgedanken ſeines Lebens aus: „Den Herrn, dem alles lebt, laſſet uns anbeten."

Mit weinenden Augen und zärtlicher Ehrerbietung hüllte Antonius die Leiche in den Mantel ein, indem er die Pſalmen und geiſtlichen Geſänge betete, die nach chriſtlicher Sitte bei der Beerdigung üblich waren. Aber nun tat es ihm ſehr leid, daß er nirgends ein Grabſcheid oder ſonſt ein Werkzeug vorfand, um eine Grube zu machen. Er beſann ſich, ob es vielleicht der Wille Gottes ſei, daß auch er in dieſer Höhle bis zum Ende ſeines Lebens verweile, oder ob er aus ſeinem Kloſter das notwendige Werkzeug holen ſolle. Da machten zwei Löwen ſeinem Schwanken ein Ende. Aus tiefer Wüſte rannten ſie mit fliegenden Mähnen auf ihn zu. Antonius erſchrak einen Augenblick, hob aber ſogleich ſein Herz zu Gott empor und erwartete ſie ſo gelaſſen, als ob es zwei Tauben wären. Die Löwen beachteten ihn gar nicht. Sie ſprangen auf die Leiche zu, ſchmiegten ſich zu ihren Füßen nieder, wedelten mit dem Schweife und brüllten dumpf und leiſe. Dann begannen ſie mit ihren Klauen den Sand aufzuſcharren und eine lange und tiefe Grube zu machen. Antonius freute ſich über die klugen Tiere, die ſo geſchickte Totengräber waren und die wahrſcheinlich, wie jene Wölfin, oftmals ihren Durſt am Brünnlein des heiligen Paulus geſtillt hatten. Inzwiſchen war das Grab fertig und die Löwen naheten ſich jetzt mit unterwürfiger Geberde dem Antonius, ſenkten die Köpfe bis zu ſeinen Füßen herab, bewegten die Ohren, leckten ſeine Hände, geberdeten ſich wie Hündchen, die ihren Herrn liebkoſen und die eine Anerkennung begehren. Da verſtand er, daß ſie von ihm geſegnet ſein wollten, und brach in Lobgeſänge aus, weil ſelbſt die unvernünftigen Tiere GottesAllmacht erkennen. „Mein Herr und Gott!“ rief er, „ohne deſſen Willen kein Blatt vom Baume, kein Sperling vom Dache fällt, gib dieſen Tieren, was Du weißt und was Du willſt.“ Dann winkte er ihnen mit der Hand ſich zu entfernen und, nachdem die Löwen gehorcht hatten, nahm er andächtig die Leiche des heiligen Paulus auf ſeine Arme legte ſie in das Grab und bedeckte ſie mit Erde. Die einzige Hinterlaſſenſchaft des großen Einſiedlers nahm Antonius an ſich: das war das entſetzliche Bußkleid, das Paulus ſelbſt angefertigt und immer getragen hatte, ein Geflecht von Palmblättern, welches man allgemein nur zu Matten und Körben verwendete. Antonius kehrte mit dieſem Kleinod in ſein Kloſter zurück und erzählte ſeinen Schülern die ganze Begebenheit. An den hohen Feſten des Jahres, zu Oſtern und Pfingſten, prangte er ſelbſt in dieſem Kleide des vollkommenen Armen in Chriſto.

Der heilige Hieronymus, der dies Leben beſchreibt, ſchließt ſo: „Ich bitte dich, mein Leſer, gedenke des armen Sünders Hieronymus, der, wenn ihm Gott die Wahl ließe, den Rock des heiligen Paulus mit ſeinen Verdienſten, dem Purpur der Könige mit Land und Leuten vorziehen würde."

Da die Myſtik die Spiegelung des Evangeliums in den Leben der Heiligen iſt, wie wunderbar myſtiſch iſt dann dies Leben, zwiſchen deſſen unſchuldigem Anfang und deſſen friedlichem Ende neunzig Jahre liegen, die durch nichts bezeichnet werden, als durch das eine Wort: „Und er war in der Wüſte bei den wilden Tieren; und die Engel dienten ihm;" welches der Evangeliſt Markus (1, 13) vom göttlichen Heiland berichtet.

Der heilige Antonius.

„Wohltuend ging er weiter." Apoſtelg.

In der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, in der langen Ruhezeit zwiſchen Valerians und Diocletians Verfolgung, ſtand es den Chriſten frei, ihr Leben nach ihren Glaubenslehren zu geſtalten, und viele ergaben ſich im Orient in der Weiſe dem aszetiſchen Leben, daß ſie ſich außerhalb des Familien- oder geſellſchaftlichen Kreiſes in ländlicher Einſamkeit und tiefer Zurückgezogenheit niederließen und außerhalb ihrer heimatlichen Dörfer und Städte, jeder für ſich, wohnten. In heiliger Betrachtung, ſtrenger Buße und unüberwindlicher Entſagung, fleißig arbeitend und eifrig betend, verbrachten ſie ihre Tage, fröhlich eingedenk der Verheißung des Herrn, daß ein hundertfältiger Erſatz denjenigen erwarte, der die Seinen oder das Seine um Jeſu willen verlaſſe; hundertfältiges Glück für einen Traum von Glück, hundertſache Liebe für eine vergängliche Liebe. In die tiefe Wüſte ſich zurückzuziehen war aber noch nicht üblich. Paulus hatte es getan, weil ſie ihm eine Zuflucht bot und hatte ſich dann erſt von dem Reiz der gänzlichen Abgeſchiedenheit feſſeln laſſen. In dem Jahr ſeiner Flucht kam Antonius auf die Welt, 251. Seine edlen, reichen und angeſehenen Eltern waren fromme Chriſten und lebten zu Coma in Oberegypten. Unter ihren Augen wurde er mit großer Sorgfalt erzogen, gehorchte ihnen gern, kannte nur ſie und die Verwandten und war zufrieden und froh im Vaterhauſe. An den Spielen der Kinder, an Näſchereien und Zuckerwerk hatte er keine Freude. Die öffentlichen Schulen beſuchte er nicht; daher war er ungelehrt in weltlichen Wiſſenſchaften. Ein entſchiedener Trieb drängte ihn zum beſchaulichen und betrachtenden Leben. Nirgends war er lieber als beim Gottesdienſte. Nie verfehlte er, die Eltern dahin zu begleiten und nie war er ihnen dort läſtig durch Unruhe nach Kinderart. Mit der größten Aufmerkſamkeit und Andacht wohnte er dem Gottesdienſte bei und hörte ganz beſonders den Leſungen aus heiliger Schrift ſo eifrig zu, daß er ſie auswendig behielt, zugleich aber auch ihre Früchte in ſeinem jungen Herzen reifen ließ.

Seine Eltern ſtarben raſch nacheinander, als er achtzehn Jahre alt war und hinterließen ihm eine zweifache Sorge, nämlich ein beträchtliches Vermögen in Grundbeſitz und eine kleine Schweſter. Gewiſſenhaft führte er die Aufſicht über Habe, Haus und Kind; aber ſeine Gedanken hatten eine ganz andere Richtung! Sechs Monate mochten ſo vergangen ſein, da fiel ihm eines [illegible] [illegible] dem Wege zur Kirche ein, daß ſich kein einziger Apoſtel beſonnen habe auf das erſte Wort Jeſu, all das Seine zu verlaſſen, und daß ſpäter viele Gläubige ihre Güter verkauften und deren Wert zu Füßen der Apoſtel niederlegten. Das gefiel ihm ungemein. In der Kirche wurde gerade das Evangelium vom reichen Jüngling vorgeleſen, dem der Heiland die Vollkommenheit und einen Schatz im Himmel verſpricht, wenn er ſein Vermögen den Armen geben wolle. (Matth. 19, 21.) Nun konnte Antonius nicht länger widerſtehen, denn ihm war zu Sinn, als ſtände dies nur ſeinetwegen in heiliger Schrift und als würde es nur ſeinetwegen in der Kirche vorgeleſen. Er verkaufte ſein Landgut, das ſehr anmutig und fruchtbar war, und verteilte den Erlös an ſeine armen Nachbarn, bis auf eine kleine Summe, die er für ſeine Schweſter zurücklegte, und lebte eine Zeitlang ganz zufrieden, weil er glaubte, den Willen Gottes verſtanden und erfüllt zu haben. Gott hatte ihm aber ein viel höheres Ziel geſteckt! Wiederum hörte Antonius die Leſung des Evangeliums (Matth. 6, 34), wo der Heiland ſagt: „Sorget nicht für den andern Morgen.“ Die Wonne der Befreiung von allem Zeitlichen ergriff ihn ſo mächtig, daß er auf der Stelle all ſeine bewegliche Habe, Hausgerät, Kleidungsſtücke, alles, alles verkaufte und das Geld den Dürftigen ſchenkte, zugleich aber auch den Entſchluß ausführte, ſich dem aszetiſchen Leben zu widmen. Von ihm konnte es wohl heißen: „wer es faſſen kann, der faſſe es.“ In Coma lebten einige wohlbekannte gottſelige Jungfrauen. Antonius übergab ihnen ſeine Schweſter, damit ſie in allem Guten erzogen würde, händigte ihnen deren

Für Eudes begann es nicht ſo, wie er es wünſchte, ſondern ſo wie es ſeiner Seele heilſam war. Er hatte ſich ſchon vor ſeiner Prieſterweihe in die Congregation der Väter des Oratoriums aufnehmen laſſen, eine Gemeinſchaft eifriger Prieſter, die aus Rom nach Frankreich verpflanzt war, ohne Gelübde, nur unter gewiſſen Verpflichtungen des Gehorſams gegen die Oberen zuſammenlebte, und Seelſorge, ſowie Hebung und Bildung des Prieſterſtandes ſich zur Aufgabe machte. Anſtatt nun ſeinem Eifer für die Seelen ſich mit flammender Liebe hingeben zu können, mußte der junge Pater Eudes auf einem ſtillen Landhauſe der Oratorianer zwei Jahr in Unthätigkeit hinbringen, um ſeinen zarten Körper zu ſtärken, der durch die Strenge ſeiner Vorbereitung zum Prieſterſtand in die äußerſte Erſchöpfung gefallen war.

Auf dieſem Landhauſe machte er die beſte Schule für einen Prieſter durch: die des Leidens. Er lebte in unerſchütterlicher Geduld, Sanftmuth und Gelaſſenheit, von ſeiner Krankheit gekreuzigt und am Fuß des Kreuzes. Buchſtäblich! vor einem Kruzifix knieend ſtudirte er die heilige Schrift, und da er nicht blos von ihrem göttlichen Geiſt ſeinen Geiſt erleuchten ließ, ſondern auch mit dem Willen ihre Lehren erfaßte und ſie mit ſeinem innern Leben verſchmolz: ſo ſchöpfte er, wie ein ächtes Kind des Kreuzes, ſein ganzes Wiſſen und Weſen aus der Milch des Evangeliums und aus geringes Vermögen ein und begab ſich nach der Sitte der übrigen Einſiedler in eine Felſenhöhle, die nicht weit von ſeinem ehemaligen Landgute lag, um dort an nichts zu denken, als an die Rettung ſeiner armen Seele. Unfern von ihm lebte ein alter Aszet, der ſeit früheſter Jugend dieſe Lebensweiſe ergriffen hatte. Antonius bat ihn um einige Belehrung über ſein Verhalten in gänzlicher Einſamkeit und der Greis gab ſie ihm gern. Ohn' Unterlaß zu arbeiten und zu beten, das war der Kern ſeiner Lehren, denn darin beſtand das arme Leben Jeſu in der Zimmermannswerkſtatt zu Nazareth. Antonius flocht alſo Decken aus Schilf, und Matten und Körbe aus den Blättern und Rindenfaſern der Palmen, und verkaufte ſie. Den Erlös verwendete er zu Almoſen und zu ſeinen äußerſt geringen Bedürfniſſen. Seine Gedanken heftete er, während die Hände arbeiteten, an die Betrachtung göttlicher Dinge: an die ewigen Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens, oder an das Leiden und Sterben Jeſu, oder an die Lehren und Vorſchriften der Apoſtel, oder an Begebenheiten und Erzählungen aus den Evangelien, oder an die unendliche Vollkommenheit Gottes und ſeine Gnade und Liebe für die Menſchen. Da Antonius ſein Gedächtnis niemals mit weltlichem Wiſſen beſchwert und nie andern Unterricht begehrt hatte, als den der heiligen Schrift: ſo hatte ſich dieſe dermaßen ihm eingeprägt, daß er ſie faſt ganz auswendig wußte und daß ſein Gedächtnis und ſein kluges Nachdenken die Stelle der Bücher bei ihm erſetzten. Jeden Sonntag begab er ſich zum Gottesdienſte nach Coma, hörte mit größter Aufmerkſamkeit die heiligen Leſungen, labte ſich am heiligen Opfer und kehrte gekräftigt in ſeine Einſiedelei zurück. Dies ſo einfache und ſo geiſtige Leben verſetzte ſeine Seele in das glücklichſte Gleichgewicht und ſein Gemüt in die tiefſte Ruhe. Stand und Herkunft, Vermögen und Blutsfreunde und die irdiſch vorteilhaften Ausſichten ſeiner Jugend fielen ihm nie ein. Alle Kräfte ſeiner Seele waren auf das Ende des Weges gerichtet, den er jetzt mit ſolcher Entſchiedenheit betrat. Mit feurigem Eifer ſtrebte er nach der Vollkommenheit und ward ihm die Kunde von einem Meiſter in der Aszeſe, ſo ſuchte er ihn auf, wie eine fleißige Biene, die den verſchiedenſten Blumenſaft einſammelt und daraus ihren Honig bereitet. Er unterwarf ſich den Einſiedlern, die er zu dieſem Zwecke beſuchte, mit kindlicher Demut und diente ihnen wie ein gehorſamer Sohn. An einem jeden bewunderte er aufrichtig deſſen hervorſtrahlendſte Tugend: da die Fröhlichkeit des Herzens, dort das Wohlwollen, hier die Geduld; an dem einen den Gebetseifer, am andern die ſtrengen Faſten und Nachtwachen, am dritten den unzerſtörbaren Frieden. Und hatte er dann all ihre Tugenden und Gnaden in ſich aufgenommen, ſo kehrte er ganz erfüllt von dieſen lieblichen, edlen Bildern in ſeine Einſamkeit zurück, verarbeitete ſie im Gemüt und ſuchte, was er vereinzelt geſehen, in ſich zuſammen zu faſſen und auszuführen. Denn frommer Eifer beſeelte ihn und obwohl er niemand beneidete, ſo wollte er doch auch in der Tugend hinter niemand zurückbleiben. So übertraf er ſie bald alle, aber alle liebten ihn, der Greis in ſeiner Nachbarſchaft ſowohl, als die entfernter lebenden Einſiedler; für die einen war er ein demütiger liebevoller Sohn und Jünger, für die anderen ein zärtlicher Bruder und ſeine Vollkommenheit war ſo groß, daß ſie allen übrigen zugut zu kommen ſchien. Die chriſtlichen Einwohner von Coma freuten ſich, wenn ſie ihn von fern oder beim Gottesdienſte gewahr wurden, grüßten ihn mit Ehrfurcht und nannten ihn Liebling Gottes, und einen wahren Diener Gottes.

Der uralte Feind alles Guten, dem es geglückt war, den erſten Menſchen um die Wonnen des Paradieſes zu betrügen, verſucht ſeitdem dasſelbe bei jedem Menſchen, der es mit Kraft unternimmt, aus dem Gefallenen ein Wiedergeborener zu werden, den Sohn Adams in ein Kind Gottes umzubilden. Nicht als der Heiland in die Wüſte ging, näherte ſich ihm der Verſucher, ſondern als dieſer wähnte, er könne durch ſeine ſtrenge Buße hochmütig und dadurch ſchwach geworden ſein. So verfuhr er auch mit Antonius. Zuerſt ließ er ihn unbeläſtigt, denn der erſte Eifer des Menſchen in einem neuen Verhältniſſe zehrt wie Feuer alles Widerſtrebende auf; aber dann tritt nicht ſelten eine gewiſſe innere Ermattung ein. Reiz und Spannung laſſen nach, ſinken zuſammen, und ſpringt jetzt nicht ein vom Glauben geharniſchter Wille auf die Breſche, ſo verliert der Menſch leicht die Furcht ſeiner früheren Anſtrengung und „fällt ab von ſeiner erſten Liebe", wie St. Johannes es in ſeiner geheimen Offenbarung nennt.

Der Verſucher begann allmählig ſeine Netze um Antonius aufzuſtellen, und die Unermüdlichkeit ſeiner Angriffe, ſowie die unermüdliche Gegenwehr zeigen die Höhe der Tugend, zu welcher ſich Antonius erſchwungen hatte; denn die ſchlaffen und lauen Seelen braucht der böſe Feind nicht ſchwer zu verſuchen, ſondern gar nicht! die überliefern ſich ihm von ſelbſt, indem ſie mit ihrer böſen Natur anſtatt wider ſie gehen. Zuerſt ſtellte er dem heiligen Jüngling die Langwierigkeit dieſes mühevollen Lebens vor und die entſetzliche Anſtrengung, vielleicht fünfzig oder ſechzig Jahre auf dem Dornenpfade der Entſagung fortzuwandeln. Dann ſtellten ſich Beſorgniſſe um ſeine Schweſter ein und um ſeine Geſundheit, denn er war von zarter körperlicher Beſchaffenheit; darauf verlockende Trugbilder aus dem Weltleben, die ihm durch Stand und Reichtum erreichbar geweſen wären. Auf das Lichtreich ſeiner gewohnten gottſeligen Gedanken wollte ſich die tiefe Finſternis herabſenken; aber mit dem heiligen Gebet und dem feſten Vertrauen auf das Leiden und Sterben des Erlöſers verteidigte ſich Antonius gegen die Gedankenmacht. Da ſchickte ihm der Satan ein ganzes Heer von böſen und wilden Anfechtungen, durch die er ihn ſicher zu bezwingen dachte. Aber Antonius bewaffnete ſich mit dem unbeſiegbaren Glauben an das zukünftige Gericht und die ewige Pein, weil geſchrieben ſteht: „Kein Unreiner wird in das Reich Gottes eingehen." Durch immerwährendes Gebet friſchte und ſpornte er den Glauben an und vergegenwärtigte ſich die Koſtbarkeit der Seele, die mit nichts zu bezahlen iſt, als mit der Menſchwerdung Gottes und den hohen Adel der Seele, zu welchem der Menſch durch dieſe Tat der göttlichen Liebe berufen und befähigt iſt. Durch ſtrenge Faſten und mühſelige Nachtwachen ließ er auch den Körper teilnehmen an den geiſtigen Kämpfen und machte alle Bemühungen des Böſen zu Schanden. Die alte Schlange, die ſich

Gott gleich wähnte, wurde von dem zarten Jünglinge beſchämt und trotz ihrer Macht über Fleiſch und Blut von einem Menſchen mit Fleiſch und Blut überwunden, weil mit dieſem der menſchgewordene Heiland ſtritt, wie der Apoſtel Paulus im erſten Korintherbriefe ſagt: „Nicht aber ich, ſondern die Gnade Gottes in mir.“ Endlich erkannte der Feind, daß Antonius ihn immer wieder aus ſeinen Gedanken verſtieß und die Reinheit ſeiner Seele ungetrübt bewahre; da erſchien er in der Geſtalt eines ſchwarzen häßlichen Knaben und ſprach: „Ich bin von dir überwunden und habe doch ſo viele betrogen und geſtürzt!“ — „Wer biſt du?“ fragte Antonius. „Geiſt der Unlauterkeit werde ich genannt,“ war die Antwort. „Nun will ich nicht vor dir zagen,“ ſprach Antonius, „da ich an deiner Farbe und deiner Geſtalt ſehe, wie abſcheulich und wie ſchwach du biſt. Der Herr iſt mein Helfer und meine Feinde verachte ich.“ Und fortfahrend mit Pſalmengeſang, lobte und dankte er Gott, und der Böſe verſchwand. Dies war der erſte große Sieg des Antonius, oder vielmehr der Sieg desjenigen, der die Sünde im Fleiſch verdammt und befohlen hat, „nicht nach dem Fleiſche, ſondern nach dem Geiſte zu wandeln.“ (Röm. 8, 4.) Deshalb wurde Antonius auch nicht zu falſcher Ruhe verlockt. Er kannte die Argliſt des Feindes und wie er nimmer raſte, um einen ſchwachen Augenblick zu erſpähen und zu benutzen, und wie unabläſſige Wachſamkeit gegen ihn notwendig ſei. Um ſo feſter wurde er in dem Entſchluß, auf dem ſchmalen Wege unverdroſſen fortzugehen, der in den Himmel führt und ſeinen Leib je länger je mehr in Dienſtbarkeit zu bringen, wie auch der Apoſtel Paulus getan (I Cor. 9, 27), um nicht auf der einen Seite überwindend, auf der anderen überwunden zu werden. Einer noch härteren Lebensweiſe, als bisher, ergab er ſich und die Gewohnheit des Leidens machte ihm das Leiden nicht mehr ſchwer. Die freiwillige Dienſtbarkeit, in die ſich Chriſtus für ihn begeben hatte, indem Er Fleiſch annahm, vergalt ihm Antonius, indem er die freiwillige Dienſtbarkeit des geiſtlichen Lebens annahm, um ſein Fleiſch zu kreuzigen. Er durchwachte zuweilen die ganze Nacht im Gebet. In der Regel genoß er täglich nach Sonnenuntergang etwas Brot mit Salz und ein wenig Waſſer. Zuweilen nahm er aber erſt am zweiten, auch am dritten, ja ſogar erſt am vierten Tage einige Nahrung zu ſich. Sein Lager war eine Matte von Binſen, häufig die bloße Erde; ſein Kleid ein härenes Bußgewand. Was er bei anderen Einſiedlern im kleinen und einzeln geſehen, übte er im großen, denn er wußte, daß die Seele um ſo leichter ihren Flug nimmt, als die Flügel der Sinnlichkeit gebrochen werden. „Wenn ich ſchwach werde, dann bin ich ſtark“ (II Cor. 12, 10), ſprach er mit dem Apoſtel Paulus, der alle dieſe Kämpfe wie zum Troſte der Nachfolger im Glauben und im Leiden auch durchgemacht hat. Dabei fiel es ihm nie ein, den Wert des aſzetiſchen Lebens nach der Zeit oder nach äußeren Anſtrengungen zu berechnen und es dadurch zu einem hohlen Schattenſpiele herabzuſetzen; ſondern nach der Liebe und nach dem innern Streben, Gott zu dienen, ſchätzte er es. Er hielt ſich demnach immer für den jüngſten Anfänger, weil er täglich von neuem anfing, Gott zu lieben, weil er ſich täglich zu einem friſchen Verlangen anſpornte und nie zurückſchaute, ſtets vorwärts. So zu ſein, wie man vor Gott erſcheinen müſſe: reinen Herzens und bereit, Ihm allein, Ihm in allem zu gehorchen, dahin ſtrebte Antonius und damit ging er in ſeinen täglichen Kampf.

Der große Prophet Elias war ſein Vorbild, und deshalb ſuchte er eine tiefere Einſamkeit in größerer Entfernung von Coma auf. Da fand er eine alte Grabhöhle, die ihm ſehr gefiel. Er bat einen Asketen, ihm an gewiſſen Tagen Brot und Waſſer zu bringen und verſchloß ſich froh in ſeinem Grabe. Hier hatte er furchtbare Anfälle des böſen Feindes zu beſtehen, der ihn mit ſeinen Dämonen ſo mißhandelte und peinigte, daß Antonius vor Schmerz und Erſchöpfung zuweilen Sprache und Beſinnung verlor. Dieſe körperlichen Quälereien kommen oft im Leben der Heiligen vor und gerade derer, welche mit außerordentlichen Gaben überſchüttet und zu Viſionen und Offenbarungen erhoben werden. Es iſt, als ob dieſe Streiter für den Himmel auch die volle Gewalt der Hölle kennen lernen ſollten. Eines Tages kam der Bruder mit Brot und einem Waſſerkrug in das Grab und fand zu ſeiner Betrübnis Antonius entſeelt am Boden liegen. Er lud ihn ſorgſam auf ſeine Schultern und trug ihn unter vielen Tränen nach ſeinem ehemaligen Landgut, und rief ſeine Verwandten und Freunde herbei. Die ganze Nachbarſchaft verſammelte ſich teilnehmend, denn alle hatten Antonius herzlich lieb gehabt. Weinend und wehklagend verbrachten ſie den Abend bei der vermeintlichen Leiche. Als es aber ſpät wurde, zogen einige ſich zurück, die übrigen entſchliefen nach und nach, und nur der Aszet wachte. In tiefer Mitternacht kam Antonius zu ſich, richtete ſich auf, ſah ſich mit Erſtaunen zwiſchen all den Schläfern, die in tiefer Ruhe dalagen, winkte den Aszeten zu ſich und bat ihn, niemand zu wecken, aber ihm behilflich zu ſein, wiederum ſein ſtilles Grab zu erreichen. Das geſchah. Matt von der Anſtrengung und von ſeinen Wunden blieb Antonius ohne Hilfe, ohne Pflege, ohne Beiſtand in der Einöde, fiel vor Erſchöpfung zu Boden, nachdem der treue Bruder ihn verlaſſen hatte, verrichtete ein feuriges Gebet und ſprach dann mit lauter Stimme: „Sehet, ihr Feinde Gottes, hier iſt euer Feind Antonius wieder! er ſcheut ſich nicht, mit euch zu ſtreiten! greift mich immerhin mit all eurer Gewalt an, ich weiß, daß mich nichts kann ſcheiden von der Liebe, die da iſt in Chriſto Jeſu.“ (Röm. 8, 39.) Und dann begann er den Pſalm 26 zu ſingen: „Wenn ganze Heerlager wider mich aufſtänden, ſo wird ſich doch mein Herz nicht fürchten.“ Dieſe gottſelige Verwegenheit, mit ungebrochenem Mute zu neuem Kampfe herauszufordern, bei ſolcher Schwäche, ſolcher Hinfälligkeit und ſolchen Leiden, zog dieſem zweiten Job einen grimmigen Anfall ſeines Feindes zu. In der Geſtalt reißender Tiere ſtürmten die Dämonen ſcharenweiſe auf ihn ein, um ihn in Kleinmut und Todesfurcht zu ſtürzen und aus der Einſamkeit zu verjagen. Aber mit Gleichmut ertrug Antonius alle Schreckniſſe, mit Demut hielt er am Gottvertrauen ſich aufrecht und mit Starkmut bekämpfte er ſeine Gegner. „Hat euch Gott der Herr Gewalt über mich gegeben,“ ſprach er, „wohlan, da bin ich, zerreißet mich! habt ihr aber nicht dieſe Gewalt von Ihm, wie dürft ihr euch dann unterfangen, frevelhaft mich ſchrecken zu wollen?“ Und er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, ſeine Zuflucht in allen Gefahren, Ängſten und Nöten, weil das Kreuz ſie alle zu nichte gemacht hat. Da verſchwand der Feind und ein überhimmliſches Licht erfüllte die dunkle Grabhöhle und überflutete Antonius an Leib und Seele mit einem Strom des ſüßeſten unausſprechlichen Troſtes. All ſeine Wunden waren geheilt, alle Schwäche gewichen, alles Elend des natürlichen Menſchen verſchwunden. Dies Licht war, wie jene Flamme im Dornbuſche, ſo im Dornbuſche ſeiner Qualen der Schleier, hinter dem ſich Gott verbarg, und Antonius erſeufzte aus tiefſtem Herzen: „O mein Heiland, wo warſt du bisher? warum kamſt du nicht früher mir zu Hilfe?“ Und eine göttliche Stimme ſprach aus dem Lichte: „Ich war immer bei dir, ich habe deinen Streit immer geſehen, aber ich wartete auf den Ausgang des Kampfes. Weil du nicht gewichen biſt, werde ich dir fortan immer zum Siege verhelfen.“ Stärker denn je und wie mit einer heiligen Rüſtung bekleidet, erhob ſich Antonius und ſah in dieſer Verheißung eine Aufforderung, um kräftiger als bisher fortzuſchreiten, unbedingter als bisher der Führung Gottes ſich zu überlaſſen.

Der heilige Hieronymus ſagte: „O ſelige Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, du biſt das wahre glückſelige Arabien auf Erden, denn in dir bilden ſich die Edelſteine der Tugenden, des wirkenden Lebens und der evangeliſchen Räte, aus denen das neue himmliſche Jeruſalem erbaut wird, die Stadt des großen Königs Jeſu Chriſti. Die Einſamkeit, das Stillſchweigen, das Gebet und das ſtrenge

Leben ſind gleichſam die vier Elemente, die einen Menſchen, welcher guten Herzens und Willens iſt, heilig und ſelig machen." So dachte auch Antonius und vermöge des großen Gleichgewichtes in ſeiner heiligen Seele gingen nicht ſeine Gedanken auf die eine Seite und ſeine Handlungen auf die andere, ſondern wie er dachte, ſo lebte er auch. Eines Tages beſuchte er den einſiedleriſchen Greis in der Nähe von Coma, ſagte ihm, er habe die Abſicht, ſich ganz in die Wüſte zurückzuziehen, um ſich ungeſtörter und vollkommener Gott aufzuopfern, und ſchlug ihm vor, dasſelbe zu tun. Aber der alte Anachoret entgegnete, dies ſei nicht gebräuchlich bei den Aszeten und ohne beſonderen Beruf dürfe niemand an eine ſolche Neuerung ſich wagen. Aber Antonius ſpürte dieſen Beruf, nahm liebevoll Abſchied von dem frommen Greiſe und zog einſam und allein der thebaiſchen Wüſte und dem arabiſchen Gebirg am Roten Meere zu. Auf dieſem Wege hatte er wieder Verlockungen zu überwinden! Er war jetzt ein Mann in der vollen Kraft des Lebens, fünfunddreißig Jahre alt, von hoher Tugend, von erhabenem Geiſte, von glühender Liebe zu Gott, von unbeugſamer Entſchloſſenheit, die Leiter der Vollkommenheit bis zu ihrer äußerſten Stufe zu erklimmen. Ein ſolcher Mann mußte eine große Zukunft haben, wenn er beharrte. Aber welche Opfer waren mit dieſer Beharlichkeit verbunden! welche Schlachten zu liefern! Wer weiß, ob auf dieſem Wege zu dieſem neuen Calvaria nicht das Bild der Welt mit dem Schönen und Edlen, welches ſie zwiſchen Staub und Schutt enthält, noch einmal vor ſeine Seele trat und mit verführeriſchem Blendwerk ihn zu betören ſuchte!

dem Blut des Gekreuzigten. In dieſer langen Hingebung an den Willen Gottes lernte er die heilige Liebe; in dieſer herben Prüfung die hochherzige Standhaftigkeit; in dieſen großen Leiden den freudigen und entſchloſſenen Muth; lauter Dinge, die er für ſpätere Tage in ſo reichlichem Maß brauchte. Auch machte er ſich da die Fülle und Friſche des göttlichen Wortes ſo zu eigen, daß ihm daraus die wunderbare Beredſamkeit erwuchs, die, von der Glut ſeines Herzens erwärmt, wie ein Feuer aus ſeinen Predigten aufflammte und ihm auch über große und widerſtrebende Maſſen eine ungewöhnliche Gewalt gab: die Beredſamkeit des Glaubens und der Liebe. Eine ſolche rührende Eindringlichkeit, eine ſolche ergreifende Ueberzeugungskraft athmete in ſeinen Vorträgen, ſeinem Ausdruck, ſeinen Bewegungen, ſeinem Blick, dem Klang ſeiner Stimme, daß oft ein einziges Wort von ihm wie ein elektriſcher Funke in die Menge hinein fiel und zündete. Als er einigermaßen hergeſtellt aus ſeiner zweijährigen Einſamkeit heraustrat, widmete er ſich zuerſt der Krankenpflege, da die Normandie von der Peſt heimgeſucht war — und darauf dem Miſſionswerk, bei welchem er auf der Kanzel wie im Beichtſtuhl Gelegenheit fand, mit der Gewalt ſeines Wortes die Seelen zu bearbeiten. Da trug es ſich zu, daß er einſt hingeriſſen von Schmerz über ſo viele iden und Sünder in einer Predigt ausrief:

Genug, er fand unterwegs zweimal große Koſtbarkeiten, mit denen er hätte in die Welt ſich begeben können. Das erſte Mal verwarf er die ſataniſche Vorſpiegelung; das zweite Mal lief er ſo eilfertig an dem vielen Golde vorüber, als ob er auf Kohlen ginge; und ſo erreichte er das Gebirg. Auf einſamer Höhe fand er einen verfallenen Wartturm, der ihm unzugänglich genug erſchien, um ihn zur Wohnung zu wählen. Es hauſten freilich viele Schlangen und Skorpionen darin, aber ſie räumten vor Antonius den Platz, als ob ſie ſeine Oberherrſchaft anerkannten, und er verbaute den Eingang ſogleich mit Steinen. Da ſaß er nun in ſeinem uneinnehmbaren Kaſtell! Da ſaß er zwanzig Jahre und ließ niemand zu ſich ein! Er hatte die Einrichtung getroffen, daß ein aszetiſcher Mitbruder ihm alle ſechs Monate ſeinen geringen Brotbedarf brachte. Das Brot, das man noch jetzt in jenen Gegenden ißt, erhält ſich ungemein lange, verdirbt nie, wird aber ſo ſteinhart, daß man es mit dem Hammer zerſchlagen muß. Es war ſeine einzige Nahrung und er ließ es ſich über die Mauer zuwerfen; weiter nichts. Auch redete er nie ein Wort mit dem Überbringer.

Während Antonius ſo ganz die Welt vergaß, wurde er aber nicht von der Welt vergeſſen. Er floh ſie und ſie ſuchte ihn auf. Zuerſt kamen ſeine Freunde, um ſich zu überzeugen, ob er die Strenge dieſer Abtötung aushalte, ob er nicht vor Mangel und Krankheit verſchmachte? Da hörten ſie ihn denn in ſtiller Nacht heilige Hymnen und Pſalmen ſingen und das tröſtete ſie ſehr; aber Einlaß und Geſpräch geſtattete er ihnen nicht und außerhalb des Kaſtells mußten ſie übernachten. Zuweilen ging es drinnen aber auch minder friedlich zu und man vernahm den Lärm ſtreitender und drohender Stimmen, ſodaß die Leute draußen glaubten, es wären Räuber oder Mörder auf Leitern zu ihm eingedrungen. Schauten ſie aber durch die Spalten und Riſſe des verfallenen Turmes, ſo gewahrten ſie niemand als Antonius allein und da der lärmende Tumult dennoch fortdauerte, ſo überfiel ſie unausſprechliche Furcht und ſie riefen zagend und wehklagend Antonius um Hilfe an, als ob ihnen ein Leid zugefügt würde. Dann näherte er ſich dem Eingange, tröſtete und beruhigte ſie, bat ſie heimzugehen und ſeinetwegen ohne Furcht zu ſein. „Nur die Zaghaften fürchten den Teufel,“ ſprach er, „deshalb kann er nur ihnen Schrecken einjagen. Bezeichnet euch mit dem heiligen Kreuze und geht getroſt“. Sein geiſtlicher Streit dauerte alſo ununterbrochen fort, gab ihm Veranlaſſung zu immer neuen Siegen und immer höherem Frieden in Gott, ſo daß er nicht blos das gewöhnliche Doppelleben des geiſtigen und ſinnlichen Menſchen führte, ſondern ein Doppelleben im Geiſte, indem die höchſten Fähigkeiten ſeiner Seele, der reine Wille und die reine Liebe, wie auf einem unerſteiglichen Felſen geſammelt in Gott ruhten und ſich durch die Schlacht im Tale nicht anfechten ließen, welche minder hohe geiſtige Fähigkeiten, wie Gedächtnis, Verſtand und Phantaſie durchkämpfen mußten.

Es konnte nicht fehlen, daß die Erzählungen ſeiner Freunde von den ungewöhnlichen Dingen, die in und um Antonius vorgingen, große Spannung erregen mußten, Neugier bei den einen, Teilnahme bei den anderen, vertrauensvolle Zuneigung bei noch anderen. In allen dämmerte die Ahnung auf, daß ein ſo wunderbar begabter Menſch nicht umſonſt in ſeine Zeit geſtellt ſein könne. Es zogen mehr und mehr Menſchen durch die Wüſte zu ihm, mit dem Verlangen, ihn zu hören, zu ſehen, zu ſprechen. Antonius blieb ſchweigſam und unſichtbar. Auch das geſpenſtiſche Getümmel um ihn her ſchien allgemach zu verhallen. Die Stille der Wüſte oder des Grabes lag um das Kaſtell. Wenn ſich aber die ſchmerzliche Befürchtung ſeines Todes den Beſuchern aufdrängen wollte, ſo hub er wohl an, mit lieblicher und heller Stimme Pſalmen zu ſingen. „Der Herr iſt mein Helfer; ich werde wegſchauen über meine Feinde.“ Oder: „Es erhebe ſich Gott, daß zerſtreuet werden ſeine Feinde.“ Oder ſonſt ein Triumphlied des heldenhaften Glaubens, wie es zuweilen auftaucht aus dem Meere von Trübſal und Bitterkeit, das den königlichen Pſalmendichter umwogt.

In dieſer vollkommenen Verleugnung des Irdiſchen vergingen zwanzig Jahre, in denen ſich der heilige Geiſt den „Prediger in der Wüſte,“ wie das Jahrhundert ihn brauchte und die Kirche ihn bedurfte, ſelbſt bildete. Die gährungsvolle ſtürmiſche Zeit arbeitete in allen Seelen, und nicht alle verſtanden es, dieſe gewaltigen Elemente zu bändigen und zu ordnen. Aus der Dämmerung des Geiſtes traten die Menſchen in das volle Licht der Wahrheit hinein, und wenn große Gemüter mit ruhigem Blicke den göttlichen Strahl auffaßten, ſo ließen ſich andere, Dünkelhafte, Vorwitzige durch ihre Schuld blenden, ſtatt erleuchten. Geiſtige Bewegung herſchte allgemein; kräftiger

Aufſchwung, wie immer zu Anfang neuer und großer Epochen, lieh auch den Lauen und Schwachen einen gewiſſen Flug über das Alltägliche hinweg. Charaktere mit geringer Eigentümlichkeit bildeten ſich nach dem Beiſpiele, welches ſtärkere gaben, ohne deren Stärke zu beſitzen; und Charaktere ohne Selbſtſtändigkeit wurden Nachahmer ſtatt Nachfolger, verflachten ſich da, wo andere tief und feſt wurden. All dieſe Erſcheinungen treten ſcharf hervor an dem Lieblingszuge der Zeit, dem aszetiſchen Leben, und bildeten eine helle Licht- und eine finſtere Nachtſeite daran aus. Manche Aszeten hatten wohl Anlage für dies Leben, faßten es aber nur äußerlich auf und legten allen Wert auf Entbehrungen und Abtötungen und immer wiederholte Gebetsformeln, während ihre Seele leer ausging. Andere ſetzten die Vollkommenheit in die Einſeitigkeit und hielten ſich für beſſer, weil ſie dieſen Beruf gewählt hatten, ohne Rückſicht zu nehmen, wie ſie ihn erfüllten. Noch andere wollten eben nur anders ſein, als gewöhnliche Menſchen, wurden nicht erhaben, ſondern abſtoßend, nicht einfach, ſondern roh, mühten ſich ab mit Entbehrungen, brachten es darin ſogar zu erſtaunlicher Höhe und blieben doch innerlich unfrei, weil die Seele nicht mit in die Höhe ging. Dann bemächtigte ſich ihrer dunkler Trübſinn oder ſtarrer Hochmut, und dann endeten ſie zuweilen ganz unkirchlich und fielen ab nicht blos vom Berufe, ſondern auch von der Tugend und vom Glauben. Noch anderen wurde die Einſamkeit der erſte Schritt zum Müßiggang, zur Gedankenloſigkeit, zur leiblichen und geiſtigen Trägheit. Genug, bei gar manchen war Anlage vorhanden, aber die Unmittelbarkeit des Geiſtes, den Reichtum an Kraft eines Paulus, eines Antonius und anderer großen Aszeten hatten ſie nicht, deshalb bedurften ſie einer Leitung, die ihnen eine feſte Grundlage, eine klare Ausbildung und eine beſtimmte Richtung gab, um nicht in ſich ſelbſt zu vertrocknen oder zu vermodern. Und das fühlten ſie. Sie ſehnten ſich nach einem Vorbilde, nach einem Meiſter. Es war, als ahnten ſie die ungeheure Zukunft, die ihnen in der Weltgeſchichte und in der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes aufbewahrt ſei. Damit das Mönchsleben zu ſeiner vollkommenen Blüte ſich entfalte, mußte zuerſt ein vollkommener Mönch leben, der, wenigſtens im Umriſſe, ein Ideal für die weltumfaſſende Wirkſamkeit dieſes Standes in ſich darſtelle.

Dazu hatte der heilige Geiſt Antonius herangebildet. Dazu hatte Er ihm die heilige Schrift ſo tief in's Gedächtnis geprägt, daß ſie nunmehr ſein Innerſtes geworden war. Dazu hatte Antonius gleichſam die Sprache der Menſchen verlernen müſſen, um wie mit feuriger Zunge zu reden. Dazu hatte er ſo viel vom göttlichen Geiſte und von himmliſchen Geheimniſſen eingeſogen, daß er überfließend von ungewöhnlichen Gnaden der Mittelpunkt eines gewichtigen, folgereichen, neuen Lebenskreiſes werden konnte. Dazu mußte er für die Ordnung der Natur abſterben, um als ein ganz mit Gott Verſöhnter in das geheimnisvolle Reich der Gnade einzugehen und, wie die Gnade ſelbſt, beſeelend, ſchöpferiſch und erlöſend zu wirken. Dazu hatte der Glaube als eine göttliche Tugend, als der beharrlichſte und erhabenſte Akt des reinſten Willens, den Grund gelegt, auf welchem nun die Gaben der Weisheit, des Rates, der Wiſſenſchaft in Fülle prangten.

Die Wüſte hatte einen bekannten Weg bekommen durch die Menge der Leute, die Antonius aufſuchten und Troſt oder Belehrung von ihm erbaten. Trotz ſeiner Demut, welche ihn in ſeinen eigenen Augen zum Geringſten und Unwürdigſten machte, glaubte er endlich doch, ihnen dies geiſtliche Almoſen nicht verſagen zu dürfen, und der Ruf ſeiner Einſicht, Kraft und Klarheit verbreitete ſich nun immer weiter und ſtieg ſo hoch, daß man anfing Kranke, Verkrüppelte und Beſeſſene zu ihm zu bringen, damit er ſie heile. Zugleich wuchs auch die Zahl derjenigen, welche ſeine Schüler im geiſtlichen Leben zu werden begehrten, und Anachoreten, ſeine Freunde, drangen in ihn, wegen dieſer vielfachen Bedürftigkeit anderer ſeine Einſamkeit zu verlaſſen. Ohne Zweifel erkannte Antonius, daß dies wirklich auch der Wille Gottes ſei und er trat unter die Menſchen zurück, als ob er aus dem Himmel käme. Spurlos waren die zwanzig Jahre eiſerner Abtötung an ſeinem Äußern vorübergegangen; ſein Antlitz hatte die frühere Lieblichkeit, ſeine Geſtalt die frühere Schönheit behalten. Er ſah weder erſchlafft von der Ruhe, noch abgezehrt von der Strenge aus. Er war auch in ſeinem Turm weder ſcheu noch verwildert geworden, denn nicht wie ein willenloſer Sklave in äußeren Ketten hatte er gelebt, ſondern ſich freiwillig in die Gefangenſchaft des ſanften und ſüßen Joches Jeſu begeben. Freundliche Anmut ſprach aus ſeinen Zügen, Worten und Benehmen, aber nie ließ er ſich durch Fröhlichkeit zum lauten Lachen bewegen und nie trat eine allzu tiefe Traurigkeit über die Sünden der Welt auf ſein Angeſicht. So rein war ſein Gemüt, ſo ganz abgelöſt von jedem ſtörenden Zuſammenhang mit allem, was nicht Gott war, daß nichts, was geſchah, ihn aus dem Gleichmut brachte. Auch nicht das Lob und die Bewunderung der Menſchen; es machte ihn nicht hochmütig, aber auch nicht ſcheu; es berührte ihn gar nicht. Und wie ſich in Paulus das verborgene Leben Jeſu ſpiegelt, ſo in Antonius deſſen öffentliches Leben, das wiederum in den zwei Worten zuſammen zu faſſen iſt, welche der Evangeliſt Lukas ſchreibt: „Wohltuend ging er weiter.“ Wie ein paar Denkmale der überſchwänglichen Liebe, mit welcher der göttliche Erlöſer ſeine Verheißungen erfüllt, wenn der Menſch der Einſprache des heiligen Geiſtes gehorcht, ſtehen dieſe beiden heiligen Männer gleichſam an der Pforte des klöſterlichen Lebens aller Zeiten und zeigen hin auf das Eine, worin die Kraft, die Wiſſenſchaft, die Größe und Schönheit dieſes Lebens ruht: auf die Nachfolge Jeſu, auf das Leiden aus Liebe.

Wunderbar reich kam es in Antonius zur Erſcheinung. Die Gnaden des Kreuzestodes und die Glorie der Auferſtehung in Chriſtus tauchten ſein ganzes Weſen und Wirken in die Kraft des menſchgewordenen Gottes ein, der ihm „die vollkommenen Gaben, die von oben kommen, vom Vater des Lichtes“ übertrug, damit er „wandele als ein Kind des Lichtes“ und Kindesrecht übe, nachdem er Kindespflicht erfüllt. So lange das Himmelreich Gewalt litt, hatte Antonius ſich kühn ſeinen Teil daran genommen, den Teil, von dem geſchrieben ſteht: „Wer da hat, dem wird gegeben.“

Und ſo ward ihm denn jetzt gegeben die Machtvollkommenheit, welche auf dem vollkommenen Gehorſam, die Erhöhung, welche auf die freiwillige Verdemütigung, die Verherrlichung, welche auf die gänzliche Selbſtverleugnung nach unwandelbarem Grundgeſetz in der Ordnung der Gnade erfolgt. Der göttliche Stammvater dieſes Wiedergeborenen war nicht karg gegen ihn und wie Er ſelbſt in Wundern gelebt hatte, die aber für Ihn, den Urheber des Lebens und den Schöpfer der Natur, keine Wunder, ſondern nur Ausfluß Seiner göttlichen Kraft waren, ſo blüheten auch wie von ſelbſt die Wunder um Antonius auf, die er wirkte, weil Gotteskraft von ihm ausging, indem das Gottesbild in ihm wieder hergeſtellt war. Die Lahmen wurden gehend, die Blinden ſehend, die Kranken geſund, die Beſeſſenen befreit, die Betrübten getröſtet, die Schwankenden feſt, die Ungläubigen gläubig. Viele ſeine Zuhörer wurden ſeine Jünger, verließen die Welt, entſagten ihren Gütern und Freuden und die Wüſte begann ſeitdem „von Lilien zu blühen“ nach der Weiſſagung des Iſaias. Mit überſtrömender Liebe ſtellte Antonius allen Menſchen vor, die Liebe Gottes höher zu ſchätzen, als die höchſten Freuden der Welt, da Er uns die unausſprechlichſte Seligkeit des ewigen Lebens verheißen und ſie uns erkauft habe durch „Seinen eingeborenen Sohn, den Er nicht verſchont, ſondern für uns hingegeben.“ (Röm. 8, 22.) Eine unbeſchreibliche Verachtung der irdiſchen Dinge entzündete ſich in den Herzen an ſeinen Worten, mehr noch an ſeinem Beiſpiele, und beſonders für Anachoreten wurde er die Feuerſäule, welche ihnen durch die Nächte und Wüſte ihres Berufes den Weg zeigte. Sie verſammelten ſich einſt zahlreich um ihn und baten, er möge ihnen beſtimmte Lebensgeſetze geben, an die ſie ſich halten könnten in den Gefahren, Verſuchungen und Täuſchungen ihres Standes. Da ſprach er:

„Die Heilige Schrift enthält freilich genug Belehrungen; dennoch iſt es gut, daß wir uns einander im Glauben ſtärken und durch Mitteilung belehren. Ihr, meine Kinder, ſagt eurem Vater, was ihr Gutes wißt und ich, der Ältere, teile euch von meinen Erfahrungen mit. Vor allem beſtrebt euch, von dem Angefangenen nicht mehr abzulaſſen und der Arbeit nicht zu erliegen. Das erſte Gebot für alle muß ſein, daß jeder ſeinen Fortſchritt ſo im Auge halte, als ob er eben erſt angefangen habe. Um dabei nicht zu ermüden, vergleiche er ſtets die Kürze des irdiſchen Lebens mit der Ewigkeit. O welch ein Wunder iſt doch die unermeßliche Freigebigkeit Gottes! Hienieden werden die Sachen um ihren Preis gekauft und Gleich mit Gleich bezahlt. Die Verheißung des ewigen Lebens erkaufen wir aber um ſehr Geringes; denn wenn wir hundert Jahre als Aszeten leben, ſo werden wir nicht etwa bloß hundert Jahre, ſondern in alle Ewigkeit einen herrlichen Platz im Reiche Gottes einnehmen, und für die vergängliche Erde die himmliſche Seligkeit, für den hinfälligen Leib einen verklärten empfangen; o meine Kinder, für Sterbliches werden wir Unſterbliches erben. Die Leiden dieſer Welt ſind nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die uns wird offenbart werden. Darum, wenn ihr euch dem aszetiſchen Leben widmet, ſchlagt nur nie hoch an, was ihr Irdiſches verlaßt, glaubt nur nie, ihr hättet durch eure Wahl etwas Großes getan. Wäre die ganze Welt euer und ihr verließet ſie, ſo wäre das gegen den Himmel gehalten noch viel weniger, als ob ihr für einen Rechenpfennig hundert Goldſtücke empfingt. Was iſt denn ein wenig Gold, oder etwas Ackerland, oder ein armſeliges Haus? in den Himmel könnt ihr es ohnehin nicht mitnehmen und ein Chriſt ſollte nur auf die Güter Wert legen, die ihm unverlierbar ſind: auf den unerſchütterlichen Glauben, die Liebe, die Erkenntnis, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit gegen Arme, die Sanftmut, die Gaſtfreiheit. Tun wir das, ſo bereiten wir uns eine Wohnung im Himmel, wie das Evangelium ſagt. In dieſem Beſtreben iſt der Herr ſelbſt unſer Helfer. Der Sklav ſpricht aber nicht: Geſtern hab' ich gearbeitet, darum arbeit' ich heute nicht. So dürfen auch wir nicht wähnen, Gott würde uns wegen der vergangenen Arbeit die gegenwärtige erlaſſen. O nein! Er würde wegen unſerer Trägheit uns zürnen. Der unſelige Judas hat ja in einer einzigen Nacht die ganze Arbeit ſeiner vergangenen Jahre zunichte gemacht. Damit wir nicht träg werden, wollen wir der Worte Pauli gedenken: „ich ſterbe täglich." (I Cor. 15, 31.) Wenn wir leben, als ſtürben wir täglich, ſo werden wir nie ſündigen, keinem zürnen, allen vergeben, nie einen unlauteren Gedanken haben. Darum, meine Kinder, ſchauet vorwärts, ſchauet nach oben! nicht rückwärts, wie Lots Weib, das davon erſtarrte. Unſer Heiland ſpricht ja ſelbſt: „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und wieder zurückſieht, iſt geſchickt zum Reiche Gottes." (Luk. 9, 62.) Dies

„Miséricorde, o mon dieu! miséricorde!“

Und die ganze große Zuhörerſchaft in der Kirche fiel auf die Knie, brach in lautes Weinen aus und rief mit ihm:

„Barmherzigkeit, o mein Gott! Barmherzigkeit.“

Ein anderer ſehr glänzender und beliebter Kanzelredner, welcher übrigens ein großer Bewunderer des Pater Eudes war, äußerte aber doch, er glaube durch dieſe Worte ganz dieſelbe Wirkung hervorrufen zu können. Er predigte auch bald darauf ſehr ſchön; als er aber jene Worte ausrief und ſie zweimal wiederholte, fiel Niemand auf die Knie, zerfloß Niemand in Thränen und Alles blieb ruhig und ſtill.

Einmal an einem Markttage trug ein Prieſter das allerheiligſte Sacrament zu einem Kranken. In der großen Menſchenmenge auf dem Marktplatz bemerkte ihn aber Niemand — oder wollte ihn nicht bemerken. Genug, Niemand achtete auf das wandelnde Glöckchen. Da ging Pater Eudes vorüber. Schmerzlich ergriffen von dieſer Stumpfheit in der Nähe des Allerhöchſten, rief er laut:

„Auf eure Knie, ihr Erdenwürmer, und in den Staub mit euch vor eurem Gott!“

Und folgſam dieſem gebieteriſchen Ruf beugten ſich die Kniee und ſenkten ſich die Stirnen, wie es ſich geziemt für den Menſchen, wenn ſein Gott an ihm vorüberwandelt. Aber nicht blos auf dieſe Ge-

Zurückſehen bedeutet nichts anderes, als Abfall vom Berufe.

Zweitens bitte ich euch, meine Brüder, die Tugend nicht für etwas Unmögliches oder Entſetzliches zu halten; nicht für eine fremde Sache, die ihr aus weiter Ferne holen müßtet; o nein! ſie liegt in uns. Ihr Keim iſt dem menſchlichen Gemüt eingepflanzt und wartet dort auf unſern guten Willen, um zu erblühen. Die Griechen reiſen über Land und Meer, nach Weisheit und Wiſſenſchaft forſchend. Das haben wir nicht nötig, um heilige Geſinnung und das Reich Gottes zu finden, denn unſer Erlöſer ſagt: „Siehe, das Reich Gottes iſt inwendig in euch.“ (Luk. 17, 21.) Wer wollte zweifeln, daß die Reinheit der Seele, wenn ſie nicht mit den Makeln der Sünde ſich befleckte, Quell und Urſprung der Tugend ſei? Im geiſtigen Weſen beſteht und lebt die Tugend; im ſinnlichen Weſen erſtirbt ſie, weil ſich in ihm die Seele von Gott abkehrt und eigenen Gelüſten nachgeht. Von außen kommt uns nicht die Tugend und nicht das Laſter, ſondern aus dem reinen und unreinen Innern. Nun denn, ſo finde der Schöpfer ſein Werk, wie er es zuerſt gebildet, und wir, meine Brüder, wollen nicht das verwüſten, was Gott in ſeiner Freigebigkeit ſo ſchön geſchaffen hat.

Drittens, meine Brüder, müſſen wir beſtändig eingedenk ſein, daß wir nach dem Zeugnis des Apoſtels Paulus (Epheſ. 6, 11—12) „die Rüſtung Gottes anziehen müſſen, damit wir beſtehen können gegen die Nachſtellungen des Teufels. Denn wir haben nicht blos zu kämpfen wider Fleiſch und Blut, ſondern wider die Oberherrſchaften und

Mächte, wider die Beherrſcher der Welt in der Finſternis, wider die Geiſter der Bosheit in der Luft.“ Auch der Satan mit ſeinen Engeln iſt von Gott nicht bös geſchaffen, ſondern gut. Aber mit ihrem freien Willen empörten ſie ſich, wählten den Abfall und ſtürzten aus dem Himmel. Die himmliſchen Sitze, welche ſie ſündlich verließen, beſtimmte nun der gnadenvolle Gott den Menſchen. Deshalb hegen ſie wütenden Neid gegen uns Menſchen, legen uns Schlingen und Fallſtricke, betörten unſere erſten Eltern im Paradieſe und verſuchen bei jedem Nachkommen Adams ihre Argliſt. Der heidniſche Götzendienſt iſt ihr Werk, denn darin finden ſie eine Stütze ihres Bemühens, den Menſchen um den Himmel zu bringen. Sie redeten aus den Götzenbildern und antworteten aus den Orakeln, und die Heiden, in der Blindheit der Unerlöſung und in ſündigen Gelüſten des Herzens lebend, glaubten ihnen und waren ihnen unterworfen. Nunmehr aber, nach der glorreichen Ankunft des Herrn, verſtummen ſie auch in Bildern und Orakeln mehr und mehr und uns hat der Herr von ihnen befreit, da Er ſprach: „Gehe weg von mir, Satan! denn es ſteht geſchrieben: den Herrn, deinen Gott, ſollſt du anbeten und ihm allein dienen.“ (Matth. 4, 10.) Da Chriſtus ihre Macht gebrochen hat, ſo dürfen wir uns nicht vor ihnen fürchten. Wir haben ja gute Waffen wider ſie, nämlich den Glauben und ein frommes Leben. Daher fürchten die Dämonen zwar alle frommen Chriſten, doch vor allen die Aszeten mit ihren Faſten und Nachtwachen, ihrem Gebete und ihrem Vertrauen auf Chriſtus, ihrer Demut und Sanftmut, ihrer Erhabenheit über eitlen Ruhm und

Habſucht. Die böſen Geiſter, daß Chriſtus zu den Seinigen geſagt hat: „Siehe, ich gebe euch Macht, auf Schlangen und Skorpionen zu treten, und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch ſchaden.“ (Luk. 10, 10.) Nicht umſonſt ſetzt aber unſer Heiland ſogleich hinzu: „Freuet euch nicht darum, daß euch die Geiſter unterworfen ſind; ſondern freuet euch, daß eure Namen im Himmel geſchrieben ſtehen.“ Denn das iſt ein Kunſtgriff des Satans: ſein Bemühen, uns hochmütig zu machen, indem er uns verborgene Dinge zeigen und lehren möchte, damit wir vor uns ſelbſt und vor den Leuten mit der Gabe der Weisſagung und der Wiſſenſchaft prahlten, als ob ſie eine Frucht unſerer Heiligkeit wäre. Da liegt eine große Gefahr, weil ſich der Menſch, infolge der Sünde Adams, leicht zur Neugier und zum Stolze anreizen läßt. Geſetzt auch, daß der Vater der Lüge die Wahrheit ſagen und vorher ſagen könnte, was nützt es uns, zukünftige Dinge ein paar Tage vorher zu wiſſen? Keiner von uns wird gerichtet, weil er dergleichen nicht wußte, und keiner ſelig geprieſen, weil er es wußte. Durch die Erfüllung der göttlichen Gebote gehen wir in die himmliſche Glorie ein und durch Übertretung derſelben verfallen wir der ewigen Strafe. Niemand darf das aszetiſche Leben antreten, um die Gabe der Prophezeiung oder der Wundertaten zu erlangen; wohl aber, um durch heiligen Wandel ein Freund Gottes zu werden und mit dem Herrn unſern Helfer den Sieg über den Satan zu erlangen. Verlangt aber einmal einer durchaus die zukünftigen Dinge vorherzuwiſſen, ſo bemühe er ſich um ein reines Herz und einen reinen Sinn. Ich glaube feſt, daß der gottſelige Menſch, wenn er in ſeiner ganzen Unſchuld verbleibt, ſehr tiefwiſſend und tiefblickend wird. Eine ſolche Seele hat den Herrn und Er eröffnet ſich ihr. So war der Geiſt des Eliſäus vor Zeiten, der die Gabe der Weisſagung und der Wundertat ſo ſtark beſaß. Kommen alſo die Dämonen mit Prophezeiungen, ſo achtet ihrer nicht; denn ſie lügen. Kommen ſie mit Lobeserhebungen wegen eures ſtrengen Lebens, preiſen ſie euch ſelig, fordern ſie euch in der Larve der Heiligkeit auf, eure Bußübungen zu vermehren, verſuchen ſie wohl gar, mit euch zu beten oder Pſalmen zu ſingen, ſo höret ſie nicht, verſchließt Ohr und Auge, Herz und Geiſt, macht das Zeichen des Kreuzes und betet; betet beharrlich, gläubig, ruhig — und ſie werden die Flucht ergreifen. Daraus könnt ihr dann erſehen, daß es keine guten Geiſter waren. Lernet die Geiſter unterſcheiden: es iſt nicht ſchwer. Wenn die Engel ſich euch nahen, ſo geben ſie ihre Gegenwart durch Stille, Ruhe und Frieden in euch kund. Solltet ihr auch einen Augenblick aus menſchlicher Schwachheit erſchrecken, ſo wird ſich doch gleich Vertrauen, Wonne und Freude einſtellen, denn bei ihnen iſt Gott der Herr, der Urſprung und die Quelle aller Freude. Dadurch wird das Herz ganz in Zufriedenheit eingetaucht und zugleich mit übernatürlichem Licht erfüllt; die Seele aber, entzündet vom Verlangen nach den himmliſchen Gütern, möchte mit den Engeln zu den Wohnungen der Seligen eilen und die Bande des Körpers durchbrechen. Die Gegenwart böſer Geiſter hingegen kündigt ſich der Seele durch Niedergeſchlagenheit und Angſt an,, die Gedanken geraten in Verwirrung und Unordnung.

Es ſtellen ſich Nachläſſigkeit, Traurigkeit, Furcht vor dem Tode, Abneigung gegen die Aszeten, verkehrte Sehnſucht nach Verwandten und Freunden ein; überdies Geringſchätzung der Tugend, böſe Begierden, Erſchlaffung heiliger Grundſätze. Werdet ihr durch eine dieſer Erſcheinungen in Schrecken geſetzt und ſie entfernt ſich, und an ihre Stelle tritt unausſprechliche Freude, Mut, Heiterkeit, Erneuerung des Geiſtes, Sicherheit der Gedanken, Liebe zu Gott, dann vertrauet, betet, dankt; denn die Hilfe von oben iſt gekommen, Freude und Feſtigkeit des Geiſtes zeigen die Nähe eines Engels an.

Um Wunderzeichen zu tun, meine Brüder, bemühet euch alſo nicht. Kann einer unter euch Dämonen austreiben, beſitzt er die Kraft, Krankheiten zu heilen, ſo darf er ſich deſſen ſo wenig überheben, als ihr ihn bewundern, oder denjenigen geringſchätzen dürft, der das nicht vermag. Bemühet euch hingegen alle um einen guten Wandel, trachtet nach der Vollkommenheit, ſucht das zu erwerben, was euch noch abgeht. Wunder zu tun, iſt nicht unſere Sache, ſondern die Sache Gottes, das Werk ſeiner göttlichen Allmacht, welches er zuweilen durch uns ausführen läßt. Darum ſprach unſer Heiland zu denen, die ſich ihrer Wundertaten vor ihm rühmten, aber nicht voll reiner Geſinnung waren: „Ich kenne euch nicht.“ (Matth. 7, 22.) Die Wege der Unheiligen erkennt der Herr nicht an.

Ich teile euch meine Erfahrung mit, meine Brüder, und deshalb — nicht meinetwegen! der Herr weiß es! — ſpreche ich von mir. Die Dämonen haben mich oft gelobt und geprieſen, und in jeder Weiſe verſucht. Dann antwortete ich ihnen: „Nichts wird mich von der Liebe Chriſti trennen." (Röm. 8, 35.) Und dann bändigte nicht ich ſie, aber der Herr. „Ich ſah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen" (Luk. 10, 18), das, meine Kinder, bezog ich auf mich. Lernet nur Mut faſſen in eurem Aszetenleben. Hört! Einſt kam Satan zu mir und klagte, daß er von allen Chriſten und beſonders von Aszeten verabſcheut ſei. Ich ſprach: „Warum beunruhigſt du ſie?" Er antwortete: Nicht ich, ſie ſelbſt ſind's, die ſich quälen; darum ſollten ſie ſich ſelbſt beherrſchen und nicht mich verfluchen. Ich antwortete: „Du biſt ein Lügner von Anfang, aber eben jetzt haſt du zum erſtenmal die Wahrheit geſprochen. Chriſtus hat dich gebändigt." Ich ſprach den Namen Chriſti mit vollem Glauben aus und Satan verſchwand. Ihr ſeht alſo, daß ihr euch nie zu fürchten braucht. Werdet nur nicht traurig, freuet euch immer, daß ihr Erlöſte ſeid. Denket immer: der Herr iſt mit uns, was vermögen die Feinde? — Sie kommen und nehmen die Geſtalt an, in der unſer geiſtiges Leben ſich eben befindet; ſie ſind der Widerſchein unſerer Gedanken. Biſt du irdiſchen Sinnes, ſo biſt du ihre Beute: das iſt die Strafe der unheiligen Seelen. Freueſt du dich aber im Herrn, ſinneſt du auf Ewiges, beſchäftigſt du dich mit göttlichen Dingen, ſo vermögen ſie nichts."

So ſprach Antonius zum größten Troſt der Einſiedler und derer, die es zu werden wünſchten. Sie bewunderten die Gnade, die ihm in Unterſcheidung der Geiſter gegeben ſei, und der eine erwachte aus falſchem Wahn, der andere entbrannte in neuer Liebe zu ſeinem Beruf, ein dritter wurde klar in ſich, ob er Aszet werden ſolle oder nicht, ein vierter fühlte ſich bewaffnet gegen quälende Verſuchungen. Jeder fühlte eine kräftigende Ergänzung ſeiner Unvollkommenheit und eine Abhilfe ſeiner Mängel. So wurde Antonius ihre Stütze und der Haupt- und Mittelpunkt ihres geiſtigen Lebens. Die Felſen und Berge bevölkerten ſich nun wie mit himmliſchen Chören, die ſingend, betend, lehrend, nur nach dem Ewigen aufſchauten, Eintracht und Liebe unter ſich aufrecht hielten und fleißig arbeiteten, um ſich wohltätig erweiſen zu können. Jeder lebte in ſeiner Zelle, die faſt immer eine Felſenhöhle oder ein altes Felſengrab war. Keiner ſtörte oder beläſtigte den anderen; keiner tat oder litt Unrecht. Es war wie ein für ſich beſtehendes, von der Welt ausgeſchiedenes Land der Gottſeligkeit. Dieſe Zellen lagen zerſtreut umher und bildeten mehr ein Zellendorf, als ein Kloſtergebäude. Man nannte einen ſolchen Verein Laure. Zu Pispir, unfern des Roten Meeres, entſtand der erſte und bald darauf ein zweiter, dem Nil zu, bei Arſinoe. Antonius leitete beide. In der Gemeinſamkeit der Richtung und der Leitung war dem Bedürfnis abgeholfen, welches die Worte in heiliger Schrift andeuten: „Wehe dem, der allein ſteht; wenn er fällt, iſt niemand, der ihn aufrichte." Hiemit war das halt- und formloſe Aszetenleben in eine beſtimmtere Geſtalt zuſammengefaßt und Antonius wird als der Schöpfer dieſes, des Mönchslebens, betrachtet. Mitten in einer abgeſtorbenen Natur erblühete nun die höchſte geiſtige Schönheit und es konnte wohl heißen: „Wie ſchön ſind deine Häuſer, Iſrael! deine Zelte ſind wie ſchattige Haine, wie ein Freudengarten am Fluß, wie Cedern am Waſſer."

(Num. 21, 5–6.) — Bei dieſer Seelenleitung anderer vergaß Antonius ſeine eigene Seele nicht. Gewöhnlich hielt er ſich einſam in ſeiner Zelle auf und flocht fleißig Binſenmatten, eine Arbeit, welche ihn vom innerlichen Gebete nicht abhielt. Sein ganzes Gemüt entbrannte im heftigſten Verlangen nach den himmliſchen Hütten, und oft hörte man ihn ſeufzen vor unausſprechlicher Sehnſucht und zugleich vor Betrübnis, daß ſein menſchlicher Leib noch immer Nahrung und Schlaf begehre. Selten aß er mit den Brüdern und ſetzte er ſich auch zu ihnen, ſo geſchah es wohl, daß er in Betrachtung verſank und des Eſſens vergaß. Indeſſen riet er den Brüdern ſtets, den Körper nicht ſo zu mißhandeln, daß er wider den Willen Gottes, zur Arbeit untauglich werde; jedoch auch Sorge zu tragen, daß der Leib die Seele nicht überwinde, ſondern daß die Seele ihre volle Gewalt über den Leib brauche und ſich mit ihm, wie der Apoſtel Paulus ſagt (II Kor. 12, 2), bis in den dritten Himmel erhebe.

Als Maximin Dajas Chriſtenverfolgung furchtbar in Egypten wütete (von 305 bis 313), da ſagte Antonius zu ſeinen Brüdern: „Kommt nach Alexandrien! laßt uns dem Siege der Martyrer beiwohnen! vielleicht werden auch wir gekrönt oder es wird uns vergönnt, ſie zum Tode zu begleiten.“ Dem Willen nach ein Martyrer, eilte er mit einigen Brüdern nach Alexandrien, hielt ſich überall zu den heiligen Bekennern, vor Gericht, im Gefängnis, auf dem Richtplatz; aber der Würgengel ging an ihm vorüber. Nur eine Verordnung erließen die Richter, daß ſich weder Mönch noch Einſiedler in der Stadt blicken laſſe. Alle verbargen oder entfernten ſich, Antonius ausgenommen. Im weißen feſtlichen Gewande erſchien er am nächſten Tage auf einem erhöhten Platze, als Bekenner vor den Richterſtuhl geführt wurden und ermutigte ſie. Dennoch geſchah ihm kein Leid; er kehrte nach dem Ende der Verfolgung in die Wüſte und zu ſeiner alltäglichen Marter des Glaubens und Leidens zurück. Immer länger wurden ſeine Nachtwachen, immer ſtrenger ſeine Faſten, immer feuriger ſein Gebet, immer heißer ſein Verlangen, ſich abzutöten. Über ſein härenes Bußgewand legte er ein anderes von rauhem Tierfell an, doppelt qualvoll in jenem heißen Klima. Was ihn ängſtigte, war der Zudrang der Menſchen zu ihm, als zu einem Wundertäter. Er fürchtete die Hoffart, die aus der ungeheuern Wertſchätzung entſpringen könne, welche die Leute für ihn an den Tag legten. Aus weiter Ferne kamen ſie in geiſtlichen und leiblichen Bedrängniſſen; kein Weg war zu lang und keine Reiſe zu unbequem; über keine Mühſeligkeit wurde geklagt, keine Gefahr ſchreckte ab; Meer und Wüſte waren kein Hindernis, wenn es galt Antonius zu ſehen. Und doch ließ er ſich zuweilen nicht vor ihnen ſehen! aber er half ihnen dennoch, denn er war auf jenen wunderbaren, myſtiſchen Tauſch eingegangen, daß Gott ſich ihm gab, weil er ſich Gott gab. Ein Kriegsoberſt Namens Martinian kam zu ihm, fand die Zelle verſchloſſen und bat demütigſt um Einlaß, weil er Hilfe begehre für ſeine vom böſen Feind beſeſſene Tochter. Ohne die Türe zu öffnen, antwortete Antonius: „Weshalb ſprichſt du mich um Hilfe an? ich bin ein ſterblicher und gebrechlicher Menſch wie du. Glaubſt du aber an Jeſum Chriſtum den

Herrn, dem auch ich diene, ſo rufe Gott mit Glauben und Vertrauen an, und deine Tochter wird geneſen.“ Martinian ging getröſtet von dannen und ſeiner Tochter war geholfen.

Ein Mann aus Paläſtina, der Fronto hieß und auch von der Beſeſſenheit gequält wurde, ſuchte Antonius auf und bat um ſein Gebet. Antonius erfüllte ſogleich dieſen Wunſch und ſagte darauf zu Fronto: „Nun geh! du wirſt geheilt werden.“ Der Mann wollte das nicht glauben, ſondern durchaus noch länger bei Antonius bleiben; doch er ſagte: „Nicht hier wirſt du geheilt werden! Betrittſt du aber den Boden deines Landes, ſo folgt die Barmherzigkeit Gottes dir auf dem Fuße nach.“ Endlich entſchloß ſich Fronto zu vertrauen und heimzukehren, und die Verheißung des Antonius ging wörtlich in Erfüllung.

Troſtloſe Eltern unternahmen mit ihrer einzigen, von unerhörten ſchmerzlichen Krankheiten furchtbar gepeinigten Tochter die beſchwerliche und langwierige Reiſe aus Tripolis im nordweſtlichen Afrika zu Antonius. Als ſie nach Egypten kamen und hörten, wie mühſelig der Weg durch die Wüſte zu Antonius ſei und daß er zuweilen die Leute nicht vorlaſſe: da erſchracken ſie und baten einige Mönche, die eben im Begriffe waren, zu ihm zu reiſen, um ihre Fürſprache. Den Erfolg wollten ſie bei dem heiligen Einſiedler Paphnutius abwarten, dem um des Glaubens willen in Maximins Verfolgung beide Augen ausgeriſſen waren. Die Mönche reiſten ab und kamen zu Antonius. Doch ehe ſie ſich ihres Auftrages entledigen konnten, erzählte er ihnen mit allen Umſtänden die ganze Begebenheit und ſetzte hinzu: „Ich habe müther, von denen man vielleicht glauben könnte, daß ſie unwillkürlich jedem Befehl gehorchten, übte er ſolchen Einfluß! Er las einmal die heilige Meſſe in Verſailles. Der König Ludwig XIV. wohnte derſelben mit der vollen äußeren Andacht und Ehrerbietung bei, welche die heilige Handlung fordert. Deſto nachläſſiger benahm ſich der Hofſtaat. Pater Eudes bemerkte es. Bei dem Offertorium wandte er ſich ruhig um und ſprach zum König:

„Sire, die Demuth, mit welcher Sie dem König der Könige huldigen, erbaut mich; aber eben ſo ſehr betrübt es mich, daß Keiner dieſer Herren Ihrem ſchönen Beiſpiel folgt.“

Und, wie auf dem ſtaubigen Marktplatz von St. Lô, ſo bogen ſich auch in der goldnen Schloßkapelle von Verſailles alle Knie vor Gott.

Er war eben ein Auserwählter und deshalb anders begnadet, als die, denen nicht zehn Talente zur Verwerthung anvertraut ſind und die daher weniger zu leiſten und zu leiden haben.

Eine Reihe von Jahren verſtrich für ihn in Miſſionsthätigkeit. Auf dem Lande und in den Städten, von der Kanzel und in dem Beichtſtuhl, durch Predigt, durch Belehrung, durch geiſtliche Geſpräche zwiſchen Vornehmen und Geringen, Gebildeten und Unwiſſenden, lebte, lehrte, wirkte er im Geiſt des Evangeliums, unermüdlich, geduldig, freudig und gottinnig; —

ſie im Gebete geſehen und das kranke Mägdlein hat ebenfalls im Gebete die Verſicherung ihrer Geneſung erhalten. Deshalb auch ſoll weder ſie noch ſonſt jemand zu mir kommen; denn nicht ich kann geſund machen, ſondern Gott allein, und zwar an allen Orten, wenn man Ihn nur recht darum bittet."

Antonius ſehnte ſich ſo heftig nach der Einſamkeit mit Gott, daß er den Entſchluß faßte, ſich in die Oberthebais zu flüchten. Während er mit dieſen Gedanken umging, ſprach eine Stimme von Oben zu ihm: Wohin, Antonius? was treibt dich von dannen?" — Er wußte, welchen Stimmen er Gehör geben dürfe und welchen nicht, und erwiderte: „Ich will fliehen in die Oberthebais, weil Dinge von mir begehrt werden, die mir zu hoch ſind." — „Nicht dorthin gehe," ſprach die Stimme; „in der innerſten Wüſte wirſt du Ruhe haben." „Wie finde ich ſie?" fragte Antonius. Die Stimme ſchwieg. Doch gleich darauf begegnete er wandernden Arabern (Beduinen), die zuweilen zwiſchen ihren Oaſen in den tiefſten Wüſteneien von Egypten, des Handels wegen, hin und her zogen. Er fragte, ob er wohl mit ihnen in die Wüſte ziehen dürfe? und ſie geſtatteten es gern. Drei Tage und Nächte wanderte er mit ihnen. Dann kam er zu einer Stelle, die ihm ſehr gefiel. Es war ein Fels, etwa tauſend Fuß hoch, aus dem ein Quell aufſprudelte und als Bächlein dahinfloß. So klein es war, wuchſen doch ſchöne Dattelpalmen an ſeinen Ufern. Im Felſen war eine Höhle, gerade lang genug, daß ein ſchlafender Mann darin liegen konnte. Ein verborgener Eingang führte in einen engen, finſtern, aufwärtsſteigenden

Schacht, der wiederum in zwei kleine Höhlen auf dem Gipfel des Berges auslief. Es war der Berg Colzim (jetzt von St. Antonius), eine Tagereiſe vom roten Meere. Antonius machte ihn zum Paradieſe der Einſamkeit. Hier verblieb er. Die Beduinen gaben ihm etwas Brot, die Palmen Datteln, das Bächlein trinkbares Waſſer. Er hatte nun, was er wünſchte.

Die Brüder aber bemerkten nicht ſobald ſein Verſchwinden, als ſie ſich nach allen Richtungen auf Kundſchaft begaben und auch bald ſeinen Aufenthalt frohlockend entdeckten. Sie wollten ihn nun wieder in die Laureh zurückführen; allein er ſagte ihnen, daß die Stimme und die Hand Gottes ihn hergewieſen hätten. Er würde zuweilen, wenn ſie es wünſchten, alle Mönche und Einſiedler beſuchen und auch ſie dürften manchmal zu ihm kommen; aber hier ſei die Stätte ſeiner Ruhe. Die Brüder baten, ihn ab und an mit Brot verſehen zu dürfen. Er wollte ihnen nicht dieſe Beſchwerde machen und bat ſie, ihm lieber etwas Getreide, einen Spaten und eine Axt zu bringen, wodurch ſeine geiſtlichen Söhne, die Mönche ſpäterer Jahrhunderte, ſich ein unſterbliches Denkmal geſetzt und die Dankbarkeit der Menſchheit aller Zeiten und aller Geſinnungen verdient haben. Der heilige Greis machte mit eigenen Händen die Wildnis urbar. Er vergrößerte die Palmenpflanzungen längs des Baches; er leitete das Waſſer durch verſchiedene kleine Kanäle auf Stellen, die ihm günſtig ſchienen, um ein kleines Kornfeld und ein Gärtchen anzulegen; er bepflanzte dasſelbe nach und nach mit Gemüſe, mit einigen Obſtbäumen, mit ein paar Weinſtöcken — nicht für ſich, auch nicht für ſeine Brüder, Jünger und Schüler; wohl aber für die Kranken und Elenden, die ihn beſuchten. Nicht ohne Anſtrengung und Mühe gelang ihm dies alles; doch er war unverdroſſen und ſtärkte ſich bei der Arbeit mit Pſalmengeſang. Wurde er ganz müde, ſo ſetzte er ſich unter eine Palme und flocht mit großem Eifer und ſtets innerlich betend aus den Faſern und Blättern der Palmen Körbe, die er ſeinen Jüngern ſchenkte, wenn ſie ihm zuweilen Oliven und Öl brachten, um ſeinen mehr und mehr hinfälligen Leib ein wenig zu ſtärken.

Anfangs taten ihm die wilden Tiere viel Schaden in ſeinen kleinen Anpflanzungen; namentlich wilde Eſel. Sie waren gewohnt aus dem Bache zu trinken, kamen und weideten ihm ſeine Saat und ſein Gemüſe ab. Da ergriff er einſt ganz ſanft eines dieſer Tiere und ſagte: „Warum eſſet ihr, was ihr nicht geſäet habt? und warum tut ihr mir Schaden, da ich euch doch nicht beſchädige? geht, im Namen Gottes und kommt mir nimmer wieder.“ Fortan beläſtigten ſie ihn nicht mehr. Die ſataniſchen Verſuchungen dauerten übrigens immer fort und der vielgeprüfte Streiter Chriſti durfte keinen Augenblick die geiſtigen Waffen, die er ſeinen Brüdern empfahl, aus der Hand legen. In dieſem beſtändigen Kampf ging ſeine Seele durch eine ſolche Läuterung, daß ſie ſich oftmals zum Vorrecht der ſeligen Geiſter erſchwang und zu einem Wiſſen, Erkennen und Schauen in Gott emporſtieg. Dann ſah er die Dinge in ihrem innerſten Zuſammenhang, die Folgen in ihrem erſten Grunde; alle Zeit in ſteter Gegenwart, alle Räumlichkeit in ihrem Zentrum.

Einſt erhob er ſich eilig vom Gebet und ſprach zu zwei Jüngern, die eben bei ihm waren: „Nehmt eine Flaſche voll Waſſer, meine Söhne, und eilt in die Richtung gen Egypten; denn ich habe dort einen unſerer Brüder in großer Gefahr geſehen vor Durſt zu verſchmachten. Ein anderer liegt bereits als Leichnam auf dem Sande. Eilet!“ Die beſtürzten Jünger machten ſich ſogleich auf den Weg, hatten aber eine volle Tagereiſe zu machen, bis ſie den verſchmachteten Bruder und die Leiche fanden. Ein anderes Mal ſaß er im Kreiſe vieler Mönche auf dem Gipfel ſeines Berges und unterhielt ſie von den Dingen der Ewigkeit. Und als er ſeine Augen zum Himmel aufhob, da ſah er einen Reigen von heiligen Engeln herabſchweben und eine Seele in Empfang nehmen, die von der Erde abſcheidend zu ihnen emporſtieg. Antonius blickte wie verklärt in dieſe ſelige Viſion hinein, und da Schauen und Erkennen eins und dasſelbe iſt für die Verklärten, ſo wußte er, was dies Geſicht bedeute, und ſprach nach einiger Zeit zu ſeinen erwartungsvollen Zuhörern: „Unſer Bruder Ammon zu Nitria iſt ſo eben aus dieſem Leben geſchieden und zu den ewigen Freuden eingegangen.“ Nitria lag in Unteregypten, unſern des Sees Marcotis, wenigſtens dreizehn Tagereiſen vom Berge Colzim, und es hatte ſich dort ein außerordentlich zahlreicher Mönchsverein gebildet, in welchem zwiſchen vielen anderen auch Ammon glänzte, beſonders durch ſeine erſtaunlichen Wunderzeichen, die ihn in ganz Egypten als ein heiliges Werkzeug Gottes berühmt gemacht hatten. Nach geraumer Zeit traf aus Nitria die Botſchaft ein, daß Antonius Tag und Stunde von Ammons Ableben ganz genau geſehen habe.

Um das Jahr 340 etwa hatte Antonius eine Viſion minder troſtreicher Art. Er ſaß vertieft in Betrachtung, ſeufzte oft und tief, erhob ſich zitternd von ſeiner Arbeit, warf ſich auf die Knie und verweilte lange, lange im Gebete. Als er ſich endlich wieder aufrichtete, baten ihn die geängſtigten Brüder, ihnen zu ſagen, was ihn ſo ſehr betrübe. Aus ſeinen Augen ſtrömten Tränen und wehklagend ſprach er: „O meine Kinder, was habe ich geſehen! der Zorn des Herrn ergießt ſich über die Kirche! ſie kommt in die Gewalt von Menſchen, welche unvernünftigen Tieren gleich ſind. Ich ſah den heiligen Altar umringt von Maultieren, die gegen ihn ausſchlugen und den Tabernakel mit dem, was darin ſtand, umwarfen; und eine Stimme ſprach: „Mein Altar wird entheiligt werden.“ Dann aber tröſtete der liebreiche Greis auch wieder die zagenden Brüder, ſagte ihnen, der Zorn Gottes würde nachlaſſen und die Kirche im erneuten Glanze leuchten; nur müßten ſie ſich hüten vor der Ketzerei der Arianer. Nicht zwei Jahre vergingen nach dieſer Viſion und die Kirche Gottes zu Alexandrien wurde von der arianiſchen Verfolgung wild und grauſam heimgeſucht.

Auch andere Aufſchlüſſe gab ihm Gott zum Heile der Seelen. Die Brüder fragten ihn einſt, wie es der menſchlichen Seele wohl gehen möge, wenn ſie den ſterblichen Leib abgelegt habe? In der folgenden Nacht weckte ihn eine Stimme und ſprach: „Antonius, ſteh auf! gehe hinaus und ſchaue.“ Er gehorchte, trat vor ſeine Zelle und ſah einen Rieſen, der auf der Erde ſtand und deſſen Haupt bis zu den Wolken reichte. Er ſah auch geflügelte Geſtalten, die ſich vor der Erde über die Wolken hinauf zu ſchwingen ſuchten, aber die gewaltige Hand des Rieſen ſuchte ſie ſämtlich zurückzuhalten. Bei einigen gelang es ihm; er ſchmetterte ſie zu Boden; bei anderen nicht und ſie flogen empor. Der Rieſe und die Gefallenen knirſchten dann mit den Zähnen; jene aber frohlockten. Die Stimme ſprach: „Antonius, merke dir dies.“ Und er verſtand, daß der Satan nur die Seelen an ihrer Himmelfahrt hindern könne, die er hienieden ſchon zum Abfall gebracht und daß er den heiligen Seelen nichts anhaben könne. Solche Geſichte entflammten ihn immer mehr zur vollkommenen Liebe, und um dieſe auch in den Brüdern zu entzünden und ihnen Luſt zu Leid und Entſagung, Mut zu Kampf und Beharrlichkeit zu geben, teilte er ihnen ſeine Viſionen mit. Für ſich ſelbſt nahm er ſie, wie ſeine Verſuchungen, gelaſſen in Gott hin, ohne ſie zu wünſchen, noch ſich ihrer zu erfreuen. Er wußte wohl, wie gefährlich für den Hochmut der ſündigen Natur die ungewöhnlichen Wege im Geiſtesleben ſind. Prieſtern gegenüber vergaß er nie, daß ſie durch die heiligen Weihen einer andern Ordnung der Gnaden angehörten, als er, der ſchlichte Laie. Obwohl er in einem ſeltenen Grade die Salbung des heiligen Geiſtes empfangen hatte und, als Chriſt, ein König und ein Prieſter war, ſo kam es ihm doch nie in den Sinn, das Wort des Apoſtels Petrus (I, 2, 9) vom „königlichen Prieſtertume“ ſo zu deuten, als ob er jetzt in der Welt Macht und Anſehen eines Königs und in der Kirche die Machtvollkommenheit eines Prieſters habe. Wohl ſoll der Chriſt ein König ſein; aber im Reich der Ewigkeit, wo Krone und Thron ihn erwarten. Wohl ſoll er ein Prieſter, ein Opferer ſein; aber geiſtigerweiſe, indem er täglich ſich ſelbſt opfert und nur Sinn für das Heiligſte hat. Das „königliche Prieſtertum" eines jeden Chriſten beſteht darin, daß er mit einer geheiligten Seele nach dem Höchſten ſtrebe. Antonius legte ſeine Ehrfurcht vor den Prieſtern nie beiſeite. Von den Biſchöfen empfing er demütig den heiligen Segen. Beſuchten ihn Geiſtliche oder traf er mit ihnen zuſammen, ſo bat er ſie, die üblichen Gebete zu ſprechen, anſtatt es ſelbſt zu tun. Jungen Diakonen gab er wohl die Ratſchläge, welche ſie von ihm begehrten; doch er ſuchte auch wiederum von ihnen Nützliches zu lernen und freute ſich deſſen.

Inzwiſchen ließen die Mönche dem Antonius keine Ruhe: er mußte von ſeinem Berge herab und ihre Lauren zu beſuchen. Er war in Pispir, in Arſinoe; auch bei den Einſiedlern, die nicht in Lauren lebten, ſondern in vereinzelten Zellen. So kam er an die Grenzen des bewohnten Landes und ſeiner Heimat nahe. Da ward ihm die Freude, ſeine Schweſter wieder zu ſehen, die auch ſchon hochbejahrt und immer im jungfräulichen Stande geblieben, jetzt Vorſteherin eines Vereins von Jungfrauen war, welche ein gemeinſames aszetiſches Leben führten, das erſte Nonnenkloſter bildeten. Des Volkes Zulauf zu Antonius war unbeſchreiblich. Er heilte, ermahnte, tröſtete, bekehrte, lehrte, betete. Und während er in dieſer Weiſe „wohltuend weiter ging" und liebreich Heil und Segen um ſich verbreitete, ſehnte er ſich nur nach ſeinem ſtillen Berge in der Wüſte und ſchmachtete ſo glühend nach der Einöde, wie ein dem Zeitlichen zugewendeter Menſch nach der Welt. Gleich einem aus großer Gefahr Entronnenen floh er freudig in die Einſamkeit zurück, als ſeine Gegenwart nicht mehr durchaus notwendig war. Ein vornehmer Mann war einſt ganz eingenommen durch ſein heilſames und anmutiges Geſpräch und bat, Antonius möge ihm noch länger Gelegenheit geben, ſich daran zu erbauen. Doch Antonius entgegnete: „Das kann ich nicht wohl! Wie der Fiſch ins Waſſer gehört und auf dem Trocknen ſtirbt, ſo gehört der Mönch in ſeine Zelle. Durch zu langes Verweilen in der Weltluft läuft er geiſtigerweiſe Todesgefahr, weil ſeine Vorſätze und ſein Streben gar leicht unter ihrem Einfluß erſchlaffen.“

Kaiſer Conſtantin hörte von dieſem großen Freund Gottes und erließ aus ſeinem goldenen Byzanz ein Schreiben an ihn in die Wüſte mit der demütigen Bitte um gute Ratſchläge und Gebet. Dasſelbe taten ſeine Söhne Conſtans und Conſtantius. Antonius war weder geſchmeichelt noch befremdet über die kaiſerliche Huld und hatte gar nicht Luſt, die Briefe zu beantworten, indem er ſagte, er verſtände nicht nach Art und Weiſe der Welt zu ſchreiben. Die Brüder aber redeten ihm zu, es zu tun; die Geringſchätzung könne vielleicht den gütigen Kaiſer beleidigen. „So will ich es tun!“ ſprach Antonius. „Aber wundert und freut euch nur nicht, daß die Könige dieſer Welt mir geſchrieben haben; ſie ſind ſterbliche und ſündige Menſchen wie wir. Daß Gott ſelbſt uns durch ſeinen eingebornen Sohn ſein heiliges Geſetz vorgeſchrieben hat, darüber wollen wir uns freuen und wundern.“ Dann antwortete er, wie es ſich für einen heiligen und demütigen Einſiedler ſchickte, dem nichts am Herzen liegt, als die Ehre

Gottes und das Heil der Seelen bei Königen und bei Völkern.

Wie in den Kaiſerpalaſt drang auch ſein Ruf in die Hörſäle der heidniſchen Weltweiſen. Zwei von ihnen machten ſich auf zum Berge Colzim. Antonius gewahrte die Ankommenden und ſah im Geiſte, wer ſie wären. Daher fragte er ſogleich durch den Dolmetſcher, der ſie begleitete: „Weshalb unternahmt ihr weiſen Männer den mühſamen Weg zu einem alten Toren, wie ich bin?" Sie antworteten, er ſei kein Tor, ſondern ein Weiſer. Da entgegnete er: „Es wäre auch nicht der Mühe wert, zu einem Toren zu kommen! Glaubt ihr aber, daß ich die Weisheit beſitze, ſo bemühet euch, ſie zu erkennen und ihren Lehren zu folgen. Wäre ich mit ſolchem Glauben zu euch gekommen, ſo würde ich euren Lehren folgen. Da ihr aber zu mir, als zu einem chriſtlichen Weiſen kommt, ſo werdet denn auch, was ich bin: katholiſche Chriſten!" Über dieſe ſchlichte und kluge Logik wunderten ſich die Weltweiſen und kehrten wieder zu ihren philoſophiſchen Schulen und Syſtemen zurück. Und wieder einmal kamen andere Philoſophen, die ihn aber nicht für weiſe, ſondern für äußerſt beſchränkt hielten, weil er weder leſen noch ſchreiben konnte. Mit großer Geringſchätzung legten ſie ihm einige Fragen wegen ſeiner Unwiſſenheit vor. Antonius antwortete: „Sagt mir, ich bitte euch, was war zuerſt: Verſtand oder Buchſtaben? Hat demnach der Verſtand den Buchſtaben oder hat der Buchſtabe den Verſtand erfunden?" Als ſie erwiderten, der Verſtand habe die Buchſtaben erfunden, ſagte Antonius: „Wohlan! wer alſo Verſtand hat, braucht keine Buchſtaben." Dieſe

Antwort gefiel ihnen ungemein, denn er hatte eine ſo feine Art ſich auszudrücken und war dabei ſo freundlich und heiter, daß niemand ihm zürnen oder ihn beneiden konnte, jeder ihn lieben mußte. Dennoch aber hielt ſich die Weisheit der heidniſchen Welt nicht für überwunden! Einige der gelehrteſten, in Kunſt und Wiſſenſchaft bewandertſten Männer zogen gleichſam an das Ende der Welt, um dieſen Einfältigen in der Wildnis aufzuklären und ihm „die Torheit des Kreuzes“ zu beweiſen. Mit dieſen ſprach er ausführlicher, ernſter; ging mit ihnen ihre Götterlehren durch, zeigte ihnen deren widerſinnige Unhaltbarkeit und empörende Unſittlichkeit; ging dann auf die chriſtliche Lehre über und ſagte: „Entweder ihr glaubt, was unſere heilige Schriften ſagen, oder ihr glaubt nicht, ſo dürft ihr das Kreuz nicht läſtern, denn ihr erkennt es ja gar nicht an. Glaubt ihr aber, weshalb bleibt ihr dann bei dem Kreuze ſtehen, ſtatt weiter zu gehen zur Auferſtehung, zur Himmelfahrt? Die Schmach des gekreuzigten und die Herrlichkeit des auferſtandenen Sohnes Gottes bezeugt eine und dieſelbe Schrift. Leſet ſie in Einfalt und ihr werdet ſehen, daß alles, was Chriſtus getan und gewirkt hat, ihn als Gott ausweiſet, der zum Heil der Menſchen unter uns wohnt.“ Die Philoſophen plauderten lange und viel und taten leere Luftſtreiche mit ihren Sophismen. Da antwortete Antonius lächelnd: „Ihr pocht auf eure Beweisführung und verlangt, daß auch wir nicht ohne Beweiſe Gott verehren. Wohlan! ſagt mir: wie wird die richtige Erkenntnis der Dinge und vor allem die Erkenntnis Gottes erlangt? Iſt ſie eine demonſtrative Kenntnis oder eine unmittel-

und dabei ſo eifrig, daß er in ſeinem prieſterlichen Leben hundert zehn bis zwölf Miſſionen abgehalten hat, von denen die kürzeſten einige Wochen, die längeren mehrere Monate dauerten. Den Prieſtern, welche ihn auf dieſen Miſſionsreiſen begleiteten, pflegte er täglich in geiſtlichen Unterhaltungen Belehrung aus dem reichen Schatz des Wiſſens mitzutheilen, den er durch Studium, Erfahrung und Gebet ſich geſammelt hatte, und die ihnen zur Erleuchtung und Kräftigung höchſt nothwendig war. Aus dieſem Bedürfniß einerſeits und dieſen Unterweiſungen andrerſeits ſtellte ſich ihm die Ueberzeugung heraus, daß die Wirkſamkeit der Oratorianer noch viel ſegensvoller werden könne, wenn die Congregation Seminarien gründen und in ihnen die Bildung der Miſſionsprieſter übernehmen wolle. Daß dies im Plan des Herrn von Berulle gelegen habe, der die Congregation in Frankreich eingeführt und den er ſelbſt gekannt hatte, wußte er; aber im Jahr 1641 wurde bereits der dritte General der Congregation erwählt und exiſtirten bereits ſechszig Häuſer des Oratoriums in Frankreich — doch ohne Seminarien. Nur in dem Pariſer Hauſe hielt man einige Uebungen mit jungen Prieſtern. Uebrigens beſchränkten ſich die Väter auf die Seelſorge.

Pater Eudes, der damals Superior des Hauſes in Caën geworden war, bat das Generalat in Paris um Erlaubniß, in ſeinem Hauſe einige junge Prieſter aufbare, aus der Kraft des Glaubens entſprungene Kenntnis? Iſt die Erkenntnis durch Begriffe oder durch Kraft des Glaubens urſprünglicher?" Die Philoſophen entgegneten: „Die Erkenntnis durch Kraft des Glaubens iſt die urſprüngliche." — „Richtig habt ihr geantwortet!" ſprach Antonius. „Denn der Glaube entſpringt aus einer unmittelbaren Richtung der Seele auf Göttliches, und die Dialektik iſt nur die Kunſt, durch Reflexion und Abſtraktion Schlüſſe über das Göttliche zu machen. Wer alſo die Kraft des Glaubens hat, dem iſt dieſe Kunſt nicht notwendig, vielleicht ſogar überflüſſig; denn was wir durch den Glauben erkennen, das verſuchet ihr durch Begriffe zuſammenzuſtellen und vermöget doch nicht einmal, das in Begriffe zu faſſen, was wir erkennen. Daher iſt die Erkenntnis durch den Glauben erhabener und ſicherer, als die durch eure ſophiſtiſchen Schlüſſe. Alſo nicht auf ſolcher Weisheit ruht unſer Heiligtum, ſondern auf der Kraft des Glaubens, der uns durch Jeſus Chriſtus von Gott gegeben wird. Daß unſere Lehre wahr iſt, ergibt ſich daraus: ſeht! ohne Wiſſenſchaft glauben wir an Gott und erkennen aus ſeinen Werken ſeine allwaltende Vorſehung. Wie kräftig wir ſind, die wir uns durch den Glauben auf Chriſtus ſtützen, und wie ſchwächlich ihr ſeid mit eurem ſophiſtiſchen Wortgezänk, erſeht ihr auch daraus, daß ihr durch dasſelbe niemand vom Chriſtentume zu euch hinüberzieht und den Fortgang der Lehre Chriſti nicht hemmt. Wo ſind eure Orakel? Wo die egyptiſchen Zaubereien? Wo die Gaukeleien der Magier? Wann hat das alles aufgehört? Mit der Erſcheinung des Kreuzes Chriſti! Iſt das nicht wunderbar? Eure Religion wurde nie verfolgt, erbte ſich von ſelbſt fort; die unſere wurde verfolgt und dennoch blüht ſie reicher und geſegneter als die eure. Wann wurde ſo der Tod verachtet, als mit der Erſcheinung des Kreuzes Chriſti? Wann zeigte ſich ſo die Tugend der Jungfräulichkeit? Schauet auf die Martyrer, die um Chriſti willen den Tod verachten; ſchauet auf die Jungfräulichen der Kirche, die um Chriſti willen ſich rein und unbefleckt an Leib und Seele bewahren; ſie geben euch die Antwort: aus der Gewalt des Kreuzes Chriſti ſind ſie hervorgegangen. Euer gerühmtes Werk verfällt, der Glaube an Chriſtus aber, geſchmähet von euch, verfolgt von den Kaiſern, erfüllt den Erdkreis.

„Dies ſei genug, um zu zeigen, daß der chriſtliche Glaube allein die wahre Religion ſei. Sehet! ihr ſelbſt habt keinen Glauben und ſucht nur immer, wie ihr dies und jenes beweiſen könnt. Glaubet alſo! Dann werdet ihr erfahren, daß nicht Sophiſtik, ſondern der Glaube, der durch die Liebe wirkt, unſere Sache iſt. Habt ihr Glauben und Liebe, ſo werdet ihr keine Beweiſe ſuchen, ſondern den Glauben an Chriſtus für genügend durch ſich ſelbſt halten."

Es befanden ſich gerade einige Perſonen bei Antonius, die er von ihrem traurigen Zuſtande befreien ſollte. Es waren Beſeſſene. Dieſer Zuſtand, deſſen die Heilige Schrift oft erwähnt, kam in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten nicht ſelten zum Vorſchein. Die Mächte der Finſternis verſchanzten ſich zur Behauptung ihrer Herrſchaft und ihres Widerſtandes gegen die Gnade in mannigfachen Formen und Erſcheinungen. Die Erlöſung machte den durch ſie wiedergeborenen Menſchen nicht bloß figürlich zu einem Kind Gottes, ſondern wirklich zu einem lebendigen Tempel des heiligen Geiſtes, in welchem, gemäß der Verheißung des Herrn, „Er ſelbſt und der Vater Wohnung nahmen" und ihn wieder zum Gottesbilde umſchufen. Dieſem Reich des Lichtes, des Heiles und der Heiligkeit gegenüber ſuchte die alte Schlange ihr Reich zu behaupten und ihren Sitz in der unerlöſten ſündigen Kreatur aufzuſchlagen. Und wie der Menſch in der Gnadenordnung zum Ebenbilde Gottes erhoben wird, ſo ſinkt er außerhalb derſelben zu deſſen Zerrbild herab. und wird dem unheiligen Geiſte ähnlich, der in ihm Wohnung genommen hat. Die Beſeſſenheit nahm verſchiedene Formen an, ſtürzte ihre Opfer bald in untertieriſche, bald in verkehrt geiſtige Zuſtände, bald in geheimnisvolle entſetzliche Krankheiten des Leibes, bald in namenloſe Qualen und Verzweiflungen der Seele. Dieſe Leiden, obzwar unausſprechlich groß für die, welche ihnen unterworfen waren, waren doch nur ohnmächtige Empörungen der Schlange gegen den Schlangenzertreter, waren Ausſpritzungen ihres Giftes gegen ſeine Ferſe in dem Augenblicke, als Er ihr den Kopf zertrat. Seine Lieblinge, die Heiligen, ſetzten ſein Werk auch in dieſer Beziehung fort, wenn es Ihm gefiel, ſie dazu zu brauchen; und in dem Zeichen des heiligen Kreuzes, von welchem alle Gnaden ausſtrömen, und im allerheiligſten Namen Jeſu, „vor dem ſich alle Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugen," gab er dem Antonius die Macht, Beſeſſene von dem böſen Feinde, der ſie peinigte, zu befreien. Dies geſchah auch gerade zu jener Zeit, als die Augen der Welt ihn von ihrer höheren geiſtigen Erkenntnis zu überzeugen ſuchten. Aber ſie verſtummten und bekannten, es ſei ihnen ſehr lieb, dieſen wunderbaren Greis geſehen und geſprochen zu haben.

Höchſt ſelten ereignete es ſich, daß jemand eine Warnung oder Ermahnung des Antonius verachtete. Kaiſer und Statthalter, Krieger und obrigkeitliche Männer, Biſchöfe und Prieſter, Vornehme und Geringe, Geiſtliche und Laien, alle ehrten ihn. Die Arianer allein verachteten ihn. Das war auch ganz in der Ordnung, denn ſie verachteten Chriſtus. Arius, der Häreſiarch des Jahrhunderts, lehrte: der Sohn ſei nicht eines Weſens mit dem Vater, ſondern nur deſſen erſtes Geſchöpf. Aus dieſer Lehre folgte von ſelbſt die Leugnung des heiligen Geiſtes; denn der heilige Geiſt geht, wie die katholiſche Kirche lehrt, vom Vater und Sohne aus. Folglich leugnete Arius das Grundmyſterium des chriſtlichen Glaubens, das Dogma der heiligen Dreifaltigkeit; und folglich hatte er aufgehört, Chriſt zu ſein. Wie das aber häufig den Häretikern geht: ſie ſind keine Chriſten, ſie halten nichts vom Chriſtentum; aber ſie fügen zu der Verleugnung die Lüge und behaupten, ſie wären Chriſten, ſie behielten ja das Weſentliche des Chriſtentums bei und verſchmähten nur das Unweſentliche: ſo machte es auch Arius. Hätte er ſeine Lehre in ihrer ganzen öden Erſtorbenheit nackt hingeſtellt, ſo wären alle vor dieſem Gerippe und deſſen Todesluft geflohen; darum galt es, die Kurzſichtigen und Gedankenloſen zu fangen! und Arius tat es, indem er behauptete: der Sohn Gottes, obſchon nicht gleichen Weſens mit dem Vater, ſondern nur deſſen Geſchöpf, ſei dennoch

Gott. Durch dieſe Behauptung war Arius nicht blos ein Irrlehrer, nicht blos unchriſtlich, ſondern er lehrte geradezu die Vielgötterei und den Götzendienſt, indem er neben Gott einem Geſchöpfe göttliche Ehre und Anbetung zuſprach. Dies alles wollten aber ſeine Beſchützer und ſeine Anhänger nicht bemerken. Die Leidenſchaften der Menſchen machten ſich aus dem Glauben ein bequemes Maskenkleid; Intriguen und Parteiungen, weltlicher Sinn und Unverſtand ſuchten auch auf dieſem Gebiete, wie immer und überall, nur die Befriedigung ihrer Selbſtſucht, und ſo wurde der Arianismus eine Geißel, welche während zwei Jahrhunderten der Kirche Gottes blutige Wunden ſchlug. Seine Bekämpfung erfüllte das ganze Leben des heiligen Athanaſius des Großen, der im Jahre 341 ſeinen Patriarchenſtuhl zu Alexandrien verlaſſen mußte, weil der arianiſche Biſchof Gregor, mächtig beſchützt und umgeben, und verſtärkt durch den ganzen Anhang der Heiden und Juden von Alexandrien, ſich des Sitzes des heiligen Evangeliſten Markus bemeiſterte. Athanaſius, einer der erhabenſten und größten Geiſter nicht nur ſeiner Zeit, ſondern in der Weltgeſchichte, war ein inniger Freund, Bewunderer, Schüler und Anhänger des Antonius und ſchrieb, er, ein Fürſt des Geiſtes! das Leben dieſes Armen im Geiſte, dieſes ungelehrten, korbflechtenden Einſiedlers, weil er in ihm einen lebendigen Nachfolger Jeſu ſah. Und da Antonius dies wirklich war, ſo war es auch ganz in der Ordnung, daß die Arianer ihn verachteten; denn zwiſchen Chriſtus und Belial kann keine Gemeinſchaft beſtehen. Heilige und unheilige Seelen, ein Athanaſius und ein Arius, können nicht einen und denſelben Gegenſtand der Verehrung und Liebe haben.

In Alexandrien herrſchte eine neue Art von Chriſtenverfolgung. Kaum dreißig Jahre waren ſeit jener verfloſſen, die Maximin Daja betrieb, und ſchon wieder brach der Wolf in die Herde ein. Diesmal im Schafskleide, ſo recht einer von denen, die der Heiland warnend vorherſagt. Der Arianismus wütete gegen die Kirche. Der arianiſche Statthalter Philagrius nahm mit Freuden den Biſchof Gregor auf, den eine arianiſch geſinnte Synode zu Alexandrien, zum höchſten Schmerz und Befremden der egyptiſchen Katholiken, als ihren Patriarchen ihnen oktroyierte. Sie wendeten ſich mit Abſcheu von dem Eindringling ab und wollten nicht ihre Gotteshäuſer ihm und ſeinem Anhange übergeben. Da ſtiftete Philagrius den jüdiſchen und heidniſchen Pöbel, der in der großen Handelsſtadt überaus zahlreich war, durch Hoffnung auf Beute an, die Kirchen zu verwüſten und zu plündern. Im Jahre 341, in der Woche des heiligen Leidens, wurde Chriſtus in den Seinen mit Schmach bedeckt und an's Kreuz geſchlagen. Wilde, beuteluſtige Haufen, mit Schwertern und Knütteln bewaffnet, drangen in die Kirche des heil. Quirinus, fielen über die Gläubigen her, verwundeten die einen, töteten die anderen, ſchleppten viele in's Gefängnis, überließen ſich jeder Zügelloſigkeit. Einige Mönche, die zum Oſterfeſt aus der Wüſte gekommen waren, zertraten ſie mit Füßen; Gott geweiheten Jungfrauen riſſen ſie die Schleier ab und geißelten ſie bis auf's Blut. Weiber wurden mit Fäuſten geſchlagen, Prieſter mißhandelt und mit Ruten geſtrichen, um ſie zur Verleugnung

Chriſti zu bewegen. Die Hoſtien wurden umhergeſtreut und auf dem Altare des heiligen Opfers Vögel und Tannenzapfen den Götzen dargebracht, während heidniſche Hymnen mit Läſterungen abwechſelten. Dann ſtiegen Heiden und Juden in das Taufbecken und begingen Greuel, verbrannten zuerſt die heiligen Schriften, dann den Altar, raubten, was ſie fanden an Wein, Öl, Kerzen, und riſſen endlich Gitter und Türen aus. Das alles ließ Gregor zu. Ja, am heiligen Karfreitag erneuerten ſich die Frevel unter ſeinen Augen und mit ſeiner Billigung. Denn als er mit Philagrius in eine Kirche kam und die Gläubigen mit Abſcheu vor ihm flohen, anſtatt um den biſchöflichen Segen zu bitten, da ließ er auf der Stelle vierunddreißig Perſonen ergreifen, öffentlich mit Ruten ſchlagen und in Feſſeln legen. Unter ihnen war eine Jungfrau, die eben den Pſalter betete und während der ſchmachvollen Mißhandlung ihn nicht aus der Hand legte, noch die Augen davon aufſchlug. Auch am Oſtertage wurden viele Katholiken in die Kerker geworfen und Philagrius, der Statthalter, ſtrafte die lauten Klagen der Gläubigen, als ob *ſie* die Verbrechen begangen hätten und behandelte ſie mit ſchnöder Grauſamkeit, wenn ſie vor ſeinem Richterſtuhl um Gerechtigkeit baten. In dieſer Weiſe nahm Gregor Beſitz von allen Gotteshäuſern Alexandriens und die Katholiken mußten, um keine Kirchengemeinſchaft mit den Arianern einzugehen, auf allen öffentlichen Gottesdienſt verzichten, ohne den Troſt zu haben, ſich ſtill in den Häuſern verſammeln zu dürfen, wie in heidniſchen Verfolgungszeiten. Denn eifrige Späher Gregors ſchlichen unausgeſetzt umher und brachten dem

Philagrius ſogleich die Kunde ſolcher Verſammlung, die dann mit Mißhandlungen auseinander gejagt und mit Gefängnis geſtraft wurde. Sogar die Prieſter, welche zu Kranken mit den heiligen Sterbeſakramenten ſich begaben, wurden belauert und, wo möglich, daran verhindert.

Nachdem die Kirche zu Alexandrien unterdrückt war, machten Gregor und Philagrius zu demſelben Zweck eine Reiſe durch das ganze Patriarchat und nahmen einen dritten mit, der ihrer Geſellſchaft würdig war, Balacius, den Oberfeldherrn der Truppen. Biſchöfe, grau geworden im heiligen Amte und deſſen Sorgen, wurden entſetzt und zu niedrigen öffentlichen Arbeiten verurteilt. Biſchof Potamon, der hochbejahrte Greis, der heilige Bekenner, dem die Folter der heidniſchen Verfolgung ein Auge ausgeriſſen hatte, wurde dermaßen geſchlagen, daß er an den Wunden ſtarb. Einſiedler und Mönche, Prieſter und Laien, Frauen und Jungfrauen wurden verhaftet, mit Ruten gegeißelt und dann ermahnt, in die Kirchengemeinſchaft der Arianer einzutreten. Gar oft hatte Antonius Statthalter, Richter und Kriegsoberſte aufgefordert, mild und barmherzig in ihrem Amte zu ſein, Gefangene freizulaſſen und ſelbſt Schuldige nicht allzu hart zu ſtrafen. Da es ſich jetzt um ganz Unſchuldige und Wehrloſe handelte, ſchrieb er mehrmals bittend an Gregor; doch umſonſt. Endlich auch an Balacius, der Jungfrauen und Einſiedler hatte entkleiden und zergeißeln laſſen. „Ich ſehe den Zorn Gottes über dich kommen,“ ſchrieb Antonius. „Er iſt dir nahe. Damit der ewige Untergang, der dich bedrohet, dich nicht ereile, ſo höre auf, die Chriſten zu verfolgen.“ Balacius lachte, warf den Brief zu Boden, ſpie darauf, ſchmähte den Überbringer und ließ durch ihn dem Antonius ſagen: „Da du ein Einſiedler biſt und dich ihrer annimmſt, ſo werde ich auch über dich kommen." Nach einigen Tagen ritt Balacius mit dem Statthalter aus und wurde plötzlich von deſſen Pferd ſo heftig in's Bein gebiſſen, daß er an den Wunden ſtarb.

In dieſer Zeit hatte Antonius die Verſuchung zu glauben, noch nie ſei irgend jemand ein ſo treuer und vollkommener Diener Gottes geweſen, als er. Wie er darüber zur Einſicht und zu Paulus kam, mit welcher Liebe dieſe beiden, ſo unmittelbar, ſo ungewöhnlich und ſo liebevoll von Gott geführten heiligen Patriarchen ſich begrüßten, um ſich gleich darauf für die Erde zu trennen, iſt im Leben des heiligen Paulus berichtet. Antonius kehrte von ihm auf ſeinen geliebten Berg zurück und ſetzte noch dreißig Jahre ſein gnaden- und ſegenreiches Leben fort. Aller Leidenden und Gedrückten nahm er ſich ſo ſehr an, daß man hätte glauben können, er ſelbſt trage all' dies Leid. Er war ein Arzt für ganz Egypten. Wie zu einer Heilquelle wanderten alle zum Berge Colzim. Alle Leidenſchaften, alle Schmerzen, alle Nöten verloren ihren Stachel bei Antonius. Kamen Betrübte, ſo gingen ſie in Freuden fort. Kamen mutloſe Arme, er lehrte ſie den Reichtum verachten. Kamen Weinende, klagend um ihre Toten, er ſtillte ihre Tränen. Kamen Zürnende, mit Haß und Feindſchaft im Herzen, er ſtiftete Frieden. Kamen Mönche mit matter Seele, mit hinſinkender Kraft, er richtete ſie auf und befeſtigte ſie in erneuerten guten Vorſätzen. Kamen Jünglinge, fliehend vor den Verlockungen der Welt, er flößte ihnen Verachtung derſelben ein. Kamen Jungfrauen, für die ſchon Brautkranz und Hochzeitsfeſte bereitet wurden, ſie ſahen Antonius und die irdiſche Liebe erſtarb vor der himmliſchen und ſie bereiteten ihre Seelen zum Brautfeſt des Lammes. Kamen Gequälte, gequält von Krankheit, von Elend, von Verſuchungen, von Dämonen, von böſen oder traurigen Gedanken, von den tauſend und tauſend inneren und äußeren Drangſalen, an denen das Leben der Erde ſo reich iſt, Antonius wußte Rat, Antonius ſchaffte Ruhe. Vermöge ſeiner Gabe, die Geiſter zu unterſcheiden, erkannte er genau die inneren Bewegungen eines jeden, ſeine vorherrſchende Richtung, ſeine Neigung, das, was ihn anzog. Danach richtete Antonius ſeinen Troſt und ſeine Mittel ein und keiner vermochte ihn zu hintergehen oder zu täuſchen.

So gelangte er bis zum höchſten Greiſenalter und die Nähe ſeines Abſcheidens ward ihm von Gott offenbart. Rüſtig und heiter verließ er noch einmal ſeinen geliebten Berg und erſchien in den Lauren, alle durchwandernd, prüfend, ordnend. Die Freude der Mönche über ſeinen Beſuch verwandelte ſich aber in Betrübnis, als Antonius ihnen mit unausſprechlicher Heiterkeit der Seele verkündigte, er ſei jetzt zum letzten Male gekommen. „Ich glaube nicht, liebe Kinder,“ ſagte er, „daß ich euch auf dieſer Welt je wiederſehen werde; denn ich bin 105 Jahre alt und es neigt ſich die menſchliche Natur ihrem Ende zu. Betrübt euch nicht, denn ich reiſe mit großer Freude aus der Fremde in die Heimat. Denkt aber ſtets daran, daß ihr Täglichſterbende ſeid und euch rein von nehmen zu dürfen, die von dem Wunſch beſeelt waren, im geiſtlichen Leben und Wiſſen zu höherer Vollkommenheit fortzuſchreiten. Sein Geſuch war durch den Wunſch des Biſchofs ſeiner Diöceſe unterſtützt; ward jedoch abgeſchlagen. Und nun entſpann ſich für Pater Eudes eine Kette von Widerwärtigkeiten! — Ihm ging der Dienſt Gottes über Alles, und wo er die Ehre Gottes gefördert ſah, ſchwieg jede Rückſicht. Je höher das Prieſterthum ſteht, um ſo vollkommner und treuer wird es in dieſem heiligen Dienſt ſich erweiſen, um ſo ſegensreicher auf die Laienwelt wirken, um ſo mehr durch erhöhte Sittlichkeit und Tugend unter den Menſchen die Ehre Gottes fördern. Das iſt aber nicht zu bewerkſtelligen, wenn der junge Prieſter mit der knappen Nothdurft an Belehrung und Bildung für ſeinen Beruf abgeſpeiſt wird. Dieſer Beruf iſt ſo hoch und erfordert eine ſo tiefe Kenntniß von Dingen, welche die Welt nicht lehrt, daß er nur durch die ſorgſamſte Pflege gedeihen kann und daß der junge Prieſter wie untergetaucht in das Waſſer des ewigen Lebens werden muß, um darin allen Staub und allen Ballaſt der Weltlichkeit zurück zu laſſen.

Was war für Pater Eudes gegen dieſe Ueberzeugung die perſönliche Befriedigung, welche er als ein Mitglied einer glänzenden und hochgeachteten Congregation haben konnte? — Gar nichts! — Als keine Hoffnung mehr vorhanden war, die Väter des Oratoriums ſeiner Anſicht geneigt zu machen und der Glaube jeder Befleckung halten ſollet, um ebenfalls euch zu freuen auf eure Heimkehr in's Vaterland. Um euch in dieſer Reinheit zu erhalten, gibt es nur ein Mittel: den feſten Glauben an unſern Herrn Jeſum Chriſtum, an die Lehren der heiligen katholiſchen Kirche und an die Traditionen der Väter, wie ihr ſie aus heiliger Schrift und aus meinen Ermahnungen überliefert bekommen habt. Von Irrlehrern und Irrgläubigen haltet euch gänzlich fern. Wie ſie auch heißen mögen, Arianer oder Meletianer oder ſonſtwie, fliehet ſie, denn ſie ſind nicht in der Wahrheit, nicht in der Liebe. Laßt euch auch nicht irre machen und fürchtet euch nicht, wenn ihr ſeht, daß die Mächtigen der Welt, Fürſten und Obrigkeiten, die falſche Lehre in Schutz nehmen. Das iſt nur ein menſchlicher und irdiſcher Schutz, und er wird untergehen ſamt der Lüge, die er aufrecht zu halten ſucht."

Die Brüder ergoſſen ſich in Tränen und Wehklagen, daß er nicht in ihrer Mitte bleiben und ihnen nicht bis zuletzt den Troſt ſeiner Anweſenheit und ſeiner Ermahnungen gönnen wolle. Aber die Einſamkeit mit Gott war der durchgehende Zug ſeines Lebens geweſen und dieſe überirdiſche Sehnſucht führte ihn nach ſeinem Berge zurück, um deſſen Fuß ein kleines Paradies, das ſeine fleißige, geſegnete Hand geſchaffen hatte, erblüht war, ſo daß ein kleines ſeliges Land dieſen ſeligen Menſchen umgab. Auch war damals in Egypten noch der alte Gebrauch üblich, die Leichen zu Mumien auszutrocknen und ſie unbeerdigt in Grabkammern, zuweilen ſogar Jahre lang in Häuſern aufzubewahren. Dieſen Gebrauch, dem ſich ſo leicht etwas Unheiliges beimiſchen konnte, verabſcheute Antonius. Er hatte oft gegen ihn geeifert und fürchtete, die Mönche könnten aus verkehrter Zärtlichkeit ſeinem Körper nicht die Ruhe im Grabe gönnen, die doch durch den heiligen Leichnam Jeſu auch geheiligt worden war. Er nahm väterlichen Abſchied von ihnen und kehrte nach ſeiner Zelle zurück. Es war üblich, daß ſich in der Nähe ſolcher hochbetagten Greiſe ein oder zwei junge Mönche niederließen, teils um mit einiger Pflege bei vorkommender Krankheit oder Schwäche ihnen zu dienen, teils um den Vorteil ihres Beiſpiels, ihrer Lehren zu genießen. So hatte denn auch Antonius ſeit fünfzehn Jahren zwei Jünger in ſeiner Nähe, die er mit großer Liebe zum geiſtlichen Leben anführte. Peluſian und Iſaak, von denen der letztere in fremden Sprachen wohl bewandert und ſein Dolmetſch war. Er berief ſie zu ſich, als ihn nach wenigen Monaten eine Krankheit überfiel, und machte ſie zu ſeinen Teſtamentsvollſtreckern. Er wollte von ihnen an einem Orte begraben werden, der nur ihnen und ſonſt keinem bekannt ſei: „denn ich vertraue auf Gott," ſagte er, „daß bei der allgemeinen Auferſtehung mein Leib auch ohne Einbalſamierung auferſtehen werde." Dem heiligen Athanaſius vermachte er eine ſeiner Meloten (Schaffell), dem Biſchof Serapion, der ebenfalls ein tapferer Bekenner des Glaubens und Streiter der Kirche war, die andere Melote; den beiden Jüngern ſein härenes Bußkleid. Dann ſagte er: „Kindlein, ich gehe jetzt den Weg der Väter. Gott ruft mich, ich ſehe es. Verlieret nicht die Früchte eurer Arbeit; ſeid nüchtern, beharrlich, mutig; die ewigen Tabernakel erwarten euch. Werdet ſelig, meine Kinder! Antonius geht und iſt nicht mehr bei euch.“ Die Jünger küßten ihn. Liebevoll und heiter blickte er ſie noch einmal an, ſtreckte ſich ein wenig, lächelte und ſtarb, wie er gelebt hatte, ſelig in Dem, an den er geglaubt hatte.

So war das Ende dieſes Gewaltigen im Reiche Gottes. Während ſeines langen Lebens war er nie krank, verlor nie die Kraft des Körpers, die aufrechte Haltung, den rüſtigen Gang, die Schärfe der Augen, die Zahl der Zähne. Athanaſius der Große beſchrieb ſein Leben, um allen Mönchen ein Beiſpiel der Vollkommenheit ihres Standes aufzuſtellen und ihnen zugleich klar zu machen, worin dieſe Vollkommenheit beſtehe. In der Vorrede ſagt er: „Es iſt ein großer Gewinn für mich, des heiligen Antonius zu gedenken, und es iſt überhaupt ein guter Wegweiſer zur Tugend, nur zu wiſſen, wer der heilige Antonius geweſen iſt.“ Wie recht Athanaſius hatte, davon unter tauſend Beiſpielen nur eines.

Dreißig Jahre nach dem Tode des Antonius, der 356 ſtarb, ſaßen drei junge Männer in einem freundlichen, gartenumgebenen Hauſe zu Mailand. Der eine war ein berühmter Lehrer der Rhetorik, der andere ein Rechtsgelehrter, der dritte war am kaiſerlichen Hofe angeſtellt, hieß Pontitian und war Chriſt. Die beiden anderen waren nur Katechumenen und keineswegs feſt im chriſtlichen Glauben. Pontitian hatte jene Lebensbeſchreibung geleſen und erzählte ſeinen Freunden von dieſem Antonius, dem berühmten egyptiſchen Einſiedler, und von dem Kloſterleben, das ſich an und um ihn gebildet habe; und ſie ſtaunten, denn dieſe Dinge waren ihnen ganz neu. Pontitian erzählte weiter:

„Als ich mit dem kaiſerlichen Hofe in Trier war, gingen eines Tages zwei junge Männer meiner Bekanntſchaft in den Gärten vor der Stadt ſpazieren, fanden in einem einfachen, abgelegenen Landhauſe einige Männer, die nach Art der egyptiſchen Mönche ein armes, zurückgezogenes Leben führten, ließen ſich mit ihnen in ein Geſpräch ein, gingen in ihr Haus und fanden dort die Lebensbeſchreibung des Antonius. Der eine junge Mann ſchlug es auf und las ſeinem Gefährten daraus vor und beide wurden ſo ergriffen, daß ſie ſich hinſetzten und nicht eher wieder aufſtanden, als bis ſie die Schrift durchgeleſen hatten. Aber ſie ſtanden auf, erneuert im Geiſte, mit dem feſten Entſchluß, ihr Vermögen, ihre Stelle am Hofe, ihre weltlichen Ausſichten, ihre Bräute zu verlaſſen und ſich denjenigen Armen im Geiſte anzuſchließen, denen das Himmelreich zugeſagt iſt. Ich und ein anderer Freund, wir waren mit ihnen ausgegangen, ſchlugen aber einen anderen Weg ein und ſuchten ſie erſt wieder auf, als der Tag ſich zu neigen begann, fanden ſie endlich in jenem Häuschen bei den frommen Männern und ſchlugen ihnen vor, mit uns zum Kaiſerpalaſte zurückzukehren. Aber ſie teilten uns ihren Entſchluß mit, Gott allein und ohne Zuſatz zu dienen, und zwar zur Stelle und zur Stunde anzufangen, und luden uns ein, denſelben Vorſatz zu faſſen. Wir wünſchten ihnen Glück, empfahlen uns ihrem Gebet, hörten aber nicht dieſen erhabenen Ruf an unſere Seele ergehen und kehrten demnach mit zur Erde gebeugten Herzen in den Palaſt zurück, während jene zwei mit zum Himmel gehobenen Herzen in dem armen Häuschen bei den Dienern Gottes blieben. Die edlen Jungfrauen, denen ſie verlobt waren, hörten nicht ſobald von dieſen Dingen, als auch ſie ſich Gott anverlobten.“

So erzählte Pontitian und verließ dann die beiden Männer, die mit höchſter Spannung ihm zugehört hatten. Kaum war er fort, ſo rief der eine: „Was iſt dies? was haben wir gehört? Die Einfältigen ſtehen auf und reißen den Himmel mit Gewalt an ſich, und wir, die Gelehrten, die Klugen, die Gebildeten, wir wühlen feig und herzlos in Fleiſch und Blut umher!“ Er eilte in den Garten, er warf ſich unter einem Feigenbaume auf das Gras; er ächzte, ſeufzte, weinte vor unausſprechlicher, unerhörter Qual des inneren hinſterbenden Menſchen. In Tränenſtrömen überflutete ihn der Schmerz der Seele, die nach Gott verlangt, während die Leidenſchaften ſie an die Erde feſſeln. „O Herr! o Herr! wie lange noch!“ wehklagte er. „Werd' ich denn immer ſagen: morgen! ja, morgen gewiß! warum nicht heute, warum nicht jetzt brechen mit dem irdiſchen Elende?“ In dieſer namenloſen Zermalmung des Herzens fiel ihm ein, daß Antonius die Worte des Evangeliums: „Verkaufe alles u. ſ. w.“ ſo aufgefaßt habe, als ſpräche Gott ſelbſt ſo zu ihm. Und er ſtand auf, griff zu den Briefen des heiligen Apoſtels Paulus, ſchlug auf und las ſchweigend, Röm. 13, 14: „Ziehet den Herrn Jeſum Chriſtum an.“ Die Nacht verſchwand, das Licht brach an; er war gerettet und bekehrte ſich auf der Stelle zu Gott und ſein Freund Alipius mit ihm. Und dieſer Bekehrte war der heilige Auguſtinus! Er ſelbſt erzählt es im achten Buche ſeiner „Bekenntniſſe“, durch die er wiederum, wie Antonius ihn, tauſend Seelen zu Gott hingeriſſen hat. Antonius, Athanaſius, Auguſtinus! welch ein Namensdreiklang von Größe, von Genie, von Heiligkeit, von Schönheit der Seele, von Tragweite des Geiſtes, von Schwung des Herzens, von cherubiniſcher Erkenntnis, von ſeraphiſcher Liebe! Was machte ſie ſo groß? Nur ihre Mutter, die heilige katholiſche Kirche, die ihnen das übernatürliche Leben der Liebe gab, der Liebe zum Leiden! Mit dieſer Liebe betet Antonius, kämpft Athanaſius, lehrt Auguſtinus, und der Heiligenſchein, der ſich um ihre Stirne legt, iſt nur ein Abglanz des heiligen Geiſtes, der in der Kirche lebendig iſt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Der heilige Hilarion.

„Du biſt Mein." Iſaias 43, 1.

Wie es unter den Martyrern Kinder gab, ſo fanden ſich auch Kinder, die das Martertum an der Seele mit übernatürlicher Liebe umfaßten und dadurch klar bewieſen, daß die Entſagung der Welt um Chriſti willen, wie ſie in tauſend Herzen lebendig wurde, kein Gedanke von dieſer Welt war.

Unter den Heilsbegierigen, die ſich bei dem heiligen Antonius in der Wüſte einſtellten, erſchien einſt ein überaus zarter, ſchöner Knabe von vierzehn Jahren, der Hilarion hieß. Seine Heimat war Paläſtina, da, wo es an die kleine arabiſche Wüſte und die Landenge von Suez grenzt. In dem Orte Thabatha, unfern Gaza, der alten Philiſtäerſtadt, war er geboren und zwar wie die Roſe zwiſchen Dornen, denn ſeine Eltern waren heidniſch. Sie waren aber reich und wollten alles tun, um ihrem Sohne eine gute Erziehung zu geben und ſeine glänzenden Fähigkeiten zu entwickeln. Die Schulen zu Alexandrien waren weltberühmt; ſie ſchickten ihn früh dahin, in das Haus und unter Aufſicht eines Lehrmeiſters, und Hilarion lernte mit Eifer. Aber das heidniſche Weſen, religiöſes und weltliches, ſtieß ihn ſo ab, daß er nie der kindlichen Schauluſt folgte, um die Spiele des Amphitheaters zu ſehen. Wann und wie die Gnade ihn dem chriſtlichen Glauben zuführte, iſt nur Gott bekannt. Die Frucht dieſer Gnade war, daß er Grammatik und Rhetorik, Plato und Ariſtoteles verließ, ſobald er von Antonius reden hörte, deſſen Name damals durch ganz Egypten ruhmvoll erklang. Durch die Wüſte drang Hilarion zu Antonius und begann dort zugleich ſein Beobachter und ſein Schüler zu werden. Er legte die weltliche Kleidung ab, zog die rauhe, ſackähnliche Tunika und das Skapulier von Schaffell an und lebte wie die übrigen Anachoreten. Dabei hatte er immer ſein Augenmerk auf Antonius, wie ununterbrochen er betete, wie demütig er alle aufnahm, wie liebreich er die Brüder unterwies, wie ſtreng er ſein Leben geordnet hatte, wie er nie abwich von Faſten, Nachtwachen und Gebet. Das gefiel dem heiligen Knaben überaus wohl; was ihm aber mißfiel, war der große Zudrang von Menſchen, die mit ihren tauſend Anliegen und Nöten zu Antonius kamen. Ich habe nicht die Stadt verlaſſen, um in der Wüſte all die Leute wiederzufinden! ſprach er zu ſich ſelbſt. Für unſern Vater Antonius mag das gut ſein, denn er hat ſeinen Kampf beſtanden und empfängt als Lohn die Gnade, anderen zu helfen, den ihren zu beſtehen. Aber ich muß erſt anfangen und zwar gerade ſo wie er.

Und mit dieſem Entſchluß verließ er nach zwei Monaten die Wüſte, geliebt von Antonius, bewundert von allen Einſiedlern und kehrte in ſein Vaterland zurück. Seine Eltern waren geſtorben. Das Erbteil, welches ſie ihm hinterließen, teilte er zwiſchen ſeinen Geſchwiſtern und den Armen, und in der vollkommenſten Entblößung von aller irdiſchen Habe ſuchte er ſich eine Stätte, wie ſie dem geziemt, der allem entſagt hat, um ein Jünger Chriſti zu werden. Dieſe äußerſte Armut war ſeine Freude. Einige Meilen von Gaza lag die Hafen- und Handelsſtadt Majuma am Geſtade des Mittelländiſchen Meeres und hier beginnt ein großer, ſumpfiger Küſtenlandſtrich, der ſich bis nach Egypten und bis zur Mündung des einen Nilarmes, welcher dort das Delta bildet, jenſeits Peluſium erſtreckt. Dies iſt eine Moraſtwüſte, in der nichts lebt, als Fliegen und Mücken, und nichts gedeiht, als Schilf und Binſen, und die wo möglich noch öder, noch troſtloſer, noch verwilderter iſt, als die Sandwüſte, die gegen Süden ſie begrenzt. Dies war der Ort, der dem Hilarion gefiel! Verwandte in Thabatha und Freunde in Gaza warnten ihn, weil dieſe Wildnis zuweilen höchſt unſicher ſei durch allerhand Raub- und Mordgeſindel, das beuteluſtig um Mejuma herumſchwärme, Reiſende und Kaufleute ausplündere und dann vor Spähern und Kundſchaftern in die Wüſtenei entweiche, wohin niemand zu folgen wage. Hilarion entgegnete, er fürchte keine Mörder, ſondern nur den ewigen Tod. Jedermann entſetzte ſich über dieſes Vorhaben in ſo früher Jugend, bei einem ſo zarten Körper und ſtaunte über eine ſolche Flamme des Herzens, die auch aus ſeinen Augen leuchtete und einen wunderſamen Glanz über ſein Antlitz warf und ihren Urſprung in einem feurigen Glauben hatte. Hilarion aber hing über ſeinen Bußſack und ſein Skapulier einen groben Mantel, wie ihn das Landvolk jener Gegend trug, nahm einen kleinen Vorrat von getrockneten Feigen und zog tief in die greuliche Wildnis hinein, in der er vor ſich das Meer und rückwärts einen unüberſehbaren Moraſt hatte. Zum Schutz gegen die Seeſtürme, die zuweilen heftige Regengüſſe mitbrachten, baute er aus feuchten Erdklumpen des Sumpfes eine Art von Hütte, die er mit Schilf deckte, flocht ebenfalls aus Schilf eine Matte, die er auf den feuchten Erdboden legte und nahm Beſitz von dieſem Palaſte, als von dem Vorhofe des Himmels. Er war jetzt fünfzehn Jahre alt. Mit unglaublichem Heldenmute begann er den Kampf gegen den irdiſchen Menſchen. Fünfzehn getrocknete Feigen, die er täglich erſt nach Sonnenuntergang verzehrte, waren ſeine einzige Speiſe, und da er des apoſtoliſchen Wortes eingedenk war: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen“ (II Theſſ. 3, 10), ſo verſuchte er ein Stück Sumpfland urbar zu machen, um darauf einiges Gemüſe zu ziehen. Außerdem flocht er Körbe, wie die egyptiſchen Einſiedler, nicht aber aus Palmblättern, die er nicht hatte, ſondern aus Schilf, was wegen deſſen Sprödigkeit eine höchſt mühſelige Arbeit war. Die Seele aber ſuchte er in beſtändiger Vereinigung mit Gott durch Gebet und Betrachtung göttlicher Geheimniſſe und himmliſcher Dinge zu halten und dadurch all ſein Tun zu heiligen. Obwohl Hilarion von der Welt und ihren Freuden nichts wußte und nichts kannte, ſo iſt der natürliche Menſch, vermöge ſeiner Richtung auf das Irdiſche, durch den Sündenfall ihr doch ſo zugeneigt, daß er überall ſein Anrecht auf ſie geltend zu machen ſucht. Das mußte auch Hilarion erfahren! Auch in ſeine Seele kamen Gedanken, auch vor ſeine Augen traten Bilder, in denen er Verſuchungen zum Böſen erkannte, weil ſie ſeine Freude an Gott, ſeine Neigung zu Gott hindern wollten, indem ſie ihm Freuden verſprachen, die falſch ſein mußten; weil ſie in keinem Zuſammenhang mit Gott waren. Da zürnte der ſelige Jüngling auf ſich ſelbſt und ſchlug mit Verachtung wider ſeine Bruſt, daß in ihr ein Herz von Fleiſch und Blut ſich zu regen wage gegen die himmliſche Sehnſucht ſeiner Seele. Und um ihre Schwungkraft zu erhöhen und niedere Kräfte zu brechen, begann er ein furchtbares Faſten: erſt am dritten oder gar am vierten Tage genoß er einige Feigen und einen bittern Saft, den er aus rohen Sumpfgräſern preßte. Dabei ließ er nicht nach von anſtrengender Arbeit und verdoppelte Nachtwachen und Gebet. Sein ohnehin zarter Körper wurde bis auf Haut und Knochen abgezehrt; allein der Geiſt erſtarkte und ſchlug jedes ſataniſche Blendwerk in die Flucht. Hatte er ſich an irgend eine leibliche Marter ſo gewöhnt, daß ſie ihm vermöge der unglaublichen Schmiegſamkeit der menſchlichen Natur zur Gewohnheit geworden war, ſo ſann er geſchwind auf eine neue Qual. Bis in ſein zwanzigſtes Jahr lebte er in der eben beſchriebenen Weiſe; dann verließ er ſeine feuchte Hütte, ſchleppte mühſam Steine herbei und erbaute damit eine Art von in ihm erſtarkte, in einem andern Wirkungskreiſe Gott und den Seelen beſſer dienen zu können, trat Pater Eudes aus jener Congregation aus und ſtiftete zu Caën eine neue, welcher er den Namen von Jeſus und Maria gab, und welche man gewöhnlich nach ihm die Eudiſten nannte. Am Tage der Verkündigung Maria, am 25. März 1643, bezog er mit fünf Genoſſen ein kleines Haus, welches er durch Geldſchenkungen einiger Freunde gekauft hatte, während er durch kleine Schenkungen Anderer Subſiſtenzmittel fand. Ebenſo wie die Oratorianer legten auch die Eudiſten keine Gelübde ab; die Liebe allein erhielt in ihnen den Geiſt des Gehorſams unter dem General-Superior, der auch hier wie dort auf Lebenszeit gewählt wurde. Ihr Hauptzweck war, Seminarien für Miſſionspriеſter zu gründen und Lehrer zu bilden, welche dieſer großen Aufgabe gewachſen waren. Der Papſt erkannte nach einigen Jahren die Congregation an.

Die Oratorianer empfanden es als einen zu großen Schmerz, daß ſich Pater Eudes von ihnen trennte und wurden dadurch ungerecht gegen ihn. Sie wollten Herrſchſucht und ſelbſtiſches Streben nach Unabhängigkeit und nach etwas Beſonderem in ſeiner Handlungsweiſe finden, und ſprachen harte Urtheile über ihn aus. Sie waren die anerkannte, die herrſchende Congregation, die zahlreiche und mächtige Freunde und Beſchützer, weltliche ſowohl als geiſtliche, hatte. Dieſe Freunde fan-

Zelle oder Höhle. Sie war zwar ſo lang, daß er ausgeſtreckt in ihr liegen konnte, aber nur vier Fuß breit und fünf hoch. Darin zu ſtehen war unmöglich und ſie hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Grabhügel als mit einer Zelle. Seine Nahrungsmittel beſtanden nunmehr in einigen Linſen, die er in kaltem Waſſer erweichte. Dann in Brot mit Salz und Waſſer; dann während drei Jahren in rohen Wurzeln und wilden Kräutern, worauf er zu zwölf Lot Gerſtenbrot täglich zurückkehrte. Bei vierundſechzig Jahren fing er gleichſam von neuem mit unglaublichem Eifer den Dienſt Gottes und die Strenge gegen ſich ſelbſt an und enthielt ſich vom Brot, um nur Kohlkraut zu eſſen, das mit etwas Mehl vermiſcht wurde. Hievon genoß er täglich nie über zehn Lot und damit erreichte er das achtzigſte Lebensjahr.

Hilarions Einſamkeit wurde einmal von Raubgeſindel geſtört. Die frechen Geſellen wußten wohl, daß ſie nichts bei ihm finden würden; aber ſie wollten ſich den Spaß machen, dieſen armſeligen Einſiedler recht zu ſchrecken. Nun irrten ſie aber eine ganze Nacht in der Gegend umher, die ihnen doch wohlbekannt war, und fanden ihn erſt am hellen Tage, als er ruhig in ſeiner elenden Zelle ſaß und korbflechtend betete. „Was würdeſt du tun, wenn Mörder dich überfielen?“ fragten ſie ihn. „Ein ſo armer Menſch, wie ich bin, fürchtet ſie nicht,“ entgegnete Hilarion. „Sie könnten dich aber töten aus Verdruß, nichts bei dir zu finden?“ — „Das könnten ſie freilich! dennoch fürcht' ich ſie nicht, weil ich ganz bereit bin zu ſterben.“ Seine heilige Ruhe in ſo gänzlicher Armſeligkeit und Verlaſſenheit machte ſolchen Eindruck auf dieſe friedloſen, unruhigen, böſen Menſchen, daß ſie in ſich gingen und ihm verſprachen, ihr Leben zu beſſern.

Im übrigen wurde Hilarion wenig in ſeiner Einſiedelei geſtört; aber dennoch war es in ganz Paläſtina bekannt, welch' ein unirdiſches Leben er führe, wie unausgeſetzt er in das Gebet verſenkt ſei. Er wußte die ganze Heilige Schrift auswendig, und wenn er ſeine täglichen Pſalmen und Hymnen beendet hatte, ſo pflegte er jene langſam und andächtig wie in der Gegenwart Gottes herzuſagen. So vergingen zweiundzwanzig Jahre, die mit nichts ausgefüllt waren, als mit der Sehnſucht nach Gott. Einzelne Anachoreten oder ſolche, die es zu werden wünſchten, ſuchten ihn wohl ab und an auf, brachten ihm auch ſeine ſpärlichen Lebensbedürfniſſe und erhielten dafür die Körbe, die er mit ſo großer Mühe flocht; aber es gefiel Gott, ihn während dieſes langen Zeitraumes in gänzlicher Unſcheinbarkeit zu halten. Da erhielt er aber eines Tages einen unerwarteten Beſuch. Eine Frau aus Eleutheropolis in Paläſtina kam zu ihm im feſten Vertrauen, daß eine ſo abgetötete Seele inniger mit Gott verbunden ſein müſſe, als andere Menſchen, und deshalb auch wirkſamer beten könne. Hilarion war an ſolche Beſuche in ſeiner Wüſtenei nicht gewöhnt und auch nicht geſonnen, ſich darauf einzulaſſen; aber die Frau fiel auf ihre Knie und rief mit klagender Stimme: „Fliehe nicht, o Vater, und vergib mir meine Verwegenheit! Beachte auch nur mein Anliegen und nicht mein Geſchlecht, obwohl dies Geſchlecht den Heiland geboren hat. Ich bedarf deiner Fürbitte!“ Da fragte Hilarion liebreich, was ihr Begehr ſei? und ſie erzählte ihm, daß ihres Gatten Herz ſich von ihr wende, weil ihre fünfzehnjährige Ehe nicht durch Kinder geſegnet ſei, ſo daß ſie doppelten Kummer habe; Hilarions Gebet möge ihr beiſtehen und ihr ein geiſtliches Almoſen ſpenden. Er ſprach ihr tröſtend zu, mehr auf Gott zu vertrauen, der für alle Dinge Zeit und Stunde feſtgeſetzt habe, als auf das Gebet eines armſeligen Einſiedlers, und da die Gabe des Troſtes eine Gnade in heiligen Seelen iſt, ſo kehrte die Frau gekräftigt und erfreut in ihre Stadt zurück und pries dankbar Hilarions Fürbitte, als ihr Wunſch ſpäter in Erfüllung ging und Gott ihr einen Sohn ſchenkte. Zur nämlichen Zeit floh eine andere, noch viel betrübtere Frau im größten Schmerz zu Hilarion. Es war Ariſteneta, Gattin des Statthalters von Paläſtina, Elpidius, die mit dieſem und ihren drei Söhnen eine Reiſe nach Egypten gemacht hatte, nur um den heiligen Antonius zu beſuchen. Auf der Rückreiſe erkrankten die drei Knaben in Gaza an einem ſo gefährlichen Fieber, daß ſie trotz der Bemühungen der Ärzte und der ſorgſamſten Pflege von ſeiten der Eltern rettungslos und aufgegeben waren. Ariſteneta ging ſelbſt wie eine Sterbende zwiſchen den Sterbebetten ihrer Kinder hin und her; da erzählten ihre Dienerinnen von dem heiligen Einſiedler, der in der Wildnis am Meere ein ſo gottſeliges Leben führe, daß Gott großes Wohlgefallen an ſeinem Gebete habe. Ariſteneta machte ſich auf und ging mit Erlaubnis ihres Gemahls, von wenigen Dienern begleitet, zu Hilarion. „Ich bitte dich um der Liebe Jeſu Chriſti willen,“ rief ſie ihm ſchon von weitem zu, „komm nach Gaza und erhalte meinen Söhnen das Leben.“ Hilarion entſchuldigte ſich und ſagte, er ginge höchſt ſelten und nur zur äußerſten Notwendigkeit in irgend ein ſtilles Dorf; aber in eine Stadt, und gar in eine ſo große heidniſche Stadt voll lauter Götzentempel und Götzenbilder ginge er niemals. Ariſteneta warf ſich ihm zu Füßen und bat: „Um ſo mehr mußt du kommen, mußt durch die Rettung meiner armen Kinder den Namen Jeſu verherrlichen und die Götzen zu Schanden machen.“ Hilarion weigerte ſich noch immer, weil ſeine Demut alles Aufſehen ſcheute; aber Ariſteneta blieb auf den Knien liegen, wiederholte nur die Worte: „Um des heiligen Blutes Jeſu willen, rette meine Kinder!“ und weinte ſo troſtlos, daß ihr Gefolge in Tränen zerfloß und Hilarion, von Mitleid überwältigt, ihr endlich verſprach, nach Sonnenuntergang in Gaza zu ſein. Er hielt Wort, kam, betete über die ſterbenden Knaben und ſie wurden auf der Stelle geſund. Sie erkannten ihre hochbeglückten Eltern, lobten Gott, küßten dankbar Hilarions Hände und begehrten zu eſſen nach Kinderart. Dies Zeichen, daß die Kraft Gottes mit ſeinem Gebet ſei, verbreitete Hilarions Namen in der Welt und ſeine Einſiedelei wurde zum Wallfahrtsort. Heiden kamen und gingen als Gläubige fort; Gläubige kamen und kehrten nicht mehr in die Welt zurück. Es gab bis dahin weder Klöſter noch Mönche in Syrien und Paläſtina; er wurde ihr Begründer und zugleich ein Lehrmeiſter des geiſtlichen Lebens für alles Volk, das ſich in Scharen, Vornehme und Geringe, Männer und Weiber, zu ihm drängte. In welchem Sinne er alle aufnahm, ſagt der heilige Hieronymus, der ſein Leben beſchrieben hat, ſehr ſchön mit zwei Worten: „Unſer Herr Jeſus hatte in Egypten den alten Antonius und in Paläſtina den Hilarion." Wenn Kranke und Leidende aus Syrien zu Antonius kamen, pflegte er zu ſagen: „Warum geht ihr denn nicht zu meinem Sohne Hilarion? Er verſteht es beſſer, euch zu helfen, als ich." Die Wüſten und Berge des gelobten Landes, der Libanon und Antilibanon, Meſopotamien und Perſien, bevölkerten ſich allmählich mit Liebhabern des aszetiſchen Lebens, mit gewaltigen Büßern, mit Einſiedlern, die bald in gänzlicher Abgeſchiedenheit und bald in Lauren gemeinſamer lebten; ſpäter auch in abgeſchloſſenen Wohnungen, Klöſtern (Claustrum) ſich vereinigten. Ihr geiſtlicher Vater war Hilarion. Er wanderte zuweilen zu all' dieſen Brüdern und beſuchte ſie in Zellen und Lauren, um ſie im Auge zu behalten und ſie zur Beharrlichkeit und zum Fortſchritt anzueifern. Er pflegte ihnen zu ſagen: „Die Geſtalt dieſer Welt vergeht (I Kor. 7, 31) und das allein iſt und gibt das ewige Leben, was mit der Trübſal des gegenwärtigen Lebens erkauft wird." Dieſe Reiſen waren wie kleine Völkerwanderungen; denn faſt alle Einſiedler, die er beſuchte, gaben ihm das Geleite und zogen eine Strecke Weges mit ihm, ſo daß manchmal gegen tauſend, ja zweitauſend beiſammen waren. Jeder mußte ſich mit einem kleinen Mundvorrat verſehen, um keinem beſchwerlich zu fallen. Dennoch war die große Menſchenmenge zuweilen denjenigen Lauren oder Klöſtern eine Laſt, in denen Hilarion Herberge nahm. Aber die Freude, ihn zu empfangen, überwog für die Brüder bei weitem die kleine Unbequemlichkeit. Hilarion pflegte immer auf einem Zettel die Orte zu verzeichnen, wo er herbergen, und die, welche er nur vorübergehend beſuchen wollte. Unter den Brüdern befand ſich einer, der vielleicht manche gute Eigenſchaft, jedoch in der Tugend der heiligen Armut es noch nicht weit gebracht hatte. Er lebte auf ſeinem Weinberg und betrachtete ihn ganz wie ſein Eigentum. Die Brüder baten Hilarion, dieſen Weinberg auf das Verzeichnis ſeiner Herbergen zu ſetzen, um dem Bruder ein wenig ſeine Kargheit zu vertreiben. „Nein," ſagte Hilarion, „weshalb ſollten wir den Bruder beläſtigen und uns peinigen?" Als der karge Mann dieſe Äußerung erfuhr, ſchämte er ſich und lud Hilarion mit ſeinen Begleitern ein bei ihm zu herbergen. Hilarion nahm die Einladung an. Bis er aber die Reiſe antrat, bedauerte der Geizige tauſendmal, dieſe Einladung gemacht zu haben, umſtellte den Weinberg mit Wächtern und befahl ihnen, die fromme Schar durch Steinwürfe und Schläge zu verjagen, ſobald ſie ſich dem Weinberg nähern würde. Das geſchah. Die Brüder zürnten dem Geizigen, Hilarion lachte und ging vorüber; bemerkte auch gegen einige Gefährten, daß nicht der Geiz Scheunen und Fäſſer fülle, ſondern Gottes Segen. Der Bruder Sabas nahm nun lieblich das kleine Heer von dreitauſend Menſchen auf. Auch er hatte ſich in ſeinem Weinberge eine Zelle erbaut; auch er bearbeitete ihn fleißig und ſorgfältig, jedoch nur, um den ganzen Ertrag unter die Armen zu verteilen. Er ſelbſt lebte als echter Aszet von etwas Gerſtenbrot und ein wenig Gemüſe. Obwohl es die größte Freude dieſes freiwilligen Armen in Chriſto war, einen recht reichlichen Ertrag den

Dürftigen zu ſpenden, ſo zögerte er doch keinen Augenblick, gaſtfrei zu ſein und die Brüder einzuladen, ſich mit ſeinen Trauben zu laben. Hilarion verrichtete ein Gebet mit ihnen, ſtand dann auf, ſegnete den Weinberg und ließ ſeine Schäflein darin weiden, indem er ſagte: „Tut, was euch erlaubt iſt.“ Dann pilgerten ſie weiter. Bei der Weinleſe ergab ſich der Ertrag dieſes Rebgartens viel reichlicher als ſonſt und der des Geizigen viel ſpärlicher. Hilarion hatte eine große Abneigung gegen alle Aszeten, die ſich nicht mit völligem Vertrauen der Vorſehung Gottes in die Arme werfen und für Nahrung, Obdach, Kleidung allzu ängſtlich ſorgten. Seine Anſicht war: um auf die Eroberung des Reiches Gottes auszugehen, müſſe der Soldat Chriſti mit wenig Bagage belaſtet ſein. Er verſtieß einen Bruder, der die Erzeugniſſe ſeines Gartens kärglich ſpendete, um ſich Vorräte zu ſammeln und der ſogar etwa bares Geld beſaß. Dieſer Bruder wünſchte mit Hilarion ausgeſöhnt zu werden, wendete ſich deshalb an deſſen Lieblingsjünger Heſichius und brachte zum Beweis ſeiner beſſeren Geſinnung die erſte Frucht ſeines Gartens, einen Büſchel von grünen Erbſen. Heſichius legte ſie Abends vor, doch Hilarion wies ſie zurück und ſprach, der Geruch ſei ihm widerlich, denn er ſpüre den Geiz darin. Dann fragte er, wer die Erbſen gebracht habe und ſagte, nachdem Heſichius den Bruder genannt: „Lege ſie in die Krippe der Ochſen und du wirſt ſehen, daß auch die Tiere ſie verſchmähen. Die Hand, die ſie ſpendet, iſt nicht rein von Eigentum.“ Heſichius gehorchte und die Erbſen blieben unberührt.

Dieſer heilige Bekämpfer des Böſen hatte dadurch eine große Macht über das Böſe bekommen und es gefiel Gott, dieſe Macht auch äußerlich hervortreten und den Geiſt des Böſen durch ſie beſiegen zu laſſen. Deshalb kamen Beſeſſene aus der Nähe und Ferne zu Hilarion, der ſie durch ſein Gebet von den quälenden Dämonen befreite. An dem Manne des Glaubens erfüllte ſich die Verheißung des Heilandes: „Wie du geglaubt haſt, ſo geſchehe dir.“ (Matth. 8, 13.) Sogar Kaiſer Conſtantius ſchickte einen jungen Franken von ſeiner Leibwache mit großem Ehrengeleit von Byzanz nach Gaza, damit er Hilfe fände bei Hilarion. Wie das zuweilen geſchieht durch beſondere Zulaſſung Gottes, daß die nächſte Umgebung am wenigſten die Heiligen würdigt: ſo war es auch hier. Die Einwohner von Gaza waren in der Mehrzahl heidniſch, beteten ihren Götzen Marnas an und haßten Hilarion wegen ſeiner Wunder als einen Widerſacher dieſes Marnas. Die kaiſerliche Geſandtſchaft erſchreckte ſie und um ihre früheren Beleidigungen gut zu machen, ſchloſſen ſich viele aus ihnen dem Ehrengeleite an. Hilarion wandelte im Freien und betete halblaut die Pſalmen, als ihm dieſer Menſchenſtrom entgegen kam. Er ſah ſo heilig und liebreich aus, daß alle vor ihm auf die Knie fielen, und er gab ihnen ſeinen Segen, grüßte ſie freundlich und hieß ſie heimkehren. Den Beſeſſenen aber behielt er zurück. Der Jüngling befand ſich in einem entſetzlichen Zuſtand und ward dermaßen emporgeſchleudert, daß ſeine Füße kaum den Erdboden berührten und all ſeine Glieder verrenkt waren. Dazu ſprach er griechiſch und ſyriſch, wie man ihn anredete, während er in geſunden Tagen nur fränkiſch und lateiniſch verſtand. Manchmal machten ihn Anfälle von unbeſchreiblicher Wut einem wilden Tiere ähnlicher, als einem Menſchen. Hilarion befahl dem böſen Dämon im Namen des Herrn Jeſu, von dem Jünglinge zu weichen und es geſchah. Der Geneſene wollte jetzt durchaus ſeinem Wohltäter zehn Pfund Gold ſchenken. Da gab ihm Hilarion ein Stück Gerſtenbrot und ſagte: „Wer davon lebt, dem iſt Gold und Staub ein und dasſelbe Ding.“ Auch über wütende Tiere hatte er wunderbare Macht. Ein ungeheures baktriſches Kamel war toll geworden und hatte ſchon einige Menſchen mit den Füßen zerſtampft. Dreißig Männer führten es jetzt mit ſtarken Stricken gebunden zu Hilarion und entflohen ſchleunigſt ſamt allen Übrigen, als der heilige Mann gebot, das Tier loszulaſſen. Mit ausgeſtreckter erhobener Hand ging er ruhig dem Kamel entgegen, das ſich wütend auf ihn ſtürzen wollte, aber urplötzlich gebändigt zur Erde fiel.

So hatte Hilarion ſeine ganze Jugend in tiefſter Einſamkeit zugebracht und Gott nur in der Stille gedient. Dann aber, während ſeines ganzen Mannesalters, hatte er unausgeſetzt mit den verſchiedenſten Menſchen und zwiſchen all ihren Sorgen und Nöten, Anliegen und Gebrechen leben müſſen, hatte Unzählige auf den Weg der Wahrheit geführt, Tauſede auf den Weg der höheren Vollkommenheit; war für das Morgenland der Begründer des Mönchsleben geworden, hatte eine Menge von Zellen, von Lauren, von Klöſtern hervorgerufen, und inmitten all dieſer zerſtreuenden, blendenden, gefährlichen Arbeiten, inmitten all der Bewunderung und Lobpreiſung der Beſten und Edelſten ſeiner Zeitgenoſſen immer in ſtiller

Seele nur Gott verherrlicht, nie ſich ſelbſt, nie auch nur die mindeſte Anwandlung von Hochmut oder Selbſtgefälligkeit gehabt. Nun war er ein Greis von dreiundſechzig Jahren; nun hätte er nach gewöhnlicher menſchlicher Anſicht ruhig ſein können über ſein Seelenheil. Hilarion war es nicht. Er weinte täglich und ſehnte ſich mit unglaublichem Verlangen nach dem ſtillen Wandel ſeiner Jugend zurück. Als die Brüder ihn in ſo großer Traurigkeit ſahen, drangen ſie in ihn und er ſprach tief betrübt: „O meine Kinder, ich bin ja wiederum ganz weltlich geworden und empfange meinen Lohn ſchon in dieſem Leben. Wo iſt die Unſcheinbarkeit meiner früheren Jahre geblieben? ach ſeht ihr nicht, wie ganz Paläſtina und die Nachbarländer mich ehren? wie edle und weiſe Männer, fromme Prieſter, heilige Biſchöfe ſogar mich elenden Menſchen beſuchen! Wo iſt meine Einſamkeit geblieben? ſeht ihr nicht, wie die Einöde zur Welt geworden und mit Leuten angefüllt iſt, die mit tauſend Anliegen zu mir kommen, als ob ich ihnen helfen könnte, da doch jeder andere ein beſſeres Werkzeug Gottes iſt, als ich! Wo iſt meine Armut geblieben? ach! unter dem Namen der Klöſter und unter dem Schein der Verpflegung unſerer Brüder habe ich Eigentum und zeitlichen Beſitz. Seht ihr denn nicht, in welcher Gefahr ich ſchwebe, meine Seele zu verweltlichen und in der Ewigkeit den Lohn der Entſagung zu verlieren, den der Herr uns „hundertfältig" verheißen hat?" So wehklagte er und wollte ſich nicht tröſten laſſen. Die Jünger aber und beſonders Heſichius bewachten zärtlich jeden ſeiner Schritte, damit er ihnen nicht heimlich in irgend eine undurchdringden es äußerſt überflüſſig, daß ſich eine neue bilde. Hatte nicht der heilige Vinzenz von Paula — hatte nicht der Pater Bourdoiſe für Pflanzſchulen von Miſſionspriestern geſorgt? wozu eine neue, wenn man doch ſchon einmal Oratorianer war? Sie verbreiteten dieſe Anſicht in der Welt, ohne zu bedenken, daß dieſe ewig treibende und ſproſſende Kraft in der Kirche ein Zeichen und eine Bedingung ihres unſterblichen Lebens iſt. Eben ſo gut könnte man fragen: „Warum gibt's Nelken in der Natur? kann irgend eine Farbe ſchöner ſein als die der Roſe? Oder warum gibt es Lilien? iſt der Duft der Orangenblüte nicht ſüß genug? es ſind ja doch Alles nur Blumen! — wozu alſo die Verſchiedenheit?" — Aber dieſe Mannigfaltigkeit verherrlicht den Schöpfer und ſchmückt ſeine Erde. Und die nämliche Antwort paßt auch auf jene Aeußerung. Ueberdies begehrt der Menſchengeiſt innerhalb gewiſſer Schranken einen freien Spielraum zu ſeiner Entfaltung und Bewegung. Ein edler Wetteifer iſt ihm ein Sporn; neue Erfindung oder eine neue Form der Anwendung ein Bedürfniß. Eine geringe Veränderung in der Regel einer neuen zuſammentretenden Gemeinſchaft iſt zuweilen gerade das, was irgend eine Seele gebraucht hat, um ſich ihr anzuſchließen und weſentlichen Nutzen zu ſtiften; — oder irgend ein Punkt, den dieſe Gemeinſchaft vorzugsweiſe in's Auge faßt, iſt gerade der, welcher einem Bedürfniß der Zeit entſpricht oder eine Lücke ausfüllt. Immer anliche Wüſte entfliehe. Um wenigſtens das zu tun, was er vermochte, begann Hilarion jetzt mit erneuter Strenge gegen ſich ſelbſt zu verfahren und ſeinem ſchwachen abgezehrten Körper den Genuß des Brotes zu entziehen; zugleich auch immer feuriger und tiefſinniger den Brüdern die heiligen Schriften zu erklären, welche die ſüße Nahrung ſeines Geiſtes waren. Die Sorge um ſein ewiges Heil wich aber nicht aus ſeiner Seele.

Da beſuchte ihn eines Tages Ariſteneta, deren Kinder er vor langen Jahren durch ſein Gebet am Leben erhalten hatte. Dieſe Kinder waren jetzt Männer und Ariſteneta lebte nun, wie ſo viele vornehme Frauen jener Zeit, ganz zurückgezogen von der Weltlichkeit und nur darauf bedacht, die Angelegenheiten ihrer Seele zu ordnen, bevor ſie vor dem ewigen Richter Rechenſchaft abzulegen habe. Zum heiligen Antonius wollte ſie pilgern und ihre erſte Station war bei dem heiligen Hilarion. Sie kam nicht mehr mit dem Gefolge und in der reichen Behaglichkeit ihres früheren Lebens, ſondern arm und ſchlicht und mit geringer Begleitung und bat um Hilarions Segen zu ihrer Reiſe. Er aber ſprach mit Tränen im Auge: „Wäre ich nicht in dem Kloſter wie in einem Kerker verſchloſſen, ſo wär' auch ich längſt zu unſerm Vater Antonius in die Wüſte geflohen. Jetzt aber iſt es zu ſpät: wir haben ihn geſtern verloren. Warte noch mit deiner Reiſe, denn die Nachricht wird bald eintreffen.“ Das geſchah auch wirklich. Antonius war hinübergegangen; aber er lebte fort in denjenigen, die, wie Hilarion, in ihm das Ideal ihrer eigenen Geiſtesrichtung verwirklicht gefunden und ſich nach ihm nicht bloß im äußerlichen, ſondern im geheimſten Daſein gebildet hatten. Um ſo entſchiedener empfand Hilarion jetzt das Bedürfnis, aus der großen Unruhe der Zeitlichkeit ſich zurückzuziehen. Er war ſo geſchwächt vom Faſten, daß er keine Fußreiſe mehr machen konnte; darum begehrte er eines Tages ein Eſelein. Er wollte fort. Blitzſchnell verbreitete ſich dieſe Nachricht und als ob Paläſtina durch ſie mit Untergang bedroht ſei, ſo ſtrömte das Volk ſeinem Kloſter zu, ihn feſtzuhalten. „Laßt mich gehen!" bat er flehend; „Gott lügt nicht! Er zeigt mir die Verwüſtung der Kirche, die Entheiligung der Altäre, das Blutvergießen meiner Kinder. Ich kann das Entſetzliche nicht ſehen! Laßt mich fort." Man verſtand ihn zwar, daß Gott ihm zukünftige Dinge zeige; gleichwohl bewachten ihn zehntauſend Menſchen Tag und Nacht. Da erklärte Hilarion, er werde ſich jeglicher Nahrung enthalten, bis man ihn ziehen laſſe; und da er Wort hielt und ſechs volle Tage ohne Speiſe und Trank blieb, entſchloß man ſich, wehklagend und jammernd, ihn zu entlaſſen. Nun ſegnete er das Volk, wählte vierzig Mönche aus, die rüſtig an Leib und Seele waren, ließ ſie etwas Mundvorrat mitnehmen und pilgerte mit ihnen dem Berge Colzim zu. Unterwegs beſuchte er Mönchsklöſter und Einſiedler, auch zwei heilige Bekenner, die Biſchöfe Dakrontius und Philo, die der arianiſche Kaiſer Conſtantius abgeſetzt und nach Babylon in Egypten, dem jetzigen Kairo, verbannt hatte. Bei der Stadt Aphrodite begann der Eingang in die Wüſte, die ſich bis ans Rote Meer ausbreitet. Dort hatte der Diakon Baiſon die Einrichtung getroffen, fremde Reiſende durch die weg- und waſſerloſe Wüſte auf ſchnelllaufenden Kamelen zu ſchaffen, die, zum ſcharfen Trab eingeübt, windſchnell über den Sand dahinſtreichen, wie ſie denn auch noch jetzt in Egypten und Syrien als Geſchwindigkeitsboten dienen. Dennoch waren es drei Tagereiſen bis zum Berg Colzim. Aber Hilarion ſcheute keine Anſtrengung, um den Ort zu ſehen, den Antonius geheiligt hatte; um da zu beten, wo der Meiſter ſeiner Jugend, der einen ſo gewaltigen Einfluß auf ſein ganzes Leben ausgeübt und ihn ſich nachgezogen hatte, wo Antonius in der innigſten Vereinigung mit Gott gelebt hatte und geſtorben war. Am Jahrestage ſeines Todes kam Hilarion dort an und wurde mit Freuden von den beiden treuen Jüngern des Antonius, von Iſaak und Peluſian, begrüßt. Sie waren Zeugen und Genoſſen der letzten Jahre und des Todes des heiligen Patriarchen geweſen und konnten am genaueſten alle Kunde über ihn erteilen, nach der Hilarion verlangte. Sie durchwanderten mit ihm die ganze kleine Oaſe, die Schöpfung des Antonius, und erzählten, wie die abgeſtorbene und verwilderte Natur ſich belebt und geſänftigt habe unter ſeiner gebenedeiten Hand. Neben der Felſenbank, die des ſeligen Greiſes Lagerſtatt und Sterbebett geweſen war, kniete Hilarion nieder und verehrte ſie mit einem andächtigen Kuß. Die Heiligen wiſſen am beſten, was dazu gehört und was das iſt, heilig ſein.

Hilarion kehrte nach Aphrodite zurück, entließ ſeine Reiſegefährten wieder in ihre paläſtiniſchen Klöſter, behielt nur zwei Jünger bei ſich und begab ſich mit ihnen in eine unferne Einöde, wo er in einem ſo ſtrengen Faſten und Stillſchweigen lebte, daß er zu ſagen pflegte, er habe erſt jetzt angefangen, Gott zu dienen. In dieſer Landſchaft hatte es nun ſchon ſeit drei Jahren nicht geregnet, ſo daß die Bewohner den ausgedorrten Boden nicht hinreichend bewäſſern und folglich nicht bebauen konnten, und Menſch und Vieh verſchmachteten. Es hieß allgemein, alle Elemente trauerten um den Tod des Antonius. Da man nun erfuhr, daß Hilarion in der Gegend weile, und da niemand zweifelte, daß auch er ein Freund Gottes ſei und daß deshalb durch ſeine Vermittlung jede Not und Bedrängnis gehoben werden könne: ſo drängte ſich das Volk maſſenweiſe zu ihm und entkräftete Männer, abgezehrte Weiber, hinſterbende Kinder, bleich von Hunger und Todesangſt, ſchrien zu Hilarion, als einem Nachkommen des heiligen Antonius, er möge Gott um Regen bitten. Hilarion tat es und wurde erhört. Die dankbare Verehrung des Volkes ſcheuchte ihn aber wieder aus ſeiner Zelle, weil er dort nicht mehr die Abgeſchiedenheit und Unſcheinbarkeit fand, welches das ſtärkſte Bedürfnis ſeiner Seele war; und er zog nach Alexandrien, um ſich in eine Wüſte Unteregyptens zu vergraben. Bei einem Beſuche, den er einem Kloſter in Bruchium, dem Hafen von Alexandrien, machte, ward ihm die Kunde, daß Julian, der Apoſtat, der inzwiſchen Kaiſer geworden war, gegen ihn wüte und ihn in Gaza aufſuchen laſſe. Alsbald ſattelte er ſein Eſelein und ſchickte ſich zur Abreiſe an. Die Mönche flehten, er möge bleiben, niemand würde ihn hier ſuchen, und wenn man ihn etwa fände, ſo wollten ſie alle mit ihm leiden und ſterben. „Laßt mich ziehen, meine Kinder," ſagte er; „ihr wißt nicht, was Gott über uns verhängt.“ Kaum war er fort, ſo erſchienen auch ſchon Soldaten des Landvogtes von Paläſtina, die Hilarion und Heſichius aufſuchen und auf kaiſerlichen Befehl ums Leben bringen ſollten. So zuwider war der arme Einſiedler dem gewaltigen Kaiſer, der Heilige dem Abtrünnigen! eine ſolche Macht erkannte der abgefallene Imperator der Welt in dieſem alten Aszeten an, daß er ihn nicht auf der Erde neben ſich beſtehen laſſen wollte! Und dies Zeichen ſetzt ſich ſeitdem unveränderlich fort: die Nachfolge Jeſu in der höchſten Vollkommenheit, wie ſie von den aszetiſchen Seelen in der Kirche angeſtrebt wird, iſt den Abgefallenen aller Zeiten ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung. Das iſt ein Beweis ihrer immenſen Macht! denn die Ohnmacht hat immer und überall einen Freipaß.

Während Hilarion ſich in der Wüſte verbarg, machten die geiſtesverwandten Arianer und Heiden von Gaza auch äußerlich gemeinſame Sache, brannten ſein Kloſter ab, verwüſteten es, mißhandelten und verjagten die Brüder. Unter dieſen war ein Judas, Namens Hadrian. Er machte ſich auf zu Hilarion und ſuchte ihn zur Rückkehr nach Paläſtina zu bewegen unter dem Vorgeben, daß er dort den betrübten Brüdern von großem Troſte ſein würde, während doch jeder treue Bruder ſich freute, den heiligen Greis in Sicherheit vor ſeinen Feinden zu wiſſen. Hilarion ließ ſich nicht täuſchen, verabſchiedete den Hadrian und ſetzte ſeinen Wanderſtab weiter und zwar über das Meer nach Sizilien. Bei der Landung bot er dem Schiffer als Zahlung für ſich und ſeinen Gefährten Zananus das Buch der heiligen Evangelien an, das er in früheſter Jugend abgeſchrieben und immer bei ſich getragen hatte. Der Schiffer aber hatte Erbarmen mit dieſen beiden Bettlern, nahm es nicht an und ließ ſie ziehen. Hilarion freute ſich, für einen Bettler gehalten zu werden, verließ die ſehr bevölkerte und belebte Küſte und drang in das innere Land, wo er am Saume eines Waldes eine Zelle von Baumzweigen aufſchlug. Täglich ſammelte er einen Bündel von trockenen Reiſern, den Zananus in ein benachbartes Dorf trug und gegen ein Stück Brot vertauſchte. Davon lebten beide ſehr zufrieden und ganz dem Gebet hingegeben. Allein das Licht Hilarions war nun einmal auf den Leuchter geſtellt, ſo ſehr er ſich auch bemühte, es unter dem Scheffel zu verbergen. Hier wie in Paläſtina wendeten ſich Leidende an dieſen Mann des Gebetes. Auf ſeine Fürbitte, die er ihnen nicht verſagen konnte, ließ Gott Erhörung folgen; die Kranken genaſen und ihrer Dankbarkeit folgte Verehrung. Hilarion war wieder umwogt vom Zudrange der Menſchen. Inzwiſchen hatte Heſichius — der, man weiß nicht wo und warum, ſich von ihm getrennt hatte — ſeinen geliebten Meiſter in allen Wüſten, Klöſtern und Hafenſtädten des Morgenlandes umſonſt geſucht. Nach drei Jahren ſchiffte er nach dem Peloponnes hinüber und hörte dort einen Juden vieles erzählen von einem chriſtlichen Propheten in Sizilien, der Zeichen und Wunder tue wie ein zweiter Elias. Heſichius fragte nach deſſen Namen und Alter; allein der Jude hatte ihn nie geſehen, nur von ihm gehört. Heſichius ſchiffte ſich ſogleich nach Sizilien ein und ſeine erſte Frage dort war nach dem Wundermann, von dem auch alle Welt zu erzählen wußte. Als

Heſichius erfuhr, daß dieſer Diener Gottes nie auch nur ein Stücklein Brot von denjenigen annähme, welche ihm ihre Dankbarkeit durch die reichſten Geſchenke zu beweiſen wünſchten, ſondern immer mit dem göttlichen Heilande antwortete: „Umſonſt habt ihr es empfangen, umſonſt ſollt ihr es auch geben" (Matth. 10, 8), da freute er ſich, denn daran erkannte er Hilarion und begab ſich zu ihm.

Sie gingen nun zuſammen in ein ganz fremdes Land, deſſen Volk und Sprache ihnen durchaus unbekannt war: nach Dalmatien, dem öſtlichen Küſtenlande des Adriatiſchen Meeres; ein ſchönes Land, aber häufig ſchwer heimgeſucht durch Erdbeben. Ein ſolches beängſtigte eben die Hafenſtadt Epidaurus. Während die Erde ſich ſpaltete, um ſie zu verſchlingen, die Berge zuſammenkrachten, um ſie zu verſchütten, ſtieg das Meer mit ſolcher Gewalt zu ſolcher Höhe, daß Schiffe auf Felſen am Ufer geſchleudert wurden. Das gedrangſalte Volk floh wie auf höheren Antrieb zu Hilarion, der in der Schlucht eines Berges lebte, jammerte nach Errettung und führte ihn zum Geſtade des Meeres. Hilarion hatte den Glauben, der Berge verſetzt. Er zeichnete drei Kreuze in den Sand des Ufers und erhob die Hand wider die Wellen. Sie bäumten ſich hoch auf wie unbändige Roſſe, ſtanden, überſchlugen ſich und wogten langſam vom Geſtade zurück. Der heilige Hieronymus, der das Leben beſchrieben hat und ſelbſt ein Dalmatier war, ſagt: „Von dieſem Wunderzeichen weiß die Stadt Epidaurus und ganz Dalmatien bis auf den heutigen Tag zu ſagen; denn die Mütter erzählen es ihren Kindern, um es im Gedächtnis der Nachkommen zu erhalten.“ Warum wird es uns ſo ſchwer, die Wunder mit dem Auge des Glaubens aufzufaſſen? Gehören wir etwa zu denen, die der Herr Jeſus nannte: „Ihr Kleingläubigen“! als er eine große Stille auf dem Meere machte? (Matth 8.)

Ein Land, wo Hilarion unter ſolchen Umſtänden auftrat, konnte die Stätte ſeines Bleibens nicht ſein. Er ging nach der Inſel Cypern, deren Primas der heilige Epiphanius, Biſchof zu Salamin, ſein Landsmann und ehemaliger Schüler, war. An deſſen Tiſch wurden ihn einſt Vögel vorgeſetzt. Hilarion weigerte ſich, davon zu eſſen, weil er, ſeit er das Kleid des Einſiedlers trage, nie etwas gekoſtet habe, das je belebt geweſen ſei. „Seitdem ich dies Kleid trage,“ antwortete Epiphanius, „habe ich nie zugegeben, daß irgend jemand einſchliefe, der etwas gegen mich auf dem Herzen hatte und bin ſelbſt nie im Unfrieden mit einem andern eingeſchlafen.“ „Verzeih mir, mein Vater,“ entgegnete Hilarion demütig, „du haſt eine beſſere Lebensregel befolgt als ich.“ Einige Meilen von Paphos, zwiſchen Trümmern eines verlaſſenen Götzentempels, ſiedelte er ſich an und lebte dort zwei Jahre, immer betend, immer Wunder wirkend, immer auf der Seelenflucht vor dem Ruhme ſeiner Heiligkeit. Fünf Jahre vor ſeinem Tode ſchickte er den Heſichius mit dem Auftrage fort, die Brüder von Paläſtina zu grüßen und in Egypten oder Lybien einen Ort ausfindig zu machen, wo er ungeſtört ſein letztes Stündlein erwarten könne. Heſichius kehrte zurück und riet dem Greiſe, in Cypern zu bleiben, wo er im Innern der Inſel ein wildes einſames Tal erkundſchaftet hatte. Es lag auf dem Gebirge und war rings von hohen, ſchroffen Felſen eingeſchloſſen; daher faſt unzugänglich. Aber es hatte ein klares Bächlein, eine grüne Wieſe und viele ſchöne Äpfelbäume. Dazu ſtand die ganze Gegend in dem Rufe, von böſen Geiſtern bewohnt zu ſein. In ſolcher wilden Abgeſchiedenheit von ſeinen alten Feinden umringt zu leben und zu ſterben, das ſagte dem heiligen Greiſe zu. Mühſam ſteigend und kletternd, zuweilen auf Händen und Füßen kriechend, erreichten ſie das Tal, das Hilarion als die Stätte ſeiner Ruh erkannte. Darum wollte er auch keinen irdiſchen Troſt haben und ſchickte ſeinen lieben Jünger Heſichius nach Paläſtina zurück, mit der Erlaubnis, ihn ein paar Mal im Jahre beſuchen zu dürfen. Das geſchah. Hilarion legte ſich ein Gärtchen am Bache an, und lebte von Kräutern und Waſſer, wie in ſeiner Jugend. Von den Äpfeln aß er nie; aber ſie erfreuten ſein Auge. Menſchen wagten ſich nicht zu ihm. Und ſo hatte er denn wieder ſeine langerſehnte, liebe Wüſteneinſamkeit, in der er nichts hörte als die Stimme Gottes und nichts ſah als himmliſche Bilder, die das irdiſche Auge nicht wahrnimmt, weil es vom irdiſchen Sinne befangen iſt. Kurz vor ſeinem Tode fand ſich wunderſamerweiſe ein Gichtbrüchiger bei ihm ein, der Beſitzer dieſer Felſenwildnis, und bat ſo beweglich um ſein Gebet, daß Hilarion weinend Gottes Barmherzigkeit anrief und den Mann geſund entließ. Dies hatte die gewöhnlichen Folgen; aber ſie rührten ihn nicht mehr! Er wurde krank und ſchrieb für Heſichius ſein Teſtament auf, indem er ihm ſein Evangelienbuch, ſein Bußkleid und ſeinen armſeligen Mantel vermachte. Viele gottſelige Leute aus Paphos beſuchten ihn mit großer Andacht. Nichts lebte mehr an ihm, als Augen und Stimme; der ganze Leib war ſchon wie tot. Auf einmal überfiel ihn wieder die heilige Furcht vor dem Gerichte Gottes und er ſprach ermutigend zu ſich ſelbſt: „Fürchte dich nicht, meine arme Seele! zieh' aus, zieh' aus! Siebzig Jahre haſt du Chriſto gedient und du ſollteſt den Tod fürchten?“ Da legte ſich eine tiefe Ruhe auf ſein Antlitz und er entſchlief im Herrn; in dem Gott, der ſo früh ihn berufen und geſagt hatte: „Du biſt Mein.“

Paul der Einfältige.

„Da iſt Bahn und Straße, die richtige Straße, auf der ſelbſt Einfältige nicht irre gehen.“ (Iſai. 35, 8.)

Ein ſechzigjähriger Landmann irrte tief bekümmert und ratlos in der Wüſte umher, die der heilige Antonius bewohnte. Sein Weib, das jung und ſchön, aber böſe und laſterhaft war, hatte ihn betrogen und Gott ſchwer beleidigt. Er überließ ihr ſein Häuschen und alles, was er beſaß, und floh hinweg, ohne recht zu wiſſen, was aus ihm werden ſolle. Er war ein gar ſchlichter, unſchuldiger Menſch, der nicht um die Welt eine Lüge geſagt und ſeinem Nächſten wehe getan hätte; er hieß Paul. Acht Tage ſtreifte er umher, ratlos und angſthaft. Da gab ihm Gott ein, alles übrige zu vergeſſen und nur an das Heil ſeiner Seele zu denken, und Paul machte ſich auf und ging geradeswegs zu Antonius und ſagte ihm, er wolle lernen, Einſiedler zu werden. Antonius entgegnete, dies ſei in ſo hohen Jahren nicht mehr mögdere Bedürfniſſe und immer neue Lücken zeigen ſich auf dem langen Entwickelungsgange der Menſchheit, und um ſo zahlreicher werden ſie, je mehr die Civiliſation ſteigt, d. h. je mehr die einfachen Verhältniſſe und Bedürfniſſe in zuſammengeſetzte, verwickelte und künſtliche übergehen. Im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts machte ſich in Frankreich eine große Reaction gegen den Calvinismus — eine natürliche Folge der religiöſen und moraliſchen Hebung, welche ſeit dem Abfall im ſechszehnten durch ſo viele Heilige, ausgezeichnete Kirchenfürſten, große Geiſtesmänner, erleuchtete und fromme Ordensleute in der Kirche bewirkt war. Durch Werk und That zeigte ſie ſich in ihrer Fülle der Schönheit, der Wahrheit, der Macht vor Aller Augen, und ward die göttliche Lehre, aus welcher Werk und That entſprangen, vor Aller Ohren durch ſolche Organe verkündigt, welche mit den dazu nothwendigen Gaben ausgerüſtet waren. Wie der heilige Franz von Sales in Chablais, ſo wirkte Pater Eudes in der Normandie und Bretagne, wenn auch nicht mit dem übermenſchlichen Erfolg, den der Heilige nach ſich zog; und aus dieſer geſegneten Wirkſamkeit ſchöpfte er die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer möglichſt großen Anzahl Miſſionsprieſter, geiſtig und geiſtlich gründlich gebildet. So fügte er denn einen neuen glänzenden Ring an die ſchöngegliederte Kette, welche die Braut Chriſti zur Ehre Gottes trägt.

lich; er ſolle anderweitig recht fromm Gott zu dienen ſuchen, denn die Strenge des Einſiedlerlebens könne er nicht ertragen. „Lehre mich nur, was ich zu tun habe,“ antwortete Paul gelaſſen; „ertragen werd' ich es ſchon.“ „Es geht nicht an,“ entgegnete Antonius, „du kannſt nicht Einſiedler werden. Willſt du aber durchaus von der Welt dich entfernen, ſo geh' in ein Kloſter, wo Mönche beiſammen leben, damit du im Notfall die Pflege und Hilfe findeſt, die dein Alter bedarf. Hier findeſt du nichts, denn ich lebe ganz einſam und eſſe nur am dritten oder vierten Tage ein wenig.“ Damit ging Antonius in ſeine Zelle zurück und verſchloß ſich drei Tage in ihr, ſeinen Gebeten und Betrachtungen obliegend und dem Paul überlaſſend, ob er ſeinen Rat befolgen wolle oder nicht. Am vierten Tage trat Antonius aus ſeiner Höhle und ſiehe, Paul war noch da. „Lieber Alter,“ ſprach er gütig, „dies iſt kein Ort für dich.“ „Mein Vater,“ entgegnete Paul entſchloſſen, „ich werde nirgends ſterben, als gerade an dieſem Orte.“ Antonius ſah, daß der alte Mann nicht das geringſte von Lebensmitteln bei ſich hatte, und da er noch nicht wußte, welch' ein Geiſt dieſen Greis beſeelte, ſo ließ er ihn eintreten, gab ihm etwas Brot und Waſſer und ſprach: „Paul, du kannſt vollkommen und ſelig werden, wenn du den Gehorſam beobachten willſt.“ „Ich will ihn beobachten; beſiehl nur,“ ſagte Paul einfach. Dieſe kindliche Bereitwilligkeit zu gehorchen, und zwar in ſo ſpätem Alter, erfreute Antonius ungemein, und er begann ſogleich mit Paul umzugehen, wie mit einer ſehr begnadigten Seele. „Geh jetzt hinaus, ſtelle dich vor der Höhle hin und bete, bis ich dir Arbeit bringe," ſprach er zu ihm. Paul ging hinaus und begab ſich in's Gebet; Antonius aber ließ ihn ſtehen den ganzen Tag und die ganze Nacht, und ſo oft er durch ein Luftloch in ſeiner Zelle nach ihm ſchaute, ſtand Paul vertieft in's Gebet unbeweglich auf demſelben Flecke, ſo daß er nach vierundzwanzig Stunden nicht um eines Strohhalms Breite davon gewichen war, unbekümmert um die ſengende Sonnenglut und den nächtlichen Tau. Nun brachte Antonius ihm in Waſſer erweichte Palmzweige und ſagte: „Flechte davon einen Strick, wie du ſiehſt, daß ich es mache." Es war eine mühſame und anſtrengende Arbeit; aber Paul machte ſie mit großem Eifer und flocht fünfzehn Ellen zuſammen. Als nun Antonius den Strick anſah, gefiel er ihm nicht und er ſprach: „Du haſt ihn zu feſt gedreht; mach' ihn auf und flechte ihn lockerer." Paul flocht die fünfzehn Ellen wieder auf und dann auf's Neue zuſammen, was eine außerordentlich ſchwere Arbeit war, weil ſich die eingeweichten und feuchten Palmzweige durch die erſte Flechtung ganz verkrümmt hatten. Dies mußte er ſieben Tage lang üben, ohne daß er Speiſ' und Trank erhalten hätte, weil Antonius ihn prüfen wollte, ob er geduldig bei aller Vernachläſſigung ſei und durch keine Mühſeligkeit ſich abſchrecken laſſe. Paul ließ Herz und Mut nicht ſinken, beklagte ſich mit keinem Worte, mit keinem Blick und blieb freundlich bei ſeiner Arbeit. Antonius freute ſich mehr und mehr, ging nach Untergang der Sonne zu ihm und fragte: „Willſt du jetzt ein Stück Brot mit mir eſſen, mein lieber Paul?" „Wie du willſt, mein Vater!" war die Antwort. Sie gingen in die Höhle und Antonius legte vier Brötchen, jedes von zwölf Lot, vor, eins für ſich und drei für Paul; ſie waren ſo ſteinhart, daß ſie in Waſſer erweicht werden mußten. Während das geſchah, betete Antonius einen Pſalm und wiederholte ihn zwölf Mal und Paul betete ihn freudig mit. Dann ſprach der heilige Meiſter zu dem heiligen Schüler: „Wir wollen uns ſetzen, aber noch nicht eſſen, ſondern der Wohltaten Gottes gedenken.“ Und als es Nacht geworden war, ſetzte er hinzu: „Die Eſſenszeit iſt vorüber, laß uns das Dankgebet ſprechen und ſchlafen gehen.“ Ohne Widerrede gehorchte Paul. Um Mitternacht weckte Antonius ihn zum Gebet und erſt am Abende dieſes Tages genoſſen ſie etwas Brot. Als jeder eins verzehrt hatte, ſagte Antonius, der nie mehr aß: „Nimm noch ein Brötchen und iß es.“ „Wenn auch du noch eins iſſeſt, ſo will ich es tun, ſonſt nicht,“ antwortete Paul. „Ich darf nicht,“ weil ich Einſiedler bin und als ſolcher arm leben muß,“ entgegnete Antonius. „Dann darf ich auch nicht, weil ich Einſiedler werden will,“ ſprach Paul ruhig.

Der heilige Antonius lehrte vom Gehorſame: „Da unſer Herr geſagt hat: Ich bin gekommen, nicht um meinen Willen zu tun, ſondern den Willen Deſſen, der mich geſandt hat: ſo iſt das ein Fingerzeig für uns. Will der Menſch in kürzeſter Zeit vollkommen werden, ſo ſei er nicht ſein eigener Lehrer und Meiſter und folge nicht ſeinem eigenen Willen, wenn gleich ſein Wille nicht unrecht ſei. Denn der Wille Chriſti war dem Willen ſeines himmliſchen Vaters gewiß nicht zuwider; im Gegenteil! und dennoch wollte er ſeinen eigenen Willen nicht tun, um nicht für ungehorſam zu gelten und um uns den Gehorſam zu lehren, der vor allem in gänzlichſter Verleugnung des eigenen Willens beſteht. Der Sohn Gottes konnte nicht fehlen, wenn er auch ſeinen Willen getan hätte und tat ihn nicht. Um wie viel weniger dürfen wir, die wir mit dem beſten Willen ganz außerordentlich oft fehlen und überdies ſehr ſelten einen ganz reinen Willen haben, unſerm Kopfe folgen, wenn wir nach der höheren Vollkommenheit ſtreben.“ Gemäß dieſer Lehre behandelte und übte er ſeine Jünger und Paul ſchmiegte ſich mit unbeſchreiblicher Demut und Einfachheit in dieſe Zucht. Bald mußte er einen ganzen Tag Waſſer aus dem Brunnen ſchöpfen und es gleich wieder ausgießen; bald ſein Kleid zertrennen, zuſammenheften und wieder zertrennen; unzählige Male fertige Körbe auf- und wieder zuflechten. Einmal bekam Antonius eine Schale voll Honig geſchenkt. Er ſagte zu Paul: „Zerbrich das Gefäß und laß den Honig auf den Sand fließen.“ Und gleich darauf, als ſein Befehl eben vollzogen war: „Jetzt ſchöpfe den Honig ganz ſauber und ohne eine Vermiſchung vom Sande auf und in eine andere Schale.“ — Bedenkt man, wie der Menſch von ſo unzählig vielen Schickungen und Zulaſſungen Gottes heimgeſucht wird, deren Urſache er nicht ergründen kann und die häufig der menſchlichen Klugheit und Einſicht ganz zuwiderlaufen: ſo muß man die Schule weiſe und liebevoll nennen, in welcher Paul auf ſolche Art zur gleichmütigen Hingebung eingeübt wurde. Und bedenkt man die heftige Neigung jedes Menſchen, nichts lieber als den eigenen Willen zu tun: ſo muß man Gott preiſen, deſſen Gnade eine ſolche Verleugnung der heftigſten Neigung ermöglicht, und den Menſchen lieber, der in einer ſo unausſprechlichen Seelenreinheit die Gnade aufnimmt und ihre Wirkſamkeit unterſtützt.

Nachdem Antonius ſich überzeugt hatte, daß ihm Paul in der vollen Strenge des geiſtlichen Lebens Gehorſam leiſte, ſprach er: „Nun ſieh, mein Bruder! trauſt du dir zu, Tag für Tag ſo fortzuleben, dann will ich dich bei mir behalten.“ Ungemein freundlich verſetzte Paul: „Ich weiß nicht, mein Vater, ob das Schwere nicht noch kommt und ob du mir nicht noch harte Dinge lehren und befehlen wirſt; denn alles, was ich bisher getan und von dir geſehen habe, kann ich mit Gottes Hilfe und ohne beſondere Anſtrengung verrichten.“ Nach einigen Monaten führte Antonius dieſe in ihrer Einfalt ſo vollkommene Seele in eine Zelle, die etwa dreitauſend Schritte von der ſeinen entfernt war und ſagte: „Sieh, Paul, jetzt biſt du im Namen und durch die Gnade Jeſu Einſiedler geworden; jetzt lebe in der Einſamkeit, arbeite fleißig, hebe Gedanken, Herz und Gemüt zu Gott dem Allmächtigen empor, während deine Hände tätig ſind; iß und trinke nie vor Sonnenuntergang und nie ſo, daß du geſättiget wäreſt, lerne ſtreiten und kämpfen mit unſerm alten Widerſacher, dem Teufel, und übe alles pünktlich, was ich dir geſagt und gezeigt habe.“ Mit der größten Aufmerkſamkeit empfing Paul dieſe Ermahnung und mit eben ſo großer Genauigkeit befolgte er ſie, denn er betrachtete ſie nicht anders, als ob ſie Gott ſelbſt ihm gäbe. Antonius beſuchte ihn zuweilen und erfreute ſich an dieſer ſchlichten Gottſeligkeit, die gar keine Ahnung ihrer hohen Tugend hatte; und wenn fremde Brüder bei ihm waren, ließ er oft Paul rufen, damit er ihnen zum Vorbilde und zur Erbauung diene. Einſt befanden ſich ſehr erleuchtete und vortreffliche Brüder zum Beſuche bei Antonius und Paul war gerufen worden, um ſie zu bedienen, was er mit demütiger Freude gar gern tat. All dieſe gottſeligen und weiſen Männer führten zuſammen äußerſt erhabene Geſpräche über göttliche Dinge und einmal auch über die Propheten. Da Paul nie von ihnen gehört hatte, ſo fragte er ganz unbefangen: „Waren die Propheten vor dem Herrn Chriſtus, oder war Chriſtus vor den Propheten?“ Antonius errötete faſt über dieſe Frage und ſagte ganz freundlich zu Paul: „Schweige ſtill, mein Bruder.“ Paul ſchwieg. Die Brüder blieben drei Wochen bei Antonius und Paul bediente ſie höchſt aufmerkſam, aber mit einem ſo unverbrüchlichen Stillſchweigen, daß ſie endlich fragten: „Warum redeſt du nie mit uns?“ Paul lächelte freundlich und gab keine Antwort. Als nun die Brüder den Antonius um den Grund fragten und er ſich nicht beſinnen konnte, etwas derartiges geboten zu haben, ſagte er zu Paul: Rede doch mit den Brüdern! weshalb ſchweigſt du?“ „Weil du es mir geboten haſt, mein Vater,“ antwortete Paul gelaſſen. Da rief Antonius: „O meine Brüder! dieſer Paul verdammt uns alle, denn keiner von uns beachtet und befolgt ſo genau die Einſprache des heiligen Geiſtes, wie er jedes Wort in Obacht nimmt, das ich zu ihm ſpreche.“

Paul war ſo recht einer von jenen „Kleinen,“ denen Gott ſeine ewigen Geheimniſſe offenbart. Das ſüße, erhabene, beſeligende Geheimnis vom Gehorſame des ewigen Wortes in der Menſchwerdung war ihm aufgegangen; im Verſtande nicht, wohl aber im Herzen. Er gehorchte, weil ſein Gott gehorſam war. Das iſt die höchſte Stufe des Gehorſams," ſagt der heilige Bonaventura in ſeiner „Goldenen Leiter der Tugenden."

Nach der Lehre des heiligen Antonius beherrſchten gewiſſe böſe Geiſter durch gewiſſe Laſter die Menſchen; hatte nun jemand irgend ein Laſter, ſei es Hochmut, Geiz, Trägheit, Neid u. ſ. w. völlig in ſich beſiegt und es in der Wurzel ausgerottet: ſo belohnte Gott der Allmächtige dieſen gewaltigen Kampf zuweilen mit der Gnade, daß ein ſolcher Streiter Chriſti ſeine Macht über den Dämon dieſes Laſters in andern ausüben durfte. Durch Demut und Gehorſam beſiegte Paul ſo gründlich den alten Menſchen in ſich, daß er ſchnell zur höchſten Vollkommenheit ſich erſchwang. Die Kraft Gottes fand kein reineres Werkzeug als dieſen einfachen Greis und darum wurde ſein Gebet gleichſam allmächtig wider die Dämonen und die von ihnen Beſeſſenen. Die traurigſten Fälle der Art ließ Antonius, vielleicht auch aus Demut, denn in dieſer Tugend übertrifft immer ein Heiliger den andern, von ſeinem Paul erledigen. Einſt wurde ihm ein Jüngling zugeführt, der vom Dämon der Gottesläſterung bis zum Wahnwitz geplagt war. Er brachte ihn zu Paul und ſagte: „Vertreibe den böſen Feind aus dieſer Seele, damit ſie Gott lieben und loben könne." „Warum tuſt du es nicht, mein Vater?" fragte Paul. „Weil ich eben keine Zeit habe," antwortete Antonius und ging von dannen. Paul verrichtete ſein eifrigſtes Gebet und ſagte darauf: „Haſt du es gehört, du böſer Dämon, Antonius befiehlt dir, dieſe Seele zu verlaſſen." Aber der Jüngling wütete frecher und wilder noch wider Gott und alles Heilige. „Verlaß dieſe Seele oder ich verklage dich bei Chriſtus!" wiederholte Paul. Doch ohne Erfolg. Da ging er hinaus unter die brennende Mittagsſonne Egyptens, die dem babyloniſchen Feuerofen nicht unähnlich iſt, beſtieg einen Felſen und ſprach: „Lieber Heiland, Du ſiehſt, daß ich hier ſtehe. Nun werde ich nicht von hier fortgehen, nicht ſchlafen, nicht eſſen, nicht trinken, bis Du dieſen armen Jüngling von dem böſen Geiſte befreit haſt; denn Antonius hat mir befohlen, Dich darum zu bitten." Und mit dieſer Taubeneinfalt führte er das Werk zu Ende.

Mit zärtlicher Liebe und Bewunderung nannten die Brüder dies Schoßkind Gottes nie anders, als Paul den Einfältigen, ſo erzählt Palladius, Biſchof von Helenopolis, der ſich gegen Ende des Jahrhunderts drei Jahre in der Wüſte Egyptens aufhielt.

Ammon, Abt zu Nitria.

„Herr, wer wird ruhen auf deinem heiligen Berge?
„Wer ohne Makel einhergeht." (Pſ. 14, 1—2.)

Unfern Alexandrien, in einem Landhauſe, ſaß ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren einer Jungfrau gegenüber und erklärte ihr das ſiebente Kapitel des erſten Korintherbriefes, welches von den Vorzügen des jungfräulichen Lebens vor dem Eheſtande handelt, Vorzüge, die der heilige Apoſtel in dem Worte zuſammenfaßt: „Eine Jungfrau iſt auf das bedacht, was des Herrn iſt, damit ſie an Leib und Geiſt heilig ſei." (V. 34.) Und: „Seliger iſt ſie, wenn ſie Jungfrau bleibet.“ (V. 40.) Dieſe beiden jungen Leute waren im Feſtgewande und trugen Blumenkränze auf der Stirne; dies war hochzeitlicher Gebrauch und ſie waren eben vermählt worden. Der Jüngling hieß Ammon. Er war aus einer reichen und angeſehenen Familie entſproſſen, früh elternlos geworden und hatte von ſeinem Oheim eine vortreffliche Erziehung erhalten, damit er einſt auf jede Weiſe in der Welt glänze. Aber die Gnade bemächtigte ſich ſo ganz und ſo früh ſeiner Seele, daß die Welt mit ihrem Glück und ihrem Glanz nicht den mindeſten Reiz für ihn hatte. Reichtümer, Ehren, Genüſſe und Freuden ſtießen ihn ab, ſtatt ihn anzuziehen. Sein Oheim, übrigens ein ſehr rechtſchaffener Mann, ſah das mit großer Betrübnis und wähnte, das beſte Mittel, um Ammon auf andere Gedanken zu bringen, ſei der Eheſtand. Ohne ihn zu fragen, ſchloß er eine Verbindung zwiſchen ſeinem Neffen und der Tochter eines ſehr angeſehenen Mannes ab; und erſt, nachdem alles beſtimmt und abgemacht war, erfuhr Ammon dieſe Verfügung ſeines Oheims, den er wie ein guter und dankbarer Sohn zärtlich liebte und ehrte. Reine Seelen gehen ſicher an Gottes Hand. Ammon unterwarf ſich äußerlich. Aber die Gnade in ihm war ſo groß, daß ſie auch auf ſeine Braut überging, und der Schwung ſeiner Seele ſo hoch, daß er auch die Braut über das Irdiſche erhob. Nachdem Ammon ihr mitgeteilt hatte, was der Apoſtel Paulus auf Eingebung des heiligen Geiſtes über die Virginität ſagt, und was der göttliche Heiland vom Himmelreiche ſpricht, wie das neunzehnte Kapitel des Evangeliſten Matthäus es berichtet: da entzündete ſich auch in dem Herzen des jungen Mädchens die Flamme der himmliſchen Liebe und beide kamen überein, im jungfräulichen Stande zu verbleiben. Ammon hätte gewünſcht, ſich ſogleich dem Leben der Einſiedler anſchließen zu können; ohne die Einwilligung ſeiner Braut durfte er aber nicht dieſen Schritt tun, und da ſie nicht wußte, was aus ihr werden ſolle, wenn er ſie verließ, ſo bat ſie ihn, er möge ſich vorderhand noch nicht von ihr trennen. Ammon war es zufrieden und ſie begannen nun ein ſtilles, friedliches, engelhaftes Leben, das ſie achtzehn Jahre miteinander führten. Sie bewohnten ein freundliches, von großen Gärten umgebenes Landhaus und Ammon beſchäftigte ſich eifrig mit deren Beſtellung. Einem Balſamgarten widmete er ganz beſonders ſeine Sorgfalt, da dies Gewächs, wie Weinreben, mit großer Mühe gebaut, beſchnitten und geſäubert werden muß, damit es ſein köſtliches, wohlriechendes Harz ausſchwitze, das zu Weihrauch und zu ärztlichen Mitteln gebraucht wird. Seine Frau ſtand ihrem Hausweſen vor, arbeitete fleißig, um arme und alte Leute zu kleiden, beſuchte Kranke und pflegte ſie und heiligte dieſe geringen und einfachen Beſchäftigungen, wie ſeinerſeits Ammon, durch eine immerwährende Erhebung des Gemütes zu Gott. Zweimal am Tage beteten ſie gemeinſchaftlich die Pſalmen und gegen Abend vereinigten ſie ſich wieder zu einer einfachen Mahlzeit. So vergingen die Tage in einem Frieden, den die Welt nicht kennt und nicht gibt, und ihr Gebet bekam eine ſolche Kraft, daß ſich die Gnade ihnen mehr und mehr mitteilte. Die ganze Umgegend erbaute ſich an dem himmliſchen Wandel dieſer beiden irdiſchen

Unter welchen Drangſalen er dies zu Stande brachte, geht aus folgenden Worten hervor:

„Durch die unendliche Güte unſers Herrn Jeſus
„und durch die unvergleichliche Liebe ſeiner heiligen
„Mutter ſind wir mit manchen beſonderen Gnaden bedacht
„worden. Die größte unter allen war wohl die:
„daß wir unſere Congregation auf dem Kreuz zu gründen
„hatten. Wer kann ſagen, was wir Alles dafür
„zu leiden gehabt haben! ſind wir nicht durch unzählige
„Verleumdungen angeſchwärzt und verdächtigt worden?
„haben uns nicht unſere Freunde ſogar zeitweiſe verlaſſen?
„ſind nicht geiſtliche und weltliche Mächte zu unſerer
„Vernichtung wider uns aufgeſtanden? Aber was
„vermögen alle Geſchöpfe gegen einen Erdenwurm und
„ein Atom, das in der Hand des Allmächtigen und unter
„dem Schutz der Himmelskönigin ſteht? Gott hat
„ſich der Mittel bedient, die auf den Schaden unſerer
„Congregation berechnet waren, um ſie zu kräftigen;
„denn je mehr Antheil ein gottgefälliges Werk an dem
„Kreuz ſeines Sohnes hat, um ſo mehr nimmt es auch
„Theil an dem Segen und den Gnaden, deren Quell
„das Kreuz iſt. Und darum, meine Brüder, wollen wir
„uns rühmen des Kreuzes Chriſti, unſers lieben Herrn,
„und es werth halten als unſern köſtlichſten Schatz.“

Ein friedliches Vertrautſein mit jeder Art von Trübſal, verſchleiert durch die heilige Liebe, ſpricht ſich in dieſen demüthigen, klagloſen, gottinnigen Worten aus.

Engel. Jungfrauen, die nach der höheren Vollkommenheit verlangten, erbaten ſich den Rat, die Anleitung und das Gebet dieſer gottſeligen Frau; Männer und Jünglinge, die ihr Seelenheil zu ſichern wünſchten, wendeten ſich wegen Belehrung an Ammon; jede Seele, die ſich in irgend einer Weiſe bedürftig ihnen nahte, verließ ſie getröſtet und geſtärkt. Die Gabe des Troſtes iſt auch eine Wirkung des heiligen Geiſtes, den der göttliche Heiland ja auch „den Tröſter" nennt, obzwar ſie unter deſſen ſieben Gaben nicht genannt iſt.

Eines Tages ſprach die gottſelige Frau zu Ammon: „Lieber Herr, es ſind jetzt achtzehn Jahre, ſeitdem ich durch Gottes Gnade deinem heilſamen Rat gefolgt bin, wollteſt du jetzt den meinen annehmen, ſo wär' ich verſichert, daß du mich herzlich in Gott liebteſt." Ammon entgegnete, ſie dürfe immer deſſen verſichert ſein, möge er ihren Rat annehmen oder nicht; und was es denn ſei? „Ich glaube," ſagte ſie, „daß du und vielleicht auch ich, mehr für das Heil anderer Seelen wirken kannſt, wenn wir hinfort von einander getrennt leben. Damals hatteſt du Mitleid mit meiner Jugend und Unerfahrenheit und bliebſt bei mir; nun aber, da ich deine Jüngerin im geiſtlichen Leben geworden bin, finde ich es billig, daß ich dir deine volle Freiheit gebe, damit deine große Tugend und Weisheit nicht länger verborgen bleibe." Mit herzlicher Freude dankte Ammon ſeiner Frau und dem lieben Gott und ſagte: „Das iſt ein Gedanke von oben, geliebte Schweſter, und da du es zufrieden biſt, ſo will ich mir denn in der Einſamkeit eine Hütte erbauen. Du aber bleibe hier in dieſem Hauſe und im Schutze des allmächtigen Gottes."

Sein ganzes Beſitztum überließ er ihr, damit ſie unbeſchränkt in Ausübung von Werken der Barmherzigkeit ſei und bald geſellten ſich fromme Jungfrauen zu ihr, mit denen ſie ein ganz aszetiſches Leben führte und dem Weſen nach, wenn auch nicht in der Form, eine Kloſtergenoſſenſchaft bildete.

Ammon, nachdem er von ſeiner Frau Abſchied genommen und ihr verſprochen hatte, ſie jährlich ein- oder zweimal zu beſuchen, wendete ſich der Wüſte zu, die fortan während zweiundzwanzig Jahren ſein Aufenthalt blieb. Er war einer jener ſeltenen Menſchen, die eine ſolche Urſprünglichkeit und unmittelbare Kraft des Geiſtes haben, daß ſie in der Richtung, die ſie einſchlagen, wenig nur von anderen Menſchen empfangen, aber ſehr viel ihnen geben und in ihnen wecken und anregen können. Deshalb drängte ſein Geiſt ihn auch nicht zu der allgemeinen Wallfahrt der Zeit, zu Antonius, ſondern wie Antonius ſuchte er zuerſt die vollkommene Einſamkeit mit Gott auf, und erſt ſpäter begab er ſich zu dem großen Patriarchen und befreundete ſich innig mit ihm, wie das von dieſen zwei heiligen, in Gott verbundenen Seelen zu erwarten ſtand. Ammon ſiedelte ſich in ſeiner Heimat an, in Unteregypten. Da lag weſtlich von Alexandrien der große See Mareotis, halb Sumpf, halb Waſſer, wie ſich das häufig an den Küſten des Mittelländiſchen Meeres, wo es nicht felſig iſt, findet. Am ſüdlichen Ufer dieſes Sees, das Palladius erſt nach anderthalb Tagreiſen erreichte, wurde ſehr viel Salz (Natrum, Niter) gegraben und daher hieß dieſe Gegend Nitria. Sie lief aus in eine ungeheure Wüſte, die ſich bis Mauritanien (Nordafrika) erſtreckte, im Süden aber undurchdringlich bis ins Herz von Afrika ſich ziehen mochte. Kalkſteinfelſen, Ausläufer des Lybiſchen Gebirges, erhoben ſich in dieſer Wüſte und bildeten den Berg Nitria, wie man zu ſagen pflegte, den Ammon in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts zu ſeiner Einſiedelei erwählte und auf dem Palladius gegen Ende desſelben Jahrhunderts 5000 Mönche fand. Ammon richtete ſich in dieſer furchtbaren Wüſtenei eine Felſenzelle ein und erhob ſich zur höchſten Betrachtung und Erkenntnis der Wahrheit, ſo daß die Fülle von anregenden Kräften, die er aus der Fülle des göttlichen Lichtes und der göttlichen Liebe einſog, wie Waſſerbäche vom Hochgebirge ins Tal, aus ſeiner Seele lebend, erfriſchend und reinigend in andere Seelen überſtrömten. Auf einem anderen Wege als Paulus von Theben, als Antonius und Hilarion, war er zu dieſer unausſprechlichen Vereinigung mit Gott gelangt. Er hatte ſich nicht in zarter Jugend der Welt entziehen und in die menſchenleere Einöde fliehen können. Seine Verhältniſſe brachten es mit ſich, daß ihm alles angeboten wurde und alles ihm gehörte, was den Menſchen im irdiſchen Glück zurecht zu ſetzen pflegt. Aber gottliebende Menſchen faſſen ihre Richtung und Dinge, die ſie auf derſelben finden, nur von dem Geſichtspunkte auf, den ſie mit dem Auge des Glaubens erfaſſen, und verfolgen ſie im vollen Zuſammenhang bis in die tiefſte Tiefe und bis zur höchſten Höhe; und ſo machen ſie ſich ein anderes Glück zurecht! Während die Verzagten ſie übertrieben und überſpannt nennen, ſind ſie doch nur ganz, doch nur Eines; und während die Weltmenſchen ſie bemitleiden und beachſelzucken, geben ſie aus zur Eroberung der wahren Glückſeligkeit. Und dazu haben ſie einen ſicheren Leitfaden, den auch Ammon hatte, in der unverwäſſerten Heiligen Schrift. „Ihr ſollt beſitzen, als beſäßet ihr nicht," heißt es in jenem wunderbaren Korintherbriefe, der ſo im Geiſte des Heilandes das Ideal aufſtellt und zwar erreichbar aufſtellt, ohne jedoch die große Mehrzahl derjenigen zu entmutigen, welche nicht es zu verwirklichen begehrt. Ammon aber ſtrebte aus ganzer Seele dahin und war ſo erfüllt von der Ausſicht und Hoffnung auf die himmliſchen Güter und die ewigen Freuden, daß die irdiſchen und vergänglichen etwas waren, was zu ſeinem Beſitztume nicht mehr gehörte. Aug' in Aug' ſah er ihnen, und ſeine Hand erfaßte ſie, und ſie umringten ihn, und dennoch hatte er ſich ſo vollkommen von ihnen abgelöſt, daß er jetzt in einſamer Wüſte nicht ärmer war, als in ſeinem reichen Hauſe.

Bald wurde er in Unteregypten das, was Antonius in Thebais und Hilarion in Paläſtina wurde: der Lehrer und der Mittelpunkt des geiſtlichen Lebens. Heilsbegierige Menſchen kamen in Scharen zum Berge Nitria und viele blieben bei Ammon und wurden große Anachoreten. Der Berg glich einem Bienenſtock, ſo war er von Zellen durchgraben, deren Bewohner ſich von dem ſüßen Honig heiliger Betrachtung nährten. Ihre Beſchäftigung war die Leinweberei, deren Ertrag Ammon teils für den Unterhalt der Brüder, teils für die Armen weit und breit umher, teils endlich für die Verpflegung der zahlreichen Gäſte verwendete. Die Gaſtfreundſchaft wurde in hohem Grade geübt. Kamen Fremde an, ſo eilten die Mönche ihnen entgegen, führten ſie pſalmenſingend erſt in die Kirche, dann in die geräumige Herberge, wuſchen ihnen die Füße, brachten Speiſe und Trank und bedienten ſie. Ein großes Haus, das auf dem Berge neben der Kirche lag, war ganz allein für Gäſte beſtimmt. Da durften ſie jahrelang bleiben, wenn es ihnen gefiel, und während der erſten acht Tage mutete man ihnen auch keine Arbeit zu. Blieben ſie aber länger, ſo mußten ſie ſich beſchäftigen und im Gemüſegarten, in der Küche, in der Bäckerei oder irgend einer anderen häuslichen Arbeit tätig ſein, mußten auch das allgemeine Stillſchweigen halten, welches für gewiſſe Stunden feſtgeſetzt war. Kamen Gelehrte oder wiſſenſchaftlich gebildete Männer, ſo verſah man ſie mit Büchern oder Schriften, um ſie in ihrer Art von Tätigkeit zu erhalten; und auch ſie mußten ſich der allgemeinen Lebensordnung fügen, um keine Störung der klöſterlichen Regel zu machen. Die Mönche beteten zu beſtimmten Zeiten täglich mehrmals gewiſſe Pſalmen und ſangen Hymnen und Loblieder, ſo daß der ganze Berg von himmliſchen Chören erſchallte. Täglich auch belehrte Ammon ſie über die Pflichten, die Wege und das Ziel des aszetiſchen Lebens und legte ihnen die Heiligen Schriften aus. Am Samstag und Sonntag wurde Gottesdienſt in der großen Kirche gehalten, die mitten auf dem Berge lag. Nach und nach wurden acht Prieſter für dieſe ſo überaus zahlreiche Gemeinde und deren geiſtliche Bedürfniſſe notwendig; das heilige Meßopfer und das Predigtamt verwaltete aber immer nur der Älteſte von ihnen.

Fühlte ſich einer von Ammons geiſtlichen Söhnen zu einem beſonders ſtrengen Leben der

Buße berufen und hatte er zuvor Proben ſeiner Demut und Beharrlichkeit abgelegt, ſo bekam er die Erlaubnis, ſich aus dem gemeinſamen Leben zu Nitria in eine größere Abgeſchiedenheit begeben zu dürfen. Zehn Meilen tiefer in die Wüſte hinein ſchlugen ſolche Einſiedler ihre Zelte auf, und zu der Zeit, als 5000 Brüder gemeinſam auf dem Berge Nitria lebten, hatten ſich 600 aus ihnen in jene Wüſtengegend zurückgezogen, die von der Menge der zerſtreuten Zellen oder Hütten den Namen Cellia empfing. Dieſe Zellen lagen ſo weit von einander entfernt, daß kein Einſiedler von ſeinem nächſten Nachbar geſehen oder gehört werden konnte. Jeder blieb für ſich und bei ſeiner Handarbeit, die er einigemal im Jahre in Nitria ablieferte und dafür die Lebensmittel erhielt, die ihm notwendig waren. Keiner beſuchte den anderen, um ſich mit ihm zu unterhalten, keiner ſprach mit dem andern, um ſich zu zerſtreuen. War einer unter ihnen weit vorgeſchritten im geiſtlichen Leben und wußte er, daß ein anderer ſchwer kämpfte, ſo ſuchte er ihn auf, um ihm Mut oder Warnung oder Troſt zuzuſprechen. Auch die Einſiedler von Cellia hatten ein Gotteshaus, das inmitten ihrer Wüſte lag und worin ſie ſich ebenfalls Samstags und Sonntags verſammelten. Einige von ihnen wohnten drei bis vier Meilen davon entfernt. Da ſahen ſie ſich, aber wie Fremdlinge, die aus dem Himmel kommen, um auf Erden die Beſchäftigung der Himmliſchen fortzuſetzen; nämlich Gott anzubeten. War der Gottesdienſt zu Ende, ſo ging jeder ſchweigend heim. Fehlte einer, ſo wußten die übrigen ſchon, daß er krank ſein müſſe, und dann beſuchten ſie ihn, aber vorſichtig und nicht auf einmal. Genug, wenn ſie auch dem Leibe nach einſam und abgeſchieden und ohne irgend einen vergänglichen Troſt lebten: in der heiligen Liebe zu Gott und dem Nächſten waren ſie innig verbunden, waren in dieſer Verbindung lebendige Glieder des Leibes Chriſti, durch den ſie wiederum mit dem himmliſchen Vater verbunden waren und ſagten mit größerer Vollkommenheit als der Apoſtel Philippus (Joh. 14, 8), dem damals der heilige Geiſt noch nicht das übernatürliche Auge geöffnet hatte: „Es genügt uns.“

Der ſelige Stifter dieſer frommen Genoſſenſchaften war mit außergewöhnlichen Gnadengaben beſchenkt und las in den Seelen und in den Zeiten, wie in aufgeſchlagenen Büchern, verborgene Dinge. Betrübte Eltern führten einſt ihren einzigen Sohn in Ketten und Banden auf den Berg Nitria. Der Knabe war von einem tollen Hunde gebiſſen und verſuchte nun in der Wut über andere herzufallen. Die Eltern trugen ihr Anliegen vor und flehten um Ammons Fürbitte. „Liebe Leute,“ entgegnete Ammon, „mein armes Gebet vermag in dieſer Sache ſehr wenig, aber ihr ſelbſt vermöget ſehr viel.“ Sie fragten, wie ſo das? Und er ſprach: „Ihr habet eine arme Witwe ihrer Kuh beraubt; gebt ihr dieſelbe zurück und der liebe Gott wird daran ſolches Wohlgefallen haben, daß Er euch die Geſundheit eures Kindes ſchenken wird.“ Beſchämt, bereuend und hoffnungsvoll gingen ſie heim, machten ihre Miſſetat wieder gut und ihr Sohn wurde geſund. Ein anderes Mal hatten zwei Männer ihm die Verſicherung gegeben, daß ſie ihm gern aus Liebe zu Gott einen Dienſt leiſten möchten. „Das freuet mich,“ ſagte Ammon, um ſie zu prüfen; „dazu will ich euch gleich Gelegenheit geben. In eurem Dorfe hat man uns ein großes, neues Faß geſchenkt, welches wir ſehr notwendig brauchen, um das Trinkwaſſer für unſere Gäſte aufzubewahren; ich bitt' euch, ſchafft es mir herauf. Sie verſprachen es und gingen fort. Dem einen tat aber ſeine Zuſage leid und er ſagte zu dem andern: „Ich werde mich hüten, das Faß den Berg hinauf zu ſchaffen. Das würde mein Kamel ganz zugrunde richten." Der Zweite aber, obwohl er nur ein Eſelein hatte, erfüllte ſein Verſprechen, nicht ohne Mühe und Anſtrengung für ſich und ſein Laſttier. Als Ammon ihn daherziehen ſah, ging er ihm freundlich entgegen, dankte ihm und ſprach: „Sieh! es hat deinem Gefährten nichts geholfen, ſein Kamel ſo über die Maßen zu ſchonen; denn inzwiſchen haben die Hyänen es zerriſſen." Und als der Mann am andern Tage in ſein Dorf zurück kam, fand er ſeinen Gefährten, der ſich das Haar vom Kopfe raufte, weil die wilden Tiere über Nacht ſein Kamel gefreſſen hatten.

Einſt ſchickte der heilige Antonius dem ſeligen Ammon einen freundlichen Gruß und die Einladung, ihn doch noch einmal zu beſuchen. Dreizehn Tagereiſen trennten ſie; Ammon ſäumte aber nicht, machte ſich mit dem Boten und ſeinem Lieblingsjünger Theodor auf und pilgerte vom Berge Nitria zum Berge Colzim. Sie gelangten glücklich bis zu einem Arme des Nil, den man den Lykus nannte, und ſpähten nach einem Nachen, der ſie hinüberfahre. Es war aber eine ganz menſchenleere Gegend, in welcher gar kein Verkehr mehr ſtattfand; daher gab es nirgends Nachen und es blieb ihnen nichts übrig, als durch den Fluß zu ſchwimmen. Während die Brüder ſich ſämtlich dazu anſchickten, wollte Ammon ſich nicht entkleiden. Da ward er von einer übernatürlichen Kraft ſanft emporgehoben und über den Fluß hinweggeführt; das Waſſer trug ihn, wie es ſeinen Herrn und Meiſter getragen hatte. Mit inniger Freude empfing ihn Antonius: „Deines Bleibens iſt nicht mehr lange zwiſchen uns, mein Bruder, darum hatte ich ein großes Verlangen, noch einmal mit dir von den Dingen der Ewigkeit zu ſprechen,“ ſagte er. Sie blieben geraume Zeit beiſammen und labten ihre Seelen an dem Licht, das aus der einen in die andere ſtrahlte. Dann trennten ſie ſich und als bald nachher Ammon auf dem Berge Nitria ſtarb, ſah Antonius deſſen verklärte Seele „wie die aufſteigende Morgenröte“ (Hohel. 6, 9) ins himmliſche Vaterland ziehen.

Der heilige Pachomius,

Abt von Tabenna.

„Herr, was willſt du, daß ich tun ſoll.“ (Apoſtelg. 6, 9.)

Wie Antonius der Schöpfer des Mönchslebens genannt werden kann, ſo war ſein jüngerer Zeitgenoſſe Pachomius deſſen Geſetzgeber. Er gab den Genoſſenſchaften von Anachoreten, die teils als Einſiedler, teils gemeinſchaftlicher in Lauren lebten, aber nur ganz form- und geſtaltlos durch den gewaltigen Geiſt ihrer Begründer Antonius, Hilarion und Ammon zuſammenhielten, beſtimmte Regeln und Geſetze, durch welche ſie ſich zu einer feſten und dauerhaften Verbindung zuſammenſchloſſen. Pachomius war der eigentliche Stifter der geiſtlichen Orden, deren Vorläufer und Vorbilder jene drei waren.

Pachomius ſtammte aus einer heidniſchen Familie in der Thebais und ward ſorgfältig in den Kenntniſſen ſeines Landes und ſeiner Zeit unterrichtet. Von früheſter Kindheit an zeichnete er ſich durch unſchuldige Geſinnung und züchtige Sitten in ſeiner verdorbenen heidniſchen Umgebung aus. Es wird von ihm erzählt, daß er als junges Kind ſeine Eltern zu einem Götzenbilde begleitet habe, das Orakel gab. Aber es verſtummte in der Gegenwart dieſes Kindes und die Götzenprieſter erklärten den beſtürzten Eltern, daran ſei niemand Schuld, als der kleine Feind der Götter, ihr Sohn.

Zu der Zeit, als Conſtantin Krieg führte gegen ſeinen Mitkaiſer Maxentius, ließ er in dem Teile des römiſchen Reiches, der ihm unterworfen war, die kräftigſten Jünglinge ausheben und im Kriegsdienſte verwenden. Dies Schickſal traf auch den Pachomius, der damals kaum zwanzig Jihre alt war. Eine ganze Schar ſolcher jungen Leute ward in der Thebais ihren Familien entriſſen, auf dem Nil eingeſchifft, um zuerſt gen Alexandrien und zu ihrer ferneren Beſtimmung geſchickt zu werden. Sie waren ſämtlich ſehr niedergeſchlagen, verließen ungern ihr Vaterland und wurden überdies von den Soldaten, die ſie bewachten, ſchlecht verpflegt und roh behandelt. Als das Schiff eines Tages bei einer anſehnlichen Stadt an's Land legte, kamen viele Einwohner an das Ufer des Nils, brachten den jungen Rekruten Speiſe und Trank und allerlei Labung, tröſteten ſie, ermunterten ſie zu Hoffnung und Mut, und erwieſen ſich ſo unge-

Auf ſeinen verſchiedenen Miſſionen hatte Pater Eudes den Troſt mannigfacher Bekehrungen des Glaubens, des Lebens, des Wandels. Auch ſolche Perſonen fanden ſich, welche ſich von ihren laſterhaften Wegen abzukehren wünſchten und deßhalb ſeine Hülfe in Anſpruch nahmen. Er ſah wohl ein, daß Elend, böſes Beiſpiel und Mangel an Aufſicht und Belehrung faſt immer Schuld an der ſittlichen Verkommenheit dieſer Perſonen — und zugleich das Haupthinderniß an deren gründlicher Bekehrung war. Die ſchwachen Keime edlerer Gefühle, der Reue, der Beſchämung, der Sehnſucht nach Ausſöhnung mit Gott, welche die Gnade durch ſeine Worte in dieſen armen abgeſtorbenen Seelen weckte, konnten unter dem Druck des Elends und dem Anhauch des Laſters nicht erſtarken und nicht Früchte der Buße hervorbringen. In dieſer Luft wucherten nur die böſen Mächte der Verführung. Um die Unglücklichen derſelben zu entrücken, bewog Pater Eudes einige Perſonen von hoher Frömmigkeit, ſie bei ſich aufzunehmen und ihnen Arbeit, Aufſicht und wo möglich auch ſittliche Erziehung zukommen zu laſſen. Die religiöſe Belehrung wollte er ſelbſt, ſo viel wie möglich, übernehmen. Aber dies Verfahren war nicht durchzuführen, weil die ſcharfe und ununterbrochene Bewachung nicht zu bewerkſtelligen war, welche bei dieſen Perſonen den Mangel an Selbſtbeherrſchung, Ausdauer und Willenskraft erſetzen muß. Pater Eudes wünſchte ſehnlichſt, in einem eigemein liebevoll gegen dieſe unbekannten und verlaſſenen Jünglinge, daß alle gerührt waren, vorzüglich aber Pachomius. Er erkundigte ſich, was dies für mildreiche, wohlwollende Leute ſein möchten, und erfuhr, daß es Chriſten wären, Leute, die an Jeſus Chriſtus, den eingeborenen Sohn Gottes glaubten, die ſich bemühten, allen Menſchen Gutes zu tun, beſonders den Unglücklichen, den Hilfloſen und Verlaſſenen, und die dafür ihren Lohn im Himmel, auf Erden nicht, zu empfangen hofften. Von dieſem Glauben der Chriſten ward Pachomius tief gerührt und mit einem von der göttlichen Liebe erleuchteten und entzündeten Herzen zog er ſich zurück, hob Augen und Hände zum Himmel und betete: „Allmächtiger Gott, der Du Himmel und Erde geſchaffen haſt, wenn Du mich aus der gegenwärtigen Trübſal befreieſt und mir die wahre Erkenntnis ſchenkſt, in welcher Weiſe ich Dir am vollkommenſten dienen kann, ſo will ich mich für alle Tage meines Lebens einzig deinem Dienſte widmen. Erhöre mein Gebet und laß mich wiſſen, was ich tun ſoll.“ Das Schiff ging weiter und führte die jungen Leute ihrer Beſtimmung zu. Pachomius vergaß nie, daß er ſich dem Dienſte Gottes anverlobt habe, obwohl ihm vielfache Anlockungen begegneten, und mit Verachtung wies er die Freuden der Welt zurück, denen ſeine heidniſchen Gefährten ſich hingaben.

Conſtantins Kriegszug gegen Maxentius nahm ſchnell ein ſiegreiches Ende, die Soldaten wurden entlaſſen und im Jahre 313 kehrte Pachomius freudig in ſeine Heimat zurück, um ſich unter eine andere Truppe zu ſtellen, nämlich unter die Katechumenen, welche den Unterricht in der Glaubenslehre der Chriſten erhielten. Sein feuriges Herz machte ihn zu einem ſo eifrigen Jünger dieſes ſeligen Glaubens, daß er bald darauf das heilige Sakrament der Taufe empfing. In der folgenden Nacht träumte er, daß Tau vom Himmel in ſeine rechte Hand fiele und ſich in Honig verwandle, und es ſprach eine Stimme: „Pachomius! Chriſtus der Herr gibt dir große Gnade.“ Sein liebentflammtes Herz wußte nicht anders ſich genug zu tun, als durch die vollkommene Hingebung an dieſen gnadenvollen, liebereichen Herrn. Während er überlegte, wie ſich das am beſten bewerkſtelligen laſſe, hörte er von dem greiſen Anachoreten Palemon ſprechen, der in einer Einöde der Thebais ein ganz der Welt abgeſtorbenes und dem Himmel zugewendetes Leben führe. Da wurde es hell in Pachomius, als ob ihm innerlich die Sonne aufginge. Er ſprach zu ſich ſelbſt: Das iſt's, wohin Gott dich haben will! und machte ſich ſofort auf dem Weg nach Polemons Wüſtenei. An die Türe der armſeligen Hütte klopfte er demütig und bat um Einlaß. Der alte Anachoret öffnete die Türe nur halb, ſchaute ernſt und ſtreng den Jüngling an und fragte: „Was willſt du? Pachomius entgegnete unverzagt: „Gott der Herr ſchickt mich her; ich ſuche dich, denn ich will von dir lernen Einſiedler zu werden.“ Aber mit immer gleicher Strenge ſprach Palemon: „Das haben ſchon manche mir geſagt, ſind aber bald wieder ihres Vorhabens überdrüſſig worden. Denn das Einſiedlerleben iſt freilich eine gottgefällige, aber auch eine harte und ſchwere Sache, der man wohl überdrüſſig werden kann.“ Es iſt nicht einer wie der andere,“ ſagte Pachomius beſcheiden, „verſuch' es mit mir! allmählich wirſt du meinen guten Willen und meine Kräfte erkennen.“ „Mache erſt die Vorübung zum geiſtlichen Leben in einer Laure durch,“ antwortete Palemon immer abweiſend; „da haſt du durch die Gemeinſchaft mit anderen mehr Hilfe und durch ihr Beiſpiel mehr Ermunterung; kannſt auch leichter einige Labung finden, wenn das büßende Leben dir zu ſchwer fallen ſollte. Hier an dieſem Orte kann man nicht anders als einen äußerſt ſtrengen Wandel führen, denn alle Hilfe und jede Stütze menſchlicher Art fällt weg. Ich brauche zu meinem Unterhalte nur Brot oder wilde Kräuter mit Salz und durchwache die halbe Nacht, oft die ganze, in Gebet und Betrachtung der heiligen Schrift. Am Tage bin ich keinen Augenblick müßig und ſogar wenn ich die Pſalmen ſinge und bete, verfertige ich ein härenes Zeug zu Bußkleidern, damit ich den Ertrag an Dürftige und Fremdlinge geben könne.“ Der Jüngling erſchauderte bei der Vorſtellung, ein ganzes Leben in dieſer Weiſe hinzuopfern; doch die Gnade überwog den Widerſtand der Natur und er ſagte entſchloſſen: „Ich glaube und vertraue in Chriſtum den Herrn, daß Er mir Stärke und Geduld geben werde, um aus Liebe zu Ihm Zeit meines Lebens die Hilfe deines Gebetes, mein Vater.“ Dieſer Glaube an den Beiſtand Gottes und dieſe große Opferwilligkeit waren dem alten Palemon ein Zeichen, daß ein übernatürlicher Antrieb und kein Hochmut und keine Neugier den Jüngling zum aszetiſchen Leben dränge. Er hieß ihn willkommen, nahm ihn bei ſich auf und gab ihm das Gewand, welches alle Anachoreten gleichmäßig zu tragen pflegten, um auch äußerlich zu zeigen, welchem

Stande ſie ſich gewidmet hatten: nämlich das Skapulier von Ziegen- oder Schaffell (Melote.)

Ungefähr um dieſe Zeit ſchrieb Euſebius in ſeinem „Erweis des Evangeliums:“

„In der Kirche Chriſti gibt es zwei verſchiedene Ordnungen des Lebens, die beide gemäß der Gnade ſind, deren eine jedoch übernatürlich iſt und über die allgemeine menſchliche Art hinaus geht. Denn ſie läßt weder Heirat, noch Erwerb zu, und widmet ſich, durchaus verſchieden von gewöhnlicher Weiſe der Menſchen, aus überſchwenglicher himmliſcher Liebe dem Dienſte Gottes allein. Diejenigen, welche ſolchen Wandel führen, ſind dem ſterblichen Leben gleichſam ſchon abgeſtorben, leben nur dem Leibe nach noch auf der Erde; ihre Seele aber iſt mit ganzem Verlangen ſchon hinübergegangen in den Himmel. Gleich Unſterblichen ſchauen ſie auf den Verkehr der Erdenbewohner hinab und heiligen ſich dem ewigen Gott für das ganze Menſchengeſchlecht, nicht mit erwürgten Farren, nicht mit Trank- und Rauchopfern, ſondern mit ächten Lehren wahrer Gottſeligkeit, mit der Geſinnung einer reinen Seele, mit Übung der Tugend in Werken, wodurch ſie Gott verſöhnen, und für ſich und ihre Brüder heiligen Gottesdienſt üben.“

So erhaben dachte die alte Kirche von ihren Aszeten! ſo entſprechend ihrer Liebe für den göttlichen Heiland war ihre Auffaſſung der Aszeſe, nämlich daß dieſelbe in der liebenden Vereinigung mit ſeinem Sühnopfer übernatürliche Gnade und Kraft gewinne, um Buße zu tun für diejenigen, welche keine tun, und daß ſie dadurch zu einer ſühnenden Macht für die Brüder werde. Die Entſagung aus unerhörter, unausſprechlicher Liebe war die Erfindung des menſchgewordenen Gottes. Und weil Er, um ſie in der allerhöchſten Vollkommenheit zu üben, Menſch ward, ſo iſt ſie ſeitdem auch das Eigentum der Menſchen geblieben, die himmliſch geſinnt ſind; denn Er hat den Menſchen nicht blos die gottgefälligen Tugenden gezeigt, ſondern zugleich auch gegeben in der Kraft der Gnade. Euſebius war keine jener ſchwunghaften Seelen, wie Antonius, Athanaſius, Auguſtinus, die gleichſam bezaubert von der Liebe Gottes waren und jeden Atemzug zu einem Hymnus und jeden Herzſchlag zu einem Liebesſeufzer machten. Er war in der Kirche Gottes mehr ein Wiſſender, als ein Liebender; aber ſogar ſein trockener Verſtand erkennt den überirdiſchen liebeglühenden Tiefſinn der Aszeſe an und erwärmt ſich an der heiligen Flamme der Liebe zum Leiden, die Chriſtus auf Erden angezündet hat.

Pachomius lebte nun bei Palemon mit eben der Strenge und denſelben Beſchäftigungen, geiſtlichen Übungen und Arbeiten obliegend, wie der Greis ſelbſt. Das nächtliche Gebet wurde ihm ſehr ſchwer. Er war des Nachtwachens nicht gewohnt und häufig übermannte ihn der Schlaf. Dann ging Palemon mit ihm vor die Hütte und hieß ihn einen Sack mit Sand füllen und dann die ſchwere Laſt ſo lange hin und her tragen, bis er wieder munter geworden war. Palemon hielt ihn auch immer dazu an, recht aufmerkſam beim Gebet zu ſein und ſich weder durch ſeine Handarbeit noch durch andere Gedanken zerſtreuen zu laſſen. „Sei wachſam und eifrig, mein Pachomius!“ pflegte er zu ſagen. „Wirſt du ſchläfrig und lau, ſo benutzt das der böſe Feind, um dir Widerwillen gegen deinen heiligen Vorſatz einzuflößen, und dann iſt all unſere Müh' und Arbeit umſonſt geweſen!" Alle Ermahnungen, Lehren und Übungen des Greiſes nahm der fromme Jüngling mit tiefem Gehorſam an und wuchs dadurch von Tag zu Tage im gottgefälligen Wandel, ſo daß der erfreute alte Palemon nicht aufhörte, Chriſtus den Herrn für einen ſolchen Jünger zu loben und zu preiſen; Pachomius aber tat das nämliche für einen ſo heiligen geiſtlichen Vater.

Am hochheiligen Oſtertage ſprach Palemon: „Heute iſt ein allgemeines Feſt in der ganzen Chriſtenheit, darum gehe hin, mein Pachomius, und bereite uns für den herrlichen Feſttag ein Freudenmahl." Der Jüngling vollzog den Befehl und die feſtliche Mahlzeit, die er zubereitete, beſtand darin, daß er auf die wilden Kräuter, die ſie ſonſt nur mit Salz würzten, ein wenig Öl goß. Dann kam er zu Palemon und ſagte: „Mein Vater, ich habe getan, was du mir befohlen haſt." Als nun Palemon nach verrichtetem Gebete ſeinen Blick auf die Speiſe fallen ließ und gewahrte, daß das Öl mit zerriebenem Salze vermiſcht war, da fing er an bitterlich zu weinen und klagte unter ſtrömenden Tränen: „Mein Herr und Heiland iſt am Kreuze mit Galle und Eſſig getränkt worden und ich ſoll ſchwelgeriſche Koſt zu mir nehmen? Ach, das kann ich nicht!" Pachomius bat ihn flehentlich, doch ein wenig davon zu genießen; es ſei ja heute der höchſte Freudentag; umſonſt! der Greis blieb bei ſeiner untröſtlichen Wehklage. So brachte Pachomius denn, wie gewöhnlich, Salz mit

Brot; und nun wurde Palemon froh und aß ſehr vergnügt mit ſeinem lieben Jünger.

Einſt kam ein fremder Anachoret zu ihnen und bat um Herberge, die ihm gern gewährt wurde. Pachomius hatte Feuer angemacht, da er Brot backen wollte, und alle drei ſaßen daneben und ein Wort gab das andere. Der fremde Einſiedler begann vom Glauben zu ſprechen und ſagte plötzlich: „Hat einer von euch den wahren Glauben, ſo ſtelle er ſich auf dieſe glühenden Kohlen und bete langſam ein Vater Unſer.“ Palemon erkannte aus dieſer vorwitzigen Aufforderung, daß der gute Bruder vom Hochmut geplagt ſein müſſe und antwortete: „Laſſe dergleichen Worte nicht wieder über deine Lippen kommen, mein Bruder! ein böſer Geiſt gibt ſie dir ein! es iſt derſelbe Geiſt, der unſern Herrn aufforderte, ſich von der Tempelzinne herab zu ſtürzen. Ergeht der Befehl Gottes an dich, auf glühende Kohlen hinzutreten, ſo vollziehe ihn; aber im Gehorſam und nicht aus Übermut des Eigenwillens.“ Anſtatt die Ermahnung Palemons dankbar anzunehmen, erhob ſich der Einſiedler und ſtellte ſich wirklich auf die Kohlen. War es eine beſondere Zulaſſung Gottes, war es ein Blendwerk des böſen Feindes; genug, er blieb unverletzt und wurde nun durch ſeine geträumte Heiligkeit dermaßen hochmütig, daß er auf Palemon und Pachomius mit großer Geringſchätzung herabſah und ſie auch bald wieder verließ. Aber er ging einem traurigen Ende zu! Der Hochmut raubte ihm das wahre Vertrauen auf Gott und Wachſamkeit gegen die Verſuchung. Er fiel tief und immer tiefer, und die Blindheit ſeines Herzens wurde ſo groß, daß ſie mehr und mehr ſeine Vernunft umdunkelte, bis er kläglich im Wahnſinne ſtarb. Dieſe Begebenheit war für Pachomius eine heilſame Warnung, ſorgfältig über ſich ſelbſt zu wachen, damit nicht blos die Vorſchrift äußerlich erfüllt, ſondern als ein heiliges Gebot in's Herz gegraben und mit dem ganzen Gemüte vollzogen werde. Tag und Nacht las er in der heiligen Schrift, lernte ſie auswendig, ſtellte Betrachtungen darüber an und befliß ſich, ihre Lehre von der Geduld, von der Demut, von der Liebe zu Gott und dem Nächſten zugleich ins Gedächtnis zu faſſen und in's Werk zu ſetzen. Palemon bewunderte ihn heimlich, weil er in ſo himmliſcher Weiſe jede Selbſtverleugnung und Abtötung übte, daß ſeine Seele immer reiner, immer lauterer wurde. Sein hartes, beſchwerliches Anachoretenleben, in welchem nichts zu finden war, als nur das, was der ſinnlichen Natur aufs äußerſte zuwider iſt, liebte Pachomius herzlich, weil er darin ein Stück des heiligen Landes ſeines Herrn durchlebte. Einzelne Stellen in der Wüſte tragen ein niedriges Dornengeſtrüpp, an welchem die Dornen lang und ſpitz, wie große Stecknadeln, und dabei ſo eiſenhart ſind, daß ſie ſich wie Lanzen einbohren. Um Jeruſalem heißt man ſie „Spina sancta", weil die heilige Dornenkrone davon geflochten war. Eine ſolche Dornenwildnis lag unfern von Palemons Hütte und Pachomius ſammelte dort die Reiſer ein, welche er zum Feuer brauchte. Wurden nun ſeine Hände und Füße bei dieſer Arbeit ſchmerzlich von den fürchterlichen Dornen zerſtochen, ſo gedachte er der Nägel, welche die zarten Hände und Füße des liebreichen Herrn am Kreuze durchwundeten und fühlte ſeine eigenen Schmerzen nicht. So machte Pachomius eine Prüfungszeit von mehreren Jahren bei Palemon durch.

Eine Tagereiſe nilabwärts von Theben am linken Ufer liegt in der Wüſte hinter dem Dorfe Denderah (dem alten Tentyris) der ſchöne Tempel der Aphrodite, den die Königin Cleopatra bauen ließ. Er war alſo ſchon 400 Jahre alt, als Pachomius in dieſe Gegend kam; und wie Pachomius ihn damals ſah, ſo iſt er im weſentlichen noch jetzt nach anderthalb Jahrtauſenden, nur freilich hat ſeine Bedeutung ſich ſehr geändert: er iſt eine Herberge für Reiſende des Landes geworden.[1] Man nennt im Oriente ein ſolches Gebäude einen Khan; es bietet dem Reiſenden ein Obdach für ihn ſelbſt ſowohl, als für Eſel, Pferde und Kamele, aber ſonſt findet man nichts, als was man ſelbſt mitbringt. Unter den majeſtätiſchen und rieſenhaften vierundzwanzig Säulen, die, zu ſechs in jeder Reihe, eine großartige Vorhalle bilden, bedeckt jetzt Spreu, als Schlafſtätte für Menſchen und Vieh, fußhoch den Boden, liegen Steine und ſchwarze Aſche als Überbleibſel kleiner Feuerherde umher, ziehen ſich lange Waſſertröge, aus Lehm geknetet, um die Tiere zu tränken, bis zur äußeren Eingangspforte hin. Dieſe gemeine Beſtimmung bildet einen ſchneidenden Gegenſatz mit den ſtrengen und erhabenen architektoniſchen Linien des altegyptiſchen Bauwerkes; aber keinen ſchneidenderen, als der tiefe Ernſt dieſer Architektur ſelbſt, mit ihrer kindiſchen, verzerrten und abenteuerlichen Ausſchmückung durch Meißel und Pinſel. Die reinſte Blüte des Geiſtes der alten Egypter — wie überhaupt vielleicht der meiſten Völker — war ihre Baukunſt, und zwar deshalb, weil ſich die Sinnlichkeit weniger in ihr, als in den übrigen Künſten ausprägen läßt. Das Dorf Denderah liegt unter Dommpalmen und zwiſchen Feldern. Bald geht aber die Kultur in Weideland für Schafe und Ziegen über, und allmählich erſtirbt dieſes in den gelben Wellen des Sandes, aus dem, wie ein ſchwarzer Felsblock, der Tempel der Hathor (ſo hieß die Venus der egyptiſchen Götterlehre) aufſteigt. Hinter ihm wogt und wogt die ungeheure lybiſche Wüſte ins Herz von Afrika hinein.

---

[1] Aus den oberen zerſtörten Tempelräumen iſt der bekannte aſtronomiſche Tierkreis von Denderah in das Muſeum von Paris entführt. Aber in der äußern Vorhalle iſt an der Decke noch ganz deutlich, obwohl etwas geſchwärzt, ein Tierkreis zu ſehen. Er beginnt mit dem Zeichen des Krebſes, über dem ein Lichtball ſchwebt, der in eine Strahlengarbe ſich ergießt, wodurch das Sommerſolſtitium bezeichnet iſt. Dann folgen die übrigen Zeichen, wie wir ſie kennen, mit Sternen und mit ſymboliſchen Geſtalten untermiſcht; nur ſtatt des Zeichens der Jungfrau iſt hier eine Schlange.

In dieſer Gegend lag ein verfallenes und gänzlich verlaſſenes Dorf. Ob Chriſten daraus vertrieben waren, ob es früher durch Kriege der Römer oder noch älterer Völker zerſtört und verödet worden war, man weiß es nicht! Es hieß Tabenna und hierher geriet einſt Pachomius, als er tiefe Einſamkeit geſucht hatte. In ſein Gebet hinein ſprach eine Stimme von oben: „Pachomius, dies iſt der Ort, wo du mir dienen ſollſt, du und viele andere. Schau auf!" Und ein Engel zeigte ihm eine Tafel, auf welcher die Vorſchriften ſtanden, welche Pochomius ſpäter als Ordensregel ſeinen Mönchen gab. Er eilte ſogleich zu Palemon nen Hauſe, unter einer beſonderen, auf ſie berechneten Leitung ſie zu verſammeln. Aber ihm fehlten alle Mittel dazu.

Da begab er ſich eines Tages mit dem Ehepaar von Camilly und einigen andern Freunden, alle ausgezeichnet durch hohe Frömmigkeit und Tugend, zu einer kirchlichen Andacht, als plötzlich eine Frau von geringer Herkunft, Magdalena Lamy, aus ihrem Hauſe und der Geſellſchaft entgegentrat. Sie hatte ſich ſehr thätig für die Rettung der armen Sünderinnen erwieſen und ganz erfüllt von dieſem guten Werk rief ſie aus:

„Ach, meine Herrn und Damen, ſitzen Sie doch nicht „den ganzen Tag in der Kirche! beten Sie doch etwas „weniger und denken Sie lieber daran, wie wir für unſere armen Mädchen eine ſichere Zuflucht finden können. „Ich bin arm und habe wenig! Drum iſt's nicht meine „Schuld, wenn wir ſie aufgeben müſſen — ſondern die „Ihre."

Man lachte; aber man ſprach weiter mit ihr über dieſen Gegenſtand und beinahe auf der Stelle faßte man den Entſchluß, aus den Beiträgen der Verſammelten ein kleines Zufluchtshaus zu gründen. Der Eine gab den Miethzins, der Andere die nothwendige Einrichtung; Herr und Frau von Camilly verſprachen die Anſtalt mit dem nöthigen Brodkorn zu verſorgen. Einige unverehelichte Perſonen entſchloſſen ſich die Aufſicht zu übernehmen; und Alle waren von einem ſolchen Eifer beſeelt, daß binnen Kurzem das Haus von den zurück und unterwarf alles deſſen Urteil. Der Greis glaubte gern, daß ein großer Beruf den Pachomius erwarte, ging mit ihm nach Tabenna, half ihm eine Zelle errichten und kehrte darauf in ſein altes Hüttchen zurück. Da überfiel ihn eine ſchmerzhafte, langwierige, aus ſeinen ſtrengen Faſten entſpringende Krankheit. Es begaben ſich einige Brüder zu ihm, die, in der Meinung, ihn recht gut zu pflegen, beſſere und reichlichere Nahrungsmittel ihm gaben. Doch ſeine Leiden wurden immer heftiger und er bat die Brüder, ſie möchten ihn nur bei ſeiner alten Weiſe laſſen. „In Gott dem Herrn und in der Abtötung iſt allein Ruhe und Freude zu finden," ſprach er. „Und ſo will ich denn die geiſtlichen Waffen, die ich um der Liebe Jeſu willen ergriffen habe, bis zum Ende brauchen." Und ſo ließ er ſich von der Krankheit aufzehren und ſtarb ſelig in den Armen ſeines geliebten Pachomius, der unter Pſalmengebet den ehrwürdigen Greis begrub.

Seit Pachomius Chriſt und Einſiedler geworden war, hatte er nie irgend einen ſeiner Verwandten geſehen. Wie groß war ſeine Freude, als eines Tages ſein älterer Bruder Johannes ihn in der Wüſte von Tabenna beſuchte und zwar in der Abſicht, ſein Einſiedlerleben zu teilen. In jenen glücklichen erſten Zeiten des Evangeliums zeichneten ſich die Chriſten dermaßen durch ihre Tugenden aus, daß das Leben, welches ſie nach ihrer Bekehrung zu führen pflegten, auf jene Heiden, die Sinn für Tugend behalten hatten, tiefen Eindruck machen mußte. Einen ſolchen Eindruck hatte Pachomius durch die Nächſtenliebe der Chriſten empfangen, und einen ſolchen Eindruck empfing Johannes, als er von dem aszetiſchen Leben hörte, das ſein Bruder um der Liebe Gottes willen mit ſo großer Gnade in der Wüſte führte. Was für ein Glaube mußte das ſein, der zu ſolchem Opfer befähigte? Johannes lernte dieſen Glauben kennen, ließ ſich taufen und wurde Anachoret. Beide Brüder gingen nun gemeinſchaftlich auf die Erſtürmung des Himmelreiches aus und einer befliß ſich, es dem anderen an Demut, Geduld und Selbſtverleugnung zuvorzutun. Die Abtötung, welche Pachomius übte, war gleichmäßig groß für Leib und Seele. Während fünfzehn Jahren und trotz ſeiner ſtrengen Faſten, Nachtwachen und Handarbeit legte er ſich nicht zum Schlafe nieder, ſondern in der Mitte ſeiner Zelle ſitzend und ohne ſich an die Wand zu lehnen ſchlief er. Durch dieſen Mangel an Schlaf litt er anfänglich unſäglich, bis die Natur dermaßen überwunden war, daß ſie des Geiſtes Ruhe in Gott nicht mehr ſtörte. Mit ausgeſpannten Armen und unbeweglich, als ob ſein Leib ans Kreuz geheftet ſei, betete er ſtundenlang und läuterte dermaßen ſeine Seele durch ihre beſtändige Erhebung zu Gott und Betrachtung der ewigen Schönheit, daß ſie auf ihrem fleckenloſen Spiegel kein Atom von Unvollkommenheit ohne bittere Reue dulden konnte. Welche Verſuchungen der alte Feind der menſchlichen Vollkommenheit ihm bereitete und welche Fallſtricke er ihm legte, läßt ſich aus dieſen Rieſenkämpfen genugſam ſchließen.

Einſprache von oben belehrte ihn, die Zeit ſei nahe, da er viele Einſiedler um ſich verſammeln und ihnen eine geiſtliche Richtſchnur für ein gemeinſames Leben geben werde. Er war noch ganz allein mit Johannes in Tabenna, aber er war aufmerkſam auf die Stimme Gottes, wie der Knabe Samuel im Tempel, und deshalb begann er allgemach Zelle an Zelle zu bauen. Johannes, der ein großer Liebhaber der einſiedleriſchen Beſchränkung war, rügte dieſen vermeintlichen Fehler mit einiger Heftigkeit und ſeine Vorwürfe taten dem Pachomius ſchmerzlich weh; jedoch unterdrückte er alle Antwort und verhielt ſich in größter Sanftmut ſchweigend und freundlich. In der Nacht überfiel ihn ein unſäglicher Reueſchmerz über dieſe unwillkürliche Regung von Empfindlichkeit. Ein alltäglicher Menſch hätte ſich in dieſem Falle ſein Schweigen zur Tugend angerechnet; dieſer heilige Menſch rechnete ſich die innere Aufwallung zur Sünde an. Pachomius ging hinaus, warf ſich in den Staub, weinte bitterlich und wehklagte: „Wehe mir! ich wandle noch immer nach dem Fleiſche und nicht nach dem Geiſte! ich walle auf in Ungeduld, weil ich im Rechte zu ſein glaube. Nicht alſo haſt Du es gemacht, Du ſanftmütiger und demütiger Herr Jeſus, und findeſt Du nicht einen Teil Deiner Gnade in mir, ſo bin ich nicht Dein treuer Knecht. Findet hingegen der böſe Feind einen Teil ſeiner Werke in mir, ſo bin ich ſeiner Dienſtbarkeit unterworfen, weil geſchrieben ſteht: „Vom wem jemand überwältigt wird, deſſen Knecht iſt er.“ (II Petr. 2, 19.) Wie ſoll ich mich unterſtehen, andere über das geiſtliche Leben zu belehren, da ich Dein heiliges Geſetz nicht mit unbeflecktem Gemüte zu halten vermag! O Herr! o Herr! läutere mein Herz mit dem Strahle Deiner Gnade.“ Eine ſo zarte Gewiſſenhaftigkeit würde ſchwerlich da gefunden werden, wo die Zermalmung und Vernichtung des natürlichen Menſchen durch die heilige Aszeſe nicht ſtattgefunden hat.

Johannes ſtarb bald darauf und Pachomius empfing den Troſt von Gott, daß nun ein greiſer Einſiedler, Namens Apollo, ihn häufig beſuchte und ihn in ſeinen Kämpfen gegen ſataniſche Lockungen kräftigte. Einſt klagte ihm Pachomius alle Leiden dieſes täglich und immer in anderer Geſtalt ſich erneuernden Streites. Lächelnd antwortete Apollo: „Der böſe Feind hat zwei Gründe, um mit aller Macht den Krieg gegen dich zu führen. Erſtens den, daß er dich noch nie überwunden hat; und zweitens den, daß er hofft, leichtes Spiel mit uns anderen zu haben, wenn du beſiegt werden könnteſt. Darum halte dich tapfer, Pachomius! du leuchteſt uns allen durch göttliche Gnade vor: deshalb würde dein Fall vielen eine Urſache zum Falle werden.“ Mit der heiligen Einfalt, die nur Gott ſieht, ſetzte Pachomius ſeine ſtrengen Abtötungen des Leibes und der Phantaſie fort, die er als Mittel anſah, welche ihm den Kampf gegen die weichliche Eigenliebe der Sinnlichkeit und gegen die hoffärtige Eigenliebe des Stolzes erleichterten. Als jetzt zum drittenmal der Ruf an ihn erging, eine Genoſſenſchaft von Einſiedlern zu gründen und ſie durch eine Richtſchnur zum gemeinſamen Leben zu verbinden, da zögerte er nicht länger und behielt diejenigen bei ſich, die den Weg des Heils von ihm erlernen und ſich ſeiner Regel unterwerfen wollten. Um 325, als Pachomius etwa dreiunddreißig Jahre alt war, begann das Kloſter zu Tabenna, deſſen erſter Vater (in griechiſcher Sprache Abbas, woraus das deutſche Abt entſtand) Pachomius wurde.

Später gründete er noch acht Klöſter von Tabennaſioten, wie man dieſe Ordensmänner nannte, ja auch eines von Tabennaſiotinnen; letzteres durch ſeine Schweſter. Auch ſie hatte ſich zum Glauben bekehrt und kam bald nach der Stiftung des erſten Kloſters nach Tabenna, um ihren Bruder zu beſuchen. Aber Pachomius hatte es ſich zum Geſetz gemacht, nie mit einem weiblichen Weſen zu ſprechen. Er wollte auch für ſeine Schweſter nicht einmal eine Ausnahme machen und für ſich ſelbſt dieſem Troſt entſagen. Durch den Bruder Pförtner, der alle Gäſte aufzunehmen hatte, ließ er ihr den Rat erteilen, ſie möge ſich ganz dem Dienſte Gottes hingeben und Witwen und Jungfrauen zu gleichem Zwecke um ſich verſammeln. Wenn ſie dazu geneigt ſei, wolle er ihr auf dem andern Ufer des Nils von den Brüdern ein Kloſter bauen laſſen und ihrer Genoſſenſchaft eine Lebensregel geben. Das Herz der Jungfrau ward entflammt und erleuchtet vom Lichtfeuer des heiligen Geiſtes, ſie verlobte ſich mit dem göttlichen Liebhaber der Seelen und im Jahre 328 lebte ſie ſchon mit einigen geiſtlichen Schweſtern im Kloſter Men, denen ſie in Worten und Werken den Weg des Heiles zeigte. Der ehrwürdige und hochbejahrte Mönch Petrus von Tabenna wurde von Pachomius beauftragt, an beſtimmten Tagen die Kloſterfrauen zu beſuchen, ihnen die Heilige Schrift zu erklären und ſie zum gottgefälligen Wandel nach der Ordensregel, in Armut, Keuſchheit, Gehorſam und Pünktlichkeit anzueifern. Die männlichen Mitglieder ihrer Familien durften die Kloſterfrauen nur mit Erlaubnis ihrer Vorſteherin und in Gegenwart anderer bejahrter Kloſterfrauen ſehen und nie das geringſte Geſchenk von ihnen annehmen. Gab es im Kloſter Bauten oder dergleichen Dinge, die über weibliche Kräfte gehen, ſo wurden von Tabenna die ehrwürdigſten, ſchweigſamſten und fleißigſten Brüder geſchickt. Sie führten die Arbeiten aus und kehrten immer wieder zur Mahlzeit nach Tabenna zurück, ohne in Men auch nur einen Trunk Waſſer anzunehmen. Außer dem Prieſter, der mit ſeinem Diakon jeden Sonntag das heilige Meßopfer darbrachte, überſchritt kein Mann die Kloſterſchwelle. Die Nonnen lebten in denſelben Beſchäftigungen wie die Mönche: ſie beteten gemeinſchaftlich zu beſtimmten Stunden des Tages und der Nacht eine gewiſſe Anzahl von Pſalmen und Hymnen; ſie beteten jede für ſich und betrachteten die Myſterien des Glaubens oder die Ausſprüche und Lehren der heiligen Schriften bei ihren Arbeiten, mochten dieſe nun in häuslichen Verrichtungen kochen, bäcken, waſchen, den Garten beſtellen u. ſ. w. oder in eigentlicher Handarbeit beſtehen. Sie ſpannen das Garn, aus dem ſie ihre Gewänder webten, und hatten ſie mehr Zeug angefertigt, als ſie für ihre Genoſſenſchaft bedurften, ſo fertigten ſie Kleider für die Armen an und verſchenkten ſie. Verſtarb eine Kloſterfrau, ſo legten die Schweſtern den Leichnam im Ordenshabit in den Sarg und trugen ihn zum Geſtade des Nils, während ſie feierlich Pſalmen beteten und Palmzweige in den Händen hielten. Von Tabenna kamen dann Mönche über den Nil, ebenfalls unter Pſalmengeſang, aber mit Ölzweigen in den Händen, holten die Leiche ab und beerdigten ſie in ihren Grabſtätten mit großer Freudigkeit: denn der Kampf dieſes armen und doch ſo reichen, ſo opferreichen Lebens, war nun überſtanden und es ruhte unter den Palmen des Sieges und den Ölzweigen des Friedens von irdiſcher Trübſal aus.

Mit demütiger, heiliger Liebe nahm Pachomius alle auf, die Verlangen trugen, durch ein Leben der Buße und Entſagung ſich Gott zum Opfer darzubringen. Dies Vorhaben bekräftigte er auf jede Weiſe in ihnen und wiederholte immer wieder die Ermahnung: „Ein Mönch muß zuerſt der Welt, dann ſeiner Verwandtſchaft und Freundſchaft, endlich ſich ſelbſt entſagen, damit er, befreit von unnützer Laſt, unbeſchwert das Kreuz der Nachfolge Jeſu tragen könne.“ Im Anfang des Kloſters war er der alleinige Diener aller Mönche: er bereitete den Tiſch, brachte die Speiſen, begoß und pflanzte das Gemüſe, verſah das beſchwerliche Pförtner- und das mühſelige Krankenwärteramt, verharrte immer bei ſeinen Faſten und Wachen und gab überdies den Brüdern alle geiſtliche Belehrung und das Beiſpiel eines von heiliger Liebe flammenden Gebeteifers. Es währte auch nicht lange, ſo zählten die Mönche von Tabenna nach Hunderten. Wer ſich entſchloß, im Kloſter zu bleiben, wurde drei volle Jahre bei der Handarbeit und geringen häuslichen Verrichtungen gehalten und dann erſt zu den geiſtlichen Übungen und auf dem eigentlichen Kampfplatz zugelaſſen. Kein Unfreier wurde aufgenommen, kein Minderjähriger, keiner, der unauflösliche Verbindlichkeiten in der Welt eingegangen war. Geld oder ſonſt ein Geſchenk wurde von dem Eintretenden nicht angenommen. Es hätte dem reicheren Bruder Eitelkeit, dem armen falſche Beſchämung geben können.

Bedienung der Fremden war die erſte demütige Beſchäftigung des Eintretenden. Konnte er nicht leſen, ſo mußte er es lernen und, als Noviz, von den Heiligen Schriften das ganze Neue Teſtament und die Pſalmen auswendig lernen. Dies war eine gute Übung, um dem Gedächtnis heilige Lehren einzuprägen und den Geiſt auf Überirdiſches hinzulenken. Auch war es nicht möglich, bei der damaligen Koſtbarkeit der Bücher und bei der großen Zahl der Brüder, jeden mit einem Exemplar der Heiligen Schriften zu verſehen, obwohl einige Mönche ſich immer mit dem Abſchreiben beſchäftigten. Zum gemeinſchaftlichen Gottesdienſte berief eine Trompete. Auf ihren Schall mußten die Mönche ſofort ihre Zellen verlaſſen; und das taten ſie mit ſolcher Pünktlichkeit, daß nicht einmal der angefangene Buchſtabe vollendet wurde; denn dieſe Pünktlichkeit iſt weiter nichts, als gewiſſenhafter Gehorſam und ohne denſelben kann kein Haus, viel weniger eine große Genoſſenſchaft in Ordnung gehalten werden. Jeden Samstag und Sonntag empfingen die Mönche das hochheilige Sakrament. Ein Prieſter der nächſtgelegenen Kirche brachte das heilige Meßopfer dar; denn unter den erſten Jüngern des Pachomius waren keine Prieſter und er ſelbſt, wie Antonius, Hilarion und Ammon, war Laie. Keinem Bruder war erlaubt, die geiſtlichen Weihen zu empfangen und hatte ein Geiſtlicher ſich im Kloſter aufnehmen laſſen, ſo mußte er ſich mit allen übrigen derſelben Richtſchnur fügen, weil Pachomius jedem Anlaß zur Ungleichheit und zum Ehrgeiz vorbeugen wollte. Vorgeſchriebene Gebete wurden zu beſtimmten Stunden gemeinſchaftlich verrichtet und jedesmal mit Pſalmengeſang begonnen. War ein Bruder auf der Reiſe oder durch ein Geſchäft abgehalten, das er in Gehorſam vollzog, ſo war er verpflichtet, ſich im Geiſte mit den Brüdern zum Gebet zu vereinigen. Übrigens waren die vorgeſchriebenen Gebete nicht ſo viel, daß eifrige Andacht nicht noch mehr hätte leiſten können, während die geiſtig minder Vorgerückten auch nicht überladen wurden. Übung im Gehorſam, das war die Hauptaufgabe des Novizen. Daher erhielt er zuweilen Befehle, deren Zweck ihm nicht einleuchtete, und die auch in der Tat keinen andern hatten, als den, ſeinen Willen zu brechen. Die ſcheinbare Knechtſchaft ſollte ihm die wahre Freiheit geben, indem ſie ihn vom Joche ſeiner Eigenliebe ablöſte. Wer dem Willen Gottes ſich fügen will, muß den eigenen Willen fahren laſſen und das lernt er nicht außerhalb des Gehorſams. Ein Noviz bat Pachomius um Arbeit. Dieſer ſteckte ſeinen Stab in die Erde und ſagte: „Begieße dieſen Stock.“ Der Jüngling gehorchte einen Tag noch einen und wieder einen und ſo fort dreihundertundfünfundſechzig Tage. Und als das Jahr herum war, da machte er es im zweiten eben ſo. Aber im dritten Jahre begann der Stab zu grünen und zu blühen.

Unter den vielen Männern und Jünglingen, die ſich heilsbegierig bei Pachomius einfanden, war ſelbſtverſtändlich eine außerordentliche Verſchiedenheit der Fähigkeiten, der Gaben, der Kräfte, ſowohl dem Leibe als dem Geiſte nach. Einige kamen ſchon ſehr abgetötet zu ihm und erſchwangen ſchnell die höchſten Stufen der Vollkommenheit; bei anderen ging es langſamer; bei einigen gar nicht.

Dieſe letzteren gehörten aber immer zu den Ausnahmen. Um alle gehörig überſehen und leiten zu können, wurden ſie in Ordnungen und Chöre abgeteilt, jede Ordnung unter die Aufſicht eines Vorſtehers geſtellt, und dieſe ſtanden wiederum unter dem Abte in Tabenna. Die übrigen Klöſter des Ordens hatten jedes einen Prior, der dem Abte von Tabenna unterworfen war, obgleich das Kloſter von Pabau größer und anſehnlicher als das von Tabenna war. Die hierarchiſche Gliederung, welche Beweglichkeit und Lenkſamkeit in die Maſſe bringt, wurde gleich bei dem erſten Auftreten des klöſterlichen Lebens beobachtet. Den verſchiedenen Ordnungen der Mönche waren alle nach ihren verſchiedenen Talenten und Fähigkeiten zuerteilt; die Schwachen zu leichten Verrichtungen, die Starken zu ſchweren; aber alle ohne Ausnahme mußten arbeiten. Es gab eine Ordnung für jedes Handwerk, das im Kloſter notwendig war: eine Ordnung der Köche, der Gärtner, der Bäcker u. ſ. w. Die Kranken bildeten eine Ordnung; die Pförtner eine, die aus ſehr vorſichtigen und verſtändigen Männern beſtehen mußte, weil ſie den Verkehr mit der Außenwelt und den vorläufigen Unterricht derjenigen, die aufgenommen werden wollten, zu beſorgen hatten. Jede Ordnung bewohnte ihr eigenes, in Zellen abgeteiltes Haus; und in jeder Zelle wohnten drei Brüder beiſammen. Es gab aber nur eine Küche für alle und ſie aßen gemeinſchaftlich, jedoch im tiefſten Stillſchweigen und die Kapuze ſo tief über die Augen herabgezogen, daß keiner ſehen konnte, ob ſein Nachbar viel oder wenig eſſe. Mit dem Eſſen hielt der heilige Abt es wie mit dem Beten: er ſtrengte reuigen Sünderinnen bezogen ward, und daß ſie am 8. Dezember 1641 begannen, nach den Statuten des Pater Eudes ein ſtreng abgeſchloſſenes Leben zu führen. Die geiſtliche Leitung und den religiöſen Unterricht übernahm er ſelbſt auf den beſonderen Wunſch des Diöceſanbiſchofs, Herrn von Angennes; und einer ſeiner Miſſionspriester vertrat ſeine Stelle, wenn unabweisliche Geſchäfte ihn behinderten. Er war unermüdlich erfinderiſch um der kleinen Heerde Subſiſtenzmittel zuzuwenden und Hülfsquellen für Die zu eröffnen, welche als Gebeſſerte entlaſſen werden konnten. Der Andrang zu dem Hauſe war groß und Pater Eudes fand bald, daß es nicht die bedeutendſte Schwierigkeit ſei, die Büßerinnen zu regieren — wohl aber die Vorſteherinnen. Wie geſagt, weltliche Perſonen hatten ſich entſchloſſen, unter ſeiner Leitung und Anweiſung die Ueberwachung der reuigen Heerde zu übernehmen und eine der erſten war Fräulein Margarita Morin geweſen. Dieſer Umſtand, ſo wie ihr reiferes Alter und eine kleine Summe Geldes, die ſie dem frommen Werk widmete, verbunden mit vielen guten Eigenſchaften, bewirkten, daß ſie zur Vorſteherin der Anſtalt erwählt wurde, welcher nicht die Büßerinnen allein, ſondern auch die übrigen Aufſeherinnen ſich zu fügen hatten.

Unter Fräulein Morin's Tugenden fehlten leider zwei — und zwar die zwei armen Kloſtertugenden Demuth und Gehorſam, ohne welche es unmöglich iſt, die einen nicht zu ſehr an und er ließ dem Eifer der anderen freien Spielraum. In Käſe und Brot, in geſalzenen Fiſchen, in Lattig, in Oliven, Feigen und anderem Obſt beſtanden die gewöhnlichen Speiſen. Gekochtes Gemüſe wurde auch täglich aufgetragen; doch niemand pflegte es zu genießen außer Greiſe, Kränkliche und Kinder, und dieſe benutzten in der Regel auch nur die Freiheit, das Abendeſſen zu verzehren, was jedoch täglich aufgetragen werden mußte, um den Brüdern Anlaß zur Abtötung zu bieten. Pachomius beſuchte mit einigen Mönchen einſt ein Kloſter, wo man ihnen die Abendmahlzeit vorſetzte. Er bemerkte, daß ſie von allem aßen. Die Regel wurde nicht dadurch verletzt, allein dieſer Mangel an Enthaltſamkeit ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß die Tränen ihm ſtill aus den Augen rollten. Die Mönche waren ſchmerzlich betroffen, ihn ſo betrübt zu ſehen, und wurden es noch mehr, als er auf ihr dringendes Bitten ihnen den Grund derſelben ſagte. Um wie viel mehr betrübte es ihn, wenn die Regel ſelbſt verletzt wurde. Einſt hatte er in zwei Monaten Kloſter Pabau nicht beſucht. Als er dahin kam, gingen manche Brüder ihm entgegen und auch einige Kinder, welche von den Eltern in das Kloſter gegeben waren, um gottſelig erzogen zu werden, ſo daß auch dieſe ſpäter ſo wichtige und großartige Beſtimmung der Klöſter ſich ebenfalls in ihrem erſten Beginne ſchon zeigte. Einer der Knaben erzählte ihm: „Denke nur, mein Vater, während du fort warſt, hat man uns weder Gemüſe noch Suppe zu eſſen gegeben.“ Freundlich entgegnete der heilige Abt: „O mein liebes Kind, ich will Sorge tragen, daß es künftig nimmer daran fehle.“ Er ging ins Kloſter, durchwandelte und unterſuchte alle Klaſſen und kam dann auch in die Küche. Er traf den Vorſteher dieſer Klaſſe höchſt emſig beſchäftigt Binſenmatten zu flechten. „Wie lange iſt es her, fragte Pachomius, ſeitdem du kein Gemüſe gekocht haſt, mein Bruder? Der Bruder bekannte ſogleich, es ſei zwei volle Monat her, ſetzte aber hinzu: „Da faſt keiner der Ordensbrüder davon aß, habe ich geglaubt, Zeit und Koſten ſparen und zum Beſten des Kloſters Matten flechten zu dürfen.“ Pachomius fragte: „Wie viel Matten haſt du denn geflochten?“ — „Fünfhundert.“ — „Bringe ſie alle her.“ — Als ſie zuſammengehäuft waren, ließ Pachomius ſie verbrennen und rügte in Gegenwart der ganzen Ordnung den zwiefachen Fehler des Bruders: „Gegen den Gehorſam haſt du dich vergangen, denn die Regel ſchreibt gewiſſe Speiſen vor. Und gegen die Liebe haſt du dich doppelt vergangen, denn die Kinder und Greiſe haben die Nahrung vermißt, die ihnen notwendig iſt und den übrigen Brüdern haſt du die heilſame Übung der Abtötung entzogen.“ Keine Sparſamkeit, kein Fleiß, kein vermehrter Gewinn zugunſten der Armen entſchuldigte in den Augen des heiligen Abtes die Verfehlung gegen Gehorſam und Liebe. Ein Oberhaushalter ſtand der häuslichen Verwaltung des Kloſters vor und ihm zur Seite ein Schaffner, der dafür zu ſorgen hatte, daß durch den Ertrag der Arbeit zuerſt die Bedürfniſſe der Brüder gedeckt und dann neues Arbeitsmaterial gekauft werde, z. B. Flachs und Baumwolle für die Weber, Pergament für die Abſchreiber u. ſ. w. Das übrige wurde verkauft zum Beſten der Armen und dieſer Ertrag war zuweilen ſo groß, daß die Dürftigen in der ganzen Landſchaft nicht durch Hungersnot litten, womit Egypten häufig heimgeſucht wurde. Um dieſe verſchiedenen Geſchäfte zu beſorgen, gingen zwei Boote auf dem Nil zwiſchen Tabenna und Alexandrien hin und her, ſo groß war der Fleiß der Brüder! ſie heiligten die an ſich ſchon löbliche Arbeit durch die Betrachtung göttlicher Dinge und durch das innere Gebet, welches der Lebensatem der Gottſeligen iſt, denn es haucht Liebe aus und atmet Gnaden ein.

Der Bruder Zachäus war ein gar heiliger Mann, der viele Jahre in der äußerſten Demut und Abtötung hingebracht hatte und endlich infolge ſeiner Bußwerke von ſchweren Leiden heimgeſucht wurde. Man gab ihm eine beſondere Zelle, die er im Gehorſam beziehen mußte; übrigens blieb er bei ſeiner Bußſtrenge, lebte von Salz und Brod, ſchlief wenig, ſtand um Mitternacht auf, fehlte nie bei dem gemeinſchaftlichen Stundengebet, klagte nie und gab durch ſein ganzes Weſen kund, welchen Troſt die Liebe zu Gott gewährt und wie leicht die Leiden der Zeit für denjenigen wiegen, der mit der Seele ſchon in der Ewigkeit iſt. Es verſteht ſich, daß Bruder Zachäus mit der größten Emſigkeit arbeitete, obſchon er ſich vor Schmerzen und Schwäche kaum aufrecht halten konnte. Er flocht Matten[1] von Binſen, und dies iſt eine Arbeit, welche den Händen ſehr wehe tut und ſie häufig bis aufs Blut verwundet. Dies geſchah auch dem Bruder Zachäus. Man ſtellte ihm vor, daß für jemand, der ohnehin ſchon durch Krankheit und Schmerzen gemartert werde, dieſe Arbeit zu hart ſei. Zachäus antwortete: er verſtehe keine andere Arbeit zu machen und noch viel weniger müßig zu ſein. Man machte ihn auf die ſchrecklichen Wunden ſeiner bluttriefenden Hände aufmerkſam. Zachäus antwortete: die Wunden in den Händen des gekreuzigten Herrn wären viel tiefer geweſen. Endlich bewog ihn ein Bruder, ſeine Hände mit Salbe einzureiben, damit er beſſer arbeiten könne. Zachäus befolgte den Rat; ſtatt aber Erleichterung zu finden, nahmen die Wunden und Schmerzen dermaßen zu, daß er kaum noch die Hände bewegen konnte. Pachomius beſuchte den kranken Bruder und behandelte ihn ſo, wie nur ein Vollkommener einen Vollkommenen behandeln darf; er machte ihm Vorwürfe, daß er aus Mangel an Vertrauen auf Gott menſchliche Hilfe in Anſpruch genommen habe. Zachäus klagte ſich ſogleich dieſes Fehlers an, bat ſeinen heiligen Abt, die göttliche Barmherzigkeit für ihn anzuflehen und beweinte ſein Vergehen bis zum Ende ſeines Lebens.

---

[1] Matten von Binſen, feinere und grobe, gehören im Orient zum allgemeinen Hausbedarf, indem man den Eſtrich von Lehm oder Stein mit Matten bedeckt, auf Matten ſchläft, ja ganze Straßen, in denen viel Handel und Wandel getrieben wird, mit Matten überſpannt, um ſie gegen die Sonnenglut zu ſchützen. Aus

Mittwoch und Freitag verſammelte jeder Vorſteher ſeine Ordnung und gab ihr einen belehrenden

---

demſelben Grunde hängt man in Spanien, wo ſo manches Orientaliſche ſich findet, ſeine Matten von Außen vor den Fenſtern und beſprengt ſie ab und an mit Waſſer, um in den Zimmern Kühle und Schatten zu erhalten. Auch über den inneren Hof (Patio) der Häuſer in Andaluſien ſpannt man Matten aus. Daher iſt auch jetzt in Spanien die Verfertigung von Matten (Esparta) ein großes und wichtiges Geſchäft.

oder ermahnenden Unterricht. Samstag predigte der Obere jedes Kloſters einmal; Sonntags zweimal. Jede Ordnung hatte auch ihre kleine Bibliothek, aus welcher die Brüder mit Büchern verſehen wurden. Über Stellen, die ſie nicht verſtanden, baten ſie die Oberen um Belehrung. Das Stillſchweigen wurde pünktlich gehalten und nur zu gewiſſen Stunden war das Sprechen erlaubt. Gaſtfreundſchaft wurde großmütig gegen alle, die ſich meldeten, geübt. In Gemächern am Tore wurden ſie beherbergt und geſpeiſt. Am Gottesdienſt der Mönche durften ſie beliebig teilnehmen, aber nicht zwiſchen ihnen eſſen und wohnen; auch nicht einmal Prieſter und Einſiedler. Für weibliche Gäſte ſogar gab es eine getrennte Wohnung, in der ſie gaſtfrei beherbergt wurden. Und dieſe liebliche Tugend der Gaſtfreundſchaft iſt ein Erbteil, welches die Klöſter des Orients bis zu dieſer Stunde treu bewahrt haben und in bewundernswürdiger Weiſe für jeden Reiſenden üben. Keinem Kloſter fehlt der Nebenbau eines Pilgerhauſes und es öffnet ſich ohne Unterſchied dem, der anklopft. Auf der Inſel Cypern, in Damaskus, in Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth, Rama, überall empfangen die guten Väter Franziskaner mit heiterer katholiſcher Opferwilligkeit Reiſende aller Nationen, aller Konfeſſionen, aller Stände; und in dem wunderſchönen Kloſter auf dem Berge Karmel, in dieſer erhabenſten und bezaubernſten Einſiedelei der Erde, machen ſich die frommen Väter Karmeliten arm, um ihre Gäſte reich zu machen. Auch das griechiſche Kloſter Mar Saba, in wilder Felſenwüſte am Toten Meere, gewährt gaſtfrei Herberge. Wer je im Orient reiſte, weiß die Gaſtfreundſchaft der Klöſter im vollen Umfange zu würdigen. Aber ſo erfüllt vom heiligen Geiſte war der erſte aus dem Chriſtentum erblühende klöſterliche Orden, daß ſpätere Jahrhunderte im weſentlichen unverändert die Ordensregel beibehielten, die der große Abt Pachomius ſeinen Tabennaſioten gab: denn in ihr war die Triebfeder für jede Tugend und Spielraum zur Erreichung der höchſten Vollkommenheit.

Zuweilen geſchah es aber auch, daß Menſchen ſich aufnehmen ließen, denen es teils am guten Willen, teils an Beharrlichkeit fehlte. Sie waren nicht eingedenk der Mahnung des Heilandes, daß der nicht zurückſchauen dürfe, der die Hand an den Pflug gelegt habe. Sie hätten recht gern für geiſtliche Menſchen gegolten, aber als ſinnliche Menſchen leben wollen. Es war noch nicht gebräuchlich, die drei Gelübde der evangeliſchen Räte bei dem Eintritt in den Orden nach vollbrachtem Noviziat abzulegen. Im ganzen war der Glaube viel zu ſchwungvoll und die Seelen waren viel zu markig, um nicht genug Atem in der Bruſt für einen aszetiſchen Lebenslauf zu haben. Außerdem war der Abtrünnige vom Orden gleichſam gebrandmarkt, weil man ſeine Rückkehr in die Welt mindeſtens als eine außerordentliche Schwäche des Charakters betrachtete. Pachomius hatte zu einer Zeit großen Kummer wegen ſolcher Mönche, die den Kampf des Geiſtes nicht zu Ende führen wollten. Er gab ſich alle Mühe, ſie zu unterrichten, wie ſie ſich im Gebet, bei Verſuchungen und allerlei Blendwerk gegenüber zu verhalten hätten; er betete für ſie mit aller Inbrunſt eines zärtlichen Vaters, eines guten Hirten; umſonſt! ſeine treue

Wachſamkeit über ihren Wandel wurde ihnen ſo verhaßt, und die böſe Begier ihrer Leidenſchaften wurde ſo mächtig, daß ſie ſich in die Welt zurückſtürzten. Tabenna aber, wie ein Garten, der von Unkraut geſäubert ward, grünte und blühte friſcher auf. Es gab auch damals ſchon Seelen, die nur in der Phantaſie und nicht mit dem Herzen das Ordensleben auffaßten; da ſie nicht in deſſen Tiefe eingingen, in die Vereinigung der Liebe in dem Willen Gottes, ſo war ihnen der Weg, der dahin führt, zu rauh und ſie verließen ihn. Pachomius hatte eine ſolche Gabe der Weisheit, um die Seelen zu lenken, daß die Priore ſeiner übrigen Klöſter nicht ſelten mit Mönchen zu ihm kamen, die gegen ſie rebelliſch waren und die er zu beſänftigen verſtand. Der Prior von Pavau kam einſt nach Tabenna und führte bittere Klage über einen jungen Mönch, der durchaus Prieſter werden wolle und den er nicht für würdig hielt, die prieſterlichen Weihen zu empfangen. Zu ſeinem höchſten Erſtaunen ſagte Pachomius: „Mein Rat iſt, daß du dem Bruder willfahreſt. Das Verlangen, Prieſter zu werden, iſt ja gut an ſich und kann eine Seele, die nicht in Trägheit verſunken iſt, wohl zu höherer Vollkommenheit aneifern. Vielleicht heiligt ihn das heilige Amt.“ Der Prior befolgte den Rat des heiligen Abtes und bald darauf kam der junge Mönch nach Tabenna, warf ſich dem Pachomius zu Füßen und ſprach unter ſtrömenden Tränen: „Dank dir, du Gebenedeiter des Herrn, daß du ſo mild und nachgiebig gegen mich geweſen biſt. Die Verſagung meines Wunſches bewirkte nur, daß der Wunſch immer heftiger wurde. Aber da er mir nun erfüllt werden ſollte, warf ich den Blick in mich ſelbſt hinein, erſchauderte vor meiner Unvollkommenheit und erkannte deutlich ſataniſche Verſuchung zum Hochmut. Ich will bleiben, was ich bin, ein geringer Mönch. Hätteſt du mich aber nicht mit ſo weiſer Milde behandelt, ſo wäre ich vom Orden und ſomit von Gott ſelbſt, der mich berief, abgefallen.“

Pachomius war von ſo grenzenloſer Demut, daß er, der Zeichen und Wunder tat, böſe Geiſter austrieb, ungefährdet auf Schlangen und Skorpionen trat, einem Kinde gehorchte. Er beſuchte eines ſeiner Klöſter und ſetzte ſich, nachdem er alle Klaſſen in Augenſchein genommen und das gemeinſchaftliche Gebet verrichtet hatte, bei denjenigen Brüdern nieder, welche Binſendecken machten und begann ſeinerſeits eine Matte zu flechten. Da ging ein kleiner Knabe vorüber, welcher dem Vorſteher der Ordnung als Diener gegeben war, blieb bei Pachomius ſtehen und ſagte mit dem ganzen Vorwitz ſeines Alters: „Mein Vater, du machſt es nicht recht, unſer Prior macht es anders.“ Da ſtand der heilige Abt auf, als ob ein Vorgeſetzter mit ihm rede und ſagte liebreich: „Wohlan, mein Kind, zeige mir, wie der Prior es macht.“ Der Knabe zeigte es ihm und Pachomius arbeitete nun ganz ruhig in der Weiſe fort, die er eben erlernt hatte. Nach irdiſcher Weisheit gehandelt, hätte er dem Kind einen Verweis für ſeinen Vorwitz geben müſſen. Er handelte nach himmliſcher Weisheit und gab den Brüdern ein Beiſpiel von unvergleichlicher Demut. So verbarg er ſich auch zwiſchen den Mönchen und gebot ſtreng, daß niemand ihn nenne, als Athanaſius der Große, Patriarch von Alexandrien, das Kloſter Tabenna beſuchte. Das half ihm aber nichts. Der Heilige erkannte den Heiligen. Pachomius zitterte, daß der große Biſchof ihn vielleicht zum Prieſter würde weihen wollen, wogegen er im Gefühle ſeiner Unwürdigkeit vor Gott aus ganzer Seele ſich ſträubte. Die Heiligen wurden heilig, weil ſie den Maßſtab ihrer Tugend immer über ſich an das Vorbild Jeſu, nie unter ſich an den gebrechlichſten Nächſten legten.

Pachomius hatte häufige Extaſen, in denen er mit übernatürlichem Blick die zukünftigen Dinge und himmliſche Myſterien klar ſchaute. Nach langem inbrünſtigen Gebet ward er einſt wie von der Erde entrückt und erkannte in einer Viſion die Zukunft des Ordenslebens, daß viel Lauheit, viel Weltlichkeit, viel Zank und Eiferſucht ſich einſchleichen würden, beſonders deshalb, weil die Oberen nicht mit aller Gewiſſenhaftigkeit die Ordensregel aufrecht hielten und Macht und Anſehen vor der Welt haben wollten. Da ſeufzte Pachomius und ſprach: „O Herr! wenn es ſo kommen ſoll, weshalb haſt du mich denn das mühſelige Werk beginnen laſſen, bei dem ich Dir gedient habe Tag und Nacht, ohne mir Ruhe zu gönnen und ohne mich zu ſättigen mit trockenem Brot.“ Da ſprach eine Stimme: „Rühme dich nicht, Pachomius! was du für mich getan haſt, das habe ich in dir getan.“ Da fiel Pachomius auf ſein Angeſicht und weinte und flehte zur Barmherzigkeit Gottes wegen ſeiner hoffärtigen Äußerung. Und ſiehe, da ſenkte ſich ein großes Licht zu ihm herab, Engel umringten ihn, und ſprachen: „Weil du die Barmherzigkeit Gottes angerufen haſt, um dir beizuſtehen im Kampfe gegen Traurigkeit und Hofſart, ſo nahet ſich dir die Barmherzigkeit ſelbſt, der König der Glorie, der aus Erbarmen hat Menſch werden und gekreuzigt werden wollen." Und als die Engel ihn aufgerichtet hatten, ſah Pachomius in unbeſchreiblicher Schönheit und Klarheit den göttlichen Erlöſer vor ſich ſtehen, Glanz ausſtrahlend wie die Sonne, aber mit den Wundmalen und der Dornenkrone. „O Herr, hab' ich Dich ſo gekreuzigt?" fragte Pachomius ſchmerzlich. „Nicht du, aber deine Eltern," ſprach mild der liebreiche Herr. „Doch ſei getroſt und faſſe Mut und Vertrauen. Das Werk, das ich durch dich begonnen habe, wird nicht von meiner Gnade verlaſſen werden, wird bleiben bis zum Ende der Tage. Wer aus ganzem Herzen das ewige Leben liebt und ſucht und den Kampf nicht ſcheut, der wird auf dieſem Wege das Heil ſeiner Seele und dereinſt die Glorie finden. Wer aber den Tod der Seele liebt, wird in ewiger Finſternis verbleiben." Mit unſäglichem Troſt vernahm Pachomius dieſe Worte und als die himmliſche Viſion verſchwand, begab er ſich zu den Brüdern, brachte mit ihnen das gemeinſame Abendopfer der Lob- und Dankgebete dar und legte ihnen die Wonne der zukünftigen Herrlichkeit ſo lieblich aus, daß ſie wohl merkten, welch' eine Fülle von Süßigkeit ihn überſtrömt habe. „Deshalb habt ihr immer die Stunde eures Todes vor Augen," ſprach er zum Schluß, „und gedenkt der ewigen Strafen. Dann wird euch jede irdiſche Pein gering und jede Entſagung leicht vorkommen. Übt ihr euch auf dieſe Weiſe in der Abtötung, ſo ſchafft ihr Raum in euch für die Wirkung des heiligen Geiſtes. In eurem entleerten Herzen wird er Flamme und

Gott zu dienen. So lange ſie in ihrer unumſchränkten Herrſchaft nicht beeinträchtigt wurde, war man ſo ziemlich mit ihr zufrieden. Als aber ein anderes Fräulein in reiferen Jahren und mit einigem Vermögen um Aufnahme in die kleine Genoſſenſchaft bat und Alle ſich der neuen Gefährtin freuten: glaubte Fräulein Morin eine Nebenbuhlerin in ihr zu entdecken und behandelte die Poſtulantin auf eine ſo abſtoßende Weiſe, daß dieſe von ihrem Verlangen abſtand und ſich zurückzog. Dieſer Vorfall verſtärkte den Wunſch des Pater Eudes, ein geiſtliches Regiment an die Stelle des weltlichen zu ſetzen und Ordensfrauen von der Heimſuchung Maria zur Leitung der Anſtalt zu berufen, da Fräulein Morins hochmüthiges und ſelbſtſüchtiges Verfahren der ganzen Genoſſenſchaft nur ſchaden konnte. Als ſie dieſen Plan merkte oder von ihm erfuhr, beſchloß ſie demſelben auf alle Weiſe entgegen zu arbeiten, und unter dem Vorwand ihren Platz an Urſulinerinnen abtreten zu wollen, mit allerlei Intriguen gegen den Pater Eudes bei den Perſonen ſich einzulaſſen, welche ſich für die Anſtalt intereſſirten. Indeſſen ward es ihr bald klar, daß ſie nichts würde durchſetzen können und ſo beſchloß ſie denn auf eine ganz eigenthümliche Weiſe ſich zu rächen. Sie flößte ihren Gefährtinnen ſehr geſchickt eine große Empörung über die ſogenannte Undankbarkeit des Pater Eudes ein, und ſchlug ihnen vor, in größter Stille heimlich das Haus zu verlaſſen, weil ſie ſonſt vielleicht gewärtig ſein

Licht entzünden, welche für die himmliſche Betrachtung befähigen. Und dieſe fortgeſetzte Betrachtung läutert euch mehr und mehr von irdiſchen Begierden, und gibt euch Reinheit des Gemütes und Demut des Herzens. So gelangt ihr dahin, wahrhaft zum Tempel des heiligen Geiſtes, zum Tabernakel Gottes zu werden, wie Er ſelbſt es verſprochen hat: „Wenn jemand mich liebt, ſo wird ihn mein Vater lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ (Joh. 14, 23.) Dann wird euch die heilige Furcht des Herrn im Fortſchritte des Geiſtes beſſer unterrichten, als der weiſeſte Lehrer, wird euch einſichtsvoll machen und euch die Erkenntnis geben, welche über den Begriffen des menſchlichen Verſtandes liegt. Dann werdet ihr auch wiſſen, um was ihr Gott zu bitten habt, denn „der Geiſt ſelbſt begehrt für uns mit unausſprechlichen Seufzern; nach Gottes Wohlgefallen begehrt er für die Heiligen.“ (Röm. 8, 26, 27.)

Mit dieſen himmliſchen Lehren entzündete Pachomius die heilige Liebe im Gemüte der Brüder und namentlich in einem jungen Mönch, der bis dahin vielfach Ärgernis gegeben hatte. Er hieß Sylvanus, war Schauſpieler geweſen, hatte einen Augenblick von Ekel gegen ſein Gauklerleben gehabt, war in dieſer Aufwallung von der Gnade nach Tabenna geführt und auch wirklich von Pachomius aufgenommen worden, der, gleich ſeinem göttlichen Meiſter, das geknickte Rohr nicht zerbrach. Aber Sylvanus blieb mit ſeiner Geſinnung in allen Torheiten der Welt befangen, obwohl er nie nach ihr zurückverlangte, und übertrat aus Leichtſinn und Zerſtreuung ſo oft Zucht und Regel, daß er den jüngeren Novizen ein ſehr ſchlechtes Beiſpiel, den älteren Mönchen mancherlei Anſtoß gab. Pachomius allein hatte mit Sylvanus Geduld. Endlich kam es dahin, daß einige der erfahrenſten Brüder ihrem heiligen Abte vorſtellten, Sylvanus ſtifte zu großen Schaden durch ſein leichtſinniges Weſen, um länger im Kloſter, zum Nachteil aller Schwachen, geduldet werden zu dürfen. Pachomius bat abermals für den eitlen und verkehrten Jüngling, ermüdete nicht, ihm ſelbſt mit aller Milde vom Wege des Verderbens abzuraten, und weinte ſo lange vor Gott um die Rettung dieſer Seele, bis der Funke der Gnade, der in ihr ſchlummerte, ſich an jener Ermahnung entzündete und zu einem hellen Feuer wurde. Sylvanus wurde jetzt in demſelben Maße bußfertig, als er früher leichtſinnig geweſen war; und wie er ſonſt unaufhörlich geſchwätzt und gelacht hatte, ſo ſchwieg und weinte er jetzt ununterbrochen. Jetzt ſtörte er wiederum die Brüder, aber durch ſeine Tränen! Wo er ging und ſtand, bei dem Gebete, der Arbeit, dem Eſſen, vergoß er Tränenfluten. Man bat ihn, wenigſtens nicht bei Tiſche ſo herzbrechend zu weinen, da einige Brüder aus Mitleid gar nicht eſſen konnten. Sylvanus gab ſich alle Mühe, es zu unterdrücken, nahm, als es ihm nicht gelang, alle Verweiſe und Strafen mit freudiger Demut an; aber ſeine Sünden ſtanden dermaßen immer vor ſeinem Angeſicht, wie der Pſalmiſt ſagt, daß ſich ſeine ganze Seele gleichſam in Reueſchmerz auflöſte und in Tränen dahinſtrömte. Er brachte es endlich zu einer unglaublichen Stufe heiliger Zerknirſchung und heiligen Haſſes ſeiner ſelbſt, denn Pachomius ſagte eines Tages zu den verſammelten Mönchen: „Liebe Kinder, ſeitdem dies Kloſter erbauet iſt, habe ich nur einen einzigen Bruder gehabt, der in der Demut vollkommen geweſen wäre: das beteuere ich vor Gott und ſeinen Engeln.“ Die Brüder rieten hin und her, wer wohl dieſer vollkommene Mönch ſein möge, und baten endlich ihren Abt dringend, ihnen zur allgemeinen Erbauung dieſen Bruder zu nennen. Pachomius antwortete: „Meine Söhne, wüßte ich nicht, daß derjenige, den ich nennen werde, ſich um ſo tiefer demütigen wird, ſo dürfte ich eueren Wunſch nicht erfüllen. Aber er folgt ſo treu der Gnade Gottes, daß der Stachel der irdiſchen Ehre ſeine Seele nicht mehr erweicht und verwundet, und das iſt kein anderer, als der Jüngling, den ihr vor kurzem aus dem Kloſter jagen wolltet, Bruder Sylvanus.“

Während einer öſterlichen Faſtenzeit hatten die Mönche von Tabenna ein wunderſames Bild der Abtötung vor Augen. Es meldete ſich ein bejahrter Taglöhner zur Aufnahme bei Pachomius. Wohl war der heilige Abt mit einem prophetiſchen Geiſte und mit der Gabe, die Geiſter zu unterſcheiden und in den Seelen zu leſen, begnadet; dennoch gefiel es Gott zuweilen, ſeinen übernatürlichen Blick zu verhüllen, oder ſeine Fürbitte nicht zu erhören, was jedoch den heiligen Gleichmut des Pachomius nicht im mindeſten ſtörte, weil er weder die Erfüllung noch die Verſagung, ſondern in der Verſagung wie in der Erfüllung nur den Willen Gottes liebte. Pachomius antwortete dem alten Taglöhner, er ſei viel zu bejahrt, um das Leben der Mönche zu beginnen; man fange hier früh an, ſich der Zucht und dem Gehorſame zu unterwerfen.

Seiner Bitte könne demnach nicht gewillfahrtet werden. Der Greis bat aber einen Tag, und den zweiten Tag, und endlich ſieben Tage, wobei er auch ein beſtändiges Faſten beobachtete. Am achten Tage ſprach er zu Pachomius: „Ich bitte dich, nimm mich auf! Sobald du bemerkſt, daß ich nicht alle Werke der Mönche in Gebet und Arbeit, in Faſten, Wachen und Stillſchweigen erfülle, dann, mein Vater, bitte ich dich, jage mich fort!“ Pachomius ging auf dieſe Bedingung ein und der Alte wurde aufgenommen, gerade als die vierzigtägige Faſte begann. Während derſelben übten ſich die Mönche in verſchiedenen Abtötungen: die einen aßen etwas weniges gegen Abend, die anderen erſt am zweiten oder dritten, noch andere am fünften Tage. Manche durchwachten die ganze Nacht ſtehend und ruhten ein wenig bei Tage; manche verrichteten all ihre Arbeit auf den Knien; genug, es war keiner, der ſich nicht bemühte, mit dem göttlichen Heilande in die Wüſte der Entſagung zu gehen. Was tat aber der Greis? er ſtellte ſich in ein Winkelchen und flocht Körbe aus eingeweichten Palmzweigen. Und da ſtand und ſtand er, ohne ſich zu legen, zu ſetzen, zu knien, anzulehnen, ohne zu ſprechen, ohne einen Biſſen Brot, einen Tropfen Waſſer zu genießen! Nur am Sonntag verzehrte er einige Blätter Salat, und nur wenn die gemeinſchaftlichen Gebetsſtunden kamen, verließ er ſeinen Platz. Übrigens war er ſtets emſig mit der Arbeit beſchäftigt und faſt ununterbrochen in der Extaſe einer unausſprechlichen Vereinigung mit Gott und eines ſeligen Schauens. Die ganze Klaſſe der Korbflechter geriet in Aufruhr und ſprach zu ihrem Vorſteher: „Woher kommſt du mit dieſem

Menſchen, der nichts Menſchliches mehr an ſich hat? Entferne ihn! wir können dieſen Anblick nicht mehr ertragen, denn es iſt uns nicht möglich, mit ihm Schrtit zu halten. Wenn wir auf ihn ſchauen, müſſen wir ſämtlich fürchten, verdammt zu werden." Der Vorſteher der Klaſſe trug dieſe Klagen vor Pachomius und dieſer beobachtete jetzt ſelbſt genau das Tun und Laſſen des alten Mannes. Es erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht vor einem ſolchen Siege des Geiſtes über das Fleiſch, und er begab ſich ins Gebet, um Erleuchtung zu erflehen, was er in dieſem Falle zu tun habe, damit ſeine Brüder durch ſo Außerordentliches erbaut, aber nicht überſpannt würden. Und Gott öffnete ihm jetzt das Auge der Einſicht. Pachomius ging zu dem Greiſe, führte ihn bei der Hand vor den Altar der Kloſterkirche und ſprach: „Sei mir gegrüßt, o du Seliger! (Macarius heißt: der Selige.) Du biſt der große Macarius, von dem ich ſeit Jahren ſchon gehört, und den ich zu ſehen ſo herzlich verlangt habe. Ich danke dir, daß du meine geiſtlichen Söhne gedemütigt und ihnen gezeigt haſt, wie ſie nicht Urſache haben, ſich ihres Wandels zu rühmen. Aber ich bitte dich, verlaſſe uns jetzt; du biſt für uns zu übermächtig." So ſprach der große heilige Pachomius, ſtellte ſich in eine und dieſelbe Reihe mit den verzagteſten Brüdern, damit nur keiner mutlos gemacht werde, und verdemütigte ſich für alle, während er ſich mit Macarius hätte meſſen dürfen.

Dieſer gewaltige Menſch war aus Alexandrien gebürtig und von geringer Herkunft. Bei dreißig Jahren verließ er plötzlich ſeinen kleinen Handel mit Zuckerwerk, das er, nach orientaliſcher Art, auf den Gaſſen feil bot, und begab ſich zu den Anachoreten, die Ammon in der Landſchaft Nitria verſammelt hatte. Dort machte er die Vorſchule des Gehorſams durch und folgte dann dem ungemein ſtrengen aszetiſchen Zuge, der ihn in die Einſamkeit führte. Er geriet in die Wüſte Scete, zwiſchen Egypten und Lybien, die von ſo entſetzlicher Erſtorbenheit war, daß ſie kein gutes Trinkwaſſer weit und breit hatte. Sumpfige Lachen boten Waſſer von üblem Geruche und bitterem Geſchmacke, womit ſich derjenige begnügen mußte, der ſich in dieſe ſchauerliche Einöde begab. Und doch war bereits das Anachoretenleben in ſie hinein gedrungen! Wie die Begier nach den Gütern dieſer Erde den irdiſchen Menſchen zur Eroberung blühender Länder, zur Entdeckung von Gold- und Silberminen ſtachelt, ſo trieb das Verlangen nach himmliſchen Schätzen, nach „dem brennenden Golde der Liebe,“ den aszetiſchen Menſchen zur Entdeckung derjenigen Stätten an, vor denen die Begier nach Freuden und Genüſſen erſchaudert und wo böſe Leidenſchaften gleichſam den Hungertod ſterben müſſen. Macarius von Alexandrien fand in der Wüſte Scete einen Geiſtes- und Namensbruder, den egyptiſchen Macarius, der ſeiner Herkunft nach ein Hirt, aber früh ſo ausgezeichnet in der Aszeſe war, daß die übrigen Anachoreten ihn nannten „der junge Greis.“ Ein Feigendiebſtahl aus ſeiner Kindheit zermalmte ihm das Herz in Reue, und um ihn in der Demut mehr und mehr zu befeſtigen, wurden ſchwarze Verleumdungen, auf Zulaſſung Gottes, wider ihn ausgeſtreut und geglaubt, während er in einer engen finſtern Felſengrotte ein ganz verborgenes Büßerleben führte. Dieſe Prüfung ging vorüber, wie alle Prüfungen, und da jetzt für den egyptiſchen Macarius die Zeit der Ehre begann, da Wunderzeichen, Gebetserhörungen, Beherrſchung der Naturkräfte, die Gnade Gottes, welche in ihm wirkte, kund gaben, ſo floh er vor dem bewundernden Zudrange der Menſchen in die Wüſte Seete, wohin ihm ſo leicht niemand folgte, es ſei denn ein heilsbegieriger Jünger. An ſolchen fehlte es nicht, obſchon er ſie ſcharf übte in allen Tugenden ihres Standes. Aber er tat es mit einer ſolchen milden Sanftmut, daß ſeine Schüler wohl ſahen, wie nur die Liebe ſeines Herzens, aber keine rauhe Härte ihn dazu veranlaßte. Sein liebſtes Gebet war: „Herr, erbarme Dich meiner, wie Du es für mich am Beſten weißt und willſt.“ Einen Jüngling, der Einſiedler zu werden wünſchte, ſchickte er auf den Gottesacker der Brüder und befahl ihm: „Lobe die Toten!“ und als der Jüngling zurückkam, befahl er ihm: „Geh abermals hin und ſchmähe die Toten!“ Als der Jüngling gehorcht hatte, fragte Macarius: „Was antworteten die Toten, mein Sohn?“ „Nichts, mein Vater!“ antwortete der verwunderte Jüngling. „Ahme ihre Unempfindlichkeit bei Lobeserhebungen oder Schmähungen der Menſchen nach, mein Sohn; denn dein ewiges Leben hängt nicht von dem Urteil der Welt, ſondern von dem Richtplatze Gottes über dich ab.“ Einem anderen Jüngling riet er: „Nimm aus der Hand Gottes Armut, Mangel, Krankheit und alles Elend freudig an, und ebenſo freudig Troſt, Erquickung und allen Überfluß: durch dieſe gleichmäßige Freude über den göttlichen Willen brichſt du deinen Leidenſchaften ihren

Sporn ab.“ Einige ältere Einſiedler warfen ihm ſein liebevolles Benehmen gegen ſeine Jünger als übertriebene Herablaſſung vor, aber er entgegnete: „O meine Brüder, zwölf Jahre hab ich Gott um dieſe Gnade bitten müſſen, ehe er ſie mir gewährte! Was hilft es uns, wenn wir denjenigen erzürnen oder erbittern, den wir zurechtweiſen müſſen? Die Strafe muß vielmehr ſo beſchaffen ſein, daß ſie die Seele für die Tugend gewinnt.“ Als die Heiligkeit des egyptiſchen Macarius viele Anachoreten in der Wüſte Scete verſammelte, die, gleich jener zu Cellia in Unteregypten, über eine meilenweite Strecke verſtreut in einzelnen Hütten lebten: ſo mußte eine Kirche gebaut werden, in welcher ſie ſich, nach damals herrſchendem Gebrauche, Samſtags und Sonntags zur Feier der heiligen Geheimniſſe und zum Empfange der heiligen Sakramente einfanden; und Macarius ward durch den Befehl ſeines Biſchofs gezwungen, die prieſterlichen Weihen zu empfangen, damit er die geiſtlichen Obliegenheiten für dieſe Kinder der Wüſte vollziehe. Nach und nach wurden noch drei Kirchen in der Wüſte Scete erbaut und jede von einem Prieſter verwaltet. Macarius aber hatte die fürchterlichſten Verſuchungen zum Hochmute und bat deshalb Gott Tag und Nacht, ihm doch eine recht heilſame Demütigung zu ſchicken. Dies Gebet fand Erhörung! Auf Geheiß von oben mußte ſich Macarius zu zwei Frauen in einer entfernten Stadt begeben, um von ihnen eine Vollkommenheit zu erlernen, zu welcher er ſich noch nicht erhoben habe. Sie lebten in demſelben Hauſe und es war nicht das mindeſte Außerordentliche an ihnen und ihren Verhältniſſen zu bemerken. Macarius drang in ſie, um ihre Lebensweiſe mitzuteilen. „Ach," ſprachen ſie, „das iſt nicht der Mühe wert, mein Vater! wir leben ſeit fünfzehn Jahren ſchon ſtill und friedlich beiſammen, haben nie ein böſes Wort gewechſelt, ſind unſeren Männern gehorſam, lieben das Stillſchweigen, halten uns bei allen Geſchäften des Hauſes in Gegenwart Gottes, und das iſt eben alles, was wir Ihm zu Liebe tun können, und das iſt ja leider ſehr wenig." Aber Macarius kehrte erbaut und beſchämt in ſeine Wüſte zurück.

Zu ihm, dem älteren, kam der jüngere Macarius von Alexandrien, der jetzt anfing, das aszetiſche Leben bis zur äußerſten Strenge zu üben. In ſieben Jahren lebte er von einigen rohen Kräutern; in drei Jahren von acht bis zehn Lot Brot täglich. Und endlich folgendermaßen: in ein Waſſergeſchirr mit engem Halſe brockte er Brot, um dasſelbe zu erweichen; dann griff er hinein, und ſo viel Brocken, als er mit einem Griff faſſen konnte, aß er täglich einmal. Das war aber nur wenig, denn er konnte die Hand, wenn ſie ſehr gefüllt war, nicht durch den engen Hals des Gefäßes zurückziehen. Um die leiſeſte Regung irgend eines ſinnlichen Wohlgefallens zu übermeiſtern, ſchlug er einſt während ſechs Monaten ſeine Wohnung an einem Sumpfe auf, über welchem Mückenſchwärme wie Wolken ſchwebten. In ſeiner Zelle grub er mit unſäglicher Mühe einen langen unterirdiſchen Schacht, der nach einer entfernten und ganz unbeſuchten Höhle führte; kamen Fremde, die ihn in ihren Angelegenheiten zu ſprechen wünſchten, ſo floh er aus Demut in ſeine Verborgenheit, und ließ den älteren Macarius, oder andere fromme Einſiedler die Sachen erledigen. Das Beiſpiel dieſer beiden „Seligen“ feuerte alle Brüder zur Nacheiferung an. Es hätte ſich jeder der Sünde geſchämt, irgend einen ſinnlichen Genuß ſich zu gönnen. Dem jüngeren Macarius wurde einſt eine Weintraube geſchenkt. Es fiel ihm nicht ein ſie zu eſſen, und er brachte ſie dem Einſiedler, der ihm am nächſten wohnte. Dieſer machte es genau ſo wie Macarius, und die Weintraube durchwanderte auf dieſe Weiſe die ganze Wüſte Scete und kehrte nach geraumer Zeit wieder zu Macarius zurück. — Als ein Jünger ſehr über Zerſtreuungen im Gebete klagte, und geneigt war, es aus geiſtiger Trägheit zu verlaſſen, ſprach er: „Verlängere vielmehr dein Gebet und ſage: Kann ich auch nicht ruhig beten, ſo will ich doch um Chriſti willen ruhig auf dieſer Stelle bleiben.“ Der Jünger befolgte den Rat und überwand durch Geduld allmählich die Zerſtreuung. Der Patriarch von Alexandrien hörte von dem günſtigen Einfluß, den er auf die Seelen übe, berief ihn zu ſich und erteilte ihm die geiſtlichen Weihen. Der ältere Macarius begleitete ihn auf dieſer Reiſe eine Strecke Weges. Sie fuhren auf dem Nil, und hatten ſich demütig in ein Winkelchen des Schiffes niedergeſetzt und in die Betrachtung begeben. Auf dem Schiffe befanden ſich zwei vornehme Herren, die mit großem Gefolge reiſten. Ihre Diener, Pferde und Sänften glänzten von Gold und Purpur und überfüllten den Raum. Als die Herren die zwei armen Mönche in dürftiger Kleidung gewahrten, prieſen ſie dieſelben glücklich in ihrer ſchlichten und einfachen Lebensart und riefen: „O wie ſelig ſeid ihr, daß ihr die Welt verachtet!“

müßten fortgeſchickt zu werden; — und ſo ſeltſam der Vorſchlag war — er ward von Allen angenommen, und der Auszug aus dem Hauſe in tiefſter Heimlichkeit mit allen Sachen, die ihnen angehörten, in einem einzigen Tage bewerkſtelligt. Niemand blieb im Hauſe zurück, als die Büßerinnen und zwei Perſonen, die man nicht in die Kabale eingeweiht hatte, weil man ihnen mißtraute, die Eine Maria Herſon, die vierzehnjährige Nichte des Pater Eudes; die Andere Fräulein Renata von Taillefer, ſeine geiſtliche Tochter, eine hohe reine Seele, ein junges Mädchen, das durch eine ſeiner Miſſionen zum Dienſt reuiger verlorner Seelen erweckt worden war. Auf dieſen ſchwachen Schultern ruhte in der Gegenwart die ganze Verantwortlichkeit für die Anſtalt und für die Zukunft das ganze Leben der Congregation. Pater Eudes verlor nicht ſeinen Gleichmuth bei dieſem überraſchenden Ereigniß. Er hatte bereits die königliche und die biſchöfliche Genehmigung erwirkt, daß ſich in der Stadt Caën eine religiöſe Genoſſenſchaft nach der Regel des heiligen Auguſtin bilden dürfe, welche unter dem Namen „Unſerer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe" der Rettung und Erziehung freiwilliger Büßerinnen ſich widmen wolle. In der ehrwürdigen Mutter Patin, Ordensfrau von der Heimſuchung Mariä, gab ihm der Biſchof jetzt eine Oberin für dieſe entſtehende Genoſſenſchaft. Aus ihrem Kloſter zu Caën ſiedelte ſie am 10. Auguſt 1644 mit zwei Ordensſchweſtern in

„Freilich verachten wir durch Gottes Gnade die Welt,“ antwortete Macarius der Alexandriner; „aber wie ſteht es mit euch? iſt es nicht ſo: euch verachtet die Welt?“ Dem einen Herrn leuchtete durch dies Wort der leere Prunk und der falſche Schein von Glück, worin er lebte, dermaßen ein, daß er in ſeiner Heimat all die armſelige Herrlichkeit von ſich warf und ein aszetiſches Leben begann.

Beide Macarius waren durch Glauben, Wandel, Lehre, Beiſpiel und Einfluß wahre Apoſtel und Säulen der katholiſchen Kirche und deshalb bitter gehaßt von den Arianern; namentlich von dem arianiſchen Patriarchen Lucius, der dem ebenfalls arianiſchen Kaiſer Valens keine Ruhe ließ, bis derſelbe die beiden heiligen Männer aus Egypten, und auf eine Inſel im griechiſchen Archipelagos verbannte, wo der Götzendienſt noch immer im Schwunge war. Die geſchah im Jahre 373. Aber in der Verbannung wie in der Heimat gewannen ſie die Seelen für den wahren Glauben, und es ſchien, als habe Gott ihnen zu den übrigen Tugenden auch noch die des Apoſtolats zuwenden wollen. Dies lag aber keineswegs in der Abſicht der Arianer, und man ſchickte ſie in ihre Heimat zurück. Der ältere Macarius ſuchte wieder ſeine Wüſte Scete auf; der jüngere ging nach Cellia, wo er die prieſterliche Seelſorge der Anachoreten verwaltete. Obwohl er dies heilige Amt mit der größten Gewiſſenhaftigkeit ausfüllte, und unermüdlich in allen Pflichten der Liebe war, welche die Führung der Seelen ſo mühſelig machen: wurde er dennoch von der Verſuchung geplagt, er müſſe mehr zur Ehre Gottes wirken, und das könne nur in Rom geſchehen. Dieſer Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht; weder Arbeit, noch Gebet, noch Beſchäftigung mit den Brüdern verſcheuchte die quälende Verſuchung. Da füllte er einen großen Korb mit Sand an, nahm ihn auf die Schultern und durchſtreifte mit dieſer Laſt die Wüſte, um durch körperliche Ermüdung die geiſtige Unruhe zu überwältigen. In ſolchen unausgeſetzten Kämpfen und Anſtrengungen, z. B. in den letzten ſechzig Jahren ſeines Lebens niemals ſich niederlegend, wurde er faſt hundertjährig und ſtarb um 395. Palladius ſagt von ihm, er ſei klein und ſchmächtig von Körperbau und von ſehr zarter Natur geweſen, und der Wunder habe er ſo viele getan, daß das Außerordentliche ganz alltäglich um ihn herum geworden ſei. Die außerordentlichen Menſchen tun eben alles in ſolcher Vollkommenheit, daß das Gewöhnliche dadurch außerordentlich, und das Außerordentliche einfach, wie etwas ganz Gewöhnliches erſcheint.

Der heilige Abt von Tabenna führte inzwiſchen ſeine Mönche immer tiefer in das geiſtliche Leben hinein. Ihre Abtötung erreichte, ſogar für jene feurig aszetiſche Zeit, einen hohen Grad. Beim gemeinſchaftlichen Gebet war es Regel, ſich möglichſt ſtill zu verhalten, ohne zu huſten, ſich zu räuſpern, oder gar den Platz zu verlaſſen. Da kam es denn einmal vor, daß Bruder Tithees heftig in den Fuß geſtochen wurde. Das Gift ſchwellte ſogleich den verletzten Fuß an, und Tithees fühlte, wie es weiter und immer weiter um ſich griff. Aber trotz Schmerz und Gefahr blieb er ruhig auf ſeinem Platze, und dieſer heroiſche Gehorſam bewog Pachomius, Gott um ſein Leben und um ſeine

Geſundheit zu bitten. Das war etwas Seltenes! gewöhnlich ſagte er zu den Brüdern, wenn ſie über Krankheit oder Schmerzen klagten: „O meine Kinder, wie könnt ihr nur wünſchen, von euren Nöten befreit zu werden? ſeht ihr denn noch immer nicht ein, daß keine Abtötung ſo wohlgefällig vor Gott iſt, als die freudige oder wenigſtens geduldige Hinnahme des Kreuzes, das Er auflegt? Faſten, wachen, das Fleiſch kreuzigen, ſind gute Bußwerke; aber leiden in der Vereinigung mit unſerm leidenden Herrn und Heiland iſt ungleich beſſer."

Das Heil aller Seelen lag Pachomius am Herzen. In den großen Wüſten befinden ſich hie und da um Waſſerquellen fruchtbare Stellen, Oaſen, die wie grüne Inſeln mitten im Sandmeere liegen. Die ſogenannte große Oaſe in der lybiſchen Wüſte wurde auch wirklich von den alten Griechen „die Inſel der Glückſeligen" genannt, weil ſie ſo ungemein lieblich war. Die egyptiſchen Oaſen boten Weideplätze für Rinderherden und deshalb hielten ſich viele Hirten in ihnen auf, die aber ganz verwilderten und aus Mangel an Unterricht glaubenslos wurden. Pachomius begab ſich zum Biſchofe von Tentyris und bat ihn, ſich dieſer armen verlaſſenen Chriſten zu erbarmen, und ihnen einen Prieſter zu verordnen und Bethäuslein zu erbauen. Und bis das zuſtande kam, verteilte er ſich mit einigen frommen Brüdern durch die Weideplätze, damit die Hirten in den Glaubenslehren unterwieſen würden. Man meint einen heiligen Alfons von Liguori zu ſehen, der in unſeren Zeiten in den Felſentälern von Amalfi und Sorrent zu gleichem Zwecke die Ziegenhirten aufſuchte! Für den ganz mit Gott verſöhnten Menſchen gibt es keinen Feind in der Schöpfung mehr! Der heilige Hieronymus, der das Leben des großen Abtes von Tabenna beſchrieben hat, erzählt: über giftiges Gewürm ſei Pachomius ungefährdet hinweggeſchritten, und die Krokodile hätten ihm ihre Rücken dargeboten und über den Nil ihn getragen. Die böſen Geiſter kamen, ihn zu beſtreiten, aber „ſeine Ferſe zertrat ihren Kopf" und ſie mußten ihm Red' und Antwort ſtehen, durch welche Kraft ſie denn ſo gebändigt wären? „Durch die wunderbare Menſchwerdung Jeſu Chriſti," hieß es. Jawohl! die Menſchwerdung iſt das Wort der Erlöſung, und das glaubensſtarke chriſtliche Altertum nahm dieſen Glauben im vollen Umfange und mit allen Konſequenzen an — und darin beſtand ſeine Größe! Aber ſchwerer zu bändigen als Krokodile, Nattern und Dämonen, iſt die verleumderiſche Zunge. Weder die Tugend, noch die Wüſte, weder die Heiligkeit, noch die Wunderzeichen ſchützten Pachomius vor Verleumdung. Haß und Neid waren geſchäftig, ihn als einen irrgläubigen Viſionär zu verſchreien, der aus Ruhmſucht ſeine Mönche und alle Welt zu blenden ſuche. Die egyptiſchen Biſchöfe beriefen ihn vor ihre Verſammlung nach Latopolis (dem heutigen Eſſne). Er rechtfertigte ſich nach Art und Weiſe der Heiligen; d. h. mit ſolcher Demut und Einfachheit, daß er ſich die Liebe und das Vertrauen ſeiner Oberhirten erwarb.

Endlich ging auch dies herrliche Geſtirn des altchriſtlichen geiſtlichen Lebens unter. Die Peſt, dieſe Geißel des Orients, ſuchte Tabenna heim. Über hundert Mönche ſtarben, unter ihnen drei Lieblingsjünger des Pachomius, Säulen und Zierden des Ordens. Dann kam an ihn die Reihe. Schwach und abgezehrt dem Leibe nach, doch mit einem Antlitz, das von gottſeliger Freude ſtrahlte, ermahnte er noch einmal die Brüder und atmete lächelnd ſeine Seele aus.

Serapion der Sindonite.

„Wer dem Herrn anhängt, iſt Ein Geiſt mit Ihm.“ 1 Cor. 6, 17.

Dieſer wunderbare Anachoret hatte viele Jahre hindurch keine andere Einſiedelei als ſeine Liebe zu Gott. Sein Körper war die Zelle, in welcher ſeine Seele wohnte, und wohin der Körper ſich auch begeben mochte, die Seele blieb davon unberührt und ließ ſich nicht ſtören in der geiſtigen Sammlung und in der Vereinigung mit Gott. Serapion war ein Egypter und die aszetiſche Richtung, die ſich früh ſchon in ihm entwickelte, führte ihn zu den großen heiligen Männern der Wüſte, bei denen er eine ſtrenge Schule durchmachte. Leib und Seele nahm er in ſcharfe Zucht durch Abtötung der Sinnlichkeit und durch Übung im Gehorſam. Das machte ihn ſo empfänglich für die Einwirkung des heiligen Geiſtes, daß er lenkſam und ſicher, wie ein Nachen vom Steuer, von der Gnade ſich führen ließ. Seine Bußwerke waren ſo groß, daß ſie übermenſchlich erſchienen und ihm den Beinamen „der Unleidende“ zuzogen, weil man ſich gar nicht vorſtellen konnte, daß ein leidensfähiger Menſch ſie aushalte. „Der Sindonite“ aber hieß er wegen des Stückes Leinwand, die ſein einziges Kleid ausmachte. Die ununterbrochene Betrachtung der Heiligen Schrift, verbunden mit ſeinen geiſtigen und leiblichen Abtötungen, gründete ihn feſt in der Armut und in bußfertiger Geſinnung. Deshalb hielten die Meiſter ſeines inneren Lebens ihn nicht zurück, als der Entſchluß in ihm reifte, die Zelle mit der Welt zu vertauſchen und unter den Menſchen als Anachoret zu leben. Im allgmeinen betrachteten ſie das als eine ſchwere Verſuchung zum Abfall vom Wege der Vollkommenheit und als das Zeichen eines großen Leichtſinnes. Palladius, der das Leben Serapions beſchreibt und der ſelbſt ein Zögling der Väter der Wüſte war, bevor er Biſchof zu Helenopolis wurde, erzählt: Als ich mich eine Zeitlang in der Einöde von Scete bei dem großen Macarius aufhielt, wurde ich oft unruhig in meinem Gemüte, ging deshalb einmal ganz angſthaft zu dem Altvater und klagte: „Was ſoll ich tun? meine Gedanken raunen mir immer zu: du biſt unnütz in der Zelle; geh von dannen!“ Der ſelige Macarius gab mir die Lehre: „Antworte deinen Gedanken: Um Chriſti willen bleib' ich in meiner Zelle und damit nütze ich dem Gehorſam.“ So viel gaben die Altväter darauf, den umſchweifenden und beweglichen Menſchenſinn in den heilſamen Schranken gelaſſener Beharrlichkeit feſtzuhalten. Das taten ſie aber nicht bei Serapion, als er ihnen ankündigte, er wolle verſuchen, Seelen aus dem Pfuhle der Welt zu retten. Sie ließen ihn gehen, wie Gott ihn führte. Er kam nach Korinth, der üppigen Stadt, wo es noch immer, trotz der Briefe des heiligen Paulus, ein leichtfertiges Menſchengeſchlecht und Sänger und Schauſpieler in Fülle gab. Ein heidniſcher Gaukler, der mit ſeiner ganzen Familie auf der Schaubühne lebte, erfüllte Serapions Herz mit dem tiefſten Mitleiden. Er wußte nicht anders in die Nähe dieſer unglücklichen Leute zu kommen, als indem er ſich ihnen verkaufte, als Sklave in ihre Dienſte trat und ſie durch ſein Leben und ſeine Liebe für das Evangelium zu gewinnen ſuchte. Die zwanzig Gulden ſeines Kaufpreiſes verſiegelte und bewahrte er. Das wüſte, unruhige, zügelloſe Leben in dieſem Hauſe, das einem minder Vollkommenen tötlich qualvoll geweſen wäre, beachtete Serapion gar nicht. Ein hochherziger Menſch, der in einem ſchlammigen Teich Ertrinkende ſieht und ſie retten will, beachtet nicht die Unſauberkeit des Waſſers und ſtürzt ſich hinein: ſo machte es Serapion für verſinkende Seelen. Pünktlich verrichtete er die geringſten Dienſte, trug Waſſer herbei, wuſch ſeinem Herrn die Füße, war nie müde der ſauern Arbeit, nie unzufrieden, ſchlief wenig, faſtete viel. Schweigend und himmliſche Dinge betrachtend, verhielt er ſich faſt immer; wenn er einmal ſprach, ſo ſtrömte von ſeinen Lippen überirdiſche Weisheit, die den armen Gaukler zuerſt mit Staunen, dann mit Bewunderung, endlich mit Liebe erfüllte. Ehrfurchtsvoll behandelte er ſeinen wunderbaren Knecht, hörte mehr und mehr auf deſſen Ermahnungen, verlangte deſſen Ratſchläge, entſagte endlich ſeinem elenden Gewerbe und bekehrte ſich zum Chriſtentume. Nach ihm ſeine Familie. Nun betrachteten ſie alle ihren Sklaven mit anderen Augen, und je frömmer ſie wurden, um ſo höher ſchätzten ſie ihn. Endlich ſprach der Herr zu Serapion: „Mein Bruder, weil du uns aus der ſchmählichen Dienſtbarkeit des Heidentums, der Welt und der Sünde erlöſt haſt, will ich dich von meiner

Dienſtbarkeit befreien und dir überlaſſen zu leben, wie und wo du willſt.“ Serapion antwortete: „Da Gott euch die Gnade gegeben hat, euer Heil zu erkennen und ihr ſie benutzt habt, um das Heil zu ergreifen, und da ihr nunmehr auf dem rechten Wege ſeid: ſo darf ich euch jetzt getroſt verlaſſen, um die Rettung anderer Seelen zu verſuchen.“ Und er erzählte ihnen, daß er ein egyptiſcher Mönch und ein freier Mann ſei und daß er nach dem Beiſpiele des Gottesſohnes, welcher Knechtsgeſtalt angenommen habe, um die Welt aus der Sündenknechtſchaft zu befreien, aus Liebe zu ihren Seelen freiwillig ihr Knecht geworden ſei. Da zerfloſſen ſie in Tränen und beſchworen ihn, als ihr Herr und Vater bei ihnen zu bleiben. Allein Serapion war nicht länger zu halten und brachte ihnen auch ihr Kaufgeld zurück. „O behalte dies Geld, das uns zu unſerm Heil verholfen hat,“ flehten ſie weinend, „oder teile es den Armen aus.“ „Euch gehört es und nicht mir,“ ſprach Serapion, „denn ich bin ein armer Mönch, der nichts beſitzen, alſo auch nichts verſchenken darf.“ Und liebevoll nahm er Abſchied von ihnen. Die göttliche Vorſehung führte ihn nach Lacedämon zu einer Witwe, die kinderlos, krank und in bitterer Not war. Wie ſollte er ihr helfen? und durfte er ſie in dieſem Elend laſſen? Er hörte, daß ein angeſehener Mann in der Stadt, der ſonſt ganz rechtſchaffen, aber von der manichäiſchen Irrlehre angeſteckt ſei, einen tüchtigen Knecht ſuche. Flugs begab ſich Serapion zu ihm, verkaufte ſich ſelbſt, trug den Erlös zu der armen Witwe und brachte es nach zwei Jahren dahin, daß ſeine Herrſchaft ſich mit ihrem ganzen Hausgeſinde wieder dem katholiſchen

Glauben anſchloß. Auch dieſer Herr ſchenkte aus Dankbarkeit ſeinem gottſeligen Sklaven die Freiheit, bekleidete ihn mit einem guten Rock und Mantel, und gab ihm überdies ein Evangelienbuch. Froh zog Serapion von dannen, ſo gut ausgerüſtet war er noch nie geweſen. Er hatte es aber auch noch nie ſo bedurft, denn es war ein rauher Winter in den Gebirgen von Lacedämon. Als er nun ſo dahinwandelte, ruhig erwartend, wie Gott ihn führen werde, begegnete ihm ein armer, halbnackter Mann. Geſchwind nahm Serapion den Mantel ab und reichte ihn dem Bettler dar, der ſich mit Wohlbehagen darin einwickelte. Serapion ging weiter und fand am Wege liegend einen von Kälte faſt erſtarrten Greis. Geſchwind zog Serapion ſeinen Rock aus, bedeckte den alten Mann damit und ging in ſeinem Leinwandkleide weiter. Als er am Abende mitleidige Leute traf, die ihn in Herberge nahmen und ihn fragten, wer ihn denn ſo ausgeplündert habe, wies Serapion auf die Evangelien hin und ſprach: „Dies Buch hat's getan." Und auch dieſes Buch blieb nicht ſein Eigentum! In der benachbarten Stadt verkaufte er es zum Beſten einer Familie, die in große Dürftigkeit geraten war. Ein Geiſtlicher erhandelte das Buch und ſtellte Serapion mild zur Rede, daß er von einem ſolchen Kleinod ſich trenne. Demütig erwiderte er: „Wirſt du es glauben, mein Vater? mir war, als riefe das Evangelium beſtändig mir zu: Gehe hin, verkaufe alles, was du haſt und gib es den Armen! Alles, was ich hatte, war nun eben dieſes Buch; und deshalb verkaufte ich es." In Athen gab es ſehr viele Philoſophen, aber wenig barmherzige Seelen. Drei Tage war Serapion dort, ohne einen Biſſen Brot zu bekommen. Da geſellte er ſich zu Leuten, die auf einem öffentlichen Platze beiſammen waren, und erzählte ihnen, er ſei ſeit ſeiner Abreiſe aus ſeinem Vaterland Egypten einem harten Wucherer in die Hände gefallen, der ihn ohne Unterlaß peinige. Man war bereit, ihm zu helfen; er möge nur den Wucherer nennen. „Der Hunger iſt es,“ ſagte Serapion. Ein Philoſoph ging vorüber und warf ihm verächtlich einen Silberling zu. Serapion nahm demütig das Geldſtück auf, trug es nach dem nächſten Bäckerladen, nahm ein einziges Brod und verließ genügſam die Stadt. Man brachte dem Philoſophen den Silberling wieder, bis auf jenen Heller, den der Bäcker für ſein Brot behalten hatte, und er geſtand nun ein, daß der arme Fremdling es in der Weltverachtung weiter gebracht habe, als er. Von Griechenland ſchiffte ſich Serapion nach Rom ein. Da er in den erſten Tagen gar nichts genoß, ſo glaubten die übrigen Reiſenden, er leide an der Seekrankheit und bekümmerten ſich nicht weiter um ihn. Endlich, am fünften Tage, fragte ihn jemand: „Aber warum nimmſt du denn gar keine Nahrung zu dir?“ Serapion erwiderte: „Weil ich nichts habe und auch kein Geld beſitze, um mir einen Biſſen Brot zu kaufen.“ Die Leute entſetzten ſich vor dieſer Abtötung. Nur einer der Schiffer rief: „Du Schurke, wenn du kein Geld haſt, womit willſt du die Überfahrt zahlen?“ „Ich kann ſie freilich nicht zahlen,“ entgegnete Serapion ſanft, „willſt du mich aber nicht unentgeltlich mitnehmen, ſo fahre an die nächſte Küſte und ſetze mich dort aus.“ „Nein!“ ſagte der Schiffer, „das tue ich nicht, denn es würde die Fahrt aufhalten das Haus der Büßerinnen über, um in demſelben hauptſächlich die Bildung zum höheren religiöſen Leben Derjenigen zu übernehmen, welche ſich als Novizen der neuen Genoſſenſchaft bereits darin befanden oder noch eintreten würden. Vor der Hand waren es nur Renata von Taillefer und Maria Herſon, und erſt nach ein Paar Jahren traten die Schweſtern von Gouville ein und die verwittwete Frau von Boisdavid, welche nicht nur ihre Tochter und ihre Nichte, ſondern Töchter aus den vornehmſten Familien nach ſich zog.

In dem Herzen des heiligen Auguſtinus geboren und in dem des heiligen Franz von Sales wiedergeboren für ſeine Töchter der Heimſuchung, war die Ordensregel, die der Pater Eudes zur Grundlage ſeiner Congregation machte. Auf ſie baute er die beſonderen Statuten, die ſich auf ihren beſonderen Zweck bezogen. Als Hauptpunkt ſetzte er feſt, daß alle Perſonen, welche zur Profeßleiſtung zugelaſſen würden, außer den drei allgemeinen Kloſtergelübden ein viertes abzulegen hätten, nämlich das: für das Seelenheil der Büßerinnen zu arbeiten und zu wirken. Ferner ſetzte er feſt, daß keine andere Gemeinſchaft als die, welche aus barmherziger Liebe zu den Seelen entſpringt, ohne ſie in Vertraulichkeit überzugehen — zwiſchen den Ordensfrauen und den Büßerinnen ſtatt finden könne. Sollte ſich unter den Letzteren auch eine finden, die Buße thäte wie die heilige Magdalena ſelbſt und ſollte und Wind und Meer ſind uns noch nie ſo günſtig geweſen, wie diesmal.“ Alle Reiſenden wollten um die Wette Serapion mit Speiſe und Trank verſorgen; mit größter Dankbarkeit nahm er jedoch nur das Allerwenigſte an und gelangte glücklich nach Rom. Die Gräber der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und der Martyrer voll Andacht zu beſuchen, war ſein erſtes Geſchäft. Das zweite dem Nächſten zu dienen; und zwar in der Weiſe, die ihm eben eigentümlich war und die er von ſeinem göttlichen Erlöſer ſelbſt gelernt hatte: er machte ſich zum Knechte, um Seelen zu retten. Zweimal noch übte er dieſen heroiſchen Liebesdienſt; zweimal noch wurde er der Sklave von Menſchen, die durch ihren Wandel für das bloß natürliche Gefühl unerträglich und abſtoßend geweſen wären, die Serapion aber liebte, weil er mit dem Auge des Glaubens ſie betrachtete und noch eine Spur von göttlicher Ebenbildlichkeit in ihnen fand. Und der Gott, der ſich zum Knechte der ſündigen Menſchheit gemacht hat, um ſie zu erlöſen, war mit ſeiner Gnade bei Serapion ſo daß zweimal Menſchen bekehrt und gerettet wurden, die bereits dem ewigen Verderben verfallen ſchienen. Solcher Treue, ſolcher Opferwilligkeit, ſolcher Demut, ſolchem Gehorſam, ſolcher Liebe konnten ſie nicht widerſtehen. Dreißig Jahre erfüllte Serapion ſeine Aufgabe, nämlich gerade dieſen Teil ſeines Lebens des menſchgewordenen Gottes zu leben. Dann kehrte er zurück in ſeine Heimat, die Wüſte, und fand dort bald ſeinen Tod und durch ihn ewige, ſelige Freiheit für kurze Sklaverei. Als der Patriarch zu Alexandrien, der heilige Johannes der Almoſengeber, Serapions

Lebensbeſchreibung las, rief er ſeinen Verwalter und ſprach mit vielen Tränen: „Ach, wie erbärmlich wär' es, wenn wir uns rühmten, unſere Güter den Armen auszuteilen! Dieſer heilige Serapion hat ein Mittel gefunden, ſich ſelbſt für ſie hinzugeben, nicht einmal, ſondern vielmals!"

Der heilige Arſenius.

„Er entwich in die Wüſte und betete." Luc. 5, 16.

Das, was uns jetzt ſo fremd und ſeltſam erſcheint, und wozu doch der heilige Apoſtel Paulus ſo häufig auffordert, nämlich: die Bande mit der Welt zu löſen, um deſto vollkommener die Gemeinſchaft mit Chriſtus zu knüpfen, erregten in jener Zeit gar keine Befremdung. Das große und wichtige Geſchäft der Heiligung war nicht eine der tauſend Angelegenheiten, ſondern die Hauptangelegenheit des Lebens der Chriſten. Die Schein- und Namenchriſten, die ſich nur an die äußere Form ſchloſſen, die Arianer und andere Häretiker, deren Irrlehre von der Menſchwerdung Gottes das ganze Chriſtentum verflachte; die Heiden, deren Weltanſchauung nichts vom Falle, von der Erlöſung und von der Heiligung des in Chriſtus wiedergeborenen Menſchen wußte: dieſe freilich waren ſämtlich zum Widerſpruche gegen das Leben in chriſtlicher Aszeſe geneigt; denn in den erſten war der Geiſt des Chriſtentums viel zu matt und in den letzteren der Geiſt der Irdiſchkeit viel zu mächtig, als daß ihnen das Auge des Glaubens über die Lehre von der Entſagung aufgegangen wäre. Aber die echten Chriſten waren damals in der ganzen Glut „ihrer erſten Liebe", und da die Liebe eine volle Hingebung begehrt: ſo ſtellten ſie ſich das Ideal dieſer Hingebung und das damit unzertrennlich verbundene Streben nach Heiligung hoch auf, nämlich unter dem Kreuze des aus Liebe für die Sünder hinſterbenden Heilandes, neben Maria und Johannes auf Golgatha. Das taten Menſchen der verſchiedenſten Art und Begabung, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Einfältige, große Sünder und heilige Seelen, das graue Alter und die zarte Jugend. Wen Chriſtus rief, der folgte Ihm, gleichviel wohin! in den blutigen Zirkus, in die Stille des Kloſters, auf die Spitze der Säule, in den Palaſt der Kaiſer, in die öde Wüſte; der brach die Bande, welche mit dem Rufe Chriſti nicht beſtehen konnten. Keiner widerſtand der Gnade; darum war ſo viel Gnadenwirkung auf Erden.

Kaiſer Theodoſius der Große ſuchte einen Erzieher für ſeine Söhne Arcadius und Honorius, und erſuchte den Kaiſer Gratian in Rom, ihm nach Conſtantinopel einen Mann zu ſchicken, dem er die Knaben anvertrauen könne. Damals war Arſenius Diakon der römiſchen Kirche, ein Mann des Gebetes, ernſter Studien und heiliger Werke. Obgleich er verwandt war mit den vornehmſten Familien, lebte er in großer Zurückgezogenheit mit ſeiner gottſeligen Schweſter zu Rom. Auf ihn warf Papſt Damaſus, den Kaiſer Gratian in dieſer wichtigen Sache zu Rate zog, ſein Auge, denn er fand alles in Arſenius vereinigt, was ihn zum Erzieher der jungen Cäſaren befähigen konnte: Glaube und Wiſſenſchaft, Weisheit und Klugheit. Arſenius gehorchte dem Nachfolger des Apoſtelfürſten, verließ ſeine Einſamkeit, entſagte dem Verlangen nach gänzlicher Trennung von der Welt und ihren Gefahren, und begab ſich nach Conſtantinopel. Theodoſius wußte ihn zu ſchätzen, gab ihm den Rang eines Senatoren, eine prächtige Wohnung, zahlreiche Dienerſchaft, machte ihn nicht nur zum Erzieher und Lehrer ſeiner Söhne, ſondern auch zu deren Taufpaten, und wollte, daß dieſe ihn als einen zweiten Vater ehrten. Arſenius blieb immer in der Demut, auch äußerlich. Er gab ſtehend den jungen Cäſaren Unterricht; ſie aber ſaßen. Theodoſius kam einſt in die Lehrſtunde, tadelte dies als höchſt unehrerbietig an ſeinen Söhnen, und gebot dem Arſenius ausdrücklich, ebenfalls einen Sitz zu nehmen. All dieſe Ehren ließen Arſenius höchſt gleichgültig. Sein Sinn war hoch noch Oben gerichtet, um ſich in Gold und Purpur zu verlieren. Mit größtem Eifer und innigſter Liebe führte er ſein mühſeliges und undankbares Amt. Während er alles tat, um ſeine Zöglinge zu würdigen Kronenträgern zu bilden, mußte er ſehen, wie ſie ihr Ohr den höfiſchen Schmeichlern in ihrer übrigen Umgebung öffneten und wie ſie ſich der Trägheit und Verweichlichung hingaben, durch welche ſie ihrem großen Vater ſo unähnlich und ihre Regierung ſpäter ſo unheilvoll wurde, dennoch verlor Arſenius den Mut nicht, und ſparte weder Belehrung noch Ermahnung, weder die Sanftmut, noch die Strenge der Liebe. Arcadius hatte ſich einſt einen ſo groben Fehler zu Schulden kommen laſſen, daß Arſenius eine ſcharfe Züchtigung für notwendig hielt. Statt in ſich zu gehen, geriet der junge Cäſar außer ſich vor Zorn, begann ſeinen Erzieher zu haſſen und zu verfolgen, wurde darin beſtärkt und aufgeſtachelt durch Neider des Arſenius und trug endlich einem Offizier ſeiner Leibwache auf, ihn um jeden Preis von der ſtrengen Überwachung ſeines Erziehers zu befreien. Zum Glücke ſah der Offizier nicht, wie ſo viele der Höflinge, in Arkadius den künftigen Kaiſer, in deſſen Gunſt man ſich einzuſchmeicheln habe; auch hatte er Furcht vor Theodoſius und Achtung vor Arſenius. Deshalb verriet er dem letztern die Sache und gab ihm den Rat, ſich heimlich aus Conſtantinopel zu entfernen, da ſein Leben gefährdet und jede günſtige Einwirkung auf Arcadius durch deſſen Haß gelähmt ſei. Arſenius begab ſich ins Gebet, um ſich über den Willen Gottes erleuchten zu laſſen und vernahm eine Stimme, welche zu ihm ſprach: Fliehe die Menſchen, Arſenius, ſchweige, ruhe und rette deine Seele! Dieſe Worte waren ſo ganz im Einklange mit dem Verlangen nach gänzlicher Abgeſchiedenheit, welches er ſchon lange in ſeiner Seele ſpürte und bekämpfte, daß er glauben durfte, jetzt ſei der Augenblick da, den Gott in ſeiner Barmherzigkeit ihm gönne, um fortan dem ſtreng aszetiſchen Leben ſich zu widmen. Er verließ den Kaiſerpalaſt, beſtieg ein Schiff, das ſegelfertig nach Alexandrien im Hafen lag, und fuhr von dannen, nicht ſowohl um ſein Leben zu retten, als um es zu opfern. Alle Herrlichkeiten des großen, üppigen, volkreichen Alexandriens waren ihm wie nichts. Er ging hindurch und in die Wüſte Scete Dort, in einer Felſenhöhle, bat er abermals mit inbrünſtigem Flehen um Erkenntnis des göttlichen Willens; und abermals ſprach eine Stimme in ſein Gebet: Arſenius, fliehe, ſchweige, ruhe, und du wirſt deine Seele retten. Wer ſich einer Genoſſenſchaft von Einſiedlern oder Mönchen einverleiben wollte, mußte ſich zuerſt vor den Obern derſelben ſtellen und von ihm die Erlaubnis erbitten, unter Leitung der Erfahrenen und Alten, welche man deswegen aus Ehrfurcht Väter oder Altväter nannte, Gott dienen zu dürfen. Dieſer Akt der Unterwerfung war beſonders notwendig bei den Anachoreten. Hätte ſich jeder nach Belieben und ohne geiſtliche Aufſicht und Führung in der Wüſte niedergelaſſen, ſo würde ſie bald von einer verwilderten, zuſammenhangsloſen Horde bevölkert worden ſein. Hingegen verband Demut und Gehorſam die Einzelnen zu einer geheiligten Familie von Brüdern. Dieſer Regel gemäß mußte ſich Arſenius nun alſo zuerſt vor dem Abt Paſtor ſtellen, welcher damals die geiſtliche Leitung in der Wüſte Scete gottſelig beſorgte. Arſenius war bereits vierzig Jahre alt und kam aus den glänzendſten Verhältniſſen der Welt, vom Kaiſerhofe zu Byzanz. Der Abt Paſtor übergab ihn der Aufſicht eines ausgezeichnet frommen und geiſtig erleuchteten Mitbruders, der aber noch ſehr jung war und Johannes der Kleine hieß. Dieſer hatte nun den Novizen durch verſchiedene Abtötungen auf die Probe zu ſtellen, wie tief deſſen Bußgeiſt und ob er überhaupt für das aszetiſche Leben befähigt ſei. Johannes reihte alſo den Arſenius zu ſeinen Schülern. Als ſie ſich nun alle am Abende verſammelten, um ihre ſpärliche Mahlzeit zu verzehren, und als alle Brüder ihre gewohnten Plätze einnahmen: da wies Johannes dem Arſenius keinen Platz an, ſondern er ließ ihn ſtehen mitten in der Verſammlung und beachtete gar nicht ſeine

Anweſenheit. Auf dieſe Geringſchätzung folgte eine andere. Johannes nahm gleichgültig ein Stück Brot, warf es dem Arſenius vor die Füße und ſagte trocken: „Iß, wenn du Luſt haſt.“ Arſenius kniete nieder und verzehrte auf den Knien das Brot. Die Brüder ſtaunten ihn mit Bewunderung an und Johannes rief entzückt vor Freude: „Dieſer Mann paßt für das Einſiedlerleben! Betet, meine Brüder, um den Segen des Herrn für ihn und für uns!“ Von dieſem Augenblick an bis zu ſeiner letzten Stunde verſenkte ſich Arſenius in die Einſamkeit mit Gott und fragte ſich oftmals ſelbſt: „Warum haſt du die Welt verlaſſen, Arſenius? warum biſt du hergekommen?“ Eine Frage, die ein großer Aszet ſpäterer Zeit, der heilige Bernard, ſich immer wieder und wieder vorlegte, um ſich zur Beharrlichkeit, wie Arſenius, anzuſpornen. Dieſer behauptete, daß die Hauptpflicht eines Mönches darin beſtehe, ſich von der Erde und von allen zeitlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme abzuſchälen, im Geiſte der Zerknirſchung all ſeine Fehler und Schwachheiten zu beweinen und ſehnſuchtsvoll der glorreichen Ewigkeit entgegen zu harren. Deshalb ſuchte Arſenius ſich in ſeiner Felſenzelle zu begraben mit ſeinen Erinnerungen, ſeinem Geiſte, ſeinen Kenntniſſen, ſeinen Talenten, um den irdiſchen Menſchen, nach jeder Richtung hin, gänzlich abſterben zu laſſen und dadurch die Vereinigung mit Gott anzuſtreben. Kaiſer Theodoſius war ſehr betrübt über das Verſchwinden des Arſenius. Er ließ ihn überall in Klöſtern und Einöden ſuchen. Aber der große Kaiſer ſtarb bald, 395, und ſeine Söhne teilten die Krone, die er allein getragen hatte, und die ihnen dennoch zu ſchwer war. Die Nachforſchungen nach Arſenius waren jedoch nicht umſonſt geweſen; Arcadius, der jetzt auf dem Throne zu Conſtantinopel ſaß, erfuhr den Aufenthalt ſeines heiligen Erziehers, ſchrieb ihm durch einen eigenen Boten, bat um Verzeihung für frühere Beleidigungen, empfahl ſich ſeinem Gebete und bot ihm an, alle Einkünfte der egyptiſchen Steuern ihm zu überlaſſen, damit er ſie ganz nach Gutdünken an Bedürftige und Einſiedler, an Kirchen und Klöſter verteile, weil die Armenpflege von ihm gewiß am beſten gehandhabt werde. Arſenius nahm aber dies ungeheure Almoſen nicht an, ſondern ſchrieb nur zurück: „Gott wolle uns allen unſere Sünden vergeben! Mit der Verteilung des Geldes kann ich mich aber nicht befaſſen, da ich mich ſchon als einen Abgeſtorbenen betrachte.“ Er gedachte der Mahnung jener himmliſchen Stimme, die ihm ſo ganz beſtimmt ſeinen Weg angewieſen hatte. Deshalb war er auch ganz entſchloſſen, ihn ſtreng zu befolgen und ſich ſogar einer ſcheinbar gerechtfertigen Zerſtreuung zu entziehen. Keine weltliche Angelegenheit war ihm eines Gedankens würdig! er beſchäftigte ſich nur mit dem Tode, und wie ſeine Seele dann die Gerichte Gottes werde beſtehen können. Anfangs behielt er unbewußt noch gewiſſe Gewohnheiten aus der Welt bei, z. B. kreuzte er die Beine über einander, wenn er ſaß, oder legte einen Fuß aufs Knie. In den Verſammlungen der Mönche und Einſiedler waren aber Haltung, Stellung und Bewegung geregelt, um den Körper, auch äußerlich, an eine gewiſſe Zucht zu gewöhnen. Doch tat es allen leid, ihn auf dieſen kleinen Verſtoß aufmerkſam zu machen, weil ſein erhabener Bußgeiſt ſie mit der größten Ehrfurcht erfüllte. Der weiſe Abt Paſtor ergriff das Auskunftsmittel, einſt ſelbſt in einer Verſammlung mit einem Fuß aufs Knie zu ſitzen und ſich darüber von einem alten Einſiedler einen Verweis geben zu laſſen. Arſenius verſtand die Warnung und bemühte ſich fortan, die kleinen weltlichen Angewöhnungen nicht minder als die großen zu bekämpfen. In der Welt war er aufs prächtigſte gekleidet geweſen; jetzt trug er das gröbſte und unbequemſte Kleid. In der Welt hatte er an geiſtreicher Unterhaltung großes Vergnügen gefunden; jetzt hielt er das Stillſchweigen ſtrenger denn irgend einer und wählte deshalb eine Zelle, die in ſtundenweiter großer Entfernung von allen übrigen lag. In der Welt fand ſein feiner und ſcharfer Verſtand an allen Wiſſenſchaften Freude und er ſtudierte auch die profanen mit hohem Intereſſe; jetzt verſagte er ſeinem Geiſte alle Zerſtreuung und ſtudierte nichts, als die eine ach! ſo ſehr vernachläſſigte Wiſſenſchaft von den letzten Dingen des Menſchen. In der Welt liebte er ſehr, nach damaligem Gebrauche, die Wohlgerüche, welche in den Gemächern gebrannt und den Gewändern beigebracht wurden; jetzt wechſelte Arſenius nur einmal im Jahre das Waſſer, worin er die Palmzweige aufweichte, die er zu Matten verflocht, und goß in der übrigen Zeit nur immer etwas friſches hinzu. Einige Altväter fragten ihn, weshalb er denn nicht dies übelriechende Waſſer ausgieße? „Um den Geruchsſinn abzutöten, der früher ſo geſchwelgt hat,“ entgegnete Arſenius. An die allgemeine Beſchäftigung der egyptiſchen Einſiedler, Matten zu flechten, gewöhnte er ſich mit Mühe, weil er ſeine Hände nie zu dergleichen Dingen gebraucht hatte. Je ſchwerer die Arbeit ihm wurde, deſto eifriger trieb er ſie, jedoch ſo, daß ſie ihn niemals in heiliger Betrachtung ſtörte. Durch dieſe trat die gnadenvolle Liebe Gottes und der ſündhafte Undank des Menſchen ſo nah an ſeine Seele, daß ſeine Augen immer in Tränen der Liebe und des Leides gebadet waren; und dieſe heilige Zerknirſchung währte bis zum Ende ſeines langen Lebens und ſenkte ihn tief in die Grundlage der Vollkommenheit, in die Demut, ein. Die Einſiedler von Seete bekamen einmal ein kleines Geſchenk an Feigen, aber in ſo geringem Maße, daß der Abt nicht den Mut hatte, eine ſo winzige Gabe an Arſenius zu ſchicken. Dieſer erfuhr es durch einige Einſiedler, die ihn mit ſeinen armſeligen Lebensbedürfniſſen verſorgten, weil er um der irdiſchen Dinge willen höchſt ungern ſeine Zelle verließ. Nun erſchien er aber nicht bei dem Gottesdienſt und ſprach zu den Mitbrüdern, die ihn aufſuchten, weil ſie ihn krank glaubten: „Ihr habt mich ja von eurer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen, indem ihr mich für unwürdig hieltet, an dem Segen Teil zu nehmen, den der liebe Gott euch zugeſchickt hat.“ Aufs höchſte erbaut durch eine Demut, welche die Gabe Gottes ſo hoch und ſich ſelbſt ſo gering ſchätzte, eilte der Prieſter der Genoſſenſchaft zu ihm, brachte ihm ein paar Feigen und führte ihn zur Kirche. Dort ſuchte er ſich immer einen Platz hinter einem Pfeiler auf, wo keiner ihn gewahr wurde und wo er niemand ſah: dermaßen fürchtete er jeden Anlaß zur Zerſtreuung. „Warum fliehest du deine Mitbrüder?“ fragte ihn einſt der Abt Marcus.

ihre Sehnſucht nach dem klöſterlichen Leben noch ſo rein und ſtark ſein: in dieſe Congregation konnte ſie nie und nimmer und unter keiner Bedingung aufgenommen werden — denn auf dieſe Weſen durfte nicht ein Schatten von Verdächtigung fallen, der ſich möglicherweiſe von der Bosheit abſichtlich, vom Weltſinn aber unabſichtlich, durch eine ſolche Aufnahme auf ſie werfen ließ. Ihr Ruf ſollte eben ſo rein bleiben, wie ihre Seele, wie ihr weißes Ordenskleid und wie das ſilberne Herz mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Jeſuskinde zwiſchen einem Lilien- und einem Roſenzweige, welches ſie auf der Bruſt trugen. Alles, was ſie umgab, ſollte ihnen die himmliſche Erhabenheit ihres Berufes, für das Heil der Seelen zu wirken — und die Nothwendigkeit ſymboliſiren, daß nur reine Herzen ihn erfüllen könnten. Daher das weiße Ordenshabit, der weiße Roſenkranz am Gürtel, das weiße glänzende Herz. Der ſchwarze Schleier aber ward als ein Symbol der Trennung von der Welt darüber geworfen; er bezeichnet, was das Kreuz auf einem Grabe: den Tod für die Irdiſchkeit. In zwei getrennten Flügeln deſſelben Gebäudes wohnten nach der Anordnung des Pater Eudes ſeine Töchter des lichten Friedens und die Töchter des dunkelſten Elends. Es gab nur eine einzige Verbindungsthür zwiſchen dieſen zwei getrennten Wohnungen, zu welcher die Oberin allein den Schlüſſel beſaß und welche allein diejenigen Ordensfrauen überſchreiten durf-

„Gott weiß, wie ich ſie liebe," antwortete Arſenius; „aber ich kann nicht zugleich bei Gott und bei den Menſchen ſein und den Einen zu verlaſſen, um mich den andern anzuſchließen, iſt mir nicht erlaubt. Ich muß ſuchen, mich mit den himmliſchen Heerſcharen in einer und ungeteilten Richtung des Willens auf Gott zu halten; bei den Menſchen aber iſt ſie zerſplittert." Der Verkehr mit Menſchen erfüllte ihn ſtets mit Beſorgnis und er pflegte oft zu ſagen: „Das Stillſchweigen hat mich nie gereut; die Unterhaltung mit Menſchen immer ein wenig." Deshalb ließ er ſich nie bewegen, Briefe ſchriftlich zu beantworten, nach dazu, Auslegungen der Heiligen Schrift zu machen, wozu er durch Geiſt, Gebet und Erleuchtung ſo ſehr befähigt geweſen wäre; denn außer der Zerſtreuung fürchtete er auch die Eitelkeit und die Selbſtgefälligkeit. Er wiederholte häufig: „Uns Römern hilft zum Fortſchritt in der Tugend all unſere geiſtige Bildung nichts, denn der wiſſenſchaftliche Prunk bläht leicht das Herz zum Stolz auf. Hingegen dieſe ſchlichten Egypter haben ſich nicht durch Arbeit und Einfalt auf den Weg der Vollkommenheit begeben." Einſt holte er ſich gute Ratſchläge bei einem ganz einfachen alten egyptiſchen Einſiedler, und ein anderer hörte zu und fragte höchſt verwundert: „Vater Arſenius, du biſt unterrichtet in aller Wiſſenſchaft der Römer und Griechen, und fragſt dieſen ungebildeten Greis um Rat?" — „Ja freilich kenne ich griechiſche und römiſche Wiſſenſchaft," antwortete der heilige Mann, „aber das Alphabet dieſes Greiſes habe ich leider noch nicht gelernt." Der Erzbiſchof Theophilus von Alexandrien beſuchte ihn einſt mit einer hohen Magiſtratsperſon und bat, er möge ihnen etwas Erbauliches ſagen. Arſenius erwiderte, dazu ſei er viel zu ſündhaft. „Indeſſen," ſetzte er nach einigem Stillſchweigen hinzu, „wollt' ihr verſprechen, ſie zu befolgen, ſo ſag' ich euch recht gern ein paar Worte." Die beiden Herren waren es wohl zufrieden und er ſprach: „Wenn ihr hört, daß der arme Sünder Arſenius da oder dort ſei, ſo ſucht ihn nicht auf." Ein anderes Mal wünſchte derſelbe Erzbiſchof eine Unterredung mit ihm zu haben, kannte nun aber ſchon aus Erfahrung ſeine grenzenloſe Liebe zur Abgeſchiedenheit und ließ deshalb zuvor bei ihm anfragen, ob der Eintritt in ſeine Zelle erlaubt ſei? Arſenius gab dem Boten zur Antwort: „Kommt der Erzbiſchof, ſo werde ich ihm gewiß meine Zelle öffnen; doch nicht nur ihm, ſondern aller Welt; und dann werde ich mich davon machen." Nachdem dem Erzbiſchof dieſe Erklärung hinterbracht war, ſprach er: „Beſſer nicht hingehen, als ihn verjagen."

Die jüngeren Einſiedler Daniel, Zoylas und Alexander, welche ihm mit Freuden kleine Dienſte leiſteten, traten dadurch in nähere Beziehung zu ihm und erfreuten ſich an der Beobachtung ſeines heiligen Wandels und an den Lehren, die er ihnen zuweilen, jedoch immer wie mit fremden Munde gab. Einer der Jünglinge beklagte ſich, daß er die Heiligen Schriften zwar auswendig wiſſe und gern betrachten wolle, aber ihren tiefen Sinn nicht gehörig verſtehe und deshalb lau bleibe. „Fahre dennoch fort mit der heiligen Betrachtung, mein Sohn," ſprach Arſenius; „der ſelige Abt Paſtor pflegte zu ſagen: „Die Schlangenbeſchwörer verſtehen nicht die Kraft der Worte, durch welche ſie die Schlangen fangen; aber die Schlangen ſelbſt verſtehen ſie und gehorchen ihr. Verſtehen wir auch nicht die ganze Tiefe der Heiligen Schrift, ſo verſpürt die uralte Schlange doch ihre Kraft, wenn wir uns damit beſchäftigen, und das göttliche Wort, welches der heilige Geiſt durch die Propheten und Apoſtel geredet hat, jagt ſie weit von uns fort.“ Einſt ſprach er zu Daniel: „Ein frommer Altvater gab mir eine gute Lehre: Befleißige dich, deine innerlichen Werke nach dem Willen Gottes zu verrichten; dann werden ſie dir helfen, die böſe Begierlichkeit des äußeren Menſchen zu beſiegen.“ Und ein anderes Mal ſagte Arſenius: „Suchen wir Gott den Herrn, ſo werden wir Ihn finden, und halten wir Ihn, ſo wird Er bei uns bleiben.“ Solche Vereinigung mit Gott erſtrebte Arſenius durch die Richtung all ſeiner Kräfte auf dies erhabene Ziel, und außer in der Abtötung des ſinnlichen Menſchen fand er in dem eifrigen, beharrlichen, demütigen Gebet die Stärke zu ſeinem fünfundfünfzigjährigen Kampfe. Oft hörten ihn die Jünger in der verſchloſſenen Zelle weinend wehklagen: „O Herr, verlaß mich nicht, obwohl ich Dir bisher ſo treulos war! Ach gib mir die Gnade, daß ich endlich einmal anfange, Dir zu dienen!“ Er ſagte, eine Stunde Schlaf müſſe einem Mönch genug ſein, und er bemühte ſich, nicht einmal ſo lange zu ſchlafen. Hatte er nun die Nacht im Gebete zugebracht und überwältigte ihn gegen Morgen die Ermüdung, ſo ſprach er zum Schlaf: „Komm her, du böſer Geſell!“ ſchlummerte eine Weile und ging dann ſchnell an ſeine Arbeit. Jeden Samstag Abend begab er ſich mit zum Himmel erhobenen Händen ins Gebet, wenn die

Sonne hinter ſeinem Rücken ſank, und nicht eher ſtand er auf vom Gebet, als bis die aufgehende Sonne ihm Sonntags früh ins Antlitz ſchien. Das Beiſpiel ſeiner gottſeligen und demütigen Tugend bewirkte einen unbegrenzten Gehorſam von ſeiten ſeiner Jünger. Zum Alexander ſagte Arſenius eines Tages: „Wenn du morgen mit deinem Palmenflechten fertig biſt, ſo komme zu mir, wir wollen unſere Mahlzeit zuſammen einnehmen. Sollten aber Fremde dich beſuchen, ſo iß mit ihnen und komme nicht zu mir.“ Alexander war damals noch ganz ungeübt im Palmenflechten und doch bemüht, ſeine Arbeit aufs beſte zu verrichten. Deshalb war er um die Zeit des Eſſens noch lange nicht fertig und Arſenius aß allein, in der Vorausſetzung, fremde Brüder hätten bei Alexander die Gaſtfreundſchaft begehrt. Als dieſer ſich ſpät abends bei ihm einſtellte, fragte er ſogleich, ob dies der Fall geweſen ſei? Alexander ſagte nein. „Aber warum kommſt du denn jetzt erſt?“ fragte Arſenius. „Mein Vater,“ entgegnete Alexander, du ſagteſt, ich möchte kommen, wenn ich mit meinen Palmen fertig wäre. Mein Vorrat war groß, erſt jetzt hab' ich ihn verbraucht und daher wagte ich nicht, früher zu kommen.“ Arſenius freute ſich über einen ſo vollſtändigen Gehorſam; ſtatt aber ſeine Freude zu äußern, ſagte er: „Lerne geſchwinder arbeiten, damit du Zeit behältſt zum Pſalmengebet, zum anderweitigen Gottesdienſte und zum Eſſen, ſonſt wirſt du an Leib und Seele verkümmern.“ Aber Verweiſe und Strenge ſchloſſen den frommen Jünger nur um ſo feſter an Arſenius, denn er maß an ihnen ſeines Lehrers heilige Liebe und ſeine eigene Unvollkommenheit ab. Arſenius ſelbſt unterwarf ſich im Gehorſam auch; da, wo er ihm am ſchwerſten fiel. Er wurde einmal krank, und zwar ſo bedenklich, daß der Prieſter, der für die geiſtlichen Bedürfniſſe der Einſiedler von Scete zu ſorgen hatte, es für gut fand, Arſenius in die Nähe der Kirche und in eine Wohnung bringen zu laſſen, welche einige Bequemlichkeit gewährte. Auf ein Lager von Tierfellen mit einem kleinen Kopfkiſſen wurde der Kranke gebettet, dem dieſe geringe Pflege unerträglicher war als ſein großes Leiden, der ſich aber gelaſſen der Anordnung unterwarf. Ein alter Einſiedler beſuchte ihn und rief mit Entrüſtung: „Sehe ich wirklich den Vater Arſenius ſo bequem gebettet!“ Der Kranke ſchwieg; doch der Prieſter nahm das Wort und fragte den alten Einſiedler: „Welchem Stande gehörteſt du in der Welt an?“ — „Ich war Hirt.“ — „Und wie gewannſt du deinen Lebensunterhalt?“ — „Ach, ſehr mühſelig.“ — „Und wie lebſt du jetzt?“ — „Viel beſſer und müheloſer.“ — „Nun ſieh! ſprach der Prieſter, „bei dem Vater Arſenius iſt es gerade umgekehrt. Der war in der Welt gleichſam der Vater der Cäſaren, hatte hundert Diener in Seide gekleidet, hatte prächtige Gemächer mit Teppichen und Ruhebetten; das alles entbehrt er hier, entſagt und leidet, während du es jetzt bequemer haſt, als in der Welt. Und dennoch nimmſt du ein Ärgernis an ſeiner Lagerſtätte!“ Der alte Einſiedler warf ſich auf die Knie und rief: „Vergebung, mein Vater, ich habe geſündigt. Arſenius iſt auf dem wahren Wege der Demut.“ So arm war jetzt dieſer ſonſt ſo reich gekleidete Mann, daß er nur ſein Mönchsgewand hatte. Nun ſollte er während der Krankheit ein leinenes Hemd tragen. Er beſaß es nicht. Man gab ihm etwas Geld, um es zu kaufen, und er ſprach: „Mein Gott, ich danke Dir für die Gnade, in Deinem Namen Almoſen empfangen zu dürfen." In der nämlichen Zeit wurde ihm ein Bote aus Rom geſendet, der ihm das Teſtament eines reichen Senators, ſeines Anverwandten, überbrachte; Arſenius war zum Erben des ganzen Vermögens eingeſetzt. Er fragte, wann ſein Vetter geſtorben ſei, und der Bote erwiderte, vor drei Monaten. „Dann kann ich ihn nicht beerben, denn ich ſtarb lange vor ihm," ſprach Arſenius, und war nicht zu bewegen, die Erbſchaft anzunehmen. Nach ſeiner Geneſung kehrte er mit Wonne in ſeine arme Zelle zurück, die ihm auf Erden lieber war, als das Paradies, und verließ ſie noch ſeltener als zuvor; riet auch allen Einſiedlern, möglichſt in der Abgeſchiedenheit ſich zu halten und wiederholte ihnen die Worte, die er einſt mit ſo großer Herzensbewegung im Gebete vernommen hatte: „Fliehe, ſchweige, ruhe, und du wirſt deine Seele retten." — „Aber, mein Vater," fragte ein junger Mönch, „warum meideſt du die Geſpräche der Mitbrüder? es wird ja nur von Gott geredet." — „Ich horche doch lieber auf das, was Gott im Innerſten meines Herzens ſagt, als auf das, was andere von Ihm ſagen," gab Arſenius zur Antwort.

Im hohen Alter ſchickte Gott ihm die Prüfung, die für ihn am herbſten war. Die Stürme der Völkerwanderung ſauſten immer verheerender über das alte Römerreich. Die nordiſchen Barbaren drangen unaufhaltſam erſt über die Grenzen, dann in die Provinzen, dann nach Rom vor und über Rom hinaus, über das Mittelländiſche Meer, nach Afrika. Und auch die römiſchen Provinzen dieſes Weltteils traf die Geißel ihrer Verheerungen und Genſerich, der Vandalenkönig, eroberte Karthago und gründete dort ein Reich, während der heilige Auguſtinus als Biſchof von Hippo zwiſchen dieſen Drangſalen von der Erde ſchied. Die Wüſten Afrikas boten keine ſichere Zukunft mehr gegen die barbariſchen abgehärteten Völker des Nordens, welche überall die afrikaniſchen Völker aufjagten. Dieſe flohen nun ſelbſt in die Einöden und die wilden Mazyken durchſchweiften mit Feuer und Schwert die Wüſte Scete und verſcheuchten die ſtillen Einſiedler. Weinend zog Arſenius fort und klagte: „Wehe uns, die Welt hat die Stadt Rom verloren und wir Mönche die Wüſte Scete!" Er begab ſich in eine entlegene Gegend zwiſchen dem egyptiſchen Babylon (jetzt Kairo) und der alten Königsſtadt Memphis und lebte dort zehn Jahre. Doch die Nähe der großen Städte brachte ihm zu viel Unruhe und Beläſtigung, und er floh deshalb nach Unteregypten in eine ſumpfige Wildnis, wo er alle Strengheiten, die er ſeit fünfzig Jahren übte, noch verſchärfte und täglich wie ein junger Anfänger in der Aszeſe ſich fragte: Arſenius, weshalb kamſt du hierher? Um dieſe Zeit verließ eine edle Römerin ihre Heimat und reiſte nach Egypten, um ihre Seele zu laben und zu ſtärken an dem Geiſte des Chriſtentums, der dort in der Aszeſe eine ſo herrliche Blüte der Vollkommenheit trieb, daß ihr Wohlgeruch das Morgen- und Abendland erfüllte. Die erhabene Gottſeligkeit ihres Landsmannes Arſenius zog die edle Römerin vor allem an. Sie freute ſich ſehr, vom Patriarchen von Alexandrien zu vernehmen, er wohne in der Nähe und ſie bat den Oberhirten, ihr ein kurzes Geſpräch zu vermitteln. Arſenius aber, der den Patriarchen ſelbſt einſt nicht hatte empfangen wollen, ſchlug dies Anſuchen rund ab und die beſtürzte Frau glaubte, es ſei am geratenſten, ihn ohne Umſtände aufzuſuchen. Sie begab ſich in die Einöde und wartete lange, bis er von dem Beſuch bei einem kranken Mitbruder heimkehrte. Endlich kam er, eine hohe, ſchlanke Geſtalt, etwas gebückt durch ſeine zweiundneunzig Jahre, doch majeſtätiſch in Gang und Haltung, mit einem langen ſchneeweißen Bart, mit ſchönen lieblichen Augen, die in Tränen ſtrahlten und mit der Milde im Antlitz, welche den Sieg über den irdiſchen Menſchen verkündet. Da meinte ſie, einen Engel oder einen Propheten der alten Tage, kurz, etwas Überirdiſches zu ſehen. Denn das Himmliſche, welches aus ſeinem Äußeren aufleuchtete, entſprang aus der heiligen Stille ſeiner Seele, die durch die Bande des Gebetes in ununterbrochener Vereinigung mit Gott ruhte; und ſo ſieht der irdiſche Menſch nicht aus. Sie eilte ihm entgegen, ſie fiel ihm zu Füßen und ſuchte ihm ihre Verehrung auszuſprechen. Arſenius hob ſie ſchnell auf und ſagte mit großem Ernſt: „Willſt du mich durchaus ſehen, ſo ſchaue mich nach Belieben. Nur ſchicke nicht etwa die Römerinnen über's Meer, um den alten Arſenius zu betrachten. Übrigens muß ich mich ſehr wundern, daß du deine Heimat und deine Familie verließeſt, um in Egypten die Einſiedler zu beläſtigen.“ Die Dame ſagte in grenzenloſer Verwirrung, ſie werde gewiß allen Römerinnen dieſe Reiſe abraten, nur möge Arſenius im Gebet vor Gott ihrer eingedenk ſein. „Freilich werde ich Gott bitten, daß er die Erinnerung an dich aus meinem Gedächtnis tilge," antwortete Arſenius und begab ſich in ſeine Zelle. Die Dame kehrte ſchleunig nach Alexandrien zurück. Beſtürzung, Schreck und Schmerz zogen ihr ein heftiges Fieber zu und der Patriarch hatte alle Mühe, ſie zu tröſten und ihr begreiflich zu machen, daß Arſenius in ſeinen Antworten mehr Strenge gegen ſich ſelbſt, als gegen ſie an den Tag gelegt habe.

In der Tat war Arſenius ſeinerſeits voll Schreck, weil Unteregypten ſo recht dem erſten Anlauf der römiſchen Pilgerfahrten zu den orientaliſchen Aszeten ausgeſetzt war. Dieſe Reiſen andächtiger Leute kamen mehr und mehr in Aufnahme und Arſenius floh wiederum ſeiner Zelle bei Memphis zu. Unterwegs begegnete ihm ein Mohrenmädchen, das neugierig ſein rauhes Gewand anfaßte. Er verwies es ihr und ſagte, es ſchicke ſich nicht, das Kleid eines Mönches zu berühren, worauf dann die Mohrin unverzagt zur Antwort gab: „Warum bleibſt du nicht in deinem Kloſter, da du ein Mönch biſt?" Das ging ihm durch's Herz. Er eilte um ſo mehr in die Einſamkeit und ſagte zu ſeinen Jüngern: „Die Taube fand keinen Zweig, auf dem ſie ruhen konnte, und kehrte in die Arche Noe zurück." Endlich, bei fünfundneunzig Jahren, waren die Kräfte dieſes Rieſen an Geiſt erſchöpft und er fühlte ſein letztes Stündlein nahen. Eine einzige Bitte legte er ſeinen Schülern ans Herz: ihm nur ja keine Verehrung nach ſeinem Abſcheiden zu erweiſen, vielmehr im Gebet ſeiner eingedenk zu ſein, als des größten armen Sünders. Dann befiel ihn eine unausſprechliche Verzagtheit. „Iſt es denn möglich, mein Vater, du fürchteſt den Tod?“ fragten ſeine betrübten Schüler. „Gewiß, ich fürchte den Tod,“ ſprach der ſelige Greis, „und ich kann wohl ſagen, daß dieſe Furcht mich keinen Augenblick verlaſſen hat ſo lange ich Mönch bin.“ Doch je näher ſein Ende heranrückte, deſto mehr wich die Furcht von ihm. Zuletzt machte ſie tiefer, heiliger Ruhe Platz und er entſchlief im Frieden des Herrn. Als man von ſeinem Hinſcheiden den Patriarch Theophilus in Kenntnis ſetzte, rief dieſer aus: „Glückſeliger Arſenius, daß du den letzten Augenblick ſtets vor Augen hatteſt!“ Und der Altvater Poemen ſagte mit Tränen: „Glückſeliger Arſenius, daß du über dich weinteſt, ſo lange du auf Erden warſt! Wer hier nicht weint, wird im anderen Leben ewig über ſich weinen!“ So notwendig für das Heil der Seele hielten die Altväter die bußfertige Zerknirſchung.

Der ſelige Moyſes.

„Der Sünden meiner Jugend gedenke nicht, o Herr.“
Pſ. 148.

Die Verwilderung und Entſittlichung, worin Moyſes bis zu ſeinem vierzigſten Jahre lebte, machten ſeine Bekehrung zu einem Wunder der Gnade, von dem Palladius alle Einſiedler von Scete erzählen hörte. Die Heimat des Moyſes war Abyſſinien oder, wie man es damals nannte, Äthiopien. Seine Hautfarbe war ſchwarz und ſeine Leidenſchaften brannten ſo heiß wie die ten, denen die geiſtliche und leibliche Pflege der Büßerinnen anvertraut war, ſo daß eine gänzliche Abſonderung des Rettungshauſes und ſeiner Bewohnerinnen von dem eigentlichen Kloſter ſtatt fand. Aber nicht blos innerhalb dieſes Hauſes herrſchte ſtrenge Clauſur, ſondern auch nach Außen. Nie ohne Aufſicht und ſo ſelten als möglich geſtattete man den Büßerinnen am Sprachgitter mit weltlichen Perſonen eine kurze Unterhaltung, damit jede Erinnerung an ihr früheres Leben möglichſt abſterbe. Auch die Ordensfrauen hatten ſich fern zu halten vom Verkehr mit der Welt und ſich frei zu machen von weltlichen Verbindungen. In ihrer Einſamkeit ſollte kein anderes Wort erklingen als das Wort Gottes. Umfriedet vom reinſten Geiſt der chriſtlichen Liebe ſollten ſie gleichſam aus einer himmliſchen Region heraus ihre hülfreiche Hand den armen, in Nacht Verirrten reichen, ohne ſich vor deren Berührung zu entſetzen und ohne im eigenen Innern davon beeinträchtigt zu werden. Das war nur zu ermöglichen durch eine gänzliche Vergeſſenheit der Welt und eine gänzliche Verſenkung in Gott, und nie vielleicht iſt eine höhere Entwickelung, eine idealiſchere Richtung durch irgend eine andere Congregation angeſtrebt worden, als Pater Eudes ſie für ſeine geiſtlichen Töchter im Sinne hatte und wozu er ſie zu bilden ſuchte: Bräute zu ſein „des Sohnes Gottes, „des Sohnes der Jungfrau,“ um unmittelbar an dem Werk den innigſten Theil zu nehmen, das den göttlichen

Sonne ſeines Landes. Dem Stande nach war er Sklave und gehörte einem Herrn an, welcher ein öffentliches Amt verwaltete. Er ließ ſich ſo viel Diebſtähle und Veruntreuungen zuſchulden kommen, daß er ſich oftmals ſchwere Strafen zuzog. Statt ſich zu beſſern, wurde er aber immer ſchlechter und mit ſeiner Unbändigkeit wuchs ſeine Frechheit. Infolge eines Zankes erſchlug er einen anderen Sklaven, und da er teils für ſein Leben fürchtete, teils der Dienſtbarkeit überdrüſſig war, ſo floh er aus ſeiner Heimat, ſammelte andere böſe Geſellen um ſich und trieb mit ihnen fünfzehn Jahre lang Straßenräuberei. Seine rieſenhafte Leibesſtärke und ſeine Verwegenheit zogen ihm die Auszeichnung zu, der Häuptling dieſer Bande zu werden. Raubend und plündernd ſchweifte ſie umher, ſetzte alle Ortſchaften in Schrecken und wußte ſich in verborgenen und zerſtreuten Schlupfwinkeln ſo geſchickt zu verſtecken, daß ſie allen Nachſtellungen entging. Einſt wurde Moyſes an der Ausübung eines Diebſtahles durch das Bellen eines Hirtenhundes verhindert. Dafür wollte er Rache nehmen, und zwar an dem Herrn des Hundes. Moyſes erkundſchaftete, daß dies ein Schäfer ſei, der jenſeits des Nils ſeine Herde hüte. Sogleich zog er ſeine Kleider aus, wickelte ſie ſich wie einen Turban um den Kopf, ſteckte ſeinen Speer hinein und ſchwamm durch den Nil, gerade ſo wie noch heutigen Tages die Nubier ihn durchſchwimmen. Dem armen Schäfer war jedoch zur rechten Zeit Kunde von dem Racheplan des Moyſes zu Ohren gekommen; er verbarg ſich und Moyſes nahm nun in Ermangelung des Hirten Rache an der Herde, ſtach die Schafe nieder, band vier der ſtärkſten Widder zuſammen, ſchwamm mit ihnen zurück und verkaufte ſie im nächſten Dorfe. Kein Menſch verſuchte auch nur im Entfernteſten Hand an ihn zu legen und er entkam glücklich zu ſeiner Bande.

Wie es geſchah, daß ein Strahl der Gnade in dieſe von den wildeſten Leidenſchaften verfinſterte Natur hineinleuchtete, und daß eine Seele, die ſo fern vom Reiche Gottes ſich befand, dennoch es zu gewinnen beſchloß: darüber fehlen die Nachrichten. Der Gott, der nicht den Tod des Sünders, ſondern deſſen Bekehrung will, ließ den Moyſes nicht umkommen in ſeinen Sünden. Moyſes warf plötzlich einen klaren Blick in ſeine Ruchloſigkeit, erſchauderte vor ſich ſelbſt und begann auf der Stelle das mühſelige Werk ſeiner Umkehr zu Gott. Sie wurde ihm unſäglich ſchwer; denn außer ſeinen wilden Leidenſchaften hielt ihn auch noch die lange Gewohnheit, die ihm faſt unwiderſtehlich ſchien, am Böſen feſtgeknüpft. Um jeder Verſuchung wenigſtens dem Raum nach aus dem Wege zu gehen, floh Moyſes bis an die Libyſche Grenze der Wüſte Scete auf einen Felſen, bat den Altvater Iſidor, welcher das Prieſtertum bei dieſen Einſiedlern verwaltete, ſich ſeiner Seele zu erbarmen, ihr mit Rat und Troſt beizuſtehen, und begann nun ſeinen Kampf. Der war über alle Maßen ſchwer! wie mußten nicht ein Antonius, ein Hilarion, ein Pachomius kämpfen, dieſe Jünglinge, welche von Kindheit auf die Richtung nach höheren Dingen gehabt, und nie, dem Willen nach, die Sünden gekannt hatten! Und nun Moyſes, der jung geweſen und alt geworden war, ohne etwas anderes zu kennen, und der ſich mit all ſeinen Kräften und Neigungen in ſie vertieft hatte! Doch das ſchreckte ihn nicht ab. Er hatte jetzt den Gott kennen gelernt, auf den der Apoſtel Paulus vertraute, da er ſprach: „Ich kann alles in Dem, der mich ſtark macht.“ Hundertmal ſtand Moyſes auf dem Punkte, dem Bußleben in der Wüſte den Rücken zu kehren, und ſich wieder in die Welt zu begeben; aber immer und immer beſiegte er die Verſuchung. Aber er floh zu dem heiligen Iſidor und klagte ihm ſein Leid. „Fürchte dich nicht vor dieſen Angriffen des böſen Feindes, mein Bruder! er weiß, daß du ein Anfänger biſt, und ſucht dir deshalb Widerwillen gegen die Wüſte beizubringen. Gib ihm kein Gehör, halte dich ruhig in deiner Zelle und der Feind wird abziehen;“ ſo tröſtete ihn der Greis. Arbeitend, faſtend, betend hielt er ſich in der engen Felſenhöhle auf, die ihm als Zelle diente. Er teilte ſeinen Tag in fünfzig Abſchnitte, und war einer derſelben verfloſſen, ſo betete er eine beſtimmte Anzahl von Pſalmen. Dabei flocht er Matten und drehte Stricke. Seine Nahrung beſtand in zwölf Unzen ſteinharten Brotes täglich und einem Trunk Waſſer. Er hoffte auf dieſe Weiſe ſeine Neigung zur Völlerei in Speiſe und Trank, und zum herumſchweifenden Müßiggange zu beſiegen; ſeinem Gedächtniſſe und ſeiner Phantaſie aber heilſame Zügel anzulegen durch das Pſalmengebet. Doch ſo leichten Kaufes ließ der böſe Feind ſeine Beute nicht fahren! Mit lockenden Bildern und betörenden Vorſtellungen beſtürmte er den Büßer und verſetzte ihn in die fürchterlichſten Beängſtigungen; denn nur mit ſeinem höheren Willen ſchloß er ſein Gemüt gegen dieſe verführeriſchen Gaukeleien ab; der irdiſche

Menſch war mit ihnen im Bunde gegen ſeinen beſſeren Willen, und trotz dem Gebete, der Arbeit, dem Faſten konnte er ſie nicht übermeiſtern. Nagende Unruhe trieb ihn wiederum zu Iſidor. Der fromme Greis antwortete auf ſeine Klage: „Du haſt nicht mit aller Kraft dein Gemüt gegen dieſe Bilder aus deiner ſündigen Vergangenheit verteidigt, mein Bruder. Du haſt ihnen aus alter ſchlimmer Gewohnheit noch Zutritt gegönnt und deshalb haben ſie übermächtig deine Gedanken eingenommen. Bekämpfe ſie ſchärfer als bisher. Sie laſſen dir keine Ruhe! nun wohlan! vergelte ihnen gleiches mit gleichem, gönne ihnen nicht ſo viel Ruhe, daß ſie ſich bei dir einniſten könnten. Wache und bete Tag und Nacht.“ Dieſe Ermahnung des erfahrenen gottſeligen Greiſes befolgte Moyſes buchſtäblich. Während ſechs Jahren begnügte er ſich nicht damit, den ganzen Tag unausgeſetzt dem Gebete zu widmen, ſondern wenn die Nacht einbrach, ſtellte er ſich in die Mitte ſeiner Zelle, und mit aufgehobenen Händen fuhr er fort Gott anzurufen und zu preiſen. Aus Furcht, vor Müdigkeit einzuſchlafen, wagte er nicht einmal beim Gebete niederzuknien. Zuweilen ſchlief er gegen Morgen ein wenig ſtehend und an die Wand gelehnt. Manche Nacht tat er kein Auge zu. Er wollte durchaus die irdiſche Natur beſiegen, welche ihn zu unterjochen und von Gott zu trennen ſuchte. Aber es gelang ihm noch immer nicht. All ſeine Kämpfe und Qualen offenbarte er dem heiligen Iſidor, welcher großes Mitleid und innige Teilnahme für ihn empfand und ihm einmal ſagte: „Du beſtreiteſt den böſen Feind zu heftig; das reizt ihn auf. Halte Maß, mein Bruder! der geiſtliche Streit muß nicht in aufgeregter Weiſe geführt werden.“ Moyſes gab ihm zur Antwort: „Mein Vater, laß mich kämpfen, wie ich's vermag! denn ich kann nun einmal keine Ruhe finden, bevor ich dasjenige beſiegt habe, was mich von der Vereinigung mit Gott abhält.“ Statt alſo ſeine Strengheiten zu mildern, erſann er neue. Nächtlicher Weile ging er in die Zellen der kranken oder greiſen Einſiedler, nahm heimlich ihre leren Waſſerkrüge, ſchöpfte ſie voll und brachte ſie zurück. Dies war für einen von Faſten, Nachtwachen, Arbeit und Seelenqual faſt aufgeriebenen Menſchen eine ungeheure Anſtrengung; denn das trinkbare Waſſer war von manchen Zellen bis auf fünftauſend Schritte entfernt. Aber Moyſes verfolgte mit Starkmut ſein Ziel; denn er fürchtete nicht der Hinfälligkeit ſeines Körpers, wohl aber der ſeiner Seele zu erliegen. Als er nun einſt in der Morgendämmerung einen vollen Waſſerkrug mit großer Erſchöpfung nach der Zelle eines alten Einſiedlers trug, fühlte er ſich plötzlich zu Boden geworfen und ein empfindlicher Schmerz raubte ihm die Beſinnung. So fand ihn ein Bruder, rief andere zur Hilfe herbei, und ſie trugen den Ohnmächtigen zu Iſidor, welcher neben der Kirche wohnte. Da lag Moyſes ein ganzes Jahr an ſchwerer Krankheit darnieder. Als er aber geneſen war und Iſidor ihn aufforderte, nach Petra zurückzukehren (ſo nannte man den Felſen, in deſſen Höhle er wohnte), da ſträubte ſich Moyſes, denn er fürchtete in der Einſamkeit ſeine alten Feinde wieder zu finden. „Du biſt nicht einſam in deinen Kämpfen, mein Bruder, obgleich dir deine Zelle ſehr einſam erſcheint,“ ſprach Iſidor. „Schau nur um dich." Er zeigte gen Oſten und mit den Augen des Geiſtes ſah Moyſes Scharen der Engel, die von überirdiſchen Lichte dermaßen ſtrahlten, daß die Sonne trübe neben ihnen erſchien. Dann blickte er nach Weſten und gewahrte eine Menge unheimlicher Geſtalten, welche finſter, traurig und verwirrt die Flucht zu nehmen ſchienen. „Sieh, mein Bruder," ſprach Iſidor," „dies dunkle Heer ſtreitet zwar wider uns, aber jenes lichte, das viel zahlreicher iſt, ſendet der allmächtige Gott uns zu Hilfe, und das iſt immer bei dir in deiner einſamen Zelle. Alſo fürchte dich nicht." Wunderbar getröſtet empfing Moyſes die heilige Euchariſtie und begab ſich nach ſeiner Zelle. Drei Monate ſpäter beſuchte Iſidor ſeinen lieben Jünger und fragte ihn, ob der böſe Feind ihn wieder nach alter Art gequält habe? „O nein, mein Vater," ſagte Moyſes demütig; „ſeitdem du, als ein großer Freund Gottes, mir das Auge für ſeine Gnadenhilfe aufgetan haſt, haben alle Anfechtungen aufgehört." — „Das hat Gott ſo zugelaſſen," entgegnete Iſidor, „damit du dich nicht etwa rühmteſt, als hätteſt du den Satan und ſeine Verſuchungen durch die Strengheiten deines Lebens überwunden. Sei jetzt getroſt! im Namen Jeſu Chriſti, deine Anfechtungen ſind vorüber." Sie trugen für Moyſes die heilbringenden Früchte des Starkmutes und der Demut. Er wurde nun zum erſtenmal in die Verſammlung der Väter der Wüſte Scete berufen, die über eine wichtige Angelegenheit Rat hielten. Als Moyſes erſchien, riefen einige ganz laut, um ihn zu prüfen: „Was will der Mohr zwiſchen uns?" Moyſes aber ſchwieg mit heiterem Angeſicht. Später fragten ihn die, welche ihn ſo verächtlich behandelt hatten, was er gedacht? Moyſes gab zur Antwort: „Ich dachte: Jeſus aber ſchwieg.“ Ein anderes Mal wurde er wieder zu einer Verſammlung berufen, in welcher ein ſtrafbarer Bruder gerichtet werden ſollte. Moyſes kam aber nicht. Da ließ Iſidor ihm ſagen, alle Väter warteten auf ihn und warum er nicht komme? Moyſes füllte einen Korb mit Sand, nahm ihn auf den Rücken und erſchien ſo in der Verſammlung. Man fragte ihn, was das zu bedeuten habe? und er antwortete: „Ich trage die ſchwere Laſt meiner Sünden, und ſollte mich erkühnen, fremde Sünde zu richten?“ Da ſprach keiner ein Wort gegen den ſtrafbaren Bruder. Die böſen Geiſter, die den tapfern Moyſes ſo manches Jahr gepeinigt hatten, bekannten ſich jetzt für überwunden. Ein gottſeliger Einſiedler hörte, wie ſie zu Moyſes ſprachen: „Wir können dir nichts mehr anhaben! denn wenn wir dich in Verzweiflung zu ſtürzen ſuchen, indem wir dir die Sünden deiner Vergangenheit vor Augen ſtellen, ſo ſchwingſt du dich voll Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes auf. Und wenn wir dich hochmütig zu machen ſuchen, ſo demütigſt du dich unter der Gerechtigkeit Gottes. Mit ſolchen Menſchen haben wir nichts zu ſchaffen.“

Die Einſiedler wollten immer gute Lehren und Ermahnungen von ihm hören und er wiederum von ihnen. Das kam allen zu gut: jeder lernte und lehrte in Demut. „Vier Dinge ſind’s, die dem Mönch vor allem Not tun,“ ſagte Moyſes aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen: „die Haltung der Gebote, die Demut und das Stillſchweigen. Und drei Dinge ſind's, die er beſonders beherzigen muß, weil ſie ihm, wie jedem Menſchen, ſehr ſchwer fallen: er muß jederzeit gern ſein Kreuz tragen; jederzeit ſeiner Sünden gedenken und jederzeit ſein Sterbeſtündlein vor Augen haben." Oft wiederholte er den Brüdern: „Wenn der Menſch ſich nicht wahrhaft im Herzen für einen Sünder hält, ſo erhört Gott der Herr ſein Gebet nicht." — „Und wer hält ſich denn wahrhaft im Herzen für einen Sünder?" fragte ein junger Einſiedler. „Wer ſtets auf ſeine Sünden, und nie auf die des Nächſten ſieht," antwortete Moyſes. Und ſprach dann weiter: „Stimmen des Menſchen Werke nicht mit ſeinem Gebete überein, ſo iſt alle Mühe und Arbeit vergebens." — „Darin, daß wir die Sünde, wegen welcher wir Gott um Vergebung bitten, nicht mehr begehen. Hat der Menſch im innerſten Winkel ſeiner Seele, dem Willen nach alle und jede Sünde verlaſſen: dann iſt er mit Gott verſöhnt und dann kann ſein Gebet Erhörung finden." — „Aber wie ertragen wir ſo viel Arbeit und Mühſal?" fragte der wißbegierige Jüngling. — „Wonn Gott ſie uns tragen hilft," ſprach Moyſes. Dem jungen Einſiedler wurde der geiſtliche Streit ſehr ſchwer und die Abtötung ſehr läſtig; da rief er denn mit einiger Ungeduld: „Ach, mein Vater! was hilft all das Faſten und Wachen? die böſen Neigungen und Verſuchungen wachen immer wieder auf." — „Aber die Abtötung ſchläfert ſie immer wieder ein," ſagte Moyſes. — „Und wie kann der Menſch am beſten ſich ſelbſt abſterben?" fragte ein anderer Bruder. — „Mein Sohn," ſprach Moyſes, „es ſei denn, daß der Menſch ſich einbilde, er liege drei Jahre im Grabe und unter der Erde, ſo wird er nimmer ſich ſelbſt abſterben.“

Es lebte damals in der Wüſte Scete ein Anachoret, Namens Zacharias, von dem der heilige Abt Serapion zu ſagen pflegte: „Ich bin ihm zwar in leiblichen Abtötungen überlegen; allein in der Demut und im Stillſchweigen übertrifft er mich weit.“ Dieſer Zacharias war bei Moyſes, als einige Brüder den letzteren beſuchten und ihn um einige heilſame Lehren baten. „Ich bitte dich, mein Bruder, was hab ich zu tun? und was ſoll ich unſeren Brüdern ſagen?“ fragte Moyſes den Zacharias. Dieſer fiel ihm zu Füßen und rief in Tränen: „Warum beſchämſt du mich durch dieſe Frage?“ — „Ich ſah den heiligen Geiſt auf dich herabſteigen,“ erwiderte Moyſes; „das treibt mich an, dich zu fragen.“ Da nahm Bruder Zacharias ſeinen Mantel ab, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. Schweigend und ſtaunend ſahen alle ihm zu. Dann ſprach Zacharias: „Ein Menſch, der ſich nicht in dieſer Weiſe mit Füßen treten laſſen will, wird nie ein rechter Mönch werden.“ Das iſt Aszetenlehre durch alle Zeiten! Tauſend Jahre ſpäter ſah der liebliche, tiefſinnige Aszet des vierzehnten Jahrhunderts, Heinrich Suſo, der ſelige Dominikanermönch, ein Hündchen mit einem Tuche ſpielen und erkannte dabei, ſo müſſe er ſich auf dem Boden umher ſchleifen laſſen, gleichviel von wem! Die Liebe zu Gott bis zur gänzlichſten Verachtung des Ichs getrieben: das iſt Demut. Dem Bruder Zacharias war aber ſein letztes Stündlein nahe. Als er nun ſo da lag, und es mit ihm vom Leben zum Sterben ging, fragte ihn Moyſes: „Mein Bruder, ſiehſt du himmliſche

Dinge?" — „Ich ſehe, daß nichts beſſer iſt, als das Stillſchweigen," antwortete demütig Zacharias. — „So ſchweige denn bis zum Ende, mein Bruder," ſagte Moyſes. Und ſchweigend, im tiefſten Frieden, gab Zacharias ſeinen Geiſt auf. Abt Iſidor ſchaute zu derſelben Stunde freudig empor und ſprach: „O du glückſeliger Zacharias, die Pforten des Himmels öffnen ſich dir, denn die Demut iſt die Türe zu Gott."

Der Gegenſatz von dem, was Moyſes geweſen, zu dem, was er geworden war, gab ihm in den Augen der Welt eine Berühmtheit, die ihn ſehr peinigte. Er beſorgte, man werde wegen dieſer Umwandlung nicht Gott allein die Ehre geben, ſondern auch ihn bewundern und preiſen, und er ſagte mit dem heiligen Ignatius von Antiochien und mit allen Heiligen: „Wer mich lobt, der geißelt mich." Wenn Moyſes es möglich machen konnte, ſo floh er vor den Bewunderern, und kein größerer Dienſt konnte ihm erwieſen werden, als wenn man ihm hinterbrachte, daß ihm ein ſolcher Beſuch zugedacht ſei; dann begab er ſich ſchleunigſt von dannen und man fand nur ſeine lere Zelle. Es machte ſich einmal eine hohe obrigkeitliche Perſon auf den Weg nach der Wüſte Scete, um dieſen Moyſes kennen zu lernen, der als Straßenräuber angefangen hatte und als Heiliger endete. Moyſes erhielt die Kunde und entwich nach einem Sumpfe, wo er ſicher war. Nun hatte ſich aber der fremde Herr mit ſeinem Gefolge in der Gleichförmigkeit der Wüſte zwiſchen ihren Sandhügeln und Felsblöcken verirrt, und Moyſes ſtieß unverſehens auf den, vor welchem er floh. Der Fremde war froh, einen Wegweiſer zu finden und ſprach

Liebhaber der Seelen auf die Erde herabgezogen und das er dann vom Himmel aus ihren Händen anvertraut hat; — und Töchter zu ſein der Gebenedeiten, welche den Kopf der Schlange zertrat und welche nicht umſonſt die „Mutter der ſchönen Liebe“ heißt. Den wunderbaren Geiſt von Kindlichkeit und Erhabenheit, von Einfalt und Begeiſterung, von Demuth und Starkmuth, der ihn beſeelte und der ſich ſo lieblich und feurig in den Briefen an die geliebte kleine Congregation ausſpricht, ſuchte er den Töchtern ſeiner Seele einzuhauchen. Dieſe Blüte der heiligen Liebe, die er in ihnen auferzog, war zugleich von dem ſüßen Duft zärtlichſter Myſtik und von der friſchen Luft kräftigſter Frömmigkeit umweht. Nicht um anmuthig zu träumen, ſondern um tapfer zu wirken, verſchmolz er ihre Herzen mit dem der allerſeligſten Jungfrau. Nicht um friedlich zu ruhen legte er ſie am Thron der Himmelskönigin nieder, ſondern um zu erkennen, daß ſie durch die ſchwerſten Prüfungen zur höchſten Verherrlichung gelangt iſt. Vertrauensvoll wie Kinder ſollten ſie ſich in die Arme der holden himmliſchen Mutter werfen und dann aufſtehen und ruhig wie Männer die Arbeit und Trübſal des Kreuzes bis zum Ende tragen. Nirgends eine Spur von Weichlichkeit, von Empfindſamkeit, von Spielerei, von Gefühlsſchwelgerei, wodurch Eigenliebe, Hochmuth und Selbſtgefälligkeit geweckt und genährt wird. Zu nichts Anderem ſollte der höchſte Schwung ihrer Andacht ſie fühzu Moyſes: „Mein Vater, ich bitte dich, ſage mir wo liegt die Zelle des berühmten gottſeligen Einſiedlers Moyſes?“ Dieſer antwortete gelaſſen: „Was willſt du, Herr, bei dem Menſchen? und warum nennſt du ihn gottſelig? Den kennen wir hier beſſer! er iſt ein Narr und ein Ketzer. Willſt du dich erbauen, ſo beſuche andere Brüder, und nicht den.“ Damit ging er von dannen und ließ den Herrn in höchſter Verwunderung zurück, daß der Moyſes in der Ferne ſo hoch und in ſeiner Wüſte ſo gering geſchätzt werde. Indeſſen befolgte er den Rat und beſuchte einige Altväter, die ihn mit Ehrerbietung aufnahmen und an denen er ſich höchlichſt erbaute. Er teilte ihnen endlich mit, daß er eigentlich den Bruder Moyſes habe beſuchen wollen, und in welcher Weiſe er davon abgehalten worden ſei. Die fremden Väter betrübten ſich ungemein über eine ſolche Verleumdung und fragten, was denn das für ein Menſch geweſen ſei? Der Fremde antwortete: „Er war bejahrt, lang und hager, mit einem abgetragenen Mönchsgewande bekleidet und von ganz ſchwarzer Hautfarbe.“ „Das war Moyſes ſelbſt!“ riefen die Väter freudig, und der Fremde verließ die Wüſte, höher erbaut durch dies Benehmen des Moyſes, als er es durch deſſen ſalbungsvollſten Worte hätte werden können.

Da wo Moyſes nicht mit Bewunderern und Lobrednern zu verkehren hatte, war er ungemein leutſelig und zugänglich. Ein Jüngling, der ſich dem aszetiſchen Leben zu widmen wünſchte, bat einen der Einſiedler der Wüſte Scete, ihn zu den frömmſten Vätern zu führen, damit er von denſelben Rat und Belehrung empfangen möge. Der

Einſiedler ging mit dem Jüngling zu Arſenius. Dieſer ſaß in ſeiner Zelle, flocht eine Matte, und war ſo tief in Betrachtung, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte, ſie nicht grüßte, nicht eine Silbe mit ihnen ſprach. Nach einer Weile entfernten ſie ſich wieder, ſtumm, wie ſie dageſeſſen hatten, und der Einſiedler brachte den Jüngling zu Moyſes. Dieſer empfing ihn ſo liebevoll, ſprach ſo väterlich wohlwollend über ſeinen Plan, ermunterte ihn ſo kräftig, bewies ihm ſo herzliche Teilnahme, daß der Jüngling, nachdem er ſich verabſchiedet hatte, zu ſeinem Begleiter ſprach: „O wie viel frommer und beſſer iſt doch der ehemalige Straßenräuber, als der ehemalige Hofmann!" Dieſe Äußerung wurde den Altvätern bekannt und einer von ihnen, der äußerſt gottſelig war und eine hohe Meinung von Arſenius hatte, bat Gott, ihn aufzuklären über die innere Beſchaffenheit dieſer beiden Männer. „Der Eine meidet um Deines Namens willen, o Herr, jeden Verkehr mit den Menſchen, während der Andere aus demſelben Grunde zuvorkommned gegen ſie iſt. Welcher von beiden hat denn nun Recht? Und er fiel in Extaſe und ſah auf einem Strome zwei Nachen ſchwimmen. In dem einen fuhr Arſenius ſtill und ruhig dahin und der heilige Geiſt ſchwebte ihm zu Häupten. In dem andern ſaß Moyſes und die Engel fuhren mit ihm und träufelten Honig auf ſeine Lippen. Da verſtand der Altvater, daß dieſe beiden ſeligen Männer in der vollkommenen Liebe lebten, alle Handlungen von ihr leiten ließen und in der verſchiedenen Äußerung derſelben ſehr wohlgefällig vor Gott wären.

Und wieder einmal hatte Moyſes einen Beſuch, doch anderer Art. Vier böſe Geſellen, die von Diebſtahl und Räuberei lebten, ärgerten ſich, daß der Moyſes die Wege der Sünde verlaſſen und ſich zu einem büßenden Leben bekehrt habe. Ihr böſes Gewiſſen erblickte in ſeiner Reue einen heimlichen Vorwurf. Sie wollten ſich an ihm rächen, ihn mißhandeln, vielleicht ihn töten. Sie überfielen ihn nächtlicherweile. Aber der alte Rieſe in ihm war nur abgeſtorben für die Sünde, nicht für Kämpfe. Moyſes überwältigte ſeine vier Widerſacher, band ſie und ſchleppte ſie nach dem Gotteshauſe. Dort ſprach er zum Prieſter: „Es iſt mir nicht erlaubt, dieſe Männer zu züchtigen, die mich gewalttätig in meiner Zelle überfallen haben. Befiehl jetzt, was ich mit ihnen anfangen ſoll.“ Dieſe Kindeseinfalt machte einen ſolchen Eindruck auf die Räuber, daß ſie demütig um Gnade baten und ſich zu Gott bekehrten. „Denn,“ ſprachen ſie, „iſt der Stärkere über dieſen Starken gekommen, was wollen wir uns denn noch länger gegen ihn widerſetzen!“

Jede Ehre wurde ängſtlich von den frommen Einſiedlern gemieden; keine mehr, als die des Prieſtertums. Aber nicht Feigheit und nicht irdiſcher Sinn hielt ſie davon zurück, ſondern ihre Demut und die hohe Heiligkeit des prieſterlichen Amtes. Ohne den ausdrücklichen Befehl der Biſchöfe empfingen ſie höchſt ſelten die heiligen Weihen. Dieſen frommen Zwang mußte auch Moyſes in ſeinem Alter leiden: der Patriarch von Alexandrien erteilte ihm die geiſtlichen Weihen. „Jetzt biſt du weiß geworden, Moyſes,“ ſprach ſcherzend der Patriarch, nachdem er ihn zum Diakon gemacht und ihm die weiße Stola über die linke Schulter gelegt hatte.[1]) „Bin ich inwendig oder auswendig weiß geworden?“ fragte Moyſes. Der Patriarch befahl nun heimlich den Kirchendienern, nicht zu leiden, daß Moyſes in den folgenden Tagen dem Altare nahe, um ſeine Obliegenheiten als Diakon zu verrichten, und genau auf ſein Benehmen acht zu geben. Dies geſchah. Die Kirchendiener wieſen den Greis als einen unverſchämten Eindringling fort und rieſen ihm zu: „Der Mohr hat am Altare nichts zu ſchaffen.“ Mild und geduldig zog er ſich zurück und ſprach: „Dem Mohren geſchieht recht! er iſt kaum ein Menſch und will am Altare mit den Engeln dienen!“

Er war fünfundſiebzig Jahre alt, als die Wüſte Scete von dem wilden Volke der Mazyken überſchwemmt wurde. Kurz vorher kamen ſieben Einſiedler zu ihm, um ſich an ſeiner himmliſchen Weisheit zu erbauen und ihre Seelen im heiligen Bußſakramente zu reinigen. Nachdem er dies göttliche Richteramt als Stellvertrter Gottes vollzogen hatte, ſprach er im prophetiſchen Geiſte zu ihnen: „Heute, meine Brüder, hab' ich zum letztenmal euren Seelen gedient. Fliehet jetzt eilig, denn die Barbaren ſind ſchon ganz nahe.“ — „Willſt du denn nicht auch die Flucht ergreifen?“ fragten ſie. — „Nein!“ ſprach Moyſes; „im Hinblick auf mein früheres Leben habe ich ſchon lange dieſen Tag erwartet, damit die Worte meines Heilandes an mir in Erfüllung gehen möchten: Wer das Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen.“ (Matth. 26, 52.) Da ſprachen die Einſiedler einmütig: „Fliehſt du nicht, ſo bleiben auch wir und ſterben mit dir.“ Moyſes ſagte: „Ich habe keine Urſache zu fliehen. Ihr aber bedenkt wohl, was ihr tut. Jetzt könnt ihr euch noch retten; doch bald wird es zu ſpät ſein.“ Sie aber wollten durchaus bei ihm bleiben und er verwehrte es ihnen nicht. In heiligem Gebete und gottſeligem Geſpräche floh die Nacht dahin. Als der Morgen dämmerte, ſprach Moyſes: „Die Stunde iſt da.“ Gleich darauf drangen von allen Seiten wilde Schwärme in das ſtille Wüſtenland. Ein Trupp lief der Felſenzelle des Moyſes zu, der betend auf den Knien lag. Ein Speer durchbohrte ſeine Bruſt und entſeelt ſank er zu Boden. Sechs Brüder folgten ihm auf dieſelbe Weiſe in die Ewigkeit. Der ſiebente hatte ſich in Todesfurcht zitternd unter einem Haufen von Palmblättern und Matten verborgen, und er ſah ſieben Kronen, die ſich vom Himmel auf die ſieben entſeelten tapferen Streiter Chriſti herabſenkten. Er aber ging leer aus.

---

[1]) Indem er dies tut, ſpricht der Biſchof zum Diakon: „Empfange die weiße Stola aus Gottes Hand!“

Bruder Valens, Bruder Ero und Bruder Ptolomäus.

Nachdem Palladius das Leben des Moyſes und anderer gottſeliger Einſiedler und Mönche beſchrieben hat, ſagt er: „Der Baum der Erkenntnis des Guten und Böſen ſtand zwiſchen lauter heilſamen Bäumen und Pflanzen im Paradieſe. Und ſo wird es denn auch nicht unnütz ſein, etwas von ſolchen zu berichten, die gefallen ſind, weil ſie ſich ihrer Vortrefflichkeit rühmten. Wird die Tugend nicht in reiner Abſicht auf Gott und ſein Wohlgefallen geübt, ſo kann ſie gar leicht eine Gelegenheit zum Falle werden, indem der Menſch ſeiner eigenen Kraft vertraut und an deren Schwäche ſcheitert. Darum ſteht geſchrieben: Ich habe geſehen den Gerechten zugrunde gehen in ſeiner Gerechtigkeit.“

Valens war gebürtig aus Paläſtina, begab ſich in die Wüſte Scete und führte viele Jahre mit großer Beharrlichkeit ein ungemein ſtrenges, kämpfendes Leben. Aber leider führte er es mit mehr Eifer als Demut; mehr in der Abſicht, ſeine eigene Ehre, als die Ehre Gottes zu ſuchen. Während die heiligen Seelen gerade in dem Maße, als ſie ſich vervollkommneten, ihre Tugend der Gnade Gottes zuſchrieben und ihre Gebrechen im Auge behielten, um ſich wegen ihrer Sündhaftigkeit zu verachten, überſchätzte Valens ſich dermaßen, daß er wähnte, durch ſeine Anſtrengung ein Liebling Gottes geworden zu ſein, der beſondere Vorrechte genießen dürfe. Er vergaß gänzlich jene Lehre, welche ſich aus dem Munde des heiligen Antonius bei allen Aszeten fortpflanzte. Dieſer Erzvater des geiſtlichen Lebens ſah in einer Viſion den ganzen Erdboden mit einem dichten Netz überwebt, und er verſtand dabei, dies wären die Fallſtricke des Teufels für alle. „O weh!“ ſeufzte er; „wird denn niemand ihnen entgehen?“ — Da antwortete eine Stimme: „Ja! der Demütige.“ — Denn der Demütige iſt vorſichtig, weil er die erſtaunliche Hinfälligkeit der Seele und die betrügeriſche Menſchennatur kennt. Von ſolcher Demut und Vorſicht war der Bruder Valens ſehr weit entfernt. Er glaubte ſo hoch geſtiegen zu ſein, daß die Engel bereit wären, ihm auf jeden Wink zu dienen. Die

Einſiedler erzählten dem Palladius: Einſt ſaß Bruder Valens nächtlicherweile bei ſeiner Arbeit und die Nadel entfiel ihm, mit welcher er die Körbe zuſammen zu heften pflegte. Da durchleuchtete ein unheimliches Licht ſeine Zelle; er fand ſeine Nadel wieder und wurde von dieſer Stunde an ſo aufgeblaſen und übermütig, daß er alle Einſiedler verachtete. Der große Macarius, Prieſter in Scete, hatte von fremden Gäſten Backwerk zum Geſchenke bekommen. Er ſegnete es und ſchickte durch die ganze Wüſte jedem Bruder ſeinen Anteil, ein lieblicher Gebrauch der Zeit, der die Gemeinſchaft in Glauben und Gnade, welche aus der heiligen Euchariſtie hervorgeht, ſinnbildete. Aber Valens empfing den Boten ſehr unfreundlich, der ihm die Eulogie, wie man das geſegnete Brot nannte, von Macarius überbrachte. „Fort mit dir!“ rief er ihm zu, „und ſage dem Macarius, ich ſei ebenſo gut als er! ich brauche nicht ſeinen Segen zu empfangen.“ Als Macarius dieſe Antwort bekam, erkannte er ſogleich, wie übel es um die Seele des Bruders Valens ſtehen müſſe, machte ſich auf den Weg zu ihm und ſtellte ihm liebevoll die Gefahr vor, in welcher ſeine Seele ſchwebe. „Kehr' um zu Gott, mein Bruder,“ flehte der greiſe Prieſter, „ruf' an ſeine Barmherzigkeit! Du entfernſt dich von Ihm, weil du betrogen biſt.“ Der verblendete Menſch gab ihm aber kein Gehör und mit betrübten Herzen mußte Macarius ihn ſich ſelbſt überlaſſen.

Nachdem nun Valens es unter ſeiner Würde hielt, das Zeichen der Gnadengemeinſchaft mit ſeinen Brüdern anzunehmen, ging er bald noch einen Schritt weiter und verachtete die Gemeinſchaft mit dem gütigen Heilande ſelbſt, welche dieſer ſich würdigt, in der heiligen Kommunion mit den armen Menſchen einzugehen. Als die Brüder wahrnahmen, daß ſich Valens von den heiligen Sakramenten fernhielt, wurden ſie unausſprechlich bekümmert, denn wie ſollte er den Hochmut überwinden, wenn er verſchmähte, deſſen wahren Überwinder in ſich aufzunehmen? Der böſe Feind aber triumphierte; er wußte wohl, daß er jetzt gewonnenes Spiel bei Valens habe. Er ſpiegelte dem Betörten ein Blendwerk vor, welches dieſer mit der vollen Unvorſichtigkeit des Hochmutes für eine wahre himmliſche Viſion ohne Prüfung aufnahm. Ein glänzender Engel erſchien dem Valens und ſprach: „Chriſtus liebt deinen Wandel, deine hohe Zuverſicht, die Freiheit deines Sinnes. Er kommt zu dir. Geh' ihm entgegen und falle anbetend auf dein Angeſicht.“ Valens eilte vor ſeine Zelle hinaus. Die finſtere Nacht war durch unzählige Fackeln und Ampeln taghell und inmitten all dieſer Lichter ſah er eine leuchtende Geſtalt. Er warf ſich zu Boden und betete an — den Geiſt der Lüge. Am nächſten Sonntag ſprach er nach dem Gottesdienſte zu den verſammelten Brüdern: „Die Kommunion iſt mir fortan unnütz, denn Chriſtus der Herr beſucht mich in meiner Zelle.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo verfiel er in tobſüchtigen Irrſinn. Die Brüder mußten ihn in Bande legen und ein ganzes Jahr blieb er geiſteskrank. Hatten die Heiligen Viſionen himmliſcher Art, ſo mißtrauten ſie immer denſelben, hielten ſie für Selbſttäuſchung oder für eine Verſuchung des böſen Feindes, der ihrem Hochmute zu ſchmeicheln trachte. War aber die Viſion wirklich von Gott, brachte ſie ihnen Licht über göttliche Geheimniſſe und über Dinge der überirdiſchen Welt, ſo drang dies Licht, weil es von der ewigen Weisheit und Wahrheit ausfloß, zugleich ſo erleuchtend in ihre eigene Seele hinein, daß ſie nicht bloß jeden Fleck derſelben in ſeiner tiefſten Verborgenheit wahrnahmen, ſondern daß ihnen auch der geringſte Makel, jener unausſprechlichen Schöne gegenüber, in einer Häßlichkeit erſchien, welche ſie zu einer grenzenloſen Verachtung ihrer ſelbſt antrieb. Immer wandelten ſie furchtſam auf dem gefahrvollen ſchmalen Pfade der übernatürlichen Erleuchtungen und Offenbarungen. Immer waren ſie eingedenk, daß die Feinde des Heils nur auf einen ſchwachen Augenblick von Selbſtgefälligkeit lauerten, um ihnen Schlingen zu legen. Immer behielten ſie den unerforſchlichen Ratſchluß Gottes im Auge, dem es nun gerade in dieſer Weiſe gefalle, ſie zum Organ oder zum Werkzeug ſeiner Abſichten zu wählen. Und ſo wurde denn von den außergewöhnlichen Gnadengaben, die ihnen zufielen, die alleraußergewöhnliche, ihre Demut; und bei dieſer kommt weder die Ehre Gottes, noch das Heil der Seele zu kurz. Das Gebet der Brüder und eine ſtrenge Seelenzucht brachten übrigens den betörten Valens allmählich wieder zur Beſinnung und endlich zur Erkenntnis. Nachdem er ſich zum Genoſſen der ſeligen Geiſter hatte machen wollen, und ſtatt deſſen den geſunden ſchlichten Menſchenverſtand verloren hatte, ſah er die Armſeligkeit aller menſchlichen Vortreflichkeit, die nicht in Gott wurzeln will, ein, führte ſeitdem ein ganz einfaches, bußfertiges Leben und pries Gott, „der die Hoffärtigen vom Stuhle ſtößt, aber den Demütigen Gnade gibt.“ (Luk. 1.)

Bruder Ero war aus Alexandrien, ein edler und ſchöner Jüngling, von überaus feinem Verſtande und keuſchen Sitten. Das aszetiſche Leben zog ihn ungemein an. In Scete übergab er ſich demſelben mit einer Kraft und Ausdauer, welche den erfahrenſten Vätern Bewunderung abnötigte. Er ſtudierte Tag und Nacht die Heilige Schrift. Er gewöhnte ſeinen Körper dermaßen an das Faſten, daß er manchmal in drei Monaten ſein hauptſächlichſtes Nahrungsmittel in der heiligen Kommunion fand, und nur zuweilen einmal etwas wildes Kraut genoß. Als Palladius von Alexandrien aus nach der Wüſte Scete zu reiſen wünſchte, wies ihn der Patriarch deswegen an die beiden Einſiedler Albin und Ero, welche ſoeben dem heiligen Iſidor, Spitalmeiſter zu Alexandrien, die Arbeitserzeugniſſe der Einſiedler gebracht hatten, damit er ſie zum Beſten ſeiner armen Kranken und Pilger verkaufe. Palladius machte ſich demnach mit den Brüdern Albin und Ero auf den Weg. Palladius erzählt: „Wir hatten vierzig Stunden zu gehen. Bruder Albin und ich genoſſen auf dieſer Reiſe zweimal Speiſe und dreimal einen Trunk Waſſer. Bruder Ero nahm aber gar nichts zu ſich und ging dabei ſo geſchwind, daß er über den Sand zu fliegen ſchien und wir nicht Schritt mit ihm halten konnten. Dabei ſprach er aus dem Gedächtniſſe zu unſerer größten Erbauung den Propheten Iſaias und einen Teil des Jeremias, den Evangeliſten Lucas, den Hebräerbrief, die Sprichwörter Salomons und eine Menge Pſalmen.“ So lebte Ero manches Jahr in ſtillem ren, als armen verlornen Seelen zu dienen. Dieſe Art von beſtändiger geiſtiger Fußwaſchung war der Probierſtein für das ächte Gold ihrer Begeiſterung. Der folgende Brief ſpricht wunderſchön Sinn und Richtung des Pater Eudes aus:

In die Genoſſenſchaft der Ordensfrauen von Unſrer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe. (Zur Himmelfahrt Mariä.)[1].

„Theure Schweſtern! In der heiligen Liebe der göttlichen
„Herzen Jeſu und Maria geliebte Töchter! Die
„Gnade, der Friede und die Liebe unſers Herrn Jeſu
„ſei und bleibe mit Euch allezeit! — Da ich nicht die
„Freude haben kann, mündlich mit Euch zu ſprechen:
„ſo thue ich es ſchriftlich, um Euch zu bitten und zu ermahnen,
„daß Ihr Euch recht würdig vorbereitet, um
„das Feſt der glorreichen Himmelfahrt unſerer wunderbaren
„Mutter zu feiern. Es iſt ihr höchſtes Feſt, iſt
„der Tag ihres Triumphes und ihrer Ehren; iſt der
„Tag, der all' ihren Müh- und Drangſalen ein Ende
„macht und iſt der Beginn ihrer Ruhe und ewigen
„Glückſeligkeit. An dieſem Tage wird ſie auf dem
„Thron der Glorie eingeſetzt, der ihr gebührt als der
„Mutter Gottes. An dieſem Tage darf ſie ſagen wie
„ihr göttlicher Sohn und kraft ſeiner Ermächtigung:
„„Alle Gewalt iſt mir gegeben im Himmel und auf Er-

---

[1] Dieſe Briefe und Auszüge aus Briefen ſind Ueberſetzungen nach einer Handſchrift, welche ſich in der Bibliothek des Mutterhauſes zu Angers befindet.

Frieden, bis der Verſucher ihm den Gedanken eingab, daß er ein mehr engliſches als menſchliches Leben führe. Statt dem lieben Gott für ſeinen Gnadenbeiſtand zu danken, erging ſich Ero in ſelbſtgefälligen Betrachtungen. Bald kam es dahin, daß er die übrigen Einſiedler und die Ermahnungen der Väter mißachtete, hingegen ein großes Verlangen trug, von der Welt wegen ſeines engelhaften Wandels bewundert zu werden. Da er die Warnungen der Altväter und das heilige Bußſakrament verſchmähte, verlor ſeine Seele, dieſen heftigen Anreizungen zur Eitelkeit gegenüber, allmählich die Kraft zum Kampfe und endlich den Willen zu kämpfen. Er verſank in geiſtige Trägheit, in Lauheit, in Überdruß; dann in Widerwillen gegen das aszetiſche Leben. Seine Zelle wurde ihm unerträglich, er warf das Einſiedlergewand von ſich und eilte nach Alexandrien. Aber da war niemand, der ihn bewundert, ja, nur beachtet hätte! Im Müßiggange trieb er ſich mit einem verödeten Herzen und verwildertem Sinne umher, ſuchte Zerſtreuung im Wein und ſank tief und tiefer, ſo daß er, der vom Brote der Engel gelebt hatte, ſo lange er in der Vereinigung mit Gott war, jetzt, in ſeiner Trennung von Gott, gleichſam mit den Träbern der unreinen Tiere ſich zu ſättigen ſuchte. Dennoch war Gott ihm gnädig und ſchickte ihm eine ſchwere Krankheit, die ihn mit unſäglichen Schmerzen peinigte und ſeine Geſundheit gänzlich zerrüttete. Nun gedachte er mit bitterer Reue ſeines verlorenen Friedens und floh in die Wüſte zurück. Mild nahmen die frommen Väter den verlorenen Sohn auf und pflegten ihn. Er hatte aber noch ſo viel Zeit, um unter tauſend

Tränen das Bekenntnis ſeiner Schuld abzulegen. Dann rief ihn Gott in die Ewigkeit und zur Rechenſchaft über das ihm anvertraute Pfund.

Hochmut und Eitelkeit ſind gewaltige Gegner der Vollkommenheit, aber ihr Todfeind iſt der eigene Wille. Als ein junger Mann, Namens Ptolomäus, das aszetiſche Leben begann, ſahen die heiligen Einſiedler von Scete ihm bedenklich und bekümmert zu; denn dies war nicht die Art, die den Anfängern heilſam ſein konnte. Wer das Himmelreich gewinnen will, muß werden wie die Kinder, ſagt der göttliche Heiland. Die Haupttugend der Kinder beſteht in Gehorſam. Durch den Gehorſam wird es zu allem Guten angeleitet und eingeübt. Ohne Gehorſam kann es gute Neigungen und Aufwallungen haben, aber ihm fehlt die dauerhafte Grundlage der Tugend. Menſchen, die um des Himmelreiches willen die Welt verließen, und allen Freuden und Genüſſen entſagten, um deſto ſicherer die Wonnen der Ewigkeit zu genießen, mußten ſich alſo zu Kindern machen und in die Schule des Gehorſams gehen wie Paul der Einfältige, bei dem heiligen Antonius: das war die erſte Regel für Mönche und Einſiedler. Ferner war es nicht gerade eine Vorſchrift, aber ein heilſamer Gebrauch, daß die Anfänger bei den Erfahrenen Rat und Troſt zu erbitten pflegten. Daher die vielen ſchönen Lehren und Ausſprüche, welche die Altväter gaben, wenn die jungen Brüder ihnen ihre Verſuchungen klagten. So ſagte einſt ein junger Einſiedler ganz troſtlos zu einem Altvater: „Was ſoll ich anfangen, um mich vor Verzweiflung zu bewahren? Meine Gedanken flüſtern mir immerfort zu, ich hätte ganz umſonſt die Welt verlaſſen und könnte nimmer ſelig werden." — „Mein Bruder," antwortete der Greis, „wenn wir auch nicht würdig ſind, ins gelobte Land zu kommen, ſo iſt es uns doch beſſer in der Wüſte zu ſterben, als wieder umzukehren nach Egyptens Fleiſchtöpfen. Das beherzige." — Ein anderer Bruder ſprach zu ſeinem geiſtlichen Lehrmeiſter: „Wie kommt's, mein Vater, daß Unluſt und Trägheit mich überwältigen?" — „Dies iſt ein Zeichen, daß du dir weder die Glorie des Himmels, noch die Pein der Hölle gebührend vor Augen ſtelleſt," war die Antwort; „denn wenn du das täteſt, ſo würde dir das Verlangen nach der ewigen Seligkeit und die Furcht vor der ewigen Strafe ein genügender Sporn zum Eifer und zur Zerknirſchung ſein, mit denen man jene Schlaffheit und Lauheit des Gemütes tapfer beſtreiten kann." Und hätten die jungen kämpfenden Aszeten auch nicht immer und nicht alle ſolche Worte der Ermunterung gehört, ſo lehrte dennoch die Erfahrung, daß es ihnen ſchon ſehr heilſam ſei, ſich offen und unbefangen über ihren Gemütszuſtand auszuſprechen; weil kindliche Aufrichtigkeit manchmal ſchon hinreicht, um die ſchwerſten Verſuchungen in die Flucht zu ſchlagen.

Aber alle dieſe weiſen Einrichtungen verſchmähte Ptolomäus. Er behauptete, er dürfe das geiſtliche Leben von niemand lernen, als von dem heiligen Geiſte, deſſen Einſprechungen ein Menſch von gutem Willen ja gewiß ſein dürfe. Man bemerkte ihm dagegen: die Einſprache des heiligen Geiſtes und das Verſtändnis derſelben ſei zweierlei; und dies Verſtändnis erſchließe ſich nicht einem oberflächlich guten, ſondern einem durch lange

Übung in Gehorſam und Demut geläuterten Willen. Darauf ſchützte Ptolomäus das Beiſpiel des Patriarchen aller Einſiedler, des Paulus von Theben vor, ohne zu bedenken, daß dieſer ſelige Mann keineswegs aus Eigenſinn ſich abgeſondert habe, vielmehr von den Umſtänden genötigt in die Wüſte fliehen mußte und dort, durch die außerordentliche Reinheit ſeines Herzens, die Vereinigung mit Gott fand, die ihm zu einer himmliſchen Feſſel wurde. Eine ſpezielle Einſprache und Führung des heiligen Geiſtes hatte weder Paulus, noch irgend einer der ſeligen Altväter beanſprucht; ſie war ihnen nur aus Gnade geworden. Dieſe Vorſtellungen brachten aber in Ptolomäus nicht die mindeſte gute Wirkung hervor. Er ſonderte ſich gänzlich von den Brüdern ab und ſchlug ſeine Wohnung in einer Felſenhöhle jenſeits der Wüſte Scete an einem durchaus unbewohnten Orte auf, von welchem das trinkbare Waſſer achtzehn Stunden entfernt war. Allerdings war in den Wintermonaten der Nachttau in dieſer Gegend ziemlich ſtark; den fing Ptolomäus auf in Schwämmen, welche er dann in irdene Geſchirre auspreßte, und damit behalf er ſich. Seine Speiſe beſtand in wilden rohen Kräutern. So lebte er fünfzehn Jahre. Aber was half ihm die Abtötung des Leibes, während er durch dieſelbe ſeinen Eigenwillen nährte und großfütterte? Ach, gar nichts! In ſelbſtverſchuldeter Entfernung von den heiligen Sakramenten der Buße und des Altars, von der Anhörung und Auslegung des Evangeliums, von der Anſprache und Belehrung der weiſen Altväter; in ſelbſtverſchuldeter Beſchränkung auf ſeine Gedanken allein, wandelte er allmählich innerlich auf ebenſo verkehrtem Wege wie äußerlich. Mehr und mehr bemächtigte ſich der Irrtum ſeiner; mehr und mehr wich er von der Wahrheit ab; die Lehre des Heils verſchleierte ſich vor ihm; er fiel in Un- und Wahnglauben. Er bildete ſich ein, die Welt werde vom Zufall, nicht von der göttlichen Vorſehung regiert: demnach gebe es keine ewige Belohnung und Beſtrafung; der Menſch habe nach ſeinem Tode kein Gericht Gottes zu fürchten und die Drohung der Heiligen Schrift ſei eitel Hirngeſpinnſt. Wider dieſen Strum törichter Gedanken vermochte Ptolomäus trotz all ſeines Faſtens nicht Stand zu halten in ſeiner Zelle. Noch jetzt hätte er ſeine Seele retten können, wenn er zu den Vätern geflohen wäre und ſich ihrer Führung unterworfen hätte; aber der Eigenſinn ließ es nicht zu. Er ging lieber nach Alexandrien. Die lange Gewohnheit ſeines ſtrengen, enthaltſamen Lebens hatte ihm einen großen Widerwillen gegen jede Unſittlichkeit beigebracht, und er nahm ſich vor, einen ſehr tugendhaften Wandel zu führen, teils weil er einen ſolchen geziemender für den Menſchen fand, teils weil er den Einſiedlern beweiſen wollte, zu welcher Tugend er ſich in ſeiner Abgeſchiedenheit erſchwungen habe und wie ſehr er ihnen überlegen ſei. Ohne Beſchäftigung, ohne Zweck, ohne Halt, ſtreifte er in dem üppigen Alexandrien umher, beſuchte die Schauſpiele, die öffentlichen Bäder, miſchte ſich überall unter die Leute, und ſah und hörte tauſend Dinge, an die er in der Wüſte nicht gedacht hatte und die ihm ſehr gefährlich werden konnten. Da traf es ſich, daß ein ſehr frommer alter Einſiedler aus Scete nach Alexandrien kam, um Handarbeit der Brüder zu verkaufen und dafür den Stoff zu ihrer Kleidung einzuhandeln. Er ſah den Bruder Ptolomäus in ein Weinhaus gehen. Dies ſchmerzte den heiligen Greis über alle Maßen! Er wartete vor der Türe des Hauſes, bis Ptolomäus es wiederum verließ, nahm ihn liebreich bei der Hand, führte ihn mit ſich hinweg und ſprach wehmütig: „Mein Herr und Bruder, du trägſt ein geiſtliches, ja, ein engliſches Kleid; du biſt noch ſehr jung; denkſt du denn gar nicht an die vielfachen Netze des Satans? weißt du denn nicht, daß der böſe Feind durch Aug und Ohr ins Herz einzieht, und daß dem Einſiedler nichts ſchädlicher iſt, als das bunte betörende Menſchengewimmel in einer großen Stadt? Wie darfſt du demnach wagen, dich in ein Weinhaus zu begeben, wo man ſo manches ſehen und hören muß, was nicht heilſam iſt! Ach, ich bitte dich, tue das nicht mehr! fliehe doch lieber wieder nach Scete, wo du mit der Hilfe Gottes deine Seele ſelig machen kannſt. Ich gehe noch heute zurück; ach, mein Bruder, komm mit mir.“ Wiederum war das ein Augenblick, wo die göttliche Gnade an das Herz des Ptolomäus klopfte; aber er ließ ſie nicht ein. Vielmehr ſprach er mit großer Geringſchätzung zu dem gottſeligen Greiſe: „Geh nur allein zurück, mein Alter, und ſchwätze nicht ſo viel. Du wirſt wohl wiſſen, daß Gott auf nichts ſieht, als auf ein reines Herz.“ Da hob der Greis Hände und Augen zum Himmel und ſagte demütig: „Lob und Ehre ſei dir, mein Gott! ſiehe! ich lebe bereits ſeit fünfundfünfzig Jahren in der Scete'ſchen Wüſte und habe noch kein reines Herz. Dieſer junge Bruder aber, der in den Weinhäuſern von Alexandrien umherzieht, ſagt: er beſitze die

Lauterkeit des Herzens." Darauf wendete er ſich zu Ptolomäus und ſagte liebevoll: „Gott erhalte dich, mein Bruder! mich aber und meine Hoffnung wolle Er auch nicht zu Schanden werden laſſen." Somit trennten ſie ſich und jeder verfolgte den Weg, den er frei gewählt hatte; der eine den Weg des Heils; der andere den des Verderbens. Ptolomäus konnte ſich nicht erhalten auf ſeiner eingebildeten Höhe. Dünkel und Unglaube, die immer mit allen böſen Leidenſchaften im Bunde ſind, ſchützten Ptolomäus nicht, als dieſe durch ſchlechtes Beiſpiel und ſchlechte Geſellſchaft mächtig in ihm aufgereizt wurden. Genug! er ſank nach und nach zu einem ganz gemeinen und verächtlichen Leben herab, hielt ſich zu niedrigem Geſindel und trieb ſich verloren in ganz Egypten umher, den chriſtlichen Herzen zur Betrübnis und Beſchämung, den Heiden zum Geſpötte. Wie und wo er untergegangen iſt, darüber fehlt jede Kunde. Nur das iſt gewiß: die Wüſte ſah ihn nicht wieder; denn Berührung mit dem Weltgeiſt und Befleckung durch ihn war in dieſem Falle, wie ſo häufig! eins und dasſelbe. Sammlung des Geiſtes in ſich ſelbſt, eine Sammlung, welche durch Abtötung der ſündigen Natur und Beherrſchung der Leidenſchaften, durch Meditation und durch Gebet eine lebendige Schwungkraft in der Richtung auf Gott erhält, hat ihre ſicherſte Heimat in der aszetiſchen Zelle. Führt der Beruf den Aszeten heraus, muß der Prieſter, der Miſſionär, der Glaubenslehrer in Berührung mit dem Weltgeiſte treten: ſo iſt die Standesgnade der Schild, der ihn vor Zerſtreuung und Befleckung ſchützt, und immer wird er, durch den ſehnſüchtigen Zug eines geheiligten

Heimwehs, der Seele nach ein Bewohner ſeiner Zelle bleiben. Aber aus Leichtſinn und aus Überdruß an der Aszeſe freiwillig die Zerſtreuung wählen — das iſt ein giftiger Mehltau für die Gnaden und Gaben, welche in jener Sammlung und Schwungkraft des Geiſtes ihren Höhepunkt finden.

Der heilige Ephrem, der Syrer.

„Die Stimme der Turteltaube hat ſich hören laſſen in unſerem Lande." (Hohel. 2, 12.)

Und ſo wurde denn Egypten, dies Babylon der Vielgötterei, dies Land der finſteren Rätſel, vor denen die Sphynx Wache hielt, zu einem hellen, lautern Born, aus dem ſich die „Waſſer des ewigen Lebens" in Fülle ergoſſen. Das Wort zum Rätſel der Welt, das polytheiſtiſche Jahrtauſenden vor der ſtummen, ſteinernen Sphynx nicht fanden, löſten Egyptens Söhne vor dem Kreuze, als ſie durch Aszeſe und Myſtik den paradieſiſchen Menſchen wieder herſtellten, und Höhlen und Klöſter zu Pflanzſchulen des höchſten chriſtlichen Lebens machten. In zwei großen Strömen ergoß ſich von hier aus dies neue Leben voll reicher Keime von unberechenbarer Triebkraft über die Welt. Der eine ging in den Orient, der andere ins Abendland, nach Weſten und gegen Norden. Für dieſen letzten Strom grub der geiſtliche Held des Jahrhunderts, der Vorkämpfer und Repräſentant der Kirche in der Glaubensſchlacht für die Gottheit Chriſti gegen den Arianismus, der große heilige Patriarch von Alexandrien, Athanaſius, das Bett während ſeiner Verbannungen nach Trier und nach Rom, da er, zugleich Jünger und Meiſter der Aszeſe, durch ſein Beiſpiel, ſeine Begleiter, ſeine Erzählungen, ſeine Schriften, ein Wegweiſer in dieſem heiligen und geheimnisvollen Gebiete wurde. Wie aber das aszetiſche Leben in ſeinen verſchiedenen Formen von Einſiedlern und Mönchen ins Morgenland gekommen ſei, darüber gibt es keinen beſtimmten Nachweis. Der heilige Baſilius der Große fand ſchon im Jahre 357 blühende, wohlgeregelte Klöſter in Cöleſyrien und Meſopotamien. Auch Paläſtina und Perſien hatten um dieſelbe Zeit ſchon ein ganz ausgebildetes Mönchswesen. Daraus darf man den Schluß ziehen, daß ſich Kloſterſinn und Kloſterleben ſo naturgemäß aus dem friſchen chriſtlichen Glauben entwickele, wie die Blume aus ihrer Knoſpe. Man lernte den Gott der unendlichen Liebe durch den Glauben kennen; man nahm ihn durch eine entſprechende Liebe im Herzen auf; man widmete ſich ihm ganz: das war ſo einfach! Die größten und ausgezeichnetſten Männer der Kirche waren Schüler von Aszeten, und verbreiteten und pflegten dieſen Sinn wiederum in ihren Schülern, weil ohne denſelben das chriſtliche Leben nicht zur ſchönſten Blüte kommen kann.

Bei Niſibis, der uralten Hauptſtadt von Meſopotamien, lebte ein Ehepaar von braven Landleuten und erzogen ihren Sohn in der Furcht des Herrn. Dieſer Knabe war Ephrem. Sein mildes, inniges Gemüt entwickelte ſich tief und reich durch die fortgeſetzte Betrachtung der heiligen Schrift, mit deren Schätzen ſeine Eltern ihn früh bekannt machten. Sie goß ein ſolches Licht in ſeine Seele, daß ein hohes Ideal von Tugend ihm einzig und allein als das Ziel vorſchwebte, dem er zuzuſtreben habe. Kleine Aufwallungen von Zorn, kleine flüchtige Zweifel von der Vorſehung Gottes erſchienen ihm ſpäter als ſchwere Verſündigungen; und einige mutwillige Knabenſtreiche beweinte er ſpäter wie todeswürdige Verbrechen: ſo lauter war und blieb ſein Herz von Jugend auf bis in das ſpäte Alter. Eine unausſprechliche Friedfertigkeit und eine unüberwindliche Sanftmut, bei aller Feſtigkeit des Glaubens und aller Entſchiedenheit der Überzeugung, gab ſeiner Tugend einen ſeltenen Schmuck von Liebenswürdigkeit. Traumgeſichte, Kerkergefahren, in die er unverſchuldet geriet, die ſogar ſein Leben bedrohten und auf die dennoch ſeine Freiſprechung erfolgte, entzündeten ihn zum lebhafteſten Danke gegen die Fügungen der göttlichen Barmherzigkeit und er empfing nun, bei etwa achtzehn Jahren, die heilige Taufe und faßte den Entſchluß, ſich in ſtiller Beſchaulichkeit dem Dienſte Gottes zu widmen. Wie in Egypten und Paläſtina, gab es damals auch in Syrien und Meſopotamien ſehr viele Männer, die ſich dem aszetiſchen Leben ergaben und in großer Abtötung der Sinnlichkeit geiſtliche Übungen verfolgten, dabei aber auch eifrig Handarbeit trieben. Ihre Lebensweiſe war dreifacher Art; einige waren Einſiedler im ſtrengſten Wortſinne und jeder von ihnen lebte in ſeiner Zelle Hütte oder Höhle in völliger Abgeſchiedenheit. Andere lebten inſofern gemeinſchaftlich, als ſie ohne irgend ein Obdach auf den Bergen der großen ſyriſchen Wüſte, größtenteils auf dem Gebirge Sigoron, zwiſchen Niſibis und Edeſſa, ſich aufhielten und ſich täglich

„„den.““ An dieſem Tage beginnt ſie die Ausübung der „Herrſchaft, welche die allerheiligſte Dreifaltigkeit ihr „über Himmel, Erde, Hölle und alle Dinge anvertraut „hat. Deshalb ſind alle Kreaturen verpflichtet, ihr „Ehre und Huldigung darzubringen, als ihrer Königin „und Herrin, von der ſie abhängen und in Ewigkeit „abhängen werden. Ihr aber, meine geliebten Schweſtern, habt noch ganz beſondere Verpflichtungen, um „auf alle Weiſe die große Königin zu ehren, der ihr „angehört — und zwar angehört nicht als Dienerinnen „oder Mägde, wie die meiſten andern Geſchöpfe, die „ſich in ihrem Reich, dem Weltall, befinden: ſondern „als ihre Töchter, als vielgeliebte Töchter ihres Herzens. „Darum flehet ſie an, die Eure gute Mutter iſt, Euch „ihren heiligen Segen zugeben. Sie wird es ohne Zweifel thun, wenn Ihr den feſten Vorſatz habt, als ihre „guten Töchter zu leben; d. h. wenn Ihr Euch nach „Möglichkeit bemüht, durch die Nachahmung ihrer Heiligkeit ihr ähnlich zu werden. Dann beobachtet folgende fünf Dinge an ihrem Ehrentage:

1. „Danket der allerheiligſten Dreifaltigkeit und „bittet alle Engel, alle Heiligen und alle Kreaturen, „ihr zu danken für die Gnaden, welche ſie Eurer guten Mutter erwieſen hat, im Leben und im Tode, bei „ihrer Auferſtehung, bei ihrer glorreichen Aufnahme in „den Himmel und ſeitdem ſie im Himmel iſt und weil „ſie in Ewigkeit dort ſein wird.

zum vereinten Gebet und Lobgeſang zuſammen fanden. Sie ſchliefen in Felſenſpalten, hatten keine Zellen, aßen kein Brot; jeder beſaß eine kleine Sichel, mit welcher er zur Zeit des Mahles wilde Kräuter zur Nahrung ſich abſchnitt. Dieſe furchtbare Strenge der Lebensweiſe ward nur von wenigen befolgt. Die meiſten ſchloſſen ſich einer Kloſtergemeinſchaft an, in welcher Wohnung, Mahlzeit und Gebet gemeinſam waren. Auch hier herrſchte ſtrenge Abtötung und der Sinnlichkeit wurde äußerſt wenig an Speiſe und Schlaf gegönnt. Arbeiten mußten alle: das war eine Hauptbedingung des aszetiſchen Lebens, gleichviel in ſolcher Form es zur Erſcheinung kam. Die Einſiedler in den Zellen, die Heimatloſen auf dem Gebirge, die Mönche im Kloſter mußten arbeiten, um ihre Bedürfniſſe zu beſtreiten und Almoſen zu ſpenden. Dieſe letzte Pflicht war ſo heilig, daß die äußerſte Dürftigkeit nicht von ihr entband; daraus entſprang ein großer Arbeitseifer. Sie flochten Körbe, Matten, Seile, fertigten Papier an, webten Segel und Tücher, mahlten Korn, trieben Feld- und Gartenbau, ſchrieben Bücher ab; einige, wie Ephrem, ſchrieben ſelbſt Bücher; aber er webte auch Segel. Die Beſchäftigung des Schreibens abgerechnet, hinderten die übrigen Arbeiten weder das Gebet, noch den Pſalmengeſang, weder das Leſen in der heiligen Schrift, noch die Betrachtung.

Zu dem heiligen Einſiedler Jakob, der ſpäter Biſchof zu Niſibis wurde, damals aber anachoretiſch in ſeiner Zelle am Fuße des Gebirges lebte, ging Ephrem, legte ihm das Bekenntnis aller Frevel- und Miſſetaten ſeines Lebens ab; denn der unendlichen Vollkommenheit Gottes gegenüber und nach himmliſchem Maßſtabe gemeſſen, erſchienen ihm ſeine kleinen Vergehen nicht anders, und erhielt Jakobs Erlaubnis, fortan in ſeiner Geſellſchaft der Buße und Entſagung ſich widmen zu dürfen. Hier machte Ephrem die läuternde Schule des Gehorſams durch, und legte in ihr den Grundſtein zu ſeiner Heiligkeit und ſeiner geiſtigen Erleuchtung. Er ſoll der griechiſchen Sprache und der weltlichen Wiſſenſchaften unkundig geweſen ſein, nur eine allgemeine Schulbildung gehabt, aber aus dem unabläſſigen Studium der heiligen Schriften eine übernatürliche Weisheit geſogen haben, welche er darauf in ſeinen Schriften niederlegte. Die gelehrteſten Kirchenväter verehrten in Ephrem einen erleuchteten Lehrer. Mit dem klaren Blicke ſeines nur auf Himmliſches gerichteten Geiſtes faßte er ungetrübt und ungeblendet das Licht auf, welches erſt die Propheten, dann die Apoſtel erleuchtet hatte. Und im Gebete ſprach Ephrem ſo ununterbrochen, ſo kindlich, ſo liebeglühend, ſo demütig zum ewigen Worte, daß nun das Wort wiederum zu ihm ſprach und ihm eine andere Erkenntnis verlieh, als die, welche er aus Büchern oder von Menſchenlippen hätte lernen können. Seine Natur war zum Zorne geneigt, war heftig und aufbrauſend. Er beſiegte dieſe Leidenſchaft ſo vollkommen, daß niemand ihn je mit anderen ſtreiten oder zürnen ſah und daß er ſich den Beinamen „Gottes Friedensmann" erwarb. Im ſpäteren Verkehre mit verſtockten Sündern und Miſſetätern, mit Ketzern und Heiden waren Gebet und Tränen ſeine einzigen Waffen. Er verachtete ſich ſelbſt über alle Begriffe und wünſchte nichts ſo ſehr, als daß andere dieſelbe verächtliche Meinung von ihm hegen möchten. Mit unausſprechlicher Demut weinte, ſeufzte und klagte er über ſein geiſtiges Elend. „Ich befürchte denen zu gleichen," ſchreibt er in ſeinen „Bekenntniſſen", „welche von den Flammen des Himmels verzehrt wurden, weil ſie ein unheiliges Feuer auf dem Altare zu opfern ſich erkühnten; wenn ich, ohne geheiligtes Feuer der Liebe im Herzen, vor Gott erſcheine und dadurch jene Strafe verdiene." Er behauptete, gar nicht genug Tränen vergießen zu können, um alle Flecken ſeiner Seele, die nur er wahrnahm, abzuwaſchen — und mit dieſer heiligen Zerknirſchung ging ſein Verlangen Hand in Hand, das Reich Gottes vollkommen in ſeinem Gemüte zu begründen. Weil Stolz und Hochmut dieſem Reiche entſchieden widerſtreben, ſo fürchtete er nichts ſo ſehr, als deren Fallſtricke. „Es gibt keine gefährlichere Sünde," ſchreibt er; „ſie vernichtet ſogar die Gaben Gottes, macht Tugenden zu Quellen der Hoffart und verwandelt ſie in Greuel. O wären wir doch ſtets eingedenk, daß am Tage der Rechenſchaft all unſere Tugenden im Feuer geprüft werden, und daß keine die Prüfung beſtehen könne, als nur die Demut." Lobeserhebungen beängſtigten ihn fürchterlich. Während man ihn lobte, ſtand er im Geiſte vor dem Richterſtuhle Gottes, zitternd und bebend, ob er nicht vielleicht durch ſcheinheilige Heuchelei ſeinen Lobredner betrogen habe. Auf die Notwendigkeit dieſer bußfertigen, demütigen Zerknirſchung, gegenüber der unermeßlichen Liebe und der gewaltigen Strenge der Gerichte Gottes, drang Ephrem lebhaft und feierlich für ſich ſelbſt zuerſt.

aber auch bei anderen. „Zerknirſchung," ſchreibt er, „iſt das tägliche Brot aller geiſtigen Menſchen. Dadurch erhalten ſie Barmherzigkeit und erwerben ſich jene unendlichen Gnaden, die koſtbarer ſind, als alle Schätze." Der heilige Gregor von Nyſſa ſagt von Ephrem: „Weinen war ihm ſo natürlich, wie anderen Menſchen das Atemholen. Tag und Nacht vergoſſen ſeine Augen Tränenſtröme.

Aus der Einſiedelei begab ſich Ephrem für eine Zeit in eine Ordensgenoſſenſchaft, um ſich auch in den mannigfachen Abtötungen zu üben, welche das gemeinſame Leben mit ſich bringt. Da ſchloß er ſich einem gottſeligen Mönch an, Namens Julian, den ſchwere Schickſale aus dem Abendlande hierher in den Hafen der Ruhe geführt hatten. Julian, von Geburt ein Weſtgote, war durch den Krieg in Sklaverei geraten und hatte von ſeinem heidniſchen Herrn maßloſe Härte um des Glaubens willen erdulden müſſen. Denn zu Heliopolis in Cöleſyrien war der Chriſtenglaube mit ſeiner Reinheit und Heiligung des Lebens kein willkommener Gaſt. Heliopolis (Sonnenſtadt) iſt der griechiſche Name für das ſyriſche Baalbek. Der Sonnengott Baal und ſeine Schweſter, die Mondgöttin Aſtarte, waren die Haupt- und Lieblingsgötter Syriens, und kaum mag irgend ein anderer Götzendienſt ſo ſchneidend der chriſtlichen Lehre zuwider gelaufen ſein, als der Kultus, den man dieſen Abgöttern zollte.

Syrien iſt der Landſtrich zwiſchen den beiden Gebirgszügen Libanon und Antilibanon, ein großes, weites, ebenes, fruchtbares Tal. Da lag der Sitz des Baalkultus, das üppige, reiche, weichliche, tempelgeſchmückte Baalbek; da liegen noch jetzt ſeine großartigen, wunderſchönen Tempelruinen, in denen der Reiſende ſtaunend und bewundernd ſich verlieren kann, ſo umfangreich, ſo herrlich ſind ſie. Der wilde, kahle Antilibanon ſchaut finſter auf ihre zertrümmerte Lieblichkeit herab und ein maronitiſches Dörfchen, ein kleiner Bach, ein paar Nußbäume bilden ihre nächſte unſcheinbare Nachbarſchaft. Die nahen Steinbrüche des Antilibanon lieferten leicht das herrliche Material zu dieſen Rieſenbauten. Da liegen noch jetzt ungeheure Werkſtücke, zwanzig bis dreißig Fuß lang, wie man ſie zu Fundamenten und Umfangsmauern anwendete. Halb behauen liegen ſie da; ehe der Arbeiter ſie vollenden konnte, gab es keinen Baal mehr.

Hier hatte Julian lange Schmach und Grauſamkeit erdulden müſſen, bevor er ſeine Freiheit erlangte; und er verwendete dieſe ſogleich dazu, um ſich das ſüße Joch des Heilandes in ſeiner praktiſchen Nachfolge aufzulegen. Sein Gemüt war in den herben Prüfungen nur geläutert und zugleich zur brennenden Liebe Gottes entflammt. Er konnte den Namen Gottes nicht hören, nicht leſen, ohne in Tränen zu zerfließen und um Vergebung ſeiner Sünden zu flehen. In dieſer Geſinnung begegneten ſich Julian und Ephrem und beſtärkten ſich darin, denn die heilige Liebe iſt untrennbar von heiligem Schmerz über die Beleidigungen Gottes durch die Sünde! Der Tod trennte die Freunde, Julian ſtarb gottſelig und Ephrem begab ſich nach Niſibis, wo jetzt der heilige Einſiedler Jacob auf dem Biſchofsſtuhle ſaß. Es war im Jahre 350 und König Sapor von Perſien belagerte die Stadt mit unermeßlichen Streitkräften, denn ſie war das Bollwerk des römiſchen Reiches gegen Oſten und gegen die Könige und Völker des tieferen Aſiens. Darum wurde ſie auch ebenſo feurig und unermüdlich verteidigt, als angegriffen. Aber nach den furchtbaren Anſtrengungen einer ſiebzigtägigen Verteidigung war Niſibis erſchöpft; Sapor hingegen bekam Hilfe und friſche Heere von den Königen Indiens. Der Fall von Niſibis ſchien unvermeidlich, die Männer der Tat gaben es auf. Da erhoben ſich die Männer des Gebetes, Jacob und Ephrem, vom Volke angeflehet, Gott zu bitten um die Rettung der Stadt und beſtiegen die Stadtmauer. Jacob überſchaute das Lager und das Heer und die Kriegsmaſchinen, und die Wälle und Schanzen und Graben des Königs Sapor und dann kniete er nieder und bat Gott den Allmächtigen, ſeine Allmacht zu zeigen. Da ſtiegen Wolken auf Wolken am Horizont empor, verfinſterten das Tageslicht und fielen gleichſam vom Himmel herab auf die Erde; denn es waren Myriaden von Mückenſchwärmen, welche den Elefanten in die Rüſſel, den Pferden, Kamelen und anderem Laſt- und Schlachtvieh in die Naſenlöcher, die Augen und die Ohren drangen, und dieſe Tiere dadurch ſo wütend machten, daß ſie ihr Geſchirr zerriſſen, aus den Reihen brachen, Menſchen zerſtampften, nach allen Richtungen flohen und eine grenzenloſe Zerſtörung des Lagers anrichteten, welche um ſo weniger verhindert werden konnte, als die Mücken den Soldaten in die Augen flogen und ſie, wenn gleich nur vorübergehend, doch ſchmerzlich blendeten. Die Zerrüttung des Lagers war ſo groß und ſo gründlich, daß König

Sapor grimmig einen Pfeil gen Himmel abſchoß und die Belagerung aufhob.

Der heilige Biſchof ward bald darauf aus dieſem Leben abgerufen und Ephrem begab ſich nach der Provinz Osroëne, wo er in ſtiller Einſamkeit ein ungemein ſtilles Leben unfern der Hauptſtadt Edeſſa führte. Hier begann er ſeine Schriften abzufaſſen. Ein alter Anachoret, der ihn zuweilen beſuchte, um ſich an ſeinem Fortſchritte in der Heiligung zu erfreuen, traf ihn einſt, als er eben ſeinen Kommentar über das erſte Buch Moſes, die Schöpfungsgeſchichte, vollendet hatte. Der Greis las dieſe Schrift, behielt ſie, ging damit nach Edeſſa und legte ſie der Geiſtlichkeit und den gelehrten Männern der Stadt vor. Dieſe bewunderten die Schrift und wünſchten dem Greiſe Glück, etwas ſo Treffliches geliefert zu haben. Da ſagte er ihnen, daß nicht er der Verfaſſer ſei, ſondern ein fremder Einſiedler, der ungemein gottſelig in einer elenden Höhle lebe. Seitdem hörte Ephrems unbekanntes Leben auf. Er wurde vielfach beſucht; die einen begehrten ſeinen Rat, die anderen ſeine Belehrung, alle ſein Gebet. Der Biſchof von Edeſſa hörte von dem großen Einfluß, den Ephrems Reden auf das Volk übten, und von der großen Liebe, welche dieſes wegen ſeiner Sanftmut und Frömmigkeit für ihn hegte. Deshalb beſchloß er, dies mild und hell ſtrahlende Licht auf einen Leuchter der Kirche zu ſtellen; er weihete Ephrem zum Diakon. Dieſem Gebote ſeines Biſchofs unterwarf ſich Ephrem ſchon zitternd und zagend; aber zum Empfang der Prieſterweihe vermochte ihn der Biſchof nicht. Er blieb ſein Leben lang demütiger Diakon der Kirche von Edeſſa und erfüllte die Obliegenheiten eines ſolchen, als Prediger des Evangeliums und als Armenpfleger, im weiteſten Umfange. Je tiefer er vom Bewußtſein ſeiner Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit durchdrungen war, deſto tiefer ergriff ſeine Demut alle, welche mit ihm in Berührung kamen. Wenn er predigte und die Sünden anderer rügte, beſorgte er ſtets über ſich ſelbſt das Urteil zu ſprechen; deshalb ſtellte er ſich immer in eine Reihe mit ſeinen Zuhörern, oder eigentlich unter ſie. Am Ende einer Predigt, die er hielt, um für das Martertum zu entflammen, als man unter Kaiſer Julian eine Chriſtenverfolgung fürchtete, ruft er aus: „Ich wünſche zu ſterben für dieſen Glauben! Verſammelt euch, Juden und Ketzer, vereiniget euch mit den Heiden und den Barbaren! Laßt mich ſterben für Jeſum Chriſtum! Euer Frevel wird freilich euretwegen mich betrüben, ich werd' aber hochbeglückt ſein, für meinen Glauben ſterben zu dürfen. Zwar fürcht' ich den Tod, wenn ich auf mich ſelbſt ſehe, aber Jeſus Chriſtus iſt meine Hoffnung und mein Vertrauen! In mir heg' ich Bangigkeit, in Ihm hab' ich Zuverſicht. Ich fliehe aus eigener Schwäche, ich beharre in Seiner Stärke. Sehe ich auf mich, ſo bebe ich, werfe ich den Blick auf Ihn, ſo bin ich voll Mut. O mein Gott! ich zittere, weil Du die Sünde haſſeſt; dennoch überſtrömt mich Freude, denn Du biſt für die Sünder geſtorben."

Der Bußgeiſt, der Ephrem beſeelte, machte ihn zu einem unwiderſtehlichen Bußprediger. Auch ſeine äußere Erſcheinung war höchſt ergreifend, der Wuchs hochſchlank, die ſtrahlenden Augen von unverſiegbaren Tränen übergoſſen, das Antlitz von ſanftem, heiteren, wundervollen Ausdruck und mit einem Blick, der hohe Heiligkeit ankündigte. Er war ſtets ſo ergriffen von den gewaltigen Heilswahrheiten, die er vortrug, daß er ſich manchmal unterbrechen und inne halten mußte, um ſich zu erholen. Ließ er dann ſeinen Tränen freien Lauf, ſo weinten und ſeufzten ſeine Zuhörer mit ihm. Der heilige Gregor von Nyſſa behauptet, man habe ſeine Rede über das jüngſte Gericht ohne Tränen nicht leſen können; um wie weniger ſie hören! „Vielgeliebte!“ ſagte er, „ihr wendet euer Ohr den Worten zu, die ich über die furchtbare Ankunft des Herrn ſprechen werde. Doch wer vermag ſo ſchreckliche Dinge zu erzählen? welche Zunge kann ſie ausdrücken? Denk' ich an dieſen entſetzlichen Augenblick, ſo ergreift mich heftige Angſt. Der König der Könige wird herabſteigen vom Himmel, vom Throne der Herrlichkeit, wird ſeinen Sitz nehmen als Richter und alle Bewohner des Erdballs vor ſeinen Richterſtuhl berufen. Ach! jetzt ſchon macht ein Donnerſchlag uns beben! wie werden wir dann ertragen den Schall jener Poſaune, welche die Toten ins Leben rufen wird! Sobald die entſchlafene Menſchheit im Schoß der Gräber dieſen Ton vernimmt, wird das Leben ſie wieder beſeelen. Alle werden in einem Augenblick erſtehen, ohne daß ihnen ein einziges Haar fehlt, werden ſich ſammeln und auf den Richtplatz zuſammenſtrömen; denn der überhimmliſche König erläßt ſeine Befehle und die erſchütterte Erde und die durchbebten Meeresgründe geben ihre Toten zurück.“ Dann ſchilderte er das Feuer, das den ganzen Erdball entzündet; die Engel, welche die Schafe von den Böcken ſondern; die Fahne des

Kreuzes, ſtrahlend im Lichtglanz, die der König vor ſich hertragen läßt; die Menſchen in Angſt und Beſtürzung; die Gerechten überſtrömt von Freude und die Böſen der Verzweiflung hingegeben; die himmliſchen Heerſcharen, wie ſie den dreimal heiligen Gott in Lobgeſängen verherrlichen; die eröffneten Himmel und den Herrn von ſolchem Glanz umleuchtet, daß weder Himmel noch Erde ihn zu ertragen vermögen. Ephrem war ſo erſchüttert, daß ſeine Stimme in Tränen brach und er nicht weiter konnte. Da rief ihm die Gemeinde zu: „Fahre fort, uns von dieſen ſchrecklichen Dingen zu unterrichten! ſage weiter, o Knecht des Herrn, was dann noch geſchehen wird.“ Nun ſchlug Ephrem vor ihren Augen das Buch des Lebens auf, in welchem alle unſere Gedanken, Worte und Handlungen niedergeſchrieben ſind. „Dann wird jeder Menſch vorgerufen werden, um eine ſtrenge Prüfung zu beſtehen, und jeder wird bebend die Augen niederſchlagen vor dem ewigen Richter, deſſen göttlich gerechtes Urteil einem jeden Leben oder Tod, Himmel oder Hölle zuſpricht. O Vielgeliebte! welche Tränen müſſen wir nicht Tag und Nacht weinen in der Erwartung dieſes furchtbaren Gerichtes. Bei dem bloßen Gedanken an dieſe Dinge erſtarrt mein Gebein.“ — „Ach wir beſchwören dich,“ riefen die Zuhörer, „rede weiter zu unſerer Wohlfahrt und zum Heil unſerer Seelen!“ — „O meine Vielgeliebten!“ fuhr Ephrem fort, „dann wird man bei jedem Chriſten das Siegel der heiligen Taufe und den Schatz des Glaubens ſuchen; dann wird man von jedem Chriſten fordern, daß er gelebt habe gemäß ſeiner Widerſage gegen Satan und deſſen Werke; nicht

2. „Freuet Euch mit ihr über die Herrlichkeit und „Seligkeit, die ſie jetzt und allezeit dort genießt.

3. „Grüßt und ehrt ſie von dem Augenblick an, „wo ſie zur Rechten ihres göttlichen Sohnes als Herrin und Beherrſcherin des Weltalls thront; bringt ihr „im Namen aller Geſchöpfe Huldigung, Verehrung und „Unterwerfung dar, bietet ihr alle Dienſte, allen „Gehorſam und alle Hingebung an, die ihr zukommen; und vereiniget Eure Lobpreiſungen mit denen, „welche ihr von den Bewohnern und vom König des „Himmels zu Theil werden.

4. „Schenket ihr Euer Herz, Euren Verſtand, Euren Willen, Eure Perſon; bittet ſie, Euch abzulöſen „und zu trennen von der Erde, Euch mit ſich in den „Himmel zu nehmen, in Euch ein Abbild ihres neuen, „ganz ſeligen, ganz himmliſchen Lebens zu ſchaffen, „Euch zu vereinigen mit der Liebe, der Andacht, der Anbetung, welche ſie der allerheiligſten Dreifaltigkeit in „Ewigkeit widmet.

5. „Suchet Mittel, um ihren Ruhm und ihre „Freude zu erhöhen. Hier ſind einige ſehr gute. Präget erſtens tief in Euer Herz den feſten Entſchluß und „die beharrliche Abſicht, durch all' Eure Handlungen, „Abtödtungen und Andachtsübungen nichts zu bezwecken, als die Ehre ihres göttlichen Sohnes und „die Erfüllung ſeines anbetungswerthen Willens. Uebet „Euch zweitens im pünktlichen und treuen Gehorſam

gegen eins oder zwei oder zehn, ſondern gegen alle überhaupt. O ſelig derjenige, der ſein Verſprechen treu befolgt hat! Denn nun tritt die Kunde des Jammers ein, welche die Menſchen auf ewig von einander trennt: Biſchöfe von den Biſchöfen, Prieſter von den Prieſtern, Diakonen und Lektoren von ihren Weihegenoſſen; Kinder von ihren Eltern; Brüder von ihren Schweſtern; Freunde von ihren Freunden. Und nach geſchehener Trennung werden die Ausgeſchiedenen mit unermeßlicher Wehklage den Auserwählten zurufen: Lebt ewig wohl, ihr Heilige and Diener Gottes! lebt wohl, ihr Propheten, Apoſtel und Martyrer! lebt wohl, ihr Eltern, Kinder und Freunde! lebe wohl, du allerſeligſte Jungfrau, Mutter unſeres Herrn! Ihr alle habt gebetet für unſer Seelenheil; wir aber wollten uns nicht retten. Lebe wohl, heilbringendes Kreuz! lebe wohl, Paradies, du Wonnegefilde, du Reich der Ewigkeit, du himmliſches Jeruſalem. Lebt wohl, ihr Seligen! Lebe wohl, o Seligkeit! wir ſehen euch nicht mehr; wir verſinken in einen Abgrund von Schmerz und Qual, wir hoffen in Ewigkeit auf keine Rettung mehr.“ — In dieſer Weiſe ſprach Ephrem noch lange zu der atemlos lauſchenden Gemeinde, weinte und ſeufzte, und ſchlug ſich bußfertig auf die Bruſt. Er tat das aber nicht, um die Zuhörer zu rühren, ſondern immer und bei der geringſten Veranlaſſung traten ihm die beiden gewichtigen Vorſtellungen: des Menſchen Sündhaftigkeit und das Weltgericht, ſo erſchütternd vor die Seele, daß die innere Bewegung ihn ganz faſſungslos machte. Einſt verließ er mit zwei Gefährten Edeſſa vor Sonnenaufgang, als das ganze

Himmelsgewölbe mit Millionen von funkelnden Sternen überſäet war. Lichte Freude überflutete ſein reines Herz und er rief: „O wenn der Glanz dieſer geſchaffenen Dinge ſchon ſo unausſprechlich lieblich iſt, wie groß wird dann die Herrlichkeit ſein, welche bei der Ankunft des Weltheilandes von dem unerſchaffenen Licht ausgehen und die Seligen umſtrahlen wird!“ Doch alsbald wendete er demütig den Blick auf ſich ſelbſt und er ſetzte hinzu: „O weh, welch' ein Schreckenstag, o wehe mir!“ Und er fiel in eine ſtarke Ohnmacht. Seine Gefährten fragten, was ihm widerfahren ſei, als er wieder zur Beſinnung kam. „O meine Brüder,“ antwortete Ephrem, „ich gedachte des Zuſtandes, in dem ich vor meinem Richter erſcheinen werde, ich Elender zwiſchen ſo vielen Vollkommenheiten; ich verdorrter Baum ohne Früchte. Die Martyrer werden ihre Wundmale zeigen, die Ordensmänner ihre Tugenden; aber ich — aber ich! ach, ich werde in meiner eitlen, hochmütigen Seele nichts als Trägheit und Lauigkeit aufzuweiſen haben.“ Nachts, wenn er ſich einer kurzen Ruhe hingeben wollte, hinderte ihn die Vorſtellung ſeiner Sünden daran. Es wurde ihm unmöglich, Schlaf zu genießen, und wie König David benetzte er ſein Lager mit Zähren. Oder er ſann über die unendliche Liebe Gottes zu den Menſchen nach, warf ſich auf die Knie und wollte mit Liebesinbrunſt ſein Dankgefühl ausſtrömen laſſen. „Aber,“ ſagt er, „das Andenken meiner Sünde hält mich davon ab und ich kann nichts anderes, als in Tränen zerfließen. Ich fühle deutlich, daß ich die Angſt, die der Tag des Gerichtes in mir erweckt, nicht würde ertragen können, wenn mich nicht Beiſpiele der

Barmherzigkeit Gottes, wie jene des Zöllners, des guten Hirten, des kananäiſchen Weibes, der Magdalena und des Samaritans unterſtützten und kräftigten.“ Ephrem riet ſeinen Schülern vor allem, die Lauheit aus ihrer Seele zu verbannen, und ſagte: „Was der Menſch heute mit der einen Hand durch Abtötung aufbaut reißt er morgen mit der anderen durch Lauheit nieder. Und Satan ſpricht, wenn er von liebeglühenden Seelen überwunden wird: Zu den Lauen will ich gehen; die ſind meine Freunde! die halte ich ohne Zurüſtung feſt bei den Banden, die ſie lieben.“ Ermutigen ſollten ſich ſeine Schüler durch den Gedanken, daß das Erdenleben eine Zeit des Wuchers, und zwar eine ſehr kurze Zeit für einen unendlichen Gewinn ſei. Er ſagt: „Sprecht recht oft zu euch ſelbſt: Es bleibt mir nur noch eine kurze Strecke Weges übrig und ich gelange zur Heimat der Ruhe, deshalb will ich mich nicht auf der Straße aufhalten.“ So mild er war, fand er im Gehorſam doch nur dann eine Förderung der Tugend, wenn derſelbe ſchwere, ja ſogar harte Befehle zu vollziehen hatte. „Denn,“ ſagte Ephrem, „niemals wird wildes Getier durch Milde zahm.“

Ephrem pflegte Edeſſa zu nennen „Stadt des Segens“. Sie hatte ſehr früh die Lehre des Evangeliums angenommen und ſehr rein ſie bewahrt. Als der Arianimus weit und breit jene Gegenden überſchwemmte, erhielt ſich Edeſſa rein und mit ihrem heiligen Biſchof Barſes wurden zugleich achtzig Geiſtliche um ihrer katholiſchen Glaubenstreue willen verbannt. Wegen der Frömmigkeit ihrer Einwohner wich Kaiſer Julian auf ſeinem perſiſchen Feldzuge ihr aus. Dennoch pflanzte ſich in dieſem frommen Edeſſa von Mund zu Mund die Irrlehre eines gewiſſen Bardeſanes fort, die unter anderen auch die Auferſtehung des Fleiſches leugnete. Um dieſen Lehren die größtmöglichſte Ausbreitung und auch dort Eingang zu gewähren, wo ſie in ihrer Falſchheit wären zurückgewieſen worden, brachte der Sohn des Bardeſanes, Harmonius, ſie in anmutige Verſe, ſetzte ſie in Muſik und mit den einſchmeichelnden Melodien floß häretiſches Gift von den Lippen und in das Ohr des unbefangenen Volkes. Ein großer Schmerz für Ephrem! Aber dieſer heilige Schmerz machte ihn, wie ſo viele früheren gottbegeiſterten Sänger, zum Dichter. Er dichtete katholiſche Lieder, teils in demſelben Versmaß, um nach den bekannten Melodien geſungen zu werden, teils in neuen und noch lieblicheren Weiſen. Und um ſie bekannt zu machen, verſammelte er die gottgeweiheten Jungfrauen, „die Töchter des Bundes“ — wie ſie in ſyriſcher Sprache genannt wurden, und lehrte ſie dieſe Lieder in den Verſammlungen der Gläubigen und im Kreiſe frommer Familien ſingen. Unerſchöpflich iſt Ephrem im Lob und Preis der allerſeligſten Jungfrau Maria. Mit einer ſolchen Fülle und Glut der Andacht mag wohl nimmer ein Dichter ihr gehuldigt haben. Die ganze Schatzkammer der orientaliſchen Phantaſie öffnet ſich und ruft Himmel und Erde zuſammen, um das Herrlichſte und Lieblichſte, das Mächtigſte und Süßeſte auszuwählen und daraus einen Schmuck zu bilden, der des Gegenſtandes würdig ſei. Aus dem vierten Jahrhundert, alſo aus der uralten Zeit der Kirche, tönen dieſe Lieder, dieſe Feſtgeſänge, dieſe Gebete zur Ehre Marias, herüber und zwar in jenem innigen, kindlich ſicheren Tone, der ſich aus dem allgemeinen Bewußtſein erhebt, in demſelben wurzelt und wiederum Ausdruck gibt. Wie ein ſilberner Strom dringen ſie aus Ephrems Andachtsglut. Er weiß ihren Wogen gar keine Grenze zu ſetzen. Wie die Wellen des Meeres ſteigen und fallen und immer wieder ſteigen: ſo hebt auch ſeine Liebesfülle immer von neuem an zu loben und zu bewundern. Ein Gebet heißt: „Allerheiligſte Mutter Gottes, ganz unbefleckte, vollkommen unverſehrte! Thron des himmliſchen Königs, himmliſche Pforte, unbegreifliches Wunder, Offenbarung des verborgenen Geheimniſſes Gottes, lebenſpendende Quelle, unerforſchliches Meer göttlicher unausſprechlicher Gnaden; nach der allerheiligſten Dreifaltigkeit Herrin über alles; nach dem Mittler Mittlerin der ganze Welt; makelloſes Kleid deſſen, der das Licht anzieht wie ein Gewand; Brücke der ganzen Welt, die uns in den Himmel führt; Mutter und Dienerin des nie untergehenden Sternes; wahrer Weinſtock, tragend die Frucht des Lebens; Sicherheit der Stehenden, Aufrichtung der Fallenden, Erweckung der Trägen, Spenderin alles Guten, Hafen für die vom Sturme Herumgetriebenen, Stab der Blinden, Führerin der Verirrten, Befreierin der Gefangenen, die ganze Welt mit Süßigkeit durchduftende, unverwelkliche Blume, glänzendſte Lilie, Roſe des lieblichſten Duftes voll; mein Heil, mein Troſt, mein Licht, mein Leben, meine Freude, mein Ruhm, hellſtrahlende Lampe meiner verfinſterten Seele, o ſieh auf meinen Glauben und meine Sehnſucht! Nimm meine arme Seele auf, mache durch deine Vermittlung und Hilfe mich würdig, einſt zur Rechten deines Sohnes zu ſtehen und in die Ruhe ſeiner Auserwählten und Heiligen einzugehen. Es fehlt dir nicht an Willen, nicht an Macht dazu. Dein Sohn ehrt dich als Mutter und erhört gern deine Fürbitten. So vertrau ich denn auf dich, o wahre Mutter Gottes, dem da Ehre und Ruhm gebührt mit dem Vater und dem heiligen Geiſt jetzt und allezeit und in Ewigkeit, Amen.“

In einem Bußgebete ruft er Maria ſo an: „Erwecke, o jungfräuliche Mutter, meinen Sinn zur Buße und führe mich auf den Weg des Heils; und habe ich dieſen gefunden, ſo bleibe meine Begleiterin, damit ich unter deiner Führung ſelig werde! O Mutter des menſchenfreundlichen Gottes, zerknirſche mein Herz und demütige es, und erfülle meine Augen mit Tränen der Reue, und erleuchte ſie durch das Licht deiner Fürbitten, damit ich nicht zum Tode der Seele entſchlafe! Beſprenge mich mit dem Hyſſop deiner Erbarmungen, auf daß ich rein und weißer werde, als Schnee! Mutter meines Herrn Jeſu Chriſti, nimm mein flehendes Bekenntnis und Gebet auf, und erhalte mich mein noch übriges Leben hindurch ohne Anſtoß auf dem Wege der Buße! Wenn aber meine arme Seele vom Leibe ſcheiden muß, dann erſcheine mir, o Herrin, mit deinem barmherzigen Auge und befreie mich von den bittern Anklagen meiner Feinde und des Fürſten dieſer Welt. Werde meine Verteidigerin, vernichte alle Schuldbriefe meiner Sünden, und führe mich ohne Beſchämung und gerettet vor den Richterſtuhl deines Sohnes.“

Ein anderes Gebet macht Ephrem zu einer wahren Perlenſchnur von bewundernden, verehrenden, zärtlichen Anrufungen:

„Allerreinſte, Allerunentweihteſte, Allerunbefleckteſte, Allermakelloſeſte, Allertadelloſeſte, Allerpreiswürdigſte, ganz Unverſehrte, ganz Unverletzte, Allerheiligſte, Allerehrwürdigſte, Allerſchätzbarſte, Allgeprieſene, Allverlangenswürdigſte! — Heilige Arche, durch welche wir aus der Flut der Sünde gerettet wurden; unverbrannter Dornbuſch, den Moſes, der Gottesſeher, ſchaute; goldenes Rauchgefäß, in welchem das Wort, das Fleiſch anzündend, die Welt mit Wohlgeruch erfüllte; ſiebenarmiger Leuchter, deſſen Schimmer die Sonnenſtrahlen übertraf; heiliges Gezelt, das der geiſtige Beſeleel[1] baute; Manna bewahrendes Gefäß; heiligaufgeblühter Stab Aarons; tautragendes Vließ Gedeons; von Gott beſchriebenes Buch, durch welches die Schuldſchrift Adams getilgt ward; Berg Gottes, heiliger Berg, auf dem zu wohnen der Herr ſein Wohlgefallen fand; heilige Wurzel Jeſſe, Stadt Gottes, von der David ſpricht (Pſ. 86, 3): „Herrliches wird über dich ausgeſagt! Schönſte von Natur aus und der Annahme jedes Fleckens unfähig; Paradies, heiliger als das in Eden; lebenſpendender Baum, die ſchönſte und ſüßeſte Frucht tragend; lieblicher Apfel, ſüßduftende Roſe, weißeſte Lilie; verſiegeltes Buch, das niemand leſen kann; unverletztes Vorbild der Jungfrauſchaft; hochgeſchätztes Geſicht der Propheten; von Gott gewebter Purpur, beredtſamer Mund der Apoſtel, unbeſiegbare Zuverſicht der Streiter, Stütze der Könige, Ruhm der Prieſter, Beſänftigung des gerechten Richters! meine Hoffnung, meine Erquickung,

---

[1] Der Baumeiſter der Stiftshütte im alten Bunde.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

meine Herzensluſt! meine Freude, mein Glanz, mein nie ſchlafender Beiſtand bei Gott! unerſchöpfliches Meer göttlicher, unausſprechlicher Gnaden und Gaben; über die himmliſchen Mächte erhabene Höhe; unerforſchliche Tiefe erhabener Gedanken; allgemeiner Stolz der Natur, Zierde der Engel; unvergleichlich Erhabenere und Glorreichere als die Cherubim und Seraphim; Schlüſſel, der uns in den Himmel einführt; Glanz des wahren und myſtiſchen Tages; erleuchtender Blitzſtrahl gläubiger Seelen; Morgenwolke, die den Erdebewohnern himmliſchen Tau bringt“ — — und ſo fort Seite auf Seite! Wie kurz, wie kalt, wie arm ſind dagegen unſere Lieder zu Ehren der ſeligſten Jungfrau Maria! Und wie einfach und erſchöpfend ſpricht Ephrem den Grund ſeiner Liebe und ſeiner Zuverſicht aus. „Du über alles Lob Erhabene vermagſt, was du willſt, bei Gott, den du geboren haſt.“ „Mächtige Mutter des mächtigen und lebendigen Gottes, du haſt das Wollen und das Können als jene, die den einen der Drei-Einigkeit auf unausſprechliche Weiſe geboren hat.“ „O Gottesbraut! große Zuverſicht haſt du vor dem aus dir Gebornen! Alles kannſt du als Gottes Mutter, alles vermagſt du, als erhaben über alle Geſchöpfe. Nichts iſt dir unmöglich, wenn du willſt, du gute Mutter Chriſti unſers Gottes.“

Auf die ganze Heilsanſtalt Chriſti, auf ſeine Geburt, ſeine Taufe, ſein Faſten, auf ſein Leiden, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt, die Martyrer, die Abgeſchiedenheit und die Reinigung der Seele im Bußſakrament verfaßte Ephrem Hymnen, und der greiſe und doch ſo liebentflammte Anachoret ſtand in den anmutigen Chören der Töchter des Bundes wie ein Lehrer des Harfenſpiels aus einer überirdiſchen Welt. Aber nicht immer waren Häretiker und Heiden durch Hymnen und Lieder zu gewinnen. Dann zog er gegen ſie aus als feuriger Miſſionär und predigte ihnen Glauben und Überzeugung ins Herz hinein. Er gewann viele für die Herde Chriſti, Manichäer, welche die Gottheit des heiligen Geiſtes, Arianer, welche die Gottheit des eingeborenen Sohnes leugneten, Novatianer, welche die Kraft der Buße verwarfen und die zweite Ehe verdammten, Ophiten, welche Jeſus in der Geſtalt einer Schlange anbeteten, Bardeſaner, welche nicht an die Auferſtehung des Fleiſches glaubten. Von dieſen und anderen Irrlehren, die alle mehr oder minder ihre Sektierer hatten, wimmelte der Orient und zwar wohl zur tiefen Betrübnis der katholiſchen Kirche, aber ohne deren Glaubenslehren im mindeſten zu beugen und zu modeln. Über das zukünftige Leben lehrte Ephrem, daß die Seelen gleich nach ihrer Trennung vom Leibe ein beſonderes Gericht beſtehen, daß die Gerechten, welche mit einer läßlichen Sünde behaftet geſtorben ſind, oder welche durch Werke der Genugtuung ihre begangenen Fehler nicht gehörig gebüßt haben, in den Flammen des Purgatoriums noch leiden müſſen, bevor ſie zum Anſchauen Gottes gelangen; daß aber die Gläubigen, welche auf Erden wandeln. die Qualen dieſer leidenden Gerechten durch Opfer, Gebet und andere gute Werke mildern und abkürzen können. Dieſe Lehre war damals ſo wie jetzt die Lehre der katholiſchen Kirche, und dies Zeugnis des ſyriſchen Kirchenlehrers aus dem vierten Jahrhundert beweiſt, daß weder der

Marienkultus, noch die Lehre vom Fegfeuer Erfindungen des Mittelalters geweſen ſind. Ephrem hegte auch eine beſondere andächtige Verehrung für das Symbol unſerer Erlöſung und ſagte: „Alle Nationen verehren das heilbringende Zeichen des Kreuzes, und wir bezeichnen damit unſere Haustüren, unſere Stirne, unſere Augen, unſern Mund, unſere Bruſt, uns ganz und gar.“ Bei aller Glut ſeines Glaubens, die ihn zur größten Härte gegen ſich ſelbſt antrieb, war er für andere ſehr mild und vorſichtig. Er geſtattete nie den Neubekehrten, ſich dem Drange ihres erſten Eifers rückſichtslos hinzugeben und ſogleich mit ſchweren Abtötungen zu beginnen; vielmehr riet er ihnen, ſolche Übungen vorzunehmen, bei denen ſie beharren könnten und die ſie vielleicht allmählich auf den Rat erfahrener, ſeelenkundiger Männer ſteigern dürften.

Bei dem heiligen Baſilius lebte Ephrem eine Zeitlang in Cäſarea, um ſich an dieſer Sonne des Geiſtes zu erwärmen und zu erfreuen; und der große Erzbiſchof verehrte nicht minder den demütigen Diakon. Als einſt Baſilius predigte, ſah Ephrem über ſeinem Haupte eine Taube ſchweben, liebliches Sinnbild des heiligen Geiſtes, der aus dem großen Erzbiſchof ſprach und dem heiligen Diakon ſich offenbarte. In einer Rede über Baſilius ergießt ſich der Strom bewundernder Freundſchaft in bilderreicher Beredtſamkeit aus Ephrems Herzen, und er weiß nicht Worte genug zu finden, um ſeine Bewunderung auszudrücken. „Baſilius,“ ſagt er, „iſt in Wahrheit das Leben der Wunder, die Bahn der Tugenden, das Buch der Lobpreiſung. Er wandelt im Fleiſch und lebt im Geiſt.

„gegen Eure gute Mutter Oberin, die Ihr betrachten
„und achten müßt als die Stellvertreterin Eurer wahren
„Mutter und Eurer eigentlichen Oberin, der allerſeligſten
„Jungfrau. Uebet Euch desgleichen in genauer
„Befolgung Eurer Regel und Statuten. Liebt
„Euch drittens untereinander mit aufrichtiger, einfacher
„und herzlicher Liebe, die aus Euren Gedanken,
„Worten und Werken Alles verbannt, was ihr entgegen
„iſt und die Euch antreibt, ſchnell und gründlich
„die Fehler gut zu machen, die Ihr etwa gegen die
„allgemeine ſchweſterliche Liebe begehen könntet. Richtet
„viertens die ganze Kraft Eures Willens der Endabſicht
„Eurer Genoſſenſchaft zu, welche keine andere
„iſt als die: durch Euer Gebet, Euer Beiſpiel, Eure
„Belehrung, durch alle Mittel, welche der heilige Gehorſam
„Euch vorſchreiben wird, für das Heil der verlornen
„Seelen zu wirken, die von der göttlichen Vorſehung
„Euch zugeführt werden. Dies, meine geliebten
„Töchter, iſt das geeignetſte und mächtigſte Mittel,
„um den Ruhm, die Freude und ſogar das Reich unſerer
„herrlichen Königin zu vergrößern; denn die Bekehrung
„einer Seele bereitet ihr mehr Wonne, als
„alle übrigen guten Werke, die auf Erden geſchehen,
„und ihr Wohlgefallen daran iſt größer, als das aller
„übrigen Bewohner des Himmels; trägt man aber
„dazu bei, eine Seele von der Tyrannei des Satans
„zu befreien und ſie ihrer Herrſchaft zu unterwerfen:

Er ſteht in Gemeinſchaft mit den übrigen Erdebewohnern, iſt aber vertieft in die Beſchauung des Himmels. Er iſt der Zauberſtab zum Anſchlagen geheimnisvoller Saiten, deren Melodie die Engel entzückt. Er iſt die ſchützende Mauer der Glaubenslehren und der Traubenſchmuck des göttlichen Weinſtocks. Er iſt das üppige Saatfeld des Himmelreichs, das köſtliche Früchte der Gerechtigkeit bringt, und das Tal, das, mit tauſend Blüten des geiſtigen Roſengeſträuches geſchmückt, lieblichen Wohlgeruch zum Himmel ſendet. Da die heiligen Bücher ſeine ſtete Beſchäftigung und die apoſtoliſchen Vorſchriften ſeine Regel ſind; und da er in ihnen lebt wie zwiſchen unverwelklichen Blumen, aus deren heiligen Kelchen er ſeine Nahrung zieht: ſo fließt ſeine Rede wie ein Strom und ſeine Gerechtigkeit wie Meeresflut.

Letzteres war auf Ephrem ſelbſt anzuwenden. Inmitten all ſeiner Arbeiten als Prediger, als Dichter, als Lehrer, als Pfleger der Armen behielt er in ſeiner Seele den Zug nach der Einſamkeit, den er mit allen Heiligen teilt; denn der heilige Geiſt ſpricht ſchon durch den Mund der Propheten zur Seele: „Ich will ſie in die Einſamkeit führen und dort zu ihrem Herzen ſprechen.“ In der Einſamkeit, welche er dem Bußgeiſte und der Betrachtung himmliſcher Dinge widmete, entwickelte ſich in ſeiner Seele eine unverletzbare Reinheit und eine unermüdliche Wachſamkeit über ſein Herz und alle ſeine Neigungen. Soweit Ephrem keine Liebespflicht verletzte, zog er ſich in die Höhle unweit Edeſſe zurück, die er früher ſchon einſiedleriſch bewohnt hatte, und verſenkte ſich dort in die Wonnen des Umganges mit Gott und in die Tiefen heiliger Beſchauung. Kurz vor ſeinem Tode ſuchte eine entſetzliche Hungersnot mit ihrem Gefolge von Elend und Seuche Edeſſa heim. Da verließ er freudig die geliebte Zelle und begab ſich in das Gewühl der aufgeregten, geängſtigten Stadt. Abwechſelnd bittend und drohend, flehend und zürnend, wendete er ſich an die Reichen und Wohlhabenden, um ſie zu vermögen, der Not ihrer armen Mitbürger abzuhelfen. Wie immer und überall bei ſolchen öffentlichen Kalamitäten machte ſich auch in Edeſſa die Selbſtſucht zuerſt geltend und jeder dachte an ſich und an die Seinen im engeren Sinne. Für Ephrem aber waren die Seinen alle Notleidende, und mit heftiger Zudringlichkeit ließ er nicht nach, den reichen Einwohnern ſo lange ins Gewiſſen zu reden, bis ſie erklärten, ſie würden gern Almoſen ſpenden, wenn ſie nur wüßten, wer dieſelben zweckmäßig verteilen werde! Der heilige Biſchof Barſas nämlich und achtzig katholiſche Prieſter waren eben vom arianiſchen Kaiſer Valens um des Glaubens willen in die Verbannung geſchickt, und man ſo daran gewöhnt, die Verteilung der Almoſen dem Biſchofe zu übertragen, daß die einen wirklich ratlos waren und die anderen darin einen willkommenen Vorwand für ihre Kargheit fanden. Aber Ephrem war zum Diakon geweiht, um der Armenpflege nach apoſtoliſchem Gebrauche die ſakramentaliſche Gnade mitzuteilen und die Ausſpendung höherer Gnadengaben damit zu verbinden. So hoch ſchätzte die Kirche ihre Dürftigen und Armen, daß ſie eine beſondere Weihe auf deren Pflege legte und den künftigen Prieſter, der zum heiligſten Verkehre mit Gott im allerheiligſten Meßopfer beſtimmt war, eine heiligende Vorſchule des Verkehrs mit Gott in den Armen durchmachen ließ. Darum ſagte Ephrem: „Was haltet ihr wohl von mir?“ Nun floſſen Spenden und Almoſen ihm reichlich zu und er entwickelte jetzt eine ebenſo umſichtige, als vielſeitige Tätigkeit. Er verſorgte die Armen der Stadt und der Umgegend mit allen Bedürfniſſen und verwandelte öffentliche Gebäude in Spitäler für Kranke, die ſonſt kein Unterkommen hatten. Ein volles Jahr brachte er unausgeſetzt damit zu, Hungrige zu ſpeiſen, Kranke zu pflegen, Tote zu begraben, Sterbende zu bekehren oder zu tröſten, die Reichen zur Nächſtenliebe zu veranlaſſen und ganz Edeſſa zu erbauen und zur Nachfolge einzuladen. Als die Zeit der Heimſuchung vorüber war, kehrte er in ſeine Zelle zurück und erkrankte bald. Dennoch, oder vielleicht deshalb, verfaßte er jetzt ſeine Ermahnungen zur Buße. Bis zum letzten Atemzuge wollte er ſich ſelbſt und andere an das Eine erinnern, was not tue: an die reuige Umkehr zu Gott. Er machte auch ſein Teſtament, d. h. er ſetzte das Vermächtnis ſeines Glaubens für ſeine Jünger auf, bezeugt, unwandelbar in der reinen Lehre und in der Gemeinſchaft der Kirche geblieben zu ſein, Irrlehren verabſcheut und den Umgang mit ihren Anhängern geflohen zu haben, und ermahnt ſeine Jünger, dasſelbe zu tun. Er verbietet, daß man ihn nach ſeinem Tode lobe und ihn ſtattlich begrabe; noch dringender, daß man ſeine Fürbitte anrufe, „wie man bei den im Herrn entſchlafenen Heiligen tue“. Vielmehr bittet er flehentlich, daß für ſeine Seele viel gebetet und oft das heilige Opfer dargebracht werde. Endlich gibt er ſeinen Jüngern ſeinen Segen, nimmt aber zwei, Paulonas und Aranad, ausdrücklich davon aus, obwohl ſie ſehr begabt und eifrig zu ſein ſchienen, weil er im prophetiſchen Geiſte vorherſah, daß ſie vom wahren Glauben abfallen würden. Dann ging er ein in den Frieden des Herrn im Jahre 378. Ganz Edeſſa beweinte ihn. Die Kirche aber erfüllte ſeinen Wunſch nicht, ſondern hielt ſein Andenken heilig und der heilige Gregor von Nyſſa, der ſein Leben beſchrieb, ruft ihn ſo an: „O du, der du jetzt an den Stufen des göttlichen Altares vor dem König des Lebens ſtehſt, wo du mit den Engeln die heiligſte Dreifaltigkeit anbeteſt, gedenke unſer aller und erflehe uns die Vergebung unſerer Sünden.“

Die heilige Macrina.

„Was droben iſt, habet im Sinn, nicht was auf Erden.“ (Col. 3, 2.)

Welchen Einfluß das Beiſpiel der Eltern und eine gottſelige Erziehung ausüben, zeigt ſich in glänzender Weiſe bei der Famile von Heiligen, zu welcher zwei Macrinas gehören. Die ältere Macrina, die Stammutter des hochbegnadigten Geſchlechtes, war aus Neocäſarea in Pontus, wo der heilige Biſchof Gregor Thaumaturg ſeine Wunder gewirkt und dies Lämmchen ſeiner für Chriſtus gewonnenen Herde in zarter Kindheit geſegnet hatte. Sie vermählte ſich mit einem Manne, der ihr gleich war an Adel der Herkunft und der Geſinnung, an Schätzen des Glückes und der Tugend. Die Chriſtenverfolgung des Kaiſers Diocletian, die Kaiſer Maximin mit erhöhter Wut fortſetzte, traf ſchwer dies Ehepaar. Sie wurden ihrer Güter beraubt, ihr Vermögen eingezogen und flohen in die waldigen Gebirge von Pontus, wo ſie lange obdachlos umherirrten und ſo große

Trangſale ausſtanden, mit ſo freudigem Mute duldeten, ſo viel durch ihr Beiſpiel im Glauben befeſtigten, daß ſie als fromme Bekenner verehrt, Macrina als eine Heilige geprieſen wurden. Später traten günſtigere Tage für das Chriſtentum ein, die Verfolgten erhielten ihre Beſitztümer zurück, Macrina und ihr Gemahl ordneten ihre weltlichen Angelegenheiten und lebten fortan in Pontus, wo ſie alles Anſehen genoſſen, welches ein tugendhafter Wandel, verbunden mit großem Reichtum, zu gewähren pflegt. Ihrem einzigen Sohne Baſilius gaben ſie eine Erziehung, wie ſie von ſo erleuchteten Eltern zu erwarten war, und die ſo gute Frucht trug, daß er als Jüngling ſchon im ganzen Lande wegen ſeines Geiſtes, ſeiner Tugenden und ſeiner Gelehrſamkeit bewundert wurde. Zu ſolcher Vortrefflichkeit reifte Baſilius heran, daß die Kirche ihn nicht nur zu ihren Heiligen zählt, ſondern daß Gott ihm auch eine Heilige zum Weibe und einen Kranz von Heiligen zu Kindern gab. Emmelia hieß die Jungfrau, welche ſich mit Baſilius vermählte. Ihr Sinn ſtand nach dem Kloſter; allein die Verhältniſſe oder die Schickungen Gottes fügten es anders. Sie war früh verwaiſt, ihr Vater umgekommen durch die Grauſamkeit des Kaiſers Licinius, ihre Mutter vor Gram geſtorben. Ihre ſeltene Schönheit und ihr großes Vermögen zogen ihr viele Bewerber zu, die ſie lieber gewaltſam entführt, als in klöſterlicher Stille gelaſſen hätten. Die ungeordneten Zuſtände der Zeit verſprachen ihr keinen Schutz; da wählte ſie Baſilius zum Gemahl und brachte ihm beträchtliche Beſitzungen in Kappadozien zu. Mit zehn Kindern wurde dieſe Ehe geſegnet, von denen drei Söhne Heilige und Biſchöfe der Kirche wurden, nämlich: der heilige Baſilius der Große, Erzbiſchof von Cäſarea, der heilige Gregor, Biſchof von Nyſſa, und der heilige Petrus, Biſchof von Sebaſte. Das älteſte aller Kinder war ein Mädchen, das nach der Großmutter den Namen Macrina empfing. Auf ihr ruhte die Fülle der herrlichſten Gaben: ein Geiſt, ſo kräftig, ſo tief und ſo ſchwunghaft, daß ihre Brüder, dieſe Säulen der Kirche, ſich an ihm erbauten; ein Herz, ſo liebevoll und ſtark, daß die ganze Familie ſich daran lehnte; ein Gemüt, ſo ganz den himmliſchen Dingen zugewendet, daß es von Erleuchtung überfloß; eine Schönheit des Körpers und Anmut des Benehmens, die den höheren Vorzügen auch noch den einer gewinnenden Lieblichkeit zugeſellte. Mit grenzenloſer Zärtlichkeit hing Emmelia an dieſer Tochter und ließ ſie faſt gar nicht aus den Armen und vom Schoße. Sie machte ſich zu ihrer Wärterin, ſpäter zu ihrer Lehrerin. Sie litt nicht, daß die geiſtigen Fähigkeiten des Kindes den phantaſtiſchen Erzeugniſſen der Dichter zugewendet, noch das Gedächtnis mit Poeſien erfüllt werde, wie es damals üblich war. Sie gab ihm kräftige Geiſtesnahrung durch diejenigen Teile der heiligen Schriften, welche dem kindlichen Alter angemeſſen und verſtändlich waren. Macrina lernte das Buch der Weisheit und die Pſalmen mit großer Leichtigkeit und Freude auswendig und fand ein ſolches Gefallen am Pſalmengeſang, daß er überall ihre Arbeiten und Beſchäftigungen begleitete. Morgens erwachte er mit ihr, abends ging er mit ihr ſchlafen; bei allen weiblichen Handarbeiten, in denen ſie eine Meiſterin war, ſchwebte er auf ihren

Lippen. In dieſer reinen Luft der Gottſeligkeit entfaltete ſich früh und reif ihr Geiſt und ihre Schönheit, und bei zwölf Jahren verlobte ihr Vater ſie mit einem ausgezeichneten Jüngling, der ſich beſtrebte, in der Vollkommenheit ihr nachzueifern. Allein er ſtarb bald nach der Verlobung. Macrina betrachtete dies Ereignis als eine Fügung Gottes, um im jungfräulichen Stande zu verbleiben. Fernere Bewerbungen wies ſie ab, indem ſie ſagte, der Tod ſei nur eine Reiſe, keine ewige Trennung; ſie werde dereinſt den Mann wiederſehen, mit dem ihr Vater ſie verlobt habe, und ſie könne ſich daher mit keinem andern verbinden. Fortan lebte ſie wie im Himmel mit ihrer Seele, während ſie alle Pflichten mit einer Pünktlichkeit und in einem Umfange erfüllte, als ob all ihre Gedanken einzig und allein ihrer Familie zugekehrt wären. Ihr Vater ſtarb im Jahre 342, und gerade zu derſelben Zeit kam ihr jüngſter Bruder Petrus auf die Welt. Emmelia war tiefgebeugt vor Gramm über den Verluſt ihres Gatten, der ihr zehn Kinder zur Erziehung und Verſorgung hinterließ, von denen das älteſte, Macrina, vierzehn Jahre zählte. Emmelia wäre dieſen Sorgen und Laſten zum Opfer geworden, wenn nicht Macrina ſich ihr zur Seite geſtellt hätte mit Kraft und Einſicht, die weit über ihre Jahre, mit Liebe und Zärtlichkeit, die weit über die Pflicht hinausgingen. Sie übernahm die ganze Pflege des kleinen Bruders, der in ihren Armen aufwuchs, wie einſt ſie in den Armen Emmelia's. Sie übernahm die mühſelige Verwaltung eines beträchtlichen Vermögens, das, auf Grundbeſitz beruhend, durch die drei Provinzen Pontus, Kappadozien und Klein-Armenien zerſtreut war. Sie übernahm die Sorge für die zarte kränkelnde Mutter in einem ſolchen Grade, daß ſie dieſelbe ankleidete und ein gewiſſes Brot mit eigenen Händen bereitete, welches Emmelia gern aß. Die Mutter durfte ſich mit den Kindern und mit dem Hausweſen nur gerade ſo viel beſchäftigen, als es ihr Freude machte; Beſchwerden und Sorgen nahm Macrina ihr ab. Unerſchöpflich in Liebe, in Zärtlichkeit, in Tröſtungen, wurde dieſe große Seele eine geiſtige Schweſter ihrer Mutter und eine geiſtige Mutter ihrer Geſchwiſter. Die Erziehung des kleinen Petrus leitete ſie und ſie wurde ſein Lehrer, nachdem ſie ſeine Wärterin geweſen war. Sie geſtattete nicht, daß der himmliſch reine Sinn des Knaben mit profanen Wiſſenſchaften ſich beſchäftigte. Die göttlichen Dinge und die Heiligen Schriften, ſowohl der Lehre als den Beiſpielen nach, mußte er gründlich ſtudieren, und früh in Gebet und Betrachtung, in Abtötung ſeiner erwachenden Leidenſchaften und in Unterwerfung ſeines Willens ſich üben. Ihr älteſter Bruder, der große Baſilius, kehrte im Jahre 355 aus Athen nach Pontus zurück mit jener tiefen, ſtolzen Weltverachtung, die ein großes Genie wohl befallen kann, wenn es ſich ſchon in früher Jugend Schätze der Intelligenz und Maſſe des Wiſſens angeeignet hat, ohne ſich in der Tugend der evangeliſchen Demut zu üben. Baſilius war erſt ſechsundzwanzig Jahre alt und der Ruf ſeiner Weisheit und ſeines ſeltenen Geiſtes war ſchon ſo groß, daß die Stadt Neocäſarea ihm den Antrag machte, an die Spitze aller ihrer Unterrichtsanſtalten zu treten; ja, daß die ganze Bevölkerung ſich mit dieſer Bitte zu ihm drängte, als er bald darauf in die Stadt kam. Baſilius lehnte den Antrag ab; er ſtand über dem Ehrgeiz, der Ämter und Würden begehrt. Er fühlte ſich zu Höherem berufen, und war durſtig nach Ruhm, nach dem Glanz eines unſterblichen Namens, nach der Bewunderung der Edelſten aus der Mit- und Nachwelt. Macrina ſah dieſe Trübung der herrlichen Seele ihres Bruders mit Bekümmernis; denn ſolche Geſinnung war nicht die des Evangeliums, welches Verachtung der Welt aus Liebe zu Gott — nicht aber aus Zufriedenheit mit der eigenen Vortrefflichkeit lehrt. Lind und leiſe machte ſie ihm die Gefahr bemerklich, die für ihn aus ſo feiner Selbſtgefälligkeit entſpringen könne; und Baſilius, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, erwachte wie aus tiefem Schlaf vor dem wahren Lichte des Evangeliums, ließ ab von hochmütiger Weltweisheit und machte eine Reiſe durch Egypten, Paläſtina, Syrien und Meſopotamien, um die göttliche Weisheit der großen Aszeten zu ſtudieren und ſich, in ihrer Nachfolge, wahrhaft über die Welt zu ſtellen. Während er das tat, begann ihrerſeits Macrina dieſe Weisheit der Entſagung ſtreng zu üben. Ihre Schweſtern waren nun ſämtlich verheiratet; ihre Brüder auf Schulen oder in einer Laufbahn, wo ſie der weiblichen Fürſorge nicht mehr bedurften. Macrina ſchlug ihrer Mutter vor, eine klöſterliche Genoſſenſchaft zu bilden und ſich in der Abgeſchiedenheit ungeſtört dem Dienſte Gottes zu widmen. Emmelia willigte ſelig ein; ſie ſah den Wunſch ihrer Jugend in Erfüllung gehen. Auf einem ihrer Landgüter in Pontus richtete Macrina das Kloſter ein. Es lag am Strom Iris, in einſamer, waldiger Gegend im Sprengel des Biſchofs von Ibora. Kaum eine Viertelſtunde vom Kloſter befand ſich eine Kirche, welche den Vierzig Martyrern geweiht war, jenen Kriegern, die unter Kaiſer Licinius zu Sebaſte in Armenien für ihr chriſtliches Bekenntnis den Tod fanden. Emmelia hatte in dieſe Kirche die Reliquien dieſer Streiter Chriſti bringen laſſen, bei deren Übertragung Gott durch Wunder Zeugnis für ihre Heiligkeit ablegte; und die Vierzig Martyrer ſtanden in großer Verehrung bei der ganzen Familie. Vorſteherin des Kloſters war Macrina; gottſelige Witwen und Jungfrauen, teils ihre und Emmelia's Freundinnen und Anverwandte, teils ihre Dienerinnen, bildeten die Genoſſenſchaft, deren Seele Macrina jetzt, wie ehedem auch die der Familie war. Alle lebten in vollkommener Gleichheit und Eintracht, ohne Unterſchied der früheren Verhältniſſe. Alle Gegenſtände gehörten allen gemeinſam und gleichmäßig für alle war die Kleidung, die Nahrung, die Lagerſtätte. Ihr Genuß beſtand in der Entſagung; ihr Reichtum in der Entbehrung aller irdiſchen Güter; ihr Ruhm, vergeſſen zu ſein in der Welt. Zu den beſtimmten kirchlichen Stunden des Tages und der Nacht ertönte feierlicher Pſalmengeſang; und mit Handarbeit, Gebet, frommer Leſung und Betrachtung floh die Zeit dahin.

Es war im Jahre 358, da Emmelia's Mutterherz tief verwundet wurde durch den plötzlichen Tod ihres zweiten Sohnes. Er hieß Naucrates, war Macrina's Lieblingsbruder, ein herrlicher Jüngling, ſchön, voll Geiſt, fein gebildet, ſehr unterrichtet, jede Laufbahn ihm geöffnet, die glänzendſten Erfolge ihm gewiß. Und ſiehe! bei zwei-

„ſo erweiſt man ihr einen größeren Dienſt, als wenn
„man ihr ein irdiſches Königreich eroberte. Das iſt
„ihr am willkommenſten; das liegt ihr hauptſächlich
„am Herzen, und das macht Euch daher zu Töchtern
„dieſes Herzens und gleichſam zu ihren Verbündeten
„in demſelben Beruf.

„Ja, meine geliebten Töchter, Ihr habt auf gewiſſe
„Weiſe den nämlichen Beruf wie die Mutter Gottes.
„Denn ſo wie Gott ſie erwählt hat, um ſeinen Sohn
„in ihr — und durch ſie in den Herzen der Gläubigen
„zu bilden: ſo hat er Eure Genoſſenſchaft berufen, daß
„in derſelben ſein Sohn lebe und daß er durch dieſelbe
„in den ſündigen Seelen auferweckt werde, in
„denen er todt iſt. Und ſo wie Gott ſie auf Erden
„zur Mutter ſeines Sohnes gemacht und ihr alle Gnaden
„und Gaben zu Gunſten der ſündigen Seelen gewährt
„hat: ſo hat er Euch in ſein heiliges Haus berufen
„und wird Euch zu demſelben Zweck große
„Gnaden gewähren. O meine lieben Schweſtern, wie
„heilig iſt Euer Beruf! wie wunderbar iſt Gottes
„Güte, die Euch einem wahrhaft apoſtoliſchen Inſtitut
„einverleibt! wie verdammlich wäre Euer Undank,
„wenn Ihr nicht die unſägliche Verpflichtung anerkennen
„wolltet, welche Ihr deswegen der göttlichen Barmherzigkeit
„ſchuldet!

„Ihr müßt aber ſtets eingedenk ſein, daß Euer Beruf
„dem böſen Feinde ganz erſtaunlich mißfällt! Er

undzwanzig Jahren ergriff ihn, ihn zuerſt in der ganzen Familie, der Geiſt der Aszeſe. Er nahm ſein väterliches Vermögen, verteilte es an die Armen, entäußerte ſich jeglichen Beſitzes, nahm nur Bogen und Köcher und begab ſich in einen Wald am Strom Iris, wo er ſich eine Einſiedelei erbaute. Sein Gefährte in dieſer harten und rauhen Lebensweiſe war ſein armer, frommer Sklav, Namens Chryſaph, der ſich durch keine Mühſal von dem geliebten Herrn trennen ließ. Nicht zufrieden mit den Beſchwerden einer ſolchen Exiſtenz nahm Naucrates zwei kranke Greiſe in ſeine Einſiedelei, pflegte ihre Gebrechen und ſorgte als guter Schütze für ihren Unterhalt. Unter ſolchen Abtötungen traf ihn nach fünf Jahren der Tod. Man fand ihn und Chryſaph entſeelt im Walde. Emmelia's Herz wollte brechen. Doch Macrina's himmliſcher Sinn erfreute ſich an der Seligkeit des früh vollendeten Bruders und ſtärkte die Mutter zur unbedingten Hingebung an den Willen Gottes. Sie hatten ein zweites Kloſter, unfern von dem ihren, für fromme Männer erbaut, welche ſich ſtiller Zurückgezogenheit und heiliger Betrachtung widmen wollten. In dieſem Kloſter wurde Petrus erzogen und gebildet, und als Baſilius von ſeinen Reiſen zurückkam und ſich in einer nahen Waldeinſiedelei niederließ, übernahm er die Leitung jenes Kloſters nach einer beſtimmten Regel, die er ſelbſt abfaßte. Macrina genoß nun die ſelige Freude, dieſen herrlichen Bruder auf dem Wege der Vollkommenheit wandeln zu ſehen, für welche ſeine Seele im höchſten Grade befähigt war. Obwohl er bald zum Prieſtertum und zum Glaubenskampfe durch Wort, Schrift und Tat, ſpäter auf den Erzbiſchofsſitz von Cäſarea berufen wurde, ſo blieb die gottgeweihete Einſamkeit das Ziel ſeiner Sehnſucht und die heilige Aſceſe das Mittel, durch welches er ſich mitten in der ganzen Tätigkeit einer ſtürmiſchen Welt in ſtiller Seeleneinſamkeit zu halten vermochte.

Macrina wurde von einem ſchweren Leiden heimgeſucht: ein Krebsübel nagte an ihrem Leben. Emmelia zog alle Ärzte zu Rate und Macrina gebrauchte pünktlich alle Mittel; aber ganz umſonſt! Das traurige Übel nahm immer zu. Sie blieb ſo ruhig, ſo freudig, ſo tätig zur Arbeit, ſo eifrig zum Gebet, wie ſie immer geweſen war, und ertrug mit lächelndem Antlitz quälende Schmerzen; doch Emmelia war tief gebeugt. Sie konnte nicht glauben, daß Gott das Opfer dieſes Kindes von ihr verlange. Auf ärztliche Wiſſenſchaft ſetzte ſie ihr Vertrauen nicht länger, deſto mehr auf die Barmherzigkeit Gottes, und ſie begann Tag und Nacht Gott anzuflehen, daß dieſer Kelch der unausſprechlichſten Bitterkeit an ihr vorübergehen möge. Und als Emmelia ſich im himmelſtürmenden Gebete ganz vollgeſogen hatte von Vertrauen auf Den- der gerade mit ſolcher Glut, Inbrunſt und Ausdauer gebeten ſein will: da machte ſie das heilige Zeichen der Erlöſung über ihre kranke Tochter und die Kraft des Kreuzes heilte das Übel und machte Macrina geſund.

Aber Emmelia's letzte Stunde kam! freilich zu früh für Macrina's liebendes Herz, aber gerade zu rechter Zeit, um der zärtlichen Mutter den Schmerz zu erſparen, Baſilius überleben zu müſſen. Am 1. Januar 379 ging der große heilige Baſilius kaum fünfzig Jahre alt, in die Ewigkeit.

Ihm und der geliebten Mutter folgte Macrina der Seele und der Sehnſucht nach. Was ihr vom Vermögen zufiel, teilte ſie ſogleich an die Armen aus. Ihren Körper behandelte ſie mit der äußerſten Geringſchätzung, als einen Kerker ihres mehr denn je nach ewiger Freiheit ſchmachtenden Geiſtes. Das Gebet war ihre einzige Labung. Ihr jüngſter Bruder Petrus ſtand dem benachbarten Mönchskloſter vor und tröſtete ſie mit ſeiner durch die Prieſterweihe noch erhöhten und geheiligten Bruderliebe. Aber ihren dritten Bruder, den heiligen Biſchof von Nyſſa, Gregor, hatte ſie ſeit acht Jahren nicht geſehen, weil ihn die Stürme des Arianismus von ſeinem Biſchofsſitze in die Ferne trieben. Die Häretiker verfolgten aufs heftigſte alle, beſonders aber die Biſchöfe, welche ſich nicht der Irrlehre anſchloſſen. Gegen Ende des Jahres 379 erkrankte Macrina ſchwer. Soeben war zu Antiochien ein Konzil gehalten und geſchloſſen worden, dem Gregor beiwohnte. Jetzt endlich durfte er von dort nach Pontus und nach den beiden Klöſtern eilen, die ihm ſo lieb waren. Die Mönche kamen ihm, wie es üblich war, feierlich entgegen und geleiteten ihn zu Macrina's Kloſter, wo die Nonnen in der Kirche ſeiner harrten und in ſchweigender Demut ſeinen Segen empfingen, darauf ſich ſämtlich ſtill zurückzogen. Gregor erkannte daraus, daß die Oberin ſich nicht unter ihnen befinde. Er ließ ſich zu ihr führen und fand ſie ſehr krank in ihrem elenden Kämmerchen. Ihr Lager war ein Brett, ihr Kopfkiſſen ein ausgehöhlter Block, ihre Decke ein härenes Bußkleid. Gen Oſten war dies armſelige Lager gewendet, damit ſie beten könne in geziemender Richtung.

Er blieb den ganzen Tag bei ihr und ſie ſprachen zuerſt vom Tode des Baſilius; Gregor mit tiefem Schmerz, Macrina wie ein abſcheidender Geiſt, deſſen Flügel ihn der Verklärung entgegen tragen. So ſchön ſprach ſie vom anbetungswürdigen Willen Gottes, von ſeiner Liebe, die uns Leiden ſendet, von der hohen Würde und Beſtimmung der Seele, von der Wonne des ewigen Lebens, daß Gregor daraus eine Abhandlung „über die Seele und die Auferſtehung" verfaßte. Gegen Abend, als das Gebet der Lampen — ſo nannte man damals die Veſper — ertönte, ſchickte Macrina ihren Bruder in die Kirche und betete einſam auf ihrem Schmerzenslager. Am folgenden Tage eilte er früh zu ihr und ſah gleich, daß ſie ſterbend ſei. Sie konnte nicht mehr ſprechen, als nur im ganz leiſem Gebete. Mit dem heiligen Kreuz bezeichnete ſie ſich Herz und Mund. Und ſo gab ſie ihre ſchöne Seele auf. Kein Kleid, kein Mantel, kein Tuch, nichts fand ſich in dem ganzen Kloſter, um die heilige Leiche beſſer zu bekleiden. „Sie hatte nichts als ihr armſeliges Ordensgewand," ſagte weinend Veſtiana, eine edle Witwe, die während Macrina's Krankheit der Genoſſenſchaft vorſtand. Da warf Gregor ſeinen biſchöflichen Mantel über die entſeelte Hülle und nahm einen eiſernen Ring mit einem Partikel des wahren Kreuzes, den Macrina immer auf dem Herzen getragen hatte, an ſich. Ihr Kreuz, auch von Eiſen, gab er an Veſtiana. Er beging mit dem Biſchofe von Ibora ihre feierliche Beerdigung. Nonnen und Mönche, in zwei Chöre abgeteilt, trugen Kerzen in den Händen und ſangen wechſelsweiſe Pſalmen, indem ſie in Prozeſſion die Bahre begleiteten, die Gregor und der

Biſchof ſelbſt nach der Kirche der Vierzig Märtyrer tragen halfen. Dieſe Kirche war nur zwanzig Minuten entfernt; doch wegen der zuſtrömenden Volksmenge wurde ſie erſt gegen Abend erreicht. Dort nun ließ Gregor unter den üblichen Gebeten und Zeremonien das Grab ſeiner Familie öffnen, und legte, vom Biſchofe unterſtützt, Macrinens Leiche neben die ihrer geliebten Mutter Emmelia. Dann kniete er am Grabe nieder und küßte deſſen Staub. Dies geſchah im Dezember des Jahres 379, und der heilige Gregor von Nyſſa hat ſelbſt das Leben und den Tod ſeiner heiligen Schweſter beſchrieben.

Die ſelige Marana und die ſelige Cyra.

„Nach deinem Namen und deinem Andenken verlanget die Seele.“ (Iſaias 26, 8.)

Der gelehrte und fromme Biſchof Theodoret von Cyrus in Syrien, der im Jahre 457 ſtarb, erzählt in ſeinen „Geſchichten der Gottliebenden“ von vielen heiligen Menſchen, die er teils ſelbſt gekannt und aufgeſucht, oder über die er ſichere Kunde eingezogen habe; und die anderenteils ſeiner Zeit ſo nahe ſtanden, daß jedermann ihr Leben und ihre Tugend kannte. Er beſuchte viele Aszeten, die ſowohl einſiedleriſch als klöſterlich gemeinſam in Syrien, Cilicien und Paläſtina lebten, und erzählt dann von zwei gewaltigen Aszetinnen, die, als er zu ihnen kam, ſchon zweiundvierzig Jahre zuſammen ein Bußleben geführt hatten, vor deſſen Strenge er, der doch manche Strengheit dieſer Art geſehen hatte, ſich entſetzte. „Von der Zeit an,“

ſchreibt er, „daß Chriſtus der Herr die jungfräuliche Reinheit geehrt hat, indem er von einer Jungfrau hat wollen geboren werden — blüht die immergrüne Wieſe der Jungfräulichkeit mit tauſend und tauſend unverwelklichen Blumen für den Schöpfer allein. Das Weib wie der Mann kann dieſe Tugend und die Vollkommenheit des geiſtlichen Lebens üben; denn nur dem natürlichen Leben nach iſt ein Unterſchied zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht; nicht dem Glauben und dem Gemüte nach. Es haben Weiber nicht weniger, wo nicht mehr als die Männer tapfer für das Himmelreich geſtritten und ſie ſind um deſto lobwürdiger, als ſie in ihrer zarteren Natur gleich dem Manne den Kampf beſtanden und die von Eva ererbte Schmach und Schwäche ausgelöſcht haben. Der heilige Apoſtel Paulus ſchreibt: In Chriſto Jeſu iſt weder Weib noch Mann; und darum hat der gnadenvolle Gott auch nur einen Himmel für ſeine treuen Streiter."

Marana und Cyra waren Töchter aus ſehr reichen und vornehmen Geſchlechtern zu Beröa in Syrien. Sie waren Freundinnen von Jugend auf, und das ſtärkſte Band zwiſchen ihnen war nicht der Glanz ihrer Abkunft, nicht der Reichtum ihrer Eltern, nicht das Anſehen, welches ſie in Stadt und Land genoſſen, nicht die gute Erziehung, die man ihnen gab, nicht ſchöne Kleider, Schmuck oder anderer weltlicher Tand; es war die glühende Liebe zu dem, der ſie zuerſt geliebt, „mit ewiger Liebe geliebt" hatte. Alle Freuden der Jugend, alle Genüſſe der Welt, alle Annehmlichkeiten des Reichtums waren ihnen mehr als gleichgültig, waren ihnen zuwider, weil der göttliche Bräutigam ihrer Seele in Armut und Niedrigkeit, in Entbehrung und Leiden gelebt hatte, und weil ihnen alles, was er nicht mit ihnen teile, als falſche Güter, als betrügliches Glück erſchien. Sein heiliges Leiden war ſo tief in ihre Herzen geprägt, ſtand ſo lebhaft vor ihren Augen, daß nichts ihnen wünſchenswert erſchien, als aus Liebe leiden und leiden. Denn das in der vollkommenen Liebe Gottes getragene Leid iſt die höchſte Stufe des Gnadenlebens, von welcher aus die Seele zur Anſchauung Gottes in der ewigen Glorie fliegt. Marana und Cyra betrachteten in der heiligen Schrift nichts lieber, als die Parabel vom reichen Praſſer und dem armen Lazarus; aus ihr erkannten ſie, wie unausſprechlich lieb Gott die Armut und das Leiden habe. Denn was tat Lazarus? welche Werke der Frömmigkeit, der Tugend, der Gottesfurcht übte er? Man weiß es nicht. Man erfährt nur, daß er Mangel, Krankheit und Verachtung litt, und dann, daß die Engel ſeine Seele in den Schoß Abrahams trugen. Darum liebten Marana und Cyra das Leiden und wollten nicht die guten Tage des reichen Mannes auf Erden haben, um nicht dereinſt fern von Gott im ewigen Feuer verſchmachten zu müſſen. Daß die Ehe nicht der Stand ſei, in welchem ſie ihre Liebe zum Leiden ungeteilt befriedigen könnten, leuchtete ihnen früh ein; ebenſo auch, daß es ihnen nicht möglich ſein werde, im Hauſe der Eltern die Bußwerke zu üben, nach denen ſie ſo ſehr verlangten; denn dort war nichts als Wohlbehagen, Üppigkeit und Bequemlichkeit zu finden. Sie zogen ſich alſo aus der Stadt und in einen Garten zurück, den Cyra's Vater ihr ſchenkte; aber keineswegs um das prächtige Landhaus zu bewohnen! o nein. Sie ließen ſich in dieſem Garten eine kleine Hütte ohne Dach erbauen, oder vielmehr eine Ringmauer um einen kleinen freien Raum aufführen. Und dieſer Platz, der ihnen weder gegen die Sonnenhitze, noch gegen die Winterkälte, noch gegen Strum, Regen, Tau, noch gegen Inſekten und Gewürm auch nur den mindeſten Schutz gewährte, wurde ihr Wohn-, ihr Schlaf-, ihr Eß-, ihr Betgemach, wurde ein Palaſt der heiligen Liebe. Den Eingang ließen ſie vermauern, in der Ringmauer aber zwei kleine Fenſter eröffnen, welche ſie nach Belieben von Innen durch Laden ſchließen konnten. Das eine Fenſter führte in den Garten und ſie ließen ſich durch dasſelbe ihre ſpärliche Nahrung an Brot und Waſſer reichen. Das andere ſah in das Klöſterchen hinein, das ſich an die Ringmauer lehnte. Es war damals die Sitte reicher vornehmer Leute, außerordentlich viel Dienſtboten zu haben, erkaufte oder ererbte Sklaven nämlich, die für immer zur Familie gehörten. Nahm eine ſolche Familie das Chriſtentum an, ſo folgte ſehr häufig die ganze Dienerſchaft ihrem Beiſpiel und die Verhältniſſe zwiſchen Herren und Dienern wurden dann nach chriſtlicher Weiſe geordnet. Zuweilen gaben neubekehrte reiche Leute allen ihren Sklaven, deren Zahl ſich auf Hunderte und Tauſende belief, die Freiheit und eine Verſorgung, und es kam wohl nie vor, daß nicht einige aus der Dienerſchaft begehrt hätten, ein mehr oder minder aszetiſches Leben zu führen, wenn die Herren ſich demſelben widmeten. Dies war auch bei Maranas und Cyras Dienerinnen der Fall und für ſie wurde das kleine Kloſter gebaut, das ſich an die Wohnung ihrer ehemaligen Herrinnen lehnte. Sie lebten dort ein ganz abgeſchloſſenes, zwiſchen Handarbeit und geiſtlichen Übungen geteiltes Leben, wie es in den Klöſtern gebräuchlich war, und durch das kleine Verbindungsfenſter empfingen ſie von Marana und Cyra Belehrung und Aufmunterung.

Dieſe beiden heroiſchen Jungfrauen begnügten ſich nicht mit der Bußſtrenge, welche für ſie aus ihrer Wohnung oder eigentlich aus dem Mangel an Obdach hervorging. Die Freude, das ſüße und ſanfte Joch des Herrn aufgenommen zu haben, war in ihren Herzen ſo groß, daß es ſie drängte zu zeigen, wie die Liebe keine Laſt kennt. Sie nahmen ſchwere Eiſenketten, die ein ſtarker Mann nur mit Mühe getragen hätte, hingen die eine um den Nacken und ſchloſſen die andere um den Leib; und beide Ketten waren ſo lang, daß ſie nun bis zur Erde herabhingen. Dann umſchloſſen ſie Hände und Füße mit ebenſo ſchweren Ketten und über all dies Geſchmeide warfen ſie ſich weite lange dichte Schleier, die vorn bis über den Gürtel, rückwärts bis auf den Boden herabfielen und die ganze Geſtalt verhüllten. In dieſem Brautſchmuck harrten ſie mit unbeſchreiblicher Wonne des Bräutigams ihrer Seelen. Und wer war dieſer Bräutigam? Es war Chriſtus im Kerker; Chriſtus in Banden; Chriſtus in der Gefangenſchaft einer wilden Pöbelrotte. Seine Haft im Fleiſch zuerſt und dann im Leiden war das Wort zur Löſung eines Rätſels der Liebe, deſſen Schlüſſel der natürliche Menſch freilich nimmermehr zu finden vermag. Cyra, die eine äußerſt zarte Perſon war, konnte ſich gar nicht gerade aufrichten unter ihren geliebten Ketten. Sie war immer mehr vertieft in heilige Betrachtung und nie hat irgend ein Fremder ſie reden hören. Marana ſprach am äußern Fenſter mit den Frauen, welche ſich in verſchiedenen Anliegen und um Gebetshilfe bittend an dieſe Heldinnen Chriſti wendeten, jedoch nur zur heiligen Pfingſtzeit, damit der heilige Geiſt ihr eingeben möge, was ſie zum Heil der Seelen zu ſagen habe. Außerdem hielt auch ſie ein ſtrenges Stillſchweigen. So gering und armſelig auch ihre Koſt war, beobachteten beide dennoch dreimal im Jahre vierzigtägige Faſten und abermals dreimal einundzwanzigtägige. Ferner gab ihnen der Geiſt der Abtötung ein, die heiligen Stätten zu Jeruſalem zu beſuchen, und ſchweigend, betend, faſtend machten ſie die lange Wallfahrt von zwanzig Tagereiſen, um ſich auf den Stätten des Leidens größere Freude und Liebe zum Leiden einzuſammeln. In derſelben Weiſe pilgerten ſie ein anderes Mal nach Seleucia in Iſaurien, zum Grabe der heiligen Thekla. Immer kehrten ſie neu entflammt für das Werk der Buße in ihre ſchauerliche Zelle zurück. Aber ſie bemerkten all ihre Peinen gar nicht; ſie traten durch das Gebet in eine faſt ununterbrochene Extaſe. Theodoret ſagt: „Ich habe dieſe Dienerinnen Gottes mehrmals beſucht, geſprochen und auch geſehen; denn ſie ließen mir, um dem Prieſterſtand ihre Ehrfurcht zu beweiſen, den vermauerten Eingang öffnen. Auch nahmen ſie aus demſelben Grunde auf mein dringendes Bitten die ſchweren Eiſenketten ſo lange ab, als ich bei ihnen war; denn ich fürchtete, ſie würden vor meinen Augen der Laſt unterliegen müſſen. Sie lebten damals ſchon zweiundvierzig Jahre in dieſer furchtbaren Strenge und trotz des langen, mühſeligen Kampfes

„haßt Niemand ſo ſehr als die Perſonen, die für das „Heil der Seelen wirken und wird daher nicht ermangeln, Euch über Eure Berufung in Verſuchung zu führen. Er wird Euch die Mühen und Beſchwerden vorſtellen, die Eurer harren. Aber erinnert Euch, meine „geliebten Töchter, daß es auf dieſer Erde keinen Stand „gibt, der frei von Leiden und Mühſal wäre; daß Ihr, „wenn Ihr nicht mit Jeſus leiden wollt, auch nicht mit „ihm herrſchen werdet und daß unſer einziges Glück in „dieſem Leben darin beſteht, mit ihm gekreuzigt zu werden. Daher müſſen wir nichts ſo ſehr fürchten, als „keinen Antheil zu haben an dem Kreuz unſers Heilands. Werft einen Blick auf den gekreuzigten Jeſus „und ſeht, was er gelitten hat, um Seelen zu retten. „Iſt es anzunehmen, daß er Euch zu Mitarbeitern an „ſeinem größten Werk auf Erden berufen hat, an der „Rettung der Sünder — und daß es Euch nichts koſten „ſollte, da es ihm doch ſo viel gekoſtet hat? Ach, wo „würdet Ihr jetzt ſein, wenn ſeine Furcht vor zukünftigen Martern, die doch ſo groß war, daß ſie ihm „blutigen Schweiß erpreßte, ihn verhindert haben „würde, für Euer Seelenheil zu wirken?

„Bedenket auch, durch welche Schmerzen, Aengſte „und Thränen die allerſeligſte Jungfrau gegangen iſt, „um ihrem Sohn bei dem Erlöſungswerk der Verlornen zu helfen.

„Leſet auch das Leben der heiligen Catharina, um hatten ſie ſo viel Eifer und Luſt daran, als ob ſie eben erſt angefangen hätten. Sie haben immer vor Augen einerſeits das Leiden und die Liebe, andererſeits die Schönheit und Glorie ihres göttlichen Bräutigams, und in Erwartung des Lohnes, den er ihnen verheißen hat, vollziehen ſie ihren Lauf ohne Mühe, beachten weder Hitze noch Kälte, weder Hunger noch Durſt, weder Regenſtröme noch Sonnenbrand, weder Schmerzen noch Ermüdung; denn am Ziele der Laufbahn ſteht der Geliebte mit dem überhimmliſchen Brautkranz. Und wie bezaubert von einem heiligen Liebestrank flieht die ganze Sehnſucht ihrer Seelen von der Erde hinweg und zu Gott.“

Wenn die Marien dies taten, was mochten die Magdalenen tun?

Die heilige Thais.

„Wenn du rufeſt, antwortet er dir, ſobald er es höret.“
(Iſaias 30, 19.)

Eine Magdalena vor ihrer Bekehrung war Thais. Sie war das Kind chriſtlicher Eltern und hatte in ihrer früheſten Jugend von Gott und von den chriſtlichen Glaubenslehren gehört. Aber die Eltern ſtarben, Thais kam nach Alexandrien, war ſehr jung, ſehr unerfahren, ſehr ſchön; die Leidenſchaften der ſündigen Natur ſtimmten mit den Verlockungen der Welt überein und ſie betrat den Weg des Verderbens. Da ſie nicht nur eine ſehr ſchöne, ſondern auch eine ſehr kluge und geſcheite Perſon war, ſo bezauberte ſie die einen durch Anmut, die anderen durch Geiſt. Es verbreitete ſich der Ruf ihrer einnehmenden Perſönlichkeit mit dem ihres elenden Lebenswandels durch ganz Egypten und drang ſogar zu dem erleuchteten, heiligen Abt Paphnutius. Was er von ihr vernahm, erweckte in ihm keine Neugier wie bei den Weltkindern, keine Verachtung, wie bei den Phariſäern, ſondern ein unausſprechliches Erbarmen, daß ein Geſchöpf, welches der Schöpfer mit ſo lieblichen Gaben ausgeſtattet und ſo recht zu ſeinem Ebenbilde beſtimmt habe, all' dieſer Gnade treulos ſei und ſchnurſtracks der Hölle zuwandele. Als ein guter Schüler des gütigen Heilandes, der ſich zum ſamaritaniſchen Weibe am Brunnen niederſetzte, dachte Paphnutius: „O wenn ſie die Gabe Gottes erkennen wollte!" und Gott erleuchtete und führte ſeinen heiligen Diener. Er zog weltliche Kleider an, nahm Geld zu ſich, wanderte gen Alexandrien und fand dort leicht das prachtvolle Haus der Thais auf. Paphnutius ließ ſich bei ihr anmelden und ſie empfing ihn in einem herrlich geſchmückten Saale. Da bat er ſie, in ein entlegeneres Gemach ihn zu führen. Sie tat es. Aber wiederum fragte er, ob nicht ein noch einſameres Zimmer in ihrem Hauſe zu finden ſei? „O ja," ſagte Thais befremdet; „doch was fürchteſt du hier? Menſchen können dich nicht ſehen, und einen Ort, wo du dich vor dem Auge Gottes, des Allſehenden, verbergen könnteſt, gibt es ja auf der Welt nicht." „Alſo weißt du, daß ein Gott iſt?" fragte Paphnutius. „Gewiß!" entgegnete Thais; „und ich weiß auch, daß es ein Paradies voll ewiger Wonnen für die Guten und eine Hölle voll ewiger Peinen für die Gottloſen gibt." „O du Unſelige!" rief Paphnutius, „wenn du das weißt, wie kannſt du dann in Sünden vor Gott leben! wie kannſt du dich dann den ewigen Peinen überliefern, zu denen du nicht nur deine eigene Seele, ſondern auch die Seelen anderer verdammſt!“ Nie in ihrem Leben hatte die arme Thais ſolche Worte vernommen. Wie ein Blitz durchbohrten ſie ihr Herz mit feurigem Strahl und ein Regen der Gnade folgte ihm nach. Mit einem Blick wurde die lange Miſſetat ihres Lebens ihr klar. Sie fiel wie zermalmt von der Wucht dieſer Erkenntnis auf ihr Angeſicht und flehte mit tauſend Tränen: „O mein ehrwürdiger Vater, lege mir heilſame Buße auf und erwirb mir durch deine Fürbitte von Gott die Vergebung meiner Sünden! Was ſoll ich tun? Wohin ſoll ich gehen?“ Der heilige Abt bezeichnete ihr die Pforte eines Nonnenkloſters, an welcher er ſie erwarten wolle. „Ich komme,“ ſagte ſie; „gib mir drei Stunden Zeit, dann komme ich gewiß.“ Paphnutius verließ ſie, denn er ſah, daß Gottes Gnade gewaltig in ihr wirkte. Es war das Jahrhundert der großen Bekehrungen, der großen Bußen, der großen Genugtuungen; es war das Jahrhundert der großen Seelen, „in denen die Gnade, wie früher die Sünde, überfloß.“ Bekehrten ſich die Sünder, ſo bereuten ſie dermaßen ihre Beleidigungen Gottes, daß ihnen eine öffentliche Beſchämung nur willkommen war. Dieſe Geſinnung machte die öffentlichen Kirchenbußen möglich, der tiefen Reue der Sünder gewährten ſie troſtvolle Erleichterung und den übrigen Gläubigen eine große Erbauung und ein heilſames Vorbild der Demut.

Thais raffte all ihre Koſtbarkeiten, Juwelen, Perlen, goldgeſtickte Gewande, alles, was ſie an Geſchmeide und reichem Schmuck beſaß, zuſammen, ließ es auf den freien Marktplatz tragen, auf einen Haufen werfen, und legte dann mit eigener Hand und vor den Augen des ganzen Volkes Feuer daran. Sie verließ nicht eher den Platz, als bis der koſtbare Scheiterhaufen verbrannt, das Gold geſchmolzen, das Edelgeſtein geſchwärzt, der Purpur und Seidenſtoff in Aſche zerfallen war. Dann ging ſie hinweg und ſuchte den heiligen Abt an der bezeichneten Stelle auf. Paphnutius empfing ſie, führte ſie in das Nonnenkloſter und in die Zelle, die er für ſie hatte bereiten laſſen. Es war ein ganz kleines Kämmerlein, das in der Türe eine ſchmale Öffnung hatte. „Hier," ſagte er, „wirſt du Buße tun und durch dies Fenſterlein täglich ſpärliche Nahrung von Brot und Waſſer erhalten. Die Kloſterfrauen werden es dir bringen, aber du wirſt nie mit ihnen reden." „Und was ſoll ich beten?" fragte Thais demütig. „Da du nicht wert biſt, den Namen des allmächtigen Gottes mit deinen unreinen Lippen auszuſprechen, und nicht wert biſt, deine ſündebefleckten Hände zum Himmel zu erheben, ſo begnüge dich damit, gegen Aufgang der Sonne dich zu wenden und zu beten: „O du, der du mich erſchaffen haſt, erbarme dich meiner." Darauf verließ er ſie, verſchloß die Türe und verwahrte ſie mit einem bleiernen Siegel. Thais blieb allein. Und ſo blieb ſie drei Jahre. Keines Menſchen Stimme ermunterte ſie! keines Menſchen Auge blickte auf ſie! keines Menſchen Troſt erquickte ſie! Als eine Unwürdige, ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft, hielt ſie ſich für noch viel unwürdiger, ſich Gott zu nahen. Ohne je die Augen zum Himmel aufzuſchlagen, betete ſie mit der unausſprechlichen Zerknirſchung eines wahrhaft bereuenden Herzens nur das, was Paphnutius ihr vorgeſchrieben hatte. Nach drei Jahren glaubte der heilige Abt, daß ſich Thais genug in der Buße gereinigt habe, um in der Glaubenslehre unterrichtet und in die heilige Kirche aufgenommen zu werden. Um ſich aber nicht von unzeitigem Mitleid bewegen zu laſſen und ihrer Seele mehr zu ſchaden, als zu nützen, begab ſich Paphnutius zum großen heiligen Antonius in die Wüſte und bat ſich deſſen Rat aus. So heilig und hoch hielten die Heiligen die Angelegenheit einer einzigen Seele, daß Paphnutius ihretwegen die lange mühſelige Reiſe machte, und daß der heilige Antonius allen Jüngern, die er damals bei ſich hatte, anbefahl, ſich um Erleuchtung wegen dieſer Sache ins Gebet zu begeben und ihm dann ihre Mitteilung darüber zu machen. Sie gehorchten alle und unter ihnen befand ſich auch Paul der Einfältige. Ihm wurde eine liebliche Viſion zuteil: er ſah ein herrliches Ruhebett im Himmel bereitet und drei erhabene Jungfrauen bewachten es. Als Paul nun kindlich frohlockte: „Das iſt für meinen Vater Antonius!“ da vernahm er eine Stimme, welche ſagte: „Mit nichten! ſondern für Thais, die Büßerin.“ Paul erzählte dies in der Verſammlung der Brüder zur höchſten Erbauung aller und Paphnutius begab ſich, im Geiſte erleuchtet durch dieſe Viſion, nach Alexandrien zu der Gefangenen Gottes, nahm das Siegel von der Türe und ſprach: „Komm heraus und ſage mir, was du während dieſer drei Jahre getan haſt.“ „Ich habe gebetet, was du mir anbefohlen haſt, und habe Tag und Nacht die Menge und Schwere meiner Sünden betrachtet und beweint," ſagte Thais. „Siehe!" ſprach Paphnutius, „nicht wegen der Bußwerke, ſondern wegen deiner Zerknirſchung vergibt dir Gott." Weil Paphnutius es wollte, verließ Thais die Zelle. Sie wäre lieber darin geblieben. Aber nach fünfzehn Tagen rief Gott ſie in den Himmel.

Die heilige Pelagia.

„Ein Abgrund rufet den anderen." Pſ. 41.)

Der Ölberg und alle Berge Paläſtina's waren Lieblingsſtätten des aszetiſchen Lebens. In Einſiedeleien, in Lauren, in Klöſter zogen ſich Menſchen zurück, denen die Betrachtung der ewigen Güter lieblicher erſchien, als der Genuß der vergänglichen; und die ſich gerade auf den Stellen am meiſten angetrieben fühlten, aus Liebe zu Gott zu leiden, wo der Sohn Gottes aus Liebe für die Menſchen Unausſprechliches gelitten hat. Grotten und Höhlen, welche die Natur in dem leichten Kalkſtein gebildet und welche die Menſchenhand ohne große Mühe vervielfältigt, zerklüften alle Höhenzüge zwiſchen Jeruſalem, Jericho, das Tote Meer und Bethlehem. Das Dorf Siloe bei Jeruſalem iſt vollſtändig ein Grottendorf. Manche dieſer Grotten ſind vorn geſchloſſen durch eine Lehmwand, in welcher ſich eine Türe befindet; manche haben eine Art von Vordach, andere ſind aber nur rohe Höhlen. Vielleicht war Siloe einſt eine Mönchslaure. Keine Stätte war den Anachoreten lieber, um ihre Zelle dort aufzuſchlagen, als der Ölberg, wie ihn alte fromme Bücher nennen; dort begann das bittere Leiden des Herrn, „die

Not Gottes" ſagen die frommen alten Bücher; und dort begann ſeine ewige Freude mit der Himmelfahrt. Für Seelen, die ſich hienieden ſeinem Leiden anſchließen wollen, um droben die Glorie mit ihm zu teilen, gibt es auf der ganzen weiten Welt keinen Platz, auf dem ſie leichter und lieber ihre via crucis durchmachen könnten, als den Ölberg. Er liegt im Oſten von Jeruſalem, lang geſtreckt, und erhebt ſich mit drei Gipfeln. Der ſüdliche heißt Berg des Ärgerniſſes (mons offensionis), weil König Salomo, ſeiner Weisheit beraubt, den Götzen Moloch, Aſtarath u. a. Rauchwerk und Opfer dort darbringen ließ, indem er bei ſeinen fremdländiſchen Weibern - Jehova vergaß. Der nördliche Gipfel heißt Berg der galiläiſchen Männer, weil dort die Galiläer zu wohnen pflegten, wenn ſie zu den gebotenen Feſten ihres Geſetzes in Jeruſalem ſich einfinden mußten. Der mittlere Gipfel iſt die Stätte der Himmelfahrt Chriſti. Von dort oben herab blickt man auf die Stadt, auf das gottesmörderiſche, fluchbeladene, von Ungläubigen zertretene Jeruſalem, und nichts ſpringt dem Blick ſo ſehr in die Augen, als die türkiſche Moſchee Sakarah auf dem Berge Morija. Auch das Land überſieht man weit und breit vom Ölberg: das ſich öde, kahl, ſteinern, mit Tälern ſchmal wie Schluchten, mit Hügeln ſtarr wie Gräber, ganz eigentümlich tot und traurig dahinwelkt und wie ein verſteinertes Meer ausſieht. Tief im Oſten ſchauen blaue Punkte glänzend zwiſchen den Einſchnitten in graugelben Hügeln hervor; das iſt das Tote Meer, welches acht Stunden entfernt iſt. Und jenſeits desſelben erheben ſich die transjordaniſchen Berge, deſſen einer der Nebo iſt, von dem Moſes in das Land der Verheißung, das er nicht betreten ſollte, ſehnſuchtsvoll hinüberſah. Im tiefen Weſten aber, wenn's ein heller Tag und die Beleuchtung günſtig iſt, blitzen helle Streifen und Funken auf: das iſt das Mittelländiſche Meer bei Jaffa, bei Ascalon, wo die alten Kreuzfahrer landeten, um dem Muſelman, dem Schakal der Wüſte, das Reich des „Löwen vom Stamm Juda" abzujagen.

Von Jeruſalem zum Ölberg geht man zuerſt über die via dolorosa (Straße der Schmerzen), den Weg, den Chriſtus unter dem Kreuze vom Richthauſe nach Golgatha ging; aber in entgegengeſetzter Richtung. Golgatha iſt jetzt umſchloſſen von der Kirche des heiligen Grabes. Die via dolorosa führt an all den Leidensſtätten vorüber, die tauſendmal nachgeahmt, nach Schritt und Zoll ausgemeſſen und durch Bildwerke verherrlicht ſind, und mündet am Stephanustore, welches ſeinen Namen von dem heiligen Erzdiakon empfing, der außerhalb desſelben geſteinigt wurde. Hier fällt ein Abhang des Morija ſteil hinunter und bildet mit dem auf der anderen Seite emporſteigenden Ölberg eine Schlucht, welche das Tal Joſaphat heißt. Durch dieſe Schlucht fließt der Bach Cedron. Der ganze Charakter dieſer Landſchaft iſt von einer furchtbaren Strenge; Stein und Stein und nichts als Stein! Die Mauern und Häuſer der Stadt, der Morija, der Ölberg, die Trümmer, die Schutthaufen, der Erdboden, das Bett des Cedron, alles ein und derſelbe graugelbe Stein. Kein Grashalm zwiſchen dem Steingeröll, das weit und breit, auf Höhen, in Tiefen, den Boden bedeckt; nur ſpärlich zerſtreute Ölbäume, deren ſilbergraues Laub in vollkommener Harmonie mit der Färbung der ganzen Natur iſt. Sie ſieht aus wie erſtorben und verſteinert vor Entſetzen, weil der König des Lebens, ihr Schöpfer und Erhalter, hier hat ſterben müſſen. Sie ſieht aus, als habe ſie ſich voll Gram und Trauer, wie die alten Büßer, das Haupt mit Aſche und Staub beſtreut. Eine Brücke führt über den Cedron und dann geht der Weg an dem ewig anbetungswürdigen Garten Gethſemane vorüber. Am Fuße des Ölberges liegt er; acht uralte Ölbäume haben die Not Gottes angeſehen! Ihre mächtigen, umfangreichen Stämme ſind ganz hohl und die Höhlungen mit Steinen ausgefüllt, damit ſie dem Winde Widerſtand leiſten können. Der Ölbaum iſt auch in ſeiner Art ein Pelikan, der ſich für die Seinen opfert! Er verzehrt ſein Mark, ſein Holz, um ſeine Früchte zu ernähren und ſein Stamm wird allmählich ſo hohl, daß er nichts übrig behält, als die Kruſte der Rinde. Zur rechten des Weges liegt Gethſemane; zur linken das Grab der „Gebenedeiten unter den Weibern“, über welchem ſich ein Kirchlein erhebt, welches dermaßen beſucht und verehrt wird, daß ſich ſogar der Türk, der in der Kirche vom heiligen Grabe raucht und Kaffee trinkt, hier einen Betplatz eingerichtet hat; denn „von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter auf Erden!“ hat ſie in ihrem prophetiſchen Triumphliede geſagt. Der Türk ehrt Maria und ſein Gott iſt nicht Chriſtus! Und Chriſten gibt es, die Maria, ihres Gottes Mutter, nicht ehren wollen! Zwiſchen Gethſemane und dieſem Grabe führt der Weg um den Fuß des Ölberges herum nach Bethanien, dann nach der

Felſenwüſte Quarantana, wo Jeſus die vierzigtägige Faſte hielt; dann nach Jericho und ins Ghor, das weite Tal, durch welches der Jordan fließt, bis er im toten Meere mündet. Verfolgt man aber nicht den Weg nach Bethanien, nud beginnt man ſtatt deſſen Gethſemane den Ölberg zu erſteigen, ſo erreicht man nach einer kleinen halben Stunde den mittleren Gipfel, den der Himmelfahrt. Hier ſtand vor Zeiten die Kirche der heiligen Pelagia, der großen Büßerin, deren Seele zuerſt auch ein verwüſtetes Jeruſalem und dann eine Stadt des Friedens war.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts, als ſich viele Anachoreten am Ölberge und im Tale Joſaphat angeſiedelt hatten, zeichnete ſich einer unter ihnen durch die äußerſte Bußſtrenge aus. Er war eines Tages gekommen, man wußte nicht woher, und hatte die heiligen Stätten Jeruſalems mit ſolcher Andacht und Zerknirſchung und unter ſolchen Strömen von Tränen beſucht, daß keiner ihn ohne Rührung betrachten konnte, um ſo weniger, als er von ſehr ſchmächtigem Körperbau, feinem Antlitze und zarter Farbe war. Man hielt ihn für einen Pilger und man ſtaunte nicht wenig, als dieſer zarte, junge Menſch eine Grotte am Ölberge bezog, ſie durch eine Türe, worin ein Licht- und Luftloch war, ſchloß, und dieſe Zelle nur einmal in der Woche verließ, um Waſſer zu ſchöpfen und einige Kräuter zu ſammeln. Davon lebte er. Sonſt zeigte er ſich nie und ſprach mit niemand. Begegnete er einem Einſiedler auf dem Wege zum Brunnen, ſo grüßte er ihn unbeſchreiblich demütig. Er lebte nur für die Buße und das Gebet. Außer den kirchlichen Tagzeiten, die er zu den beſtimmten

„daraus die furchtbaren Qualen kennen zu lernen, welche ſie zur Erleichterung der Seelen im Reinigungsort ausgeſtanden hat; und wißt, daß es nicht ſo verdienſtlich iſt, ſämmtliche Seelen aus dem Purgatorium — als eine einzige aus dem Zuſtand der Todſünde befreien zu helfen, ſogar wenn ſich dieſe nicht im Stande der Gnade erhielte. Ich kenne eine Perſon Eures Geſchlechts, ein Mädchen, das eben ſo ſchwach, ſo ſchüchtern, ſo gebrechlich iſt als Ihr ſeid; ſie hat während einiger Jahre Gott mit unglaublicher Inbrunſt gebeten, er möge ihr für eine Zeit die Qualen der Hölle auferlegen, damit gewiſſe böſe Seelen ſie nicht in der Ewigkeit zu leiden hätten. Und Gott hat ihr Gebet erhört! ſie leidet ſo furchtbar, wie keine menſchliche Zunge und Feder es ausdrücken kann; und leidet nun ſchon über vierzig Jahre.

„O meine Schweſtern, müßten wir nicht vor Beſchämung über unſere Schwäche und Feigheit vergehen? die geringſten Schwierigkeiten ſchlagen uns nieder, die unbedeutendſten Anſtrengungen entmuthigen uns, die ſchwächſten Verſuchungen überwältigen uns! Mücken werden uns zu Elephanten, wir betrüben uns da, wo wir uns freuen ſollten, wir zittern da, wo nichts zu fürchten iſt. Die Vorzüge unſerer heiligen Religion möchten wir genießen, aber von ihrem Kreuz wenden wir uns ab. Wenn wir uns einbilden, daß die Frömmigkeit darin beſteht, ein unthätiges träges Leben zu

Stunden betete, beſchäftigte er ſich mit Pſalmengeſang, der nur durch ſeine Seufzer und Tränen unterbrochen wurde. Ja, in ſtiller Nacht, wenn alle Anachoreten und Mönche ruhten, um in einem kurzen Schlafe die notwendige Stärkung für Leib und Seele zu finden; dann hub dieſer Einſiedler an Hymnen zu ſingen, und ſo wunderſam ſüß und lieblich, daß der Bruder, der ihm am nächſten wohnte, die Chöre der Engel zu hören meinte, als er zum erſtenmal dieſen Geſang vernahm. Er lauſchte, ſtand auf und ging vor ſeine Zelle, um ſich an dem wonnevollen Geſang zu laben, und da bemerkte er deutlich, daß derſelbe aus der Grotte des Bruders Pelagius, ſo hieß der junge Büßer, dringe. Er näherte ſich vorſichtig, machte aber unverſehens etwas Geräuſch; da verſtummte der Geſang und daraus ſchloß der Einſiedler, daß kein Engel, ſondern Bruder Pelagius ſelbſt dieſer Sänger ſei. Wachte ein Bruder einmal ſpäter als gewöhnlich wegen irgend eines beſonderen Bußwerkes, ſo hörte er denſelben lieblichen Hymnengeſang des Bruders Pelagius. So lebte dieſer Büßer vier Jahre; immer bleicher wurde ſein Antlitz, immer abgezehrter ſeine Geſtalt, immer tiefer ſank ſein Auge ein, immer matter wurde ſein Geſang. Das bemerkten die Brüder, wenn er zum Brunnen ging oder Kräuter pflügte. Aber das war ja etwas Gewöhnliches, daß die natürliche Lebenskraft ſich verzehrte; die gewaltigſten Büßer, wie Hilarion und Macarius, glichen den Mumien und wurden dennoch uralt, weil es Gott gefiel, ſie durch übernatürliche Kraft im irdiſchen Leben zu erhalten. War das aber nicht der Fall und durfte der Einſiedler ſeinen Lauf früh vollenden: ſo hätten die Brüder wohl mehr Luſt gehabt, ihn deshalb zu beneiden, als zu beklagen.

Um dieſe Zeit wurde Jacobus, Diakon zu Edeſſa, von einem heftigen Verlangen ergriffen, die heiligen Orte des gelobten Landes zu beſuchen. Er hielt bei ſeinem Biſchofe um die Erlaubnis an, die Wallfahrt dahin machen zu dürfen und erhielt ſie ſamt der Weiſung, in Jeruſalem den büßenden Bruder Pelagius zu erkundſchaften und ihm einen Gruß zu bringen. Es ward dem Diakon recht ſchwer, den Auftrag ſeines Biſchofes zu erfüllen, denn niemand wußte in Jeruſalem den Namen des großen Büßers; aber endlich ſchloß man gerade daraus, er könne vielleicht der Bruder Pelagius ſein, den Jacobus ſuche, und man wies den Diakon zu deſſen Grotte am Ölberge. Jacobus klopfte leiſe an die Türe. Der Einſiedler aber öffnete ſie nicht, ſondern nur das Fenſterchen in derſelben und fragte nach dem Begehren. Jacobus ſah nun ein totenbleiches, abgehärmtes Antlitz mit verweinten, eingeſunkenen Augen und ſagte: „Der Biſchof Nonnus von Edeſſa ſchickt dem Bruder Pelagius ſeinen Gruß.“ Und Pelagius antwortete: „Biſchof Nonnus iſt ein heiliger Mann und ich empfehle mich in ſein Gebet;“ ſchloß das Fenſterlein und begann Terz zu beten. Jacobus war ungemein erbaut durch eine ſo große Abtötung des Einſiedlers, daß der Gruß des Biſchofs ihm nicht ein einziges überflüſſiges Wort, viel weniger eine Frage entlockt habe. Manches, was er in der Stadt und bei anderen Einſiedlern von dem Bruder hörte, ſteigerte ſeine Bewunderung und in der Hoffnung, daß Pelagius bei einem zweiten Beſuche ihm vielleicht ein heilſames Wort für ſeine

Seele ſagen werde, begab ſich Jacobus vor ſeiner Heimkehr nach Edeſſa wieder zu ihm. Als er anklopfte, öffnete ſich jedoch weder Tür noch Fenſter. Jacobus dachte, der heilige Büßer könne wohl vertieft in ſein Gebet, oder gar entzückt in der Beſchauung ſein, und wartete; betete ſeinerſeits die Tagzeiten und klopfte wieder und wartete; abermals, bis die Sonne ſich zu neigen begann. Da fiel ihm das todesblaſſe Antlitz des Bruders Pelagius ein und ſchüchtern wagte er durch einen Spalt der Tür in die Grotte zu ſchauen. Pelagius lag ausgeſtreckt auf dem felſigen Boden; ob krank, ob tot, konnte er in der Finſternis der Grotte nicht erkennen. Jacobus eilte zu dem zunächſtwohnenden Einſiedler, teilte ihm ſeine Befürchtung mit, und ſie öffneten jetzt gemeinſchaftlich die Tür des Pelagius. Als das Tageslicht auf den Körper fiel, ſahen ſie alsbald, daß die Seele abgeſchieden ſei, und nun verſammelten ſich alle Einſiedler zum heiligen Gebete bei der Leiche und um ſie, nach Landesgebrauch, vor dem Begräbniſſe mit Myrrhen zu waſchen. Da fand man, daß Pelagius ein Weib ſei! Die Einſiedler prieſen die Macht Gottes, die einem ſo ſchwachen Geſchöpfe ſolche Stärke verliehen habe, und ſendeten ſchleunigſt Boten an die Nonnen von Jeruſalem, ja von Jericho und im Jordanstale, mit dieſer ungewöhnlichen Nachricht. Die gottgeweihten Frauen und Jungfrauen eilten zahlreich herbei, um dieſer Schweſter, in welcher Gott ſo große Gnadenſchätze verborgen hatte, die letzte Ehre zu erzeigen; und unter andächtigem Pſalmengeſange und feſtlichem Kerzenglanz wurde die große Büßerin aus ihrer Grabeshöhle über der Erde in die Grabeshöhle unter der Erde gebettet. Zerſtört iſt jetzt die Kirche der heiligen Pelagia auf dem Ölberg, welche eine andächtigere Zeit ihr errichtet hatte. Und wie ihre Grotte unfern der „Grotte der Todesangſt“ lag, ſo erhob ſich auch ihre Kapelle auf dem Gipfel der Himmelfahrt. „Aus großer Trübſal war ſie gekommen und hatte ihre Kleider gewaſchen und weiß gemacht im Blute des Lammes;“ darauf ſtand ſie, „mit der Palme des Sieges in den Händen, vor dem Throne desjenigen, der alles neu macht und der alle Tränen abwiſcht.“ (Offenb. 7. und 21.)

Dem Diakon Jacobus aber lichtete ſich das Gedächtnis, als er den Namen Pelagius und die ſtrenge Buße und den Gruß ſeines gottſeligen Biſchofes mit der Abgeſchiedenen in Verbindung brachte. Er erinnerte ſich, wo und wie er ſie einſt geſehen hatte, und zum herzerhebenden Beiſpiele für alle armen Sünder und zur höchſten Erbauung für alle gottliebenden Seelen ſchrieb er die Geſchichte dieſer wunderſamen Bekehrung auf.

Es war gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaiſers Theodoſius des Jüngeren, als der Patriarch von Antiochien ſeine Mitbiſchöfe, wegen Angelegenheiten der Kirche, nach ſeinem Metropolitanſitze berief. Unter dieſen leuchtete Nonnus, Biſchof von Edeſſa, früher Mönch zu Tabenna in Egypten, durch Heiligkeit des Wandels und durch Weisheit in Sachen des Heiles hervor. Der Patriarch bat ihn, als eben alle Biſchöfe und eine große Volksmenge in der St. Julianskirche zu Antiochien verſammelt waren, die Anweſenden durch eine Ermahnungsrede zu erbauen. Der fromme Biſchof folgte bereitwillig der Aufforderung, und ſämtliche Zuhörer erquickten ſich aufs höchſte an der Lehre des Evangeliums, die er, erfüllt vom heiligen Geiſte, ihnen deutete. Die Menge war ſo groß und ſo begierig, ihn zu vernehmen, daß die St. Julianskirche ſie nicht faßte; deshalb ſtanden die Kirchtüren weit offen und vor denſelben drängten ſich die Zuhörer dicht zuſammen. Plötzlich entſtand ein großes Getöſe vor einer dieſer Türen; alle Köpfe und Augen wendeten ſich, aber nicht zum Biſchof Nonnus hin, ſondern von ihm hinweg, denn die ſchöne Pelagia, die erſte Sängerin und Tänzerin am Theater zu Antiochien, kam daher. Nun war ihr Erſcheinen allerdings der Art, um das größte Aufſehen zu machen. Zwiſchen einem Schwarm prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen ſaß ſie, ſtrahlend von Edelſteinen, auf einem Maultiere, das mit einer goldgeſtickten Decke behängt war. Von dem Diadem an, das ſie auf ihrem lockigen, langherabwallenden Haare trug, bis zu ihren Sandalen herab, um den Hals, um die Arme, an den Händen ſah man nichts als Diamanten und Perlen. Aber man vergaß dieſe Kleinodien zu betrachten über dem Anblicke ihrer wunderſamen, ja übermenſchlichen Schönheit, die kein Weltkind ohne Bewunderung ſehen konnte. Deshalb begnügten ſich die Leute nicht damit ſie anzuſchauen, wenn ſie vorüberzog, ſondern ſie liefen ihr nach, oder auf kürzerem Wege ihr voraus und blieben dann aufs Neue ſtehen, um ſie immer wieder und wieder zu ſehen. Daher gab es jedesmal einen ungeheueren Auflauf, wenn Pelagia erſchien; und ein ſolcher fand auch jetzt vor der St. Julianskirche ſtatt, denn ſie ritt ganz nahe bis zur Tür und überblickte mit ihren ſtrahlenden Augen die fromme Verſammlung innerhalb derſelben. Da mochte wohl nichts ſein, was ihre Aufmerkſamkeit feſſelte, denn in kurzem ritt ſie weiter und erfüllte die Luft mit dem lieblichen Duft der Eſſenzen und Öle, der aus ihren Gewändern und Haarlocken quoll; und es war nichts anders, als ob das Maultier das ganze glückliche Arabien von dannen trage, das Land der köſtlichſten Edelſteine und der balſamiſchſten Wohlgerüche. Auch in der Kirche gab es eine große Störung. Leider iſt die Neugierde eine Untugend, welche ſich dermaßen allgemein eingeniſtet hat, daß ſie ſelbſt bei andächtigen Menſchen nicht als Untugend gilt; und ſo war für einige Augenblicke der Biſchof Nonnus und ſeine Predigt vergeſſen: alles ſtarrte auf Pelagia hin. Er ſelbſt, der gottſelige Biſchof, während ſeine Mitbiſchöfe ernſt von dem Unfuge ſich abwendeten und zur Erde blickten, er machte es wie die übrigen und ſah feſt Pelagia an, ſah ihr auch nach, ſo lange er ſie gewahr werden konnte und brachte dann ſeinen Vortrag zu Ende. Darauf fragte er die anderen Biſchöfe, ob ihnen dieſe ausnehmend ſchöne Perſon nicht gefallen habe? Die ehrwürdigen Väter verwunderten ſich ſehr über dieſe Frage und ſchwiegen. Er aber bog ſein Haupt bis auf ſein Pſalmenbuch herab, das auf ſeinen Knien lag, ſeufzte tief und ſchwer und ſprach: „Ich habe dieſe übermäßige Schönheit mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet, denn der allmächtige Gott wird ſie uns an ſeinem ſtrengen Gerichtstage vor Augen ſtellen, wenn er uns und unſere Schäflein wird zur Rechenſchaft ziehen. O, meine Brüder! wie viele Stunden mag ſie damit hingebracht haben, ſich zu ſchmücken und zu zieren! wie ſorgfältig mag ſie alles ausgewählt haben, was ihre natürliche Schönheit hervorheben könnte! und wozu all dieſe Aufmerkſamkeit, Mühe und Arbeit? um ſterblichen Menſchen zu gefallen, die doch ſo vergänglich wie eine Nebelwolke ſind! Und wir, meine Brüder! hat uns Gott nicht eine Seele gegeben, deren urſprüngliche Schönheit unendlich viel größer iſt, als die leibliche Schönheit dieſer armen Perſon; denn die Seele iſt geſchaffen nach dem Ebenbilde Gottes! Und hat Gott nicht unſerer Seele ſich ſelbſt zum ewigen Bräutigam und ein Übermaß von himmliſchen Freuden und Wonnen verheißen, wenn ſie ihn liebt und ihm zu gefallen ſucht! Nun wohlan, meine Brüder, wo ſind die Perlen und Juwelen, mit denen wir unſere Seele ſchmücken? wo ſind die Salben und Eſſenzen, mit denen wir ſie einbalſamieren? wie ſorgen wir dafür, daß ſie im Feſtgewande und ſüßen Wohlgeruch der Tugend aushauchend vor dem himmliſchen Bräutigam erſcheine und ihm einen nicht unwillkommenen Anblick gewähre! O wehe! wehe uns! ſtatt ſie zu zieren, laſſen wir ſie verwildern und verderben.“ Und tief betrübt, die Bruſt voll Seufzer, das Auge voll Tränen, nahm der heilige Biſchof ſeinen Diakon bei der Hand und zog ſich mit ihm in die Herberge zurück, die ihm angewieſen und die in einem Hauſe war, welches der St. Julianskirche gehörte und mit ihr in Verbindung ſtand. Denn die Gaſtfreundſchaft, dieſe in den alten chriſtlichen Zeiten ſo hoch geſchätzte Tugend, ſorgte für Pilgerhäuſer und Herbergen für Fremdlinge, Reiſende und Gäſte neben den Kirchen und gleichſam im Schutz und Schirm des Tabernakels. Kaum befand ſich Biſchof Nonnus in ſeinem Gemache allein, ſo warf er ſich mit dem Angeſichte auf den Boden, ſchlug zerknirſcht an ſeine Bruſt und rief unter Tränenſtrömen: „Mein Herr und mein Gott, ach vergib mir! jenes Weib ſchmückt ſorgfältiger ihren Leib, als ich meine Seele. Jenes Weib hat ſich vorgenommen, den ſterblichen Menſchen zu gefallen und verfolgt ihren Vorſatz mit Eifer. Ich aber habe mir vorgenommen, Dir zu gefallen; und aus lauter Trägheit vernachläſſige ich es! Und weil ich dein Gebot nicht gehalten und deinen Willen nicht erfüllt habe, deshalb bin ich nackt, häßlich und arm vor dir und vor den Menſchen.“ Klagend und weinend, und in der Bitterkeit ſeines Herzens all ſeine vermeintliche Treuloſigkeit bereuend, brachte Biſchof Nonnus mit ſeinem Diakon den Tag und die Nacht hin.

Als er ſich eine kleine Weile zur Ruhe legte, um vor den Metten Kraft zu ſchöpfen, hatte er einen Traum, den er am anderen Morgen dem Diakon erzählte und ſprach: „Ich ſtand am Altare, um die heiligen Geheimniſſe zu feiern, und wurde in faſt unerträglicher Weiſe geſtört und beängſtigt durch eine über und über beſudelte Taube, die mir immerfort um den Kopf ſchwirrte. Als die Meſſe der Katechumenen zu Ende war und der Diakon den Ungetauften befahl, die Kirche zu verlaſſen, da verſchwand auch die Taube, kam jedoch wieder herein, als ich nach vollendeter heiliger Meſſe den Segen gab, und flog wieder um mich herum. Endlich fing ich ſie und warf ſie in das Waſſerbecken, das ſich im Vorhofe der Kirche befindet, und aus dem Waſſer kam ſie weiß, wie ein Schwan, zum Vorſchein und flog dermaßen in die Höhe, daß ich ſie nicht mehr gewahr werden konnte.“

Der folgende Tag war ein Sonntag und der Gottesdienſt wurde ſo feierlich wie möglich, unter großer Teilnahme der Gläubigen, von den verſammelten Biſchöfen in der Hauptkirche Antiochiens abgehalten. Nach der Leſung des heiligen Evangeliums übergab der Patriarch dem Biſchofe Nonnus das Evangelienbuch und erſuchte ihn, das Volk durch eine Predigt zu erbauen. Und Nonnus fing an zu predigen von dem zukünftigen Gerichte und von den Wonnen und den Strafen der Ewigkeit. Es war ſo recht eine jener Predigten, die der barmherzige Gott auf die Lippen eines treuen Dieners legte, um die Gemüter bis ins Innerſte zu erſchüttern. Die ganze Verſammlung war bis zu Tränen gerührt, und mancher arme Sünder ging in ſich und kehrte bußfertig zu Gott um. Aber keiner vergoß ſolche Ströme von Zähren, keiner wurde ſo durchbebt von den Schreckniſſen des großen Gerichtstages, als die ſchöne, bewunderte, reichgeſchmückte Pelagia. Sie hatte von dieſem Biſchofe der Chriſten und von ſeinen ausgezeichneten Predigten gehört; ſie war in früher Jugend, vielleicht von frommen Eltern, unter die Katechumenen eingeſchrieben worden, hatte aber ſeitdem nie im mindeſten daran gedacht, ſich mit der chriſtlichen Glaubenslehre zu beſchäftigen, und fühlte ſich jetzt plötzlich durch eine jener anbetungswürdigen Fügungen der göttlichen Barmherzigkeit angetrieben, der gottesdienſtlichen Feier der Chriſten beizuwohnen, ſo weit das den Ungetauften geſtattet war. Die Predigt durchbohrte ihr Herz. Im Innerſten verwandelt verließ ſie die Kirche und trug einigen Dienern auf, dem Biſchofe Nonnus zu folgen, wenn er ſich in ſeine Wohnung zurückbegebe. Das geſchah; und kaum hatte ſie erfahren, daß er in der St. Julianskirche Herberge genommen, ſo ſchrieb ſie ihm:

„Mein Herr! ich habe gehört, daß dein Gott vom Himmel auf dieſe Erde herabgeſtiegen ſei, um die Sünder ſelig zu machen, und daß er es nicht verſchmäht habe, mit den Sündern umzugehen. Ich habe auch durch Chriſten gehört, daß du, mein Herr, in großer Heiligkeit leuchteſt und als ein wahrer Diener und Jünger Chriſti ihm nachfolgſt. Iſt das wirklich der Fall, ſo verachte mich nicht; denn ich hoffe durch dich zur Erkenntnis Gottes zu gelangen und dereinſt gewürdigt zu werden, ſein Angeſicht zu ſchauen.“

Biſchof Nonnus ſchrieb ihr zur Antwort: „Wer du auch ſein mögeſt, Gott dem Herrn biſt du bekannt mit deinem Willen und mit deinen Werken. Haſt du alſo das ernſtliche Verlangen und die aufrichtige Abſicht, Gott, die Glaubenslehre und die Tugend kennen zu lernen, und wünſcheſt du mich deshalb zu ſehen und zu ſprechen, ſo bin ich bereit, dich in Gegenwart meiner Mitbrüder, der übrigen Biſchöfe, zu empfangen.“

Voll Freude über die günſtige Antwort, eilte Pelagia zum Biſchofe Nonnus und ließ ſich anmelden. Sie mußte warten, bis er die übrigen Biſchöfe zu ſich berufen hatte; und erſt, als ſie alle verſammelt waren, durfte ſie eintreten. Man traute ihr nicht recht und fürchtete irgend ein ſchauſpieleriſches Aufſehen. Aber Pelagia trat ein, warf ſich auf die Knie vor dem Biſchofe Nonnus, küßte ſeine Füße und ſprach: „Herr, ich bitte dich, ſei

„führen — o wie ſehr irren wir! Jede Frömmigkeit, „die ſich nicht darauf richtet, daß wir uns ſelbſt, unſern „Willen, unſere Befriedigung verlaſſen, und dagegen „das Kreuz auf uns nehmen und unſerm Heiland auf „dem Wege folgen, den er gewandelt iſt, um verirrte „Seelen zu ſuchen: iſt eine Täuſchung oder ein Betrug.

„Wißt Ihr nicht, meine geliebten Schweſtern, daß „die große Straße zum Himmel — der Kreuzesweg iſt, „und daß es außer dieſer keine andere gibt? wißt Ihr „nicht, daß die wirklichen, gründlichen Tugenden, welche „uns nothwendig ſind, um Gott zu gefallen, nur durch „viele Mühe und Anſtrengung, Abtödtung und Selbſtüberwindung zu erlangen ſind? hört Ihr nicht, wie „Euer Herr Euch ſagt, daß der Himmel Gewalt leidet „und daß nur die, welche Gewalt wider ſich ſelber „brauchen, ihn an ſich reißen werden! Mußte nicht er „ſelbſt durch eine Unzahl von Drangſalen wandeln, um „in ſeine eigene Glorie einzugehen, die ihm doch ſeit „Anbeginn gehörte! Wie könntet denn Ihr Glieder „ſeines myſtiſchen Leibes und ſeine Bräute ſein, wenn „Ihr Euch nicht ihm ähnlich machen wollt? — Mögtet „Ihr, daß man für Euch ein neues Evangelium ſchriebe „oder Euch einen neuen Meſſias ſchickte — einen Meſſias von Zucker und Roſen, nicht wahr? Mögtet Ihr „nicht auf dem Wege der Mutter Gottes und aller Heiligen in's Paradies eingehen? oder wollt Ihr allein „in's Paradies und Eure armen Schweſtern auf dem mild und gütig, wie dein Gott Jeſus Chriſtus iſt, und mache mich zur Chriſtin. Ich bin ein Abgrund aller Sünden, deshalb gewähre mir das Waſſer, das von allen Sünden reinigt: die heilige Taufe.“ Biſchof Nonnus hieß Pelagia aufſtehen und antwortete ihr: „Die geiſtlichen Kirchenſatzungen gebieten, gewiſſen Perſonen das heilige Tauſſakrament nur unter der Bedingung zu ſpenden, daß ſie ſichere Bürgen ſtellen, nicht zu ihrem früheren Leben zurückzukehren; und dies Geſetz betrifft auch dich.“ Pelagia fiel ihm wieder zu Füßen und ſagte mit heißen Tränen: „Ich weiß keine Bürgen zu ſtellen, aber verlaſſe dich darauf, ich kehre nicht zu meinem früheren Leben zurück. Und weil das ganz gewiß iſt, ſo mußt du meine Seele läutern, damit ſie rein und geſchickt zu einem neuen Leben ſei. Läßt du mich noch einen Augenblick unter der Laſt meiner Miſſetaten, die mich tot drücken, ſo wird Gott ſie dir zurechnen und du wirſt eine ſchwere Rechenſchaft dafür abzulegen haben. Opferſt du nicht heute noch meine Seele Gott auf, machſt du mich nicht heute noch durch die geiſtige Wiedergeburt in der Taufe zu einer Braut Chriſti, ſo verzögere Gott dir im zukünftigen Leben die Anſchauung ſeines heiligſten Angeſichtes.“ In Tränen gebadet lag ſie auf dem Boden und wollte ſich nicht tröſten laſſen; und alle anweſenden Biſchöfe ſtimmten in der Anſicht überein, dies ſei wahrhaft die Reue der bußfertigen Magdalena zu den Füßen des göttlichen Heilandes. Biſchof Nonnus ſchickte ſeinen Diakon Jacobus zu dem Patriarchen von Antiochien mit dem Auftrage, demſelben dieſen ganzen Vorgang zu erzählen und ihn zu bitten, er möge eine gottgeweihte Frau ſenden, oder eine Diakoniſſin, welche letztere bei der Taufe der Katechumenen Dienſtleiſtungen zu verrichten hatten, damit die heilige Handlung an Pelagia vollzogen werden könne. Der Patriarch war hocherfreut und rief: „Wahrlich, das iſt eine Angelegenheit, die recht auf den ehrwürdigen Nonnus gewartet hat, und die er beſtens zum Ende führen und Gott ſehr verherrlichen wird!“ Er berief auch ſogleich eine würdige Frau, Namens Romana, welchen den Diakoniſſen vorſtand, und wies ſie an, daß ſie den Jakobus zum Biſchofe Nonnus begleite, dort bei der Taufhandlung diene und dann Pelagia in ihren Schutz und ihre Aufſicht nehme. Die arme Sünderin lag noch immer zermalmt von Reueſchmerz und gebadet in Reuetränen am Boden, als Romana kam, ſie aufhob und ſie ermahnte, ſich zu ſammeln und ihre Sünden zu bekennen. „Ach,“ ſagte die traurige Pelagia, „das wird ganz leicht ſein, denn wenn ich mein Herz nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen durchſuche, ſo finde ich nichts Gutes, ſondern die Überfülle des Böſen. Aber obſchon ich weiß, daß meine Sünden zahlreicher ſind, als die Waſſertropfen im Meere und ſchwerer ſind, als der Sand am Meere: ſo hoffe ich doch, daß der göttliche Herr Jeſus Chriſtus mich in Gnaden anſehen und mir die fürchterliche Bürde abnehmen werde.“ Biſchof Nonnus fragte ſie nach ihrem Namen. „Pelagia haben meine Eltern mich genannt,“ ſagte ſie. „Jetzt bin ich aber leider unter dem Namen Margarita bekannt, weil ich den Schmuck der Perlen ſehr liebte und weil man meine elende Schönheit, dieſen Fallſtrick des Satans, mit der Schönheit der Perlen verglich.“ „So wollen wir es bei deinem wahren Namen Pelagia laſſen," ſagte der Biſchof Nonnus und ging dann zu den heiligen Zeremonien über. Zuerſt ſprach er die kirchlichen Beſchwörungen über Pelagia, dann taufte er ſie vermittelſt dreimaligem Untertauchen in den Taufbrunnen, der ein tiefes Becken in der Mitte der Taufkapelle (Baptiſterium) war, in welches der Katechumen auf Stufen hinabſtieg. Damals wurde gleich nach der Taufe das Sakrament der Firmung geſpendet, welches die Fülle des heiligen Geiſtes verleiht; eine Gnade, welche dem neuen Chriſten in den erſten Zeiten beſonders notwendig war, weil er ja ſehr oft ſogleich ſeinen neuen Glauben mit dem Martyrertum beſiegeln mußte. Und endlich empfing Pelagia nach der Firmung das heilige Altarsſakrament, das Brot des ewigen Lebens, und war nun einverleibt dem myſtiſchen Leibe Chriſti. Die gottſelige Romana war ihre Taufzeugin geweſen und führte ſie nun, als ihre geiſtliche Mutter, mit ſich hinweg, um für vollſtändigen Unterricht in der chriſtlichen Glaubenslehre zu ſorgen. Der Biſchof Nonnus aber ſprach zu ſeinem Diakon mit der kindlichen Freude der Heiligen: „Auch wir wollen den heutigen Tag fröhlich begehen, wie die lieben Engel im Himmel es tun, denn es iſt ja heute Jubel und Frohlocken über die Bekehrung dieſer Seele. Darum wollen wir, wie an hohen Feſttagen, Öl an der Speiſe und Wein zum Getränke brauchen und ein frohes Mahl im Herrn halten."

Pelagia trug jetzt das weiße Gewand der Neophyten, dies Sinnbild einer geläuterten Seele. Aber ſie hatte große Verſuchungen zu überwinden; denn der böſe Feind ſpiegelte ihr aufs lieblichſte vor, welch ein angenehmes Leben ſie in ſeinem Dienſte geführt habe, wie viel Vermögen, Reichtum, Freude und Bewunderung ihr zuteil geworden ſei; und daß ſie jetzt dem Judas gleiche, der den Herrn, welcher ihn mit Güte und Liebe überſchüttet, verraten und verlaſſen habe. Bunte, betörende Bilder umgaukelten ſie, die alles aufs anmutigſte darſtellten, worauf ſie jetzt zu verzichten hatte. An Biſchof Nonnus ließ der Satan in anderer Weiſe, durch Drohungen und Schreckniſſe, ſeinen Groll über Pelagia's Rettung aus. Doch beide ſetzten ihm gelaſſen ihre Waffen entgegen, vor welchen er ohnmächtig wird: das heilige Kreuzzeichen und die Erhebung der Seele zu Gott, und Pelagia ſprach zum Widerſacher alles Guten: „Der gnadenvolle Herr, der mich dir entriſſen und zu ſeiner Braut mich erwählt hat, wird ſtatt meiner dich fortan bekämpfen.“ Und damit kam ein tiefe unzerſtörbare Ruhe über ſie. Am dritten Tage nach ihrer Taufe beſchied ſie denjenigen ihrer Sklaven zu ſich, der ihrem ganzen Hauſe und aller Dienerſchaft vorſtand und alle ihre Schätze unter Verſchluß hatte. Sie befahl ihm, ſogleich ein genaues Verzeichnis ihrer ganzen Habe zu machen, ſowohl an Gold und Silber, als an Edelſteinen, Schmuck, prächtigen Kleidern, koſtbarem Hausgeräte, und ihr dies Verzeichnis zu bringen. Dann übergab ſie es dem Biſchofe Nonnus und ſprach: „Herr, hiemit lege ich all' meinen Reichtum in deine gebenedeiten Hände, damit du nach deinem Gefallen darüber verfügeſt. Ich meinesteils verlange keinen anderen Reichtum mehr, als die meines Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti.“ Biſchof Nonnus ließ auf der Stelle den erſten Schaffner der St. Juliaskirche zu ſich entbieten, und ſprach zu ihm in Pelagia's Gegenwart, indem er ihm das Verzeichnis überreichte: „All' dies Gut iſt mir zur Verfügung eingehändigt worden. Ich beſchwöre dich demnach bei der hochheiligſten Dreifaltigkeit, daß du davon nicht das allermindeſte zum Gebrauche der Kirche oder für den Patriarchen der Kirche oder für den Patriarchen von Antiochien verwendeſt, vielmehr alles an Witwen und Waiſen, an Dürftige und Verkrüppelte und ſonſtige Arme austeilſt, damit der übel gewonnene Reichtum wohl angelegt und zum Schutze der Gerechtigkeit gemacht werde." Der Schaffner verſprach es und die Notleidenden von Antiochien prieſen die Gnade Gottes in dem barmherzigen, unbekannten Wohltäter.

Und noch eine Verfügung hatte Pelagia zu machen, nämlich die über ihre zahlreiche Dienerſchaft, die aus lauter Sklaven, männlichen und weiblichen Geſchlechtes beſtand. Sie mußten ſich ſämtlich zu ihr verfügen und da ſchenkte ſie einem jeden nicht nur die Freiheit, ſondern ſo viel an Geld oder Kleinodien, die ſie zu dieſem Zwecke zurückbehalten hatte, daß er ſich ehrlich ernähren konnte. All' dieſe Leute weinten und wehklagten, küßten ihre Hände und den Saum ihres Gewandes und wollten ſich durchaus nicht von ihr trennen; wollten lieber ihre Sklaven, als ohne ſie freie Leute ſein; ſo etwas Bezauberndes hatte Pelagia an ſich! Aber ſie ſprach ihnen ernſt und liebreich zu: „Betrübt euch nicht, für mich iſt geſorgt, ich kann euch nicht mehr brauchen, und hier auf Erden können wir nicht mehr zuſammen wohnen. Wollt ihr mich jedoch im glückſeligen ewigen Leben wiederfinden, dann macht es wie ich und ſagt euch eilig von der ſündigen Welt und ihrem böſen Dienſte los." Und darauf entfernte ſie ſich von den Leuten und verſchloß ſich wieder in der armen Zelle, die ſie im Hauſe der Witwe Romana bewohnte.

So vergingen die acht Tage nach der Taufe, während welcher die Neophyten immer ihr weißes Taufgewand zu tragen pflegten, nach denſelben es aber ablegten, um gleich allen übrigen Gläubigen im gewöhnlichen Hauskleide an ihr Tagewerk ſich zu begeben. In der letzten Nacht verſchwand Pelagia aus Antiochien — wie es ſcheint, nicht ohne den Biſchof Nonnus von ihrem heiligen Vorhaben in Kenntnis geſetzt zu haben; denn ſie empfing von ihm ein Männerkleid, das ſie über ein härenes Bußkleid anlegte; ihr Taufgewand aber ließ ſie zurück. Als Romana außer ſich vor Betrübnis und Schreck am anderen Morgen mit der Nachricht zum Biſchofe Nonnus eilte, daß Pelagia verſchwunden ſei, ſprach er: „Weine nicht, meine Tochter, freue dich vielmehr, daß unſere Pelagia den beſten Teil, den der heiligen Büßerin, gewählt hat, welche dem Herrn ſo wohlgefällig war, daß ſie auf Kalvaria unter dem Kreuze ſtehen und nach ſeiner glorreichen Auferſtehung zuerſt ihn ſehen durfte." Romana glaubte nun, daß Pelagia etwa in einem fremden Lande in ein Kloſter eintreten wolle, da ſie den Biſchof Nonnus ſo ruhig ſah; und ſie pries den guten Hirten, der ſo gnädig für das verirrte Schäflein ſorgte. Pelagia, die ſchöne, die bewunderte, die berühmte, war und blieb verſchollen für Antiochien, während ſie gen Jeruſalem pilgerte und dort auf heiligſter Stätte in Dornen und Aſche der Buße ein Leben zu Ende führte, das in Glanz und Herrlichkeit ſündiger Weltluſt begonnen hatte. Aus dem Abgrunde der Sünde warf ſie ſich in den Abgrund der Reue, und dort tat ſich der Abgrund der göttlichen Liebe für ſie auf.

St. Simeon Stylites.

„Wenn ihr an mich glaubet, werdet ihr die Werke tun, die ich tue und noch größere.“ (Joh. 14, 12.)

Als Theodoret es unternahm, dieſes Leben in ſeinem Buche von den gottliebenden Seelen zu beſchreiben, ſagte er: „Es iſt zwar dieſer Mann, als ein großes Weltwunder, im ganzen abend- und morgenländiſchen römiſchen Reiche und nicht minder bei den Perſern, Indiern, Arabern und Mohren bekannt; ja ſogar zu den Völkern an der äußerſten Grenze Scythiens iſt der Ruf dieſes gottſeligen Lebens gedrungen, ſo daß ich die ganze Welt und alle Zeitgenoſſen als Zeugen der Wahrheit aufrufen kann. Dennoch fürchte ich mich, den ungeheuren Kampf und die übermenſchliche Strenge ſeines Lebens zu beſchreiben, aus Beſorgnis, daß die Nachkommen eine wahre Begebenheit für eine erdichtete Geſchichte halten möchten. Alles, was ſich mit heiligen Menſchen und Gottesfreunden zuträgt, iſt übernatürlich; wer aber unerfahren im geiſtlichen Leben iſt, der will dergleichen Dinge nach der Natur meſſen, und geht die Erzählung nun über die Natur hinaus, ſo gelten ihm die göttlichen Geheimniſſe und Wunder als lauter Lügenwerk. Dennoch iſt die Erde auch voll gottſeliger, gläubiger Menſchen, welche in göttlichen Dingen wohlerfahren und in der Gnade des heiligen Geiſtes wohlbefeſtigt ſind; und von ihnen glaube ich, daß ſie ſich an dieſem wunderſamen Leben höchlichſt erbauen werden.“ Dieſe Einleitung gilt jetzt noch gerade ſo, wie ſie vor vierzehn Jahrhunderten galt und wie ſie nach anderthalb zukünftigen Jahrtauſenden immer noch gelten wird. Ein heiliger Simeon Stylites und ſeinesgleichen, ein Macarius, eine Marana und Cyra, ſind zu betrachten als die „magnalia Dei“, als die großen Taten Gottes, welche das Volk in der Apoſtelgeſchichte lobpreiſt. Denn ſolche Dinge tut der Menſch nicht aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft. Vielleicht beginnt der Menſch ſie, aber er beharrt nicht; vielleicht beharrt er eigenſinnig, aber ohne Segen; vielleicht gewinnt er Einfluß, aber zum Böſen, zur Lüge, zum Irrtume. Es muß da immer wiederholt werden, was der Prophet ſpricht: „All unſer Tun tuſt du für uns.“ (Iſaias 26, 12.) Simeon aber ſtand auf ſeiner Säule wie ein Engel, den Gott dahin geſtellt hatte, um den Heiden, den Juden, den Häretikern den Weg zum Himmel zu zeigen. Deshalb ſtrömte die Welt um dieſe Säule zuſammen. Fürſten und Völker ſtanden da und lauſchten auf die himmliſche Beredſamkeit des armen Schafhirten und die Kaiſer ſchickten ihm Boten mit Grüßen und Glückwünſchen zu. Denn was ihn beſeelte, war kein Wunſch von dieſer Welt! was er begehrte, war Irdiſches nicht! ſein Verlangen, ſeine Sehnſucht, ſein Troſt, ſein Gut, ſein Alles — war leiden aus Liebe um Jeſu willen.

Theodoret war ein Zeitgenoſſe, ein Landsmann und Freund Simeons, ein Augenzeuge der ungewöhnlichen Dinge, die durch ihn und mit ihm vorgingen. Er beſuchte ihn zuweilen und ſtarb ſelbſt zwei Jahre vor Simeons Tode. Doch nicht er allein hat dies Leben beſchrieben! Ein Jünger Simeons, Namens Antonius, tat es ebenfalls; und ein Dritter noch tat es, der Prieſter Cosmas, aus Phanir in Cöleſyrien, ein Freund Simeons.[1] In manchen Einzelheiten ſtimmen ſie nicht überein; der eine erzählt, was der andere übergeht; Theodoret ſagt ausdrücklich: er habe nur ein kleines Tröpflein Honig zu koſten gegeben. Aber der große Gang der Begebenheiten und der Taten, und die bis dahin unerhörte Erſcheinung dieſer neuen Art des Einſiedlerlebens iſt bei allen Dreien übereinſtimmend. Mögen daher auch einzelne Wunder legendenmäßig aufgefaßt und erzählt ſein, wie das ja auch bei den großen Einſiedlern des vierten Jahrhunderts geſchah; die Tatſache bleibt: in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts ſtand Simeon viele Jahre hindurch in der Gegend vom ſyriſchen Antiochien auf einer Säule, betete, lehrte, predigte, tat unzählige Wunder, bekehrte die Menſchen einzeln und in Maſſen, und wirkte als ein Miſſionär des Evangeliums in der Art, daß nicht er zu fremden Völkern ging, ſondern daß eine wahre Völkerwanderung, kommend und gehend, wie ein Meer ſeine Säule umflutete und umwogte.

In den Bergen des nördlichen Syriens, an der Grenze von Cilicien, lag der Flecken Sis oder Siſan, in welchem Simeon um das Jahr 388 zur

---

[1] Dieſe letzte Biographie gab der gelehrte Maronite, Evodius Aſſemani, Erzbiſchof von Apamea, zu Rom im Jahre 1748 heraus.

Welt kam. Seine Eltern waren wohlhabende Landleute und gute Chriſten. Das Kind empfing ſogleich die heilige Taufe. Es war früh durch glückliche Gaben ausgezeichnet, ſehr ſchön, ſehr kräftig, ſehr gewandt dem Leibe nach; dabei heiter und freundlich von Gemüt und dem Herzen nach ſo liebevoll, daß es ſich öfters die Speiſe entzog, um Hungrige zu ſättigen. Wie die Patriarchen der Vorzeit, wie Jacob und David, wurde auch Simeon ein Hirtenknabe. Die Eltern übergaben ihm ihre Schafherde und mit großer Sorgfalt vollzog er alle Obliegenheiten ſeines Geſchäftes. Die Einſamkeit der Täler und Berge, wohin er ſeine Schafe zur Weide führte, war ihm ſehr lieb, entſprach der ſinnenden Richtung ſeines Gemütes und nährte ſie, während die Bilder der Natur ſeiner Seele nur reine friedliche Eindrücke gaben. Vom weltlichen Treiben, von Bosheit und Sünde blieb er ganz unberührt. Auch Belehrung und Unterricht fehlten ihm durchaus. Morgens trieb er die Herde aus und abends trieb er ſie heim, ſo daß er weder Gelegenheit noch Zeit hatte, um irgend etwas zu lernen. Aber Sonntags ging er mit den Eltern zum Gottesdienſte, und was er dort ſah und hörte, und in ſich aufnahm und allmählich verarbeitete, das war der dunkle Keim zu einer ſpäteren Blüte von lichter, himmliſcher Weisheit. Er fand große Freude daran, das wohlriechende Harz Storax von den Gebüſchen zu ſammeln und, wenn er einen Vorrat beiſammen hatte, ein Feuer auf den Bergen anzuzünden und ihn zu verbrennen; denn es war ihm ſo unbeſtimmt ein lieber Gedanke, daß der ſüße Duft zum Himmel aufſtieg. Vielleicht war es eine Vorahnung aller

„Weg zur Hölle laſſen, weil Ihr zu furchtſam ſeid, um
„Euch die Mühe zu geben, Eure Hand nach Ihnen
„auszuſtrecken und ſie beſſer zu führen. Ihr ſagt vielleicht,
„daß ſie auf einem ſehr ſchmutzigen Wege wandeln
„und daß Ihr fürchtet befleckt zu werden, wenn
„Ihr ihnen die Hand reicht! Der böſe Feind iſt ſchlau
„genug, Euch dieſe Verſuchung einzuflößen, die um ſo
„gefährlicher iſt, als ſie einen ſchönen Anſtrich hat.
„Aber ich ſage Euch, meine geliebten Töchter, es iſt
„unmöglich, daß unſer Heiland Diejenigen fallen läßt,
„welche aus Liebe zu ihm Andern behülflich ſind, vom
„Falle aufzuſtehen. Die Reinheit kann nie befleckt
„werden, wenn ſie mit der wahrhaften heiligen Liebe
„Hand in Hand geht, ſo wenig wie die Sonnenſtralen
„davon unrein werden, daß ſie auf einen Sumpf fallen.
„Schüttelt dieſe leeren Befürchtungen von Euch ab.
„Vertraut Dem, der Euch eine göttliche Miſſion anvertraut.
„Wenn Ihr Euch nicht auf Eure eigene
„Kraft, ſondern auf ihn ſtützt, ſo wird er ſich nimmermehr
„von Euch zurückziehen, um Euch fallen zu laſſen.

„Wollt Ihr endlich, meine ſehr lieben Schweſtern,
„die Wonne und Ehre unſerer himmliſchen Königin
„noch vermehren, ſo ſeid ihrem göttlichen Sohn unwandelbar
„treu in Eurem Beruf; ſchließt Euer Ohr
„gegen das Ziſchen der Schlange; ſeid nicht Töchter
„Eva's, die darauf hörte und ſich bethören ließ; ſeid
„vielmehr Töchter Maria's, die unter ihren Füßen die

Gebete, die dermaleinſt aus ſeiner Seele zum Himmel ſich erheben würden. Es regt ſich bisweilen unausſprechlich Tiefſinniges im Gemüte eines Kindes.

Während eines Winters trat ein ſo heftiger Schneefall ein, daß Simeon ſeine Schafe nicht weiden konnte, ſondern eine Zeitlang zu Hauſe bleiben mußte; da ging er denn häufiger in die Kirche und hörte mit tiefer Aufmerkſamkeit die Vorleſungen des Evangeliums an. Einſt vernahm er die Bergpredigt mit ihren wonnevollen Verheißungen. Daß die Leidtragenden getröſtet werden und die reinen Herzen Gott ſchauen ſollten, klang ihm ſo lieblich, aber auch ſo unverſtändlich, daß er ſich an einen Greis mit der Frage wendete: „Herr, was lieſt man da?" „Das Evangelium, mein Sohn, zur Belehrung unſerer Seele, damit wir lernen, Gott dem Allmächtigen zu dienen und ihn zu fürchten," ſprach der Greis. „Was heißt das, Gott fürchten?" fragte Simeon, der damals dreizehn Jahre alt war, weiter. Aber der Greis war ganz erſtaunt und ſprach: „Ich ſehe freilich, daß du ſehr jung biſt; aber fragſt du mich denn wirklich aus Unwiſſenheit?" „Ich frage dich an Gottes Statt," ſagte Simeon, „denn was ich höre, daß möcht ich tun lernen. Aber ich bin unwiſſend und einfältig." Da ſprach der Greis: „Mein Kind, wenn ſich der Menſch vor jedermann demütigt, ohne Unterlaß zu Gott betet, im Faſten und aller ſinnlichen Abtötung ſich übt, ſein Herz weder an Geld noch Gut, weder an Eltern noch Freunde hängt, vielmehr die Gebote Gottes treu und gewiſſenhaft erfüllt, dann wird er das Himmelreich erben und dann iſt er gewandelt in der heilſamen und heiligen Frucht Gottes, und wer das nicht tut, dem wird dereinſt die äußerſte Finſternis zuteil werden, in welcher der Teufel mit ſeinen böſen Geiſtern hauſet. Der Ort aber, mein Sohn, wo du jene heilſamen Dinge am vollkommenſten lernen und üben kannſt, iſt das Kloſter. Überlege es aber wohl: du mußt Hunger und Durſt leiden, Unbilden und Verachtung ertragen, dich ſchmähen und beſchimpfen laſſen, ſeufzen und weinen, wachen und entſagen, vieles von den Menſchen erdulden, ohne von den Engeln Gottes getröſtet zu werden; denn das iſt der Weg zur Vollkommenheit. Haſt du den guten Willen ihn zu betreten, ſo gebe dir der Herr der Herrlichkeit ſeine Gnade dazu.“ Da fiel Simeon dem Greiſe zu Füßen und rief: „Du biſt mir Vater und Mutter! du biſt mein Lehrer in allem Guten! du biſt der Führer meiner Seele zum Himmel! daß du ſie gerettet haſt, die ſich ſchon zum Verderben neigte, das lohne dir Gott. Ich aber gehe dahin, wo Seine Gnade mich haben will.“ „Geh, mein Sohn!“ ſprach der Greis. „An Trübſal wird es dir nicht fehlen, aber du kannſt nachmals geſtärkt und ein auserleſenes Werkzeug Gottes werden.“ Simeon ſetzte noch eine Zeitlang ſein Hirtenleben fort; aber er betete auch fleißig in einer Kapelle, die zur Ehre heiliger Martyrer erbaut war. Da lag er oftmals mit dem Antlitz auf die Erde gedrückt und flehte mit unausſprechlichen Seufzern zu Gott um die Gnade, Buße tun zu dürfen, und wenn er dann wieder auf ſeine ſtillen Berge kam, ſammelte er eifrig Storax, zündete ein Feuer an, legte das Räucherwerk mit Andacht darauf und ſagte froh und innig: „Steig auf zu Gott, der im Himmel iſt, du lieblicher Duft, und ſei ihm wohlgefällig.“ Und ſo war der Weihrauch die erſte Gabe, welche Simeon dem menſchgewordenen Erlöſer darbrachte. Gold und Myrrhen kamen ſpäter! Zu dieſem jungen und reinen, ganz in Gott verſenktem Gemüt neigte ſich denn auch die Gnade in anderem Maß herab, als es möglich iſt, wenn der größte Teil des Herzens von der Welt und von irdiſchen Dingen erfüllt iſt. Wachend war Simeon bei Gott und ſprach mit ihm; dafür war Gott bei Simeon, wenn er ſchlief, und redete zu ihm durch Träume und in Geſichten. Er ſchlummerte einſt am Fuße des Berges; da erſchien eine himmliſche Geſtalt in ſeinem Traume, hieß ihn aufſtehen und bauen. Simeon entſchuldigte ſich, weil er der Baukunſt unkundig ſei. „So lerne ſie von mir!“ ſprach die ſtrahlende Erſcheinung. Und ſie gab ihm einen großen, ſchön bearbeiteten Stein in die Hand und ſprach weiter: „Lege ihn oſtwärts, und einen zweiten gen Norden, einen dritten gen Süden, einen vierten über jene hin; dann iſt der Bau fertig.“ „Aber was iſt das nun?“ fragte Simeon. „Ein Altar Gottes, dem du dienen willſt und der durch dich ſeinen Namen verherrlicht haben will. Darum halte dich fern von Hoffart und Stolz; harre aus in Langmut, in Standhaftigkeit, in unüberwindlicher Geduld, beſeele dich mit der vollkommenen Liebe gegen jedermann; dann warſt du viele vom Irrtume zur Erkenntnis der Wahrheit führen.“ Und eine zweite leuchtende Geſtalt, mit himmliſch heiterm Angeſicht und mit einem goldenen Buche auf der Bruſt, trat zu ihm heran und legte etwas in ſeinen Mund, das — ſchneeweiß, perlenrund und honigſüß — wunderbar ſeine Seele ſättigte. Aber die erſte Geſtalt gab ihm den goldenen Stab, den ſie in der Rechten hielt, und ſprach: „Hiemit weide die Schafe Chriſti.“ Und Simeon erwachte. Dermaßen war ſeine Seele überfüllt von dem Eindrucke dieſes Traumes, daß er einundzwanzig Tage ohne Speiſe und Trank verblieb, was ihm doch ſonſt nie eingefallen war, da er immer Fleiſch und Wein von ſeinen wohlhabenden Eltern erhalten und genoſſen hatte. Sein Gebetseifer wuchs; ſtundenlang verweilte er betend in der Kirche, dann tagelang, endlich ganze Nächte hindurch. Andere Hirten und Altersgenoſſen fingen an ihn zu beobachten, erſt mißtrauiſch, was er wohl die ganze Nacht in der Kirche beginne? ob dies nicht Heuchelei oder Sucht nach Aufſehen ſei? Sie belauſchten ihn und wechſelten ſich ab von Stunde zu Stunde; aber keiner von ihnen ſah etwas anderes, als daß Simeon vom Abend bis zum Morgen abwechſelnd auf den Knien und ausgeſtreckt auf dem Boden lag, und zwar in einem ſo weltvergeſſenden Gebete, daß der Körper regungslos und wie tot war. In einzelnen Blitzen gab ſich jetzt auch die Kraft Gottes kund, die durch ihn ſo viele leuchtende Wunder wirken wollte. Nach jenen einundzwanzig Tagen gänzlicher Enthaltung von Speiſe hungerte ihn, und er ging zu einem Fiſcher in der Nachbarſchaft und bat deſſen Tochter Marta, ihm einige Fiſche zu verkaufen. Das Mädchen wollte ſich eben mit dem reichlichen Fiſchzuge der vergangenen Nacht zum Markte von Siſam begeben, leugnete, daß ſie Fiſche im Hauſe habe, und legte einen Schwur bei dem Namen Gottes darauf ab, als Simeon es nicht glauben wollte. Er verließ ſie genügte dem ſeligen Knaben. Und warum nicht? der Herr des Lebens ging ja in ſein Leben ein. Bald darauf trat die Erntezeit ein, im Frühling, wo ſie in jenen heißen Ländern immer ſtattfindet. Simeon wollte ſie noch mitmachen, nicht um zu ſammeln, ſondern um zum letztenmale zu geben. Er geſtattete allen Ährenleſern, einheimiſchen und fremden, aus der Ferne und aus der Nähe, Zutritt zu den Feldern, und erlaubte ihnen nicht nur eine Nachleſe zu halten, ſondern auch von den Garben zu nehmen. Abends, wenn er dann die Schnitter um den Weinſchlauch und um Brot und Hammelfleiſch verſammelte und reichlich ſpeiſte, konnte er es nicht übers Herz bringen, die Ährenleſer, alſo gerade die ärmſten Leute, hungrig vom Felde gehen zu ſehen. Er rief auch ſie mitleidig herbei und bediente auch ſie mit Speiſe und Trank, welche Gott in ſeinen geſegneten Händen wunderbar vermehrte. Und damit ſchloß Simeon ſein Leben in der Welt ab, dies reine, unſchuldige Leben, in welchem nie ein Gedanke der Selbſtſucht oder der Eitelkeit Platz gefunden hatte, weil es ganz erfüllt war von unausſprechlicher Liebe zu Gott, die ſich in dreifacher Weiſe untrüglich kund gab, durch heiligen Gebetseifer, durch heiligen Haß ſeiner ſelbſt und durch heilige Nächſtenliebe. Nun war aller Ballaſt von Beſitz und von Eigentum abgeworfen, nun war er fähig, das Kreuz ſeines Herrn auf die bloßen Schultern zu nehmen. Er wußte, was ihn im aszetiſchen Leben erwartete: Entſagung für den ſinnlichen, Trübſal für den geiſtigen Menſchen: darauf hatte jener unvergeßliche Greis ihn ja vorbereitet. Aber gerade das zog Simeon an! er hatte ja auch an jenem Tage das Wort gehört, das wie durch einen himmliſchen Blitzſtrahl die Pforte zum ewigen Leben vor ihm aufriß: „Selig ſind die Trauernden, denn ſie ſollen getröſtet werden.“ Er wußte alſo, daß er würde leiden müſſen; aber er konnte auch mit dem Apoſtel ſagen: „Ich weiß, an Wen ich geglaubt habe.“ (II Timoth. 1, 12.) Was er nun noch an Habſeligkeiten beſaß, nahm er zuſammen und begab ſich nach dem großen und wohlhabenden Flecken Teleda, der zwiſchen Antiochien und Beröa lag. Es war eine freundliche Gegend, der hohe Berg Coryphe (die Spitze) überragte den Ort und am Fuße dieſes Berges lagen zwei zahlreiche Kloſtergemeinden. In einem dieſer Klöſter lebte ein ſehr frommer Vetter Simeons, der fünfunddreißig Jahre dort wohnte, ohne je die Pforte wiedergeſehen zu haben, durch die er eingetreten war. Bei ſeinen Schenkungen hatte Simeon dies Kloſter beſonders reichlich bedacht und jetzt meldete er ſich dort um Aufnahme. Heliodor, der Abt, war ein ehrwürdiger Greis von fünfundſechzig Jahren, und davon hatte er nicht weniger als zweiundſechzig im Kloſter zugebracht, da ſeine Eltern ihn als Knäblein von drei Jahren zur Erziehung dahin gaben. Die Welt war ihm gänzlich fremd; er geſtand, daß er nicht wiſſe, wie Hühner und Schweine ausſähen, und Theodoret ſagt: „Dieſen Mann habe ich oft geſehen, oft ihn bewundert wegen ſeiner heiligen Einfalt und ihn nicht wenig geliebt um ſeiner großen Aufrichtigkeit willen.“ Nachdem Simeon ſieben Tage und ſieben Nächte weinend und betend und ohne Speiſe und Trank vor Gott gelegen hatte, begab er ſich zu Heliodor, fiel ihm zu Füßen und flehte: „Erbarme dich eines elenden Sünders, rette meine Seele, die Gefahr läuft zu Grunde zu gehen, und die gern Gott dienen möchte.“ Der Abt fand ihn noch ſehr jung und fragte ihn nach ſeiner Herkunft. „Ich bin frei geboren und heiße Simeon,“ antwortete er; „aber rette meine Seele.“ Heliodor hob ihn auf und ſprach: „Hat Gott dich hergeführt, ſo wird er dich auch bewahren und deine Seele nicht in der Trübſal untergehen laſſen. Sei nur recht demütig und dienſtwillig, wie es deiner Jugend geziemt, gegen alle Brüder, damit du dir ihre Liebe erwirbſt.“ Eben damals befand ſich in dieſem Kloſter der Biſchof Domnus von Gabula in Cöleſyrien, um mehreren jungen Aszeten die Tonſur und ſeinen Segen zu erteilen und ſie dadurch dem Ordensſtande einzuverleiben. Simeon machte einen ſehr günſtigen Eindruck auf den frommen Biſchof; er war nicht groß von Geſtalt, aber kräftig und geſchmeidig, ſein Antlitz war friſch und blühend und ſein Ausdruck von holdſeliger Anmut. Sein Bruder Semſes war nach Teleda gekommen, um Zeuge der heiligen Handlung zu ſein, durch welche ſich Simeon ganz dem Dienſte Gottes aufopferte. Semſes nahte ſich mit anderen Gläubigen dem Biſchofe, um deſſen Segen zu empfangen; da hub dieſer an, ihn ſo kräftig und innig aufzufordern, dem Beiſpiele ſeines jüngeren Bruders zu folgen, daß Semſes, der willens geweſen war, gleich wieder in ſeine Heimat zurückzukehren, ganz ergriffen von der Herrlichkeit des Ordensſtandes, im Kloſter zu bleiben beſchloß und mit Simeon und den übrigen die Tonſur empfing. Von prophetiſchem Geiſte ergriffen, ſprach der fromme Biſchof zum Abt Heliodor: „Wird dem Jüngling

Simeon ein längeres Leben geſchenkt, ſo wird er ein köſtliches Gefäß, in welchem Gott mit Wohlgefallen ruhen wird.“ Semſes ging noch einmal nach Hauſe, um über ſeine Habe zugunſten der Armen und der Klöſter zu verfügen, kam dann zurück und führte bis zu ſeinem Ende ein ſehr gottſeliges Leben im Kloſter zu Teleda. Simeon aber, der ſchon zuvor all' dieſe Feſſeln von ſich abgeſtreift hatte, dachte vom erſten Augenblicke an weiter gar nichts, als mit der äußerſten Abtötung wie mit einer geliebten Braut zu leben und ſie aus ganzer Seele zu umfangen. Er war jetzt vierzehn, höchſtens fünfzehn Jahre alt. Nach der Regel des Kloſters genoſſen die Mönche nur immer einen Tag um den anderen Speiſe. Simeon aber nahm nur jeden Sonntag Nahrung zu ſich und die Speiſen, die er an den übrigen Tagen empfing, gab er den Dürftigen, die an der Kloſterpforte erſchienen. Doch war dies kein einſeitiger Eifer! ſeine Liebesglut und ſein Verlangen Gott zu dienen, hielt damit Schritt; denn täglich empfing er die heilige Kommunion und in den erſten vier Monaten ſeines Kloſterlebens lernte er den ganzen Pſalter (die Pſalmenſammlung) auswendig. Da er ſich mit der höchſten Demut gegen alle Brüder benahm, zu jedem Dienſte willig ſich gebrauchen ließ, nie die mindeſte Unzufriedenheit äußerte und durch Vorwürfe nur zur innigſten Dankbarkeit und zur Reue über ſeine vermeintlichen Sünden bewegt wurde: ſo ließ der Abt Heliodor ihn gewähren, obgleich ſchon einige der Lauen in der Genoſſenſchaft über Verletzung der Regel und hoffärtige Überhebung zu klagen anfingen. Immer ſtrenger wurden Simeons Faſten. Zwei und drei Wochen ließ er ohne Nahrung zu nehmen vorübergehen; dann begnügte er ſich mit Linſen, die in Waſſer aufgeweicht, nicht gekocht waren. Um das Fleiſch zu kreuzigen und den Geiſt im ununterbrochenen Umgange mit Gott zu erhalten, befliß er ſich auch, den Schlaf möglichſt zu überwinden. Wurde er Nachts ſo müde, daß ſein Wille gegen das allgewaltige Bedürfnis der Ruhe allein nicht mehr ausreichte: ſo ſtellte er ſich, an die Wand gelehnt, auf eine hölzerne Kugel. Sie rollte dahin, wenn der Schlummer ihn übermannte und er fiel zu Boden. Das trieb er ſo lange, bis ſein Schlaf nichts anderes war, als die leichte Ruhe des Vogels, der, auf dem Zweige ſtehend, ſchlummert. Obgleich Simeon in liebevollſter Weiſe mit allen Mönchen umging und beſonders freundlich gegen ſeine Widerſacher ſich benahm, war doch der Zug nach ungeſtörter Einſamkeit mit Gott vorherrſchend in ihm und ſo mächtig, daß er eines Tages verſchwunden war. Die lauen Mönche jubelten heimlich, von dieſem beſtändigen, lebendigen und beſchämenden Vorwurf ihres ungeiſtlichen Sinnes befreit zu ſein; der Abt Heliodor betrübte ſich jedoch ſehr ſamt allen Wohlgeſinnten und ließ das Kloſter und die Umgegend durchſuchen und durchfragen. Doch vergebens! Es verging ein Tag, eine Woche, ein Monat — Simeon war alſo fort! Da räumte der Bruder, der für die Küche zu ſorgen hatte, in einem entlegenen Nebenhöfchen einen Holzhaufen ab, um Brennholz für den Herd zu gewinnen; und ſiehe! innerhalb dieſes Holzhaufens hatte ſich Simeon einen Raum zu einer winzigen Zelle ausgehöhlt, in welcher er, in ſeliger Extaſe, die Anſchauung Gottes genoß. Das vermehrte die

„beſiegte Schlange zertrat. Ich bitte ſie aus ganzer
„Seele, daß ſie dieſe Schlange unter Euren Füßen zer-
„malmen und Euch würdig machen möge, ächte Töch-
„ter ihres heiligen Herzens zu werden, das in feurigen
„Flammen der Liebe und des himmliſchen Eifers für all'
„die ſündhaften Seelen brennt, welche mit dem koſtbaren
„Blut ihres Sohnes Jeſus erkauft ſind. In der heiligen
„Liebe dieſer beiden göttlichen Herzen der Mutter und des
„Sohnes bin ich, theure Schweſtern, meine vielgeliebten
„Töchter, und werde ich immer ſein ganz der Eure.
„Johannes Eudes, Miſſionsprieſter der Congregation
„Jeſu und Mariä."

Nie iſt die Verdemüthigung des Sohnes Gottes tiefer aufgefaßt und vollkommner nachgebildet worden, als durch dieſen Beruf: freiwillig demüthigt ſich die Unſchuld vor der Verſchuldung; freiwillig kreuzigt ſich die Tugend für die Sünde; freiwillig weihet ſich ein reines Schlachtopfer für die Rettung der Verlornen. O mein Gott! welche Ströme vom Waſſer des ewigen Lebens umfluten Dein Kreuz, da aus ihnen und von deſſen Fuß Seelen hervorgehen, welche durch Deine Gnade zu einem ſolchen Werk ſich befähigt fühlen! mit welcher Energie muß das Wort des Evangeliums erfaßt — mit welcher Inbrunſt das Sacrament der Liebe empfangen werden, um für eine ſolche Laufbahn auszurüſten! O ſüßer Heiland, es iſt doch ſchön, Dein Reich — ſogar hier auf dieſer armen unvollkommnen

Liebe, welche der Abt für ihn hegte, und die Abneigung ſeiner Widerſacher. Sie ſuchten ihn auf jede Weiſe zu quälen, bald indem ſie in den Abt drangen, den Sonderling der Regel zu unterwerfen, bald indem ſie ihm geradezu Übles zuzufügen ſuchten. Der milde Abt erkannte in Simeon das Kleinod ſeiner Genoſſenſchaft und in den unzufriedenen Mönchen die Beweggründe des Neides und der Bosheit; deshalb ermahnte er Simeon nur gelinde, an der Regel ſich zu halten und den heiligen Geiſt durch keine Übertreibung zu verſuchen. Aber es war ja eben dieſer Geiſt, der Simeon auf ſo ungewöhnlichen Wegen zur Vollkommenheit führte! Der feindſelige Haß der Brüder gab ihnen einſt einen grauſamen Gedanken ein. Sie machten eine ſchwere eiſerne Schürſtange im Feuer glühend und ſprachen dann zu Simeon: „Schüre das Feuer mit dieſer Stange, wenn du Glauben haſt.“ In freundlicher Argloſigkeit ſprach Simeon: „Warum nicht?“ ergriff mit beiden Händen die ſchwere glühende Stange und ſchürte ruhig den Küchenherd. Die Mönche entſetzten ſich, als ſie nicht die geringſte Spur einer Brandwunde an ſeinen Händen bemerkten, und als der Abt es erfuhr, wollte er die Urheber ſolcher Ruchloſigkeit aus dem Kloſter verbannen. Allein Simeon legte ſo dringende Fürbitte ein, daß ſie bleiben durften. Sie blieben alſo; aber ihre neidiſchen Herzen wurden nur noch böswilliger. Alle Peinen, welche andere ihm nicht antaten, tat Simeon ſich ſelber an und nahm einmal einen rauhen, dicken, aus Palmenfaſern gedrehten langen Strick, den er ſich feſt um den bloßen Leib wickelte. Dieſer fürchterliche Bußgürtel zerrieb ihm ſehr bald die Haut und machte ihm gräßliche Wunden tief ins Fleiſch hinein. Nach zehn Tagen lief das helle Blut, wenn er ſich bewegte, von ihm herab und ein Bruder bemerkte es und fragte ihn, was das bedeute. „Nichts Unangenehmes,“ entgegnete Simeon in ſeiner freundlichen Weiſe. Der Bruder ſagte jedoch dem Abt, was er wahrgenommen habe, und Heliodor ergründete die Sache und gab nun an Simeon einen ſcharfen Verweis. Mit größter Vorſicht wickelte man den Strick von dem zerfleiſchten Leibe ab, und Simeon litt es geduldig, war jedoch nicht zu bewegen, die Wunden durch Salben oder dergleichen Mittel heilen zu laſſen. Vielmehr bat er: „O gönnt mir doch dieſe Strafe für meine Sünden und laßt mich ſo ſterben!“ „Aber, mein Sohn,“ ſprach der Abt, „du biſt noch nicht achtzehn Jahre alt; was für Sünden kannſt du denn begangen haben?“ Simeon antwortete: „David ſagt: Siehe, in Ungerechtigkeiten bin ich empfangen und in Sünden empfing mich meine Mutter.“ Ehrfurchtsvoll ſchwieg der Abt vor einem ſo tiefen und heiligen Verlangen nach Buße. Auch Prüfungen, welche Gott ihm unmittelbar auferlegte, trug Simeon mit derſelben Gelaſſenheit. Er wurde blind beim Gebete. Seine Augen, die nichts Irdiſches zu ſehen begehrten, ſollten, ſo ſchien es, für immer gegen die Erde hin geſchloſſen bleiben. Der Abt ſchlug ihm vor, einen Arzt zu rufen. Simeon dankte und bat nur, daß man ihn in die Totengruft führen möge. Es geſchah. Dort verharrte Simeon im vertrauensvollen Gebete und in der demütigen Vereinigung ſeines Willens mit dem Willen Gottes, und nach dreißig Tagen des geduldigen Ausharrens lichteten ſich ſeine Augen und er kehrte, als ob nichts geſchehen ſei, zu den übrigen Mönchen zurück. Prüfungen anderer Art waren die Verſuchungen, mit denen der böſe Feind ihn heimſuchte, unausſprechliche Seelenangſt und Kämpfe mit finſtern unheimlichen Gewalten. Doch ſtark im Glauben bot Simeon ihnen die Spitze. Eine dunkle tiefe Felſenhöhle, oſtwärts vom Kloſter, war wegen der geheimnisvollen Schreckniſſe, welche ſie umhauſten, ein ſo gefürchteter Ort, daß ſogar bei Tage niemand ſie zu betreten wagte, denn ganze Legionen des Satans ſollten darin ihr wüſtes Weſen treiben und überdies wimmelte ſie von Schlangen und anderem giftigen und unheimlichen Getier. Dieſe Stätte wählte Simeon, um ſich mit ſeinem Heilande, vom Geiſte getrieben, in die Wüſte und zu den wilden Tieren während der Quadrageſima zu begeben. Da ließ er ſich von Schreckgeſtalten umtoben und von inneren Qualen zerwühlen, ohne die Sammlung in Gott zu verlieren und ohne etwas anderes zu ſeinem Schutz aufzurufen, als das Gebet und das heilige Kreuzzeichen. Und plötzlich verſchwand der unholde Spuk, glänzendes Licht erfüllte die Höhle und eine Stimme ſprach ſüß und troſtvoll: „Deine Brüder verfolgen dich; Satan quält dich; aber fürchte dich nicht, der Herr iſt mit dir, ſeine Gnade behütet dich und ſeine Rechte hält dich. Du wirſt das Haupt deiner Brüder ſein und den Satan unter deine Füße treten.“ Und in ſeliger Extaſe verbrachte Simeon die übrige Zeit der Quadrageſima, ohne daß man im Kloſter ahnte, was aus ihm geworden ſei. Der Abt hatte umſonſt nach ihm ſuchen, fragen und forſchen laſſen; an die verrufene

Höhle hatte niemand zu denken gewagt. Als nun aber der freudenreiche Tag der Auferſtehung des Herrn nahe war, da befiel den Abt große Angſt um Simeon. Er beſprach ſich mit einigen Mönchen, deren wohlwollende Geſinnung für den Vermißten ihm bekannt war, ſie zogen mit Fackeln in die Höhle und entdeckten in einem Winkel derſelben Simeon ganz ſchwach am Körper, doch in ſtiller Gebetsentzückung. Sie führten ihn froh ins Kloſter zurück und am heiligen Oſtertage empfing er mit den Brüdern die heilige Kommunion, das Brot ſeines Lebens. Jetzt ſtellte ſich aber die ganze Mönchsgenoſſenſchaft, Simeons Feinde und Freunde, einhellig vor den Abt und erſuchte ihn, dieſen Bruder zu entlaſſen, der in der Ordnung, Ruhe und Gleichmäßigkeit des Kloſters ſolche Störung mache und immerfort Ärgernis oder Veranlaſſung zu peinlichen Beſorgniſſen gebe. Wolle der Abt den Simeon nicht fortſchicken, ſo würden ſie ſich ſämtlich in ein anderes Kloſter begeben. Der gute Heliodor geriet in tiefe Betrübnis. Er hatte den ächten Bußgeiſt, der Simeon beſeelte, zu gut erkannt, um nicht mit großem Schmerz den heiligen Jüngling aus ſeiner kleinen Herde zu verlieren. Andererſeits beſtand dieſe aus hundertundzwanzig Brüdern, unter denen viele ſehr fromm und gottſelig waren; ſollte er um den einen alle übrigen aufgeben? waren ſie nicht ſämtlich ſeine geiſtlichen Söhne? und auch die minder Guten? Schon oft hatte er an Simeon Verweiſe und Ermahnungen gegeben und ihm Vorſtellungen gemacht, die ſich in ſeinem Bußeifer zu mäßigen; da er aber einſah, daß dieſer Eifer kein Eigenſinn, ſondern eine Führung Gottes mit dieſer ſo ganz ungewöhnlichen Seele ſei: ſo hatte er nie gewagt, unter dem Gehorſam zu befehlen, daß ſich Simeon der allgemeinen Kloſterregel füge und deshalb war dieſer auch ungeſtört auf ſeinem Wege geblieben. Sollte er ihm jetzt, wider ſein eigenes Gewiſſen, einen ſolchen Befehl geben? Sollte er dieſe große, ſchwunghafte Seele hemmen, weil die übrigen nicht mit ihr Schritt zu halten vermochten und weil einige ihr nicht ihren hohen Flug gönnten? Heliodor hatte einen ſchmerzlichen Kampf zu beſtehen, bis er Simeon zu ſich rief und freundlich zu ihm ſagte: „Mein Sohn, du weißt, wie ſehr ich dich liebe, wie ich dich nie betrübt, nie gewünſcht habe, du mögeſt unſer Kloſter verlaſſen, wie ich dich immer in Schutz genommen und immer geglaubt habe, der Geiſt Gottes bewege dich und nicht Trotz oder Laune des Sonderlings. Aber, mein Sohn, du gereichſt den Brüdern zum Anſtoße, und da unſere erſten Väter für das gemeinſame Leben der Mönche in Kloſtergenoſſenſchaften beſtimmte Regeln und Satzungen gegeben haben, die ich meiner Pflicht gemäß aufrecht halten muß: ſo bleibt mir nichts übrig, als dir zu ſagen, gehe, wohin der Herr, den du ſo aufrichtig ſuchſt, dich führen wird. Das Verlangen deines Herzens wird Er erfüllen. Vergiß aber nicht das Kloſter, in dem deine Jugend erzogen worden iſt. Schenke ihm den Beiſtand deiner Fürbitte. Und höre ich dereinſt, daß der Herr dich verherrlicht, mein Sohn, ſo will ich ihn dafür mit Frohlocken loben und preiſen.“ Dann wollte er dem aller Hilfsmittel beraubten Simeon, der einen großen Teil ſeines Vermögens dieſem Kloſter geſchenkt hatte und der nun in der äußerſten Armut es verlaſſen mußte, voll väterlicher Sorge eine geringe Geldſumme einhändigen, die ihn vor bitterſtem Mangel ſchütze, bis er wieder eine Stätte gefunden habe; doch mit demütigſter Dankbarkeit antwortete Simeon: „Fern ſei es von deinem unwürdigen Diener, auch nur einen Denar von dir anzunehmen. Statt des unnützen Geldes gib mir aber deinen heiligen Segen mit auf den Weg.“ Und der Greis betete über ihn, wie Iſaak über ſeinen Jacob, ſegnete ihn und ſprach: „Zieh hin in Frieden und der Herr ſei mit dir.“ So verließ Simeon denn das Kloſter zu Teleda, begab ſich in eine waſſerloſe Ziſterne hinab, in welcher er Gott freudige Lobgeſänge darbrachte. Heliodor hatte aber in der Nacht einen beängſtigenden Traum. Weißgekleidete Männer mit brennenden Fackeln in den Händen umringten das Kloſter und riefen dem Abte zu: Wir verbrennen dich und dies Haus, wenn du nicht den Diener Gottes Simeon zurückrufſt. Was hat er verbrochen? Warum haſt du ihn verjagt? Am großen Gerichtstage wird ſeine Würdigkeit im hellen Lichte erglänzen! Zitternd erwachte Heliodor, berief die Brüder und ſprach: „Ich habe dieſe Nacht vieles um Simeon gelitten. Er iſt ein großer Freund Gottes. Zieht aus und ſucht ihn und kehrt nicht ohne ihn zurück.“ Die Brüder gehorchten. Hirten wieſen auf Simeons Spur. Sie fanden und brachten ihn zurück. Doch ſeines Bleibens war nicht länger in Teleda. Die Vorſchule war durchgemacht, die hohe Schule erwartete ihn. Zehn Jahre hatte Gott ihm geſchenkt, um zu prüfen, ob er beharren werde in der Liebe zum Leiden; ob Haß und Verfolgung ihn ſo einſchüchtern, milde Vorſtellungen ihn ſo einnehmen könnten, daß er ablieſse von ſeinem Dornenwege. Da er aber unerſchütterlich ſowohl in ſeinem Entſchluß als in der Nächſtenliebe blieb und da nicht ein Stäubchen von Erbitterung noch von Selbſtgefälligkeit ſeine Seele befleckte: ſo führte die Hand Gottes ihn weiter. Simeon zählte jetzt vierundzwanzig Jahre. Die Welt hatte er gänzlich vergeſſen; daher wußte er auch durchaus nicht, wohin er ſich zu wenden habe, nachdem er das Kloſtergebiet von Teleda verlaſſen. Er bat Gott, ihm den Weg zu bereiten und ihn dahin zu führen, wo er ſeinen Diener haben wolle; und wanderte getroſt weiter. So kam er in die Nähe des Fleckens Telaneſſus (ſyriſch Telneſche) im Gebiete von Antiochien, trat unter einen Baum und betete dort: „Allerheiligſter Gott und Herr! iſt es Dir genehm, daß ich in dieſem Orte die vierzigtägige Faſtenzeit zubringe, ſo führe mich zu irgend einem Kloſter und laß den Pförtner zu mir ſprechen: Komm herein.“ Bis zum Abend blieb er im Gebete unter dem Baum, ging dann in den Flecken, fand ein Kloſter und klopfte an die Pforte. Ein freundlicher Knabe öffnete ſie, ſchaute mit kindlicher Ehrerbietung zu dem ſchönen, würdevollen, einnehmenden Fremdling auf und bat ihn einzutreten. Simeon wünſchte zuvor dem Abte gemeldet zu werden; doch der Knabe ergriff mit liebevoller Haſt ſeine Hand, zog ihn über die Schwelle und lief dann fort. Das Kloſter war faſt ganz verödet; die Mönche hatten ſich anderen Genoſſenſchaften angeſchloſſen und es befand ſich jetzt nur dieſer ſiebenjährige Knabe und ein Greis darin. Letzterer kam ſchnell herbei und nahm Simeon wie einen längſt gekannten teuren Freund auf, bewirtete ihn ehrerbietig und ſtellte das ganze Haus ihm zur Verfügung. Simeon bat ihn um eine abgelegene Zelle, in welcher er die bevorſtehende Quadrageſima recht abgeſchieden verbringen könne und der Greis ließ ſie nach ſeinem Wunſche einrichten. In Telaneſſus befand ſich damals ein Geiſtlicher, der das kirchliche Amt hatte, zu Zeiten in der Provinz umherzureiſen und die Prieſter auf dem Lande, wie auch einzelne Klöſter, die nicht unter einem Abte ſtanden, zu viſitieren, damit jeder möglichen Unordnung ſchleunige Abhilfe werde. Er war ein ausgezeichneter Mann, gebürtig aus Edeſſa, von vornehmem Geſchlecht. Er hieß Baſſus und war ſelbſt der Vorſteher einer Genoſſenſchaft von zweihundert Mönchen, die er nach einer ſehr ſtrengen Regel leitete. Sie durften keine Laſttiere und keine Mühle haben, kein Geld annehmen, keine Ausgänge für Einkäufe machen, mußten alſo ſich ganz der Vorſehung Gottes überlaſſen. Baſſus beſuchte Simeon und ſeine große neidloſe Seele ward von Bewunderung erfüllt über dieſen Jüngling, der mit ſolchen Rieſenſchritten und ſolcher unbefangenen Einfalt auf dem Wege der Leiden vorwärts lief. Simeon ſchätzte ſich überaus glücklich, einen ſo erleuchteten Ratgeber hier gefunden zu haben und teilte ihm ſeine Abſicht mit, die vierzigtägige Faſte ununterbrochen dem Gebete, und zwar ohne Speiſe und Trank, eingemauert in der Zelle hinzubringen. „Willſt du dich denn freiwillig der Gefahr ausſetzen, ein großes Verbrechen zu begehen und ein Selbſtmörder zu werden?" fragte Baſſus mit ſcheinbarer Strenge. „Wohlan, mein Vater," entgegnete Simeon demütig, „laſſe mir zehn Brote und einen Krug mit Waſſer bringen, und ich verſpreche dir, im Falle der Not davon Gebrauch zu machen.“ Baſſus konnte nichts dagegen einwenden. Er ſegnete den heiligen Jüngling, ließ ihm die Lebensmittel bringen und dann in ſeiner Gegenwart die Türe vermauern. Der wunderbare Büßer blieb allein mit Gott, wie ſein Heiland in der Wüſte es geweſen war. Baſſus konnte kaum den Ablauf der Faſte erwarten vor Sorge und Teilnahme. Endlich wurde die Türe eingeſchlagen und er fand Simeon am Boden liegen, körperlich atemlos und ſchwach, geiſtig in höchſter Weiſe lebend; denn kaum hatte er von Baſſus die heilige Kommunion empfangen, ſo ſtand er auf und verließ die Zelle. Brot und Waſſer waren unberührt geblieben.

Der Prieſter von Telneſche, Daniel, wurde ein großer Freund und Anhänger Simeon. Er war ſelbſt ſehr aszetiſch und verſtand daher den erhabenen Bußgeiſt, der den Jüngling beſeelte. Er ging beſtändig mit ihm um und verſorgte ihn mit Kleidern und mit ſeiner geringen Lebensnotdurft. Simeons Sinn ſtand nach der Wüſte; Daniel, Baſſus und andere Freunde hielten ihn aber für berufen, unmittelbarer auf die Welt zu wirken, als es in der tiefen Einöde möglich iſt, und ſchlugen ihm das einſiedleriſche Leben in einer Mandra vor. Das iſt ein Raum im Freien, der von einer hohen Steinmauer umgeben iſt. Wer ſich darin aufhält, iſt allen Unbilden der Witterung preisgegoben und kann von außen nicht geſehen werden. Die beiden großen Büßerinnen Cyra und Marana, Simeons Landsmänninnen und Zeitgenoſſen, lebten gemeinſchaftlich in einer ſolchen Mandra.

Dieſer Vorſchlag war nach Simeons Wunſch. Daniel beſaß auf einem benachbarten Berge ein Grundſtück und gab mit Freuden den Platz her, auf welchem die Mandra eingerichtet wurde; und kein König nahm je froher Beſitz von ſeinem Throne und von den Herrlichkeiten ſeines Reiches, als Simeon von ſeiner Mandra, in welcher nichts als das äußerſte Elend ihn erwartete, jedoch ein Elend, welches durch die Herrlichkeit Gottes wunderbar überſtrahlt werden ſollte. Es war im Jahre 412 und Simeon zählte vierundzwanzig Jahre, als er die Stätte betrat, auf welcher er faſt ein halbes Jahrhundert hindurch als eine geiſtige Sonne, von oben herab, Lehrer und Wohltäter der Völker werden ſollte. Die erſten Jahre ſtand er aber noch nicht auf Säulen; allmählich klimmte er die Leiter der äußerſten Abtötung empor. Er begann damit, zur Faſtenzeit in die Mandra zu gehen, den Eingang durch ſeinen Freund und Beſchützer, den ehrwürdigen Baſſus, vermauern zu laſſen und ſich in gänzlicher Enthaltung von aller leiblicher Nahrung, dabei unbeſchützt gegen Stürme und Nachtfröſte, gegen Regenſtröme und Hagelſchauer, unter freiem Himmel unabläſſigem Gebet hinzugeben. Mit ſeiner einzigen Liebe, mit Gott, vereinigt zu ſein, dahin rang ſich ſeine Seele durch Überwältigung jeder irdiſchen Hemmung und Störung, gleichviel ob dieſe aus den Anforderungen oder aus dem Unbehagen der irdiſchen Natur hervorgingen. Kraft ſeiner heiligen Liebe legte er ſich mehr und mehr dieſe irdiſche Natur unter die Füße und zugleich auch alle Angriffe des böſen Feindes, der keine Art von Verſuchung verſchmähte, um den Kämpfer Chriſti von ſeinem beſtaubten Erde! — weil ſolcher Glaube und ſolche Liebe darin Platz finden.

Die Drangſale der kleinen Genoſſenſchaft waren aber noch lange nicht zu Ende. Unter der Leitung der ehrwürdigen Mutter Patin erſtarkte ſie freilich im geiſtlichen Leben, allein die materielle Exiſtenz wurde ihr gar ſchwer. Waren ihre Mitglieder auch bereit auf jede Weiſe zu darben: ſo mußten doch die Büßerinnen genügend verpflegt werden, um ſie nicht mißvergnügt und widerſpenſtig zu machen oder gar ihren Austritt zu veranlaſſen, der durch materielle Entbehrungen leicht herbeigeführt werden konnte. Als nun gar nach drei Jahren das Kloſter von der Heimſuchung von ſeinem Rechte, eine neue Oberin zu wählen, Gebrauch machte und die ehrwürdige Mutter Patin zu dieſer Stelle zurück berief — fühlte ſich die kleine Schaar bitter verwaist; denn es nahm zwar eine andere Ordensfrau von der Heimſuchung den leeren Platz ein, doch nur um ihn ſehr ſchnell wieder zu verlaſſen, da ſie ſich nicht der Aufgabe gewachſen fühlte, mit ſolchem Mangel an Hülfsmitteln das ſchwache Schifflein über Waſſer zu halten — geſchweige es zu lenken. Renata von Taillefer, die mit ihrem Kloſternamen Maria Aſſumption hieß, übernahm die Sorgen und Verantwortlichkeit einer Oberin und erlebte ſchwere Tage; denn der edle Gönner und Beſchützer des Pater Eudes, der Biſchof Herr von Angennes ſtarb in demſelben Jahr 1647, und mit ſei-

Ziele zurückzuſchlendern. Allein Simeon war ſchon ein Meiſter in der heiligen Wiſſenſchaft des Gebetes: er ließ die Hölle toben und hielt mit ſeinem Willen am Himmel feſt. Am Oſtertag ſtellte ſich wiederum der ehrwürdige Baſſus vor der Mandra ein; jedoch nicht allein, ſondern mit allen Geiſtlichen ſeines Amtsbezirkes und vielen anderen, zu denen ſich denn auch noch alle Einwohner von Telneſche und aus der ganzen Umgegend erwartungsvoll geſellten. In Gegenwart ſo vieler Zeugen wurde die Mandra geöffnet und alle begrüßten Simeon mit unbeſchreiblichem Frohlocken. Ein gottſeliger Mann, der Maris hieß, war der Überzeugung, daß das Gebet dieſes großen Büßers Gott ſehr wohlgefällig ſein müſſe, hatte deshalb ein Gefäß voll Öl mitgebracht und bat Simeon demütig, es zu ſegnen. Es geſchah; und als ob Gott ſeine Gnade ſinnbilden wolle, in ſolchen Strömen überwallte das Öl die Schale, alles Volk ſchöpfte begierig und andächtig, und Maris trug das überfließende Gefäß nach Hauſe, wo es jahrelang in wunderbarer Weiſe gefüllt blieb. Baſſus ſpeiſte Simeon mit dem Brote der Engel, verließ ihn in ſeiner Madra mit erhöhter Liebe und Bewunderung und ſprach, vom prophetiſchen Geiſte erfüllt, zu dem verſammelten Volke: „Durch dieſen ſeligen Jüngling wird der Herr Wunder wirken, wie er ſie weder durch ſeine Propheten, noch ſeine Apoſtel gewirkt hat. Die Könige und Großen der Erde werden kommen, ihn zu begrüßen, zu verehren und auf den Knien um ſeine Fürbitte ihn anzuflehen.“ Und wirklich begannen jetzt auch die wunderbaren Heilungen kranker Leiber und Seelen, welche mehr und mehr

Simeons Ruhm durch die ganze Welt verbreiteten. Ein achtzehnjähriges Mädchen aus der Nachbarſchaft, gichtbrüchig ſeit ihrer Kindheit, war die Erſte, die bei ihm Heilung fand. Zugleich entzündete er in ihr einen ſolchen Drang nach der höheren Vollkommenheit, daß ihr Vater, ein reicher Mann, ihr ein Kloſter erbauen mußte, worin ſie fortan ein gottſeliges Leben führte. Theodoret ſagt von dem Zudrange zu Simeon, nachdem er verſchiedene Völker des Orients genannt hat: „Ja ſogar die Völker vom Niedergang der Sonne kamen zu ihm, aus Spanien nämlich und England, und aus Frankreich, das zwiſchen dieſen beiden Ländern liegt. Von Italien braucht nur dies eine angeführt zu werden, daß man ſagt, in der weltberühmten Stadt Rom ſei der ſelige Simeon ſo hoch verehrt, daß man ſein Bild in kleiner Form an allen Werkſtätten und Laden anbringe, um ſich dadurch gleichſam ſeinem Schutze anzubefehlen.“ In ſeinem Verlangen nach ungeſtörter Einſamkeit mit Gott begehrte Simeon, ſich dieſem Zudrange zu entziehen und deshalb die Türe der Mandra auf drei Jahre vermauern zu laſſen, ſo daß er für jedermann unſichtbar und unzugänglich ſei. In der Ringmauer blieb nur eine ganz kleine Öffnung, durch welche ihm die heilige Kommunion gereicht wurde. Ein Gefäß mit Linſen und ein Krug voll Waſſer drang ihm Baſſus auf, beredete ihn auch, ſeine Vermauerung auf achtzehn Monate zu beſchränken. Mit großer Demut folgte Simeon den Ratſchlägen ſeines erfahrenen Freundes und ſetzte zugleich ein ſolches Mißtrauen in die Schwäche ſeiner eigenen Natur, daß er ſich den rechten Fuß durch eine eiſerne Kette feſſeln und dieſe an einen ſchweren Stein ſchmieden ließ. Dadurch war ihm Flucht unmöglich gemacht. Der Chorbiſchof Melitius von Antiochien machte ihm jedoch die Bemerkung, daß ein feſter, aus dem Willen Gottes entſpringender Vorſatz den Leib auch ohne Kette feſſeln könne; da ließ Simeon ſie wieder abnehmen und ſammelte ſich zur Beharrlichkeit in ſeinem ſchweren geiſtigen Kampf. Immer gewaltiger wurden die Prüfungen, die Gott ihm ſchickte oder zuließ, um ihn im Schmelztiegel zu einem Werkzeuge von reinem Gold zu läutern, das würdig ſei, von der Hand Gottes gebraucht zu werden. Dämoniſche Verſuchungen wechſelten ab mit himmliſchen Offenbarungen; qualvolle Schreckniſſe mit überfließenden Tröſtungen; trügeriſche Erſcheinungen mit lieblichen Viſionen und mit überirdiſch belehrenden Geſichten. Durch dieſen Wechſel von Qualen und Wonnen, durch dieſe Boten aus Hölle und Himmel, die gleichſam ſein Herz umlagerten und es einzunehmen ſuchten, wurde Simeon ebenſo geübt in der geiſtigen Abtötung, wie er ſich ſelbſt in der leiblichen übte. Nichts dünkte ihn ſüß oder wünſchenswert oder tröſtlich, als Gott zu dienen in der Weiſe, die Gott wohlgefällig ſei; ob das nun ſei auf Dornen oder auf Roſen, das war ihm vollkommen gleichgültig. Im Feuer unbegreiflicher Prüfungen wurde er wie ein Gewand von Asbeſt, das man in die Flammen wirft, um es zu reinigen, und das nicht verbrennt, ſondern lauter und geſchmeidig wird. In ſtillen Nächten oder in früher Morgendämmerung ſahen zuweilen Hirten und Landleute Engel, die ein Kreuz trugen, auf der Ringmauer der Mandra ſtehen, oder hörten feierliche Lieder, wie Chorgeſang, von überirdiſchen Stimmen geſungen. Dieſe Ehrfurcht zog einen geweihten Kreis um die Mandra; dennoch wagten einſt drei wilde rohe Geſellen, einen Angriff auf Simeon zu machen und um Mitternacht die Mauer zu überſteigen. Mit Schwert und Lanze ſtürmten ſie auf den heiligen Beter ein; doch urplötzlich lähmte ſie eine geheimnisvolle Gewalt und unbeweglich blieben ſie auf einer und derſelben Stelle ſtehen. Da ſtanden und ſtanden ſie bis zum anderen Abend; denn nun erſt kam Simeon aus ſeiner Gebetsentzückung zu ſich, wurde ihrer anſichtig und fragte, wer ſie wären und was ſie wollten. Der eine fand nun Kraft, um zu ſagen, ſie wären Räuber und hätten ihn töten wollen. „Gehet in Frieden," ſprach Simeon, „und tut künftig keinem Menſchen mehr etwas Böſes an, damit euch nichts Schlimmeres widerfahre." So verſtrichen die achtzehn Monate von Simeons gänzlicher Abgeſchloſſenheit, und zum drittenmal kam ſein gottſeliger Freund Baſſus in Begleitung einer unzähligen Volksmenge, um die Vermauerung zu beſeitigen. Die allgemeine Bewunderung und Freude, Simeon geſund und lebendig zu finden, ging in andächtiges Erſtaunen vor der Gnade Gottes über, als Baſſus das Gefäß mit Linſen öffnete und es ganz unberührt fand. Das Volk begehrte davon, und Prieſter und Diakonen teilten während ſechs Stunden von dem geſegneten Vorrat aus. Obgleich Simeon nun wieder den Menſchen zugänglich war und ihren Nöten mit ſeinem Gebete, ihren Sünden und Laſtern mit ſeinen Ermahnungen zu Hilfe kam: ſo blieb ſeine Seele doch ungeſtört in der Vereinigung mit Gott und deshalb trat ihm auch die Beſtimmung, welche Gott ihm gegeben hatte, klar und immer klarer vor die Seele: ein Bußprediger ſollte er ſein durch Wort und durch Beiſpiel; die unermeßliche Erbarmung, Gnade und Liebe Gottes ſollte er durch ſeine Lehren, ſeine Wunder, ſein ganzes Leben verkündigen und zugleich die weltüberwindende und verſöhnende Macht der Buße, wenn ſie aus heiliger Liebe zum Leiden entſpringt und als ein Bächlein in das Meer der Sühne am Kreuze ſich ergießt, ſollte er an ſich ſelbſt zeigen. Bei einem ſo demütigen, ſo entſagenden, ſo abgetöteten, ſo durch und durch geiſtig Armen iſt nicht wohl eine ſelbſtquäleriſche Laune vorauszuſetzen, die ihn ſiebenundvierzig Jahre in ſeine Mandra geſperrt hätte. Er quälte weder ſich ſelbſt noch andere. Er war, wie alle heiligen Freunde Gottes vor ihm und nach ihm, lieblichen Gemütes, freundlich und teilnehmend; aber freilich, zum Wegweiſer auf ſeinem Pfade konnte er die Welt nicht brauchen; und welcher Heilige konnte das je? Gerade weil er jetzt in häufigere Berührung mit den Menſchen kam, nahm ſein Bußeifer zu. Immer ſtrenger wurde ſein Faſten, immer glühender ſein Gebet, immer gewaltiger ſeine Abtötung. Er begann, um mehr und mehr das Fleiſch zu überwinden, die Übung des Stehens in der Art, daß er auf der Stelle in der Mandra, wo er zu beten pflegte, Tage und Nächte hindurch ſtehend im Gebete ausharrte. Jetzt wurde der Zudrang der Menſchen maſſenhaft. War auch mancher aus Neugier gekommen, mit Andacht und Ehrfurcht ging er fort, und bald begehrte ein jeder von dieſem wunderbaren Diener Gottes Worte des

Heils zu vernehmen oder Gnaden zu erbitten. Kranke, Gelähmte und andere Leidende ließen ſich, trotz der größten Beſchwerden, aus weiter Ferne zu ihm bringen und baten um Geſundheit; Unterdrückte und Mißhandelte kamen und baten um Schutz; Arme und Elende um Abhilfe ihrer Not. Liebreich und geduldig hörte Simeon all dieſe Anliegen und Klagen an; tröſtete alle, ermahnte alle, betete für alle; wirkte durch die Kraft Gottes zahlloſe Heilungen von Krankheit und Gebrechen, zahlloſe Bekehrungen armer Sünder, zuweilen auch Beſtrafung der Verſtockten, und entließ niemand, ohne an ihm in irgend einer Weiſe betätigt zu haben, daß der Geiſt Gottes ihn zu ſeinem Werkzeuge erkoren habe. Simeon kannte daher auch keine Bevorzugungen und machte keinen Unterſchied zwiſchen vornehm und gering, zwiſchen hoch und niedrig. Eine glänzende Viſion hatte ihm aufgetragen, für alle Arme zu ſorgen, weil jeder Betrübte und Bedrängte ein Armer ſei und jeder Entbehrende ein Bettler, nur daß die einen um den göttlichen Segen für himmliſche Dinge und die anderen für irdiſche bettelten. Deshalb müſſe Simeon für die Könige bitten um Weisheit und Demut; für die Richter um Gerechtigkeitsſinn und Achtung vor den Geſetzen; für die Reichen um Nächſtenliebe; für die Armen um Genügſamkeit; für die Prieſter um Selbſtverleugnung, für die Mönche um Opferfreudigkeit; für alle um einen unerſchütterlichen Glauben an die göttlichen Lehren des Chriſtentums. Deshalb dürfe Simeon auch nicht die Gewaltigen der Welt ſcheuen, wenn ſie die Kleinen mißhandelten, ſondern als ein Beſchützer der Witwen und Waiſen, der Geringen und Dürftigen ſolle er deren Recht vertreten und fordern, wo es unterdrückt und gekränkt werde.

In dieſem für den natürlichen Menſchen ſo unerhört beſchwerlichen und unerträglich qualvollen Leben fand Simeon nichts läſtig, als die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte und das Menſchengewimmel, das ihn umwogte. Er fürchtete ſich vor der allgemeinen menſchlichen Schwäche der Eitelkeit, und vor Zerſtreuung des Gemütes, die aus der Vereinigung mit Gott reißt. Aber Gott, nach welchem Simeam ſo feurig und aufrichtig verlangte, behütete ihn vor dieſen Klüften und gab ihm neue Gnaden, d. h. neue Mittel der Abtötung. Zu Anfang des Jahres 423 begann Simeon ſeine an ſich ſchon unerhörte Bußübung des immerwährenden Stehens dadurch zu erhöhen, daß er auf Säulen ſtieg. Innerhalb der Mandra befand ſich ein Stein, der drei Ellen hoch war; auf demſelben erblickte Simeon in einer Gebetsentzückung einen herrlichem Mann in kriegeriſcher Rüſtung, mit verklärtem Antlitz, der die Hände faltete, ſich tief beugte, dann ſich wieder aufrichtete, und nachdem er dieſe Verneigungen eine Zeitlang fortgeſetzt hatte, Blick und Hände gen Himmel hob. Dazwiſchen ſchaute er feſt und eindringlich Simeon an. Drei Nächte hindurch verharrte die herrliche Erſcheinung vom Abend bis zum Morgen abwechſelnd in jenen beiden Gebetsweiſen; dann verſchwand ſie, und Simeon fühlte ſich dadurch ſo beſtimmt aufgefordert und ſo innig ermutigt, daß er jetzt auf den Stein ſtieg und jene Übung begann. Da erfüllte namenloſe Süſſigkeit ſeine Seele, denn jetzt wurde ihm klar, wo Gott ihn haben wolle. Drei Monate ſtand er auf dieſem Stein und dann beſtieg er Säulen. Während der erſten ſieben Jahre ſtand er auf Säulen von elf, von ſiebenzehn und von zweiundzwanzig Ellen Höhe; und endlich ließ er die berühmte Säule von vierzig Ellen errichten, auf der er dreißig Jahre ſtand, dreißig Jahre wie einen Tag verlebte, und endlich ſein Leben auf ihr beſchloß. Der Durchmeſſer dieſer Säule betrug drei Fuß. Der Raum, auf welcher oben der Heilige ſtand, war eine Elle breit, mit einem Geländer umgeben und ohne Dach. Wer mit Simeon ſprechen wollte, der Prieſter, der ihm die heilige Kommunion reichte, ſeine Schüler, welche ihm einmal in der Woche ein ſpärliches grobes Linſengericht und zuweilen ein Kleidungsſtück brachten, überhaupt in ſeiner Nähe dienſtbereit ſich aufhielten: alle mußten der Leiter ſich bedienen. Seine Kleidung war das Mönchsgewand, eine lange Tunika von grobem Wollſtoff, mit einem Gürtel um den Leib und eine Kapuze zur Kopfbedeckung; dazu für den rauhen Winter ein kleiner Mantel aus Tierfellen. Seine unbeſchreiblich magere Geſtalt war höchſt geſchmeidig und von nerviger Kraft; ſein Antlitz ſchön und anmutig, immer ſtrahlend von innerer Heiligkeit, zuweilen verklärt in der Extaſe des Gebetes, und in ſpäteren Jahren ehrfurchtgebietend durch ſeinen langen grauen Bart. So ſtand er wie ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde auf ſeiner Säule und übte dort unabläſſig dasjenige Geſchäft, für welches die Welt zwiſchen ihren Millionen von Geſchäften nie Zeit hat: das Gebet. Die Engel ſind in ewige Anbetung verſenkt. Simeons Liebe zu Gott eiferte den Engeln nach und machte ihn den Engeln ähnlich; darum übte er das ewige Gebet. Dagegen ſträubt ſich die ſchwere irdiſche Natur — nicht nur gegen dieſe Übung ſelbſt, ſondern ſogar gegen den Glauben, daß ſie möglich ſei; hält ſie auch wohl für übertrieben. Aber die Aszeſe bricht eben die Übermacht der irdiſchen Natur, befreit die höheren Kräfte von deren Druck, löſt die Feſſeln, mit denen die Seele tauſendfach in die Leiblichkeit hineingeſchlungen iſt, und ermöglicht ihr durch die Befreiung aus dem verwirrten Vielerlei die Erhebung zur Einheit — zu Gott, die Vereinigung mit ihm, die Ruhe in ihm — dem Einen. Das Verlangen und Streben nach dieſer Erhebung der Seele iſt das Weſentliche des Gebetes; darin liegt nichts Unglaubliches und nichts Unmögliches. Und was die Übertreibung betrifft, ſo iſt die Übertreibung der Vernachläſſigung des Gebetes von vielen, vielen Tauſenden in ihrer Art gewiß weit unglaublicher. Millionen denken nicht daran, Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt: und niemand wundert ſich. Einer denkt daran, Tag und Nacht, und nur daran: und die ganze Welt ſtaunt. Dies Staunen, welches die Abirrung des Menſchen von ſeinem übernatürlichen Ziel ſo klar und ſo traurig ausſpricht, trieb eben eine ſo beſtändige Völkerwanderung zu jener Säule hin, auf der Simeon ſtand und ſeine Miſſion vollzog. Die ganze Nacht und am Tage bis drei Uhr nachmittags trug er ſeine eigenen Anliegen und die ſeiner Brüder, d. h. aller Menſchen, mit demütigem und inbrünſtigem Flehen vor Gott, pries die Fülle ſeiner Herrlichkeit und das Übermaß ſeiner Liebe, und klagte über die Kälte und Treuloſigkeit des wandelbaren Menſchenherzens. Dann hielt er täglich zwei Predigten oder belehrende Reden an das Volk, immer ergreifend, feurig, liebevoll, wie der heilige Geiſt ſie ihm eingab. Die Aufforderung, vom Irdiſchen ſich loszureißen, die Welt zu verachten, das Himmelreich zu erſtürmen, nichts zu fürchten, als die Strafen der Hölle, nichts ſchwer zu finden, als in der Ewigkeit fern vom Anſchauen Gottes zu ſein: dies bildete meiſtens den Inhalt ſeiner Anreden. Doch wechſelten ſie auch ab mit glühenden Ermahnungen, feſt im katholiſchen Glauben, in Anhänglichkeit an die echte überlieferte Lehre, in Unterwürfigkeit gegen die Biſchöfe und Prieſter zu ſein, und Götzendienſt, Häreſie und Judentum zu verlaſſen. Außer dieſen zwei allgemeinen Anreden ſprach er dann höchſt leutſelig und bereitwillig mit jedem Einzelnen, der von ihm Rat, Troſt, Entſcheidung, Urteil, Fürbitte, oder was ſonſt ſein Anliegen war, begehrte. Doch nur bis Sonnenuntergang. Mit dem Eintritte der Nacht legte er die Weltgeſchäfte beiſeite, entließ die Menge oder ließ ſich wenigſtens nicht länger davon abhalten, in die tiefe Stille und Einſamkeit des Gebetes ſich zu verſenken, um daraus Licht und Kraft zu ſchöpfen. Er hatte die Gewohnheit angenommen, zeitweiſe ſeine Anbetung durch tiefe Verbeugungen auszudrücken, bei denen er ſich dermaßen neigte, daß ſeine Stirn ſich ſeinen Füßen näherte. Ein Begleiter Theodoret's zählte einſt 1244 ſolcher Adorationen hintereinander, verirrte ſich dann in den Zahlen und hörte auf. An Sonn- und Feſttagen ſtand Simeon aber immer vierundzwanzig Stunden aufrecht, mit zum Himmel erhobenen Händen. In der erſten Zeit ſeines Säulenſtehens ließ er oben auf ihrer nem Tode ſtürmte ein Ungewitter von Widerwärtigkeiten und Verfolgungen auf Pater Eudes ein, indem deſſen Nachfolger nicht wohlwollende Geſinnungen für ihn hegte und ſogar ſo weit ging, das Seminar Jeſu und Mariä zu ſchließen und den Gottesdienſt in der Hauskapelle zu unterſagen, weil er mit den Gegnern des Pater Eudes behauptete, die neue Congregation ſinne nur auf Ränke, um die Oratorianer zu vernichten.

Als dieſer letzte Schlag erfolgte, war Pater Eudes in Paris. Ahnungsvoll ſchrieb er ſeinen geiſtlichen Söhnen:

„Wir dürfen uns nicht wundern über den Sturm, „der uns bedrohet: der Herr will unſere Standhaftigkeit prüfen. Das Gewitter wird bald vorüberziehen „und die Größe unſers Vertrauens auf ihn wird das „Maß ſeiner Gnade für uns ſein. Befiehlt man Euch „die Kapelle zu ſchließen: ſo gehorcht auf der Stelle „und leſet Eure heiligen Meſſen wo Ihr könnt. Was „man Euch anthue — demüthigt Euch vor Gott, aber „werdet nicht muthlos. Setzt Eure ganze Hoffnung auf „ihn und auf ſeine heilige Mutter und bringt ſo viel „Zeit wie möglich in der Anbetung des allerheiligſten „Sacramentes zu.“

Dieſe Ermahnungen ſind nicht ſo, wie ſie ein Ränkemacher ſeiner Partei ertheilen würde!

Durch die Trübſale des Pater Eudes war auch das Häuschen Unſrer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe ſehr

Spitze einen Pfahl befeſtigen und ſich mit Stricken an denſelben binden, damit er nicht von der Müdigkeit übermannt werde und etwa über das Geländer herabſtürze; denn zum Liegen oder Sitzen war innerhalb desſelben kein Platz. Er mußte ſich alſo an das Stehen gewöhnen, und es gelang ihm ſo vollkommen, daß er ſpäter freiſtehend, etwa nur an das Geländer ſich lehnend, aus einem leiſen flüchtigen Schlummer ſo viel Ruhe ſchöpfen konnte, als ſeine ins Überirdiſche hinein gezogene Natur noch bedurfte. Was ſeine heldenmütige Geduld und Beharrlichkeit noch bewundernswürdiger macht, ſind die entſetzlichen körperlichen Leiden, welche dies Stehen, dies Faſten, dies Wachen, dieſer Mangel an Obdach ihm zuzogen. Seine Fußſohlen riſſen auf, ſein Rückgrat litt, Geſchwüre bildeten ſich an ſeinen Füßen; dreimal erblindete er. Welche Peinen er ausſtand, wußten aber nur diejenigen ſeiner Schüler, welche ihn bedienten, und auch ſie nur unvollkommen, denn Simeon klagte nie. Seine Erblindungen mußten ſie freilich bemerken, aber kein Fremder erfuhr etwas davon, denn er hatte ihnen ſtreng verboten, etwas darüber zu ſprechen. „Gott weiß es ja,“ ſagte Simeon, „und das genügt mir; denn ihm allein diene ich, für ihn allein leide ich und er allein kann mir helfen.“ *Menſchen* waren für ihn um Gottes Willen geliebte Brüder, denen er ſich nach Kräften nützlich erweiſen müſſe; aber ihr Mitleid, ihr Lob, ihre Bewunderung begehrte er nicht. Darum lehnte er ruhig jede Ehre von ſich ab. Er pflegte zu den Kranken, die er geſund entließ, zu ſagen: „Wenn man euch fragt, wer euch geheilt hat, ſo ſprechet: Gott. Mich aber dürft ihr nie nennen! Tätet ihr das, ſo lieſet ihr Gefahr, Gott ſchwer zu beleidigen und von ihm geſtraft zu werden. Sein iſt die Macht und die Gnade; darum ſei auch die Ehre ſein.“ Ein Prieſter erſchien einſt vor der Säule und rief, hingeriſſen von Bewunderung, zu Simeon hinauf: „Wer biſt du, wunderbares Weſen! biſt du ein Geiſt? biſt du ein Engel? kannſt du ein Menſch ſein?“ Die Umſtehenden hörten mit einigem Unwillen dieſe Fragen; Simeon bat aber demütig den Prieſter, die Leiter zu erſteigen, und dann zeigte er ihm ſeine Hände und Füße und das böſe Geſchwür, ließ ihn die Hand auf ſeine atmende Bruſt legen, erzählte ihm, was und wann er zu eſſen pflege, und ſprach von dieſen außerordentlichen Dingen ſo gleichgültig, als ob ſie die alltäglichſten von der Welt wären. Der Geiſtliche überzeugte ſich, daß Simeon ein Menſch ſei, und verließ ihn viel erſtaunter über ſolche Demut und Abtötung, als er über den Anblick eines Engels geweſen wäre. Doch erregte Simeons Lebensweiſe anfangs Mißbilligung und Tadel von Seiten ſolcher, die nicht wußten, aus welchem Geiſt er handle, und die ſich durch körperliche Strengheiten und durch Wunderzeichen nicht blindlings einnehmen ließen. Die geiſtlichen Söhne und Jünger eines Ammon, eines Macarius, die Einſiedler von Nitria, welche ſich gründlich auf die heilige Aszeſe an Leib und Geiſt verſtanden, ſchickten deshalb einen Boten zu Simeon, um ihn in der Tugend zu prüfen, die der Probierſtein aller übrigen und überhaupt des Chriſtentums und chriſtlichen Sinnes iſt: im Gehorſam. Im Namen dieſer ehrwürdigen Väter der Wüſte ſprach der Abgeſandte deren Tadel einer ſo befremdeten Lebensweiſe gegen Simeon aus und gebot ihm, die Säule zu verlaſſen und ſich künftig nach den herkömmlichen überlieferten Regeln, ſei es als Einſiedler oder als Mönch, zu richten. Kaum hatte der Bote ſeinen Auftrag gemeldet, ſo ſchickte ſich Simeon an, ſeine geliebte Säule zu verlaſſen, obgleich er feſt glaubte, die Hand Gottes habe ihn dahin geſtellt; denn das eigene Urteil kann auch den erhabenſten und edelſten Geiſt täuſchen und irre führen; der Gehorſam nie! im Gehorſam iſt immer ein etwas vom Geiſte desjenigen, „der gehorſam war bis zum Tode am Kreuze.“ Kaum wurde der Bote aus der Wüſte Simeons Bereitwilligkeit gewahr, ſo rief er ihm zu, gemäß ſeiner Vorſchrift: „Halt und bleibe nur auf deiner Säule! Gott führt dich! Harre aus bis zum Ende.“ Hätte Simeon ſich geweigert, ſo würde man ihn mit Gewalt von der Säule entfernt haben. Auch Mönche von Tabenna verdammten anfangs ſeine Lebensart als eine durch Neuheit und Übertreibung höchſt anſtößige, und ließen ihm ſagen, ſie könnten in keiner Gemeinſchaft mit ihm ſtehen. Aber ihre Abgeſandten lernten an Ort und Stelle Simeons Tugenden und erhabenes Leben beſſer kennen, und ſtatteten nach ihrer Heimkehr einen ſo günſtigen Bericht ab, der allmählich von allen Seiten bekräftigt wurde, daß bald eine zweite Geſandtſchaft vor dieſer Säule erſchien, um die freudige Ehrfurcht und Bewunderung der Mönche auszuſprechen. Überhaupt fielen Szenen der eigentümlichſten Art um dieſe Säule vor, von denen Theodoret als Augenzeuge einige erzählt:

„Ein Volksſtamm aus einem barbariſchen, unbekannten Lande erſchien vor Simeon, und der

Häuptling bat für ſich und ſeine Horde um den Segen des Heiligen. Nun traf es ſich, daß ein anderer Stamm, der mit jenem in Feindſchaft lag, wie es bei den orientaliſchen Völkern oft der Fall iſt, eben in derſelben Abſicht zu Simeon gezogen war. Deſſen Häuptling erhob nun eine heftige Anklage gegen die neuen Ankömmlinge und beſchwor Simeon, ihnen ja nicht ſeinen Segen zu geben, und ganz beſonders nicht dem Anführer, der ein ſehr böſer und unwürdiger Menſch ſei. Der Angeklagte hub aber eben ſo heftig an ſich zu verteidigen und ſeinen Ankläger zu beſchuldigen; beide Horden nahmen Partei für ihre Häuptlinge und der Streit wurde ſo grimmig, daß er geradezu in einen Kampf überging. Ich war gerade zugegen, ſuchte die Parteien zu beſänftigen und verſicherte, Simeon werde dem einen Stamme wie dem anderen die Benediktion erteilen; aber dies eben wollten die einen den anderen nicht gönnen, weil ſie behaupteten, der Häuptling ſei ein Unwürdiger. Endlich mußte Simeon alles Ernſtes die Streitenden bedrohen, um nur den Aufſtand zu ſtillen. Und ich habe dies anführen wollen als ein merkwürdiges Beiſpiel von dem Vertrauen, das dieſe Barbaren auf Simeons Benediktion ſetzten, da ſie deren ſegnende Kraft durchaus nicht ihren Feinden gönnen wollten."

„Ein anderesmal," erzählt Theodoret, „geriet ich an dieſem Orte faſt in Todesgefahr. Ich ſagte ſchon, daß ſich Perſer und andere Völker aus dem tiefen Aſien zu Simeon begaben und ergriffen von ſeinen Predigten und Ermahnungen zum Glauben ſich bekehrten und ſich taufen ließen. Die Söhne Jsmaels" (Araber, wahrſcheinlich Beduinen, die als wandernde Stämme umherziehen), „kamen aber zuweilen in Scharen von zwei-, dreihundert, ja von tauſend Mann, legten ihre Irrtümer ab, zertrümmerten die Götzenbilder, die ſie mit ſich führten, ließen ſich von Simeon in den Grundlehren des Chriſtentums unterrichten und verlangten dann die heilige Taufe. Simeon, der eine große Ehrfurcht vor dem geiſtlichen Stande hatte, ermahnte einſt einen ſolchen neubekehrten Stamm, ſich meine Anweſenheit zu Nutzen zu machen und mich um meinen prieſterlichen Segen zu bitten. Die guten Leute taten es ſogleich und zwar mit dem zwiefachen Feuer ihres friſchen Glaubenseifers und ihrer natürlichen Wildheit. Sie ſtürmten auf mich ein; die Nächſten hielten mich feſt, am Mantel die einen, an Bart und Händen die anderen; die Entfernteren ſtreckten die Arme nach mir aus; die ganz Fernen aber drängten ſich ſo ungeſtüm und von allen Seiten in das Menſchengewirr hinein, daß ich, in dem furchtbaren Getümmel hin und her gezerrt, Gefahr lief erdrückt zu werden. Simeon mußte mit großer Mühe Stille gebieten und Ruhe ſchaffen, um mich vor dem frommen Zudrange zu ſchützen.“

„Von einem ſehr berühmt gewordenen Wunderzeichen des heiligen Mannes war ich ſelbſt Augenzeuge,“ berichtet Theodoret weiter. Ein ſarazeniſcher Fürſt bat Simeon, einem Manne ſeines Gefolges, der von einer Lähmung aller Glieder befallen war, die Geſundheit zu erflehen. Simeon fragte den Kranken, ob er dem Unglauben entſagen wolle? und dieſer erklärte ſich dazu bereit. Alſo glaubſt du an den dreieinigen Gott, den Vater, und den eingeborenen Sohn, und den heiligen Geiſt? fragte Simeon. Ich glaube, antwortete der Kranke. Wohlan! ſprach Simeon, wenn du glaubſt, ſo ſtehe auf, nimm deinen Fürſten auf deine Schultern und trage ihn in ſein Zelt. Und der Gelähmte ſtand geſund und kräftig auf und tat wie Simeon ihn geheißen hatte. Alle Anweſenden brachen aus in Lob und Preis der Allmacht Gottes. Simeon hat aber durch dieſe wunderbare Heilung dasſelbe getan, was unſer Herr und Heiland tat, als er den Gichtbrüchigen aufſtehen und ſein Bett forttragen hieß. Da Er ſelbſt geſagt hat: Wer an mich glaubt, wird die Werke tun, die ich tue; und er wird größere als dieſe tun; ſo können wir nicht ſtaunen, wenn Er ſeine Zuſage erfüllt. Und Er hat es getan von Anfang an! Nie hat Er durch ſeinen Schatten ein Wunder gewirkt. Der Schatten des Petrus hingegen beſiegte Krankheit, Gebrechlichkeit und böſe Geiſter (Apoſtelgeſch. 5, 15), weil es dem Herrn und Heiland ſo gefiel. Und kraft Seines Namens und Seines Auftrages wirkte auch Simeon ſeine unzähligen Wunder."

Das Volk vom Libanon ſchickte eine Botſchaft an Simeon mit der Klage, daß die Raubtiere ihnen das Leben in ihren Bergen faſt unmöglich machten. Sie vermehrten ſich zu großen Herden, drangen in die Ortſchaften ein, raubten nicht nur alles Vieh, ſondern auch kleine Kinder, fielen ſogar Erwachſene an. Niemand getraute ſich allein in die Berge zu gehen und das Feld zu bearbeiten, und ſogar wenn viele beiſammen waren, ließen ſich die wilden Beſtien ſchwer verſcheuchen und immer nur auf kurze Zeit. Simeon antwortete auf ihre Klagen: „Euch gibt Gott, was ihr verdient. Ihr habt ihn und ſeine Erbarmung verlaſſen, um euch den Götzen zuzuwenden, die euch nicht wohl und nicht wehe tun können. Da gibt euch Gott den reißenden Tieren preis. Ruft nun eure Götzen an und ſehet, ob ſie euch helfen können.“ Die Abgeordneten bekannten, alle Opfer und Anrufungen hätten ſich gänzlich unwirkſam erwieſen; und mit lautem Jammergeſchrei warfen ſie ſich vor der Säule nieder und flehten um Simeons Fürbitte. Es war viel Volk zum Gebete verſammelt; alle unterſtützten das Flehen der Abgeordneten und Simeon ſprach: „Nun wohlan! wenn ihr eure Augen auftun wollt für die Erbarmungen Gottes, deſſen größte Barmherzigkeit euch zum wahren Glauben bekehrt ſehen möchte; wenn ihr den feſten Vorſatz faßt, euch in der chriſtlichen Heilslehre unterrichten zu laſſen und die Taufe zu empfangen: ſo will ich Gott bitten, daß er ſeine Geißel von euch nehme und ſein Angeſicht über euch leuchten laſſe.“ Sie antworteten einſtimmig: „Bitteſt du für uns um Befreiung von dieſer Drangſal und weicht die Geißel des Zornes von uns, ſo verſprechen wir deiner Heiligkeit, den Götzen zu entſagen und Chriſten zu werden.“ Tiefgerührt von der namenloſen Barmherzigkeit Gottes, welche ſich der wilden Beſtien bediente, um die armen Unwiſſenden von ihrem Irrtume zu bekehren, ſprach Simeon: „Stellt im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti an allen Grenzen eures Gebietes Steine auf, bittet chriſtliche Prieſter, die in eurer Umgegend ſich aufhalten, jeden Stein mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen, wachet neben denſelben drei Tage und Nächte, und ich hoffe auf den Herrn Jeſus, daß die Beſtien fortan keinem

Menſchen ſchaden werden." Voll freudiger Zuverſicht kehrten die Abgeordneten in den Libanon zurück, befolgten Simeons Anweiſung und es zeigte ſich ſogleich, daß ſein Mund den Willen Gottes kund getan habe; die Raubtiere rotteten ſich zuſammen unter furchtbarem Geheul und verließen das Gebiet. Frohlockend kamen die Einwohner der Ortſchaften nacheinander zu Simeon, Männer, Weiber, Kinder, verkündigten die Befreiung von der Landplage, verlangten Unterricht und Taufe, blieben noch eine Weile bei Simeon und zogen dann, Loblieder ſingend für die zwiefache Gnade, die ihnen das Leben der Zeit und der Ewigkeit friedlich machte, in die Heimat zurück. Solche Bekehrte wurden dann ſelbſt Glaubensboten für Nachbarvölker und vom Libanon drang der Ruf des heiligen Simeon bis ins Yemen (das glückliche Arabien), wo ſich kranke Ungläubige aufmachten, um bei dem Diener Gottes Geſundheit und den wahren Glauben zu finden.

Für die Chriſten in Perſien war ſein Gebet in weiter Ferne ein wirkſamer Schutz. Das Chriſtentum hatte ſich früh und ſtark in Perſien ausgebreitet und hatte in das Heer der Martyrer eine bedeutende Schar geliefert. Die Akten der perſiſchen Martyrer zeichnen ſich durch ein Übermaß der Grauſamkeit aus; die orientaliſche Phantaſie iſt unerſchöpflich in Erfindungen ſo gräßlicher Art, daß man vor dem Gedanken ſchaudert: dies konnten Menſchen an Menſchen verüben. Dennoch wurde das Chriſtentum nicht ausgerottet. Da aber die Könige von Perſien unbekehrt und der Anbetung des Feuers treu blieben, ſo waren die Chriſten nie ſicher vor Bedrängnis und Verfolgung. Die Magier, welche als Prieſter des Feuerdienſtes und zugleich als Weiſe und Zauberer von den Perſern verehrt wurden, verſuchten immer von neuem, das Chriſtentum wo möglich auszurotten; und dieſen Verſuch erneuerte denn auch das Oberhaupt der Magier zu einer Zeit, da Simeons Name, als ein wundertätiger Beſchützer der Bedrängten, auch in Perſien bekannt geworden war. König Jezdegerd gab dem Obermagier die Vollmacht, gegen ſeine chriſtlichen Untertanen zu wüten und kein Mittel unverſucht zu laſſen, um ſie zum Abfalle zu bringen. Die Geißel, die Folter, das Schwert mißhandelten und würgten die Lämmer Chriſti. In einem gräßlichen Kerker lagen dreihundertundfünfzig Gläubige in Feſſeln, Männer und Frauen, Prieſter und Laien. Der Hunger ſollte ihr Gewiſſen mürbe machen und ſie zum Abfalle zwingen. Aber ſie zogen alle Qualen dieſes entſetzlichen Todes einer Todſünde vor und blieben unerſchütterlich. Zehn Tage hatten ſie nun ſchon Hungersnot gelitten; da gab der heilige Geiſt den ſtandhaften Bekennern ein, ſich in Vereinigung mit Simeons Gebet an Gottes Barmherzigkeit zu wenden, und als ſie bis Mitternacht ſo demütig und vertrauensvoll und kindlich gefleht hatten, da erfreute ſie eine liebliche und troſtreiche Erſcheinung: Simeon ſtand in ihrer Mitte, umſtrahlt von Licht, in weißem Gewande, mit leuchtendem Antlitz, ermutigte ſie und verhieß ihnen das Ende ihrer Leiden. Der Kalvarienberg ragte ja überall in ſein Leben hinein; warum nicht auch der Thabor? Und nachdem er ſie mit ſo großer Wonne erfüllt hatte, daß ſie ihres Kerkers und ihrer Nöten gänzlich vergaſſen, erſchien er ihrem Verfolger, dem Oberhaupte der Magier, zürnend, drohend, ſtrafeverheißend, und erfüllte ihn mit einem ſo übernatürlichem Entſetzen, daß derſelbe einem ſo gewaltigen Beſchirmer der Chriſten ſich nicht zu widerſetzen wagte, ſondern den König Jezdegard um Einſtellung der Verfolgung beſchwor. Als der König die Veranlaſſung zu einer ſo befremdenden Bitte erfuhr, ließ er ſogleich alle Chriſten auf ehrenvolle Weiſe in Freiheit ſetzen und ihre Gotteshäuſer ihnen wieder übergeben; denn er fürchtete ſich vor irgend einem göttlichen Strafgerichte, wie es jenen Magier ereilte. Die Erſcheinung hatte zu dieſem geſprochen: „Da du das Feuer anbeteſt, wird das Feuer dich verbrennen: und dann ſiehe, ob es dir Hilfe bringt.“ Von wütenden Schmerzen befallen, die ihm die Eingeweide verbrannten, ſtarb er eines qualvollen Todes. Die durch ganz Perſien zerſtreuten Biſchöfe waren nicht wenig über den plötzlichen Stillſtand der Verfolgung verwundert, zogen Erkundigungen darüber ein, vernahmen die übernatürlichen Vorfälle, verfaßten einen ſchriftlichen Bericht derſelben und ſchickten ihn durch eine Geſandtſchaft von drei Prieſtern an Simeon. Dieſe blieben einige Wochen bei ihm und laſen wiederholt den Anweſenden den Bericht vor. Nicht umſonſt ſtand Simeon unter freiem Himmel auf ſeiner Säule! ſein Leben und Wirken ſollte öffentlich beglaubigt werden und Augen- und Ohrenzeugen zu Hunderten, zu Tauſenden zählen.

Ob es dieſer oder ein anderer König von Perſien war, wird nicht geſagt; aber ein König dieſes Landes ſchickte an Simeon durch einen Geſandten die Bitte, der Heilige möge doch für ſeinen Sohn verwaiſt; allein Renata von Taillefer bewies, daß ſie von ihm gelernt hatte, ſich unter die Hand Gottes zu ſchmiegen und ungebrochen wieder aufzuſtehen.

Er ſchrieb ihr aus Paris:

An die Schweſter Maria Aſſumption (über die Hingebung an den Willen Gottes).

„Tauſend Dank Ihnen, meine ſehr liebe Tochter, „und allen unſern theuern Schweſtern, für Ihr frommes „Andenken und Ihre guten Wünſche. Sein Sie verſichert, daß auch ich Sie nicht vor Gott vergeſſe und „daß ich Sie täglich Alle, und Jede insbeſondere, auf „dem heiligen Altar darbringe. Glauben Sie mir: „wenn ich meiner Neigung folgte, ſo wäre ich lieber „in Caën und unterhielte Sie zuweilen von der unvergleichlichen Huld und Güte unſers ſüßen und anbetungswürdigen Heilands, als daß ich hier in den „Straßen von Paris umherlaufe. Aber Gott behüte uns „davor, jemals unſern eigenen Willen zu thun! hingegen „erzeige er uns die Gnade, recht zu erkennen, daß es unſere alleinige Aufgabe in dieſer Welt iſt, immer und überall den ſeinen zu erfüllen, Corde magno et animo volenti. O welche Freude, zu wiſſen, daß dies unſere „höchſte Angelegenheit iſt, und daß alle Mächte der „Erde und der Hölle uns nicht nur keinen Augenblick „hindern können — wenn wir es mit Gottes Gnade „wollen — uns mit ihr zu beſchäftigen: ſondern daß beten, der bereits ſeit fünfzehn Jahren an einer Lähmung des ganzen Körpers litt. Zwei koſtbare Teppiche ſollten der Bitte Eingang verſchaffen. Freundlich wies Simeon das Ehrengeſchenk ab und ſagte: „Im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti zieh' in Frieden heim, nimm die Teppiche wieder mit, bedecke den Kranken damit und ſprich dazu: Der arme Sünder Simeon gebietet dir im Namen Jeſu Chriſti aufzuſtehen." Der Abgeſandte tat, wie ihm geheißen war. Der Königsſohn genas auf der Stelle, und war ſo ergriffen von der Gnade und Allmacht Gottes, daß er das Chriſtentum annahm, mit ſeiner Mutter und Schweſter die Taufe empfing und dann vor der Säule ſeines heiligen Wohltäters erſchien, um ſich deſſen Segen zu holen.

Nicht bloß ein Miſſionär für die Ungläubigen war Simeon, ſondern auch ein Bußprediger für die Gläubigen; und hatte ſeine Säule ihm bei ſeinen täglichen Ermahnungen als Kanzel gedient, ſo mußte ſie dann auch wieder ein Richterſtuhl und die Mandra ein Gerichtshof ſein. In wie ſeltenem Grade er durchdringend und nachhaltig den Geiſt des Evangeliums zu wecken verſtand, bezeugt ein Schreiben, welches die Gemeinde von Phanir in Cöleſyrien, mit ihrem Klerus an der Spitze, ihm überſendete. Man ſieht daraus, in welcher Verehrung er ſtand, wie ſegensreich er wirkte und wohin ſein Streben ging. Ob er der Gemeinde die Verpflichtung zu einem wahrhaft chriſtlichen Leben in ſeinen mündlichen Vorträgen oder ſchriftlich ans Herz gelegt hat, wird nicht geſagt und iſt gleichgültig. Zuerſt einige Begrüßungen aus dieſem Briefe der Gemeinde von Phanir, deren Prieſter

Cosmas Simeons Freund und Lebensbeſchreiber wurde:

„An unſeren Vater und Herrn, den gläubigen, den auserwählten, der da würdig iſt des Grußes vom Himmel; an den Verherrlicher der Kirche Chriſti, den Prediger des Lebens, der da ſteht zwiſchen Gott und ſeinen Geſchöpfen; an ihn, der die drei erhabenſten Tugenden, Liebe, Hoffnung und Glaube übt, welche ſein Meiſter, der Apoſtel Paulus, ihn gelehrt hat, der ſeinen Herrn in Wahrheit liebt und ſeinem Gott in Gerechtigkeit dient, der ſeinen Schöpfer durch Tugendwerke erfreut und die Gebote ſeines Erlöſers erfüllt; an ihn, der die vergänglichen und hinfälligen Dinge verachtet, gläubig iſt wie Abraham, ſanftmütig wie Moyſes, heilig wie Joſua, eifrig wie Elias, wundertätig wie Eliſäus, ſiegreich wie Job; an den Herrn Simeon, der durch Namen und Werke übereinſtimmt mit Simon Petrus, dem Grunde der Kirche Chriſti — Cosmas, der Prieſter der Ortſchaft Phanir, ſamt den Diakonen und Lektoren und der ganzen kirchlichen Gemeinde, viele Grüße.“ Dann heißt es weiter: „Hinſichtlich des Gebotes der Gottesfurcht, welches von deiner Hoheit unſerer Wenigkeit iſt vorgeſtellt worden, ſchreiben wir dir, o Vater, in vollkommener Liebe. Und zwar über den Freitag[1]) und Sonntag: daß dieſe Tage unentheiligt und feierlich gehalten werden ſollen; über das Maß: daß wir kein doppeltes machen, ſondern nur ein Maß der Redlichkeit und ein Maß der Gerechtigkeit haben wollen; über die Grenzen der Ländereien: daß niemand ſie ändere, und über den Lohn: daß niemand ihn dem Arbeiter vorenthalten wolle; über den Zins: daß er zur Hälfte ermäßigt, und über die Schuldſcheine: daß die bezahlten zurückgegeben werden ſollen; über das gerechte Gericht: daß wir zwiſchen Großen und Geringen gerecht richten, kein Anſehen der Perſon gelten laſſen und kein beſtechendes Geſchenk annehmen wollen. Ferner wollen wir einander nicht verleumden, nicht Gemeinſchaft mit Räubern und Zauberern haben; wohl aber Miſſetäter und Übertreter des Geſetzes beſtrafen und fleißig betend unſer Seelenheil in der Kirche bewirken. Niemand ſoll ſich erfrechen, dieſe Geſetze zu übertreten, Gewalttat zu begehen, Ungerechtigkeit zu üben, den Richter zu beſtechen, Witwen, Waiſen und Arme zu unterdrücken, oder ein Weib zu rauben. Was du uns geboten haſt und was wir angenommen haben, das wollen wir nun auch in Wahrheit gewiſſenhaft beobachten, und wir freuen uns dazu. Wir ſchwören bei Gott und ſeinem Chriſtus und bei ſeinem lebendigen und heiligen Geiſt, und bei dem Siege unſerer Herren, der Kaiſer, daß wir jeden, der ſich erfrecht, dieſe Vorſchriften zu übertreten, nach deinem Wort, o Herr, und auch aus eigenem Antriebe ſtrafen und aus unſerer Mitte entfernen wollen. Nicht ſoll ſein Opfer in der Kirche mehr angenommen, nicht ſollen ſeine Toten zu Grabe geleitet werden. Bete für uns, o gerechter, vortrefflicher Herr, daß wir feſt und ſtandhaft in unſerem Entſchluſſe verharren, wozu uns von Chriſtus, um deiner Fürbitte willen, die Hilfe kommen möge. Bete für uns, daß wir weder vor dir zu Schanden, noch vor unſerem Herrn zu Schuldigen werden, ſondern mit froher Zuverſicht alles Gute in Gerechtigkeit tun und das Leben davon erlangen. Bete für uns, o Herr, daß uns durch deine Fürbitten zu jeder Zeit geholfen werde, und Erbarmung, Hoffnung und Heil über die ganze Welt in alle Ewigkeiten ſich ergieße. Amen. Über jeden, der dies alles hält, komme Segen. Wer ſich erkühnt, es zu übertreten, über den komme Fluch. Und es ſpreche das ganze Volk: Amen!“

---

[1]) In der alten Kirche hielten viele fromme Chriſten den Freitag, zu Ehren des bitteren Leidens, als Feiertag heilig.

Liebe Gott über alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt: dies einfachſte und höchſte Gebot des Evangeliums, das immer wieder aufgefriſcht werden muß, weil es immer wieder in Vergeſſenheit gerät; die Gottesfurcht und die Nächſtenliebe waren es alſo, auf welche Simeon allen Nachdruck, alles Gewicht legte. Auf dieſe Tugenden, die jeder üben ſoll und die er ſelbſt in einem ſo heroiſchen Grade übte, führte er die Gemeinde von Phanir und viele, viele Seelen zurück.

Die Bewohner der Ortſchaft Anadris im Libanon hatten ſeine Mahnung in den Wind geſchlagen und die Sonntagsfeier ſo wenig gehalten, daß ſie ihre Felder Sonntags bewäſſerten. Da verſiegte der Quell, der die Gegend weit und breit mit Waſſer verſah, und als ſie ihn trotz aller Mühe nicht aufzugraben vermochten, rührte ſie das Gewiſſen; ſie zogen zu Simeon und bekannten ihre Schuld. Anfangs zürnte er ſehr über die Verletzung eines ſo hochheiligen Gebotes; endlich aber ſprach er zu den Troſtloſen: „Warum befolgt ihr nicht meine Ermahnungen? ich gebe ſie ja nur zu eurem Heile! ich verlange ja nichts, als eure Seelen voll froher Zuverſicht ſicher vor Gott zu ſtellen. Gehorchet Ihm und geht in Frieden." Der Quell von Anadris floß nun reichlicher als zuvor.

Dieſe große Liebe zu den Seelen wendete ſich bei Simeon, wie bei allen Heiligen, mit wahrer Zärtlichkeit den großen armen Sündern zu. Ein Übeltäter, Namens Jonathas, ſetzte Antiochien und die ganze Umgegend durch Verbrechen und Frevel in Schreck. Aber die Stunde der Rache kam, und mit ihr die Gnade. Jonathas wurde ſo lange und ſcharf verfolgt, daß er, aus einem Schlupfwinkel in den anderen gejagt, nirgends mehr eine Zuflucht fand. Zu dieſer Angſt geſellte ſich die größere des böſen Gewiſſens. In ſeiner Verzweiflung wußte er ſich nicht anders zu helfen, als zu der Mandra zu eilen. Er umſchlang die Säule und brach in heiße Tränen aus. Simeon fragte ihn, wer er ſei und in welcher Abſicht er komme. Jonathas gab ſich zu erkennen und ſprach ſein Verlangen aus, Buße zu tun. Simeon ermunterte ihn zwar zum Vertrauen auf den unendlich barmherzigen Gott, der ja gerade für die Sünder ſich hingeopfert habe, warnte ihm aber auch vor Heuchelei und vor der Rückkehr zum böſen Leben für den Fall, daß die Gefahr vorüber gehe. Jonathas beteuerte ſeine ernſte Abſicht einer gründlichen Bekehrung. Inzwiſchen erſchien ein Trupp von Häſchern aus Antiochien und verlangte von Simeon die Auslieferung des Verbrechers; denn ohne Erlaubnis des Heiligen wagten ſie nicht, den elenden Menſchen von der Säule hinwegzureißen. „Meine Kinder," ſagte Simeon, „nicht ich habe ihn hergeführt; Gott hat es getan, und der iſt mächtiger als wir, und iſt ſchon oft ſolchen reuigen

Sündern zu Hilfe gekommen. Nehmt dieſen hinweg, wenn ihr wollt. Ausliefern kann ich ihn euch nicht, denn ich fürchte Gott, der ihn bußfertig zu mir geſchickt hat.“ Nach dieſer Erklärung des verehrten Mannes gebrach auch den Häſchern der Mut, Hand an Jonathas zu legen. Sie kehrten nach Antiochien zurück und er blieb ſieben Tage bei der Säule, andächtig auf Simeons Ermahnungen lauſchend, betend und in Reuetränen zerfließend. Nach ſieben Tagen ſprach er zu Simeon: „Milder Herr, entlaſſe mich nun.“ „Weshalb?“ fragte Simeon beſorgt. „Willſt du deinem böſen Leben dich zurückwenden und neue Sünden zu den alten fügen?“ „Nein, milder Herr,“ entgegnete Jonathas, „aber meine Zeit iſt erfüllt.“ Und mit dieſen Worten gab der reuige Sünder friedlich ſeinen Geiſt auf. In Antiochien verlangte man jedoch dringend die Hinrichtung des Jonathas, damit die Stadt von aller Furcht befreit werde, und es erſchienen Soldaten vor der Säule und begehrten die Auslieferung des Verbrechers. Simeon antwortete ihnen: „Der allmächtige Gott hat ihn hierher geführt, hat ihn durch Reue und Buße mit ſich verſöhnt und hat ihn hinweggenommen. Wir armen Menſchen haben keine Macht mehr über ihn.“

Simeons Mutter hatte nach dem Tode ihres Mannes und nach dem Eintritte ihrer Söhne ins Kloſter als eine chriſtliche Witwe in tiefer Verborgenheit gelebt. Manches Jahr war vergangen, der Ruhm ihres heiligen Sohnes erfüllte die Welt; da ward ſie von dem Verlangen getrieben, ihn noch einmal vor ihrem Tode zu ſehen. Sie verließ Siſan und ging zu dem wunderſamen

Berge bei Telneſche. Im Laufe der Zeit umgab keine Ringmauer die Säule mehr, ſondern ſie war auf allen Seiten von großen Gebäuden umringt, die den Fremden als Obdach und zur Herberge, Simeons Schülern zur Wohnung dienten und endlich ein Gotteshaus für die Gläubigen bildeten. Inmitten dieſer Gebäude war ein freier viereckiger Platz, wie ein innerer Hof und da erhob ſich die Säule. Von außen konnte niemand Simeon erblicken. Wer ihn ſehen wollte, mußte den inneren Hof, die Mandra, betreten; und dieſer Eintritt war den Frauen ſtreng unterſagt. Mit weiſer Vorſicht ſchloß Simeon das ganze weibliche Geſchlecht von einer Stätte aus, auf der ein ſo ſtarker Zuſammenfluß von Menſchen aller Art ſtattfand. Einmal hatte ſich ein Weib von der Neugierde betören laſſen, hatte Männerkleider angelegt und hoffte nun die Mandra betreten zu können. Aber entſeelt ſank ſie vor dem Tore nieder, und ſeitdem unterdrückte die Furcht vor einem ähnlichen Schickſale die Neugierde. Simeons Mutter hatte auch dies Verbot vernommen, rechnete jedoch darauf, daß ihr Sohn für ſie eine Ausnahme machen werde. Allein ſie irrte ſich! Als ſie um Einlaß bat, wurde er ihr nicht geſtattet und Simeon ließ ihr ſagen: „Gedulde dich ein wenig. Nach einer kleinen Weile werden wir uns ja mit Gottes Gnade wiederſehen.“ Auf dieſe Antwort war die arme Mutter nicht gefaßt; ſie begann zu weinen, zu bitten, zu klagen, zu jammern, ſo daß ſie nicht bloß die Umſtehenden außerhalb der Mandra zu Tränen rührte, ſondern Simeon ſelbſt ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte und bitterlich weinte, als ihre Stimme zu ihm drang. Er ließ ihr ſagen: „Geliebte Mutter! gib dich doch für eine kurze Zeit in Geduld; dann werden wir uns ja mit großer Freude in der ewigen Seligkeit ſehen.“ Und dabei blieb er. Für ſie und für ſich ſelbſt baute er auf die Verheißung des Herrn, welche für das Opfer irgend eines irdiſchen Glückes hundertfältigen Lohn verſpricht.

Nicht minder als die Bekehrung der Sünder, die Verbeſſerung der allgemeinen ſozialen Zuſtände, die Ausbreitung des Chriſtentums unter den Ungläubigen, nahm ſich Simeon auch die Angelegenheiten der Kirche zu Herzen. Übergriffe der weltlichen Macht in ihre Rechte, Mißbräuche und Fehler der geiſtlichen Macht in ihrer Regierung rügte er ohne Anſehen der Perſon. Kaiſer und Obrigkeiten, Biſchöfe und Prieſter hatten ebenſo pünktlich ihre Pflicht zu erfüllen und ebenſo notwendig ihre Seele zu retten, wie der geringſte Bettler; deshalb ließ Simeon bei paſſender Gelegenheit es nicht an Warnungen und Ermahnungen und niemals an Gebet fehlen. Bei den oſtrömiſchen Kaiſern zu Conſtantinopel, Theodoſius II., Marcian und Leo I., ſtand Simeon als ein Mann des Gebetes, den Gott höherer Erleuchtung würdigte, in großem Anſehen. Sie verſchmähten nicht, ihn um ſeine Anſicht bei wichtigen Dingen zu befragen. Sie glaubten, daß ein ſo reiner, kräftiger und erhabener Geiſt tiefere Einſicht und klareres Urteil auch über die Angelegenheiten dieſer Welt in demſelben Maße haben müſſe, als ſie ihm für ſeine Perſon ohne alles Intereſſe waren; daß ſein Blick, ungetrübt durch politiſche Leidenſchaften, höfiſche Intriguen, ſelbſtſüchtige

Beſtrebungen, eine ſchärfere Erkenntnis von dem, was Recht ſei und was not tue, habe.

Kaiſer Theodoſius II., ein milder, edler Herr, dem nichts fehlte, um ein großer Fürſt zu ſein, als das Genie und der Charakter ſeiner Schweſter Pulcheria, war allzu nachgiebig gegen Perſonen, denen er wohlwollte oder denen er ſein Vertrauen ſchenkte, namentlich gegen ſeine wunderſchöne und äußerſt geiſtvolle Gemahlin Eudocia. Auch deren Leben, eines der romanhafteſten für eine Kaiſerin, kam mit Simeon in Berührung. Sie war aus einem griechiſchen Geſchlechte, zu Athen geboren, die Tochter des ſehr gelehrten und berühmten heidniſchen Philoſophen Leontis. Sie hieß Athenais und war mit allen Gaben der Natur reich geſchmückt. Ihr Vater gab ihr eine vortreffliche Erziehung und bildete ihren ungewöhnlichen Geiſt ſorgfältig aus. Als ſie in ſchönſter Jugendblüte ſtand, ſtarb Leontius und hinterließ ein höchſt wunderliches Teſtament. Er war ſehr reich und vermachte ſein ganzes Vermögen ſeinen beiden ziemlich ungeratenen Söhnen, Valerius und Geneſius, mit der Bedingung, ihrer Schweſter hundert Goldſtücke auszuzahlen; denn ſie ſteht ſo hoch über ihrem Geſchlechte, daß ihre Gaben ihr mehr nützen werden, als Vermögen, hieß es in dem Teſtament. Indeſſen verſuchte Athenais durch Bitten und Flehen ihre beiden Brüder zu bewegen, dieſe ſo höchſt ungerechte Beſtimmung gut zu machen und ihr Pflichtteil ihr auszuzahlen, da ſie unmöglich von hundert Goldſtücken leben könne. Umſonſt! die Brüder zahlten ihr das Vermächtnis aus und wieſen ſie aus dem Vaterhauſe fort. Athenais fand eine Zuflucht bei einer Verwandten, die ſie nicht bloß liebevoll aufnahm, ſondern mit ihr nach Conſtantinopel ging, um das Teſtament kaſſieren zu laſſen. In Conſtantinopel lebte damals ein anderes junges Mädchen, auch voll Geiſt, Genie und Talent; aber ſie war nicht Bettlerin, ſondern Kaiſerin: Pulcheria hieß ſie. Sie war die Enkelin von Kaiſer Theodoſius dem Großen, der das Reich zwiſchen ſeinen beiden Söhnen in ein weſt- und oſtrömiſches teilte. Honorius bekam das Abendland, Arcadius das Morgenland, welches ſeitdem als das byzantiniſche Reich noch eine tauſendjährige Exiſtenz hatte, während das abendländiſche in den Stürmen der Völkerwanderung vor den Barbaren zerfiel, um durch die jungen, triebkräftigen Keime des Chriſtentums zu neuer Ordnung und neuer Geſittung in neuen Völkern und Reichen umgeſtaltet zu werden. Arcadius, der erſte byzantiniſche Kaiſer, ſtarb jung, im Jahre 408. Das älteſte ſeiner Kinder war Pulcheria, damals neun Jahre alt; ihr Bruder, Theodoſius II., ſieben. Von der ganzen theodoſiſchen Familie ruhte allein auf dieſem kleinen Mädchen des Großvaters Geiſt und zwar in einem ſo eminenten Grade, daß in einem Alter, wo andere noch der Erziehung bedürfen, ſie bereits der Erziehung ihres Bruders und ihrer beiden Schweſtern vorſtand. In ihrem vierzehnten Jahre legte ſie das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab und ſchenkte bei dieſer Feierlichkeit der Kirche von Conſtantinopel einen Altar von prachtvoller Arbeit, mit Gold und Edelgeſtein eingelegt, an deſſen unterem Rande die Inſchrift ſtand, daß ſie ihn weihe für eine geſegnete Regierung ihres Bruders und als ein Unterpfand ihres Gelübdes der Jungfräulichkeit. Fern von allen

„ſie uns ſogar ſelbſt dazu behülflich ſind, und zwar „um ſo mehr, als ſie ſich anſtrengen uns davon zurückzuhalten.

„Ich grüße Sie, meine ſehr lieben Schweſtern, Alle „und Jede von ganzem Herzen — oder vielmehr in der „heiligen Liebe der anbetungswürdigen Herzen Jeſu „und Maria.“

Die drei ſchweren Jahre, während welcher die ehrwürdige Mutter Patin Oberin im Kloſter der Heimſuchung ſein mußte, gingen endlich auch vorüber und im Jahr 1650 kehrte ſie zu ihrer verlaſſenen Heerde zurück, um bis zu ihrem Tode bei derſelben zu bleiben und würdige Nachfolgerinnen heran zu bilden. Obwohl der neue Biſchof nicht mit Ungunſt auf dieſe erblühende Anſtalt ſah: ſo mußte der Pater Eudes ſie dennoch empfinden! Man übertrug einem anderen Geiſtlichen die Führung der Seelen, die er geweckt, belebt, gepflegt hatte, die ſein Troſt und ſeine Freude waren, bei denen ſeine Seele ſich ausruhen konnte, weil ſie in derſelben Richtung und nach demſelben Ziel ſich bewegten und die ſich mit unausſprechlichem Schmerz von ihrem geiſtlichen Vater getrennt ſahen. Er blieb ſanftmüthig bei jeder Kränkung. Er vereinigte ſich mit dem Willen Gottes dahin, daß der Labetrunk für ſeine Seele ihm erſt in der Ewigkeit zu reichen war. Das „ſanfte Joch“ des Herrn blieb ihm immer ſanft; doch nicht weil es leicht, ſondern weil es ſein Joch war. — Später

Zerſtreuungen der Jugend und allen Genüſſen irdiſcher Größe führte Pulcheria ein ernſtes, pflichttreues, geheiligtes Leben. Die ſorgenvollen Geſchäfte der Regierung wechſelten ab mit Werken der Barmherzigkeit, und ernſte Studien mit frommen Andachtsübungen. Mit ihren Schweſtern Arcadia und Marina, die ſich ebenfalls dem jungfräulichen Stande geweiht hatten, betete ſie zu den beſtimmten Stunden des Tages und der Nacht die kirchlichen Tagzeiten. Mit ihnen ſpeiſte ſie und nur in ihrer Geſellſchaft erſchien ſie öffentlich. Kein fremder Mann betrat je das Innere ihres Palaſtes. Übrigens war ſie ſehr zugänglich und bereitwillig auf jede Weiſe zu helfen; ſehr mildtätig gegen Arme; ſehr ehrerbietig gegen die Biſchöfe; ſehr darauf bedacht, Kirchen, Spitäler und Klöſter zu errichten, und vor allem beſorgt für die Erziehung ihres Bruders. Sie berief für ihn die berühmteſten Lehrer, entwarf ſelbſt den Studienplan, der ſeinen Tag einteilte und wählte einige Knaben von gutem Charakter und glücklichen Anlagen zu Erziehungsgenoſſen für ihn aus, damit deren Beiſpiel ihn aneifere. Bei fünfzehn Jahren ward ſie Augusta (Mitkaiſerin).

An Pulcheria nun wendete ſich Athenais, um ihr Recht gegen ihre Brüder geltend zu machen. Sie war ebenſo anmutig als ſchön und trug ihre Klage in ſo lieblicher und rührender Weiſe vor, daß Pulcheria ganz für ſie eingenommen wurde, ſich nach ihrem Lebenswandel erkundigte und mit großer Freude erfuhr, daß er tadellos ſei. Theodoſius war zwanzig Jahre alt und ſollte ſich vermählen. Pulcheria fand in Athenais alle Eigenſchaften vereinigt, welche er in einer Gemahlin wünſchen konnte und nachdem Theodoſius die ſchöne junge Bittſtellerin geſehen und geſprochen hatte, fand er es auch. Athenais lebte noch im heidniſchen Unglauben, nicht aus Wahl, ſondern weil ihr Vater ſie darin erzogen hatte. Ihr edler Geiſt war leicht für die Wahrheit des Chriſtentums gewonnen. Der Biſchof Atticus unterrichtete und taufte ſie und gab ihr den Namen Eudocia. Am 7. Junius 412 wurde ihre Vermählung mit Theodoſius gefeiert. Die ſeltſame Vorherſagung ihres Vaters ging in Erfüllung und für ihr verweigertes Erbteil empfing ſie den Kaiſerthron. Sie behielt immer eine Vorliebe für Wiſſenſchaft und Dichtkunſt und überſetzte als Kaiſerin die Bücher Moyſes, Joſua und Ruth, und die Propheten Daniel und Zacharias in Verſen. Ihre Brüder ließ ſie nach Conſtantinopel kommen und mit Ehren überhäufen und ihres Vaters Bruder, Aſclepiades, erhielt auf ihre Verwendung die Statthalterſchaft von Syrien. Er war vermutlich nur aus Rückſicht für ſeine kaiſerliche Nichte zum Chriſtentum bekehrt und im Herzen heidniſch geſinnt geblieben, denn bei jeder Gelegenheit äußerte er Haß gegen die Chriſten. Er bewirkte im Jahre 429 ein kaiſerliches Edikt, durch welches alle Synagogen in Syrien, welche im Laufe der Zeit zu chriſtlichen Kirchen geworden waren, den Juden zurückgeſtellt werden ſollten. Die ſyriſchen Chriſten waren von Schmerz erfüllt, die Heiden frohlockten, die Juden bedauerten nicht die großen Geſchenke, die ſie an Aſclepiades gemacht hatten und triumphierten; die ſyriſchen Biſchöfe aber wendeten ſich in großer Betrübnis und Verlegenheit an Simeon, machten ihn mit dem Edikt bekannt und baten ihn, die chriſtliche Sache in Schutz zu nehmen. Darauf ſchrieb Simeon dem Kaiſer:

„Weil ſich dein Herz hochmütig erhebt und du den Herrn, deinen Gott, vergeſſen haſt, der dir den kaiſerlichen Thron und die ehrenvolle Krone gab; und weil du ein Freund, Genoſſe und Begünſtiger der ungläubigen Juden geworden biſt: ſo wird das Strafgericht der Gerechtigkeit Gottes plötzlich dich ereilen, dich und alle, welche ſich in dieſe Angelegenheit deinem Willen gefügt haben. Dann wirſt du deine Hände zum Himmel erheben und in deiner Bedrängnis erklären: Mit Recht iſt dies Strafgericht über mich gekommen, denn gegen Gott den Herrn habe ich treulos gehandelt.“ Theodoſius ging in ſich, bereuete ſeine Nachgiebigkeit gegen den Statthalter, entſetzte ihn zur Strafe ſeiner Beſtechlichkeit und hob das chriſtenfeindliche Edikt wieder auf. Aber ganz andere Stürme ſollten jetzt die Kirche in ihrem innerſten Weſen bedrohen und Wunden in ihr Herz reißen, die teilweiſe bis zu dieſer Stunde klaffen. Die Irrlehren des Neſtorius und des Eutyches bewirkten dieſe Stürme. Neſtorius, ein Prieſter zu Antiochien, von ſtrengem Lebenswandel und großer Beredſamkeit, aber ſehr hochmütig, heftig und ohne tiefe theologiſche Kenntnis, daher unklar, wurde im Jahre 428 auf den Biſchofsſitz von Conſtantinopel berufen. Die Lehre von der Menſchwerdung Gottes, von der göttlichen und menſchlichen Natur vereint in einer und derſelben Perſon war von Anfang an den bloß natürlichen Menſchen ein Gräuel. Wegen derſelben wollten die Juden Chriſtus (Joh. 10, 30—31) ſteinigen, lange bevor ſie ihn kreuzigten; und als ſich die chriſtliche Kirche des menſchgewordenen Gottes erbaute, als ſie ſeine Krippe zu ihrem Fundamente, ſein Kreuz zu ihrem Siegeszeichen machte, weil ihr Gott für ſie im Fleiſche geboren und geſtorben war: da regte ſich auch ſogleich die Irrlehre und verwarf in mannigfacher Form und mit tauſend gleißneriſchen Worten den beſeligenden katholiſchen Glauben. Wie die Kirche im vorigen Jahrhundert einen Rieſenkampf gegen den Arianismus zu führen hatte, ſo in dieſem gegen den Neſtorianismus. Damals wie jetzt verbanden die Häreſiarchen mit ihrer Auflehnung die Lüge und behaupteten, die Kirche ſtreite eigenſinnig und kleinlich um ein leeres Wort, welches ſie nun zum großen Schlagworte ihrer Partei machten. So behauptete Arius, er ſei durch und durch rechtgläubig, nur die „Gleichweſentlichkeit" des Vaters und des Sohnes könne er nicht zugeſtehen, auf welcher doch gerade die Gottheit Chriſti beruht und welche deshalb die Kirche unerſchütterlich aufrecht hielt. Jetzt verwarf Neſtorius den Ausdruck Mutter Gottes oder Gottesgebärerin (Theotokus), womit die allerſeligſte Jungfrau Maria benannt wurde, den bisher kein Kirchenlehrer verworfen und den mancher gebraucht hatte, wie Dionyſius von Alexandrien und Gregor von Nazianz. Denn Neſtorius lehrte: Jeſus Chriſtus iſt ein bloßer Menſch, der nur in ſehr vollkommener Weiſe die Kraft Gottes in ſich aufgenommen hat. Jeſus von Nazareth, der Sohn Mariens, iſt nicht wahrer Gott; er iſt nur ein Menſch, der mehr als Heilige und Propheten von Gott erfüllt iſt und er wird Gott genannt, weil er durch ſeine Beziehungen zur Gottheit teilnimmt an ihren Ehren und Vorzügen. Das ewige Wort iſt nicht geboren aus der Jungfrau, ſondern hat nur Wohnung genommen in Chriſtus, den ſie gebar; darum darf ſie nicht Gottesgebärerin heißen.

Der Orient, dieſer Brütofen der Häreſien, war durch ſie in eine ſolche Geiſtesſchwäche gefallen, daß dieſe neue Irrlehre viel Eingang fand, namentlich in Syrien, wo der Patriarch von Antiochien, Johannes, vielleicht aus perſönlicher Freundſchaft für Neſtorius, ihr nicht ſogleich entgegentrat. Zu dieſem Patriarchat gehörte auch der Biſchofsſtuhl von Cyrus und mit Betrübnis findet man Theodoret, den gelehrten Biſchof, den Jünger heiliger Anachoreten, den Bewunderer Simeons des Styliten, unter den Anhängern des Neſtorius. Zum Glücke nicht für immer. Aber auch im Orient ſelbſt erhob ſich der Mann, der die ſo oft angefochtene Lehre von der Menſchwerdung rettete und das katholiſche Dogma aufrecht hielt; das war Cyrillus Patriarch von Alexandrien, ein Nachfolger des großen Athanaſius. Er ſagt: „Wie eng man ſich die Verbindung zwiſchen dem Sohne Mariens und dem ewigen Wort denken möge, wenn ſie nicht ein innere und weſenhafte iſt, ſo kann ſie nicht als Grund gelten, daß der als Gott angebetet werde, der es doch nicht iſt, der vielleicht nicht weſentlich von der Kreatur verſchieden iſt. Anbetung gebührt Gott allein; und wenn dennoch Jeſus dem Neſtorius zufolge angebetet werden ſoll, weil er der Herr aller Dinge geworden iſt, ſo iſt dies geradezu gegen das erſte Gebot: der Menſch kann dadurch, daß er dem ewigen Wort als Organ gedient hat, nicht dem Ewigen gleich werden. Dann kann man auch nicht ſagen, daß der Sohn Gottes unſer Erlöſer ſei, wenn nicht Er es iſt, der dem Tode für unſere Sünden überliefert worden iſt; er hätte dann keinen anderen Anteil an unſerer Erlöſung, als den: Jeſum vorbereitet, belehrt und ermutigt zu haben, während doch Paulus ſagt, Gott habe ſeines eigenen Sohnes nicht geſchont.“ Die katholiſche Lehre ſpricht Cyrillus ſo aus: „Wie die Mutter eines Menſchen Mutter ſeiner ganzen Perſon und nicht bloß ſeines Körpers iſt, wenngleich ſeine Seele ihm anderswoher gekommen iſt, weil ſie nicht bloß den Körper, ſondern das ganze Individuum, wie es aus der wirklichen und weſenhaften Vereinigung von Leib und Seele hervorgegangen iſt, geboren hat: ſo iſt auch Maria wahrhaft und wirklich die Mutter des ewigen Wortes, obwohl ſie keineswegs die Gottheit, durch die es gleichen Weſens mit dem Vater iſt, hervorgebracht hat. Denn ſie hat die Perſon ſelbſt das mit unſerem Fleiſch bekleideten ewigen Wortes zur Welt gebracht und ſein eigenes Fleiſch gebildet. Dieſe Vereinigung des ewigen Wortes mit dem Menſchen iſt eine wahrhafte und innerliche Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur zu einer Perſon. Darum dürfen die Schriftſtellen, die von Chriſto handeln, nicht geteilt angewandt, die einen bloß auf den Menſchen und die anderen bloß auf das ewige Wort bezogen werden. Vielmehr iſt es Einer und Derſelbe, der geſagt hat: Ich bin die Auferſtehung und das Leben; und der am Kreuz gerufen hat: Mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen! Und dieſem einen ungeteilten Emmanuel muß auch eine ungeteilte Anbetung und Lobpreiſung gezollt werden.“ Neſtorius aber beharrte in ſeiner Irrlehre und rief: „Anathema dem, welcher den Emmanuel wahren

Gott nennt! Anathema dem, welcher ſagt, daß der in der Jungfrau erzeugte Menſch der eingeborne Sohn Gottes ſei."

Obwohl dieſe Irrlehre nur in den Patriarchaten des Orients entbrannt war, Anhänger fand und verfochten wurde, ſo hielten doch Cyrillus und Neſtorius es für unmöglich, den Streit beizulegen, ohne von Rom die Entſcheidung erhalten zu haben; ſo gar nicht in Frage geſtellt war der Papſt als Oberhaupt der ganzen chriſtlichen Kirche. Cyrillus und Neſtorius berichteten die Streitfrage an Papſt Cöleſtin, der ſie reiflich prüfen und unterſuchen ließ und im Jahre 430 die Erklärung abgab: Neſtorius habe ſeine Irrlehre zu widerrufen; wo nicht, ſo ſei er vom Biſchofsſtuhle entſetzt und aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Cyrillus wurde als päpſtlicher Legat mit der Vollſtreckung dieſes Urteils beauftragt. Inzwiſchen war die Streitfrage durch Schriften, Predigten und Verfolgungen, welche Neſtorius und ſeine Anhänger ſich zuſchulden kommen ließen, ſo verbreitet und entzündet, daß Biſchöfe und Prieſter, Mönche und Einſiedler, Laien aller Stände, Männer und Frauen, ſich lebhaft an ihr beteiligten. Auf dem Konzil zu Ephefus ſollte ſie ihre letzte Entſcheidung erhalten. Zu Epheſus hat nach uralter Tradition die allerſeligſte Jungfrau Maria nach dem Tode ihres göttlichen Sohnes bei dem heiligen Johannes bis zu ihrem Ende gelebt. In Epheſus ſollte die Frage entſchieden werden, ob der Gruß des Engels an „die Gebenedeite unter den Weibern" eine Lüge geweſen ſei oder nicht. Am 22. Juni 431 wurde in der großen Baſilika Sta. Maria das Konzil eröffnet, unter dem Vorſitze des Cyrillus, als Stellvertreter des Papſtes Cöleſtin. Ihm zur Seite ſaßen in zwei Reihen hundertachtundneunig Biſchöfe und in ihrer Mitte lagen die Evangelien; denn ſie ſollten jetzt Richter ſein zwiſchen der ewigen Wahrheit der Offenbarung und zwiſchen der Irrlehre eines verblendeten Menſchen. Neſtorius war in Epheſus, aber ſtatt zu widerrufen, erſchien er nicht in der Verſammlung, obwohl man ihn dreimal dazu auffordern ließ. Inzwiſchen wurden die auf den Gegenſtand bezüglichen Schriften und Akten vorgeleſen und endlich feierlich das Urteil geſprochen: Durch die heiligen Canones und durch die Briefe unſeres Heiligen Vaters und Mitbruders Cöleſtin, Biſchofs der Kirche von Rom, ſind wir genötigt, unter vielen Tränen zu erklären, daß unſer Herr Jeſus Chriſtus durch dies heilige Konzil Neſtorius, der ihn geläſtert hat, der biſchöflichen Würde beraubt und von jeder kirchlichen Gemeinſchaft ausſchließt. Dann unterzeichneten alle hundertundachtundneunzig Biſchöfe. Die Sitzung hatte vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht gewährt — obwohl es der längſte Tag des Jahres war, und das ganze Volk von Epheſus hatte erwartungsvoll hoffend und betend die Baſilika umwogt und auf die Entſcheidung geharrt. Als ſie bekannt wurde und als man die Abſetzung des Neſtorius erfuhr, brach das Volk einſtimmig in Frohlocken aus, pries Gott, daß der Feind des Glaubens gefallen ſei und ſegnete die Väter des Konzils. Schnell wurde die ganze Stadt feſtlich und froh erleuchtet, und als die Biſchöfe die Baſilika verließen, führte man ſie, von tauſend Fackeln umringt, ihren Wohnungen zu, während Frauen

Räucherfäſſer vor ihnen her trugen, worin ſie köſtliches Rauchwerk verbrannten. Am nächſten Morgen wurde das Urteil wider Neſtorius öffentlich bekannt gemacht und auf den Plätzen der Stadt angeſchlagen, und in den beiden Hauptkirchen von Sta. Maria und St. Johannes hielten die Biſchöfe Reden an das Volk über das Geheimnis von der Menſchwerdung Gottes und zu Ehren der allerſeligſten Jungfrau. Nach und nach traten Biſchöfe von der Partei des Neſtorius dem Beſchluß des Konzils bei und an dem Tage, wo ſieben von ihnen ihre Unterſchrift abgaben, hielt Cyrillus eine Rede, die ein Jubelruf über den Triumph der Gottesmutter iſt. „Wir grüßen Dich, o heilige und geheimnisvolle Dreifaltigkeit, die Du uns verſammelt haſt in dieſer Kirche Maria's, der Mutter Gottes. O Maria! wir grüßen auch dich, du koſtbarer Schatz des Weltalls, du Lampe, die nimmer erliſcht, du Krone der Jungfräulichkeit, du Szepter der Rechtgläubigkeit, du unzerſtörbarer Tempel, Mutter und Jungfrau, durch die im heiligen Evangelium Der gebenedeit iſt, der im Namen des Herrn kommt. Wir grüßen dich, deren jungfräulicher Schoß den Unendlichen, den Unbegreiflichen umſchloß. Wir grüßen dich! Durch dich wird die heiligſte Dreifaltigkeit verherrlicht und angebetet, das Kreuz verehrt, der Satan aus dem Himmel geſtürzt, der gefallene Menſch für den Himmel gerettet; die ganze Schöpfung vom Götzendienſte befreit und zur Erkenntnis der Wahrheit geführt. Durch dich ſtrömt die heilige Taufe und die Salbung unſäglicher Freude über die Gläubigen. Durch dich iſt der eingeborene Sohn Gottes aufgegangen als das Licht für alle, die in der Finſternis der Sünde und im Schatten des Todes ſaßen. Aber welcher Sterbliche könnte dich würdig loben, o du unvergleichliche Maria." So liebte, lobte und ehrte die alte chriſtliche Kirche die heilige Mutter Gottes. Das dritte ökumeniſche Konzil der Chriſtenheit wurde dadurch hervorgerufen, daß Neſtorius ihre Glorie anzutaſten wagte.

Mehrere morgenländiſche Biſchöfe ſtimmten jedoch nicht der Verdammung der neſtorianiſchen Irrlehre bei, die doch ſo unheilvoll in den Glauben der Chriſten eingriff. Sie fanden eine Stütze an dem Patriarchen Johannes von Antiochien, der aus Vorliebe für Neſtorius unentſchloſſen hin und her ſchwankte. Der Zwieſpalt in der Lehre zieht immer Zwieſpalt im bürgerlichen Leben nach ſich. Deshalb war es nicht minder für Kaiſer Theodoſius II. als für die rechtgläubigen Biſchöfe eine wichtige Angelegenheit, die orientaliſchen Biſchöfe wieder mit der einen Herde Chriſti zu vereinigen. Zu einer einflußreichen Macht zählte der Kaiſer in dieſer Beziehung Simeon den Styliten. Er forderte ihn brieflich auf, zur Herſtellung des Friedens und der Einheit in der chriſtlichen Kirche beizutragen und ſchrieb ihm: „Wir wiſſen ſehr wohl, daß das ganze Leben deiner Heiligkeit Gott zugewendet, und dein Wandel ſo beſchaffen iſt, daß du mit Zuverſicht das Wohlwollen Gottes auf uns herabrufen kannſt. Dies ermuntert uns, dir die Angelegenheit zu empfehlen, deren geordnete Löſung ſo wichtig für unſere Zeit iſt. Sorge dafür, daß der Friede in der Kirche Wurzel ſchlage und nicht mehr geſtört werde durch die Ränke des böſen Feindes. Wir vertrauen ſicher auf die Gebete deiner Heiligkeit und auf deine frommen und wollte man doch aber ſeine ſeltene Befähigung, Seelen auf dem Wege der höheren Vollkommenheit zu führen, nicht unbenutzt laſſen, und machte ihn zum Superior des Karmeliteſſenkloſters in Caën. Alle Sorgfalt für die Ausbildung ihres innern Lebens, welche er den Töchtern des heiligen Auguſtinus nicht zuwenden ſollte, widmete er jetzt den Töchtern der heiligen Thereſia, die ſeine Ernennung mit freudigem Dank als ein Geſchenk Gottes empfingen.

In einer beſtändigen Abwechſelung von Kränkungen und Freuden, von Kreuz und Segen bewegte ſich ſein Leben; ſo wie man ihm die Leitung des einen Kloſters genommen und die des andern verliehen hatte, ſo ſchloß der eine Biſchof das Seminar ſeiner Congregation in Caën und berief ihn ein anderer Biſchof an's Seminar zu Rouen. Während man ihn in ſeiner Heimat als einen ſchwachköpfigen Fanatiker auszuſchreien ſuchte, welcher eine Geſellſchaft thörichter Schwärmer, die damals gegen den Janſenismus predigte, fanatiſirt haben ſollte — da er doch, wie alle vernünftigen Leute, ihr Treiben ebenſo lächerlich als bedauerlich fand — hielt er mit dem glänzendſten Beifall Miſſionspredigten in Paris, die von allen Ständen beſucht und bewundert wurden und ihm die Gunſt der Königin Mutter ſo ſehr zuzogen, daß ſie wünſchte, ihn in Paris feſtzuhalten und ihn zum Almoſenier des großen Hospitals der Quinze-Vingts zu machen. Aber die „Wohlthäter" des Pater überzeugenden Ermahnungen. Unterſchreibt der ſehr gottesfürchtige Patriarch von Antiochien, Johannes, die Abſetzung des Säemannes der Zwietracht, Neſtorius; verſichert er, daß er mit deſſen töricht erſonnener Lehre keineswegs, wohl aber durchaus mit dem Ausſpruch der Väter und Biſchöfe auf dem Konzil zu Epheſus übereinſtimme: ſo wird die Vereinigung der auseinandergeriſſenen Glieder der Kirche erfolgen. Wer im Morgenland und Abendland zum wahren katholiſchen Glauben ſich bekennt, hält ſich zur Gemeinſchaft des ſehr gottesfürchtigen Cyrillus, Patriarchen von Alexandrien, und nichts iſt wünſchenswerter und deines Gebetes würdiger, als alle durch Gottes Gnade in der Harmonie des orthodoxen Glaubens vereint zu ſehen. Alſo kämpfe auch du für dieſes heilige Werk den ſchönſten Kampf gegen die Angriffe des Satans und er wird dir zum herrlichſten Siege angerechnet werden."

Nach unſäglichen Bemühungen wurde im Jahre 433 der Friede in der Kirche ſo weit hergeſtellt, daß die Irrlehre keine Fortſchritte mehr machen konnte. Faſt alle morgenländiſchen Biſchöfe unterſchrieben den Ausſpruch des Konzils von Epheſus. Die wenigen aber, welche bei der Auflehnung gegen die göttliche Autorität beharrten, wollte der Kaiſer nicht dulden als falſche Hirten ſeiner Völker. Er verbannte ſie von ihren Biſchofſtühlen. Eine gleiche Strafe traf auch den Stifter all dieſes Unheils, den Neſtorius, der ſich nach dem Konzil von Epheſus in ſein altes Kloſter zu Antiochien zurückgezogen hatte, und jetzt vom Kaiſer nach einer Oaſe in Egypten verbannt wurde, wo er ſtarb, ohne ſich vom Irrtume zur Wahrheit bekehrt zu haben. So war dem Neſtorianismus nach Weſten hin ein Bollwerk geſetzt; doch gen Oſten bahnte er ſich Wege, indem er, wie alle Sekten, damit vorlieb nahm, unter der Fahne politiſcher Maßregeln zu dienen. Die Könige von Perſien fanden es zweckmäßig für ihre Politik gegen die oſtrömiſchen Kaiſer, daß ihre chriſtlichen Untertanen nicht Rechtgläubige, ſondern Neſtorianer wären, begünſtigten und beſchützten dieſe Irrlehre und unterſtützten ſie mit der Gewalt des Schwertes gegen die Katholiken. Und da der Sektenhaß gegen die Kirche Gottes ſeinen Grund in dem Abfall von der Wahrheit zur Lüge hat, ſo konnten die perſiſchen Könige ſicher ſein, daß die irrgläubigen Chriſten ihres Reiches den katholiſchen Intereſſen gänzlich entfremdet werden würden. Bis zur heutigen Stunde iſt der Neſtorianismus eine der zahlreichen Sekten, welche im ſchönen Orient den myſtiſchen Leib Chriſti zerreißen.

Zwiſchen all den Verwirrungen, Spaltungen, Zerriſſenheiten und Unruhen ſtand Simeon auf ſeiner Säule, friedlich dem Einen zugewendet, den er in ſtürmiſchen wie in heiteren Tagen ſuchte, liebte und verherrlichte. Er wurde alt und immer älter; er litt wie der ſtaubgeborene Menſch nach den Geſetzen der Natur zu leiden hat; aber ſein Leben blieb das, was es geweſen war: Gebet, Segen, Gnade und Liebe. Er ſah entſetzliche Tage! Fremde Völker aus unbekannten Wildniſſen, Vandalen, Hunnen, Goten, wälzten ſich wie ungeheure Meereswellen gegen und über das römiſche Kaiſerreich, und Alarich und Attila, die Gottesgeißel, bedrohten Völker und Kirche. Und dieſe von außen ſo ſchwer heimgeſuchte Kirche hatte in ihrem Innern einen noch viel härteren Kampf gegen eine neue Irrlehre zu führen, die ein Mönch zu Conſtantinopel, Eutyches, aus übertriebenem Eifer gegen den Neſtorianismus vorbrachte. Neſtorius hatte fälſchlich in Chriſtus zwei Perſonen gelehrt, eine göttliche und eine menſchliche, die ſich in Jeſus von Nazareth verbanden. Eutyches leugnete nun die zwei Naturen in Chriſtus und lehrte fälſchlich, daß er nur die göttliche habe; während es die Lehre der katholiſchen Kirche iſt, daß Chriſtus eine göttliche, nicht menſchliche oder gottmenſchliche Perſon iſt. Denn er iſt die zweite Perſon der allerheiligſten Dreifaltigkeit, das Wort; und dieſe Perſon nahm die menſchliche Natur an und vereinigte ſie mit der göttlichen. Die Anhänger des Eutyches wurden wegen ſeiner Lehre von Einer Natur Monophyſiten genannt und verbreiteten ſich ſchnell und weit, um ſo mehr, als Kaiſer Theodos und die Kaiſerin Eudocia ſich für dieſelbe gewinnen ließen. Theodos ſtarb war im Jahre 450, und Pulcheria, die den Kaiſerthron beſtieg und dem edlen Marcian zu einer jungfräulichen Ehe die Hand reichte, hielt mit demſelben feſt an dem katholiſchen Glauben. Das Konzil zu Chalcedon, das vierte ökumeniſche[1] der Chriſtenheit, an welchem 520 Biſchöfe unter dem Vorſitze von vier päpſtlichen Legaten ſich beteiligten, verwarf im Jahre 451 die monophyſitiſche Irrlehre. Auch der erhabene Papſt Leo der Große trat ihr mit dem vollen Gewichte eines erleuchteten Kirchenlehrers entgegen, deſſen hoher Geiſt im Einklange mit ſeiner heiligen Seele war; dennoch griff das Übel in trauriger Weiſe um ſich und befiel wie eine geiſtige Peſt ganze Völker, die noch jetzt mit ihr behaftet ſind. Die Armenier wurden Anhänger der monophyſitiſchen Irrlehre und trennten ſich als ſolche von der katholiſchen Kirche. Sie ſind gegenwärtig ſehr einflußreich im Orient, weil ſie einen großen Handelsgeiſt haben, mit welchem ſie ſich beträchtliche Vermögen zu erwerben wiſſen. Die Egypter wurden auch in der großen Mehrzahl Monophyſiten und bewährten den Sektiererabſchen vor der wahren Kirche und den Haß gegen die Rechtgläubigen, als zwei Jahrhunderte ſpäter der Islam in Arabien auf- und zur Eroberung der ganzen Welt ausging. Egypten wurde im Jahre 640 von den Arabern erobert und die Monophyſiten leiſteten ihnen dabei breitwilligen Dienſt und nahmen das Joch des Muſelmannes gern auf ſich, weil dadurch die Kluft zwiſchen ihnen und der Kirche um ſo tiefer wurde. Anfangs ließen die Ungläubigen ihnen ihre Kirchen und ihr Vermögen und erſtreckten nicht auf ſie die Bedrückung, mit welcher die katholiſchen Chriſten behandelt wurden. Nachdem aber der Muſelmann feſt ſich fühlte auf Egyptens Boden, verfielen auch die Monophyſiten ſeiner Tyrannei und raſch verminderte ſich ihre Zahl und ihr Kirchenweſen verkümmerte. In unſeren Tagen ſind die Kopten, Nachkommen und Überreſte des alten egyptiſchen, monophyſitiſchen Volkes, immer noch treu dieſer traurigen Lehre, welche den Menſchen des wonnevollen Troſtes und ſeligen Vorbildes beraubt, in dem menſchgewordenen Gott zugleich den Erlöſer anzubeten und den Bruder zu lieben. Wer je in dem melancholiſchen Bethaus der Kopten zu Alt-Kairo war, der ahnt, daß der verklärende Freudenſtrahl, welcher durch die Menſchwerdung Gottes über und in alle Kreatur ſich ergießt, dieſe Kinder des Schattens nie berührt hat.

---

[1] Das erſte war zu Nicäa, 325, gegen Arius, der die Gleichweſentlichkeit des Sohnes mit dem Vater leugnete; das zweite zu Conſtantinopel 381, gegen Macedonius, der die Gleichweſenheit des heiligen Geiſtes verwarf; das dritte zu Epheſus, 431, gegen Neſtorius, der in Chriſtus zwei Perſonen annahm. Zwiſchen dieſem Gewimmel von Häreſien war der katholiſche Glaube immer der Leuchtturm, der das Licht der wahren Lehre trug.

Eine mächtige Stütze der Irrlehre des Eutyches war Eudocia, die verwitwete Kaiſerin. Wie dies zuweilen den geiſtvollen Menſchen geht: ſie werden von einer Idee angeſprochen und verſchwenden um ſo mehr all ihren Geiſt daran, ſie haltbar zu machen, als ſie unhaltbar iſt: ſo ging es auch ihr. Sie hatte ſich nach dem Tode ihres Gemahls nach Paläſtina begeben, welches durch den monophyſitiſchen Mönch Theodoſius dermaßen gegen die katholiſche Lehre aufgewiegelt wurde, daß er den Biſchof von Jeruſalem verjagen und deſſen Sitz einnehmen durfte. Weder dies Ärgernis, noch das Anathema, welches das Konzil von Chalcedon gegen die Lehre des Eutyches ausſprach, bewogen Eudocia zur Verwerfung des Irrtums. Sie lebte in Jeruſalem ſehr fromm, ſehr wohltätig, ganz ſo wie viele chriſtlichen Witwen jener Zeit zu leben pflegten, und gerade das gab ihrem irrigen Glauben eine falſche Glorie. Pulcheria ſah mit tiefem Schmerz die Verirrung ihrer Schwägerin und flehete den heiligen Papſt Leo den Großen an, nichts unverſucht zu laſſen, um Eudocia's Seele zu retten. Mit der zarteſten Vorſicht führte er dieſen ſchwierigen Auftrag aus. Er ſchrieb ihr am 15. Juni 453. Er ſetzt voraus, daß ſie im heiligen Lande gar nicht umhin könne, an das Myſterium von der Menſchwerdung zu glauben, und bittet ſie darauf, ihren ganzen Einfluß anzuwenden, um die Mönche in Paläſtina, welche durch ihren Mitbruder Theodoſius wie berauſcht von der Irrlehre waren, zum katholiſchen Glauben zurückzuführen und ſie dahin zu bringen, daß ſie die Beſchlüſſe des Konzils von Chalcedon anerkännten und ihre wilden Verfolgungen der Katholiken bereueten. Der heilige Papſt ſchreibt weiter: „Da nur kindliche Hingebung im Glauben und friedliche Demut das Geheimnis unſeres Heiles faſſen können, wie ſehr wäre dieſen Betörten zu raten, einfach das zu glauben, was ſie in den Evangelien leſen und im Glaubensbekenntnis ausſprechen, anſtatt ſich mit gottesläſterlichen Erfindungen zu befaſſen. Denn wie der katholiſche Glaube den Neſtorius verdammt, der in dem Einen Jeſus Chriſtus unſern Herrn *zwei Perſonen* gelehrt hat: ſo verdammt ſie den Eutyches, weil er *leugnet*, daß das ewige Wort im Schoße der Jungfrau Maria die *menſchliche Natur* angenommen hat. Sollten deine Ermahnungen dazu beitragen, dieſe armen Menſchen zu bekehren, ſo würde dir eine unvergleichliche Ehre daraus erwachſen und ich würde dich bitten, mir dieſe frohe Botſchaft alsbald mitzuteilen, auf daß ich mich zwiefach freuen könne deinetwegen, der geſegneten Früchte deines frommen Werkes; ihretwegen, der Barmherzigkeit des gnadenvollen Herrn.“ Aber ſo leicht war Eudocia nicht gewonnen! ſo ſchnell nicht von liebgewordener geiſtiger Feſſel gelöſt! Sie widerſtand dem milden Anklopfen des heiligen Geiſtes: da führte die Hand Gottes ſchwere Streiche auf ihr Herz. Der weſtrömiſche Kaiſer Valentinian III., ihr Schwiegerſohn, wurde im Jahre 455 in der Blüte des Lebens ermordet und ihre Tochter Eudocia von dem Mörder aus Ehrgeiz gezwungen, ſich mit ihm zu vermählen. Aber Rache und Abſcheu veranlaßten Eudocia, den Vandalenkönig Genſerich aus Afrika gegen den verhaßten, aufgedrungenen Gemahl zu Hilfe zu rufen. Genſerich kam, plünderte und verwüſtete Rom und führte Eudocia und ihre beiden Töchter gefangen nach Carthago. Solche Heimſuchungen Gottes ſind Tau der Gnaden für eine edle Seele: Eudocia ging in ſich. Vor Simeons Säule erſchien eines Tages Anaſtaſius, Chorbiſchof von Jeruſalem. und überbrachte dem Heiligen einen Brief, in welchem Eudocia ihm ihren Seelenzuſtand darlegte und um ſeinen Rat bat. Er antwortete ihr: „Der Satan ſah die Fülle deiner Tugend und wollte dich verſuchen. Zum Werkzeug gebrauchte er den gefährlichen Mönch Theodoſius, welcher deine Seele mit Beunruhigung und Finſternis erfüllte. Wie der Weizen mußteſt du geſiebt, um geläutert zu werden. Aber nur Mut! dein Glaube iſt nicht untergegangen! Staunen muß ich jedoch, daß du in der Ferne ein Bächlein aufſuchſt, da du dem Quell ſo nahe biſt, indem du ja den gottſeligen Euthymius haſt. Folge deſſen Ratſchlägen und du wirſt deine Seele retten.“

Euthymius war ein heiliger Abt, der ſich vor all' den Glaubensverwirrungen und Lehrſtreitigkeiten und vor den Gewalttaten des ſchismatiſchen Mönches und eingedrungenen Biſchofs Theodoſius in die Wüſte am toten Meere zurückgezogen hatte.

Dort, eine Viertelſtunde vom Jordan, hatte der Anachoret Geraſimus eine Laure und ein Kloſter errichtet. Die Laure beſtand aus ſiebzig von einander getrennten Zellen, in welchen die älteren und durch den Gehorſam ſchon ſehr abgetöteten Mönche einſam lebten. Das Kloſter, das für die Novizen und die angehenden Mönche war, lag ungefähr in der Mitte all' dieſer zerſtreuten Zellen und jeden Samstag und Sonntag fanden ſich auch die Einſiedler zum Gottesdienſte und zur heiligen Kommunion mit ihren jungen Mitbrüdern dort zuſammen. Eudocia war entſchloſſen, den Rat des heiligen Säulenſtehers zu befolgen und ſich mit Euthymius zu beſprechen. Da ſie wußte, daß der fromme Abt nicht nach Jeruſalem komme, wo der Anblick ſo vieler irregeführter, fanatiſcher Mönche ihm das Herz zerriß, ließ ſie unweit der Laure ein Gebäude errichten, worin ſie mit Euthymius Glaubensgeſpräche zu haben wünſchte; und dann ließ ſie durch zwei angeſehene Geiſtliche ihn dahin einladen. Er aber war vor dieſen kaiſerlichen Veranſtaltungen tiefer in die Wüſte gen Oſten entflohen und konnte nur mit großer Mühe aufgefunden und mit noch größerer bewogen werden, dem Wunſche der Kaiſerin zu entſprechen. Als er endlich kam und Eudocia ihn erblickte, fiel ſie auf die Knie und rief: „O mein ehrwürdiger Vater, ich ſehe, wie Gott mich begnadet durch deine Gegenwart.“ Der heilige Greis ſegnete ſie und ſagte einfach: „Meine Tochter, hüte dich in Zukunft beſſer! du biſt aus Mangel an Vorſicht in elende Irrtümer verfallen und aus unverſtändigem Eigenſinn in ihnen verharrt. Gib ſie auf, unterwirf dich der Entſcheidung des allgemeinen

Kirchenrates von Chalcedon und kehre zurück zur heiligen Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche.“ Abermals gab er ihr ſeinen Segen und verließ ſie. Eudocia befolgte treu, was er ihr geſagt hatte, als habe Gott ſelbſt zu ihr geſprochen. Sie begab ſich wieder nach Jeruſalem, ſagte ſich los von der Irrlehre des Eutyches und ſchloß ſich dem katholiſchen Biſchofe Juvenalis an, der ſeinen Sitz inzwiſchen wieder eingenommen hatte. Viele Laien, Mönche und Prieſter folgten dem Beiſpiele der Kaiſerin. Leider nicht alle! die Widerſpenſtigen erſtarben allmählich dem chriſtlichen Leben in ihrem öden Sektenweſen, das polypenmäßig immer neue, weil immer unvollkommene, Zweige ohne Blüten und ohne Frucht hervorbrachte. Die Anhänger dieſer Sekte tragen jetzt in Syrien den Namen Jacobiten nach einem ihrer Lehrer Namens Jacob Baradai.

Nachdem Simeon auf die von ſo vielfachen und verſchiedenartigen Stürmen erſchütterte Welt von ſeiner Säule herab geſchaut hatte, mußte er in ſeinem Todesjahre noch Zeuge des furchtbaren Mißgeſchickes ſein, welches ſeine ſyriſche Heimat traf. Am 8. Juni 459 verwandelte ein ungeheures Erdbeben Antiochien und viele Nachbarſtädte in Trümmerhaufen. Es war in der Nacht vom Pfingſtſonntag auf Montag. Das üppige Volk hatte in ſehr unheiliger Weiſe das Feſt des heiligen Geiſtes gefeiert und ſich untertieriſche Ausgelaſſenheit zu Schulden kommen laſſen. Da warfen einige Erdſtöße, die von Zeit zu Zeit in unregelmäßiger Weiſe ſich wiederholten, die große herrliche Stadt Antiochien mit ihren zahlreichen Prachtgebäuden wie ein Kartenhaus um. Viele Menſchen verloren das Leben, viele Hab und Gut, alle den Mut. Nun dachten ſie an Gott und an das ewige Strafgericht, an welches dies zeitliche ſie erinnerte. Nun wünſchten ſie ſo recht himmelſtürmend beten zu können, was ſie ſonſt nur wenig gewünſcht, wohl gar verachtet hatten. Nun fühlten ſie das Bedürfnis heiliger Fürbitte am Throne Gottes und nun ſtrömten ſie zu Tauſenden und Tauſenden, in täglich wechſelnden und ſich erneuenden Scharen zu Simeon, um ſich unter die Flügel ſeines Gebetes zu begeben. Als fromme Wallfahrer kamen ſie daher, im feierlichen Zuge, von Geiſtlichen geführt, das Kreuz voran, mit wehenden Fahnen, mit Rauchwerk und brennenden Lampen, weinend und klagend, ſeufzend und flehend. Als Simeon weit und breit von dieſer angſt- und ſündenvollen Menge die Säule umringt ſah und ihren Jammer um irdiſche Nöten vernahm, rief er mit bitterm Schmerz herab: „O ſchweigt! ihr habt mich ja ſonſt nie hören und nie mir folgen mögen! Alle ſind abgewichen, unnütz geworden, wetteifern in Habſucht und Bosheit! die Ungerechtigkeit hat das Maß überſchritten! darum ſchweigt auch jetzt, denn ich kann mit euch Ungläubigen nicht reden. Laßt mich allein mit meinem Herrn ſprechen.“ Simeon begab ſich nun eifrig ins Gebet, während die Erdſtöße fortdauerten und auch ſeine Säule, wie ein Rohr im Sturm erzittern machten. Die Gefahr wuchs. Da gebot Simeon der Menge, Kyrie eleison zu rufen, und als dies Gebet vollendet war, ſprach er demütig: „Brüder, eine Seele aus uns allen iſt erhört worden! um euch davon zu überzeugen, will ich euch den Mann vorſtellen.“ Und er rief aus der Maſſe einen ſchlichten Landmann hervor

Eudes wußten dieſen Plan zu hintertreiben. „Wohlthäter“ pflegte er ſeine Gegner zu nennen, weil ſie inſofern Wohlthäter ſeiner Seele waren, als ſie ihm ein gutes Stück Purgatorium hienieden bereiteten und ihn in den Tugenden der Sanftmuth, Ergebung, Geduld und Willensloſigkeit übten.

Obwohl das Haus Unſrer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe nun ſchon über zwanzig Jahre beſtand, die Genehmigung der geiſtlichen und weltlichen Behörde, ſeine Regel und Statuten und einen Fond von 14000 Francs beſaß, welche Herr von Langrie und Herr von Bouëſſière geſchenkt hatten, damit es ſich über ſeine Subſiſtenzmittel genügend ausweiſen könne: ſo fehlte der Congregation doch immer noch die Anerkennung von Seiten des päpſtlichen Stuhles und ſomit die Erlaubniß, unauflösliche Gelübde ablegen zu dürfen. Man begehrt von jeder neu ſich bildenden Congregation, daß ſie ſich als ihrer Aufgabe gewachſen bewähre, damit nicht Genoſſenſchaften ohne Beruf und ohne Kraft wie Pilze aufſchießen, den Platz, den ſie im Weinberg Gottes einnehmen, tüchtigen Arbeitern entziehen und durch ihre Unfähigkeit Verwirrung ſtatt Nutzen ſtiften, Aergerniß ſtatt Erbauung einführen. Man geht mit weiſer Vorſicht zu Werk, bevor man ſich entſchließt eine Congregation für reif und würdig zu erklären, einen Orden zu bilden, dem die feierlichen unauflöslichen Gelübde zuſtehen und der durch dieſelben gleichſam von der Zu-

und ſprach zu ihm: „Du biſt's, mein Bruder! aber ſage mir, weshalb du ſo wohlgefällig vor Gott biſt?" Der Mann antwortete ſchüchtern: Vergib, mein Vater, ich bin es nicht, denn ich bin ein ganz gewöhnlicher ſündiger Menſch." „Sprich nur, ſprich!" gebot Simeon. Da ſagte der Mann: „Ich bin ein Tagelöhner und meine Lebensweiſe iſt ſo, daß ich meinen Lohn in drei Teile zerlege; den einen gebe ich den Armen, den anderen zahle ich als Abgabe dem Staate und den dritten brauche ich für meine täglichen Ausgaben. Und ſo hab ich's immer gehalten." Da drängten ſich alle voll Ehrfurcht zu dem geringen Mann, der in ſeiner Einfalt und Unſcheinbarkeit ſo wohlgefällig vor Gott war. Das Erdbeben hörte auf; allein es ließ ein ſolches Entſetzen in allen Gemütern zurück, die unſägliche Nichtigkeit und Flüchtigkeit des ganzen irdiſchen Daſeins war ihnen in ſo gewaltigem Maßſtab vor die Augen getreten, daß ſich niemand ſo recht an ſein Tagewerk machen mochte! Handel und Wandel ſtockten. Man empfand noch den unvergleichlichen Schreck, die Erde unter den Füßen ſchwanken zu fühlen, die Mauern über dem Haupte ſchwanken zu ſehen. Darum wagte man noch nicht recht, weder ins Haus zu gehen, noch auf dem Felde zu arbeiten; Beſtürzung lähmte die Hände und raubte die Beſinnung. Nur bei Simeons Säule fühlten ſich alle geborgen. Die Mandra war ihnen der ſicherſte Platz auf der weiten Welt. Heilige ſind Lieblinge Gottes und was auch geſchehe, ihnen geſchieht nichts Übeles, denn ſie wenden das Übel zum Guten: dieſe Meinung der ſonſt ſo leichtſinnigen Menge kam unwillkürlich zum Vorſchein durch das grenzenloſe

Vertrauen auf Simeon. Er hieß ſie Leid tragen um ihre Sünden, beten, Buße tun, ſich mit Gott verſöhnen. Einundfünfzig Tage währte die Bußzeit und die Völkerſtrömung zur Säule hin wurde immer größer und größer. „Es war,“ ſchreibt Cosmas, der ſyriſche Biograph, „wie wenn Gott die halbe Welt aufgeregt habe, damit ſie zu ſeinem Vielgeliebten eile, ihn verehre, Abſchied nehme und deſſen Ende herrlicher mache, als das irgend eines Menſchen ſeiner Zeit.“ Am 29. Juli fand eine große öffentliche gemeinſame Feier der heiligen Kommunion dieſes mit Gott verſöhnten Volkes ſtatt. Es war die letzte, die Simeon in dieſer Weiſe hielt. Seine Miſſion war zu Ende, die wunderbare Miſſion, die er dreißig Jahre auf einer und derſelben zwei Fuß breiten Stelle hielt, und er wußte, daß ſie nun zu Ende gehe. Wie ein zärtlicher und verſtändiger Vater, der zu lieben Kindern ſpricht, entließ er nun alle mit Troſt und Ermahnung, ſchärfte ihnen ein, die Gebote und Geſetze des Herrn zu halten, und hieß jeden gehen in ſein Haus und ſein Tagewerk im Namen des Herrn beginnen; dann werde Gott ihnen gnädig ſein. Einen Monat noch ſetzte der Heilige ſeine gewohnte Lebensweiſe fort; aber da wurde er plötzlich ohnmächtig in Gegenwart ſeiner Schüler und blieb in todesähnlicher Erſchöpfung drei volle Tage zuſammengeſunken auf ſeiner Säule. Die Schüler ſtiegen abwechſelnd zu ihm hinauf, während ſein Lieblingsjünger und Biograph Antonius die ganze letzte Zeit treu bei ihm aushielt und ihn Tag und Nacht nicht verließ. Dieſer zuerſt bemerkte das Gnadenzeichen, den wunderbaren Duft der Heiligkeit, der dieſen halbentſeelten, armen Körper wie ein Anhauch des Paradieſes umfloß. Es war, als ob Fluten von Wohlgerüchen aus unſichtbaren Rauchgefäßen zu dieſer gebenedeiten Säule wogten. Anfangs ſpürte man den Duft nur oben; allmählich ſank er tiefer und tiefer, wie unſichtbare Weihrauchwolken, und erfüllte die ganze Mandra mit ſüßem, lieblichem Geruch. Jeder bemerkte ihn unten, aber niemand wußte, was er zu bedeuten habe. Antonius ſprach zärtlich zu ſeinem geliebten heiligen Lehrer: „Sieh, o Herr, wie dein Gott dich liebt! die Luft des Paradieſes umweht dich ſchon: jetzt wird er dich von hier abrufen und dahin führen, wo du zu ſein verdieneſt. Sprich aber zuvor die Fülle deines Segens über deinen Diener aus.“ Und mit zitternder Hand ſegnete der heilige Greis den Jüngling. Am 2. September kam Simeon wieder zu Kräften, berief all’ ſeine Schüler, ſetzte zwei derſelben als Vorſteher über die anderen ein und empfahl ſie ſämtlich dem Herrn. Dann beugte er ſich dreimal tief und ſchaute froh gen Himmel. Volk unten in der Mandra fehlte nie. Es erregte große Beſtürzung und Trauer, daß Simeon drei Tage geſchwiegen und weder gepredigt, noch ſonſt auch mit irgend jemand geredet hatte. Deshalb war die Freude groß, als er ſich jetzt erhob und ſeine gewöhnliche Stellung wieder einnahm. Alle riefen zu ihm empor: „Segne uns, Herr!“ Simeon blickte in alle vier Weltgegenden, erhob ſegnend die Hand und empfahl ſie dem mächtigen Gott; ſprach dann noch einige Worte der Liebe zu den beiden Jüngern, die er zu Vorſtehern ernannt hatte, ſchlug dreimal an ſeine Bruſt, lehnte das Haupt auf die Schulter des Antonius und entſchlief im Herrn.

Die Verehrung, welche ſeine Zeit ihm zollte, war ſo groß, daß Kaiſer Leo I. dem Patriarchen von Antiochien ſchrieb, um ſich die entſeelte Hülle Simeons als einen köſtlichen Schatz und zugleich als einen heiligen Schirmvogt für das Reich und für Conſtantinopel auszubitten, und auch damit dem großen Diener Gottes die gebührende Ehre erwieſen wrde. Kaum wurde dies Anſinnen des Kaiſers bekannt, ſo erhob ſich ein Klageruf in Antiochien und die ganze Bevölkerung erließ eine Bittſchrift an Leo und ſtellte ihm demütigſt flehend vor, daß das entſetzliche Erdbeben ihre Stadtmauern zerſtört habe und daß ihnen der heilige Leib als Mauer und Beſchirmer dienen ſolle. Ungern gab der Kaiſer ihrer Bitte nach und es wurde in Antiochien eine eigene Kapelle gebaut, worin Simeons Reliquien mit großer Feierlichkeit beigeſetzt und mit großer Andacht verehrt wurden. Auch die Mandra blieb ein Wallfahrtsort für fromme Pilger und das Kloſter, welches ſie umgab, beſchirmte während mehrerer Jahrhunderte zahlreiche Genoſſenſchaften von Mönchen. Im zehnten Jahrhundert wurde es von einem arabiſchen Häuptling zerſtört und noch im vorigen ſah man die großartigen Ruinen am Abhange des Berges, ſieben Meilen von Antiochien.

So übermenſchliche Anſtrengungen und Schwierigkeiten mit dieſer Lebensweiſe verbunden waren, fand ſie dennoch Nachfolger, ſogar zahlreiche. Im ſiebenten und achten Jahrhundert gab es im Orient ſehr viele Säulenſteher. Bis im zwölften erhielten ſie ſich in Syrien, in Meſopotamien bis im fünfzehnten. Der berühmteſten einer war Daniel, ein Schüler Simeons, der im Todesjahre ſeines großen Lehrers eine Säule bei Conſtantinopel beſtieg und nach dreißig Jahren, als achtzigjähriger Greis, auf derſelben ſtarb. Seinem heiligen Vorgänger ähnlich, ſtand er in hoher Achtung bei Fürſten und Völkern und leuchtete durch die Gabe der Wunder und Weisſagung. Ein anderer berühmter Stylite war der jüngere Simeon, der 596 ſtarb, nachdem er achtundſechzig Jahre auf Säulen geſtanden. Die Zeitgenoſſen nennen ihn ein wahres Wunder von Tugend und Heiligkeit. Als zarter Knabe ſchweifte er auf den Bergeshöhen umher und fing ſpielend einen Panther. Das wilde ſcheue Tier ließ ſich ganz zahm am Gürtel des Knaben ins Kloſter führen, wo Simeon erzogen wurde. Sein Lehrmeiſter, auch ein Stylite, fragte ihn erſtaunt, was er bringe? „Eine Katze!" ſagte der Knabe unbefangen. Dieſer Sieg der Unſchuld über das Schädliche in der Schöpfung erſchien dem Lehrmeiſter bedeutungsvoll und er gab dem längſt gehegten Verlangen des Knaben nach und erlaubte ihm, eine Säule zu beſteigen. Der kleine Simeon war damals ſechs Jahre alt und ſtand nun ſechs Jahre unter den Augen ſeines geiſtlichen Führers auf einer niedrigen Säule, dann acht Jahre auf einer höheren. Als er ſelbſt zwanzig Jahre zählte, begab er ſich auf den ſogenannten „wunderbaren Berg" bei Antiochien, wo er bis zu ſeinem Ende verblieb und durch die heldenmütigſte, mit allen Gnadengaben geſchmückte Tugend, ein Seelenbruder des älteren Simeon wurde, wie er deſſen Namensbruder war.

Der Tor! ſagt die ungläubige Welt. Jawohl! der heilige Tor des Kreuzes! ſagt der Gläubige. In einem Lobgeſang der Maroniten — dieſes frommen, arbeitſamen, chriſtlichen Völkchens im Libanon — heißt es von Simeon: „Von jenem Weine, den auspreßte die Lanze auf Golgatha, trank der Gerechte.“ Ja, ſo ſtand es mit ihm: ſein Leben war ein Rauſch der himmliſchen Liebe; war ein Beleg zu dem Wonnelied des heiligen Sängerkönigs im überirdiſch ſchönen zweiundzwanzigſten Pſalm: „Mein berauſchender Becher, wie herrlich iſt er!“ war ein Seitenſtück zu dem Ausruf ſeines großen Landsmannes, des heiligen Martyrers Ignatius, Biſchofs von Antiochien: „Meine Liebe iſt gekreuzigt! laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes ſein.“ Nicht von allen verlangt Gott das zu tun, was dieſer eine Gebenedeite aus Liebe zu ſeinem gekreuzigten Heiland tat; aber daß einmal einer das tue, aus unausſprechlicher, grenzenloſer, beſeligender, gnadenentſprungener Liebe tue, was ſonſt keiner tut, warum ſollte Gott das nicht verlangen? Gab er doch das Gebot, das höchſte, — „liebe Gott über alles“ — für alle. Millionen bleiben davon in unausſprechlicher Ferne und tief, ach, wie tief unter dem Durchſchnittsmaß! Simeon überſtieg es, und das ſollte Torheit ſein?

Der heilige Nilus.

„Nicht ihr habt mich erwählt, ſondern ich habe euch auserwählt.“ Joh. 15, 16.

Die chriſtliche Aszeſe ſiedelte in jedem Klima, unter jedem Himmelsſtriche und nach allen Weltgegenden hin an, weil ſie etwas Überweltliches und daher nicht an ein Land, ein Volk gebunden iſt. Doch hatte ſie Lieblingsſtätten; und das waren immer ſolche, auf denen der irdiſche Menſch durch die ihn umgebende Natur zur Entſagung aufgefordert wird, und wo er überirdiſche Fülle der Nahrung in heiliger Betrachtung und Beſchaulichkeit findet. Eine ſolche Stätte war der Berg Sinai im Peträiſchen Arabien. Mit ſeiner Familie von Nachbarbergen, von Hügeln, von Höhenzügen, von zackigen Spitzen und ſchroffen Felſenklüften, die ihn umringt, wie Kinder und Kindeskinder den Ahnherrn, ſchiebt er ſich als ein rieſenhaftes Vorgebirge in die nördliche Küſte des Roten Meeres. Wie ein Leuchtturm ſteht er da. Das Licht, das von ihm ausgeht, ſind die Gebote Gottes, dieſe einfachen, ſchlichten zehn Gebote, die ſo leicht ausſehen und die dem ſündigen Menſchen ſo ſchwer fallen, daß der Sohn Gottes kommen und ihn entſündigen mußte, damit er ſie halten könne. Ringsum iſt Wüſte, gewaltige Wüſte, ſpärlich durchbrochen von kleinen Oaſen, die ſich mit einigen Palmen um dürftige Quellen bilden. Jünger des großen heiligen Antonius und des heiligen Hilarion zogen von Egypten und Paläſtina aus zum Sinai. Die einen lebten auf den Höhen des Berges in Zellen, welche die Natur ihnen in dem zerriſſenen Kalkgeſtein bereitet hatte, und in denen ſie ſich möglichſt weit von einander entfernt niederließen, ſo daß jeder Einſiedler mindeſtens eine Stunde zu gehen hatte, bis er ſeinen nächſten Nachbar erreichte. Die anderen ſiedelten ſich auf derjenigen Kuppe an, die Horeb heißt und niedriger liegt. Da hütete Moyſes die Schafe Jethro's, ſeines Schwiegervaters, als Jehovah ihm im feurigen Dornbuſch erſchien und ihm befahl, Iſrael aus der egyptiſchen Knechtſchaft nach

Kanaan zu führen. Eine Kirche wurde hier erbaut und daneben ein Kloſter, welches Mönche und Prieſter bewohnten, die nicht den Beruf der abſoluten Einſamkeit ſpürten. Sie bildeten aber eine und dieſelbe Genoſſenſchaft mit den Anachoreten und der Sonntag verſammelte ſie alle zur Feier der heiligſten Geheimniſſe, zum Genuſſe des zarten Fronleichnams und zur Kräftigung in der Liebe zu Gott und den Brüdern. Es iſt dieſelbe Trennung und dieſelbe Gemeinſchaft, die ſich bei allen Einſiedler- und Mönchsvereinen der Zeit findet.

Um das Jahr 390 kam ein jugendlicher Mann mit einem kaum in das Jünglingsalter tretenden Knaben in die Felſenwüſte des Sinai und zog ſich in eine der entlegenſten Höhlen zurück. Der Mann hieß Nilus und der Jüngling Theodul: ſie waren Vater und Sohn. Sie kamen aus dem Glück und der Herrlichkeit der Welt, getrieben von unbeſieglichem Verlangen nach jenem Opfer, durch das ſich der Menſch Gott und dafür Gott dem Menſchen gibt. Nilus ſtammte aus einer reichen und vornehmen Familie zu Ancyra in Galatien. Er empfing eine vortreffliche Erziehung; er ſtudierte zu Antiochien unter dem heiligen Johannes Chryſoſtomus die heiligen Wiſſenſchaften; er ging nach Conſtantinopel, bekleidete hohe Ämter, ward Präfekt. Früh ſchon hatte er ſich vermählt und zärtliche Liebe band ihn an ſein edles frommes Weib. Zwei Kinder erfreuten und ſchmückten ſeine Ehe. Es war aber nicht leicht am Hofe des Kaiſers Arcadius mit reiner unangetaſteter Seele zu leben. Üppigkeit, Ehrgeiz, Ruhmſucht, Geldgier, Sinnenluſt waren Götzen, welche die Herzen zu ſchnöder Liebe entzündeten. Wie leicht fiel da nicht ein ſengender Funke im unbewachten Augenblicke auf das Gemüt! wie leicht blieb, wenn es auch nicht in ſündiger Flamme aufloderte, ein häßlicher, ſchwarzer Brandfleck zurück! Das erwog Nilus mit zartem Gewiſſen und es begann in ihm ein gewaltiger Kampf. Von den Freuden, die das Herz verwüſten, und von den Ehren, die Gefahr bringen, wollte er ſich trennen; denn wenn ſie auch nicht ſündhaft und nicht unbedingt zu verwerfen ſind: der ſündige Menſch mißbraucht ſie gar leicht zum Böſen, ſo dachte Nilus und demgemäß wünſchte er zu handeln. Viele Güter wollte er aufopfern und ein Gut, das Eine, das allumfaſſende, dafür empfangen. Der Kampf währte lange, denn nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern auch ſein geliebtes Weib mußte er zum Opfer bringen und er hing an ihr mit der ganzen Glut ſeines Herzens. Auch ſie ihrerſeits wollte ſich durchaus nicht zur Trennung von ihm verſtehen. Wer kann ſagen, durch welche Trübſal ſie innerlich gingen, während äußerlich alles Glück, welches der Menſch begehren und genießen kann, ſie umgab! Der göttliche Heiland hat wohl mit Recht geſagt: das Schwert bringe er und nicht den Frieden, dies geiſtige Schwert haben alle Heiligen führen und damit die Bande zerſchneiden müſſen, durch welche ſie an irgend eine Art von ſelbſtſüchtigem Genuß — ſei er der feinſte! — geknüpft waren. Das Chriſtentum hat ſeine Herbe für die, von denen der göttliche Heiland geſagt hat: „Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ Dafür hat es auch den Balſam, der vom Kreuz herabfließt. Mit dem Chriſtentum, welches das chriſtliche Leben als ſo leicht und ſo bequem, ſo roſenfarben und ſammtweich, ſo verträglich mit der Welt und ihrer Luſt darſtellt und dadurch Jünger gewinnen möchte, ſteht es freilich im ſchroffen Widerſpruche. Aber auf Roſenwegen und mit Roſen bekränzt hat der göttliche Heiland nun einmal nicht ſein Kreuz nach Golgatha getragen! wer alſo nicht auf Steinen und unter Dornen gehen will, der folget ihm nicht nach. Nilus tat es. Auf große Kämpfe folgte ein großer Sieg. Er trennte ſich von ſeiner Frau; ſie begab ſich mit ihrem Töchterchen in ein egyptiſches Kloſter und er mit Theodul erſt nach Paläſtina, dann auf den Sinai. In einer abgelegenen Höhle nahm er ſeine Wohnung; Gebet, Pſalmengeſang, Studium der Heiligen Schrift und anderer gottſeliger Bücher füllten ſeine Zeit aus. Seine Vergangenheit mit allen Gewohnheiten, Beſchäftigungen und Genüſſen war ihm tot. Er lebte gemäß der ſtrengen Aszeſe, welche die Anachoreten des Sinai übten, genoß höchſt ſelten Brot, ſondern gewöhnlich wilde Früchte und rohe Kräuter und fand in ſeinem Theodul einen gelehrigen Jünger und eifrigen Genoſſen. Zuweilen beſuchte er abends nach vollbrachtem Tagewerk die Mönche, die am Abhange des Berges gemeinſchaftlich wohnten, und führte liebliche Geſpräche mit ihnen über die Wonne der Abgeſchiedenheit und über die Gnade, mit denen Gott das einſame, ſelbſtloſe Herz überſtröme. Sein inneren Kämpfe, den Streit des Fleiſches wider den Geiſt, machte er getreulich durch, ohne ſich von dieſen Leiden den Frieden ſeiner ſchönen reinen Seele trüben zu laſſen. Die Welt, die ſonſt ſo leicht vergißt, vergaß ihn nicht und ſchien zu begreifen, was ſie ſonſt ſo ſchwer begreift, daß er durch die Aszeſe nicht kunſt Beſitz nimmt. Zu einer ſolchen Beſitznahme gehört eine große Befähigung; und dieſe muß ſich herausſtellen theils in der erhabenen Idee, die ſich in Anlage, Leitung und Zweck der Congregation — theils durch ihre Reſultate kund gibt.

Pater Eudes hatte ſchon einige mißlungene Verſuche in dieſer Angelegenheit in Rom gemacht, als plötzlich mächtige Hände die Sache erfaßten und durchſetzten.

Der Boden der Kirche voll ewiger Triebkraft, weil ewig erwärmt von der Sonne des heiligen Geiſtes, dem Wort des Lebens — erzeugt fort und fort Bildungen und Geſtaltungen voll der göttlichen Wahrheit. Aber nicht minder gedeihet auf ihm „Unkraut zwiſchen dem Waizen.“ Der Geiſt des Menſchen in ſeinem beſtändigen Durſt nach Wahrheit ſinkt zuweilen in ſich ſelbſt zuſammen, weil er zu kühn, zu eigenmächtig, zu hitzig vorwärts ſtrebt und ſich aus der Region der Wahrheit in die des Irrthums verliert. Dort liſpelt ihm die alte Schlange ihr altes Märchen von ſeiner Gottähnlichkeit vor, und da er auf dem Gebiet und unter dem Einfluß des Irrthums ſteht, ſo faßt er ſeine Gottähnlichkeit auch irrthümlich auf: ſtatt ſie in ſich auszubilden, indem er die Vollkraft der göttlichen Lehre in ſich aufnimmt und ſich mit ihr nach ſeinem ganzen Weſen in Ausſöhnung bringt, und dadurch der Ewig-Einen, der Wahrheit der Offenbarung ſich einverleibt —

in eine Finſternis, vielmehr in ein Licht des Geiſtes eingegangen ſei. Man ſchrieb ihm in vielfachen Angelegenheiten, um ſeine Anſicht, ſeinen Rat, ſeine Belehrung zu vernehmen. Nilus antwortete teils durch Briefe, teils durch größere Abhandlungen. Kaiſer Arcadius empfahl ſich ſelbſt, ſeine Familie und ſein Reich dem heiligen Mann, als nach der Verbannung des großen Johannes Chryſoſtomus Erdbeben, Feuersbrunſt, Hagelſchlag, alle Schreckniſſe der Elemente Conſtantinopel heimſuchten und die Kaiſerin im Kindbette ſtarb. Nilus antwortete dem Kaiſer: „Wie darfſt du hoffen, Conſtantinopel befreit zu ſehen von den Heimſuchungen Gottes, ſo lange große Verbrechen dort begangen werden und das Laſter ungeſtraft herrſcht? Seitdem der gottſelige Biſchof Johannes, die Säule der Kirche, das Licht der Wahrheit, die Poſaune des Evangeliums verbannt worden iſt, walten mit Macht Ungerechtigkeit und Frevel. Du aber, du ſelbſt haſt ihn verbannt, dieſe Leuchte der Chriſtenheit; haſt dich leichtſinnig dazu hinreißen laſſen von Biſchöfen, die nicht weiſe handelten. Bedenke, was du getan, und gehe in dich!“

Das Kloſterleben hatte auch damals ſchon ſehr lebhafte Gegner in ſolchen Menſchen, denen alles zu viel iſt, was unmittelbar für Gott geſchieht, und die, wegen der Gebrechlichkeit eines Mitgliedes, einen ganzen Stand verdammen. Nilus ſprach ſich in ſeiner Abhandlung „vom Kloſterleben“ kraftvoll aus gegen Unordnungen in den geiſtlichen Genoſſenſchaften, allein er beweiſt zugleich, ſchon aus dem Alten Bunde, daß es allzeit Menſchen gab, die durch gänzliche Weltentſagung nach der Vollkommenheit ſtrebten. „Der geiſtliche

Kampf, durch den wir unſere Leidenſchaften abtöten, um den neuen Menſchen anzuziehen, iſt die ſchwerſte aller Künſte," ſagt er. „Dieſe Schwierigkeit darf uns aber nie ermüden, ſondern nur eifriger und beharrlicher im heiligen Streit machen. Jeſus Chriſtus iſt vom Himmel auf die Erde gekommen, um uns den Weg zu zeigen, der zur wahren Glückſeligkeit führt, und die erſten Chriſten ahmten in allen Dingen dem göttlichen Meiſter nach. Sie verließen die Welt mit ihren Reichtümern, Ehren und Genüſſen, um leichter ihre Leidenſchaften zu unterdrücken, ihre Sinnlichkeit zu bezähmen und in der Tugend ſich zu üben. Nur durch das Streben nach Heiligkeit geſtaltet ſich der aszetiſche Stand ſeinem Urbild gemäß; durch die Laſter ſeiner Glieder wird er entſtellt. Die Einſiedler müſſen beſonders der größten Schwierigkeiten gewärtig und von einem erfahrenen Meiſter geprüft ſein, ehe ſie ihrem Berufe folgen." Er ſelbſt hatte die heftigſten Verſuchungen beſtehen müſſen und er empfiehlt anderen die Waffen, die er ſiegreich geführt hat: eifriges Gebet, fromme Leſungen, kniefällige Verdemütigung vor Gott, Geduld, freiwillige Erniedrigung und das heilige Kreuzzeichen. In einer anderen Abhandlung über die „Hauptſünden" hebt er die Gefahr der Ehrſucht und des Müſſigganges vorzugsweiſe hervor. „Die Ehrſucht," ſagt er, „iſt wie eine unter dem Waſſer verborgene Klippe: wenn wir daran ſcheitern, iſt es um all unſere Tugenden geſchehen. Wer dieſem Laſter ergeben iſt, betet gern öffentlich; wer es beſiegt hat, lieber und freudiger im Verborgenen. Ein Tor zeigt ſeine Schätze und reizt dadurch die Gier der

Räuber. Verbirg ſorgſam deine inneren Reichtümer, denn die Feinde deines Heils beſetzen wie Räuber den engen Weg, den du zu gehen haſt. Iſt ein Ordensmann vom Müſſiggang angeſteckt, ſo erkennt man das leicht, wenn er häufig die Augen vom Buch abwendet, um die äußeren Gegenſtände zu betrachten; wenn er vom mindeſten Geräuſch an ſeine Türe gezogen wird; wenn er ſich träge oder übereilt ſeiner Pflichten entledigt; wenn er ſeine beſtimmten Andachtsübungen aufgibt und nach neuen haſcht; vieles anfängt, nichts beendet; wenn er auf Neuigkeiten lauert und unter allerlei Vorwänden, ſogar unter dem, die Kranken zu beſuchen, unruhig hin und her läuft. Ein Ordensmann, der nicht in ſeiner Zelle verſchloſſen bleibt, gleicht einem ausgetrockneten, in die Wüſte verpflanzten Zweig, der niemals Frucht tragen wird, weil er nicht Wurzel faſſen kann."

In dem Buche „vom Gebet" ſagt er: „Zuerſt müſſen wir die Gabe des Gebetes und der Tränen von Gott begehren; den heiligen Geiſt anrufen, damit er in unſere Herzen jene reinen und glühenden Wünſche errege, die allzeit erhört werden; damit er unſere Seele in Bezug auf die Geſchöpfe blind und ſtumm und unſer Herz frei von jeder ungeordneten Neigung mache. Willſt du recht beten, ſo verleugne dich ſelbſt zu jeder Stunde. Biſt du geduldig im Leiden, ſo wirſt du froh ſein im Gebet. Liebſt du Gott, ſo verſtehſt du die große Kunſt des Gebetes, und beteſt du recht, ſo wirſt du Gott immer mehr lieben. Das Gebet iſt demnach die göttlichſte Tugend, denn es iſt der Ausdruck der vollkommenen Liebe. Gelangſt du im Gebet zu einer Freude, welche alle anderen

Freuden weit überſteigt: ſo biſt du zum wahren Gebet gelangt.“

Zu Ancyra, der Vaterſtadt des heiligen Nilus, zählte man damals gegen zehntauſend gottgeweihte Frauen und Jungfrauen, von denen zweitauſend heroiſche Tugenden in Werken der Buße und der Barmherzigkeit übten. Unter ſo vielen erhabenen Seelen leuchtete im hellſten und lieblichſten Glanze Magna hervor. Ihr eigener Wunſch wählte den jungfräulichen Stand, der Wunſch ihrer Mutter den Eheſtand; und Magna ſchätzte den Gehorſam ſo hoch, daß ſie dem Wunſch ihrer Mutter nachgab und ſich einem Manne anvermählen ließ. Sie wußte ihm anmutig die Zuſage zu entlocken, ihr noch einige Tage der Freiheit zu gewähren; und ſiehe! in dieſer Zwiſchenzeit erkrankte er, ſtarb und hinterließ ihr große Reichtümer. Magna pries mit gerührtem Herzen die göttlichen Fügungen und lebte fortan nur für ihren himmliſchen Bräutigam. Das Vermögen gab ſie den Armen hin und diente ihnen und den Kranken in den Spitälern. Ihr eigenes Haus war ein Kloſter, in welchem ſie mit all ihrer Dienerſchaft nach einer beſtimmten Regel und in pünktlichſter Erfüllung aller chriſtlichen Pflichten lebte. Sie verließ es nur, um Werke der Nächſtenliebe zu üben und um Kirchen zu beſuchen. Ihr höchſter Genuß beſtand darin, die Nächte vor den Altären zu durchwachen und dort vor Gott in Beſchauung ſeiner unermeßlichen Vollkommenheit und in Betrachtung der ewigen Wahrheiten zu verſinken. Die geiſtige Sammlung, in welcher ſie ſich immer durch die Einigung mit Gott hielt, ſprach ſich durch den milden Ernſt auf ihrem Antlitz aus, der nicht bloß dem Volke, ſondern auch heiligen Prieſtern und

Biſchöfen eine wahre Ehrfurcht vor dieſer ſeligen Jungfrau einflößte. Die Unvollkommenen ſind immer ganz ſchnell mit ſich ſelbſt zufrieden; die Vollkommenen nie. Darum bat Magna den heiligen Nilus um einige aszetiſche Vorſchriften, die er ihr in der Abhandlung über „die freiwillige Armut," welche ſie bereits in einem ſo hohen Grade übte, denn auch gab, und die Armut als *eine* Frucht des aszetiſchen Lebensbaumes darſtellte, deſſen übrige Früchte Gehorſam, Friedfertigkeit, Demut, Lauterkeit und Eintracht ſein müßten.

Das kriegeriſche, eroberungsluſtige, beutegierige Volk der Sarazenen, das volle tauſend Jahre die Plage des oſtrömiſchen Reiches war und es ganz allmählich, Provinz nach Provinz, Stadt nach Stadt, in Aſien an ſich brachte, endlich auch den Bosporus überſchritt und mit der Eroberung von Conſtantinopel dieſem Reiche ein Ende machte; dieſe Sarazenen oder Araber ſchweiften ſchon damals an den Grenzen umher und machten häufig räuberiſche Einfälle in unbeſchützte Landſtriche. Durch ihr Nomadenleben abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt, ſchreckten Wüſten ſie ſo wenig ab, daß ſie ſogar bis in das peträiſche Arabien drangen. Nilus und Theodul hatten eines Abends die Mönche auf dem Horeb beſucht und ſich in gottſeligen Geſprächen mit ihnen erfreut über den Frieden ihres ſtillen Daſeins. Die Nacht, ſo eine weiche, träumeriſche, orientaliſche Nacht, die nicht kalt und dunkel, ſondern mit eigentümlichen Liebreiz lind und duftig die Welt einſchleiert, kam und ging, ohne daß die frommen Männer müde geworden wären. Gegen Morgen ſprach der Geiſtliche, der an der Kirche das Prieſteramt verwalttete und ein äußerſt liebevoller Mann war: „Wer weiß, ob wir uns jemals wieder ſo glücklich hier zuſammenfinden werden!“ Er ſtand auf, rief alle in die Kirche, und im heiligen Pſalmengeſang brachten ſie Gott ihr Morgenlob dar. Kaum war er vollendet, ſo erſcholl rings umher wildes Geſchrei. Eine Sarazenenhorde überfiel das Kloſter, um zu rauben, was zu rauben war: die Wintervorräte, welche in getrockneten wilden Früchten beſtanden und die jungen Mönche, die als Sklaven gebraucht oder verkauft werden ſollten. Die Alten beraubte man ihrer Kleider und ließ ſie dann entfliehen. Der fromme Prieſter und zwei Einſiedler wurden umgebracht. Dann zog die Rotte ab mit dem geraubten Gut und mit den Jünglingen, unter denen ſich Theodul befand. Gegen Abend wagten ſich die flüchtigen Mönche wieder nach ihrem Kloſter zurück und fanden noch den gottſeligen Prieſter am Leben. Er hatte mild geſagt: „Gott ſei gelobt!“ und das heilige Kreuzzeichen gemacht, als er den Todesſtoß empfing. Jetzt lag er in den letzten Zügen, ermahnte die Brüder, den Willen Gottes anzubeten, gab jedem den Kuß des Friedens und entſchlief. Sie beerdigten ihn und ihre beiden anderen Toten mit tiefer Betrübnis, waren aber noch weit mehr bekümmert über das Los derjenigen, die in Gefangenſchaft geraten waren. Am meiſten grämte ſich Nilus um ſeinen Theodul. Ganz unverhofft erhielt er Nachricht von ihm. Ein Flüchtling ſuchte Schutz auf dem Berge, freilich keiner der Ihren, ſondern ein junger Sklave, der mit ſeinem Herrn ebenfalls in die Hände der Sarazenen gefallen war. Dieſer Herr hieß Magadon und war Senator der Stadt

Pharan, welche in Arabien lag, aber zum oſtrömiſchen Reiche gehörte. Ihn ſelbſt hatten ſie ziehen laſſen, aus Furcht vor den Römern; ſeine Sklaven und ſeine Habe hatten ſie ſich zugeeignet. Dieſer junge Sklav erzählte nun den bekümmerten Mönchen: die Sarazenen hätten ihn und Theodul dazu beſtimmt, der Göttin Venus, welche ſie unter dem Bilde des Morgenſternes anbeteten, geopfert zu werden. Er habe im günſtigen Augenblick die Flucht gewagt; was aus Theodul geworden, wiſſe er nicht. Unausſprechlich war der Schmerz des Vaters, daß Theodul ſein reines Leben für dieſen Götzen der unlautern Liebe habe hinopfern müſſen. Inzwiſchen hatte die Obrigkeit der Stadt Pharan durch Magadon die Gewalttaten der Sarazenen erfahren, ſchickte eine Geſandtſchaft an ihren Emir (Häuptling) und begehrte Genugtuung. Der Emir verſprach das Geraubte zu erſtatten; es möchten ſich alle, welche Forderungen hätten, bei ihm einſtellen. Unter ſicherem Geleite traten ſie einen Zug an, der zwölf Tage dauerte und dem Nilus ſich anſchloß, um, wenn nicht ſeinen Sohn ſelbſt, doch Kunde oder Spuren von ihm zu finden. Der Emir war freundlich und verſicherte den Nilus, daß Theodul nicht geopfert, ſondern verkauft worden ſei und ſich bei dem Biſchofe von Eluſa aufhalten ſolle. Neubelebt durch dieſe Hoffnung wollte ſich Nilus alsbald auf den Weg machen, und der Emir gab ihm Führer mit, die ihn glücklich nach Eluſa, einer Grenzſtadt zwiſchen dem peträiſchen Arabien und Paläſtina, brachten. Die Einwohner von Eluſa hatte der heilige Hilarion bekehrt. Als ſie noch Heiden waren und eines ihrer Götzenfeſte begingen, hörten ſie, der Heilige ſei in ihrer Nähe. Da zogen ſie ihm entgegen, baten ſo demütig um ſeinen Segen und empfingen denſelben ſo dankbar und froh, daß dieſe kindliche Ehrfurcht große Gnade auf ſie herabzog und ihr Herz dem chriſtlichen Glauben öffnete. Jetzt war Eluſa der Sitz eines Biſchofs und wirklich, Theodul hielt ſich bei dieſem auf. Wie Abraham ſeinen Iſaak, empfing Nilus ſeinen Sohn und ließ ſich alle Umſtände der wunderſamen Rettung genau erzählen. Die beiden Opfer waren ernannt: Theodul und Magadons Sklav; der Altar war errichtet, das Opfermeſſer geſchärft, die Opferſchale, Weihrauch und Blumenkränze bereitet, die Stunde vor Sonnenaufgang, wenn der Morgenſtern im Morgenrot lieblich und klar wie ein Tautropfen in der Roſe erſtrahlt, für die feierliche Handlung beſtimmt. Die Sarazenen durchſchwelgten die Nacht bei wüſten Gelagen; der junge Sklav entfloh. Theodul verharrte, zur Erde gebeugt, im andächtigen Gebet. Gott konnte ihn ja auch anders retten, als durch die unſichere Flucht! Er betete: „O Herr, geſtatte nicht, daß mein Blut den böſen Geiſtern dargebracht, noch daß mein Leib ein Opfer für den Dämon der Sinnenluſt werde! O Herr! mein Vater ruft zu dir und hofft auf dich, laß uns nicht zu Schanden werden." So flehete Theodul. Als der Morgen dämmerte, zeigte ſich wohl ein Purpurſtreif im Oſten; aber anſtatt ſich höher und höher zu heben, auszubreiten und wie eine roſenfarbene Flut über den ganzen öſtlichen Himmel zu gießen, anſtatt dieſes wunderſchönen Schauſpiels, das jeder Morgen in der Wüſte bringt, verhüllten dichte Wolken den Horizont und mit ihm — Morgenrot und Morgenſtern. Die

Sarazenen ſchliefen, bis die Sonne das Gewölk durchbrach; und nun war die Stunde der Opferfeier vorüber. Sie hoben ihren Lagerplatz auf und zogen weiter. Einige Male verſuchten ſie Theodul zum Genuß von geopferten Speiſen zu zwingen; allein er ließ ſich durch keine Mißhandlung dazu bewegen. So gelangten ſie in bewohnte Gegenden und ſtellten ihn zum Verkaufe aus. Niemand wollte den hohen Preis zahlen, den ſie forderten, weil er ein kräftiger ſchöner Jüngling war. Endlich wurden ſie es überdrüſſig, ihn ſo lange mit ſich umher zu führen; ſie ſtellten ihn am Eingange eines großen Dorfes öffentlich aus mit einem Schwerte um den Hals. Dies bedeutete, daß man ihn lieber töten, als unter dem Preiſe verkaufen würde. Nun erbarmte ſich ein fremder Reiſender, ein Mann aus Eluſa, ſeiner, kaufte ihn, nahm ihn mit und der fromme Biſchof von Eluſa, der bald Ungewöhnliches in dem fremden Jüngling erkannte, löſte ihn ein. So war nun Theodul den Hausgenoſſen des Biſchofs eingereiht, und dieſer gewann ihn ſo lieb, und fand ihn ſo geeignet, das prieſterliche Amt zu verwalten, daß er ihm die niederen Weihen erteilte. Statt eines Geopferten am Altare der Venus, ſollte Theodul ein Opfernder am Altare Gottes werden; und ſo fand der glückliche Nilus ſeinen geliebten Sohn wieder! So gereichen alle Dinge denen zum Heile, die Gott lieben! Der Biſchof von Eluſa behielt ſie längere Zeit bei ſich und erbaute ſich an ihren Tugenden. Aber ſie ſehnten ſich nach ihrer Abgeſchiedenheit und baten um Entlaſſung. Nur unter der Bedingung, daß beide die Prieſterweihe empfingen, um in ihrer Felſenwüſte den verlaſſenen Brüdern als

Ausſpender der heiligen Sakramente zu dienen, willigte der Biſchof in ihre Entfernung ein. So zogen denn Vater und Sohn wieder nach ihren ſtillen ſinaitiſchen Einſiedeleien, mit dem Vorſatze, noch eifriger Gott zu dienen denn zuvor. Und damit entſchwinden ſie dem menſchlichen Blick. Nicht einmal die Zeit ihres Todes iſt bekannt.

Der heilige Johannes Climacus.

„Schmachtet auch mein Fleiſch und mein Herz; meines Herzens Gott und mein Heil iſt Gott in Ewigkeit." Pſalm. 72, 26.

Gott ſchuf den Menſchen mit einer unüberwindlichen Sehnſucht nach Glück, denn er ſchuf ihn nach ſeinem Bilde, d. h. er gab der Seele des Menſchen die Fähigkeit, ihn zu erkennen, ihn zu lieben, ihn zu beſitzen; und ſomit gab er ihr eine immenſe Größe, die durch nichts ausgefüllt werden kann, als durch ein immenſes Gut, durch Gott. Befriedigung in Gott iſt ihr wahres, ihr höchſtes Glück. Jedes andere Glück genügt ihr nicht, denn jedes andere Gut iſt geringer als ſie. In Folge des Falles verwiſchte die Sünde aus der menſchlichen Seele die klare Vorſtellung ihrer erhabenen Beſtimmung, aber nicht das Verlangen nach einem grenzenloſen Glück; und weil ſie ſich von Gott getrennt und den verloren hatte, deſſen Beſitz jenes Glück gewährt, ſo wendete ſie ſich nach Außen und ſuchte dort Befriedigung. Die Gebilde der Schöpfung gaben ihr angenehme Eindrücke; ſie hielt dieſe flüchtigen Empfindungen für Glück; ſie ſtrebte dieſelben feſtzuhalten oder neu hervorzurufen. So lebt der Menſch ſeit ſeinem erſten Abfall; er wähnt, die äußeren Gegenſtände könnten folgt er dem irdiſchen Zuge, der ihm die Gottähnlichkeit in einer falſchen Freiheit vorſpiegelt und ihm höhere Genüſſe und eine größere Vortrefflichkeit verſpricht, als er ſich bis jetzt zu eigen gemacht hat. Dieſe Richtung ſpringt aus ihrer Wiege, dem religiöſen Gebiet, auch auf das ſittliche über, weil dieſes im engſten Zuſammenhang mit jenem ſteht; und ruft in beiden die kläglichſte Verwirrung hervor.

Kaum war in Frankreich während der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Hydra des Kalvinismus inſofern gebändigt, daß ihr keine neue Köpfe wuchſen; — kaum war es den überirdiſchen Anſtrengungen gewaltiger Seelen in der Kirche gelungen, Unwiſſende und Bethörte durch die Verkündigung der reinen evangeliſchen Lehre, welche apoſtoliſche Lippen predigten und apoſtoliſche Menſchen übten, auf den Pfad des wahren Glaubens zurückzuführen: als auch ſchon eine neue Häreſie auftauchte, der gefährliche Janſenismus. Er verwarf das katholiſche Dogma von der Mitwirkung des Menſchen mit der göttlichen Gnade zu ſeiner ewigen Seligkeit; er leugnete den freien Willen des Menſchen. Wird aber der hinweg disputirt, ſo fällt das ganze Sittengeſetz zuſammen, denn für Puppen oder Maſchinen, in menſchliche Leiber verkappt, gibt es weder Tugend noch Sünde, folglich iſt Lohn oder Strafe etwas ganz Unanwendbares, ſowohl für das irdiſche als für das ewige Leben, und folglich wird die Haupt-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von
3-598-51062-4
FNr. 20886 / 073

ihn glücklich machen. Dieſer Irrtum erwacht in ihm mit den Neigungen ſeiner gefallenen Natur, wird genährt durch den Genuß ſinnlicher und die Unkenntnis überſinnlicher Freuden, und wird befeſtigt durch den Umgang mit anderen Menſchen, welche ſämtlich in derſelben Täuſchung befangen ſind. Denn glücklich will der Menſch nun einmal ſein; durchaus! Und das iſt ſein Recht. Darum ſagt der heilige Auguſtinus aus dem Schatze eigener Erfahrung in ſeinen Bekenntniſſen: „Suchet immer das, was ihr jetzt ſucht; aber ſucht es nicht da, wo es nicht zu finden iſt; ſucht nicht das glückſelige Leben in den Regionen des Todes.“ Und eine Erläuterung dieſes Rates gibt der heilige Bonaventura in ſeinem „Wegweiſer der Seele zu Gott,“ indem er ſagt: „Da die Seligkeit nichts anderes iſt als der Beſitz des höchſten Gutes, und da das höchſte Gut über uns iſt, ſo kann niemand ſelig ſein, der ſich nicht leiblich, ſondern geiſtig, nicht über ſich ſelbſt erhebt. Nun können wir uns aber nicht über uns ſelbſt erheben, es ſei denn durch die Kraft von Oben; denn wir vermögen nichts ohne den göttlichen Beiſtand. Doch der göttliche Beiſtand wird denen verliehen, welche von Herzen demütig und fromm darum bitten, was durch das inbrünſtige Gebet geſchieht. Das Gebet iſt alſo der Anfang der Erhebung zu Gott.“

Dieſen Weg der Erhebung, dieſe Stufenleiter der chriſtlichen Vollkommenheit, da beginnend, wo der Menſch mit der Welt und der Sünde bricht, da endend, wo er durch die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zum Beſitze des höchſten Gutes, zur Ruhe in Gott gelangt, hat ein ſtiller Einſiedler in der Wüſte des

Sinai in einem Buche beſchrieben, welches ſo ſchön und ſo berühmt iſt, daß es dem Verfaſſer ſeinen Beinamen gab: Climacus, weil das Werk den Titel führt „Climax", d. h. „Leiter." Er ſelbſt hatte ſie erſtiegen, bevor er ſie beſchrieb. Dies Buch zeigt, zu welcher Höhe das aszetiſche Leben damals geſtiegen war. Denn es ſtellt zwar das Ideal desſelben auf, aber durchaus nicht als einen abſtrakten Gedanken, ſondern als ein Ziel, wohin der gottliebende Menſch durch Gnade und beharrlichen Willen gelangen könne, wenn er die Ratſchläge und Ermahnungen befolgt, die aus höherer Erleuchtung geſchöpft und auf Erfahrung beruhend, ihm hier erteilt werden. Johannes ſtammte aus Paläſtina. Chriſtliche Eltern gaben ihm eine äußerſt ſorgfältige Erziehung, die den ungewöhnlichen Gaben ſeines klaren und ſcharfen Geiſtes und ſeines tiefen Gemütes entſprach. Seine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften waren ſo ſchnell und ſeine Kenntniſſe ſo groß, daß er ſich ſchon früher Jugend den damals ſehr ehrenvollen Beinamen „Scholaſticus" erwarb. Doch Johannes legte weder auf ſein Wiſſen, noch auf ſeine Fähigkeiten, noch auf die Ausſichten, welche die Welt ihm eröffnete, den mindeſten Wert. Früh wurde ihm klar, daß alle Genüſſe und Vorteile der Welt die geiſtigen Bedürfniſſe und das höhere Verlangen des Menſchen zwar wohl betäuben, doch nimmer befriedigen können; und ſo wendete er ſich denn früh von einer Richtung ab, die ihm ſtatt des höchſten Gutes nur geringe, weil vergängliche Güter bot. Bei ſechszehn Jahren begab er ſich in die ſinaitiſchen Wüſten, die ſchon längſt von Einſiedlern und Mönchen bewohnt wurden. Kaiſer Juſtinian hatte auf der Spitze des Sinai ein großes Kloſter zu Unſrer Lieben Frau erbauen laſſen, das einer zahlreichen Genoſſenſchaft Unterkunft bot. Nicht dahin begab ſich Johannes. Er war ein ſehr geiſtreicher Menſch, von aufgewecktem Verſtande und lebhafter Phantaſie. Er liebte den Austauſch der Gedanken in anregenden Geſprächen; aber eben deshalb fürchtete er durch dieſe aus ſeinen Fähigkeiten entſpringende Neigung, in Eitelkeit und Zerſtreuung geſtürzt zu werden und in dem Umgange mit ſo vielen Brüdern gefährliche Verſuchungen zu finden. Er begab ſich lieber in die abgelegene Einſiedelei des ehrwürdigen Greiſes Martyrius und bat ihn, die Führung ſeiner Seele zu übernehmen. Im heiligen Stillſchweigen brachte Johannes Gott das Opfer ſeines Wiſſens und im heiligen Gehorſam das ſeines Willens dar. Die Unterwürfigkeit gegen Martyrius übte er in ſolchem Grade, daß er gar keinen eigenen Willen zu haben ſchien. Dieſe Tugend prägte nun allen ſeinen Handlungen etwas von der Vollkommenheit des gehorſamen Gottesſohnes auf. Er verſuchte nie, ſein eigener Steuermann zwiſchen den Klippen, Untiefen und Strudeln ſeines inneren Lebens zu ſein; er ließ ſich leiten von einem erfahrenen Sinn und einer feſten Hand, und umſchiffte glücklich alle Gefahren, an denen ſo leicht das Selbſtvertrauen zu Grunde geht. Zu hohem Fluge ſchwang ſeine reine, demütige junge Seele ſich auf und erhob ſich von ihrem heiligen Berge zur Betrachtung des höchſten Gutes und aller Schönheiten und aller Wonne, die darin verborgen ſind. Mit ſtiller Freude beobachtete Martyrius die Fülle von Gnaden, die ſeinem frommen

Jünger zuteil wurde, und deſſen Eifer, um allen Anregungen derſelben getreu zu entſprechen. Um ſo mehr übte er ihn auf jede Weiſe in Abtötung der Eigenliebe und Selbſtſucht.

Der heilige Baſilius der Große hatte durch ſeine Kloſterregeln dem Mönchsweſen im Orient einen Leitfaden für die Anordnung des äußeren und die Durchbildung des inneren Lebens gegeben, wie der heilige Pachomius es für die egyptiſchen Mönche tat. Zu den Regeln des Baſilius gehörte die Ablegung der Ordensgelübde nach langer und reiflicher Prüfung und Erwägung; d. h. diejenigen, welche glaubten, mit Gottes Gnade nach den drei evangeliſchen Räten der Armut, der Keuſchheit und des Gehorſams leben zu können, bekräftigten und heiligten dieſen Entſchluß durch das feierliche Verſprechen, fortan ihren Reichtum in Gott allein, ihre Freuden in Gott allein, ihren Willen in Gott allein zu ſuchen und zu begehren. Dieſer Entſchluß liegt ganz und gar über der Natur; denn die Natur hängt ungemein an ihren Reichtümern, ihren Freuden und ihrem Willen, und weiß nichts von der Liebe zum Leiden, welche die höchſte Blüte der Gnadenwirkung iſt. Die vollkommenſte Frucht dieſer Blüte iſt jener Entſchluß, der ſich in den drei Ordensgelübden ausſpricht. Johannes erwog während vier Jahren, ob er dem Zuge der Gnade, die ihn zur gänzlichen Hingabe an Gott berief, ohne Vermeſſenheit folgen dürfe, unterzog ſich willig allen Prüfungen und nahm dankbar alle Unterweiſungen an, die ihn darüber aufklären konnten. Je näher der Tag ſeiner Opferung kam, deſto mehr ſteigerte er ſeinen Eifer zum Gebet, zum Faſten und Wachen, damit er ſeine Seele als einen reinen Herd für das Feuer des heiligen Geiſtes, der in ihm fortan herrſchen wolle, anbieten könne. Martyrius erlebte noch den Tag der feierlichen Weihe, an welchem ſein hochbegnadeter Jünger ſich durch die heiligen Gelübde gänzlich Gott hingab, erteilte ihm noch den Rat, nunmehr als Anachoret zu leben; und bald darauf war die kleine Zelle verödet, denn Martyrius ſtarb und Johannes begab ſich in die Wüſte Thola, die ſich am Fuße des Sinai ausbreitete. Da vergrub er ſich in einer Einſiedelei, welche zwei Stunden von der Kirche zu Unſrer Lieben Frau entfernt war. Samstag und Sonntag wohnte er dem gemeinſchaftlichen Gottesdienſte bei, empfing mit ſämtlichen Brüdern, Mönchen und Einſiedlern die heilige Kommunion; übrigens aber lebte er von aller menſchlichen Anſprache abgeſondert und nur darauf bedacht, die Einſprache Gottes zu hören und zu verſtehen. Durch das Gebet hielt er ſich immer in der Gegenwart Gottes; durch Studium der heiligen Schrift und der Werke der Kirchenväter in der höchſten Regſamkeit des Geiſtes; durch Betrachtung göttlicher Wahrheiten und himmliſcher Geheimniſſe in ungetrübter Reinheit des Herzens; und durch die ſüße Beſchauung der ewigen Liebe in einer außerordentlichen Fertigkeit, deren Willen durch Gedanken, Worte und Werke zu erfüllen und deren ſchmiegſames Werkzeug zu ſein. Seine Seele wurde mit einer Fülle der auserleſenſten Fähigkeiten geſchmückt. Er verbarg ſie ſorgfältiger, als andere ihre Mängel und Fehler verbergen, weil er mit demütiger Vorſicht die eitle Ehrſucht fürchtete. Hinſichtlich der leiblichen Abtötung vermied er, immer aus derſelben Furcht, alles Ungewöhnliche. Er befolgte die allgemeine Regel und genoß das, was nicht verboten war, doch ſtets in den Schranken der äußerſten Mäßigkeit. Er hatte ſo früh angefangen, die höheren Kräfte in Zucht zu nehmen und ſeinen Willen zu beherrſchen, daß die niederen dadurch gebändigt waren und der Kampf mit ihnen weniger ſcharf hervortritt, als bei anderen Asceten. Seine Schwächen und geringen Unvollkommenheiten, welche unzertrennlich vom Zuſtande des Menſchen hienieden ſind, betrübten ihn ſo ſchmerzlich und erfüllten ihn mit ſo reuiger Zerknirſchung, daß ſich ſein Herz in laute Wehklagen, ſeine Augen in Ströme von Tränen ergoſſen. Er weinte über die Verwüſtung und Zerrüttung, welche als Folge des Sündenfalles in die ganze Schöpfung hineingedrungen iſt und welche ſich in jedem einzelnen geltend zu machen ſucht, er weinte über die verlorene Ebenbildlichkeit Gottes im Menſchen mit jenem grenzenloſen Schmerz, den nur derjenige empfinden kann, der da weiß, welch' ein Verluſt das iſt und welch' ein Schatz von Glückſeligkeit damit entſchwunden iſt. Zu lautem Jammer ſteigerte ſich zuweilen dies Weh des übernatürlichen Menſchen, ſo daß manchmal Einſiedler, die nach dem Kloſter gingen, oder junge Brüder, die ſich zu ihren Lehrern begaben, ſeine herzzerſchneidenden Klagen hörten. Johannes wollte aber den Brüdern weder Anſtoß geben noch Schreck verurſachen; deshalb höhlte er mit unſäglicher Mühe und Geduld eine Grotte ſich aus, welche tief in einen Felſen hineinlief und welcher er nur einen ganz engen und niedrigen Eingang gab. Aus dieſer Felſengrotte drangen ſeine Seufzer zu keinem menſchlichen Ohr, und dahin begab ſich Johannes zuweilen, um die Erbarmniſſe Gottes anzubeten und die Verſündigungen der Menſchen zu bejammern.

In dieſer aszetiſchen Abgeſchiedenheit reifte er den Abſichten Gottes entgegen. Ein junger Mönch, Namens Iſaak, war von Verſuchungen ſo heftig beſtürmt, daß er am Rande der Verzweiflung ſchwankte. Zu ſeinem Heil kam ihm der Gedanke, ſich an den ſtillen, einſamen und gewiß hocherleuchteten Johannes zu wenden und ihn um geiſtige Waffen für dieſen furchtbaren Kampf zu bitten. Dies kindliche Vertrauen fand ſeine Belohnung. Iſaak drückte mehr durch Seufzer und Tränen als durch Worte vor Johannes die Nöten und Ängſte ſeiner Seele aus, als dieſe ſchon liebreich zu ihm ſprach: „Komm, mein Bruder! wir wollen im Gebet unſere Zuflucht zu Gott nehmen.“ Beide warfen ſich auf die Knie und flehten um himmliſchen Beiſtand, und während ſie beteten, wichen die Anfechtungen von Iſaak und kehrten nimmer wieder. Dankbar pries der junge Mönch die heilſame Wirkung der Gebetshilfe des großen Aszeten, der ſeine außergewöhnlichen Gnadengaben ſo ſorgfältig verheimlichte. Und von dem Augenblick wurde an Johannes, nach der Seite der Menſchen hin, offenbar, wie an tauſend heiligen Büßern vor und nach ihm, daß die übernatürlicherweiſe gereinigte Seele auch übernatürliche Gaben und Erleuchtungen habe. Ein junger Einſiedler, Namens Moyſes, beſtürmte ihn ſo lange mit Bitten, die Leitung ſeiner Seele zu übernehmen, bis Johannes nachgab; das war nun der erſte ſeiner Schüler. Mehr und mehr kamen aber auch Leute aus der

Welt mit tauſend Nöten, Bedrängniſſen und Fragen zu ihm, und jeder ging getröſtet oder belehrt oder gekräftigt hinweg. Wie groß die Verſuchung zur Zerſtreuung ſein mochte, die aus dem Verkehr mit ſo vielen Menſchen hervorging, Johannes überwand ſie, indem er ſich ſtets geiſtig geſammelt in der Gegenwart Gottes hielt, und es war Unverſtand von Seiten einiger Einſiedler, welche noch nicht zu einer ſo innigen Vereinigung mit Gott gekommen waren, daß ſie ihn beſchuldigten, er verſchwende ſeine Zeit mit unnützen Geſprächen, um die Gunſt und die Bewunderung der Menſchen zu gewinnen. Dieſe Verkennung ſchmerzte Johannes nicht im mindeſten, und ſtatt die Beleidigung zu empfinden, fühlte er ſich nur zur größten Dankbarkeit für die liebreiche Warnung verpflichtet. Er legte ſich alsbald ein ſtrenges Stillſchweigen auf und beobachtete es unverbrüchlich während eines ganzen Jahres. Dieſe Demut entwaffnete jene mißtrauiſchen Einſiedler und überzeugte ſie, daß Johannes niemals, weder redend noch ſchweigend, ſeine eigene Ehre ſuche, ſondern nur auf die Verherrlichung Gottes bedacht ſei. Sie geſellten ſich nun zu den übrigen Einſiedlern und Mönchen, und alle baten den Johannes, wieder zum Heile der Seelen auf die Anſprache der Menſchen einzugehen. Freundlich und demütig, wie er ſich in das Stillſchweigen begeben hatte, unterbrach er es nunmehr wieder, und der Ruf ſeiner himmliſchen Weisheit und ſeelenkundigen Erfahrung drang aus den Wüſteneien des Sinai in die weite Welt. Johannes galt für einen Mann, auf dem der Geiſt Gottes ruhe, und von fern und nahe ſuchte man einen ſo erleuchteten

Ratgeber auf. Und ſo vergingen viele, viele Jahre.

Am Roten Meere in Arabien lag das Kloſter Raithu, deſſen Abt damals ein ſehr gottſeliger Mann war, der auch Johannes hieß und der die Tugenden ſeines großen Namensbruders am Sinai ſo verehrte, daß er den Wunſch ausſprach, die geiſtigen Früchte derſelben zum Nutzen ſpäterer Zeiten aufbewahrt zu ſehen. Der Abt von Raithu bat demnach Johannes, die Vorſchriften zu ſammeln und aneinander zu reihen, welche er vereinzelt denjenigen Seelen zu geben pflegte, welche eifrig nach der chriſtlichen Vollkommenheit verlangten. Johannes antwortete, das gehe über ſeine Kräfte; er teile den Leuten nur die Ratſchläge mit, die Gott ihm eben eingebe; allein er verſtehe nicht zu ſchreiben und glaube auch nicht, daß ein Sünder wie er, berufen ſei, als Lehrer für andere aufzutreten. Der Abt von Raithu ließ ſich aber durch dieſe Weigerung nicht abſchrecken, ſondern drang nur um ſo lebhafter auf die Erfüllung ſeines Wunſches, und Johannes, demütig wie immer, gab endlich nach und verfaßte ſein berühmtes Buch: die Leiter, der er ſeinen Geiſt und das ihm ſeinen Beinamen gab. Er ſchmeichelte ſich aber nicht, etwas Tüchtiges geleiſtet zu haben oder auf glücklichen Erfolg rechnen zu dürfen, und ſchrieb dem Abt von Raithu: „Aus Furcht, das geheiligte Joch des Gehorſams abzuwerfen, den ich immer als die Wurzel aller Tugenden betrachte, hab' ich getan, was ich vermochte. Doch bezweifle ich ſehr, Nützliches zutage gefördert zu haben, weil ich, als ein Schüler der ich bin, nur einen unvollkommenen Abriß liefern konnte. Ein vollkom-

Triebfeder der moraliſchen Entwickelung dadurch zerbrochen. Wer dem Menſchen ſeinen freien Willen, ſeine freie Wahl zwiſchen Gut und Böſe abſpricht, der lähmt ſeinen guten Willen. Die Janſeniſten behaupteten ganz richtig: die Verwerfung der Gnade mache den Menſchen unchriſtlich und ſelbſtgerecht, und mit dieſer Behauptung waren ſie vollkommen orthodox — wie hinlänglich aus den Kanones des Tridentinums erwieſen iſt[1]; — nun aber machten ſie mit ihrer Verwerfung des freien Willens nichts blos etwas Unchriſtliches, ſondern etwas Unmenſchliches aus ihm: ſie raubten ihm ſeine Würde! ſie raubten ihm die Möglichkeit, mit

---

[1] Erſter Kanon: Wenn Jemand ſagt, der Menſch könne durch ſeine Werke, die entweder durch die Kräfte der menſchlichen Natur oder zufolge der Lehre des Geſetzes gethan werden, ohne die göttliche Gnade durch Jeſus Chriſtus vor Gott gerechtfertigt werden: der ſei von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen.

Dritter Kanon: Wenn Jemand ſagt, der Menſch könne ohne die zuvorkommende Einſprechung des heiligen Geiſtes und deſſen Beihülfe glauben, hoffen, lieben oder Buße wirken, wie es ſein muß, damit ihm die Rechtfertigungsgnade mitgetheilt werde: der ſei von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen.

Aber ebenſo wie in dieſen Regeln die Nothwendigkeit der Gnade, wird in der nächſten die des freien Willens gelehrt und beſtimmt.

Vierter Kanon: Wenn Jemand ſagt, der von Gott bewegte und erweckte freie Wille des Menſchen wirke mit dem ihn mener Meiſter, wie du, wird an dies Werk die letzte Hand legen und es brauchbar machen." In dreißig Stufen hat er dieſe Leiter eingeteilt, auf welcher der Menſch aus ſündhafter Unvollkommenheit allmählich höher und höher zur Heiligkeit emporklimmt. Jede Unvollkommenheit, die der Menſch ausrottet, indem er die entgegengeſetzte Tugend ſich aneignet, bringt ihn eine Stufe aufwärts und näher zu Gott. Indem er mehr und mehr vom Irdiſchen zum Himmliſchen ſich erhebt, nimmt die Mühe und Traurigkeit, die anfangs wegen der ungewohnten Anſtrengung ſehr groß iſt, auch mehr und mehr ab. Auf der oberſten Stufe findet er Gott und die ſelige Wonne der Ruhe in ihm. Auf der erſten Stufe: „Von der Entſagung des weltlichen Lebens," ſchreibt Johannes: „Die Zurückziehung von der Welt iſt ein freiwilliger Haß deſſen, was die Welt lobt und liebt, und eine Verleugnung der Natur in der Abſicht, zum Beſitze jener Dinge zu gelangen, die über der Natur ſind. Wer immer aus Liebe zu Gott und aus Abſcheu vor der Sünde aus der Welt geflohen iſt, höre nicht auf, mit feurigen Tränen und dringenden Seufzern zu bitten, bis Jeſus zu ihm kommt und den Stein der Verhärtung vom Herzen wälzt, und den Lazarus, d. h. den Geiſt, von den Binden der Sünden befreit, und den Engeln befiehlt: Löſet ihn von aller Unruhe des Herzens und laſſet ihn frei von jeder Krankheit der Sünde in die ſelige Stille des Geiſtes eingehen. Wahrlich, diejenigen Menſchen, welche mit der Bürde des Leibes himmelan zu wandeln ſtreben, müſſen unaufhörlich Gewalt anwenden und viel Trübſal und manche bittere

Stunde leiden, bis ſie durch anhaltende Bußtrauer gereinigt, zur göttlichen Liebe ſich entflammen. Sie würden ſich aber betrügen, wenn ſie dieſen Dornenpfad ohne erfahrenen Führer durchwandeln wollten. Bei dem Auszug aus Egypten war Moyſes, bei der Flucht aus Sodoma war ein Engel der Führer. Das Leben im Kloſter iſt nicht jedermanns Sache und für die Einſamkeit taugen nicht alle; aber dahin muß das Streben jedes echten Chriſten gerichtet ſein, daß er vorſichtig und mit Beihilfe eines geiſtlichen Ratgebers prüfe, welchen Stand und Platz er zu wählen habe. Lebt er in der Welt, ſo ſage ich ihm: Tue alles Gute, was du tun kannſt; betrüge niemand, haſſe niemand, erhebe dich über niemand; enthalte dich von der Lüge; lebe in Frieden mit deinem Eheweibe; gib nie ein Ärgernis; habe Mitleid mit Dürftigen; trenne dich nicht von der Kirche und vom Gottesdienſt: befolgſt du dies, wirſt du nicht fern vom Himmelreich ſein. Ein Mönch aber tut ſeiner Natur beſtändig Gewalt an, bewacht unaufhörlich ſeine Sinne, ſucht den Stand der Engel im irdiſchen Leibe darzuſtellen, hat nur das Göttliche vor Augen, und während ſeine Seele in Bußtrauer lebt, iſt ſein Geiſt von göttlichem Licht beſtrahlt. Wer in dieſen zwar mühſamen, aber herrlichen und durch Gott erleichterten Kampf ſich begibt, der ſoll wiſſen, daß er gleichſam in ein läuterndes Flammenmeer ſich zu ſtürzen hat, wenn er verlangt, daß das göttliche Liebesfeuer in ihm entbrennen ſoll.“

Von der vierten Stufe, „dem ſeligen und lobenswürdigen Gehorſam,“ ſchreibt Johannes: „Wer durch das geiſtliche Gelübde das Weltkleid ausgezogen und das Joch Chriſti auf ſich genommen hat, begibt ſich in die Dienſtbarkeit des Gehorſams, nur um dafür in die ewige Freiheit verſetzt zu werden, und läßt ſich, von den Händen anderer emporgehalten, ſorglos über das wilde Meer des Lebens tragen. Da er in der Abſicht, Demut zu erlangen und ſein Heil zu bewirken, einem anderen ſeine Leitung anvertraut, ſo iſt er gleichſam ſchon am Ziele des Guten, des Geiſtigen, des Gottgefälligen angelangt; denn Gehorſam iſt die vollkommene Verleugnung des irdiſchen Menſchen, die Grablegung des eigenen Willens, die Auferweckung der Demut, das ſelige Leben der Weltabgeſtorbenheit.“ Darauf ſpricht er von einem Kloſter, in welchem er ſich einige Zeit aufhielt, deſſen Abt ein ungemein gottſeliger Mann war, der durch Belehrung und Beiſpiel ſeine geiſtlichen Söhne zu einer feurigen Liebe des Gehorſams entzündete und ſomit zu hoher Vollkommenheit ſie führte. Auf dem Wege der Selbſtüberwindung, unter Leitung des Gehorſams, gelangten viele dieſer Mönche zu einer wunderſamen Abtötung. Einer von ihnen hieß Abbacyrus, und Johannes erzählt von ihm, daß er gleichſam die Zielſcheibe aller Verfolgung geweſen ſei und ſogar von den dienenden Brüdern ſo übel behandelt worden ſei, daß ſie ihm nicht ſelten die notwendige Nahrung verſagten. Johannes frug ihn einſt: „Wie kommt es nur, mein Bruder, daß du ſo häufig vom Tiſche fortgeſchickt wirſt und dich hungrig zur Ruhe begeben mußt?“ „O mein Bruder,“ antwortete der ſelige Abbacyrus, „unſere Väter prüfen mich, ob ich fähig bin, ein Mönch zu ſein. Im Ernſt geſchieht das nicht, und weil ich ihre liebevolle Abſicht ſehr gut kenne, ſo ertrage ich alles ganz leicht und froh. Vor fünfzehn Jahren, bei meinem Eintritt in das Kloſter, ſagten ſie mir, daß ſie dreißig Jahre diejenigen zu prüfen pflegten, welche ſich dem Gehorſam und der Weltentſagung widmeten. Und daran tun ſie recht, denn ohne Prüfungsfeuer wird das Gold nicht geläutert.“ Nach zwei Jahren wanderte Abbacyrus zum Herrn. Da ſagte er mit ſterbenden Lippen zum Abte: „Ich danke Gott und dir, daß du mich zu meinem Heile beſtändig geprüft haſt. Sieh, wegen dieſer Urſache bin ich ſeit ſiebzehn Jahren frei von allen Verſuchungen des böſen Feindes geblieben.“

Ein anderer Mönch hieß Laurentius, war ein herrlicher, liebenswürdiger Greis von achtzig Jahren und nahm im Kloſter, wegen ſeiner Prieſterwürde, nach dem Abte den erſten Rang ein. Einſt hatte ſich die zahlreiche Genoſſenſchaft eben zur Mittagsmahlzeit niedergelaſſen, als der Abt mit lauter Stimme den frommen Prieſter, Bruder Laurentius, zu ſich berief. Dieſer ſtand eilig auf, verließ ſeinen Platz, trat vor den Tiſch des Abtes kniete nieder, empfing den Segen, wie es üblich war, erhob ſich dann und erwartete, der Abt werde ihm irgend einen Auftrag geben. Aber ohne ihm ein Wort zu ſagen, ohne nur eines einzigen Blickes ihn zu würdigen, ließ der Abt ihn vor dem Tiſche ſtehen. Da ſtand nun der herrliche Greis mit ſeinem milden, freundlichen, von Silberlocken umwallten Antlitz eine volle Stunde vor der ganzen Verſammlung. Als man ſich erhob, befahl ihm der Abt weiter nichts, als den neununddreißigſten Pſalm zu beten, was er ſogleich mit großer Inbrunſt tat. Später fragte ihn Johannes: „Was dachteſt du, ehrwürdiger Vater, als du ſo am Tiſche ſtandeſt?" Laurentius gab zur Antwort: „Ich ſah in unſerem Abt den Herrn Jeſus und glaubte dem Befehle Gottes, durch unſern Obern erteilt, nachzukommen. Deshalb ſtand ich nicht vor dem Tiſche der Menſchen, ſondern vor dem Altar Gottes, und während ich an ihn meine Gebete richtete, wuchs mein zärtliches Vertrauen zu unſerem gottſeligen Abt."

Der Verwalter dieſes Kloſters hieß Menas, und war ein ganz ungewöhnlich begabter Mann, klug, ſanft, demütig wie wenige, dabei ſo gewandt, daß auch das Zeitliche unter ſeiner Hand gedieh und alle Brüder die Notdurft des Lebens in dem armen Kloſter hatten. Dieſem vortrefflichen Bruder gab einſt der Abt ohne irgend einen Grund irgend ein Vergehen ſchuld und ließ ihn aus der Kirche weiſen. Johannes, der die Handlungsweiſe des großen Abtes gegen ſeine geiſtlichen Söhne noch nicht kannte, und der ganz gewiß wußte, daß ſich Menas in dieſer Sache nicht vergangen habe, begab ſich ſpäter zum Abte und wollte ihn aufklären über die Unſchuld des Menas. Mild lächelnd unterbrach ihn der Abt und ſprach: „Ich kenne ſeine Unſchuld; aber ein Seelenführer muß ſich bemühen, ſeinen Zöglingen ſo viel Kronen zu bereiten, als er weiß, daß ſie tragen können, ſei es durch Unbilden, Schmähworte, Herabſetzung oder Spott. Ich könnte dem Bruder Menas keinen größeren Nachteil zufügen, als wenn ich ihn des himmliſchen Lohnes beraubte, welcher der ſanftmütigen Ertragung unverdienter Kränkung dereinſt beſtimmt iſt." Johannes warf dagegen ein, das Geſchlecht der Zeit ſei nicht mehr ſtark genug für eine ſolche Strenge, und viele würden ſich deshalb von der Genoſſenſchaft trennen. „Nein,“ entgegnete der Abt, „eine Seele, welche durch Chriſtus in Glauben und Liebe mit ihrem Hirten verbunden iſt, trennt ſich nicht von ihm, beſonders dann nicht, wenn er ſie von den Wunden ihrer Sünden geheilt hat. Eine Seele aber, die nicht ſo in Chriſtus gegründet iſt, um ihrem Führer im unbedingten Gehorſam zu folgen, würde ohnehin keinen Nutzen von ihrem Aufenthalt zwiſchen uns haben.“ Und er fuhr fort, den Menas mehr und mehr zu einem Opfer der vollendeten Abtötung zu machen. Einſt kehrte Menas halbtot vor Ermüdung von einer Geſchäftsreiſe abends in das Kloſter zurück, warf ſich nach Gewohnheit dem Abt zu Füßen und bat um die Gnade des Segens. Am Boden hingeſtreckt ließ der Abt den heiligen Greis, der ſchon neunundfünfzig Jahre im Kloſter war, bis zum andern Morgen liegen. Dann ſegnete er ihn zwar und hieß ihn aufſtehen, warf ihm aber vor, ein Heuchler und innerlich ungeduldig zu ſein. Zur unſäglichen Erbauung des ganzen Kloſters ertrug Menas großmütig eine ſolche Bußübung, und als Johannes ihn ſpäter fragte, ob er während der langen Zeit weder mißmutig noch ſchläfrig geworden ſei, entgegnete Menas freundlich, er habe ſie dankbar benutzt, um den ganzen Pſalter zu beten.

Ein angeſehener Bürger von Alexandrien meldete ſich einſt um Aufnahme bei dem Abt. Dieſer wollte erproben, ob kein weltlicher Vorwitz ihn treibe, ſuchte ihn zu demütigen und ſprach: „Haſt du dir wahrhaft vorgenommen, das Joch Chriſti zu tragen, ſo will ich, daß du im Gehorſam dich übeſt." Iſidor, dies war ſein Name, entgegnete: „Wie der Schmied das Eiſen geſchmeidig macht, ſo gebe ich mich in deine Hand." „Wohlan, mein Bruder," ſprach der Abt, „ſtehe an der Kloſterpforte, beuge dein Knie vor jedem, der aus- und eingeht, und ſprich dazu: Vater, ich bin ein Sünder, bitte für mich! Iſidor gehorchte dem Abt, wie ein Engel Gott dem Herrn gehorcht. Er ſtand und bat ſieben Jahre an der Kloſterpforte. Darauf nahm der Abt ihn mit großer Freude unter die Brüder auf und wollte ihn zum Prieſter weihen laſſen, weil er Iſidor für einen ſehr vollkommenen Mann hielt. Aber Iſidor bat demütigſt, man möge ihn mit einer ſo hohen Würde verſchonen und ihn auf dem Platz laſſen, der ſeiner Unwürdigkeit gebühre, draußen an der Kloſterpforte. Gerührt willigte der Abt in dieſe Bitte; aber nach zehn Tagen verließ Iſidor ſeinen Platz, nicht um ins Kloſter, ſondern in den Himmel zu gehen. Johannes hatte einſt Iſidor gefragt, in welcher Seelenverfaſſung er ſich während jener mühſeligen ſieben Jahre befunden habe. Iſidor antwortete: „Im erſten Jahre war mir zu Mut wie einem für ſeine Sünden beſtraften Sklaven und bitterer Schmerz erfüllte meine Seele, ſo daß ich troſtlos mich den Leuten zu Füßen warf. Im zweiten Jahre ſchwand die Trübſal vor der Hoffnung, dereinſt den Lohn meiner Geduld zu ernten. Im dritten Jahr aber ſchätzte ich mich der Aufnahme im Kloſter und aller Gnaden des geiſtlichen Lebens ganz unwürdig, ſenkte mehr noch das Herz als das Auge zu Boden und bat flehentlich die Ein- und Ausgehenden um ihr Gebet für mich armen Sünder. Und in dieſer Stimmung bin ich ſeitdem immer ruhig und zufrieden auf meinem Platz geblieben." Wie rein muß das Menſchenauge ſein, das zu einer ſolchen Selbſt- und Gotteskenntnis gelangt!

Immer höher und höher führt Johannes nun auf ſeiner Paradieſesleiter und beſchreibt Schritt um Schritt, wie die Kirche, kraft des ihr innewohnenden heiligen Geiſtes, ſtufenmäßig lehrend, übend, reinigend, ſtärkend, den Menſchen entſündigt und auf göttliche Weiſe die Heilung der Todeswunden ſeiner Seele bewirkt. Zu dieſer Entſündigung muß der Menſch ſich aber auch ſelbſt befähigen durch die vollkommene Buße. Johannes widmet ihr die fünfte Stufe und nennt ſie „eine zweite Taufe, aber durch Tränen; ein Gericht, das man über ſich ſelbſt hält; eine dauernde Abweiſung alles Troſtes; eine freiwillige Duldung aller Trübſal; eine Strafe und Verwundung der Seele zum Zweck der Selbſtbeherrſchung. Buße iſt Abwendung von der Sünde, d. h. von dem ganzen, alten ſündhaften Menſchen." Das Andenken des Todes eifert zur Buße an; heilſame Trauer über frühere Sünden begleitet ſie und ihre Wirkung bringt drei Tugenden hervor: Reinheit der Gedanken, Geduld in Trübſal und beharrliches Gebet. Indem die Bußſtrenge nach und nach Zorn, Heuchelei, Trägheit, Geiz, Wolluſt, Hoffart und alle Laſter angreift, rottet ſie allmählich die böſen Leidenſchaften durch Einpflanzung entgegengeſetzter Tugenden aus. Von der lieblichen Tugend der Sanftmut ſagt Johannes auf der vierundzwanzigſten Stufe: „Vor der Sonne ſtrahlt das Morgenlicht; ſo geht der Demut die Sanftmut voraus. Sanftmut iſt jener unveränderliche Zuſtand der Seele, der ſich bei Lobreden wie bei Beleidigungen immer gleich ohne Verwirrung, ohne Unruhe, ohne Betrübnis bleibt. Sanftmut verhilft zum Gehorſam und iſt eine Eigenſchaft der Engel. Eine ſanfte Seele wird erleuchtet mit dem Geiſt der Einſicht und iſt der Sitz der Einfalt. Die einfältige Seele iſt von jedem verkehrten, eitlen überflüſſigen, vorwitzigen Gedanken fern; ſie geht aufrichtig und gerade zum Herrn, wie der Schüler zum Lehrer. Da er ſelbſt ſeiner Natur nach einfach, ohne Zuſammenſetzung und Beimiſchung iſt, ſo will er, daß einfache, reine, unverſtellte Seelen ſich ihm nahen. Selig die Einfalt, die wir durch viele Mühen und Kämpfe gegen unſere eigene Bosheit erringen; ein überſchwenglicher Lohn iſt ihr bereitet, denn ſie bahnt den Weg zur tiefſten Demut. Schöner und vollkommener ſah man ſie nie, als bei jenem ſeligen Paul, genannt der Einfältige. Ihr verſchwiſtert iſt die Unſchuld, d. h. jene heitere Stille der Seele, die jeden böſen Gedanken ausſchließt.“ Über die Demut ſagt Johannes auf der fünfundzwanzigſten Stufe, es wären einſt die Väter des Kloſters auf dem Sinai zuſammen gekommen, um ſich über die Demut zu unterhalten und was einige Väter geſagt hätten, führt er an, z. B.: „Demut iſt ein beſtändiges Vergeſſen unſerer guten Handlungen. Demut iſt die Erkenntnis unſerer Gebrechlichkeit. Demut iſt das Gefühl eines zerknirſchten Herzens und die Verleugnung des eigenen Willens. Demut iſt es, ſich für den letzten der Menſchen und für den größten Sünder anzuſehen.“ Dann ſetzt er hinzu: „Demut iſt eine namenloſe Gnade der Seele, ein unausſprechlicher Schatz, eine beſondere Gabe Gottes. Chriſtus ſagt: Lernet von mir, nicht von den Menſchen oder Engeln oder Büchern, denn ich bin ſanftmütig und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Iſt dieſe Königin der Tugenden in unſerer Seele herrſchend geworden, dann achten wir alles Gute, das wir tun, für nichts; dann fürchten wir täglich unſere Sündenlaſt zu vergrößern; dann erregt die Fülle der Gnaden, die uns überſtrömen und deren wir unwürdig ſind, die Beſorgnis vor ewiger Strafe in uns; dann empfangen wir mit offenen Armen jede Kränkung und jede Schmach, weil ſie Arzeneien für unſere Seelenkrankheiten der Hoffart und Ehrfurcht ſind; dann werden wir uns nicht blos Sünder nennen, nicht blos im Herzen uns dafür halten, ſondern uns freuen, daß die ganze Welt uns dafür hält. Die Demut iſt ein göttlicher Schutz und Schleier, der unſere guten Werke und Tugenden verbirgt, um ſie unſern eigenen vorwitzigen Augen zu entziehen. Die Buße weckt uns auf; die heilige Trauer klopft an die Himmelspforte; die Demut öffnet ſie. Dieſe Tugend iſt es allein, welche kein Teufel nachahmen kann. Machte die Hoffart aus Engeln Dämonen, ſo iſt kein Zweifel, daß die Demut aus Dämonen Engeln machen könne. Wer ſich beeifert, dem feindlichen und ſtürmiſchen Meere der Hoffart zu entrinnen, der wird alles ausdenken und tun, wird Gebet und Tränen anwenden, bis er mit göttlicher Hilfe in unanſehnlicher Lebensart das Schiffchen ſeiner Seele in den ſtillen Hafen der Ruhe, in die Demut lenkt; und iſt er dort angelangt, ſo wird er, wie der Zöllner, für alle übrigen Sünden leicht genug tun. Demut iſt die Türe des Himmelreiches, welche alle hineinläßt, dem großen Apoſtel Paulus zu ſagen: „Ich habe einen „guten Kampf gekämpft;“ — denn der gute Kampf beſteht darin, daß der Menſch aus freiem Willen die lockende Verſuchung zum Böſen überwinde und, um das zu können, mit aller Kraft die Gnaden des Kreuzes umfaſſe. Die Gnade iſt für den Menſchen, was liebende Mutterarme für ein Kind, das gehen lernt: ſie halten und ſtützen es, damit es ſeine Füße gebrauchen lerne. Iſt es aber zu träge dazu: ſo helfen ihm die Mutterarme nichts; es bleibt ein Krüppel. Und wollte Jemand behaupten, die Mutterarme wären zugleich die Füße des Kindes, ſo wäre das nicht unverſtändiger als die Behauptung, die göttliche Gnade wirke ohne Zuthun des freien Willens das Seelenheil des Menſchen.

Weiche Seelen mußte der Janſenismus zum Quietismus verlocken: ſie legten die Hände in den Schooß und warteten auf die Gnade; — ſtolze, zur Selbſtüberſchätzung: ihre Werke waren von der Gnade gethan; — böſe, zum Frevel: um ſich zu beſſern fehlte ihnen die Gnade. Nur in der geheimnißvollen Verbindung

---

weckenden und berufenden Gott durch Beiſtimmung Nichts, wodurch er ſich zur Erlangung der Rechtfertigungsgnade zurichte und vorbereite; auch könne er nicht der Gnade widerſtehen, wenn er wolle, ſondern thue wie etwas Lebloſes durchaus Nichts und verhalte ſich völlig leidend: der ſei von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. (VI. Sitzung, Cap. 16., von der Rechtfertigung).

die ſich ihr nahen. Durch ſie ging, glaube ich, der Herr ſelbſt hinein. Ohne Prophezeihungen, Extaſen, Zeichen und Wunder haben viele das Heil erlangt; allein ohne Demut kann niemand zum Brautfeſt mit dem göttlichen Bräutigam eilen. Wer dieſe Stufe erſtiegen hat, faſſe Mut und Vertrauen, denn er hat Chriſtus nachgeahmt.“

Von Klarheit zu Klarheit ſteigt die gereinigte Seele auf. „Denn wo immer Gott, der über die Natur iſt, gegenwärtig iſt und wirkt, dort pflegt auch ſehr vieles gewirkt zu werden, was über die Natur iſt.“ Und eine ſolche Wirkung, die aus göttlicher Erleuchtung entſpringt und die mit ihrem Licht das zu erleuchten vermag, was in anderen dunkel iſt, iſt „die Gabe der Unterſcheidung“, die auf der ſechsundzwanzigſten Stufe liegt und die Johannes ſo erklärt: Die Unterſcheidung iſt und wird erkannt als zuverläſſiges, wahres Verſtehen des göttlichen Willens, zu jeder Zeit, an jedem Ort, in jedem Geſchäft. Dieſe Einſicht haben nur die, welche rein ſind dem Herzen, den Worten und dem Leibe nach; denn nichts trübt und verwirrt den Geiſt ſo ſehr, als unreine Begierden, Gedanken und Werke. Wer den Willen Gottes kennen lernen will, muß zuvor den ſeinigen abtöten, ſich ſelbſt verläugnen, mit Glauben und Einfalt beten, die Väter und Brüder kindlich um Rat fragen. Ein von aller ſinnlichen Begierde befreites Gemüt ſieht Himmliſches. Einſamkeit, Stillſchweigen und beſtändige geiſtige Wachſamkeit geben der Seele eine Ruhe, in welcher Betrachtung und Gebet gedeihen. Viele haben ſchon in einem Augenblick durch die vollkommene Reue Nachlaſſung der Sünden erlangt; allein noch niemand iſt plötzlich zur höchſten Seelenruhe gekommen; denn das fordert Zeit und Arbeit und eine beſondere Hilfe Gottes. Ein Liebhaber der einſamen Seelenruhe dringt in die Tiefe der göttlichen Geheimniſſe, wohin kein zerſtreuter und begierlicher Weltling gelangt, nur dann, wenn er zuvor das Brauſen und Stürmen der Leidenſchaftsfluten und der Dämonen gehört, geſehen, bekämpft hat. In einſamer Ruhe vernimmt unſer Ohr große Dinge vom Herrn. Das beſtätigt der heilige Apoſtel Paulus, der vielleicht nie geheime und unausſprechliche Dinge vernommen haben würde, wenn er nicht nach ſeinen Kämpfen in das Paradies, als den Ort einſamer ſeliger Ruhe, entzückt worden wäre. Wer einſam lebt, bedarf des Schutzes und der Tugend eines Engels; denn einſam leben heißt: in immerwährender Anbetung vor Gott ſtehen. Deshalb iſt der wahre Einſiedler das Bild eines irdiſchen Engels. Zum Fall kommt er nur durch Unterlaſſung des Gebetes. Das Gebet iſt ſeiner Natur nach ein vertraulicher Umgang und die Vereinigung des Menſchen mit Gott[1]). Hinſichtlich ſeiner Kraft und Wirkſamkeit iſt es die Nahrung aller Geiſter, die Quelle aller Tugenden, der Brunnen der göttlichen Gnaden, die Erleuchtung aller Seelen, der Vorgeſchmack zukünftiger Herrlichkeit. Das Gebet iſt eine heilige Gewalt, die man Gott antut. Die Frucht des Gebetes iſt Überwindung der Leidenſchaften und aller Feinde unſers Heiles. Sei immer ſtarkmütig in deinen Kämpfen und nie müde und nachläſſig; rufe beſtändig den himmliſchen König um Hilfe an, und du wirſt Gott in deinem Gebet zum Lehrer haben. Wir können die Sehkraft durch keine Belehrung uns aneignen, weil ſie eine Mitgabe der Natur iſt. So auch iſt in der Wiſſenſchaft des Gebetes Gott ſelbſt unſer Lehrer, der dem treuen Beter das Gebet eingibt."

---

[1]) Der heil. Nilus ſagt: „Das Gebet iſt eine Erhebung des Geiſtes zu Gott."

In Folge der Befreiung von allen Leidenſchaften ſteigt die Seele über ſich ſelbſt empor „zur ſeligen Stille des Geiſtes, zum irdiſchen Himmel", wovon Johannes Climacus auf der neunundzwanzigſten Stufe ſagt: „Siehe, auch wir, obwohl ſelbſt im tiefſten Meer der Unwiſſenheit, und in der Finſternis der Verwirrung und Unruhe, und im Schatten dieſes Todesleibes liegend, haben uns erdreiſtet, von dem irdiſchen Himmel zu reden. Denn die Stille des Geiſtes halte ich für nichts anderes, als für den Himmel des Geiſtes im Herzen. Und wie die Sterne die Zierde des Firmamentes ſind, ſo ſind die Tugenden die Zierden dieſes Himmels. Wer ſein Fleiſch von jedem Makel des Verderbens gereinigt, und alle Sinne dem Geiſt unterworfen, und den Geiſt über die ganze Schöpfung und alle Naturkraft erhoben, und die Seele ſelbſt vor Gottes Angeſicht geſtellt hat: der iſt gelandet im himmliſchen Hafen vor der Auferſtehung des Leibes und genießt die Wonne der Entzückungen in dem Himmel, der Betrachtung Gottes. Dieſe Stille des Geiſtes hatte der heilige Antonius, der da ſagte: „Ich fürchte Gott nicht; ich liebe ihn." Hatte der heilige Ephrem, der Syrer, der da ſagte: Laß ab von mir, o Herr, mit deinen Gnadenſtrömen. Wer keine Furcht mehr hat und kein Verlangen nach geiſtigem Genuß, iſt entweder ganz aufgelöſt in die Ruhe der göttlichen Liebe, oder er iſt, der Seele nach, tot. Wer in jener Stille des Geiſtes ruht, lebt nicht ſelbſt mehr, ſondern Chriſtus lebt in ihm. Aber die Krone des Sieges beſteht nicht aus einem koſtbaren Stein, und ſo wird die Stille des Geiſtes nicht vollendet, wenn auch nur eine Tugend vernachläſſigt wird.“

In einem ſo gereinigten Gemüt wirken nun ungehindert die Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe, durch welche der Menſch zur höchſten Stufe der Heiligkeit, ſogar dem Leibe nach, geführt wird und in ſich das göttliche Ebenbild wieder herſtellt. Er iſt rein; nun ruht er in Gott, nun iſt er Herr der Natur. Denn mit dem Glauben kann er alles tun und unternehmen; mit der Hoffnung alles befeſtigen und beſiegen; aber die Liebe, die ihrer Natur und Beſchaffenheit nach eine Ähnlichkeit mit Gott iſt, inſoweit Sterbliche ſie erreichen können; die Liebe iſt mächtiger als der Glaube und ſtärker als die Hoffnung, denn ſie wird Gott genannt.“ (I Joh. 4.) „Gott iſt die Liebe.“

Zu welcher Ruhe der Seele muß er ſelbſt, der tiefe, erhabene, heilige Mann gelangt ſein, um ein ſolches Werk abfaſſen zu können! Wie muß er eingegangen ſein in die Stille des Geiſtes, um die Einſprache des göttlichen Geiſtes ſo zu vernehmen! wie in die Heiligkeit, um die Wege zur Heiligung ſo zu beleuchten! wie in die Liebe, um das Werk der göttlichen Liebe, die Erlöſung und Entſündigung des Menſchen ſo von der Wurzel bis zum Gipfel auseinander zu falten! wie in die Kindſchaft Gottes, um mit einem ſo demütigen und ſo glühenden Verlangen an der Ausbreitung des Reiches Gottes in den Seelen zu arbeiten! Auf ihn ſind zwei ſeiner ſchönen Sentenzen anzuwenden: „Die Stille des Geiſtes, die Liebe und die Aufnahme zum Kinde Gottes, unterſcheiden ſich nur dem Namen nach von einander; im Grunde ſind ſie eines und dasſelbe, ſo wie das Licht, das Feuer und die Flamme eine Natur und Wirkung, aber ihre beſondere Benennung haben.“ Und: „Der Urſprung und die Mutter der Stille des Geiſtes iſt Gehorſam aus Demut.“

Mit ſeinen wunderbar ſchönen Ausſprüchen und Sentenzen ließen ſich Bogen füllen. Deshalb ſoll nur noch eine einzige hier Platz finden. „Die Vorſehung Gottes zeigt ſich an all' ſeinen Geſchöpfen; die Hilfe Gottes an allen gläubigen Chriſten; die Barmherzigkeit Gottes an ſeinen beſonderen Dienern; der Troſt Gottes an denen, die Ihn lieben.“

Außer dieſer heiligen Leiter iſt noch ein kleines Werk von Johannes Climacus vorhanden, ein Schreiben an den gottſeligen Abt von Raithu, das er „Hirtenbrief“ nennt, worin er ihm die Pflichten eines geiſtlichen Hirten gegen ſeine Herde entwickelt und ans Herz legt. „Du biſt von Gott gerettet,“ ruft er dem frommen Abt zu, „wohlan! ſo rette du auch andere. Du ſelbſt biſt von Chriſtus der Todesgefahr entriſſen, ſo entreiße auch andere der Gefahr, die in den Tod ſtürzt. Dies iſt das große Amt, das Gott dir und denen, die den Geiſt dazu haben, übertragen hat; ein Amt, das alle Taten und Werke der tugendhafteſten Sterblichen übertrifft: ein Genoſſe und Mitarbeiter Jeſu Chriſti zu werden und durch deinen Eifer, deine Sorge, dein Feuer, deine Liebe, dein Gebet das verlorene Schäflein aufzuſuchen, zur Buße es anzuleiten und als ein reines Opfer es Gott darzuſtellen. Keine Gabe iſt Ihm angenehmer, als wenn wir eine gerettete Seele vor ſeinen Thron führen. Die ganze Welt iſt nicht ſo viel wert, als eine einzige Seele; denn die Welt vergeht, aber die Seele iſt unſterblich und ewig.“

Im Jahre des Heiles 600 zählte Johannes Climacus fünfundſiebzig Jahre ſeines Alters, von denen er bereits ſechzig in der Einöde zugebracht hatte. Da war der Ruf ſeiner Heiligkeit durch ſein Leben und ſeine Schriften, die gleichmäßig von göttlicher Weisheit leuchteten, ſo hoch geſtiegen und allgemein verbreitet, daß er einſtimmig zum Abt des Kloſters auf dem Sinai, und zum Vorſteher ſämtlicher Mönche und Einſiedler im ganzen Lande Arabien gewählt wurde. Mit heiliger Furcht unterwarf er ſich dieſer Würde, die in einer ſchweren Zeit auf ihn fiel. Arabien und das benachbarte Paläſtina litten eine furchtbare Hungersnot. Der Himmel war wie verdorrt; keine Wolke löſte ſich in Regen auf; entſetzliche Dürre raubte dem Boden ſeine Fruchtbarkeit; die Völker verſchmachteten vor Elend, Not und Krankheit. In Tagen der Trübſal wenden ſich die Betrübten hilfeſuchend immer an die hervorragendſte Erſcheinung ihrer Tage; das war Johannes Climacus. Für einen Moyſes, zu dem Gott ſprach, hatte er ſchon längſt gegolten; nun ſollte er auch ein Elias werden und nicht nachlaſſen mit Gebet, bis Gott die Plage der Dürre aufhören laſſe. Und es gefiel Gott die Fürbitte ſeines treuen Dieners ſchnell zu erhören; gedeihliche Regenſtröme befruchteten weit und breit die erſtorbenen Landſchaften. Zugleich ſchrieb Gregor der Große, der heilige Papſt aus dem Geſchlecht der Anicier, an den heiligen Abt, empfahl ſich ſeinem Gebet und ſchickte ihm beträchtliche Geldſummen für das Pflege- und Pilgerhaus am Fuße des Sinai.

Johannes hatte zitternd wegen der ſchweren Verantwortung vier Jahre die Bürde ſeines Amtes getragen und deſſen Obliegenheiten in großer Vollkommenheit erfüllt. Nun aber, im Vorgefühl ſeines baldigen Todes, wuchs ſein Verlangen, ſeine letzten Tage fern von jeder Sorge um Zeitliches zu verleben und ſeine geiſtlichen Söhne gönnten ihm die ſtille Vorbereitung auf ſeinen Heimgang. Er legte ſein Amt nieder und zog ſich in ſeine liebe Einſiedelei zu Thola zurück. Mit unausſprechlicher Freude und neuem Eifer ergab er ſich dem Gebet. Dieſe ſelige Freude, in die Liebe Gottes gleichſam verloren und in die Wonne der Vereinigung mit dem Ziel ſeiner langen Sehnſucht verſenkt zu ſein, ſtrahlte aus ſeinem Antlitz. So ward Moyſes von himmliſchen Glanze umfloſſen, als er gewürdigt war, Gott den Herrn zu ſchauen. Und ſo ging Johannes Climacus am 30. März 605 in die Ewigkeit hinüber. Dieſer heilige Patriarch chriſtlicher Aszeſe, dieſer erhabene Sionswächter des Kloſterlebens, dieſer Apoſtel des Standes der Vollkommenheit, war ein Zeitgenoſſe des Mannes, der ſechs Jahre nach ſeinem Tode auftreten und die Welt verwüſten ſollte durch die Lehre: Es iſt Ein Gott und Mohammed iſt ſein Prophet.

Die Töchter der Grachen.

Das vierte Jahrhundert begann im Purpur des blutigen Martyrertums, welches die Verfolgung Kaiſer Diocletians über die Chriſtenheit verhängte; und es endete im Lilienweiß der heiligen Aszeſe, welchem die Blüte der Chriſtenheit aus Liebe zur Nachfolge Jeſu ſich hingab. Der Gott am Kreuz und der Gott in der Euchariſtie bildete den Mittel- und Lebenspunkt dieſer beiden Martyrien. Sein heiliges Leiden, wie ſeine heilige Verdemütigung wollte er fortgeſetzt ſehen in den begnadetſten Gliedern ſeines myſtiſchen Leibes. Der Orient mit den Vorzügen eines warmen Klimas, eines heiteren Himmels und mit der Eigentümlichkeit großer Länderſtrecken, deren Beſchaffenheit des Bodens nur ſolchen Anſiedlern lockend iſt, welche den Erwerb von Geld und Gut nicht als die Hauptaufgabe ihres Lebens betrachten: der Orient bot die äußeren Bedingungen am reichlichſten, unter denen ſich das aszetiſche Leben, mochte es ein anachoretiſches oder ein gemeinſchaftlich klöſterliches ſein, großartig und einflußreich entfalten konnte. Überdieß hatte der Orient noch einen übernatürlichen Zauber: er war die irdiſche Heimat des menſchgewordenen Gottes. Im heiligen Land, wie das glaubensſtarke Mittelalter ſo richtig Paläſtina nannte, war die „Sonne der Gerechtigkeit“ aufgegangen und ihre Strahlen lockten und zogen zu den Stätten des Morgenlandes hin, auf denen ſich teils die wundervollen Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens zutrugen, teils die Ereigniſſe begeben hatten, welche ihn vorbereiteten oder mit ihm in Zuſammenhang ſtanden. Eine der anziehendſten Stätten in dieſer Beziehung war Egypten . Dahin zogen die Kinder Israels einſt ſo freudig mit ihrem Patriarchen und ließen es ſich wohl ſein, bis die fremden Herrſcher ihnen das Joch der Sklaven auf die Schultern wälzten. Und erlegen wären ſie der Mühſal und den Nöten, wenn nicht ein Gottgeſandter ſie durch tauſend Zeichen der Wunderkraft Gottes gerettet, und durch neue Drangſale und Kämpfe geläutert, der erſten Heimat zugeführt hätte. Aber die Knechtſchaft in Egypten, und der Zug durch die Wüſte, und die Rückkehr ins gelobte Land waren nicht bloß geſchichtliche intereſſante Tatſachen; die chriſtliche Seele erkannte zugleich in ihnen die Wege und die Schickſale ihres eigenen Lebens und fand in dieſer Erkenntnis einen unerſchöpflichen Stoff zu heiliger Betrachtung und einen glühenden Sporn zu notwendiger Nacheiferung. Und nach Egypten ging in der Fülle der Zeiten der menſchgewordene Gott, der himmliſche Flüchtling, das arme verfolgte Kind Jeſus; ging von dem Thron der heiligſten Dreifaltigkeit in die Krippe von Bethlehem, und aus der Krippe in die Wüſte des fremden Egyptens; denn „die Vögel haben wohl Neſter und die wilden Tiere wohl Höhlen; aber Er hat keine ſichere Stätte, um ſein bedrohtes heiliges Haupt zu betten.“ Lieblich erzählt die Legende: ſo wie ſein kleiner Fuß den egyptiſchen Boden betreten habe, ſeien alle Götzenbilder, an denen dies Land reicher denn irgend eines war, wie vom Blitz getroffen zuſammengekracht und zerſchmettert hingeſtürzt. Aber die chriſtliche Seele ſehnte ſich, die Wüſte und die Fremde zu teilen mit dem Gott ihres Herzens, deſſen gnadenvolle

Erſcheinung auch dieſes Herzens Götzenbilder in den Staub geſchleudert hatte. Gerade Egypten war am Schluſſe des Jahrhunderts gleichſam ein myſtiſcher Garten, in welchem die chriſtliche Aszeſe in zahlloſen „Lilien unter den Dornen“ maſſenhaft blühte. Schriftſteller wie Palladius, Rufinus, Caſſian, welche damals Egypten bereiſten und ſich jahrelang dort aufhielten, um aus dem Umgang mit den heiligen Männern einen heiligenden Einfluß auf ſich ſelbſt hinzuwenden, geben Zahlen an, über welche man ſich faſt entſetzt, weil die dem idealen Element abholde Richtung der Gegenwart an einen gar dürftigen Maßſtab gewöhnt hat. Damals aber war die ideale Richtung die vorherrſchende in der chriſtlichen Welt. Dazu kamen auch gewiſſe äußere Strömungen der Zeit, welche viele Seelen ergriffen und ihnen im Frieden der Zelle einen Hafen eröffneten, der gegen drohende Ungewitter Schutz gewähre. Der Andrang der barbariſchen Völker von Nordoſten her gegen das alte Römerreich, das Kaiſer Theodoſius der Große mühſam in ſeiner kräftigen Hand zuſammenhielt, erfüllte alle Gemüter mit einer unbeſtimmten Vorahnung vom Umſturz der alten Weltordnung. Es macht ſich häufig am Schluß der Epochen und auf der Schwelle welterſchütternder Ereigniſſe ein allgemeines dumpfes Unbehagen bemerklich, eine Schwüle der geiſtigen Atmoſphäre, wie ſie ſich in der phyſiſchen vor dem Ausbruch eines Erdbebens kund gibt. Jeder ſpürt eine gewiſſe Unſicherheit in den beſtehenden Verhältniſſen und ſucht irgendwo ſich ab- oder anzuſchließen oder auf einem feſten Punkt ſicher zu ſtellen. Nur ganz oberflächliche Gemüter, die ganz und gar in die Äußerlichkeiten mit dem freien Willen, wie die Kirche lehrt, ſind jene Klippen zu vermeiden. Dieſer Streit war übrigens faſt ſo alt wie die Kirche ſelbſt: der heilige Auguſtinus hatte den freien Willen gegen die Manichäer — und die Gnade gegen den Pelagius vertheidigt und im Mittelalter war der Kampf erneuert, indem die Dominikaner für dieſe, die Franziskaner für jenen in die Schranken traten. Es blieb aber bei theologiſchen Streitigkeiten; der Glaube war noch zu kräftig im Leben der Menſchheit, um ſich durch gelehrte Disputationen beirren zu laſſen und Rom ſah keine Gefahr in ihnen und ſchwieg.

Im ſiebzehnten Jahrhundert aber war es anders. Die Häreſie des ſechszehnten mit all' ihren Folgen hatte das Glaubensleben geſchwächt, die Geiſter der Unterſuchung, der Frage, der Kritik zugewendet und Intelligenz, Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit gleichſam zu natürlichen Gegnern des kirchlichen Dogma's gemacht, anſtatt ſie mit ihm in Uebereinſtimmung und Verbindung zu bringen. Die lutheriſche Lehre von der Unfreiheit des Willens und die kalviniſche von der Prädeſtination wehte vom häretiſchen Gebiet auf das orthodoxe hinüber. Jetzt ſchwieg Rom nicht; es bezeichnete den Janſenismus als Irrlehre. Darüber entbrannte ein religiöſer Geiſterkampf in Frankreich, an welchem die tüchtigſten Köpfe und die ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten Theil nahmen, in den ſich bald politiſche Parteiungen der Dinge zerfloſſen ſind, merken nichts davon, oder nur gerade genug, um noch begierlicher nach dem Genuß oder Beſitz der Scheingüter zu werden, die ihnen vielleicht bald verloren gehen ſollen. Sonſt ſind dies Augenblicke, in denen oftmals Leichtſinnige nachdenkend werden und Denkende ſich ernſteren und höheren Dingen zuwenden; die tiefſten Gemüter aber aus ganzer Seele das Ewige und Himmliſche ergreifen, ſo daß ſie durch den Verluſt des Vergänglichen und den Umſturz des Irdiſchen nicht verarmen, ſondern bereichert werden. Ein ſolcher Sinn fand in der Entſagung der Zelle einen Punkt, der ihm zugleich Stütze und Aufſchwung bot. Trieb einerſeits der Sturm, der aus der Welt herüberdrohte, in die klöſterliche Stille, ſo war andererſeits der Unfriede, den Häreſien in der Kirche ſelbſt ſtifteten, ein Grund, daß ſich ſehr viele Gläubige von allem Streit der Parteien in möglichſter Ferne zu halten ſuchten, um den unausſprechlichen Schmerz des Bruderzwiſtes im Schoß der übernatürlichen heiligen Mutter nicht vor Augen zu haben oder wohl gar in ihn hineingezogen zu werden. Endlich auch wiederholt ſich hier die allgemeine Erfahrung, daß nicht alle Seelen in reinſter Abſicht, ſondern vielmehr durch gemiſchte Beweggründe zum Heiligſten hinzutreten. Wie zur Zeit Kaiſer Conſtantins die Heiden in Maſſen äußerem Antriebe folgten und ſich ohne chriſtliche Geſinnung zum Chriſtentum bekannten: ſo wurden auch jetzt manche Chriſten nicht durch den heiligen Geiſt zum Anſchluß an das Kloſterleben bewogen, was aus der rohen ungeiſtlichen Einmiſchung mancher Mönche und Äbte in religiöſen Differenzen zur Genüge hervorgeht. Dieſe Erwägungen werden die Zahlen, welche Palladius und Caſſian geben, minder fabelhaft erſcheinen laſſen.

Palladius ſagt: Damals waren Klöſter in allen Gegenden Egyptens, die älteſten in der unteren Thebais, unfern vom Roten Meer, auf den Bergen Colzim und Piſpir, Gründungen des heiligen Antonius. Dort lebten die meiſten ſeiner Jünger und ihre Zahl belief ſich auf fünftauſend. Eine andere Genoſſenſchaft von tauſend Mönchen regierte der heilige Iſidor nach einer ſehr ſtrengen Regel; die Klauſur wurde ſo genau beobachtet, daß man niemand hineintreten ließ, der nicht mit dem Entſchluß kam, innerhalb derſelben ſein Leben zu beſchließen. Bei Antinopolis beſtand eine Genoſſenſchaft von zweitauſend Mönchen, die zum Teil als Anachoreten in Höhlen und Zellen zerſtreut lebten . Aber die größte Merkwürdigkeit der untern Thebais war die Stadt Oſyrinchis, denn ſie war ſozuſagen von Mönchen bevölkert, indem deren Zahl größer, als die der übrigen Einwohner war. Klöſter bildeten die Mehrzahl der Gebäude und außerdem wohnten noch Mönche auf den Toren und Türmen der Stadt. Tag und Nacht hörte man das Lob Gottes in Pſalmen und Hymnen erſchallen, denn zehntauſend Mönche und noch mehr gottgeweihte Jungfrauen ergaben ſich mit heiligem Eifer dem Gebet. Die übrige Bevölkerung war unvermiſcht mit Heiden und Ketzern rein und gut katholiſch und ſo ergeben den Werken der Barmherzigkeit, daß die öffentlichen Behörden an den Stadttoren Wachen aufſtellten, welche die Ankunft von armen Reiſenden, Fremdlingen und Pilgern zu erſpähen und anzuzeigen hatten, damit man ſie gleich mit aller Gaſtfreundſchaft empfangen könne. In der oberen Thebais befand ſich die Schöpfung des heiligen Pachomius, Tabenna, mit ſeinen Tochterklöſtern. Der heilige Hieronymus erzählt, die Tabennaſioten hätten eine ungeheuere Kongregation gebildet, welche ſich alljährlich zur gemeinſamen Oſterfeier bis zu fünfzigtauſend vereinigt hätten. Im eigentlichen Egypten lag Nitria mit ſeinen fünftauſend Mönchen und jene Einöde, welche man die Zellen nannte, weil ungefähr fünfhundert Einſiedler ſie bewohnten. Über die Wüſte Scete, die an Lybien grenzte, finden ſich keine Zahlen, obwohl Caſſian ſich eine Zeitlang dort aufhielt. In und um Alexandrien befanden ſich zweitauſend Mönche; bei Arſinoe, Canopus, Peluſium tauſende. Bei Heliopolis, dem heutigen Dorf Matariah, wo ein wunderſchöner Obelisk von dem alten Sonnentempel noch übrig geblieben iſt, lebten fünfhundert Mönche unter der Führung des heiligen Apollonius. Sie mußten immer weiß gekleidet ſein, um ſchon durch ihr Äußeres an die notwendige Reinheit der Seele gemahnt zu werden, und um dieſe zur höchſtmöglichen Lauterkeit zu erheben, riet Apollonius ſeinen Jüngern die tägliche heilige Kommunion an. Palladius gibt im Jahre 395 die Geſamtzahl der egyptiſchen Mönche auf 76,000 und die der Nonnen auf 20,700 an. Der heilige Pachomius zuerſt hatte ſeiner Schweſter Regeln für weibliche Genoſſenſchaften aufgeſtellt, welche ſich ſehr bald verbreiteten und mit den männlichen wetteiferten in Abtötung, Arbeitſamkeit, Demut und Andacht. Sie hielten ſtrenge Klauſur und überſchritten ſie nur am Sonntag, um im Gotteshauſe die heilige Kommunion zu empfangen. Einer ſolchen Genoſſenſchaft ſtand die Äbtiſſin Talida vor, die achtzig Jahre im Kloſter lebte. Ihre Jüngerinnen hingen mit ſo heiliger Zuneigung an ihr, daß die Pforte des Kloſters nie verſchloſſen und dennoch nie von einer einzigen geöffnet wurde. Unter dieſen Jungfrauen befand ſich Taor. Sie war von einer ſo unbeſchreiblichen Schönheit, daß die frömmſten und gottſeligſten Männer ſie nicht ohne Bewunderung anſehen konnten. Um dies zu vermeiden, verließ ſie nie ihr Kloſter und wenn ſich die Genoſſenſchaft zur Feier der heiligſten Geheimniſſe begab, verzichtete Taor auf dieſes Glück und blieb einſam im Gebet, vom Auge Gottes allein geſchaut. Dieſe Nonnen betrachteten Krankheiten als den größten Segen wegen der Übung in der Geduld, und bedienten ſich darum nie der Arznei. Ihre Klöſter fielen ebenſowenig als die Mönche den Einzelnen oder der Bevölkerung des Landes zur Laſt. Ihr Hauptnahrungsmittel, Gemüſe, bauten ſie in ihren Gärten, die Baumwolle zu ihren Gewändern ſpannen und webten ſie ſelbſt, und mit der Anfertigung verſchiedener Handarbeiten verdienten ſie ſo viel, daß nicht nur die Koſten ihres Unterhaltes beſtritten wurden, ſondern daß ſie auch noch Almoſen ſpenden, namentlich in Kriegszeiten arme Gefangene loskaufen konnten. So war es, mehr oder minder, im ganzen Morgenland.

Im Abendland geſtaltete ſich das aszetiſche Leben anders, weil es ſich unter anderen Verhältniſſen entwickelte. Es hat nun einmal ſeinen Urſprung im innerſten Kern des Chriſtentums und kann nirgends fehlen, wo die ganze [illegible] und

Tiefe des chriſtlichen Weſens begriffen wird. In Rom, in dem Mittelpunkt der geſamten Kirche und beſonders der ganzen abendländiſchen Welt, wurde das aszetiſche Leben ſeit den erſten Anfängen des Chriſtentums von einzelnen Individuen im Kreiſe ihrer Familie und mit Beibehaltung weltlicher Beziehungen geübt. Die Verfolgungen, die Leiden, die Schickſalswechſel, die Zerwürfniſſe mit Verwandſchaft und Freundſchaft boten der Entſagung einen ſo weiten Spielraum, daß die Kräfte nur eben hinreichten, um ihn auszufüllen. Aber als im Anfang des vierten Jahrhunderts das Chriſtentum mit den Kaiſern zur Herrſchaft kam und dieſe Herrſchaft ihre Schattenſeite in der Verweichlichung, Eitelkeit und Hoffart des Lebens hatte: da bildete ſich die aszetiſche Richtung um ſo beſtimmter aus, als ſie den erhabenen Schwung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre ſowohl dem heidniſchen, als auch dem oberflächlich-chriſtlichen Unweſen gegenüber aufrecht zu halten und zu vertreten hatte. Der große Licht- und Feuergeiſt des Jahrhunderts, Athanaſius der Große, der, wohin er auch kommen mochte, wie die Sonne eine Fülle von Wärme und Erleuchtung verbreitete, regte auch in Rom die Funken zu hellen Flammen an. Seine Verbannungen wurden Apoſtolate, ſeine Reiſen Miſſionen der höheren chriſtlichen Vollkommenheit. Als er vor ſeinen Feinden aus Alexandrien zum Papſt Julius floh, begleiteten ihn zwei egyptiſche Mönche, die als Muſterbilder des aszetiſchen Lebens gelten konnten. Ammonius hieß der eine. So ganz war ſein innerſtes Leben dem Göttlichen zugewendet und vom Verlangen nach himmliſchen Dingen entzündet, daß nichts Irdiſches ſeinen Blick zu feſſeln vermochte. Wie ein Blinder, der an den höheren Bildern einer ſeligen Welt ſich labt und es nicht merkt, daß ſeine Augen für die Schönheit der Erde geſchloſſen ſind, ſo ging er zwiſchen den Herrlichkeiten Roms umher, ohne ſie zu beachten. Der andere Mönch hieß Iſidor und die Lauterkeit ſeiner himmliſchen Seele, die ſich zugleich in bezaubernder Freundlichkeit und heiliger Weisheit kund gab, nahm die Römer ſo ein, daß ſogar die Heiden ihn liebten. So ſpiegelte ſich die Heiligkeit, d. h. die Vereinigung der Seele mit der ewigen Liebe, in dieſen gottſeligen Männern zugleich erhaben und anmutig ab, und flößte eine gewiſſe Zuneigung zu einem Stande ein, der ſolche Seelen entwickelte. Den Eindruck, den dieſe beiden Männer durch ihre perſönliche Erſcheinung machten, verſtärkte Athanaſius durch ſeine Berichte über das Mönchstum in Egypten, die er ſpäter in ſeiner Lebensbeſchreibung des heiligen Antonius zuſammenfaßte. Er ſtellte darin ein Vorbild für die Aszeſe auf, zeigte den Weg zu demſelben und die Regeln, nach denen der Weg zu durchwandeln ſei, und zündete damit ein Feuer der heiligen Liebe in unzähligen Herzen an, welche bis dahin keine Nahrung für dieſe lautere Flamme gehabt hatten. In dem üppigen Rom waren bisher die Mönche teils unbekannt, teils verachtet geweſen; denn in Rom ſtand damals noch das Heidentum in Blüte, und einer der Gründe, weshalb Conſtantin ſeine Reſidenz nach Byzanz verlegte, war der, daß ſich ſo wenige der alten vornehmen römiſchen Geſchlechter zum Chriſtentum bekehrten. Deren Reichtümer, deren Anſehen, deren Macht und Einfluß waren ihnen vererbt mit der Größe des heidniſchen Roms, ja bildeten einen Teil dieſer Größe; und bei dieſen Schätzen war ihr Herz. Deshalb hat der göttliche Heiland von ihnen und von allen, die ihnen ähnlich ſind, geſagt, es ſei ſchwer, daß die Reichen ins Reich Gottes kämen. Die Welt war beſiegt und beherrſcht von den ſtolzen Römern; dieſe von ihren ſtolzeren Frauen. Aber es kam ein Tag, wo dieſe ſtolzen Frauen vom Chriſtentum beſiegt und beherrſcht werden ſollten.

Von dem Luxus, in welchem römiſche Damen aus konſulariſchen und ſenatoriſchen Geſchlechtern lebten, iſt es ſchwer, ſich eine Vorſtellung zu machen, weil durch die Überfeinerung von Prachtliebe und Kunſtſinn einerſeits Verzerrung hervortritt, andererſeits durch den gänzlichen Mangel an ſittlichem Zügel eine grenzenloſe Barbarei ſich einmiſcht. Sie betrachteten ſich nicht bloß als die Herrinnen, ſondern als die Göttinnen der Erde, und ſchalteten und walteten als ſolche. In ſeltenen Fällen nur ſtörte ſie ein unnachgiebiger Gemahl. Im allgemeinen hatten die Männer nichts dawider, daß der Prunk und die Hoffart, worin ihre Frauen lebten, ihnen Bewunderer und Neiderinnen zuzog; es ſprach ja für den Reichtum und den Glanz des Geſchlechtes. Das unſelige Sklaventum beſtärkte die vornehme Römerin in ihrem Götterwahn. Der Sklave war weniger als ein Tier, viel weniger als der Lieblingsaffe, der Lieblingspapagei, das Lieblingshündchen! Dieſe Tiere wurden mit widerlicher Zärtlichkeit gehegt und gepflegt, geſpeiſt und gebettet, betrauert und beweint! für ſie hatte man Mitleid, Teilnahme, Sorgfalt. Aber der Sklave war nur ein Ding und für ein ſolches kann man ja kein anderes Intereſſe haben, als das, welches aus der Brauchbarkeit entſpringt. Die reichen Römer hatten Sklaven zu vielen Tauſenden, verteilt in ihren Häuſern und Landgütern. Sklaven verrichteten alle und jede Dienſte, welche der Herr bedurfte, von der Beſtellung ſeiner Felder an bis zur Bedienung ſeiner Perſon. Zu Hunderten wurden die Sklaven auf dem Lande am Morgen aus den engen, kerkerhaften Räumen, die ihnen nachts Obdach gewährten, von den Aufſehern auf die Felder geführt, um bei möglichſt ſchmaler Koſt möglichſt viel Ackerarbeit zu verrichten. Sie trugen an einem Fuß einen eiſernen Ring als Feſſel; nicht als ob ſie durch dieſe Unbequemlichkeit beſonders geſtraft werden ſollten; o nein! es war nur ſo das Sklavenzeichen, die Sklavenſitte. Mochten dieſe armen Ackerknechte es bei ſaurer ländlicher Arbeit aber auch noch ſo ſchwer haben, ſo war ihr Los doch gewiß weit glücklicher, als wenn ſie in die nächſte Umgebungen ihrer Herren gekommen wären. Da hat es ſich ereignet, daß ſich Sklaven das Leben nahmen, weil ſie ſich nicht entſchließen konnten, die beſchämenden Dienſte zu leiſten, die man ihnen zumutete. Am ſchlimmſten hatten es ohne Zweifel die Sklavinnen bei ihren Damen; erſtens, weil die Damen eine hauptquäleriſche Eigenſchaft im höheren Grade als die Männer beſitzen: böſe Laune; zweitens, weil das Weib ſeine eigene Verderbnis minder gut ertragen kann, als der Mann die ſeine: es wird leichter und gründlicher entmenſcht. Und das war ein großer Teil der vornehmen Römerinnen in den letzten Jahrhunderten des heidniſchen Roms. Fünfhundert Sklavinnen zu ihrem perſönlichen Dienſt, fünfhundert armſelige Geſchöpfe, die ſich an Schmeicheleien und Intrigue überboten, um durch die Gunſt der Herrin ihr Schickſal zu erleichtern; das war nicht zu viel für die endloſen Dienſtleiſtungen, welche etwa eine Aſteria aus dem konſulariſchen Geſchlecht der Turcier nötig hatte, deren Toilettenkaſten von der ſchönſten Silberarbeit aus dem vierten Jahrhundert, mit Gerätſchaften von gediegenem Silber, zum großen Teil vergoldet und die zuſammen tauſendneunundzwanzig Unzen wiegen, am Fuß des Esquilins vor etwa ſechzig Jahren ausgegraben worden iſt. Die Häuſer der Großen waren ſehr prächtig und anmutig mit ihren inneren von Säulenhallen umgebenen Höfen, auf welche die Gemächer mündeten, und welche mit Springbrunnen, Statuen und Vaſen geſchmückt waren. Marmor, Bronze, Elfenbein, Alabaſter, koſtbare Steine wurden zu Kunſtgegenſtänden und Hausgeräten gebraucht, und zwar ſo, daß wo möglich jedes Geräte, jedes Tiſchchen, jeder Seſſel, jede Lampe ein Kunſtwerk wurde. Aber in den Hintergebäuden dieſer herrlichen Paläſte ſah es minder freundlich aus, denn ſie wimmelten von Sklaven, wie ein Bienenſtock von fleißigen Bienen. Ein beſonderer Flügel war immer den Sklavinnen angewieſen; in kleinen Zimmern mußten ſie ſich eng und ärmlich behelfen und zuſammengedrängt ſchlafen, in größeren arbeiten. Für dieſe verſchiedenen Arbeiten waren ſie in Rotten eingeteilt, welche unter einer Aufſeherin ſtanden und oft von dieſer ebenſoviel zu leiden hatten, als von der Herrin ſelbſt. Die niedrigſte und verachtetſte Rotte war die der Spinnerinnen, weil ſie am weitſten entfernt waren von perſönlicher Bedienung ihrer Herrin. Aus einer andern Rotte zu den Spinnerinnen verſetzt zu werden, galt für eine große Schmach. Sie ſpannen Baumwolle und Wolle und ſuchten ſich bei der reichlich zugemeſſenen Arbeit durch Geſang zu erheitern. Die zweite Rotte, aber höher hinauf, waren die Weberinnen. Sie webten das Material, welches jene ſpannen, zum feinſten Muslin, zum weichſten Kaſchmire, und auch zu gewöhnlicheren Stoffen aus. In alten Zeiten hatten die edelſten Römerinnen im Kreiſe ihrer Dienerinnen ſich ſelbſt damit beſchäftigt; ja die Kaiſerin Livia wirkte noch mit eigenen Händen die Hausgewänder des Kaiſers Auguſtus. Aber eine Aſteria bekümmerte ſich nicht weiter um ihre Weberinnen, als daß ſie der Aufſeherin mehr Eifer und Fleiß für das Weberzimmer empfahl und ihr neue Muſter einhändigte. Höher geſchätzt weil ihre Arbeit unmittelbar die Perſon der Herrin betraf, waren die Kleidermacherinnen. Sie hatten das entſetzlich mühſame Geſchäft, die koſtbaren Stoffe der ſyriſchen und alexandriniſchen Kaufleute ſo zu verarbeiten, daß ſie die Eitelkeit ihrer Gebieterin zufrieden ſtellten. Die Stickerinnen bildeten, wegen des Luxus und der Künſtlichkeit ihrer Arbeit, eine noch höher geſchätzte Klaſſe, welche in einem vierten großen Gemach beiſammen arbeitete; und dieſes ſtieß an das eigentliche Garderobezimmer, in welchem die Kleiderfalterinnen tätig waren. Die vornehmen Römerinnen durften öffentlich nicht anders erſcheinen, als in der beſtimmten Matronalkleidung, welche von keiner Frau niedern miſchten, wodurch ein gehäſſiger Character in ihn verpflanzt wurde, mit dem er ſich auch bis in's nächſte Jahrhundert hinein ſchleppte, wo dann die Oppoſition gegen die Auctorität im Feldlager der Philoſophie ſchneidendere Waffen fand, als in dem des Janſenismus.

Bei ſeinem Beginn gefielen ſich ſeine Anhänger darin, eine äußerſt rigoriſtiſche Moral zu verkünden, um dadurch der, wie ſie behaupteten, zu ſchlaffen Sittenlehre der Geſellſchaft Jeſu entgegen zu wirken. Alsbald erhoben ſich in der Kirche Männer, die den Aufruf zur Strenge praktiſch verſtanden — nicht um darüber zu ſchreiben, ſondern um danach zu leben, zwei Mönche des Ciſterzienſerordens, der Abt Georges zu Val-Richer, ein Freund und Geiſtesgenoſſe des Pater Eudes — und der Abt von Rancé zu La Trappe, deſſen Bekehrung aus der Weltlichkeit eine jener ſeltnen und vollſtändigen war, die das ganze Leben auf einer niederen Stufe zerſtören und es auf einer höheren um die Axe der göttlichen Liebe wieder erbauen. Dieſe beiden Männer gingen im Jahr 1664 nach Rom, um dort die Erlaubniß zu einer Reform der Ciſterzienſer zu erwirken, die ſie für St. Bernards geiſtliche Söhne durchaus nothwendig erachteten.

Der Abt von Val-Richer, deſſen Abtei in der Diöceſe von Bayeux lag, wohin auch Caën gehörte, war längſt ein Zeuge der Wirkſamkeit des Pater Eudes und der Zweckmäßigkeit der Congregationen, welche dieſer

Standes und geringer Herkunft, von keiner Freigelaſſenen, keiner Sklavin, keiner Schauſpielerin, auch von keiner Fremden getragen werden durfte. Dieſer Anzug beſtand aus einem weißen Kleide (Tunika) und einem weißen Mantel (Palla). Der Stoff war die feinſte Wolle, oder Seide und Wolle verwebt. Nun kam alles darauf an, dieſen Gewändern den höchſten Grad von Glanz und von Glätte und eine beſondere Art von Faltenbrechung zu geben. Man brauchte dazu eigene Glättmaſchinen und Kleiderpreſſen, und es gehörte viel Übung und Geſchicklichkeit dazu, um dieſe Maſchinerie gehörig anzuwenden. Am untern Saum der Tunica ſaß eine in tauſend Fältchen gelegte Falbel, die immer mit einem Purpur- und Goldſtreifen geſäumt ſein mußte, zugleich aber auch mit Perlen, Edelſteinen und Gold geſtickt und beſetzt ſein durfte. Auf dem Lande und bei Luſtpartieen, die ſie inkognito machten, bedienten ſich die vornehmen Römerinnen ſehr gern der farbigen Kleider. Überdies waren die Gewänder für jedes Feſt und für jede Jahreszeit mit irgend einer Beſonderheit, entweder im Stoff oder in der Verzierung verſehen. Daher enthielt das Garderobezimmer, außer den Preßmaſchinen, einen beträchtlichen Schatz von Gewändern aller Art. Sie wurden aufbewahrt in großen Kaſten von koſtbarem und fremdländiſchem Holz, die an den Wänden hingereiht ſtanden und durch Aufſchriften ihren Inhalt bezeichneten, damit kein Fehlgreifen oder Suchen ſtatt finde. Öffnete man einen Kaſten, ſo entſtrömten ihm balſamiſche Wohlgerüche. Die Aufſeherin der Garderobe war ſtets eine höchſt wichtige Perſon, da alles, was Kleidermacherinnen, Falterinnen und Stickerinnen zu leiſten und zu liefern hatten, unter ihre Obſorge kam.

Ferner hatte eine Aſteria ein ganzes Heer von Kammerzofen, das auch wieder in verſchiedene Kompagnien zerfiel. Zuerſt kamen die Schminkmädchen mit Seifen, Salben und Eſſenzen, um die Friſche und Weiche der Haut zu erhalten; dann um die Wangen rot und weiß, die Augenbrauen und Wimpern aber rabenſchwarz zu malen, und um die Zähne zu putzen und zu beizen, oder um künſtliche einzuſetzen, was ein ſo uralter Gebrauch iſt, daß man bei der Aufgrabung altrömiſcher Gräber auch ſieben Zähne an einem Golddraht gefunden hat: woraus hervorgeht, daß man ſie ſogar den Leichen ließ. An die Schminkmädchen reihten ſich die Haarſchminkerinnen. Sie mußten verſtehen, das Haar weich, glänzend und lockig zu machen, es zu färben, zu flechten, zu kräuſeln und aufzuſtecken. Die koſtbarſten Salben und Pomaden, die feinſten Nardenöle mußten den Kopfputz durch ihren Duft ſchmücken; ſie waren ſo teuer, daß oft die Einkünfte eines Landgutes für dieſe Eſſenzen verſchwendet wurden. Die armen Haarſchmückerinnen hatten aber ein Geſchäft, das mehr wie jedes andere ſie der Ungeduld und übeln Laune ihrer Herrin preisgab, weil der Kopfputz die Hauptſache bei der Toilette iſt. Es gehörte zur Kleiderordnung der Sklavinnen, daß ſie, ſo lange ſie im Toilettenzimmer ihrer Gebieterin im Dienſt waren, Bruſt und Arme völlig entblößt haben mußten, um ſogleich jede beliebige Züchtigung empfangen zu können. Eine ſehr allgemeine, womit die ungeduldigen Damen ganz ſchnell bei der Hand waren, war die, daß ſie ihre langen und ſtarken goldenen

Haarnadeln in Dolche[1]) verwandelten, und jedes Verſehen durch Stiche in Bruſt, Schultern und Arme ſtraften. Es war ein großes Glück, wenn ſie den beklagenswerten Zofen nicht gar ein Auge ausſtachen und ſich damit begnügten, ſie zur Abwechslung mit den Knöcheln der geballten Fauſt ins Geſicht, und damit Blut aus Mund und Naſe zu ſchlagen. Dies waren aber noch milde Strafen. Es kamen Geißelungen bis aufs Blut vor und eine der qualvollſten Strafen beſtand in einem eigens dazu ausgehöhlten Holzblock, welcher der unglücklichen Delinquentin oberhalb der Knie angeſchloſſen wurde und den ſie Tag und Nacht mit ſich herumſchleppen mußte. Ein eigener Zuchtmeiſter vollzog die verſchiedenen Strafen, welche Herr und Herrin nicht eigenhändig verhängten, an männlichen und weiblichen Sklaven. Ein höchſt wichtiges Amt bei der Toilette war das der Nägelſchneiderin. Strümpfe und Handſchuhe, dieſe nordiſchen Erfindungen, waren in Rom gänzlich unbekannt, die Hände immer unbedeckt und die Füße nur bei feierlichen Feſten mit Schuhen bekleidet. Daher legte man auf ihre Schönheit den höchſten Wert, und um ſo mehr, als dieſe keine Surrogate zuließ, wie das bei dem Haar, den Zähnen und der Geſichtsfarbe möglich war. Schmale Füße, ſchlanke Finger, ſchöngeformte Nägel konnte man ſich nicht künſtlich erſchaffen; deshalb mußten ſie mit höchſter Sorgfalt gepflegt werden. Hatte dieſe Sklavin ihr Werk mit ſilbernem Meſſerchen und Zangen verrichtet und die Nägel mit einem in Weingeiſt getauchten Schwämmchen gewaſchen, ſo wurden die Finger beringt, und zwar ſo, daß an jede Hand acht Ringe kamen. Jede Jahreszeit hatte ihre eigene Ring-Garnitur: im heißen Sommer konnte man ſie unmöglich ſo ſchwer wie im kalten Winter tragen und die hellen Farben des Frühlings paßten wiederum nicht zum Ernſte des Herbſtes. Es war auch nicht genug die Ringe mit edeln Steinen zu beſetzen; ſondern jeder Stein mußte ein von Künſtlerhand geſchnittenes, bald erhöhtes und bald vertieftes Bildchen tragen. Hatte ein ſolcher Ring einen Stammbaum, d. h. konnte man nachweiſen, daß eine Cleopatra oder Berenice, ein Antonius oder König Agrippa ihn getragen habe, ſo wurde er mit Unſummen bezahlt; denn Männer und Frauen wetteiferten in dieſer verſchwenderiſchen Liebhaberei. Natürlich ſtellten die Juweliere ihren Gemmen die herrlichſten Certifikate aus. Aber keine Verſchwendung wurde ſo wahnſinnig geſteigert, als die mit Perlen. Anfangs trugen die Damen in jedem Ohr eine einzige Perle, die von einer ſo fabelhaften Schönheit ſein mußte, daß Julius Cäſar für eine Perle, welche er der Mutter des Brutus ſchenkte, 60 Sextertien oder 272,835 Taler zahlte. Solche Perlen nannte man „Uniones“, d. h. Einziges. Aber die Mode ſtieg von den konſulariſchen Matronen zu den Frauen geringerer Stände herab. Da gaben jene ſie auf und trugen Ohrgehänge von drei nebeneinander hängenden Perlen, welche man mit dem Modeausdruck „Reſpektsvermelder“ nannte, weil nur die allerreichſten Frauen ſie tragen konnten, denn ein ſolches Ohrgehänge war ein großes Landgut wert und die Damen trugen manchmal zwei, drei Erbſchaftsmaſſen im Ohrläppchen. Es verſteht ſich, daß die Juwelen und Kleinodien einer beſonderen Zunft von Sklavinnen anvertraut waren. Das Hals-, Haar- und Ohrgeſchmeide, die Ringe, die Armbänder, dieſe verſchiedenen Koſtbarkeiten hatten auch ihre verſchiedenen Wächterinnen, welche die verſiegelten Schmuckkaſten aufzubewahren, der Herrin zu bringen und den Inhalt ihr anzulegen hatten. Ein böſes Amt verwaltete die Spiegelhalterin. Toilettenſpiegel, die man bald ſo und bald anders drehen kann, gab es damals nicht. Sklaven mußten an elfenbeinernem Griff die Spiegelſcheibe von geſchliffenem und poliertem Metall halten, und jedem Blick mit geſchickter Wendung, gleichſam vorahnend begegnen, auch mit feinen trockenen Schwämmen den leiſeſten Anhauch, das feinſte Stäubchen ſogleich abwiſchen. Der Spiegel einer Aſteria beſtand aus einer ſilbernen, mit Edelſteinen ringsum beſetzten Platte, deren Rückſeite mit Goldblech überlegt war, weil dann die Bilder um ſo deutlicher zurückſtrahlten. Von dieſen Spiegeln ſagt ein heidniſcher Schriftſteller mit Unwillen: „Die Mitgift, welche einſt der römiſche Senat der Tochter des Scipio gab, reicht jetzt nicht hin zu einem Spiegel für die Tochter einer Freigelaſſenen.“ Dieſem Spiegel mußte die Spiegelträgerin die höchſte Aufmerkſamkeit zuwenden, zuerſt um ihn in befriedigender Weiſe der Herrin vorzuhalten, dann um ihn im Futteral ſo aufzubewahren, daß nicht der mindeſte Fleck ſeinen Glanz trübe. Dies war der Zweck ihres Lebens. Zu einer maſchinenmäßigen Vollkommenheit in der Ausübung einer einzigen Sache wurden dieſe unglücklichen Geſchöpfe abgerichtet oder auch gleichſam zu Hausgerät gemacht; zu einem Leuchter die eine, denn ſie hielt unbeweglich die Fackel; zu einem Tiſch die andere, denn unbeweglich hielt ſie unter den Händen der Gebieterin das Waſchbecken. Andere mußten ſich mit Leib und Leben der Sorge für die zärtlich geliebte Menagerie der Herrin hingeben, die eine dem Schoßhund, die zweite dem Affen, die dritte der Schlange. Denn auch Lieblingsſchlangen hatten die vornehmen Damen, von einer kleinen unſchädlichen Art, die man epidauriſche Drachen nannte. An dieſen widerlichen Tieren fanden ſie großes Vergnügen, ließen ſich Arme und Hals von ihnen umringeln, und nahmen ſie mit zu Tiſch und wenn ſie Beſuche machten. Mit den eigentlichen Kammerfrauen, denen es oblag, die Herrin anzukleiden, mag das Heer der weiblichen Dienerinnen vollzählig ſein; doch außerdem hatte ſie ihre männlichen Sklaven; junge Pagen, welche ſie bei der Mahlzeit bedienten; handfeſte Männer, die zu ſechs und zu acht, bevor Wagen innerhalb der Stadt erlaubt waren, auf ihren Schultern mittelſt vergoldeter Stangen die ruhebettartige Sänfte der Herrin trugen; ſchnellfüßige Läufer, pechſchwarze Afrikaner vom Stamme der Mazyken, die für das ſchnell- und leichtfüßigſte Volk der Erde galten und deshalb von den Herren der Erde zu dieſem Geſchäft gewählt wurden; Pförtner an den Eingängen ihrer Zimmer, die nicht durch Türen, ſondern nur durch Vorhänge aus buntgewirkten koſtbaren Teppichen geſchloſſen wurden. Man hörte alſo draußen jedes Wort, das man im Zimmer ſprach, und Sklaven hielten Wache, um unberufene

---

[1]) Die römiſchen Herren hatten ähnliche Marterwerkzeuge und zu demſelben Zweck in ihren Schreibgriffeln.

Lauſcher abzuhalten. An den Kaiſerhöfen war es eine hohe Hofcharge. Endlich Zwerge, dieſe Wonne der römiſchen Damen, beſonders dann, wenn es kleine Mißgeſtalten mit unförmlich dicken Köpfen waren. Sie mußten die Kaſtagnetten ſchlagen und tanzen lernen, ein Schauſpiel, das ihre Herrinnen ungemein ergötzlich fanden. Die Natur erzeugte nicht ſo viele Zwerge, als es den Römerinnen beliebte; deshalb griff man zu der unmenſchlichen Kunſt, durch Einpreſſen in beſonders dazu erfundenen Kaſten das Wachstum zu hindern und kleine Pygmäengeſtalten künſtlich zu erſchaffen. Und dies Übermaß der tötlichen Beleidigung Gottes in ſeinem Geſchöpf und ſeinem Ebenbild ſchien der übermütigen Römerin ganz in der Ordnung zu ſein, und kaltblütig fragte ſie: ob denn der Sklav ein Menſch ſei? Hätte ſie ihm das aber auch zugeſtanden — Römer war er nun einmal gewiß nicht; und die Kluft, welche den Römer von jedem anderen Menſchen ſchied, war ungefähr ebenſo groß als die, welche zwiſchen einem Menſchen und einer Sache lag.

Rechnet man den Beſuch der Badehäuſer hinzu, der bei den Römern, wie noch jetzt bei den Orientalen, eine höchſt umſtändliche und langwierige Angelegenheit war, ſo ſtellt ſich heraus, daß die Toilette einer vornehmen Römerin einen beträchtlichen Teil des Tages in Anſpruch nahm. Und womit mag Aſteria den übrigen Teil hingebracht haben? Sie las Mileſiſche Märchen (ſo nannte man die Romane) und Gedichte der leichteſten Art: vielleicht auch einmal eine philoſophiſche Abhandlung, oder ließ ſie von einer Lieblingsſklavin ſich vorleſen. Sie unterhielt ſich mit der Klaſſe von

Schmarotzern, welche den Namen Philoſophen trugen und deren ganze Weisheit darin beſtand, ſich um den Preis unſäglicher Demütigung als Gaſt und Tiſchgenoſſe in reiche Häuſer zu drängen. Aſteria hatte gewiß ihren Hausphiloſophen ſo gut wie ihr Schoßhündchen und ihren Favoritaffen, und fand großen Spaß daran, ihn recht boshaft zu necken und recht übermütig zu quälen. Dann beſuchte ſie den Zirkus, in welchem die öffentlichen Wagenrennen (wie man jetzt Pferderennen hat) ſtattfanden. Die Kutſcher des Zirkus waren in vier Parteien geteilt und in Farben gekleidet, die den vier Jahreszeiten entſprachen. Es gehörte zum guten Ton, für eine dieſer Parteien ſich zu fanatiſieren und deren Farbe zur Livree der Sklaven, beſonders der Sänftenträger zu machen, ſo daß alle Welt, wenn die Dame öffentlich erſchien, ſogleich wiſſen konnte, welche Partei des Zirkus die Ehre habe, von ihr beſchützt zu werden. Die genußreichſte Unterhaltung gewährten die Gladiatorenkämpfe im Amphitheater, von denen früher ſchon geſprochen worden iſt und denen die vornehmen Damen eine ebenſo wahnwitzige Teilnahme ſchenkten, wie das gemeine Volk. All ihre Freuden waren krankhafter, konvulſiviſcher Art, wie nur verzerrte Seelen und entſittlichte Charaktere ſie empfinden, die in tiefer Laſterhaftigkeit ſtumpf geworden ſind für jedes höhere Gefühl. Das innere ſittliche Leben in dieſen Kreiſen auch nur entfernt anzudeuten, iſt unmöglich! — — So war es beſchaffen mit den vornehmſten Frauen aus Roms edelſten Geſchlechtern, mit den Nachkommen einer Cornelia, die noch jetzt als „die Mutter der Grachen“ eine zweitauſendjährige Berühmtheit genießt, weil ſie ihre Kinder höher ſchätzte, als ein paar Diamanten. Wohl ihr, daß es ſo war und unangetaſtet bleibe ihr Ruhm! aber eine Tugend, die aus einem gewiſſen ſtolzen Selbſtgefühl entſpringt, iſt ſehr unfruchtbar, ſehr wenig befähigt, Keime auszuſtreuen, die ſich wiederum zu Tugendblüten entfalten. Denn ſie geht mehr darauf aus, das Individuum zu verherrlichen, als Gott. Die Mutter der Grachen verherrlichte ſich ſelbſt durch ihre Söhne mit dem antiken römiſchen Stolz. Der Stolz wucherte fort und fort durch die Geſchlechter, erſtickte die Tugend, die immer gebrechlich iſt, wenn ſie auf das Ich ſich ſtützt, wandelte das Selbſtgefühl in Selbſtliebe um, was ſehr leicht iſt, ſobald die Leidenſchaft hinzutritt, und machte nach wenig Jahrhunderten aus den Töchtern der Grachen und der Szipionen das entſetzlichſte, was es auf Erden gibt: ein entartetes Weibergeſchlecht. Welch ein unerhörte göttliche Kraft zur Erneuerung der Seelen muß dem chriſtlichen Glauben und der heiligen Aszeſe eigen ſein, um aus dieſem Geſchlechte Heilige zu bilden! Welch ein rieſiger Wille gehörte dazu, um ſich aus ſolchem Meer von Verwöhnungen an das kühle Geſtade der Armut und Entſagung zu begeben; welch ein Wille, der mit ſolchem Zug der Gnade Schritt hielt; denn wenn auch nicht alle vornehmen Römerinnen in die Exzeſſe der Selbſtſucht verſunken waren: ſo wuchſen ſie doch alle, auch die in chriſtlichen Familien, nicht bloß mit ſolchen Bildern und Beiſpielen vor den Augen auf, ſondern auch umringt von allem Luxus, Wohlbehagen und Pomp, die unzertrennlich von koloſſalen Reichtümern, hohen Würden und großartigen Lebensverhältniſſen ſind.

Es war gewiß eine große Verherrlichung des Werkes Gottes, daß da, wo dem natürlichen Menſchen nach nichts als Schwäche, Verzärtelung und Üppigkeit zu erwarten war, himmliſche Kraft und erhabener Opfergeiſt ſich kundgaben, welche die Zeit in eine andere Bahn riſſen aus Liebe zu dem menſchgewordenen Gott.

Die heilige Marcella.

„Auf einem Weideplatz da hat er mich gelagert. Am Waſſer der Erquickung hat er mich erzogen.“ Pſ. 22, 1.

Der Aventin, einer der ſieben Hügel, auf die Rom erbaut iſt, war in der alten Zeit der Republik der Waffenplatz, auf dem ſich die römiſchen Bürger verſammelten, um kriegeriſche Zurüſtungen zu machen. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts wurde er ein Waffenplatz anderer Art für ſolche, welche mit himmliſchen Waffen zur Eroberung des Reiches Gottes auszogen. Denn auf dem Aventin ſtand Marcella's Palaſt. Der heilige Hieronymus, der große Kirchenlehrer, hat das Leben dieſer und anderer heiliger römiſcher Frauen beſchrieben, die eifrig ſeine Belehrung und geiſtliche Führung ſuchten, als er, vom Papſt Damaſus berufen, 382 nach Rom kam, um die Überſetzung der Heiligen Schrift aus dem Griechiſchen und Hebräiſchen ins Lateiniſche zu machen — eine Überſetzung, welche unter dem Namen der Vulgata in der ganzen katholiſchen Welt eingeführt iſt. Es verſteht ſich, daß der große Hieronymus Spott, Mißbilligung, Tadel und Verleumdung zu ertragen hatte, weil er ſich der Seelen dieſer Frauen in's Leben gerufen hatte. Er ſchenkte der hohen Aufgabe des Hauſes Unſrer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe ſeine wärmſte Theilnahme, fand es der Ehre gewachſen, vom heiligen Vater als Orden anerkannt zu werden und nahm den Abt von La Trappe ſo für deſſen Verdienſtlichkeit ein, daß Beide beſchloſſen, aus allen Kräften für dies Ende zu arbeiten.

In Rom erſchrack man, jetzt wie früher, vor dem vierten Gelübde, das die Congregation abzulegen hatte. Es war etwas Unerhörtes, feierlich zu verſprechen, dafür leben und ſterben zu wollen. Um Kranke zu pflegen, um Kinder zu erziehen, um Elende zu bedienen, um Gott zu preiſen und zu loben — ja! dieſe Gelübde kannte man ſeit tauſend Jahren. Aber ein ſolches kannte man noch nicht. Es war ganz neu. Es erſchien den Einen übermenſchlich und den Andern gefährlich für das Seelenheil Derer, die ſich dazu verpflichteten. Aber die beiden Aebte hatten auch den Kardinal von Retz für dieſe Anſtalt zu gewinnen gewußt: ſo daß allendlich Papſt Alexander VII. am 2. Januar 1666 eine Bulle erließ, in welcher er die Errichtung dieſes neuen Ordens nach St. Auguſtinus Regel gut hieß.

Der Biſchof von Bayeux brachte ſelbſt dieſe ſo heiß erſehnte und erflehte Botſchaft in das Haus von Caën und ordnete an, daß alle Diejenigen, welche bereits die einfachen Gelübde abgelegt, geiſtliche Uebungen der Zuannahm. In welchem Sinne er es tat und wie ſehr ſie es verdienten, das bewies ihr ganzes Leben. Er aber antwortete kalt auf tadelnde Bemerkungen: es ſei nicht ſeine Schuld, daß die römiſchen Männer ſich das Heil ihrer Seele minder angelegen ſein ließen, als die römiſchen Frauen. Übrigens ſei dies keine neue Erſcheinung, denn unter dem Kreuz Chriſti hätten drei Marien geſtanden und nur ein Johannes. Marcella war von konſulariſchem Geſchlecht aus dem Hauſe der Furier, ſehr reich, ſehr vornehm, ſehr angeſehen. Ihr Vater ſtarb früh; ihre Mutter Albina blieb Witwe und gab ihren beiden Töchtern Aſella und Marcella eine ſehr gute Erziehung. Beide Schweſtern waren noch ganz jung, als der heilige Athanaſius nach Rom kam. Was ſie von ihm hörten über den heiligen Antonius, das Leben der egyptiſchen Einſiedler, den heiligen Pachomius und die Regeln, welche dieſer ſeinen Ordensbrüdern und Schweſtern gegeben, regte ſie zu dem lebhaften Verlangen an, denſelben Weg des Heils betreten zu dürfen und dies ſtand bei der zehnjährigen Aſella ſo feſt, daß ſie ſich gottgeweihter Jungfräulichkeit anverlobte und ſchon bei zwölf Jahren eine Zelle im Hauſe ihrer Mutter ſich bereitete. Da hatte ſie nichts von den Behaglichkeiten des Lebens als ein Obdach! die kahlen vier Wände umgaben ſie; auf der bloßen Erde ſchlief ſie; bei Waſſer und Brot jahraus, jahrein tat ſie ſich noch Abbruch und in der Faſte brachte ſie mehrere Tage der Woche ganz ohne Nahrung zu. Sie verließ ihre liebe Zelle nur, um die Kirchen der Martyrer zu beſuchen, und zwar zu den Stunden, wo ſie leer zu ſein pflegten. Da betete Aſella ungeſtört und unbemerkt mit tiefer Andacht. Aber auch in ihrer Zelle gab ſie ſich mit ganzer Seele dem Gebet und der Betrachtung hin, ſo daß ſie in beſtändiger Geiſtesſammlung war. Dabei beſchäftigte ſie ſich unausgeſetzt mit weiblichen Handarbeiten für die Armen und Hilfsbedürftigen. Das Stillſchweigen war ihre Wonne und doch, oder eben deshalb, erbaute ſie durch jedes Wort, das ſie ſprach. Immer geſund, immer freundlich, immer voll ernſter Milde, lebte ſie mitten im üppigen, volkreichen Rom abgetötet und einſiedleriſch wie in einer Wüſte. Höchſt ungern und nur wenn eine dringende Notwendigkeit vorlag, geſtattete ſie Männern, auch den frömmſten, Zutritt zu ihrer Einſamkeit. Sogar ihrer Schweſter Marcella, die ſie herzlich liebte, war es ſelten vergönnt, ſie zu ſehen, ſo rein, ſo tief, ſo ganz hatte ihre ſchöne Seele die Richtung zu Gott genommen.

Marcella verheiratete ſich, verlor aber ihren Gatten ſchon nach einem halben Jahr und beſchloß nun, das Leben einer chriſtlichen Witwe eben ſo vollkommen zu führen, wie ihre Schweſter das einer chriſtlichen Jungfrau. Sie war wunderſchön und der reichſte und vornehmſte Mann in Rom bewarb ſich um ſie. Cerealis hieß er, war mit dem Kaiſerhauſe verwandt, Präfekt und Konſul geweſen, nicht jung mehr; und deshalb wollte er ihr, im Falle ſeines Todes, ſein ganzes Vermögen hinterlaſſen. Die Schattierungen im chriſtlichen Leben, von den Heldinnen und Idealen der Aszeſe an bis zu den Frauen, die ſich nur durch den Namen Chriſtinnen, aber nicht durch Sinn und Sitte von den Heidinnen unterſchieden, waren unzählbar und berührten alle Stufen, die zwiſchen einer äußeren chriſtlichen

Form und der inneren höchſten Vollkommenheit liegen. Albina, die Mutter ſo heiliger Töchter, ſtand auf einer dieſer Mittelſtufen und hätte die glänzende Heirat Marcella's gar gern geſehen. Aber obwohl Marcella ihrer Mutter ſo ergeben war, daß ſie aus Gehorſam manches tat, was ihrer Neigung zuwider lief: ſo konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, zum zweitenmal der Mutter zu Gefallen ſich zu verehelichen und der Bewerbung des Cerealis Gehör zu geben. Da Albina ſehr in ſie drang, antwortete Marcella, wenn ihr Sinn nach einer zweiten Ehe ſtände, würde ſie doch lieber einen Mann nach ihrer Neigung, als einen Mann um des Geldes willen nehmen. Und dabei blieb es. So entſchieden wies ſie den Cerealis zurück, daß fortan kein Bewerber ſich ihr zu nahen wagte, und daß nie auch nur ein Hauch von böſem Leumund den hellen Glanz ihres Rufes während eines langen, ſehr langen Witwenſtandes und inmitten der ſehr verderbten, alſo ſehr zu übler Nachrede geneigten römiſchen Welt trübte. Sie machte ihr Haus zu einem Kloſter, deſſen tätige, umſichtige, fromme Vorſteherin ſie war. Albina lebte bei ihr und hielt ſich immer in ihrer Geſellſchaft auf. Ohne Zeugen ſprach Marcella mit keinem Mann. An ihren Dienerinnen duldete ſie keine Leichtfertigkeit im Anzuge oder in Worten; ſie mußten alle ſittſam, ſtill und züchtig, ſanft und friedfertig ſein. Dafür ging ſie auch ſchweſterlich mit ihnen um. Marcella's Kleidung war die allereinfachſte; grobe Stoffe genügten ihr. Alles Geſchmeide verkaufte ſie und gab den Erlös den Armen. Von Gold behielt ſie nichts, als ihren Siegelring. Damals nämlich waren die vielen

Schlüſſel und Schlöſſer unſerer Tage nicht gebräuchlich; man verſiegelte die meiſten angreifbaren Sachen. Da nun die Hausfrau alles zu verwahren hatte, ſo gebührte ihr, nach der Meinung des Altertums, der Siegelring des Hauſes und der Kirchenvater Clemens von Alexandrien, geſtorben um 217, geſtattet, des Verſiegelns gewiſſer Hausratsgegenſtände wegen, auch den chriſtlichen Hausfrauen einen goldenen Siegelring. Den alſo behielt Marcella, nicht zum Schmuck, ſondern weil er zu ihrem Amt und Beruf gehörte. Einfach wie ihr Anzug war ihre Koſt; Fleiſch und Wein verſagte ſie ſich, und Wein, das war ſchwer! denn Wein mit heißem Waſſer gemiſcht war das einzige damals übliche warme Getränk, welches die Stelle vom Tee und Kaffee ſpäterer Zeit einnahm, alſo beinahe etwas Unentbehrliches! Aber nichts fand Marcella zu ſchwer, was ihr half, die ſündige Natur mit ihren Neigungen zu beſiegen. Gebet, Betrachtung, fleißiger Kirchenbeſuch, das Leſen ernſter Bücher, die Verwaltung ihres Hauſes, Sorge für Kranke und Arme, emſige Handarbeit füllten das Leben der heiligen Witwe und machten ſie zum Muſterbild der chriſtlichen Frauen Roms, die ſich häufig in ihren Seelenangelegenheiten Marcella's Rat ausbaten. Andere ſtellten ſich auch ganz oder zeitweiſe unter ihre Leitung und machten bei ihr eine Vorſchule des aszetiſchen Lebens durch, um es dann in ihren eigenen Häuſern fortzuſetzen. So bekamen Paläſte und Villa's mancher großen römiſchen Familie eine klöſterliche Beſtimmung, wenn auch nicht in der Form, welche ſpäter gewiſſe Regeln dem gemeinſamen Leben gaben. Eine Sophronia, Paula, Euſtochium, Principia waren alle Marcella's Jüngerinnen, Freundinnen und geiſtliche Töchter. Sie war bereits über die Mitte des Lebens hinaus, als ſie mit dem heiligen Hieronymus bekannt und befreundet wurde. Das gab ihrem hohen Geiſte einen neuen Schwung. Hieronymus hatte das Leben der Einſiedler in der ſyriſchen Wüſte und dabei das Studium der Heiligen Schrift gründlich geübt, bevor er nach Rom kam; das waren zwei Punkte, welche, wie Magnet das Eiſen, unwiderſtehlich Marcella anzogen. Hieronymus war kein ſehr zugänglicher Charakter, hatte überdies nicht die mindeſte Neigung, mit den römiſchen Damen in irgend eine Verbindung zu treten; aber Marcella's heilige Zudringlichkeit überwand ſeine heilige Zurückhaltung. Sie begehrte durch ihn zu einem tieferen Verſtändnis der heiligen Schrift zu kommen, „denn ich galt damals für einen Schriftkundigen," ſagt der große Kirchenlehrer ganz demütig. Und da er an ihr ſo viel Tugend und Geiſt, ſolche Lauterkeit der Geſinnung und Heiligkeit des Herzens fand, daß er nicht wagt, ſie zu beſchreiben, „weil niemand mir glauben würde," ſagt er: ſo gab er ihr alle Erklärungen und Belehrungen und alle Ratſchläge für das innere Leben, nach welchem ihr frommes Verlangen ſtand. Mit großem Scharfſinn warf ſie Fragen über die heilige Schrift auf, und gab ſich nicht gleich mit der kürzeſten Beantwortung zufrieden, ohne jedoch im mindeſten von törichter Neugier oder von dem Drange nach oberflächlicher Vielwiſſerei getrieben zu werden. Sie begehrte mehr zu wiſſen, um beſſer zu werden, und nicht um Klügelei war es ihr zu tun, ſondern um Tugend. Dieſe ganz reine Abſicht machte ihren ohnehin ebenſo ſeinen als ſchwunghaften Geiſt dermaßen klar und erleuchtet, daß der heilige Hieronymus von ihr ſchreibt: „Alles, was ich mit vielem Studium, mit langem Nachſinnen und Betrachten mühſam erlernt habe, lernte die ſelige Marcella auch, aber ganz leicht, und indem ſie keine ihrer übrigen Beſchäftigungen aufgab und keine ihrer Pflichten vernachläſſigte. Sie hatte ſo gründlich die Heilige Schrift nebſt allem ſtudiert, was die Väter und Lehrer der Kirche über dieſelbe an Auslegungen und Erklärungen geſchrieben, daß, wenn wir (er und andere gottſelige gelehrte Männer) über das eine oder andere Zeugnis uns nicht einigen konnten, wir uns mündlich oder ſchriftlich an Marcella wendeten, und jedesmal veranlaßt wurden, ihren Ausſpruch oder ihr Urteil als die richtigen zu bewundern. Verſtändig und demütig, wie ſie war, richtete ſie ihre Antworten immer dergeſtalt ein, daß ſie ihre Anſicht mir oder einem andern zuſchrieb, damit ſie nie für eine Meiſterin, wohl aber ſtets für eine Schülerin gehalten werden möge.“ Und über dieſen unglaublichen Eifer, der ſie für das Leſen der heiligen Bücher beſeelte, ſchreibt er: „So oft ich mir ihren Fleiß bei dieſen göttlichen Leſungen vorſtelle, kann ich mich nicht enthalten meine Trägheit zu verdammen, daß ich in einem Kloſter und zwar auf dieſer heiligen Stelle (nämlich zu Bethlehem), wo ich allzeit die Krippe des Erlöſers vor Augen habe, das nicht tue, was eine vornehme Frau in den Stunden tat, welche ſie aus dem Gewirre der Beſchäftigungen und Sorgen für ihre Familie und ihren zahlreichen Hausſtand erübrigte.“ Nachdem der heilige Hieronymus drei Jahre in Rom zugebracht hatte, kehrte er nach dem Morgenlande zurück, im Jahre 385, blieb aber im ununterbrochenen Briefwechſel mit Marcella und ihrer Schweſter, und ſagt: „Im Geiſte waren wir immer beiſammen." Ehe er ſich zu Oſtia, dem Hafen von Rom, einſchiffte, ſchrieb er an Aſella: „Wenn mich gleich einige für grundböſe und mit allen Gräueln der Sünde befleckt ausſchreien und wenn auch dieſer Lohn im Vergleich zu meinen Sünden ſehr gering iſt: ſo tuſt du doch wohl daran, daß du die Menſchen nach mir miſſeſt, d. h. auch die Böſen für gut hältſt; denn es iſt eine gefahrvolle Sache, einen anderen zu richten." Am Schluß ſagt er: „Gute Aſella, du Muſterbild des jungfräulichen, züchtigen, reinen Sinnes, denke vor dem Herrn recht oft an mich und ſänftige mit deinen Gebeten die Fluten des Meeres." Er hatte ſich durch ſeine große Freimütigkeit, die zuweilen an Schonungsloſigkeit ſtreifen mochte, unter den verzärtelten Römern manche Feinde gemacht, beſonders dadurch, daß er unerbittlich die Mängel im geiſtlichen Leben wo möglich noch ſtrenger, als im weltlichen rügte; darauf bezieht ſich die obige Äußerung.

Marcella hatte nicht nur auf heilsbedürftige und gottſelige Perſonen ihres Geſchlechtes einen großen Einfluß gewonnen; auch in weiteren Kreiſen machte er ſich geltend. Die origeniſtiſchen Streitigkeiten erfüllten die Kirche. Rufinus, der gelehrte Presbyter von Aquileja, hatte ein Werk des großen Origenes überſetzt (Periarchon, d. h. die Grundlehren), worin Meinungen ausgeſprochen waren, welche die katholiſche Lehre als irrig bezeichnet, welche aber nichtsdeſtoweniger von blinden Anhängern des Origenes zu Lehren der Kirche erhoben werden ſollten. Die hauptſächlichſten waren dieſe: „Die Höllenſtrafen ſeien nicht ewig; die Seelen ſeien vor den Leibern dageweſen; die gefallenen Engel würden wieder zu ihrer verlorenen Würde gelangen; das Paradies ſei nur eine bildliche Vorſtellung des Himmels; der Menſch würde nicht in demſelben Leibe auferſtehen.“ Schon bei ſeinen Lebzeiten hatte ſich der große und fromme Origenes beſchwert, daß die Abſchreiber ſeiner ſo ſehr zahlreichen Schriften ſehr wenig gewiſſenhaft zu Werk gingen und große Mißverſtändniſſe veranlaßten, welche denn von unruhigen, ſpitzfindigen, neuerungsſüchtigen Köpfen ausgebeutet würden, ihn ſelbſt in ein falſches Licht ſtellten und manchen zum Ärgernis, andern zum Fallſtrick gereichten. So war es auch jetzt! durch den Glanz ſeines berühmten Namens ſollten jene Anſichten zu einer dogmatiſchen Geltung in der Kirche gebracht werden. Obgleich nun Hieronymus ein großer Bewunderer des Origenes und ein langjähriger Freund des Rufinus von Aquileja war, trat er doch mit aller Entſchiedenheit gegen Irrtümer auf, welche die Kirche mißbilligte, und umſo mehr, als dieſe irrigen Lehren bei Laien, Geiſtlichen und Mönchen vielen Beifall und Eingang fanden und ſogar aus dem Morgenlande nach Rom ſich verbreiteten. Je glänzender der Name des Origenes war, um deſto breiter war der Deckmantel für die Ketzerei, gegen die er ſelbſt, der heilige Mann, ſich gewiß zuerſt aufgelehnt hätte. Denn über ſeine Anſichten hatte die Kirche zur Zeit, als er ſchrieb, noch nicht die Entſcheidung des heiligen Geiſtes abgegeben. Und nicht der Irrtum macht die Ketzer aus, ſondern die wiſſentliche beharrliche Empörung gegen die Kirche, welche der Sohn Gottes auf Erden geſtiftet hat, als er ſprach: „Wer euch hört, der höret mich.“

Bald nach der Abreiſe des heiligen Hieronymus hatte Marcella ihre geliebte Mutter Albina verloren. Dieſe, obwohl ſie eine ſehr tugendhafte Matrone war, hing doch ganz mit der Fleiſch- und Blutliebe der Welt an ihrem Geſchlecht, und da ihre Töchter dasſelbe nicht fortgepflanzt hatten, ſo vermachte ſie ihr ganzes Vermögen den Kindern ihres Bruders. Marcella hätte es unausſprechlich gern gehabt, um es den Dürftigen zuzuwenden; aber ſie ließ ſich die Entziehung desſelben mild gefallen, um ihre Mutter nicht zu betrüben und Gott in ſeiner unbegrenzten Liebe erfüllte doch den Wunſch dieſer heiligen Seele; denn durch einen der Erben dieſes Vermögens, durch Marcella's Neffen Pammachius, kam dieſes und noch viel mehr in die Hände der Notleidenden. Aſella trat nun als Vorſteherin zu einer Genoſſenſchaft von neubekehrten Perſonen weiblichen Geſchlechtes und wirkte durch ihre Belehrungen ungemein für die Ausbreitung des Glaubens in Rom, wo Palladius ſie im Anfang des fünften Jahrhunderts ſah, bewunderte und von ihr erzählt, es hätten auch Männer, durch ihre Ermahnungen geweckt und angeeifert, zum Glauben ſich bekehrt . Marcella zog ſich mehr und mehr aus der Welt und aus ihrem Palaſt auf dem Aventin in ein einfaches Landhaus zurück, das ſie in einer Vorſtadt von Rom beſaß. Als aber das origeniſtiſche Unweſen auch dort ausbrach, gab ſie ſich die größte Mühe, die räudigen Schafe aus der Herde Chriſti zu entfernen und der Irrlehre einen Damm zu ſetzen. Es war ſchwer, den Häretikern auf die Spur zu kommen, denn das Buch Periarchon war anonym überſetzt, und wer ſich zu deſſen Lehren bekannte, behauptete dennoch, rechtgläubig und gutkatholiſch zu ſein, weil jene Lehren nichts Weſentliches und den Grund des Chriſtentums Antaſtendes wären; kurz, ſie befolgten die Taktik, welche die meiſten Häretiker beobachten. Der Papſt Siricius ließ ſich auch wirklich durch ſolche Verſicherungen über ihr gefährliches Treiben beruhigen. Allein Marcella in ihrer Stille und Abgeſchiedenheit ruhte nicht. Der katholiſche Glaube war gefährdet, und zwar an dem Ort, wo die heiligen Apoſtel Petrus und Paulus ihn verkündet hatten und für ihn geſtorben waren; argloſe Seelen ließen ſich dem Glauben entfremden, von dem nichts hinweggenommen und zu dem nichts hinzu geſetzt werden darf, wenn er der wahre und reine, der geoffenbarte Glaube ſein ſoll: wie hätte Marcella nicht auf Mittel und Wege ſinnen ſollen, um alles zu tun, was in ihrer Macht ſtand, um die Trübung des höchſten Kleinods, das hienieden der Chriſt beſitzt, zu verhüten! Mit größter Vorſicht und Zurückhaltung ging ſie zu Werk und es gelang ihr, glaubwürdige Perſonen zu finden, welche Zeugnis ablegten, daß ſie von dem und dem in der origeniſtiſchen Irrlehre unterrichtet worden wären. So konnten denn dieſe Lehrer zur Rechenſchaft gezogen und ihre Lehre verdammt werden.

Unter den gottliebenden Seelen, die mit Marcella in Verbindung ſtanden, hatte ſie ſich eine auserwählt, bei der ſie zugleich Mutterſtelle vertrat. Dies war Principia. Sie kam in zarter Jugend zu Marcella. Sie war verwaiſt und aus einem angeſehenen Patriziergeſchlecht, denn der heilige rückgezogenheit halten ſollten, um ſich vor dem entſcheidenden Augenblick noch einmal gründlich über ihren Beruf und ihre Kraft zum Opfer, welches nun ein unwiderrufliches werden ſollte, zu prüfen. Aber Keine erſchrack davor. Am Himmelfahrtstage 1666 leiſteten ſechszehn Ordensfrauen vor dem Biſchof von Bayeux Profeß. Nach fünfundzwanzig Jahren der Sorgen und Mühen und Anſtrengungen hatte Pater Eudes die Wonne, ſeine geliebten Töchter ſicher auf den heiligen Altarſtufen, im anerkannten Schutz des Oberhauptes der Chriſtenheit zu ſehen. Er wünſchte fortan nichts mehr für ſie auf dieſer Welt. Und als ob der liebe Gott ihr den frohen Schluß eines mühevollen Lebens gegönnt hätte, ſtarb bald darauf die ehrwürdige Mutter Patin. Aus dem Schooß der eigenen Genoſſenſchaft wurde jetzt die neue Oberin gewählt; es war die Schweſter Maria vom heiligen Sacrament. Von jetzt an ſtand der Orden auf eigenen Füßen und feſt. Der ernſte Glückwunſch des Pater Eudes an die Oberin lautet ſo:

An die ehrwürdige Mutter Maria vom heiligen Sacrament über ihre Wahl zur Oberin.

„Meine ſehr liebe Tochter! unſer lieber Heiland
„und ſeine allheilige Mutter ſollen aus vollem Herzen
„geprieſen ſein, daß ſie zur Laſt der Führung ihres
„Hauſes Sie berufen haben. Ich ſage zur Laſt, meine
„geliebte Tochter; und Sie haben ſehr Recht, weder

Hieronymus ſchreibt ihr: „Ganz Rom freute ſich, daß du eine Mutter und daß Marcella eine Tochter gefunden.“ Mit dieſer geliebten Pflegetochter vereint, widmete ſich Marcella unausgeſetzt ihren gottgefälligen geiſtlichen und leiblichen Werken, und erreichte ein hohes Greiſenalter, deſſen letzte Tage noch ſehr ſtürmiſch und qualvoll ſein ſollten. König Alarich mit ſeinen Goten wälzte ſich wie ein verheerender Strom durch Italien und bis vor die Mauern Roms. Kaiſer Honorius ſaß in Ravenna und trieb dort eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen: er fütterte ſeine Hühner, und die höfiſchen Schmeichler, die ihn umringten, wagten ſo wenig, ihn in dieſem kaiſerlichen Vergnügen zu ſtören, daß ſie nicht einmal den barbariſchen Namen Alarich vor ihm nannten, viel weniger ihm ſagten, daß dieſer König mit ſeinen Barbaren Rom belagere. Dies geſchah im Jahre 410. Es war eine ſchwere Belagerung! Hungersnot und Krankheit herrſchten in der Stadt, und durch Verrat fiel ſie am 24. Auguſt in Alarichs Hand. Er überließ ſie der Plünderung und die Barbaren hauſten in ihr mit Feuer und Schwert. Alarich und ſeine Goten waren Arianer. Dennoch hatten ſie ſo große Ehrfurcht vor den heiligen Apoſteln Petrus und Paulus, daß Alarich den Befehl gab, die beiden Baſiliken, welche auf dem Vatikan und an der Straße von Oſtia ihnen geweihet waren, ſollten zwei Freiſtätten für alle Flüchtlinge ſein. Dieſe Ehrfurcht vor den Jüngern des Heilands bei dem arianiſchen Mangel an Ehrfurcht vor Ihm Selbſt, den Meiſter, zeigt, wie wenig folgerichtig der Menſchengeiſt denkt, ſobald er ſich vom katholiſchen Glauben ablöſt. Alarichs Befehl wurde von ſeinen ſiegestrunkenen und beutegierigen Goten mit ſtaunenswerter Pünktlichkeit erfüllt, welche durch einen Zug unter vielen recht anſchaulich wird. Eine bejahrte gottgeweihte Jungfrau hatte die heiligen Altargefäße der Baſilika von St. Petrus in ihrem Hauſe in Verwahrung genommen und erwartete im Gebet, was Gott über ſie verhängen werde. Ein angeſehener gotiſcher Krieger drang mit ſeinem Gefolge zu ihr ein, beleidigte ſie aber nicht, und verlangte nur die Auslieferung von Gold und Silber oder von Kleinodien. Sie antwortete ihm, daß ſie in der Tat große Schätze habe, die ſie ihm ſogleich zeigen werde, und ſie führte ihn in das Gemach, wo die prachtvollen Gerätſchaften ſich befanden, die den Goten durch ihre Menge, ihr Gewicht, ihre Schönheit in frohes Erſtaunen verſetzten. „Dieſe Gefäße gehören dem heiligen Apoſtel Petrus," ſagte die ehrwürdige Jungfrau zu dem Goten; „da ich ſie nicht verteidigen kann, ſo wage ich nicht, ſie zurückzuhalten. Nimm ſie, wenn du den Mut dazu haſt." Aber er hatte ihn nicht. Er ſetzte Alarich durch einen Soldaten von dieſem Fund in Kenntnis und dieſer befahl, daß die heiligen Geräte, die gottgeweihte Jungfrau und alle Chriſten, welche ſich ihr anſchließen würden, ungefährdet zur Baſilika des Apoſtelfürſten geleitet werden ſollten. Der Vatikan lag am andern Ende der Stadt und ſo zog denn eine feierliche Prozeſſion mitten durch das kriegeriſche Getümmel. Die Chriſten trugen mit großer Andacht und Ehrerbietung die heiligen Gefäße, die ihnen jetzt das Leben retteten, und zu beiden Seiten gingen Soldaten mit blankem Schwert; und Römer und Goten ſangen Loblieder zum

Preiſe Gottes; und je mehr Flüchtlinge ſich dem Zuge anſchloſſen, deſto williger öffneten die Soldaten ihre beſchirmenden Reihen. Woher dieſe Ehrfurcht der Irrgläubigen vor goldenen Kelchen und Schalen? ob ihnen nicht die Ahnung der Wahrheit durch die Seele ging: ſie haben den Leib und das Blut Gottes umſchloſſen?

Marcella hatte ſich während der Schreckenszeit ſtill in ihrem Hauſe verhalten. Für ſich fürchtete ſie nichts; deſto mehr für Principia. Als ein Soldatentrupp zu ihr hereinſtürmte und, nach der Größe und Stattlichkeit der Wohnung urteilend, verborgene Schätze forderte, zeigte ſie ihre geringen Kleider vor und beteuerte, daß ſie weiter nichts beſitze. Dies ſchien wenig glaubwürdig und ſie wurde mit Stockſchlägen mißhandelt. Aber ſie beachtete es gar nicht und bat nur immer, man möge ſie nicht von ihrer Tochter trennen. Gott rührte das Herz ihrer Peiniger, und ſie wurden beide nach St. Paulus Baſilika gebracht. Dort brach Marcella in Lobpreis Gottes aus, daß die Gefangenſchaft ſie nicht arm gemacht, ſondern arm gefunden habe, und daß ihre Principia gerettet ſei. Und nach wenig Tagen entſchlief ſie in den Armen ihrer geliebten Pflegetochter und gab ohne Krankheit und ohne Todeskampf ihre ſchöne Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück.

Die ſelige Fabiola.

„Ich will gefallen dem Herrn im Lande der Lebendigen.“ Pſ. 114, 9.

Minder vollkommen in ihrem früheren Leben als die heilige Marcella, hat ſich dieſe edle Römerin doch aus ſo ganzem Herzen zu Gott bekehrt, daß ihr Bußgeiſt ein nicht minder erbauliches Vorbild für alle wurde, welche aufrichtig dahin ſtreben, ihre Seele zu retten; und der heilige Hieronymus hat ſie in ihrer Lebensbeſchreibung als ein lebendiges Denkmal der Barmherzigkeit Gottes hingeſtellt, die jeden, auch wenn er auf Irrwegen wandelt, aber doch guten Willens iſt, Erleuchtung ſchickt und Gnade anbietet, um ſich auf den richtigen Pfad zurückzufinden. Heidniſche Sitten, Gebräuche, Anſichten herrſchten überhaupt im ungläubigen Rom und drängten ſich auch in das chriſtliche hinein, das durch tauſend Bande der Familie und der Freundſchaft mit jenem verwebt war. Ein gläubiges Familienglied war zuweilen von einer ganzen Schar heidniſcher Anverwandten umringt und auch der umgekehrte Fall trat ein. Wehte nun freilich die reine Luft des chriſtlichen Lebens zu den Heiden hinüber und trug ihnen den Duft der Tugend der Heiligen zu: ſo legte ſich dafür auch die Schwüle ihrer Atmoſphäre betäubend auf manche Stirne, und der ſinnliche Menſch, möge er auch Chriſt heißen, iſt immer ein heidniſcher Menſch. In kein Verhältnis war in Folge des erſten Abfalls und der damit verbundenen Abkehrung von dem urſprünglichen göttlichen Geſetz ein ſo tiefes Verderben eingeriſſen, als in das der beiden Geſchlechter zu einander und in dem, was der ſchönſte und höchſte Ausdruck dieſes Verhältniſſes ſein ſollte: in die Ehe. Die Geſchichte der vier vorchriſtlichen Jahrtauſende iſt voll der Gräuel, welche infolge dieſes Verderbens einſt die Sündflut auf die ſündige Welt herabzogen, aber ach! mit der neuen Erde wieder auftauchten aus den großen Waſſern. Kein Zorngericht Gottes, kein Schwefelregen, keine Sündflut, kein Untergang Sodoma's den die heilige Schrift bekundet, kein Untergang des Eilandes Atlantis, von dem die alten Griechen erzählen, nichts vermochte dem unausſprechlichen Verderben Einhalt zu tun, welches durch das Geſamtgeäder der Menſchheit kroch und das Verhältnis der beiden Geſchlechter zu einem Etwas machte, das namenlos iſt wegen ſeiner Entwürdigung. Aber was keine Sündflut und kein Zorn Gottes vermochte, das konnte das Blut Gottes und ſeine Liebe: das verlorene Ideal wieder aufrichten und den Weg zu ihm bahnen. Chriſtus tat es. Er ſprach zu den Juden: „Um der Härte eures Herzens willen ward euch die Scheidung erlaubt; im Anfang aber war es nicht ſo." Er, der jedem Gebot die Vollendung gab, der die Barmherzigkeit des Samariters, und die Liebe zu den Feinden, und die freiwillige Armut, und die Herzensreinheit bis in die Gedanken hinein lehrte; Er zog auch das göttliche Geſetz der Ehe wieder aus dem Schlamm hervor, worin es verſunken und zertreten war. Er legte die Gnade des Sakramentes auf ſie und wie hoch und heilig Er ſie gehalten wiſſen wollte, das bezeugt der heilige Apoſtel Paulus, indem er die eheliche Verbindung zwiſchen Mann und Weib mit derjenigen vergleicht, welche zwiſchen Chriſtus und Seiner Kirche beſteht. Der Chriſt iſt ein übernatürlicher Menſch und auf übernatürlichen Boden hat Chriſtus die Ehe geſtellt, weil ſie, ſobald ſie nicht dort ſteht, Gefahr läuft, grenzenlos gemein zu werden und die Menſchheit wieder in qualmende Krater der Entſittlichung hineinzureißen. Bleibt ſie aber auf idealiſcher Höhe, iſt ſie ein Sinnbild der Verbindung Chriſti mit der Kirche, ſo geht eine geſegnete Menſchheit, das Heil der Generationen für Zeit und Ewigkeit aus ihr hervor. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nichts ſie auflöſen kann als der Tod, denn ihr innerſtes Weſen iſt ja eben eine durch zwei Menſchen in der Gnade geknüpfte und im Blut Jeſu zuſammen geſchmolzene Einheit. Und auch das verſteht ſich von ſelbſt, daß das Heidentum dieſe Auffaſſung der Ehe nicht kannte und die Sekten außerhalb der Kirche ſie nicht anerkennen; denn ſie iſt dem Sinnenmenſchen läſtig.

In der heiligen Faſtenzeit des Jahres 390 hatte Rom ein ſeltenes und herzerhebendes Schauſpiel. Unter den öffentlichen Büßern vor der Baſilika von St. Johannes zum Lateran, welche um die Gnade flehten, wieder in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen zu werden, befand ſich Fabiola, die vornehme, hochgeehrte, unermeßlich reiche Fabiola aus dem uralten Geſchlechte der Fabier. Im härenen Bußgewand und ohne Sandalen, mit aufgelöſtem Haar und verweintem Antlitz, mit Aſche auf dem Haupt und dem Nacken und mit Erdenſtaub in den Händen kniete ſie am Boden und flehte unter heißen Tränenſtrömen um die Gnade, durch heilſame Buße wieder mit Gott ausgeſöhnt zu werden. Der Papſt Siricius, die Geiſtlichen, Fabiola's Standesgenoſſen, das ganze römiſche Volk, alle ſahen mit Erbauung und Rührung an dieſer Büßenden, wie tief und weltvergeſſend die Reue eines guten Herzens ſein kann, wenn es aus ſeiner Verblendung erwacht. Fabiola war früh mit einem Manne vermählt, der ein ſo laſterhaftes Leben führte, daß es ihr unmöglich ſchien, an ſeiner Seite zu bleiben. Sie war ſehr jung und wähnte das Recht zu haben, ſo große Beleidigungen, wie er ſich gegen ſie zu Schulden kommen ließ, nicht ertragen zu dürfen. Über ihn ſich zu beklagen, verbot ihr das weibliche Zartgefühl; ſie nahm lieber die Schuld der Uneinigkeit in der Ehe auf ſich und verließ das Haus ihres Gatten, um zu ihrer Familie zurückzukehren. Übrigens kannte ganz Rom den ſittenloſen Wandel dieſes Mannes. Nachdem Fabiola eine Zeitlang bei ihren Anverwandten gelebt hatte, glaubte ſie mit Fug und Recht eine zweite Ehe ſchließen zu können, da ſie ja nicht aus Wankelmut und Leichtſinn und nicht von blinder Leidenſchaft getrieben, ſondern durch das ſchlechte Betragen ihres Mannes dazu gedrängt, ſich von ihm getrennt habe. Das bürgerliche Geſetz erlaubte dies und das evangeliſche Geſetz, welches die zweite Ehe verbietet, ſo lange der erſte Gatte lebt, war ihr unbekannt. Vielleicht wollte ſie es nicht kennen, und mindeſtens ging ſie unbehutſam zu Werk. Genug, ſie vermählte ſich wieder und lebte mehrere Jahre ſehr zufrieden mit dem zweiten Mann. Da verlor ſie ihn durch den Tod. Solche Erſchütterungen des Herzens, die man ſchmerzlich empfindet, ſind oft ſehr heilſam, weil ſie das Herz ablöſen von ſeinen irdiſchen Neigungen und es ihm erleichtern, eine andere, höhere Wendung zu nehmen. Das geſchah auch bei Fabiola. Der Verluſt ihres Gatten ſtellte ihr die Vergänglichkeit alles irdiſchen Glückes und die Torheit vor Augen, es um den Preis ewiger Güter verkaufen zu wollen, und welches Gut iſt höher, als die Gnade Gottes? und welcher Schmerz größer, als das Bewußtſein, durch verblendende Selbſtſucht ſie verloren zu haben? Als dieſe Blinde von Fabiola's innerem Auge ſiel, erkannte ſie leicht die Verletzung des göttlichen Geſetzes, die ſie ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, und mit größerer Entſchiedenheit ſchlug ſie den Weg der Rettung ein, der ſie in möglichſt kurzer Friſt zur Ausſöhnung mit Gott führen ſollte. Willig unterwarf ſie ſich der öffentlichen Buße, der ſich nicht leicht Frauen ihres Standes unterzogen. Ihr Schmerz war ſo groß, Gott beleidigt und ein öffentliches Ärgernis gegeben zu haben, daß keine Demütigung ſie mehr demütigen konnte, als die Selbſterkenntnis es tat. Nachdem der äußere Akt der Buße vollzogen und Fabiola zugleich aus dem Staube und der Aſche der Sünden aufgehoben und zur Reinheit der Kinder Gottes hergeſtellt war: da zeigte es ſich, welch ein Fundament der Bekehrung die aufrichtige Reue in ihr gelegt hatte. „Wer viel liebt, dem wird viel vergeben.“ (Luk. 7, 47.) Dieſen Ausſpruch des Heilandes begriff Fabiola; und ſo wurde denn Er, der ihr ſo viel vergeben hatte, der Vielgeliebte ihrer erneuten Seele. An dem Tage, da ſie das hochwürdigſte Gut empfing, ſtieg ſie für immer herab von dem Throne des Wohllebens und des Glanzes, auf dem ſie von der Wiege an ſich befunden hatte, und begab ſich in die dunkle Hütte freiwilliger Armut. Ihr Eifer zum Faſten, zum Almoſengeben, zum Gebet, zur Verdemütigung hielten miteinander Schritt, ſo daß die äußere Abtötung nur der Wiederſchein und die Folge der inneren war. Schöne Kleider, koſtbare Stoffe, feine Leinwand, Perlen und Juwelen legte ſie für immer ab und ganz grobe Gewänder an, aber ohne irgend einen Wert auf dieſe Entſagung zu legen, die einer in Verwöhnungen auferzogenen Frau ſo ungemein ſchwer zu fallen pflegt. „Leichter iſt es jedoch,“ ſagt der heilige Hieronymus, „Diamanten abzulegen, als den Hochmut. Wer ſich nichts zu gut tut, weil er Gold und Silber dahingegeben, wird vielleicht hoffärtig wegen ſeiner geringen Kleidung und das Menſchenlob vergütet ihm ſeine Armut. Aber Fabiola richtete ihre Abſicht rein auf Gottes Ehre und Wohlgefallen und hat ſich nie auf einer Regung der Selbſtgefälligkeit ertappen laſſen.“ Ihre Freigebigkeit kannte keine andere Grenze als die, daß ſie nichts mehr hatte und mit Geben zu kargen, ſchien ihm unwürdig zu ſein für eine Jüngerin des menſchgewordenen Gottes, der ſich ganz für uns dahingegeben hat. Die große Stadt Rom war zu klein für Fabiola's Freigebigkeit. Sie lud gleichſam die ganze Welt ein mit den Worten ihres Vielgeliebten: „Kommt her zu mir, ihr Mühſeligen.“ Sie durchreiſte Italien; ſie ſuchte die klöſterlichen Genoſſenſchaften auf, welche um dieſe Zeit dort erblühten; ſie ging zu den Einſiedlern, die im Appenin, am Geſtade des Meeres und auf benachbarten Inſeln das Leben der Anachoreten des Morgenlandes führten; und der Zweck von Fabiola's Wanderungen war kein anderer, als der, Hilfe zu ſpenden, wo es nötig war. Wenn ſie aber viel gab, ſo tat ſie doch noch viel mehr! Fabiola war es, welche das erſte Spital in Rom ſtiftete und in dieſem Hauſe Kranke, Arme und jede Art von Dürftigen aufnahm. Die erſte Dienerin dieſes Spitals war ſie ſelbſt; und die Tochter der alten römiſchen Konſuln und Senatoren machte ſich zur Magd der Armen Chriſti. Mit eigenen Händen wuſch ſie böſe Geſchwüre aus, verband blutige Wunden, trocknete den Todesſchweiß von der Stirne der Sterbenden. In ihren Armen hielt ſie ſolche Kranke, die ſich in Konvulſionen umherwälzten oder von Krämpfen befallen waren. Für alle bereitete ſie das Lager, brachte ihnen lindernde Arznei, reichte ihnen erquickende Speiſen und tat dies alles mit einer ſo unausſprechlichen Liebe, daß diejenigen armen Leute im Spital, welche geſund waren, zu erkranken wünſchten, um von Fabiola gepflegt zu werden. „Wohl weiß ich," ſagt der heilige Hieronymus, „daß manche Reiche den Armen Barmherzigkeit erweiſen; aber ſie tun es mit fremden Händen. Sie geben ihr Geld, doch nicht ihre perſönlichen Dienſte und zwar aus dem Grunde nicht, weil der Anblick des Elendes ihnen Ekel einflößt und ſie krank macht. Ich will dieſe Schwächlichkeit nicht ſchelten, nicht Unbarmherzigkeit nennen. Dafür muß es mir aber auch erlaubt ſein zu ſagen, daß der rechte Liebeseifer und der vollkommene Glaube das Gemüt über eine ſolche krankhafte Schwäche erheben und es ſtark machen für heilige Liebesdienſte." Doch dies alles genügte Fabiola's Bußgeiſt nicht. Das vollkommene Opfer ſchien ihr noch eine Stufe höher zu liegen. Das geheiligte Tun ſteht über dem geheiligten Geben. Das geheiligte Sein ſteht über beiden. Im Morgenland auf heiliger Stätte zu einem wahren Brandopfer reuiger Liebe ſich zu machen, in ſtrenger Aszeſe anachoretiſch für Gott allein und Ihm zuliebe von Almoſen zu leben: dahin ging das Verlangen dieſer großen Seele. Sie hatte ſchon beträchtliche Schenkungen nach Paläſtina gemacht, wie das ihre Weiſe war, als ſie ſich entſchloß, nach Jeruſalem zu reiſen.

„eine Ehre noch einen Vortheil darin zu erblicken, ſondern ein Kreuz und eine ſchwere Bürde. Denn der Obere und die Oberin übernehmen vor Gott die Verpflichtung, für das Heil der Seelen verantwortlich zu ſein, die Gott Ihnen anvertraut hat. Auch dürfen Sie Sich nicht wirklich als Oberin, ſondern nur als Vikarin und Stellvertreterin der allheiligen Mutter Gottes betrachten, die es in Wahrheit iſt. Deshalb knien Sie recht oft zu deren Füßen nieder — beſonders wenn Sie genöthigt ſind, irgend eine Handlung vorzunehmen, welche der Oberin zuſteht — geben Sie Sich dort ſelbſt auf und ihr hin, und erbitten Sie von ihr, daß ſie Ihren Eigenwillen vernichte und Ihnen dafür ihren Willen gebe, welcher der ihres göttlichen Sohnes iſt, damit Sie Ihre Schweſtern im Geiſt ihres himmliſchen Bräutigams und deſſen Mutter führen können. Vier Dinge, geliebte Tochter, müſſen Sie für dieſen Zweck vorzugsweiſe beobachten.

„1. Belehren Sie Ihre Schweſtern mehr durch Ihre Werke als Ihre Worte. Sein Sie die Erſte in Allem und ſuchen Sie Sich ſo zu benehmen, daß Sie ein Muſter aller Tugenden für ſie werden.

„2. Führen Sie ſie mit großer Liebe, Sanftmuth und Güte. Kommen Sie ihren geiſtlichen und leiblichen Bedürfniſſen mit einem ächten Mutterherzen voll Sorgfalt, Zärtlichkeit und Innigkeit in allen Stücken zuvor.

Ihre Freunde und Verwandten rieten ihr ab, ſuchten ſie in Rom feſtzuhalten; doch Fabiola fand in Rom immer noch zu viel Gepränge, Zerſtreuung und Hoffart der Welt, obwohl ſie in der Armſeligkeit ſich angeſiedelt hatte, und ſehnte ſich hinweg nach der Wüſte, wie der Gefangene aus dem Kerker in die Freiheit. Sie ſchiffte ſich ein und kam im Jahre 395 glücklich nach Jeruſalem, wo ihr Name durch ihr gottſeliges Leben ganz bekannt war und wo man ſie mit Freude und Ehrfurcht willkommen hieß. Dort und in Bethlehem lernte der heilige Hieronymus ſie kennen und ſchätzen. Wie all ihre berühmten und heiligen Zeitgenoſſinnen ſtand Fabiola auf einer ſolchen Höhe der Geiſtesbildung, daß ein gründliches Studium der Heiligen Schrift ihre Lieblingsbeſchäftigung wurde. „Heißhungrig durchlief ſie die Propheten, die Pſalmen, die Evangelien,“ ſchreibt Hieronymus, „tat kluge Fragen, ſchrieb ſich die Antworten tief ins Herz, ſah in der Wiſſenſchaft nur das Mittel, um in der Erkenntnis zu wechſeln . Als wir einſt das Buch Numeri vor uns hatten, fragte ſie mich viel nach den israelitiſchen Stämmen und Geſchlechtern und war zufrieden mit meinen Antworten. Als ſie aber die geheime höhere Bedeutung der Lagerplätze wiſſen wollte, welche die Kinder Israels während ihres Zuges durch die Wüſte, von Egypten bis zum Jordan, aufſchlugen und ich meine Unwiſſenheit bekennen mußte, drang ſie ſo lebhaft in mich, über die Auslegung dieſer Geheimniſſe nachzudenken, daß ich es ihr nicht abſchlagen konnte. Und wie ich ihrem Namen das Büchlein von der Erklärung der prieſterlichen Kleider zugeſchrieben habe, ſo will ich ihr auch die Auslegung der zweiundvierzig Lagerplätze des israelitiſchen Volkes zuſchreiben, dieſer ſeligen Fabiola, welche durch die Wüſte der Welt gepilgert iſt und die himmliſchen Zelte früher erreicht hat als ich.“ Trotz der Freude, die ſie an ſolchen Studien unter der Leitung eines ſolchen Meiſters hatte, gab ſie doch ihre Abſicht, ein ganz abgeſchiedenes Leben zu führen, keineswegs auf. Die Schrift des Hieronymus an den früheren Genoſſen ſeiner Einſamkeit, Heliodor, worin er denſelben auffordert, in die verlaſſene Einöde zurückzukehren, dieſe Schrift, welche ſo vielen Anklang und daher auch manchen Widerſpruch gefunden hat (weil nur das Bedeutungsloſe ſich allgemeinen, aber oberflächlichen Beifalls rühmen kann), dieſe Schrift wußte Fabiola auswendig; und die Frage an Heliodor: „Was machſt du in der Welt, du, der du größer biſt als die Welt?“ kam ihr nicht aus dem Sinn. Hieronymus bemühte ſich, eine Stätte zu ſuchen und zu wählen, welche für dieſe auf außerordentlichen Pfaden geführte, außerordentliche Seele paſſend geweſen wäre. Ehe es ihm gelang, eine ſolche zu finden, wurde der Orient in Angſt und Schrecken verſetzt durch Streifzüge des wilden Volkes der Iſaurier, die raubend und plündernd mit überraſchender Schnelligkeit durch die Bergpäſſe des Taurus in Kleinaſien eindringen, in Syrien große Verheerungen anrichteten und Phönizien bedrohten. Es hieß, ſie hätten beſonders Paläſtina und Jeruſalem im Auge; Antiochien war ſchon belagert; Tyrus wurde befeſtigt. Man floh der Küſte zu, um ſich auf die Schiffe und, ſollten die Drangſale einbrechen, auf die Flucht zu begeben. Die Frauen waren vorzugsweiſe gefährdet, weil die Barbaren ſie raubten und fortführten. Unter ſo mißlichen, unſicheren Verhältniſſen hielt Hieronymus es für Fabiola am geratenſten, nach Rom zurückzukehren und dort eine Herberge zu ſuchen, wo ſie ſo viele beherbergt hatte; dort arm zu ſein, wo ſie zuvor reich geweſen war, zwiſchen all den Erinnerungen an ihre glänzende Vergangenheit abgetötet wie in der Wüſte zu leben. Es tat ihm ſehr leid, „ein ſo köſtliches Kleinod aus dem heiligen Land zu verlieren;“ aber Fabiola, die überall fremd und jederzeit reiſefertig, und nirgends an eine feſte Wohnung gebunden war, löſte auch ihr Herz von jedem Wunſch ab, der nicht mit den Fügungen Gottes übereinſtimmte, und ging willig nach Rom zurück. Noch einige Jahre erbaute und erfreute „dieſe gewaltige Frau“, wie Hieronymus ſie nennt, das römiſche Reich durch das heilige Bußleben, welches ſie in ihrem Spital als Magd der Armen und Kranken fortſetzte. Dann, in der Vorahnung ihres baldigen Todes, berief ſie einige fromme Mönche, um ihr die letzte Laſt des zeitlichen Gutes abzunehmen und auf Gründung neuer Genoſſenſchaften zu verwenden, damit ſie um ſo mehr Fürbitter habe, die ihr behilflich ſein könnten, recht bald die ewigen Hütten zu erreichen. Begieriger war ſie nach dem Tode, als andere nach dem Leben, und in jedem Augenblick war ſie bereit zu ſterben, um mit dem heiligen Paulus „aufgelöſt und bei Chriſtus zu ſein.“ Was aber die Stadt Rom von Fabiola hielt, zeigte ſich bald; denn kaum hatte ſie im Frieden des Herrn ihren Geiſt aufgegeben, ſo ſtrömte das Volk, Alleluja ſingend, zuſammen, alle Gotteshäuſer erſchallten von Gebeten und Pſalmen und ihr Begräbnis war feſtlicher und feierlicher, als je der Triumphzug einer ihrer Ahnherrn geweſen war. Denn damals frohlockten nur Menſchen über einen irdiſchen Sieger; aber jetzt frohlockten auch die Engel im Himmel der bekehrten armen Sünderin entgegen, in welcher die Gnade ſo überſtrömend geweſen war, daß ſie den Sieg über die Sünde davon getragen hatte.

Die heilige Paula.

„Höre, Tochter, und ſchaue und neige dein Ohr; und vergiß dein Volk und das Haus deines Vaters.“ Pſ. 44, 10.

Unter der Kirche zu Bethlehem befindet ſich die Felſengrotte, in welcher das wundervolle, lieblichſte, demütigſte Geheimnis der überſchwenglichen Liebe Gottes in die Zeit eintrat. Das geſchah in der allergrößten Unſcheinbarkeit. Eine nackte Felſenhöhle, die nach orientaliſcher Sitte, ſei's gelegentlich, ſei's beſtändig, als Stall diente; ein armes Kindlein in der Krippe liegend, welche ſonſt das Futter des Viehs aufnahm; eine unbekannte zarte Mutter; ein geringer Handwerksmann; einige Hirten vom benachbarten Felde: ſo trat Er in das Erdenleben ein, Er, den der Prophet Iſaias als den „Friedenskönig Wunderbar“ Jahrtauſende vorher verkündete. Nur das Auge des Glaubens durchdringt den Schleier dieſer Unſcheinbarkeit; die Hirten hören und ſehen die jubilierenden Engel und die Könige im tiefen Orient folgen dem geheimnisvollen Stern. In dieſer myſtiſchen Stille begann in der Zeit die Erlöſung der Welt. Aber auf dieſe myſtiſche Stille ſchaute in ſpäteren Tagen und Jahrtauſenden das Auge des Glaubens mit unausſprechlicher Liebe, und heilige Seelen ſehnten ſich nach der Grotte von Bethlehem wie nach dem Hafens des Friedens. Bethlehem bildet einen entſchiedenen Gegenſatz zu dem in Staub und Aſche verſteinerten Jeruſalem. Es iſt als hätte die Ankunft des Herrn einen beſtändigen Frühlingszauber über Bethlehem, ſein Tod eine beſtändige ſtarre Trauer über Jeruſalem ausgebreitet. „Bethlehem liegt zwiſchen zwei Hügeln auf einem Abhang, der ſich in ein tiefes Tal hinabſenkt und mit Öl-, Feigen- und Mandelbäumen reich bedeckt iſt. Der kräftige Boden trägt üppige Feldfrucht und hie und da kleine winzige Wieſenſtellen, friſch und zart wie grüner Sammet. Die Vögel ſingen um Bethlehem; das iſt ſelten in Paläſtina. Die ganze Landſchaft iſt anmutig frühlingsmäßig, ohne Glut und Glanz, unbeſchreiblich paſſend für die Idylle der Ruth, für die Kinderſpiele des Hirtenknaben David, für die Wiegenſtätte des göttlichen Kindes. Die Kirche iſt noch die, welche die Kaiſerin Helena im Baſilikenſtil über dem Stall mit der Krippe hat erbauen laſſen; die alten ſchönen Marmorſäulen mit ungeſchickten Knäufen, welche den inneren Raum in drei Langſchiffe zerſchneiden, ſtehen noch alle aufrecht. Das Getäfel der flachen Decke aus Zedernholz beſteht auch noch; nur die Moſaikbilder an den Wänden ſind teils herausgeriſſen, teils übertüncht worden von den Mohammedanern. Der ganze Hügel von Kalkſtein, auf dem die Kirche liegt, iſt unterminiert von teils natürlichen, teils künſtlichen Höhlen und Grotten. Die Chriſten der erſten Jahrhunderte ſchlugen darin ihre Wohnungen für's Leben oder für den Tod auf. Sie reihen ſich wie kleine Katakomben an die Grotte der Geburt Chriſti, die mit Marmor an den Wänden bekleidet, mit Seidenſtoffen ausgehängt, mit Gemälden verziert und Tag und Nacht von mehr als fünfzig vergoldeten ewigen Lampen erleuchtet iſt, welche auf der geheimnißreichen Stätte das Licht der Welt andeuten, das in Chriſtus uns erſchienen iſt. In einer dieſer Grotten befindet ſich der Altar, der über dem Grabe des heiligen Hieronymus errichtet iſt. Hier ſuchte und fand er einen Ruheplatz nach ſeinem kampfbewegten Leben. „An der Geburtsſtätte meines Heilandes" ſchreibt er, „will ich wohnen und ruhen, weil Er dieſen Platz gewählt und geweiht hat." Das war der myſtiſche Zug für Seelen, „welche dem Lamme folgen, wohin immer es geht!" Dieſe Höhle war des Hieronymus Lieblingsaufenthalt. Da lebte er, das Orakel ſeiner Zeit, ganz verſenkt in Abtötung und Wiſſenſchaft. Da durchwachte er die Nächte bei ſeiner Überſetzung des alten Teſtamentes aus dem Hebräiſchen in's Lateiniſche. Da hatte er immer vor Augen die letzten Dinge des Menſchen, immer im Ohr die Poſaune des Gerichtes und durch eine faſt gewalttätige Bußſtrenge, die ihn antrieb, mit Steinen die Bruſt ſich blutig zu ſchlagen, ſuchte er alles zu unterjochen, was ihm bei ſeinem Sturmlaufen auf dem Himmel im Wege war. In einer anderen Grotte iſt die Grabſtätte ſeines Schülers, des heiligen Abtes Euſebius von Cremona. Eine dritte iſt dem Andenken der unſchuldigen Kindlein geweiht, die Herodes zu den Erſtlingen der Martyrerblüten machte und die für ihren Heiland nicht ſowohl zeugen als ſterben konnten. Außerhalb

Bethlehem liegt ein kleines Sanktuarium, das man als den Zufluchtsort der ſeligſten Jungfrau Maria während jener Schreckenstage bezeichnete, und das bei dem Volke in beſonderer Verehrung iſt, ſogar bei den Mohammedanern, die darauf ihre Eide ablegen. In einer vierten Höhle erhebt ſich ein Altar über den Reliquien der beiden edlen Römerinnen Paula und Euſtochium, Mutter und Tochter, welche gläubige Andacht in ein Kloſter zu Bethlehem führte. Sie waren unzertrennlich im Leben und ungetrennt ruhen dieſe letzten Sproſſen der hohen Scipionen und der feurigen Grachen im dunkeln, demütigen Grabe, neben der dunkeln und demütigen Krippe."[1]

Die altrömiſchen Geſchlechter gingen mit dem alten heidniſchen Rom dem Fleiſche nach unter, um im Geiſte aufzuerſtehen. Mit vollem erleuchteten Auge überſchauten ſie die Vergangenheit, die ſie irdiſch groß, reich, mächtig und zu Herren der Welt gemacht hatte und die nun für immer dahin war. Hohe Seelen klammern ſich nicht an vergängliche Größe; ſie wenden ſich ab und der wahren Größe zu, ſobald ſie dieſelbe als ihre Beſtimmung erkannt haben. Von welcher Art dieſe ſei, lehrt das Evangelium, lehrt das Leben des menſchgewordenen Gottes. Die erſte ſenatoriſche Familie, die ſich in allen Gliedern dem Chriſtentume zuwendete, war die der Anicier, aus der zweihundert Jahre ſpäter der heilige Gregor der Große auf den Stuhl Petri erhoben wurde. Proba Falconia, an die der heilige Auguſtinus ein berühmtes Schreiben über das Gebet richtete, war aus dieſem

---

[1] Aus den „Orientaliſchen Briefen," Nov. 11, 1843.

Hauſe, das dem chriſtlichen Rom mehr Heilige noch, als dem heidniſchen Konſule gab. Mit dieſem Geſchlecht wetteiferte das der Julier und der Ämilier, die ſich in Toxotius und Paula verbunden hatten.

Paula war am 5. Mai 347 zu Rom geboren. Ihr Vater, Rogatus, war von griechiſcher Abkunft und wollte ſeine Ahnen bis zu Agamemnon hinauf führen; ihre Mutter zählte die edelſten Namen der Republik, Scipio, Paulus Aemilius, wirklich zu den ihren. Die unermeßlichen Reichtümer des Hauſes entſprachen der Abkunft und waren königlich. All dieſer Glanz fiel Paula zu und ihrem einzigen Bruder. Die Natur hatte ſie mit allen Gaben des Geiſtes und des Herzens reich geſchmückt, und als ſie bei achtzehn Jahren mit Toxotius aus dem Hauſe der Julier ſich vermählte, der ihr gleich an Adel des Geſchlechtes und der Geſinnung, und an Gaben des Glückes und des Herzens war, da freute ſich ganz Rom über die Verbindung dieſer beiden Geſchlechter in zwei ſo edlen Sprößlingen. Sie führten auch einen chriſtlichen, ſehr erbaulichen Wandel, der auf einer ſolchen Höhe des irdiſchen Glückes ein weithin ſtrahlendes, ſegensreiches Beiſpiel iſt. Paula war tadellos und bewundernswert nach dem Urteil der Welt, aber noch ganz fern von der evangeliſchen Vollkommenheit. Ihr Herz hing mit leidenſchaftlicher Zuneigung an ihrem Gemahl, an ihren Kindern, und ſie ſonnte ſich in dem Beifall der Welt und in der Zufriedenheit mit ihrer eigenen Tugend. Ihre Kinder hießen Bleſilla, Paulina, Euſtochium, Rufina und Toxotius. Die vortrefflichen Eigenſchaften der Eltern waren auf ſämtliche Kinder übergegangen, und an dieſem Kranz von lebendiger Anmut und Tugend erfreute ſich die beneidenswerte Mutter bis zur Berauſchung. So genoß ſie vierzehn Jahre ein ungetrübtes, beinahe übermenſchliches Erdenglück. Da ſtarb Toxotius, ihr Gemahl. Sie hatte ihn mit einer ſolchen Glut ihres Herzens geliebt, daß ihr das Leben ohne Toxotius unerträglich ſchien, daß ſie ſterben wollte vor Gram. Nun war ihr der Beifall der Menſchen und die Herrlichkeit der Welt ganz gleichgültig. Nun fand ſie nirgends Troſt, nirgends Linderung, als einzig und allein in der Hoffnung, bald ihrem Toxotius nachzufolgen. Nun war ſie ſo grenzenlos elend, wie jede Seele werden muß, früh oder ſpät, die es vergeſſen hat, daß das Geſchöpf nur um des Schöpfers willen zu lieben iſt. In dieſer Nacht des Leidens wartete die Barmherzigkeit Gottes auf ſie. Gott wollte nicht, daß die Liebeskraft eines ſo ſchönen Herzens vergeudet werden ſollte. Er ließ Sterne in der Finſternis aufleuchten, andere Gedanken, andere Freuden, andere Wünſche und Hoffnungen, als die, welche mit Toxotius zu Grabe gegangen waren; und Paula wendete dieſen neuen Geſtirnen ihre traurigen Augen zu und ein übernatürliches Licht ging ihr darin auf. Nicht einen einzigen Augenblick hatte ſie ſich nach irdiſcher Tröſtung umgeſehen; das befähigte ſie, himmliſche zu empfangen. War ihr die ſchönſte Blüte des Zeitlichen entſunken, ſo wollte ſie ſich denn ganz davon losſagen und mit Sinn und Seele das Ewige ergreifen. Um ſich ſelbſt klar zu machen, wie ſie das am gründlichſten bewerkſtelligen könne, verließ ſie für einige Zeit ihr Haus und zog ſich in dasjenige zurück, das ſchon für manche ringende Seele die Wahlſtatt unſichtbarer Schlachten geweſen war, in das Haus auf dem Aventin, zu Marcella, ihrer geliebten und verehrten älteren Freundin. Durch Marcella's erleuchtete Ratſchläge hoffte ſie den Pfad, der ins Himmelreich führt, ſchärfer erkennen und entſchiedener betreten zu können. Es gehörte zu den Fügungen Gottes, daß ſie nur gerade ihre Tochter Euſtochium mit zu Marcella nahm. In dem Herzen dieſes ganz jungen Mädchens, das unter Paulas geiſtvollen, begabten und ſinnigen Kindern vielleicht das ausgezeichnetſte war, entzündete ſich dort eine ſtille, unauslöſchliche Flamme heiliger Liebe, welche ihr ganzes Leben verklärte und ſie früh zu dem Entſchluß brachte, keinen anderen Bräutigam zu wählen, als den göttlichen Heiland ſelbſt. Paula entſchloß ſich wirklich, der Fahne des Kreuzes zu folgen, die Marcella ſo tapfer und beharrlich vorantrug. Um eine tiefe Kluft zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit zu reißen, auch um ſich einigermaßen bekannt zu machen mit der vollen Strenge und Herbe des aszetiſchen Lebens, verließ ſie nach einiger Zeit Marcella's Haus und begab ſich in noch größere Einſamkeit, in eine klöſterliche Frauengenoſſenſchaft außerhalb Rom. Euſtochium ließ ſie aber bei Marcella, welche das gottſelige Kind unter ihre eigenſte Aufſicht nahm, um den Knoſpen der Gnade in dieſem jungen Gemüt heilige und reichliche Pflege zuzuwenden. Paula aber prüfte im Kloſter den Vorſatz, den ſie bei Marcella gefaßt hatte: und als ſie ſich mit ihm und mit dem heiligen Joch, das er ihr auflegte, genugſam bekannt gemacht und unter unſäglichen Tränen

„3. Achten Sie genau und pünktlich auf Beobachtung der Regel und Statuten. Studiren Sie ſie fleißig und am fleißigſten die, welche Sie betreffen.

„4. Wenden Sie den Büßerinnen eine ganz beſondere Sorgfalt zu. Vergeſſen Sie nicht das Mindeſte, wodurch deren vollkommene Bekehrung herbeigeführt werden könnte. Das Haus iſt zu dieſem Zweck errichtet; folglich ruhen auf der Verfolgung deſſelben alle Gnaden, die Gott ihm beſtimmt. Befolgt man genau die Abſicht des Inſtitutes: ſo wird der liebe Gott gewiß die Fülle des Segens über die Genoſſenſchaft ausgießen. Befolgt man ſie nicht: ſo wird er ihn zurückziehen und die weltliche und geiſtliche Wohlfahrt des Hauſes wird zuſammenſtürzen.

„Ich grüße von Herzen alle meine lieben Töchter. Ich hatte immer und werde immer das Herz eines wahren Vaters für ſie haben — womit ich bin, meine ſehr liebe Tochter, ganz der Ihre.“

Inzwiſchen war mit einem andern Biſchof auch wieder ein anderes Urtheil über Pater Eudes gefällt, und ſein Seminar feierlich ihm zurückgegeben und eröffnet — und dazu die Erlaubniß ertheilt worden, daß es junge Geiſtliche aufnehmen dürfe, welche die heiligen Weihen empfangen ſollten und Prieſter, welche geiſtliche Uebungen zu machen begehrten. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb er ſeinen Mitbrüdern:

„Prieſter müſſen Muſterbilder für das Volk ſein, und Gebeten um die Gnade der Beharrlichkeit gefleht hatte: da kehrte ſie nach Rom zurück und lebte in ihrem königlich reichen Hauſe wie in einem Kloſter. Sie tat das, was die erſten Jünger in ſo hoher Vollkommenheit taten, daß es vielleicht die Schneeflocke war, welche eine ganze Lawine von Gnaden in Bewegung ſetzte: ſie „ſtand auf und folgte Ihm nach.“ Dies Aufſtehen und mit einem Schritt alles verlaſſen, iſt, was der göttliche Heiland nennt „die Hand an den Pflug legen und nicht zurückſchauen.“ Dieſen heroiſchen Anfang der Laufbahn der Heiligen machte auch Paula. Mit einer ſo unausſprechlichen Freudigkeit ergab ſie ſich dem Dienſte Gottes, daß es den Anſchein hatte, als müſſe ihres Gemahls Tod, der ſie zu dieſem Dienſte gebracht, ihr äußerſt willkommen geweſen ſein. Stellt man ihren früheren Schmerz neben dieſe Selbſtüberwindung, ſo zeigt es ſich, daß Paula gelernt hatte, mit dem heiligen Apoſtel Paulus zu ſagen: „Ich kann alles in Dem, der mich ſtark macht.“ Wenn auch nicht mit all den Übertreibungen einer Aſteria, hatte Paula doch ein ſo verzärteltes Leben geführt, wie das nun einmal bei den vornehmen Römerinnen üblich war; hatte ſich gekleidet in den koſtbarſten Stoffen, ſich geſchmückt mit den reichſten Kleinodien, ſich genährt mit den feinſten Speiſen; hatte geruht auf einem behaglichen Lager und ſich tragen laſſen von ihren Dienern in vergoldeter Sänfte; hatte ihr Har durchflochten mit Blumen und durchduftet mit köſtlichen Eſſenzen. Jetzt trug ſie ein unſcheinbares Kleid und darunter ein härenes Bußgewand, ſchlief auf dem harten Boden, den ſie mit einem groben Teppich bedeckte, genoß weder Fleiſch noch Wein, weder Fiſche noch Eier, noch Honig, und ließ nur an Feſttagen ihr Gemüſe mit Öl zubereiten. Nie ſaß ſie mehr mit irgend einem Manne zu Tiſche, nicht einmal mit den heiligen Biſchöfen, die aus der Ferne nach Rom kamen und bei ihr wohnten. Nie, außer in Krankheiten, brauchte ſie Bäder. Mit Tränen und nächtlichen Gebeten weinte ſie ſich die Augen ſo blind und marterte ſie ihren Körper ſo ab, daß ſelbſt Hieronymus, der eiſerne Heilige, ihr Mäßigung anriet. Doch ſie gab zur Antwort: „Möge mein Antlitz immerhin entſtellt werden, das ich, wider Gottes Gebot, durch Schminke und törichten Zierrat habe ſchmücken wollen, um meinem Manne und der Welt zu gefallen. Jetzt begehre ich nichts, als meinem Herrn und Heiland zu gefallen, und wenn auch der verzärtelte Körper darüber zugrunde gehen ſollte! der verdient nichts Beſſeres!“ Sie hatte einen lebhaften, feinen Geiſt, der ſie früher viel Unterhaltung finden ließ in geſelligem Umgang. Bald überzeugte ſie ſich aber, wie leicht der Verkehr mit der Welt den Verluſt der Geiſtesſammlung nach ſich zieht und wie wenig Nahrung die Seele aus all' den Geſprächen empfängt, und da gab ſie die Beſuche auf. Über geiſtliche Dinge unterhielt ſie ſich doch zuweilen mit frommen Perſonen. Alle irdiſchen Freuden waren ihr verächtlich und überhaupt unwürdig eines Chriſten, der ein Fremdling hienieden ſein ſoll. An ihren Kindern hing ſie noch immer, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit unausſprechlicher Zärtlichkeit, die ſo groß war, daß ſie ihrem heißen Verlangen, ins Morgenland zu pilgern, die Wage hielt. Aber liebreich und gütig wie für dieſe Kinder, war ſie auch für die Armen, denen ſie bis zur Verſchwendung Almoſen ſpendete. Jeder Not ſuchte ſie abzuhelfen: den Kranken ließ ſie nachfragen und pflegte ſie; die Sterbenden aufſuchen und tröſtete ſie und ſorgte für ihre anſtändige Beerdigung. War ein Hungriger oder Nackter von einem anderen geſpeiſt und gekleidet als von ihr, ſo warf ſie ſich das als Saumſeligkeit vor. Sie verwendete für dieſe Almoſen nicht nur alles, was ſie von der Beſchränkung ihres früheren Aufwandes für ihr Haus und ihre Perſon erſparte, und dies war ſehr viel! ſondern auch den Teil ihres Vermögens, über den ſie frei verfügen durfte. Es fiel ihr gar nicht ein, für ihre heißgeliebten Kinder, die freilich durch das väterliche Erbe ſehr reich waren, Geld und Gut zu ſammeln. Die Verwandten warfen ihr das, was ſie Verſchwendung und Beraubung der Kinder nannten, vor; doch lächelnd antwortete Paula: „Ich beraube nicht meine lieben Kinder; im Gegenteil! ich hoffe ſtatt des zeitlichen Erbteiles ein ewiges, die Barmherzigkeit Gottes ihnen zuzuwenden.“ Höchſt willkommen war ihr aber dieſer und jener andere Tadel, und nichts peinlicher, als Lob und Beifall der Menſchen. Im Jahre 382 berief der heilige Papſt Damaſus mehrere abend- und morgenländiſche Biſchöfe nach Rom, um einige Streitpunkte in der Kirche aufzuklären und feſtzuſtellen. Paula hatte ein großes Verlangen, in die heiligende Nähe dieſer frommen Männer zu kommen; und da ihr Haus eines der größten und ſie ſelbſt die geehrteſte Frau in Rom war, ſo nahm der heilige Epiphanius, Biſchof zu Salamis auf der Inſel Cypern, ihre ehrerbietige Einladung an und nahm Herberge bei ihr. Durch ihn lernte ſie den heiligen Hieronymus kennen, der in Begleitung des Biſchofs Paulinus von Antiochien eben auch nach Rom kam. In Hieronymus fand Paula den Lehrer und Führer, welchen ihre Seele bedurfte, um ſich zur Vollkommenheit aufzuſchwingen. Er galt bei vielen für einen herben Eiferer; aber heilsbegierige Seelen fanden das nicht, fanden vielmehr eine Erleuchtung und eine Erhabenheit in ihm, welche ihnen die Zuverſicht einflößte, daß er ſie „auf dem ſchmalen Wege und durch die enge Pforte“ ins Himmelreich führen werde. Nichts anderes verlangte Paula. Sie war viel zu edel und zu hoch, um irgend eine ſchmeichelnde Verweichlichung in der Frömmigkeit zu begehren. Was ihr not tat, war, daß die Liebesfülle und Glut ihres Herzens beſtändig in Schranken gehalten werde; denn dieſer himmliſche Reichtum, der das Geſchöpf ſo ähnlich dem Schöpfer machen kann und der bei den meiſten Menſchen ein Vorzug ſein, weil er ſelbſtſüchtige Kälte überwinden würde, drohte durch Übermaß immer bei ihr zur Klippe zu werden. Ohne Maß will Gott allein geliebt ſein; und ſie an dies Maß in jedem irdiſchen Verhältniſſe zu mahnen, dazu war Hieronymus gerade der rechte, der gottgeſandte Mann. Er wurde auch nicht nur der Lehrmeiſter ihres inneren Lebens, ſondern, wie ihre Freundin Marcella, ſuchte ſie aus ſeiner außerordentlichen Gelehrſamkeit für ſich und ihre Töchter den Vorteil der Schrifterklärung zu ziehen. Um deſto beſſer imſtande zu ſein, das volle Verſtändnis der heiligen Schriften ſich zu eigen zu machen, beſonders um ſich ſo recht in den Geiſt des königlichen Pſalmendichters zu verſetzen, der, wie kein anderer, die Liebe und Barmherzigkeit Gottes geprieſen hat, begann Paula das Studium des Hebräiſchen mit glücklichem und ſchnellem Erfolg. All ihre Studien, wie all ihre Werke der Barmherzigkeit teilte Euſtochium mit ihr. Außer dem kurzen Aufenthalt Euſtochiums bei Marcella, als Paula im Kloſter war, vielleicht in dem Kloſter, welchem die heilige Lea, auch eine gottſelige Witwe aus edlem römiſchen Geſchlecht, vorſtand, hatten ſich Mutter und Tochter nie getrennt. Sie teilten ein und dasſelbe Zimmer, ſie trieben eine und dieſelbe Beſchäftigung, ſie ruhten auf einer und derſelben armſeligen Lagerſtatt; ſie lebten gleichſam mit einem und demſelben Herzen in zwei Körpern. Euſtochium blickte ehrfurchtsvoll zu ihrer Mutter wie zu dem Ideal chriſtlicher Tugend empor; Paula ſah mit frommer Ehrfurcht auf die jungfräuliche Seele ihrer gottverlobten Tochter. Nie gab es ein innigeres, tieferes, ſüßeres Verhältnis zwiſchen Mutter und Kind. Paula hatte mit der Welt abgetan und nie berührte die Welt Euſtochiums Sinn. Ihr reiner, durch keine irdiſchen Gedanken gefeſſelter Geiſt ſchwang ſich leicht mit dem ihrer Mutter zum Überirdiſchen empor und entwickelte ſich ſchnell unter der hochgehaltenen Führung des heiligen Hieronymus.

Paula's älteſte Tochter, Bleſilla, ward inzwiſchen mit einem Manne vermählt, deſſen Name nicht erwähnt wird und der nach ſechs Monaten ſtarb. Bleſilla fiel in eine gefährliche Krankheit und faßte nach ihrer Geneſung den großmütigen Entſchluß, ihr übriges Leben ungeteilt Gott zu weihen. So ernſt war es ihr um die vollkommene Hingebung an Gott zu tun, daß ſie nicht ſowohl den Tod ihres Mannes betrauerte, als vielmehr dieſes, ihre Liebe einem Menſchen geſchenkt zu haben. Nun wetteiferte ſie mit Paula und Euſtochium in allen Tugenden einer gottliebenden Seele und lebte in Abtötung, Gebet, frommen Werken und Betrachtungen der Heiligen Schrift unter der geiſtlichen Leitung des heiligen Hieronymus. Er ſagt von Bleſilla, daß ſie einen ungemein lebhaften Geiſt gehabt und mit großer Anmut geſprochen habe. Das Griechiſche war ihr ſo geläufig wie das Lateiniſche, und noch ſchneller als ihre Mutter lernte ſie das Hebräiſche. Um ſie bei ihren neunzehn Jahren und bei ihren glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften in heiliger Weltverachtung zu beſtärken, las Hieronymus mit ihr das Buch vom Prediger Salomo, und Bleſilla rang ihm das Verſprechen ab, eine Auslegung desſelben zu ſchreiben, damit ſie es künftig auch ohne ihn leſen und verſtehen könne.

Paulina, die zweite Tochter Paula's, heiratete jetzt einen ſo ausgezeichnet edlen Mann, daß ihn die Kirche zu den Lieblingen Gottes, den Heiligen zählt. Er verdiente, Paula's Schwiegerſohn und Marcella's Neffe zu ſein. Er war, wie Marcella, aus dem uralten Geſchlechte der Furier, war römiſcher Senator und ſehr reich, hieß Pammachius und war ſehr befreundet mit Hieronymus, der ihm mehrere ſeiner Schriften zur Anſicht und Beurteilung vorlegte. In einer Umgebung von ſo geiſtvollen, ſo hochgebildeten, ſo gottſeligen Menſchen lebte Paula. Gott in ſeiner großen Gnade und Barmherzigkeit ſorgte aber auf jede Weiſe dafür, daß ſie ſich des Glückes nicht überhebe, ſolchen Kreis von Kindern und Freunden zu haben. Der Neid, dieſe Ausgeburt von Bosheit, die das Schöne und Gute haßt, weil ſie ſelbſt häßlich und ſchlecht iſt, ſuchte Gift auf Paula zu ſpritzen. Es war kaum möglich, denn ſchon in ihrem weltlichen Leben war ihr Ruf makellos wie ihr Wandel geweſen. Der Neid verſucht manchmal aber auch das Unmögliche und flüſterte die Behauptung umher: dieſer Wandel ſei plötzlich zur Scheinheiligkeit herabgeſunken. Paula entſetzte ſich nicht und ereiferte ſich nicht, blieb in großer Ruhe und in liebreicher Geduld, klagte über keinen Verleumder und ſchwieg zu jeder Verleumdung. Sie äußerte ganz gelaſſen: „Diejenigen werden ſelig geprieſen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen. (Matth. 5, 10.) Leidet alſo der Menſch nur nicht wegen ſeiner Sünden, ſo iſt die Verfolgung auf dieſer Welt eine Veranlaſſung zu himmliſcher Belohnung.“ Im Stillen freute ſie ſich, wie jene Apoſtel „gewürdigt zu ſein, für den Namen Jeſu Schmach zu leiden.“ (Akt. 5, 41.) So hoch und feſt war ihre Tugend. Jemand ſagte ihr eines Tages ins Geſicht, ihre feuriger Glaubens- und Tugendeifer mache, daß viele ſie für unſinnig hielten und ſich wunderten, weshalb ihre Familie ſie nicht wie eine Geiſteskranke einſperren und ärztlich behandeln laſſe. Paula entgegnete ganz liebreich: „Wir ſind Toren um Chriſti willen, ihr hingegen ſeid klug. (I Cor. 1, 25.) Aber dieſe Torheit iſt vor Gott beſſer und weiſer als menſchliche Klugheit.“ Kein Wind, der von der Welt herwehete, konnte den ſchönen Frieden ihres Herzens ſtören, in das ſie tief jenen Ausſpruch des göttlichen Heilandes geprägt hatte: „Darum haßt euch die Welt, weil ihr nicht von der Welt ſeid.“

(Joh. 15, 18.) Mit dieſen und ähnlichen Zeugniſſen aus Heiliger Schrift bereitete ſich Paula die Waffen einer unüberwindlichen Geduld und langmütigen Nachſicht, die endlich den Neid ſelbſt beſiegten und zum Schweigen brachten. Je tiefer ſie in das nichtige und oft ſo ſündenhafte Welttreiben hineinſchaute, je mehr ſie erkannte, daß der Fuß mit jedem Schritt und Tritt über Baſilisken hinweggehen muß, deſto klarer wurde ihr die unermeßliche Schwierigkeit, mit fleckenloſer Seele ſo vielen Gefahren auszuweichen. Die vollkommenen Seelen fliehen die mindeſte Trübung ihres Inneren mehr, als die unvollkommenen große Makel, weil ihr Gewiſſen ſo viel zarter und ihre Liebe zu Gott ſo viel inniger iſt. Der Umgang mit den heiligen Biſchöfen Epiphanius und Paulinus und mit dem heiligen Hieronymus beſtärkte ihre Neigung zur Abgeſchiedenheit und erhöhte ihr Verlangen, ſich gänzlich und für immer aus der Hauptſtadt der Welt, in der ſie durch ihre Verhältniſſe ſtets mit der Welt verflochten bleiben mußte, und in der ſtets tauſend und abertauſend Augen auf ſie blickten, in die tiefe Einſamkeit und Unſcheinbarkeit zu begeben. Die Verborgenheit aufſuchen mit dem „verborgenen Gott“, wie Iſaias prophetiſch ihn nannte, das war der Zug der Gnade in Paula. Aber ſie widerſtand noch. Die Kinder, die geliebten Kinder, hielten die zärtlichſte aller Mütter feſt. Gott kam ihr zu Hilfe. Bleſilla ſtarb. Die anmutige, geiſtvolle junge Frau ſtarb im zwanzigſten Jahre. Gott belohnte ihre Hingebung an ihn mit einem frühen Tode und brachte ihr Opfer in Sicherheit. Paula verfiel aber wieder in einen ganz übermäßigen Schmerz.

Wie eine Leiche wurde ſie von Bleſilla's Beerdigung hinweggetragen. Sie kam nur zur Beſinnung, um ſich in jammernde Wehklagen zu ergießen und geriet in einen Zuſtand, der die größte Beſorgnis für ihr Leben veranlaßte. Sie verging vor Gram. Ihr Herz hatte dies Kind, das älteſte, wenn nicht am meiſten, doch am längſten geliebt. Sie ſah in Bleſilla ihr Ebenbild, denſelben Geiſt, dasſelbe Schickſal, dieſelbe Bekehrung. Sie hatte in Bleſilla ein zweites Leben gehabt; nun fiel gleichſam ihr eigenes Leben mit der Tochter ins Grab! ſie weinte und klagte wie jene „Stimme zu Rama, die ſich nicht tröſten wollte". Das ſah Hieronymus mit tiefem Schmerz. Auch ihm ging Bleſilla's Verluſt zu Herzen, aber er fand es unvereinbar mit Paula's Hingebung an Gott, daß ſie ſo übermäßig trauere um eine Perſon, für welche der Tod nur der Übergang aus der Zeit in die Ewigkeit, nur die Heimat aus der Verbannung geweſen war. Er ſuchte ihr Mut und Faſſung einzuſprechen; doch umſonſt! In dieſem Gram verließ er ſie und ging im Jahre 384 nach dem Orient zurück, weil er fand, daß ein Ausleger der heiligen Schriften ſich mit dem Örtlichen Paläſtina's aufs genaueſte bekannt machen müſſe. Von dort ſchrieb er an Paula über ihren Gemütszuſtand einen Brief voll jener heiligen Strenge, die aus einer übernatürlichen Liebe zu den Seelen hervorgeht! die Liebe der Welt kennt eine ſo ernſte Sprache nicht! „Deine Tochter," ſchreibt er, „Iſt in dem glühenden, durch reinigende Buße gekräftigten Entſchluß, ſich ganz Gott zu weihen, aus dieſem Leben geſchieden. Ahnſt du nicht, daß der Erlöſer dir zuruft: Paula, wie magſt du dich grämen, weil deine Tochter die meine geworden iſt? Deine Tränen ſind eine Empörung gegen meine Vorſehung, eine Beleidigung meiner Liebe! Ich weiß, daß eine Mutter der Natur etwas zugeſtehen darf; aber nimmermehr die Herrſchaft eines ſo vernichtenden Schmerzes. Das gereicht deinem Glauben nicht zur Ehre und bringt das aszetiſche Leben in keinen guten Ruf. Inſofern Bleſilla's glückſeliger Zuſtand es erlaubt, betrübt ſie ſich, weil du den Heiland betrübeſt. Von den Höhen des Himmels ruft ſie dir zu: O gönne mir meine Seligkeit! ich bin hier bei der Mutter Gottes und in der Geſellſchaft der Engel und Heiligen. Du weineſt, weil ich die Erde verlaſſen habe; aber ich beklage deine Verbannung, in der du ſo großen Gefahren ausgeſetzt biſt." Hieronymus wollte nicht den Flecken weichlicher Schwäche an Paula dulden, weil er am beſten wußte, zu welcher Vollkommenheit ſie befähigt war. Das ſpricht er an einem andern Ort aus, indem er ſagt: „Alle irdiſchen Freuden verachtete ſie; aber vom irdiſchen Leid um ihre Lieben ließ ſie ſich zuweilen übermeiſtern, jedoch mehr dem Leibe als dem Gemüte nach. Dies war ihr größter Fehler, ein Fehler, den man bei anderen Leuten Tugend nennen würde." Jenes Schreiben übte eine heilſame Wirkung auf Paula; ſie ermannte ſich und ihr Schmerz wurde das, was der Schmerz überhaupt für jeden Chriſten ſein ſoll: das Mittel, um eine höhere Stufe der Liebe zu Gott zu erſteigen. Bleſilla war alſo hinüber! Jeden Augenblick konnte ein jedes ihrer Kinder Bleſilla folgen und ſie daran erinnern, daß Gott ihr die Kinder nur geliehen, nur auf kurze Zeit anvertraut und ungleich größeres Recht an ihnen habe als ſie.

„das ihrer Obhut anvertraut iſt. Wir aber — wenn
„es uns gelingen ſoll, würdige Diener der Altäre zu
„bilden, wir müſſen Muſterbilder für die Prieſter ſelbſt
„ſein. Wie erhaben iſt dieſer Beruf und wie weit über-
„ſteigt er unſere Kräfte! dies dürfen wir nie vergeſſen!
„Aber dieſe Erkenntniß unſerer Unwürdigkeit führe uns
„zu einem um ſo größeren Vertrauen. Wenn wir uns
„für ſchlechte Werkzeuge halten, wird die Hand und der
„Geiſt Gottes uns führen — und was vermag der nicht
„durch uns zu wirken trotz unſerer Erbärmlichkeit!“

Die äußerſte Demuth und der größte Starkmuth, vereint um das möglichſt hohe Ziel der Vollkommenheit zu erſtreben, ſprach ſich in jedem Wort und in jeder Handlung des Pater Eudes aus. Damit und dafür bildete er ſeine geiſtlichen Töchter, abgeſchiedene Ordensfrauen, zu einem Beruf vor welchem ſtarke Männer erſchauerten; — damit und dafür ſeine geiſtlichen Söhne, die mit ihrem mühevollen Auftrag in die Zerſtreuung der Welt hineinwandern mußten, ohne ſich zerſtreuen zu laſſen; — damit und dafür ſich ſelbſt, um mit dieſem Leben ſeiner Seele ſeine Kinder beleben zu können; und das Alles — um Seelen zu retten, denen Gefahr drohte oder die von ihr überwältigt worden waren.

Da aber ſeine feurige Liebe mit der holdeſten Sanftmuth vereinigt war: ſo ermangelten ſeine Gegner nicht, ihm aus der letzteren einen Vorwurf zu machen und zu behaupten, die ganze Congregation der Eudiſten und

Warum ſollte ſie nicht freiwillig das Geliebteſte ihm übergeben? warum nicht ganz das Opfer ihres ſüßeſten Glückes bringen? Leichter ſchien es ihr, dieſem Glücke vollkommen zu entſagen, als es zu genießen und dabei vollkommen zu werden; ſo ſtark wie dieſe Feſſel! Paula hatte einen ungeheuern Kampf zu beſtehen. Auf der einen Seite den Zug der Gnade und der Ruf, der unaufhörliche, alles übertönende Ruf: „Folge mir nach! Nimm auf dein Kreuz! Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht wert!“ Auf der anderen Seite der Zug der Natur zu dem, was in ihr am heiligſten, was durch die Pflicht geboten iſt, was unterſtützt wurde durch all' ihre Verhältniſſe, durch die Bitten ihrer Kinder, die Vorſtellungen ihres einzigen Bruders, die Wünſche ihrer ganzen Familie. Und Paula in der Mitte mit einem Herzen, das bei dem Gedanken an Trennung, freiwillige, ſelbſtgewählte Trennung zu brechen drohte, und dennoch! dennoch! dieſe Trennung erſehnte! Das war ein Kampf! Nicht der gewöhnliche und alltägliche zwiſchen gut und böſe, Licht und Finſternis, den jeder Menſch zu kämpfen hat; ſondern der Kampf der Heiligen, wo die Vollkommenheit mit der höchſten Vollkommenheit ringt und wo Tugend mit noch ſtärkerer Tugend zu beſiegen iſt. Ein ſolcher Kampf erwacht nicht in alltäglichen Seelen; ein ſolcher Sieg geht nicht aus Gedanken dieſer Welt hervor.

Als Paula's Entſchluß endlich unwiderruflich feſt ſtand, traf ſie alle Anordnungen, um ihn baldmöglichſt auszuführen. Ihre jüngſte Tochter, Rufina, war bereits mit Aletius, einem vornehmen Römer verlobt und ſollte bis zu ihrer Vermählung bei ihrer Schweſter Paulina leben. Die Erziehung von Paula's Sohn, Toxotius, wußte ſie in den beſten Händen bei ihrem Schwiegerſohn Pammachius und ihrem Bruder. Ihre Vermögensangelegenheiten ordnete ſie in der Art, daß ſie ihren Kindern alles überließ, was ſie von ihrem verſtorbenen Gemahle geerbt hatte und was ihnen vom mütterlichen Vermögen rechtmäßiger Weiſe zuſtand. Das übrige behielt ſie zu Almoſen und Werken der Barmherzigkeit mehr, als für ihrem eigenen Gebrauch. Als nun alles geordnet und das Schiff, das ſie für immer nach dem fremden, fernen Lande bringen ſollte, ſegelfertig in Porto (dem heutigen Oſtia) an der Mündung der Tiber war, verließ Paula im Jahre 385 das Haus und die Heimat ihrer Väter, und die Hauptſtadt der Welt, und tauſend Erinnerungen und Hoffnungen, und die Stätten, auf denen ſie mit vielem Leid von Gott geſegnet worden war. Ihre ganze Verwandtſchaft gab ihr das Geleit, um ſie wenigſtens bis zum letzten Augenblick noch zu ſehen. Als der kam, und als nun Abſchied genommen werden mußte, brach der Schmerz aus in Tränen und Klagen. Rufina weinte ganz untröſtlich und Toxotius, der noch ein Kind war, umklammerte ſeine Mutter. Sie aber unterdrückte ihr Herzeleid und ihre Zähren, empfahl ſich und die Ihren der Gnade Gottes und eilte aufs Schiff. Euſtochium folgte ihr; denn Mutter und Tochter waren von demſelben Entſchluß beſeelt, im heiligen Lande dem klöſterlichen Leben ſich zu widmen. Das Schiff ſtieß ab vom Ufer und fuhr hinaus aufs hohe Meer, und alle Abreiſenden ſchauten zurück nach dem Geſtade, wo die Zurückbleibenden ihnen

Grüße zuwinkten und wo der kleine Toxotius ſeine Arme nach der geliebten Mutter ausſtreckte. Aber Paula allein ſah nicht mehr auf die Erde, ſondern gen Himmel; ſie hatte überwunden! Als ſie an der Inſel Ponzia vorüberfuhr, wo Flavia Domitilla um des Namens Jeſu willen in der Verbannung gelebt und unter Domitian die Marterpalme errungen hatte, fühlte ſich Paula von freudigem Mute beſeelt, in freiwillige Verbannung um des Namens Jeſu willen ziehen zu dürfen. Zwiſchen der Scylla und Charibdis, in der Meerenge von Meſſina, ſchiffte ſie glücklich hindurch, wendete ſich dann gen Oſten und landete wohlbehalten auf der Inſel Cypern, wo der heilige Epiphanius ihr mit Freuden die Gaſtfreundſchaft erwiderte, die er in Rom bei ihr gefunden hatte. Paula benutzte ihren zehntägigen Aufenthalt auf Cypern gar nicht um ſich auszuruhen oder um ſich an der Geſellſchaft des heiligen Greiſes zu erfreuen, für den ſie doch eine kindlich zärtliche Ehrfurcht hegte und ihn als einen Vater ihrer Seele betrachtete. Sie beſuchte Klöſter und Arme, betete und ſpendete Almoſen und erbaute andere noch mehr, als ſie ſelbſt ſich erbaute; empfing dann des heiligen Biſchofs Segen und ſegelte nach Seleucia in Syrien, wo ſie ihre Seefahrt beendete und zu Lande weiter nach Antiochien reiſte. Auch der dortige Erzbiſchof Paulinus war froh, ſie im Morgenlande zu ſehen, und hielt ſie einige Zeit feſt. Dann aber trat ſie ihren eigentlichen Pilgerzug nach Jeruſalem an, und zwar ganz armſelig, auf einem Eſelein, was ihr, dem Leibe nach, recht ſchwer wurde, weil ſie daran gewöhnt war, in einer bequemen Sänfte getragen zu werden. Sie wollte es aber nicht bequem haben, dort, wo der Sohn Gottes in Armut und Mühſal gelebt, und ſogar bei ſeinem feſtlichen Einzuge in Jeruſalem nur eines Eſels ſich bedient hatte. Sie ſchlug den Weg längſt der Küſte ein, welcher genau derſelbe iſt, den man noch jetzt zu nehmen pflegt, „am ſandigen Meerufer“ von Beirut über Sidon nach Tyrus, und weiter nach Ptolemais (jetzt Acca oder St. Jean d'Acre), nach Cäſarea, nach Jaffa (dem bibliſchen Joppe). All' dieſe Städte waren ihr wohlbekannt aus heiliger Schrift Alten und Neuen Teſtamentes. Auf den üppigen Phönizierſtädten lag ſchon damals die Laſt der erfüllten Weisſagungen des Jſaias. Cäſarea war aber noch ganz volkreich und blühend, und Paula ſah das Haus, in welchem der Hauptmann Cornelius, der erſte unter den Heiden, zum Chriſtentum bekehrt und welches in eine Kirche verwandelt worden war. Bei Jaffa, wo ſie der von den Toten auferweckten Tabitha gedachte und des Petrus, deſſen Glaube dies Wunder vollbrachte, verließ Paula das Meeresufer, wendete ſich landeinwärts und ging über Emaus nach Jeruſalem. Die Andacht, Abtötung, Mildtätigkeit und Demut, welche ſie bei ihrem Pilgerzuge geübt hatte, fanden überreichen Lohn in der unausſprechlichen Freude, womit ſie Jeruſalem begrüßte und durchwanderte. So war ſie denn endlich am Ziele der mühevollen Wallfahrt! endlich auf den Stätten, die der Sohn Gottes durch Leben und Lehren, durch Leiden und Sterben, durch Liebe und immer wieder Liebe und Liebe verklärt hatte! Der Statthalter von Paläſtina, der Paula und ihre ganze Familie von Rom her ſehr gut kannte und daher auch wußte, welcher Glanz ſie dort umgab, ſtellte ihr zu Jeruſalem ſogleich ein großes, prächtig eingerichtetes Haus zur Verfügung; aber um Paläſte zu bewohnen war Paula nicht gekommen! Sie lehnte dankbar das Anerbieten ab und zog mit Euſtochium und mit ihren Dienerinnen in die dürftigen Zellen eines Nonnenkloſters, vielleicht in das, welches ihre große Landsmännin und Zeitgenoſſin, die heilige Melania, dort gegründet hatte. In ihrer Zelle lebte ſie ſo abgelöſt von allem Irdiſchen, ſo arm im Geiſte und im Herzen, ſo entblöſt von Jeglichem, was des natürlichen Menſchen Freude iſt, als habe ſie ihr Lebenlang nichts gekannt, geübt und geliebt als die ſtrengſte Aszeſe. Und doch waren es nur fünf Jahre, aber fünf Jahre einer ebenſo aufrichtigen als ſchwunghaften Bekehrung, welche ſie ſo gefördert hatten. Welche Reinheit der Abſicht und welche Kraft des Willens ſetzt das voraus! Täglich beſuchte ſie irgend eine der geheiligten Stätten und verweilte betend und betrachtend vor dem Geheimnis göttlicher Gnade, das dort vollzogen ward. Das ſogenannte Coenaculum ſuchte ſie auf, den Saal, in welchem der göttliche Heiland ſich ſehnte, das Oſterlamm mit ſeinen Jüngern zu eſſen, um das Mahl des Neuen Bundes in ſeinem Fleiſch und Blut einzuſetzen. Und den heiligen Ölberg, wo die entſetzliche, unausſprechliche, ach unausdenkbare Todesangſt begann, dies myſtiſche Leiden, das vier Jahrtauſende der Sünden auf das Lamm Gottes wälzten, deſſen Blut für ſie überflüſſig genug tun ſollte. Und den ganzen langen ſchmerzenreichen Weg der Gefangenſchaft, von einem ungerechten Richter zum andern, von einer Pein zur andern, von der Geißelung zur Dornenkrönung und von da zur ſchweren Kreuztragung nach Golgatha. Aber vor dem heiligen Kreuze ſank ſie zu Boden und auf ihr Angeſicht und betete an, als ob ſie den Herrn, aus allen Wunden blutend, daran hängend und verſcheidend vor Augen hätte. Und das Grab, das den heiligen Leib des Herrn umfangen und doch nicht feſtgehalten hatte, bedeckte Paula mit Zähren und Küſſen liebender Andacht und ſeliger Dankbarkeit. Und auf allen dieſen gebenedeiten Stätten verweilte ſie mit einer Inbrunſt, wie wenn ſie begehrte, auf einer jeden vor Liebe zu ſterben. „Wer wird mir Flügel geben, wie einer Taube, daß ich hinauffliegen könne und ruhen?“ Dieſes himmliſche Verlangen des königlichen Pſalmenſängers blieb fortan Paula's einzige Sehnſucht, und mehr und mehr fühlte ſie ſich als einen Fremdling hienieden, welcher ſein wahres Bürgerrecht erſt im ewigen Leben hat. Darum wählte ſie auch nicht Jeruſalem zu ihrem Ruheort; ſie ſetzte den Pilgerſtab weiter, durch ganz Paläſtina fort und ſuchte alle Orte auf, welche in der Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes nicht minder als durch die Geheimniſſe des Erlöſungswerkes wichtig und anziehend waren. Ihre gründliche Kenntnis der heiligen Schriften, die ihr nicht aus den Händen kamen, und ihre tiefinnerliche Andacht, belebten und beſeelten die äußeren Umgebungen dermaßen, daß ſie alles, was ſie las oder woran ſie ſich erinnerte, wie mit eigenen Augen ſah. Ihre vergangenen ſchweren Kämpfe wurden mit den ſüßeſten Wonnen belohnt, die ein reines Herz empfinden kann.

Bevor Paula Rom verließ, vielleicht ſchon früher, hatte ſie ihren Sklaven die Freiheit und zugleich die Mittel gegeben, ſich eine Exiſtenz zu begründen. Von den weiblichen Sklaven waren aber ſehr viele als freiwillige Dienerinnen bei ihr geblieben und begehrten nichts anderes, als die Mühen und Entſagungen ihrer geliebten Herrin zu teilen. Dieſe alle hatte ſie mit ſich über das Meer ins Morgenland geführt. In Jeruſalem ſchloſſen ſich noch andere heilsbegierige Frauen ihr an, um aus ihrem Umgang und ihren Belehrungen recht viel Erleuchtung über das geiſtliche Leben zu ſchöpfen. So war Paula immer umringt mit einer ganzen Schar frommer Frauen, deren verehrte Führerin ſie äußerlich und innerlich wurde. Manche von ihnen begleiteten ſie auch auf ihren Reiſen. Nachdem nun Paula ganz Samaria und Galiläa ebenſo aufmerkſam und andächtig durchpilgert war, wie Judäa, reiſte ſie mit Euſtochium und zahlreichen Begleiterinnen nach dem Lande, das zugleich Born und Höhepunkt des aszetiſchen Lebens war. „Durch die weite ſyriſche Wüſte voll weichen Sandes, worin ſich die Fußtapfen der Reiſenden gleich wieder verlieren,“ damals wie jetzt! ging Paula mit ihrer Reiſegeſellſchaft nach Alexandrien und machte von dort aus Beſuche bei verſchiedenen klöſterlichen Genoſſenſchaften. In Nitria wurde ſie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Aber ſie war ſo demütig, daß ſie ſich all' den frommen Männern zu Füßen warf und den verehrte, der in ihnen lebte, Chriſtus den Herrn. Je armſeliger die Zellen, um deſto beſſer gefielen ſie ihr, um deſto mehr entbrannte ihr Verlangen, ſich auch ſo abzuſchließen. Überall ſpendete ſie Almoſen für Kranke und Schwache mit der demütigen Liebe, welche auf keine Gabe ſtolz iſt, weil ſie eine jede in die liebeswunde Hand des göttlichen Heilandes ſelbſt legt. Dann ſchiffte ſie ſich in Peluſium ein, dem Hafen von Gaza, und pilgerte durch das Land der alten Philiſtäer wieder ins gelobte Land zurück. Denn dort war eine Stätte, die ihr lieblicher und anziehender ſchien als die ganze übrige Welt! ein Punkt, von welchem ſich ein übernatürliches Licht über die ganze Schöpfung von Geſchlecht zu Geſchlecht ergoß! und das war die geheimnisvolle Grotte zu Bethlehem. Als Paula zum erſten Male dieſe Grotte betrat, ſank ſie in Entzückung auf die Knie, und das wundervolle Myſterium von der Menſchwerdung Gottes ergriff, durchdrang und erleuchtete ihre Seele ſo mächtig, daß die dunkle Höhle für ſie der Thabor wurde, auf dem ſie die Verklärung des Herrn ſah und wo ſie Hütten zu bauen beſchloß. Demzufolge begab ſie ſich nach der glücklichen Heimkehr aus Egypten nach Bethlehem, um ihren Plan dort auszuführen. Sie bezog mit Euſtochium und ihren Dienerinnen ein kleines ärmliches Haus, in welchem ſie ſich drei Jahre recht eng und kümmerlich behelfen mußten. Das war nun gerade ihre Wonne! wie hätte ſie Wohlbehagen und Bequemlichkeit genießen mögen neben der Krippe, wo ihr Gott der Herr als zartes Kindlein auf hartem Stroh gelegen, und wo ſeine allerſeligſte jungfräuliche Mutter ſo viel herbe Entbehrungen ausgeſtanden hatte! O nein! Leid für Leid und Liebe für Liebe dachte Paula. Aber eben darum begnügte ſie ſich auch nicht mit einer leidenden Liebe und verſchloß ſie nicht in ihrer Zelle, ſondern überſtrömend wie jene des leidenvollen göttlichen Kindes geweſen war, welche die armen

Hirten und die reichen Magier erquickte: ſo ergoß ſich auch ihre Liebe zu dem Nächſten in ein Werk der leiblichen und der geiſtlichen Barmherzigkeit. Mit tiefſinniger Zärtlichkeit ließ Paula da, wo der im Fleiſch erſcheinende Sohn Gottes keine Herberge fand, ein Pilgerhaus bauen; und um das ewige „Gloria" der Engel auch hienieden ertönen zu laſſen, ein Kloſter, worin gottesbräutliche Seelen ſein Lob ſingen, zu ſeiner Ehre frohlocken ſollten. Pilger des Morgen- und Abendlandes, aus fernen Gegenden, wie Perſien, Indien, Aethiopien, wie Gallien und Britannien, wurden damals in großer Menge, oft in beträchtlichen Zügen von frommer Andacht nach Paläſtina geführt, um die Stätten des Heiles zu verehren. Manche kehrten mit erwärmter Seele in die Heimat zurück; manche mochten ſich nicht wieder trennen von dem begnadeten Lande und begehrten Gott und dem Nächſten dort zu dienen. Von dieſen blieben die Meiſten in Jeruſalem, wo die Grotten und Höhlen des Ölbergers die einſiedleriſch Geſinnten anzogen und aufnahmen, und wo der Zuſammenfluß ſo vieler Pilger, unter denen es nicht an Kranken, Schwachen und Dürftigen fehlte, die tätige Bruderliebe in Anſpruch nahm. In Jeruſalem, dem Sitze eines Erzbiſchofs, war reichlich für dieſe verſchiedenen Bedürfniſſe geſorgt; dort lebte überdies gerade damals die berühmte heilige Witwe Melania mit ihren ungeheuren Reichtümern, die ſie während fünfundzwanzig Jahren mit vollen Händen ausſchüttete. Bethlehem, das kleine Landſtädtchen, entbehrte bis jetzt einer ſolchen Unterſtützung. Paula gewährte ſie; und während ſie ſelbſt in geringer Wohnung und mit vielfacher Einſchränkung lebte, baute ſie an der Straße von Jeruſalem eine große Herberge für Pilgrime, die mit einem Männerkloſter in Verbindung ſtand. Die Mönche übernahmen die Verpflichtung, die Fremdlinge zu bedienen, eine Pflicht, welche mehr oder minder nicht nur die Klöſter, ſondern ſogar die Anachoreten zu erfüllen hatten. Damit es der Gaſtfreiheit nie an Mitteln gebreche, trug Paula Sorge für das Zeitliche. Im übrigen ſtanden die Mönche unter der Führung des heiligen Hieronymus. Zugleich hatte Paula auch ein Nonnenkloſter erbauen laſſen, das ſie ebenfalls in dieſem Jahre 389, vier Jahre nach ihrer Abreiſe von Rom, mit ihrer geliebten Euſtochium und vielen frommen Witwen und Jungfrauen bezog. Da dieſe Frauen von ſehr verſchiedener Herkunft, Bildung und Gewohnheit, von ſehr verſchiedenem Alter und Geſundheit, überdies aus ganz verſchiedenen Ländern, und nur durch Gottes Fügung bei Paula zuſammengekommen waren, ſo führte ſie drei Gebäude auf, die unter einem Dache ſich befanden. Jedem Schäflein ihrer kleinen Herde wies ſie in einer der drei Abteilungen ſeinen Platz an, und jede Abteilung aß und arbeitete gemeinſchaftlich unter einer von Paula dazu auserwählten Oberin, welche Mutter genannt wurde. Paula ſelbſt war die oberſte Hirtin und Euſtochium unterſtützte ſie. Zum Gebet vereinigte ſich das ganze Kloſter in dem gemeinſchaftlichen Betſaal früh morgens, ſobald der Weckruf: „Alleluja!“ erklang; dann wieder zur Terz, Sext und Non (9, 12, 3 Uhr), dann abends zur Veſper und endlich zur Mette um Mitternacht. Da wurden in geordneter Weiſe die vorgeſchrieihr Superior zuerſt, neige ſich der janſeniſtiſchen Sekte zu, denn ſie trete nicht ſcharf genug gegen dieſelbe auf. Pater Eudes aber mied nur aus Weisheit, von der Kanzel herab bei ſeinen zahlreichen Miſſionen auf eine dogmatiſche Controverſe einzugehen, die zum Glück im Durchſchnitt dem Volk unbekannt und wenn bekannt, doch fremd geblieben war. Ein ſo treuer, frommer und demüthiger Sohn der Kirche kann das tiefſte Mitleid mit Abtrünnigen und den tiefſten Haß gegen die Irrlehre verbinden. Mit ſolchen Seelen rekrutirt ſich die Häreſie nicht. Zwei Vorſchriften, die er über dieſen Gegenſtand ſeinen Gefährten gab, ſprechen klar ſeine Geſinnung aus:

„Ich beſchwöre Euch, meine lieben Brüder, befolget
„auf's Genaueſte zwei Regeln. Habt erſtens, wenn es
„irgend möglich iſt, nicht die geringſte Verbindung mit
„Perſonen, welche einer andern Lehre als der unſerer
„heiligen Kirche folgen. Das Gift, welches ihre Worte
„ausathmen, kann einen unberechenbaren Schaden thun;
„und ſchadete es Euch nicht, ſo würde Euer Umgang
„mit ihnen Euch doch dem Verdacht ausſetzen und Eurem
„Ruf ſehr nachtheilig ſein. Zweitens empfehle ich Euch
„dringend an, Denjenigen, welche die eifrigſten Vertheidiger
„der Religion ſind, die größte Freundſchaft zu
„erweiſen. Es iſt eine Art von Glaubensbekenntniß, innig
„verbunden mit Solchen zu ſein, welche der Gegenſtand
„des Haſſes und der Verläumdung der Häretiker ſind.“

benen Pſalmen geſungen. Jede Schweſter mußte den Pſalter auswendig wiſſen, täglich in der Heiligen Schrift leſen und betrachten. Sonntags ging jede Schar unter Anführung ihrer Oberin in die Kirche, welche den Knotenpunkt der drei Gebäude bildete, und wohnte dort dem feierlichen Gottesdienſte bei. Die Kleidung aller war ganz gleichförmig und von grobem Baumwollenzeug. Der Leinwand bedienten ſie ſich nur zu Handtüchern. Sie verrichteten alle häuslichen Beſchäftigungen, und ſpannen, webten und nähten ihre eigenen Gewänder, ſowie auch die für dürftige Pilger und überhaupt für Arme. Keine hatte irgend ein Eigentum, ausgenommen das Kleid, das ſie trug. Die vornehmen Frauen trennte Paula ſorgfältig von ihren ehemaligen Dienerinnen, damit ſie nicht an die früheren weltlichen Verhältniſſe erinnert und verſucht würden, dieſelben auch im Kloſter fortzuſetzen. Keinem Manne, welchen Alters und Standes er ſein mochte, war der Eintritt ins Kloſter erlaubt. „Dadurch war den böſen Zungen jede Möglichkeit zu übler Nachrede abgeſchnitten, die ſie ſo eifrig ſuchen, um ihre eigene Untugend zu beſchönigen," bemerkt der heilige Hieronymus. Paula war die Seele und das Herz dieſer Genoſſenſchaft, ganz brennend und leuchtend von Glauben und Liebe, das demütigſte Kind Gottes, die zärtlichſte Mutter ihrer geiſtlichen Töchter. Sie war überall die Erſte und Letzte, die Erſte zum dienen, zum beten; die Letzte zum ruhen. Sie und Euſtochium übernahmen die niedrigſten häuslichen Verrichtungen, zündeten die Lampen an, ſchürten das Feuer des Küchenherdes, ſäuberten das Gemüſe, deckten die Tiſche, füllten die

Becher, kehrten das Haus. Kein Geſchäft war ihnen zu gemein oder zu ſchwer! ſie taten ja nur, was der göttliche Heiland dreißig Jahre im Häuschen zu Nazareth getan hatte, und was die Heilige Schrift in dem einen Wort zuſammenfaßt: „Er war ſeinen Eltern untertan.“ Die Untertänigkeit ihres Gottes bis zum Tode am Kreuze war der Quell, aus dem dieſe beiden heiligen Seelen ihre grenzenloſe Dienſtwilligkeit ſchöpften. Es war ja doch noch immer ein himmelweiter, unvergleichlicher Unterſchied zwiſchen: aus dem Himmel zur Krippe, und: aus dem Palaſt in Rom zur Krippe; und an dieſen Unterſchied dachten ſie ſtets. Was das für ein Abſtand ſei: vom Palaſt in Rom zur Krippe, daran dachten ſie hingegen nie. Die Kranken pflegte Paula mit unausſprechlicher Sorgfalt und kam überreichlich ihren Bedürfniſſen zuvor. Mit weiſer Mäßigkeit und Vorſicht, und um allen und immer geben zu können, richtete ſie all' ihre Spenden oder Almoſen ſtets nach der Notdurft des Empfängers ein; aber für Kranke überſchritt ſie dies Maß und teilte ihnen reichlich Fleiſch, Wein und was ſonſt zu ihrer Labung dienen konnte, mit. Übrigens wurde im Kloſter ſtreng gefaſtet und von der jüngſten und ſtärkſten Schweſter nicht ſo ſtreng als von Paula ſelbſt. Gegen andere war ſie ganz Mitleid und Barmherzigkeit, gegen ſich ſelbſt ganz Härte und Liebloſigkeit, ſchreibt der heilige Hieronymus und erzählt weiter: „Sie war einſt krank, die ſelige Paula, und ganz abgeſchwächt von einem heftigen Fieber, welches ſich durch die unerträgliche Sonnenhitze bis zur Lebensgefahr geſteigert hatte. Die Allmacht Gottes erhielt ſie; nun aber ſchrieben die

Ärzte ihr vor, ihren abgematteten Körper durch den Genuß von Wein zu ſtärken. Sie tat es aber nicht. Der heilige Biſchof Epiphanius war damals in Jeruſalem und beſuchte zuweilen die ſelige Paula in Bethlehem. Ich bat ihn heimlich, er möge ſie doch überreden, ja ihr befehlen, Wein zu trinken, da ich wußte, welche kindliche Ehrfurcht ſie vor ihm hatte. Als er davon zu reden anfing, ſagte ſie lachend, ſie wiſſe ſchon, auf weſſen Anſtiften er dieſen Punkt berühre. Der Biſchof Epiphanius ließ aber nicht nach mit Zureden und blieb ziemlich lange bei der Kranken. Als er von ihr gegangen war, fragte ich ihn, wie die Sache geendet habe? Er ſprach: So hat ſie geendet, daß Paula mich alten Mann faſt überredet hat, keinen Wein mehr zu trinken. Ich erzähle dies," ſetzt Hieronymus hinzu, „nicht eigentlich, um ein ſo ſchonungsloſes Verfahren mit einer geſchwächten Geſundheit zu loben, ſondern um ihre Liebe zur Abtötung zu zeigen." Mit linder Schonung, die nie in ſchwache Weichheit ausartete, weil ſie die hohe Beſtimmung gottgeweihter Seelen ſtets vor Augen hatte, behandelte Paula ihre geiſtlichen Töchter und wußte ihnen durch ihr Beiſpiel opferwilliger Liebe eine ſo zärtliche Verehrung einzuflößen, daß ein trauriger Blick von ihr zur ſchmerzlichen Strafe wurde. Heftige und zornmütige Naturen behandelte ſie klug mit den mildeſten Worten, während ſie durch tauſend Geduldübungen ungeſucht ſie zu zügeln wußte. Träge Naturen ſpornte ſie ſchärfer an. Gegen Verletzungen des Stillſchweigens, der ſchweſterlichen Eintracht, der züchtigen Kleidung war ſie unerbittlich und geſchwätzige, zänkiſche, eitle Schweſtern mußten, wenn Ermahnungen nutzlos blieben, an der Türe ſtehend eſſen und beten, um ſie durch öffentliche Beſchämung auf das Ärgernis aufmerkſam zu machen, das ſie der Genoſſenſchaft gaben. Paula ſagte: „Fehler, welche die Weltmenſchen für gering, ja für gar nichts halten, werden in Klöſtern zu groben Laſtern.“ Sie beſaß den Geiſt der Bußfertigkeit in einem ſolchen Grade, daß ſie ihre kleinſten Vergehungen mit einer Zerknirſchung beweinte, als ob ſie ſich ungeheuerer Verbrechen ſchuldig gemacht habe. Ihre Liebe zur Armut ging mit der zur Abtötung Hand in Hand und ſprach ſich auch in ihren Bauten aus. Nicht bloß die Klöſter, ſondern auch die Kirchen waren ſchmucklos und niedrig und in ihrer Ausſtattung nur mit dem Notwendigſten verſehen, damit die Armen nur nimmer zu kurz kommen möchten. Hieronymus machte ihr zuweilen einige Vorſtellungen wegen dieſer grenzenloſen Freigebigkeit gegen die Armen. Dann nahm ſie äußerſt demütig und mit wenig Worten Gott zum Zeugen, daß ſie ja um Chriſti willen alles austeile und nichts verlange, als am Bettelſtab zu ſterben, in einem erbettelten Leichentuch begraben zu werden und ihrer Euſtochium keinen Pfennig zu hinterlaſſen. Alles Demjenigen wieder zu geben, von dem ſie alles auf Erden empfangen und alles im Himmel zu hoffen hatte, und in möglichſter Armut des Herzens und Geiſtes dem armen Jeſus nachzufolgen: dies war die aus dem Glauben geſchöpfte Triebfeder ihrer Handlungsweiſe; von einem gewiſſen natürlichen Mitleid mit fremder Not ließ ſie ſich durchaus nicht leiten. Nicht minder großmütig in ihrer Liebe zu Gott war Euſtochium. Mit frohem

Herzen und Antlitz ſah ſie ihr ganzes väterliches und mütterliches Erbe durch Paula's Hände zu den Armen gehen, während ſie ſelbſt nie auch nur einen einzigen Pfennig beſaß oder berührte. Sie betrachtete die Gottſeligkeit ihrer Mutter als ihren größten Reichtum und war ihr mit ſolchem Gehorſam ergeben, daß ſie weder Tag noch Nacht von Paula's Seite wich, und nie ohne die Mutter weder aß, noch trank, noch ausging. Hieronymus ſchreibt von ihr an die Furia, eine mit ihr verwandte junge Witwe in Rom: „O wenn du Euſtochium ſehen und die Reden ihres heiligen Mundes hören könnteſt, ſo würdeſt du ſtaunen über den gewaltigen Geiſt in dieſem zarten Körper; ſtaunen, daß alle Schätze des Alten und Neuen Teſtamentes aus ihrem Herzen ſtrömen. Faſten iſt ihr ein Spiel, beten eine Wonne. Mit dem Tamburin in der Hand ſingt ſie, wie Mirjam, dem Reigen der Jungfrauen voran und bildet Sängerinnen und Saitenſpielerinnen zu Ehren des Heilandes. So geht Tag auf Tag dahin. Mit dem Öle in der Lampe erwartet ſie die Ankunft des göttlichen Bräutigams.“ Euſtochium war, wie Paula und die verſtorbene Bleſilla, des Hebräiſchen ſo vollkommen kundig, daß ſie die Pſalmen in dieſer Sprache betete. Hier in Bethlehem war es auch, wo Mutter und Tochter nicht nachließen, den heiligen Hieronymus mit Bitten zu beſtürmen, bis er ſich entſchloß, die ganze Heilige Schrift mit ihnen zu leſen und durch ſeine Auslegungen und Erklärungen ſie zum tiefſten Verſtändnis derſelben einzuweihen. Der große Kirchenlehrer widmete der Euſtochium ſeine Kommentare über die Propheten Iſaias und Ezechiel und ſchrieb für ſie eine Abhandlung über die Jungfräulichkeit, bekannt unter dem Namen: Brief an Euſtochium. Für das Kloſter zu Bethlehem überſetzte er auch ins Lateiniſche die Regel des heiligen Pachomius.

Das unausſprechlich gottinnige, anmutige und genußreiche Leben dieſer beiden heiligen Seelen, in denen die höchſte Aszeſe in idealiſcher Lieblichkeit erſcheint, beſchreiben ſie ſelbſt am beſten. Ihre Freundin Marcella hatte im Jahre 389 ihre Mutter verloren und ſich nach deren Tode, wenigſtens für eine Zeit, aufs Land in der Gegend von Rom begeben. Nun wünſchten aber Paula und Euſtochium, daß Marcella ins Morgenland, wo möglich nach Bethlehem, kommen möge und ſprachen ihr dieſen Wunſch in einem dringenden, zärtlichen ſeelenvollen Brief aus, in dem ſie unter anderm ſagen: „Du warſſt den erſten Funken auf unſer Herz; du haſt uns mit Wort und Tat zu dieſer Lebensweiſe ermuntert; du haſt uns, wie die Henne ihre Küchlein, unter deine Flügel verſammelt; willſt du uns nun frei ohne unſere Mutter fliegen laſſen? ſoll die milde, liebliche und über allen Begriff freundliche Marcella, die durch den Zauber ihrer Beredſamkeit zu unſerm neuen Leben uns hindrängte, jetzt für uns eine ſtrenge Marcella werden? ſollte die heiterſte Stirne ſich bei unſerer Bitte in finſtere Falten legen? Wir möchten dich ja nur zu dem Schritt bereden, zu welchem du uns zuerſt und ſo oft angelockt haſt! Von der Auffahrt des Herrn bis auf dieſen Tag, wie viele Martyrer, Biſchöfe, Kirchenlehrer beſuchten Jeruſalem! Es war ihnen, als mangele ihrer Religion, Weisheit und Tugend etwas, wenn ſie nicht Chriſtum an den Orten angebetet hätten, wo das Licht des

Evangeliums vom Kreuze aus ſeinen erſten Schimmer verbreitete. Wenn jemand mit Recht getadelt werden dürfte, daß er griechiſche Wiſſenſchaften in Sizilien, ſtatt in Athen, lateiniſche in Lybien, ſtatt in Rom, ſtudiert habe: wie können wir denn glauben, daß jemand den Gipfel der chriſtlichen Weisheit erreichen könne, ohne Jeruſalem zu beſuchen? Zwar leugnen wir gar nicht, daß das Reich Gottes inwendig in uns ſelbſt ſein müſſe, und daß es auch in anderen Ländern große und heilige Männer gebe. Aber wir wollten nur ſagen, daß gerade die, welche in der ganzen Welt zu den vortrefflichſten Menſchen und unter die Erſten gehören, ſich hier verſammeln. Wir gehören freilich nicht unter die Erſten; doch eben weil wir unter den Letzten ſind, haben wir uns hierher begeben, um die ausgezeichnetſten und edelſten Menſchen aller Länder ſehen zu können. Von allen Seiten dängen ſich Pilger her, Mönche und Weltliche, und ſingen in den verſchiedenſten Sprachen, aber von demſelben Glauben beſeelt, das Lob Gottes. Die lauterſte Eintracht herrſcht unter dieſen Fremdlingen. Sucht einer den anderen zu übertreffen, ſo iſt es in der Demut. Der Geringſte wird geachtet wie der Vornehmſte. Auf den Anzug legt niemand Wert, da keiner die Kleider des Nächſten betrachtet. Von ſtrengem Faſten macht man kein Aufheben und beſcheidene Sättigung wird nicht getadelt. Keine üble Nachrede, keine Üppigkeit, kein Splitterrichten findet ſtatt, und in der erſten Chriſtentugend, einem reinen und keuſchen Wandel, üben ſich alle. Mit Eifer und Andacht beſuchen ſie die zahlreichen, dem Gebet gewidmeten Stätten in Jeruſalem. Da aber jeder gern das rühmt, was er beſitzt, ſo wollen wir nun vom Städtchen Chriſti, von der Herberge Maria's dir erzählen. Hier iſt nichts als Stille, Friede und ſchlichtes Landleben, denn hier iſt die Krippe, in der das göttliche Kind geweint hat, und ſchweigend iſt ſie am beſten zu verehren. Von Roms Herrlichkeiten findeſt du hier nichts, keine Säulenhallen, keine Prunkgemächer mit Gold getäfelt, keine Paläſte vom Frohndienſt der Sklaven erfüllt und vom Elend der Dürftigen umringt. Zwar lieben wir Rom, denn dort iſt eine heilige Kirche, dort glänzen die Siegeszeichen der Apoſtel und Martyrer, dort wird Chriſtus wahrhaft bekannt und der Glaube vom Apoſtel verkündet; dort ſchwingt ſich jetzt das Chriſtentum in die Höhe und das Heidentum ſinkt in den Staub. Aber Roms Macht, Größe und Herrlichkeit, Roms unzählbare Menſchenmenge, dies Sehen und Geſehenwerden, dies Grüßen und Gegrüßtwerden, dies Reden und Hören, dies Loben und Tadeln gönnen dem beſchaulichen Leben die Sammlung des Geiſtes nicht. Nehmen wir die Beſuche an, ſo iſt unſere Ruhe dahin. Schließen wir unſere Türe zu, ſo ſchreit man uns als ſtolze Leute aus. Bisweilen muß man denn auch einen Beſuch erwidern. Man begibt ſich in prächtige Paläſte, geht an Scharen geſchwätziger Diener vorüber, betritt Purpurteppiche; doch welchen Gewinn bringt man heim? Wie anders hier auf dem Landgut Chriſti! hier ſiehſt du nichts, als ländliche Einfalt! Hier hörſt du nichts, als das Lob Gottes! Nur Pſalmengeſang unterbricht die Stille. Der Ackersmann am Pfluge, der Schnitter auf dem Felde, der Winzer im Rebengarten, alle ſtärken ſich bei ihrer mühſeligen Arbeit durch den Geſang der Pſalmen. Davids Lieder ſind die einzigen Liebeslieder in dieſem Lande: ſo beſeelt iſt hier das ganze Leben vom geiſtigen Leben! Und die Stunde ſollte nicht kommen, wann ein atemloſer Bote uns die Freudennachricht brächte: Marcella iſt am Geſtade von Paläſtina! O gewiß, ſie kommt noch! O gewiß, der Tag bricht noch an, da wir Hand in Hand betreten werden die Grotte der Geburt des Herrn, weinen werden an ſeinem Grabe, küſſen werden ſein Kreuz, zum Ölberg aufſteigend ihm nachfliegen werden im Geiſt und auf den Schwingen der Sehnſucht. Dann wandeln wir weiter und ſehen Lazarus aus ſeinem Grabe in Bethanien hervorgehen; ſehen den Jordan, der nach der Taufe Jeſu heller und reiner floß; ſehen die Zelte der Hirten, die Grabſtätte Davids, die Hütten Abrahams, Iſaaks und Jakobs, die Felſenhöhlen, in welche die Propheten ſich in Tagen der Verfolgung flüchteten. Und noch weiter wandeln wir — nach Nazareth und zu den übrigen Blumen Galiläas; nach Cana, wo der Heiland ſein erſtes Wunder wirkte; zum Thabor, wo wir Ihn nicht mit Moyſes und Elias, ſondern mit dem Vater und dem heiligen Geiſt in Verklärung ſchauen wollen; zum See Geneſareth, auf deſſen Fluten er wandelte; zur Wüſte, in welcher er Tauſende durch die Macht ſeines Wortes ſpeiſte; und nach Capharnaum, der vertrauteſten Stätte ſeiner Wunder. Dann kehren wir um und gehen an anderen Stätten vorüber, wo überall chriſtliche Kirchen, als eben ſo viele Siegesfahnen Jeſu aufgerichtet ſind. Und haben wir dann gemeinſchaftlich die ſchöne Reiſe gemacht und unſer ſtilles Haus wieder erreicht, o dann wollen wir in lebhafter Freude recht viel weinen vor Gott, und lobſingen, und unaufhörlich beten, und verwundet von der Liebe Jeſu einander das Loſungswort dieſer Liebe zurufen: Ich hab' Ihn gefunden, den meine Seele lieb hat. Ich hab' Ihn und halte Ihn und laſſe Ihn nimmer von mir.“

Marcella's Weg durchs Leben war ein anderer, als der dieſer beiden „Tauben in den Felſenklüften“. Sie widerſtand der lieblichen Einladung, nahm Principia in ihr Haus und erzog ſie zu einer zweiten Euſtochium.

Den Punkt ihres Herzens, auf dem Paula am verwundbarſten war, berührte die Hand Gottes fort und fort. All' ihre Kinder zu Rom ſtarben vor ihr. Dem Geiſt und dem Willen nach war ſie freilich von jeder ungeordneten Liebe abgelöſt. Mit dem Zeichen des Kreuzes, zu dem ſie unbedingtes Vertrauen hatte, bezeichnete ſie Mund und Bruſt, gedachte, daß Gott durch den Propheten Iſaias jedem ſeiner Geſchöpfe ſagt: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du biſt mein! und vereinigte ſich mit dem anbetungswürdigen göttlichen Willen. Allein jedesmal führte eine ſolche Todesnachricht eine Todeskrankheit für ſie herbei. Rufina, die zu einer gottſeligen Jungfrau herangeblüht und mit Aletius vermählt war, betrübte ihren vortrefflichen Gatten nie, außer durch ihren frühzeitigen Tod. Er war ſehr befreundet mit dem heiligen Paulin, Biſchof von Nola, auch einem der großen Bekehrten dieſer an Bekehrungen ſo reichen Epoche. In dem Troſtbrief, den Paulin an Aletius nach Rufina's Tode ſchrieb, nennt er ſie „Tochter der Vollkommenheit, Schweſter der Jungfräulichkeit, Gattin des Glaubens; denn ſie

Einfache aber goldene Worte, werth zu allen Zeiten von allen Kindern der Kirche, gleichviel ob Prieſter ob Laien, beherzigt zu werden! — Die hohe Einfachheit, mit welcher Pater Eudes alle Verhältniſſe von ſeinem Standpunkt aus betrachtete, d. h. mit einem in Gottes Gnade und Fügung verſenkten Geiſt, gab ihm eine große Menſchenkenntniß und die klarſte Beurtheilung und Einſicht des Getriebes der menſchlichen Leidenſchaften, in welches er ſich nie hineinziehen ließ.

Als der Biſchof von Evreux ihn zu ſeinem Coadjutor zu haben wünſchte und deshalb in Paris einige Schritte that, ſchrieb Pater Eudes an den Superior des Eudiſten-Hauſes zu Evreux darüber:

„Dieſe Nachricht hat mich nicht im Geringſten be-
„rührt, denn ich bin überzeugt, daß der Plan nicht
„zur Ausführung kommen wird, — was man Ihnen
„auch ſagen möge! — ſollte es aber dennoch geſchehen,
„ſo wäre ich ebenſo ruhig, weil es dann gewiß der
„Wille Gottes wäre. Sagen Sie das dem Herrn Bi-
„ſchof von Evreux. Ich wünſche keinen andern Lohn
„als den, welchen mein Heiland ſich erwählt hat: ſein
„Kreuz. Bis jetzt hab' ich es in tauſenderlei Weiſen
„gehabt, ohne, durch Gottes Gnade, unter der Laſt zu
„erliegen. Dies neue Kreuz, womit man mich jetzt be-
„droht, fürchte ich aber ganz und gar nicht. Ich kenne
„die Menſchen und weiß, daß es das iſt, welches ſie
„mir ſehr gern erſparen werden.“

war Paula's Tochter, Euſtochiums Schweſter und dein Weib." Sie hinterließ keine Kinder. Paulina, Paula's zweite Tochter, ſtarb im Jahre 398, ebenfalls kinderlos. Sie hatte in einer ſehr glücklichen Ehe mit Pammachius gelebt und, wie er, alle chriſtlichen Tugenden mitten in der Welt, zwiſchen allen Klippen geübt, an die hoher Rang und großer Reichtum ſo leicht führen. Tätige Liebe für die Armen war Paulina's hauptſächlichſte Beſchäftigung und Pammachius hielt es keineswegs unter der Würde ſeines Standes, ſeines Geiſtes und des Anſehens, das er als römiſcher Senator und als ein Mann der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft genoß, ſeiner Frau dabei zur Seite zu ſtehen; hielt es auch nicht für Raub ſeiner Zeit oder unvereinbar mit ernſten Studien und hohen Würden, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Er wetteiferte mit ſeiner Frau in dieſer demütigen Tugend, die nur im Himmel ihren Lohn, auf Erden aber ein reiches Maß des Undankes, der Verkennung, ja ſogar des bitteren Tadels findet. Paulina erreichte kaum die Mitte des Lebens, als Gott ſie in die Ewigkeit rief. Pammachius hatte ſie zärtlich geliebt. Ihr Tod löſte ihn noch mehr von der Welt ab, zog ihn noch mehr zum Überirdiſchen hin. Ihrem Herzen voll heiliger Liebe wollte er ein Denkmal ſetzen, das ihrer würdig ſei, und den Plan, den beide ſchon entworfen hatten, führte er um ſo eifriger allein aus. Er baute in Oſtia, da wo die Tiber ins Meer ſich ergießt und wo die Schiffe landen, die von fernen Küſten kommen, ein großes Hoſpiz und verwendete für dieſen Bau, deſſen Ausſtattung, Einrichtung und dauernde Begründung nicht nur Paulinens ganzes

Vermögen, das ſie ihm vermacht hatte, ſondern auch ſein eigenes, ſehr beträchtliches, und behielt ſich nur ein ganz geringes jährliches Einkommen vor. Dies Hoſpiz, und gerade auf dieſer Stelle, war eine große Wohltat. Rom war noch immer der Mittelpunkt der Welt. Aus allen Ländern, die der Zepter der römiſchen Kaiſer beherrſchte, aus allen Nationen, die dem Hirtenſtabe des Apoſtelfürſten folgten, wogten Scharen auf Scharen nach Rom. Die afrikaniſche und aſiatiſche Küſte des mittelländiſchen Meeres war damals nicht ſo ſtarr und tot, wie ſie jetzt unter der Herrſchaft des Islams geworden iſt. Mauritanien, Numidien, Libyen, Egypten, Syrien, Kleinaſien waren blühende, kultivierte Länder, mit einer zahlreichen Bevölkerung und mit vielen großen Städten, in denen Handel und Wandel, Bildung und Verkehr jeder Art im großartigen Maßſtabe ſtatt fanden. Unzählige Biſchofsſitze und die drei Patriarchate von Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien ergoſſen chriſtliches Leben, das ſie in Rom ſchöpften, durch dieſe Völker und Länder. Zu Gallien, Spanien und Britannien ſtand Rom in demſelben lebendigen und belebenden Verhältnis. Daraus entſprangen tauſend Beziehungen, vielfache Verbindungen, die Fremdlinge aus allen Zonen und von allen Zungen nach Rom führten. Das Hoſpiz des Pammachius zu Oſtia, Roms Hafenſtadt, nahm gaſtfrei alle auf, die müde, erſchöpft, krank von den Unbequemlichkeiten einer oft recht langwierigen Seefahrt dort landeten, und Ruhe und Pflege bedurften, bevor ſie die Landreiſe antraten . Dies Hoſpiz war zugleich Herberge und Krankenhaus, hauptſächlich wohl für Arme und Dürftige, aber auch für jeden ohne Unterſchied, der dort die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nahm. Alle wurden liebreich, wohlwollend und großmütig aufgenommen. Auch die Reiſenden, die von Rom kamen, übers Meer wollten und oft recht lange auf ein paſſendes Schiff, oder auf günſtiges Wind zu warten hatten, durften im Hoſpiz bleiben, was für Unbemittelte eine große Erleichterung war. Daher war der Zudrang denn auch ſehr beträchtlich, und der heilige Hieronymus ſagt, ſchon im erſten Jahre der Eröffnung des Hoſpizes ſei die Kunde „von der Herberge am römiſchen Meergeſtade nach Britannien, Perſien und Egypten gedrungen und ſei von der ganzen Welt geſegnet worden.“ Froh ſeines Werkes verließ Pammachius zuweilen Rom, ſeine Studien, ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, ſeine Arbeiten für Kirche und Glauben, ſeinen Briefwechſel, ſeinen Umgang mit den frömmſten und gelehrteſten Männern ſeiner Zeit, eilte nach Oſtia, nahm die Kleidung eines Spitaldieners, ging armen Fremdlingen entgegen, wuſch ihnen die Füße, wechſelte ihre Kleider, bediente ſie bei der Mahlzeit und bereitete ihr Lager. Und mehr und mehr freute er ſich, daß er die irdiſchen Güter, welche nach ſeinem Tode vielleicht in Hader und Zwietracht zerſtreut worden wären, in der Zeit ausgeſäet habe, um in der Ewigkeit, wenn er „ſeine Garben bringe“, Himmliſches dafür einzuernten. So lebte dieſer Gerechte noch zwölf Jahre nach Paulina's Tode und nachdem er die Trübſale Roms bei der Eroberung durch Alarich noch mit durchgemacht hatte, verſchied er im Frieden des Herrn um dieſelbe Zeit, wie Marcella, im Jahre 410.

Paula's einziger Sohn, Toxotius, machte keine Ausnahme in dieſer Familie von Heiligen. Er hatte ſich verehelicht mit Leta, der frommen Tochter des alten heidniſchen Götzenprieſters Albinus. Das Reis des Chriſtentums war auf dieſen grauen Stamm gepfropft worden und hatte die Wildlinge umgebildet, ſo daß ſie heilige Früchte trugen. Der Greis ſelbſt aber blieb heidniſch zwiſchen ſeinen chriſtlichen Kindern. Die Ehe des Toxotius war anfangs kinderlos. Das Gebet beider Gatten und das Gelübde: wenn Gott ein Kind ihnen ſchenke, es ganz Ihm zu weihen, erwarben ihnen denn auch wirklich ein Kind der Gnade, Paula, zum Unterſchiede von ihrer Großmutter, die jüngere genannt. Dieſe Nachricht erfüllte die heilige Paula mit unſäglicher Freude, die ſich durch alles, was ſie von der lieblichen Enkelin vernahm, immer ſteigerte. Mit ſtammelnder Zunge und in der Wiege ſang die Kleine Alleluja! und die erſten Namen, die ſie ausſprach, waren Paula und Euſtochium. Albinus war ein entſchiedener Feind der chriſtlichen Religion geweſen; doch dies Kind, an dem ſein Herz hing, das er auf den Armen trug und ungern von ſeiner Seite ließ, dies betende Kind wandelte ſeine Seele um. Leta's Ehe und tugendhaftes Leben, die gottſeligen Geſpräche, die ſie mit Toxotius führte, die fromme und freudige Pflichterfüllung, in welcher beide ſich übten, die guten Lehren und Beiſpiele, die ſie ihren Hausgenoſſen gaben, alles das hatte ein gründliches Fundament zur Bekehrung des Albinus gelegt, welche jetzt durch das Gebet der Unſchuld vollendet wurde. Er konnte nicht länger widerſtehen! dies heilige, gläubige Haus heiligte den ungläubigen Greis und Leta pries Gott für das große Wunder, daß ihr Vater, der heidniſche Hoheprieſter, in ſeinem ſpäten Alter zur Wiedergeburt durch die Taufe gelangte und ſich mit den Kindern und Einfältigen demütig in der katholiſchen Glaubenslehre unterrichten ließ. Damit ihr aber die Schale des Lebens nicht allzu ſüß ſei, miſchte Gott heilſame Bitterkeit hinein: Toxotius ſtarb. Leta faßte den Entſchluß, alle chriſtlichen Tugenden ebenſo treu als Witwe, wie als Gattin zu üben und nur Gott, für das Heil ihrer Seele und für ihre Tochter zu leben. Um dieſe zur geiſtlichen Vermählung mit Chriſtus erziehen zu können, erbat ſich Leta eine ſchriftliche Anleitung von Hieronymus. In der Seele aller Heiligen klingt das Wort Jeſu nach: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“ Für alle Heilige iſt die Erziehung der Kinder eine hohe und heilige Aufgabe, weil es nichts höheres gibt, als zu Jeſu hinzuführen. Mit bewundernswürdiger Liebe, gleichſam mit einer Mutterliebe, welche auf geringe Einzelheiten ſieht, die dem Auge eines Vaters allenfalls entgehen können, erfüllt der große Kirchenlehrer Leta's Wunſch und verſchmäht nicht, zwiſchen all' ſeinen gewaltigen Arbeiten mit der Erziehung dieſes kleinen Mädchens ſich zu beſchäftigen. Es iſt einzig, wie die Liebe zu Gott die Herzen der Heiligen ſo groß und ſo weit macht! Er ſchreibt an Leta: „Soll deiner Tochter unbekannt bleiben, was Eitelkeit und Laſter iſt, ſo erziehe ſie im Tempel wie Samuel und in der Wüſte wie Johannes den Täufer. Was ſie hört und ſieht, ſoll geeignet ſein, ſie zu Gott zu führen. Kein Wort, das ihr einen Begriff vom Böſen geben könnte, berühre ihr Ohr, kein weltliches Lied ihre Lippen. Sobald ſie verſtändlich ſpricht, präge ihrem Gedächtnis etwas von den Pſalmen ein. Keine Dienerin darf ihr nahen, die vom Weltgeiſt beſeelt iſt, und kein Kind, das ein ſchlechtes Beiſpiel ihr geben könnte. Laß ſie nie lernen, was ſie in der Folge wünſchte, nicht zu wiſſen. Verſchaffe ihr ein Alphabet, deſſen Buchſtaben von Holz oder Elfenbein ſind, damit ſie ſpielend ſie lerne. Später übe ſie durch Handführung, daß ſie jeden Buchſtaben mit ihrem Finger auf Wachs nachbilde, und dann laß ſie die Namen der Patriarchen von Adam an ſchreiben. Hüte dich, ihr Abneigung gegen das Lernen zu erregen, weil dieſe Geſinnung ihr ſpäter bleiben möchte. Wähle ihr als Lehrer einen unterrichteten, tugendhaften Mann, der es ſeiner nicht unwürdig hält, in den Anfangsgründen ſie zu unterweiſen. Ariſtoteles verſah ja dies Amt bei Alexander dem Großen! Sie darf an ihren Eltern nichts ſehen, was ſie nicht nachnahmen dürfte. Sie ſei liebevoll gegen Jedermann und beſonders zärtlich gegen ihren heidniſchen Großvater. Frühzeitig erfahre ſie, daß ſie eine Braut Chriſti werden ſoll. Wenn deine Tochter herangewachſen ſein wird, ſo gehe ſie nie anders als mit ihren Eltern aus, meide tändelnde Beluſtigungen und große Gaſtmähler. Die allerſeligſte Jungfrau Maria, die bei dem Anblick eines Engels erbebte, weil er unter der Geſtalt eines Mannes erſchien, ſei ihr Vorbild. Sie gehe nur in die Kirche und zu den Gräbern der Martyrer, und am häufigſten halte ſie ſich in ihrem Kämmerlein auf, abwechſelnd beſchäftigt mit Beten, Leſen, Arbeiten. Was die Arbeit betrifft, muß ſie ſpinnen und ihre Kleider anfertigen können. Leſen muß ſie griechiſch und lateiniſch ganz geläufig und beide Sprachen mit größter Reinheit ſprechen und ſchreiben. Die Ordnung, nach welcher ſie die heiligen Schriften kennen lerne, ſei dieſe: mit dem Pſalter beginne ſie und übe ſich dabei zugleich im Pſalmengeſang. Dann laſſe ſie die Sprichwörter leſen, damit ſie die Sittenvorſchriften kennen lerne. Auf dieſe folge das Buch Eccleſiaſtes, das ſo recht geeignet iſt, Verachtung der Welt einzuflößen. Dann gib ihr die Evangelien, welche deine Tochter allezeit in Händen haben ſoll. Darauf leſe ſie die Geſchichte der Apoſtel und ihre Briefe, und lerne die Propheten und die geſchichtlichen Bücher auswendig. Dann kann ſie das Hohelied leſen, weil ſie vorbereitet ſein wird, es im geiſtigen Sinne zu verſtehen. Außerdem kann ſie ohne Gefahr die Werke des heiligen Cyprian, die Briefe des heiligen Athanaſius und die Schriften des heiligen Hilarius durchgehen. Was das Gebet betrifft, ſo ſtehe ſie zur Nachtzeit auf und halte pünktlich die Gebetsſtunden des Tages, um dem Pſalmengeſang zur Mette, Terz, Sext, Non und Veſper obzuliegen. Übermäßige Faſten mißbillige ich. Auf einer langen Reiſe muß man ſeine Kräfte ſchonen, weil man auf halbem Wege unterliegt, wenn man Anfangs zu geſchwinde läuft. Die Bußübungen der Faſtenzeit ſollen freilich ganz ſtrenge ſein; mehr jedoch bei wohlgenährten Weltleuten, als bei ſolchen, deren Leben ein beſtändiges Faſten iſt. Die gewöhnliche Speiſe deiner Tochter ſei Gemüſe, zuweilen etwas Fleiſch, und jede Mahlzeit ſo mäßig, daß ſie gleich darauf leſen oder Pſalmen ſingen könne. Wein braucht ſie nie zu trinken.

Sind die Weiſungen, die ich dir gebe, zu Rom nicht ausführbar, ſo ſchicke deine Tochter nach Bethlehem, damit ſie unter den Augen ihrer Großmutter erzogen werde. Ich ſelbſt will dann ihr Lehrer und Vormund ſein und ich werde mich geehrt fühlen, eine Braut Jeſu Chriſti zu unterrichten, die da beſtimmt iſt, dereinſt im Himmel zu herrſchen.“

So abgetötet war in Leta die betrügeriſche Natur, die unter dem Vorwande der Pflichterfüllung nur eine Befriedigung ihrer Selbſtliebe ſucht, daß ſie den Rat des heiligen Hieronymus wohl erwog. Und als ſie erkannte, daß es zu Rom nicht möglich ſei, ihre Tochter „wie im Tempel und wie in der Wüſte“ zu erziehen, und daß dieſe Erziehung die Grundlage des ewigen Heiles und eine Bedingung der Glückſeligkeit ihres Kindes ſei: da fragte ſie nicht Fleiſch und Blut um Rat. Sie trennte ſich von dem Kinde, dem einzigen, dem heißerflehten, in dem alle Erinnerungen an alles Glück ihrer Vergangenheit ſich verſchmolzen, und ſchickte es, nachdem es etwas herangewachſen war, zu der Großmutter nach Bethlehem. Sie ſelbſt blieb in Rom und heiligte ſich durch das Gelübde beſtändiger Keuſchheit und durch Werke der Barmherzigkeit. Paula aber empfing mit unſäglicher Freude das Kleinod dieſer zarten Seele, welche ſie zu einem vollkommenen Opfer, zu einer makelloſen Braut Chriſti ausbilden ſollte. Unter dem Einfluß ihrer Gottſeligkeit und mit dem Beiſpiele ihrer Entſagung vor Augen, und umringt von lauter Seelen, die ihr nacheiferten, wuchs die Kleine wirklich wie im Tempel und in der Wüſte auf. Paula's Leben aber ging zu Ende. Ihr heißes Verlangen „aufgelöſt und bei Chriſtus zu ſein", ſollte in Erfüllung gehen. Sie fiel in eine ſchwere Krankheit und litt ſehr. Euſtochium war unermüdlich in der Pflege der geliebten Mutter, unzertrennlich von dem Krankenbett, ausgenommen, daß ſie oftmals mit ihren Tränen und Gebeten in die heilige Grotte der Geburt ſich flüchtete und dort Gott anflehte, ſie nicht der Mutter zu berauben oder ihnen beiden eine und dieſelbe Todesſtunde zu ſchenken. Aber kein Gebet und keine Pflege konnten Paula erhalten! ſie fühlte, wie der Tod nah und näher kam, wie die äußeren Glieder kalt und kälter wurden. Nur das Herz, das liebeglühende große Herz, war immer noch warm und hielt immer noch das Leben feſt, und mit leiſer Stimme ſprach ſie zu Gott Worte des Pſalmenſängers: „O Herr, ich habe den Ort geliebt, wo deine Herrlichkeit wohnt." „Wie lieblich ſind deine Gezelte, Herr der Heerſcharen!" „Mein Fuß ſteht in deinen Vorhöfen, Jeruſalem." Aber mit den Menſchen redete ſie nicht mehr, obgleich Euſtochium und der heilige Hieronymus, mehrere Biſchöfe und noch mehr Prieſter immer in ihrer Umgebung. Das Kloſter war wie belagert von Geiſtlichen und Weltlichen, die von ihr hören, womöglich ſie ſehen wollten. Hieronymus fragte ſie: „Warum redeſt du ſo gar nicht mit uns? biſt du bekümmert? drückt dich eine Laſt?" Paula antwortete in griechiſcher Sprache: „Nicht doch! ſondern alles iſt ſtill und ruhig in mir." Und mit gänzlicher Nichtachtung der Erde und aller Dinge, die zu ihr gehören, ſchloß ſie die Augen, um nicht in dem Frieden ihrer letzten Stunde geſtört zu werden, und ſprach bis zum letzten Atemzuge leiſe, ganz leiſe mit Gott allein. Dann erhob ſie ihre Hand, machte über ihren Mund das heilige Kreuzzeichen, ſeufzte mit der Braut des Hohenliedes: „Der Winter iſt vorüber, die Blumen laſſen ſich ſehen in unſerem Lande!“ und ihre Seele entfloh ins Reich der ewigen Liebe. Kein Weinen, keine Weheklage wurde laut; keine bittere Troſtloſigkeit gab ſich kund. Pſalmen wurden geſungen voll heiliger Hoffnung, voll feierlicher Freude, voll erhabener Liebe. Um was hätten Tränen neben dieſer Leiche fließen können? Prieſter nahmen brennende Kerzen zur Hand, Biſchöfe nahmen die Bahre auf ihre Schultern, ein langer Zug von Betenden ſchloß ſich ihnen an; ſo ging die Wallfahrt zur Kirche über der Grotte der Geburt. Dort wurde die heilige Leiche öffentlich ausgeſtellt. Wie eine Schlafende lag ſie da, unverändert blieb ihr ſchönes ernſtes Antlitz. Von nah und fern ſtrömten die Andächtigen herbei. Es fehlte kein Mönch, und wenn ihm ſeine Zelle, kein Einſiedler, und wenn ihm ſeine Abgeſchiedenheit noch ſo lieb war. Sogar die Nonnen erhielten Erlaubnis, ihre Klöſter verlaſſen zu dürfen. Man hätte es für eine Art von Kirchenberaubung gehalten, dieſer wahrhaft Seligen nicht die letzte Ehre zu erweiſen. Aber auch Bettler und Krüppel, Witwen und Waiſen miſchten ihren Dank und ihre Lobſprüche in die Pſalmengeſänge, die eine ganze Woche hindurch in griechiſcher, ſyriſcher, lateiniſcher und hebräiſcher Sprache über ihrem Grabe erklangen. Paula ſtarb am 26. Januar 404, abends nach Sonnenuntergang, in ihrem ſiebenundfünfzigſten Lebensjahre. Sie ſtarb ärmer als die ärmſten, die ſie je unterſtützt hatte. Die ganze

Und er hatte Recht! Nicht zu den Sorgen und Mühen eines Kirchenfürſten, ſondern zu denen eines Sendboden der Kirche gefiel es Gott, den Pater Eudes bis in ſein hohes Alter zu verwenden. Kraft und Freudigkeit zu dieſen außerordentlichen und ununterbrochenen Anſtrengungen ſchöpfte er aus der Liebesfülle und Andachtsglut ſeines innern, in Gott verabgründeten Lebens, welches die Drangſale des äußern ſo licht umgab, wie die ewige Glorie das blutige Kreuz. Er war der Erſte, welcher die beiden Andachten zu den heiligen Herzen Jeſu und Maria in ſeinen Congregationen einführte; das Feſt zum heiligen Herzen der allerſeligſten Jungfrau ſchon im Jahr 1653 und das zum heiligen Herzen Jeſu im Jahr 1673. Wie zwei unverwelkliche himmliſche Blumen erquickten ſie ihn bei ſeiner ſchweren Arbeit auf dem oft ſo unergiebigen und trocknen Felde der Miſſionsthätigkeit. Ueber das letztere ſchrieb er ein

Circularſchreiben an die Congregation Jeſu und Maria über die Einführung des Herz-Jeſu-Feſtes.

„Obgleich wir noch kein beſonderes Feſt zu Ehren
„des heiligen Herzens Jeſu, wohl aber eines um das
„ſeiner heiligen Mutter zu feiern, begangen haben: ſo
„war es doch nie unſere Abſicht, dieſe beiden ſo innig
„verbundenen Herzen zu trennen. Aber die göttliche
„Vorſehung, die Alles mit wundervoller Weisheit lenkt,
„hat zugelaſſen, daß wir das Feſt der Mutter vor

Sorge für ihre beiden Kloſterſtiftungen, in denen ſich eine beträchtliche Anzahl von Mönchen und Nonnen befanden, war das irdiſche Erbe, welches ſie ihrer geliebten Euſtochium hinterließ und welches dieſe mit derſelben Hochherzigkeit antrat. „Der Herr regieret mich und nichts wird mir mangeln!“ (Pſ. 22, 1.) In ſolchem Vertrauen auf Gott ſetzte ſie das Werk ihrer Mutter fort. „Sei getroſt, meine Euſtochium,“ ſo redet Hieronymus ſie in Paula's Lebensbeſchreibung an; „dir iſt eine große Erbſchaft heimgefallen, denn Gott der Herr iſt dein Teil.“ (Klagl. 3, 24.) „Und damit du nun ſo mehr dich erfreueſt, ſo wiſſe, daß deine Mutter durch eine lange Marter ihre Krone errungen hat. Denn nicht im Blutvergießen allein beſteht die Marter, ſondern auch das iſt eine, und zwar eine tägliche und langwierige, Gott dem Herrn mit unſträflichem und eifrigem Gemüte zu dienen. Jene Marter verdienet einen blutroten Kranz von Roſen; dieſe aber einen weißen von Lilien. Dem Bräutigam im Hoheliede wird darum die rote und weiße Farbe zugeſchrieben, weil er den Überwindern, ſei's im leiblichen, ſei's im geiſtlichen Marterkampfe, dieſe Siegeskränze austeilt. Deine Mutter, meine Euſtochium, iſt dem Befehl des Herrn bei Jeremias (51, 6) nachgekommen, welcher ſagt: Fliehet mitten aus Babylon und erlöſet eure Seelen. Das hat ſie getan. Sie hat ihr Vaterland verlaſſen, ſie iſt in Chaldäa geblieben, ſie hat nie nach Egyptens Fleiſchtöpfen zurückverlangt. Unter jungfräulichen Scharen iſt ſie eine Genoſſin unſeres Heilandes geworden und aus dem armen Städtlein Bethlehem ins himmliſche Jeruſalem zu Ihm hinaufgeſtiegen. Jetzt ſagt ſie zu Ihm, wie einſt Ruth zu Noemi: Wo Du bleibſt, da will ich auch bleiben; Dein Volk iſt mein Volk und Dein Gott iſt mein Gott. „Und mit dem Anrufe an die Heilige ſchließt der Heilige: „So lebe denn wohl und ewig wohl, du ſelige Paula, und hilf durch deine Fürbitte dem hohen Alter desjenigen, der dich immer geſchätzt und geliebt hat. Dein Glaube und deine Werke haben dich Chriſto dem Herrn zugeſellt und vor ſeinem Angeſicht wird deine Bitte Erhörung finden.“

Euſtochium wurde zur Vorſteherin des Kloſters in Bethlehem gewählt und lebte dort eine Reihe von Jahren mit dem Blick auf die Ewigkeit, abgeſtorben für die Welt. Aber in der Welt gedachte man ihrer: das Elend und die Armut, um ſie zu ſegnen; die Bosheit, um ſie zu haſſen. Der Irrlehrer Pelagius warf die göttliche Gnade aus dem inneren Menſchen heraus; wie hätte er die zarteſte und höchſte Blüte, welche unter dem Strahl der Gnade ſich entfaltet, das jungfräuliche gottgeweihte Leben, nicht verwerfen ſollen! überdies iſt es ein Zug, der alle Häreſien als die Kinder eines Hauſes charakteriſiert: ſie ſind Gegner der heiligen Aszeſe und der Klöſter, d. h. mit anderen Worten: ſie ſind Gegner der chriſtlichen Vollkommenheit; und müſſen es folgerichtig ſein. Denn nur in der katholiſchen Kirche wird ſie gehegt und gepflegt, und von dieſer Kirche haben ſie ſich getrennt! Pelagius fand Schutz bei dem Erzbiſchof Johannes von Jeruſalem. Er wußte wohl, welche abgeſagte Feinde ſeiner Irrlehre in den ſtillen Klöſtern zu Bethlehem unter der Leitung ſeines gewaltigen Gegners, des uralten Greiſes Hieronymus ſich befanden. Er ſchickte eine wüſte Bande dahin ab, um Rache an ihm und an ihnen zu nehmen. Paula's Kloſter wurde in Aſche gelegt, Mönche und Nonnen geſchlagen und mißhandelt, ein Diakon umgebracht. Hieronymus zog ſich in einen feſten Turm zurück. Euſtochium und ihre Nichte Paula entflohen mühſam dem Feuer und dem Schwerte und ſchrieben an den Papſt Innocenz I., um ſich über ſolche Gewalttätigkeit und Grauſamkeit zu beklagen. Der Papſt nahm die Gekränkten in Schutz; aber Euſtochium ſtarb bald darauf um das Jahr 419 und wurde neben ihrer Mutter beerdigt. Hieronymus hatte eine hohe Meinung von ihrem tiefen, ſtarken und ſcharfen Geiſt. Alles, was er ſchrieb, legte er ihr zur Beurteilung vor, und ſie war ſo feſt in Chriſtus eingeſenkt, daß all ihre gelehrten Studien ſie nie aus der inneren Sammlung und aus der Vereinigung mit Gott zu bringen vermochten. Ihre Nichte, die jüngere Paula, ſtarb, wie ſie gelebt hatte, „im Tempel und in der Wüſte" des Kloſters. Sie war die letzte ihres Hauſes, das nun drei Generationen von Heiligen in den Himmel geſchickt hatte. Es hatte ſeine Beſtimmung wohl verſtanden und in der Heiligkeit ſeine frühere Herrlichkeit begraben. Bei Chriſtus entſchwindet die Welt. Die letzte Tochter der Ämilier und Julier ging unbekannt und friedlich unter zu Bethlehem in der Höhle des „verborgenen Gottes".

Die beiden Melanien.

„Geh' aus deinem Lande und aus deiner Verwandtſchaft, und aus deines Vaters Hauſe, und komm' in das Land, das ich dir zeigen will." (Geneſ. 12, 1.)

Die ältere Melania war auch eine jener heilsdurſtigen, feurigen Seelen, die, gleich dem heiligen Apoſtel Paulus, „alles zum Schaden ſich rechnen, was nicht Chriſtus iſt"; war auch eines jener Werkzeuge Gottes, welches der Zeit ein großes Beiſpiel der Entſagung gab, und durch welches das chriſtliche Rom zurückerſtattete, was das heidniſche geraubt hatte. Ihr Name wurde ſo glänzend und ſo groß, daß neben ihm der Name ihres Geſchlechtes und ihres Gatten im Dunkel verſchwunden ſind. Ihr Vater hieß Marcellinus und war Konſul im Jahre 341. Mit dem heiligen Prieſter Felix, der hundert Jahre früher zu Nola in Campanium vielfaches Martyrertum litt, war Melania' verwandt, war aus einer reichen altrömiſchen Familie, aber in Spanien geboren, wo ſie große Beſitzungen hatte. Sie wurde ſehr früh vermählt; doch die Sorgen und Freuden des Eheſtandes erſtickten nicht das Verlangen ihres Herzens nach der höheren Vollkommenheit. Dies Verlangen war ſo lebhaft und aufrichtig, daß es ihre Seele frei von ungeordneter Neigung zu Mann und Kindern erhielt. Sie verlor ihn und zwei Söhne in ein und demſelben Jahre. Sie betete den Willen Gottes an, der durch dieſe Todesfälle auf andere Wege ſie wies, und ohne Tränen und Wehklagen ſprach ſie: „Herr, nun iſt es mir verſtattet, ohne Zerſtreuung und ohne Rückhalt Dir zu dienen." Melania war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt.

Ein Sohn war ihr geblieben „zum Andenken eines ehemaligen Glückes", ſagt der heilige Paulin, Biſchof von Nola, mit dem ſie ſehr befreundet war. Publicola hieß der Knabe; er war an Geiſt und Körper von der Natur mit den ſchönſten Eigenſchaften ausgeſtattet. Sie übergab ihn zur Erziehung ihrem Verwandten, dem Präfekten von Rom, und erwählte noch andere gelehrte und fromme Männer, welche die Aufſicht über ihn führen und ſeinen Unterricht leiten ſollten. Ihre Vermögensangelegenheiten brachte ſie ebenfalls mit der größten Pünktlichkeit in Ordnung. Ihr ganzes Vermögen beſtimmte ſie ihrem Sohne, der ſchon durch die Beerbung ſeines Vaters außerordentlich reich war; aber ihre eigenen ungeheuren Einkünfte behielt Melania ſich vor und nahm zum Mitgenuß derſelben die ganze leidende Chriſtenheit an Kindesſtatt an. Wie Marcella die erſte vornehme Römerin war, welche das klöſterliche Leben befolgte: ſo war Melania die erſte vornehme Pilgerin, die nach dem Morgenlande wallfahrtete, um die evangeliſchen Räte, welche ſie annehmen wollte, in der Vollkommenheit geübt zu ſehen. Sie reiſte zuerſt nach Egypten, als der hohen Schule der heiligen Aszeſe, und zu den alten Meiſtern des inneren Lebens. Der gelehrte Rufinus, Presbyter von Aquileja, der ſich damals in Rom befand, wurde Melania's hochgeſchätzter Reiſegefährte. Durch Frömmigkeit, Wiſſenſchaft, Bildung und Tugend verdiente er ihr Begleiter zu ſein. Im Jahre 372 verließ Melania Rom, welches ſtaunend, aber mehr tadelnd als lobend auf dieſen Entſchluß der hochherzigen Frau ſah. Sie hatte noch keine Vorgängerin gehabt; man wußte nicht, wie die Sache ſich wenden, welch' Ende ſie nehmen werde; man mißtraute der Beharrlichkeit der Jugend und überhaupt mißfiel es den Leuten, daß ſie ein lebendiges Beiſpiel der Entſagung in dieſer Frau bewundern ſollten. Welt iſt Welt, allezeit und überall! Der heilige Hieronymus ſtellt ſpäter einmal Paula und Melania zuſammen und ſchreibt:

„Wenn Juden und Heiden ſolche Leben tadelten, ſo wäre das zu ertragen. Ja noch mehr: es wäre tröſtlich, denen zu mißfallen, welchen Chriſtus ſelbſt nicht gefallen hat. Aber ach! Chriſten tadeln! katholiſche Chriſten ſuchen nach einem Splitter im Auge des Nächſten! Durch ihren Tadel des aszetiſchen Lebens hat es wirklich den Anſchein, als hofften ſie dereinſt auf geringere Strafen, wenn ganze Scharen mit ihnen zugrunde gingen! Hätten Melania und Paula ihre Zeit vergeudet mit dem Beſuche der Bäder, und ihr Vermögen verſchwendet für koſtbare Salben und Eſſenzen, und ihren Witwenſtand mißbraucht zu unerlaubten Freiheiten, wer weiß, ob man ſie nicht heilige Frauen nennen würde! jetzt aber, da ſie im Bußkleide und in der Aſche, mit Faſten und Weinen, in Armut und Gebet ihrem Gott dienen wollten, jetzt ſchilt man ſie hoffärtig.“ Hieronymus ſchmeichelt nie ſeiner Zeit. Aus ſolchen Äußerungen iſt zu entnehmen, daß die Stadt Rom, auch die chriſtliche, nicht mit lauter Melanien und Paula's bevölkert war. Wie dem nun ſei und welcher Hohn und Tadel ſich über Melania ergoſſen habe, ihr wurde eine glänzende Genugtuung zuteil, als ſie fünfundzwanzig Jahre ſpäter wie im

Triumphzuge nach Rom zurückkam. Überhaupt hat ihr Leben etwas ungemein Strahlendes und iſt dadurch ganz verſchieden von dem ihrer heiligen Zeitgenoſſinnen, aber nicht minder lehrreich und erbauend. Denn wie vollkommen mußte ſie ſein, um — ſtehend auf dem Höhepunkt der Zeit, das Augenmerk der chriſtlichen Welt, durch Geiſt und Tugenden die berühmteſte Frau des vierten Jahrhunderts, verehrt und bewundert von den Vätern und Lehrern der Kirche, von einem heiligen Hieronymus, einem heiligen Auguſtinus, einem heiligen Paulin von Nola, um ſich zu jener wundervollen Ablöſung von allem Irdiſchen und allem Erſchaffenen zu erheben, welche der Altvater, Abt Ammois, ſeinen Mönchen mit folgenden Worten empfiehlt: „Wenn der Menſch nicht im innerſten Herzen zu ſich ſelbſt ſpricht: Gott und ich — wir ſind allein auf der Welt; ſo wird er nie Ruhe haben.“ Vielleicht hatte Melania dieſe Lehre von ihm ſelbſt empfangen; denn ſie brachte faſt ein Jahr in Egypten zwiſchen den Meiſtern und Jüngern der Aszeſe zu. Zuerſt ſchiffte ſie mit Rufinus von Rom nach Alexandrien, wo ſie alsbald die gottſeligſten Männer aufſuchte, unter denen der heilige Iſidor, der Vorſteher des großen Spitals daſelbſt, weithin leuchtete. Von früher Jugend auf hatte er in der Wüſte ein äußerſt bußfertiges, demütiges Leben geführt und die ſündige Natur dermaßen abgetötet, daß er mehr einem Engel als einem Menſchen ähnlich war. Der heilige Athanaſius nahm ihn mit nach Rom, wo Iſidor die üppige Römerwelt durch ſeine unausſprechliche Anmut für die Aszeſe begeiſterte, denn alles an ihm, ſeine Perſon, ſein Blick, ſeine Sprache, ſein

Verſtändnis der heiligen Schriften, ſeine Erkenntnis der göttlichen Lehre, alles war bezaubernd, und ein ſolcher Liebreiz von Milde, Güte und Friedfertigkeit war durch Glaube und Andacht ſeinem ganzen Weſen aufgeprägt, daß die Heiden nicht blos ihn ſelbſt, ſondern ſogar ſeinen Schatten verehrten. Oftmals wurde ſein Geiſt in der Betrachtung entzückt und zwar nicht blos bei dem Gebet oder dem Gottesdienſt; ſondern mitten unter den Brüdern, beim Eſſen, vergaß er den leiblichen Genuß; die Speiſe entſank ſeiner Hand, ſelige Tränen entſtrömten ſeinen Augen und verklärt ſaß er da. Fragte man ihn, weshalb er denn weine mitten in der wonnevollen Anſchauung himmliſcher Geheimniſſe: ſo antwortete er: „Weil ich noch von irdiſcher Speiſe leben muß, ſtatt von den Freuden des Paradieſes.“ Der berühmte blinde Lehrer Didymus lebte damals auch in Alexandrien. In ſeinem vierten Jahre verlor er das Augenlicht, wodurch er verhindert wurde, leſen zu lernen. Dennoch brachte er es ſo weit durch die beſtändige Sammlung des Gemütes vor Gott, und durch unabwendbare Aufmerkſamkeit auf die Lehre von himmliſchen Dingen und ihre Betrachtung, daß er ein großer Kundiger und Dolmetſcher der heiligen Schrift wurde und altes und neues Teſtament Wort für Wort auswendig wußte, überſetzte und erklärte. Als die arianiſchen Streitigkeiten einmal den großen heiligen Antonius nach Alexandrien führten, beſuchte er den blinden Aszeten und fragte ihn unter anderem, ob es ihm leid tue, blind zu ſein? Didymus ſchwieg verlegen. Doch Antonius wiederholte die Frage und da mußte er freilich geſtehen, daß er ſich allerdings über ſeine

Blindheit betrübe. „O mein Bruder," ſprach Antonius, „gräme dich nicht, weil dir etwas fehlt, was auch Mücken und Fliegen beſitzen. Freue dich vielmehr, daß dir durch die äußere Blindheit das innere Licht der Erkenntnis ſo hell aufgegangen iſt." Melania beſuchte häufig den frommen gelehrten Blinden, um aus ſeiner Schriftkunde Nutzen zu ziehen. Häufig ging ſie auch zu einer Dienerin Gottes, die nicht weit von der Stadt in einer Felſengrabkammer ſich eingeſchloſſen hatte und ein ſo einſiedleriſches Leben führte, daß während zehn Jahren nicht Mann, nicht Weib ihr Antlitz ſah. Sie hieß Alexandra und Melania erzählt von ihr: Ich habe ſie nie gewahr werden können. Ich ſprach mit ihr durch die kleine Öffnung, in welche man ihr einige Lebensmittel in ihr Grab hinein reichte. Ich fragte ſie einſt, wie ſie es möglich machen könne, ſich aller menſchlichen Anſprache zu enthalten, und in ſo gänzlicher Abgeſchiedenheit, ohne alle äußere Hilfe, gegen Trägheit, Unluſt und Niedergeſchlagenheit des Gemütes tapfer zu kämpfen. „Das kann ich dir auch nicht weiter erklären," ſprach die ſelige Alexandra ganz einfach. „Ich weiß nur, daß ich vom Morgen an bis zur Non bete und Pſalmen ſinge und dazwiſchen etwas in Leinwand nähe. Die übrige Zeit des Tages verbringe ich mit Betrachtung des Lebens der Patriarchen und Propheten, der Apoſtel und Blutzeugen Chriſti. Abends eſſe ich mein Brot und die meiſten Stunden der Nacht vergehen mit Pſalmengebet. So fliehet die Zeit dahin und voll gutem Vertrauen harr' ich auf mein Sterbeſtündlein, das mich auflöſen und vor meines Heilandes Angeſicht ſtellen wird." Ich fragte, weiter: „Mit ungeordneter Zuneigung wendete ein junger Mann mir ſeine Liebe zu. Da habe ich mich lieber lebendig im Grabe verſchließen wollen, als eine Seele bekümmern und verſtören, die nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen iſt.“ Nach zehn Jahren fühlte Alexandra, wie ſich das ſo oft bei den Heiligen ereignet, daß ihr letztes Stündlein gekommen ſei. Sie legte ſich ſtill und züchtig zurecht, wie man die Leichen bettet, und wartete ſo auf den erſehnten Augenblick. Als die Perſon, welche ihr Nahrung brachte, keine Antwort von ihr empfing, eilte ſie mit dieſer Nachricht betrübt in die Stadt zurück. Man kam und brach die Türe des Felſengrabes auf. Da fand man die fromme reine Magd entſchlafen im Frieden des Herrn. Daß aber auch manchmal die Gottſeligkeit nur der äußere Anſtrich von ganz entgegengeſetzten Eigenſchaften war, macht ein Beiſpiel in dieſer nämlichen Stadt Alexandrien und zu derſelben Zeit recht einleuchtend. Palladius, Biſchof von Helenopolis, der auch Melania's Leben beſchreibt, erzählt es „den wahrhaft Frommen zum Lob, den übrigen zur Warnung.“ Ein Altvater ſagt: „Von dem kleinſten Werk, welches der Menſch tut, bis auf das größte, iſt alles in Gefahr des Hochmutes, ſowohl die Werke, als die Gedanken.“ Und der Hochmut, der die Seele von Gott ab- und dem Ich zuneigt, iſt die Wurzel alles Böſen. Es hatte ſich eine Jungfrau zu Alexandrien Chriſtus dem Herrn verlobt. Sie lebte ſtill und friedlich in ihrem eigenen Hauſe, wie das damals oft geſchah. Sie war reich. Statt nun dem lieben Gott zu danken, daß Er ſie würdige, eine arme Braut des armen Gottesſohnes werden zu dürfen, bemächtigte ſich der

„dem des Sohnes feierten, um uns vorzubereiten, dem göttlichen Herzen Jeſu unſere Anbetung darzubringen. Welcher Gegenſtand könnte derſelben würdiger ſein? Alles was in der Menſchheit Jeſu Großes, Erhabenes, Heiliges iſt, tritt uns gleichſam im Prinzip daraus entgegen. Gab es je ein edleres, ein liebenswürdigeres Herz, als das des Gottmenſchen? Gibt es ein Herz, das mehr der Huldigung würdig iſt, als dieſes göttliche, das in jedem Augenblick den himmliſchen Vater mehr verherrlicht, als alle Engel und Menſchen zuſammen ihn während der ganzen Ewigkeit verherrlichen können! Welche Dankbarkeit ſchulden wir dieſem mitleidsvollen Herzen, das durch ſeine zärtliche Liebe für die Menſchen der Quell aller Wunder der Gnade geworden iſt, welche die Barmherzigkeit Gottes nicht müde wird zu ihren Gunſten zu wirken!

„Die Neuheit dieſer Andacht iſt kein richtiger Vorwurf gegen ſie! Die Neuheit iſt immer verderblich in Allem, was das Gebiet des Glaubens betrifft; doch keineswegs iſt ſie immer zu verwerfen, wenn es ſich um einfache Andachtsübungen handelt. Die meiſten Feſte unſerer Kirche ſind nach und nach in ſie eingeführt worden, wie z. B. die des Allerheiligſten Sacramentes, des heiligen Namens Jeſu, der unbefleckten Empfängniß und des Namens Mariä. Andere waren es nicht gleich zu Anfang des Chriſtenthums und noch Andere ſind aus noch neuerer Zeit. Aber

Hochmut ihres Herzens und raunte ihr zu, daß ſie etwas Großes tue und ein bewundernswertes Opfer bringe. Sie gab dieſen Einflüſterungen des böſen Feindes Gehör und betrachtete ſich und ihren Entſchluß mit Selbſtgefälligkeit. Und dies Wohlgefallen an ihrer Handlungsweiſe brachte ſie nach und nach dahin, daß ſie allmählich die reine Abſicht auf Gott ganz verlor und dem furchtbarſten aller Laſter, das jeden Keim der Tugend verſteinert, anheimfiel: dem Geiz, unter dem Schein der Gottſeligkeit. Sie hatte eine kleine Nichte zu ſich genommen und dies Kind wurde ihr Abgott. Sie lebte äußerſt ſtill, einſam und ſpärlich; doch weder Betrübte noch Bedrängte, weder arme Kirchen noch Klöſter, ſahen auch nur einen einzigen Heller ihres Vermögens; ſie ſpeicherte alles für ihre Nichte auf und ſuchte ſich zu überreden, dies ſei tugendhaft und gottgefällig. Der heilige Iſidor ſah mit Betrübnis, wie ſich dieſe arme Reiche mehr und mehr von ihrem Ziel entferne und er verſuchte ihr eine Lehre zu geben . Er ging zu ihr und ſprach: „Ich weiß einen wahren Schatz von Juwelen zu kaufen, Hyazinthen und Smaragden, ein herrlicher Brautſchmuck für deine Nichte! vor der Hand fordert man nur fünfhundert Goldſtücke. Willſt du ſie zahlen? ich gebe dir die Verſicherung, daß jeder einzelne Stein viel mehr wert iſt.“ „Ich bitte dich, kaufe mir die Juwelen,“ bat ſie dringend. „Willſt du nicht mit mir gehen und ſie zuvor anſchauen?“ fragte Iſidor. „O nein,“ entgegnete die Scheinheilige, „du weißt ja, daß ich nicht unter die Leute gehe.“ Ihr Herz brannte aber nach den Diamanten und ſie drang dem heiligen Iſidor die fünfhundert Goldſtücke auf. Er machte ſich mit dieſer Summe froh davon und in ſein Spital und verwendete das Geld für ſeine Krüppel, Bettler, Kranke und Pilger. Inzwiſchen harrte die Geizige mit Sehnſucht auf ihre Juwelen. Es kamen aber keine, und Iſidor kam auch nicht. Sie verging vor Unruhe und Beſorgnis; wagte jedoch nicht, den heiligen Mann an dieſe Sache zu erinnern. Endlich konnte ſie ihr Verlangen nicht mehr bezähmen. Sie traf ihn in einer Kirche und fragte: „Nun, mein Herr, wie ſteht es mit den Smaragden und Hyazinthen?“ „O,“ ſagte er, „ich habe dein Geld gleich für ſie verwendet. Komm' in mein Haus, ich zeige ſie dir, und gefallen ſie dir nicht, ſo zahle ich die fünfhundert Goldſtücke dir zurück.“ Diesmal ließ ſie ſich nicht länger einladen; ſie ging mit Iſidor ins Spital. In den untern Räumen hatte er die Männer beiſammen, in den oberen die Weiber. „Schau!“ ſagte er, „wie gefallen dir dieſe Kleinodien der Kirche? ſind ſie nicht deines Goldes wert? ſaheſt du jemals Smaragden und Hyazinthen, die köſtlicher geweſen wären?“ Beſchämt verließ ſie den heiligen Spitalmeiſter und bedauerte in ihrem Herzen, daß ſie nicht freiwillig, ſondern durch ſeine fromme Liſt dazu genötigt, ihm die fünfhundert Goldſtücke für die Armen Chriſti gegeben habe. Bald darauf verehelichte ſich ihre Nichte und ſtarb kurz nach der Hochzeit. Für wen hatte ſie nun ihre Schätze geſammelt? Sie ging in ſich und gab ſie Gott, wie ſie ſich das in den Tagen ihrer Jugend vorgenommen hatte, und ſie ſegnete den gottſeligen Iſidor[1], der ihr eine heilſame Lehre gegeben hatte.

---

[1] Bei einem anderen Autor wird dieſer Spitalmeiſter Macarius genannt.

Iſidor fand in Melania eine ſo heilsdurſtige Seele, daß er ſich mit großer Liebe ihrer annahm und ſelbſt nach der Wüſte Nitria ſie begleitete. Da hielt ſie ſich ſechs Monate im Pilgerhauſe auf und war ſo glücklich, jene Männer zu ſehen, die, dem Leibe und den Leidenſchaften nach ſo abgetötet waren, daß der heilige Geiſt ſie würdigte, ſeine lebendigen Tempel zu werden. Einer von dieſen war der neunzigjährige Greis Hor, mit ſeinem ſchneeweißen Haar und ſeinem unſchuldigen fröhlichen Kinderantlitz. In der äußerſten Wüſte hatte er ſich lange Jahre geübt in dem Kampfe einer Seele, die nach der Vereinigung mit Gott ringt, und die alles und jedes, den Balken und den Splitter, aus dem Wege räumt, was ſich zwiſchen ſie und den Gegenſtand ihres Verlangens drängt. In dieſem geiſtlichen Streit, den die äußerſte Demut und die unüberwindlichſte Geduld allein ſiegreich führen, und in dem die glänzendſten Eigenſchaften ohne dieſe beiden Tugenden kläglich unterliegen, war der greiſe Hor zu einer ſolchen Höhe des Geiſteslebens empor geſtiegen, daß Gott ihn zum Meiſter und Lehrer anderer Seelen haben wollte. Denn Meiſter in einer Sache kann nur der werden, der ſelbſt Lehrling und Geſell war. Gilt das für den, der ein Paar Schuhe macht, um wie viel mehr muß es gelten in der ſchwierigſten und wichtigſten Kunſt: die Seelen, und oft ſo rebelliſche, unfügſame Seelen! zum Ebenbilde Gottes umzubilden. So war Hor nach Nitria gekommen und fünftauſend Brüder blickten mit großer Ehrfurcht und Liebe zu ihm empor, denn er wandelte und ſchaute im Lichte des Glaubens. Ein fremder Bruder war halbnackt vor ihm erſchienen und hatte um Kleider gebeten. „Gebt ihm keine,“ ſprach Hor zu ſeinen Mönchen; „aber holt ihm die ſeinen wieder. Er hat ſie da und dort verſteckt, um von uns beſſere zu erhalten.“ Niemand wagte ſeitdem ein unwahres Wort zu ſagen. Er ſelbſt ſprach nur von geiſtlichen Dingen und litt nie, daß man ihm auch nur eine Silbe aus der Welt erzählte. Seine inneren Erlebniſſe teilte er mit zur Warnung und Belehrung: aber immer als von einem anderen. Und ſo erzählte er auch einmal in Melaniens Gegenwart: Ein Anachoret hatte einſt eine ſchwere Verſuchung zum Hochmut, als ob Gott ein großes Wohlgefallen an ſeiner Tugend haben müſſe. Da erſchien ihm ein herrlich ſtrahlender Mann und ſprach zu ihm: Ich bin mit dir zufrieden, Menſchenkind! darum will ich dich vor aller Augen erhöhen und wie den Propheten Elias bei Leibesleben zum Himmel führen. Aber zuvor bete mich an. Dem törichten Mönch hatte Anfangs das Herz vor Freude geklopft bei dieſer Anrede; allein der Schluß machte ihn betroffen. Ich bete ja täglich meinen Gott und Heiland an, dachte er bei ſich ſelbſt; und wenn dies der Herr wäre, ſo würde er es ja wiſſen. Schweigend machte er das heilige Kreuzzeichen und die Erſcheinung zerfloß in Dunſt. Aber ſo nahe iſt die alte Schlange dem Hochmütigen und ſo gern verſucht ſie ihm zuzuziſchen: Du wirſt ſein wie Gott! Ein anderer Einſiedler, erzählte Hor, hatte ſeine Abgeſchiedenheit in der Wüſte ſo lieb, daß er ſich nicht entſchließen mochte, dem Rufe Gottes zu folgen, der ihn zu einem Diener anderer Seelen auf dem Wege der Vollkommenheit beſtimmt hatte. Der Einſiedler betrübte und fürchtete ſich ſein eigenes Heil dabei in Gefahr zu bringen. Da ſchickte ihm Gott einen Engel, der tröſtend zu ihm ſprach: Sei getroſt! es iſt der Herr, der dies ſchwere Amt dir auferlegt und der dich überköniglich belohnen wird. Denn ſo viele Seelen du für ihn gewinnſt, ſo viele Stufen kommſt du ihm näher in der Seligkeit. Aber hüte dich vor eitler Selbſtgefälligkeit. So erzählte der gottgefällige Greis viel Erbauliches und Lehrreiches, was, wie die Mönche verſicherten, ſeine eigenen Erlebniſſe waren. Melania ſagt von ihm, er habe nie eine Unwahrheit, nie einen Schwur, nie eine böſe Nachrede und nie ein überüberflüſſiges Wort über ſeine Lippen gebracht.

Von dem Altvater Pambo hatte Melania ſchon durch Iſidor eine ſehr hohe Meinung, die zur innigſten Verehrung wurde, als ſie ihn zu Nitria kennen lernte. Der Greis war beſtändig eingedenk der Mahnung ſeines großen Meiſters Antonius: „Vertraue nicht auf deine eigene Gerechtigkeit und feſſele deine Zunge.“ Demut nach innen, Schweigſamkeit nach außen ſind zwei gute Wächter vor der Tür des Herzens. Melania erzählt mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit, wie es ihr bei ihrem erſten Beſuche ergangen ſei: „Iſidor, der Prieſter Gottes, führte mich zu dem ſeligen Pambo, der emſig bei der Arbeit ſaß und Palmzweige zu Matten verflocht. Ich ließ von dem Silbergeräte, das ich aus Rom mitgenommen, dreihundert Pfund an Gewicht vor ihm niederlegen und bat ihn, dieſe Gabe gütig anzunehmen und für die Bedürfniſſe der Klöſter zu verwenden. „Gott lohne deine Liebe,“ ſprach Pambo zu mir, und zu einem ſeiner Jünger: „Nimm dies und ſorge, daß es an unſere Brüder in Lybien und in den Inſeln 1) verteilt werde; denn ſie haben es oftmals ſehr nötig. Den Klöſtern in Egypten gib aber nichts; in dem fruchtbaren Lande leiden ſie keinen Mangel.“ Ich ſtand unterdeſſen da und wartete, ob der ſelige Greis mir nicht ſeinen Segen geben oder wenigſtens ein freundliches Wort ſagen würde. Er ſchwieg aber und das Silbergeſchirr wurde fortgetragen, ohne daß er es eines einzigen Blickes gewürdigt hätte. Da ſprach ich: „Mein Herr und Vater, damit du wiſſeſt, was ich dir gebracht habe: es ſind dreihundert Pfund Silber.“ Ich richtete damit aber nichts aus, denn ohne ſeine Augen auf mich zu wenden, antwortete der Diener Gottes: „Meine Tochter, derjenige, dem du dies Geſchenk gibſt, hat nicht nötig, von dir zu erfahren, wie viel Pfund es wiegt. In ſeiner Wage liegen die Hügel und Berge; da wird er ſchon das Gewicht deines Silbers wiſſen. Hätteſt du es mir gegeben, ſo täteſt du wohl daran, mich darauf aufmerkſam zu machen. Da du es aber dem Gott geſchenkt haſt, der den Heller der Witwe zählte und lobte, ſo wär' es beſſer, du ſchwiegeſt.“ Kurz darauf ſtarb der Diener Gottes, ohne Krankheit, ſanft und ſchmerzlos. Er flocht gerade einen Korb, als ſein letzter Augenblick kam. Er ließ Melania rufen und ſagte: „Ich habe nichts, was ich dir geben könnte, als dieſen Korb; nimm ihn und gedenke meiner.“ Zu den Brüdern aber ſprach er: „Seit ich meine Zelle in der Wüſte er-

---

1) Die Alten nannten die Oaſen, weil ſie wie Eilande im Meere, in der Wüſte liegen: Inſeln. Die große lybiſche Oaſe hieß wegen ihrer Fruchtbarkeit bei den Griechen: die Inſel der Glückſeligkeit.

baute und bewohnte, hab' ich kein Stück Brot gegeſſen, das ich nicht mit meiner Hände Arbeit verdient, und kein Wort geſprochen, das ich je bereut hätte; und doch ſehe ich jetzt ein, meine Brüder, daß ich ein gottſeliges Leben noch gar nicht recht angefangen habe." Geld und Gut verſchenkte Melania mit vollen Händen; allein den Korb, den Pambo, und die Melote,[1]) die Macarius ihr ſchenkte, behielt ſie. Einſt hörte ſie auch die Ermahnungsrede, mit welcher der greiſe Mönch Pinuphius einen jungen Novizen aufnahm und unter anderem zu ihm ſprach: „Von heute an muß nach der Lehre des heiligen Apoſtels Paulus (Gal. 6 14) die Welt dir und du der Welt gekreuzigt ſein." Und willſt du wiſſen, wie das bei Leibesleben geſchehen könne: ſo ſag' ich dir: unſer Kreuz iſt die Furcht Gottes. Wer am Kreuz hängt, kann ſeine Glieder nicht regen und bewegen, wie er wohl möchte: ſo müſſen wir unſern Willen und unſere Wünſche lediglich vom Befehl Gottes abhängig machen. Wer am Kreuz hängt, iſt der Welt und den Geſchöpfen abgeſtorben, und wenn ihm auch das Herz noch ſchlägt: ſo müſſen auch wir irdiſchen Freuden und Begierden abgeſtorben ſein und unſern Sinn einzig und allein der Ewigkeit zuwenden, in die wir jeden Augenblick berufen werden können. Wer am Kreuz hängt, begehrt nichts mehr von all den Dingen, die er verlaſſen hat: ſo müſſen wir von der Furcht Gottes dermaßen unſer ganzes Gemüt einnehmen laſſen, daß wir eine aufrichtige Verachtung gegen Welt und Zeitlichkeit empfinden. Und dieſe Verachtung iſt die wahre Mutter der Demut. Denn wenn wir wirklich auf nichts Irdiſches Wert legen: ſo verachten wir unſern Eigenwillen, unſer Wohlbehagen, unſere Werke gerade ſo aufrichtig, wie alles übrige, und tun wir das, aber nicht mit den Lippen, ſondern aus ganzem Herzen: ſo ſind wir demütig. Kennzeichen der Demut iſt es, wenn der Mönch ſeinen Willen bis zur Abtötung verleugnet; ſeinem geiſtlichen Vater Gedanken und Handlungen kindlich anzeigt und demſelben überläßt, ſie zu beurteilen; in allen anbefohlenen Dingen mit Geduld und Sanftmut den Gehorſam übt; keinem eine Unbill zufügt, hingegen die ihm zugefügte mit Langmut erträgt: ſeine Zunge im Zaum hält und ſich ſelbſt für den geringſten Menſchen ſchätzt. Demut aber iſt der Anfang unſeres Heils, denn ſie zermalmt das Herz durch Reue und dieſe Zerknirſchung tötet den eigenen Willen. Durch die Abtötung des eigenen Willens werden aber auch die Laſter ausgerottet. Auf deren Vertilgung folgt die Frucht der Tugenden. Tugend gibt Reinheit des Herzens und das reine Herz gelangt zur vollkommenen Liebe.“

---

[1]) Gais- oder Schaffell, das zur Kleidung der Einſiedler gehörte.

Viele andere Lehren hörte ſie von den weiſen und frommen Altvätern in den Wüſten, die freilich zuerſt den Mönchen galten, doch für alle Menſchen beherzigenswert ſind, wie z. B.:

„Hüte dich, deinen Nächſten zu verachten; denn du weißt nicht, ob der Geiſt Gottes in ihm oder in dir iſt.“

„Der eigene Wille iſt eine Mauer von Erz zwiſchen Gott und dem Menſchen.“

„Es gibt keine größere Tugend für den Menſchen, als niemand zu verachten, außer ſich ſelbſt."

„Wie gelangt der Chriſt zur wahren Demut?" fragte ein junger Mönch. „Wenn er allezeit ſeine Sünden beherzigt," antwortete ein Greis.

„Wenn einem Mönch," ſagt Macarius, „Tadel wie Lob iſt, und Armut wie Reichtum, und Faſten wie eſſen: ſo wird er kein ſchlimmes Sterbſtündlein haben."

„Ach!" ſeufzte er, „wenn unſere Zerſtreutheit im Gebet und unſere Nachläſſigkeit beim Pſalmengeſang uns nachgerechnet wird, ſo werden wir ſchwerlich ſelig werden."

„Armut, Demut und Geduld in der Trübſal ſind das beſte Handwerkszeug eines Mönches," ſagt der Abt Moyſes.

Dem Abte Poemen erzählte man von einem Bruder, daß er in jeder Woche ſechs Tage faſte, jedoch ſehr zornmütig ſei. „O hätte er ſich doch mehr darauf verlegt, den Zorn zu überwinden, als im Faſten ſich zu üben!" rief Poemen.

„Wer mit andern Leuten lebt, ſei wie eine Bildſäule, die ſich nicht erzürnt, wenn ſie geſchmähet und nicht überhebt, wenn ſie gelobt wird.

„Stimmen unſere Werke nicht mit unſerem Gebetseifer zuſammen, ſo iſt der ganze Handel vergeblich."

„Die Fliegen und Mücken fallen nicht auf einen ſiedenden, ſondern auf einen lauen Topf. So wagen ſich die Verſuchungen des Teufels nicht an den Mönch, der vom Feuer der göttlichen Liebe entzündet iſt, wohl aber an den Trägen und Lauen."

„Kämpft der Menſch wacker, ſo wird er auch manchen Sieg erkämpfen."

„Wer ſelig werden will, muß bei allen Gelegenheiten ein ſtarkmütiges Herz haben."

„Von dem kleinſten Werk, welches der Menſch verrichtet, bis auf das größte, iſt alles in Gefahr des Hochmuts, Werke ſowohl wie Gedanken."

„Spricht nicht der Menſch in ſeinem Herzen: Gott und ich, wir ſind allein auf der Welt; ſo wird er nimmer Ruhe haben."

Aber auch von der Frucht hörte Melania erzählen, welche dieſe Lehren trugen, von der wunderbaren Frucht des Gehorſams, der bis zu einer übernatürlichen Selbſtverleugnung geübt wurde. Zwei junge Novizen wurden in die tiefe Wüſte mit einem Korbe voll Feigen zu einem kranken Einſiedler geſchickt. Sie gingen irre, verfehlten den Weg und verſchmachteten. Man fand ſie ſpäter entſeelt, in betender Stellung und in dem Korbe neben ihnen fehlte nicht eine Feige!

Dem Abt Sylvan warfen ſeine Jünger vor, daß ihm der Bruder Marcus lieber ſei, als ſie alle elf. Dieſe Klage kam anderen Altvätern zu Ohren und ſie gingen zu Sylvan, um ihn zur Rede zu ſtellen. Statt ſich zu verteidigen, führte er ſie vor jede Zelle, klopfte an und rief den Bruder bei Namen. Es erſchien aber keiner auf den erſten Ruf. Die Zelle des Marcus war die letzte, und kaum hatte Sylvan dort angeklopft, ſo ſtand auch ſchon Marcus auf der Schwelle und fragte nach dem Befehl. Sylvan ſchickte ihn mit irgend einem Auftrag fort, ging dann mit den Altvätern in die Zelle und zeigte ihnen, wie pünktlich im Gehorſam Marcus ſei; denn er war mit Abſchreiben beſchäf-

„ſind ſie deshalb weniger dem Geiſt der Kirche gemäß? „Wenn die Autorität der erſten Hirten ihnen das Sie„gel religiöſer Einheit aufdrückt, ſo kann ihre Ein„führung den ächten Gläubigen nur willkommen ſein. „Es ſind Mittel und oftmals Veranlaſſungen, die man „ihnen darbietet, um ihre Frömmigkeit zu beleben und „die durch ihre Neuheit ſelbſt ganz geeignet ſind, einen „lebhafteren Eindruck auf die Geiſter zu machen.“

Schwere körperliche Leiden ſuchten ihn in ſeinen letzten Jahren heim, damit kein Myrrhentrank ihm geſchenkt werde. Sie veranlaßten ihn, ſeine Stellung als General-Superior der Eudiſten aufzugeben und an ſeiner Statt den Herrn von Blouet-Camilly wählen zu laſſen. Er konnte ſich nun ungeſtört auf das Kreuz legen! — Dort athmete er ſein irdiſches Leben aus. Mit den Worten „Veni, Domine Jesu!“ ging dieſer Geſegnete Gottes in das ewige über — am 19. Auguſt des Jahres 1680.

Mußte ein Orden, der in dieſem liebegroßen und demüthiggläubigen Herzen ſeine Wurzel hatte, nicht einer Zukunft entgegen gehen, welche dem Stifter Ehre und Freude machte?

* * *

tigt geweſen und den Buchſtaben O hatte er, ohne ihn zuſammenzuziehen, verlaſſen. Da ſtaunten die Väter und ſprachen: „Wahrlich, du haſt recht, den Bruder Marcus zu lieben und auch wir wollen künftig ihn lieben, denn ohne Zweifel liebt Gott ihn ſehr.“

Zu dem Bruder Johannes dem Kleinen ſprach ſein Abt: „Fange uns die Löwin ein, die den Einſiedlern den Weg zur Kirche ſo unſicher und beſchwerlich macht.“ Johannes nahm einen Strick und ging nach dem einſamen Kirchlein. Die Löwin ließ nicht auf ſich warten, doch ſtatt den frommen Johannes anzufallen, floh ſie vor ihm. Er lief ihr nach und rief: „Steh ſtill, mein Vater hat mir befohlen, ich ſoll dich fangen.“ Und das wilde und grimmige Tier ſtand ſtill und ließ ſich fangen. Mit grenzenloſem Erſtaunen ſah der Abt ſpät am Abend ſeinen Johannes daherkommen und die Löwin unbefangen am Strick führen. Um ihn in der Demut zu erhalten, eilte er ihm entgegen, gab ihm ein paar Streiche auf die Schulter und rief: „Törichter Menſch, wie kannſt du uns das wilde Tier herbringen!“ Sanftmütig löſte Johannes die Löwin vom Strick ab und ſie floh ihrer Wildnis zu.

Rufinus, der Melania überall begleitete und noch länger als ſie zwiſchen Aszeten lebte, ſagt ausdrücklich: „In allen Klöſtern iſt die erſte und vornehmſte Tugend: der Gehorſam. Kein Mönch wird von dem Abt aufgenommen, der nicht in der Probezeit vielfach geprüft und alſo befunden worden iſt, daß er keinem Befehl des Abtes ſich entziehe, möge derſelbe noch ſo hart, ſchwer und unbillig ſein. Daher ſind auch die gemeinſchaftlich lebenden Brüder mit nichten minder vollkommen, als die Anachoreten." Rufinus bezeugt auch, mit eigenen Augen im Vorhof eines Kloſters das Bäumchen geſehen zu haben, an welchem der Bruder Johannes der Kleine den vollkommenen Gehorſam geübt, indem er auf Befehl ſeines Abtes Pachomius drei Jahre lang nichts getan, als einen trockenen Stecken begoſſen habe. Darauf grünte das Bäumchen, blühte und trug Früchte, die der heilige Abt in die Verſammlung der Brüder brachte und ſprach: „Koſtet die ſüße Frucht des heiligen Gehorſams." Alle Väter ſtimmten in der Anſicht überein, daß Gott von denen, welche ſich zum geiſtlichen Leben entſchloſſen, nichts weiter begehre, als die mühſame Erſtlingsfrucht des heiligen Gehorſams; aber eines ſo vollkommenen, daß nicht bloß dem Abt oder ſonſtigem Vorgeſetzten, ſondern auch dem geringſten Bruder um Gottes willen gehorſamt werde. Und da wurde erzählt, daß ein Mönch aus Neid zu ſeinem frommen Mitbruder ſagte: „Steige in den Nil hinab zu den Krokodilen." Der gehorſame Bruder tat es bereitwillig; und da kamen die Krokodile und leckten ſeine Füße. Denn „alle Kreatur harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes." (Röm. 8, 11.) Und ein Kind Gottes und Bruder des Gottesſohnes, der das Kreuz zum Szepter machte, iſt der durch den heiligen Gehorſam gekreuzigte Menſch. Deshalb ſagte auch der Abt Hyperichion: „Wer dieſe Tugend beſitzt, wird alles erlangen, was er begehrt, und wird furchtlos vor dem Angeſichte unſeres Herrn Jeſu Chriſti erſcheinen. Denn er folgt ja ans Kreuz unſerm Herrn und Heiland, der gehorſam war, bis in den Tod."

Auch von der Friedfertigkeit und kindlichen Einſalt der Anachoreten hörte Melania Liebliches erzählen; einen Zug unter vielen, der ihr beſonders anmutig erſchien. Zwei greiſe Altväter bewohnten ſeit langen, langen Jahren eine und dieſelbe Höhle in der Wüſte. Sie hatten ſtets in einer ſo vollkommenen Eintracht gelebt, weil ſie ſich beide um die Wette befliſſen, nichts zu wollen und zu tun, als den Willen Gottes, daß ſich nie auch nur die mindeſte Verſchiedenheit der Meinung, viel weniger eine Uneinigkeit zwiſchen ihnen kund gegeben hatte. Ja, ihre Friedfertigkeit ging ſo unglaublich weit, daß ſie gar nicht begreifen konnten, was und wie das ſei, wenn Leute einen Zank hätten. Da ſprach nun einmal der eine heilige Greis zum andern: „Mein Bruder, wir dienen Gott dem Herrn ſo leicht und ſo froh, daß wir von unſerer Eintracht gar kein Verdienſt haben. Laß uns verſuchen, einen kleinen Unfrieden zwiſchen uns zu ſtiften. Das ſoll ja in der Welt recht häufig geſchehen. „Wie du willſt, mein Bruder!" erwiderte der andere Greis! „nur weiß ich nicht, woher uns Unfriede kommen ſoll." „Aus der Behauptung und Verteidigung des Mein und Dein entſpringt in der Welt am leichteſten Zank und Streit," antwortete der Erſte. „Gut!" ſprach der Andere, „ſo ſoll denn jeder von uns behaupten, daß dieſer Stein, den ich jetzt zwiſchen uns lege, ihm gehöre, und daraus wird denn wohl Unfriede entſpringen." Der fromme Altvater legte die Hand an den Stein und ſprach: „Dieſer Stein gehört alſo mir." — „Nein, mir!" ſagte der andere und ſtreckte die Hand danach aus. „Ich behaupte, daß er mein iſt!" beteuerte der Erſte. „Nun, ſo behalt' ihn, mein Bruder!' entgegnete ſanftmütig der Zweite, und der Zank kam nicht zuſtande.

Gegen dieſe wehrloſen Lämmer der Herde Chriſti richtete Kaiſer Valens, der den Arianern geneigt war, ſeine große Verfolgung, gerade als Melania in Egypten war. Da ſegnete ſie Gott den Herrn für den Reichtum, den er ihr gegeben hatte; denn ſie ernährte fünftauſend aus ihren ſtillen Zellen verjagte Mönche und nahm ſich mit heldenmütigem Bekenntnis ihres katholiſchen Glaubens der verfolgten Biſchöfe und Prieſter an. Rufinus wurde auch in die Verfolgung verwickelt; Melania aber nicht, durch eine beſondere Fügung Gottes, der ſie brauchen wollte für ſeine ins Elend geſchickten Diener. Der arianiſche Statthalter von Alexandrien ſchickte auf Befehl des Kaiſers elf egyptiſche Biſchöfe, Abt Paphnutius von Scete, Abt Iſidor von Hermopolis, viele andere Geiſtliche und Einſiedler, im ganzen 126 Perſonen, nach Diocäſarea in Paläſtina; und Melania folgte unerſchrocken dieſen Bekennern Chriſti nach und ſorgte für alle ihre Lebensbedürfniſſe, wie eine treue Tochter und Schweſter. Der Statthalter von Syrien hatte verboten, dieſen Bekennern irgendwie Beiſtand zu leiſten. Man wollte ſie nicht gerade öffentlich, doch ſehr gern heimlich zu Tode martern und deshalb im Elend umkommen laſſen. Melania ſorgte aber dafür, daß dies nicht geſchehe, und ſo ſtreng ſie bewacht wurden, immer fand ſie Mittel und Wege, um die Wachen zu beſtechen und die Gefangenen zu erquicken. Um kein Aufſehen zu machen, hüllte ſie ſich in Sklavenkleider und ſchlich nachts zu den heiligen Bekennern. Der Landvogt von Paläſtina hörte von dem vielen Golde, das dieſe Frau mit grenzenloſer Freigebigkeit für die Gefangenen hingebe; er mochte hoffen, ihr ein Löſegeld abzupreſſen und befahl, ſie in den Kerker zu werfen. Da ließ ſie ihm mit ruhiger Hoheit ſagen: „Ich heiße Melania, war die Tochter eines römiſchen Konſuls und die Gattin eines römiſchen Senators, bin aber jetzt eine Magd Chriſti und trage deshalb, nicht aus Furcht und nicht um mich zu verſtecken, die Gewänder der Armut. Wähne alſo nicht, mich ſchrecken zu können. Ich mache dir dieſe Mitteilung, damit du wiſſeſt, mit wem du zu tun haſt.“ Der Landvogt änderte ſogleich ſein Verfahren, gab ſie frei, behandelte ſie mit großer Ehrerbietung und gewährte ihr fortan ungehindert Zutritt zu den Bekenern. Nachdem deren Verbannung aufhörte, ging Melania nach Jeruſalem und erbaute dort ein Kloſter, in welches ſie ſich mit fünfzig gottſeligen Witwen und Jungfrauen zurückzog, um arm und abgeſchieden, mit Gebet und Arbeit ihrem Gott zu dienen. Während ſie in ſo großer Dürftigkeit und Unſcheinbarkeit über zwanzig Jahre lebte, vollbrachte dieſe reiche Arme, dieſe demütig Vornehme ungeheure Werke der leiblichen und geiſtlichen Barmherzigkeit. Ununterbrochen floſſen ihr aus Rom, wie Öl in die Ampel für das ewige Licht, königliche Einkünfte zu und ununterbrochen ſtrömten ſie aus ihren Händen in die ganze chriſtliche Welt. Da war weder in Perſien noch in England, weder im Süden noch im Norden Not in einer Kirche, einem Kloſter, einem Spital, einem Gefängnis; Melania kam ihnen zu Hilfe und wußte immer und überall Rat zu ſchaffen. Sie war eine „Consolatrix afflictorum“ des großen chriſtlich-römiſchen Kaiſerreiches. In Jeruſalem hatte ſie eine Herberge geſtiftet, worin ſie Pilger, Fremdlinge, Reiſende, Bettler wie Reiche, Kranke wie Geſunde, Weltliche wie Geiſtliche aufnahm und jeden nach ſeinen Bedürfniſſen verpflegte. Kehrten dieſe Leute aus allen Ländern und Nationen wieder in ihre Heimat zurück und erzählten ſie von den Herrlichkeiten des gelobten Landes, ſo rechneten ſie auch dazu dieſe gebenedeite Melania mit ihren Werken der heiligen Liebe, und ſo wurde ſie bei fremden Völkern und in fremden Zungen ſchon bei Leibesleben ſelig geprieſen. Der heilige Hieronymus hatte eine ſolche Verehrung für Melania, daß er ſie eine zweite heilige Thekla nannte. Er wußte keinen ſchöneren Namen ihr zu geben, als den dieſer geiſtlichen Tochter des heiligen Apoſtel Paulus, dieſer erſten chriſtlichen Martyrin, indem Melania auch die erſte in ihrer Zeit und zwiſchen ihren Standesgenoſſinnen war, die über die Meere ging, um dort zu dienen, wo ihr Gott dienſtbar geweſen war. Wie eine andere Mirjam führte ſie den Reigen der Töchter Israels, Bußlieder ſingend, durch die Wüſte, und zog ſie ſcharenweiſe ſich nach in das himmliſche Kanaan. Palladius ſchreibt über Melania: „Sie lebte ſo, daß ſie keinen Menſchen beleidigte, ſondern faſt der ganzen Welt Gutes erzeigte.“ Denn ihre Milde und Güte öffnet ihr die Gemüter und ihre Gottſeligkeit benutzte dieſen heilſamen Einfluß, um auf die Seelen zu wirken und ſie für das Himmliſche zu gewinnen. Ein Kloſter in Jeruſalem war von der Irrlehre des Macedonius angeſteckt, welche den heiligen Geiſt als dritte Perſon der Gottheit leugnete. Vierhundert Mönche waren in dieſem Irrtum verwickelt. Da es ihnen auch in zeitlichen Dingen übel ging, und Krankheiten und mannigfache Nöten ſie heimſuchten: ſo ergriff Melania dieſe Veranlaſſung, um ihnen zuerſt in äußern Angelegenheiten hilfreiche Hand zu bieten. Dadurch wurde ſie mit den einflußreichſten unter ihnen bekannt, und ganz allmählich wendete Melania nun ihre Teilnahme den geiſtlichen Nöten zu und wurde durch milde Weisheit ein Werkzeug der Gnade Gottes, um dieſe Verirrten wieder auf den richtigen Weg zu führen und mit der Kirche zu verſöhnen.

Einſt kam ein Jüngling Namens Evagrius aus Conſtantinopel nach Jeruſalem und in Melaniens Herberge für Pilger. Er war krank und trotz ärztlicher Sorgfalt und aufmerkſamer Pflege blieb er auch krank; ein inneres Fieber rieb ihn auf, das allen Mitteln widerſtand; denn es hatte ſeinen Sitz in einer kranken Seele, in einem fiebernden Herzen. Das erkannte Melania und deshalb nahm ſie ſich mit beſonderer Teilnahme des armen Jünglings an. Wirklich gewann ſie dermaßen ſein Vertrauen, daß ſie eines Tages zu ihm ſprechen durfte: „Mein Sohn, deine Krankheit hat keinen natürlichen Grund. Du kannſt nimmer geneſen, ſo lange dein Gemüt leidet. Was iſt es denn, was dein Herz betrübt und quält? ſprich, mein Sohn, vielleicht können wir mit Gottes Gnade durch andere Mittel dir helfen, als durch Arznei.“ Da antwortete Evagrius: „Du haſt recht, meine Mutter, kein Arzt der Welt kann mir helfen! nur Gottes Gnade und die Fürbitte gottliebender Seelen.“ Und er vergoß Ströme von Tränen. „Gottes Gnade iſt unermeßlich,“ ſprach Melania liebevoll, „und wir haben ja hier in den Klöſtern fromme Seelen, welche gern Tag und Nacht deinetwegen Gott beſtürmen werden; alſo vertraue mir dein Anliegen an.“ Nun ſprach Evagrius: „Ich bin aus Pontus gebürtig; der milde, weiſe, hochgelehrte Biſchof Gregor von Nyſſa erkannte in mir gute Anlagen und weihte mich zum Lektor und dann zum Diakon. Als er in Kirchenangelegenheiten nach Conſtantinopel reiſte, nahm er mich mit und der dortige Erzbiſchof Nectario glaubte, daß ich ein geſchickter Kämpfer gegen das Unweſen mannigfacher Irrlehren ſein würde und ließ mich durchaus nicht wieder fort. Ich ſchrieb und predigte nun zwar wider allerhand Ketzereien und hatte viel Zuhörer und großes Lob; aber ach! mein Herz wurde hingeriſſen zu ſündiger Liebe gegen die Gattin eines vornehmen Mannes, die ihrerſeits eine ſtrafbare Neigung für mich hatte. Ich fürchtete Gott und bat ihn angſthaft, mich zu retten aus der ſchweren Verſuchung; und doch mochte ich nicht das tun, was mich gerettet hätte: ich floh nicht hinweg, und je länger ich blieb, deſto unmächtiger wurde ich gegen die böſe Leidenſchaft. Da ſchrie ich zu Gott um Hilfe in dieſer großen Not und er ſchickte mir ein Traumgeſicht: in ſchwere Kerkerſchaft wurde ich geworfen und ein Engel erſchien mir und ſprach: Hier wirſt du umkommen, wenn du nicht auf der Stelle entfliehſt. Schwöre mir auf dies Evangelienbuch, morgen die Stadt zu verlaſſen und ich helfe dir zur Flucht.“ Froh der unverhofften Rettung legte ich den Schwur ab und erwachte. Aber die Stimme des Engels klang noch in meinem Ohr und immer hörte ich die Worte: hier wirſt du umkommen! Der Kerker, der mich gefangen hielt, war Conſtantinopel, und die Kette, die mich feſſelte, war die ſündhafte Liebe. Ich raffte all meine Kraft zuſammen, brachte meine Habſeligkeiten auf ein Schiff und floh ins gelobte Land. Aber ach! der böſe Feind verläßt mich nicht und quält mich unabläſſig mit der furchtbaren Verſuchung, das geiſtliche Kleid von mir zu werfen, in die Welt zurückzukehren und zu leben, wie die Welt lebt.“ Nachdem Evagrius mit tiefer Troſtloſigkeit ſo geſprochen hatte, antwortete Melania liebreich: „Gewiß, mein Sohn, du bedarfſt recht ſehr der Gebetshilfe und wir wollen Gott den Allmächtigen dringend bitten, daß er dir Kraft an Leib und Seele ſchenken wolle; aber dafür verſprich ihm, aufrichtige Buße zu tun, wenn es ihm gefallen ſollte, dein Leben zu verlängern.“ Das verſprach Evagrius und Melania und alle frommen Seelen, welche um ſie verſammelt waren, ließen nicht ab, Gott mit Bitten für den ſchwerkämpfenden Jüngling ſo lange zu beſtürmen, bis er ihm himmliſche Scharen zu Mitkämpfern ſchickte, welche den uralten Feind des Seelenheils beſiegen halfen. Evagrius genas und fand in dem Entſchluß, Buße zu tun, ſeine Ruhe und ſeine Kraft wieder. Melania brachte ihm ſein geiſtliches Kleid und nachdem er es angelegt hatte, zog er von dannen nach Egypten und zuerſt nach Nitria, wo er die Anfänge des aszetiſchen Lebens übte; dann in die Einöde der ſogenannten Zellen oder Zellia. Fünfzehn Jahre brachte er in dieſen Wüſten und in dem Kampfe mit ſeiner Natur und ſeinen Leidenſchaften zu. Nie genoß er eine andere Nahrung als Waſſer und rohe wilde Kräuter, und konnte er mit Faſten und Gebet die Feinde des Heils nicht in die Flucht ſchlagen: ſo griff er auch wohl zu heroiſchen Mitteln, wie er denn einſt, als Verſuchungen zum Unglauben und zur Gottesläſterung ihn heftig plagten, während der glühenden Sommerzeit vierzehn Tage in afrikaniſcher Hitze unter freiem Himmel blieb. Dieſer Vorgeſchmack der Strafe der Verdammung ſollte ihn vor dem ewigen Feuer bewahren. Ein anderesmal überfiel ihn der unlautere Geiſt; da ſtieg Evagrius in einen eiskalten Brunnen voll giftigem Gewürm hinab und blieb darin, bis er halberſtarrt von der Kälte des Waſſers war. Das Gewürm tat ihm aber nichts zu leide und der unlautere Geiſt wich von ihm, als er ſah, daß Evagrius den Tod des Leibes weniger ſcheute, als den Tod der Seele und mit der heiligen Furcht Gottes die Verſuchung überwand. Die Sünde iſt wohl ein Goliath; aber die Liebe zu Gott iſt ein David, und David beſiegt den Goliath! Auf ſolche Weiſe verzehrte Evagrius Leib und Leben; allein die Seele erfüllte Gottes Gnade mit dem heiligen Geiſt, ſo daß er durch Weisheit, Wiſſenſchaft und Erkenntnis weithin leuchtete. Als man ihm die Nachricht vom Tode ſeines Vaters brachte, ſprach er lächelnd zu dem Boten: „Wohl mir, daß ich einen unſterblichen Vater, Gott den Allmächtigen, im Himmel habe!" So abgeſtorben war er gegen Fleiſch und Blut.

Es iſt ſehr lehrreich und warnend für die menſchliche Gebrechlichkeit, daß dieſe fromme und reine, kluge und hochherzige Melania an den Rand eines tiefen Abgrundes ſtreifte. Rufinus, den Palladius „den ſanftmütigſten und gelehrteſten der Menſchen nennt," lebte in einem Kloſter am Ölberg zu Jeruſalem und machte von dort öftere

Fünftes Kapitel.

Andere Congregationen mit demſelben Zweck.

Die Beſtrebungen des Pater Eudes, um ein Aſyl für arme Gefallne zu gründen, ſtanden nicht allein in ſeiner Zeit und auch früher ſchon hatte ſich die chriſtliche Barmherzigkeit mitleidsvoll ihnen zugewendet, ſo daß ſich religiöſe und weltliche Frauencongregationen in allen Ländern Europa's mit ihrem Elend beſchäftigten — freilich nur ſehr vereinzelt und ungenügend.

Es iſt rührend den Namen, welcher auf der Höhe ſeines Jahrhunderts mit Stralenglanz geſchrieben ſteht, auch bei dieſem Werk thätig zu finden. Der heilige Ignatius, der jedes verlorne Schäflein zur himmliſchen Heerde zurückzuführen ſuchte, nahm ſich hundert Jahre vor dem Pater Eudes in Rom der bußfertigen Sünderinnen an, indem er trotz ſeiner Armuth und trotz der Oppoſition, die er ſowohl bei Freunden als bei Gegnern fand, ihnen ein Aſyl eröffnete, in welchem vier fromme Frauen dem Heil dieſer Seelen ſich Gott zum Opfer bringen wollten. Es fanden einige große Bekehrungen in demſelben ſtatt, wodurch noch mehr Büßerinnen herbei gezogen wurden. Einige kehrten in die Welt zurück, nachdem ſie fern von derſelben ein erbauliches Leben geführt hatten, waren aber zu ſchwach, um deren Verlockungen zu widerſtehen. Ein großer Triumph für die Gegner des Heiligen! allein

Reiſen nach Egypten und auch zu den Mönchen auf dem Sinai. Wahrſcheinlich in Alexandrien, wo Origenes im Anfang des Jahrhunderts Katechet an der Schule der Katechumenen geweſen war und wo ſein Andenken in höchſten Ehren ſtand, wurde Rufinus ſo eingenommen für dieſen gewaltigen Geiſt, daß er alle Lehren und Anſichten des großen Lehrers ohne Unterſchied und ohne Prüfung annahm, und in Folge davon auch deſſen Patriarchon überſetzte, ein Werk, das namenlos in Rom erſchien und dort viel Unheil ſtiftete, wie ſchon im Leben der heiligen Marcella erzählt worden iſt. Es führte den Bruch der langjährigen Freundſchaft zwiſchen Rufinus und Hieronymus, und Herbe und Leidenſchaftlichkeit herbei, die ſich ſo leicht jedem Streit beimiſchen. Gegner des Rufinus warfen der Melania vor, daß ſie ganz von den origeniſtiſchen Irrtümern befangen geweſen ſei und daß ſie dieſelben mit Eifer verteidigt und verbreitet habe. Vielleicht ließ Gott ſie in dieſe geiſtige Gefahr geraten, um ſie zu prüfen, ob ſie zwiſchen all ihren Tugenden auch die demütige Unterweiſung unter die Autorität und Entſcheidung der Kirche in Glaubensſachen zähle. Möge ſie in Jeruſalem die Anſichten des Origenes überſchätzt haben; als ſie in Rom erfuhr, daß die Kirche dieſelben verdamme, war ſie eine ſo vollkommene Katholikin, daß ſich die Heiligen an ihr erbauten. Es war aber eine wichtige Familienangelegenheit, welche Melania im Jahre 397 nach Rom zurückführte. Ihr Sohn Publicola war ſeiner Mutter würdig, hatte ſich mit Albina, einer vornehmen Römerin, vermählt, und lebte mit ihr in glücklicher und geheiligter

Ehe. Für ſeine ſehr geiſtvolle und begabte Tochter Melania, die mit dem Namen auch das Herz, den Charakter und die Geſinnung ihrer Großmutter geerbt hatte, ſuchte er eine glänzende Verbindung aus und vermählte ſie bei dreizehn Jahren mit dem ſiebzehnjährigen Pinian, einem edlen jungen Römer, Sohn des Severus, der Präfekt von Rom geweſen war. Die Ehe war ſehr glücklich, denn beide Gatten waren in den reinſten Grundſätzen des Chriſtentums erzogen und lebten darin fort. Ihr gaſtliches Haus beherbergte mit Freude und Freigebigkeit Fremde, die nach Rom kamen; am liebſten Geiſtliche und am allerliebſten ſolche, die um des Glaubens willen zu leiden hatten. Als ein Anhänger des in Conſtantinopel verfolgten großen heiligen Patriarchen Johannes Chryſoſtomus kam Palladius nach Rom und in dies Haus. Die ältere Melania hatte er ſchon früher in Jeruſalem kennen gelernt und alles, was er von ihr erzählte, erfüllte das Herz ihrer Enkelin mit einer ſo hohen Verehrung, daß ihre Großmutter ihr höchſtes Vorbild eines ächtchriſtlichen Lebens wurde. Melania die Jüngere hatte ihrem Gemahl zwei Kinder geſchenkt, die beide im zarteſten Alter ſtarben. Sie betrachtete dieſen Verluſt als einen Wink Gottes, der ſie von irdiſchen Feſſeln löſen und näher an ſich ziehen wollte, und mit reinem Sinn und glühendem Herzen ſuchte ſie ihren Gemahl für ihren Wunſch zu gewinnen, fortan mit ihm in geſchwiſterlicher Freundſchaft zu leben. „Gott hätte uns nicht die Kinder abgefordert, wenn er gewollt hätte, daß wir uns mit irdiſchen Dingen befaſſen ſollten," ſprach ſie zu Pinian. Und wirklich rang ihre überweltliche Geſinnung dem Himmel die Gnade ab, daß ihr Gemahl denſelben Entſchluß faßte. Sie begann ſogleich ein aszetiſches Leben zu führen, aß nur einen Tag um den andern, bediente ihre Dienerinnen, kleidete ſich äußerſt einfach, verarbeitete ihre koſtbaren Gewänder zu Altar- und Kirchenzierden und verkaufte all' ihre Diamanten und ſonſtige Koſtbarkeiten. Den Erlös ſchickte ſie durch den frommen Prieſter Paulus ins Morgenland an die Klöſter und Einſiedler. Unter andern kam Paulus auch zu dem Einſiedler Dorotheus in Egypten, überbrachte ihm 500 Goldgulden und bat ihn in Melaniens Namen, dieſelben in gottgefälliger Weiſe für Almoſen zu verwenden. Dorotheus antwortete: „Mit ſolchen Schätzen verſtehe ich nicht umzugehen. Bringe ſie einem Bruder, der davon mehr Kenntnis hat als ich. Drei Gulden will ich behalten aus Dankbarkeit für den guten Willen der Geberin.“ Melania die Ältere hörte mit inniger Teilnahme den Entſchluß des jungen Ehepaares, der übrigens von andern Mitgliedern der Familie nicht eben gebilligt wurde. Sie hielt es für ihre Pflicht, ihrer Enkelin in ſo ſchwierigen Verhältniſſen beizuſtehen und ſie und Pinian zu ermuntern, beharrlich dem Ruf Gottes zu folgen. Sie hatte ſo eben die Ausſöhnung zwiſchen Rufinus und Hieronymus vermittelt. In der Kirche der Auferſtehung zu Jeruſalem hatten dieſe beiden verfeindeten Freunde der Feier der heiligſten Geheimniſſe gemeinſchaftlich beigewohnt und ſich die Hände gereicht. Von einem guten Werk ging Melania unermüdlich zum andern über, verließ Jeruſalem, ſchiffte ſich in Cäſarea ein, begleitet von verſchiedenen gottſeligen Männern und

Frauen und landete glücklich in Neapel. Dorthin war ihre ganze Familie ihr von Rom entgegen gereiſt, nicht blos Publicola und Albina, Melania und Pinian, ſondern ihre ganze Verwandtſchaft, inſofern ſie dem Chriſtentum angehörte. Darunter befanden ſich römiſche Senatoren, die mit allem Glanz ihres Ranges und Vermögens reiſten und in vergoldeten Wagen, mit herrlichen Pferden in prächtigem Geſchirr, umgeben von zahlreicher, koſtbar gekleideter Dienerſchaft, die arme Dienerin Chriſti empfangen. Das apoſtoliſche Leben der erſten Chriſten mit „einem Herzen und einer Seele“ blühete damals gar reich und lieblich und in viel größerem Maßſtab als zur apoſtoliſchen Zeit in der geſamten chriſtlichen Welt. Freilich gab es Spaltungen, Häreſien und Irrtümer und infolge davon Hader, Zwiſt, Feindſchaft und Abfall; aber die Glaubensfeſten, die treuen Katholiken, hielten innig zuſammen, wußten von einander und kannten ſich vom Morgenland bis ins Abendland. Der heilige Paulin von Nola gibt von dieſer freundſchaftlichen Gemeinſamkeit und von dem hochgebildeten Leben ſo vieler Menſchen aus der höchſten Geſellſchaft ein ſehr liebliches Bild. Er ſelbſt ſtammte aus einem großen römiſchen Geſchlecht, das in Frankreich bedeutende Güter beſaß. Dort, in Bordeaux, wo ſein Vater Pontius Paulinus Präfekt von Gallien war, wurde Paulin um die Mitte des vierten Jahrhunderts geboren und von dem berühmten Gelehrten und Dichter Auſonius, der freilich nur gerade genug Chriſt war, um nicht Heide genannt zu werden, gebildet und unterrichtet. Bei fünfundzwanzig Jahren empfing Paulin ſchon die Conſularwürde in Rom, war tadellos in ſeinen Sitten, freigebig gegen die Armen, gerecht und uneigennützig in ſeinen Ämtern. Zu allen Tugenden ermunterte ihn ſeine herrliche Gattin Thereſia, eine reiche edle Spanierin, in deren Herzen das Verlangen nach höherer Vollkommenheit brannte. Auf einer Reiſe nach Bordeaux lernte Paulin den heiligen Erzbiſchof von Mailand, Ambroſius, und den heiligen Biſchof von Tours, Martinus, kennen und die Unterredungen mit dieſen Männern ließen ihn ein viel höheres Glück im vertraulichen Umgang mit Gott ahnen, als er bis jetzt in ſeinem Leben, das doch ſo ſchön, ſo reich und ſo gut war, gefunden hatte. Nach dem irrigen Gebrauch der Zeit, der die Taufe bis an das Ende des Lebens verſchob, war auch Paulin, obſchon ſechsunddreißig Jahre alt, noch Katechumen. Jetzt ließ er ſich aber vom heiligen Delphinus, Biſchof von Bordeaux, taufen und die Gnade des Sakramentes erleuchtete ihn dergeſtalt, daß ihm ſeine ganze Vergangenheit voll Fehler und Gebrechlichkeit erſchien. Um ſich den Gefahren der Welt zu entziehen und wirkſamer an der Heiligung ſeiner Seele zu arbeiten, legte er Ämter und Würden nieder und zog ſich im Jahre 389 auf eines ſeiner Landgüter in Spanien zurück. Thereſia folgte ihm mit Freuden in die Einſamkeit. Ihre Ehe war bisher kinderlos geweſen; jetzt erfreute ihn die Geburt eines Sohnes, doch nur um ihm die Vergänglichkeit jedes irdiſchen Glückes recht eindringlich vor die Seele zu führen, denn nach acht Tagen ſtarb das Kind. Heiligen Seelen dient alles zur Heiligung. Paulin und Thereſia lebten fortan nach den evangeliſchen Räten der Keuſchheit und der Armut als treue

Geſchwiſter mit einander und widmeten ſich ganz den Werken der himmliſchen Liebe, die in dem Maße wächſt, als die irdiſche abſtirbt. Beide hatten die Abſicht, in die Wüſten des Orients zu gehen und dort der ſtrengſten Aszeſe ſich zu widmen. Sie verkauften all' ihre Beſitzungen in Spanien und Gallien und verwendeten das Geld zu großartigen Almoſen. Sie befreiten Gefangene, ſie zahlten für arme Schuldner, ſie verſammelten alle Notleidenden um ſich, und kleideten, ſpeiſten und beherbergten ſie. Dies Beginnen erſchien manchen als Wahnſinn, anderen als Unrecht; aber die Heiligen in der an großen Heiligen damals ſo reichen Zeit freuten ſich über dieſe beiden gottſeligen Menſchen. Paulin ließ ſich auch keineswegs durch Tadel und Verläumdung irre machen und antwortete nur immer: „O glückſelige Schmach, mit Jeſus zu mißfallen!" Es kam ſo weit, daß ſeine eigenen Sklaven, die er wie Brüder behandelte, ſich weigerten, ihm die geringſten Dienſte zu leiſten; ſo unwürdig eines großen Herrn kam ſeine Demut und Armut ihnen vor. Mit unerſchütterlichem Gleichmut beſtand er die Prüfung und plötzlich verwandelten ſich auch ſeine heftigſten Gegner in Lobredner. Ganz Barcelona verlangte ihn am Weihnachtsfeſt 393 zum Prieſter und der Biſchof wurde gezwungen, ihm, der ſich aufs Äußerſte weigerte, die heiligen Weihen zu erteilen, ohne die feſtgeſetzten Zeiten zwiſchen den niederen und höheren zu beobachten. Paulin willigte endlich unter der Bedingung ein, daß er nicht an die Kirche zu Barcelona gebunden ſei, und nach dem Oſterfeſt 394 verteilte er alles, was er noch irgend in Spanien beſaß, an die Armen und ging, nachdem er unzählige Tränen getrocknet und unzähligen Nöten abgeholfen hatte, nach dem ſüdlichen Italien, wo er bei Nola ein kleines Landgut beſaß, der einzige geringe Überreſt ſeiner „Königreiche," wie ſein Lehrer Auſonius ſeine Beſitzungen nennt. Nola liegt unfern Neapel, in dem reizenden Landſtrich, den man damals Campanien nannte, und den die vornehme und reiche römiſche Welt wegen der Seebäder, der geſunden Luft und der anmutigen Gegend beſonders gern zum Landaufenthalt wählte. Das Land war überſäet mit den ſchönſten Villa's; aber manche derſelben verloren jetzt nach und nach ihre ehemalige Beſtimmung: Stätten des Wohlbehagens und irdiſcher Genüſſe zu ſein. Mit der Bekehrung ihrer Beſitzer zog die chriſtliche Aszeſe in ſie hinein und tat Buße für die Greuel der Üppigkeit, die hier vor wenig Jahren noch zu Hauſe geweſen waren. Paulins Landhaus war geräumig, aber ſehr einfach und lag unmittelbar neben der Kirche, die über dem Grabe des heiligen Martyrers Felix erbaut war. Dieſe Nähe war eben das, was Paulin anzog. All' ſeine Ämter und Würden und alle Ehren, die ſein Rang, alle Vorzüge, die Geburt und Vermögen ihm gewährten, gab er auf, um aus einem römiſchen Konſul und Senator ein armer Mönch zu werden, ein Wächter und Pförtner am Grabe eines heiligen Martyrers. Es geſellten ſich auch bald gleichgeſinnte Männer zu ihm, mit denen er eine klöſterliche Genoſſenſchaft bildete. Sie bewohnten das Haus, bearbeiteten den Garten und fanden ſich zum Gebete zuſammen. Ein Flügel des Gebäudes war in Zellen eingeteilt, der andere in größere Räume. Jener hatte die Beſtimmung, Geiſtliche und dieſer

Weltleute zu beherbergen. Thereſia ſorgte liebevoll für das Hausweſen.

Hierher kam Melania mit ihrer Begleitung. Ob ſie mit Paulin verwandt war, oder befreundet, oder ob ſie als Kinder Gottes ſeiner übernatürlichen Familie ſich zuzählten und ſich kannten, wie die Seligen im Himmel ſich kennen — in Gott: das erfährt man nicht; aber Paulin ſelbſt beſchreibt dieſen Beſuch, den Melania bei ihm machte. Er hatte in Aquitanien einen Freund, Sulpicius Severus, den er aus dem Glanz und Ruhm der Welt ſich nach und in die Aszeſe hinein gezogen hatte, gerade zu einer Zeit, als er ſelbſt der Gegenſtand bitteren Tadels war. Severus lebte in einem Dorf bei Toulouſe mit ſeinen Dienern und Sklaven, die ſeine geiſtlichen Brüder geworden waren, gerade ſo, wie Paulin zu Nola, und ihre Freundſchaft wurde nicht geſchwächt, ſondern erhöht durch ihre beiderſeitige aszetiſche Richtung. An Severus ſchrieb Paulin:

„Wir haben dieſe heilige Frau, die nach fünfundzwanzig Jahren aus Jeruſalem zurückgekommen iſt, bei uns beherbergt. Mein Gott, was iſt das für ein Weib! die Kraft Gottes iſt über alle Maßen groß in ihr. Sie war zu Neapel von ihren Kindern und Enkeln empfangen worden und mit großem Geleite kam ſie in unſere ſchlechte Wohnung nach Nola. Der Pomp und die Pracht der Welt, mit denen ihre Verwandten die ganze appiſche Straße[1]) erfüllt hatten, wogte nun in Gold und Purpur um ſie her, während ſie im groben ſchwarzen Kleide ganz zufrieden auf einem kleinen ſchlechten Pferde ſaß. Ihre einfache Demut überſtrahlte all' die Herrlichkeit und die Reichen ſtaunten über ihre Armut, die Weltleute über ihre Heiligkeit; ſie aber lächelte in ihrem Herzen über all' das Erſtaunen. Es war ein ſchöner Anblick und gereichte ſehr zur Ehre Gottes, wie ſich der Glanz und der Überfluß, den ſie verſchmähet hatte, jetzt vor ihr ausbreitete, als ob ſie ſich des Sieges erfreuen ſolle, den ſie über all' die Eitelkeiten davon getragen. Aber ſchön war es auch, daß ihre Kinder, dieſe reichen Leute, doch von der Mutter eine ſolche Armut im Geiſte ererbt hatten, daß ſie ſich weit mehr über Melaniens Armſeligkeit, als über ihre eigene Pracht freuten, und es ſich zur hohen Ehre ſchätzten, deren ſchlechtes Mäntelchen oder den Saum ihres ſchwarzen Röckleins zu berühren. Wir prieſen von Herzen Gott den Herrn, der die Demütigen erhöhet und die Hungrigen mit Gütern erfüllt. Unſere Wohnung aber, die nur ein Stockwerk über dem Erdgeſchoß hat, jedoch ziemlich lang und in viele Zellen eingeteilt iſt, gab allen dieſen Gäſten Herberge und nahm ſowohl die fromme Begleitung Melaniens aus Jeruſalem, als auch die ganze vornehme Verwandtſchaft auf. Die Stille unſeres Hauſes wurde aber nicht dadurch geſtört; denn während wir mit Melania und ihren Frauen in der nahen Kirche des heiligen Felix das Lob Gottes in Pſalmen ſangen, und zu den beſtimmten Stunden des Tages und der Nacht unſern geiſtlichen Übungen oblagen, verhielten ſich die übrigen Gäſte ſehr beſcheiden und eingezogen, und legten durch ihr Schweigen ihre Ehrerbietung vor den Heiligen an den Tag und ſtimmten ſo auf ihre Weiſe in das Lob Gottes ein. Um dir aber noch mehr von dieſer auserwählten Taube Melania zu ſagen, ſo wiſſe: ihre Labung iſt das Faſten, ihre Ruhe das Gebet, ihre Speiſe das Wort Gottes. Das Büchlein von dem Leben und den Taten des heiligen Martinus von Tours, welches du mir gerade zu jener Zeit überſendeteſt, las ich ſelbſt Melanien vor, die ein großes Wohlgefallen an ſolchen Geſchichten hat. Sie hat mir einen kleinen Partikel des heiligen Kreuzes vom Biſchof von Jeruſalem mitgebracht und beifolgendes Stücklein vom heiligen Holz überſchickt deiner ehrwürdigen Mutter (Schwiegermutter) Baſſula, ihre Dienerin, meine Schweſter Thereſia. Da aber bei euch ein Herz, ein Sinn und ein Glaube iſt, ſo gehört es euch beiden. In Erinnerung, daß der König der Glorie an dieſem Holz gehangen, und daß ihm zu lieb der Fels ſich geſpalten hat, wollen auch wir es den harten Steinen nachtun und unſere Herzen mit der heilſamen Furcht Gottes zermalmen."

---

[1]) Der Weg von Rom nach Neapel hieß die Via Appia.

Es iſt ſo ſchön, welche Innigkeit und Traulichkeit ſich mit der Hoheit der Verbindung verſchmolz, in welcher dieſe vielen gottſeligen Menſchen zu einander ſtanden. Sie waren ſämtlich nicht nur getaufte Chriſten, ſondern aufrichtige Jünger des Kreuzes; und wie jener Partikel aus frommen Händen von Jeruſalem nach Campanien und dem fernen Aquitanien kam: ſo war der Geiſt, der vom Kreuz herab weht, die Heiligkeit — das Band, welches ſie zuſammenſchloß. Man hielt die Heiligkeit damals nicht für etwas halb Unmögliches und halb Unnatürliches, wovor man Scheu haben müſſe, ſondern ganz einfach für etwas Übernatürliches, für eine Wirkung der Kraft Gottes im gottin Wahrheit ein irrthümlicher, ſo lange nicht neben den mißlungenen Beſſerungsfällen die gelungenen aufgezählt werden; — aber eine Taktik, die von allen Feinden der Kirche von jeher auf dem religiöſen Felde iſt geübt worden. Ueber zehn Gerettete ſchweigt man; wegen drei Unbekehrter ſchreit man Zeter gegen das ganze Unternehmen. Die Feinde der Kirche können durchaus nicht vertragen, daß etwas Gutes von denen ausgehe, welche ſie ſo recht an ihrem Herzen auferzogen hat. Wenn Spitzbuben etwas Gutes thäten — dawider würden ſie nichts haben! aber Ordensleute! aber Mönche! — das iſt ihnen unerträglich. Warum? weil ſie nicht eingeſtehen wollen, daß die Liebe zu Gott einen höheren Schwung gibt, als die Eigenliebe. Der Weltſinn aber, der mit unbeſchreiblicher Leichtfertigkeit an dem Ruin der Seelen arbeitet und ſie gedanken- und theilnahmlos in's Verderben ſtürzen ſieht, erwacht nur dann aus ſeiner egoiſtiſchen Gleichgültigkeit, wenn er wahrnimmt, daß Andere gut machen mögten, was er geſchadet hat; — jedoch dann keineswegs, um an jenem Bemühen Theil zu nehmen, ſondern um mit derſelben Leichtfertigkeit zu behaupten, das ſei nutzlos, überflüſſig und ein guter Erfolg unmöglich. Was einmal im Staube liege, das müſſe man getroſt darin liegen laſſen — lieber noch tiefer es hinein treten, damit der garſtige Anblick nicht die verwöhnten Augen beleidige. Er vereinigt ſich mit den Feinden der Kirche, liebenden Menſchen, für Gnaden, an die man glauben und die man lieben müſſe. Und daraus entſpringen denn dieſe anmutigen und ſeligen Familien, dieſe lieblichen Gruppen von Heiligen, die ſich um irgend eine auserwählte Seele bilden und die dem Leben in der Kirche etwas ſo Bezauberndes, ſo Inniges und dem Herzen ſo Verwandtes geben, wie die Sternbilder den großen feierlichen nächtlichen Himmel dem Menſchen näher rücken und vertraulich machen.

Melania, die Witwe, begab ſich darauf mit ihrer ganzen Familie nach Rom, wo ſie ſich einem herrlichen Kranz gottſeliger Frauen einreihen konnte. Da lebte die hochbejahrte Witwe Marcella mit ihrer Pflegetochter Principia auf dem Aventin, und Fabiola in ihrem Spital, und Aſella als Vorſteherin einer klöſterlichen Genoſſenſchaft, und Paulina, der heiligen Paula Tochter, an der Seite ihres edlen Gemahles Pammachius, wetteifernd mit ihm in Werken der Barmherzigkeit, und Leta, die gottſelige Witwe des Toxotius, welche zum Erſatz und zum Troſt dafür, daß ſie ihr einziges Kind, Paula die jüngere, ins Kloſter zu Bethlehem geſchickt, alle Arme an Kindesſtatt angenommen hatte. Zwiſchen dieſen vielen gottſeligen Frauen nahmen nun auch Melanias Schwiegertochter Albina und ihre Enkelin Platz; und während ſie dieſe auf dem Wege der Vollkommenheit beſtärkte, gelang ihr eine glänzende Bekehrung. Ihre Schweſtertochter Avita war mit einem ganz ausgezeichneten, guten und klugen Mann vermählt, der Apronianus hieß, reich und vornehm war, aber ſich durchaus abhold dem Chriſtentum zeigte. Melania wußte den Apronian durch ihren Geiſt ſo einzunehmen und durch ihre Tugenden ſo zu erbauen, daß er es ſich gefallen ließ, in der chriſtlichen Glaubenslehre von ihr unterrichtet zu werden. Und als er nun bei dieſem Entſchluß beharrte und ſein edles Gemüt für die ewige Wahrheit öffnete, da drang ſie wie ein Lichtſtrom in ſein Herz und nahm es ſo unwiderſtehlich für Gott ein, daß nun auch nichts mehr darin Platz fand als Gott allein; d. h. nichts mehr nach der Ordnung der Natur, aber alles durch Gott, mit ihm, in ihm. Der Menſch kann die ganze Welt durch ſeine Neigungen und Leidenſchaften, aber nicht zugleich Gott und die Welt beſitzen. In dem Maße, als er die Welt opfert und ſich abzutöten und zu überwinden, und die Ordnung der Natur unter die Füße zu treten, und das Verlangen ſeiner Seele feſt und rein auf Gott, als das höchſte Gut, zu richten ſucht, in demſelben Maße geht er in die Gnadenordnung ein, die ihm, aber durch einen anderen Prozeß, wiederum zum Beſitze der ganzen Welt verhilft. In dieſer neuen Ordnung der Dinge findet er zuerſt Gott; in Gott den Gottmenſchen Chriſtus; in Chriſtus die ganze Menſchheit, welche durch das gnadenreiche Geheimnis der Menſchwerdung unauflöslich mit der Gottheit verbunden iſt. Dieſen Prozeß machten die Neubekehrten der erſten Jahrhunderte häufig in wunderbarer Vollkommenheit durch. Mit ſolcher Kraft und Tiefe erfaßten ſie die ewige Wahrheit in ihren gereinigten Herzen, daß dieſe keinen Raum mehr hatten, etwas Halbes und Vergängliches und Scheindinge zu beherbergen. Das eine Herz dem einen Gott, dem König der Liebe die Blüte der Liebe, dem Herrn des Lebens die Fülle des

Lebens: dies war der einfache und verſtändige Schluß, den ſie machten. Und zwar nicht einmal, einer oder zwei! ſondern auf jedes Blatt der Geſchichte jener altchriſtlichen Tage drängt ſich Name an Name. So machte es auch Apronian. Er fühlte ſich durch die Taufe auf Chriſto „mit einbegraben in ſeinen Tod“ (Röm. 6, 4) und ſchwang ſich auf die Wege der höheren Vollkommenheit, auf denen ſein glückliches Weib freudiger ihn begleitete, als ſie es auf den betrügeriſchen Roſenpfaden der Welt getan. Und nicht genug! Auch ſeine Kinder Eunomia und Aſterius folgten den evangeliſchen Räten und dem Beiſpiele der Eltern und lebten entſagend, jungfräulich, in heiliger Armut und in dem Schönſten, was es auf Erden gibt: in heiliger Buße eines reinen Herzens.

Melania, die Witwe, hätte ihren Sohn Publicola auch gern in der aszetiſchen Schar ihrer Familie geſehen, lieber im Kloſter als im römiſchen Senat, lieber im Bußkleid als im Prachtgewande, weil ihre mütterliche Zärtlichkeit den leiſeſten Schatten fürchtete, den Ehrſucht und Eitelkeit auf ihn werfen könnten. Aber Publicola war einer jener ſeltenen Menſchen, die an allen Verhältniſſen der Welt mitwirkend teilnehmen, ohne ſich von ihnen gefangen nehmen zu laſſen. Die Gottesfurcht und Demut ſeiner Mutter waren auf ihn übergegangen und erhielten ihn, mitten unter allen Verlockungen, fern von Selbſtgefälligkeit und Hoffart. Mit dem heiligen Auguſtin und dem heiligen Paulin war er ſehr befreundet und im vertraulichen Briefwechſel, und Paulin lobt ihn, daß er, „der hochgeſtellte Mann, nicht hoch von ſich gedacht, vielmehr nach dem Beiſpiele unſeres Heilandes ſich den Geringen gleich geſtellt und der Armen erbarmt habe.“ Es kam aber doch der Tag, da er dem Rate ſeiner Mutter wenigſtens zum Teil folgte und ſich aus der Hauptſtadt der Welt in die Stille des Privatlebens zurückzog. In Rom, der Königin der heidniſchen Welt, ſaß durch die ungeheure Macht einer Tradition, die alles für ſich hatte, was dem Sinnenmenſchen angenehm und willkommen iſt, das Heidentum ſo unglaublich feſt, daß im Anfang des fünften Jahrhunderts das chriſtliche Rom ſich zum heidniſchen verhielt wie Goldadern zwiſchen Maſſen von geringem Erz. Dies Gold mußte aus dem Schacht geſprengt und von den Schlacken befreit werden. Das war nicht möglich ohne gewaltige Mittel. Kaiſer Theodoſius erließ 392 ein Edikt, das den Götzendienſt in allen ſeinen Gebräuchen bei Androhung ſchwerer Strafen verbot. Kaiſer Honorius befahl 399, im Okzident alle Tempel auf der Lande abzubrechen, in den Städten aber als Kunſtwerke und öffentliche Zierden zu erhalten: Aber es gab noch ganz andere Tempel, die kein Edikt niederreißen konnte: die Menſchenbruſt, die ihre Götzen hegte im Einzelnen, und das öffentliche Leben mit ſeinen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen im Allgemeinen. Kaiſer Conſtantin hatte zwar die Gladiatorenſpiele verboten, und doch dauerten ſie noch fort, wenigſtens in der Weiſe, daß, wenn auch keine Gladiatorenſpiele mehr beſtanden, todeswürdige Verbrecher den Kampf wider die Beſtien führen mußten. Ein ſolches Feſt gab Kaiſer Honorius ſelbſt im Jahre 395 zu Mailand, wo er damals reſidierte. Zu Rom hörten ſie gänzlich erſt im Jahre 404 auf, als der fromme Einſiedler

Telemach ſich in die blutige Arena ſtürzte, um dem Kampfe Einhalt zu tun und dabei ſein Leben verlor. Dies Opfer der chriſtlichen Liebe beſiegte den heidniſchen Greuel. Aber das römiſche Volk war entnervt, unluſtig zur Arbeit, liebte nichts als Würfelſpiel, Theater, wüſte Schwelgerei. Sein Tempel, ſein Lieblingsaufenthalt, der weit über Haus und Herd ging, war der große Zirkus und das höchſte Intereſſe ſeines Lebens waren die darin ſtattfindenden Wagenrennen, an denen es ein leidenſchaftliches Vergnügen fand, ſo daß es ſich für dieſen oder jenen Kutſcher bis zum Wahnwitz fanatiſierte. Nach der einen Seite hin war es ausſchweifend in Genußſucht; nach der andern gedrückt, gequält, elend, tyranniſiert von den Reichen, unberückſichtigt von den Magiſtratsperſonen, ungerecht behandelt von den Richtern, ſo daß ein Verarmter ſehr bald der Sklav desjenigen wurde, der ihm eine Unterſtützung zukommen ließ, um ihn in Knechtſchaft zu bringen. Die vornehmen Römer, die Nachkömmlinge alter ſenatoriſcher Familien, lebten ebenſo untätig wie das Volk und ebenſo ſchwelgeriſch, nur mit jenem Unterſchied, den der Reichtum macht. Umgeben von Sklaven und Schmeichlern hatten ſie für nichts Sinn als für Tafelfreuden, Bäder und Schauſpiele; allenfalls noch für Jagd und Würfel. Es gehörte bei vielen zum guten Ton, an ihre Götter nicht zu glauben, dennoch aber Sterndeuterei zu treiben und nach der vermeintlichen Gunſt oder Ungunſt der Geſtirne ihre Jagd- und Landpartien oder ähnliche Angelegenheiten zu ordnen. Gegen eine ſo entnervte und im gleichen Maße entſittlichte Volksmenge kämpften das chriſtliche Leben und die heilige Aszeſe Schritt vor Schritt, unermüdlich, bald große Siege und bald kleinere gewinnend, bis endlich die göttliche Vorſehung ihnen Bundesgenoſſen ſchickte, die zuerſt freilich ganz Rom in einen feurigen Schmelztiegel warfen, in welchem aber das reine Gold des chriſtlichen Roms von den Schlacken des heidniſchen geſäubert wurde, ſo daß es jetzt erſt die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt werden konnte. Bis dahin war in Rom noch immer ein Stück von Babylon; und bis das nicht zerſtört war, erreichte es nicht ſeine Beſtimmung: Mittelpunkt eines geiſtigen Reiches zu werden. Jene notwendige und heilſame Säuberung und Sichtung gab die göttliche Vorſehung in rauhe Hände, in die der barbariſchen Völker. Die ganze Epoche iſt voll von ihren Zügen, ihren Unternehmungen, ihrer Kühnheit, ihren Siegen. Die ältere Melania beurteilte ganz richtig die Zeit, und es war kein eigenſüchtiges Verlangen nach der Stille ihres Kloſters zu Jeruſalem, welches ſie antrieb, zu den Ihren zu ſagen: „Meine Kinder! erinnert euch, daß geſchrieben ſteht: Geliebteſte, es iſt die letzte Stunde. (1 Joh. 2, 18.) Wer weiß, ob nicht Tage der Trübſal vor der Türe ſind! Laßt uns die Eitelkeit der Welt verlaſſen und in der Stille Gott dienen und Buße tun für alle, welche es nicht tun.“ Ihre Warnungen waren ſo eindringlich und ſo bekräftigt durch die Vorgänge in der Welt, daß Publicola und Pinian ſamt ihren Frauen eine andere Heimat zu ſuchen beſchloſſen. Es koſtete ihnen viele Mühe, ihre Paläſte zu verkaufen; der römiſche Senat ſah es nicht gern und manche ihrer Anverwandten eiferten dagegen. Sie ließen ſich jedoch nicht irre machen, und bei dieſer Gelegenheit gaben Pinian und die jüngere Melania 8000 ihrer Sklaven frei. Andere, die von Freiheit keinen Gebrauch zu machen verſtanden, überließen ſie dem Bruder Pinianus; ſie ſelbſt behielten nur fünfzehn als freiwillige Diener, die ſich durchaus nicht von ihrer geliebten Herrſchaft trennen wollten. Ihre Beſitzungen in Spanien, Frankreich und England verkauften ſie und gaben den Erlös bis auf den letzten Heller den Dürftigen. Die Güter in Campanien, Sizilien und Afrika behielten ſie, um ferner Almoſen ſpenden zu können; und wie die Schwalbe ihr Neſt verläßt, wenn das Haus baufällig geworden iſt: ſo verließen ſie nun den Palaſt und die Stadt ihrer Väter, ſchifften ſich ein im Jahre 408 und gingen zuerſt nach Sizilien. Kaum waren ſie fort, ſo begann Alarich mit ſeinen Goten die erſte Belagerung Roms, die er nur gegen ein ſchweres Löſegeld und für den Augenblick aufhob, um ſie zwei Jahre ſpäter zu Ende zu bringen. Es iſt bezeichnend für die gänzliche Zerfallenheit der römiſchen Verhältniſſe, daß, als Alarich abzog und ſein Lager in Hetrurien aufſchlug, 40,000 Sklaven aus Rom entliefen und ihm folgten. Die ältere Melania lobte Gott, daß die Ihren den entſetzlichen Trübſalen entronnen waren, die ſich gleichſam aus den Schalen jener Zornesengel in der geheimen Offenbarung über Rom ergoſſen. Peſt und Hungersnot, Feuer und Schwert wüteten nacheinander; und wer in dieſer Schreckenszeit noch die Nächſtenliebe übte, das waren die vornehmen chriſtlichen Frauen. Melania ging mit ihrer ganzen Reiſegeſellſchaft weiter übers Meer nach Afrika, wohin den Publicola ſeine Freundſchaft für den Biſchof von Hippo und Pinian die ſeine für den Biſchof von Tagaſte zog. Dieſe beiden Biſchöfe waren der heilige Auguſtinus und ſein Freund, der heilige Alypius, der ſich mit ihm zugleich bekehrt hatte! In Tagaſte ließ ſich die gottſelige Familie nieder und lebte dort, wie ſie nun ſchon eine Reihe von Jahren teils in Rom, teils auf dem Lande in Campanien gelebt hatte. Jede Stunde des Tages war durch beſtimmte gottgeweihte Beſchäftigung ausgefüllt: Gebet, Pſalmengeſang, Leſung und Betrachtung der Heiligen Schrift, Beſuche bei Armen, Pflege der Kranken wechſelten miteinander ab. Auch ein Teil der Nacht war dem Lobe Gottes in feierlicher Matutine gewidmet. Das Irdiſche wurde wenig gepflegt und Speiſe und Schlaf auf das geringſte herabgeſetzt; auch die Güter in Campanien und Sizilien zum beſten der Notleidenden verkauft, und von den Einkünften der numidiſchen Beſitzungen knapp und dürftig gelebt, um mehr und mehr geben, und immerfort geben zu können. Als ob ein Chor von Engeln aus dem Himmel herabgeſtiegen wäre, um den Menſchen zu zeigen, wie man Gott lieben und anbeten müſſe, ſo lebte dieſe glückſelige und gottſelige Familie. Gleich nach ihrer Ankunft in Tagaſte ſtarb Publicola. Mit ſtillem Leid beweinte ihn ſeine heilige Mutter. Über dieſen Todesfall ſchreibt der heilige Paulin von Nola an den heiligen Auguſtinus: „Er war nach der Lehre Chriſti dermaßen ſanftmütig und von Herzen demütig, daß an ſeiner Seligkeit nicht zu zweifeln iſt; denn die Sanftmütigen werden ja das Erdreich beſitzen und Gott dem Allmächtigen gefallen im Lande der Lebendigen. Daher iſt auch ſeine Nachkommenſchaft ſchon mächtig auf dieſer

Welt und unter den Großen der Erde ſehr erhört worden, und ein Gnadenſegen iſt ausgegangen über ſein Haus und Geſchlecht. Doch ich armer Sünder kann von dieſem gottgeliebten Mann, meinem teuerſten Freunde, und von ſeiner heiligen Mutter nicht würdig genug ſprechen, weil ich ihren Tugenden zu fern ſtehe. Deine Heiligkeit, die als eine Leuchte und ein Lehrer der Wahrheit in der Kirche Chriſti ſtrahlt, verſteht es beſſer als ich, ſolchen hochherzigen Seelen gebührendes Lob zu ſpenden."

Die Aufgabe der älteren Melania war erfüllt: die Ihren waren im Himmel und auf Erden mit Gott vereint. Sie durfte wieder dem Zuge ihrer Seele folgen, der ſie ſo früh ſchon von der Welt abgelöſt und in die Einſamkeit geführt hatte. Sie ſehnte ſich nach einer vollkommenen Abgeſchiedenheit von allem, was nicht Gott war und wie in ihrer Jugend, ſo ſchiffte ſie auch jetzt in ihrem Alter hinüber ins gelobte Land und ſuchte mit ſtiller Wonne ihr verwaiſtes Kloſter zu Jeruſalem auf. Doch das irdiſche Sion hielt Melania nicht lange mehr feſt; ſie war reif für das himmliſche. Bei ihrer Ankunft verteilte ſie die geringen Überreſte ihres koloſſalen Vermögens an die Armen; und nachdem ſie in vollkommener Entblößung von allem Irdiſchen vierzig Tage mit ihrem Heilande in der Wüſte geweſen war, nahm er ſie durch einen friedlichen Tod in ſein Himmelreich auf im Jahre 410.

Der heilige Biſchof Alypius pries Gottes Gnade, die ihm ſeinen Freund Pinian nach Tagaſte geſchickt und dadurch ſeiner Gemeinde ein ſo nachahmenswertes Beiſpiel vor Augen geſtellt hatte.

In Afrika war das Unweſen häretiſcher Spaltungen, die immer mit politiſchen und ſozialen Unruhen Hand in Hand gehen, ſehr eingeriſſen, und zog auch die katholiſchen Kirchen in Armut und Verwirrung hinein. Da taten ſolche Vorbilder der demütigen Unterwerfung und der chriſtlichen Nächſtenliebe doppelt not! Pinian und die Seinen lebten ganz für die Intereſſen der Kirche. Sie begnügten ſich nicht damit, den Bedrängten zu Hilfe zu kommen, ſondern ſie halfen auch den Seelen, die ſich zur höheren Vollkommenheit berufen fühlten, indem ſie zwei Klöſter bauten und mit genügenden Einkünften verſahen. In dem einen dienten achtzig Mönche, in dem anderen hundertunddreißig Jungfrauen Tag und Nacht dem Herrn. Das Gotteshaus von Tagaſte war ſehr ſchön und geräumig; aber arm. Altargeräte, Schmuck und Zierrat fehlten; man hatte ſich auf das Notwendigſte beſchränken müſſen. Pinian richtete ſie nun würdig ein zur Feier der heiligſten Geheimniſſe. Die Altargefäße, welche den anbetungswürdigen Leib und das heiligſte Blut des göttlichen Heilandes umſchloſſen, die Lampen und Leuchter, die vor ſeinem Tabernakel brannten, die Rauchfäſſer, aus denen ihm zu Ehren wohlriechender Weihrauch aufſtieg; alles wurde von Gold angefertigt und mit Edelſteinen geſchmückt. Diamanten zu ſparen da, wo der König des Weltalls ſein Blut nicht ſpart: dieſe Kargheit kannten Pinian und Melania nicht. Sie überwieſen auch dem Biſchofe liegende Gründe, um die Bedürfniſſe der Kirche zu beſtreiten, und manche Gemeinde beneidete die von Tagaſte um ſo großmütig freigebige Gäſte. Pinian hatte ſchon längſt gewünſcht, um mit Tadel oder Läſterung Die zu verfolgen, welche der Worte ihres Heilands eingedenk ſind: „Ich bin gekommen, die Sünder ſelig zu machen;“ — und: „Folget mir nach.“ Die Gnade, in ſeinem Sinn etwas Gutes zu thun, iſt ſo groß und reißt gleich ein ſolches Stück Weltlichkeit von der Welt ab, daß dieſe ihr Reich verkümmert ſieht und in Schmähungen ausbricht. Eben deshalb haben ſie nichts zu bedeuten! Darum antwortete auch der heilige Ignatius äußerſt gelaſſen auf eine Sündflut von Vorwürfen, daß er ſich ſehr glücklich preiſen würde, wenn er durch die größten Opfer auch nur eine Sünde, nur eine Beleidigung Gottes verhütete. Den ruhigen Gang von ſo viel Langmuth und Starkmuth vermögen Haß und Leichtſinn nicht zu ſtören.

In Frankreich war das Jahrhundert des Pater Eudes reich an Stiftungen auf demſelben Gebiet; beſonders Paris ſelbſt, wo ſie freilich am nothwendigſten auch waren. Ein Bürger der Stadt ſtiftete die Madelonettes als ein Aſyl für bußfertige Sünderinnen; — Frau von Pollalion das Haus der Providenzſchweſtern zur Rettung gefährdeter Mädchen; — Frau von Miramion das Aſyl de la Pitié; — Frau von Combé die Töchter des guten Hirten; — lauter gottſelige Frauen, die das größte Elend des größten Mitleids werth fanden, und die durch manche Prüfungen zu gehen hatten, bevor ihnen der liebe Gott geſtatten konnte, ſie als brauchbare Werkzeuge anzuerkennen.

den heiligen Auguſtinus in Hippo zu beſuchen. Mit Melania und Albina und in Begleitung des heiligen Alypius reiſte er dahin. In Hippo waren donatiſtiſche Spaltungen im Schwunge, die der heilige Auguſtinus mit aller Kraft unterdrückte; daher war in der ganzen Gemeinde ein gewiſſer unruhiger Geiſt. Sie wurde dermaßen erbaut durch Pinians Gottſeligkeit, daß ſich eines Tages dasjenige ereignete, was freilich in der alten Kirche nicht ſelten war: beim Beginne des heiligen Meßopfers umringten die Gläubigen den Pinian dergeſtalt, daß er nicht entrinnen konnte, und begehrten vom heiligen Auguſtinus, daß er demſelben die prieſterlichen Weihen erteile. Der heilige Paulin war ſo in Barcelona, ſo der heilige Auguſtin ſelbſt in Hippo zum Prieſter geweiht worden. Beide, und vor und nach ihnen viele heilige Männer, hielten ſich für ganz unwürdig, das Prieſteramt zu verwalten und weigerten ſich, die Weihen zu empfangen. Je nachdem ſich ihnen der Wille Gottes kund gab, unterwarfen ſie ſich zuletzt oder widerſtanden bis zum Ende. Dies letztere tat Pinian; er floh mit den Seinen nach Tagaſte zurück und in Hippo brach ein ungeſtümer Aufſtand aus. Pinian war aber ganz entſchieden, die heiligen Weihen nicht zu empfangen, ſondern ein geiſtliches Leben zu führen, ohne ſich dem geiſtlichen Stande einzuverleiben. Sieben Jahre noch blieb er mit den Seinen in Tagaſte. Ihre allerliebſte Beſchäftigung und ſüßeſte Erholung war es, gemeinſchaftlich die Werke der großen Kirchenlehrer zu leſen und ſie abzuſchreiben. Melania lebte ſo außerordentlich ſtreng gegen ſich ſelbſt, daß ſie nur einen Tag um den anderen etwas

Brot und Waſſer genoß und ihre Dienerinnen beim Eſſen bediente.

Wäre die Gnade eben nicht Gnade, d. h. wäre ſie keine freie Gabe Gottes, ſo müßte man billig ſtaunen, daß ſich in dieſer Familie noch ein Heide befand; nämlich Albina's Bruder, Voluſian, ein ſehr geiſtvoller Mann, der ſpäter Präfekt von Rom und Prokonſul von Afrika wurde, und ſehr bewandert in den Wiſſenſchaften und in der heidniſchen Philoſophie war. Um dieſe Zeit ſchrieb er dem heiligen Auguſtinus und legte ihm einige Fragen über die Menſchwerdung Gottes und über die Wunder Jeſu vor. Zuletzt ſagt er: „Man erſtaunt nicht, wenn nicht alle Geiſtlichen ſolche Fragen genügend und überzeugend beantworten können. Kommt man aber zu Auguſtinus und würde er es nicht vermögen, ſo würde man glauben, daß dies eine Unvollkommenheit der chriſtlichen Religion wäre.“ Der Heilige antwortete an Voluſian: „In allem, was mich betrifft, glaube mir und nicht anderen, und gib die allzu hohe Meinung auf, die du von mir haſt. Die Wiſſenſchaft der chriſtlichen Glaubenslehre iſt ſo tief, daß, hätte ich ſie ſtudiert und ſie allein, von früheſter Kindheit bis ins höchſte Alter, mit dem größten Eifer und Fleiß, und mit viel mehr Verſtand, als ich habe, ſo würde ich täglich neue Entdeckungen darin machen. Ich ſage nicht, daß die zu unſerem Heile notwendigen Dinge ſo ſchwer zu entdecken wären; aber je gläubiger man in ſie eindringt, um deſto größere Geheimniſſe der göttlichen Weisheit enthüllen ſich. Der tüchtigſte Kopf und die ſchärfſte Intelligenz werden das von ihr eingeſtehen müſſen, was die Schrift ſelbſt ſagt:

Wenn der Menſch damit zu Ende iſt, fängt er wieder an.“ (Eccl. 18, 6.) Trotz ſeines Briefwechſels mit dem erleuchtetſten gottſeligſten Biſchofe blieb Voluſian vor der Hand unbekehrt.

Im Jahre 417 machte Pinian ſich auf die Pilgerfahrt ins Morgenland und ging mit Melania und Albina über Alexandrien und durch die Wüſte nach Jeruſalem. Sie trafen dort den Pelagius, deſſen Irrlehre über die Gnade und den freien Willen der heilige Auguſtin glühend bekämpfte; und ſie hatten ſo lebhafte Kontroverſen mit ihm, daß er ſich für überwunden erklärte und ſeine Irrlehren ſelbſt verdammte. Freudig meldeten ſie dies dem heiligen Auguſtinus. Aber die Häreſie ſitzt mehr im böſen Willen, als im Mangel an Einſicht und Pelagius, wie ſo manche Irrlehrer, konnte hundertmal des Irrtums überführt werden, ohne ihn deshalb aufzugeben. Der heilige Hieronymus und die jüngere Paula empfingen freudig und liebreich dieſe Geiſtesverwandten in Bethlehem. Von dort machten Pinian und Melania eine Reiſe zu den ſyriſchen und egyptiſchen Mönchen und Einſiedlern, um ſich auf ein ähnliches Leben vorzubereiten. Albina trennte ſich jetzt zum erſtenmal von ihrer Tochter und ließ ſich in dem Kloſter zu Jeruſalem nieder, welches ihre Schwiegermutter, die ältere Melania, gegründet hatte, und in welchem noch die ganze Seele dieſer großen Frau lebendig und wirkſam war. Es war übrigens nicht Lauheit, ſondern nur ihr Alter, wodurch Albina abgehalten wurde, ihre Kinder auf der beſchwerlichen Reiſe zu begleiten. Sie kehrten von derſelben noch mehr entbrannt in heiliger Liebe zurück und Pinian ſtiftete zu Jeruſalem eine Genoſſenſchaft von dreißig Mönchen, mit denen er, in geiſtlichen Übungen und in Bebauung ſeines Gartens abwechſelnd, getrennt von Melania lebte. Sie gründete ihrerſeits ein Nonnenkloſter, war aber nie zu bewegen, die Vorſteherſchaft und Leitung desſelben zu übernehmen. Auch tat deſſen Regel der Strenge ihres Bußgeiſtes kein Genügen. Sie ſuchte eine einſame Zelle am Ölberge auf, wo ſie ſich ungeſtört allen Abtötungen des Irdiſchen und aller Betrachtung des Himmliſchen widmen konnte. Vierzehn Jahre, bis zu ihrem Tode, verbrachte dieſe begnadete Seele in jener gänzlichen Entäußerung, die dem irdiſchen Sinn beklagenswert erſcheint, zu der hinwegen die Heiligen und die Engel im Himmel Glück wünſchen, als zu einem Zeichen der Auserwählung. Melanias Kleid war ein härenes Bußgewand; ihr Lager eine Strohmatte auf dem bloßen Erdboden; ihr Tiſch ein Felsblock; ihr Hausgerät heilige Schriften; ihre Nahrung Waſſer und Brot jeden fünften Tag. Von all' den großen Römerinnen jener Zeit hat keine eine ſo ungeheuere Aszeſe geübt, als die jüngere Melania. Aus ihrer abgeſchiedenen Zelle verbreitete ſich der Ruf ihrer Heiligkeit durch die Welt. Im Jahre 433 ſtarb Albina, die ihre Tochter zwiefach geliebt hatte; zuerſt als ihr teures Kind, dann als ihr Vorbild für die chriſtliche Vollkommenheit. Sie erlebte aber nicht die Freude, ihren Bruder Voluſian für das Chriſtentum gewonnen zu ſehen. Er war jetzt Geſandter bei Kaiſer Theodoſius II. in Conſtantinopel und in großen Würden und Anſehen. Da rührte plötzlich die Gnade ſein Herz. Er ſchrieb an ſeine Nichte Melania und ſprach ihr den

Wunſch aus, ſie einmal zu ſehen. Sie war voll Verlangen ihm zu dienen, aber ſo demütig, daß ſie nicht glaubte, irgend einen günſtigen Einfluß auf ihn üben zu können. Erleuchtete geiſtliche Männer, die ſie zu Rat zog, forderten ſie dringend auf, ihrem Oheim das Opfer dieſer Reiſe zu bringen. Sie wählte ſich eine paſſende Begleitung und machte ſich wirklich auf den Weg. Allerorten, wo ſie erſchien und wo ſie ſich aufhielt, empfingen Biſchöfe und Prieſter, Nonnen und Mönche, wie auch alle Gläubigen beiderlei Geſchlechtes, die in der Welt gottſelig lebten, ſie mit den größten Ehrenbezeugungen und begrüßten ſie wie einen Engel vom Himmel, und gingen wo möglich noch erbauter von ihr hinweg, als ſie zu ihr gekommen waren. Glücklich gelangte ſie nach Chalcedon, einer Stadt in Bythinien, die auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus, gegenüber Conſtantinopel, liegt. Da hatte Melania einen Augenblick von Entmutigung, Scheu und Verwirrung. Über ein Vierteljahrhundert hatte ſie nun ſchon Rom verlaſſen und von allem Pomp und allem Treiben der Welt ſich fern gehalten; ſeit neun Jahren aber in der äußerſten Abgeſchiedenheit und Armut gelebt. Und nun ſollte ſie aus ihrer engen, ſtillen, öden Zelle in das große, unruhige, üppige Byzanz hinein, das ſich jetzt, nur durch den ſchmalen Meeresarm von ihr getrennt, anmutig und herrlich vor ihren Blicken lagerte. Sie entſetzte ſich vor den Gefahren, von denen jede Seele in der Welt bedroht iſt, vor dem geiſtlichen Hochmut, der ihr ſo leicht durch ihre Verhältniſſe und ihre Stellung herbeigeführt, wenigſtens als Verſuchung nahen konnte. Da wendete ſie ihre Augen von dem zauberiſchen

Bilde ab, wie der göttliche Heiland es tat, als ihm der Teufel vom hohen Berge herab die Reiche der Welt zeigte, und begab ſich in die Herberge, welche zur Kirche der heiligen Euphemia gehörte. Dieſe jungfräuliche Martyrin hatte im Jahre 307 für den Namen Jeſu auf dem Scheiterhauſen ihr Leben verloren. Über ihren Reliquien erhob ſich am Geſtade des Meeres eine Kirche ſamt Pilgerhaus, in welchem Melania Einkehr nahm. Sie brachte die Nacht im Gebet vor dem Altare der Blutzeugin Chriſti zu und empfing ſo kräftige und ſüße Tröſtungen, daß ſie am anderen Tage fröhlich das kleine Schiff beſtieg, welches ſie über den Bosporus nach Conſtantinopel brachte. Bei dem Oberkämmerer des Kaiſers Theodoſius, der Lauſus hieß und ein ſehr frommer Mann war, fand Melania mit ihrem kleinen Gefolge eine Wohnung bereit. Voluſian war erkrankt und konnte ſie nicht beſuchen. Sie eilte zu ihm. Als er ſie ſah, ſie, die er in Rom in dem vollen Glanz der Jugend, der Schönheit und der Verhältniſſe geſehen hatte, und die er jetzt ſo arm, ſo ſchlecht gekleidet und mit jenem Ausſehen und Ausdruck, welche den Menſchen irdiſch unſchön, aber himmliſch ſchön machen, wieder fand, da rief er ihr entgegen: „O Melania, welche Veränderung!“ Sie ergriff die Veranlaſſung, um ihm zu antworten: „Dieſe Veränderung bezeugt dir eindringlicher, als alle Worte, die Kraft des chriſtlichen Glaubens. Denn was hätte mich wohl veranlaſſen können, alles, was man auf Erden Glück nennt, aufzuopfern, und allem, was man Luſt und Freude nennt, zu entſagen, wenn ich nicht mit dem heiligen Apoſtel Paulus die Zuverſicht teilte, daß die Leiden der

Zeit nicht wert ſind der zukünftigen Herrlichkeit, und daß man nur durch Trübſal ins Reich Gottes eingeht. Aber jede Trübſal wird mir verſüßt durch den Glauben an die Verheißung des Gottesſohnes, daß diejenigen, welche irdiſches Glück ſeinetwegen verlaſſen, in der Ewigkeit hundertfach dafür belohnt werden.“ So erklärte Melania dem Voluſian ihr Leben durch die heilige Schrift, und machte ihm die heilige Schrift verſtändlich durch ihr Leben. Die Glaubenslehre und das Glaubensleben erklären und bedingen ſich gegenſeitig. Melania ging zu Proclus, dem gottſeligen Patriarchen von Conſtantinopel, und erſuchte ihn, zuweilen Voluſian in ſeiner Krankheit zu beſuchen und ihn durch geiſtreich fromme Geſpräche günſtig für den chriſtlichen Glauben zu ſtimmen. Proclus verſprach es ihr und hielt dermaßen Wort, daß Voluſian ſpäter zu ſagen pflegte: Nur drei ſolche Männer in Rom und das Heidentum würde bald nicht einmal mehr dem Namen nach dort bekannt ſein.“ Voluſian ſtand freilich nicht mehr vom Krankenlager auf, aber ſeine Seele fand ihre Geneſung. Er bekehrte ſich aus ganzem Gemüte zum katholiſchen Glauben und empfing das heilige Sakrament der Taufe. Melania war von einem heftigen Schmerz am Fuß befallen, der ſie lähmte und ans Zimmer feſſelte, ſo daß ſie Voluſian einige Tage nicht beſuchen konnte. Die frohe Botſchaft ſeiner Taufe machte ſie aber auf der Stelle geſund; denn nun war er gerettet fürs ewige Leben! ſie war unausſprechlich bekümmert geweſen, daß er ungetauft ſterben könne. Nun eilte ſie zu ihm und verließ ihn nicht mehr. Erfüllt mit geiſtlichem Troſt und erquickt durch die koſtbare Wegzehrung des wahren Fleiſches und Blutes Jeſu Chriſti, ſtarb Voluſian eines ſeligen chriſtlichen Todes. Nicht hinter dem heiligen Auguſtinus, ſondern hinter Melania hatte Gott ſeine rettende Hand verbergen wollen. Melania's glücklicher Einfluß beſchränkte ſich während ihres Aufenthaltes zu Conſtantinopel nicht auf Voluſian. Die Irrlehre des Neſtorius von den zwei Perſonen in Chriſtus, die ſo Manche, namentlich in Conſtantinopel, trotz der Verdammung des Konzils zu Epheſus betörte, war für die rechtgläubige Melania ein Schwert im Herzen. Unermüdlich bekämpfte ſie die falſche Lehre mit der heiligen Schrift, die ſie ſich durch langes Studium feſt ins Gedächtnis geprägt hatte, und durch Erklärungen und Erläuterungen, welche fromme Betrachtung und der heilige Geiſt ihr eingaben. Vom Morgen bis in die Nacht gab ſie Rede und Antwort allen, welche bei ihr Belehrung, Rat, Richtſchnur für die Erkenntnis der Wahrheit oder ſonſt eine geiſtige Gabe ſuchten. Was ſie ehedem für die Leiber getan, tat ſie jetzt für die Seelen: Werke der Barmherzigkeit. Ihre irdiſche Habe war dahin gegangen mit Almoſen und Spenden; dafür durfte ſie jetzt geiſtige unvergängliche Güter verteilen. Sie führte viele Verblendete zum wahren Lichte zurück, und hielt andere auf dem richtigen Pfade feſt. Unter denen, welche ſie zur Liebe der katholiſchen Lehre anfeuerte, war Theodoſius der Kaiſer ſelbſt. Die Kaiſerin Eudocia, mit ihrem feinen und gebildeten Verſtande, wußte Melania wenigſtens von der Seite ihres Geiſtes vollkommen zu ſchätzen und ſah ſie häufig und gern. Melania benutzte dieſe Zuneigung, um das Kaiſerpaar, wo möglich, etwas abzulöſen von der Anhänglichkeit an die Genüſſe und die Herrlichkeiten der Welt, von denen es übermäßig eingenommen war, wie das ſo leicht den Menſchen geſchieht, die einen irdiſch hohen Standpunkt einnehmen. Melania ſuchte das nachgiebige Gemüt des Kaiſers zu entſchiedener Feindſchaft gegen jede Häreſie zu ſtimmen; den beweglichen, phantaſiereichen Geiſt der Kaiſerin aber durch Erwägung himmliſcher Dinge für den Ernſt des Lebens im Glauben zu gewinnen. Die Schilderungen, welche Melania vom gelobten Lande, von den heiligen Stätten zu Jeruſalem und Bethlehem, von der Aszeſe der Einſiedler, Mönche und Kloſterfrauen, von der Andacht der Pilger und von den Gnaden machte, die eine Wallfahrt nach ſich ziehe, ergriffen die Kaiſerin ſo, daß ſie ſich von ihrem Gemahl die Erlaubnis zu einer Pilgerfahrt nach Paläſtina erwirkte. Die Vermählung ihrer Tochter Eudocia mit dem weſtrömiſchen Kaiſer Valentinian war gerade im Werk; daher gab Theodoſius ſeine Genehmigung erſt nach den Feierlichkeiten, die damit verbunden waren. Melania enteilte inzwiſchen dem goldenen Gefängnis von Byzanz, das ſie frohlockend wieder vertauſchte mit ihrer ſeligen Freiheit. Kurz nach ihrer Heimkehr ſtarb Pinian. Übernatürlich getröſtet ſah ſie ihn abſcheiden, um vor dem Thron des Lammes den Platz einzunehmen, zu dem ſie mit übernatürlicher Liebe ihn hingedrängt hatte. Die Frage des heiligen Apoſtels Paulus im erſten Corintherbrief: „Was weißt du, Weib, ob du nicht vielleicht den Mann werdeſt ſelig machen?“ hatte Melania von dem Standpunkt der Vollkommenheit aus erfaßt und gelöſt. Inzwiſchen ſchickte Eudocia ſich zu ihrer Pilgerfahrt an. Sie reiſte durch Kleinaſien und Syrien, ſpendete überall ſehr liebreich große Almoſen und wurde in Jeruſalem mit Ehrfurcht und Freude aufgenommen. Melania mit vielen Kloſterfrauen zog ihr feierlich entgegen; aber Eudocia erwies ihr noch größere Ehrenbezeugungen, als die Heilige der Kaiſerin erwies. Eudocia nannte Melania Mutter und alle Nonnen des von ihr geſtifteten Kloſters Schweſtern, und dankte Gott für die beiden großen Gnaden, erſtens: das heilige Land und Jeruſalem erreicht zu haben; dann: allda dem Geiſte nach die Tochter einer ſolchen Mutter geworden zu ſein. Eudocia ſtand damals auf der höchſten Stufe des irdiſchen Glücks, war Kaiſerin des oſtrömiſchen Reiches und Mutter der jungen Kaiſerin des Abendlandes. Nicht ahnte ſie, daß ſie nach einer Handvoll Jahren Jeruſalem unter ganz veränderten Umſtänden wiederſehen würde. Kaiſer Theodoſius ſtarb, kaum fünfzig Jahre alt. Seine Schweſter Pulcheria beſtieg den Thron und Eudocia war nur noch Kaiſerwitwe, nicht mehr Kaiſerin. Und auch ihre Tochter war es nicht mehr, war in Afrika die Gefangene des Vandalenkönigs Genſerich und ihr Schwiegerſohn Valentinian III. war ermordet! Troſtbedürftig ſchlug ſie ihre Wohnſtatt auf der Stätte des bittern Leidens des Gottesſohnes auf und mag oft Melaniens gedacht haben, die ſich durch ein freiwilliges Opfer über jedes vergängliche Glück geſtellt hatte. Im Todesjahr Pinians, 435, machte Eudocia ihre erſte Wallfahrt, zu welcher ſie durch Melania angeregt worden war. Sie wohnte in Jeruſalem der Einweihung eines neuen Gotteshauſes bei. Während der heiligen Zeremonien glitt ſie aus, verrenkte ſich

Keine von ihnen ward zu dieſer Gnade mit einer ſolchen Strenge vorbereitet, als Eliſabeth von Ranfain, Stifterin der Congregation Unſerer Lieben Frau von der Zuflucht (Notre Dame du refuge) in Nancy. Ihr Leben war ein Folterbett, auf dem ſie bis in's Mark hinein zermalmt wurde, um ichlos aus den Martern hervorzugehen.

Sie war im Jahr 1592 aus einem altadligen Geſchlecht in Lothringen geboren und ein wunderbar ſchönes, inniges, geiſtvolles, von früheſter Jugend an dem Himmel zugewendetes Kind. So lange ſie ein Kind war, ließen ihre Eltern ſie gewähren, wollten ſie aber mit vierzehn Jahren in die Welt einführen und geriethen in zürnende Verwunderung, als Eliſabeth ihnen erklärte, ſie fühle ſich zum Kloſterleben berufen. Von dem Augenblick an ging die Liebe der Eltern, namentlich der Mutter, in einen förmlichen Haß über. Alles, was eine vernünftige Mutter mit Freuden bei einer Tochter geſehen hätte, Eliſabeths Gleichgültigkeit gegen weltliche Vergnügungen, ihr Widerwille gegen Putz und Tand, ihr Ernſt den Schmeicheleien gegenüber, ihre Zurückgezogenheit bei frommen Beſchäftigungen — Alles dies empörte die Frau von Ranfain dermaßen, daß ſie die Erbauungsbücher in's Feuer warf und durch Romane erſetzte, und ihre Tochter zum Umgang mit ſehr weltlich geſinnten jungen Leuten beiderlei Geſchlechts zwang, in der Hoffnung dies Beiſpiel werde ſie umſtimmen.

den Fuß und empfand die Kraft von Melaniens Gebet. Der heftige Schmerz hätte es ihr unmöglich gemacht, der ſchönen Feier beizuwohnen und dadurch wäre in dieſe eine Störung gekommen. Melania bezeichnete vertrauensvoll den verletzten Fuß mit dem heiligen Kreuz und das Zeichen des Heiles brachte auch diesmal Heilung. Eudocia ging darauf nach Byzanz zurück. Melania lebte noch vier Jahre mit verſchärfter Bußſtrenge. Das heilige Weihnachtsfeſt des Jahres 439 brachte ſie in Bethlehem zu, und begab ſich, von dort nach Jeruſalem heimkehrend, im ſichern Vorwiſſen ihres nahen Todes zu ihren geiſtlichen Töchtern ins Kloſter. Sie kündigte ihnen ganz beſtimmt an, die Stunde ihres Abſcheidens ſei gekommen. Laute Wehklage ergoß ſich durch Jeruſalem. Man gönnte zwar der Heiligen den Himmel, aber man ſah ſie doch ſo ungern von der Erde gehen! Sie tröſtete alle, Geiſtliche und fromme Weltliche, die ſie beſuchten und in Tränen zerfloſſen. Sie ermahnte alle zur Beharrlichkeit in der Tugend, wies auf die himmliſchen Belohnungen hin und entſchlief im ſeligen Vertrauen auf Gott, den ſie ſo unausſprechlich geliebt hatte, am 31. Dezember des Jahres 439.

ENDE

Inhaltsverzeichnis.

Das Chriſtentum in der Freiheit.

Wie es Beſitz von der Welt nimmt: durch die Lehre alleinſeligmachend zu ſein; durch den Zuſammenhang der alten Prophezeihungen mit ihrer Erfüllung; durch wiſſenſchaftliche Begründung; durch Sittigung der Menſchen; durch Werke der Liebe. S. 1—16.

Der chriſtliche Kultus.

Warum ſich die Chriſten über jedes neue Gotteshaus freuten. Beſchreibung der Kirche zu Tyrus, nach Euſebius. Baſiliken. Ausſchmückung derſelben. Das Kreuz. Bilder und Votivbilder. Liturgie des Gottesdienſtes. Oblation. Eulogie. Das heilige Meßopfer. Privatmeſſen. Votivmeſſen. Meſſen für Verſtorbene. Die kirchlichen Tagzeiten. S. 16—34.

Feſte und Buße.

Der Sonntag. Das Oſterfeſt. Himmelfahrt. Die Bitt-Tage. Pfingſten. Das Weihnachtsfeſt. Epiphania. Marien- und Heiligentage. Bußgeiſt. Das geheime und öffentliche Sündenbekenntnis. Die vier Stufen der öffentlichen Buße. Erkaltung des Bußeifers. S. 35—49.

Bosporus und Nil.

Byzanz: Lage, Umgebung, Größe, Reichtum, Schönheit, Prachtgebäude, Kirchen- und Kunſtſchätze. Der Nil und ſeine Ufer. S. 49—64.

Die Einſiedler.

Wie die Einſiedler nach den drei evangeliſchen Räten, die Chriſtus gab, zu leben trachteten. Wie die evangeliſchen Räte den Stand der Vollkommenheit durch die chriſtliche Aszetik begründen. Wie deren Blüte die Myſtik, die Vereinigung der Seele mit Gott iſt. Wie die Buße oder das Leiden aus Liebe zu Gott, dem Reiche Gottes in der Seele vorhergehen muß. S. 64—85.

Die Wüſte.

Die Wüſte des Orients: die große ſyriſche Wüſte, vom Antilibanon bis zum Euphrat. Damaskus am Eingang. Die kleine arabiſche Wüſte zwiſchen Gaza und Cairo. Die egyptiſche Wüſte zwiſchen Cairo und den großen Nilkatarakten. Die Thebais zwiſchen dem Nil und dem roten Meere. Die Höhlen und die altegyptiſchen Felſengräber. S. 85—98.

Paulus von Theben.

(Geb. 229, geſt. 342.)

Patriarch der Einſiedler. Wie er die Welt fliehet und Gott findet. Wie Antonius ihn entdeckt. Wie er ſtirbt. S. 99—115.

Der heilige Antonius.

(Geb. 251, geſt. 356.)

Wie ſeine Herkunft und Erziehung war. Wie das Evangelium ihn dem Stande der Vollkommenheit zuführt. Wie er ſich übt in heiliger Aszeſe. Wie der Verſucher ihn peinigt. Wie er ſich in die Thebais begibt und in einem verfallenen Turme zwanzig Jahre ſich verſchließt. Sein Einfluß auf ſeine Zeit und auf alle Zeiten. Seine Wundertaten. Seine Belohnungen. Seine Weisſagungen. Wie er ſich auf den Berg Colzim begibt. Wie er vom Leben ſcheidet. S. 115 bis 173.

Der heilige Hilarion.

(Geb. 291, geſt. 371.)

Wie er, vierzehnjährig, bei dem heiligen Antonius Belehrung ſucht und ſich in die Moraſtwüſte am Mittelmeere unſern Gaza zurückzieht. Wie gewaltig er ſich abtötet. Wie ſeine Gebetskraft Wunder wirkt. Wie ſeine Einſiedelei zum Wallfahrtsorte wird. Wie ſich Jünger um ihn ſammeln und Lauren mit Anachoreten, Klöſter mit Mönchen in Paläſtina, Syrien, Meſopotamien erblühen. Wie er vor der weltlichen Ehre flieht: nach Egypten, Sizilien, Dalmatien, Cypern. Sein Tod. S. 173–197.

Paul der Einfältige.

(Geſt. Ende des vierten Jahrhunderts.)

Wie er als ſechzigjähriger Greis ein Jünger des heil. Antonius, und groß wird durch kindlichen Gehorſam. S. 197–205.

Ammon, Abt zu Nitria.

(Geſt. Mitte des vierten Jahrhunderts.)

Wie er vermählt wird und mit ſeiner Braut im jungfräulichen Stande verbleibt. Wie ſie nach achtzehn Jahren ſich trennen und er in der Wüſte Nitria ſich anſiedelt. Wie dort nach und nach eine zahlreiche Genoſſenſchaft ſich anſammelt. Wie man dort lebt, ſich beſchäftigt, gaſtfrei iſt. Wie man ſich noch ſtrenger in der Wüſte Cellia abſchließt. Wie Antonius im Geiſte Ammon's Tod ſchaut. S. 205–216.

Der hl. Pachomius, Abt von Tabenna.

(Geb. 292, geſt. 348.)

Welchen Eindruck Chriſten auf den heidniſchen Jüngling machen. Sein Kriegszug, Taufe und Entſchluß. Wie er zu dem Greis Palemon kommt und in der Aszeſe ſich übt. Von einem hochmütigen Einſiedler. Wie Pachomius Klöſter und Orden von Tabenna ſtiftet und Regeln gibt. Wie die Mönche leben. Wie die Nonnen leben. Von Bruder Zachäus. Wie Pachomius einem Kinde gehorcht. Von Bruder Sylvanus. Von Macarius aus Alexandrien und von dem egyptiſchen Macarius. Von Bruder Tithees. Wie Pachomius Krokodile bändigt und verleumdet wird. Wie er an der Peſt ſtirbt. S. 216–262.

Serapion der Sindonite.

(Geſt. im vierten Jahrhundert.)

Wie er ſich in Korinth zum Sklaven eines Gauklers macht und ihn bekehrt. Wie er ſich in Lacedämon einem Manichäer verkauft und ihn bekehrt. Wie er ſich in Rom noch zweimal verkauft. Wie er in die egyptiſche Wüſte zurückkehrt und ſtirbt. S. 262–269.

Der heilige Arſenius.

(Geb. 355, geſt. 450.)

Wie er von Rom nach Conſtantinopel und von dort nach der Wüſte Scete geht. Wie Bruder Johannes der Kleine ihn prüft. Wie er ſich als einen Abgeſtorbenen betrachtet. Von ſeiner Demut und Schweigſamkeit. Von Bruder Alexander. Von einem alten Einſiedler. Von einer vornehmen Römerin. Wie Arſenius aus einer Wüſtenei in die andere flieht. Wie er in Frieden ſtirbt. S. 269—287.

Der ſelige Moyſes.

(Geſt. im fünften Jahrhundert.)

Wie er Sklave iſt in Äthiopien; dann Räuber. Wie er in die Wüſte Scete flieht und furchtbare innere Kämpfe beſteht. Wie der heilige Iſidor ihn tröſtet. Was Moyſes für Lehren erteilt. Von Bruder Zacharias. Wie Moyſes Beſuche empfängt. Wie er Prieſter wird. Wie er umkommt. S. 287—302.

Bruder Valens, Bruder Ero und Bruder Ptolomäus.

(Geſt. im fünften Jahrhundert.)

Wie Bruder Valens ſich vom Hochmut blenden läßt und in Irrſinn verfällt. Wie Bruder Ero fromm beginnt, aber ſich ſpäter von der Eitelkeit betören läßt und in's Elend gerät. Wie Bruder Ptolomäus am Eigenwillen kläglich zu Grunde geht. S. 302—315.

Der heil. Ephrem, der Syrer.

(Geb. 306, geſt. 378.)

Seine Herkunft. Sein Bußgeiſt. Sein aſzetiſches Leben bei dem heil. Jakob von Niſibis. Seine Freundſchaft mit dem Mönche Julian. Der heil. Jakob und der König Sapor. Wie Ephrem Diakon wird, Bußprediger, Kirchenlehrer, Dichter, Miſſionär. Wie er die heilige Mutter Gottes feiert. Wie er für die Peſtkranken in Edeſſa ſorgt und ſtirbt. S. 315—341.

Die heilige Macrina.

(Geb. 328, geſt. 379.)

Ihre Großmutter, die ältere Macrina. Ihre Eltern, der heil. Baſilius und die heil. Emmelia. Ihre

Kindheit, Erziehung, Verlobung, Gottverlobung. Ihre Tugenden. Ihr Kloſter. Ihre Leiden. Ihr Tod. S. 341—352.

Die ſelige Marana und die ſelige Cyra.

(Geſt. im fünften Jahrhundert.)

Wie dieſe beiden vornehmen und reichen Jungfrauen zu Beröa in Syrien aus Liebe zu Chriſtus im Kerker ein gewaltiges Bußleben führen. S. 352—358.

Die heilige Thais.

(Geſt. im vierten Jahrhundert.)

Wie ſie in Alexandrien einen ſündhaften Lebenswandel führt. Wie der Abt Paphnutius zu ihr kommt. Wie ſie ſich bekehrt und drei Jahre in einer Zelle einſam verſchloſſen Buße tut. S. 358—363.

Die heilige Pelagia.

(Geſt. im fünften Jahrhundert.)

Der Ölberg bei Jeruſalem. Wie Bruder Pelagius in einer Höhle desſelben Buße tut. Wie ihn Jakobus, Diakon von Edeſſa, beſucht. Wie er tot gefunden wird. Wie Biſchof Nonnus von Edeſſa die Schauſpielerin Pelagia zu Antiochien bekehrt hat. S. 363—384.

St. Simeon Stylites.

(Geb. 388, geſt. 459.)

Seine Geburt im Dorfe Siſan in Syrien. Seine Kindheit als Schafhirt. Seine Liebe zu Gott. Seine Opferfreudigkeit. Sein Eintritt in das Kloſter von Teleda, bei vierzehn Jahren. Seine gewaltige Bußſtrenge. Seine Prüfungen. Verläßt Teleda. Geht in das verödete Kloſter von Telneſche. Bei vierundzwanzig Jahren in die Mandra. Bei fünfunddreißig Jahren beſteigt er Säulen; erſt niedrige, dann höhere. Seine Lebensweiſe auf denſelben: Kleidung, Andacht, Predigten, Leiden. Seine Wundertaten. Völkerwanderung zu ihm. Wie er ſeine Mutter empfängt. Kaiſer Theodoſius II. Pulcheria. Eudocia. Neſtorius und ſeine Irrlehre verdammt durch das Konzil von Epheſus, 431. Eutyches und ſeine Irrlehre verdammt durch das Konzil von Chalcedon, 451. Die Kaiſerin Eudocia hängt letzterer an; wendet ſich an Simeon; bekehrt ſich. Erdbeben zu Antiochien. Simeons Tod. Andere Styliten: Daniel, bei Conſtantinopel, † 489. Der jüngere Simeon, † 596, auf dem wunderbaren Berge bei Antiochien, nachdem er ſeit ſeinem ſechſten Jahre auf Säulen geſtanden. S. 384—463.

Der heilige Nilus.

(Geſt. im fünften Jahrhundert.)

Stammt aus Ancyra, ſtudiert zu Antiochien, lebt in hohen Ehren, glücklich vermählt zu Conſtantinopel. Begibt ſich um 390 mit ſeinem Sohn Theodul in die Wüſte des Berges Sinai. Gelangt zu hoher Erleuchtung und wird durch ſeine Schriften ein Lehrer der Kirche. Die ſelige Jungfrau Magna. Der Überfall der Sarazenen. Wie Theodul geraubt wird. Wie Nilus ihn wiederfindet. Wie beide zu Prieſtern geweiht auf den Sinai zurückkehren. S. 463—477.

Der heilige Johannes Climacus.

(Geb. 525, geſt. 605.)

Stammt aus Paläſtina; wird vortrefflich erzogen und gebildet; geht bei ſechzehn Jahren in die ſinaitiſchen Wüſten; wird ein Schüler des Einſiedlers Martyrius; legt die Ordensgelübde ab; ſteigt zu hoher Tugend empor; ſchreibt auf Veranlaſſung des Abtes vom Kloſter Raithu: „die Leiter zum Paradieſe.“ Vom Gehorſam: Bruder Abbacyrus, Bruder Laurentius, Bruder Menas, Bruder Iſidor. Von der Buße. Von der Sanftmut und Demut. Vom Gebet und der Stille des Geiſtes. Johannes wird Abt auf dem Sinai; zieht ſich nach vier Jahren wieder in die Wüſte Thola zurück; entſchläft in Frieden. S. 477—503.

Die Töchter der Grachen.

Über die große Anzahl der Kloſterleute beiderlei Geſchlechtes im Morgenlande, namentlich in Egypten. Wie der heilige Athanaſius genaue und tiefe Kunde des Ordenslebens nach Rom bringt. Das Leben der vornehmen Frauen im heidniſchen Rom. Sklavinnen und ihre Dienſte. Luxus in Kleidern, Schmuckſachen und Hausrat. Grauſamkeit und Menſchenverachtung. S. 504—526.

Die heilige Marcella.

(Geſt. 410.)

Ihre Familie. Einfluß des heiligen Athanaſius auf ſie und auf ihre Schweſter Aſella. Ihre Heirat. Ihr Witwenſtand. Ihre Beſchäftigungen. Ihr heilſamer Einfluß auf andere Frauen. Ihr geiſtlicher Eifer. Ihre Freundſchaft mit dem heiligen Hieronymus. Ihre Pflegetochter Principia. Roms Eroberung durch den Gotenkönig Alarich. Marcellas Tod. S. 526–539.

Die ſelige Fabiola.

(Geſt. 400.)

Wie ſie ſich von ihrem erſten Mann trennt und einen zweiten ehelicht. Wie ſie öffentliche Kirchenbuße tut. Wie ſie ſich glorreich zu Gott bekehrt. Wie ſie in Rom das erſte Spital ſtiftet und darin als Magd dient. Wie ſie nach Jeruſalem pilgert, mit dem heil. Hieronymus ſich befreundet, nach Rom zurückkehrt und ſtirbt. S. 539–550.

Die heilige Paula.

(Geb. 347 geſt. 405.)

Bethlehem und die heilige Grotte. Paula's Geſchlecht. Ihr Gemahl Toxotius. Ihre glückliche Ehe. Ihre fünf herrlichen Kinder. Ihr Gram um den Tod ihres Gemahles. Ihre Bekehrung zu Gott. Ihr aszetiſches Leben. Ihre Seelenführung durch den heiligen Hieronymus. Ihre und ihrer Töchter Studien der heiligen Schrift. Euſtochium verlobt ſich dem jungfräulichen Stande; Bleſilla vermählt ſich und ſtirbt früh; Paulina heiratet den Pammachius und Rufina den Aletius. Paula geht mit Euſtochium nach Paläſtina; durchpilgert es; beſucht Egypten; baut in Bethlehem ein Mönchskloſter ſamt Herberge für Pilger und ein Nonnenkloſter, dem ſie vorſteht. Ladet Marcella ein. Rufina's und Paulina's Tod, 398. Pammachius baut ein Spital zu Oſtia, ſtirbt 410. Paula's Sohn Toxotius vermählt ſich mit Leta und ſtirbt früh. Seine kleine Tochter, Paula die jüngere, wird zur Großmutter nach Bethlehem geſchickt. Tod der heil. Paula. Euſtochium wird Vorſteherin des Kloſters. Wie der heil. Hieronymus ſie verehrt. S. 550–559.

Die beiden Melanien.

(Geſt. 410 und 439.)

Die römiſche Witwe Melania beſtellt ihr Haus und reiſt 372 nach Egypten zu den Einſiedlern. Der heilige Iſidor, Spitalmeiſter zu Alexandrien. Didymus der Blinde. Die ſelige Alexandra. Eine geizige Jungfrau. Der Abt zu Nitria, Hor. Der heilige Pambo und das Silbergerät. Die Ermahnung des Pinuphius. Lehren der Altväter. Warum Abt Sylvan den Bruder Marcus liebt. Bruder Johannes fängt die Löwin und begießt den Stock. Von zwei friedfertigen Aszeten. Verfolgung der Einſiedler. Wie Melania ſich ihrer annimmt. Sie gründet ein Kloſter in Jeruſalem und lebt in guten Werken. Evagrius Ponticus. Rufinus. Melania ſtreift an Irrlehre. Ihr Sohn Publicola und ſeine Frau Albina. Ihre Enkelin Melania und deren Gatte Pinian ſtreben nach evangeliſcher Vollkommenheit. Melania geht nach Italien, beſucht mit ihrer Familie den heiligen Paulin zu Nola, bekehrt in Rom den Apronian, geht 408 mit den Ihren nach Tagaſte zum heiligen Biſchof Alypius. Wie ſie dort leben. Publicola ſtirbt. Melania die ältere geht allein nach Jeruſalem zurück und ſtirbt, 410. Pinian, die jüngere Melania und Albina reiſen 417 in's Morgenland. Ihr aszetiſches Leben. Voluſian ruft ſeine Nichte Melania nach Conſtantinopel. Sie bekehrt ihn zum Chriſtentum. Ihre Freundſchaft mit der Kaiſerin Eudocia. Pinian ſtirbt 435. Eudocia pilgert nach Jeruſalem. Melania's ſeliger Tod, 439. S. 600–657.

Sch.

Eliſabeth litt und that, was ſie nicht ändern konnte, beharrte aber bei ihrer Erklärung, Kloſterfrau werden zu wollen. Die unglückliche Mutter vergaß ſich ſo ſehr, das arme unſchuldige Kind thätlich zu mißhandeln und ſie wie eine Verbrecherin und Närrin vor aller Welt Augen zu behandeln. Mit demüthigſter Unterwürfigkeit ertrug Eliſabeth Mißhandlungen und Schmach; ward aber nicht wankend in ihrem Entſchluß und ſah jene nur als ein Mittel an, um ſich ſchweigend in der Geduld zu üben. Nun beſchloſſen die Eltern ſie ohne Umſtände zu vermälen und ſagten ſie, ohne ſie zu fragen, einem Herrn Dubois zu, der Wittwer und Vater mehrer Kinder war. Dann verkündeten ſie ihr, was ihr bevorſtehe und daß ſie in dies Ehebündniß einzuwilligen habe. Unter Strömen von Thränen bat ſie um Erlaubniß Kloſterfrau werden zu dürfen; ſtatt deſſen ward ſie mit allen Strafen, gar mit dem Tode bedroht, ſo daß ſie in dieſen furchtbaren Qualen ſchwer erkrankte.

Herr Dubois, der nicht begriff, daß man den Schleier dem Brautkranz vorziehen könne, begab ſich zu Eliſabeth, um ſie über ihre eigentliche Stimmung zu erforſchen und ſprach daher freundlich und vertrauenerweckend mit ihr. Als ſie ihm nun unbefangen erklärte, ſie habe den größten Widerwillen gegen den Eheſtand und wünſche nichts als eine Kloſterfrau zu werden: betrachtete er dies als eine ungeheure Belei-

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Geſammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

I. Serie: Romane und Gedichte.

30 Bände.

Band

1-2 **Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. in Original-Leinenbände Mk. 4.—,
Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfrzbd. Mk. 8.—.
3-4 **Doralice.** Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
5-6 **Zwei Schweſtern.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2. Bde., gebd. Mk. 4.—.
7-8 **Peregrin.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
9-10 **Eudoxia,** die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
11-12 **Die Erbin von Cronenſtein.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
13-14 **Die Geſchichte eines armen Fräuleins.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
15-16 **Die Erzählung des Hofrats.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
17-18 **Die Glöcknerstochter.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
19-20 **Nirwana.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
21-22 **Vergib uns unſere Schuld.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
23-24 **Eine reiche Frau.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
25-26 **Der breite Weg und die enge Straße.** Eine Familiengeſchichte. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
27-28 **Wahl und Führung.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.
29 **Unſerer lieben Frau.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.
30 **Das Jahr der Kirche.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze erſte Serie, wenn zuſammen auf einmal bezogen, 30 Bände, gebd. Mk. 45.—.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Im Jahre 1904 erſcheint:

2. Serie:

Historische und apologetische Schriften:

Von Babylon nach Jerusalem.

Aus Jerusalem.

Ein Büchlein vom guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe.

Vier Lebensbilder. Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Ben David, ein Phantaſiegemälde von Ernſt Renan.

Die Liebhaber des Kreuzes.

Bilder aus der Geschichte der Kirche.

1. Band: Die Martyrer. Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. 2. Band: Die Väter der Wüſte. 3. Band: Die Kirchenväter. Erſte Abteilung: Väter der orientaliſchen Kirche. 4. Band: Die Kirchenväter. Zweite Abteilung: St. Auguſtinus.

Leben der hl. Theresa von Jesus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Das Buch der Klostergründungen.

Nach der reformierten Carmeliterregel von der heil. Thereſa von Jeſus. Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heilige Zita, Dienſtmagd zu Lucca im 13. Jahrh.

Leben des hl. Wendelinus.

Leben der hl. Elisabeth.

117, 216

Jda Gräfin Hahn-Hahn

Geſammelte Werke

39. u. 40. Band.

Die Väter der orientaliſchen Kirche.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Väter der orientaliſchen Kirche.

Vorwort.

Mit größter Zaghaftigkeit laſſe ich dieſen dritten Band von Bildern aus der chriſtlichen Kirche erſcheinen, weil ich mehr noch als früher die Größe des Gegenſtandes und die Schwäche der Feder fühle, die ſich an ihn wagte. Aber er gehört in den Kreis meiner Aufgabe und ſo mußte ich in Gottes Namen fortſetzen, was ich in Gottes Namen angefangen habe. Es war nicht möglich, dieſe großen, reichen, glänzenden Geſtalten in den engen Rahmen und die kleinen Umriſſe der früheren Bilder zu bringen; denn in ihrer Hand, in ihrem Herzen, laufen zu viele Fäden der Geſchichte ihrer Zeit zuſammen, um dieſe unberückſichtigt zu laſſen. So habe ich mich in dieſer Sammlung auf die allerberühmteſten Väter der katholiſchen Kirche im Orient beſchränkt — den Okzident ſpäteren Tagen überlaſſend — und ich hoffe, daß ihre großartige Schönheit, die zugleich ſo erhaben und ſo lieblich iſt, ſich durch die Unvollkommenheit meiner Feder hindurch Bahn brechen werde. Das katholiſche Herz frohlockt bei der Betrachtung dieſer Männer, welche die Säulen ſeiner Kirche und folglich der geſamten Geſittung und Entwicklung der Menſchheit ſind, dem mit dem Glauben der Kirche hielten ſie die Frucht der Erlöſung, das chriſtliche Leben aufrecht, deren Zuſammenhang nur der Unglaube leugnet. So ein Athanaſius trägt, wie ein anderer Atlas, die chriſtliche Welt auf ſeinen Schultern! Die früheren Bilder zeigten die Nachfolge Chriſti in ſeinen Heiligen, den Martyrern und den Einſiedlern, mehr von der duldenden Seite; ihnen war die blutige Paſſion von Golgatha und die ſtille Paſſion des Herzens am Ölberge zur Aufgabe geworden. Die heiligen Kirchenväter folgen dem lehrenden Leben Jeſu nach, und dabei haben denn auch wahrlich die Leiden ihnen ſo wenig gefehlt, als ihrem göttlichen Meiſter! Wie oft heißt es auch bei ihnen: „Und er verbarg ſich;“ oder: „Man hob Steine auf, um ihn zu töten.“ Kreuz und Dornenkranz ſind das gemeinſchaftliche Erbgut aller Heiligen, gleichviel ob auf dem Patriarchenſitz oder in der Einöde; darin finden ſie ſich Alle zuſammen als echte rechte Kinder des Reiches Gottes, das ſie auf Erden verkündigen und ausbreiten. Nicht vielen Menſchen iſt die Gnade geworden, ſo Großes für das Reich Gottes zu wirken, wie dieſen Männern, und deshalb mußten ſie ſich durch heilige Aszeſe tief in den myſtiſchen Tod des Gekreuzigten mit einbegraben, um Teil zu haben an ſeinem übernatürlichen Leben, welches die Seele der geiſtigen Welt iſt.

Die Überſetzungen der Schriften der Kirchenväter und ihre Biographien, die zu Kempten erſcheinen, aber bis jetzt noch nicht über Baſilius hinausgehen; dann die Kirchengeſchichten von Tillemont und von dem gelehrten Benedikdigung und Verachtung ſeiner Perſon und drang nun ebenſo heftig wie die Eltern auf die Vermälung. Krank, ſchutz- und hülflos, gequält an Leib und Seele, blieb dem unglücklichen jungen Mädchen nichts übrig, als aus Gehorſam gegen ihre barbariſchen Eltern einem Manne ſich anvermälen zu laſſen, der es ihr nicht vergab, daß ſie die Ehe mit ihm nicht wie ein Glück betrachtete und der ſich auf jede Weiſe an ihr rächte.

Sie war die ſchönſte und liebenswürdigſte Perſon des Landes; er ließ ſich in Verhältniſſe mit gemeinen Weibern ein. Sie ſuchte mit klugem verſtändigen Sinn dem ungeordneten großen Hausweſen vorzuſtehen: er entfernte ſie davon mit Verachtung und ließ ſie durch Stiefkinder und Dienſtboten bei jeder Veranlaſſung beleidigen. Er ſchonte ihr Leben nicht und zwang die zarte Frau, auf böſen Pferden zu reiten oder meilenweit zu Fuß neben ſeinem Pferde herzugehen. Die eine Stieftochter überbot noch den Vater, die übrigen Geſchwiſter und die Dienſtboten an Grauſamkeit: ſie bereitete der armen Eliſabeth eine vergiftete Suppe, und dieſe rettete nur dadurch ihr Leben, daß ſie es wagte, trotz des Befehls ihres Mannes die Suppe nicht ganz zu verzehren, weil ſie ihr Ekel machte. Die unüberwindliche Sanftmuth des armen Opfers erbitterte ihre Quäler nur um ſo mehr; denn von dem Augenblick an, wo Eliſabeth die Frau des Herrn Dubois war, erlaubte ſie ſich nicht mehr ihrer Abneigung Raum zu tiner Remy Ceillier, drei bändereiche Werke, habe ich hauptſächlich geleſen und, was den Chryſoſtomus betrifft, den Benediktiner Vital Mösl. Immer auch die kirchengeſchichtlichen Schriften von Stolberg, Möhler und Döllinger, die mit ihrem Geiſte, ihrer Wiſſenſchaft, ihrer Frömmigkeit dem Leben, dem Weſen und der Lehre der Kirche einen ſo herrlichen Ausdruck zu geben vermögen. Den Fleury habe ich nicht mehr benutzt; er wird hie und da durch einen Anhauch von Gallicanismus geſtreift, folglich beengt und erkältet. Wem aber der große, freie, warme, echtkatholiſche Herzſchlag gelähmt iſt, den kann ich, trotz all' ſeiner übrigen Vorzüge, nun einmal nicht brauchen; am wenigſten bei einem Werke wie dieſes, in welchem es ſich herausſtellt, daß der Felſen Petri zu Rom und die Treue zu ihm den alleinzigen Schwerpunkt einer Welt ausmacht, die nur allzu geneigt iſt, in die Schwankungen, Verneinungen, Widerſprüche und endliche Auflöſung der Häreſie und des Schisma's ſich zu ſtürzen.

Welch' einen furchtbar verderblichen Einfluß die verfälſchte Glaubenslehre unter dem Protektorat gewiſſer Kaiſer auf das Glaubensleben übte, das zeigt ſich am grellſten in einigen Konzilien, namentlich im ökumeniſchen vom Jahre 381 zu Conſtantinopel; und deshalb habe ich den katholiſchen Herzen den Schmerz nicht erſparen wollen, die Völker nicht nur, ſondern auch die geiſtlichen Hirten der Völker, in babyloniſcher Verwirrung zu ſehen. Sie werden umſomehr Got danken und preiſen, daß ſelbſt in dieſen koloſſalen Unordnungen, durch Erleuchtung des heiligen Geiſtes, die Mehrzahl das gottentſtammte Kleinod des geoffenbarten Glaubens Chriſti in der ſichtbaren Kirche anvertraut iſt, erkannte und bekannte. Sie werden auch jetzt, in unſeren vielfach betrübten Zeiten, einen übernatürlichen Troſt darin finden, daß die heilige Kirche ſchon ſo früh, ſo heftig, ſo gewaltſam, von Innen und Außen, von Unglaube, Häreſie, Schisma und weltlichen Machthabern, gemeinſchaftlich bedroht und beſtürmt wurde und gerade aus aller Trübſal immer geläutert und friſch erblühend hervorging. Findet aber eine Seele in den nachfolgenden Blättern durch Gottes Gnade dieſen Troſt, ſo ſchenke ſie liebreich der meinen einen anderen: das willkommene Almoſen ihres frommen Gebetes.

Mainz, am Tage der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus, 29. Junius 1869.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Das Werk der Schöpfung iſt eine natürliche Offenbarung Gottes; wird gehalten und getragen von der Allmacht, Weisheit, Liebe Gottes, obzwar der Menſch, dieſer Schöpfung Krone, ſich durch die Sünde in die Feindſchaft Gottes ſtürzt. Das Werk der Erlöſung iſt die übernatürliche Offenbarung Gottes durch und in Chriſtus, wahrer Gott und wahrer Menſch, der für die Erhaltung dieſes Werkes nicht minder als für das der Schöpfung beſorgt iſt. Er erhält es, indem er dem apoſtoliſchen Lehramte, das ſich im Episkopat fortſetzt, unter dem Beiſtande des heiligen Geiſtes die Geſamtlehre des Chriſtentums anvertraut und darauf die Heilsanſtalt zur Erlöſung, Heiligung und Beſeligung der Menſchheit, die Kirche, erbaut. Wer die geſamte, allgemeine Lehre annimmt, gehört der Kirche an. Sie ordnet ſich und rundet ſich ab unter ihren geiſtlichen Vorſtehern und Vätern, den Biſchöfen. Dieſe haben ihren Mittelpunkt und Schlußſtein in Rom. Älteſte Zeugniſſe dafür. Frühe Ketzereien. Spruchgewalt über Entſcheidung in Glaubenslehren hat der Biſchof von Rom, der Papſt, für die ganze Chriſtenheit. S. 1—66.

Der heilige Athanaſius der Große,

Patriarch von Alexandrien.

Früher Kampf des Chriſtentumes gegen den Gnoſticismus und Manichäismus. Das heidniſche Alexandrien: Pracht, Wiſſenſchaft, Handel, das Serapeum. Das chriſtliche Alexandrien: der Evangeliſt St. Markus, die Katechetenſchule, Pantänus, Clemens, Origenes. Letzter geiſtiger Aufſchwung des Polytheismus in der neuplatoniſchen Philoſophie. Große geiſtige Bewegung zu Anfang des vierten Jahrhunderts.

Athanaſius geboren um 296 zu Alexandrien. Faſt gar keine Nachrichten über ſeine Jugend; Zögling des heiligen Biſchofs Alexander, dann des heiligen Antonius in der Thebais. Um 319 Diakon und Schriftſteller. Arius und ſeine Irrlehre. Sie verbreitet ſich; und warum. Das Konzil von Nicäa, 325. Athanaſius begleitet den Patriarchen Alexander dahin. Konferenzen mit Arius. Das Credo von Nicäa. Verdammung des Arianismus. Verbannung des Arius. Athanaſius, Patriarch von Alexandrien, 326. Conſtantia gewinnt ſterbend Conſtantin für die Arianer. Arius zurückberufen. Arianiſche Verläumdungen des Athanaſius. Arianerſynode zu Tyrus. Athanaſius rechtfertigt ſich; wird dennoch abgeſetzt; von Conſtantin nach Trier verbannt, 336. Arius ſtirbt. Conſtantin ſtirbt, 337. Athanaſius kehrt nach Alexandrien zurück, 338. Die Arianer ſammeln ſich um Kaiſer Conſtantius. Der Arianerbiſchof Gregor durch Waffengewalt in Alexandrien eingeführt, 341. Athanaſius nach Rom, zum Papſt Julius. Zwei gleichzeitige Zeugniſſe für den Primat des römiſchen Stuhles in kirchlichen Angelegenheiten. Athanaſius macht Rom bekannt mit dem aszetiſchen Leben. Aſella und Marcella, ſeine Schülerinnen. Ihr Einfluß in Rom. Konzil zu Sardica, 347, unterſucht die Sache des Athanaſius, erkennt ſeine Unſchuld an. Conſtantius verſöhnt ſich zum Schein mit ihm. Athanaſius kehrt nach Alexandrien zurück, wird frohlockend empfangen von der Gemeinde. Neue Ränke der Arianer und neue Verfolgung des Conſtantius gegen glaubenstreue Biſchöfe. Konzil zu Rimini, 359. Athanaſius flieht in die Wüſte, verfaßt zahlreiche Schriften gegen den Arianismus. Conſtantius ſtirbt, 361. Kaiſer Julian, der Apoſtat. Athanaſius kehrt nach Alexandrien zurück; muß ſich verbergen. Julian ſtirbt, 363. Kaiſer Jovian, gut katholiſch, ehrt Athanaſius, ſtirbt 364. Kaiſer Valens, arianiſch. Athanaſius ſchreibt das Leben des heiligen Einſiedlers Antonius; Wirkung dieſer Schrift. Valens verbannt Athanaſius auf kurze Zeit, 367. Wirkſamkeit des Athanaſius in der ganzen Kirche. Briefe des Baſilius. Schriften des Athanaſius gegen die Irrlehre des Apollinarius. Tod des Athanaſius um das Jahr 373. S. 66—233.

Der heilige Baſilius der Große,

Erzbiſchof von Cäſarea.

Der heilige Gregor von Nazianz,

Patriarch von Conſtantinopel.

Der heilige Gregor von Nyſſa.

Biſchof von Nyſſa.

Erſtes Kapitel.

Baſilius; ſein Vater; ſeine Mutter Emmelia; ſeine Erziehung bei ſeiner Großmutter, Macrina der Älteren. S. 233–243.

Zweites Kapitel.

Gregor von Nazianz; ſeine Mutter Nonna; ſeines Vaters Bekehrung. Geht mit ſeinem Bruder Cäſarius nach Cäſarea und Alexandrien; allein nach Athen. S. 243–251.

Drittes Kapitel.

Baſilius in Conſtantinopel. Nach Athen, 352. Freundſchaft mit Gregor. Rückkehr nach Cäſarea, 355. Eröffnet eine Schule der Rhetorik. Macrina die Jüngere. Baſilius widmet ſich dem aszetiſchen Leben. S. 252–261.

Viertes Kapitel.

Baſilius empfängt das Sakrament der Taufe; beſucht die Mönche und Einſiedler in Syrien und Egypten; kehrt zurück, 359; begibt ſich in die Einſamkeit. Macrina, Vorſteherin eines Kloſters. Gregor verläßt Athen; geht zu ſeinen Eltern nach Nazianz. Cäſarius, kaiſerlicher Leibarzt in Conſtantinopel. Schreiben des Baſilius aus ſeiner Einſiedelei an Gregor und ein anderes Schreiben an Chilon. S. 261–281.

Fünftes Kapitel.

Klöſterliche Genoſſenſchaft um Baſilius verſammelt. Sein Bruder Petrus. Gregors Aszeſe in Nazianz; ſein Beiname „der Theolog“; ſein kurzer Beſuch in Pontus; ſeine Weihe zum Prieſter, 361; ſeine Rede über das Prieſtertum. Baſilius ſtiftet für Männer und Frauen Klöſter, gibt ihnen Regeln, führt das kanoniſche Stundengebet ein. S. 281—295.

Sechſtes Kapitel.

Erziehung der Jugend in Klöſtern: Kloſterſchulen. Die kleinen Regeln. Baſilius lehnt Kaiſer Julians Einladung ab. Cäſarius gibt ſeine Stellung als kaiſerlicher Leibarzt unter Julians Regierung auf. S. 296—304.

Siebentes Kapitel.

Euſebius, Erzbiſchof von Cäſarea, weiht Baſilius zum Prieſter und behält ihn als Prediger und Ratgeber bei ſich. Petrus Vorſteher des Kloſters zu Anneſi. Ränke gegen Baſilius; begibt ſich auf einige Zeit nach Pontus. Euſebius ruft ihn zurück. Leiſtungen und Tugenden des Baſilius. S. 305—318.

Achtes Kapitel.

Gregor (von Nyſſa) wird Kleriker; nimmt dann wieder einen Lehrſtuhl der Rhetorik ein; kehrt endlich zum Altardienſt zurück. Tod des Cäſarius und ſeiner Schweſter Gorgonia. Emmelia's Tod. Hungersnot in Kappadocien. Erzbiſchof Euſebius ſtirbt. Wahl des Baſilius, 370. S. 318—330.

Neuntes Kapitel.

Verläumdungen des Baſilius; Feindſchaften wider ihn; ſeine aufmerkſame Sorgfalt für den Klerus. Schiſma zu Antiochien. Schreiben des Baſilius an Papſt Damaſus und die Biſchöfe des Abendlandes. An übereifrige Mönche. S. 330—348.

Zehntes Kapitel.

Baſilius vor dem Präfekten Modeſtus. Kaiſer Valens in Cäſarea, 372. Die Verbannung des Baſilius unterbleibt. S. 349—356.

Elftes Kapitel.

Anthimus, Metropolit des zweiten Kappadociens. Gregor von Nazianz, ernannter Biſchof von Saſima, verwaltet nach ſeines Vaters Tode die Diözeſe Nazianz; verliert ſeine Mutter, zieht ſich in die Einſamkeit nach Seleucia zurück. S. 357—363.

Zwölftes Kapitel.

Großes Hoſpiz von Baſilius geſtiftet. Sein Erbarmen mit jeder Not. Sein Erſcheinen vor Gericht. S. 363—372.

Dreizehntes Kapitel.

Amphilochius, Biſchof von Iconium, in Cäſarea. Schrift des Baſilius „vom heiligen Geiſt." Seine Kränklichkeit. Beſuch Ephräms des Syrers. S. 372—388.

Vierzehntes Kapitel.

Gregor, Biſchof von Nyſſa, vertrieben durch die Arianer. Baſilius in Pontus. Sein Schreiben an die pontiſchen Biſchöfe und an den Klerus und Senat von Neocäſarea. S. 389—403.

Fünfzehntes Kapitel.

Baſilius und Euſtathes von Sebaſte. S. 403—410.

Sechzehntes Kapitel.

Aus einigen Briefen des Baſilius. S. 410—415.

Siebzehntes Kapitel.

Tod des Kaiſers Valens, 378. Tod des Baſilius, 379. S. 415—426.

Achtzehntes Kapitel.

Gregor von Nyſſa kehrt zurück. Macrina's Tod. Petrus wird Biſchof zu Sebaſte. S. 427—433.

Neunzehntes Kapitel.

Kaiſer Theodoſius der Große. Gregor von Nazianz, Prediger des katholiſchen Glaubens in Conſtantinopel. S. 433—445.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der heilige Hieronymus. Maximus, der Egypter. Taufe des Kaiſers, 380. Einführung Gregors in die St. Sophienkirche durch den Kaiſer. Rückgabe von Kirchen und Kirchengut an die Katholiken. S. 445—457.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Arianerhaß gegen Gregor. Seine Milde. Mordanſchlag wider ihn. Konzil zu Conſtantinopel. Verweltlichter Geiſt derjenigen Biſchöfe, welche durch Übergewicht der weltlichen Macht Biſchöfe geworden waren. Gregor, zum Patriarchen erwählt, dankt ab, 381. S. 457—469.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Gregors Abſchiedsrede und Abreiſe nach Arianz. Feſtſetzung des Dogma's vom heiligen Geiſt auf dem Konzil. S. 469—479.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Gregor in Arianz. Aus ſeinen Briefen und Schriften. Sein Tod um 390. S. 479—486.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Gregor von Nyſſa; ſeine Schriften; ſein Tod. S. 486—490.

Der heilige Johannes Chryſoſtomus,

Patriarch von Conſtantinopel.

Erſtes Kapitel.

Kaiſer Theodoſius ſtirbt, 395. Sein Sohn Arcadius, Kaiſer des Morgenlandes. Eudoxia, die Kaiſerin. Eutropius, der Günſtling. Eifer des Theodoſius für Ausrottung des Polytheismus. S. 499—521.

Zweites Kapitel.

Johannes Chryſoſtomus in Antiochien geboren. Seine Mutter Anthuſa. Seine vortreffliche Erziehung. Wird Rechtsanwalt. Zieht ſich von der Welt zurück; empfängt die niederen Weihen; lebt drei Jahre im Hauſe des Patriarchen Meletius; zwei Jahre bei ſeiner Mutter; ſechs Jahre im Gebirge bei den Mönchen und Einſiedlern. Wird Prieſter und Prediger des Evangeliums zu Antiochien, 386. S. 521—543.

Drittes Kapitel.

Sein Leben in Antiochien. Aufſtand daſelbſt. S. 543—552.

Viertes Kapitel.

Wird Patriarch in Conſtantinopel. Seine heilige Strenge, Liebe, Barmherzigkeit und Seeleneifer. Der kaiſerliche Hof. S. 552—564.

Fünftes Kapitel.

Die heilige Olympias. S. 564—576.

Sechſtes Kapitel.

Aus den Homilien des heiligen Chryſoſtomus. S. 576—584.

Siebentes Kapitel.

Sturz des Eutropius. Eudoxia's Einfluß. S. 584—599.

Achtes Kapitel.

Theophilus von Alexandrien feindlich gegen Chryſoſtomus. Die langen Brüder. Epiphanius von Salamin. Das Winkelkonzil an der Eiche. S. 599—612.

Neuntes Kapitel.

Das Winkelkonzil entſetzt den Chryſoſtomus. Der Kaiſer verbannt ihn. Erdbeben. Die Kaiſerin ruft ihn zurück. Seine feſtliche Heimkehr. Jubel des Volkes. Neue Feindſeligkeit der Kaiſerin. S. 612—628.

Zehntes Kapitel.

Zweite Verbannung. Feuersbrunſt in Conſtantinopel. Arſacius wird Patriarch. Tod der Kaiſerin Eudoxia, 6. Oktober 404. Verfolgung der Anhänger des Chryſoſtomus. S. 628—638.

Elftes Kapitel.

Chryſoſtomus auf der Reiſe und in der Verbannung zu Cucuſus. Schreiben an Olympias. Deren Schickſale. S. 638—651.

Zwölftes Kapitel.

Atticus, Patriarch zu Conſtantinopel. Ein rechtmäßiges Konzil wird hintertrieben. Letzte Schickſale des heiligen Chryſoſtomus. Sein Tod, 14. September 407. Tod des Kaiſers Arcadius, 1. Mai 408. Tod der heiligen Olympias. S. 651—666.

geſtatten, viel weniger ſie zu äußern. Wie ſie die gehorſamſte Tochter geweſen war, ſo war ſie nun die unterwürfigſte, treuſte, liebevollſte Gattin, die nie eine Klage, geſchweige einen Widerſpruch über ihre Lippen brachte, und die oft Tage und Nächte an ſeinem Krankenlager diente und wachte, ohne auf etwas Anderes rechnen zu dürfen als auf neue Mißhandlungen nach ſeiner Geneſung.

Aber Gott iſt gerecht! dies Marterthum von ſieben Jahren trug ſeine Frucht. Und welche? — es rettete eine Seele! — Was lag ihr daran, ob für die Paar Tage ihres Lebens ihr Kreuz etwas ſchwerer oder leichter ſei! ob ihre Augen ein Paar Thränen mehr oder weniger weinten! ob ihr Fuß auf Dornen oder Blumen ging! inmitten der unſäglichen Qualen ihres Lebens blieb ihre Seele immer mit ihrem himmliſchen Bräutigam, dem Gekreuzigten, vereinigt — nichts begehrend als ihren Antheil an ſeinem bittern Leid und ſeiner großen Schmach. Und da Er ihr dies in ſolcher Fülle gewährte, ſo erfolgte auch der Lohn in demſelben Maß: das Opfer Gottes erlöſte eine Welt von Seelen für und durch welche Er litt; das Opfer dieſer armen Frau rettete die elende Seele für und durch welche ſie litt: Herr Dubois bekehrte ſich. Er ward ebenſo ſanftmüthig, barmherzig und friedfertig, als er von dem Allen das Gegentheil geweſen; und als ſomit ihr Gebet und ihr Ringen und Leiden für ſein Heil

Soli Deo Gloria.

Einleitung.

Wie wunderbar ſchön iſt das Werk der Schöpfung und wie wunderbar erhaben wird es in der Geneſis beſchrieben. Über einen Abgrund von werdenden Dingen, die in ihren Grundſtoffen aber ungeſtalten und ungeſchieden aus dem Nichts hervorgerufen waren, ſchwebt der Geiſt Gottes. Da ſpricht Gott: „Es werde Licht.“ Und alſo geſchieht es. Und das ganze ſichtbare Univerſum tritt auf das Wort Gottes in die Ordnung, die Beſtimmung, die Regelmäßigkeit, das Geſetz hinein, wonach es ſich im Ganzen und jeder einzelne Beſtandteil im Beſonderen, zum Gottesplane der Schöpfung zuſammenfügt. „Und es ward Abend und Morgen; der ſechſte Tag. Alſo ward vollendet Himmel und Erde, und all' ihre Zier.“ Seitdem bewegt ſich das Univerſum in der ihm angewieſenen Bahn durch die Jahrtauſende als eine Offenbarung der Allmacht, der Weisheit, der Kraft Gottes. Die großen Himmelskörper und die kleinen Naturgebilde, das Sonnenſyſtem und der Grashalm, ſind ſeitdem im Weſentlichen unverändert geblieben. Über den kleinen Erdball kamen Natur-Revolutionen, die deſſen Oberfläche ungeſtalteten oder die eine und die andere Form des organiſchen Lebens vernichteten; aber auf den Gang und die Ordnung des Ganzen hatten dieſe äußeren Umwälzungen nicht den mindeſten Einfluß, denn Gott hatte das Geſetz der Erhaltung nicht aufgehoben. Nach wie vor verkünden Himmel und Erde ſeine Macht; denn ob die Sonne ſich verfinſtere, ob Kometen zwiſchen die Geſtirne hineinfliegen und verſchwinden, ob Vulkane aufflammen und erlöſchen, ob Erdbeben weite Landſtrecken erſchüttern und Städte verſchlingen, immer wechſeln Tag und Nacht friedlich mit einander ab, immer ſteigen und ſinken die verſchiedenen ſchönen Himmelslichter und noch nie iſt der Frühling ausgeblieben. Jedes Gebilde der Natur, möge es ein organiſches Leben oder ein unorganiſches Daſein haben, wird in ſeiner Eigentümlichkeit entwickelt oder erhalten; jedes findet die Elemente, die Geſetze, nach denen es ſich bildet und geſtaltet. Tief unter den Meereswellen wächſt die Koralle wie ein verſteinertes Dornengeflecht. In der rauhen unſchönen Muſchel bildet ſich die köſtliche Perle; in den Eingeweiden der Erde edles Metall und im Schoße der Felſen Edelgeſtein. Als werdende Weltkörper, ſagen die Aſtronomen, ſchießen die Irrſterne durch die Lufträume; die kriechende Raupe verwandelt ſich in den ſchwebenden Schmetterling, der auf den Sommerlüftchen gaukelt; der Adler ſteigt empor in die Lüfte, hoch und immer höher und ſchwebt auf breiten Flügeln, faſt unbeweglich, als ein dunkler Punkt im blauen Äther. Alles Geſchaffene hat Maß und Spielraum, und füllt ſeinen Platz aus ohne zu verkümmern und ohne anderes zu beeinträchtigen, in der großen harmoniſchen Einheit des Weltalls. Das bewundert David in den Pſalmen, wenn er lobpreiſend ausruft: „Die Himmel verkünden die Ehre Gottes!" und: „Ein Tag erzählt dem anderen Gottes Herrlichkeit!" Denn das iſt's: die Ehre Gottes, die Herrlichkeit Gottes, ſpricht ſich aus in dieſer ſchönen Schöpfung. Sie hat nur Wert, weil ſie aus ſeinem Worte hervorgegangen iſt, weil ſeine Hand ſie lenkt und leitet, weil ſie in ihrer Sichtbarkeit die Offenbarung von etwas Unſichtbarem und Höherem iſt. Wäre das Univerſum nicht die Schöpfung Gottes, ſo wäre es ein Unſinn, denn es wäre zwecklos, ſo eine große Maſchine von Sand und Waſſer und Luft mit deren Produkten zuſammen zu häufen und fortrollen zu laſſen. Sie wäre ein rieſenhaftes Spielzeug und nicht beſſer als jedes andere, das die Hand eines neugierigen Kindes zerbricht, um zu ſehen, was darin ſteckt, und das es dann gleichgiltig fortwirft, weil es nichts darin findet. Aber weil die Schöpfung ein Liebesgedanke Gottes iſt und weil ſich dieſe Liebe in ihrer Erhaltung und Leitung täglich neu offenbart: deshalb hat ſie Sinn und Wert. Wer mag mit Vergänglichem ſich befaſſen, wenn nicht Ewiges dahinter verſchleiert iſt?

Der ſchönſte Liebesgedanke Gottes in ſeiner ſchönen Schöpfung war der Menſch — der paradieſiſche Menſch, mit dem Er ſich würdigte zu wandeln in dem abendlichen Garten Eden. Gott ſchuf den Menſchen „nach Seinem Bild und Gleichnis," gab ihm alle Schönheit der vernünftigen Kreatur, allen Schmuck der Gnade, Erkenntnis, reinen Willen, Unſchuld, Gerechtigkeit und die Anwartſchaft auf ein ſeliges, unſterbliches Leben. Ein Abbild der heiligen Dreifaltigkeit war dieſer glückſelige Menſch. Er hatte das Sein, wie der Vater; die Intelligenz, wie der Sohn; die Liebe, wie der heilige Geiſt. Er war vollkommen in ſeinem Weſen, in ſeiner Vernunft, in ſeiner Liebe. Die Gnade verherrlicht dieſe ſchöne Natur und die Glorie ſoll dereinſt ſie vollenden und krönen. Aber die Liebe kennt keinen Zwang. Sie hat wohl ein Reich, ſie hat wohl Untertanen, ſie begehrt wohl beides; allein jenes iſt kein Gefängnis und dieſe ſind keine Sklaven. Gott war nicht des Menſchen Zwingherr, der in äußeren Ketten ſeine Knechte mit ſich ſchleppt, ſondern aus eigener Wahl und mit freiem Willen ſollte ſein Liebling ihm folgen. Gott hätte den Menſchen nicht „nach Seinem Bilde“ geſchaffen, wenn Er ihm nicht die Freiheit des Willens gegeben hätte. Gott konnte den Menſchen nicht höher ehren, als indem Er, der Schöpfer, von ihm, dem Geſchöpfe, freiwilligen Gehorſam, Unterwerfung aus Liebe verlangte; denn ein zwiefaches Band — das des Gehorſams und der dankbaren Liebe — knüpfte es an Ihn und durch den Mund ſeiner Propheten hat Er das ausgeſprochen. Das Geſchöpf iſt Sein. „Fürchte dich nicht; du biſt Mein.“ (Iſaias 43, 1.) Und Er liebt dies Geſchöpf: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich!“ (Jeremias 31, 3.) Was wäre auch das Geſchöpf, wenn es nicht Gottes wäre? Um es an dieſe ſüße Abhängigkeit zu erinnern, gab ihm Gott ein ganz leichtes, kaum bemerkbares Verbot. Die Unterſagung war ſo gering zwiſchen der Fülle von Freuden und ſeligem Genügen; die damit verknüpfte Androhung: „Wenn du vom Baume der

Erkenntnis iſſeſt, wirſt du des Todes ſterben," war ſo ernſt, daß ſich die zärtliche Vaterliebe in der leichten Prüfung ausſpricht. Und doch beſtand der Menſch ſie nicht. Der erſte Empörer gegen Gott, der fürchterliche abgefallene Engel, welcher ſich freiwillig aus dem ewigen Lichte in die ewige Finſternis geſtürzt hat, fühlte zwar ſeine Unmacht gegen Gott unmittelbar; allein das Werk Gottes, das im Meſchen ſo ſchön, rein, glücklich und vollkommen dem traurigen König des Böſen entgegen ſtrahlte — das getraute er ſich anzugreifen, um mittelbar ſeine Empörung gegen Gott fortzuſetzen. Hatte Satan aus den Reihen der Engel ganze Scharen in ſeinen Abfall hinein reißen können, warum ſollte er nicht denſelben Verſuch bei dem Menſchen machen? Der Verſuch gelang. Vom Throne der heiligmachenden Gnade, um den die ganze Schöpfung ſich ſcharte, um ihrem Herrn, dem Menſchen, zu dienen, ſank der unſelige Menſch in das Reich der Sünden hinein. Der Satan wußte ſchlau mit einem „Warum?" Zweifel an Gott auszuſäen. Iſt das höchſte Gut nicht ein vollkommenes Gut für den Menſchen, erfüllt es ihm nicht Herz, Vernunft, Geiſt mit ſolchem Vertrauen, ſolcher Ruhe, ſolcher Kraft der Liebe, daß der Zweifel überall den Eingang verſperrt findet, wenn er je anklopfen ſollte: ſo bemeiſtert er ſich bald der Seele, indem er nach und nach mit ſeinem „Warum?" Gott aus ihr verdrängt. Aber an irgend etwas muß die Seele ihre Freude haben, ihr Genügen finden. Iſt ſie leer von Gott, ſo iſt ſie voll von Selbſtſucht, und in dem Maße, als ſie minder an Gott hängt, gibt ſie mehr der Selbſtgefälligkeit ſich hin. Der Zweifel iſt ſo recht die giftige Schlange, die klein und geſchmeidig in die ſchmalſte Spalte zu ſchlüpfen weiß, aber allmählich ſo rieſenhaft wächſt, daß ſie mit ihren widerlichen Ringeln und Windungen alles in ihrem Bereich ertötet.

Der Zweifel war der erſte Schritt zum Falle des unglückſeligſten Weibes; hochmütige Selbſtgefälligkeit, die durch das Schmeichelwort der Schlange: „Wie Götter werdet ihr ſein" erwachte, war der zweite Schritt; und der dritte folgte ſchnell und führte zur Tat. Es war die böſe Begier, die ſich an der Selbſtgefälligkeit entzündete und die Sünde vollbrachte. Der Baum der Erkenntnis trug dem erſten Menſchenpaare genau das, was Gott geſagt hatte: die Unterſcheidung des Guten und Böſen, indem in der freien Tat, die verbotene Frucht zu eſſen, eine freiwillige Zuwendung zum Böſen ſich ausſprach; und den Tod. Zuerſt den Seelentod, da das Band, welches die Seele mit Gott verbindet, die heiligmachende Gnade, von ihnen zerriſſen wurde. Die Trennung von Gott beraubte ſie des übernatürlichen Lebens und ließ ſie in der Verweſung der Sünde. Es war nur eine unausſprechliche Barmherzigkeit Gottes, daß er dieſen jammervollen Geſchöpfen die irdiſche Unſterblichkeit dann auch nahm. So waren denn die Stammeltern des Menſchengeſchlechtes deſſen Mörder; denn die Todeswunde an ihrer Seele, die Sünde, pflanzten ſie mit der böſen Begierlichkeit auf alle ihre Nachkommen fort. Mit der Erbſünde behaftet, durch ſie geſtempelt als eine Frucht des Abfalles von Gott, trat fortan der Menſch in das Leben dieſer Erde als ein Kind des Zornes und ein Gegenſtand der Ungnade Gottes hinein.

Mit getrübter Erkenntnis, mit gebrochenen Kräften, mit verſagendem Willen, gelähmt für das Gute, geneigt zum Böſen, ſuchte er ſein Glück in der Sinnenwelt, die er begriff; die übernatürlichen Güter hatte er vergeſſen bis auf eine ſchwache Erinnerung. Was dieſe Erinnerung wach in ihm hielt, war nicht ſowohl die Sehnſucht nach einem ewigen Gut, zu der er ſich nicht erheben konnte, als vielmehr die dumpfe Unbefriedigtheit, die ihn in all' ſeinem Tun und Treiben verfolgte, und die er ſpürte, ohne ſich Rechenſchaft von ihr zu geben. Heilige und ſelige Gotteskinder waren die erſten Menſchen; ſie wollten aber noch mehr ſein; wie Götter wollten ſie ſein und ſie wollten es werden wider den Willen Gottes durch den Genuß des Irdiſchen. Die Strafe entſprach ihrer Empörung: die Sünde machte aus den Gotteskindern Sklaven des Irdiſchen. Statt zu gelangen zum Göttlichen ward das Irdiſche der Gott, der Abgott, der Götze des Menſchen. Hochmut und Sinnlichkeit wurden allmählich ſo übermächtig und überwältigend, daß die getrübte Erkenntnis ſie zu Sinnbildern höherer Kräfte machte und ihnen Altäre, Tempel und Opfer weihte. Indem die Menſchen ihnen huldigten, huldigten ſie eigentlich dem Böſen, das in ihnen ſelbſt war, und ſo machten ſie ſich gleichſam zu ihren eigenen Göttern. Die Verheißung der Schlange an Eva war ſomit grauenvoll erfüllt.

„Mit ewiger Liebe liebe Ich dich!" tönt es durch die liebleeren Jahrtauſende. — Hat denn Gott nicht vergeſſen ſeiner ewigen Liebe? Spricht der heilige Geiſt durch den Mund des Iſaias umſonſt: „Wenn eine Mutter ihr Kind vergeſſen könnte, ſo will Ich doch deiner nicht vergeſſen?" Geht in dem heiligen Strafgericht göttlicher Gerechtigkeit nicht die göttliche Barmherzigkeit unter? Iſt der Menſch, weil er frevelte gegen das väterliche Geſetz, gleichſam gegen das Hausgeſetz Gottes: „Mein biſt du“ — iſt er nun ganz losgeriſſen von aller Gnade? Ach, es iſt wahr, er verdient ſie nicht! Er hat ein Majeſtätsverbrechen begangen, wider den König der Ewigkeit, der aus dem Nichts ihn rief, auf die Stufen ſeines Thrones ihn ſtellte, zu ſeinem Freund und Liebling ihn erkor, einen hohen Adel und Würden, Reichtümer, Ehrenbezeugungen, Macht und Anſehen ihm verlieh. Und ſtatt dieſem guten König dankbar zu ſein, verachtet er deſſen Willen und Geſetze, wird ein Überläufer zu deſſen Feinden und tritt in die Reihen eines empörten Heeres ein. Nun trifft ihn die Verbannung, ihn mit Weib und Kind und Nachkommen, Verluſt des Adels, der Würden und aller Güter. Das iſt billig; er hat ſich ja ſelbſt aus ſeiner Stellung verbannt, als er ein Empörer wurde, und der allmächtige König, der ein Recht gehabt hätte ihn zu vernichten, tut es nicht, ſondern vollzieht nur das Urteil, welches er ſich ſelbſt geſprochen hat. Aber es iſt eine fürchterliche Verbannung! Sibiriens erſtarrende Eisgefilde und die ertötende Sonnenglut von Cayenne ſind denen unerträglich, die zur Strafe dahin geſchickt werden, und ſie behalten eine namenloſe Sehnſucht nach ihrer Heimat, obwohl eine Handvoll Jahre oder Tage dem Leben auf fremden, wie auf heimiſchem Boden ein Ende macht. Aber die Verbannung vom Könige der Ewigkeit iſt ewig, wie Er, und ſchließt für ewig aus von ſeinem himmliſchen Reiche. Da iſt mit Ihm keine Vereinigung mehr durch die Gnade und folglich kein ſeliges Anſchauen ſeiner Herrlichkeit in der Glorie. Die Verbannung von ſeinem göttlichen Angeſicht ſchließt die Beraubung von jeglichem Gut in ſich; denn Er iſt das Urgut, das Urlicht, die Urwahrheit, die Urliebe, das Urleben, die Urſeligkeit, das Urmeer jeglicher Vollkommenheit; und wie ſilberne und kriſtallene Bächlein, welche aus jenem Urmeer fließen, durchrieſelt die heiligmachende Gnade die Seelen und trägt ihnen Schönheit, Glanz und Glück zu. Die Sünde iſt die Abwendung der Seele von dem Urgut; da verſiegen ihr die himmliſchen Bronnen und Bächlein — denn weil ſie ſich von Gott zurückzieht, ſo zieht ſich Gott auch von ihr zurück und überläßt ſie dem Gegenſtande ihrer Wahl; und nun findet ſie Elend ſtatt Glück, Finſternis ſtatt Licht, Lüge ſtatt Wahrheit, Haß ſtatt Liebe, Tod ſtatt Leben, Verdammnis ſtatt Seligkeit — auf ewig! auf ewig! — Das iſt die Verbannung von Gott.

Aber Er, der Urſelige, hatte ſchon, während Er Gerechtigkeit übte, ein göttliches Erbarmen mit dieſem Elend, welches ſo groß und ſo vernichtend war, daß ſein Auge allein es ermeſſen und umfaſſen konnte. Er ſtrafte, aber um zu heilen; er verbannte, aber um zu begnadigen; er entzog, aber um reichlicher zu geben; er war ſtreng, aber um barmherzig zu ſein; er war gerecht, aber um zu ſegnen; er nahm das Paradies, aber er verſprach den Himmel. Bei der kläglichen Flucht aus dem Paradieſe nahmen ſchon die erſten Menſchen die göttliche Verheißung mit, daß der Todfeind, dem ſie ſo erbärmlich erlegen waren, und deſſen Nachſtellungen ſie fortan ausgeſetzt blieben, dereinſt beſiegt werden würde von einem Nachkommen des

Weibes. Das war ihr Troſt, ihre Hoffnung, ihr Glaube. Das Menſchengeſchlecht vergrößerte, verbreitete und verzweigte ſich nun, ging in Familien, in Stämme, in Völker auseinander, bildete Nationen, gründete Reiche und Throne; allüberall ging die Sünde mit, allüberall klaffte die ungeheilte Todeswunde des Abfalles von Gott; allein die Erinnerung an jene göttliche Siegesverheißung ging nicht unter. Das iſraelitiſche Volk war ihr Wächter und es führte ſie, wie einen goldenen Faden, an den ſich die Erlöſung dereinſt knüpfen ſollte durch die Jahrtauſende.

Oft ſchien der zarte Faden abgeriſſen zu ſein, lag am Boden, wurde nichtachtend mit Füßen getreten; immer nahmen ſtarke, reine, fromme Hände, Propheten und Seher, ihn wieder auf, riefen zurück zum Dienſte des Einen Gottes, der ſeinen Geſalbten als Retter ſenden werde, und eiferten gegen die Greuel des Götzendienſtes, dem die Menſchheit verfallen war und dem auch die Kinder Israels allzuſehr ſich zuneigten. Warnend, drohend, zürnend — jedoch aus Liebe, und deshalb ſegenſpendend — die Maſſen zwingend; einzelne mit unausſprechlichen Gnaden heimſuchend, wie Abraham, Moyſes, David und die Propheten, die bei keinem Volke der Erde ihresgleichen haben, waltete Gott über dieſem auserwählten Volke Israels, damit es, wenn die Verheißung zur Erfüllung wurde, den Lohn der Treue, der Beharrlichkeit und des Glaubens empfangen möge. Der Zweig vom Stamme Jeſſe ſollte ihm zum Kranze und zur Krone werden, die Fülle der Freuden und der Ehren ihm geben. Viertauſend Jahre, vor erhört war — da ſtarb er in großer Reue und mit Zeichen aufrichtigſter Buße. Sie war das Werkzeug geweſen, welches die göttliche Gnade gebraucht hatte, um ſein verſteinertes Herz umzuarbeiten.

Sie war nun in ihrem vierundzwanzigſten Jahr Wittwe, Mutter von drei kleinen Mädchen — und frei! Aber nicht minder in der Freiheit als in der Abhängigkeit ſollte ſie Qualen finden — nur anderer Art. Ihr Gemal hatte nur Schulden hinterlaſſen; ihrem Vater, der eine zweite Ehe geſchloſſen, opferte ſie faſt ihr ganzes mütterliches Vermögen, ſo daß ſie in großer Bedrängniß lebte. Endlich kam eine fürchterliche geheimnißvolle Nervenkrankheit über ſie, gegen welche die Wiſſenſchaft keine Hülfe wußte und in der ſie jahrelang in unſäglichen Martern und in unüberwindlicher Geduld ſchmachtete. Als die Aerzte ſie aufgaben, ſuchte ſie höhere, unmittelbare Hülfe. Ihr kindliches Vertrauen zu Dem, der im beharrlichen Gebet angerufen ſein will, führte ſie nach verſchiedenen Gnadenorten. In der Kirche zu Notre Dame de Lieſſe fand ſie Erhörung und Geneſung.

Nun endlich lebte ſie geſund und in ſtillem Frieden, fromm und mildthätig mit ihren Töchtern in Nancy und begann hier im Jahr 1623 das Werk, welches zugleich der leiblichen und geiſtlichen Barmherzigkeit angehört: ſie eröffnete ein Zufluchtshaus für ſolche Frauenzimmer, die von ihrem unſittlichen

Gott nicht länger als ein Augenblick, floſſen dahin in Vorbereitung auf das neue große Werk der Offenbarung Gottes. In dieſer langen Zeit gaben fortwährend Weisſagungen, Geſichte und Anordnungen, die auf höhere Eingebung ſtattfanden, Zeugnis und Vorbilder ab für das noch verſchleierte und unverſtandene Heil der Zukunft. Das jüdiſche Volk war dieſer Zeugniſſe Träger und oft ein ſehr widerwilliger. Dennoch genügten ſie, um bei ihm die Anbetung Jehova's nicht untergehen zu laſſen, während die übrige Welt in Irrtum und Wahn, dieſen unvermeidlichen Gefährten der Sünde, verſunken, von dem Einen Gott nur noch eine dämmernde Ahnung in ihren größten und beſten Menſchen aufbewahrte. Das die Menſchheit ſich nicht von ſelbſt und aus eigener Kraft aus den Grabtüchern des geiſtigen Todes loswickeln konnte, geht daraus hervor, daß vier Jahrtauſende ihr zu weiter nichts gedient hatten, als ſich mehr und immer mehr von der ewigen Wahrheit zu entfernen.

Der ganze Apparat heidniſcher Bildung, griechiſcher Philoſophie, egyptiſcher Weisheit, orientaliſcher Poeſie machte die wunden Seelen nicht heil; denn von irdiſchen Berührungen geſundet kein himmliſcher Geiſt, und die Gaben der Natur, mögen ſie noch ſo glänzend, bunt und blendend ſein, den Verſtand beſchäftigen und der Phantaſie ſchmeicheln, ſchöpfen ſie aber nicht Erleuchtung am Urquelle des Lichtes, ſo können ſie ſelbſtverſtändlich auch kein Licht in die übernatürliche Welt hineinwerfen und den Menſchen nicht aufklären, was das für ein unſtillbarer Durſt ſei, der ihn mitten in allen Genüſſen quält, und was für eine Unruhe, die ihm keine Raſt gönnt bei dem, was er erreicht hat, und was für ein unerklärlicher Widerwille, der ihn plötzlich gegen erſehntes und erlangtes Glück befällt, und was für ein rätſelhafter Zwieſpalt tief und heimlich im Gemüte zwiſchen Wollen und Vollbringen, und was ſie überhaupt ſei, dieſe ganze geheimnisvolle Exiſtenz, die zwiſchen den zwei engen Pforten einer Wiege und eines Grabes ſo ſchnell, ſo dunkel und ſo ſpurlos ſich verläuft. Von dem allen wußte ſie nichts, die götzendieneriſche alte Welt, trotz ihrer großen Helden, Geſetzgeber, Künſtler, Eroberer, Weiſen, Gelehrten und Dichter, die einen ſolchen Zauber um ſich verbreiten, daß noch jetzt ein mit dem Altertum bekannter Geiſt, wenn er nur hört die Namen Homer, Sophokles, Platon, Phidias, ſogleich an etwas Schönes denkt. Aber trotz der Schönheit ihres Genies waren alle dieſe glänzend begabten Menſchen elend, weil auch ſie ſchwammen in dem breiten Strome des Verderbens, der ſich über die Menſchheit ausgoß und der nichts anderes war, als die von Gott ab- und der Kreatur zugewendete Liebe: die Sünde. Dieſer Verkehrtheit des Lebensprinzips konnte ſich niemand entziehen, niemand das Ziel erreichen, welches doch ſeine ewige Beſtimmung geweſen wäre, denn niemand kannte die ewige Wahrheit, und niemand wußte, daß alle Tugend und alles Glück darin beſtehe, ſie zu erkennen und zu lieben. Die Einzelnen waren „wie Götter“ angebetet von ihren Schülern, ihren Anhängern, ihren Bewunderern, ihren Herren, ihren Sklaven; die Maſſen lebten ihr ſinnliches Daſein in mehr oder minder geſteigerter Verfeinerung oder Verſumpfung aus; alle waren irdiſch und zugewendet dem Irdiſchen durch das Gift der Selbſtvergötterung, wie die Wurzel es war, aus der ſie ſtammten. Die böſe Begier wucherte bald in dieſer Form und bald in jener, aus einer Generation in die andere hinein, als klägliches Erbteil ſämtlicher Kinder Adams.

Die vier Jahrtauſende, welche Gott zur Entwickelung des erſten Abfalles in all ſeinen Folgen zugelaſſen hatte, gingen zu Ende. Dies Labyrinth von geiſtiger Gefangenſchaft ſollte ſich endlich öffnen, ein Geheimnis durch ein höheres Geheimnis gelichtet werden und das Rätſel des ewigen Todes im Worte des ewigen Lebens ſeine Löſung finden. Alle Weisſagungen und Hoffnungen, alle Prophezeiungen und Erwartungen, alle Schriften und äußere Ereigniſſe, die ganze ſittliche und politiſche Geſtaltung der Welt, die ganze Richtung des in ſich ſelbſt zerfallenden Heidentums, alles und jedes ſtimmte zuſammen zu dem einen Moment, da der ewige Ratſchluß Gottes, das Werk der Erlöſung, in die Zeit hineintrat. Er war nun da, der verheißene Schlangenzertreter, der Nachkomme des Weibes, der Erlöſer vom Böſen, Jeſus Chriſtus, wahrer Gott und wahrer Menſch: Gott in der Ewigkeit, Menſch in der Zeit; eingeborner Sohn des himmliſchen Vaters auf dem Throne der heiligen Dreifaltigkeit, eingeborner Sohn Maria's, der Jungfrau, im Stalle von Bethlehem. Die Menſchwerdung Gottes brachte der Menſchheit ihre Gottesebenbildlichkeit zurück. Das Ewige Wort machte ſich zum Menſchenſohn, um den Menſchen wieder zum Kinde Gottes zu machen. Er nahm das Fleiſch an, um dem Vater gegenüber zu ſühnen, was das Fleiſch geſündigt hatte, und dem

Menſchen gegenüber den Wandel im Fleiſch zu heiligen. Er, die ewige Wahrheit, das Licht der Welt, vereinigte ſich mit dem Gebilde des Staubes, um dieſes zur Höhe der ewigen Wahrheit und des ſeligen Lichtes erheben zu können. Seine Erniedrigung war die Wiederaufrichtung des Menſchen, indem er die unendliche Sühne für eine unendliche Beleidigung als Stellvertreter der Menſchheit Gott darbrachte, durch ihre Adern ein neues, in ſeiner Gottheit gereinigtes Blut goß und dann des himmliſchen Vaters verſöhntes Antlitz einer Menſchheit zuwendete, deren Strafe er gelitten hatte, deren Bruder im Leiden und im Tode er geworden war, und die fortan in der Kindſchaft der Gnade die Züge des Sohnes der Glorie trug.

Die Menſchwerdung Gottes iſt das liebliche, wonnevolle, ſelige Geheimnis, in welchem der Ausruf Gottes: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich!" ihren vollkommenen Ausdruck findet. Die ewige Liebe teilt unſer Los auf ewig, denn ihr Lieben iſt ein ewiges, ihr Tun, ihr Wirken iſt ein ewiges, weil ſie ſelbſt das ewige Sein iſt. Die Menſchwerdung Gottes iſt die Achſe, um welche ſich das Werk der Erlöſung des gefallenen Menſchengeſchlechtes wie das Planetenſyſtem um ſeine Sonne bewegt. Keine natürlichen Gaben und Kräfte reichten hin, um die Kluft des Abfalles auszufüllen; keine Opfer waren würdig, die Beleidigung auszulöſchen, denn alles trug den Stempel der Nichtigkeit, der Beflecktheit, der Endlichkeit, trug das Gepräge des ſündigen Stammvaters, und ſo lange ſich die Menſchheit nur in Adam Gott darſtellte, konnte Er ihr nicht die Gnadenſonne ſeines Angeſichts zuwenden. Wenn die Propheten in ihrer tiefſinnigen, wunderbaren Sprache von dem Schmerze, der Klage und der Trauer Jehova's um ſein treuloſes Volk mit ſo herzzerſchneidenden Ausdrücken reden, ſo ſind das freilich nur menſchliche Worte und irdiſche Bilder für die Erkenntnis, die der heilige Geiſt ihnen über die unerhörte Miſſetat einer Gottesbeleidigung gab, und wir wiſſen wohl, daß der urſelige Gott in der Allvollkommenheit der heiligen Dreifaltigkeit kein Leid kennen kann. Aber weil das arme unvollkommene Menſchenherz eine Liebe ohne Leiden nicht kennt und die Größe der Liebe nach der Größe ihrer Schmerzen zu meſſen pflegt, ſo daß ihm beide untrennbar erſcheinen, und weil „Gott alſo die Welt geliebt hat, daß Er ſeinen eingebornen Sohn für ſie hingab,“ ſo erſchauert es vor dem unermeßlichen Weh, welches dem Ausbruch einer ſolchen Liebe vorhergegangen ſein muß, nicht in Gott, ſondern in der Menſchheit; aber ſie erkannte es nicht und Er kannte es! Der Urſelige gönnte ihr ſo gern die Seligkeit, allein es gibt keine Brücke zwiſchen ewigem Leben und ewigem Tode, zwiſchen Dreimalheilig und Sünde. Da fand Gott in dem holdſeligſten Geheimnis ſeiner unendlichen Liebe ein Auskunftsmittel, um die Menſchheit nicht mehr in Adam, dem Repräſentanten des Abfalles, zu ſehen.

Die zweite Perſon der heiligſten Dreifaltigkeit, der göttliche Sohn, das ewige Wort, welches das Werk der Schöpfung vollzog, vollbrachte nun das Werk der Erlöſung. Er trat vor den Schlund der Hölle, dem die Menſchheit zutaumelte, und fing die ſinkende auf in ſeinen ausgeſpannten Armen und ſprach zum Vater: Wende ihnen wieder Dein Antlitz zu! gib ihnen wieder das Leben! alle ihre

Strafen nehme ich auf mich! alle ihre Sünden waſche ich ab in meinem Blute! der göttlichen Gerechtigkeit gebe ich eine göttliche Genugtuung! in Deinem erſten Geſchöpf ſind ſie gefallen, laß ſie auferſtehen im Erſtgebornen Deiner neuen Schöpfung! Und der Vater ging den Tauſch ein: für die Beleidigung Gottes durch den Menſchen nahm Er das Leiden eines Gottmenſchen an. Wohin nun der Vater ſchaue, die Menſchheit tritt ihm entgegen im Sohne, der mit ausgeſpannten Armen auf dem Kalvarienberge vor der Hölle ſteht und ihm ſeine blutfließenden Wunden zeigt und ihm ſagt: So bin ich Dir gehorſam geweſen. Die Menſchheit aber, als ſie den Sohn Gottes in ſolcher Erniedrigung ihretwegen vor der Hölle ſtehen ſah, wich ſchaudernd vor dem Abgrunde zurück; der Strom des Verderbens, der ſeit viertauſend Jahren immer breiter, immer ſchlammiger demſelben ſich zugewälzt hatte, ſtockte, die Sünde erſtarrte, durch das Herz der Menſchheit ergoß ſich eine neue, eine lebendige Kraft: die heiligmachende Gnade, deren Quell das Herz des menſchgewordenen Gottes, Jeſus Chriſtus, war. Menſch mußte Er werden, um leiden zu können und um geliebt zu werden. In ſeiner Allmacht hätte Er das Werk der Erlöſung gerade ſo gut wie das der Schöpfung durch ſein: „Es werde!“ vollbringen können und ſeine Liebe wäre darum nicht geringer geweſen. Allein das Menſchenherz, das zugleich ſo hart und ſo ſchwach iſt, will gerührt und berührt ſein, um ſich in Liebe hinzugeben. Der unleidende, unſichtbare Gott war ihm fremd, unverſtändlich und fern; der menſchgewordene, leidende, ſichtbare, der Genoſſe ſeiner Schmerzen, der Gefährte ſeiner Mühſeligkeiten, der Mitpilger ſeiner Dornenwege, den begriff, den umfaßte das Menſchenherz und ließ ſich von Ihm, der ſichtbaren Liebe, zur Liebe des Unſichtbaren emporleiten.

Offenbarte zwar das Werk der Schöpfung in erhabenen Bildern, in großartigen Umriſſen einen göttlichen Urheber, ſo fehlte dieſer materiellen Schöpfung, weil ſie von niederer Ordnung war, dennoch dasjenige, woran die Menſchenſeele ſich entwickeln konnte. Erhabene und niedliche Naturſchauſpiele können zu Bewunderung und Entzücken hinreißen, können zu Vernunftſchlüſſen über einen allweiſen Schöpfer führen, können im Herzen ſüße, friedliche, tröſtende Empfindungen wecken; allein durch Sinn für das Schöne und durch geſunde Vernunft und weiches Gefühl iſt man noch lange nicht Gott wohlgefällig. Und darum eben handelte es ſich in der Menſchheit! Viele heidniſche Völker beſaßen im hohen Grade jene Gaben und ſtanden dennoch, was die Vollkommenheit betrifft, in ihrer Sittenlehre, ihrer Tugend und ihrem religiöſen Kultus nicht höher als minderbegabte. Das Werk der Erlöſung aber, das durch die Menſchwerdung Gottes ſeine zweite, höhere, übernatürliche Offenbarung war: das entſprach genau der geiſtig ſinnlichen Natur des Menſchen, indem es auch liebliche Bilder, auch ſüße Gefühle, auch Anregung des Verſtandes gab, jedoch in einer ganz anderen himmliſchen Richtung, durch einen göttlichen Lehrer, der eine übernatürliche Lehre offenbarte, ein übernatürliches Beiſpiel gab und zugleich die übernatürlichen Kräfte brachte, um jene anzunehmen und dieſem nachzufolgen. Der Lehrer war Chriſtus; die Lehre das Chriſtentum; die Kräfte

Glaube und Liebe, aber als Tugenden, nicht als Inſtinkt oder als Neigung, ſondern als himmliſche, aus der Gnadenwirkung, die dem Erlöſungswerke immanent iſt, hervorgehende, auf Gott ihren Urſprung, auf Gott ihr Endziel gerichtete Tugend. Glauben, was Chriſtus lehrt, weil Er Gott iſt; lieben, wie Chriſtus liebt, weil Er Gott iſt: das iſt der Inbegriff aller Vollkommenheit, aller Heiligkeit, aller Glückſeligkeit. Auf dieſen beiden in göttlicher Wahrheit wurzelnden Säulen bildet die heiligmachende Gnade die Menſchheit zu dem wunderbaren myſtiſchen Bau aus, in welchem der heilige Geiſt ſelbſt wie in einem Tempel wohnen will, ſo daß ſie in die geheimnisvolle Vereinigung eingeht mit dem Gott, an den ſie glaubt und den ſie liebt, und dadurch das übernatürliche Leben wiederfindet, das ſie durch den Sündenfall verlor, als ſie aufhörte, an Gott zu glauben und Gott zu lieben.

Die Tatſache, daß die Seele, welche in die Frucht und Folge des Erlöſungswerkes, in die bis zur Heiligkeit geſteigerte Heiligung eingeht, in die Gemeinſchaft mit Gott tritt, gab dem Glauben einen unermeßlichen Schwung, der Liebe eine unberechenbare Macht und der Lehre eine unvergleichliche Erhabenheit. Die Tatſache, daß Gott ſelbſt, die menſchliche Natur mit der göttlichen verbindend, leibhaft und wahrhaft während dreiunddreißig Jahren auf der Erde als Menſch gelebt hatte, Menſch, als Kind in den Windeln, Menſch, als Mann in den Grabtüchern; aber ebenſo wahrhaft auch Gott! Das Kind in der Krippe eines Stalles — Gott! der Mann in Joſeph von Arimathia's Gruft — Gott! die Tatſache kehrte die

Welt nach der anderen Seite um. Jetzt offenbarte ſich nicht Gott allein in ſeiner Weisheit und Allmacht, wie in der Schöpfung, ſondern zugleich ſein ganzes Verhältnis zum Menſchen in deſſen tauſendfachen Beziehungen, denn in all dieſe Beziehungen trat Chriſtus ein, deutete ſie mit dem Lichte ſeiner Lehre und ſeines Beiſpieles, und forderte zur Nachfolge auf. Dieſer ſeelenſuchende Gott machte die Menſchen zu gottſuchenden Seelen. Eva zweifelte, als ſich der Satan in Schlangengeſtalt ihr nahte, und ſie verlor Gott. Die Menſchheit glaubte, als ſich der Gottesſohn als Menſch ihr nahte, und ſie fand Gott wieder.

Welch ein wunderbares Leben war es, als Er voll Gnade und Wahrheit unter den Menſchen wohnte und wandelte, ein Leben, in welchem ſich alles, was lieblich und rührend, demütig und unſchuldig iſt, mit dem Großartigſten und Erhabenſten verſchmilzt! Überall die freiwillige Erniedrigung, beſtrahlt vom Glanze der Gottheit. Dies Kind, ſchon vor ſeiner Geburt ſo verſtoßen von der Welt, daß es ärmer als ein Bettler in ſie hinein tritt, während die Engel ihm Gloria ſingen! Dies Kind, von dem das in Bethlehem ſo zahlreich verſammelte jüdiſche Volk nichts wiſſen will und dem der geheimnisvolle Stern die anbetenden Könige mit ihren Schätzen zuführt. Dies Kind, für welches ſeine heiligſte Mutter, wie der ärmſten eine, im Tempel ein paar Turteltauben opfert, während der Greis Simeon in Lob Gottes ausbricht und es nennt das „Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung des Volkes Iſrael." Dieſer kleine Zimmermannsknabe, um den niemand ſich kümmert, der bis in ſein zwölftes Jahr unbeachtet in Nazareth aufwächſt, und dann plötzlich als ein Wunder von himmliſcher Weisheit zu Jeruſalem im Kreiſe der Schriftgelehrten ſteht. Und nun dieſe langen Jahre eines unſcheinbaren Lebens, in welchen er nichts übt, als die ſchlichte Tugend des Gehorſams gegen ſeine Eltern, aber in ſo vollkommener Weiſe, daß das Evangelium, welches berichtet: „Er war ihnen untertan,“ keiner anderen Tugend erwähnt; und mit Recht! In dieſer Werkſtatt, in dieſem Häuschen, in dieſem Landſtädtchen, in dieſen geringen Verhältniſſen, dreißig Jahre der Mutter, dem Pflegevater untertan zu ſein, und Gott zu ſein, das iſt eben göttlich. Nun iſt er Mann und begibt ſich in das öffentliche Leben. Tritt er nun anders auf? O nein! immer dieſelbe Vernichtigung ſeiner Gottheit und immer dasſelbe ſtrahlende Zeugnis, das die Gottheit für ihn ablegt. Wo erſcheint er zuerſt? Vor Johannes dem Täufer, der das Volk Iſraels zur Buße ruft und es im Jordan tauft, die Taufe vorbildend, welche erſt aus dem göttlichen Blut über das entſetzliche Kreuz fließen ſoll. Da ſteht der Sohn Gottes in den Reihen der Sünder, als wäre er einer von ihnen. Aber der Täufer, deſſen heiliges Auge durch nichts Irdiſches geblendet und befangen iſt, weicht demütig zurück vor dem Allreinen, der, noch tiefer ſich demütigend, um die Taufe bittet, damit „alle Gerechtigkeit erfüllt werde,“ alle Gerechtigkeit des himmliſchen Vaters vollzogen werde an ihm, dem Lamme Gottes, das freiwillig die Sünden der Welt trägt. Und während er ſich beugt unter dieſer myſtiſchen furchtbaren Laſt, öffnet ſich der Himmel über ihm und im Lichtfeuer des heiligen Geiſtes ſchwebt die

Wandel ablaſſen wollten, und ſich ausgeſtoßen von der Welt ſahen. Sie hatte bald zwanzig ſolcher armen Geſchöpfe um ſich verſammelt, denen ſie mit wunderbarer Liebe Pflege, Unterricht, Beſchäftigung und vor Allem: Verſöhnung mit Gott verſchaffte. Wie ſie früher in der Vereinigung mit ihrem Heiland ſeine Kreuzigung für das Heil einer Seele durchmachte: ſo vereinigte ſie ſich jetzt mit ihm in der Schmach, die ihm die Phariſäer aufwälzten, weil er „mit Zöllnern und Sündern“ umging und die auch ihr zu Theil ward. Der Diöceſanbiſchof aber ermunterte ſie zur Ausdauer und gab der Genoſſenſchaft einen Pater der Geſellſchaft Jeſu zum Gewiſſensführer. Nach acht Jahren erhob er ſie zu einem geiſtlichen Orden, den Papſt Urban VIII. beſtätigte, im Jahr 1634. Eliſabeth, ihre drei Töchter und ihre Halbſchweſter aus Herr von Ranſains zweiter Ehe legten mit zehn würdig befundenen Büßerinnen am 1. Mai Profeß ab. Durch die Aufnahme der gebeſſerten Büßerinnen in die Reihen der Kloſterfrauen unterſcheidet ſich dieſer Orden weſentlich von dem Unſrer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe, den Pater Eudes ſtiftete. Seine Grundlage iſt übrigens auch die Regel des heiligen Auguſtinus, aber mit einigen Veränderungen nach Statuten des heiligen Ignatius. In mehren Städten Frankreichs gründete er Häuſer. Die fromme Stifterin bildete ſelbſt noch eines in Avignon und ſtarb in dem zu Nancy im Jahr 1649.

geheimnisvolle Taube herab und eine übernatürliche Stimme erklärt ihn für den vielgeliebten Sohn.

Er aber flieht in die Wüſte, in die ſchauerliche Gebirgesöde voll zertrümmerter Felſen und übereinander geworfener Steinblöcke, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Grashalm, ohne Quelle, ohne Brunnen, wo nur Schakale hauſen. Da lebt er vierzig Tage zwiſchen den wilden Tieren; allein die Engel dienen ihm dort. Nun geht er unter die Menſchen, und weil er unter ihnen lebt, ſo leben ſie in Wundern, wie man im Frühling unter Blüten lebt, weil die Sonne ſie aus dem ſtarren Baum und Boden lockt: wo er erſcheint, wirkt er ſeiner göttlichen Natur nach, was und wie und wann er will, wie eben nur Gott wirken kann, nämlich unabhängig von den Geſetzen und Schranken, innerhalb welcher das Geſchaffene und Endliche ſich bewegt. In Gott iſt das Leben; darum ſtehen die Toten auf und wandeln, wie der Jüngling von Naim, wie Lazarus, wenn aus Seinem göttlichen Herzen, das mit dem Leide jeder Kreatur Mitleid hat, Leben in die Toten ſich ergießt, ſo daß die troſtloſe Mutter ihren Sohn und die betrübten Schweſtern ihren Bruder gleichſam neugeboren umarmen. Gott iſt der Herr der Elemente: darum kann er ſie zerſetzen, verbinden, verwandeln, beherrſchen; das Waſſer wird Wein bei jenem Hochzeitsfeſte, das Er mit ſeiner Gegenwart begnadet, um zu zeigen, wie die irdiſchen Freuden zu heiligen ſind. Sturm und Wellen beſchwichtigen ſich und eine große Stille legt ſich über die aufgewühlten Fluten, als Er es ihnen auf die Bitte der geängſtigten Jünger gebietet. Auf dem See von Geneſareth wandelt Er ſicheren Fußes zum Nachen, denn keine irdiſche Schwere bindet ſeinen Schritt an den feſten Boden. In die Unſichtbarkeit Gottes tritt Er ein, um ſeinen Feinden ſich zu entziehen, weil noch nicht ſeine Stunde gekommen iſt; und in die Verklärung Gottes tritt Er ein vor ſeinen wonneberauſchten Jüngern auf Tabor.

In Gott iſt Heil und Heilung für alles: Der die Seelen geſund macht, kann auch die Körper herſtellen; Krankheiten und Gebrechen ſchwinden ſpurlos vor der Berührung oder in der Nähe dieſer Urkraft des Heiles. Gott iſt das Genügen aller Kreatur: mit wenigen Broten ſpeiſt er Tauſende, die unbekümmert um leibliche Nahrung ihn aufgeſucht hatten, um ſeine wunderbare Lehre zu hören; und Er ſättigt ſie vorbereitend auf jene himmliſche Speiſe der Seelen, die jeden Hunger ſtillt in Ewigkeit und die Er Selbſt iſt. Gott iſt der Feind und Richter des Böſen: die Macht der böſen Geiſter wurde durch die Luft des übernatürlichen Lebens, die aus dem Erlöſungswerke ſtrömt, gefeſſelt und beſchränkt; aber bis dahin herrſchten ſie über die Menſchen in tauſend und tauſend Formen, deren eine die Beſeſſenheit war. Durch ſie nahm der Böſe in geheimnisvoller Weiſe Beſitz von irgend einem Unglücklichen und unterwarf ihn namenloſen, geheimnisvollen Qualen, dem Leibe wie der Seele nach. Aber der Anhang des traurigen Fürſten der Finſternis und Lüge mußte weichen aus den armen Gepeinigten, als göttliches Licht und ewige Wahrheit in Chriſtus ihnen entgegen ſtrahlte. Überall gaben die Beſeſſenen ein Zeugnis ſeiner Gottheit ab, ſo daß es nicht umſonſt in heiliger Schrift heißt: „Die Teufel glauben auch, aber zitternd;“ liebend nicht. Liebend zu glauben iſt das ſelige Vorrecht des Menſchen.

Und welche Wunder wirkt Er in den Seelen. Da iſt Er ein Gaſt des ſtolzen Phariſäers Simon, der wohl nur aus Hochmut und Neugier den jungen Rabbi, von dem ſo manches geſagt und gehört wurde, an ſeine Tafel zog, denn mit größter Geringſchätzung behandelt er ihn. Mild läßt ſich der göttliche Heiland die Vernachläſſigung gefallen; da beginnt ein Auftritt ganz erſtaunlicher Art! In den Speiſeſaal tritt zur grenzenloſen Verwunderung der Gäſte wie des Hausherrn ein ſchönes, traurig bekanntes, durch ſündhaften Wandel gebrandmarktes Weib, und ohne zu fragen oder zu ſprechen oder ſich umzuſchauen, ſondern ganz weltvergeſſend, wie die großen Schmerzen ſind, kniet die Sünderin weinend zu den Füßen des Allheiligen nieder und ſalbt mit köſtlicher Narde und trocknet mit ihrem aufgelöſten Haar die göttlichen Füße, die ſich würdigen, die harte Erde zu berühren — und ſteht auf und ſchweigt und geht von dannen und durchs fernere Leben als eine Heilige. Da ſitzt Levi in ſeinem Zollhäuschen am Tore, gehaßt und verachtet vom Volke, weil der Zoll, der ja immer dem gemeinen Mann beſonders drückend und widerwärtig erſcheint, den römiſchen Herrſchern zufiel und folglich an die Fremdherrſchaft erinnerte. Daß ein Jude für die Römer dies Amt übernahm, empörte noch mehr. Chriſtus geht an dem Häuschen vorüber, ſein Blick fällt auf Levi, ſein Wort ruft ihn, und der arme, verachtete Zöllner ſteht auf, verläßt ſein Geſchäft, ſeinen Dienſt, ſein Haus — und wird der Apoſtel und Evangeliſt Matthäus. Welch ein liebliches Bild vor dem Tore von Sichar, der Jakobsbrunnen mit ſeinem rieſelnden Waſſer unter den Tamarisken! Da ſetzt Chriſtus ſich ein wenig nieder, ganz allein, und wartet. Der Sohn Gottes wartet auf ein armes ſamaritiſches Weib, das leichtſinnig nach ihren verkehrten Neigungen dahinlebt. Sie kommt, ſie ſpricht mit ihm, ſie glaubt, ſie wird eine Bekehrte und eine Bekehrerin ihres Volkes.

Und welch ein Wunder iſt ſeine Heiligkeit! Will der Menſch erhaben ſein, wie leicht wird er hochmütig; will er ſich herablaſſen, wie leicht ſtreift er an Niedrigkeit. Aber Chriſtus iſt göttlich erhaben in ſeiner unausſprechlichen Milde und Herablaſſung gegen die größten Sünder, und göttlich demütig in ſeiner Verklärung bei ſeinen herrlichſten Wundern und bei der grenzenloſen Dienſtfertigkeit, mit der Er Tag und Nacht für andere lebt, ſei es lehrend, helfend, ratend, ſorgend, heilend, betend. Iſt Er am Tage von einem Orte zum andern gegangen, ohne Labung — denn Er bat das ſamaritiſche Weib um Waſſer und ſeine Jünger aßen die rohen Getreidekörner — und langt Er abends an, müde von der Wanderung, der Sonnenglut, dem Staube: ſo kann Er nicht ausruhen, denn Menſchenſcharen umlagern ſeine Herberge, bittend, flehend, ſchreiend, zudringlich, ungeſtüm. Die einen tragen Gelähmte und ſchwer Erkrankte in ihren Betten herbei; er ſoll ſie heilen. Andere führen Blinde ihm zu: er ſoll ihnen das Augenlicht geben. Mütter kommen mit ihren Kindern und Säuglingen: er ſoll ſie ſegnen. Leidende kommen, um den Saum ſeines Gewandes zu berühren oder um für ſich ſelbſt oder für die Ihrigen ein Troſtwort zu hören. Heilsdurſtige kommen, um ſich ihm anzuſchließen oder um ihn zu befragen. Auch Neugierige kommen, auch Spötter, um ihn durch ihre Fragen zu verwirren; auch Übelwollende, um ihn wo möglich auf einem falſchen Schritt oder Wort zu ertappen. Alles Elend der Menſchheit umwogt ihn, weil er es mildert; alles Leid, weil er es teilt. Nie wird er unmutig, und wenn die Jünger wegen der übermäßigen Beläſtigung einmal die Geduld verlieren und wenigſtens die wegjagen, welche nicht zu den Hilfsbedürftigen gehören, wie einſt die Mütter mit den Kleinen: ſo verweiſt er es ihnen und läßt jene zurückrufen, um auch deren Wunſch zu erfüllen und die Kinder mit unausſprechlicher Zärtlichkeit zu ſegnen.

Nun verläuft ſich die Menge endlich, froh über die Wunder, die ſie geſchaut hat, während einzelne gläubig und dankbar den göttlichen Wundertäter als den Meſſias preiſen. Nun wird es ſtill; allein in der Stille der Nacht kommt noch Nikodemus und gewiß mancher andere „Meiſter in Israel“, um ungeſtört — vielleicht auch unbemerkt von Standes- oder Geſinnungsgenoſſen — über Jehova's Verheißung und Erfüllung Zweifel ſich löſen zu laſſen. Dann endlich tritt Ruhe ein! vielleicht ſchläft Er; aber dann „wacht doch ſein Herz“. Seine ſüßeſte Ruhe iſt die des Gebetes. Um ſie ungeſtört zu finden, flüchtet er ſich oft in klaren Sternennächten auf irgend einen einſamen Hügel des hügelreichen Paläſtina's und ſetzt in ſeinen überhimmliſchen Geſprächen mit dem Vater das Opfer der Hingebung zur Erlöſung der Welt fort. In der Frühe des nächſten Tages tritt er dann wieder ſein Lehramt an, und in dieſen Mühſeligkeiten verfließen die drei Jahre ſeines öffentlichen Lebens unter raſtloſer, unvergleichlich geduldiger Tätigkeit. Wird die Ehre Gottes aus frecher Habgier mit Füßen getreten, dann ſieht man ihn zürnen und die Wechsler und Krämer aus dem Tempel verjagen; ſonſt nie. Mit tiefer Bosheit führen ihm einſt die Phariſäer das unglückliche Weib vor, das nach jüdiſchem Geſetze für ihre Schuld den Tod durch Steinigung verdiente. Er hatte die Nacht im Gebete am Ölberg zugebracht und ſaß, umgeben vom Volke, lehrend im Tempel. Alles horcht lautlos und geſpannt auf ſeine Worte; da nahen ſich lärmende Stimmen und Schritte; Phariſäer und Schriftgelehrte mit Anklägern und Zeugen ſtören die ruhige Verſammlung, indem ſie eine arme Sünderin, die auf böſer Tat überraſcht iſt, mitten in den Kreis vor Jeſus ſtellen und, mit ſataniſcher Bosheit auf ſeine wohlbekannte Milde rechnend, die Sache ihm vortragen und dann lauernd fragen: „Was ſagſt denn Du?“ — Sie hoffen, er werde das Weib freiſprechen; aber ſie hoffen es nicht aus Erbarmen mit ihr, ſondern um den Heiland als einen Verächter des moſaiſchen Geſetzes anklagen zu können. Kein Schatten von Unmut oder Vorwurf wegen einer ſo tiefen Verdorbenheit gibt ſich kund in ſeiner milden Antwort, die das Geſetz unberührt läßt: „Wer ohne Sünde iſt, werfe den erſten Stein auf ſie.“ Alle verſtummen. Die Ankläger, die Zeugen, die Schriftgelehrten, die Phariſäer — alle ziehen ſchweigend ſich zurück. Das unglückliche Weib, zitternd vor Angſt und Beſchämung, ſteht allein vor Jeſus und harrt, was er nun zu ihr ſagen werde, denn ſie weiß wohl, daß ſie nach dem Geſetze eine todeswürdige Verbrecherin iſt; und das Volk und die Jünger harren mit ihr. Er fragt ſie: „Hat dich niemand verdammt?“ — „Niemand, Herr.“ — „So will auch ich dich nicht verdammen. Geh! aber ſündige nicht mehr.“ Und dann wendet Er ſich wieder ruhig zum Volke, und nachdem Er das Weib zur Bekehrung und die Anklagenden zur Selbſterkenntnis aufgefordert und die ganze Verſammlung zu verſtärkter Liebe und Bewunderung dieſer Weisheit und dieſer Barmherzigkeit hingeriſſen hat, ſpricht Er: „Ich bin das Licht der Welt.“ O wie leicht war das den Augenzeugen ſolcher Begebenheiten zu glauben! ſolche Auftritte machten den Ausruf des Pſalmenſängers wahr: „Gerechtigkeit und Friede umarmen ſich auf ſeinen Lippen.“ Und immer bleibt Er in dieſer friedlichen Milde. Die Jünger quälen ihn mit ihren verkehrten Anſichten und ihren unverſtändlichen Fragen; manche laſſen ſich belehren und folgen dennoch nicht ihm nach; manche folgen ihm nach, unwiderſtehlich angezogen von dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Rede, aber nicht feſt im Glauben an die göttliche Wahrheit ſeiner Lehre, und ſie fallen ab.

Endlich kommen die unerhörten Seelenleiden ſeiner letzten Stunden: ein Jünger verrät Ihn, ein Jünger verläugnet Ihn; Hohe und Niedere mißhandeln Ihn an Leib und Seele; das Volk, dem Er nur wohlgetan hat, verkriecht ſich ſcheu und furchtſam und läßt einer Rotte von Böſewichtern freie Hand, ſtatt ſich zuſammenzuſcharen und ihn von Pilatus zu fordern. Mit Bitterkeiten wird ſein Herz zum Überfließen getränkt, und nie äußert ſich dies göttliche Herz anders, als durch namenloſe

Milde! Dieſe herzzerſchmelzenden Tugenden und dies rührende Leben eines Gottes bewirken denn auch, daß es keinen leidenden Menſchen auf Erden gibt, der ſich nicht zu Ihm hingezogen fühlt. Es gibt nur ein Mittel, um Ihn nicht zu lieben, und das iſt — Ihn nicht zu kennen.

Aber welch ein Wunder von Göttlichkeit iſt ſeine Lehre. Religionsſyſteme und Sittenlehren außerhalb des Chriſtentums können etwas Gutes und Weiſes haben, wie einzelne Goldkörner im breiten Strome ſchwimmen; ſie können einzelnes Gute und Kluge hervorrufen; aber den Menſchen in ſeinem innerſten Weſen gut und weiſe machen, das können ſie nicht, weil ſie eben nicht in der Offenbarung der Güte Gottes, der Wahrheit Gottes wurzeln. Sie ſind Erfindungen, oft recht künſtliche, des Menſchengeiſtes, der innerhalb gewiſſer Grenzen wohl ſcharf, doch über ſie hinaus nichts wahrnimmt. Kommt ihm an jener Grenze nicht die Offenbarung entgegen, nimmt er ſie nicht als ein übernatürliches Licht mit dem Auge des Glaubens voll und innig in ſich auf, bleibt er in ſeiner natürlichen Erkenntnis beſchränkt und befangen: ſo hält er ſeine Träumereien und Spitzfindigkeiten für Erleuchtung und verwirrt durch ſie das natürlich Gute und Kluge, was ſein Syſtem etwa haben konnte. Daher dieſe unglaublichen, unſinnigen Widerſprüche, Verkehrtheiten, Albernheiten in den vorchriſtlichen oder unchriſtlichen Lehrſyſtemen eines Zoroaſter oder Mohammed, indiſcher oder griechiſcher oder moderner Weltweiſen. Neben einem ſchönen Bilde, einem tiefen Gedanken taucht plötzlich ein Zerrbild auf und eine Poſſe. Einen Augenblick iſt man gefeſſelt worden, um deſto ſchärfer abgeſtoßen ſich zu fühlen. Je mehr man nach Einheit und Vollkommenheit ſucht, deſto mehr vermißt man ſie. Um ſo mehr man ſich bemüht, ein harmoniſches Ganze aus den einzelnen Teilen zuſammenzuſetzen, deſto gründlicher wird man gewahr, daß es unmöglich iſt, weil ſich aus Bruchſtücken von Marmor, Lehm, Holz und Steinen kein feſter Bau aufführen läßt. Je tiefer ſich der Menſch in dieſe Welt der Trümmer und der Dämmerung verſenkt, deſto unklarer und unbefriedigter wird er ſelbſt. Aber bei der Lehre Jeſu iſt es gerade umgekehrt; die wird, wie der Sternenhimmel, immer ſchöner, lichter, glanzvoller, erhabener, je länger man ſie betrachtet und ſtill in ihre geheimnisvolle Herrlichkeit ſich verliert; und ihre Einheit, ihre Vollkommenheit übt eine ſolche Gewalt, daß ſie die Sele ergreift, durchdringt, belebt, beflügelt und in dem Maße, als dieſe ſie in ſich aufnimmt, ſie zu den höchſten Höhen des Geiſtes und der Heiligkeit emporhebt. Das Göttliche dieſer Lehre Jeſu iſt eben, daß Gott ſie offenbart und ſie Ihn. Was Gott im Alten Bunde zu dem Prieſtergeſchlechte des israelitiſchen Volkes, zu den Leviten ſprach, die im Tempel zu dienen hatten: „Ihr ſollt heilig ſein, denn Ich bin heilig“ (III Moſ. 11, 45), das entwickelt ſich im Neuen Bunde zur Forderung an die ganze chriſtliche Menſchheit, die durch Chriſtus zu einem myſtiſchen Prieſtertum und zu einem Königreiche geweiht iſt (Off. 1, 6), worin der alte ſündige Menſch nicht mehr vor dem Angeſichte Gottes erſcheinen, nicht mehr zur Herrſchaft kommen darf. Der Wiedergeborne darf nicht entarten. Darum machte ſich das ewige Wort ſelbſt zur Lehre des Menſchen, als

Chriſtus ſprach: „Folge Mir nach.“ Nicht bloß zum Lehrer, der Vorſchriften gibt, und allenfalls Anleitung, wie ſie zu befolgen ſind; ſondern zur weſentlichen Lehre macht ſich das ewige Wort, indem es die Nachfolge verlangt, und weiter nichts; aber es iſt die Nachfolge des menſchgewordenen Gottes!! Dadurch iſt der Menſchheit ein übernatürliches Tugendziel geſetzt worden: die Heiligkeit. Um es ihr für ewig ebenſo unvergeßlich als anſchaulich zu machen und es in einem Höhepunkt zuſammenzudrängen, liegt der Kalvarienberg da, wo Chriſtus „gehorſam bis zum Tode am Kreuze“ ſein wollte, um, „wenn Er von der Erde erhöhet ſein werde, alles an ſich zu ziehen.“ Und die chriſtliche Menſchheit, dieſe myſtiſche Braut des Hohenliedes, „eilt dem Duft der Salbungen des Vielgeliebten nach,“ dem Duft, der aus dem göttlichen Blute himmliſch berauſchend vom Kreuze herabſtrömt und ſie unwiderſtehlich drängt und lockt und zieht, ſich ſündenrein zu baden in dieſem Blute, ſich unterzutauchen in dieſem Strom von Heiligkeit und ſich durch Nachbildung und Nachahmung, zufolge des unveränderlichen Geſetzes der Liebe, dem Vielgeliebten ähnlich zu machen und das Ideal, das Er iſt und das Er aufſtellt, in ſich zu verwirklichen. Welch eine unerhörte Macht, welch eine Gottesoffenbarung liegt darin: ſeit faſt zweitauſend Jahren am Kreuze zu hängen, verachtet, mißhandelt, gehöhnt, entſtellt, durchbohrt, und gerade in dieſer erbarmenswerten Geſtalt nicht bloß als der Erlöſer dankbar angebetet zu werden, ſondern das Ideal zu ſein, nach welchem ſich jede gute, edle, reine, chriſtliche Seele zu bilden ſucht. Welche Erziehungspläne nach ſorgſam erklügelten

Von Caën gingen allmälig auch neue Stiftungen in anderen Städten, namentlich im nördlichen und weſtlichen Frankreich aus. Doch ſtiegen ſie nicht höher, bis zum Anfang unſers Jahrhunderts, als auf eilf, von denen das Haus in Paris, zum heiligen Michael genannt, das größte und allerdings ſehr bedeutend iſt, da es nicht nur eine Anſtalt von freiwilligen Büßerinnen, ſondern auch eine zweite für ganz junge Mädchen, die vor Abwegen bewahrt werden ſollen — dann eine dritte für ſolche Perſonen, die zwangsweiſe hinein gebracht werden — und endlich eine beſondere und ſtrenge klöſterliche Genoſſenſchaft von ſolchen Büßerinnen umſchließt, welche ſich berufen fühlen, wie die heilige Magdalena, ihr ganzes übriges Leben zu einem Opfer der Reue am Fuße des Kreuzes zu machen und ſich in ſtrengſter Abgeſchloſſenheit andächtigen Bußübungen zu widmen.

Die Töchter des Guten Hirten, welche Frau Maria von Combé um das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geſtiftet hatte, machten ebenfalls ihren frommen Weg in Frankreich und hatten namentlich ein blühendes Haus in Paris — ſo daß es in unſerer Zeit nicht an Inſtituten fehlte, in denen ſich die chriſtliche Liebe für ſündhafte Seelen bewähren konnte. Wohl aber fehlte allen dieſen Orden und Congregationen ein Etwas, das ihrer Wirkſamkeit nachdrückliche Ausbreitung gibt: Die Einheit! — und zwar nicht blos die

Geſetzen hat nicht Menſchenweisheit, abgelöſt von Gott, ſchon erſonnen und in Anwendung gebracht! In irgend einem Winkel der Erde führte der Erfinder ſie aus und wenn nach ſeinem Tode eine Generation oder zwei noch danach gebildet wurden, ſo war bereits ſo viel Neues und Fremdes hinzugekommen, daß das Alte unverſehens verſchwunden war, ein Schickſal, dem übrigens ſehr bald das alternde Neue ebenfalls unterliegt. Menſchen, die das Unglück hatten, nach ſolchen Prinzipien erzogen zu werden, wiſſen im Alter nichts mehr von dem Ideal ihrer Jugend, oder verabſcheuen es, oder verleugnen es, oder hatten überhaupt niemals eines. Aber Chriſtus am Kreuze iſt der Bildner und Erzieher der vergangenen wie der zukünftigen Jahrtauſende, für Jugend und Alter, für Reiche und Arme, für Könige und Bettler, für Weiſe und Einfältige; und trotz der Höhe, auf welcher Er das Ideal hingeſtellt hat, ſchreckt Er niemand von dem Beſtreben ab, es zu erreichen, nicht den größten Sünder, nicht das gebrechlichſte Weib. Seine Vorſchriften ſind doch ſehr entſchieden und laſſen keine Ausflüchte. „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt und Gott über alles." Wie hart iſt das für den egoiſtiſchen Menſchen, der nur ſich, und für den Sinnenmenſchen, der nur Sichtbares lieben mag! Aber Er hängt ja am Kreuze, weil Er dieſer Vorſchrift zuerſt nachkam und, die Ehre Gottes über alles liebend, die Sünde des Nächſten ſühnend auf ſich nahm. Oder: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als Mich, iſt Meiner nicht wert." Welch ein Griff ins Herz hinein iſt das! welch ein Opfer ſchöner und reiner Bande wird da begehrt! Durfte Er es begehren, Er, der da am

Kreuze hängt, wenn Er nur Menſch wäre, und würde ſich dann nicht jedes Menſchenherz wider Ihn empören? Nun aber iſt Er Gott, und jedes Menſchenherz fühlt, daß es der ewigen Liebe mehr angehöre, und mehr ſich ihr hingeben müſſe, als irgend einer vergänglichen Liebe hienieden; und ſo tritt es denn getroſt ſeinen Kreuzweg an, den unüberſehbaren, wunderſamen, den Millionen gewandelt ſind und den Millionen wandeln werden, und auf dem jeder zu ſeinem myſtiſchen Kalvaria gelangt, wo ſein Kreuz ſteht unter dem Kreuze ſeines Gottes. Nicht bloß die Martyrer, nicht bloß die gewaltigen Büßer, die ſtillen Einſiedler der erſten Zeiten des Chriſtentums haben alles verlaſſen, haben alles Irdiſche geopfert, ſogar das Leben, um dieſen Kreuzweg zu gehen und Gott allein zu lieben: ſondern unzählige Chriſten, ganze Heere von Miſſionären, von Prieſtern, von Ordensleuten beiderlei Geſchlechtes, von ſtillen, demütigen Seelen, deren Namen die Welt nie gekannt oder längſt vergeſſen hat, und die zu allen Zeiten nach Tauſenden zählen, tauſend mehr, tauſend weniger, immer nach Tauſenden, ſie gehen auf dieſem wunderſamen Kreuzwege, deſſen Dornen ihnen lieblicher ſind als Roſen und deſſen Myrrhen ihnen ſüßer ſchmecken „als Honig und Honigſeim", zur ſtillen Verwirklichung ihres Ideals aus. Weil Er Gott iſt, der da am Kreuze hängt, ſo iſt Er treu, ſo gibt Er Kraft, um das zu erfüllen, was Er verlangt und fordert, und dieſe Kraft iſt die heiligmachende Gnade.

Das chriſtliche Ideal iſt die Heiligkeit und ſie beſteht in der durch göttliche Kraft getragenen und entwickelten menſchlichen Vollkommenheit in allen

Tugenden. Dahin zu ſtreben iſt des Strebens einer Seele wert, die nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen iſt. Dafür zu leben, iſt des Lebens eines Menſchen wert, der für ein ewiges Leben beſtimmt iſt. Und dies Streben wird geweckt unter den widerſprechendſten Verhältniſſen, und dies Leben wird befolgt unter den ſchwierigſten, mühſeligſten Bedingungen, weil der menſchgewordene Gott am Kreuze hängt. Wo ſind die Machthaber der Erde, die ſich eines ſolchen Triumphes ihrer Geſetze rühmen dürfen? die eine ſolche Einheit der Bewegung nach einem übernatürlichen, allen irdiſchen Neigungen entgegengeſetzten Ziele hervorgerufen hätten? Und welche Einheit der Liebe verbindet die chriſtliche Menſchheit ſeit zweitauſend Jahren! Was iſt die menſchliche Liebe, abgelöſt von Gott? eine traurige Leidenſchaft, ein blinder Egoismus, Sünde. Was iſt die menſchliche Liebe, als bloß natürliche Tugend, die nur den irdiſchen Beziehungen ſich zuwendet? ach, ſehr wenig! ſie hält kaum aus für's Leben zweier Freunde, zweier Gatten; ſie hält eine Familie zuſammen kaum ſo lange die Eltern leben, höchſtens noch die Kinder, die Geſchwiſter; allein deren Kinder fühlen ſich ſchon durchaus nicht mehr unter einander verbunden als Glieder einer und derſelben Familie, und die Blutsverwandtſchaft hat fortan mehr Geltung für den Stammbaum, die Sukzeſſion, die Erbſchaft, als für die Einheit des Lebens.

Aber die übernatürliche Liebe, d. h. die Liebe als Tugend, wie ſie Chriſtus gelehrt, geübt und ins Herz der chriſtlichen Menſchheit gegoſſen hat, macht aus ihr ſeit zweitauſend Jahren eine Familie von Brüdern, in der ſich jeder als ein Glied eines und desſelben myſtiſchen Leibes fühlt und als ſolches ſeinen Anteil empfängt an deſſen übernatürlichen Freuden und Schmerzen, Verwundungen und Tröſtungen, Kämpfen und Niederlagen oder Siegen. Dieſe Liebe iſt eine Kette, in welche ſich die zahlreiche geſegnete Familie, wie der einzelne verwaiſte Menſch zu jeder Zeit, unter jedem Himmelsſtriche, auf jeder Stätte des Erdbodens hinein ſchlingt; iſt eine Kette, welche eine Generation von der anderen empfängt, an welcher Jahrhundert auf Jahrhundert einen neuen Ring bildet, und in welche Millionen auf Millionen ſich freudig ſchmiegen, die ſich untereinander nie gekannt, nie geſehen haben, in Zeit und Raum ſich auch nie ſehen können, und dennoch aus dieſer wunderſamen unwandelbaren Einheit die Kraft ihres Lebes ſchöpfen und die Liebe ihres Herzens in ſie hineingießen. Als ein Glied dieſer Liebeskette liebt der Miſſionär die Seelen jenſeits des Ozeans, unter dem Äquator und dem Nordpol, und geht heroiſch für ſie dem blutigen Martertode zu; liebt der Prieſter ſeine Herde und nimmt in Demut ſtille unſägliche Marter an, wenn ſeine traurigen Blicke auf ſo manches Schäflein fallen, das unter die Dornen der Verirrung geraten iſt; liebt die barmherzige Schweſter den armen Kranken, dem ſie die Pflege der Schweſter, und das verwaiſte Kind, dem ſie die Zärtlichkeit der Mutter erſetzt; liebt der Ordensmann die ganze Menſchheit, wenn er lehrend, predigend, die Sakramente ſpendend, unermüdlich von einem Orte zum anderen ſich ſchicken läßt, um den Seelen zu dienen; liebt die Trappiſtin, die Karmeliteſſe die ganze Menſchheit, wenn ſie ihr Leben Tag und Nacht in

Buße und Gebet verzehrt für die Seelen, welche nicht Buße tun und nicht beten; liebt der ſchlichte, einfache, unbekannte Chriſt die ganze Menſchheit, wenn er ein barmherziger Samaritan an ſeinem leidenden Nächſten wird und deſſen Wunden an Leib oder Seele mit dem Öle frommer Liebe zu heilen ſucht. Welcher Machthaber, Geſetzgeber, Monarch hätte eine ſolche Einheit der Liebe nicht bewerkſtelligt, o nein, nur angeregt! Keinem iſt je ſo etwas eingefallen. Sie iſt die Erfindung eines Gottes, die Tat eines Gottes. Wie der Vater in ihm war, ſo wollte Chriſtus in den Seinen ſein. Das ſagte Er und Er hielt Wort. Er gab ſein Blut hin zur Genugtuung für einen Jeden; dadurch wurden alle Erlöſte und befähigt für die Einheit der Liebe. Er goß ſein Blut durch die Sakramente in jedes Herz, das nach der Frucht der Erlöſung, nach der Heiligung verlangt; dadurch wurde es ein lebendiges Glied in der Liebeseinheit; ſo daß deren Zentrum das Herz eines Gottes, und deren Kitt das Blut eines Gottes iſt. Wie könnte ſie wohl ſonſt beſtehen von jener erſten Gemeinde zu Jeruſalem an, „die ein Herz und eine Seele war," bis zur heutigen Stunde? und darüber hinaus bis zum Ende der Tage?

So war Chriſtus Gott und offenbarte es in ſeinem Leben, in ſeiner Lehre, in ſeinen Wundern auf die Natur und in den Seelen. Er war es in ſeinem Tode, bei all' deſſen ſchauerlichen, herzzerreißenden Umſtänden und in jedem Augenblicke ſeines bitteren Leidens! Als die Schergen ihn in Gethſemane aufſuchen, gibt Er ſich ſelbſt zu erkennen und gefangen; ſie aber ſtürzen zu Boden wie angedonnert von der unſichtbaren Gottheit.

Einfach und ruhig bejaht Er die beſchwörende feierliche Frage des Kaiphas durch ſein „Du ſagſt es;“ denn Er ſelbſt hatte ja ſchon wie oft geſagt, daß Er der Sohn Gottes ſei. Dann verſenkt Er die ganze Majeſtät der Gottheit in den Abgrund eines unausſprechlichen, unerhörten, übermenſchlichen Leidens, der ſo tief wie die Sünde iſt und der den Entſündiger gleichſam begräbt in der Eſſenz der Qualen, welche einzeln die Sünde in jedem Einzelnen des Menſchengeſchlechtes ſtrafen ſollten. Dann verſcheidet Er am Kreuze, und die Natur verſinkt in Trauer über die Miſſetat. Die Sonne zieht ihre Strahlen vor dem Gottesmorde ſcheu zurück. Die Felſen ſpalten ſich voll Entſetzen über die Herzenshärte der Menſchen. Die Gräber öffnen ſich vor dem Überwinder des ewigen Todes und die Toten erwachen und wandeln vor dem ſterbenden Herrn des Lebens. Nach drei Tagen aber geht in verklärter Menſchheit der Gott aus dem Grabe, und nach vierzig Tagen mit ihr in den Himmel hinauf; und jetzt erweiſt Er ſeine Gottheit in dem alles neu geſtaltenden Einfluſſe auf die Menſchheit, die nun liebt, was ſie früher gehaßt hat: Niedrigkeit, Armut und Entſagung; die nun verachtet, was ſie früher wertgeſchätzt hat: Freuden der Sinnlichkeit, Genüſſe des Hochmutes, vergängliche Güter.

Aber wie, aber wodurch übt Er dieſen ungeheueren Einfluß? Er iſt hinweg! Er wandelt nicht mehr in bekannter vertrauter Menſchengeſtalt auf Erden und ſpricht nicht mehr mit Menſchenlippen und Menſchenwort. Wie kann dieſer weltumgeſtaltende Einfluß durch die Jahrtauſende dauern und welch Organ findet er, um rein die Offenbarung wiederzugeben? Oder iſt das Werk der Erlöſung damit abgetan, daß Er während dreiunddreißig Jahren auf Paläſtina's Fluren wandelte und dann litt und ſtarb zur Genugtuung für die Beleidigungen Gottes durch die Sünde? — Der Gott, der da mit unerſchöpflicher Güte Sorge trägt, daß im Werke der Schöpfung kein Wurm, kein Vögelchen beeinträchtigt werde und kein Sandkorn aus dem Geleiſe rolle und kein Sonnenſyſtem in das erſte Chaos zurückſtürze, der Gott wird das größere, wunderbarere, herrlichere Werk der Erlöſung mit unausſprechlicher Liebe, wie Er es begonnen hat, fortführen. Denn es iſt nicht damit abgetan und abgeſchloſſen, daß das ewige Wort Menſch wurde und für die Sünden der Menſchheit genug tat; ſondern weil Er für ſeine göttliche Perſon das Fleiſch annahm, ſo befähigte Er das Fleiſch überhaupt, wiederum das Göttliche anzunehmen und ſich dem Göttlichen einzuverleiben. Das wie? das wodurch? mußte der Menſchheit gelehrt werden durch Wort und Tat. Damit dies Wort nie verſtumme und nie lüge, und die Tat nie aufhöre und nie weſenlos werde, bildete Er ſelbſt die Anſtalt, der Er durch ſtellvertretende Gehilfen unter der Leitung des heiligen Geiſtes die Fortſetzung ſeines Werkes bis zum Ende der Tage anvertraute. Gerade ſo demütig und unſcheinbar wie ſein Eintritt ins irdiſche Leben geweſen war, ſollte auch der Beginn dieſer göttlichen Stiftung ſein. Die Auserleſenſten ſeiner Jünger, nur zwölf Männer, die Er gewählt, belehrt, geheiligt hatte, beſtimmte Er zu deren erſten ſichtbaren Trägern und zu ſeinen Nachfolgern im Lehramte, im Hohenprieſteramte; und übergab ihnen zur Fortſetzung ſein Wort und ſeine Tat. Das Wort iſt die Predigt des Evangeliums, die Tat iſt die Darbringung des ewigen Opfers, des unblutigen Kreuzopfers, in welchem Gott immer wieder und wieder die Geſtalten der Sichtbarkeit annimmt, um zugleich ſeine Menſchwerdung und ſeinen Erlöſungstod in geheimnisvoller Weiſe zu erneuern und um durch ſeine fortgeſetzte Verabgründung in irdiſche Gebilde, das Gebilde von Fleiſch und Blut, den Menſchen, an ſich zu ziehen, in ſich zu verabgründen, in ſich umzubilden. Dies Opfer, dieſe ewige Liebestat Gottes, iſt die Grundlage und das Ziel der Predigt des Evangeliums; Grundlage: die Vernichtigung des Gottesſohnes aus Gehorſam und Liebe zum Vater und zu den Menſchen — die Erlöſung; Ziel: die Vernichtigung des natürlichen Menſchen im liebeentflammten, opferwilligen Glauben an dieſen Erlöſer — die Heiligung. „Wer Mein Fleiſch ißt und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm;“ dieſe Verheißung hatte Er gegeben, folglich wollte Er ſie erfüllen und die Weiſe, wie das geſchehen ſolle, zeigte Er beim heiligen Nachtmahl, vor ſeinem bitteren Leiden an, als Er ſprach: „Dies iſt Mein Leib“ und den Jüngern das geſegnete Brot zum Genuß reichte. Wie Er die Apoſtel zu ſeinen Nachfolgern in der Predigt des Evangeliums machte, ſo weihete Er ſie auch zu ſeinen Nachfolgern im hohenprieſterlichen Amte, um auf dem Altare das Opfer darzubringen, das Er ſelbſt iſt, worin Er ſich zugleich Gott und den Menſchen hingibt, Gott zur Sühne, den Menſchen zur Entſündigung und wodurch Er ſeine Verheißung vollzieht „in ihnen zu bleiben“ oder auch, wie Er an einer anderen Stelle ſagt: „zu kommen und mit dem Vater bei ihnen Wohnung zu nehmen." Die Apoſtel waren die Organe, welche Er zur Verbreitung ſeiner Lehre, und die Werkzeuge, welche Er zur Vermittelung ſeines Opfers durch das heilige Sakrament des Altares für alle Völker und Zeiten der Welt einſetzte; eine Einſetzung, die ſelbſtverſtändlich eine Übertragung und Weiterführung des Apoſtolates unter mannigfachen, an heilige Weihen gebundene Gnadengaben des heiligen Geiſtes in ſich ſchließt. Eine derſelben iſt die wechſelloſe Unfehlbarkeit der geoffenbarten Lehre. Chriſtus verhieß dem ſamaritiſchen Weibe dieſe Lehre als ein „Waſſer des ewigen Lebens". Der heilige Geiſt erfüllt die Zuſage, indem er über dieſem Lebensquell, den das Apoſtolat bewahrt, ſchwebt und ihn durch göttliche Kraft rein erhält von jeder Trübung, Fälſchung und Vermiſchung mit irdiſcher Zutat des menſchlichen Geiſtes. Wer von dieſem reinen Waſſer trinkt, d. h. an die Lehre glaubt, und wer das Fleiſch des Gottesſohnes genießt, das im heiligen Opfer ihm dargeboten wird, der gehört zum myſtiſchen Leibe Chriſti, wie die Rebe zum Weinſtock, und iſt ein Glied dieſes wunderbar herrlichen Leibes, der ſich durch Zeit und Raum immer größer, immer gliederreicher ausbreitet, jeder Ordnung des Lebens ihre genügende und angemeſſene Wirkſamkeit einräumt, vom Apoſtelfürſten an bis zum ſchlichteſten Gläubigen herab, und der einſt alle diejenigen Glieder, die hienieden ihrem Glauben und in der Gnade ihrem unſichtbarem Haupte Chriſtus treu geweſen ſind, in der Glorie erhebt und in die Anſchauung Gottes von Angeſicht zu Angeſicht verſetzt.

Dieſer vielgegliederte myſtiſche Leib Chriſti, über den Er alle ſeine Liebe ausgegoſſen und die Er, wie ein Bräutigam die Vielgeliebte, mit einer Überfülle von Gaben geſchmückt hat, iſt die heilige Kirche. Sie iſt die zweite Schöpfung, die Gnadenſchöpfung Gottes. Sie ging hervor, nicht wie die erſte Schöpfung, aus den Waſſern: ſondern aus dem Blute des menſchgewordenen Gottes. Hat nun die erſte Schöpfung nichts zu fürchten von einigen Orkanen, Erdbeben, Kometen oder anderen Naturerſchütterungen, um wie viel weniger wird dieſe zweite Schöpfung für ihre ungetrübte Fortdauer zu fürchten haben, wenn auch durch ihr Reich, die ſittliche Welt, Stürme brauſen, Vulkane ſich ergießen und Irrſterne fliegen ſollten. Gott ſelbſt hat ihr die Beſtimmung, die Vollmacht, die Kräfte gegeben, den Plan ſeiner Liebe für die Menſchheit auszuführen; folglich muß ſie beſtehen bis zu jenem Tage, wo der Herr als Weltrichter erſcheinen und unſere Erde ihren Untergang finden wird. Die erſte Schöpfung geht nicht zugrunde, denn Gott hält und trägt ſie. Die zweite Schöpfung kann noch viel weniger zugrunde gehen; denn nicht nur, daß Gott auch ſie hält und trägt: ſie trägt und hält ſakramentaliſcherweiſe ihren Gott und Herrn; ſie trägt und hält den zarten heiligen Fronleichnam auf ihren Altären, in ihren Tabernakeln, in den Herzen ihrer Gläubigen durch die Jahrtauſende, bis Er einſt die Schleier der hinſterbenden Aſchenwelt hebt, und die Braut, die ihn hienieden leidend und liebend getragen und umfangen hat, triumphierend in das Reich der Ewigkeit einführt. Der heilige Fronleichnam iſt das Siegel Gottes, womit er die Lehre Chriſti zu einer göttlichen Urkunde ſtempelt. Wo

Einheit in der Idee und im Streben, die Gedankeneinheit; — ſondern auch die Einheit der That und der Bewegung in Angriff und Durchführung ihres Werkes: eine ſichtbare, eine praktiſche Einheit; — mit einem Wort, ihnen fehlte ein Generalat. Der Orden von Unſerer Lieben Frau der chriſtlichen Liebe, ſo gut wie der Unſerer Lieben Frau von der Zuflucht und wie die Congregation vom Guten Hirten, entſendete ſeine Töchter zu neuen Anſiedlungen nach allen Orten, wo man ſie begehrte und wo ſie ihrer Regel gemäß Häuſer ſtifteten. Dieſe wurden dann unter die Oberleitung der Diöceſanbiſchöfe geſtellt, regierten ſich ſelbſt unter ihren Oberinnen nach ihrer Regel und ihren Statuten, entbehrten aber eines gemeinſchaftlichen Verbandes, gleichſam eines Elternhauſes, in dem ſie ſich alle heimiſch fühlten und dem ſie in Liebe und Gehorſam ſo unterworfen waren, wie in jedem einzelnen Hauſe jedes Mitglied der Oberin unterworfen war.

Dieſe lebendige Gliederung in der umfaſſenden Einheit Aller, welche unſer göttlicher Heiland in ſeiner Kirche gegründet und ihr dadurch neben dem ewigen Leben die ewige Unwandelbarkeit geſichert hat — muß das Vorbild aller religiöſen Aſſociationen ſein, weil ſie ſich dadurch als Kinder dieſer heiligen Kirche hinſtellen und in der That beweiſen, daß der Lehrling nicht klüger ſein will als der Meiſter. In allen Aeußerungen des religiöſen Lebens, mögen ſie von Individieſe vom ewig friſchen, reinen, lebendigen Hauche des heiligen Geiſtes durchatmet und beſeelt, als Offenbarung geglaubt und mit all ihren Konſequenzen angenommen wird, da iſt die chriſtliche Kirche, die Gemeinſchaft aller Gläubigen an den menſchgewordenen Gottesſohn Chriſtus. Dieſer Glaube iſt die Bedingung des ewigen Heiles für die ganze Menſchheit. Als Chriſtus auf Erden wandelte, knüpfte Er faſt immer alle Gnaden, die Er ſpendete, an den Glauben. „Dir geſchehe, wie du geglaubt haſt." Oder: „Dein Glaube hat dir geholfen." Oder auch verweiſend: „O ihr Kleingläubigen!" das ſind Worte, mit denen der göttliche Erlöſer häufig ſeine Wunder begleitet, noch bevor Er ausdrücklich ſpricht: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird ſelig werden." Es entſprach alſo nur ſeiner Liebe, daß Er eine Veranſtaltung traf, welche dieſen einen zur Seligkeit notwendigen Glauben über alle Wandelbarkeit feſtſtellte. Er knüpfte dieſe Veranſtaltung ganz einfach an das apoſtoliſche Lehramt unter dem Gnadenbeiſtande des heiligen Geiſtes. Die Apoſtel waren ſeine Nachfolger in dem Amte, alle Gnadenquellen zu ſpenden, welche Er geöffnet hatte und deren Umfang, Inhalt, Wirkung, Geheimnis und Bedeutung ſie kannten. Indem ſie dies Amt mit jener übernatürlichen Vollkommenheit vollzogen, welche die heidniſche Welt zu chriſtlichen Heiligen umzauberte, wurden ſie, als die Urheber dieſes neuen geiſtigen Lebens, die Väter der Gläubigen, und, da die Gemeinſchaft der Gläubigen die Kirche iſt, die Väter der Kirche. Väterlich liebend, belehrend, zurechtweiſend, anordnend, ratend, ermahnend, mit väterlichem Herzen Sorge und

Kummer, Schmerz und Ängſte um ihre übernatürlichen, durch das Evangelium ihnen geſchenkten Kinder tragend, leben ſie das Opferleben ihres Meiſters, ſterben ſeinen Opfertod und bilden die Wurzel des großen, majeſtätiſchen Stammbaumes, der ſich ſeitdem mit tauſend und tauſend Äſten, aber dennoch in heiliger, wechſelloſer Einheit, über den ganzen Erdboden und durch alle Generationen der Menſchheit verbreitet und dem damals, wie jetzt und dem dereinſt, alle apoſtoliſchen Väter der Gläubigen, alle Vorſteher der Kirche angehören.

Es iſt durchaus keine willkürliche Annahme, daß die erſten Apoſtel darauf bedacht waren, ſich Nachfolger zu beſtellen, die für denſelben Beruf und mit derſelben apoſtoliſchen Weihe, Gewalt und Vollmacht ausgeſtattet, in ununterbrochener Reihe das Apoſtolat fortſetzten. Ohne dasſelbe wäre die junge Pflanzſchule der Kirche verkümmert untergegangen. Sollte ſie beſtehen für ewige Zeiten: ſo mußte ſie auch ihre apoſtoliſchen Väter, Lehrer und Hirten für ewige Zeiten haben. Der Schüler und Nachfolger des heiligen Petrus, Clemens von Rom, von dem der heilige Paulus in ſeinem Briefe an die Philipper ſagt, ſein Name ſei in das Buch des Lebens verzeichnet; dieſer heilige Clemens ſchrieb um das Jahr 68, nach der großen Neronianiſchen Chriſtenverfolgung, einen Brief an die Gemeinde zu Korinth, um in derſelben unruhige, neidiſche Geſinnungen der Laien gegen ihre Prieſter zu beſchwichtigen. In dieſem Schreiben, das noch nach Jahrhunderten in ſolchem Anſehen ſtand, daß es wie die apoſtoliſchen Sendſchreiben beim chriſtlichen Gottesdienſte vorgeleſen wurde, ſagt Clemens unter anderem: „So war der Wille

Gottes: er ſandte Chriſtus und Chriſtus die Apoſtel. Durch das Wort Gottes geſtärkt, im Glauben überzeugt durch die Auferſtehung des Herrn, erleuchtet durch den heiligen Geiſt, gingen ſie in die Welt hinaus, nachdem ſie den Auftrag empfangen hatten, und verkündeten die Ankunft des Reiches Gottes. Sie predigten auf dem Lande und in den Städten das Evangelium und ſetzten die Erſtlinge der Bekehrten, Biſchöfe und Diakonen, über die Gläubigen. Erleuchtet durch unſeren Herrn Jeſum Chriſtum, erkannten die Apoſtel, daß möglicherweiſe wegen der Wahl eines Biſchofes in der Folge Uneinigkeit entſtehen könne; deshalb ſtellten ſie ſelbſt Biſchöfe als ihre Nachfolger auf und ſetzten für die Zukunft die Regel der Nachfolge feſt, daß man an die Stelle der Verſtorbenen andere bewährte Männer von reinem Wandel, Demut, Uneigennützigkeit, Friedensliebe und muſterhaften Sitten zu Nachfolgern im Amte erwählen ſolle. Teils wurden dieſe von den Apoſteln, teils von anderen ausgezeichneten Männern mit Einwilligung der ganzen Kirche erwählt, um der Herde Chriſti vorzuſtehen. Der Hoheprieſter (Biſchof) hat ſein Amt, den Prieſtern iſt ihr Platz angewieſen, die Diakonen haben ihre Obliegenheiten und der Laie hat ſeine Pflichten zu erfüllen. Der Herr wollte nicht, daß ſein Opfer ohne Ordnung dargebracht werde.“

Nach Clemens geben die älteſten Quellen der chriſtlichen Kirche eine Menge Zeugniſſe, daß das apoſtoliſche Vorſteheramt mit der größten Umſicht beſetzt wurde. Hatte der Tod einen Biſchof von ſeiner Gemeinde abgerufen, ſo ging eine ſorgfältige Beratung befreundeter und benachbarter Biſchöfe mit Prieſtern und Diakonen vorher, zu der auch das chriſtliche Volk gezogen wurde, das zu ſeinem Hirten eben in dem innigen Verhältnis zärtlicher und ehrerbietiger Kinder zum Vater ſtand. Auf die Beratung folgte eine wohlgeordnete Wahl und dann die heilige Konſekration oder Ordination, die durch drei Biſchöfe verrichtet wurde durch Auflegung der Hände und Gebet nach *langem und ſtrengem Faſten. Zuweilen vollzogen* auch noch mehr Biſchöfe die heilige Feier; aber wegen der unruhigen, drangſalvollen Zeiten, welche die Vereinigung mehrerer Beſchöf manchmal unmöglich machten, war auch die Konſekration durch einen einzigen geſtattet. So pflanzte ſich das Apoſtolat mit der Kirche und in ihr fort. Von dieſem Urſprunge ſtammen alle Biſchöfe ab, die in rechtmäßiger, vorgeſchriebener Weiſe gewählt und geweiht ſind. Durch die Händeauflegung erhalten ſie die Gnade des heiligen Geiſtes, Hirten, Lehrer und Väter ihrer Kirchen zu ſein. Und da jede beſondere Kirche der großen Gemeinſchaft und Einheit der ganzen Kirche angehört; und da die Leitung und Regierung derſelben eine ganz milde, väterliche, liebevolle iſt, ſo iſt jeder Biſchof, der jüngſte wie der älteſte, im neunzehnten Jahrhundert wie im erſten, eben darum auch ein Kirchenvater. In früheren Zeiten gaben ihm auch die Chriſten keinen anderen Namen als Vater, ehrwürdiger Vater, heiliger Vater, und für denjenigen, der als Nachfolger des Apoſtelfürſten auf dem Biſchofſtuhle des heiligen Petrus in Rom ſitzt und als ſolcher der Vater der ganzen Chriſtenheit, der Hirten und Herden, der Biſchöfe und Kirchen iſt, für den Papſt hat ſich die liebliche Benennung „Heiliger Vater" bis zur Stunde bei allen Völkern erhalten. Sie iſt der echte Ausdruck für das urſprüngliche Verhältnis, das zwiſchen den Gläubigen der erſten Jahrhunderte und ihrem geiſtlichen Oberhirten beſtand und das wie alles, was in Chriſtus gegründet iſt, eine idealiſche Vollkommenheit hatte. Als der herrliche Cyprian, Biſchof von Karthago, zum Martertode geführt wurde, rief ſeine ganze Gemeinde, die alle Straßen und Zugänge ſeines Hauſes umlagerte, einſtimmig mit ſchmerzlicher Begeiſterung: „O kommt, wir wollen mit ihm ſterben!“ So recht wie die Liebe des heiligen Geiſtes ſelbſt, flammend und rein, und ein Abglanz der Liebe, die Chriſtus mit ſeiner Kirche verband, war die Verbindung des Biſchofs mit der ihm anvertrauten Herde, für deren übernatürliche Innigkeit jener Ausruf ein glänzendes Zeugnis ablegt. Sie war die Blüte der Einheit im Glauben. Der Vermittler und Lehrer dieſes einen, reinen Glaubens, des abgeſchloſſenen Ganzen, was Chriſtus gewirkt, offenbart und zu glauben befohlen hat, und zugleich der ſichtbare Mittelpunkt der Einheit, war jeder Biſchof in ſeiner Kirche. Die Apoſtel teilten die Glaubenslehre ihren Jüngern mit, dieſe wiederum ihren Schülern, und ſolche Männer, die von den erſten Nachfolgern der Apoſtel in der Heilslehre unterwieſen waren, wählte man vorzugsweiſe gern zum biſchöflichen Amte, weil ſie dem Urquelle aller Wahrheit der Zeit nach näher ſtanden. Dieſe wählten und weihten zu Mitarbeitern Presbyther und Diakonen, aus denen ſpäter ihre Nachfolger wurden, und ſo ging die heilige Überlieferung der Offenbarung in Wort und Schrift, getragen auf den

Flügeln des heiligen Geiſtes, mit der demütigen, zarten Ehrerbietung behandelt, welche dem Göttlichen gebührt, unangetaſtet von einem Vater der Kirche auf den anderen über. Ein jeder war ein Stern, der ſein Licht von der Sonne Chriſtus empfängt, und wie das ganze Planetenſyſtem nur durch die Sonne exiſtiert und leuchtet: ſo lebten und webten dieſe Sterne der Erde in dem Gnadenſtrahle, den der heilige Geiſt ihnen zutrug, damit ſie dies übernatürliche Licht in dem Kreiſe verbreiteten, den jeder von ihnen zu erleuchten hatte: in ſeiner Kirche. Auf ſolche Weiſe war es dem geheiligten Sinn, dem gottzugewendeten Herzen nicht ſchwer, die überlieferte Glaubenslehre treu zu bewahren: die Übereinſtimmung mit der apoſtoliſchen Tradition war ihr Prüfſtein, und dieſe apoſtoliſche Tradition in vollkommener Unverſehrtheit bewahrte diejenige Kirche, welcher der vom Herrn ſo hoch begnadete Apoſtel Petrus vorſtand: Rom. Sie wurde, weil ſie die Kirche des Petrus war, von dem ganzen chriſtlichen Altertume als die Mutterkirche des Chriſtentums betrachtet, welche die Obliegenheit hat, wie eine edle, hochherzige Mutter die heiligen Traditionen der geſamten chriſtlichen Familie zu bewahren. Einige Jahrzehnte nach dem Tode des armen Fiſchers von Galiläa in der Hauptſtadt der Imperatoren, während aller Drangſale der Verfolgung und aller Unſicherheit der Zuſtände und Verhältniſſe, ſtand dies eine, der Vorrang Roms, ſchon ſo feſt, daß Ignatius, Biſchof von Antiochien, ſein Schreiben an die Römer mit dem Gruße beginnt: „An die Kirche, welche durch die Herrlichkeit des allerhöchſten Vaters und durch ſeines einzigen Sohnes

Jeſu Chriſti Barmherzigkeit in Rom Vorſteherin des Liebesbundes der Chriſtenheit iſt.“

Ignatius war ein Schüler des Apoſtels Johannes, war Biſchof derjenigen chriſtlichen Kirche, der Petrus zuerſt und früher als der römiſchen vorgeſtanden hatte; er wird wohl gewußt haben, was er ſagte, und warum, indem er der römiſchen Kirche den Vorrang gab vor Antiochien. Er ſchrieb auch nicht der chriſtlichen Gemeinde zu Rom, um ihr zu ſchmeicheln oder um ſie für ſich zu gewinnen, ſondern er ſchrieb mit Ketten an der Hand auf dem langen, langen Marterwege, den er zu machen hatte, um in Rom vor die Löwen geworfen zu werden; und ſein Schreiben hat gar keinen anderen Zweck, als den, die römiſchen Chriſten zu bitten, nur ja keine Schritte zu tun, welche ſein Martertum verzögern könnten; alſo ganz einfach gibt er der Kirche zu Rom die Ehre, welche ihr in den Augen der Chriſtenheit ſchon damals zukam. In den anderen Briefen, die Ignatius auf dieſer Reiſe an verſchiedene Gemeinden richtet, um ſie im Glauben zu beſtärken und ſie vor aller Neuerungsſucht, die dem unruhigen Menſchenherz anklebt, zu warnen, weiſt er immer auf die Einheit der Gemeinde mit dem Biſchofe und der Biſchöfe untereinander in der Einheit der apoſtoliſchen Überlieferung, als dem Eckſtein des wahren Glaubens an Jeſus Chriſtus hin. „Wie Jeſus Chriſtus ſeinem Vater folgte, ſo folget alle dem Biſchofe,“ ſchreibt er, „und verſammelt euch um ihn zu einer Gemeinde, wie die katholiſche (allgemeine) Kirche ſich um Chriſtus ſammelt. Ehret den Biſchof als den, welcher des Vaters Abbild iſt, und die Presbyther wie den Rat Gottes und den Verein der

Apoſtel, und ebenfalls die Diakonen als ſolche, welche den Dienſt Chriſti verſehen. Ohne dieſe alle gibt es keine Kirche. Keiner wage es, in kirchlichen Dingen etwas zu tun ohne Beiziehung des Biſchofes, denn nur das, was er billigt, iſt Gott wohlgefällig. Nur jene Eucharistie werde als gültig angeſehen, welche der Biſchof ſelbſt, oder ein anderer, dem er den Auftrag erteilte, ausſpendet. — Der Herr empfing eine Salbe auf dem Haupte, um ſeiner Kirche Unvergänglichkeit zuzuduften. Seid alſo unzertrennlich in Jeſu Chriſto von dem Biſchofe und den Befehlen der Apoſtel und haltet euch innerhalb des Altares: dann werdet ihr rein im Glauben ſein.“ Dieſer Vertraute der erſten Glaubensboten, dieſer Jünger des Lieblingsjüngers, dieſer Zögling und Lehrer des Evangeliums trägt ahnungsvoll Gegenwart und Zukunft im Herzen und ſieht den Sturz des Menſchengeiſtes in die Tiefen, wenn er ſich ablöſt von der Tradition, deren Vertreter die Väter der Kirche ſind, die ihr Oberhaupt und ihren Mittelpunkt zu Rom haben.

Und wieder einige Jahrzehnte ſpäter beſiegte der heilige Blutzeuge Polykarp, Biſchof von Smyrna, einige Irrlehrer in Rom nur dadurch, daß er ihnen bewies, ihre Lehre ſei deshalb falſch, weil ſie nicht mit der apoſtoliſchen übereinſtimme. Hingegen habe er ſelbſt von den Apoſteln alles vernommen, was die Kirche als Wahrheit lehre, und er könne daher bezeugen, daß ſie die reine Lehre Jeſu Chriſti vortrage. Somit war die Richtſchnur für eine unverfälſchte Fortpflanzung des Evangeliums in einfachſter Weiſe gegeben und die Gewißheit über den wahren Glauben in eine beſeligende Sicherheit gebracht. Wer mit Rom zuſammenhing, hing mit Chriſtus zuſammen; und wer nicht, der hatte ſich von Chriſtus getrennt. Den Zuſammenhang mit Rom wies jeder Biſchof ganz leicht durch die Glaubensgemeinſchaft nach, die er, als Erblehre in ſeiner Kirche vorgefunden, feſtgehalten, verbreitet und fortgeflanzt, und die ſein Nachfolger wiederum unangetaſtet von ihm vorzufinden hatte. Das glänzendſte Zeugnis für die Notwendigkeit dieſes Zuſammenhanges im Glauben mit Rom, legt der große Biſchof von Lyon, Irenäus, ab, der um das Jahr 120 in Aſien geboren, ein Schüler des heiligen Polykarp war und um das Jahr 202 den Martyertod fand. Dieſer Jünger eines Johannesjüngers ſchrieb ein Werk gegen die Irrlehren der Gnoſtiker, worin ſich jene berühmte Stelle findet, welche jede Häreſie auf ihr Nichts zurückführt. Sie heißt:

„Jedermann, der die Wahrheit zu erkennen wünſcht, kann die Überlieferung der Apoſtel, die der ganzen Welt verkündet iſt, in jeglicher Kirche einſehen; und ich kann die Biſchöfe, welche von den Apoſteln in die Kirchen eingeſetzt worden ſind, und ihre Nachfolger bis auf uns aufzählen. Weil es aber ſehr weitläufig wäre, alle dieſe Vorſteher aller Kirchen aufzuzählen, ſo führe ich nur die der größten, älteſten, allbekannten Kirche an, welche von den zwei ruhmvollſten Apoſteln Petrus und Paulus zu Rom gegründet und errichtet wurde, welche die apoſtoliſche Überlieferung und den der Menſchheit verkündeten Glauben empfing, der durch die Aufeinanderfolge der Biſchöfe auf uns gekommen iſt, und beſchäme alle, die entweder aus eigenen Anſichten, oder aus eitler Ruhmſucht, aus

Blindheit oder in böſer Abſicht anders lehren. Zu dieſer Kirche, in welcher die Tradition der Apoſtel von allen Biſchöfen immer erhalten worden iſt, muß ſich wegen ihres größeren Vorranges die ganze Kirche, d. h. die Gemeinſchaft aller Gläubigen der Erde, werden und erhalten."

Dann führt Irenäus die römiſchen Biſchöfe von den Apoſteln bis auf Eleutherius, zwölf an der Zahl, an und ſetzt zum Schluß hinzu: „Durch dieſe Ordnung und Folge kam die Tradition der Apoſtel in der Kirche, und die Verkündigung der Wahrheit bis zu uns. Und dies iſt der vollkommenſte Beweis, daß nur ein und derſelbe belebende Glaube ſei, welcher in der Kirche ſeit den Apoſteln bis auf den heutigen Tag aufbewahrt und in Wahrheit gelehrt wurde."

Die Biſchöfe waren alſo die eigentlichen Glaubenswächter, die das Amt hatten, das Brot des Lebens zu brechen und dafür zu ſorgen, daß es nicht vergiftet werde; und Prieſter, welche ſie gewählt und geweiht, und welche nur durch dieſe Weihe und Sendung ihren prieſterlichen Charakter hatten, unterſtützten ſie in ihrem mühſeligen Berufe. Wie die natürlichen Väter darauf bedacht ſind, ihren Kindern geſunde, kräftige Nahrung für ihr leibliches Gedeihen zu verſchaffen und dafür nicht Mühe und Arbeit ſcheuen dürfen: ſo mußten dieſe Väter nach der Ordnung der Gnade darauf bedacht ſein, das Gnadenleben ihrer geiſtlichen Kinder friſch und blühend, und deshalb die Bedingung zu erhalten, woran dasſelbe geknüpft iſt: den wahren Glauben. Und ſie waren darauf bedacht! Rieſenkämpfe kämpften ſie, Übermenſchliches litten, wirkten und leiſteten ſie, damit nicht duen oder von Genoſſenſchaften ausgehen, iſt der feſteſte Anſchluß an das Muſter oder an den Ausſpruch, welche die Kirche erläßt, gewiß der ſicherſte Weg zur Vollkommenheit, weil es der Weg iſt, den die göttliche Wahrheit gebahnt hat und den die Demuth wandelt. Unſere heilige Religion iſt unter dem erleuchtenden Einfluß der dritten Perſon der Gottheit ſelbſt zu jenem machtvollen Bau ausgebildet, den „die Pforten der Hölle nicht überwältigen ſollen.“ Der heilige Geiſt entwickelte die chriſtliche Religion, welche das ewige Wort als Samenkorn der Menſchheit brachte, und bildete ſie zu der wunderbar reichen, ſchönen und kräftigen Geſtaltung aus, welche der Anhaltspunkt der Seelen, die heilige Kirche iſt. In ihr iſt ein Herzſchlag: die Einheit! — keine todte der Zahlen; keine fictive, welche von Gedanken zuſammengeträumt oder gerechnet oder philoſophirt wird; ſondern eine wirkliche, die der Lehre; und eine weſenhafte, die Gemeinſchaft Aller unter einem Oberhaupt, das wiederum kein Gedankending, ſondern der ſichtbare Stellvertreter des menſchgewordenen Gottes unter ſeinen Menſchen und als ſolcher das Oberhaupt der ganzen gläubigen katholiſchen Gemeinde iſt. In dieſem von überirdiſcher Weisheit und Liebe geſchaffenen und regierten Sonnenſyſtem hat jedes Geſtirn in dem Maß Theil an den Segnungen des Lichtes und der Wärme, als es ſich dem Geſetz inniger anſchließt, welches die Axe dieſer göttlichen Ordnung der Dinge ausmacht.

ein Atom der Lehre, die der Sohn Gottes mit ſeinem Blute als eine göttliche beſiegelt hat, verloren gehe oder verderbt werde. Die Häupter der Adelsfamilien ſetzten ihre Ehre darein, daß das Fideikommißgut ungeſchmälert von Vater auf Sohn übergehe. Sie dürfen nicht nach Belieben damit ſchalten und walten; es iſt ein Vermögen ihrer Treue anvertraut, wie ſchon die Benennung zeigt, von dem ſie die Nutznießung haben, und das ſie nicht berühren dürfen, damit ſich von einer Generation auf die andere vererbe der Beſitz und mit demſelben der Reichtum, das Anſehen, die irdiſche Wohlfahrt der Familie. Der Glaube iſt ein übernatürliches Fideikommiß, welches Chriſtus der Treue ſeiner Braut, der Kirche, anvertraut hat, und welches die Oberhäupter dieſer myſtiſchen Familie mit einer Gewiſſenhaftigkeit zu verwalten haben, die um ſo größer ſein muß, als es ſich hier nicht um Geld und Gut, um Glanz und Ehren handelt, ſondern um himmliſche Schätze und die ewige Seligkeit; und als der Verluſt dieſes göttlichen Erbgutes nicht den weltlichen Untergang einer Familie, wohl aber den Untergang der zweiten Schöpfung nach ſich ziehen würde. Der Glaube iſt das Verbindungsmittel zwiſchen ihr und der Menſchheit. Hörte der Glaube auf, ſo wäre der Kanal abgeſchnitten, der die heiligmachende Gnade aufnimmt, durch den ſie auf die Menſchheit wirkt. Das Erlöſungswerk behielte dann nur eine objektive Kraft; die ſubjektive, welche der Glaube im Gläubigen in Bewegung ſetzt, um ſich die Erlöſung mit ihren Früchten der Heiligung zu eigen zu machen, würde erſterben; durch Verſchmähung der heiligen Sakramente würde das Blut Jeſu nicht mehr in und über die ſündenkranken Seelen gegoſſen. Baden ſie ſich aber nicht rein und geſund im Blute Jeſu, ſo kommen ſie um in der Verweſung und dem Peſtqualm ihrer Todeswunden. Die Sünde wuchert üppig, wo die heiligmachende Gnade verloren ging und die menſchlichen Zuſtände würden dann wieder ein Greuel vor Gott, wie im Heidentume werden; oder ärger noch, weil bei den Heiden nur ein Abfall von der natürlichen Offenbarung Gottes ſtattfand, welche durch die Schöpfung und durch das Gewiſſen des Menſchen ſich kund gibt. Hier aber wäre es ein Abfall von der übernatürlichen Offenbarung, auf die Gott ein ſolches Gewicht legte, daß er den Eingeborenen Sohn Menſch werden und in die Krippe und ans Kreuz gehen ließ, damit ſie mit der höchſten Eindringlichkeit verkündet werde. Hält man dieſe unleugbare Tatſache feſt im Auge, ſo iſt es leicht zu begreifen, daß eine heilige Seele, ein großes Herz und eine erhabene Intelligenz, die ſo häufig in den Vätern der Kirche vereinigt gefunden werden, die Rieſenkämpfe, zu denen ihre Zeit ſie berief, mit himmliſcher Zuverſicht unternahm, mit heiliger Unbeugſamkeit führte und mit ruhiger Gelaſſenheit zu Ende brachte. Abſetzung, Kerker, Verbannung, ſchmachvolle Verleumdung, jede Art von Kränkung, in der Fremde und im Elende umzukommen, ſich aufzureiben in der anhaltenden geiſtigen Anſtrengung, unſägliche Ängſte, namenloſe Trübſal, nichts war dieſen Gewaltigen im Reiche Gottes, dieſen Helden des Evangeliums, dieſen Herolden der Offenbarung zu ſchwer und zu hart, um ein einziges Wort, einen einzigen Buchſtaben der chriſtlichen Heilskräfte unangetaſtet zu erhalten. Warum? weil die ganze Lehre von Gott kam, in ihrer Ganzheit göttlich und folglich die Veränderung eines Buchſtabens ſchon ein Sakrilegium war. Durfte man ihr einen Buchſtaben rauben, ſo durfte man auch weiter gehen und ihr ein Wort, einen Satz, eine Lehre nach der anderen rauben wollen. Und wer den einen Buchſtaben nicht verteidigte, hatte das Recht verloren, endlich eine angefochtene Grundwahrheit zu verteidigen. Der Buchſtabe war wie die Maſche eines Netzes: iſt ſie zerriſſen, ſo löſen ſich nach und nach alle Maſchen auf, und die Fäden des Netzes rieſeln zu einem unbrauchbaren Gewirr zuſammen. Das Netz muß feſt ſein, damit der von Chriſtus befohlene und geſegnete Fiſchzug des Petrus in myſtiſcher Weiſe fort und fort erneuert werde.

Kirchenväter im engeren Sinne heißen vorzugsweiſe jene großen heiligen Männer, welche nicht bloß ihrer beſonderen Herde, ſondern der Geſamtheit der Kirche, und auch nicht bloß ihrer Zeit, ſondern der ganzen chriſtlichen Nachkommenſchaft große Dienſte leiſteten und große Beiſpiele gaben; Männer, deren hoher Geiſt die Vollkommenheit ihrer Tugend noch mehr hervorhebt, deren Genie mit ihrer Heiligkeit um die Wette leuchtet, und deren Schriften im Einklange mit ihrem perſönlichen Wirken ſtehend, die Nachwelt belehren, kräftigen, nähren, begeiſtern, und ein lebendiges Zeugnis ihrer erhabenen Wirkſamkeit für die Mitwelt ablegen. Unter ihnen nehmen auch ſolche Männer Platz, die, ohne Biſchöfe zu ſein, durch Leben und Schriften einen ſtarken, heiligenden Einfluß übten, wie Hieronymus, Ephrem der Syrer, Johannes Climacus u. A. Weil aber der

Vater ſeinen Kindern das Leben der Seele zu geben und zu erhalten hat, und weil dies Leben aus dem wahren Glauben entſpringt: ſo wurden andererſeits manche ausgezeichnete Männer nicht als Kirchenväter anerkannt, obwohl ſie durch ihre Intelligenz, Wiſſenſchaft und geiſtvolle Schriften der Kirche große und weſentliche Dienſte leiſteten. Allein der Vater ſoll in jeder Beziehung den Kindern als Beiſpiel vorleuchten; und da bei dieſen Männern die Heiligkeit des Wandels nicht ſo entſchieden anerkannt, und ihre Darſtellung oder Erklärung oder Auffaſſung der überlieferten Glaubenslehre nicht immer und überall im Geiſte und Sinne der Kirche war: ſo bewies ſie ihnen zwar ihre dankbare Anerkennung, indem ſie zu den kirchlichen Schriftſtellern ſie rechnete, wies ihnen aber nicht den höchſten Ehrenplatz in den Reihen der Väter an. Dazu gehören z. B. die beiden berühmten, einflußreichen, frommen Lehrer an der Katechetenſchule zu Alexandrien, Clemens und Origenes; ferner Tertullian; auch der berühmte Geſchichtſchreiber Biſchof Euſebius von Cäſarea und der gelehrte Rufinus, Presbyter von Aquileja. Kein Glanz der Verdienſte und der Berühmtheit erſetzt die leiſeſte Trübung der Glaubensreinheit. Die Reihe der Kirchenväter ſchließen einige mit dem ſiebenten Jahrhundert ab; andere mit dem erſten Jahrtauſend; noch andere ſetzen ſie bis ins zwölfte Jahrhundert fort. Eines iſt gewiß: dem Weſen nach hören ſie in der Kirche niemals auf. Nur das Maß der Gnaden, der Heiligkeit, des hinreißenden Einfluſſes, welches eine ganze Epoche beherrſcht, der ganzen Menſchheit eine Wendung gibt, der ganzen Strömung einer

Zeit Einhalt tut, iſt eine beſondere Gabe des heiligen Geiſtes für den Auserwählten, den Gott dazu beſtimmt hat, ein Vorkämpfer in den Schlachten zu ſein, die Sein Reich am weiteſten ausbreiten und am tiefſten begründen.

An dieſen Schlachten hat es nicht gefehlt im Reiche Gottes. Die erſte derſelben lieferte Chriſtus ſelbſt gegen den uralten Todfeind, und was ſie ihn gekoſtet habe, zeigt ſein Leben und Sterben, ſeine Menſchwerdung und Kreuzigung, und alles was dazwiſchen liegt, vom Krippenſtroh bis zum blutigen Angſtſchweiß; zeigt mehr noch, was darüber hinaus liegt: das Kommen vom ewigen Vater und das Gehen zum ewigen Vater. Dieſe Selbſtentäußerung des Gottesſohnes, durch die er ſich ſo unbegreiflich erniedrigte, zeigte der Menſchheit den Weg an, auf welchem ſie ſich von ihrem Falle in Adam wieder erheben konnte: die bittere Arzenei der Verdemütigung und des Leidens war das heilſame Gegengift für das tödliche Gift des Hochmutes und der Sinnlichkeit, das die Schlange dargeboten hatte. Eine durch und mit Satan erhöhte Menſchheit mußte von ihrem Ziele ſo gewiß abfallen, als eine durch und mit Chriſtus ſich verdemütigende Menſchheit ſich wieder zu demſelben erheben mußte. Nun iſt aber dieſe Verdemütigung für den Einzelnen die Sache ſeines freien Willens, ſeines eigenen Entſchluſſes. Nichts und niemand zwang Adam zum Abfall: die Selbſtſucht trieb ihn zum Ungehorſam. Nichts und niemand zwang den Sohn Gottes; nur die Liebe drängte ihn zur Selbſtentäußerung. So iſt auch jedem Chriſten die Wahl frei gegeben, ob er ein Nachfolger ſeines Gottes oder deſſen Widerſacher ſein will. Die Jakobsleiter iſt gleichſam vor ſeinen Augen zwiſchen Himmel und Erde aufgerichtet, und wie die Engel auf ihr hinab- und heraufſtiegen, ſo ſchickt ihm Gott Gnaden und Gnadenmittel herab, die ihm lieblich winken und ihm behilflich ſind, Sproſſe um Sproſſe zu erklimmen. Aber freiwillig, von Liebe zum Himmliſchen getrieben, muß er den Fuß auf die erſte Sproſſe der Himmelsleiter ſtellen: ſo iſt das Geſetz im Reiche der Gnade! er muß mit voller, innerſter Entſchiedenheit ſagen: „ich will glauben!“ dann wird er gewiß bald ausrufen: „ich glaube!“ Das iſt der Jubelruf der Erlöſten und die Bedingung, unter welcher ſie teilhaft werden des Erlöſungswerkes: glauben wollen, was Chriſtus gelehrt hat, alles und jedes, die Grundlehren und die heiligen Geheimniſſe, die Gebote und die Ratſchläge, die Worte und die Taten; und das alles glauben in dem Umfange, mit der Deutung, in dem Zuſammenhange und in der Beziehung, wie das apoſtoliſche Lehramt, kraft göttlicher Vollmacht und Sendung, es zu glauben vorſtellt. So zu glauben, das iſt ein entſchiedener Akt eines freien und guten Willens, der zum raſtloſen Kampfe gegen Zweifelſucht, Neuerungsgelüſte, Spiele der Phantaſie und Selbſtklügelei im religiöſen Leben, und gegen alle natürlichen Leidenſchaften und böſen Neigungen im ſittlichen Leben auffordert und waffnet. Im Gehorſam des Willens und des Verſtandes gläubig der Lehre der Kirche ſich zu unterwerfen, das ſieht ſehr leicht aus, weil ſie ja eine göttliche Offenbarung iſt, und iſt dennoch dem Menſchen ſehr ſchwer; wird ihm nur leicht in dem Maße, als er in ſein natürliches

Nichts ſich verdemütigend, vom Lichtmeere der Gnade ſich tragen und bewegen läßt; denn alle ſeine von Adam ererbten Neigungen und Inſtinkte ſind durchaus gegen die Verdemütigung. Hochmut, Sinnlichkeit, Habgier, Eitelkeit, Ehrgeiz, Eigenliebe, Selbſtſucht, alles widerſetzt ſich mit äußerſter Anſtrengung, alles wehrt ſich gegen die Verdemütigung. Die geheimnisvolle Wunderkraft des heiligen Geiſtes, die der Lehre Jeſu unberechenbare Eindringlichkeit und Macht verleiht, kann allein immer wieder und wieder eine ſolche Umwandlung bewirken, und den empörten Willen in einen unterwürfigen Willen umzaubern. Wohl ein himmliſcher Zauber gehört dazu, um den abgefallenen Willen in ſeiner Achſe zu ergreifen und ihn geſchmeidig zu machen zur Umkehr zu Gott; und dieſer Zauber geht aus von der Menſchwerdung Gottes, von der Verbindung der göttlichen Natur mit dem Fleiſche. Denn dies Fleiſch, das um der Sünde willen gemartert, gegeißelt, verwundet und gekreuzigt wurde, ging durch ſeine Verbindung mit der göttlichen Natur in deren Verklärung ein und verſenkt ſich nun durch das göttliche Liebeswunder der heiligen Euchariſtie, glorifiziert aber weſenhaft, als die Nahrung des übernatürlichen Menſchen in jede chriſtliche Seele, die, wie Ignatius von Antiochien ſagt, glaubenstreu zum Altare ſich hält. Der Sündenfall Adams hat die Menſchheit zu den Wildlingen des Lebens macht. Die Menſchwerdung Gottes ſenkt ein Chriſtusreis in dieſe entarteten Gebilde und ſie, die bisher nur bittere und ſchädliche Früchte der Sünde trugen, ſchmücken ſich mehr und mehr mit den Gnadenfrüchten der Tugenden. Dies ebenſo geheimnisvolle als wahrhafte Verbleiben des Göttlichen im Menſchen, nicht von Natur, ſondern aus Gnaden, dieſe Folge der Verheißung Chriſti, in Demjenigen zu bleiben, der ſein Fleiſch ißt: bewirkt die Heiligung, die Umkehr des Willens von der Eigenliebe zur Liebe Gottes. Wie er ſich früher fort und fort ſeinem Selbſt zuwendete, ſo wendet er ſich nun Gott zu. Zwiſchen dieſer erſten entſchiedenen Wendung zum Himmliſchen und jener unzerſtörbaren, ebenſo erhabenen als kindlichen Ruhe in Gott, welche das Wahrzeichen der Heiligkeit iſt, liegen unzählige Stufen und auf jeder Stufe iſt der Rückfall in den böſen Willen möglich; und nicht jeder Beharrliche gelangt zur allerhöchſten, weil das Maß der Gnaden verſchieden iſt. Aber die entſchiedene Wendung und die Beharrlichkeit in dieſer Richtung beweiſen, daß das chriſtliche Ideal wenigſtens verſtanden und anſtrebt wird, und daß der ehemalige Wildling ſich umzubilden ſucht zur Heiligkeit, gemäß dem Chriſtusreis, das ſich ſeiner Seele einſenkte. Mit demſelben kann Fleiſch und Welt und Irdiſchkeit unterjocht werden, denn Chriſtus hat ſie beſiegt und hilft zum Siege und zur Freiheit des Geiſtes. Ohne dasſelbe bleibt der Menſch in der Schmach, welche die Knechtſchaft durch niedrige Tyrannen ihm aufwälzt. Durch Erlöſung und Heiligung ſtellt die Menſchwerdung Gottes alles in die Ordnung zurück, was ſeit dem Sündenfalle in Unordnung geraten, bringt alles ins rechte Geleis, was abgewichen, richtet alles auf, was geſunken iſt. Welcher Chriſt, dem ſein ewiges Heil am Herzen liegt, möchte den Glauben an dies beſeligende Myſterium aufgeben? Welcher gute Hirt ſeiner

Herde dürfte dulden, daß ſeine Schäflein von dieſen „Waſſern der Erquickung“ in die Wüſte hinweggeführt würden? Und doch erhoben ſich ſchon in den früheſten chriſtlichen Zeiten Irrlehren über dasſelbe, denn es hat für den natürlichen Menſchen eine entſetzliche Herbheit. Dieſe Verdemütigung des Gottmenſchen predigt ihm Demut und immer Demut! dies Leiden des Gottmenſchen Buße und immer Buße! das ſind Worte, welche nur der Liebe ſüß, dem Stolz aber hart klingen und die Sinnlichkeit empören. Überdies liebt die Eitelkeit des Verſtandes ihre Klügeleien und möchte die unergründlichen Geheimniſſe der Offenbarung nach ihrer umdämmerten Einſicht erklären oder nach den Träumereien ihrer Phantaſie deuten.

Daraus entſtanden ſchon ſehr früh eine große Menge der wunderlichſten und zum Teil bösartigſten Irrlehren. Cerinthus, der in Epheſus noch mit dem Apoſtel Johannes zuſammenlebte, lehrte: es habe ſich der himmliſche Logos mit dem Menſchen Jeſus bei der Taufe im Jordan vereinigt. Die zahlreichen gnoſtiſchen Sekten, gefährliche Widerſacher der Kirche, ſtimmten ſämtlich darin überein, daß ſie die Materie als das Prinzip des Böſen, und dieſes als eine ſelbſtändige Macht betrachteten, der die ſichtbare Schöpfung angehöre. Dieſer gegenüber nahmen ſie eine Lichtwelt an, aus der die verſchiedenen Kräfte des göttlichen Urweſens als Äonen emanierten. Ein ſolcher Äon war auch Chriſtus, den ſie bald mit einem Scheinleib bekleidet, bald mit dem Menſchen Jeſus vereinigt darſtellten. In künſtlich phantaſtiſchen Syſtemen überbot ein gnoſtiſcher Lehrer den anderen. Carpocrates und ſein Sohn Epiphanes, Baſilides, Valentinus, Cerdon, die ſämtlich in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, meiſtens in Alexandrien und Rom, lebten und lehrten, waren Stifter der bekannteſten und zahlreichſten gnoſtiſchen Sekten, deren Lehren zwar immer beſiegt wurden, aber immer wieder und wieder, gleich der Peſt, auftauchten, z. B. die Gütergemeinſchaft und die Gemeinſchaft der Weiber, die Epiphan lehrte. Die verſchiedenen manichäiſchen Sekten kann man gar nicht mehr chriſtlich nennen, obwohl ſie einen Chriſtus, als die Lichtſeele der ganzen Natur, hatten, und ſich ſehr in das Chriſtentum einzuſchleichen und, wie die Gnoſtiker, ſchwärmeriſche Gemüter zu gewinnen ſuchten. Die Montaniſten lehrten, daß die göttliche Offenbarung hinſichtlich des Glaubens zwar durch Chriſtus und die Apoſtel vollendet und abgeſchloſſen, hinſichtlich des chriſtlichen Lebens aber nicht durch ſie geregelt ſei, ſondern eine Entwicklung durch neue Offenbarung bedürfe und erwarte. Ihr Haupt, Montanus und zwei von ihm fanatiſierte, reiche, vornehme, prophezeiende Frauen, Priscilla und Maximilla, die ihre Ehemänner verließen und ſich ihm anſchloſſen, ſollten die Organe ſein, durch welche der heilige Geiſt das chriſtliche Leben zur Vollendung führen wolle. Ein Gerber von Byzanz, Theodotus, machte die Erfindung und begründete darauf eine Sekte, daß Chriſtus ein bloßer Menſch geweſen ſei. Dasſelbe lehrte auch der Biſchof von Antiochien, der berüchtigte Paul von Samoſata, der um das Jahr 270 auf einer Synode zu Antiochien abgeſetzt und von der Kirche ausgeſchloſſen wurde. Die Lehre des Sabellius, der in Afrika um das Jahr 225 auftrat, verwarf

Soll nun gar etwas gegründet werden, wodurch dies Reich der Weisheit und Liebe, dies Reich Gottes vergrößert wird, und zwar in der Sphäre gegründet, die am reinſten von jedem ſchädlichen Einfluß erhalten werden muß, in Heilsanſtalten für Seelen: ſo wird im engſten Anſchluß an das Vorbild das Mittel zur höchſten Vervollkommnung, zur mächtigſten Wirkſamkeit liegen. Je näher der Kerze, um ſo heller ſehen wir; je näher dem Heerd, deſto mehr erwärmt uns ſein Feuer; je näher dem Quell, um ſo klareres Waſſer ſchöpfen wir. Einheit in ſeiner Gliederung iſt die Hauptbedingung — eigentlich die wahre Lebensbedingung eines Körpers und einer Körperſchaft. Fehlt ſie, ſo fehlt das Prinzip, welches alle Regungen und Bewegungen der einzelnen Glieder nach einem gemeinſamen Ziel lenkt; ſie verfallen der Willkür und durch ſie der Auflöſung. Bei einer religiöſen Genoſſenſchaft iſt die Gefahr geringer, denn die Ordensregel ſchützt einigermaßen gegen Willkür, indem ſie die Einheit des Zieles immer vor Augen ſtellt; — allein die Einheit der Bewegung kann ſie nicht geben: die muß in einer lebendigen Leitung beſtehen. Daher hat jeder Orden, der ſich zu großer Wirkſamkeit berufen fühlt, ſeinen General, den er ſelbſt wählen darf, in deſſen Händen die Oberleitung ſämmtlicher Niederlaſſungen des Ordens zuſammenläuft und unter deſſen Augen — wenigſtens im Beginn — die eintretenden Novizen gebildet das chriſtliche Dogma von dem dreiperſönlichen Gott und löſte das Geheimnis von der heiligen Dreifaltigkeit in vorübergehende Manifeſtationen von Kräften eines Urweſens auf. Zahlloſe Schattierungen dieſer und anderer Sekten und Syſteme, die ſich an immer neue Häuptlingsnamen knüpfen, legen ein merkwürdiges Zeugnis ab, wie alles rettungslos der Zerſplitterung anheimfällt, was ſich von der Einheit der Kirche trennt. Andererſeits iſt man ganz erſtaunt, dieſe Einheit unter den Augen der Apoſtelſchüler, zur Zeit der Blutedikte, der Martyrer, der Katakomben, des Amphitheaters voll wilder Tiere, ſchon ſo bedroht zu ſehen. Es iſt ſo natürlich zu glauben, das Anſehen der erſten Nachfolger der Jünger des Herrn und die gemeinſamen Leiden, Verfolgungen und Gefahren müßten das ſtärkſte Band der Glaubenseinheit geweſen ſein; ſie waren es auch wirklich. Allein der Urſprung der Irrlehren iſt leicht dadurch zu erklären, daß der menſchliche Wille im Reiche Gottes keinem äußeren Zwange unterworfen iſt und die dargebotene Gnade annehmen oder ausſchlagen kann. Die Erlöſung hat das Böſe in der Welt nicht mit einem Streiche vertilgt; denn wenn das wäre, wo bliebe der gottgefällige Kampf, welchem dereinſt der Siegeskranz gegeben wird? wohl aber bietet ſie die Waffen, um den guten Kampf zu führen, deſſen ſich der Apoſtel Paulus freut. Die Gnaden der Erlöſung müſſen in das innere Leben des Menſchen durch ſeine ſelbſtändige Mitwirkung übergehen. Sie ſind nicht wie das Adelsdiplom eines Fürſten, welches einen äußeren Adel gibt, der ſehr wohl neben innerem Unadel beſtehen und durch dieſen nicht verloren gehen kann. Es hat immer zu allen Zeiten des Chriſtumtums Menſchen gegeben, ſogar kluge, begabte, talentvolle Menſchen, welche alle Energie ihres Charakters und alle Fähigkeiten ihres Geiſtes anwendeten, um ſich auf den Weg des Abfalles zu ſtürzen und andere mit ſich fortzureißen und noch viel mehr Menſchen, welche ſich von dieſen Anführern der Empörung blenden und beherrſchen ließen. Die ungeheure Schwäche, welche in der Menſchheit durch die Todeswunde der Erbſünde verblieben iſt, kommt wohl nirgends trauriger und ſchmerzlicher zum Vorſcheine, als gerade in dieſem Falle: Chriſtus bietet dem Menſchen ſich ſelbſt und den Himmel an, und der Menſch ſtößt ihn zurück, ſchlägt das göttliche Erbe aus und wählt ſich zu ſeinem Anteil Satan und die Hölle. So machte es z. B. der talentvollſten Einer im zweiten Jahrhundert ſchon, Tertullian, ein glühender Apologet des Chriſtentums. Sein genialer Kopf und ſeine Feuerſeele, die er im Anfange ſeiner Laufbahn ſo glänzend der Verteidigung und Darſtellung der göttlichen Wahrheit gewidmet hatte, trugen ihm eine Menge von Ideen zu, die ſeine Intelligenz hätte prüfen, ordnen und ſichten, ſein Glaube nach dem Maßſtabe der Offenbarung meſſen und Verwerfliches verwerfen ſollen. In der Irrlehre des Montanus, die durch ihr Pochen auf Privaterleuchtung des heiligen Geiſtes etwas ſehr Gefährliches hatte, fand Tertullian die Klippe, an der ſein Glaube ſcheiterte. Die Wurzel alles Böſen im Menſchen, der Hochmut, fand ſein Labſal in einer Lehre, die menſchlichen Dünkel zum Träger göttlicher Offenbarung machte und Tertullian, der große berühmte Apologet derſelben, ſchloß ſich den

Montaniſten an und glaubte, oder behauptete zu glauben, an die Inſpirationen der Priscilla und Maximilla. Er ſtarb, ohne ſich von der Häreſie losgeriſſen und der Kirche wieder angeſchloſſen zu haben. Dies iſt ein Fall für Tauſende! Denn das chriſtliche Leben iſt nichts Oberflächliches. Nur der beharrlichen Entſchloſſenheit und dem tiefen Ernſt eines mit der Gnade ſelbſttätigen Willens iſt es erreichbar. Und die chriſtlichen Heilswahrheiten ſind keine bequemen Anſichten und ſchmeichelnde Ideen, die ſich jeder Neigung fügten und nach jeder Laune modeln ließen. Nur dem Geiſt, der alle ſolche Verſuchungen und Zweifel ſtandhaft abwehrt und ſich entſchieden und ausdauernd rankt und ſchlingt um die ewig einzige Offenbarung, welche der Mund Chriſti, das Lehramt ſeiner Kirche, den Jahrtauſenden verkündet: nur dem erſchließen ſie ſich, und um ſo ſtrahlender, ſchöner, tiefſinniger, zuſammenhängender, als das Seelenauge dieſes Geiſtes reiner ſein wird, ungeblendet durch Leidenſchaften, ungetrübt durch Sünde. Dieſer Kampf hat nicht bloß eine Tertullianiſche Intelligenz zu beſtehen, ſondern jede chriſtliche Seele nach ihrem Maß und ihren Fähigkeiten; und dieſer unerläßliche, notwendige, der ſündigen Natur beſchwerliche Kampf iſt eben das Wort, welches das Rätſel der Häreſie zu allen Zeiten löſt.

Gegen die Irrlehren, die unbeſtimmt und heimlich umherſchlichen und die Gemüter hier und dort, mehr oder minder, dem Glauben entfremdeten, gab es keine andere Waffen, als die allgemeine Kräftigung und Hebung des religiöſen Lebens, auf die ſchon der Apoſtel Paulus ſo dringend hinweiſt. Bildeten ſich aber falſche Lehren zu Syſtemen aus, die öffentlich und dreiſt ans Tageslicht kamen und ihre widerſacheriſche Fahne erhoben: ſo traten ihnen überall diejenigen entgegen, denen das heilige Wächteramt des Evangeliums anvertraut war: die Väter der Kirche; und durch die Darſtellung, Entwicklung und Erklärung der chriſtlichen, auf Tradition beruhenden Erblehre — denn die heiligen Schriften haben nur ihr Gewicht durch die Tradition — verteidigten dieſe heiligen Väter die Punkte, welche die Irrlehrer in Frage ſtellen, angreifen und leugnen wollten. Der erſte und erhabendſte dieſer Verteidiger war, nach den Zeugniſſen des Hieronymus und Epiphanius, der heilige Apoſtel Johannes ſelbſt, der gegen den Schein-Chriſtus des Cerinth ſein Evangelium ſchrieb, das ganz ſtrahlend von der Menſchwerdung Gottes, ganz geſammelt in der Einheit der heiligen Dreifaltigkeit iſt. Den Valentinus und ſeine Äonenlehre widerlegte der große fromme Biſchof Irenä[illegible] von Lyon, deſſen Glaube der Martertod krönte. Gegen Praxeas, einen Leugner der heiligen Dreifaltigkeit, ſchrieb Tertullian mit ſeiner feurigen Feder. Gegen Sabellius der Biſchof Dionyſius von Alexandrien. Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Prieſter Novatian in Rom ſelbſt überſtrenge Anſichten, welche die Kirche mißbilligte, verbreitete und dann zu der Häreſie das Schisma fügte, indem er den Papſt Cornelius nicht als Oberhaupt anerkannte und ſtatt deſſen ſich ſelbſt zum Biſchof von Rom durch einige ſeiner Anhänger weihen ließ: da erließ gegen ihn der Biſchof von Karthago, Cyprian, eine Schrift. „Von der Einheit der katholiſchen Kirche;“ in welcher er den Gedanken durchführt, daß ihr Anfang von der Einheit ausgehe. „Das Primat wird dem Petrus gegeben, auf daß eine Kirche Chriſti und ein Stuhl ſichtbar dargeſtellt werde.“ Kurz wo ein Angriff geſchah, da waren auch Streiter zur Verteidigung bereit und die ſiegende Kraft ihrer Abwehr lag in ihrem feſten Anlehnen an Rom. Je mehr Lebensäußerung in der Kirche ſelbſt ſich regte, als ſie nach und nach aus den Katakomben ſich erhob, deſto mehr Fragen mußten auch auf dem Gebiete der Lehre zur Sprache kommen, um der Geſamtheit der Kirche, dem Lehramt ſowohl als den Gläubigen, zu einer beſeligenden Gewißheit über den wahren Sinn der Offenbarung, möge ſie in heiligen Schriften oder im Gedächtnis der Väter aufbewahrt ſein, zu verhelfen. Solche Fragen, wie z. B. die Gültigkeit der Taufe durch Ketzer, wurden zuweilen mit einem Eifer, der nicht ohne Heftigkeit und Schärfe war, geführt; und zwar von den Biſchöfen ſelbſt. Ging aber endlich vom römiſchen Stuhl, als vom Vertreter göttlicher Autorität in Glaubenslehren, die wohlerwogene Entſcheidung aus: ſo verſtummte der Streit. Die Vorſteher der Kirchen ſowohl, als einfache Prieſter und Gläubige unterwarfen ſich dem Ausſpruche ihres gemeinſamen Oberhauptes, und wenn einer es nicht tat, ſondern bei ſeiner Privatmeinung beharrte, ſo betrachteten die Katholiken dieſelbe als eine Neu- und Irrlehre (Häreſie) und er ſchloß ſich dadurch von der Glaubenseinheit aus, ſagte ſich los vom lebendigen Leibe Chriſti und konnte fortan nur als ein Abgefallener gelten, als ein totes Glied, ein trockener Rebzweig, der nicht mehr ſein Leben aus dem Weinſtocke zieht, der

Chriſtus iſt. Der Kampf der Kirche gegen die Häreſie war endlos. Aber keine Häreſie konnte mit dem heiligen Geiſte fertig werden, welcher die Seele der Kirche iſt. Darum lebt ſie fort und fort in göttlicher Jugendſchönheit, während eine Häreſie nach der anderen aufkommt, altert und abſtirbt.

Der heilige Athanaſius der Große.

„Alles, was aus Gott geboren iſt, überwindet die Welt: und das iſt der Sieg, welcher die Welt überwindet: unſer Glaube. Wer iſt es, der die Welt überwindet, als der, welcher glaubt, daß Jeſus der Sohn Gottes iſt?"
1 Joh. 5, 4. 5.

Weiſe geregelt, kräftig gegliedert, innig zuſammenhängend, eins in der Lehre, eins in den Heilsmitteln, eins in der weſentlichen Form des Gottesdienſtes war dieſe göttliche, ſichtbare Gnadenanſtalt, die allgemeine apoſtoliſche Kirche, zugleich das Fundament und die Bewahrerin des Glaubens. Aus ihrer Einheit ging ihre Unfehlbarkeit hervor: der Geſamtheit der Kirchenväter war dieſe Gabe verliehen, indem Chriſtus ſeinen Apoſteln die Verheißung gab: der heilige Geiſt werde ſie in alle Wahrheit einführen. So war ihnen von Gott ſelbſt göttlicher Beiſtand zugeſagt, um durch übernatürliche Erleuchtung die Lehren der göttlichen Offenbarung in ihrer Reinheit zu bewahren, fortzupflanzen, oder, wenn ſie in Frage geſtellt werden ſollten, zu verteidigen. Die Glaubenslehre, worüber alle zu aller Zeit im heiligen Geiſte zuſammenſtimmten, war unfehlbar eine göttliche Offenbarung. Dieſe Unfehlbarkeit, welche durch die wechſelloſe Lehreinheit manifeſtiert wird, iſt die herrlichſte Beglaubigung der Kirche für ihre himmliſche Abkunft. Zeichen und Wunder, die in ihrem Anfange Zeugnis für dieſe göttliche Abkunft ablegten, können zeitweiſe aus ihr zurücktreten, weil es Wirkungen des heiligen Geiſtes ſind, die ſich an einzelne begnadigte Menſchen knüpfen. Aber die Unfehlbarkeit kann nicht aus der Kirche verſchwinden, denn ſie iſt eine Gnadengabe, die ſich nicht an den Einzelnen und nicht an den Menſchen, ſondern an die Kirchenhäupter in ihrer Geſamtheit als Stellvertreter und Nachfolger Chriſti und ſeiner Apoſtel knüpft. Die Fülle der Erkenntnis ruht auf ihnen; der Geiſt der Wahrheit führt ſie. Nie wird das einzelne Kirchenhaupt es wagen für ſich allein, als Menſch, die Unfehlbarkeit ſeiner Anſichten zu beanſpruchen, während wohl einige Häretiker und Sektenſtifter in trauriger Verblendung hochmütiger Selbſtvergötterung es gewagt haben. Hingegen hat nie eine Sekte den Mut gehabt zu behaupten, ihr und nur ihr gehöre göttliche Unfehlbarkeit der Lehre an, während gerade umgekehrt die Kirche in ihrer Geſamtheit, in ihren Vätern, welche das Organ der Kinder ſind, nie auch nur einen Augenblick dieſe Behauptung aufgegeben hat. Die Unfehlbarkeit iſt ihre Signatur, ihr weſentliches, unauslöſchliches Merkmal, iſt der Beweis, daß eine Kraft von Oben wunderbar und übernatürlich ihr mitgeteilt ſei. Als Stellvertreterin des Gottmenſchen in ſeinem Werke auf Erden, iſt ihr Leben nachgebildet ſeinem Leben. In Chriſtus vereinigte ſich die göttliche und menſchliche Natur in einer Perſon, ſo daß er als Gott unfehlbar lehrte und Wunder wirkte, während er als Menſch entbehrte, weinte, trauerte, litt und ſtarb. Dies Doppelleben hat auch die Kirche, nicht zwar in einer Perſon, aber in ihrer Ganzheit. Da iſt auch Göttliches und Menſchliches vereinigt: das Göttliche in ihr iſt das übernatürliche Lebenselement des heiligen Geiſtes, welches ſie in himmliſcher Freiheit gegen alle Tyrannei, in himmliſcher Sieghaftigkeit gegen alle Feinde, in himmliſcher Klarheit gegen alle Lüge, in himmliſcher Heilkraft gegen alle Sünde, in himmliſchem Gnadenreichtum gegen alle Bedürftigkeit, in himmliſcher Liebe gegen alles, was Ebenbild Gottes iſt, erhält. Das Menſchliche in ihr ſind alle Menſchen zuſammengenommen, die ſich zu ihrer Lehre bekennen und ihre Gnadenmittel gebrauchen; alle Menſchen, mögen ſie zur lehrenden oder zur hörenden Kirche zählen, mögen ſie Prieſter oder Laien, Hirten oder Herden, Biſchöfe oder Gläubige ſein. Dies menſchliche Element in der Kirche iſt aber keineswegs, wie die menſchliche Natur in Chriſtus, der Sünde unzugänglich; ſondern es behält auch nach dem Empfang der Gnade und der Heiligung immer eine gewiſſe Schwäche, welche dem Menſchen durch die Erbſünde inhärent iſt und ihm die Verſuchung zum Böſen, die Möglichkeit eines Falles nahe legt. Dadurch iſt ihm der Spielraum gegeben für ſeine Kräfte, deren edelſte die Übung des freien Willens in der Richtung auf Gott iſt, ſo daß der Menſch, trotz der ihm anklebenden Schwäche, in Tugend und Heiligkeit mehr und mehr fortſchreiten, aber auch ſeine Freiheit mißbrauchen und tief und tiefer in Sünde und Laſter verſinken kann. Dann iſt er zwar innerlich von dem göttlichen Lebenselement der Kirche abgefallen, jedoch den äußerlichen Verband mit ihr hat er darum noch nicht gelöſt, ungefähr wie ein ungeratenes Kind ſo lange das Kind des Hauſes bleibt, bis des Vaters Geduld und Nachſicht erſchöpft iſt und er demſelben das Haus verbietet. Dies Recht, innerlich Abgefallene, Unverbeſſerliche, von ihrer Gemeinſchaft auszuſchließen, ſteht auch der Kirche zu; allein die milde Mutter wendet es nur in den ſeltenſten Fällen an. Sie leidet lieber ſchwer und viel und lange durch ungeratene Kinder und verſucht unermüdlich alle Mittel der Langmut, der Belehrung, der Nachſicht, bevor ſie zu der Erklärung ſchreitet, daß die hartnäckig Widerſpenſtigen aufgehört haben, zu ihrer Gemeinſchaft zu gehören. Die größtmögliche Überwindung des menſchlich ſündhaften Lebenselementes in all ihren Gliedern, die Umbildung des Menſchen in Gottes Bild durch Gnaden- und Heilsmittel iſt eine nicht minder erhabene Aufgabe der Kirche, als es die iſt: durch die Predigt des Evangeliums alle Völker der Erde dem myſtiſchen Leibe Chriſti einzuverleiben. Wir haben geſehen, wie ſie in ihren heiligen Martyrern dieſe Aufgabe erfüllte; die Blut- und Leidenspredigt, welche dieſe wunderbaren Nachfolger des Gekreuzigten mit ihrem ſtummen, lächelnden Munde hielten, zwang die Heidenwelt ſo zu ſprechen, wie jener Kriegshauptmann, der auf Golgatha Wache hielt und erſchauernd ausrief: „Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn geweſen.“ Und neben dieſen Streitern Chriſti und des Kreuzes in der tobenden Arena haben wir die heiligen Einſiedler geſehen, welche durch die Abtötung der ſinnlichen Natur, die in anderer Geſtalt ebenfalls ein Martertod für Chriſtus iſt, in ihrer ſtillen Zelle oder in ihrer Wüſtenhöhle ſchon hienieden das Leben der

Seligen in der Vereinigung mit Gott antraten und dadurch ſolche Gnadenſtröme auf ſich herabzogen, daß die Bußpredigt, welche ſie demütig ſich ſelbſt hielten, in ihrer Zeit und ihrem Volk, und weit über beide hinaus, ein tauſendfaches Echo fand und das ſüße Joch des Evangeliums auf den Nacken einer Welt legte, der es dafür die unerträgliche Bürde des Unglaubens abnahm. Und wiederum in anderer Geſtalt werden wir jetzt Bilder aus dem Chriſtusleben der Kirche ſehen. Die heiligen Blutzeugen und die heiligen Väter der Wüſte kämpften mittelbar für das Evangelium und für die Chriſtenheit, indem ſie die Frucht der Lehre vom Kreuz durch ihr Leben und ihren Tod gaben. Die großen heiligen Väter der Kirche mußten aber eine andere Beſtimmung erfüllen, mußten unmittelbar für Evangelium und Chriſtenheit durch Aufrechthaltung der Lehre ſelbſt kämpfen und in dieſem Kampf nicht bloß die eigene Seele heiligen, ſondern tauſend anvertraute Seelen zu heiligen ſuchen, indem ſie ihnen das Mittel zur Heiligung, den wahren Glauben ungetrübt bewahrten.

In ihren erſten Zeiten hatte freilich die Kirche, die geſamte Chriſtenheit, kein anderes Bedürfnis als das: die Offenbarung zu glauben und in dieſem Glauben ſelig zu ſein. Eben erſt gerettet aus der heidniſchen Verwirrung aller Zuſtände, flüchtete ſie vor den unruhigen Wogen eines Lebensmeeres, welches die Geſtade einer vergeltenden Ewigkeit nach heidniſcher Anſchauung nicht umſäumten, auf den Felſen Petri und fand in deſſen Unerſchütterlichkeit, die der Gottesſohn verheißen hatte, ihren Frieden. Die Apoſtel zuerſt, dann deren Schüler und ſpäter die Nachfolger werden, ſo daß ein Geiſt das innere Leben beſeelt und ein Einfluß alle Aeußerungen dieſes Lebens beſtimmt, anſpornt und regiert. Nur unter einem Generalat ſind große und weitgreifende Unternehmungen möglich, weil es über größere geiſtige und pekuniäre Mittel gebieten kann, als dies in vereinzelten Häuſern möglich iſt, deren verhältnißmäßig doch immer nur beſchränkte Genoſſenſchaft nicht gerade aus ſolchen Mitgliedern beſtehen mag, wie man ſie zur Ausführung langathmiger Pläne braucht. Unter fünfhundert Mitgliedern iſt das leichter, als unter fünfzehn zu treffen, und der General, der ſie theils aus dem Noviziat, theils durch die Vorſteher der verſchiedenen Häuſer ſämmtlich kennt, hat die Wahl und darf über ſie verfügen, um ſie gerade auf den Platz und in den Wirkungskreis zu ſtellen, wohin ihre Fähigkeiten ſie berufen. Denn nicht zu monotoner Gleichförmigkeit bildet die geiſtliche Erziehung ihre Novizen! Ebenſowenig wie in der Kirche die Einheit des Dogma's das Einerlei der Seelen erzeugt, ſondern nur Allen gemeinſam und überirdiſch Standpunkt und Ziel anweiſt, Anfang und Ende feſtſetzt, den Zwiſchenraum aber frei läßt, damit eine jede ihn nach ihrer Eigenthümlichkeit ausfülle: ebenſowenig iſt die Bildung für einen Orden eine ſeelentödtende Maſchinerie, die wiederum nur ſeelenloſe Geſchöpfe dreſſirt. Sie nimmt nur in jedem ihrer Zöglinge ſo viel von der ſelbſtſüchtigen Natur hinweg, als nöthig dieſer Schüler auf den Biſchofſitzen, lehrten gemäß dem göttlichen Depoſitum des Glaubens, das ihnen überliefert und anvertraut war, und die Gläubigen begehrten weiter nichts, als die Kraft zu empfangen, ihrem Glauben gemäß zu leben und zu ſterben. Neben dieſer ganz dem Himmliſchen zugewendeten Geſinnung regte ſich jedoch von Anfang an der Geiſt des Widerſpruches mit eigenmächtigen, verkehrten Deutungen, oder mit jüdiſchen und heidniſchen Ideen bewaffnet; aber teils waren die Pfade des Lebens ſo bedornt, daß Hochmut und Sinnlichkeit, dieſe Verſchanzungen der Häreſien, nicht mit Keckheit auftreten konnten; und teils kamen die zermalmenden Ungewitter der Verfolgungen und verſuchten die Kirche mit ihren Gläubigen und Irrgläubigen in Blut und Elend zu begraben. Dennoch war es gerade zu dieſer Zeit, daß die Syſteme der Gnoſtiker, mit etwa dreißig verſchiedenen Sektenhäuptern, der Lehre der Kirche gegenüber ihre Trugbilder aufſtellten und durch ſchillerndes Spiel der Phantaſie, ſo wie durch den Schein einer Aufklärung, die ſtolz auf ihr Wiſſen war und den Glauben für beſeitigt erklärte, manche blendete und verlockte. Gegen den Gnoſtizismus, als deſſen erſter Stifter Simon Magus betrachtet wird, faßte die Kirche ſchon ganz früh den Hauptinbegriff ihrer Lehre in dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis kurz zuſammen. Im zweiten Jahrhundert ſchrieben Irenäus, Tertullian, Clemens von Alexandrien gegen ihn und enthüllten ſeine Unhaltbarkeit als Theorie und ſeine Verwerflichkeit als Sittenlehre. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts ging er unter in den Strudeln einer geiſtigen Zügelloſigkeit, der unvermeidlich alle Lehren verfallen, welche ſich vom Zentrum der Wahrheit, der Kirche, abgelöſt haben. Statt ſeiner tauchte der Manichäismus auf, der orientaliſche Religionsphiloſophien und gnoſtiſche Träumereien verſchmolz und, um in der Kirche Eingang zu erſchleichen, chriſtliche Benennungen auf ſeine Lehren anwendete, ſogar chriſtliche Formen des Kultus ſich aneignete. Der Stifter, ein Perſer, Manes, verſicherte der Welt ganz dreiſt, er ſei der von Chriſtus verheißene Geiſt der Wahrheit, der Paraklet; und da auch er gegen den blinden Glauben und die Knechtung der Vernunft in der Kirche, mit hochtönenden Redensarten eiferte, hingegen ſeine Lehrſätze durch Vernunftbeweiſe, auf freie Forſchung geſtützt, behaupten zu wollen verſprach: ſo fand er in der Hoffart, der Eitelkeit, der Neugier, auch wohl der Sinnlichkeit des Menſchen, einen nicht unbeträchtlichen Anhang. Und als nun gar die unmittelbaren Angriffe auf die Grundgeheimniſſe des Chriſtentums, auf die Lehren von der Trinität und von der Menſchwerdung Gottes, nicht von Außen wie Gnoſtizismus und Manichäismus, ſondern aus dem Schoße der Kirche ſelbſt hervorgingen: da mußte ſie immer ſchärfer darauf bedacht ſein, dem Widerſpruche der Häreſien gegenüber ihren Lehrbegriff ſo klar und beſtimmt zu faſſen und ſo entſchieden auszuſprechen, als ihr Glaube es war.

Konnte ſich das menſchlich-ſündige Element ſo heftig und mannigfach in der Kirche regen, als ſie noch unter dem Blutbeile der Liktoren ſtand und als man wohl annehmen durfte, daß ſich die Lauen, die Feigen, die Schwächlinge, die Genuß- und Sinnenmenſchen fern von ihr hielten: um wie viel mehr kam jenes Element zur Geltung, da Verfolgung und Unterdrückung aufhörten und die Strömung des Zeitgeiſtes vom mächtigen Kaiſer Conſtantin umgebogen, ſtatt gegen die Kirche, in ſie hinein gelenkt wurde. Maſſen von Irdiſchgeſinnten drängten ſich ihr zu. Faſt ſah es aus, als wolle das Menſchliche in ihr überhand nehmen. Aber das war nur eine Warnung, um auf der Hut zu ſein, um ſich abzuklären, zu ſammeln, die Waffen des heiligen Geiſtes bereit zu halten und die ihr innewohnende göttliche Kraft und Wahrheit durch Wort und Tat auszuprägen. Und gerade da, wo die Männer des Gebetes und der Aszeſe, die ſtillen Einſiedler Zellen und Wüſten bevölkerten und in ſchweigender Entſagung den Glauben des Gekreuzigten verkündigten, indem ſie ſein myſtiſches Kreuz des Leidens aus Liebe Ihm nachtrugen: gerade da ſollte der geiſtliche Held aufſtehen, der Bannerträger der Kirche in einer der gewaltigſten und erſchütterndſten Schlachten, die ſie je im heiligen Geiſte gekämpft hat. Das war Athanaſius, Patriarch von Alexandrien, der St. Michael des Jahrhunderts, der Verteidiger der Menſchwerdung Gottes.

1. Alexandrien.

Da wo der Nil in zwei Arme ſich ſpaltend an der Küſte des mittelländiſchen Meeres die fruchtbare Landſchaft Delta bildet, gründete Alexander von Mazedonien, nachdem er Ägypten erobert hatte, an einem geräumigen Hafen zur Ehre ſeines Namens die herrliche Stadt Alexandrien. Er dachte ihr die Beſtimmung zu, der Mittelpunkt des Welthandels einerſeits zwiſchen Indien und Arabien, andererſeits zwiſchen Griechenland, Italien und dem ganzen Okzident zu werden. Er ſtarb zu jung und zu früh, um die Verwirklichung ſeines Planes zu erleben; allein Alexandrien wurde wirklich die Beherrſcherin des Welthandels und die prachtvollſte, reichſte Königsreſidenz der alten Welt nach Rom. Alexanders Feldherren teilten unter ſich die Reiche, die er erobert hatte und die nach ſeinem Tode auseinander fielen. Ptolomäus bekam Ägypten und ſeine Dynaſtie, die es 281 Jahre beherrſchte, ging unter mit Kleopatra und mit der Selbſtändigeit des Reiches, das von den Römern erobert wurde. Die Ptolomäer liebten Pracht und Glanz, und beſchützten Künſte, Wiſſenſchaften, Handel und Ackerbau. Sie ſchmückten Alexandrien mit großartigen Bauwerken, von denen der berühmte Leuchtturm zu den ſieben Weltwundern gezählt wurde. Auf der Inſel Pharos, die am Hafen lag und durch einen Damm mit der Stadt verbunden war, ließ Ptolomäus Philadelphus ihn bauen. Marmorſäulen trugen ſeine Gallerien gegen 400 Fuß hoch empor. Sie waren ſehr prachtliebend, dieſe Ptolomäer, und in großartiger Weiſe. Derſelbe König ſchickte 100,000 gefangene Juden frei nach Paläſtina zurück, nur mit der Bitte an den Hohenprieſter zu Jeruſalem, ihm eine treue Abſchrift der moſaiſchen Geſetzbücher zukommen zu laſſen. Er bekam ſie. Mit goldenen Buchſtaben auf Pergament war ſie gemacht; und nun beſchäftigte er ſiebenzig gelehrte Männer mit der Überſetzung der hebräiſchen Urſchrift ins Griechiſche. Das wurde die Septuaginta, deren Übereinſtimmung mit dem Urtexte die Rabinner ſpäter leugnen wollten. Die weltberühmte Alexandriniſche

Bibliothek gründeten die Ptolomäer ebenfalls und eine Akademie, wo auf öffentliche Koſten alle ſchönen Wiſſenſchaften gelehrt wurden, und wo die ſtudierenden Jünglinge, in einem Konvikt unentgeltlich vereinigt, ganz für ihre geiſtige Ausbildung leben konnten. Die tüchtigſten Lehrer und die wißbegierige Jugend ſtrömten nach Alexandrien.

Obgleich Ägypten durch die römiſche Eroberung ſeine Selbſtändigkeit als unabhängiges Königreich verlor und eine Provinz des Römerreiches wurde, ſo ging darum doch nicht ſein blühender Zuſtand unter; vielmehr ſtieg namentlich Alexandriens Berühmtheit und Wohlſtand mehr und mehr. Die römiſchen Imperatoren beſchützten und erweiterten die großartigen Anſtalten für Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung, welche die Ptolomäer gegründet hatten; und die römiſchen Damen beſchützten und hoben den Handel von Alexandrien, der ihnen die Wohlgerüche Arabiens und die koſtbaren Stoffe und Edelſteine Oſtindiens und die Perlen der indiſchen Meere zutrug, durch die grenzenloſe Verſchwendung, die ihrem Luxus und ihrer Prachtliebe einen Anſtrich von Wahnwitz gab. In dieſem Sitze heidniſcher Kultur in geiſtiger und materieller Richtung prangte überdies eines von jenen Heiligtümern, an welche die heidniſchen Völker, als an den Sitz einer Schutzgottheit, Glück und Wohlfahrt ihrer Nation zu knüpfen pflegten und welche das erobernde Rom bereitwillig unter den Heiligtümern des Reiches aufnahm, um die Überwundenen durch ihren Schutzgott an die allgewaltige Göttin Roma zu feſſeln. Was in Karthago der Tempel der Cöleſtis, und in Balbek in Cöleſyrien der Tempel der Aſtarte, und in Gaza, an Arabiens Grenze, der Tempel des Marnas, das war in Alexandrien das Serapeum, der Tempel des Jupiter Serapis. Bau- und Bildkunſt hatten gewetteifert, ihn mit verſchwenderiſcher Pracht und großartiger Herrlichkeit auszuſtatten. Das köſtliche Material, woran Egypten ſo reich iſt, gaben ihm eine märchenhafte Schönheit; von roſenfarbenem Granit waren ſeine Säulen, von Alabaſter, mit edlen Metallen eingelegt, ſeine Wände. Opferprieſter und Tempeldiener waren in Menge bei ihm angeſtellt. Feſte, Zeremonien und Myſterien wurden feierlich und pomphaft begangen. Es war ein Heiligtum, dem nichts fehlte, als Gott; und deshalb ging bei ſeinem Kultus nichts leer aus, als die Seele der Anbetenden. Um Idole aufrecht zu halten, müſſen ſie von einem gewiſſen trügeriſchen Lichte umfloſſen ſein, das ſich aus der ungeregelten Intelligenz entwickelt, die bei ihren überſinnlichen Spekulationen nicht die Richtſchnur der göttlichen Offenbarung hat, und von ungezügelter Phantaſie fortgeriſſen, von ungeordneter Leidenſchaft geblendet wird. Dies Truglicht ſagt der unerlöſten Menſchenſeele zu; ſie findet ſich darin zurecht mit all ihren Affekten und Neigungen, unter denen ſo viele ſind, deren Niedrigkeit ſie unwillkürlich anerkennt, und deren ſie ſich ſchämen würde, wenn das Licht der Ewigkeit ſie beleuchtete. Der menſchgewordene, der gekreuzigte Gott der Offenbarung verurteilt durch ſeine Krippe und ſein Kreuz des Menſchen Hoffart und Sinnlichkeit, Habgier und Haß; und die entgegengeſetzten Tugenden: Demut, Reinheit, Entſagung, heilige Liebe, erſtrahlen ſo hell im Widerſcheine des Lichtes, welches Krippe und Kreuz umfließt, daß jene ſich wenigſtens verbergen müſſen und keine andere Exiſtenz mehr haben können, als eine bekämpfte. Aber eine Cöleſtis, aber ein Serapis, was predigen ſie? — die Sanktionierung des erſten Abfalles: der Selbſtliebe, der Selbſtvergötterung, der Gottvergeſſenheit. Diejenigen Stätten, wo ſolche berühmte Tempel ſtanden, zeichneten ſich immer durch das tiefſte Sittenverderbnis aus. Der Nebel haltloſer und unwahrer philoſophiſcher und religiöſer Syſteme fiel zuſammen mit dem Nebel ungebändigter Triebe und Leidenſchaften, und der arme Menſch, der ſich einerſeits in die Abſtraktion des Verſtandes mit großem Stolze erhob, ſank andererſeits ſchwindelnd zur tiefſten Stufe der Entſittlichung herab. Das iſt nun einmal das Grundgeſetz aller Vollkommenheit des Menſchen: die Vereinigung mit Chriſtus; denn er hat „die Welt überwunden.“ Mit Ihm kann jeder das Stück Welt überwinden, was ihm am nächſten liegt: den Erdgeiſt in der eigenen Natur. Ohne Chriſtus iſt jeder Aufſchwung über die Natur mark- und haltlos, weil niemand da iſt, der den Erdgeiſt wahrhaft überwinde, ſo daß dieſer bald wieder ſein gewohntes tyranniſches Recht geltend macht. Magie, Orakel, phantaſtiſche Blendwerke, Beſchwörungen der Toten, der Naturgeiſter, alle Berauſchungen der Einbildungskraft und der Sinnlichkeit hatten eine Freiſtätte in dieſen Tempeln und übten einen ungeheueren Zauber über die Maſſen aus, welche in ihren Göttern und deren Anhang die Spiegelbilder ihres Innern und die Idole ihres Herzens umfingen und anbeteten.

So war Alexandrien ein dreifach machthabender

Punkt der heidniſchen Welt: durch Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, durch Handel und Reichtum, durch Götterkultus; und angelockt durch dieſen dreifachen Glanz ſtrömten die Völker Aſiens, Europa's und Afrika's hier zuſammen und ſuchten ihren Anteil an der Weltherrlichkeit zu gewinnen und zu genießen. Plötzlich erklang in dieſem purpur- und gold- und roſenfarbenen Alexandrien das Evangelium des Kreuzes. Marcus, der geliebte Jünger des heiligen Petrus, verkündete es. Er kam aus Rom, wo er ſo eben für die Neubekehrten einen ganz kurzen Abriß des Lebens Chriſti, nach den Erzählungen ſeines Meiſters, aufgeſchrieben hatte. Er ſelbſt war erſt nach der Auferſtehung Chriſti durch die Apoſtel für den Glauben gewonnen. Um die Mitte des erſten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung ſchickte Petrus ihn nach Alexandrien, wo er eine Kirche gründete, welche mit Antiochien, Jeruſalem und Rom eine Hauptkirche der Chriſtenheit war, weil der Apoſtelfürſt ſie mittelbar ſelbſt geſtiftet hatte. Unter drohender Gefahr und häufig gezwungen, ſich durch die Flucht dem Tode zu entziehen, lebte Marcus eine Reihe von Jahren als erſter Biſchof bei ſeiner Kirche und benutzte ſeine freiwilligen wie notgedrungenen Reiſen, um das Evangelium in Ägypten und in der Landſchaft Cyrenaica, in Nordafrika, auszubreiten. Die Überlieferung erzählt von ſeinem Martertode: an einem Feſte des Serapis ſei das Volk trunken und aufgeregt, in Zorn gegen die Chriſten, namentlich gegen deren Biſchof, entbrannt, habe die Stätte aufgeſucht, wo dieſer die heiligen Geheimniſſe feierte, habe ihn vor dem Altare gefunden, hinweggeriſſen, bei den Füßen durch die Straßen geſchleift, dann in einen unterirdiſchen Kerker geworfen und am anderen Tage dieſelbe Peinigung ſo lange fortgeſetzt, bis Blutbäche und zerriſſene Gliedmaßen den Weg bezeichneten, den ſie mit ihm nahmen, bis er, immer betend und lobpreiſend, in dieſer unerhörten Marter ſeine Seele aushauchte. Die Gläubigen ſammelten und beſtatteten andächtig ſeine heiligen Reliquien, die bis ins neunte Jahrhundert in Alexandrien blieben. Dann erwarb ſie Venedig, das eben aufzublühen begann. Es erbaute über ihnen eine der ſchönſten Kirchen der Chriſtenheit, erwählte St. Marcus zum Schutzpatron der Republick und den Löwen von St. Marcus zum Wahrzeichen ihres Banners, und wurde Alexandriens Erbin als Beherrſcherin des Welthandels im Mittelalter. Die Fahne mit dem Löwen von St. Marcus wehte fortan in vielen Schlachten, Siegen und Triumphen und über vielen eroberten Mauern und Zinnen; aber glorreicher nie, als damals, wo Venedig, das kleine Venedig ganz allein, ſie unermüdlich in den Kampf gegen den vordringenden Türken trug. Das Serapeum aber und all die prächtigen Bauwerke der Ptolomäer und der Cäſaren ſind ſpurlos aus Alexandrien verſchwunden und gleichſam nur zur Erinnerung an die untergangene Herrlichkeit ſtehen zwei Monumente aufrecht. Das eine iſt ein Obelisk aus der Pharaonenepoche von Granit mit Hieroglyphen bedeckt. Er befindet ſich in einer jener Vorſtädte, welche das arme Volk in den großen orientaliſchen Städten bewohnt, wo die Häuſer mehr Ähnlichkeit mit zerfallenen Backöfen und mit Schutthaufen, als mit menſchlichen Wohnungen haben. Unſäglicher Schmutz umlagert ihn: der

Boden, die Umgebungen, die Atmoſphäre, alles in Schmutz. Da die Obelisken immer paarweiſe an den Tempelpforten ſtanden, wie ernſte Wächter des Heiligtums: ſo fehlt auch hier der zweite nicht; allein er liegt umgeſtürzt und halb begraben in Kehrichthaufen da. Das andere Monument iſt die ſogenannte Pompejusſäule, die vor der Stadt auf einer flachen Anhöhe, welche früher ein Gottesacker war, ganz einſam und merkwürdig melancholiſch Land und Meer überragt. Es iſt eine korinthiſche Säule, der Schaft ein herrlicher Monolith von rotem Granit, achtundſechzig Fuß hoch; Sockel und Knauf plump und ſchwer. Weshalb ſie den Namen des Pompejus trägt, weiß niemand; die Urne ſoll auf ihr geſtanden haben, in welcher ſein Haupt einbalſamiert wurde, nachdem er in den Bürgerkriegen der alten hinſterbenden Republik Rom in Egypten durch Mörder umkam. Dies ſind die einzigen Überbleibſel von Alexandriens heidniſcher Herrlichkeit. Damals aber und bis zum Ende des vierten Jahrhunderts prangte das Serapeum mit einer Welt von Götzentempeln umher, als ob der Polytheismus unüberwindlich ſei. Allein das Chriſtentum machte in Egypten, wie überall, die Parabel wahr, daß es als unſcheinbares Senfkörnlein in den dunkeln Erdboden ſank, um plötzlich, man wußte nicht wie, als ein kräftiger Baum mit tiefen Wurzeln, mit weitverzweigten Äſten, mit Blüten des Martyrertums und Früchten der Heiligkeit dazuſtehen. Nirgends waren die Chriſtenverfolgungen wilder, grauſamer, anhaltender, als in Egypten; darum war auch nirgends die Chriſtusliebe und die Nachfolge im Chriſtusleben feuriger, als eben dort. Aus den heiligen Martyrern iſt, um die natürlichen Gaben, die er beſitzt, in Träger der Gnade zu verwandeln. Sie ſtellt jeden unter das Kreuz, damit er theilhaft werde des vollen Strales der Erlöſung und bewirkt dadurch eine Umbildung des niederen Menſchen in den höheren. Sie lehrt jeden den Eigenwillen, die Leidenſchaft und den Hochmuth bekämpfen, weil das in jedem Menſchen die Todfeinde der Gnade ſind, und weil jeder Menſch nur als Werkzeug der Gnade, brauchbar für den Dienſt Gottes iſt; allein die Willenskraft, die Liebe, den Starkmuth kann ſie nicht gleichmäßig Allen geben — denn um dieſe Tugenden mehr oder minder ſich anzueignen, dazu gehört die Mitwirkung des Einzelnen; das hängt von der Kraft ab, mit welcher er die Gnade erfaßt und anwendet. So herrſcht denn bei vollkommner Einheit in der Grundlage die größte Mannigfaltigkeit in der Entfaltung, und dadurch in dem ganzen Körper eine Spannkraft und eine Biegſamkeit, die zu ſo großen Dingen befähigen, wie die Weltgeſchichte ſie von den Orden erzählt — und zwar ſeit den Benediktinern, die im ſechſten — bis zu den Redemptoriſten, die im achtzehnten Jahrhundert geſtiftet ſind.

Der Orden des Pater Eudes hatte bis auf unſere Tage kein Generalat und bewegte ſich daher auch nur in engen Grenzen. Innerhalb Frankreich beſaß er eilf Häuſer; außerhalb — war er unbekannt.

und Aszeten der ſtreitenden Kirche Egyptens gingen Scharen glorwürdiger Sieger in die triumphierende Kirche des Himmels ein. Einige von ihnen haben wir in früheren Bildern geſehen und immer mehr und mehr dieſer bezaubernden Bilder, in denen eine Liebe flammt, wie die Welt ſie nicht mehr kennt, und ein Glaube leuchtet, wie die Welt ihn nicht mehr faßt, möchten wir betrachten; z. B. eine Corona, deren Akten ſo lieblich ſind. Sie war die arme einfache Frau eines egyptiſchen Soldaten im römiſchen Heere und befand ſich mit ihm in der Thebais während Diocletians grauſamer Verfolgung. Ihre geringen Verhältniſſe beſchützten ſie nicht vor jener diaboliſchen Wut der Heiden, die um jeden Preis Verleugner Chriſti ſehen wollte. Sie wurde in den Götzentempel geſchleppt, vor den Altar geſtellt, Weihrauch in ihre Hand gezwängt. Wie eine Bildſäule ſtand ſie da und ließ alles geſchehen, denn verteidigen konnte ſie ſich ja nicht. Nun aber wollte Einer den Kranz, den die Opfernden zu tragen pflegten, auf ihre Stirn drücken. Da trat ſie zurück und ſagte ſanft: „Ich heiße Corona und meine Krone ſoll niemand mir nehmen." Corona aber bedeutet Krone. Man führte ſie vor den Richter und zur Folter, und wieder vor den Opferaltar; umſonſt! ſie blieb bei dem einen Worte: „Meine Krone ſoll niemand mir rauben." Da wurde ſie mit Händen und Füßen an zwei gewaltſam zuſammengebogene Bäume gebunden. Als dieſe empor und auseinander ſchnellten, hingen Corona's gräßlich zerriſſene blutige Glieder an den Äſten, während ſie für die treubewahrte Krone des Glaubens die Krone der Glorie empfing. So beſiegte Corona den Teufel und den

Tod. Sie war ſechzehn Jahre alt. Wenn ſolche Geſinnung ſchlichte junge Weiber beſeelte, mußte das Chriſtentum freilich unüberwindlich ſein. Es bekam aber auch von anderer Seite tüchtige Stützen. Das geiſtige Leben, welches in Alexandrien durch die Hochſchule und ihre Bildungsmittel angeregt und durch den Zuſammenfluß und die Berührung berühmter Lehrer und eifriger Lernenden verbreitet und vervielfacht wurde; das Intereſſe für Wiſſenſchaft, die dialektiſche Beweglichkeit des Volkes, in welchem ſo viel vom griechiſchen Charakter war, kam auch dem Chriſtentume zugut, weckte ihn zum Wetteifer. Daß chriſtliche Eltern ihre Kinder, ihre Jünglinge nicht in heidniſche Schulen ſchicken mochten, erklärt ſich leicht. Die Religion iſt das letzte Wort aller und jeder Wiſſenſchaft; denn die Wiſſenſchaft iſt eine ſyſtematiſch begründete und entwickelte Feſtſetzung gewiſſer Forſchungen, Kenntniſſe, Wahrheiten, welche wie Radien vom Zentrum ausgehen und von ihm gehalten und getragen werden. Dies Zentrum iſt die Religion, das Verhältnis des Menſchen zu Gott. Ruht dies auf der ewigen Wahrheit der Offenbarung, ſo kann die Wiſſenſchaft ihre Irrtümer, ihre Schwächen, ihre Unvollkommenheiten haben; allein es läuft durch ſie hindurch der Leitfaden, nach welchem ſie ins rechte Geleis gerückt und zum rechten Ziele geführt werden kann. Iſt aber die göttliche Offenbarung ihr Zentrum nicht, ſo ermangelt ſie überhaupt eines ſolchen, wählt ſich willkürlich als Ausgangspunkt irgend eine beliebige Anſicht, irgend eine individuelle Meinung und erbaut darauf ihre Syſteme, die vielleicht einſeitig Wahres haben, aber nicht prinzipiell in der ewigen Wahrheit begründet und deshalb von Hauſe aus haltungslos, ſchief und trügeriſch ſind. Chriſtliche Eltern, die ſelbſt eben erſt aus dem Heidentume hervorgegangen waren, wußten gar wohl, wie der Polytheismus die ganze heidniſche Welt durchdringe, wie die Anſchauungen, die er dem Geſamtleben gab, ſie in der Wiſſenſchaft, in der Poeſie, in der Kunſt ſowohl, als in der Sitte und im bürgerlichen Leben, nicht zum Heile der Menſchheit, abſpiegelten, und ſie ſchauderten vor dem Gedanken zurück, ihre Kinder, für deren Seelen ſie dereinſt vor Gott Rechenſchaft abzulegen hatten, in Schulen zu geben, deren Einfluß für ein zartes junges Gemüt verderblich und giftig war. Anfangs war das Bedürfnis nach wiſſenſchaftlichen Studien um ſo geringer bei den Chriſten, als man die abſchreckenden Verzerrungen der Glaubens- und Sittenlehren wahrnahm, welche die Gnoſtiker und andere Häretiker hervorriefen, indem ſie durch ihre Syſteme Glauben und Wiſſen vermitteln wollten, ohne doch das wahre Verhältnis der menſchlichen Intelligenz zum Weſen der göttlichen Offenbarung zu erkennen oder anzuerkennen. Da begnügte man ſich, Schulen zu gründen, in welchen der Katechetenunterricht gegeben wurde. Juſtin der Martyrer gründete eine ſolche in Rom. In Alexandrien beſtand ſie ſchon früher und nahm hier zuerſt nach und nach einen weiteren Kreis der Lehrgegenſtände auf; denn bald erkannte man es als notwendig, daß nicht bloß die chriſtlichen Jünglinge vielſeitiger unterrichtet, ſondern auch gebildete Heiden angezogen und wo möglich für das Chriſtentum gewonnen würden. Deshalb begann man, gelehrte Vorträge über dasſelbe zu halten und allmählich einen umfaſſenden Unterricht in den allgemeinen höheren Wiſſenſchaften zu erteilen: in der Erklärung der heiligen Schriften, in der Philoſophie, Geometrie, Rhetorik, Grammatik ꝛc. In dieſer vervollkommneten Geſtalt erhob ſich die Alexandriniſche Katechetenſchule zu einer großen Berühmtheit und zu der Ehre, der Kirche große und weſentliche Dienſte zu leiſten, indem eine Menge tüchtiger, gelehrter Männer, große Biſchöfe, fromme Prieſter, heilige Martyrer aus ihr hervorgingen. Pantanus, ein Sizilianer, war gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts derjenige Vorſteher der Katechetenſchule, der durch ſeine tiefe chriſtliche Weisheit, verbunden mit der glänzenden klaſſiſchen Bildung, die er aus dem Heidentume herübergebracht hatte, das hohe Anſehen der Anſtalt hauptſächlich begründete. Clemens, der Alexandriner, der bewunderte kirchliche Schriftſteller, wurde um 189 der Nachfolger des Pantanus, deſſen eifriger Jünger er geweſen war. Dann nahm Origenes im Anfange des dritten Jahrhunderts dieſen Platz ein. Er war erſt achtzehn Jahre alt; aber der Biſchof Demetrius erkannte und würdigte dies große, glänzende, chriſtliche Genie, und ſtellte es dahin, wo es ſeinen Einfluß und ſeine Anziehungskraft auf die Gemüter in umfaßendſten Maß üben mußte. Denn Origenes überwältigte nicht bloß durch die Kraft ſeines Geiſtes und die Fülle ſeines Wiſſens, die er mit hinreißender Beredſamkeit vortrug: ſondern die heilige Aszeſe ſeines Lebens machte ihn unwiderſtehlich. Ununterbrochenes Studium füllte ſeine Tage; Gebet und Betrachtung den größten Teil ſeiner Nächte; auf bloßer Erde gönnte er ſich einen kurzen Schlaf. Er beſaß eine einzige Tunika; Schuhe nur im ſpäteren Alter. Zu ſeinem täglichen Unterhalte genügten ihm ſiebenzehn Kreuzer. Sein Lebenlang brauchte er nicht mehr, er, der gefeierte, weltberühmte Lehrer, den ſeine Schüler gern mit Gold überſchüttet hätten. Aber er nahm nichts und nie. Ein Lehrer von ſolchem Stoff war wohl fähig, Schüler für das Martyrium zu bilden; und in der Tat fanden viele ſeiner Zöglinge den Tod für das ſtandhafte Bekenntnis des Glaubens. Leidenſchaftliche Anhänger und leidenſchaftliche Widerſacher, die ſich ſo leicht für und gegen ein großes Genie anſammeln, entzündeten ſpäter eine gewaltige Fehde um gewiſſe dogmatiſche Irrtümer in ſeinen Schriften, welche ihn veranlaßte, den Lehrſtuhl zu Alexandrien aufzugeben und zu Cäſarea in Paläſtina eine gelehrte chriſtliche Schule zu eröffnen, die bald mit der alexandriniſchen um die Wette leuchtete. Dionyſius, dem ſeine Verdienſte um die Kirche den Beinamen „der Große“ erwarben, nahm in Alexandrien den Platz ein, der durch ſo ausgezeichnete Vorgänger ein Ehrenplatz geworden war, ſtand ihm rühmlich ſechzehn Jahre vor und verließ ihn nur, als er im Jahre 217 den Biſchofsſitz des heiligen Marcus einnehmen mußte. Andere im Glauben und in der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, feſtbegründete Männer folgten in dem Vorſteheramt und wirkten im Geiſte der Vorgänger mit tüchtigen Gehilfen ſo gründlich auf die chriſtliche Bildung, daß das vierte Jahrhundert, welches man wegen ſeiner prachtvollen geiſtigen Entwickelung „das Blütenalter der chriſtlichen Literatur“ genannt hat, der Schule zu Alexandrien ſeine Grundlage verdankt.

Die Heiden erkannten auch ſehr gut den ungünſtigen Einfluß dieſer Schule auf den Polytheismus. In Zeiten der Gährung oder der Verfolgung ließen ſie ihrem Haß wider dieſelben freien Lauf, umzingelten das Gebäude mit Soldaten, beſchimpften und mißhandelten die Aus- und Eingehenden, ergriffen die Zuhörer, um ſie zu ängſtigen und zu quälen, und führten ſie auch mitunter geradenwegs zum Tode. Andererſeits hatten ſie hohe Achtung vor dieſer Anſtalt. Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Vorſteher ihrer eigenen Hochſchule in Alexandrien ſtarb, baten ſie dringend einen Zögling der Katechetenſchule, den heiligen Anatolius, die Stelle anzunehmen. Eine ſolche geiſtige Macht war das Chriſtentum bereits inmitten aller Verfolgungen und Drangſale geworden, daß der Polytheismus verſuchte, gleichſam einen Kompromiß mit demſelben zu ſchließen, indem es ein neues philoſophiſches Syſtem erfand und in demſelben manche chriſtliche Lehren, Anſichten und Bezeichnungen aufnahm, freilich um das Chriſtentum ſelbſt damit zu bekämpfen. Dies Syſtem war die neuplatoniſche Philoſophie und war der letzte Aufſchwung, zu dem ſich der heidniſche Geiſt zuſammenraffte. Die Stifter desſelben waren zwei Egypter, Ammonius Saccas und Plotinus, Zeitgenoſſen des Origenes, die gerade da ſich niederließen, und die heidniſche Jugend um ſich verſammelten, wo die chriſtliche Wiſſenſchaft ihren Sitz aufgeſchlagen hatte: in Alexandrien. Die Neuplatoniker wollten den inneren Zuſammenhang aller heidniſchen Religionen und deren Übereinſtimmung mit allen Philoſophien nicht ſowohl beweiſen, als vielmehr für göttliche

Offenbarung ausgeben; die groben Verirrungen und den kraſſen Aberglauben des Polytheismus als Ausartung verwerfen; von den vereinzelten Traditionen der ewigen Wahrheit, die als Stückwerk oder zu einer Mythe entgeiſtet bei den Völkern exiſtierten, auf eine weſentliche Einheit aller Volksreligionen ſchließen, in welche ſie auch die jüdiſche aufnahmen; ſomit ein vollſtändiges Lehrgebäude abſoluter Weisheit aufſtellen, die edelſten Herzen und Intelligenzen durch die großartige Univerſalität ihres Syſtems anziehen und das Chriſtentum als eine beſchränkte Auffaſſung der Gottheit und ihrer Manifeſtationen bezeichnen, weil es für ſich allein, im vollkommenen Gegenſatze zum Neuplatonismus, die göttliche Offenbarung beanſpruche. Die Stifter dieſes Syſtems galten ihren Anhängern für Seher, die Göttliches ſchauten und im Verkehre mit höheren Geiſtern ſtanden. Ammonius wurde „der von Gott belehrte" genannt. Plotinus ſchämte ſich ſo ſehr, ein Menſch wie alle andere Sterbliche zu ſein, daß er ſorgfältig verbarg, wann, wo, von wem er geboren ſei. Chriſtus aber verbarg ſeine göttliche Abkunft! Der Gottesſohn verdemütigt ſich: das Menſchenkind bläht hoffärtig ſich auf: ſchon daraus allein iſt zu ſchließen, wo die Wahrheit der Lehre ſein müſſe. Die Gottgeſandten brauchen keinen falſchen Nimbus. Konnten die Häupter der neuplatoniſchen Schule nur unvollkommen als Nebenbuhler des göttlichen Erlöſers auftreten: ſo bemühten ſie ſich deſto mehr, die in unbeſtimmtes Dunkel gehüllte Perſönlichkeit des Apollonius von Tyana, eines Zeitgenoſſen Chriſti, in dasſelbe Verhältnis zum Heidentum zu bringen, wie Chriſtus es zur Kirche einnimmt. Die fabelhafte Lebensbeſchreibung dieſes Apollonius, ganz voll Wunder und Großtaten, ſollte die Evangelien überbieten, Chriſtus in Schatten ſtellen und zugleich beweiſen, daß man nicht Gott zu ſein brauche, um ſolche Dinge zu wirken. Aber je mehr ſie ſich bemühten, den Polytheismus als das Ideal für die Entwicklung der Menſchheit aufzuſtellen, deſto mehr entfernten ſie ſich vom Chriſtentume und deſto feindlicher wurden ſie gegen dasſelbe. Dieſe Feindſchaft ſprach am heftigſten ein Schüler des Plotinus, Porphyrius, im Anfange des vierten Jahrhunderts durch ſeine Schriften aus; und ſpäter durch Taten, der kaiſerliche Zögling und Protektor der neuplatoniſchen Schule, Julian der Apoſtat.

So waren denn im Beginne des vierten Jahrhunderts alle denkenden Köpfe, im Chriſtentum wie im Heidentum, lebhaft angeregt und mit Erforſchung und Löſung der tiefſinnigſten und wichtigſten Fragen, jeder von ſeinem Standpunkte aus, vielfach beſchäftigt. Heiße und ſchwere Kämpfe waren ganz unvermeidlich. Der chriſtliche Heroismus, der ſich im Gemütsleben der Martyrer und Aszeten ausſprach, mußte ſich auch im Geiſtesleben durch andere Glaubenshelden entwickeln. Die Grundſätze zur ewigen Wahrheit mußten überwunden werden. Der chriſtliche Geiſt mußte das Gebiet der Offenbarung, das die Kirche umfängt, ſicher ſtellen. Das konnte durch kein äußeres Mittel geſchehen; irdiſche Grenzen gibt es nicht für dies übernatürliche Gebiet, dem Zeit und Raum angehören und das von jedem Menſchen betreten werden kann und ſoll, der in die Welt hinein geboren wird. Die Kirche hält niemand ab, ſich ihr anzuſchließen, weil jeder in ihr ſeine Beſeligung finden ſoll. Weil ſie aber nicht mit göttlicher Allwiſſenheit ins wandelbare, von tauſend widerſprechenden Affekten bewegte Menſchenherz ſchauen kann: ſo wendet ſie ein geiſtiges Mittel an, welches entſcheidend beſtimmt, wer ihr angehört und wer nicht; ſie ſtellt nämlich ihre Glaubensregel feſt und verlangt von denen, welche ſich zu ihr bekennen, daß ſie dieſe Regel als die Summe der geoffenbarten göttlichen Wahrheit, im vollen Umfange annehmen. Gerade damals war in Afrika, namentlich um Karthago, die Häreſie der Donatiſten mit der Behauptung aufgetreten, zur Kirche Chriſti gehörten nur die Gerechten, die Sünder nicht, und natürlich zählten ſie nur ſich ſelbſt zu den Gerechten. Dieſe hochmütige phariſäiſche Lehre verwarf die katholiſche Kirche durchaus. Bis Chriſtus zum Weltgerichte wiederkehrt und die Trennung für die Ewigkeit vollzieht, bleiben Gute und Böſe gemiſcht in ihr. Nicht ihr Amt noch Auftrag iſt es, den Böſen zu verſtoßen; vielmehr ihn zu retten. Darum iſt ihr Rettungsanker die Glaubensregel. Um ſie feſtzuhalten in einer ſo ungeheuer bewegten Epoche, in welcher ſich erſterbende und erſtehende Elemente, erhabenſte und verwerflichſte Lehren, Ideen voll Lebensſaat und voll Todeskeimen, wie feindliche Schwerter kreuzten, und in welcher dieſer Kampf für dieZukunft entſcheidend undmaßgebend werden mußte, weil die weltliche Gewalt ſich einzumiſchen ſuchte: dazu gehörte eine Kraft, die nicht von dieſer Welt war.

Um das Jahr 296 wurde zu Alexandrien der Knabe geboren, dem die Gnade Gottes eine wunderbar erhabene Beſtimmung gab. Er hieß Athanaſius. Seine Eltern waren Chriſten, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Tugenden. Sie erzogen ihn ſorgfältig; ſeine glücklichen Anlagen entwickelten ſich früh; er lernte gern, er faßte leicht auf und ein berühmter, heiliger Lehrer, der ſpäter den Biſchofſtuhl einnahm und Alexander hieß, erkannte die ſeltſame Begabung des Knaben, entwarf einen Studienplan für ihn, nahm ihn in beſondere Aufſicht, ließ ihn an ſeinem Tiſche eſſen und brauchte ihn ſpäter als Geheimſchreiber. Athanaſius benutzte die gute Anleitung und machte gründliche und gelehrte Studien in all den Wiſſenſchaften, welche eine ernſte Bildung in ihren Kreis zieht. Diejenigen trieb er am eifrigſten, die auf Religion und Kirche Bezug hatten. Die griechiſche profane Literatur ſchloß er nicht aus, ſondern bildete ſeine Schreibart nach ihrer Kraft und Klarheit; aber die heiligen Schriften und deren Auslegungen durch die Väter nahmen ſein höchſtes Intereſſe in Anſpruch. Durch die fortgeſetzte Betrachtung der göttlichen Geheimniſſe des Chriſtentums und durch die Demut, mit welcher er ſich bei ſeinen Forſchungen der Auslegungen der Väter bediente; durch die Erhebung ſeines Geiſtes in der Erkenntnis des Himmliſchen und ſeines Herzens, in der Liebe zum Himmliſchen, empfing er früh jene tiefe und lichtvolle Einſicht in die Lehren der Offenbarung, welche die göttlichen Gnade den reinſten und auserwählteſten Seelen zuweilen mitteilt: eine Erleuchtung, die alle Erkenntnis übertrifft. Da er in der ſichtbaren Kirche das Fundament alles wahren Glaubens auf Erden ſah: ſo waren alle ihre Verhältniſſe und Beziehungen, ihre Zucht wie ihre Lehren, ihm wichtig und er

Sechſtes Kapitel.

Der Orden „der Töchter der ſeligen Jungfrau Maria von der Liebe des Guten Hirten."

Die Stadt Angers im weſtlichen Frankreich erhielt im Jahr 1692 durch die Fürſorge ihres Biſchofs ein Haus vom Guten Hirten, das reuigen Sünderinnen eine Zuflucht bot unter der Obhut frommer Frauen, die durch kein Gelübde gebunden waren. In den Stürmen der Revolution ging dieſe Anſtalt zu Grunde. Aber es finden ſich immer Seelen, denen das größte Elend der Seelen am tiefſten zu Herzen geht. Eine ſolche war die gute Gräfin de la Potherie de Neuville. Sie machte den Plan, ein ähnliches Aſyl wieder zu gründen und ſetzte dazu die Summe von 30,000 Francs aus, die ihr Sohn nach ihrem Tode dem hochwürdigſten Herrn Montault, Biſchof von Angers, im Jahr 1828 übergab.

In der unfernen Stadt Tours befand ſich eines der Klöſter vom Orden des Pater Eudes. Als nun die Stiftung der Gräfin Neuville in's Leben treten ſollte, hielt man es für zweckmäßig, ſie dieſem Orden anzuvertrauen, ſtatt das frühere Gute-Hirten-Haus zum Vorbild zu wählen, und in Folge dieſes Entſchluſſes kam die Oberin des Kloſters zu Tours, die ehrwürdige Mutter Maria St. Euphraſia Pelletier mit fünf Ordensfrauen nach Angers und nahm Beſitz von dem Hauſe, das man ihr übergab und das ſie am 31. Julius 1829 erſtudierte mit Eifer das Kirchenrecht, welches ihn dann weiter zum Studium auch des bürgerlichen Rechtes führte. Maximin Dajas Verfolgung, die im Jahre 311 ſo heftig über Egypten einbrach, machte auch einige fromme und weiſe Lehrer, an denen Athanaſius mit große Verehrung hing, zu Bekennern und Martyrern. Er ſelbſt blieb verſchont. Nicht ſo ſchnell ſollte er die Siegespalme erhalten! Später wurde er, wie über den göttlichen Heiland berichtet wird, „vom Geiſte in die Wüſte geführt". Der Zug der Gnade trieb ihn aus der Schule der Wiſſenſchaft in die Schule der heiligen Aszeſe. Er mußte ſich üben in der Schule der Leiden; denn: „Wer nicht gelitten hat, was weiß der!" ſagt ein großer Meiſter[1]) im Leiden aus Liebe. Athanaſius begab ſich zum heiligen Antonius, der eine gewaltige Anziehungskraft für Alle beſaß, denen die Entſagung der Welt lieblicher und anziehender dünkte, als ihr Beſitz; und was Athanaſius dort ſah, lernte und übte, das faßte er ſpäter in ſeiner Lebensbeſchreibung des heiligen Antonius zuſammen. Er blieb dem großen Einſiedler mit kindlicher Verehrung zugetan und gedachte in ſpäteren Jahren gern und froh der Zeiten, wo er den heiligen Antonius habe bedienen und ihm das Waſſer zum Händewaſchen reichen dürfen. Es war jedoch nicht ſeine Beſtimmung, den Kampf des Lebens in der Wüſte durchzukämpfen. Die Abgeſchiedenheit und der Umgang mit Männern, die ſich, ſoweit es dem Menſchen geſtattet iſt, von dem Irdiſchen getrennt und dem

---

[1]) Heinrich Suſo, Dominikaner, im vierzehnten Jahrhundert.

Himmliſchen genähert hatten, ſollte ihm vielmehr die Rüſtung anlegen, in welcher er auf dem größten Schauplatze der Welt und als der geiſtliche Feldherr von vielen tauſend geiſtigen Kriegern, ſtreiten und ſiegen ſollte. Dieſe Rüſtung war eine tiefe Gottesfurcht und eine ebenſo tiefe Verachtung der Welt. Zu nahe war ſeine Seele in Berührung mit dem Ewigen gekommen, um am Vergänglichen noch Freude zu finden. Dem Reiche Gottes auf Erden zu dienen, mit allen Kräften, die Gott ihm gegeben hatte, das war ſein einziges Verlangen. Es ſollte in weit größerem Umfange erfüllt werden, als er ſelbſt ahnte. Der gute Prieſter iſt freilich immer ein Kreuzträger, immer ein myſtiſcher Simon von Cyrene, der dem Heilande beiſteht und nachfolgt auf ſeinem Leidenswege; allein für Athanaſius war der Anteil an der Kreuztragung beſonders reichlich gemeſſen, weil ſeine Seele beſonders ſtark und lauter war.

Aus den beiden heilſamen Schulen der Wiſſenſchaft und der Aszeſe ging er als ein kräftiger und geübter Ringer hervor, dem ſich nur auftat, die Schule des Lebens, da er nach Alexandrien zurückkam. Sein ehrwürdiger Lehrer und Beſchützer Alexander ſaß auf dem Patriarchenſtuhl des heiligen Marcus und war hocherfreut, den Jüngling ſo vorgeſchritten in Kenntniſſen, in Weisheit, in Tugend zu finden. Um das Jahr 319 weihte er ihn zum Diakon, nachdem Athanaſius die unteren Stufen des geiſtlichen Standes zurückgelegt hatte, und fortan behielt Alexander ihn in ſeiner nächſten Umgebung, zog ihn häufig zu Rate in vielfachen Geſchäften und benutzte gern ſeine reife Einſicht. Schon ein Jahr vorher, nämlich 318, hatte Athanaſius zwei Abhandlungen herausgegeben, die dasjenige heilige Geheimnis des chriſtlichen Glaubens betreffen, welches zugleich ein Scheiterhaufen der Prüfung und ein Strahlenglanz der Glorie für Athanaſius werden ſollte: das Geheimnis von der Menſchwerdung Gottes. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, da er dieſe beiden Schriften abfaßte. Die erſte: „Gegen die Hellenen,“ zeigt den Urſprung des Götzendienſtes in der Abwendung der Seele vom Geiſtigen zum Sinnlichen und in der daraus entſpringenden Anhänglichkeit an irdiſche, ſtatt an himmliſche Dinge, ſo daß die Seele abläßt vom Guten und ihre Kräfte mißbraucht für ſinnliche Vergnügen und endlich den Gott, der ſie nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen und den ſie im Geiſte vergeſſen hat, in körperlichen ſichtbaren Gegenſtänden ſich vorſtellt, welchen ſie den Namen Gottes beilegt und an denen ſie preiſt, was ſie will oder was ihr gefällt. In der zweiten: „Von der Menſchwerdung des ewigen Wortes,“ ſagt er und führt er aus: „Nachdem der Geiſt des Menſchen in ſinnliche Dinge ſich verſenkt hatte, ließ ſich das Wort herab, im Körper zu erſcheinen, als Menſch die Menſchen anzuziehen, ihre Sinne auf ſich zu lenken und ſie für die Zukunft zu überzeugen, daß er nicht nur Menſch, ſondern auch Gott und das Wort und die Weisheit des wahren Gottes ſei. Ihm, dem Ebenbilde des Vaters, kam es zu, im Menſchen die Ahnlichkeit mit dieſem Ebenbilde wieder herzuſtellen. Ihm, dem Herrn Jeſus Chriſtus, der das Leben ſelbſt iſt, kam es zu, das Sterbliche unſterblich zu machen. Ihm, dem eingeborenen Sohne des Vaters, kam es zu, Unterricht über den Vater zu erteilen. Ihm, der aller Schuld tilgen wollte, kam es zu, dem Tode als Opfer ſich hinzugeben, um alle von der Rechenſchaft für die Übertretung zu erlöſen und um zu zeigen, daß er mächtiger ſei, als der Tod iſt, indem er als der Erſtling der Auferſtehung aller, ſeinen unverweſten Leib aufwies.“ Am Schluſſe dieſer Abhandlung empfiehlt Athanaſius dringend das Studium der heiligen Schriften, um die göttlichen Geheimniſſe verſtehen zu lernen; ſetzt aber hinzu: „Um den Sinn der Heiligen Schrift zu erforſchen und ſie wahrhaft zu verſtehen, bedarf es eines frommen Lebens, einer reinen Seele, einer Geſinnung, die nach Chriſtus geſchaffen iſt, damit der Geiſt, der ſie durchwandelt, ſeine Sehnſucht befriedigen und das Wort von Gott verſtehen möge, ſo weit es der menſchlichen Natur erreichbar iſt. Denn ohne lautere Geſinnung und ohne Nachahmung des Lebens der Heiligen kann man die Lehren der Heiligen nicht begreifen.“ Die Schriften waren die Morgenröte ſeines Geiſtes. Sie ſprachen ſchon ſo früh ein ganz in die göttliche Offenbarung verſenktes Gemüt aus, das mit all ſeine großen und glänzenden Fähigkeiten Jeſus Chriſtus den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, und deſſen Opferleben und Opfertod die Verſöhnung Gottes mit dem gefallenen Menſchen umfaßte.

Gegen dieſe Grundlehre des Chriſtentums, ohne welche es gar kein Chriſtentum mehr gibt, erhob ſich gerade jetzt eine Irrlehre, welche mit dem Namen ihres Erfinders Arius auf ewig gebrandmarkt iſt. Er war ein Lybier von Geburt, ein ehrgeiziger Charakter, ein unruhiger Kopf, der in den geiſtlichen Stand getreten war, ohne die innere

Weihe und Würde deſſelben, den apoſtoliſchen Beruf, die Stellvertretung Chriſti, erkannt zu haben und der nun, ohne Hingebung an Chriſtus, kein tiefes Glaubensleben führen, kein treuer Glaubensbote ſein konnte. Schon als Diakon der Kirche von Alexandrien hatte er dem damaligen Patriarchen Petrus viel Kummer gemacht. Dieſer heilige Biſchof hatte nach der Diocletianiſchen Verfolgung diejenigen Chriſten wieder in die kirchliche Gemeinſchaft aufgenommen, welche aus Schwachheit den Götzen Weihrauch geſtreut hatten und nun, troſtlos über ihre Feigheit und ihren Fall, von aufrichtiger Reue erfüllt und zu jeder Buße bereit waren. Dieſe Milde fand hie und da ſtrengen Tadel. Am weiteſten ging darin Meletius, Biſchof von Lykopolis in der Thebais, der ſich vom Patriarchen losſagte und ein Schisma hervorrief, indem er, trotz dieſer Trennung, Prieſter und ſogar Biſchöfe weihte. Seine Anhänger nannten ſich Melitianer und Arius geſellte ſich zu ihnen. Seine aufrühreriſche Störrigkeit zwang den Patriarchen Petrus, ihn von der Gemeinſchaft der Kirche auszuſchließen. Es iſt ein ganz eigentümlicher Zug des Sektenweſens, daß es ſich aus eigenem freien Willen von der Kirche abſondert, aber dennoch nicht für abgeſondert gelten will. Dadurch bezeugt es, freilich abſichtslos, daß nur in der Einheit die Gewähr zur Wahrheit zu finden ſei. Arius fand Mittel, dem Patriarchen Achillas, Nachfolger des Petrus, ſeine Sache ſo günſtig vorzuſtellen und mit jener Heuchelei, die den flachen Gemütern ſo leicht wird, eine ſolche Komödie von Reue aufzuführen, daß der fromme Biſchof ſich täuſchen ließ. Arius wurde nicht nur in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen, ſondern erhielt auch die Prieſterweihe und die Seelſorge einer Pfarrkirche zu Alexandrien, die Baucalis hieß.

Im Jahre 313 ſtarb Achillas und jetzt kam es zum Vorſchein, daß Arius nur das Lammesgewand angenommen habe, um perſönliche Zwecke zu erreichen. Er ſtrebte nach der biſchöflichen Würde. Seine Eitelkeit raunte ihm zu, daß ihm der Sitz auf dem Patriarchenſtuhl gebühre. Deshalb war es eine empfindliche Verletzung ſeiner Eigenliebe, daß die Wahl ihn gänzlich unberückſichtigt ließ und auf Alexander, den frommen Lehrer des Athanaſius fiel. Sein unruhiger Ehrgeiz trieb ihn nun in eine ganz entgegengeſetzte Laufbahn, da die Rechtgläubigkeit ihm weder irdiſche Größe, noch Bewunderer, noch ſonſtige irdiſche Vorteile brachte: ſo verſuchte er durch ein Lehrſyſtem ſeiner Erfindung zu der Geltung zu gelangen, die das höchſte Ziel ſeiner Wünſche war. Die Hölle hatte dreihundert Jahre gegen das Chriſtentum gewütet und die römiſchen Imperatoren waren das Werkzeug geweſen, durch welches ſie die chriſtliche Lehre von einem Gott zu beſiegen verſuchte. Aber die Bekenner und die Martyrer lebten und ſtarben für dieſen einen Gott ſo maſſenhaft, ſo freudig, ſo weltverachtend, daß die Hölle, welche nur da ihre Herrſchaft üben kann, wo die Welt über alles geſchätzt wird, durch dieſe großartige Weltverachtung der erſten Chriſten beſiegt wurde. Kaiſer Conſtantin verließ die Vielgötterei und die Götzentempel, um Gott zu dienen, und ſomit waren die äußeren Angriffe auf das Chriſtentum vorderhand beſeitigt. Um ſo weniger ruhte der Erzfeind! um ſo liſtiger ſuchte die alte Schlange ihr Gift zu verſpritzen!

Die geheimnisvolle Lehre von der Trinität, von dem einigen, dreiperſönlichen Gott, die Chriſtus offenbarte, als er das Sakrament der Taufe, der Entſündigung und Heiligung des Menſchen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes einſetzte, dieſe trachteten ſie zu vergiften und dadurch dem Chriſtentum das Herz zu lähmen. Die größten Meiſter in der heiligen Wiſſenſchaft erklären, dieſe Lehre ſei zwar wiſſenſchaftlich zu begründen, aber zu begreifen ſei ſie nicht für den begrenzten und unvollkommenen Menſchengeiſt. Darum eben ſei ſie, wie alle übrigen Glaubenslehren, ein göttliches Geheimnis, welches erſt jenſeits aller Schleier der Endlichkeit der ſeligen Anſchauung klar werde. Aber ein Kultus, eine Anbetung, eine Liebe gebühre dem einen unendlichen, allmächtigen, ewigen, vollkommenen Weſen, deſſen göttliche Natur in ſeiner dreifaltigen Perſönlichkeit den Ausdruck höchſter Vollkommenheit finde: göttliche Einheit in dem ewigen Unterſchied der Perſonen und göttliches Ruhen in der ewigen Bewegung. Die ewige Zeugung des Sohnes aus der Subſtanz des Vaters, der ſeine göttliche Vollkommenheit dadurch manifeſtiert, findet ihre vollſtändige Erfüllung in der unendlichen ewigen Liebe, die als heiliger Geiſt von beiden ausgeht und beide verbindet. So verſtanden es die heiligen Apoſtel, als ſie in dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis kurz und einfach den Glauben an den dreiperſönlichen Gott ausſprachen, den Chriſtus ihnen als die Grundlage des ewigen Heiles offenbart hatte. So verſtanden es ihre Jünger, ihre Schüler, die Biſchöfe, die Martyrer, die Millionen von Chriſten, welche in Not und Tod, in Kampf und Trübſal, in Leid und Entſagung für dieſen Glauben gingen. Vor ihnen allen hatte ſich das Gnadenleben in ſo unſäglicher Tiefe und Lieblichkeit aufgetan, daß die Klügeleien und Spitzfindigkeiten, an denen die Selbſtgefälligkeit des menſchlichen Verſtandes ſeine hohle Freude hat, von ihnen abgefallen waren, wie die letzten welken Blätter vom Baume fallen, wenn der friſche Frühlingstrieb in ſeine Zweige tritt. Aber das Gnadenleben iſt etwas Verlierbares. Es zieht ſich in dem Maß von einer Seele zurück, als der heilige Geiſt von ihr weicht, und je williger ſie den Einſprechungen des Erdgeiſtes Gehör gibt, um deſto mehr gewinnt das natürliche Leben mit ſeinen tauſendfachen Anſprüchen, Anſichten, Begierden und Beſtrebungen wieder die Oberhand, ſo daß die Seele, die der Gnade nicht treu iſt, auch ganz bald die reinſte Blüte der Gnade, den Glauben verlieren wird. Das geſchah bei Arius. Er hatte die himmliſche Gabe nicht begriffen, die ihm durch die geiſtliche Weihe zugefallen war; hatte nicht erkannt, daß fortan „ſeines Erbes und Kelches Anteil der Herr ſei, der ihm einſt ſein Erbgut zurückſtellen werde,“ wie es ſo überirdiſch tröſtend im fünfzehnten Pſalm geſchrieben ſteht, der bei jeder Prieſterweihe gebetet wird. Dies Erbe der Selbſtverleugnung und dieſen Kelch der Entſagung wollte Arius nicht mit dem Herrn teilen, wollte nicht in Demut den Seelen dienen, für welche der Herr ſich zum Knechte gemacht, und vergaß in ſeinem ehrgeizigen Streben, daß die biſchöfliche Würde mehr Abtötung, mehr Demut, mehr Opferwilligkeit erheiſcht, als eine geringere Stufe des Prieſtertums, weil der Träger derſelben in größerem Maß und

Umfang den Seelen zu dienen hat. Dem Arius lag aber nichts an den Seelen und an dem heiligen Dienſte, zu dem die göttliche Gnade, als Mitarbeiter Chriſti, ihn beſtellt hatte. Er wollte herrſchen. Ein ſolches Werkzeug brauchte die Hölle, um den Kampf gegen das Chriſtentum friſch auflodern zu laſſen und um abermals dreihundert Jahre zu raſen gegen die Gottheit Chriſti, gegen die Menſchwerdung der zweiten Perſon der Gottheit.

Der Krieg wider den Schöpfer hörte auf, um dem Kriege gegen den Erlöſer Platz zu machen. Er war um ſo gefährlicher, als er nicht die Kirche mit brutaler Vernichtung bedrohte, ſondern vielmehr mit Fälſchung ihres Weſens und ihres Prinzips, unter der Maske großer Gottesfurcht, und mit einem großen Aufwande von heuchleriſchen Redensarten, Briefen und Schriften, was ganz geſchickt auf die Oberflächlichkeit berechnet war, in der ſich unzählige Menſchen bewegen, ſo daß ſie erſtaunlich leicht von der Wortkrämerei ſich blenden laſſen, die kein tiefes Nachdenken von ihnen begehrt, ſondern ihnen die Gegenſtände des Glaubens oder des höheren Wiſſens mit einer Flachheit vorſtellt, welche ihrem Standpunkte und ihren Fähigkeiten ohne alle Anſtrengung zugänglich und deshalb ihrer Eitelkeit höchſt genehm iſt. Arius hatte ein vorteilhaftes Äußere, einen Vorrat von weltlicher Gelehrſamkeit, und diejenige Rednergabe, die durch falſche Schüſſe und ſchroffe Gegenſätze blendet und betäubt, und über den wirklichen Sachverhalt und die innere Wahrheit der Dinge entweder mit Schlangenwindungen oder mit erheuchelter Geringſchätzung hinweg zu ſchlüpfen weiß. Eine ſolche oberflächliche Perſönlichkeit iſt zu allen Zeiten das Idol der oberflächlichen Maſſen geweſen, die in ihm ihren Ausdruck finden und ihren Wortführer verehren. An dem heiligen Patriarchen Alexander gab es in der Tat nichts zu verdächtigen, nichts zu verleumden; deshalb nahm Arius ſeine Zuflucht zu einer Verdächtigung, die ſo koloſſal war, daß unklare Köpfe und enge Gemüter meinten, es müſſe ihr durchaus etwas Wahres zum Grunde liegen; ſo etwas könne man unmöglich erfinden. Erſt im engen Kreiſe ſeiner Freunde, dann im erweiterten ſeiner Anhänger, immer mit vielen Beteuerungen ſeiner Ehrfurcht vor Gott und ſeiner Liebe zur Kirche, begann Arius zu behaupten, daß der Patriarch von Alexandrien eine durchaus irrige Lehre über Chriſtus lehre, und daß die wahre chriſtliche Lehre folgende ſei: Der Gottesſohn iſt nicht wahrer Gott, ſondern nur ein Geſchöpf Gottes, wie die Engel und Menſchen, aber viel höher und vortrefflicher. Wie jeder Sterbliche iſt er der Sünde zugänglich geweſen; hat jedoch durch den guten Gebrauch ſeiner Freiheit einen ſolchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß er den Titel Sohn Gottes und göttliche Verehrung mit Recht verdient. Gott hat ihn geſchaffen, damit dies ausgezeichnete Geſchöpf die Welt ſchaffe; denn es wäre der unendlichen Majeſtät Gottes durchaus unwürdig, ſich mit etwas ſo Niedrigem, als die Schöpfung iſt, zu befaſſen. Mit dieſer Lehre war nun das ganze Chriſtentum über den Haufen geworfen, die Welt von Gott getrennt und ſeinem Einfluſſe entzogen, das Geheimnis der unendlich liebenden Trinität in einen traurigen, ſtarren Deismus verwandelt, das öffnete. Nachdem ſie die Clauſur und die ganze pünktliche Hausordnung gemäß der Ordensregel eingeführt und eine ihrer Gefährtinnen, die Schweſter Maria St. Paul, als Oberin eingeſetzt hatte, begab ſie ſich auf ihren Platz nach Tours zurück und das neue Kloſter mußte ſich in's Leben hinein kämpfen, um dadurch zu beweiſen, daß es lebensfähig ſei, und mußte durch die Ungunſt der Zeiten ſo viel leiden, daß die Schweſtern oft mit bitterm Mangel kämpften. Trotz ihrer äußerſten Armuth nahmen ſie ſo viel Büßerinnen wie möglich auf, und lebten von Schwarzbrod und Gemüſe, um jenen das Erforderliche zuwenden zu können. Manchmal fehlte auch das Brod. Sie dankten Gott, wenn es nur ihnen fehlte. Am Pfingſtſonntag gab es kein Mittageſſen; aber Nachmittags ſchickte ein guter Pfarrer einige Vorräthe.

So beſtand das Werk zwei Jahr recht im tiefſten Schatten des Kreuzes, ohne erwärmende Sonne, ohne erquickenden Thau. Es ſollte Wurzel ſchlagen in der traurigen Verlaſſenheit von Golgatha. Es mußte all' ſeine Kraft anwenden, um ſich nur zu erhalten; wachſen und gedeihen konnte es nicht.

Die drei Jahre ihres Vorſtandes im Kloſter zu Tours waren inzwiſchen für die Mutter Maria St. Euphraſia abgelaufen und ſie nahm nun zu Angers denſelben Platz ein. Dies war ein Wendepunkt für die Exiſtenz des Hauſes. Fortan ging es aufwärts. Ma-

Geheimnis von der Menſchwerdung Gottes, dieſe Grundheit aller Schönheit und aller Tugend hienieden, zu einem leeren Wort, ohne Weſen und ohne Kraft, herabgeſetzt, die Lehre von der Erbſünde, die auf allen Adamskindern durch den Fall der erſten Eltern laſtet, indirekt geleugnet, indem direkt die Notwendigkeit der Erlöſung von der Schuld durch eine unendliche Genugtuung, welche der menſchgewordene Sohn Gottes dem ewigen Vater durch ſein Leiden und Sterben leiſtete, geleugnet war. Somit blieb buchſtäblich gar nichts vom Chriſtentume übrig, denn auch der Polytheismus war wieder eingeführt, indem der arianiſche Chriſtus, der nicht Gott war, doch wegen ſeiner Vortrefflichkeit als Gott gelten und verehrt werden ſollte. Alle Wunder der Schöpfung und der Erlöſung, alle Verheißungen der Propheten, alle Erleuchtungen der Gottgeſandten, alle chriſtlichen Zeugniſſe, die ſeit dreihundert Jahren mit Blut und Tränen geſchrieben waren, liefen in der Idee des Arius zu der Spitze aus, daß das alles nichts weiter, als eine buntverbrämte Lüge geweſen ſei. Welch einer ſchauerlichen Abwendung von der inneren Wahrheit muß eine Seele verfallen ſein, welche die göttliche Wahrheit der Offenbarung ſo verzerrt auffaßt! und dieſer Verzerrung entgeht keiner, der die Gottheit Chriſti leugnet. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,“ ſpricht das ewige Wort zu den Erlöſten. Er wandelt mit ihnen, Er wohnt in ihnen, Er beſeelt und durchatmet ihr Tun und ihr Sein; Er begründet ſie in ſich und auf ſich; ſie zehren von dem Ewigen, von dem Göttlichen; ſie ſind die Reben, Er iſt der Weinſtock, der ſie trägt: da liegt die Würde, die Kraft, die Geltung, der Adel, die Vollkommenheit jedes einzelnen und der ganzen Menſchheit. Eine ſogenannte chriſtliche Welt, die den Glauben an die Gottheit Chriſti aufgegeben hätte, wäre eine Maskerade der ſchauerlichſten Art, weil ſie von der ewigen Wahrheit ſich losgeriſſen hätte und nun im Irrſinne Scheinnamen geben und Scheindinge beſchaffen und Scheintaten vollbringen würde, die in letzter Inſtanz und wenn das Maskenkleid fiele, keinen anderen Kern hätten, als die Lüge. Ein vermeintlicher Chriſt, ohne den Glauben an die Gottheit Chriſti, kann gar kein anderes Leben führen, als ein geiſtig hohles, oder ein in die Materie verſunkenes. Das iſt das Ende der Lehre des Arius. Und wenn er ſie tauſendmal ziert mit den Blumen gleisneriſcher Frömmigkeit, der Verweſungsgeruch des Todes iſt nicht zu unterdrücken.

Während der heilige Patriarch in Übereinſtimmung mit dem Evangelium, den Apoſteln und dem dreihundertjährigen Bewußtſein der ganzen Kirche lehrte, der Sohn Gottes ſei gleichweſentlich mit dem Vater, wahrer Gott von Ewigkeit, Menſch geworden in der Zeit, um durch ſeinen Tod uns zu erlöſen und zu heiligen, verbreitete Arius ſeine Gottesläſterungen, und um ſo frecher, je mehr Sektierer ſich zu ihm geſellten. Zuerſt beſtand ſein größter Anhang aus Frauen, aus frommen Perſonen, die aber mit der unſeligen Neugier und beweglichen Eitelkeit ihres Geſchlechtes ſtark behaftet waren und, wie bei allem Sektenweſen, von den Montaniſten an bis zu den Janſeniſten, auch im Arianismus eine Rolle ſpielen. Eben weil ſie ſo beweglich und rührig ſind und dabei eine große Zähigkeit haben, um ihre Ideen einzupflanzen, iſt ihre Teilnahme aller Sektirerei unentbehrlich. Sie ließen ſich blenden durch das künſtliche Wortgewebe des Arius. Seine Sittenreinheit erbaute ſie; die Milde ſeines äußeren Benehmens täuſchte ſie über die Hartnäckigkeit ſeiner Geſinnung; ſie zogen andere herbei, Männer, ſogar Geiſtliche, und bald zählte Arius zu ſeinen Anhängern zwölf Diakonen, ſieben Prieſter und ſogar zwei Biſchöfe aus ſeiner Heimat Lybien. Längſt hatte Alexander ihn gewarnt, liebevoll ermahnt, mit ſolcher Langmut Nachſicht geübt, daß es faſt Ärgernis gab. Nun berief er ſeinen Klerus zu zwei Konferenzen, die dem Arius Gelegenheit boten, ſich über die Verkehrtheit ſeiner Meinungen belehren zu laſſen, und er ſelbſt drang mündlich und ſchriftlich in Arius, zum katholiſchen Glauben zurückzukehren. Es war vergeblich. Eine Synode von etwa hundert egyptiſchen und lybiſchen Biſchöfen, die der Patriarch in Alexandrien verſammelte, vermochte ebenfalls nicht das mindeſte über den Häreſiarchen. Arius blieb dabei, den Sohn Gottes ins Geſicht zu ſchlagen und demjenigen, der geſagt hat: „Ich und der Vater ſind Eins,“ zu antworten: Nein! Du biſt nur ein aus dem Nichts hervorgerufenes Geſchöpf. Da ſeine Halsſtarrigkeit unüberwindlich war, ſchloß Alexander ihn und ſeine hauptſächlichſten Anhänger unter dem Klerus von der Kirchengemeinſchaft aus, damit die Irrlehre als ſolche bezeichnet und die leichtgläubige Menge gewarnt ſei, und zeigte allen Biſchöfen durch ein Kreisſchreiben den Verlauf und Ausgang der Sache an. Dies Schreiben war unterzeichnet von verſchiedenen Männern, die ſich durch Geiſt, Tugend und Wiſſenſchaft auszeichneten; auch von Athanaſius.

Um das Jahr 320 verließ Arius nun Alexandrien, zog ſich nach Paläſtina zurück, verbreitete ſeine Lehre, fand Anhänger, fand Beſchützer, und wußte manche Biſchöfe dermaßen für ſich einzunehmen, daß ſie zu ſeinen Gunſten dem Patriarchen ſchrieben. Hätte Arius einfach geſagt: ich glaube, daß Chriſtus ein tugendhafter Menſch iſt; ſo würde dieſe Behauptung ohne Zweifel ſehr wenig Teilnahme erregt und ſehr geringen Anklang gefunden haben; und das wäre durchaus gegen ſeine Abſicht geweſen. Um für eine falſche Sache mit Erfolg zu ſtreiten, muß man ſich ſelbſt durch und durch ſo verfälſchen, daß jeder Ausdruck zweideutig wird, und daß man bei jedem Wort Ausflüchte machen kann. Spricht die katholiſche Kirche: Chriſtus iſt Sohn Gottes; ſo verſichert Arius lammfromm: Gewiß, das iſt Er. Aber er betrachtet Chriſtus nicht als den Eingeborenen des Vaters, ſondern als Sohn aus Gnaden. Und ſpricht die Kirche: Er iſt Sohn Gottes von Ewigkeit; ſo ſagt Arius: Allerdings, gewiſſermaßen, aber doch nicht ganz; denn obzwar er vor aller Zeit und vor der Schöpfung gezeugt iſt, ſo gab es doch eine Zeit, in welcher er noch nicht war.

Arius ſchrieb ſeinem ehemaligen Studiengenoſſen, dem Erzbiſchofe Euſebius von Nikomedien, der als ein Verwandter des Conſtantiniſchen Kaiſerhauſes großes Anſehen am Hofe genoß, um ſich deſſen Schutz zu erbitten, und ſagt in dem Briefe: „Ich werde verfolgt mit ſamt den Gleichgeſinnten, weil ich gelehrt habe, Gott allein ſei ohne Anfang, der Sohn aber habe einen Anfang genommen, indem er nicht aus dem Weſen des Vaters, ſondern aus dem Nichts geſchaffen, jedoch vollkommen Gott ſei." Den inneren Widerſpruch eines geſchaffenen Gottes läßt er auf ſich beruhen. Dieſer Erzbiſchof Euſebius gehörte zu jenen Höflingen in der Mitra, welche zu Zeiten die Kirche Chriſti tief betrübt haben. Unüberwunden war die Welt in ſeinem Herzen. Durch Ehrgeiz und Herrſchſucht war er ihr Sklave. Dieſe Knechtſchaft feſſelte ſeinen Sinn an das Irdiſche und hinderte ihn, Höheres zu erſtreben, als weltlicher Macht. Es kam nur unter dienen, als weltlicher Macht. Es kam nur unter ganz beſonderen Umſtänden vor, daß ein Biſchof ſeinen Sitz mit einem anderen vertauſchte. Durch ſeinen biſchöflichen Ring, der Treue Symbol, war er ſeiner Kirche, der myſtiſchen Braut anvermählt fürs Leben. Starb er, ſo wurde in der betreffenden Diözeſe aus dem eigenen, allem Volke bekannten Klerus ſein Nachfolger gewählt. Euſebius war Biſchof von Berytus in Syrien geweſen, und man weiß nicht, wie er es bewerkſtelligt habe, um ſich von dort als Erzbiſchof nach Nikomedien zu verſetzen, wo Kaiſer Conſtantin ſein Hoflager hielt. Die kaiſerliche Gunſt war das Lebenselement des Euſebius. Er wußte ſie zu gewinnen, früher bei Licinius, jetzt bei Conſtantin, beſonders dadurch, daß Conſtantia, die Witwe des erſteren und des letzteren Schweſter, ihm gewogen war für ſeine vermeintliche Anhänglichkeit an ihren Gemahl, welche aber nichts weiter war, als Anhänglichkeit an einen Kaiſer. Euſebius hieß alles willkommen, was ihm irgend eine Bedeutung geben konnte, alſo auch das Protektorat über einen Häreſiarchen, der ſeine Zuflucht zu ihm nahm, der ſein alter Studiengefährte war und deſſen Irrlehre ſeiner eigenen geiſtigen Flachheit dermaßen zuſagte, daß er ihm zurückſchrieb: „Deine Anſichten ſind ganz richtig, und dir bleibt nichts zu wünſchen übrig, als daß die ganze Welt ſich zu ihnen bekenne. Denn es leuchtet Jedermann ein, daß das Gemachte nicht war, ehe es gemacht wurde. Was aber gemacht iſt, hat einen Anfang des Seins.“ (Athanaſius „Über die Synoden“.) Er nahm Arius und die übrigen exkommunizierten Prieſter und Diakonen mit offenen Armen in Nikomedien auf und ſchrieb dem Patriarchen von Alexandrien eine Ermahnung, von ſeiner verkehrten Strenge gegen Arius abzulaſſen. Arius ſelbſt wollte um jeden Preis dem Namen nach zur Kirche gehören, denn er ſah ein, daß ſeine Gottesläſterungen viel mehr Eindruck machen und Eingang finden würden, wann er ſie als katholiſcher Prieſter und nicht als ausgeſchloſſener verbreitete. Daher entblödete er ſich nicht, ſeinerſeits dem Patriarchen zu ſchreiben, daß er alles glaube, was die Apoſtel und was der Patriarch ſelbſt gelehrt habe. Und zu derſelben Zeit dichtete er im Versmaß und nach der Melodie von ſehr verrufenen heidniſchen Trinkliedern, die man Thalien nannte, ebenfalls eine Sammlung von Liedern, welchen er dieſen Namen gab, in denen er ſeine Irrlehren ausſprach, und von denen er hoffte, daß ſie recht populär werden würden. Der greiſe Patriarch fand alle Kraft und Glut ſeiner Jugend wieder, um für die Wahrheit des Evangeliums zu kämpfen und in mehrfachen Schreiben an Papſt Sylveſter und an alle Biſchöfe der Chriſtenheit die arianiſche Irrlehre darzulegen, vor dem Apoſtaten zu warnen und diejenigen Biſchöfe als Mitſchuldige der Häreſie zu bezeichnen, die ſeine Anſichten teilten und ihm Schutz gewährten. Dieſe Briefe ließ der

Patriarch immer von ſeinem Klerus unterſchreiben. Euſebius fühlte ſich tödlich beleidigt durch den Freimut und die Feſtigkeit des Patriarchen. Unter ſeinem Klerus waren viele, welche dem Beiſpiele ihres Erzbiſchofes, unter den Laien viele, welche dem Beiſpiele ihres Klerus folgten und arianiſch waren; denn das iſt der Fluch, der auf treuloſen Oberhirten ruht: ſie reißen ganze Völker ins Verderben. Und ſo berief denn Euſebius eine Synode von Arianern aus ſeiner Provinz Bithynien und erließ ebenfalls Schreiben an alle Biſchöfe der Chriſtenheit, in denen er verſicherte, Arius und ſeine Partei ſei durchaus rechtgläubig, ſei mit Unrecht von Alexander aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen und müſſe daher, trotz des Patriarchen, wieder in dieſelbe aufgenommen werden. Alle dieſe Schreiben und die darauf erfolgenden Antworten vermehrten die Unruhe, ſtatt ſie zu beſchwichtigen. Der Zweifel drang in manche Gemüter wie ein verſteckter Dorn, der ein gefährliches Geſchwür erzeugt. Anderen war der Arianismus höchſt willkommen: die Scheinchriſten brauchten eine Scheinreligion und fanden nun eine Lehre, welche, wie jede Häreſie, unter der Maske der Wahrheit Falſches bot. Die gefallene menſchliche Natur iſt aber ſelbſt verfälſcht durch die Sünde; deshalb iſt in dem Falſchen immer ein Etwas, das ihr ſinnlicher- oder geiſtigerweiſe ſchmeichelt und in der Wahrheit immer ein Etwas, das ſie verletzt. Mit der Irrlehre kann ſie ſich abfinden; mit der wahren Lehre nie! Dieſer muß ſie gehorchen; denn es iſt das unwandelbare, ewige, offenbarte Wort Gottes. Jene gehorcht ihr, denn ſie beſteht aus und auf menſchlichen Worten, die im Winde hin und her wehen. Für die Irdiſchgeſinnten hatte der Arianismus etwas ungemein Anziehendes, weil er ſo ganz irdiſch, ſo ganz wurzelnd in gemeiner Auffaſſung des Menſchenweſens war. Iſt der eingeborene, gleichweſentliche Sohn Gottes nicht Menſch geworden, hat Er ſich nicht hinabgeſenkt in die gefallene Natur, um ſie wieder aufzurichten, erlöſend zu heiligen und ſie zu dem Ziele zurückzuführen, das bei der Schöpfung ihr beſtimmt war; ſo darf der Menſch freilich behaupten, das Übernatürliche ſei Träumerei, die Erbſünde ein Unſinn, die Erlöſung eine Fiktion, um nutzloſerweiſe den Menſchen zu demütigen und die Heiligung eine lächerliche Überſpannung. Welch eine willkommene Lehre für Sinnlichkeit und Hochmut! Man darf ſich nicht wundern, wenn der Arianismus die Welt überſchwemmte: er diente ihren mächtigſten Inſtinkten. Immer heftiger entbrannte die Zeit in dem ſchauerlichen Kampfe um eine Frage, welche ihren tiefſten Urſprung nur in der Widerſetzlichkeit des alten Erzfeindes hatte. Wie die Schlange im Paradieſe der Eva mit heuchleriſcher Teilnahme zuraunte: Gott hat euch betrogen, glaubt nicht ihm, glaubt mir! ſo ſprach jetzt Arius, dem Sinne nach, unter gleißenden Worten: Chriſtus hat euch betrogen, glaubt ihm nicht! da er nicht Gott war, konnte er auch keine in göttlicher Unwandelbarkeit gefeſtigten Lehr- und Heilsanſtalt ſtiften; glaubt alſo nicht jenen, welche behaupten, daß ſie die reine Erblehre verkündeten; glaubt mir! — Und wie Eva der Schlange mehr glaubte als Gott, ſo machten es auch die Arianer. Biſchöfe, Geiſtliche, Mönche, Nonnen, Laien beiderlei Geſchlechtes ließen ſich blenden, täuſchen, hintergehen und wurden halb oder ganz arianiſch.

Um dieſe Zeit (323) kam Conſtantin von ſeinen Kriegen und Siegen zur Ruhe. Die Mitkaiſer waren vom Schauplatze abgetreten; das Römerreich gehorchte ſeinem Szepter allein. Die Gegenſätze zwiſchen dem irdiſchen und himmliſchen Menſchen, die in jeder Menſchenbruſt wider einander ringen, wie Jakob mit dem Engel, fingen erſt an ſich bei ihm auszugleichen. Er hatte den Willen, die Omnipotenz des Kaiſers nie zur Knechtung der Kirche zu mißbrauchen; aber weil er noch ein Fremdling in ihr war, fehlte ihm zuweilen das Verſtändnis über ihr Verfahren, das auf einem göttlichen Recht beruhete. Er hörte von den arianiſchen Streitigkeiten und ſie betrübten ihn aufrichtig. Euſebius von Nikomedien ſtellte ſie ihm aber ſo vor, als handele es ſich nur um leere Worte und als ſei das größte Übel bei der ganzen Sache die erbitterte Abneigung des alten eigenſinnigen Patriarchen von Alexandrien gegen den ſehr frommen und rechtgläubigen Prieſter Arius. Da ſich die Wahrheit der Worte bedienen muß, um dem Menſchen zum Verſtändnis zu helfen, ſo betraf dieſe Sache denn freilich Worte, aber leer waren ſie nicht; denn es handelte ſich darum, ob das Chriſtentum übernatürlich offenbart ſei durch Chriſtus, den Sohn Gottes, oder ob es die Erfindung eines gekreuzigten Juden ſei. Gott oder Menſch: ſo hieß das ſogenannte leere Wort! Der Kaiſer verfaßte ſeinerſeits ein Schreiben, worin er Alexander und Arius aufforderte, den Frieden der Kirche nicht zu ſtören, und ſchickte es durch den ehrwürdigen Biſchof Hoſius von Cordova, einen Spanier, nach

Alexandrien. Aber der Patriarch wie der Biſchof erkannten, daß dies keine Sache ſei, die ſich durch kaiſerliche Briefe aufklären und feſtſtellen ließe, weil kein Kaiſer der Welt über die Wahrheit eines Dogmas, d. h. einer geoffenbarten Glaubenslehre, unwiderruflich zu entſcheiden hat. Autorität weltlicher Kronenträger auf dem Gebiete des Glaubens iſt Uſurpation; denn nicht ſie bilden den Mund der lehrenden Kirche, durch welche der heilige Geiſt ſpricht; nicht ſie ſind diejenigen Väter, welche den Kindern das Brot des ewigen Lebens brechen. Conſtantin war nicht bloß zu fromm, ſondern auch viel zu klug und viel zu ſcharfblickend, um nicht zu erkennen, daß jeder Eingriff in fremde Rechte fremden Eingriffen in ſein Recht die Bahn brechen und das Beiſpiel geben würde. Er wußte wohl, daß er der Schirmherr der Kirche ſei, inſofern ſie der weltlichen Gerechtigkeit bedarf, um zu ihrer vollſtändigen, notwendigen Wirkſamkeit unverkümmert ſich entfalten zu können; aber auch, daß die Kirche, als Stellvertreterin Chriſti, die wahre Schirmherrin jedes wahren Rechtes auf Erden ſei. Er machte ihr Platz. Im Einvernehmen mit Papſt Sylveſter berief er die erſte allgemeine Kirchenverſammlung (ökumeniſches Konzil) der Chriſtenheit.

2. Das Credo von Nicäa.

Am öſtlichen Geſtade des Marmarameeres erhebt ſich wie eine Pyramide von weißem Marmor der mit ewigem Schnee gekrönte bithyniſche Olymp und rings umher lagerten ſich wie reiche Gärten die geſegneten üppigen Fluren der Landſchaft Bithynien. Die Hauptſtadt derſelben, Nikomedien, war durch Diocletian, als er das Römerreich mit ria St. Euphraſia war eine zu ungewöhnlichen Dingen berufene und daher mit außergewöhnlichen Gnaden ausgeſtattete Seele. Gottes Segen ruhte auf Allem, was ſie unternahm. Das Noviziat erblühte. Eine Geſellſchaft wohlthätiger Frauen übergab ihr zwanzig arme Waiſen zur Erziehung und Bewahrung. Herr von Neuville begann 1832 den Bau der Kloſterkirche; und das Haus nahm einen ſolchen Aufſchwung, daß es in den beiden folgenden Jahren ſchon vier neue Fundationen machen und dem Ruf der Biſchöfe von Poitiers, Grenoble, Mans, Metz Folge leiſten konnte.

Bei dieſem regeren und verzweigten Leben erwachte das Bedürfniß nach einheitlicher Triebkraft, nach einem gewiſſen Nerv in der Regierung, um gleichſam das Mutterland und ſeine Colonien im Zuſammenhang ihrer Wirkſamkeit und ihrer Unternehmungen zu erhalten; nach einem Impuls, der die wachſenden Aufgaben erfaßte, ordnete, jedem die ſeinen anwies und nach einem Takt angreifen ließ. Daß der Orden in ſeiner alten Geſtaltung dies Bedürfniß nicht erfüllen konnte, zeigte eine faſt zweihundertjährige Erfahrung. So trat denn die Nothwendigkeit des Generalats aus der Mangelhaftigkeit ſeiner bisherigen Leiſtungen und Verhältniſſe von ſelbſt hervor. Alle Wohlthäter und Freunde des Kloſters zu Angers wünſchten es in ein Mutterhaus verwandelt und mit dem Generalat betraut zu ſehen, und Monſeigneur Montault, Biſchof von Angers, Nebenkaiſern teilte, zur Ehre gelangt, ſeine Reſidenz und mit allem Glanz überſchüttet zu werden, in welchem die heidniſche Majeſtät, die ja immer eine Nebenbuhlerin der Götter war, ſich heimiſch fühlte. Aber all der Glanz war von einem ſchauerlichen Gefolge begleitet! Zu Anfang des nämlichen Jahrhunderts hatte Nikomedien entſetzliche Zeiten erlebt. Hier war die Chriſtenverfolgung ausgebrochen, die wie keine andere auf die Ausrottung des chriſtlichen Glaubens losging. Hier ſtürzte am 23. Februar 303 der Cäſar Galerius, Diocletians Schwiegerſohn, mit einer Rotte von wilden Kriegern, die alle zuſammen nicht ſo wild waren wie er ſelbſt, in die herrliche Kirche der harmloſen Chriſten und wütete darin mit Feuer und Schwert. Hier wurden die Blutedikte gegeben, die ſich mehr und mehr ſteigerten, und mit der Einkerkerung ſämtlicher Biſchöfe und Prieſter beginnend, mit dem Befehle endeten, alle Chriſten durch jede Art von Folter zum heidniſchen Opfer zu zwingen, die Hartnäckigen aber mit dem Tode zu beſtrafen. Hier, im Kaiſerpalaſte ſelbſt, hatten zwei unglückliche Frauen nicht den Mut, ihre irdiſchen Kronen mit der Marterkrone zu vertauſchen; Priſca und Valeria, die Kaiſerinnen, die entweder ſchon Chriſtinnen oder doch Katechumenen waren, ließen ſich durch die Wüteriche, ihre Gemahle, zum Götzenopfer zwingen, während ihre Kämmerlinge wie Fleiſch auf der Schlachtbank behandelt wurden und im gräßlichen Tode die Siegespalme errangen. Hier hatte man das wunderbare Schauſpiel, daß ganze Scharen von Chriſten beiderlei Geſchlechtes, denen man die Wahl ließ, Weihrauch zu ſtreuen oder zu ſterben, ſich mit übernatürlicher himmliſcher Begeiſterung in die brennenden Scheiterhaufen ſtürzten. Und jetzt, kaum zwanzig Jahre nach jenen furchtbaren Ereigniſſen, jetzt war jene ganze kaiſerliche Familie ſpurlos von der Erde verſchwunden, umgekommen durch Mord, Selbſtmord, gräßliche Krankheit, Elend jeder Art, und ein anderer Kaiſer berief von dieſem nämlichen Nikomedien aus die chriſtlichen Biſchöfe, zum Teil noch die nämlichen, welche ſeine Vorgänger verfolgt hatten, von allen Enden ſeines Reiches zuſammen, ſicherte ihnen und ihrer Begleitung Unterkommen und Unterhalt zu, ſorgte, daß ihre Reiſe ungeſtört von ſtatten gehe und wies ihnen die Stadt Nicäa, einen Biſchofsſitz in Bithynien, unfern Nikomedien zum Verſammlungsorte an. Dies war nun eines der merkwürdigſten, folgereichſten Ereigniſſe in der Weltgeſchichte; nicht wegen des Umſchwunges der Verhältniſſe zu gunſten des Chriſtentums, denn auch eine noch längere Ungunſt hätte ihm nicht geſchadet; nicht wegen des Protektorates, welches der große Kaiſer übernahm; denn dies Protektorat hatte, wie alles Menſchliche, eine Licht- und eine Schattenſeite und die Kirche ſollte noch genug die kaiſerlichen Schatten empfinden; nicht wegen des Zuſammenfluſſes ſo vieler heiliger Männer, voll himmliſcher Weisheit und erhabener Tugend, obgleich auch dies ein Anblick war, den die Welt noch nie gehabt hatte. Aber zum erſten Male ſollte die chriſtliche Kirche das Bewußtſein ihrer Unfehlbarkeit einfach und feierlich für Gegenwart und Zukunft ausſprechen. Bisher hatten Millionen von Martyrern freilich immer denſelben Glauben bekannt, und Bekenner, Heilige und Gottſelige in allen Ständen und auf allen Stufen des

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Lebens hatten ihn immer und immer wiederholt, jeder für ſich und alle für einen. Allein jetzt, ohne äußere Nötigung, ohne durch Zwang eines Tyrannen dahin gedrängt zu werden, nur bewegt durch den göttlichen Geiſt, der ihr innewohnt und der keine Lüge neben ſich duldet, legte die Kirche, als die zu einer übernatürlichen Einheit erhobene Menſchheit, durch ihre Väter einen Akt des Glaubens und der Liebe zu der göttlichen Wahrheit ab, in welchem ſich aller Glaube und alle Liebe vergangener und kommender Jahrtauſende konzentrierten. Im Credo von Nicäa legte ſie die Erblehre nieder, welche ſie empfangen hatte von den Martyrern und die Martyrer von den Apoſteln, und die Apoſtel von Chriſtus ſelbſt und welche der heilige Geiſt ihr in ungetrübter Reinheit erhielt. Und dies Credo, welches die tiefſinnigſten Glaubenswahrheiten mit wundervoller Beſtimmtheit ausſpricht, wird zugleich der erhabendſte Ausdruck einer göttlichen Tradition und gleichſam die Volkshymne des chriſtlichen Univerſums, das Lied der Heimat, worin ſich die Chriſtenheit bis zum Ende der Zeiten zuſammenfindet und als eine Familie erkennt. Es fanden ſich 318 Biſchöfe in Nicäa ein: unter ihnen etwa 22 Anhänger des Arius. Dieſe abgerechnet war es eine wahrhaft erlauchte Verſammlung, welche alle Vollkommenheit und Heiligkeit, die das Chriſtentum entwickelt, in ihren verſchiedenen Mitgliedern darſtellte. Da waren Bekenner, die um des Glaubens willen ſchwere Verfolgung erduldet hatten, wie Hoſius von Cordova; andere, die ihr Martertum überlebten und die Wundmale Chriſti gleichſam an ihrem Leibe trugen, wie Paphnutius und Potamon aus der

Thebais, denen ein Auge ausgeriſſen, Paul von Neucäſarea und Euſtathes von Antiochien, die mit glühenden Eiſen gebrannt waren. Da waren Männer, die durch die Kraft ihres Glaubens Wunder taten, wie der Biſchof Jacob aus Mygdonien; und andere von ſo himmliſcher Einfalt und Lauterkeit des Herzens und Wandels, daß dieſe Ähnlichkeit mit den Engeln ſie zu Oberhirten ihrer Gemeinden gemacht hatte, wie Spiridion, der heilige Biſchof aus Kreta, der ein ſchlichter Schäfer und ohne andere Wiſſenſchaft und Bildung war, als die, welche er aus fleißigem Leſen der Heiligen Schrift ſchöpfte. Da waren aber auch Männer, die ſtreng wiſſenſchaftlich gebildet und zu jeder gelehrten Unterſuchung bereit waren. Und alle, mochten ſie Bekenner, Wundertäter, Gelehrte, oder auch das alles nicht ſein, trugen den Chriſtusglauben in voller Seele und die Chriſtusliebe in reinem Herzen. Der Patriarch von Alexandrien war da mit ſeinem Athanaſius, und Papſt Sylveſter ließ ſich vertreten durch zwei abgeordnete römiſche Presbyter, Vitus und Vincentius. Unter den arianiſchen Biſchöfen waren die hartnäckigſten Euſebius von Nikomedien, Maris von Chalcedon, Theognis von Nicäa und zwei Lybier, die ſchon vom Patriarchen Alexander ſamt Arius von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen waren. Dieſe hatten ſämtlich große Zuverſicht zu ihrem Wiſſen, zu ihrer Gewandtheit, zu ihrer dialektiſchen Redekunſt, zu allem, was im menſchlichen Geiſte menſchlich iſt. Ganz folgerichtig! Ihr Chriſtus ſollte ein bloßes Geſchöpf ſein; ihr Ideal ging alſo nicht über menſchliche Verſtandesbegriffe hinaus: dieſe Begriffe waren alſo das höchſte, wozu ſie ſich erſchwingen, worauf ſie ſich ſtützen konnten; das, was ſie ihren Glauben nannten, war nur ein Erzeugnis ihrer Begriffe und ihres menſchlichen Wiſſens; und ſo war in letzter Inſtanz ihr Verſtand der Schöpfer ihres Chriſtus, den ſie Gott nannten, was ihnen freilich eine hohe Meinung von geiſtiger Überlegenheit beibringen mußte. Darum ſahen ſie auch mit großer Geringſchätzung auf die Verſammlung herab, in der ſich ſo viele befanden, die gar keine Ahnung von dialektiſcher Feinheit und gewandter Redekunſt hatten und nur den Glauben im Herzen trugen als eine Kraft und Gnade Gottes, die Chriſtus, der menſchgewordene Gott, in dem neuen Menſchen ſchafft. Als die Verhandlungen der heiligen Fragen beginnen ſollten, erhoben ſich dieſe Männer des unmittelbaren Glaubens, die in ihrem wiedergeborenen Gefühl um Chriſtus den Sohn Gottes und um die göttliche Wahrheit der Lehre der Kirche mit unerſchütterlicher Sicherheit wußten, gegen alle Erörterungen; ſie fanden es zwecklos und überflüſſig, die unendliche Macht der Offenbarung durch Erklärungen und Deutungen befeſtigen zu wollen. Sie begehrten, daß der wahre Glaube traditionell feſtgehalten, nicht wiſſenſchaftlich verteidigt und begründet werde. Aber die Mehrzahl der Biſchöfe begnügte ſich mit dieſem Verlangen ebenſowenig als die Arianer. Sie wollten den Glauben zwar feſthalten gemäß der alten echten apoſtoliſchen Tradition; aber zugleich die innere göttliche Wahrheit dieſes traditionellen Glaubens beweiſen. Auch die Wiſſenſchaft ſollte ihre Geltung haben, auch die Verſtandesſchärfe ihre Anwendung finden und jedes Licht des menſchlichen Geiſtes dazu beitragen, die göttliche Wahrheit unwiderſtehlich einleuchtend zu machen. In dieſem Sinne begannen die Konferenzen mit Darſtellung der kirchlichen Lehre und mit Erwägung der Gründe für und wider ſie. Arius wurde herbeigezogen und mild und ſchonend um ſeine Lehre befragt. Er ſtellte ſie in ihrer ganzen Nacktheit hin: Gott ſei nicht von Ewigkeit Vater des Sohnes geweſen; der Sohn ſei aus nichts geſchaffen, ein Geſchöpf, das ſich durch Tugend den Namen Sohn Gottes erworben habe, das ſich aber zum Böſen habe wenden können, alſo durchaus nicht wahrer Gott ſei. Dabei blieb er. Unter ſeinen Anhängern ſelbſt, Biſchöfen und Geiſtlichen, regten ſich aber Zweifel, als ſie die Irrlehre mit ihren unerhörten Behauptungen, mit der Kirchenlehre vergleichen hörten. Sie wollten minder ſcharfe Ausdrücke oder ihren Worten einen milderen Sinn unterlegen; genug, ſie gerieten unter einander in Zwieſpalt, während ihre Gegner auf dem feſten Boden der Überlieferung und in dem feſten Verbande der Einheit blieben. Die alten Schriftſteller berichten: es hätten ſich viele in dem geiſtigen Kampfe für den alten Glauben ausgezeichnet; allein ſie nennen nur einen einzigen Namen und zwar Athanaſius. Er alſo war der Vorkämpfer, der allen Wendungen und Ausflüchten der Arianer durch ſeine gründliche Schriftkenntnis und Beleſenheit in den Werken der Väter gewachſen war; der durch ſeinen klaren kräftigen Geiſt die Unhaltbarkeit ihrer Anſichten darlegte; der zu jener „Schlangenklugheit,“ welche das rechte Wort und das rechte Mittel treffen läßt, die „Taubeneinfalt“ geſellte, welche unbeſieglich durch die Lüge, weil unverſtanden von ihr iſt. Auf dem Konzil von Nicäa beginnt er in ſeiner Größe aufzuleuchten, dem Kaiſer Conſtantin und dem Hofe bekannt, und den Arianern verhaßt zu werden.

Auf dieſe Conferenzen folgte die öffentliche und feierliche Sitzung, in welcher das Dogma der Kirche über Chriſtus ausgeſprochen werden ſollte. Es war der 9. Juni 325. Zu dieſem großen Tage kam Kaiſer Conſtantin von Nikomedien nach Nicäa, wo er einen Palaſt hatte, deſſen prächtigſter Saal für dieſe Sitzung eingerichtet worden war. Am oberen Ende ſtand ein kleiner goldener Seſſel für den Kaiſer und zu beiden Seiten rechts und links die Sitze der Biſchöfe. Nachdem ſie Platz genommen hatten, trat er ein, in goldgeſtickten Purpur gekleidet, mit ehrfurchtsvoller Haltung, ohne Leibwache, nur von einigen chriſtlichen Kämmerlingen begleitet. Seine hohe und edle Geſtalt wurde noch mehr gehoben durch ſeine beſcheidene Würde in Blick und Gang und Gruß. Alle Väter erhoben ſich bei ſeinem Eintritt und Euſtathes von Antiochien, der Patriarch des Morgenlandes, begrüßte ihn und ſprach darauf im Namen des Kaiſers und aller Biſchöfe ein Dankgebet zu Gott, der ſie alle zu Seiner Ehre hier verſammelte. Freundlich gab der Kaiſer in ſeiner Antwort ſeine Freude hierüber und ſeine Hoffnung auf friedliche Eintracht zu erkennen, und überließ nun die Verhandlung ſelbſt den Biſchöfen. Arius wurde abermals um ſeine Lehre befragt und er wiederholte ſie Wort für Wort. Seine Anhänger wollten ſie erklären, mildern und erläutern, und machten ſie dadurch nicht chriſtlicher, ſondern nur verwirrter. Als ſie ein Glaubensbekenntnis vorbrachten, welches ſie aufgeſetzt hatten und welches ſie für das echt katholiſche ausgeben wollten, ſo wurde es zwar vorgeleſen, aber ſogleich für falſch und unrechtmäßig, für Verrat an der göttlichen Offenbarung erklärt, und zerriſſen. Einige fromme Biſchöfe hielten ſich die Ohren zu, um die Gottesläſterungen gar nicht zu hören. Mit allgemeiner Übereinſtimmung, von welcher ſich nur fünf als ganz arianiſch bekannte Biſchöfe ausſchloſſen, wurde die Irrlehre von dem Konzil verworfen und für den alten, überlieferten Glauben eine Bekenntnisform feſtgeſetzt, die klar und deutlich, mit den beſtimmteſten Worten das Geſamtbewußtſein der Chriſtenheit über Chriſtus ausſprach. Dies iſt das Credo von Nicäa, welches jeder Prieſter jeden Sonntag in der heiligen Meſſe betet und bei den Worten „Der Fleiſch geworden vom heiligen Geiſte aus Maria der Jungfrau, und Menſch geworden iſt" das Knie beugt. Das entſcheidende Wort aber, worauf es ankam, um den Sohn Gottes für immer der Sphäre der Geſchöpfe zu entrücken, war: „gleichweſentlich mit dem Vater."

Gegen dies Wort wehrten ſich die Arianer aufs Äußerſte. Das ganze übrige Glaubensbekenntnis ließen ſie ſich gefallen, nur nicht das Wort! denn das tötete im Keime jede Irrlehre über die Gottheit des Sohnes. Sie ſchlugen ſtatt deſſen vor „ähnlichen Weſens;" ſie waren bereit, jede andere Bezeichnung anzunehmen; nur nicht „gleichweſentlich." Endlich behaupteten ſie, es dürfe nicht gebraucht werden, weil es ſich für dies Dogma nicht in der heiligen Schrift befinde. Zu ſolcher Abſurdität nahmen ſie ihre Zuflucht! Die heilige Schrift ſpricht nicht von der arianiſchen Irrlehre und ſie traten doch mit derſelben auf, und beanſpruchten allgemeine Anerkennung und Giltigkeit derſelben, indem ſie einige Schriftſtellen für ihren Zweck verdrehten. Konnte man alſo mit alten Worten eine neue Unwahrheit ſagen, ſo konnte man auch ein neues Wort für eine alte Wahrheit brauchen. Die heilige Schrift iſt keine Geſetzſammlung, worin es etwa heißt: für den und den Fall iſt dies und das zu ſagen und zu tun. Das wäre auch ganz überflüſſig; denn die Unfehlbarkeit der Kirche beruht nicht auf geſchriebenen Worten, ſondern auf dem heiligen Geiſt, der ihr von Anbeginn das Verſtändnis jener Worte eröffnet, und ihnen einen wahren und unwandelbaren Inhalt, ein inneres Leben gegeben hat. „Gleichweſentlich" ſteht dem Buchſtaben nach freilich nicht in den heiligen Schriften; aber dem Sinne nach an unzähligen Stellen, wie: „Ich bin in dem Vater und der Vater iſt in mir" (Joh. 14, 10); und: „Wer mich ſieht, der ſieht auch den Vater" (Joh. 14, 9) und: „Ich und der Vater ſind Eins." (Joh. 10, 30.) Aber alle ſolche Stellen wußten die Arianer nach ihrer Anſicht zu erklären, d. h. ihnen eine falſche Deutung unterzuſchieben. Es war alſo eine Eingebung des heiligen Geiſtes, daß die katholiſchen Biſchöfe den Sinn jener Ausſprüche in dem angefeindeten Wort zuſammenfaßten, welches übrigens ſo wenig eine neue Erfindung war, daß Athanaſius nachwies, wie der heilige Dionyſius von Alexandrien es ſchon vor einem halben Jahrhundert gegen die Irrlehre des Sabellius über die Perſon Chriſti gebraucht habe. Und ſo blieb es denn dabei! „Gleichweſentlich": das Wort riß eine unausfüllbare Kluft zwiſchen der katholiſchen Wahrheit und der arianiſchen

Ketzerei. Einmütig und gleichmäßig bezeugten alle Biſchöfe: die Lehre, daß unſer Heiland wahrer Gott ſei, ſei von jeher in der Kirche geglaubt, ſei eine göttliche Lehre, die ihnen zur Aufbewahrung anvertraut ſei; und um die Häreſie über dieſen Punkt abzuwehren und den alten Glauben feſtzuſtellen, brachten ſie das Dogma in die kurze beſtimmte Form des Inhaltes: „Wir glauben an den Herrn Jeſus Chriſtus, den eingebornen Sohn Gottes, der da iſt wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt von Ewigkeit und nicht erſchaffen, gleichen Weſens mit dem Vater.“ Das Konzil verwarf dann weiter einige andere irrige Behauptungen des Arius und bezeichnete alle Jene als ausgeſchloſſen von der Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche, die trotz der erklärten Wahrheit bei den Irrtümern beharren wollten. Ferner ſetzte es feſt, daß in der ganzen Chriſtenheit Oſtern an einem und demſelben Tage zu feiern ſei, was bis jetzt noch nicht mit völliger Übereinſtimmung geſchah, und zwar am erſten Sonntage nach Vollmond in der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Endlich wurden auch noch einige allgemeine Kirchengeſetze (Kanones) erlaſſen, welche durch die äußeren Verhältniſſe notwendig geworden waren. Die Glaubenserklärung wurde von allen anweſenden Biſchöfen unterſchrieben, obenan von den Stellvertretern des Papſtes Sylveſter, und dann in einem Rundſchreiben allen übrigen Oberhirten und ihren Herden bekannt gemacht. Die katholiſche Chriſtenheit nahm es im ehrfurchtsvollen Glauben als den „Ausſpruch Gottes“ auf und das Symbolum von Nicäa, wie man es nennt, iſt ſeitdem eine Hauptgrundlage des chriſtlichen Bekenntniſſes geblieben.

beſchloß in Rom die dazu erfoderlichen Schritte zu thun.

Jetzt erhuben ſich die Stürme, die jedesmal ausbrechen, wenn ſich in einem Orden ein friſcher kühner Geiſt regt, der nicht zufrieden mit dem Geleiſteten, eine größere Kraftentfaltung erſtrebt, einen weiteren Spielraum begehrt. Wie die heilige Thereſia Gegner bei ihrer Reform hatte, und Pater Eudes Gegner, als er die Wirkſamkeit der Oratorianer erweitern wollte, ſo fanden ſie ſich in dieſer Angelegenheit. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß man nichts Anderes im Sinn hatte, als ein Generalat über diejenigen Häuſer einzuführen, welche von dem zu Angers gegründet oder noch zu gründen waren; ſo daß in keiner Weiſe eine Gefährdung ihrer Unabhängigkeit oder ihrer Rechte für die zu fürchten war, die bereits früher beſtanden hatten. Sie blieben in Weſen und Wirken ganz unberührt durch dieſe Erweiterung der Spannkraft, welche ſich im Orden fühlbar machte und unbenommen war es ihnen, nach dem früheren Zuſchnitt thätig zu ſein. Dennoch fanden manche darin eine Beeinträchtigung; ſogar eine Colonie von Angers, das Kloſter zu Mans, faßte es in dieſem Sinne auf und trennte ſich. Maria St. Euphraſia ward mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft und ihr Streben Herrſchſucht und Kabale genannt. Sie demüthigte ſich vor Gott und flüchtete ſich in die Ruhe des Gebets vor dem Kreuz. Sie gab Alles in die Hand

Der Kaiſer verbannte Arius und befahl, daß alle ſeine Schriften ausgeliefert und verbrannt wurden, um die Ausbreitung ſo gräulicher Irrlehren zu unterdrücken. Einige ſeiner unverbeſſerlichen Anhänger ſchickte der Kaiſer ebenfalls in die Verbannung: ſo notwendig fand er die Einheit des Glaubens zur Bewahrung der Eintracht und Ruhe in der Welt. Die heiligen Väter aber hatten ihr Werk vollendet und begaben ſich wieder auf ihre Biſchofsſitze. Seit jenem Tage der Pfingſten zu Jeruſalem, wo ſich der heilige Geiſt auf die Jünger herabließ und ſie zu Glaubensboten weihte, hatte die Kirche keinen denkwürdigeren Tag erlebt. Damals tat ihre übernatürliche, in Chriſtus wurzelnde Einheit in der Sprachenverſchiedenheit ſich kund, welche notwendig war, um die Welt nach außen zu überwinden; diesmal trat die Einheit in der göttlichen Übereinſtimmung hervor, durch welche ſie die Welt in ihrem eigenen Herzon, in Söhnen ihres eigenen Schoßes beſiegte. Das Konzil von Nicäa war vielleicht die göttlichſte Tat der Kirche, die doch ſo viel Göttliches getan hat. Sie rettete nicht blos damals den Glauben, den der Arianismus zertrümmerte, ſondern ſie erklärte in einfachſter Weiſe ihre Machtvollkommenheit über Glaubensſtreitigkeiten zu richten und zu entſcheiden, und die Rieſenkämpfe, welche ſie in ſpäteren Zeiten und bis zum heutigen Tage ſiegreich auf dieſem Gebiete geführt hat, ſind nur ein Ausfluß jenes ewig denk- und dankeswürdigen Konzils von Nicäa.

3. Glaube und Irrglaube.

Kaum war der greiſe Patriarch nach Alexandrien zurückgekehrt, als Gott ihn abrief von dem

Schauplatze ſeines mühevollen Wirkens. Er war zu tief in das Leben der Kirche eingeſenkt, um nicht zu erkennen, daß ihre irdiſchen Geſchicke immer ein Abriß des irdiſchen Lebens ihres göttlichen Bräutigams ſein würden, weil es eben ihre Beſtimmung iſt, die Fortſetzung und Ausdehnung dieſes Lebens durch die Zeit in die Ewigkeit zu ſein. Einmal ſchwebte die Taube geheimnisvoll über der Taufe im Jordan; einmal fand die Verklärung auf Tabor ſtatt; einmal frohlockte das Volk Hoſanna dem Sohne Davids; und dieſe drei Momente liegen wie begraben in den dreiunddreißig Jahren eines Lebens, das in den Drangſalen des Stalles von Bethlehem begann und im bitteren Leiden auf Kalvaria endete. Die Kirche wäre nicht die zärtliche, opferfrohe Braut Chriſti, wenn ſie es anders hätte, als der göttliche Vielgeliebte. Darum ſind ihr hienieden die Tage des Triumphes karg zugemeſſen und in lange Epochen der Trübſal gehüllt. Aber trotzdem wird ſie nie verleugnen und vergeſſen, daß ſie auch die Teilnehmerin ſeiner göttlichen Herrlichkeit und ihres Oſtertages ſicher iſt und daß zwiſchen den „Lamentationen“ und dem „Exultet“ nur eine kurze Nacht liegt. Freilich haben nicht alle ihre Kinder ein Ohr, das ſo dem Himmliſchen zugewendet wäre, um den tiefen Einklang zwiſchen beiden zu vernehmen und darin einzuſtimmen. Der Patriarch kannte ſeinen Klerus genau. Er wußte, wer den kommenden Zeiten gewachſen ſei. Als er dem Tode nahe war, ſprach er keinen Wunſch, keine Anempfehlung, keine Mahnung aus, ſondern nur den Namen Athanaſius. Aber dieſer war nicht anweſend, war ahnungsvoll geflohen vor einem Ereignis, das ſeiner Demut unerträglich ſchien. Als ein anderer Athanaſius unter den Prieſtern Antwort gab, ſchwieg der Greis und rief nach kurzer Zeit abermals Athanaſius, indem er hinzuſetzte: „Du wähnſt zu fliehen, doch umſonſt!“ Und ſo war es auch! Das ganze chriſtliche Volk zu Alexandrien jammerte nach Athanaſius, als dem Nachfolger des Patriarchen. Mit einem Herzen und einer Stimme flehete es mehrere Tage und Nächte in der Kirche, nannte ihn einen tugendhaften frommen Mann, einen wahren Chriſten, einen Aszeten, einen echten Biſchof, und frohlockte vor Jubel und Dank, als die anweſenden Biſchöfe freudig die Wahl gut hießen und Athanaſius konſekrierten im Jahre 326. Er zählte ungefähr dreißig Jahre; der göttliche Heiland begann auch ſein öffentliches Leben bei dreißig Jahren.

Mit Ingrimm ſah Arius und ſein Anhang den Todfeind ſeiner Lehre auf einem der erſten Sitze der Chriſtenheit. Für einen ſo eiteln und ehrgeizigen Mann, wie Euſebius von Nikomedien, war es ebenfalls eine unvergleichliche Kränkung, daß er, der einflußreiche Erzbiſchof, hauptſächlich auf Anſtiften desſelben jungen Diakons, der jetzt einen ſolchen Ehrenplatz in der Kirche einnahm, in der Verbannung ſei. Er wußte einen ganz arianiſchen Geiſtlichen in die Umgebung der Kaiſerin Conſtantia zu bringen, die dem Euſebius gewogen geblieben war und deshalb ſeiner Anſicht Vertrauen ſchenkte; daher auch leicht dem Prieſter glaubte, der ihr Mitleid zu erregen wußte, indem er Arius als einen durchaus rechtgläubigen und rechtſchaffenen Prieſter darſtellte, welcher durch die Ränke des alten Alexanders, von ſeiner Heimat und ſeiner Kirche getrennt, in der Verbannung leben müſſe. Conſtantia hätte es vielleicht nie gewagt, ihrem Bruder ihre Meinung über Arius mitzuteilen, wenn ſie nicht tödlich erkrankt wäre. Auf dem Sterbebette empfahl ſie dem Kaiſer ihren arianiſchen Prieſter als einen ganz zuverläſſigen Mann und fügte hinzu, ſie fürchte für den Kaiſer Unheil und Verderben, weil er ſolche Gerechte wie Arius in ungerechter Verbannung halte. Conſtantin nahm den Empfohlenen in ſeine nächſte Umgebung auf, ſprach mit ihm über Arius und ließ ſich zu dem ebenſo verkehrten als unbeſonnenen Schritt verleiten, dieſen zurückzurufen, ſamt dem ebenfalls exkommunizierten Diakon Euzojus. Freilich maßte er ſich nicht an, ihm die Kirchengemeinſchaft wiederzugeben; da er aber ſehr zufrieden mit dem Glaubensbekenntnis des Arius ſein zu dürfen glaubte, weil dieſer beteuerte, er glaube durchaus in allem wie die katholiſche Kirche, alſo auch an Jeſus Chriſtus, den Sohn Gottes, der aus dem Vater geworden ſei vor aller Zeit: ſo beachtete Conſtantin weiter nicht, daß das entſcheidende Wort: „gleichweſentlich“ in dieſem arianiſchen Credo fehle und verwendete ſich bei den rechtgläubigen Biſchöfen, damit Arius wieder aufgenommen werde. Dies geſchah nun zwar nicht; da aber Arius ſelbſt aus der Verbannung zurückgerufen war, ſo war kein Grund vorhanden, um gegen die Biſchöfe Euſebius von Nikomedien und Theognis von Nicäa ſtrenger zu ſein, um ſo weniger, als auch ſie es an Verſicherungen der Rechtgläubigkeit nicht fehlen ließen; und ſo nahmen ſie denn im Jahre 329 ihre Sitze wieder ein. Kaum war dies geſchehen und ſie der Gunſt des Kaiſers wieder gewiß, ſo gingen ſie an die Ausführung ihrer Rachepläne. Ihre Anhänger waren wieder ſchnell um ſie verſammelt, denn ihre Rückkehr rechtfertigte ja alle andere auch, und die flachen Welt- und Verſtandesmenſchen ſchätzten ſich glücklich, mit ſo klugen Männern denſelben Glauben und mit ſo einflußreichen Männern die Gunſt des Kaiſers zu teilen. Wie viele Menſchen gibt's denn überhaupt in der Welt, für die der Gedanke hohes Anſehen zu genießen und für hoch erleuchtet zu gelten, nicht eine gefährliche Lockſpeiſe wäre? Sie griffen nun zuerſt den Euſtathes von Antiochien an, der, ausgezeichnet durch Geiſt, Frömmigkeit und ſchriftſtelleriſches Talent, dabei ein unerbittlicher Gegner des Arianismus war und, mit dem unbefangenen Freimut eines großen Charakters, deſſen auch gar kein Hehl hatte. Nach ſeinem eigenen Patriarchalſitz Antiochien begaben ſich die arianiſchen Biſchöfe im Jahre 330 mit jener Frechheit, welche das Sektenweſen bezeichnet, verſammelten dort eine arianiſche Synode, erfanden auf derſelben Verläumdungen des rechtgläubigſten und ſittenreinſten Patriarchen und entſetzten, exkommunizirten und verbannten ihn, als ob ihre Verläumdungen erwieſene Wahrheit wäre. Die Gemeinde von Antiochien, die, einen arianiſchen Anhang abgerechnet, mit unbegrenzter Ehrfurcht und Liebe an Euſtathes hing, geriet geradezu in wütende Aufregung, daß ihr heiliger Biſchof ihr in ſo ſchmählicher Weiſe entriſſen werden ſollte. Sie leiſtete ſo begeiſterten Widerſtand und es brachen ſo verzweiflungsvolle Gährungen aus, daß die Behörden einſchritten und der Kaiſer Briefe auf Briefe ſchrieb, und als das alles nichts fruchtete, durch ſeine bewaffnete Macht der Ungerechtigkeit den Sieg gab. Die glaubestreuen Prieſter mußten weichen und arianiſche wurden eingeſetzt. Nach und nach traf die Biſchöfe von Adrianopel, von Sirmium, von Beröa, von Gaza und viele andere dasſelbe Schickſal. Irgend eine Verläumdung ihrer Lehre oder ihres Lebens wurde ihnen entgegen geworfen und dann exkommunizierte und verbannte man ſie ohne Umſtände, entweder auf Schein-Synoden oder bloß auf kaiſerlichen Befehl, und trug Sorge, daß ihre Nachfolger Arianer oder mindeſtens Beſchützer des Arianismus waren. Dieſe unerhörte Wendung der Dinge verbreitete Schrecken und Entſetzen durch das ganze Morgenland. Des Kaiſers Gunſt und Schutz des Irrglaubens lähmte den Widerſtand bei den Zaghaften und machte ihn erfolglos bei den Beherzten, indem äußere Gewalt gegen ſie einſchritt. Die Häreſie ſchien im Orient die Oberhand zu bekommen.

Arius hielt dieſen Zeitpunkt für günſtig, um wieder in Alexandrien aufgenommen zu werden und Conſtantin ſchrieb in dieſem Sinne zu ſeinen Gunſten an Athanaſius. Dieſer antwortete einfach: die katholiſche Kirche könne keine Gemeinſchaft mit einer Irrlehre haben, welche die Gottheit Jeſu Chriſti angreife. Euſebius von Nikomedien verſuchte ſeinen Einfluß auf Athanaſius geltend zu machen und ließ ihm nebenbei mündliche Drohungen ſagen. Athanaſius entgegnete unerſchrocken: ſeine Richtſchnur ſei das Konzil von Nicäa und dem zuwider werde er nicht handeln. Nun ließ Euſebius Verbindungen anknüpfen zwiſchen den egyptiſchen Arianern und den Meletianern. Athanaſius hatte bis jetzt ſeine Hauptbemühungen darauf gerichtet, dieſe Schismatiker wieder zu gewinnen, die viel Unruhe und Verſtörung im Volke machten, weil ſie fortfuhren, eigene Biſchöfe und Prieſter zu weihen und zu begehren, daß dieſe als katholiſche betrachtet werden ſollten. So viel Streit und Ärgernis dies nun auch gab, ſo waren doch die Meletianer in den von den Arianern angefeindeten Glaubenslehren bisher ganz rechtgläubig geweſen. Da ſie nun aber hofften, durch arianiſche Macht in ihren Beſtrebungen unterſtützt zu werden, ſo gingen ſie auch auf deren Häreſie ein und machten es, ſagt Athanaſius in ſeiner Rede wider die Arianer, „wie Herodes und Pilatus, die ihren gegenſeitigen Haß vergaßen und ſich zuſammen gegen den göttlichen Heiland verbanden: ſie hoben ihre Trennung auf und ſchloſſen einen Bund gegen die Wahrheit.“ Dieſe Erſcheinung iſt ſeitdem eine ganz alltägliche geworden. Irr- und Ungläubige, ſo verſchieden ſie denken, ſo zerfallen ſie untereinander ſein mögen, finden immer einen gemeinſamen Mittelpunkt in dem Widerwillen gegen die heilige Kirche und in der Verwerfung der katholiſchen Lehre. Bisher hatten die Meletianer gar nicht gewußt, was ſie wohl dem Athanaſius vorwerfen könnten; jetzt lernten ſie es von den Arianern! Sie erfanden Verläumdungen: er ſollte dem Volke eine Steuer von Linnenkleidern für den Klerus aufgelegt und durch die Überſendung einer Kiſte voll Gold an einen gewiſſen Philumenos deſſen Verſchwörung gegen den Kaiſer begünſtigt haben. Conſtantin erſchrack über eine ſo ſchwere Anſchuldigung und berief Athanaſius an ſein Hoflager, damit er ſich verteidige. Athanaſius begab ſich ſogleich nach Nikomedien und rechtfertigte ſich vollkommen. Der Kaiſer entließ ihn huldvoll mit einem Schreiben an die Gläubigen von Alexandrien, das ſie zur Eintracht und Beharrlichkeit im Glauben ermahnt und Athanaſius einen verehrungswürdigen Biſchof nennt.

Die Verleumder hätten beſchämt ſein können; allein für ihren Haß und Rachedurſt war Beſchämung ein Waſſertropfen auf glühendem Eiſen! War eine Verleumdung zu Schanden gemacht, ſo mußte man dafür zwei neue erfinden! Athanaſius wurde bei dem Kaiſer angeklagt, er habe den meletianiſchen Biſchof Arſenius meuchelmorden, und Altar und Kelch des Prieſters Iſchyras umwerfen und zerbrechen laſſen, als dieſer eben die heiligen Geheimniſſe feierte. Es iſt ein erſtaunliches Zeugnis der menſchlichen Schwäche, welche ſo leicht die Gewohnheit annimmt, auf die Anſichten der nächſten Umgebungen einzugehen, daß Conſtantin, der eben erfahren hatte, wie gewiſſenlos die Feinde des Athanaſius zu Werke gingen, dennoch ihnen glaubte. Aber Euſebius von Nikomedien, dreiſt und kriechend und voll Ränke wie er war, wußte nicht bloß bei dem Kaiſer, ſondern bei dem Hofſtaat dermaßen ſich einzuſchmeicheln, daß dieſer Gemeinſchaft mit ihm machte; ſo daß der betäubte Kaiſer nichts anderes hörte, als Anſchuldigungen des Athanaſius. Er befahl alſo dem heiligen Patriarchen, ſich von ſo ſchrecklicher Anklage auf einer Synode zu Cäſarea in Paläſtina zu reinigen. Dort ſaß der andere Euſebius, der zwiſchen Glauben und Irrglauben hin und her ſchwankte, auf dem Biſchofſtuhl; und Athanaſius wußte ſehr gut, was er von einer Synode zu erwarten habe, die unter dem Einfluß der beiden Euſebius ſtehen würde. Er ließ alſo die Anklagen gerichtlich genau unterſuchen und ſchickte dem Kaiſer die Akten ein. Dieſe ergaben, daß ſich Arſenius wegen einiger Vergehen in ein oberegyptiſches Kloſter geflüchtet habe, wo er ganz wohlbehalten lebe; und daß der Gottesraub an einem heiligen Kelche nicht geſchehen ſei, ganz einfach deshalb nicht, weil Iſchyras ein Mann in der Mareotis ſei, der ſich Prieſter nenne und prieſterliche Handlungen vornehme, jedoch nie die Weihen empfangen und folglich weder Gemeinde, noch Kirche, noch heilige Geräte habe. Conſtantin hätte ſich vielleicht mit dieſer Verteidigung des Athanaſius begnügt; die Arianer ſtellten ihm aber deſſen Weigerung vor der Synode zu erſcheinen, als unerträglichen Hochmut vor und er, verwöhnt durch die knechtiſche Dienſtfertigkeit arianiſcher Biſchöfe, befahl bei ſeiner Ungnade dem Athanaſius, auf der Synode zu erſcheinen, die er nach Tyrus berufen werde und die aus ſechzig Biſchöfen, faſt lauter Arianern von mehr und minder ſtarker Schattierung beſtand. Diesmal gehorchte Athanaſius und erſchien mit einer großen Anzahl egyptiſcher und lybiſcher Biſchöfe, unter ihnen die heiligen Bekenner Paphnutius und Potamon. Die Arianer entblödeten ſich nicht, den großen Patriarchen wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln; ſie duldeten nicht, daß er ſeinen Platz einnehme; vor ihnen ſtehend ſollte er ſein Urteil hören. Mild ließ er es ſich gefallen und ſtand vor ſeinen Feinden, die ſeine Ankläger und zugleich ſeine Richter waren, wie Chriſtus in der Nacht des heiligen Leidens vor dem hohen Rate zu Jeruſalem. Der heilige Potamon konnte ſich bei dieſem Anblicke der Tränen nicht erwehren und rief dem

Euſebius von Cäſarea zu, auf welchem der Verdacht ruhete, daß er in jener Verfolgung, die dem Potamon ein Auge koſtete, den Götzen Weihrauch geopfert habe: „Du hier als Richter, Euſebius! und vor Dir als Schuldiger Athanaſius! wer kann ſolchen Anblick ertragen? Rechtfertige du dich doch erſt, wie du entkommen biſt mit geſunden Gliedern, als wir beide während der Verfolgung im Kerker waren.“ Potamon's Mitbiſchöfe teilten ſeine Geſinnung und erklärten einmütig, ſie würden nie die Feinde ihres Patriarchen als deſſen Richter anerkennen. Mit Wut und Ungeſtüm ſchrien aber die Arianer nach Prüfung der verſchiedenen Anklagepunkte, und Athanaſius blieb in ſeiner heiligen Gelaſſenheit, denn alle Akten und alle Zeugniſſe beſtätigten ſeine Unſchuld. Die Geſchichte von dem zerbrochenen heiligen Kelche fand ihre Erledigung in der von Iſchyras eingeſendeten Erklärung: er ſei zu dieſer unwahren Ausſage durch die Meletianer verleitet worden. Nun kam der Meuchelmord des Arſenius an die Reihe, und um ihn recht gräßlich zu machen, wurde eine vertrocknete Hand vorgezeigt, die dem unſchuldigen Opfer angehört haben ſollte. Athanaſius fragte, ob irgend Jemand den Arſenius gekannt habe, und als mehrere in der Verſammlung antworteten, ſie hätten ihn gut gekannt, gab Athanaſius ein Zeichen und herein trat Arſenius in eigener Perſon, friſch und geſund, mit ſeinen beiden Händen. Athanaſius hatte ihn vermocht, zur Ehre der Wahrheit in aller Stille nach Tyrus zu kommen. Seine unverhoffte Erſcheinung entlarvte dieſen Zug arianiſcher Gewiſſenloſigkeit. Mit verdoppelter Wut ſchrien jetzt die Arianer, ſie würden dem ihres Heilands und zwar als eine ächte Tochter des Pater Eudes — Corde magno et animo volenti. Und wirklich ging die Sache in eine mächtige Hand über; denn trotz des Zwieſpaltes, welcher in dieſer Frage zwiſchen der Anſicht des Erzbiſchofs von Tours und der ſeines Suffraganbiſchofs von Angers ſtatt fand, trat doch die heilige Congregation der Kardinäle in Rom auf die Seite des letzteren, deſſen Wunſch und Geſuch die Biſchöfe von Poitiers, Grenoble und Metz beiſtimmend unterſtützten — und erließ ein Decret in Betreff der Errichtung des Generalats zu Angers, das der heilige Vater, Papſt Gregor XVI., genehmigte und das durch ein Breve vom 3. April 1835 in Vollziehung trat. Es erklärte die ehrwürdige Mutter Maria St. Euphraſia Pelletier zur Generaloberin der Anſtalt „Der Töchter der ſeligen Jungfrau Maria von der Liebe des Guten Hirten.“ Außer der beſondern Verwaltung des Hauſes von Angers ward ihr die Vorſteherſchaft aller übrigen von demſelben gegründeten Häuſer übergeben. Die Regeln des Pater Eudes, wie ſie vom heiligen apoſtoliſchen Stuhl genehmigt waren, wurden beibehalten; der Name des Ordens erhielt die obige Umänderung; die Ordenstracht ward ganz leicht darin geändert, daß das Bild des Guten Hirten dem ſilbernen Herzen der Kloſterfrauen eingeprägt und die weiße Gürtelſchnur in eine blaue (die Farbe der Abtödtung) verwandelt wurde. Endlich erhielt der Orden die Befug-

Athanaſius noch ganz andere Verbrechen nachweiſen, und es erſchien in der Verſammlung ein erkauftes Weib, das ſich als eine gottgeweihte Jungfrau, wie es damals ſo viele gab, darſtellte und vorgab, ſie ſei durch Athanaſius tödlich an ihrer Ehre beleidigt worden. Sie beteuerte es durch einen Schwur. Athanaſius würdigte dieſe elende Komödie keines Wortes der Widerlegung; aber ein Prieſter ſeines Gefolges, mit Namen Timotheus, trat plötzlich vor das Weib hin und ſagte: „Du kannſt alſo beſchwören, daß du mich als Athanaſius erkennſt?“ — „Ja, freilich kann ich das! du biſt Athanaſius!“ rief die Elende und fügte einen Strom von Schmähungen hinzu. Timotheus trat ruhig zurück und die Arianer riſſen ingrimmig das Weib hinweg, das den Betrug ſo leicht verraten hatte, obgleich Athanaſius es zurückhalten und befragen wollte, durch wen es zu dieſer Niederträchtigkeit verleitet worden ſei. Die unausſprechliche Beſchämung, ihr giftiges Lügengewebe gründlich zerſtört zu ſehen, hatte keine andere Wirkung auf die Arianer, als daß ſich ihr Haß bis zum Wahnwitz ſteigerte und daß ſie neue Lügen erſannen. Sie behaupteten nun, Athanaſius habe alle glaubwürdigen Zeugen zum Schweigen beſtochen; er ſei ein Zauberer, der durch Blendwerke täuſche; und ſie würden ihn tätlich mißhandelt haben, wenn nicht der Comes Dionyſius, Conſtantins Abgeordneter bei dieſer Ketzerſynode, ihn geſchützt hätte.

Athanaſius erkannte, daß er in Tyrus nicht länger ſeines Lebens ſicher ſei, ſchiffte ſich ein, ging nach Conſtantinopel, wo der Kaiſer jetzt reſidierte, und bat, derſelbe möge ihm die Freiheit geſtatten, daß er nun ſeinerſeits ſeine Klagen gegen die zu Tyrus verſammelten Arianer vorbringe; denn dieſe hatten ihm inzwiſchen das Urteil der Entſetzung vom Amte geſprochen, ihm den Aufenthalt in Alexandrien unterſagt und ſich nicht entblödet, dies Urteil auf Grund derſelben Verleumdungen zu fällen, die ſo gründlich widerlegt worden waren. Die wenigen katholiſchen Biſchöfe, welche jener Verſammlung beiwohnten, unterſchrieben natürlich das frevelhafte Urteil nicht und wurden dafür Gegenſtand des Haſſes der Arianer, wenn ihre Perſönlichkeit oder ihre Stellung einflußreich war. Biſchof Marcellus von Ancyra, ein tüchtiger und geiſtvoller Kämpfer für die Lehre Chriſti auf dem Konzil zu Nicäa, war jetzt dermaßen empört über das Verfahren der Arianer, daß er nicht nur ihren Beſchlüſſen ſeine Unterſchrift verweigerte, ſondern es auch für gottlos hielt, länger in ſolcher Geſellſchaft zu bleiben. Dafür fielen ſie denn bald wütend über ihn her. Der egyptiſche Biſchof Paphnutius, ein heiliger Bekenner, war von ſolchem Abſcheu ergriffen über die unerhörte Gewiſſenloſigkeit des Urteiles, daß er mitten in der Sitzung aufſtand, den heiligen Biſchof Maximus von Jeruſalem bei der Hand nahm und hinweggehend ſagte: „Für zwei Bekenner des chriſtlichen Glaubens ſchickt es ſich nicht, Beiſitzer einer ſolchen Verſammlung zu ſein.“ Conſtantin in ſeiner Befangenheit hielt aber die Verſammlung der Häretiker für eine rechtmäßige und rechtgläubige Synode und deshalb auch ihr Urteil für gerecht. Er wollte Athanaſius nicht einmal ſehen, viel weniger deſſen Klagen Gehör geben.

Als Athanaſius dies erkannte, beſchränkte er ſich auf die Bitte, mit ſeinen Richtern vor dem Kaiſer erſcheinen und ſeine Sache verteidigen zu dürfen. Unparteiiſche Unterſuchung glaubte Conſtantin gewähren zu müſſen; er berief die Synode nach Conſtantinopel. Eine höchſt unangenehme Überraſchung für dieſe Männer der Finſternis, die voll Freude waren, ihren Haß endlich befriedigt und ihren Rachedurſt gefühlt zu haben, aber hinter der gleisneriſchen Maske von Frömmigkeit ſich verſteckund zu behaupten ſich nicht ſchämten, ihre Freude rühre daher, daß jetzt Zwietracht und Neid beigelegt und der Friede in der Kirche hergeſtellt ſei, Behauptungen, welches ſeitdem ein erbliches Gut aller Feinde der Kirche geblieben ſind und immer von neuem erſchollen, wenn ſie hoffen, durch irgend eine Maßregel die Stimme der ewigen Wahrheit unterdrückt zu haben. Statt dem Kaiſer zu gehorchen, erſchien nur Euſebius von Nikomedien mit fünf der ränkevollſten arianiſchen Biſchöfe in Conſtantinopel. Sie gaben ihre boshaften Fabeln vom zerbrochenen Kelche und vom Morde des Arſenius auf und führten neue Klagen: Athanaſius habe gedroht, die Kornzufuhr von Alexandrien nach Conſtantinopel zu verhindern. Der Kaiſer geriet außer ſich vor Zorn und verbannte den Angeſchuldigten, ohne ihn zu hören, nach Trier im Jahre 336. Ob er durch dieſe Maßregel Eintracht in der Kirche zu ſtiften, oder den Arianern ſeine Geneigtheit zu zeigen, oder Athanaſius der Verfolgung ſeiner Feinde zu entziehen wünſchte, wie einige behaupten, oder ob er ihn wirklich ſtrafen wollte, weil er der Verleumdung Glauben ſchenkte, ſei dahin geſtellt: genug, während er ihn in die

Verbannung ſchickte, geſtattete er dem Euſebius und ſeiner Partei durchaus nicht, einen anderen Patriarchen von Alexandrien zu wählen und alle ihre dringenden Vorſtellungen bewirkten weiter nichts, als daß er ſie endlich mit Drohung abwies. Der Sitz des heiligen Marcus blieb leer; es war, als hätte Athanaſius ſeinen Geiſt darauf zurückgelaſſen. Er ſelbſt wich mit unerſchütterlichem Gleichmut der Gewalt und ging ſtatt zu den Palmen des Nils, zu den Nußbäumen der Moſel. Trier war damals die Hauptſtadt des belgiſchen Galliens, das eine Provinz des ungeheueren Römerreiches bildete. Der Cäſar Conſtantin der Jüngere, ein Sohn des Kaiſers, reſidierte in Trier und befehligte das dort ſtehende Heer. Dahin alſo, nach dem fernen Norden, mußte der Fremdling aus Egypten wandern. Aber nicht wie ein Fremdling wurde er aufgenommen. In der Kirche Gottes gibt's überhaupt keine Fremdlinge, ſondern vielmehr Glieder eines myſtiſchen Leibes, eine übernatürliche Familie von Brüdern. Vollends ein um des Glaubens willen verbannter Biſchof, verbannt, weil er ein Bekenner der Gottheit Jeſu Chriſti war, mit welcher Freude, mit welcher Ehrfurcht und Liebe mußte er empfangen werden! So war es auch. Der heilige Maximus, Biſchof von Trier, glaubensſtark und fromm wie Athanaſius, bewillkommte ihn mit der höchſten Achtung; die chriſtliche Gemeinde ſchloß ſich mit Verehrung und Liebe dem heiligen Patriarchen an, und der Cäſar Conſtantin ſchätzte ihn wegen des Adels ſeiner ganzen Perſon und wegen der Hochachtung, die man ihm überall bewies. Er ſorgte reichlich für einen anſtändigen Lebensunterhalt des Verbannten.

So war alſo nach menſchlichen Anſichten alles zu Ende! Die Braut Chriſti geknechtet, die Wahrheit geächtet, die Lüge beſchirmt durch Szepter und Krone, das Reich Gottes preisgegeben den Söhnen Belials; mit einem Worte: die reine göttliche Lehre vergiftet durch eine falſche, menſchliche. Weltſicherer wie der Arianismus iſt noch nie eine Häreſie geweſen, und er ging doch unter! Es gab nur einen einzigen chriſtlichen Kaiſer und der beherrſchte das Römerreich in Europa, Aſien und Afrika, und in trauriger Verblendung beſchützte er, trotz ſeiner perſönlichen Rechtgläubigkeit, die Arianer und in ihnen den Arianismus, und der ging doch unter! Welch eine ſelige Zuverſicht ſchöpft der katholiſche Glaube jeder Häreſie gegenüber aus einer ſolchen Erfahrung! Mit welchem unüberwindlichen Siegesbewußtſein ſieht er ſie kommen und gehen, auftauchen und verſchwinden, die Welt überſchwemmen und ins Nichts zurückſinken, weil nicht von ihr und zu ihren Erfindern das Gotteswort geſprochen iſt: „Auf dieſen Felſen will Ich meine Kirche bauen.“ Es gibt ich weiß nicht was für eine übernatürliche Freudigkeit, die ſchöne Braut Chriſti in babyloniſcher Gefangenſchaft leidend, klagend, weinend zu ſehen; aber dabei zu wiſſen mit jener Gewißheit, die ihren Grund in Gott hat, daß ihres Reiches kein Ende iſt.

Einſtweilen triumphierte der Irrglaube, wie noch kurz vorher der heidniſche Unglaube triumphiert hatte. Aber trotz dieſes äußeren Sieges brachte Arius es nicht dahin, wieder in die Kirchengemeinſchaft von Alexandrien aufgenommen zu werden. Er hatte gehofft, er werde es durch ſein perſönliches Erſcheinen möglich machen; ſtatt deſſen zeigten ſich ſo unruhige Bewegungen in der Stadt, daß der Kaiſer es am geratendſten fand, ihn zurückzurufen. Welche Genugtuung für Athanaſius, ſeine Gemeinde einmütig in ſeinem Sinne handeln zu ſehen! Weder falſcher Friedensliebe, noch falſchen Gehorſam gegen den Kaiſer opferte ſie das Recht der Wahrheit auf, die Gemeinſchaft mit der Lüge ſtandhaft zu verwerfen. Athanaſius ſchreibt von den Arianern: „Sie wollen ihre Lehre für die echt chriſtliche ausgeben und mit Gewalt wieder in die Kirche. Sie täuſchen durch Berufung auf die Heilige Schrift und ihre falſchen Schlüſſe. Aber genau in derſelben Weiſe, durch Berufung auf die Heilige Schrift und einen falſchen Schluß, nahte ſich der Verſucher in der Wüſte dem Herrn.“ Der Kaiſer vermochte nicht, dieſe Täuſchung von ſich fern zu halten und den Rechtgläubigkeitsverſicherungen des Euſebius zu mißtrauen. Darum gab er dem troſtloſen Flehen der Alexandriniſchen Gemeinde, das von allen katholiſchen Biſchöfen Egyptens, ſogar vom heiligen Antonius dem Einſiedler, dringend unterſtützt wurde: ihren Patriarchen ihnen wieder zu geben, kein Gehör, indem er ſagte: er dürfe nicht die Beſchlüſſe einer Synode aufheben.

In Conſtantinopel hatten die Arianer vollkommen die Oberhand trotz des heiligen Biſchofes, der Alexander hieß. Er mußte dulden, daß man ſeine Einſprache unberückſichtigt ließ; daß man eine Synode von Irrgläubigen verſammelte, durch welche der Biſchof Marcellus von Ancyra abgeſetzt wurde; daß man ſogar dazu ſchritt, den Arius in die Kirchengemeinſchaft von Conſtantinopel einzuführen. Alle ſeine Beweiſe von der Unaufrichtigkeit des Arius, der das chriſtliche Glaubensbekenntnis von Nicäa verachte, folglich kein Chriſt, ſondern ein Arianer ſei, fruchteten nichts. Am nächſten Sonntage ſollte Arius feierlich aufgenommen werden. Da ergriff der neunzigjährige heilige Biſchof andere Waffen: er fing an zu beten, und je näher der Schreckenstag kam, deſto heißer betete er. Conſtantin ließ inzwiſchen nochmals den Arius rufen und begehrte, derſelbe möge ſein Glaubensbekenntnis ſchriftlich abfaſſen. Das geſchah mit ſo vielen Worten der heiligen Schriften und mit ſolchen Verſicherungen treuer und feſter Rechtgläubigkeit, daß Conſtantin ſagte, nachdem er es geleſen hatte: „Wenn du alſo nichts anderes als dies in Gedanken haſt, ſo laß die Wahrheit Zeugnis für dich geben. Schwörſt du falſch, wird der Herr dich ſtrafen." Arius ſchwur, er habe weder jetzt noch früher etwas anderes gedacht oder geredet oder geſchrieben als die katholiſche Lehre. Damit ging er von dannen. Seine Partei machte unter vielem Lärm und Aufſehen große Anſtalten für die Feierlichkeit des nächſten Tages; denn es war Samstag. Der heilige Alexander lag inzwiſchen in der Kirche auf den Knien und weinte, flehte und ſeufzte vor Gott: „Herr, ſchütze Deine Kirche vor dem Frevler! laß ihn nicht den Raum betreten, der durch Dich geheiligt iſt! oder ſoll es geſchehen, ſo nimm mich zuvor hinweg, denn wenn er in die Kirche käme, ſo könnte es ſcheinen, daß ich die Irrlehre eingeführt hätte." Wie in triumphierender Vorfreude des anderen Morgens zog Arius mit ſeinen Freunden und Anhängern durch die Straßen, führte ſtolze Reden und winkte dem Volk beifällig zu, das ſich dicht und immer dichter um ihn ſammelte. So wogte der Zug durch die Gaſſen. Nahe war er dem Conſtantiniſchen Platze; nahe der Kirche, in welcher der heilige Alexander betete; da gefiel es Gott, das Gebet des Gerechten zu erhören: ein plötzlicher abſchreckender Tod raffte Arius aus der Mitte ſeiner Freunde hinweg. Athanaſius ſagte: über keines Menſchen Tod dürfe der Menſch frohlocken, denn auch er werde ſterben. Aber erſchüttert waren alle, Katholiken wie Arianer: jene ſahen eine höhere Fügung darin; dieſe ſchrieen über Zauberei und ſteiften ſich um ſo mehr in ihrer Widerſetzlichkeit. So war denn der Säemann des Unkrautes auf dem Acker der Kirche abgerufen; allein das Unkraut ſelbſt wucherte fort.

Bald darauf, am 22. Mai 337, ſtarb der Kaiſer, dreiundſechzig Jahre alt, auf ſeinem Schloſſe Achyron bei Nikomedien. Seine drei Söhne teilten das Reich und der älteſte von ihnen, Conſtantin der Jüngere, hob unverzüglich die Verbannung des Athanaſius auf und ſchickte ihn nach Alexandrien zurück mit einem Schreiben, worin er ſeiner Heiligkeit das glänzendſte Lob erteilt und unter anderem ſagt: „Ihr wißt ſelbſt am beſten, welcher Verehrung Athanaſius würdig iſt. Ihr dürft euch nicht wundern, wenn ich für ihn etwas getan, ihn mit allem Nötigen in Überfluß verſehen und mit allen Ehren umringt habe. Mein Gemüt wurde durch die Vorſtellung euerer Anhänglichkeit an ihn und durch die Würde des großen Mannes ſelbſt dazu bewogen.“

Nach einer Verbannung von zwei Jahren und vier Monaten traf der gute Hirt im Jahre 338 wieder bei ſeiner treuen Herde ein. Unbeſchreiblicher Jubel empfing ihn; Verehrung ſeiner edlen

Perſönlichkeit, Liebe, die durch das Leiden des Geliebten immer geſteigert wird, Gefühl für Wahrheit und Recht brachen einſtimmig in Frohlocken aus und die egyptiſchen Biſchöfe, vom kirchlichen Gemeingeiſte beſeelt, beſchrieben ſelbſt die unbegrenzte Anhänglichkeit der geſamten Kirche Egyptens an Athanaſius, indem ſie ſagten: „Das Volk ſtrömte zuſammen und drückte voll Jubel ſeine Freude aus, den Erſehnten wiederzuſehen. In den Kirchen drängten ſich die Betenden, um dem Herrn Preis und Dank darzubringen. Die Prieſter und Kirchendiener ſchauten auf ihn mit grenzenloſer Freudigkeit und hielten den Tag für den ſeligſten ihres Lebens. Was ſollen wir aber von unſerer Wonne ſagen? Seine Verbannung war ja völlig die unſerige; ſeine Leiden waren die unſerigen; und ſo fühlten wir alle uns auch mit ihm dem Vaterlande zurückgegeben.“ Mit der Ruhe der Heiligen, welche ſich mit ihrem übernatürlichen Gleichmute weder durch lichte noch durch trübe Tage ſtören laſſen, begab ſich Athanaſius ſogleich an die Arbeiten und Geſchäfte ſeiner Diözeſe, die er mit dem Scharfblicke und der Einſicht eines überlegenen Geiſtes und mit der Milde und Gelaſſenheit eines großen Herzens verwaltete. Gegen menſchliche Schwächen hatte er gern Nachſicht und auch im Feinde ſchonte er liebend den Nächſten. Aber aus Nächſtenliebe die Unwahrheit als Wahrheit gelten zu laſſen: davor beſchützte ihn die Lauterkeit ſeiner Geſinnung. Daher ſahen die Arianer auch ſchnell ein, daß ſie ihm nach wie vor um kein Haarbreit näher gekommen wären. Sie hatten ſich geſammelt um Kaiſer Conſtantius, der das Morgenland beherrſchte und ſich von ihnen beherrſchen ließ. Euſebius von Nikomedien hatte ihn für den Arianismus gewonnen, denn der Arianismus war irdiſch; das Irdiſche dient der Welt, darum war auch das arianiſche Lehrſyſtem ganz bereit, dem Staate ſklaviſch zu dienen und eine Staatsreligion zu bilden, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er ſich dadurch als ganz unchriſtlich, aber dafür als echt heidniſch auswies, wie denn ja in der alten Roma die Imperatoren zugleich Hohepriester waren. Weil dem Arianismus die übernatürliche Grundlage fehlte, die Chriſtus der Gottesſohn iſt: ſo ſuchte er eine natürliche zu gewinnen — den Monarchen; und weil er auf die Einſprache des heiligen Geiſtes verzichtet hatte, ſo bequemte er ſich leicht den Befehlen eines Monarchen an. Machte dieſer ihn zur Staatsreligion, ließ dieſer ihm, ſo gut wie allen übrigen Inſtitutionen, den Schutz des Staates angedeihen, ſo gelangte der Arianismus äußerlich zur Geltung, Anſehen und Herrſchaft, zu einer Scheinwürde, die ihm genügte, weil er ein Scheinglaube war. Hatte der Arianismus den Sohn Gottes ſeiner Göttlichkeit beraubt und zu einem endlichen Weſen erniedrigt, ſo ſank ſelbſtverſtändlich die Stiftung Chriſti, die Kirche, für die arianiſche Auffaſſungsweiſe von ihrer Höhe als göttliche Anſtalt, zu einer ganz beſchränkten, haltloſen Inſtitution herab, zu eines Etwas, welches ſich die Exiſtenz dadurch ſicherte, daß es ſich vom weltlichen Machthaber modeln, formen und regieren ließ. Die Kirche mit ihrer Freiheit und ihrem Anſehen in göttlichen Dingen ſchrumpfte für den Arianismus zu einer unfreien Staatskirche zuſammen. Große Seelen ſind ſelten; alſo auch ſelten auf dem niß, dem wachſenden Jammer der ungläubigen und daher ſittenloſen Zeit gegenüber ſein Wirken auszudehnen, und außer der Zufluchtsanſtalt für Büßerinnen auch Aſyle für verwahrloſte und verwaiste Kinder und für junge Perſonen zu eröffnen, denen aus Mangel an Erziehung und Aufſicht, durch böſes Beiſpiel oder Armuth in der Welt Gefahr drohte.

Somit legte der liebe Gott in die Hand einer Ordensfrau, die im Kloſter erzogen war und ihr ganzes Leben in klöſterlicher Clauſur verbracht hatte, ein Mittel, um auf ihrem Platz dem höchſten Elend unſerer Tage ſegensvoll entgegen zu wirken und ſo viel der verlorenen Schäflein, als nur irgend dem Ruf der barmherzigen Liebe folgen wollten, dem Guten Hirten auf vielfachen Wegen ſuchen und heimführen zu helfen. Es ſind jetzt im April ſiebzehn Jahr geweſen, ſeitdem ſie General-Oberin iſt und hier folgt die Reihe der Häuſer, die ſeitdem von Angers aus gegründet ſind:

St. Florent bei Saumur, Nancy, Amiens, Lille, Puy-en-Velay, Strasburg, Sens, Reims, Arles, Santa Croce in Rom und ſpäter noch Lauretana in Rom, Bourg-en-Breſſe, Chambéry, Perpignan, Bourges, Nizza, Avignon, Macon, Mons, München, Toulon, London, Genua, Lyon, Louisville (Vereinigte Staaten, Kentucki), el Biar bei Algier, Turin, Montreal (Canada), Dôle, Imola, Saint-Omer, Loos bei Lille, Cairo, Moulins, Angoulême, Tripolis, Aachen, Smyrna, Münſter, Annonay, Arras.

Throne. Es gehört für einen Monarchen eine gewiſſe Größe dazu, um ſich nicht in der Idee zu gefallen, der heilige Geiſt ſeiner Staatskirche zu ſein, einer Idee, welcher gegenüber die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der katholiſchen Kirche in Glaubensſachen als Beeinträchtigung des Herrſcherrechtes, als unbefugte Anmaßung erſcheint. Kommen dann infulierte Höflinge hinzu, wie Euſebius von Nikomedien zu Conſtantius, ſetzen ſie ihre erſte Pflicht in Schmiegſamkeit vor dem Monarchen, beſeelt ſie kein höherer Ehrgeiz, als aus Dienern der Kirche Staatsdiener zu werden und zu machen, ſo muß freilich ein ſolcher Herrſcher jeden treuen Biſchof, jeden guten Katholiken, der an die göttliche Stiftung und Regierung der Kirche glaubt und hält und in ihr keine weltliche Gewalt dulden kann, als Majeſtätsverbrecher betrachten lernen.

Conſtantius war der einzige der drei kaiſerlichen Brüder, der ſich von arianiſchen Ränken umſpinnen ließ und die Verleumdungen glaubte, die immer und wieder über Athanaſius erſonnen, tauſendmal widerlegt und tauſendmal im neuen Gewande vorgebracht wurden. Dieſe Flut von Verleumdungen hätte jeden vorurteilsfreien Menſchen ſchon zu der Einſicht bringen müſſen, daß es ſich hier um weiter nichts handele, als einen großen Charakter anzuſchwärzen und ihm, der immer rein aus jeder feindlichen Beſudelung hervorging, um jeden Preis einen Fleck beizubringen. Aber Conſtantius ſah durch die Brille des Arianismus in Athanaſius einen herrſchſüchtigen Biſchof, dem es um perſönliche Macht zu tun ſei; und ſo folgte denn bald neue und größere Trübſal dem kurzen

Triumphe des heiligen Patriarchen, denn Alexandrien gehörte gerade zu dem Reichsanteil des Conſtantius. Sämtliche Biſchöfe Egyptens und Lybiens rechtfertigten ihn ſogleich und ohne Mühe gegen die Anklage, daß er Empörung gegen den Kaiſer anſchüre, Mord und Gewalttat übe, das Getreide der Witwen, Waiſen und Geiſtlichen unterſchlage; aber das war gerade ſo viel, als hätten ſie bewieſen, daß um Mittag die Sonne am Himmel ſtehe! Die Verleumdung weiß das ſehr gut; ſie will es aber nicht wiſſen! Die Verteidigung der Biſchöfe machte gar keinen Eindruck auf Conſtantius. Hingegen willigte er in die Forderung der Arianer, daß Athanaſius abgeſetzt und ein anderer Patriarch gewählt werde. Sie verſammelten ſich ſchleunig in Antiochien und ſprachen ſeine Entſetzung unter dem Vorwande aus, daß er ohne die Erlaubnis einer Synode ſeinen Biſchofsſtuhl wieder eingenommen habe. Einen gewiſſen Gregor aus Kappadocien, der ſolcher Wähler würdig war, wurde zum Patriarchen von Alexandrien gemacht und durch Waffengewalt daſelbſt eingeführt. Das chriſtliche Volk ſtieß eine ungeheuere Wehklage aus und wollte ſich den irrgläubigen Eindringling durchaus nicht gefallen laſſen. Der Statthalter Philagrius aber, ebenfalls ein Arianer, umringte den Gregor mit ſeinen Soldaten und rief Juden und Heiden, die zahlreich in der Stadt waren, zur Teilnahme an der Eroberung der katholiſchen Kirchen auf. Dieſe waren ſehr beſucht, denn es war die heilige Faſtenzeit des Jahres 341, und die Gläubigen bereiteten ſich mit Gebet und frommer Betrachtung auf das Oſterfeſt vor. Jetzt aber drängten ſie ſich noch zahlreicher dahin, als ob ſie imſtande ſein würden, den Verhaßten mit ſeinem Anhange fern von den geweihten Stätten zu halten. Aber aufgereizte wilde Rotten, mit Schwertern und Prügeln bewaffnet, ließen ſich durch dieſe Wehrloſen nicht ſchrecken, ſtürmten die Kirche zum heiligen Cyrinus, verwundeten, töteten, traten unter die Füße Männer und Frauen, mißhandelten mit teufliſcher Bosheit gottgeweihte Jungfrauen, mordeten Aszeten und Mönche und verwandelten den heiligen Ort in ein gräßliches Schlachtfeld. Um ihren Sieg zu feiern, opferten ſie auf dem Altare Vögel und Tannenzapfen, zündeten ihren Götzen die Kerzen an, berauſchten ſich in dem vorgefundenen und zum heiligen Meßopfer beſtimmten Weine, verbrannten die Bücher der Heiligen Schrift, läſterten den göttlichen Heiland, übten Schandtaten und redeten Greuel. Gregor fand es angemeſſen, dieſe Helden zu belohnen, indem er ihnen die Beraubung der Kirche geſtattete. Nun begann eine förmliche Plünderung, bei welcher jeder das nahm, was ihm in die Hand fiel, Altargerätſchaften, Prieſtergewande, deponierte Gelder und Koſtbarkeiten, die zu kirchlichen Zwecken oder für Arme, für Witwen und Waiſen beſtimmt waren. Sogar Türen und Gitter wurden ausgehoben, und die Kirche zum heiligen Cyrinus ſtand als eine verwüſtete Ruine da!

Während der Zeit befand ſich Athanaſius in einer anderen Kirche, um die Gläubigen zu ermuntern, in dieſen Stürmen ſtandhaft zu bleiben, alles zu dulden, aber nie mit dem Irrglauben ſich zu verbrüdern. Auf die flehende Mahnung ſeiner Prieſterſchaft, wenigſtens auf einige Zeit ſich zu verbergen, entwich er in die Umgegend, hilflos und flüchtig, immer bereit, ſeine geliebte Herde durch Rat und Tat zu kräftigen. Allein der rohen Gewalt war nicht zu widerſtehen; ſämtliche Kirchen mußten dem Gregor, mithin den Arianern ausgeliefert werden, und die Gläubigen mußten mit ihnen, wenigſtens äußerlich, in Gemeinſchaft treten, wenn ſie nicht das gemeinſame Gebet und den geſamten Kultus entbehren wollten. In einem Rundſchreiben an die katholiſchen Biſchöfe ſagt Athanaſius hierüber: Eine ſolche Verfolgung fand noch nie ſtatt. Früher konnte man doch während der Verfolgung im Geheimen beten und die Heilsmittel vom Prieſter empfangen. Aber jetzt laufen viele Gefahr, nicht getauft und in ihren Krankheiten nicht vom Diener der Kirche beſucht zu werden, denn Gregor beaufſichtigt alle mit größter Strenge und zeigt die Prieſter, die ihren Pflichten nachgehen, und die Gläubigen, die nicht bei arianiſchen Verſammlungen erſcheinen, dem Philagrius an, der ſie geißeln und einſperren läßt.“ Daher hatte denn auch das Volk einen grenzenloſen Abſcheu vor Gregor. Als er mit heidniſchem Gefolge am Karfreitage eine Kirche betrat, in welcher viele Chriſten ſich zum Gebete verſammelt hatten, erhoben ſich alle, wichen ſcheu vor ihm zurück und flohen, anſtatt ſich, wie ſonſt, um ihren Oberhirten zu drängen und um ſeinen Segen zu bitten. Gregor fühlte ſich ſchwer beleidigt und brachte ſeinen Freund Philagrius leicht dahin, daß er in einer Stunde vierunddreißig Perſonen, meiſtens Jungfrauen, vornehme Frauen und angeſehene Männer, mit Rutenſtreichen zerfleiſchen und in den Kerker werfen ließ. Ganz in der nämlichen Weiſe verfuhr Gregor, als er ſpäter ſeinen Metropolitanſprengel bereiſte. Die egyptiſchen Biſchöfe wollten dieſen aufgedrungenen Patriarchen, der nicht von ihnen ordiniert worden war, wie die Kirchengeſetze es verlangten, durchaus nicht anerkennen. Dafür wurden ſie geſchlagen, gefeſſelt, verbannt, durch Qualen ums Leben gebracht, und den Äbten, Mönchen und Einſiedlern ging es nicht beſſer. Athanaſius ſchließt ſein Rundſchreiben an die katholiſchen Biſchöfe mit der Aufforderung, bei der großen Trübſal der Alexandriniſchen Kirche nicht gleichgiltig zu bleiben, dies ausgezeichnete Glied des geſamten Kirchenkörpers nicht zertreten zu laſſen. „Denn allen gemeinſam iſt der Heiland, der von den Häretikern geläſtert wird; allen gemeinſam ſind die Geſetze, welche von ihnen verletzt werden. Wenn dieſe Verfolgung mit Stillſchweigen von euch übergangen würde, ſo käme in kurzem das nämliche Unheil über euch und am Ende könnte unſere Kirche ein Markt- und Handelsplatz weltlicher Angelegenheiten werden! Gebt alſo den egyptiſchen Biſchöfen und Gemeinden die Beruhigung, daß ſie nicht verlaſſen und allein ſtehen und ſich freuen mögen der Einheit des Glaubens an Jeſus Chriſtus.“ Dann verließ er ſeinen unſicheren Zufluchtsort und ging nach Rom, wo ſich bereits viele von den Arianern verfolgte und vertriebene Biſchöfe des Morgenlandes eingefunden hatten, um ſich als Glieder zu ihrem Haupte zu halten. Der griechiſche Geſchichtſchreiber Sokrates ſagt bei dieſer Veranlaſſung: „Sie entwickelten dem Biſchof Julius ihre Angelegenheiten, der ſie, gemäß *des Vorrechtes der römiſchen Kirche*, durch freimütige Schreiben in Schutz nahm.“ Und ein anderer griechiſcher Schriftſteller, Sozomenus, ſagt: „Nachdem der römiſche Biſchof die Klagen eines jeden vernommen hatte, und ſah, daß alle mit dem Dogma von Nicäa übereinſtimmten, nahm er ſie als gleichen Glaubens mit ſich in die Gemeinſchaft auf. *Denn ihm liegt, wegen der Würde ſeines Stuhles, die Sorge für alle ob.*“

Zum allgemeinen Kirchenoberhaupte begab ſich alſo auch Athanaſius und wurde mit großer Achtung und Freundſchaft von Julius empfangen, der mit ſämtlichen Biſchöfen des Abendlandes feſt an den Beſchlüſſen des Konzils von Nicäa hielt und die Verfolgung des Athanaſius als eine Gewalttat gegen die geſamte rechtgläubige Kirche betrachtete und verabſcheute. Er berief die Arianer, welche ſich in Antiochien nicht entblödet hatten, Athanaſius für abgeſetzt zu erklären, nach Rom, wo ſie ſich vor einer Synode rechtfertigen ſollten. Da ſie nicht erſcheinen wollten, weil ſie ein freies, unbefangenes kirchliches Gericht fürchteten, hielten ſie ſeine Abgeſandten monatelang hin und antworteten endlich ablehnend in einem gezierten und geſchraubten Brief, über den der Papſt Julius einfach ihnen zurück ſchrieb: „In kirchlichen Angelegenheiten gilt kein Wortkram, ſondern die apoſtoliſchen Kanones.“ Darauf berief er fünfzig abendländiſche Biſchöfe nach Rom, welche die Glaubenslehre und die Handlungsweiſe der Arianer ſowohl, als des Athanaſius und ſeiner Mitverbannten prüften und einſtimmig zu Gunſten der letzteren entſchieden. Dennoch war es unmöglich für Athanaſius, ſeinen Biſchofsſitz unverzüglich wieder einzunehmen, denn Gregor, vielmehr die kaiſerliche Gewalt herrſchte, geſtützt auf ein Heer von Beamten und beſchützt durch ein Heer von Soldaten, unumſchränkt zu Alexandrien. Er mußte noch jahrelang im Abendlande ausharren. Aber ſeine Verbannung eröffnete anderen den Weg zur Heimat. Der reiche Strom ſeines Lebens, gewaltſam abgelenkt aus ſeinem natürlichen Bett, ergoß ſich ſegnend und befruchtend über einen Boden, der bisher noch brach gelegen war. Wie dreihundert Jahre früher der heilige Apoſtel Paulus mit einer Feſſel an der Hand das Evangelium in Rom verkündete und die Römer aus ſeiner Gefangenſchaft ihre Befreiung ſchöpften: ſo wurde jetzt Athanaſius für ſie der Lehrer, der ſie unterrichtete über die Wege zur höchſten Vollkommenheit. In Rom war das Chriſtentum noch bei weitem nicht herrſchend, namentlich nicht bei den alten konſulariſchen und ſenatoriſchen Familien, die im Wohlbehagen ihres Reichtumes und ihres Glanzes irdiſch befriedigt dahin lebten. Fand der Polytheismus auch nicht viele Gläubige mehr, ſo war er doch die bequeme Form, hinter welcher ſich der kahle Unglaube verbarg, der immer dort wuchert, wo des Menſchen Hauptbeſtrebungen auf irdiſche Güter und materielle Genüſſe gerichtet ſind. Rom's geiſtige Atmoſphäre war noch ein trübes, ſchwüles Gewölk, an dem ſich die Lehre des menſchgewordenen Gottes von der Erlöſung und Verſöhnung wie ein himmliſcher Regenbogen, der jeden Augenblick in Wolken verſchwindet, dahinzog. Die Chriſten in Rom litten ſelbſt unter dieſer allgemeinen heidniſch-materiellen Färbung und Stimmung, an der die Seelen erlahmten und die Charaktere ſich abſchwächten, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, in deren Blutbädern ſie ſich früher immer wieder ſtählten und ſtärkten. Die Menſchheit bedarf der Ideale, um nicht in Stumpfſinn und Rohheit zu verfallen, und dieſe Ideale müſſen ihr ſo nahe vor das Auge dringen, daß ſie dieſelben mit ihrer Erkenntnis und mit ihrem Willen erfaſſen und erſtreben kann. Dieſe Ideale, dieſe Vorbilder der Vollkommenheit liegen in der Nachfolge Jeſu und entwickeln ſich aus ihr und durch ſie, wie die Roſe in überraſchender Schönheit aus dem bedornten Strauche bricht. Chriſtus iſt ihr Anfang und ihr Ende; ihr Fundament und ihr Ziel. Von Ihm, „der in ihnen mit dem Vater Wohnung nehmen will,“ gehen ſie aus, um zur letzten und höchſten Vereinigung mit Ihm, „in dem ſie leben und weben und ſind“, zu gelangen. Das Mittel, um in der Nachfolge Jeſu zur Vollkommenheit zu gelangen, iſt ein ganz einfaches; nur aber iſt es, wie alles Einfache, weitumfaſſend und tiefgreifend; es iſt die Entſagung. Der Menſch, der aus flammender Liebe zu einem himmliſchen Ideal alles verſchmäht und verläßt, was dies Ideal nicht iſt, wird mehr und mehr ſelbſt himmliſch; gerade ſo wie der Menſch, welcher ſich mit Vorliebe der Sinnlichkeit hingibt, mehr und mehr in ein animaliſches Daſein verſinkt: dieſem natürlichen Geſetze von Wirkung und Gegenwirkung kann ſich niemand entziehen. Da nun der menſchgewordene Gott die Vollkommenheit ſelbſt iſt, ſo muß derjenige Menſch, der mit dem Apoſtel Paulus „Alles zum Schaden ſich rechnet, was nicht Chriſtus iſt,“ mehr und mehr Chriſtus ähnlich werden, ſo weit dieſe Ähnlichkeit zwiſchen dem eingeborenen Sohne der Glorie und dem wiedergeborenen Kinde der

Gnade möglich iſt; und dieſe Vollkommenheit, dieſe Liebensblüte einer übernatürlichen Welt wird mit ſolchem Zauber in die Kreiſe des Alltagslebens hineinglänzen und duften, daß es über dieſe hinrieſelt wie Frühlingshauch, der aus Erſtarrung weckt und neues friſches Leben eingießt.

So war es mit Athanaſius. Er war einer der großen Entſagenden, die nichts vor Augen und im Herzen haben, als Chriſtus. In dieſe Sonne war er eingegangen; nun leuchteten deren Strahlen aus ihm hervor und belebten, erwärmten ſolche Seelen, die nicht in Selbſtſucht verknöchert und in Sinnlichkeit zerfloſſen waren. Das Mönchsleben war dazumal in Rom unbekannt. Man hatte wohl etwas von den Aszeten des Orients gehört, aber nur Äußerliches. Man hielt ſie für rohe, menſchenfeindliche Sonderlinge, für Barbaren, welche die geiſtige Bildung verachteten, für krankhafte, leidenſchaftlich verſtimmte Gemüter, die in der Einſamkeit ihren Träumereien nachhingen. Das elegante und gebildete chriſtliche Rom ſchauderte zurück vor der Armut der Zelle und der Armut im Geiſte; es hatte noch nicht den Gottesſohn in der Krippe begriffen. Nun kam Athanaſius, der gewaltige Biſchof, der Geliebte einer gläubigen, der Gehaßte einer ungläubigen Welt, als ein Vertriebener und Angeklagter und doch voll unerſchütterlicher Ruhe und frohem Siegesbewußtſein nach Rom, er ſelbſt ein Aszetenjünger aus des großen Einſiedlers Antonius heiliger Schule, und mit ihm zwei Mönche, zwei Lieblinge Gottes, die Athanaſius nicht glücklicher hätte wählen können, um den verachteten Stand im lieblichſten Lichte zu zeigen. Der eine hieß Ammon und der andere Iſidor. Der heilige

Evangeliſt Johannes faßt die Welt, d. h. die irdiſche Richtung und Geſinnung in ihrer Geſamtheit, in der dreifachen Bezeichnung zuſammen: „Begierlichkeit der Augen, Begierlichkeit des Fleiſches, Hoffart des Lebens.“ (1 Joh. 2, 16.) Mit anderen Worten: wiſſen wollen, genießen wollen, gelten wollen, das iſt der dreifache Ring, womit die alte Schlange den Menſchen zu umzingeln, das dreifache Gift, womit ſie ihn zu berauſchen ſucht. In ungeordneter Liebe neigt ſich der Menſch dem ſchillernden Ringe, dem glänzenden Becher zu: alles zu kennen, alles zu genießen, alles zu gelten, das, wähnt er, ſei ſeine herrliche Beſtimmung, und ach! es iſt der Abfall von ihr! In ungeordneter Liebe dient er der dreifachen Begierlichkeit, die ihn erniedrigt und nicht beglückt, anſtatt ſie zu beherrſchen und mit den Kräften, die er für und an ſie vergeudet, Gott zu dienen und in dieſem Dienſte edel und glücklich zu werden. Das iſt die Welt; das iſt die Maſſe der Irdiſchgeſinnten; das iſt die ewige Wiederholung des erſten Abfalles. Aber die Begierlichkeit, dieſer Feuerbrand, den die Erbſünde in das Menſchenherz wirft und der alle deſſen böſe Leidenſchaften entzündet, kann gebändigt werden. Ihre himmliſche Überwinderin iſt die Entſagung. Wie eine ganze Maſſe von böſen Leidenſchaften in dem wilden Feuer der Begierlichkeit zuſammenglühen: ſo müſſen auch eine Menge Tugenden zuſammenwirken, um die lichte, lautere Flamme der Entſagung zu nähren. In ihr laufen ſie alle aus. Es gibt keine Tugend, deren Anfang, deren Fortſchritt ohne Entſagung möglich wäre. Und wie die ungeordnete Liebe mit der Begierlichkeit herabſinkt zu den Dingen des Staubes und des Scheines, Alſo ſind in ſiebzehn Jahren einundvierzig Häuſer zur Ehre des ewigen Guten Hirten, beſchäftigt mit ſeinem Werk, auf dem ſumpfigen Boden der Welt, in allen Himmelsgegenden, wo die heilige Kirche Wurzeln hat, gegründet worden. Dieſer Erfolg beweiſt hinlänglich, daß das Generalat ein inneres Bedürfniß des Ordens war, um durch concentrirte Kraft demſelben jenen kühnen, weltumfaſſenden Schwung zu geben, ohne welchen eine großartige Ausbreitung unmöglich iſt. Unter dem Hirtenſtab ihres göttlichen Guten Hirten ziehen ſeine Töchter im Schutz und Schirm der allerſeligſten Jungfrau Maria friedlich und zuverſichtlich über Länder und Meere — ſtille, frohe, weiße Hirtinnen, um Seelen für den göttlichen Liebhaber der Seelen zu ſuchen; um aus den Diſteln und Dornen der Sünde die armen umſtrickten Schäflein loszumachen, die ſich ſonſt an dieſen Verwundungen zu Tode bluten müßten, und um die Lämmer zu bewahren, welche aus Leichtſinn oder Unachtſamkeit in jene Nähe gerathen könnten.

Ich weiß nicht — aber gibt es denn Etwas auf unſerer Erde, worin ſich die Liebe zum Kreuz ernſter und demüthiger ausſpräche? Wer am unmittelbaren Werk des Heilands auf Erden arbeitet, der muß darauf gefaßt ſein, daß er es nicht anders haben könne, als ſein Herr und Meiſter — und wird es nicht anders haben wollen, damit der volle Segen des Kreunach denen ſie verlangt: ſo hebt die geordnete Liebe in der Entſagung ſich zu ihrem Ziele empor, zur ewigen Wahrheit, zur ewigen Schönheit: zu Gott. Dieſe Richtung brachte Chriſtus der Menſchheit und ließ ihr die Gnade und die Freiheit, ſie einſchlagen zu können. Mit verſchiedener Kraft und Entſchloſſenheit, und nach verſchiedenem Maße der Gnaden und Gaben wurde ſie eingeſchlagen, und zu mehr oder minder hoher Vollkommenheit gelangten diejenigen, welche auf ihr wandelten. Am entſchiedenſten in der Nachfolge Jeſu, am feurigſten bei der Eroberung des Himmelreiches waren die, welche nicht bloß in ihrem Stande die Entſagung übten, ſondern aus der Entſagung ihren Stand machten; d. h. ſie begannen auf dem Standpunkte, auf welche andere kaum endeten, indem ſie gänzlich auf alles verzichteten, was hienieden an Glück, an Genuß, an Freuden erlaubt iſt, um die gottverwandte Natur in dem Maße zu nähren, als die erdverwandte abgetötet wurde. Dieſen glühenden Liebhabern des Kreuzes Chriſti gab die chriſtliche Sprache ſchon früh den bezeichnenden Namen Aszeten, Entſagende, und wir haben an einem anderen Orte geſehen, wie ſie bald in einſiedleriſcher Zurückgezogenheit und bald in brüderlicher Gemeinſchaft, abgeſchloſſen von der Welt, das himmliſche Werk in ihrer inneren Heiligung betrieben. Ammon und Iſidor gehörten einem ſolchen Vereine an, und mitten in dem geräuſchvollen, bunten, glänzenden, zerſtreuenden Rom, wohin nur der Gehorſam gegen ihren Patriarchen ſie führte, lebten ſie wie in ſtiller Zelle weltentfremdet, demütig und andächtig. Ammon wurde gefragt, ob ihm Rom gefalle. Er antwortete, daß er nur die Baſiliken von St. Peter und St. Paul geſehen habe. Für alle anderen Herrlichkeiten Roms war ſein Auge blind; ſeine Seele fand nichts, was darin der Bewunderung wert ſei. Neben Ammon's erhabenem Ernſte machte Iſidor's engelhafte Freundlichkeit einen nicht minder anziehenden Eindruck. Er war ſo lieblich von Antlitz, Geberden und Sprache, daß die heiligen und weiſen Lehren, die von ſeinen freundlichen Lippen floſſen, bezaubernd in willige Seelen fielen und daß ſogar das heidniſche Rom bewundernd und liebend auf ihn ſchaute. Im chriſtlichen Rom rief der große Biſchof aus dem Morgenlande mit ſeinen beiden Begleitern die nachhaltigſte Wirkung hervor: ſie zogen durch ihr Beiſpiel, ihre Erſcheinung, ihre Worte die Seelen auf die Wege der höheren Vollkommenheit. Athanaſius erzählte vom Leben der Einſiedler, die ſich am Roten Meere um Antonius, vom Leben der Mönche, die ſich in der Thebais um Pachomius verſammelt hatten; erzählte von den Regeln und Vorſchriften, welche dieſe heiligen Männern ihren Jüngern gaben; von den Frauengenoſſenſchaften, die ſich im edlen Wetteifer mit den Männern der chriſtlichen Aszeſe widmeten; von den Nonnenklöſtern der Tabennaſiotinnen, die Pachomius mit ſeinem kräftigen organiſierenden Geiſte ins Leben rief. Es iſt zwar ein ſehr gebrauchter, aber darum auch ſehr paſſender Vergleich, daß, wie Diamanten nur mit Diamanten geſchliffen werden, ſo ſtarke und große Seelen ſich nur durch ſtarken, großartigen Kontakt ihres Willens bewußt und ihres Bewußtſeins Meiſter werden. Als das chriſtliche Rom aus dem Munde des Athanaſius von dem hohen Ideal des aszetiſchen Lebens hörte, das im Orient erſtrebt, und teilweiſe verwirklicht wurde, da fuhr manche Seele auf wie aus dem Schlafe und wie aus dem Staube, und ſchüttelte ab Lauheit und Lähmung, und ſchaute auf die herrlichen Geſtalten, die ſo idealiſch, aber keine Scheinbilder, ſondern Muſterbilder waren, und rief frohlockend: „Das iſt's! ja, das iſt's! das iſt auch mein Weg, auch mein Ziel! ich muß nun auch ausgehen zur Eroberung meiner Glückſeligkeit, der vollkommenen Liebe, auf dem Pfade der vollkommenen Entſagung.“

So ſprachen unter anderem auch zwei junge Mädchen, Schweſtern, die eben aus der Kindheit auf die Schwelle des jungfräulichen Alters traten und Töchter aus dem conſulariſchen Geſchlechte der Furier waren. Sie hießen Aſella und Marcella 1) und ihre Mutter hieß Albina; der Vater war tot. Dieſe Kinder waren erzogen mit allem Glanze, aller Verwöhnung, aller Feinheit, aller Bildung, die ihrer Abkunft und ihrem Reichtume entſprach, und dabei mit chriſtlicher Frömmigkeit, welche ſie vor Verweichlichung behütete. Als ihnen die Kunde eines engelhaften Lebens hienieden anſchaulich und weſenhaft entgegentrat, da riefen beide: „Das iſt's! ja, das iſt's!“ und mit heldenhafter Entſchiedenheit, die weit über ihr zartes Alter hinaus lag, widmeten ſie ſich im ſtolzen Palaſte ihrer Väter der demütigen Aszeſe. Marcella mußte ſpäter dem heißen Wunſche ihrer Mutter nachgeben und ſich verehelichen; als aber ihr Gemahl nach ſieben Monaten ſtarb, trat ſie in den Witwenſtand mit dem feſten Entſchluſſe, ſich fortan ganz dem Leben der höheren Vollkommenheit zu widmen, einen Ent-

---

1) Siehe „Väter der Wüſte“.

ſchluß, den ſie durch das ganze Jahrhundert hindurch mit unberechenbar großem und heilſamem Einfluſſe auf die vornehme Welt Roms ausführte. Aſella, die ſich bei zwölf Jahren eine armſelige Zelle im väterlichen Hauſe eingerichtet hatte, blieb ungeſtört darin und ſchuf ſie, was die Armut und Abtötung betraf, zu einer Wüſte, was die Tugend und die Liebe betraf, zu einem Paradieſe um. Die ausgezeichnetſten Männer der Zeit, die nach Rom kamen, betrachteten es als ein Glück und eine Ehre, die ſtille fromme Jungfrau in ihrer dürftigen Zelle aufſuchen zu dürfen. Beide Schweſtern verbanden mit ihrem hohen Tugendleben die Feinheit des Verſtandes, die Grazie der Bildung, den Ernſt des Wiſſens, welche den gediegenen Kern ihres Weſens durch die reiche Einfaſſung noch mehr hoben und ſchmückten und ſogar die Bewunderung des ſtrengen heiligen Hieronymus erregten, der keinen geringen Maßſtab an die Menſchen legte. Beide Schweſtern beſaßen eine Seelengröße, eine Erhabenheit des Sinnes, einen Schwung des Herzens und eine Anmut des Benehmens, durch welche ihr religiöſer Glaube eine unvergleichliche Eindringlichkeit gewann, namentlich bei den vornehmen römiſchen Frauen. Dieſe ſahen in den beiden Schweſtern Perſonen ihres Standes, ihres Kreiſes, erzogen wie ſie, gebildet wie ſie, dem unſcheinbarſten Leben in Armut und Hingebung für andere ſich opfern und dabei doch immer die feinen und liebenswürdigen Frauen bleiben, die nun einmal in den höheren Ständen zu Hauſe ſind. Daraus wurde ihnen klar, daß das aszetiſche Leben nicht in Stumpfſinn des Geiſtes, in Roheit der Sitten, in Verachtung der Bildung einführe, ſondern im

Gegenteil allen Vorzügen höhere Weihe und höhere Kraft gebe. Sie wurden Schülerinnen der beiden Schweſtern. Aſella übernahm die Leitung einer Genoſſenſchaft von Neubekehrten, die ſich dem jungfräulichen Stande widmeten und ein gemeinſames Leben führten. Marcella machte ihr Haus zu einer Schule der himmliſchen Weisheit, die jeder Seele offen ſtand. Die herrlichen Frauen, welche gegen das Ende des Jahrhunderts in Rom erſchienen, die Melanien, die Paula's, welche ihre Welt und ihr Zeitalter mit dem Lichte ihrer Heiligkeit anſtrahlten, ganze Familien, ja ganze Geſchlechtsreihen auf die Wege der evangeliſchen Vollkommenheit zogen und führten, waren mittel- und unmittelbar Jüngerinnen aus Marcella's Schule, Blüten jener Samenkörner der Aszeſe, die Athanaſius damals in Rom ausſtreute. Durch ſeine Lebensbeſchreibung des heiligen Antonius, worin er die Grundzüge, Zweck und Ziel, Gefahren und Klippen des Einſiedlerlebens überhaupt zuſammenfaßte, ſetzte er in ſpäterer Zeit ſeine Belehrungen fort und entwickelte allmählich in Rom den Geiſt chriſtlich frommen Eifers, der die irdiſchen Dinge nicht höher anſchlägt, als ſie eben wert ſind. Da ſah man nicht ſelten die Landhäuſer des römiſchen Adels, dieſe Stätten des höchſten Luxus und königlicher Verſchwendung, umgewandelt in ein klöſterliches Stilleben, zu welchem ſich Gleichgeſinnte zuſammenfanden, wie Paulin von Nola, der aus einem römiſchen Konſul und Senator ein armer Mönch wurde, es ſo einfach und lieblich von ſeinem Landhaus zu Nola berichtet.[1]

---

[1] Siehe „Väter der Wüſte“.

Durch die Verbindung des ganzen Abendlandes mit Rom drang die Kunde von der Geiſteserneuerung, die Athanaſius dort hervorrief, auch über die Alpen und erfaßte mit gleichem Feuer die chriſtlichen Gemüter in Gallien, ſo daß von den Pyrenäen bis zur Moſel auf verſchiedenen Stätten Genoſſen zu einem gemeinſamen aszetiſchen Leben ſich zuſammenfanden. Bald war es ein großer Herr, welcher dem Prunk der Welt entſagte, ſeine freigelaſſenen Sklaven wie ſeine Brüder behandelte, mit ihnen den Landbau trieb, das Lob Gottes ſang, dem Gebete und der Betrachtung oblag, und von ſeinen Reichtümern nichts begehrte. als das Brot, das er aß, und das Kleid, das er trug. Bald war es eine vornehme Familie, die, in allen ihren Mitgliedern geheiligt, beiſammen blieb, um gemeinſchaftlich ihr irdiſches Glück nicht zu genießen, ſondern für himmliſche Beſtrebungen froh zu opfern. Bald waren es unbekannte, unſcheinbare Menſchen, welche der Drang ergriff, gerade ihre Unſcheinbarkeit zu benutzen, um in aller Stille und Demut das Himmelreich zu erobern. So wirkte Athanaſius in der Verbannung. Das iſt die Gnade, die den apoſtoliſchen Seelen nachfolgt.

Über drei Jahre mußte er in Rom bleiben; dann berief ihn Kaiſer Conſtans nach ſeiner Reſidenz Mailand, um ihm ſein Wohlwollen und ſeine Hochachtung zu verſichern. Mit der Seelenruhe der Heiligen, welche ſich weder durch Ehren noch durch Schmach aus ihrer Gelaſſenheit aufſchrecken laſſen, behielt Athanaſius am kaiſerlichen Hoflager kein anderes Intereſſe vor Augen, als das Verlangen, der zerrütteten und verfallenden Kirche des Morgenlandes Frieden und Einheit zurückzugeben und den Quell ihres Elendes, das Gift der Häreſie, aus ihr zu entfernen. Papſt Julius und alle rechtgläubigen Biſchöfe waren von demſelben Verlangen beſeelt. Durch ſie alle angefeuert, willigte Kaiſer Conſtans in ihren Wunſch, ſeinen Bruders Conſtantius dahin zu beſtimmen, daß die Kirche unter dem Schutze beider Kaiſer ihre Angelegenheiten auf einem ökumeniſchen Konzil mit aller Freiheit ordnen dürfe. Conſtantius gab wirklich ſeine Einwilligung und zu Sardika in Illyrien traten die Väter im Jahre 347 zuſammen. Alle Unterſuchungen über den Glauben waren ausgeſchloſſen, denn das Konzil von Nicäa hatte über ihn entſchieden und dieſen Punkt auf ewig angetan. Nur beſtätigt ſollte der Beſchluß von Nicäa werden, die Unterſuchung aber die Verbannung des Athanaſius und der übrigen Biſchöfe, und unzählige Anklagen gegen die Arianer betreffen. Als dieſe erfuhren, daß es ſich um Tatſachen handeln werde, die man ſchwerlich durch blendendes oder betäubendes Wortgewebe in ein trügeriſches Licht werde ſtellen können, indem Handlungen beſtimmter und verſtändlicher für ſich ſelbſt und ihre Urheber zeugen, als Glaubenslehren: ſank den Arianern der Mut, je mehr ſie ſich Sardika näherten. Sie hielten unterwegs verſchiedene Beratungen und erklärten endlich: ſie könnten nicht auf einem Konzil erſcheinen, das durch die Gegenwart des exkommunizierten und abgeſetzten Athanaſius befleckt ſei. Alle Vorſtellungen und Einladungen waren vergeblich. Der hochbejahrte Hoſius von Cordova begab ſich endlich ſelbſt zu ihnen, verſicherte: wenn Athanaſius ſchuldig befunden werde, würden die Abendländer ihn gewiß verlaſſen; erweiſe ſich jedoch ſeine Unſchuld und wollten ſeine Gegner ihn desungeachtet auch dann nicht anerkennen, ſo habe Athanaſius den hochherzigen Entſchluß gefaßt, um jedes Ärgernis in der Kirche zu verhüten, von ſeinem Patriarchenſitz herabzuſteigen und mit ihm nach Cordova zu gehen. Nur auf unparteiiſches Gericht beſtehe Athanaſius, ſonſt ſei er zu jedem perſönlichen Opfer bereit. So ſprach „der Vater der Biſchöfe", wie Athanaſius ehrfurchtsvoll den Greis nennt. Allein es machte nicht den geringſten Eindruck auf die Arianer. Daß Athanaſius ihr Lügennetz leicht zerreißen werde, bezweifelten ſie keineswegs; deſto mehr aber, daß er die Zuſage, die Hoſius machte, erfüllen werde. Wer ſelbſt unfähig iſt, ein Opfer zu bringen, glaubt auch nicht bei anderen, am wenigſten bei einem ungerechterweiſe Gehaßten, an dieſe Fähigkeit. Die arianiſchen Biſchöfe erklärten plötzlich, ſie müßten auf ihre Sitze zurückkehren, um Siegesfeſte zu feiern, indem Kaiſer Conſtantius die Perſer geſchlagen habe; ſie kehrten um und hielten eine Winkelverſammlung zu Philippopolis. Die Väter von Sardika brachten ihr Konzil, das ſie als eine Fortſetzung des Nicäiſchen betrachteten, ruhig zu Ende, prüften und erkannten die Unſchuld von Athanaſius, von Marcellus von Ancyra und Aſclepas von Gaza, belegten die Anführer der Arianer mit dem Banne, entſetzten Gregor, den Eindringling ins Patriarchat Alexandrien, und ſchickten Abgeordnete an Conſtantius mit dem Geſuch, ihre Beſchlüſſe zu vollziehen. 340 Biſchöfe hatten dieſelben unterzeichnet. Ob dieſe große Zahl dem Kaiſer imponierte, ob ihn die Drohungen und Vorſtellungen des Conſtans erſchütterten, ob er eine Aufwallung von Verachtung gegen das niedrige Treiben der Arianer empfand, oder dies alles zuſammen: genug, Kaiſer Conſtantius war willfährig, berief die abgeſetzten und verbannten Biſchöfe auf ihre Sitze zurück und lud ſogar Athanaſius ein, auf der Heimreiſe an ſeinem kaiſerlichen Hoflager zu erſcheinen. Er ſchrieb ihm einen Brief, der ein merkwürdiges Zeugnis ablegt, zu welcher komödiantenhaften Heuchelei der Kaiſer herabſtieg. Er ſchrieb unter anderem: „Meine Menſchenfreundlichkeit hat es nicht überſehen, daß Du ſo lange von wilden Stürmen verfolgt wurdeſt. Mein frommer Sinn hat bemerkt, daß Du entfernt von Deiner Heimat, den Deinen entriſſen, ſogar in Wüſten unter wilden Tieren umherirren mußteſt. Längſt würde ich Dir geſchrieben haben, wenn ich nicht gehofft hätte, daß Du von ſelbſt zu mir kommen und Deiner Leiden Linderung von mir begehren würdeſt.“ Dieſe überraſchende Zärtlichkeit ſchien dem Athanaſius ſo bedenklich, daß er noch zwei Schreiben des Kaiſers abwartete, bevor er auf die Einladung einging. Seiner Rückkehr nach Alexandrien ſtand weiter nichts im Wege, da Gregor bei einem Volksauflaufe umgekommen war. Athanaſius verließ Aquileja 348, wo er ſich zuletzt aufgehalten hatte, eilte nach Gallien, um ſich bei Conſtans zu beurlauben, und dann nach Rom, um von Papſt Julius Abſchied zu nehmen. Mit unausſprechlicher Freude, welche die ganze römiſche Kirche teilte, ſahen beide ſich wieder. Das nahtloſe Kleid der ſchönen Braut Chriſti ſollte alſo fortan nicht mehr zerriſſen, nicht länger der Wolf der Hüter der Lämmer Chriſti ſein! Die reine Glaubenslehre herrſchte, die wahren Hirten kehrten zu ihren troſtlos verwaiſten Herden zurück! Ein Frohlocken durchdrang die geſamte Kirche. Jede Gemeinde empfand die Freude der Alexandriner, ihren geiſtlichen Vater wieder zu beſitzen; jeder Biſchof die Wonne des Athanaſius, wieder mit den Kindern ſeiner Seele vereint zu ſein. Während die Arianer vom Glauben getrennt, „von der erſten Liebe abgefallen waren,“ unter ſich in Sekten und Parteien ſich ſpalteten und durch Abſonderung den Keim des Todes in ſich verpflanzten, wurde die katholiſche Chriſtenheit es ſo recht inne, wie der Pulsſchlag eines gemeinſamen Glaubens alle zu einer übernatürlichen Einheit und Eintracht zuſammenfüge und wie die Fülle einer und derſelben Liebe das Ganze durchſtröme. Zu dieſer katholiſchen Liebe, welche, wie eine elektriſche Kette über den ganzen Erdboden läuft und, nicht begnügt mit der Erde allein, auch noch das, was drunten und was droben iſt, umſchlingt, erſchwingt die traurige, ſtarre und enge Sektiererei ſich nie.

Papſt Julius ſchickte den Alexandrinern ein eigenes Glückwunſchſchreiben, worin er ſagt, er freue ſich mit ihnen über den Erfolg ihres reinen und gläubigen Gebetes und danke Gott, daß er inzwiſchen dem großen Athanaſius ſo nahe geweſen ſei, der jetzt in noch höherem Glanze zu ihnen zurückkehre. „Ihr waret ſein Troſt in der Fremde und euer glaubensfeſter Sinn hielt ihn aufrecht in der Verfolgung. Es erquickt mich, im Geiſte ſeine Rückkehr zu euch mir vorzuſtellen, wie ihm die ganze fromme Gemeinde mit feſtlicher und heiliger Freude entgegeneilt.“ Die Biſchöfe von Paläſtina verſammelten ſich zu einer Synode, um Athanaſius zes dem Werk zu Theil werde. Oder gibt es Etwas, das evangeliſcher wäre? „Ich bin der gute Hirt. Der „gute Hirt läßt ſein Leben für die Schafe“ — heißt es bei dem heil. Johannes X, 11. — und darin geht das ganze Daſein Derer auf, die ſich ihm widmen. Zeit, Geſundheit, Fähigkeiten, alle natürlichen und übernatürlichen Gaben und Gnaden, das Leben ſelbſt, Alles und Alles ſind ſie bereit hinzugeben, damit einige „Sünder ſelig werden.“ Das iſt das vollkommne Opfer, das Opfer am Kreuz, der Mittelpunkt und der Schlußſtein des ganzen Evangeliums. Zu ſolchem Opfer befähigt zu werden, iſt eine Wundergnade der Erlöſung. Dem unerlöſten Menſchen fällt dergleichen nicht ein!

Und weil dies Werk eine ſo ächte Blüte des Evangeliums iſt, deshalb verzweigt es ſich ſo friſch und ſtark, denn die Menſchheit und ihre Zuſtände begehren, daß das Evangelium nicht blos gelehrt, ſondern gelebt werde. Es leben — was heißt das? Das heißt lieben. Aber nicht dies und jenes lieben, nicht dich und mich lieben, ſondern Eines lieben: Gott! den dreieinen Gott der offenbarten Religion, deren Wort das Evangelium iſt — Gott den Schöpfer, Gott den Erlöſer, Gott den Seligmacher der Seelen, Den lieben: „Und dann thue, was du willſt!“ ſpricht der heilige Auguſtinus (Ama, et fac quidquid vis). Dann iſt die Eſſenz des Evangeliums zum Weſen des Liebenden bei ſeiner Durchreiſe feierlich zu begrüßen, und ſchickten dann den egyptiſchen und lybiſchen Biſchöfen ihren Glückwunſch, worin ſie ſchrieben: „Euer Gebet iſt erhöret worden von dem allmächtigen Gott, der für ſeine Kirche ſorgt. Er ſchaute auf euere Tränen und euer Flehen und erfüllte euere Bitten. Ihr waret wie verfolgte und zerſtreute Schafe, die keinen Hirten haben. Aber der wahre Hirt vom Himmel ſorgt für euch und gibt nach beſtandener Trübſal Denjenigen zurück, nach dem ihr euch ſehnet. Wir, nachdem wir zuvor nach Kräften für den Frieden in der Kirche gearbeitet haben, begrüßten jetzt Athanaſius mit dem Atemzug euerer Liebe, ſetzten uns durch ihn auch in die Gemeinſchaft mit euch, und ſind nun froh, euch verkünden zu können, daß das Band des Friedens wiederum uns und ihn und euch verbindet.“ Kaiſer Conſtantius empfing Athanaſius ungemein huldreich in Antiochien und ſtimmte ſogar ſeinerſeits in die allgemeine Freude ein, indem er dem Volk von Alexandrien ſchrieb, es möge dem Athanaſius mit froher Liebe und aus ganzer Seele ergeben ſein; den bürgerlichen Behörden Egyptens: ſie möchten alle Akten zerſtören, in denen ſich Anklagen gegen ihn befänden; und allen Biſchöfen und Prieſtern der Chriſtenheit: der ſehr verehrungswürdige Athanaſius ſei, wie er es verdiene, nach göttlichem Willen und kaiſerlichem Beſchluß ſeinem Vaterlande und ſeiner Kirche zurückgegeben; nunmehr ſolle es als tüchtiger Beweis rechtſchaffener Geſinnung angeſehen werden, wenn Biſchöfe und Prieſter, dem richtigen Urteile und ihrer Pflicht folgend, die kirchliche Gemeinſchaft mit ihm wählen würden. Dies geſchah nun wirklich von allen Seiten und mancher Biſchof geſtand, daß er ſich früher nur aus Zwang gegen Athanaſius erklärt habe. Sogar die beiden arianiſchen Biſchöfe Urſacius und Valens, die nach Euſebius von Nikomedien, welcher inzwiſchen geſtorben war, die heftigſten und bitterſten Feinde des Athanaſius waren: reiſten jetzt nach Rom zum Papſte, erklärten ſchriftlich alles für Lüge, was gegen Athanaſius angeſtiftet worden ſei, den Arius und ſeine Anhänger für Ketzer, und daß es ihnen ſehr zum Troſte gereichen würde, wenn ſie wieder in die Gemeinſchaft mit Athanaſius treten dürften. Sie wurden aufgenommen, fielen aber leider bald wieder ab!

Die Freude der Alexandriniſchen Gemeinde war grenzenlos. Was hatte ſie wegen ihrer Glaubenstreue ſeit acht Jahren nicht alles geduldet! ſie hatte die greulichſte Gewalttat im Heiligtume geſehen, die furchtbarſten Frevel an geweiheten Perſonen, Stätten und Dingen erlitten. Sie entbehrte den Unterricht im wahren Glauben, die Erquickung der kranken und hinfälligen Seelen durch die heiligen Sakramente, die Lebensgemeinſchaft mit der geſamten Kirche, die Freiheit in religiöſen Angelegenheiten; lauter Dinge, welche der katholiſchen Seele Luft und Nahrung rauben. Mit der Knechtung ihres Glaubens war ſie überhaupt unter die grauſamſte bürgerliche Tyrannei gefallen, von Spionen umringt, von Bedrückungen gequält, von Erpreſſungen an Gut und Blut, von Drangſalen an Leib und Leben heimgeſucht geweſen. Aber nun war er wieder da, und als Sieger da, er, der mißhandelte und verfolgte apoſtoliſche Jünger und Stellvertreter des menſchgewordenen und gekreuzigten Gottes, um den der Biſchof und die Gemeinde all dieſe Nöten ausgeſtanden hatte. Nun war er da, der chriſtliche Held, der nie einen Kompromiß mit der Lüge geſchloſſen, und nie andere Waffen als die der Wahrheit gegen ſeine Feinde gebraucht hatte. Nun waren die Truggewebe zerriſſen, die Falſchheit aufgedeckt, die Ränke enthüllt. Nun ſiegte das Licht und die Freiheit, welche den Menſchen von jeder Knechtſchaft erlöſen: der heilige katholiſche Glaube. Die ganze Gemeinde fühlte ſich verherrlicht in ihrem Haupte, ihrem Vater, ihrem Vorkämpfer, der zugleich ein Sohn ihres Schoßes und die edelſte Blüte des Alexandriniſchen Geiſtes war; fühlte ſich gehoben mit ihm und durch ihn zu einer übernatürlichen Freude, zu einem geiſtigen Jubel, zu einer wahrhaft himmliſchen Begeiſterung, die beredtes Zeugnis ablegt für die Heiligkeit des Athanaſius; denn eine ſolche Liebe flößt nur ein Heiliger ein, der mit ſich fort- und zu Gott hinzieht alle, welche in ſeine Nähe kommen. Athanaſius ſelbſt beſchreibt, wie wahrhaft chriſtlich dieſe Freude in Chriſtus war. „Das Volk munterte ſich untereinander zum Wetteifer in heiliger Geſinnung ſo lebhaft auf, daß jedes Haus, durch die Frömmigkeit ſeiner Bewohner und ihrer Inbrunſt zum Gebet, einem Tempel glich. Witwen und Waiſen, die Hunger und Blöße litten, wurden geſpeiſt und gekleidet. Kinder erbaten von ihren Eltern die Erlaubnis, Aszeten Chriſti zu werden. Männer von ihren Weibern, und Frauen von ihren Männern, ſich dem Gebetsleben widmen zu dürfen. Unvermählte, die ſchon zur Ehe bereit waren, opferten nun ihre Virginität dem Herrn auf und andere, die bereits den jungfräulichen Stand gewählt hatten, zogen ſich ganz aus der Welt in die Einſamkeit zurück.“ Da es nicht jedem gegeben iſt, in einer geiſtigen Freude ſein Genügen zu finden, ſo gab es auch damals heitere Gaſtmähler und feſtliche Beleuchtung der Stadt; alle Färbungen der Teilnahme, von der alltäglichſten bis zur heiligſten, ſprachen ſich aus. Welch eine ſchöne Zeit, wo die Innigkeit des Zuſammenlebens in der Kirche ſo tief war! welch eine begnadete Zeit, wo die Heiligkeit unter den Gläubigen dermaßen vorherrſchte, daß der begeiſterte Dank die ſchwerſten Opfer nicht zu ſchwer fand! welch eine liebliche Zeit, wo ſo viele Herzen rein und hoch genug waren, um ihre ſelige Freude in der Annahme der evangeliſchen Räte auszudrücken!

Athanaſius trat nun mild und großmütig ſein Amt wieder an. Sein Gleichmut verließ ihn nicht im Triumphe und nicht in der Trübſal. Ob er vor ſeinen Feinden floh oder ſie beſiegte, nie zeigte er Groll oder Rachegedanken; ſtets ſuchte er die Wunden der Gegner wie der Freunde zu heilen. Gregor von Nazianz, ſein jüngerer Zeitgenoſſe, ſagt von Athanaſius: „Alles ſtimmte an ihm zuſammen, wie an einer Leier: Leben, Lehre, Leiden, Kampf, ſeine Sitte vor, in und nach der Verfolgung. Er war nicht verzagt im Unglücke und nicht übermütig und blind im Glücke. Nach ſeiner Wiederkehr glaubte er, daß gerade jetzt die Zeit ſeines Ruhmes gekommen ſei, und mit ſo linder Schonung behandelte er ſeine Beleidiger, daß ſelbſt dieſe ihn nicht läſtig fanden. Und doch reinigte er das Heiligtum von jenen, die Chriſtum verkauften; doch ſöhnte er die ſtreitenden Elemente aus, befreite die Unterdrückten von Zwang, richtete die geſunkene Lehre wieder auf, ſtellte die Predigt von der Dreieinigkeit auf den Leuchter und gab der ganzen Kirche Geſetze.“ — Seine Weisheit und Milde konnte aber unmöglich verhindern, daß ſein Triumph aus der Niederlage ſeiner Feinde, ſein Ruhm aus ihrer Schmach hervorgehe. Der Stachel des Haſſes und Neides blieb in ihrer Bruſt und ſie verziehen ihm nicht, daß ſie der Sache der Wahrheit, die er ſo kühn, ſo beharrlich und ſo geſchickt führte, erlegen waren. Kaum ein Jahr gönnten ſie ihm Ruhe. Da brachen Empörungen im römiſchen Reiche aus; ein gewiſſer Magnentius ermordete den Conſtans und nahm deſſen Platz ein, und in Ungarn riefen die Legionen den Veteranio zum Kaiſer aus.

So wie Conſtans tot war, im Jahre 350, erhoben die Arianer das Schlangenhaupt und ziſchten wider Athanaſius. Er war eine ſolche Macht, nicht bloß in der Kirche, ſondern in der Welt, daß die Mächtigen der Erde ihn als ihresgleichen betrachteten. Magnentius war ſehr mächtig und ſuchte überall Anhänger zu gewinnen. Er wähnte, dies würde ihm bei Athanaſius leicht ſein, da derſelbe und ganz Egypten ſo viel durch die Maßregeln des Conſtantius zugunſten der Arianer gelitten hatte. In dieſem Sinne ſchickte Magnentius eine Geſandtſchaft an Athanaſius. Allein dieſer war nie zweifelhaft über ſeine Pflicht, und hielt in bürgerlicher Treue ſo gewiſſenhaft zu ſeinem Kaiſer, wie in Glaubenstreue zu ſeinem Gott. Er verſammelte die Gemeinde von Alexandrien, befeſtigte ſie in der Ergebenheit gegen Conſtantius und ſtellte öffentliche Gebete für deſſen Wohlfahrt an. So wie die kaiſerlichen Nebenbuhler ſich gegen ihn erhoben, und ſo wie Conſtantius gewahrte, daß ihre Anhänger ſich mehrten, ſchickte er auch ſeine Boten nach Egypten und ließ dem Athanaſius die Verſicherung ſeiner Gunſt ausſprechen, und daß der Tod des Conſtans keine Veränderung in dem Wohlwollen des Kaiſers und in der Stellung des Patriarchen hervorrufen würde. Kaum aber waren Veteranio und Magnentius beſiegt und ermordet, kaum ſah Conſtantius ſich als Alleinherrſcher im ungeheuren römiſchen Reiche, ſo erwachten alle ſeine tyranniſchen Gelüſte heftiger denn je zuvor. Die alte heidniſche Ordnung des Römerreiches, nach welcher der Kaiſer nicht nur der höchſte Prieſter war, ſondern ſeinen Rang zwiſchen den Göttern einnahm, gefiel ſeinem Dünkel. Daß die Arianer ihn ſtets willig als den Regenten der Kirche anerkannten, ſchmeichelte ihm ebenſoſehr, als es ihn verdroß, daß ſich die Katholiken zu dieſer niedrigen Auffaſſung und Stellung ihrer Kirche nie herabließen. Für die Arianer war es ganz folgerichtig; ſie hatten das göttliche Oberhaupt der unſichtbaren Kirche und deſſen Stellvertreter in der ſichtbaren verloren; ſie begaben ſich unter den mächtigſten irdiſchen Schutz. Die Katholiken hingegen, die den Glauben an die Göttlichkeit des Heilandes nicht verloren hatten, konnten unmöglich deſſen Anſtalt und Inſtitutionen von der Willkür eines Menſchen abhängig machen. Conſtantius wurde immer feſter durch eigene Eitelkeit und arianiſche Schmeichelei in der Anſicht beſtärkt, daß die Selbſtändigkeit der katholiſchen Kirche, welche deren Biſchöfe behaupteten, eine Beleidigung ſeiner Majeſtät ſei, und daß es die Aufgabe des Arianismus ſei, die katholiſche Kirche vom Erdboden zu vertilgen. Gegen Athanaſius, den Ruhepfeiler dieſer Kirche, zog ein neues heftiges Ungewitter zuſammen. Die Geſandtſchaft des Magnentius an ihn wurde ihm zum Verbrechen gemacht, als ob er auf deſſen verräteriſche Pläne eingegangen ſei — und Conſtantius begann eine wütende Verfolgung gegen denſelben Mann, dem er alle Freundſchaftsverſicherungen gab, als er glaubte ihn nötig zu haben. In dem Maße, als die Arianer in der Gunſt des Kaiſers ſtiegen, mehrte ſich ihre Zahl, und die alten, hundertmal widerlegten Verleumdungen des Athanaſius tauchten wieder auf. Urſacius und Valens, die vor einigen Jahren alles für Lüge erklärt hatten, was man ihm Schuld gab, traten plötzlich wieder als ſeine giftigen Ankläger auf, und Athanaſius lernte im vollen Umfange den Ausruf des Propheten beherzigen: „Kein Friede mit den Gottloſen!“

Schlau begann Conſtantius das glaubensreine Abendland in Verwirrung zu bringen, um Athanaſius ſeiner feſteſten Stützen zu berauben. Er begehrte die Verdammung des Athanaſius und ſeiner Lehre, d. h. des Glaubensbekenntniſſes von Nicäa, vom Papſt Liberius, von den abendländiſchen Biſchöfen, endlich von zwei Synoden zu Arles 353, und zu Mailand 355. An der letzteren nahm er ſelbſt teil, zuerſt hinter einem Vorhange, dann in der Verſammlung ſelbſt, die in ſeinem Palaſte tagen mußte und nicht in der Kirche, wie es doch üblich war. Die ausgezeichnetſten Biſchöfe des Abendlandes waren gegenwärtig: Dionyſius von Mailand, Euſebius von Vercelli, Paulinus von Trier, Lucifer von Cagliari u. a., Männer voll Mut, voll Geiſt, voll Glauben, die eines Sinnes mit Athanaſius waren. Durch Befehle, durch Drohungen, mit gezogenem Schwerte zwiſchen ihnen ſtehend, ſuchte der Kaiſer ihnen die Exkommunion des Athanaſius abzupreſſen und legte ihnen deſſen Verdammungsurteil zur Unterſchrift vor. Sie unterſchrieben nicht. Conſtantius beſtrafte die Kühnen mit Verbannung, ließ ſie ins Morgenland ſchleppen und ſetzte Arianer auf ihre Biſchofsſitze. Die Schwächeren und Zaghaften ließen ſich einſchüchtern und unterſchrieben im törichten Wahn, den Kaiſer dadurch zufrieden zu ſtellen und größerem übel vorzubeugen. Statt deſſen wurde der Kaiſer immer gewalttätiger. Papſt Liberius, Hoſius von Condova, Hilarius von Poitiers und viele andere, und immer die tüchtigſten, weil nur dieſe ihm widerſtanden, mußten ins Exil wandern. Manche flohen und verbargen ſich. Die Beſchränkten gaben nach; andere fielen aus Furcht, aus geiſtiger Abſpannung, aus Verwirrung. Und noch immer war der Leidenskelch der gebeugten Kirche nicht geleert! noch Herberes und Schmerzlicheres mußte ſie erfahren! den traurigen Fall von zwei ſtarken Säulen! Der faſt hundertjährige Hoſius und Papſt Liberius, die bis dahin ſo edel, ſo klar und feſt und würdevoll für das Credo von Nicäa und die Unſchuld des Athanaſius gekämpft und gelitten hatten, ſie wurden im einſamen Exil ſchwach durch die andauernden Qualen, Mißhandlungen, Todesdrohungen: ſie unterſchrieben die Glaubensformel der Arianer, die der Kaiſer verlangte; ſchmerzlich warnendes Beiſpiel, wie gebrechlich der Menſch iſt, und wie er die Verleugnung des Petrus wiederholt! Denn Liberius wankte keineswegs im Glauben, ſondern ließ ſich, müde vom Streit, betören, die zweideutige Formel von Sirmium anzunehmen, in welche er ſeinen katholiſchen Glauben hineinlegte, ſo daß ſeine Hand gleichſam arianiſch wurde, während ſeine Überzeugung katholiſch blieb. Er durfte nun nach Rom zurückkehren.

Und noch weiter ging die Trübſal und noch mehr Unheil verwüſtete die Kirche Gottes. Die arianiſchen Biſchöfe vereinigten ſich auf verſchiedenen Synoden, wo ſie nicht nur willkürlich ſchalteten und walteten, katholiſche Biſchöfe ab- und arianiſche Biſchöfe einſetzten, ſondern wo ſie auch ſuchten, mit dem arianiſchen Glaubensbekenntniſſe ins Klare zu kommen, was denn freilich ſchwieriger war, als die Katholiken zu verfolgen. Sie hatten ſchon verſchiedene Formeln dafür erfunden, drei in einem Jahre zu Antiochien; dann eine vierte. Aber jeder Arianer hatte ſeine beſondere Anſicht; man trennte ſich in Parteien; da gab es Euſebianer, Semiarianer, Anomäer, Acacianer; was die einen gut hießen, verwarfen die anderen und die Meinungsverſchiedenheit wurde ſo polemiſch, daß die arianiſchen Biſchöfe in zwei verſchiedenen Verſammlungen, zu Sirmium die eine, zu Ancyra die andere, ſich berieten. Abermals wurden nacheinander drei Glaubensformeln in berechneten und verſteckten Ausdrücken zuſtande gebracht, bis man ſich endlich in der Phraſe vereinigte: „der Sohn Gottes ſei dem Vater ähnlich gemäß der Schrift.“ Dieſe Formel, welche jede Deutung und jeden Mißbrauch zuließ, ſollte alſo das Symbolum von Nicäa mit ſeiner klaren und beſtimmten Faſſung: „der Sohn iſt gleichen Weſens mit dem Vater,“ verdrängen und der Ausdruck des Glaubens der Chriſtenheit werden. Dem berüchtigten Konzil zu Rimini war es vorbehalten, dieſen Diamant aus der Krone der Braut Chriſti zu brechen! Kaiſer Conſtantius, der mit dem Schwerte in der Hand dem Papſte Liberius in Mailand erklärt hatte, fortan würden nur ſeine Geſetze Geltung in der Kirche haben, berief im Jahre 359 ein Konzil der abendländiſchen Biſchöfe nach Rimini. Es kamen vierhundert, unter ihnen höchſtens achtzig Arianer. Die Rechtgläubigen waren ſehr zu beklagen! ſie erklärten feierlich, als man ihnen die neue Formel vorlegte: ſie wären nicht gekommen, um zu lernen, was ſie vom Sohne Gottes zu glauben hätten, ſondern um ſich jeder Neuerung im Glauben zu widerſetzen. Ihr Gewiſſen drängte ſie, feſt am Symbol von Nicäa zu halten; und die chriſtliche Liebe drängte ſie, die Einheit mit den Brüdern möglichſt zu bewahren und das nahtloſe Kleid Chriſti nicht zerreißen zu laſſen. Sie hätten ſo gern mit Gott und den Menſchen den Frieden bewahrt und vergaßen nur, daß ohne den wahren Glauben kein wahrer Friede möglich, der Krieg aber beſſer, als falſcher Friede ſei. Nun wurden ſie mit Ränken, hinterliſtigen Deutungen, vielſinnigen Erklärungen, ſophiſtiſchen Wortkrämereien dermaßen umgarnt und verwirrt, und durch anhaltende Gewalttätigkeit von ſeiten des Kaiſers dermaßen betäubt und verſchüchtert, daß ſich die Mehrzahl die Annahme jener Formel abpreſſen ließ. Aber Papſt Liberius verwarf ſie durchaus, denn bei der Formel von Rimini war keine katholiſche Deutung möglich. Er wollte es auf ein zweites Exil ankommen laſſen und ſühnte durch dieſe Entſchiedenheit ſeinen früheren Mangel geworden; er „liebt Gott über Alles und den Nächſten wie ſich ſelbſt.“ Und wer iſt der Nächſte? Das iſt der Verwundete, der Verblutende, der unter die Räuber gefallen und von ihnen halbtodt geſchlagen iſt und der hinſterbend am Wege liegen bleibt, bis der barmherzige Samaritan ſich ſeiner annimmt, ihn pflegt, heilt und verſorgt. Unter die böſeſten Räuber gerathen und am fürchterlichſten verwundet ſind aber Die, welche in die fürchterlichſten Sünden gefallen ſind; daher gebührt ihnen vor allen die barmherzigſte Liebe.

„Der gute Hirt läßt ſein Leben für die Schafe,“ ſo ſpricht Er zu Denen, welche gewürdigt werden, ſich die Töchter ſeiner allerſeligſten Mutter zu nennen, weil ſie zu deren Füßen, an deren Herzen und unter deren Schleier die ſchlichte Demuth, die ſtarke Liebe, die hohe Reinheit empfangen müſſen, welche eine ſolche Mutter in trauter Seelengemeinſchaft ihren opferwilligen Töchtern einflößt. Auf ihrem Schooß gleichſam muß ſie dieſe Kinder erziehen und muß ſie ihr eigenes Leben durchleben laſſen von ihrer erſten Opferung im Tempel an bis zum letzten Opfer auf Golgatha: — nach der Ordnung der Natur ein Marterleben, dem keine Kränkung, keine Demüthigung, keine Angſt, kein Mangel, keine Sorge, keine Entbehrung, kein Leid, kein Schmerz erſpart war; nach der Ordnung der Gnade ein ſeliges Leben, weil es durchſtrömt und getragen von der an chriſtlicher Standhaftigkeit. Bei dem Konzil der Orientalen zu Seleucia, das in der Mehrzahl ſchon aus den verſchiedenen Sekten der Arianer beſtand, hatte der Kaiſer nicht nötig, mit Gewalttat einzuſchreiten; die Formel ſiegte auch dort. „Da ſeufzte der Erdkreis und ſtaunte, daß er arianiſch geworden ſei,“ ſagt der heilige Hieronymus.

Aber Athanaſius — wo war er? was tat er? wie benahm er ſich, als er die ganze Kirche vom Orient und Okzident ſo verſtört und zerwühlt ſah, daß das Credo von Nicäa verleugnet wurde, und er mit ihm! Er blieb gelaſſen auf der Breſche ſtehen, welche die Arianer mit ihrem verblendeten Kaiſer, ihren verweltlichten Biſchöfen, ihren betörten Prieſtern, ihren kurzſichtigen, leidenſchaftlichen Anhängern, ihren Söldlingen, ihren Beamten, und ihrem ganzen Troſſe von engen Herzen und flachen Geiſtern in dem heiligen Bau der Kirche riſſen; und die Sintflut von Verfolgung und Bedrohung, von Kummer und Bitterkeiten, von Sorgen und Anſtrengungen, die von allen Seiten auf ihn eindrang, brachte ſeine Seele auch nicht einen Augenblick aus ihrem Gleichgewicht: ſo tief war ſie in Chriſtus eingeſenkt. Der rohen Übermacht wich er; aber nicht aus Feigheit, denn er machte ihr nicht die mindeſte Konzeſſion und bekämpfte ſie auch auf der Flucht, auch in der Verborgenheit. Nie unterwarf er ſich der ungerechten Gewalt und ſeine Geſinnung und Lehre blieben dieſelben auf ſeinem Patriarchenſitz wie in ſeinem Exil. Gegen ſeine Widerſacher trat er auf mit allen Waffen, welche ihm die Energie und Erhabenheit ſeines Charakters, und der Scharfſinn und die Erleuchtung ſeines Genies in die Hand gaben; allein unter dieſen Waffen war kein Haß und kein perſönlicher Groll. Ihm lag an nichts etwas, als daß der menſchgewordene Gott verherrlicht werde, daß Chriſtus triumphiere und in Ihm ſeine ſchöne myſtiſche Braut, die heilige katholiſche Kirche. An der Welt von Feind und Freund lag ihm nichts. Darum blieb er auch mild und ſchonend bei der Verleugnung, in welche Hoſius und Liberius durch ihre Nachgiebigkeit verfielen. Und doch! wenn ſie ihn verließen, auf wen ſollte er bauen? Viele fromme Biſchöfe ſprachen ſich mit äußerſter Entrüſtung gegen ſie aus; Athanaſius beklagte ſie. Aber um ſo mehr bemühte er ſich, dem Glauben Freunde, der Irrlehre Feinde zu bewahren und zu gewinnen, die Sache der Kirche vor den Eingriffen des Staates zu retten und alle ſtarken Herzen und denkenden Köpfe in ſeinen heiligen Widerſtand hineinzuziehen. Als das Bistum von Hermopolis erledigt wurde und Klerus und Volk einſtimmig den Dracontius, Abt eines Kloſters, einen ſehr würdigen Mann, wählten, und Dracontius floh, teils aus Demut, teils aus einer Furcht, welche aus den traurigen Umſtänden entſprang, die den Biſchöfen nur zwiſchen Gewiſſensverletzung und Mißhandlung die Wahl ließen: da ſchrieb Athanaſius an Dracontius, um ihn herzlich und dringend zu ermahnen, nicht aus Rückſicht auf drohende Trübſal zu fliehen, ſondern das Amt anzunehmen, wozu ihm Gott die Gnade gegeben habe. „Geliebter Dracontius,“ ſchreibt er unter anderem, „wenn du die Umſtände fürchteſt, ſo haſt du keine tapfere Seele. Gerade jetzt mußt du deinen Eifer für Chriſtus zeigen, in dieſen Gefahren mit Freimut auftreten und mit Paulus ſprechen: In allem ſind wir Sieger. Vorzüglich mußt du bedenken, daß man nicht der Zeit, ſondern dem Herrn dienen müſſe. Der Herr kennt uns beſſer, als wir uns ſelbſt. Er weiß, wem er ſeine Kirche anvertraut. Ich wünſche, daß du und ich die Heiligen zum Vorbild nehmen; den heiligen Paulus, der nicht mehr mit Fleiſch und Blut zu Rat ging, als ihm die Verkündigung des Evangeliums übergeben wurde, dem dafür ſeine Schüler zur Freude und zum Kranze wurden, der ſich rühmt des ſchönen Kampfes, den er gekämpft, und der getroſt die Krone des Lebens erwartet.“ Dracontius gab den Vorſtellungen ſeines Patriarchen nach, nahm das Bistum an und hatte auch bald Gelegenheit, ein Bekenner zu werden. Die Staatsbeamten in Egypten hatten den Befehl bekommen, mit den Arianern in kirchliche Gemeinſchaft zu treten, den Biſchöfen die Weiſung zu geben, Athanaſius zu verlaſſen und dieſe, im Falle der Weigerung, mit Gefängnis, Einziehung ihrer Güter, Verbannung zu bedrohen. Es war jedem erlaubt, die Teilnehmer an katholiſchen Verſammlungen und katholiſchem Gottesdienſte zu beleidigen, und das Getreide, welches den Armen der Alexandriniſchen Gemeinde beſtimmt war, wurde fortan nicht ihnen, ſondern den Arianern ausgeteilt. Vertraute Prieſter des Valens und Urſacius reiſten in Egypten umher, um die Beamten anzutreiben und zu überwachen. Alle dieſe Quälereien und Grauſamkeiten waren nur ein Vorſpiel. Nach der Synode von Mailand, auf der Conſtantius die Exkommunikation des Athanaſius erzwungen hatte, ſchritt er zu anderen Maßregeln, ſchickte zwei kaiſerliche Notarien und mehrere Hofbeamte nach

Alexandrien und gab dem Oberbefehlshaber der kaiſerlichen Truppen in Egypten, Syrianus, die Weiſung, Athanaſius aus der Stadt zu verjagen. Athanaſius berief ſich auf die Briefe des Kaiſers voll Freundſchaftsverſicherungen und weigerte ſich die Stadt zu verlaſſen, ſo ſehr man ihn dazu überredete und drängte. Einem ſchriftlichen Befehle des Kaiſers wolle er gehorchen, ſonſt aber nicht, ſagte er und blieb. Drei Wochen ließ man ihn in Ruhe. Die Gemeinde hielt das Ungewitter für beſchwichtigt, frohlockte und lobte Gott, und verſammelte ſich an der Vigilie eines Feſtes in der Kirche zum heiligen Theonas, um einen Teil der Nacht der gottesdienſtlichen Feier zu widmen. Athanaſius war mitten unter ihnen, feſt entſchloſſen, ſeine Liebe, ſein Leben, ſeinen Tod willig einzuſetzen für die Beſchirmung des heiligen Glaubens. Um Mitternacht ſtürmte Syrianus an der Spitze von fünftauſend Mann plötzlich die Kirche, beſetzte alle Türen und drang hinein. Während die Trompeten ſchmetterten, Pfeilſchüſſe und Schwerter die Gläubigen verwundeten, geängſtigte Weiber und Greiſe zu Boden ſanken, blieb Athanaſius auf ſeinem biſchöflichen Thron und ließ den hundertſechsunddreißigſten Pſalm laut beten, den das Volk mit den Worten zu beantworten hatte: „denn ewig währt ſeine Barmherzigkeit.“ Seine Kleriker umringten ihn und drängten ihn zur Flucht. Er wollte aber das Schickſal ſeiner Gemeinde teilen, für den Fall, daß eine allgemeine Metzelei beabſichtigt würde. Das war aber nicht; man wollte vorderhand das Volk nur ſchrecken und verjagen und den Biſchof aufheben. Man ließ es entfliehen, und die Bewaffneten drangen immer näher an das Presbyterium, das der Klerus einnahm. Da umringten einige Prieſter raſch den Athanaſius und zogen ihn in ihrer Mitte gewaltſam aus der Gefahr. Er entkam, niemand wußte wie; und verbarg ſich, niemand wußte wo. Gott nahm ihn in ſeinen beſonderen Schutz.

Über Alexandrien brachen nun wieder Schreckenstage ein. Georgius, ein Menſch von gemeiner Herkunft und rohen Sitten, wurde von den Arianern zum Patriarchen gemacht; man brach in die Häuſer der Katholiken ein und plünderte ſie, raubte ſogar Witwen und Waiſen ihre Lebensmittel; man mißhandelte und verjagte nicht nur die Prieſter, ſondern auch deren Anverwandte; man nahm den Katholiken alle Kirchen und gab ſie den Arianern. Aber die Gläubigen flohen die Kirchengemeinſchaft mit Georgius und ſeinem Anhange und verſammelten ſich zum Gebete an ſtillen Orten. Als nun in der Pfingſtwoche fromme Scharen ſich in dieſer Abſicht auf den Gottesacker begeben hatten, ſchickte Syrianus eine Bande Soldaten mit Schwertern und Speeren ihnen nach. Es wurde ein Scheiterhaufen angezündet und die katholiſchen Frauen wurden zum Feuer getrieben, um ihnen die Verleugnung ihres Glaubens abzuängſtigen. Da ſie aber unerſchütterlich blieben, ſchlug man ſie mit Fäuſten ins Angeſicht. Ein andersmal wurden vierzig achtbare Männer ergriffen und mit friſchen Palmzweigen dermaßen gegeißelt, daß einige an dieſen gräßlichen Wunden ſtarben; die Übrigen wurden verbannt. Solche Greueltaten wiederholten ſich und breiteten ſich nach und nach über ganz Egypten aus, denn Conſtantius erließ den Befehl, nur diejenigen Biſchöfe dürften auf ihren Sitzen bleiben, welche die Kirchengemeinſchaft mit Athanaſius aufgeben und mit Georgius eingehen würden. So mußten denn die Tüchtigſten und Ausgezeichnetſten weichen und ihre Herden den Mietlingen preisgeben. Über dreißig Biſchöfe ſahen ſich genötigt, die Flucht zu ergreifen. Sechzehn Biſchöfe, und unter ihnen Dracontius, die ſich durch keine Mißhandlung bewegen ließen, ſich von ihren geliebten Gemeinden zu trennen, wurden verbannt, und zwar in ein ſolches Elend und mit ſolcher Härte verbannt, daß mehrere umkamen. Arianer nahmen ihre Plätze ein. Immer einſamer wurde es dadurch um Athanaſius; die Starken und Treuen wichen mit ihm; Schwache gingen zu den Arianern über. In Alexandrien wurde Senat und Volk aufgefordert, Athanaſius auszuliefern. Man ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf, wie auf den eines Geächteten. Er floh zu den Mönchen und aus einem Kloſter ins andere. Soldaten verfolgten ihn, brachen in die Klöſter ein, mißhandelten die Mönche; aber fanden ihn nicht. Da nahm er Abſchied von den Mönchen, um in die Wüſte zu gehen. Mit Tränen und Bitten ſuchten ſie ihn zurückzuhalten und erklärten ſich froh bereit, jede Pein zu ertragen, wenn er nur bei ihnen bleiben wolle. Er mochte ſie aber nicht erneuerter und verſtärkter Gefahr ausſetzen und floh tief in die Wüſte, in eine faſt unzugängliche Felſengrabkammer aus altegyptiſcher Zeit. Auch hier war er kaum ſicher, denn Soldaten durchkreuzten die Wüſte. Er konnte kaum friſche Luft ſchöpfen und ſah nur äußerſt ſelten einen einzigen getreuen Menſchen, der ſich mit höchſter Vorſicht zu ihm ſchlich, ihm Lebensmittel brachte und ſeine Briefe beſorgte. Ruhig ſaß er in ſeiner Höhle und verfaßte daſelbſt eine Schrift nach der anderen zur Verteidigung der Wahrheit, ſchutzlos und verfolgt wie er war; während Conſtantius zur Verteidigung der Lüge die halbe Welt gegen Athanaſius aufwiegelte, ja ſogar eine Geſandtſchaft an die Könige des fernen Äthiopiens ſchickte, um den dortigen Biſchof Frumentius, einen Schüler des Athanaſius, zur Exkommunikation ſeines Lehrers zu bewegen, der ihm einſt die biſchöfliche Weihe erteilt hatte, da er als der Apoſtel Äthiopiens die Heimat verließ.

Mit erhabener Geiſtesklarheit und Gemütsruhe nahm Athanaſius fortwährend an allen Schickſalen und Ereigniſſen ſeines Patriarchates Teil, blieb fortwährend mit den Gläubigen in Verbindung, ermahnte brieflich bald die Biſchöfe, bald die Mönche, bald die Gemeinde, lobte die Feſten, ſtützte die Schwachen, richtete die Wankenden auf und ſchickte Schrift um Schrift in die Welt, worin er die katholiſche Lehre von der Gleichweſenheit des Gottesſohnes wiſſenſchaftlich begründet, die Widerſprüche im Arianismus nachweiſt und die ſchreienden Gewalttaten, womit die Arianer ihre Lehre einzuführen ſuchten, aktenmäßig darſtellt. Wie er der Mittelpunkt aller Leiden war, welche ſich über die Gläubigen ergoſſen, ſo war er auch wieder der Mittelpunkt, aus dem ſie Mut und Kraft ſchöpften. Stand die katholiſche Kirche auch äußerlich am Rande eines Abgrundes, ſo wußte Athanaſius doch zu gut, auf welchen Eckſtein ſie gegründet, auf welchen Felſen ſie gebaut ſei, um nicht mit heiliger Zuverſicht über den gegenwärtigen Zuſtand, den nur äußerſte Gewalttat herbeigeführt hatte, hinweg und auf ihren Sieg zu ſchauen. Dies Bewußtſein, daß Chriſtus ſiegen werde, gab auch den Unterdrückten einen Teil ſeiner Siegesfreudigkeit, zog alle Gläubigen in ſeinen Widerſtand hinein und gab allen verbannten Biſchöfen den feurigſten und hinreißendſten Impuls zum begeiſterten Kampfe. Als den egyptiſchen Biſchöfen zur Unterſchrift eine der zahlreichen Glaubensformeln vorgelegt wurde, in welcher ſich die Arianer mit heuchleriſcher Zweideutigkeit ausdrückten, ſo daß die katholiſche Bezeichnungen in einer Weiſe brauchten, die ſich arianiſch deuten ließ, da ſchrieb Athanaſius den Biſchöfen: „Nichts ſoll uns trennen von der Liebe Chriſti, wenn uns auch die Häretiker mit dem Tode bedrohen. Wir ſind Chriſten und keine Arianer. Dieſe Freimütigkeit geziemt uns. Wir haben nicht den Geiſt der Knechtſchaft, den die Frucht erzeugt, erhalten. Wir ſind von Gott zur Freiheit berufen. Allzu ſchmählich wäre es in der Tat, wenn wir den Glauben, den wir vom Heilande durch ſeine Apoſtel empfingen, wegen des Arius und ſeines Gleichen verlören. In der Gegend, wo ich mich jetzt aufhalte, haben die Meiſten den Mut, bis zum Tode allen Ränken zu widerſtehen, zumal ſie eure Standhaftigkeit vernommen haben. Deshalb bitte ich euch: haltet feſt an dem Glauben, den die Väter zu Nicäa bezeugt haben; verteidigt ihn mit Mut, mit Freudigkeit, mit feſtem Vertrauen; werde allen ein Vorbild; zeiget allen, jetzt müſſe man kämpfen für die Wahrheit. Nicht allein das macht Martyrer, wenn man den Götzen keinen Weihrauch ſtreut, ſondern auch das iſt ein glorreiches Zeugnis, den Glauben nie gegen Häretiker zu verleugnen. Ihr wißt, wie unſer

Alexander (der frühere Patriarch) bis zum Tode gegen die Irrlehre ſtritt, wie viel Trübſal der Greis ausſtand, wie andere jetzt Schweres wegen der Gottloſen ausſtehen; ſie alle haben den Ruhm ihres Bekenntniſſes bei Chriſtus. Dieſer Kampf gilt das Höchſte; es gilt den Glauben zu leugnen oder zu bewahren. Laßt uns den Eifer und die Geſinnung haben, die eines ſolchen Kampfes würdig ſind und an dem zu Nicäa bezeugten Glauben, wie an einer Feſte halten. Angetan mit dem göttlichen Worte wollen wir uns denen entgegenſetzen, welche den Wahnwitz im Hauſe des Herrn zu verbreiten trachten. Wir wollen den leiblichen Tod nicht fürchten. Auch nach meinem Blute dürſten ſie; aber darum kümmere ich mich nicht, denn ich weiß, daß der Ausdauernden ein großer Lohn wartet, und daß ihr eueren Gemeinden ein Vorbild ſeid. Wehrt die falſche Lehre ab und ihr werdet den Ruhm haben, mit dem Apoſtel ſagen zu können: wir haben den Glauben bewahrt, und der Kranz des Lebens wird euch zuteil werden, den der Herr Jenen verheißen hat, die ihn lieben."

Über die verbannten Biſchöfe ſchreibt Athanaſius: „Sie betrachteten ihre Verbannung als ihren Wirkungskreis. Als ſie fremde Städte und Länder durchwanderten, predigten ſie den wahren Glauben und verwarfen die arianiſchen Irrlehren, obſchon ſie ſich in Feſſeln befanden. So kam gerade das Gegenteil von dem zuſtande, was die Verfolger wollten. Je weiter der Ort der Verbannung entfernt war, deſto weiter verbreitete ſich der Haß gegen ſie. Ja, eine Predigt gegen die Gottloſigkeit der Arianer war ſchon die Erſcheinung der Verbannten in der Fremde. Wer ſie ſah, bewunderte ſie als Bekenner und verabſcheute ihre Feinde, nicht bloß als glaubensloſe Menſchen, ſondern auch als Henker und Mörder.“

Das Bruchſtück eines Briefes, den Athanaſius ſeiner verlaſſenen, gedrangſalten Gemeinde ſchrieb, lautet: „Gott wird euch tröſten. Es betrübt euch freilich, daß andere durch Gewalttat eure Gotteshäuſer in Beſitz genommen haben und ihr unterdeſſen außerhalb derſelben ſein müßt. Aber jene haben nur die Tempelſtätte und ihr habt den apoſtoliſchen Glauben. Jene ſind in den Kirchen, doch fern vom Glauben; ihr ſeid außerhalb der Kirchen, doch der Glaube iſt in euch. Was iſt mehr: der Glaube oder der Tempel? Offenbar der Glaube. Wer alſo hat mehr verloren und wer beſitzt mehr? wer im Beſitze des Glaubens oder des Tempels iſt? Es iſt nur dann eine Wohltat um den Tempel, wenn der apoſtoliſche Glaube darin gepredigt wird und wenn der Allheilige darin wohnt. Ihr ſeid ſelig, weil ihr durch den Glauben in der Kirche ſeid und auf dem feſten Glaubensgrunde ruht; und dieſe Fülle des Glaubens, die unerſchütterlich in euch bleibt, ſei euch genug. Durch die apoſtoliſche Überlieferung kam er zu euch. Oft ſchon wollte ihn ein verabſcheuungswerter Sinn erſchüttern; doch er vermochte es nicht: Als Petrus auf Eingebung des Vaters bekannte: Du biſt der Sohn des lebendigen Gottes! da wurde ihm erwidert: Selig biſt du Simon, Jonas Sohn, denn Fleiſch und Blut hat dir dies nicht geoffenbaret, ſondern mein Vater, der im Himmel iſt. Geliebteſte Brüder! ſo ſelig ſeid auch ihr, weil euer Glaube ein vom Vater im Himmel

Fülle heiliger Liebe iſt. Dazu beruft und bildet ſie ihre Töchter. Irdiſche Freude und Ruhe verheißt ſie ihnen nicht, ſondern für Mühſal manchen Undank, für Entſagung manche Verkennung, für ſchwere Arbeit geringen Gewinn, für vollkommne Hingebung ſpärlichen Erfolg; bittere Schmerzen und äußere Drangſale vollauf; Sorgen um Nothdurft der Exiſtenz, Beſchwerden um das Werk auszubreiten in reichlichem Maß. Aber im ebenſo reichlichen — myſtiſche Freuden, von denen ein Tropfen genügt, um dem bittern Kelch eine unirdiſche Süßigkeit zu geben und die um ſo ſtralender am Himmel des innern Lebens aufgehen, je ärmer das äußere iſt: ſo wie die Geſtirne nie ſchöner funkeln, als wenn die Erde recht dunkel und ſchwarz da liegt. Das innere Leben einer Ordensfrau — wer kann das ergründen, das beſchreiben! Der würde es können, der da ergründen könnte, was das iſt: der Duft der Blume. Farbe und Form der Blume ſieht man und ihre Blätter kann man zählen; ſo hat auch die Ordensfrau, ſelbſt in ſtrengſter Clauſur, ihr äußeres Leben, ihr angewieſenes Geſchäft, den Wechſel zwiſchen Arbeit und Gebet, zwiſchen Gemeinſchaft und Einſamkeit, zwiſchen Chor und Zelle, zwiſchen Thätigkeit und Erholung. Das ſind die Blumenblätter, die ſich zählen laſſen und von denen man ſagen kann, ſie ſind blau, ſie ſind roth. Aber das iſt nur der Umriß ihres Lebens, nicht das Weſen deſſelben! das ſelbſt in euch angezündetes Licht iſt. Und wenn einſt Gott, wie wir hoffen, euch die Kirchen wieder zurückgeben wird, ſo muß auch dann der Glaube euch höher ſtehen als ſie.“

Über die vielen Synoden und Glaubensformeln der Arianer ſchreibt Athanaſius: „Es iſt erſtaunenswert, was denn eigentlich ſo dringend aufforderte, die Welt in Unruhe zu verſetzen; und was diejenigen, welche ſich Biſchöfe nannten, veranlaßte, hin und her zu laufen und zu fragen, wie ſie an den Herrn Jeſum Chriſtum glauben ſollten. Hätten ſie wirklich an ihn geglaubt, ſo würden ſie nicht gefragt und geſucht haben, als ob ſie nicht glaubten. Die Katechumenen ärgerten ſich darüber; die Heiden aber erhoben ein Hohngelächter, daß die Chriſten, gleichſam aus dem Schlafe erwachend, fragten, worin beſteht denn der Glaube an Chriſtus? und daß die, welche ſich als Lehrer ein Anſehen über das Volk beilegen, ſich ſelbſt für Ungläubige erklären, indem ſie das ſuchen, was ſie haben ſollten: den wahren Glauben. Sie ſchrieben eine Formel und ſetzten das Konſulat nebſt Jahr und Tag dazu, damit jedermann wiſſe, daß jetzt unter Conſtantius ihr Glauben angefangen habe. Den Kaiſer nennen ſie in der Überſchrift den Ewigen und von Chriſtus leugnen ſie, daß er ewig ſei. Sie ſchrieben nicht: So glauben wir; ſondern: Der katholiſche Glaube iſt an dem und dem Tage herausgegeben worden. Als ob damals der katholiſche Glaube angefangen habe! Gerade machten ſie es wie die Montaniſten, die ſagten: Mit uns fängt der vollkommene Glaube der Chriſten an. Als die Synode von Nicäa die Verordnung wegen der Oſterfeier gab, ſchrieb ſie: Folgendes hielten wir für gut; denn damals erſt wurde hierin für alle ein Geſetz gegeben. In Betreff des Glaubens aber ſagten die Väter zu Nicäa keineswegs: wir hielten für gut; ſondern: So glaubt die katholiſche Kirche. Und ſogleich bekannten ſie, was ſie glaubten, um anzuzeigen, daß ihr Glaube nicht neu, ſondern der apoſtoliſche ſei, und das, was ſie niederſchrieben, nicht von ihnen erfunden werde, ſondern die Lehre der Apoſtel enthalte.“

Während Athanaſius mit der größten Freiheit des Geiſtes und Freimütigkeit der Geſinnung als ein echter Einſiedler aus der Wüſte heraus in die Welt hinein für Chriſtus litt, lehrte und ſchrieb, wagten ſeine Feinde, ihm ſeine Flucht zum Verbrechen zu machen. Er kannte die Welt, die, ihrer eigenen Schwäche bewußt, ſehr leichtgläubig hinſichtlich der Schwäche anderer iſt. Um für niemand ein Gegenſtand des Ärgerniſſes zu werden, ließ er ſich herab, ſich ſogar über dieſen Vorwurf in einer eigenen kleinen Schrift zu verteidigen, ſo daß zugleich die Arianer gewahr werden mußten, wie er inmitten der ungünſtigſten Verhältniſſe ſie und ihr Treiben immer im Auge behielt und unüberwindlich in jeder Richtung wider ſie auftrat. Er ſagt: „Sie bedauern mich nicht ermordet zu haben und werfen mir Feigheit vor, uneingedenk daß ſie ſich ſelbſt dadurch Vorwürfe machen. Denn wenn die Flucht des einen ſchlecht iſt, ſo iſt die Verfolgung des andern noch ſchlechter. Jener verbirgt ſich, um nicht gemordet zu werden; dieſer verfolgt, um zu morden. Sie tadeln die Flucht; o möchten ſie ſich doch ſchämen, daß ſie verfolgen! Sie ſollen nur aufhören Nachſtellungen zu machen, und man wird ſogleich aufhören ſich zu flüchten. Sie fühlen nicht, daß die Flucht der Verfolgten eine Anklage gegen die Verfolger iſt. Niemand flieht den Sanftmütigen, den Menſchenfreundlichen, wohl aber den Grauſamen und Gottloſen. Das ewige Wort, welches unſertwegen Menſch wurde, fand ſelbſt es nicht unter ſeiner Würde, ſich, wie wir, zu verbergen, als er aufgeſucht wurde; und zu fliehen und ſich der Nachſtellung zu entziehen, als er verfolgt wurde. Vielleicht werden jene, die ſich nicht ſchämen, die Verfolgten falſch zu beſchuldigen, in ihrer Torheit noch weiter gehen und auch dem Heilande Feigheit vorwerfen, da ſie ja doch einmal angefangen haben ihn zu läſtern. Aber ſie würden dadurch nur beweiſen, daß ſie die Evangelien nicht verſtehen. Der Herr, obſchon Er Gott und das Wort des Vaters war, verbarg ſich, bevor ſeine Stunde gekommen; nachher aber lieferte Er ſich denen aus, die Ihn ſuchten, um allen zu zeigen, daß das Leben und der Tod des Menſchen von einer höheren Beſtimmung abhänge, und daß ohne unſeren Vater im Himmel kein Sperling in eine Schlinge falle. Auch die Heiligen haben uns durch Wort und Beiſpiel gelehrt, daß die Flucht erlaubt ſei. Wie werdet ihr aber die Erlaubnis zur Verfolgung aus ihrer Lehre und ihrem Beiſpiele nachweiſen können?“

An Kaiſer Conſtantius erließ er ebenfalls eine längere Schrift, in der er ſich einfach und gelaſſen Schritt vor Schritt gegen alle Anklagen verteidigt, die gegen ihn erhoben wurden, ſo daß jeder, dem es um den richtigen Sachverhalt zu tun war, hier leicht die Wahrheit erfahren konnte. Conſtantius blieb in ſeiner Verblendung und Athanaſius ſchreibt über ihn: „Hat Conſtantius nicht jeden des

Landes verwieſen, der von den Chriſtusfeinden angeklagt worden iſt? Hat er dieſen nicht immer freudig Gehör gegeben? nicht immer ſie gern vorgelaſſen, gleichviel was ſie vorbrachten? Hingegen eine Klage wider ſie hat er nie angehört. Dadurch hat er alles, ſo viel in ſeiner Macht ſtand, mit Heuchelei und Gottloſigkeit erfüllt. Welche Kirche betet jetzt mit Freiheit Chriſtus an? Iſt ſie fromm, ſo ſchwebt ſie in Gefahr; verſtellt ſie ſich, ſo ſchwebt ſie in Furcht. Die frommen und gottliebenden Menſchen, deren überall viele ſind, verbergen ſich. Aber wenn auch Brüder uns verlaſſen, wenn auch Freunde und Verwandte ſich weit zurückziehen, wenn auch niemand mehr gefunden wird, welcher Mitleid hätte und tröſtete, ſo iſt bei Gott doch eine hinlängliche und alles übertreffende Zufluchtsſtätte. Allein war auch Elias, als er verfolgt wurde, und Gott war dem Heiligen alles in allem. Dies Vorbild hat uns auch der Heiland aufgeſtellt, welcher, nachdem er ergriffen worden, den Nachſtellungen der Feinde allein preisgegeben war, damit wir, wenn auch wir bei der Verfolgung von den Menſchen verlaſſen werden, den Mut nicht verlieren, ſondern auf den Heiland hoffen und die Wahrheit nicht verraten, welche Anfangs zwar unterdrückt zu werden ſcheint, allein in der Folge auch bei den Unterdrückern Anerkennung finden wird.“ So, mit dem Herzen immer höher als die Erde, mit dem Geiſtesblick immer weiter als die Gegenwart, ſchrieb Athanaſius in einem Briefe an die Einſiedler, in welchem er ihnen die Gewalttaten beſchreibt, unter denen die Kirche durch den Kaiſer und die Arianer erſeufzt, damit die ſtillen Zellenbewohner unterrichtet, gewarnt und auf der

Hut ſein möchten für den Fall, daß ſich auch ihnen Wölfe im Lammfell nahen möchten. Im Anfange dieſes Schreibens ſagt er: „Euerer Freundſchaft willfahrend und oft von euch dazu aufgefordert, habe ich endlich meine und der Kirche Drangſale kurz aufgezeichnet, und nach Kräften die verabſcheuungswerte Ketzerei der Arianer widerlegt und gezeigt, wie weit dieſelbe von der Wahrheit entfernt iſt.“ (Dieſer Brief iſt nämlich die Vorrede zu ſeinen berühmten „Vier Reden gegen die Arianer“.) Was ich beim Niederſchreiben erlitten habe, glaube ich euerer Frömmigkeit mitteilen zu müſſen, damit ihr auch hieraus erkennt, wie wahr der Ausruf des ſeligen Apoſtel Paulus iſt: O Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! und mir verzeihet, dem ſchwachen Menſchen. Je mehr ich ſchreiben wollte, je mehr ich mich anſtrengte, um die Gottheit des ewigen Wortes zu begreifen, deſto weiter wich die Erkenntnis von mir, und ich erkannte, daß ich in demſelben Grade von ihr verlaſſen würde, in welchem ich ſie erfaßt zu haben glaubte. Und was ich einzuſehen vermeinte, vermochte ich nicht niederzuſchreiben; und was ich ſchrieb, ſteht weit hinter dem, was ich im Geiſte trug, und es wurde nur ein ſchwacher Schatten davon. Das Begreifen der Wahrheit iſt wegen der Schwäche des Fleiſches weit von uns. Aber wenn es auch unmöglich iſt, zu ſagen, was Gott iſt, ſo iſt es doch möglich zu beſtimmen, was er nicht iſt. Wir wiſſen nämlich, daß er nicht wie der Menſch iſt und daß man Endliches nicht von ihm denken dürfe. So iſt es auch mit dem Sohn Gottes. Sind wir, unſerer Natur nach, auch weit von ihm entfernt, ſo iſt es doch leicht, die Gebilde der Häretiker zu widerlegen und zu ſagen, das iſt der Sohn Gottes nicht; und: es iſt nicht erlaubt, ſo wie ſie von ſeiner Gottheit zu denken und zu lehren.“

Mit dieſer Demut des Geiſtes betrachtete er, der tiefe Denker, die göttlichen Geheimniſſe und bezeugt von ſich, daß er über ſie nur zu ſtammeln vermöge, während die Arianer mit höchſter Flachheit und Unbeſonnenheit ſie erklärten, ja durch leichtfertige Späſſe ſie anſchaulich zu machen ſuchten,1) und wenn weder dieſe noch die rohe Gewalt durchdrangen, frech behaupteten: es handle ſich ja nur um leere Worte! Die Niedrigkeit des irdiſchen Sinnes hat keine Ahnung von der Erhabenheit der Myſterien Gottes, welche dem geheiligten Sinne ſtets in höchſter Heiligeit vorſchweben und wiederum heiligend auf ihn zurückwirken. Da drängten ſie ſich in den goldenen Sälen des Kaiſerpalaſtes zu Conſtantinopel um ihren tyranniſchen, leichtſinnigen Kaiſer all die Arianer, die geſchmeidigen Höflinge, denen es mehr zu tun war um die Genüſſe des Lebens in kaiſerlicher Gunſt, als um das ewige Leben, und für deren enge Köpfe ihre Staatskirche unter kaiſerlicher Oberbiſchofshoheit gerade das Ideal war, zu welche ſie ſich zu erſchwingen vermochten, während ihnen die Einheit der Menſchheit in Chriſtus und ſeiner Kirche ein

---

1) Um die Gleichewigkeit des göttlichen Sohnes zugleich lächerlich und unpopulär zu machen, redeten die Arianer Frauen auf der Straße an und fragten: „Hatteſt du einen Sohn, bevor du ihn geboren hatteſt?“ Oder ſie ſagten: „Wenn der Sohn gleichewig wäre wie der Vater, ſo wäre er des Vaters Bruder und nicht ſein Sohn.“

Unding, weil Chriſtus ſelbſt — nur ein Menſch war. Da drängten ſie ſich um ihren Kaiſer mit heuchleriſchen Worten von Weltfrieden und von Bruderliebe, welche ihr Glaube ſo herrlich bewerkſtellige; und von Bedauern, daß die katholiſchen Biſchöfe dieſen Frieden und dieſe Liebe durch ihren Trotz und ihre Anmaßung ſo ſchnöde ſtörten und einen unmöglichen Glauben forderten; und von Großmut, daß der Welt durchaus zu der arianiſchen Glückſeligkeit verholfen werden müſſe und widerſpenſtige Biſchöfe deshalb in Verbannung zu wandern hätten. Und letzteres geſchah denn auch in reichlichſtem Maße, denn dem Kaiſer gefiel dieſe Geſinnung und dieſe Sprache, und was ſie rieten, tat er. Nun aber blieb die verheißene Glückſeligkeit aus und die arianiſchen Grauſamkeiten ſchrien zum Himmel. Der heilige Paulus, Biſchof von Conſtantinopel, wurde außer Landes geſchickt; aber man gönnte ihm nicht in der Fremde an einem Ort Ruhe, ſondern man ſchleppte ihn erſt nach Pontus, dann nach Meſopotamien, dann zurück nach Kappadocien, und als er trotz all dieſer durch Mißhandlungen geſteigerten Mühſale immer noch lebte, wurde er erdroſſelt. Die Arianer bildeten ſich ein, ſie könnten die Wahrheit mit den Perſonen vernichten und deshalb lag ihnen ſo ungeheuer viel daran, Athanaſius in ihre Gewalt zu bekommen und auf irgend eine Weiſe zum Schweigen zu bringen. Aber mit ihrer Welt von Ränken, von Sklaven und von Schergen richteten ſie nichts gegen ihn aus, wie er da ſaß in ſeiner Felſenhöhle, rings umher die lautloſe Wüſte, über ſeinem Haupte die brennende Sonne oder der ſtrahlende

Sternenhimmel Egyptens; ſo arm und abgetötet, daß ſein Kleid, ſeine Nahrung, ſeine Lagerſtätte nicht beſſer als die der armen Einſiedler waren; ſo verlaſſen, daß nur ein Menſch die Kunde ſeines Daſeins hatte; ſo hilflos, daß, wenn er hier geſtorben wäre, vielleicht auch nur die Löwen ſein Grab gegraben hätten, wie einſt das des Paulus von Theben; und doch ſtärker, reiner, mächtiger, größer und gebietender, als der ganze Arianismus, weil er Chriſtus den Gottmenſchen, den Erlöſer, im weltabgelöſten Herzen trug und mit der Martyrerliebe, die ewig lebt, um ewig zu ſterben, — ſterben dem Ich, leben dem Herrn, — das Kreuzesbanner des menſchgewordenen, gekreuzigten Gottes ſchwang. In Chriſtus beſaß er alles: fürs Zukünftige der Ewigkeit, die Seligkeit. Ohne Chriſtus zerbröckelt ſich ihm das Univerſum, und Glaube, Hoffnung und Liebe löſen ſich in Rauch auf. In ſeinen „Reden gegen die Arianer“, die er in ſeiner Wüſteneinſamkeit ſchrieb, ſagt er: der Sohn iſt die eigene Erzeugung der göttlichen Natur des Vaters, ſein ſchaffendes Wort, ſeine wirkende Weisheit, Eins mit ihm von Ewigkeit, wie Licht und Glanz. Wir erkennen den Vater nur durch den Sohn, welcher, obſchon er Gott war, Menſch wurde, um uns den Vater zu offenbaren. Iſt nun der Sohn nicht wahrhafter Gott, und nicht dem Weſen nach Eins mit dem Vater, ſo erkennen wir den Vater gar nicht. Und umgekehrt: haben wir im Sohne die wahre Erkenntnis des Vaters, ſo iſt der Sohn gleichen Weſens mit ihm. Gott iſt nie ohne das geweſen, was ſeiner Natur eigen iſt: nie der Vater ohne den Sohn. Wir aber bedurften eines Erlöſers, der ſeiner Natur nach unſer Herr iſt, damit wir nicht durch die Erlöſung anbetende Sklaven eines Götzen abermals würden. Der Zweck der Erlöſung iſt die Wiedervereinigung des Menſchen mit Gott. Iſt nun der Sohn ein Geſchöpf, ſo bliebe der Menſch im Tode des Leibes und der Seele, ohne mit Gott vereinigt zu werden; denn kein Geſchöpf kann mit Gott vereinigen, da es ſelbſt eines Mittlers bedarf. Der Mittler und Erlöſer iſt daher wahrhaft Gott, denn die geheimnisvolle, aber wahrhafte Verbindung des Menſchen mit Gott kann niemand bewirken, als Gott ſelbſt, und niemand uns die Kindſchaft Gottes geben, als der, welcher von Natur Sohn iſt. Als Menſchen der Erde würden wir des ewigen Lebens nicht fähig ſein, wenn nicht von Ewigkeit in Chriſto die Hoffnung des Lebens und des Heiles gegründet wäre. Bevor wir wurden, hat er das Reich uns zubereitet, damit wir, als auf ihn gebaute, fügſame Steine, Anteil nehmen an ſeinem Leben und ſeiner Gnade. So werden wir nach dem Untergange alles Endlichen in Chriſto ein unvergängliches Leben haben. Die ewige Gottheit des Sohnes iſt das Unterpfand unſeres eigenen ewigen Lebens, da er uns mit ſich in die Ewigkeit zieht. — Dieſe Gedanken entwickelt Athanaſius, immer geſtützt auf die Heilige Schrift, mit ſo viel Klarheit, Scharfſinn und Einfalt, daß Männer wie Baſilius der Große und Gregor von Nazianz nicht müde wurden, dieſes Werk zu ſtudieren. Vielleicht hatte Gott ihn in die Wüſteneinſamkeit geführt, damit aus der Sammlung ſeines innerſten Weſens dies Werk ſich erhebe wie eine Palme, getränkt von den Waſſern des ewigen Lebens.

Plötzlich, überraſchend, im kräftigſten Mannesalter, ſiegreich gegen die Perſer, ſtarb Conſtantius im Jahre 361. So wie der Arianismus ſein Oberhaupt, ſeinen Reichsbiſchof, ſeinen Kaiſer verlor, ſtürzte er zuſammen; in ſich ſelbſt durch vier Sekten gleichſam gevierteilt, ohne Tradition und ohne Glaubenshalt in den Seelen, hatte er ſich nur durch ſeinen Haß gegen die katholiſche Kirche und in ihrer Verfolgung, als lebensfähig erwieſen. Als er nicht mehr verfolgen durfte, ſtarb er ab und wachte nur jedesmal wieder auf, wenn von neuem die Luft der Verfolgung wehte. Plötzlich kamen andere Zeiten, wo möglich noch feindſeligere gegen die Kirche. Es iſt nun einmal ihre Beſtimmung, von vielen bekämpft und von niemand beſiegt zu werden. Ein neuer Kaiſer wurde ihr neuer Feind: es war Julian der Apoſtat. Als ſechsjähriger Knabe war er mit ſeinem Bruder Gallus allein aus dem Blutbade gerettet worden, welches nach dem Tode Conſtantius des Großen in deſſen Familie ſtattfand. Auf dem kaiſerlichen Schloß Mazella in Kappadocien wurden ſie mit allen Ehren umringt, chriſtlich erzogen, wiſſenſchaftlich gebildet und ſo innig ins religiöſe Leben eingeführt, daß beide als Lektoren im unteren Klerus aufgenommen, beim Gottesdienſte die Vorleſungen aus der Heiligen Schrift hielten; was den Gallus betraf, mit aufrichtiger Frömmigkeit. Im Jahre 351 erhob Conſtantius dieſen zum Cäſar und Julian erhielt die Erlaubnis, nach Conſtantinopel zu gehen und dort ſeine Studien fortzuſetzen. Er tat es mit Eifer, führte ein einfaches Leben und zog dadurch die Augen des Volkes ſo ſehr auf ſich, daß Conſtantius eiferſüchtig wurde und ihn nach Kleinaſien zurückſchickte. Hier herrſchte der Cäſar Gallus; dadurch ruht unter dem Schleier, welches die heilige Eucharistie umwallt: das ſacramentaliſche Leben des in der Liebe verabgründeten Gottes iſt das innere Leben der in den Schatten des Kreuzes verabgründeten Ordensfrau. In der beſtändigen Vereinigung mit dem Herzen Gottes erweitert und lichtet ſich ihr Herz genug, um der Theilnahme an göttlichem Schmerz und göttlicher Seligkeit gewürdigt zu werden. Die heilige Jungfrau Maria und das heilige Sacrament des Altars, die ſelige Mutter und der göttliche Sohn bilden und führen ſie zu dieſer Vereinigung heran. Da erkennt ſie, was das iſt: eine Seele, die von Gott geliebt wird! da ermißt ſie den Umfang ihres Werthes, ihrer Beſtimmung, ihrer erhabenen Befähigung, des himmliſchen Bildes, nach dem ſie geſchaffen, des überirdiſchen Preiſes, der für ihre Erlöſung gezahlt iſt: „Der gute Hirt läßt ſein Leben für die Schafe.“ Sie gibt ihr Leben, um ſich in möglichſter Vollkommenheit mit Ihm zu vereinigen. Das iſt in der Ordnung — der Gnade!

Aber nicht blos zu den Hirtinnen in der geborgenen Hürde richtet das Evangelium ſeinen herzſtärkenden Ruf. Nicht blos für dieſe kleine weiße gerettete Heerde hat es Worte der Liebe und der Ermunterung. Nicht ſie allein weiſt es an, unter dem Schilde eines heiligen Vorbildes Schutz und Kraft zu ſuchen und zu finden. Das Evangelium hat auch Liebesworte für bekam auch Julian eine freiere Stellung und er benutzte ſie, um mit heidniſchen Philoſophen in Verbindung zu treten und deren Syſteme zu ſtudieren, vielleicht anfangs nur aus Neugier und um Verbotenes kennen zu lernen: die Götterlehre, den Götzendienſt, die Sterndeuterei. Aber er hatte nicht die Reife des Verſtandes und die Gediegenheit des Urteils, um dieſe Dinge richtig zu beurteilen. Die Nebel des Polytheismus legten ſich wie eine Binde über ſein geiſtiges Auge. Aus dieſen Studien des Heidentums wurde Julian aufgerüttelt durch die Ermordung des Gallus, 354, der ſich durch Grauſamkeit verhaßt gemacht hatte. Conſtantius, mißtrauiſch wie die Schwäche nun einmal iſt, fürchtete in Julian immer verräteriſche Abſichten und ließ ihn deshalb an ſein Hoflager nach Mailand kommen. Die arianiſche Umgebung des Kaiſers war freilich nicht geeignet, ihm Ehrfurcht vor der chriſtlichen Religion einzuflößen, aber es gelang ihm, unter dem Schutze der Kaiſerin Euſebia, ſich bei Conſtantius zu rechtfertigen und die Erlaubnis zu erhalten, in Athen ſeine Studien fortzuſetzen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als er im Jahre 355 dahin kam. Dort befanden ſich eben zwei junge Männer, deren herrliche Beſtimmung es war, als zwei Geſtirne erſter Ordnung in der Höhe des Himmels der Kirche mit klarem Lichte aufzugehen und zu leuchten, während Julian als ein Irrſtern an ihrem Horizonte dahinſchießen ſollte. Dieſe beiden durch die lieblichſte chriſtliche Freundſchaft verbundenen Männer hießen Baſilius und Gregor. Damals wußte niemand, daß Julian als „der Apoſtat,“ Baſilius als „der Große“ und Gregor als „der Theolog“ durch die Nachwelt gehen würden; aber Gregor ließ ſich nicht, wie ſo manche, durch Julians Studien, auch der chriſtlichen Wiſſenſchaft, und durch ſein Talent für die Beredſamkeit beſtechen, ſondern ſagte ſchon damals von ihm: „Welch' einen Unhold erzieht ſich hier das Römerreich! gebe Gott, daß ich ein falſcher Prophet werden möge." Er ſchrieb ſpäter über Julian: „Ich konnte nichts Gutes von dieſem jungen Fürſten erwarten. Sein Kopf war immer in unruhiger Bewegung, ſein Auge wild, ſein Blick hart und übermütig. Mit den Schultern zuckte er unaufhörlich und ſein Gang ſchwankte haltungslos hin und her. Mit ſpöttiſchem und verächtlichem Ausdruck ſchaute er um ſich, lachte übermäßig und ſchallend, ſprach in abgebrochenen Worten, tat unbeſcheidene Fragen, gab verletzende oder verwirrte Antworten und begleitete ſie mit Geberden, die ſo übertrieben waren, daß ſie nichts ausdrückten."

Gregor hatte wohl ſehr recht, aus einer ſo komödiantenhaften Erſcheinung auf ein leidenſchaftlich zerrüttetes Weſen zu ſchließen. Mehr und mehr beſchäftigte ſich Julian mit den traurigen Ausgeburten des Polytheismus, mit Magie, Aſtrologie und Zeichendeuterei; und mehr und mehr verfinſterten ſie ihm die Seele und drängten ihn zum heimlichen Götzendienſt, ſo daß ſein erſtes Geſchäft nach dem Erwachen darin beſtand, dem Merkur zu opfern, dem Gott der Liſt und des betrügeriſchen Talentes. Im nächſten Jahre vermählte Conſtantius ſeine Schweſter Helena mit Julian und machte ihn zum Cäſar in Gallien. Kein Aszet führte nun ein ſtrengeres Leben als er. Mit der geringen Soldatenkoſt war er zufrieden; ein Teppich und ein Tierfell, auf dem Fußboden ausgebreitet, war ſein

Lager. Nie ſchlief er über Mitternacht hinaus und nie hatte er Feuer im Schlafzimmer, und wenn es auch in Paris ſo kalt war, daß die Seine zufror. Er haßte das Theater, die Spiele und Wettrennen des Zirkus, die Gladiatorenkämpfe mit wilden Tieren als zeitraubend, und beſchäftigte ſich entweder mit kriegeriſchen Übungen und Kriegsführung gegen die Franken und Alemannen, oder mit wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Aber die äußere Abtötung ohne die innere iſt kein Gewinn, nährt nur den Hochmut ſtatt ihn zu bekämpfen; um ſo mehr, als Julian nur äußere Zwecke mit ihr verfolgte. Eines Teiles wollte er ſich beliebt machen bei den Galliern, einem ſo ſchlichten und einfachen Volke, daß es Tänzer für Wahnſinnige hielt; anderen Teiles wollte er Conſtantius über ſeine unchriſtliche Geſinnung täuſchen, indem der Kaiſer, obzwar mit ganzem Herzen dem Arianismus zugetan, ſich nichtsdeſtoweniger für einen vortrefflichen Chriſten und Beſchützer des Chriſtentums hielt und einen Abfall zum Polytheismus in ſeiner Familie mit dem Tode beſtraft haben würde. Eine Martyrerliebe zu ſeinen Götzen ſchöpfte Julian aber nicht aus ſeiner Sterndeuterei. Noch am Feſte der Epiphanie im Jahre 361 wohnte er dem chriſtlichen Gottesdienſte bei; bald darauf aber ſagte er ſeinem Gott und ſeinem Kaiſer zugleich die Treue auf, empörte ſich gegen Conſtantius und brachte öffentlich und feierlich heidniſche Opfer dar. Nach wenigen Monaten war er Alleinherrſcher im Römerreiche. Seine erſte Maßregel, wie er wähnte gegen die Kirche, war die: ſämtliche verbannte und abgeſetzte Biſchöfe wieder in ihre Diözeſen und auf ihre

Sitze zurückzurufen. Er hoffte, ſie würden nun den Krieg wider die Arianer aufs Heftigſte führen, dieſe ſich eben ſo heftig verteidigen und das ganze Chriſtentum in Zank und Streit, in Haß und Verfolgung, in Blut und Tränen ſich ſelbſt aufreiben. Aber es geſchah gerade das Gegenteil. So wie der äußere Druck von der Kirche wich und ſie frei aufatmen und ſich regen und bewegen konnte, da öffneten ſich auch ſogleich wieder in ihrer eigenſten Tiefe die Balſamquellen, die der heilige Geiſt ihr bewahrt, und in reinen, linden, friſchen Wellen ergoß ſich der katholiſche Glaube heilend, verſöhnend, wundenſtillend über die zerriſſenen, blutigen Glieder der verſtörten und gepeinigten Menſchheit.

Faſt ſechs Jahre hatte Athanaſius, gehetzt und gejagt wie ein wildes Tier der Wüſte, auf der Flucht und in der Verborgenheit gelebt. Nun kehrte auch er nach Alexandrien zurück, wo der wegen ſeines Wuchers verachtete und verhaßte Arianerbiſchof Georg in einem Volkstumult umgebracht war; und verſammelte in dem nämlichen Jahre 362 ein Konzil, auf welchem mit weiſer Milde gegen den gefallenen Feind beſchloſſen wurde, daß nur die Häupter der Häreſie ihrer geiſtlichen Würden entſetzt werden ſollten. Bereuten ſie, ſo wurden ſie in die katholiſche Gemeinſchaft, doch nur der Laien, nicht der Prieſter, aufgenommen. Diejenigen aber, welche nur aus Furcht oder Unwiſſenheit oder Zwang zum Arianismus abgefallen waren und es bereuten, oder ſolche, die ſich auf einige Zeit hatten täuſchen laſſen, wie die Biſchöfe zu Rimini, durften im Klerus verbleiben. Die Seele dieſer chriſtlich klugen Maßregeln war

Athanaſius. Nicht die leiſeſte Erbitterung, nicht der flüchtigſte Rachegedanke ſtreiften an ſein Herz. Die Welt für Chriſtus zu gewinnen, die ganze Menſchheit zu führen zur glückſeligen Erkenntnis des menſchgewordenen Gottes: dies Verlangen erfüllte ſeine heilige Seele. War er unerſchütterlich, wo es galt, den reinen Glauben zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächſten aufrecht zu halten, ſo war er wiederum die Nachſicht ſelbſt, wenn es galt, zu jener Ehre und zu dieſem Heile die Liebe zu üben. Nicht zerfleiſchen wollte er die Glieder Chriſti, ſondern zärtlich verbinden. Dieſe Maßregeln wurden in Griechenland, Italien, Gallien und Spanien angenommen und befolgt. Nur Biſchof Lucifer von Cagliari, ein feuriger und leidenſchaftlicher Charakter, der glänzende Siege über den Arianismus erfochten und ſich dadurch die Ungnade des Conſtantius und eine lange Verbannung zugezogen hatte, weigerte ſich, dieſen Beſchlüſſen beizutreten; verwarf nicht nur die Gemeinſchaft mit den reumütigen Arianern und den Biſchöfen von Rimini, ſondern auch mit der ganzen Kirche, welche dieſe Gemeinſchaft eingegangen war, bildete ſich eine Partei von Anhängern ſeiner überſtrengen Grundſätze und blieb in ihnen bis zu ſeinem Tode. Julians Erwartungen wurden aber durch ein ſo ſchwaches Zerwürfnis nicht im mindeſten befriedigt. Er ſah die Kirche mehr und mehr zur Ruhe gelangen, zur Einheit ſich ſammeln, ja wachſen und unerwartete Fortſchritte machen, obgleich er, der Kaiſer, offen das Heidentum beſchützte und Verachtung des Chriſtentumes prahlend zur Schau trug. Da nun Athanaſius der chriſtliche Held des Jahrhunderts war, und mit einer Verehrung, die mit ſeinem Ruhme und ſeiner Heiligkeit ſtieg, in Alexandrien wieder aufgenommen worden war, und dort ſo hinreißend durch die himmliſche Kraft ſeiner Rede wirkte, daß er die Heiden nach und nach überwältigte und daß die Götzenprieſter dem Kaiſer berichteten: bliebe Athanaſius in Alexandrien, ſo würde man bald umſonſt nach einem Verehrer der Götter in der Stadt ſuchen; ſo entlud ſich der volle Zorn des Abtrünnigen über den Heiligen. Julian befahl, Athanaſius ſolle unverzüglich Alexandrien verlaſſen, und dem Volke ſchrieb er: In wahnſinniger Verwegenheit und ohne auch nur einen kaiſerlichen Befehl abzuwarten, ſei Athanaſius in ſeine Heimat zurückgekehrt und habe mit gewohnter Frechheit den von den Galiläern ſogenannten biſchöflichen Stuhl wieder beſetzt. Da er nun vernehme, daß dies dem frommen Volke der Alexandriner höchſt unangenehm ſei, ſo befehle ſeine Menſchenfreundlichkeit dem Athanaſius, augenblicklich die Stadt zu verlaſſen, wenn er ſich nicht ſcharfe Strafen zuziehen wolle. Das fromme Alexandriniſche Volk fand aber nur die Entfernung und nicht die Anweſenheit des heiligen Patriarchen höchſt unangenehm und erließ in dieſem Sinne ein Bittſchreiben an den Kaiſer. Julian antwortete entrüſtet: Da die Alexandriner zum Erbauer ihrer Stadt den großen Alexander, zu ihren beſchützenden Gottheiten aber König Serapis und Iſis, die Königin Egyptens hätten: ſo ſei ihr Verlangen durchaus verwerflich. Er ſchwöre bei den Göttern, er ſchäme ſich, daß auch nur *ein* Alexandriner ſich zu den Galiläern bekenne und den ſeligen Zuſtand vergeſſe, in welchem die Stadt ſich befunden, als noch ganz

Egypten in Gemeinſchaft mit den Göttern geſtanden und durch ſie an allen Gütern Überfluß gehabt habe. Nicht durch die Lehre der verhaßten Galiläer ſei ſie zu ihrer Blüte gekommen. Wolle ſie indeſſen durchaus in ihrem Aberglauben verharren, ſo dürfe ſie doch nicht den verſchmitzten Athanaſius zurückwünſchen, denn es gehe nicht an, daß ein ſo unternehmender Mann Volksführer ſei, zumal nicht Athanaſius, der es für etwas Großes halte, wenn er ſeinen Kopf verliere. Um nicht Julians Zorn gegen die Stadt zu ſteigern, wich Athanaſius, tröſtete ſeine Gemeinde, ermahnte ſie zum feſten Vertrauen und verſicherte, Julian ſei nur eine flüchtig vorüberziehende Wolke. Dann beſtieg er ein Nilſchiff, um ſtromauf nach der Thebais zu gehen. Kaum war er abgefahren, ſo ſetzte ihm ein kaiſerliches Schiff nach, deſſen Bemannung einen Befehl des Kaiſers hatte, ihn ums Leben zu bringen. Bei dieſer Kunde flehten ihn ſeine Begleiter an, ſogleich zu landen und in die Wüſte zu fliehen. Statt deſſen gebot Athanaſius mit großer Geiſtesgegenwart dem Steuermann, augenblicklich das Schiff zu wenden und wieder ſtromab zu fahren, richtig vorausſetzend, daß die Mörder in einem Schiff, welches gen Alexandrien fuhr, nimmermehr den Athanaſius vermuten würden. Und ſo war es auch wirklich. Als das kaiſerliche Schiff ihnen entgegen kam, fragten die Verfolger, ob man nicht den Athanaſius geſehen habe? „Er iſt nicht weit von hier,“ gab man zur Antwort; „ihr könnt ihn leicht erreichen.“ So fuhren die Schiffe an einander vorüber; Athanaſius erreichte heimlich wieder Alexandrien und lebte in der Verborgenheit, bis ſeine Prophezeihung in Erfüllung ging und Julian wirklich wie eine Wolke dahin war. Er hatte ſich im Kriege gegen die Perſer bis zu deren Hauptſtadt Kteſiphon über den Tigris hinaus gewagt, litt mit ſeiner Armee an furchtbarer Hungersnot und fiel in einer verlorenen Schlacht am 26. Juni 363 in der Blüte des Lebens. Es wurde erzählt, als er die Todeswunde geſpürt, habe er eine Hand voll Blut gen Himmel geworfen und ausgerufen: „Galiläer! du haſt geſiegt!" — Sein Lebensbeſchreiber Ammian Marcellin, der ſich in der Armee befand, erzählt es nicht. Aber möge Julian es geſagt oder nicht geſagt haben, gedacht hat er es gewiß hundertmal und ſchon im Leben, wenn er ſeine totgeborenen Anſtrengungen für den Polytheismus mit den kräftigen Lebensäußerungen des Chriſtentums verglich.

Sein Nachfolger, Kaiſer Jovian, wurde ſogleich im und vom Heere gewählt und nahm die Wahl nur unter der Bedingung an, daß ſich das Heer für ein chriſtliches erkläre. Er bekannte ſich ſogleich öffentlich zum katholiſchen Glauben, und eine ſeiner erſten Handlungen war, daß er Athanaſius durch ein höchſt ehrerbietiges Schreiben auf den Patriarchenſtuhl zurückrief. „Ich bewundere deine Tugend, deine gottähnliche Geſinnung, deine Liebe zum Heiland, deine Taten. Ich lobe dich, daß du erhaben über alle Leiden, vor deinen Verfolgern dich nicht gefürchtet, alle Gefahren, ja ſogar die des Todes gering geachtet und, den teuren wahren Glauben feſthaltend, für die Wahrheit gekämpft haſt. Dadurch biſt du der geſamten chriſtlichen Kirche ein Muſter des vollkommenen Lebens geworden. Kehre zurück zu deiner Kirche und weide das Volk Gottes." Er wünſchte auch den großen Patriarchen perſönlich kennen zu lernen; denn es hatten ſich arianiſche Kleriker alsbald eingefunden, um zu verſuchen, ob der neue Kaiſer nicht auch zu betören und ebenſo für ihre Sache zu ſtimmen ſei, wie ſie das ſeit dreißig Jahren gewohnt waren, unter dem rechtgläubigen Conſtantin, wie unter dem arianiſchen Conſtantius und unter dem abtrünnigen Julian. Aber Jovian war ein ganz gerader reiner Charakter, und als die Arianer mit ihren alten Klagen gegen Athanaſius und mit deſſen langen und häufigen Verbannungen, als ein Zeugnis für ſeine Miſſetaten, vor dem Kaiſer erſchienen, hörte er ſie das erſtemal gar nicht an, und beim zweiten Male antwortete er: „Schweigt mir von Athanaſius! ich weiß, warum ihr ihn anklagt und warum er verbannt wurde." Mit zäher Frechheit hielten ſie ſich noch immer nicht geſchlagen, erſchienen zum dritten Male vor Jovian und behaupteten, ſie hätten jetzt andere Klagen gegen Athanaſius. Dieſe beſtanden aber nur in der Bitte, es möge dem Kaiſer gefallen, einen anderen Biſchof nach Alexandrien zu ſenden. Jovian ſagte ungeduldig: „Fort! fort! die Sache des Athanaſius iſt beendet; ihr wißt es." — „Schickſt du ihn, ſo geht unſere Stadt zu Grunde, denn niemand hält ſich zu ihm." — „Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß er rechtgläubig und ein guter Lehrer iſt." — „Mit dem Munde ſpricht er ſchön; im Herzen iſt er heuchleriſch." — „Was ihr von ihm bezeugt, daß er nämlich gut und richtig lehre, genügt. Denkt er im Herzen ſchlecht, ſo hat er es mit Gott zu tun. Wir Menſchen halten uns an ſeine reine Lehre; Gott allein ſchaut das Innere." — „Erlaube, mächtiger Kaiſer, daß wir uns zum Gottesdienſte verſammeln." — „Wer hindert euch daran?" — „Athanaſius erklärt uns für Häretiker." — „Das iſt ſeine und aller guten Lehrer Pflicht." — „Aber wir können ihn nicht ertragen, mächtiger Kaiſer, denn auch die Güter der Kirche nimmt er weg." — „Ah!" rief Jovian, „ſo ſeid ihr alſo wegen einer Geldſache und nicht wegen kirchlicher Angelegenheiten gekommen? Geht und ſchweigt." Mit ähnlichen Klagen wurde der Kaiſer auch von Seiten der Heiden beläſtigt. Ein Philoſoph aus der Sekte der Cyniker beſchwerte ſich bitter über Athanaſius, weil ein Beamter ſich auf denſelben berufen habe, um ihm ſein Haus wegzunehmen. „Wenn der Beamte das getan hat," antwortete der Kaiſer, „warum klagſt du denn über Athanaſius?" Wie eine kläffende Meute hungriger Hunde über den Edelhirſch, fielen ſie wieder und immer wieder über Athanaſius her; aber ſie erreichten weiter nichts, als daß Jovian mit um ſo größerer Ehrerbietung den heiligen Patriarchen an ſeinem Hoflager zu Antiochien empfing, ihn um eine Darſtellung des wahren Glaubens, und um einen Plan bat, nach welchem er, der Kaiſer, die kirchlichen Angelegenheiten behandeln könne. Athanaſius gab wiederum als Glaubensregel das Symbol von Nicäa, dieſen Inbegriff des apoſtoliſchen und katholiſchen Bekenntniſſes, an; alle übrigen Pläne ſcheiterten aber an Jovians frühem Tode. Er ſtarb auf der Reiſe von Antiochien nach Conſtantinopel, ganz plötzlich im Februar 364. Seine Gemahlin Chariton eilte ihm entgegen; ſie hatte ihn noch nicht als Kaiſer geſehen und fand ihn jetzt als Leiche. Von dem Glanze des Thrones und verlorne Kinder und ein troſtreiches Vorbild für Alle, die ſich retten wollen. Es ſpricht: „Auch ich will dich „nicht verdammen; gehe hin und ſündige nicht mehr“ (Ev. Joh. 8, 11.). Es ſtellt die große Bekehrte, die durch ihre Buße geheiligte Sünderin, es ſtellt die Magdalene unter das Kreuz zur Seite der heiligen Jungfrau Maria. Welch eine unerhörte Barmherzigkeit in dieſer Zuſammenſtellung. Wer befand ſich denn unter dem Kreuz? wer hatte denn das Herz ſo erfüllt vom Starkmuth der Liebe, um ein anbetender Zeuge dieſes Opfers zu ſein? Die ſchmerzenreiche Gottesmutter, der Lieblingsjünger Johannes, und ſie, die große Sünderin, die der Phariſäer mit Widerwillen in ſeinen Feſtſaal eintreten ſah. Zwiſchen den beiden Urbildern der Reinheit und Lauterkeit ſtand ſie, die ebenfalls ein Urbild geworden iſt, der Typus der Entſühnung durch Gnade und Reue — ſtand die heilige Magdalene. Und nicht wendet ſich „die Mutter der ſchönen Liebe,“ „die Zuflucht der Sünder“ von ihr ab! nicht blickt der unſchuldvolle heilige Johannes mit des Phariſäers Verachtung auf ſie herab! nicht beleidigt ſie das brechende göttliche Auge, das an den reinen Glanz aller Himmel gewöhnt war! O nein! durch Gnade angenommen, in Reueſchmerzen wiedergeboren, gebadet in Thränenfluten, weiß gewaſchen vom Blut des Lammes ſteht ſie auf ihrem Platz als eine ächte Tochter des Hauſes, über deren Heimkehr große Freude unter der Krone empfing Jovian nichts, als ein Grab in der Kirche der heiligen Apoſtel zu Conſtantinopel zwiſchen den übrigen Kaiſern.

An ſeiner Stelle wählte das Heer den Tribun der Garden, Valentinian, einen Pannonier. Als er beratſchlagte, wen er zum Mitkaiſer ernennen ſolle, ſagte einer der Feldheeren mit edlem Freimut: „Denkſt du bei dieſer Wahl an deine Familie, erlauchter Kaiſer, ſo haſt du deinen Bruder. Denkſt du aber an das Reich, ſo wähle den Tüchtigſten.“ Trotz dieſes Rates ernannte Valentinian ſeinen Bruder Valens zum Mitkaiſer und wies ihm das Morgenland zu, während er ſelbſt ins Abendland ging. Valens ließ ſich in Glaubensſachen ganz und gar beherrſchen von ſeiner Frau, und ſie war arianiſch. Daraus ließ ſich auf ſtürmiſche Tage für die Kirche ſchließen; und ſie traten bald ein. Valens verbannte wiederum alle katholiſchen Biſchöfe, welche früher Conſtantius verbannt, Julian aber, wenn auch in gehäſſiger Abſicht, wieder auf ihre Stühle eingeſetzt hatte. Die Arianer, und zwar die von der allerungläubigſten Partei, waren am Ruder und vergrößerten ſich maſſenweiſe, da auch die Halb- und Viertelarianer lieber ſich ihnen anſchloſſen, als die Ungunſt teilten, in der die Katholiken ſtanden. Die alten Grauſamkeiten, Gefängnis, Geißel, Einziehung des Vermögens, Beleidigungen und Mißhandlungen aller Art kamen wieder gegen die Katholiken auf, um ſie zum Abfalle zu drängen. Ein Schiff mit achtzig Geiſtlichen, die nach Nikomedien kamen, um den Kaiſer um Gerechtigkeit gegen ſeine barbariſchen Beamten zu bitten, wurde auf ſeinen Befehl, als es auf hohem Meere war, in Brand geſteckt. Die Schiffsmannſchaft, welche dies Henkeramt übernommen hatte, floh in Kähnen davon; die achtzig Martyrer aber kamen ſämtlich im Feuer oder in den Wellen um. Juden und Heiden genoſſen unter Valens volle Freiheit für ihren Kultus. Öffentlich und ohne Scheu wurden wieder heidniſche Tempel beſucht, Opfer dargebracht, Myſterien gefeiert, Sterndeuterei getrieben, Zauberkunſt und Geiſterweſen zu Rate gezogen. Kaiſer Valens, der nicht an die Gottheit Jeſu glaubte, weil dieſer Glaube die Faſſungskraft arianiſcher Köpfe überſtieg, glaubte ganz feſt an allerlei Magie, wie ſich das zu jeder Zeit mit dem Unglauben verſchwiſtert findet. Die Menſchenſeele hat einen ſolchen ſchmachtenden Durſt nach dem Übernatürlichen, daß, wenn ihr nicht durch die Offenbarung das Reich des Lichtes und der Wahrheit geöffnet wird, ſie ſich beſinnungslos in die dunkeln Regionen ſtürzt, wo die Geiſter des Abfalles in den Schatten des Todes hauſen und herrſchen und ihr das bieten, was ſie ſelbſt beſitzen: Täuſchung, Verwirrung und Lüge in der prahleriſchen Maske höherer Offenbarung. Ein ſolcher Akt der Zauberei koſtete vielen Menſchen unter Valens das Leben, ſo feſt glaubte er daran. Zwei Schwarzkünſtler waren befragt worden, wer der Nachfolger des Valens auf dem Throne ſein werde. Über ihre Antwort ließ er ſie auf der Folter befragen. Sie gaben bereitwillig über alles Auskunft und ſagten: Aus Lorbeerzweigen flochten wir einen Tiſch auf drei Füßen, der den Dreifuß zu Delphi darſtellt. Er wurde durch geheime Zauberſprüche und durch lange Zeremonien geweiht und dann aufgeſtellt in der Mitte des Hauſes, das durch vielfache Wohlgerüche gereinigt worden war. Dann ſtellten wir auf den Tiſch ein rundes, aus verſchiedenen Metallen zuſammengeſchmolzenes Becken, auf deſſen Rand die Buchſtaben des griechiſchen Alphabetes, in gewiſſer Entfernung von einander, rings eingegraben waren. Nun nahete dem Tiſche ein Mann im Linnenkleide, mit der Opferbinde und Eiſenkraut (Verbena, die Zauberpflanze) um die Stirne. Durch gewiſſe Zauberlieder rief er Apollo, den Gott der Weisſagung an, und ſetzte dann über dem Becken einen Ring in Schwingung, der durch die Geheimniſſe der Magie zubereitet war und vermittelſt eines ganz feinen Fadens an einer Schärpe hing, die der Mann in der Hand hielt. Wir fragten nun, wer der Nachfolger des jetzigen Kaiſers ſein werde? und der Ring berührte in Schwingungen anſchlagend nacheinander die Buchſtaben Theod. Da rief einer der Anweſenden: es ſei genug, dies bedeute Theodor; und man fragte nicht weiter. Einer der kaiſerlichen Geheimſchreiber, ein ausgezeichnet geiſtvoller und gebildeter Mann und Heide, hieß Theodor, und die Fragenden, vermutlich ſelbſt Heiden, waren ſehr mit dieſem Orakel zufrieden. Kaiſer Valens aber geriet in Wut und ließ viele Perſonen hinrichten; unter ihnen auch ſolche, auf denen keine andere Schuld haftete, als daß ſie Theodoſius, Theodul ꝛc. und folglich die fünf prophetiſchen Buchſtaben im Namen führten.

In den erſten Jahren dieſer Regierung hatte Athanaſius keine Verfolgung auszuſtehen. Er benutzte die ungewohnte Ruhe, um das Leben des heiligen Einſiedlers Antonius zu verfaſſen und darin die Lehren zuſammen zu tragen, welche den

Beginn, den Fortſchritt und die Beharrlichkeit auf dem Wege chriſtlicher Vollkommenheit regieren müſſen. Dieſe Schrift machte ungeheueres Aufſehen in der chriſtlichen Welt. Sie fiel wie ein zündender Funke auf den innerſten Herd der Herzen und ließ in ihnen hell und freudig die Chriſtusliebe aufflammen, die Liebe, die ſich opferſelig in die Nachfolge Jeſu ſchwingt; die mit den Martyrern wetteifert, indem ſie zwar nicht den augenblicklichen Tod, aber ein ſterbendes Leben freiwillig wählt; die nicht von Not, Elend, Armut, Niedrigkeit zur Entſagung aller Genüſſe des Daſeins gezwungen wird, ſondern von den Flügeln heiliger Betrachtung gehoben und von der unſtillbaren Sehnſucht nach den Wonnen einer wechſelloſen Befriedigung gedrängt, allen irdiſchen Glücksballaſt von ſich wirft, um dem Kreuz, den Dornen und den Myrrhen zuzueilen, aus denen der göttliche Geliebte ſeinen Thron hienieden baute. Wie Scharen von ſchimmernden Tauben über die Höfe und Scheunen und Äcker der Menſchen auffliegen und zum klaren, ſonnigen Frühlingshimmel emporrauſchen, ſo ſtiegen all überall Taubenſeelen über das niedere Treiben der Welt empor, nachahmend jene myſtiſche „Taube in Felſenklüften" des wunderbaren Hohen-Liedes, und ganz ſich verſenkend in den Felſenſtall von Bethlehem, in die Felſengrotte von Gethſemane, in den blutumrieſelten Felſenhügel Calvaria. Etwas ſo Liebliches hatte die chriſtliche Welt noch nicht geſehen. Das ſtrahlende Heldentum des Martyriums, dies Geſchmeide von Rubinen im Schatze der Kirche, hatte ſie gehabt und der Triumph der Gott liebenden Seelen über Folter, Marter und Tod frohlockend gefeiert. In ihren Martyrern litt und liebte die Kirche das Leiden Jeſu. Aber nun, mit einer anderen Zeit, traten andere Helden auf, ohne Folteranſtalt blutlos ſich hinopfernd, nicht am Stamme, ſondern am Fuße des Kreuzes, mitleidend die Schmerzen der gebenedeiten Jungfrau Maria um den Vielgeliebten, myſtiſch von ſieben Schwertern tödlich im Herzen verwundet. Das verborgene Heldentum der Jungfräul[illegible]n bereicherte den Schatz der Kirche mit einem Geſchmeide von Perlen. Es war als ob ein Zauberſchlag Drang und Bedürfnis der chriſtlichen Welt nach dieſen ſtillen Helden offenbart hätte; als ob in Folge desſelben von tauſend und tauſend Herzen die Verpuppung in Gewohnheit und alltägliches Wohlbehagen abgeſprengt worden wäre; und als ob aus dieſer verpuppten Raupenhülle der Schmetterling, die Seele aufführe zum Licht ihrer himmliſchen Beſtimmung. Eine wunderbare Bewegung der Geiſter in dieſer Richtung gab ſich in der ganzen chriſtlichen Welt in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts kund und zeigte, wie umgewandelt die Menſchheit durch das Chriſtentum ſei. Der Polytheismus trieb die Seinen zu jeglichem Genuß des Daſeins, hier feiner, dort gröber, bald geiſtiger und bald ſinnlicher Art; und auch die Verſchmähung des Genuſſes entſprang unter ſeinem Einfluſſe nur aus Hochmut, nur aus Wohlgefallen an der eigenen Kraft und Vortrefflichkeit; denn Selbſtliebe war das Prinzip des Polytheismus, war ſein innerſter Kern, wie die Gebilde, die er ſchuf und die er Götter nannte, es in höchſter Inſtanz beweiſen. Aber das Chriſtentum, das aus der Liebe Gottes im heiligen Sakrament — die

Liebe iſt, das konnte nimmermehr die höchſte Stufe der Glückſeligkeit hienieden als Genuß auffaſſen. Wie die Heiden das Vorbild ihres Glückes in ihren Göttern fanden, ſo ſuchten auch die Chriſten ihr Glück in ihrem Gott, dem menſchgewordenen, und verwarfen alles, was er geliebt hatte. Ein übernatürlicher Kreuzzug ging durch die Menſchheit, ein Zug der Eroberung des myſtiſchen Kreuzes Chriſti. Denn das war nun einmal klar und gewiß: was Chriſtus am meiſten auf Erden verlangt hat, das war das Kreuz, da er, um am Kreuze zu ſterben, den Thron der heiligen Dreifaltigkeit verließ. Dieſer Kreuzzug der Chriſten war ganz allgemein und ganz unabhängig von Land, Volk, Klima oder ſonſtigen äußeren Einflüſſen. Die beſten, die edelſten, die geiſtvollſten, die reichſten, die vornehmſten Menſchen, die in den glücklichſten Verhältniſſen ein zufriedenes, bewundertes, beneidetes, angenehmes Leben führten, Männer und Frauen und Jungfrauen erkannten, daß es etwas Höheres gebe hienieden, als ein angenehmes Leben zu führen, nämlich: um Chriſti willen es zu verſchmähen. Und was ſie erkannten, führten ſie aus. Wo Chriſten waren, bildeten ſich aus der Blüte ihres Geiſtes und Herzens Genoſſenſchaften, die ein gemeinſames Leben der Abtötung, des Gebetes und der Arbeitſamkeit führten, in welcher jeder Einzelne zu Gunſten der Gemeinſamkeit dem Beſitz entſagte oder erſt eintrat, nachdem aller Beſitz zuvor an die Armen verteilt war; und in welcher die Gemeinſamkeit keinen anderen Gebrauch vom Vermögen machte, als um nach allen Richtungen hin Wohltaten, Almoſen und Unterſtützungen zu ſpenden. Solche Genoſſenſchaften entſtanden häufig, um edle

Männer und Frauen, in deren Gemüt die Flammen der Chriſtusliebe irdiſche Neigungen verzehrten und nach Außen hin leuchtend und erwärmend, verwandte Gemüter in ihren Kreis zogen. So der kirchliche Schriftſteller Sulpitius Severus an den heiteren rebenumkränzten Ufern der Garonne. So Paulin, der künftige heilige Biſchof von Nola, in Spanien dort, wo der Ebro in ſeinen Fluten Goldkörner durch üppige Fluren wälzt. So Macrina, unfern der Küſte des ſchwarzen Meeres, zwiſchen den waldumrauſchten Bergen der rauhen Provinz Pontus. So Aſella in Rom, Melania in Jeruſalem, Paula in Bethlehem. Oder es traten Genoſſenſchaften in aller Stille und ohne den Schutz irgend eines glänzenden Namens zuſammen, wie jene in Trier, die mittelbar dem Leben des heiligen Auguſtinus eine erſchütternde Wendung gab; oder wie die Mönche, die unter dem heiligen Martinus zu Tours die erſte geregelte Ordensgeſellſchaft im Abendlande wurde; oder wie die zahlreichen Genoſſenſchaften, welche durch Egypten und den ganzen Orient verbreitet waren. Dieſe Erſcheinung war ebenſowenig zufällig entſtanden, als willkürlich oder künſtlich herbeigeführt. Sie war eine himmliſche Fügung, eine Anregung des heiligen Geiſtes, der die Kirche über alle menſchliche Hinfälligkeit hinweg, in ewiger Kraft und Jugendfriſche erhält.

Gerade in dieſer Zeit trat der Arianismus purpurgeſchmückt und kronentragend, mit ſeiner Anbetung der Kaiſermacht und ſeiner Herabſetzung des Gottesſohnes, mit ſeiner Wertſchätzung von Glanz und Herrſchaft und ſeiner Verachtung der göttlichen Myſterien, ſo frech ins Chriſtentum hinein und behauptete mit ſolcher Dreiſtigkeit, er ſei die wahre Kirche, er lehre den wahren Glauben, daß dem Chriſtentum große Gefahr drohte, in einen neuen Polytheismus hinabgezogen zu werden. Wo die Selbſtliebe aufgeht, geht die Chriſtenliebe unter. Alle Häreſien haben ſich ſelbſt lieber, als ſie Chriſtus haben. Darum verachten ſie die praktiſche Nachfolge Chriſti in der Verfolgung der evangeliſchen Räte. Das iſt nun einmal die gemeinſchaftliche Signatur aller Häreſien; auch der arianiſchen. In ihre heidniſch-ſelbſtiſche Weltanſchauung hinein ſchien nun plötzlich eine Stimme vom Himmel laut zu rufen: „Wer mein Jünger ſein will, der verlaſſe alles und folge mir nach.“ Nur mein Jünger, ſagt Chriſtus, und nicht etwa: wer mein Prophet, oder mein Apoſtel, oder meiner Kirche Oberhaupt, oder ſonſt etwas Großes, ſondern nur einfach mein Schüler ſein will, der verlaſſe alles. Dieſer Ruf, der immer im Namen Chriſti von der Kirche ausgeht und von jedem Chriſten nach ſeinem Gnadenmaß, ſeinen Standespflichten beherzigt werden ſoll, fand nun eben damals einen ungeheueren Anklang und warf ein mächtiges Gewicht gegen den Arianismus in die Wagſchale der ſinkenden Welt: den Opferdurſt und das Gebet. So lange in der Menſchenbruſt noch eine Spur vom Ebenbild Gottes lebendig iſt, wird immer das Herz mit Teilnahme und Bewunderung denjenigen Seelen durchſchauen, die zugleich ſo ſtark und ſo zärtlich ſind, um aus der freudenreichen Helle ihres Daſeins in den Schatten der Entſagung zu treten oder um in dunkle Unſcheinbarkeit ſich zu verſenken, nachdem ſie ſo viel Glanz um ſich verbreitet haben; und es wird ein ſympathiſcher Zug die Bewunderer an den Gegenſtand ihrer Bewunderung feſſeln und in manchen ſo mächtig werden, daß ſie die nämliche Richtung einſchlagen und verfolgen. Dieſe anziehende, feſſelnde und umbildende Kraft beſaß Antonius während ſeines Lebens und übte er nach ſeinem Tode nicht allein durch die Jünger, die an ihm und um ihn ſich gebildet hatten, ſondern auch durch die bloße Beſchreibung ſeines Lebens, die ein heiliges Genie einfach und beredt, klar und tief aufzeichnet. Und wie war es ſo lieblich, wie vollendete es ſeinen Ruhm und ſeine Krone, daß der große Athanaſius, der die ganze chriſtliche Welt zum Kampfe aufrief für die Gottheit Chriſti, für dieſen Kampf die Biſchöfe begeiſterte, die Prieſter heranbildete, die Gemeinden unterrichtete, für ihn allen Geiſt, alle Wiſſenſchaft, allen Scharfſinn in Wort und Schrift in Bewegung ſetzte, für ihn drei Weltteile durchwanderte, bald im Triumphe, bald auf der Flucht, für ihn heute der Verfolgte, und morgen der Liebling der Kaiſer war; daß er jetzt, immer für denſelben Kampf, aber auf einem anderen Schauplatze, Geiſterheere ins Leben rief und Geiſterſchlachten in Bewegung ſetzte, welche feuriger, anſchaulicher und eindringender als Wort und Schrift, die Frage von der Gottheit Chriſti löſten; denn ſo geliebt wird nur der menſchgewordene Gott. Da ſaß der heilige Greis, ſiebenzigjährig und ergraut in mannigfachen Drangſalen, Mühen und Nöten vieler ſorgenſchwerer Tage, langer betrübter Zeiten, und erfriſchte ſeine Seele in der Erinnerung an den heiligen Lehrer ſeiner Jugend. Und wenn er im Geiſte erkannt hat, welchen himmliſchen Feuerbrand er damit in die Welt hineinwarf und welche Glorie für den Gottesſohn daraus auflodern würde, ſo muß er ſich mitten in der Leidensſündflut ſeines Lebens als ein begnadetes Werkzeug Gottes ſelig geprieſen haben.

Kaiſer Valens gab im Jahre 367 den Bitten der Kaiſerin nach und ließ ſich vom Arianerbiſchof Eudoxius von Conſtantinopel taufen. Im nämlichen Jahre empfing der Statthalter von Alexandrien den Befehl, Athanaſius aus der Stadt zu verweiſen. Kaum verbreitete ſich dieſe Kunde unter dem Volke, ſo geriet es in heftige Unruhe und drohte in Empörung auszubrechen. Es wollte ſich nicht mehr trennen von ſeinem geliebten heiligen Patriarchen; es hielt dafür, daß er und ſeine Gemeinde bereits genug Trübſal durch Trennung ausgeſtanden hätten. Es empörte das moraliſche Gefühl des Volkes, den Greis abermals umhergejagt und allem Elende preisgegeben zu wiſſen. In großer Aufregung verſammelte es ſich vor dem Palaſte des Statthalters und begehrte, derſelbe möge dem Kaiſer Gegenvorſtellungen machen. Er verſprach es und der Tumult legte ſich. Athanaſius aber kannte ſeine Feinde und traute ihnen nichts Gutes zu. Als er ſah, daß ſich das Volk beruhigt hatte und nicht mehr den Statthalter bedrohe, entwich er nachts, zu ſeinem Heile! denn gegen Morgen überfiel ein Soldatentrupp ſeine Wohnung und die Kirche, in welcher er den Gottesdienſt zu halten pflegte. Jeder Winkel wurde durchſucht; aber man fand ihn nicht. Er hielt ſich vier Monate in der Verborgenheit auf, größtenteils in der Felſengrabkammer ſeines Vaters. Das alexandriniſche Volk verblieb jedoch während dieſer ganzen Zeit in allen Engeln im Himmel war — ſteht ſie da, ein Wunderwerk der Erlöſung, ein Prachtgebilde der göttlichen Barmherzigkeit.

Und wie ward ſie dazu berufen? Das Evangelium ſagt es: „Dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin im Frieden" (Ev. Luc. 7, 50.). Sie glaubte an den Sohn Gottes, den Ueberwinder der Sünden, ſie faßte Muth ſich zu ihm zu wenden, ihn mit der vollen Vernichtung jeglicher Selbſtliebe anzubeten; — und ſie war gerettet. Welch ein tröſtendes Bild für die Aermſten, die zu den Töchtern des Guten Hirten fliehen und welch ein rührendes für dieſe ſelbſt! Die Welt da draußen — das iſt das Feſtmal des Phariſäers, wo man nichts von der Magdalene wiſſen mag. Aber hier im Hauſe des Guten Hirten iſt ſie willkommen. Hier weiß man, daß im Himmel größere Freude über ihre Ankunft ſein wird, als über neunundneunzig Selbſtgerechte, die ſich ſelbſt heilig ſprechen. Der Glaube hat ihr geholfen, hat ſie hieher geführt; Reue verſöhnt und Buße verklärt; ſie wird den Frieden finden.

Nicht blos derſelbe liebevolle Heiland zieht die Schaar der treuen Töchter ſo wie die der verlornen Kinder an ſich; auch ein und derſelbe Lehrer unterweiſt ſie, wie ſie dem Zug zu folgen haben. Und welch ein Lehrer! ein Mirakelmenſch, wie etwa ein Jahrhundert Einen hervorbringt und dann ſich auseiner ſo unſtillbaren Gährung, daß ſich Valens dadurch veranlaßt fand, Athanaſius heimzurufen. Die Liebe einer chriſtlichen Gemeinde zu ihrem Biſchof rührte ihn zwar nicht im geringſten; allein die unleugbare Größe des Verfolgten imponierte ihm und ſchien ſeine Tyrannei zu bedrohen. Andere Biſchöfe wurden mit Härte vertrieben und verbannt, und wenn ihre Gläubigen auch mit ganzem Herzen an ihnen hingen. Nur Scheu vor der perſönlichen Größe eines Biſchofes und vor der offenen Empörung der Gemeinde hielt Valens von Gewalttat zurück. In Conſtantinopel kam es nach und nach ſo weit, daß die Arianer ſämtliche Kirchen der Stadt und die Katholiken nur eine Privatkapelle hatten. Kaum ein halbes Jahrhundert war vergangen, ſeitdem Conſtantin der Große in voller Bewunderung des Chriſtentums Conſtantinopel als eine echt chriſtliche Stadt gebaut und begründet hatte. Und ſiehe! Aus dem Samenkorn von Schwäche, womit er gegen ſeine wahre, ſeine chriſtliche Überzeugung dem Arianismus einen gewiſſen Spielraum gegönnt hatte, war jetzt eine ſolche Fülle des Unkrautes auf dem Boden der Kirche erwachſen, daß ſie zu Conſtantinopel einem Felde glich, auf dem die ſpärlichen Ähren ganz zerdrückt zwiſchen prangenden Mohn- und leuchtenden Kornblumen ſtehen. Jede Trübung einer Tugend zieht Verwirrung nach ſich. Weil nun der Glaube alle anderen Tugenden in ſich ſchließt, wie der Granatapfel ſeine tauſend ſaftigen Kerne, ſo zieht die Trübung des Glaubens die ſchwerſten, wildeſten, traurigſten, rachevollſten Verwirrungen im rieſenhafteſten Maßſtabe und in ſtrafendſter Form nach ſich.

Conſtantin der Große würde das Conſtantinopel von Kaiſer Valens nicht mehr als die Schöpfung ſeines chriſtlichen Geiſtes und Strebens erkannt haben.

Athanaſius kehrte alſo wieder nach Alexandrien zurück und verließ es nicht mehr während ſeiner letzten Lebensjahre. Die äußere Ruhe war ihm gegönnt, damit er ſich um ſo ungeſtörter der geiſtigen Wirkſamkeit hingeben konnte, welche die Kirche ſo ſehr bedurfte, um ſich des Wuſtes zu entledigen, den die Häreſie in ſie hinein geſchleppt hatte. Ihre Unterdrückung durch Valens dauerte ununterbrochen fort; die Arianer blieben am Staatsruder und die arianiſirenden Secten in Tätigkeit und Bewegung. Neue Unruhe kam zu der alten durch die vielbeſprochene Lehre von der Gottheit des heiligen Geiſtes und durch die irrige Auffaſſung, mit welcher Apollinaris die vernünftige Seele in Chriſtus läugnete. Während ſo im Inneren der Kirche Zündſtoff gährte, waren ihre äußeren Verhältniſſe aus den Fugen gewichen. In manchen Diözeſen ſaßen Arianerbiſchöfe; in anderen ſuchten dieſe ſich neben dem katholiſchen Biſchofe zu behaupten oder einzudrängen. In Antiochien, der großen Metropole des Orients, dem Mittelpunkte von zehn großen Provinzen, befand ſich nicht bloß ein Arianer, der Anſpruch machte, Erzbiſchof zu ſein, ſondern in Folge eines Schisma's auch zwei katholiſche Erzbiſchöfe Paulinus und Meletius, ſo daß die kirchlichen Angelegenheiten des Morgenlandes, die größtenteils in Antiochien zuſammenliefen, wie Biſchofswahlen, Uneinigkeit unter dem Klerus, Streitigkeiten mit der Gemeinde ꝛc., keinen

Mittel- und Ruhepunkt fanden, und Beängſtigung der Gewiſſen, Verdüſterung der Gemüter, Mangel an Vertrauen zu einem unſicheren Regimente und überhaupt alle ſchlimmen Folgen nach ſich zogen, welche aus ungeregelten Zuſtänden hervorgehen. Überdies war in der ganzen Chriſtenheit von Sonnenaufgang bis Niedergang kein Winkelchen, wohin nicht der Irrglaube wie ein Peſthauch gedrungen wäre. An die Klöſter Ägyptens und der Thebais, an die Zellen der Einſiedler in Syrien und Paläſtina hatte er geweht und dort ſogar ſeine Opfer geſucht und gefunden. Der bewegliche Geiſt der griechiſchen Völker in Griechenland und Kleinaſien hatte ihm Eingang geſtattet; ja ſelbſt nach Spanien, nach Gallien, zu den Völkern jenſeits der Donau war er gedrungen, immer durch die Prahlerei, er ſei die wahre Kirche und bringe die reine apoſtoliſche Lehre. Afrika war von ihm angeſteckt. Mit einem Worte: wo es Chriſten gab, da gab es freilich bei weitem nicht überall Arianer, allein doch eine gewiſſe Bekanntſchaft mit dem Arianismus. Unzählige argloſe Seelen ließen ſich von ihm betören, weil ſie ihren Glauben an die Gottheit Jeſu in der Formel von Rimini: „dem Vater gleich, gemäß der Schrift," ebenſo beſtimmt ausgeſprochen wähnten, als er es durch das: „gleichweſentlich mit dem Vater" im Symbol von Nicäa wirklich war. Neben der „Taubeneinfalt," die den Sinn feſt und gerade auf Gott allein richtet, gehörte eine gewiſſe „Schlangenklugheit" dazu, um den Wortwindungen der Arianer aus dem Wege zu gehen, um ſich nicht durch ihr Pochen auf die heilige Schrift und deren liſtige Deutungen betören zu laſſen, um aus ihren ſpitzfindigen Trugſchlüſſen ihre Heuchelei zu erkennen. Einem Lügengewebe auf dem innerſten Glaubensgebiet ſelbſt war die chriſtliche Menſchheit damals noch nicht gewachſen, denn einesteils hing ſie noch durch gar manche Fäden mit dem Heidentume zuſammen, das unter Conſtantin zwar viele Köpfe, aber nicht immer Herzen, der Kirche zur Bekehrung geſchickt hatte; und andererteils war ſie zu kindlich gläubig, um überall und in jedem Augenblicke Waffen des Verſtandes bei der Hand zu haben, um Dasjenige zu verteidigen, wovon ſie nicht einmal ahnte, daß es angegriffen werden könne, und zwar angegriffen vom vorgeblich rechtgläubigen Standpunkte aus. Schmerzliche Zwietracht, Zerwürfnis aller Art gab ſich in den Gemeinden, ja in den Familien kund. Die Eheleute, die Kinder, die Dienſtboten ſpalteten ſich in Katholiken und Arianer. Sogar Prieſter fielen ab, wurden arianiſch und die Gemeinde blieb katholiſch. Alte Freunde trennten ſich, weil der Eine zu den Arianern überging und der Andere mit unſäglichem Schmerz ſah, daß Alles, was er mit übernatürlicher Liebe umfaßte, von dem verblendeten Freunde mit Füßen getreten wurde. Und alte Widerſacher verſöhnten ſich, weil Beide zum Arianismus abfielen und den Groll ihrer verhärteten Herzen gegen die Kirche ausließen. Es kam aber auch vor, daß Freund und Feind ſich die Hand reichten, weil Keinem das Loſungswort ſeines Glaubens klar war.

In dieſen Zuſtand hatte der Arianismus die chriſtliche Menſchheit gebracht, nachdem ſie während eines Menſchenalters von ihm gegeißelt worden war. Aber unter all' dieſen verheerenden Winterſtürmen war ſie dennoch zu einem triebkräftigen, friſchen Frühlingsleben erſtarkt. Sie hatte ſich geſammelt, ſich beſonnen, ſich umgeſchaut nach dem Leuchtturme zwiſchen ſo vielen Klippen. Dieſer Leuchtturm war nun einmal das weltliche Oberhaupt, der Kaiſer, nicht. Mit vielem Blut und vielen Tränen hatte ſie dieſe Erfahrung erkauft. Auf ihren Biſchöfen, in der Gemeinſamkeit, die ſie um Rom gliedert, ruhte das Lichtfeuer des heiligen Geiſtes. Zwiſchen Klippen, Wellen und Stürmen konnte die gläubige Seele ruhig am Credo von Nicäa vor Anker gehen. Aber man hatte ſich auch beſonnen auf den ungeheueren Schatz, den Chriſtus ſeiner Kirche in ſeiner Lehre hinterlaſſen hatte, und Lehrer hatten ſich herangebildet, bei denen der feurigſte Glaube mit dem gründlichſten und gediegenſten Wiſſen Hand in Hand ging und die das Dogma, welches ihnen anvertraut war, mit allem Scharfſinn der ſpekulativen Wiſſenſchaft unterſuchten, feſtſtellten und ſtützten. Hätten die Kaiſer nicht die Irrlehre in Schutz genommen, ſo wäre ſie freilich, gleich ihren zahlreichen früheren Schweſtern, aufgewacht und hätte das Seelenheil gefährdet; aber ſie wäre nicht zu ſolcher Ausbreitung gelangt und nicht zu ſolchem Trotz aufgeſtiegen, daher auch nicht ſo herausfordernd für Alle geweſen, die in der Kirche Geiſt, Talent, Genie und Kenntniſſe hatten. Die herrlichſten, die reichſten, die gewaltigſten Kräfte bedürfen oftmals gerade des Kampfes, um zu ihrer vollen Entfaltung zu gelangen; in ſtillen Zeiten würden ſie ſich nur einſeitig entwickeln, aber in den großen Stürmen, die über die Menſchheit einbrechen, werden ſie ſich ihrer Adlerflügel bewußt und nehmen ihn auf den Kampf mit den Stürmen und beſtehen ihn ſiegreich. Denn wenn die Stürme verrauſcht und die Wolken und Nebel in deren Gefolge verſchwunden ſind: dann ſchweben ſie in ungebrochener Kraft im Sonnenreich der Wahrheit und der Liebe, und ſind die Alten, die ewig Jungen, während unter ihnen die Welt ſich verwandelt und verändert. Wenn die Kirche ſolche Kämpfer hat, gereicht jede Häreſie ihr zum Heil; ſie ſetzen Gift in Balſam, Fäulnis in Leben, Verderben in Segen um; ſie ſind Wundertäter des Geiſtes.

Das war Athanaſius. Er hatte die Chriſtenheit zur Beſinnung gebracht über ihre Stellung zum weltlichen Oberhaupt, indem er ſie in ſeinen heiligen Widerſtand gegen unrechtmäßige Herrſchergewalt auf dem Gebiete des Glaubens, hineinzog. Er hatte ihr den Ruhehafen eröffnet und das Schifflein Petri mit unerſchütterlicher Hand an den Anker des Konzils von Nicäa gekettet, indem er wider das verneinende Wutgeſchrei der halben Welt gelaſſen und klug behauptete, nachwies und entwickelte: dieſer und kein anderer ſei der von den Apoſteln gepredigte katholiſche, überlieferte Glaube. Er hatte die Chriſtenheit aufmerkſam gemacht, wie notwendig es ſei, daß ihre Hirten und Väter ſich mit heiliger Begeiſterung dem Studium heiliger Wiſſenſchaft widmeten, um jedes Pünktchen des überlieferten Glaubens als ein koſtbares Heiligtum gegen jeden Übergriff des Halbverſtandes und einer falſchen Wiſſenſchaft zu wahren, indem er ſelbſt auf jedem in Frage geſtellten Punkt mit ſeiner Feder bereit ſtand, wie mit einem gezogenen Schwerte. Er hatte das Bewußtſein der Kirche, welche Macht in ihrer Einheit liege, zu hellen Flammen auflodern laſſen, indem er das Einzelne ſtets als einen Teil des Ganzen betrachtete und behandelte; die Ereigniſſe in einer Diözeſe oder die Schickſale eines Biſchofes nicht ſpeziell und perſönlich, ſondern im innigſten Zuſammenhange des ganzen myſtiſchen Leibes Chriſti erfaßte; überall auf ein gemeinſames Wollen und Handeln drängte; jede Frage und jeden Ausſpruch immer nur nach Beratung mit ſeinen Mitbiſchöfen entſchied; von ſeiner Handlungsweiſe ſtets alle katholiſchen Biſchöfe durch ausführliche Schreiben in Kenntnis ſetzte; und den organiſchen lebendigen Liebesbund, den die Kirche in ihren Vätern bildet, mit ſeiner heldenhaften, großen, reichen Seele durchatmete. Er war das Auge und die Stimme und das Herz der Kirche geweſen, hatte mit einem ebenſo unbeſtechlichen als ſcharfen Blicke ſtets das Richtige erkannt, ihre Feinde und ihre Gefahren, ihre Hilfsquellen und alle Mittel und Wege, die zum Ziele führten; er hatte als Mund der Wahrheit geſprochen, gelehrt und ermahnt, als die halbe Welt den Irrtum lallte oder die Lüge ſchrie; er hatte alle Leiden und Bedrängniſſe in ſich aufgenommen, alle guten und heiligen Kräfte an ſich gezogen, genährt und entwickelt, um durch ſie fort und fort den Glauben ſo unüberwindlich zu machen, wie er in ihm war. Solche Großtaten einer himmliſchen Begeiſterung für das Reich Gottes durch ein langes Leben fortgeführt, trugen ihre Früchte: alle Großen, Guten und Tüchtigen in der Kirche lehnten ſich an ihn, ſeine alten Kampfgenoſſen, wie Hilarius von Poitiers und Euſebius von Vercelli, und die jüngeren Männer, auf die das Kampf- und Ruhmes-Erbteil dieſer heiligen Vorgänger übergehen ſollte. Mit Baſilius ſtand er im Briefwechſel; Gregor von Nazianz war ihm perſönlich bekannt. Chryſoſtomus ging einer großen Zukunft entgegen. Auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß ein Bruder ſeines Geiſtes, Damaſus, ein Spanier, ſeitdem Liberius im Jahre 366 geſtorben war und ſeine momentane Schwäche durch ſpäteren Widerſtand gegen jede glaubensfeindliche Zumutung, namentlich gegen die Formel von Rimini, geſühnt hatte. Anflüge. die nicht von Gott ſind, kommen an jedes Gemüt. Wer, wie Athanaſius, die unſägliche Armſeligkeit des Menſchen, der nur ſtark und reich in Gott iſt, vor Augen hat, wird es wohl beklagen, wenn der Menſch einem ſolchen Anfluge unterliegt, aber nicht ſehr darüber ſtaunen und noch weniger ihn verdammen. Ebenſo mild wie damals über Liberius, äußerte er ſich über Lucifer von Cagliari, deſſen hitziger Kopf die Weisheit der Maßregeln über Wiederaufnahme der Arianer nicht erkannte und ſie bis zur Widerſetzlichkeit verſchmähte. Er war immer ſich ſelbſt gleich, geheiligt in der Wahrheit, der demütige Anbeter des menſchgewordenen Gottes, von dem er ſagt: „Der Sohn Gottes nahm unſere Armut und unſer Elend auf ſich, damit er uns ſeiner Reichtümer teilhaft mache. Seine Leiden werden uns dereinſt dem Leiden unzugänglich und ſein Tod wird uns unſterblich machen. Wir werden unſere Freude in ſeinen Tränen, unſere Auferſtehung in ſeinem Grabe, unſere Heiligung in ſeiner Taufe finden, gemäß ſeinem eigenen Worte im Evangelium: Ja, heilige mich ſelbſt für ſie, damit auch ſie geheiligt ſeien „in der Wahrheit.“

Das Verbleiben des Göttlichen im Menſchen iſt ſeine Heiligung und durch ſie wirkte Athanaſius als geiſtiger Wundertäter. Hatte die Kirche nun auch viele Tote zu betrauern, viele Verwundete zu heilen, viele fieberhafte Zuſtände zu beruhigen: ſo war doch nicht mehr, wie bei dem Ausbruche des Arianismus, ihre Zukunft in Frage geſtellt. Daß die Häreſie ſich je zur apoſtoliſchen katholiſchen Kirche machen würde, wie der Arianismus es verſuchte: das war künftig unmöglich, obwohl er keineswegs vertilgt, ſondern noch immer von allen Mächten der Welt und der Unterwelt unterſtützt war. Vertilgen konnte auch Athanaſius ihn nicht: allein er tat mehr: er drückte ihm das Brandmal der Häreſie auf und in ihm — allen Häreſien ſpäterer Zeiten. Solchen Wildwaſſern des Menſchengeiſtes ſetzt kein Menſch einen Damm. Zur Strafe und zur Prüfung fluten und überfluten ſie die Welt. Aber Athanaſius überragte ſie, wie der Ararat die Sündflut, und die Wogen, die ihn zu zerbrechen drohten, brachen ſich an ihm und fluteten zurück. Das Credo von Nicäa ſchloß auf immer das Reich Chriſti ab vom Reiche Belials. Wie ſeine großen Zeitgenoſſen von ihm dachten, zeigt die Art, in der ſie über ihn und an ihn ſchrieben. Hilarius von Poitiers, ſein heiliger Bundes- und Leidensgenoſſe, ſchrieb einſt an Conſtantius, um ihm in Athanaſius zu zeigen, welche ungeheuere Kraft des Widerſtandes und der Belebung in einem einzigen Menſchen ſein kann, ſobald derſelbe im Felſen Petri Wurzel gefaßt hat: „Sieh Alexandrien, wie es von Kriegern erſchüttert wird, wie es erbebt vom Getöſe der Heere, die es bezwingen ſollen. Man hat nicht ſo lange gegen die Perſer gekriegt, als gegen dieſe eine Stadt; man hat Alles verſucht, um das Volk in Gährung zu bringen und zu verderben; man hat weither Legionen gerufen; und wozu dieſer Aufwand von Macht? — um zu verhindern, daß Athanſius Jeſum Chriſtum verkündige.“ Baſilius, der als Biſchof von Cäſarea in Kappadocien die klägliche Verwirrung des Morgenlandes vor Augen hatte und deren hauptſächlichſten Grund in der Spaltung der Kirche von Antiochien fand, legte deren Angelegenheit dem Athanaſius an's Herz, indem er ihm durch den Diakon Dorotheus ſchrieb: „Ich glaube nicht, daß irgend Jemand einen ſo großen Schmerz über die gegenwärtige Verwirrung der Kirche empfindet als du, wenn du die Zeit des Concils von Nicäa mit der jetzigen vergleichſt, den Unterſchied erwägeſt und bedenkſt, daß wenn die Dinge ſich in dem Grade verſchlimmern, wie bisher, die Kirchen in kurzer Zeit mit einem völligen Umſturz bedroht werden. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob uns der Verfall der Kirchen ſo bejammernswert erſcheine, als er Denen erſcheinen muß, welche die frühere alte Ordnung und Eintracht der Kirche des Herrn geſehen haben. Hat aber dich der größte Schmerz getroffen, ſo glaube ich, daß es dir mit deiner Weisheit zukomme, die meiſte Sorge für die Kirche zu übernehmen. Nach der geringen Kenntniß, die ich von der Lage der Dinge habe, ſcheint mir, daß auf einem Wege nur der Kirche könne ruht: ein Feuergeiſt, ein Gluthherz, eine Flammenſeele — auch ein Prachtwerk der göttlichen Gnade — auch ein großer Bekehrter: der heilige Auguſtinus! Was aus Liebe geſchaffen iſt, muß durch Liebe und für die Liebe leben; dies fühlte er wie jede Seele, erlöſte und unerlöſte, es fühlt: und ſo erfaßte er von der Seite der Liebe, als er noch ein Unerlöſter war und in der Weiſe der Unerlöſten, die ganze natürliche Welt — bis ſie ihm unter übermenſchlichen Schmerzen in Trümmer ging, er als ein Erlöſter auferſtand und nun die Gnadenwelt erfaßte von der Seite der Liebe. So etwas war vor ihm nie da geweſen und war auch ſeitdem nie wieder da. Gewaltige und wunderbare Bekehrungen haben ſtatt gefunden — ja! große Sünder ſind noch größere Heilige geworden — ja! Aber eine ſolche Transfiguration der Liebe aus der Irdiſchkeit in das Ueberirdiſche hinein, daß Wort und Werk, Wille und That, Geiſt und Intelligenz zu Glut und Stral dieſer immenſen Liebesſonne werden, vor der Alles, was Nacht, Kälte, Dürre und Finſterniß iſt, wie ein dämmerndes Wölkchen verſchwindet: die hat die Gnade nur ihm verliehen! Nur ihm dieſen bezaubernden Schmelz der Schwermuth neben dem Frohlocken der Seligkeit! nur ihm dieſen wunderbaren Schmerz, der ſeine Seele lieblich überſchimmert, wie eine Thräne an der Wimper ein ſchönes Auge nur verklärt und nicht trübt! nur ihm dieſe Macht des

Hilfe gebracht werden: wenn nämlich die abendländiſchen Biſchöfe mit uns handeln. Welchen Eifer verwendeten ſie gegen Einen oder Zwei, die unter ihnen der Irrlehre ſchuldig erfunden wurden! Wenn ſie dieſer Eifer auch den morgenländiſchen Kirchen zuwendeten, ſo würde gewiß das Gemeinweſen gefördert werden und die Gemeinde ohne Widerrede den vereinigten Biſchöfen folgen. Wer iſt nun aber tüchtiger, dieſes durchzuſetzen, als du? Wer ſieht ſchärfer, was Not tut, als du? Wer fühlt mit der Not der Brüder inniger mit, als du? Wer beſitzt mehr Gewandtheit, das Zweckmäßige durchzuſetzen, und wer in höherem Maße die Achtung des geſamten Abendlandes, als dein verehrungswürdiges graues Haupt? Hinterlaſſe ein Denkmal wert deines Lebens, verehrteſter Vater. Deine tauſend Kämpfe für den heiligen Glauben ſchmücke noch mit dieſem Werke. Sende einige Männer, mächtig in der geſunden Lehre, zu den abendländiſchen Biſchöfen. Erzähle ihnen das Elend, das uns drückt; gib ihnen die Mittel an die Hand, wie uns geholfen werden könne. Werde den Kirchen ein Samuel. Schicke deine Gebete um Eintracht gen Himmel. Leide mit Denen, die in der Zerriſſenheit darniederliegen. Bitte um die Gnade des Herrn, den Kirchen ein Denkmal des Friedens zu ſtiften. Ich weiß, daß Briefe in ſo wichtigen Angelegenheiten zu matt ſind und daß du der Aufmunterung von Anderen ſo wenig bedarfſt, als ein edler Kämpfer des Zurufes von Knaben. Nur einen neuen Antrieb wollten wir dir geben. In allweg wirkt der Herr das Große durch Die, die ſeiner würdig ſind. Wir hoffen daher, daß eine ſo große Tat ſich für dich gezieme, in deren Folge die Verwirrung des Volkes aufhört, die ſchismatiſche Zerſpaltung der Gemeinde endet, Alle ſich in Liebe unterwerfen und die alte Kraft der Kirche im Morgenlande ſich erneuert.“ — Ein anderes Mal ſchrieb er:

„Es iſt von Allen anerkannt, die auch nur ein wenig vom Hörenſagen oder aus Erfahrung dich kennen gelernt haben, daß du uns durch die Kraft deines Gebetes und durch die Weisheit deiner Anordnungen aus dieſem furchtbaren Sturme retten kannſt. Je mehr die Krankheiten in der Kirche zunehmen, deſto mehr richten alle Augen ſich vertrauensvoll auf dich. Höre nicht auf für unſere Seelen zu beten, uns aufzurichten durch deine Briefe. Würde es mir je vergönnt dich zu ſehen, deinen Geiſtesreichtum zu genießen, mein Leben durch das Zuſammentreffen mit dir, dem wahrhaft großen, apoſtoliſchen Mann, zu verherrlichen: ſo würde ich in allweg glauben, daß ich durch die Barmherzigkeit Gottes für alle Trübſal meines Lebens entſchädigt ſei.“ Die Antworten des Athanaſius auf dieſe ſeelenvollen, demütigen, hochherzigen Briefe haben ſie nicht erhalten; die zarteſten Blüten des inneren Lebens verſchwinden leicht in der Außenwelt. Es nimmt auch nicht Wunder, daß ein Athanaſius, der Heilige und der Große, mit ſo zärtlicher Begeiſterung von einem Sohne ſeines Geiſtes geliebt wird; aber man freut ſich der Gnade Gottes, daß das volle Erbteil ſeines Geiſtes auf dieſen Baſilius, den Heiligen und den Großen, übergegangen iſt.

Papſt Damaſus hielt im Jahre 368 eine Synode zu Rom, auf welcher die beiden Hauptführer des Arianismus im Abenlande, Urſacius und Valens, wegen ihrer unverbeſſerlichen Heuchelei, für Katholiken gelten zu wollen, während ſie arianiſch lehrten und handelten, abgeſetzt wurden. Dieſe Akten ſchickte Damaſus nach Alexandrien. Athanaſius verſammelte ſogleich ſeinerſeits eine Synode der ägyptiſchen und lybiſchen Biſchöfe, und nach Beratung mit denſelben erließ er an Damaſus ein Schreiben voll Dank und Freude über den Eifer, womit der Papſt die Gläubigen vor zwei ſo gefährlichen Männern warne und rette; aber zugleich voll Befremden, daß den Auxentius nicht dieſelbe Maßregel getroffen habe, und voll ſo dringender Vorſtellungen, das Verſäumte nachzuholen und ihn zu exkommunizieren, daß Damaſus wirklich im Jahre 370 auf einer zweiten Synode den Auxentius aus der katholiſchen Gemeinſchaft feierlich ausſchloß. Dieſer Auxentius war ein Arianer und in der Zeit, wo Conſtantius als ein Tyrann auf dem Concil zu Mailand ſchaltete und waltete, von ihm auf den Biſchofsſtuhl dieſer kaiſerlichen Reſidenz erhoben wurde, während der rechtmäßige Biſchof Dionyſius in die Verbannung gehen mußte. Auxentius war ein ſehr ſchlauer Mann, dem es auf das eine oder andere Wort in irgend einem Glaubensbekenntniſſe durchaus nicht ankam, wenn er nur Biſchof zu Mailand blieb. Als nun das Abendland in Valentinian einen ganz katholiſchen Kaiſer bekam, der noch dazu ſein Hoflager zu Mailand aufſchlug, beeilte ſich Auxentius, ſolche Verſicherungen von Rechtgläubigkeit zu geben, daß er bis zur Verdammung des Arius ging und damit vollkommen ſeine Abſicht erreichte: Valentinian hielt den Schein für echt und ging die Kirchengemeinſchaft mit Auxentius ein, der, nachdem er feſten Fuß gefaßt hatte, ſich am Hofe ſehr beliebt zu machen wußte und großen Einfluß gewann, um ſo mehr, als Juſtina, die Kaiſerin, arianiſch war oder wurde. Athanaſius aber ließ ſich nicht hintergehen. Mit ſeinem unbeſtechlichem Auge, das den durchdringenden Scharfblick hatte, der aus einer himmliſchreinen Abſicht hervorgeht, erkannte er das Gemüt der Menſchen hinter ihren Larven und Schleiern und ruhte nicht eher, als bis auch dieſer Wolf in Lammsfell entlarvt, die Gläubigen vor ihm gewarnt, die Irrgläubigen aber aufmerkſam gemacht wurden, in welche Gefahr für ihr Heil ein ſolcher Lehrer ſie ſtürze. Auf dieſe Weiſe waren im Abendlande die Säulen des Arianismus gebrochen. Während Athanaſius mit ſolcher Entſchiedenheit gegen den böſen Willen und die ſelbſtbewußte Lüge zu Felde zog, ſuchte er fortwährend durch die größte Milde der Wahrheit Eingang zu verſchaffen und durch Liebe zu dem menſchgewordenen Gott hinzuziehen. In der afrikaniſchen Kirchenprovinz, deren Metropole Karthago war, hatten einige die Glaubensformel von Rimini einführen wollen, unter dem Vorwande, im Symbol von Nicäa ſei das Wort „gleichweſentlich“ unverſtändlich. Athanaſius erließ ein Schreiben an die afrikaniſchen Biſchöfe, worin er ihnen auseinanderſetzt, daß das Konzil von Rimini, ſo lange es wirklich ein freies Konzil geweſen, nur als Fortſetzung des Konzils von Nicäa zu betrachten ſei; denn da wie dort hätten die

Biſchöfe ein und dasſelbe Zeugnis für das Symbol von Nicäa abgelegt. Erſt nachdem Gewalttat zu Rimini angewendet worden und ein zweideutiger Ausdruck „dem Vater gleich gemäß der Schrift" erfunden ſei: da erſt hätten die Biſchöfe dieſe Formel angenommen und auf dieſe Art zwar leider den Ausdruck, aber nimmermehr ihre Geſinnung gewechſelt. Das ſei auch ſpäter aus ihrem Bedauern und ihrer Reue hervorgegangen. Übrigens habe ja auch Liberius, damals Biſchof zu Rom, der Formel von Rimini nie ſeine Sanktion gegeben. Die afrikaniſchen Biſchöfe beharrten nunmehr im katholiſchen Glauben an die Gleichweſenheit der heiligen Dreifaltigkeit gemäß dem Symbol von Nicäa.

Der Orient hatte eine traurige Eigentümlichkeit, die vielleicht aus der Neigung zum Disputieren entſprang, welche dem gewandten und redefertigen griechiſchen Geiſt eigen iſt. Dieſer aber beherrſchte den Orient durch Sprache, Bildung, philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Schulen. Jene traurige Erſcheinung war die: es ging im Orient keine Häreſie unter, welche nicht zwei oder drei neue Häreſien zurückgelaſſen hätte. Durch das ewige Disputieren wurden ſo unglaublich viele Fragen aufgeworfen und erörtert, daß es eine Art von Liebhaberei wurde, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Die einſeitige Verfolgung der Liebhaberei auf dem Gebiete des Glaubens führt zum Fanatismus. So hing ſich mancher Kopf einſeitig an eine dogmatiſche Frage, löſte ſie in ſeinem Sinne, lehrte ſie und zwang die Kirche, immer wieder die apoſtoliſche Lehre von jeder neuen zu ſichten und zu ſäudern und letztere als Häreſie zu bezeichnen. In Folge der arianiſchen Auffaſſung vom Dogma der Menſchwerdung des Gottesſohnes war die Fundamentallehre des Chriſtentums von der Trinität, von der Dreiperſönlichkeit Gottes in einer Natur, aufgehoben. Der Sohn war ein bloßes Geſchöpf; folglich konnte zwiſchen ihm und dem Vater nicht jene göttliche Wechſelliebe ſtattfinden, die aus der erſten und zweiten Perſon der Gottheit weſenhaft hervorgeht und die dritte iſt: der heilige Geiſt. Den gab es für die Arianer nicht mehr, und ihr ganzes nichtiges, hohles, irdiſches Treiben iſt merkwürdig ſcharf durch dieſen Mangel charakteriſiert: der Geiſt der Wahrheit und der Liebe, den Chriſtus den Seinen verheißen hat, iſt ſeinen Verleugnern abhanden gekommen; denn mit der Trinität ſteht und fällt das Chriſtentum, nicht bloß dogmatiſch, ſondern auch praktiſch. Das Dogma vom heiligen Geiſt war bisher ziemlich unberührt geblieben, und erſt als Athanaſius, Hilarius von Poitiers und Baſilius in ihren Schriften auf den notwendigen Zuſammenhang der drei göttlichen Perſonen hingewieſen, und als die Arianer die Gottheit des Heiligen Geiſtes ebenſo frech leugneten, als die des ewigen Wortes: da erſt verlangte man von ihnen, wenn ſie wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen ſein wollten, die Erklärung: daß der Heilige Geiſt kein Geſchöpf ſei. Das Haupt der Halbarianer, Macedonius, der auf dem Biſchofsſtuhle von Conſtantinopel von 341 bis 360 ſaß, trat nun als ein heftiger Gegner wider die Gottheit des Heiligen Geiſtes auf und ſammelte ſich eine Sekte, die ſich nach ſeinem Namen nannte.

In dem Für und Wider des Streites entbrannten tauſend Bitterkeiten und Gehäſſigkeiten ſelbſt gegen ſolche, deren hohe Reinheit der Geſinnung wie ein Stern auf dieſe tumultariſchen Unruhen herab leuchtete. Athanaſius hatte gehört, Baſilius werde allzu großer Nachſicht gegen die Leugner des Heiligen Geiſtes bei ihrer Aufnahme in die Kirche beſchuldigt, während er weiſe alle unnützen Erörterungen abſchneidend, von den Neuigen einfach die Erklärung verlangte: der Heilige Geiſt ſei kein Geſchöpf. Da ſchrieb Athanaſius in Bezug auf ſolche Verunglimpfung: „Ich habe mich ſehr über die Kühnheit derer gewundert, die ſich unterſtehen, unſeren geliebten Biſchof Baſilius, den wahrhaften Diener Gottes zu ſchmähen. Aus ihrem Geſchwätz geht hervor, daß ſie die Lehre der Väter weder kennen, noch lieben.“ Und dem Prieſter Palladius ſchrieb er: „Ich danke dir, daß du mir über die Mönche zu Cäſarea mitgeteilt haſt, ſie wären unſerem geliebten Baſilius, ihrem Biſchofe, böſe und widerſpenſtig. Ich habe ihnen bereits das Nötige ſagen laſſen, nämlich: ſie hätten als Söhne ihrem Vater zu gehorchen und dasjenige anzunehmen, was er billigt. Wäre er in Bezug auf die Reinheit ſeiner Lehre verdächtig, ſo hätten ſie ganz recht, ſich ihm zu widerſetzen. Nun aber, da ſie verſichert ſein können, wie wir alle deſſen gewiß ſind, daß er der Ruhm der Kirche, ein Kämpfer für die Wahrheit, ein Lehrer der Unwiſſenden iſt, nun dürfen ſie nicht gegen einen ſolchen Mann ſtreiten. Sie ſollen ſein Ziel, welches die Ausbreitung der Wahrheit iſt, und ſein kluges Benehmen unter ſo ſchwierigen Umſtänden beachten und den Herrn preiſen, der dem Lande Kappadocien einen Biſchof gegeben hat, wie er jedem Lande zu wünſchen wäre, und der ſich, wie ich feſt überzeugt bin, zu den Schwachen herabgelaſſen hat, um, gleich dem Apoſtel Paulus, auch die Schwachen für die Wahrheit zu gewinnen.“

Nach allen Weltgegenden hin gab ſein ſtets jugendlicher friſcher Geiſt Antrieb und Richtſchnur. Europa, Afrika und Aſien horchten und ſchauten auf ihn. Aber dieſe allgemeine Bewunderung und Ehrfurcht, die ſelten in einem ſolchen Maße einem Menſchen mag dargebracht ſein, berührte nicht mit dem leiſeſten Anhauche von Schwäche ſeine Seele; auch nicht im hohen Alter, wo der Menſch ſo leicht aus einer gewiſſen Abnahme ſeiner Kräfte an geiſtiger Energie verliert. Er nicht. Sein Leben war abgeſchloſſen und aufgegangen im Leben ſeines Gottes. Damit hat man ſchon hienieden ein himmliſches Leben, das von Jugend und Alter mit ihrem Wechſel und ihren Schwächen nichts weiß. Die apollinariſchen Streitigkeiten berührten ihn ſehr ſchmerzlich. Apollinaris war ein gelehrter, angeſehener und höchſt verdienſtvoller Mann zu Laodicäa in Syrien (ſpäter Biſchof daſelbſt), ein entſchiedener Gegner der Arianer, der das drückende Geſetz Kaiſer Julians, welches den Chriſten das Studium der griechiſchen Literatur unterſagte, durch ſeine Schriften zu erleichtern ſuchte. Er war ein großer Verehrer des heiligen Athanaſius und hatte das Glück, infolge ſeiner freundſchaftlichen Verbindung mit demſelben, vom Arianerbiſchof zu Laodicäa exkommuniziert zu werden und dadurch teilzunehmen an dem Schickſale des Athanaſius.

mit welchem er oft Briefe wechſelte. Zum Unglücke aber fiel er bei ſeiner feurigen Verteidigung der Gottheit des Erlöſers in einen Irrtum, den er ſelbſt oder ſeine Anhänger bis zur Irrlehre trieben: um die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen in Chriſtus recht feſt zu halten, leugnet Apollinaris, daß derſelbe eine vernünftige Seele gehabt habe, und behauptet hingegen, daß in Chriſto an die Stelle der vernünftigen Seele (im Gegenſatze zur niederen Seele) das ewige Wort getreten ſei. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſah ſich Athanaſius hiedurch veranlaßt, die Lehre von der Menſchwerdung Gottes abermals zu behandeln und ebenſo entſchieden der falſchen Spiritualität eines werten Freundes entgegenzutreten, als er die brutale Auffaſſung in Arius und ſeinen übrigen Feinden verdammt hatte. Gegen die Annahme des Apollinaris: Chriſtus habe ſich, um ſündenfrei bleiben zu können, mit einem himmliſchen Leibe vereinigt, ſagt Athanaſius: „Wenn das wäre, wenn Chriſtus den irdiſchen Leib nicht annehmen konnte, ohne zugleich die Sünde anzunehmen, ſo müßten die Menſchen verzweifeln. Denn daraus folgt, daß ſie, die den irdiſchen Leib nicht entfernen können, auch nicht imſtande ſind, in eine wahrhafte Verbindung mit Gott zu kommen, weil ja Chriſtus keinen himmliſchen Leib angenommen hätte, wenn ſie im irdiſchen möglich geweſen wäre. Dann hat die Erlöſung des Menſchen keinen Sinn. Der Herr aber war ein himmliſcher Menſch, wie es im erſten Korintherbriefe heißt, nicht weil er das Fleiſch vom Himmel mit ſich herabgenommen hätte, ſondern weil er das von der Erde genommene als himmliſch

Ausdrucks, der über ganze Gedankenzüge, über ganze Seelenſtimmungen wie Blitz und Sonnenſtral hereinbricht, die Hölle zeigt und den Himmel öffnet, vom Abgrund zurückſchreckt und in's Paradies verſetzt. Wie ein Regenbogen im himmelſtürmenden Triumph und doch wie von lauter Thränen gebildet, ſchwingt er ſich auf am Himmel der Kirche, der ſo überreich an den herrlichſten und anmuthigſten Geſtirnen der Heiligkeit iſt, aber kein zauberhafteres Phänomen aufzuweiſen hat; — keines, das troſtreicher und überwältigender den Sieg der göttlichen Liebe über die ungöttliche verkündete; — keines, das ſtralender die Macht der Gnade in einer nach Wahrheit ringenden Seele anſchaulich machte; — keines, das die Verſöhnung mit Gott nach der Errettung aus der Sündflut und nach der Landung auf dem Ararat des Glaubens lebendiger darſtellte; — keines, das zu allen Seelen, zu allen Geiſtern, zu allen Herzen auf Erden anziehender von dem ſeligen Frieden im Licht der göttlichen Liebe nach den blutigen und traurigen Kämpfen auf dem Boden der Irdiſchkeit ſpräche. Gott, welche Seele! welch' Genie! welche Begabung! welche Gnade! nie iſt die Erlöſung in einer ſo magiſchen und herzgewinnenden Schönheit der Welt gezeigt worden, als in ihm und durch ihn.

Und er, der Erſten Einer, welcher vom Guten Hirten aus weiter Verirrung — und zu einer ſolchen Vereinigung mit Ihm berufen ward, daß Er ihm ſeinen die Sonne, um welche ſich Athanaſius, wie eine geiſtige Sonnenblume bewegte. Damit hatte ſeine Jugend begonnen, damit endete ſein Greiſenalter. Chriſtus war ihm in Wahrheit das Alpha und das Omega, das Erſte und das Letzte, und alles, was dazwiſchen lag, war ebenfalls nur Chriſtus. Nie fiel er ab „von ſeiner erſten Liebe.“ Um das Jahr 373 ſchied er aus dem irdiſchen Leben. Die Umſtände ſeines Todes ſind ebenſo unbekannt, wie die ſeiner Herkunft und ſeiner Kindheit. Er war da, als die Kirche ihn brauchte; er verſchwand, als Gott ihr andere Werkzeuge herangebildet hatte. Wie der Morgenſtern, der vor der Sonne herzieht und ein Bote ihrer Herrlichkeit iſt und ſtill untergeht, wenn ſie am Himmel leuchtet: ſo funkelte und flammte, glühte und ſtrahlte Athanaſius in die dämmernde Welt hinein die Botſchaft vom Sonnenmyſterium der Menſchwerdung Gottes, das alle Höhen und Tiefen der Schöpfung in ſeliges Licht taucht. Und nachdem, von ihm überwunden, die Schatten der Lüge wichen und wichen, und die Stimmen der Lüge verhallten und ſchwiegen, und die göttliche Wahrheit von der Menſchwerdung die tiefſten Gründe der Menſchheit ergriff und erfüllte: da ſank er von dem Horizont des Erdenlebens in den Ozean der ewigen Liebe.

Was Athanſius einſt an Orſiſius, Abt zu Tabenna, ſchrieb, nachdem der Abt Theodor, der geliebteſte Jünger des heiligen Pachomius, geſtorben war, das ließ ſich auf ihn ſelbſt von den Zeitgenoſſen anwenden: „Weinet nicht um ihn! Keiner weine eine Träne, wenn er ſich an ihn erinnert; aber jeder ahme ſein Leben nach. Man darf nicht trauern um den, welcher an einem Orte weilt, wo keine Trauer mehr iſt.“

Georg von Nazianz ſchreibt von Athanaſius: „In der Demut hat es niemand weiter gebracht, als er. Sanft und leutſelig ward jeder von ihm aufgenommen. Sein unveränderlich gütiges Herz hatte zärtliches Mitleid mit den Unglücklichen. In ſeinen Reden herrſchte eine gewiſſe anziehende Kraft, die Aller Herzen gewann und ſelbſt jene, die ſich nicht gewinnen ließen, hegten eine geheime Verehrung für ihn. Sein Tadel hatte nichts Bitteres und ſeine Lobſprüche gaben trefflichen Unterricht. Er erteilte Verweiſe mit der Zärtlichkeit eines Vaters und Lob mit dem Ernſte eines Lehrers. Er war nachgiebig ohne Schwäche und unbeugſam ohne Härte. Den größten Eindruck machte ſeine Lebensweiſe. In ſeinem Betragen laſen alle ihre Pflicht. Jeder Stand fand in ihm zu bewundern und nachzuahmen. Er war anhaltend und glühend im Gebete, ſtreng im Faſten, unermüdlich im Pſalmengeſang, liebevoll gegen Arme, herablaſſend gegen Niedere, unerſchütterlich, wenn es galt, den Ungerechtigkeiten der Großen zu wehren. Die Verfolger aber fanden in ihm eine über alle menſchliche Rückſichten erhabene und ganz unbeugſame Seele. In einem hohen Alter endete er ſein Leben, um hinüberzugehen zu ſeinen Vätern, den Patriarchen, Propheten, Apoſteln und Martyrern, nach deren Beiſpiel er ſtarkmütig für die Wahrheit gekämpft hatte; und herrlicher war ſein Uebergang aus dieſem ſterblichen Leben, als ſein glänzendſter Einzug in Alexandrien nach ſeinen leidenvollen Verbannungen. Alle Gutgeſinnten beweinen bitter ſeinen

Tod und das Andenken ſeines Namens bleibt tief in alle Herzen eingegraben. Möchte er nun auch von der Höhe des Himmels mit liebendem Blicke auf mich herabſehen, mir helfen, meine Herde zu weiden und meiner Kirche den wahren Glauben zu erhalten, und endlich mir die Gnade erlangen, dereinſt mit ihm das Angeſicht Gottes zu ſchauen.“

Aber auf dem ewigen Tabor, wo er nun verklärt und ſelig ſchaut den menſchgewordenen Gott in der Verklärung, wolle er doch bitten für die Kirche, die er hienieden ſo ſehr geliebt hat, daß im Herzen jedes ihrer Kinder das ſelige Geheimnis von der Menſchwerdung Gottes zur Erlöſung und Heiligung der Welt ſo geglaubt, ſo geliebt, ſo angebetet werde, wie er es geglaubt, geliebt und angebetet hat. Amen.

Der heilige Baſilius der Große; der heilige Gregor von Nazianz; der heilige Gregor von Nyſſa.

„Gott hat uns tüchtig gemacht, teil zu nehmen am Erbe der Heiligen im Lichte, und uns verſetzt in das Reich des Sohnes ſeiner Liebe.“
(Coloſſ. 1.) 2

Erſtes Kapitel.

An dem nordöſtlichen Küſtenland von Kleinaſien, zwiſchen dem Schwarzen Meere und den Ausläufen der Tauriſchen Gebirge, liegt die Provinz Pontus. Während die weſtliche und ſüdliche Küſte Kleinaſiens, von den lauen Lüften des Südens angeweht und von den Wellen des Marmora- und des mittelländiſchen Meeres beſpült, Klima und Vegetation des Südens haben, trägt die nördliche Küſte einen ganz nordiſchen Charakter. Die Stürme, welche über die Steppen Südrußlands dahinfegen, vom Kaukaſus herabſauſen und die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere ſo gefährlich machen, prallen mit ihrem ganzen Ungeſtüm an die Küſte von Pontus und brechen ſich an den Gebirgszügen des inneren Landes. Es hat ein rauhes Klima, aber auch die Schönheiten einer nordiſchen Natur: herrliche Waldungen, welche ſich über die Berge hinziehen, quellenreiche grüne Hügel, friſche Wieſen. Tiefer im Gebirge iſt Felſenöde mit zerriſſenen, von Waldbächen aus geſchmolzenem Schnee ausgewaſchenen Schluchten. Die Hauptſtadt der Provinz iſt Neocäſarea. Der heilige Gregor Thaumaturg brachte ihr das Chriſtentum; denn als er im Jahre 248 als Biſchof hinkam, fand er daſelbſt nur ſiebenzehn Chriſten und bei ſeinem Tode, im Jahre 270, ließ er nur ſiebenzehn Heiden in ihr zurück. Seine apoſtoliſche Wirkſamkeit hatte ſich über das ganze Land ausgebreitet. Bei der Diocletianiſchen Verfolgung, die einige dreißig Jahre nach ſeinem Tode ausbrach, zeigte ſich das Volk mutig und glaubenstreu, beharrte bei dem Bekenntniſſe des Chriſtentumes und litt Unſägliches. In ganzen Scharen zog es in die Wälder und in's Gebirge, gab Hab und Gut preis, verließ Haus und Hof, lebte, wie die Nomaden, von Jagd und Fiſchfang, ertrug ſtandhaft jede Entbehrung und überließ die verödeten Städte den Peinigern. Unter dieſen treuen Bekennern waren viele der vornehmſten, reichſten und angeſehenſten

Familien der Provinz. Zu einer derſelben gehörte ein Ehepaar, das ſich durch Mut und Frömmigkeit auszeichnete. Sie ſtammten von einem alten Heldengeſchlechte ab, deſſen Namen und Taten vergeſſen ſind, während ein unvergeßliches Heldengeſchlecht von ihnen ausgehen ſollte. Sie hatten ihre angenehme und behagliche Häuslichkeit verlaſſen und lebten, nicht ein paar Tage oder Wochen, ſondern ſieben Jahre auf der Flucht vor der Verfolgung, meiſtens in unzugänglichen Waldungen, aber immer in ſchweren Drangſalen und großen Entbehrungen, die für verwöhnte, reiche Menſchen eine doppelte Laſt ſind. Feſt und froh, als wahre Jünger des Gekreuzigten, trugen ſie um ſeines Namens willen die Prüfung, die er den Seinen ſchickte.

Längſt waren jene Zeiten vorüber, obgleich die Chriſtenverfolgung, welche Diocletian begann, von Maximin Daja fortgeſetzt, ja ſogar von Licinius heimlich wieder getrieben worden war. Kaiſer Conſtantin gab als Alleinherrſcher dem Römerreich den Frieden und beſchützte das Chriſtentum. Von jenem frommen Ehepaar lebte nur noch die Frau; jetzt eine Greiſin. Sie hieß Macrina, zubenannt die ältere, um ſie von einer Enkelin gleichen Namens zu unterſcheiden. Sie hatte große Güter, die ſie mit Ordnung und Umſicht ſelbſt verwaltete, war eine Mutter ihrer Untertanen und eine zärtliche Pflegerin aller Armen und Kranken. Um dieſe Pflichten in möglichſter Ausdehnung zu erfüllen, lebte ſie immer auf ihren Gütern, die in der Diözeſe von Ibora unfern Neocäſarea lagen. Bei dem Dorfe Anneſi bewohnte ſie ein ſchönes Landhaus, das ihr beſonders lieb war. Durch die reichbebaute Ebene ſtrömte der Fluß Iris, der von den armeniſchen Gebirgen waſſerreich herabkam. Auf ſeinem anderen Ufer lief eine bewaldete Hügelkette hin, die bald unmittelbar an den Fluß herantrat, bald etwas zurückwich und einer Wieſenflur zwiſchen ihrem Fuß und dem Fluß Platz machte. Hie und da wurden die Hügel von Felſenſchluchten zerklüftet und hie und da ſtürzten Bäche in maleriſchen Waſſerfällen über ſchroffe Abhänge oder rieſelten ſanft über Moos und zwiſchen Strauchwerk dahin. Ein lieblich ernſter Charakter war der Gegend aufgeprägt. Hier verlebte Macrina immer tätig, immer beſchäftigt, hochverehrt im ganzen Lande, den Abend ihres Lebens. Einſam wäre er geweſen, wenn nicht ein lieblicher Knabe ihn verſchönert hätte, der älteſte Sohn ihres einzigen Sohnes. Dieſer Sohn hieß Baſilius; er lebte in Kappadocien, einer Provinz, die an den Süden von Pontus grenzt und einen Teil des Binnenlandes von Kleinaſien bildet. Er war mit einer der reichſten Erbinnen des Landes vermählt, die nicht bloß dort, ſondern auch in Klein-Armenien Güter beſaß. Sie hieß Emmelia und war eine ausgezeichnete Schönheit und eine ungemein liebevolle, fromme, andächtige Seele. Man glaubt, daß ſie verwandt war mit einigen jener Helden, welche die Kirche unter dem Namen „die vierzig Martyrer" am 10. März verehrt, die zu Sebaſte, der Hauptſtadt von Klein-Armenien, eine Nacht entkleidet auf einem zugefrorenen See zubringen mußten und dieſen Tod dem Leben als Götzendiener vorzogen. Gewiß iſt es, daß Emmelia und ihre Kinder eine große Andacht zu dieſen heiligen Helden hatten, daß ſie zu Ehren derſelben eine halbe Stunde von Anneſi eine Kirche erbaute, Reliquien dieſer Martyrer dahin übertrug und in der Kirche eine Familiengruft einrichten ließ. Gewiß auch iſt es, daß Emmelia's Eltern tapfere Bekenner des chriſtlichen Glaubens unter Licinius wurden und bald darauf, infolge der allzu harten Mühſale, beide ſtarben. Emmelia mit ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrem Reichtum ſtand allein in einer Welt, die keinen Reiz für ſie hatte und die ihr um ſo läſtiger war, als viele Bewerber ſich ihr naheten. Ihr Sinn ſtand nach dem jungfräulichen gottgeweihten Leben. Es befanden ſich aber unter ihren Bewerbern einige, die ſich einen göttlichen Nebenbuhler nicht wollten gefallen laſſen und ihr mit gewalttätiger Entführung droheten, wenn ſie ſich von der Welt zurückzöge. Solche Entführungen waren nichts Seltenes und obſchon der Entführer mit ſchweren Kirchenſtrafen belegt wurde, wagte die Leidenſchaft, unterſtützt von den ungeordneten Zuſtänden der Zeit, ſich doch zuweilen daran. Da hielt es Emmelia für den Willen Gottes, ſich in den Schutz eines edlen Mannes zu begeben und ſie wählte unter ihren Bewerbern Macrina's Sohn, Baſilius, weil deſſen Charakter ihr die Bürgſchaft gab, daß ſie eine heilige Ehe führen würden. Und ſo war es auch: Mann und Weib und Kinder heiligten ſich.

Da Emmelia's Hauptgüter in Kappadocien lagen, blieb Baſilius der ältere in dieſer Provinz und bekleidete ein angeſehenes Amt in der Hauptſtadt Cäſarea. Das erſte Kind aus dieſer Ehe wurde nach der Großmutter in Pontus Macrina genannt; das zweite nach dem Vater, Baſilius; dann kamen noch drei Söhne und fünf Töchter. Baſilius der ältere beſuchte ſeine Mutter, ſo oft ſeine perſönlichen Geſchäfte und die Pflichten ſeines Amtes ihm freie Zeit ließen. Je älter ſie wurde, um deſto weher tat es ihm, daß ſie ſich ſo wenig an ſeinem Familienglück erfreuen könne und er faßte den Entſchluß, ihr eines ſeiner Kinder zu ſchicken, um ſie zu erheitern und zu erfreuen. Von ihrem älteſten Kinde vermochte Emmelia ſich nicht zu trennen; ihr Herz hing mit unſäglicher Liebe an der kleinen Macrina, dem erſten Gottesgeſchenk, das ſie ihrer Ehe verdankte. So fiel denn die Wahl auf den kleinen Baſilius, der zu Ende des Jahres 329 geboren und jetzt drei bis vier Jahre alt war. Mit ſeiner Wärterin wurde er zur Großmutter nach Pontus gebracht und ihrer Liebe übergeben. Ihrer Liebe; alſo nicht jener ſchwächlichen Zärtlichkeit, die aus der ſelbſtſüchtigen Natur hervorgeht, die in dem Kinde nicht das Geſchöpf Gottes ehrt und pflegt, ſondern es als einen Sprößling des eigenen Blutes bewundert und verzärtelt und die in deſſen Erziehung mehr eine Unterhaltung als eine Pflichterfüllung ſucht. Einer ſolchen Liebe würden Baſilius und Emmelia ihren Sohn nicht anvertraut haben, dies Kind der Gnade, das bald nach ſeiner Geburt in eine ſo ſchwere Krankheit fiel, daß die Ärzte es für verloren erklärten und keine Mittel mehr anwendeten. Da nahmen die trauernden Eltern ihre Zuflucht zu einem himmliſchen Mittel und beteten ſo inbrünſtig, ſo anhaltend, ſo vertrauensvoll, daß Gott ihnen nicht den Wunſch verſagen konnte. Der kleine Baſilius genas und wurde ein kräftiges, an Leib und Geiſt glänzend begabtes Kind. Macrina die ältere erkannte das Opfer, welches ihr Sohn ihr brachte, und den Schatz, den er ihr anvertraute. Sie übernahm Baſil's Erziehung mit aller Liebe eines geheiligten Herzens, das hauptſächlich darauf ſieht, einen Heiligen für den Himmel zu erziehen. Sie unterrichtete ihn in der Grundlage jeder Tugend und aller Weisheit, in den chriſtlichen Glaubenslehren, die ſie ſelbſt von ihrer frommen Mutter, und dieſe vom heiligen Gregor Thaumaturg empfangen hatte. Die beſeligenden Lehren von dem dreieinigen Gott, von der Menſchwerdung Gottes, von der Erlöſung des Menſchen, von des Menſchen Umbildung zu einem neuen Geſchöpf durch die Kraft und die Gnade Chriſti, fielen wie ein himmliſcher Tau auf Baſil's zarte Seele, die in ihrer Unſchuld und Reinheit noch das Ebenbild Gottes bewahrte und daher Göttliches als Verwandtes begriff und erfaßte. Aber nicht in ein träumeriſches Gemütsleben verſenkte Macrina den Knaben; ſie ſorgte für Unterricht, der ſeinem Alter angemeſſen war; ſie gönnte der kindlichen Beweglichkeit Spielraum und ließ ihn in ſicherer Begleitung durch Flur und Wald, über Hügel und Berge ſtreifen. Dazwiſchen machte ſie ihn zum Zeugen der praktiſchen Richtung, welche aus dem Chriſtentum hervorgeht: mit ihr oder in ihrem Auftrag beſuchte er Kranke, Notleidende, Arme; ſpendete milde Gaben, die ſie ihm anvertraute, verteilte Kleidungsſtücke, die ſie angefertigt, und Arzneien, die ſie bereitet hatte. Unvergeßlich für's ganze Leben blieben die tiefen Eindrücke, welche ſeine heilige Großmutter durch ihr

Beiſpiel und ihre Worte auf ſein junges Gemüt machte. Der ſinnige Ernſt, die liebevolle Tätigkeit, die religiöſe Innigkeit, welche ſich ſpäter ebenſo ſchön entwickelten, als ſich ſein Geiſt und ſein Genie reich und blühend entfaltete, waren in ihren Grundzügen auf die warme, lebendige Seelenpflege zurückzuführen, die ſeine Kindheit in dieſer freundlichen und ländlichen Stille fand. Den Eltern und Geſchwiſtern wurde er nicht entfremdet. Sie hingen Alle zärtlich an der heiligen Großmutter, liebten den Aufenthalt in Anneſi und kamen häufig nach Pontus. Baſilius mochte zehn bis elf Jahre alt ſein, als Macrina die ältere aus dem Erdenleben ſchied. Er kam nach Cäſarea und in den Kreis ſeiner Familie. Sein Vater beſchäftigte ſich viel mit ihm, gab ihm ſelbſt wiſſenſchaftlichen Unterricht und eiferte ihn an zum fleißigen Beſuche der Schule. Emmelia ſetzte Macrina's Werk an ſeiner Seele fort. Ihre liebliche Gottſeligkeit verlieh ihr einen ſolchen Zauber, daß alle ihre Kinder mit grenzenloſer Zuneigung an ihr hingen. Baſilius ſagte ſpäter, ſie ſei eine ganz unvergleichliche Perſon geweſen, welcher Niemand an die Seite geſetzt werden könne. Und doch ſtand die jüngere Macrina neben ihr, die dritte in der Generation der Heiligen dieſes glückſeligen Geſchlechtes!

Macrina war in den Armen und auf dem Schoße ihrer Mutter herangewachſen. Nachher wurde Emmelia ihre Erzieherin und Lehrerin. Es war damals üblich, die Kinder Gedichte von berühmten Dichtern auswendig lernen zu laſſen, um ihren Geſchmack zu bilden, indem ſie ihr Gedächtniß übten. Daß dadurch die Begriffe des Kindes eigenen Hirtenſtab verlieh: er iſt der Vater der Ordensregel, nach welcher die Einen ſich heiligen und die Andern Buße thun. Er ſtand nicht leiblich mit jenem heiligen Dreiblatt auf Golgatha, aber in ſeinen Schmerzen, in ſeiner Liebe, in ſeiner Verklärung iſt er mit ihnen allen Dreien verwandt, und dadurch ein ächter Beſchützer und Fürſprecher Aller, die ſich dem Guten Hirten zu eigen gegeben haben.

So ſproßt dieſe kleine Gemeinſchaft, dieſe ſtille weiße Lilie ganz unſcheinbar, aber unter himmliſchen Einflüſſen vor dem Kreuz auf. Das Wort des Evangeliums hat ihr das Leben gegeben; die holdſeligſten und erhabenſten Geſtalten des Evangeliums ſind ihre Taufzeugen; ein herrlicher Verkünder des Evangeliums iſt ihr Meiſter. Der Demuth — Gnade! verkündet die Königin der Engel. Der Reinheit — Gnade! verkündet der Lieblingsjünger St. Johannes. Der Buße — Gnade! verkündet die heilige Magdalene. Der Reue — Gnade! verkündet der heilige Auguſtinus. Aber: der Liebe — Gnade! ſprechen ſie Alle zuſammen in himmliſcher Harmonie, und die tauſend und aber tauſend Seelen der Geretteten auf und über der Erde ſtimmen ein in den Wonneruf der Erlöſung: Der Liebe — Gnade!

Aber die Welt! ſchweigt das Evangelium für ſie? O nein! Das Wort: „Wer unter euch ohne Sünde iſt, werfe den erſten Stein auf ſie!“ — das geht die verwirrt und die Phantaſie auf Koſten des Gemütes leidenſchaftlich aufgeregt werden müſſe, beachtete man im Allgemeinen nicht. Aber Emmelia, die zärtliche Mutter, gab dem Geiſt ihrer Tochter eine geſundere Nahrung: Macrina lernte die Pſalmen auswendig und die Sprüche Salomons. Dadurch traten erhabene und reine Bilder und Vorſchriften voll praktiſcher Weisheit ihr vor die Augen. Ihre Phantaſie mühete ſich nicht ab mit leerem Flitter, ſondern nahm einen Schwung, der höher ging als zu den Gebilden einer Fabelwelt; und ihr Gedächtniß beſchäftigte ſich mit Gegenſtänden, die kein flüchtiges, ſondern ein dauerndes Intereſſe in ihr anregten. Macrina lernte ſo gern dieſe heiligen Schriften, daß ſie ganz bald ſie im Gedächtniß aufgenommen hatte, und bei häuslichen Beſchäftigungen, namentlich bei Handarbeiten, in denen ſie Meiſterin war, immer die Pſalmen leiſe vor ſich hin zu beten pflegte. Ihr lebhafter Geiſt und die große Schönheit, welche ſie von Emmelia geerbt hatte, entwickelten ſich früh. Bei zwölf Jahren verlobte ihr Vater ſie mit einem jungen Mann, der in jeder Beziehung ihrer würdig, und der ausgezeichnetſte zwiſchen mehreren edlen Bewerbern war. Macrina gehorchte ihrem Vater. Aber bald darauf ſtarb der Verlobte, und nun erklärte ſie mit Entſchiedenheit, daß ſie ihm keinen irdiſchen Nachfolger geben, aber ſich mit Leib und Seele Chriſtus anvermählen würde. Ihr Vater gönnte ihr dieſe heilige Freiheit. Emmelia war überglücklich, die Tochter den Weg einſchlagen zu ſehen, den ſie ſelbſt ſo gern betreten hätte. Macrina blieb fortan mit ihrer Seele im Himmel bei dem

Ewiggeliebten, ohne im mindeſten ihre Pflichten im Familienkreiſe zu vernachläßigen. Alle ihre Geſchwiſter ſchauten auf ſie mit großer Liebe und eiferten dem Vorbilde nach, das ſie ihnen aufſtellte.

Auf Baſilius folgte ein Bruder, der Naukrates hieß; dann kam Gregor. Fünf Schweſtern, von denen die eine in früher Kindheit ſtarb, folgten ihm. Dieſer Kranz von Freuden, von Hoffnungen, von heiligen Sorgen umgab die glücklichen Eltern. Aber das Glück iſt ein Gaſt hienieden, kommt und geht und bürgert ſich nirgends heimiſch ein. Im Jahre 342 ſchenkte Emmelia ihrem Manne den vierten Sohn, der Petrus genannt wurde, und als ob hiemit das Maß des Glückes überfüllt ſei, fiel der Vater in eine tödliche Krankheit und ſtarb nach einigen Tagen in voller Kraft und Blüte des Lebens. Der Schlag kam ſo plötzlich, ſo überwältigend, daß Emmelia mit wankender Geſundheit wie gebrochen von Gram und Sorge zwiſchen ihren Kindern ſtand. Der Verluſt ihres Mannes, die Verantwortung für die Erziehung der zahlreichen Familie, die Geſchäfte, welche aus der Verwaltung eines großen Vermögens entſprangen, ſtürmten auf ſie ein, die kränkelnde Frau, die einſame Mutter. Da trat ihr die vierzehnjährige Macrina als ein Engel des Troſtes an die Seite. Sie nahm Emmelien die ganze Laſt des Lebens ab, die Beſorgung des Hausweſens, die Führung der Geſchäfte, ſogar die Pflege des kleinen Petrus, zu deſſen Wärterin ſie ſich jetzt mit derſelben Hingebung machte, die Emmelia einſt für ſie geübt hatte. Emmelia lehnte ſich auf die ſtarke Tochter, die ihr ſo früh und ſo reichlich die Sorgfalt vergalt, mit der ſie erzogen worden war. Baſilius aber ſetzte ſeine Studien auf der Schule zu Cäſarea fort.

Zweites Kapitel.

Zu dieſer nämlichen Zeit lebte in demſelben Lande Kappadocien eine andere Familie, deren Lebenskern wiederum eine fromme Frau war. Auf den Blättern der Geſchichte ſtehen die Namen und die Taten der großen Männer, welche bildend und erleuchtend heilſam auf die Menſchheit gewirkt haben, wie billig! Denn die Welt und Menſchheit und die wirkende Tat in jener und für dieſe gehören in des Mannes Bereich und Beruf. Aber auf den Blättern im Buche der ewigen Vergeltung ſtehen Frauennamen, welche die Geſchichte halb oder ganz vergeſſen hat; und da wird man inne werden, wie weſentlich ihr Einfluß auf jene Männer war, welch ein Segen von ihnen ausging, welch Heil ſie über ganze Geſchlechter verbreiteten; aber auch welchen Fluch und welch Unheil ſie gebracht und geſtiftet haben. Ihre feine biegſame Natur ſchmiegt und rankt ſich in alle Winkel des Herzens, in alle Falten der Seele des Mannes ganz unvermerkt und unwiderſtehlich hinein, und ob die Mutter, das Weib, die Schweſter das innere Lebensgeäder des Mannes mit Balſam oder Gift erfüllt haben: das iſt ſehr oft maßgebend für die Richtung, die er ſpäter in der Welt einſchlägt.

Bei der biſchöflichen Stadt Nazianz im ſüdlichen Kappadocien lag das Dorfe Arianz, wo die gottſelige Nonna manches Jahr ihres Lebens in heißen Tränen und angſthaftem Flehen vor Gott hinbrachte. Gregor, ihr Mann, war ſehr rechtſchaffen, allgemein geachtet, liebevoll für ſie, reich und großmütig; allein er war fern von der beſeligenden Erkenntnis des Chriſtentums, gehörte der heidniſchen Secte der Hypſiſtarier an, die zwar an einen Gott glaubten, aber nebenbei den äußerlichen jüdiſchen Geſetzen folgten. Mit namenloſem Schmerze ſah Nonna ihren Mann befangen in dieſem Wuſt von Unwahrheit und Verwirrung; aber ſie verzagte nie und betete nur um ſo feuriger für die Seele, die ihr ſo teuer war und ſo nahe ſtand. Endlich erhörte Gott Nonna's Gebet: Gregor wurde Chriſt und wurde es mit ſo herzlicher Frömmigkeit, daß er nach einiger Zeit zum Prieſter und zum Biſchof von Nazianz geweiht wurde [1]. Der älteſte Sohn aus dieſer Ehe ward nach Cäſarea gebracht, um dort die Schule zu beſuchen, an der die Lehrer tüchtiger waren als in der kleinen Stadt Nazianz. Der Knabe hieß, wie ſein Vater, Gregor. Er wurde in Cäſarea mit Baſilius bekannt, und aus dieſer Schulkameradſchaft entwickelte ſich allmählich ein feſte und berühmte Freundſchaft. Gregor war ebenſo fromm erzogen wie Baſilius. Nonna, die vor ihm nur eine Tochter, Gorgonia, hatte, erſehnte einen Sohn, wie die Mutter Samuels und verlobte ihn, gleich dieſer, dem ausſchließlichen Dienſte Gottes. Als Gregor auf die Welt kam, erneuerte ſie ihr Gelübde. Höher konnte ſie ja dies Geſchenk Gottes nicht ehren, als indem ſie es ihm weihete. In dieſem Sinne erzog ſie Gregor. Er lernte leſen in der heiligen Schrift: er empfing die erſten Belehrungen im Glauben aus dem Munde ſeiner Mutter und ein Vorbild jeder Tugend in ihrem Wandel. Unterwürfig und ſanft gegen ihren Mann, wachſam und zärtlich für ihre Kinder, mild für die Untergebenen, ſchrankenlos barmherzig für die Armen, liebreich gegen alle Menſchen, war ihr Beiſpiel eine wahre Schule der Vollkommenheit. Es ging auch nicht für ihre Kinder verloren. Georgonia und ihr jüngſter Sohn Cäſarius atmeten wie Gregor an ihrem Herzen und in ihrer Umgebung das Etwas ein, woraus ſich auch in den ſchwierigſten weltlichen Verhältniſſen Heilige bilden. Gregor wurde früh durch außergewöhnliche Gnaden zu Gott hingezogen. Er hatte einſt als Knabe einen lieblichen Traum. Zwei hehre Frauengeſtalten neigten ſich huldvoll zu ihm herab, und als er mit liebender Ehrfurcht nach ihrem Namen fragte, nannten ſie ſich Keuſchheit und Mäßigkeit, und luden ihn ein, ſeine Seele mit ihren Seelen zu vereinigen, damit ſie ihn dereinſt mitten in die Glorie einführen könnten, welche die Auserwählten vor dem Trone Gottes erwartet. Darauf ſchwebten die herrlichen Geſtalten in den Himmel zurück. Aber in Gregors Seele, durch welche damals, auf der Grenze zwiſchen dem Knaben- und dem Jünglingsalter, gährende Elemente wogten, verblieb der Abglanz dieſer Viſion und ſein Herz entzündete ſich in heißer Liebe zur Virginität. Er floh alle Vergnügungen der Jugend und ſuchte den Umgang gottſeliger Menſchen auf. Sein reines Herz, ungetrübt durch verkehrte Neigungen und törichte Wünſche, begünſtigte ſein geiſtige Entwickelung. Er liebte Bücher, Wiſſenſchaften, Studien, gelehrte Männer, aber nur als Mittel, um in der Erkenntnis Gottes zu wachſen und in der Liebe Gottes fortzuſchreiten.

---

[1] Es wurden in den erſten Jahrhunderten, wo viele edle verheiratete Männer aus dem Heidentume ſich bekehrten und die frömmſten Chriſten wurden, auch Verheiratete zu Biſchöfen und Prieſtern geweiht. Aber nach der Prieſterweihe durfte Keiner heiraten, noch das eheliche Leben fortſetzen.

Zu Cäſarea in Paläſtina blühte in allen Wiſſenſchaften jene Schule, die Origenes in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts dort gegründet hatte, als er in Folge einiger gelehrter Streitigkeiten die Vorſteherſchaft der berühmten Schule von Alexandrien aufgab. Der Glanz ſeines Namens, ſeiner Gelehrſamkeit, ſeiner Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge, ſeines heiligen Wandels folgte ihm und zog die wißbegierige Jugend nach Cäſarea. Einer ſeiner Schüler, der Martyrer Pamphilius, wendete ſein großes Vermögen auf, um eine ausgezeichnete Bibliothek zu ſammeln, die er dieſer ſeiner Vaterſtadt ſchenkte, und die der gelehrte Erzbiſchof Euſebius, der Kirchenſchriftſteller, vergrößerte. So war der Ruhm der Schule begründet und befeſtigt und gab der Stadt in der ganzen chriſtlichen Welt einen großen Ruf. Die herodianiſchen Könige hatten Cäſarea früher mit vielen Bauwerken geſchmückt; weit und prächtig lag es an der Küſte von Paläſtina und ſchaute auf den blauen Spiegel des mittelländiſchen Meeres, das ſich ohne Grenzen für das Auge davor ausbreitet. Jetzt iſt Alles ſpurlos verſchwunden, was Geiſt und Kraft des Menſchen auf dieſer Stätte geleiſtet haben. Bildung und Wiſſenſchaft, Leben und Treiben der Menſchen, ſogar die Erinnerung an eine große Vergangenheit, ſogar das Andenken an ewig große Namen, Alles iſt untergegangen, iſt wie von der Erde verwiſcht, weil das Chriſtentum in ſeiner beſeelenden Kraft hier untergegangen iſt. Nichts iſt übrig geblieben, als das ſchöne blaue mittelländiſche Meer! Die ganze Küſte iſt ein Wüſte, deren Sand mehr und mehr die Hügel von Schutt und Trümmern und Steingeröll bedeckt, die ſich am Ufer hinwellen, das Überbleibſel des berühmten, des großartigen Cäſarea. Wenig Punkte ſind melancholiſcher in dem melancholiſchen Orient, der in der Trübſal geiſtiger Verkommenheit erſtarrt, weil er das ewige Licht, das ihm aufging, erlöſchen ließ, um die Lämpchen von Menſchenweisheit zu pflegen, die von ſelbſt erlöſchen. Nun liegt er da gleich jener egyptiſchen Sphynx, deren Auge wie verſteinert von Schmerz über eine Wüſte hinſtarrt, unter der ein großes Leben begraben liegt.

Gregor und Cäſarius verließen früh ihre Heimat und reiſten in die Fremde, getrieben von heiligem Wiſſensdurſt. Gregor blieb im paläſtina'ſchen Cäſarea; ſein Bruder trennte ſich von ihm und ging nach Alexandrien, wo Didymus, der berühmte Blinde, Vorſteher der hohen Schule war. Dieſer Mann varlor das Augenlicht als fünfjähriger Knabe, gerade als er anfing, die Buchſtaben zu lernen. Seine Wißbegier war zu groß, um durch dieſen Unfall zu erkalten. An einem in Holz geſchnittenen Alphabet lernte er leſen. Dann beſuchte er alle Lehrer, wie ſie für die verſchiedenen Stufen des Alters paßten, folgte ihren Vorträgen, ungeſtört durch die Außendinge und unterſtützt durch ein vortreffliches Gedächtnis, und hielt ſich außerdem Vorleſer, welche ihm die ausgezeichnetſten Werke in allen Fächern der Wiſſenſchaft vorleſen mußten. Häufig ſchliefen dieſe Leute bei den Büchern ein, welche ſehr wenig Intereſſe für ſie hatten, während Didymus ſeinen Studien halbe Nächte mit Freuden opferte. Er weckte aber nicht ſeine Vorleſer auf, ließ ſie ſchlafen und dachte während der Zeit über die Gegenſtände nach, welche die Bücher abhandelten. Dieſen Durſt nach Erkenntnis heiligte Didymus durch Gebet. Unabläſſig flehte er zu Gott um Erleuchtung, damit er verſtehe, was er höre. So lernte er nicht bloß alle Regeln der Schreib- und Redekunſt, und die ſchönſten Werke der Dichter, Schriftſteller und Redner kennen, ſondern war auch zu Hauſe in den profanen und heiligen Wiſſenſchaften. Er verſtand Geometerie und Aſtronomie, trieb Muſik, kannte die Philoſophie von Plato und Ariſtoteles und die Syſteme anderer Philoſophen; kannte das ganze Lehrgebäude der Kirche, entwickelte es mit Klarheit und Schärfe; und erklärte Wort für Wort die Schriften des Alten und Neuen Teſtamentes. Er wurde als ein Wunder ſeiner Zeit angeſtaunt und verehrt. Eine Menge Menſchen kamen ſeinetwegen nach Alexandrien; die Einen wollten ihn hören, die Anderen nur ihn ſehen. Athanaſius war ſein Beſchützer und ſtellte ihn an die Spitze der Hochſchule. Der heilige Einſiedler Antonius beſuchte ihn. Auf deſſen Frage: ob die Blindheit ihn betrübe? antwortete Didymus zögernd doch aufrichtig: „Ja.“ Da ſprach Antonius: „O mein Bruder, freue dich, daß du ſchaueſt vermöge des innern Lichtes und nicht mit deinen leiblichen Augen, die durch einen einzigen Blick dich ewig verderben könnten.“

In keiner Wiſſenſchaft, die zu Alexandrien gelehrt wurde, blieb Cäſarius unbewandert; aber ſein Haupt- und Lieblingsfach war die Arzneikunde, und er wurde der berühmteſte Arzt ſeiner Zeit. Gregor beſuchte ihn und machte einen längeren Aufenthalt in Alexandrien, wo er die ausgezeichnetſten Männer, namentlich Athanaſius, kennen lernte. Die Begegnung mit dem heiligen Patriarchen befeſtigte ſeine Seele in großen Entſchlüſſen, die in aller Stille reiften, ungeſtört durch die Tätigkeit ſeiner Intelligenz, die immer neue Nahrung ſuchte. Seit mehr als einem halben Jahrtauſend war Athen der Sitz der feinſten klaſſiſchen Bildung. Nirgends konnte man ſich ſo gründlich in jener attiſchen Sprache und Beredſamkeit unterrichten und üben, als dort, wo die großen Schriftſteller und Redner Griechenlands gewirkt hatten und traditionell fortwirkten. Auf die Redekunſt wurde aber damals ein ſo außerordentlicher Fleiß verwendet, weil ſie das Talent war, das jeder großen Laufbahn in der Welt die Schranken öffnete. Das öffentliche Lehramt hatte ein ungeheueres Gewicht zu einer Zeit, wo ſich die Kultur des Geiſtes auf einzelnen Punkten zuſammen drängte. Sie überfloß nicht den Erdball ſo gewiß oberflächlich und machte es nicht jedem möglich, an Ort und Stelle oder in nächſter Nähe die Ausbildung ſeiner Intelligenz zu bewerkſtelligen. Es waren noch nicht die Millionen von geiſtigen Kanälen, wie ein Irrigationsſyſtem des Menſchengeiſtes, über die ganze Welt gezogen. Man mußte

Zeit und Mühe aufwenden und gefahrvolle Reiſen unternehmen, um zu den berühmten hohen Schulen zu gelangen, an denen die großen Lehrer wirkten und Schüler aus allen Völkern und Weltgegenden um ſich verſammelten. Ein ſolcher Lehrer war der geiſtige Herrſcher in ſeiner Zeit und der Drang, ihn zu hören und an ihm ſich zu bilden, war ſo ſtark, daß ein heiliger Hieronymus, als fünfzigjähriger Mann, angeſtaunt wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner Aszeſe, aus ſeiner Zurückgezogenheit in der ſyriſchen Wüſte hervor und nach Conſtantinopel ging, als Gregor ſpäter dort auf der Kanzel lehrte. In der Redekunſt mußten alle Schätze der Wiſſenſchaft, der Kenntniſſe, der Intelligenz zuſammenfließen, um die Schüler zu unterrichten, zu erleuchten, zu überzeugen, zu feſſeln. Sie war der klare See, in welchen viele Bäche ſich ergießen, die ihn nähren, und die dafür in ihm ein Ganzes ausmachen und eine abgerundete Schönheit bilden. Ebenſo war die Beredſamkeit weſentlich notwendig für den öffentlichen Anwalt, dem dadurch bürgerliche Ämter und hohe Würden, ſogar die höchſten Stellen des Reiches zugänglich wurden. Alle Zeitungen und alle ſchriftlichen Abhandlungen wichtiger Tagesfragen in unſerer modernen Welt, erſetzte damals der berühmte Redner, und zwar mit einer ganz anderen Kraft als die iſt, welche, abgeſchwächt durch den Umweg über das Papier, zu Tage kommt: mit der Kraft des lebendigen Wortes, unterſtützt durch Aufnahme von Seiten einer Zuhörerſchaft, die nicht durch Vielleſerei abgeſtumpft und urteilslos geworden war.

Gregor ſchiffte ſich zu Alexandrien ein, um nach

Welt an und fodert ſie auf, an dem Werk der Barmherzigkeit in ihrer Art Theil zu nehmen; denn nur ſchweigen und ſich entfernen — das wäre zu wenig: das haben auch die Phariſäer gethan. Was ſie zu thun hat, die Welt, iſt dieſes: den Töchtern des Guten Hirten ein Obdach gönnen, eine ganz kleine arme ſtille Stätte, wo ſie um den Altar mit dem allerheiligſten Sacrament ſich anſiedeln können. Ach, iſt das nicht ſehr wenig? alle ihre Häuſer werden auf Armuth, nicht auf beſtimmte Einkünfte gegründet. Almoſen, milde Beiträge, Ertrag der Handarbeiten der Büßerinnen, geringes Koſtgeld, welches für dieſe gezahlt wird, wenn ihre Angehörigen es vermögen: dies ſind die Mittel, durch welche die Häuſer exiſtiren. Daher haben ſie es im Anfang mehr oder minder immer ſchwer. Aber keinem einzigen hat ſe der Segen eines glücklichen Fortgangs gefehlt. Nur erſt angeſiedelt — Gottes Gnade hilft dann ſchon weiter. Es iſt herzbrechend traurig, allein es iſt wahr: Aſyle für bußfertige Seelen und für ſchutzloſe Seelen braucht man überall, und faſt überall fehlen ſie. Beim Guten Hirten ſind ſie zu finden. Unter derſelben Leitung, aber ſtreng geſchieden iſt die Klaſſe der Bewahrung von der Klaſſe der Beſſerung; — ebenſo ſtreng wie das eigentliche Kloſter der Ordensfrauen nach den Satzungen des Pater Eudes von den Aſylen für die Hülfsbedürftigen getrennt iſt. Das Klodem vielgeprieſenen Athen zu reiſen. Es war im November, deſſen Stürme den Meeresfahrten ungünſtig ſind. Die ſeine währte zwanzig Tage und war ſo gefährlich, daß Mannſchaft und Reiſende ſich für verloren hielten, denn Sturm und Wellen drohten das Schiff zu vernichten und das Trinkwaſſer ging ihnen aus. Alle verzagten; Gregor war troſtloſer als ſeine ſämtlichen Gefährten, denn er hatte noch nicht das Sakrament der Taufe empfangen und es war ihm ein unerträglicher Schmerz, das irdiſche Leben zu verlieren, ohne Anwartſchaft auf das ewige Leben zu haben. Schweigend lag er auf dem Verdeck, flehte inbrünſtig um Rettung zu Gott, und erneuerte ſeinen Entſchluß, ſich rückhaltlos ihm aufzuopfern. In der höchſten Not begegnete ihnen ein phöniziſches Schiff, welches großmütig ihrem Mangel an Trinkwaſſer abhalf und bald darauf wurden ſie nach der Inſel Rhodus verſchlagen, wo ſie ein beſſeres Wetter abwarteten und dann glücklich nach Athen gelangten. Es war um das Jahr 350. Gregor ſchwelgte hier in allen Freuden der Intelligenz. Er fand hier den Redner Anatolius, den Kaiſer Conſtantius zum Präfekten des Prätoriums erhob; den Erfinder der Algebra, Diophantes; den Himerius und Prohäreſius, welcher letztere vom Kaiſer nach Gallien gerufen worden war, um den ungebildeten Abendland ein Muſter der griechiſchen Bildung vorzuſtellen. Als Prohäreſius darauf über Rom nach Athen heimreiſte, wurde er dort ſo bewundert, daß der Senat ihm eine Statue errichten ließ mit der Inſchrift: „Roma, Königin der Welt, dem König der Beredſamkeit.“

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre ſpäter als Gregor kam Baſilius nach Athen. Er hatte ſich in ſeinem heimatlichen Cäſarea durch ſeine raſchen Fortſchritte und ſeinen muſterhaften Wandel den Ruf des ausgezeichnetſten Schülers erworben und ſeine Landsleute blickten mit bewundernder Ehrfurcht auf den Jüngling, deſſen glänzende Begabung ihnen allen eine Freude war. Er wendete ſich dann nach Conſtantinopel, wo der gewandte Redner Libanius öffentlichen Unterricht mit ungeheuerem Beifall gab. Libanius war einer der angeſehenſten Männer des Reiches, ein Heide, der an nichts glaubte, als an die Ausgeburten der Theurgie und deshalb auch bei Julian dem Apoſtaten in großer Gunſt ſtand. So feſt war der junge Baſilius im Glauben und ſo klar und entſchieden über die chriſtliche Lehre, daß er, ohne Furcht vor dem Einfluß eines hochgeſchätzten und gewandten Meiſters, von deſſen Unterricht nur gerade das annahm, was er für ſeine Zwecke nötig fand. Das Hauptſtudium eines Chriſten ſollten die heiligen Schriften und die Lehren des ewigen Lebens ausmachen, doch ohne die Bekanntſchaft mit der klaſſiſchen Literatur auszuſchließen. Er ſchrieb ſpäter eine beſondere Abhandlung über dieſen Gegenſtand und entwickelt darin die Anſicht, daß die Literatur der Heiden für die chriſtliche Jugend nicht unnütz ſei, wenn man aus den beſten Werken der Dichter und Redner behutſam alles entferne, was durch Lehre oder Beiſpiel verderblich auf Herz und Sittlichkeit einwirke. Nach dieſem Grundſatz ordnete er auch ſeine eigenen Studien. Libanius ſchied aus der großen Maſſe ſeiner Schüler ſehr bald den Jüngling aus, bei dem glänzende Fähigkeiten des Geiſtes mit liebenswürdiger Beſcheidenheit und mit gediegener Tugend verbunden waren. Schon jetzt bewunderte er Baſilius, wenn er ihn öffentlich reden hörte, und mit ſteigender Bewunderung folgte er ihm durch ſein ganzes ſpäteres Leben. Baſilius Verſtandesreife, auf heiliger Grundlage früh gezeitigt und ſtets beſchirmt, machte es ihm leicht, die Blüte des Wiſſens einzuſammeln, die ſich ihm in Conſtantinopel darbot. An den zahlreichen Vergnügungen der genußſüchtigen Kaiſerſtadt nahm er nicht teil. War ihm ſein Weg durch's Leben und der Standpunkt, auf dem Gott ihn haben wollte, auch noch unklar: ſo war es ihm doch ſehr klar, daß ſeine Seele mit den Nichtigkeiten des Erdenlebens nichts zu ſchaffen habe und eine höhere Befriedigung begehre, als die, welche aus dem Genuß oberflächlicher, flüchtiger Freuden hervorgeht. Im Jahre 352 ging auch er nach Athen. Sein glänzender Ruf ging vor ihm her und bereitete ihm dort eine gute Aufnahme. Die ſtudierende Jugend hatte freilich allerhand törichte und rohe Gebräuche, womit ſie die Neulinge zu empfangen pflegte; aber Gregor's Anſehen, der den ehemaligen Schulgefährten mit offenen Armen empfing und die ruhige Milde in Baſilius ganzem Weſen imponierte und ſchlug abgeſchmackte Prüfungen zu Boden. In Athen ſchloſſen ſie die dauernde Freundſchaft, die ihr beiderſeitiges Leben ſo geſchmückt und bereichert hat und die ihrer erhabenen, großartigen, heiligen Perſönlichkeit einen ſo herzgewinnenden Zauber verleiht. Gregor war von ungemein fröhlicher Gemütsart, Baſilius von ſinnigem Ernſt. Einer glich den Charakter des anderen aus: Baſilius wurde heiter und geſprächig, Gregor mäßigte ſeine gar ſo muntere Laune. Sie hatten eine und dieſelbe Wohnung; ſie aßen zuſammen; was dieſer an Eigentum beſaß, gehörte auch jenem und beide gaben ihren eigenen Willen auf, um ihn in ihrer ungeſtörten Einigkeit und ungetrübten Eintracht reiner und ſtärker wiederzufinden. Das Herz dieſer Freundſchaft war ihr gleicher Eifer für Tugend und Wiſſenſchaft und ihr Verlangen, dereinſt der Kirche mit allen Gaben zu dienen, welche ſie von Gott erhalten und mit grenzenloſem Fleiß entwickelt und gepflegt hatten. Dieſem Streben wurde ihre ganze Richtung unterworfen. Sie wachten einer über den anderen, um ihn zu warnen vor jeder Regung der Eitelkeit und der Selbſtſucht, welche ſich ſo leicht in die Menſchenbruſt einſchleichen. Sie ermunterten einander zum Fortſchritt in allem Gutem; tröſteten einander über die Schmerzen, die untrennbar ſind vom aufrichtigen Streben nach der Vollkommenheit und vom beharrlichen Kampf um übernatürliches Glück; feuerten einander an, das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, dem ſo große Anſtrengungen galten. Ihre Freundſchaft war keine weichliche und ſchmeichelnde, wie ſie zwiſchen ſolchen Menſchen zu ſein pflegt, welche aus ihr ein Sammetpolſter ihrer Eigenliebe machen und den Freund bewundern und bekränzen, um wiederum von ihm bewundert und bekränzt zu werden. Sie übten ſich unabläſſig in Abtötung des Willens, der Neigungen, der Sinne. Jeder ſuchte es darin dem anderen zuvorzutun; allein der überwundene kannte keinen Neid auf den Sieger. Auch ihre Studien trieben ſie gemeinſchaftlich, laſen zuſammen die Werke der Alten, übten ſich in deren Schreib- und Ausdrucksweiſe, beſuchten dieſelben Lehrer, hörten dieſelben Vorträge, durchwachten mit einander halbe Nächte, weil der Tag ihrem tätigen Geiſt nicht lang genug war. Aber ſie ſtanden nicht auf dem bloß natürlichen Boden des Fleißes und Ehrgeizes, welcher der Tatkraft und Regſamkeit der Jugend entſpricht; die Kraft, um in dies Gnadenleben ſich zu verſenken und zu halten, ſchöpften ſie aus dem Gebet. Ihre Nachtwachen galten auch der Betrachtung göttlicher Geheimniſſe und der Anbetung göttlicher Liebe, und die Triebfeder ihres Lebens war die Ehre Gottes und die Hoffnung zur Ausbreitung ſeines beſeligenden Reiches durch Wort und Schrift, durch Darſtellung und Verteidigung des Glaubens dereinſt beizutragen. Gregor erzählt ſelbſt: „Wir mieden alle Studiengenoſſen, die ſich als Verächter der Religion und der Sittlichkeit zeigten und ſuchten nur den Umgang fleißiger und frommer Jünglinge. Wir hatten uns überzeugt, daß es Selbſtbetrug ſei, ſich unter die Leichtfertigen zu miſchen in der Abſicht, an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Die Gefahr liegt allzu nahe, von ihren ſchlechten Grundſätzen eine Trübung der guten zu empfangen. Wir lebten ſo eingezogen, daß wir nur zwei Straßen der Stadt kannten: die eine führte zur Kirche und zu den Dienern des Altares, welche die göttlichen Geheimniſſe feiern und die Glieder Jeſu Chriſti mit dem Brote des ewigen Lebens nähren; die andere, die wir aber minder hoch ſchätzten, führte zu den öffentlichen Schulen und zu den Lehrern der Wiſſenſchaften. Die Straßen aber, durch die man ins Theater und nach den Orten ausgelaſſener Luſtbarkeit ging, überließen wir anderen. Unſere Hauptangelegenheit war unſere Heiligung und unſer großes Ziel beſtand darin: Chriſten zu heißen und zu ſein."

Da ſtanden in Athen noch überall die alten Göttertempel in der vollen Schönheit und Anmut helleniſcher Kunſt! Da war der ganze Olymp mit ſeinen Fabelgeſtalten vertreten; und wie im Olymp die Minerva an Weisheit alle Götter übertrifft, ſo ragte ihr Tempel, das Parthenon, in unvergleichlicher Schönheit auf der Akropolis hoch über alle anderen hervor. Aber die erträumte Göttin einer träumenden Weisheit hatte den Tempel des Menſchenherzens verloren, ſeitdem Paulus den Athenern verkündete, daß „der unbekannte Gott," dem ſie einen Altar errichtet hatten und der in ihrem Olymp keinen Platz fand, der gekreuzigte Gott des Evangeliums ſei. Die großen Herzen, die großen Seelen, die großen Intelligenzen, alle wurden Anhänger der ewigen Weisheit.

In das letzte Jahr von Baſilius Aufenthalt in Athen fällt die Ankunft Julians, des Apoſtaten. Ihm entgingen die beiden ausgezeichneten jungen Männer nicht, da er dieſelben Hörſäle beſuchte und da man überall Gregor und Baſilius bewundernd rühmte; und auch ſie bemerkten ſehr gut den jungen Cäſar, der ſich einen großen Anhang zu gewinnen wußte, erkannten ihn jedoch als das, was er war und ließen ſich durch das, was er ſcheinen wollte, nicht täuſchen. Baſilius galt in Athen als ein ſolches Orakel des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, daß die ganze Hochſchule in Aufregung geriet, als ſeine beabſichtigte Rückkehr nach Kappadocien bekannt wurde. Die Lehrer und die Studierenden wandten alle Mittel an, um ihn auf einem Lehrſtuhl in Athen feſtzuhalten; aber umſonſt. Seine Zeit für Athen war abgelaufen: in keinem Zweige des Wiſſens ſtand er einem anderen nach. Im Jahre 355 ging er nach ſeiner Heimat zurück. Die Trennung von Gregor fiel ihm ſchwer; dieſer, in ſeiner unerſättlichen heiligen Wißbegierde konnte ſich noch immer nicht von Athen trennen und nahm dort einen Lehrſtuhl der Rhetorik an. Baſilius wurde in Cäſarea gerade ſo empfangen, wie er aus Athen entlaſſen worden war. Er begann damit, eine Schule der Beredſamkeit zu eröffnen und übernahm auf den Wunſch ſeiner Freunde auch die Führung von Rechtsſachen, ſo daß ihm, nach menſchlicher Anſicht, eine glänzende Ruhmeslaufbahn nicht fehlen konnte. In Cäſarea fand er ſich auch endlich nach Jahren wieder mit ſeiner Familie zuſammen. Sie war beſeelt von einem ganz eigentümlich himmliſchen Geiſte. Emmelia und Macrina ſtrebten mit immer höherer Glut der chriſtlichen Vollkommenheit zu. Macrina, die mit einem Mutterherzen die erſte Pflege ihren jungen Bruders Petrus übernommen hatte, führte ſeine Erziehung weiter fort, pflegte vor allem die weltentfremdete Richtung des Knaben und ließ ihn hauptſächlich in geiſtlichen und himmliſchen Dingen gründlich unterrichten. Ihre vier Schweſtern waren ſämtlich verheiratet. Gregor (ſpäter zubenannt: von Nyſſa) ſtudierte; aber Naukrates, Emmelia's Lieblingsſohn, hatte ſich aus der Welt, deren Zierde, und aus der Familie, deren Stolz und Freude er war, zurückgezogen, ſein väterliches Vermögen an die Armen verteilt und ſich mit ſeinem Diener Chryſaph in eine Waldeinſamkeit hoch oben in den Bergen von Pontus begeben. In großem Mangel an Irdiſchem lebte er in der Wildnis und wußte ſeinem beſchaulichen und abgetöteten Leben einen neuen Tugendſchmuck zu geben, indem er zwei kranke Greiſe in ſeiner Einſiedelei aufnahm und mit frommer Sorgfalt verpflegte. Macrina, die das innere Leben ihrer Geſchwiſter mit treuer Liebe beobachtete, ſich durch keine Regung der natürlichen Zuneigung einnehmen und blenden ließ und ihren Fortſchritt nur nach dem Maßſtab des Glaubens in Anſchlag brachte: Macrina erkannte, daß Baſilius auf einem gefährlichen Punkt ſtehe. Alltäglicher Ehrgeiz und hohle Eitelkeit waren ihm fremd; aber das Bewußtſein ſeiner Vortrefflichkeit und ſeiner Vorzüge regten den Stolz in ihm an, der um ſo drohender war, als er auf Edles ſich gründete. Macrina zitterte für Baſilius, denn nichts iſt dem Stolz ſo gewiß, als der Sturz von der Höhe, und wo ein Babylon in einer Seele ſteht, da ſteht es unter der Signatur des verwüſteten Falles. Die Provinz Pontus ſchätzt es ſich zur Ehre, Baſilius halb und halb zu ihren Landeskindern rechnen zu dürfen und ſuchte ihn für ſich zu gewinnen. Aus Neocäſarea wurde ihm durch Abgeordnete des Senats der Antrag gemacht, an die Spitze des Unterrichtsweſens der ganzen Provinz zu treten. Baſilius ſah ſich veranlaßt, bald darauf nach Neocäſarea zu gehen, wo er Verwandte und

Jugendfreunde hatte. Die Einwohner der Stadt benutzten ſeine Anweſenheit, um ſich in Maſſe zu ihm zu begeben und ihren Antrag zu erneuern. Doch Baſilius lehnte ihn ab und ſchlug eine Stellung aus, die man für ihn ſo anlockend und glänzend wie möglich zu machen ſuchte. Nach ſeiner Rückkehr nahm Macrina hiervon Veranlaſſung, um mit ihm über ſeine Pläne für die Zukunft zu ſprechen. Nichts genügte ihm, nichts lockte ihn; ſeine Tätigkeit entſprach nicht ſeiner ganzen Kraft; ſeine Wirkſamkeit beſchäftigte nicht alle ſeine Fähigkeiten; in ſeiner Seele war noch immer eine Leere; denn es war immer noch Welt darin. Da ſprach Macrina zu ihm von dem ſeligen Genügen der vollkommenen Entſagung; von dem Aufbau des Gottesreiches im Menſchenherzen, nicht unter dem Beifall der Welt, ſondern unter Tadel und Mißbilligung; von der Ausübung der evangeliſchen Vollkommenheit, nicht in weithin leuchtenden, wohl aber in unſcheinbaren Taten und Tugenden; von der Gefahr, eine reine Seele und ein unbeflecktes Herz mitten in dem Strudel der Welt an der Klippe des Stolzes ungefährdet vorüber zu führen. So hatten die Geſchwiſter lange trauliche Geſpräche und Macrina's Worte wurden verſtärkt und vervollſtändigt durch ihr Sein. Baſilius ſah dieſe ausgezeichnete Schönheit, dieſen feinen Verſtand, dies liebeglühende Herz, dieſe großen Fähigkeiten, ganz verſenkt in das Kreuz und die Armut Chriſti. Mit allen Gaben und Eigenſchaften ausgeſtattet, welche ein Erdenglück begründen, war ihr ganzes Leben eine Kette von Opfern. Sie widmete ſich vollſtändig ihrer Familie, der Erziehung, der

Verſorgung ihrer Geſchwiſter. Sie beſorgte die mühſelige Verwaltung eines Vermögens, das, auf Grundbeſitz ruhend, durch die drei Provinzen Kappadocien, Pontus und Klein-Armenien zerſtreut war und das ihr ſelbſt keinen anderen Genuß bot, als ihren Anteil den Armen zu geben. Sie ſtand dem großen Hausweſen mit einer Schar von Untergebenen und Dienſtboten vor und war ſelbſt ſo abgetötet, daß ſie nicht nur für ſich keine Bedienung brauchte, ſondern auch die Mutter bediente und ankleidete, ja ſogar gewiſſe Brötchen, die Emmelia gern aß, mit eigenen Händen bereitete. Baſilius hatte ſchon in Athen mit ſeinem Freund Gregor oftmals die Süßigkeit eines ganz in Gott verborgenen und vom Kreuz beſchatteten Lebens beſprochen. Die Tiefe ſeines Gemütes fand ſchon damals einen namenloſen Reiz in der Teilnahme an Jeſu Leidensleben aus Liebe; allein er fühlte ſich noch nicht innerlich reif genug, um es aus ganzem Herzen zu erfaſſen. Es ſchwebte ihm vor, wie eine ſelige Inſel in weitem Meere, lieblich für den Gedanken, unerreichbar in der Wirklichkeit. Die beſtändige Anſpannung ſeines Geiſtes feſſelte ihn überdies an die Gegenwart und von der Zukunft hoffte er, daß ſie ihm die Früchte ſeiner Arbeit ungefährdet eintragen werde. Nun aber warf er, durch Macrina angeregt, einen ernſten und redlichen Blick in ſein Inneres, und erſchauerte; denn er täuſchte ſich nicht darüber, daß gleich ſein erſtes Auftreten in der Welt ihm die Fallſtricke des Stolzes bereitet habe. Da faßte er einen energiſchen Entſchluß, entſagte jeder Ausſicht auf Beifall, Ruhm und Ehre, gab ſeine Stellung und Geſchäfte ſter mit ſeiner gottgeweihten Ordnung gehört allein den Ordensfrauen, den Glücklichen, welchen Gottes wunderbare Gnade die Berufung gab, nach den drei evangeliſchen Räthen ſich heiligen zu wollen und überdas an der Beſſerung und Bekehrung Anderer durch Gebet, Beiſpiel und Belehrung aus allen ihren Kräften ſich zu betheiligen. Es gehört ausſchließlich den Retterinnen. Das Aſyl gehört in ſeinen verſchiedenen Abtheilungen Denen, welche von jenen zu retten ſind und welche ſorgſam in beſtimmte Klaſſen eingetheilt und jede nach ihren Bedürfniſſen geleitet und beaufſichtigt werden. In den großen Häuſern, wo die Zahl der Ordensfrauen und die Geldmittel es erlauben, ſind alle Klaſſen beiſammen, die der Gute Hirt zu gewinnen trachtet: 1. das unſchuldige hülfsbedürftige Kind; 2. das verwahrloſte, vom böſen Beiſpiel umringte und bedrohte Mädchen; 3. die Bußfertige, die ſich zu einem rechtſchaffenen Leben zu bekehren wünſcht; 4. die Bekehrte, bei der die Reue ſo tief und das Bedürfniß der Buße und des Opfers für ihre frühere Sündhaftigkeit ſo groß geworden iſt, daß ſie nie in die Welt zurückzukehren begehrt, ſondern im Schooß des Ordens in die Klaſſe der Magdalenen tritt, die unter Ablegung der drei Gelübde und nach der ſtrengen Karmeliterregel eine beſondere Genoſſenſchaft bildet, welche ein Leben großer Abtödtung und ſtrenger Bußwerke führt; — lauter Seelen, die in auf, verteilte ſein väterliches Vermögen an die Armen und widmete ſich der Nachfolge Jeſu in der heiligen Aszeſe. Macrina frohlockte und pries die Gnade Gottes. Baſilius ſchreibt über ſeinen damaligen Zuſtand: „Nachdem ich viele Zeit mit eitler Arbeit hingebracht und faſt meine ganze Jugend bei dem Studium von Wiſſenſchaften verſchwendet hatte, die vor Gott doch nur eine törichte Weisheit ſind, war es mir, als erwachte ich aus einem tiefen Schlaf. Staunend ſchaute ich in das wundervolle Licht der Wahrheit, die aus dem Evangelium vor mir aufging, und erkannte das Unnütze der Weisheit einer Welt, die zu Grunde geht. Ich beweinte mein elendes Leben und es lag mir am Herzen, meine Sitten zu reinigen, die durch langen Umgang mit Gottloſen befleckt worden waren. Da ich nun im Evangelium fand, daß das beſte Mittel, um zur Vollkommenheit zu gelangen, darin beſtehe, alles zu verkaufen, und den Erlös den dürftigen Brüdern mitzuteilen, von allen Sorgen für das irdiſche Daſein ſich loszuſagen und von keiner Leidenſchaft zu irgend einem geſchaffenen Dinge ſich hinreißen zu laſſen: ſo wünſchte ich auf dieſem Wege einen Meiſter zu finden, um mit ihm über die kurze Welle dieſes Lebens zu fahren.“

Viertes Kapitel.

Zu derſelben Zeit empfing Baſilius das Sakrament der Taufe, das weſentlich beitrug, ihn auf eine höhere Stufe des Gnadenlebens zu ſtellen und zu einer noch höheren hinzudrängen. Dianius, der Erzbiſchof von Cäſarea, ſpendete ſie ihm und erteilte ihm die Weihe als Lektor, deſſen Amt es iſt, bei dem Gottesdienſte die Vorleſungen aus den heiligen Schriften zu halten. Aber Baſilius, der ſich in jeder Richtung des Geiſtes gediegene Kenntniſſe zu erwerben ſuchte, begehrte nun auch über die große Wiſſenſchaft des Heils belehrende Erfahrungen einzuſammeln, um nicht irre zu gehen auf dem Wege, den er einſchlagen wollte. Er trat im Jahre 357 eine Reiſe nach Meſopotamien, Cöleſyrien, Paläſtina und Egypten in der Abſicht an, um die beiden Zweige, welche aus der gemeinſamen Wurzel der chriſtlichen Aszeſe aufſproßten, das anachoretiſche und das cönobitiſche Leben da kennen zu lernen, wo es ſich bis jetzt am kräftigſten entfaltet hatte, und das war eben der tiefere Orient, auf den die wunderbaren Männer Antonius, Hilarion, Ammon und Pachomius einen unmittelbaren Einfluß gehabt hatten. Wie ein anderer Moyſes hatte jeder von ihnen Scharen des Volkes Iſrael von Egyptens Fleiſchtöpfen hinweg durch die Wüſte in's gelobte Land geführt. Jeder von ihnen hatte damit begonnen — der Eine früher, der Andere ſpäter, Hilarion bei vierzehn und Ammon bei vierzig Jahren — mit Johannes in die Einöde und an die Überwältigung der Irdiſchkeit in allen ihren Neigungen und Leidenſchaften mit einem zweiſchneidigen Schwerte zu gehen, indem ſie einerſeits die Bedürfniſſe des leiblichen Menſchen in Speiſe und Schlaf, in Wohnung und Kleidung auf das kleinſte Maß herabdrückten, und andererſeits dem Verlangen und den Fähigkeiten des geiſtigen Menſchen nach ſeiner Nahrung, nach ſeiner Befriedigung keine andere Schranke ſetzten, als das Maß der Gnade. Da nun zu jedem Menſchen ohne Ausnahme vom Heilande ſelbſt geſagt worden iſt: er müſſe vollkommen werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt; und da Gott allein das Maß der Gnade für einen jeden kennt: ſo iſt es klar, daß ein in den Willen Gottes verſenkter Menſchenwille in ſeinem Streben nach Vollkommenheit eine unberechenbare Höhe erreichen kann. Die unerläßliche Bedingung dazu iſt aber die Vereinigung des menſchlichen Willens mit dem göttlichen, d. h. die Liebe des Menſchen zu Gott. Dieſe Liebe macht ihn frei. Die Furcht knechtet ihn, der Eigennutz beſticht ihn, die Sinnlichkeit verlockt ihn, denn das ſind lauter Regungen der Selbſtliebe, die ihn zum Sklaven erniedrigt. Tötet er die Selbſtliebe ab, gibt er die Begier nach niedrigen Gütern auf, die ſämtlich geringer ſind als ſeine Seele und ſämtlich ſie von ihrer Beſtimmung abwenden; ſo fallen die Feſſeln und die Schleier von ihr, ſie erkennt das höchſte Gut, ſie ſtrebt nach deſſen Beſitz, ſie verlangt das, was allein des Verlangens der Seele würdig iſt, ſie verlangt Gott — Gott allein, ſie liebt Gott — Gott allein; ſie iſt frei. Und wie der Vogel, wenn er ſeinem Käfig entſchlüpft, mit beſchleunigtem Flügelſchlag in die Luft ſich ſchwingt und die erlahmten Flügel mit jubilierender Luſt in ihre angemeſſene Tätigkeit verſetzt, und nicht müde wird vom Fluge, ſondern ſtark und munter, weil das ſeine Beſtimmung iſt: ſo geht's auch der Seele. Iſt der übernatürliche Menſch aus der Sklaverei ſeines Götzen, der Selbſtliebe durch unabläßlichen Kampf entronnen und frei in ſein Element verſetzt, ſo führt ihn die Freiheit zu dem Gott ſeines Weſens, zu der ewigen Liebe. Und wie die Luft den Vogel trägt und ihn nicht fallen läßt: ſo und noch ganz anders trägt und hält die ewige Liebe Den, der ſich ohne Rückhalt ihr hingibt. Wer den Aufſchwung gewagt hat, iſt noch nie zurückgeſtoßen worden. Er mag das Ziel nicht erreicht haben, weil er ſelbſt in der Liebe wankte und fehlte; aber die ewige Liebe hat ihm nie gefehlt. Gott betrügt nicht; Gott erfüllt das Verlangen ſeiner Geſchöpfe, wenn Er ihr Verlangen iſt, denn Er will ſie glücklich und ſelig machen und in der Vereinigung mit Ihm haben ſie dies Ziel erreicht, ſind ſie glückſelig. An die Eroberung dieſer Glückſeligkeit machten ſich jene alten Helden der göttlichen Liebe, die wie Rieſendenkmale auf der Grenze des Heidentums und des Chriſtentums ſtehen, um alle kommenden Zeiten zu erinnern, daß der Menſch geſchaffen iſt zur Unterwerfung aus Liebe, die ihn zur Herrſchaft durch Liebe führt.

Als Baſilius ſeine Reiſe antrat, waren Antonius, Pachomius und Ammon bereits von der Erde geſchieden, lebten aber in ihren Jüngern, ihren Inſtitutionen und Regeln fort. Das anachoretiſche Leben, wie ſie es als Vorſchule ihrer Wirkſamkeit durchgemacht hatten, ſtellte ſich nach ihrer Erfahrung ſo ſchwierig und ſo gefahrvoll für den Anfänger heraus, daß ſchon Antonius eine gewiſſe Ordnung für den Stand der Einſiedler organiſiert hatte. Die Neulinge wurden zu den Erfahrenen, die Jünglinge zu den Greiſen gegeben;

dadurch übten ſich die Einen in Gehorſam, Dienſtfertigkeit und Demut, die Anderen in Nachſicht, in weiſer Belehrung, beide Teile in Geduld und Liebe. Manches Jahr verging und manche Prüfung wurde verhängt, und mancher Einſiedler wurde aus einem Jüngling ein Mann, bevor der Jünger ſich von ſeinem Meiſter trennte. Überdies verſammelte jeder Sonntag und zuweilen auch noch ein Wochentag die Einſiedler eines gemeinſchaftlichen Bezirkes zur Feier der heiligen Geheimniſſe und Sakramente in ihrer Kirche, die den Mittelpunkt ihrer zerſtreuten Zellen bildete. Wild in die Wüſte hinein zu laufen, war nicht Einſiedlergebrauch. Heiliger Disziplin mußte auch der Anachoret ſich unterwerfen. Pachomius hatte das cönobitiſche oder gemeinſame Leben, den Mönchſtand, organiſiert und ſeine Klöſter zu Tabenna mit beſtimmten Regeln über Armut, Gehorſam, Gebet und Arbeit verſehen. Hier fand der Eintretende die Stille, welche der Geiſtesſammlung notwendig iſt, und den Troſt und die Hilfe, welche aus der Vereinigung mit Gleichgeſinnten und aus der Macht des Beiſpiels hervorgehen. Ammon endlich vereinigte in ſeiner Genoſſenſchaft beide Formen des aszetiſchen Lebens: im Kloſter Nitria lebten die Cönobiten und in die Wüſte Cellia und Scete begaben ſich diejenigen Mönche, deren Beruf ſo entſchieden und deren Tugend und Frömmigkeit ſo groß war, daß die Oberen annehmen durften, ſie wären im geiſtlichen Kampfe geübt genug, um ihn als Anachoreten ſiegreich fortzuſetzen. Gegen das Ende des Jahrhunderts, als Palladius in den Klöſtern von Nitria fünftauſend Brüder fand, hatten ſich ſechshundert andere nach wohlbeſtandener Prüfung und Übung aus der Genoſſenſchaft hinweg und in die zehn Stunden entfernte Wüſte Cellia begeben. Gewiſſen rieſenhaften Kämpfern des Geiſtes, deren Beiſpiel allzu aufregend auf die Mehrzahl der Brüder wirken konnte, war die Einſamkeit gerade Das, was ſie nötig hatten. Den Alexandriniſchen Macarius wies Pachomius bewundernd und demütig von Tabenna fort, als einen Übergewaltigen, mit dem ſeine Brüder nicht Schritt halten könnten und der ſie entmutigen würde; Macarius ging nach Scete.

Baſilius fand in Egypten alle Formen und Schattierungen des aszetiſchen Lebens und viele fromme Männer, die ſich demſelben mit feuriger Andacht und Beharrlichkeit hingaben. Die beiden Macarius lebten noch, der berühmte Abt Serapion und Iſidor, der heilige Spitalmeiſter zu Alexandrien ebenfalls; auch Hilarion, der hochbegnadete Schüler des Antonius, ſtand dem Mönchsvereinen vor, die ſich um ihn an der Grenze von Paläſtina und Egypten geſammelt hatten. Aller dieſer Männer harrten noch die Tage ſchwerer Trübſal, die Kaiſer Valens mit ſeinen Arianern über ſie brachte. In Syrien und Meſopotamien fand Baſilius ebenfalls ſchon, neben den Anachoreten, auch Mönchsvereine. Überall wendete er ſich an die Meiſter des inneren Lebens und wurde von ihnen wieder und immer wieder auf die Hingebung des Willens an die göttliche Liebe, auf die Abtötung der Leidenſchaften durch ſtrenge Selbſtbeherrſchung und auf Eifer und Beharrlichkeit im Gebet, als auf die einzig wahre Grundlage einer heiligen Aszeſe hingewieſen, deren Zweck die Nachfolge Jeſu und deren Ziel die Umbildung in Jeſus iſt. Während Baſilius die tiefſten Saiten ſeines Gemütes auf dieſer Reiſe angeſchlagen fühlte, fehlten ihm doch auch die heilſamen Bitterkeiten des Lebens nicht. Gerade hier im tieferen Orient wurde ſein gläubiger Sinn ſchmerzlich verwundet durch die zahlreichen Streitigkeiten, welche wie ein Gewirr von Schlangen aus dem Schlangenneſt des Arianismus hervorbrachen. Mit feſtem Glauben hatte er die unvergeßlichen Lehren des Chriſtentums, die ſeine heilige Großmutter ihm mitteilte, im Herzen bewahrt. Seine edle reine Seele hielt wie ein tapferer Krieger Wache neben dem anvertrauten Schatz und wehrte die böſen Gelüſte des Verſtandes und der Sinnlichkeit ab, welche denſelben, wie Räuber und Diebe, zu ſchmälern, ja ſogar ganz zu entwenden trachteten. Alle Syſteme der Philoſophie hatte er zerlegt; die ganze Literatur des heidniſchen Altertums war ihm bekannt; ſogar ſolche Studien hatte er mit Eifer und Intereſſe getrieben, welche den untergeordneten Intelligenzen oft zur Klippe werden, die Naturwiſſenſchaften, Phyſik, Medizin, Aſtronomie, aber das Alles lag in einer untergeordneten Region, welche das Wort der Offenbarung nicht berührte, viel weniger noch es trübte. Die Offenbarung füllt die größten Höhen und Tiefen des Menſchengeiſtes und gibt ihm den notwendigen Schwerpunkt, der ihn anzieht und feſthält, damit er in ſeiner Beweglichkeit nicht verirre und verflattere, nicht gefangen werde von dem Reiz fein ausgeſonnener philoſophiſcher Syſteme, welche die Wahrheit ſuchen, nicht ſie lehren; damit er nicht geblendet werde von dem Zauber einer vollendeten Form des Ausdruckes und der Darſtellung, welche äußerlich die Schönheit beſitzt, nicht innerlich; damit er nicht armſelig zu Grunde gehe an der Materie, indem er ſich vertieft in ihre Stoffe und Kräfte, die ihn überwältigen, nicht er ſie; damit er bei all' ſeinem Denken und Sinnen, Forſchen und Fragen eine Magnetnadel habe, die ihm unwandelbar ſeine Richtung gibt und ſeinen Weg andeutet. Als einen ſicheren Kompaß auf der unſicheren Wanderſchaft zum wahren Ziele, zum ewigen Leben: ſo verſtand Baſilius die Offenbarung; ſo hatte er ſie verſtanden geſehen von ſeiner Familie, von ſeinem Freund Gregor. Mit der heidniſchen Welt und dem heidniſchen Leben wurde er auf den hohen Schulen bekannt, inſoweit er ſie in ſeinen Studienplan aufnahm und ſich mit ihrer Theorie beſchäftigte. Die häretiſche Welt und ihr Treiben war ihm aber ganz unbekannt geblieben und trat ihm nun entgegen im grellen Gegenſatze zu jenen Erſcheinungen der aszetiſchen Welt, welche der ungeſchwächte Glaube an die Göttlichkeit der Offenbarung hervorrief. Je ſchmerzlicher Baſilius von der Zerriſſenheit der Kirche, von der Uneinigkeit der Biſchöfe und von der Streitſucht über heilige Lehren, welche wie eine anſteckende Krankheit im Orient graſſierte, berührt wurde, um deſto mehr ſehnte er ſich mit frommer Scheu aus dem Getümmel einer Welt hinweg, in der es ſo ſchwer war, das Heil der Seele zu erwirken. Um das Jahr 359 kam er nach Kappadocien zurück, feſt entſchloſſen, ſich nunmehr ganz dem Leben des Gebetes und der Abtötung zu widmen. Er hatte gehofft, einen Gefährten an ſeinem Freund Gregor zu finden, mit dem er immer im brieflichen Verkehre ſtand, und der ebenfalls eine lebhafte Neigung für die Abgeſchiedenheit hatte; aber anderen Fügungen gehorchte.

Als Baſilius Athen verließ, nahm Gregor freilich einen Lehrſtuhl der Rhetorik daſelbſt an, um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, der Hochſchule zu dienen und um die Aufregung wegen Baſilius Abreiſe zu beſchwichtigen. Als ihm das gelungen und der Sturm gefallen war, zog er ſich ſtill zurück und wanderte unbemerkt aus dem berühmten Muſenſitz nach Conſtantinopel, wo er mit ſeinem Bruder Cäſarius zuſammentraf, der eben aus Alexandrien dort anlangte. Cäſarius genoß eines ſo bedeutenden Rufes als Arzt, daß der Senat von Conſtantinopel ihm die Würde eines Senators und einen großen Gehalt, Kaiſer Conſtantius aber das Bürgerrecht und die Stelle ſeines erſten Leibarztes gab, um einen ſo ausgezeichneten Mann feſtzuhalten. Cäſarius ging auf einige Zeit zum Beſuche nach Nazianz, ſo daß die Brüder ebenſo einträchtig das Vaterhaus wieder betraten, als ſie es vor Jahren gemeinſam verlaſſen hatten. Dann begab ſich Cäſarius zu ſeinen Wirkungskreis in der Kaiſerſtadt zurück und Gregor blieb bei ſeinen hochbejahrten Eltern, um ſeiner Mutter in ihren häufigen Krankheiten, und ſeinem Vater bei den ſchweren und ſorgenvollen Arbeiten und Geſchäften des biſchöflichen Amtes liebend und helfend zur Seite zu ſtehen. Die beiden Freunde Baſilius und Gregor hatten ein gemeinſames Einſiedlerleben in's Auge gefaßt und für die Stätte desſelben einen Diſtrikt der Diözeſe Nazianz gewählt, der Tiberina hieß und durch ſeinen Mangel an jeglicher Naturſchönheit ſich auszeichnete. Als Baſilius in die Heimat zurückkam und ſeinen Freund an das langwierige Krankenbett der gottſeligen Mutter Nonna und an die Unterſtützung des Vaters gefeſſelt fand, gab er Tiberina auf und ging nach Pontus. Abgeſehen von ſeiner weltentfremdeten Richtung und Stimmung, war ihm der Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt Cäſarea unerträglich, indem Dianius, ſein hochverehrter Biſchof, dem er von Kindheit auf gekannt und geliebt hatte, wie ſo manche Biſchöfe jener Zeit, mehr wohlmeinend als umſichtig verfahren war und aus übergroßer Friedensliebe die Formel von Rimini über die Gottheit Chriſti annahm, welche Kaiſer Conſtantius allen Biſchöfen der Chriſtenheit aufzuzwingen ſuchte. Baſilius mit ſeiner tiefen Ehrfurcht vor der Tradition der Glaubenslehre, welche in dieſem weſentlichen Punkt auf dem Konzil zu Nicäa traditionell feſtgeſetzt worden war und mit ſeinem Scharfblick leicht die vieldeutige Oberflächlichkeit der Formel von Rimini: „der Sohn iſt dem Vater ähnlich gemäß der Schrift“ durchſchauend, konnte von einer ſolchen Nachgibigkeit kein Heil erwarten für das glaubenstreue Kappadocien. Und wirklich hatte der Mißgriff des Dianius die traurige Folge, daß mehrere Biſchöfe dem Beiſpiele ihres Erzbiſchofes nachahmten und die Formel von Rimini unterzeichneten. Zu dieſen Biſchöfen gehörte auch der von Nazianz. Aber beide, Dianius ſowohl als Gregor der ältere, legten ihren frommen Glauben in die neue Formel hinein der Furcht Gottes erzogen und in die Furcht Gottes zurückgezogen werden, damit Sein Blut nicht umſonſt für ſie fließe.

Das Kloſter mit ſeiner Stille, ſeiner Ordnung, ſeiner Umfriedung, ſeiner heiligen Lebensregel ſteht in Gott gefeſtigt und ruhend an ihm, ehrfurchtgebietend neben dem unruhigen Aſyl, deſſen pünktliche Lebensordnung oft mit Mühe gährende Elemente beherrſcht: ein ſtarker Anker des Heils wider Fluten und Stürme. Durch die Ordnung, die Sammlung, die Regelmäßigkeit, durch den Wechſel zwiſchen Arbeit, Andachtsübung und Erholung und beſonders in all' dieſen Dingen durch den Wandel vor Gott, der zur Erkenntniß, zur Reue, zur Buße, zur Beſſerung führt, durch all' dieſe Mittel, ſittliche Kraft an die Stelle tödtlicher Schwäche zu ſetzen, ein friſches Leben an die Stelle der moraliſchen Auflöſung, des Todes der höheren Seelenfähigkeiten zu bringen: dieſes dem Aſyl einzuflößen, iſt die Aufgabe des Kloſters. Dazu bedarf es, was jedes Kloſter und jeder Orden zu ſeinem Gedeihen bedarf: eine unbegrenzte Opferwilligkeit, welcher die Fülle der Gnade zuvorkommt und nachfolgt. Einundvierzig Häuſer in ſiebzehn Jahren geſtiftet — und zum Theil in ſo glaubensmatten Jahren! — beweiſen, daß der Orden redlich ſeine Aufgabe zu erfüllen ſtrebt. Das Streben iſt ſeine Sache! — die Erfüllung liegt in der Hand Gottes und das Auge Gottes wird ſie ermeſſen.

und waren, obzwar dem Scheine nach Arianer, in Wirklichkeit nach wie vor ganz katholiſch. Indeſſen zog ein ſolcher Schritt immer Spaltungen und Zerwürfniſſe nach ſich, indem Diejenigen, welche bei dem Symbol von Nicäa beharrten, die kirchliche Gemeinſchaft mit den Anhängern von Rimini aufgaben. Dies tat auch Baſilius; er begab ſich nach Pontus auf die Familienbeſitzung Anneſi. Hier fand er auch Emmelia und Macrina wieder, die während ſeiner Abweſenheit ein lange gehegtes Vorhaben ausgeführt hatten. Er fand ſie nicht wieder in dem ſchönen Landhauſe, dem Schauplatze ſeiner glücklichen Kindheit, nicht wieder als fromme edle Herrinnen, wie die ältere Macrina geweſen war; nein! ſie lebten in einer Genoſſenſchaft von Frauen, ihren Verwandten, Freundinnen und Dienerinnen, in der Alles aufgehört hatte, was an früheren Stand, Reichtum, Anſehen und Wohlbehagen erinnern konnte. Emmelia hatte unfern von Anneſi und von der Kirche der Vierzig Martyrer das Kloſter gebaut, das ſie bewohnten und zu deſſen Vorſteherin Macrina einmütig gewählt worden war. Sie teilte die Hausordnung ein und wachte darüber, daß ſie von Jedermann inne gehalten wurde. Arbeit, Pſalmengebet und Betrachtung der göttlichen Geheimniſſe des Glaubens wechſelten mit einander ab. Für Niemand wurden Ausnahmen gemacht; die Kleidung, die Koſt, die Lagerſtatt war für Alle gleich; die Beſchäftigung aber nach den verſchiedenen Kräften berechnet. Friede und Eintracht, Armut und Demut herrſchten zwiſchen den ſchweſterlich vereinigten Frauen, und nur das gemeinſchaftliche Pſalmengebet unterbrach die ſtille Ruhe des gottgeweihten Hauſes. Macrina hatte nun, was ſie wünſchte: die vollkommene Entſagung um Jeſu willen.

Emmelia's Mutterherz erlitt in dieſer Zeit einen herben Verluſt; ihr geliebter Sohn Naukrates wurde eines Tages entſeelt im Walde gefunden und neben ihm ſein Gefährte Chryſaph, treu im Tode wie im Leben. Naukrates hatte zuweilen Botſchaften ausgerichtet, für die ſie einen ſicheren Boten brauchten. Wenn auch nur ſelten, ſo ſahen ſie ſich doch und wechſelten Worte der Liebe und des Troſtes, die das Menſchenherz auch in der Zelle, auch in der Einſiedelei ſo ſchwer entbehrt. Aber Gott verlangte auch dieſes Opfer von Emmelia und rief Naukrates bei achtundzwanzig Jahren, von denen er fünf in der Einöde zugebracht hatte, in's ewige Leben. Macrina's himmliſcher Sinn freute ſich über die kurze Pilgerfahrt durch das Tal voll Todesſchatten ihres geliebten Bruders, und mit zärtlichen Tröſtungen trocknete ſie Emmelia's Tränen. Nun kam auch Baſilius, und die trauernde Mutter hatte wieder einen Sohn in ihrer Nähe. Petrus war zur Vollendung ſeiner Erziehung frommen Männern anvertraut und Gregor war in die Ehe getreten. Seine Frau hieß Teoſebie und paßte durch ihre lieblichen Tugenden zu der frommen Familie. Baſilius hatte auf ſeiner Reiſe auch den Biſchof Euſtathes von Sebaſte in Armenien beſucht, der ſeine halbarianiſchen Anſichten unter dem Mantel äußerſt ſtrenger Abtötung verbarg und dadurch die Menſchen irre führte. In demſelben Geiſt bildete er Schüler, welche das anachoretiſche Leben ergriffen, um von der Welt angeſtaunt und bewundert, keineswegs vergeſſen zu werden. Ihr innerer Hochmut bäumte ſich ungebändigt hinter der äußeren Abtötung auf. Arianiſche Geſinnung iſt mit der demütigen Nachfolge Jeſu durchaus unverträglich, denn das Weſen dieſer Nachfolge iſt der Glaube, daß der menſchgewordene Gott ſie durch Lehre und Beiſpiel geboten hat. Fehlt dieſer Glaube, ſo fallen Lehre und Beiſpiel von ſelbſt als Menſchenmachwerk zuſammen und die Aszeſe iſt nichts als eine Komödie, die man für ſich oder für andere um äußerer Zwecke willen aufführt. Daher kommt es auch, daß der Unglaube in der heiligen Aszeſe immer Heuchelei wittert: das wahre Motiv derſelben iſt ihm abhanden gekommen, deshalb legt er ihr die Triebfeder bei, die ihn bewegen würde. Baſilius Seele hatte viel zu entſchieden eine himmliſche Richtung eingeſchlagen und war viel zu erfüllt von den großen Vorbildern, die er vor kurzem bewundert hatte, um auf eine prinzipielle Entartung des anachoretiſchen Lebens vorbereitet zu ſein. Das Götzenopfer auf dem Altare Gottes faßte er nicht. Er freute ſich, daß Anachoreten in ſeinen heimatlichen Bergen ihre Einſiedeleien aufgeſchlagen hatten und glaubte ſich ihnen anſchließen zu können. Aber ihre wilde Schwärmerei riß ſie zu ungebührlichen Übertreibungen hin, und ihr vom Hochmut verkehrtes religiöſes Gefühl gab ein ſolches Ärgernis unter dem Volke, daß ſie in Mißachtung gerieten, und daß Baſilius erkannte, der Geiſt Gottes walte hier nicht. Aber um ſo feuriger ſuchte er ſein Ideal zu verwirklichen, und in ſich ſelbſt zuerſt. Er wählte ſich eine ſchöne einſame Stätte und baute dort eine

Hütte, die er freudig bezog. Sie lag hoch am Abhange eines Berges, deſſen Waldungen ſich zur Rechten und Linken in ſchroffen Schluchten herabſenkten, und wie ein halber Mond ein freundliches Wieſental umfingen, das an der offenen Seite vom Fluß Iris begrenzt und gleichſam nach der Welt zu beſchirmt wurde. Durch die eine Schlucht brauſte ein tobender Waſſerfall über Felſenblöcke; durch die andere rieſelten ſtille Bäche. All' dieſe Gewäſſer nährten den Pflanzenwuchs in Wald und Tal und ergoſſen ſich in den Iris. Blumenduft und Vogelſang erfüllten die Lüfte; ganze Herden von Hirſchen, von Rehen und Haſen ſtreiften ohne Scheu und ungeſtört umher. Jenſeits des Iris lag Anneſi, lag Macrina's ſchönes Landhaus von Platanen umgeben; lag das ſchlichte Kloſter, das in ſeiner Unſcheinbarkeit Kleinodien der ſtreitenden Kirche für den Himmel aufbewahrte; lag die Kirche der vierzig Martyrer, welcher Reliquien der triumphierenden Kirche für die Erde anvertraut waren. Anmutig für das Auge, erhebend für die Seele, verlor ſich die Landſchaft am fernen, hügelbeſäumten Geſichtskreis. Und von der Höhe herab ſchaute ein einſamer Menſch über ſie und über alle Bilder der Zeit und des Raumes hinweg und ſehnte ſich nach den Höhen der Ewigkeit. So iſt das Menſchenherz nicht beſchaffen, daß es mit einem einzigen kühnen Schwung für immer untergetaucht wäre in das Meer eines ſtillen Friedens. O nein, dazu gehört ein langatmiger Wille, deſſen heiliges Verlangen den Gnadenbeiſtand herabzieht und von ihm getragen wird. Das empfand Baſilius im vollen Umfang. Sein tätiger, raſtloſer, ſinnender und denkender Geiſt hatte ſich nun dreißig Jahre abgemüht, um das zu erreichen, worin er ſeine Ruhe finden könne. Mit Forſchung und Studium und mit Ausbildung aller ſittlichen und intellektuellen Kräfte hatte er ſich auf jeder Stufe ſeiner Entwickelung beſchäftigt, und nie Gemeines und Niedriges, immer das Edelſte erſtrebt. Nichts von allem, was die Welt bot, kein Ruhm, kein Anſehen, keine Ehre, keine Geltung, keine Freude, nichts von allem gewährte ihm auch nur einen Augenblick von Genügen. Dies Genügen lag auf einem anderen Punkte, lag da, wo das vollkommene Opfer begann; er wußte es, und dennoch überfiel ihn die bange Schwermut, dieſe Tochter des Erdgeiſtes, welche ſich auf jede Bahn zu drängen ſucht, die von dem Treiben der Welt hinwegführt. Da ſchrieb er ſeinem Freunde Gregor den wunderſchönen, aufrichtigen, demütigen Brief, der ſo lehr- und troſtreich für alle iſt, welche keine Baſiliusſeelen ſind und doch in ihrer Sphäre und nach ihrem Maße dieſelben Kämpfe zu beſtehen haben.

„Wie man Kinder an der Ähnlichkeit mit den Eltern zu erkennen pflegt, ſo erkannte ich deinen Brief an der Geſinnung, die alles Irdiſche für nichts achtet gegen die Seligkeit, die uns in den Verheißungen hinterlegt iſt. Daß du ſagſt, die Beſchaffenheit des Ortes meiner Einſamkeit könne nicht in Betracht kommen, um das Verlangen nach derſelben in dir anzuregen, bevor du über die Einrichtung der Lebensweiſe etwas erfahren habeſt, iſt ganz deines Herzens würdig. Aber ich ſchäme mich dir zu ſchreiben, was ich in dieſer Abgeſchiedenheit bei Tag und bei Nacht tue. Wohl habe ich das

Leben und das Treiben in der Welt als Quelle von tauſend Übeln verlaſſen; aber ach! mich ſelbſt kann ich noch nicht verlaſſen. Ich gleiche denen, welche auf dem Meere, weil ſie an die Schiffahrt nicht gewöhnt ſind, mit der Seekrankheit zu kämpfen haben. Sie wähnen, die Größe des Schiffes verurſache zu viel Schwankungen. Sie begeben ſich in einen kleinen Nachen; aber überall haben ſie Ekel und wiſſen nicht, was ſie tun ſollen, denn die Seekrankheit geht mit ihnen aus dem Schiff in den Nachen. So ungefähr ſteht es auch mit mir! So lange wir die in uns wohnenden Begierden mit uns herum tragen, haben wir überall dieſelbe Unruhe, ſo daß wir aus der Einſamkeit nicht viel Nutzen ziehen. Was wir aber tun ſollten und wodurch uns vergönnt würde, in die Fußſtapfen Deſſen zu treten, der uns den Weg zum Heil gebahnt und geſagt hat: „Wenn jemand mir nachfolgen will, ſo verleugne er ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach“: das iſt dieſes. Wir müſſen trachten, einen ruhigen Geiſt zu erlangen. Ein herumrollendes Auge vermag keinen Gegenſtand klar und deutlich zu ſchauen. Unverrückt muß es ſich auf das richten, wovon es ſich eine genaue Kenntnis verſchaffen will. Ebenſo kann auch der menſchliche Geiſt die Wahrheit nicht deutlich erkennen, ſo lange er mit tauſend zeitlichen Sorgen beſchäftigt iſt. Das einzige Mittel, um ſie zu vermeiden, iſt die Losſagung von der ganzen Welt. Dieſe Losſagung beſteht aber nicht darin, daß man ſich dem Leibe nach von ihr trennt, ſondern darin, daß man die Teilnahme der Seele von ihr zurückzieht und ohne Heimat, ohne Eigentum, ohne Beſitz, ohne Geſellſchaft der Freunde, ohne Verrat von Lebensmitteln, ohne zeitliche Geſchäfte, ohne Verkehr, ohne menſchlichen Wiſſenſchaften, wohl aber bereit iſt, im Herzen die Belehrungen aufzunehmen, welche von der göttlichen Weisheit ausgehen. Um das Herz für dieſe Aufnahme zu befähigen, müſſen deſſen böſe Gewohnheiten und Neigungen ausgerottet werden, und dazu iſt die Einſamkeit ungemein förderlich. Sie bringt die ungeordneten Bewegungen des Herzens zur Ruhe. Die Leidenſchaften ſinken in Schlummer, weil der anhaltende Reiz von der Welt her ſie nicht aufſtachelt. Dadurch gewinnt die Vernunft die Oberhand und überwindet ſie, wie man wilde Tiere leicht bändigt, wenn man ſie zuvor gezähmt hat. In der Einſamkeit wird auch die Übung anhaltender Andacht durch nichts äußeres geſtört, ſo daß die Seele, in der die Leidenſchaften erſterben, dafür mit göttlichen Gedanken genährt wird und, auf Erden ſchon ſelig, den Engeln im Himmel nachahmt. Mit Anbruch des Tages beginnt für uns das Gebet und der Geſang der Hymnen und Pſalmen. Mit der ſteigenden Sonne geht man an die Arbeit, würzt, durchwebt und heiligt ſie durch Loblieder, welche ſüße Tröſtungen in die Seele gießen und in friedlichem Gleichmute ſie erhalten. Dieſe Reinigung und Beruhigung der Seele gibt ihr, da ſie ſich nicht mehr durch die Sinne nach außen zerſtreut und verliert, die Kraft, ſich in ſich ſelbſt zu ſammeln und ſich mit eigenem Schwunge zum Gedanken von Gott zu erheben. Iſt ſie von den Strahlen dieſer göttlichen Schönheit erleuchtet, ſo beſiegt ſie ihre Schwächen, ſo vergißt ſie zeitliche Sorgen und leibliche Nöten. Frei von irdiſchen Neigungen verſenkt ſie ihr ganzes Weſen in das Streben nach den ewigen Gütern und beſchäftigt ſich nur damit, Selbſtbeherrſchung, Starkmut, Weisheit und alle anderen Tugenden zu üben. Die Betrachtung der Heiligen Schriften iſt ein ſicheres Mittel zu unſerem Fortſchritte, indem ſie uns erhabene Sittenlehren und herrliche Tugendbeiſpiele vor Augen ſtellt. Wer nach Vollkommenheit ſtrebt, muß die Leben der Heiligen ſo lange, ſo oft und ſo feſt betrachten, daß er ihr lebendiges Abbild wird. Das Gebet, das einer ſolchen Betrachtung folgt, entflammt die Seele zur heißen Sehnſucht nach der göttlichen Liebe und gibt ihr klare Erleuchtungen über die Geheimniſſe Gottes. Das Gebet, indem es Verſtand, Gedächtnis und jede Anmutung des Herzens auf Gott richtet, zieht Gott ſelbſt in die Seele hinein. So wird der Gläubige ein Tempel Gottes; oder ein Fremdling auf Erden, der nur heimiſch iſt bei Gott.“ Darauf gibt er Vorſchriften, welche das äußere Leben und Erſcheinen eines Menſchen betreffen, der ſich von der Welt zurückgezogen hat. Seine Armut erſtrecke ſich auf ſeine Nahrungsmittel: Waſſer, Brot und etwas Gemüſe genügen dem Geſunden, und während er es zu ſich nimmt, beſchäftige er ſich mit frommen Gedanken. Auch ſein Schlaf ſei abgetötet, kurz und leicht, und die Mitternacht ſei für ihn, was für andere der Morgen iſt, nämlich die Zeit, wo er in geiſtiger Sammlung, welche durch das Schweigen in der ganzen Natur gefördert wird, die Mittel überdenkt, die ihn zur Buße und zum Fortſchritt auf dem Tugendpfade antreiben. Demut ſpreche ſich in Gang, Haltung und Blick, im niedergeſchlagenen Auge, im groben Gewande aus; Demut liege ſeinem Benehmen gegen die Gefährten ſeiner Einſamkeit zum Grunde: er muß gleichmäßig freundlich und durch Güte und Sanftmut ihnen angenehm ſein; er muß fragen ohne Zudringlichkeit und antworten ohne Hochmut; er muß lernen ohne Beſchämung und lehren ohne Eiferſucht. Im Sprechen darf er nie übereilt ſein und nie andere unterbrechen. Verweiſe und Ermahnungen hat er mit großer Vorſicht und Schonung zu geben.

In einem Briefe an ſeinen Jünger Chilon ſpricht er ſich noch weiter über die Erfahrungen aus, die er im Leben der Einſamkeit macht. „Halte dieſe Wahrheit feſt, mein geliebter Bruder; du biſt noch lange nicht vollkommen, weil du gut angefangen haſt. Beharrſt du auf dem Wege der Vollkommenheit bis zum Ende, dann erſt wirſt du es ſein. Vergiß nie, daß du wie auf einem ſehr ſchmalen und hohen Felſenpfade wandelſt, und daß ein Sturz unfehlbar dein Verderben ſein würde. Darum verſuche auch nicht, dich auf einmal auf den Gipfel der evangeliſchen Vollkommenheit zu ſchwingen und meide ein übertriebenes Vertrauen zu dir ſelbſt, denn dieſe Unerfahrenheit würde dich zugrunde richten. Es iſt viel beſſer, Schritt um Schritt vorwärts zu gehen. Allmählich mußt du deine alten Gewohnheiten aufgeben, allmählich dir jedes Vergnügen entziehen. Denn wenn du urplötzlich mit allen deinen Neigungen brechen wollteſt, ſo würdeſt du dir eine Menge Verſuchungen bereiten. Haſt du aber eine verderbliche Leidenſchaft beſiegt, ſo beginne alsbald den Kampf gegen eine andere; dann kommſt du mit der Zeit dahin ſie alle zu unterwerfen. So gewiß wie ein Waſſertropfen ſich ſchnell verflüchtigt in Wind und Staub, ſo gewiß wird das wenige Gute, was wir in der Welt tun, bald zerſtört durch das viele Böſe, das wir in der Welt üben. Weil ich die Gefahr erkannt habe, in ihr meine Seele zu verlieren, darum habe ich mich auf die heiligen Berge geflüchtet. Ich gleiche dem Vogel, der den Netzen und Schlingen des Jägers entrinnt und davon fliegt. Ich habe die Abgeſchiedenheit aufgeſucht, weil das Beiſpiel meines Heilandes mich in die Wüſte zieht. In der Wüſte wurde das Volk Gottes durch Strafen geläutert und durch das Geſetz begnadigt. Durch die Wüſte ging es in's Land der Verheißung und nach Jeruſalem, der Friedensſtadt. Die Einſamkeit iſt die Eiche von Mamre, wo Abraham Engel bewirtete; iſt die Jakobsleiter, die zum Himmel führt und auf der die engliſchen Heerſcharen herabſtiegen; iſt der Berg Karmel, auf dem Elias lebte und Gott wohlgefällig wurde; iſt das heilige Feld, wo Esdras vom heiligen Geiſte erleuchtet und belehrt, die heiligen Schriften ſichtete und feſtſtellte; iſt die Kanzel, von welcher herab der ſelige Täufer Johannes den Menſchen Buße predigte, nachdem er ſelbſt Büße getan. Die Einſamkeit iſt der Oelberg, auf den ſich Jeſus Chriſtus zurückzog, um zu beten und uns beten zu lehren. In ihr finden wir Jeſus, den göttlichen Liebhaber der Einſamkeit, der da geſagt hat: Wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, bin ich mitten unter ihnen. In ihr finden wir die großen Propheten, die auf den Bergen umherirrten und in Felſenhöhlen wohnten; in ihr die Apoſtel, die Evangeliſten, die heiligen Ein-

Das Verhältniß der Ordensfrauen zu den Büßerinnen iſt das gütiger Mütter zu Kindern, die mit Ernſt und Milde, mit Ruhe und Würde zu belehren, zu unterrichten, zu erziehen ſind. Es muß ihnen gelingen, dieſen oft ſehr widerſpenſtigen „Kindern“ Vertrauen einzuflößen, ohne ſe in die geringſte Vertraulichkeit mit ihnen zu verfallen. Sie müſſen es verſtehen, ihnen eine gleichmäßige gelaſſene Liebe zu zeigen, ohne Parteilichkeit, Vorliebe und Empfindlichkeit, ſo daß die „Kinder“ gewahr werden müſſen, daß die Ordensfrauen von keinem ſelbſtiſchen oder eigenſüchtigen Intereſſe — ſondern einzig von der Liebe zu Gott bewogen werden, ſich ihrer anzunehmen. Daher kann auch keine eigentliche Gemeinſchaft des Lebens zwiſchen ihnen ſtatt finden. Eine Aufſeherin oder Lehrerin iſt immer bei den Büßerinnen, ſo daß ſie weder in den Arbeits- noch in den Erholungsſtunden, weder beim Gottesdienſt noch bei den Malzeiten unbeaufſichtigt ſind. Aber dieſe Aufſeherinnen, welche von der Oberin ſehr ſorgfältig zu dieſem ſchwierigen Amt voll großer Verantwortlichkeit gewählt werden, ſind zwiſchen den Büßerinnen gleichſam auf Miſſion; nicht zu Hauſe. Schlaf-, Eß- und Arbeitsſaal der Büßerinnen, ihr Krankenzimmer, ihre Tribüne in der Kirche, ihr Garten — Alles iſt getrennt von den Räumen, welche die Ordensfrauen bewohnen, iſt wo möglich in einer ganz andern Abtheilung des Gebäuſiedler, welche alle anders zu leben begehrten, als man in der Welt zu leben pflegt. Freiwillig und mit freudigem Herzen habe ich dies ſtrenge Leben mir auserwählt, und nichts verlange ich davon, als den Lohn, den göttliche Verheißungen den Martyrern und den Heiligen Jeſu Chriſti zuſagen.“

Fünftes Kapitel.

Chilon war nicht der einzige Jünger, der zu Baſilius auf die heiligen Berge floh, um ſeine Seele aus den Stürmen der Welt zu retten. Es ging ein ungeheueres Ringen und Kämpfen der Seelen nach Erkenntnis, ein ſchmachtender Durſt nach Wahrheit durch die Zeit. Die geiſtige Luft war ſo belebend und anregend, die Menſchheit war ſo geweckt durch die ungeheuere Umwälzung, welche das Chriſtentum hervorgerufen hatte, und welche man in unſerer Zeit nach anderthalb chriſtlichen Jahrtauſenden, im vollen Umfange gar nicht mehr faßt und verſteht, daß diejenigen Erſcheinungen im Geiſtesleben alltäglich waren, die man jetzt als Ausnahmen anſtaunt, faſt möchte man ſagen, als Ausgeburten verdammt. Die chriſtliche Lehre von der Erlöſung und Heiligung des Menſchen durch das Leben, Leiden und Lieben Gottes, war ſo neu, ſo unerhört, ſo verheißungsvoll, daß das ausgetrocknete Menſchenherz ſie aufnahm, wie der Sand Egyptens das Waſſer des Nils aufnimmt, wenn deſſen Schleuſen aufgezogen werden. Und wie dieſer ausgedörrte Sand nun belebt und befruchtet wird und ſich binnen kurzem mit der lieblichſten, reichſten Vegetation bedeckt, mit Palmenhainen, mit üppigen Fluren, mit duftenden Geſträuchen und Wohlgeruch aushaucht und in glänzenden Farbenſchmuck ausſtrahlt: ſo ging es auch den Menſchenherzen: ihr dürrer Boden wurde ein Garten Gottes. Wo ein Meiſter in der Wiſſenſchaft des ewigen Heils ſich zeigte, ſtrömten ihm Jünger zu, um von ihm zu lernen, wie dieſes innere Erdreich zu pflegen und anzubauen ſei. Ein ſolcher Kreis war ſchnell um Baſilius verſammelt, ſchnell ein Kloſter neben ſeiner Einſiedelei erbaut, das den geringen Bedürfniſſen dieſer Männer genügte. Sie führten ein weltabgeſchiedenes und doch gemeinſames Leben, und Baſilius war ihnen Lehrer, Führer und Vorſteher. Sein jüngſter Bruder Petrus trat als ſiebenzehnjähriger Jüngling, mit einer an Gnaden und Tugenden überreichen Seele, in die fromme Genoſſenſchaft ein. Wenn Baſilius ſeinen Freund Gregor nicht zur Seite hatte, ſo rührte das keineswegs daher, daß dieſer an weltlichen Verhältniſſen gehangen hätte. Nein! Gregor hatte die Wiſſenſchaften und alle Tätigkeit, die ſie wecken, und allen Ruhm, den ſie verleihen, nur gründlich kennen gelernt, um ſich gründlich von ihnen loszuſagen. Je größer der Vorrat des menſchlichen Wiſſens, deſto klarer iſt auch in einer großen Seele die Erkenntnis, daß ſie ſich unmöglich damit begnügen könne; ja, daß dieſe ganze mühſelige, ſorgſame Aufſpeicherung ſie nicht vor kläglicher Hungersnot ſchütze. Als er nach Nazianz zurückkam, empfing er das Sakrament der Taufe. Seine Seele, die immer eine ideale Richtung hatte, ging nun ſo ganz in die Gnade desjenigen ein, der ſie in ſeinem Blute für ſich gewonnen, daß er keinen anderen Wunſch mehr hegte, als den, mit Leib und Leben, mit Gut und Blut, mit allem, was er von Gott erhalten hatte, Gott zu dienen. Er bekämpfte mit äußerſter Anſtrengung ſein ungemein lebhaftes Temperament, das ihn aufbrauſend, heftig, ſehr geſprächig machte. Streng bewachte er Augen und Zunge und die Vorſchriften der äußerſten Mäßigkeit. Sein Vater beſaß ein großes Vermögen; allein Gregor lebte wie der Aermſten einer, und fand in dieſer Armſeligkeit eine ſüßere Luſt, als in allen Genüſſen des Reichtums. Er ſchlief auf dem platten Boden, genoß Salz und Brot mit Waſſer, trug den gemeinſten Kleiderſtoff, gönnte ſich weder Behagen noch Erholung, nicht einmal Ruhe, und freute ſich, das Fleiſch zu unterjochen, das den Aufſchwung des Geiſtes zu himmliſchen Betrachtungen ſo leicht hemmt. Wie die materiellen Weltgenüſſe verachtete er auch die geiſtigen. Alle ſeine Studien der klaſſiſchen Literatur, alle ſeine Vorbilder der Rhetorik legte er bei Seite, denn die Bildungsmittel, die ſie ihm darboten, hatte er ſich angeeignet. Er wendete nun ſein ganzes Studium der heiligen Schrift, den Glaubenslehren und den Schriften und Auslegungen der Väter zu und erwarb ſich auf dieſem Gebiete mehr und mehr ſoviel Kenntnis und Verſtändnis, daß er zwiſchen den Kirchenvätern den Beinamen „der Theolog" mit St. Johannes Evangeliſt teilt. Seine ungemein zärtliche und liebende Anhänglichkeit an Baſilius, verbunden mit hoher Verehrung, zog ihn nach Pontus, während ihn kindliche Ehrfurcht und Dankbarkeit an ſeine Eltern feſſelte. Es iſt ſo ſchön, wie in dieſen abgetöteten Menſchen, die ſich jeden Genuß des Gefühles verſagen, weil auch dieſer Genuß, wie jeder andere, gar leicht zur Schwelgerei übergeht, wie in ihnen alle edlen natürlichen Empfindungen ſtark und lebhaft ſind. Nicht aus Mangel an Liebeskraft, ſondern aus Überfülle derſelben legten ſie das Herz in die Feſſeln der himmliſchen Liebe, damit es geſichert ſei vor dem Untergange in der Liebe zu den Geſchöpfen. Auf kurze Zeit eilte Gregor denn doch einmal nach Pontus, und aus dem Briefe, den er über ſeinen dortigen Aufenthalt an Baſilius ſchreibt, lernt man das Leben der beiden Freunde kennen Nach Nazianz zurückgekehrt ſchreibt Gregor:

„Wie wäre ich glücklich, wenn ich die Tage, die ich ſoeben mit dir verlebte, einen ganzen Monat genießen könnte! welch' eine Luſt liegt doch in den freiwillig übernommenen und gemeinſchaftlich getragenen Entbehrungen! Freilich, die Nebel von Pontus und die matte Sonne, deine Hütte mit feuchten Lehmwänden, dein Herd mit ſpärlichem Feuer und reichlichem Rauch, dein Brot, das die Zähne zerbricht, während ſie in deinem Gemüſe wie in Leim haften bleiben, dein armſeliger Garten, worin Diſteln und Dornen beſſer zwiſchen den Steinen gedeihen, als Küchenkräuter, deine große Dürftigkeit, welche die Ernährerin der Armen, deine Mutter, veranlaßt, uns wie Arme zu behandeln: dies alles mag anderen nicht reizend erſcheinen. Aber mir war es eine Wonne, mit dir zu entbehren. O ihr ſchönen Tage von Pontus, werde ich euch je wiederfinden! Dies Leben, das beinahe unirdiſch und unkörperlich genannt werden kann; dieſe Eintracht und Friedfertigkeit der Brüder, welche durch dich über die Natur erhoben und gleichſam vergöttlicht werden; dieſen heiligen Wetteifer im Streben nach Vollkommenheit, zu der deine Vorſchriften den Weg bahnen und regeln; dieſe Wanderſchaft der Seele zu Gott durch das Gebet; dieſe Nachtwachen voll Pſalmengeſang und ſtiller Betrachtung; dieſe Studien der göttlichen Offenbarung unter lichter Einſprechung des heiligen Geiſtes; und all' die Arbeiten, die mit geiſtiger Beſchäftigung abwechſeln: Holz tragen, Bauſteine herbei karren, den Garten bebauen, Bäume pflanzen, die Pflanzungen begießen! Ach! und werde ich die Platane je wiederſehen, die wir miteinander pflanzten? werden wir je unter ihr miteinander ruhen? Das alles iſt ebenſo leicht zu wünſchen, als ſchwer zu erlangen. Aber du in deiner Einſamkeit hilf mir die Tugenden erlangen, in denen ich ein Anfänger bin. Bewahre mir durch dein Gebet die Früchte, die in mir erſt zu keimen beginnen, damit ich nicht verſchwinde wie der Schatten, wenn die Sonne untergegangen iſt. Mein wahres Leben iſt bei dir, ſei's in der Wirklichkeit, ſei's in Gedanken."

Im Jahre 361 wurde Gregor, wie er es nennt, von einem Donnerſchlage getroffen. Sein Vater, der greiſe Biſchof von Nazianz, erkannte in ihm alle Gnadengaben, die ihn zum Prieſtertume befähigten, und tat ihm die heilige Gewalt an, ihm die Weihen zu geben. Gregor war zu ausgezeichnet, um nur der Geſchäftsmann und Verwalter ſeines Vaters in irdiſchen Angelegenheiten zu ſein. In den wichtigeren, der Seeſorge, des Unterrichts der Katechumenen, der Predigt des Evangeliums, begehrte der alte kränkelnde Biſchof Gregor's Aushilfe, welche dieſer im vollen Maße, mit allen Begabungen des Herzens und des Geiſtes ausgerüſtet, leiſten konnte. Aber Seelen, die rein genug ſind, um mit göttlichen Dingen vertraut zu ſein, ſind auch immer demütig genug, um die ungeheure Kluft nicht aus dem Auge zu verlieren, die zwiſchen göttlicher Inſtitution und menſchlicher Ausübung liegt. Nur das Selbſtvertrauen der Oberflächlichkeit tritt keck an das Göttliche heran und iſt in ſeiner irdiſchen Befangenheit blind für die Verantwortlichkeit, welche die höchſten Gnaden nach ſich ziehen, ahnungslos über die Laſt, welche ſie auf den Nacken legen. Die höchſten Gnaden ſind immer Ableger des heiligen Kreuzes, und wer ſie empfängt, muß, wie der Gekreuzigte, ſein Herzblut über ſie ausgießen. Dieſe doppelte fromme Scheu, zuerſt vor der unſäglichen Erhabenheit des Prieſtertums und dann vor der Verantwortung, die es nach ſich zieht, vor der Rechenſchaft, die es dereinſt ablegen muß: bewirkte, daß viele heilige Männer nicht den Mut hatten, ſich für den geiſtlichen Stand zu melden. Sie gehorchten dem Befehl, ja zuweilen dem Zwang ihrer Biſchöfe, oder ihrer Äbte, oder der ganzen Gemeinde, weil ſie in einem ſolchen Verlangen den Willen Gottes erkannten und über ſich ſelbſt ſicher ſein durften, nicht als hochmütige Eindringlinge im Heiligtum zu erſcheinen. So war es auch mit Gregor. Er ſchaute mit ſchüchterner Ehrfurcht zum Prieſtertume auf, wie zu einer Sonne, die ſchwache Augen blendet. Sein Vater kannte zwar dieſe Geſinnung, allein die Gemeinde von Nazianz kannte auch Gregor und ließ nicht nach, den Biſchof zu beſtürmen, ihr einen ſo ausgezeichneten Prieſter zu geben. Da nun die Wünſche des Volkes mit denen des Biſchofs aus derſelben Zuverſicht zu Gregors Vortrefflichkeit entſprangen: ſo mußte dieſer am heiligen Weihnachtstage des Jahres 361 ſich fügen und die Prieſterweihe annehmen. Er war darüber ſo entſetzt und betrübt, daß er Eltern, Heimat, Verwandte verließ und nach Pontus floh. Bei ſeinem heiligen Freunde Baſilius ſuchte er Kraft und Stärkung für ſeine zagende Seele und Baſilius, von dem Gregor ſagt, daß er in ſeiner Abgeſchiedenheit und ſeinem Wandel vor Gott jenem Geſetzgeber des alten Bundes glich, der auf dem heiligen Berge, in Wolken verhüllt, mit Gott ſprach; Baſilius gab ihm Ruhe und Gleichmut wieder, indem er ihm dieſe ſchwere Schickung als ein Mittel zeigte, um ſich in dem Opfer des Eigenwillens und in der Annahme des Joches Chriſti, des Gehorſams, zu üben. Sie benutzten ihre Vereinigung, um fleißig die heilige Schrift und die Kommentare der berühmteſten Ausleger derſelben zu ſtudieren, und machten eine Sammlung der ſchönſten Ausſprüche des Origenes, die ſie Philocalia nannten. Baſilius teilte auch ſeinem Freunde den Entwurf der Regeln mit, welche er für ſeine aszetiſche Genoſſenſchaft aufgeſetzt hatte und welche die Grundlage aller Mönchsvereine im Orient geworden und geblieben iſt. Über Gregors Flucht erhoben ſich aber ſehr mißbilligende Stimmen; man warf ihm vor, ſeiner Pflichterfüllung aus Liebe zur Bequemlichkeit aus dem Wege zu gehen. Die Bosheit aber behauptete, ſein Stolz ſei beleidigt, denn er habe erwartet, ſogleich auf einen Biſchofsſitz erhoben zu werden.

Gregors Rückkehr nach Nazianz war unvermeidlich. Er trennte ſich von Baſilius und von ſeiner geliebten Einſamkeit und mußte dann auch gleich zum Oſterfeſte die Kanzel in Nazianz beſteigen. Um zu zeigen, mit welcher Geſinnung er ſeine Laufbahn beginne, hielt er bald darauf eine Rede über die Würde des Prieſtertums, die zugleich den richtigen Standpunkt für ſeine Flucht nach Pontus angab und die zu ſeinen allerſchönſten gezählt wird.

„Gott ſelbſt,“ ſagt Gregor, „hat in der Kirche eine gewiſſe Ordnung eingeſetzt, nach welcher es Hirten und Herden, Führer und Folgſame gibt. So beſteht der menſchliche Körper aus vielen Gliedern, deren Befehlshaber gleichſam das Haupt iſt. Gott ſelbſt hat gewollt, daß in ſeiner Kirche die Hirten durch Lehre und Beiſpiel die Gläubigen unterrichten, über ihnen ſtehen durch Heiligkeit und vertrautere Beziehung zu Gott, aber durch geiſtige Bande zu einer ſolchen Einheit mit ihnen verknüpft ſind, wie ſie, auf einer anderen Stufe, im Zuſammenhange von Leib und Seele ſich darſtellt. Wird dieſe Ordnung nicht inne gehalten, ſo geht die Schönheit und die Vollkommenheit der Kirche verloren, die nicht im Stande iſt, ohne Prieſtertum und ohne Opfer die heiligen Geheimniſſe zu feiern und folglich dann die erhabenſte Obliegenheit des chriſtlichen Glaubens und Kultus aufgeben müßte. Ich kenne allzu genau die Größe Gottes und Niedrigkeit des Menſchen, um nicht tief von der Überzeugung durchdrungen zu ſein, daß die höchſte Ehre, welche einem Geſchöpf jemals widerfahren kann, die iſt: ſich in irgend einer Weiſe Gott nahen zu dürfen. Ich bin alſo nicht vor dem Prieſtertume geflohen, weil ich in demſelben eine äußerlich höhere Stellung begehrt hätte, ſondern wegen der außerordentlich ſchweren Pflichten, die das Geſetz Gottes dem Prieſter auferlegt, indem es ihm die Autorität über die Gläubigen erteilt. Der Prieſter muß ein reines, ſchlackenloſes Gold ſein, damit man nirgends einen dunkeln Fleck an ihm gewahr werde, denn jeder ſeiner Fehler, auch der geringſte, kann den Gläubigen zum Ärgernis und zum ſchlechten Beiſpiele dienen. Der Prieſter darf ſeiner Frömmigkeit gar keine Grenzen ſetzen und ſich nicht einbilden, viel geleiſtet zu haben, wenn er in ſeiner Gemeinde der frömmſte iſt; denn nicht tugendhafte Menſchen, ſondern die Vollkommenheit Gottes muß ſein Vorbild ſein."

Dann geht er über auf die Führung der Seelen, die er als die erhabenſte aller Wiſſenſchaften, als eine wahrhaft himmliſche Kunſt betrachtet. Da ihr Ziel ein übernatürliches iſt, nämlich: die Seelen von der Welt abzulöſen und zur Vereinigung mit Gott hinzuleiten, ſo gehören zu ihrer Ausübung die Tugenden der Geduld, den Menſchenkenntnis, der Selbſtverläugnung, der Sanftmut, der Weisheit und der Gottesfurcht in einem wahrhaft übernatürlichen Grade, denn der Menſch, als der ſchlimmſte Feind des eigenen Heiles, ſucht die Leidenſchaften zu verbergen und zu beſchönigen, an deren Wunden ſeine Seele ſich verblutet, und ſtellt die Langmut und Klugheit ſeines geiſtlichen Arztes auf harte Proben. Ferner iſt es notwendig, daß der Prieſter gründlich genug in den Dogmen des chriſtlichen Glaubens bewandert ſei, um ſie in ihrer vollen Reinheit und Wahrheit ſeiner Gemeinde deuten, und jede Irrlehre und falſche Auffaſſung ſogleich widerlegen und abwehren zu können. Und er muß dies tun ſchlicht wie die Einfalt und erhaben wie die Weisheit, um den verſchiedenen geiſtigen Bedürfniſſen in ſeiner Gemeinde zu genügen; denn ſowohl für die Schwachen, als für die Starken muß er ſorgen und dereinſt vor Gott Rechenſchaft über ſeine Sorgfalt ablegen. Der Prieſter ſoll mit den Engeln verkehren, mit den himmliſchen Heerſcharen Gott verherrlichen, mit Jeſus Chriſtus das Prieſtertum teilen, die Kreatur umgeſtalten und für den Himmel bilden. „Ich wußte wohl," fährt er fort, „daß der Prieſter nicht würdig iſt, dem Herrn das heilige Opfer darzubringen, wenn er ſich nicht zuvor durch Buße und Heiligung zu einem lebendigen und gottgefälligen Schlachtopfer gemacht hat. Durfte ich alſo wagen, Kleid und Namen eines Prieſters anzunehmen und das Opfer darzubringen, welches die myſtiſche Erneuerung des höchſten Geheimniſſes des Chriſtentums iſt, bevor ich meine Hände durch gute Werke geweiht und meine Augen gewöhnt hatte, das Geſchöpf nur in der Beziehung zum Schöpfer zu betrachten; bevor ſich mein Ohr aufgetan, um nichts als heilige Lehren und Vorſchriften der Weisheit zu empfangen; bevor der heilige Geiſt ſich auf mich herabſenkt, um meine Lippen zur Verkündigung der Wahrheit und zum Lobgeſange Gottes zu befähigen und um meine Füße auf den Felſen zu feſtigen, damit jeder Schritt feſt und ohne zu wanken die Richtung auf Gott verfolge. Da alle dieſe Vollkommenheiten mir fehlen, ſo glaubte ich das heilige Amt nicht antreten zu dürfen. Wie Jonas wollte ich fliehen vor des, ſo daß auch äußerlich und für das uneingeweihte Auge der Welt eine vollkommne Trennung zwiſchen Kloſter und Aſyl obwaltet. Auch wenn die übrigen Klaſſen eingeführt, wenn Kinder oder zu Bewahrende aufgenommen werden: ſo bleibt die Einrichtung immer dieſelbe; Kinder und Bewahrte haben ihre beſonderen, abgetheilten Räume und auch zu ihnen begeben ſich die Ordensfrauen aus der Heimat des Kloſters auf Miſſion. Die Klaſſen können unter Umſtänden für Perſonen zugänglich ſein, welche Schützlinge in eines der Aſyle bringen und ſich mit der Anſtalt bekannt machen mögten. Das Kloſter ſelbſt iſt für Niemand zugänglich, es ſei denn, daß der Biſchof die Erlaubniß gegeben habe, die Clauſur zu überſchreiten. Nur im Sprachzimmer und durch das Gitter getrennt, für Fremde verſchleiert, empfangen die Ordensfrauen Perſonen aus der Welt; — denn das Sprachzimmer liegt außerhalb der Clauſur. Unter beſtimmten Förmlichkeiten, welche die Ordensregel vorſchreibt, werden Arzt und Beichtvater zu einer kranken Ordensfrau — oder Handwerker, die etwa im Innern des Hauſes gebraucht werden müßten, in's Kloſter eingeführt. Alles iſt vorhergeſehen und Alles geregelt. Wie ein ſtilles Eiland, an deſſen hohem Geſtade kein Nachen landen kann, liegt das Kloſter in tiefer Abgeſchiedenheit mitten im geräuſchvollen Weltmeer und Weltverkehr da. Gegenüber dem Streben der Welt in die Weite und dem Angeſichte des Herrn; kehre aber auch zurück wie Jonas, um den Willen Gottes zu erfüllen. Der Gehorſam kräftigt Diejenigen, welche zitternd das heilige Amt antreten und die Güte Gottes lohnt ihr Vertrauen mit den Gnaden, die ihnen notwendig ſind. Ungehorſam iſt Verachtung des göttlichen Willens und Gott verhüte, daß der gerechte Richter mir dereinſt dieſen Vorwurf mache! Gott verhüte, daß ich mich je dermaßen auf ſeine Barmherzigkeit verlaſſe, um ſeine Gerechtigkeit nicht mehr zu fürchten."

Gregor war ſomit mehr denn je an Nazianz gefeſſelt und von Baſilius getrennt. Dieſer ſetzte mit ſeiner Genoſſenſchaft das aszetiſche Leben in Pontus fort, ohne durch ſeine Abgeſchiedenheit von den Freuden der Welt gegen ihre Nöten gleichgültig zu werden. Trotz ſeiner Armut fand er immer Mittel, den Dürftigen zu Hilfe zu kommen; den Heiligen ſtehen in geheimnißvoller Weiſe die Schätze Gottes zu Gebot. Als eine große Hungersnot das Land heimſuchte, fanden ſich noch Überreſte von Baſilius Vermögen, die er dem armen Volke mit größter Liebe und mit frommen Tröſtungen ſpendete. Kein menſchliches Elend fand ihn teilnahmslos, nur gegen ſich ſelbſt war er von eiſerner Strenge. Die ſcharfe Winterkälte auf den Bergen von Pontus ertrug er, trotz des Sträubens ſeiner zarten Natur, ohne ſich die geringſte Erleichterung zu gönnen. Ein Rock und ein Mantel war ſein ganzer Kleidervorrat; Nachts trug er ein rauhes härenes Bußgewand, das ſeinen Schlaf vielfach unterbrach. In ſeinen häufigen Krankheiten tat er für ſeinen Körper nur, was notwendig war, um ihn nicht aufzureiben; doch kaum geneſen ergab er ſich wieder allen Strengheiten der Aszeſe, teils um den Leib, den er einen rebelliſchen Sklaven nannte, in heilſamer Knechtſchaft zu halten, teils um ſeinen Mönchen durch Beiſpiel ſeine Vorſchriften eindringlicher zu machen. Sein Bruder Gregor vergleicht ſeine Faſten mit denen des Propheten Elias; und ſein Freund Gregor ſagt: ſo beſitzlos habe er ſich gemacht, daß er kaum Fleiſch und Blut beſeſſen und bleich wie ein Sterbender ausgeſehen habe. Aus dieſem Sterben des äußeren Menſchen ging das Leben des inneren hervor, und da das Leben mitteilend und anregend iſt, ſo ergoß es ſich bei ihm in heiliger Tätigkeit. Mehr als Einer kannte er die Bedürfniſſe der Seelen. Er bemühte ſich daher, für Männer ſowohl als für Frauen Klöſter zu eröffnen und Genoſſenſchaften des gemeinſamen Lebens zu gründen, welche in ſeinen Regeln Fundament, Richtſchnur und Dauer des Beſtehens fanden. Seine Kloſterfrauen nannte er Canoniſſinnen, als ſolche, welche nach heiligen Vorſchriften leben. Sie mußten durch Handarbeit ihren Unterhalt friſten, indem ſie den Stoff zu ihren Gewändern ſelbſt ſpannen und webten und ihre Gärten ſelbſt mit Gemüſe bebauten. Das, was ſie nicht verbrauchten und verzehrten, durften ſie den Armen mitteilen. Ein perſönlicher Beſitz war ihnen gänzlich unterſagt; Gehorſam gegen die Vorſteherin, Keuſchheit, Demut und ſchweſterliche Liebe Aller zu Allen ſtreng zur Pflicht gemacht. Sie hielten das kanoniſche Stundengebet gerade ſo ein, wie die Mönche und wie die Kirche es noch jetzt von ihren Prieſtern und Ordensleuten inne halten läßt, dies wunderbare ſchöne Gebet, das wie das Wehen des Heiligen Geiſtes reinigend durch die ſchwere trübe Erdenluft ſchwebt und wie das beſtändige ſehnſuchtsvolle Aufatmen der verbannten Menſchenſeele nach ihrer Heimat, zum Himmel aufſteigt. Auf der täglichen Wiederkehr desſelben Gebetes zu denſelben Stunden liegt ein Abglanz von der wechſelloſen Ewigkeit, zu der es Blick und Sinn und Herz erheben ſoll und mit einem gewiſſen majeſtätiſchen Frieden, der, in untergeordneter Sphäre, auch aus der regelmäßigen Wiederkehr großer Naturbilder quillt, des Sonnenaufganges, des Sternenhimmels, des Meeres ohne Küſten, führt es die Seele zum Vorgeſchmack eines Tages hin, auf den keine Nacht folgen wird. „Iſrael zieht hin zu ſeiner Ruhe.“ Dieſe Wanderſchaft der Seele zu Gott, dieſe Stationen auf der Pilgerfahrt bei Lob und Preis, bei Dank und Bitte, bei Bewunderung und Furcht, bei Klage- und Angſtſchrei, bei tiefer Deſolation, bei himmliſcher Freudigkeit, bei der namenloſen „Sehnſucht, für welche jedes Wort nur ein ſchwacher Nachhall iſt, bei dem ſchmachtenden Seufzer der Kreatur nach ihrer Seligkeit, macht der Betende in dem kanoniſchen Stundengebet durch. Es iſt eine Flucht aus dem Staube und eine Verſchmähung der Irdiſchkeit mit dem Hinblicke auf himmliſche Tröſtungen, auf überirdiſches Genügen, auf ſeliges Schauen, auf die Liebesfülle des Gottesherzens, wie ſie Demjenigen notwendig iſt, der ſich als einen Fremdling hienieden betrachtet. Baſilius gibt auch genau die Stunden an und die Gründe, weshalb ſie gewählt wurden. Er ſchreibt in ſeinen „großen Regeln,“ in der ſiebenunddreißigſten:

„Wir erhalten unſere Seele frei von eitlen Gedanken, wenn wir bei jeder Handlung Gott um Gnade für unſer Wirken bitten und ſtets den Zweck vor Augen haben, ihm zu gefallen. Weil der Apoſtel geſagt hat: Bete ohne Unterlaß; ſo dürfen wir in der Genoſſenſchaft des Gebetes feſtgeſetzte Zeiten nicht verſäumen; denn wir haben ſie gewählt, weil eine jede an beſondere Wohltaten Gottes erinnert. Bei der Prim ſollen wir die erſten Regungen unſerer Seele und unſeres Geiſtes Gott weihen, wie geſchrieben ſteht: Zu Dir, Herr, will ich beten; des Morgens wirſt Du hören meine Stimme; des Morgens will ich vor Dir ſtehen und betrachten. Bei der Terz ſollen die Brüder den Heiligen Geiſt anbeten, der ſich um die dritte Stunde auf die Apoſtel herabließ und Ihn anflehen, auch ſie auf ihren Wegen zu führen. Zur Sext heißt es nach dem Beiſpiele der Heiligen: abends und morgens und mittags will ich erzählen und verkünden, und Gott wird erhören meine Stimme; und der neunzigſte Pſalm werde gebetet, um den Angriff des Unholdes abzuwehren, der um Mittag ſchleicht. Zur Non wollen wir mit Petrus und Johannes, wie die Apoſtelgeſchichte es überliefert, zur Gebetsſtunde in den Tempel gehen. Kommt der Abend, ſo danken wir Gott für alles Gute, was er am Tage uns gegeben und klagen uns an, für alles Böſe in Werken, in Worten, im Herzen, wodurch wir ihn beleidigt haben (die Veſper). Beim Anbruch der Nacht, zur Komplet, heißt das Gebet: Im Frieden Gottes will ich ſchlafen und ruhen. Zum mitternächtlichen Gebet fordert uns der Pſalmiſt auf, indem er ſpricht: Um Mitternacht ſtehe ich auf, um dich zu preiſen wegen deiner gerechten Gebote (die Mette). Endlich ſollen wir dem Anbruche des Morgens zuvorkommen, wie geſchrieben ſteht: Meine Augen wachen vor der Morgenröte, damit ich deine Satzungen betrachte (die Laudes). Dieſe Gebetszeiten darf keiner verſäumen, der ſich vorgenommen hat, zur Ehre Gottes zu leben. Die Gebete und Pſalmengeſänge ſind aber zu jeder Stunde verſchieden, damit durch die Abwechſelung die Sehnſucht der Seele erneuert und ihre Aufmerkſamkeit wieder geſpannt werde." Dieſe Einteilung des Gebetes entſpricht der orientaliſchen Einteilung des Tages in zwölf Stunden und der Nacht in vier Nachtwachen, von denen jede drei unſerer Stunden umfaßt. Der Tag begann morgens um ſechs Uhr mit der Prim (der erſten Stunde), und ſo ging das Gebet von drei zu drei Stunden fort und fort durch Tag und Nacht. Dem zur Ehre, deſſen Vaterauge liebend über ſeinen Kindern durch Tage und Nächte wacht. Zu dieſem gemeinſchaftlichen Stundengebet wurden die Mönche und Kloſterfrauen am Tage von ihren verſchiedenen Arbeiten abgerufen und nachts geweckt.

Sechstes Kapitel.

Die Erziehung der Jugend war ein Hauptzweck, den Baſilius bei ſeinen Kloſtergenoſſenſchaften im Auge hatte. Er wußte aus Erfahrung welch' einen Einfluß auf das ganze ſpätere Leben des Kindes eine fromme Erziehung habe. War ein Kloſter geräumig genug und waren in der Genoſſenſchaft ſolche Mitglieder, welche Zucht und Unterricht der Kinder zu übernehmen verſtanden, ſo ſollten Knaben ſowohl wie Mädchen aufgenommen, in der Furcht des Herrn erzogen, ihrem Alter gemäß in der Schule, und ihren Fähigkeiten gemäß in verſchiedenen Geſchicklichkeiten und Handwerken unterrichtet werden. Fehlten aber jene Bedingungen, ſo verwirft Baſilius das Unternehmen als Vermeſſenheit. Über die Aufnahme und Behandlung der Kinder, ſagt er in ſeiner fünfzehnten großen Regel: „Da der Herr ſpricht: Laſſet die Kindlein zu mir kommen; ſo glauben wir, daß es gut ſei, ſie jederzeit, auch im früheſten Alter aufzunehmen. Zuerſt arme Waiſen, die wir ſelbſt aufſuchen, um ihnen, nach dem Beiſpiele Jobs, Vater zu werden; dann aber auch die, welche die Eltern uns übergeben. Letztere müſſen wir jedoch vor vielen fremden Zeugen annehmen, damit es nicht etwa heißen könne, wir riſſen die Kleinen wider den Willen der Eltern an uns. Als gemeinſchaftliche Kinder der Genoſſenſchaft ſoll man ſie dann in aller Frömmigkeit erziehen. Sie müſſen ihre beſondere Wohnung, Koſt und Tagesordnung haben, und dürfen nicht, mögen ſie männlichen oder weiblichen Geſchlechtes ſein, zwiſchen der Kloſtergenoſſenſchaft leben. Am Tage halten ſie ſich in der Schule, oder bei den Lehrern des Handwerkes und der Künſte auf; zum Eſſen, zur Erholung und zum Schlafen begeben ſie ſich in ihre Wohnung. Auf dieſe Weiſe wird die aszetiſche Stille des Kloſters ſelbſt nicht geſtört und eine gewiſſe Vertraulichkeit vermieden, die der Ehrfurcht ſchadet und die bei vorwitzigen Kindern zuweilen vorfällt. Die am Tage vorgeſchriebenen Gebete ſollen gemeinſchaftlich mit den Kindern verrichtet werden. Die Kleinen gewöhnen ſich dadurch an Pünktlichkeit und Sammlung zum Gebet, und an ein andächtiges Benehmen; den Alten aber iſt das kindliche Gebet keine geringe Hilfe. Was Nahrung, Kleidung und Schlaf betrifft, müſſen ſie in gebührendem Maße verſorgt werden. Den Knaben werde zum Erzieher ein älterer Mann vorgeſetzt, der ſich durch Sanftmut und durch die Ruhe der Erfahrung auszeichnet. Mit der Stimme der Weisheit und mit dem Herzen eines Vaters ſuche er die Fehlenden in der Art zu beſſern, daß ſie nicht bloß beſtraft, ſondern zugleich geübt werden, ihre Leidenſchaften zu überwinden. Hat z. B. ein Knabe ſeinen Spielgefährten beleidigt, ſo muß er zuerſt ihn um Verzeihung bitten und dann ſogleich ihm irgend einen kleinen Dienſt leiſten. Der Zorn wird aus der Seele entwurzelt, ſobald man ſich in der Demut übt, weil gewöhnlich Hochmut die Quelle des Zornes iſt. In der Aufmerkſamkeit und Geiſtesſammlung muß er die Knaben üben, indem er recht häufig fragt, woran ſie eben denken. Die jungen Seelen ſind noch nicht ſo geübt in der Verſtellung, um nicht ihre kleinen Heimlichkeiten, zuweilen unwillkürlich, leicht zu verraten. Auch werden ſie ſich gewöhnen, unpaſſende Gedanken ſich aus dem Sinne zu ſchlagen, um nicht dabei ertappt zu werden und einen Verweis zu bekommen. So lange die Seele zart wie weiches Wachs iſt, nimmt ſie leicht jeden Eindruck an; daher muß man ſie von Anbeginn allem Guten zuneigen. Bilden ſich ſpäter Vernunft und Urteilskraft aus, ſo werden ſie die

Grundlage religiöſer Eindrücke und tugendhafter Neigungen ausbauen; denn die Vernunft erkennt, daß ſie gut und nützlich ſind, und die Gewohnheit macht die Ausübung des Guten leicht. Dann erſt, wenn die Vernunft vollkommen entwickelt iſt, und wenn die Knaben, die nach reiflichem Erwägen und in ungeſtörter Überlegung, aus eignem Antrieb und Entſchluß eine Zeitlang in der Einſamkeit über ihren Beruf ſich geprüft und ihn gewählt haben, dann erſt ſoll man die Ablegung des Gelübdes der Virginität geſtatten. Dies Weihegeſchenk der Heiligung an Leib und Leben ſoll in Gegenwart der Oberhirten der Kirchen gemacht werden, teils damit ſie es als ein heiliges Opfer darbringen, teils damit die feierliche Handlung durch Zeugen bekräftigt werde. Wer ſich durch dieſes Gelübde ganz Gott und den himmliſchen Dingen widmet, wird nun in der Genoſſenſchaft ſelbſt aufgenommen, und teilt ihre Wohnung, ihre Tagesordnung, ihre Verpflichtungen. Wer nach reiflicher Prüfung für die Ablegung dieſes Gelübdes weder Beruf noch Neigung in ſich verſpürt, wird ebenfalls vor Zeugen entlaſſen und kehrt, da ſeine Erziehung vollendet iſt, in die Welt zurück."

Nach dieſen einfachen väterlichen Grundſätzen richtete Baſilius ſeine Kloſterſchulen ein und ſie wurden ſpäter maßgebend für alle derartigen Anſtalten, welche auf die chriſtliche Kulturgeſchichte einen ungeheuren Einfluß gehabt, ja eigentlich dieſe Geſchichte gemacht haben, indem Europa's Kultur in jeder Beziehung aus ihnen hervorging. Welche Geiſter ſind in dieſen Kloſterſchulen gebildet und genährt, welche Seelen geheiligt worden! wie viele Selige der triumphierenden Kirche verdanken ihre Seligkeit dem ſtillen Kloſter, in deſſen Frieden ihre Kindheit und Jugend ſich verlief! welche geiſtige Geſtirne voll Gnade und Erleuchtung gingen in ſolchen Kloſterſchulen auf und überſtrahlten die Welt mit dem wunderſamen Lichte, das ſie dort eingeſogen hatten! Faſt alle großen Männer, Apoſtel und Biſchöfe, die im ſiebenten, achten und neunten Jahrhundert auf den Trümmern der zerfallenden Barbarenwelt in Europa das Panier des Chriſtentums, das Kreuz, erhoben und chriſtliche Lehre, Sitte, Geſetze, Bildung mit dem Evangelium verbreiteten, einpflanzten und pflegten, waren Zöglinge und Gründer von Kloſterſchulen. In der Schule auf dem Diſſibodenberge wuchs das Kind heran, die wunderbare Seherin, die heilige Hildegard. In der zu Monte Caſſino der Knabe, welcher als der „Engel der Schule“ in der Kirche leuchtet, der heilige Thomas von Aquin. Und eine Gertrud, eine Mechtildis, eine Eliſabeth von Schönau, eine Gertrud von Altenberg, mit der unberechenbaren Einwirkung ihres, der höheren Betrachtung geweihten Gebetlebens, auf den religiöſen Schwung des Mittelalters: ſie ſind Zöglinge von Kloſterſchulen und ſie werden Lehrerinnen des höchſten inneren Lebens, das eine vielſeitige Fülle geiſtiger Kräfte, in der Außenwelt anregt, werden Bildnerinnen der Gegenwart und Vorbilder der Zukunft.

Baſilius war ſtets in geiſtig anregender Verbindung mit den Klöſtern, die er ſtiftete. Seine ſogenannten „kleinen Regeln“ ſind ſchriftliche Antworten, welche er den Kloſterleuten auf mancherlei Fragen hinſichtlich ihres Standes, ihres Berufes, ihrer Regel, oder über Sittenlehren erteilte. Eine Frage lautete z. B.

„Wie weit ſoll der Gehorſam nach der Regel des göttlichen Wohlgefallens gehen?"

Antwort: „Das lehrt der Apoſtel, indem er uns den Gehorſam des Herrn vorſtellt, welcher gehorſam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze; und vorher ſagt: Ihr ſollt geſinnt ſein, wie Jeſus Chriſtus geſinnt war."

Frage: „Soll man einen Dienſt von einem Bruder mit Demut annehmen?"

Antwort: „Mit der Demut, die der Apoſtel Petrus bewies, als der Herr ihm die Füße wuſch; mit der Demut des Knechtes gegen den Gebieter."

Frage: „Mit welcher Gemütsſtimmung ſollen wir den Brüdern dienen?"

Antwort: „Als wenn wir dem Herrn ſelbſt den Dienſt erwieſen; denn er ſprach: Was ihr dem geringſten meiner Brüder tut, habt ihr mir getan."

Frage: „Wie fangen wir es an, um ein Kind zu werden, dem das Himmelreich verheißen iſt?"

Antwort: „Wenn wir uns gegen die Lehren des Herrn ſo verhalten, wie ſich das Kind beim Lernen benimmt: es ſtreitet nicht, es widerſpricht nicht, es faßt folgſam und gelehrig die Lehren auf."

Frage: „Wenn ein Bruder die Selbſtbeherrſchung über ſeine Kräfte üben will, ſoll man es ihm geſtatten?"

Antwort: „Die Frage ſcheint mir nicht richtig geſtellt zu ſein; denn Selbſtbeherrſchung beſteht nicht in Abtötung der Sinnlichkeit in Speiſe. Trank, Nachtwachen ꝛc., worin man allerdings über

Breite iſt es nach Innen geſammelt und nach Oben gerichtet; Angeſichts der taumelnden Genußſucht, die das Verderben der Seelen iſt, ſucht es in Opfer und Entſagung ſich zu heiligen und dann dieſe Heiligung auf Rettung der Seelen zu verwenden. Es hat kein müßiges und bequemes, ſondern ein thätiges und mühevolles Daſein; eine anſtrengende Arbeit ohne irdiſchen Lohn. Darum braucht es auch ein unirdiſches Element, welches ſein myſtiſches Leben erhält und ernährt und das iſt der Altar, dieſer unverſiegliche Brunnen der Gnade und der heiligen Liebe, auf welchem das allerheiligſte Sacrament ruht und das Kreuz ſteht. Sie bringen Licht und Schatten dieſem myſtiſchen Leben: die Nacht des Kreuzes und den Sonnentag der Euchariſtie.

Sobald aber der heilige Gehorſam es befiehlt, verlaſſen die Ordensfrauen Clauſur und Abgeſchiedenheit und ziehen getroſt in die fernſten Gegenden und zu den fremdeſten Völkern, um auch dort, treu ihrem Beruf, Seelen zu retten.

Wie ſeit dreihundert Jahren nichts Großes in der Kirche geſchehen iſt, was nicht in irgend einer Weiſe den Heiligen dieſer drei Jahrhunderte, den heiligen Ignatius, zum Vorbild, Muſter oder Beiſpiel ſich genommen: ſo haben die Töchter der ſeligen Jungfrau Maria auch eine Aehnlichkeit mit Loyola's gewaltigen Söhnen, welche daher ſtammt, daß ſie Alle Kinder des ſeine Kräfte tun und unweiſe handeln kann; ſondern in der vollkommenen Trennung von dem eigenen Willen, und darin kann man nie zu weit gehen.“

Frage: „Welche Sorge ſollen die Arbeiter für die ihnen anvertrauten Gerätſchaften tragen?“

Antwort: „Erſtens ſo, wie für Dinge, welche Gott gewidmet ſind; zweitens ſo, als wenn ſie ohne dieſelben den unverdroſſenen ſchuldigen Eifer nicht bezeugen könnten.“

Frage: „Was ſoll man tun, wenn der Obere ein Werkzeug abverlangt, welches man zur Arbeit braucht?“

Antwort: „Wer ſich ſelbſt mit allem, was er iſt und beſitzt, in der Liebe Chriſti dem Dienſte anderer hingegeben hat, wie wird der dem Oberen ein Werkzeug abſchlagen können? zumal da denen auch die Obſorge über die Gerätſchaften zukommt.“

Frage: „Welche Liebe ſollen wir zu einander hegen.“

Antwort: „Die, welche der Herr bewieſen und gelehrt hat, da er ſprach: Liebet einander, wie ich euch geliebet habe; eine größere Liebe hat niemand als die, daß er ſein Leben für ſeine Freunde hingibt. Sollen wir alſo aus Liebe unſer Leben laſſen, um wie viel mehr müſſen wir in kleinen Dingen nachgiebig ſein; nicht um eine menſchliche Pflicht zu erfüllen, wohl aber um Gott zu gefallen.“

Frage: „Darf man den Satan den Urheber einer Sünde, möge ſie in Gedanken, Worten oder Werken vollbracht werden, nennen?“

Antwort: „Ich glaube überhaupt, daß der

Satan an und für ſich ſelbſt bei niemand der Urheber einer Sünde werden könne. Er bedient ſich bald der verbotenen Leidenſchaften und bald der Regungen, welche der menſchlichen Natur inwohnen, um die Unwachſamen zu unerlaubten Handlungen zu verleiten. Der natürlichen Regungen bedient er ſich, wie er es bei dem Herrn zu tun verſuchte, da er deſſen Hunger bemerkte und zu ihm ſagte: Biſt du Gottes Sohn, ſo ſprich, daß dieſe Steine Brot werden. Der verbotenen Leidenſchaften aber bedient er ſich wie bei Judas, denn als er ſah, daß dieſer an der Geldliebe krank ſei, benützte er dieſe Leidenſchaft und verleitete den Habſüchtigen durch dreißig Silberlinge zur Sünde des Verrates des Herrn. Daß aber das Böſe aus uns ſelbſt ſeinen Urſprung nehme, ſpricht der Herr deutlich in den Worten aus: Denn aus dem Herzen kommen die böſen Gedanken."

Frage: „Wenn einer in vielen Dingen recht tut, in einem einzigen aber ſich verfehlt, wie ſoll man ihn behandeln?"

Antwort: „Wie der Herr den Petrus."

Frage: „Erlaubt die heilige Schrift, das Gute aus Selbſtgefälligkeit zu tun?"

Antwort: „Wer ſich ſelbſt gefällt, der gefällt einem Menſchen. Tut man alſo etwas Gutes, um an ſich ſelbſt Gefallen zu finden oder um anderen zu gefallen, ſo weicht man durch dieſe Sucht von der Gottſeligkeit ab, und wird bezeichnet durch das Wort des Apoſtels: Wenn ich noch Menſchen gefallen wollte, ſo wäre ich Chriſti Diener nicht."

Inzwiſchen gingen die ſtillen Tage für Baſilius zu Ende. Kaiſer Julians Einladung, an ſeinem

Hoflager zu erſcheinen, lockte ihn freilich nicht aus der Waldeinſamkeit von Pontus heraus zur höchſten Entrüſtung des Kaiſers, der ſich ſehr wohl der beiden Freunde Gregor und Baſilius aus Athen erinnerte und jetzt gern dieſe berühmten Männer in ſeine Umgebung gezogen hätte. Während nun Baſilius die Aufforderung für ſich ſelbſt ablehnte, ging Gregor noch weiter. Man war nämlich in Nazianz äußerſt empört, daß Cäſarius, der fromme Sohn des alten frommen Biſchofs, kaiſerlicher Leibarzt am Hofe des heidniſchen Julian geblieben ſei. Auch Gregor fand darin etwas ſehr Unpaſſendes und zugleich ſehr Gefährliches für ſeinen Bruder. Ein Kaiſerpalaſt, den das Götzenopfer befleckt, darf nicht der freiwillige Aufenthalt eines Chriſten ſein. Er ſchrieb unter Anderem an Cäſarius: „Unſer verehrter Vater iſt ganz untröſtlich, daß du deine Stellung behalten haſt. Ich mache mich bei ihm zum Bürgen deiner Glaubenstreue und gebe ihm die Verſicherung, du werdeſt gewiß nicht lange in der gefahrvollen heidniſchen Umgebung bleiben. Dieſe Hoffnung iſt ſein Troſt. Unſere Mutter weiß gar nichts über dich und ſetzt voraus, du ſeieſt entlaſſen, wie ſo manche chriſtliche Hofbeamte. Erführe ſie das Gegenteil, ſo würde ſie vor Schmerz ſterben. Du kennſt ja die weibliche Zartheit und die männliche Kraft ihrer Empfindungen und die glühende Frömmigkeit, welche ſie von aller Wertſchätzung des Irdiſchen abgelöſt hat.“ Cäſarius gab den Vorſtellungen ſeines Bruders, verſtärkt durch die des Baſilius, Gehör und fand bald eine paſſende Veranlaſſung, um ſich zurückzuziehen. Julian hatte eine Liebhaberei dafür, ſich mit Chriſten in Controverſen einzulaſſen und ſie, wo möglich, durch ſeine Dialektik zu verwirren und durch ſeine Beredſamkeit zum Schweigen zu bringen. In dieſer Abſicht forderte er den Cäſarius zu einem Geſpräche über den Glauben in Gegenwart des ganzen Hofes auf. Der Ausgang des Geſpräches war der, daß Julian verſtummen mußte, und daß Cäſarius außer ſeinem chriſtlichen Bewußtſein auch den feurigen Entſchluß ausſprach, gemäß ſeinem Glauben zu leben und ſich gleich darauf nach Nazianz in freiwilliges Exil begab. Dort, inmitten ſeiner Familie, war er bereit, alle Heimſuchungen wie alle Triumphe der chriſtlichen Kirche zu teilen, als ſie durch Julians frühen Tod im Perſerkriege von ihrem heftigſten Widerſacher befreit wurde. Jenſeits des Euphrats, da wo einſt Babylon geſtanden hatte und gefallen war, das große, das ſtolze, das götzendieneriſche Babylon mit ſeinen Zauberern und Sterndeutern und Totenbeſchwörern und Magiern, da fiel Julian, der den vollen babyloniſchen Apparat des Götzenweſens und deſſen ganzes babyloniſches Gefolge wieder in der Welt aufrichten und zu Ehren bringen wollte; und über ihm ſtürzte das Heidentum zuſammen. Cäſarius kehrte nun wieder in ſeinen größeren Wirkungskreis zurück, in welchem ſein ſeltenes Wiſſen ſeinen Ruhm begründet hatte, während ſein rechtſchaffener, edler Charakter ihm die allgemeine Achtung erwarb. Valentinian und Valens, die Kaiſer, überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen und letzterer machte ihn zum Schatzmeiſter von Bithynien und wies ihm Nikomedien zum Aufenthalte an.

Siebentes Kapitel.

Der hochbejahrte Erzbiſchof Dianius von Cäſarea fühlte ſich ſchwach und ſeinem Ende nahe. Er glaubte ſeinem Gott und ſeiner Kirche eine Genugtuung ſchuldig zu ſein. Deshalb berief er ſeine Kleriker und legte vor ihnen das Bekenntnis ab: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich die Glaubensformel, die mir aus Conſtantinopel zugeſchickt worden iſt, in der Einfalt meines Herzens unterſchrieben habe, ohne das Symbol von Nicäa im mindeſtens beeinträchtigen zu wollen, indem ich mich an derſelben alten Tradition halte. Ich wünſche nichts inniger, als niemals getrennt zu werden von den ſeligen dreihundertundachtzehn Biſchöfen, welches jenes heilige Glaubensbekenntnis abgelegt haben.“ Unter den Klerikern, welche ſich um Dianius verſammelt hatten, befand ſich auch Baſilius, der mit einigen ſeiner Mönche nach Cäſarea gekommen war, um dort das cönobitiſche Leben einzuführen. Mit herzlicher Freude vernahm er die Erklärung des Erzbiſchofs und dankte Gott, nun wieder in das richtige Verhältnis zu ſeinem Oberhirten und in die kirchliche Gemeinſchaft mit ihm treten zu dürfen. Als Dianius bald darauf ſtarb, rief die Wahl eines neuen Erzbiſchofes mannigfache Unruhen hervor. Ein ſolcher war nicht bloß Metropolit von Kappadocien, ſondern ſeine kirchlichen Rechte erſtreckten ſich auch noch über die Provinzen Pontus, Armenien, Galatien, Paphlagonien und Bithynien, alſo über den ganzen Norden und Oſten von Kleinaſien, ſo daß er, nach dem Patriarchen und Antiochien die größte und einflußreichſte Stellung in der morgenländiſchen Kirche einnahm. Eine neue Beſetzung des biſchöflichen Stuhles war ein höchſt wichtiges Ereignis, an dem das Volk, gläubig wie es war, den lebhafteſten Anteil nahm; und diesmal einen ſo feurigen, daß es den Mann ſeiner Wahl den Biſchöfen, welche zu dieſem Zwecke verſammelt waren, gewaltſam aufdrang. Er hieß Euſebius, ſaß im Senat von Cäſarea, war allgemein wegen ſeiner Rechtſchaffenheit geſchätzt und wegen ſeiner Leutſeligkeit beliebt; war aber noch Katechumen. Weder er ſelbſt noch die Biſchöfe freuten ſich über die Wahl des Volkes, da beide Teile einſahen, daß ein Mann, der ſich nie, weder mit den kirchlichen Angelegenheiten, noch mit dem Studium der Glaubenslehren befaßt habe, den ſchwierigen Zeitläuften und den Umtrieben der Häreſie ſchwerlich gewachſen ſein könne. Das Volk hing aber leidenſchaftlich an Euſebius, gewann die bewaffnete Macht in Cäſarea für ihn und brachte ihn, halb gefangen, zur Ordination vor die Biſchöfe. Da des Volkes Aufregung in Aufruhr hätte übergehen können, ſo hielten die Biſchöfe es für geraten, den Euſebius zu weihen, nachdem ſie ihn zuvor getauft hatten. Nachher bereuten es einige von ihnen und wollten den Akt für erzwungen und ungiltig erklären, beſonders als der Statthalter von Kappadocien ſich gegen den Euſebius ausſprach, mit dem er bei der Verwaltung der Provinz in Zwieſpalt geraten war. Aber der alte Biſchof von Nazianz mißbilligte mit aller Entſchiedenheit ein ſolches Verfahren, das für alle Beteiligten nur Schaden nach ſich ziehen konnte. Euſebius ſah ſich inzwiſchen nach einem Manne um, der ihn bei dem Unterricht des Volkes, bei der Predigt des Evangeliums und bei der Leitung des Erzbistums mit Rat und Tat unterſtützen könne; und mit kluger Einſicht zog er Baſilius aus der klöſterlichen Abgeſchiedenheit, weihete ihn zum Prieſter und behielt ihn als ſeinen Ratgeber in Cäſarea. Baſilius war ebenſo niedergeſchlagen bei dieſem Ereignis, wie früher ſein Freund Gregor; denn er teilte nicht nur deſſen Ueberzeugung von der hohen Aufgabe des Prieſtertums, ſondern er mußte auch eine Exiſtenz aufgeben, die er mit aller Glut und Kraft ſeines Herzens erfaßt hatte. Die Hingebung an den Willen Gottes entſchied ſeinen Kampf, und der Gehorſam in der Liebe Jeſu machte ihn frei von eigenen Wünſchen. Gregor ſchrieb ihm tröſtend: „Wir dürfen beide uns das Zeugnis geben, daß wir nie ſo hochfliegende Gedanken hatten, um uns in die Reihen der Prieſter zu ſtellen. Wir waren beide für die ſtillen und demütigen Wege des Heils, und vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn man uns darauf gelaſſen hätte. Ich ſage vielleicht; denn ich kenne ja nicht die Abſichten des heiligen Geiſtes mit uns. Jetzt übrigens, da die Sache geſchehen iſt, müſſen wir uns ruhig unterwerfen, und uns ſo verhalten, daß das Vertrauen der Gläubigen zu uns nicht getäuſcht werde, beſonders jetzt, wo die Häreſie ſo vielfach anfeindet.“ Baſilius verließ ſeine Einſiedelei in Pontus, ſetzte dem dabei gegründeten Mönchskloſter ſeinen Bruder Petrus als Abt vor, der an Jahren ein Jüngling, aber in himmliſcher Weisheit erfahren war, und begab ſich zum Erzbiſchof Euſebius nach Cäſarea. Verließ er nun auch die äußere Stätte, wo die heilige Aszeſe heimiſch war, ſo hatte er ſie doch zu tief im Herzen aufgenommen, um ſie nicht ebenſo ſtreng unter veränderten Verhältniſſen zu üben. Der Weg der Entſagung war der Weg des Heiles, denn es war der, welcher zur Vereinigung mit Chriſtus führt. Mochte ſich dieſer Weg durch die ſtille Einöde, oder durch die tumultuariſchen Straßen des Weltverkehres dahin ziehen, verlaſſen konnte Baſilius ihn nicht, ohne das Ziel ſeiner Liebe zu verlaſſen. Bei der Verkündigung und Auslegung des Evangeliums, dem er ſich zu widmen hatte, unterſtützte ſein aszetiſches Leben ganz ungemein den Eindruck ſeiner Ermahnungen, denn man wußte, daß er lebte wie er lehrte, und daß er alle Aufforderungen zur Buße, zur Demut, zur Weltverachtung, zur Abtötung zuerſt an ſich ſelbſt und dann an ſeine Gemeinde ſtellte, der er häufig Homilien (Belehrungen) hielt. In der Homilie über die Demut ſagte er:

„Werde nicht dein eigener ungerechter Richter und richte dich nach Gunſt. Meinſt du etwas Gutes getan zu haben, ſo vergiß es; deine Vergehen aber, die du ſo leicht zu vergeſſen pflegſt, behalte im Gedächtnis. Werde nicht ſtolz auf deine gute Handlung von heute; denke an die böſe von geſtern oder vor langer Zeit, und du wirſt deinen albernen Stolz unterdrücken. Siehſt du den Nächſten ſündigen, ſo betrachte auch ſeine Tugenden, und erwägſt du alles, ſo wirſt du ihn oft beſſer finden, als du ſelbſt biſt. So wollen wir uns immer in der Verſuchung zum Stolz benehmen. Wir wollen uns ſelbſt erniedrigen, damit wir erhöhet werden und den Herrn nachahmen, der aus dem Himmel zur äußerſten Demut herabſtieg und dagegen aus der

Niedrigkeit zur höchſten Glorie aufſtieg. Alle Werke des Herrn predigen uns Demut. Als Kind lag er in einer Höhle auf ein wenig Stroh. Im Hauſe eines Zimmermannes und einer armen Mutter war er ihnen untertan. Er lernte, als ob er der Lehren bedurft hätte. Er ſtellte ſich wie ein Jünger zur Taufe vor Johannes, obwohl er der Meiſter aller Propheten war. Er widerſetzte ſich keinem, der gegen ihn aufſtand und ſtatt ſeine göttliche Macht zu üben, ließ er der zeitlichen die Gewalt. Er ließ ſich als ein Verbrecher vor die Hohenprieſter und den Landpfleger führen, unterzog ſich dem Gerichte und ertrug die falſchen Anklagen mit Stillſchweigen. Von Knechten ließ er ſich mißhandeln und von den Böſen zum Tode überliefern, zum ſchmachvollſten. Von ſeiner Geburt bis zu ſeinem Ende traf ihn jede Erniedrigung; aber die Herrlichkeit folgte ihr und teil daran nahmen die Genoſſen ſeiner Schmach. Vor allen die Apoſtel, die arm wie ihr Meiſter die Welt durchwandern. Keine Gelehrſamkeit, keine Weltweisheit, keine Schar von Schülern, keine Ehren und Würden zeichnen ſie aus. Arm, einſam, ohne bleibende Stätte, ziehen ſie über Land und Meer, werden verfolgt, verhöhnt, gequält, geſteinigt, endlich ums Leben gebracht. Dies iſt das Beiſpiel unſeres Herrn und unſerer Väter im Glauben. Laßt uns ihre Nachfolger ſein."

Er war es. Er hatte manche Gegner in Cäſarea. Der Arianismus mit ſeinen verſchiedenen Sprößlingen hatte ſich auch dort eingeſchlichen und haßte in Baſilius das Licht, welches die arianiſche Finſternis verdammte. Ebenſo feindlich waren ihm die lauen Chriſten, dieſe traurige Klaſſe der Gläubigen, welche das Dogma zwar anerkennen, aber es teilnahmslos liegen laſſen in ihrem von ſchlaffer Sinnlichkeit vermoderten, oder von ſtarrer Selbſtſucht verknöcherten Herzen; welche jede praktiſche Ausübung der Lehre Übertreibung nennen, jedes Opfer Fanatismus, jeden Eifer Ehrgeiz und Eitelkeit, jede konſequente Folgerung zu leben, wie man glaubt, Torheit oder Scheinheiligkeit. Große Charaktere, die mit heiliger Energie, ihrer Aufgabe und ihrer Stellung gemäß, auf die Hebung und Vervollkommnung des religiöſen Lebens wirken ſollen, haben in den Lauen ebenſo entſchiedene Widerſacher, als in den offenen Feinden des Glaubens. Beide wollen in gewichtiger und einflußreicher Stellung lieber einen unbedeutenden und ſchwachen Charakter ſehen, der die Einen nicht bekämpft und die Anderen nicht anſpornt. Sie nennen einen Solchen friedfertig und liebreich und gönnen ihm gleichgültig ſeine gleichgültige Exiſtenz. Niemand iſt den Lauen willkommener, als ein lauer Prieſter. Baſilius mit ſeiner feurigen Seele, ſeiner idealen Richtung, ſeiner tatkräftigen Energie, ſeinem ſcharfſinnigen, ſchwunghaften, hochgebildeten Geiſt; in ſeiner Stellung als Ratgeber des in geiſtlichen Dingen unerfahrenen Erzbiſchofs, als anerkannter Meiſter des aszetiſchen Lebens, als Ausleger des Evangeliums vom größten Einfluß: Baſilius war freilich für den Irrglauben und für die Lauheit der unbequemſte Prieſter, den der Erzbiſchof hätte nach Cäſarea berufen können. Man verſuchte durch vorſichtige Anfeindungen und ränkevolle Verdächtigungen ihn

Guten Hirten, des ſeelenſuchenden, ſind. Auch über die Meere, auch nach andern Welttheilen ſind ſie gleich beim Beginn ihres Ordens gegangen, um als Miſſionäre des wahren Glaubens bei fremden Völkern und fremden Götzen Anbeter des wahren Gottes zu gewinnen, der in unſerm Welttheil und in unſerer Zeit ſo viele verloren hat. Die Häuſer zu Cairo und zu Tripolis ſind hauptſächlich zu dem Zweck gegründet, den Kindern der Nacht, die in der zwiefachen Unfreiheit der Sclaverei und des Unglaubens ſchmachten, die himmliſche Freiheit der Kinder Gottes durch das reine Licht des Chriſtenthums zuzutragen. Tripolis iſt namentlich eine Hauptſtation des Sclavenhandels. Alljährlich im Monat März trifft eine große Karawane mit vielen hundert, ja zuweilen mit einigen tauſend Negerſclavinnen aus dem innern Afrika dort ein; theils um dort verkauft und im nördlichen Afrika vertheilt zu werden; theils um die Märkte von Konſtantinopel und Alexandrien mit ihnen zu verſehen. Möglichſt viele dieſer armen Geſchöpfe loszukaufen, ihnen neben der himmliſchen Freiheit auch die irdiſche zu ſchenken und ſie ſo zu erziehen, daß ſie für ihre Exiſtenz ſelbſt ſorgen oder als Glaubensbotinnen zu den Ihren heimgehen können: mit dieſer ächt evangeliſchen Miſſion ſetzt der Gute Hirt den Pilgerſtab ſeiner muthigen Töchter nach jener Küſte hinüber, wo die heilige Monica ſo viel tauſend Thränen, ſo viel dem Erzbiſchof als einen ehrgeizigen und hochfahrenden Kopf darzuſtellen, der nach Befriedigung ſeiner Herrſchſucht trachte; und wirklich ließ ſich Euſebius dermaßen gegen ihn einnehmen, daß er ihm ſein Vertrauen und ſein Wohlwollen entzog und Baſilius Stellung in Cäſarea ebenſo peinlich als ſchwierig machte. Denn das Benehmen des Erzbiſchofes wurde von Baſilius Anhängern und Freunden heftig mißbilligt. Und deren Zahl war groß. Das Volk, wankelmütig wie immer und überall längſt vergeſſen, daß es Euſebius mit aller Gewalt zum Erzbiſchof verlangt hatte, und hing an Baſilius wegen aller Tugenden und Vorzüge, die jetzt, da er aus der Dunkelheit ſeiner Zelle hervorgezogen und auf den Leuchter in der Kirche geſtellt war, in die weiteſten Kreiſe hinein ſtrahlten. Seine heilige Beredſamkeit, ſeine Milde, ſein Armut, ſeine Unermüdlichkeit, lauter Eigenſchaften, in welchen ſich die Frömmigkeit des Prieſters ſo einfach und natürlich ausſpricht, gewannen ihm alle Herzen. Die Mönche in Cäſarea, die in ihm ihren geiſtlichen Vater verehrten, und mehr als alle Übrigen ſeinen edlen reinen Sinn kannten, waren empört über die Behandlung, die ihn traf. Einige abendländiſche Biſchöfe, welche in Folge der Glaubensſtreitigkeiten wegen verſchiedener Beſprechungen nach Cäſarea gekommen waren, ſchätzten ſeine teologiſchen Kenntniſſe hoch und ſahen ungern das Verfahren des Euſebius. Mit einem Wort: es wäre nicht ſchwer für Baſilius geweſen, die öffentliche Meinung ſo ganz für ſich zu ſtimmen, daß der Erzbiſchof, durch ſie gezwungen, ihm hätte Genugtuung geben müſſen. Aber als ein Jünger des „Friedensfürſten" hielt er es für das Beſte, friedlich allem Zwieſpalt aus dem Wege zu gehen und ſchweigend perſönliche Kränkungen hinzunehmen. Das iſt Friedfertigkeit, das iſt Liebe. Überdies hatte er ja auch, wie der verbannte Evangeliſt Johannes, ſein Pathmos, wo die himmliſchen Dinge ihm um ſo näher traten, als die irdiſchen zurückwichen. Er ging nach Pontus zurück und nahm die Leitung ſeiner geliebten Klöſter wieder auf, wanderte dazwiſchen umher in den Bergtälern und in abgelegene Gegenden und lehrte in einſamen Gemeinden oder zwiſchen zerſtreut lebenden Hirten die Wahrheiten des Glaubens. Da war er geſchützt vor den Verfolgungen der Feinde und vor dem blinden Eifer der Freunde; da fand er Genoſſen ſeiner Geſinnung in ſeiner Mutter, ſeinen Geſchwiſtern, ſeinen Ordensbrüdern und ſeinem treuen Freund Gregor, der zuweilen ſeine Einſamkeit teilte, aber hauptſächlich in und für Nazianz wirken mußte. Seines alten Vaters Nachgibigkeit gegen die Anhänger der Formel von Rimini hatte ihn tief betrübt. Dieſe Schwäche warf nicht nur einen Schatten auf die lange Glaubenstreue des greiſen Biſchofs, ſondern rief auch ſofort Zwietracht in der Diözeſe hervor, indem ſich heftiger Widerſpruch gegen das Verfahren des Oberhirten und manche Drohung kund gab, von deſſen kirchlicher Gemeinſchaft ſich zu trennen. Unter tauſend Sorgen und Mühen gelang es Gregor, den Mißgriff ſeines Vaters wieder auszugleichen und die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Dies war notwendiger denn je, weil auf Kaiſer Jovians chriſtliche Regierung die arianiſche des Kaiſers Valens für das

Morgenland folgte. Kaum hatte ſich Valens durch Albia Dominica, die Kaiſerin, irre führen und dem Arianerhaupt Eudoxius von Conſtantinopel überliefern laſſen, als die Häreſie ſogleich mit entſchiedener Keckheit auftrat. Sie ließ es ganz unberückſichtigt, daß ſie in ihren vielfachen Schattierungen die größten Widerſprüche beherberge und daß Widerſprüche ganz abſichtslos Zeugniß für die innere Unwahrheit einer Lehre ablegen; ſie warf ſich nur auf die Verfolgung des katholiſchen Glaubens. Je weniger Boden der Arianismus in dem rechtgläubigen Abendlande zu ſeinem Gedeihen fand, deſto entſchloſſener war er, das Morgenland durch Kaiſer Valens in Beſitz zu nehmen. Von der Grauſamkeit des Kaiſers gegen die Katholiken wußte man mehr als ein ſchreckenerregendes Beiſpiel. Die Nachricht, daß er ſeine Staaten zu bereiſen denke, um überall den Arianismus einzuführen, klang demnach wie eine Ankündigung des Martertums. Es war vorauszuſehen, daß der Metropolitanſitz von Kappadocien die heftigſten Stürme werde zu beſtehen haben. Gregor betrachtete die Verfolgung des Glaubens als eine Prüfung und eine heilſame Züchtigung. „Julians Abfall,“ ſagt er bei einer früheren Veranlaſſung, „war eine eiſerne Geißel, die Gott über der ſündigen Chriſtenheit ſchwang. Durch irdiſche Wohlfahrt waren Viele verderbt; ſie wurden geſtraft, um darauf die Wirkungen der göttlichen Barmherzigkeit zu empfinden. Die großmütigen Kämpfer aber wurden mit der Prüfung begnadet, weil ſich ihre Hochherzigkeit in derſelben noch mehr offenbarte.“

Um in würdiger und wirkſamer Weiſe die Prüfung aufnehmen zu können, mußte ſie gemeinſchaftlich getragen werden, mußte jeder Zwieſpalt unter den Gläubigen aufhören. Die Wahrheit iſt eine; ſie ſchließt ihre Anhänger zuſammen, indem ſie ihnen einen gemeinſamen unwandelbaren Mittelpunkt gibt. Der Irrtum iſt vielfach, ruft jede Art von Zerſplitterung hervor und begünſtigt ſie. Sieht die Häreſie die geringſte Meinungsverſchiedenheit zwiſchen den Gläubigen, ſo ſucht ſie dieſelbe ſogleich zu ihrem Vorteil auszubeuten, indem ſie die Differenz zu vergrößern und die beiderſeitigen Anhänger aufzuregen ſtrebt. Gregor wußte, daß die Arianer in Cäſarea nicht ermangeln würden, die Trennung Baſilius und des Erzbiſchofes zu benutzen, um die Unruhe der Katholiken zu erhöhen; darum begab er ſich zu Euſebius, fand, daß Zeit und Überlegung ihn wieder günſtig für Baſilius geſtimmt hatten, daß er ganz bereit zur Verſöhnung ſei, und ſchrieb nun ſeinem Freunde nach Pontus: „Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo du dich zu einem großmütigen Schritt entſchließen mußt. Er betrifft unſeren gottgeliebten Biſchof Euſebius. Da er jetzt in ganz friedfertiger Geſinnung iſt, müſſen wir ihn ſo und nicht anders nennen. Seine alte Freundſchaft für dich iſt wieder aufgewacht. Ich glaube er wird Dir ſchreiben, um Dich zurückzurufen. Er ſelbſt hat es mir geſagt und ſeine Vertrauten wiederholten es mir. Nun meine ich, Du ſollteſt ihm zuvorkommen, ſollteſt nicht ſeinen Brief abwarten, ſondern Dich unverzüglich bei ihm einſtellen. Es iſt Deiner würdig und vernünftig, den erſten Schritt zu tun; alſo beeile Dich. Noch andere Gründe kommen dazu. Die Häretiker ſtehen gewaffnet um die Kirche herum und brennen vor Verlangen, ſie auch im Innern zu beunruhigen. Komm alſo. Und wünſcheſt Du, daß ich den Vermittler mache, ſo gehe ich nach Pontus und führe Dich hierher zurück.“ Baſilius zögerte nicht, das Anerbieten ſeines Freundes anzunehmen und ſich mit ihm in Cäſarea in aller Ehrfurcht vor ſeinen Biſchof zu ſtellen, welcher der Hilfe froh war und den heiligen Mitkämpfer liebreich empfing. Kaiſer Valens war ſchon mit einem ganzen Schwarm von Arianern in Cäſarea eingezogen und wartete auf eine paſſende Veranlaſſung, um mit ſeinen Abſichten hervorzutreten. Aber Baſilius vereitelte alle Anſchläge, um irgend eine Schwäche der Katholiken zu benutzen, irgend eine Unruhe als Unzufriedenheit mit dem Glauben zu deuten. Vorſichtig, wachſam, eifrig und klug, war er überall bereit, die leiſeſte Meinungsverſchiedenheit der Katholiken auszugleichen, unruhige Köpfe zu beſchwichtigen, unklare Anſichten zu lichten, widerſtrebende Herzen zu gewinnen. Er verließ faſt gar nicht die Kanzel, bekräftigte das Volk in der Anhänglichkeit an der Glaubenslehre der Kirche, in dem Abſcheu vor dem Gift der Häreſie, führte es wieder und immer wieder auf das Symbol von Nicäa zurück, als auf den vollkommenſten Ausdruck des katholiſchen Dogma's, welches deshalb den Häretikern ein unerträglicher Dorn im Auge und der Gegenſtand ſtets erneuter Angriffe ſei; und ſtellte unverzagt zwiſchen all' den Schwankungen und Stürmen die evangeliſche Vollkommenheit in der Nachfolge Jeſu als das Ziel jedes Strebens auf. Es erhebt die unverdorbene Menſchenſeele, wenn man ihr Vertrauen ſchenkt, ſie fähig hält der Begeiſterung, ſie zu einem hohen Ideal hinweiſt. Alle Gläubigen ſchaarten ſich um Baſilius, die Einen, wie um ihren Schirmherrn, die Anderen, wie um ihren Vorkämpfer. Das katholiſche Bewußtſein ſchlug in lichten Flammen auf. Um deſto mehr ſank den Arianern der Mut; ſie fürchteten allzu heftigen Widerſtand und der Kaiſer ſcheute ſich, in dieſem kräftigen Volk bürgerliche Aufſtände hervorzurufen. Er gab vor der Hand Kappadocien auf, um ſeine Anſchläge in anderen Provinzen des Orients auszuführen, und als er die Nachricht von der Empörung des Procopius empfing, war es ihm willkommen, Cäſarea zu verlaſſen, im Jahre 366.

Das gute Vernehmen zwiſchen dem Erzbiſchof und Baſilius litt fortan keine Störung mehr, denn Euſebius hatte jetzt den Mann bewährt gefunden, dem er zuerſt ſein Vertrauen geſchenkt. Baſilius wurde ihm unentbehrlich als weiſer und zuverläſſiger Ratgeber ſowohl, als um die Schritte zu tun und die Sachen in's Werk zu ſetzen, welche beraten worden waren. Treu wie Einer und tätig wie Keiner wurde Baſilius der Stab ſeines Alters, der mit der Liebe eines Sohnes und dem Gehorſam eines Prieſters in zweifacher Demut ſeinem Oberhirten diente und die ſchwere Laſt der Seelſorge mit ihm teilte. „Faſt wunderbar,“ ſchreibt Gregor, „war dieſe Eintracht zu nennen und ganz beiſpiellos; der Eine führte das Volk und der Andere leitete den Führer.“ Baſilius Sorgfalt für die Gemeinde von Cäſarea war allſeitig. . Bei den

Statthaltern und Beamten vertrat er mit ſeinem feinen aber entſchiedenen Wort ihr weltliches und bürgerliches, oftmals gefährdetes Recht. Der Notleidenden nahm er ſich mit zärlicher Sorgfalt an, half ihrem geiſtlichen Elend ab, erquickte ſie leiblich, ſchaffte den Fremdlingen Herberge, wuſch ihre Füße, bediente ſie bei Tiſch, öffnete den oft ſo verſchloſſenen Säckel der Reichen für die Bedürfniſſe der Armen. Mit ſeinen Kloſterleuten blieb er beſtändig in Verbindung, ſchrieb ihnen, gab ihnen Ermahnungen und Regeln, ordnete das zurückgezogene Leben der gottgeweihten Frauen und Jungfrauen, war ein unermüdlicher Verkündiger und Ausleger des göttlichen Wortes und hob das Gebetsleben in Cäſarea bei der Maſſe des Volkes auf eine ganz erſtaunliche Höhe. Viermal wöchentlich empfing es die heilige Euchariſtie und ganze Nächte — vielleicht die Vigilien der Kommunion- und der Feſttage — verbrachte es in den Kirchen mit Pſalmengebet. Die Weiſe dieſes Gebetes beſchreibt er ſelbſt in einem Briefe; es iſt genau dieſelbe, wie noch jetzt in gewiſſen Klöſtern die nächtlichen Tagzeiten gebetet werden. „In der Nacht ſtehen die Gläubigen auf und begeben ſich in das Gotteshaus. Bußfertig, mit großer Zerkniſchung werfen ſie ſich nieder vor Gott, klagen ſich ihrer Sünden in der Stille an, erheben ſich dann, teilen ſich in zwei Chöre, die ihre beſtimmten Plätze einnehmen, und halten das Pſalmengebet gemeinſchaftlich ſo, daß immer ein Chor mit dem anderen abwechſelt und ihm gleichſam Antwort gibt. Dadurch wird die Aufmerkſamkeit gefeſſelt und der Gedanke auf den Sinn der Pſalmen hingewendet. Die Pſalmodie wird unterbrochen durch den Hymnengeſang, den Einer anſtimmt und den Alle fortſetzen. Gegen Morgen wird der Pſalm der Buße, der erſte, laut gebetet und Jeder wendet ihn auf ſich ſelbſt an. Dies iſt die Art, wie die Kirche in Egypten, Lybien, Paläſtina, Syrien und den Ländern vom roten Meere bis zum Euphrat Vigilie, Pſalmengeſang und Gebet gemeinſchaftlich begehen." In Cäſarea war ſie früher nicht üblich geweſen, Baſilius hatte ſie auf ſeiner großen Reiſe in's Morgenland kennen gelernt und er mußte ſich manchen Tadel als ein Neuerer gefallen laſſen, der überdies zu viel Aszeſe von den Menſchen verlange. Er ließ ſich aber nicht irre machen; geiſtige Trägheit hat nicht das Recht, dem geiſtigen Aufſchwung die Grenze ihres geringen Bedürfniſſes nach dem Verkehr mit Gott zu ſetzen.

Achtes Kapitel.

Während ſich Baſilius dem feurigſten Eifer für das Heil der Seelen ſo rückſichtslos hingab, daß es ſeinem leiblichen Leben zum größten Nachteile gereichte und er ſo kränklich wurde, daß ſeine geſunden Tage das waren was für Andere Krankheit iſt, nämlich eine Ausnahme: traf ihn auf der empfindlichſten Stelle ein bitterer Schmerz. Sein zweiter Bruder Gregor, der viel Talent und Kenntniſſe beſaß, ſich als Lehrer der Rhetorik ausgezeichnet und mit Theoſebie, einer vortrefflichen Frau verheiratet hatte, war von der Liebe zu den himmliſchen Dingen, die in ſeiner Familie zu Hauſe war, ſo lebhaft ergriffen worden, daß er ſich ausſchließlich deren Dienſt zu widmen wünſchte. Theoſebie gab ihm gern ſeine volle Freiheit und benutzte die ihre, um ſich unter die Diakoniſſinnen aufnehmen zu laſſen, welche in der Kirche das Amt hatten, ſich der weiblichen Katechumenen und Armen anzunehmen. Gregor empfing die niederen Weihen der Kleriker, wurde Lektor und übte deſſen Verrichtungen beim Gottesdienſte. Sei es nun, daß ſein Entſchluß noch nicht feſt genug, oder er ſelbſt noch nicht reif für das geiſtliche Leben war: genug, er wurde desſelben überdrüſſig. Er ließ ſich vom Weltgeiſte und deſſen Eitelkeit betören und vertauſchte wiederum den Altar mit dem Katheder, das Studium der heiligen Schriften mit der profanen Wiſſenſchaft, den Schatten im Hauſe Gottes mit dem trügeriſchen Glanze des Hörſaales, die unbeachtete Stellung des Lektors mit der bewunderten und beifallgekrönten eines Meiſters der Beredſamkeit. Freilich verbanden die niederen Weihen nicht notwendig zum Empfange der höheren und dem Lektor war es nicht verwehrt, vom Altare in die weltlichen Verhältniſſe zurückzutreten. Hatte aber ein Mann im reifen Alter, wie Gregor, die Laufbahn in der Welt und die Ehe aufgegeben, um ſich dem Prieſterſtande anzuſchließen: ſo erſchien ſeine Willenskraft und ſeine Charakterfeſtigkeit durch einen Rücktritt in einem ſehr unvorteilhaften Lichte, und niemand konnte ihn vom Wankelmut und Mangel an Überlegung freiſprechen. Theoſebie kehrte nicht zu ihrem Manne zurück; vielleicht kannte ſie ihn genau genug, um überzeugt zu ſein, daß die Rhetorik ihn wohl augenblicklich verlocken, doch nicht für die Dauer feſſeln werde. Gregor von Nazianz war es hauptſächlich, der ihn über die Torheit ſeines Benehmens allmählich zur Erkenntnis und wieder auf den Weg zum verlaſſenen Heiligtum brachte. Während Gregor von Nazianz dem Freunde hilfreich war, verlor er ſeine Geſchwiſter durch den Tod. Er hatte ſie zärtlich geliebt. Nach zehn Jahren noch beweinte er den Cäſarius und küßte liebend Bücher und Sachen, die ihm einſt gehört hatten. Die Provinz Bithynien war im Jahre 368 durch ein furchtbares Erdbeben verwüſtet worden. Die Stadt Nicäa, wo Cäſarius ſich eben damals aufhielt, hatte ganz beſonders gelitten; unzählige Menſchen verloren Haus und Habe; viele das Leben. Cäſarius aber nichts. Sein Haus blieb ſtehen, und mit einer leichten Verwundung rettete er ſich. Aber dieſe plötzliche, unerwartete Nähe des Todes, dieſer ſchnelle gewaltſame Untergang einer halben Bevölkerung machte einen erſchütternden Eindruck auf Cäſarius. Was war all' der Glanz eines Lebens, das unwiderruflich endet, und ſo überraſchend enden kann! Seine Gedanken wendeten ſich jener Sphäre zu, in welcher man von den Revolutionen der Erde nichts mehr zu leiden hat. Er legte ſein Amt nieder, gab ſeine glänzende, einflußreiche Stellung auf, verließ Bithynien und zog ſich in die liebe Heimat zu ſeiner Familie nach Nazianz zurück. Da lebte er, wie ſie alle lebten, dieſe heiligen Menſchen, arm, ſchlicht, mit dem Geringſten zufrieden, als ob er nie auf Purpurteppichen gewandelt, mit ausgeſuchten Speiſen genährt, in koſtbare Stoffe gekleidet, auf behaglichem Lager gebettet, in wohlriechenden Eſſenzen gebadet geweſen wäre. Wer die Ewigkeit in's Auge faßt, tauſend Gebete für den geliebten, den verirrten Auguſtinus aufopferte, bis „der Sohn dieſer Thränen“ gerettet und ein glorreicher Heiliger war. Die herzerhebenden Vorbilder, welche die Kirche Gottes in ihren Heiligen den Seelen vorführt, iſt ein mächtiger Hebel für die eigene Heiligung. Denn das ſind keine gemalte, ſondern lebendige Heilige: ewig lebendig durch ihre gnadenvolle wunderbare Wirkſamkeit auf Erden; — ewig lebendig durch ihre noch gnadenvollere, noch wundervollere, ſeitdem ſie in einer noch innigeren Vereinigung mit Gott der Erde leiblich entrückt, aber nicht geiſtig von ihr getrennt ſind. Das myſtiſche Leben, welches ſich durch die heilige Euchariſtie weſenhaft in das Leben jedes Gläubigen in der Kirche Gottes verſenkt und ihn zu einem Theilnehmer der göttlichen Subſtanz macht, ſchlägt ſeine überſinnlichen Kräfte erſt dann auseinander, wenn die Irdiſchkeit es nicht mehr gefeſſelt hält; und das Prinzip dieſes myſtiſchen Lebens, die göttliche Liebe, windet ſich in unerſchöpflichen Segensſtrömungen, in unbeſchreiblichen und unleugbaren gnadenvollen Einflüſſen durch die Hände der Glieder der triumphirenden Kirche, zu Denen hinab, die in der ſtreitenden für dieſelbe Sache leben, kämpfen, leiden, wofür ſie einſt gelebt, gekämpft, gelitten haben; — und das iſt immer das Eine: die Ausbreitung und Verherrlichung des Reiches Gottes. Denn für etwas Anderes zu leben, zu kämpfen und zu leiden iſt ſoldem geht das Verlangen nach irdiſchen Genüſſen unter. Er bereitete ſich vor auf das Sakrament der Taufe[1], empfing es mit demütiger Freude, erkrankte bald darauf und gab ſeine Seele in der vollen Unſchuld der Taufgnade ihrem Schöpfer und Erlöſer zurück, der ſie ſo liebevoll geführt hatte. Der Biſchof von Nazianz, gebeugt von Alter, Krankheit und Gram, und die greiſe Mutter Nonna folgten mit Kerzen in der Hand und die üblichen Gebete mitbetend dem Leichenzuge ihres Cäſarius, dem Gregor eine Grabrede hielt, welche das chriſtliche Altertum als ein Meiſterwerk auf dieſem Gebiet bewunderte. Cäſarius war nie vermählt geweſen. Das ganze Vermögen, das er ſich ſelbſt erworben hatte, vermachte er den Armen. Bald nach ihm ſtarb auch Gorgonia mit dem ſtillen Frieden, den ein in Chriſtus verborgenes Leben und mit der ſüßen Freude, welche heilige Hoffnung der Seele gibt. Mit allen Gaben der Natur überreich ausgeſtattet, ſchön, geiſtvoll, liebenswürdig, von edlem Charakter, von zarter Herzensgüte war ihr Leben ein ganz übernatürliches, ganz geordnet nach derjenigen Einſicht, welche das Licht des Glaubens ihr gab. Sie war vermählt, aber dem Gatten zu Gefallen vergaß Gorgonia nicht den himmliſchen Vielgeliebten. Sie war eine ſorgſame Hausfrau, eine zärtliche Mutter; aber über den Freuden des häuslichen Herdes vergaß ſie nie ihr Bürgerrecht im himmliſchen Jeruſalem. Sie war vermögend; aber der Reichtum vertrocknete nicht ihr Herz gegen fremde Not; ſoviel es in ihrer Macht ſtand, machte ſie ſich arm durch Entſagung und Abtötung, um Witwen zu kleiden, Waiſen zu ernähren, Betrübte zu tröſten, Kirchen auszuſtatten. Ihr Bruder Gregor ſagt von ihr: „Sie war das Auge der Blinden, die Stütze der Lahmen, die Mutter der Verlaſſenen, die Verarmte Jeſu Chriſti, für deſſen Arme ſie all' das Ihre ſelig hingab und ihren Kindern keinen anderen Reichtum hinterließ, als das Beiſpiel ihrer überirdiſchen Tugend.“ Durch das Gebet und die Hingebung an den Willen Gottes hielt Gorgonia ſich in der beſtändigen Vereinigung mit Gott. Er zeigte ihr in einem ekſtatiſchen Traumgeſicht, daß ihr Erdenleben zu Ende geht. Dies Leben war eine lange Vorbereitung auf die Gnade geweſen, im Blute Jeſu das Bad der Wiedergeburt zu feiern und das weiße Gewand der Täuflinge nicht unwürdig zu empfangen; und nun drückte der heilige Geiſt das Siegel des Sakramentes als ein Unterpfand ihrer Seligkeit auf ihre reine Seele. Sie war nun an ihrem Ziel und doch wurde ihr das Abſcheiden noch ſchwer, denn Alypius, ihr Gemahl, war noch ungetauft, und ſie zitterte, ihn allein zu laſſen in einer Welt, die immer ſo gefährlich iſt, aber doppelt für den, welcher noch nicht in voller Rüſtung gegen ihre Verſuchungen kämpft. Da betete Gorgonia und betete ſo gottgefällig, daß Alypius voll Verlangen das Sakrament der Taufe begehrte und empfing. Nun waren Gorgonia's Wünſche und das Maß ihres Glückes erfüllt. Sie wußte, daß ihre letzte Stunde nahe und legte ſich friedlich auf ihr Sterbebett. Mann, Kinder, Eltern, Verwandte und Freunde rief ſie herbei, tröſtete und ermahnte ſie, ſprach von ihren herrlichen Hoffnungen für das ewige Leben und erſchien allen wie eine Beſiegerin, nicht wie eine Überwundene des Todes. Als die Kräfte ſie mehr und mehr verließen, ſtreckte ſie ſich aus wie im Sarge, ſchloß die Augen und pſalmodierte mit erſterbender Stimme: „In deinem Frieden, o Herr, will ich ſchlafen und ruhen.“ Während ſie leiſe ſo ſang, entfloh ihre Seele. Es war gleichſam die Grabſchrift, die ſie ſelbſt ſich ſetzte. Gorgonia war kaum vierzig Jahre alt, als ſie ſtarb. Die Trauer ihrer Familie und beſonders ihrer alten Eltern wurde gemildert durch die zuverſichtliche Hoffnung, daß ſie in die beſeligende Anſchauung Gottes eingegangen ſei.

---

[1] Die verkehrte Anſicht, die Taufe in das ſpätere Alter, wohl gar bis zur Todesſtunde zu verſchieben, und lieber unter der Wucht der Erbſünde und der eigenen Sünde, alſo im Stande der Ungnade zu verbleiben, als ſich der Gefahr auszuſetzen, die Taufgnade durch Sünde wieder zu verlieren und in den Stand der Ungnade zurückzufallen; dieſe Anſicht bekämpften die erleuchtetſten Kirchenväter lange vergeblich. Auch Gregor von Nazianz; ſ. Taufe.

Zu derſelben Zeit, da Gregor ſeine Geſchwiſter beweinte, verlor Baſilius ſeine Mutter. Wie ein lieblich leuchtender ſtiller Stern war Emmelia's ganzes Leben geweſen. In der Welt und im Kloſter, im großen Familienkreiſe und in der abgeſchiedenen Zelle, immer und überall war ſie die Wonne und die Liebe ihrer Kinder. Dieſe zärtliche, innige Seele ſollte nun auch die Erde verlaſſen. An ihrem Sterbebette ſtand Macrina, die treue Tochter, und Petrus, der Abt des benachbarten Kloſters — ihr erſtes und ihr letztes Kind. Emmelia nahm die Hände der beiden geliebten Kinder in ihre erkaltenden Hände, hob ſie zum Himmel auf und ſprach: „Herr, den Erſtling und den Zehnten Deines Segens habe ich Dir geopfert." Dann verſchied ſie ſanft unter den frommen Gebeten ihrer Kloſterfrauen. In der Kirche der vierzig Martyrer, die ſie ſelbſt unſern Anneſi gebaut hatte, wurde ſie neben ihrem Manne zur Ruhe beſtattet. So lebten und ſtarben dieſe guten Kinder Gottes, deren Wandel ſo einfach ausſieht, daß jeder meint, ihn nachahmen zu können, und der in ſeiner Einfachheit ſo vollkommen iſt, daß er den Stempel der Heiligkeit trägt, den Stempel der vollkommenen Liebe. Baſilius erſtand eben von einer ſchweren Krankheit, als er mit unſäglichem Schmerze die Todesnachricht erhielt. Seinem Freunde, dem frommen Biſchof Euſebius von Samoſata, ſchreibt er darüber: „Vergib mein Stillſchweigen! Daß lange Krankheiten, ein ſtrenger Winter und die Wucht der Geſchäfte mich faſt erdrückten, weißt du bereits. Nun aber habe ich wegen meiner Sünden den einzigen Troſt meines Lebens, meine Mutter verloren. Dadurch iſt die alte Krankheit zurückgekehrt, ich liege wieder auf dem Bette und die Erſchöpfung meiner Kräfte ſcheint das Ende meines Lebens herbeiführen zu müſſen. Wundere dich nicht, daß ich in meinem Alter ſo bitter meine Verwaiſung beweine und untröſtlich über die Trennung von dieſer Seele bin; denn ich finde hienieden ihresgleichen nicht mehr."

Zu ſeinem Herzeleid geſellten ſich ſchwere Sorgen. Eine drückende Hungersnot verbreitete das äußerſte Elend in Kappadocien. Es war ein Binnenland, ohne Meeresküſten, ohne ſchiffbare Ströme und daher ohne Handelsverbindungen, um dem Mangel an Getreide durch Zufuhr aus anderen Ländern abzuhelfen. Ein kalter Winter, ohne Regen und Schnee, raubte dem Erdboden die Feuchtigkeit und den Flüſſen das Waſſer. Dann trat der Frühling ſchon mit Hitze ein und der Sommer verſtärkte ſie; aber keine Jahreszeit brachte Regen. Das wiederholte ſich zwei Jahre. Der Himmel war immer heiter, immer blau. „Aber dieſe traurige Heiterkeit und Reinheit betrübt uns,“ ſagt Baſilius in einer Rede, die er damals hielt, um die Einwohner von Cäſarea zur Buße, zum Gebet und zur Mildtätigkeit aufzufordern. „Die Erde iſt auf's Aeußerſte vertrocknet, in Spalten zerriſſen, untauglich zum Ackerbau. Die Quellen verſiegen; durch große Flüſſe gehen kleine Kinder. Der Landmann ſitzt müßig auf dem Felde, faltet die Hände auf den Knien, beweint ſeine vergebliche Arbeit, ſeine unmündigen Kinder, klagt mit ſeinem kummervollen Weibe. Denn ſeine Ausſaat hat zwiſchen den dürren Erdſchollen nicht gekeimt, oder wenn ſie keimte, ſo vertrocknete ſie jämmerlich und die Früchte des Feldes verwandelten ſich in verdorrtes Gras. Wie nun? hat nun Gott, der weiſeſte Herrſcher, die Regierung ſeiner Welt vernachläſſigt? O nein! die allgemeine Not erinnere jeden an ſeine Sünden und fordere ihn auf, Buße zu tun. Gott öffnet nicht ſeine Hand für uns, weil die unſere gegen den Nächſten verſchloſſen war; Gott hört nicht auf unſer Gebet, weil die Bitte des Nächſten uns taub ließ; die Sonne verſengt die Fluren, weil die Liebe in uns erkaltet iſt. Unſere Scheunen waren in guten Zeiten überfüllt, aber des Dürftigen erbarmten wir uns nicht. O ihr Reichen! was hilft euch nun euer Reichtum; all' euer Gold verſchafft euch jetzt kein Getreide. Wer aber nur noch ein Brot im Hauſe hat und es ſteht ein Hungernder vor ſeiner Türe, der nehme das Brot, teile es mit dem Armen und ſeufze zu Gott: Ein Brot nur iſt's, o Herr, und immer näher rückt die Not. Aber ich folge Deinem Gebot und teile dem hungernden Bruder mit. Gib nun auch Du Deinem darbenden Knecht ſein tägliches Brot. O meine Brüder! wer ſo handelt, den wird Gott wunderbar ernähren, und handelten wir alle ſo, würde Gott nicht unerbittlich ſein.“

Baſilius ſelbſt tat das, wozu er andere aufforderte; mit unerſchöpflicher Barmherzigkeit ſuchte er dem allgemeinen Elend zu wehren, das in Cäſarea um ſo größer war, als aus allen Gegenden von Kappadocien die Brotloſen ſich nach der Hauptſtadt drängten, als ob ihnen dort geholfen werden müſſe. Faſt zwei Jahre ſchmachtete das Land. Als die Not nachließ, ſtarb der Erzbiſchof Euſebius und die Stürme der Wahl brachen von neuem aus. Die Biſchöfe der Kirchenprovinz eilten nach Cäſarea, um ſowohl dem Ungeſtüm des Volkes, als den Ränken der Arianer ſchleunigſt entgegenzutreten. Baſilius hatte eine allzu bedeutende Stellung unter Euſebius eingenommen und ausgefüllt, um nicht alle Blicke bei der Biſchofswahl auf ſich zu ziehen, ſcheele und neidiſche Blicke, ſcheue Blicke, vertrauens- und ehrfurchtsvolle Blicke. Manche Biſchöfe waren arianiſch gefärbt; denen war Baſilius durchaus zuwider. Andere fanden ihn übereifrig in ſeiner Aszeſe, in ſeiner Liebe für das Kloſterleben und hatten nicht die mindeſte Luſt, einen Metropoliten ſich zu wählen, der ſie aus ihrer

Lauheit aufſtacheln könnte. In Cäſarea ſelbſt waren die reichen Bürger feindlich gegen Baſilius geſinnt; denn ſie liebten ihre irdiſchen Güter und konnten es nicht vertragen, wieder und wieder von Baſilius zu hören, daß er dem Reichtum nicht nur kein Gewicht beilegte, ſondern es ſogar als ein Glück betrachtete, ihn zu verlieren. Dieſe Reichen hatten aber einen Anhang unter dem verkommenen Geſindel, das nie in großen Städten fehlt und ſich mit wenigem erkaufen läßt. Wenn die Arianer all' dieſe offenen und verſteckten Gegner Baſilius zu gewinnen und für einen der Ihren zu ſtimmen wußten, ſo trugen ſie ohne Zweifel den Sieg davon. Der alte Biſchof von Nazianz erkannte die Gefahr, und da ſeine Kränklichkeit ihn abhielt, bei der Wahl zu erſcheinen, gab er in ſeinem Antwortſchreiben auf die übliche Einladung von Seiten des Klerus von Cäſarea ſeine gewichtige Stimme für Baſilius ab und forderte zugleich den Klerus auf, einträchtig dahin zu wirken, daß dieſer Mann, von ausgezeichneter Reinheit des Lebens und der Lehre, und mit allen Kenntniſſen und Gaben ausgerüſtet, welche die Kirche von Cäſarea in den ſchwierigen Zeitläuften brauche, ihr zum Erzbiſchof gegeben werde. Der Biſchof von Nazianz ſchrieb auch dem heiligen Euſebius, Biſchof von Samoſata in Armenien, und flehete ihn an, perſönlich den Einfluß ſeiner Glaubenstreue und ſeines Eifers für das Symbol von Nicäa in Cäſarea geltend zu machen, damit Baſilius den Metropolitanſitz einnehme. Baſilius ſelbſt lag an einer ſchweren Krankheit darnieder, aber nicht ſein Eifer, die arianiſche Partei zu bekämpfen und zu ſchwächen. Er rief den Freund

Gregor zu Hilfe, deſſen eindringliche Beredſamkeit ſein notgedrungenes Schweigen erſetzen ſollte. Gregor aber kam nicht bloß nicht, ſondern machte ihm auch noch Vorwürfe, daß er ihn in dem Augenblicke unbeſonnen herbeirufe, wo es ſich darum handele, Baſilius zum Erzbiſchof zu wählen. Es könne ja ſcheinen, als habe Baſilius den Freund zum Parteigänger machen wollen. Von ſolcher Strenge war die Freundſchaft dieſer beiden Männer! Gregor hatte eine grenzenloſe Anhänglichkeit an Baſilius, ſagte ſelbſt von ſich: „Ich folge ihm wie ſein Schatten;" wußte am Beſten, wie ſehr Baſilius auf dem Biſchofſtuhle an ſeinem Platze ſei, und verzichte dennoch auf ſein eigenes Verlangen, für den Freund zu wirken, um ihn nicht in falſchem Lichte erſcheinen zu laſſen. Die Verhältniſſe ſtellten ſich ſo günſtig für die Arianer, daß Euſebius von Samoſota einige Tage nach ſeiner Ankunft an den Biſchof von Nazianz ſchrieb: „Die Stadt iſt in großer Aufregung, die Kirche Gottes in Gefahr, das Credo von Nicäa bedroht. Deine ſchriftlich abgegebene Stimme wird man verwerfen und fehlt ſie uns, ſo ſiegen die Arianer." Da fand der neunzigjährige Greis die Kraft ſeiner Jugend wieder, beſtieg eine Sänfte und ließ ſich nach Cäſarea tragen. So kam der Tag der Wahl. Alle Biſchöfe, katholiſche wie häretiſche, waren in der Hauptkirche verſammelt, um vor dem ganzen Volke, das ſich in großer Spannung herbeidrängte, zur Wahl zu ſchreiten, deren Ausgang wegen der gleichen Stellung der Parteien gar nicht zu berechnen war. Die Katholiken hofften das Votum des Biſchofs von Nazianz durchzubringen, da

Ähnliches auch früher ſchon geſchehen ſei; allein die Arianer verwarfen dieſe Toleranz, und ſo hätte wirklich Baſilius nicht die Majorität gehabt, wenn nicht plötzlich große Unruhe vor der Kirche laut geworden, die Haupttüre weit geöffnet und der Biſchof von Nazianz gemeldet worden wäre. Die ganze Verſammlung erhob ſich, um den Greis zu begrüßen, der kaum noch Leben und Atem zu haben ſchien. „Da mein ſchriftliches Votum nicht gültig war,“ ſprach er zu den Biſchöfen, „ſo will ich es mündlich abgeben. Ich ſtimme für Gottes vielgeliebten Prieſter Baſilius.“ So führte der ſchwache Greis die Wahlſchlacht zu Ende. Die Katholiken frohlockten, aber zwiſchen den Gegnern rief eine Stimme laut aus: „Welcher Unſinn! man gibt uns zum Metropoliten einen Mann, der von Krankheit faſt aufgezehrt iſt!“ Der greiſe Biſchof erwiederte ruhig: „Ihr braucht keinen Fauſtkämpfer, wohl aber einen Lehrer und Hirten. Wer iſt nun in dieſer Beziehung und durch den reinſten Tugendglanz mit dem Prieſter Baſilius zu vergleichen? Auf mein Gewiſſen, ich kann ihm keinen Anderen vorziehen.“ Baſilius war ſomit Erzbiſchof nach kanoniſcher Wahl. Dreimal wurde ſein Name laut in der Kirche aus gerufen, und dreimal antwortete der Jubelruf des anweſenden Volkes. Euſebius von Samoſota und die katholiſchen Biſchöfe umringten dankbar den alten Biſchof von Nazianz, der ſich bis zum Sterben angegriffen fühlte, allein innig froh war, ſein Leben für dieſen Triumph der Kirche aufzuopfern. Baſilius wurde inzwiſchen von einer frohlockenden Menge aus ſeiner ſtillen Behauſung zur Kirche und vor den

Biſchof von Nazianz geführt, um von ihm die biſchöfliche Weihe zu empfangen. Zwei Biſchöfe unterſtützten den Greis, der mit zitternden Händen, doch mit freudeſtrahlendem Antlitz die heilige Weihe vollzieht. Und als ob die Kraft von Oben, die er für Baſilius erfleht, ſich ihm ſelbſt mitteile, ſo kräftigt ſich während der Ordination ſeine Stimme, ſo richtet ſich ſeine gebeugte Geſtalt empor, ſo leuchtet ſein müdes Auge auf, und in wunderbarer Weiſe geſtärkt verließ er das ſtaunende Cäſarea, das ſich nicht enthalten konnte hierin ein Zeichen zu ſehen, wie wohlgefällig vor Gott Baſilius Wahl ſei. „Der heilige Geiſt ſiegte!“ rief Gregor aus.

Neuntes Kapitel.

Gegen Ende des Jahres 370 betrat Baſilius ſeine neue Laufbahn, auf welcher er nichts ſo reichlich fand, als Sorgen, Kämpfe und Stürme — dies Los jedes eifrigen Biſchofs; denn jeder ſoll das Werk Chriſti fortſetzen und den ihm anvertrauten Teil der Herde Chriſti zur Beſeligung durch den Glauben anleiten und deshalb muß er auch Anteil haben am Leiden Chriſti um die Seelen. Feſt und tief wie Baſilius nun auch ſeine beſondere Kirche umfaßte, ſo verlor er nie aus den Augen, daß ſie nur ein Glied im geſamten Körper der Kirche ſei und daß die Kraft und Geſundheit jedes Gliedes von der des Geſamtkörpers abhänge. Die troſtloſe Häreſie des Arius hatte nun faſt ein halbes Jahrhundert das Chriſtentum benagt und ſo viel Gift verbreitet, daß manches Glied wie abgeſtorben für die geſunde Glaubenslehre war. Sei es, daß cher Mühe nicht werth! Die Zöglinginnen des heiligen Auguſtinus haben an der heiligen Monica eine zärtliche Mutter, welche die Thränen und Gebete liebend wahrnimmt, die ſie für die unerlöſten Kinder der Nacht dem himmliſchen Vater darbringen, und eine große Fürbitterin, daß die göttliche Gnade ſie mit Erfolg krönen möge. Weil das Leben in der Kirche ein göttliches und ewiges iſt, darum iſt es auch ein untheilbares, ein ununterbrochenes, ein wirkendes. Dies Bewußtſein gibt eine Kraft, eine Ausdauer, eine Begeiſterung, die durch kein anderes Motiv auch nur annäherungsweiſe erſetzt werden könnte. Jedes andere weckt die Selbſtſucht, nährt die Eigenliebe. Aber da, wo es heißt: nur inſofern du das göttliche Leben in dir zur Geltung bringſt, lebſt du wahrhaft, vermehrſt du wahrhaft die Herrlichkeit des Reiches Gottes, die ein Gemeingut aller Gläubigen iſt; — da ſterben jene Giftpflanzen ab. Denn leben will nun einmal jeder Lebendige! Es kommt nur darauf an, daß er erkenne, wo der Urquell des erlöſten Lebens iſt.

Nirgends mehr als im Ordensſtande werden Selbſtſucht und Eigenliebe ausgerottet, wie ſich das ganz von ſelbſt aus der Ablegung der Gelübde ergibt, wodurch der natürliche Menſch ſeinem Ich entſagt und ihm die Quellen abſchneidet, an denen es ſich gemächlich nährt. Da das Ich das Princip des natürlichen Menſchen iſt, ſo dauert es fort in dem natürlichen der morgenländiſche Geiſt ſich mehr als der abendländiſche zur Dialektik jener „falſchen Wiſſenſchaft“ neigte, vor welcher ſchon Paulus ſeinen Timotheus warnte; ſei es, daß der Einfluß arianiſierender Kaiſer, von ihrer Reſidenz Conſtantinopel aus, unmittelbarer und verderblicher auf den Orient als auf den Okzident wirkte, der ſich feſt um die Reſidenz des Statthalters Chriſti, um Rom, ſcharte; genug, die morgenländiſche Kirche ſtand am Rande eines Abgrundes, der überall ſich auftut, wo man den Felſen Petri verläßt und in den ſie einige Jahrhunderte ſpäter wirklich hinabſtürzte. In dem alten urchriſtlichen Antochien fand Baſilius ein trauriges Schisma, Uneinigkeit, Schwankungen, Verfall der ſittlichen Kraft mit dem Glauben. In Conſtantinopel fand er die Häreſie und nur noch dem Namen nach und in Einzelnen die reine Lehre, da ſeit langen Jahren Arianer dort als Oberhirten ſchalteten und walteten. Beides waren Patriarchenſitze, unter deren Gewalt und Gewicht das Morgenland vom Bosporus bis zum Euphrat ſtand. Patriarch von Alexandrien war noch Athanaſius, der Greis, aber mit der übernatürlichen Jugendkraft der Heiligen. Er hielt am apoſtoliſchen, katholiſchen Glauben und folglich zum Felſen Petri, auf dem das Gebäude dieſes Mittelpunkte der Glaubenswelt. Baſilius konnte Mittelpunkte der Glaubenswelt. Baſilius konnte ſich in ſeiner Stellung kein höheres Vorbild wählen als Athanaſius. Er nahm ihn zum Muſter der Weisheit, der Mäßigung, der Unermüdlichkeit, der Entſchloſſenheit, und auch zum Muſter in der Auffaſſung der Kirche, ſie als Einheit betrachtend, und alle ihre Glieder organiſch und harmoniſch ordnend um das Haupt, Rom. Sein heißeſter Wunſch, ſein glühendes Streben ging dahin, das wankende Morgenland wieder kräftig mit dem Abendlande zu verbinden und es aus der kränkelnden Zerſetzung der Häreſie in die geſunde Einheit der Glaubenslehre hinein zu retten. Um eine ſolche geiſtige Bewegung nach und nach hervorzurufen, mußte er damit anfangen, in ſeiner eigenen Kirchenprovinz Frieden zu ſtiften. Die Biſchöfe, welche ſeiner Wahl entgegen geweſen waren und unter denen ſich ſein eigener Oheim befand, verſammelten ſich nach der Abreiſe des Biſchofs von Nazianz wieder und behaupteten, dieſer alte Mann habe die Gemüter gleichſam überrumpelt und nur dadurch Baſilius Wahl durchgeſetzt; ſie ſei ungültig. Allein man bewies ihnen, daß ſie durchaus kanoniſch ſei, und ſie mußten ſich fügen. Baſilius hatte nun aber die ſchwere Aufgabe, dieſe erbitterten Gemüter zu beſänftigen, ohne ihnen zu ſchmeicheln und zu gewinnen, ohne falſche Nachgibigkeit. Sollte ſeine Autorität immer Geltung haben, ſo mußte er ſeine Würde aufrecht halten, und wollte er dauernde und aufrichtige Einheit hervorrufen, ſo mußte er einleuchtend machen, daß nicht ſeinetwegen, ſondern zum Wohl der Geſamtheit ſeine Autorität notwendig ſei. Aber Gregor konnte mit Recht von Baſilius ſagen: „Wie er früher Andere übertraf, ſo übertraf er nun ſich ſelbſt; denn er ſah ein, daß ein Biſchof unterhalb ſeines erhabenen Berufes bleibe, wenn ſeine Tugenden nicht über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen.“

Mit Niemand faſt wünſchte Baſilius ſo ſehr die Ausſöhnung, als mit dem Biſchof, ſeinem Oheim, den er von Kindheit auf ſehr geliebt und der nach ſeines Vaters frühem Tode Vaterſtelle bei ihm vertreten hatte. Es ſchmerzte ihn ſehr, den Blutsverwandten zwiſchen den Gegnern zu ſehen. Wohlmeinende aber unweiſe Freunde, von denen auch Gregor, Baſilius Bruder, gewonnen wurde, ſchrieben einen erdichteten Brief im Namen des Oheims an Baſilius, um dieſen zu veranlaſſen, an den Oheim zu ſchreiben und dadurch Beide einander näher zu bringen. Baſilius wurde leicht getäuſcht, da ſein eigener Bruder ihm den Brief als vom Oheim kommend überbrachte, antwortete mit freudigſter, verſöhnlichſter Geſinnung und war tief betrübt, vom Oheim die entgegengeſetzte Sprache zu hören und zu erfahren, daß der Brief eine Erfindung ſeiner Freunde geweſen ſei. Da die Verläumdungen ſeiner Rechtgläubigkeit und ſeines Eifers fortdauerten, ganze Städte und Ortſchaften ihrem Erzbiſchof entfremdeten und in fromme Seelen Mißtrauen gegen ihn ſäeten: ſo faßte Baſilius den Entſchluß, ſeinem Oheim zu ſchreiben und ihn zu bitten, um des Heils der Kirche willen ſich verſöhnen zu laſſen. „Um meiner Sünden willen," ſagt Baſilius in dem Briefe, „iſt dieſe Zwietracht zwiſchen uns entſtanden und gern will ich mich ſchuldig bekennen, wenn dem Unfrieden dadurch ein Ende gemacht wird. Iſt alſo irgend ein Troſt in Chriſto, irgend eine Gemeinſchaft des Geiſtes, irgend Mitleid und Barmherzigkeit bei dir, ſo mache dem verkehrten Zuſtande, der auf keiner Wahrheit beruht, durch dein Beiſpiel ein Ende und gib nicht zu, daß immer neue Verdächtigungen gegen mich einen Schein von Haltbarkeit darin finden, daß du, der Bruder meiner Mutter, dem Friedfertigkeit und Sanftmut eigentlich ſind, mir feindlich entgegen trittſt. Habe ich Fehler begangen, ſo will ich mich gern beſſern. Aber nur Ermahnungen beſſern, Verleumdungen nicht; ſie ſtiften Zwietracht und durch die Uneinigkeit der Biſchöfe leidet die ganze Kirche. Komm' alſo zu uns, oder ſchreibe mir, oder rufe mich zu dir, oder tue, was du für richtig hältſt, aber tröſte meine Seele." Dieſer Aufforderung konnte der Biſchof nicht widerſtehen; er verſöhnte ſich mit Baſilius und nach und nach taten es auch die übrigen Biſchöfe der Gegenpartei. Bei dem Biſchof Bosporius mußte Baſilius ſich rechtfertigen über die Anſchuldigung, den alten Erzbiſchof Dianius verflucht zu haben. „Ich habe faſt die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht," ſchreibt er an Bosporius, „ſo ſchmerzlich haben mich deine Worte mitten in's Herz getroffen. Ich hätte den ſeligen Dianius mit dem Anathema belegt!·ich, der ich als Knabe ſchon mit Liebe zu ſeiner majeſtätiſchen, ehrwürdigen Prieſtergeſtalt aufſchaute und ſpäter all' ſeine Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften aufrichtig bewunderte. Aber das iſt richtig und nie werde ich es verhehlen: ſeine Annahme des Glaubensbekenntniſſes, das aus Conſtantinopel hergeſchickt wurde, verſetzte mich in untröſtliche Betrübnis und veranlaßte mich, für einige Zeit Cäſarea zu verlaſſen. Als der ſelige Dianius uns ſpäter auf dem Krankenbett erklärte, er halte feſt an dem Glauben, welchen unſere heiligen Väter zu

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Nicäa dem Erdkreis verkündet hätten, war die Scheidewand zwiſchen unſeren Seelen gefallen, alle Trauer hörte auf und ich mit den Gleichgeſinnten knüpfte wieder die kirchliche Gemeinſchaft mit ihm an." Sogar ſtillen Kloſterfrauen war Baſilius hinſichtlich ſeiner Glaubenslehre verdächtigt worden, während man ſie ihm als entſchiedene Arianerinnen ſchilderte. Biſchof Bosporius klärte aber beide Teile über die Anſchwärzung auf. Dennoch hielt es Baſilius für angemeſſen, den Nonnen zu ſchreiben und ſie aufmerkſam zu machen auf das jetzt vielfach beſprochene Dogma vom heiligen Geiſt, das wiederum einem häretiſchen Strom willkommene Veranlaſſung war, die Waſſer des ewigen Lebens zu trüben. Baſilius nennt ihn einfach als den Dritten der Weſenheit Gottes, der nicht höher als der Ungeborene, nicht früher als der Eingeborene, kein Mittelding und kein Geſchöpf, ſondern gleichweſentlich dem Vater und dem Sohne beizuzählen ſei.

Durch milde Friedfertigkeit und demütige Liebe gewann Baſilius allmählig ſeine Gegner unter den Biſchöfen. Mit allem Nachdruck überwachte er ſeinen Klerus, um ihn in derjenigen Zucht zu erhalten, welche in den Augen der Gläubigen oftmals eine Bürgſchaft für den wahren Glauben iſt. Der tugendhafte Wandel eines frommen Prieſters wird zuweilen einer ganzen Gemeinde zum Schilde gegen die Angriffe der Häreſie. Das Laſter iſt anſteckend, aber die Heiligkeit übt auch ihren Zauber. Als Erzbiſchof von Cäſarea ſtanden unter ihm, außer ſeinen Suffraganen, fünfzig Land- oder Chorbiſchöfe, denen in der alten Kirche gewiſſe

Funktionen übertragen waren: ſie führten Aufſicht über die Landgemeinden, konnten nach eigenem Ermeſſenen niedere Kleriker, aber Diakonen und Prieſter nur mit biſchöflicher Genehmigung weihen; durften das Sakrament der Firmung, doch nur in einer Kirche, ſpenden. Einige von ihnen wurden beſchuldigt, die Ordination für Geld vorzunehmen. Baſilius wollte es kaum glauben. Durch die vielen Glaubensſtreitigkeiten war aber eine Lockerung der Kirchenzucht ſowohl, als des Bandes zwiſchen den Gemeinden und ihren Prieſtern eingetreten, denn die Häreſie raubte dem Prieſterſtand ſeine Würde, löſte den Gehorſam gegen kirchliche Ordnung und ſchwächte das Anſehen der geiſtlichen Ämter. Wer alſo in eine häretiſche Färbung des Glaubens oder in Glaubensſchwäche geraten war, verlor die Heiligkeit des Prieſterſtandes mit ſeinem apoſtoliſchen Beruf leicht aus den Augen und konnte wohl den Verſuch wagen, den Eintritt in denſelben zu kaufen oder zu verkaufen. Baſilius ſchrieb den Landbiſchöfen: „Die Schmählichkeit der Sache hat ſchon dadurch, daß ſie überhaupt vermutet und beſprochen wurde, meine Seele mit Schmerz erfüllt. Noch jetzt ſcheint ſie mir unglaublich. Man ſagt, daß einige aus euch von denen, die ordiniert werden, Geld nehmen und ſich rein zu halten meinen, indem ſie das Geld nicht vor, ſondern nach der Weihe ſich geben laſſen. Das Nehmen bleibt Nehmen, gleichviel zu welcher Zeit. Wenn dies ſich ſo verhält, ſo müſſen wir zu dem Schuldigen ſagen: Dein Geld ſei dir zum Verderben! wie die Apoſtel im ähnlichen Fall es ſagten; denn die Teilnahme am heiligen Geiſt verkauft ſich nicht. Leib und Blut Chriſti iſt uns anvertraut und deſſen Verwaltung iſt eine geiſtliche und himmliſche Sache; kein Gewerbe. Die Kirche Gottes kennt ſo etwas nicht. Es wage alſo keiner mit ſo ſchnöde befleckten Händen die hochheiligſten Geheimniſſe zu feiern. Geſchähe es dennoch: ſo würde er die Altäre unſeres Bereiches meiden müſſen. Verzeihet mir aber, daß ich zuerſt ſchreibe, wie wenn ich es nicht glaubte und dann drohe, wie wenn ich es glaubte."

Da der Klerus frei vom Kriegsdienſte war, ſo ſchien es manchem geraten, ſich den unterſten Stufen desſelben anzuſchließen ohne Beruf und ohne Neigung, nur um nicht Soldat zu werden; und da die Landbiſchöfe nicht nach dem alten Kirchengebrauch mit größter Vorſicht prüften und wählten, ſo kam es in den Landgemeinden vor, daß ſich daſelbſt viele Unterdiakone befanden, aber unter ihnen kein einziger, der zum Dienſte des Altars tauglich geweſen wäre. Die Landbiſchöfe klagten ſelbſt über ihre Verlegenheit, keine Diakone und Prieſter finden zu können. Baſilius erneuerte die Vorſchriften der Väter über die Wahl der Kleriker. „Ehemals herrſchte in der Kirche Gottes die Sitte.", ſchreibt er, „daß die Diener der Kirche nur nach aufmerkſamer Unterſuchung ihres ganzen Lebens und Wandels angenommen wurden. Die Prieſter und Diakonen forſchten ſorgfältig nach, berichteten darüber dem Biſchof und nahmen die Brauchbaren unter den Klerikern auf. Jetzt aber würdigt ihr uns gar keines Berichtes mehr und betreibt die heilige Sache mit ſolcher Vernachläſſigung, daß ihr den Prieſtern und Diakonen ohne Weiteres geſtattet, unwürdige Menſchen aus ihrer Verwandtſchaft und Freundſchaft zum Dienſte der Kirche zuzulaſſen, ſo daß wir zwar Kleriker in Menge, aber ſehr wenig tüchtige Prieſter haben." Dann verlangt er, daß jeder Landbiſchof ihm ein genaues Verzeichnis der Unterdiakonen ſeines Bezirkes und ihres Lebenswandels einſende und ein zweites, damit übereinſtimmendes, für ſich behalte. „Wer künftig ohne unſere Einwilligung aufgenommen wird, bleibt Laie;" ſo ſchließt er das Schreiben. Baſilius gab ſelbſt in dieſer Beziehung das Beiſpiel heilſamer Strenge. Er ſchrieb dem Nectarius, einem angeſehenen Manne, mit dem er befreundet war und der ihn gebeten hatte, einen gewiſſen Geiſtlichen als Landbiſchof aufzuſtellen: „Ich wäre kein Ausſpender, ſondern ein Verkäufer der Gaben des heiligen Geiſtes, wenn ich ſie gegen menſchliche Freundſchaft eintauſchen wollte. Machte ſich eine ſolche Weihe menſchlicher Weiſe, ſo ſehe ich nicht ein, warum man ſie von uns verlangt und warum nicht ein jeder ſie ſich ſelbſt gibt. Geht ſie aber nicht von Menſchen aus, ſo wollen wir auch der Entſcheidung Gottes nicht vorgreifen, ſondern ſie ihm anheimſtellen und ihn bitten, daß Er ſie zu ſeiner Ehre lenke." So haben von jeher irdiſcher Sinn und weltliches Streben geſucht, ihre Anſicht und Richtung in die Kirche hineinzudrängen; ſo haben von jeher die Väter der Kirche ſich bemüht, das unreine Element auszuſcheiden.

Mit dieſem mut- und glaubensvollen Herzen wendete er ſich den Leiden der geſamten Kirche ebenſo eifrig zu, als den Nöten der eigenen. Das Schisma zu Antiochien ſchien ihm beſonders gefährlich. Der Irrglaube entſchleierte ſich leicht und war er erkannt, ſo war er auch ſchon gerichtet. Aber das Schisma, das trotz der Einheit im Glauben die Gemüter in feindliche Heerlager trennte und auf beiden Seiten fromme Männer und heilige Biſchöfe aufwies, untergrub den Frieden, der den Katholiken gegenüber den Arianern ſo notwendig geweſen wäre. Dies Schisma hatte folgenden Urſprung. Im Jahre 360 war Meletius zum Patriarchen von Antiochien gewählt worden; merkwürdiger Weiſe von Katholiken und Arianern; von jenen, weil ſie ihn als einen heiligmäßigen Mann kannten; von dieſen, weil ſie wähnten, dieſen milden, ſanften Charakter für ihre Partei zu gewinnen. Als die letzteren ſich getäuſcht ſahen, nahm Kaiſer Conſtantius es ſehr übel, ſchickte Meletius in's Exil und berief auf den Sitz des Patriarchen einen Hauptſchüler des Arius, namens Euzojus. Da Meletius aus linder Schonung fremder Schwäche das Wort „gleichweſentlich" nicht gebraucht hatte, ſo geriet er bei einigen Gläubigen in Verdacht, dem Symbol von Nicäa nicht unbedingt ergeben zu ſein, und da er verbannt war und ſie dem Euzojus gegenüber ihre katholiſche Freiheit an den Tag zu legen begehrten, ſo wählten ſie ihrerſeits den Prieſter Paulinus zum Patriarchen, welchen der Biſchof Lucifer von Cagliari ordinierte, der ſich aber von der Gemeinſchaft mit der katholiſchen Kirche losgeſagt und ſomit das Recht verloren hatte, in ihrem Namen die Weihen zu ſpenden. Eine unerträgliche Verwirrung ſpann ſich nun ſchon über zehn Jahre an dieſem Faden fort und tat den Arianern ungeheueren Vorſchub, indem ſie den Zwiſt der

Kirche in einer Sache der Disziplin benutzten, um auch Zwiſt hinſichtlich des Glaubens auszuſtreuen. Das gelang ihnen; denn alles was Partei iſt, iſt leichtgläubig in dem Punkt, der den Gegnern zum Schaden gereicht; und ein Schisma iſt immer die Sache einer Partei, welche ſich mehr zu einer Perſönlichkeit, als zur inneren Wahrheit der aufgeworfenen Frage hält. Baſilius dringende Bitten an Athanaſius um Friedensvermittelung zwiſchen ſo vielem Krieg, ſind ſchon früher angeführt worden. Er wendete ſich aber auch ſelbſt unmittelbar an das Abendland und bat den Papſt Damaſus „nach Gewohnheit ſeiner Vorfahren, nicht als eine Neuerung" erfahrene und fromme Männer in's Morgenland zu ſchicken, um womöglich die Uneinigen zu verſöhnen oder um doch wenigſtens die Perſonen und Verhältniſſe ſo genau kennen zu lernen, daß feſtgeſetzt werden könne, mit wem Gemeinſchaft zu halten ſei und mit wem nicht. „Die Geſetze der alten Liebe zu erneuern und den Frieden der Väter, dies himmliſche und heilige Geſchenk Chriſti, das im Laufe der Zeit verwelkt iſt, wieder zu friſcher Blüte zu bringen, iſt für uns notwendig und wird deinem Chriſtus liebenden Herzen gewiß auch willkommen ſein," ſchreibt er lieblich an Damaſus. Auch an die übrigen Biſchöfe des Abendlandes erließ er mehrfache Rundſchreiben, die ein lebendiges Bild des verwirrten und geſunkenen religiöſen Zuſtandes im Orient geben. Ueber die Verfolgung, welche der häretiſche Kaiſer Valens betrieb, ſagt er:

„Da unſer Herr Jeſus Chriſtus ſich herabgelaſſen hat, die ganze Kirche Gottes ſeinen Leib zu nennen und uns im einzelnen zu deſſen Gliedern zu

Leben und ſucht ſich zur Geltung zu bringen, ſo lange ein Athemzug in der menſchlichen Bruſt iſt. Aber es findet ſeinen unermüdlichen Gegner in dem Princip des übernatürlichen Lebens, in der Gnade, die ihm jeden Strohhalm ſeiner Exiſtenz ſtreitig macht und die einen kräftigen Bundesgenoſſen in der Ordensgemeinſamkeit hat, wo der Einzelne mit ſeinen Werken, Thaten und Leiſtungen im Ganzen verſchwindet, denn im Orden heißt es „wir," wo es in der Welt heißt „Ich." Und nur da, wo der natürliche Menſch recht gern ein „wir" brauchen würde, da wo es eine Verſchuldung, eine Anklage, eine Beſchämung gibt, da heißt es „ich." Dieſe Ablöſung vom Ich durch die Befolgung der Gelübde iſt es ganz allein, was den Orden ihre ungeheure intenſive Kraft gibt. Sie verbrauchen keine für die niederen Zwecke des Lebens: ſie haben keine Familie zu gründen, keinen Beſitz zu erwerben, keinen Willen an thörichte Leidenſchaften zu vergeuden; ſie ſind in Ruhe geſammelt für die höheren Zwecke, welche jeder Orden in ſeiner beſonderen Beſtimmung verfolgt. Darum ſind ſie der Kirche Gottes durchaus nothwendig. Alle Häreſien und Sekten, weil ſie ſich trennten vom Urquell des wahren Seins und aus „Ciſternen" trinken, anſtatt vom „lebendigen Waſſer" — haben es immer nur mit dem natürlichen Menſchen zu thun, den ſie recht gern vervollkommnen möchten, wenn ſie nur wüßten wie. Ihnen ſtehen keine Mittel zu Gebot, um machen, ſo hat er uns Allen auch das Recht gegeben, mit Allen in Verbindung zu treten. Weil nun das Haupt zu den Füßen nicht ſagen kann: wir brauchen euch nicht; ſo werdet auch ihr uns nicht wie Fremdlinge verſtoßen, ſondern mit den Drangſalen, welchen wir um unſerer Sünden willen überliefert wurden, Mitleid haben; ſo wie wir uns über euch freuen, daß ihr den Frieden ungetrübt bewahrt, den euch der Herr verliehen hat. Bei der Verfolgung, die über uns hereingebrochen iſt, und welche zuerſt die Hirten trifft, damit die Herden zerſtreut werden, iſt dies das Schlimmſte, daß die Verfolger den Namen Chriſti tragen. Dadurch ſind die Lehren der Religion umgeſtürzt, die Geſetze der Kirche verwirrt, das prieſterliche Anſehen und die Beobachtung des Canones dahin. Der Ehrgeiz drängt ſich in die Kirchenämter, die Gottloſigkeit reißt die höchſte Würde an ſich, die Herrſchſucht macht ſich auf heiliger Stätte zur Magd desjenigen, der ihr dahin verholfen hat. Das Volk iſt ohne Warnung, denn der rechtmäßige Prieſter darf nicht freimütig ſprechen und jede Läſterzunge iſt losgelaſſen, reizt andere zur Feindſeligkeit auf, damit das Böſe allgemein und die eigene Bosheit nicht auffallend werde. Die Ungläubigen lachen, die Kleingläubigen wanken, die Glaubenslehre wird zweifelhaft, weil diejenigen, welche ſie verfälſchen, die Wahrheit nachahmen; und Ungewißheit lähmt die Seelen. Das Heiligtum iſt entweiht und die Gläubigen und Einſichtsvollen fliehen vor den Gotteshäuſern als vor Schulen der Gottesläſterung, und halten ihre Andachten und Gebete mit Weib und Kind unter freiem Himmel. Weil die

Biſchöfe, Prieſter und Diakonen verfolgt, mißhandelt, abgeſetzt werden oder die Flucht ergreifen müſſen, iſt der Klerus verderbt, ſo daß der eingeborene Sohn Gottes geläſtert und der heilige Geiſt verachtet wird, ohne daß jemand da wäre, der widerlegen könnte. Die Vielgötterei bekommt die Oberhand. Man hat einen großen und kleinen Gott. Man hält den Namen Sohn nicht für eine Bezeichnung der göttlichen Natur, ſondern für die Benennung einer Würde. Man glaubt nicht, daß der heilige Geiſt zur Vollſtändigkeit der heiligen Dreifaltigkeit gehöre und an der göttlichen und ſeligen Natur Anteil habe, ſondern daß er irgend eines aus den Geſchöpfen, und dem Vater und Sohne von ungefähr und blindlings beigefügt worden ſei. Wer gibt meinen Augen eine Tränenquelle, um Tag und Nacht das Verderben zu beweinen! Verführt wird das Ohr der Einfältigen und das Kind der Kirche in der häretiſchen Lehre auferzogen. Denn was ſollen ſie tun? Die Häretiker taufen, predigen, ſpenden die Sakramente, unterſtützen auf mancherlei Weiſe die Notleidenden; und weil ſie all' dieſe Dinge vollziehen, ſo entſpringt daraus ein Band, welches ſie mit dem Volke verbindet. Bekämen wir alſo auch ſpäter die Glaubensfreiheit wieder, ſo wäre doch keine Hoffnung mehr, diejenigen zur Erkenntnis der Wahrzeit zurückzubringen, die durch lange Täuſchung geblendet und gefeſſelt ſind. Betrachtet alſo unſere Drangſale als die eurigen, geliebte Brüder, denn wegen des gemeinſchaftlichen Erbes und väterlichen Schatzes, wegen des reinen Glaubens ſtehen wir auf dem Kampfplatze. Das Übel hat nicht eine oder einige Kirchen nur befallen, ſondern es wütet von Illyriens Grenzen bis zur Thebais. Gebet nicht zu, daß die Hälfte des Erdkreiſes von der Irrlehre verſchlungen werde und daß der Glaube bei denen erlöſche, bei denen er zuerſt geleuchtet hat. Ihr, die ihm miteinander in größter Eintracht und Einigkeit verbunden ſeid, kommt! vergeltet dem Morgenlande das himmliſche Gut, welches ihr ihm verdankt: erneuert ihm den Glauben. Kommt in einer ſo großen Anzahl, daß ihr hier eine Synode bildet; verkündet auf derſelben das Bekenntnis wieder, welches unſere Väter zu Nicäa feſtſetzten, verbannt die Ketzerei und bringt die Glaubensgleichen zur Eintracht. Die fremde Rede pflegt mehr Eindruck zu machen, als die gewohnte, aus bekanntem Munde; beſonders dann, wenn ſie von Männern kommt, denen ein herrlicher Ruf vorhergeht, wie euch, die ihr den von den Apoſteln hinterlegten Glauben unverſehrt bewahrt habt, während bei uns die wankenden Kirchen wie zerſprungene Gefäße das einſchleichende ketzeriſche Gift aufgenommen haben, welches durch gewiſſe frevelhaft neue Ausdrücke, die der menſchliche Hochmut erfand, eingeführt worden iſt.“

In einem anderen Schreiben klagt Baſilius über Sektenweſen und Schisma: „Obgleich wir in einem Meer von Leiden ſchwimmen und durch die heftigſten Stürme geprüft werden, ſo leiſten wir doch Widerſtand in Chriſtus, der uns Stärke verleiht und den Hoffenden Ausgang aus aller Trübſal verheißen hat. Die Häreſie der Arianer, die ſich offenbar vom Körper der Kirche losgeriſſen hat, fällt allen in die Augen und ſchadet uns nicht ſoviel, als die Heuchelei derjenigen, welche äußerlich ganz

Milde und Schonung ſind, innerlich aber die Herde Chriſti zerfleiſchen. Sie ſcheinen mit uns zu wandeln und dieſelbe Glaubenslehre wie wir zu verkünden; heimlich aber deuten ſie die Lehre falſch und ſtreuen dabei die Verleumdung aus, als ob wir Neuerungen im Glauben einführten. Einer von denen, welche uns vielen Kummer machen, iſt Euſtathes, Biſchof zu Sebaſte in Klein-Armenien, der mehrfache Apoſtaſie durch mehrfache ſcheinbare Bekehrung verbarg, und der jetzt das Oberhaupt einer Sekte iſt, die nicht bloß die Weſensgleichheit des Sohnes, ſondern auch den heiligen Geiſt beſtreitet. Und das Allerbeklagenswerteſte iſt endlich dieſes: daß auch der Teil, welcher geſund im Glauben, dennoch in ſich ſelbſt zerſpalten iſt, ſo daß uns wahrſcheinlich ähnliche Drangſale erwarten, wie ſie einſt Jeruſalem trafen, das zugleich von Veſpaſian belagert und vom Zwiſt der eigenen Bürger aufgerieben wurde. Dies verſetzt die Kirchen in den Zuſtand der äußerſten Schwäche und dringend bitten wir um eueren Beiſtand, damit das Schisma beſeitigt, die Autorität der Kirche anerkannt und der Leib Chriſti dadurch vollkommen werde, daß alle Glieder zur Einſicht ſich ſammeln und halten.“

So ſchmachteten von jeher die größten Seelen nach Glaubenseinheit; ſo untergrub von jeher der Irrtum im Glauben die Freiheit, die Wohlfahrt, die Sittlichkeit, den Frieden der Welt. Einfach iſt der Glaube, darum macht er ſtarke Seelen, in denen die höheren Kräfte des Menſchen Boden, Stoff und Nahrung finden. Tauſendfach iſt der Irrglaube; darum verwirrt und verflacht er die Seelen und die höheren Kräfte erſterben kläglich auf ihrem ſandigen und moraſtigen Boden. Nichts bleibt ihnen übrig, als die Verſtandesrichtung mit ihrem trügeriſchen Licht, das, wie der Irrwiſch, aus Dünſten der Erde entwickelt iſt und meiſtens über einem Sumpfe flackert.

Wohl durfte Baſilius an Jeruſalems Elend erinnern, das von Haß und Zwietracht zerfleiſcht wurde, während der Feind die Mauern umgab. Das Ärgernis wucherte im Orient: der Altar war entweiht durch Eindringlinge, die Kanzel durch Irrlehrer, der Biſchofſtuhl durch Höflinge, der Thron durch einen Verfolger. Der Lärm des Streites, die Flut von Glaubensbekenntniſſen, die zahlreichen Apoſtaſien beſtürzten und verwirren das Volk, und weckten Zweifel in ihm an die Weisheit ſeiner Hirten und Väter. Es fühlte ſich nicht mehr heimiſch und froh in den Gotteshäuſern und bei den kirchlichen Feierlichkeiten; es ging hinaus in die Felder und Wälder und ſchrie zu Gott um die Wiederkehr des alten Glaubens. Die Hilfe, die Baſilius von den Biſchöfen des Abendlandes erflehte und erſehnte, kam nicht; denn dieſe kannten aus den Tagen des Kaiſers Conſtantius allzu gut die Gefahr, mit den liſtigen und ränkevollen Arianern in Berührung zu kommen, um ſich in ein Unternehmen von ſo zweifelhaftem Erfolg einzulaſſen. Ueberdies war Kaiſer Valens nicht der Mann, der eine Durchkreuzung ſeines Vorhabens, den Orient zu arianiſieren, geduldet haben würde. Statt der Hilfe kam für Baſilius neuer Kummer und von einer Seite, von der er nicht darauf gefaßt war. Von ſeinen Feinden war er längſt als ein Neuerer in Glaubensſachen verſchrien, beſonders deshalb, weil er die Gottheit des heiligen Geiſtes lehrte. Die Reinheit und Feſtigkeit ſeines Glaubens, welche dieſe Verleumdung ihm zuzogen, hätten ihm wohl das Recht geben können, von anderen ebenfalls die größte Entſchiedenheit zu begehren; aber andererſeits war der Geiſt der Milde und das Verlangen nach Verſöhnung der Getrennten ſo groß in ihm, daß er mit den fieberhaft aufgeregten Gemütern Mitleid hatte, alles vermied in Worten und Bezeichnungen, wodurch kränkelnde Verſtimmung gereizt werden konnte, und zufrieden war, wenn ſich Häretiker oder Schwankende zum Symbol von Nicäa bekehrten, ohne ſich weiter auf Erläuterungen über den heiligen Geiſt einzulaſſen. Daß dies Verfahren ganz mit dem des heiligen Athanaſius übereinſtimmte, haben wir früher geſehen. Um die göttlichen Geheimniſſe der Offenbarung aufzunehmen und ſich tief von ihnen durchdringen zu laſſen: dazu gehört ein ruhiger oder doch ein beruhigter Geiſt. Dieſe innere Beruhigung tritt ſelten urplötzlich und vollſtändig ein; nicht jeder Zweifel iſt ſogleich gehoben, nicht jedes Dunkel ſogleich gelichtet. Die großen Männer wie Athanaſius, wie Baſilius, hatten genug Nachſicht mit der menſchlichen Schwäche und genug Vertrauen zu der göttlichen Gnade, welche denen zu Hilfe kommt, die guten Willens ſind, daß ſie lieber ſchonend ſchwiegen, wo ſie ohne Verleugnung der Wahrheit ſchweigen durften, als daß ſie eine Entſchiedenheit des Ausdruckes forderten, der ein Vorwand zu neuer Zwietracht hätte werden können. Daß dies keine Frucht der Feigheit, wohl aber der Liebe war, bewies der Heldenmut, mit dem ſie für die Wahrheit kämpften, ſobald ſie keine andere Rückſicht zu nehmen hatten, als auf ſich ſelbſt. Aber die Mönche in Kappadocien, an deren ſtillen Kloſtermauern die tumultariſchen Zerwürfniſſe der Welt nur wie die zurückweichende Brandung an eine Felſenklippe brauſten, hielten dieſe Rückſicht Baſilius für die Nachgiebigkeit einer ſchwankenden Geſinnung oder für Mangel an Glauben; ſo daß der heilige Biſchof in einem Kreuzfeuer widerſprechender Vorwürfe ſtand. Die Gegner ſchrien darüber, daß er an den Heiligen Geiſt glaube; die Mönche, daß er nicht glaube. Mit einer milden Friedfertigkeit, die nicht immer Hand in Hand mit Feuereifer geht, ſchrieb er den Mönchen und ſagte ihnen: „Wir glauben und bekennen, was uns überliefert wurde: daß der Tröſter mit dem Vater und dem Sohne verbunden und nicht unter die Geſchöpfe zu zählen ſei. Wir werden getauft im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes und gemäß unſerer Taufe glauben wir und löſen keineswegs die Verbindung der Dreifaltigkeit auf. Unſere Intelligenz wird vom Geiſt erleuchtet, ſchauet ſo zu dem Sohne empor und betrachtet in dieſem den Vater wie in einem Abbilde. Die gebührende Ehre nehmen wir ihm nicht und erdichtete Namen geben wir ihm nicht; wir nennen ihn Heiligen Geiſt und Tröſter. Dies iſt unſere Lehre. Werden wir deshalb angeklagt und geſchmäht, ſo iſt das nicht unſere Sache, ſondern die der Schmähenden. Wir ſind unbeſorgt, denn wir ſagen mit dem Apoſtel: Der Herr iſt nahe.“ (ad Philip. IV, 5.)

In dem Buche gegen Eunomius, der zuerſt den heiligen Geiſt ein Geſchöpf genannt hatte, und in der Abhandlung vom Heiligen Geiſt führte Baſilius ſpäter ſeine Lehre aus. Aber bei der innigſten Rechtgläubigkeit und bei dem größten Bemühen, die Lehre wiſſenſchaftlich zu begründen, teilte er mit Athanaſius die heilige Scheu vor den Geheimniſſen, die Gott dem Glauben offenbart hat und die kein Menſchengeiſt vollkommen erklären kann. Er ſchreibt darüber: „Wir wollen uns hüten, vom Heiligen Geiſt irgend etwas zu ſagen, was die Heilige Schrift nicht ſagt; aber auch eben ſo ſehr uns bemühen, alles zu ſagen, was ſie uns über ihn lehrt, wenn wir es jetzt auch noch nicht vollkommen verſtehen. Das volle Verſtändnis iſt jenen Zeiten aufbewahrt, da wir die Wahrheit von Angeſicht zu Angeſicht und nicht mehr verdunkelt von den Schatten und Rätſeln des Erdenlebens ſchauen werden.“ Wie wunderbar iſt es doch! die großen Geiſter, die heiligen Seelen, die erhabenen Intelligenzen fliegen auf in die Regionen des Glaubens und wiegen ſich mit Wonne auf breiten Schwingen in den Lüften ſeliger Hoffnung, die aus einer anderen Welt ihnen entgegen ſtrömen, und freuen ſich auf den ſeligen Augenblick, wo ſie ſchauen werden, was ſie hienieden geglaubt haben. Die kleinen Geiſter aber und die beſchränkten Köpfe fühlen ſich ungemein gekränkt, daß ihnen dereinſt göttliche Myſterien klar werden ſollen, welche ſie mit ihrer menſchlichen Wiſſenſchaft hienieden nicht zu ergründen vermochten. Traurige Verblendung! ſtatt ſich zu freuen, künftig mit dem Cherub zu erkennen und mit dem Seraph zu lieben, wollen ſie Erkenntnis und Liebe auf die engen Grenzen ihres umnebelten Verſtandes und ihres vererdeten Herzens beſchränken!

Zehntes Kapitel.

Im Sommer des Jahres 372 erſchien als Vorbote des Kaiſers der Präfekt Modeſtus in Cäſarea. Die Provinz Bithynien war bereits gewaltſam arianiſiert. In Galatien beſchäftigte ſich Valens noch mit Liſt und Überredung, denſelben Zweck zu erreichen. In Egypten, wo alle Verfolgungen einen beſonders heftigen Charakter annahmen, weil ſie einen beſonders großartig heiligen Widerſtand trafen, wütete ſie auch diesmal. Der große Athanaſius war tot. Die Häreſie hatte in ihm den Gegenſtand ihres bitterſten Haſſes verloren; allein Baſilius trat in dieſer Beziehung und um des nämlichen Grundes willen das Erbe des heiligen Athanaſius an. Auch er war eine Säule des katholiſchen Glaubens. Überdas war der Kaiſer doppelt erbittert, weil er bei ſeinem erſten Beſuch in Cäſarea mit ſeinen arianiſchen Plänen hauptſächlich an Baſilius Einfluß geſcheitert war. Jetzt verſuchte er bald durch Schmeichelei ihn zu gewinnen, bald durch Drohungen ihn zu ſchrecken. Durch Beamte ſeines Hofſtaates und durch Offiziere ſeines Heeres hatte er dieſe Mittel ſchon anwenden laſſen. Da ſie ohne Erfolg blieben, trat Modeſtus, zwiefach gekränkt als ſchmiegſamer Hofmann und als Arianer, mit der größten Brutalität gegen Baſilius auf, um ihn zu zwingen, die kirchliche Gemeinſchaft mit dem Arianismus einzugehen. Ohne Umſtände, wie einen angeklagten Verbrecher, beſchied er den Erzbiſchof vor ſein Tribunal. Auf dem erhöhten Richterſtuhle, umgeben von allen Zeichen ſeiner Würde und allen Dienern ſeiner Macht thronte

Modeſtus, und vor ihm ſtand Baſilius in ſeiner gewöhnlichen armen Kleidung und mit ſeiner gewohnten milden Ruhe. Ohne ihn zu begrüßen, brach Modeſtus, ſowie Baſilius erſchien, in den Vorwurf aus: „Wie kommt's, Baſilius, daß du es wagſt, dich dem Kaiſer zu widerſetzen?“ Baſilius entgegnete, er verſtehe dieſen Vorwurf nicht. Da ſetzte der Präfekt ihm auseinander, ſein Ungehorſam beſtehe darin, daß er in der Religion dem Kaiſer nicht folge. Baſilius antwortete: „Mein Kaiſer kann unmöglich von mir verlangen, daß ich, ein Geſchöpf Gottes, ein anderes Geſchöpf als Gott anbeten ſolle.“ „Was gilt dir denn der Kaiſer?“ „Bei einem ſolchen Befehle — nichts!“ Modeſtus, ganz ſtarr über dieſen Freimut, ſuchte ihm zu erklären, wie wünſchenswert es ſei, zur Partei des Kaiſers zu gehören und mit den angeſehenſten Männern in Kirchengemeinſchaft zu treten. Baſilius erwiderte: „Ja, du biſt Statthalter und bekleideſt eine hohe Würde und die Gemeinſchaft mit dir, der du geſchaffen biſt nach dem Bilde Gottes, würde uns erfreulich ſein; jedoch nicht mehr, als mit den Geringſten, denn nicht Aemter und Würden machen den Chriſten, wohl aber der Glaube.“ Modeſtus ſprang auf von ſeinem Sitze und rief erzürnt: „Fürchteſt du nicht die Strafen, die ich über dich verhängen kann?“ „Was für Strafen?“ „Einziehung des Vermögens, Verbannung, Marter und Tod.“ „Von dieſen Strafen trifft mich keine,“ ſagte Baſilius gelaſſen. „Dies armſelige Kleid und ein paar Bücher: das iſt mein Vermögen. Ort und Land, wo ich lebe, ſind meine Heimat nicht, denn ich bin ein Fremdling auf Erden und überall zudas Ich zu überwältigen, denn dazu gehört eben die ganze Vollkraft der katholiſchen Glaubenslehre und die ganze Gnadenkraft der katholiſchen Sacramente. Daß und wie dieſe wirken, zeigen die Orden. Sie zeigen es ſowohl den Abtrünnigen, als den Lauen und Kalten in der Kirche ſelbſt. Sie ſind die Erſtlinge des übernatürlichen Lebens. Sie ſind die freiwilligen, nicht die befohlenen Kämpfer in der Sache Gottes. Wie ein Feldherr bei ſehr gefährlichen Wagniſſen in der Schlacht nicht die ganze Streitkraft dazu commandirt, ſondern ruft: Freiwillige heraus! und dieſe dann vortreten und den bezeichneten Punkt erſtürmen — ſo ruft die Kirche: Wer will auf gradem Wege das Himmelreich erſtürmen? Freiwillige, heraus! — und die Orden treten vor. Bei deren Kämpfen zittert die Erde nicht in Angſt und Weh, gibt es keine Leichen, kein Blut, keine Wunden auf ihren Gefilden. Deren Kämpfe richten ſich lautlos wider das eigene Herz; ihre Klage iſt ein ſtilles Gebet, ihre Siegestrophäen beſtehen in einem Lächeln nur. Aber die Sache, für die ſie ſchweigend gekämpft — die triumphirt: ſie reißen das Himmelreich an ſich und andere Seelen in daſſelbe hinein! Der ſinnlichen Weltverſunkenheit gegenüber ſtellen ſie ein freudiges Bild der Weltentſagung auf; dem materialiſtiſchen Streben nach Glück im Wolbehagen des Genuſſes und Beſitzes — das idealiſche Streben nach Glück ohne Beſitz, ohne Genuß, ohne Wohlbehagen.

frieden, wohin Gott mich ſchickt; alſo kann eine Verbannung mich nicht betrüben. Und Marter? ich bin ſo ſchwach, daß der erſte Streich meinem Leben ein Ende machen würde. Der Tod aber wird mir willkommen ſein, denn er ſendet mich zu Gott, für den ich lebe und atme und kämpfe, und zu dem meine Seele verlangt.“ Wie betäubt von einer ſolchen Verachtung aller irdiſchen Leiden ſchwieg Modeſtus und ſagte dann in gemäßigtem Tone: „Mit ſolcher Verwegenheit hat nie Jemand zu mir geſprochen.“ „Vielleicht hatteſt du in dieſer Sache noch nie mit einem Biſchofe zu tun,“ entgegnete Baſilius; „um ſie zu verteidigen, würde Jeder dieſelbe Sprache führen. In allen anderen Dingen ſind wir demütiger und unterwürfiger als Einer; denn da wir die Diener der Geringſten ſind, ſo würde es ſich nicht für uns geziemen, den Höchſten zu trotzen. Handelt es ſich aber um den Glauben, ſo haben wir Gott vor Augen, und nur Ihn. Dann ſchrecken uns weder Feuer noch Schwert, dann freuen wir uns zu den Geißeln und den wilden Tieren. Wende an deine Macht, überhäufe uns mit Schmach, erſchöpfe deine Foltern: der Kaiſer ſelbſt wird uns unüberwindlich finden.“ Modeſtus aber fühlte ſich überwunden; hochmütig hatte er Baſilius empfangen, ehrfurchtsvoll entließ er ihn, bat ihn nochmals, alles zu erwägen, und gab ihm einen Tag Bedenkzeit. „Sie iſt unnütz,“ antwortete der heilige Erzbiſchof; „wie ich heute bin, werde ich morgen ſein.“ Valens war inzwiſchen in Cäſarea angelangt, erfuhr mit Unwillen den ſchlechten Erfolg des Präfekten und ſchlug den Weg der Güte ein, um Baſilius durch

Männer, die ihm geneigt waren, umſtimmen zu laſſen. Sie ſtellten ihm vor, wie nötig ihm ein gutes Vernehmen mit dem Kaiſer zu einer ſegensreichen Wirkſamkeit ſei, und daß er es nicht gering anſchlagen dürfe, den Kaiſer mit dem ganzen Volk zu einer Gemeinde vereint zu ſehen. Es handle ſich ja nur darum, das Wort „gleichweſentlich" aus dem Symbol von Nicäa fallen zu laſſen. Baſilius antwortete: „Gewiß, es wäre ein großes Glück, den Kaiſer in unſerer Kirche zu ſehen, denn eine gerettete Seele iſt etwas Großes. Was aber das Symbol von Nicäa betrifft, ſo kann ich das Wort „gleichweſentlich" unmöglich fallen laſſen, weil ich nicht einmal dulden würde, daß man die Ordnung der Worte veränderte. Wie es iſt, ſo iſt es heilig!

Endlich berief Valens den Erzbiſchof vor ſeine eigene Perſon und in ſeiner Gegenwart mußte Modeſtus die Conferenz fortſetzen. Ein Vertrauter des Kaiſers, der das Amt eines Oberküchenmeiſters am Hofe bekleidete und Demoſthenes hieß, war ebenfalls gegenwärtig und verſuchte ſeinerſeits Gründe vorzubringen, um Baſilius zu gewinnen. Da er aber nichts weniger als das Talent ſeines berühmten Namensverwandten beſaß, ſo entgegnete Baſilius lächelnd: „Die Überredungsgabe dieſes Demoſthenes wird für Niemand gefährlich werden;" und der Stand der Dinge blieb unverändert. Während Baſilius ſtündlich ſein Verbannungsurteil erwartete, ſprach Modeſtus zu Valens: „Wir ſind beſiegt; dieſer Mann iſt zu erhaben für unſere Angriffe." Der Kaiſer beſann ſich eine Zeilang, welche Maßregeln er wohl anwenden ſolle. Am Feſte der Epiphania begab er ſich in die Hauptkirche von Cäſarea, wo der Gottesdienſt mit der feierlichen Würde gehalten wurde, die Baſilius ſo notwendig für den Kultus fand. Der Klerus behandelte mit tiefſter Ehrfurcht die Feier der heiligen Geheimniſſe und mit tiefſter Andacht wohnte die Gemeinde ihr bei. Valens war ergriffen von dieſer ſchönen und edlen Ordnung und ganz erſchüttert, als er den Erzbiſchof am Altare zelebrieren ſah, weltvergeſſen, aufgelöſt in Demut, in ſelige Stille, innerlich verklärt durch die Flammen heiligſter Gottesliebe. An ſo etwas war der Kaiſer freilich nicht durch ſeine Arianer gewöhnt! Es mochte wohl ein Strahl der Wahrheit in ſeine Seele fallen, daß hier etwas vorgehe, das nicht auf Menſchenwort und Menſchenwerk beruhe. Den Gebeten und der Meſſe beizuwohnen, war ihm unverwehrt. Nicht dadurch ſchloß man ſich den Rechtgläubigen an. Die kirchliche Gemeinſchaft fand ihren Ausdruck und ihre Begründung in der gemeinſchaftlichen Teilnahme am Allerheiligſten Sakrament. Genau wie noch jetzt: die katholiſchen Gotteshäuſer ſtehen Jedem offen; dem katholiſchen Gottesdienſte darf Jeder beiwohnen; aber der Empfang der heiligen Euchariſtie gehört ausſchließlich dem Katholiken. Kaiſer Valens wußte wohl, daß ſie ihm nicht zukomme, und daß Baſilius ſie ihm verweigern müſſe; allein jenes merkwürdige Begehren des Irrglaubens, in irgend etwas mit dem wahren Glauben zuſammen zu hängen, Teil zu haben an ſeinen Gnaden, regte ſich auch in ihm. Nach dem alten Gebrauche wurde das Brot und der Wein während des heiligen Meßopfers von den Mitgliedern der Gemeinde dargebracht. Es war das Offertorium ein Symbol der Aufopferung ihres innerſten Weſens mit Mark und Blut, in heiligem Anſchluſſe an das Opfer des Gottesſohnes. Der zelebrierende Prieſter weihte von dieſen dargebrachten Gaben denjenigen Teil, der für die Kommunion genügte; das übrige wurde zurückgelegt und diente zum Unterhalt der Prieſter und der Armen. Gaben der Irrgläubigen, weil dieſe darauf einen Anſpruch an die heilige Kommunion hätten machen können, pflegte man nicht anzunehmen. Kaiſer Valens konnte nicht dem Verlangen widerſtehen, eine Gabe zu opfern. Zwei ſeiner Hofleute überreichten in ſeinem Namen dem Erzbiſchofe Brot und Wein, und Baſilius, der unerſchütterliche Mann, der bereit war, wegen eines Buchſtabens in Not und Tod zu gehen, empfing mild die Gabe, um nicht den Kaiſer inmitten ſeines Volkes durch Zurückweiſung zu beſchämen.

Ein anderes Mal kam der Kaiſer in die Sakriſtei der Hauptkirche, als ſich der Erzbiſchof dort befand, um Gelegenheit zu haben, ſich ohne Zwang mit ihm zu unterhalten. Gregor von Nazianz, der ſich eben bei ſeinem Freunde befand, war ein Zeuge dieſer Unterhaltung und verſichert: Baſilius habe mit wahrhaft himmliſcher Begeiſterung von himmliſchen Dingen geredet. Gewiß iſt es, daß der Kaiſer ſich merklich milder gegen die Katholiken benahm. Das durchkreuzte aber alle arianiſchen Pläne. Man ſtellte mehr noch der Kaiſerin Albia Dominica, als dem Kaiſer ſelbſt, das Benehmen des Erzbiſchofs als Beleidigung der Majeſtät vor und ſo ſetzten denn die Arianer es durch, daß ſich

Baſilius endlich zu entſcheiden habe, ob er in ihre Kirchengemeinſchaft eintreten oder in's Exil wandern wolle. Gelaſſen wählte er die Verbannung. Mit großem Lärm betrieben die Arianer die Ausführung des Urteils. Alles war bereit; zum Abſchiede umringten ihn ſeine Freunde, die Sänfte erwartete ihn, das trauernde Volk umlagerte ſeine Türe; da erſchienen plötzlich einige Kämmerlinge und riefen Baſilius in den Kaiſerpalaſt. Da war Jammer und Klage zu Hauſe. Valentinian Galates, des Kaiſers ſechsjähriger Sohn, war plötzlich mit ſolcher Heftigkeit erkrankt, daß die Ärzte ihn verloren gaben. Die Eltern hatten eine zärtliche Liebe für den Knaben, die Kaiſerin wollte verzweifeln, der Kaiſer war ratlos. Vielleicht flüſterte ſein Gewiſſen ihm zu, dies ſei die Strafe Gottes für viele, viele Ungerechtigkeit und barbariſche Grauſamkeit. Gegen die Liebe Gottes iſt der Menſch ſtumpf, unter der Geißel Gottes kommt er zur Beſinnung. Wenn ein Mann des Glaubens für das Kind betete, ſo würde Gott vielleicht das Gebet des Gerechten erhören: dieſer Gedanke flog dem Kaiſer durch den Sinn und merkwürdiger Weiſe dachte er, das Gebet des Gerechten keinem von ſeinen Arianern zu, ſondern dem, den er ſoeben um des Glaubens willen in's Exil ſchickte. Baſilius war gerne bereit die Barmherzigkeit Gottes mit ſeinem Gebet zu beſtürmen, benutzte aber dies Ereignis, um den Kaiſer auf ſeine vielfachen Beleidigungen der göttlichen Barmherzigkeit aufmerkſam zu machen und ſeine Zuſtimmung zur Taufe des Knaben zu gewinnen. Dem Kaiſer lag aber mehr am Leibes- als am

Seelenleben ſeines Sohnes; taufen ſollten ihn die Arianer, beten ſollte Baſilius. Es trat eine vorübergehende Beſſerung des Kindes ein. Die Eltern frohlockten und ließen ihm von einem Arianerbiſchof das Sakrament der Taufe ſpenden. Bald darauf erkrankte es von Neuem und ſtarb. Von Baſilius Verbannung war nicht mehr die Rede und alle Anſtalten der Arianer umſonſt geweſen. Seine eigenen Reiſeanſtalten hatten darin beſtanden, daß er dem einzigen Diener, der ihn begleiten ſollte, den Auftrag gab, ſein Schreibgerät mitzunehmen. Wo der Ballaſt des Lebens ſo gering iſt, da iſt das Erdenleben ſelbſt die härteſte Verbannung. Während der Kaiſer ganz in die Hände der Arianer zurückfiel, gewann Baſilius einen Mann, der mehr als Valens ſelbſt auf ſein Verderben geſonnen hatte, den Statthalter Modeſtus. Er fiel in eine langwierige, ſchwere Krankheit. Leiden drängen den Menſchen zum Ernſt hin, Ernſt — zum Nachdenken; ſtille Sammlung iſt ein guter Lehrmeiſter. Von Schmerzen gepeinigt und von Schwäche gebunden ſah ſich Modeſtus nach anderem Troſt und anderer Kraft um, als die Welt ihm gab. Er ließ Baſilius rufen und ſagte, als der heilige Erzbiſchof eintrat: „Ich war dir eine Genugtuung ſchuldig; heute geb' ich ſie dir: rette mich." Der Verfolger nahm ſeine Zuflucht zum Verfolgten, der Tiger zum Lamm: ein Triumph, den nur ein ächter Jünger des Gekreuzigten feiern kann! Modeſtus genas, ſchrieb ſeine Geneſung der Fürbitte des Baſilius zu, pries ihn als einen Wundertäter und blieb ihm fortan durch Dankbarkeit und Ehrfurcht ergeben.

Elftes Kapitel.

Kaiſer Valens verließ Kappadocien und ſetzte im tieferen Orient ſeine Verfolgung der glaubenstreuen Biſchöfe fort. Aus Antiochien verbannte er den Meletius, um den ſich die größte katholiſche Partei geſammelt hatte, während Paulinus das Oberhaupt der kleineren bleiben durfte, weil die Arianer die Wenigen leicht unterdrücken konnten. Aus Edeſſa in Meſopotamien mußte der heilige Biſchof Barſes in's Exil gehen und zwar tief in die egyptiſche Thebais hinein. Der heilige Euſebius von Samoſata in Armenien ging in die Verbannung nach Thrazien. Er war ein Herzensfreund des Baſilius und von der nämlichen glühenden Liebe für die katholiſche Kirche durchdrungen. Als Soldat verkleidet, unter den Augen der Arianer hatte er Syrien und Phönizien durchſtreift, wo Schisma und Häreſie gar viele Gemeinden ihrer Prieſter beraubten. Er ordinierte heimlich Kleriker an den verwaiſten Kirchen, nicht nur Diakonen und Prieſter, auch Biſchöfe ſogar, und erweckte in den Gemeinden durch ſeinen Eifer und ſeine Belehrungen freudige Anhänglichkeit an den Glauben. Ein ſolcher Mann mußte natürlich den Arianern verhaßt ſein. Nur Baſilius, der noch vor Kurzem einem Freunde geſchrieben hatte, er bereite ſich auf Verbannung, vielleicht auf Schlimmeres vor, blieb wie durch ein Wunder in Cäſarea. Dafür aber fielen alle Sorgen und Kümmerniſſe um die orientaliſchen Kirchenangelegenheiten, welche jene Biſchöfe mit ihm geteilt hatten, auf ihn allein, und neue Verwickelungen geſellten ſich zu den alten.

Der Kaiſer hatte der leichteren bürgerlichen Verwaltung wegen das Land Kappadocien in zwei Provinzen geteilt. Jetzt machte der ehrgeizige und herrſchſüchtige Biſchof Anthimus von Tyana (Hauptſtadt der zweiten Provinz) den Anſpruch, daß ſich dieſe Teilung auch auf die kirchlichen Verhältniſſe erſtrecke und Tyana fortan Metropolitanſitz des zweiten Kappadocien ſei. Obwohl dies nach dem Gebrauche der Kirche durchaus keine notwendige Folge war, ſo trat Anthimus doch gleich nach des Kaiſers Abreiſe als Metropolit auf, berief Synoden der Biſchöfe, ſuchte unter den Prieſtern Anhänger zu gewinnen und riß mit Waffengewalt Einkünfte an ſich, die aus den Gebirgen des Taurus dem Erzbiſchof für die Kirche von Cäſarea auf Maultieren geſendet wurden. Anthimus fand einen großen Anhang unter denjenigen kappadociſchen Biſchöfen, die nicht ganz feſt im Glauben, und nur durch die ſcheue Wachſamkeit ihrer Kirchen gezwungen waren, ſich zu Baſilius zu halten; und ferner in jenen, die des Baſilius Erhebung zum Erzbiſchof mit ſcheelem Auge als eine Beeinträchtigung ihrer Verdienſte, den Glanz ſeiner Perſönlichkeit, der ſogar den Kaiſer überwältigt hatte, als eine Verdunkelung der ihren betrachteten. Der Semi-Arianismus, der die Gottheit Chriſti nicht ganz leugnete, nicht ganz annahm, graſſierte in Kleinaſien. In häretiſchen Sturmzeiten, wie eben die des Arianismus waren, ſcheint zum vollen und entſchiedenen Bekenntniſſe des katholiſchen Glaubens mehr Energie zu gehören, als der Mittelſchlag der Menſchen, der ſich nicht zum ſchlichten gemeinen Mann ſtellt, aufbringen kann. Da werden dann Auskunftsmittel erſonnen, um nach keiner Seite hin anzuſtoßen und ſich in der gerechten Mitte zu halten. Vergebliches Bemühen! für den Gläubigen hat der Halbglaube zu wenig, für den Irr- und Unglauben hat er zu viel. Nirgends findet er Teilnahme; nirgends faßt man Vertrauen zu ihm; nirgends iſt er willkommen. Dadurch wird er, der in ſich ſelbſt ſchon haltlos iſt, es auch nach außen, und ſchwankt hin und her, je nachdem ſelbſtſüchtige Zwecke ihn beſtimmen. Hat das Verhältnis des Menſchen zu Gott nicht eine unerſchütterliche Grundlage in den Glaubenslehren der Offenbarung, ſo gibt es auch keine übernatürliche Regel mehr, welche das Verhältnis des Menſchen zum Menſchen ordnete. Der unklare Glaube erzeugt die unklaren Gewiſſen und aus ſchwankenden Anſichten über die ewige Wahrheit entſpringen ſchwankende Charaktere, welche, ihrer Natur nach, viel leichter zum Böſen ſich neigen, als zum Guten, weil das Gute nie ohne eine gewiſſe Energie ergriffen und feſtgehalten werden kann. Durch den Semi-Arianismus wird es erklärlich, wie Baſilius ſo manche Gegner und Anthimus ſo viel Anhänger finden konnte.

Eine ſchwere Krankheit des Baſilius hatte das Gerücht ſeines Todes verbreitet. Er erſchienen ſogar einige Biſchöfe zu ſeiner vermeintlichen Beerdigung in Cäſarea. Er hatte ſich ſo weit wieder erholt, um ihnen die Sache der Kirche, welche durch Anthimus in ſo große Unordnung geriet, ans Herz zu legen. Hatte er gehofft, ſie würden ſich den Anſprüchen des zweiten Metropoliten gemeinſchaftlich mit ihm widerſetzen, ſo täuſchte er ſich. Eine Kraftäußerung war ihnen beſchwerlich. Hatte doch ihre Lauheit es zugelaſſen, daß unlängſt der Biſchofſtuhl in Tarſus im benachbarten Cilicien mit einem Arianer beſetzt wurde. Auf Ähnliches mußte Baſilius ſich von ihrer Seite gefaßt machen, für den Fall, daß etwa Anthimus durch Verbrüderung mit dem Irrglauben ſeinen Anhang zu verſtärken ſuchen würde. Bei dem Kaiſer durfte Baſilius auf keine Abhilfe zählen; ſo mußte er darauf bedacht ſein, in ſeiner Provinz neue Biſchofſtühle zu errichten und ſie mit tüchtigen Männern zu beſetzen, um zuverläſſige Glaubenswächter und Kampfgenoſſen um ſich zu ſammeln. Sein Freund Gregor ſtand noch immer in Nazianz dem alten Biſchof, ſeinem Vater, zur Seite, lebte zuweilen aber auch einige Zeit in Cäſarea, bereitwillig dem Erzbiſchofe dienend mit Rat und Schrift. Stets blieb der Wunſch in ihm wach, ſich möglichſt zurückgezogen von allen Berührungen mit weltlichen Geſchäften zu halten, und der Gedanke, daß er nach dem Tode ſeiner Eltern ſich ganz der erſehnten Einſamkeit widmen dürfe, vermochte allein ihn zu tröſten, wenn er an die Möglichkeit dieſes Verluſtes dachte. Nun erhob ihn Baſilius zur biſchöflichen Würde! Auf der Grenze der beiden Kappadocien lag der Flecken Saſima an der großen Straße, welche das Land durchſchnitt, in öder, waſſerarmer, unfruchtbarer Gegend, mit einer dürftigen und ziemlich geſindelhaften Bevölkerung. Anthimus beanſpruchte die kirchliche Gerichtsbarkeit über Saſima; Baſilius, der ſchon einen Teil ſeiner Provinz dem Frieden geopfert hatte, mußte endlich dem Vorſchreiten des Anthimus entgegen treten, machte Saſima zum

Und in dieſem idealiſchen Streben liegt eine ſolche ſeelengewinnende Macht, ein ſo unwiderſtehlicher Zauber, daß es in unbefangene Gemüther einen Stral des friedlichen Himmelreichs wirft und die Sehnſucht nach demſelben entzündet. Wie Weihrauch die ungeſunde Luft — ſo reinigt dieſe Sehnſucht die Atmosphäre einer Seele vom Qualm der Sünde und unter ihrem Einfluß gedeihen die Tugenden des göttlichen Glaubens, der heiligen Hoffnung, der himmliſchen Liebe — dieſer Botinnen des Himmelreichs.

Darum liebt die Kirche Gottes die Orden und das Ordensleben. Sie kennt die Bedürfniſſe der Menſchheit, daß dieſe „nicht lebt vom Brod allein“ und nicht für's Brod allein. Ihr iſt der göttliche Auftrag geworden, dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen und dazu ſteht ihr ein göttliches Mittel zu Gebot; ſie umſchließt das ewige Wort, ſie beſitzt das menſchgewordene Wort. Sekten und Häreſien haben Worte, ſchallende, betäubende, widerſprechende, leere, ohne Triebkraft für's ewige Leben. Die Kirche Gottes hat das Wort, denn ſie hat das Evangelium und die Euchariſtie.

Biſchofſitz und ernannte Gregor zum Oberhirten. Dieſer war geradezu in Verzweiflung, fühlte ſich weder dem heiligen Amt, noch der hohen Würde, noch den kirchlichen Streitigkeiten, noch den Ränken des Anthimus gewachſen, und führte in allem Ernſte bittere Klagen über und gegen Baſilius, daß dieſer ſeinen Freund zum Opfer der Verhältniſſe mache. Baſilius blieb bei ſeiner Behauptung; dem Heil der Kirche gegenüber müßten alle perſönlichen Rückſichten ſchwinden. An Euſebius von Samoſata, der den Wirkungskreis in Saſima zu beſchränkt für Gregor fand, ſchrieb Baſilius: „Wohl wünſche auch ich, daß Gregor eine Kirche leite, die ſeinem Geiſte angemeſſen ſei; da dies aber die Kirche auf dem ganzen Erdboden ſein würde, und er deren Biſchof doch nicht ſein kann, ſo muß er ſeinem Sitze Anſehen geben, denn ihm kann kein Ort der Welt Anſehen verleihen oder nehmen.“ Der alte Biſchof von Nazianz teilte des Baſilius Anſicht, und Gregor mußte ſich entſchließen, die Weihe zu empfangen. Er kam aber nie dazu, ſeinen Sitz einzunehmen. Anthimus verſuchte zuerſt Gregor in ſeine Partei zu ziehen; als dies mißlang, wußte er mit Hilfe des Statthalters, der ihm gewogen war, ſoviel Schwierigkeiten zu erheben und Verwickelungen anzuſpinnen, daß der friedliche Gregor dies Gewebe von Ränken nicht zu zerreißen vermochte. Da überdies ſein Vater ſtarb, ſo wünſchte man in Nazianz, er möge die Verwaltung der Diözeſe bis zur Wiederbeſetzung des biſchöflichen Stuhles führen. Er glaubte es übernehmen zu müſſen; aber die neue Wahl zog ſich weit hinaus. Da verließ er Nazianz und ging nach Seleucia, wo er ſich während fünf Jahren mit kirchenſchriftlichen Arbeiten beſchäftigte. Sein Vater war im höchſten Menſchenalter und im Rufe der Heiligkeit geſtorben. Die herrliche Kirche, die er in Nazianz auf eigene Koſten erbaute, war ein Denkmal ſeiner frommen Geſinnung und ein Sinnbild ſeines reinen Lebens. Nonna, ſeine andächtige Frau, überlebte ihn nicht lange. Sie traf die Beſtimmung, daß das ganze Vermögen nach dem Tode ihres Sohnes Gregor den Armen zufallen ſolle. Sämtlicher Familienbeſitz war nun in Gregors Hand; und ſchon jetzt erfüllte er die Wünſche ſeiner Mutter, indem er alle Einkünfte den Armen zuwendete, und ſein Leben in größter Beſchränktheit und unter tauſend Entbehrungen nach alter Art fortführte. Seine Verſtimmung gegen Baſilius war längſt gewichen und hatte ihn überhaupt nicht verhindert, dem heiligen Erzbiſchof zu ſchreiben, nachdem Gregor die Biſchofsweihe empfangen hatte: „Nun wohlan, zeige mir den Weg! wandele dem Hirten und der Herde voran; ich folge dir. Sei uns allen ein Vorbild: der Liebe für die Kirche; der Weisheit in der Handhabung der Ordnung; des Eifers für Abhilfe jeder Bedürftigkeit. Lehre uns die Herrſchaft, die der Geiſt bei dir über das Fleiſch übt, und die glückliche Miſchung von Ernſt und Sanftmut in deinem Charakter und beſonders die köſtlichſte aller Eigenſchaften: den heiligen unerſchütterlichen Gleichmut deiner Seele. Lehre uns dir ähnlich zu werden in der Kraft deiner glorreichen Kämpfe für das Heil der Seelen und in der Demut deiner Siege, die Chriſtus durch dich erſtritten hat. O ſage mir, zu welchen Weideplätzen, zu welchen Quellen des lebendigen Waſſers ich die mir anvertraute Herde zu führen, von welchen Wieſen und welchen Brunnen ich ſie fern zu halten habe. Sage mir, wann ich den warnenden Zuruf und wann ich den Hirtenſtab gebrauchen muß; wie ich die Herde vor dem Wolf beſchütze und mit den Mithirten in Frieden lebe; wie ich den Schwachen ſtärken, den Geſunden bewahren, den Gefallenen aufrichten, den Verirrten heimführen und den Verlorenen retten kann." Dieſe bewundernde, hingebende Unterordnung unter Baſilius beweiſt, daß Gregor den Biſchofſitz zu Saſima nicht zu gering für ſich, wohl aber ſich zu gering für das erhabene, allſeitig ſchwere und verantwortungsvolle Amt eines Biſchofes fand.

Zwölftes Kapitel.

Von allen ſeinen Kämpfen und Mühen ruhte Baſilius ſich aus bei der Durchführung eines geliebten Planes. Chriſtus verherrlichen war das alleinige Ziel ſeines Lebens und Strebens; die Nachfolge Chriſti zu üben und zu verbreiten, nach allen Richtungen, unter allen Formen, auf alle Weiſe, für alle Menſchen war der Beweggrund ſeiner Handlungen. Daher der Eifer für das Aszetenleben; für das erhöhte Gebetsleben der ganzen Gemeinde; für die Heiligkeit des Prieſterſtandes; für die Würde des Kultus; für die Eintracht der Biſchöfe; für die Einheit der Kirche; für die Reinheit der Glaubenslehre; denn durch dies Alles wurde Chriſtus verherrlicht, indem die Menſchen ſich bemühten, ſeinen Geboten zu gehorchen, ſeinen Willen zu tun, ſeinem Beiſpiele zu folgen, ihre Seele umzugeſtalten nach dem Vorbilde, das er hinterließ, und ſomit dem Zwecke ſeiner Menſchwerdung zu entſprechen und ſich dem Erlöſer als Erlöſte hinzugeben. Darum liebte Baſilius auch die Elenden mit jener zärtlichen Liebe der Heiligen, die in ihnen das myſtiſche Bild des leidenden Heilandes ſieht. Eine Plage des Orients, jetzt wie damals, iſt die traurige Krankheit, die im Mittelalter auch im Abendlande ſehr verbreitet war: der Ausſatz. Alle Schreckniſſe waren dieſer Krankheit eigen; ſie war faſt unheilbar, ſie war anſteckend, ſie gewährte einen gräßlichen Anblick, ſie ließ den Kranken lange, oft ſehr lange leben, und ſie beraubte ihn durch eiternde Wunden nach und nach ſeiner Glieder, ſo daß er bei lebendigem Leibe ſich auflöſte, wie der Leichnam im Grabe. Das chriſtliche Mittelalter mit ſeiner frommen Barmherzigkeit erbaute große Leproſenhäuſer, in welchen dieſe Unglücklichen Zuflucht und Pflege fanden, und heilige Seelen, Männer und Frauen, Ritter und Fürſtinnen kamen, von der Liebe Jeſu getrieben, ohne Furcht vor Anſteckung, ohne Scheu vor dem Anblick, in dieſe Spitäler und labten und tröſteten die Unglücklichen, die von der eigenen Familie gemieden wurden. In Gegenden, wo es keine Leproſenhäuſer gab und wo die Krankheit nur vereinzelt auftrat, baute man dem Ausſätzigen eine Hütte auf freiem Felde. Andächtig geleitete man ihn dahin; ein Prieſter betete die Gebete für die Sterbenden über ihn, der für die menſchliche Geſellſchaft abgeſtorben war, und übergab ihm drei Sachen: ein

Gefäß von Metall, um Waſſer zu ſchöpfen, da er ſich des allgemeinen Brunneneimers nicht bedienen durfte; eine Schaufel, auf welcher er milde Gaben in Empfang nahm; ein Glöcklein, mit dem er, wenn er den Leuten nahe kam, ſchellen mußte, um ihnen anzuzeigen, daß er „der Feldſieche“ ſei, wie man ihn wegen ſeiner Behauſung zu nennen pflegte. Beim Gottesdienſte hatte er ſeinen abgeſonderten Platz und die Gaben der Nächſtenliebe fehlten ihm um ſo weniger, als man eine beſondere Heimſuchung Gottes in dieſer geheimnisvollen Krankheit wahrnehmen wollte.

Im Orient iſt noch immer der Ausſatz nicht ſelten. Auf einem wüſten Platz in Jeruſalem, am Davidstor, liegen eine Menge von Hütten, die wie Hundehütten ausſehen. Das ſind die Wohnungen der Ausſätzigen. Da leben ſie für ſich, von anderen geflohen und verſtoßen, und bilden unter ſich Familien, die durch Almoſen und Bettelei ihr Leben friſten. Da exiſtieren ſie im äußerſten Elende und fühlen ſich doch nicht elend genug, um nicht unglücklichen Geſchöpfen das Leben zu geben, welche für dasſelbe Los geboren werden, obgleich ihnen dieſe Krankheit zuweilen eine geſunde Kindheit gönnt und erſt bei der heranreifenden Jugend beginnt.[1]) Ihr Zuſtand und der Mangel an Obſorge für ſie ſcheint im Orient von Alters her ganz hergebracht zu ſein, denn Gregor ſagt von den Ausſätzigen: Sie ziehen in Geſellſchaft haufenweiſe herum und erwecken mehr Widerwillen als Mitleid. Aus Städten und Dörfern, von Feldern und Quellen werden ſie vertrieben, häufig durch Verwandte und Freunde. Mit verſtümmelten Gliedern und gleichſam tot vor dem Tode, irren ſie umher und ſuchen durch erbärmliche Lieder das Mitleid zu rühren." Mit beſonderer Rückſicht auf dieſe Ausgeſtoßenen baute Baſilius ein großes Spital für arme Kranke und arme Reiſende und Fremdlinge. Die Baulichkeiten waren ſo großartig und weitläufig, daß Gregor ſie „die neue Stadt bei Cäſarea" nennt; das Volk aber gab ihnen den Namen des Erbauers „die Baſilias." Da tat der heilige Erzbiſchof allen heiligen Neigungen ſeines Herzens ein Genügen. Da nahm er nicht bloß die Notleidenden auf, ſondern traf auch alle Einrichtungen, deren ſie bedurften. Da waren Ärzte, Diener, Krankenpfleger, Handwerker; da waren Werkſtätten wo Jeder ſein Fach treiben oder ein beliebiges erlernen konnte; da waren Gärten zur Erholung für die Geneſenden und um den Schwachen eine leichte Beſchäftigung anzubieten; da waren Laſttiere und Wegweiſer für die Reiſenden. Eine prachtvolle Kirche, eine Wohnung für den Biſchof, verſchiedene Häuſer für die Kleriker und ein Kloſter für Mönche gehörten ſämtlich zu dieſer großartigen Anſtalt, in die ſich Baſilius oft begab, alle Bedürfniſſe ſeiner Pfleglinge überwachte, alle Angeſtellte zu treuer Pflichterfüllung ermunterte und die Kranken, namentlich die Ausſätzigen, liebreich pflegte. Die Einkünfte der Kirche von Cäſarea lieferten ihm die Geldmittel, ſo daß niemand durch dies Werk der Barmherzigkeit beläſtigt wurde. Dennoch kam es nur unter einer Flut von Schmähungen und Verdächtigungen zu Stande. Es hieß, Baſilius verſchwende aus Prunkſucht und Prahlerei das Kirchenvermögen; unter dem Vorwande, für jede Art des menſchlichen Elends zu ſorgen, verfolge er ſelbſtſüchtige Zwecke, ſuche ſich populär zu machen; mit dem Kirchenſchatz, der aus milden Gaben und Almoſen der Gläubigen entſtanden ſei, ſchalte er zum eigenen Vorteil, indem er Gunſt und Anhänglichkeit des Volkes erkaufe; nur zum Schein würden Hoſpital und Kirche gebaut: in Wahrheit ſei die Baſilias eine Feſtung, in welcher er ſich gegen den Kaiſer verſchanzen wolle. Seine Feinde wetteiferten, um ſeinem Verfahren ihre eigenen unreinen Abſichten zum Grunde zu legen und trugen ihre Verleumdungen dem Statthalter der Provinz vor. Dadurch ſah ſich Baſilius genötigt, ſich bei demſelben zu verteidigen und ihm zu ſchreiben:

---

[1]) Orientaliſche Briefe: Jeruſalem, Nov. 5. 1843

„Der große Kaiſer hat mir die freie Verwaltung meiner Kirche zugeſtanden und das Recht, über ihre Einkünfte zu verfügen. Ich frage alſo Diejenigen, welche Dein argloſes Ohr beläſtigen, inwiefern ich den Staat beraube, indem ich ein prächtiges Bethaus, nicht unwürdig der Majeſtät unſeres Gottes, erbaue und Wohnungen für den Biſchof und die Geiſtlichkeit daran lehne, Wohnungen, welche dem Statthalter und ſeinem Gefolge gern zu Dienſten ſtehen? Oder bringt etwa meine Kirchenverwaltung dem Gemeinweſen dadurch Schaden, daß ich für Kranke, für Reiſende und andere Notleidende ein Hoſpiz erbaue und einrichte, wo ſie Hilfe und Troſt, Unterſtützung und Geneſung finden? mußte ich für die Wärter und Diener, welche einer ſolchen Anſtalt notwendig ſind, nicht paſſende Räumlichkeiten einrichten? zieht die

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20887 / 074

Siebentes Kapitel.

„Mich dürſtet.“ (Ev. Joh. 19, 28.)

In dem letzten Augenblick, bevor das Opfer vollbracht war, ſprach der hinſterbende Heiland: „Mich dürſtet.“ Seine Lippen wurden mit Eſſig und Galle befeuchtet. Pein ward ihm ſtatt Erquickung. Er nahm ſie hin. Doch war dies die erſte, die einzige Klage, die er an Menſchen richtete; und ſo ward ſie aufgenommen! Feſtlich geſchmückt, im feierlichen Reigen führten die Heiden ihre Opferthiere den Altären der Götter zu. Der Weg zum Tode wurde lieblich und freundlich gemacht, gleichſam aus Dankbarkeit, daß ſie ihr Blut ſühnend und ſegenſpendend vergoſſen. Aber das Lamm Gottes ward ſtatt mit Blumen mit Dornen gekrönt, ſtatt mit Purpur-Binden mit Stricken umſchlungen, ſtatt im Feſtzug geführt, mißhandelt und gemartert fortgeſchleppt; und die rührende Bitte um das Geringſte, was einen Menſchen laben kann, um einen Tropfen Waſſer, ward ſo — verhöhnt, ſtatt erhört. Alles, was das Herz rühren kann, liegt in dieſer armen kleinen Klage: „Mich dürſtet!“ und in der Art, wie ihr begegnet ward.

Hätteſt du unter dem Kreuz geſtanden, o meine Seele, traueſt du dir wohl zu, daß du deinem Erlöſer einen Labetrunk gebracht hätteſt? würdeſt du dich nicht gefürchtet haben vor den Lanzen der Kriegsknechte oder vielfache Bedürftigkeit eines großen Hoſpitals nicht eine Menge von Werkſtätten nach ſich? war es ungeeignet, zu dieſem Zweck äußere Gebäude für die Handwerker aufzuführen? Gereicht dies Alles nicht der Stadt Cäſarea zur Verſchönerung? nicht dem Mann zur Ehre, unter deſſen Statthalterſchaft eine ſolche Anſtalt gegründet wurde? Du allein, verehrteſter Elias, kannſt mit dem beſten Willen in deiner Provinz nicht wüſte Strecken in blühende Städte verwandeln, nicht mit einem Wort Kolonien in der Öde anſiedeln. Wäre es weiſe, wenn du den Mann fortweiſen und mißhandeln wollteſt, der dich in deinem vortrefflichen Bemühen unterſtützt? Ich bitte dich, laſſe dich nicht verleiten, in deinem Wohlwollen für mich zu erkalten. Mußt Du die Verläumdung anhören, ſo mache es wie in ähnlichem Falle Alexander, der während er dem Verläumder ein Ohr lieh, das andere mit der Hand zuhielt, um anzudeuten, daß dieſes die Verteidigung des Angeſchuldigten hören müſſe, bevor er den Richtſpruch tun könne."

Die Sache der Armen ſiegte bei dem Statthalter Elias, einem rechtſchaffenen chriſtlichen Mann, der aber zu Baſilius Bedauern nicht lange in dieſer Stellung blieb. Sie bot Alles, was die Ehrfurcht reizen kann: Anſehen, Einfluß, große Tätigkeit, Macht, beträchtliche Einkünfte, und Mittel genug, die letzteren in unerlaubter Weiſe zu erhöhen. Häufig wurden die Stellen nach Gunſt und durch Kabalen beſetzt, da der Kaiſer ſie zu ernennen und ſeine Umgebung dabei bedeutenden Einfluß auf ihn hatte. Auch Elias war bei dem Kaiſer angeſchwärzt worden und ſollte abberufen werden. Baſilius ſchrieb dem Oberhofmeiſter des Kaiſers, der Sophronius hieß und aus Cäſarea gebürtig war, und bat ihn, die Sache des Elias als die Sache von ganz Kappadocien bei dem Kaiſer zu verteidigen, damit dieſer der Unbeſtechlichſte aller mir bekannten Menſchen, ein Mann, der das Recht wahrhaft ſchirmt, der den Unterdrückten zugänglich, den Übertretern der Geſetze furchtbar, für Arme und Reiche gleichmäßig gerecht iſt, unſerem Vaterlande erhalten werde.“ Umſonſt! trotz dieſes Zeugniſſes und dieſer Fürbitte, vielleicht auch wegen derſelben, mußte Elias weichen. Für Baſilius war das ein ſchmerzlicher Verluſt. Er kam in vielfache Berührung mit dem Statthalter, ſowohl in perſönlichen und kirchlichen Beziehungen, als auch durch tauſend Angelegenheiten anderer Perſonen, die ſich in ihren Bedrängniſſen an ihn wendeten. Aller ohne Unterſchied nahm Baſilius ſich an. Die Bevölkerung der Tauriſchen Gebirge lebte von der Bearbeitung der dortigen Eiſenminen. Da dieſe ſehr ergiebig waren, wurde das Volk mit ſolchen Steuern belaſtet, daß es dabei zu Grunde ging; Baſilius mußte die Bitte um Erleichterung vortragen. Julitta, ſeine Anverwandte, eine Witwe mit einem unmündigen Sohn und einem geringen Vermögen, ſollte ungerechter Weiſe eine Geldſumme auszahlen: Baſilius mußte ihr Anwalt ſein. Die Steuereinnehmer hatten den ſchlimmen Gebrauch eingeführt, bei Eintreibung der öffentlichen Abgaben den Leuten, beſonders dem Landvolk, einen Eid abzuverlangen, ob ſie ihre Steuer entrichtet hätten. Die armen Leute, oft von bitterer Not gedrängt, den Verluſt ihrer letzten

Habe fürchtend, auf irgend eine beſſere Zukunft hoffend, ſahen oftmals in dem Eid einen willkommenen Aufſchub und legten ihn falſch ab. Gegen dieſen Mißbrauch ſprach ſich Baſilius mit Entſchiedenheit und großem Schmerz mehrfach aus. Dem Beamten, der das Steuerweſen leitete, ſchrieb er einmal: „Ich beteuere vor Gott und den Menſchen, daß ihr durch dies Verfahren den Seelen der armen Leute den Tod bringt. Macht doch eine andere Art der Eintreibung ausfindig, welche die Seelen unverwundet läßt! Ihr habt von den Eidſchwüren keinen Nutzen, denn ſind die Leute einmal an den Meineid gewöhnt, ſo werden ſie die Zahlungen immer nachläſſiger machen.“ Dieſe Bereitwilligkeit, dem Nächſten zu helfen und zu dienen, erwarb ihm die Liebe des Volkes in einem ſolchen Grade, daß es ſeine Anhänglichkeit an den heiligen Erzbiſchof in einem Augenblicke kundgab, wo die weltliche Macht gegen ihn auftrat. Nicht Liebe oder Ehrfurcht zu der Beamtenwelt, ſondern die Scheu vor ihr, in welcher es häufig nur Quäler und kleine Tyrannen ſieht, unterdrückt häufig im Volke den Ausdruck ſeines Mißvergnügens. Ein Beiſitzer des Gerichtes in der Provinz Pontus wollte eine vornehme und reiche Witwe in Cäſarea zwingen, ſich mit ihm zu vermählen. Da Entführungen nichts Seltenes waren, ſo wußte die geängſtigte Frau keine Stätte zu finden, die ihr mehr Schutz gewährt hätte, als eine Kirche. Sie floh dahin und ließ den Erzbiſchof anflehen, ihr ein ſicheres Aſyl zu verſchaffen, wo ſie verborgen von ihrem Verfolger ſich ruhig aufhalten könne. Baſilius verſchaffte es ihr. Der Vikar des Statthalters in Pontus wollte hierin eine Beleidigung des ganzen Gerichtshofes erblicken. Längſt gehörte er zu den Feinden des Baſilius und froh der Veranlaſſung, ſeinem Haß gegen den heiligen Erzbiſchof eine Folge geben zu können, nahm er ſich mit ungewöhnlicher Wärme der Sache ſeines Beiſitzers an, reiſte nach Cäſarea und verlangte als des Statthalters Vikar, daß Baſilius die Frau, die er unrechtmäßiger Weiſe zurückhalte, ihm ausliefere. Natürlich verwarf Baſilius dies Anſinnen. Der Vikar ſchickte mit größter Frechheit einige Beamte in die Wohnung des Erzbiſchofs, um nachzuſehen, ob die Frau nicht im Hauſe ſelbſt verborgen ſei. Nicht als hätte er es geglaubt, nein! nur weil er meinte, dem Erzbiſchof dadurch eine Schmach anzutun. Dieſer bekümmerte ſich ganz und gar nicht um das unwürdige Treiben. Da geriet der Vikar außer ſich vor Zorn, forderte Baſilius vor Gericht und behandelte ihn, als er mit ſeiner milden Ruhe erſchien, wie einen überwieſenen Verbrecher, den man ſchmählich züchtigen muß. Er ließ ihm den Mantel abreißen und, da Baſilius ſich erbot, auch das Kleid abzulegen, mit Schlägen drohen. „Tue was du verantworten kannſt," ſagte Baſilius ruhig. Mit ſeiner Ruhe wuchs der Ingrimm des Vikars, der zur Drohung griff ihn mit eiſernen Hacken zerfleiſchen zu laſſen. „Wenn mir die Bruſt aufgeriſſen wird," ſprach Baſilius lächelnd, „ſo verſchafft das vielleicht meiner kranken Lunge etwas mehr Atem." Inzwiſchen hatten ſich dieſe Vorgänge mit größter Schnelligkeit durch ganz Cäſarea verbreitet und es entſtand ein allgemeiner Aufruhr. Man rottete ſich zuſammen, die Männer griffen zu

Steinen, Stöcken, Fackeln und Stangen, die Weiber zu Weberſpulen, die Handwerker, wie die Schmiede, machten ihr Werkzeug oder ihr Fabrikat zu gefährlicheren Waffen, und ſo wälzten ſich die Maſſen drohend dem Gerichtshofe zu, um ihren geliebten Erzbiſchof zu retten. Dem Vikar wurde nicht wohl zu Mute bei der Aufregung des Volkes und als Baſilius beruhigend einſchritt, war er froh, ſich in der Stille entfernen zu können. Seitdem wagte ſich die weltliche Gewalt nicht mehr an den Erzbiſchof; aber Ruhe hatte er deshalb doch nicht.

Dreizehntes Kapitel.

Der ganze Winter verfloß für Baſilius auf dem Krankenlager. Freundestroſt und Unterſtützung bei ſorgenvollen Arbeiten fand er durch den jungen Biſchof Amphilochius von Iconium. Er war ein Kappadocier von guter Herkunft und von bedeutendem Vermögen, über das von ſoviel Geiſt und großem Talent, daß er alle Studien mit der größten Leichtigkeit machte und ſchon als Jüngling ein berühmter Rechtsanwalt. Aber die Laufbahn befriedigte ſeine Seele nicht. Er machte es wie all' die großen Männer ſeiner Zeit: er verließ die Welt, ihr Glück und ihre Ehre und zog ſich im Jahre 373 in die Abgeſchiedenheit zurück, zur großen Freude des leidenſchaftlichen Liebhabers der zurückgezogenen Stille, Gregor's von Nazianz, mit dem er befreundet war. Auch Baſilius kannte und liebte ihn und nannte ihn ſeinen geliebten Sohn; aber Amphilochius hielt ſich fern von dem heiligen Erzbiſchof, weil er fürchtete, durch denſelben zum

Prieſteramt berufen zu werden. Während er nun ſorglos war und ſicher zu ſein meinte, fügte es ſich, daß er eine Reiſe nach Iconium in Lycaonien zu machen hatte, wo der Biſchofſtuhl erledigt war und daß die allgemeine Wahl ſich auf ihn mit ſolcher Entſchiedenheit lenkte, daß weder ſeine Jugend, noch ſein Laienſtand, noch ſein Widerſtreben berückſichtigt wurden. Man kannte zur Genüge ſeinen vortrefflichen Charakter und ſeine geiſtige Begabung, und ſo mußte Amphilochius auch hierin wiederum dem Beiſpiele ſeiner großen Zeitgenoſſen folgen, dem Willen Gottes ſich hingeben und die heiligen Weihen des Prieſters und des Prieſters und des Biſchofs im Jahre 374 empfangen. Baſilius ſchrieb ihm freudig: „Geprieſen ſei Gott, der ſeine Auserwählten in jedem Alter zum heiligen Dienſte ſich beſtellt. Er hat Dich mit den Schlingen der Gnade, aus welchem man nicht entfliehen kann, gefeſſelt, damit du ihm Menſchen fangeſt, die der Teufel gebunden hält. Das Land das Dich erzogen und zu ſolcher Höhe der Tugend gebracht hat, beſitzt dich freilich nicht; es ſieht mit ſeinem Kleinod das Nachbarland geſchmückt. Allein weil Alle, die auf Chriſtus hoffen, Ein Volk, und die Chriſten Eine Kirche ſind, obgleich dieſe nach verſchiedenen Orten benannt wird, ſo frohlockt das Vaterland über die Anordnung des Herrn, und glaubt nicht Dich verloren, hingegen durch Dich viele Kirchen gewonnen zu haben. Gehe alſo dem Volke voran, das der Allerhöchſte Deiner Rechten anvertraut hat; denn zum Vorangehen hat Chriſtus Dich geſendet. Klage nicht über die Bürde, wie wenn ſie Deine Kräfte überſtiege. Wenn

Du ſelbſt es wareſt, der dieſe Laſt zu tragen hätte, ſo wäre ſie nicht ſchwer, wohl aber ganz unerträglich. Da aber der Herr Dir tragen hilft, ſo wirf auf Ihn Deine Sorge; er wird es machen. Willſt Du aber uns beſuchen, ſo warte nicht auf gelegene Zeit; ſei vielmehr überzeugt, daß der väterlichen Liebe jede Zeit gelegen iſt, um den teueren Sohn zu umarmen. Der Herr möge mir verleihen, Dich bei uns zu ſehen und, wenn Du nicht bei uns biſt, Deinen Fortſchritt im Evangelium und die heilige Zucht und Ordnung Deiner Kirche zu vernehmen."

Amphilochius kam auf längere Zeit. Das Volk von Cäſarea teilte die Freude des Baſilius an dem herrlichen Landsmann, hörte ihn gern das Evangelium auslegen, ſah ihn mit Rührung nach der Baſilas gehen und dort die Armen bedienen. Zwiſchen den Mönchen der Baſilias, welche ebenfalls dieſem gottgefälligen Dienſte oblagen, fand Amphilochius ſeinen Freund Heraklides wieder. Beide hatten ſich einige Jahre zuvor verabredet, zuſammen in die Abgeſchiedenheit zu gehen. Auf einer Reiſe nach Cäſarea war aber Heraklides dermaßen von Baſilius und von dem Leben in der Baſilias gefeſſelt, daß er dort blieb und an Amphilochius ſchrieb: „Ich weiß, wenn Du den Biſchof kennteſt, würdeſt auch Du nichts ihm vorziehen und nimmermehr mir raten, ihn zu verlaſſen, um mich in die Einſamkeit zu begeben. Denn Wildnis und Felſenhöhlen findet man leicht; aber die Leitung von Seiten eines ſolchen Mannes nicht leicht." Nun ſahen ſich die Freunde wieder als Biſchof und als Mönch. Einſiedler war keiner von ihnen. Der Gedanke es zu werden, um vollkommener Gott zu dienen, war nur das Licht geweſen, welches Jeden auf den Weg hinwies, der für ihn der Pfand des ewigen Lebens war. Solch' ein Segen liegt auf der reinen Abſicht! Amphilochius veranlaßte Baſilius, ſeine Abhandlung über den heiligen Geiſt zu ſchreiben. Die Häretiker warfen ihm vor, daß er drei Götter lehre. In ſeinen Homilien hatte er ſich ſchon dagegen verteidigt und ſchmerzlich ausgerufen: „Es iſt ein großer Troſt für Herzen, welche die Welt durch Haß kränkt, daß ſie mit dem Herrn gehaßt werden. Haßt die Welt den Geliebten, was Wunder dann, wenn wir des Haſſes würdig befunden werden! Bedenke ich aber, daß der Herr uns Liebe und Frieden hinterließ und daß jetzt der Streit bei uns einheimiſch iſt; das Eintracht uns gegeben ward und wir Flammen der Zwietracht anfachen; ſo erſticken Tränen meine Stimme und mein vor Schmerz zermalmtes Herz möchte brechen über unſer gemeinſames ungeheueres Mißgeſchick, daß uns die Liebe, die Wurzel der Gebote, verloren gegangen iſt. Viele von denen, die ſich hier verſammelt haben ſind mehr Auskundſchafter als lernbegierige Zuhörer. Statt Erbauung ſuchen ſie Anlaß zu Schmähreden, und wird ein Wort geſagt, welches ſich in ihrem Sinn deuten läßt, ſo gehen ſie hinweg und behaupten, ſie hätten hier ihre Anſicht beſtätigt gefunden. Warum aber, wenn ihr in der Dreifaltigkeit drei Götter annehmen und ſomit gegen den Herrn ſtreiten wollt, warum ſetzt ihr meine Perſon an ſeine Stelle? Wer hinterließ uns die Lehre zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes; ich oder der Herr? Sind dieſe Worte von mir, der ich ſie verkündige, oder von dem, der mich geſendet hat? Warum bekämpfeſt du in meiner Perſon die Wahrheit? ich kann zwar leicht beſiegt werden, aber ſie iſt unüberwindlich.“

Doch eben weil des Baſilius öffentliche Reden vielfach durch feindliche Aufpaſſer verdreht wurden; ja, weil ſogar Euſtathes von Sebaſte unter dem Schein der Freundſchaft ihm Geiſtliche geſchickt hatte, die bei ihm im Hauſe lebten und zum Dank dafür falſche Gerüchte über ſeine Glaubenslehre ausſprengten: deshalb wünſchte Amphilochius, daß Baſilius in einer Schrift ſeine wahre Lehre ausſpreche. Dies geſchah. Baſilius faßte in ihr die beſtimmenden Begriffe über den Heiligen Geiſt, die der Heiligen Schrift folgen, zuſammen. „Wer kann,“ ſagte er unter anderen, „die Benennungen des Geiſtes hören, ohne ſich in ſeiner Seele aufzurichten und ſeine Gedanken zur höchſten Natur zu erheben? denn er heißt der Geiſt Gottes und der Geiſt der Wahrheit, welcher vom Vater ausgeht; der rechte Geiſt und der leitende Geiſt. Heiliger Geiſt: das iſt ſein eigentümlicher und beſonderer Name, der am meiſten das unkörperliche, reine unzuſammengeſetzte Weſen bezeichnet. Daher ſprach der Herr zum ſamaritaniſchen Weibe: Gott iſt ein Geiſt. Wer das hört, muß ſich notwendig ein Weſen denken von unendlicher Kraft, von unbeſchränkter Größe, nicht zu bemeſſen durch Jahrhunderte und Jahrtauſende, von der Hülle des Guten reichlich mitteilend; ein Weſen, zu welchem ſich alles wendet, was der Heiligung bedarf und durch deſſen Anhauch alles angeregt wird, um ſein angemeſſenes Ziel zu erreichen; ein Weſen, welches in nichts mangelhaft iſt und alles übrige vollkommen macht; nicht durch Zuwachs zunimmt, ſondern in ſich gefeſtigt und vollkommen iſt; nicht durch wiederherſtellenden Zufluß lebt, hingegen das Leben mitteilt. Es iſt der Urſprung der Heiligung, das Licht des Verſtandes, die Erleuchtung, die jedem vernünftigen Weſen zur Erkenntnis der Wahrheit notwendig iſt. Seiner Natur nach iſt es unzugänglich, zufolge ſeiner Güte aber empfangbar; einfach ſeiner Weſenheit und mannigfaltig ſeinen Wirkungen nach; bei jedem ganz zugegen und überall ganz; nicht ſeine Kraft nach einem und demſelben Maße mitteilend, ſondern jedem nach dem Maße ſeines Glaubens. Es teilt ſich mit, ohne Verluſt zu erleiden; es bleibt ganz, obwohl Teil daran genommen wird. Jeder genießt die ganze Wohltat des Sonnenſtrahles, während er den Erdkreis erleuchtet: ſo ſpendet der Heilige Geiſt einem jeden, der für ihn empfänglich iſt, als ihm allein gegenwärtig und keinem zum Verluſt, hinlängliche Gnade. Alles, was am Heiligen Geiſte teil hat, genießt ſoviel von ihm, als es ſeiner Natur nach vermag, allein nicht ſoviel, als der Heilige Geiſt geben kann. Seine Vereinigung mit der Seele geſchieht nicht durch örtliche Annäherung, welche zufolge ihrer Befreundung mit dem Fleiſch in ihr erwacht ſind und ſie von ihrer Verbindung mit Gott abgewendet haben. Kehrt alſo jemand von der Sünde gereinigt zu ſeiner urſprünglichen Schönheit zurück, indem er in ſich das göttliche Ebenbild wieder herſtellt, ſo nahet er ſich dem Heiligen Geiſte. Und wie die glänzenden und durchſichtigen Körper, wenn ein Sonnenſtrahl auf ſie dich nicht des Liebesdienſtes geſchämt haben dem Spott der Neugierigen und der Frevler gegenüber? — — Nein, du hätteſt dich gewiß nicht geſchämt und nicht gefürchtet! — Wohlan, meine Seele, du ſtehſt unter dem Kreuz: ſo thue denn jetzt, was du damals hätteſt thun wollen! — Da ſtirbt Dein Gott für dich, ſtirbt tauſendmal im Uebermaß der Qualen, um dir zu zeigen, welch eine Strafe deine Sünden verdienen und um welchen Preis dein beleidigter himmliſcher Vater ſich wieder mit dir verſöhnen kann. Alle Schaalen des Zorns, die über dein ſchuldiges Haupt ausgegoſſen werden ſollten, ergießen ſich über dies unſchuldige! alle Martern an Schmerz, Elend, Verachtung, Verlaſſenheit, Todesgrauen, welche das Gefolge deiner Sünden bilden und dich in die Nacht des ewigen Todes, in die ewige Trennung von Gott allendlich ziehen müßten — nimmt der Allheilige auf ſich und vergießt ſein Blut in Strömen, damit du darin ein Bad des ewigen Lebens finden könneſt. Es rührt dich, daß er ſpricht: „Mich dürſtet!“ es iſt etwas in dieſer armſelig menſchlichen Qual, was dir das Herz im Buſen umkehrt. Nun aber denk' an das myſtiſche Leiden deines Heilands! Die Sünden, welche du nicht begehſt, kommen dir doch, trotz der Gewöhnung an die Deinen, ſo gräßlich vor, daß du dich mit Ekel von ihrem Anblick, ja vom Gedanken an ſie abwendeſt. Nun ſtelle Ihn dir vor: denn fällt, nicht nur ſelbſt überaus glänzend werden, ſondern auch einen bunten Farbenglanz ausſtrahlen: ſo werden die Seelen, die den Heiligen Geiſt haben und von ihm erleuchtet werden, nicht nur ſelbſt geiſtig gemacht, ſondern gießen die Gnade auch über andere aus. Daher kommt das Vorherwiſſen des Zukünftigen, das Verſtändnis der Myſterien, der Einblick in verborgene Dinge, die Austeilung höherer Weisheit, der himmliſche Wandel, die Gemeinſchaft mit den Seligen, das Ruhen in Gott, die Ähnlichkeit mit Gott, die Vereinigung mit Gott durch die Vergöttlichung der Seele.“

Am Schluß der Abhandlung wirft Baſilius einen traurigen Blick auf die Zuſtände der Kirche. „Sie gleichen einer Seeſchlacht,“ ſchrieb er, „welche kriegeriſche Seemänner, in tiefem Haß entbrannt, ſich liefern. Ungeſtüm brauſen die beiden Flotten wider einander und in wütender Leidenſchaft beginnt die Bemannung den Kampf. Dazu bricht ein gewaltiger Sturm aus; der Wirbelwind peitſcht die Schiffe umher, dichte Finſternis verhüllt ſie; Feind und Freund erkennen ſich nicht, denn die Dunkelheit macht die Kriegszeichen unſichtbar. Die Wellen türmen ſich zu den Wolken auf und die Wolken ſtürzen Regenſtröme auf die Wogen herab. Die Schiffe treffen krachend zuſammen; das Heulen des Sturmes, die Brandung der Wellen, das Kampf- und Todesgeſchrei der Mannſchaft erzeugen ein verwirrtes Getöſe, welches der Ruf des Schiffskapitäns und des Steuermanns nicht durchdringt. In dieſer furchtbaren Unordnung verlaſſen einige ihren Poſten und ſuchen bei dem Feinde mehr Sicherheit. Andere werfen ſich zum Anführer eines Schiffes auf und wüten wider einander im Aufruhr. Empörung, Neid und Verwirrung ſteigern ſich im Uebermaß, da die Verzweiflung am Leben die Furcht vor der Sünde nimmt. Dazu die wahnwitzige Ruhmbegier, welche die Schiffer um den Vorrang ſtreiten läßt, während ſie mit dem Schiff in die Tiefe verſinken. Wie das Gleichnis, ſo das übel ſelbſt! Der Arianismus ſtand einſt, als eine von der Kirche Gottes abgeſonderte Sekte, ihr gegenüber in Feindesordnung. Nach langem bitteren Kampf ſpaltete er ſich auf unzählige Art in tauſend Feinde, die ſich in unverſöhnlichem Haß wider die Kirche beſtärken. Durch dieſe Schwankungen wurden die Markſteine des Glaubens, welche die Väter geſetzt hatten, verrückt und jedes Bollwerk der Dogmen erſchüttert. Zudem wird alles, was auf morſchem Grunde ruht, gerüttelt, und fallen wir übereinander her, ſo ſtürzen wir uns, und hat der Feind uns nicht getroffen, ſo verwundet uns der Bundesgenoſſe, und iſt auch dieſer gefallen, ſo macht der Mitkämpfer einen Angriff. Nur ſo lange halten wir zuſammen, als wir gemeinſchaftlich die Gegner faſſen. Iſt der Feind abgezogen, ſo ſehen wir, daß wir untereinander verfeindet ſind. Wer kann die Schiffbrüchigen zählen, die durch den Feind, oder durch geheime Nachſtellung, oder durch Unkunde der Führer zugrunde gingen! Ganze Kirchen ſind an den verborgenen Klippen häretiſcher Liſt kläglich zerſchellt! Stürzen ſolche von den Fürſten dieſer Welt angeregten Verwirrungen die Völker nicht ſchrecklicher ins Verderben, als Sturm und Wirbelwind eine Flotte? Troſtloſes Dunkel umgibt die Kirchen, weil die

Lichter der Welt, welche Gott zur Erleuchtung der Seelen den Völkern aufgeſtellt hatte, verjagt werden. Man fürchtet die Auflöſung des Ganzen; allein Streitſucht und Rechthaberei betäuben gegen die Gefahr. Verworrener Lärm, unverſtändliches Getöſe erfüllt faſt die ganze Kirche; Übertreibungen und Weglaſſungen entſtellen die reine Lehre Jeſu. Einige wenden ſich zum Judentum, da ſie die göttliche Dreiperſönlichkeit vermengen; andere zum Heidentum, da ſie die Verſchiedenheit der göttlichen Natur behaupten; ſo daß weder die heiligen Schriften, noch die Überlieferungen der Apoſtel ſie überzeugen. Die Freundſchaft dauert nur ſo lange, als ſie ſagen dürfen, was ihnen beliebt; tritt man ihrer Meinung nicht bei, ſo iſt dies ein hinreichender Grund zur Feindſchaft. Feſter als jede eidliche Verpflichtung bindet Gleichheit des Irrtums die Empörer gegen die Kirche zuſammen. Gottesgelehrter kann bei ihnen jeder ſein, auch der, deſſen Seele mit tauſend Flecken gebrandmarkt iſt. Daher rotten ſich Maſſen von Aufrührern zu dieſen Neuerern. Sie teilen unter ſich die Vorſteherſtellen der Kirchen, nachdem ſie deren vom Heiligen Geiſt beſtellten Verwalter verdrängt haben; und da die evangeliſchen Satzungen infolge all' der Unordnungen in große Verwirrung geraten ſind: ſo iſt das Gedränge zu den höchſten Kirchenämtern unbeſchreiblich. Durch ſolche herrſchſüchtige Eindringlinge hat ſich bereits eine ſchreckliche Anarchie unter den Laien ausgebreitet, denn jeder wähnt, er müſſe nicht ſowohl anderen gehorchen, als vielmehr anderen befehlen. — Unſere Hoffnung auf den Beiſtand des Heiligen Geiſtes ſetzend, hat uns die

Wolke von Feinden nicht abgeſchreckt, freimütig die wahre Lehre zu verkünden. Es wäre doch allzu erbärmlich, wenn die Läſterer des Heiligen Geiſtes mit Frechheit redeten und wir, die wir einen ſo mächtigen Beſchirmer haben, zögern wollten, die Wahrheit auszuſprechen, welche die Väter uns überliefert haben. Ueberdies iſt es kein Leid, für den Glauben zu leiden. Nicht für ihn kämpfen zu können, das wäre ein Leid."

Wie der Heilige Geiſt den Willen des Menſchen ergreifen, entflammen und lenken ſoll, darüber ſpricht er herrlich in einer Homilie über den freien Willen: „Wem das göttliche Geſetz nicht auf ſteinerne Tafeln, ſondern durch den Geiſt des lebendigen Gottes auf die Tafel des Herzens geſchrieben iſt, der weiß, wie unmöglich es ſei, aus eigener Kraft die Hinderniſſe des böſen Feindes zu überwinden, wenn nicht die unüberwindliche Macht Gottes Beiſtand leiſtet. Wer aber, unbelehrt durch das Wort Gottes, dem Stolz ſich hingibt, der wähnt mit dem eigenen Willen den Antrieb zur Sünde überwinden zu können, der doch nur durch das Geheimnis des Kreuzes beſiegt wird. Der freie Wille beſteht nicht in der Macht, den böſen Begierden unzugänglich zu ſein; ſondern darin, daß der erlöſte Menſch die Macht hat, dem Teufel und der Verſuchung, je nachdem er will oder nicht will, zu widerſtehen. Es iſt unmöglich, daß jemand auf Nattern und Baſilisken wandele, und Löwen und Drachen zertrete, wenn er ſich nicht zuvor gereinigt hat, um von Dem geſtärkt zu werden, Der zu den Apoſteln ſprach: Ich habe euch Macht gegeben, auf Schlangen und Skorpionen zu treten und über alle Gewalt des Feindes. Demnach iſt die menſchliche Natur ohne die Waffenrüſtung des heiligen Geiſtes nicht fähig, den Nachſtellungen des Teufels zu widerſtehen und gegen ſeine feurigen Geſchoſſe vermag ſie ſo wenig ſich zu verteidigen, daß all' ihre Anſtrengung umſonſt iſt, ſobald ſie ſich von der Kraft des Kreuzes entfernt. Deshalb iſt uns befohlen worden, den Herrn zu bitten, daß wir nicht in Verſuchung geraten, ſondern daß er uns erlöſe vom übel. Wer alſo der himmliſchen Herrlichkeit teilhaft zu werden und in ſeinem Geiſte wie in einem reinen Spiegel; Chriſtus zu ſchauen begehrt, muß mit unerſättlicher Liebe und inbrünſtigem Verlangen Tag und Nacht aus ganzem Herzen den Beiſtand göttlicher Kraft ſuchen, die man nicht erlangt, wenn man ſich nicht zuvor beſtrebt, ſich frei zu machen von der Weichlichkeit der Welt und von der Herrſchaft böſer Begierden; denn ſie verſchleiern das Licht und lähmen die Tätigkeit zum Guten. Willſt du wiſſen, o Menſch, wie du, für das Paradies geſchaffen, den unvernünftigen Tieren ähnlich geworden biſt und die unbefleckte Herrlichkeit verloren haſt, ſo höre: durch den Mißbrauch des freien Willens, durch Ungehorſam ſind wir Sklaven ſinnlicher Begierden geworden, haben uns ſelbſt vom ſeligen Lande der Lebendigen ausgeſchloſſen, und ſitzen in Gefangenſchaft an Babylons Flüſſen. Das verheißende Land, das von Milch und Honig überfließt, haben wir einſt in Beſitz genommen; Egyptens Fleiſchtöpfe feſſeln uns. Der reine Sauerteig durchſäuert uns nicht, ſondern der alte der Bosheit. Unſer Herz hängt noch an der Angel der Hölle, iſt nicht untergetaucht in das Blut des Lammes Gottes. Zum

Frohlocken über das Heil in Chriſtus haben wir uns noch nicht erhoben; der Stachel des Todes haftet in uns. Das Bild des himmliſchen Menſchen und die herrliche Gleichförmigkeit mit ihm haben wir noch nicht aufzuweiſen, denn wir ſind mit dem Bilde des irdiſchen geſtempelt. Wir haben noch nicht Gott im Geiſte und in der Wahrheit angebetet und ſeine vergängliche Schönheit geſchaut, denn die Sünde herrſcht in unſerem ſterblichen Leibe, und wir wandeln in ihrer Macht. Wir haben noch nicht mit Chriſtus gelitten und ſeine Malzeichen an unſerem Leibe getragen, denn die Eitelkeiten der Welt ergötzen uns. Wir ſind nicht eingeweiht in das Geheimnis vom Kreuze Chriſti, denn ſinnliche Lüſte kreuzigen uns. Wir ſind nicht Erben Gottes und Miterben Chriſti, denn nicht der Geiſt der Kindſchaft, ſondern der Knechtſchaft wohnt in uns . Wir ſind kein Tempel Gottes und des Heiligen Geiſtes, ſondern eine Herberge der Götzen und der böſen Geiſter, denn wir hangen den Laſtern nach, und ermangeln der Sittenreinheit und der mit ihr verbundenen Geiſtesklarheit. Der Tag iſt uns noch nicht angebrochen, nicht der Morgenſtern im Herzen aufgegangen, nicht die Sonne der Gerechtigkeit erſchienen. Wir ſind kein makelloſer königlicher Purpur, kein unentſtelltes Ebenbild Gottes; ſind nicht verwundet von der himmliſchen Liebe, nicht entzündet zur göttlichen Liebe des Bräutigams. Noch haben wir ſeine unſichtbare und geheimnisvolle Gemeinſchaft nicht erkannt und nicht die Kraft und den Frieden, welche aus der Heiligung hervorgehen. Noch ſind wir kein auserwähltes Geſchlecht, kein königliches Prieſtertum, kein heiliges, zur Kindſchaft angenommenes Volk; denn Schlangen ſind wir und ein Natterngezücht. Sind wir etwa nicht Schlangen? und kriechen auf der Erde, und ſind erdiſch geſinnt, und haben unſeren Wandel im Staube, im Himmel nicht. Sind wir etwa kein Natterngezücht? und werden befunden im Ungehorſam gegen Gott und im Gehorſam gegen ſeinen Widerſacher. O wie ſoll ich dies Elend genugſam betrauern und Jeruſalem beweinen und den Geſang des Herrn im fremden Lande ſingen? Wie ſoll ich der ſchmählichen Knechtſchaft des Pharao entfliehen, Egypten verlaſſen, über das rote Meer ſetzen, die Wüſte durchwandern, durch die Schlangenbiſſe nicht umkommen, die Philiſtäer beſiegen, die Säule des Lichtes und die Wolke des Heiligen Geiſtes ſchauen, das Manna der ewigen Nahrung genießen, das Waſſer des Lebens aus dem Felſen trinken, über den Jordan gehen und in's Land der Verheißung einwandern? Und wenn dies alles nicht geſchieht, und ich nicht in mir die Welt des Abfalles beſiege, ſo ruhe ich nie im Heiligtume Gottes und ſchaue nie ſeine Herrlichkeit."

„Strebe alſo, ein makelloſes Kind Gottes zu werden und einzugehen in jene Ruhe, in welche unſer Vorbild Chriſtus unſertwegen eingegangen iſt. Strebe aufgeſchrieben zu werden in der himmliſchen Gemeinde zwiſchen den Erſtgeborenen, damit du gefunden werdeſt zur Rechten des Allerhöchſten. Strebe einzuziehen in die heilige Stadt, in das Jeruſalem, das droben iſt, in die Wonne des Paradieſes. Aber bedenke, daß du dieſer Seligkeit nicht anders würdig werden kannſt, als indem du Tag und Nacht der Buße, der Zerknirſchung und der Sehnſucht heißeſte Tränenſtröme weineſt. Tränen, die das beklommene Herz aus Inbrunſt der Reue oder des Verlangens nach Erkenntnis der Wahrheit vergießt, werden eine Speiſe der Seele. Maria genoß ſie, als ſie zu den Füßen des Herrn ſaß und aus Fülle der Liebe friedlich weinte. Wie Perlen floſſen die koſtbaren Tränen aus ihren ſeligen Augen: ſo ſehnte ſie ſich nach dem Umgange mit dem makelloſen Bräutigam. Ahme ihn nach, o Menſch, ahme ihr nach! Schaue auf nichts, als auf den, welcher ſprach: Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und was will ich anderes, als daß es brenne? Dieſe Flamme des Geiſtes iſt es, welche die Herzen erwärmt, die Seelen erleuchtet, das reine Gold erprobt, die Bosheit verzehrt. Unſer Gott iſt ein verzehrendes Feuer, heißt es, ſchon im alten Bunde. Durch Feuerflammen nimmt er Rache an denen, die ihn nicht erkennen und ſeinem Evangelium nicht gehorchen. Dies Feuer war in den Apoſteln, als ſie mit Flammenzungen redeten; hat die Herzen des Kleophas und ſeiner Mitjünger erwärmt, als der Herr nach der Auferſtehung mit ihnen redete; hat den Paulus umſtrahlt und ſeinen Geiſt erleuchtet, ſeinen Geſichtsſinn aber verdunkelt, weil die menſchliche Sehkraft das Licht jenes Feuers nicht erträgt. Dies Feuer verbrennt den Balken in unſerem inneren Auge und reinigt das Gemüt, ſo daß es ſeine urſprüngliche Sehkraft wieder erhält und die Wunderwerke Gottes ſchaut. Dies Feuer verſcheucht die böſen Geiſter, bewirkt die Auferſtehung und Unſterblichkeit und verklärt die Seelen der Heiligen. Um dies Feuer wollen wir bitten, damit es uns durchdringe und wir, in ſeinem Lichte wandelnd, ſelbſt wie Lichter in der Welt erſcheinen und ungetrübt das Wort des Lebens bewahren."

Wenn Baſilius Geſundheitsumſtände es zuließen, trug er nicht ſelten täglich zweimal dem Volke Homilien vor. Die Zuhörerſchaft war dann ſo groß, daß Gregor ſagte, ſie umwoge den Erzbiſchof „wie ein Meer." Freilich waren manche dabei, die nur aus Neugier hingingen, oder um irgend ein Wort zu hören, das ſich nach ihrer verkehrten Meinung deuten ließ, oder auch um geradezu Falſches in des Erzbiſchofs reine Lehre hinein zu dichten. Wo wäre keine Spreu unter dem Weizen.

Einſt befand ſich unter den andächtigen Zuhörern, andächtiger als alle, ein Greis, der aus dem fernen Meſopotamien kam, um den berühmten Baſilius predigen zu hören, ob zwar er ſelbſt der berühmteſte Bußprediger der Zeit war: Ephräm der Syrer war es, der heilige und berühmte Diakon der Kirche von Edeſſa. Seine Mutter ſah einſt im Traume auf den Lippen ihres Sohnes, der damals ein kleines Kind war, einen Weinſtock wachſen, der ſich über die Erde ausbreitete, und aus allen Weltgegenden flogen Vögel herbei und pflückten von den Trauben. Dies Bild einer überſtrömenden, unerſchöpflichen Fülle herzinniger, flammender, begeiſterter Frömmigkeit verwirklichte Ephräm. Der Behauptung des Aberwitzes gegenüber, daß die Frömmigkeit den Geiſt verdunkele und einenge, iſt er eines von den tauſend Beiſpielen, welchen Tiefſinn und welchen Schwung ſie dem Genie verleiht, allerdings nur dem ächten Genie, nicht dem von der Ichſucht ſelbſtgeſtempelten. Ephräm hatte keine klaſſiſche Bildung, war unkundig der griechiſchen Sprache und der profanen Wiſſenſchaften, hingegen wohl bewandert in der Schule der Demut und des Gehorſams, die er als Einſiedler durchgemacht, und in dem unabläſſigen, betenden und betrachtenden Studium der heiligen Schrift. Baſilius ſagt von ihm: „Er iſt der Weisheit der Welt ebenſo fern, als der Kenntnis der Wahrheit nahe." Und mit dieſer himmliſchen Erleuchtung legte er mündlich und ſchriftlich die heiligen Bücher aus, verteidigte die Dogmen des Chriſtentums und bekämpfte Heiden, Juden und Häretiker. Und da er in aszetiſchen und polemiſchen Werken nicht die ganze Fülle geiſtiger Gnade niederlegen konnte, die in ihm war, ſo ſtrömte er ſie aus in Hymnen und Liedern, welche die ewigen Wahrheiten in der glänzenden und lieblichen Hülle orientaliſcher Poeſie darſtellten. Einen zärtlicheren und feurigeren Verehrer der heiligen Mutter Gottes gab es wohl nie! So wie er nur ihrer gedenkt, wird er gleichſam entzückt, und es geht ein Singen und Klingen zu ihrer Verherrlichung durch ſeine Seele, wie die Äolsharfe melodiſch klingt, wenn der Windeshauch ſie berührt. Sein von der himmliſchen Schönheit bezaubertes Herz mußte ſich mit grenzenloſem Abſcheu vor der Sünde entſetzen und ebenſo glühend das Böſe haſſen, als das Gute lieben. Darum rief er in erſchütternden Klageworten die Menſchen zur Buße auf, und derſelbe Mund, der nur Holdes, Süßes und Erhabenes zu reden weiß, um die heilige Gottesmutter zu feiern, durchſchauerte

Er, um für ſie genugthun zu können, mußte die ganze Gräßlichkeit und Bosheit der Sünde, von der erſten im Paradieſe bis zur letzten am jüngſten Tage, mit all' ihren Folgen von Uebeln, Fluch und Verzweiflung nicht in, aber auf ſeine Seele nehmen; mußte ſie alle an dem allwiſſenden Blick ſeiner Gottheit vorüberziehen laſſen, um unter dieſer Laſt vor den allgerechten Gott zu treten und flehen zu dürfen: Mir die Strafe, ihnen die Gnade; mir den Zorn, ihnen die Rettung; mir den Tod, ihnen das Leben! wer Alle erlöſen will, muß für Alle leiden! für Alle büßen! — Und in dem Augenblick, wo er für dieſe Erlöſung leidet, ſieht er auch die Seelen, welche ſich von ihr abwenden, die Gnade mißbrauchen, die Lehre verhöhnen, das Heiligſte entweihen, dem ewigen Tode verfallen und ſich nicht retten wollen! Er ſtirbt aus Liebe zu den Seelen und die Seelen wollen nicht in Liebe zu ihm leben! Er ſehnt ſich, ihnen Alles zu geben, was er beſitzt, ſie Theil nehmen zu laſſen an ſeinem Weſen und ſeiner Seligkeit in Ewigkeit und ſie wollen ihm nicht das Einzige geben, was er begehrt, um in dies Gefäß die Fülle ſeiner Gaben niederzulegen: ihr armes Herz. Da ruft er im brennenden Schmerz: „Mich dürſtet!“ — aber nicht nach einem irdiſchen Labetrunk, ſondern nach der einzigen Erquickung, die ihm ſeinen Kreuzestod verſüßen konnte: nach Seelen; — und ſie ließen und laſſen ihn vertauſend und tauſende von Seelen mit ſeinen furchtbaren Bildern des Welt- und Strafgerichts.

Baſilius Ruhm erfüllte den ganzen Orient, und der heilige Diakon machte ſich auf die weite Reiſe, um „die goldene Nachtigall der Glaubenslehren,“ wie Gregor von Nyſſa ſeinen Bruder nennt, kennen zu lernen. So wie er in Cäſarea ankam, ging er in die Hauptkirche, wo eben eine Auslegung des Evangeliums dem aufmerkſamen Volke gegeben wurde. Ephräm ſtand in einem Winkel der überfüllten Kirche, vergaß alle Ermüdung und alle Beſchwerden, pries ſich überglücklich und lobte Gott; denn er ſah mit dem Auge der Seele auf der rechten Schulter des Predigers eine glänzende Taube ſitzen und erkannte daraus den heiligen Erzbiſchof, der göttliche Belehrung empfing. Dieſer hatte ſeinerſeits den Fremdling bemerkt, ließ ihn nach der Predigt einladen und fragte ihn durch einen Dolmetſcher: Biſt du nicht der Diener Jeſu Chriſti? Ephräm der Syrer?“ Dieſer erwiderte: „Ich bin jener Ephräm, der weit entfernt iſt von dem Wege zum Himmel. Darum erbarme dich eines armen Sünders, o mein Vater, und führe ihn auf die Bahn des ewigen Lebens.“ Er blieb eine Zeitlang in Cäſarea und wohnte bei Baſilius, und beide fanden im vertrauten Umgange große geiſtige Freude und Kräftigung. Dann trennten ſie ſich und begegneten ſich hienieden nicht mehr; aber die Kirche, immer gerecht und immer dankbar, ſtellte den demütigen Diakon wie den großen Erzbiſchof in der ehrwürdigen Reihe ihrer heiligen Väter und Lehrer auf.

Vierzehntes Kapitel.

Baſilius Bruder, Gregor, hatte ſich aus den vielfachen Schwankungen ſeiner Seele allmählig zur Entſchiedenheit und zur Klarheit emporgearbeitet. Das iſt immer eine ſchwere Arbeit, wie Alles, was das übernatürliche Leben betrifft, weil der natürliche Menſch einſieht, daß er dabei zu kurz komme und ſich deshalb auf's äußerſte bemüht, den Zuſtand der Unklarheit aufrecht zu halten, der den irdiſchen Neigungen und Leidenſchaften günſtig iſt. Doppelt ſchwer iſt dieſe Arbeit, wenn einerſeits die Gnade den Menſchen zu einem Berufe hinzieht, welcher das größte Maß der Entſagung in ſeinem Gefolge hat; und wenn andererſeits der Charakter dieſes Menſchen ſich noch nicht zu jener unerſchütterlichen Sicherheit ausgebildet hat, die aus der Sammlung und Richtung aller Kräfte auf das Bewußtſein eines gottgegebenen Zieles entſpringt. Eines iſt gewiß: ohne Umſtände fliegt Niemand in den Himmel hinein. Für Jeden iſt „die Pforte eng und und der Weg ſchmal." So war es auch für Gregor. Die Welt des geiſtigen Ruhmes umſpann ihn mit ihren Reizen, welche der Eitelkeit um ſo mehr ſchmeicheln, als ſie feiner Art ſind. Seine ganze Familie betrübte ſich über ſeinen langen Kampf, der einen ſo ſehr ungewiſſen Ausgang verhieß und Gregor von Nazianz war troſtlos über des Freundes heftige Neigung zu den profanen Wiſſenſchaften und zu der Katheder-Berühmtheit. Er ſelbſt hatte einſt mit Feuereifer jene Studien getrieben und wußte aus Erfahrung, welche geringe Befriedigung der innere Menſch auf die

Dauer in ihnen findet. Er ließ nicht nach, mit Vorſtellungen und Ermahnungen voll Ernſt und Liebe in den Freund zu dringen und ihm hauptſächlich hatte Gregor (von Nyſſa) ſeinen endlichen Sieg zu verdanken. Mit unausſprechlicher Freude erteilte Baſilius ſeinem Bruder die heiligen Weihen, und um das Jahr 373 wurde Gregor von den Biſchöfen Kappadociens, durch eine ſtreng kanoniſche Wahl, zum Biſchof von Nyſſa gemacht und ordiniert. In ſeiner Diözeſe Nyſſa war der Arianismus ſo mächtig, daß er einer dornenvollen Zukunft entgegen ſah. Man hatte gehofft, ſein mildes, beredtes und belehrendes Wort werde von wohltätigem Einfluſſe auf die Irrgläubigen ſein; vor der Hand aber bäumten ſie ſich gerade gegen dieſe Milde auf und hofften, mit dieſem Manne bald fertig zu werden. Da ſie in Kappadocien ihre Anſchläge nicht ausführen konnten, ſo wendeten ſie ſich nach dem benachbarten Galatien. Dieſe Provinz hatte Kaiſer Valens vor einigen Jahren mit Gewalt arianiſiert, die rechtgläubigen Biſchöfe verjagt und ſtatt ihrer Männer eingeſetzt, die ſeiner Irrlehre folgten — vielleicht nur dem Glanze und der Macht ſeiner Majeſtät folgten. Auf jeden Fall waren es Männer, die ihre Vollmacht und Sendung nicht von Chriſtus, ſondern von der weltlichen Autorität hatten und daher ebenſowenig vom apoſtoliſchen Hirtenſtabe geleitet wurden, als ſie ſelbſt ihn führten, hingegen ganz von einem profanen Scepter abhingen. Es war daher ganz in arianiſcher Ordnung, daß ſie der Religion ihres Oberhauptes möglichſt viel Anhänger, gleichviel in welcher Weiſe, zu verſchaffen ſuchten und gern der

Klage der Arianer zu Nyſſa Gehör gaben, welche behaupteten, die Wahl Gregors ſei nur durch Verletzung der kirchlichen Kanones zu Stande gekommen, eine Behauptung, welche ſie regelmäßig wiederholten, ſobald die Wahl einen rechtgläubigen und eifrigen Biſchof traf. Dieſe Männer hielten in Galatiens Hauptſtadt Ancyra eine Verſammlung, welche ſie Konzil nannten, erklärten Gregor von Nyſſa für einen unrechtmäßigen Biſchof, beſchuldigten ihn, Kirchengelder veruntreut zu haben, und forderten, ächt arianiſch, nicht vom Metropolitanbiſchofe, daß er die Sache unterſuche, ſondern von dem Statthalter, der ſich eben in Ancyra aufhielt, einem heftigen Katholikenfeinde, daß er ohne weiteres Gregor aus Nyſſa entferne. Dieſer Staathalter hieß Demoſthenes; er glaubte gern die Verläumdung hinſichtlich der unterſchlagenen Gelder und freute ſich der Veranlaſſung, einen Biſchof wie einen gemeinen Miſſetäter behandeln zu können. Er ſchickte eine Soldatentruppe zur Gefangennehmung Gregors. Dieſer ließ ſich fortſchleppen, obgleich man mitten im kalten Winter und er ſehr krank war. Er bat unterwegs die Soldaten, ihm ein wenig Raſt zu gönnen; ſie antworteten ihm durch Mißhandlungen. Da benutzte er einen günſtigen Augenblick, um ſich ſeinen Wächtern zu entziehen und zu einem treuen und gläubigen Manne zu fliehen, der ihn vor den Nachſuchungen verbarg und in der Krankheit pflegte. Baſilius ſah ſich aber genötigt, an Demoſthenes zu ſchreiben und mit größter Milde auseinander zu ſetzen, daß dies nicht die Art und Weiſe ſei, Anklagen, und vollends Verläumdungen, zu behandeln. Über die kanoniſche Wahl hätten Biſchöfe, und zwar die der betreffenden Kirchenprovinz, zu entſcheiden. Was aber die Kirchengelder beträfe, ſo wären deren Verwalter ganz bereit Rechenſchaft abzulegen und dadurch falſche Beſchuldigungen Lügen zu ſtrafen. Mochte aber der heilige Erzbiſchof noch ſo mild und ſchonend zu Werke gehen, die Arianer waren gar nicht im Stande, ein ſolches Verfahren zu würdigen. Gregor war ihnen im Wege; Verläumdung bot Veranlaſſung ihn zu entfernen; gewaltſam wurde er weggeſchleppt; und mit jener diaboliſchen Rührigkeit, durch die ſich von jeher die Häreſie ausgezeichnet hat, ſetzten die Arianer ſogleich einen der Ihren auf den Biſchofſtuhl von Nyſſa, der denſelben auch mit ſolcher Unverſchämtheit behauptete, daß ein völliger Umſchwung der Verhältniſſe eintreten mußte, bevor Gregor im Stande war, wieder ſein heiliges Amt anzutreten. Baſilius aber wurde der Beihilfe und Unterſtützung ſeines Bruders und Mitbiſchofs faſt bis zum Ende ſeines Lebens beraubt.

Um ſich etwas von der langwierigen Krankheit des Winters zu erholen, ging Baſilius im Frühling nach Pontus, nach der zwiefach lieben Stätte ſeiner Kindheit und ſeines Einſiedlerlebens. Er wollte ſeinen frommen Bruder, den Abt Petrus, wiederſehen und das ſtille Kloſter auf den waldigen Hügeln; und Macrina, die Schweſter, die gottſeligſte in ihrer gottſeligen Genoſſenſchaft; und die Gräber der Eltern in der Kirche der vierzig Martyrer; und das geliebte Haus ſeiner frommen Großmutter zu Anneſi, welches jetzt ſeinem Milchbruder geſchenkt worden war mit der Bedingung, dem Kloſter des Petrus die notwendigen Lebensmittel zu liefern. Bei dieſen wohltuenden Eindrücken und ſüßen Erinnerungen wollte Baſilius ſich erholen von vergangener, ſich ſtärken für zukünftige Trübſal.

Der Zuſtand der Kirche in Pontus war ihm ebenſo ſchmerzlich als beunruhigend. Der verderbliche Einfluß des Biſchofs Euſtathes von Sebaſte, deſſen Glaubenslehre ſchwankte, je nachdem ſie irdiſchen Vorteil brachte, und der wegen ſeiner vielfachen religiöſen Veränderung mit Niemand entſchieden brechen wollte, um ſich überall wieder anſchließen zu können, hatte eine traurige Wirkung auf die Biſchöfe von Pontus. Euſtathes haßte Baſilius, wie die Finſternis das Licht, obgleich er die Maske der Freundſchaft nicht ablegte. Dieſer Charakter aus einem Stück, der nichts vor Augen hatte, als die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, und der ſich mit unbegrenzter Opferliebe dieſem Zwecke hingab, gewann freilich Gleichgeſinnte zu begeiſterter Hingebung, war aber den Irdiſchgeſinnten ein ſcharfer Dorn im Auge, weil ſein Leben und Weben eine ſchweigende Verurteilung des ihren war. Wo er konnte, ſuchte Euſtathes Baſilius zu verdächtigen und deſſen Glauben, deſſen Lehre, deſſen Eifer heimlich mit Gift zu beſpritzen. So war es ihm gelungen, die Biſchöfe von Pontus dermaßen gegen ihren Erzbiſchof einzunehmen, daß ſie nicht einmal die gewöhnliche Aufmerkſamkeit gegen ihn beobachteten, welche ſie dem Metropoliten ſchuldig waren, und weder ſchriftlich noch perſönlich in Verbindung mit ihm traten. Für Baſilius, der die ganze Kirche als Eine in Chriſtus, Eine in der

Liebe auffaßte, gab es keinen größeren Schmerz, als Uneinigkeit, ſei's im Glauben, ſei's in der Liebe; und ſo ſchrieb er denn zuerſt an jene Biſchöfe einen wunderſchönen demütigen Brief, in welchem er ſie bittet, ſich mit ihm zu verſöhnen: „Ich hatte ſtets ein großes Verlangen nach der Zuſammenkunft mit Euch," fängt er an; „allein es trat immer ein Hindernis ein, das meinem Wunſche im Wege ſtand: bald Sorgen für die Kirchengemeinden, bald Kämpfe mit den Empörern gegen die wahre Lehre, bald körperliche Hinfälligkeit. Daher lebe ich bis auf dieſen Tag in Trauer und Betrübnis, weil ich weiß, daß Euer Beiſtand mir fehlt. Denn da ich von dem Sohne Gottes Selbſt, durch ſein Beiſpiel wie durch ſein Evangelium, das Wort vernommen habe: Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, wenn ihr euch einander liebet; und: Den Frieden hinterlaſſe ich Euch, meinen Frieden gebe ich euch; ſo kann ich mich nicht überzeugen, daß ich ein würdiger Diener Jeſu Chriſti genannt werden könne, wenn ich nicht die gegenſeitige Liebe und den Frieden, ſo viel bei mir ſteht, gegen Alle beobachte. Ich habe lange gewartet, ob uns nicht von Eurer Liebe ein Beſuch zu Teil würde; ob ihr uns nicht von Zeit zu Zeit treue Brüder ſenden würdet, um uns in unſeren Drangſalen zu beſuchen; ob nicht freundſchaftliche Briefe häufiger kommen würden, teils um unſeren Eifer zu unterſtützen, teils um uns zurechtzuweiſen, wenn wir in irgend etwas gefehlt hätten; denn wir läugnen nicht, daß wir tauſend Fehlern unterworfen ſind, da wir Menſchen ſind und im Fleiſche leben. Allein da ihr dieſe Pflichten unterlaſſen habt, entweder weil ihr ſie nicht einſahet, oder weil ihr, durch Verläumdungen gegen uns eingenommen, uns eines freundſchaftlichen Beſuches nicht für würdig gehalten habt: ſehet, ſo machen wir jetzt den Anfang eines Briefwechſels mit Euch, und erklären uns bereit, die Beſchuldigungen, welche gegen uns vorgebracht werden, vor eueren Augen zurückzuweiſen, wenn nur unſere Verläumder dazu bewogen werden können, ſich in eurer Gegenwart perſönlich uns gegenüber zu ſtellen. Dann wollen wir ſie nicht Verläumder, nicht einmal Ankläger nennen, ſondern Brüder, die uns in Liebe ermahnen und zu unſerer Beſſerung tadeln. Dann werdet ihr keine Läſterungen, ſondern Beweiſe prüfen, und wir dürfen dann auf Heilung hoffen, was nicht geſchehen würde, wenn man unſere Sünde nicht bekannt machte. Nichts trennt uns von einander, meine Brüder, ſobald wir nicht abſichtlich die Trennung ſuchen. Wir haben einen Herrn, einen Glauben, eine und dieſelbe Hoffnung. Wir ſind Sprößlinge jener Väter, welche uns geboten haben, die Zeichen der Gemeinſchaft von einem Ende der Erde zum anderen zu tragen und Alle unter einander Brüder und Verwandte zu ſein. Und wir trennen uns jetzt von einander, und ſchämen uns nicht der Trennung, und halten den Mangel an Eintracht für keinen Nachteil, und fürchten nicht, daß die ſchreckliche Weiſſagung des Herrn an uns in Erfüllung gehe, die da heißt: Weil die Ungerechtigkeit überhand nimmt, wird die Liebe bei Vielen erkalten, (Matth. 14, 12.) Nein, ehrwürdige Brüder, nein! laſſet dies nicht zu! tröſtet uns für die Vergangenheit durch liebreiche Grüße, lindert die Wunde unſeres Herzens durch Euere Freundſchaft. Wollt ihr etwa zu uns kommen und perſönlich unſere Gebrechen unterſuchen, ſo geſchehe dies. Wir ſind bereit, euch mit offenen Armen zu empfangen und uns zur genauen Unterſuchung zu ſtellen, wenn nur die Liebe bei der Sache vorangeht. Oder wollt ihr bei Euch einen Ort beſtimmen, wo wir uns einfinden, euch den ſchuldigen Beſuch abſtatten und alle mögliche Gelegenheit uns zu prüfen Euch gewähren ſollen, ſo geſchehe das. Wenn nur das Vergangene geheilt und in Zukunft der Verläumdung kein Spielraum geſtattet wird. So lange wir atmen, ſind wir verpflichtet, nichts zu unterlaſſen, was zur Erbauung der Kirche Chriſti beiträgt."

Hatten dieſe Biſchöfe nur eine perſönliche, auf Unkenntnis ſeiner Geſinnung und ſeines Charakters beruhende Abneigung gegen Baſilius, ſo kam bei Atarbius, dem Biſchof von Neocäſarea, der traurig gewichtige Grund hinzu, daß er ein Anhänger der Irrlehre des Sabellius war, den dreiperſönlichen Gott läugnete und ſich eifrig beſtrebte, ſeine Irrtümer in ſeiner Diözeſe zu verbreiten. Für ihn war die Nachricht, daß Baſilius im Lande ſei, gleichſam die Ankündigung eines Glaubensrichters und er fürchtete nichts ſo ſehr, als einen Beſuch des heiligen Erzbiſchofs in Neocäſarea, wo derſelbe viele Anverwandte und Jugendfreunde hatte. Die Kleriker waren eines Sinnes mit ihrem Biſchof; aber Alle zuſammen wußten öffentlich keinen anderen Grund für ihren Groll gegen Baſilius, als daß er ein Neuerer ſei, welcher in der Kirche Dinge einführe, von denen der heilige Gregor Thaumaturg, der den chriſtlichen Glauben nach Neocäſarea gebracht, nichts gewußt habe; nämlich das Pſalmengebet der Gemeinde in der Kirche und das klöſterliche Leben. Da dies aber keine Gründe waren, welche einen allgemeinen Abſcheu gegen Baſilius hervorriefen, und da der Biſchof deſſen Beſuch in Neocäſarea durchaus verhindern wollte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu einem Gaukelſpiel. Er gab vor, entſetzliche Träume gehabt zu haben, welche die Stadt mit ſchwerem Unheil bedrohten, wenn Baſilius ſie heimſuche. Er ließ dieſe Träume unter dem leichtgläubigen Volke ausſprengen, und es gelang ihm, dasſelbe in die höchſte Aufregung zu verſetzen. Als ob es von einer Geißel Gottes bedroht ſei, entſtand ein großer Auflauf, um den Senat der Stadt zu bitten, er möge Sorge tragen, daß dieſer große Feind Gottes in der Ferne bleibe. So wurde das arme Volk hintergangen: es ſchauderte zurück vor dem Heiligen. So triumphierte die Lüge über die Wahrheit; wie die Wolke, wenn ſie ſich über die Sonne hinzieht: vorübergehend.

Baſilius war daran gewöhnt, und ſeiner in ſeinem göttlichen Meiſter ruhenden Demut wurde es nicht ſchwer, um Gerechtigkeit zu bitten, ſtatt ſie zu fordern; und ſo hatte er denn an die Prieſterſchaft von Neocäſarea geſchrieben und dringend gebeten, ihm ein gerechtes Gericht zu gönnen, ihn nicht ungehört zu verdammen, ihn nicht als einen überwieſenen Gottesläugner zu behandeln. Er hatte ihnen geſagt: „Wohl kenne ich die Worte des Apoſtels über die menſchlichen Gerichte, als er ſprach: Mir iſt das Geringſte, von euch oder von einem menſchlichen Gerichtstag gerichtet zu werden ſchmachten. Er zehrt ſich auf für ſie und ſie bleiben gleichgültig. Der gemarterte Gott am Kreuz läßt ſie kalt und der ſacramentaliſche Gott in der Euchariſtie bewegt ſie nicht. Dieſe Herzensſtumpfheit, dieſe Gebundenheit durch Staub und Aſche, dieſe Verſchmähung und dieſer Mißbrauch der Gnaden — und dies Alles nicht vereinzelt hier und dort einmal im Jahrhundert, ſondern in Maſſe, in Strömen, mehr oder minder in jedem Einzelnen, in jeder Sekunde, zu jeder Zeit: das brannte ihm wie Feuer im Herzen und überwältigt von dieſer Glut rief er: „Mich dürſtet.“

Sieh', das gilt dir! o zögere nicht und gib ihm Das, wonach er dürſtet, wonach er mit ſolcher Sehnſucht verlangt, daß er deshalb aus der Glorie des Himmels in die Krippe von Bethlehem, in die Hütte des Zimmermanns, in die Verſuchungen der Wüſte, in den Todeskampf von Gethſemane — und an das Kreuz gegangen iſt. Gib ihm deine Seele! aber ganz, aber ungetheilt, aber gründlich — „Corde magno et animo volenti.“ Haſt du das gethan, ſo entbrennt ſie in der Vereinigung mit ihm zu einer ähnlichen Liebesglut; du beginnſt zu ahnen, was es heißt: dürſten nach den Seelen und du begehrſt auch zu lieben und zu leiden, um ſie retten zu helfen. Dann ſchmilzt dein armes kleines Herz aus ſeiner irdiſchen Beſchränkung in das deines Gottes hinüber, wird gewürdigt in ſeine Schmerzen, in ſeine Freuden einzugehen, zu heilen, zu trö-

(1 Korinth. 4, 3.) und ſein ganzes Leben der Unterſuchung des untrüglichen göttlichen Gerichtes anheimſtellte. Allein nachdem lügenhafte Verläumdungen Euer Ohr eingenommen haben, nachdem unſer Wandel und unſer Glaube an Gott hinterliſtig entſtellt worden iſt, ſpreche ich mehr Euretwegen, als meinetwegen; denn ihr werdet empfindlicher beſchädigt als ich. Ich werde zwar Eurer Liebe beraubt, ihr aber der Wahrheit. Und welch' größeres Unglück könnte einem Menſchen begegnen, als wenn er um das koſtbarſte Gut, um die Wahrheit betrogen würde? Meine Brüder! ich behaupte ja nicht, daß ich ohne Sünde und daß mein Leben nicht von tauſend Gebrechen voll ſei. Ich kenne mich ſelbſt. Ich höre nicht auf über meine Sünden zu weinen, damit ich meinen Gott verſöhnen und der angedrohten Strafe entgehen möge. Ich ſage vielmehr: man bringe meine verborgene Bosheit an das Licht, aber man laſſe nicht dem Haſſe freien Lauf, ſondern ermahne mich als einen Bruder. Es iſt ja ihrer würdiger, wenn ſelige und von keiner Sünde befleckte Männer mit uns Sündern Mitleid haben, als wenn ſie gegen uns aufgebracht ſind. Findet ſich ein Irrtum in unſerer Glaubenslehre, ſo werde eine unparteiiſche Unterſuchung darüber angeſtellt. Wir ſind unter der Aufſicht unſerer Großmutter, der weitberühmten Macrina, der ſeligen Frau, die aus Eurer Mitte ſtammte, erzogen worden; wir haben von ihr des großen Gregor (Thaumaturg) Lehre, welche ſie bewahrte und beobachtete, empfangen und gelernt; wir ſind ſpäter Länder und Meere durchwandert und haben immer zu Führern unſerer Seele auf

dem Wege zu Gott ſolche Väter gewählt, welche nach der überlieferten Glaubenslehre wandelten; und bis zu dieſer Stunde haben wir das Bewußtſein, daß wir durch die Gnade Desjenigen, der durch heilige Berufung zu ſeiner Erkenntnis uns geführt hat, nie ein Wort, welches der geſunden Lehre widerſpräche, in unſer Herz aufgenommen, nie unſere Seele mit der Ruchloſigkeit des Arianismus befleckt haben. Aber wenn wir jene Arianer zu unſerer Gemeinſchaft zugelaſſen haben, ſo iſt das geſchehen, weil ſie ihren Irrtum im Herzen verbargen und Worte der Wahrheit im Munde führten. Ich habe vom ſeligſten Vater Athanaſius, Biſchof zu Alexandrien, einen Brief, den ich auf Verlangen vorzeigen kann, worin er deutlich erklärt: Wolle Jemand von der arianiſchen Ketzerei zurückkehren und das Glaubensbekenntnis von Nicäa ablegen, ſo dürfe man kein Bedenken tragen, ihn in die Gemeinſchaft aufzunehmen. Dieſem großen Mann bin ich in meinem Verfahren gefolgt. — Urteilt alſo nach der Wahrheit und nach der richtigen Einſicht, meine Brüder. Laſſet hinfort die Kirchen in Eintracht leben. Laſſet uns nicht durch kindliche und kleinliche Geſinnungen dem Volke Gottes große Übel zufügen. Fraget die Väter über die Eintracht der früheren Tage und ſie werden euch ſagen, daß die Gemeinden und die Kleriker freundſchaftlich zuſammen hingen und daß die Hirten, von übernatürlicher Liebe beſeelt, ſich Einer des Anderen als Lehrer und Führer in Sachen des Herrn bedienten."

Dies Schreiben blieb ohne Antwort und Erfolg, und ein zweites aus Anneſi hatte keine beſſere

Wirkung, obgleich Baſilius darin dem Klerus von Neocäſarea auseinanderſetzte, daß man unmöglich die Einführung des Kloſterlebens in Kleinaſien ihm zum Vorwurf machen könne. „Was tun denn jene Männer, welche der Welt entſagt haben?" fragt er. „Sie tragen die Abtötung Jeſu an ihrem Leibe, ſie haben ihr Kreuz auf ſich genommen, ſie folgen dem Herrn nach. Sind dies Vergehen, ſo würde ich mein Leben dafür hingeben, wenn es die meinigen wären und wenn ich unter meiner Leitung recht viel Männer hätte, welche ſich derſelben ſchuldig machten. Haben ſich Perſonen des weiblichen Geſchlechtes entſchloſſen, nach dem Rate des Evangeliums zu leben, die Jungfräulichkeit der Ehe vorzuziehen und in der Trauer zu leben, welche gottgefällig geprieſen wird: ſo ſind ſie ſelig wegen ihres Entſchluſſes. Kann man ihrem Wandel Unſittliches nachſagen: ſo will ich wahrlich nicht ihre Verteidigung übernehmen; wohl aber Euch die Verſicherung geben, daß unreine Herzen und freche Zungen ſich nicht entblöden Dinge zu ſagen, welche Satan, der Vater der Lüge, nicht zu ſagen gewagt hat. O möchten wir doch recht viele Genoſſenſchaften von Männern und Frauen haben, deren Wandel im Himmel iſt, die ihr Fleiſch mit allen Leidenſchaften und Begierden kreuzigen, deren Sinn unzerſtreut auf den Herrn gerichtet iſt, die Tag und Nacht im Gebet und mit Lobliedern vor ihm verharren, während die Hände fleißig mit Arbeit beſchäftigt ſind, damit den Dürftigen mitgeteilt werden könne." — Aber was hilft die Stimme der Wahrheit Denen, welche ſie nicht hören wollen?

Nichts, — als daß dieſe verſchmähte Wahrheit dereinſt Zeugnis für die Langmut Gottes und für ihren Undank ablegen wird.

Als die Kunde von dem erkünſtelten Volksauflauf zu Baſilius gelangte, ſchrieb er nicht mehr dem Klerus, der ſich der Teilnahme an einer ſolchen Gaukelei ſchuldig gemacht hatte, ſondern an die vornehmſten Männer der Stadt, die meiſtenteils ſeine Blutverwandte waren, um ihnen den wahren Grund ſolcher Umtriebe zu enthüllen. „Ich wünſchte jetzt,“ ſchreibt er, „daß ein Jeder von Euch der alten Zeit ſich erinnere. Damals ſuchte uns die Stadt an die Spitze des Unterrichtsweſens zu ſtellen. Wie ludet Ihr mich ein! was verſpracht Ihr mir nicht! was hättet Ihr mir nicht gegeben! aber ich war nicht zu halten. Und jetzt ſollte ich ungerufen mich bei Euch eindrängen? O glaubt das nicht, meine Beſten! mein Streben iſt mehr darauf gerichtet, unbekannt zu bleiben, als das der Ehrgeizigen darauf, ſich zu zeigen. Ich liebe dieſe Gegend von Jugend auf und weil ich jetzt von den Geſchäften, welche ſonſt auf mir laſten, ein wenig ausruhen darf, ſo habe ich mich gern zu den Brüdern in die Einſamkeit begeben, keineswegs aber um von hier aus Anderen beſchwerlich zu fallen. — Warum aber Menſchen zu Träumen und zu Traumdeutern ihre Zuflucht nehmen, um eine Zuſammenkunft mit mir zu hintertreiben, das wird vielleicht den Meiſten von Euch unbekannt ſein; vernehmt es alſo: man geht bei Euch damit um, den Glauben umzuſtürzen und einen anderen einzuführen, welcher den evangeliſchen und apoſtoliſchen Lehren zuwider iſt. Nämlich die Irrlehre des Sabellius, die unter dem Schein des Chriſtentums nichts als Judentum iſt. Denn Der, welcher für den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt nur eine Perſon annimmt, läugnet das ewige Daſein des Eingeborenen, läugnet die Herabkunft desſelben zu den Menſchen, ſeine Auferſtehung, ſein Gericht; läugnet ferner die Wirkungen, welche nur dem heiligen Geiſt eigen ſind. Nun iſt aber nach apoſtoliſcher und evangeliſcher Lehre die Natur des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes dieſelbe, ſowie die Gottheit nur Eine iſt; allein die Perſonen und deren Namen ſind verſchieden und ſtellen uns beſtimmte und vollſtändige Begriffe dar. Wer die Gemeinſchaft der Weſenheit nicht bekennt, verſinkt in Vielgötterei und wer die beſondere Eigentümlichkeit der drei göttlichen Perſonen verleugnet, verfällt dem Judentum. Die falſche Lehre iſt bereits in Schriften niedergelegt. Hütet euch vor ihr mehr als vor Schierling und Tollkirſche. Sie iſt Gift für die Seelen; nicht unſere Lehre und unſere Predigt, wie euere Träumer und Traumdeuter wiſſen wollen. Wiſſen ſollten ſie, daß die prophetiſche Gabe nur unbefleckte und von jedem Makel reine Seelen erleuchte. Denn wie der unreine Spiegel die Abbildung der Gegenſtände nicht genau auffaſſen kann: ſo iſt eine von zeitlichen Sorgen und ſinnlichen Lüſten verfinſterte Seele nicht im Stande, die Erleuchtung des heiligen Geiſtes zu empfangen. Auch iſt nicht jeder Traum ſogleich eine Weiſſagung, und es gibt einen Lügengeiſt, der in den falſchen Propheten wohnte. Hat uns aber der Herr ſeinen Frieden hinterlaſſen und uns ein neues Gebot gegeben, daß wir nämlich einander lieben ſollen, und führen ſtatt deſſen die Träume Zwietracht und Verletzung der Liebe dafür ein: ſo ſollen ſie dem Teufel keine Gelegenheit geben, ſich durch den Traum in ihre Herzen einzuſchleichen und ihre Traumgeſichte nicht höher ſchätzen, als die ſeligmachenden Lehren.“

So iſt die Welt: als Baſilius mit ihr zuſammenhing, wenn auch nur durch einen ſeidenen Faden, da wollte ſie ihn auf Händen nach Neocäſarea hineintragen. Als er ihr nicht mehr angehörte, wollte ſie ihn aus der Stadt hinaus ſteinigen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die vielfachen Verdächtigungen, denen Baſilius ſich ausgeſetzt ſah und die nachteiligen Wirkungen, welche ſie nach ſich zogen, indem ſie die Eintracht der Biſchöfe ſtörten, dem Volke ein Ärgernis gaben, die Verbreitung des Glaubens hemmten, dem Irrglauben die Wege bahnten, bewogen ihn endlich, die Kirchengemeinſchaft mit Euſtathes von Sebaſte aufzugeben und ſich öffentlich gegen dieſen falſchen Freund auszuſprechen. Es koſtete ihn einen langen Kampf, bis er zur Überzeugung von der Notwendigkeit dieſes Schrittes kam. Euſtathes, ein Schüler des Arius, aber anfangs nicht ganz übereinſtimmend mit ſeines Meiſters kraſſer Lehre vom Sohne Gottes, daher ein Semiarianer im Herzen, hatte doch immer das rechtgläubige Bekenntnis von Nicäa abgelegt, wenn es galt Prieſter und Biſchof — und nach einer Abſetzung wieder eingeſetzt zu werden. Da er in Rom ſelbſt ſeine Anerkennung als Biſchof von Sebaſte nachgeſucht hatte, ſo zweifelte Baſilius nicht im mindeſten an der Rechtgläubigkeit eines Mannes, der ihm gegenüber ſowohl mündlich als ſchriftlich nie einen Anklang von Irrlehre, ſelbſt nicht in den vertrauteſten Geſprächen, hatte laut werden laſſen. Eine ſolche Unaufrichtigkeit durch lange Jahre in der Freundſchaft fortzuführen, hielt Baſilius für unmöglich und alle Warnungen, welche ihm über Euſtathes zu Ohren kamen, für ungerechtfertigten Verdacht. Nachdem Baſilius Erzbiſchof von Cäſarea geworden war, hatte Euſtathes ihm zwei Kleriker unter dem Vorwande geſchickt, daß ſie ſich bei ihm bilden und ihn in verſchiedenen Arbeiten unterſtützen ſollten; eigentlich aber als Spione und Verläumder, deren Ausſagen um ſo glaubwürdiger erſcheinen mußten, als ſie im vertrauten Umgange mit dem heiligen Erzbiſchof und unter ſeinem Dache lebten. Dieſe Männer ſprengten Lügen über ſeine Glaubenstreue aus. Baſilius war von einem ſolchen Verrat ſo tief ergriffen, daß er ſelbſt ſagt: „Nachdem mein Herz durch ſolche Argliſt verwundet war, fehlte nicht viel, daß ich gegen alle Menſchen Verdacht gehegt hätte, wenn wir nicht Gottes Erbarmung zuvorgekommen wäre.“ Seine große liebevolle Seele hielt ſich aber nicht für berechtigt, aus dem Verrat an der Freundſchaft auf Verrat am Glauben zu ſchließen. Er hielt noch immer die Kirchengemeinſchaft mit Euſtathes aufrecht. Indeſſen wurde dieſer ſeinem eigenen Metropoliten, dem Erzbiſchof Theodotus von Nicopolis, Hauptſtadt Klein-Armeniens, ſo verdächtig, daß er die Gemeinſchaft mit ihm aufhob. Da nun Theodotus Baſilius zu einem Konzil über dieſen Gegenſtand einlud und des Baſilius Weg über Sebaſte führte, ſo glaubte er es der Freundſchaft und der Nächſtenliebe ſchuldig zu ſein, mit Euſtathes zu ſprechen und ihm die häretiſchen Punkte vorzulegen, über welche man ihn anklagte. „Ich bitte dich,“ ſagte Baſilius, „ſprich dich jetzt unzweideutig über deinen Glauben aus. Iſt es der, den die Kirche lehrt, ſo bleibe ich in deiner Gemeinſchaft; iſt er es nicht, ſo muß ich ſie aufheben.“ Sie hatten ein langes Geſpräch bis tief in die Nacht hinein und am nächſten Morgen nahmen ſie es wieder auf. Ein Prieſter der Kirche von Sebaſte war gegenwärtig und erhub Widerſpruch gegen des Baſilius Anſichten; Euſtathes aber nicht. Er hatte nicht den Mut, offen ſeine Irrlehre gegen Baſilius auszuſprechen; vielmehr beteten ſie gemeinſchaftlich die Non und lobten Gott für ihre Einigkeit im Glauben, und Baſilius ſetzte froh und beruhigt ſeinen Weg nach Nicopolis fort. Als Theodotus erfuhr, daß er in Sebaſte geweſen ſei und nicht mit Euſtathes gebrochen habe, wurde auch des Baſilius Glaubensreinheit ihm verdächtig und er lud den heiligen Erzbiſchof nicht nur zur Teilnahme am Konzil nicht ein, ſondern ließ ihn nicht einmal zum gemeinſamen Stundengebet zu.

Baſilius nahm die Kränkung mit ſeiner gewohnten Demut hin, betrachtete ſie als eine Folge ſeiner Übereilung, daß er ſich kein ſchriftliches Glaubensbekenntnis von Euſtathes habe geben laſſen und ſetzte gemeinſchaftlich mit Theodotus ein ſolches auf, welches der Biſchof von Sebaſte nur zu unterſchreiben brauchte, um ſich von jedem Verdacht der Häreſie zu reinigen. Es ſtellt die Autorität des Konzils von Nicäa feſt und erklärt, daß dieſes die

Einheit der göttlichen Natur gegen Arius, und die Verſchiedenheit der göttlichen Perſonen gegen Sabellius feſtſetze. Es ſchloß ebenfalls von der katholiſchen Kirchengemeinſchaft diejenige Häreſie aus, welche den Heiligen Geiſt zu einem Geſchöpf mache. Dies Bekenntnis brachte Baſilius dem Euſtathes nach ſeiner Rückreiſe und dieſer unterſchrieb es folgendermaßen: „Ich, Euſtathes, Biſchof, habe geleſen und zeige dir an, Baſilius, daß ich mit dem Geleſenen übereinſtimme. Ich unterſchreibe in Gegenwart unſeres Bruders Fronto, des Chorbiſchofs Severus und anderer Kleriker. Überdies verſprach er, ſich zu einer Zuſammenkunft von Biſchöfen einzufinden, welche Baſilius einladen wollte, um vollſtändigen Frieden zwiſchen ihm und der katholiſchen Kirche zu ſtiften. Die Biſchöfe kamen; Euſtathes kam nicht. Baſilius ſchickte einen Boten nach Sebaſte. Dieſer kehrte mit der Nachricht zurück: alle Anhänger und Schüler des Euſtathes widerſetzten ſich ſeiner Abreiſe und murrten gegen ſeine Unterſchrift eines Glaubensbekenntniſſes, in welchem Baſilius eine neue Irrlehre über den Heiligen Geiſt ausgeſprochen habe. Die katholiſchen Biſchöfe blieben noch einige Zeit beiſammen, immer hoffend auf die Ankunft des Euſtathes. Endlich erſchien ſtatt ſeiner ein Brief in unbeſtimmten Ausdrücken, ſo daß nicht mehr zu zweifeln war, er wolle ſeinen zweideutigen Standpunkt nicht verlaſſen; und die Biſchöfe trennten ſich trauernd über ſoviel Heuchelei. Euſtathes hatte die Frechheit, noch einmal vermittelnde Vorſchläge über die Glaubenslehre bei Baſilius beantragen zu laſſen; dieſer erwiderte: Euſtathes möge einfach erklären, ob er die, welche das Credo von Nicäa verwarfen und die, welche den Heiligen Geiſt ein Geſchöpf nannten, in ſeiner Kirchengemeinſchaft aufnehme oder nicht. Als anſtatt eines beſtimmten Ja oder Nein ein langer, leerer Wortkram und Wünſche des Friedens erfolgten, ſchrieb Baſilius: „Ich bin bereit, mein Leben für den Frieden in der Kirche hinzugeben; aber er ſei aufrichtig und dauernd. Will Euſtathes mit einem Wort bekennen, daß er die Gemeinſchaft mit den Feinden des Glaubens verwirft: ſo will ich gern die Schuld unſeres ſchmerzlichen Zerwürfniſſes auf mich nehmen. Einen falſchen Frieden aber muß ich verwerfen. Ich kann nicht als Heuchler dem Altare nahen.“

So war er immer: nie verletzte er die Liebe, nie verleugnete er die Wahrheit. Euſtathes hielt es jetzt für geraten, ſeine unhaltbare Stellung aufzugeben und ſich der Kaiſerpartei und dem Arianerbiſchof Euzojus von Antiochien anzuſchließen und überdies eine neue Verleumdung des Baſilius zu verbreiten: mit der Irrlehre des Apollinaris ſollte er übereinſtimmen; und zwar deshalb, weil Baſilius vor zwanzig Jahren einen freundſchaftlichen Brief an Apollinaris geſchrieben hatte. Dieſer Apollinaris war aber, bevor er in ſeine Irrlehre geriet, ein glühender Verfechter des katholiſchen Dogma's und dem großen Athanaſius ſo wert, daß er ſich mit Schmerz entſchloß, ihn zu bekämpfen und in der Schrift „von der Menſchwerdung,“ die er zu dieſem Zwecke ſchrieb, nie den Namen des Apollinaris nannte. Ein freundlicher ſchriftlicher Gruß von Baſilius an Apollinaris aus einer Zeit, wo beide Laien und jung waren, konnte demnach ſten, zu retten, was verloren war. Dann empfängſt du die unermeßliche Gnade, ihm danken zu können — du, ein Atom! ihm, deinem Gott! Aus Liebe zu dir hat er dich erlöſt; aus Liebe zu ihm lebſt und leideſt du für die Ausbreitung des Erlöſungswerkes. Befreite du! o hilf befreien!

Selige Jungfrau Maria der Gnaden! mit Dir habe ich begonnen, mit Dir laß mich enden! in den Himmel aufgenommen biſt Du nicht blos, um dort für Dich allein und in der Vereinigung mit Deinem Gott ſelig zu ſein, ſondern um für uns dieſen Himmel erbitten zu helfen. Sei denn unſere Fürſprecherin, aber ſei auch unſer Vorbild! Du haſt die Klage Deines göttlichen gekreuzigten Sohnes: „Mich dürſtet!“ wohl verſtanden, denn Du warſt die Eingeweihte ſeiner myſtiſchen Schmerzen. Du liebſt die Seelen, wie er ſie geliebt hat und wie er will, daß ſie geliebt werden ſollen: um ſie ſelig zu machen; und dieſe Liebe erwarb Dir Dein ſüßes, himmliſches Amt, Fürbitterin der Menſchheit zu werden. O thaue etwas von dieſer holdſeligen Liebe in unſere kalten erſtarrten Herzen hinein, damit ſie warm werden und Andere erwärmen! damit nicht durch unſere Schuld in der eiſigen Atmoſphäre der Welt irgend eine elende Seele aus Mangel an Liebe zu Grunde gehe! damit nicht unſere Kälte wie Todesſchauer den Ewigen Guten Hirten ergreift, der ſeelenſuchend in dieſem Thal der Thränen weilt! danur in den Augen der Bosheit etwas Verfängliches haben. Baſilius brach aber jetzt ſein Stillſchweigen und verteidigte ſich öffentlich gegen Euſtathes. „Drei Jahre lang," ſchreibt er, „haben wir das nachgeahmt, womit der Prophet ſich rühmt: Ich ward wie ein Menſch, der nicht hört und der in ſeinem Munde keine Widerrede hat. Wir ſchloſſen den Schmerz, den die Verleumdung uns verurſachte, in der Tiefe des Herzens, weil wir glaubten, daß ſie mehr aus Unkenntnis der Wahrheit als aus Bosheit geſagt werde; da aber die Feindſchaft mit der Zeit fortſchreitet und anſtatt das Vergangene zu bereuen, nur immer bitterer wird: ſo ſcheint mir die Zeit zu ſchweigen vorüber und die Zeit zu reden gekommen zu ſein."

Er geht nun auf ſeine Jugend über, die er faſt ganz an weltliche Wiſſenſchaft verſchwendet, bis ihn „das wunderbare Licht der Wahrheit des Evangeliums wie aus tiefem Schlafe geweckt" habe; auf ſein Verlangen, in der Vollkommenheit gefördert zu werden; auf ſeine Reiſen, die er unternahm, um große Vorbilder zu finden; auf die heiligen Männer in Cöleſyrien, Paläſtina und Egypten, „die in der Tat beweiſen, was es heiße, ein Fremdling auf Erden zu ſein und den Wandel im Himmel zu haben"; auf ſeine freundſchaftliche Verbindung mit Euſtathes und deſſen Schülern in der Aszeſe, welche darauf beruhte, daß Baſilius hoffte, „zu ſeinem Heil einige Hilfe zu finden." Dann fährt er fort: „Wegen ihrer demütigen und ſtrengen Lebensweiſe ſchloß ich mich ihnen an und duldete nie die Beſchuldigungen, die man wider ſie, als heimliche Arianer, vorbrachte, denn niemals hatte ich dergleichen Irrlehren von ihnen vernommen. Aber auch ſie ſollten bekennen, daß wir in unſerem Glauben nie gewankt haben. Möge mein ganzes Leben Tadel verdienen, ſo darf ich mich doch im Herrn rühmen, niemals irrige Begriffe in der Glaubenslehre gehabt zu haben. Ich behielt die, welche ich in meiner Jugend von meiner Großmutter Macrina und von meiner ſeligen Mutter empfing; ſie entwickelten ſich in mir und als meine Vernunft reif geworden war, vertauſchte ich ſie nicht gegen neue Anſichten, ſondern ließ die Anfangsgründe vervollkommnen. Wer mich jetzt wegen falſcher Lehre in übelen Ruf bringt, denke an den Richterſtuhl Chriſti und erforſche ſein Gewiſſen, ob er je etwas anderes von uns gehört habe, als das, was wir jetzt ſagen. Frage dich ſelbſt! ruft er nun dem Euſtathes zu, haſt du etwas anderes gehört, als du mich im Kloſter am Fluß Iris beſuchteſt und der gottliebende Gregor bei mir war? Oder zu Anneſi, bei meiner Mutter, wo wir Tag und Nacht Geſpräche über dieſen Gegenſtand führten? Oder als wir zuſammen den ſeligen Sylvanus beſuchten? Waren nicht ſpäter deine getreueſten Schüler immer um mich? ſchrieben deine Geſchwindſchreiber nicht auf, was ich gegen die Häreſie lehrte? Stimmt nicht alles genau zuſammen? ausgenommen, daß man in unſeren Reden einen gewiſſen geiſtigen Fortſchritt findet, der aber nicht eine Veränderung, wohl aber eine Ergänzung durch Zuwachs der Erkenntnis iſt. Und jetzt werde ich der Gottesläſterung beſchuldigt, ſogar von ſolchen, die durch lange Freundſchaft mit mir verbunden waren! Wer aber Willens iſt, mit ſeinem Bruder die Freundſchaft zu brechen, muß vieles ſorgfältig erwägen, muß manche Nacht ſchlaflos hinbringen, muß mit tauſend Tränen Gott um Licht bitten; ſollte es aber nicht tun auf einen einzigen Brief hin, der ihm nur in der Abſchrift, nicht im Original zu Händen kam und der vor zwanzig Jahren geſchrieben wurde. Ich habe niemand, der meine Geſinnung und meinen Wandel in dieſen zwanzig Jahren beſſer bezeugen könnte, als eben meine Ankläger."

Die Geſinnung des Euſtathes hatte ſich durch ſeinen offenen Anſchluß an die Arianer jetzt ſo vollkommen entſchleiert, daß ſeine Verleumdungen einem katholiſchen Biſchof nicht mehr ſchaden konnten.

Sechszehntes Kapitel.

Der heilige Epiphanius, Biſchof zu Salamis auf der Inſel Cypern, hatte eine große Verehrung für die Perſönlichkeit, den Geiſt und die Glaubenskraft des Baſilius und bat ihn, die Irrlehre des Apollinaris in einer Schrift zu bekämpfen. Kleriker ſeiner Kirche waren Überbringer ſeines Schreibens an Baſilius. In welcher Trübſal die Kirche des Orients damals ſtand, geht aus dem Anfang von Baſilius Antwort hervor, die im Jahre 377 geſchrieben wurde. „Es war in der Tat kein geringer Beweis von Liebe, daß du dich unſerer erinnerſt, die wir ſo geringe und wertloſe Menſchen ſind, und daß du uns Brüder ſchickteſt uns zu beſuchen, taugliche Überbringer friedfertiger Briefe. Dies iſt eine gar ſeltene Erſcheinung, weil bereits alle bei allen in Verdacht ſtehen, und weil die, welche in den

Hauptpunkten übereinſtimmen, wenigſtens in irgend einer Sache durchaus von einander abweichen und dadurch die Wunden vergrößern, welche die Häretiker den Seelen ſchlagen."

Die Aufforderung, ſich mit den Irrtümern des Apollinaris ſchriftlich zu beſchäftigen, lehnt Baſilius ab. Im Hinblick einerſeits auf die allgemeine Disputierſucht, die wie eine Krankheit des Gehirns im Orient graſſierte; andererſeits auf den gemeinen Mann, der durch die gehäuften Erklärungen und Erläuterungen der Dogmen eher verwirrt als belehrt wird, ſchreibt er an Epiphanius: „Das Dogma von der Menſchwerdung des Herrn wollen wir, wie es im nicäiſchen Bekenntniſſe aufgeſtellt iſt, feſthalten; denn wenn wir von der Einfachheit des Glaubens abweichen, ſo iſt des Redens kein Ende mehr; der Widerſpruch reißt uns weiter und immer weiter fort, und wir laufen Gefahr, die Seelen der Einfältigeren zu beunruhigen. Überhaupt können wir zu jenem Bekenntniſſe nichts beifügen, auch nicht das Geringſte, mit Ausnahme der Verherrlichung des heiligen Geiſtes. Dieſen Punkt haben unſere Väter nur im Vorübergehen erwähnt, da zu jener Zeit dieſe Frage noch nicht angeregt worden war."

Alles Feuer der ſinkenden Flamme ſeines Lebens wollte Baſilius zum Kampfe gegen die Arianer verwenden, der ihm um ſo ausſchließlicher zufiel, je mehr Kaiſer Valens katholiſche Biſchöfe abſetzte und in's Exil ſchickte. Die verlaſſenen Gemeinden, die verwaiſten Kleriker, die verfolgten Kloſterleute wendeten ſich hilfs- und troſtbedürftig an Baſilius, der mitten in der Verfolgung unverfolgt daſtand, wie ein Leuchtturm in der tobenden Meeresbrandung. An ſyriſche Mönche ſchrieb er: „Laßt den Mut nicht ſinken in eueren Drangſalen; erneuert euch in der Liebe zu Gott; ſteigert täglich euren Eifer in der Überzeugung, daß ihr die Überreſte der Religion treu im Gemüte bewahren müßt, welche der Herr bei ſeiner Ankunft auf Erden finden ſoll. Und wenn auch die Biſchöfe aus ihren Kirchen vertrieben ſind, ſo darf euch das nicht wankend machen. Und wenn auch aus den Klerikern ſelbſt Verräter hervorgegangen ſind, ſo darf das euer Vertrauen auf Gott nicht ſchwächen. Nicht die Menge iſt es, die ſelig wird, ſondern die Auserwählten Gottes. Der große Volkshaufe erſchrecke euch nie; er wird wie die Welle von den Winden hin- und hergetrieben. Und wenn auch nur einer gerettet wird, ſo muß er in der rechten Geſinnung bleiben, mit unerſchütterlicher Hoffnung auf Chriſtus, weil der Herr ſeine Heiligen nicht verlaſſen wird. Euere ganze Brudergemeinde in Chriſto grüßet von mir und betet aufrichtig für meine erbarmenswürdige Seele.“

Zu Nicopolis in Klein-Armenien hatten nach dem Tode des Biſchofs Theodotus die Arianer die Oberhand gewonnen und trotz des Widerſtandes der Einwohner einen Geiſtlichen auf den Biſchofſtuhl geſetzt, der ſich vom Ehrgeize blenden ließ, den katholiſchen Glauben verleugnete und ſich dem Arianismus anſchloß. Er hieß Fronto. Die übrigen Prieſter und das Volk flohen ſeine Gemeinſchaft, und da ihnen die Kirchen in der Stadt genommen waren, hielten ſie ihren Gottesdienſt auf freiem Felde. Baſilius ſchrieb dem Klerus von Nicopolis: „Das, was euch begegnet, iſt vielen widerfahren, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Geſchichtsbücher und mündliche Tradition ſtimmen darin überein, daß Prüfungen für den Namen des Herrn diejenigen getroffen haben, welche auf ihn hofften. Aber die Trübſal ging vorüber und es zeigte ſich, daß die heftigen Prüfungen, die über die Kirche einbrachen, ſchwächer waren, als die Feſtigkeit des Glaubens an Chriſtus. Darum wollen wir den Entſchluß faſſen, nicht auf die Gegenwart zu ſehen, ſondern den Blick unſerer Hoffnung auf die Zukunft zu richten. In den Wettkämpfen wird niemand bekränzt, der nicht verwundet und mit Staub bedeckt worden iſt. Ihr ſeid Söhne der Bekenner und Söhne der Martyrer, welche bis zum Blutvergießen Widerſtand geleiſtet haben. Laſſet uns alſo bei geringeren Drangſalen nicht in Jammer ausbrechen. Bis jetzt iſt keiner von uns durch Geißeln zerfleiſcht, in's Gefängnis geworfen, in die Verbannung geſchickt worden. Welch Ungemach haben wir denn erlitten? Dieſes etwa: daß wir noch nichts litten, noch nicht der Leiden für Chriſtus würdig erachtet wurden. Schmerzt euch der Umſtand, daß jener das Bethaus inne hat und ihr unter freiem Himmel den König des Himmels und der Erde anbetet: ſo bedenkt, daß die Jünger in einem Saale eingeſchloſſen waren, während die, welche den Herrn gekreuzigt hatten, im weltberühmten Tempel den jüdiſchen Gottesdienſt begingen.“

In einem anderen Schreiben ermahnt er die Prieſter zu Nicopolis: „Wenn ich ſehe, daß die

Böſen mit Mut und Eifer zum erwünſchten Ziele hinſtreben und gelangen, euere Gottſeligkeit aber ſchon ermüdet und bei der anhaltenden Drangſal den Mut verliert, ſo werde ich von Trauer erfüllt. Denke ich aber an Gottes mächtige Hand, die im Stande iſt, die Gebeugten aufzurichten, die Gerechten zu erheben, die Stolzen zu zerſchmettern, die Mächtigen von ihrem Throne zu ſtürzen, ſo bin ich wie umgewandelt. Ich faſſe wieder Hoffnung, und die Ueberzeugung kräftigt mich, daß uns der Herr infolge eures Gebetes bald den Frieden geben wird. Ermüdet nur nicht im Gebete und übt die Beharrlichkeit aus, zu der ihr andere auffordert."

Die Verfolgungswut der Arianer ging aber zu Nicopolis, wie überall, bald in Grauſamkeit über, ſo daß Baſilius der niedergeſchlagenen Gemeinde tröſtend ſchrieb: „Wie ſeufzte und jammerte ich, als euere Bedrängniſſe mir zu Ohren gelangten! wie wehe tat es mir, von eueren Leiden zu hören, von Schlägen und Mißhandlungen der Perſonen, von Plünderung der Häuſer, Verwüſtung der Stadt, Verheerung des Landes, Vertreibung der Prieſter, vom Einfall der Wölfe und von Zerſtreuung der Herden. Aber ich erhob meine Augen zum Herrn im Himmel und hörte auf zu weinen und faßte die feſte Überzeugung, daß bald Hilfe erſcheinen und die Verlaſſenheit nicht lange mehr dauern wird. Was wir leiden, das leiden wir um unſerer Sünden willen. Der Gnadenvolle wird aber aus Liebe zu der Kirche und aus Barmherzigkeit ſeinen Beiſtand erſcheinen laſſen."

Zu derſelben Zeit ſchreibt Baſilius ſeinem Freunde Amphilochius, dem Biſchofe von Iconium, im Hinblicke auf die traurigen Zuſtände in Nicopolis, welche ſich mehr oder minder durch ganz Klein-Armenien verbreiteten:

„Wenn wir dein ruhiges Leben betrachten, ſo danken wir dem Herrn, der deine Frömmigkeit von der Feuersbrunſt entfernt hält, die unſere Bezirke auf ſchreckliche Weiſe verheert. Der gerechte Richter hat uns um unſerer Sünden willen einen Engel des Satans (den Fronto) geſchickt, der uns gründlich quält, die Irrlehre heftig verbreitet und im Haß gegen uns ſchon ſo weit gegangen iſt, daß er nicht mehr das Leben der Gläubigen ſchont. Einen gewiſſen Asclepius, der keine Gemeinſchaft mit ihnen haben wollte, hat er ſo lange geißeln laſſen, bis er an den Schlägen ſtarb, oder vielmehr in's Leben überging. Mit dieſer Schandtat ſtimmen alle übrigen Handlungen zuſammen, wie Leute ſie ſich erlauben, welche den Schutz der herrſchenden Macht nach Gutdünken mißbrauchen dürfen. Allein der Herr wird uns auf deine Fürbitte Geduld und Befreiung von dieſen Uebeln gewähren und darum wollen wir die ſchwere Heimſuchung ſo ertragen, wie es der Hoffnung auf Ihn angemeſſen iſt. Lebe wohl, ſei fröhlich in Gott, bete für uns.“

Der Glaube iſt prophetiſch. Die Verfolgung nahm ein plötzliches Ende: Kaiſer Valens ſtarb.

Siebenzehntes Kapitel.

Das öſtliche Europa war von deutſchen Völkern: Goten, Alanen, Sueven, Gepiden, Heruler ꝛc. bewohnt. Je mehr die Volkszahl zunahm, deſto mehr ſuchten ſie ſich durch Eroberungen auszubreiten. An der unteren Donau ſaßen die Goten, bald heftige Feinde der Römer, bald ihre Bundesgenoſſen. Sie beſiegten und töteten Kaiſer Decius; Gallus zahlte ihnen Tribut; unter Valerian drangen ſie durch Macedonien und Griechenland, über den Hellespont in Kleinaſien bis Kappadocien vor, verwüſtend und zerſtörend, was ſie nicht als Beute entführen konnten. Unter den gefangenen Kappadociern, welche die Goten fortſchleppten, waren Chriſten. Durch ſie begann das milde Licht des Evangeliums den nordiſchen Barbaren aufzugehen in der letzten Hälfte des dritten Jahrhundert, und ob zwar die Maſſe des Volkes noch heidniſch war, erſchien doch ſchon ein Biſchof der Goten, Theophilus, auf dem Konzil von Nicäa und unterſchrieb das Glaubensbekenntnis. Die Goten waren Kaiſer Conſtantins Bundesgenoſſen gegen Licinius. Mit Kaiſer Valens führten ſie Kriege, die für ſie einen ungünſtigen Ausgang nahmen, denn Valens gewährte ihnen nur unter der Bedingung Frieden, daß ſie nicht mehr das ſüdliche Ufer der Donau betreten würden; dafür aber zahlte er ihrem König Athanarich jährlich eine gewiſſe Geldſumme. Dieſe Ruhezeit wendete Athanarich dazu an, um die Chriſten unter ſeinem Volke zu verfolgen. Wie den heidniſchen Kaiſern war ihm das Chriſtentum und deſſen Verbreitung ein Dorn im Auge. Er ſuchte es auszurotten, indem er den Chriſten die Wahl ließ zwiſchen Götzenopfer und Tod. So wurden viele zu Martyrern, unter ihnen der heilige Sabas, ein junger Mann von zweiunddreißig Jahren, der im Jahre 372 nach unſäglichen Qualen ertränkt wurde. All dieſe Gläubigen, dieſe Bekenner und

Martyrer waren katholiſch. Nach einigen Jahren wurde es den beiden Königen, dem Oſtgoten Athanarich und dem Weſtgoten Fritigern nicht mehr möglich, den Friedenstractat mit Valens inne zu halten. Ein neues Barbarenvolk tritt in's Leben der Weltgeſchichte: die Hunnen. Aus Aſien wälzte es ſich auf Europa wie eine unheilbringende Wetterwolke, ſei es, daß es vor Siegern mehr und mehr weichen mußte, ſei es, daß es dem damaligen Zuge der Völker des Oſtens gegen Weſten folgte; geheimnisvoller Zug, welcher dem göttlichen Geiſteshauch gehorchte und diente, der die Geſchicke der Welt regiert. Die Hunnen, aus ihren Steppen vertrieben, wälzten ſich mit ungeheuerer Übermacht auf die Goten, ſo daß dieſe gleichſam den Boden unter den Füßen verloren und aus ihren Wohnſtätten gedrängt, ſich genötigt ſahen, Kaiſer Valens zu bitten, ihnen die Anſiedelung in ſeinem Reiche, auf dem ſüdlichen Ufer der Donau zu erlauben. Sie ſchickten deshalb im Jahre 376 den chriſtlichen Biſchof Ulphilas mit einer Geſandtſchaft nach Antiochien, wo ſich der Kaiſer ſeit Jahren aufhielt. Valens gewährte die Bitte unter der Bedingung, daß ſich die Goten zum Chriſtentume bekehrten, d. h. zu dem ſeinen, dem Arianismus. Mit größtem Eifer wirkte für dieſe Bekehrung der gotiſche Biſchof Ulphilas, berühmt durch ſeine Erfindung der gotiſchen Buchſtaben und durch ſeine Überſetzung der heiligen Schrift in die gotiſche Sprache. Er war ein Kappadocier von Geburt, aber bei den Goten naturaliſiert. Er hoffte für die Goten vorteilhaftere Bedingungen und friedlichere Verhältniſſe, wenn ſie auf den Vorſchlag des Kaiſers eingingen mit er nicht ſchmerzenvoll uns anklage: Ich gab euch „das lebendige Waſſer“ und ihr hört nicht hin, wenn ich ſage: „Mich dürſtet!“ Königin der Gnaden, gib uns das Eine, worin alle Gnaden ihren Brennpunkt finden: die himmliſche Liebe! — und dann ſtehe die Welt wider ſie auf: — ſie wird die Welt überwinden.

O mater Dei, memento mei.

Mainz, am Tage Maria der Gnaden,
24. September 1852.

und verriet den Glauben, für den vor wenigen Jahren die Martyrer geblutet hatten. Seltſam! ſo berühmt durch die Jahrhunderte zu gehen wegen Scharfſinn und Tätigkeit des Geiſtes und nicht das Brandmal des Apoſtaten an der geiſtvollen Stirne zu tragen! Als ob die Überſetzung der heiligen Schrift den Verluſt des heiligen Glaubens aufwiegen könnte!

Im Jahre 377 ſetzten die Goten über die Donau, um ſich in Möſien anzuſiedeln. Es war zur Bedingung gemacht, daß die Männer ihre Waffen auf römiſchen Boden niederlegten. Da ſie aber beſtechliche Beamte fanden, ſo erkauften ſie die Erlaubnis, ſich nicht von ihren geliebten Waffen zu trennen, mit Hab' und Gut. Sie mochten wohl hoffen, daß ihnen die Waffen das Verlorene bald wieder erobern würden. Statt ihnen aber die zugeſagten Ländereien anzuweiſen und Lebensmittel zu liefern, verſchloß man vor ihnen ſogar die öffentlichen Magazine. Sie mußten ihre Heerden ſchlachten und verzehren. Dann aßen ſie Hunde, und für einen Hund mußten ſie oft einen Sklaven hingeben, und hatten ſie keinen, ein Kind. Als nun gar König Fritigern zu einem Feſte nach Marcianopolis eingeladen und ſeine Leibwache in ſeiner Abweſenheit niedergemacht wurde, erkannten die Goten, daß man ſie als Feinde betrachte und behandle und ſie auf jede Weiſe zu ſchwächen, vielleicht auszurotten ſuche. Fritigern rief ſeine Mannen zu den Waffen, und es erfolgten Schlachten, die ſämtlich zum Vorteile der Goten ausfielen. Von altem Nationalhaß und neuer Rache entflammt, plünderten und verwüſteten ſie Möſien, überſtiegen das Balkangebiet, fielen in Macedonien und Tracien ein, und machten Streif- und Raubzüge bis in die Vorſtädte von Conſtantinopel. Dieſe traurigen Nachrichten veranlaßten Kaiſer Valens, im Frühling 378 von Antiochien aufzubrechen und nach Conſtantinopel zu gehen. Er fand das Volk daſelbſt höchſt niedergeſchlagen und unmutig über ſeine Zögerung. Als er kurz nach ſeiner Ankunft im Zirkus erſchien, deſſen Spiele und Wettkämpfe trotz aller Ungunſt der Zeiten der leidenſchaftlichen Liebhaberei des Volkes nicht fehlen durften, erhob ſich die anweſende Menge; nicht um ihn zu begrüßen, ſondern um mit einer Stimme Waffen zu begehren: ſie ſelbſt wollten gegen die Goten ausziehen, welche der Kaiſer unbedachtſam in's Land gezogen habe. Valens war im höchſten Grade aufgebracht, rief den Feldherrn, Graf Trajan, vom Oberbefehl ab und ſchickte ſtatt ſeiner den General Sebaſtian zum Heere. Dieſer Mann war Manichäer und berüchtigt durch die Grauſamkeit, mit welcher er vor einigen zwanzig Jahren die Sache des Arianerbiſchofs Georg und deſſen Anhangs in Alexandrien gegen Athanaſius aufrecht gehalten hatte. Dem Trajan, einem tüchtigen und bewährten Feldherrn, warf Valens mit großer Bitterkeit Feigheit vor. Aber Trajan, der ein ebenſo tapferer Soldat als mutiger Chriſt war, entgegnete unverzagt: „Nicht ich, Herr, bin beſiegt worden; dich hat Gott beſiegt. Weil du ſo lange wider Ihn Krieg führſt, hat er Barbaren zu ſeinem Werkzeuge und zu Deinen Überwindern gemacht.“

Als Valens nach kurzem Aufenthalte mißmutig Conſtantinopel verließ und ſich in's Feldlager begab, kam er an der Hütte eine Einſiedlers vorüber, der Iſaak hieß, und der wegen ſeines frommen Gebetslebens allgemein ſehr verehrt wurde. Iſaak rief dem Kaiſer zu, der mit prangendem Gefolge dahin ritt: „Herr, wohin gehſt du! gehe nicht weiter! Gott iſt nicht mit dir, du wirſt dein Heer verlieren und wirſt nicht wiederkommen.“ „Ich werde wiederkommen und dich um's Leben bringen laſſen,“ erwiderte Valens zornentbrannt. „Wohlan, Herr, töte mich, wenn meine Prophezeiung falſch iſt,“ antwortete Iſaak. Nach einigen kleinen günſtigen Treffen kam es am 9. Auguſt 378 bei Adrianopel zur entſcheidenden Schlacht. Sie endete mit der gänzlichen Niederlage des kaiſerlichen Heeres; zwei Dritteile desſelben bedeckten das Schlachtfeld als Leichen, unter ihnen Sebaſtian, der fromme Trajan und viele Generäle. Der Kaiſer war verſchwunden. Wie er umgekommen war, wußte Niemand genau. Er ſoll ſchwer verwundet durch einen Pfeilſchuß in die Hütte eines thraziſchen Bauern getragen, und dieſe durch die Goten in Brand geſteckt worden ſein. So kläglich endete Kaiſer Valens: die Goten, denen er das Verderben der Seelen durch die Häreſie brachte, wurden ihm zum Verderben, und kaum dreißig Jahre ſpäter ſtanden ſie vor den Toren von Rom als Eroberer.

Baſilius erlebte noch dies für den Frieden der Kirche ſo wichtige Ereignis und die Heimkehr der verbannten und flüchtigen Biſchöfe, welche Kaiſer Gratian auf ihre Sitze zurückberief. Wie eine Feuersbrunſt, welche keine Nahrung mehr findet, allmählig erliſcht, ſank der Arianismus nach und nach im Oriente zuſammen, freilich nur, um anderen Häreſien Platz zu machen. Die Goten aber behielten ihn bei, ſchon aus Haß und zum Gegenſatze wider die Römer und ſteckten mit ihm auch andere germaniſche Völker, namentlich die Longobarden an. Große Reiche gründeten ſie mit dem Arianismus in Italien, Gallien und Spanien, und es währte über zweihundert Jahre, bis die zur ſittigenden Macht der Welt aufblühende katholiſche Kirche ſeine Zerfallenheit in ihre Einheit verſchmolz.

Auch die Beilegung des Schisma's zu Antiochien, das ſeinem Herzen ſolchen nagenden Kummer gemacht hatte, ſah Baſilius aufdämmern. Meletius kehrte dahin zurück und wurde mit unbeſchreiblichem Frohlocken, ſogar von der Partei des Paulinus empfangen. Alle Einwohner ſtrömten ihm entgegen; die Einen küßten ſeine Hände, die Anderen ſeine Füße, noch Andere ſeine Gewänder. Wer nicht bis zu ihm gelangen konnte, pries ſich glücklich, ſein Antlitz zu ſehen, ja, nur ſeine Stimme zu hören; ſo war er geliebt. Doch die volle Verſöhnung erlebte er nicht mehr. Er hatte ſeinerſeits ſogleich die Freiheit benutzt, die Gratian gewährte, um einige ſeiner beſten und erprobteſten Schüler zu Biſchöfen derjenigen Kirchen ſeiner Diözeſe zu weihen, welche die Arianer auf kaiſerlichen Befehl jetzt räumen und den Katholiken zurückgeben mußten. Kaiſerliche Gewalttat hatte ihnen dieſe Kirchen verſchafft; kaiſerlicher Befehl nahm ſie ihnen; das war in der Ordnung, und ſie konnten aus dieſer Erfahrung lernen, was es ſei, den Kaiſer zum höchſten Oberhaupte der Kirche zu machen. Am 1. Januar 379 ſtarb Baſilius, kaum fünfzig Jahre alt. Aber all' ſeine Tage und Jahre waren ſolche, von denen der Pſalmenſänger ſagt: „Einer iſt beſſer als Tauſende,“ ſo voll gottſeligem und gottgefälligem Streben und Wirken, Sinnen und Handeln, ſo von übernatürlicher Geltung waren ſie. Als ſeine Todeskrankheit ihn ergriff, umwogte ganz Cäſarea ſein Haus, und jeder ſuchte an ſein Sterbebett zu gelangen, und ihn noch einmal zu ſehen, noch einmal ſeinen Segen zu empfangen, noch einmal ein Wort der Liebe von ihm zu hören. Mit dem Gebet: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meine Seele,“ ſtockte ſein Atem und es war ein lichter, ſchöner, großer Geiſt weniger auf Erden. Eine ungeheuere Wehklage erhob ſich, in welche auch Juden und Heiden einſtimmten, denn er hatte auch ihrer Nöten immer ſich erbarmt. Gregor von Nazianz ſagt in der Lobrede, die er dem Freunde hielt: „Die ganze Welt beweinte ihn, als den Lehrer der Wahrheit und als das Band des Friedens zwiſchen den Kirchen.“ Bei ſeiner Beerdigung fand ſich eine ſolche Volksmenge ein, daß mehrere Perſonen tot gedrückt wurden. Man wollte den Saum ſeines Kleides berühren, ja das Tragbrett, auf dem er ruhte, weil ſie geheiligt waren durch ſeine heiligen Überreſte. Der Pſalmengeſang verſtummte neben dem Seufzen, Weinen und Jammern der Menge. Mit der größten Mühe konnte der Trauerzug ſich nur Bahn machen und die ehrwürdige Hülle zu der Gruft geleiten, welche die Familie des Abgeſchiedenen mütterlicher Seits zu Cäſarea beſaß. Sein Bruder Gregor von Nyſſa und ſein Freund Amphilochius von Iconium begleiteten ihn zur letzten Ruheſtatt auf Erden, und ſomit war ein Leben erloſchen, deſſen himmliſchen Glanz und deſſen erhabene Würde die bewundernde Mit- und Nachwelt anerkannte, indem ſie Baſilius den Heiligen und den Großen nannte. Man rechnete es ſich zur Ehre und zum beſonderen Glücke, ihn gekannt zu haben, mit ihm in irgend einer Verbindung, ſelbſt durch dienende Stellung, geweſen zu ſein. Man freute ſich, irgend ein Wort, irgend eine Handlung von ihm erzählen zu können, das man gehört, deren Augenzeuge man geweſen war; ſo wichtig und wertvoll achtete man die geringſten Züge ſeines täglichen Lebens. Seine wahrhaften Bewunderer, Freunde und Jünger bemühten ſich, ihm ähnlich zu werden in ſeinen Tugenden; Diejenigen aber, deren Bewunderung an mehr äußerlichen Gaben, an ſeinen Talenten, ſeiner Beredſamkeit, ſeiner klaſſiſchen Bildung hängen blieb, ahmten ihm auch mehr äußerlich nach. Man wollte den Bart und den Mantel tragen, wie er; ein armes kleines Bett haben, wie er; die Mahlzeit einrichten, wie er. Er war ſehr blaß, er ging und ſprach langſam, er ſah ſinnend und gedankenvoll aus. Das Alles ſollte nachgeahmt werden, ſogar der Ausdruck des Geſichtes! Da aber Baſilius gedankenvoll ausſah, weil ſeine Seele immer voll edler, frommer und guter Gedanken war, die dem Antlitze einen gewiſſen ſtillen Ernſt verleihen, ſo war ihm dieſer Ausdruck ganz natürlich, während ſeine Nachahmer grämlich oder gezwungen ernſt ausſahen und nie die ruhige Einfachheit ſeines Weſens treffen konnten. All' dieſe erkünſtelten Baſiliuſe, die jetzt plötzlich auftauchten, verhielten ſich zu ihm, wie ſtarre Bildſäulen zum friſchen Leben.

Gregor von Nazianz, der ſeit Jahren aus einer Welt, die ihm zu tumultuariſch war, in das Kloſter zur heiligen Thekla in Seleucia ſich geflüchtet hatte, lag ſelbſt krank, als Baſilius ſtarb. In der Leichenrede, die er zum Gedächtnis des Freundes einige Jahre ſpäter in Cäſarea hielt und darin deſſen ganzes Leben und Wirken zuſammengefaßt, ſagt er mit ſeiner etwas hyperboliſchen Ausdrucksweiſe: „Wollte man ein Buch über Baſilius ſchreiben, ſo müßte der Titel desſelben aus den Namen aller Tugenden beſtehen.“ An Gregor von Nyſſa ſchrieb er von ſeinem Krankenlager: „Nach den vielen ſchmerzlichen Verluſten, die ich ſchon gelitten habe, war es mir alſo auch noch vorbehalten, Baſilius zu verlieren! Er iſt alſo tot! die heilige Seele iſt heimgegangen in jenes Vaterland, das, ach leider! ſo fern von uns iſt. Er genießt nun endlich in der ſeligen Anſchauung Gottes jenes Glück, welches, ſo lange er lebte, ſeine Sehnſucht und ſein Verlangen war. Die ſchwere Krankheit, die noch jetzt mich feſſelt, raubt mir den Troſt, ſeine heiligen Überreſte zu küſſen und mit dir und unſeren Freunden zu weinen. Denn ohne Tränen kann man nicht auf die Trauer der Kirche ſehen, die ihm ihre Krone verloren hat.“ — Die Kirche! die Kirche! und immer die Kirche! das war der leitende, der beſeelende Gedanke dieſer heiligen Männer in Leiden und Freuden, in Leben und Tod.

Steht Athanaſius in ſeiner unvergleichlichen Majeſtät ſo gewiß einſam da, als wäre er vom Himmel herunter gefallen, um auf Erden die

Taten Gottes auszuführen, ohne Gemeinſchaft auf Erden zu haben: ſo bildet Baſilius in dieſer Beziehung genau den Gegenſatz zu ihm; denn Baſilius ſteht da im innigſten Zuſammenhang mit allen Verhältniſſen, die auf Erden ſüß und ehrwürdig ſind, aber immer ſo, als wollte er die Flügel entfalten, um aus ihnen in den Himmel aufzufliegen. Dadurch liegt ein großer Zauber auf dieſem Leben! es war, wie man heutzutage ſagen würde, ungemein intereſſant; und es iſt allerdings vom höchſten Intereſſe, zu ſehen, wie eine ungemein intereſſante Perſönlichkeit ſich in der göttlichen Gnade untertaucht und als ein Heiliger aus ihr hervorgeht. Dieſe liebliche Kindheit, dies anmutige Familienleben, dies Streben nach Wiſſen und Wahrheit, dieſer Glanz des erſten Auftretens in der Welt, das macht jedem Herzen dieſen Baſilius ſo bekannt und vertraut, als habe man das Alles mit ihm durchgemacht. Dann beginnt ſein aszetiſches Leben mit großen inneren Kämpfen, die er nicht verhehlt; mit einem ſolchen Schwung des übernatürlichen Menſchen, daß der Körper faſt darüber zu Grunde geht, bis die heilige Kraft eines auf Gott allein gerichteten Willens ihm die ſtillen Jahre im Kloſter am Iris errang. Wo er als Knabe geſpielt hatte, da kämpfte er als Mann, um ſeine Seele zu retten, die, wie jede Seele, auf dem reißenden Strom der Welt zum Untergang ſich neigt. Nun kommen Schüler zu ihm, welche die Kunſt dieſes Kampfes, deſſen Waffe die heilige Aszeſe iſt, lernen wollen: ſie werden ſeine Brüder. Und ſeine leiblichen Brüder kommen, Gregor und der kleine Petrus: ſie werden ſeine Schüler und ſo vollkommene, daß ſie ihm ähnlich werden an Heiligkeit. Treue Freunde geſellen ſich zu ihm und falſche auch; aber mit dem Vertrauen eines großen Herzens glaubt er an ihre Falſchheit nicht. Auf die einſamen Jahre folgen die ungeheuer bewegten ſeines Episkopates, wo er unter einer Flut von Schmähungen und Anfeindungen die zerfallende morgenländiſche Kirche ſtützt und aufrecht hält und für den Heiligen Geiſt, der in ihm war und wirkte, als Nachfolger der Apoſtel, als Hirt der Seelen, als Lehrer der evangeliſchen Wahrheit, geiſtige Schlachten lieferte. Und auf dieſem Felde, im opferfreudigſten Kampfe für das Reich Gottes, in dem flammenden Verlangen, das Reich Gottes auszubreiten und zu befeſtigen, in dem Bewußtſein, dies ſei die Aufgabe, weshalb ihn Gott auf den Leuchter in der Kirche geſtellt habe: begegnen ſich Athanaſius und Baſilius und lieben ſich, ohne ſich je geſehen zu haben, wie Waffenbrüder nach der Ordnung der Gnade. Ein anderer Chriſtophorus, der gewaltige Rieſe, der das Kind Jeſu auf ſeinem Nacken trägt durch den wildreißenden Strom, trägt Athanaſius das Geheimnis von der Weſensgleichheit des Sohnes; und mit der Taube auf der Schulter, wie Ephräm ihn ſah, iſt Baſilius der Träger von der Lehre des Heiligen Geiſtes, und ſo wandeln beide, himmliſch vereinigt in der Kirche, durch die Zeit in die Ewigkeit. Wir aber, wenn wir dies wunderbar ſchöne Leben betrachten, werden wir wohl lernen, alle Verhältniſſe ſo zu benutzen, daß wir uns in ihnen und durch ſie heiligen?

Achtzehntes Kapitel.

Gregor von Nyſſa war nun auch ſeinem Biſchofſitz zurückgegeben. Der Jubel der Stadt begrüßte ſeine Heimkehr. Gottgeweihte Jungfrauen mit brennenden Kerzen in der Hand erwarteten ihn an der Türe der Hauptkirche, in die er ſich ſogleich begab, um ſein Dankgebet zu verrichten. Er wohnte im September dieſes Jahres 379 dem Konzil zu Antiochien bei, auf welchem die Spaltung beigelegt wurde, welche den Orient ſo lange betrübt und aufgeregt hatte. Der Biſchof Meletius, „der ſanftmütigſte aller Menſchen," wie die Zeitgenoſſen ihn nannten, ſagte zum Biſchof Paulinus: „Da unſere Herden den nämlichen Glauben haben, ſo wollen wir ſie auch in demſelben Schafſtall verſammeln; und iſt es der biſchöfliche Sitz, der dich und mich trennt, ſo laß uns das heilige Evangelium darauf legen und zu beiden Seiten unſeren Platz einnehmen, als die erſten in den Reihen der Prieſter. Derjenige, welcher den anderen überlebt, übernehme dann friedlich den Hirtenſtab und die Führung der ganzen Herde." Paulinus machte anfangs noch Einwendungen. Daß die Arianer zur Wahl des Meletius beigetragen hatten, wollte ihm immer noch bedenklich erſcheinen. Doch allmählich wurden all ſeine Freunde und endlich er ſelbſt für den liebevollen Verſöhnungsvorſchlag des Meletius gewonnen und die in zwei Feldlager geteilte Gemeinde ſchloß Frieden. Einige Arianer und ſonſtige Sektierer blieben in ihrer Vereinzelung. Ein anderer Anlaß zu vielen Streitigkeiten und Unruhen wurde auf dieſen Konzil beſeitigt, in-

Anhang.

dem die anweſenden Biſchöfe, hundert und einige fünfzig an der Zahl, ſämtlich die Darlegung des Glaubens unterſchrieben, welche die Weſensgleichheit des Sohnes, die Gottheit des heiligen Geiſtes und die Irrtümer des Apollinaris betraf, und welche Papſt Damaſus ihnen nach Antiochien geſchickt hatte. Wer guten Willens war, konnte nunmehr in die Ruhe ſeines Glaubens ſich betten. Aber ach! der Menſchengeiſt iſt ein gefallener und im Abfall iſt keine Ruhe.

Nachdem Gregor die Freude der Beilegung des Kirchenzwiſtes gehabt hatte, traf ihn ein herber Verluſt. Er ging von Antiochien nach Pontus, um Macrina und Petrus in ihren Klöſtern zu beſuchen. Seit faſt acht Jahren hatte er Macrina nicht geſehen. Seine Weihe zum Prieſter, dann ſeine Erhebung auf den Biſchofsſitz von Nyſſa hatte ihn mit Arbeit überhäuft und die Verfolgung ihn dann in's Exil getrieben. Er wollte ſich bei Macrina tröſten über den Tod des Baſilius und er fand ſie ſterbend. Bei Anneſi empfingen ihn die Mönche im feierlichen Zuge und begrüßten ehrfurchtsvoll den frommen Biſchof, den Bruder ihrer beiden geiſtlichen Väter, Baſilius und Petrus. Petrus ſelbſt war ihm vor einigen Tagen entgegen gereiſt, hatte aber aus Mißgeſchick einen anderen Weg eingeſchlagen und deshalb ihn verfehlt. Im Frauenkloſter erwarteten ihn die Nonnen in der Kirche, wo Gregor das Gebet mit ihnen hielt und ihnen den Segen gab. Als er Macrina zu ſprechen verlangte, wurde er in's Innere des Kloſters geführt, in ihre Zelle. Da lag ſie im heftigſten Fieber auf der Erde, ihr Lager ein Brett, ihr Kopfkiſſen ein Block, ihre Decke ein härener rauher Teppich; da lag ſie gen Oſten gewendet, um in der Richtung zum Altar, an dem die heiligen Geheimniſſe gefeiert wurden, zu beten. Das Geſpräch der Geſchwiſter wendete und fiel ſogleich auf Baſilius, den beide ſo ſehr geliebt hatten; Gregor klagte über ſeinen Tod, Macrina freute ſich ſeiner Befreiung aus dem Tal der Tränen. Sorgſam für andere, wie ſie immer geweſen war, erinnerte ſie ihn zur Mittagszeit daran, daß er etwas eſſen und ſich ausruhen müſſe. Da er wohl ſah, wie nahe ihr Ende, wollte er ſie nicht verlaſſen. Aber ſie ſagte: „Du bedarfſt der Erholung, mein Bruder, und wir ſehen uns ja wieder.“ Nach der Mahlzeit eilte er zu ihr zurück und ſie ſtattete ihm einen genauen Bericht über ihre Erlebniſſe der letzten Jahre ab und knüpfte Preis und Lob Gottes an jedes derſelben. Dann war es an Gregor zu erzählen; als er aber die Arbeiten wider die Häreſie und die Verfolgung unter Valens Beſchwerden nannte, unterbrach ſie ihn mit dem Ausruf: „O mein Bruder, ſprich nicht von Beſchwerden! große Gnaden ſind es; ſei nicht undankbar!“ Gregor, der dies alles in einem Leben Macrina's ſelbſt erzählt, fand einen ſolchen Genuß darin, ſich mit ihr zu unterhalten, daß er Zeit und Stunde vergaß. Macrina nicht. Als der Geſang der Veſper in ihre Zelle hineinklang, entließ ſie ihn, damit er teilnehme an dieſer heiligen Abendfeier, welche dem chriſtlichen Auge das ſüß melancholiſche Bild vorhält, wie der heilige Fronleichnam vom Kreuz in die Grabesruhe ſinkt und die Seele mahnt, ſich mit ihm kreuzigen, mit ihm einbegraben zu laſſen, um mit ihm verherrlicht aufzuerſtehen. Macrina's Seele, längſt der Welt gekreuzigt, ſehnte ſich nach dieſer ungeſtörten Ruhe in Gott. Am anderen Morgen fand Gregor Macrina ringend mit verſagenden Kräften gegen die Gewalt des geſteigerten Fiebers. Sie atmete mit der äußerſten Anſtrengung; allein ihre Heldenſeele überwand Krankheit und Schwäche, um durch liebliche Geſpräche den Kummer zu zerſtreuen, der ſich im Antlitz ihres Bruders malte. Als ſie aber die Nähe des Todes fühlte, begann ſie zu beten, machte über Augen, Mund und Herz das heilige Kreuzzeichen, ſeufzte tief und atmete ihre Seele im Gebet aus. Gregor wollte ihr die Augenlieder ſchließen; allein ſie deckten ſo friedlich ihre Augen zu und ihr Mund war ſo ruhig geſchloſſen und ihre Hände lagen ſo ſtill gefaltet auf ihrer Bruſt, daß ſie einer Schlafenden glich. Er fand es paſſend, ſie für ihre Beſtattung etwas beſſer zu kleiden. Aber Lampadia, welche Macrina's Stelle in der Leitung der Genoſſenſchaft vertrat, verſicherte, es ſei ganz vergeblich nach Kleidungsſtücken aus früheren Tagen zu ſuchen; Macrina habe außer ihrem Ordensgewande nichts beſeſſen; Mantel, Schleier und abgetragene Schuhe wären ihr ganzer Nachlaß. Veſtiana aber machte ihn aufmerkſam auf den Schmuck, den Macrina trug: ein eiſernes Kreuz und ein eiſerner Ring, die an einer Schnur um den Hals hingen und auf ihrem Herzen ruhten, gleichſam als habe ſie ſich durch den Ring dem geliebten Kreuz anvermählt. Gregor löſte beides ab und gab das Kreuz an Veſtiana. Den Ring behielt er um ſo lieber, als eine Kapſel in demſelben einen Splitter vom wahren Kreuz umſchloß. Gregor ließ die entſeelte Hülle der geliebten Schweſter mit ſeinem Mantel bedecken und ordnete eine feierliche Beerdigung an. Sie wurde nach der Kirche der vierzig Martyrer getragen, in deren Gruft Emmelia ruhte. Gregor und der Diözeſanbiſchof von Ibora trugen den Vorderteil der Bahre. Ein langer Zug von Prieſtern, Diakonen und Mönchen auf der einen Seite, und von gottgeweihten Frauen und Jungfrauen auf der anderen, alle mit brennenden Kerzen in der Hand, ſangen abwechſelnd Pſalmen. Eine große Volksmenge folgte andächtig der Prozeſſion, die ſich ſo langſam bewegte, als ob ſie möglichſt lange Macrina's ſterbliche Überreſte in ihrer Mitte behalten wollte, denn ſie brauchte faſt den ganzen Tag, um den Weg von etwa zwanzig Minuten zwiſchen dem Kloſter und der Kirche zurückzulegen. Gegen abend langten ſie an. Gregor ſprach die üblichen Gebete, ließ die Gruft öffnen und legte ſelbſt mit Hilfe des Biſchofs Araxes, Macrina zur Seite ihrer Mutter nieder, wie ſie das immer gewünſcht hatte. Er kniete hin, betete für die Abgeſchiedenen, küßte den Staub dieſer heiligen Gruft, und alles war vorüber. Macrina hatte Baſilius kein ganzes Jahr überlebt; ſie ſtarb im Dezember 379.

Gregor trat gleich im folgenden Jahre nach Arabien eine Reiſe an, die er im Auftrage des Konzils zu Antiochien unternahm, um in jenem weit entlegenen Lande, von dem man nur ſelten Kunde erhielt, den Zuſtand der Klöſter hinſichtlich der Glaubenslehre kennen zu lernen, und wenn es Not tue, zu verbeſſern. Der Kaiſer gewährte ihm die Benutzung der öffentlichen Wagen, in denen auf

Koſten des Staates kaiſerliche Beamte und Geſandte reiſten. Dadurch wurde es ihm möglich, mit ſeinen Begleitern die Gebetsſtunden inne zu halten und ſie taten es ſo pünktlich, als wären ſie in ihrer ruhigen Behauſung. Mit derſelben Sorgfalt beobachteten ſie auch die Faſten; der Wagen wurde ihr Kloſter. Die Reiſe ging durch Paläſtina und über Jeruſalem, wo der Zudrang und Zuſammenfluß der Pilger damals ſo groß war, daß er manche Unordnung hervorrief und daß Gregor den Perſonen, die nicht ſehr abgetötet und ſehr innerlich geſammelt ſind, ſpäter den Rat erteilte, lieber nicht ſolche Pilgerfahrt zu machen, weil ſie mehr Zerſtreuung und wegen derſelben weniger Erbauung finden würden als daheim. Jede Volksmaſſe, auch eine andächtige, hat durch das unvermeidliche Gedränge etwas Unruhiges, und Unruhe auf heiligen Stätten iſt immer ſtörend, wenn der Geiſt nicht den Grad der inneren Sammlung erreicht hat, daß der Gedanke an Gott ihn über den Tumult der Erde erhebt. Schismatiſche Verwickelungen in der Kirche von Jeruſalem betrübten Gregor ſchmerzlich. Er ſah wieder die traurigen Zuſtände, welche erſt eben in Antiochien aufgehört hatten. Er klagt: „Wie iſt es möglich, im aufrichtigen Bekenntnis der heiligen Dreifaltigkeit einig zu ſein und dennoch das nahtloſe Kleid Chriſti zu zerreißen.“ So ſchreibt er an die frommen Frauen Euſtachia und Baſiliſſa, die er in Jeruſalem kennen gelernt hatte. Sie hatten ſich dahin begeben, nicht auf flüchtiger und unruhiger Pilgerfahrt, ſondern um den Melanien und den Paulas nachzuahmen, die ſich auf den Stätten des heiligſten Leidens in der Selbſtverleugnung übten. Theoſebie, Gregor's Frau, die mit ihm zugleich der Welt entſagt und in Cäſarea ein gottgeweihtes Leben geführt hatte, ſtarb um dieſe Zeit. Beide Gatten hatten ſich nach ihrer Trennung nie wieder geſehen.

Petrus, das jüngſte Kind in dieſer Familie von Heiligen, der unter Baſilius Augen im Kloſter am Iris in die Heiligkeit hineingewachſen und ſpäter von ihm zum Prieſter geweiht worden war, ſollte auch die Würde und Bürde des biſchöflichen Amtes tragen. Im Jahre 380 ſtarb Euſtathes, Biſchof von Sebaſte, und es war eine eigentümliche Fügung, daß dieſer Mann, der des Baſilius Richtung ſo ſehr bekämpfte, gerade den Petrus zum Nachfolger haben mußte, der ganz im Geiſte ſeines Bruders wirkte und lehrte. Er fand die traurigſte Zerrüttung in ſeiner Diözeſe vor; der Arianismus hatte tiefe Wurzeln gefaßt, und mit unſäglicher Mühe und Geduld hatte er das Unkraut auszurotten, bevor er gute Saat ausſtreuen konnte.

Neunzehntes Kapitel.

Nach dem Tode des Kaiſers Valens hatte der neunzehnjährige Kaiſer Gratian einen Mitkaiſer gewählt, der das morgenländiſche Reich beherrſchen ſollte, während er ſelbſt ſich das Abendland vorbehielt. Zwei Jahre vorher hatte Gratian in ſeiner jugendlichen Unerfahrenheit von böswilliger und neidiſcher Intrigue ſich betören und einen ſeiner tüchtigſten Feldherren, den Grafen Theodoſius, einen edlen Spanier, hinrichten laſſen. Zu ſpät erkannte Gratian mit tiefem Schmerze, daß des

Theodoſius Feinde ihm Gedanken von Empörung gegen den Kaiſer nur angedichtet hatten. Mit hochherzigem Vertrauen wendete ſich Gratian jetzt an den Sohn des Theodoſius, der denſelben Namen führte wie der Vater, und machte ihn um ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften willen zum Kaiſer, ohne zu fürchten, daß je Bitterkeit oder Rachegedanken des neuen Mitkaiſers ihr gutes Vernehmen ſtören könnten. So kam Theodoſius der Große auf den Thron, und die Prophezeiung, daß ein Theod der Nachfolger des Valens ſein würde, ging wirklich in Erfüllung. Conſtantinopel war freilich die Hauptſtadt ſeines Reiches; wegen der Kriege mit den immer mehr und mehr eroberungsluſtigen Goten nahm er aber ſeine Reſidenz zu Theſſalonich in Macedonien. Er war dreiunddreißig Jahre alt, feſt im angeerbten katholiſchen Glauben, aber noch ungetauft. Flaccilla, die Kaiſerin, war eine ungemein fromme tugendhafte Frau. Das katholiſche Morgenland atmete frei auf, als es vom Throne herab weder kaiſerliche Gewalttat noch Weiberintriguen zum Schutze der Häreſie zu fürchten hatte, und ſuchte die entſetzlichen Wunden zu heilen, welche die Häreſie dem myſtiſchen Leibe Chriſti geſchlagen hatte. Nirgends mochte die Kirche gründlicher verwüſtet ſein, als in Conſtantinopel ſelbſt, wo ſeit vierzig Jahren Arianerbiſchöfe gewaltet und gelehrt hatten. Ihrer Verfolgungsſucht war es gelungen, den wahren Glauben faſt ganz auszurotten; nur ein kleines getreues Häuflein bewahrte denſelben, ſah ſich aber ſämtlicher Kirchen beraubt, die Kaiſer Conſtantin aus Andacht zu dieſem heiligen, jetzt verfolgten Glauben einſt ſo prachtvoll erbaut hatte. Es verſammelte ſich zum Gottesdienſte in einer Kapelle der Vorſtadt und entbehrte zuweilen ſogar einen Prieſter. Die frömmſten und eifrigſten morgenländiſchen Biſchöfe zogen in Erwägung, welcher Mann geeignet ſein könne, dieſer Ueberſchwemmung von Irrlehren einen Damm zu ſetzen und nach und nach die betörten Seelen aufzuklären und zu retten. Ihre Wahl fiel auf Gregor von Nazianz, deſſen Geiſt und deſſen Schriften hinlänglich bekannt waren, und der ihnen ganz geeignet ſchien, durch ſeine ausgezeichnete Rednergabe und ſein heiliges Leben der wahren Lehre Eingang zu verſchaffen. Da er das Bistum Saſima nie übernommen, das von Nazianz nur proviſoriſch verwaltet hatte, und jetzt ſeit Jahren, von aller öffentlichen Tätigkeit abgelöſt, einſiedleriſch im Kloſter zu Seleucia für chriſtliche Studien und ſeine eigene Heiligung lebte: ſo wurde er keiner Pflicht entzogen, wenn er nach Conſtantinopel ging und dort die kleine Herde als Oberhirt führte. Die Katholiken daſelbſt vernahmen nicht ſobald dieſe Abſicht, als ſie jubelnd einſtimmten und Gregor herbeiwünſchten, um ihrer verlaſſenen Kirche vorzuſtehen. Schwerer hielt es, Gregors Zuſtimmung zu gewinnen. Seine Richtung war die beſchauliche, war ein ſtilles Gebetsleben, eine ſtille Wirkſamkeit für das Reich Gottes, eine ſtilles Arbeiten der Seele und des Geiſtes, um in einſamer Zelle die Feder zu einer Waffe der ewigen Wahrheit zu machen, eine ſtille Sehnſucht, den Frieden, den die Welt nicht gibt, durch Ablöſung von ihr ungefährdet zu bewahren. Und nun ſollte er dieſe ſüße Einſamkeit verlaſſen? Er ſträubte ſich mit ſolcher Entſchiedenheit, daß man ihm Widerſetzlichkeit gegen den Willen Gottes vorwarf, Gleichgiltigkeit gegen das Wohl der Kirche, Neigung zu ſelbſtſüchtiger Bequemlichkeit; er möge bedenken, daß eine Verſammlung häretiſcher Biſchöfe in Conſtantinopel daſelbſt die Irrlehre des Apollinaris neben der des Arius einführen und die Verwirrung der Seelen immer vergrößern wolle. Seine Freunde flehten ihn an, das Opfer ſeiner Ruhe zu bringen; der Patriarch Petrus von Alexandrien ſchickte ihm Briefe, durch welche er ihn zum Biſchofe von Conſtantinopel ernannte: Gregor mußte nachgeben. Kaum geneſen von ſchwerer Krankheit, mit einem Körper, der ohnehin durch die Strengheit ſeines Lebens vor der Zeit geſchwächt war, glaubte Gregor endlich gehorchen und ſeine letzten Kräfte im Kriegsdienſt für die Kirche verzehren zu müſſen. Im Todesjahr ſeines Baſilius ging er nach Conſtantinopel, der eine Freund in die ewige Ruhe, der andere in eine ſchauerliche Unruhe. Er nahm ſeine Wohnung bei Verwandten und hielt in ihrem Hauſe ſeine erſten Verſammlungen, obgleich er die Ausführung der kaiſerlichen Edikte, welche den Arianern die Überweiſung der Kirchen an die Katholiken befahlen, bei dem Magiſtrat hätte beanſpruchen können. Er zog es vor, nicht das mindeſte äußere Aufſehen zu machen. Später wurde dies Haus von den Katholiken in eine Kirche verwandelt und Anaſtaſia, d. h. Auferſtehung genannt, zur dankbaren Erinnerung, daß hier die katholiſche Lehre wieder in's Leben getreten ſei. Gregor führte ſeine Gewohnheiten der Mäßigkeit und Abtötung fort, aß und ſchlief nach knappſtem Maße, war ärmlich gekleidet, machte keine Beſuche, war nie an öffentlichen Orten zu ſehen, und verhielt ſich ruhig in ſeiner Behauſung bei Betrachtung und Gebet. Er tat dies aus Neigung; zugleich riet es ihm aber auch die Klugheit. Um hier eindringend und erſchütternd zu predigen, mußte das aszetiſche Leben des Predigers ſeinen Worten den Nachdruck des Beiſpiels geben. Das wiederholt ſich überall; allein es war hier doppelt notwendig, weil das weltliche Treiben der arianiſchen ſogenannten Geiſtlichkeit nichts weniger als erbaulich war und die Religion lächerlich machte. Übrigens erſchien auch Gregor den Arianern nichts weniger als erbaulich. Ein bejahrter Mann, kahlköpfig, von gebeugter Haltung, mit abgemagertem Antlitz, dürftig gekleidet, flößte denen, die nach der äußeren Erſcheinung urteilten, nicht viel Ehrfurcht ein. Dazu war er arm, machte keinen Aufwand, kam aus einem fernen Lande, hatte in ſeiner Sprache etwas Fremdartiges Rauhes: Grund genug, um ihn zu verachten. Als aber dieſer alte verachtete Fremdling die Häreſie angriff, die in der Hauptſtadt des Reiches ſeit länger als einem Menſchenalter herrſchte und triumphierte, da brach der heftigſte Zorn wider ihn aus. „Man wähnte," ſchreibt er, „daß ich die Lehre von zwei Göttern ſtatt eines Gottes einführen wollte. Das darf nicht Wunder nehmen; der Irrtum verwirrte die Köpfe. Sie wußten nichts von unſeren Glaubenslehren; ſie wußten nicht, wie die Einheit Gottes die Dreifaltigkeit bildet und wie die Dreifaltigkeit in der Einheit ſich zuſammenſchließt; ſie wußten nichts von dieſem zweifachen Myſterium, das wir mit dem Glauben erfaſſen."

Auch ſahen die Arianer eine Beleidigung ihres Biſchofs Demophilus darin, dem ſie leidenſchaftlich anhingen, daß Gregor als Biſchof kam. Genug, es entbrannte ein wütender Krieg gegen ihn und alle Sekten der Häretiker verfolgten und verleumdeten ihn, da er der Feind jeder Häreſie war. Auf der Straße wurde er mit Schmähreden, ſogar mit Steinwürfen verfolgt, endlich wie ein Miſſetäter den Gerichten vorgeführt. Er fand ſeinen Troſt in dem Ausſpruche Jeſu, daß die Welt ſeine Jünger verfolgen werde, wie ſie ihn ſelbſt verfolgt habe. Dieſe tauſendfachen Kreuzigungen des natürlichen Menſchen machten Gregor nur um ſo geſchickter, die Lehre des gekreuzigten Gottes zu verkünden. Er kannte ſo gründlich die Heiligen Schriften, legte ſie mit ſolcher Klarheit und Deutlichkeit aus, zog aus ihnen ſo bündige und unbeſtreitbare Schlüſſe, hatte neben einer ungemein beſtimmten Ausdrucksweiſe ſo viel Friſche und Lebhaftigkeit der Darſtellungsgabe, daß ſeine Predigten das Entzücken ſeiner Zuhörer ausmachten. Wie verſchmachtende Reiſende in der Wüſte, die einen Brunnen gefunden haben, eilten die Katholiken herbei, um ſich geiſtig an den Worten des ewigen Lebens zu laben, die von ſeinen Lippen ſtrömten. Nach und nach drang der Ruf dieſer wunderbaren Beredſamkeit über den katholiſchen Kreis hinaus. Die Häretiker wurden neugierig, was er denn wohl eigentlich ſage, die Polytheiſten, wie er es ſage. Der Eine wollte ſeine Lehre kennen lernen, der Andere den Genuß haben, ihn reden zu hören. Allmählich drängte man ſich zu ſeinen Vorträgen. Man unterbrach ihn zuweilen durch Ausrufe der Bewunderung; man gab ihm

Beifall durch Händeklatſchen; andere ſchrieben ihm die Predigten nach. Dieſe Teilnahme erfreute Gregor, inſofern ſie eine Huldigung für die göttlichen Wahrheiten des Evangeliums war. Für ſeine Perſon nahm er nie ohne Erröten und ohne Mißbehagen den leiſeſten Lobſpruch an; ja, nur der Gedanke, daß es zur Ehre Gottes und im ſchuldigen Dienſt der Kirche ſei, konnte ihn überhaupt bewegen, öffentlich zu reden. Daher ſchmeichelte er auch nie ſeinen Zuhörern, ſagte ihnen niemals Dinge, die ihnen angenehm, wohl aber ſolche, die ihnen nützlich und heilſam waren, nahm niemals Rückſicht auf die Launen und böſen Neigungen von Vornehmen und Geringen, ſondern tadelte die Einen wie die Anderen. Ob zwar die Darlegung und Verteidigung des chriſtlichen Glaubens und die Widerlegung der häretiſchen Lehren und Meinungen den Hauptinhalt ſeiner Reden ausmachte, ſo verlor er doch nicht das ſittliche Leben der Gläubigen darüber aus den Augen. Wo ſich die Gelegenheit darbot, ließ er aus der Glaubenslehre ſittliche Vorſchriften fließen und wies deren inneren Zuſammenhang nach. Gegen die allgemeine Neigung der Zeit, überall und mit jedermann die Glaubensgeheimniſſe zum Gegenſtand des Geſpräches zu machen, ſagte er: „Quält nicht eueren Verſtand, um die Natur des Vaters, die Zeugung des Sohnes, die Macht und Herrlichkeit des Heiligen Geiſtes, dieſe eine untrennbare Weſenheit, welche ſich drei Perſonen mitteilt und die ganze Hoffnung der Gläubigen ausmacht, ergründen zu wollen. Haltet euch an den Worten und an der Auslegung, bei denen ihr aufgewachſen ſeid. Überlaßt es den Lehrern der Kirche, ſo erhabene und ſchwierige Punkte zu beleuchten, und ſeid überzeugt, daß ihr für euer Heil nicht ſorgt, indem ihr aller Orten über die Religion disputiert, wohl aber, indem ihr die Gebote Gottes erfüllt, Werke der Barmherzigkeit übt, die Sinnlichkeit abtötet, den Jähzorn zähmt, die Zunge beherrſcht und durch alle dieſe Mittel, verbunden mit eifrigem und beharrlichem Gebet, die böſen Begierden dem Geiſt unterwerfet.“

Es konnte nicht fehlen, daß zahlreiche Bekehrungen ſtattfanden, von lauen Katholiken ſowohl, als von Häretikern. Je mehr dies geſchah, um deſto mehr entbrannte auch der Haß der großen Menge, die arianiſch war und blieb, und da ſie keine wirkliche Beſchwerden über ihn führen konnte, überhäufte ſie ihn mit einer ſolchen Flut der allerſeltſamſten Schmähungen, daß er dieſelben in einer Rede zuſammenſtellte und ſich verteidigte. Sie warfen ihm vor, er ſei aus einer kleinen Stadt gebürtig, er ſei arm, er vernachläſſige ſeine äußere Erſcheinung, führe ein übermäßig ſtrenges Leben, ſei allzu geduldig und ſanftmütig, habe nur eine winzige Kirche und eine kleine Gemeinde. „Iſt meine Vaterſtadt unbedeutend,“ ſagt er, „ſo fällt dieſe Schuld doch gewiß nicht auf mich zurück, und iſt es ein Unglück, dort geboren zu ſein, ſo ſollte man mich loben, daß ich es mit ſolcher Gelaſſenheit ertrage. Meine Herkunft mag minder vornehm als die euere ſein; allein David ging von ſeiner Schafherde auf den Thron Iſraels, und Amos hütete die Ziegen, bevor er zum Propheten ward. Meinen Körper ſchmücke ich nicht, denn er kommt vom Staube und wird bald dahin zurückkehren. Auch verzärtele ich ihn nicht, denn Chriſtus wurde mit Galle getränkt und mit Dornen gekrönt. Bin ich aber ſanftmütig und demütig, ſo erfülle ich nur das Gebot unſeres Herrn und folge nur ſeinem Beiſpiel; denn er litt ohne Zorn, ohne Erbitterung, ohne Klage. Das iſt richtig: unſere Kirche iſt klein, aber Gott wohnt in ihr. Unſere Feinde bilden ein großes Volk, für uns ſind die himmliſchen Heerſcharen. Jene beſitzen Gold und Silber; wir den echten und wahren Glauben. Sie haben herrliche Wohnungen; wir die Hoffnung auf den Himmel. Unſere Herde iſt klein, ja; aber ſie wird ſich mehr und mehr vergrößern und ſie ſtürzt in keinen Abgrund."

Ein anderes Mal ermahnt er ſeine Zuhörer: „Da ihr mit ſolcher Neugier die heiligen Myſterien, wie die Zeugung des Sohnes und den Ausgang des Heiligen Geiſtes zu ergründen ſucht: ſo frage ich, weshalb unterſucht ihr nicht mit demſelben Eifer der Neugier die Art und Weiſe, wie euer Körper mit euerer Seele verbunden iſt; wie es zugeht, daß ihr zugleich Gebilde des Staubes und Ebenbild Gottes ſeid; wie es möglich iſt, daß der Gedanke, den ihr denkt, auch in einem anderen Geiſt geweckt werden kann. Tätet ihr dies, ſo würdet ihr erkennen, daß ihr von Geheimniſſen umgeben hienieden wandelt und euch nicht die vergebliche Mühe geben, göttliche Myſterien enträtſeln zu wollen, welche nur der Glaube, nicht die Neugier, faſſen kann und faſſen ſoll. Habt ihr aber von himmliſchen Dingen etwas begriffen, ſo bittet und flehet zu Gott, daß er euch das Verſtändnis von allem gebe, was euch noch mangelt; und dann haltet euch in der Liebe Gottes und in der Ruhe. Steigt zum Himmel auf durch ein himmliſches Leben; ſtrebt nach der Vereinigung mit dem Unendlich-Reinen durch die Reinigung euerer Herzen. Wollt ihr Göttliches verſtehen lernen und Gott ſchauen: ſo wandelt und handelt nach ſeinen Geboten, denn ein ſolches Handeln iſt für die Seele eine Stufe zur heiliger Betrachtung. Gibt es einen Sterblichen, der ſich ſchmeicheln dürfte, in der Erkenntnis ſo weit gekommen zu ſein, wie der Apoſtel Paulus? Nun wohlan dieſer Paulus bekennt, daß er jetzt nur wie in einem Spiegel und in Rätſeln ſchaue und daß die Zukunft ihm aufbewahre Gott zu ſchauen, wie Er iſt. Wenn ihr alſo in der Erkenntnis ein wenig weiter fortgeſchritten ſeid, als manche andere: ſo ſeid ihr dennoch ſo fern von der ewigen Wahrheit, als die göttliche Intelligenz die euere übertrifft. Möge ſich der Menſchengeiſt auch noch ſo ſehr anſtrengen, um ſich von den ſinnlichen Gegenſtänden abzulöſen durch Beherrſchung der Sinnlichkeit: ſo behält dennoch ſeine feinſte und ſchärfſte Erkenntnis eine gewiſſe irdiſche und materielle Trübung."

Gegen das Vorurteil der damaligen Zeit, das Sakrament der Taufe bis auf das Sterbebett zu verſchieben, um nicht die Gnade der Taufunſchuld durch neue Beleidigungen Gottes zu verlieren, ſpricht ſich Gregor ſehr lebhaft aus. „Die Taufe," ſagt er, „iſt die größte unter allen Wohltaten Gottes, denn ſie verſöhnt uns mit Ihm, indem ſie unſere Sünden tilgt. Warum wollt ihr dieſe Wohltat lieber einer Krankheit verdanken, als dem Allbarmherzigen? etwa weil ihr nach dem Tode den Lohn der reinen Herzen empfangen wollt? Nun wohlan! dann vergeßt nicht, daß die Kronen nur für Sieger im Kampfe ſind. Nicht die Gnade wird belohnt, ſondern euer treuer Kampf, und der fällt weg, ſobald die Stunde der Taufe auch die des Todes iſt. Sagt auch nicht: wir wollen warten bis zu den heiligen Feſten der Oſtern oder Pfingſten. Der Tod wartet nicht immer ſo lange auf euch. Sagt auch nicht: ein Biſchof, ein Metropolit ſoll uns taufen. Darauf kommt es nicht an! kein Metropolit bringt euch die Taufgnade; ſie kommt unmittelbar vom heiligen Geiſt. Tauft euere Kinder! man kann ſie nie zu früh heiligen, und es iſt beſſer, daß dies geſchehe, bevor ſie es verſtehen, als daß ſie ſterben ohne die Taufgnade."

Über das Dogma von der Gottheit des heiligen Geiſtes, welches alle Gemüter in Bewegung brachte, ſeitdem Macedonius, der abgeſetzte Biſchof von Conſtantinopel, es geläugnet hatte, ſagt Gregor: „Wir wollen unſere Kanzel furchtlos auf den höchſten Höhen der Offenbarung aufſchlagen und von dort herab die Gottheit des heiligen Geiſtes und die Anbetung, die ihm von uns gebührt, durch die Zeugniſſe der heiligen Schrift verkünden. Chriſtus kommt in die Welt: der heilige Geiſt frohlockt über dieſe Ankunft. Chriſtus wird getauft: der heilige Geiſt bezeugt ihn. Chriſtus tut Wunder: der heilige Geiſt ſteht ihm bei. Chriſtus kehrt in den Himmel zurück: der heilige Geiſt ſteigt herab. Andächtiger Schauer durchrieſelt mich bei den Namen, welche die Schrift ihm gibt, und den Wirkungen, die ſie ihm beilegt. Geiſt Gottes, Geiſt des Herrn, Geiſt der Kindſchaft Gottes, Geiſt der Wahrheit, der Weisheit, der Freiheit, des Rates, der Kraft, der Wiſſenſchaft, der heiligen Furcht: ſo lauten einige dieſer Namen. Er heiligt, er verherrlicht, er gewährt, er mißt; er iſt der Finger Gottes, er iſt Feuer wie Gott, er ſteht in einer Reihe mit dem Vater und dem Sohn. Der heilige Geiſt iſt Schöpfer, indem er die zweite Schöpfung in der Taufe gibt. Er verleiht Licht und Leben und iſt ſelbſt Leben und Licht. Er redet, er ſendet aus, er weht wie und wo er will, er gewährt alle Gnaden, er macht die Apoſtel, die Propheten, die Evangeliſten, die Hirten und Lehrer; er tut, was Gott tut. Jeder Vergleich, den man von irdiſchen Dingen entlehnen und auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit anwenden wollte, wäre unvollkommen und daher gefährlich. Es iſt ſo erhaben, daß der Herr es erſt nach ſeiner Auferſtehung den Apoſteln mitteilt und daß nach ſeiner glorreichen Himmelfahrt der heilige Geiſt ſich in ſichtbarer Geſtalt der feurigen Zungen auf ſie herabließ, damit es ihnen unmöglich ſei, nicht an den zu glauben, der ſeine Gotteskraft in ihnen ſelbſt durch ein ſo großes Wunder äußerte.“

In einer Rede über die Liebe zu den Armen geht Gregor alle Tugenden durch und ſchließt dann: „Keine Tugend aber iſt Gott näher als die Barmherzigkeit und auf keine Weiſe wird ihm mehr und unmittelbarer gedient, als durch Mitleid mit den Armen und Elenden. Darum wollen wir, ſo lange es noch Zeit iſt, Chriſtus beſuchen und pflegen, Chriſtus kleiden und nähren, Chriſtus beherbergen und bedienen, nicht bloß mit Narden, wie die Magdalena, nicht mit einem Grabe, wie Joſeph von Arimathia, nicht mit Leichentüchern, wie jener Nicodemus, der Ihn nur halb und halb liebte, ſondern indem wir Barmherzigkeit an den Armen üben, damit ſie uns, wenn wir von hinnen ſcheiden, Aufnahme verſchaffen in die ewigen Zelte.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Gregor's Heerde wuchs von Tag zu Tage, nicht bloß an Zuhörern, ſondern auch an Bekehrten; ja den Katholiken ſelbſt ſchien es, als ob ſie jetzt erſt Chriſten und von dem Licht der Wahrheit erleuchtet würden. Dieſer glänzende Ruf beſchränkte ſich nicht auf Conſtantinopel, er durchflog den ganzen Orient und zog aus weiter Ferne Schüler und Wißbegierige herbei. Unter dieſen Schülern war auch ein Meiſter, ein berühmter Ausleger und Überſetzer der heiligen Schrift, ein tief Erfahrener in der Wiſſenſchaft von den göttlichen Dingen, eines der größten Lichter und Lehrer der Kirche: der heilige Hieronymus. Aus Rom hatte er ſich zurückgezogen in eine unbekannte Laure Syriens, wo er als Einſidler lebte, anfangs mit zwei Gefährten, ſpäter allein, denn Innocenz ſtarb und Heliodor kehrte in die Welt zurück. Hieronymus ſtudierte in ſeiner Einſamkeit das Hebräiſche und läutert ſeine Seele durch heilige Aszeſe, damit ſein Geiſt ein reines Organ werde, um die Eingebungen des heiligen Geiſtes, die in heiliger Schrift niedergelegt ſind, aus den Urſprachen in's Lateiniſche zu überſetzen. Hieronymus war trotz ſeiner Gelehrſamkeit unſäglich demütig; daraus kann man ſchließen, wie heilig er war. Bei den Glaubensſtreitigkeiten im Morgenlande über die Dreiperſönlichkeit Gottes und über das Dogma vom Heiligen Geiſte, drangen unruhige Köpfe mit Fragen nach ſeinen Meinungen in ſeine Abgeſchiedenheit. Statt ihnen zu antworten, ſchrieb er an Papſt Damaſus: „Aus dem aufgeregten tobenden Orient wende ich mich an den Lehrſtuhl des Petrus, um aus apoſtoliſchem Munde die Richtſchnur für meinen Glauben zu empfangen. Da Chriſtus mein alleiniger Lehrer iſt, ſo kann ich keine andere Gemeinſchaft haben, als mit dem Stuhle Petri, denn ich weiß, daß Er auf dieſen Petrus ſeine Kirche gebaut hat. Wer außerhalb dieſes Hauſes das Oſterlamm genießt, iſt ein Profaner. Wer nicht in Noe's Arche flieht, kommt in der Sündflut um. Wer nicht mit deiner Heiligkeit in Verbindung einſammelt, der zerſtreut. Das alles heißt: wer nicht für Chriſtus iſt, der iſt für den Antichriſt. Da ich nicht immer deine Heiligkeit zu Rate ziehen kann, habe ich mich an die frommen egyptiſchen Bekenner gehalten, wie der Nachen einem Schiffe folgt. Jetzt aber, da man ſo heftig um bezeichnende Ausdrücke zankt, flehe ich deine Heiligkeit an, zu beſtimmen, ob ich das Wort Hypoſtaſe brauchen darf oder nicht.“

Die Schismatiker zu Antiochien ſuchten ebenfalls Hieronymus, Jeder für ſeine Partei, zu gewinnen. Da ſchreibt er abermals an Papſt Damaſus: „Ich halte mich fern von jeder Partei und kenne weder Meletius, noch Paulinus, noch Vitalis (Biſchof der Apollinariſten). Wer mit Rom in Gemeinſchaft iſt, der iſt mein Mann. Sie ſagen alle drei, ſie wären es; ich könnte es von Einem glauben; doch von welchem? zwei ſagen ja entſchieden die Unwahrheit. Bei dem Kreuz des Herrn beſchwöre ich deine Heiligkeit, meine Seele, für die Chriſtus geſtorben iſt, nicht zu verachten und mich wiſſen zu laſſen, mit wem ich in Syrien Gemeinſchaft zu halten habe.“ So beugte ſich Hieronymus vor Roms Spruchgewalt. So war Rom auch in dieſer ſchwierigen, zerriſſenen, ſchwankenden, von Haß, Mißtrauen und Bitterkeit erfüllten Zeit das Zentrum der Einheit in der Kirche, und folglich in der ganzen geiſtigen Welt. Und je größer die Geiſter waren, ein Athanaſius, ein Baſilius, ein Hieronymus: um ſo feſter hielten ſie ſich an dieſen von Gott gegebenen Mittelpunkt, weil ohne denſelben das univerſelle Chriſtentum, das der Sohn Gottes gewollt und verheißen hat, eine Chimäre iſt.

Um im Verſtändniſſe der heiligen Schrift fortzuſchreiten, verließ Hieronymus ſeine geliebte Einöde, ſtellte ſich unter die Kanzel des „Theologen“ zu Conſtantinopel und fürchtete durchaus nicht, ſeine eigene Berühmtheit durch dieſe demütige Wißbegier zu ſchmälern. Er begnügte ſich auch nicht mit dieſen öffentlichen Vorträgen. Im freundſchaftlichen Zwiegeſpräch mit Gregor erweiterte er den Schatz ſeiner Kenntniſſe. Eines Tages bat Hieronymus um Erläuterung eines Wortes im Evangelium, das ihm in Gregors Vortrag dunkel geblieben war. „Das werde ich dir in der Kirche erklären,“ antwortete Gregor mit heiterem Scherz, „den du mußt von deiner Einfalt überführt werden vor all' den klugen Leuten, die mich immer ganz

Breve

des heiligen Vaters, Papſt Gregor XVI., in Betreff der Congregation der Ordensfrauen der ſeligen Jungfrau Maria von der Liebe des Guten Hirten zu Angers.

Gregor XVI.

Zum ewigen Gedächtniß.

Da es zum Wohl und zur Ehre der Religion und der Geſellſchaft von höchſter Wichtigkeit iſt, daß das Leben der Frauen ein wohlgeordnetes ſei: ſo ſind diejenigen Inſtitute ein ganz beſonderer Gegenſtand Unſerer väterlichen Sorgfalt und Zuneigung, welche ſich dem Berufe widmen, Perſonen dieſes Geſchlechtes gut zu erziehen, ihre Sitten zu beſſern und ſie zur Frömmigkeit und allen anderen Tugenden anzuleiten. Daher haben Wir zu Unſerer größten Zufriedenheit vernommen, daß das Inſtitut der Töchter der heiligen Jungfrau Maria von der Liebe des Guten Hirten zu Angers den Zweck hat, nicht nur den Mädchen, Frauen und Wittwen, welche jämmerlich gefallen ſind, eine Zuflucht zu öffnen, wo ihr Ruf geſchont wird, wo das öffentliche Aergerniß, welches ſie gaben, gänzlich aufhört, wo ſie aus der ſchmachvollſten Verirrung zu einem ſittſamen Leben, zu einer großen Reinheit der Sitten und der Frömmiggenau verſtehen, wie ihr Beifall es ja deutlich beweiſt.“ Gregor wußte wohl, was er von dem Zujauchzen der Menge zu halten habe, und Hieronymus ſetzte die Bemerkung hinzu, das ſei überall deren Art; ſie bewundere am meiſten, was ſie am wenigſten verſtehe.

Neben dieſem heiligen Schüler fand ſich aber auch ein ſehr unheiliger ein, bei dem man zweifelhaft iſt, ob man mehr ſtaunen ſoll über die Frechheit ſeines Unternehmens oder über die Verwirrung der Zuſtände, die überhaupt den Verſuch eines ſolchen Unternehmens möglich machen konnte. Es trat in Conſtantinopel ein Menſch auf, der Maximus hieß, ein Egypter aus Alexandrien war und einer Familie angehörte, die ſich ihrer Martyrer und Bekenner rühmte. Auch er nannte ſich Chriſt, bekannte ſich aber zugleich zur philoſophiſchen Sekte der Cyniker, obgleich dieſe ſogar von den Heiden wegen ihrer Schamloſigkeit verachtet wurde — und trug das weiße Gewand, den großen Stock und das lange fliegende Haar dieſer Sekte. Sein Wandel war das Gegenteil von einem chriſtlichen. In Egypten war er öffentlich ausgepeitſcht und auf vier Jahre in eine ferne Oaſe verbannt worden. Dann hatte er ſich an verſchiedenen Orten aufgehalten, hatte überall einen ſchlechten Ruf zurückgelaſſen und war einige Mal der Gerechtigkeit in die Hände gefallen. Dieſer Menſch kam auf den unbegreiflichen Einfall, katholiſcher Biſchof in Conſtantinopel werden zu wollen und Gregor zu verdrängen, der zwar nicht eigentlich Biſchof, aber doch der Oberhirt der katholiſchen Gemeinde war. Er erſchien vor Gregor als einer jener frommen egyptiſchen Bekenner, welche um des Glaubens willen von den Arianern gegeißelt und verbannt worden waren, und verſicherte, Alles verlaſſen zu haben, um Gott zu dienen, ſogar den Troſt, bei ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern, die er gottgeweihte Jungfrauen nannte, zu leben. Er ſprach ſich mit vielem Feuer gegen die Irrlehrn aus und bezeigte großen Eifer, die katholiſche Glaubenslehre gründlich kennen zu lernen. Frömmigkeit und Wiſſenſchaft ſchienen das einzige Ziel ſeines Strebens zu ſein. Der argloſe Gregor, der eben anfing, ſeine kleine Herde in der Anaſtaſia zu verſammeln, freute ſich über den tapferen Bekenner, nahm ihn liebreich auf, beſprach mit ihm ſeine Studien und verteidigte ihn lebhaft gegen alle, die zu dieſem chriſtlichen Cyniker kein rechtes Vertrauen faſſen konnten. Maximus, behauptete Gregor, habe von jener Sekte nur das weiße Gewand, die kühne Rede, die Armut, den Haß des Laſters und die Liebe zur Tugend angenommen.

So niſtete ſich der Betrüger ganz ruhig und bequem im Schoße des katholiſchen Lebens zu Conſtantinopel ein und betrieb in aller Stille das Unglaublichſte, die Ausführung ſeines Planes. Er teilte denſelben einem Geiſtlichen mit, der eiferſüchtig auf Gregors Rednergabe und deshalb ihm ſo abgeneigt war, daß er lieber einen Maximus zum Biſchof haben wollte. Um Geld zu bekommen, ſchloß Maximus heuchleriſch Freundſchaft mit einem Prieſter von einer Inſel im Archipelagus, der mit einer bedeutenden Geldſumme nach Conſtantinopel gekommen war, um Marmor für den Bau einer Kirche zu kaufen. Dieſen guten Mann umgarnte Maximus ſo liſtig, wußte ihm ſolche vorteilhafte Vorſpiegelungen einleuchtend zu machen, daß der Betrogene dem Betrüger die ganze Summe Geldes auslieferte. Nun ließ Maximus einen kleinen Trupp Egypter, die für Geld zu allem fähig waren, aus Alexandrien kommen und erkaufte ſich in Conſtantinopel ſelbſt einen Anhang von ſolchen Leuten, die ſich zu demjenigen Biſchof hielten, bei dem ſie hoffen konnten, irdiſche Güter zu gewinnen; das war nun offenbar bei Gregor unmöglich. Endlich, nachdem er ſich eine Partei geſammelt hatte, die allenfalls „das Volk“ vorſtellen konnte, auf welches jeder Uſurpator ſich zu berufen pflegt: ſpann Maximus ſeine Ränke ſo weit und geſchickt aus, daß der Patriarch von Alexandrien ſich herbei ließ, einige egyptiſche Biſchöfe zur Ordination des Maximus zu ſenden. Gregor war krank und hatte keine Ahnung weder von ihrer Ankunft, noch ihrer Abſicht. Die ganze egyptiſche Geſellſchaft mitſamt dem erkauften Anhang begab ſich bei nächtlicher Weile in eine Kirche, die ebenfalls verräteriſcher Weiſe ſich öffnete, und nun begannen die üblichen Zeremonien der Biſchofsweihe. Da ſie ziemlich lang ſind, ging die Sonne darüber auf. Kleriker, die in der Nähe der Kirche wohnten, entdeckten den Unfug und machten Lärm. Schnell verbreitete er ſich; die ganze Stadt eilte herbei, die Magiſtratsperſonen, die Bürger, die Gläubigen; auch Häretiker, Ungläubige und Fremde. Mochte man glauben und denken, was und wie man wollte, Gregor war zu berühmt, als daß ein ſolches Ereignis nicht eine allgemeine Bewegung von Teilnahme und gerechter Empörung einerſeits und von

Schadenfreude und Neugier andererſeits hervorgerufen hätte. Die Egypter ſahen ſich genötigt, die Kirche zu verlaſſen und in ein Privathaus ſich zu begeben, das einem Flötenſpieler gehörte; dort wurde die Ordination des Maximus zu Ende gebracht. Doch vergeblich für ſeinen Plan! es entſtand eine ſolche Aufregung wider ihn, daß man ihn nicht in der Stadt dulden wollte. Da machte er ſich auf den Weg zu Kaiſer Theodoſius nach Theſſalonich und die egyptiſchen Biſchöfe begleiteten ihn.

Die Katholiken hatten ſich inzwiſchen in ihrer Anaſtaſia verſammelt, um mit Leib und Leben Gregor zu bewachen und zu verteidigen, für den Fall, daß die Rotte ſich etwa ſeiner Perſon bemächtigen wolle. Er ſelbſt war gramerfüllt und verlangte, Conſtantinopel zu verlaſſen. Als er dieſen Wunſch ſeiner Gemeinde ausſprach und ihr Lebewohl ſagte, erhob ſie ſich wider ihn und beſchwor ihn, nicht bloß zu bleiben, ſondern auch den Biſchofsſitz einzunehmen. Er weigerte ſich ſtandhaft, ſogar mit Tränen. Immer dringender flehten die Gläubigen; ſie würden die Kirche nicht verlaſſen und wenn ſie darin ſterben ſollten; er ſolle ſchwören, daß er bei ihnen bleiben wolle. Endlich ſagte Gregor, er könne nicht den Biſchofsſitz einnehmen, ohne ſich ſelbſt das Verdammungsurteil zu ſprechen, da es den kirchlichen Geſetzen zuwider ſei. Bleiben wolle er ſo lange, bis mehrere Biſchöfe ſich eingefunden hätten, welche man in nächſter Zeit erwartete. Die Gemüter waren aber noch nicht ganz beruhigt und verlangten, er ſolle dieſen Entſchluß mit einem Eide bekräftigen. Er aber hatte ſeit ſeiner Taufe keinen Eid abgelegt und gab ihnen die Verſicherung, ſein Wort genüge. Die Häretiker hatten gehofft, es würde ſich eine feindliche Parteiung der Katholiken, teils für Gregor und teils Maximus, aus dieſem Ereignis ergeben, ſahen ſich aber gänzlich getäuſcht: die Anhänglichkeit an Gregor trat allgemein lebhaft hervor.

Theodoſius war in dieſem Jahr 380 von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht und begehrte die Taufe von dem frommen Biſchof Aſcholius von Theſſalonich. Aus den Geſprächen mit dieſem heiligen Manne erfuhr er, daß Theſſalonich gleichſam die Grenze des Glaubens und des Irrglaubens ſei. Von hier gegen Weſten bete die Kirche des Abendlandes einmütig die heilige Dreifaltigkeit an; von hier gegen Oſten ſei der Irrglaube in tauſend Sekten zu Hauſe und Conſtantinopel ſei ſo recht als ihr Neſt zu betrachten, indem der arianiſche Unfug, der jeder anderen Irrlehre Tür und Tor öffne, hier, unter dem Schutze des kaiſerlichen Purpurs, Heimat und Herrſchaft gefunden habe. Theodoſius, der ſich nach dem Empfang der Taufe glücklicher pries, ein lebendiges Glied der Kirche geworden, als Kaiſer des Morgenlandes zu ſein, hörte mit tiefem Schmerz von dieſen Dingen, die ihm bisher in ſeinem kriegeriſchen Leben, bei ſeiner katholiſchen Geſinnung und Umgebung, und fern vom Orient, auch fern geblieben waren. Er beſchloß, Conſtantin dem Großen nachzuahmen; wie jener nicht eigentlich den Polytheismus verfolgte, ſondern nur durch die Geſetze ihn auszulöſchen ſuchte: ſo verfuhr Theodoſius gegen die Häreſien.

Oeffentlich und freudig trat er bei jeder Veranlaſſung als ein Bekenner des wahren Glaubens auf. Er verkündigte ſogleich, im Februar 380, in Theſſalonich ein berühmtes Geſetz, worin er ſagt: Alle Völker ſeines Reiches hätten dem Glauben zu folgen, den die römiſche Kirche vom Apoſtel Petrus empfangen habe und den jetzt deſſen Nachfolger. Papſt Damaſus, bekenne; dies ſei, gemäß der apoſtoliſchen Lehre auf der Grundlage des Evangeliums, der Glaube an die Dreifaltigkeit, an den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, die *einer* Natur und *einer* Herrlichkeit in drei Perſonen wären. Wer dieſen Glauben bekenne. ſei und heiße katholiſcher Chriſt; wer die Torheit habe ihn zu verwerfen, ſei ein Häretiker (Irrgläubiger, Ketzer). Deren Konventikel dürfen nicht den Namen Kirche tragen und ihre Strafe verfalle der Gerechtigkeit Gottes und der kaiſerlichen Autorität, weil es ein Verbrechen und ein Sakrilegium ſei, den wahren, von Gott offenbarten Glauben zu verachten. Dies Geſetz wurde zuerſt nach Conſtantinopel geſchickt, um von dort aus im Morgenlande verbreitet zu werden.

Der Zeitpunkt, den Maximus gewählt hatte, um vor Theodoſius zu erſcheinen, war alſo ſeiner Abſicht ſo ungünſtig wie möglich. Biſchof Aſcholius ſetzte den Kaiſer von der Sachlage in Kenntnis und Maximus wurde aus Theſſalonich verwieſen. Er kehrte nun wieder nach Egypten zurück, ſammelte wieder eine freche Rotte um ſich und verlangte vom Patriarchen Petrus, man möge ihn auf dem Biſchofsſitz von Conſtantinopel erhalten, wo nicht, ſo werde er den Patriarchen aus Alexandrien vertreiben. Der Statthalter von Egypten ſchickte den Unruhſtifter in Verbannung. Maximus hatte vielleicht die Zeiten der Arianerbiſchöfe Georg und Gregor in Alexandrien erlebt; jedenfalls von ihnen gehört: und ſo konnte er, vom arianiſchen oder cyniſchen Standpunkte aus, nicht mit Unrecht einen ſolchen Anſpruch erheben.

Während einige Stämme der Goten mit Theodoſius in ſo gutem Vernehmen waren, daß ſie im römiſchen Heer Kriegsdienſte taten, beunruhigten andere unaufhörlich das Reich durch ihre Einfälle und Raubzüge in die Nachbarprovinzen. Sie drangen im Sommer dieſes Jahres ſogar bis Macedonien vor. Da beſiegte ſie Theodoſius, vertrieb ſie, befeſtigte die Grenzſtädte und betrat Ende November zum erſtenmal ſeine Hauptſtadt Conſtantinopel. Die Bevölkerung empfing ihn frohlockend und jubelte über ſeinen triumphierenden Einzug. Seit dem unglücklichen Auszug des Valens gegen die Goten hatte ſie keinen Kaiſer geſehen. Wie mit dem einen gedemütigt, fühlte ſie mit dem anderen ſich gehoben. Der Kaiſers erſte Sorge betraf die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, den Frieden der Kirche. Dem Arianerbiſchof Demophilus ſagte er, wenn derſelbe ſich zum Glauben von Nicäa bekennen wolle, ſo möge er das ganze Volk unter ſeinem Hirtenſtab zu einer Herde ſammeln und fortan in Frieden und Einigkeit leben; wo nicht, ſo müſſe er die Kirchen, welche für Bekenner des Glaubens von Nicäa gebaut wären, ihnen wiederum einräumen und die Stadt verlaſſen. Demophilus wählte das letztere. Dann erſchien auch Gregor vor dem Kaiſer mit der Bitte, ſich ebenfalls zurückziehen zu dürfen. Er konnte ſich nicht tröſten, daß er, durch ſein Vertrauen zu Maximus, ein ſolches Ärgernis gleichſam hervorgerufen habe. Er ſagt: „Wer niemand betrügt, iſt leicht zu betrügen: das iſt der Fehler der Ehrlichkeit. Maximus hatte über mich alle Vorteile, welche Schlauheit und Hinterliſt über die Argloſigkeit haben. Ich zählte auf ſeine Treue und Anhänglichkeit, nahm ihn in meine Wohnung, an meinen Tiſch, beſprach mit ihm meine Pläne, während er mir den ſeinen verheimlichte und ihn bei nächtlicher Weile, wie ein einbrechender Wolf oder Dieb, ausführte, ohne weder mich, noch die Gemeinde, noch den Magiſtrat davon in Kenntnis zu ſetzen, wie es üblich iſt bei der heiligen Weihe eines Biſchofs. Vom biſchöflichen Stuhl konnte er mich nicht verdrängen, denn ich nahm ihn nicht ein. Ich beſaß keine andere Würde, als die eines Lehrers des chriſtlichen Volkes, kein anderes Amt als das, die Seelen zu bewachen. Seine Geſchicklichkeit beſtand alſo nicht ſowohl darin, ſich auf den leeren Biſchofsſtuhl zu ſchwingen, als darin, daß ich ihm zum Werkzeug eines Planes dienen mußte, durch deſſen Ausführung der Heilige Geiſt ſo ſchwer beleidigt und das gläubige Gemüt ſo tief verletzt iſt.“

Der Kaiſer empfing Gregor auf's freundlichſte, umarmte ihn und ſagte, ſtatt auf ſeine Wünſche einzugehen: „Gott gibt dir durch meine Hände, als den wohlverdienten Lohn deiner Arbeiten, die Kirchen der Stadt zurück.“ Bei der ungeheueren Überzahl der Arianer klang dies Wort ganz märchenhaft für Gregor; ſie waren zu mächtig, zu unruhig, zu verwegen, um, wie er meinte, ſich dieſe Maßregel gefallen zu laſſen. Aber der Kaiſer beſchloß, perſönlich Gregor in die St. Sophia einzuführen, in dieſe Hauptkirche, von welcher alle übrigen abhingen. Am anderen Morgen war eine ungeheuere Volksmaſſe in Bewegung. Das Vorhaben des Kaiſers bewegte alle Gemüter. Plätze, Straßen, Häuſer, Fenſter, Dächer, an denen der kaiſerliche Zug vorüber gehen mußte, wimmelten von Menſchen aller Stände und jedes Alters. Da erſchienen kaiſerliche Truppen, umringten die St. Sophia und verſperrten den Unberufenen die Eingänge. Arianiſche Weiber und Kinder erhoben ein Jammergeſchrei und verſtummten nur vor der Schauluſt, als die kaiſerliche Leibwache erſchien und zwiſchen ihr in heiterer, ruhiger Majeſtät, huldvoll und freundlich wie bei einem Triumphzug, der Kaiſer! und neben ihm ein ältlicher, abgezehrter, gebeugter, ärmlich gekleideter Mann, Gregor, der Urheber des Glaubensſieges. In tiefer Sammlung ging er zur Seite des Kaiſers und lobte in der Stille Gott, deſſen Arm nicht verkürzt iſt. Ein Schwarm von Arianern warf ſich zornglühend vor der St. Sophia der Leibwache entgegen, mit vielen Bitten den Kaiſer und mit vielen Drohungen Gregor anrufend. Allein der Kaiſer ließ ſich nicht ſtören oder aufhalten und führte Gregor in die St. Sophia ein.

Als nun plötzlich ganz unerwartet der trübe graue Morgen von dem prächtigſten Sonnenſchein gelichtet wurde und die majeſtätiſche St. Sophia in den goldenen Strahlen aufleuchtete wie Noe's Bundeslade vom Regenbogen; und da dies Licht gerade in dem Augenblicke einbrach, wo der Geſang der Hymnen begann und alles Volk die Hände zum Gebet erhob: ſo wurden die Gemüter freudig ergriffen, wollten darin ein günſtiges Vorzeichen von Gnade und Segen finden und brachen in die an den Kaiſer gerichtete Bitte aus, er möge ihnen Gregor zum Biſchof geben, nur das fehle noch zu ihrem Glück und zur allgemeinen Wohlfahrt; denn jeder Bürger würde ſich geehrt fühlen, wenn ein ſolcher Mann den Sitz des Patriarchen einnehme. Ein freudiges wogendes Getöſe erfüllte die Kirche. Jung und Alt, Vornehm und Gering ſtimmten in den Ruf zuſammen und von den Galerien herab ſchrien die Frauen, durchdringender und lauter, als es ſich für die Zurückhaltung ihres Geſchlechtes ſchickte,“ bemerkte Gregor. Ihm war dieſer Tumult höchſt unbehaglich und er fürchtete irgend einen verkehrten Schritt der aufgeregten Menge. Da er ſelbſt zu angegriffen war, um mit vernehmlicher Stimme ſprechen zu können, ſo hieß er einen Prieſter an das Gitter des Chores vorgehen und dem Volk zurufen: „Mäßigt euch und ſeid ruhig! für jetzt darf uns nichts beſchäftigen, als Preis und Dank dem gnädigen Gott darzubringen.“ Wiederum brach Jubel und ſtürmiſcher Beifall aus; der Kaiſer bezeigte nochmals ſein Wohlwollen an Gregor und der wichtige Akt der Rückgabe der Kirchen Conſtantinopels und ihres Einkommens an die Katholiken war ſomit ohne Aufruhr und Empörung vollzogen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

In ihrer ſtürmiſchen Begeiſterung für Gregor ließ ſich die katholiſche Gemeinde zwar einen keit geführt werden; ſondern auch junge verwaiſte Kinder in den heiligen Grundſätzen der katholiſchen Religion zu unterrichten, damit ſie durch dieſelben zu einem tugendhaften Wandel angeleitet und vorbereitet werden, fromm und chriſtlich entweder im Ordensſtande oder in der Welt zu leben.

Um dieſes Inſtitut, welches ſich der Ausübung der vollkommenſten Werke der chriſtlichen Barmherzigkeit widmet und welches für die Religion und die Geſellſchaft eine Quelle ſo großer und zahlreicher Vortheile iſt, immer mehr und mehr zur Kräftigung und zur Blüte zu bringen, hat Uns Unſer ehrwürdiger Bruder der Biſchof von Angers inſtändigſt erſucht, daß die Oberin des Hauſes von Angers zur General-Oberin der ganzen Congregation ernannt werde und daß ſie die Autorität über alle Häuſer erhalte, welche das von Angers entweder gegründet hat oder noch gründen wird. Unſere ehrwürdigen Brüder, die Biſchöfe von Poitiers, Grenoble und Metz, haben daſſelbe Geſuch an Uns gerichtet in der Ueberzeugung, daß das Generalat ſehr kräftig zur Wirkſamkeit des Inſtitutes beitragen würde.

Deshalb haben Wir mit der Unterſuchung dieſer ganzen Sache die Congregation Unſerer ehrwürdigen Brüder, der Kardinäle der heiligen römiſchen Kirche, beauftragt, welchen die Sorge für alle Angelegenheiten und Berathungen der Biſchöfe und der Orden an-

Augenblick in der St. Sophia dämpfen; allein ſie drang ſo anhaltend und ſo feurig in Theodoſius, ſein Werk zu krönen und dauernde Ruhe zu ſchaffen, indem er, alle arianiſchen Gelüſte und Umtriebe abſchneidend, Gregor zum Patriarchen ernenne, daß der Kaiſer ſelbſt ſich mit allen Gläubigen vereinigte, um Gregors Widerſtand zu überwinden. Gregor blieb dabei, eine ſolche Ernennung ſei wider alle kirchlichen Geſetze und daher nichtig. Endlich aber gab er inſoweit nach, daß er die Geſchäfte des Patriarchen, eine Wohnung im biſchöflichen Hauſe neben der St. Sophia und die Verwaltung des Kirchenvermögens übernahm, alles aber nur ſo lange, bis eine Verſammlung von Biſchöfen die Verhältniſſe regeln würden. Er fand die Kirchengüter in der größten Zerrüttung. Die Regiſter der weltlichen Adminiſtratoren gaben ebenſowenig Auskunft über den Stand des Beſitzes und der Einnahme, als die Papiere der Arianerbiſchöfe. Nirgends war ein Verzeichnis des ungemein koſtbaren Altargerätes und ſonſtiger Kleinodien zu finden, womit die Kaiſer, nach Conſtantins Beiſpiel, und die Großen und Reichen die Kirche beſchenkt hatten. Ohne Nachforſchungen anzuſtellen, welche bei Uebelwollenden leicht den Verdacht von Habgier wecken, bemühte ſich Gregor in aller Stille Ordnung in dieſe Verwirrung zu bringen. Mit derſelben Mäßigung verfuhr er gegen das irregeleitete Volk, das, von treuloſen Hirten und Lehrern um den wahren Glauben betrogen, ihm nur beklagenswert, nicht ſtrafbar erſchien. Es gab übereifrige unter den Gläubigen und unter den Prieſtern, die ihn zu gewalttätigen

Maßregeln gegen Häretiker und Sektierer überreden wollten. „Wie urteilt ihr ſo oberflächlich," ruft er aus, „wenn ihr die unerbittliche Härte edle Feſtigkeit nennt, die Sanftmut hingegen Schwäche. Ihr wollt alſo mit Feuer und Schwert die Bedauernswerten verjagen, auf die Gunſt der Zeiten euch ſtützen, das Wohlwollen der Machthaber mißbrauchen und ſtatt heilſamer Arznei tötliches Gift anwenden? Ich nicht! ich möchte durch unſere Milde unſere Widerſacher zur Milde ſtimmen und durch ein ſanftes und liebreiches Verfahren nicht nur ihre aufgeregten Gemüter beruhigen, ſondern auch — was ungleich wichtiger iſt! — ihnen zeigen, daß wir unſeren Sieg der göttlichen Vorſehung zuſchreiben, nicht den glücklichen äußeren Verhältniſſen, und daß wir unſeren Weg mit der Kraft zu ebnen ſuchen, die uns von Gott kommt, nicht mit den Waffen der weltlichen Gewalt."

Mit dieſer Nachſicht und Uneigennützigkeit ging Gregor überall zu Werke, zeigte ſich wenig öffentlich, am wenigſten in der großen Welt, und zog ſich dadurch auch von ſeinen Freunden manche Mißbilligung zu. Sie meinten, es müſſe mehr Glanz und Ehre ihn umgeben, ſein Einfluß müſſe größer ſein, er müſſe im Stande ſein, mehr Dienſte zu leiſten, mehr Wohltaten zu ſpenden, um auch dadurch die Gemüter zu gewinnen und ſeine Anhänger zu feſſeln; ſie hätten ſich gern geſonnt in ſeinem Glanze. Sie dachten eben irdiſch und er dachte himmliſch. Er ſchreibt: „Unſere Gegner hatten ausgeſprengt, unſere Gemeinde ſei ſo klein, daß ſie kaum die Vorhallen unſerer Kirchen füllen würden. Leider war das Volk nur allzu ſehr von Parteien und Sekten zerriſſen worden; als wir aber unſere Gotteshäuſer zurück erhielten und überall öffentlich unſeren Gottesdienſt feierten, da erwachte in merkwürdiger Weiſe der alte Glaube, der Glaube ihrer Kindheit und Jugend in den Gemütern und die Kirchen füllten ſich mehr und mehr mit Gläubigen und mit ſolchen, die es werden wollten. Das gab mir ſehr viel Beſchäftigung. Überdas hatte ich für die Armen, für die Mönche, für die gottgeweihten Jungfrauen, für die Gefangenen, für arme Reiſende teils geiſtliche, teils leibliche Hilfe zu leiſten. Dazu kamen eine Menge Männer und Frauen der verſchiedenſten Stände, die ſich in ihren Anliegen Rat oder Troſt erbaten. Ferner unſer gemeinſames Pſalmengebet der Geiſtlichen und meine eigenen Studien und Gebetsſtunden, welche ich meiſtens in die Nacht hinein verlegte. Mit einem Wort: ich war im beſtändigen Dienſt des Herrn. Möchte er ihm wohlgefällig geweſen ſein."

Indeſſen gab ſich die feindliche Partei nicht zur Ruhe. Die Ordination des Maximus bot ihnen den Anlaß zur Behauptung, Gregor habe den rechtmäßigen Inhaber des biſchöflichen Stuhles durch Kabalen verdrängt. Die Anhänger, welche ſich Maximus unter dem Geſindel von Conſtantinopel, namentlich unter den Bootsknechten erkauft hatte, waren ergrimmt auf Gregor und zu jeder Tat bereit, die ihnen gut bezahlt wurde. Einſt lag Gregor gegen Abend auf ſeinem ärmlichen Bett, leidend, wie er ſo oft war, und müde von den Anſtrengungen des Tages. Da drang ein kleiner Trupp von Männern aus dem Volke in ſein Zimmer und ihm fiel ein junger Menſch ſogleich in's Auge, der ſehr ſchlecht gekleidet war und blaß und verſtört ausſah. Gregor richtete ſich erſchreckt auf und fragte nach ihrem Begehren. Sie antworteten: ſie hätten Gott und dem Kaiſer für das Geſchick gedankt, einen ſolchen Biſchof zu beſitzen, und wollten nun auch ihm danken. Darauf entfernten ſie ſich geräuſchvoll bis auf den Jüngling, der ſich nun ſeufzend, weinend und händeringend ihm zu Füßen warf. Gregor begriff nicht im mindeſten dieſen ſeltſamen Auftritt und alle Fragen, die er an den troſtloſen jungen Menſchen richtete, klärten nichts auf, weil dieſer nicht aufhörte zu wehklagen. Endlich kamen Leute herbei und löſten das Rätſel. Der Jüngling war ein gedungener Meuchelmörder, den im entſcheidenden Augenblick das Gewiſſen gerührt hatte, ſo daß er nicht fremdes unſchuldiges Blut, ſondern bittere Reuetränen vergoß. Gregor ſagte gerührt: „Gott erhalte dich, wie er mich erhalten hat;“ und litt nicht, daß die Sache weiter verfolgt wurde.

Wegen der beſtändigen Verdächtigungen ſeiner Feinde, daß er in Conſtantinopel an nichts gedacht habe, als durch Intriguen den Biſchofſitz zu gewinnen, hielt er es für notwendig, einmal in des Kaiſers Gegenwart eine Rede zu halten, worin er auseinanderſetzte, daß ihm alle Talente mangelten, wodurch man ſich einſchmeichele und beliebt mache. Er habe nichts Neues gepredigt, ſondern den alten reinen Glauben, den man vor fünfzig Jahren immer hier gehört; er ſage auf der Kanzel und im gewöhnlichen Leben den Leuten einfach die Wahrheit, unbekümmert, ob ſie ihnen gefalle, ob nicht; er lebe zwiſchen den Menſchen gleichſam außerhalb der Welt und gänzlich fern vom Umgange mit Einflußreichen und Mächtigen; ſich einen Anhang zu erkaufen, ſei ihm unmöglich geweſen, indem er Geld ebenſowenig wie Flügel beſitze; womit er ſich hier ausſchließlich beſchäftigt habe, das wiſſe ſeine Gemeinde. „Ihr ſeid mein Ruhm und meine Freude,“ rief er ihr zu, „ihr ſeid meine Rechtfertigung gegen meine Tadler; euch gegenüber muß die Verleumdung ſchweigen. Die göttliche Lehre von der Heiligen Dreifaltigkeit in eure Seelen einzuprägen, darauf habe ich alle Mühe und Sorgfalt gerichtet, dahin ging mein Beſtreben, das war meine Beſchäftigung. Fahret fort, den Glauben an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geiſt zu bekennen; hütet euch, der Gottheit etwas hinzufügen oder etwas ihr entziehen zu wollen; und möge die Tadelloſigkeit eures Wandels der Heiligkeit eures Glaubens entſprechen und ein ehrenvolles Zeugnis für euren Lehrer ablegen. Ich habe meinen Mund nur geöffnet, um den Seelen zu nützen, und fanden meine Worte Beifall, ſo machte er mich nicht hochmütig; es war eine Huldigung, die man dem wahren Glauben und der reinen Lehre darbrachte. Ein treuer Diener des Evangeliums bezieht einen ſolchen Beifall nicht auf ſeine armſelige Perſönlichkeit und benutzt ihn nicht zur Erreichung irdiſcher Vorteile. Aber die Siege des Gotteswortes über Menſchenworte hat manchen gekränkt. Leider gibt es nur allzu viel Nebenwege, auf denen wir vom Pfade des Heils abirren können, um in ewige Abgründe zu ſtürzen. Auf ihnen ſchleicht der uralte Feind und Verderber heran, entſtellt das Ebenbild der Gottheit im Menſchen und verbreitet über die

Erde eine Verwirrung der Geiſter, wie einſt Gott die Sprachenverwirrung ſchickte. Daher dieſe Unzahl von beſonderen Meinungen und Anſichten. Daher dieſe Menge von krankhaften Gehirnen, die alle von der Offenbarung abfallen, um neue Erfindungen über Gott und die göttlichen Geheimniſſe an den Tag zu bringen. Daher dieſe Maſſe von Menſchen, die der Irrtum blendet und die denjenigen haſſen, welcher das Licht der Wahrheit verbreitet, weil es ihren kranken Augen wehe tut."

Kaiſer Theodoſius wünſchte ſehnlichſt, ſeinem Reiche die Glaubenseinheit, dies Fundament des Friedens und der Eintracht, zu geben. Die Rückſtellung der Kirchen an die Rechtgläubigen war nur ein äußerlicher Schritt dazu. Er berief daher mit Zuſtimmung des Papſtes Damaſus ein Konzil der Biſchöfe des Morgenlandes nach Conſtantinopel, damit hier im Hauptſitze des Arianismus, jede Irrlehre verworfen und das Credo von Nicäa beſtätigt werde. Gregor erſehnte ebenfalls dies Konzil, welches auch über ihn beſtimmen ſollte. Es fanden ſich hundertundfünfzig Biſchöfe ein, unter ihnen ſeine alten Freunde Gregor von Nyſſa, Petrus von Sebaſte, Amphilochius von Iconium und viele ausgezeichnete und gottſelige Männer, wie Cyrillus von Jeruſalem und Meletius von Antiochien. Allein es kam in dieſer Verſammlung auch auf höchſt betrübende Weiſe zum Vorſchein, wie der Heilige Geiſt oftmals ſo wenig bei Beſetzung der Biſchofsſtühle gewaltet hatte, und wie er vor dem Weltgeiſt hatte weichen müſſen. Es waren ja erſt wenig Jahre verfloſſen, ſeitdem Kaiſer Valens verſucht hatte, den Glauben in ſeinem ganzen Reich zu arianiſieren und Leute, welche ſich dazu gebrauchen ließen, zu Biſchöfen zu machen. Nichts war natürlicher, als daß dieſe für die wahren Intereſſen der Kirche, d. h. für die Verbreitung der katholiſchen Lehre, die Ausrottung der Häreſien, die Beförderung heiliger Männer auf die Biſchofſitze — höchſt gleichgültig waren, und ihre Privatzwecke, Privatvorteile und Privatfreundſchaften zur Richtſchnur ihrer Handlungsweiſe machten. Manche verſtanden gar nicht die Wichtigkeit der Dinge, die behandelt werden ſollten, weil weder ihre Erziehung noch ihre Vergangenheit ſie dazu herangebildet hatte. Gregor ſagt, es hätten einige den Soldatenſäbel, den Ackerpflug und die Schreibſtube verlaſſen, um unmittelbar darauf Oberhirten des Volkes zu werden; die Glaubenslehren wären ihnen ſo gut wie unbekannt und deshalb wären ſie auch immer zum Wechſel bereit. Von theologiſcher Wiſſenſchaft ſei natürlich keine Rede, hingegen bei manchen die Unwiſſenheit ſo groß, daß ſie kaum die Zahl ihrer Finger zuſammenrechnen könnten. „Man ſagt,“ ſchreibt er, „daß der Adler, um ſeine Jungen zu prüfen, ſie in die Sonne blicken laſſe und ſie aus dem Neſt werfe, wenn ſie mit den Augen blinzeln. So vorſichtig ſind wir nicht; wir wählen zu den höchſten Kirchenämtern nicht die, welche ſich bewährt haben, ſondern ſolche, die ſich ſelbſt dazu berufen. Daher ſehen wir heute einen Mann auf der Schaubühne und morgen auf dem Biſchofſitz. Heute war er Simon der Magier, morgen iſt er der Apoſtel Petrus.“ Nirgends treten die gefährlichen Folgen der Verweltlichung und folglich der Verkommenheit der Geiſtlichkeit lebendiger und anſchaulicher vor's Auge, als in den kirchlichen Verhältniſſen des Morgenlandes, wo offenbar häretiſche oder zur Häreſie ſich neigende Monarchen, ohne Umſtände, nach ihrer Einſicht, oder nach Willkür, Gunſt und Laune die Kirchenämter beſetzten.

Die erſte Handlung des Konzils, deſſen Vorſitz Meletius führte, war die: Gregor auf dem ſo höchſt wichtigen Patriarchenſitz zu beſtätigen und feierlich einzuführen. Der Kaiſer frohlockte; unter dem Hirtenſtabe dieſes Mannes hielt er ſein Volk für geborgen. Das Volk frohlockte auch in gewohnter oberflächlicher Art. Nur Gregor frohlockte nicht. Die furchtbare Schwere ſeines Amtes und der furchtbare Ernſt der kommenden Rechenſchaft vor Gott, und dabei die furchtbare Zerrüttung der morgenländiſchen Kirche erfüllten ihn mit Entſetzen. „Aber eine Hoffnung brach meinen Widerſtand," ſagt er. „Was man kräftig will, das hofft man ja durchzuführen und ein hohes Ziel erreicht man nicht ohne hochherzige Zuverſicht. Ich hoffte alſo, meine Stellung in der Mitte zwiſchen Morgen- und Abendland, und der Einfluß, der immer von einer hoher Würde ausgeht, würden mir behilflich ſein, eine feſte und dauernde Verbindung der Kirche in beiden Weltteilen zu begründen." Auf die Feſtlichkeit ſeiner Inthroniſation folgte bald eine Trauerfeier: Meletius ſtarb. Bis zum letzten Atemzug empfahl er wieder und immer wieder Frieden und Einigkeit. Um ſeiner unvergleichlichen Sanftmut und Liebe willen wurde er wie ein Heiliger verehrt; aber ſeine Mahnung befolgte man nicht. Im Gegenteil! ſein Tod rief neuen Unfrieden hervor. Nach dem Übereinkommen zwiſchen Meletius und Paulinus, welches die ſechs älteſten und angeſehenſten Prieſter zu Antiochien eidlich bekräftigt hatten, ſollte der Überlebende ungeſtört auf dem Biſchofſitz bleiben, und von Rom aus ſowie auch durch das Nationalkonzil zu Antiochien, im Jahr 379, war dies gut geheißen. Jetzt aber behaupteten eine Menge Biſchöfe, beſonders die jüngeren, man müſſe eine neue Wahl treffen. Gregor, der nach dem Tode des Meletius den Vorſitz führte, flehte umſonſt, man möge doch nicht wieder das Schisma hervorrufen, ſondern Paulinus, den Greis, friedlich auf dem Biſchofſtuhl leben und ſterben laſſen. „Wenn wir uns um zwei Engel ſtritten," rief er aus, „ſo müßte unſer Streit verſtummen, ſobald wir durch denſelben der allgemeinen Kirche Schaden zufügten. Gott hat uns jetzt den erſehnten Frieden gegeben: laßt uns doch ihn bewahren. Das Konzil von Antiochien hat vor zwei Jahren jene Übereinkunft beſtätigt; das Abendland hat ſich lange zuvor für Paulinus entſchieden; entzündet alſo keine neue Feuersbrunſt des Zwiſtes. Laßt uns gemeinſam daran denken, die Welt zu retten, die ſo leicht durch unſere Gezänke den Glauben verliert. Wir befinden uns in einem gefährlichen Augenblick; es handelt ſich um die Feſtſtellung der heiligſten Dogmen. Ein Schisma führt leicht zu jeder Art von Widerſpruch, auch zu dem gegen die Glaubenslehre. Hütet euch, es zu begünſtigen! es könnte eine Häreſie daraus hervorgehen!"

Alles umſonſt! die Leidenſchaft wollte nicht hören, nicht verſtehen, nicht einſehen. Gregor erkrankte und fand nun einen willkommenen Vorwand, um den Vorſitz niederzulegen. Er verließ ſogar das biſchöfliche Haus, in welchem die Sitzungen ſtattfanden, um möglichſt fern von dieſem ſtürmiſchen Meer der aufgeregten Meinungen ſich zu halten. Er ſah immer deutlicher ein, daß hier unter den gegenwärtigen Umſtänden ſeines Bleibens nicht ſei. Gehemmt in all' ſeinen Plänen, geſtört in ſeiner ganzen Wirkſamkeit, ſchwand ſeine Hoffnung, eine Vermittelung des allgemeinen Kirchenfriedens von ſeinem erhabenen Standpunkte aus zu bewerkſtelligen, umſomehr, als er ein trauriger Augenzeuge des unſäglichen Unfriedens ſein mußte, der unter den Biſchöfen wegen perſönlicher Anſichten und Intereſſen herrſchte. „Dieſe Hirten der Völker, dieſe Ausſpender der himmliſchen Gaben des Heiligen Geiſtes, dieſe Friedensengel, die von ihrem Thron, wie von oben herab, nur Worte des Heils verkünden ſollen, erfüllen die Kirchen mit Unordnung und Lärm. Wider einander erzürnt und aufgeregt, angeklagt und anklagend, Parteigänger ſuchend, gierig nach Anſehen und Macht, verzehrt von Eiferſucht auf alles, was hervorragt: ſtürzten ſie die Welt in eine namenloſe Verwüſtung.“ So wehklagt Gregor.

Diejenigen Biſchöfe, welche den Frieden wünſchten, hatten die Biſchöfe von Macedonien und Egypten, die noch nicht erſchienen waren, beſchworen, ihre Ankunft zu beſchleunigen, weil ſie wußten, daß dieſe ebenfalls den Paulinus in ſeinem Recht ſchützen würden. Sie langten an, höchſt erzürnt auf die Partei der Ruheſtörer, der Erneuerer des Schismas; aber anſtatt ſich kräftig zu Gregor und den Gleichgeſinnten zu halten, murrten die Egypter vertraut iſt. Dieſelbe hat nach reiflicher Betrachtung und Erwägung am 9. Januar des laufenden Jahres, im Intereſſe und zum größeren Nutzen des Inſtitutes, folgendes Decret erlaſſen, welches Wir wörtlich in dieſem Unſerm apoſtoliſchen Schreiben aufnehmen und deſſen Inhalt folgt:

I. Das Haus zu Angers und alle Häuſer, die durch daſſelbe gegründet werden, folgen der Regel, welche Pater Eudes gegeben und der heilige Stuhl genehmigt hat.

II. Die Oberin des Hauſes zu Angers wird außer der beſonderen Leitung dieſes Hauſes auch die aller andern Häuſer haben, welche von dem zu Angers gegründet ſind oder in Zukunft gegründet werden.

III. Die Obliegenheiten dieſer General-Oberin werden ſein, mit der Zuſtimmung des Diöceſan-Biſchofs neue Häuſer zu gründen, die bereits gegründeten zu beſuchen und aufmerkſam die Befolgung der Regeln und die Aufrechthaltung der Ordnung zu bewachen. Sie darf ferner Novizen in die Congregation theils ſelbſt aufnehmen, theils durch die Oberinnen der andern Häuſer aufnehmen laſſen, und darf die Ordensfrauen in die verſchiedenen Häuſer vertheilen und ſie aus dem einen in das andere verſetzen. Bei wichtigen Dingen hat ſie jedoch immer den Rath ihrer Aſſiſtentinnen zuzuziehen und jedes Haus bleibt unter der Jurisdiction des Diöceſan-Biſchofs, gemäß den Satzungen des heiligen Concils von Trient und den gegen ſeine Inthroniſation zu Conſtantinopel. Dies war entſcheidend für Gregor's Entſchluß; er durfte ſeine Feſſel löſen. Er begab ſich in die Verſammlung und ſagte: „Gott hat uns hier vereinigt, um Entſcheidungen über die wichtigſten und höchſten Angelegenheiten zu treffen. Darum, meine Brüder, wäre die Beſchäftigung mit meinem Schickſal zu unwichtig für ſo viele Oberhirten, die ihre Gedanken den himmliſchen Dingen zuzuwenden haben. Kann ich aber zur Beruhigung der Gemüter beitragen, ſo laßt mich ein anderer Jonas ſein und werft mich in's Meer, obzwar ich den Sturm nicht angeregt habe. Laßt dies den Anfang euerer Vereinigung ſein. Wider meinen Willen bin ich hier eingeführt worden; freiwillig ziehe ich mich zurück und nichts bedauere ich, als daß ich die heilige Dreifaltigkeit hier nicht mehr verteidigen kann."

Die Biſchöfe waren, je nach ihren Geſinnungen, erſtaunt oder froh, oder verlegen, oder niedergeſchlagen. Die meiſten ſahen ihn gern gehen; er war ihnen zu überlegen an Geiſt, an Herz, an Talent, an Tugend. Der ſchwächere Kämpfer in der Arena ſieht es nicht ungern, wenn ein ſtärkerer Nebenbuhler ſich zurückzieht; er hat dadurch eine Hoffnung mehr auf den Siegespreis. Andere aber wollten nichts von ſeiner Abdankung wiſſen und verließen das Konzil und die Stadt, um nicht Teilnehmer einer anderen Wahl ſein zu müſſen. Aus der Verſammlung ging Gregor zum Kaiſer und ſagte: „Herr ich komme wie die Anderen, um eine Gnade von dir zu erbitten; aber nicht Gold und Marmor für meine Gotteshäuſer, nicht Stellen und Ämter für meine Verwandten. Nein! ich glaube mehr zu verdienen. Ich bitte um meine Freiheit. Erlaube mir, mich von meinem Platz zurückzuziehen, auf dem mich niemand gern ſieht, nicht einmal meine Freunde.“ Wie aufrichtig er dieſen Schritt tat, zeigt der Erfolg: Theodoſius entließ ihn voll Ehrfurcht und Bewunderung. Hätte Gregor ſich nicht mit der größten Entſchiedenheit ausgeſprochen, ſo würde Theodoſius ihn gern und leicht feſtgehalten haben.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Gregor war nun frei und freute ſich ſeiner Freiheit. Aber das Herz tat ihm weh, wenn er an ſeine Herde und an ſeine teuere Anaſtaſia dachte. Das Gerücht verbreitete ſchnell dies Ereignis und verſchiedene Perſonen, beſonders Leute aus den unteren Ständen, eilten zu ihm und flehten ihn auf den Knien und mit Tränen an, ſie nicht zu verlaſſen, nicht die Ernte aufzugeben, zu welcher er die Saat reichlich und geſegnet ausgeſtreut habe. Wie ein zärtlicher Vater, der gute Kinder verläßt, weinte er mit ihnen, tröſtete und beruhigte ſie, wies auf die Gebrechlichkeit ſeines Körpers hin, die ihn jeden Augenblick aus ihrer Mitte hinwegreißen könne und verhieß ihnen einen Oberhirten, der kräftiger an Leib und Geiſt als er, ihren Seelen werde dienen können. In der St. Sophia vor dem ganzen Konzil, dem Volk und der Geiſtlichkeit hielt er dann ſeine berühmte Abſchiedsrede. Er war ſo leidend, daß ihm das laute Sprechen höchſt beſchwerlich fiel, aber ſein geiſtiges Feuer riß dennoch alle Zuhörer hin. Er entwarf ein Bild der Zuſtände, die er in Conſtantinopel vorgefunden: keine Hirten, keine geiſtliche Weide, kein gemeinſamer Schafſtall; nur zerſtreute und verſcheuchte Schäflein, die es dem Zufall überlaſſen mußten, eine geſunde Nahrung zu finden und immer auf der Hut vor dem einbrechenden Wolf waren; kurz eine Herde wie jene, über die der Prophet Ezechiel klagend trauert, als er das Elend des Volkes Iſrael unter dem Drucke der ungläubigen Völker beſchreibt. „Jetzt aber, nachdem Gott die Seinen heimgeſucht, hat er ſie gerettet,“ fährt Gregor fort, „und ſind ſie auch fern von der Vollkommenheit, ſo ſtreben ſie ihr doch mehr und mehr zu und wachſen augenſcheinlich im Guten. Wenn ſie von ihrem gegenwärtigen Standpunkt zur Vollkommenheit ſich erſchwingen, ſo iſt das minder befremdend, als daß ein ſo geringer Anfang ſo überraſchenden Erfolg hatte.“ Dann ſpricht er ſeine dankbare Freude aus, von Gott gerufen zu ſein, um hier in dieſer Stadt, „dem Auge der Welt,“ das Licht der wahren Lehre wieder zu entzünden, und eine Gemeinſchaft zu hinterlaſſen, deren Glaube Zeugnis für die Reinheit ſeines Glaubens ablege. „In der Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit iſt ſie unter ſich und mit uns und mit Gott Selbſt vereinigt!“ ruft er aus. Nachdem er die Glaubenslehre dargelegt hat, bittet er, kein allzu großes Gewicht auf dieſe oder jene dogmatiſche Benennung zu legen, „denn die Heiligkeit unſeres Glaubens beſteht in ſeinem Weſen und Inhalt, nicht in Benennungen.“ Als Lohn für ſeine Hirtenarbeit wünſcht er nichts, als einen tüchtigen Nachfolger, von tadelloſem Wandel, beredet im Lehramt und geübt in den geiſtlichen

Angelegenheiten. Er ſelbſt ſei allzu erſchöpft durch mannigfache Mühſale, um länger den Anforderungen der Gegenwart zu genügen und ſeine Sanftmut, die man ihm ja beſtändig vorwerfe, mache ihn durchaus untauglich, ſich dem Strom entgegen zu ſtellen, der aus dem zerrüttenden Zwieſpalt der Kirchen verderblich in eine Welt ſich ergieße, die durch wahnwitzige Gier nach Genuß, nach Glanz und Pracht, nach Schauluſt und Vergnügen ſchon hinlänglich zerrüttet ſei. Man habe ja ſogar ihm ein Verbrechen daraus gemacht, daß er jedes weltliche Gepränge verſchmäht habe. „Ich wußte, aber nicht," ſagte er, „daß ein Biſchof darin wetteifern müſſe mit den Konſuln, den Statthaltern, den Feldherren, die immenſen Reichtum beſitzen und nicht wiſſen, wie ſie ihn verſchwenden ſollen; wußte nicht, daß wir das, was den Armen gehört und was ihnen notwendig iſt, für unſeren Luxus ausgeben dürfen; wußte nicht, daß es uns gezieme, ein ſtolzes Roß oder einen prachtvollen Wagen zu beſteigen und mit prangendem Gefolge einher zu ziehen. Wenn ich dieſe Lebensart nicht annahm, und wenn ihr, meine Brüder," ſprach er zu den Biſchöfen, „mir deshalb zürntet, ſo vergebt mir jetzt, denn der Fehler iſt nun einmal geſchehen."

Dann nimmt er Abſchied von den Kirchen, vor Allem von der Anaſtaſia; von den heiligen Apoſteln Andreas, Lucas und Timotheus, deren Reliquien in der prachtvollen Apoſtelkirche, der Begräbnisſtätte der Kaiſer, ruhten, und die ihm Vorbilder ſeines Strebens und Wirkens geweſen waren; von der Geiſtlichkeit und den Kloſterleuten; vom Kaiſer und dem ganzen Hofe; von den Häretikern ſogar, die er anfleht, ſich zum wahren Glauben zu bekehren; von Conſtantinopel, dem Knoten zwiſchen Morgen- und Abendland; von den Schutzengeln der Stadt und der Gemeinde; und von der Kanzel, auf welcher er die beſeligende Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit gepredigt habe. Nach dieſem Lebewohl verließ er im Juli 381 Conſtantinopel, wo er etwa zwei und ein halbes Jahr die Laſten und Mühen des guten Hirten getragen hatte. Nicht einmal ſein letzter Wunſch hinſichtlich eines Nachfolgers wurde erfüllt! es geſchah genau das Gegenteil. Man wählte den Prätor von Conſtantinopel zum Patriarchen, einen würdigen Mann aus ſenatoriſchem Geſchlecht, der Nectarius hieß, der aber gänzlich unerfahren in kirchlichen und geiſtlichen Angelegenheiten, und überdies noch Katechumen war. Er wurde getauft, empfing die heiligen Weihen, beſtieg den Thron des Patriarchen und ſollte nun lehren, bevor er ſelbſt gelernt hatte; während der Mann, der die Lehre inne hatte und ſie vorzutragen wußte, wie wenige unter ſeinen Zeitgenoſſen, gleichgültig bei Seite geſchoben und entlaſſen wurde, als ſei er ein überflüſſiger, unnützer Diener. In der Angelegenheit von Antiochien fand ſich Keiner, der Gregor's Hochherzigkeit gehabt und wie Jonas ſich über Bord hätte werfen laſſen. Der Prieſter Flavian nahm die Wahl zum Gegenbiſchof des Paulinus an, obwohl er den Vertrag zwiſchen dieſem und Meletius anerkannt hatte. Aber dieſe nämlichen, von Parteiſucht, Ehrgeiz und Dünkel verblendeten Menſchen ſtanden, was die Reinheit der Glaubenslehre betraf, unter der Führung des heiligen Geiſtes, der es nicht verſchmäht, ſich ſo geringer Werkzeuge zu bedienen und ſeine göttliche Macht mitten in der menſchlichen Gebrechlichkeit zu offenbaren.

Theodoſius erreichte ſeine Abſicht inſofern, als das Konzil, das Glaubensbekenntnis von Nicäa feſthaltend, die Irrlehren über den heiligen Geiſt und den Sohn Gottes entſchieden verwarf und deren Anhänger als nicht mehr zur Gemeinſchaft der Kirche gehörend bezeichnete. Sechsunddreißig ſemiarianiſche Biſchöfe, welche durchaus nicht zur Weſensgleichheit des Sohnes mit dem Vater ſich bekennen wollten, ſchloſſen ſich ſomit von der allgemeinen Kirche aus. Gregor von Nyſſa ſoll, nach einigen Schriftſtellern, das Credo von Nicäa in ſeiner gegenwärtigen Form, mit der Lehre vom heiligen Geiſt, aufgeſetzt haben. Das Konzil ernannte ihn mit zwei anderen Biſchöfen zum Mittelpunkte der kirchlichen Einheit in Pontus, welches dreizehn Provinzen umfaßte. Auch er verließ gern Conſtantinopel. Abgeſehen von den peinlichen Zerwürfniſſen unter den Biſchöfen, war ihm die leichtfertige Streitſucht über Dogmen ganz unerträglich, die dort mehr als irgendwo in allen Klaſſen und Ständen überhand nahm. Der Kaiſer und der Handwerker, die Dame aus der großen Welt und der Bettler hatten ſich angewöhnt, die erhabendſten Myſterien in den Kreis ihrer alltäglichen Beſprechungen hinein zu ziehen. Auf den Straßen und Märkten, die von Menſchen der unteren Stände wimmelten, weil der Südländer die Gewerbe und die Handtierung des Alltagslebens unter freiem Himmel zu treiben ſucht, hörte Gregor oft, wie Wechsler an ihren Tiſchen, Trödler vor ihrem Kram, Schneider und Schuhmacher bei ihrer Arbeit teils mit ihren Kunden, teils untereinander dogmatiſierten und die Weſensgleichheit und Weſensähnlichkeit, die Unterordnung des Sohnes unter den Vater und ähnliches zum Gegenſtande ihrer Disputierübungen machten; eine beklagenswerte Oberflächlichkeit, vor welcher Gregor von Nazianz ſo oft warnt. — Durch die Beiſtimmung des Papſtes und der abendländiſchen Biſchöfe zu den Beſchlüſſen dieſes Konzils über die Glaubenslehren erhielt es ſpäter das Anſehen eines ökumeniſchen und iſt demnach das zweite allgemeine der Chriſtenheit.

Gregor kehrte mit Freuden in ſeine Heimat zurück. Seit manchem Jahre war er in der Fremde. Die Furcht vor dem biſchöflichen Amt hatte ihn nach dem Tode ſeines Vaters in die Einſamkeit von Seleucia getrieben. Als er ſich in ihr geſtählt und geſammelt hatte für eine große Wirkſamkeit, riefen ihn gewichtige und gebietende Männer nach Conſtantinopel, ſo recht auf den Weltmarkt des irdiſchen Treibens, damit er den Menſchen, den Hirten wie den Herden, den Weg des Heiles lehre, zeige, voranſchreite. Solche Stimmen des „Rufers in der Wüſte“ läßt die Gnade Gottes nie verſtummen und in beſonders gefährdeten Zeiten ſchallen ſie dröhnend und mahnend in das Wortgeſchwirr des Aberwitzes und der Torheit hinein. Das war Gregors Sendung von Gott. Als er ſie erfüllt hatte, durfte er ſein Vaterland wiederſehen. Er ging auf ſein Gut zu Arianz, das ganz in der Nähe von Nazianz lag und freute ſich an dem Schatten der Bäume, die er in ſeiner Jugend gepflanzt hatte. Das war auch die einzige Freude, die ihm zu Teil wurde. Als er die Verwaltung der Kirche von Nazianz niederlegte, hatte er, bis ein Biſchof gewählt ſei, den Cledonius zu jenem Verwaltungsamt empfohlen und er fand ihn noch jetzt ſeit ſieben Jahren vor, weil ſich die Biſchöfe noch immer nicht über die Beſetzung des Stuhles von Nazianz vereinigen konnten. Gregor ſah aber mit Schmerz eine Menge Übelſtände, die nur ein Biſchof abſchaffen konnte, indem deſſen Autorität, weil ſie dauernd iſt, mehr Nachdruck hat, als ein proviſoriſches Regiment. Überdies hatten ſich Apollinariſten mit ihrer Irrlehre, die eine unvollſtändige Menſchwerdung Gottes annahm, indem ſie behauptete, daß Chriſtus keine vernünftige menſchliche Seele gehabt habe, in Nazianz angeſiedelt, und da es wohl nichts ſo Verkehrtes in Sachen des Glaubens gibt, was nicht die menſchliche Schwäche für Wahrheit angenommen hätte, ſo fanden ſie auch hier Anhänger. Er ſuchte ſogleich die benachbarten Biſchöfe und Geiſtlichkeit und Gemeinde zu Nazianz von der dringenden Notwendigkeit einer Biſchofswahl zu überzeugen, fand jedoch wenig Eifer und Teilnahme. Die Biſchöfe verhielten ſich gleichgültig; ein Teil der Geiſtlichkeit war mit dem Stande der Dinge zufrieden und erklärte ſich offen gegen ihn; der andere Teil ſtimmte äußerlich für Gregors Anſichten und Bemühungen; ſtatt ſie jedoch zu unterſtützen, hintertrieben ſie dieſelben heimlich und hielten nicht Wort. Das Volk folgte ſeiner Geiſtlichkeit. Da Gregor von grenzenloſer Nächſtenliebe war und auch im irrenden Menſchen immer den Bruder, immer die zur ewigen Seligkeit erſchaffene und beſtimmte Seele ſah: ſo war er auch von der größten Freundlichkeit und Milde gegen die Apollinariſten. Dieſe behaupteten nun, Gregor teile ihre Anſichten, denn er behandele ſie als Brüder und ſie waren ſo entſchieden in ihrer Behauptung, daß ſich Gregor gegen Cledonius dawider verteidigte und ihm ſchrieb: „Der Sohn Gottes von Ewigkeit hat in der Zeit zu unſerem Heile die Menſchheit angenommen, damit der ganze Menſch, der in die Sünde fiel, wiederhergeſtellt werde durch Denjenigen, der ganz Menſch iſt und ganz Gott. Iſt Chriſtus ein Menſch ohne vernünftige Seele, was iſt er denn und inwiefern iſt er dann überhaupt Menſch? ſie unterſcheidet ja den Menſchen vom Tier. Wer einen ſolchen Chriſtus annehmen kann, muß ſelbſt ſehr wenig Vernunft haben." Dann geht er all' die irrigen Meinungen über das Myſterium durch, über die geheimnißvolle, unergründliche Verbindung des Menſchlichen und Göttlichen in einer Perſon, und ſagt: „Wer an Maria nicht wahrhaft als an die Mutter Gottes glaubt, trennt ſich vom Glauben an Gott." Dies ſagt er volle fünfzig Jahre vor dem Konzil zu Epheſus, das ihr den Namen beilegt, deſſen Gregor ſich bedient: Gottesgebärerin, Theotokos. Dies ſagt er, der Lehrer und Verteidiger der heiligen Dreifaltigkeit, der nicht die Gewohnheit hatte, das Heiligſte oberflächlich zu behandeln. Aus ſeinen Studien und Betrachtungen der göttlichen Geheimniſſe des Chriſtentums trat ihm die Mutter Gottes als ein ſo weſentliches Glied der geſamten Heilsordnung entgegen, daß ohne ſie der chriſtliche Glaube ihm zuſammenſtürzt. So dachte das chriſtliche Altertum von der allerſeligſten Jungfrau Maria

Endlich, nach vielen Bemühungen, ging der Metropolit von Kappadocien, Helladius, der Nachfolger des heiligen Baſilius, auf Gregor Bitten und Wünſche ein und Nazianz erhielt in dem vortrefflichen Prieſter Eulalius einen würdigen Biſchof. Während Gregor Gott lobte, mußte auch dies Ereignis dazu dienen, böſe Zungen gegen ihn aufzuregen. „Man behauptet,“ ſchrieb er an Gregor von Nyſſa, „Eulalius ſei wider meinen Willen zum Biſchofe geweiht. Glaube es nicht! glaube nicht, daß ich ſo gehaßt oder ſo verachtet ſei. Ich habe für dieſe vernachläßigte Kirche getan, was ich konnte: aber ich bin ja halbtot und kann die ganze Laſt unmöglich tragen. Deshalb freue ich mich, daß der ehrwürdige Eulalius auf meine Bitten und auf dein und anderer frommer Biſchöfe heiliges Gebet Hirt der verwilderten Herde geworden iſt. Andere wollen dem Eulalius vorwerfen, er ſei nicht rechtmäßiger Biſchof, ſo lange ich lebe. Wird man denn nie begreifen, daß ich für Saſima geweiht war und nicht für Nazianz!“

In der Faſtenzeit dieſes Jahres legte ſich Gregor ein vollkommenes Stillſchweigen auf. Er ſagte, da er durch ſeine Reden die Menſchen nicht verhindert habe, unendlich viel mehr zu ſprechen als notwendig ſei, ſo wolle er verſuchen, ihnen durch ſein Schweigen ein beſſeres Beiſpiel zu geben. Nichts ſei heilſamer, als der Beweglichkeit der Zunge von Zeit zu Zeit einen Zügel anzulegen; der Zorn, die üble Nachrede und manches andere Böſe werde dadurch unterdrückt. Überdies habe ſeine

Apoſtoliſchen Conſtitutionen, welche ſich auf derartige Congregationen beziehen.

IV. Nach Ablauf von ſechs Jahren iſt ſtets eine neue General-Oberin zu wählen. Jedoch kann die austretende, nachdem ſie während ſechs Jahren ihre Functionen verwaltet hat, ein zweites Mal — und ſogar ſo oft wieder gewählt werden, als es den Wählerinnen gefällt.

V. Die Wahl iſt nach altem Gebrauch zu machen; jedes Haus ernennt zwei Wählerinnen, die ſich entweder nach demjenigen Hauſe begeben werden, wo die Wahl ſtattfindet; oder aber werden ſie ihre Stimmen ſchriftlich und verſiegelt dahin ſenden. Der Biſchof des Ortes, wo die Wahl von ſtatten geht, wird derſelben vorſtehen.

VI. Die Lokal-Oberin jedes Hauſes wird durch die General-Oberin unter Zuziehung ihres Beiraths gewählt werden.

VII. Die Congregation von Angers wird dasjenige Kleid beibehalten, welches ihr, ſo wie allen älteren Klöſtern genannt von der Zuflucht, ſchon früher eigen war; aber ſie wird ſtatt des weißen Gürtels eine Schnur von blauer Farbe — und auf ihrem ſilbernen Herzen ein Bild des Guten Hirten eingegraben tragen.

VIII. Die Congregation von Angers ſoll auch fernerhin alle Vorrechte und Gnaden genießen, welche der heilige Apoſtoliſche Stuhl den alten Klöſtern von der Zuflucht bewilligt hat.

Zunge freilich nie unmittelbar einem Menſchen geſchadet; aber mittelbar wohl; denn ſein Rednertalent habe viel Neid erregt. So büßen die Heiligen für die fremden Sünden! Bald darauf erhielt er eine Einladung von Theodoſius, einer Synode in Conſtantinopel beizuwohnen, auf welcher gemeinſame Maßregeln gegen die Arianer getroffen werden ſollten. Dieſe hielten nämlich vor den Toren der Städte in großen Maſſen ihre Verſammlungen, welche eine Menge von Unordnungen und Aufregungen nach ſich zogen. Es wird erzählt, Amphilochius von Iconium habe den Kaiſer gebeten, den Arianern dieſe Verſammlungen, ſo wie die Verbreitung ihrer Irrtümer zu unterſagen. Theodoſius lehnte es ab. Bald darauf führten die Geſchäfte des Amphilochius ihn wieder in den Palaſt und er fand im Gemach des Kaiſers deſſen älteſten Sohn Arcadius, der, obzwar erſt ſechs Jahre alt, ſchon von ſeinem Vater zum Auguſtus ernannt worden war, ein Titel, der ihn zum Mitkaiſer und Thronfolger machte. Amphilochius begrüßte mit gewohnter Ehrerbietung den Kaiſer, während er Arcadius gar nicht zu bemerken ſchien. Als Theodoſius ihm ſagte, wer dieſer Knabe ſei, behandelte Amphilochius den Kleinen mit der freundlichen Nachläſſigkeit, die man einem Kinde zuwendet. Theodoſius konnte eine empfindliche Bemerkung über dies ſeltſame Benehmen nicht unterdrücken. Da ſagte Amphilochius lächelnd: „Der Beherrſcher des Morgenlandes fühlt ſich gekränkt in der Vernachläſſigung ſeines Sohnes, und der Herr des Weltalls ſollte gleichgültig ſein gegen die Beleidigungen, die ſeinem göttlichen Sohne widerfahren?“ Genug, die Synode fand im Jahre 383 ſtatt und verſchiedene kaiſerliche Geſetze gegen die Häretiker begleiteten ſie und folgten ihr. Gregor lehnte jedoch die Teilnahme an derſelben ab und ſchrieb an Procopius, einen der erſten Hofbeamten: „Ich muß bekennen, daß ich mich gern von dieſen Verſammlungen entfernt halte, weil ſie durch Disputierſucht und Eigenliebe nicht ſelten die Übel vergrößern, welche ſie heilen ſollten. Ich bitte dich, dem Kaiſer die Verſicherung zu geben, daß nicht Trägheit mich zurückhält, ſondern Körperſchwäche.“

Die Häreſie iſt eben disputierend; das iſt ihr Leben: Widerſpruch gegen die Wahrheit! und zu allen Konzilien, die Gregor erlebt hatte, fanden ſich Teilnehmer ein, welche vom häretiſchen Geiſt jener Zeit mehr oder minder angeſteckt waren. Das alles mußte ſie aushalten und hielt ſie aus, die chriſtliche Kirche, und hielt es aus gleichſam in der Wiege, überſtrömt vom Blute ihrer Martyrer, unter den Augen ihrer Bekenner. Sie läßt ſich nicht irre machen. Welch' eine Zuverſicht zu den Führungen des heiligen Geiſtes, welch' eine troſtreiche Sicherheit gegen alle künftigen Häreſien ſchöpfen ihre Kinder aus ihren frühen ſchweren Kämpfen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

In ſeiner ländlichen Einſamkeit fühlte ſich Gregor geborgen, wie der Schiffer im Hafen nach großen Stürmen. Neben ſeinem Hauſe lag ein Garten und jenſeits desſelben ein kleines Gehölz. Ein Springbrunnen, die Wonne des Orientalen, fehlte auch in Gregors Garten nicht. Die Freude an der Natur war der einzige Genuß, den er ſich gönnte, übrigens führte er ſein altes ſtrenges Leben fort, trug nie Schuhe, hatte nie Feuer, ſchlief auf Stroh, faſtete viel, hielt lange Nachtwachen, betrachtete mit erhöhtem Eifer und betete mit verſtärkter, in tauſend Tränen ſich ergießenden Zerknirſchung. Sein Herz erhielt ihn fortwährend in Verbindung mit ſeinen Freunden und mit Perſonen, die ſeinen Rat, ſeine Fürſprache, ſeinen Troſt bedurften. Seinem Freunde Amazonius ſchrieb er nach Conſtantinopel: „Fragen dich die unſeren, was ich treibe, ſo ſage ihnen: Gregor widmet ſich in friedlicher Ruhe den Übungen des chriſtlichen Lebens und kümmert ſich um ſeine Feinde ſo wenig, als um die, welche nicht geboren ſind. Fragt man dich aber, wie ich die Trennung von meinen Freunden ertrage; dann ſchweige nur, damit du nicht bekennen mußt: Auf dem Punkte iſt Gregor ſchwach und niedergeſchlagen.“

Er war befreundet mit einer gottſeligen Witwe Namens Thekla, die ſich, gemäß der frommen Sitte der Zeit, nach dem Tode ihres Mannes aus dem Weltleben zurückgezogen hatte und in geheiligter Einſamkeit ihre Kinder erzog. Eine andere fromme Sitte war die, gern den Aufenthalt an ſolchen Ort zu wählen, wo hochverehrte Martyrer gelebt hatten oder wo ihre heiligen Reliquien ruhten. So ſiedelten ſich Emmelia und Macrina neben der Kirche der Vierzig Martyrer an; ſo Paulin von Nola neben der des heiligen Felix in Campanien; ſo, in ſpäteren Zeiten, die heilige Hildegard neben der des heiligen Rupert in Bingen. Welch ein tiefſinniges Bewußtſein von Gemeinſchaft der triumphierenden und der ſtreitenden Kirche, welch eine Durchgeiſtung des Erdenlebens mit den Kräften und Mächten einer himmliſchen Welt liegt in der Wahl eines ſolchen Wohnorts! Thekla traf ſie, denn Gregor, der ſie einmal beſucht hatte, ſchrieb ihr, er bedauere nicht die mühſelige Reiſe, denn er habe ſich nun von ihrer lobenswürdigen Abgeſchiedenheit überzeugt, da ſie fern von Weltfreuden und Freunden keine andere Geſellſchaft habe, als Gott, die heiligen Märtyrer, neben denen ſie wohne, und ihre lieben Kinder.

Ein Bruder Thekla's hieß Sacerdos und Gregor trug viel dazu bei, daß der Jüngling ſich früh dem geiſtlichen Leben widmete. Der heilige Baſilius erkannte den Geiſt und die Gnade des Sacerdos, erteilte ihm die heiligen Weihen und machte ihm zum Obervorſteher der Baſilias, indem er ihm zugleich Kloſter und Hoſpital anvertraute. Sacerdos rechtfertigte das Vertrauen des großen Erzbiſchofs durch unermüdliche fromme Hingebung an den Dienſt Gottes. Er hatte einen Freund, der Eudoxius hieß und der, weil er nicht Schritt hielt mit Sacerdos auf dem Wege der Vollkommenheit, ihn beneidete. Vom Neid zur Verläumdung iſt nur ein Schritt; und da der nunmehrige Erzbiſchof Helladius dem Eudoxius willig Ohr lieh, wurde Sacerdos plötzlich und ohne den Grund zu erfahren, von der Vorſteherſchaft der Baſilias abgeſetzt. Sacerdos war ungemein niedergeſchlagen über die Treuloſigkeit ſeines Freundes und die Ungerechtigkeit ſeines Erzbiſchofs. Aber Gregor's Ermunterungen tröſteten ihn und richteten ihn auf. Gregor war in dieſer Beziehung ſo oft geprüft, daß er aus dem Schatz eigener Erfahrung und mit einer von Irdiſchen ganz abgelöſten Seele an Sacerdos ſchrieb, er müſſe ſehr dankbar ſein, wenn nicht ſeinen Verfolgern, ſo doch dem barmherzigen Gott, der ihm dieſe Prüfung ſeiner Demut und Selbſtentäußerung ſende. Biſt du in das geiſtliche Leben eingetreten mit der Hoffnung, dort nicht zu leiden: ſo hat dir die wahre geiſtliche Geſinnung gefehlt. Trifft dich Leid, ſo mußt du es ſtarkmütig tragen oder eingeſtehen, daß du deinem Entſchluß treulos biſt. Und welches Leid trifft uns dann am Ende? Nur Eines: Gott und die Tugend zu verlieren! Alle anderen Dinge mögen kommen und gehen, wie Gott will, der unſeres Daſeins Herr iſt und die Urſachen weiß, weshalb wir geprüft werden. Wir dürfen keine andere Furcht haben als die: irgend etwas zu tun, das mit frommer Gottesfurcht im Widerſpruch iſt. Haben wir bisher pflichtgetreu die Armen gepflegt und bedient, für die Brüder geſorgt, freudig das Lob Gottes geſungen, und will man uns nicht mehr geſtatten: nun wohlan! ſo wende ſich der fromme Sinn anderen heiligen Übungen zu. Die Gnade iſt nicht ſo dürftig und beſchränkt, daß ſie uns nicht auf einem anderen Wege in den Himmel führen könnte. In ſtiller Zurückgezogenheit zu leben, heiliger Betrachtung ſich zu widmen, die Seele zu reinigen im Lichte, das von Gott kommt: das iſt vielleicht ebenſo verdienſtlich vor Gott, als eine große äußere Tätigkeit.“ Sacerdos ſtarb bald darauf und Gregor ſchrieb an Thekla: „Möchteſt du dich dereinſt mit ſo freudiger Zuverſicht auf den Tod vorbereiten, wie mein geliebter Sohn Sacerdos, der mit leichtem

Herzen eine Welt verließ, in welcher die Dämonen ſo tätig ſind, und zu Gott und den heiligen Engeln entfloh.

Ein Jüngling Namens Adelphos hatte ſich Gregor's Leitung hingegeben, bevor er ſich dem geiſtlichen Stande widmete, und Gregor hatte verſprochen, ihm behilflich zu ſein, einen herrlichen Tempel Gottes aufzubauen in ihm ſelbſt. Gregor gab ſich große Mühe mit Adelphos, beſuchte ihn ſogar, kränklich wie er war, auf deſſen Landſitz und erteilte ihm ſeine Ermahnungen ſtets mit der größten Milde. Als aber Adelphos ſich verſchiedene Vergehen zu Schulden kommen ließ, ſchrieb Gregor ihm ſchmerzlich betroffen und mit großer Strenge. Am Schluſſe des Briefes ſchreibt Gregor: „Ich hätte dir angenehmere Dinge ſagen können, aber keine nützlicheren. Ich habe es vorgezogen, dir zu deinem Heil einigen Schmerz zu machen, als dich durch verkehrte Nachſicht in großes Elend zu ſtürzen. Überdas hätte ich für mich das Schickſal des Hohenprieſters Heli befürchten müſſen, der die Sünden ſeiner Kinder nicht ſtrafte und den dafür das Zorngericht Gottes traf.

Gregor war ſo allgemein verehrt, daß Leute, die ihn gar nicht perſönlich kannten und die auch gar nichts von ihm begehrten, ihm nur ſchrieben, um ihre Huldigung ihm darzubringen. Das tat auch Candidian, der unter Julian dem Apoſtaten Statthalter von Kappadocien geweſen und ein vortrefflicher Mann, aber ein Heide war. Gregor antwortete ihm mit größter Hochachtung und äußerſt dankbar für die Milde, die Candidian damals für die Chriſten an den Tag gelegt und ſchließlich ſagt er: „Ich wünſche dir nicht Vermehrung deiner Würden und Ehren, weil deine Tugend nicht durch ſie erhöhet wird. Allein ich wünſche dir eine andere, eine ganz herrliche Sache: möchteſt du dereinſt mit uns und mit unſerm Gott zur Zahl der Verfolgten gehören; das iſt ein ſicheres Mittel, um die Güter der Ewigkeit zu erlangen.“

In ſeinen letzten Jahren zu Arianz ſchrieb Gregor ſehr viele Gedichte, in welchen er teils die Geſchichte ſeines Lebens mit allen inneren Kämpfen und Verſuchungen und mit allen äußeren Prüfungen und Schickſalen erzählt, teils allgemeine Gegenſtände behandelt, wie die Leiden der Kirche, das menſchliche Glück, das Lob der Jungfräulichkeit, Betrachtungen über die heilige Schrift. Im Lob der Jungfräulichkeit ſagt er: es müſſe ſich die Jungfrau zu den Frauen verhalten, wie die Perle zu Edelſteinen, wie der Morgenſtern zu den übrigen Geſtirnen, wie die Lilie zu anderen Blumen. Ein Gedicht iſt gegen den Luxus der Frauen ſeiner Zeit gerichtet, gegen ihre ſchleppenden Purpurgewänder, ihr Übermaß an Geſchmeide, an Wohlgerüchen, an Sklaven und Dienern und gegen den widerlichen Gebrauch der Schminke, die das Menſchenantlitz zu einer gemalten Maske macht. In einem anderen Gedicht beklagte er das ewige Ringen des Menſchen zwiſchen ſeiner himmliſchen und ſeiner irdiſchen Abſtammung und mit der Demut der Heiligen ſagte er: „Ich bin zwar mein Leben lang liebentflammt für die Tugend geweſen, aber angeeignet habe ich ſie mir nicht. Ja mit Schmerz muß ich bekennen, daß ich kaum den Weg betreten habe, der zu ihr führt.“

Gregor wurde nicht bloß zu Konzilien nach Conſtantinopel eingeladen, ſondern auch zu einer Hochzeit. Im Jahre 385 vermählte ſich die ſpäter ſo berühmte fromme Jüngerin des heiligen Johannes Chryſoſtomus, Olympias mit Nebridius, dem Präfekten von Conſtantinopel. Gregor lehnte die Einladung ab in einem Gedichte, das ihr vortreffliche Ratſchläge voll feiner Klugheit die einen, zu hoher Vollkommenheit anleitend die anderen, z. B.: nie eine Perſon loben, die ihrem Manne nicht gefällt; nie ihrem Manne ſo viel Zärtlichkeit beweiſen, als er ihr zeigt; ihren Rat geben, wenn er begehrt wird, aber die Anſicht des Mannes lieber durchführen als die ihre; ſo wenig ihr Haus verlaſſen, daß ſie in der Welt gleichſam unbekannt und gekannt nur von ihrem Manne ſei. Olympias nahm ſich dieſe Ratſchläge zu Herzen und wandelte ſowohl in ihrer kurzen Ehe, als ſpäter im Witwenſtande auf dem Wege der höheren Vollkommenheit.

Gregor war wie der Schwan, von dem man ſagt, er beginne zu ſingen, wenn ſein Tod nahe ſei. Er dichtete außerordentlich viel: Lebensregeln, Sentenzen, Lehren des Chriſtentums, Preis und Lob Gottes, alles wurde ihm zum Gedicht. Das Geräuſch der Welt und ihre ſchreienden Mißklänge waren verhallt, ſo daß die Harmonie ſeiner ſchönen heiligen Seele in der poetiſchen Form einen entſprechenden Ausdruck fand. Er ſchied aus dieſem Leben um das Jahr 390, ohne daß man die Umſtände ſeines Todes wüßte. Wie ein echter Einſiedler war er ſchon bei Lebzeiten der Welt abgeſtorben und ſie ihm. Mit ihm war wieder einer der großen Kämpfer für das chriſtliche Dogma dahin. Wo die Grundwahrheiten angefochten wurden, traten immer die mächtigen Verfechter desſelben auf. Das Fundamentaldogma des Chriſtentums, die Trinität, welche durch die Weſensungleichheit des Sohnes und des Heiligen Geiſtes von den Häretikern geleugnet wurde, hatte in Athanaſius, Baſilius und Gregor drei unwiderſtehliche Kämpfer gehabt und alle drei überſtrömten ihre Siege mit ihrem innerſten Herzblut. Was ihre Perſon betraf, war der Ausgang verſchieden: Athanaſius ſtarb in der Glorie eines großen Triumphes; Baſilius ſah die Morgenröte ſeines Sieges dämmern; Gregor zog ſich vom Schlachtfelde zurück. Bald wird ein vierter dieſer chriſtlichen Helden erſcheinen, kämpfen und äußerlich erliegen. Irdiſche Erfolge des Augenblicks krönen ſelten die Heiligen Gottes.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Schon auf dem erſten Konzil zu Conſtantinopel hatte Gregor von Nyſſa den Anfang ſeiner Bücher gegen Eunomius an Gregor von Nazianz und Hieronymus vorgeleſen. Der Arianismus war wie ein Polyp, dem überall neue Polypen herauswachſen; ein ſolcher war auch Eunomius. Baſilius hatte eine Widerlegung ſeiner Häreſie geſchrieben und ſo lange der große Erzbiſchof lebte, hatte Eunomius nichts darauf erwidert. Nach dem Tode des Heiligen erſchien aber eine Schrift von jenem, worin er ſeine Lehre zu verteidigen und Baſilius mit dem Gifte falſcher Behauptungen, Lügen und Verleumdungen zu beſpritzen ſuchte. Er machte ſich dadurch in den Augen aller rechtlichen Leute ſo verächtlich, daß er, als er einſt nach Cäſarea kam, ſogleich aus der Stadt gewieſen wurde, weil ſie innerhalb ihrer Mauern keinen Menſchen dulden wollte, der das Andenken des heiligen Erzbiſchofs verunglimpfe. Gregor hatte in ſein Werk gegen Eunomius auch eine Verteidigung des Baſilius eingeſchloſſen. Als es vollendet war, fürchtete er, die brüderliche Liebe könne ihn zu weit geführt haben und er bat ſeinen jüngſten Bruder Petrus von Sebaſte ihm zu ſagen, was er von dem Werk halte und ob man es veröffentlichen dürfe. Petrus antwortete, ihm ſcheine ſowohl die Widerlegung der Irrlehren, als auch die Verteidigung des Baſilius vom Heiligen Geiſte eingegeben und die Wärme des Ausdruckes und der Schreibart erhöhe nur die Vorzüge des Buches. Gregor veröffentlichte es nun; es iſt ſein größtes Werk, das in der Kirche in hohem Anſehen ſteht wegen des Scharfſinnes ſowohl, womit er Eunomius in allen Windungen ſeiner Irrtümer verfolgt, als auch wegen ſeiner klaren, feſten und lebendigen Schreibweiſe. Die Irrlehre ſelbſt war eine der tauſend Variationen des Arianismus wider das Geheimnis von der Dreiperſönlichkeit Gottes mit einigen dem Eunomius eigentümlichen Anſichten. Er ſuchte durch ſeine Spekulationen über das Weſen der Gottheit zu verſtehen zu geben, als würde er beſonderer Erleuchtungen und Erhebungen zum Schauen Gottes gewürdigt, und lehrte, die Seele des Menſchen werde nicht befleckt durch Sünden; man habe nicht nötig, den Lockungen der Sinnlichkeit, der Unmäßigkeit, der Unlauterkeit zu widerſtehen. Habe man nur den Glauben —

Da Uns nun nichts ſo am Herzen liegt und Wir nichts ſo ſehr wünſchen und begehren, als für das Heil der Seelen mit aller Uns zu Gebot ſtehenden Sorgfalt und Aufmerkſamkeit zu wachen; da Wir gewiß ſind, daß das Inſtitut der Töchter der heiligen Jungfrau Maria von der Liebe des Guten Hirten zu Angers der Kirche und der Geſellſchaft den größten Nutzen bringt, ſo wollen wir ein Zeichen Unſerer beſonderen Wohlgeneigtheit allen den Perſonen geben, welche dieſes Schreiben begünſtigt. Wir ſprechen ſie frei und erklären ſie freigeſprochen für den gegenwärtigen Fall von jeder Verurtheilung der Excommunication oder des Interdicts, von jeder geiſtlichen Cenſur oder Strafe, in welcher Weiſe und um welche Urſach immer ſie über ſie etwa verhängt ſein ſollten. Wir genehmigen und beſtätigen durch Unſere Apoſtoliſche Gewalt, kraft dieſes Schreibens, im Ganzen und in allen einzelnen Verfügungen das Decret, welches die erwähnte Congregation der Kardinäle der römiſchen Kirche zu Gunſten dieſes Inſtitutes erlaſſen hat und welches Wir in dieſem Schreiben aufgenommen haben. Wir unterſtützen es mit dem vollen Anſehen Unſerer Gewalt und Wir gebieten, daß es für ewig beobachtet werde. Dies wollen Wir; dies befehlen Wir. Wir beſchließen, daß das gegenwärtige Schreiben feſt, gültig und wirkſam beſtehe; daß es volle und ganze Wirkung erlange; daß es alle Perſonen, die es jetzt benämlich ſeinen Glauben oder eigentlich den Glauben an Eunomius — ſo ſei die Seele rein. Gregor ſagt über dieſen Punkt: „Behauptet und beweiſt Eunomius uns, daß dies ſeine Lehre nicht ſei; ſo werde ich mich herzlich freuen und alle Rechtſchaffenen mit mir. Nur aber fürchte ich, daß ſeine Schüler es ihm nimmermehr erlauben werden."

Gregor wußte wohl, daß die gelockerte Sittenlehre der mächtigſte Hebel der Häreſie ſei. Er nahm teil an den verſchiedenen Provinzialſynoden, die zu Conſtantinopel ſtattfanden, und hielt daſelbſt im Jahre 383 ſeine Rede über die Gottheit des Sohnes und des Heiligen Geiſtes. Er klagt zum Eingange darin über die Wut oder den Wahnſinn des Volkes, Theologen ſein zu wollen. „Willſt du ein Brot kaufen," ſagt er, „ſo erzählt dir der Bäcker, daß der Vater größer ſei als der Sohn. Fragſt du nach der Wärme des Badewaſſers, ſo antwortet dir der Bademeiſter mit einer Betrachtung über die Natur des Ungezeugten. Willſt du ein Geldſtück gewechſelt haben, ſo wirſt du belehrt über die Unterordnung des Sohnes unter den Vater." Allerdings ſehr verkehrt und ſehr unheilvoll, weil es den menſchlichen Dünkel übermäßig aufblähte. Aber welche merkwürdige Triebkraft und Richtung zum Leben des Geiſtes und des Glaubens muß eine Zeit gehabt haben, in der ſolche Auswüchſe, ſolche wilde Schößlinge ſtattfinden konnten.

Zwei Jahre ſpäter war Gregor wieder in Conſtantinopel, das er höchſt aufgeregt fand. Es war eine Verſchwörung gegen Theodoſius entdeckt worden und er hatte den Verſchwörern das Leben geſchenkt. Aelia Flaccilla, die fromme Kaiſerin, die er bei vielen gerechten und großmütigen Handlungen zu Rate zog, hatte ihn dringend zur Begnadigung aufgefordert. Um den kleinen Kaiſer Arcadius früh daran zu gewöhnen, die Gnade vorwalten zu laſſen, ließ Theodoſius auch von ihm das Begnadigungsurteil unterzeichnen. Gleich darauf wurde die kaiſerliche Familie tief betrübt durch den Tod Pulcheria's, der einzigen Tochter des Kaiſers, und der Patriarch Nectarius beauftragte Gregor, als den berühmteſten Redner, die übliche Trauerrede bei dem Begräbnis zu halten. Die Bevölkerung von Conſtantinopel war eine ſehr leicht und ſchnell erregbare; alle Ereigniſſe fanden lebhaften Anklang; dieſer Todesfall fand unbeſchreibliche Teilnahme. Ohnehin war man erſchüttert durch die Nachricht, daß kurz vorher eine benachbarte Stadt faſt ganz zerſtört ſei durch ein heftiges Erdbeben: ſo drängten ſich Mahnungen des Todes und der Vergänglichkeit des irdiſchen Glückes von allen Seiten an die Genußſucht und Oberflächlichkeit des Lebens. Alles wollte den Trauerzug ſehen, der vom kaiſerlichen Palaſte nach der Kirche der heiligen Apoſtel ſich bewegte. Als auf goldener Tragbahre die irdiſche Hülle der kleinen Pulcheria erſchien, legte ſich ein ſolcher Ausdruck von Trauer über die ungeheuere Menſchenmaſſe, daß die Kerzen davon verdunkelt wurden, wie Gregor ſagt, welche in großer Menge neben dem Zuge getragen wurden.

Flaccilla war ſo angegriffen durch den Verluſt ihrer kleinen Tochter, daß die Leibärzte ihr rieten, ſich zur Stärkung ihrer Geſundheit zu den warmen Heilquellen von Scotumin in Thracien zu begeben. Sie reiſte hin. Kaum dort angelangt, nahm ihr

Leiden einen gefährlichen Charakter an und nach wenigen Tagen war ſie tot. Ihre Leiche wurde nach Conſtantinopel zurückgeführt und mit Verzweiflung vom Volke empfangen. Sie war ungemein geliebt und verehrt, und verdiente es. Sie war eine ganz gerade Seele, die nichts ſuchte, als aufrichtig Gott zu dienen. Von ihr hörte Theodoſius immer die Wahrheit, immer die Mahnung, nie zu vergeſſen, daß er nur deshalb Kaiſer ſei, um über ſeine Völker die Gerechtigkeit herrſchen zu laſſen. Dabei war Flaccilla bis in's Herz hinein katholiſch, abgeneigt allem Wortgezänke, die mindeſte Berührung mit der Ketzerei wie die Sünde meidend. Einſt hatte Eunomius ein Geſpräch mit dem Kaiſer begehrt, um ſich zu verteidigen über ſeine Lehre, die er für rechtgläubig ausgeben wollte. Einige Perſonen waren der Meinung, Theodoſius ſolle ihm Gehör ſchenken. Flaccilla nicht. Flaccilla blieb dabei, Eunomius ſei als Irrlehrer von den wahren Lehrern der Kirche verurteilt und es ſchicke ſich nicht für den Kaiſer, einem ſolchen Gehör zu geben. Wolle Eunomius ſeine Lehre nochmals prüfen laſſen, ſo ſei auch das nicht die Sache des Kaiſers, ſondern der Biſchöfe. Mit dieſer Energie verband ſie die größte Sanftmut und liebreichſte Freundlichkeit für alle Menſchen, ſo daß die Tränenſtröme und lauten Wehklagen gerechtfertigt ſind, die ihre Leiche empfingen. Nectarius fürchtete die allgemeine Trauer zu erhöhen, wenn eine Leichenrede gehalten würde, in welcher das Lob der edlen Kaiſerin unvermeidlich war; und ſo wurde denn ihr Begräbnis mit großer Feierlichkeit, jedoch ohne jene begangen. Erſt nach einigen Wochen, nachdem ſich das Volk beruhigt hatte, trug Nectarius abermals dieſe Ehre Gregor auf, der noch immer anweſend war. Gregor nennt Flaccilla in dieſer Gedächtnisrede: den Stolz des Kaiſerreiches, das Bild jeder Tugend, den Troſt der Kirche, den Reichtum der Armen, den Hafen der Elenden; und lobt beſonders ihre tiefe Demut bei dem großen Glückswechſel ihres Lebens und ihren feſten Glauben bei aller Glaubenverwirrung der Zeit.

Unter den Perſonen, die Gregor bei ſeiner häufigen Anweſenheit in Conſtantinopel kennen lernte, war auch Olympias. Heilsbegierig wie die großen Römerinnen Marcella, Melania, Paula, ihre Zeitgenoſſin und Seelenſchweſter, reich, vornehm, geiſtvoll wie ſie, verſchmähte Olympias früh alles Glück, welches auf äußeren Vorzügen und Gaben beruht und ſehnte ſich nach der Befriedigung, welche die Seele in der Richtung auf himmliſche Dinge und auf das höchſte Gut findet. Daher ſuchte ſie eifrig von Meiſtern des inneren Lebens und Geiſteslehrern unterrichtet zu werden. Dies Verlangen knüpfte ihre Bekanntſchaft mit Gregor an. Nach dem frühen Tode ihres Gemahles ſpendete ſie mit großer Freigebigkeit Almoſen nicht bloß in nächſter Nähe, ſondern überall hin, wo ſie hörte, daß die Kirche arm und nicht im Stande ſei, für die Bedürfniſſe der gottesdienſtlichen Feier und für die Notleidenden zu ſorgen. Gregor erhielt für die Dürftigen ſeiner Gemeinde beträchtliche Summen von Olympias. Sie verſchenkte das gemeine irdiſche Gold, welches die Wonne der Welt iſt, um, nach dem Rate des Evangeliſten in der geheimen Offenbarung „das brennende Gold der Liebe dafür zu kaufen.“ Mit dieſer Liebe umfing ſie den menſchgewordenen Gott und bat Gregor, ihr dasjenige Buch der Heiligen Schrift auszulegen, in welchem die Seele mit den inneren Sinnen die höchſte Schönheit ſchaut, die höchſte Harmonie hört, die höchſte Süßigkeit koſtet, göttliche Wohlgerüche einatmet und die unendliche Lieblichkeit umfängt: das Hohelied. Um ſo lieber erfüllte er dieſen Wunſch einer Seele, die nach der innigſten Vereinigung mit Gott ſich ſehnte, als er ſchon während einer Faſtenzeit angefangen hatte, ſeiner Gemeinde das Hohelied zu erklären. Dieſe Homilien waren von einigen Perſonen in Nyſſa niedergeſchrieben worden. Gregor ſammelte ſie und ſetzte ſie fort; allein er vollendete die ganze Auslegung nicht. Andere Arbeiten, vielleicht auch der Tod, verhinderten es. Er deutet das Buch im myſtiſchen, d. h. im geheimen, inneren Sinn; „denn,“ ſagt er, „wollte man es den Gläubigen buchſtäblich zu verſtehen geben, ſo wäre das ungefähr ſo, als reiche man einem Menſchen ſtatt eines Brotes, eine Kornähre zu eſſen.“ Über die Myrrhe, die vielfach im Hohenliede und in der ganzen Heiligen Schrift vorkommt, ſagt Gregor: „Der Tod wird durch die Myrrhe bezeichnet; der Tod, welcher in der Verachtung der Irdiſchkeit beſteht und dann beginnt, wenn das heiße Verlangen nach himmliſchen Gütern diejenigen Begierden mehr und mehr ſchwächt, welche ſich den weltlichen Genüſſen zuwenden. Dieſe Myrrhe war es, die auf des Apoſtel Paulus Lippen duftete und die jene heilige Jungfrau Thekla im Herzen aufnahm. Dieſe heilſame Myrrhe ſenkte ſich mit der Lehre vom Evangelium allmählich in ihr ganzes Weſen ein und ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre leiblichen Sinne empfingen gleichſam den Eindruck des Todes, indem nichts in ihr lebte als die göttliche Lehre, durch welche ſie der Welt abgeſtorben war. Dieſe Myrrhe hat auf den Lippen eines apoſtoliſchen Lehrers ungeheuere Kraft zur Bekehrung der Seelen." Über den Anruf: „Komm, meine Taube!" ſagt Gregor: „Die reine Seele fliegt auf den leiſeſten Ruf Gottes und aus eigenem Antriebe ihm zu. Es gibt für ſie keinen äußeren Zwang; die Liebe iſt freiwillig und die Tugend, die eine praktiſche Liebe iſt, muß es auch ſein."

Viele Perſonen wendeten ſich an ihn, als an einen lebendigen Wegweiſer auf dem Tugendwege. Infolge ſolcher Geſuche ſchrieb er ſeine Abhandlungen über die „Vollkommenheit der Chriſten." Er gründete dieſelbe auf die Nachfolge Jeſu Chriſti. „Wollen wir uns recht innig mit jemand verbinden," ſchreibt er, „ſo ſuchen wir deſſen Lebensweiſe zu teilen, deſſen Gewohnheiten anzunehmen, auf deſſen Anſichten einzugehen. Will nun eine Seele die Braut Jeſu werden, ſo muß ſie, da der himmliſche Bräutigam in göttlicher Schönheit ſtrahlt, ſich beſtreben, ihrerſeits ſchön zu werden; und will ſie ſich an ihn feſſeln, muß ſie ſich von allem Sündhaften ablöſen, weil Er die Sünde verabſcheut. Sucht die Seele ſich von der Nachfolge Jeſu loszumachen unter dem Vorwande, ihre Natur ſei zu unbeſtändig: ſo bedenke ſie doch, daß niemand gekrönt wird, der nicht gekämpft hat. Um kämpfen zu können, müſſen wir einen Gegner haben; und dieſer Gegner iſt für uns alle ohne Ausnahme unſere unbeſtändige Natur, mit der wir ununterbrochen im Kriege ſein müſſen. Darum darf auch keine Seele ſich jemals einbilden, die Vollkommenheit erreicht zu haben. Die Vollkommenheit des Chriſten beſteht in einem beſtändigen Fortſchreiten und Wachſen, denn ſie hat hienieden keine Grenzen. Die Name Chriſt iſt ein göttlicher Name, ein heiliger Name. Wer ihn trägt, muß ihm Ehre machen, und nichts macht ihm Ehre außer des Menſchen Beſtreben, gottähnlich und heilig zu werden; denn das iſt die Erfüllung des Gebotes Jeſu: Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.“

In ſeinen vielfachen Schriften behandelt er faſt alle Glaubenslehren und immer mit großer Beſtimmtheit und Klarheit. Ueber die Transſubſtantiation ſagt er: „Wie unſer Leib gekräftigt wird durch die kräftige Nahrung des Brotes, ſo wird der Menſch ein Teilnehmer des Unverweslichen durch ſeine Vereinigung mit jenem Fleiſch, welches das ewige Wort aus Gnaden annahm und aus Gnaden mitteilt, indem er unter der Geſtalt des Brotes mit dem Gläubigen ſich eint. Der Herr bewirkt dies, indem er, kraft der Segnung, das Weſen der ſichtbaren Dinge verwandelt.“ — Über die heilige Euchariſtie: „Der Ewige gibt ſich uns hin, damit wir ihn genießen und werden, was er iſt; damit wir ſein Fleiſch lieben und nicht mehr das unſerige; ſein Blut lieben und nicht mehr an Fleiſch und Blut hangen. Denn der Leib des Herrn hat wunderbare Kraft, iſt von unvergleichlicher Süßigkeit für die, welche ihn zu koſten verſtehen, regt zu ſtets erneuertem Verlangen diejenigen an, welche ſich nach ihm ſehnen und entzündet zu einer immer feuriger flammenden Liebe, die, welche ihn lieben. Aber die Sorgfalt des Joſeph von Arimathia, den heiligen Leib Jeſu in einem neuen Grabe zu beerdigen, warne uns, dieſe koſtbare Gabe nicht in einem Herzen aufzunehmen, welches einem Grabe voll Moder und Verweſung gleicht. Darum wollen wir uns prüfen, bevor wir ihn empfangen, wie der Apoſtel es befiehlt."

Das heilige Bußſakrament dient ihm zu einer Widerlegung des Eunomius, welcher behauptet hatte, es ſei ganz überflüſſig, an die Lehre von der Dreiperſönlichkeit Gottes zu glauben. „Mit demſelben Rechte," ſagt Gregor, „könnte man auch den Glauben an die Lehre von der Taufe und vom Sündenbekenntnis für überflüſſig erklären. Die Macht aber, welche der Biſchof oder ſein ſtellvertretender Prieſter hat, die Sünden nachzulaſſen, iſt ihm von Jeſus Chriſtus durch Petrus mit dem Schlüſſel des Himmels gegeben. Wem er die Sünde nachläßt, iſt wahrhaft frei; und wem nicht, der iſt und bleibt mit unſichtbaren Feſſeln gebunden. O hätten wir Augen, um den Zuſtand einer Seele zu ſehen, die um ihrer Sünden willen von den heiligen Sakramenten ausgeſchloſſen wurde und, wenn ſie darin bleibt, dereinſt vom Paradieſe wird ausgeſchloſſen werden! Die Wächter des himmliſchen Jeruſalem ſind nicht zu betrügen, ſie erkennen das Zeichen der nicht nachgelaſſenen Sünden an der Seele und weiſen ſie auf ewig von dem Pfade zurück, der zur Seligkeit der Anſchauung Gottes führt. Das iſt das Schickſal des Sünders, der von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen iſt. Und das Recht, dies zu tun, haben ſich die Biſchöfe nicht eigenmächtig zugelegt, ſondern es war ſchon ein giltiges Geſetz bei unſeren Vätern im Alten Bunde und der Gnadenbund hat es bekräftigt."

Den Apoſtel Petrus nennt Gregor den Fürſten und Führer des Chores der Apoſtel und ſagt: „In der Feier ſeines Gedächtniſſes verherrlichen wir alle anderen Glieder der Kirche; weil dem Vorzuge gemäß, welchen der Herr ihm gab, die Kirche Gottes feſt und ſicher in dieſem Felſen eingeſenkt iſt." Die ſeligſte Jungfrau Maria nennt Gregor Mutter Gottes und ſetzt hinzu: „Nie hat man gehört, daß ein katholiſcher Chriſt ſie Mutter des Menſchen genannt hätte. Da ſie nicht nach der Ordnung der Natur Mutter geworden war, ſo konnte ſie auch nicht durch die Geburt ihres göttlichen Sohnes ihre Jungfräulichkeit verlieren." Die Verehrung der heiligen Reliquien und die Fürbitte der Heiligen, dieſe zarten Blüten eines religiöſen Lebens, werden in Gregors Reden über den heiligen Theodor, die heiligen vierzig Martyrer, den heiligen Gregor Thaumaturg und den heiligen Ephräm als innig verwoben mit dem chriſtlichen Bewußtſein von der Gemeinſchaft des myſtiſchen Leibes Chriſti dargeſtellt. Er iſt ihr ahnungsloſer Verteidiger gegen den brutalen Vorwurf ſpäterer verfinſterter Zeiten, daß ſie nicht aus dem Weſen des Chriſtentums hervorgegangen, ſondern nur ein Zuſatz der Willkür wären. Er ſagt: „Die Gläubigen hegen eine zärtliche Andacht für die Reliquien der Martyrer und fühlen ſich begnadet und geſegnet, ein Grab zu berühren, in welchem die Ueberreſte eines Blutzeugen Chriſti ruhen. Mit überſtrömenden Tränen und heißen Gebeten flehen ſie um deſſen Fürbitte bei Gott." Und am Schluſſe dieſer Reden tut Gregor dasſelbe. Solch' ein Zeugnis aus dem vierten Jahrhundert, wurzelnd in dem Seelenleben des Volkes, des ganzen Volkes, Männer und Weiber, Gelehrte und Unwiſſende, Vornehme und Geringe, iſt ſchwer zu verwerfen. Die Kirchen ſeiner Zeit beſchreibt Gregor als herrliche Gotteshäuſer, großartig gebaut, reich verziert, mit Ornamenten von vergoldetem Schnitzwerk an der Decke. Zu Amaſea, in der Kirche des heiligen Theodor, welche die Reliquien dieſes Martyrers bewahrte, befand ſich ein Wandgemälde, welches die Geſchichte ſeines Martertums darſtellte. In einer anderen Kirche befand ſich ein ſo ergreifendes Gemälde vom Opfer Abrahams, daß Gregor ſagt, er habe es nie ohne Tränen anblicken können. Als ſich einige Jahrhunderte ſpäter beſchränkte Eiferer gegen die Bilder in den Kirchen erhoben, beriefen ſich die Verteidiger derſelben auf Gregors Zeugnis, und bewieſen daraus, daß man von je her Gemälde als einen Schmuck der Kirchen betrachtet und angewendet, und durch ſie der Andacht Mittel vor Augen geſtellt habe, um ſich zu erwärmen, zu ſammeln und friſchen Schwung zu nehmen; der frommen Seele ein willkommener Antrieb, der lauen ein notwendiger.

Um das Jahr 387 verlor Gregor ſeinen jüngſten Bruder Petrus im kräftigen Mannesalter. Die Trauer über den Verluſt wurde durch die Freude verklärt, daß die dankbare Gemeinde von Sebaſte das Gedächtnis ihres Biſchofs ſchon ein Jahr nach ſeinem Tode öffentlich mit dem Andenken einiger Martyrer ihrer Stadt feierte. Endtrifft oder in Zukunft betreffen wird, nach ſeinem vollen Umfang begünſtige; und daß ſo geurtheilt und beſtimmt werde von allen ordentlichen und delegirten Richtern, von allen Auditoren des Apoſtoliſchen Palaſtes, von allen Kardinälen der heiligen römiſchen Kirche, indem Jedem und Allen von ihnen die Gewalt und die Vollmacht, anders zu urtheilen und auszulegen, entzogen wird, und Alles für ungültig und nichtig erklärt wird, was wiſſentlich oder unwiſſentlich und von was immer für eine Gewalt ausgehend, gegen den Inhalt dieſes Schreibens geſchehen könnte.

Unbeeinträchtigt durch apoſtoliſche, allgemeine und beſondere Beſchlüſſe, Conſtitutionen und Ordnungen, die auf allgemeinen und provinziellen Concilien erlaſſen ſind; und, wenn es nöthig ſein ſollte, unbeeinträchtigt durch die Statuten und Gebräuche des eigenen Inſtitutes, auch wenn ſie durch einen Eid, durch Genehmigung des heiligen Stuhles oder durch eine andere Bekräftigung beſtätigt ſein ſollten.

Gegeben zu Rom bei St. Peter unter dem Fiſcherring, am 3. April des Jahres 1835 und im fünften Unſers Pontificates.

E. Kardinal de Gregorio.

lich kam auch Gregors Sterbeſtunde. Mit dem Jahrhundert ging ſein Leben zu Ende, aber alle Nachrichten über genaue Zeit und Umſtände fehlen gänzlich. Im ſtillen Dunkel erloſch dies ſchöne Licht; aber in geiſtiger Weiſe leuchtete es fort und fort. Die Väter des ökumeniſchen Konzils zu Epheſus, im Jahre 431, nannten ihn den ſehr würdigen Bruder des heiligen Baſilius und bedienten ſich ſeiner Schriften, um die apoſtoliſche Lehre der Kirche gegen die Häreſie des Neſtorius über Chriſtus und die ſeligſte Jungfrau Maria zu verteidigen. Das fünfte ökumeniſche Konzil, im Jahre 555, ſetzt ihn unter die Zahl derjenigen heiligen Väter und Lehrer der Kirche, Athanaſius, Hilarius, Baſilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyſſa, deren Lehre immerdar zu befolgen ſei; und das ſiebente ökumeniſche Konzil, im Jahre 787, gibt ihm, wegen ſeiner umfaſſenden theologiſchen Kenntniſſe, den ehrenvollen Namen, Vater der Väter. Er war der letzte der drei Kappadocier, welche in ſtürmiſch drangſalvoller Zeit wie ein Mann und mit einem Munde für die Kirche ſtritten und litten. Während bei den Häretikern nicht zwei Köpfe zweiter und dritter Ordnung eine und dieſelbe Irrlehre lehrten, ſondern jeder ſich beeilte, eine eigene zu erfinden und mit ihr einen Anhang für ſeine Perſon zu gewinnen; ſtanden jene drei Männer, die zu den größten, ehrwürdigſten und berühmteſten des chriſtlichen Altertums allzeit gezählt wurden, einig und felſenfeſt im katholiſchen Dogma da und ſuchten mit vollkommener Hintanſetzung ihrer Perſönlichkeit nichts zu ſein als Nachfolger der Apoſtel in Verkündigung der Wahrheit des Evangeliums. Gregor war auch der letzte aus jener Familie von Heiligen, die in der Weltgeſchichte ihres Gleichen ſucht. Macrina die ältere war die Ahnfrau des hochbegnadigten Geſchlechtes, ebenſoſehr der geiſtigen als der leiblichen Abſtammung nach. Ihre Glaubenstreue, ihr Beiſpiel, ihre Lehren wirkten ſegensvoll und begeiſternd auf Kind und Kindeskinder; und ihr Gebet und ihre Tränen waren der himmliſche Tau und Sonnenſchein, der dieſe Pflanzſchule von Heiligen für den Himmel erzog.

Der heilige Johannes Chryſoſtomus,

Patriarch von Conſtantinopel.

„Geprieſen ſei der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Troſtes, der uns tröſtet in aller unſerer Trübſal. — Denn gleichwie die Leiden Chriſti uns reichlich zu Teil werden, ſo wird uns auch durch Chriſtum reichlicher Troſt zu Teil.“ (II Korinth. 1.)

Erſtes Kapitel.

Der große Theodoſius war tot, als dieſer wunderbare Mann, der die Herzen der Menſchen durch den Zauber ſeiner Rede in ſeiner Gewalt hatte, den Sitz des Patriarchen in der Reſidenz der oſtrömiſchen Kaiſer annahm und verlor. Auch ſein Leben war ein langer Kampf für das Reich Gottes den ſein prieſterlicher Beruf und ſein biſchöfliches Amt ſchon im Allgemeinen mit ſich brachten. Allein dieſer Kampf bewegte ſich nicht ſowohl auf dem Felde der Glaubenslehre, als auf dem praktiſch ſittlichen des Lebens. Seine großen Vorkämpfer hatten die häretiſchen Lehren raſtlos verfolgt und aus den Köpfen der Menſchen zu vertreiben geſucht; er ſollte ſie aus den Herzen treiben; eine Aufgabe, für welche Chriſtus gekreuzigt ward. Daher iſt es ganz in der Ordnung der Gnade, daß dieſer heilige Nachfolger Jeſu, wenn auch nicht am Kreuz, doch unter dem Kreuze erlag. Das oſtrömiſche Kaiſerreich trug vom erſten Augenblick ſeines Entſtehens dasjenige Gepräge, womit es ein volles Jahrtauſend geſtempelt blieb, bis es erlag vor dem Türken: Günſtlingsherrſchaft, alſo Ränke und Intrigue, mochten dieſe Günſtlinge Männer oder Weiber ſein. Der Boden iſt den Heiligen ungünſtig.

Theodoſius ſtarb im Januar 395, nachdem er die drei letzten Jahre ſeines Lebens Alleinherrſcher im ungeheueren römiſchen Reich geweſen war. Dieſes Reich erſtreckte ſich vom Euphrat, der in die indiſchen Meere ſich ergießt, bis zum Tajo, der in den atlantiſchen Ozean mündet; und von den Wüſten Egyptens bis zu den Nebeln Schottlands. Ein rieſenhaftes Reich, drei Weltteile mit ihren verſchiedenen Völkern, Sprachen, Eigentümlichkeiten umfaſſend, und einen Rieſen an Geiſt, an Kraft, an Herrſchertalent zum Haupt begehrend. War dies immer ein Bedürfnis geweſen, welchem die Kaiſer im ganzen vierten Jahrhundert dadurch zu entſprechen geſucht hatten, daß ſie Mitkaiſer wählten, die in verſchiedenen Teilen des Reiches reſidierten: ſo war es am Ende des Jahrhunderts eine dringende Notwendigkeit, denn alle Grenzen des koloſſalen Reiches, die ausgenommen, welche das Meer beſpülte, waren von den barbariſchen Völkern des nordöſtlichen Europa's, Aſiens und Afrika's nicht bloß mehr bedroht, ſondern überſchwemmt. Wie reißende Flüſſe die Ufer verheeren, weder Damm noch Deich ihnen auf die Dauer widerſteht: ſo fluteten jene Völkerſtrömungen in das rieſenhafte römiſche Reich mit ſolcher Gewalt und ſolchem immer wiederkehrenden und verſtärkten Nachdruck hinein, daß die Fugen auseinander zu weichen und der Koloß zu ſtürzen drohte. Theodoſius hielt ihn zuſammen. Fromm, weiſe, weltklug, energiſch, einſichtsvoll, großmütig, tapfer und tätig, hatte er alle Eigenſchaften, die den Herrſcher zum Segen ſeiner Völker machen und die leider ſeltener auf die Nachfolger ſich vererben, als die Krone. Er hinterließ drei Kinder, Arcadius, Honorius und die durch ihre Schickſale ſo berühmte Galla Placidia, das einzige Kind aus ſeiner zweiten Ehe. Als Theodoſius ſterbend das Reich zwiſchen ſeinen Söhnen teilte, ermahnt er ſie in ſeinem Teſtament: Jeder von ihnen möge den Eifer ganz und ungeteilt bewahren, den er für die Religion gehabt habe. „Denn durch ſie,“ ſagt er, „wird der Friede der Staaten bewahrt, wird die Veranlaſſung zu Kriegen aufgehoben, wird der Feind überwunden und werden wahre Siege gewonnen.“ Der elfjährige Honorius erhielt das Abendland. Sein Vormund war Stilicho, einer von ſeines Vaters großen Feldherren, der Abkunft nach ein Vandale, in den Theodoſius großes Vertrauen ſetzte und ihn mit ſeiner Nichte Serena vermählt hatte. Die Reſidenz der abendländiſchen Kaiſer war Mailand, nicht mehr Rom. Es war, als ob ſie dem Schatten des armen

Fiſchers von Galiläa Platz machten. Das Morgenland erhielt Arcadius mit der Reſidenz Conſtantinopel. Da er bereits achtzehn Jahre zählte, hatte Theodoſius ihm keinen Vormund mehr geben können, ihm aber als Ratgeber und Führer der Geſchäfte den Präfekt des Palaſtes Rufinus zur Seite geſtellt, auf deſſen Erfahrung und Geſchicklichkeit Theodoſius ſich verließ, um den Mangel dieſer Eigenſchaften bei ſeinem Sohne zu erſetzen. Allein dieſelben Männer, welche unter einem tüchtigen Kaiſer ſehr brauchbar ſind, weil er ihnen ſowohl die Richtung gibt, als ſie im heilſamen Zügel hält, rechtfertigen unter einem ſchwachen Regenten oftmals durchaus nicht das in ſie geſetzte Vertrauen. So war es auch mit Rufinus. Unerſättlicher Ehrgeiz und Habgier waren die Triebfedern ſeiner Handlungen und ſein Streben ging dahin, Mitkaiſer des Morgenlandes zu werden und ſeine Tochter, ſein einziges Kind, mit Arcadius zu vermählen. Rufinus hatte aber einen mächtigen Nebenbuhler im Einfluß auf Arcadius, deſſen ſchwacher Charakter mehr noch als ſein Mangel an Geiſt und Einſicht ihn in beſtändiger Abhängigkeit von den Perſonen erhielt, welche ſein Vertrauen zu gewinnen und ſich ihm angenehm zu machen wußten. Dies war im höchſten Grade ſeinem Kämmerling Eutropius gelungen, der urſprünglich ein Sklave des Konſuls Arinthäus war, in den Dienſt von deſſen Tochter bei ihrer Verheiratung trat, dann nach Conſtantinopel kam und ſich auf Kriech- und Schmeichelwegen erſt in den kaiſerlichen Palaſt, endlich in die unmittelbare Umgebung des Arcadius zu bringen wußte. Eutropius ſah ſehr gut ein, daß die künftige Kaiſerin Palaſt, Hof und Reich beherrſchen werde; es lag ihm alſo ungemein viel daran, eine Frau auf dem Throne zu ſehen, die im Einverſtändnis mit ihm die Herrſchaft übe. Von der Tochter des Rufinus war dies natürlich nicht zu erwarten, vielmehr genau das Gegenteil. Darum gab ſich Eutropius alle Mühe, die Abſichten des Rufinus zu vereiteln, und es gelang ihm.

Es lebte in Conſtantinopel ein junges Mädchen von großer Schönheit und von lebhaftem Verſtande, freilich der Abkunft nach Barbarin im Sinne der Römer, d. h. keine Römerin. Ihr Vater, Bauto, war ein Gallier und einer der Feldherrn des Theodoſius. Das junge Mädchen hieß Eudoxia. Arcadius fand ſie ſehr ſchön; ob er ſich aber zur Vermählung mit ihr entſchloſſen hätte, iſt zweifelhaft, wenn nicht Rufinus ſich plötzlich nach Antiochien eingeſchifft und den Statthalter von Syrien ohne Urteil und Recht abgeſetzt und zu Tode hätte mißhandeln laſſen. Dieſe Ungerechtigkeit raubte ſeiner Tochter den Thron. Eutropius hatte die Neigung des Kaiſers für Eudoxia aus allen Kräften begünſtigt, teils aus Haß gegen Rufinus, teils aus Eigennutz, weil er auf Eudoxia's Dankbarkeit rechnete, um am Staatsruder zu bleiben. Als Rufinus aus Syrien zurückkehrte, fand er ſeinen Plan gründlich geſcheitert und Arcadius bereit, ſich mit Eudoxia zu vermählen. Dies geſchah im April 395. Eutropius triumphierte. Eudoxia war ſchön und es fehlte ihr nicht an Verſtand; aber Habgier und Vergnügungsſucht waren unerſättlich bei ihr, und mit einem Gemiſch von ſchmeichleriſchem Weſen und von kühnem Stolz wußte ſie ihren Gemahl ſo einzunehmen, daß er ihren Herrſcherlaunen freie Hand ließ. In den erſten Jahren aber, da ſie noch ſehr jung war, blieb Eutropius der Regent des Kaiſers. Sie war ſich noch nicht ihrer Macht bewußt; es muß Alles gelernt werden. Übrigens hatte ſie auch gute Eigenſchaften, war wohltätig, hatte Anwandlungen von Frömmigkeit und von Eifer für die Religion, jedoch Alles nur bis auf den Punkt, wo ihre Neigungen und Leidenſchaften nicht berührt wurden. Auf die Höhe der Tugend erhoben ſich ihre guten Eigenſchaften nicht. Mit den vornehmen Frauen der Stadt und den Damen ihrer Umgebung trieb ſie einen Wetteifer von grenzenloſem Luxus und lieh ihnen für tauſend Intriguen ein offenes Ohr und willigen Schutz. Durch dieſe und durch ihre Kämmerlinge erfuhr ſie alle Stadtgeſchichten und Stadtgeſchwätze, die vor anderthalb Jahrtauſend nicht ſeltener waren, als heutzutage. Ja, ſie erfuhr oft mehr, als wirklich geſchehen war, da man Zuſätze auch damals liebte und die kahle Wirklichkeit auch damals gern mit einigen Erfindungen verbrämte. Eudoxia aber glaubte unbedingt, was ihre Damen und ihre Kämmerer ihr erzählten. Unter den letzteren war einer, der Amantius hieß und als ein wahrer Diener Gottes faſtend, betend, Almoſen ſpendend, abgetötet wie ein Anachoret, ſtets in Werken der Barmherzigkeit tätig, mitten in der weichlichen und verſchwenderiſchen Pracht dieſes Hofes lebte. Merkwürdiger Weiſe hatte Eudoxia ihn ſehr gern: das, was in ihr gut war, freute ſich ſeiner ſeltenen Tugend. Sie erlaubte ihm nie, nach Jeruſalem zu pilgern, wie Amantius es ſehnlichſt wünſchte, weil ſie fürchtete, er werde ſich dort in irgend eine Zelle verkriechen und nicht wiederkehren. Ja, als ſie und der Kaiſer und der Hof und Alles, was in Conſtantinopel Geltung hatte und haben wollte, den heiligen Patriarchen haßte und verfolgte, blieb Amantius ihm treu, was nicht erſtaunenswert iſt; aber Amantius blieb trotz dem vor wie nach in der Gunſt der Kaiſerin. Eutropius gönnte der Eudoxia ihre Pracht und ihre Verſchwendung und ſah es ſehr gern, wenn ſie mit ihrem Hofſtaat in Luſtbarkeiten ſich unterhielt; denn um ſo weniger fiel ihr das Regieren ein. Arcadius tat gutmütig, was ſein Günſtling und ſeine Frau wünſchten, und erfüllte alle äußeren Formen, die er als Kaiſer zu beobachten hatte. Mehr vermochte ſeine ſchlaffe Unentſchloſſenheit nicht zu leiſten.

Dieſer Hof von Sammt und Seide bebte zuſammen vor des Rufinus Rache. In ſeinen ſtolzen Plänen durch Eutropius und Eudoxia durchkreuzt, verſuchte er Verwirrung anzuſtiften, um wo möglich die Feinde zu ſtürzen und zu höherer Geltung zu gelangen. Er lockte die Hunnen an zu einem Einfall in die öſtlichen Länder und dieſe, die nichts lieber begehrten, als ſolche Streif- und Raubzüge zu machen, verheerten alle öſtlichen Provinzen mit Feuer und Schwert, plünderten, führten die entſetzten Einwohner als Gefangene hinweg, drangen bis Antiochien vor und verſetzten ganz Syrien und Paläſtina in Angſt. Die Truppen des morgenländiſchen Reiches waren noch im Abendland, wo Theodoſius kurz vor ſeinem Tode mit ihnen die Empörer

Eugenius und Arbogaſt beſiegt hatte. Eine Verteidigung gegen die Hunnen war alſo unmöglich; ſie zogen ſich von ſelbſt zurück, als ſie genug der Beute hatten, aber — um wieder zu kommen. Dies genügte Rufinus Plänen nicht. Er reizte auch die Goten auf, damit zugleich Aſien und Europa Arcadius bedrohen, von Eutropius hinweg- und zu ihm hindrängen ſollten. Die Goten hatten ſich vor Theodoſius ſo gebeugt, daß ſie eine beſondere Abteilung ſeines Heeres unter Feldherren ihrer Nation bildeten. Waren ſie unzufrieden mit dem Kaiſer, ſo war dies jedoch eine äußerſt gefährliche Einrichtung, die wohl ein Theodoſius, aber kein Arcadius aufrecht halten konnte. Jetzt war Alarich einer ihrer vornehmſten Häuptlinge. Alarich war unzufrieden oder wurde es auf des Rufinus Anſtiften, hielt ſich für zurückgeſetzt gegen andere Heerführer, begehrte höhere Ehrenſtellen, machte ſeine Goten unruhig und fing ſeinerſeits an, das morgenländiſche Reich in ſeinen weſtlichen Provinzen zu verheeren. Aus Möſien, wo ſich die Goten unter Kaiſer Valens niedergelaſſen hatten, ſtreiften ſie nach Thracien, nach Theſſalien und Macedonien, ſogar bis in die nächſte Umgebung von Conſtantinopel, nicht minder beuteluſtig und räuberiſch als die Hunnen. Man ließ ſie gewähren, denn es fehlten dem Eutropius die Mittel, dem Rufinus der Wille, ihnen Einhalt zu tun. Da ſchickte Stilicho dem Arcadius ſein Heer zurück, an deſſen Spitze der Gote Gaïnas ſtand. Rufinus glaubte Gaïnas, als ein Gote, halte zu ihm und baute auf dies Heer neue verwegene Hoffnungen. Gaïnas aber ſetzte Eutropius von der Verräterei des Rufinus in

Kenntnis und erklärte, er werde ihm den Tod der Verräter geben, worin Eutropius ihn von ganzem Herzen beſtärkte. Es war üblich, daß der Kaiſer einem heimkehrenden Heere entgegen ging. So geſchah es auch dieſes Mal. Neben dem kleinen unanſehnlichen, unſchönen Arcadius nahm ſich Rufinus hohe Geſtalt und ſtolze Haltung doppelt majeſtätiſch aus und er hoffte auf die Truppen, unter denen er auch Anhänger hatte, einen ſo vorteilhaften Eindruck zu machen, daß ſie ihn auf der Stelle zum Kaiſer ausrufen würden. Nachdem die Begrüßung des Arcadius vorüber war, umgab Gaïnas mit ſeiner Leibwache mehr und mehr den Rufinus, und auf ein verabredetes Zeichen, als Rufinus in Arcadius drang, ihn als Mitkaiſer den Truppen vorzuſtellen, fielen die Soldaten über ihn her, töteten ihn zu den Füßen des Kaiſers und machten ſeinen hochverräteriſchen Plänen ein gräßliches Ende. Dies geſchah am 27. November 395.

Niemand beklagte ſeinen Tod; er war verhaßt wegen der unerhörten Erpreſſungen, durch die er ſich große Reichtümer geſammelt hatte. Seine Frau und ſeine Tochter, fromme edle Seelen, gingen nach Jeruſalem und zogen ſich dort für immer in die Stille eines Kloſters zurück. Der Ort, wo jener Mord vorfiel, war vor dem Hebdomon-Palaſt, der an dem einen Ende der ungeheueren Stadt landwärts lag, während ſich am anderen Ende, meerwärts und gleichſam auftauchend aus den Wellen des Bosporus, der große kaiſerliche Palaſt befand. Durch das Tor nächſt dem Hebdomon wurden die feierlichen Einzüge gehalten. Nach ſeinem Siege über den Gegenkaiſer Maximus und nach einer

mehr als zweijährigen Abweſenheit von Conſtantinopel ließ Theodoſius, als er freudig triumphierend heimkehrte, dies Tor, durch welches ſein Ausgang zum ungewiſſen Kampfe ſtattgefunden hatte, und durch das er jetzt als Sieger zog, mit Goldplatten belegen. Es hieß ſeitdem das goldene Tor, und kaiſerliche Triumph- und andere Feſtzüge, die von der Landſeite kamen, nahmen ſtets durch dasſelbe ihren Weg. Später aber, als die kaiſerliche Krone des Abendlandes an die deutſchen Kaiſer gekommen war, ſahen die byzantiniſchen mit einiger Beſorgnis gen Weſten, und im Bewußtſein, daß die Zeit ihrer eigenen Triumphe vorüber ſei, ließen ſie das goldene Tor vermauern, als ob dadurch den Völkern des Weſtens der Triumphzug nach Conſtantinopel unmöglich gemacht ſei. Glücklicher wäre es geweſen, wenn ſie ſich gegen den Türken hätten vermauern können! — Der alte Hebdomonpalaſt, als kläglichſte aller Ruinen, iſt eines der wenigen Überreſte aus byzantiniſcher Zeit in Conſtantinopel. Er bietet ein merkwürdiges Bild der Vergänglichkeit und Umwandlung alles Irdiſchen: die höchſte Herrlichkeit und Pracht auf's Tiefſte in Schmutz und Elend verſenkt. Durch das Viertel der Blachernen, das auch noch aus byzantiniſcher Zeit dieſen Namen trägt und das meiſtens von Juden und dem niedrigſten Volke bewohnt wird, gelangt man zum Hebdomon. Er liegt auf einer geringen Anhöhe und ſieht aus wie ein großer viereckiger Schutthaufen, in welchem noch einige alte Fenſter erhalten ſind. Leer iſt er keineswegs! ein Schwarm des allerarmſeligſten und bettelhafteſten Geſindels hat ſich darin niedergelaſſen und hat den

Hebdomon nach ſeinen Bedürfniſſen ausgebaut, eingerichtet und in eine Agglomeration elender Häuſer verwandelt. Will man eine gewiſſe alte Säule ſehen, die wie ein Trauerdenkmal einſam neben einem Fenſter ſteht, will man die Ausſicht über die Stadtmauern hinweg von einer gewiſſen baufälligen Terraſſe aus haben: ſo muß man durch die unſauberſten Zimmer und an allerlei Trödel von Kleidungsſtücken und Geſchirren vorüber ſeinen Weg ſich bahnen. Und das iſt die Stätte, wo Marmor und Alabaſter, wo Getäfel von Cedernholz und vergoldetes Schnitzwerk Gemächer bildeten, die mit Vorhängen von Purpur geſchloſſen, mit perſiſchen Teppichen belegt, mit koſtbarem Gerät angefüllt, mit den feinſten Wohlgerüchen durchduftet waren! Es mag kaum eine zweite Ruine auf Erden geben, die einen ſo widerlich abſtoßenden Eindruck macht, wie dieſer Palaſt der Kaiſer des Morgenlandes.

Die Freude des Volkes über Rufinus Tod mäßigte ſich, als es des Eutropius Allmacht bei dem Kaiſer kennen lernte. Mit Erſtaunen ſah es dieſen Sklaven, der von einem Herrn an den anderen geſchenkt worden war und der nur deshalb ſeine Freiheit erhalten hatte, weil das Alter ihn dienſtunfähig machte, plötzlich zum Oberkämmerer ſich erſchwingen und Palaſt und Staat mit furchtbarer Despotie und Geldgier regieren. Eutropius verkaufte öffentlich die Statthalterſtellen und andere wichtige Ämter. Er hielt ſich ganze Scharen von Spionen, welche die Vermögensverhältniſſe der Leute erkundſchaften mußten, und fand Eutropius ihr Beſitztum annehmbar, ſo wurden ſie gequält und mißhandelt, bis ſie ſich loskauften mit dem größten Teile ihres Vermögens oder ſie wurden unter nichtigem Vorwande verbannt. Auch aus dem Senat und vom Hofe verjagte er alle, die ihm irgendwie im Wege waren; zuerſt ſeinen größten Wohltäter, den Abondantius, welcher Eutropius aus ſeiner ganz niedrigen Dienerſtelle am Hofe zu einer anſehnlicheren befördert hatte. Eutropius fand deſſen Anſehen läſtig und deſſen Vermögen anlockend: alſo wurde Abondantius in's Exil nach Pityuſa in der Landſchaft Colchis geſchickt. Ebenſo mußte ein anderer Großer des Reiches dem Emporkömmling weichen. Er hieß Timaſius, und Eutropius, der nach ſeinem Vermögen lechzte, bewirkte ſeine Verbannung in eine Wüſte Lybiens, wo Timaſius umkam. Seine Witwe Pentadia flüchtete in eine Kirche und blieb geſchützt von deren Aſylrecht, bis das Ungewitter vorüber war. Ihre Freunde und Verwandte hatten zu erwirken gewußt, daß ihr Vermögen ihr bliebe; Grund genug für Eutropius ſie zu haſſen, und da ſie durch ihre Verhältniſſe, ihre Familie und die allgemeine Achtung zu ſehr geſchützt war, um ihm zu weichen: ſo wird ſeinem Haß gegen ſie und gegen einige andere Perſonen, die ſich ebenfalls vor ihm zu den Altären flüchteten, jenes Geſetz zugeſchrieben, durch welches Arcadius das Aſylrecht der Kirchen aufhob und diejenigen, die dennoch am Altare ihre Zuflucht ſuchten, hinweg zu reißen und noch ſtrenger zu ſtrafen gebot. In die wilden menſchlichen Leidenſchaften, welche die Kirche nicht ſo ſchnell durch den Einfluß der Religion ſänftigen konnte, weil dieſelben mit den großenteils noch barbariſchen Weltzuſtänden zuſammenhingen, ſchob die Kirche eine heilſame Schranke, indem ſie ſich das Recht erwirkt hatte, alle diejenigen ſo lange für unverletzlich zu erklären, als ſie, vor ihren Feinden, Verfolgern oder Richtern fliehend, an den Altären Gottes Schutz in Anſpruch nahmen. Dadurch wurden unzählig viele Unſchuldige, Schwache und Schutzloſe gerettet: man brachte ſie in den Klöſtern, Spitälern oder anderen Häuſer unter, die zu den Kirchen gehörten, bis die Wut der Feinde ſich gelegt hatte, oder bis ihre Unſchuld erkannt war. Auch Verbrecher hatten das Aſylrecht, wenigſtens ſo lange ſie nicht überwieſen waren, weil die Kirche nicht dulden konnte, daß ein Menſch ohne Urteil und Richterſpruch ſein Leben verliere, ſelbſt wenn er es verwirkt habe. Zu einer Zeit, wo die Willkür in Geſtalt eines Eutropius herrſchte, war das Aſylrecht der Kirche ein tröſtlicher Notanker für alle, da niemand ſicher war, ob ſein Lebensſchifflein ungefährdet an dieſem Strudel von böſen Leidenſchaften vorüberziehen werde. Daher erregte die Aufhebung des Aſylrechtes großen Abſcheu vor Eutropius. Arcadius mochte dies Geſetz mit Widerſtreben erlaſſen haben; allein ſeine Charakterſchwäche machte ihm die Nachgiebigkeit zur Natur. Er hatte von ſeinem Vater nichts geerbt, als das Bekenntnis des katholiſchen Glaubens, und da er die Überzeugung hatte, daß die Größe ſeines Vaters Frucht und Segen dieſes Glaubens ſei: ſo ſuchte er auch auf ſich deſſen Segnungen herab zu ziehen und ſchützte das Chriſtentum durch Geſetze und Maßregeln gegen Häreſie und Polytheismus.

Theodoſius hatte geglaubt, es ſei mit dem

Heidentume jetzt ſo weit gekommen, daß es durch äußere Unterdrückung ſich auflöſen werde. Es ſtanden noch die berühmteſten heidniſchen Tempel; es wurden noch in Rom und Alexandrien — vielleicht auch noch in anderen Städten — öffentliche Opfer den Götzen dargebracht; es befand ſich noch in jeder Provinz ein Oberprieſter, der über das, was zum heidniſchen Kultus gehörte, eine Oberaufſicht zu führen hatte, jedoch mehr als Magiſtratsperſon, da man auch zuweilen angeſehene Chriſten von den Heiden dazu gewählt ſah. Aber dies alles erſchien dem Theodoſius ſo hohl und ſo entwürdigend für den zur Erkenntnis der Wahrheit geſchaffenen Menſchengeiſt, daß er hoffte, und viele Chriſten mit ihm, es ſei genug, den Heiden zu verbieten, ſich mit dieſen Seifenblaſen zu beſchäftigen, um ſie alsdann durch ihr unbefriedigtes religiöſes Bedürfnis zum Chriſtentum hinzudrängen. Er gab alſo verſchiedene Geſetze, wodurch der Götterdienſt in allen Formen und Gebräuchen, öffentlich und in Privathäuſern verboten und mit ſchweren Strafen bedroht wurde. Libanius, der berühmte Lehrer der Rhetorik, der ſeine Schule in Athen verlaſſen und in Antiochien aufgeſchlagen hatte, verfaßte eine Schrift gegen die Schließung und Zerſtörung der Tempel, worin er unter anderen den Umſtand hervorhebt, daß das Landvolk mit ſeinen Tempeln ſeine Götter und mit den Göttern alle Luſt zur Arbeit und Tätigkeit verloren habe. Viele dieſer Leute hätten freilich die chriſtliche Religion angenommen, doch nur äußerlich, innerlich wären ſie dem Polytheismus zugetan, und wenn ſie die chriſtlichen Kirchen beſuchten und dort beteten, ſo richteten ſie im Herzen ihr Gebet an die alten Götter. Was Libanius vom Landvolke ſagt, galt nicht minder von einer Maſſe von Heiden aus allen Ständen: ſie wurden Scheinchriſten und behielten ihre Götzen im Herzen. Daher auch die furchtbare Entartung ihres Lebens, dieſe Schwelgerei, dieſer Ehrgeiz, dieſe Habſucht, dieſer Übermut, dieſe Üppigkeit, dieſe Vergnügungswut, gegen welche die Heiligen jener Zeit in ihren Reden und Schriften mit ſo bitterer Klage und tiefer Trauer eifern. In den großen Städten, wo großer Reichtum und eine große Anhäufung von Menſchen immer die böſen Leidenſchaften üppig nähren, herrſchte tiefes ſittliches Verderben. Das vermodernde Heidentum verbreitete giftige anſteckende Dünſte, vor welchen ſich nur diejenigen retten konnten, die aufrichtig und inbrünſtig das Kreuz umfaßten. Daher die höchſte Heiligkeit neben grenzenloſer Entſittlichung; daher die gewaltigen Büßer in Klöſtern und Wüſten neben den frevelhaften Sinnenmenſchen; daher die Flucht der gottliebenden Seelen vor dem Pfuhle der Laſter, der mitten in der Welt wie ein Krater brodelte, neben denen, welche ſich mit Wohlbehagen darin badeten. Eine Welt voll Heiliger wird die Erde nie ſehen, das gehört zu der Wonne des Himmels. Aber glücklich die Zeit, in welcher Laſter und Verderbnis ein Gegengewicht finden in einem maſſenhaften Streben nach Heiligung, wie es ſich gerade damals ſo feurig kundgab, als die Roheit der barbariſchen Völker und das Sinnenleben des Polytheismus mit wilder ſchlammiger Flut in die junge chriſtliche Kirche hineinbrachen, während ſie beſchäftigt war, die nicht minder trübe

Flut der Irrlehren aus ſich heraus zu treiben. Mochte nun Theodoſius eine allzu große Zuverſicht zum guten Willen der Menſchen haben, die er zum Chriſtentume hinzudrängen ſuchte: ſo ging ſie doch Hand in Hand mit jener hohen und nie allzu hohen Zuverſicht auf das Walten der göttlichen Gnade, die ſich dem ſchuldlos Irrenden ſo gern und leicht mitteilt und Tauſende von armen Betrogenen flohen zu Chriſtus, dem Überwinder ihrer Götzen. Mochte ſich das Heidentum mit Gründen und Scheingründen gegen den Untergang wehren; mochte ein Libanius mit feuriger Beredſamkeit es verteidigen; mochte ein Konſul Symmachus zu Rom die Wiederaufſtellung des Altares der Siegesgöttin im Sitzungsſaale des römiſchen Senates begehren; es war umſonſt! Alle Ereigniſſe, ſogar die, welche das Gegenteil befürchten ließen, nahmen eine Wendung, welche dazu diente, das Kreuz zu erhöhen und die Götzen zu ſtürzen. Das Chriſtentum ſollte allmählich über den Erdkreis ſich ausbreiten und mehr und mehr der Menſchheit ſeine Segnungen bringen. Wollte der einzelne Menſch ſie verſchmähen, wollte er lieber dem Antichriſt dienen als Chriſtus: ſo war das ſeine Sache und iſt es bis zur heutigen Stunde.

Während in Rom die großen Familien der Baſſi, der Paulini, der Probi, die Annier, die Ämilier und Annicier nach und nach anfingen, dem Glanze ihres Namens durch die Bekehrung zum Chriſtentume einen neuen Adel zu verleihen, verlor das Heidentum ſeine Hauptfeſtung zu Alexandrien: das Serapeum wurde zerſtört. Der Archäolog mag das bedauern; der Chriſt wird ſich freuen, daß von der Erde eine Stätte verſchwand, an die ſich für viele tauſend Heiden der Wahn von ihren Götzen mit einer Anhänglichkeit knüpfte, welche ſich aus der natürlichen Neigung des Menſchen erklärt, angeerbte Anſichten als ſeine Grundſätze zu betrachten. Mit dem Serapeum fiel aber notgedrungen das Vertrauen auf den Serapis und der angeerbte Wahn erwies ſich als falſch. Dieſer Tempel war mit ungeheuerer Pracht gebaut. Um ihn über die ganze Stadt zu erheben, die ſehr flach am Meeresufer liegt, hatte man einen künſtlichen Hügel aufgeführt, der das rieſenhafte Gebäude trug. Die äußeren Vorhöfe waren mit Häuſern umgeben, in welchen die zahlreichen Tempeldiener wohnten; um die inneren liefen Portiken, von Säulen getragen, die einen majeſtätiſchen Eingang in den eigentlichen Tempel bildeten, in welchem die Bildſäule des Serapis in koloſſaler Größe ſtand. Die Heiden behaupteten, ſie ſei nicht von Menſchenhänden gemacht. Das Material des Baues beſtand aus dem ſchönſten Marmor und Granit und die inneren Wände waren mit edlem Metalle inkruſtiert. Auf hundert breiten Marmorſtufen erſtieg man den Hügel, in deſſen Gewölben manch' ſchauerliches Geheimnis des heidniſchen Aberglaubens an Magie und Beſchwörungen ſich verbarg.

Der Biſchof Theophilus hatte vom Kaiſer einen verfallenen Tempel des Bachus geſchenkt bekommen, um ihn in eine chriſtliche Kirche zu verwandeln. Die Handwerker fanden, als ſie ſich an die Arbeit machten, verſchiedene Inſtrumente und Symbole, deren man ſich bei dem ſehr ausgelaſſenen und frechen Kultus des Bacchus bediente und Theophilus ließ ſie zur Beſchämung des Heidentums öffentlich in der Stadt umhertragen. Deſſen Anhänger fühlten ſich ſehr beleidigt, die Myſterien der Finſterniß, denen ſie huldigten, enthüllt zu ſehen, und der Philoſoph Olympus ſammelte ſie um ſich, ermunterte ſie, ihren alten angeſtammten Glauben zu rächen, und begann einen förmlichen Krieg gegen die Chriſten zu führen. Das Serapeum wurde von den Heiden als ihre Feſtung benutzt. Sie machten von dort aus ihre Ausfälle, verwundeten und töteten die wehr- und waffenloſen Chriſten, ſchleppten andere als Gefangene fort und zwangen ſie durch Martern, dem Serapis zu opfern; wer ſich weigerte, wurde ermordet. Der Präfekt Evagrius ließ ihnen ſagen, ſie begingen ein Staatsverbrechen, indem ſie die bürgerliche Ordnung ſo ſchwer ſtörten, und würden die härteſten Strafe der Geſetze auf ſich ziehen. Umſonſt! ſie waren gegen die Chriſten in einer Wut, welche keiner Vernunft Gehör gab. Inzwiſchen trafen die kaiſerlichen Befehle ein, die den Aufrühren Vergebung, aber dem Tempel Zerſtörung brachten. Der Patriarch und der Präfekt ſollten die bewaffnete Macht in Alexandrien dazu verwenden, daß ſämtliche Tempel niedergeriſſen würden.

Die Heiden leiſteten keinen Widerſtand mehr; ſie hofften, es werde Feuer vom Himmel regnen oder die Erde ſich öffnen bei der erſten Berührung ihres Idols. Als aber ein Soldat einen gewaltigen Hieb mit der Axt auf die Bildſäule tat, und weder Himmel noch Erde, wohl aber der Serapis krachte: da überfiel ſie Entſetzen und ſie flohen davon. Die Bildſäule beſtand aus einer Zuſammenſetzung von Stein, Metall und Holz; ſie wurde teils zertrümmert, teils verbrannt. Dann kam die Zerſtörung an den Tempel ſelbſt, der nach dem Capitol für das größte und prachtvollſte Gebäude im Römerreiche galt. Theophilus ließ ihn zuſammenreißen und in einen Schutthaufen verwandeln; nur die Fundamente blieben liegen wegen der ungeheueren Größe und Schwere der Steine. Man war nicht wenig erſtaunt, unter den Bildwerken an den Wänden hie und da das Zeichen des Kreuzes zu finden. Man fragte Bekehrte, welche die Hieroglyphenſchrift verſtanden, die in keinem egyptiſchen Tempel fehlt, und man war äußerſt verwundert zu hören, daß das Kreuz die Hieroglyphe für das ewige Leben ſei. Welch' eine wunderbare Ahnung mag dieſem tiefſinnigen Volke, bevor es in den brutalſten, materiellſten Aberglauben fiel, jene Weisſagung eingegeben haben! Noch heutzutage ſind die egyptiſchen Tempelruinen, Grabkammern, Säulen und Obelisken mit Hieroglyphen bedeckt und ſehr häufig ſieht man das Zeichen des Kreuzes in den Händen der Göttergeſtalten. Die Götter ſind in ihr Nichts zurückgekehrt und das Kreuz iſt von jenen Stätten durch den Halbmond verdrängt; aber es harrt auf die Stunde, wo es den Kindern des Islams, den Söhnen der Wüſte, in Wahrheit das Symbol des ewigen Lebens werden ſoll.

Der Sturz der Serapeums war gewiß für die ganze Bevölkerung von Alexandrien, für Chriſten und Heiden, ein ſo wichtiges Ereignis, daß man hätte meinen ſollen, die Teilnahme aller Einwohner müßte ſich damit beſchäftigt haben. Aber

keineswegs! Es ſanden an eben dem Tage Wettrennen im Zirkus ſtatt und dort war das Volk. Bei dieſem Wettrennen, welches mit Pferden vor kleinen offenen Wagen gehalten wurde, traf es ſich, daß ein Wagenlenker von ſeinem Wagen herabfiel, und ſo geſchwind ſich wieder hinauf ſchwang, daß er zuerſt das Ziel erreichte. Die Mutter dieſes Menſchen hieß Maria. Da frohlockte das Volk. „Der Sohn Marias iſt gefallen, iſt auferſtanden und hat geſiegt!“ und ſpielte damit auf den Sieg über Serapis an. Von ſolchem Leichtſinne war es. Nunmehr traf alle Tempel der Stadt dasſelbe Los. War Serapis geſtürzt, ſo konnten ſich die übrigen Götter viel weniger erhalten. Ihre Tempel und Bildſäulen, deren eine Unzahl war, fielen nach und nach in ganz Egypten durch die Obſorge der Biſchöfe. Auch der Tempel zu Canope wurde nicht von ſeinem Idol beſchützt, als die Reihe der Zerſtörung an ihn kam. Die Stadt Canope, die jetzt ſpurlos verſchwunden iſt, lag wie Alexandrien an einer Mündung des Nils im Meere, in einer ſehr freundlichen und fruchtbaren Gegend, die dazu beitrug, Fremde anzuziehen. Auch hier wurde der Serapis vorzugsweiſe angebetet und zwar ſo ſehr, daß man behauptete, der Serapis von Canope ſei mächtiger als der von Alexandrien. Mit ſeinem Tempel war eine in der Heidenwelt hochberühmte Schule verbunden, in welcher die altegyptiſche Weisheit unter dem Namen der heiligen Wiſſenſchaft gelehrt wurde, die, wenigſtens in ihrer letzten Zeit, in Magie und Zauberei ausgeartet war, aber gerade dadurch die heidniſche Jugend anlockte. Noch kurz vorher hatte hier der durch ſeine Weisſagungen, Beſchwörungen und magiſchen Künſte berühmte Antonin gelehrt, der in ſeinem Fache durch niemand übertroffen wurde, als durch ſeine Mutter, die große Zauberin Soſipatris, welche auf's Tiefſte in dieſe dämoniſchen Geheimniſſe eingeweiht war.

Der entſittlichende Einfluß einer ſolchen Schule, die unter dem Schleier geheimnisvoller übernatürlicher Weisheit ihre Schüler zum Spielball alles Böſen machte, war unberechenbar. Aufgebläht durch falſche Wiſſenſchaft, ſchauten ihre Adepten verächtlich auf die Lehren der Wahrheit herab, während der Aberglaube ihren Geiſt in Finſternis verſenkte und ihre Willenskraft den verkehrten Neigungen und gefährlichen Leidenſchaften untertan machte, an denen das Menſchenherz ſo reich iſt. Tempel und Idol von Canope verſchwanden; an ihrer Stelle erſtand eine große ſchöne Kirche, mit welcher ein Kloſter verbunden und den Mönchen von Tabenna übergeben wurde. In ſchmerzlicher Erinnerung an die tauſend und tauſend Beleidigungen, welche gerade hier dem Gott der Liebe, der Wahrheit und der Demut zugefügt waren, verſenkten ſich die Mönche mit herber Bußſtrenge in das Opfer am Kreuze und führten ein ſo heiliges abgetötetes Leben, daß man ſie „die Büßenden“ und ihr Kloſter „den Kerker“ nannte. Alle Tempel Egyptens wurden zerſtört, wenigſtens ſo weit, um den Götzendienſt darin zu verhindern. Manche aber waren ſo koloſſal, daß die Menſchenhand an ihnen erlahmte, wie man das noch jetzt, nach anderthalb Jahrtauſenden, an den Tempeln von Tentyris, von Theben, von Esne, von Philae und an den Felſentempeln in Nubien ſehen kann. Die Zeit, der Wüſtenſand, die Gelehrten, die Reiſenden, die Landesbevölkerung, die ſich in ihnen anſiedelt, alles das, jedes in ſeiner Weiſe, treibt an ihnen das Werk der Zerſtörung, ohne ſie zu zerſtören; und die Säulen des ſogenannten Königſaales in Theben mögen noch aufrecht ſtehen, wenn der Halbmond bereits geſunken iſt.

Von Egypten ging der Idolendienſt aus und kam die Reihe an Syrien, wo der Sonnengott Baal und ſeine Schweſter, die Mondgöttin Aſtarte, ihre Tempel und Cultus hatten. Ihr größtes Heiligtum war in Baalbeck, das die Griechen Heliopolis nannten, am Fuße des Antilibanon. Es ſank dahin. Von der alten Herrlichkeit ſind wunderſchöne Ruinen übrig geblieben: ein kleiner Tempel, über den die Ornamente an Kränzen und Gewinden, Laub und Blumen, Reben und Ähren, tanzenden Genien und Amoretten in ſolcher Fülle ausgegoſſen ſind, daß man es überladen nennen würde, bedächte man nicht, daß er der Sonne gewidmet und mit dieſem Frühlingsgarten als Sinnbild ihrer Wirkſamkeit geſchmückt iſt; — und ein großer Tempel, von dem die prächtigen Gewölbe des Unterbaues, aber außerdem nur ſechs herrliche korinthiſche Säulen erhalten ſind, die ſchlank wie Cypreſſen, lichtgelb wie Gold von der Sonne angefärbt, graziös das Architrav tragen. Die zarte und ſcharfe Ausarbeitung der Ornamente, die man an den Trümmern ganz in der Nähe bewundern kann, zeigt den Stein wie mit der Nadel geſtickt. Auf dieſe Ruinen wurde eine Kirche gebaut, wie überall. Die Erde iſt des Herrn und Er ſollte ſein

Eigentum wieder in Beſitz nehmen und es geheiligt den Menſchenkindern zurückgeben; das war die Meinung des großen Kaiſers und dieſe Abſicht verfolgten auch ſeine beiden Söhne. Der Polytheismus hatte ſein unüberwindlichſtes Bollwerk jetzt nur noch da, wo er es immer haben wird: im verkehrten Menſchenherzen. Welche Neigung es hat, ihm Opfer und Altäre zu widmen, dafür legt ein gewichtiges Wort Zeugnis ab: das Wort Gottes ſelbſt, der in ſeinem erſten Gebote ſagt: „Du ſollſt keine Götter haben neben mir.“

Zweites Kapitel.

Antiochien, das früh die chriſtliche Glaubenslehre empfangen, den Apoſtel Petrus zum Oberhirten der chriſtlichen Gemeinde gehabt und zuerſt den Chriſten ihren Namen gegeben hatte, teilte mit Rom, Conſtantinopel und Alexandrien die Ehre, eine der vier Hauptſtädte des römiſchen Weltreiches und im außerweltlichen Reich der Kirche ein Patriarchenſitz zu ſein. Es beſaß alle Vor- und Nachteile der großen Städte: bedeutende Lehranſtalten, mannigfache Bildungsmittel, ausgezeichnete Männer, beträchtliche Vermögen, heftige Neigung zum Wohlleben in allen ſeinen Verzweigungen, tiefen Sittenverfall und große Gefahren, beſonders für Jünglinge. In ſolchen großen Städten bildet ſich das ganze Leben zu ſcharfen Contraſten aus, weil ſich durch heftige und beſtändige Reibung die Gegenſätze beſtimmt entwickeln und ſcheiden. Da iſt die nagende Armut und der übermäßige Reichtum zu Hauſe, die abſchreckendſte Rohheit neben der feinſten

Bildung, das gröbſte Laſter neben der reinſten Tugend, die tiefſte ſittliche Verkommenheit neben großer Heiligkeit. Da ſind die gewaltigen Verſuchungen zu Hauſe, und je nachdem man ſich ihnen hingibt oder ihnen widerſteht, bilden ſich die ſchneidenden Gegenſätze.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebte zu Antiochien eine jener Frauen, an denen das chriſtliche Altertum ſo reich iſt. Sie hieß Anthuſa, war von angeſehener und wohlhabender Familie und mit Secundus, dem Befehlshaber der Reiterei in Syrien, jung vermählt; denn er ſtarb, als ſie zwanzig Jahre alt und Mutter von zwei Kindern war. Mit der Liebe, die keinem Zweiten gilt, hatte ſie an Secundus gehangen und lehnte ſie jede fernere Bewerbung ab. Sie wollte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit im äußeren Leben wie im Herzen Witwe ſein und ſich ganz ihren Kindern widmen, deren Erziehung leiten und deren Vermögen verwalten. Im höchſten chriſtlichen Sinne erfaßte ſie ihre Aufgabe: Erziehung, Bildung, Verhältniſſe, Alles wurde zur Ehre Gottes gelenkt, damit weder Selbſtgefälligkeit, noch Prahlerei die guten Gaben vergifte. Anthuſa's Tochter entſchwindet dem Blick. Ihr Sohn hieß Johannes, ſpäter zubenannt Chryſoſtomus, der goldene Mund. Es entwickelten ſich früh glänzende Talente in dem Knaben, und Anthuſa, die mit heiliger Freude jede gute Gabe pflegte, ließ ihn von den tüchtigſten Lehrern der Wiſſenſchaften unterrichten. Alle Koſten ſeiner Erziehung beſtritt ſie von ihrem Vermögen; das Vermögen der Kinder blieb unberührt. Sie beſorgte dies Alles mit einer Klugheit und Umſicht, welche durch die lauterſte Frömmigkeit geheiligt wurden und ihr eine ſo allgemeine Hochachtung gewannen daß im Hinblick auf ſie die Heiden ſogar ausriefen: „Welche bewundernswürdige Weiber ſind doch unter den Chriſten!“ Anthuſa's zärtliche Sorgfalt fand ihren reichen Lohn in den glücklichen Fortſchritten ihres Sohnes, der mit einem Fleiß, welcher die glänzenden Talente nicht immer begleitet, dem Studium ſich hingab. Allen Mut und allen Eifer, den Johannes am ſpäteren Leben auf einem anderen Gebiete im größten Maße entwickeln ſollte, wendete er in ſeiner Jugend dem Fleiß und der Ausdauer im Studieren zu.

Die Beredſamkeit bildete damals den weſentlichſten Teil der gelehrten Bildung, wurde zugleich mit der Rechtskunde betrieben und öffnete die Bahn des Staatsdienſtes zu den höchſten Ämtern. Berühmte Meiſter in der Beredſamkeit gehörten zu den Berühmtheiten der Zeit, verſammelten die wißbegierige und ehrgeizige Jugend in unglaublicher Menge um ſich und wurden durch die Wichtigkeit ihre Lehramts ſo hoch geſchätzt, daß ein tüchtiger Meiſter der Rheotorik einen jährlichen Gehalt von 600,000 Seſtertien aus dem Staatsſchatze erhielt. Libanius nahm in Antiochien den Lehrſtuhl der Beredſamkeit ein und Johannes wurde ſein ausgezeichnetſter Schüler. Libanius war ſo erfreut und überraſcht durch die Fähigkeiten des Jünglings, daß er einſt in einer Verſammlung von Kennern eine Rede vorlas, welche Johannes zum Lobe der Kaiſer aufgeſetzt hatte. Alle Meiſter der Kunſt äußerten Beifall und Bewunderung, und Libanius rief aus: „Glücklich der Redner, der ſolche

Kaiſer zu loben hatte, und glücklich die Kaiſer, die in einer Zeit geherrſcht haben, wo die Welt einen ſolchen Schatz beſaß!" Wie Libanius ſein Leben lang Baſilius den Großen verehrte und mit Bewunderung deſſen Schritten folgte: ſo hatte er auch immer vor Johannes die größte Achtung. Als er um das Jahr 390 auf dem Sterbebette lag, fragten ihn ſeine Freunde, ob er nicht einen ſeiner Schüler zum Nachfolger auf ſeinem Lehrſtuhle beſtimmen wolle. „Ich würde Chryſoſtomus wählen," gab Libanius zur Antwort, „wenn die Chriſten ihn mir nicht weggenommen hätten." Dieſe Wegnahme ſeiner beſten Schüler durch das Chriſtentum machte den Libanius aber nicht aufmerkſam auf die chriſtliche Glaubenslehre; er ſtarb im Polytheismus.

Chryſoſtomus verwendete Eifer und Fleiß aber nicht ausſchließlich auf die Studien; er arbeitete auch mit Kraft und Beharrlichkeit an ſich ſelbſt und ſeiner Vervollkommnung. Er war von Natur zum Zorn geneigt, und ſein Talent, ſich im Reden frei, ſicher und beſtimmt auszudrücken, hatte ihm den Vorwurf der Eitelkeit und des Übermutes zugezogen. Er kämpfte alſo mit unermüdlicher Anſtrengung, um ſich die Tugenden der Sanftmut und Demut, welche der göttliche Heiland vor allen anderen durch Wort und Beiſpiel lehrt, gründlich anzueignen, und es gelang ihm ſo vollkommen, daß er ſogar der inneren Aufwallungen und ein Muſter von Sanftmut, Beſcheidenheit und zärtlicher Nächſtenliebe, verbunden mit einem äußerſt einnehmenden und würdevollen Benehmen wurde. Eine ſolche aus evangeliſchen Grundſätzen entſprungene Liebe zur Tugend erwärmt und gewinnt das Herz für die göttliche Liebe und gibt ihm Kraft in bedenklichen Wendepunkten. Als Chryſoſtomus etwa zwanzig Jahre alt war, hatte er ſeine Studien vollendet. Ein reicher Schatz von Kenntniſſen, ein feines und ſcharfes Urteil, eine außerordentliche Fertigkeit, der Fülle ſeiner Gedanken einen edlen Ausdruck zu geben, ſtand ihm zu Gebote und wurden getragen von ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit und ſeiner guten Herkunft. Nun war zwar etwas in ihm, das ihn von den Ehren und Freuden der Welt hinweg und zum ausſchließlichen Dienſte Gottes hinzuziehen ſuchte; allein er gab dieſer zarten Stimme noch nicht Gehör und betrat die Bahn eines Anwaltes. Die unbeſtimmten Hoffnungen und Phantaſien der Jugend, das bewegte Leben und Treiben der öffentlichen Gerichtshöfe, ſeine Talente, die gerade auf dieſem Schauplatz ihren Spielraum fanden, das Alles feſſelte ihn an die große Welt. Er hielt als Sachwalter einige Reden mit glücklichem Erfolg, er wurde bewundert und aufgeſucht. Er nahm Einladungen an, die er in ſeiner Laufbahn nicht ablehnen durfte und die ihn zur weiteren Teilnahme an gefährlichen Unterhaltungen veranlaßten. Er beſuchte die Theater, die öffentlichen Spiele, erſt aus Gefälligkeit, dann zu ſeinem Vergnügen. Er war im Begriff, auf dem breiten Strom der Welt dahin zu ſchwimmen. Wohl ein Strom, auf dem die nächſte Welle den Untergang bringen, an Klippen ſchmettern und in Strudel verſenken kann! Und plötzlich erkannte Chryſoſtomus dieſe Gefahr. Plötzlich mißfiel ihm eine Welt, die ihn noch eben ſehr gut gefiel, und der Entſchluß, ihr ganz zu entſagen, wurde klarer und feſter in ihm. Er zog ſogleich eine äußere Schranke zwiſchen ſich und der Welt, die ihn vor den Einladungen und Zudringlichkeiten ſeiner Freunde ſchützte: er veränderte ſeine Kleidung und erſchien nie anders als in einem ganz armen Gewande. Da das Innere des Menſchen ſich viel mehr in der Kleidung abſpiegelt, als man geneigt iſt zuzugeſtehen, weil man gern auf Rechnung der Mode und des allgemein Gebräuchlichen ſetzt, was doch eitle Neuerungs- und Gefallſucht, Prahlerei und frecher Luxus iſt, ſo wird die Veränderung in der Kleidung immer eine Veränderung im inneren Leben und die Hinneigung zu den Eitelkeiten der Welt oder die Abwendung von ihnen bezeichnen. Die Freunde des Chryſoſtomus verſtanden ſehr gut dieſe ſtumme Sprache: bei ihren Feſten und Schauſpielen paßte ein ſolches Gewand nicht. Sie machten ihm Vorſtellungen darüber, und als dieſe nichts fruchteten, verlachten und verhöhnten ſie ihn; aber Chryſoſtomus blieb unbewegt und übte ſich, dem Spott und der Verachtung gegenüber, praktiſch in der Demut und in der Selbſtverläugnung. Er widmete ſeine Zeit dem Studium der heiligen Schrift, der Betrachtung der Glaubenslehren und dem Gebet. Alle Tage faſtete er, durchwachte halbe Nächte und genoß eine kurze Ruhe auf einer Matte ausgeſtreckt, die am Boden ſeines Zimmers lag. So tötete er äußerlich und innerlich den verzärtelten natürlichen Menſchen ab.

Meletius, der fromme Patriarch von Antiochien, wurde bald auf dieſen Jüngling aufmerkſam, der bei ſo glänzenden Fähigkeiten eine ſo ſtrenge Asceſe übte. Das konnte kein Alltagsmenſch ſein! Er ſuchte den jungen Asceten für den Dienſt der Kirche zu gewinnen. Es wurde ihm leicht; denn Chryſoſtomus hatte nunmehr ſeine Beſtimmung erkannt und erfaßt, die ihn ausſchließlich zu Gott hinwies und deſſen Ehre und Verherrlichung erſtreben ließ. Meletius nahm ihn in ſein Haus, unterrichtete ihn ſelbſt, taufte ihn und weihte ihn zum Lector. Die Taufgnade brachte ſeine Tugenden immer ſchöner zur Blüte. Es wurde ſeit dieſer Zeit nie ein verletzendes oder unfreundliches Wort von ihm gehört. Die Aufwallungen eines gerechten Zornes über Sünden und Bosheit der Menſchen unterdrückte er fortan immer mit der Bemerkung, wie töricht es ſei, durch fremde Verkehrtheit ſich aufbringen zu laſſen, anſtatt die eigene zu verbeſſern. Das Stillſchweigen übte er mit einer Selbſtverläugnung, die bei ſeiner Redegabe doppelt zu bewundern war. Hätte er ſich in der Unterhaltung über einen Gegenſtand ausgeſprochen, ſo würden Alle auf ihn gelauſcht haben. Aber er floh den Beifall eifriger, als andere ihn ſuchen. Er wußte, wie leicht die ungezähmte Zunge in die Schlingen der Eigenliebe verwickelt und wie ſchwer ſie die innere Sammlung macht. Darum ſchwieg er beſcheiden bei der Unterhaltung, hörte den Klugen und Vernünftigen mit der Aufmerkſamkeit eines Schülers zu und ertrug langmütig das Geſchwätz des Oberflächlichen, ohne durch eine Silbe zu verraten, daß er mehr wiſſe als ſie. Wohl unterhielt er ſich mit Gleichgeſinnten gern über die ewigen Wahrheiten des Glaubens und über Dinge der Ewigkeit; aber er mied ſo viel wie möglich allen Verkehr mit Menſchen, weil er ſtets in der Furcht

Das

Jahr der Kirche.

vor dem Erwachen ſeiner Leidenſchaften ſchwebte, die in der Einſamkeit leichter abzutöten ſind, als da, wo ein beſtändiger Stachel ſie aufreizt. Unverſtändige nannten ihn einen Menſchenfeind. Er ließ ſich Alles gefallen und brauchte dergleichen Schmähungen als Mittel gegen die Eitelkeit. Ungefähr drei Jahre brachte Chryſoſtomus im Hauſe des Meletius zu, der ihm geiſtlicher Vater und Führer ſeines Lebens war; da brach die Verfolgung der Katholiken unter Kaiſer Valens aus und zwar in der Weiſe, daß zuerſt die glaubenstreuen Biſchöfe weichen mußten, damit die hirtenloſe Herde deſto leichter irre geführt werden könne. Meletius wurde, wie ſo viele andere Biſchöfe, in's Exil geſchickt. Chryſoſtomus war äußerſt niedergeſchlagen über den Verluſt, den er ſelbſt und ganz Antiochien dadurch erlitt und er erhielt den Augenblick für günſtig, um ein längſt erſehntes Vorhaben auszuführen: er wollte ſich mit einem teuern Jugendfreunde namens Baſilius und mit zwei Studiengenoſſen aus der Schule des Libanius, die Theodor und Maximus hießen, dem Kloſter oder dem Einſiedlerleben widmen. Als Chryſoſtomus ſeiner Mutter dieſe Abſicht mitteilte, äußerte ſie einen ſo tiefen und zärtlichen Schmerz, daß ſein liebevolles Herz der frommen treuen Mutter nicht wehe tun mochte. „Bleibe bei mir, ſo lange ich noch lebe; ertrage mich, bis du mir die Augen wirſt zugedrückt haben, bat ſie unter Tränenſtrömen. Wenn ich im Grabe bei deinem Vater ruhe, dann führe deinen Entſchluß aus; dann betrübt er Niemand. Jetzt aber müßteſt du fürchten, Gott zu beleidigen durch den Schmerz, den du deiner Mutter verurſachſt. Ich will dich ja nicht in das Treiben der Welt und in irdiſche Sorgen verwickeln, ſondern alle Laſt dir laſſen, und dir das Leben leichter und friedlicher machen, als irgend einer deiner Freunde es könnte, weil es unmöglich iſt, daß ein Anderer ſich dein Glück mehr zu Herzen nimmt als ich.“ Chryſoſtomus kehrte alſo aus dem Hauſe des Meletius in das ſeiner Mutter zurück; und ſie hielt Wort: ſie ſtörte ihn nicht in ſeiner ſtillen Lebensweiſe, in ſeiner Bußſtrenge, in ſeiner Verbindung mit ſeinen Freunden, die ſich ebenfalls der Aszeſe gewidmet hatten. Theodor wurde aber derſelben untreu und kehrte in die Welt zurück zur tiefſten Betrübnis des charakterfeſten Chryſoſtomus, der ihm in einer eigenen Schrift „Ermahnungen an Theodor“ das Unglück eines Menſchen vor Augen ſtellt, der in die heilige Miliz Jeſu eingetreten iſt und die Fahne verläßt, zu der er geſchworen hat, um wieder den Dienſt der Welt anzutreten, in welchem die Reue ihm doch keinen Frieden laſſen wird. Er brachte es wirklich dahin, daß Theodor ſeine Abſicht aufgab, ſich mit einer gewiſſen Hermione zu verehelichen und ſich mit erneuten guten Vorſätzen wieder ſeinen Freunden anſchloß, die mitten in dem glanz- und geräuſchvollen Antiochien, jeder in ſeinem Zimmer wie in einer Zelle, für aszetiſche Uebungen und Studien der heiligen Wiſſenſchaften lebten. Dieſe vier jungen Männer wurden ſpäter ſämtlich Biſchöfe und Theodor ſehr bekannt in der Kirchengeſchichte als Biſchof von Mopſueſtia.

Zwei Jahre lebte Chryſoſtomus auf dieſe Weiſe bei ſeiner Mutter, die allzu glücklich war, ihn bei ſich zu haben, um ſeine Neigungen für die Abgeſchiedenheit zu ſtören. Eine Reiſe nach Paläſtina und zu den Einſiedlern am Euphrat, die Chryſoſtomus machte, um mehr und mehr dies Leben kennen zu lernen, das ſo großen Reiz für ihn hatte, unterbrach auf einige Zeit ſeinen Aufenthalt bei ſeiner Mutter. Ihr war kein hohes Alter beſtimmt. Anthuſa ſtarb und ihr Tod gab ihm ſeine volle Freiheit. Faſt hätte er dieſelbe in anderer Art verloren! In der Kirchenprovinz, deren Metropole Antiochien war, ſollten einige Biſchofſtühle beſetzt werden und die Biſchöfe der Provinz warfen ihr Augenmerk auf Baſilius und Chryſoſtomus; zu deren größtem Entſetzen; beſonders erſchrack Chryſoſtomus; denn trotz des tiefen Gefühles ſeiner Unwürdigkeit ertappte er ſich doch auf einer heimlichen Regung des Verlangens nach dem heiligen Amt. Als Baſilius angſtvoll ihn fragte, was er tun werde? antwortete Chryſoſtomus ausweichend: es ſei noch Zeit, darüber nachzudenken. Er wünſchte nämlich ſehr, daß Baſilius zur biſchöflichen Würde gelangen möge, deshalb verbarg er vor dem Freunde, daß er feſt entſchloſſen zum Widerſtande ſei. Als ſich die Biſchöfe zur Wahl in Antiochien verſammelten, war Chryſoſtomus verſchwunden, niemand wußte wohin. Baſilius wurde geweiht und mußte ſich unter vielen Tränen dem ſchweren Amte in ſchwerer Zeit unterziehen. Als auch der zweite Biſchofſtuhl beſetzt war, kam Chryſoſtomus aus ſeiner Verborgenheit hervor. Dies Benehmen zog ihm manchen unverſtändigen Vorwurf zu. Er antwortete auf dieſelben durch ſeine Schrift „Vom Prieſtertum," die als ſein vorzüglichſtes Werk betrachtet wird, und worin er die Erhabenheit, die

Würde, die Verpflichtungen und die Verantwortung des chriſtlichen Prieſtertums und vorzugsweiſe des biſchöflichen Amtes darſtellt. „Das Prieſteramt," ſchreibt er, „wird auf der Erde ausgeübt; aber im Himmel iſt ſein Urſprung. Es gehört zu den himmliſchen Dingen, weil der Heilige Geiſt deſſen Schöpfer iſt und den Menſchen die Ehre erzeigt, ſie zu dieſem überengelhaften Dienſt zu erheben. Deshalb muß der Prieſter (Biſchof) ſo lauter ſein, als ob er ſchon zwiſchen den ſeligen Geiſtern wandele. Darf man wohl mit ſeiner Geſinnung unter den Menſchen und hienieden weilen, wenn das Lamm Gottes geſchlachtet auf dem Altare liegt und der Prieſter das erhabene Opfer darbringt und betend für das Volk, das ihn umringt, das heilige Blut in geheimnisvoller Feier vergießt? Der Prieſter," ſagte Chryſoſtomus weiter, „hat von Gott eine Gewalt empfangen, welche kein Engel beſitzt: was er bindet, bleibt im Himmel gebunden; was er löſt, bleibt im Himmel gelöſt; Gott beſtätigt den Richterſpruch ſeiner Diener. Sie erzeugen ein neues Geſchlecht durch das Waſſer und durch den Geiſt; ſie ſpenden den Leib des Herrn und führen dadurch in's Himmelreich ein, das ſich nur den Teilnehmern an dieſem Myſterium erſchließt. Darum müſſen wir ſie höher achten als Könige und Kaiſer, und ihnen größere Ehrfurcht erweiſen, als unſeren eigenen Vätern. Denn dieſe haben uns nach der Ordnung der Natur gezeugt; aber jene ſind die Urheber des übernatürlichen Lebens, der wunderbaren Adoption Gottes, durch die wir ſeine Kinder nach der Gnadenordnung werden." Weiter ſagt er: „Der Menſch kann dem göttlichen Erlöſer keinen größeren Beweis ſeiner Liebe geben, als indem er ein treuer Hirt und Prieſter wird. Dreimal fragte Chriſtus den Apoſtelfürſten: Liebſt du mich? und dreimal ſpricht er auf die Bejahung des Petrus: Weide meine Schafe. Der Herr wußte wohl, daß Petrus ihn liebe; aber er wollte ihm einleuchtend machen, daß Er ſein Liebſtes und Teuerſtes, die Herde ſeiner Gläubigen, der Führung dieſer Liebe anvertraue. Der Prieſter iſt ein Geſandter Gottes für die Erde und der Fürbitter des ſündigen Menſchengeſchlechtes: in welcher Reinheit und mit welcher Vorſicht muß er leben, um nicht angeſteckt vom Verderben der Welt zu werden und ſeine Seele in geiſtiger Schönheit zu bewahren.“

So trennten ſich die beiden Freunde; Baſilius ging nach ſeinem Biſchofſitz Raphanea in Syrien; Chryſoſtomus ging zu den Aszeten, welche in den Bergen um Antiochien eine Lebensweiſe führten, wie Baſilius der Große in den Bergen von Pontus und wie die Egypter auf dem Berge von Nitria. Um Mitternacht erhoben ſie ſich, durch ihren Vorſteher geweckt, vom Lager, das aus einer Binſenmatte, auf dem Fußboden hingebreitet, beſtand. Zu langen gemeinſchaftlichen Gebeten verſammelten ſie ſich in der Kapelle. Dann ging jeder an ſein Tagewerk in einſamer Zelle und im tiefſten Stillſchweigen. Ihre Beſchäftigungen waren nach ihren Fähigkeiten verſchieden: während die einen das Land mit Getreide und Gemüſe bebauten, flochten die anderen Körbe, webten groben Kleiderſtoff, und beſchäftigten ſich noch andere damit, Bücher zu kopieren oder gar zu ſchreiben. Das Studium der Evangelien und die Betrachtung der Heilswahrheiten war Aufgabe aller. Ihre Nahrung beſtand in Waſſer, Salz und Brot, wozu einige etwas Oel fügten. Die Kranken genoſſen Gemüſe. Ihre Kleidung war ein Gewand aus Ziegen- und Kameelhaar roh gewebt, zuweilen aus Fellen zuſammengeſetzt, immer ſo dürftig, daß kein Bettler es gewünſcht hätte; und trotz des ſteinigen Gebirgsbodens gingen ſie ſtets ohne Sandalen. Nie durften ſie das Stillſchweigen brechen; ihre Unterhaltung war mit Gott, mit den Propheten und Apoſteln, deren Lebensweiſe ſie nachahmten, deren Lehren ſie ſtudierten. Dieſe Richtung auf das Himmliſche gab ihnen tiefen Frieden und große Heiterkeit der Seele. Das Mein und Dein war verbannt. Mit einem Herzen und einer Seele lebten und liebten ſich alle in Gott. Was ſie erübrigten vom Ertrag ihrer Arbeiten durften ſie den Armen mitteilen; und immer hatte ſie etwas zu ſpenden, denn das zufriedene Gemüt fühlt ſich immer reich. Fremdlinge wurden gaſtfrei aufgenommen und bewirtet, gleichviel ob ſie reich oder arm waren. Abends, am Schluß des Nachtgebetes, ſtellten alle eine Betrachtung über das Weltgericht an, um ſich zu chriſtlicher Wachſamkeit anzueifern und ſich auf die ernſte Rechenſchaft vorzubereiten, welche der ewige Richter dann fordern wird.

Außer dieſen Aszeten im gemeinſamen Leben ſchloſſen ſolche Genoſſenſchaften auch Einſiedler in ſich, die zuweilen für eine Zeit, zuweilen für immer in noch größere Abgeſchiedenheit ſich zurückzogen, Höhlen im Gebirge bewohnten, die äußerſte Bußſtrenge angeſichts des üppigen und weichlichen Antiochien übten und ſich Sonntags zur gottesdienſtlichen Feier und zum Empfange der heiligen Sakramente im Kloſter einfanden. Unter dieſen Männern war mancher in Reichtum und Wohlleben aufgewachſen, wie Chryſoſtomus, der ſich um das Jahr 374 den Mönchen anſchloß. Seine Beharrlichkeit wurde anfangs ſchwer geprüft; die Mühſale einer ſo ſtrengen Lebensweiſe dünkten ihn unerträglich. Er hatte ſich zwar in Speiſe und Trank und allen leiblichen Bedürfniſſen ſchon lange ein äußerſt kleines Maß geſetzt; allein kein anderes Oel zu genießen, als dasjenige, welches auch in ſeiner Lampe brannte, und kein anderes Brot zu eſſen, als das harte und grobe des Kloſters, das ſchien ihm allzu ſtrenge und ſeine Natur wollte ſich tauſendmal dagegen empören. Aber die Gnade zeigte ihm immer wieder und wieder die Beſiegung irdiſcher Begierlichkeit als ein Mittel, um die Herrſchaft des Geiſtes über die Sinnlichkeit, des Himmliſchen über das Niedere zu befeſtigen, und um ihn mehr und mehr auf die Stufe der Vereinigung mit Gott zu erheben, wo Chriſtus in dem Menſchen lebt. Und dies Verlangen wurde für Chryſoſtomus die Waffe, mit welcher er alle Verſuchungen zu Boden ſchlug. Er hatte ſich einen frommen und erfahrenen Greis zum Seelenführer gewählt und ſuchte an deſſen Hand und wetteifernd mit den Gottſeligſten auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts zu eilen.

In Antiochien herrſchte der Weltgeiſt dermaßen, daß ein ſolches Streben nach Vollkommenheit auf dem rauhen Pfade der Entſagung von vielen als Wahnwitz betrachtet wurde, von Heiden und Chriſten. Man darf nicht vergeſſen, daß Kaiſer Valens damals in Antiochien ſein Hoflager hielt und den

Arianismus mit aller Macht, die einem Kaiſer zu Gebote ſteht, ausbreitete. Die Arianer aber, die ihrer Irrelehre zufolge den menſchgewordenen Gottesſohn aufgegeben hatten und feindlich dem Chriſtentume gegenüber ſtanden, haßten und verfolgten deshalb auch alle aus dem Weſen des Chriſtentumes hervorgehenden Inſtitutionen. Klöſter waren ihnen beſonders zuwider, weil in den Klöſtern der Glaube an den menſchgewordenen Gott durch praktiſche Nachfolge in lebendigſter Weiſe ſich kund gab. Da der Arianismus in Flor und Anſehen um den Kaiſerthron blühte, ſo beherrſchte er eine Maſſe von flachen Köpfen und lauen Gemütern und impfte ihnen ſeine Anſichten ein. Daher der Widerwille in Antiochien gegen das Kloſterleben. Mönche wurden mißhandelt, junge Leute mit Gewalt und durch Drohungen von Verwandten und Bekannten vom Kloſterleben zurückgehalten. Hatte ein Chriſt doch ausrufen können: Freie Männer von vornehmer Herkunft ſehen zu müſſen, die alle Freuden der Welt hätten genießen können, und die ſtatt deſſen ein ſo ſtrenges Leben ſich wählen: das kann zur Verleugnung des chriſtlichen Glaubens und zum Altare der Götzen treiben!" Infolge heftiger Wutausbrüche gegen die armen ſtillen Mönche in Antiochien wurde Chryſoſtomus gebeten, etwas zu ſchreiben, um das Vorurteil gegen dieſen Stand zu beſeitigen. Er tat es in einer Schrift „Wider die Feinde des Kloſterlebens," worin er ſagt, daß die ewigen Strafen für alle Übertreter der göttlichen Gebote beſtimmt wären; daß die Welt voll Sünden und Laſter ſei, wie zur Zeit der Sündflut und wie bei Sodomas und Gomorrhas Untergang; und daß die Ordensleute weiter gar nichts täten, als ſich vor dem anſteckenden Verderben in die Abgeſchiedenheit zu begeben, um den ewigen Strafen zu entgehen, was doch als etwas höchſt Vernünftiges allgemein gebilligt werden ſollte, da die ewige Glückſeligkeit den vergänglichen Genüſſen gewiß vorzuziehen ſei. „Man ſagt freilich,“ fährt er fort, „es könne ſich jeder in der Welt und in ſeinem Hauſe ebenſogut heiligen, als in der Wüſte. Wollte Gott, daß die Menſchen durch ihre Tugenden ihre Häuſer in Klöſter verwandelten und dieſe überflüſſig machten! Da das aber nicht der Fall iſt und ſoviel Laſter in der Welt und ſoviel Tugend im Kloſter gefunden wird, warum denn diejenigen tadeln, welche jene meiden und dieſes aufſuchen möchten?“ Er macht eine ſchauerliche Beſchreibung von der Entſittlichung der Jugend in Antiochien und macht die Eltern für die Verirrungen ihrer Kinder verantwortlich, „weil ſie viel eifriger in der Vergrößerung des Vermögens, als in der Erteilung frommer Lehren ſind. Durch tauſend Worte treiben ſie die Kinder an in der Welt zu glänzen, und kein einziges fordert zur Erſtürmung des Himmels auf. Verlangen nach Reichtum und nach Anſehen iſt die Triebfeder, die ihre Handlungen beſtimmen ſoll.“

Zwei ſehr fromme Einſiedler baten Chryſoſtomus, ſie zum rechten Bußgeiſt anzufeuern. Der eine hieß Demetrius. Während ſich alle an ſeiner Heiligkeit erbauten, hatte er ſelbſt eine ſo geringe Meinung von ſich ſelbſt, daß er oft die Hände des Chryſoſtomus küßte, mit Tränen bedeckte und ihn bat: „Hilf mir, mein hartes Herz zu erweichen.“

Chryſoſtomus ſchrieb für dieſe Männer ſeine Abhandlung „Von der Zerknirſchung.“ Er ſagt, um gut über ſie zu ſchreiben, müſſe man ganz von ihr erfüllt ſein und er ſelbſt ermangele des himmliſchen Feuers, das die Schwäche der Natur und die Hinfälligkeit des Fleiſches verzehre, die Seele ablöſe von den erſchaffenen Dingen und ihr Flügel gebe, um ſich zu den himmliſchen zu erſchwingen. Dann führt er aus, daß die Zerknirſchung nicht abhänge von der Wüſte, der Zelle und dem Bußgewande, ſondern von einem aus Liebe zu Gott reuigen Herzen, wie König David und der Apoſtel Paulus, das immer ſeine Sünden vor Augen hat, immer ſein Gewiſſen unbefleckt zu erhalten ſucht, immer eingedenk bleibt, wie fern es iſt vom Himmelreich und wie leicht es, durch erneuten Sündenfall verſtockt, auf ewig von der Anſchauung Gottes verbannt werden könnte.

Nachdem ſich Chryſoſtomus vier Jahre im Kloſter aufgehalten hatte, zog er ſich in eine Felſenhöhle zurück und lebte dort zwei Jahre ganz verſenkt in die Betrachtung der heiligen Schriften. Die feuchte Grotte, die Winterkälte, der Mangel an Schlaf und an kräftiger Nahrung zog ihm aber ſo ſchwere Krankheiten und ununterbrochene Leiden zu, daß die Vorſteher der Genoſſenſchaft ihn mehr und mehr hinſterben ſahen und ihm deshalb die Heimkehr nach Antiochien und die Herſtellung ſeiner Geſundheit zur Pflicht machten. Chryſoſtomus gehorchte; aber das erſte war leichter als das zweite. Er behielt lebenslänglich einen äußerſt ſchwächlichen Körper, „den Leib einer Mücke,“ wie er ſelbſt ſagt. Doch hatte dieſe Schwäche auf ſeinen

Geiſt und auf ſeine Tätigkeit nicht den geringſten Einfluß; er lebte, arbeitete, wirkte, als ginge ihn ſein Leib gar nicht an. So ging er denn aus einem ſechsjährigen Stillſchweigen als einer der größten Redner hervor, den je die Welt gehört hat, und in ſeiner Vaterſtadt ſollte zuerſt ſein Licht aufleuchten. Sein verehrter Biſchof Meletius war nach dem Tode des Kaiſers Valens aus der Verbannung heimgekehrt und mit Frohlocken in Antiochien empfangen worden und Chryſoſtomus durfte ſich ſeinem Oberhirten nicht widerſetzen, der ihm die Weihe des Diakons erteilte. Mit heiliger Ehrfurcht übernahm und verwaltete Chryſoſtomus dies Amt. Während des Exils des Meletius und der arianiſchen Schreckensherrſchaft hatten ſich nicht alle Prieſter vervollkommnet. Manche waren gleichgültig geworden, vollzogen ihre Verpflichtungen mit Nachläſſigkeit und behandelten den Unterricht der Katechumenen ſo oberflächlich, daß zuweilen hunderte von Menſchen getauft, doch nicht gründlich in der chriſtlichen Glaubenslehre unterrichtet waren, zum größten Schaden der einzelnen Seelen, wie der ganzen Gemeinde. Dieſer Neugetauften nahm ſich Chryſoſtomus mit aller Sorgfalt an, damit ſie über ihren Glauben und ihre Pflichten wahrhaft belehrt würden. Der Unterricht der Armen und Elenden und die Sorge für ihr leibliches Wohlergehen war ſeine liebſte Beſchäftigung. Der Tod des heiligen Meletius, der auf dem ökumeniſchen Konzil zu Conſtantinopel im Jahre 381 erfolgte, ſchmerzte Chryſoſtomus um ſo tiefer, als er den herrlichen Greis mit der Zärtlichkeit eines Sohnes liebte und die kirchlichen Wirren zu Antiochien wieder aufleben ſah. Da er ſich immer mit der ganzen morgenländiſchen Kirche zur Partei des Meletius gehalten hatte, ſo trat er auch in die Gemeinſchaft mit deſſen Nachfolger Flavian, der ein ſo ausgezeichneter Prieſter war, daß nichts an ihm zu wünſchen übrig blieb, als das Eine: daß er nicht Prieſter geblieben war und dem früheren Übereinkommen gemäß den Paulinus als Nachfolger des Meletius anerkannt hatte. Dem ſei wie ihm wolle; Flavian entwickelte auf dem Patriarchenſitz alle Tugenden, welche man in Meletius bewundert hatte. Dem Chryſoſtomus erteilte er die Prieſterweihe im Jahre 386 und machte ihn in der Verkündigung des Evangeliums zu ſeinem Stellvertreter. Viele Reiſen und andere Amtsgeſchäfte, beſonders aber die neidloſe Erkenntnis, daß Chryſoſtomus unvergleichlich als Prediger und auf der Kanzel vom größten Einfluß ſei, veranlaßten Flavian, ihm die Verkündigung und Auslegung des göttlichen Wortes anzuweiſen, was eigentlich zu den Obliegenheiten der Biſchöfe gehörte. Antiochien begrüßte dieſe Anordnung mit grenzenloſer Freude. Durch ſeine Schriften, ſeinen lehrreichen Umgang, ſeinen frommen Wandel, ſeine Liebe für die Armen und Geringen hatte er dieſe flatterhaften Herzen gewonnen. Er wollte ſie aber nicht für ſich zur Befriedigung menſchlicher Eitelkeit, ſondern für Gott und für die Liebe zur chriſtlichen Vollkommenheit gewinnen. Daher war ihm die Kanzel eine heilige Stätte, von welcher, unter dem Beiſtande des Heiligen Geiſtes, ſein Wort ſich wie Regen und Tau über dürres Erdreich, über die ihm anvertrauten Seelen ergießen ſollte.

Die Zahl der Chriſten in Antiochien belief ſich auf etwa hunderttauſend. Um ihnen allen die Gelegenheit zu bieten, das Wort Gottes zu hören, predigte Chryſoſtomus mehrmals in der Woche, zuweilen zweimal an einem Tage. Er ſcheute keine Mühe und Anſtrengung, wenn er hoffen konnte, eine einzige Seele zu retten oder zu fördern. Man hörte ihn mit unglaublicher Teilnahme. Der Patriarch ſelbſt verſäumte ungern eine ſeiner Predigten. Die Zuhörer gerieten zuweilen in einen ſolchen Sturm von Bewunderung, daß ſie durch lautes Freudengeſchrei und Händeklatſchen ſich Luft machen mußten, und Chryſoſtomus beſchwört ſie oftmals, dieſe Zeichen des Beifalles zu unterdrücken und ihre Bewunderung durch Ausübung ſeiner Lehren zu betätigen, was freilich etwas ſchwieriger iſt. Bald erklärte er ihnen die Heiligen Schriften, bald bedroht und ſtraft er Ausſchweifung, Laſter und öffentliches Ärgernis, bald eifert er gegen verderbliche Neigungen und Gebräuche, bald lobt er, wenn ſeine Ermahnungen befolgt werden, bald klagt er, wenn ſie ohne Frucht bleiben. Auch wichtige öffentliche Ereigniſſe zog er in den Kreis ſeiner Vorträge, um Belehrungen daran zu knüpfen. Da ſehr viel Irrgläubige, Juden und Heiden in Antiochien lebten und ebenfalls von dem Zauber ſeiner Beredſamkeit in die Paläakirche, in welcher er predigte, gelockt wurden: ſo widerlegte er auch die Irrlehren, bekämpfte die Irrtümer und hob alle Einwendungen auf, die gegen das Chriſtentum gemacht wurden. Einſt tadelte ihn eine gemeine Frau darüber, daß ſeine Predigten im Anfange nie deutlich und verſtändlich genug für die Einfältigen und Ungebildeten ſein. Er folgte dem Rat und gab ſich Mühe, der großen Menge recht nützlich zu werden. Dabei war er von ſolcher Liebe zu ſeiner Gemeinde entflammt, daß er ihr oft beteuerte: wenn es möglich wäre, würde er gern alle Mühſeligkeiten eines tugendhaften Wandels für ſie übernehmen und ihr mit Freuden die Kronen und Belohnungen der Tugend überlaſſen. Eine berühmte Homilie hielt er am Neujahrstage über den Ausſpruch des Apoſtels Paulus: „Tut alles zur Ehre Gottes.“ Es herrſchte ganz allgemein der Aberglaube: wie der erſte Tag des Jahres, werde das ganze Jahr ſein, und dieſer Wahn war die Veranlaſſung zu einer Menge von Unordnungen. Jeder wollte im neuen Jahre froh und glücklich ſein und gab ſich alle Mühe, um Freude und Glück an ſeine Perſon, ſein Haus, ſein Geſchäft zu feſſeln. Die Straßen wurden mit Blumengewinden geſchmückt, die Marktplätze, Kramläden und Buden erleuchtet und bekränzt. Kaufleute und Handwerker legten ihre beſten Sachen aus, um Käufer anzulocken; ſingende und tanzende Züge wanderten durch die Stadt; am frühen Morgen fanden ſchon Schmauſereien ſtatt, bei denen ſich ſogar Weiber berauſchten; Freunde und Verwandte beſchenkten ſich gegenſeitig und verſammelten ſich zu üppigen Feſtmahlen. Daß Glück und Freude von Gott komme und daß er das neue Jahr ſegnen müſſe, wenn es ein frohes Gedeihen haben ſolle, daran dachten wenige. Die allgemeine Aufregung bewirkte einen anſteckenden Rauſch, den Jeder empfand. Die Gotteshäuſer ſtanden leer. Dieſer gefährliche Aberglaube an gute und böſe Tage und dieſe unſinnigen Feierlichkeiten veranlaßten Chryſoſtomus, ſein Volk zu ermahnen, nicht an gewiſſen Tagen törichte Feſte zu begehen, ſondern das ganze Leben zu einem Feſttag zu machen, wie er dem Chriſten geziemend ſei.

„Haſt du ein reines Gewiſſen, ſo haſt du einen immerwährenden Feſttag, weil dich beſtändig die herrlichſten Hoffnungen nähren und die Erwartung der ewigen Güter dich erfreut. Dieſen dauernden Feſttag, der von keinem Umlauf der Jahre, von keinem Wechſel der Zeit beſchränkt iſt, kann Jeder haben. Dazu braucht man nicht Reichtum, nicht Überfluß, nur die Furcht Gottes, dieſen Schatz, der alle Güter der Erde überwiegt. Sieh an den Himmel, die Erde und das Meer mit ihren Gebilden, das Firmament mit ſeinen Geſtirnen. Betrachte die Engel und Erzengel, und die Chöre der ſeligen Geiſter; das Alles iſt Eigentum des Herrn. Nun wohlan! es iſt unmöglich, daß der Knecht eines ſo reichen Herrn arm ſein könne, vorausgeſetzt, daß der Herr ihm gnädig iſt; und er wird es ſein, wenn der Knecht alles tut zur Ehre des Herrn. Aber, fragſt du, wie kann ich eſſen und trinken zur Ehre Gottes? Rufe einen Dürftigen herbei, laß Chriſtum teilnehmen an deinem Mahle, ſo haſt du Gott zur Ehre gegeſſen und getrunken. Oder du fragſt: Wie kann ich zur Ehre Gottes ausgehen oder daheim bleiben? Wenn du, ſtatt an den Luſtgelagen der üppigen Welt Teil zu nehmen, in der Kirche dem Gebete obliegſt oder in deinem Hauſe die Verrichtungen übſt, welche dein Stand dir zur Pflicht macht. Oder: Wie kann ich zur Ehre Gottes mein Kind, meinen Diener, über die ich oft aufgebracht bin, ſtrafen? Wenn du ſiehſt, daß ſie unbekümmert um ihre Seele ſündigen, Freuden nachlaufen und Gott beleidigen, dann verweiſe und ſtrafe. Verſehen ſie aber etwas gegen dich, ſo vergib es ihnen. Beides iſt zur Ehre Gottes. Mache dir Freunde zur Ehre Gottes, indem du dir ſolche erwählſt, die deiner Seele durch Beiſpiel, Ermunterung, Rat und Gebet förderlich ſind. Und mache dir, wenn es ſein muß, Feinde zur Ehre Gottes, indem du Schwelger und Laſterhafte unerbittlich fliehſt. Weine zur Ehre Gottes über die Sünden der Welt, über den Fall deines Nächſten; und freue dich zur Ehre Gottes über die Rettung einer Seele, über die Tugenden deines Bruders. Schweige zur Ehre Gottes, wenn man dich kränkt und verläumdet; und rede zur Ehre Gottes von himmliſchen Dingen und kein unnützes leeres Geſchwätz. Wer einen Becher kaltes Waſſer um Gottes willen gibt, dem hat der Herr das Himmelreich verſprochen. Wie groß wird deine Belohnung ſein, wenn du alles zur Ehre deines Gottes tuſt. Alſo wolle nichts, ſage nichts, tue nichts, wodurch du nicht das Wohlgefallen Gottes erlangſt. Denke daran, daß einer betete und dadurch Gott beleidigte! ich meine den Phariſäer. So viel hat es auf ſich, wenn man etwas nicht zu Gottes Ehre tut."

Drittes Kapitel.

Bald darauf ſammelte ſich ein ſchweres Ungewitter über Antiochien. Kaiſer Theodoſius hatte eine außerordentliche Steuer zu Gunſten ſeines Staatsſchatzes, der durch die Kriege mit den Barbaren erſchöpft war, ausgeſchrieben und alle Städte des Reiches hatten ſie willig gezahlt. Die öffentliche Bekanntmachung dieſes Befehles rief in Antiochien auf der Stelle Klagen und Murren hervor. Wie immer in den reichen großen Städten war viel Pöbel da und viele Tagediebe, welche die Sache gar nichts anging, welche aber ihren böſen Leidenſchaften in öffentlichen Unruhen Luft machen konnten und im Trüben zu fiſchen hofften. Sie rotteten ſich zuſammen, verbreiteten Mißſtimmung durch die ganze Stadt, teilten ſich dann in verſchiedene Haufen, welche durch die herbeiſtrömende neugierige Menge mehr und mehr anſchwollen und plötzlich war Antiochien in Aufruhr, indem ſich Einer an des Anderen Wut entzündete, ohne eigentlich zu wiſſen, weshalb man wüte. Der Statthalter wurde in ſeinem Palaſt beſtürmt und mit dem Tode bedroht. Die prächtigen warmen Bäder wurden geplündert und verwüſtet, die Bildſäulen des Kaiſers, ſeiner beiden Söhne, ſeines Vaters, ſogar die der verſtorbenen Kaiſerin Flaccilla umgeriſſen, zerſchmettert, in Bruchſtücken von den Kindern durch die Straßen geſchleift; das Haus eines vornehmen und reichen Mannes ohne allen Grund in Brand geſteckt. Die Obrigkeit, welche im Beginne dem Aufruhr hätte ſteuern ſollen, verkroch ſich feig und erſt am Mittag rückte der Oberſt der Bogenſchützen gegen die Empörer aus. Als einige verwundet waren und der Statthalter endlich erſchien und ihnen zuredete, lief das Volk auseinander, ganz beſtürzt über ſeine Miſſetaten.

Die Obrigkeit ſuchte alle Schuld von ſich abzuwälzen und die Feigheit durch Grauſamkeit gut zu machen. Sie füllte die Gefängniſſe mit Schuldigen und Unſchuldigen an, um die Anſtifter und Teilnehmer des Aufruhres ausfindig zu machen, und harmloſe Menſchen, die zufällige Zuſchauer des tollen Treibens geweſen, Knaben, die vom Mutwillen der Jugend hingeriſſen waren, wurden wie Verbrecher zur Verzweiflung ihrer Familien geſtraft. Dazu kamen Schreckensgerüchte, denen die unbeſtimmte Angſt des Volkes leichtgläubig das Ohr lieh. Bald hieß es, der Kaiſer wolle die Stadt der Plünderung der Soldaten Preis geben; bald, der zehnte der Einwohner ſollte niedergehauen werden. Wer fliehen konnte, floh: in Nachbarſtädte und auf's Land, in's Gebirg und in die Wüſte. Jeder ſchleppte von ſeiner Habe mit ſich, was er eben eilig zuſammengerafft hatte. Die Ärmeren litten mit Weib und Kind große Not. Alle Gemüter waren verſtört. Vornehme Frauen verbargen ſich vor den Schreckniſſen, die da kommen ſollten, in Felſenhöhlen. Sogar von den Senatoren ergriffen viele die Flucht. Alle Bemühungen der kaiſerlichen Regierungsbeamten, die Menſchen zurückzuhalten, waren vergeblich. Wer in der Stadt bleiben mußte, verhielt ſich ſtill in ſeiner Behauſung. Niemand öffnete ſeine Werkſtatt, ſeine Bude. Die öffentlichen Plätze, ſonſt wimmelnd von Volk, brauſend von Tätigkeit, überfüllt mit Müſſiggängern, waren ſtill und leer, und ſogar, als höchſter Ausdruck einer ungeheueren, von Jedermann empfundenen Calamität, Theater und Rennbahn geſchloſſen. Der Statthalter hatte den Kaiſer ſogleich durch Eilboten von dem Vorfalle benachrichtigt und zagend erwartete man deren Rückkehr. Inzwiſchen kamen einige verſtändige und angeſehene Leute auf den

Gedanken, ihrerſeits dem Kaiſer einen Boten zu ſenden, aber einen ſolchen, der wie die Taube zu Noe's Arche, ihnen den Ölzweig zurückbringe; einen Fürſprecher für die Stadt. Von jeher waren Biſchöfe als Vermittler zwiſchen Macht und Schwäche als Beſchützer der Bedrängten angeſehen worden. Ihre ſo gewiß überweltliche Stellung als Väter der Seelen gab ihnen eine Freiheit von irdiſchen Rückſichten, die dem Vermittler notwendig iſt. Flavian alſo ſollte nach Conſtantinopel reiſen und im Namen der Stadt Theodoſius um Verzeihung bitten und willig trat er die weite und beſchwerliche Reiſe an.

Der Kaiſer, von Natur ſehr heftig, war empört über die Vorfälle in Antiochien. Er hatte der Stadt immer Beweiſe des Wohlwollens gegeben und in der Abſicht, zuweilen dort ſein Hoflager aufzuſchlagen, zwei herrliche Paläſte erbauen laſſen, den einen für den Winter in der Altſtadt, den anderen als Sommeraufenthalt im benachbarten Haine der Daphne. Jetzt aber ſollte Antiochien kein kaiſerliches Hoflager werden, ſondern ein Dorf, der Stadt Laodicea untergeordnet; ihre Theater, Bäder, Tanzſäle, Rennbahn ſollten geſchloſſen werden und die Brodſpenden an die Dürftigen aufhören, welche täglich in Antiochien, wie in Rom und Conſtantinopel aus den öffentlichen Mitteln ſtatt fanden. Mit der Ausführung dieſer allgemeinen Strafe, zu welcher dann noch die beſondere für einzelne Schuldige kam, beauftragte der Kaiſer ſeinen Hofkanzler und den Feldherrn Hellebikus, zum Glück zwei ſehr rechtſchaffene Männer von milder Geſinnung. Mit banger Ehrerbietung empfing man ſie und erfuhr von ihnen, daß zur Zeit ihrer Abreiſe der Patriarch noch nicht angekommen war. Am anderen Tage löſte ſich die bange Spannung in Trauer und Wehklage; es begannen gerichtliche Unterſuchungen und Verhaftungen. Da überließ man ſich einer grenzenloſen Verzweiflung. Die Frauen, die Mütter, die Kinder umlagerten den Gerichtsſaal und jammerten um Erbarmen mit ihren Gatten, Söhnen und Vätern; die Prieſter verwendeten ſich flehend für ihre Mitbürger; ja, die frommen Aszeten kamen aus ihren Zellen und Einſiedeleien, um für dies Volk zu bitten, das in ſeinem übermütigen Tagen nur Schmähungen und Verfolgung für ſie hatte.

Unter ihnen befand ſich der heilige Macedonius, ein ganz ſchlichter Mann ohne wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, aber in dem unmittelbaren Verkehre mit Gott, deſſen die einfachen reinen Herzen zuweilen gewürdigt werden. Die Kunde der jammervollen Zuſtände war in ſeine Felſenhöhle gedrungen. Er eilte in die Stadt und ſogleich begegneten ihm der Kanzler und der Feldherr zu Pferde. Er fiel ihnen in die Zügel und hieß ſie abſteigen. Mit unausſprechlichem Erſtaunen blickten die Herren auf den kleinen, unſcheinbaren, armſeligſt gekleideten Mann herab, der ihnen eine ſolche Zumutung machte. Kaum erfuhren ſie aber, daß dies Macedonius, der berühmte Einſiedler ſei, ſo ſtiegen ſie ab und ließen ſich in's Griechiſche dolmetſchen, was er auf ſyriſch ihnen ſagte: „Tut kund dem Kaiſer, daß auch der Herrſcher ein Menſch ſei. Er befiehlt über Menſchen, die gleicher Natur mit ihm und nach dem Bilde Gottes geſchaffen wurden.

Das
Jahr der Kirche

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1854.

10

Empfindet er ſo tief die Beleidigung, die ſeinen ſeelenloſen Bildniſſen widerfahren iſt, ſo ſcheue er ſich doch ja, gegen Menſchen zu wüten, welche die lebendigen Ebenbilde Gottes ſind. Sollen Menſchen geopfert werden, um Erz zu rächen? Mit leichter Mühe hat man ihm ſeine Statuen wieder aufgerichtet. Er aber, Kaiſer wie er iſt, vermag nicht ein Haar der Menſchen wieder herzuſtellen, die er etwa möchte töten laſſen.“ Darauf kehrte Macedonius um und ging in ſeine Wüſte zurück. Die Herren waren ganz beſtürzt über dieſe kurze kühne Rede, und als nun tauſend Stimmen ſich mit der Bitte erhoben, kein Urteil an den Strafbaren vollziehen zu laſſen, bevor man ſeine Gnade angefleht habe: da gaben ſie das Verſprechen, warten zu wollen auf die Entſcheidung des Kaiſers. Wie ein Blitz der Hoffnung flog dieſe Erklärung ſchnell durch die ganze Stadt und rief in dieſen beweglichen Gemütern einen ſolchen Jubel hervor, als ſei nun alles Unheil abgewendet. Vor dem Gerichtshofe wurden die beiden Herren von Scharen des Volkes umringt, die ihnen Segenswünſche zujauchzten bis ſpät am Abend.

Unterdeſſen war Flavian in Conſtantinopel angelangt und vor Theodoſius erſchienen, traurig und demütig, als laſte die Schuld der Empörung auf ſeinem grauen Haupte. Der Kaiſer empfing ihn gütig, klagte aber über den Undank einer Stadt, die er mit Wohltaten überhäuft habe; was Flavian durchaus anerkannte. Um den Kaiſer mild zu ſtimmen, erinnerte der Patriarch ihn an eine Äußerung der Milde, die er einſt ſelbſt gemacht hatte. Als Theodoſius das Geſetz gab, daß vor dem Oſterfeſte die Gefangenen befreit werden ſollten, rief er aus: „O könnte ich auch die Toten wieder erwecken!“ Und an Conſtantin erinnerte Flavian, der, als er hörte, Anführer hätten mit Steinen nach ſeiner Bildſäule geworfen, lächelnd mit der Hand über das Geſicht fuhr und ſagte: „Ich fühle mich nicht verwundet.“ So eindringlich und feurig wußte der Greis zu ſprechen und zu bitten, und ſo beweglich das heilige Gebet: „Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſeren Schuldigern,“ dem Kaiſer vorzuſtellen, daß dieſer nachdenkend und gerührt wurde. „Gedenke des letzten Tages,“ ſagte Flavian endlich, „wo wir Alle über unſere Handlungen Rechenſchaft ablegen müſſen; und bedenke, daß es heute in deiner Macht ſteht, dir ein günſtiges Gericht von dem Herrn zuzuſichern. Du wirſt dein eigenes Urteil ausſprechen. Du wirſt dem Beiſpiele des gekreuzigten und verzeihenden Erlöſers folgen.“ Theodoſius antwortete mit Tränen im Auge: „Hat Jeſus Chriſtus, unſer höchſter Herr, ſeinen Peinigern vergeben und ſogar für ſie gebetet: ſo darf ich nicht zögern, Denen zu verzeihen, die mich beleidigt haben, mich, der ich auch nur ein ſterblicher Menſch und Diener desſelben Herrn bin, wie ſie.“

Der Patriarch warf ſich dankbar ihm zu Füßen und freundlich drängte der Kaiſer ihn zur ſchleunigen Rückreiſe zu ſeiner bekümmerten Herde. Flavian ſchickte aber einen Eilboten mit den kaiſerlichen Begnadigungsbriefen vor ſich her, welcher Nachts in Antiochien eintraf und dieſelben ſogleich dem Helebikus einhändigte. Ein Eilbote aus Conſtantinopel war ein zu wichtiges Ereignis, um nicht alsbald durch die Stadt ſich zu verbreiten, und am nächſten Morgen umlagerte ſchon die Volksmenge den Gerichtshof, bevor Hellebikus erſchien. Als dieſer nun öffentlich erklärte, der Kaiſer nehme alle und jede ſtrafende Maßregel von der Stadt wie von den Einzelnen zurück und bedauere ſehr, daß die Obrigkeit vor der Ankunft ſeiner beiden Bevollmächtigten einige Aufrührer habe hinrichten laſſen, da wollte das Frohlocken und die Heil- und Segenswünſche für den Kaiſer nimmer enden. Die Bäder wurden ſogleich geöffnet, Tiſche in die öffentlichen Hallen geſetzt, abends mit Fackeln die Stadt erleuchtet, die einem großen Feſtſaal glich, den das Volk freudetrunken durchwogte. Hellebikus nahm innigen Anteil an dem Jubel. Die Stadt in ihrer Dankbarkeit ſetzte ihm und dem Hofkanzler Bildſäulen. Einige Tage ſpäter langte der Patriarch an. Wie ein Friedensengel wurde er begrüßt. Die Straßen, durch die er ging, waren mit Blumengewinden geſchmückt, mit wohlriechenden Waſſern beſprengt, und als ob der Tag nicht ausreiche für alle Freudenbezeugungen, ſchwamm Antiochien abermals nachts in einem Meere von Fackellicht. Der Patriarch ſprach nie über ſeine Unterredung mit Theodoſius und ſagte nur, Gott habe das Herz des Kaiſers gerührt. So gingen die Tage der Trübſal für Antiochien zu Ende und es feierte einen fröhlichen Oſtertag mit dem ehrwürdigen Oberhirten.

Während deſſen Abweſenheit hatte Chryſoſtomus die Obſorge für die chriſtliche Gemeinde, welche ſich nach dem bewußten Sprichwort: **Not lehrt beten,** zahlreich in den Gotteshäuſern einfand. Da ſah man Männer, die ſonſt verſunken in die Gier des Erwerbes waren, und Jünglinge, denen ſonſt der Beſuch der Spiele des Zirkus und des Theaters die Zeit ausfüllte, und Frauen, die keine andere Beſchäftigung ſonſt kannten, als die mit ihren Kleidern und ihren Vergnügungen. Alle dieſe Leute, die es ſonſt höchſt überflüſſig fanden, an den lieben Gott zu denken, wurden durch die Furcht zu ihm hingetrieben, und flehten zu dem alleinigen Helfer in allen Nöten. Auch Troſt und Ermunterung begehrten ſie, denn, wie die ungeordneten Gemüter ſind! ſie überließen ſich ebenſo leicht dem Übermaß von Verzweiflung, als ſonſt dem Übermaß der Weltfreude. Chryſoſtomus hielt in dieſer Zeit, welche gerade in die große Faſte fiel, ſeine zwanzig berühmten und bewunderten Homilien „Über die Bildſäulen.“ Er benutzte dies Ereignis, um die chriſtliche Gemeinde zu ermahnen, das zeitliche Weh als heilſame Aufforderung zur Buße zu betrachten, als dringenden Weckruf aus dem Schlaf der Lauheit, aus dem Taumel der Sünden. Er wendet ihren Blick von dem Zorne eines ſterblichen Menſchen auf den Zorn des Weltrichters gegen die Böſen hin und lehrt ſie, die Leiden der Zeit auf der Wage des Glaubens abwägen gegen die ewigen Wonnen der vollendeten Kinder Gottes. Allen Schwung der Begeiſterung, alle Zärtlichkeit der Liebe, allen Ernſt der Überzeugung wendet er an, um ſeine Zuhörer zu ermahnen, in ſich zu gehen und aus der Drangſal den Wendepunkt ihrer gründlichen Bekehrung zu Gott zu machen. Die Donner des Sinai und die Tröſtungen von Golgatha tönen in ſeinen Reden, die von dem Geiſte Zeugnis ablegten, welcher den Redner ſelbſt heiligte. Und wirklich folgte eine Beſſerung des chriſtlichen Lebens, eine Hebung des religiöſen Sinnes ihnen nach. Chryſoſtomus ſorgte dafür, daß die neubelebte Flamme immer genährt und angefacht werde. Er war unermüdlich in evangeliſchen Arbeiten, die Stütze und der Mund ſeines Patriarchen, der Stolz und die Wonne Antiochiens und des ganzen Orients. So lebte er zwölf Jahre in ſeiner Vaterſtadt. Da ließ ihn im Anfange des Jahre 398 Aſterius, der Statthalter des Orientes, zu ſich einladen, um mit ihm die Gräber der Martyrer zu beſuchen, die ſich unweit der Stadt befanden. Chryſoſtomus freute ſich arglos über dieſen frommen Wunſch des Aſterius und war gern bereit, ihn zu begleiten und ihm alle Auskunft über die heiligen Blutzeugen zu geben. Sie ſtiegen in den Wagen und die Fahrt ging ſchnell vorwärts; aber nicht auf's Land, ſondern auf der großen Straße von Conſtantinopel bis zum erſten Nachtquartier. Denn dies war keine Spazierfahrt; es war eine Entführung auf Befehl des Kaiſers Arcadius.

Viertes Kapitel.

Nectarius, der Patriarch von Conſtantinopel, war im Herbſte 397 geſtorben. Sein erledigter Sitz war das Ziel mancher Intrigue. Nach dem Biſchof zu Rom war dies der vornehmſte Platz in der chriſtlichen Kirche, der durch die Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reiches und durch das Hoflager des Kaiſers großen äußeren Glanz bekam. Überdas waren ihm elf Biſchöfe Kleinaſiens, elf in der Provinz Pontus und ſechs in Thracien untergeordnet; und außerdem befand ſich faſt immer eine große Zahl von Biſchöfen in Conſtantinopel, die in Angelegenheiten ihrer Kirche oder ihrer Perſon, bald in Geſchäften, bald aus unapoſtoliſcher Neigung am Hofe ſich aufhielten, wodurch denn auch über ſie der Patriarch nicht ohne Einfluß blieb. Für den Ehrgeiz war dies eine erſehnte Stellung. Manche Prieſter der Stadt gelüſtete nach dem erhabenen Sitz. Um ihn zu beſteigen, ſchmeichelten einige dem Volke, einige den Großen; andere verſuchten heimlich durch Geld zu beſtechen. Dem Volke mißfiel ihr Treiben; es bat den Kaiſer um einen würdigen Biſchof und die große Mehrzahl des Klerus unterſtützte dieſe Bitte. Den Kaiſer bitten, hieß an Eutropius ſich wenden, der die Regierung führte. Er hatte ſchwerlich eine Ahnung, was das ſei: ein würdiger Biſchof, und ihm für ſeine Perſon wäre es auch wohl höchſt gleichgültig geweſen, ob Heiligkeit oder Simonie auf den Patriarchalſitz befördert hätte. Allein er fand es recht zweckmäßig, durch eine Gefälligkeit, die ihn nichts koſtete, in der Gunſt des Volkes ſich zu heben und der Kaiſerſtadt den Glanz zuzuwenden, den Chryſoſtomus, dies Wunder von Heiligkeit, von Geiſt und Beredſamkeit, über Antiochien verbreitete. Er gab alſo dem Geſuch der Geiſtlichkeit und des Volkes den Ausſchlag, indem er es bei dem Kaiſer unterſtützte. Arcadius hatte keine andere Anſicht als ſein Oberkämmerer, und ſo wurde in der Hand Gottes ein Eutropius das Werkzeug, um einen Chryſoſtomus zu erhöhen. Es erging nun jener Befehl an Aſterius, wodurch aller Widerſtand des heiligen Prieſters und alle

Einwendungen der Stadt Antiochien abgeſchnitten wurden. Chryſoſtomus wurde, wie ein koſtbarer Schatz, vom Statthalter an zwei Abgeſandte des Kaiſers abgeliefert, die ihn höchſt ehrerbietig empfingen und nach Conſtantinopel geleiteten. Sein Staunen über dieſe außerordentliche Wendung ſeines Lebens war nicht geringer, als der Schmerz der Gemeinde von Antiochien, die ihrem geliebten Lehrer untröſtlich nachweinte und bitter für die Perlen und Diamanten des Evangeliums die Faſſung des „goldenen Mundes" vermißten. Welchen Kämpfen und Kronen, welchem Kreuz und welcher Verherrlichung Chryſoſtomus entgegenging, wußte Gott allein.

Um die Inthroniſation recht feierlich zu machen, hatte der Kaiſer, außer vielen Biſchöfen, auch den Patriarchen von Alexandrien, Theophilus, eingeladen, einen Mann von großen Geiſtesgaben und raſtloſer Tätigkeit, dem nichts fehlte, um ein ausgezeichneter Biſchof zu ſein, als die apoſtoliſche Richtſchnur. Daher hatte er Fehler, welche derſelben gerade entgegenliefen, war herrſchſüchtig, ſchlau und ſtolz. Er hatte gewünſcht, einen alexandriniſchen Prieſter gewählt zu ſehen, um durch denſelben der Quelle weltlicher Macht näher zu ſein, daher verdroß ihn die Berufung des Chryſoſtomus. Sein Verdruß ſteigerte ſich, als er mit ſcharfem Blicke erkannte, daß dies ein echter und rechter Nachfolger der Apoſtel ſei. Verwegen wie Theophilus war, wollte er verſuchen, den Heiligen zu verdrängen und, allerlei Beſchuldigungen erſinnend, verſagte er ihm die Conſekration. Chryſoſtomus nahm in tiefſter Demut, ohne ein Wort der Klage oder der

Verteidigung die Kränkung hin. Nicht ſo Eutropius. Er ließ Theophilus rufen und erklärte ihm, daß nicht gegen Chryſoſtomus, wohl aber gegen ihn höchſt bedenkliche Anklagen der Hochverräterei und der Hinneigung zu dem Gegenkaiſer Maximus ſchon ſeit Jahren vorlägen; er möge ſich alſo nicht mit Anſchuldigungen anderer abgeben, wenn er nicht wolle, daß man ſeine Sache zuerſt unterſuche. Theophilus ſträubte ſich nicht länger und weihete am 28. Februar 398 den Chryſoſtomus; aber er wurde deſſen Todfeind.

Der neue Patriarch fand in Conſtantinopel ein ungeheueres Feld für ſeine apoſtoliſche Tätigkeit; er fand heilige Seelen, die mehr und mehr zur Heiligkeit hinſtrebten; er fand verkommene Seelen gerade unter denen, welchen Stand, Amt und Beruf die Heiligung zur Pflicht machte. Nectarius, ſein Vorgänger, hatte während ſeiner ſechszehnjähriger Amtsführung ſo fortgelebt, wie er, ein bejahrter Mann, es längſt gewohnt war: im Purpur der Senatoren und in gutmütiger Schlaffheit. Dies Beiſpiel und dieſer Mangel an heilſamer Strenge hatte einen ſehr ſchlimmen Einfluß auf manche Geiſtliche und Ordensleute, ſowie auf manche weibliche Perſonen, Witwen und Jungfrauen, die ihr Leben ein gottgeweihtes — nur nannten. Mißbräuche und Ungebührlichkeiten aller Art hatten ſich eingeſchlichen, wurden geduldet, ſogar mit der allgemeinen Neigung der Kaiſerſtadt zur Üppigkeit und zum Wohlleben entſchuldigt. Aber ach! wenn die Hirten „im Tal voll Todesſchatten ſitzen," wer ſoll die Herde zum Lichte Chriſti hinleiten! Und ſind die Pfleger der himmliſchen Dinge in die irdiſchen verſunken, wer ſoll in den Pflegbefohlenen ein himmliſches Verlangen wecken! Chryſoſtomus wendete ſeine erſte Sorge, von der er nie abließ, der Geiſtlichkeit zu und ſuchte Diejenigen, welche auf verſchiedene Abwege geraten waren, wieder zu derjenigen Lebensweiſe zurückzuführen, deren Regel die Canones der Kirche waren. Dazu wendete er freundliche Ermahnung, ernſte Warnung, ſtrenge Drohung an. Er ſtellte ihnen vor, daß die Üppigkeit und Hoffart des Lebens unfehlbar die Vernachläſſigung des Gottesdienſtes nach ſich ziehe, und daß die Teilnahme an den Schmauſereien und Feſtgelagen der Reichen und Vornehmen ſie den Hütten der Armen und Elenden entfremde. Offenbar gottloſe, mit groben Sünden Befleckte entſetzte er des heiligen Amtes; ſo einen Diakon, der ſich eines Mordes ſchuldig gemacht hatte; auch Unverbeſſerliche, welche in den Augen des Volkes die Achtung vor der prieſterlichen Würde gefährdeten. An ihre Stelle brachte er gottſelige Männer, die ihn in ſeinen Arbeiten für das Reich Gottes unterſtützten, und von denen Einige ſpäter durch ihren himmliſchen Wandel auf Biſchofſitze erhoben und als Heilige verehrt wurden.

Welchen Einfluß auf die Seelen fromme Ordensleute haben, wußte Chryſoſtomus aus eigener Erfahrung. Aber alles, was großen Einfluß übt, kann ihn auch zum Böſen gewaltig üben, wenn es die Bahn der Gnade verläßt und als Irrlicht über einem Sumpfe ſchwebt. Deßhalb lagen ihm die Ordensleute ungemein am Herzen und mit väterlicher Liebe ſorgte er für ihr zeitliches und geiſtiges Wohl; allein ſtreng wachte er darüber, daß ſie treu ihrem Berufe, Männer des Gebetes, der Buße, der Betrachtung in einſamer Zelle, ungekannt von der Welt, lebendige Schlachtopfer für die Sünden der Welt untergetaucht im Blute, im Kreuze, in der Liebe Jeſu wären. So faßte er den Ordensſtand, ſo wollte er ihn erfaßt ſehen und nicht dulden, daß Mönche ohne Auftrag, ohne Zweck, müſſig, neugierig, arbeitsſcheu in der Welt umherſchweiften und, wenn auch durch nichts anderes, ſchon durch ihre bloße ungerechtfertigte Erſcheinung ein Ärgerniß gaben. Dieſe heilige Strenge, welche die Frucht einer übernatürlichen Liebe iſt, zog ihm die Feindſchaft Derjenigen zu, welche ſich nicht beſſern wollten. Beſonders der Frauen, die ſich Gott geweiht hatten oder die, durch ihren Wittwenſtand zur Eingezogenheit angewieſen, nun ſehr ungöttlich lebten und ſich die Rüge des Patriarchen gefallen laſſen mußten; ſie wurden ihm bitter feindlich. Haßt das Weib, ſo haßt es, vielleicht nicht ſtärker, aber giftiger als der Mann, weil es weniger offen auftritt. Und doch war Chryſoſtomus die Liebe, die Barmherzigkeit ſelbſt. Den ſicheren Sünder ſuchte er mit der Poſaune des Weltgerichtes aus dem Todesſchlaf zu wecken, der in ewige Abgründe ſtürzt. Dem Schwachen, der ſein Elend fühlt und dagegen ringt, ruft er zu: „Seid ihr in eine zweite Sünde gefallen, ſo tut Buße zum zweiten Mal; und fallt ihr tauſend Mal, ſo tut tauſend Mal Buße." Das wurde ihm nun wieder von den Novatianern, den herben Häretikern, die von keiner Vergebung der Todſünde etwas wiſſen wollten und die ſchwer Ge-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

fallenen für immer von der Kirchengemeinſchaft ausſchloſſen, als frevelhafte Erſchlaffung der Zucht gedeutet. Aber eine Milde, welche die Schwachen vor Verzweiflung, und eine Strenge, welche die Verſtockten vor dem Untergange bewahrt, ſind Zwillingsblüten einer heiligen Liebe. Ihm wurden ſie zum Vorwurfe gemacht.

Seine Einkünfte waren ſehr groß und ſeine Bedürfniſſe ſehr klein; ſein ſechsjähriges Zellenleben hatte ihn auf das kleinſte Maß des Notwendigen beſchränkt und dabei blieb er. Das Einkommen wurde zu Almoſen und frommen Anſtalten verwendet. Das große Armenhaus unterſtützte er reichlich und er ſtiftete ein Krankenhaus für Fremde, reiche und arme, gleichviel! da ein kranker Fremdling in einer großen Stadt gar übel daran iſt. Es wimmelte von Fremden in Conſtantinopel; bei der Apoſtelkirche war ein Hoſpiz, wo die Dürftigen unter ihnen Unterkunft und Verpflegung fanden. Chryſoſtomus forderte ſeine Gläubigen auf, dieſes und andere Hoſpitäler fleißig zu beſuchen; ja, er ermahnte ſie, in ihren Häuſern ein Zimmer in eine Herberge Chriſti zu verwandeln, und darin entweder Arme zu ſpeiſen oder Kranke zu pflegen. Was er ihnen riet, tat er ſelbſt. Er unterſuchte perſönlich die Hoſpitäler, um ſich zu überzeugen, daß es an Nichts fehle; er ging in die Kerker und erbarmte ſich der oft ſo ſchrecklich vernachläßigten Gefangenen; er nahm ſich unglücklicher mißhandelter Sklaven an und der unſchuldig Unterdrückten, und verwendete ſich für ſie bei ihren Herren und bei der Obrigkeit. Alle Ausgaben, welche für die Tafel des Patriarchen, für ſeine häusliche und perſönliche Einrichtung gemacht worden waren, ſtrich er. Fußteppiche und koſtbare Kleiderſtoffe verbat er ſich. Allzu prächtige Gerätſchaften fand er ſo ungeziemend, daß er ſie verkaufte. Dieſe Einſchränkungen mißfielen Manchen und die Lieferanten wußten wohl warum. Er aß immer allein, nahm nie eine Einladung an und lud niemand ein. Wie waren auch die Gaſtmahle beſchaffen! Gregor von Nazianz beſchreibt ſie: „Hohe, ſchwellende Polſter ſind uns nicht behaglich genug; es müſſen prächtige ſeidene Decken über ſie hingebreitet werden, damit wir uns nur ja recht weichlich zum Mahle lagern. Der Fußboden muß, wie mit einer friſchen Moſaikarbeit, mit ſeltenen Blumen beſtreut und der Tiſch mit den zarteſten und koſtbarſten wohlriechenden Waſſern beſprengt werden, damit wir deſto mehr in's andere Geſchlecht ausarten. Knaben im Feſtgewande, mit fliegendem gekräuſelten Haar und anderem weibiſchem Schmuck, müſſen in einer Reihe ſtehen und zierlich mit den Fingerſpitzen die Becher uns darbieten oder uns mit breiten luftigen Fächern Kühlung zuwehen. Die Tafel muß mit Fleiſchſpeiſen beſetzt werden, welche Erde, Luft und Waſſer uns liefern, und Köche und Zuckerbäcker müſſen wetteifern, uns mit ihren leckeren Künſten faſt zu erſticken, während der Kellermeiſter uns zur Auswahl die feinſten und feurigſten Weine bietet, welche uns zur Trunkenheit oder darüber hinaus führen."

Ein Chryſoſtomus und ein ſolches Gelage!! Seine Gäſte waren die Armen, die er ſpeiſen ließ! Auch ſeine Zeit war ihm zu koſtbar, um ſie auf ſolche Weiſe zu verſchwenden; lieber wollte er für ungeſellig gelten und für einen Menſchen, der nicht weiß, wie man ſich in der vornehmen Welt zu benehmen hat. Er war ihr aber fremd, weil er mit dem Himmel ſo vertraut war; nicht aus Mangel an guter Erziehung. Sein ſtiller Ernſt, der ihm durch fortgeſetzte Betrachtung der ewigen Dinge und durch ſeine Zellen- und Wüſteneinſamkeit zur anderen Natur geworden war, kam den Weltmenſchen abſtoßend vor, obgleich er äußerſt höflich im Umgange war; und ſein Geſpräch, das ſich nie auf dem Felde des Tagesgeſchwätzes bewegte, war ihnen ſo unerträglich, wie das Licht kranken Augen: ſie flohen es unter dem Vorwande, er ſei ein hochmütiger Sonderling. Freilich war es ſehr auffallend, Alles zu verſchmähen, was in den Augen der Welt groß macht und Beifall erwirbt; aber er wollte ſein Volk aus keiner anderen Abſicht lieben und von ihm geliebt werden, als um es auf dem Wege des Evangeliums zu Chriſtus zu führen. Der Beifallsſturm, der häufig ſeine Vorträge unterbrach, freute ihn wohl, teils weil er Menſch war, wie er ſelbſt ſagt; teils weil er hoffte, die Bewunderung werde Früchte des Heiles in den Seelen reifen. Bemerkte er aber, daß die feurigſten Bewunderer am wenigſten in der Tugend fortſchritten, ſo wehklagte er über einen Beifall, der mehr dem Theater als der Kirche gezieme. Wie ein zärtlicher Vater mit ſeinen Kindern ging er auf der Kanzel mit ſeinen Zuhörern um. Sie hörten ihn außerordentlich gern gegen die Irrlehren der Arianer, Anomäer, Novatianer ꝛc. predigen; das traf ſie nicht und ſo konnten ſie ſich mit einem gewiſſen ſelbſtgefälligen Behagen an dem Zauber ſeiner Rede erfreuen, obzwar Chryſoſtomus ſie immer ermahnte, durch heiligen Wandel und durch Gebet das ihre zur Bekehrung der Irrgläubigen beizutragen. Plötzlich entzog er ihnen dies Vergnügen und erklärte, er werde erſt dann wieder gegen die Irrgläubigen reden, bis die Gläubigen bewieſen hätten, daß ſie ſeiner Ermahnungen nicht mehr bedürften. Zu einer anderen Zeit waren ſie von ſeinen Vorträgen über den Apoſtel Paulus entzückt. Chryſoſtomus unterbrach dieſelben mit der Bemerkung: er werde ſie fortſetzen, ſobald die Gemeinde anfange, die Tugenden des Apoſtels nachzuahmen. Er begnügte ſich nicht damit, ſein Volk auf der Kanzel zu unterrichten: Jedem gewährte er freien Zutritt, der mehr Aufklärung zu haben wünſchte. Er bat auch, daß man ihm Ratſchläge und Fingerzeige geben möge, „denn,“ ſagte er, „es iſt unmöglich, daß ich bei der Laſt von ſorgenvollen Arbeiten, die auf mir liegt, nicht zuweilen fehlen ſollte; man rüge es, damit ich es bemerke und mich beſſere.“ Mit der äußeren Andacht ſeiner Gemeinde, die oft nur auf Gewohnheit, Nachahmung und Eitelkeit beruht; mit der Teilnahme am Gottesdienſte, dem Beſuche der Predigt und des allgemeinen Gebetes begnügte Chryſoſtomus ſich durchaus nicht. Das Alles ſind nur Mittel, um die Wunden der Seele zu heilen, welche die Sünde ſchlug. Als der zärtlichſte Liebhaber der Seelen, mußte er der größte Widerſacher der Laſter ſein und zu deren Bekämpfung hindrängen, als zum eigentlichen Beginn des chriſtlichen Lebens. Die Notwendigkeit dieſes Kampfes ſollte die Predigt einleuchtend machen und beten und faſten und Almoſen geben, ſollten die Gnade der Beharrlichkeit im Kampfe von Gott erflehen. In tauſend Wendungen kommt Chryſoſtomus immer auf dieſen einen Punkt, den eigentlichen Lebenspunkt des Chriſtentums zurück, und alle Ergründung der Tiefen der heiligen Glaubenslehre und aller Aufſchwung zu den lichten Höhen der Hoffnung und der Liebe in unſerer himmliſchen Religion, dienten ihm dazu, um das volle Licht der Wahrheit auf das eine, was Not tut, zu werfen: auf die Nachfolge Jeſu. Nun gab es aber eine Stätte in Conſtantinopel, wo man ſich um die ſtandesgemäße Nachfolge Jeſu gar wenig bekümmerte und die dem heiligen Patriarchen minder zugänglich war, als ſeine Prieſter, ſeine Mönche, ſein Volk der Laien; das war der Hof. Arcadius war ein milder Herr, ſchwach an Verſtand und Charakter, der die Laſt der Regierung zu ſchwer für ſeine Schultern fühlte und Demjenigen dankbar war, der ſie ihm abnahm. Wäre er ein Tyrann geweſen, ſo hätte er für ſein Reich nicht verderblicher ſein können, als er es jetzt aus Schwäche war. Er war auch fromm, aber in beſchränkter Weiſe und wendete nicht die Frömmigkeit an, um ſich durch ſie über ſeine Pflichten aufzuklären und in ihrer Ausübung ſich zu ſtärken. Er hätte ſich auch von einem rechtſchaffenen Manne lenken laſſen: aber Rechtſchaffenheit und Verdienſte werden durch den Schwarm der Schmeichler und der Ehrgeizigen verdrängt.

Durch den Emporkömmling Eutropius bekam der ganze Hof und die ganze Regierung einen gemeinen Anſtrich, denn es wimmelte von Emporkömmlingen, die ſich die höchſten Stellen erſchmeichelt oder erkauft hatten, oder die zu des Eutropius Freunden aus alten Tagen gehörten, wie z. B. Leo, ein Wollhechler, der jetzt als einer der erſten Befehlshaber der Armee prangte. Solche Beiſpiele machten Tauſende lüſtern; und da man durch Geld zu allem gelangen konnte, was des niederen Menſchen Verlangen reizt, ſo wurde die Geldgier, dieſe entwürdigendſte aller Leidenſchaften, die den Menſchen zum Sklaven einer Erdmaſſe macht, eine faſt allgemeine Seelenkrankheit. Geld erwerben, gewinnen, erpreſſen, rauben, Geld aus den Tränen der Unterdrückten, Geld aus dem Blute der Mißhandelten herausquetſchen, Geld um jeden Preis, heiße er Ehrloſigkeit, heiße er Erniedrigung, heiße er Ungerechtigkeit. Geld, um den Ehrgeiz zu befriedigen und die Genußſucht zu ſättigen — Geld!! Darauf richtete ſich das hauptſächlichſte Streben am Hofe des Arcadius; das beſeelte Männer und Weiber, Jugend und Alter, den Tagedieb auf der Gaſſe, der gern ein Oberkämmerer geworden wäre und den Oberkämmerer Eutropius, der Konſul des römiſchen Reiches zu werden gedachte; ja die Kaiſerin ſelbſt! ſie nahm Geſchenke von den Beamten an und gewährte ihnen dann Fürſprache und Schutz. Sie war übel beraten, die Kaiſerin. Als ihr Vater Bauto ſtarb, empfahl er Eudoxia als junges Kind ſeinem Freund Promotus, der, wie er, einer der tüchtigſten Feldherren des Kaiſers Theodoſius war. Bei der Frau des Promotus wuchs Eudoxia auf und aus deren Hauſe wurde ſie auf den Kaiſerthron geführt. Sie behielt eine kindliche Anhänglichkeit und ein blindes Vertrauen für ihre Pflegemutter, die Marſa hieß und alles bei ihr galt. Promotus war ſchon im Jahre 391 gegen die Goten gefallen. Er hinterließ ſeiner Witwe ein großes Vermögen und den Glanz ſeines Namens und ſeiner Würde; er war Konſul geweſen. Marſa war klug, ſtolz und gewandt; ſie wußte das alles geſchickt zu benutzen und gab für die vornehme Frauenwelt in Conſtantinopel den Ton an. Mit ihren beiden Freundinnen, der Caſtricia, Frau des Feldherrn Saturninus und der Witwe Eugraphia, die ihr gleich an Rang und Reichtum waren, wetteiferte ſie in Luxus, in Verſchwendung, in frecher Pracht, in Ränken und Kabalen, zum größten Schaden aller Frauen, die ſich bemühten, dieſem Beiſpiel zu folgen, um ebenſo in der Welt zu glänzen, zu herrſchen und angeſtaunt zu werden, wie Marſa und ihre Freundinnen, die man täglich in der Geſellſchaft der Kaiſerin wußte. Chryſoſtomus, mit ſeiner tiefen Gleichgültigkeit gegen alle Weltherrlichkeit und mit ſeinem tiefen Abſcheu gegen die Laſter, welche ſo leicht aus ihr hervorgehen, ſuchte in ſeinen Predigten dieſe Ausgießung der Seelen in Äußerlichkeiten zu hemmen und die traurigen Folgen für Zeit und Ewigkeit hervorzuheben, die aus ſolcher Schwelgerei in irdiſchem Wohlbehagen entſpringen. Hatte aber Luzifer ſeinen Anhang in der vornehmen Welt — Chriſtus hatte ihn auch.

Fünftes Kapitel.

Aus dieſer Welt waren kürzlich zwei ausgezeichnete und allbekannte Männer, ergriffen von jener unausſprechlichen Liebe, welche die Heiligen bildet, entflohen. Der eine hieß Arſenius und war Erzieher des Arcadius, als er aus dem Kaiſerpalaſt in die Wüſte Scete ging und ſo ſtill ſich vergrub, daß man erſt nach Jahren von ſeiner Exiſtenz Kunde erhielt. Der anderen hieß Nilus, bekleidete ein hohes Amt in Conſtantinopel, war ein höchſt geiſtreicher Mann, glücklich als Gatte und Vater, glücklicher noch, als er ſich mit ſeinem Sohne Theodul zu den Mönchen des Sinaï, ſeine Frau in ein Kloſter begab. Dieſe Männer konnten nicht der Sehnſucht Meiſter werden, die ſie aus dieſem ſo fürchterlich irdiſchen Treiben hinaus und zur Entſagung einer Irdiſchkeit trieb, in welcher die Seele, trotz alles Glückes, namenlos unbefriedigt bleibt und gerade dadurch, durch dieſe quälende Leere, die immer in innerer Unruhe erhält, ſo leicht vom Pfade des Lichtes abweicht. Und eben wieder hatte ein anderer ausgezeichneter Mann die Flucht ergriffen, um nicht in tödliche Schlingen zu fallen. Evagrius von Pontus, ein Schüler des Gregor von Nazianz und durch Gregor von Nyſſa zum Diakon geweiht, wurde von dieſem dem Nectarius überlaſſen, der einen tüchtigen Prediger und Bekämpfer der Irrlehren für Conſtantinopel begehrte. Evagrius wurde als ſolcher ungemein beliebt. Aber jung, einnehmend und beredt wie er war, traten ihm Gefahren nahe, denen er ſich nur durch ſchleunige Flucht entziehen konnte. Er ging nach Jeruſalem, zu Melania der Älteren[1] und dann, durch deren klaren ſtillen ſchönen Geiſt beruhigt, in die

---

[1] Siehe „Väter der Wüſte“ S. 600.

Wüſte Scete, wo er unter den gewaltigſten Büßern eines der gewaltigſten Bußleben führte.

Auch unter den gottgeweihten Jungfrauen, die teils in klöſterlicher Gemeinſchaft, teils in ihren häuslichen Umgebungen lebten, waren Perlen der Reinheit und Demut, häufig aus vornehmen Familien und in Fülle des Überfluſſes aufgewachſen. Sie verpflichteten ſich zu einem ſehr ſtrengen Leben, gingen immer barfuß, faſteten immer bis zum Abend, hatten keine andere Koſt, als Bohnen, Oliven und Feigen, ſchliefen nachts nur wenige Stunden auf einer groben Strohmatte, weil ſie die meiſten Stunden im Gebete hinbrachten. Sie hatten arme kranke Weiber aufgenommen, die ſie zärtlich verpflegten und bedienten, und nebenbei ſpannen ſie und webten grobe Stoffe zu Gewändern für ſich und ihre Pfleglinge. In gleicher Weiſe lebte die ſelige Jungfrau Nikareta, deren Andenken die Kirche feiert. Aus edlem Geſchlechte, ſehr reich und ſehr ſchön, widmete ſie ſich in zarter Jugend dem Dienſte des Herrn der Herrlichkeit — in den Armen. Ein ungerechter Richterſpruch beraubte ſie faſt ihres ganzen Vermögens. Es tat ihr nur deshalb wehe, weil ſie ihre Almoſen beſchränken mußte, aber es machte ſie um ſo tätiger in perſönlichen Liebeserweiſen. Mit ein paar frommen treuen Dienerinnen lebte ſie ſo ſparſam in ihrer kleinen ſtillen Wohnung, daß ihr immer noch Mittel blieben, arme Anverwandte und Hilfsbedürftige zu unterſtützen. Sie beſuchte die Hütten des Elendes, pflegte und ſäuberte die abſchreckendſten Kranken, kochte für ſie, bereitete ihnen Arzenei und war ſo erfinderiſch in ihren Heilmitteln, daß ſie

Leuten das Leben rettete, welche von den Ärzten aufgegeben waren; den Nikareten ſteht himmliſche Wiſſenſchaft zu Gebote. Chryſoſtomus hätte ihr gern das Amt einer Diakoniſſin übergeben, das ihr im Auftrage der Kirche die Armenpflege und die Aufſicht über die weiblichen Katechumenen zugewieſen hätte. Aber der friedliche Schatten der unſcheinbarſten Eingezogenheit war ihr Lebenselement; und ſie lehnte den Antrag ab. Da äußerte er den Wunſch, ſie möge die Vorſteherſchaft eines Kloſters übernehmen und durch ihr Beiſpiel andere für Gott entflammen. Nikarete entſetzte ſich noch mehr. Ihrer Demut war es unerträglich, aus der Verborgenheit gezogen zu werden. Nun ließ der heilige Patriarch ſie gewähren und auf ihren ſtillen Wegen und in der freiwilligen Erniederung demütiger Liebe zur Eroberung des Himmelreiches fortwandeln. Er machte zur Diakoniſſin Pentadia, die edle Witwe des Timaſius, die ſich, nachdem Eutropius ihren Gemahl geſtürzt hatte, aus einer Welt zurückzog, welche immer ohne Reiz für ſie geweſen war. Der Gruppe von Frauen gegenüber, welche ſich um Eudoxia gebildet gebildet hatte, fand alſo Chryſoſtomus eine andere, deren Mittelpunkt die Liebe zum göttlichen Heiland war und die ebenſoviel Mut, Kraft und Begeiſterung für die ewige Wahrheit und Schönheit, als jene Anhänglichkeit an vergängliches Blendwerk hatte. Die Chorführerin dieſer Frauen iſt die heilige Olympias. Der irdiſchen Abſtammung nach, ſagt ihr alter Lebensbeſchreiber Palladius, Biſchof von Helenopolis, war ſie eine Tochter großer Herren; dem Geiſte nach eine Tochter Gottes. Sie war die Nichte

Dem Hochwürdigſten Herrn

Hermann,

Erzbiſchof von Freiburg,

dem guten Hirten,

dem treuen Bekenner.

jener Olympia, die mit dem Kaiſer Conſtans verlobt war und nach deſſen Tode die Königin von Perſien wurde. Ihr Vater hieß Aniſius Secundus. Er beſaß ein unermeßliches Vermögen und Olympias war ſein einziges Kind. Um das Jahr 368 wurde ſie geboren und ihre Mutter ſtarb früh. Aber eine vortreffliche Frau übernahm die Erziehung des glücklich begabten Kindes. Sie hieß Theodoſia, war die Schweſter des heiligen Amphilochius, Biſchof von Iconium, und Witwe. Als Olympias auch ihren Vater verlor, wurde ihrem Oheim Procopius die Vormundſchaft und Verwaltung ihres Vermögens übertragen. Ihr Vater lebte und ſtarb im Heidentume und in der Fülle heidniſcher Herrlichkeit wuchs das Kind auf. Allein Theodoſias chriſtliche Tugenden gewannen das reine kindliche Herz und ſie bemühte ſich, früh dieſelben nachzuahmen. Bei ſiebenzehn Jahren war ſie eine vollendete Schönheit und verband die glänzendſten Gaben des Geiſtes mit den gediegenſten des Herzens. Daß ihr die Bewerber nicht fehlten, verſteht ſich von ſelbſt. Ihre Wahl war früh getroffen; der Geliebte ihrer Seele war Chriſtus. Procopius drang aber auf ihre Vermählung und verſicherte, daß ſie im Eheſtande mit einem würdigen Gatten gerade ſo gut Gott dienen könne, als unverehelicht. Sie gehorchte ihrem Oheim und vermählte ſich mit Nebridius, Intendanten der kaiſerlichen Beſitzungen, der bald darauf Präfekt von Conſtantinopel wurde. Aber ſie führte an ſeiner Seite ihr jungfräuliches Leben fort.

Im Jahre 386, zwanzig Monate nach der Vermählung, riß der Tod den Nebridius aus ſeinen glänzenden und glücklichen Verhältniſſen und Olympias war Witwe bei achtzehn Jahren. Es gibt für eine Frau keine Stellung, die ſchwieriger wäre, als die einer jungen Witwe. Der Reiz, den die Welt für die Jugend zu haben pflegt, iſt lebendig in ihr, und dabei genießt ſie eine Freiheit, welche kaum für das reifere Alter ohne Gefahr iſt. Aber Olympias faßte ihr Schickſal anders auf. Sie ſah darin eine Fügung Gottes, um ſich vor den Lockungen der Welt zu retten. Ihrem Gemahl zu Liebe hatte ſie doch einigermaßen wie alle Frauen ihres Standes leben müſſen, und obzwar ſie ſich die größte Einfachheit und Eingezogenheit zum Geſetze gemacht und jede freiwillige Verzärtelung ängſtlich gemieden hatte, gab es doch tauſend Veranlaſſungen, wo ſie das alles nicht nach Wunſch beobachten konnte. Die ganze Lebensluft der orientaliſchen Damen war, wie die der römiſchen, weichlich und üppig. Nur eine heldenmütige Seele konnte ſich an das Unternehmen wagen, ſich derſelben zu entziehen. Olympias tat es unter dem Beiſtande der Gnade. Sie fühlte den Luxus in Kleidern, Schmuckſachen, Dienerſchaft, Wohnung und Nahrung, in den millionenfachen Behaglichkeiten und Verſchwendungen, als eine ſchwere Verantwortung für die Seele, welche ja dereinſt über ihr ganzes Tun und Treiben, über all' ihr Handeln und Wandeln auf Erden genaue Rechenſchaft abzulegen hat. Sie fühlte in dieſen Geweben von Purpur und Gold, in dieſen Schnüren von Perlen und Diamanten unſichtbare Fäden, die ein Netz von Eitelkeit und Gefallſucht um das Herz weben und es oft ſo feſt verſtricken, daß es ſeine Richtung auf Gott darüber verliert. Sie fühlte die Prachtgewänder und die Halsbänder von Juwelen ſo fürchterlich ſchwer auf ihren Schultern, daß die Flügel, welche himmelwärts tragen ſollen, ſich nicht entfalten können und der irdiſche Menſch erdwärts ſinkt. Die Oberflächlichen und Irdiſchgeſinnten haben dies nie, die Heiligen haben es immer begriffen.

Olympias begann in ihrem prächtigen Palaſte als eine Arme Jeſu Chriſti zu leben. Welch' ein Entſchluß! achtzehn Jahre, königliche Reichtümer, Schönheit, Geiſt, herzgewinnende Anmut, hoher Rang: lauter Dinge, die ihn erſchweren; überdies rings umher die Pracht des Hofes, der Großen des Reiches, der Kaiſerſtadt; wohin das Auge ſchaute prachtvolle Gebäude, Kirchen, Paläſte, Bäder, Theater, Portiken, getragen von Marmorſäulen, geſchmückt mit Bildſäulen und den edelſten Kunſtwerken der alten griechiſchen Skulptur, und alle dieſe Herrlichkeiten, wie ein umgeſtürzter Schmuckkaſten, ausgeſchüttet über die Hügel von Tracien, die lieblichſten der Erde, die ſich mit ihren Hainen von Platanen und Cypreſſen und ihren Gärten voll Zitronen-, Lorbeer- und Granatbäumen, voll Jasmin- und Roſenhecken in das lieblichſte Meer der Welt, in die Propontis hinabſenken. Und dazwiſchen ein junges einſames Weſen, das ſein ſchönes Auge auf all' dieſen reizenden, glänzenden, verführeriſchen Bildern nur ruhen läßt, um ſie alle zu verſchmähen. Welch' ein Entſchluß, welch' eine grenzenloſe Demut, um dieſen Rieſenbau geiſtiger Vollkommenheit zu unternehmen! Er fand denn auch zahlreiche Widerſacher in den Männern, welche ſich um ihre Hand bewarben; in den Frauen, welche ſich durch ein ſolches Beiſpiel beſchämt fühlten; in Olympias Anverwandten, welche ſich in ihrem Glanze zu ſonnen gedachten und ihre verſchwenderiſche Freigebigkeit gegen fremde Not eiferſüchtig bewachten; endlich — in dem Kaiſer ſelbſt. Sein Neffe Elpidius, ein reicher junger Spanier, befand ſich unter ihren Bewerbern. Sie lehnte dieſen wie jeden anderen Antrag mit der Erklärung ab: ſie habe ſich entſchloſſen, ihr Leben im Witwenſtande zuzubringen. Elpidius wendete ſich an ſeinen Oheim und bat ihn um ſein mächtiges Fürwort. Theodoſius wiederholte alſo den Antrag, fand aber kein Gehör. Da entbrannte der große mächtige Kaiſer in heftigem Zorn gegen dieſe arme junge Frau, und um ſie für ihren Trotz zu ſtrafen oder auch um ſie auf andere Gedanken zu bringen, erlaubte er ſich eine ſchreiende Ungeſetzlichkeit: er befahl dem Präfekten von Conſtantinopel, ihr ganzes Vermögen in Verwahrung zu nehmen und ſie bis zu ihrem dreißigſten Jahre unter Vormundſchaft zu halten. Nicht einen Augenblick kam Olympias aus ihrer Faſſung. Hochherzig und demütig, wie ſie war, ſchrieb ſie dem Kaiſer: „Mein Herr und Gebieter! du haſt mir eine Gnade erwieſen, die nicht nur eines Kaiſers, ſondern wahrlich auch eines Biſchofes würdig iſt, indem du mich durch Verwahrung meiner Güter vieler Sorgen über deren gute Anwendung enthoben haſt. Um meine Freude vollkommen zu machen, wolle befehlen, daß ſie den Kirchen und den Armen zugeteilt werden. Schon längſt befürchtete ich Regungen der Eitelkeit, die ſo leicht erwachen, wenn man ſelbſt die milden Gaben ſpendet. Auch können die zeitlichen Güter mein Herz von den ewigen abwenden, die geiſtig und göttlich ſind.“

Dieſer bewundernswürdige Brief machte gar keinen Eindruck auf den Kaiſer: ſo verblendete ihn der Wunſch, Olympias mit ſeinem Neffen zu vermählen. Bald darauf zog er in den Krieg mit dem Gegenkaiſer Maximus und blieb drei Jahre von Conſtantinopel abweſend, Olympias aber in der ganzen Zeit abhängig vom Präfekten. Dieſer, um dem Kaiſer und dem Elpidius dienſtwillig zu ſein, bevormundete außer Olympias Vermögen auch ihre Perſon. Begierig wie ſie war nach ſicherer Leitung auf dem Wege des Heiles und voll Ehrfurcht vor den Vätern der Kirche, den Nachfolgern der Apoſtel, hatte ſie nie verſäumt, fromme Biſchöfe, die ſich in Conſtantinopel einfanden, aufzuſuchen und ſich ihren Rat und ihren Segen zu erbitten. Dieſe Beſuche unterſagte ihr der Präfekt. Er hoffte ohne die heiligen Ratſchläge werde ihre Widerſetzlichkeit leichter zu brechen ſein. Aber er irrte ſich! Olympias Entſchluß war ihr von Chriſtus ſelbſt eingegeben durch ſein Wort: „Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ Die Härte des Präfekten konnte ihr wohl ſchmerzlich ſein, jedoch nicht ſie umſtimmen. Nun ging er noch einen Schritt weiter und zu perſönlichen Quälereien über: Olympias durfte nicht mehr die Kirchen beſuchen. Da machte ſie ihren Palaſt zu einer Kapelle und pries Gott wo ſie ging und ſtand, da er ſie würdige, um der Liebe Jeſu willen Gefangene und Sklavin zu ſein. Ihre Verwandten fanden dies Alles aber höchſt empörend und ſchalten Olympias, daß ſie durch ihr unvernünftiges Benehmen ſich ſelbſt und ihnen ſolche Beleidigungen zuziehe. Manche Perſonen, die ſie früher reichlicher unterſtützt und mit Wohltaten überhäuft hatte, waren frech genug, ihr vorzuwerfen, daß ihre eigene Torheit ſie in eine beſchränkte Lage verſetze. Ja unter ihrer Dienerſchaft fanden ſich einige, welche meinten, man ſei ihr nicht mehr die frühere Ehrfurcht ſchuldig, da Kaiſer, Verwandte und Obrigkeit ihre Lebensweiſe tadelten und mißbilligten. Zu dieſem täglichen und ſtündlichen Ungemach geſellten ſich ſchwere Krankheiten, welche ſich Olympias durch ihre Faſten und Nachtwachen zuzog. Sie hatten einen zarten Körper, der durch die verzärtelnden Gewohnheiten im Hauſe ihres Vaters und ihres Gatten ſehr verweichlicht worden war. Aber ſie beachtete das gar nicht, faſtete in kranken, wie in geſunden Tagen, genoß nie Fleiſchſpeiſen und widmete ſich ſo beharrlich dem Gebete, beſonders dem nächtlichen, daß ihr endlich das Wachen zur Natur wurde. Bis ſie es aber dahin brachte, hatte ſie viele Leiden auszuſtehen.

Das ſtürmte nun Alles zuſammen in jenen drei Jahren auf ſie ein; aber ihr „goldenes Gemüt," wie Chryſoſtomus es nennt, wurde dadurch mehr und mehr geläutert. Sie ſah in all' den Widerwärtigkeiten das Kreuz, welches die Nachfolge Jeſu mit ſich bringt, und pries ſich ſelig, daß der göttliche Meiſter zu ſeiner Jüngerin ſie berufen habe. Wer ihr Vorwürfe machte, dem dankte ſie, wer ſie quälte, für den betete ſie; wer ihr übel wollte, den liebte ſie. Ihre Sanftmut war unüberwindlich, ihre Milde unzerſtörbar. Nie hat man aus ihrem Munde ein Wort gegen die Nächſtenliebe gehört;

nie eine Regung der Eitelkeit und des Hochmutes an ihr wahrgenommen. Abgetötet wie ihr Leib waren auch die böſen Neigungen der Natur. Inmitten einer Flut von Quälereien und von peinlichen Prüfungen führte Olympias ein ſeliges Leben, beſchützt vor aller Unbild, froh in aller Trübſal, geborgen am durchwundeten Herzen des göttlichen Gekreuzigten.

Im Jahre 391 kam Kaiſer Theodoſius zurück. Er hatte den Maximus beſiegt; Olympias beſiegte ihn. Als er von ihrem himmliſchen Wandel hörte, ging er in ſich und gab ihr volle Freiheit hinſichtlich ihrer Perſon ſowohl, als ihres Vermögens. Sie freute ſich des Reichtums nur, um ihn auszuſpenden, denn ſie ſelbſt blieb in der Lebensweiſe der Armut, welche ſie angetreten hatte und welche es ihr möglich machte, erſtaunlich große Almoſen zu ſpenden. Sie betrachtete ſich als Gottes Schaffnerin in der Verwaltung ihres Vermögens. Sie beſchenkte Kirchen, Klöſter, Hoſpitäler; ſie unterſtützte die Verbannten; ſie erkaufte fremden Sklaven die Freiheit und ſtattete ihre eigenen Freigelaſſenen reichlich aus. Fremden Biſchöfen gab ſie große Summen für ihre Kirchen und Gemeinden, und man ſagt, es ſei kaum eine Provinz des Reiches geweſen, die keine milde Gabe von Olympias empfangen hätte. In Conſtantinopel verband ſie mit ihrer Freigebigkeit auch ihr perſönliches Wirken. Sie nahm arme Kranke in Pflege und ſpeiſete täglich eine Anzahl von Armen. Dadurch wurde es ihr möglich, manch' verſtocktes Herz zu erweichen, manche verirrte Seele von Abwegen zu retten.

Der Patriarch Nektarius bewunderte Olympias ſo ſehr, daß er ſie trotz ihrer Jugend zur Diakoniſſin machte. Nun war ſie am Ziele ihrer Wünſche: ſie legte das Gelübde ewiger Keuſchheit, zu dem die Diakoniſſinnen verpflichtet waren, um ſich ungeteilt dem Dienſte der Kirche weihen zu können, in die Hände des Patriarchen ab und widmete ſich ganz ihren heiligen Verrichtungen. Von der vielfachen äußeren Tätigkeit, die der Beſuch der Armen und Kranken, die Verteilung der Almoſen, die Sorge für diejenigen Katechumenen, die von ihren Familien verſtoßen oder ſonſtwie hilflos waren, nach ſich zog, ruhte Olympias aus in glühenden Gebeten vor den Altären des lebendigen Gottes und in der Zelle, die ſie in ihrem Palaſt zum Wohngemach ſich eingerichtet hatte, in welcher ſie mit zärtlicher Sorgfalt die Tücher bereitete, die bei der Feier der heiligen Geheimniſſe zur Bedeckung der Altäre notwendig ſind. Dieſe mannigfachen Beſchäftigungen hielten ſie nicht ab, ihrem Geiſte die kräftigſte Nahrung und edelſte Bildung durch Leſen und Betrachten der heiligen Schriften zuzuwenden. Wo ſie Männer fand, die ihren Durſt nach höherem Verſtändnis Genüge tun konnten, bat ſie dieſelben um ein geiſtliches Almoſen, wie ſie den heiligen Gregor von Nyſſa um eine Erklärung des Hohenliedes bat. Wer war froher als Olympias, da nun der Durchforſcher und Ergründer der heiligen Schriften, Chryſoſtomus, ihr Oberhirt wurde. In der edlen Pentadia gab er ihr ein Gefährtin als Diakoniſſin und andere gottſelige Frauen ſchloſſen ſich ihnen an und bildeten einen Kranz von lieblich duftenden Tugendblumen. Daß

Olympias Großmut zuweilen mißbraucht wurde, verſteht ſich! Sie wollte lieber betrogen werden, als hartherzig ſein. Chryſoſtomus riet ihr aber bei ihren Gaben weniger die Forderungen und etwas mehr das wahre Bedürfnis zu berückſichtigen; und als ſie demütig gehorchte, zog ihm auch das manche Feinde zu.

Sechſtes Kapitel.

Chryſoſtomus betrachtete ſeine Diözeſe wie ein großes Hoſpital voll Kranker, Lahmer und Blinder, die um ſo mehr zu bemitleiden waren, wenn ſie ihren kläglichen Zuſtand nicht kannten. Um die Wunden der Seelen zu heilen, die Lähmung des Willens zu heben, das Auge des Glaubens zu öffnen, predigte er mit Feuereifer und beſtrebte ſich, die Lehren des Evangeliums klar und eindringlich zu machen. Er hielt neunzig Homilien über das Evangelium des heiligen Matthäus, achtundachtzig über das des heiligen Johannes, zweiunddreißig über den Römerbrief, vierundvierzig über den erſten und dreißig über den zweiten Korintherbrief, ſiebenundſechzig über das erſte Buch Moyſes, achtundfünfzig über die Pſalmen; dieſe und noch viel, viel mehr alle in Antiochien. In Conſtantinopel ging das eben ſo fort! Über den Apoſtel Paulus hielt er ſieben Homilien, über deſſen Brief an die Hebräer vierunddreißig, an die Philipper ſechzehn, an die Coloſſer zwölf ꝛc. ꝛc., und immer entwickelt er aus den Heilswahrheiten die großen und gewichtigen Lehren der chriſtlichen Sittlichkeit mit einer Fülle, einer Kraft, einer Klarheit, welche nur der Seele eigen ſind, die in der Ausübung der Tugenden zu Hauſe und ganz durchdrungen vom Inhalte der Gedanken iſt, in denen ſie ſich ausſtrömt. Dieſe Übereinſtimmung zwiſchen dem Lehrer und der Lehre trug mächtig dazu bei, einen gewaltigen Eindruck hervorzurufen. Iſidor, Abt zu Peluſium in Egypten, bewundert wegen ſeiner Heiligkeit und ſeiner Schriften, ein Schüler des Chryſoſtomus, ſagt von ihm: er habe die Fabel von Orpheus gleichſam zur Wahrheit gemacht; denn wie die wilden Tiere, von den Tönen ſeiner Leier beſänftigt, dem traciſchen Sänger nachgefolgt wären, ſo habe Chryſoſtomus der roheſten Menſchen Leidenſchaften beſiegt, die Feindſeligen friedlich geſtimmt, die Sittenloſen keuſcher Zucht unterworfen.

Da Chryſoſtomus die Hinfälligkeit der menſchlichen Natur wohl kannte, ſo kommt er mit tauſend Wendungen immer auf die Buße zurück, „die den Habicht zur Taube, den Wolf zum Lamme macht, indem ſie nicht die Natur, aber den böſen Willen ändert. Sie erſchüttert den Sünder, heilt ſeine Wunden, tilgt ſeine Verbrechen, gibt ihm Zuverſicht zu Gott, bringt ihm die Rüſtung wider den Satan, iſt das Schwert, welches ihm den Kopf abſchlägt, weckt die Hoffnung auf die Seligkeit und beſiegt die Verzweiflung, welche ſich oftmals des Sünders bemächtigt. Darum rede ich ſo häufig von der Buße, weil die Zuverſicht, den Satan zu überwinden, die Seele kräftigt im Kampfe. Du biſt ein Sünder? verzweifle nicht. Du ſündigſt täglich? tue täglich Buße. Du biſt in Sünden alt geworden? erneuere dich durch die Buße. Aber auf ſie allein

baue ich deine Seligkeit nicht; nicht ihr traue ich zu, dich von deinen Übeln zu befreien. Weil ſie aber die Gnade des Herrn auf dich herabzieht, darum hoffe ich auf deine Seligkeit. Deine Bosheit hat doch ein gewiſſes Maß; aber ihr Heilmittel, die Güte Gottes, iſt ohne Maß. Deine Bosheit iſt menſchlich beſchränkt; aber die Gnade Gottes iſt grenzenlos. Stelle dir einen Feuerfunken vor, der in's Meer fällt; wird er darin fortglühen können? Was ein Funke gegen das Meer, iſt deine Bosheit gegen die göttliche Gnade. Ja das Meer, ſo groß es iſt, iſt doch endlich; aber die Güte Gottes hat kein Ende. Ich ſage das nicht, um euch in der Trägheit zu beſtärken, ſondern um euch zur Buße anzueifern. Wie oft habe ich euch ermahnt, die Schule aller Laſter, die Theater, nicht zu beſuchen. Du haſt meine Ermahnungen in den Wind geſchlagen und biſt doch hingegangen. Aber komme nur wieder her und höre abermals meine Ermahnungen. Wie darf ich wiederkommen? ſagſt du vielleicht; ich war ja ungehorſam. Daraus geht hervor, daß du dich ſchon deines Ungehorſams ſchämeſt und erröteſt. Alſo komme nur wieder. Du biſt betrübt? Du flehſt zu Gott? Sieh! ſo weit biſt du ſchon vom Falle aufgeſtanden. Höre wieder meine Ermahnungen und beobachte ſie künftig beſſer. Wenn dir der Arzt ein Heilmittel verordnet und es hilft nicht gleich, ſo wird er es dir morgen wieder verordnen. Soll ein Baum gefällt werden, ſo greift man zur Axt und haut in die Wurzel. Da muß mancher Schlag wiederholt werden, bis er umgehauen iſt. Deine böſen Leidenſchaften ſind ein ſolcher unfruchtbarer Baum, der dein Herz ganz durchwurzelt hat. Wundere dich alſo nicht, daß ſich die Streiche zwei und drei Mal, hundert Mal, tauſend Mal wiederholen müſſen, um das Übel auszurotten. Suche nur die böſe Gewohnheit zu überwinden. Die Juden aßen himmliſches Manna und ſehnten ſich nach den egyptiſchen Zwiebeln. Auch uns iſt wohl in unſerem Egypten! Etwas ſo Niedriges und Schlimmes iſt die böſe Gewohnheit. — Lerne zwei Dinge betrachten, die Sünde, welche eine Wunde deiner Seele, und die Buße, welche ihre Arznei iſt. Schäme dich der Sünde, aber nicht der Buße. Der Satan kehrt die Ordnung um und bewirkt, daß ſich der Menſch freudig in die Sünde ſtürzt, von der Buße aber hinwegſchleicht; ohne Scham das Verbrechen begeht, aber ſich ſchämt, es zu bekennen. Durchſchaue dieſe Liſt des Satans! er will dich auf ewig feſſeln; du bleibſt in ſeinen Schlingen, ſo lange du ſündigſt; und du wirſt ſündigen, ſo lange du dich der Sünde nicht ſchämſt, hingegen die Buße als eine Schande betrachteſt. — Gedenke des letzten Tages und komme dem Tode und dem Gerichte durch Bekehrung und Buße zuvor; denn dieſe Arznei hilft nur auf der Erde, in der Hölle nicht."

Über die Gleichgültigkeit und Lauheit derjenigen, die ihre Neugier in der Predigt befriedigen wollen und, wenn das geſchehen iſt, nicht mehr die Kirche beſuchen; und über den Mangel an Teilnahme für die Auslegung des Evangeliums, ließ er ſich zuweilen am Eingange ſeiner Predigten, wenn er eben die Kanzel beſtiegen hatte, mit heiliger Entrüſtung aus: „O Himmel!" ruft er einmal aus, „kann man dies ertragen? kann man es mit gleichgültigen Augen anſehen? alle Tage nimmt die Zahl unſerer Zuhörer ab! die Stadt iſt ſo volkreich und die Kirche ſo leer! der Markt, die Spaziergänge, die Theater ſind übervoll; das Haus Gottes iſt verlaſſen! Doch, um die Wahrheit zu ſagen, die Stadt iſt öde und die Kirche voll Menſchen. Denn es iſt nicht genug, einen menſchlichen Leib und eine menſchliche Stimme zu haben, um wahrhaft Menſch zu ſein; dazu gehört auch noch die Seele und die Geſinnung eines Menſchen. Das Merkmal einer ſolchen iſt: daß das Herz entbrenne in Liebe zum Worte Gottes, ſowie die Verachtung des göttlichen Wortes das ſichere Kennzeichen einer unvernünftigen, ja tieriſchen Seele iſt."

Dann ermahnt er ſeine Zuhörer, zu beten für die Bekehrung dieſer Leichtſinnigen und Betörten, wie er denn überhaupt das Gebet als den milden Regen betrachtet, der den Samen des göttlichen Wortes im Herzen befruchten und nähren muß, wenn auf die Anhörung des Evangeliums die Ausübung folgen ſoll. Er ſelbſt beſaß den Geiſt des Gebetes in jenem hohen Grade, der Hand in Hand mit der Heiligkeit geht. Er kannte aus Erfahrung das Gebet als den Kanal der Gnaden, durch welche der Seele himmliſche Neigungen und Begierden zufließen, himmliſche Eingebungen ſie vom Irdiſchen ablöſen und reinigen, himmliſche Kräfte ſie in der beſtändigen Vereinigung mit Gott halten. Er lebte in dieſer Verſenkung ſeines Lebens in das göttliche Leben und er ſuchte auf alle Weiſe den Geiſt des Gebetes in ſeiner Gemeinde zu entflammen. Er führte in Conſtantinopel öffentliche nächtliche Gebete nicht bloß für die Geiſtlichkeit, ſondern auch für die Laien ein. „Die Handwerker,“ ſagt er, „wachen, um ihre Arbeit zu vollenden; die Soldaten wachen auf ihrem Poſten. Und ihr könntet euch weigern, wegen des Gebets zu wachen?“ Er hatte die Freude, dieſen nächtlichen Gottesdienſt ſehr beſucht zu ſehen. Das weibliche Geſchlecht war ſtreng von demſelben ausgeſchloſſen. Aber Chryſoſtomus rät den Frauen ebenſalls, ihren Schlaf zu unterbrechen und in der Stille der Nacht, welche den Gefühlen der Andacht, der Inbrunſt, der Zerknirſchung ſo günſtig iſt, ihren Gebeten dieſe Weihe zu geben, ohne die Gott kein Wohlgefallen an ihnen hat. Auch ihre Kinder ſollen ſie an dieſe heilige Übung gewöhnen, ſie wecken in der Stille der Nacht und ihre kleinen zarten Herzen durch ein kurzes Gebet zu Gott erheben, „damit alle Häuſer der Chriſten in ebenſoviele Kirchen verwandelt werden möchten.“

Die Arianer wußten noch immer ſich mit einem herausfordernden Trotz in Conſtantinopel geltend zu machen. Obzwar ſie keine Kirchen in der Stadt beſaßen, zogen ſich doch jeden Samstag Abend und an den Vorabenden von Feſttagen in öffentlichen Umgängen umher und ſangen unter den Säulengängen, welche die öffentlichen Plätze umgaben, oder unter den Portiken der Kirchen und Paläſte Lieder, welche ihre Glaubenslehre enthielten und die katholiſche verhöhnten. Die Gläubigen mußten zu ihrer größten Betrübnis Verſe anhören, wie dieſe, durch welche die heilige Dreifaltigkeit verachtet wurde:

Wer ſind Jene, die da ſagen,
Drei — ſind Eine gleiche Macht?

Chryſoſtomus ſchlug den Gläubigen vor, ſie möchten ſtatt ſich an den Arianern zu ärgern, ihrerſeits Umgänge halten und Loblieder Gottes ſingen. Mit Freuden gingen ſie darauf ein. Da ihre Zahl viel größer war, als die der Arianer, und da die Kaiſerin Eudoria ſie auf ihre Unkoſten mit ſilbernen Kreuzen und Wachskerzen verſehen ließ: ſo wurden ihre Umgänge viel glänzender. Das verſetzte die Arianer in ſolche Wut, daß ſie eines Abends die Katholiken feindſelig anfielen. Dieſe ſetzten ſich zur Wehr, es blieben Tote und Verwundete auf beiden Seiten, und die Folge davon war für die Arianer das Verbot, ihre Umgänge zu halten und ihre Lieder zu ſingen. Die Katholiken blieben aber bei dieſem Gebrauch, den Chryſoſtomus in Antiochien vorgefunden hatte, wo der heilige Ignatius ihn eingeführt haben ſollte. Zum Arianismus bekannten ſich die meiſten Goten, deren es ſehr viele in der Stadt gab. Nur wenige waren katholiſch. Da ſie die griechiſche Sprache nicht verſtanden, lebten dieſe ohne Seelenpflege dahin. Chryſoſtomus in ſeiner Liebe für alle Seelen ſonderte aus ihnen einige der Frömmſten aus, weihete ſie zu Prieſtern, gab ihnen eine Kirche und predigte ihnen ſelbſt zuweilen das Evangelium mit Hilfe eines Dolmetſchers.

In der Karwoche dieſes Jahres wütete ein ſo furchtbarer Orkan am Bosporus, daß man eine gänzliche Verwüſtung der Felder und Wälder zu befürchten hatte. Die Schiffe im Hafen wurden wider einander geſchmettert, die Gebäude bebten, der Erdboden ſchien zu wanken, Menſchen und Tiere wurden niedergeworfen und betäubt. Entſetzen überfiel das Volk. Man floh in die Kirchen, betete, faſtete, ſeufzte, ſpendete Almoſen, vergaß alle Zerſtreuungen und Unterhaltungen. Man hörte keinen anderen Geſang als Pſalmen und Hymnen. Die Kirchen waren zwei Tage und zwei Nächte voll bußfertiger Menſchenſcharen. Da fiel der Orkan: der Karfreitag brach an — und was geſchah? die Gefahr war verſchwunden und Gott vergeſſen! das Volk eilte in den Zirkus zu den Wettrennen der Wagen; am Charſamstag in den babyloniſchen Feuerofen der Schauſpiele. Das ging dem heiligen Patriarchen durch's Herz. Es drang das Beifallstoben der Menge im Zirkus bis in ſein ſtilles Zimmer und wie ſummende Bienen ſchwärmte das Volk, trunken von den aufregenden Spielen, auf den Gaſſen. Da hielt Chryſoſtomus am Oſtertage ſeine berühmte Predigt wider die circenſiſchen Spiele, die er mit dem Ausrufe begann: Was müſſen wir erleben! iſt das zu dulden! richtet euch ſelbſt! kann ein Volk, das Chriſtus liebt, ſich ſo betragen, ſich ſo unſinnig in die wildeſte Torheit ſtürzen! Und an welchem Tage! An dem Tage, da das große Opfer vollbracht und Chriſtus gekreuzigt wurde! da der Heiland das Paradies aufſchloß, den Schächer in ſein altes Vaterland zurückführte, den Fluch aufhob, die Sünde hinwegnahm, dem Kriege ein Ende machte und den erzürnten Gott mit dem menſchlichen Geſchlechte verſöhnte: an dem Tage haſt du die Kirche, das heilige Opfer, die chriſtliche Traurigkeit, den Ernſt der Faſtenzeit verlaſſen und vom Satan als ſein Gefangener zu jenen Spielen dich fortführen laſſen! Iſt das zu dulden! kann man das aushalten! ich muß dieſer Klage freien Lauf laſſen, um meinen Schmerz zu lindern. Sagt mir nicht, daß nur wenige ſich von der Herde verirrt haben. Der Schaden iſt unermeßlich groß, wenn's auch nur zehn, nur zwei, nur einer iſt. Um die eine Seele iſt alles Sichtbare geſchaffen, ſind alle Geſetze und Gebote angeordnet, ſind ſo viele Wunder geſchehen, hat Gott ſeinen eigenen Sohn nicht verſchont. Für die eine Seele iſt ein göttliches Löſegeld gezahlt: ſieh alſo ihre Seligkeit nicht als etwas geringes und gleichgültiges an. Nein! ich verlange auch die eine Seele. Ich bin unerſättlich. Nicht mit wenigen und nicht mit vielen kann ich mich begnügen. Ich muß ſie alle ſelig machen. Geht eine einzige verloren, ſo fürchte ich ſelbſt verloren zu gehen." Am Schluſſe bedroht er diejenigen, welche den laſterhaften Gräuel der heidniſchen Schauſpiele nicht meiden würden, mit Exkommunikation, ſo daß ſie an dem Empfange der heiligen Euchariſtie nicht würden teilnehmen dürfen. Da wurde die ganze Verſammlung ſchmerzlich bewegt; man ſchlug an die Bruſt, vergoß Tränen, bat um Gnade, und viele, die zuvor leidenſchaftliche Anhänger des Zirkus und der Bühne waren, mieden ſie fortan gänzlich.

Siebentes Kapitel.

Der gotiſche Heerführer Gaïnas, welcher im Einverſtändniſſe mit Eutropius den Rufinus umgebracht hatte, war inzwiſchen ein bitterer Feind des Oberkämmerers geworden. Er ſah dieſen von einer Ehre zur anderen gelangen, während er ſelbſt immer nur Heerführer der Goten blieb. Eutropius ſetzte es bei dem Kaiſer durch, im Jahre 399 zu der höchſten Ehrenſtelle und Würde des römiſchen Reiches, zum Konſul und Patrizius ernannt zu werden. Dieſen Triumph erlebte ein Sklave, deſſen Geſchicklichkeit im Haarkräuſeln beſtand! er erlebte, daß ihm Statuen errichtet wurden, wie für die Kaiſer und deren Familie und für ganz große, ausgezeichnete Männer; allein damit war der Becher ſeiner Glückes überfüllt. Während Eutropius immer frecher wurde, immer übermütiger gegen alle Menſchen ſich benahm, ſogar die Kaiſerin zur Todfeindin ſich machte, indem er ihr erklärte: wenn ſie mit ſeinen verſchiedenen Anordnungen nicht zufrieden ſei, werde er ſie vom Throne ſtoßen, auf den er ſie geſetzt habe, während Chryſoſtomus der einzige war, der ihm die herbe Wahrheit ſagte, ihn vor Übermut warnte, ihn aufmerkſam machte auf den allgemeinen Haß, den er durch Ehrgeiz und Habſucht gegen ſich entzündete und dafür nichts erntete als Unwillen und Zorn: ſpann ſich heimlich ein Netz des Verderbens um den allmächtigen Günſtling und riß ihn zu Boden.

Im Einverſtändnis mit Gaïnas empörte ſich deſſen Vetter Tribigild, Oberſt der gotiſchen Reiterei in Kleinaſien. Eutropius ſchickte eine Armee unter Anführung ſeines Freundes Leo über den Hellespont. Dieſer gute Mann, der bei ſeiner Wollhechel nie von kriegeriſchen Großtaten und von Beſiegung der Goten das mindeſte geträumt hatte, ließ ſich freilich über den Hellespont ſetzen, verharrte aber in Todesangſt an der Küſte, dachte nicht entfernt daran, Tribigild zu bekämpfen und ſtarb endlich buchſtäblich aus Furcht. Gaïnas, der ihn erſetzen ſollte, ſpielte eine Komödie mit dem armen Kaiſer, ſtellte ihm Tribigild als einen ganz unüberwindlichen, eroberungsſüchtigen Feldherrn vor und rückte endlich mit der Erklärung heraus, Tribigild werde nur dann die Waffen niederlegen, wenn Arcadius in die Entſetzung und Auslieferung des Eutropius willige. Nichts konnte der ganzen Bevölkerung Conſtantinopels, ja des oſtrömiſchen Reiches willkommener ſein, als den Krieg mit den gefürchteten Goten durch den Sturz des Eutropius zu beenden. Sobald man eine Ahnung von dieſer Friedensbedingung hatte, wurde Arcadius mit Vorſtellungen beſtürmt, bei denen unter dem Vorwande des allgemeinen Beſten und der Ehre des Thrones auch viel perſönlicher Haß und Neid gegen den elenden Günſtling ſich verbarg. Es fielen ſchreckliche Auftritte vor: einerſeits Eutropius, der ſeinen ganzen Einfluß auf den Kaiſer, die Gewohnheit vieler Jahre, ſeine vorgeblichen Verdienſte um den Staat, ſeine Anhänglichkeit an die Perſönlichkeit des Arcadius hervorzuheben und ſich an ihnen feſtzuklammern ſuchte; andererſeits das Heer ſeiner Gegner, die ſeine Gründe mit ihren Gegengründen bekämpften, und umſo feuriger, als ihnen nur die Wahl blieb zwiſchen Eutropius Sturz oder Rache; und in der Mitte der Kaiſer, ſchwankend, zagend, unentſchloſſen, dem einen und den anderen ſein Ohr leihend, unfähig zum klaren Urteil und zur männlichen Handlung. Die Kaiſerin gab der Sache den Ausſchlag. Sie nahm ihre beiden kleinen Töchter auf ihre Arme und ging zu ihrem Gemahl. Weinend fiel ſie ihm zu Füßen, klagte ihm alle Unbilden, welche ſie ſeit vier Jahren ſchweigend von Eutropius hingenommen habe und wie er dadurch nur immer frecher werde und eine Beleidigung auf die andere häufe, ſo daß er ihr das Leben unerträglich mache. Sie zerfloß dabei in Tränen und die kleinen Kinder fingen auch zu weinen an nach Kinderart, als ſie die Mutter weinen ſahen. Genug: Arcadius, der vernünftigen Vorſtellungen kein Gehör gegeben hatte, wurde durch dieſe Tränen ſo erſchüttert, daß er den Oberkämmerer auf der Stelle rufen ließ, ihn all' ſeiner Würden entſetzte und ihn von ſeinem Angeſichte verbannte. So wurde Eutropius durch Eudoxia geſtürzt. Der Elende wußte wohl, daß er nun verloren ſei. Damals folgte auf des Monarchen Ungnade immer die Verbannung in irgend ein fernes wildes Land und in klägliche Verhältniſſe; zuweilen der Tod.

Kaum war der Ruf dieſer Ungnade in Conſtantinopel erſchollen, kaum war der geborgte Abglanz der Majeſtät von Eutropius gewichen, ſo brach der allgemeine Abſcheu, deſſen Gegenſtand er trotz Würden und Bildſäulen geweſen war, in frohlockendem Geſchrei, drohenden Verwünſchungen, lautem Hohn aus. Wie eine Meute atemloſer Hunde über ein halbtot gejagtes Wild, fiel alles über ihn her, um ihn zu zerreißen, zu ſteinigen. Er entwich aber und floh in dieſer Todesnot zu der Stätte, die er für edleres Unglück als das ſeine geſchloſſen hatte — floh in die Kirche. Nach dem Geſetze, das er dem Kaiſer diktiert hatte, durfte er mit Gewalt vom Altare hinweg geriſſen werden, und Arcadius ſchickte auch wirklich Solda-

Vorwort.

Das Jahr der Kirche iſt das Jahr des übernatürlichen Menſchen. Es weiß nichts von unſers Erdballs Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, die ſich um die Sonne der irdiſchen Schöpfung herum wenden und abwickeln. Das Jahr der Kirche wendet ſich um das unerſchaffne Licht, um die Sonne der Gerechtigkeit, um Chriſtus und um Sein Werk der Erlöſung herum. Als Seine getreue Braut, der Er den Auftrag hinterlaſſen hat, dieſes Sein Werk für alle Zeit der Menſchheit zu vermitteln und für deren Heil und Heiligung in Seinem Sinn, mit Seiner Kraft, durch Seine Gnade zu ſorgen — hat die Kirche einen ewigen unwandelbaren Inhalt. Aber ihre Kinder, die Menſchen, haben auf Erden ein ſehr ten, die ihn fortführen ſollten. Leichenblaß, bebend vom Scheitel bis zur Sohle, zähneklappernd ſtand er da und umfaßte eine Säule neben dem Altare. Wer konnte ihn in dieſem Augenblicke ſchützen? Nur der, welcher den Unwillen des Kaiſers, die Wut des Volkes, den Haß von Eutropius Feinden nicht fürchtete; nur Chryſoſtomus! vor ſeiner Erhabenheit traten die Soldaten ſchüchtern zurück und vollführten nicht den Befehl des Kaiſers. Da ließ dieſer den Patriarchen rufen, der ebenſo unerſchrocken im Palaſte als in der Kirche erſchien und Arcadius anflehte, dem Unglücklichen den Schutz des Altares zu gönnen. Die verwegenen Soldaten hatte Chryſoſtomus ſoeben eingeſchüchtert; dem ſchüchternen Kaiſer gab er Mut: denn nun ſammelte ſich das ganze Heer in Waffen vor dem Palaſte und verlangte ſtürmiſch den Tod des Eutropius. Arcadius erſchien, ſagte, man müſſe nicht bloß der Frevel gedenken, ſondern Erbarmen üben und ſich der heiligen Stätte erinnern, zu welcher ſich der Elende geflüchtet habe. Und als ob ein Nachhall der Beredſamkeit des Chryſoſtomus ſeine Worte beſeele — die Truppen gingen beſänftigt von dannen.

Nicht ſo das Volk. Am anderen Tage verſammelte es ſich zornentbrannt in der Kirche und begehrte, ſeine Rache zu kühlen. Nun erhob ſich Chryſoſtomus und in Gegenwart des unglücklichen Flüchtlings, der ſeinen Platz nicht verlaſſen hatte, hielt er ſeine berühmte Rede über dies Ereignis, die mit dem Ausruf beginnt: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! und alles iſt Eitelkeit! dies Wort iſt immer wahr, aber ſelten tritt uns dieſe Wahrheit ſo lebendig entgegen wie heute. Wohin iſt aller Glanz, alle Macht, alle Würden, alle Herrlichkeit, alle Schmeicheleien, aller Beifall! Es iſt alles dahin. Es war alles Schatten der Nacht, der vor dem Tage flieht; Blumen des Frühlings, die mit ihm verwelken; Morgennebel, welchen die Sonne zerteilt. Da nun die meiſten Menſchen ſolche Blendwerke, Einbildungen und Larven für Wahrheit halten, ſo ſollte jeder ſeinem Nächſten das Wort zurufen: O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles iſt Eitelkeit!"

Da wendet ſich Chryſoſtomus gegen Eutropius, rügt die Nichtigkeit ſeiner früheren Größe und die Verkehrtheit ſeines Wandels und zeigt ihm das Volk, das er zu gewinnen verſucht, indem er ungeheuere Summen aus dem Staatsſchatze an Rennbahnen und Theater verſchwendet habe, jetzt ohne Erbarmen, gierig nach ſeiner Marter, ſeinem Tode, ihm drohend mit Blick, Geberde und Wort. „Das ſage ich aber, um euere Herzen zu erweichen," ſo wendet er ſich wieder an die Zuhörer, „damit ihr euch mitleidig mit der Strafe begnügt, die er jetzt durch ſeine beſtändige Todesangſt erleidet und damit ihr nicht auf uns erzürnt ſeid, weil wir ihm die Kirche geöffnet haben. O meine Geliebten, ihr ſolltet Jubellieder ſingen, weil er zur Kirche ſeine Zuflucht und den Schutz in Anſpruch nahm, den er anderen nicht gönnen wollte. Denn Gott hat die Umſtände ſo gelenkt, daß er die Macht und die Gnade der Kirche kennen lernen ſollte, die ihn jetzt, da alle ihn verlaſſen, mit ihrem Schilde bedeckt, ihre Flügel über ihn ausbreitet und alle ſeine Beleidigungen vergißt. Da hat ihr Gott zu einem herrlichen Siege verholfen! Wie eine zärtliche Mutter öffnet ſie, ſie ganz allein, ihm ihre Arme und ſetzt ſich ſeinetwegen dem Zorn des Kaiſers, der Wut des Volkes, dem allgemeinen Unwillen aus. Das iſt ein Ruhm für unſere Altäre! Sage nicht: Wie kann das ein Ruhm für die Kirche ſein, wenn ein Böſewicht den Altar umfaßt. O ſage das nicht! Umfaßte doch ein Weib, welches ihr Leben in Sünden gebracht hatte, die Füße des Heilandes und es gereichte dem Erlöſer nicht zum Vorwurfe, nur zum Lobe. Ihre Nähe befleckte ſeine Reinheit nicht, hingegen heiligte der Allheilige die Sünderin. Denke auch nicht an erlittenes Unrecht. Wir ſind die Knechte des Gekreuzigten, der da betete: Vater, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie tun. Siehe, er kommt ja ſelbſt, um die Ungerechtigkeit ſeines Geſetzes anzuerkennen. Er hebt es ſelbſt auf vor den Augen der ganzen Welt. Sein Unglück ſei eine Warnung für andere. Wir müſſen nunmehr auch unſere Schuldigkeit tun, um mit gutem Gewiſſen beten zu können: Vergib uns unſere Schuld. Mit welchem Herzen wollet ihr nach beendigter Verſammlung an den hochheiligen Geheimniſſen des Altares teilnehmen, wenn ihr jetzt das Gericht über den armen Sünder fordern wolltet. O nein! jetzt iſt nicht die Zeit des Gerichtes, ſondern der Gnade. Kein Urteil ſollt ihr ſprechen, aber Erbarmen haben. Warum iſt heute das Gotteshaus ſo überfüllt, wie am hohen Oſtertage? warum ſind die Häuſer leer und die Plätze verödet? warum haben ſich Männer, Weiber, Jungfrauen in ſchweigender Übereinſtimmung alle hier eingefunden? Iſt es nicht, um ein lebendiges Bild der Nichtigkeit irdiſchen Glückes und der Vergänglichkeit weltlicher

Größe zu ſehen? Nun wohlan, meine Geliebten, verhärtet eure Herzen nicht gegen ein ſo jammervolles Schauſpiel, zertretet nicht Den, welcher von ſeinem Sturz betäubt und kläglich am Boden liegt, ſeid eingedenk, daß Gott durch den Mund ſeines Propheten auch euch zuruft: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer! und laßt uns ſämmtlich zu unſerem gnädigen Kaiſer gehen und bei ſeiner Liebe zu der Kirche ihn anflehen, er möge dem Altar den Schuldigen ſchenken, damit dieſer für ſeine Verbrechen Buße tun könne. Allenthalben in heiligen Schriften fordert Gott von uns die Barmherzigkeit und macht ſie zur Bedingung unſerer Löſung von Sünden. Seht! Er ſelbſt bietet uns nun ein Mittel an, durch das wir uns mit ihm verſöhnen, das uns ablöſt von unſerer Schuld. Ergreifen wir es, ſo wird der leutſelige Kaiſer uns loben, das ganze Reich uns Beifall zurufen und wir werden der Kirche zur Ehre und zum Schmuck dienen und hoffen dürfen auf jenen himmliſchen Lohn, den der Herr im ewigen Leben für die Barmherzigen in Bereitſchaft hält. Laßt uns vor ihm auf die Knie fallen und vor ihm weinen und flehen und bitten und beten, daß er uns ſo herrlicher Güter teilhaft machen wolle durch die Gnade und Menſchenfreundlichkeit unſeres Herrn Jeſu Chriſti, dem ſei Ehre ꝛc."

Chryſoſtomus fiel auf die Knie und die ganze Verſammlung, in Tränen ſchwimmend, zerknirſcht und ſeufzend, fiel auch auf die Knie. Man beruhigte ſich; für den Augenblick war der Friede hergeſtellt. Eutropius wurde des Konſulats, des Patriziats und ſeiner Hofämter entſetzt, ſeine Güter eingezogen, ſeine Bildſäulen geſtürzt, ſein Geſetz wider die Freiſtatt am Altare aufgehoben und er ſelbſt nach der Inſel Cypern in Verbannung geſchickt. Aber Gaïnas beharrte in ſeiner Feindſeligkeit, begehrte den Tod des Eutropius und der Kaiſer, ebenſo ſchwach, um ſeine Günſtlinge zu beſchützen, als blind, ſie zu wählen, gab dem drohenden Goten nach und Eutropius wurde hingerichtet.

Nunmehr ſuchte Gaïnas die Macht, welche er zuerſt dem Rufinus, jetzt dem Eutropius entwunden hatte, in ſeine Hand zu bekommen. Um den Kaiſer von rechtſchaffenen Männern und tüchtigen Ratgebern zu entblößen, begehrte er, abermals in Tribigilds Namen als Friedensbedingung, die Auslieferung des Konſuls Aurelian und des Saturninus, eines der Großen am Hofe. Beide Männer waren hochherzig bereit, dem Tode entgegen zu gehen und Arcadius lieferte ſie dem Verräter aus, der, nur durch den ſchmalen Bosporus von Conſtantinopel getrennt, mit ſeinem gefürchteten Heer von Chalcedon herüber drohte. Die Furcht lähmte alle Herzen, nur eines nicht. Chryſoſtomus begab ſich zu Gaïnas und legte ſeine Fürbitte für Aurelian und Saturninus ein. Sie fand Erhörung. Beide Männer wurden in ein kurzes Exil geſchickt. Allein nun begehrte der ſtolze Gote, der Kaiſer ſelbſt müſſe zu Friedensunterhandlungen nach Chalcedon kommen. Und abermals gehorchte Arcadius und ſchloß in der Kirche der heiligen Euphemia (Martyrin in der Diocletianiſchen Verfolgung) einen Vertrag mit den beiden Empörern, der ihn ganz in ihre Hände gab. Tribigild ſtarb bald darauf. Gaïnas aber trat mit einer neuen

Forderung auf. Er war Arianer und begehrte eine Kirche in Conſtantinopel für ſeine Glaubensgenoſſen. Da regte ſich auf einmal in Arcadius ein etwas vom echten Sohne des Theodoſius. Er konnte ſich nicht entſchließen, das Werk zu vernichten, welches ſein großer Vater als das wichtigſte und heilſamſte ſeiner Regierung betrachtet hatte; aber zaghaft berief er den Patriarchen, um ihn zu fragen, was nun zu machen ſei. Chryſoſtomus bat um Erlaubnis, in des Kaiſers Gegenwart mit Gaïnas ſprechen zu dürfen. Wer war froher, als Arcadius! Der Oberfeldherr wurde gerufen, erſchien, prahlte mit ſeinen Verdienſten und begehrte zur Belohnung eine Kirche. Chryſoſtomus erwiederte, als Belohnung ſeiner Verdienſte trage er den konſulariſchen Schmuck und ſei er reichlich bedacht mit Glücksgütern und großen Würden; allein das Geſetz des großen Theodoſius laſſe ſich nicht zur Belohnung für irgend Jemand aufheben, umſoweniger, als ſämtliche Kirchen Conſtantinopels ihm offen ſtänden, und Kaiſer Arcadius würde lieber Krone und Reich aufgeben, als dies Geſetz. Damit brachte Chryſoſtomus den Mann zum Schweigen, vor dem Kaiſer und Reich zitterten. Die Kirchen waren geſichert; der Thron war es nicht. Gaïnas ging bald zu entſchiedener Empörung über und begann die Stadt zu belagern. Wie gelähmt zu jedem männlichen Widerſtande, bat Arcadius den Patriarchen, er möge abermals ſeine Beredſamkeit üben und den ſtolzen Goten beſänftigen. Chryſoſtomus entzog ſich nicht dem gefährlichen Auftrage. Als Gaïnas erfuhr, daß der große Patriarch zu ihm komme, ging er ihm mit ſeinen Kindern weit entgegen und begrüßte ihn mit den Zeichen der höchſten Ehrfurcht; aber ſeinen Vorſtellungen gab er kein Gehör.

Inzwiſchen ernannte der Kaiſer einen anderen Goten, Fravitas, zum Befehlshaber ſeiner Armee und nach verſchiedenen Wechſelfällen ſah ſich Gaïnas genötigt, über die Donau zu entfliehen, wo er von den Hunnen im Jahre 400 umgebracht wurde. Der Kaiſer war ſomit auch von dieſem Tyrannen befreit. Aber von ſeiner Schlaffheit ermannte er ſich ſo wenig, daß Eudoxia jetzt ſein Tyrann wurde. Durch ihre Leidenſchaft für Reichtümer verblendet, beging ſie oft große Ungerechtigkeiten und brachte die Vermögen von unſchuldigen Menſchen, die fälſchlich verklagt wurden und deren Sache ſie nicht gründlich unterſuchen ließ, an ſich und an ihre Günſtlinge. Chryſoſtomus mit ſeiner tiefen Nichtachtung aller Güter der Erde und mit ſeinem heiligen Erbarmen mit allen Schwachen und Unterdrückten hielt es für ſeine Pflicht, der Kaiſerin darüber geeignete Vorſtellungen zu machen, da ihre Seele ihm nicht weniger als alle anderen am Herzen lag. Sie begriff das gar nicht; wollte nicht an Intriguen und Verleumdungen glauben und behauptete, ſie verwende ihre Reichtümer auf die edelſte Weiſe. Zum Teil war das richtig; ſie war ſehr freigebig gegen Arme und für Kirchen, und mit Freuden erkannte Chryſoſtomus es an; nur war es übel, daß ſie zu ihren Reichtümern nicht auf die edelſte Weiſe gelangte und er ſich folglich der Verwendung nur mit halbem Herzen freuen konnte. Auch begünſtigte ſie den übermäßigen Luxus der Damen und die wenig anſtändige Art der Kleidung, in welcher ſie ſich öffentlich zeigten — zwei Unſitten, gegen die Chryſoſtomus mit der ganzen Schärfe des Wortes ſich erhob und eigene Predigten wider ſie hielt. Ohne Scheu ließ er ſeine Entrüſtung aufflammen und Funken ſprühen, und wohin die fielen, da gab es ein Brandmal. Viele Damen fühlten ſich getroffen und entbrannten ihrerſeits in Zorn, daß ſich ein Patriarch um ihre Tracht und ihre Moden tadelnd zu bekümmern wage. Ganz beſonders Eugraphia. Chryſoſtomus hatte einmal die Gelegenheit benutzt, als er in den Gemächern der Kaiſerin ſie traf, um ſie zu erſuchen, ſich zu kleiden, wie es ſich für eine Witwe und Matrone gezieme. Die „Matrone“ konnte ſie ihm nie vergeben. Wo es ihm nur irgend möglich war, lobte und pries er die Kaiſerin, damit ſie williger ſeine Ermahnungen aufnehmen möge. Sie war in der Religion ſehr gut unterrichtet durch den gelehrten und frommen Panſophius, der ſpäter Biſchof von Nikomedien wurde, und erfaßte mit ihrem hellen Verſtande den wunderbaren Zuſammenhang des Geſamtlebens der Kirche ganz vortrefflich. Daher war ſie auch immer bereit es zu ehren, zu heben, zu fördern, wie die Umſtände es mit ſich brachten; nur ſuchte ſie nicht mit demſelben Eifer wie nach außen und durch äußere Mittel das Reich Gottes in ſich auszubreiten.

Einſt ſollten Reliquien des heiligen Apoſtels Thomas in die Kirche übertragen werden, die ihm zu Ehren in Drypia erbaut war. Dies war eine Stadt einige Stunden von Conſtantinopel, ebenfalls am Bosporus gelegen. Der Patriarch wollte, der heißen Jahreszeit wegen, die Prozeſſion mit den Reliquien in nächtlicher Frühe halten, und ſiehe! um Mitternacht erſchien die Kaiſerin in der Sophienkirche, wohnte den Gebeten bei und ſchloß ſich der Begleitung der Reliquien einfach und ohne alles Gepränge an. „Sie war mitten unter uns,“ ſagte Chryſoſtomus, „ſie, die im Kaiſerpalaſt nicht einmal allen Kämmerlingen zu Geſicht kommt.“ Die Reliquien wurden in einer goldenen Kapſel getragen, über die ein prachtvoller Schleier gehängt war. Eudoxia faßte das eine Ende dieſes Schleiers und legte in dieſer Weiſe den ganzen Weg nach Drypia zu Fuß zurück. Es war eine herrliche Nacht; Mond und Sterne leuchteten am Himmel und ſpiegelten ſich in den blauen Wellen des Bosporus, während ſich an deſſen Ufer, wie eine feurige goldene Kette, die unabſehbar lange Prozeſſion mit zahlloſen Lampen und Fackeln feierlich fortbewegte. Der Kaiſer hat ſich ihr auch anſchließen wollen; aber Eudoxia fürchtete, durch Trabanten, Waffen und alles, was zur Begleitung eines Kaiſers gehörte, könnten Frauen von der Prozeſſion zurückgeſchreckt werden und ſie ordnete deshalb ſeine Wallfahrt nach Drypia für den nächſten Tag an. In der Rede, die Chryſoſtomus bei dieſer Gelegenheit hielt, lobt er Eudoxia’s Eifer, Glauben und Demut, und nennt ſie eine andere Mirjam, welche lobſingend den Zug der Kinder Iſraels angeführt habe. Ueber die Verehrung heiliger Reliquien ſagt er dann: „Wie groß iſt doch die Kraft der Martyrer: geſtern haben ſie die Kaiſerin und die ganz Stadt, heute den Kaiſer mit dem ganzen Heere herbei gezogen. Der Kaiſer, der gewöhnt iſt, Gnaden in der halben Welt zu ſpenden, kommt, um Gnaden zu empfangen und erſcheint hier nicht in der Meinung, eine Wohltat zu üben, ſondern Wohltaten der Heiligen ſich einzuſammeln. Darum hat er Krone und Purpur abgelegt und aller Pracht ſich entäußert, und die Trabanten ſind ohne Schild und Lanze; und alle kommen mit einem ſo demütigen Herzen, als wenn ſie von der Erde in den Himmel eingingen, wo aller äußere Glanz verſchwindet und wo Tugenden nur in ewig heiterem Lichte ſchimmern. Iſt die Macht der Martyrer ſchon in dieſem Leben ſo groß, wie groß wird ſie erſt im Himmel ſein."

Bald darauf kam der heilige Biſchof Porphyrius von Gaza nach Conſtantinopel und bat den Patriarchen um ſeine Fürſprache bei dem Kaiſer, daß der Tempel des Marnas, dies heidniſche Heiligtum der alten Philiſterſtadt, doch endlich zerſtört werden möge. Aber Chryſoſtomus gab ihm zur Antwort: ſeine Verwendung bei dem Kaiſer würde die Sache gefährden, ſtatt ſie zu fördern, weil die Kaiſerin, welcher er die Beſitznahme eines ungerechten Gutes vorgeworfen habe, eben jetzt ungehalten auf ihn ſei; Porphyrius möchte ſich aber durch den frommen Kämmerer Amantius mit ſeinem Geſuch um Fürſprache an Eudoxia ſelbſt wenden. Das geſchah und Eudoxia empfing ihn ſehr freundlich und verſprach ihm, die Sache dem Kaiſer vorzutragen, welcher ſchon einmal früher den Befehl gegeben hatte, den Marnastempel zu ſchließen. Es waren aber mehr Götzendiener als Chriſten in Gaza, und jene vereitelten durch Beſtechung die Ausführung des Befehles. Im Hinblicke auf die kurzes, ungewiſſes, flüchtiges Leben, das ſich auf eine Handvoll Jahre beſchränkt. Da hält ſie denn dieſen vergänglichen Jahren von Staub und im Staube ihr übernatürliches Jahr gegenüber — auch eine regelmäßige Abtheilung der Zeit, aber belebt von der Sonne der Gnaden und daher auch voll ewigem Inhalt. In jedem ihrer Jahre geht ſie das ganze Werk der Erlöſung durch, beginnend mit der Sehnſucht des gefallnen Menſchen nach Gott, im Advent — ſchließend mit der Vereinigung des geheiligten Menſchen mit Gott bei dem Weltgericht. Wie einen Diamant, der in tauſend Lichtern und Farben von wunderbarer Schönheit glüht und funkelt, legt ſie das Gotteswerk in die köſtliche goldene Faſſung der Sonn-, Feſt- und Feiertage jedes Jahres hinein. So umfaßt denn das Jahr der Kirche die ewige Beſtimmung der ganzen Menſchheit und jeder einzelnen Seele, eine Beſtimmung, die ſich in Erwartung der Gnade, Kampf mit zahlreiche heidniſche Bevölkerung Gaza's war Arcadius auch jetzt nicht geneigt, den Tempel zerſtören zu laſſen. Eudoxia ſagte traurig: „Der Herr wird ſeinen Knechten, den Chriſten, ſchon Hilfe ſchaffen, wir mögen wollen oder nicht;" ließ die Sache für den Augenblick fallen und bat den Biſchof Porphyrius um ſein Gebet. Nach einigen Tagen ſchenkte ſie dem Kaiſer einen Sohn. Mitten in ihrer eigenen Freude, der des Kaiſers und der ganzen Stadt vergaß Eudoxia keineswegs den Marnastempel. Sie hieß den Biſchof Porphyrus ſeine Bittſchrift aufſetzen und am feierlichen Tauftage ihres Sohnes dieſelbe dem Kinde darreichen, wenn der Zug ſich aus der Kirche zurückbewege; für das weitere wolle ſie ſorgen. Die Bittſchrift um Zerſtörung des Marnastempels wurde aufgeſetzt und überreicht; ſtatt des Kindes nahm ein Kämmerer ſie an und las ein Paar Worte daraus vor, worauf derjenige, welcher das Kind trug, laut ausrief, indem er deſſen kleinen Kopf ein wenig ſenkte, als ob es das Geſuch bewillige: „Seine Hoheit gewährt die Bitte." In ihre Gemächer zurückgekehrt, bat Eudoxia den Kaiſer, die Bittſchrift zu leſen. Er tat es und war nicht erfreut durch den Inhalt; aber endlich überwanden ihn die Bitten und Vorſtellungen der Kaiſerin und er ſagte: „Die Gewährung wird mir ſchwer; aber noch ſchwerer, den erſten Befehl meines Sohnes zu vereiteln." So hartnäckig im Weſen und liebenswürdig in der Form, wußte Eudoxia ihren Willen durchzuſetzen. Das Heiligtum des Marnas und ſieben andere Götzentempel wurden zerſtört, und über den Trümmern des erſteren ließ Eudoxia eine prachtvolle Baſilika, die ihren Namen trug, erbauen. Wie ein Wrak im Meere liegt das jetzige Gaza im Sande, den drei Wüſten, die ſyriſche, die arabiſche und die egyptiſche, um die Stadt ausſchütten. Da iſt nicht die leiſeſte Spur mehr von den vielen geſchichtlichen Erinnerungen, welche ſich an Gaza knüpfen. Da ſind die alten kriegeriſchen Philiſtäer, die Todfeinde des iſraelitiſchen Volkes, da ſind Samſon und Dalila, da iſt der Marnas mit ſeiner heidniſchen Götzenwelt gerade ſo tief im Grabe des Sandes und der Vergeſſenheit untergegangen, wie der heilige Hilarius mit ſeinen zahlreichen Klöſtern und wie die Baſilika der ſchönen Kaiſerin Eudoxia. Der Reiſende, der aus Paläſtina kommt und durch eine der Wüſten gehen will, ſchlägt außerhalb Gaza in einem kleinen Palmenhaim ſein Zelt auf und ſorgt für Kamele, für Trinkwaſſer und andere Lebensbedürfniſſe der Wüſtenreiſe. Darin beſteht jetzt Gaza's Berühmtheit.

Achtes Kapitel.

Der Patriarch hatte im Jahre 400 ein Konzil gehalten, auf welchem der Erzbiſchof Antonin von Epheſus der Simonie angeklagt wurde. Handel zu treiben mit den Gaben des heiligen Geiſtes war eine ſo ſchwere Anklage, daß Chryſoſtomus ſich entſchließen mußte, die Reiſe nach Epheſus zu machen, um Zeugen und Zeugniſſe an Ort und Stelle zu vernehmen. Die Entweihung des Sitzes von Epheſus war ihm doppelt ſchmerzlich, weil die Erinnerung an den heiligen Evangeliſten Johannes, der ſo lange dort gelebt und gewirkt hatte, über

Epheſus eine himmliſche Weihe breitete. Für die Zeit ſeiner Abweſenheit machte er den Biſchof Severian von Gabala zu ſeinem Vikar und reiſte mitten im Winter ab, denn Klerus und Volk von Epheſus ſchrieen zu ihm um baldige Abhilfe. Er hielt verſchiedene Synoden in Epheſus und den benachbarten Biſchofsſitzen, und Antonin mit ſechs Biſchöfen wurden der Simonie überführt, abgeſetzt und ihre Stühle würdigen Männern übergeben.

Nach einer Abweſenheit von hundert Tagen kehrte Chryſoſtomus gleich nach dem Oſterfeſte 401 zu ſeiner geliebeu Gemeinde zurück. Da waren ſeltſame Dinge vorgefallen! Biſchof Severian, in welchen der Patriarch volles Vertrauen ſetzte und deſſen ſchönes Rednertalent er herzlich bewunderte, war durch den Glanz ſeiner Stellung dermaßen geblendet worden, daß er verſuchen wollte, Chryſoſtomus zu verdrängen. Da er ein ſehr angenehmer Redner war, ſich nicht damit abgab, die Laſter der Weltlinge zu rügen und weder der Kaiſerin noch den Damen des Hofes in's Gewiſſen redete, ſo wurde er am Hofe ungemein beliebt. Auch in der Stadt gab es Leute genug, denen ſeine Predigten mehr zuſagten, als die des Patriarchen. Der Ernſt heiliger Liebe iſt nicht allen willkommen. Das weichliche Gemüt iſt empfindlich, fühlt ſich da verletzt, wo es ſich unterſtützt fühlen ſollte und Eudoxia war dem Severian weit mehr zugetan als dem Patriarchen. Der Kern der Gemeinde aber nicht; ſie frohlockte über deſſen Rückkehr und er ſetzte mit immer gleicher aufopfernder Treue ſeine Sorge für ihre Seelen fort. Bald nachher erſchien eine Schar von Einſiedlern als Flüchtlinge in Conſtantinopel.

Es waren Egypter, abgetötete, bejahrte Männer, die aus ihren ſtillen Wüſten vertrieben kläglich umher irrten. Theophilus, der Patriarch von Alexandrien, hatte ſie aus der Gemeinſchaft der Kirche verſtoßen als Anhänger des Origenes. Ein Irrtum dieſes großen Schriftſtellers beſtand in ſeiner Annahme, daß die Seligen im Himmel Geiſt ohne Leib ſein würden. Viel fromme Männer, viele Mönche und Einſiedler hingen dieſem Irrtume an, namentlich in Egypten. Die ganz ideale Richtung dieſer Männer erklärt es, daß dieſe Lehre, welche die Kirche damals noch nicht verdammt hatte, ihnen zuſagte. Eine andere bildete ſich im Gegenſatze zu ihr aus, die, daß Gott ſelbſt einen Körper mit menſchlichen Gliedern habe; und auch dieſe fand unter den Zellenbewohnern Anhänger: ſie hießen Antropomorphiten. Dieſe Benennung, ſowie die der Origeniſten wurden förmlich Parteinamen, die man ſich gegenſeitig zur Beſchimpfung zuwarf.

Theophilus war ein leidenſchaftlicher Mann, den Stolz, Ehrgeiz und Habſucht zu mancher Ungerechtigkeit verleiteten. In der Wüſte Nitria lebten vier leibliche Brüder als ungemein fromme Einſiedler. Wegen ihrer ungewöhnlichen Leibesgröße nannte man ſie: die großen oder langen Brüder. In der Verfolgung des Valens waren ſie Bekenner geworden. Theophilus riß drei von ihnen aus der Wüſte, weihete den einen, Namens Dioskorus, gegen deſſen Willen zum Biſchof von Hermopolis und zwei andere nötigte er, in Alexandrien zu leben, wo er ſie in Geſchäften der Kirche arbeiten ließ: alle drei unterwarfen ſich demütig ihrem Oberhirten. Als aber Euthymius und Euſebius Zeugen ſeiner willkürlichen und ungeſetzlichen Amtsführung wurden, verlangten ſie zurück nach ihrer Wüſte, zu ihrem vierten Bruder Ammon und verhehlten dem Theophilus auch nicht den Grund, als er in ſie drang, bei ihm zu bleiben. Er geriet in heftigen Zorn, aber ſie flohen in ihre ſtillen Einſiedeleien. Kurz zuvor hatte Theophilus die Antropomorphiten, die ſich durch rohe Schwärmerei auszeichneten und das Volk ſehr aufregten, von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen; jetzt ſchloß er die Origeniſten aus und bezeichnete als ſolche die langen Brüder und andere Aszeten in der Wüſte Nitria. Es fanden ſich fünf Elende unter dieſen Aszeten, welche ſich als falſche Ankläger ihrer Brüder brauchen ließen, und es kam ſo weit, daß ſie als Zauberer und Schwarzkünſtler dem Volke ein Abſcheu wurden. Loſes Geſindel, rohe Haufen und bewaffnete Soldaten ſtürmten die Klöſter von Nitria, gedachten zu plündern, fanden aber nur die heilige Armut und verwüſteten jetzt aus Ingrimm Alles, was ihnen unter die Hände fiel. Einige Einſiedler kamen um's Leben. Viele flohen und zerſtreuten ſich dahin, dorthin. Achtzig gingen mit den langen Brüdern nach Paläſtina, wurden aber dort nicht einmal geduldet und wußten ſich nun nichts anders zu helfen, als daß ſie zu einem Patriarchen flüchteten, der dem ihren ſo gänzlich unähnlich und zum Kaiſer, welcher ja der Beſchützer aller Unterdrückten war. Fünfzig Greiſe mit ſchneeweißem Haar fielen dem Chryſoſtomus zu Füßen und flehten um ſeine Verwendung bei Theophilus, daß es ihnen doch vergönnt ſein möge, in ihren Einſiedeleien zu leben und zu ſterben, ſie wären ſich keines Frevels wider Gott bewußt. Chryſoſtomus gewährte ihre Bitte. Zur Kirchengemeinſchaft ließ er ſie nicht zu, weil ſie von ihrem Oberhirten exkommuniziert waren; aber er wies ihnen in den Nebengebäuden der Kirche zur heiligen Anaſtaſia eine Wohnung an und übertrug die Sorge für ihren Lebensunterhalt an Olympias, die Mutter der Armen. Die guten Einſiedler trugen durch ihre Handarbeit, die hauptſächlich im Flechten von Matten beſtand, dazu bei, daß ihre ohnehin ſo ſpärlichen Bedürfniſſe der frommen Olympias keine große Koſten verurſachten. So hatte Chryſoſtomus die Liebe gewahrt; nun wollte er ſuchen, Frieden zu ſtiften. Er ſchrieb an Theophilus und bat ihn zärtlich und dringend, den Einſiedlern die Heimat und die Wüſte wieder zu öffnen. Theophilus würdigte ihn keiner Antwort, ſchickte aber die fünf falſchen Ankläger nach Conſtantinopel mit einer Klageſchrift über die Irrlehre der langen Brüder und ihrer Gefährten. Der ganze Hof geriet in Empörung über das Zauberweſen, deſſen ſie beſchuldigt wurden, und im Palaſt wies man mit Fingern auf ſie, als auf Geiſterbeſchwörer und Teufelsbanner. Um den Verdacht einer Irrlehre von ſich zu entfernen, ſprachen die Einſiedler gegen jede ohne Ausnahme das Anathema; überreichten aber zu gleicher Zeit dem Patriarchen ihre Klageſchrift gegen Theophilus, welche ſie dem Kaiſer einhändigen wollten. Chryſoſtomus bat ſie von der Klage abzuſtehen, die ſchwere Folgen haben könne; ſchrieb auch nochmals an Theophilus, um ihn zur Milde zu beſtimmen; aber umſonſt! Während er nur Gedanken der Liebe und des Friedens hatte, gärten wilde Leidenſchaften rings um ihn her. Die Einſiedler beſtanden darauf, die Reinheit ihres Glaubens öffentlich gerechtfertigt zu ſehen; wären ſie all' der Frevel ſchuldig, die man wieder ſie vorbringe, wollten ſie gern die Strafe hinnehmen; wären ſie aber unſchuldig, ſo müßten die Kläger geſtraft werden. Auch verlangten ſie, daß Theophilus nach Conſtantinopel komme und ſich in ihrer Angelegenheit dem Ausſpruche des Chryſoſtomus unterwerfe. Da dieſer ſie nicht beſänftigen und auch nicht ihr Anliegen befürworten konnte, faßten ſie es in einer Bittſchrift zuſammen, und als die Kaiſerin eines Tages zum Gebet in die Kirche der heiligen Anaſtaſia gekommen war, folgten ſie ihr und überreichten ihr die Schrift in der Sakriſtei. Eudoxia hatte viel von ihren Schickſalen gehört, empfing ſie ſehr huldreich, bat um ihren Segen, empfahl ſich mit Gemahl, Kindern und Reich ihrem Gebete und verſprach ihnen die Berufung eines Konzils, vor welchem Theophilus erſcheinen ſolle. Inzwiſchen ergab ſich bei der gerichtlichen Unterſuchung gegen die Einſiedler nicht die mindeſte Schuld auf ihrer Seite und die fünf Ankläger geſtanden, Theophilus habe ihnen alles in die Feder geſagt.

Die Verſammlung der Biſchöfe wurde einberufen. Theophilus wußte ſehr gut, wie in Conſtantinopel der Wind wehe, und daß die Kaiſerin trotz aller Ehrfurcht, die ſie zuweilen dem Patriarchen erwies, ihm durchaus nicht hold ſei; er beſchloß die Sache ſo zu wenden, daß nicht er, ſondern Chryſoſtomus ſich vor dem Konzil verteidigen ſolle wegen des Schutzes, den er der Irrlehre des Origenes in der Perſon der großen Brüder zukommen laſſe. Unter den Biſchöfen waren einige, wie die Severian von Gabala, Feinde des Patriarchen aus Gründen der Eitelkeit und der Ehrfurcht. Die von ihm abgeſetzten waren es aus Rachbegier. Auf dem Konzil durften dieſe freilich nicht erſcheinen; allein Theophilus ſetzte ſich mit ihnen in Verbindung, weil er ſie für ſeinen Plan nötig hatte. Endlich wußte er ſogar einen Mann in denſelben hineinzuziehen, der wegen ſeiner Tugenden im ganzen Oriente, ja in der ganzen katholiſchen Kirche im höchſtem Anſehen ſtand: den heiligen Biſchof Ephiphanius von Salamin, Metropolit der Inſel Cypern. Dieſer vortreffliche, gottſelige Mann hatte, man kann wohl ſagen, das Unglück, ein ſo leidenſchaftlicher Widerſacher der Origeniſten zu ſein, daß er dabei in ſeinem Eifer kein Maß kannte. Theophilus hatte ihn früher als Antropomorphiten bei dem Papſte verklagt; jetzt gewann er ihn durch die Bitte, Epiphanius möge die Schriften des Origenes durch ein Konzil der Biſchöfe von Cypern ebenſo verdammen laſſen, wie er es durch die egyptiſchen Biſchöfe getan habe; und möge auch bei anderen Metropoliten zu demſelben Schritte hinwirken. Epiphanius tat beides mit Freuden und faßte ein großes Vertrauen zu Theophilus. Unter den Biſchöfen, welche er zur Verdammung der origeniſtiſchen Schriften aufforderte, befand ſich auch Chryſoſtomus, der nicht weiter darauf einging. Als Epiphanius jetzt von Theophilus erfuhr, die vier langen Brüder, die weltberühmten, wären Origeniſten und Chryſoſtomus habe ſie in ſeine Kirchengemeinſchaft aufgenommen, ſogar Dioskorus, der ſchmählich ſeinem Biſchofsſitze zu Hermopolis entflohen ſei, und ein ganzer Schwarm origeniſtiſcher Einſiedler vergifte Conſtantinopel: ſo ſetzte ſich der übereifrige Greis zu Schiff und reiſte ſeinerſeits dahin. Er wollte Chryſoſtomus nötigen, jenes Verdammungsurteil der cypriſchen Biſchöfe zu unterſchreiben und die unglücklichen Einſiedler wieder in die weite Welt zu jagen. Chryſoſtomus mit ſeinem lichthellen erhabenen Geiſte war von dem Sektenweſen nie berührt worden. Er wurzelte mit ſeinem tiefen vollen Weſen ſo ganz in der Lehre der Kirche und ſog einen ſolchen Überfluß der geiſtigen Schätze aus ihr, daß er ſich als Anhänger irgend einer Sekte ungemein beengt und arm gefühlt haben würde. Seine apoſtoliſche Größe vertrug ſich mit keiner Art von Einſeitigkeit. Er war weder Origeniſt, noch Antropomorphit; allein, was er einſt zu Antiochien gepredigt hatte: man müſſe mit dem Bann nicht allzu eilfertig ſein, zumal nicht gegen die Toten; das übte er auch.

Der Palaſt Hebdomon liegt nahe an der Propontis. Dort landete Epiphanius, begab ſich ſogleich in die unferne Kirche Johannes des Täufers und weihete dort ohne Erlaubnis des Patriarchen einen Diakon. Chryſoſtomus überſah mild dieſe Verletzung der Canones, ſchickte dem geehrten Greiſe ſeine ganze Geiſtlichkeit entgegen und ließ ihn einladen, in ſeinem Palaſte Wohnung zu nehmen. Epiphanius antwortete, er könne weder bei ihm wohnen, noch in Kirchengemeinſchaft mit ihm treten, ſo lange er nicht die Schriften des Origenes verdammen und die vier großen Brüder vertreiben werde. Sie waren freilich alle vier beiſammen und Dioskorus auch wirklich von ſeinem Biſchofsſitz entflohen, jedoch aus keinem andern Grunde, als um den Verfolgungen des Theophilus zu entgehen. Chryſoſtomus antwortete, das Konzil werde über beide Fragen beſtimmen. Da verſammelte Epiphanius die Biſchöfe, welche zum Konzil anlangten, in *ſeiner* Angelegenheit und bat ſie, den Beſchluß der cypriſchen Biſchöfe gegen Origenes zu unterſchreiben. Einige taten es, andere nicht. Theotimus, ein frommer Biſchof aus Scythien, erklärte, er werde nie das Andenken eines Mannes ſchmähen, der in der Gemeinſchaft der Kirche geſtorben ſei. Epiphanius war keineswegs mit dem Erfolg ſeiner Bemühungen zufrieden. Feinde des Patriarchen benutzten dieſe Verſtimmung und rieten ihm, einen großen öffentlichen Schritt zu tun, nämlich in die Apoſtelkirche zu gehen, wenn alles zum Gottesdienſte verſammelt ſei, das Anathema über die Schriften des Origenes und über die großen Brüder feierlich auszuſprechen und diejenigen zu rügen, welche Irrlehren beſchützten. Epiphanius in ſeinem blinden Eifer war gern dazu bereit. Chryſoſtomus hatte bis dahin den Greis ſchalten und walten laſſen; als er aber von dieſer Abſicht Kunde erhielt, ſchickte er ihm den Diakon Serapion, der ihm das große Ärgernis und die Verletzung der Canones vorſtellen mußte, und Epiphanius, der eben aus ſeinem Hauſe getreten war und im Vorhofe den Diakon empfing, beſann ſich und kehrte um. Die großen Brüder gingen auch einmal zu ihm und Ammon fragte ihn, ob er je ihre Schriften geleſen oder ihre Jünger gekannt habe. Epiphanius verneinte. „Nun wohlan.“

der Gnade, Verherrlichung durch die Gnade — von der Incarnation, der Paſſion, der Euchariſtie ernährt, bis die Seele zu ihrem letzten Ziel gelangt: Vereinigung mit Gott durch die vollkommne Liebe.

Nach dieſem Ziel müſſen wir Alle uns hinkämpfen, dazu ſind wir geſchaffen; und dieſen innern Kampf mit allen Wechſelfällen von Sehnſucht, Hoffnung, Reue, Trauer, Dank, Freude, Schmerz, Entmuthigung, Vertrauen, Liebe — macht ein Kind der Kirche, eine Seele, in dieſen Liedern durch. Schritt vor Schritt folgt ſie betrachtend der göttlichen Gnade, die ſich in der Menſchwerdung Gottes ſo unendlich lieblich — im bittern Leiden und Sterben ſo unendlich rührend offenbart, und dennoch! dennoch! die Wunde des erſten Abfalls nicht eher in der Seele ſchließt, als bis ſie ihr letztes, ihr höchſtes Wunder der Liebe thut und das erhabene Myſterium der Euchariſtie einſetzt. Nun ſteht der Seele ein ſagte Ammon, „auf welches Zeugnis verdammſt du uns denn? wir haben es anders gemacht; wir haben deine Schriften geleſen und haben dich verteidigt wie einen Vater, wenn Jemand behauptete, ſie enthielten Irrlehren.“ Epiphanius entließ ſie freundlich. Ob er fühlen mochte, daß er gegen Chryſoſtomus zu weit gegangen ſei, oder ob er nach und nach die unedlen Feinde des heiligen Patriarchen erkannte: genug, Epiphanius verließ plötzlich Conſtantinopel, ohne die Ankunft des Theophilus zu erwarten. Einige Biſchöfe begleiteten ihn zum Schiffe und ſuchten noch immer ihn zurückzuhalten. „Nein,“ ſagte er, „ich muß von hinnen eilen. Euch überlaſſe ich die Stadt, den Palaſt und das Theater.“ Mit dieſen Kindern des Weltgeiſtes wollte er nichts zu tun haben. Er wurde krank auf dem Meere und ſtarb, bevor er Cypern erreicht hatte. Epiphanius war von ſolcher allbekannten Lauterkeit des Herzens, daß auch die, welche ſeine Anſichten nicht teilten, ihn wegen ſeiner reinen Abſicht verehrten.

Nicht wie ein Angeklagter, ſondern wie ein Triumphator in zahlreicher Begleitung egyptiſcher Biſchöfe verließ Theophilus Alexandrien und hatte ſo wenig Hehl ſeiner Abſicht, daß er laut äußerte, er gehe nach Conſtantinopel, um Chryſoſtomus abzuſetzen. Er nahm den Landweg durch Paläſtina, Syrien und Kleinaſien, und verkehrte überall mit denjenigen Biſchöfen, die dem Patriarchen entweder ſchon abgeneigt waren oder die ſich leichtgläubig durch Theophilus gegen ihn einnehmen ließen. Was man ihm eigentlich vorwerfen konnte, iſt ſchwer zu begreifen. Es war die Wiederholung des arianiſchen Haſſes gegen Athanaſius; oder richtiger, des Haſſes der Phariſäer gegen Chriſtus. „Weil ihre Werke finſter waren, haßten ſie das Licht.“ Es war eine Fortſetzung der Tragödie von Golgatha. Man hatte nach Antiochien geſchickt, um die Vergangenheit des Chryſoſtomus durchſpähen zu laſſen. Über fünfzig Jahre hatte er dort gelebt, wie leicht ließ ſich in fünfzig Jahren ein Staubkorn entdecken! es fand ſich aber auch das nicht! Mit großem Gefolge langte Theophilus bei dem Biſchofe von Chalcedon an, der Cryinus hieß, ein Egypter und ihm ganz ergeben war. Chalcedon lag auf der aſiatiſchen Küſte des Bosporus, Conſtantinopel gegenüber. Dort machte Theophilus Halt, wartete auf andere egyptiſche Biſchöfe, die zu Waſſer reiſten, nahm die von Chryſoſtomus Abgeſetzten freundlich auf, verband ſich mit Severianus von Gabala und anderen Gleichgeſinnten und hielt endlich, als neunundzwanzig egyptiſche Biſchöfe bei ihm waren, einen prächtigen Einzug in Conſtantinopel. Dort empfing ihn eine Menge aus Alexandrien, welche Getreide aus Egypten gebracht hatten, mit lautem Jubel. Die Einladung des Chryſoſtomus, Wohnung bei ihm zu nehmen, ſchlug Theophilus aus, bezog ein Haus vor der Stadt und beſuchte den Patriarchen weder in ſeinem Palaſt, noch betrat er ſeine Kirche. Hingegen fing er gleich an ſo zu leben, wie die Welt es gern hat. Er gab Gaſtmahle, ſchmeichelte hier, beſtach dort, empfing freundlich die ſchlechten und abgeſetzten Kleriker, und wußte ſein Gold ſo reichlich und ſeine Worte ſo geſchickt anzubringen, daß freilich bei der gerichtlichen Unterſuchung wegen Verläumdung der großen Brüder ihre Ankläger als Verläumder verurteilt wurden, daß aber für Theophilus ſelbſt, den Anſtifter der Verläumdung, gar keine Rede von Strafe war. Der Kaiſer hatte gewünſcht, Chryſoſtomus möge Richter in dieſer Unterſuchung ſein; allein dieſer weigerte ſich, weil die Canones beſtimmen, daß ein Biſchof nur in ſeiner Kirchenprovinz zu richten ſei.

Die Kaiſerin war wieder einmal in einer ihrer leidenſchaftlichen Verſtimmungen gegen Chryſoſtomus. Er griff in ſeinen Predigten häufig den wunden Fleck der Menſchen, die Gebrechen der Gegenwart, die Sünden der Zeit an. Daß es Fehler und Sünden auf Erden gebe, geſtehen die Menſchen allenfalls ein; daß dieſelben aber in ihrer Zeit und in ihrer Stadt herrſchen, hören ſie äußerſt ungern: denn dadurch rücken ihnen die Gebrechen ſo nahe, daß am Ende der Nächſte glauben könnte, ſie wären ebenfalls mit Gebrechen behaftet, ja, daß ſie ſogar ſich ſelbſt dies Geſtändnis machen müßten. So ging es auch der Kaiſerin. Chryſoſtomus hatte in einer Predigt den weltlichen Sinn und Wandel der Frauen und das Unheil gerügt, welches ſie dadurch in der Familie und in der Welt ſtifteten, beſonders wenn Stellung und Reichtum ihnen äußeres Anſehen und großen Einfluß verliehen. Da gerade dieſe Übel einen ſo ſehr wunden Fleck bildeten, war es gewiß höchſt notwendig, ihn zu berühren. Der Kaiſerin wurde aber hinterbracht, Chryſoſtomus habe mit beſonderer Beziehung auf ſie gepredigt, und Marſa mit ihren Freundinnen taten ihr Möglichſtes, um das Feuer des Zornes in Eudoxia zu ſchüren. Als nun auch der Biſchof Severian, der ihr angenehm war, dazu kam und Öl in die Flamme goß, konnte Theophilus darauf rechnen, daß der Kaiſer ſeinen Plan nicht durchkreuzen werde. All die Stimmungen und Neigungen des Hofes erfuhr er vornehmlich durch Eugraphia, mit der er ſich befreundet hatte und in deren Hauſe er häufig Beratungen hielt. Bei ihr wurde beſchloſſen, den Kaiſer zu erſuchen, daß er dem Chryſoſtomus befehlen möge, ſich vor einem Konzil zu rechtfertigen über ſiebenundvierzig Anklagepunkte, z. B. daß er Biſchöfe, Prieſter und Diakone abgeſetzt, daß er einigen Klerikern Schmähworte geſagt, daß er Kirchengut verkauft und den Erlös verſchleudert, daß er die heilige Kommunion an ſolche geſpendet habe, die nicht nüchtern waren u. ſ. w. Die Anklagen des Hochverrates und eines unſittlichen Lebens ſollten den Abſcheu des Hofes und der großen Welt gegen dieſen ſcheinheiligen Sittenprediger ſteigern; daß ein Ankläger ſie wirklich geglaubt habe, iſt kaum anzunehmen. Der Kaiſer, der vor Kurzem den Theophilus vor Gericht gerufen, ſtörte ihn nicht in ſeinem Treiben, obzwar das Gericht ihn nicht freigeſprochen hatte, und Theophilus verſammelte ein Winkelkonzil, das unter dem Namen „an der Eiche" ſo berüchtigt geworden iſt. Die innige Anhänglichkeit des Volkes an den Patriarchen wohl kennend, wagte er doch nicht, in der Kaiſerſtadt zu bleiben. Er ging nach Chalcedon hinüber, deſſen Biſchof ihm ganz zugetan war. Dort hatte der Präfekt Rufinus in einer Vorſtadt, die ihren Namen von einer uralten Eiche führte, eine herrliche Kirche mit einem Palaſt erbauen laſſen; dort hielt Theophilus ſeine Verſammlungen, die aus ſechsunddreißig Biſchöfen beſtanden, unter denen freilich neunundzwanzig egyptiſche waren.

Neuntes Kapitel.

Im Patriarchenpalaſt hatten ſich unterdeſſen zum Konzil vierzig Biſchöfe eingefunden, welche tief die Schmach empfanden, die im Patriarchen der Kirche zugefügt wurde, und welche entſchloſſen waren, treulich im Kampfe zu ihm zu halten. Er beſorgte im heiligen Gleichmut ſeine Geſchäfte, ſein Amt, ſeine Predigten. Sein Wahlſpruch, den er immer im Munde führte, war: „Gott ſei geprieſen für Alles;“ und der gab ihm auch jetzt ſeine unerſchütterliche Ruhe. Wenn er ſeine Biſchöfe niedergeſchlagen ſah, ſo hatte er immer Worte des Troſtes für ſie: die Wahrheit habe ja nicht mit ihm angefangen und werde alſo auch nicht mit ihm enden. Als ſie einſt das Äußerſte für ihn befürchteten und bis zu Tränen gerührt waren, empfahl er ſich ihrem Gebete und ſagte mit dem großen Apoſtel: „Chriſtus iſt mein Leben und Streben mein Gewinn.“ Da erſchienen zwei Abgeordnete von Theophilus und brachten ihm die Vorladung vor das Konzil an der Eiche. Er antwortete: er wiſſe nicht, daß jemand Grund habe, ihn anzuklagen. Wolle man jedoch ſeine entſchiedenen Feinde — diejenigen, von deren Feindſchaft bereits auf den Schaubühnen geſungen werde — als Richter ausſchließen, als Kläger nicht: ſo ſei er bereit, nicht bloß an der Eiche, ſondern vor einem Konzil der ganzen Welt zu erſcheinen. Eine andere Antwort werde er nie geben. Statt ſeiner begaben ſich drei ſeiner Biſchöfe zur Eiche, um den Theophilus zu erinnern, daß ſie verſammelt wären, um ſeine Verteidigung über ſchwere Anklagen zu vernehmen, aber nicht, um ihn die Canones von Nicäa verhöhnen zu ſehen, welche keinem Biſchofe die Gerichtsbarkeit außerhalb ſeines Bezirkes geſtatten. Mit einer Frechheit, die deutlich zeigte, daß Theophilus eine andere Richtſchnur habe, als kirchliche Canones, ſchickte er abermals eine Vorladung an Chryſoſtomus, und zwar durch zwei Überläufer aus deſſen Klerus. Zugleich erſchien ein Geheimſchreiber des Arcadius mit dem kaiſerlichen Befehle, Chryſoſtomus möge ſich an der Eiche einſtellen. Er gab dieſem wie jenen eine Wiederholung ſeiner erſten Antwort.

Das Volk war durch dieſe Vorfälle höchſt aufgebracht. Er ſuchte es zu beruhigen durch ſeine Ruhe. In einer Rede ſagt er: „Die Wogen gehen hoch und die Fluten ſteigen. Wir aber fürchten nicht zu verſinken, denn wir ſtehen auf einem Felſen. Wüte das Meer! den Felſen ſchwemmt es nicht fort. Steige die Flut! das Schifflein Jeſu geht nicht unter. Ich verlaſſe mich nicht auf eigene Kraft, ich habe des Heilands Pfand und Handſchrift. Ihre Worte leſe ich; ſie ſind mir Wall und Mauer: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Chriſtus iſt mit mir; wen werd' ich fürchten? Hielte mich nicht die Liebe zu euch feſt, ſo hätte ich ſchon geſtern keinen Anſtand genommen zu gehen; denn immer ſage ich: Herr, Dein Wille geſchehe! Nicht was dieſer oder jener will, ſondern was Du willſt! Das iſt mein unerſchütterlicher Felſen. Will Gott, daß ich gehe, ſo ſage ich Ihm Dank. Will Er, daß ich hier ſei, ſo ſage ich Ihm Dank. Wo Er will, daß ich Ihm danke, da danke ich Ihm. Was ich euch immer geraten und gewünſcht habe, ihr möchtet die irdiſchen Dinge verachten, die Feſſeln der Sinnlichkeit löſen, der Welt widerſagen, ſeliger Erkenntnis zuſtreben: das iſt jetzt mein Troſt, meine Wonne, meine Krone, mein Leben.“ So ſprach er täglich zu den Gläubigen, um eine Stimmung in ihnen zu wecken, die mit Ergebung den kommenden Ereigniſſen ſich unterwerfe. Er ſelbſt wußte wohl, daß er unterliegen müſſe.

An der Eiche hatte man ſo ſicher darauf gerechnet, ihn erſcheinen zu ſehen, daß ſchon die Bande für ihn in Bereitſchaft lagen. Man wollte ſich durchaus ſeiner Perſon bemächtigen. Er vereitelte aber dieſe Abſicht durch ſeine Weigerung. Das verſetzte den Theophilus in einen ſolchen Zorn, daß er die drei vom Patriarchen zu ihm geſendeten Biſchöfe tätlich mißhandeln ließ. Am Hof wurde man unruhig über den Verlauf der Sache und wünſchte ihr Ende herbei. Ein kaiſerlicher Läufer brachte dem Theophilus die Mahnung, es zu beſchleunigen. Einige unwürdige Prieſter aus dem Klerus des Patriarchen drangen noch heftiger darauf. Da zauderte Theophilus nicht länger und das Winkelkonzil an der Eiche ſprach das Urteil der Entſetzung des heiligen Patriarchen, nicht wegen irgend eines erwieſenen Verbrechens, nur wegen ſeines Ungehorſames, ſich nicht geſtellt zu haben. Dem Klerus und dem Kaiſer wurde das Urteil ſogleich mitgeteilt; Letzterem mit der Bemerkung, Chryſoſtomus ſei auch auf Hochverrat angeklagt, der nicht zur kirchlichen Gerichtsbarkeit gehöre; der Kaiſer möge alſo das Weitere tun. Der Hochverrat beſtand darin, daß ſeine Feinde behaupteten, er habe einmal von der gottloſen Königin Iſrales Jeſabel gepredigt und darunter die Kaiſerin verſtanden. Man weiß ja, wie ſo oft mißliebigen Rednern die falſcheſten Worte und Abſichten untergeſchoben werden!

Indeſſen war Eudoxia doch zu klug, um dieſen Hochverrat gelten zu laſſen, und ſo ging denn auch Arcadius nicht darauf ein, beſtätigte aber die Entſetzung und gab Befehl, den Patriarchen aus der Stadt zu führen. Deſſen Berufung auf ein rechtmäßiges Konzil beſchleunigte nur ſeine Verbannung. Ein Beamter geleitete ihn am nämlichen Abende zum Hafen, ſchiffte ſich mit ihm ein, und das Volk, das ihm in ungeheurer Menge, tief traurig, aber ohne wilden Aufruhr, bis zum Ufer folgte, ſah den geliebten und verehrten Patriarchen einſam, ohne Freunde, in dunkler Nacht über den Bosporus fahren und verſchwinden. Der Biſchof Severian war ſogleich nach Conſtantinopel geeilt und beſtieg am anderen Morgen die Kanzel in der Sophienkirche, um den Gläubigen zu beweiſen, daß Chryſoſtomus mit vollem Recht entſetzt ſei. Statt zu beſchwichtigen, reizte er den Schmerz auf. Es erhoben ſich Klagen und Weherufe, die einen brachen in Tränen aus, die anderen riefen: „Lieber verſchwinde die Sonne vom Himmel, als daß der Mund unſeres Vaters für uns verſtumme!“ Alle begehrten die Rückkehr ihres Patriarchen. Die ganze Verſammlung war ſo ſchmerzlich bewegt, daß ſie einer großen Familie von Leidtragenden glich. Um das Volk ein wenig zu tröſten und zu gewinnen, ſöhnte ſich Theophilus mit den Einſiedlern aus, die ſehr bei dem Volke in Gunſt ſtanden und ſich auch des Schutzes der Kaiſerin erfreuten. Da Chryſoſtomus auch ohne die Anklage auf Origenismus gefallen war, ſo brauchte er ſie nicht länger zu verfolgen und nahm ſie in ſeine Kirchengemeinſchaft wieder auf. Von ihrem Origenismus war keine Rede mehr. Aber nur zwei der großen Brüder kehrten mit ihren Leidensgenoſſen in die Wüſte zurück. Dioskorus war ſchon geſtorben und Ammon ſtarb eben jetzt in Chalcedon. In dem Mönchskloſter bei der Eiche wurde er begraben und Theophilus, vor wenigen Tagen ſein wütender Verfolger, vergoß nun Tränen über ſeinen Tod und erklärte, ſeine Zeit habe keinen vollkommeneren Mönch geſehen. In ſolche Widerſprüche fällt der Menſch, der ſich von ſeinen Leidenſchaften regieren läßt.

In der folgenden Nacht kam ein grenzenloſes Entſetzen über die Kaiſerſtadt: ein Erdbeben. Das Volk ſah darin den Zorn Gottes über die Ungerechtigkeit der Menſchen. Es verließ die erſchütterten Häuſer und irrte klagend auf den Plätzen und Straßen umher. Auch der Kaiſerpalaſt war erſchüttert worden und die Gemächer der Kaiſerin hatten durch den Stoß gelitten. Der Schrecken und die Ungewißheit, ob das Erdbeben nicht noch ſtärker eintreten werde, und der Jammer des Volkes, das überall auf den Knien lag und zu Gott flehte und um Chryſoſtomus weinte, beängſtigten

Eudoxia auf's Heſtigſte. Auch Arcadius war voll Furcht. Immer bereit, die Befehle zu geben, die man von ihm verlangte, und in größter Beſorgnis, als Eudoxia mit Tränen im Auge ausrief: „Wir verlieren das Reich, wenn wir Johannes nicht zurückrufen!" erlaubte er ihr ſehr gern, die erforderlichen Schritte zu tun. Sie ſchrieb eigenhändig an Chryſoſtomus: „Ich bitte deine Heiligkeit, feſt überzeugt zu ſein, daß ich von all' dieſen traurigen Vorfällen nichts gewußt habe. Ich bin unſchuldig an deinem Blut. Schlechte boshafte Menſchen haben dieſes Komplott gegen dich geſtiftet. Gott iſt Zeuge der Tränen, die ich ihm als Sühnopfer darbringe. Ewig werde ich eingedenk ſein, daß deine frommen Hände meine Kinder getauft haben." Es iſt ſchwer, an die Unwiſſenheit der Kaiſerin hinſichtlich eines ſo wichtigen Ereigniſſes, das eine ihrer vertrauteſten Damen gefördert hatte, zu glauben, da der Kaiſer nichts ohne ihre Zuſtimmung zu tun pflegte. Indeſſen, ſie ſchrieb den Brief und ſchickte ihn durch einen Abgeſandten nach dem anderen Ufer des Bosporus hinüber. Man hatte Chryſoſtomus an der Küſte von Bythinien ausgeſetzt und ihn dort ſich ſelbſt überlaſſen, niemand hatte Kunde von ihm und der Abgeſandte kam unverrichteter Sache zurück. Eudoxia geriet in lebhafte Sorge und ſchickte andere Boten aus und bald darauf noch andere, ſo daß der Bosporus mit ihren Nachen und ihren Abgeſandten bedeckt war. Endlich fand Briſon, ihr Kämmerer, der dem Patriarchen ſehr ergeben war, ihn auf einem Landhauſe bei Pränete.

Schnellruderer brachten der Kaiſerin die er-

Mittel zu Gebot, um ſich mit dem göttlichen Bräutigam der Seelen zu vereinigen! nun hat ſie das Brod des ewigen Lebens empfangen! darum ſchaut ſie vom hochheiligen Frohnleichnamsfeſt an, welches triumphirend den Triumph der Liebe Gottes feiert — auf Einzelne aus der langen Prozeſſion Derjenigen hin, welche ſich durch die h. Euchariſtie zur Gemeinſchaft mit dem göttlichen Leben erhoben haben, und welche, beſchirmt von der h. Mutter Gottes, dem erhöhten Kreuz und dem h. Vorkämpfer St. Michael Erzengel — am Tage Aller-Heiligen ihre Verherrlichung erhalten. Daß die Seele der Aller-Heiligen-Prozeſſion ſich anſchließen könne, wenn ſie will — dazu führt die treue Mutter, die Kirche, ſie ſorgſam an der Hand; doch wie ſie den Weg geht, ob mit den Märtyrern oder den Büßern oder den Bekennern — ob in der Einſamkeit oder in der Welt: das gehört den beſondern Führungen Gottes an. Aber die Seele weiß, daß ſie trotz ſehnte Nachricht, er ſei gefunden und folge bald nach, und ſie ließ eilig die ganze Stadt davon in Kenntnis ſetzen. Ein unbeſchreiblicher Jubel brach aus. Alles warf ſich in Nachen, um ihm entgegen zu ziehen, um ihn einen Augenblick früher zu ſehen. Die Mündung des Bosporus in die Propontis wimmelte dermaßen von Nachen, daß man trockenen Fußes von einem Ufer zum anderen hätte gehen können. Er landete in einer Vorſtadt bei einem Landhauſe der Kaiſerin, und verlangte vor einem rechtmäßigen Konzil ſich zu rechtfertigen, bevor er zu ſeinem Patriarchenſitz zurückkehre. Man ſagte ihm aber, dies errege des Volkes Argwohn, ob er auch wirklich vom Kaiſer zurückberufen ſei und Arcadius ließ ihn durch einen Geheimſchreiber einladen, nicht länger zu zögern. Von dreißig Biſchöfen geleitet und vom Volke umwogt, das brennende Kerzen in Händen trug und freudige Hymnen ſang, begab ſich Chryſoſtomus in die Kirche der heiligen Apoſtel, erteilte der Menge ſeinen Segen und, als ſei ſie ganz ausgehungert von Verlangen, nicht bloß ihn zu ſehen, ſondern auch ihn zu hören, entließ ſie ihn nicht, bevor er einen kurzen Vortrag hielt, der mit den Worten begann: „Gott Dank für alles! das ſagte ich ſcheidend, das ſag' ich heimkehrend, das hab' ich während meiner Abweſenheit geſagt. Die äußeren Umſtände ſind verſchieden; aber die einen wie die anderen ſind Fügungen, Schickungen, Zulaſſungen Gottes und deshalb müſſen wir mit gleichmäßiger ſtiller Seele ihm Dank ſagen für ſeine väterliche Vorſehung. Seht, wie gütig er eben jetzt in Sturm und Ungewitter für uns alle war. Der Feind, ſtatt uns zu ſchaden, hat uns genützt. Der Eifer iſt neu entzündet, die Liebe friſch entflammt, das Wohlwollen für mich geſteigert. War ich früher den Gläubigen wert, ſo achten mich heute Juden und Heiden. Von den Meinen wollte man mich trennen und heute hängen Fremdlinge mir an. Es werden circenſiſche Spiele begangen und niemand beſucht ſie heute, und alle ſtrömen der Kirche zu. Das iſt die Gnade des Herrn, der menſchliche Verkehrtheit zur Verherrlichung ſeines armen Knechtes wendet. Erhebt alſo eure Stimmen im einmütigen Dank zu Gott. Das Gebet, dies Zeugnis euerer Liebe, iſt für mich glorreicher als ein Diadem. Die heiligen Apoſtel, deren Kirche ich zuerſt betreten wollte, lehren uns durch ihr Beiſpiel, daß die ewigen Kronen den Leiden aufbewahrt ſind."

Am nächſten Tage hielt er in Eudoxia's Gegenwart eine andere Rede, durch welche er ſich bemüht, die Mißſtimmung des Volkes gegen den Hof zu heben. Dies arme Volk, das nur Prunk und Genußſucht, nur Intriguen und Leichtſinn, nur Habgier und Ungerechtigkeit, aber wenig Ehrenvolles, wenig, wodurch ein Reich gekräftigt und beglückt wird, am Hof und vom Hof ausgehen ſah, hatte ſich an Chryſoſtomus geſchloſſen, wie an einen liebenden Vater, der für ſeine armen und reichen, ſeine vornehmen und geringen Kinder mit gleichem Maße mißt. Es betrachtete ſeine Entſetzung als eine Kabale der Großen, welche neidiſch auf dieſe Anhänglichkeit waren. Chryſoſtomus hob alſo die Huld des Kaiſerpaares dankbar hervor, namentlich Eudoxia's, weil man ſie ihr am wenigſten zutraute, und ſagte, nachdem ſie heiße Tränen über ſein

Exil und die verwaiſte Kirche geweint, habe ſie keine Ruhe gefunden, bis er derſelben wiedergegeben ſei und gleich bei ſeiner Ankünſt habe ſie ihn beglückwünſchen und ihm ſagen laſſen, nunmehr ſei ihr Tod und Leben gleichgültig, da der Hirt ſeiner Herde wiedergegeben ſei. Eine ſolche Teilnahme hätten die Herrſcher gewöhnlich nur für Kriege, für Staatsangelegenheiten, aber für die Kirche nicht. Das Volk, ganz entzückt, ein ſo ausgezeichnetes Kaiſerpaar zu beſitzen und ſeinen Patriarchen wieder reden zu hören, brach in eine Art von freudiger Raſerei aus und endete ſo gar nicht ſeine Beifalls- und Freudenbezeugungen, daß Chryſoſtomus ſeine Rede nicht zu Ende bringen konnte. Vor den Kaiſer brachte er ſein ernſtes Geſuch, er ſowohl als die Verſammlung an der Eiche möge durch ein rechtmäßiges Konzil gerichtet werden. Theophilus und ſeine Genoſſen ſuchten dies durch ihre Partei zu hintertreiben und ſaßen noch immer ganz frech zu Chalcedon. Als Arcadius aber dennoch das Konzil ausſchrieb, entwichen ſie einer nach dem anderen und Theophilus ſchiffte bei Nacht und Nebel gen Egypten. Serverianus, geſtützt auf die Gewogenheit der Kaiſerin, erholte ſich aber bald von ſeinem erſten Schreck und ging nach Conſtantinopel, um neue Ränke anzuſpinnen.

Nur ein paar Monate dauerte dieſer ruhige Zuſtand. Da wurde die vierte Tochter des Kaiſers geboren und Marina genannt. Eudoxia benutzte die Freude ihres Gemahls, um auf einem Sockel von Porphyr ihre ſilberne Statue errichten und in allen Provinzen ihre Bildſäule mit der feierlichen Verehrung aufſtellen zu laſſen, welche man bis dahin nur für die Bildſäulen der Kaiſer beobachtete. Sie trieb dies Gepränge ſo weit, daß Kaiſer Honorius ſich darüber, als etwas ganz Unſtatthaftes bei ſeinem Bruder beſchwerte. In Conſtantinopel ſtellte man dieſe prachtvolle Statue auf dem Platze auf, der zwiſchen der Sophienkirche und dem Palaſte des Senats lag. Es war üblich, bei ſolcher Veranlaſſung dem Volke große Feſte zu geben: Tänze, Schmauſereien, Schauſpiele fanden ſtatt, bei denen viel Unſittliches vorkam; das lärmende Getöſe, die Muſik, die ſehr wenig chriſtlichen Lieder ſtörten den Gottesdienſt, beleidigten Auge und Ohr der Andächtigen und verführten manchen, ſtatt zum Gebet — zum Tanze zu gehen. Dieſe Nähe der Poſſenreißer und aller Zügelloſigkeit veranlaßten den Patriarchen, ſich bei dem Präfekten zu beklagen, daß man die Feſtlichkeiten vor der Türe der Kirche veranſtaltet habe. Die Klage galt dem Anordner derſelben; aber der Präfekt, ein heimlicher Manichäer, gab der Kaiſerin zu verſtehen, der Patriarch habe gegen ſie, die das Geld für das Feſt gebe, Klage geführt. Chryſoſtomus hielt auch mit ſeinem gewohnten Eifer eine Predigt, in welcher er die Nichtigkeit dieſer Feſte, die Beleidigungen Gottes, welche ſie durch tauſendfache Übertretungen und Sünden veranlaſſen, und die Torheit, große Summen für ſolchen Unfug zu verſchwenden, freimütig hervorhob. Er ſoll damals jene Worte geſprochen haben mit Bezug auf die Kaiſerin: „Herodias tanzt und begehrt das Haupt des Johannes,“ welche man in einer ſeiner Homilien findet. Eudoria, immer von Perſonen umgeben, die jede Handlung des Patriarchen verſchwärzten, jedes Wort mißdeuteten, die volle Empfindlichkeit ihres Stolzes aufregten und ihre Erbitterung fort und fort wach hielten und ſtachelten: Eudoxia kam jetzt zum feſten Entſchluß, ihn zu ſtürzen. Sie betrieb feurig die Ausſchreibung des Konzils, aber eines ſolchen, welches den Beſchluß an der Eiche bekräftige. Theophilus wurde eingeladen, nicht als Angeklagter, ſondern als Richter zu erſcheinen. Er fürchtete aber den wohlverdienten Volkshaß, lehnte die Einladung mit dem Vorwande ab, er dürfe nicht auf's Neue Alexandrien verlaſſen; ſchickte aber drei Biſchöfe, denen er die Geſetze eines Arianerkonzils zu Antiochien mitgab, wonach kein Biſchof, der von einem Konzil entſetzt ſei, ohne ein ſolches wieder Beſitz von ſeinem Stuhle nehmen dürfe. Dies Geſetz war im Jahre 341 von den Arianern gemacht und gegen den heiligen Athanaſius gerichtet, den ſie für abgeſetzt erklärt und zur Flucht gezwungen hatten. Es war alſo für die katholiſche Kirche ebenſo ungültig, als die Entſetzung des Chryſoſtomus durch das Winkelkonzil an der Eiche. Aber Theophilus wußte, daß die beleidigte Gewalt das Ungültige ſchon für gültig und den Unſchuldigen für ſchuldig erklären werde.

Während ſich die Biſchöfe nach und nach einfanden, trat das Weihnachtsfeſt ein. Der Kaiſer pflegte es immer in der Kirche zur heiligen Sophia zu feiern, wo der Patriarch zelebrierte. Jetzt ließ er demſelben ſagen, er werde nicht kommen, weil er unmöglich Kirchengemeinſchaft mit jemand halten könne, der ſich noch nicht gegen ſeine Ankläger gerechtfertigt habe. Dies war das Zeichen zum Kriege; denn plötzlich ſchloſſen ſich eine Menge

Biſchöfe, die bisher ſämtlich mit dem Patriarchen in Kirchengemeinſchaft getreten waren, der Erklärung des Kaiſers an; unter ihnen Männer von großer Frömmigkeit, aber umgarnt von Hinterliſtigen. Die Feinde des Patriarchen ſahen zu deutlich ein, daß alle Beſchuldigungen wider ihn, zu ihrer Schande, nicht zu der ſeinen, auslaufen würden; da er aber dennoch durchaus verurteilt und abgeſetzt werden ſollte, ſo ſteiften ſie ſich deſto hartnäckiger auf jenes Geſetz von Antiochien. Wiederum hielten zweiundvierzig Biſchöfe treu zum Patriarchen, erkannten das Winkelkonzil an der Eiche nicht an, folglich auch nicht die rechtmäßige Entſetzung des Patriarchen und den daraus gefolgerten Schluß, daß er ein Eindringling ſei; allein die Mehrzahl wurde dahin geriſſen durch die Heftigkeit ſeiner Gegner und bekräftigte ſeine Entſetzung. Dann gingen einige der Aufgeregteſten zum Kaiſer, zeigten ihm das Urteil an und erſuchten ihn, zehn Biſchöfe von der Chryſoſtomuspartei — Johanniten, wie man ſie ſpöttiſch nannte — rufen zu laſſen, um ihnen den Beſchluß in des Kaiſers Gegenwart mitzuteilen; ſie mochten hoffen, noch einige Überläufer zu gewinnen. Statt ſolcher erſchienen ruhige milde Männer, die ſich erboten zu beweiſen, daß die Häretiker zu Antiochien jenes Geſetz gegen den großen Athanaſius verfaßt hätten. Ihre Gegner wurden laut und ſtürmiſch. Da bat Elpidius von Laodicea, ein feſter Anhänger des Chryſoſtomus, den Kaiſer, er möge die Gegner fragen, ob ſie wohl das Glaubensbekenntnis jenes Konzils zu Antiochien unterſchreiben würden? Der Kaiſer ſagte lächelnd, der Vorſchlag ſei billig. Nun gerieten die Gegner in Verlegenheit, ermannten ſich aber und ſagten, ſie würden es tun. Man weiß nicht, worüber man mehr ſich wundern ſoll: ob über einen ſolchen Haß von Seiten der Biſchöfe, oder über die Schwäche des Kaiſers, der eine ſolche Sache mit einem Lächeln aufnimmt und abmacht; — abmacht gegen einen Unſchuldigen, von deſſen Unſchuld er überzeugt iſt!

Kurz vor dem Oſterfeſte gingen Severian von Gabala, Antiochus von Ptolemaïs und Akacius von Beröa zum Kaiſer mit dem Erſuchen, den Chryſoſtomus, deſſen Schuld ja erwieſen ſei, nunmehr auch von ſeiner Kirche und aus der Stadt zu vertreiben. Arcadius ſchickte demnach dieſen Befehl an den Patriarchen. Dieſer antwortete, Gott habe ihm die Kirche anvertraut, um darin zu arbeiten für das Heil der Seelen. Verlaſſen dürfe er ſie nicht. Wolle der Kaiſer ihn mit Gewalt herausjagen, ſo bleibe ſein Gewiſſen unverletzt. Höchſt ungern entſchloß ſich Arcadius zu dieſem Schritt. Wenn er auch zu beſchränkten Geiſtes war, um es klar zu erkennen, ſo fühlte er doch inſtinktmäßig, daß ein Mann, wie Chryſoſtomus, die Stütze eines Thrones und eines Reiches ſein könne, wenn alle anderen Stützen wankten; allein die Kaiſerin und ihre ganze Umgebung ließen ihm keine Ruhe. Er mußte Männer des Palaſtes entſenden, die wirklich den Patriarchen aus der Kirche riſſen und ihm den Befehl brachten, ſein Haus zu hüten. Aber am Karſamstage, dieſem in der alten Kirche ſo hoch gefeierten Vorabende des Auferſtehungstages, kam Arcadius in die Sophienkirche und fand den unverzagten Patriarchen daſelbſt. Die Heiligkeit des

Tages und Furcht vor einem Auflaufe des Volkes veranlaßten ihn, Akacius und Antiochus rufen zu laſſen und ihnen ſeine Bedenken gegen ſtrenge Maßregeln zu äußern. Sie erwiederten: „Herr, wir nehmen des Johannes Entſetzung auf unſer Haupt.“ Die zweiundvierzig getreuen Biſchöfe nahmen ſich öffentlich ihres Patriarchen an, gingen in die Kirche der heiligen Martyrer, wohin ſich Arcadius und Eudoxia begeben hatten und flehten den Kaiſer an, um der Liebe Jeſu Chriſti willen ſich zu erbarmen und den Oberhirten nicht ſeiner Herde zu rauben, namentlich nicht in dieſer heiligen Zeit, wo die Katechumenen das Bad der Wiedergeburt empfangen ſollten und die Chriſtenheit ihr höchſtes Feſt feiere. Sie fanden kein Gehör. Da ſagte einer dieſer Biſchöfe zur Kaiſerin: „Fürchte Gott, erbarme dich deiner Kinder, entweihe nicht durch vergoſſenes Blut den heiligen Oſtertag.“ Allein Eudoxia wendete ſich ab und traurig gingen die Biſchöfe heim.

Am Abend des Karſamstages waren die Gläubigen in der Kirche verſammelt, um nach alter Sitte die Nacht mit Anhörung der Leſungen aus den Heiligen Schriften und mit Gebet zu durchwachen und in erſter Frühe die Auferſtehung zu feiern. Unter ihnen befanden ſich dreitauſend Katechumenen, welche, ebenfalls nach alter Sitte, in dieſer Nacht das Sakrament der Taufe empfangen ſollten. Plötzlich drangen Soldaten in die Kirche ein, um Chryſoſtomus zu ſuchen. Sie umringten Chor und Altar, verdrängten Prieſter und Volk, ſtürmten in die Sakriſtei, dann in's Batiſterium, aus dem die erſchreckten Katechumenen flohen. Einige Frauen, Prieſter und Diakonen wurden verwundet. Unter den Soldaten befanden ſich Heiden; ſie riſſen den Tabernakel auf und das Hochwürdigſte Gut heraus; dann ſtürmten ſie wieder fort; denn Chryſoſtomus war nicht da. Die verjagten Prieſter ſammelten mit größter Beſonnenheit das Volk in den Bädern des Conſtantius, wo ſie das heilige Amtsgeſchäft dieſer feierlichen Nacht fortſetzten. Die Kirchen aber blieben verödet. Das mißfiel dem Severian. Was würde der Kaiſer ſagen, wenn er, in der Frühe des Oſtermorgens die Kirche beſuchend, ſie leer fände! Das Volk, das ſoeben aus der Sophienkirche verſcheucht war, ſollte nun wieder hinein getrieben werden. Es wurden alſo vierhundert neugeworbene Thracier unter Anführung eines gewiſſen Lucius in die Bäder des Conſtantius geſchickt, um die Taufe dort zu verhindern. Das Waſſer war ſchon geweiht; nun wurde es mit Blut beſpritzt; denn die Thracier brauchten Gewalt, ſchlugen und mißhandelten Geiſtliche und Laien, führten einige ins Gefängnis, jagten andere aus der Stadt, plünderten die Bäder, trieben tauſend Unfug; alles ohne Wiſſen und Willen des Kaiſers. Dennoch wurde Severian's Abſicht vereitelt! am Oſtertag waren die Kirchen leer, einige ſogar verſchloſſen. Das Volk war auf's Land geflohen und in den herrlichen umwaldeten Tälern bei Conſtantinopel feierte es mit ſeinen Prieſtern das Auferſtehungsfeſt. Nachmittags luſtwandelte Kaiſer Arcadius vor der Stadt und ſah von weitem in einem Haine von Platanen etwas ſeltſam Weißes über eine Wieſe gebreitet. Es waren die dreitauſend Neugetauften in ihren weißen Neophytenkleidern, die ſich dort gelagert hatten und von den Geiſtlichen Unterricht empfingen. Dem Kaiſer wurde aber geſagt, es wären eine Art von Ketzern. So täuſchte man ihn immer! In der Stille ſchickte man Soldaten ab, um die friedliche Verſammlung zu zerſtreuen, in welcher viele vornehme Männer und edle Frauen waren. Letztere wurden zugleich beraubt und in ſo roher Weiſe, daß man ihnen die Mäntel von den Schultern, ja die Ringe von den Fingern und aus den Ohren riß und ſie dabei verletzte. Dann warf man Geiſtliche und Laien in Kerker und wandte Zwangsmittel, ja die Folter an, um ſie dahin zu bringen, ſich gegen ihren Patriarchen zu erklären und die Kirchengemeinſchaft mit ihm aufzuheben.

Er ſchrieb während dieſer ſtürmiſchen Zeit an den Papſt Innocentius einen Bericht über alle dieſe Vorfälle und dasſelbe taten auch die zweiundvierzig getreuen Biſchöfe und der treue Teil des Klerus von Conſtantinopel. Noch immer hatte er den biſchöflichen Palaſt inne; aber ſeine Feinde ſannen auf andere Mittel, um ſich ſeiner zu entledigen, da der Kaiſer aus Verehrung für ihn und aus Furcht vor Volksaufruhr, verbunden mit ſeiner eigentümlichen Unentſchloſſenheit, ihn in der Stadt ließ. Eines Tages fand man einen Menſchen mit einem Dolche bewaffnet in ſeiner Wohnung. Als man den Unglücklichen ertappte, gab er ſich für beſeſſen aus. Aber das Volk ſchleppte ihr vor den Präfekten und wollte ihn geſtraft wiſſen. Eilig ſchickte Chryſoſtomus zum Präfekten und bat um Gnade. Bald darauf drang der Diener eines erklärten Feindes des Patriarchen mit drei Dolchen bewaffnet in deſſen Wohnung ein, wurde aber zualler Gnaden treulos iſt, und daß am Schluß ihrer irdiſchen Pilgerfahrt nicht Aller-Heiligen, ſondern Aller-Seelen-Tag ſie erwartet — und auch das nur durch Gottes übergroße Barmherzigkeit. Daher fleht ſie am letzten Sonntag des Kirchenjahrs, wo die Kirche Chriſtus den Weltrichter verkündet, ganz verſenkt in ihre Unwürdigkeit um nichts als um Gnade und um den Schutz der h. Jungfrau Maria — und das iſt der Schluß dieſer Lieder.

Wohl habe ich geſucht, ſie mit einiger Andacht zu ſchreiben. Da ich aber ſehr wenig, ach! vielleicht gar nicht, auf die Einſprechungen des heiligen Geiſtes zu lauſchen verſtehe: ſo fürchte ich, bei einem leeren Wortklang geblieben zu ſein. Daher bitte ich dich, mein Leſer, thue du alle Andacht, alle Liebe, allen Geiſt, alle Innigkeit, alle Werke hinzu, die mir mangeln, und die Gott wohlgefälliger ſind als meine Worte; — verherrliche du Ihn mehr, indem du dieſe Lieder rückgewieſen und verwundete im Zorn ſieben Menſchen, von denen vier ſtarben. Diesmal führte das Volk den Mörder vor den Kaiſerpalaſt und ſchrie nach Gerechtigkeit. Er wurde zwar der Obrigkeit übergeben, doch gleich wieder entlaſſen. Da verbanden ſich viele zu abwechſelnder Bewachung ihres geliebten Patriarchen. Deſſen Ruhe, dem Grimm der Feinde gegenüber, und die unerſchütterliche Anhänglichkeit des Volkes werfen tröſtende Lichtſtrahlen auf dies traurige, finſtere Bild entfeſſelter menſchlicher Leidenſchaften.

Zehntes Kapitel.

Papſt Innocenz hatte an Chryſoſtomus geſchrieben, er bleibe in ſeiner Kirchengemeinſchaft und auf einem Konzil des Morgen- und Abendlandes, von welchem ſowohl ſeine als des Theophilus Feinde unter den Biſchöfen auszuſchließen wären, müſſe dieſe Angelegenheit unterſucht werden, und zwar nach den Canones von Nicäa, nicht von Antiochien. Kaiſer Honorius ſchrieb an Arcadius in demſelben Sinne, meldete ihm, der Biſchof von Rom und andere in Italien erklärten die Verurteilung des Chryſoſtomus für nichtig, tadelte die Verfolgungsſucht von deſſen Gegnern und drang auch auf ein rechtmäßiges Konzil. Arcadius war beängſtigt durch dieſe verſchiedenen Anſichten, die ſich um ihn herum kreuzten, und als das Feſt des heiligen Geiſtes kam, war Chryſoſtomus noch immer bei ſeiner Kirche. Nun aber verloren die Gegner alle Geduld. Die Ausſicht auf ein Konzil ſpornte ſie zur Eile an. War Chryſoſtomus nur erſt fort, ſo ließe ſich jenes leichter hintertreiben.

Sie gingen am Donnerstag in der Pfingſtwoche zum Kaiſer und erklärten ihm, um alle Regung ſeines Gewiſſens zu unterdrücken, er verletze die Geſetze der Kirche und ihr Anſehen, indem er den Beſchluß eines Konzils nicht in Ausführung bringe und dem ſtolzen Patriarchen allzu lange Schonung beweiſe. Seufzend ließ Arcadius noch über eine Woche verſtreichen; dann ſchickte er ſeinen Geheimſchreiber Patricius zu Chryſoſtomus mit dem Befehle, die Stadt zu verlaſſen. Dieſer machte ſich ſogleich auf und bat einige Biſchöfe, die bei ihm waren, mit ihm in die Kirche zu gehen, um zu beten und um, wie er ſagte, „Abſchied zu nehmen vom Engel der Kirche.“ Ein vornehmer frommer Mann ließ ihm raten, er möge nicht zu ſeiner Gemeinde reden, den Lucius mit ſeinen Thraciern ſei in der Nähe, um ihn daran zu hindern und mit bewaffneter Macht hinweg zu führen.

Tiefbewegt nahm Chryſoſtomus von den anweſenden Biſchöfen und von den Geiſtlichen, die er im Chore fand, Abſchied, empfahl ſich ihrem Gebet und ging mit Tränen im Auge in die Sakriſtei, um den frommen Frauen, die er dahin beſchieden hatte, ſeinen letzten Segen zu geben. Das waren Olympias, Pentadia, Procla, ebenfalls Diakoniſſin, und Salvina, eine mauritaniſche Fürſtentochter, Witwe von einem Vetter des Kaiſers Arcadius, aber fremd dem Hoftreiben und dem Weltleben und Freundin der Heiligen. Er ſagte ihnen, er glaube am Ende ſeiner Laufbahn zu ſein und bitte ſie, treu zu beharren im Dienſte der Kirche und einem anderen Biſchofe ſo ergeben zu ſein, wie ihm, vorausgeſetzt, daß derſelbe auf rechtmäßige Weiſe das heilige Amt antrete. Sie ſanken vor ihm nieder und umfaßten und küßten ſeine Füße und den Saum ſeines Gewandes mit heißen Tränen. Er ließ ſie von einem Prieſter zurück geleiten und entfernte ſich aus der Kirche durch eine Nebentüre, damit niemand ſeine Entfernung bemerke. Zwei Biſchöfe begleiteten ihn. Lucius mit ſeinen Bewaffneten führte ihn ſtill zum Hafen und eine Barke nahm den Verbannten auf und brachte ihn abermals nach Bythinien. Es war der 20. Juni 404. Sechs Jahre und vier Monate hatte ſeine Wirkſamkeit in Conſtantinopel gewährt. Für alle Liebe und Treue, Mühe und Arbeit dieſer Jahre war dies der Lohn. Er ſah die lieblichen Hügel der Kaiſerſtadt und die reizenden Geſtade des Bosporus und der Propontis nie wieder.

Das Volk in Conſtantinopel war in dumpfer Unruhe; ſie verwandelte ſich in Entſetzen, als plötzlich in der Sophienkirche Feuer ausbrach. Die Kirche mit ihren Nebengebäuden brannte nieder, ausgenommen jene Sakriſtei, in welcher das koſtbare Altargerät aufbewahrt wurde. Dann überſprang die Flamme einige Häuſer, ergriff den Palaſt des Senats und verwandelte ihn mit ſeinem reichen Schmuck der ſchönſten Bildwerke von Marmor und Erz in einen Aſchen- und Trümmerhaufen. Wie das Feuer ausgebrochen ſei, begriff niemand. Das Volk behauptete, es ſei als ein Zeichen des göttlichen Zornes vom Himmel gefallen, um die Stätte zu vertilgen, von welcher man frevelhaft den Patriarchen vertrieben habe. Andere glaubten, ſeine Gegner hätten die Gläubigen in der Kirche verbrennen wollen. Sie begnügten ſich aber mit ihren Mutmaßungen. Die Gegner machten es jedoch anders! Chryſoſtomus ſelbſt und die Johanniten ſollten der Untat ſchuldig befunden werden! Akacius von Beröa meldete es ſogar dem Papſte Innocenz als eine Tatſache. Der Präfekt ließ peinliche Unterſuchungen bei einigen Perſonen anſtellen, welche dem Patriarchen beſonders ergeben waren; es wurde ſogar die Folter angewendet, aber kein Geſtändnis der Schuld erpreßt. Der Kaiſer befahl, die Verhafteten frei zu geben, da ihre Unſchuld erkannt ſei und die Sache ſchien abgetan zu ſein.

Inzwiſchen betrieb die Kaiſerin die Ernennung eines Patriarchen, der ihr genehm war und von dem ſie weder durch Tadel, noch durch heiliges Beiſpiel Beläſtigung zu fürchten hatte. Ein Greis von achtzig Jahren, der Arſacius hieß und ein Bruder des Patriarchen Nectarius war, ſollte Nachfolger des Chryſoſtomus werden. Er war, obgleich Erzprieſter des Klerus von Conſtantinopel, ein Überläufer zum Winkelkonzil an der Eiche geweſen. Was Eudoxia wollte, ſetzte ſie durch, ohne ſich im Geringſten ſtören zu laſſen durch ein Schreiben von Papſt Innocenz an Klerus und Volk, das ſie zur Anhänglichkeit an Chryſoſtomus ermahnte und die Ernennung des Arſacius für ungiltig erklärte. Auch war es ihr höchſt gleichgiltig, daß alle Biſchöfe des Abendlandes und viele im Morgenlande ihm die Kirchengemeinſchaft entzogen. Über die goldenen Schranken ihres Hoflagers ſah ſie ſo wenig hinaus, als ob ein Kaiſerleben irdiſch unſterblich ſei. Und als ſie mit dieſer Angelegenheit zu Ende war, da legte ſie ſich hin und ſtarb. In einem unglücklichen Wochenbett, unter großen Leiden, kam ſie um's Leben, die junge, ſchöne übermütige Eudoxia. Es war der 6. Oktober 404. Sie hinterließ ihrem Gemahl vier Kinder; das älteſte derſelben war Pulcheria, die zukünftige Heilige im Purpur.

Arſacius war der treuen katholiſchen Gemeinde in Conſtantinopel ebenſo unwillkommen, wie der ganzen Kirche. Sie weigerte ſich ſeiner Gemeinſchaft und hielt geſonderte Verſammlungen. Arſacius erwirkte ein Verbot gegen dieſelben und ſie wurden auf kaiſerlichen Befehl durch Soldaten mit Steinwürfen und Stockſchlägen auseinander geſprengt. Manche Perſonen verließen die Stadt, in welcher nur Knechtung und Mißhandlung ſie erwartete und ſuchten anderwärts eine Stätte für ihren Gottesdienſt. So machte es die fromme Nicarete und eine Schaar gottgeweihter Jungfrauen, die ſich ihr anſchloß. Dadurch wurde die Gemeinde des Arſacius aber nicht größer und ſo ſchritt man zu Mitteln, von denen man ſich mehr Wirkung verſprach. Die Brandunterſuchung wurde mit furchtbarer Grauſamkeit wieder aufgenommen und Angſt vor der Folter, vor Verbannung und Tod ſollte die Menſchen mürbe und zu Allem willfährig machen. Es geſchahen viele Verhaftungen. Eutropius, ein ungemein frommer Jüngling, Lector und Kirchenſänger, wurde ſo grauenvoll mit eiſernen Krallen zerfleiſcht und mit Fackeln in den Wunden gebrannt, daß er in dieſen Qualen ſeinen Geiſt aufgab. Der Prieſter Tigrius überlebte ſie und wurde nach Meſopotamien exiliert. Andere Männer, auch Frauen und Jungfrauen, mußten Ähnliches erdulden.

Der Präfekt Optatus, ein Heide, ließ Olympias vor ſeinem Richterſtuhl erſcheinen und fragte ſie ohne weiteres, warum ſie das Feuer angelegt habe? Sie antwortete mit ruhigem Lächeln: „Von dieſer Beſchuldigung ſollte mein vergangenes Leben mich wohl freiſprechen. Wer viel Geld auf Bau und Herſtellung der Kirchen verwendet, wird ſich ſchwerlich damit beſchäftigen, ſie niederzubrennen.“ Der Präfekt ſagte: „Ich weiß wohl, wie du lebſt.“ — „Nun wohlan,“ entgegnete ſie, „ſo werde mein Ankläger und laß einen Anderen richten.“ Dann erklärte ſie ihm, nichts werde ſie vermögen, in die Kirchengemeinſchaft des Arſacius einzutreten. Vor der Hand ließ man ſie in Ruhe, weil ſie in eine ſchwere Krankheit fiel, welche den ganzen Winter dauerte; aber ſie mußte eine große Geldſumme zahlen. Nun kam die Reihe an Pentadia, die gottſelige Wittwe, von der Chryſoſtomus ſagt, ſie habe nur ihre Zelle und die Kirche gekannt. Aus der Zeit her, wo der Konſul Timaſius, ihr Gemahl, in Verbannung und Tod geſchickt wurde, hatte auch ſie noch immer Feinde, welche begierig nach ihrem Vermögen waren, das ſie den Armen austeilte und ſelbſt wie eine Arme lebte. Sie wurde der Brandſtiftung angeklagt und man fing gleich damit an, ſie wie eine gemeine Verbrecherin von Schergen ergreifen und vor den Richterſtuhl führen zu laſſen. Da fand ſie verläumderiſche Ankläger und falſche Zeugen; da mußte ſie ſehen, wie einige Perſonen grauſam gefoltert wurden. Allein ſie ließ ſich weder betäuben noch einſchüchtern und wies mit Freimut und Gelaſſenheit jede Anklage zurück. Ihre Leidensgefährten ſchöpften Kraft aus der Art, wie ſie ſich verteidigte, und leiſtete Widerſtand gegen alle Qualen, ſo daß dies Verhör zur größten Beſchämung der Kläger hätte enden müſſen, wenn dieſe der Beſchämung fähig geweſen wären. Pentadia wurde noch einigemal in Haft genommen und verhört; ſie blieb immer in ihrer klaren Standhaftigkeit. Die Diakoniſſin Procla, der edle Peanius, einer der hervorragendſten Männer, des hohen Anſehens genießend, das große Tugenden und große Ämter geben, die beſten und frömmſten Menſchen, die freilich eben deshalb treue Anhänger des Chryſoſtomus waren: ſollten plötzlich Alle zu Mordbrennern geworden ſein und hatten Unſägliches auszuſtehen. Gefängnis, Mißhandlung, Folter, Geldſtrafen, Verbannung, ſogar der Tod traf die, welche nicht in die Kirchengemeinſchaft des Arſacius eingingen. Aber faſt das ganze Volk, vornehme und geringe, Männer und Weiber, Reiche und Arme, hatte einen ſolchen Abſcheu gegen unrechtmäßige Biſchöfe, daß es lieber Hab und Haus und Leben opferte und jede Unterdrückung duldete, als von ſeinem rechtmäßigen Patriarchen abzulaſſen. Der Palaſt des Peanius war in dieſen betrübten Zeiten ein wahrer Rettungshafen für viele Verfolgte, die bei ihm Rat, Schutz, Obdach ſuchten und fanden. Obwohl auch er zu den Verfolgten gehörte, nahm er ſich doch aller an, die durch Stand und Verhältniſſe hilfloſer waren als er. So machte es auch Olympias. Arme, gottgeweihte Jungfrauen flüchteten ſich zu ihr und lehnten ſich an ihre Beſonnenheit und ihren Starkmut.

Dies alles ging unter den Augen des Kaiſers vor. Ob er es nicht erfuhr? ob er es wußte und geſchehen ließ? ob man ihn über den Erfolg und den Grund täuſchte? Genug, die Verfolgung ging weiter und immer weiter, ging aus der Stadt auf das ganze Reich über, denn man verfolgte jene Biſchöfe, die nicht Kirchengemeinſchaft mit Arſacius halten wollten, entſetzte ſie und erhob andere auf ihre Stühle, von deren Willfährigkeit man überzeugt war. Flavian, Patriarch von Antiochien, war bald nach der Entſetzung ſeines teueren Chryſoſtomus geſtorben und man wünſchte ihm einen heiligen Prieſter namens Conſtantius zum Nachfolger zu geben, der innig mit Chryſoſtomus befreundet und in deſſen Geiſt gebildet war. Aber Severian, Akacius und Antiochus, die alle drei Biſchöfe in Syrien waren und zur Metropole Antiochien gehörten, intriguierten dermaßen gegen Conſtantius, daß ſie lieber einen ganz unwürdigen Prieſter, der Porphius hieß, in aller Eile konſekrierten und auf den altehrwürdigen Stuhl von Antiochien ſetzten, als daß ſie denſelben von einem Freunde des Chryſoſtomus hätten einnehmen laſſen. Kaiſer Arcadius mußte ſogar ein Geſetz geben, demzufolge kein Biſchof und kein Prieſter, welcher ſich nicht zur Kirchengemeinſchaft des Arſacius halte, im morgenländiſchen Reiche auf Reiſen Gaſtfreundſchaft finden ſolle. Die abgeſetzten Biſchöfe gingen nach Rom und brachten Klagebriefe ihrer unterdrückten Mitbiſchöfe mit. Die erſten Familien Roms nahmen die ehrwürdigen Flüchtlinge bei ſich auf; ſo Melania die Jüngere und ihr Gemahl Pinianus. Chryſoſtomus ſchrieb ihnen tröſtend: „Der Mut eines einzigen Biſchofs, um der Verfolgung Widerſtand zu leiſten, iſt ein mächtiges Bollwerk, das allen Kirchen des Erdkreiſes zugute kommt.“ Der durch fromme Schriften, namentlich über die aszetiſchen Altväter bekannte Caſſianus, Diakon der Kirche von Conſtantinopel, brachte ein Klageſchreiben des dortigen treuen Klerus an Papſt Innocenz, der liebevoll und tröſtend Alle aufnahm, welche um ihrer Treue willen ſo Bitteres leiden mußten und aus allen Kräften nach der Einberufung eines zahlreichen Konziles ſtrebte.

Abgeſehen von dem Widerſtande, welches die herrſchende Partei in Conſtantinopel der Einberufung einer rechtmäßigen Kirchenverſammlung in den Weg legte, waren die äußeren Zeitverhältniſſe ungünſtig und hemmend. Von allen Seiten ſtrömten die barbariſchen Völker wie Flüſſe, die ihre Ufer überſchwemmen, in das gedrangſalte oſtrömiſche Reich. Die Hunnen drangen aus ihren Steppen teils über die Donau in Thracien und Illyrien, teils über den Don in Armenien und Kleinaſien ein, ſo daß ſie mit zwei furchtbaren Armen das Reich umklammerten und mit Tod und Verderben jeden Schritt bezeichneten. Tauſende von Menſchen kamen durch ſie um's Leben, Städte wurden verheert, Dörfer in Aſche gelegt. Noch mehr Schaden tat das wilde Bergvolk der Iſaurier, welches das Gebirg des ſogenannten rauhen Ciliciens inne hatte und es zu einer Feſtung machte, in der es der ganzen römiſchen Macht

Trotz bot. Während der guten Jahreszeit durchbrachen ſie die unzugänglichſten Gebirgspäſſe, ſchwärmten beuteluſtig und kriegeriſch umher, ſetzten nicht bloß Kleinaſien, ſondern die Inſel Cypern, Syrien und Paläſtina in Schrecken, bedrohten ſogar Jeruſalem, raubten, was ihnen unter die Hände fiel, auch Weiber, und kehrten gegen den Winter in ihre heimiſchen Berge wie hinter Wall und Mauern von Eis und Schnee zurück. Ein Feldherr wurde ihnen entgegengeſchickt, deſſen überlegene Waffenmacht ſie vermutlich aufgerieben hätte. Allein ſie beſtachen ihn mit geraubtem Golde; er richtete nichts gegen ſie aus und ſie trieben ihr Unweſen fort. Die Statthalter trafen keine Maßregeln, um ſie im Zaume zu halten. Die ganze Verwaltung des Reiches war ſchlaff wie die Hand, welche den Szepter führte. Er war ſehr beängſtigt, der arme Kaiſer Arcadius! auch die Natur ſchickte ihre Drangſale. Erdbeben erſchütterten häufig Conſtantinopel und ein furchtbarer Hagelſchlag verwüſtete die Fluren von Thracien und Bythinien.

In ſeiner Not und Hilfloſigkeit ſuchte Arcadius die heilige Fürſprache eines Mannes auf, den er für einen großen Freund Gottes hielt. Er ſchrieb dem heiligen Nilus und empfahl ſich und ſein Reich deſſen Gebet. Nilus kannte den Kaiſer, den Hof und die Zuſtände in Conſtantinopel ganz genau, da er dort lange ein angeſehenes Amt bekleidet hatte. Die Schwierigkeit, ſich in den dortigen Verhältniſſen rein und lauter zu erhalten, war ein Grund geweſen, der ihn in die ſinaitiſchen Wüſten trieb. Er antwortete dem Kaiſer: „Wie lieſeſt, als ich es that, indem ich ſie ſchrieb; — und erwirb mir durch deine fromme Fürbitte, daß der liebe Gott mich führen wolle zu Seiner vollkommnen Liebe. Amen.

Mainz, am Aller-Heiligen-Tag,
1. November 1854.

Ida Hahn-Hahn.

darfſt du hoffen, Conſtantinopel befreit zu ſehen von den Heimſuchungen des Himmels, da du ſo viele Verbrechen darin begehen und ſo ungeſtraft das Laſter herrſchen läßt? Wie verlangſt du, daß ich für dieſe vom Zorne Gottes erſchütterte Stadt, die den ſeligen Biſchof Johannes, das Licht der Wahrheit und die Poſaune Jeſu Chriſti, vertrieben hat, beten ſoll! Wie ſoll ich beten um Heil und Segen, da ich um die Sünden, die jetzt in Byzanz begangen werden, meine Seele in Traurigkeit, meinen Geiſt in Unruhe, mein Herz von Leiden zerriſſen fühle. Du haſt nicht recht getan, daß du aus übergroßem Leichtſinn dem Rate unweiſer Biſchöfe folgteſt und das große Licht der Zeit, den Johannes, in's Elend ſchickteſt. Da du nun die katholiſche Kirche um ihr echtes goldenes Lehrwort gebracht haſt, wirſt du nicht ohne Herzeleid durchkommen.“ So wurde dem Kaiſer von allen Seiten, vom Throne, aus der Kirche, aus der Wüſte derſelbe Rat zugerufen: die Verbannung des Patriarchen zu enden; aber er befolgte ihn nicht.

Elftes Kapitel.

Chryſoſtomus ging gelaſſen auf ſeinem Kreuzweg fort. Zuerſt brachte man ihn nach Nicäa, wo er ſchon leidend ankam. Sein äußerſt ſchwächlicher Körper war nie recht geſund, ſeine Bruſt angegriffen durch das beſtändige Predigen. Jetzt kam die Sommerhitze dazu, die furchtbar drückend in Kleinaſien iſt, ſobald man ſich von der Meeresküſte entfernt. Man hatte ihm nicht geſtattet, einen Diener mitzunehmen; aber die prätorianiſchen Soldaten, die ihn begleiteten, waren ſo von Ehrfurcht durchdrungen, daß ſie ihn wie fromme Söhne mit zärtlicher Sorgfalt bedienten. In Nicäa erfuhr er auch den Ort der Verbannung, den die Kaiſerin, die damals noch lebte, ihm beſtimmt hatte. Es war Cucuſus, ein armes Städtchen in Klein-Armenien, in öder, rauher Gegend, häufig heimgeſucht durch die Streifzüge der Iſaurier. Er mußte alſo ganz Kleinaſien von einem Ende zum anderen durchreiſen in einer Jahreszeit, welche die ohnehin ſpärlichen Quellen und Brunnen jener Länder nicht ſelten ausgetrocknet. Nachdem er in Nicäa ſich etwas erholt hatte, ging die Reiſe weiter, Tag und Nacht, durch Gegenden, in denen oftmals kein Trinkwaſſer, zuweilen kein eßbares Brot zu finden war. Er wurde vom Wechſelfieber ergriffen und dabei immer zur Eile gedrängt. Er lag in ſeiner Sänfte wie ein Sterbender; der ſchwere Tritt der Maultiere, welche die Sänfte trugen, verurſachten ihm quälende Kopf- und Bruſtſchmerzen. In Ancyra war ihm der Biſchof Leontius, ſein heftigſter Gegner, ſo feindlich, daß er nicht wagte, Raſt zu machen. Auf der Grenze von Kappadocien wurde er im Namen des Erzbiſchofes Pharetrius von Cäſarea freundlich begrüßt; allein Chryſoſtomus traute dieſen Worten nicht recht, da er wußte, daß Pharetrius aus Furcht nicht zum Konzil gekommen ſei und ſich hernach zu ſeinen Feinden gehalten habe.

Wegen ſeiner Krankheit mußte ſich Chryſoſtomus in Cäſarea aufhalten, wo er eine ruhige Wohnung, Arzt und Arzneien nahm. Warme Bäder, geſunde Nahrung, ärztliche Pflege kräftigten ihn. Boten ſeiner Freunde erwarteten ihn. Peanius, Olympias und andere hatten zuverläſſige Diener auf verſchiedene Stationen ſeines Weges geſchickt, die ihn mit Briefen, Grüßen und Nachrichten erfreuten und wiederum ſeine Schreiben in Empfang nahmen und zurückbrachten. Er war ja immer Mittelpunkt und Oberhaupt der Kirche von Conſtantinopel, auch in babyloniſcher Gefangenſchaft. Ganz Cäſarea, Klerus, Mönche und Vornehme, ſogar Nonnen, ſuchten Zutritt bei ihm zu haben, ein Wort aus ſeinem Munde zu hören, ſeinen Segen zu empfangen; nur der Erzbiſchof ſelbſt beſuchte den Kranken nicht und ſchien die Teilnahme ungern zu ſehen, welche die ganze Stadt ihm bewies. Plötzlich wurde dieſe in ängſtliche Bewegung verſetzt, denn die Iſaurier zeigten ſich in der Nähe. Der Feldoberſt zog mit ſeinen Truppen wider ſie aus und die Bürger, ſogar Greiſe, rüſteten ſich zur Bewachung der Stadt. Während alles in Spannung und Beklommenheit war, brach in der Frühe des Morgens ein heftiges Getümmel vor dem Hauſe aus, das Chryſoſtomus bewohnte. Es war eine Schar von Mönchen, die zu einem wilden Fanatismus aufgeregt, ſein Haus zu verbrennen drohten, wofern er nicht ſogleich die Stadt verlaſſe. Sie waren in ſolcher Wut und Aufregung, daß die guten prätorianiſchen Soldaten, die ihn mit Liebe bewachten, für ſein Leben beſorgt wurden und flehentlich um ſeinen Aufbruch baten. Sie wollten lieber mit den Iſauriern zu tun haben, verſicherten ſie, als mit jenen wilden Tieren. Der Statthalter von Kappadocien, voll Teilnahme für den kaum halbgeneſenen Chryſoſtomus, erſuchte den Erzbiſchof Pharetrius, die Mönche zur Ordnung zu rufen. Es geſchah für den Augenblick, doch am anderen Morgen kam die wilde Rotte ſtürmiſch wieder und erneuerte ihre Drohungen. Seleucia, eine vornehme Frau in Cäſarea, ſtellte ihm ihr Landhaus zur Verfügung, und ſo ließ ſich Chryſoſtomus in der vollen Hitze eines Sommermittags und eines Fieberanfalles in ſeine Sänfte legen und machte ſich dahin auf den Weg. Das Volk umringte ihn, jammerte laut und verwünſchte den Pharetrius, der den Heiligen in ſolches Elend hinein ſtoße. Einige Geiſtliche begleiteten ihn ehrfurchts- und liebevoll; und als der Eine große Befürchtungen wegen der Iſaurier äußerte, ſagte der Andere zu Chryſoſtomus: „Fürchte nicht die Iſaurier, noch ſonſt irgend etwas. Eile nur von hinnen, denn überall wirſt du ſicherer ſein als hier."

Das Landhaus war bequem eingerichtet, und Seleucia, die ihn dort empfing, hatte ihrem Verwalter befohlen, mit bewaffneten Landleuten alle abzuwehren, die etwa Chryſoſtomus würden beunruhigen wollen. Sie ſchlug ihm dann vor, ob er nicht auf ihrem Schloß, welches eine Bergfeſtung war, Wohnung nehmen wolle, bis die unruhige Zeit mit den Iſauriern vorüber ſei. Er dankte ihr aber, da alle Reiſen ihn ungemein ermüdeten und er vor Allem Ruhe bedurfte, und Seleucia kehrte nach Cäſarea zurück. Alsbald ließ Pharetrius ſie vor ſich rufen und ſtimmte ſie durch Drohungen ſo ganz um, daß ſie die Gaſtfreundſchaft bereute, welche ſie dem Patriarchen erwies, und ſich doch ſchämte, ſie ihm geradezu aufzuſagen. Die Iſaurier mußten ihr einen Vorwand bieten. Mitten in der Nacht ſchickte ſie dem Prieſter Evethius, der den

Patriarchen begleitete, durch einen Boten die falſche Nachricht, die Barbaren wären ganz in der Nähe und es ſei am geratenſten für Chryſoſtomus, ſeine Reiſe ſchleunigſt fortzuſetzen. Evethius eilte zu ihm, weckte ihn mit dem Angſtrufe: „Die Barbaren kommen! ſie ſind ſchon nahe! ſtehe auf!“ und beſtand auf der augenblicklichen Abreiſe. In dunkler Nacht wurden Maultiere und Sänfte vorgeführt, Chryſoſtomus mußte aufſtehen, ſo abgemattet er auch war, Fackeln wurden angezündet und ſo ging es fort, bergan, auf einem unebenem und ſteinigen Wege. Aus Furcht, daß die Fackeln den Iſaurieren die Flüchtlinge verraten könnten, befahl Evethius, ſie auszulöſchen. Da glitt eines der Maultiere, das die Sänfte trug, auf dem ſteilen Felſenwege aus; ſie ſchlug um, Chryſoſtomus ſtürzte unſanft zu Boden, Evethius ſprang von ſeinem Maultiere ab, faßte ihn bei der Hand und führte oder ſchleppte ihn vorwärts. Endlich, nach unſäglichen Beſchwerden und Anſtrengungen, langte er halbtot in Cucuſus an, ſiebenzig Tage, nachdem er Conſtantinopel verlaſſen hatte.

Er ſchrieb an Olympias über ſeine Reiſe: „Wenn ich mich aller Widerwärtigkeiten und Gefahren erinnere, die ich ausgeſtanden habe, ſo bin ich freudentzückt und glücklicher, als wenn ich mir alle Schätze der Erde geſammelt hätte. Freue dich mit mir, frohlocke und preiſe den Herrn, der mir die Wohltat erwieſen hat, ſo viel leiden zu dürfen. Iſt Trübſal wohl noch ein Unglück zu nennen, wenn man ſo viel dabei gewinnen kann? Ich habe es dir ſchon oft geſagt und werde es noch öfter ſagen: nichts iſt ein Unglück als die Sünde. Alles andere iſt Staub und Rauch. Im Kerker liegen, gefeſſelt ſein, verwieſen und des Vermögens beraubt werden, iſt denn das Unglück? O nein! es ſind nur Worte des Grams; aber kein wahrhaftes Unglück. der Tod? nun, das iſt eine Schuld der Natur, die jeder Menſch abtragen muß. Das Exil? was iſt es anders, als mehr Städte und Länder kennen zu lernen. Einziehung der Güter? o welche Befreiung von großer Laſt! Laß dich alſo nicht niederſchlagen durch das, was mir begegnet; es wäre deiner nicht würdig. Gedenke der Kronen, die mir daraus geflochten werden. Und ſprich mit niemand über die Vorfälle in Cäſarea. Peanius ſchreibt mir, der Klerus der Pharetrius ſei ſehr aufgebracht auf ihn und wolle nicht in der Kirchengemeinſchaft mit unſeren Widerſachern bleiben. Ich will aber die Verwirrung nicht vermehren, darum bitte ich dich, über alles zu ſchweigen und auch andere zum Schweigen zu bringen. Die prätorianiſchen Soldaten, fürchte ich, werden genug zu erzählen wiſſen."

Im Spätſommer traf Chryſoſtomus in Cucuſus ein. Es war ein armſeliges Städtchen, wo nicht nur die Bequemlichkeiten des Lebens, ſondern faſt deſſen Bedürfniſſe fehlten. Es gab keine öffentlichen Bäder, eine Entbehrung, die dem Orientalen ſo ſchwer fällt, als die von Waſſer und Brot. Es gab keine Medikamente, die einem Kranken notwendig ſind. Aber Chryſoſtomus fühlte ſich ganz zufrieden, denn er fand Freunde, Ruhe und Stille. Der Biſchof von Cucuſus empfing ihn mit der größten Ehrerbietung und hätte ihm gern den kirchlichen Lehrſtuhl überlaſſen. Doch wußte Chryſoſtomus allzu gut, welche Verdrießlichkeiten es für den Biſchof nach ſich ziehen würde, wenn er öffentlich predige und dankbar lehnte er dieſen Beweis von Liebe und Vertrauen ab, indem er ſagte, die Ausübung heiliger Amtsgeſchäfte gebühre ihm, dem Abgeſetzten und Verbannten, nicht. Einer ſeiner Freunde, der Güter in Kleinarmenien beſaß und ſich eben jetzt dort aufhielt, Dioskorus, hatte ihm ſchon nach Cäſarea geſchrieben, er habe ſein Haus in Cucuſus ganz für den Patriarchen eingerichtet und alle Veranſtaltungen getroffen, damit ihn die Winterkälte, die in jener Gegend ſehr ſcharf iſt, nicht beläſtige. Dioskorus ſelbſt bezog ein nahegelegenes Landgut, nachdem er Chryſoſtomus in Cucuſus empfangen und mit zarteſter Aufmerkſamkeit für ihn geſorgt hatte. Andere Grundherren Kleinarmeniens, die von ihren Gütern abweſend waren und größtenteils Chryſoſtomus nur dem Namen nach kannten, hatten ihre Verwalter beauftragt, ſich ihm mit allen Dienſten zur Verfügung zu ſtellen. Überdas hatte er die große Freude, ſeinen alten Freund aus Antiochien, den Prieſter Conſtantius, vorzufinden und die ehrwürdige Diakoniſſin Sabiniana, „meine vielgeliebte Frau,“ wie er an Olympias ſchreibt, „die recht abgemattet und entkräftet und in den Jahren iſt, wo man die Ruhe bedarf. Im Gemüt aber iſt ſie heiter und ruhig und ſo jugendfriſch, daß ſie gar keiner Beſchwerden achtet. Sie will nicht nach Antiochien zurückkehren, ſondern ſich hier bei uns aufhalten und unſerem Hauſe dienen; und da die Rede geht, ich ſolle nach Scythien gebracht werden, ſo iſt ſie bereit, uns auch dorthin zu begleiten. Der Biſchof hat ſie ſehr liebreich aufgenommen und ihr eine paſſende Unterkunft angewieſen.“

Die Augen der ganzen Welt, die einen mit liebenden, die anderen mit zürnenden Blicken, waren auf dies kleine unbekannte Städtchen geheftet. Seine Feinde wünſchten ihn in eine noch größere Ferne und Einöde zu verbannen; ſeine Freunde gaben ſich alle Mühe, ihm einen angenehmeren Aufenthaltsort zu erwirken. Olympias, die durch ihre vielfachen Verbindungen und durch ihr Gold trotz aller Verfolgung ſehr einflußreich war, hoffte, ihm ein milderes Exil zu verſchaffen. Er ſchrieb ihr darüber: „Sei nicht bekümmert, daß es hier einſam und öde iſt. Was könnte mir angenehmer ſein nach ſo langer Unruhe, als der Aufenthalt an dieſem Ort, wo ich eine ungeſtörte Ruhe, eine friedliche Stille, eine vollkommene Geſundheit genieße; wo jedermann mir auf das Gütigſte begegnet; wo mir, wie aus unerſchöpflicher Quelle, durch den Biſchof und durch meinen Wohltäter Dioskorus alles reichlich zufließt, was ſogar mehr zum Überfluſſe als zum Bedarf des Lebens gehört. Der vortreffliche Patricius wird dir ſagen, wie heiter, wie vergnügt, wie bequem wir hier leben, d. h. ſo bequem, als es an einem Orte möglich, wo nichts feil zu haben iſt. Auch die Iſaurier fürchten wir nicht. Für den Winter haben ſie ſich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen und die hieſigen Truppen ſind ſehr mutig. Tue alſo keine Schritte, um mich von dieſem Orte wegbringen zu laſſen, es ſei denn an die Meeresküſte von Bythinien. Das würde ich gern annehmen, aber ſonſt das Hierbleiben als eine

Wohltat und eine Veränderung als eine ſchwere Prüfung betrachten.

Nicht nur konnte Olympias kein milderes Exil erwirken, ſondern ſie zog ſich neue Feindſeligkeiten der Widerſacher zu. Im Frühling 405, kaum geneſen von langwieriger Krankheit, mußte ſie abermals vor Gericht erſcheinen und wurde mit ſolcher Grauſamkeit behandelt, daß ſich die Soldaten erfrechten, ſie zu mißhandeln. Man nahm ihr einige Güter und verkaufte ſie öffentlich. Ungeſtraft durfte der Pöbel ein herrliches Landhaus plündern, das ſie am Bosporus beſaß. Endlich wurde ſie nach Cyzicus verbannt, einer Inſel der Propontis, welche durch einen Damm mit der Küſte von Bythinien verbunden war. Wäre es nicht ein Exil und die Urſache desſelben ſo namenlos traurig geweſen, ſo hätte ſich Olympias einen Sommeraufenthalt in Cyzicus gefallen laſſen können. Die Luft iſt herrlich, die Gegend unvergleichlich ſchön. Die Propontis breitet ihren ewig blauen, vom zarteſten Silberſchmelz überhauchten Meeresſpiegel vor Cyzicus aus. Die Prinzeninſeln liegen golden, roſig und violett gefärbt, je nachdem der Sonnenſtrahl auf ſie fällt, wie neun Edelſteine in dem ſchimmernden Silberbecken. Manche ſind kahler, ſchroffer Fels; andere haben Dörfer und Gärten. Zahlloſe Barken, mit Früchten und Gemüſen, ſchwimmen von den Inſeln und von der bythiniſchen Küſte durch die Propontis in den Bosporus und nach Conſtantinopel. Behend und eilig rudern ſie durch die ſilberigen Wellen und hinter ihnen ziehen ſich blaue, geſchlängelte, bewegliche Streifen wie ein Netzwerk über das Meer. Wendet ſich das Auge von dieſer Friſche, dieſer Mannigfaltigkeit, dieſem Formenreiz und Farbenglanz, dieſem eigentümlichen Zauber der ſüdlichen Meere und ihrer Geſtade landeinwärts: ſo fällt es auf die Nebenbuhlerin der Meeresſchönheit, auf die Schönheit der Berge. Kleine, weiche, grüne Hügel, die ſich wie Kinderköpfchen zuſammendrängen, klettern und ſteigen höher und höher zu Bergen auf, als wollten ſie dem rieſigen Greiſe in's Antlitz ſchauen, dem ſie nur bis an's Knie reichen: dem bythiniſchen Olymp, der ſein ſchneegekröntes Haupt in den klaren Himmel hinein hebt und auf die heitere Landſchaft majeſtätiſch wie auf einen bunten köſtlichen Teppich tritt.

Aber Olympias tränenvolle Augen beachteten dieſe Schönheit der Natur nicht. Sie ruhten auf der himmliſchen Schönheit, der Braut Chriſti, der heiligen Kirche, die ſo viel Schmach erdulden, ſo ſchimpfliche Feſſeln tragen, in ſolche Knechtſchaft geraten mußte; ſie ruhten auf dem Heiligen in der Verbannung und auf dem Triumph der Ungerechten; auf der Verwirrung in ſo vielen Seelen, dem Elend in ſo vielen Schickſalen, dem Verderben im innerſten Kerne ſo mancher Leben. Olympias härmte und grämte ſich dermaßen, daß ihre immer ſchwankende Geſundheit außerordentlich litt und daß Chryſoſtomus ihr die dringendſten Vorſtellungen machte, ſich nicht von einer Traurigkeit überwältigen zu laſſen, welche des Chriſten unwürdig iſt und ſeinen Fortſchritt in der Tugend hemmt. Einmal ſchreibt er ihr: „Schon in deiner Kindheit haſt du das irdiſche Blendwerk unter die

Inhalt.

Seite
An die Kirche . . . 1

Erste Abtheilung.

Die Incarnation.

Der erſte Adventſonntag . . . 9
Der zweite Adventſonntag . . . 13
Der dritte Adventſonntag . . . 18
Der vierte Adventſonntag . . . 23
Die großen Antiphonen . . . 25
I. O Sapientia! . . . 27
II. O Adonaï! . . . 29
III. O radix Jesse! . . . 32
IV. O clavis David! . . . 36
V. O Oriens! . . . 39
VI. O Rex gentium! . . . 43
VII. O Emmanuel! . . . 47

Das heilige Weihnachtsfeſt.

1. Die heilige Nacht . . . 51
2. Die Morgendämmerung . . . 54
3. Der Tag . . . 56
Der zweite Weihnachtstag . . . 61
Feſt der heiligen unſchuldigen Kinder . . . 65
Feſt der Beſchneidung des Herrn (Neujahrstag.) . . . 67

Füße getreten und dich der himmliſchen Weisheit ergeben und du konnteſt dir einbilden, ein ruhiges und vergnügtes Leben hienieden zu führen? Wie wäre das möglich? Wenn Menſchen wider Menſchen kämpfen, ſo empfangen ſie in der Schlacht unzählige Wunden und Verletzungen, und du, da du den Kampf wider die Gewalten, die im Tal voll Todesſchatten dieſer Welt herrſchen, begonnen und ſo manche Siegeszeichen dir erobert haſt; du biſt überraſcht, auf Drangſale und Widerwärtigkeiten immer neue, immer andere zu ſtoßen? Es iſt ein Beweis der unausſprechlichen Liebe Gottes zu dir, daß er dir ſo viele Prüfungen zuſchickt und dich auch immer wieder zu ſeiner Zeit davon befreit. Wie wollteſt du denn die herrlichſte aller Tugenden, Geduld in der Trübſal, üben und dereinſt ihren Lohn empfangen, wenn du ein Leben ohne Leiden führteſt? Alles, was dich trifft, paßt genau zu deinen Bedürfniſſen; die Nerven deines Gemütes werden geſtählt, geben dir mehr Kraft, mehr Eifer zum Kampfe und die Folge davon iſt eine unausſprechliche Freudigkeit. Das iſt die Frucht der Leiden, wenn ſie eine edle tapfere Seele treffen. Wie ſich das Gold im Feuer bewährt, ſo ſtrahlt das goldene Gemüt glänzender im Feuer der Trübſal. Darum freue ich mich in meiner Einſamkeit über dich, wenn auch Rotten von Widerſachern und Heerden von Wölfen dich umringen, und obzwar ich deinen Drangſalen ein Ende wünſche, ſo geſtehe ich dir doch, daß ich, wenn Gottes Wille dir neue Prüfungen ſenden ſollte, für deine goldene Seele ganz außer Sorge bin. Du haſt früh die Kunſt des Leidens in der Schule des

Kreuzes gelernt und wirſt dich mehr und mehr und wie auf ſtarken Flügeln über alle Stürme und Ungewitter hinauf ſchwingen. Alſo beklage nicht dich, nicht mich, nicht die Verfolgten, die Unterdrückten, die zu Tode Gequälten; aber beklage, beweine und bemitleide die, welche all' dies Unheil angeſtiftet haben. Auch das geziemt ſich für deine Frömmigkeit. Lieben, wer uns liebt, das iſt natürlich. Aber denjenigen lieben, welcher uns nicht liebt, iſt eine Tugend, die von der Gnade kommt.“

Nie ſpricht ſich die leiſeſte Klage über ſein Schickſal in den Briefen aus, die Chryſoſtomus ſeinen vertrauteſten Freunden ſchrieb. Seine Seele ruhte im Willen Gottes ebenſo zufrieden in Cucuſus, wie auf dem Patriarchenſitz und wie in der Aszetenzelle ſeiner heimiſchen Berge. Er gibt an Olympias immer Nachricht von ſeinem Befinden, das manchmal recht ſchlecht iſt, weil ihm die ſtrenge Winterkälte Bruſt und Magen angriff, und weil kein Feuer im Kamin und keine warme Kleidung ihn gegen deren Schärfe ſchützen konnte; er dankt auch für Medikamente und bittet um friſche; aber alles ganz gelaſſen, als gehöre er nun einmal nach Cucuſus. Sein eigentliches Leben war in großen Gedanken und Taten für Gott; die Seligkeit ganzer Völker lag ihm am Herzen und wie ein König auf ſeinem Tron beſchäftigte er ſich mit umfaſſenden Plänen. Er hatte einen ſehr frommen Prieſter, Maruthas, als Biſchof und Miſſionär nach Perſien geſchickt, wo derſelbe auch kräftig und erfolgreich für das Chriſtentum wirkte. Maruthas kam eben aus Perſien zurück, als das Winkelkonzil an der Eiche ſaß, fiel demſelben in die Hände, kannte nicht den wahren Stand der Dinge, wurde falſch berichtet und dahin gebracht, ſich zu den Gegnern des Chryſoſtomus zu geſellen. Dieſer ſchrieb nun an Olympias: „Ich bitte dich, gib dir um den Biſchof Maruthas alle Mühe. Suche ihn aus dem Abgrunde zu retten, in den er gefallen iſt. Kläre ihn auf über die Lage der Verhältniſſe. Laß es nicht an dir fehlen. Wir haben ſeine guten Dienſte in Perſien ſehr nötig. Erkundige dich bei ihm, weshalb er nach Conſtantinopel gekommen iſt, was er bei den Heiden ausgerichtet hat und ob er hofft, noch mehr auszurichten. Ich hätte mich gern mit ihm darüber unterredet. Will er mir ſchreiben, deſto beſſer! Will er nicht, ſo laß dir wo möglich alles genau erzählen.“

Olympias ſchickte ihm große Summen, um die Miſſion in Perſien und eine andere in Phönicien zu unterſtützen, wo noch der Götzendienſt viele Anhänger hatte. Es kamen aus allen Weltgegenden Geiſtliche nach Cucuſus, um ihre Verehrung an den Tag zu legen, und immer ging ein ſegensreicher Einfluß von ihm aus. Bald belehrte er ſie, bald feuerte er ihren Eifer an, bald gewann er ſie für ſchwere apoſtoliſche Arbeiten. Das ganze Leben der Kirche war ihm gegenwärtig und in's Herz geſenkt; darum ſchöpften Unzählige aus ſeiner unverſieglichen Fülle und wurden reich. Einmal ſchrieb er an Olympias: „Es ſind ſogar gotiſche Mönche bei mir geweſen, zu denen ſich der Biſchof Serapion geflüchtet hat. Sie haben mir erzählt, der vortreffliche Unilas, den ich unlängſt zum Biſchof konſecriert und zu den Goten geſchickt habe, um die Rechtgläubigen zu ſammeln und zu ſtärken, und wo möglich die Irrgläubigen zu gewinnen, ſei geſtorben, nachdem er Großes leiſtete. Jetzt ſei der Diakon Moduarius nach Conſtantinopel gekommen mit Briefen vom Könige der Goten, worin dieſer um einen anderen Biſchof bittet. Nun gib dir alle erſinnliche Mühe, um zwei Dinge zu verhüten, die mich ungemein betrüben würden; erſtens, daß kein neuer gotiſcher Biſchof von den Anſtiftern alles Unheiles eingeſetzt werde, und zweitens, daß man auf der anderen Seite ohne reife Überlegung keine Wahl treffe. Beides würde die traurigſten Folgen haben. Könnte Moduarius in der Stille, ohne Aufſehen, zu mir kommen, ſo möchte das von großem Nutzen ſein. Tue, was du irgend vermagſt; bringſt du dann auch nichts zu Stande, ſo wird dein Lohn dafür doch ſo vollkommen ſein, als hätteſt du die herrlichſten Erfolge errungen. Der Herr begehrt nur unſere Mühen und Anſtrengungen, nicht den glücklichen Ausgang. Das iſt ſeine Sache.“

Zwölftes Kapitel.

Im November 405 riß der Tod den Arſacius vom Patriarchenſitz hinweg und ein anderer aus dem Klerus von Conſtantinopel, Atticus, beſtieg ihn, nachdem Viele darum gebuhlt hatten. Die blieb alſo in ihrer Zerriſſenheit und Chryſoſtomus in ſeiner Verbannung. Kaiſer Honorius, der Papſt, alle Biſchöfe des Abendlandes und viele des Orients drängten gemeinſchaftlich dem Kaiſer Arcadius die Berufung eines Konzils ohne feindſelige und verdächtige Elemente ab. Es ſollte in

Theſſalonich ſtatt finden, das zum oſtrömiſchen Reiche gehörte und wo der Erzbiſchof zugleich Vikar des Papſtes für Illyrien war. Fünf italieniſche Biſchöfe, mit Vollmachten der ganzen abendländiſchen Kirche verſehen, begaben ſich dahin auf die Reiſe. Vier morgenländiſche Biſchöfe, welche dieſe Angelegenheit in Rom betrieben hatten und als treue Anhänger des Chryſoſtomus von ihren Stühlen verjagt waren, begleiteten jene. Es war eine Geſellſchaft der ehrwürdigſten, weiſeſten frommſten Männer. Sie hatten die Meerfahrt dem langen und beſchwerlichen Landwege vorgezogen, gedachten in Conſtantinopel ihr Schiff zu verlaſſen, dem Kaiſer Arcadius ſich vorzuſtellen und dann weiter nach Theſſalonich zu gehen. An der Küſte von Griechenland kam ihnen ein kaiſerlicher Feldoberſt entgegen und zwang ſie, ihr Schiff zu verlaſſen und zwei kleinere zu beſteigen, welche ſie ungefährdet und ſchnell nach Conſtantinopel brachten. Als ſie dort ausſchiffen wollten, wurden ſie eine Zeitlang durch Zöllner daran verhindert; und plötzlich ſetzten ſich beide Fahrzeuge wieder in Bewegung und ſtießen vom Lande ab; die erſtaunten Biſchöfe wußten nicht warum und wohin. Es war Abend. Man brachte ſie nach Athyrus, einem thraciſchen Schloſſe am Meer. Dort angelangt, wurden ſie wie Gefangene behandelt, die Abendländer in ein gemeinſchaftliches Zimmer, die Morgenländer jeder in eine Kammer geſperrt, und ohne Bedienung und Nahrung gelaſſen.

Am anderen Morgen forderte ein Abgeordneter des Kaiſers den italieniſchen Biſchöfen ihre Briefe ab, und als ſie erwiderten, ſie würden dieſelben perſönlich dem Kaiſer einhändigen, warf ſich ein Feldoberſt mit ſolchem Ungeſtüm auf den Biſchof Marianus, daß er ihm den Daumen zerbrach und die Briefe mit Gewalt entriß. Bald darauf erſchien wieder Jemand bei ihnen und bot ihnen eine große Geldſumme, wenn ſie die Kirchengemeinſchaft mit Atticus eingehen und des Chryſoſtomus ferner nicht erwähnen wollten. Sie wieſen empört den Antrag ab. Da ließ der Feldoberſt ſie aus dem Schloß führen, in Begleitung von zwanzig Soldaten ein Schiff beſteigen und ohne Umſtände nach Calabrien zurückfahren. Zu ſolchen Maßregeln griff die Gegenpartei des Chryſoſtomus aus Furcht vor einem rechtmäßigen Konzil. Zu ſo ſchmachvoller Treuloſigkeit ließ ſich Arcadius mißbrauchen. Was aus den vier orientaliſchen Biſchöfen geworden ſei, welche gewagt hatten, in Rom die Hilfe des Abendlandes gegen die ſchreiendſte Ungerechtigkeit in Anſpruch zu nehmen, erfuhr man ſpäter. Anfangs hieß es, ſie wären in's Meer geſtürzt; aber ſie wurden an die äußerſten Grenzen des oſtrömiſchen Reiches in eine ſolche Verbannung geſchickt, daß ſie wie verloren zwiſchen wilden Völkern und wie begraben in Wüſten waren. Eulyſius wurde tief nach Arabien verbannt, wo die Sarazenen umher ſchweiften; Palladius nach Syene, der ſüdlichſten Stadt Egyptens, in der Nachbarſchaft der wilden Blemmyer, der grauſamſten Völkerſchaft Äthiopiens; Demetrius in die entfernteſte Oaſe Lybiens, die von den Streifzügen der räuberiſchen Maziken beſtändig heimgeſucht wurde; Cyriacus endlich nach Palmyra, jenſeits der großen ſyriſchen Wüſte, an der Grenze von Perſien. Die prätorianiſchen Soldaten, welche dieſe ehrwürdigen Männer in's Exil führten, behandelten ſie mit mutwilliger Härte. Bald mußten ſie doppelte Tagreiſen machen, bald auf ungeſattelten Pferden reiten, bald war die Nahrung ungenießbar, bald mußten ſie in öffentlichen Schenken zwiſchen gemeinem Geſindel übernachten. Manche Biſchöfe, durch deren Städte ſie kamen, freuten ſich ihres Elendes. Andere bezeigten ihnen innige Teilnahme, wurden aber von den Prätorianern verhindert, Labung und Erleichterung ihnen zukommen zu laſſen.

Atticus fühlte ſich tief gekränkt durch die Anhänglichkeit ſo vieler Biſchöfe und des größten Teiles ſeiner Gemeinde an Chryſoſtomus. Man rühmte ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Rednergabe, ſeine Tätigkeit. Verblendet durch das Lob und durch ſeine natürlichen Gaben, und erfüllt von Selbſtgefälligkeit, verlor Atticus ganz aus den Augen, daß es nicht die Perſon des Chryſoſtomus, ſondern ſeine, von einer erhabenen Perſönlichkeit getragene, rechtmäßige Stellung in der Kirche ſei, die ihn zum Mittelpunkt der Liebe und Teilnahme aller Gläubigen machte. Atticus erwirkte einen Befehl des Kaiſers, wodurch dieſer alle Biſchöfe des oſtrömiſchen Reiches von ihren Sitzen ſtieß, welche nicht in Kirchengemeinſchaft traten mit Atticus, mit Theophilus von Alexandrien und mit Porphyrius von Antiochien. Ein Federzug von der ſchwachen Hand des Arcadius, und die verdienſtvollſten Männer wanderten in's Elend! Einige gingen nach Rom, andere in Klöſter; noch andere lebten als Privatleute in großer Dürftigkeit und immer von Spähern umringt und belauert. Prieſter und Diakonen, Mönche und Einſiedler, alle, welche die Unrechtmäßigkeit als eine Befleckung der heiligen Kirche verabſcheuten, traf Verfolgung. Kaiſer Honorius ſchrieb umſonſt ſeinem Bruder: „Was ſoll hieraus entſtehen, als Spaltungen in der allgemeinen Kirche? Müſſen nicht aus ſo traurigen Verhältniſſen Häreſien entſpringen, welche der Einheit ſo ſchädlich ſind? Dem Volke iſt es nicht zuzurechnen, wenn es wegen der verſchiedenen kirchlichen Parteien auch in bürgerliche Zerwürfniſſe fällt. Die öffentliche Macht ſelbſt hat den Grund zum Unfrieden gelegt und den Zunder des Aufruhrs angefacht.“ Kaiſer Honorius war kein ſehr tiefblickender Geiſt, allein die Tragweite dieſer Ereigniſſe lag ihm doch klar vor Augen. Arcadius aber ſah nichts mehr, als mit den Augen ſeiner Umgebung an.

Chryſoſtomus ſchrieb den verfolgten Biſchöfen und Geiſtlichen mit derſelben übernatürlichen Freudigkeit, die er in ſeinen eigenen Leiden empfand. „Selig ſeid ihr wegen Ketten und Bande! ſelig ſeid ihr wegen Kerker und Exil! ſelig, und mehr denn dreimal ſelig ſeid ihr! Wie Johannes, der Rufer in der Wüſte, der beleidigten Rechte der Ehe ſich annahm, und die Ehre davon trug, der erſte Martyrer zu ſein: ſo habt ihr euch der beleidigten Rechte der Braut Chriſti, der Kirche, angenommen und, dem Willen und der Standhaftigkeit nach, bereits tauſend Mal den Martertod erduldet.“ An Papſt Innocenz ſchrieb er um dieſelbe Zeit: „Wäre es auf dich angekommen, heiliger Vater, ſo wäre jetzt allen Ärgerniſſen ein Ende gemacht, die Ruhe überall hergeſtellt, die Kirche in den Genuß eines ſicheren Friedens eingeſetzt und die verletzten und beleidigten Geſetze und Verordnungen derſelben wären verteidigt und wieder aufgerichtet. So viele Mühe haſt du dir gegeben und nichts von dem allen iſt geſchehen, hingegen ein Verbrechen auf das andere gehäuft; und doch bitte ich dich, teuerſter heiliger Vater, würdige die Stifter des Unheils, obzwar ſie keiner Beſſerung fähig zu ſein ſcheinen, noch ferner deiner Wachſamkeit. Es betrifft ja die höchſten Güter der Erde: Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung in den zerrütteten Kirchen, des Anſehens der verachteten und beleidigten kirchlichen Geſetze; das Heil der verſchüchterten und verwirrten Gemeinden; die Rettung des bedrängten Klerus; die Rückkehr heiliger Oberhirten. Ich flehe dich an, heiliger Vater, um ſo wachſamer zu ſein, je größer der Sturm iſt. Wir dürfen ja hoffen, daß dieſen Ungeſetzmäßigkeiten abgeholfen werden könne. Sollte es aber nicht geſchehen, ſo bleibt dir bei der Barmherzigkeit Gottes deine Krone gewiß für die flammende Liebe, mit der du alle getröſtet haſt, welche Unrecht leiden müſſen. Mich tröſtet dieſe gütige, eifrige, wahre Liebe ungemein in der Peſt, dem Hunger, der Einſamkeit, der Lebensgefahr unter den iſauriſchen Schwertern. Und ſollte ich an einen noch wüſteren Ort und in noch größeres Elend verwieſen werden, ſo wird ſie mir eine Kräftigung in all' meiner Trübſal ſein.“

Er hatte neben ſeinen Leiden um die Kirche, und neben ſeinem Schmerze, zur Untätigkeit verdammt zu ſein, während ſein Herz vor Eifer für das Heil der Seelen brannte, auch perſönlich manche Not auszuſtehen. Der Winter des Jahres 406 war ungeheuer ſtreng, ſogar für Armenien. Alle Wege verſchneiten und wurden unzugänglich. Das benutzten die Iſaurier, die mit den Beſchwerden der Jahreszeit vertraut waren und um ſo dreiſter wurden, als ſie ſich vor den Truppen ſicher wußten. Sie ſchwärmten ungeſtört umher, überfielen Dörfer und Städte, raubten, verwüſteten Habe und Haus, ſchleppten Männer und Weiber in die Gefangenſchaft und verbreiteten ein ſolches Entſetzen, daß die Menſchen mitten im Winter ihre Wohnſitze verließen, ihre Häuſer der Plünderung preisgaben und vor dieſen Barbaren in Höhlen und Felſenklüften ſich verbargen. Chryſoſtomus war ſehr krank; allein auch er mußte flüchtig werden, ſein bequemes Haus in Cucuſus verlaſſen und nach Arabiſſa gehen, einer Stadt im tauriſchen Gebirge, deren feſtes Schloß ihn aufnahm. Das gewährte Obdach und Schutz, doch weiter nichts. Es hatten ſich viele Bewohner des Landes in dieſe Burg geflüchtet; der Raum war überfüllt und wegen ſeiner engen Wohnung litt er viel Ungemach und wurde noch kränker. Im Sommer kehrte er nach Cucuſus zurück und ſchrieb an Olympias: „Ich bin von einer ſchweren Krankheit glücklich befreit; aber uns bedrohen jetzt Peſt und Hungersnot, dieſe Früchte der iſauriſchen Kriegszüge. Sie machen alle Wege ſo unſicher, daß Reiſende in keine geringe Lebensgefahr geraten. Andronicus iſt, wie er ſagt, in ihre Hände gefallen und beraubt, mit dem nackten Leben davon gekommen. Darum bitte ich dich, ſchicke mir keine Boten mehr. Wenn jemand, mir zu Gefallen, herreiſte und den Tod

Seite
Feſt der Erſcheinung des Herrn (Heiliger Dreikönigstag.) 70
Feſt der Darſtellung Jeſu im Tempel (Mariä Lichtmeß.) 77
Erſter Sonntag nach Epiphanie 81
Zweiter Sonntag nach Epiphanie 83
Dritter Sonntag nach Epiphanie 84
Vierter Sonntag nach Epiphanie 86
Fünfter Sonntag nach Epiphanie 88
Sechſter Sonntag nach Epiphanie 90
Der Sonntag Septuageſima 92
Der Sonntag Sexageſima 94
Der Sonntag Quinquageſima 96

Zweite Abtheilung.
Die Paſſion.

Der Aſchermittwoch 99
Feſt der fünf Wunden unſeres Herrn Jeſu Chriſti . . 103
Der erſte Faſtenſonntag 108
Der zweite Faſtenſonntag 112
Der dritte Faſtenſonntag 116
Der vierte Faſtenſonntag 119
Der Paſſionsſonntag 122
Feſt der Dornenkrone unſeres Herrn Jeſu Chriſti . . 126
Der Palmſonntag 130
Lamentationen 134
Der Chardonnerſtag 138

Der Charfreitag.

I. Die Improperien 143
II. Die myſtiſche Paſſion 146
III. Die Paſſion 150
IV. Die Kreuzesanbetung 153

ſände, ſo weiß du wohl, wie ſchmerzlich mir das ſein würde. Erfährſt du aber, daß irgend ein zuverläſſiger Mann in eigenen Angelegenheiten herreiſt, ſo gib ihm Briefe mit.“ Für ihn, der ſeinen Freunden ſo zärtlich zugetan war, daß er ſonſt immer um Nachrichten bittet und öfters verſichert, ihre Briefe wären die Labung ſeiner Einſamkeit und die größte Entbehrung für einen Menſchen ſei die Trennung von den Freunden — für ihn war es keine geringe Prüfung, daß er nun auch dieſer Freude entſagen ſollte. Indeſſen gingen die Reiſen zu ihm fort und fort und Olympias ſchickte ihm beträchtliche Geldſummen, um arme Leute auszulöſen, welche in iſauriſche Gefangenſchaft geraten waren. Das machte ihn ſehr glücklich; er hatte Mitleid mit jedem Elend und ruhte nicht, bis er nach Kräften Abhilfe geſchafft hatte. Der Biſchof von Arabiſſa, an dem er einen warmen Freund gefunden hatte, beglückte ihn durch Zuſendung heiliger Reliquien von Martyrern. Chryſoſtomus ließ ſie dem gottſeligen Prieſter Rufinus zukommen, der in Phönicien das Evangelium verkündete, und fügte eine Geldſendung hinzu, damit über dieſe ehrwürdigen Überreſte Gotteshäuſer errichtet werden möchten.

Den Winter des Jahres 407 brachte er ſo erträglich zu, „daß alle Armenier darüber erſtaunen,“ ſchreibt er an Olympias, „wie ich mit einem Leibe, der ſchwach wie eine Spinnwebe iſt, den Winter ſo gut ertrage. Ich muß freilich immer in meinem Hauſe wie in einem Kerker eingeſchloſſen bleiben. Was ich in Arabiſſa und durch die Flucht vor den Iſauriern ausgeſtanden habe, hätte mir wohl den Tod bringen können und ſtatt deſſen erfreue ich mich eines ungeſtörten Wohlbefindens. Ich denke, daß dir das ein großer Troſt ſein wird. Aber genug von der Geſundheit! — Ich ſchicke dir eine kleine Abhandlung über den Satz zu: daß niemand demjenigen ſchaden kann, der ſich nicht ſelbſt ſchadet. Lies ſie fleißig; ſie wird dir, hoffe ich, eine heilſame Arznei ſein. Gibſt du aber meinen Ermahnungen kein Gehör und läßt du dich von Gram überwältigen: ſo werde ich dir auch keine langen Briefe mehr ſchreiben. Wohl iſt es traurig zu hören, daß hier eine Kirche zugrunde geht, und dort eine andere von Wind und Wellen beſtürmt wird; daß dieſe ſtatt eines Hirten einen Wolf, jene ſtatt des Arztes einen Henker und eine dritte ſtatt des Steuermannes einen Seeräuber habe. Wem ginge ſolche Trübſal nicht zu Herzen? Alſo darfſt du dich betrüben, aber mit Maß. Es iſt ſchon gefährlich, ſich wegen eigener Vergehungen übermäßig niederſchlagen zu laſſen, um wie viel mehr iſt es ein wahrer Ruin der Seelen, wegen fremder Sünder in untröſtliche Trauer zu verſinken. Sieh, du ſollteſt allzeit fröhlich ſein, wie die Engel, ſollteſt dich freuen, jubelnd deine Stirne bekränzen und ſtatt deſſen erleichterſt du dem Satan den Angriff an deine heilige Seele, indem du einer untergeordneten Traurigkeit Tür und Tor öffneſt." Man ſieht aus dieſen Ermunterungen an Olympias, daß auch die Heiligen ihre Fehler haben; jedoch Fehler, die bei gewöhnlichen Menſchen Tugenden ſein würden. Welch' ein Glaube an die göttliche Sendung und Tätigkeit der Kirche und an ihren heiligen Einfluß auf die Menſchen liegt in dieſem grenzenloſen Schmerz über das Einſchleichen eines unheiligen Geiſtes!

Bald darauf ſchickte Chryſoſtomus eine zweite Abhandlung an Olympias, ein Büchlein für diejenigen, die Anſtoß genommen haben an den Leiden des gläubigen Volkes und der Prieſter und an dem Abfall Einiger. Es gibt allzeit Menſchen, welche ſchwach im Glauben ſind und es nicht faſſen, warum die Frommen und Tugendhaften oftmals ſo ſchwer mit Leiden heimgeſucht werden; und andere, welche am Glauben ſich irr machen laſſen, weil ſie ſehen, daß auch Gläubige fallen und abfallen, und weil ſie nicht berückſichtigen, daß die Annahme der Glaubenslehre ohne den ſtandhaften Willen, ſie praktiſch auszuführen, nur eine Schwäche des einzelnen iſt und keineswegs ein Mangel an objektiver Kraft des Glaubens. Solche ſchwache und verſtörte Gemüter gab es denn auch unter den Rechtgläubigen in Conſtantinopel, und die Schriften, welche Chryſoſtomus an Olympias ſchickte, waren zum Troſt, zur Kräftigung, zur Aufklärung der Zaghaften, der Gequälten und der Unwiſſenden geſchrieben. „Täglich ſieht man Leute, ſagt ihr, die ein Ärgernis nehmen an den Leiden ſowohl wie an den Verbrechen innerhalb des Chriſtentums. Das iſt wahr; aber das beweiſt auch, daß dieſe Leute keine wahren tapfern Streiter Chriſti ſind. Die ſtarken, gottliebenden Gemüter laſſen ſich durch die Erfahrungen von menſchlicher Schwäche und menſchlicher Bosheit keineswegs im Glauben erklärten. Jener arme Schächer auf Golgatha nahm kein Ärgernis daran, den Sohn

Gottes gekreuzigt und die Juden über ihn triumphieren zu ſehen; und das erwarb ihm das Paradies. Dergleichen Ereigniſſe ſind Zulaſſungen Gottes, damit ſich die Guten bewähren und die Böſen bekehren. Hätte Chriſtus nicht ſein erhabenes Opfer am Kreuze darbringen ſollen, weil dadurch einige an ſeiner Gottheit irre wurden? Hätte das Kreuz nicht erſcheinen ſollen, weil es, wie der Apoſtel ſagt, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit iſt? Nicht in der Natur des Kreuzes liegt der Anſtoß, ſondern in der Torheit derjenigen, welche ſich daran ſtoßen. Die Heilige Schrift iſt die Quelle zahlloſer Ketzereien geworden. Darf man deshalb Anſtoß an ihr nehmen, ſie für unheilig erklären, ſie abſchaffen? Keinesweges! lächerlich wäre es, an der göttlichen Offenbarung Anſtoß zu nehmen; nur der Mißbrauch, den boshafte und verkehrte Lehrer mit ihr getrieben haben, iſt anſtößig. Hätte man im Zeitalter der Apoſtel Anſtoß daran genommen, die Chriſten auf der Folter und im Kampfe mit wilden Tieren, einige aber als Überläufer zum Götzendienſte zu ſehen; ſo würden wir jetzt gar kein Chriſtentum haben. Es kam aber ganz anders! während dreihundert Jahren diente die Verfolgung nur zur Ausbreitung und zur Bewährung des Chriſtentumes. Alſo nehmet keinen Anſtoß an der Trübſal der Gegenwart, die gering iſt im Vergleiche zur Vergangenheit. Brandmarkt euch nicht ſelbſt mit dem Stempel armſeliger Schwäche. Blickt auch nicht beſtändig auf die Gefallenen; blickt vielmehr auf die Beharrlichen, die Unerſchütterlichen, die ſtandhaften Bekenner, deren Zahl jene weit überwiegt. Wäre es aber auch gerade umgekehrt, ſo bedenkt, daß vor Gott ein einziger Getreuer mehr gilt, als tauſend Übertreter.“

In ſeiner Liebe zu Gott und dem Gekreuzigten, die ſolche Wunder der Liebe getan haben, um die Seelen zu retten, und in ſeiner tiefen Verachtung aller Dinge der Erde, mögen ſie Glück, mögen ſie Mißgeſchick heißen, rief er aus: „Wer die himmliſche Liebe empfindet, dem ſind die Wonnen des Irdiſchen ein eitles Nichts. Dieſe Sprache iſt uns unverſtändlich; das darf uns nicht befremden: wir ſind ja nur Fremdlinge in dieſer himmliſchen Tugend. Wer von dem heiligen Feuer der Liebe Jeſu angeglüht iſt, wird gegen Ehre und Schmach gänzlich gleichgültig ſein; wird ſich von irdiſchem Blendwerk ſo wenig angezogen fühlen, als ſei er allein auf der Welt; wird alle Drangſale der Verfolgung ſo ruhig hinnehmen, als ertrüge er ſie in einem fremden Leibe; wird ſich gegen jede Verſuchung zum Genuß törichter Freuden verhalten, wie gegen einen Leichnam; wird befreit vom Joche der Leidenſchaften rein ſein, wie geläutertes Gold.“

In dieſer himmliſchen Seelenſtimmung lebte Chryſoſtomus in Cucuſus. Aber daß er ſo lebte, ſo geheiligt durch ſeine Schickſale, ſo verehrt, ſo bewundert, ſo geliebt von der ganzen gläubigen Welt, ſo aufgeſucht von Fremden und Freunden, aus der Nähe wie aus der Ferne; daß er in ſeinen tauriſchen Bergen der Gegenſtand größter Teilnahme für den Kaiſer Honorius, für den Papſt, für die ganze Kirche des Abendlandes war; daß die dringendſten und eifrigſten Verwendungen für ihn bei Kaiſer Arcadius nie aufhörten: dies alles reizte ſeine Gegner immer heftiger gegen ihn auf-

Sie konnten nicht mehr ertragen, daß er lebe. Er war ihnen ein beſtändiger heimlicher Vorwurf, eine beſtändige heimliche Furcht. Es wurde ein kaiſerlicher Befehl erwirkt, der ihn im Juni 307 nach Arabiſſa verbannte. Der Biſchof und die Einwohner von Cucuſus nahmen von ihm mit ſchmerzlicher Teilnahme Abſchied und mit freudiger begrüßte man ihn in Arabiſſa. Doch bald wurde anders über ihn verfügt. Er ſollte Armenien verlaſſen und nach der Provinz Colchis, der äußerſten des römiſchen Reiches ſich begeben. Die Stadt Pityuſa, am öſtlichen Geſtade des ſchwarzen Meeres, wurde ihm zum Aufenthalte angewieſen. Zwei Offiziere der kaiſerlichen Leibwache wurden eigens aus dem Hoflager nach Arabiſſa geſchickt, um dieſen Befehl zu überbringen und Chryſoſtomus nach Pityuſa zu begleiten. Es hieß, ſie hätten den Auftrag gehabt, dafür zu ſorgen, daß er unterwegs umkäme. Ihr Verfahren gegen ihn macht dieſen Verdacht nicht unwahrſcheinlich.

Mitten im Sommer mußte Chryſoſtomus die lange beſchwerliche Reiſe antreten und ungewöhnlich große Tagemärſche zurücklegen. Weder die Sonnenglut im ebenen Lande, noch Ungewitter, Sturm und Regengüſſe in den tauriſchen Gebirgen hemmten die eilige Reiſe. Der eine Offizier war menſchlich geſinnt und hätte dem heiligen Patriarchen wohl etwas Ruhe gegönnt; aber der andere war deſto grauſamer. Nie ließ er in Städten übernachten, wo Chryſoſtomus eine bequeme Herberge, Bäder, Medikamente, geſunde Nahrung gefunden hätte. Mit einer grimmigen Bosheit trieb er zum Marſch, wenn die Sonne am heißeſten ſtach und der Regen am heftigſten ſtrömte. Chryſoſtomus war zuweilen ſo durchnäßt, daß ſeine Kleider ringsum trieften, und ſein kahles Haupt litt furchtbar durch die Hitze. Totkrank langte er zu Comana in Pontus an. In dieſer anſehnlichen Stadt hätte er alles gefunden, was ein Kranker zu ſeiner Herſtellung braucht. Statt deſſen wurde ihm nicht eine Stunde Raſt gegönnt! er wurde hindurch und nach einer Kirche zwei Stunden außerhalb der Stadt geführt. In deren Nebengebäude übernachtete er. Dieſe Kirche war dem heiligen Blutzeugen Baſilikus geweiht, der im Jahre 312 auf dieſer Stelle den Martertod gefunden hatte und deſſen Überreſte in der Kirche begraben waren. Chryſoſtomus fühlte ſich zum Sterben krank. In der Nacht erſchien ihm der heilige Baſilikus und ſagte: „Sei getroſt, mein Bruder; morgen ſind wir beiſammen.“ Da erwartete er ſeine nahe Erlöſung und bat am anderen Morgen die Wache, den Aufbruch bis gegen Mittag zu verſchieben; er hoffte, bis dahin würden ſeine Leiden ihr Ende erreicht haben. Aber ſein Peiniger trieb ohne Erbarmen vorwärts und ſo ſchleppte er ſich noch anderthalb Stunden weiter. Allein ſeine Schwäche und ſeine Schmerzen im Kopfe nahmen überhand. Er ſank zuſammen und mußte zur Kirche des heiligen Baſilikus zurückgebracht werden, wenn man ihn nicht auf der Landſtraße umkommen laſſen wollte. Der Prieſter dieſer Kirche nahm ihn wieder freundlich auf und Chryſoſtomus bereitete ſich mit ſtiller Freude zu ſeinem Einzug in den Himmel vor, eingedenk des Wortes ſeines göttlichen Meiſters: „Selig ſeid ihr, wenn ihr um der Gerechtigkeit willen verfolgt werdet.“ Dieſer verheißenen Seligkeit ging er entgegen. Er legte ſeine Reiſekleider ab und ein ſchönes weißes Gewand an, um im bräutlichen Kleide bei dem himmliſchen Hochzeitsmahle des Lammes zu erſcheinen. Dann verteilte er ſeine Habſeligkeiten an die Anweſenden. Er war nüchtern geblieben; der Prieſter reichte ihm die heilige Wegzehrung im teuerſten Sakramente und betete mit ihm. Dann ſtreckte ſich der Heilige ruhig aus, wie zum Schlafe, ſagte den Wahlſpruch ſeines Lebens „Ehre ſei Gott in allen Dingen!“ bezeichnete ſich dabei mit dem heiligen Kreuze und hauchte mit dem letzten Amen ſeine Seele aus. Es war der 14. September des Jahres 407. Er wurde neben dem heiligen Martyrer Baſilikus, unter großem Zuſammenfluß frommer Gläubigen, feierlich begraben. Die hellſte Fackel der Kirche des Morgenlandes, flammend von himmliſcher Liebe, ſtrahlend von himmliſcher Weisheit, war erloſchen.

Am 1. Mai 408 ſtarb Kaiſer Arcadius in der Blüte des Lebens, nachdem er dreizehn Jahre zugeſehen hatte, wie ſeine verſchiedenen Günſtlinge das oſtrömiſche Reich regierten. Sein ſiebenjähriger Sohn, Theodoſius der Jüngere, beſtieg den Thron. Dreißig Jahre ſpäter hatte Conſtantinopel ein merkwürdiges Schauſpiel: die Reliquien des heiligen Chryſoſtomus wurden auf Betrieb des nunmehrigen Patriarchen Proclus, ſeines gottſeligen Jüngers, der Kirche zurückgegeben, die noch immer die Trennung von ihrem heiligſten Patriarchen betrauerte. Mit begeiſterter Freude fuhren die Gläubigen, Männer und Frauen, in tauſend

Barken, mit Kerzen und Fackeln der entſeelten Hülle entgegen, um im Widerſchein des majeſtätiſch erleuchteten Bosporus demjenigen die letzte Ehre zu erweiſen, der einſt in dunkler einſamer Nacht über dieſen Bosporus wie ein Verbrecher und als ein Geächteter in die Verbannung ziehen mußte. In der Kirche der heiligen Apoſtel, der Grabſtätte der Kaiſer und der Patriarchen, wurden ſeine Reliquien beigeſetzt. Mit tiefer Andacht wohnten Kaiſer Theodoſius und ſeine Schweſter Pulcheria der Feierlichkeit bei, und verehrten den im Tode, den ihre Eltern im Leben verfolgt hatten. Das war der Ausgang dieſer Tragödie der Geſchichte. Es iſt ſo recht eine von denen, welche die Tugend im Kampfe mit dem Laſter äußerlich beſiegt, innerlich unüberwunden — irdiſch zertreten, himmliſch verklärt zeigt.

Die Jüngerin des heiligen Meiſters folgte ihm bald in die Ewigkeit. Im Jahre 410 ſtarb Olympias. Der Schatten des Kreuzes, der ihr lieber war, als der Glanz der Welt, und in den ſie ſich ihr Lebenlang mit Wonne verborgen hatte, ruht ſo tief auf ihren letzten Lebensjahren, daß alle Nachrichten über ſie aufhören. Nach dem ſchönen Ausdrucke ihres heiligen Lehrers ging ſie durch die Welt wie durch eine Wüſte, und in dieſer Wüſte entſchwindet ſie dem menſchlichen Blicke. Aber ſie gehört zu den großen und zärtlichen Seelen, an denen jene alten Tage ſo reich ſind, welche das Glück der Liebe in der Liebe zum Leiden finden, die ſie teilen mit „dem Gott ihres Herzens, ihrem Erbe und Anteil in Ewigkeit.“

Sch.

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Geſammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

1. Serie: Romane und Gedichte.

30 Bände.

Band

1-2 **Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. in Original-Leinenbände Mk. 4.—,
Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfrzbd. Mk. 8.—

3-4 **Doralice.** Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

5-6 **Zwei Schweſtern.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

7-8 **Peregrin.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

9-10 **Eudoxia,** die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde., geb. Mk. 4.—.

11-12 **Die Erbin von Cronenſtein.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

13-14 **Die Geſchichte eines armen Fräuleins.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

15-16 **Die Erzählung des Hofrats.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

17-18 **Die Glöcknerstochter.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

19-20 **Vergib uns unſere Schuld.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

21-22 **Nirwana.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

23-24 **Eine reiche Frau.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

25-26 **Der breite Weg und die enge Straße.** Eine Familiengeſchichte. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

27-28 **Wahl und Führung.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

29 **Unſrer lieben Frau.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

30 **Das Jahr der Kirche.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze erſte Serie, zuſammen 30 Bände, gebd, (ſtatt Mk. 60.—) **Mk. 45.—**.

Seite
Der Charſamstag 158
Oſtertag 162
Oſtermontag 165

Dritte Abtheilung.

Die Euchariſtie.

Der weiße Sonntag 171
Erſter Sonntag nach Oſtern 174
Zweiter Sonntag nach Oſtern 176
Dritter Sonntag nach Oſtern 178
Vierter Sonntag nach Oſtern 180
Fünfter Sonntag nach Oſtern 182
Feſt der Himmelfahrt Chriſti 184
Sechſter Sonntag nach Oſtern 187
Pfingſtſonntag 190
Pfingſtmontag 195
Der heilige Dreifaltigkeitsſonntag 198

Das Feſt des hochheiligen Frohnleichnams.

Zur Vorvesper 202
Zur Matutine 206
Zu Laudes 209
Zur Prim 212
Zur Terz 215
Zur Sext 218
Zur Non 221
Zur Prozeſſion 223
Zur Vesper 226
Zur Complet 230
Feſt der Geburt des heiligen Johannes des Täufers . . 233
Feſt der hh. Apoſtel St. Petrus und St. Paulus . . 235

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Gesammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

2. Serie: Apologetische und historische Schriften.

15 Bände.

Band:

31 **Von Babylon nach Jeruſalem.** gebd. Mk. 2.—.

32 **Aus Jeruſalem.** gebd. Mk. 2.—.

33-34 **Die Liebhaber des Kreuzes.** 2 Bände. gebd. Mk. 4.—.

35-36 **Die Martyrer.** Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 1. Band.) gebd. Mk. 4.—.

37-38 **Die Väter der Wüſte.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 2. Band.) gebd. Mk. 4.—.

39-40 **Die Väter der orientaliſchen Kirche.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 3. Band.) gebd. Mk. 4.—.

41-42 **St. Auguſtinus.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 4. Band.) gebd. Mk. 4.—.

43-44 **Leben der hl. Thereſa von Jeſus** Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Oriinalausgaben des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt. gebd. Mk. 4.—.

45 **Vier Lebensbilder.** Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit. gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze zweite Serie, zuſammen 15 Bände, gebd. (ſtatt Mk. 30.—) **Mk. 22.50.**

Im Verlage von J. Habbel in Regensburg
erſchien ſoeben:

Wir gratulieren!

Gelegenheitsgedichte für gross und kleine Kinder.

(6. Bändchen der Sammlung: Für die lieben Kleinen.)

Von

Schweſter M. Paula in Nonnenwerth.

228 Seiten. 8°. Preis broſchiert ℳ —.90, gebunden in Ganzleinen ℳ 1.20

Inhalt:

I. Teil. Für Bewahrſchule und Unterſtufe.

Seite

I. Grüße zum Neuen Jahr!
- Für die Eltern 1
- Den Großeltern 8
- Dem Onkel oder Paten 10
- Der Tante 10

II. Zum Namenstag oder Geburtstag.
- Für Vater oder Mutter 11
- Der Mutter, (die Witwe iſt) 18
- Für zwei Kinder 21
- Für zwei kleine Knaben in Uniform 25
- Für drei Kinder 26
- Für mehrere Kinder 29
- Für Großeltern u. Verwandte 32
- Einem Prieſter 36
- Für Lehrer u. Erzieher ꝛc. 45
- Zum gemeinſchaftl. Namenstag d. Lehrerinnen 49
- Einem Wohltäter 51

Seite

III. Bei verſchiedenen Anläſſen.

1. Primiz und Jubiläum.
- Zu einer Primiz 53
- Einem prieſterl. Bruder 54
- Zum Jubiläum eines Prieſters 55

2. Zur Hochzeit und Jubelhochzeit 57
- Für zwei kleine Kinder 61

3. Begrüßung und Abſchied.
- Beim Empfang d. Biſchofs 67
- Zur Einführung eines neuen Seelſorgers 68
- Zum Abſchied e. Prieſters 69

4. Zur erſten heiligen Kommunion.
- Zur erſten heil. Kommunion einer Schweſter oder eines Bruders 72

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

▪ Gesammelte Werke. ▪

Neue billige Ausgaben.

2. Serie: Apologetische und historische Schriften.

15 Bände.

Band:

51 **Von Babylon nach Jeruſalem.** gebd. Mk. 2.—.

52 **Aus Jeruſalem.** gebd. Mk. 2.—.

53-54 **Die Liebhaber des Kreuzes.** 2 Bände. gebd. Mk. 4.—.

55-56 **Die Martyrer.** Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 1. Band.) gebd. Mk. 4.—.

57-58 **Die Väter der Wüſte.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 2. Band.) gebd. Mk. 4.—.

59-40 **Die Väter der orientaliſchen Kirche.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 3. Band.) gebd. Mk. 4.—.

41-42 **St. Auguſtinus.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 4. Band.) gebd. Mk. 4.—.

43-44 **Leben der hl. Thereſa von Jeſus** Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach der neueſten Oriinalausgaben des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt. gebd. Mk. 4.—.

45 **Vier Lebensbilder.** Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit. gebd. Mk. 2.—.

☞ **Vorzugspreis** für die ganze zweite Serie, zuſammen 15 Bände, gebd. (ſtatt Mk. 30.—) **Mk. 22.50.**

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke

41. u. 42. Band.

St. Auguſtinus.

Bilder aus der Geſchichte der Kirche.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

St. Auguſtinus.

Vorwort.

Nach ſieben Jahren, die mit anderen Arbeiten ausgefüllt waren, erſcheint endlich die zweite Hälfte des dritten Bandes der „Bilder aus der Geſchichte der Kirche“ und in derſelben nur ein Lebensbild: das des heiligen Auguſtinus. Er iſt in dieſer Epoche der Glanzpunkt derſelben. An ihn denkt man zuerſt, wenn man an die Kirchenväter des Abendlandes denkt, weil er wie ein mächtiges Geſtirn die ganze katholiſche Welt beſtrahlte und beſtrahlt, während man hinter ſeiner erhabenen Geſtalt mit tiefer Wehmut die ſchwarze Wolke langſam heraufziehen ſieht, die allmählich die Sonne des Chriſtentums in Afrika verdunkelt. Weil auch ich zuerſt an ihn dachte, iſt er der Einzige geblieben. Drei andere große heilige Männer und Lehrer der Kirche ſind aber in ſein Leben verflochten: Ambroſius war ihm zur Seite in jenem entſcheidenden Augenblick, da er als ein wahrhaft Wiedergeborener, aus dem Waſſer und im Geiſt, aus der heiligen Taufe hervorging. Und mit

Seite

Feſt der Heimſuchung Mariä 239
Feſt der heiligen Büßerin St. Maria Magdalena . . 243
Feſt des heiligen Ordensſtifters St. Ignatius von Loyola 246
Feſt des heiligen Martyrers St. Laurentius 250
Feſt der Himmelfahrt Mariä 253
Feſt des heiligen Abtes und Kirchenlehrers St. Bernardus 257
Feſt der heiligen Wittwe und Ordensſtifterin St. Franciſca de Chantal 261
Feſt des h. Biſchofs und Kirchenvaters St. Auguſtinus. 264
Feſt der Geburt Mariä 268
Feſt der Erhöhung des heiligen Kreuzes 271
Feſt der erſten chriſtlichen Märtyrin, der heiligen Jungfrau St. Thecla 274
Feſt des heiligen Erzengels St. Michael 278
Feſt des heiligen Ordensſtifters St. Franciscus Seraphicus 281
Feſt der heiligen Kloſterjungfrau St. Thereſia . . . 285
Feſt Aller-Heiligen 288
Aller-Seelen-Tag 293
Feſt der Kirchweihe 296
Der letzte Sonntag im Kirchenjahr 300

Hieronymus und Paulin von Nola, ſtand er in jenem geiſtigen Verkehr und in jenen lebhaften, freundſchaftlichen Beziehungen, die ſich auch ohne perſönliche Bekanntſchaft geſtalten, wenn ſich die Geiſter in derſelben Liebe zu himmliſchen Dingen, in demſelben Streben der Wahrheit zu dienen, in demſelben Eifer das Reich Gottes auszubreiten, auf dem heiligen Boden der Kirche begegnen.

Ich könnte nun Manches ſagen über die große Aufgabe und über die geringen Kräfte der Feder, die ſie ausführte; ja ſo viel, daß ich lieber ſchweigen will. Ohnehin ſteht darüber ſchon Einiges im Vorwort zur erſten Abteilung, ſo wie auch über die Bücher, die ich geleſen habe. Aber etwas anderes will ich ſagen. Indem ich mit inniger Liebe die einzelnen Züge dieſes Lebensbildes zuſammenſuchte und zuſammenſtellte, war mir zu Sinn als erfülle ich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den heiligen Auguſtinus, weil ich glaube, daß ich nächſt Gottes Gnade — ihm meine Bekehrung verdanke; gewiß durch ſeine „Bekenntniſſe“, die meiner Seele keine Ruhe ließen; vielleicht durch ſeine Fürbitte. Er iſt alſo mein größter Wohltäter. Wie ſollte ich da nicht wünſchen ein Atom dazu beizutragen, damit er mehr gekannt, geleſen, geliebt und angerufen — und vielleicht dadurch der Wohltäter einer anderen Seele werde! Er ſagt in der „Stadt Gottes“ Buch X, 3. „Zu Gott ſollen wir diejenigen führen, die wir lieben. Er, der ſo unausſprechlich die Seelen liebte, verlangte nichts, als ſie alle zur ewigen Schönheit und Wahrheit hinzuziehen. Könnte ich durch Gottes Gnade einer Seele dazu verhelfen vom heiligen Auguſtinus zu Gott geführt zu werden: ſo wäre das der Dank, den ich ihm darbringen möchte.

Mainz, Aſchermittwoch, 14. Febr. 1866.

Ida Hahn-Hahn.

Der heilige Auguſtinus.

Erſtes Kapitel.

Das chriſtliche Afrika.

Nordafrika war in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung eine der reichſten Provinzen des Römerreichs und die bedeutendſte Kornkammer der ewigen Stadt. Nachdem Rom Karthago überwunden, zerſtört und deſſen glänzende Erbſchaft angetreten hatte, vertraute es anfangs die Regierung des Landes einheimiſchen Fürſten an, um auf dieſe Weiſe nach und nach die afrikaniſchen Intereſſen mit den römiſchen zu verſchmelzen. Aber als es mit ſeinen Eroberungen in dem fremden Weltteil fortſchritt und allmählich, nach römiſcher Art, Afrika mit Heerſtraßen, freien Städten, großartigen Bauten und anderen Denkmalen römiſcher Macht bedeckte, wurde ganz Nordafrika römiſch und die Kaiſer ließen es durch einen Vizekönig oder Statthalter regieren. Und ſo ſehr wurde es römiſch, daß ein kaiſerliches Geſetz den aus Rom Verbannten nicht erlaubte, nach Afrika zu gehen, weil dann ihre Verbannung illuſoriſch geweſen wäre, „indem ſie dort die Sitten und Gewohnheiten, die Sprache und die Luſtbarkeiten Roms wiedergefunden hätten.“

In dieſes reiche, üppige, von Genußſucht glühende Afrika drang früh das Evangelium ein. Aber wie? aber durch wen? Niemand weiß es! Die Tradition erwähnt keines Apoſtels, keines Apoſtelſchülers; die Akte der Martyrer ſchweigen während des erſten und zweiten chriſtlichen Jahrhunderts. Doch plötzlich, am Schluß desſelben, erhebt Tertullian ſein gewaltiges Wort in ſeiner „Schutzſchrift“ des Chriſtentums und zeigt uns ſeine Mitbürger und Glaubensbrüder in ſo großer Zahl, daß ſie in Städten und Dörfern, in Paläſten und Hütten, im Heer und auf dem Forum zu finden ſind. „Nur eure Tempel überlaſſen wir euch“ — ſetzt er verächtlich hinzu und verſichert, daß keine Verfolgung das Evangelium ausrotten könne, denn das Blut der Martyrer ſei eine Saat, aus welcher fort und fort neue Chriſten aufſproßten. Mit ganz ungewöhnlichem Glanz tritt das unbekannte Chriſtentum auf einmal in Afrika in die Welt der Oeffentlichkeit, nicht bloß kampfbereit, ſondern kühn herausfordernd, getragen von dieſem gewaltigen Geiſt, der mit der Stimme eines numidiſchen Löwen in die luſterſchöpfte heidniſche Zeit hineindonnert. Überhob er ſich ſeiner Macht? nährte der Hochmut das Feuer ſeines Genies? berauſchte die Eitelkeit ihn über die Triumphe ſeiner Beredſamkeit? O, daß wir gebrechliche Menſchen uns begnügen wollten zu ſiegen und uns doch nur nie einfallen ließen zu triumphieren! denn das iſt der Punkt, wo der Schwindel des Geiſtes uns alle bedroht, alle! Völker und Individuen. Auch das, wie ſo manches andere, lehrt das alte Rom. Rom begnügte ſich nicht mit ſeinen Siegen über Karthago, es wollte den Triumph bis zur äußerſten Grenze genießen; es vernichtete und zerſtörte die Nebenbuhlerin gründlich und auf immer. Somit hatte es ſich zwar eines äußeren Feindes entledigt, aber zugleich auch des Gegengewichtes, wodurch alles menſchliche Tun in Schranken gehalten und vor Übermut bewahrt wird. Es erlag der blendenden Bürde ſeiner Triumphe. Große Völker und Männer ſind nie zu beklagen, weil ſie Feinde haben. Dieſe tun den Dienſt, den eine Dornenhecke am Rand des Abgrundes auf ſchmalem Pfade dem Wanderer tut; verletzt ſie auch ſeine Sohlen und ſein Kleid, ſo hält ſie ihn doch auf dem rechten Wege. Wie Tertullian in die montaniſtiſche Irrlehre geriet, iſt unbekannt. Erasmus hat geſagt, unter dem Anfang jeder Häreſie ſtecke ein Weib. Das ſcheint auch hier der Fall geweſen zu ſein, denn zwei Frauen, Lucilla und Maximilla, waren es, welche durch ihre Viſionen und Weisſagungen der Sekte des Montanus Eingang und Ausbreitung verſchafften und auch Tertullian ſo verblendeten, daß er ihren Offenbarungen Glauben ſchenkte und ſie für Auserwählte des Heiligen Geiſtes hielt, die den Gläubigen die neue Lehre zu verkünden hätten, daß die Zeit der Nachſicht mit menſchlicher Schwäche nunmehr auf Erden abgelaufen ſei. Seinem ſtrengen und doch exaltierten Geiſt ſagten die übertriebenen montaniſtiſchen Anforderungen zu, welche das Evangelium keineswegs ſtellt, z. B. man müſſe den wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen entſagen, alle irdiſchen Freuden, auch die erlaubten, fliehen; jede ſchwere Sünde, ja ſogar die Eingehung einer zweiten Ehe ſchließe für immer von der Kirche aus, und andere Übertreibungen mehr. Es iſt ſehr merkwürdig und legt, wenn auch in verkehrter Weiſe, ein Zeugnis dafür ab, daß der Menſch das Bewußtſein ſeiner übernatürlichen Beſtimmung in ſich trägt, daß er ſich heftig angezogen fühlt von Lehren, deren ſittliche Strenge der Natur widerſtreben. Faſt alle Sekten treten anfangs mit einem Rigorismus auf, der dem Menſchen zu ſagen ſcheint: du biſt größer als deine Natur; und dieſe Verheißung kommt ſeiner ſtillen Sehnſucht entgegen, ſich über dieſelbe zu erheben. Denn er iſt zwar ein Sohn des Staubes, aber das Edle in ihm erkennt ungern dieſe

Abſtammung und deren Feſſel an. Doch nur feſthaltend an der katholiſchen Lehre kann er getroſt die Wege einſchlagen, auf denen ſie ihn ſicher über ſeine Natur hinaus, ſeiner himmliſchen Beſtimmung gemäß, an der Hand führt, denn dieſe Lehre iſt in der vollen Wahrheit, die Chriſtus iſt, gegründet. Sie ſchraubt nicht den Menſchen durch prahleriſche Strenge in ſeinen Gedanken über ſich ſelbſt und über andere empor. Sie weiſt ihn hingegen praktiſch an, ſich zu demütigen und ſich nichts Gutes zuzutrauen, damit in ihm die Gnade Spielraum gewinne und ihn über ſeine Natur emporziehe. Der Weg iſt unſcheinbar und ſchmeichelt nicht der Eitelkeit, wie das Träumen von menſchlicher Größe, die über das chriſtliche Sittengeſetz hinausgeht; aber er iſt ſicher und bewahrt vor dem Sturz, der faſt immer den verwegenen Träumer erwartet.

Aus dem Licht des katholiſchen Glaubens, der ihn ſo groß gemacht hatte, trat Tertullian in die Schatten des Montanismus und verblieb in ihnen bis zu ſeinem Lebensende in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Als damals neue Sekten in Afrika auftauchten, bekämpfte Tertullian ſie mit ſeinem alten Feuer im Namen der katholiſchen Gemeinſchaft, von welcher er ſich getrennt hatte. Seltſame Verblendung ſo vieler, die im Glauben irren! ſie wähnen, daß nur gerade die Irrlehre, welcher ſie anhangen, nicht von der Kirche trenne, ohne gewahr zu werden, daß jeder Sektiker und Häretiker dieſelbe Ausnahme für ſich in Anſpruch nehmen dürfte, wenn ſie überhaupt geſtattet wäre. Aber dieſe übernatürliche Entſchiedenheit, welche die Offenbarungslehren ſo hoch hält, daß ſie lieber den Abfall von Ländern und Völkern beweint, als ihre Irrtümer Wahrheit nennt, iſt ein untrügliches Zeichen, das der Heilige Geiſt die Kirche in Glaubensſachen leitet, denn der menſchliche Geiſt hat dieſe göttliche Entſchiedenheit und Unwandelbarkeit nicht.

Am Anfang des dritten Jahrhunderts ging durch die afrikaniſche Kirche eine himmliſche Frühlingsluft und neben Tertullians ernſter und traurig majeſtätiſcher Geſtalt erſcheint eine liebliche Schar, die nicht ſowohl mit Wort und Schrift als mit ihrem Blut Zeugnis ablegt für das Chriſtentum. Sie ſtarben — und er lebte! aber das Leben kann trauriger ſein als der Tod. Dieſe Martyrer, die erſten in Afrika, deren Gedächtnis die Kirche feiert und deren Akten ſie aufbewahrt, ſind Vivia, Perpetua, Felicitas und ihre Gefährten. In dem üppigen, ſchwelgeriſchen Karthago, wo der Tempel der Göttin Celeſtis als eines der großen Heiligtümer der heidniſchen Welt prangte, und wo die Feſte dieſer Göttin öffentlich durch Orgien und theatraliſche Darſtellungen begangen wurden, deren

Schamloſigkeit ohne Namen iſt, ſtehen plötzlich dieſe Erſtlingsblüten des Chriſten- und des Martertums, dieſe zwei jungen Frauen wie zwei Lilien in der gräßlichen blutigen Arena und verlaſſen ihr Glück, ihre Freuden, ihre Jugend, alles, was ſie hienieden lieben — um für Chriſtus zu leiden. Die kleine heilige Schar kämpfte mit den wilden Tieren zu Ehren der Feſte, die Kaiſer Septimius Severus im Römerreich veranſtaltete, als er im Jahre 202 ſeinen Sohn Geta zum Cäſar machte.

Ein halbes Jahrhundert ſpäter mehren ſich die afrikaniſchen Martyrer zum Heil der chriſtlichen Kirche; denn es drohte ihr eine große Gefahr. Durch dieſe afrikaniſche Köpfe geht ich weiß nicht was für ein Zug von Spitzfindigkeit und Eigenſinn, der ſie der Sektirerei und Spaltungen jeder Art ſehr geneigt und ſehr zugänglich macht. Überdas fehlte ihnen ein anerkannter kirchlicher Mittelpunkt, eine hierarchiſche Ordnung; die chriſtlichen Gemeinden ſtanden als unabhängige Geſellſchaften neben einander; nicht ſelten miſchte ſich das Volk, teils aufgeregt, teils ſchlecht geleitet, in die wichtigſten kirchlichen Angelegenheiten. Da kam der große Mann, den ſie bedurften: da bekehrte ſich Cyprian zum Chriſtentum. Zwei Jahre ſpäter war er ſchon Biſchof von Karthago. In den nächſten zehn Jahren vereinigte, ordnete, befeſtigte er die zerſtreuten guten Elemente, bekämpfte die

An die Kirche.

„Surge, amica mea.“ *Cant. cant.*

Holde Braut des Heißgeliebten,
Liebſte du des Schmerzbetrübten,
Blutgetaufte Gottesbraut!
Du wie Er von Leid gequälet,
Doch von Liebe nur beſeelet,
Die vom Kreuz hernieder thaut.

Mühſam gehſt du deine Pfade,
Du, die neue Bundeslade,
Segenvoll und gnadenreich —
Reich an Dornen um die Schläfe,
Reich an Myrrhen bis zur Hefe,
Deinem Gott an Schmerzen gleich.

böſen, bildete einen Klerus heran, der ſeiner würdig war, machte durch die unglaublichen Hilfskräfte ſeines Geiſtes und Charakters Karthago zu Afrika's kirchlicher Metropole und errang dann, in der furchtbaren Verfolgung Kaiſer Valerians im Jahr 258, die blutige Palme. Er war der erſte Biſchof in Afrika, der zum Martyrer wurde — und er war der größte, den Afrika bis dahin gehabt hatte. Aus der unausſprechlichen Würde ſeiner letzten Augenblicke ſtrahlt ſeine ganze Seelengröße hervor. „Gott ſei Dank!“ ſprach er, als der Prokonſul ihm den Tod durch das Schwert verkünden ließ. Das chriſtliche Volk umwogte ihn klagend und rief: „Wir wollen mit ihm ſterben!“ Mit dieſem ungeheueren Gefolge von Liebe, Schmerz und Bewunderung wandelte er zum Richtplatz. Die Tribunen und Centurionen gingen ehrfurchtsvoll neben ihm. Keine Stimme wagte ihn zu ſchmähen. Seinen Henker belohnte er mit fünfundzwanzig Goldſtücken. Dann fiel ſein Haupt.

Viele ſeiner Prieſter und Diakonen, auch andere durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnete Chriſten, traf das nämliche Los. Sie nannten es lieblich. Noch grauſamer wie zu Karthago war die Verfolgung zu Cirtha in Numidien, wo die Martyrer in einem ſchmalen Tal am Ufer eines Fluſſes aufgeſtellt und ein Blutbad unter ihnen angerichtet wurde, ſo daß ſich das Waſſer des Stromes in Blut zu verwandeln ſchien.

Aber all dies Leiden, dieſe Heiligkeit, dieſer Glaube, dieſe Zeugniſſe genügten nicht, um in Afrika die Neigung zu häretiſchen und ſchismatiſchen Spaltungen auszurotten. Im Gegenteil! jemehr ſich das Weizenfeld des Evangeliums ausbreitete, deſto mehr Unkraut erwuchs aus demſelben; ſogar inmitten der Verfolgungen.

Um das Chriſtentum gründlich zu vernichten, waren die Heiden auf den Gedanken gekommen, es ſei vielleicht ein gutes Mittel, die Chriſten ihrer heiligen Schriften zu berauben. Deshalb ſannen ſie darauf, derſelben durch Liſt, Gewalt, Verrat habhaft zu werden. Einzelne Biſchöfe ließen ſich einſchüchtern und erkauften ihr Leben oder ihre Freiheit durch Auslieferung der heiligen Schriften. Wußten ſie auch, daß dieſe nur eine der Grundlagen des chriſtlichen Glaubens bilden und daß die Tradition die andere iſt, ſo daß die Offenbarungslehren nicht mit den zerſtörten heiligen Schriften untergehen würden: ſo war es doch immer — und beſonders bei den damaligen Umſtänden — eine tadelnswerte Schwäche, dieſe Kleinodien des Chriſtentums den Feinden desſelben zu überliefern, und der größere Teil der Biſchöfe widerſetzte ſich feſt und entſchieden dieſer empörenden Forderung. Unter ihnen auch der Biſchof Cäcilian von Karthago. Einige Biſchöfe aber, welche ſich gerade dieſer Feigheit ſchuldig gemacht hatten, klagten ihn und den Biſchof Felix von Aptunga, der ihn geweiht hatte, an, ſie begangen zu haben, ſtatteten anderen Biſchöfen falſche Berichte ab und trieben es ſo weit, daß ſiebenzig Biſchöfe Numidiens[1] auf einer Verſammlung erklärten, ein Traditor dürfe weder zum Biſchof weihen, noch geweiht werden, noch Biſchof bleiben, noch giltig die heiligen Sakramente ſpenden. Nachdem ſie Cäcilian verdammt hatten, ſetzten ſie ihm einen Gegenbiſchof und ſomit brach eine ungeheuere Verwirrung in der Kirche von Karthago aus, denn Cäcilian verteidigte ſein Recht, und ein Teil des Volkes, das ihn durch Akklamation gewählt hatte, hing mit Liebe an ihm. Da ſchlug Donatus, Biſchof von Caſä Nigrä, vor, die Sache dem Kaiſer Conſtantin zur Entſcheidung vorzutragen. Cäcilian und ſeine Anhänger willigten ein. Der Kaiſer im richtigen Gefühl, daß ſeine Entſcheidung auf dieſem Gebiet ungenügend ſei, bat den Papſt Melchiades, das Urteil zu ſprechen, und dieſer erhielt den angegriffenen Cäcilian in ſeiner Würde, da deſſen Feinde keine gültigen Beweiſe gegen ihn vorbrachten. Die

---

[1] Bei dieſer großen Zahl von Biſchöfen darf man nicht an Diözeſen denken, wie man ſie in Deutſchland kennt. Im chriſtlichen Altertum, wie noch jetzt in Italien, hatte jede größere Stadt ihren Biſchof.

Donatiſten — ſo genannt nach ihrem erſten Führer, jenem Biſchof Donat — unterwarfen ſich keineswegs, ſondern begehrten mißvergnügt einen neuen Ausſpruch. Der Kaiſer beſtellte dazu die Synode von Arles im Jahr 314. Sie ſtimmte dem Papſt Melchiades in Betreff des Biſchofs Cäcilian bei und erklärte überdies die Ordination und Taufe für gültig, auch wenn ein Traditor (Überlieferer der heiligen Schriften) dieſe Sakramente geſpendet habe. Die Dotaniſten beharrten bei ihrer Anſicht und appellierten wieder an den Kaiſer. Der ſchismatiſche Biſchof Donatus gab dadurch das erſte Beiſpiel eines Biſchofs, der gegen die kirchliche Behörde den Schutz der weltlichen anruft. Conſtantin erklärte mit lebhaftem Unwillen, die Sektiker hätten „das Urteil der verſammelten Biſchöfe als das Urteil Chriſti annehmen ſollen, denn ſo erkenne auch er es an.“ Um ihnen aber fernere Ausflüchte abzuſchneiden, ließ er im folgenden Jahr die donatiſtiſche Angelegenheit nochmals zu Mailand unterſuchen. Die Entſcheidung blieb immer dieſelbe: nämlich die Gültigkeit der Sakramente hänge nicht ab von der Würdigkeit des Ausſpenders. Es war vergeblich! Mit der fanatiſchen Hartnäckigkeit derer, die nicht überzeugt ſein wollen, weil ſie ſich nicht unterwerfen wollen, beharrten die Donatiſten bei ihrer irrigen Lehre, welche Conſtantin „einen Wahnſinn“ nannte. Weder ſtrenge Geſetze, noch milde Nachſicht, noch Vereinigungsverſuche hatten günſtigen Erfolg. Die donatiſtiſchen Streitigkeiten füllten das vierte Jahrhundert in Afrika aus und erfüllten die katholiſche Kirche mit Sorge und Kummer, während ſie über die Katholiken Drangſale verhängten, die nicht geringer waren, als die heidniſchen Verfolgungen.

Aber in der Mitte dieſes Jahrhunderts, dieſer Zeit, dieſes Landes, kam das Kind auf die Welt, welches die Beſtimmung hatte, die faſt hundertjährige Empörung der Geiſter zu beſiegen. Dieſes Kind war Auguſtinus.

Zweites Kapitel.

Die Mutter.

Zu Tagaſte, einer mittelgroßen Stadt in Numidien, lebte eine chriſtliche Jungfrau Namens Monika. War Tagaſte auch ſehr vom Donatismus angeſteckt, ſo machten die ſtrengen Verordnungen des Kaiſers Conſtans im Jahr 347 doch wenigſtens den guten Eindruck auf die erhitzten Köpfe, daß man zu überlegen begann, ob nicht dieſe Strenge gerechtfertigt ſei; und infolge ruhiger Überlegung kehrte man zur katholiſchen Einheit zurück. Monika's Eltern waren Chriſten. Sie übertrugen die Erziehung ihrer Töchter einer langjährigen

Dienerin, die fromm und gewiſſenhaft ihre Aufgabe erfüllte und die jungen Mädchen ſo ſehr in Selbſtverleugnung und Abtötung übte, daß ſie ihnen nicht einmal einen Trunk Waſſer außer den Mahlzeiten geſtattete und ſie früh daran gewöhnte, die Sinnlichkeit zu zügeln. Wie notwendig das war, ſelbſt bei einem ſo gutgearteten Kinde, zeigte ſich, als Monika anfing, den Wein zu lieben und ihn täglich im Keller zu koſten, wenn ſie ihn für den Tiſchgebrauch abzapfte. Einmal geriet ſie in Wortwechſel mit der Dienerin, welche ſie in den Keller zu begleiten pflegte und dieſe nannte Monika „Säuferin“. Das junge Mädchen entſetzte ſich über dieſen Vorwurf und gab ſogleich die böſe Gewohnheit auf. Es herrſchte damals unter den Chriſten der ſehr verbreitete Mißbrauch, die Kinder nicht zu taufen, ſondern ſie nur als Vorbereitung auf den Empfang des heiligen Tauſſakramentes unter die Katechumenen aufnehmen und den heiligen Akt erſt in ſpätern Jahren, zuweilen erſt auf dem Sterbebett, vollziehen zu laſſen. Wohl iſt es ſüß und tröſtlich, in der vollen, ungetrübten Taufgnade zu ſterben; aber es iſt furchtbar, ohne ſie zu leben, denn ſie ſtellt an der Seele die Ebenbildlichkeit Gottes her, welche die Erbſünde gemindert hat und gießt ihr die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung ein, durch welche die Seele Richtung und

Neigung zu himmliſchen Dingen, Verſtändnis und Fähigkeit für ſie erhält. Ach, in dem zarten Kinde regt ſich ſo früh und ſo ſtark die gefallene Natur, daß man eilen, nicht zögern muß, ihm die heiligmachende Gnade mitzuteilen. Monika war ſchon herangewachſen, als ſie getauft wurde, und von dem Augenblick an zeichnete ſie ſich durch die größte Sittſamkeit und Frömmigkeit in ihrem Benehmen, in ihrem ganzen Verhalten aus.

Patricius, ein Bürger von Tagaſte, der keineswegs zu den wohlhabenden gehörte und noch Heide war, begehrte und erhielt Monika zur Frau. Er war nicht feindlich geſtimmt gegen das Chriſtentum, bewilligte, daß ſeine Kinder dem katholiſchen Glauben angehören ſollten, war auch gutmütig; aber von einem furchtbaren Jähzorn und dem Leichtſinn in ehelichen Verhältniſſen ergeben. Durch dieſe beiden Fehler ihres Gatten hatte Monika viel Bitteres zu leiden, obſchon er im Grunde ihr zugetan war. Aber ſie nahm mit Geduld jede Kränkung, mit Demut jede Vernachläſſigung hin, ſchwieg gelaſſen, wenn Patricius im Jähzorn ſeiner nicht mächtig und unfähig war, ſein Unrecht einzuſehen und ſuchte in ruhigen Augenblicken durch liebreiche Vorſtellungen auf beſſere Wege ihn zu bringen. All ihren ſtillen Kummer nahm ſie als willige Kreuzträgerin auf ſich und brachte ihn Gott zum Opfer dar, damit ihr dafür die Gnade der Bekehrung ihres Mannes zuteil werden. Ihn für Chriſtus zu gewinnen war das Ziel, welches ſie ſich bei ihrem Eintritt in den Eheſtand geſetzt hatte und welches ſie nie aus den Augen verlor. Oft kamen andere Frauen zu Monika, klagten über rauhe Behandlung von Seiten ihrer Männer und wunderten ſich über den Frieden, der in Monika's Ehe herrſchte, obſchon der Jähzorn des Patricius allbekannt war. Dann pflegte Monika zu antworten: „Klagt über eure Zungen, nicht über eure Männer" — um ihnen anzudeuten, daß ſie durch Schweigen am leichteſten Zwiſt und Unfrieden im Hauſe dämpfen würden und fügte dem ſcherzenden Wort die ernſte Mahnung bei, ſie möchten ſich ihres Ehevertrages erinnern, durch den ſie einen Herrn und Gebieter bekommen hätten und demgemäß ihr Betragen einrichten.

Nicht bloß ihr Mann, auch deſſen Mutter machte ihr das häusliche Leben ſchwer. Böſe Mägde verleumdeten die junge Frau bei der Schwiegermutter und nur durch große Geduld und Sanftmut konnte Monika allmählich den Beweis führen, daß ſie eben verleumdet ſei. Als die Schwiegermutter zur Erkenntnis ihres Unrechtes gekommen war, liebte und ſchätzte ſie Monika ſehr, gab ihrem Sohn die Zwiſchenträgereien der Mägde an, damit er ſie ſtrafe, und zeigte auf alle Weiſe, daß ihr jedes Wort gegen ihre Schwiegertochter höchlichſt mißfalle. Fortan lebte ſie in ungeſtörter Eintracht mit Monika.

Verſöhnend und verſöhnlich im eigenen Hauſe, ſuchte Monika auch bei andern in demſelben Sinn zu wirken. Wenn zwiſchen ihren Freundinnen irgend eine Zwietracht oder Verſtimmung herrſchte und die eine ſich gegen Monika grollend oder empfindlich über die andere äußerte, ſo beſtrebte ſich Monika ſie zu beſänftigen und durch milde Worte die Aufregung und den Zorn zu beſchwichtigen. Nie gab ſie ſich mit Zwiſchenträgereien ab; nie erzählte ſie dieſer, was jene von ihr Schlimmes geſagt hatte; nie verwickelte ſie ſich und andere in jene Wortpeſt von ungeheuerlichen Dingen, welche da und dort vorgefallen ſein ſollen, und an denen nichts ſo richtig iſt, als die Übertreibung. Monikas ganzes Weſen und Leben gründete ſich auf die Vorſchrift des Chriſtentums: Liebe Gott über alles und den Nächſten wie dich ſelbſt. Bei der großen Ordnung und Pünklichkeit, die ſie in ihrem Hauſe eingeführt hatte, konnte ſie zweimal täglich das Gotteshaus beſuchen und ſowohl der heiligen Meſſe als der Veſper beiwohnen, ohne vermißt zu werden. Da ſchüttete ſie allen Kummer, alle Sorgen und Nöten ihres Herzens im heißen Gebet vor Gott aus und flehte ihn an, ihr Helfer und Tröſter zu ſein, ſie zu erleuchten, zu ſtärken, zu führen bei ihrer mühſamen Pilgerſchaft auf dem chriſtlichen Tugendwege. Wie weit ſind diejenigen von der wahren Auffaſſung der Ehe entfernt, die dieſen Stand vorwiegend in roſigem Lichte erſtrahlen ſehen! Gerade er iſt es, auf dem die Laſt der gefallenen Natur am ſchwerſten drückt, eben weil die Natur durch die Gnade geadelt, Rechte beſitzt, deren Ausübung ſie wieder und immer wieder in eine niedere Sphäre herabzieht oder ſie wenigſtens damit bedroht. Dazu die Wucht der Abhängigkeit, des Gebundenſeins, die ebenfalls der gefallenen Natur ſo furchtbar widerſtrebt, daß dort, wo man den Eheſtand von der Gnade des Sakramentes, wie von einem Rettungsanker, abgelöſt hat, die wilden Wogen der Leidenſchaft, durch die Eheſcheidung entfeſſelt, in Wechſel und Veränderung ſogleich ihr grauſiges Spiel zu treiben beginnen. Die Neigung zur Veränderung iſt aber im Menſchen, iſt die Folge ſeines vielfach zerſplitterten und gebrochenen Weſens, das ſich nur zur Einheit ſammelt, wenn es ſich mit allen ſeinen Kräften einzig zum Einen, zu Gott, hinwendet, hinneigt. Welche Verſuchungen für dies veränderungsſüchtige Geſchöpf, wenn es gefeſſelt an ein Mitgeſchöpf, aber im beſtändigen Verkehr mit einer Welt von Seinesgleichen, lebt und leben muß und vielleicht die Sympathie, welche ihm das Opfer der Treue erleichtern würde, nicht in ſeiner unauflöslichen Verbindung findet. Ich

Deine Hände hart gebunden,
Deine Bruſt zerfleiſcht von Wunden,
Deine Augen thränenſchwer,
Im zerriſſenen Gewande,
An den Füßen harte Bande,
Aber Strahlen um dich her —

Strahlen, die aus Dorn erblühen,
Die vom Blute purpurn glühen,
Silbern von der Thräne Glanz;
Strahlen, die aus Wunden ſprießen,
Aus des Schmerzes Lächeln fließen,
Ew'gen Opfers ew'ger Kranz.

Ja, du biſt mit ihm gekrönet!
Ob in Ketten, ob verhöhnet,
Biſt des Gottesſohnes Braut!
Haſt mit Ihm den Kelch getrunken,
Biſt mit Ihm an's Kreuz geſunken
Und mit Golgatha vertraut.

wundere mich nicht, daß das alte und das moderne Heidentum, welches dem Götzen der individuellen Ungebundenheit huldigt, ſich gegen die Ehe im chriſtlichen Sinne ſträubt! ſie iſt eine Kette der allerſchwerſten Opfer, die nur getragen werden kann, wenn der Glaube an den menſchgewordenen und gekreuzigten Gott der Offenbarung, den das Heidentum nicht hat, ſie tragen hilft. Man kann freilich dasſelbe, und auf noch höherer Stufe, vom Prieſter- und Ordensſtande ſagen; nur aber mit dem ungeheuern Unterſchied, daß, wer ihnen ſich widmet, auf das Glück verzichtet, welches die Welt und die Geſchöpfe bieten und welches derjenige verlangt, der in den Eheſtand tritt. Und nicht nur haben Prieſter und Ordensleute freiwillig die Weltentſagung ſich erwählt: dieſe Entſagung gibt ihnen zugleich eine große Schwung- und Spannkraft, die den Kampf erleichtert, während weltliche Verhältniſſe mit ihrem ganzen Gefolge von kreatürlichen Feſſeln, Freuden und Sorgen, leicht zur Verweichlichung oder zur Abſpannung höherer Kräfte des Geiſtes und des Charakters führen.

Dies war nicht bei Monika der Fall, weil ſie ihre Aufgabe mit tiefſtem Ernſt umfaßte und keinen Tag ihres ſorgenſchweren Lebens verlor, um die, welche ſie am meiſten liebte, zu Gott hinzuziehen. Sie begann dies Streben ihrem Manne gegenüber; ſie ſetzte es fort bei ihren Kindern.

Drittes Kapitel.

Der Sohn.

Mit drei Kindern wurde dieſe Ehe geſegnet. Von einer Tochter iſt der Name nicht aufbewahrt. Man weiß nur, daß ſie ſich im Witwenſtande dem klöſterlichen Leben weihte und Vorſteherin eines blühenden Kloſters wurde. Der eine Sohn hieß Navigius; der andere Aurelius Auguſtinus. Er war geboren am 13. November 354. Mit einem ganz eigentümlichen Zauber ſteht dieſer Name Auguſtinus nun ſchon ſeit anderthalb Jahrtauſenden in der Geſchichte der Kirche und der Menſchheit. Eine ſo immenſe Intelligenz, verbunden mit einem ſo liebeglühenden Herzen, — eine Bekehrung von der Welt zu Gott, die ſo goldene Gnadenfrüchte trägt, — eine ſolche Seelenanmut um Seelen zu gewinnen, und eine ſolche Klarheit und Macht des Geiſtes, um die Geiſter zu überzeugen und zu feſſeln, dieſe milde Trauer über die Irrwege ſeiner Jugend und dieſe erhabene Zuverſicht gerade deshalb umſomehr für das Reich Gottes auf Erden, die Wahrheit, kämpfen zu müſſen, dieſe Glut, dies Verlangen, dieſer namenloſe Durſt nach Wahrheit, der ihn bald zu vertrockneten Ziſternen, bald zu trüben Bächen und zu ſchlammigen Strömen treibt, und wieder aufjagt und ihm keine Ruhe läßt, bis er endlich! endlich! das „Waſſer des ewigen Lebens," das Chriſtus gebracht hat, gefunden: all' dieſe Gegenſätze, die ſich ſo harmoniſch ausgleichen und die auf ſo ungeheure innere Kämpfe hindeuten, machen ihn zu einer Perſönlichkeit, an welcher nur derjenige gleichgültig vorübergehen kann, der nie den Namen Auguſtinus hörte. Für alle andern iſt Auguſtinus der Gegenſtand der lebhafteſten Sympathie, der tiefſten Bewunderung und Verehrung, für einzelne aber mehr noch geworden: der Stern nämlich, der die Wolken und Nebel ihrer Irrtümer durchbrach und immer wieder vor ihnen aufleuchtete, bis auch ſie zum „Waſſer des ewigen Lebens," das alles Dürſten ſtillt, gelangten. So lange es auf Erden Liebe und liebefähige Weſen gibt, können ſie von Auguſtinus lernen, wo ſie mit ihrer Liebe — ihre Ruhe finden und wie aus dieſer Ruhe die Kraft hervorgeht, Rieſendinge für das höchſte Gut zu tun.

Monika ſorgte dafür, daß Auguſtinus ganz früh unter die Katechumenen aufgenommen wurde, was unter gewiſſen Ceremonien geſchah; aber getauft wurde er nicht. „Wollte ſie lieber die rohe „Tonmaſſe, als das geformte Bild der Gefahr aus„ſetzen, beſchädigt zu werden?" — Da Patricius nicht Chriſt war, ſo blieb Auguſtinus, was die Religion betrifft, vaterlos und hatte überdies den wenig erbaulichen Lebenswandel ſeines Vaters vor Augen. Dieſer freute ſich ungemein über die frühzeitigen, ganz ungewöhnlichen Anlagen des Knaben, ſah in ihnen Beruf und Verheißung einer glänzenden Laufbahn und die Ausſicht auf hohe Ehrenſtellen, und ſorgte eifrig für deſſen Unterricht. Die Mutter aber hatte höhere Gedanken und höhere Hoffnungen[1]. „Als Knabe ſchon," ſchreibt Auguſtinus in ſeinen Bekenntniſſen, „hatte „ich gehört von dem ewigen Leben, das uns verheißen iſt, mein Herr und mein Gott, durch die Erniedrigung deines Sohnes; und bezeichnet ward „ich mit dem Zeichen ſeines Kreuzes. Wir waren „gläubig, ich, die Mutter und das ganze Haus, nur „der Vater nicht. Er konnte aber nicht die Kraft „der mütterlichen Frömmigkeit dahin abſchwächen, „daß ich ſo wenig an Chriſtus glaubte, als er. „Denn die Mutter überzeugte mich, daß du, o Gott, „mehr mein Vater wäreſt, als mein leiblicher „Vater." So war Monika von ſeiner früheſten Kindheit an der ſichtbare Schutzengel ihres Sohnes, in welchem ſie, mit dem Auge der Chriſtin und der Mutter, neben glänzenden Anlagen Keime der gefährlichſten Leidenſchaften wahrnahm.

Als Auguſtin noch ſehr jung war, kam er durch ein heftiges Magenleiden in Todesgefahr und bat dringend und mit innigem Glauben ſelbſt um das

---

[1] Ein für alle Mal bemerke ich, daß alles was zwiſchen „ " ſteht, Auguſtinus eigene Worte ſind.

Sakrament der Taufe. Eilig ſorgte Monika dafür, ihn in die heilbringenden Geheimniſſe einweihen und dann im Blut Jeſu reinigen zu laſſen. Allein die Gefahr ging eben ſo ſchnell vorüber, wie ſie eingetreten war, und die Taufe wurde verſchoben. So ſtark war das Vorurteil! ſo groß die Furcht, daß das empfangene Heil wieder verloren gehen könne! — „Weshalb," fragt Auguſtin, „ſchallt es noch jetzt von hier und von dort in unſer „Ohr: Laßt ihn! er tue, was er will; denn er iſt „noch nicht getauft! — Und doch ſpricht man nicht „in Rückſicht auf des Körpers Geſundheit: Laßt „ihn! werd' er noch mehr verwundet; denn er iſt ja „noch nicht geheilt."

So lebhaft ſein Geiſt und ſo leicht ſein Auffaſſungsvermögen war, liebte er als Kind doch keineswegs die Studien in ihren Anfangsgründen. Leſen, ſchreiben und rechnen zu lernen, beſonders das Einmaleins — dann die griechiſche Sprache: das war ihm verhaßt, und um ſo verhaßter, als er mit Strenge dazu angehalten werden mußte, da der Gehorſam ihn ſeinen Lehrern gegenüber verließ. So hatte er zur Qual des unfreiwilligen Lernens den Schmerz und die Schmach der Schläge, oder die Furcht vor ihnen zu ertragen. Jeder ungeordnete Geiſt iſt ſich ſelbſt Strafe." So zuwider die Anfangsgründe ihm waren, ſo gern ſtudierte er die Dichter, und die Irrſahrten des Äneas und den Tod der Dido beweinte er mit heißen Tränen. Der grauſame Zwang, womit man ihn zur griechiſchen Grammatik drängte, hatte die Folge, daß er einen Abſcheu gegen die griechiſche Sprache bekam, ſie bei Seite legte, ſobald er mit ſeinen Studien ſein eigener Herr war und ſie erſt in viel ſpäteren Jahren, der heiligen Schriften wegen, mühſam wieder lernte. Aber im Virgil ſchwelgte er. Das hölzerne Roß voll Kriegsleute, Troja's Feuersbrunſt, der Schatten Kreuſa's, die ihrem Gemahl erſcheint, all' dieſe Bilder und Vorſtellungen, welche die Phantaſie ſo beſchäftigen und die Gedanken des Knaben in einer blendenden Fabelwelt heimiſch machen, ſprachen ſeinen lebhaften Sinn weit mehr an als „das widrige Geleier des Einmaleins.“ Viel Vergnügen, wenn auch mit einiger Ängſtlichkeit gemiſcht, machten ihm die Deklamationsübungen, welche man mit den Schülern vornahm. Was ſie in gebundener Rede geleſen hatten, mußten ſie aus dem Gedächtniß, in Proſa und im freien Vortrag wiedergeben, um ſich zu üben, im Sprechen den richtigen Ausdruck zu finden.

Derjenige Schüler fand das größte Lob und den lebhafteſten Beifall, der ſeinen Vortrag am genaueſten der Würde, dem Charakter, den Leidenſchaften der dargeſtellten Perſon anzupaſſen verſtand. Dies gelang dem Auguſtinus vorzugsweiſe bei jenen Worten der Juno in der Aeneide, durch welche ſie ihren Schmerz und Zorn ausdrückt, als ſie die Trojaner nicht von Italien zurückhalten konnte. Er wurde mit Lob überhäuſt, wurde eitel auf dieſe Leiſtungen und bekam irrige Begriffe über das, was des Lobes wert iſt. „Er fürchtete ſich mehr, einen falſchen Ausdruck zu brauchen, „als denjenigen zu beneiden, der ſtets das richtige „Wort traf.“ Sein Ohr wurde philologiſch gebildet, aber ſein Herz, ſein Charakter nicht chriſtlich. Von dem üblichen Schulgebrauch, die jungen Knaben in der Fabelwelt der heidniſchen Dichter heimiſcher zu machen als in der heiligen Geſchichte, gingen für Auguſtinus noch größere Nachteile hervor, als die, ſeine kindiſche Eitelkeit zu wecken. Das ganze Leben und Weben der olympiſchen Götter in ihren Beziehungen zu einander und zu den Menſchen iſt eine Kette von Intriguen — um ein ſehr mildes Wort zu gebrauchen! — Weiß der junge Menſch nun zwar, daß dies nicht bloß Dichtungen, ſondern Erdichtungen ſind: ſo ſieht er doch, daß die ſchlimmſten Leidenſchaften ſtatt abſcheulich — reizend dargeſtellt werden und, ohne es zu bemerken, nimmt das Böſe in ſeiner Vorſtellung eine liebliche Erſcheinung an, ſo daß er davon angezogen wird, anſtatt abgeſtoßen zu werden. Wenn die religiöſe Erziehung nicht der irreligiöſen Bildung die

Wage hält, ſo muß dieſe die junge Seele aufs Tiefſte beſchädigen.

Ein brennender Ehrgeiz in ganz äußerlichen und unwichtigen Dingen den Vorrang zu behaupten, zeigte, wie ſich allmählig die Hoffart Auguſtin's bemächtigte. In ſeinen Spielen mit andern Knaben wollte er der erſte, in jedem Wettlauf, jedem Ballſpiel der Sieger ſein. Zuweilen entwendete er Näſchereien vom Tiſch oder aus dem Keller ſeiner Eltern, um ſeine Spielgefährten zu beſtechen, damit ſie ihn ſiegen ließen; zuweilen nahm er ſogar zum Betrug ſeine Zuflucht. Wurde er dabei ertappt, ſo wütete er anſtatt es einzugeſtehen. Ertappte er einen ſeiner Kameraden dabei, ſo wütete er noch mehr.

Um Poſſenreißer, Gaukler und alles, was die Neugier reizt, zu ſehen, hinterging er Eltern und Lehrer, obſchon er „ſelbſt in jeder Kleinigkeit die Wahrheit liebte.“ Die böſe Luſt der Weltlichkeit regte ſich heftig in dem talentvollen Knaben, der, als er etwas heranwuchs, von ſeinem Vater nach der benachbarten Stadt Madaura geſchickt wurde, weil die dortige Schule einen beſſeren Ruf genoß, als die zu Tagaſte. Mit welcher Sorge ſah Monika ihren Sohn aus dem Elternhauſe ſcheiden. Wie mag ſie für ihn gezittert und gebetet, und gewünſcht haben, er möge etwas weniger ſtudieren und etwas länger unter ihrer Obhut bleiben! Aber ſie widerſetzte ſich nicht ſeiner Abreiſe, da Patricius es anordnete. „Sie, die beſſere, war dem Gatten „gehorſam, weil ſie dadurch dem Gebot Gottes gehorſam war."

Nachdem Auguſtin die Langweile der Anfangsgründe überwunden hatte, lernte er, von Wißbegier getrieben, von Ehrgeiz geſtachelt, von ſeinem hellen Verſtand beflügelt, ungemein leicht und ſchnell, um bei fünfzehn Jahren hatte er die Schule zu Madaura durchgemacht. Patricus ſetzte ſeinen ganzen Stolz in Auguſtin's Bildung, und obſchon ihm die Mittel fehlten, beſchloß er ſie zuſammen zu ſparen, um dem Sohn einen mehrjährigen Aufenthalt zu Karthago, auf der hohen Schule, zu ermöglichen. Ganz Tagaſte war der Bewunderung voll für den vortrefflichen Vater, der ſich ſo bereitwillig zu Opfern verſtand. Leider blieb ſeine vorſorgende Liebe bei den äußeren Dingen ſtehen. Auguſtinus blieb ein ganzes Jahr in Tagaſte, ganz unbeſchäftigt, von jedem Schulbeſuch befreit, Herr ſeiner Zeit und in der Wahl ſeines Umganges — und Patricius trug keine Sorge, ihm Schranken zu ſetzen und ihn mit Ernſt auf den Kampf gegen die Welt vorzubereiten und zu ſtählen, die von Innen und Außen den Jüngling beſtürmte. Er ließ ihm die Zügel ſchießen zu allen Vergnügungen, allen Zerſtreuungen, die Auguſtin's Neigung entſprachen und denen er ſich mit dem irregeleiteten Feuer ſeines Charakters hingab. Patricius freute ſich, daß ſein Sohn, an Jahren noch ein Knabe, an Leib und Geiſt ein Mann war. Und doch war Patricius ſeit Kurzem Katechumen geworden! Aber die Ausſicht auf irdiſches Glück, irdiſche Wohlfahrt, irdiſchen Ruhm hatte mehr Macht über ihn, als die Ausſicht auf das Heil oder das Verderben einer Seele, und wenn er auch anfing in Bezug auf ſich ſelbſt die Dinge der Ewigkeit zu ſchätzen, ſo ſchienen ihm doch die Dinge der Zeitlichkeit für Auguſtinus wünſchenswerter zu ſein und näher zu liegen. Tauſend Väter, die nicht mehr Katechumenen ſind, denken wie Patricius. Anders Monika. Sie warnte, ſie ermahnte Auguſtin. Doch in dem Alter, worin er ſtand, hält es gar oft der junge Menſch für unmännlich und beſchämend, der Mutter zu folgen, wenn ſie ernſter als der Vater ſpricht; und „deshalb ſtieg keines ihrer Worte in ſein Herz hinab, ſo daß er es befolgt hätte.“ In ſpäteren Jahren beklagt Auguſtinus bitter, daß ihm die Eltern nicht mit gebührender Strenge ent-entgegentraten, ſondern ihn „wandeln ließen auf „Babylons Wegen, deſſen Wuſt ihm köſtlicher er„ſchien, als Spezerei und Narden.“

Die Gefährten, mit denen er dies traurige Jahr verlebte, waren von ausgelaſſener Unſittlichkeit und rühmten ſich derſelben laut und öffentlich. Auguſtin war ganz beſchämt, ſich ſolcher Taten

Könnten Engel dich beneiden,
Wär' es um dein heil'ges Leiden,
Das in dir als Liebe brennt.
Könnten Seraphim mißgönnen,
Wär's, weil ſie den Schatz erkennen,
Den du birgſt — im Sacrament —

Deinen Brautſchatz, der dem Bronnen
Seines Herzens iſt entronnen,
Als Er, dein Blutbräutigam,
Dich in Seine Wunden tauchte,
Seine Seele in dich hauchte,
Dir ſich gab als reines Lamm.

O du Hochgebenedeite,
Ew'gem Leben du Geweihte,
Mutter du und Königin;
Ueberfließend reich an Segen,
Gehſt du, wie im Perlenregen,
Seiner Gnaden friedlich hin.

nicht rühmen zu können, da er ſah, daß ſie in dieſem Kreiſe höchlichſt gelobt wurden — und lobesdurſtig wie er war und immer verlangend, unter den Erſten zu ſtehen, machte er es wie ſie, oder log, daß er es ſo gemacht habe, nicht bloß aus Vergnügen daran, ſondern um des Lobes willen. Dies unvernünftige und wüſte Leben machte ihn geneigt zu allerhand rohen Streichen, in deren Ausübung nicht das mindeſte Vergnügen liegen konnte, außer dem einen, daß ſie unerlaubt waren. So verließ er einmal das Spielhaus um Mitternacht mit ſeinen Genoſſen und ſtürmte mit ihnen zur Stadt hinaus nach dem Weinberg ſeines Vaters, neben welchem im Nachbarsgarten ein Birnbaum ſchwer mit Früchten beladen ſtand. Alle Birnen wurden abgepflückt und abgeſchüttelt und maſſenweiſe in ungeheueren Laſten fortgetragen. Es war eine gewöhnliche und ziemlich unſchmackhafte Frucht; darum koſteten die jungen Leute ſie kaum, ſchleppten ſie aber dennoch hinweg, um ſie ſpäter den Schweinen vorwerfen zu laſſen. „Der Reiz zu dieſem „Diebſtahl," ſchreibt Auguſtin in ſeinen Bekenntniſſen, „lag nicht in jenem Obſt, denn zu Hauſe „hatte ich beſſeres; ſondern ſie lag in der Tat ſelbſt „und in der Mitſchuld meiner Gefährten. Ich „allein hätte es nicht getan; durchaus nicht. Das „Stehlen für mich allein würde mich nie ergötzt „haben. Aber ach! böſe Freundſchaften ſind ver-

„führeriſch. Heißt es: laßt uns da und dorthin „gehen! Laßt uns dies und jenes tun! — ſo „ſchämt man ſich, nicht unverſchämt wie die Gefährten zu ſein — und keiner will zurückbleiben."

Und trotz dieſes Umganges, dieſer Genoſſen, dieſes Beiſpiels, dieſes Mangels an Zucht, war in ihm ein Etwas, das ſeine Seele, wenn auch nur vorübergehend, zu den Höhen der reinſten Tugend erhob und ihm das Verlangen nach himmliſchen Gütern einflößte. Doch gleichſam gebrochen von dem allzukühnen Aufſchwung, den ſie nur verſuchsweiſe und nicht mit Gottvertrauen und beharrlicher Willenskraft unternahm, ſank ſeine Seele in ihre irdiſchen Feſſeln zurück und ſeufzte ſie: „Herr, gib „mir die Gnade, rein, keuſch und enthaltſam zu „ſein," ſo ſetzte er hinzu: „Aber nicht ſogleich."

Der vornehmſte und reichſte Bürger von Tagaſte, Romanian, faßte eine lebhafte Teilnahme für den hoffnungsvollen Jüngling, von dem er vorausſah, daß er einſt der gemeinſamen Vaterſtadt Ehre machen werde. Er beſaß ein Haus in Karthago und erlaubte dem Auguſtinus, der ſo jung und ſo rat- und ſchutzlos in die ferne, fremde Stadt ziehen ſollte, dasſelbe zu bewohnen. Dadurch wurde deſſen Reiſe dem Patricius ſehr erleichtert und zu Ende des Jahres 370 ging Auguſtin nach Karthago und genoß dort noch manche andere Unterſtützung Ramanians, Seinen Vater ſah er nicht wieder; denn Patricius ſtarb 371 als Chriſt und in lebhaften Gefühlen der Reue über die vielfachen Vergehungen ſeiner Vergangenheit.

Viertes Kapitel.

Die erſten Studien.

Mit ſechzehn Jahren kam Auguſtinus nach Karthago, nach dieſer Stadt der berauſchenden Freuden und der ſinnlichen Luſtbarkeiten, wo der Luxus und die Üppigkeit mit Rom wetteiferten und die Wut für alles, was Schauſpiel, was theatraliſche Darſtellung war, Rom übertraf. Dabei herrſchte der Götzendienſt noch frei und frech in Karthago und vergiftete durch ſeine Unlauterkeit alles Zartgefühl, jede höhere Sittlichkeit. Deshalb war auch Karthago ſo recht die Stätte der unheiligen Liebe und ihre Wogen umrauſchten den Jüngling, bis er in ihnen verſank, ohne doch unterzugehen.

In den Schulen der Rhetorik nahm er bald den erſten Platz ein. Dieſe Studien waren der gewöhnliche Weg, um Rechtsanwalt zu werden und allmählich zu den höchſten Stellen und Würden im Staate zu gelangen. Solche Ausſichten und ſeine außerordentlichen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften erfüllten ihn mit freudigem Stolz. Darum hielt er ſich äußerlich in den Grenzen des Anſtandes und feiner Sitte und galt für einen wohlerzogenen, jeder rohen Ausgelaſſenheit abholden Jüngling. Zwar hatte er Umgang mit einer gewiſſen Partei unter den Studierenden, welche ſich ſelbſt „die Verwüſter" nannten und durch ihre Frechheit die Plage der Hochſchule — der Lehrer wie der Schüler — waren. Denn ſie ſchmeichelten ihm, ſie ſuchten ihn auf, weil er alle überglänzte, ſie überhäuften ihn mit Freundſchaftsbeweiſen, um ihn mehr und mehr zu gewinnen. Zuweilen war ihm das angenehm und dann gefiel ihm dieſer Umgang; allein ihre unerhörte Brutalität ſtieß ihn zu ſehr ab, um ſich auf ihr Treiben einzulaſſen. Mit einer wahren Wut zog dieſe Bande von Raufbolden durch die Gaſſen, ſtürmte in diejenigen Hörſäle hinein, wo eben Vorträge gehalten wurden, verſtörte lärmend und polternd die ganze Verſammlung und zog dann weiter, um andere Inſolenzen zu begehen, welche vom Geſetz Strafe verdient hätten, welche aber das Herkommen in Schutz nahm. Am meiſten fühlte Auguſtin ſich abgeſtoßen, und zwar bis zum Abſcheu, durch die rohe Bosheit, mit welcher dieſe Bande Fremde, und beſonders neue Ankömmlinge, auf der Hochſchule behandelte. Alle waren ihrem Hohn ausgeſetzt; vorzugsweiſe aber die ſchüchternſten, anſtändigſten und zurückhaltendſten jungen Leute, die fremd in der Stadt und neu in den Verhältniſſen waren. Ihre Unerfahrenheit, ſtatt ſie zu ſchützen, zog ihnen die empfindlichſten Beleidigungen und Kränkungen von denjenigen zu, welche mit Wohlgefallen das Böſe verübten und mit dieſem Wohlgefallen ſo prunkten, daß ſie ihren Beinamen als einen Ehrentitel betrachteten. Den Studentenſtreich des Birnendiebſtahls abgerechnet hielt ſich Auguſtinus fern von Beſchädigung an der Perſon oder dem Gut des Nächſten. Der wüſte Zeitvertreib lockte ihn nicht. Was ihn lockte, ja unwiderſtehlich anzog, war die Schaubühne. Da ſah er die Leidenſchaften in hellen Flammen lodern, deren Glut er in ſich trug. Da fand er eine Scheinnahrung und deshalb eine Steigerung des Verlangens, das in ſeiner Seele brannte. Da lebte er in feuriger Sympathie, ja bis zu heißen Tränen, mit Leiden, Schmerzen und Kämpfen, welche in der Einbildung ſüß, in der Wirklichkeit bitter wie Galle ſind. Da verſenkte er ſich ſo lebhaft in die glücklichen oder traurigen Geſchicke der Liebenden, beſonders wenn dieſe von guten Schauſpielern dargeſtellt wurden, daß er in dieſer ewigen Aufregung einerſeits einen unſinnigen Genuß, andererſeits einen Stachel fand, um das, was ihn auf der Bühne entzückte, im Leben zu ſuchen. Er ſelbſt ſchreibt über jene Tage in ſeinen Bekenntniſſen:

„Ich liebte noch nicht, aber ſo heftig ſehnte ich

„mich nach Liebe, daß ich nach keinem Elend fragte,
„ſondern es ſo willig anzunehmen bereit war,
„wenn die Liebe es brachte, als ob ich müde ſei
„der Ruhe und eines friedlichen Jugendlebens.
„Mein Herz verzehrte ſich vor innerem Hunger und
„verſchmachtete, weil es ohne Speiſe war. Denn
„es ſuchte nicht Dich, o Herr, nicht Dich, der Du
„dem Herzen die wahre Nahrung gibſt. Nein,
„dieſe unverwesliche Speiſe ſagte ihm ſo wenig zu,
„daß es Widerwillen dagegen empfand. Daher
„kam eine tötliche Ermattung über meine Seele
„und ſie begehrte Leben zu finden in der Liebe.
„Und als ich endlich dahin gelangte, wonach ich
„mich ſehnte, als ich liebte und geliebt wurde und
„freudig mich in Feſſeln ſah und entzückt mich feſ-
„ſeln ließ, was fand ich, o Herr der Barmherzigkeit,
„was! Wie mit ſcharfen Ruten fühlt' ich mich ge-
„peitſcht, denn Eiferſucht, Argwohn, Furcht, Streit
„nahmen kein Ende und gönnten mir keinen
„Augenblick ruhiger Befriedigung.“

Bei ſiebenzehn Jahren knüpfte Auguſtinus dies Verhältnis mit einem jungen Mädchen in Karthago an und es dauerte dreizehn Jahre. Trotzdem daß er ſo jung, ſo unerfahren, ſo leidenſchaftlich und — nicht glücklich war, blieb er ihr treu. Er ſelbſt hat in ſeinem ſpätern Leben durch ſeine „Bekenntniſſe“ ſchonungslos den Stab über ſich gebrochen und mit äußerſter Strenge nach dem Maßſtab, den die Heiligen an die Tugend legen, ſich verurteilt. Die Welt hat kein Recht dazu, denn er lebte, wie ſie lebt. Sie hat aber auch kein Recht, ſich mit der Hinweiſung auf ihn zu entſchuldigen. Sie könnte es nur dann, wenn ſie ſich bekehrte, wie er. Jene dreizehnjährige Treue unter den obwaltenden Verhältniſſen iſt ein pſychologiſches Phänomen, das eine ganz ungewöhnliche Seelenſtärke andeutet; denn glücklich war er nicht. Im Gegenteil. Jetzt beginnt erſt ſo recht ſeine namenloſe geiſtige Unruhe, ſein Suchen nach etwas Wahrem, Unvergänglichen; jetzt erſt recht ſeine lange Irrfahrt auf dem Meer philoſophiſch-religiöſer Spekulation nach der Erkenntnis des Ewigen, die zuweilen unterbrochen wird durch das Streben ſeines Ehrgeizes, der eine Laufbahn für ſeine Fähigkeiten, den Wirkungskreis für ſeine Intelligenz, und den Ruhm begehrt, der ein Erſatz für den Mangel höherer Güter ſein ſollte.

Um dieſe Zeit ſcheint Monika, die den Gemahl verloren hatte, ſo eingenommen von dem Gedanken geweſen zu ſein, dereinſt den Sohn in einer glänzenden Stellung zu ſehen, daß ſie fortfuhr, ihm bedeutende Mittel zu ſeinem Aufenthalt in Karthago zu gewähren, obſchon ſie in beſchränkter Lage war, um ihn durch ihre Geldopfer deſto mehr zum Studieren anzutreiben; und daß ſie nicht ſuchte, ihn durch Vorſchläge zu einer rechtmäßigen Verbindung von ſeiner unrechtmäßigen abzulöſen. War dies der Einfluß der heidniſchen Geſellſchaft, mit der ſie vielfach in Berührung kam? war es die Folge ihrer verkehrten Anſicht von der Taufe, die erſt ſpäter von Sündenmakeln reinigen ſollte? fürchtete ſie kein Gehör zu finden? oder ihn nur noch mehr in den Widerſtand gegen ihre Vorſtellungen hinein zu treiben? oder all' dieſe Gründe zuſammen? Genug, Auguſtin blieb in Karthago, wo ihm im Jahre 372 ſein Sohn Adeodat geboren wurde; ein Kind, an dem ſich früh die glänzendſten Gaben des Herzens und Geiſtes entwickelten und von dem ſich Auguſtinus nie trennte.

Im Verlauf ſeiner Studien fiel ihm eine Schrift Cicero's in die Hände, deſſen hochbewunderte Sprache ihm als ein Vorbild edler Beredſamkeit dienen ſollte. Das Buch hieß „Hortenſius“ und war eine Ermunterung zum Kultus der Philoſophie. Aber Gott bediente ſich dieſes Buches, um einen gewaltigen Eindruck auf Auguſtin zu machen. Er las und las es, nicht um ſeine Rede- und Schreibweiſe zu verfeinern, ſondern durchglüht von Verlangen nach einer himmliſchen Weisheit, welche die alten tiefen Denker der götzendieneriſchen Zeiten unbeſtimmt ahnten und welche ſich auch vor Auguſtinus noch lange nicht entſchleierte. „Aber „dies Buch verwandelte mein Herz,“ ſagt er in den Bekenntniſſen, „und wie mein Verlangen und

„meine Wünſche, ſo auch meine Gebete. Eitle
„Hoffnungen und irdiſche Ausſichten auf Berühmtheit
„und Glücksgüter verloren plötzlich ihren Wert
„für mich. Mit unglaublichem Herzensdrang begehrte
„ich nach einer ewigen Weisheit und meine
„Seele ſchien ſich aufzumachen und zu Dir, o Herr,
„fliehen zu wollen. O wie brannte ich in Sehnſucht,
„alles Irdiſche zu verlaſſen! aber ich ſah nicht
„klar, daß Du, o Herr, die wahre, die einzige, die
„unſterbliche Weisheit biſt und daß die Philoſophie
„häufig ihren großen Namen mißbraucht, um
„ſchweren Irrtümern Eingang zu verſchaffen. Doch
„war es durchaus nicht meine Abſicht, mich einer
„jener philoſophiſchen Sekten anzuſchließen, welche
„das Buch aufzählt. Die lautere Weisheit, auf die
„es hinwies, die wollt' ich erforſchen, erlangen,
„feſthalten, umfangen, gleichviel wo und was ſie
„ſei. Meine Glut wurde aber dadurch gedämpft,
„daß ich in dem ganzen Buch nicht den Namen
„Chriſtus fand. Denn dieſer Name meines Heilandes
„war ganz früh ſchon in mein kindliches
„Herz gegraben; mit der Muttermilch hatte ich ihn
„gleichſam eingeſogen. Unauslöſchlich war er, und
„wo ich ihn nicht fand, mochte die Schrift auch
„noch ſo gelehrt und belehrend ſein, nie riß ſie
„ganz mich hin, nie befriedigte ſie mich vollkommen."

In dieſer Geiſtesſtimmung beſchloß Auguſtinus die heiligen Schriften des Chriſtentums, die ihm ganz unbekannt waren, zu leſen. Aber ach! da traf er auf eine Klippe, an der er ſcheiterte! Denn nun lag ein Buch vor ihm, deſſen Sinn dem Hoffärtigen verhüllt und auch dem Demütigen nie ganz enthüllt iſt — ein Buch von äußerſter Einfachheit in Redeweiſe und Begebenheiten und zugleich voll der erhabenſten Geheimniſſe. Aber zu den Höhen dieſes Buches erſchwang ſein Geiſt ſich noch nicht, weil ihm die innere Reinheit fehlte, die der Intelligenz Schwung und Scharfblick verleiht. Vor der unſcheinbaren Einfachheit dieſes Buches wollte er nicht ſeinen ſtolzen Nacken beugen, weil ihm die geiſtige Demut als unwürdig erſchien. Ihm blieb ſchließlich nur der Eindruck zurück, daß die heiligen Schriften ſehr verdunkelt würden durch die majeſtätiſche Beredſamkeit eines Cicero: „Seinem Dünkel widerſtand die ſchlichte Art, die „den Kleinen gefällt und die allmählich in dem „Kleinen wächſt und ihn groß macht. Er aber hielt „die Aufgeblaſenheit ſeines Hochmuts für wahre „Größe.“

Deshalb tat er einen ungeheuren Sturz. Er hatte die gnadenreiche Sehnſucht, welche Gott in ſeinem Herzen nach Erkenntnis der abſoluten Wahrheit weckte, durch ſeinen Stolz von ihrem Ziel zurückgedrängt und ſie in eine untergeordnete Sphäre gewieſen, nun erfaßte ſie mit Heißhunger

Trägſt, wie Er, das Kreuz gelaſſen,
Läßt für deine Huld dich haſſen,
Lohnſt mit Liebe Feindes Spott,
Läßt die frohe Botſchaft tragen
Bis zu den entfernſten Tagen,
Ziehſt die Seelen hin zu Gott.

Harrſt geduldig ohne Klagen,
Wenn ſie dich an's Kreuze ſchlagen,
Grade dann iſt Er dir nah!
Die Erlöſung ward gewonnen,
Weil Er ließ das Reich der Sonnen
Für das blut'ge Golgatha.

Droben Licht — und Nacht hienieden,
Hier nur Kampf und droben Frieden:
So wollt' Er durch's Leben gehn.
Und ſo will auch dich Er führen,
Droben ſollſt du triumphiren,
Droben erſt auf Tabor ſtehn.

das, was ihr in dieſer Sphäre geboten wurde: ſtatt der göttlichen Lehren der Offenbarung — die irren Träumereien eines gefallenen Geiſtes. Durch den ſinnlichen Eindruck der Worte, ihre Fügung und ihres Klanges beſtochen, hatte er ſich verführen laſſen, einen himmliſchen Inhalt zu verſchmähen; nun ſollte er erfahren, wohin man gelangt, wenn man den Sinnen geſtattet, Himmliſches zu beurteilen und nach ihrem Maßſtab zu erklären. Und in die größten Abſurditäten mußte er verfallen, er, ein ſo eminenter Kopf, daß er wie im Spiel, ohne Mühe und Anſtrengung und zum Teil ohne Lehrer, die verſchiedenſten Wiſſenſchaften bis in ihren Kern hinein erfaßte und ſich zu eigen machte. Kaum zwanzig Jahre alt las er das Buch der zehn Kategorien von Ariſtoteles. Er hatte von ſeinem Lehrer der Rhetorik und von andern gelehrten Männern mit ſo großer Bewunderung über dies Werk ſprechen hören, daß er außerordentlich Großes und Göttliches, aber ſchwer dem Verſtändnis, darin zu finden erwartete. Er las und verſtand es allein, und ſo gut, daß andere, die nur mit Hilfe der gelehrteſten Meiſter in den Sinn eingedrungen waren, ihm nichts zu ſagen wußten, was er nicht ſelbſt bereits darin gefunden hatte. Und ſo las er nach und nach alle möglichen Schriften über die ſogenannten freien Künſte. „Aber," ſchreibt er, „was fruchtete mir die Fähigkeit, ohne Unterricht

„und ohne Anſtrengung Dialektik, Geometrie,
„Tonkunſt und Arithmetik aufzufaſſen! was der
„durchdringende Verſtand, womit ich all' jene
„Lehren ſo leicht mir klar machte und die vielen
„verwickelten Schriften ſo ſchnell entwickelte, daß
„ich nur dann ihre Schwierigkeit bemerkte, wenn
„ich ſah, wie mühſam die geſcheidteſten Leute dem
„Unterricht folgten, den ich ihnen ſpäter darüber
„erteilte!"

Wohl hat er Recht ſo zu klagen und zu ſtaunen; denn trotz dem allen — wurde er Manichäer.

Fünftes Kapitel.

Auguſtinus wird Manichäer.

Wahrheit! Wahrheit! ihr ſuchet Wahrheit — wir lehren Wahrheit! ſo rufen alle Sekten ſeit den erſten Tagen des Chriſtentums, und ſo werden ſie rufen, ſo lange Gott zuläßt, daß die Kirche durch ſie geprüft und folglich indirekt geläutert werde. Wahrheit iſt ein ſo göttliches, ſo zaubervolles Wort, daß derjenige immer auf Teilnahme zählen darf, der eine reinere Erkenntnis oder Auffaſſung oder Anwendung der Wahrheit zu geben verſpricht. Darum iſt Wahrheit! das Loſungswort aller Sektenſtifter und mittelſt derſelben ziehen ſie ihre Anhänger zu allen Ausgeburten der Unwahrheit hin.

Auguſtinus war zwanzig Jahre alt, als der

Manichäismus ſeinen wundervollen Geiſt gefangen nahm. Wie das möglich war, iſt völlig unbegreiflich, wenn man nur bedenkt, auf welcher Stufe der Intelligenz er ſtand. Aber ſein ſittlicher Zuſtand wirft ein Licht auf dieſe Frage. Es gehörte zu den beſonderen Wegen, die Gott ihn einſchlagen ließ, um ihm die unerhörte Blindheit des Menſchen zu zeigen, der ſich, in der Sinnlichkeit befangen, von der Offenbarung geringſchätzend abwendet.

Mani, der Stifter der Sekte, war um das Jahr 277 in Perſien als Religionsverfälſcher martervoll hingerichtet worden, nachdem er verſucht hatte, aus der Lehre des Zoroaſter, aus dem Buddhaismus, dem Mithrasdienſt und dem Chriſtentum eine Weltreligion zu bilden, in welcher er die Stellung des von Chriſtus verheißenen Paraclets, des Heiligen Geiſtes, einnahm. Nach ſeinem Tode wurden ſeine Anhänger aus Perſien verjagt und verbreiteten ſich über Syrien, Kleinaſien und Nordafrika, obſchon ſie nicht bloß den rechtgläubigen Chriſten verhaßt, ſondern auch in den Augen der römiſchen Kaiſer eine ſo gefährliche Sekte waren, daß Todesſtrafe und Verbannung ſie bedrohten. Aber ſich wucherten fort und ihre ſtärkſte Lockung für alle mittelmäßigen Geiſter beſtand in ihrer Behauptung: das Chriſtentum verlange einen blinden, folglich entwürdigenden Glauben an ſeine

Lehre, während der Manichäismus niemand durch Autorität zu glauben zwinge, ſondern damit anfange, die Vernunft in höchſt einfacher und lichtvoller Weiſe zur Erkenntnis und Wahrheit zu führen und alle Zweifel zu löſen, woraus denn von ſelbſt der Glaube entſpringe. Indem ſie täuſchend das Wiſſen, und noch dazu ein irriges Wiſſen, Glauben nannten, betörten ſie diejenigen, die in dem Glauben nicht ein übernatürliches Licht für die Vernunft und in der Vernunft nicht ein tiefes Bedürfnis und Verlangen nach Glauben anerkennen wollten. Dieſer Zug geht nun einmal durch die religiöſe Geſchichte der Menſchheit und wir haben heute, dem Weſen nach, dieſelbe Auflehnung gegen eine Glaubens-Autorität, welche die göttlich geoffenbarte Religion ſtets beanſpruchen und feſtſetzen muß, vor Augen, die damals den Manichäismus hervorrief. Der natürliche Menſch iſt ſo hochmütig und durch ſeinen Hochmut ſo eingeſchrumpft im Geiſte, daß er ſich reicher wähnt durch die paar Heller ſeines Wiſſens, als durch die ungeheuern Schätze der Erkenntnis, welche der Glaube ihm zu Gebot ſtellt. Denn alles glaubensloſe Wiſſen von übernatürlichen Dingen gibt noch lange nicht die Erkenntnis ihres Weſens, ihres Zuſammenhangs, ihrer Wirkungen. Daher die Erſcheinung bei den Adepten dieſes Wiſſens, daß ſie das Übernatürliche teils leugnen, teils auf dem Boden des Natürlichen zur Karrikatur machen, weil es auf den getrübten Spiegel ihrer Seele fällt.

Trotz aller Prahlerei der Manichäer, Wahrheit und Licht zu ſpenden, waren ſie doch ſehr fern davon, ihre Zuſage zu erfüllen. Die Grundlage ihrer Lehre war die Annahme von zwei gleichewigen Weſen, das eine gut, das andere böſe; dieſes in der Finſternis wohnend, jenes im Licht, namentlich in der Sonne; beide ihr Reich um ſich ſammelnd und ſich bekämpfend von Ewigkeit. Aus dieſem Kampf iſt die ſichtbare Welt entſtanden. Der Menſch beſteht aus der Materie, die der Finſternis und aus Geiſt, der dem Licht angehört; und ſogar in Pflanzen und Steinen befinden ſich Lichtteile, welche die Dämonen der Finſternis darin eingeſperrt haben. Durch Wanderungen aus einem Körper in den andern kehren die Menſchenſeelen allmählich zum Lichtreich zurück, und der Lichtſtoff in den Naturgebilden wird aus ſeiner Haft dadurch erlöſt, daß „die Eingeweihten" der Sekte—wie eine Klaſſe der Manichäer ſich nannte — Früchte, Kräuter, Gemüſe verſpeiſten. Indem ſie kauten und verdauten, wurden die Lichtkeime in den Vegetabilien befreit und flogen in ihre Heimat zurück. Ganze Heere von Dämonen verwirren noch mehr die Begriffe über dies abenteuerliche, widerſinnige Syſtem, und obſchon darin auch von Chriſtus und von Erlöſung die Rede iſt, und obſchon die Manichäer neben dem

Wort Wahrheit auch ſehr gern den Namen Chriſti und des Paraclets im Munde führten und Auguſtinus auch damit beſtachen: ſo war ihnen der Heiland doch hauptſächlich nur der Gott der Sonne, während der Heilige Geiſt ſich in Mani verkörpert hatte, und gemäß der Verheißung, in alle Wahrheit einführte. Ein Erlöſer im chriſtlichen Sinne war unvereinbar mit der Annahme, daß nicht der Lichtſtoff, die Seele, ſondern der Stoff der Finſternis im Menſchen das Böſe tue ja tun müſſe, weil dies eben die Natur dieſes Stoffes ſei. Nur an den freien Willen des Menſchen kann das Werk der Erlöſung ſich knüpfen. Wo er fehlt, fehlt auch der Begriff der Sünde und ſomit deren gnadenreiche Folgerung: die Genugtuung, Rechtfertigung, Heiligung des Sünders durch Chriſtus. Die Lehre der Manichäer, daß die Lichtſeele im Menſchen *unſchuldig ſündige*, wenn ſie *überwunden werde von der Macht der Materie*, iſt für den Chriſten ein Widerſinn.

Die Klaſſe der Eingeweihten oder Auserwählten mußte ganz der frommen Betrachtung und der Belehrung anderer ſich widmen, ehelos, geſchäftslos ſein, nur von Pflanzen leben und durfte kein Eigentum haben. Die weit zahlreichere Klaſſe der „Zuhörer“ lebte ungefähr wie alle anderen Leute; nur war es ihnen unterſagt, ein Tier zu töten und die Ehe war ihnen nur mit ſündhafter Beſchränkung erlaubt. Ihren Gottesdienſt rühmten die Manichäer als rein geiſtig, ohne Tempel, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Bilder. Sie verwechſelten das, was auch heutzutage gerade auf dieſem Gebiet kläglich verwechſelt wird, geiſtlos und geiſtig. Und doch ließ ſich der geiſtreiche Auguſtinus von ihnen betören! er hoffte in ihrer Lehre den Aufſchluß über den Urſprung des Böſen gefunden zu haben.

„Ich ward hinab gezogen in die Tiefen des Abgrundes,“
ſchreibt er, „durch Menſchen voll prunkendem
„Unſinn, in denen Redſeligkeit, Fallſtricke
„und Falſchheit lauerten und die mir in ungeheuer
„viel Schriften, wie in pomphaften Schüſſeln,
„Sonne, Mond und Sterne vorſetzten, während ich
„hungerte nach Dir, o Gott. Aber ich ſuchte Dich
„mit meinem irdiſchen Sinn und härmte mich ab,
„Dich nicht gewahr zu werden mit dem fleiſchlichen
„Auge, ſtatt Dich zu ſuchen mit der Erkenntniskraft
„meines Geiſtes. Ich wußte damals nicht, daß
„das Böſe nichts ſei, als Abweſenheit des Guten.
„Ich wußte nicht, daß Gott ein Geiſt ſei; nicht, was
„das wäre in uns, worin wir Gott glichen; nicht,
„ob mit Recht wir in der Schrift „nach Gottes
„Ebenbild geſchaffen“ genannt werden könnten.
„Und trotz dieſer Urkunde verlachte ich Deine heiligen
„Diener und Propheten und wurde ſelbſt un-

„ausſprechlich lächerlich. Denn ich glaubte, die
„Feige weine, wenn man ſie abbreche, und ihre
„Mutter, der Baum, vergieße darüber Tränen. Ich
„glaubte, wenn ein Auserwählter ſie genöſſe, ſo
„hauche er durch ihre Zermalmung Engel aus, ja
„Teile Gottes. Ich glaubte, man müſſe den Früchten
„der Erde mehr Barmherzigkeit erweiſen, als
„den Menſchen, und keinen Biſſen dürfe man reichen
„dem Hungernden, der nicht Manichäer, weil
„er ja nicht im Stande ſei, die in ihnen gebundenen
„Lichtteile zu erlöſen. Solche entſetzliche
„Poſſen glaubte ich. Ja, ſogar den traurigen, kindiſchen
„Wahn hegte ich, Du, o Herr, wäreſt ein
„unermeßlicher Lichtkörper und ich ſelbſt wäre ein
„Stück von dieſem Körper; und ich wagte es gemäß
„dieſem Wahn andere zu lehren und an Deiner
„Offenbarung verachtend vorüber zu gehen. Mit
„meinem ſinnlichen Auge ſah ich nur Körper und
„mit dem geiſtigen nur Einbildungen. Hätte ich
„Dich, o Herr, im demütigen und beharrlichen Gebet
„angefleht, mein Auge für die Wahrheit zu
„öffnen und mich zum Verſtändnis Deiner Offenbarung
„mit großer Ehrfurcht und Andacht vorbereitet,
„ſo hätteſt Du vielleicht das Morgenrot des
„göttlichen Lichtes in meiner Seele tagen laſſen
„oder doch in der unſagbaren Weiſe, welche Dir
„eigen iſt, mich ſo weit unterrichtet, als es zu meinem
„Heil nötig war. Allein ich ſuchte mit Stolz;

„folglich konnte ich das nicht finden, was nur die „Demut finden kann.“

Zum Unglück für ihn trug er in den Diskuſſionen mit Katholiken über die chriſtliche und die manichäiſche Lehre immer den Sieg davon. Kein Anderer beſaß ſeine ſchlagfertige gewandte Beredſamkeit, die auch Scheingründe nicht verſchmähte, wenn er alle Hilfsmittel erſchöpft hatte, welche ſein Scharfſinn, ſein Gedächtnis, ſeine Beleſenheit ihm darboten. Sein junges Herz ſchwoll mächtig auf im Siegesbewußtſein, und da er ſich früher nie in religiöſe Disputationen gemiſcht hatte, ſo wähnte er ſeine Triumphe dem guten Recht des Manichäismus zuſchreiben zu müſſen, während ſie die Folge ſeines Talents, ſeiner Überlegenheit waren. Das ſpornte ihn immer mehr an, mit Feuereifer den Manichäismus bald zu verteidigen, bald zu erklären, ſo daß er ſich förmlich in eine Begeiſterung für denſelben hinein arbeitete.

Und doch fühlte er ſich auch jetzt nicht befriedigt. Seine für die Gotteserkenntnis geſchaffene Seele vermochte nicht mit der manichäiſchen Vorſtellung ſich zu begnügen, daß das Licht, der reine Aether, die höchſte Vollkommenheit und als göttlich anzubeten ſei. Aber um ſich zu beſchwichtigen, nahm er an, daß man hinter dieſem Symbol ein erhabenes Geheimnis verberge, welches man ihm ſpäter entſchleiern werde. Mit äußerſter Wißbegier durchſpähete er den ganzen Wuſt abenteuerlicher und chimäriſcher Phantaſiegebilde, den man ihm darbot; mit übermütigem Eigenſinn nahm er ſie für wahr an; und mit der Raſtloſigkeit, welche die Apoſtel der Lüge ganz eigentümlich kennzeichnet, ſuchte er dem Manichäismus Jünger, Anhänger, Freunde und Schüler zu gewinnen. Was Wunder, daß es ihm gelang! Er blendete die einen, er verwirrte die andern, er beherrſchte alle. Aber er ſelbſt — er war nicht ſicher, nicht zweifellos, nicht erfüllt von jener namenloſen Ruhe, die dort eintritt, wo das innerſte Gemüt die chriſtliche Glaubenslehre als göttliche Offenbarung umfaßt. Deshalb verblieb er auch immer in der Klaſſe der Zuhörer, was ungefähr den chriſtlichen Katechumenen entſprach. Eingeweihter, Auserwählter oder gar Prieſter dieſer Sekte wurde er nie, und er machte deshalb auch nur die Äußerlichkeiten, nämlich die Gebete eines Gottesdienſtes mit, deſſen Myſterien, wie man behauptet, mit Greuel vermiſcht, aber den Uneingeweihten unbekannt waren. Auch der innere Drang, der ſich zeitweiſe mächtig in ihm regte, weltliche Beſtrebungen aufzugeben, weltlichen Hoffnungen zu entſagen, wurde keineswegs durch den Manichäismus verſtärkt, und ſo lange Auguſtinus in der Sekte verblieb, ſo lange begehrte und ſuchte er Anſehen, Ehren und Ruhm in der Welt. Die höchſten Richtungen der Seele können ſich nur

Seelen ihr, die ihr die Steine,
Die lebend'gen, im Vereine
Zu dem Bau der Kirche ſeid,
Schmelzt euch rein wie Gold zuſammen
In der Buß' und Liebe Flammen,
Ew'gem Leben eingereiht.

Sehnt ihr euch nach Seinem Segen,
O ſo wandelt auf den Wegen,
Die für euch Er zärtlich ging.
Folgt dem menſchgeword'nen Gotte
Aus Judäa's Felſengrotte,
Bis Er todt am Kreuze hing.

Ließ Sein Gottesherz Er quälen,
Menſchenherz, weshalb nicht wählen,
Daß auf dir der Schmerz auch liegt?
Einſtens wird dein Gott es wägen,
Dann bringt dir die Schwere Segen,
Wenn es ſchwer vom Kreuze wiegt.

innerhalb der Kirche entwickeln, wie edle Pflanzen zu ihrem Gedeihen beſondere Bedingungen des Bodens und des Klima's nötig haben.

Sechſtes Kapitel.

Die Rückkehr nach Tagaſte.

Eine vierjährige Studienzeit zu Karthago hatte den einundzwanzigjährigen Auguſtinus nunmehr in den Stand geſetzt, die ſchönen Wiſſenſchaften zu lehren. Im Jahr 375 kehrte er nach Tagaſte zurück und trat öffentlich als Lehrer auf. Die wißbegierige Jugend ſtrömte ſeinen Vorträgen zu und Auguſtinus fand Zuhörer, Schüler, Bewunderer, auch Freunde — ja, innige, treue Freunde; aber Befriedigung fand er nicht.

Vor allem war das Verhältnis zu ſeiner Mutter ſchmerzlich geſtört. Hatte ſie gewähnt, daß die frommen Keime, welche ſie ihrem Sohn als Kind in's Herz gepflanzt hatte, ohne Pflege gedeihen würden, oder daß ihn die Wiſſenſchaften, ohne Glaubensleitung, zur Erkenntnis der Wahrheit führen würden, ſo hatte ihre Mutterliebe ſie arg getäuſcht. Bei einem ſo reichbegabten Jüngling, von ſo leidenſchaftlichem Charakter und ſo feurigem Gefühl waren tauſend Irrwege viel wahrſcheinlicher, als der ſtete Wandel auf dem ſchmalen Pfade, der zum ewigen Leben führt, weil von allen

Seiten die Verſuchungen gegen ihn anſtürmten. Daß er ihnen in der ſinnlichen Richtung früh unterlag, wußte ſie; wußte alſo, daß die ſittliche Selbſtbeherrſchung, die nicht bloß dem Willen, ſondern vielleicht noch mehr dem Geiſt Klarheit, Kraft und Einſicht gibt, in Auguſtinus gebrochen ſei; und dennoch ſchien es ihr etwas Unerhörtes, daß dieſer feſſelloſe, flammende, auf Frage und Forſchung geſtellte Geiſt in das Reich der Chimären und des Aberwitzes ſich verirrt habe. Zu dem Schmerz über dieſe ſo bitter geſtörte Illuſion kam die peinliche Beſorgnis, daß Auguſtinus, wenn er im Manichäismus verbleibe, nie die chriſtliche Taufe empfangen, nie im Blut Jeſu Vergebung der Sünden erhalten, nie ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens werden, nie zur beſeligenden Anſchauung Gottes im ewigen Leben gelangen könne. Monika war außer ſich vor Gram, ihren Auguſtinus ſo wiederzufinden! er, ihre Hoffnung, ihre Liebe, ihre Freude, ihr Stolz — abgefallen vom Chriſtentum! Welche herzzerreißende Auftritte zwiſchen Mutter und Sohn vorfielen, welche Vorſtellungen und Bitten ſie ihm vergeblich an's Herz legte, geht aus dem Umſtand hervor, daß ſie ihn nicht in ihrem Hauſe wohnen ließ und ihn nicht an ihren Tiſch nahm. Sie wollte nicht mehr in den innigen Beziehungen des häuslichen Lebens zu dem Abtrünnigen ſtehen. Aber ſie liebte ihn! und jetzt erſt recht. Sie ſchüttete

Tag und Nacht ihren Jammer und ihr Flehen um Auguſtin's Bekehrung in Gebet und Tränenſtrömen vor Gott aus, und „ſie weinte inniger um ſeine Seele, als ſonſt Mütter die Leichen ihrer Kinder beweinen." — Welch ein Schmerz für Auguſtin's Empfindung, in ſeiner Vaterſtadt lebend aus dem Vaterhauſe verbannt zu ſein, und welche Demütigung für ſeinen Stolz, daß dieſe Verbannung deshalb erfolgte, weil ſeine Mutter „die Gottesläſterungen ſeiner manichäiſchen Anſichten nicht hören wollte," durch welche er doch ſo manche Seelen verblendete! Dennoch hörte die Liebe nie zwiſchen Mutter und Sohn auf.

Romanian, der Auguſtinus zu Karthago in ſeinem Hauſe beherbergt hatte, empfing ihn ebenſo gaſtfrei und freundſchaftlich in Tagaſte. Bei ihm lebte Auguſtinus, und es währte nicht lange, ſo war Romanian in den Manichäismus verſtrickt. Deſſen Sohn Licentius, ein Knabe noch, geriet auch in Auguſtin's Zauberkreis, und der junge Alypius, aus einer der angeſehenſten Familien von Tagaſte, ſchloß ſich in inniger und treuer Freundſchaft ihm an, wurde Auguſtin's Schüler auf dem Gebiete der Rhetorik und Philologie, ſein Jünger in der manichäiſchen Irrlehre und machte alle Phaſen ſeines unruhigen, wechſelvollen, gnadenreichen Lebens mit ihm durch. Daß Auguſtin, der in Karthago hauptſächlich das Recht ſtudierte, je die Laufbahn betreten habe, welche dieſe Studien ihm öffneten, davon iſt nirgends eine Spur. Er fand größeren Genuß darin, das, was er gelernt hatte, wieder zu lehren, als es in praktiſche Anwendung und Ausübung zu bringen.

Unter ſeinen eifrigen Zuhörern war ein junger Mann, den Auguſtinus nicht nennt, mit dem er aber in ſeiner leidenſchaftlichen Weiſe ein Freundſchaftsbündnis ſchloß, das ihn ſehr beglückte. Beide waren in demſelben Alter und als Spiel- und Schulgefährten zu Tagaſte aufgewachſen. Jetzt fanden ſie ſich wieder; der eine als Meiſter in den Wiſſenſchaften, der andere als begabter und wiſſensdurſtiger Schüler. Ihr täglicher Umgang, von lebhaftem Intereſſe beſeelt für alles, was geiſtiges Leben war oder verhieß, war Auguſtin's ſüßeſte Freude, „deſſen Seele nicht ohne den Freund beſtehen konnte.“ Er hatte denſelben, der Katechumen in der Kirche und nicht vollſtändig unterrichtet war, vom Glauben abgezogen und zum unſeligen Manichäismus verleitet, und ſo irrten nun beide im Geiſt, während es doch ein Band ihrer Freundſchaft war, gemeinſam nach der Wahrheit zu ſtreben. Ein Jahr währte dieſe Freundſchaft, da verfiel der Jüngling in ein hitziges Fieber. Beſinnungslos lag er da; die Ärzte zweifelten an ſeinem Aufkommen; ſeine Angehörigen ließen ihn taufen. Auguſtinus blieb gleichgültig bei dieſem erhabenen Akt. Er wähntſie, dieſe Zeremonie, vorgenommen an dem bewußtloſen Kranken, könne auf deſſen Seele keinen Einfluß haben. Inzwiſchen beſſerte ſich der Zuſtand des jungen Mannes, und als er ſich ſo weit erholt hatte, daß man mit ihm reden konnte, begann Auguſtinus, der faſt nicht von ſeinem Lager gewichen war, Späße über die Taufe zu machen, um den Geneſenden ſcherzhaft zu unterhalten. Doch zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen ſchauderte der Kranke vor ihm zurück wie vor einem Todfeinde und erklärte mit feſter Entſchiedenheit: wolle Auguſtinus ſein Freund bleiben, ſo müſſe er all' das gottesläſterliche Gerede aufgeben. Beſtürzt und verlegen ſchwieg Auguſtinus und ging zu einem anderen Geſpräche über, um den Kranken nicht aufzuregen. War er nur erſt vollkommen hergeſtellt, ſo zählte Auguſtinus ſicher darauf, ihn wieder umzuſtimmen. Vor dieſer Gefahr bewahrte ihn Gottes Barmherzigkeit. Während einer kurzen Abweſenheit Auguſtin's von Tagaſte kamen neue Fieberanfälle, denen der junge Mann erlag. In der vollen Taufgnade vertrauensvoll und gläubig ſtarb er.

Auguſtin verfiel in unerhörte Traurigkeit! ſie zeigt ſo recht die außerordentliche Zärtlichkeit und Tiefe der Empfindung ſeines Herzens, zugleich aber auch das Maßloſe und Übertriebene, worin ſo leicht jedes Herz verfällt, das ſich gewöhnt hat, in

Gefühlen zu ſchwelgen, anſtatt ſie zu beherrſchen und über dem Geſchöpf den Schöpfer zu vergeſſen. Freilich war dieſer Todesfall Auguſtin's erſter, herzzerſchneidender Schmerz und er war zweiundzwanzig Jahre alt — alſo noch ungeübt in den Leiden des Lebens und im Verluſt geliebter Menſchen.

„Der Schmerz erfaßte mich," ſagt er, „als ob „mein Herz in tiefe Nacht hinausgeſtoßen ſei. Ich „ſah rings um mich her nur Tod und Tod. Alles, „was mir mit ihm lieb und angenehm geweſen „war, wurde mir ohne ihn unerträglich. Vergeblich ſuchte ihn mein Auge überall! vergeblich „lauſchte mein Ohr auf ſeinen Schritt! Sonſt — „wenn er auch nicht immer bei mir war — durfte „ich doch ſagen: Jetzt kommt er! da iſt er! Doch „das war nun vorbei und weil nichts ihn mir wiederbrachte, war mir alles zuwider. Bisweilen „verſuchte ich meine Seele zu tröſten und ſprach zu „ihr: Hoffe auf Gott! alsdann empörte ſie ſich gegen mich, und mit Recht, denn dieſer Menſch, den „ſie verloren und ſo ſehr geliebt hatte, war in der „Tat dem Phantom von Gott, womit ich ſie vertröſten wollte, weit vorzuziehen. Nur meine Tränen gewährten mir einige Erleichterung. O ich „war ſehr elend! und welches Herz wäre es nicht, „das ſich verſtricken läßt von der Liebe zu vergänglichen Dingen und nicht in äußerſter Armut ſich „fühlte, wenn ſie ihm entriſſen werden! Ja, dann

„kommt es zur Erkenntnis, daß es im Grunde
„elend war, bevor es ſie verlor. Ich wunderte
„mich, daß andere Menſchen noch lebten und er war
„tot; er, den ich geliebt hatte, als ob er nie ſterben
„könne. Und nicht minder wunderte ich mich, daß
„ich ſelbſt noch leben könne, da wir beide ja gleichſam
„eine Seele in zwei Körpern ausmachten.
„Ich verabſcheute das Leben, weil ich nicht ſo armſelig
„zur Hälfte leben mochte; aber dennoch wollte
„ich nicht ſterben! ich wollte nur nicht unglücklich
„ſein. O welche Torheit, mit ſo ungeordneter Liebe
„einem ſterblichen Geſchöpf anzuhangen und mit
„ſolchem Widerſtreben die notwendigen Bedingungen
„des Erdenlebens anzunehmen. Ich weinte
„und jammerte, ſeufzte und klagte, war immer aufgeregt,
„immer unruhig, immer verſtört, und ebenſowenig
„im Stande, einen Augenblick zur Ruhe zu
„kommen, als irgend einen Entſchluß zu faſſen.
„Auch zerſtreuen konnte mich nichts; keine ſinnliche
„Freude, kein Spiel und Sang, kein Feſt und Gaſtmahl,
„kein Spaziergang in freier ſchöner Natur;
„auch kein geiſtiger Genuß, kein Gedicht, nichts!
„Traten aber dennoch ein paar Augenblicke der
„Zerſtreuung wider meinen Willen ein, ſo drückte
„mich hernach die Wucht meines Grames doppelt
„darnieder. Und ich wußte, daß Du, o Herr, mich
„davon befreien konnteſt; allein ich hatte nicht den
„Willen und nicht die Kraft, Dich darum zu bitten,

„weil die unbeſtimmte und verſchwommene Idee,
„die ich mir von Dir machte, mir ſelbſt kein Ver-
„trauen einflößte. Nicht Du, o Herr — nein! mein
„eigener Irrtum — der war mein Gott! Ver-
„ſuchte ich meine Seele in die Hände dieſes Phan-
„toms zu legen, ſo fühlte ſie ſich ohne Halt in einer
„unendlichen Leere und ſtürzte ſchwer auf mich zu-
„rück und ich vermochte nicht mein Herz vor
„meinem Herzen in Sicherheit zu bringen.“

Ob je die Trauer ohne Gott um eine verlorene Liebe eine tiefere Klage ausgeſprochen hat? Dann aber, wie ein befreiter Gefangener, deſſen Ketten gelöſt wurden, mit ſeiner Liebe aus dem Kerker der natürlichen Gefühle hervorgehend, fährt Auguſtinus in ſeinen Bekenntniſſen fort:

„Das iſt nun vorüber und geheilt ſind jene
„Wunden. Selig, Herr, iſt der zu preiſen, der nur
„Dich, und ſeine Freunde in Dir, und ſeine Feinde
„Deinetwegen liebt. Der allein verliert ſeine Ge-
„liebten nie, denn er liebt ſie in Dir, der Du un-
„verlierbar biſt. Wohin das Menſchenherz ſich
„wende, es findet überall den Schmerz, bis es
„ſich entſchließt, in Dir zu ruhen. Denn ruhen in
„ihrer Liebe, das will nun einmal die Seele, und
„das kann ſie nicht, wenn ſie ſich durch irdiſchen
„Zauber von den Geſchöpfen feſſeln läßt, deren Los
„hienieden — Vergänglichkeit iſt. Erſchwingt ſie
„ſich aber über die Gedanken und Begierden des

„Staubes, ſo hat die wechſelvolle Unruhe keine
„Macht mehr über ſie. Sie verändert ihre Natur
„und ſtützt ſich unwandelbar auf den ewig unwandelbaren
„Gott."

„Darum, o Seele, liebſt du die Seelen, ſo liebe
„ſie in Gott, der ihre Stärke, ihre Schönheit, ihr
„Leben iſt. Führe ſie ihm zu; ziehe hin zu ihm;
„ſprich zu ihnen: Laßt uns ihn lieben, den Schöpfer,
„den Erhalter, der ſich von ſeinen Geſchöpfen
„nicht zurückgezogen hat; der in der Tiefe unſeres
„Weſens, da wo die Liebe zur Wahrheit wohnt,
„ſich von uns finden läßt. Im Innerſten des
„Herzens iſt Er und das törichte Herz irrte von
„Ihm hinweg. Geht in euer Herz ein, und ihr findet
„ihn. Steht bei Ihm, und ihr werdet ſtehen.
„Ruhet in Ihm, und ihr werdet ruhen. Wohin
„geht ihr in der Verwilderung? Die Güter, die ihr
„verlangt, kommen von Ihm, ſind aber nur ſo
„lange ſüß und angenehm, als ihr ſie in ihm liebt;
„aber abgelöſt von Ihm werden ſie mit Recht euch
„bitter. Warum wandelt ihr raſtlos auf mühſamen
„Pfaden? Ihr ſuchet die Ruhe: dort iſt ſie nicht.
„Ihr ſuchet das ſelige Leben im Bereich des Todes:
„dort iſt es nicht. Denkt daran, daß Er, unſer
„wahres Leben, zu uns herabſtieg, unſeren Tod erduldete
„und ihn mit dem Überfluß ſeines göttlichen
„Lebens überwand. Daß er für uns im
„jungfräulichen Schoß mit der Menſchennatur ſich

„vermählte und ſterbliches Fleiſch annahm, damit es nicht ſterblich bleibe. Daß ſeine Stimme uns durch ſeine Worte und ſeine Handlungen, ſein Leben und ſein Leiden, ſeine Herabkunft zu uns und ſeine Heimkehr zum Vater mächtig zudonnert: Kehrt zu mir zurück! — Ging Er aus unſeren Augen hinweg, ſo geſchah es, damit wir in unſere Herzen einkehren und dort ihn finden möchten. Er wollte nicht länger unter uns weilen; aber verlaſſen hat Er uns nicht. Das Leben ſtieg hinab in die Welt, um das Tote zu retten, und wir ſollten nicht hinaufſteigen und leben?"

Während Auguſtinus glühende Tränen dem abgeſchiedenen Freunde nachweinte, weinte Monika vor Gott um ihren unglücklichen Sohn, den ſie im Geiſt des Glaubens tot ſah. Aber anderer Art waren ihre Tränen, denn Monika betete; Auguſtinus nicht. Sie betete mit ſo unausſprechlicher Andacht und Innigkeit, mit ſo glühender Zuverſicht zur Barmherzigkeit Gottes, mit ſolchem Jammer um den möglichen Untergang einer Seele; ſie betete ſo durchaus um übernatürliche Güter und vom übernatürlichen Standpunkte aus, daß ihr Gram nicht ohne Troſt war. Einmal unter anderm fühlte ſie ſich durch einen Traum wunderbar geſtärkt. Schlafend und wachend war ſie von Sorge um Auguſtin's Seelenheil erfüllt und wie es im Hohen

Liebe heißt: „Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht.“ das konnte man auf Monika anwenden.

Sie träumte alſo einſt Folgendes: Sie ſtand auf einem langen, ſchmalen Brett, kummervoll, verſunken in ihren Schmerz, erſchöpft vom Weinen. Da trat ein glänzender Jüngling auf ſie zu und fragte ſie mit heiter lächelndem Angeſicht, weshalb ſie immer ſo traurig ſei. Sie antwortete, ſie beweine den ſeeliſchen Untergang ihres Sohnes. Da hieß der Jüngling ſie ruhig ſein und aufzuſchauen und es ſich zu merken: da wo ſie ſtehe, ſtehe auch ihr Sohn. Und als ſie nun aufſchaute, ſtand Auguſtinus neben ihr auf demſelben ſchmalen Brett. Eine namenlos frohe Zuverſicht überflutete ihr Herz und ſie erzählte ihrem Sohn den troſtreichen Traum. Auguſtinus ſuchte ihn ſo zu deuten, daß einſt die Mutter zu ſeinen Anſichten ſich bekennen werde; aber Monika rief lebhaft: „Nein, nein! mir wurde nicht geſagt: Wo er ſteht, wirſt du ſtehen; ſondern umgekehrt: Wo du ſtehſt, ſteht auch er.“ Auguſtinus fühlte ſich eigentümlich ergriffen, nicht durch den Traum, aber durch die ungemein ſchnelle, ſichere Deutung, welche die Mutter ihm gab. Monika aber ſah in den Kummer der Gegenwart ſchon die Freude der Zukunft ganz fern herein dämmern, wurde nachſichtiger gegen Auguſtinus geſtimmt und erlaubte ihm wieder im Elternhauſe zu wohnen und an ihrem Tiſch zu eſſen. Ihr energiſcher Glaube gab ihr einen ſo energiſchen Charakter. Sie verabſcheute die Häreſie genug, um ihren geliebten Sohn, den bewunderten, gefeierten Auguſtinus, von ihrem Hauſe zu verbannen; aber ſo wie nur ein Strahl von Hoffnung in ihre Seele fällt, iſt ihre Liebe auch ſchon bereit, ihm entgegen zu kommen, wie der Vater in der Parabel dem verlorenen Sohn. Monika beruhigte ſich aber nicht mit dieſer Hoffnung, als ob jetzt Auguſtinus Bekehrung ſchon erfolgt ſei; ſie verdoppelte ihre Gebete, ihre Almoſen, ihre Strenge gegen ſich ſelbſt, übte ſich mehr und mehr in allen Tugenden eines gottgefälligen Witwenſtandes und bat inſtändigſt fromme, tugendhafte Leute um ihr Gebet für — oder ihren Einfluß auf Auguſtinus.

Ein gottſeliger Biſchof kam um dieſe Zeit nach Tagaſte. Monika hatte erfahren, daß er ſehr erleuchtet und in den heiligen Schriften ſehr bewandert ſei. Sie glaubte, Gott könne ihn zum Werkzeug der Bekehrung ihres Sohnes auserkoren haben, und wie alle, die ſie dazu fähig hielt, bat ſie auch ihn, er möge ſich in ein religiöſes Zwiegeſpräch mit Auguſtinus einlaſſen, deſſen Irrtümer widerlegen und ihn auf die geſunde Weide der katholiſchen Lehre führen. Der würdige Biſchof lehnte jedoch ihr Anſinnen ab, indem er ſagte, der junge Mann ſei ein Neuling in der Häreſie, unbekannt mit deren Flachheit, aufgeblaſen durch die

Siege, die er durch blendende Redefertigkeit über minder gewandte Katholiken davon getragen; das mache ihn ungelehrig und ungeneigt, ſeinen Irrtum zu erkennen. „Aber laß ihn," fuhr er fort, „und bitte du nur den Herrn recht eifrig für ihn. Er wird ſchon ſelbſt durch Leſen und Nachdenken zur Erkenntnis über die Irrtümer und die Gottloſigkeit des Manichäismus kommen." Um Monika noch mehr zu beruhigen, erzählte ihr der fromme Biſchof, daß er ſelbſt als kleiner Knabe von ſeiner betörten Mutter den Manichäern überliefert worden ſei, daß er faſt ihre ſämtlichen Schriften geleſen und abgeſchrieben, und dabei ohne fremde Belehrung von der Verwerflichkeit der Sekte ſich überzeugt und ſie verlaſſen habe. Doch Monika fand dieſen Weg zu gefährlich und unſicher, und drang mit Tränen in den Biſchof, ihren Sohn zu ſehen und mit ihm zu reden. „Genug," erwiderte der Biſchof, müde ihrer frommen Zudringlichkeit, die ſeiner Gründe nicht achtete, „genug! ſo wahr du lebſt, der Sohn ſolcher Tränen kann nicht verloren gehen." Da wurde ihr zu Sinn, als habe eine Stimme vom Himmel zu ihr geſprochen. Friedlich, getröſtet und vertrauensvoll verließ ſie den Biſchof, und obſchon noch manches lange ſchwere Jahr bis zu Auguſtin's Bekehrung verſtrich, ſo bewahrte ſie jene Worte doch wie einen erquickenden Balſam im wunden Herzen: der Sohn ſolcher Tränen kann unmöglich verloren gehen. Wer Gott ſucht, dem begegnet er; und wer die Stimme Gottes vernehmen will, der hört ſie.

Siebentes Kapitel.

Sieben Jahre in Karthago.

Auguſtinus war noch immer im Fieberparoxismus des Herzens um ſeinen verlornen Freund und nicht fähig, einen Troſt in der Verſöhnung mit ſeiner Mutter zu finden. Im Gegenteil! das Elternhaus, die Vaterſtadt, die Heimat — alles war ihm zuwider, denn alles erinnerte ihn an ſeinen Verluſt. Dieſer Zuſtand wurde ihm unerträglich, denn der Menſch wird gar leicht des Leidens müde und ſucht deſſen Laſt abzuſchütteln, ſobald er ſie nicht als ſein Kreuz aufnimmt. Auguſtin hoffte, ſein Auge würde an einem Ort, wo es nicht gewöhnt ſei, den Freund zu erblicken, auch weniger ihn ſuchen, und faßte den Entſchluß, ſich in Karthago niederzulaſſen. Ein geheimer Beweggrund kam dazu: der Stachel des Ehrgeizes. Karthago bot einen ganz andern Schauplatz, um die Blicke der Welt auf den jungen Meiſter der Rhetorik zu ziehen, und obſchon ihm die Welt jetzt verhaßt war, begehrte er doch ihren Beifall, ihre Bewunderung, ihre Kronen. Gegen ſeine Familie ſchwieg er über ſeine Abſicht; nur ſeinem Gönner und Freunde Romanian vertraute er ſie an. Romanian wünſchte lebhaft, daß Auguſtin in Tagaſte bleiben und ſeine Talente ſeiner Vaterſtadt widmen möge; daher war er durchaus nicht mit dieſem Plane einverſtanden. Dennoch konnte er umſo weniger Auguſtin's ehrgeizigen Hoffnungen entgegentreten, als er die Überzeugung hatte, ſie wären begründet und würden ſich glänzender in Karthago als in Tagaſte verwirklichen. Er unterdrückte alſo ſeine perſönlichen Wünſche und bot Auguſtin die Hand zur Erfüllung der ſeinigen. Wie früher als Student lebte jetzt Auguſtin, der einen Lehrſtuhl der Rhetorik in Karthago einnahm, im Hauſe und von der freundſchaftlichen Freigebigkeit Romanians.

Was Auguſtin durch Entfernung von Tagaſte erwartet hatte, trat ein; er tröſtete ſich allmählich. Seine Seele nahm neue Bilder, neue Eindrücke, neue Gedanken auf und ſie verdrängten alte Erinnerungen. Gewohnheiten, die ihm früher lieb geweſen, aber dem Kummer gewichen waren, traten wieder in ihr Recht ein. Er fühlte Linderung ſeines Schmerzes; aber er fühlte zugleich den Keim neuer Schmerzen, der in dieſer Linderung lag. Er hatte gewähnt, mit ewiger Liebe zu lieben — und ſiehe! er begann zu vergeſſen. Seine tiefe, glühende, nach Unvergänglichem ſchmachtende Seele verlangte von ihren eigenen Empfindungen Unvergänglichkeit; und ſiehe! dies Gefühl, das ihn ſo übermächtig erfaßt und erfüllt hatte, es ſchwand dahin, es zerrann wie Waſſer in ſeiner Hand, wie Morgennebel vor ſeinem Blick und andere Geſtalten nahmen den Platz desjenigen ein, für den er den Traum einer unvergänglichen Freundſchaft geträumt hatte. Nur Einer ſpricht: „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich;" und dieſen Einen kannte Auguſtinus nicht. Er lebte nun wieder im anregenden, erheiternden, traulichen Verkehr mit einigen Freunden, die ebenfalls Anhänger des Manichäismus waren oder ſich demſelben zuneigten, ſo daß Auguſtinus, indem er ſie zu überzeugen ſuchte, ſich zugleich für die unſelige Häreſie und für ſeine Jünger begeiſterte. Ihm waren dieſe Freundſchaftsverbindungen unausſprechlich ſüß. „Wie reizend war mir ein ſolcher Umgang!" ruft er in ſeinen Bekenntniſſen aus. „Wir machten zuſammen unterhaltende Leſungen und beſprachen ſie. Wir „hatten gemeinſchaftliche Erholungen voll Heiterkeit und Scherz. Wir erhoben zuweilen Widerſpruch untereinander; nicht um ſcharf zu ſtreiten, „ſondern ſo, wie man wohl im Selbſtgeſpräch disputiert, und das Bewußtſein, in den Hauptpunkten eines Sinnes zu ſein, verlieh dieſen kleinen „Differenzen eigentümlichen Zauber. Wir lernten „wechſelſeitig dies und jenes von einander. Fehlte „der eine in unſrem Kreiſe, ſo beklagten wir ſeine

„Abweſenheit. Wurde der andere erwartet, ſo freu-
„ten wir uns des Wiederſehens. Aus all' dieſen
„Beziehungen der Freundſchaft und des Wohlwol-
„lens, die ſich in tauſendfacher Weiſe äußern,
„flammt ein liebliches Feuer auf, welches die See-
„len verſchmilzt und ſie gleichſam zu einer Seele
„macht."

Unter dieſen Freunden waren Alypius und Nebridius Auguſtinus Herzen am nächſten. Jener, jünger als er, war ſchon in Tagaſte ſein Zuhörer geweſen und er vereinte die beſten geiſtigen Gaben mit den glücklichſten Anlagen zu allen Tugenden. Es entſtand aber eine kleine Mißhelligkeit zwiſchen Auguſtin und dem Vater des Alypius, vielleicht wegen der manichäiſchen Irrlehre, die den Jüngling beſtrickte, und Alypius wurde nach Karthago geſchickt. In dieſem Babylon der Korruption wurde Alypius von einer ganz wahnſinnigen Leidenſchaft für jede Art von Schauſpiel erfaßt und ganz beſonders für die ſchrecklichen Spiele des Zirkus mit ihren Gladiatorenkämpfen unter einander oder gegen ganze Herden von wilden Beſtien. Dieſe furchtbaren Spiele entſittlichten das heidniſche Volk auf's Äußerſte. Der Menſch liebt es, in Emotionen zu leben, ſo lange ſeine Kräfte ungeregelt, ungezügelt ſind; er genießt in ihnen eine Steigerung des natürlichen Lebensbewußtſeins, denn durch ſie intereſſiert er ſich nicht für ſeine Pflicht, die ihm trocken, nicht für ſeine Aufgabe, die ihm langweilig erſcheint: ſondern für Dinge, Begebenheiten, Leidenſchaften, Zuſtände, Erſcheinungen, die außerhalb ſeiner Sphäre liegen und den Reiz des Fremdartigen, des Erſchütternden für Phantaſie und Sinnlichkeit haben. Je mehr die Freude an ſolchen Emotionen zunimmt, deſto mehr treten Vernunft und Pflichtgefühl in den Hintergrund. Man lebt nur noch inſofern, als man ſich berauſcht von Aufregung fühlt, und in der Abſpannung, die doch einmal eintreten muß, verlangt man nicht einfache Erholung, friedliche Beſchäftigung, noch viel weniger eine Arbeit; alle dieſe der menſchlichen Entwickelung durchaus notwendigen Bedingungen werden verabſcheut! ſondern nur nach einem längeren Rauſch und einer heftigeren Aufregung. Weil es nicht zu berechnen iſt, wie weit die Phantaſie den Zuſchauer beherrſcht und die Augenluſt ihm ſchmeichelt, ſind Bühnenſpiele ſo gefährlich. Mancher Geiſt und manche Tugend ging durch ſie zugrunde und ihr allgemeinſter Einfluß iſt — die Frivolität zu befördern. Bemächtigt ſich dieſe einer Bevölkerung, ſo wird die Schauluſt eine unerſättliche Gier, die es nicht genau nimmt mit dem, was ſie zu ſehen und zur Ergänzung zu hören bekommt. Und iſt man dagegen erſt abgeſtumpft, ſo ſchlägt die ſinnliche Roheit leicht in Unmenſchlichkeit um und Gladiatorenkämpfe werden ebenſo wütend beſucht und beklatſcht, wie zügelloſe Poſſen.

Auguſtinus hörte bei ſeiner Ankunft in Karthago mit großer Betrübnis, daß der liebenswürdige Alypius, der zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, ein fanatiſcher Liebhaber des Zirkus geworden und ohne alles Intereſſe für Studien und Wiſſenſchaft ſei. Aber Auguſtinus konnte ſich weder mit dem Rat eines Freundes, noch der Autorität eines Lehrers an ihn wenden wegen der Verſtimmung des Vaters, welche die Freunde trennte. Alypius hatte eine zärtliche Anhänglichkeit für Auguſtin, bewunderte deſſen Geiſt und Wiſſen, liebte deſſen edle Eigenſchaften. Aber jetzt beſuchte er ihn nicht. Er begnügte ſich, ihn bei zufälliger Begegnung zu grüßen. Nach einiger Zeit fing er an, Auguſtin's Vorträge zu beſuchen, doch flüchtig nur. Er blieb einige Augenblicke im Hörſaal und ging wieder von dannen. Eines Tages aber kam er, ſtellte ſich zu den Zuhörern und folgte aufmerkſam dem Vortrag. Auguſtin erklärte einen Schriftſteller und bediente ſich, um den vorliegenden Gegenſtand einleuchtender und faßlicher zu machen, eines Vergleichs, den er den Spielen des Zirkus entnahm, fügte auch ein paar ſcharfe Bemerkungen über die fanatiſchen Liebhaber dieſer Spiele hinzu. Das alles aber, ohne im Entfernteſten an Alypius zu denken und noch weniger in der

Abſicht, ihn von ſeiner Leidenſchaft zu heilen. Doch Alypius fühlte ſich dermaßen getroffen, als ob Auguſtin für ihn allein und zu ihm allein rede, und zugleich im Innern ſo verwandelt, als ob glühende Kohlen ihm ſeine Leidenſchaft aus der Seele heraus brenneten. Von Stund' an war ſein Entſchluß gefaßt, den Zirkus nicht mehr zu betreten und mit ſeltener Seelenſtärke blieb er ihm treu. Nicht ohne Mühe bewog er nun ſeinen Vater, ihm zu erlauben, Auguſtin's Vorleſungen beſuchen zu dürfen, und ſeitdem blieb er für's ganze Leben mit dem geliebten Lehrer verbunden und machte Schritt vor Schritt deſſen ſeeliſche Umwandlungen mit.

Nebridius, ein anderer vertrauter Freund Auguſtin's, war in der Umgegend von Karthago zuhauſe und der Sohn ſehr wohlhabender Eltern. Sie beſaßen in der Stadt ein Haus, das Nebridius bewohnte.

Romanian hatte ſeinen noch ſehr jungen Sohn Licentius nach Karthago geſchickt, damit dieſer unter Auguſtin's Aufſicht und Anleitung den Studien ſich widme und ſie lieben lerne. Auguſtin hegte ein lebhaftes Intereſſe für den talentvollen Knaben und auch zu andern Jünglingen noch ſtand er in herzlicher Beziehung, halb ihr Lehrer, ganz ihr Freund. So vielſeitig angeregt, beſchäftigt und in Anſpruch genommen, war er für viele der Führer

Erſte Abtheilung.

Die Incarnation.

zum Abgrund. Nie ging er bei ſeinen Vorträgen über Rhetorik darauf aus, durch ſpitzfindige Scheingründe dem Guten zu ſchaden; ſtets wünſchte er ſeinen Zuhörern, ſie möchten einſt als Sachwalter ihre Künſte der Rede nie gegen die Unſchuld richten, ſondern nur die Schuldigen vom letzten Untergang retten; aber er blieb im Manichäismus befangen und hielt ſeine Freunde und Schüler darin zurück. Der Beifall, den ſeine Vorträge fanden, und die Bewunderung, die ſeine Zuhörer ihm zollten, machten ihn leidenſchaftlich begierig nach jeder Art von Lob. Nicht zufrieden mit dem erſten Rang der Beredſamkeit und Poeſie, wollte er auch in gewiſſer Weiſe auf der Schaubühne und vor dem allgemeinen Publikum glänzen. Er übte ſich mit ſeinen Freunden und mit anderen in dichteriſchen Wettkämpfen, die zuweilen im Theater vor einer ausgewählten Verſammlung ſtattfanden und bei denen zum Schluß der Sieger bekränzt wurde. Nach dieſem Siegespreis verlangte Auguſtinus. Er, der ſich durch den Vorwurf der Manichäer, die Katholiken müßten an ihre Religionslehren glauben, ohne vernünftige Erläuterungen über deren Wahrheit zu erhalten, von der Kirche zurückgezogen hatte, er huldigte jetzt dem dunkelſten Aberglauben, der Zauberei und der Sterndeuterei. Und warum hätte er es nicht tun ſollen? Glaubte er doch ſich von ſeinen Sünden zu reinigen, indem er den Auserwählten der Sekte Speiſen brachte, welche dieſe in der Werkſtatt ihres Magens in Engel, in Lichtgeiſter verwandelten; dieſe Geiſterchen kehrten nun in's Lichtreich zurück und bewieſen ſich dankbar gegen ihre verſchiedenen Befreier, indem ſie zu deren Entſündigung durch Verſtärkung des Lichtſtoffes in ihnen beitrugen. Wer das glaubt, kann auch glauben, daß die Geſtirne ſein Schickſal lenken, und daß gewiſſe Leute durch gewiſſe geheime Worte, Zeichen und Handlungen die Ereigniſſe beherrſchen. Als ſich Auguſtinus einſt auf einen großen poetiſchen Wettkampf vorbereitete, dem der Prokonſul von Karthago als Kampfrichter und Preisverteiler beiwohnen ſollte, ſchlug ihm ein ſogenannter Zauberer vor, ihm den Kranz zu verſchaffen. Dieſe Zauberer waren Gaukler, welche unter geheimnisvollen Gebräuchen Tieropfer darbrachten, um die Dämonen für ihre Abſichten und ihre Schützlinge zu gewinnen. Daß aber ſeinetwegen ein Tier getötet werde, ließ Auguſtin's manichäiſche Anſicht nicht zu und er wies den Zauberer ab, „weil er keine Krone, und wäre ſie von Gold, ja unvergänglich, durch den Tod einer Fliege erkaufen möge." Übrigens war es auch genug an dem Zauber, den er ſelbſt übte. Er trug den Sieg davon und der Prokonſul, der berühmte Gelehrte und Arzt Vindician, legte den Kranz um Auguſtin's Haupt. Seitdem ſchenkte der Prokonſul dem jungen Sieger ſeine Freundſchaft, und da er bald bemerkte, wie leidenſchaftlich ſich derſelbe mit aſtrologiſchen Schriften befaſſe, ſuchte er ihn von dieſem hohlen Studium abzubringen. Vindician war in ſeiner Jugend der Sterndeuterei ſehr ergeben geweſen, verwarf ſie jedoch, als er auf ihre Widerſprüche und Unzulänglichkeit ſtieß. Bei Auguſtinus ging das aber nicht ſo ſchnell. Der Leichtſinn, womit er die Grundlehren des katholiſchen Glaubens vor den Hirngeſpinnſten des Manichäismus fallen ließ, rächte ſich: alles, was Irrtum war, reizte ihn, jedem Trugbild war er zugänglich, von der tauſendfarbig ſchillernden Lüge ließ er ſich umringeln, während er vor der Wahrheit floh. Seinem Freunde Firmin gelang es endlich, ihm die Aſtrologie verdächtig zu machen. Firmin's Vater war ein eifriger Anhänger der Sterndeuterei. In dem Augenblick, da ihm ein Sohn geboren wurde, kam auch der Sohn einer Sklavin auf die Welt; folglich war die Stellung der Planeten für beide Kinder dieſelbe. Hätten die Geſtirne deren Lebenslauf beſtimmt, ſo hätte dieſer auch für beide Knaben derſelbe ſein müſſen. Dem war aber nicht ſo. Firmin gelangte früh zu einer höchſt ehrenvollen Stellung in der Welt und der Sohn der Magd verblieb lebenslang in den niedrigſten Verhältniſſen. Firmin's Vater, der bei der Geburt der Kinder einen Aſtrologen mit äußerſter Pünktlichkeit die Planetenſtellung beobachten das immer nur unter beſonderen Bedingungen, deren erſte — die heilige chriſtliche Aszeſe iſt. Durch ſie geläutert, erſcheinen dann ſeine Propheten, ſeine heiligen Seher und verkünden der Welt zu ihrem Heil, zu ihrer Warnung das, was Er ſie ſchauen, was Er ſie reden läßt.

Im Jahr 380 ſchrieb Auguſtinus ſein erſtes Werk, eine Abhandlung über das Schöne und das Geziemende. Er widmete es dem Redner Hierius, einem Syrier, der ſich in Rom niedergelaſſen hatte und in hohem Anſehen ſtand. Auguſtinus kannte ihn nicht, hoffte aber die Aufmerkſamkeit des berühmten Manns durch die Widmung auf ſich zu ziehen. Seltſamer Weiſe ging dies Werk verloren, aber dermaßen verloren, daß Auguſtinus nach zwanzig Jahren nicht einmal mehr wußte, wie er es verloren habe.

Er lebte in Karthago fort und fort wie ein nach Wahrheit hungernder Bettler, der von andern Bettlern ein Almoſen begehrt. Die katholiſche Kirche in Afrika hatte damals keinen Tertullian, keinen Cyprian, deren ebenbürtiger Geiſt den ſeinigen angezogen oder überwältigt hätte; was ſie waren, ſollte er noch für Afrika, ja für die ganze Kirche werden. Aber weil er niemand hatte, an dem er ſich meſſen konnte, weil niemand ſeinem Geiſt gewachſen war: ſo verblieb er in ſeiner ſtolzen Anmaßung und in ſeinem troſtloſen Irrtum.

Befangen von der Irdiſchkeit, wie das den Stolzen zu geſchehen pflegt, umnachtete ſie ſeine Intelligenz. Er war nicht im Stande, ſich zu der Geiſtlichkeit des Chriſtentums zu erſchwingen. Er faßte nicht, daß Gott kein körperliches Weſen ſei, und er behauptete, der Menſch ſei von Natur das, was Gott ſei. Das Böſe liege außerhalb des Menſchen, der deſſen Übermacht ertragen müſſe, wie man auch wehrlos ſei gegen den Tod. Oftmals fragte er ſpöttiſch die Katholiken: „Warum irrt die Seele, die Gott geſchaffen hat, der doch gut und wahr iſt?“ Antworteten ſie, daß die Seele in der wandelbaren Menſchennatur freiwillig vom rechten Wege abirre, ſo wollte er davon nichts hören und ebenſowenig die Frage der Katholiken gelten laſſen: „Warum irrt denn Gott im Menſchen, wenn dieſer ein Teil Gottes iſt?“ Aber mochte er auch mit ſeinem Wortgewebe die eigene und die fremde Einſicht umſtricken, ſo vermochte er doch nicht, ſich vor ſich ſelbſt zu jener zweifelloſen Zuverſicht zu bekennen, welche nur die Folge des Glaubens an die chriſtliche Offenbarung iſt und ſein kann, weil die Seele geſchaffen wurde, um durch dieſe Offenbarung die Richtung und den Weg zum ewigen Leben zu finden und weil folglich eine gewiſſe Sympathie zwiſchen Seele und Offenbarung beſteht, welche nie zwiſchen der Seele und dem Irrtum obwalten kann. Mit dieſem harmonieren nur die untergeordneten Fähigkeiten und die ſündigen Neigungen, deren charakteriſtiſche Signatur wiederum genau mit der des Irrtums übereinſtimmt und Unruhe und Veränderlichkeit iſt.

Dieſe Unruhe ſchleppte Auguſtinus mit ſich umher. Fand er in der katholiſchen Kirche zu Karthago keine hervorragenden Männer als Fackelträger der Wahrheit, ſo waren auch bei den Manichäern keine geiſtigen Größen zu finden. Je mehr er ſelbſt las, ſtudierte, überlegte und verglich, deſto oberflächlicher erſchien ihm der Manichäismus neben den alten heidniſchen Philoſophen, mit welchen er ſich damals ausſchließlich beſchäftigte. Dieſe wurden durch das Licht der Vernunft zur Erkenntnis der natürlichen Wahrheiten geführt, während die Manichäer mit ihrer Phantaſie ein Labyrinth von Fabeln und Abſurditäten zuſammentrugen. Das geheime Mißtrauen, das ihn immer vor der vollen Hingebung gewarnt und ihn, gleichſam im Vorhof, bei den Zuhörern der Sekte zurückgehalten hatte, nahm in dem Maß zu, als ſich ſeine Unbefriedigtheit ſteigerte und als er mit den Sitten und dem Leben der ſogenannten „Auserwählten“ bekannt wurde. Sie waren ſehr fern davon, die Strengheiten wirklich zu üben, zu denen ſie ſich verpflichteten, um in die Reihen der Auserwählten aufgenommen zu werden. Die Enthaltſamkeit, welche die Vorſchriften von ihnen forderten, wurden nur äußerlich zur Schau getragen und auch das nicht lange. Es kam zu ſolchen öffentlichen Skandalen, im Theater, auf der Straße, in den Familien, daß die „Zuhörer“ bei den Vorſtehern der Sekte über das ſchamloſe Treiben und die groben Miſſetaten der „Auserwählten“ Klage führten und verlangten, man möge ſie ausſtoßen. Da es aber nicht einer, ja nicht vereinzelte, ſondern ſehr viele waren, gegen welche ſich die Klage erhob, ſo kam es nicht einmal zu einem Verweiſe, viel weniger zur Ausſchließung. Weil die gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte von Kaiſer Valentinian verboten waren, entſchuldigten ſich die Vorſteher wegen ihrer Nachſicht mit den Frevlern, indem ſie ſagten, dieſe könnten, wenn ausgeſtoßen, zu Verrätern werden und den Ort der Zuſammenkünfte, ſowie die Geheimniſſe der Sekte verraten. Dabei blieb es. Auguſtinus aber betrachtete mit ſteigendem Widerwillen eine Scheinheiligkeit, welche die Charaktere zu ſo tiefer Verdorbenheit erniedrigte und richtete nun all' ſeine Wünſche darauf, die Bekanntſchaft eines gewiſſen Fauſtus, eines ſogenannten Biſchofs der Manichäer, zu machen, von dem es hieß, er löſe die verwickeltſten Zweifel und beantworte die ſchwierigſten Fragen mit einer Klarheit ohne Gleichen.

Dieſer Fauſtus war eines armen Mannes Sohn zu Milevis in Numidien. Er wurde Manichäer und brachte es in der Sekte bis zur Vorſteherſchaft. Er machte ſehr viel Rühmens davon, daß er Vater und Mutter verlaſſen, der Ehe entſagt, nicht nach Geld und Gut geſtrebt, wohl aber Hunger und Durſt nach der Vollkommenheit gehabt habe. Wäre es ein Beweis von Tugend, daß man ſagt, man ſei tugendhaft, ſo hätte ſich Fauſtus auf den Flügeln des Eigenlobes in den Himmel ſchwingen müſſen. Dem war aber nicht ſo. Sein weichliches Leben, der Überfluß und die Verzärtelung, worin er ſeine Tage hinbrachte, waren den manichäiſchen „Zuhörern" ſehr wohl bekannt und ſie ſtaunten mit nichten über eine Enthaltſamkeit, die ihn das arme Haus ſeines Vaters verlaſſen und mit üppigem Wohlleben vertauſchen ließ. Er rühmte ſich auch der Verfolgungen, die er gelitten. Sie beſtanden darin, daß er einmal, vor Gericht des Manichäismus überwieſen, mit andern Manichäern nach einer Inſel im mittelländiſchen Meere verbannt, doch ſehr bald durch kaiſerliche Gnade wieder zurückgerufen wurde. Es erhoben ſich alſo weder ſein Charakter, noch ſeine Sitten, noch ſeine Schickſale über dem Gewöhnlichen. Auch nicht ſein Geiſt und Wiſſen. Auguſtinus aber erſchien mit geſpannter Erwartung vor dieſem Orakel der Manichäer, als Fauſtus im Jahre 383 nach Karthago kam.

„Seit neun Jahren," ſchreibt er in ſeinen Bekenntniſſen, „hatte ich mit größter Ungeduld dieſen „Mann erwartet, der mir als eine Schatzkammer „von Weisheit und Wiſſenſchaft geprieſen worden „war. Endlich ſah ich ihn. Er war ein angenehmer Mann, mit dem man ſich gut unterhalten „konnte und der eine gewiſſe, ſüße Beredſamkeit „beſaß, die ſehr verlockend war und die auch mir gefiel. Aber als er in dieſer anmutigen Redeweiſe „doch nur jene Fabeln vortrug, die mir ſchon „lange in den Ohren gellten, ſo wurde mir zu „Sinn, als ob Fauſtus meinem Durſt goldene „Trinkgeſchirre — aber leer anbiete. Seine Anſichten und die Gründe, worauf er ſie ſtützte, erſchienen mir weder „richtiger, noch überzeugender „als die, welche ich ſeit neun Jahren bis zum Überdruß gehört hatte. Nur Leute ohne Urteil konnten in ſeiner Wohlredenheit Weisheit und „Scharfſinn finden. Zwar ergötzte mich die Gewandtheit und Lebhaftigkeit ſeines Vortrags und „die große Geſchicklichkeit, mit der er immer den „allerpaſſendſten Ausdruck wählte, und mit Vielen „und vor Vielen lobte und pries ich ihn. Doch zu „paſſender Zeit ging ich mit meinen Freunden zu „ihm, weil mich verlangte, ihm in traulicher Unterredung die Fragen mitzuteilen, die mich beunruhigten. Da lernte ich ihn kennen als einen „Mann, der ganz unkundig der freien Künſte und „ſchönen Wiſſenſchaften war und nur in der Gram-

„matik (Philologie) gewöhnliche Kenntniſſe beſaß. Cicero's Reden, einige Bücher Seneca's, die alten Dichter und gutgeſchriebene Werke ſeiner Sekte hatte er geleſen; dazu die tägliche Übung des Redens, unterſtützt durch ſein natürliches Talent und ſeine Anmut: darin beſtand ſeine Wiſſenſchaft. Über all' die langen Erörterungen der Manichäer in Betreff der Himmelskörper, die einen Teil und eine weſentliche Stütze ihrer Irrlehre bildeten, konnte er mir keine Auskunft geben. Er ließ ſich auch gar nicht auf einen vergeblichen Wortſtreit ein, ſondern bekannte redlich, er ſei meinen Fragen nicht gewachſen. Wegen dieſer Ehrlichkeit gefiel er mir. Weil aber dieſer Berühmteſte der Sekte in ſolcher Blöße vor mir erſchien, war meine Wißbegier, von ihm etwas zu lernen, gebrochen und ich fing an, auch an ihren übrigen Lehren zu verzweifeln. Im Umgang mit Fauſtus trieb ich das, was er liebte und gern hörte und was ich, als Lehrer der Rhetorik, den ſtudierenden Jünglingen vortrug. So laſen wir denn manches was ich ſeinem Verſtande angemeſſen erachtete. Mein früheres Streben, mich in der Sekte zu vervollkommen, fiel völlig weg, ſeitdem ich ihn genau kannte. Doch brach ich deshalb noch nicht mit ihr, ſondern in Ermanglung eines Beſſeren beſchloß ich, ruhig abzuwarten, ob nicht endlich etwas Würdigeres zum Vorſchein käme. 'Wider

„Wiſſen und Willen hat alſo dieſer Fauſtus, der „für ſo viele eine Schlinge des Verderbens wurde, „die Schlinge zu löſen begonnen, die mich an die „Sekte feſſelte.“

Das alſo war das Ende eines neun Jahre hindurch erſehnten Zuſammentreffens: **Auguſtinus** wird äußerlich der herablaſſende Lehrer, der für das Orakel der Manichäer Bücher wählt, welche ſich für deſſen Verſtändnis eignen; innerlich aber erkennt er, daß eine unausfüllbare **Kluft** zwiſchen ihm und dem Manichäismus liege: der Mangel an objektiver Wahrheit — und ſomit bricht auch ſeine Hoffnung zuſammen, daß durch die Lehren der Sekte ein Fortſchritt in der Tugend möglich ſei. Gottes Barmherzigkeit hatte ihm durch den Durſt nach Wahrheit einen Stachel in's Herz gegeben, der ihn zwar in falſcher Ruhe leben, aber nicht einſchlafen ließ.

Achtes Kapitel.

Auguſtinus in Rom.

Es gehört zu jenen geheimen und wunderbaren Zügen der Vorſehung, daß Auguſtin ſich gerade jetzt und in dieſer Seelenſtimmung von ſeinen Freunden überreden ließ, den Aufenthalt in Karthago mit dem in Rom zu vertauſchen. Bewunderten Männern fehlt es nie an Freunden. Die

Einen ſind es aus Eitelkeit, die Anderen aus oberflächlicher Teilnahme, einige Wenige aus wahrer Übereinſtimmung des Gemüts auf dem gemeinſamen Boden der richtigen Erkenntnis von Beſtimmung und Ziel des Menſchen. Zu dieſen Wenigen gehörten Alypius und Nebridius. In Ermanglung der richtigen Erkenntnis ſuchten ſie dieſelbe mit ihm und waren unbefriedigt wie er. Unter Auguſtin's übrigen Freunden nahm ein gewiſſer Marcian eine der erſten Stellen ein. Sie kannten ſich lange und verkehrten in großer Einigkeit und Vertraulichkeit. Marcian war ſtolz auf dieſen Freund und im Geiſt des Stolzes ſuchte er durch Lobeserhebungen und Bewunderung Auguſtin's ehrgeiziges Streben nach weltlichem Glanz und Glück zu beflügeln. Marcian wollte ſich ſonnen im Lichte Auguſtin's. Marcian alſo und „andere Freunde, die am Irdiſchen hingen," drangen darauf, daß Auguſtin Karthago verlaſſe und in der Hauptſtadt der Welt den Platz einnehme, der ihm gebühre und der ſeinem Genie nicht fehlen werde. Glänzende Ausſichten hatten zwar ihren Reiz für Auguſtin; allein der ſtärkſte Beweggrund zu ſeinem Entſchluß, nach Rom zu gehen, entſprang aus der Zuchtloſigkeit der ſtudierenden kartaginenſiſchen Jugend. Sie hatte ihn angewidert, als er ſelbſt ſtudierte; jetzt mußte er ſie als Lehrer ertragen. Bei ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften war ihm das brutale Treiben junger Leute, die ſich doch den Studien widmen wollten, aber die Lehrer mit frecher Unverſchämtheit behandelten, ganz unausſtehlich. Er hörte, in Rom ſei es anders; die Jünglinge lebten dort in geordneter Zucht, anſtändig, ruhig; die Würde des Hörſaals und die Achtung vor dem Lehrer werde nie durch ſtürmiſche Unterbrechungen verletzt. Das beſtimmte ihn. Aber er fürchtete den Einſpruch Romanians, ſeines treuen Wohltäters, der zu ſehr Afrikaner war, um nicht Auguſtinus in Afrika behalten zu wollen; noch mehr aber den ſeiner Mutter; er ſchwieg gegen beide.

Monika aber, „welche nach der Mütter Weiſe, „doch inniger als viele, die Nähe ihres Sohnes „liebte, und die Tag und Nacht ihr Herzblut in „Tränen verwandelt, zum Opfer für ſein Seelen„heil darbrachte,“ Monika erhielt irgendwo Kunde von Auguſtin's Vorhaben und entſetzte ſich. Die Trennung, die Entfernung, die Gefahr noch größerer Verweltlichung — Alles erfüllte ſie mit unſäglicher Beſorgnis. Sie reiſte von Tagaſte nach Karthago und ſuchte Auguſtinus durch Bitten und Vorſtellungen von ſeinem Vorhaben abzubringen. Umſonſt. Da er aber den grenzenloſen Schmerz ſeiner Mutter mit tiefer Bekümmernis ſah und die Qual des Abſchieds für beide Teile fürchtete, ſo nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Heimlich betrieb er alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe, und als das geſchehen und das Schiff ſegelfertig war, ſagte er der Mutter, er wolle einem abreiſenden Freunde das Geleit geben. Monika beſtand darauf, ihm bis zum Ufer zu folgen, getrieben von unbeſtimmter Angſt, er könne ihr entkommen. Als Auguſtin den Nachen beſtieg, der ihn zum Schiff führen ſollte, flehte ſie ihn an, ſie mit auf's Schiff zu nehmen, und nur mit größter Mühe überredete er ſie, in einer nahe gelegenen, dem heiligen Cyprian geweihten Kapelle zu warten, bis er Abſchied von ſeinem Freunde genommen habe und zu ihr zurückkehre. Endlich willigte ſie ein und begab ſich in die Kapelle, wo ſie weinend und betend vom Abend bis zur Morgendämmerung verblieb, jeden Augenblick Auguſtin's Rückkehr erwartend. Aber er kam nicht wieder. Der Wind war günſtig, die Anker wurden gelichtet; mitten in der Nacht ſegelte das Schiff gen Norden. „Die Mutter hintergehend, und welche Mutter!“ entfloh Auguſtin. Hätte Monika geahnt, daß dieſe Flucht ihn der Wahrheit näher bringen würde, wie getröſtet wäre ſie geweſen, als ſie bei Tagesanbruch zum Ufer ging und das Schiff nicht mehr im Hafen ſah. Jetzt aber war ſie außer ſich vor Schmerz und beſchuldigte in erſter Aufregung ihren Sohn der Hinterliſt und Hartherzigkeit. Aber bald ſammelte ſie ſich wieder zu der frommen Ergebung in den Willen Gottes, welche die Kraft der Heiligen ausmacht. Sie ging nach Tagaſte, Auguſtinus nach Rom.

Es war zu Ende des Jahres 383 und er zählte neunundzwanzig Jahre. Adeodat und ſeine Mutter begleiteten ihn.

Das Heidentum befand ſich in Rom in der Agonie; aber es wollte nicht ſterben; es klammerte ſich an das Leben, an große Namen, große Erinnerungen, große Glücksgüter, große Genußſucht an. Roms alte vornehme Familien hingen mit Leidenſchaft an den alten Traditionen, die mit ihrer Größe verwebt und auf heidniſchem Boden entſprungen waren. Vielfach entartet durch ſardanapaliſche Verweichlichung, die den Geiſt abſtumpft und den Charakter ſchwächt, waren die Träger erlauchter Namen nicht geeignet ſie würdig zu vertreten, und ſtanden häufig, was Sitten, Bildung und Intereſſen betraf, auf einer und derſelben Stufe mit den Gladiatoren der Arena und den Wagenlenkern des Zirkus, an welche ſie ihren Beifall, ihre Gunſt, zuweilen ihre Freundſchaft verſchwendeten. Alle Sinnenfreuden, welche koloſſale Vermögen verſchaffen können, ſtanden ihnen zu Gebot und entnervten ſie phyſiſch und moraliſch dermaßen, daß ſie zwiſchen wahnwitziger Überfeinerung und unerhörter Brutalität hin und her ſchwankten. Dieſer Boden war günſtiger für die Götter, als für Chriſtus den Gekreuzigten. Rom faßte damals über eine Million Einwohner, der Mehrzahl nach Sklaven. In 1800 Paläſten oder anſehnlichen Häuſern lebten die Patrizier mit ganzen Heeren von Dienern, die dem Sklavenſtand angehörten. In der Stadt beſorgten dieſe für den Herrn und Gebieter alle und jede Leiſtung des Dieners und Handwerkers. Auf ſeinen Gütern bebauten ſie ſeine Felder. Einen ſelbſtſtändigen Handwerker- und Bauernſtand gab es nicht; die Sklaven machten ihn überflüſſig und unmöglich. Auch einen wohlhabenden, unabhängigen Mittelſtand, der durch Induſtrie, Talent und Fleiß zu Vermögen und Anſehen gekommen wäre, kannte Rom nicht. Es gab nur Reiche mit ihrem ungeheuern Anhang, und armes Volk; und dieſes natürlich eben ſo demoraliſiert wie jene, weil die Mäßigkeit, die Uneigennützigkeit, die Sittenſtrenge der altrömiſchen Zeiten für Alle zu den verſchollenen Traditionen gehörten. Die römiſcheGeſellſchaft kam im Materialismus um und der Glaube an die Götter war in gänzlichen Unglauben umgeſchlagen. Dennoch ſtanden in Rom einhundertzwanzig Tempel mit ihren Götterbildern aufrecht; allein der Kultus hatte ſeinen Zauber verloren, wenn auch noch jene Feſte oder Zeremonien beibehalten waren, die in den Vorſtellungskreis herkömmlicher Gewohnheit gehörten oder in denen die entfeſſelte Unſittlichkeit ihre Orgien feierte.

Zuweilen zuckte ein wunderbarer Blitzſtrahl durch dieſe ſchwüle Atmoſphäre. Dann hieß es, ein Sohn der Ämilier, eine Tochter der Julier ſei Chriſt geworden, entlaſſe die Sklaven, ſpende ungeheure Almoſen, beſuche die Armen, vertauſche die Bequemlichkeiten eines an allen Luxus gewöhnten Lebens mit einer an Dürftigkeit grenzenden Einfachheit, leſe nur ernſte, fromme Schriften, beſchäftige den Geiſt mit der Betrachtung wichtiger Lehren und tiefſinniger Wahrheiten, und ſei glücklicher in der Entſagung, denn je zuvor im Genuß weltlicher Dinge. Man hörte das, man ſah einen Augenblick hin auf jene, die in einer dem Weltſinn vollkommen unbegreiflichen Weiſe glücklich waren, und dann vergaß man ſie im Rauſch und in der Betäubung der Gewohnheit, die für ermattete Charaktere überwältigend iſt.

Kaiſer Gratian hatte den Titel, den die vorchriſtlichen Kaiſer des Römerreichs führten, Pontifex Maximus, zurückgewieſen. Er wollte nicht Reichsoberbiſchof ſein. Er erkannte, daß die prieſterliche Binde und die kaiſerliche Krone nicht zugleich die Stirn eines chriſtlichen Fürſten ſchmücken dürfen, weil die Macht auf kirchlichem und weltlichem Gebiet, deren Attribut ſie ſind, keine Vermengung in einer und derſelben Hand verträgt und auf beiden Gebieten ſchädlich, verwirrend wäre. Jetzt ließ er aus dem Verſammlungsſaal des römiſchen Senats den Altar der Viktoria wegnehmen. Zu dieſem Todesſtreich wider das Heidentum fügte er noch einen zweiten: den Tempeln, den Opferprieſtern und den Veſtalinnen wurden zu Gunſten der Kirche oder des Reichs ihre Güter und Einkünfte abgenommen. Dadurch zeigte er an, daß das Römerreich nicht länger unter dem fabelhaften Schutz einer fabelhaften Göttin ſtehe und daß die Verehrer von dergleichen Fabelweſen nicht länger das Volk auf falſchen und betörenden Wegen, und im Dienſt von Wahngebilden erhalten dürften. Die Heiden bemühten ſich ſehr um Aufhebung dieſes Geſetzes und ganz beſonders war es der Präfekt von Rom, Symmachus, der auf jede Weiſe das Heidentum verteidigte. Er pflegte zu ſagen: „Was kommt darauf an, auf welche Weiſe ein jeder die Wahrheit findet! auf einem Wege können nicht alle zu einer ſo verborgenen Sache gelangen.“ Eben weil ſie dermaßen verborgen iſt, daß niemand ohne Licht von oben zu ihr gelangen kann, eben darum erleuchtet die Offenbarung die ganze Menſchheit. Trotz aller Bemühungen der Heiden blieb es bei jenem Geſetz, das von Ambroſius, dem großen Biſchof von Mailand, verteidigt wurde.

In dieſem noch ſehr heidniſchen Rom fand Auguſtinus ſeinen Freund Alypius wieder, der ſchon ſeit einigen Jahren dort lebte. Der Ehrgeiz ſeiner Eltern hatte ihn nach Rom gedrängt. Anfangs ſtudierte er die Rechtswiſſenſchaften; dann wurde er Beiſitzer des Schatzmeiſters der italiſchen Kaſſe. Ausgezeichnet durch ſeine Kenntniſſe, erwarb er ſich allgemeine Achtung durch ſeinen redlichen Charakter und durch die furchtloſe Unbeſtechlichkeit in ſeinem Amt, die er einmal ſogar dem Anſinnen und den Drohungen eines mächtigen Senators entgegenſtellte, der von dem Schatzmeiſter irgend eine ungeſetzliche Nachgiebigkeit verlangte. Ohne den Widerſtand des Alypius wäre der Schatzmeiſter geneigt geweſen, dem Senator zu willfahren; aber der junge Beiſitzer war von unüberwindlicher Entſchiedenheit. Die verdorbene römiſche Welt ſtaunte wie ein Wunder einen jungen Mann an, der ſich nicht fürchtete, im Anfang ſeiner öffentlichen Laufbahn einen ſo mächtigen Senator ſich zum Feinde zu machen. Und ſeltſames Gemiſch von ſittlicher Kraft und Schwäche in demſelben Menſchen! Dieſer nämliche Alypius, der unbeſiegbar in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit war, er war in Rom in ſeine alte Leidenſchaft für die Spiele des Amphitheaters zurückgefallen, von denen er ſich in Karthago jahrelang fern gehalten. Das war ſo gekommen:

An einem Tage, der dieſen grauſamen Spielen beſtimmt war, begegnete Alypius einigen ſeiner Freunde, welche miteinander geſpeiſt hatten und ſich zum Amphitheater begaben. Sie umringten

Soli Deo Gloria.

Der erſte Adventſonntag.

„Scientes quia hora est jam nos de somno surgere." *ad Rom. 13.*

Es ſteigt die Flut, es decket Nacht die Erde,
Entfeſſelt iſt der Elemente Wuth,
Die Stürme raſen und es ſprüht vom Heerde
Der Sünden auf des Brandes wilde Glut.
Durch's Mark der Schöpfung bebt ein banges Zittern,
Sie fühlt des ſchweren Augenblicks Gewicht,
Sie fühlt die Hand des Herrn in Ungewittern,
Sie ſchreit zu Ihm: Halt ein mit dem Gericht!

Und darf ſie flehn? darf ſie, die ſündenſchwere,
Mit ihrer Schuld ſich nahen Seinem Thron,
Und wähnen, daß Er ihre Stimme höre?
Klingt ihre Bitte nicht wie bittrer Hohn?

ihn halb im Scherz, und als er ihnen zu entkommen ſuchte, führten ſie ihn mit freundſchaftlicher Gewalt dahin. „Wohlan!" rief Alypius, „ihr habt meinen Leib hergeſchleppt, allein über meinen Willen habt ihr keine Gewalt. Ich werde körperlich anweſend, doch den Augen und dem Geiſte nach abweſend ſein." Nun wurden ſeine Freunde äußerſt neugierig, ob er bei ſeinem Vorſatz bleiben werde, nahmen möglichſt gute Plätze und ließen
ſich nieder. „Ringsum glühete ſchon alles in blut-
„dürſtiger Luſt," erzählt Auguſtinus. „Alypius
„aber ſchloß ſeine Augen und verbot ſeinem Geiſt,
„teilzunehmen an dem mörderiſchen Greuel. Aber
„o weh! ſein Ohr war nicht geſchloſſen! Als einer
„der Kämpfer ſtürzte und des Volkes unendliches
„Geſchrei erſchallte, übermannte ihn der Vorwitz
„und mit dem Entſchluß, nichts zu beachten, was
„er auch ſehen möge, öffnete er die Augen und
„wurde urplötzlich von dem Wahnwitz angeſteckt,
„der ihn umtobte. Denn ſobald er die gräßliche
„Wunde und das Blut ſah, ſog er wie ein wildes
„Tier, das Blut geleckt hat, Grauſamkeit ein und
„ergötzte und berauſchte ſich in der Mordliebe. Er
„war nun ganz wie die Volksmaſſe, die ihn umgab.
„Er ſah, er ſchrie, er glühte, er tobte wie ſie; und
„ſtatt nach beendeten Spielen in trauriger Ernüch-
„terung das Amphitheater zu verlaſſen, trug er die
„raſende Luſt mit ſich fort und war fortan der

„Eifrigſten einer bei dieſen frevelhaften, unmenſchlichen
„Spielen. Dennoch erretteteſt Du ihn, o Herr,
„mit deiner ſtarken, erbarmenden Hand, und lehrteſt
„ihn, nicht auf ſich, ſondern auf Dich zu vertrauen;
„doch erſt lange hernach."

Die Ketten der Leidenſchaft laſteten auf den beiden Freunden und in dieſem Leiden ſchloſſen ſie ſich immer feſter aneinander. Denn ſie litten ſehr. So lange die Seele nicht ganz von Sünde und Laſter unterjocht und deren ſtumpfe Sklavin geworden iſt, trägt ſie das heimliche Bewußtſein der Entfernung von ihrem wahren Ziel wie eine Wunde im Innern, und ſie brennt um ſo mehr, je weniger ſie auf der Oberfläche ſichtbar iſt. Der Erbfeind alles Guten, der Stolz, ſucht die Wunde mehr und mehr zu verbergen, und bewirkte in Auguſtinus, daß er noch mit den Manichäern, den Zuhörern ſowohl als den Auserwählten, in Verbindung blieb, und er ſelbſt gibt die Urſache an:

„Es ſchien mir noch immer, daß nicht wir es
„wären, die ſündigten, ſondern daß ich weiß nicht
„was für eine Natur in uns ſündige. Es erfreute
„meinen Stolz, ſchuldlos zu ſein und, wenn ich
„Böſes getan hatte, nicht zu bekennen, daß ich es
„getan, ſondern mich zu entſchuldigen und ein gewiſſes
„Etwas anzuklagen, das zwar in mir, jedoch
„nicht ich ſei. Aber es war alles ganz ich und nur
„meine Gottloſigkeit hatte mich mit mir ſelbſt ent-

„zweit, und die Sünde war um ſo unheilbarer, als „ich kein Sünder zu ſein wähnte. Deshalb war ich „noch immer vereint mit Jenen, welche ſo lehrten, „und wenn auch kälter gegen ſie, machte doch ihre „Freundſchaft mich träge, nach der Wahrheit zu „forſchen."

Man ſieht förmlich mit Angſt, wie Auguſtinus gleichſam flügellahm wird; wie er Anwandlungen von jener Gleichgültigkeit hat, welche ein faſt unüberſteigliches Hindernis gegen das Aufſuchen der Wahrheit auftürmt; wie der Gedanke in ihm entſtehen kann, „daß jene Philoſophen, die man Akademiker nennt, klüger als die übrigen geweſen „wären, weil ſie glaubten, man müſſe an allem „zweifeln, und behaupten, dem Menſchen ſei nichts „erfaßbar."

Bald nach ſeiner Ankunft in Rom fiel Auguſtinus in eine tödliche Krankheit. „Ich wanderte „ſchon zur Unterwelt," ſchreibt er, „beladen außer „der Erbſünde, durch die wir alle in Adam ſterben, „noch mit allem Böſen, das ich gegen Dich, o Herr, „gegen mich und gegen andere begangen hatte. „Denn noch nichts hatteſt Du mir vergeben in „Chriſtus. Noch nicht hatte dieſer durch ſein Kreuz „die Feindſchaft vertilgt, in welche ich durch meine „Sünden zu Dir geraten war. Denn das Kreuz „eines Gebildes, wie ich Chriſtus mir dachte, vertilgt ſie nicht. So falſch mir ſein leiblicher Tod

„damals erſchien, ach, ſo wahr war der Tod meiner „Seele.“

Er ſpürte auch nicht das geringſte Verlangen nach der heiligen Taufe, das ſo lebhaft geweſen war, als er einſt in früher Jugend tötlich erkrankte. Das Fieber nahm zu; aber er genas dennoch. Er ſchreibt dieſe Heilung dem Gebet ſeiner Mutter zu. „Ich vermag es nicht auszudrücken, wie ſehr ihre „Gedanken auf mich gerichtet waren, wie heiß ihre „Angſt war, bis ſie mich wieder unter den Wieder„gebornen ſah. Hätte mein zweifacher Tod die „Eingeweide ihrer Liebe durchdrungen, nimmer „wäre ſie von dieſem Schmerz geneſen. Aber Du, „o Herr, verachteſt nicht ihr demütiges und zer„ſchlagenes Herz und nicht die Tränen, womit ſie „um das Seelenheil ihres Sohnes flehte. Du er„retteteſt mich aus jener Krankheit und ließeſt ge„neſen den Sohn deiner Magd.“

Auguſtinus wohnte im Hauſe eines manichäiſchen Zuhörers. So wie er hergeſtellt war, begann er in ſeiner Wohnung ſeine Vorträge über die Redekunſt zu halten, anfangs nur für einige junge Leute, die ihn ſchon kannten und die bald andere auf ihn aufmerkſam machten; dann vor einem größeren Kreiſe. In Rom heißt es, daß die alte Kirche St. Maria in Cosmedin auf der Stelle ſtehe, wo Auguſtin's Schule der Rhetorik ſtand. Sie liegt am Fuße des aventiniſchen Hügels und iſt über einem antiken Tempel erbaut, deſſen Säulen ihre Decke tragen. Ein Paar altchriſtliche Ambonen, von welchen herab die Leſungen aus den heiligen Schriften vorgetragen wurden, ein byzantiniſches Muttergottesbild, ein hiſtoriſches Moſaikgemälde vom Jahr 750, ein mittelalterlicher Tabernakel über dem Altar, ein ſchöner alter, muſiviſch eingelegter Marmorfußboden: alles gibt dieſer Kirche einen ungemein ernſten, feierlichen Charakter und führt die Gedanken in frühe Jahrhunderte zurück. Und man denkt daran, daß gerade damals auf dem Aventin ein Haus ſtand, welches von zwei edlen Schweſtern aus dem Geſchlecht der Furier bewohnt und durch ſie in der altchriſtlichen Geſchichte ſo berühmt wurde. Marcella und Aſella, dieſe Jüngerinnen des heiligen Hieronymus, waren — die eine das Vorbild der chriſtlichen Witwe, die andere das der chriſtlichen Jungfrau — und ihr Leben, das die höchſten geiſtigen Intereſſen verfolgte und zugleich die einfachſte praktiſche Nächſtenliebe übte, war vom größten Einfluß auf die höheren Kreiſe der römiſchen Frauen, und durch dieſe auf die Familie. Marcella's Haus auf dem Aventin war ein geiſtiger Geſundbrunnen, aus dem die Seelen chriſtliche Wahrheit ſchöpften.

Und am Fuße dieſes Hügels lebte und lehrte Auguſtinus, verſchmachtend nach der Wahrheit und ahnungslos, wie nahe er ſei den ſtillen Seelen, durch die er mehr über die Wahrheit belehrt werden könne, als durch ſeine manichäiſchen Auserwählten. Aber er kam nicht in die geringſte Berührung mit der chriſtlichen Geſellſchaft Roms.

Das tiefe Mißbehagen, das Auguſtinus in ſeinem Innern ſpürte, ließ ihm auch in Rom keine Ruhe. An Schülern fehlte es ihm nicht; auch waren ſie fern von dem brutalen Treiben der Karthaginenſer; aber ſie hatten eine Unſitte, die ihn ſehr verletzte. Hatten ſie längere Zeit die Vorträge eines Lehrers beſucht, ſo wurden ſie untereinander einig, ihn nunmehr zu verlaſſen, um ihn nicht zu bezahlen, und haufenweiſe begaben ſie ſich in andere Vorleſungen. Dieſe Gemeinheit empörte Auguſtinus. Ueberdas brauchte er das Geld, das man ihm vorenthielt, zu ſeiner Exiſtenz. Höchſt willkommen war ihm daher die Nachricht, die Stadt Mailand habe ſich an Symmachus, den Präfekten von Rom, gewendet und ihn gebeten, ihr einen tüchtigen Lehrer der Rhetorik zu ſchicken. Die Bewerbung ſtand jedem frei und Auguſtinus meldete ſich. Symmachus, ein eifriger Anhänger des Heidentums, ſelbſt Pontifex und Augur, dabei ein Meiſter in der Rhetorik, wollte ſich von Auguſtin's Talent überzeugen und gab ihm den Stoff zu einer Rede auf, welche Auguſtin in ſeiner Gegenwart und zu ſeiner Zufriedenheit vortrug. Der alte Epigone des Heidentums ahnte nicht, daß der junge Mann, den er der Stadt Mailand empfahl, der feurigſte Vorkämpfer einer Religion werden ſollte, welche Symmachus ſo ſehr verachtete.

Mit dem Jahr 384 ging Auguſtin's Aufenthalt in Rom zu Ende, ohne ihn im Weſentlichen gefördert zu haben. Sein teurer Alypius war wieder unter den Zauber des alten Freundes und Lehrmeiſters zurückgekehrt, wollte ſich nicht von ihm trennen und begleitete ihn nach Mailand. Dem Wunſch ſeiner Eltern gab Alypius inſofern Gehör, als er ſich in Mailand um eine öffentliche Stelle bewerben wollte, zu der ihn die Kunde der Rechtswiſſenſchaften befähigte.

Neuntes Kapitel.

Innere Stürme.

Kaum hatte Nebridius in Karthago erfahren, daß Auguſtin und Alypius zuſammen Rom verließen, um in Mailand zu leben, als ihn ein unwiderſtehliches Verlangen befiel, ſich zu ihnen zu geſellen. Der freundſchaftliche Verkehr der früheren Jahre tauchte mit dem lebhafteſten Reiz in ſeinem Gedächtnis auf und er verließ Afrika, ſeine Familiengüter, ſein Haus zu Karthago, ſeine Mutter, mit welcher er dort lebte, alles, alles! nur um ſich wieder mit Auguſtin zu vereinigen und mit ihm nach Wahrheit und Weisheit zu forſchen.

So waren ſie denn beiſammen die drei jungen Männer, alle drei ungewiß über ihre Zukunft, ſchwankend in ihren Überzeugungen, unbefriedigt in ihren Verhältniſſen, grübelnd in dunkeln Fragen, ſeufzend nach dem glückſeligen Leben, wovon ſie das Ideal ebenſowenig aus ihrer Seele verbannen, als es auf ihrem bisherigen Wege verwirklichen konnten.

„Wir waren drei Elende," ſchreibt Auguſtin, „die ihre Not einander klagten und von Dir, o „Herr, erwarteten, daß du ihnen endlich himmliſche „Speiſe gewähren werdeſt. Du ließeſt zu, daß all' „unſer weltliches Tun und Treiben mit den größten Bitterkeiten gemiſcht werde. Und wenn wir „dann uns fragten, zu welchem Zweck, in welcher „Abſicht, für welches Ziel wir ſie ertrügen: ſo tauchten entweder Chimären vor uns auf oder es umgab uns tiefe Dunkelheit. Dann ſeufzten wir entmutigt: Wie lange ſoll dieſer klägliche Zuſtand „dauern? wie lange noch? — und trotzdem verließen wir ihn nicht. Denn wir hatten ja nichts, „was uns Erſatz bot, wenn wir uns von den vergänglichen Dingen losſagten."

Wer einen ſolchen Zuſtand kennt von unbeſtimmter Hoffnung auf eine große Schickſalswendung und unbeſtimmter Furcht, ob ſie und wie ſie eintreten werde; von maßloſem Ungenügen an jeder Art von Beſitz und Scheu vor dem Aufgeben deſſelben; von Verlangen nach unerſchütterlichen Grundlagen für die ganze Richtung und Stellung des Seins und des Lebens und von Abneigung gegen Schranken und gegen Unterwerfung; von trauriger Erkenntnis der Vergänglichkeit aller, aller Güter und Freuden der Erde und von unvertilgbarer Zuverſicht, daß das Glück irgendwo gefunden werden müſſe; von Bedürfnis zu glauben und von Gewohnheit zu zweifeln; von Aufſchwung zum Idealen und vom Kriechen im Staube: wer das kennt und nun dieſe Seelenſtimmungen in ihrem Wechſel und in ihrer Vermiſchung bis zu dem Grad erweitert ſich vorſtellt, die ſie im Herzen und im Geiſt eines Auguſtinus annehmen müſſen, der wird begreifen, daß in dieſen Schwankungen eine Pein liegt, welche kein Wort ausdrücken kann.

Kaum in Mailand angelangt, ſuchte Auguſtin ſogleich den Biſchof Ambroſius auf, der ſchon damals „weltberühmt und einer der größten Männer ſeiner Zeit war,“ und unermüdlich als ein Apoſtel des Evangeliums ſeinem Volk die katholiſche Lehre verkündigte, die der häretiſche Arianismus verfälſchen wollte. Der Biſchof empfing ihn mit ſo väterlicher Güte und Freundlichkeit, daß Auguſtin alsbald anfing ihn zu lieben. „Freilich nicht als „einen Lehrmeiſter der Wahrheit,“ ſagt er, „denn „ich hatte die Hoffnung verloren, ſie in der Kirche

„zu finden; aber wie man jemand liebt, der uns
„mit großem Wohlwollen behandelt. Sehr auf-
„merkſam hörte ich ſeinen Predigten zu; nur nicht
„aus frommer Andacht. Ich wollte mich überzeu-
„gen, ob ſeine Beredſamkeit ſeinem Ruf entſpreche,
„vielleicht ſie übertreffe. „Was er ſagte, war mir
„ſehr gleichgültig, aber ich hing in höchſter Span-
„nung an jedem ſeiner Worte. Seine Redeweiſe
„und ſeine Ausdrücke hatten weniger Anmut und
„Feinheit, doch viel mehr Nachdruck und wahrhafte
„Kenntnis der Dinge, als die Vorträge des Fau-
„ſtus. Dieſer war ein angenehmer Schwätzer, er-
„füllt von den Illuſionen ſeiner Sekte; jener ver-
„kündigte mit erhabener Autorität die Wege des
„Heils. Aber ach! es iſt fern, dieſes Heil, von jenen
„Sündern, zu denen ich damals gehörte, und den-
„noch kam ich ihm näher und näher, ohne es recht
„zu bemerken; denn mit den Worten, auf deren
„Klang und Fügung ich ſo begierig lauſchte, drang
„doch wider meinen Willen etwas von ihrem Geiſt
„und Sinn in meine Seele ein. Freilich nur
„langſam. Es ſchien mir zuerſt, daß alles haltbar
„ſei, was Ambroſius vortrage; dann, daß man
„ohne Vermeſſenheit die katholiſche Lehre gegen
„die manichäiſche verteidigen dürfe; dann, nachdem
„er den figürlichen Sinn einiger dunkeln Stellen
„des Alten Teſtaments ſehr einleuchtend erklärt
„hatte, daß diejenigen, welche das alte Geſetz und

Hat Er nicht oft, wie oft! zu ihr geflehet:
„O Kind, geliebtes, kehre um zu Mir?“
Sie aber hat den Liebesruf verſchmähet
Und wähnt nun doch, Er neige ſich zu ihr!

Halt ein, vermeſſne Welt, mit deinen Bitten,
Beflecket iſt dein Mund, die Hand nicht rein;
Sie hat im Kampfe wider Ihn geſtritten,
Sie kann kein würdig Opfer mehr Ihm weihn.
Ein wohlgefällig Opfer iſt Ihm Eines,
Erfaſſe das, gerettet wirſt du ſein!
Wählſt du es nicht, ſo hilft dir keines — keines!
Dich rettet nur das Kreuz — das Kreuz allein.

In Staub und Aſche ſiehſt du ja zerſtäuben,
Was ſtolz geprahlt mit Weisheit, Heldenkraft;
Kein Palaſt wird im Sturme ſtehen bleiben,
Gebrochen wird der Tempelſäulen Schaft.
Und wie auf's Schlachtfeld voll von blut'gen Leichen,
Wie beim Orkane Wogen auf dem Meer,
So wälzet ſich Zerſtörung ohne Gleichen
Von Weſt und Oſt, von Nord und Süden her.

„die Propheten höhniſch verwerfen, wohl nie in
„den tiefen Geiſt der Schriften des Alten Bundes
„eingedrungen ſein dürften. Doch das alles genügte
„mir nicht. War die katholiſche Lehre auch
„nicht mehr in meinen Augen vom Manichäismus
„überwunden, ſo fehlte doch noch ſehr viel zu ihrem
„vollſtändigem Siege über ihren Gegner. Nun
„ſtrengte ich meinen Verſtand auf's Äußerſte an,
„um überwältigende Gründe und ſchlagende Beweiſe
„für das Chriſtentum zu ſuchen. Hätte ich
„mir ein geiſtiges Weſen denken können, ſo wäre
„das manichäiſche Lehrgebäude in Trümmer geſtürzt;
„allein ich konnte es nicht. Nur das eine
„war mir klar: ich mußte jede Verbindung mit der
„Sekte abbrechen. Ich war allzu ſehr vom Zweifel
„über ihre Lehren gequält und zog ihr bereits allzu
„entſchieden andere Philoſophien vor, um bei
„ihr verbleiben zu können. Wieder war es die
„Weiſe der Akademiker, die zweifelnd zwiſchen
„allen Wahrheiten umherſchwanken, welche mich
„anzog: aber wieder war es ein gewiſſer Mangel,
„der mich von ihnen abſtieß; und das war dieſer:
„ich fand auch bei ihnen nicht den heilbringenden
„Namen Chriſtus und deshalb wollte ich ihnen
„durchaus nicht die Heilung meiner ermatteten
„Seele anvertrauen. Ich entſchloß mich endlich
„wieder das zu werden, was ich in meiner Jugend
„geweſen war und was meine Eltern für mich als

„das Beſte erachtet hatten, Katechumen in der „katholiſchen Kirche."

Da ſtand er auf demſelben Punkt, auf dem er geſtanden, als er bei ſiebenzehn Jahren von Tagaſte nach Karthago ging, wie ein Wanderer, der ſich von einem verräteriſchen Führer im Stich gelaſſen, im Walde verirrte und die Schreckniſſe der Nacht und die gefährlichen wilden Tiere und das Grauen vor dem Verſchmachten und die Unmöglichkeit ſich zurecht zu finden, nach und nach in bitterer Herzensangſt kennen lernte, und immer raſtloſer lief, um der ungeheuern Wildnis zu entkommen und endlich erſchöpft und todmüde wieder bei der Herberge anlangt und tief aufatmet und ſich vornimmt, die Reiſe durch den Wald nicht eher anzutreten, bis er einen ſicheren Führer fand. Nun fühlte er ſich aber ſo matt, abgeſchreckt und mißtrauiſch, daß er einen ſolchen Führer nicht recht ſuchen mag, obſchon ihm in der engen Herberge auch nicht wohl iſt, weil er ein Haus für die Ewigkeit begehrt.

In dieſem ſeelenkranken Zuſtand fand Monika ihren Auguſtin. Sie konnte die Trennung von ihm nicht länger ertragen und folgte ihm über Land und Meer. Mit unerſchütterlichem Starkmut ertrug ſie die Beſchwerden der Reiſe und als ihr Schiff auf der See in große Gefahr kam, tröſtete ſie die verzagten Schiffer und verhieß ihnen glückliche Überkunft: ſo feſt war ihre Zuverſicht zu Gottes Gnade, daß ſie nicht ſterben werde, ehe ſie ihren Sohn gerettet in der katholiſchen Kirche geſehen. Als ſie von ihm hörte, er ſei nicht mehr Manichäer, brach ſie nicht in laute Freude aus, wie bei einer unerwarteten frohen Nachricht; ſie ſah darin die erſte, langſam gereifte Gnadenfrucht der ewigen Barmherzigkeit, die nicht taub iſt für das Flehen einer Mutter; und obſchon Auguſtinus niedergeſchlagen hinzuſetzte, er ſei auch nicht Chriſt: ſo hoffte Monika mehr denn je, Gott werde das Werk in ihm vollenden, daß Er in ihm begonnen habe. Noch weinte und betete ſie über Auguſtin wie über einen Toten, jedoch einen ſolchen, welchen die Auferſtehung erwartet. „Sie trug ihn auf der „Bahre ihrer Liebe, bis die allmächtige Stimme: „Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf! den Sohn der „Witwe vom Tode erwecken und ihn der Mutter „zurückgeben werde.“

Sie täuſchte ſich nicht über die drohende Gefahr, in welcher Auguſtinus ſchwebte. Sein Zuſtand hatte ſich zu dem Punkt geſteigert, den Ärzte eine Kriſis nennen. Da ſteht es ſchlimm mit dem Kranken. Alle böſen Symptome ſind auf's äußerſte in die Höhe getrieben und kein menſchliches Wiſſen vermag zu entſcheiden, wie der Kampf zwiſchen Lebenskraft und Todesſtoff ausfallen werde. Der giftigſte Todesſtoff für die Seele iſt der ſyſtematiſche Zweifel. Er macht ſie gleichgültig gegen Lüge und Wahrheit, gegen Gute und Böſe, gegen Laſter und Tugend, und verbleibt ſie in der Gleichgültigkeit, ſo geht ſie bald zu Grunde, denn in unſerer tiefbeſchädigten Natur iſt ein trauriges Etwas, das ſie mit vollen Segeln von ſelbſt zum Böſen drängt und in den Untergang treibt, während das leiſe Wehen des heiligen Geiſtes ſie nur wenig berührt, wenn ſie nicht mit der vollen Kraft des Glaubens und des Willens über ſich ſelbſt ſich erhebt. Und dieſe Kraft lähmt der ſyſtematiſche Zweifel. Aber Monika verlor keinen Augenblick ihr Gottvertrauen. Bei dieſem Gotteswerk einer Bekehrung ſah ſie feſt auf den gekreuzigten Chriſtus und nicht auf Auguſtin.

Eifriger denn je beſuchte ſie die Kirchen; andächtiger denn je oblag ſie dem Gebet. Mit Entzücken hörte ſie Ambroſius predigen und mit dankbarer Liebe verehrte ſie den gottſeligen Biſchof wie einen Engel Gottes, weil ſeine heilſamen Belehrungen Auguſtin von den manichäiſchen Irrtümern überzeugt und abgelöſt hatten. Dieſe Ehrfurcht vor Ambroſius gab ihr auch einen unbedingten Gehorſam gegen ſeine Anordnungen. In Afrika beſtand der Gebrauch, daß an den Tagen, wo die Kirche das Andenken der Martyrer feierte, die Gläubigen zu deren Gräbern Wein und Brot und Speiſen brachten und den Armen austeilten. Weil ſolche

Liebesmahlzeiten nicht ſelten in Schmauſereien, ja in Trinkgelage ausarteten und weil der Gebrauch an heidniſche Totenopfer erinnerte, hatte Ambroſius ihn in Mailand abgeſchafft. Das wußte Monika nicht und treu in der Beobachtung ihrer frommen Gewohnheiten begab ſie ſich an einem ſolchen Feſttage mit einem Korb voll Wein und Speiſen nach der Kirche. Höchſt erſtaunt war ſie, vom Türhüter zurückgewieſen zu werden; allein unverzüglich gab ſie einen Brauch auf, der ihr von Jugend auf lieb und ehrwürdig war, als ſie hörte, er ſei von Ambroſius verboten, und umſomehr übte ſie ſich in andern frommer Nächſtenliebe. Auch Ambroſius liebte ſehr die gottſelige Witwe, die er ſo oft in glühender Andacht beten ſah, und wenn er Auguſtinus begegnete, brach er aus in ihr Lob und wünſchte ihm Glück zu einer ſolchen Mutter, ohne zu ahnen, daß der Sohn an Allem zweifle, was ſie glaubte; denn Auguſtinus hatte noch nicht verſucht, ihm ſeine Seelenqualen zu eröffnen.

„Ambroſius galt mir," ſchreibt Auguſtinus, „als ſehr glücklich im Sinne der Welt, weil ſo viele „angeſehene und mächtige Männer ihn verehrten. „Nur fand ich ſeinen eheloſen Stand ſehr drückend. „Welchen Troſt in der Trübſal und welche himmliſche Hoffnungen er hatte, wie ſein Herz die „hehren Freuden des Brotes der Engel genoß, „wenn er gegen die Gefahren ſeiner eigenen Er-

„habenheit kämpfte; ſein wahres Glück alſo das
„kannte ich ſo wenig, wie er den Abgrund, an deſſen
„Rand ich taumelte. Es war mir nicht vergönnt,
„ihm alle Fragen vorzulegen, die mich beſchäftigten,
„alle Gedanken, die mich marterten. Scharen
„von Menſchen gingen ununterbrochen bei ihm aus
„und ein und trugen ihm eine unendliche Laſt von
„Arbeiten und Geſchäften tauſendfacher Art zu.
„War er allein, was höchſt ſelten und nur auf kurze
„Zeit der Fall war: ſo erquickte er entweder ſeinen
„Leib mit dem Notwendigſten an Ruhe und an
„Speiſe, oder ſeinen Geiſt mit Leſen. Dies hielt
„mich zurück von ſeinem Herzen und ſeinem Geſpräch,
„obſchon der Zutritt zu ihm ſo frei war,
„daß die Kommenden nicht einmal angemeldet
„wurden. Gingen wir nun zu ihm in dieſer Zeit,
„ſo traten wir ohne Umſtände in ſein Zimmer,
„fanden ihn ſo aufmerkſam leſend, daß er keinen
„Blick vom Buch abwendete, und ſetzten uns. Wer
„hätte wohl gewagt, ihn in dieſen ernſten Studien
„zu ſtören? Hatten wir nun eine Zeitlang ſchweigend
„ſo geſeſſen und in fortwährender Stille ihn
„beobachtet, ſo entfernten wir uns wieder und nur
„ſelten konnte ich dazu kommen, ihm eine kurz gefaßte
„Frage vorzulegen, die er eben ſo kurz beantwortete.
„Mein heißes Verlangen forderte längere
„Zeit, als er widmen konnte, und ich fand keine
„Gelegenheit, um ihm mein Inneres zu offenbaren.

„Indeſſen hörte ich ihn doch jeden Sonntag das „Wort der Wahrheit verkünden und mein Geiſt „frohlockte, wenn er die Schriften des alten Bundes „nach der Regel: der Buchſtabe tötet, der Geiſt „belebt, dem Volk auslegte, denn dadurch erkannte „ich die Verleumdungen der göttlichen Bücher durch „die Manichäer."

Auf dieſe Weiſe erfuhr Auguſtinus allmählich, daß der Menſch nach göttlichem Ebenbilde geſchaffen ſei, ohne daß deshalb Gott einen Körper und leibliche Glieder habe und daß — wenn man aus Mangel an Faſſungskraft oder aus Unerklärbarkeit des Gegenſtandes dieſes auch nicht ganz faſſe — man es doch ſehr wohl glauben könne, da man ja eine Menge von Dingen glaubt, die man nie ſah. Er erfuhr, daß die heiligen Schriften einer unerſchütterlichen Autorität bedürfen, weil der Menſch zu vielfacher Täuſchung unterworfen iſt, um die ewige Wahrheit klar und zweifellos von ſelbſt zu finden. Er erfuhr, daß es eine Kirche gibt.

„Wer dem Irrtum entgehen will," ſchreibt er, „muß die Auslegung der heiligen Schriften demütig von Deiner Kirche, o Herr, annehmen. Ihr „verleiheſt Du fort und fort das rechte Verſtändnis „durch die Erleuchtung des Heiligen Geiſtes. Wer „im ſtolzen Dünkel verſchmähet, die Kirche, dieſe „Säule und Grundfeſte der Wahrheit, mit geleh-

„rigem Gemüt zu hören, der wird Deiner Gnade „verluſtig und mißkennt die Wahrheit, indem er „überall nur die eiteln Hirngeſpinnſte ſeines betörten Herzens wiederfindet. Es gibt außer der Kirche „kein Hören des göttlichen Wortes ſondern nur ein „Hören der trüglichen, mehr oder minder irrigen „Menſchen-Deutung dieſes Wortes. Wer anderswo „als auf dem heiligen Berge der katholiſchen Kirche „betet, hoffe nicht erhört zu werden zum ewigen „Leben, denn nur in ihr wird Sündenerlaſſung „verliehen und empfangen. — Noch erkannte ich „dies nicht; allein Du ſtandeſt mir bei, damit ich „zur Erkenntnis käme.“

Und immer wieder jammerte er mit ſeinen beiden Herzensfreunden über die Schwierigkeit, die doppelte Kette der Unwiſſenheit des Verſtandes und der ſinnlichen Begierden zu ſprengen. Mit Gram und Staunen ließ er die lange Zeit an ſeinem Gedächtnis vorüberziehen, die von ſeinem neunzehnten Jahr bis zur gegenwärtigen Stunde verfloſſen war. Damals flammte zuerſt jene mächtige Liebe zur Weisheit und Wahrheit in ihm auf, die ihm ſüßer ſchien, als all' die eitlen trügeriſchen Ausſichten auf weltliches Glück. Und dennoch kroch er jetzt, bei dreißig Jahren, noch immer auf den alten Wegen des Staubes umher, gequält von derſelben Ungewißheit, voll Verlangen, die Gegenwart zu genießen, verzehrt vom Beſtreben, ſie, die immer flieht, feſtzuhalten und das zu ſammeln, was ſeiner Natur nach immer zerflattert. Zuerſt hatte er beſchwichtigend zu ſich ſelbſt geſagt: Morgen werde ich die Wahrheit finden, die ich ſuche — und ihr folgen. Morgen wurde heute; aber er fand ſie nicht. Dann dachte er: Fauſtus wird kommen, wird mich belehren und alles lichten. Fauſtus kam; aber ohne Licht. Später ſeufzte er: O ihr Akademiker, ihr ſeid wahrhaft groß mit eurer Behauptung, daß keine Lehre unumſtößlich ſicher ſei; euch will ich folgen. Aber auch das war vorüber und jetzt ſprach er: ich will abermals ſuchen und nicht verzweifeln. Und doch war er der Verzweiflung ſehr nahe.

„Wo und wie ſoll ich die Wahrheit ſuchen?“
„fragte er troſtlos ſich ſelbſt. Ambroſius hat nicht
„Zeit für mich. Zum Leſen fehlt mir die Muße,
„und woher auch die Bücher nehmen! wer borgt ſie
„mir? wo nehme ich die Mittel her, um ſie zu kau-
„fen?“ — Ein anderer Gedankenzug trat dieſem
„entgegen: Iſt das Heil meiner Seele, welches von
„der Entdeckung der Wahrheit abhängt, nicht eini-
„ger Anſtrengung wert? Kann ich mir nicht mit
„gehöriger Zeiteinteilung die Muße ſchaffen um
„über ſo wichtige Gegenſtände nachzudenken .....
„ſie zu betrachten? .... Freilich, der ganze Vormit-
„tag wird durch meine Vorleſungen ausgefüllt; aber
„die übrigen Stunden des Tages — womit die?

„Nun, es iſt doch notwendig, daß ich mich gründ-
„lich auf meine Vorleſungen vorbereite . . . . und
„in anderer Weiſe eben ſo notwendig, daß ich meine
„Gönner, meine angeſehenen und vielvermögenden
„Freunde beſuche, die meinen Ruf, mein Fortkom-
„men, meine Einkünfte ſo ſehr fördern können; . . .
„und endlich bedarf mein Geiſt Erholung nach ſo
„angeſtrengter Arbeit! — — Dennoch gehe lieber
„alles zu Grunde, fahre alles Eitle und Leere da-
„hin, ehe ich abließe, nach der Wahrheit zu forſchen!
„Nein, ich ſage den weltlichen Ausſichten und Hoff-
„nungen Lebewohl . . . . ich ſuche fortan nur Gott
„und das ſelige Leben. — — Hätte nur nicht die
„Welt ſo ſüße Reize, daß es unſäglich ſchwer iſt,
„ihnen zu entſagen! alſo behutſam gehandelt, ohne
„Übereilung! Meine einfluß- und zahlreichen
„Freunde können unſchwer eine Ehrenſtelle für
„mich erlangen . . . . oder ich könnte Präſident an
„einem Tribunal werden, eine Frau nehmen, die
„Vermögen hat; dann wäre ich am Ziel meiner
„Wünſche; denn viele ausgezeichnete Männer leb-
„ten im Eheſtande, ohne den tiefſten wiſſenſchaft-
„lichen Studien und philoſophiſchen Forſchungen
„zu entſagen."

Solche Gedankenzüge kreuzten ſich in ſeiner Seele wie ſchwere Wetterwolken, die der Sturm bald hieher, bald dorthin jagt. Die Sehnſucht, über alles Irdiſche hinaufzuſteigen und die gött-

Die Menſchheit ſteht an ihrem Untergange:
Die Leiber leben nur! Am Seelentod
Erlabt ſich höhniſch die uralte Schlange,
Die damals ihn im gift'gen Apfel bot.
Drum wogt ein wildes, fieberheißes Schmachten,
Ein Drängen nach unmöglichem Genuß,
Vernichtend — weil ein unerſättlich Trachten —
Durch alle Herzen, wie ein Lavafluß.

Drum greifen gierig zitternd tauſend Hände
Nach Freudenwein im goldnen Feſtpokal.
Doch ſpricht der Mund, wenn er geſchlürft zum Ende:
„Hinweg damit! der Rauſch iſt matt und ſchaal!“
Drum greifen ſie nach goldnen Diademen,
Nach Roſenkronen, Myrth- und Lorbeerkranz:
Die ſind zu tragen ſchwerer, als zu nehmen; —
Drum heißt es bald: „Hinweg mit falſchem Glanz!“

Drum greifen angſtvoll oft mit innerm Beben,
Das ſich verſchleiert hinter ſtolzem Blick,
Nach einem Anker ſie, der ihrem Leben
Die Ruhe geben ſoll, dies einz'ge Glück.

liche Schönheit, die ewige Liebe, das eine und einzige wahre Gut, Gott allein zu umfaſſen, in Gott allein Genügen zu finden, wurde aufgewogen von der Leidenſchaft für die Kreatur. Die Zeit verging. Er kam zu keinem Entſchluß. Er „verſchob es von „einem Tage zum andern, ſein Leben in Gott zu „erneuern und doch fand er täglich den Tod in ſich „ſelbſt. Er verlangte nach dem glückſeligen Leben, „aber er ſcheute zurück vor der Quelle der Glückſeligkeit und ſuchte ſich ihr zu nahen — auf der „Flucht vor ihr.“

Zehntes Kapitel.

Eheſtandsunterhandlungen.

Monika hatte einen leitenden Gedanken: ihren Sohn in den Bund der Chriſten aufgenommen zu ſehen. Ein Katechumen, der in unerlaubten Verhältniſſen lebte, konnte aber nicht zur Taufe zugelaſſen werden, weil ſie nur den Sünder im Blute Jeſu reinigt, der ſeine Sünden bereut, verabſcheut, und ſich, dem Willen nach, gänzlich von ihnen losſagt. Die Verbindung, in welcher Auguſtin nun ſchon ſeit dreizehn Jahren mit Adeodats Mutter lebte, ſtand zwiſchen ihm und dem Sakrament der Taufe; deshalb ſuchte Monika es zu löſen und Auguſtin für eine rechtmäßige Ehe zu gewinnen. Sie gab ſich die größte Mühe, eine Gattin für ihn zu finden, die ihm gefallen könne und deren äußere Verhältniſſe annehmbar wären. Wirklich fand ſie ein junges Mädchen, das allen Anforderungen zu entſprechen ſchien. Doch war auch hier wieder Adeodats Mutter ein Hindernis, deſſen Entfernung die Eltern des jungen Mädchens ebenſo entſchieden wie Monika wünſchten. Das war nicht leicht. Auguſtin hing mit dem Herzen an ihr. „Man entriß ſie mir," ſagt er, „und mein Herz wurde zerriſſen und blutete." Sie kehrte nach Afrika zurück und legte dort das Gelübde ab, ſich ganz Gott zu weihen und ein Leben der Buße und Entſagung zu führen. Adeodat blieb bei ſeinem Vater. Die Eltern der Braut verlangten aber eine zweijährige Friſt bis zur Verehelichung, weil ihre Tochter jetzt noch zu jung ſei. Die Heirat war ſehr wünſchenswert; deshalb entſchloß ſich Auguſtin, dem Verlangen der Familie nachzugeben. Aber mit der ganzen Hinfälligkeit der Natur, „obſchon die Wunde der Trennung nicht geheilt war," ſchloß er ſich nun an eine andere Frau an!

Alypius war durchaus gegen Auguſtin's Verehelichung und wiederholte ihm unabläſſig, daß das trauliche Leben der Freundſchaft und die gemeinſamen friedlichen Studien im Dienſte der Wahrheit notwendigerweiſe durch den Eheſtand in den Hintergrund gedrängt werden müßten. Auguſtin mit ſeinem reichen und feurigen Herzen hatte jedoch ein äußerſt lebhaftes Gefühl für Freundſchaft und ſuchte dem Alypius zu beweiſen, daß ſich beides ſehr gut verbinden laſſe, und ſeine beredten Schilderungen von dem Glück des ehelichen Lebens machten nach und nach großen Eindruck auf Alypius, der im Grunde gar keine Neigung dafür hatte. Er war ſo daran gewöhnt zu Auguſtinus, wie zu einem verehrten Meiſter, aufzublicken und ihn zugleich ſo innig zu lieben, daß er zu glauben begann, Auguſtinus müſſe wohl Recht in dieſer Sache haben und aus Neugier nach jenem geprieſenen Glück beſchloß er gelegentlich für ſeine Perſon ebenfalls daran zu denken.

Der Kreis der vertrauteſten, gleichgeſinnten Freunde hatte ſich inzwiſchen um Auguſtinus vergrößert. Romanian war durch wichtige Anliegen an das kaiſerliche Hoflager in Mailand geführt und hatte ſeinen Sohn Licentius, einen äußerſt begabten Jüngling mitgebracht, um ihn unter Auguſtin's Leitung zu ſtellen. Auch Navigius, Monika's zweiter Sohn, und zwei Vettern Auguſtin's waren nach Mailand gekommen. Dieſe und andere junge Männer empfanden den Drang, der durch die Zeit ging und der die ſtarke Strömung des chriſtlichen Elementes bezeichnete, die an jede Seele heranflutete: der Drang für Höheres zu leben, als für die irdiſche Welt. Solche Geiſtesſtrömungen ſehr verſchiedener Art gehen durch die verſchiedenen Epochen der Geſchichte. Bald iſt ſie geiſtig beſeelend, bald geiſtig berauſchend, bald ſinnlich berauſchend, bald nur ſinnlich-materialiſtiſch. Die geiſtige Beſeelung iſt ein wundervolles Schauſpiel in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten. Der Menſch kommt zum Bewußtſein ſeiner Würde, ſeiner Beſtimmung, ſeines Zieles, ſeiner Gotteskindſchaft — zum Bewußtſein, daß dies Leben, welches in den Tränen, Schmerzen und Finſterniſſen der Zeitlichkeit beginnt, wie eine Chryſalide die Umhüllung der Irdiſchkeit ſprengen müſſe, um zu dem Lichte der ewigen Verheißungen aufzuſteigen. Jeder Chriſt macht freilich dieſen Prozeß, mehr oder minder kräftig, in ſich durch; allein damals war der Abgrund tiefer und das Gegengewicht ſchwerer und die Kette länger, weil das Heidentum, d. h. die heidniſche Geſinnung und Richtung, die Welt noch ſo mächtig beherrſchte, und deshalb mußten Schwung und Energie größer ſein, um den Gegenſatz zu bewältigen.

„Oft unterhielten wir uns, meine Freunde und „ich,“ ſchreibt Auguſtinus, „über das Elend und die „Unruhe des Lebens, wie die Welt es liebt. Wir „fanden es durchaus unerträglich und beratſchlagten, ob wir uns nicht an einen ſtillen Ort begeben „und abgeſchieden von der Menge, ungeſtört durch „ſie, gemeinſchaftlich leben könnten. Um dieſen „Plan auszuführen, ſollte das Vermögen aller in

„eine Kaſſe zuſammenfließen. Es ſollte nicht
„mehr von Mein und Dein die Rede ſein, ſondern
„die vollkommene Gleichheit zuwege bringen. Wir
„rechneten, daß zehn von uns ſich für ein ſolches
„gemeinſchaftliches Leben eignen würden. Einige
„waren ſehr reich, beſonders Romanian, mein
„Landsmann und älteſter Freund, der am Kaiſerhof
„ſeine Angelegenheiten betrieb. Er drang am
„meiſten auf die Ausführung unſeres Planes, dem
„er durch ſein großes Vermögen eine feſte Grundlage
„geben wollte; und wir ſetzten feſt, daß alljährlich
„zwei aus uns gewählt und mit der ganzen
„Verwaltung des Hauſes und der Einkünfte betraut
„werden, die übrigen aber ſorgenfrei für geiſtige
„Beſchäftigungen leben ſollten. Als wir ſo weit gediehen
„waren, fiel es einem von uns ein zu fragen,
„ob denn die Frauen, die einige ſchon hatten,
„und die Frau, die ich haben wollte, mit dieſer Einrichtung
„zufrieden ſein würden; und ach! der
„ſchöne Plan, den wir mit ſolcher Liebe ausgedacht
„hatten, löſte ſich in Rauch auf! Wir fielen zurück
„in unſere alten Klagen über unſern alten Jammer,
„und auf die breitgetretenen Weg der Welt.“

Aber dieſe Wege haben die traurige Eigentümlichkeit, ihre Wanderer mehr und mehr mit einem ſchwülen Nebel zu umhüllen, der ihrem Blick keine freie Ausſicht geſtattet. Sie ſehen nur, was vor ihrem nächſten Schritt liegt; ſie fühlen nur, was

BIBL. UNIVERS. LYON

ihre Hand berührt; und da ſie auf dieſe Weiſe nur für das ſinnliche Daſein exiſtieren, ſo iſt es natürlich, daß ſie weiter nichts wünſchen, als daß es ihnen eine ununterbrochene Kette ſinnlicher Annehmlichkeiten biete. Dieſem Untergang des höheren Menſchen, der ſich zum Sklaven macht ſeiner gefallenen Natur, neigte Auguſtinus ſchon ſich zu. Nichts hielt ihn ab, ſich noch tiefer in den Schlamm der böſen Begierlichkeit zu verſenken, als ein Glaubensfunke, der ſeit ſeiner frühen Jugend unauslöſchlich in ſeinem Buſen glimmte, das war die Furcht vor dem Tode und dem bevorſtehenden Gericht. Wenn er mit ſeinen intimſten Freunden Alypius und Nebridius über das letzte Ende der Guten und Böſen ſprach, geſtand er ihnen, er würde dem Epikur die Palme der Weisheit reichen, welcher das höchſte Glück des Menſchen im möglichſt ungetrübten Genuß angenehmer Empfindungen ſetze, wenn er nur von dem Glauben ſich losmachen könne, daß das Leben der Seele nach dem Tode fortdauere und daß jeder nach Verdienſt behandelt werde, ein Glaube, den Epikur freilich nicht hatte.

Um dieſe Zeit fielen ihm einige Schriften der Platoniker in die Hände. Ein berühmter römiſcher Redner, Victorin, der in ſeinem Alter Chriſt wurde, hatte ſie, als er noch Heide war, aus dem Griechiſchen in's Lateiniſche überſetzt. Mit dem krankhaften Heißhunger ſeiner Seele nach der geſunden Speiſe der Wahrheit fiel Auguſtinus über dieſe Schriften her. Er glaubte an Gott als an den Schöpfer, Regierer und Richter der Welt; er glaubte, daß Gott durch Chriſtus und durch die von der katholiſchen Kirche beglaubigten heiligen Schriften den Weg zum Leben nach dem Tode zeige; aber er zerquälte ſich maßlos über den Urſprung des Böſen. „Du weißt, o Herr, welche „Marter, welche Qual ich litt, wenn mein verſchmachtender Geiſt lechzend fragte: Woher das „Böſe? — und keine Löſung fand. Du allein weißt „es; die Menſchen nicht. Wie wenig konnte ich davon den Vertrauteſten mitteilen! wie wenig ihnen „von den Stürmen ſagen, die mich zerwühlten und „durchwogten, denn dafür gab es kein menſchliches „Wort. Aber mein Jammer nach Dir, und was „ich ſchrie in der Todesangſt meiner Seele, das „alles, o Herr, kam vor Dein Ohr und neigte Deine „Barmherzigkeit mir zu. Und nur weil mein „Stolz ſich noch ſträubte, erkannte ich nicht die richtige Straße meines Heiles: daß ich bliebe nach „Deinem Ebenbilde und, Dir dienend, das Böſe „in mir beherrſchte. Ehe ich das erkannte, fand ich „nirgends einen Ruheplatz, nirgends die Stätte, „auf der ich ſagen konnte: Genug! das iſt's! mir „iſt wohl!"

Auch die Platoniker gaben ihm dieſes Genügen nicht. Gingen ſie auch in ihrer tiefſinnigen Spekulation ſo weit, um die Gottheit des Sohnes und deſſen Gleichewigkeit mit dem Vater zu ahnen, ſo erhoben ſie ſich doch nicht zu dem Myſterium der Menſchwerdung. Der erniedrigte Gott, der Gott in Knechtesgeſtalt, der mißhandelte, gekreuzigte Gott, war ein Geheimnis, welches ſich den Kleinen offenbarte, den Weiſen nicht. Aber die Incarnation gibt das Verſtändnis über das Myſterium der Erlöſung: Gott nimmt menſchliche Natur an, um den Menſchen zu ſich empor zu ziehen. Auf dieſer wunderbaren Höhe ruht die Seele im Licht und auf den Flügeln der chriſtlichen Offenbarung. Doch ermahnten jene Schriften zur Forſchung nach *unkörperlicher* Wahrheit und das wurde für Auguſtinus ein Fingerzeig, um in die Tiefe ſeiner Seele hinabzuſteigen und ſeinen Blick von den äußern Dingen ab- und dem Innern zuzuwenden und von den wechſelvollen, unruhigen Erſcheinungen keine Aufſchlüſſe über Ewiges zu verlangen.

„Und Du, o Herr, wurdeſt mein Helfer!", ruft er aus, „Du halfſt mir mit meinem noch ſo ſchwachen Seelenauge über meinem Geiſt Dein unwandelbares Licht zu erblicken. Es war nicht jenes „allgemein ſichtbare, und auch nicht ein ähnliches, „aber helleres, ſtärkeres Licht. Es war ganz anders! und auch anders über meinem Geiſt, als der „Himmel über der Erde iſt. Wer die Wahrheit er-

„kennt, der kennt dies Licht; und wer es kennt, der „kennt die Ewigkeit. Die Liebe kennt es."

Ja, ſo iſt es. Die Liebe öffnet den Seelenblick für die ewige Liebe, die ſich herabließ aus dem überhimmliſchen Licht und in unſere Finſternis einkehrte, um uns die Wahrheit, und den Weg zu ihr und das Leben in ihr zu zeigen.

Aber noch ſtand Auguſtinus nicht feſt. Hingeriſſen von der Ahnung einer unendlichen Schönheit, zog die eigene Schwere ihn wieder in die Tiefe und begriff er auch, daß er jener anhängen ſolle, ſo zweifelte er doch, ob er es könne. Noch war ihm die Macht der Gnade nicht entgegengetreten in Chriſtus, dem Mittler, und da ſeine Platoniker darüber ſchwiegen, ſo griff er verſuchsweiſe wieder zu den Schriften des Neuen Teſtamentes, die ihm früher gering, geiſtlos und voll Widerſprüche erſchienen waren. Jetzt ganz anders! Die Briefe des Apoſtels Paulus, in denen er ſonſt ſoviel Schwierigkeiten und tauſend Beweiſe gegen das Alte Teſtament gefunden hatte, fand er jetzt im Einklang mit den Verheißungen und den Vorbildern, und ſämtliche Schriften von einem und demſelben Geiſt beſeelt.

„Da erzitterte ich in hoher Freude," ſchreibt er. „Alles Wahre, was ich in andern Büchern geleſen, „las ich nun auch in der Heiligen Schrift; nur mit „dem Unterſchied, daß ſie nichts lehrt, als unter

„dem Einfluß der Gnade und daß ſie ihren Schü-
„lern immer die Gnade vor Augen hält, die Gnade,
„die ihnen zuerſt das göttliche Geſchenk der Wahr-
„heit macht und ihnen dann die Gabe der Erkennt-
„nis verleiht. Nein, von der Gnade wiſſen die
„Weiſeſten der heidniſchen Schriftſteller nichts,
„nichts von den Zügen der chriſtlichen Gott-
„ſeligkeit und den Tränen der Reue, nichts
„von dem Opfer eines demütigen Geiſtes und
„eines zerknirſchten Herzens, nichts von der
„ſeligen Gottesſtadt, der Kirche, nichts von den
„Gaben des heiligen Geiſtes, nichts von dem Kelch
„des Heils und der Erlöſung. Denn etwas an-
„deres iſt es, vom hohen rauhen Gebirge herab in
„das Land des Friedens zu ſchauen, aber den Weg
„dahin nicht zu wiſſen und bei dem Suchen von
„Räubern, Löwen und Drachen bedroht zu werden;
„und ein anderes, auf dem rechten Wege, von
„Scharen des himmliſchen Königs bewacht und ge-
„leitet, wirklich dahin zu pilgern. Da zerſchmolz
„mir wunderbar das Herz bei jenen Briefen des
„Apoſtels. Ich betrachtete dieſe Gnadentaten Got-
„tes und erſchauerte."

Eine neue Welt tat ſich vor Auguſtinus auf, die ſtille, ſelige Welt der Entſagung, und in ihr ſtand der Menſch, „die neue Kreatur." Das war es! das zog ihn an,

Doch ihre Anker tanzen auf den Wogen
Und ſinken nimmermehr zum feſten Grund,
Vom Wellenſchlag zerbrochen und verbogen,
Ringt ſich das Herz mit ihnen müd' und wund.

Dann fällt die Seele wie im Fieberſchlafe,
Verzehrt von heißer Leidenſchaften Brand,
Des Böſen Spielball und der Sinne Sclave,
In Zweifel und in der Verzweiflung Hand.
Dann taumelt ſie aus ihrem Todesſchlummer
Nur auf zu Miſſethat, zu Fluch und Spott,
Und heult als Grablied ihrem eignen Kummer:
„Gieb dich zufrieden! ſei dir ſelbſt dein Gott!“

Aus dieſem Knäuel von verwirrten Ketten,
Von bunten Schlangen und von Flitterpracht,
Will eine Hand, o Seele, dich erretten,
Zum Tag dich führen aus der Lüge Nacht.
Wach auf! wach auf! es dämmert ſchon die Frühe! —
Du kannſt nicht gehn? — du biſt zu matt? zu ſchwach? —
Thu nur die Augen auf und ſieh! — o ſiehe,
Es kommt auch dir das Heil, der neue Tag!

ſo ſüß, ſo friedeverheißend, ſo mächtig, und das ſtieß ihn zugleich ſo unerbittlich ab. Der wunderbare Korintherbrief wurde für Auguſtinus, wie für ſo viele nach ihm, der Stein des Anſtoßes, woran das alte Leben zugrunde ging und der Eckſtein, an den ſich das neue Leben anlehnte. Das Streben nach eitlen Dingen, nach Beifall und Ruhm, nach Vermögen und Ehrenſtellen, war ihm gänzlich verleidet und lockte ihn nicht mehr, ſeitdem er die erhabenen Wirkungen der Chriſtusliebe durch die Worte des Apoſtels und in ſeinem Beiſpiel kennen gelernt hatte; aber er trug eine Feſſel, die ihn viel ſtärker von der vollkommenen Hingebung an die Freiheit der heiligen Liebe zurückhielt, als all' jene Eitelkeiten. Doch er trug ſie mit Jammer, ja mit einer gewiſſen Empörung über ſich ſelbſt und ſeine Armſeligkeit. Er war nicht ein Charakter, der zufrieden iſt, auf halbem Wege liegen zu bleiben. Der Apoſtel hatte ihm das Gute und das Beſſere gezeigt; die Gnade zog ihn zu dem Letzteren hin, die Natur ſuchte ihn bei dem Erſteren feſtzuhalten. „Schwach, wie er war, wählte er das Bequemere und Leichtere und blieb deshalb in ſeiner ganzen inneren Entwickelung kläglich gehemmt." Er empfand dieſe Unvollkommenheit mit einem nagenden Gram und fühlte ſich dermaßen unglücklich, daß er einen berauſchten fröhlichen Bettler, der ihm auf der Straße begegnete, beneidenswert fand, während er mit größtem Widerſtreben hinging, um eine Lobrede auf Kaiſer Valentinian II. zu halten, die ihm doch ohne Zweifel den Beifall der Menge eintrug.

Elftes Kapitel.

Der erſte Schritt.

In Mailand lebte der ehrwürdige Greis Simplician, der den Biſchof Ambroſius getauft hatte und von dieſem wie ein Vater geliebt wurde. Auguſtinus wußte, daß Simplician von Jugend auf ein frommer Chriſt geweſen ſei; das gab ihm Vertrauen. Er ging zu ihm und offenbarte ihm ſeine Seelenſtürme. Auch die Schriften, die er geleſen, nannte er. Als er die Platoniker erwähnte, wünſchte Simplician ihm Glück, weil dieſe Bücher hohe Begriffe vom reingeiſtigen Weſen der Gottheit und häufige Hindeutungen auf das ewige Wort (den Logos) enthielten und nahm die Veranlaſſung wahr, um die Bekehrung Victorins, des Überſetzers dieſer Schriften, zu erzählen, mit dem er früher in Rom vertraulichen Umgang gehabt hatte.

Victorinus war zu ſeiner Zeit einer der größten Gelehrten Roms, ſehr bewandert in Philoſophie und Wiſſenſchaft, der beliebte Lehrer vieler edler Senatoren und ſo hochgeſchätzt, daß ihm die Ehre wurde, ſeine Statue auf dem Forum aufgeſtellt zu ſehen. Bis in's Greiſenalter hatte er die Götzen verehrt, an der heilloſen Feier ihrer Myſterien mit dem ganzen römiſchen Adel teilgenommen, ja ſogar dem Volk Geſchmack beigebracht für verſchiedene fremdländiſche Götterungeheuer, z. B. für den bellenden Anubis. Endlich aber wendete Victorinus ſeine aufmerkſamen Forſchungen der Heiligen Schrift und überhaupt allen Schriften der Chriſten zu und ſeine hohe Intelligenz wurde mächtig von der Wahrheit ergriffen. Er kam eines Tages zu Simplician und ſagte ihm im Vertrauen: „Freund ich bin was du biſt — ein Chriſt!“ Überraſcht und zweifelnd entgegnete Simplician: „Ich werde es glauben, wenn ich dich in der Kirche ſehe.“ „Alſo machen Wände den Chriſten!“ rief lachend Victorin. So oft er nun Simplician ſah, wiederholte er die Verſicherung, er ſei Chriſt; — wiederholte Simplician ſeine Antwort und Victorin ſein Gelächter. Er fürchtete ſeine Freunde, die ſtolzen Verehrer der Götzen zu beleidigen und von den Trümmern ihrer babyloniſchen Freundſchaft begraben zu werden. Allmählich aber tagte es in ſeiner Seele, indem er den Ausſpruch erwog: Wer mich bekennt vor den Menſchen, den werde Ich bekennen vor meinem himmliſchen Vater; und es kam ihm vor wie eine ſchwere Sünde, wie eine Verleugnung des Herrn und ſeiner Gnade und Liebe, wenn er ſich ſchäme, das zu bekennen, was er glaube. Er überwand die Furcht vor den Menſchen, die nur da herrſcht, wo die Gottesfurcht fehlt, ging zu Simplician und ſprach zu ihm: „Komm' mit mir in die Kirche! ich will Chriſt werden.“ Froh überraſcht ging dieſer mit ihm. Kaum hatte Victorin die erſten Belehrungen über die chriſtlichen Glaubenswahrheiten empfangen: ſo ließ er ſich unter die Katechumenen einſchreiben, um durch die Taufe wiedergeboren zu werden in Chriſtus. Das heidniſche Rom erſtaunte und zürnte dem Überläufer; die Kirche frohlockte, daß dieſer Große in der Welt der Lüge — ein Kleiner Chriſti im Reich Gottes geworden ſei; Victorin ſetzte ruhig ſein Vertrauen auf den Herrn. Als nun die Stunde nahte, das Glaubensbekenntnis abzulegen, was vor dem Empfang der Taufe in beſtimmt vorgeſchriebenen und auswendig gelernten Worten in der Verſammlung der römiſchen Gläubigen zu geſchehen pflegte, trugen die Prieſter dem Victorin an, ſein Bekenntnis im Geheimen abzulegen, wie diejenigen, die eingeſchüchtert von der großen Verſammlung und verwirrt zu werden fürchteten. Aber Victorin kannte keine Furcht mehr. Er hatte die Welt überwunden. Da er nun hinaufſtieg zu dem erhöhten Platz, ging ein freudiges Flüſtern von allen, die ihn kannten, — und wer hätte nicht ihn gekannt! — durch die Verſammlung und brach aus in dem Jubelruf:

„Victorinus!“ Doch ebenſo ſchnell trat tiefe Stille ein, und lautlos horchten alle auf, da ſie ihn hörten mit glorreicher Zuverſicht den wahren Glauben bekennen. Alle hätten ihn an ihr Herz reißen mögen vor namenloſer ſeliger Freude über dieſen glückſeligen Bekehrten, der ein Starker war und den der Stärkere mit den Waffen ſeiner Liebe überwand. Nach einiger Zeit beſtieg Julian der Apoſtat den römiſchen Kaiſerthron. Er haßte die Chriſten mit bitterm Ingrimm. Er wollte ſie nicht morden, ſie ſollten leben; aber erniedrigt und verächtlich durch Unwiſſenheit und Mangel an Bildung: Heloten des Geiſtes ſollten ſie werden, damit er den philoſophiſch und wiſſenſchaftlich gebildeten Heiden nicht einfalle, unter dieſe rohen Unwiſſenden ſich zu begeben, und damit ſie ſelbſt keine Mittel hätten, um ſich den Einfluß zu verſchaffen, den das Wiſſen überall in der menſchlichen Geſellſchaft übt. Julian verbot durch ein Geſetz den Chriſten, Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften zu werden; alle Lehrſtellen wollte er nur mit Heiden beſetzen. Victorin hatte nun Veranlaſſung, ſeine wahrhafte Bekehrung zu bewähren: er gab ſogleich das Lehrfach auf, das ihm ſo lieb geworden war und beſchäftigte ſich fortan ſtatt für andere mit den ſchönen Wiſſenſchaften, für ſich ſelbſt mit der Wiſſenſchaft des Heils.

Simplician erreichte mit dieſer einfachen Erzählung vollkommen ſeinen Zweck: ſie machte einen ungeheuern Eindruck auf Auguſtinus, der vor Verlangen erglühete, es dem Victorin gleich zu tun bis zum letzten Schritt. Immer heißer wurde ſein innerer Kampf. Er fühlte ſich vom Siege über ſich ſelbſt zurückgehalten durch eiſerne Bande, die ihm ſein eigener Wille auferlegte. Dieſen hielt der uralte Feind feſt und machte daraus die ſtärkſte Feſſel. „Denn aus dem verkehrten Willen entſteht „die böſe Begier; dient man ihr, ſo entſteht daraus „die böſe Gewohnheit; und widerſteht man dieſer „nicht, ſo wird ſie zu einer Art von Notwendigkeit.“ Das waren die Ringel der Schlange, in denen er ſich abarbeitete. Er fühlte jetzt zwei Willen in ſich, die nie eins waren „und ſeine Seele zerriſſen“: einen neuen, der Gott allein — einen alten, der Gott und der Welt dienen wollte. So lernte er aus Erfahrung das Wort des Apoſtels im Galaterbrief verſtehen, daß das Fleiſch dem Geiſt widerſtrebt und der Geiſt dem Fleiſch. „Denn in dem „zwieſpältigen Willen war ja ich ſelbſt: aber mehr „in dem, was ich in mir guthieß, als in dem, was „ich nicht guthieß. Gleichwohl war ich es doch, „durch den die Gewohnheit in mir ſo hartnäckig gegen mein Wollen geworden war. Wer dürfte „alſo wohl mit Recht ſich auflehnen, wenn den Sünder die gerechte Strafe trifft? Auch die Entſchuldigung hatte ich nicht mehr, die Ungewißheit, ob

„die Wahrheit zu erforſchen ſei, halte mich in der „Welt zurück; denn dieſe Unſicherheit beſtand nicht „mehr für mich. Allein ich Erdgebundener fürchtete „ſo ſehr aller Hinderniſſe zum ungeteilten Dienſt „des Herrn ledig, als ich hätte fürchten ſollen, von „ihnen umſtrickt zu werden. So lag denn noch immer das Weltjoch drückend und ſanft zugleich, wie „auf einem Schlafenden, auf mir und die Gedanken, die ich zu Dir erhob, waren wie die Bewegungen eines Schlaftrunkenen, der wohl gern aufſtehen möchte, weil die Zeit gekommen iſt, aber „von der Wucht des Schlummers übermannt, wieder zurückſinkt. Wohl wußte ich, daß es mir ungleich beſſer ſei, Deiner Liebe, o Herr, zu folgen, „als meinen ungeordneten Leidenſchaften; allein „jene ſiegte in meiner Überzeugung und dieſe beſiegte meinen Willen. Wenn Du mir zuriefſt: „Erwache, du Schläfer! erſtehe von den Toten! „Chriſtus wird dich erleuchten! ſo vermochte ich Dir „nichts weiter zu antworten, als die trägen, ſchlaftrunkenen Worte: Sogleich! ſogleich! nur noch „einen Augenblick! — Aber dies ſogleich hatte kein „Ende und dieſer Augenblick hörte nimmer auf. „Vergebens hatte der innere Menſch Freude an dem „Geſetz des Geiſtes; das Geſetz des Fleiſches, von „dem Dein Apoſtel ſpricht, ſtand dawider auf und „brachte mich unter die Botmäßigkeit des Sündengeſetzes. Denn das Geſetz der Sünde iſt die Macht

„der Gewohnheit, durch die der Geiſt zum Lohne
„dafür, daß er ſich demſelben freiwillig ergab, nun
„wider Willen hingeriſſen und feſtgehalten wird.“

Dieſe furchtbaren Kämpfe, die Auguſtinus zu beſtehen hatte, zeigten ihm ſo recht deutlich die Irrlehre der Manichäer an ſeiner eigenen innerſten Erfahrung: iſt der Menſch gleichſam nur ein Gehäuſe, in welchem zwei gleichberechtigte Willen oder Naturen, als gut und böſe, ihr Weſen treiben: ſo iſt gar kein Grund für ſchmerzliche und ſtarke Kämpfe vorhanden, weil die ſittliche Freiheit wegfällt. Wo aber dieſe nach chriſtlicher Grundlehre herrſchen ſoll und in ihrer Herrſchaft über den Menſchen beeinträchtigt wird durch den Zwieſpalt des Willens, der zwiſchen dem Gebot und dem Verbotenen ſchwankt, da gibt es Geiſterſchlachten auf der kleinen Wahlſtatt des Herzens, gegen welche alle Schlachten auf den Blättern der Weltgeſchichte — was die Anſtrengungen des ſittlichen Menſchen betrifft — nur Kinderſpiele ſind.

Mit wachſender Seelenangſt lebte Auguſtinus in alter Weiſe fort, ſeufzte zu Gott und beſuchte die Kirche ſo oft die Arbeiten, die ihn erdrückten, es geſtatteten. Seine Geſundheit begann zu leiden. Die Vorleſungen griffen ſeine Lunge an, die Studien und die heftigen Gemütsbewegungen ſeine Bruſt. In einem ähnlichen Zuſtand, doch weniger aufgeregt, weil weniger leidenſchaftlich, war Alypius, der treue Freund, der nach drei Sitzungen keine Beſchäftigung in Rechtsſachen hatte und auf die Gelegenheit wartete, von ſeinen juridiſchen Kenntniſſen Vorteil zu ziehen. Nebridius hatte eine beſcheidene Stelle als Unterlehrer bei dem Grammatiker Verecundus angenommen. Dieſer, ein angeſehener Bürger von Mailand, war der vertraute Freund des ganzen Kreiſes der Afrikaner und da ihm bei dem Übermaß der Arbeit verſtändige Hilfe ganz notwendig war, leiſtete Nebridius ſie ihm aus Gefälligkeit, nicht aus Gewinn- oder Ruhmſucht; denn wäre Nebridius als Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften ſelbſtändig aufgetreten, ſo hätte er durch ſeine gründlichen Kenntniſſe und ſeine feine Bildung eine viel beſſere Stellung einnehmen können. Sein wohlwollender Charakter und ſeine Furcht, in allzu viel Zerſtreuung zu geraten, machten ihn nachgiebig gegen den Wunſch des Verecundus. Auf ſeinem unſcheinbaren Platz war er vor aller Eitelkeit bewahrt und hatte er Muße zu eigenen Studien, die er mit ſeltenem Fleiß fortſetzte.

Als er eines Tages im September 386 ſeinem Beruf nachging und die beiden Unzertrennlichen, Auguſtin und Alypius, allein zu Hauſe waren, beſuchte ſie ihr Landsmann Pontitian, ein frommer Chriſt, den Auguſtin oftmals in der Kirche inbrünſtig auf den Knien betend geſehen hatte und der am Kaiſerhof zu Mailand in großem Anſehen ſtand. Mitten im Geſpräch bemerkte Pontitian ein Buch, das vor ihm auf einem Spieltiſch lag. Er nahm es zur Hand in der Meinung, eine wiſſenſchaftliche Schrift zu finden und fand zu ſeinem größten Erſtaunen die Briefe des Apoſtels Paulus. Froh überraſcht wünſchte er Auguſtinus Glück zu dieſer Lektüre und äußerte ſein Befremden über die Wahl des heiligen Buches. Auguſtin erwiderte, er leſe dieſe Schriften mit ſorgfältigſter Aufmerkſamkeit und es entſpann ſich ein Geſpräch, das Pontitian auf den großen egyptiſchen Mönch Antonius lenkte, der bei den Gläubigen in hoher Verehrung ſtand. Auguſtin und Alypius hatten aber noch keine Silbe von dieſem Patriarchen des Kloſterlebens gehört und horchten mit brennender Teilnahme auf die Mitteilungen, die ihnen Pontitian über das Leben und Wirken des hochbegnadigten Antonius machte. Sie konnten es gar nicht faſſen, daß ſo glaubwürdige Wunder, die im friſchen Gedächtnis der Chriſten und faſt zu ihren Zeiten in der katholiſchen Kirche geſchehen, ihnen nie zu Ohren gekommen waren, und Pontitian, der zugleich über ihre Unkunde ſtaunte und über ihre Teilnahme ſich freute, erzählte weiter von der Menge der Klöſter in Egypten, von dem gottgefälligen Wandel ihrer Bewohner, von dem blühenden Einſiedlerleben in

Der zweite Adventſonntag.

„Populus Sion, ecce Dominus veniet ad salvandas gentes."

Sions Volk, du auserwähltes,
Hochbegnadetes vom Herrn,
In dem Kampf für Ihn geſtähltes,
Nie iſt dir die Gnade fern!
Immer ruht Jehova's Segen
Ueber deiner Hütte Dach;
Immer ſchweben deinen Wegen
Seine Engel vor und nach.

Auf Chaldäa's grünen Auen
Bricht er Abrams Zelte ab,
Heißt ihn wandeln voll Vertrauen
An des Glaubens Pilgerſtab,
Heißt verlaſſen ihn die Erde
Seiner Väter und ſein Haus,
Führet ihn zum neuen Herde
In's verheißne Land hinaus.

den öden Wüſten, von der Nachahmung dieſer Vollkommenheit, welche ſich jetzt auch im Abendland verbreitet, und fragte endlich, ob ſie nicht wüßten, daß in Mailand außerhalb der Stadtmauern, ein ſtilles Kloſter von guten Brüdern unter der Leitung des Biſchofs Ambroſius ſtehe. Aber nichts der Art wußten ſie, nichts! und ſie baten nur Pontitian, ihnen mehr und immer mehr von dieſen Wundern des katholiſchen Glaubens zu erzählen. Da erzählte er:

Der Imperator war in Trier und ergötzte ſich an den Spielen des Zirkus, die ihm zu Ehren gegeben wurden. Mich und drei andere Herren des Hofes langweilte das Getümmel. Wir luſtwandelten in den reizenden Gartenanlagen, die Trier umgeben und da alle Welt in den Zirkus geſtrömt war, umgab uns an dem ſchönen Nachmittag eine wohltuende Stille und wir wandelten zu Zweien im traulichen Geſpräch durch den anmutigen Hain. Während ich mit dem Einen vorausging, ſchlugen unſere beiden Gefährten einen anderen Pfad ein und gelangten zu einem unſcheinbaren Häuschen, das von einer frommen Genoſſenſchaft bewohnt wurde. Dieſe Armen im Geiſte, denen das Himmelreich gehört, luden freundlich die beiden Herren ein, bei ihnen zu raſten. Dieſe nahmen es an, traten ein und fanden in dem Gemach ein kleines Buch, über welches der Eine, der Geſchäftsführer des

Kaiſers und äußerſt lernbegierig war, ſogleich herfiel, es zu leſen begann und es nicht mehr aus der Hand legte. Dies Büchlein enthielt die Lebensbeſchreibung des Antonius, von dem ich euch Einiges erzählt habe, und unſer Freund fühlte ſich durch den Inhalt dermaßen ergriffen, durchflammt und gehoben, daß er während des Leſens beſchloß, den Dienſt der Welt aufzugeben und einem höheren Herrn zu dienen in jener Weiſe, welcher Antonius die Bahn gebrochen hatte. Plötzlich erfüllte ihn heilige Liebe und tiefe Beſchämung und im tiefſten Unbehagen über ſeinen armſeligen Zuſtand ſprach er zu ſeinem Gefährten: Ich bitte dich, ſage mir, was iſt das Ziel und Ende unſeres mühſamen Strebens? weshalb laufen und rennen wir in dieſer unerquicklichen Arena? Die Gunſt des Kaiſers! das Wohlwollen des Kaiſers! — weiter reichen unſere höfiſchen Hoffnungen nicht, und wie ſchwierig, mühſam und ungewiß iſt ihre Erfüllung! Aber ſiehe! ein Freund Gottes werde ich, wenn ich will, ſogleich. — Und in der ſchmerzlichen Wiedergeburt zum neuen Leben las er beunruhigt weiter und weiter. Eine mächtige Verwandlung ging in ſeinem Innern vor, ſein Geiſt trennte ſich von den Dingen dieſer Welt und ſein Herz wurde ſo gewaltig erſchüttert und aus den irdiſchen Banden geriſſen, daß er während des Leſens innerlich befreit ſich fühlte, den beſſeren Teil erwählte, verglich und ſich dafür entſchloß. Schon ganz hingegeben an Gott ſprach er zum Freunde: Es iſt genug! ich verlange nichts mehr, als Gott zu dienen und zwar von Stund' an und hier auf dieſer Stelle. Verſuche nicht, mich wankend zu machen und beſinne dich, was du ſelbſt tun willſt. Und der Freund antwortete ihm: Auch ich habe gewählt! ich will dein Gefährte bleiben im heiligen Dienſt und für himmliſchen Lohn.

Mein Begleiter und ich, erzählte Pontitian weiter, wir entdeckten erſt nach einigen Stunden den Aufenthalt unſerer Freunde und forderten ſie nun mit uns zur Heimkehr auf, da der Tag ſich neigte. Statt deſſen taten ſie uns ihren Entſchluß und deſſen Begründung kund und baten, wir möchten uns, wenn möglich, zu ihnen geſellen oder wenigſtens nicht durch unnütze Vorſtellungen ſie betrüben. Wir ſpürten aber nicht jene tiefe Umwandlung in unſerer Seele, die uns befähigt hätte, ihre Genoſſen zu werden. Daher freuten wir uns über ſie und weinten über uns, empfahlen uns ihrem Gebet und kehrten mit der Laſt unſerer erdenwärts gebeugten Herzen zur Stadt und in den Kaiſerpalaſt zurück. Unſere beiden Freunde waren verlobt und im Begriff, ſich zu vermählen. Als die Bräute vernahmen, daß ſich die Liebe ihrer Verlobten ausſchließlich dem Himmel zugewendet habe, prieſen ſie Gottes Gnade und weiheten ihm ihre Jungfräulichkeit.

Mit dieſer Erzählung machte Pontitian ſeinem Beſuch ein Ende und verließ die Freunde.

Zwölftes Kapitel.

Die Bekehrung.

Auguſtin blieb in einem furchtbaren Zuſtand zurück. Jedes Wort hatte ihn getroffen, jeder Zug ihn berührt. Er fühlte ſich gezwungen, ſich ſelbſt in's Angeſicht zu ſchauen und als er nun mit feſtem vollen Blick ſich erſchaute, da graute ihn vor ſeiner Häßlichkeit, vor all' den Makeln, Wunden und Entſtellungen, die er ſich bis dahin immer zu verhehlen ſuchte und zeitweiſe wirklich vergaß. Angezogen von namenloſer Liebe zu den heiligen Seelen, die ſich mit ſolcher Weltverachtung und ſolchem Vertrauen auf höheren Beiſtand in die Arme Gottes warfen, faßte er einen Abſcheu gegen ſich ſelbſt, weil er nun ſchon zwölf Jahre daran dachte, das Glück der Erde zu verachten und noch immer von niederen Leidenſchaften daran gehindert wurde. Aller Jammer und alle Verkehrtheit dieſer traurigen zwölf Jahre ging an ſeiner Erinnerung vorüber, während Pontitian von den beiden chriſtlichen Helden ſprach, die in einem Augenblick das Himmelreich erſtürmten. So wie ſie die Bürde abſchüttelten, wuchſen ihnen Flügel und ſie hoben ſich leicht hinweg über all den nichtigen Tand. Deſſen war er jetzt gewiß — und er konnte noch zögern? Wie oft hatte er geſagt: „Nur Gewißheit über die Wahrheit und ich folge ihr!" Jetzt hatte er ſie in ihrem einfachſten, klarſten, umfaſſendſten Ausdruck: Gott über Alles lieben — und er ſtand nicht auf? und er folgte ihr nicht? „Er geißelte förmlich „ſeinen Willen durch Zuſpruchſt und Beweggründe, „damit er ſich ermanne und das Streben der Seele „nicht hindere. Aber der ſchlimme Wille ſtemmte „und weigerte ſich, ohne ſich entſchuldigen zu „können."

Entſtellt im Antlitz, verwirrt im Geiſt, zermalmt im Herzen, ächzte Auguſtinus, als Pontitian fortgegangen war, zu Alypius gewendet: „Was „war das! was haben wir gehört! was geht um „uns vor! Unwiſſende ſtehen auf und reißen das „Himmelreich an ſich; und wir mit unſerer herz„loſen Gelehrſamkeit, wir wälzen uns in Fleiſch „und Blut? Schmach über uns, wenn wir nicht den „Mut haben, ihnen zu folgen." Wie angedonnert ſtarrte Alypius ihn an und ſchwieg; denn Auguſtin's Ausdruck, Geberde, Blick und Stimme verkündeten, daß Ungewöhnliches in ihm vorgehe. Zu dem Hauſe, welches die Freunde bewohnten, gehörte ein Garten, der nur ihrer Benutzung offen ſtand. Dahin ging Auguſtin wie von Sinnen, um dem

Schlachtgetümmel in ſeiner Bruſt mehr Spielraum zu geben und auf der entlegenſten Stelle warf er ſich zu Boden. Alypius wollte ihn in dieſem Zuſtand nicht verlaſſen, folgte ihm auf dem Fuß und ſetzte ſich ſchweigend und ohne ſein Verlangen nach Einſamkeit zu ſtören, neben ihm nieder. Auguſtin entbrannte im heftigſten Zorn wider ſich ſelbſt, daß er das Liebesbündnis mit Gott, wohin ſeine volle Erkenntnis ihn drängte, nicht zur Stelle eingehe, „da ja nichts weiter dazu nötig war, als der Wille, „aber ein vollkräftiger Wille, kein verkrüppelter, in „dem ein aufſtehender Teil mit einem hinfallenden „ſtreitet.“ In dieſen brauſenden Fluten der Unentſchloſſenheit ſchlug er ſich vor die Stirn, zerwühlte ſein Haar, umklammerte krampfhaft ſeine Kniee, war wie auf der Folter, geſtachelt von der Selbſtanklage und der Beſchämung, war auf dem Punkt zu ſagen: Jetzt, Herr, jetzt bekehre ich mich zu Dir — — und ſagte es nicht! „O wie krank iſt unſere Seele! hinaufgezogen wird ſie vom Durſt nach Wahrheit, herabgezogen von der Wucht der Gewohnheit! ſo lebt ſie „ſchwächlich im Zwieſpalt des Willens, deſſen einer „Teil immer das hat, was dem andern fehlt. Ich „war, der wollte; ich war, der nicht wollte. Nicht „ganz wollte ich und nicht ganz wollte ich nicht; „und in dieſer vernichtenden Uneinigkeit hielt ich „ſtrenger, als gewöhnlich, über mich ſelbſt Gericht.

„Von Poſſen war ich gebunden, von Eitelkeit und Torheiten, meinen alten Freundinnen. Sie hielten mich am Kleid meines Fleiſches und flüſterten: Du willſt uns verlaſſen auf ewig? wir ſollen nicht mehr bei Dir ſein? in Ewigkeit nicht? — Da faßte mich ein Grauen, daß ich nun plötzlich ein anderer werden und dem Tode abſterben und dem Leben leben ſollte; und das böſe Angewöhnte war noch ſoviel ſtärker als das beſſere Ungewohnte, daß ich mich nicht losriß, ſondern in meinen Schwankungen verblieb. Aber jene Stimmen wurden ſchwächer, ja erſterbend, als ich die herrlichen Scharen der Enthaltſamen, Jünglinge, Jungfrauen, Witwen, alle heiter, würdevoll, freundlich an meinem inneren Blick vorüberziehen ſah und zu hören meinte, wie ihre Mutter, die Keuſchheit, mich fragte: Und Du ſollteſt nicht vermögen, was alle dieſe konnten? Konnten ſie es durch ſich ſelbſt oder durch den Beiſtand ihres Herrn und Gottes? Warum ſtützeſt du dich auf dich ſelbſt? Das iſt die wahre Stütze nicht! Wirf dich auf den Herrn! Er läßt dich nicht fallen. Er nimmt dich auf und heilt deine kranke, wunde Seele."

Es war, als ob alle Stürme aus der Höhe und alle Ströme aus der Tiefe auf einmal in einem Unwetter über Auguſtinus losbrächen. Ohnmächtig gegen dieſen ungeſtümen Andrang, bedurfte er gänzlicher Einſamkeit, um ihn austoben zu laſſen. Er ſtand auf und bat Alypius, der ihn in banger Beſorgnis beobachtete, ihm nicht zu folgen. Seine Stimme war ſo tränenſchwer, daß Alypius für ihn zitterte und wohl ahnte, wie ihm zu Mut ſei, aber zurückblieb und nur von weitem auf ihn blickte. Auguſtinus ging nach einem Platz, wo ein Feigenbaum ſtand. Da fiel er zur Erde, überwältigt, faſſungslos, weinte Ströme von Tränen und ſeufzte: „O Herr, wie lange noch willſt Du zürnen . . . . ſei nicht eingedenk meiner Miſſetaten.“ Und die verführeriſchen Stimmen wollten wieder ihre Einflüſterungen beginnen. Aber ſie gingen unter in Tränenfluten und er wehklagte: „Wie lange „noch ſoll es heißen, morgen! ja, morgen gewiß! „Warum nicht heute, nicht zur Stunde, nicht jetzt „in dieſem Augenblick meinem ſchmählichen Zu„ſtand ein Ende machen?“

So weinte und ſeufzte er in Tränen gebadet, in bitterſter Zerknirſchung des Herzens. Da war es ihm, als ſängen Kinder im Nachbarhauſe die ſeltſamen Worte: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Er richtete ſich auf und horchte, denn er hatte nie etwas Ähnliches bei Kinderſpielen vernommen. „Nimm und lies!“ ſang die zarte Stimme, „nimm und lies!“ Seine Tränen ſtockten, er wußte nicht warum. Er ſtand auf und lauſchte. „Nimm und lies!“ ſang die Stimme. Da kam ihm die Eingebung, daß dieſe Stimme vom Himmel ihm befehle, die Heilige Schrift aufzuſchlagen und das zu leſen, was ihm zuerſt in die Augen fallen werde. Er hatte ja ſoeben von Pontitian gehört, wie die Bekehrung des großen Antonius auf der Stelle erfolgt ſei, als er in der Kirche die Worte des Evangeliums vorleſen hörte: „Verkaufe, was du haſt, und gib es den Armen, und dann folge mir nach.“ Dieſe Worte fielen wie himmliſch befruchtende Samenkörner in den wohlzubereiteten Boden ſeiner Seele und der achtzehnjährige Jüngling wendete ſich für immer ab von der Welt. Unter dem doppelten Eindruck dieſer Stimme und dieſer Erinnerung kehrte Auguſtin eilig zu Alypius zurück, neben welchem das Buch der Briefe des Apoſtels Paulus liegen geblieben war. Auguſtin ergriff es haſtig, öffnete es, las die Stelle, die ihm gleichſam aus dem Römerbrief in die Augen ſprang: „Laßt uns wandeln nicht in Völlerei und Unzucht, nicht in Hader und Neid; ſondern den Herrn Jeſum Chriſtum ziehet an und des Leibes pfleget nicht um ſeiner Gelüſte willen;“ und er las nichts mehr! „Es war auch nicht nötig, „denn mit dieſen Worten ergoß ſich ein eigentüm„lich ſicheres Licht in ſein Herz und verſcheuchte das „zweifelvolle Dunkel.“ Er legte ein Zeichen in das Buch, ſchloß es und erzählte nun, mit Ruhe im

Antlitz und in der Seele, dem Freund Alypius, was in ihm vorgegangen ſei.

Aber auch in Alypius hatte die Gnade gearbeitet. Er ließ ſich die Worte zeigen, die Auguſtinus umgewandelt hatten und deutete dann auf die folgenden: „Des Schwachen im Glauben nehmet euch an.“ Er bezog ſie auf ſich und auf die Hilfe, welche ſeine Seele zu ihrem Heil im katholiſchen Glauben finden werde. Ohne Ungeſtüm des Kampfes und ohne Schwankung, wie ſein ruhiger Sinn das mit ſich brachte, trat er Auguſtinus gutem Entſchluß bei, der ſeinen Wünſchen und Anſichten ganz entſprach. Nun gingen beide zu Monika und erzählten ihr, was ſich begeben und wie es ſich begeben habe. Sie pries entzückt Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die immer bereit iſt, unendlich mehr zu gewähren, als man erwartet, wenn man ſich nur ihrem Walten in die Arme wirft. Monika's heißeſte Wünſche waren nur ſo weit gegangen, Auguſtin als gläubigen Chriſten zu ſehen und ſie ſah ihn jetzt mit ſeinem erſten Schritt ſchon die Bahn der Vollkommenheit betreten. Als die ewige Wahrheit in ihrer vollen Schönheit endlich ihm entgegentrat, da wendete ſich die Liebesflamme ſeiner Seele ganz ihr zu und alle irdiſchen Neigungen erſtarben überwältigt in dem heiligen Feuer. Er dachte nicht mehr an die Braut, an das Weib, an die Ehe; auch nicht an eine glänzende und be-

Aus Egypten mit dem Volke
Geht Er durch den Wüſtenſand,
Tags wie eine lichte Wolke,
Nachts, ein heller Feuerbrand; —
Thürmt die Welle auf zum Walle,
Macht das Meer zum ſichern Damm,
Und begräbt im Wogenſchwalle
Pharao und ſeinen Stamm.

Auf der vierzigjähr'gen Reiſe
Schlummert Seine Sorgfalt nicht:
Heut den Bronnen, morgen Speiſe,
Immer giebt Er, was gebricht.
Wachſam, daß kein falſcher Götze
Zum Verderben führe ſie,
Schreibt Er donnernd die Geſetze
Moyſes auf dem Sinaï; —

Nimmt als treuer Seelenwächter
Die Verhärteten nicht an,
Nur erneuerte Geſchlechter
Führet Er nach Canaan.

hagliche Zukunft; auch nicht an Wiſſenſchaften, Studien und ſchöne Künſte: das alles war in ihm aufgezehrt ſo ſchnell und ſo leicht, wie die dämmernden Nebel von der Morgenſonne verwehen; er dachte nur noch an Gott. Und dieſer Fülle ſeiner Liebe gibt er den richtigen Ausdruck, wenn er ſeine „Bekenntniſſe" mit dem Ausruf beginnt: „Für „Dich, o Herr, haſt Du uns erſchaffen, und unruhig „iſt unſer Herz, bis es ruhet in Dir."

Dreizehntes Kapitel.

Vorbereitung zur Taufe.

Auguſtinus hatte jetzt keinen andern Wunſch, als ſich vom Lehrſtuhl und überhaupt von den profanen Wiſſenſchaften zurückzuziehen, um alle ſeine Studien der Heiligen Schrift und alle ſeine Betrachtungen den göttlichen Glaubenslehren zuzuwenden. Doch teilte er nur den vertrauteſten Freunden ſeine Abſicht mit. Er wußte, daß ſeine Bekehrung großes Aufſehen in Mailand machen werde und er wollte nichts tun, um es noch zu vergrößern. Die Herbſtferien, welche während der Weinleſe ſtattfanden, fingen in etwa drei Wochen an. Er wollte ſie auf dem Lande verleben und dann ſeine geſchwächte Bruſt zum Vorwand nehmen das öffentliche Lehramt aufzugeben. Dieſe Bruſtſchwäche, die ſeinen Atem beklemmte und ſeiner Stimme ihren vollen Klang nahm, hatte ihn im Laufe des Sommers ſehr beängſtigt. Er fürchtete damals, ſeine Vorträge unterbrechen, vielleicht ganz aufgeben zu müſſen, um ſich von dem Leiden herzuſtellen. Nun dankte er Gott dafür; denn ſeine Schüler und Zuhörer, ſowie deren Eltern, ergaben ſich leichter in den Verluſt eines ſo hochgeſchätzten Lehrers, wenn phyſiſche Gründe, als wenn ſeeliſche dafür vorlagen. Verecundus, der zu den Vertrauten gehörte, grämte ſich bitter über das, was die übrigen beglückte, denn er ſah, daß ſich der Kreis der Afrikaner auflöſen werde und er hätte gewünſcht, ſich an Auguſtin anzuſchließen und ihm auf ſeinen neuen Wegen zu folgen. Bis zur Aufnahme in den Bund der Chriſten war das nun freilich möglich; doch weiter nicht, denn er war verehelicht und ſeine Frau war bereits Chriſtin. Auguſtinus mußte ihn erinnern, daß er ja auch im Eheſtande Gott dienen und ſich heiligen könne; ſo lebhaft war der Eindruck, den dieſe große und vollſtändige Bekehrung auf Verecundus machte. Nebridius teilte die Freude über Auguſtin's Glück von ganzem Herzen. Er ſelbſt hätte es bedeutend erhöhen können, wenn er ſich losgeſagt hätte von dem Irrtum der Manichäer, daß die Menſchheit Chriſti nur ein Scheingebilde geweſen ſei und daß nur ein Schatten in Menſchengeſtalt in der Krippe gelegen, am Oelberg gelitten, am Kreuz gehangen habe.

War er nun auch noch nicht von der Heilslehre überzeugt, ſo forſchte er doch mit unglaublichem Eifer und mit großer Schärfe ſeines durchdringenden Verſtandes nach der Wahrheit und alle hofften von Gott, daß Nebridius ſie dereinſt finden werde. So waren ſie denn froh beiſammen während dieſer letzten Wochen und tröſteten den betrübten Verecundus über die bevorſtehende Trennung. Er hatte ihnen ſein ſchönes Landhaus zu Caſſiciacum in den reizenden Gefilden der Lombardei zur Wohnſtätte angeboten, ſo lange ſie noch im Lande ſich aufhalten wollten. Dahin gingen ſie, als die Stunde der Erlöſung vom Frondienſt der Welt für Auguſtin ſchlug, als die akademiſchen Vorleſungen geſchloſſen wurden und die Vakanzen gegen Ende September begannen. Sie waren ihrer Neun: Auguſtinus, ſein vierzehnjähriger Sohn Adeodat, ſeine Mutter Monika, ſein Bruder Navigius, „ſein Herzensbruder Alypius", ſeine Vettern Laſtidian und Ruſticus, und ſeine Schüler Licentius und Trigetius. Während des Herbſtes und Winters 386—87 führten ſie ein idealiſches gemeinſames Leben. Auguſtinus liebte es, ſich mit ſeinen Jüngern in der freien Natur zu ergehen und auf einer Wieſe unter einem weitſchattigen Baum gelagert, anregende Fragen aufzuwerfen, ſcharfſinnige Erörterungen hervorzurufen, Disputationen zu veranlaſſen, bei denen der eine das Wahre zu behaupten und zu verteidigen, der andere es anzugreifen hatte. Schließlich faßte dann Auguſtinus die Frage in ihrem Kern und im hellſten Licht zuſammen und ſprach über ſie mit um ſo größerer Lebhaftigkeit und Begeiſterung, je höher der Gegenſtand war. Um ſeine Schüler zu gewöhnen, nicht nur frei zu ſprechen ohne Vorbereitung, ſondern auch mit Bedachtſamkeit und Überlegung, ſowie auch um ſeine geſchwächte Bruſt durch langſames Sprechen zu ſchonen, ließ er dieſe Unterredungen niederſchreiben, und arbeitete ſie dann zu Werken aus. So entſtanden ſeine erſten Bücher: „Gegen die Akademiker“; nämlich gegen jene Philoſophen der Verzweiflung, denen er einſt ſelbſt gehuldigt und mit ihnen geglaubt hatte, es ſei unmöglich, zur Wahrheit zu gelangen. War die Witterung unfreundlich, ſo begab ſich die kleine Geſellſchaft nach der üblichen Gewohnheit jener Zeit in die öffentlichen Bäder, die jeder Ort beſaß, und die in Caſſiciacum recht ſchön waren. Die eigentlichen Badezimmer bildeten nur einen Teil dieſer Gebäude, welche außerdem Säle, Hallen, Säulengänge, Gärten umſchloſſen und der Lieblingsaufenthalt der Männerwelt waren. Überdies war Auguſtinus noch der aufmerkſame Lehrer von Licentius und Trigetius. Er las täglich mit ihnen einen halben Geſang des Virgil und den Hortenſius des Cicero, und hatte große Freude an der Fröhlichkeit ihrer zwanzig

Jahre. Das Hausweſen wurde von Monika mit ihrer gewohnten Ordnung und Umſicht geführt; aber nicht ſelten nahm ſie an den Geſprächen teil und mit ihr und Alypius las Auguſtin voll heiliger Wonne die Pſalmen, bei denen ſich ſeine Seele in Tränen der Reue, der Liebe und des tiefſten Mitleids mit den Unbekehrten ergoß.

Als die Ferien zu Ende waren, ſchrieb Auguſtin nach Mailand und legte ſein Amt als Lehrer der Rhetorik nieder. Zugleich zeigte er dem Biſchof Ambroſius ſeine Abſicht an, in der Faſtenzeit mit den Katechumenen zu Mailand den vorbereitenden Unterricht für die Taufe zu nehmen, und fragte, welch' Buch der Heiligen Schrift ihm jetzt am heilſamſten zu leſen wäre. Ambroſius riet den Propheten Iſaias an, dieſe erhabenſte Verkündigung der Menſchwerdung Gottes und der Ankunft des Meſſias, der ja nun auch für Auguſtin kommen und ihn erlöſen und in ein Kind ſeiner Gnade, einen Erben ſeines Himmelreichs umwandeln wollte. Aber der wunderbare alte Seher war dem Auguſtinus noch eine zu fremdartige Erſcheinung, um Verſtändnis für ihn zu haben. Er blieb bei den Pauliniſchen Briefen und den Pſalmen und legte den Iſaias für ſpätere Tage zurück, bis er „geübter ſein würde im Wort des Herrn." Einen Teil der nächtlichen Stunden widmete Auguſtin der Betrachtung und dem Gebet. Er wußte wohl, daß noch immer die Schatten ſeiner Irrtümer auf ſeinem Geiſt, die Schatten ſeiner Sünden auf ſeiner Seele lagen, daß jene ſeine Erkenntnis und dieſe ſeine Liebe trübten, und mit tiefer Demut weinte und flehete er vor Gott um die Gnade, ihn mehr zu erkennen, ihn beſſer zu lieben, da dies der Anfang und das Ende aller Weisheit, aller Wahrheit, aller Tugend ſei.

An ſeinem Geburtstag, den 13. November, waren ſie fröhlicher noch als ſonſt bei ihrer einfachen Mahlzeit, denn Auguſtinus fühlte mehr denn je, welch' ein wunderbar großes Geſchenk das Leben ſei, wenn es von hienieden auslaufe in's ewige Leben. Er warf ſeiner Tiſchgeſellſchaft die Frage vor, wer glücklich ſei? und ſogleich antwortete Monika: „Wer das Gute will und hat.“ Dies Geſpräch wurde während drei Nachmittagen fortgeſetzt und Auguſtinus ſpann es dann aus zu ſeinem Buch „vom glückſeligen Leben.“ Doch niemand gab eine beſſere Antwort als Monika. Sie war eine von den ganz ſeltenen Frauen, bei denen der klare Verſtand, der feſte Charakter und das warme Herz einen herrlichen harmoniſchen Dreiklang bilden, weil jeder einzelne Ton nach dem katholiſchen Glauben geſtimmt war. Gewiß! glücklich iſt der Menſch nur im Beſitz eines unverlierbaren Gutes, und unverlierbar iſt kein anderes Gut, als Gott allein. Wer ihn will, durchaus, um jeden Preis, ohne zu markten und zu feilſchen, opferbereit wie Auguſtinus, der findet ihn und beſitzt ihn in Glauben und Liebe, und mit der Hoffnung, ihn dereinſt in einer vollkommeneren Weiſe zu beſitzen; und das iſt das Glück des Chriſten. Der Himmel iſt nun einmal nicht auf dieſer Welt und das Bewußtſein, das unverlierbare Gut zu beſitzen, gibt keineswegs die Bürgſchaft, daß man dieſen Beſitz nun auch ununterbrochen und ungetrübt genießen werde. Dies läßt die menſchliche Hinfälligkeit nicht zu. Genuß des Glücks iſt noch ſeltener als Beſitz des Glücks.

Adeodat war trotz ſeiner Jugend ganz zuhauſe im Kreiſe dieſer Männer und Jünglinge. Er hatte einen Verſtand, der ſeinen Vater zittern machte, da ſo große und ſo frühreife Gaben häufig auf Koſten der Geſundheit und des Lebens ſich entwickeln. Sein ganzes Daſein war eigentlich eine Kette von herzzerreißenden Freuden für Auguſtin, von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem frühen Tode. Einmal fragte Auguſtinus: „Welche Seele iſt rein?“ Der eine antwortete dies, der andere jenes. Adeodat ſagte: „Die Seele iſt rein, die ſich an nichts anſchließt, als an Gott.“ Auguſtinus fragte ihn weiter, als beide allein waren, um ſich zu überzeugen, ob der Knabe auch ſeiner Behauptung gewiß ſei: „Genügen nicht die Enthaltſamkeit, die Keuſchheit zur Reinheit der Seele?“ — „Nein,“ ſagte der Knabe, „nicht zur vollkommenen Reinheit. Die

Seele darf nie ihren Blick von Gott abwenden: dann iſt ſie rein.“

Alypius fand in der erſten Zeit der Bekehrung ſeinen Freund etwas zu fromm. Ganz eigentümlichen Anſtoß nahm er daran, daß der Name Jeſus Chriſtus in Auguſtin's Schriften vorkomme. Er meinte, dieſer Name müſſe im Herzen wohnen, nicht auf den Lippen, noch in den Schriften, während gerade Auguſtinus dieſen Namen, der ſein ganzes Herz überfüllte, wie einen heiligen Schlachtruf in den Streit der Welt, an dem er ſich durch ſeine Bücher lebhaft beteiligte, hinausrief. Solche kleine Vorurteile und Schiefheiten kleben den Neubekehrten leicht an. Alypius gab ſie bald auf und übte ſich mit ſolcher Strenge in der Abtötung, daß er es dahin brachte, unbeſchuht „auf dem eiſigen italiſchen Boden“ zu gehen. Zu ſolchen großen körperlichen Strengheiten brachte Auguſtin es nie. Er mußte ſich begnügen mit Speiſe und Trank, mit dem Schlaf, mit Bädern, mit allem, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, ein knappes Maß zu halten. Weiter ließ ihn ſeine Bruſtſchwäche nicht gehen. Gott verlangte eine mehr innere Aszeſe von ihm. Einen Fehler legte er ab, der ſich tief bei ihm eingeniſtet hatte: die Gewohnheit zu ſchwören. Dieſe leichtſinnige Anrufung Gottes und des Heiligſten empörte jetzt ſein andächtiges Gefühl zu ſehr, um ihn nicht zu jener pünktlichen Wachſamkeit anzutreiben, die notwendig iſt, um einen Gewohnheitsfehler gründlich abzulegen. Dieſe Wachſamkeit nach allen Richtungen und in jeder Beziehung war für ſeine glühende Seele und ſein leidenſchaftliches Herz eine ebenſo mühſame als notwendige Aufgabe, und nur das grenzenloſe Vertrauen auf göttliche Hilfe, das ihn durch ſein ferneres Leben begleitete, erleichterte ihm ſeine Aufgabe. Einmal erprobte er dieſe unmittelbare Hilfe bei einem äußeren Ereignis. Er war von Zahnſchmerzen gefoltert, von einer ſo wütenden Pein, wie ſie ihn noch nie gemartert hatte. Unfähig zu jeder Beſchäftigung, vermochte er auch nicht zu ſprechen und kein Mittel verſchaffte ihm Erleichterung. Da ſchrieb er auf ein Wachstäfelchen die Bitte an ſeine Freunde, gemeinſchaftlich mit ihm Gott um Befreiung von dieſer Qual anzurufen. Kaum hatten ſich alle ihre Knie zum Bittgebet gebeugt, als der Schmerz ſpurlos verſchwand. Auguſtinus „freute ſich des Glaubens und pries Gottes Barmherzigkeit.“ Aber dieſer Glaube erfüllte ihn zugleich im Hinblick auf die Sünden ſeiner Vergangenheit, welche die Taufe noch nicht abgewaſchen hatte, mit großer Beſorgnis, denn die Gerechtigkeit iſt nicht minder als die Barmherzigkeit eine Eigenſchaft Gottes. Wollte der Menſch nur auf dieſe blicken, ſo liefe er Gefahr, ſich in der Sünde bequem zu betten, und müßte er nur jene in's Auge faſſen, ſo wäre ſein Leben wie ein beſtändiger Gang zum Schaffot. In dem Wechſel der tröſtlichen Süßigkeit und der heilſamen Bitterkeit findet er zugleich Ruhe und Aneiferung.

Das letzte Werk, womit ſich Auguſtinus in Caſſiciacum beſchäftigte, waren ſeine „Selbſtgeſpräche.“ In den erſten Schriften führte er den Dialog in platoniſcher Weiſe mit ſeinen Freunden; hier aber mit ſeiner Vernunft. Er gelangt mit ihr von Stufe zu Stufe, von Sieg zu Sieg zum Beſitz der Überzeugung, welche das menſchliche Sein und Leben bis in die Ewigkeit erweitert, und ſchließt mit den Worten: „Hör auf zu ſeufzen! die menſchliche Seele iſt unſterblich!“ Ein anderer Ausruf, den nach Auguſtinus fünfzehn Jahrhunderte wiederholt haben und der wiederholt werden wird, ſo lange es auf Erden Seelen gibt, die nach Wahrheit dürſten, befindet ſich in dieſer Schrift: „Mein Gott gib, daß ich Dich erkenne und mich erkenne.“ Die Erfüllung dieſer Bitte iſt die Grundlage aller Weisheit und alles Heiles, und dieſe Wiſſenſchaft iſt der Quell, aus dem die großen Heiligen ihre Vollkommenheit und die großen Kirchenlehrer ihre Erleuchtung geſchöpft haben.

Auguſtin's geiſtige Umgeſtaltung, der hohe Schwung, der ihn über die Natur emporhob und aus dem Ungeſtüm des niedern Lebens in eine ſtille Region der befreiten höchſten Seelenkräfte verſetzte,

Dort, wo Milch und Honig fließen,
Feigen blühn und Oel und Wein,
Wo Sarona's Roſen ſprießen,
Spricht Er: Volk, dies Land iſt dein!

Und wie eine goldne Feſſel,
Die an Himmliſches gemahnt,
Wenn zum Herzen Dorn und Neſſel
Böſer Luſt den Weg ſich bahnt:
Schickt Er einen goldnen Reigen
Auserkorner fort und fort,
Die dem Volk die Pfade zeigen,
Deutend ihm Jehova's Wort.

Schicket ihm die ſtarken Richter
Samuel und Gedeon;
Schickt ihm ſeine großen Dichter,
David und den weiſen Sohn;
Schickt Propheten, Zukunftskünder,
Klagend, lehrend in die Welt,
Drohend dieſem Volk der Sünder; —
Aber ihre Kraft zerſchellt —

begann in Caſſiciacum unter vielen Tränen, vielem Gebet, vielen Betrachtungen, vielen Kämpfen. Er verließ es im Beginn der Faſtenzeit von 387.

Wie viele Tauſende ſind ſchon zu den reizenden Hügeln von Frascati gewandert, nur um die Stätte des alten Tusculum zu beſuchen, wo Cicero's Villa ſich befand. Und wenn eine ſolche Wanderung nicht zu den Geſtaden von Attika unternommen wird, ſo kennt man doch das Vorgebirge Sunium, auf dem Plato im Kreiſe ſeiner Schüler vor dem Tempel der Minerva ſaß und lehrte. Der Geiſt des griechiſchen und des römiſchen Weiſen verleiht nach Jahrtauſenden noch dem Fleckchen Erde, auf dem er ſich einſt kund gab, ein großes Intereſſe. Er zeigt die äußerſte Grenze an, zu welcher ſich die Intelligenz, ohne chriſtliche Offenbarung, zu erſchwingen vermag und ſpiegelt den höchſten Standpunkt der Menſchheit ſeiner Zeit in ſich ab. Aber nicht aller Zeit. Da kommt nun dieſer Afrikaner, dieſer bekehrte Manichäer nach unſerm Weltteil und in der Villa zu Caſſicacum beginnt er das neue Leben, das Leben auf der Stufe der Übernatur, welches der Grieche und der Römer mit all' ihrem Tiefſinn und all' ihrer Denkkraft vielleicht geahnt, gewiß — nicht gelebt haben. Und die Spiegelungen der chriſtlichen Menſchheit, der erlöſten Menſchheit, nimmt er in ſeinen Geiſt und in ſein Herz auf, je mehr dieſes aus den ſinnlichen Leidenſchaften und jener aus den ſinnlichen Irrtümern ſich herausarbeitet, um allmählich den Höhepunkt zu erreichen, über den der Menſch hienieden nicht hinaus kann, und den die Kirche die Heiligkeit nennt. Welch ein Zauber müßte auf jenem Fleck der lombardiſchen Erde die chriſtliche Seele berühren, die Auguſtin's Spuren aufſuchte, um das Andenken dieſes wunderbaren Menſchen in ſich zu beleben, der zum Typus eines himmliſchen Wandels geworden iſt. Denn wenn der Name Auguſtinus nur genannt wird, ſo iſt ſchon der Begriff einer himmliſchen Intelligenz, eines himmliſchen Glaubens, einer himmliſchen Liebe damit verbunden, die der Finſternis und den Banden der Irdiſchkeit in einem ſo feurigen Streit ſich entwanden, als ob in derſelben Seele der Erzengel und Luzifer mit einander kämpften. Solche Vorbilder faßt man ſchärfer in's Auge auf der Stätte, wo ſie lebten oder welche einen wichtigen Abſchnitt ihres Lebens bezeichnet, und dieſe Auffriſchung des Andenkens an unſere geiſtigen Ahnen gibt einen neuen und ach! wie notwendigen Sporn zum Kampf. Aber Caſſiciacum iſt verſchwunden! Die Villa des jüngern Plinius liegt an dem anmutigen Ufer des Comer-See's. Man kennt ſie, man beſucht ſie. Von Caſſiciacum weiß man nichts mehr!

Vierzehntes Kapitel.

Die Taufe.

Der von Monika ſo heiß erſehnte Augenblick war gekommen: Auguſtin ging mit tiefſter Demut dem Sakrament der Taufe entgegen, und empfing ſo pünktlich und eifrig den vorbereitenden Unterricht, als ſei er der Unwiſſendſten Einer. In derſelben Geſinnung ſchloß ſich Alypius ihm an. „Und „auch den Knaben Adeodat nahmen wir mit uns, „den leiblichen Sohn meiner Sünde, den Du, o „Herr, ſo reich begabt hatteſt," ſchreibt Auguſtin. „Er war kaum fünfzehn Jahre alt und übertraf an „Verſtand doch bereits manche bejahrte und gelehrte Männer. Dein Geſchenk bekenne ich Dir. „Daß er in Deiner Furcht von mir erzogen ward, „gabſt Du mir ein. Von mir war in dem Knaben „nichts, als meine Sünde; von Dir, — Außerordentliches und Wunderbares, ſo daß mich Entſetzen anwandelte über dieſen Geiſt. Frühe haſt „Du ihn aus dieſer Welt hinweggenommen und „ſicher weiß ich ihn bei Dir aufgehoben; denn die „Fehler ſeiner Kindheit und erſten Jugend haſt Du „ihm verziehen und vor den Vergehungen des ſpätern Lebens ihn bewahrt. Ihn alſo geſellten wir „zu uns trotz ſeiner Jugend, um ihn für Deinen „Dienſt und in Deiner Zucht zu bilden. Und ſo

„wurde er in Deiner Gnade gleichen Alters mit „uns."

In den Oſtertagen fand in der altchriſtlichen Kirche die Taufe ſtatt, die immer nur an Erwachſene geſpendet wurde. Die Auferſtehung des Herrn war die Beſiegelung ſeiner Gottheit und folglich auch ſeiner Verheißungen: „Wer glaubt und getauft wird, wird ſelig werden;" zugleich ein Vorbild und eine Mahnung, den alten Menſchen zu begraben und in Chriſtus erneuert aus dem Sündental voll Todesſchatten aufzuſtehen und dem neuen Morgenlicht entgegen zu eilen. Oſtern war die hochfeierliche Freudenzeit, wo ſich die Chriſtenheit vermehrte und erneuerte. Die Kirche, die Braut Chriſti, brachte ihm am Tage ſeiner Glorie die zahlloſen Kinder dar, welche aus ſeinem Leiden geboren waren und ſein Blut wurde das Feſtkleid ihrer Seelen. Die Kirche nahm die Täuflinge im Bad der Wiedergeburt auf und verſöhnte die Büßer im Blute Jeſu wieder mit Gott dem Herrn. In der Nacht vom 24. auf den 25. April empfingen Auguſtin, Alypius und Adeodat nebſt vielen andern Katechumenen die heilige Taufe vom Biſchof Ambroſius. Wie frohlockte der Himmel und wie erzitterte die Hölle über die Rettung dieſer Seele! Die ſtreitende Kirche begeht alljährlich eine Gedächtnisfeier ſeiner Bekehrung, um Gott zu danken, der an dieſem Tage einen ſolchen Lehrer der katholiſchen Wahrheit und einen ſolchen Streiter gegen Heidentum, Schisma und Häreſie mit ſeiner Gnade und ſeiner Gabenfülle dazu ausrüſtete. Außer der Bekehrung des Apoſtels Paulus begeht die Kirche keinen Gedächtnistag einer Bekehrung. Sie ſtellt keinen Dritten neben dieſe beiden Gewaltigen, von denen der Eine die Grundlagen ihres Reiches auf Erden am weiteſten und tiefſten ausbreitete und der Andere ſie am meiſten befeſtigte. Es wird geſagt, daß nach der heiligen Handlung Ambroſius und Auguſtinus in überſtrömender Wonne den Hymnus Te Deum laudamus wechſelſeitig improviſierend geſungen hätten. Seit der Mitte des ſechſten Jahrhunderts iſt er allgemein gebräuchlich, wenn die Kirche frohlockenden Dank für eine große Gnade darbringt. Auguſtinus ſchreibt: „Wir wurden getauft und es entſchwand „uns jede Sorge über die Sünden unſerer Vergangenheit. Ich konnte mich nicht ſättigen an der „wunderbaren Süßigkeit, die mich durchdrang bei „der Betrachtung Deines unerforſchlichen Ratſchluſſes, o Herr, über das Heil des Menſchengeſchlechts. Heftig bewegt weinte ich bei den Hymnen und Geſängen, welche die Kirche lieblich und „rührend Dir ſang. Mit dieſen ſüßen Stimmen „ſchmolz die Wahrheit mehr und mehr in mein „Herz hinein, während die Flammen der Andacht „und Gottesfurcht feuriger aufloderten."

Seit einem Jahr ungefähr hatte die mailändiſche Kirche den frommen Gebrauch des Hymnengeſanges eingeführt. Damals verfolgte die Kaiſerin Juſtina, Mutter Valentinian's II., die Katholiken und vorzugsweiſe den großen Biſchof Ambroſius, den Oberhirten der Herde Chriſti. Sie war eine glühende Arianerin und haßte den wahren Glauben. Ambroſius begab ſich in ſeinen Dom, um dort zu erwarten, ob ihm beſchieden ſei, das blutige Martertum zu leiden. Das fromme Volk folgte ihm, und blieb Tag und Nacht bei ihm, entſchloſſen zu ſterben mit dem geliebten Biſchof. Damit es der Ermüdung und Traurigkeit nicht unterliege, wurde der Pſalmengeſang, der bis jetzt nur im Orient üblich war, zum erſtenmal im Abendland eingeführt und iſt ſeitdem darin verblieben. Monika war zu jener Zeit eine der Erſten im Wachen und Beten. „Das Eis meines Herzens aber," ſchreibt Auguſtinus, „war damals noch nicht ge„ſchmolzen von der Glut des heiligen Geiſtes und „ich wurde nur erregt durch die große und allge„meine Beſtürzung und Verwirrung der Stadt; „aber dem Wohlgeruch der göttlichen Salbungen „lief ich nicht nach. Das war auch ein Grund, „weshalb ich nun ſo ſehr bei dem Hymnengeſang „weinte: ſo lange hatte ich nach Dir geſeufzt! jetzt „endlich konnte ich in Dir, o Herr, aufatmen, ſo „weit das möglich iſt in unſerm Erdengefängnis."

In dieſer Stimmung ſchwanden alle früheren Beſtrebungen immer mehr aus Auguſtin's Geſichtskreis und Gedächtnis. Das Glück der Welt wurde ihm ganz gleichgültig und er faßte den Entſchluß, mit den Seinen nach Afrika heimzukehren und im Vaterlande das ſtille, gottgefällige Leben der Abgeſchiedenheit zu führen, wovon er das Ideal in ſeiner Bruſt trug. Er hatte einen neuen Gefährten bekommen an ſeinem Landsmanne Evodius von Tagaſte, der kaiſerlicher Sachwalter geweſen, aber ſchon vor Auguſtin vom Dienſt des Kaiſers zum ausſchließlichen Dienſt eines höheren Herrn bekehrt, auch bereits getauft war. Wie zuvor in Caſſiciacum lebten ſie jetzt in Mailand beiſammen bis ihr Plan gehörig durchdacht und gereift war und der Vorſatz feſt ſtand in Auguſtin, Adeodat, Alypius, Navigius und Evodius, lebenslang in dieſer Gemeinſamkeit zu verbleiben. Dann machten ſie ſich auf zur Rückreiſe nach Afrika und gingen im Spätſommer 387 über Rom nach Oſtia, den Hafen an der Mündung der Tiber, um ſich dort gen Karthago einzuſchiffen. Aber ſie ſollten nicht alle die Küſte der Heimat wiederſehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Monika's Tod.

Da waren ſie nun am Ufer des Meeres in Oſtia und rüſteten ſich nach den Beſchwerden einer langen Landreiſe zu den Mühſeligkeiten einer Seefahrt. Sie bewohnten ein ruhiges Haus mit einem großen Garten, und waren abgeſchieden von dem tumultuariſchen Treiben, das ſtets in einer Hafenſtadt ſtattfindet und das in Oſtia ungeheuer ſein mußte, weil dies die Tür war, wie auch der Name bezeichnet, durch welche die Reiſenden aus dem Morgenland, Egypten, Afrika und von allen Küſtenländern Europa's ihren Ein- und Ausgang nehmen mußten, um zur Hauptſtadt des Römerreichs zu gelangen und um die Heimat wieder aufzuſuchen. Auch in Oſtia trug Monika „ſo zärtliche „Sorge, für alle, die nach dem Empfang der Taufgnade mit ihr in Gott vereint lebten, als ſei ſie „die Mutter von allen, und ſo bereitwillig diente „ſie ihnen, als ſei ſie ihrer Aller Kind.

Eines Abends war ſie allein mit Auguſtinus. Beide lehnten in einem Fenſter, vor dem ſich der Garten ausbreitete. Der Duft der Orangenbäume ſtieg zu ihnen hinauf, der weiche Abendwind wehte vom Meer herüber, die Sonne war untergegangen und wie ein Ozean voll goldener ſeliger Inſeln breitete ſich der Nachthimmel aus und die zahlloſen Geſtirne ſchwammen allmählich in ihn hinein. Mutter und Sohn führten ein Geſpräch von namenloſer Süßigkeit. „Weit hinter uns ließen wir „die Vergangenheit,“ ſchreibt Auguſtin, „und nur „dem Zukünftigen zugewendet, fragten wir in

„Deiner Gegenwart, o ewige Wahrheit, wie es wohl
„beſchaffen ſein möge das ſelige Leben der Heiligen
„in der Ewigkeit, das kein Auge geſehen, kein
„Ohr gehört, kein Menſchenherz empfunden hat.
„Wir öffneten weit unſer Herz den Waſſern des
„himmliſchen Brunnens, den Waſſern des Lebens,
„deſſen Urquell Du biſt, o Herr, um unſere
„Faſſungskraft zu reinigen und anzuſtrengen, ob es
„uns nicht vergönnt ſei, ein weniges von jener
„Seligkeit zu verſtehen. Und wir betrachteten die
„höchſte irdiſche Schönheit und die höchſten irdiſchen
„Freuden und alle Wunderwerke der Schöpfung,
„aber ſie ſchienen uns keiner Erwähnung wert
„neben jener Region der unverſiegbaren Fülle, wo
„Du, o Herr, Iſrael in alle Ewigkeit weideſt mit
„lauterer Wahrheit, und wo die unerſchaffene
„Weisheit thront, die das Sein alles Lebens iſt.
„Und als wir uns nach dieſem ſeligen Leben mit
„aller Kraft des Gemütes ſehnten, rührten wir im
„reißenden Flug der Gedanken die ewig bleibende,
„wandelloſe Weisheit auf einen Augenblick gleichſam
„an. Aber ach! der Schwung ließ nach und
„wir kehrten zurück zu uns ſelbſt und zu
„unſerm Geſpräch, und wir fragten weiter:
„Wenn in einem Menſchen alle Regungen von
„Fleiſch und Blut, alle Vorſtellungen der Erde
„und ihrer Gebilde, alle Träume der Phantaſie,
„alle Gedanken der Seele über ſich ſelbſt

„— wenn das Alles aufhörte, nachdem es ſeinen
„Dienſt getan und den innern Sinn zu Demjenigen
„hingewendet hätte, der das Alles ſchuf
„und gab; wenn Er dann allein dem geiſtigen Ohr
„dieſes Menſchen ſich vernehmbar machte nicht
„durch menſchliche Sprache, noch durch Gleichniſſe,
„noch durch Engelzungen, noch durch eine Stimme
„aus den Wolken, ſondern durch ſich ſelbſt ohne
„Zeichen und Mittel, und wenn dann dieſe von allen
„ſinnlichen Vorſtellungen und irdiſchen Bildern befreite
„Seele Ihn ſelbſt hörte, ſein eigenes Wort,
„und in dieſem erhobenen Zuſtand dauernd verbliebe,
„hingeriſſen, verſunken, verſchlungen in die
„ewigen Freuden der Anſchauung der göttlichen
„Weisheit, die für uns ſo eben nur ein Wetterleuchten
„der Erkenntnis war, würde das nicht die
„Erfüllung jener Verheißung ſein: Gehe ein in die
„Freude deines Herrn? Und wann wird das geſchehen?
„o wann? Bei der allgemeinen Auferſtehung?
„— — Aber auch da werden wir nicht alle
„umgewandelt werden! — — So etwa redeten wir
„miteinander. Die Welt wurde uns dabei immer
„armſeliger und endlich ſprach meine Mutter:
„‚Für mich hat das Leben keinen Reiz mehr, mein
„Sohn. Ich weiß nicht, was ich noch hienieden ſoll,
„nachdem meine ſüßeſte Hoffnung, mein höchſter
„Wunſch, dich als katholiſchen Chriſten zu ſehen,
„über alle Erwartung in Erfüllung ging. Gott ge-

Bricht an dieſen Eiſennacken,
Dieſen Stirnen ſtarr wie Erz!
Wohl! ſo muß das Leid ſie packen,
Oft geſchmeidig macht der Schmerz.
Und Jehova's Blitze zücken
Zürnend über ſie dahin —
Ungebrochen ſind die Tücken,
Ungehorſam bleibt der Sinn!

Wird Er nun hinweg Sich wenden?
Wie ein Häuflein Staub und Sand,
Unwerth Seiner Gnade Spenden,
Sie vernichten mit der Hand?
Nein! und wenn ſie Ihn vergeſſen,
Er, der Gott, Er bleibt getreu,
Denn Sein Wort gilt ungemeſſen,
Ewig machtvoll, ewig frei.

Und Sein Wort verheißt den Retter,
Der aus dieſem Volk erſteht,
Wie aus Nacht und Sturm und Wetter
Licht hervor die Sonne geht.

„währt mir die Gnade, dich als ſeinen Diener zu „ſehen, der für Ihn alles Erdenglück verachtet. „Was ſoll ich hier noch?"

So ſprach Monika mit Auguſtin und, im ähnlichen Sinne, auch mit den andern Gefährten über die Verachtung des Lebens und die Glückſeligkeit des Todes. Dieſe bewunderten eine ſo ſeltene Verſchmelzung von mütterlicher Zärtlichkeit und männlicher Kraft, und es fragte ſie einer: ob es ihr nicht leid ſein würde, in der Ferne zu ſterben und in fremder Erde zu ruhen? — Sie antwortete: „Nichts iſt fern von Gott. Ich bin unbeſorgt! am „Ende der Zeiten wird Er ſchon wiſſen, wo Er mich „aufzuwecken hat."

Fünf Tage darauf wurde ſie von einem heftigen Fieber befallen und einmal von ſo tiefer Ohnmacht, daß ſie das Bewußtſein verlor und ihr letzter Augenblick gekommen ſchien. Auguſtin und Navigius eilten zu ihr. Doch ſie erholte ſich, fragte leiſe: „Wo war ich?" und ſagte dann zu ihren in tiefe Traurigkeit verſenkten Söhnen: „Ihr werdet hier eure Mutter begraben." Auguſtin ſchwieg, ſprachlos vor Schmerz, mühſam ſeine Tränen hemmend. Navigius ſagte, er hoffe, ſie werde in der Heimat ſterben; das ſei tröſtlicher. Da warf ſie ihm einen traurigen Blick zu und ſagte zu Auguſtin: „Was er doch ſpricht!" Dann fügte ſie hinzu: „Begrabt meinen Leib, wo immer ihr wollt. Die Sorge um [illegible] bekümmere euch nicht. Aber um Eines bitte ich euch: gedenket meiner am Altar des Herrn, allüberall, wo ihr euch befindet.“ Darauf ſchwieg ſie und die Krankheit trat mit größerer Heftigkeit ein. Auguſtin pries Gott, der Monika von aller und jeder Anhänglichkeit an Irdiſches befreite, denn er wußte, wie ängſtlich ſie früher für ihr Grab geſorgt, das ſie neben dem ihres Gatten ſich bereitet hatte. „Da des Menſchen Geiſt ſo ſchwer im „Göttlichen ſein Genügen findet, war es ihr ein „lieber Gedanke geweſen, die Eintracht ihrer Ehe „dadurch zu beſiegeln, daß ihre irdiſchen Überreſte, „ſelbſt nach der weiten Reiſe über das Meer, neben „denen ihres Gatten ruhten.“ Doch im Hinblick auf die nahe Ewigkeit verſchwanden für Monika ſolche Wünſche und mit vollkommener Hingebung ihres ganzen Willens umfaßte ſie den Willen des Herrn. Am neunten Tage ihrer Krankheit und im ſechsundfünfzigſten Jahre ihres Alters ſchied dieſe fromme, gottliebende Seele aus der Zeitlichkeit. Auguſtin drückte ihr die Augen zu.

„Unausſprechliche Traurigkeit,“ ſchreibt er, „floß in meinem Innern zuſammen und wollte in „Tränen ausſtrömen; doch mit eiſernem Willen „unterdrückte ich ſie. Der Knabe Adeodatus brach „in lautes Jammern aus, aber von uns ermahnt, „ſchwieg auch er. Es ſchien uns ungeziemend, dieſe „Leiche durch Tränen und Klagen ehren zu wollen,

„da man hiedurch ein gewiſſes Elend der Verſtorbenen
„oder ihr vermeintliches gänzliches Aufhören
„zu beweinen pflegt. Sie aber ſtarb nicht
„elend und ſtarb nicht ganz. Das bekräftigen uns
„ſichere Gründe: ihr gottgefälliges Leben und ihr
„aufrichtiger Glaube. Was meine Seele mit tiefem
„Schmerz erfüllte, war die Wunde, welche ihr ſo
„plötzlich geſchlagen wurde, als die Gewohnheit des
„ſüßen und lieblichen Umganges mit der Mutter
„zerriß. Wohl erfreute mich das Zeugnis ihrer
„Liebe, mit der ſie mich bei meinen kleinen Dienſtleiſtungen
„an ihrem Krankenlager freundlich anlächelte,
„mich ihren frommen Sohn nannte, mich
„zärtlich daran erinnerte, daß niemals ein trotziges
„oder geringſchätziges Wort gegen ſie über meine
„Lippen gekommen ſei. Doch was waren dieſe
„Dienſte, was war dieſe Ehrfurcht gegen das, was
„ſie für mich getan hatte? Den ſüßen Troſt ihres
„liebevollen Daſeins zu verlieren, verwundete
„meine Seele und zerriſſen ward mein Leben, da
„es eins mit dem ihren geweſen war.“

Nachdem das Weinen des Knaben Adeodatus geſtillt war, griff Evodius zum Pſalter und ſtimmte den hundertſten Pſalm an: „Von Gnade und Gericht will ich Dir ſingen, Herr; und wir Alle ſtimmten ein. Auch verſammelten ſich bald viele Glaubensbrüder und fromme Frauen, und während dieſe die Leiche beſorgten, zog ich mich mit den übrigen zurück und ſprach mit ihnen von himmliſchen Dingen. Das war ein Balſam für meine Wunden und ich bewahrte äußerlich eine große Ruhe. — — Der Leib wurde zu Grabe getragen, das Opfer unſerer Erlöſung dargebracht, die Bahre daneben geſtellt während unſerer Gebete und der Leichnam verſenkt — und ich weinte nicht. Allein mein Schmerz blieb derſelbe und es trat der Gram hinzu, daß ich ſo überwältigt wurde von einem Ereignis, welches dem Lauf der Natur gemäß war. Verſtört und faſſungslos bat ich Dich, o Herr, meinen Kummer zu lindern. Doch Du tatſt es nicht. — — Und am nächſten Morgen beim Erwachen dachte ich an die heilige, liebreiche, demütige Seele, die mir für immer entriſſen war, an ihren holden Wandel, an ihren gewaltigen Glauben, durch den ſie ihre natürliche Schwachheit an das Geheimnis der Erlöſung band; und nun weinte ich vor Dir, o Herr, ſo ſehr die Tränen nur ſtrömen wollten, und das beruhigte mein Herz. Sollte aber Jemand finden, daß Fleiſch und Blut zu viel Anteil hatten an den Tränen, mit denen ich eine kleine Weile um meine Mutter weinte, die ſo manches Jahr meinen Seelentod beweint hatte: ſo richte er mich nicht; vielmehr, wenn er ſtark in der Liebe iſt, bitte er vor Dir, o Herr, um Vergebung für meine Sünden."

Ob es je einem Menſchen gegeben war, eine zartere, ſüßere, heiligere Liebe zu empfinden und ſie zarter, ſüßer und heiliger auszuſprechen? Welch' einen Gegenſatz bildet dieſe Trauer mit jenem Schmerz, dem ſich Auguſtin nach dem Tode ſeines Jugendfreundes in Tagaſte hingab.

Die Reliquien der hl. Monika ruhen zu Rom in der Kirche, die ihrem Sohn geweiht iſt. Seit anderthalb Jahrtauſenden wenden ſich diejenigen Herzen, die am reichlichſten mit Schmerz begnadet ſind — die Mutterherzen! — im tiefen Vertrauen auf die Macht ihrer Fürbitte dieſer ſeligen Mutter zu. Ihr tränen- und liebreiches Leben ging hienieden mit dem Vorgeſchmack himmliſcher Freuden zu Ende: ſie ſah das Geliebteſte eingereiht den heiligen Scharen, ſie hatte das Himmelreich für ihren Sohn erobert. Wie ein tapferer Streiter Chriſti pflanzte ſie Seine Fahne auf den höchſten Zinnen auf, und dann legte ſie ſich nach dieſem wunderbaren Siege friedlich nieder und ſtarb.

Auguſtinus änderte ſeinen Reiſeplan. Er konnte ſich nicht entſchließen, gerade jetzt die Heimat aufzuſuchen. Er ging mit ſeinen Gefährten nach Rom zurück und lebte dort faſt ein Jahr, dann erſt im Spätſommer 388 begab er ſich mit ihnen nach Afrika. Seine Seele war ſo überfüllt von Dank gegen Gott für ſeine Bekehrung und von Mitleid mit Denjenigen, deren Irrtümer er ſo lange geteilt hatte, daß es ihm ein Bedürfnis war, dieſen Empfindungen den weiteſten Spielraum zu geben, indem er verſuchte, irrende Seelen zur Erkenntnis des katholiſchen Glaubens zu führen. Zu dieſem Zweck ſchrieb er in Rom zwei Werke, von denen das eine „Die Sitten der Manichäer“, das andere „Die Sitten der katholiſchen Kirche“ behandelte und in denen er zwei Gemälde entrollte, in denen ſich Wahrheit und Lüge, Wirklichkeit und Schein, Autorität und Willkür in der Lehre, der Moral und dem Leben ſo ſcharf gegenübertraten, daß es dem guten Willen nicht ſehr ſchwer fallen konnte, die göttlich offenbarte Glaubenslehre von der Irrlehre eines Mani zu unterſcheiden und ein Meer voll Klippen und Untiefen zu verlaſſen, um in einen ſichern Hafen einzulaufen. Über die Autorität der katholiſchen Kirche bei der Auslegung der heiligen Schriften, welche von den Manichäern verworfen wurde, ſagt er ein Wort, das für immer auf alle irrigen Lehren bezüglich dieſes Punktes ſeine Anwendung findet. „Die Menſchenſeelen „ſind an die Finſternis gewöhnt, in welche ſie durch „ihre Sünden geraten ſind. Sie vermögen nicht „der hellen und lauteren Wahrheit mit ſicherm Vernunftblick in's Antlitz zu ſchauen. Deshalb iſt es „überaus heilſam ſo eingerichtet, daß die Autorität „unſerer menſchlichen Schwäche zu Hilfe kommt, „indem ſie wie durch ſchattige Zweige unſer leicht

„erblindendes Aug in das Sonnenlicht der Wahrheit ſchauen läßt.“ Wie iſt es doch ſo eigentümlich, daß im Reich der Intelligenz die Menſchen mit Adleraugen die Notwendigkeit der Autorität der katholiſchen Kirche in Glaubenslehren behaupten, und die Menſchen mit Maulwurfsaugen ſie ſo gern verwerfen! Das Adlerauge hat eben einen ganz anderen und weiteren Horizont und ſieht die Dinge von oben herab in ihrem Zuſammenhang und erkennt, daß ohne Autorität nirgends der Zuſammenhang feſtgehalten und folglich keine Einheit, keine Dauer exiſtieren kann, ſondern daß Alles in Zerſplitterung zerfahren muß, der unausbleiblichen Folge menſchlicher Wandelbarkeit, unwürdig in allen Verhältniſſen, am unwürdigſten aber und erniedrigend für eine Religion, die auf göttlicher Offenbarung beruht und einen göttlichen Stifter hat. Das Maulwurfsauge ſieht das Alles nicht, hebt ſich nicht zu den Höhen des Geiſtes, haftet nur an der Atzung, und der Menſch, von irdiſchen Neigungen befangen, gleicht dem Maulwurf, iſt ohne Sinn und Verſtändnis für das Höhere, deſſen Lichtſtrahl ihn in ſeiner dunkeln Region nicht berührt und ahnt nicht den erhabenen Zuſammenhang einer Gottesoffenbarung an die Menſchheit und eines Gottesbedürfniſſes in ihr, die in der katholiſchen Kirche ſich begegnen und vereinen, während an der Schwelle die Autorität als treuer Wächter ſteht, damit nichts Ungehöriges dieſer Vereinigung ſich beimiſche. So lange Auguſtinus ſelbſt in den dunkeln Niederungen weilte, war auch ſein Blick ohne Schärfe und Tiefe; aber ſo wie er ſein Herz von ihnen ablöſte, wurde ſein Auge klar für das Übernatürliche, welches der Grund, das Weſen und der Zuſammenhang der Dinge iſt. Merkwürdige Übereinſtimmung zwiſchen der katholiſchen Wahrheit, dem reinen Willen und der Glaubensfähigkeit, die vielleicht nie mit einer ſolchen Entſchiedenheit und in einer ſolchen Vollkommenheit hervorgetreten iſt, als bei ihm und die allen Häretikern viel zu denken geben müßte, wenn ſie daran gewöhnt wären, logiſch zu denken. Er ſchreibt auch in dieſem Buch:

„Die Glückſeligkeit beſteht im Gelangen zum „möglichſt hohen Grade der Vollkommenheit. Wer „dem nachhangt, was geringer und ſchlechter iſt „als er ſelbſt, der wird ſelber ſchlechter und folglich „unglücklich. Um glücklich zu werden muß der „Menſch offenbar nach etwas ſtreben, was entſchie„den vollkommener iſt, als er ſelbſt; und das iſt „Gott. Ihm nachgehen iſt Verlangen nach Selig„keit; ihn beſitzen iſt die Seligkeit ſelbſt. Wir gehen „ihm nach durch Tugend und Liebe und wir be„ſitzen ihn, nicht ſo daß wir Eins mit ſeinem Weſen „würden, aber ſo, daß wir Ihm in unbegreiflicher „Weiſe nahen und von ſeiner Wahrheit und Heilig„keit erleuchtet, umfangen und durchdrungen wer-

„den.“ Das Grundprinzip der chriſtlichen Glückſeligkeit, die gläubig hoffende Nächſtenliebe, iſt der Kern, von welchem die Sitten, d. h. die Lebensäußerungen der Kirche, ausgehen.

Sechzehntes Kapitel

Die Heimkehr.

Nach faſt fünfjähriger Abweſenheit betrat Auguſtinus wieder den afrikaniſchen Boden, in Karthago. Bei ſeiner Abreiſe hatte er Monika in der Kapelle des hl. Cyprian betend zurückgelaſſen; jetzt ruheten ihre Gebeine zu Oſtia und ſie betete in der Ewigkeit für ihn, den Wiedergebornen, der innerlich erneuert war und nun ein ganz neues Leben begann. Alle nagende Unruhe, in welche Leidenſchaften und Zweifel die Seele ſtürzen, war von ihm gewichen; wie ein mildes Öl floß der Glaube ſänftigend über die ſtürmiſchen Wellen und das gefriedete Herz ſuchte nicht Anderes mehr, als der ewigen Wahrheit ohne Rückhalt in ausſchließlicher Liebe zu dienen. Er hielt ſich einige Zeit in Karthago auf, um ſeine früheren Freunde und Schüler wiederzuſehen und um den Verſuch zu machen, einige eifrige Manichäer zu bekehren. Romanian war mit ſeinem Sohn Licentius in Italien geblieben. Auguſtin wohnte mit ſeiner kleinen Reiſegeſellſchaft bei einem ausgezeichnet frommen

Mann, der früher Advokat geweſen und mit ſeinem ganzen Hauſe Chriſt geworden war. Er hieß Innocenz. Bei ihm und an ihm erlebte Auguſtin eine Gebetserhörung, welche alle Chriſten in Karthago tief ergriff, da Innocenz eine ebenſo bekannte, als beliebte Perſönlichkeit war. Er litt an einem Übel, welches nur durch äußerſt ſchmerzhafte Operationen geheilt werden konnte. Er hatte ſich ſchon einige Male denſelben unterworfen und hoffte nun das Übel beſeitigt zu haben, als ſich ein neues Geſchwür bildete und die Wundärzte erklärten, es müſſe abermals geſchnitten werden. Eingedenk ſeiner früheren Leiden und geſchwächt von der Krankheit entſetzte ſich Innocenz und verſicherte, dies würde ſeinen Tod herbeiführen und er wolle von den Wundärzten nichts hören noch ſehen. Seine Freunde beſtimmten ihn jedoch, einen berühmten Wundarzt aus Alexandrien, der ſich damals in Karthago aufhielt, zu befragen. Es geſchah. Nach genauer Unterſuchung erklärte der Egypter, Innocenz ſei vortrefflich von ſeinen Chirurgen behandelt und müſſe ſich auch jetzt wieder ihrer Behandlung unterwerfen, wenn er geheilt ſein wolle. Innocenz war außer ſich vor Angſt und ſein ganzes Haus mit ihm. Der Biſchof von Karthago beſuchte ihn häufig; auch mehrere Geiſtliche, unter denen ſich ein junger Diakon befand, welcher nach einigen Jahren auf dem Biſchofſtuhl zu Karthago

Denn Er will die Zorneskinder
Taufen mit der Liebe Glut,
Alſo daß der ſchwerſte Sünder
In der Gnade Frieden ruht.

als St. Aurelius glänzte. Dieſe und alle ſeine Freunde ermutigten Innocenz ſo weit, daß er ſich zur Operation entſchloß. Am Vorabend derſelben kam Auguſtin mit einigen Anderen in's Krankenzimmer, um wie gewöhnlich Innocenz zu unterhalten und mit ihm zu beten. Der Kranke war äußerſt niedergeſchlagen, zitterte aus Furcht vor der grauſamen Operation, die ihn erwartete und ließ ſich nicht beruhigen. „Endlich," ſchreibt Auguſtinus,
„knieten wir alle zum Gebet nieder und Innocenz
„verließ plötzlich ſtürmiſch ſein Lager und warf ſich
„neben uns zu Boden. Er fing an zu beten; aber
„in welcher Weiſe, mit welcher Inbrunſt, welcher
„Glut, welchen Tränen, welcher Seelenangſt, das
„iſt ganz unbeſchreiblich! er bebte an allen Gliedern
„und war faſt atemlos. Ob die übrigen bei dieſem
„Anblick beten konnten, weiß ich nicht. Daß ich
„es nicht konnte, weiß ich. Ich ſagte nur innerlich:
„Herr, welch' Gebet Deiner Diener willſt Du
„erhören, wenn nicht dieſes! denn mir ſchien, man
„könne im Gebet nicht mehr tun, als etwa ſterben.
„Dann empfingen wir den Segen des anweſenden
„Biſchofs und Innocenz bat uns, wir möchten uns
„am nächſten Morgen wieder bei ihm verſammeln
„und ihm beiſtehen in ſeiner Agonie. So geſchah
„es denn auch. Der Biſchof und die Geiſtlichen
„kamen, die Freunde des Kranken kamen, die
„Wundärzte kamen mit ihrem ganzen Apparat.

„Die einen ſprachen Innocenz Mut zu, die anderen „harrten in ſchweigender Beſorgnis, während die „Vorbereitungen gemacht wurden. Endlich nahm „der Wundarzt den Verband ab, um den Schnitt „zu machen; aber ſiehe da! er findet ſtatt des Ge„ſchwüres eine ganz feſte Narbe! Welche Freude „wir alle hatten und mit welcher Rührung wir „Gottes Güte und Allmacht prieſen, dafür gibt es „keine Worte.“

Bald darauf verließ Auguſtinus Karthago.

Nicht weit von Tagaſte beſaß Auguſtinus ein Landhaus mit einigen Ländereien, ſein väterliches Erbteil. Dorthin zog er ſich mit den Seinen zurück. Bald geſellten ſich noch einige junge wiſſensdurſtige und heilsbegierige Schüler zu ihm und er begann mit ihnen das Leben jener frommen Genoſſenſchaften, die damals im Abendland immer zahlreicher zu werden anfingen, während ſie im Morgenlande in voller Blüte ſtanden. Mit der Lostrennung von dem irdiſchen Gut betrat Auguſtinus die Bahn, auf die der göttliche Heiland hinweiſt, indem er ſpricht: „Willſt du vollkommen ſein, ſo verkaufe was du haſt und gib es den Armen und dann folge mir nach.“ Er verkaufte ſeine Ländereien und gab den Ertrag der Kirche zu Tagaſte zur Unterſtützung ihrer Armen. Sogar ſein Haus verkaufte er, jedoch unter der Bedingung, es als Wohnung zu behalten. Auch ſeine Hausgenoſſen mußten jedem perſönlichen Eigentum entſagen und alles, auch das geringſte, gemeinſchaftlich beſitzen, während für ihren Unterhalt und die Bedürfniſſe des Lebens aus einer gemeinſamen Kaſſe von deren Verwalter, der zur Genoſſenſchaft gehörte, geſorgt wurde. Auguſtinus hatte auch die Tracht der morgenländiſchen Mönche angenommen, ein langes, ſchwarzes Gewand, mit einer Kapuze und einem Ledergürtel. Mit eifrigem Studium der Heiligen Schriften, mit Betrachtungen, Gebet, belehrenden Geſprächen und in Übung vieler guten Werke waren die Tage ausgefüllt und Auguſtin wurde von den Seinen als ihr geiſtlicher Vater verehrt. Der Orden der Auguſtiner-Einſiedler leitet ſeinen Urſprung von dieſer Genoſſenſchaft ab.

Die Bewohner von Tagaſte verfolgten mit lebhafter Teilnahme die Richtung, die Auguſtin genommen hatte und das ſtille, friedliche, fromme Leben, das er vor ihren Toren, gegenüber ihrer Unruhe, ihrem irdiſchen Treiben, ihren weltlichen Sorgen führte. Eine ſolche Erſcheinung war ihnen neu und fremd, und ſchon das reizte ihre Neugier; aber Auguſtin's Liebenswürdigkeit, ſeine klugen Geſpräche, ſeine einſichtsvollen Urteile zogen ſie an, und bald kam es dahin, daß ſie mit ihren Beſuchen ſeine Abgeſchiedenheit ſtörten und ihn in ihren tauſend Angelegenheiten um Rat fragten. War ihm dies nun zwar recht läſtig, ſo empfing er doch jedermann mit liebreicher Geduld, hörte ihr Anliegen an und beriet ſie. Sein Freund Nebridius beklagte ſehr, daß Auguſtin's Zeit und Kräfte durch dieſen Zudrang zerſplittert würden und lud ihn zu ſich ein, auf ſein Landhaus in der Nähe von Karthago, wo er mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder Viktor lebte. Doch Auguſtinus lehnte dies ab, da er ſeine Genoſſen weder alle mit ſich führen, noch allein zurücklaſſen wollte, denn manche unter ihnen waren erſt Anfänger in ihrer ernſten Lebensweiſe und konnten Auguſtin's ermunternde und erhebende Leitung nicht entbehren. Dieſe Trennung von Nebridius war für ihn kein geringes Opfer, gehörte aber in den weiten Kreis der Entſagung, zu der er ſich entſchloſſen hatte. Er ſah dieſen teuern Freund nicht wieder. Wegen ſeiner Kränklichkeit hatte die Mutter des Nebridius ihren Sohn nicht mit Auguſtin nach Tagaſte ziehen laſſen. Jetzt ſchien ſeine Geſundheit ſich zu beſſern und da ihm Auguſtin's Rat, gegen den er über ſeine Trennung von den Freunden klagt: „Erhebe deine Seele, ſoviel du vermagſt, zu Gott; in Ihm wirſt du uns „alle beſitzen," weniger behagte, als der Nachſatz: „Aber glaube mir, daß ich es als eine große Gnade „betrachten würde, in Deiner Geſellſchaft leben zu „können," ſo war er entſchloſſen, ſich nach Tagaſte zu begeben. Da machte der Tod ſeinem Leben ein Ende. Er hatte die Taufe nicht mit Auguſtinus

in Mailand, ſondern ſpäter in Karthago empfangen, und ſeine Mutter und ſeinen Bruder bewogen, ſich ebenfalls in den Chriſtenbund aufnehmen zu laſſen. Sein Lebenswandel, von jeher rein und edel, folgte ſeitdem noch mehr den Vorbildern der Vollkommenheit und Auguſtinus ſagt von ihm:
„In dem Lande der Seligen, nach welchem er ſo
„oft mich fragte und über welches ich ihm ſo wenig
„ſagen konnte, lebt jetzt der Sohn Deiner Gnade,
„o Herr, Nebridius, mein Vielgeliebter. Seine
„nach der ewigen Weisheit durſtende Seele ſtillt
„jetzt ihr Verlangen an dem Urquell. Doch möge
„ſie ſich berauſchen an den Strömen der Seligkeit,
„vergeſſen wird er mich nicht. Denn Du, o Herr,
„biſt ja der ewige Bronnen ſeines Entzückens und
„Du vergißt meiner nicht.“

Auf den Tod des Freundes folgte der des Sohnes. Adeodatus ſtarb in blühender Jugend. Gott wollte Auguſtin's Herz ganz ablöſen von jeglichem Geſchöpf; aber das ging nicht ohne lange, lange, heiße Kämpfe, die er in der eigentümlichen Weiſe, welche man die Auguſtiniſche nennen muß, ausſpricht. Es iſt die zitternde Freude der Seele, die ſich zärtlich an Gott ſchmiegt und zugleich mit ſanfter Melancholie der Tage gedenkt, wo ſie anderes liebte als ihn.

„Wie ſpät liebte ich Dich, o Du ewige, Du ewig
„neue Schönheit! wie ſpät! Meine Seele ergoß

„ſich in die Gebilde Deiner Hände und verlor in
„deren Bewunderung ihr Ziel und ihren Glanz.
„Du warſt bei mir, aber ich war nicht bei Dir. Da
„berührteſt Du mich, da vernahm mein Ohr Deine
„Stimme, da blitzten die Strahlen Deines Lichtes
„in mein Auge, da atmete ich den Duft Deiner
„Wohlgerüche ein, da fühlte ich mich ſehnſuchtentflammt
„nach Deinem ewigen Frieden. Wenn ich
„mit Dir aus allen Kräften meiner Seele vereint
„ſein werde, ſo wird ſie weder Mühe noch Schmerz
„mehr kennen und mein Leben wird erfüllt von
„Dir und daher wahrhaft lebensvoll ſein. Wer
„Dich umfängt, den trägſt Du ſanft und nur deshalb
„bin ich mir ſelbſt zur Laſt, weil ich noch nicht
„vollkommen Dich umfange. Eitle, tränenwerte
„Freuden ſtehen in mir gegen heilſame Traurigkeiten,
„die meine wahre Freude ausmachen ſollen,
„auf, und wo iſt der Sieg? ich weiß es nicht. O
„Herr, erbarme Dich meiner. Und ſündige Traurigkeiten
„bekämpfen in mir Deine heiligen Freuden;
„und wo iſt der Sieg? O Herr, erbarme Dich
„meiner. Im Mißgeſchick ſehne ich mich nach guten
„Tagen, und genieße ich ſie, ſo bangt mir vor Mißgeſchick.
„Nirgends bin ich ſicher vor Verſuchungen
„und das Glück, das von der Seite der Welt ſich
„naht, bringt immer Sorgen mit, die uns beängſtigen,
„und Freuden, die uns beſchädigen. Auf
„der Größe Deiner unendlichen Erbarmungen ſteht

„allein meine Hoffnung. Befiehl Deinem Diener, „was Du willſt, und gib ihm Kraft, Deinem Be„fehl zu gehorchen. Führe ihn zurück zu jener „Einheit, von der die Seele abirrt, wenn ſie ſich „verliert an die Geſchöpfe. Denn derjenige hat um „ſo weniger Liebe zu Dir, als er an irgend etwas „hängt, das er nicht Deinetwegen liebt. O Herr! „gib mir das zu tun, was Du befiehlſt, und dann „befiehl, was Du willſt. Mit der Fackel Deines „Lichtes durchwandelt mein Geiſt die erſchaffenen „Dinge und nirgends finde ich eine Stätte, um „meine Seele in Sicherheit zu bringen, außer bei „Dir. Aber Du leideſt nicht, daß man Dich beſitze „und neben Dir Lug- und Truggebilde.“

Drei Jahre lebte Auguſtinus bei Tagaſte. Er hatte die griechiſche Sprache wieder hervorgeſucht wegen ſeiner Studien des Neuen Teſtamentes. Alle Schriftſteller, die ſich mit Erklärung der Bibel abgaben, überhaupt alle Kirchenväter, obſchon deren Werke äußerſt ſchwer zu bekommen waren, verſchaffte er ſich und las ſie wieder und wieder. Die Schriften ſeines Landsmannes, des großen Cyprian und ſeines geiſtlichen Vaters Ambroſius hatte er beſonders gern. Aber auch andere Schriften las er, „wenn er daraus Nutzen ſchöpfen konnte,“ z. B. des Joſephus Zerſtörung von Jeruſalem und die Kirchengeſchichte des Euſebius. Sein Geiſt war aber nicht geſchaffen, um das Geleſene in

Paſſivität nur aufzunehmen. Er mußte vielmehr den Stoff überdenken, verarbeiten und ſchöpferiſch geſtalten und umbilden, um ihn in neuer Form und bereichert durch die Fülle ſeiner Gedanken wiederzugeben, und alle Wege zu beleuchten, die zu Gott führen. Er verfaßte mehrere Schriften, immer in der Hauptabſicht, die Manichäer und die Heiden zu bekehren. In dem Buch „Von der wahren Religion,“ das ſeinem Freunde Romanian gewidmet iſt, ſagt er:

„Die Frömmigkeit beginnt mit der Furcht und
„vollendet ſich in der Liebe; das iſt die ganze Ein-
„richtung des Alten und Neuen Teſtamentes.“

„Das erſte Verderben der Seele iſt der Wille,
„das zu tun, was Gott ihr verbietet. So wurde
„der erſteMenſch aus dem Paradieſe in dieſe Welt
„hinausgeſtoßen, d. h. aus der Ewigkeit in die
„Zeit, aus dem Reichtum in die Armut, aus der
„Kraft in die Schwachheit. Daraus erkennen wir,
„daß es ein Gut gibt, welches die vernünftige Seele
„nicht lieben darf, weil die Klaſſe, zu der dieſes
„Gut gehört, unter ihr ſteht.“

„Unſere Vorfahren haben den chriſtlichen Glau-
„ben nur nach offenbaren Wundern angenommen.
„Seitdem der Glaube aber feſte Wurzeln ſchlug,
„ſind die Wunder nicht mehr notwendig. Wozu
„bedarf es neuer Beweiſe der Gottheit Jeſu Chriſti,

„ſeitdem die Kirche über die ganze Erde ausge-
„breitet iſt?"

„So lange wir die Güter dieſes Lebens beſitzen,
„glauben wir, daß wir ſie nicht lieben; fangen ſie
„aber an, uns zu verlaſſen — Freundſchaft, Ehren,
„Geſundheit, Reichtum uſw. — dann werden wir
„gewahr, wie wir geſinnt ſind. Denn mit Liebe
„beſitzt man, was man mit Schmerz verliert."

Romanian wurde Chriſt, nachdem er das Buch
geleſen hatte und auf andere Zeitgenoſſen machte es
einen ſtarken Eindruck. Auguſtinus kündigt es
ſeinem Freunde mit der ſchlichteſten Einfachheit an:
„Ich habe etwas über die katholiſche Religion ge-
„ſchrieben, wie es Gott nach ſeiner Gnade mir ein-
„gab. Es iſt meine Abſicht, es dir zu ſchicken, ſo-
„fern mir das Papier nicht ausgeht. Begnüge dich
„mit der geringen Schrift, wie ſie aus unſerer
„Werkſtatt hervorgegangen iſt."

Allmählich wurde Auguſtinus ein ſtrahlendes Licht innerhalb der Kirche, das fernerhin leuchtete und anderen die Pfade erhellte. Man ſtellte Fragen an ihn; man bat ihn, Zweifel zu löſen, Dunkelheiten aufzuklären, irrige Anſichten zu berichtigen; man unterwarf ſich ſeiner Entſcheidung; ſeine Bücher wurden maßgebend. Er aber blieb in der tiefſten Demut. Einem gewiſſen Gajus, der ihn um ſeine Schriften gebeten hatte und dem er ſie ſchickte, ſchrieb er: „Findeſt du Gutes und Wahres

„darin, ſo ſei überzeugt, daß es nicht aus mir ſelbſt
„kommt, ſondern mir gegeben ward. Das Irrige
„hingegen iſt von mir, iſt die Spur der Verfinſte-
„rung des Menſchengeiſtes. Ueberhaupt, wenn wir
„etwas Wahres leſen, ſo iſt es nicht das Buch und
„nicht der Verfaſſer, der es uns wahr finden läßt,
„ſondern es iſt ein Etwas, das wir in uns ſelbſt
„tragen, weit erhaben über die ſinnliche Einſicht,
„ein Abglanz des ewigen Lichtes der Wahrheit.“

Zu dem Gedanken, ein Prieſter in der heiligen Kirche zu werden, die ihn gerettet und mit Gnaden überhäuft hatte, erhob er ſich nie, da er mit der aufrichtigſten Geringſchätzung ſich ſelbſt beurteilte. Es wäre ihm vermeſſen erſchienen, das apoſtoliſche Amt zu bekleiden und an der Heiligung anderer zu arbeiten, während er ſich ſelbſt ſo fern von jeder Vollkommenheit ſah. Doch kannte er jenen afrikaniſchen Gebrauch, daß das Volk zuweilen fromme Laien, zu denen es Liebe und Vertrauen hatte, ohne ſie zu fragen, mit ſtürmiſcher Begeiſterung umringte, vor den Biſchof führte und die Ordination derſelben begehrte. Ja zuweilen, wenn die Stadt etwa keinen Biſchof beſaß, und ein fremder eben anweſend war, begehrte die Menge von demſelben, den Mann ihres Vertrauens zum Biſchof zu weihen. Da dieſe Männer in der Regel durch Tugend und Verdienſte die ausgezeichnetſten waren, ſo erfüllte der Biſchof gern das Verlangen

Der dritte Adventſonntag.

„Gaudete in Domino semper et iterum dico gaudete; Dominus enim prope est.“

Verſtehſt du jetzt, o Seele,
Was Gott für dich gethan?
Erkennſt du deine Fehle?
Klagt deine Schuld dich an?
Hat Er dir nicht gegeben,
Was Sions Volk Er gab:
Des Glaubens ſichres Leben
Und der Verheißung Stab?

Wollt' Er dich nicht entführen
Egyptens Sclaverei,
Durch Wundertroſt dich rühren
In Leidens Wüſtenei?
Durch Sein Geſetz dich binden
An ew'ger Wahrheit Recht,
In Seiner Gnade gründen
Ein heiliges Geſchlecht?

des Volkes und die Gewählten gaben gewöhnlich den dringenden Bitten und Vorſtellungen nach und wurden geweiht. Dieſe eigentümlich primitive Sitte machte Auguſtinus höchſt vorſichtig, ſich nach einem Ort zu begeben, der keinen Biſchof hatte. Sein Wunſch ging nicht weiter, als ſich ſelbſt und ſeine kleine Genoſſenſchaft mehr und mehr zu heiligen und in größtmöglicher Zurückgezogenheit dem Nächſten zu dienen. Seine Mitbürger kannten ihn in dieſer Beziehung zu genau, um ihm je das Anſinnen zu ſtellen, Prieſter zu Tagaſte zu werden.

Auguſtinus ſtand im Briefwechſel mit gar manchen Perſonen, auch mit ſolchen, die er nicht kannte. Darunter befand ſich ein kaiſerlicher Geſchäftsträger, der zu Hippo regius, einer Seeſtadt Numidiens, lebte. Dieſer Herr war ein ſehr guter Chriſt und beeiferte ſich, der Anleitung zu einem frommen Leben zu folgen, die Auguſtinus ihm gab. Es war ſein heißeſter Wunſch, den verehrten Lehrer einmal ſehen und ſprechen zu können, da er an eine perſönliche Zuſammenkunft die Entſcheidung knüpfen wollte, ob er ſich von dem Weltleben zurückziehen ſolle oder nicht. Um dieſe für ſein Seelenheil gefährliche Schwankung aufzuheben, nahm Auguſtinus deſſen Einladung an und reiſte nach Hippo mit der geheimen Hoffnung, einen Gefährten für die traute Genoſſenſchaft in Tagaſte zu werben.

Siebenzehntes Kapitel.

Auguſtinus wird Prieſter.

Die Stadt Hippo mit dem ſtolzen Beinamen, die königliche, welchen ſie der Vorliebe der alten Könige Numidiens verdankt, war bis dahin ziemlich unbekannt. Jetzt trat der Mann in ihr auf, durch den ſie berühmt werden ſollte und dem ſie es zu verdanken hat, daß man nach anderthalb Jahrtauſenden, die ihr in jeder Beziehung furchtbare Verwüſtung brachten, noch mit heiliger Teilnahme ſie nennt und kennt.

Hippo regius, das heutige Bona, liegt am Meer, am mittelländiſchen Meer, deſſen Geſtade wunderbar ſchön ſind, *wenn* ſie ſchön ſind, d. h. wenn ſie nicht in einer flachen moraſtigen Ebene auslaufen, wie das an einigen Küſtenpunkten Italiens und Frankreichs und in ganz Egypten der Fall iſt. Auf zwei reizenden Hügeln und in einer fruchtbaren Ebene, die ganz mit Feigen- und Aprikoſenbäumen, mit Olivenhainen, mit Getreidefeldern, Wieſen und blühenden Geſträuchen bedeckt iſt und durch die ſich ein Fluß in anmutigen Windungen ſchlängelt, liegt Hippo. Vor ſich hat es das unermeßliche Meer; rückwärts, jenſeits der fruchtbaren Gefilde, die Ausläufer des Atlas, deren Eichenwälder und ernſter Gebirgscharakter die Üppigkeit der Ebene dämpfen. Von dieſen Abhängen lief eine Waſſerleitung auf tauſend kühngeſchwungenen Bogenſtellungen und führte der Stadt das friſche Gebirgswaſſer zu. Ein Schloß, welches zugleich Palaſt und Feſtung war, krönte den höchſten der beiden Hügel und eine jener mächtigen Brücken, welche die Römer zu bauen pflegten, wölbten ihre Bogen über den Fluß. Die Stadt beſaß mehrere Gotteshäuſer. Das größte war die Baſilika des Friedens. Auch an anderweitigen ſchönen, öffentlichen Gebäuden fehlte es nicht. Die Thermen des Soſius zeichneten ſich unter ihnen aus.

Wie mag dieſe ſchöne Landſchaft, dieſer weite Blick auf das Meer und auf das Atlasgebirge Auguſtin's Auge entzückt und ſeine Seele von der ſichtbaren zur unſichtbaren Schönheit hingeriſſen haben.

Ahnungslos über die große Schickſalswendung, die ihn hier erwartete, ging Auguſtinus nach Hippo in der Hoffnung, eine Seele für das Leben nach den evangeliſchen Räten und für ſeine fromme Genoſſenſchaft in Tagaſte zu gewinnen. Da Hippo den vortrefflichen Biſchof Valerius beſaß, ſo glaubte er nach dieſer Seite hin ganz ſicher zu ſein. Aber ſein Ruf war zu ſehr durch Afrika verbreitet, als daß die Bürger von Hippo nicht bald erfahren hätten, wer in ihren Mauern weile, wer ſo andächtig ihre Gotteshäuſer beſuche und mit ſo tiefer Sammlung der Feier der heiligen Geheimniſſe beiwohne. Er war anweſend, als Biſchof Valerius eines Tages nach der Predigt der Gemeinde anzeigte, er bedürfe eines Prieſters, der ihn im Predigtamt unterſtütze, da er, ein Grieche von Geburt, mehr und mehr ſeine mangelhafte Kenntnis der lateiniſchen Sprache einſehe und beklage. Kaum hatte er dieſe Wort geſprochen, ſo wendete ſich die ganze Gemeinde zu Auguſtinus, umringte ihn, damit er nicht entweiche, und führte ihn ehrerbietig vor den Biſchof mit der einſtimmigen, dringenden Bitte, ihn zum Prieſter zu weihen. Der fromme Greis Valerius, der lange ſchon um einen treuen Mitarbeiter zu Gott gefleht hatte, ſah in dieſer Begebenheit eine ebenſo unerwartete wie glückliche Erhörung ſeines Gebetes und war freudig bereit, Auguſtinus zu ordinieren. Aber dieſen überfiel eine grenzenloſe Beſtürzung. „Er, der ſein Heil in „dunkler Zurückgezogenheit zu wirken wünſchte, „weil alle Höhen von gefährlichen Stürmen bedroht ſind,“ er ſollte jetzt die große Verantwortung und die ſchweren, heiligen Pflichten des Prieſtertums übernehmen! Er bat mit Tränen Biſchof und Volk, ihm dieſe Bürde nicht aufzulegen; allein ſie beſtürmten ihn nur deſto lebhafter und beachteten ſeine Weigerung nicht im mindeſten. Er war gewohnt, im Geiſt der Demut zu handeln und zu folgen, wenn Gott ihn rief. Sollte jetzt der Knecht dem Herrn ungehorſam ſein? Auguſtinus ergab ſich darin, ſein friedlich ſtilles Leben zu verlaſſen und erklärte ſich mit heiligem Schauer bereit, die Ordination empfangen und ſich auf dieſe erhabene Feierlichkeit vorbereiten zu wollen. Jubel und Dank folgten ſeiner Erklärung und niemand war froher als der greiſe Biſchof. Aber Auguſtinus blieb tief erſchüttert und auch am Tage ſeiner Weihe gab ſich dieſe innere Bewegung in Tränen kund. Er war ſiebenunddreißig Jahre alt.

Nun war er Prieſter; fremd jedoch in der Ausübung des prieſterlichen Amtes, in der Spendung der heiligen Sakramente, in der Auslegung der Heiligen Schrift, in der Art und Weiſe, wie dies Alles den Seelen mitzuteilen ſei. Im Bewußtſein dieſer Unzulänglichkeit verdemütigt er ſich immer mehr und meint, Gott habe ihn zur Strafe ſeines Hochmuts auf einen Platz ſtellen laſſen, wo ſein Unvermögen Allen klar werden ſolle. Er bat den Biſchof, ihm eine Zeit der Zurückgezogenheit zu gewähren, um die heiligen Schriften und die Satzungen, welche das Leben und Wirken des Prieſters regeln, mit Gebet und Geiſtesſammlung zu ſtudieren. Der Biſchof betrachtete die dreijährige Zurückgezogenheit in Tagaſte, die großenteils dem Studium der heiligen Schriften gewidmet war, als genügend, wünſchte auch baldmöglichſt das Predigtamt, dem er ſelbſt ſich ſo wenig gewachſen fühlte, auf Auguſtinus zu übertragen, und lehnte deſſen Geſuch liebreich ab. Da ſchrieb ihm Auguſtin einen ſo lebhaften, bewegten, vom dringendſten religiöſen Bedürfnis eingegebenen Brief, daß Valerius wohl nachgeben mußte. „Wo iſt deine Liebe, Valerius, „mein Vater,“ fragt er, „wenn du willſt, daß ich zu „Grunde gehen ſoll? Liebſt du die Kirche, in deren „Dienſt ich treten ſoll? Liebſt du mich? Gewiß! ich „bin davon überzeugt. Wohlan! dann wirſt du „mir nicht geſtatten, meinen Dienſt in dem Zuſtand „anzutreten, worin ich mich jetzt befinde. Du hältſt „mich freilich dafür geeignet; allein ich kenne mich „ſelbſt beſſer; und ich würde mich ſelbſt nicht kennen, hätte nicht die Erfahrung mich belehrt. Wenn „Jeſus Chriſtus mich dereinſt; mit der ganzen „Strenge ſeiner Gerechtigkeit richten wird, ſoll ich „ihm dann antworten, der fromme Valerius habe „aus übermäßiger Nachſicht und aus allzu guter „Meinung von meinen Fähigkeiten mir die Zeit „verweigert, um mich etwas beſſer zu unterrichten?“

So eroberte Auguſtinus eine kurze Friſt, in welcher er, wie auf einer einſamen Inſel, ungeſtört ſeine neuen Verhältniſſe und ſein ferneres Leben erwog und den Entſchluß faßte, die apoſtoliſche Laufbahn, die Gott ihm angewieſen, mit Seiner Gnade in Sinn und Geiſt der Apoſtel zu wandeln, deren Schriften er eifrig durchforſchte. Zu Oſtern des Jahres 391 trat er ſein Prieſteramt an. Es beſtand hauptſächlich in der Verkündigung des göttlichen Wortes. Der Biſchof war überglücklich, die Lücke ſo vortrefflich ausgefüllt zu ſehen, die er ſchmerzlich für ſeine Gemeinde empfunden hatte und einen Mann an ſeiner Seite zu haben, der ſo ganz vom apoſtoliſchen Geiſt und Liebeseifer beſeelt war, daß ſich eine reiche Ernte von Gnadenfrüchten von ſeiner Wirkſamkeit hoffen ließ. Das Feld für ein großartiges Wirken war weit genug, denn das Schisma der Donatiſten hatte in Hippo ſtark um ſich gegriffen. Es war übrigens eine Neuerung, die Valerius in der Kirche von Afrika einführte, denn die herrſchende Sitte war, daß kein Geiſtlicher außer dem Biſchof das Wort Gottes verkündige. Man hielt das Predigtamt für allzu wichtig und erhaben, um es einem Andern, als dem Oberhirten, der zugleich die Lämmlein und die Schafe weidet, anzuvertrauen. Indeſſen kam nach und nach, und hauptſächlich durch dies glückliche Beiſpiel, der Gebrauch in Afrika auf, daß die Biſchöfe geiſtvolle und gründlich gebildete Prieſter zu Predigern beſtellten.

Auguſtinus fand die geiſtigen Vorteile eines gemeinſamen Lebens zu groß, um in Hippo darauf zu verzichten. Der Biſchof kam ſeinem Wunſche entgegen und gab ihm einen Garten, der an die Kirche ſtieß, und in deſſen beſcheidenen Gebäuden das

Kloſter eingerichtet wurde. Es hatte dieſelbe geiſtige Grundlage, wie das Kloſter zu Tagaſte, nämlich die vollkommene Entſagung jeglichen perſönlichen Beſitzes der Genoſſen. Wer da eintrat, teilte zuvor ſeine Habe an die Armen aus und verließ ſich, was den ferneren Unterhalt des Lebens betraf, auf die göttliche Vorſehung, „da niemand „eine größere, reichere, unerſchöpflichere Schatzkammer ſich wünſchen kann." Dieſe Zuverſicht fand ſehr bald ihren Lohn. Auguſtin's Freund, der Diakon Aurelius wurde im Jahre 392 Biſchof von Karthago und ſchenkte alsbald dem Kloſter zu Hippo ein Landgut, um dadurch ſeine innige Teilnahme für die fromme Genoſſenſchaft auszudrücken, der er im Geiſt vereint, wenn auch im Raum weit von ihr getrennt war. Alypius und Evodius, dieſe treuen Gefährten Auguſtin's, eilten auf deſſen erſten Wink freudig von Tagaſte nach Hippo, wo ſie mit ihm und den heilsbegierigen Männern und Jünglingen, die ſich nach und nach zuſammenfanden, in großer Einigkeit allen ernſten und ſchweren Obliegenheiten widmeten, welche das Kloſterleben begehrt. Dadurch wurde es förmlich zu einer Pflanzſchule von Biſchöfen und von frommen Dienern Gottes. Aus ihm ging hervor Alypius als Biſchof von Tagaſte; Evodius, von Uzala; Severus, von Milevis; Urbanus, von Sicca; Bonifatius, von Cataqua; Profuturus und Fortunatus, nacheinander, von

Cirtha; und endlich Poſſidius, von Calama; Poſſidius, der, nachdem er eine lange Reihe von Jahren im vertraulichſten und freundſchaftlichſten Umgang mit Auguſtinus gelebt hatte, ſchließlich deſſen Lebensgeſchichte ſchrieb. Übrigens fand ſich auch manche Spreu unter dem Weizen. Zwei Zöglinge ſeiner Schule, die Biſchöfe Paul und Antonius, machten ihm unſäglichen Kummer, weil ſie großes Ärgernis in der Kirche gaben. Einem andern Mitglied der Genoſſenſchaft kamen häufig brüderliche Zurechtweiſungen zu, weil er nie das tat, was er ſollte, und immer das, was er nicht ſollte. Darauf gab er zur Antwort: „Wie ich jetzt auch ſein möge, gewiß iſt es, daß ich dereinſt ſo ſein werde, wie Gott es vorher ſieht.“ Aber anſtatt nun dieſe Wahrheit richtig anzuwenden und ſich der Beſſerung ſeiner Fehler zu befleißen, verblieb er in Trotz und Eigenſinn und geriet endlich auf Abwege, die ſeine Entfernung notwendig machten. Dieſe verſchiedenen ſchmerzlichen Erfahrungen veranlaßten Auguſtinus öfters zu wiederholen: „Es gibt keinen noch ſo vollkommenen „Stand, in welchem ſich nicht Schwache finden, ja „Abtrünnige; und keine noch ſo heilige Genoſſen„ſchaft, in welcher nicht Zwiſtigkeiten, ja Ärgerniſſe „vorfielen. Ich kann Gott als Zeugen der Wahr„heit anrufen, daß ich die beſten Männer, die ich „kenne, in frommen Genoſſenſchaften fand; aber

„auch die allerſchlimmſten, wenn ſie einmal verdorben waren. Darum glaube ich, daß ſich auf „die Klöſter jener Ausſpruch der Apokalypſe anwenden läßt: Der Gerechte heiligt ſich mehr und „mehr, und der Befleckte befleckt ſich mehr und „mehr in ihnen. Haben wir alſo den Schmerz ab „und an häßlichem Wuſt zu begegnen, ſo tröſte es „uns, daß wir viel häufiger koſtbare Juwelen darin finden.“

In eine andere Abteilung des Kloſters nahm Auguſtinus auch Kinder zur Erziehung, Sklaven zur Ausbildung, Katechumenen zum Unterricht auf. Seine Brüder ſollten lernen, nach allen Richtungen hin dem Herrn in der bedürftigen Menſchheit zu dienen.

Durch die Männer, die in dieſem Kloſter die heilige Schule der Aszeſe durchmachten und von denen Viele in den geiſtlichen Stand traten, wurde das katholiſche Leben in Afrika, welches Heidentum, Häreſie und Schisma ſo heftig bedrohten, ſehr gehoben. Sie verkündeten weit und breit durch ihre Worte und ihre Tugenden die Lehren des Evangeliums; denn auch Diejenigen, die nicht Prieſter wurden, ſondern einfach Mönche blieben, erbauten ungemein durch ihr abgetötetes, demütiges, armes, beſchauliches Leben und zogen durch den Zauber des Beiſpiels Andere in den Ordensſtand hinein, ſo

Durch Seines Segens Fülle
Dein Herze an Sich ziehn,
Auf daß dein ſtarrer Wille
Geſchmeidigt ſei durch Ihn;
Durch Weiſe und Propheten
Erleuchten deine Bahn,
Damit nicht die Athleten
Der Leidenſchaft dir nahn?

Mit ſtrenger Zornesruthe
Dein ſchuldig Haupt bedräun,
Und von dem böſen Blute
Des Trotzes dich befrein? —
Dies Alles, meine Seele,
Was Sions Kinder ſahn,
Das hat trotz deiner Fehle
Für dich auch Gott gethan.

Und du? — du haſt verwegen
Im Stolz dich aufgebäumt,
Mit Füßen auf den Segen
Getreten ungeſäumt,

daß nun auch in Afrika die Klöſter in Aufnahme kamen.

Das erſte Frauenkloſter, das in jenen Regionen gegründet wurde, verdankt ebenfalls ſeine Entſtehung der großen Liebe, die Auguſtinus dem zurückgezogenen, gottgeweihten, gemeinſamen Leben ſchenkte. Seitdem die Kirche beſteht, gab es in ihr fromme Witwen, die nach dem Tode des Gatten, und fromme Jungfrauen, die ihr ganzes Leben Gott widmeten; denn das Wort, welches der Apoſtel Paulus im Korintherbrief von den Unverehelichten ſagt, iſt ein Samenkorn, das ſchon tauſendfältige Frucht getragen hat. Allein jene Gottgeweihten der erſten Zeit verblieben in ihren Familien, wodurch ſie denn vielfach Gefahr liefen, durch weltliche Verhältniſſe zerſtreut oder gar in Verſuchungen gegen ihren heiligen Stand geführt zu werden. Sicherer aufgehoben und geſchützt waren ſie in einer Genoſſenſchaft von Gleichgeſinnten, die Alle nach demſelben Ziel ſtrebten und der Behaglichkeit des Familienlebens entſagt hatten, um alle natürlichen Neigungen zu opfern und frei von irdiſcher Anhänglichkeit ihr Herz zu Gott zu erheben. Auguſtin's Schweſter war eine ſolche, ganz von heiliger Chriſtusliebe entflammte, opferfreudige Seele. Als ihr Bruder Biſchof von Hippo und ihr Gatte geſtorben war, verließ ſie Tagaſte, ihre Vaterſtadt, ſiedelte ſich in Hippo an und verſammelte fromme Frauen und Jungfrauen um ſich, mit denen ſie allmählich eine von der Welt getrennte Genoſſenſchaft bildete. Auguſtinus ſah mit großer Freude dieſe himmliſche Blüte des katholiſchen Lebens unter ſeinen Augen aufblühen. Um ihrem ferneren Gedeihen eine feſte Grundlage zu geben und ſie dem wechſelnden Einfluß der verſchiedenen Perſönlichkeiten zu entziehen, welche ſie nach einander leiten würden, ſchrieb er ein Grundgeſetz für ſie, wonach ſie ſich zu richten und zu regeln habe. Es war in demſelben Geiſt verfaßt, wie er ſelbſt ſeine Mönche leitete: es ordnete in großen Zügen das gemeinſame Leben nach den evangeliſchen Räten, und gab der Armut, der Keuſchheit und dem Gehorſam die Baſis der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächſten. Auch das Verhalten der Nonnen mit und zu einander, ihr Benehmen, ihr Gebet, ihre Kleidung, die Verpflichtungen der Vorſteherin waren vorgezeichnet. Der Geiſt, der die erſten Chriſten beſeelte, von dem es in der Apoſtelgeſchichte heißt: ſie waren ein Herz und eine Seele — lebt in dieſer Regel. Sie iſt mit ſo tiefem Verſtändnis der Anforderungen und Bedürfniſſe der Seelen, der Baſis, worauf das geiſtliche Leben beruht, und der Einrichtungen, die es entwickeln und kräftigen, abgefaßt, daß bis zu dieſer Stunde eine große Zahl von Orden der Regel des heiligen Auguſtinus folgen. Die einzelnen Ordensſtifter beſtimmten dann durch ihre ſogenannten Konſtitutionen die Art und Weiſe, wie dieſe Regel gehandhabt, ausgeführt und der Beſtimmung ihrer verſchiedenen Ordensgeſellſchaften angepaßt werde, ohne jedoch die großen Grundzüge zu verändern. Das Leben der Seele mit Gott trägt alle Jahrtauſende hindurch die wunderbare Signatur der Einheit, welche jede Erſcheinung trägt und tragen muß, die durch die übernatürlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe mit Chriſtus verbunden iſt. Je mehr dieſe Tugenden fehlen, deſto ferner iſt die Seele von Chriſtus, und je ferner von Ihm, deſto mehr verliert ſie ſich in die Vereinzelung. Wie unzählig viel Geſetzbücher mögen ſeit anderthalb Jahrtauſenden verfaßt und unbrauchbar geworden und gänzlich vergeſſen ſein! ſie gehören der Zeitlichkeit an und wechſeln und vergehen mit ihr und ihren wechſelvollen Verhältniſſen, während in jenen Auguſtiniſchen Blättern ein ewiger Kompaß gegeben iſt, der auf die Ewigkeit hinweiſt und zu ihr hinführt.

Achtzehntes Kapitel.

Auguſtinus als Prieſter.

Es war ein großer Troſt für Auguſtinus, daß der gottſelige Diakon Aurelius im Jahre 392 Erzbiſchof von Karthago und während ſechsunddreißig Jahren ein würdiger Nachfolger des heiligen Cyprian in deſſen Metropole wurde. Beide Männer waren in dem Eifer für die reine Lehre, für die Ausbreitung des Evangeliums, für die Nachfolge Jeſu begeiſtert und glühten von Liebe für das Reich Gottes auf Erden. Perſönliche Freundſchaft erhöhte die Wärme dieſer Beziehungen und während Aurelius das Haupt der afrikaniſchen Kirche war, war Auguſtinus ihre Seele, und nie trübte ein Schatten von Eiferſucht dies ſchöne Verhältnis. In dem Brief, worin Auguſtinus dem Aurelius für das Geſchenk des Landgutes an die kleine Genoſſenſchaft zu Hippo dankt und ihm verſpricht, daß er mit ſeinen Brüdern den Wunſch des Biſchofs erfüllen und für ihn beten würde, kommt er auf die allgemeine Schwachheit des Menſchen, Wohlgefallen am Lob zu finden, und ſagt: „Ich „erwähne dieſe Armſeligkeit, um mich zu ermuntern, einen Feind zu bekämpfen, deſſen Stärke „man erſt dann ſchätzen lernt, wenn man ihm den „Krieg erklärt. Ich widerſtehe ihm ſo ſehr ich vermag und doch verwundet er mich häufig, weil ich „mich bei Lobeserhebungen eines geheimen Wohlgefallens nicht erwehren kann. Hat deine Heiligkeit dieſen Feind überwunden, ſo wünſche ich umſomehr, daß du mein Elend kennen mögeſt, weil „es dich nötigt, mir deine Fürbitte zukommen zu „laſſen.“

Der Lehrer, den Karthago, Rom und Mailand gefeiert hatten, der bewunderte Meiſter der Rhetorik, der gekrönte Dichter und Redner, hatte zu lange Lob und Beifall als ein notwendiges Element ſeines Daſeins und ſeiner Wirkſamkeit betrachtet und angenommen, um keine Verſuchungen zu ſelbſtgefälliger Eitelkeit zu ſpüren. Kein Kampf blieb ihm erſpart und immer iſt er bereit, es demütig zu geſtehen. Auch jetzt, nur auf einem andern Gebiet, riß er zur Bewunderung hin; ſeine Schriften wurden mit Begeiſterung geleſen, ſogar in's Griechiſche überſetzt, um auch von fremden Völkern genoſſen und gewürdigt zu werden; und ſeine Predigten wurden mit Entzücken gehört. Das Volk ſtrömte zu ſeinen Vorträgen zuſammen und wurde nicht ſatt, ihn zu hören, nicht müde, ihm — nach damaliger Unſitte — durch Rufen, Jauchzen, Händeklatſchen Beifall zu bezeugen. „Aber," ſchreibt er, „ſo lange ich dieſe Ausrufe höre, habe „ich nichts ausgerichtet. Wer an Beifallklatſchen „denkt, iſt nicht überwunden. Erſt wenn ich „Tränen fließen ſehe, darf ich auf die Bekehrung „der Herzen hoffen."

Es herrſchten erſtaunliche Unſitten in der afrikaniſchen Kirche! Der altchriſtliche Gebrauch der kirchlichen Liebesmahle hatte ſchon zur Zeit des Apoſtels Paulus im erſten Korintherbrief eine Rüge verdient. Die Armenſpeiſung an den Gräbern der heiligen Martyrer, dies kleine Liebesopfer, welches ſich an das große Liebesopfer des Gekreuzigten und ſeiner Kreuzesträger anranken wollte, war ein ſchöner, frommer Gedanke, artete jedoch dermaſſen aus, daß es Schmauſereien in den Kirchen und Trinkgelage auf den Gräbern gab. Aus den Agapen waren Orgien entſprungen. Des vielfachen Ärgerniſſes wegen waren ſie in Italien abgeſchafft; aber in Afrika hing man leidenſchaftlich an dieſem Gebrauch. Das bekümmerte Auguſtinus ganz außerordentlich, denn er ſah den Schaden, den die Seelen unter dem Schein der Wohltätigkeit und Andacht nahmen, und er bat dringend den Erzbiſchof Aurelius, ein Konzilium zu berufen, um dieſe gräulichen Orgien auf geweiheter Stätte abzuſchaffen. Wirklich berief Aurelius die Biſchöfe ſeiner Kirchenprovinz, aus Numidien, Mauritanien und dem prokonſulariſchen Afrika im Jahre 393 nach Hippo. Auguſtinus ſtand bereits in ſo hohem Anſehen, daß die ganze ehrwürdige Verſammlung ihn beauftragte, in ihrer Gegenwart in der Baſilika des Friedens über die Glaubenslehre zu predigen und, als der Vortrag beifällig von ihr aufgenommen war, denſelben weiter auszuführen und zu veröffentlichen. Unter den verſchiedenen Beſchlüſſen des Konzils war einer, der feſtſetzte, daß der Erzbiſchof von Karthago alljährlich eine ſolche Kirchenverſammlung bald in ſeiner Metropole, bald in einer andern biſchöflichen Stadt zu halten habe, um dem religiöſen Kultus und der Disziplin der Kirche mehr Einheit zu geben; ferner, daß keine andern Schriften, als die in dem Kanon der Bibel aufgenommenen, bei dem Gottesdienſt vorzuleſen wären; und ferner, daß man durch eindringliche Belehrung des Volkes die Schmauſereien in den Kirchen abzuſtellen ſuchen müſſe. Es dauerte aber noch zwei Jahre und Auguſtinus mußte in ſeinen Predigten häufig wiederholen: „Die heiligen Martyrer verabſcheuen eure Weinflaſchen, verabſcheuen eure Fleiſchtöpfe, verabſcheuen eure trunkenen Gelage auf geweihter Stätte,“ — bevor die Katholiken von Hippo dieſe Unſitte aufgaben. Sie beriefen ſich dabei immer auf das lange Beſtehen desſelben. Als ob dies nicht ein Grund mehr geweſen ſei, um ſie endlich abzuſchaffen! und als ob der Mißbrauch, der ſich ſo leicht im Gefolge menſchlicher Schwäche einſchleicht, aus ſeiner Dauer die Begründung ſeines Rechtes ſchöpfen dürfe!

Auguſtin's glänzende Beredſamkeit bewog die Katholiken zu dem Wunſch, er möge eine öffentliche Disputation mit Fortunatus, dem Haupt der Manichäer in Hippo, abhalten. Sogar die Donatiſten ſchloſſen ſich dieſem Wunſch an, da auch ihnen die manichäiſche Lehre vom Dualismus oder den zwei gleichewigen Prinzipien von Licht und Finſternis, von Gut und Böſe, verhaßt war. Die Manichäer, ſtolz auf ihren Fortunatus, nahmen ſiegesgewiß den Vorſchlag an, ſiegesgewiſſer als Fortunatus ſelbſt, der Auguſtin aus früherer Zeit, als Anhänger der Sekte, in Karthago kannte. Allein es war unmöglich, die Herausforderung abzulehnen. Die Thermen des Soſius waren die Arena dieſes Zweikampfs, und Katholiken, Donatiſten und Manichäer überfüllten ſie. Schnellſchreiber ſchrieben die Verhandlung nach. Der Streit betraf die Frage über den Urſprung des Böſen. Auguſtinus bewies, daß es aus dem Mißbrauch des freien Willens vernunftbegabter Geſchöpfe entſtehe und beſtehe; Fortunatus behauptete, es gebe eine Gott gleichewige böſe Natur, die an der ganzen Schöpfung ihren Anteil habe,ſo daß der Sohn Gottes ſelbſt durch ihre unwiderſtehlichen Mächte an die Finſternis gebunden ſei. Da verließen die Katholiken die Thermen des Soſius, denn ſie wollten nicht Zeugen eines Kampfes ſein, bei dem die Grundlehre der chriſtlichen Religion, die Lehre von der heiligſten Dreifaltigkeit, vom Gegner mit Füßen getreten werde. Die Donatiſten folgten ihrem Beiſpiel, wäre es auch nur geweſen, um zu beweiſen, daß ſie nicht minder gute Chriſten als die Katholiken ſeien. Die Manichäer wollten ſchon triumphieren; allein Auguſtinus erklärte, er werde am folgenden Tage, wenn ſich die verſtörten Gemüter beruhigt hätten, die Disputation fortſetzen. Das geſchah. Auguſtinus bewies, daß ein gütiges, ewig unwandelbares Weſen, das die Manichäer als Gott anerkannten, aufhöre ewig unwandelbar zu ſein, wenn eine böſe Macht es zwingen könne, das Böſe anzunehmen und in ſeiner Schöpfung gleichberechtigt zuzulaſſen. Damit höre aber die Idee von Gott auf; das Böſe ſei dann allmächtig und folglich ſei dann auch die Macht der Finſternis die eigentliche Gottheit des Manichäismus. Fortunat fühlte ſich in die Enge getrieben. Verlegen um Antwort brach er die Konferenz ab und ſagte: er wolle ſich zuvor mit den Gelehrten ſeiner Sekte beraten. Wüßten dieſe kein ſchlagendes Argument anzuführen, ſo wünſche er die chriſtliche Lehre kennen zu lernen, denn es liege ihm daran, ſeine Seele zu retten. Auguſtinus bot ihm ſeine hilfreiche Hand an und freute ſich der Hoffnung auf Fortunats Bekehrung. Dieſer aber zog es vor, in aller Stille Hippo zu verlaſſen und an andern Orten das Gift ſeiner Irrlehre in leichtgläubige, vorwitzige, oberflächliche, hoffärtige Gemüter zu ſpritzen. So waren die Ketzer und ſo ſind ſie: ſie wollen die Wahrheit nicht hören; ſie gehen der Möglichkeit aus dem Wege, durch Belehrung zur Erkenntnis zu kommen. Sie wollen nicht geſtört ſein in dem Wahn, den ſie ſich entſchloſſen haben Wahrheit zu nennen und den ſie durch Scheingründe unterſtützten, während ſie den echten, den ſtichhaltigen Grund des Glaubens, die Autorität der lehrenden Kirche, übermütig zurückzuweiſen. Viele Manichäer, die ohne Prüfung der Lehre, im Vertrauen auf Fortunats Autorität, Anhänger der Sekte waren, wurden aber durch dieſe Konferenz ſowohl als durch Fortunats Verſchwinden auf das Zweifelhafte des Manichäismus aufmerkſam gemacht und bekehrten ſich zum katholiſchen Glauben. Auguſtinus war unermüdlich in Bekämpfung dieſer verderblichen Irrlehre, die den Menſchen ſo recht in die böſen Gelüſte ſeiner Natur bettet und wiegt, und ſchrieb noch verſchiedene Schriften, um ſie zu widerlegen und die Punkte hervorzuheben, worin ſie falſch und verderblich ſei; ſo das Buch „Von den zwei Seelen“ und das „Gegen Adimant.“

Die Wallfahrt nach dem heiligen Lande übte damals einen großen Zauber über andächtige Gemüter. Je tiefere Wurzeln das Chriſtentum ſchlug, je mehr es die Welt aus den Schalen des Heidentums herausſchälte, je zahlreicher die Bekehrungen großer Seelen waren, deſto mehr richtete ſich der Blick nach jenem Morgenland, nach jener Stätte eines Sonnenaufgangs, der keinem Untergang unterworfen iſt. Paläſtina zu bereiſen, Bethlehem und Nazareth zu beſuchen, Jeruſalem und den „heiligen Oelberg“: dies Verlangen führte zahlreiche chriſtliche Pilger in den Orient. Die Einen begnügten ſich damit, die Orte zu bereiſen, welche durch das Leben und Leiden des Herrn geheiligt

Du haſt, ſtatt Ihn zu ehren,
Gekniet vor Götzen hohl,
Gehäuft auf den Altären
Idole auf Idol.

Und nun, da deine Schaale
Befunden ward ſo leicht,
Daß dir beim Sündenmale
Die Wange ſcheu erbleicht —
Daß zitternd vor dem Grimme
Des Rächers du erbangſt
Und nach der Gnade Stimme
Aus tiefſter Bruſt verlangſt:

Nun horch! welch Wunderklingen
Durchbebt das Erdenrund?
Welch fremdes ſüßes Singen
Umſchwebt der Seher Mund?
Ein König wird verkündet,
Mit Namen „Wunderbar,"
Der eine Welt entſündet,
Das Heil macht offenbar.

waren; die Andern blieben jahrelang auf einer Stätte, die ihrer Andacht beſonders zuſagte; noch Andere ſiedelten ſich für immer auf dieſem gebenedeiten Boden an. Zu den letzteren gehörte der heilige Hieronymus. Die letzte Hälfte ſeines langen Lebens brachte er als Einſiedler in einer Felſengrotte des grottenreichen Paläſtina, in Bethlehem zu, neben der Grotte, in welcher die Geburt des Herrn ſtattfand. Dort widmete er ſich ſtrenger Aszeſe und angeſtrengtem Studium der Heiligen Schrift, ihrer Auslegung und der Schriften anderer Ausleger und Geiſtesmänner. Berühmt durch ſeine außerordentlichen Kenntniſſe auf dieſem Gebiet, waren ſie ein Band, das ihn in beſtändiger Verbindung mit der chriſtlichen Welt zu Rom und im ganzen Morgen- und Abendland erhielt. Alle religiöſen Fragen, Zweifel und Anſichten einer geiſtig ſtrebſamen Zeit, in welcher Wahn und Wahrheit vielfach ſich kreuzten, fanden Widerhall oder Widerlegung in der Einſiedlergrotte von Bethlehem. Hieronymus war keine Auguſtiniſche Seele; die war, in ſolcher Vollkommenheit, einmal geſchaffen und nie wieder. Hieronymus wirkte gebieteriſch anregend und belebend durch die Kraft und den Adel ſeines Geiſtes. Die edelſten Frauen Roms, welche damals einen ſo außerordentlich großen Einfluß auf die Umgeſtaltung der heidniſchen Geſellſchaft in eine chriſtliche hatten, waren Schülerinnen und Jüngerinnen von Hieronymus. Dem Wiſſen nach nicht fähig, mit ihm über Streitpunkte uneinig zu werden, berührten ſie die Klippe nicht, die ihm in ſeinen Beziehungen zu Männern gefährlich war; und gemäß der weiblichen Natur gern bereit ſich zu unterwerfen, wenn ſie hochachten und vertrauen, wetteiferten ſie, unter ſeiner ſtrengen, hohen Führung ſich zu heiligen. Den Männern gegenüber riß ihn der Feuereifer ſeines Charakters und eine gewiſſe Einſeitigkeit, die ihren Grund in ſeiner abgeſchloſſenen Natur und Lebensweiſe haben mochte, nicht ſelten zu Übertreibung und Schroffheit hin.

Auguſtinus kam mit ihm in Beziehung durch den treuen Freund Alypius, der im Jahr 393 eine Pilgerfahrt nach Paläſtina machte und den weltberühmten Kirchengelehrten in Bethlehem beſuchte. Hieronymus kannte und ſchätzte bereits Auguſtin's Schriften und alles, was ihm Alypius von der Lebensgeſchichte, den Schickſalen und Beſtrebungen Auguſtin's mitteilte, erhöhte ſeine Achtung. Als Alypius nach Hippo zurückkehrte, belebte er durch ſeine Mitteilungen über den gelehrten, frommen Kenner und Forſcher der Heiligen Schriften Auguſtin's Ehrfurcht vor Hieronymus. Bald darauf, angeregt durch die Erzählungen des Alypius vom heiligen Lande, wünſchte ein anderes Mitglied von Auguſtin's Kloſtergenoſſenſchaft, Profuturus, nach

Paläſtina zu pilgern. Auguſtinus freute ſich des frommen Vorhabens und gab ſeinem geliebten Schüler ein Empfehlungsſchreiben an Hieronymus mit, worin er ſchließlich mit freundſchaftlichem Freimut ſein Bedauern ausſpricht, daß Hieronymus in der Auslegung des Galaterbriefes bei der Differenz, die zwiſchen den Apoſteln Petrus und Paulus entſtand, der ſ. g. Nutzlüge das Wort rede. Profuturus verließ Hippo, wurde aber an ſeiner Pilgerreiſe verhindert und zum Biſchof von Cirtha in Numidien gewählt und geweiht. Er verwaltete nur ein paar Jahre ſein heiliges Amt und ſtarb früh. Sein Nachfolger auf dem biſchöflichen Stuhl von Cirtha war ein anderes Mitglied des Kloſters zu Hippo, Fortunatus. Auch Alypius mußte es verlaſſen und die beſchauliche Zurückgezogenheit mit dem Hirtenſtabe und den Hirtenſorgen des Biſchofs vertauſchen. Seine Vaterſtadt Tagaſte berief ihn als Oberhirten und an demſelben Ort, wo er und Auguſtinus ihre Kindheit verlebt und ihre erſte Freundſchaft geſchloſſen hatten, wurde er jetzt als ein glänzendes Licht auf den Leuchter in der Kirche geſtellt. Für Auguſtinus, in deſſen Seele alle edlen Gefühle ungemein zart und ſchwungvoll lebten, war es immer ein tiefer Schmerz, ſich von ſeinen Freunden, die ja zugleich ſeine Jünger und ſeine geiſtlichen Brüder waren, trennen zu müſſen; beſonders von Alypius, der alle Lebenswechſel mit ihm durchgemacht und den er aus den Niederungen der Welt voll Irrtümern und Leidenſchaften zu den lichten, friedlichen Höhen der heiligen Gottesliebe mit ſich hinaufgezogen hatte. Aber dieſe hohe Liebe begehrt die höchſten Opfer und es war ein großer Troſt für Auguſtinus, ſeinen teuren Alypius auf einem Platz zu wiſſen, wo deſſen Weisheit und Tugend ein Segen für die ganze Kirche wurde. Alypius war während fünfunddreißig Jahren Biſchof von Tagaſte und immer in einer und derſelben Richtung und Geſinnung mit Aurelius und Auguſtin. Er hatte, bevor er Hippo verließ, an Paulinus von Nola — auch ein großer Bekehrter jener merkwürdigen Epoche der katholiſchen Kirche — die Schriften Auguſtin's gegen die Manichäer geſendet und dieſen dadurch in Verbindung mit einem Seelenbruder jenſeits des Meeres in den lachenden Gefilden von Kampanien gebracht, wo Paulinus, nachdem er den glanzvollſten, glücklichſten Weltverhältniſſen entſagte, zu Nola ein ähnliches Kloſterleben wie Auguſtinus zu Hippo führte. Paulinus ſchrieb in den wärmſten Ausdrücken an Auguſtin und dankt ihm für jene Schriften, „die ſeine Seele nährten." — „Du biſt das wahre Salz der Erde," ruft er ihm zu, „denn du bewahrſt unſere Seelen vor dem Verderbnis des Irrtums. Du biſt die Lampe, deren Licht, von dem Öl der ſieben Gaben des Heiligen Geiſtes genährt, über die ganze katholiſche Welt ſich verbreitet, die Finſternis der Ketzerei verſcheucht und die Wahrheit in dem Glanz deines lichtvollen Wortes erſtrahlen läßt. Weil Chriſtus in dir zur Quelle jenes Waſſers geworden iſt, das in das ewige Leben ſtrömt, darum ſind deine Worte belebend wie der Bach, der dem ewigen Bronnen entquillt."

Auguſtinus bat Paulinus um einen Beweis wahrer Freundſchaft, nämlich um ſtrenge Beurteilung ſeiner Schriften. „Sei du der Gerechte gegen „mich, den David ſich wünſchte, um durch ihn gezüchtigt und gebeſſert zu werden," ſchreibt er, „und gieße nicht über mein Haupt den Balſam „der Schmeichelei aus, den der königliche Prophet „ſo ſehr fürchtet."

Auguſtinus hatte kürzlich ein anderes Schreiben erhalten, das ihn mit lebhafter Unruhe erfüllte. Es war von ſeinem ehemaligen Schüler Licentius, der zu dem kleinen Kreiſe von Caſſiciacum gehörte und deſſen lebhafter Geiſt ebenſoviel Teilnahme für philoſophiſche Erörterungen als für klaſſiſche Studien und für Verſuche in der Dichtkunſt hatte. Licentius blieb damals in Italien zurück. Dem Jüngling, dem Sohn eines reichen Mannes, mochte das epikuräiſche Leben der ſchönen Welt in Rom zuſagen. Es ſchlug ihn in Bande, aber es befriedigte ihn nicht. Wen hätte es wohl je befriedigt? Da, nach — Jahren — 395 — ſchrieb Licentius an ſeinen ehemaligen Lehrer einen Brief in Verſen, in welchem er mit Sehnſucht der friedlichen Tage von Caſſiciacum gedenkt und Auguſtin's Tugend und Genie preiſt. Er ſprach ſich unzufrieden mit ſeiner gegenwärtigen Exiſtenz aus und bejammert die Ketten, die ihn feſſeln und die er ſprengen würde, wenn ein Wort von Auguſtinus ihn riefe. Auguſtinus ſchrieb ihm voll Beſorgnis und Liebe, beſchwor ihn, „die ſchweren irdiſchen Feſſeln mit dem ſüßen Joch Jeſu zu vertauſchen; nicht mit der Vervollkommnung ſeiner Verſe ſich zu befaſſen, ohne zugleich an die ſeines Herzens und ſeines Wandels Hand anzulegen; den Mißklang ſeiner Verſe für das feine Ohr eines Grammatikers nicht ſo hoch und die Beleidigung Gottes durch ſchlechte Sitten nicht ſo gering zu ſchätzen.“ Er ermuntert Licentius, Paulin von Nola zu beſuchen, der mit den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten Roms verwandt, befreundet und in beſtändiger Verbindung war. Von dieſem heiligen Mann könne Licentius lernen, daß der Menſch imſtande ſei, jedes Glück, auch das erlaubte, jede Freude, auch die reinſte, aufzugeben, wenn es ſich darum handle, dem Ruf Gottes zu folgen, der zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit hindrängt. Zugleich ſchrieb Auguſtin an Paulinus, um ihm „ſeinen Sohn Licentius“ zu empfehlen, und Romanian, der Vater des Licentius, deſſen Angelegenheit ihn mehrmals nach

Italien führten, nahm beide Schreiben mit. Doch jene Aufwallung der Sehnſucht nach etwas Höherem ſcheint bei Licentius nicht in den Willen übergegangen zu ſein, die richtigen Mittel zu ihrer Befriedigung zu ergreifen. Wenigſtens verſchwindet er aus Auguſtin's Horizont.

In dieſem Jahr verfaßte Auguſtin das Buch „Von der Enthaltſamkeit“ und das Buch „Von der Lüge,“ in welchem letzteren er jede Art von Lüge — Nutzlüge, Dienſtlüge, Gefälligkeitslüge, Notlüge — als unerlaubt bezeichnet. Die heidniſche Welt war ſo roh in ihrer Sittenlehre und die Chriſten waren damals lauter neubekehrte Heiden, daß ihnen die Unterweiſung in den Geſetzen der Moral ſehr Not tat. Wie furchtbar roh in ihren Anſchauungen ſie waren, beweiſt ein gewiſſes Volksfeſt, das alljährlich zu Auguſtin's größtem Kummer in Hippo begangen wurde. Es beſtand darin, daß Väter und Söhne, Brüder und Brüder, kurz, immer die nächſten Verwandten miteinander eine Art von Zweikampf hielten, indem ſie ſich gegenſeitig mit Steinen warfen; und es währte lange, bis Auguſtinus die Abſchaffung dieſes gräulichen Feſtes durchſetzte.

Ein anderes Werk, woran Auguſtinus ſieben Jahre gearbeitet hatte, wurde ebenfalls in dieſem Jahr vollendet: „Die Abhandlung vom freien Willen.“ Auch ſie war gegen die Manichäer gerichtet und beweiſt ihnen, daß alles wahre Übel aus dem Mißbrauch des freien Willens entſpringt, der ein Geſchenk Gottes an vernunftbegabte Weſen iſt. „Der freie Wille iſt ein Gut, weil ohne ihn keine „löbliche Tat geſchehen kann. Nun iſt Gott der „alleinige Urheber jedes Gutes: ſomit wurde uns „der freie Wille von Gott ſelbſt gegeben. Er ſoll „uns dienen zur Erlangung der höchſten Güter, der „Tugenden. Das Böſe iſt die ungeordnete Regung „dieſes Willens, der ſich an vergängliche Dinge „heftet und ſich von ſeiner Beſtimmung, das Unveränderliche und Eine feſtzuhalten, trennt. Nicht „Gott iſt der Urheber dieſer Trennung, dieſer verkehrten Tätigkeit des Willens. Sie iſt unſere „Schwäche und zwar eine freiwillige, die in unſerer „Gewalt liegt. Wollen wir ſie nicht, ſo iſt ſie nicht. „Nur durch ſeine eigene Wahl kann der Menſch den „ungeordneten Gelüſten dienſtbar, unvernünftig „und laſterhaft werden. Fehlte ihm der freie Wille, „wozu dann die göttlichen Geſetze und Anleitungen „zu einem tugendhaften und weiſen Leben? Dann „wären alle Ermahnungen überflüſſig, irdiſche „Güter zu verlaſſen und nach ewigen zu ſtreben; „ein böſes Leben zu verabſcheuen und nach einem „tugendhaften zu ringen. Wer aber ſolche Ermahnungen für unnütz hält, verdient aus der Reihe „der Menſchen ausgeſtrichen zu werden. Aus „freiem Willen iſt der Menſch gefallen, doch aus

„eigener Kraft vermag er nicht wieder aufzuſtehen. „Darum hat Gott uns Jeſum Chriſtum den Herrn „gleichſam als ſeine Vaterhand vom Himmel herab „geboten. Dies müſſen wir unerſchütterlich feſt „glauben, darauf zuverſichtlich hoffen und darnach „mit glühender Liebe verlangen.“

Jetzt verteidigt Auguſtinus die Macht des freien Willens gegen die Manichäer, die ihn unterſchätzten. Später, als die Irrlehre der Pelagianer aufkam, welche den freien Willen dermaßen unterſchätzten, daß neben ihm im Menſchen kein Platz für das Wirken der göttlichen Gnade blieb, wird Auguſtinus wiederum dieſe häretiſche Übertreibung bekämpfen. Er iſt ſo recht der Verteidiger und Begründer der katholiſchen Lehre, die mit übernatürlicher Weisheit die feinſte und beſtimmteſte Grenze zieht, wo die Wahrheit aufhört und der Irrtum beginnt, während es der Häreſie unmöglich iſt, ſich auf dieſer zarten Linie zu halten.

Die Wahrheit im vollen Umfang zu beſitzen, zu wiſſen, daß nichts in der Schöpfung an Vortrefflichkeit und Erhabenheit der menſchlichen Vernunft gleichkomme, und daß über der Schöpfung und über der Vernunft eine unendliche Weisheit, ein unermeßliches Gut, ein Urquell aller Liebe, aller Freude, aller Vollkommenheit — Gott da ſei: erfüllte ihn mit namenloſer Wonne und er begriff nicht, daß Menſchen das Glück bezweifeln konnten, welches an den Beſitz der Wahrheit geknüpft iſt.

„Wie iſt das möglich!“ ruft er ſchmerzlich aus. „Der Eine ſchätzt ſich glücklich bei einem reichen „Gaſtmahl — und wir wären es nicht, wenn die „Wahrheit ſelbſt unſern Geiſt tränkt und nährt! „Der Andere iſt entzückt von ſchönen Geſängen, von „den melodiſchen Tönen des Saitenſpiels — und „wir wären es nicht, wenn die Wahrheit in wunderbarer „Harmonie oder in tiefſinnigem Schweigen „zu unſerer Seele ſpricht! Einen Dritten erfreuen „Blumen und balſamiſche Wohlgerüche — und der „belebende Hauch der Wahrheit, der unſern Geiſt „erfriſcht, wäre für uns nicht ſüß genug! Wie „Manche finden einen großen Genuß in der Bewunderung „funkelnder Edelſteine, ſchimmernder „Perlen und der leuchtenden Geſtirne des Himmels „— und wir, wenn uns die Wahrheit mit „ihrem unvergleichlichen Glanz anſtrahlt und erleuchtet, „wir ſollten ſinnlich genug ſein, unſere Befriedigung „nicht in ihr zu finden! — Wehe aber „denjenigen, welche dieſen Glanz verwerfen und „ein größeres Gefallen an ihrer Finſternis haben. „Weil ſie der Sonne den Rücken kehren, bleiben „ihnen nur noch die Schatten übrig, indem ſie ſich „in niedrige Freuden ſtürzen. Und doch kommt das „Gefallen, das ſie daran haben, einzig vom Glanz

Mit dem Beginn der Leiden
Beginnt der Troſtes Spruch,
Um ſegnend zu begleiten
Der Sünde alten Fluch:
Es taget einſt die Stunde,
Da wird die Menſchheit frei,
Da flieht vom Erdenrunde
Die wüſte Tyrannei.

Da wird ein König bringen
Beſeligend in's Land,
Wird aus den Feſſeln ringen,
Was Sünde hält gebannt.
Und dieſe alten Lieder
Vom König Wunderbar,
Sie tönen neu jetzt wieder,
Sie klingen laut und klar.

Horch auf! die Stimme höre!
Sie ſucht und ruft auch dich:
Thu Buße und bekehre
Sich, wer vom Pfade wich!

„Deines Lichtes her, o Herr, womit dieſe Schatten „umgeben ſind.“

Wie wunderbar ſchmilzt in ihm die Kenntnis der gefallenen Natur und die Kenntnis ihres himmliſchen Urſprungs und ihrer himmliſchen Beſtimmung zuſammen; und wie weiß er es zu verbinden, daß er den Fall immer als einen Sturz aus der Höhe in die Tiefe kennzeichnet und doch den Gefallenen immer im Zuſammenhang mit ſeinem übernatürlichen Urſprung erblickt. Auch in der verwüſteten Seele findet er, wie ſein göttlicher Meiſter, noch die Spur des Gottesbildes, noch die Ahnung von einer Liebe, die über den Schatten dieſer Welt ſchwebt.

Neunzehntes Kapitel.

Auguſtinus wird Biſchof.

Immer mehr wurde dieſer beſchauliche Mönch, dieſer Prieſter, dem nichts ſüßer war, als ſein zurückgezogenes Leben im Kloſter — der große Mann des Jahrhunderts. Hippo war ſtolz und glücklich ihn zu beſitzen. Valerius liebte ihn wie einen Sohn nach der Ordnung der Gnade. Aber der Biſchof wie das chriſtliche Volk zitterte, weil die Möglichkeit nahe lag, daß eine andere Stadt in Afrika dieſen Schatz rauben und ihn zum Biſchof wählen werde. Man hütete ihn mit ängſtlicher

Sorgfalt und geſtattete ihm keine große Reiſe. Erzbiſchof Aurelius hatte gewünſcht, ihn in Karthago zu ſehen; doch Auguſtinus lehnte ab und ſchrieb zu ſeiner Entſchuldigung: „Die Gläubigen von Hippo „würden mich nie ſoweit gehen laſſen, aus Furcht, „daß ich nicht zu ihnen zurückkehrte. Ihre Beſorg„nis in dieſer Hinſicht iſt außerordentlich groß.“ Der hochbejahrte Biſchof, der die Bürde ſeines Amtes mit Auguſtin geteilt hatte, wünſchte ſehnlichſt, nun auch die Würde mit ihm zu teilen. Er wendete ſich mit der Bitte an ſeinen Metropoliten, Aurelius von Karthago, Auguſtin zum Mitbiſchof von Hippo weihen zu laſſen. Gern gab Aurelius ſeine Zuſtimmung und als im Jahre 395 ein Konzil zu Hippo verſammelt war, ſprach Valerius vor der ganzen Verſammlung dieſen Wunſch aus. Obſchon es nicht gebräuchlich, ja nicht einmal ganz regelrecht war, daß eine und dieſelbe Kirche zwei Oberhirten beſitze und ſpäter ſogar die Ausnahme entſchieden unterſagt wurde, ſo brachen doch alle Kirchenväter in freudigen Beifall über dieſen Vorſchlag aus. Nur einer von ihnen, der Primas Numidiens, Megalus von Calama, war dagegen, weil er einer boshaften Verleumdung, die ihm über Auguſtinus zugekommen war, Glauben ſchenkte. Noch viel entſchiedener war Auguſtinus ſelbſt dagegen und ſtützte ſich auf das Ungewöhnliche eines ſolchen Falles. Aber Valerius, die

Biſchöfe, die Geiſtlichkeit und die Gläubigen von Hippo ließen nicht nach, ſtellten ihm vor, daß das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen zuweilen Ausnahmen gebieteriſch verlangten, und daß die allgemeine Einſtimmigkeit ihm in dieſem Fall als der Wille Gottes gelten müſſe. Denn jene Verleumdung, die von einem Donatiſten ausging, wurde unterſucht und grundlos befunden, ſo daß der Primas öffentlich Abbitte leiſtete, und jetzt in der Tat die Einſtimmigkeit vollkommen war. Da hielt es denn endlich Auguſtinus für Pflicht ſich zu unterwerfen und der Primas von Numidien erteilte ihm kurz vor Weihnachten im Jahr 395 die biſchöfliche Weihe. Der fromme Greis Valerius ſollte noch gerade dieſen Troſt haben, denn bald darauf ſtarb er. Auguſtinus betrachtete ſein neues, ſchweres, heiliges Amt als eine Aufforderung, der göttlichen Vorſehung ſich mit erhöhetem Eifer der früher verſchmähten ewigen Liebe hinzugeben. Die katholiſche Welt frohlockte, ihn nun auf ſeinem richtigen Platz unter den Fürſten und Vätern der Kirche zu ſehen, und Paulin von Nola drückt dieſe Geſinnung der italiſchen Zeitgenoſſen aus, als er über dies Ereignis an Romanian ſchrieb: „Gottes Barmherzigkeit hat ſein Volk heimgeſucht. Er hat in dem Hauſe Davids, ſeines Sohnes, eine Veſte errichtet und ſeiner Kirche Verſtärkung geſchickt, um die Hoffart der Sünder zu zerbrechen und den Trotz der Irrlehrer zu zerſchmettern.“ Und allerdings! der Kampf gegen die tauſendköpfige Hydra der Häreſie erloſch für Auguſtinus nicht mehr. Hatte er ſie auf dem einen Punkt überwunden, ſo brach auf dem andern ihr Gift friſch hervor.

Zuerſt ordnete Auguſtinus ſeine Lebensweiſe und Einrichtung als Biſchof. Sie war von großartiger Einfachheit. Er betrachtete das Leben des Prieſters von einem erhabenen Standpunkt und legte einen großen Maßſtab daran. Freiwillig tritt der Prieſter aus den natürlichen Verhältniſſen heraus und in eine Vereinſamung hinein, welche der Kreis ſeiner Pflichten, möge er noch ſo groß und noch ſo mühſam ſein, nicht ganz ausfüllt. Seine Zeit mag ganz ausgefüllt, ſeine Tätigkeit ganz beanſprucht ſein; aber ſein innerſtes Bedürfnis, das ihm innwohnt und innwohnen ſoll, weil er Menſch — und weil es ein Grundzug des menſchlichen Weſens und notwendig zu deſſen ſittlicher Vervollkommnung iſt — dies Bedürfnis mit Gleichgeſinnten, mit Gleichgerichteten auf gleichem Fuß zu leben, wird durch Pflichterfüllung nicht befriedigt. Im Gegenteil! je höher er dieſe erfaßt und erfüllt, umſo mehr wird er fühlen, daß er als ein hochgeehrter Fremdling, von dem jeder etwas wünſcht, etwas begehrt, etwas nimmt — und dem niemand etwas gibt, noch geben kann, durch das Leben und ſeine Aufgaben wandelt. Das iſt freilich genug, um im beſtändigen Opfer die Entſagung zu heiligen und auch dies tiefinnerſte Bedürfnis in den Bereich des Opfers hineinzuziehen, aus welchem die Seele wunderſame Kraft zum Aufſchwung zu himmliſchen Dingen ſchöpft: aber die Vereinſamung iſt nicht dadurch gehoben. Auguſtinus fand ein glückliches Mittel dagegen in dem gemeinſamen Leben der Geiſtlichen.

Wie er zu Tagaſte eine klöſterliche Genoſſenſchaft von Laien begründete, deren Zweck es war, nach ihrem Maß und ihren Fähigkeiten Gott zu dienen; und wie er ſie nach Hippo und auf eine höhere Stufe verſetzte, indem das dortige Kloſter eine Pflanz- und Bildungsſchule für Prieſter, gleichſam ein Seminar wurde: ſo ordnete er jetzt als Biſchof auf einer dritten Stufe das gemeinſame Leben mit allen Prieſtern von Hippo an. In ſeinem Kloſter konnte er nicht bleiben, weil es durch die tauſendfachen Geſchäfte eines Biſchofs, der für Alle zugänglich ſein ſoll, allzu große Störungen erlitten hätte. Auch würde er die Gaſtfreiheit, dieſe biſchöfliche Tugend, die der Apoſtel Paulus ſeinem Timotheus empfiehlt, im Kloſter nicht im vollen Umfang haben ausüben können. Sein Haus ſollte jetzt eine Art von Kloſter ſein, und ſeine Prieſter, ſeine Diakonen und Unterdiakonen mit ihm in der Gemeinſchaft aller äußerlichen Dinge ſowohl, als in dem gemeinſamen Streben nach der chriſtlichen, prieſterlichen Vollkommenheit vereinigen. In dieſer Gemeinſchaft fand Auguſtinus das einfachſte und ſicherſte Hilfsmittel gegen die beklemmende Vereinſamung, die dem einzeln lebenden Prieſter zuweilen eine erdrückende Bürde, zuweilen eine Verſuchung, ſich unter die Weltkinder zu miſchen, zuweilen eine Veranlaſſung wird, die aufgegebenen Familienbande wieder anzuknüpfen und Mütter, Schweſtern, Muhmen, Nichten in's Haus zu nehmen, mit denen dann unfehlbar auch Weltluft in's Haus einzieht. Obſchon verſchiedene Konzilien dieſe Erlaubnis für ſo nahe Verwandte gaben, machte Auguſtinus, ſchon des Beiſpiels wegen, keinen Gebrauch davon. Seine Schweſter, damals ſchon Witwe, und ſeine Nichten, lauter gottgeweihte Frauen und Jungfrauen, wohnten in einem eigenen Hauſe, das ſie ſpäter mit dem Kloſter vertauſchten.

Wer ſich der Kirche von Hippo als Prieſter widmen wollte, mußte der von Auguſtinus eingeführten Ordnung ſich fügen; denn nur in dieſem Fall erteilte er die heiligen Weihen. Jeder entſagte dem perſönlichen Eigentum; jeder hatte die notwendigen Dinge in Gebrauch, nicht in Beſitz. An einem Tiſch ſpeiſten alle. Er war mit Gemüſen und Kräutern und einem beſtimmten Maß Wein beſetzt. Nur Kranke und Gäſte erhielten etwas Fleiſchſpeiſe. Die Löffel waren von Silber; alle übrigen

Tiſchgeſchirre von Ton, Stein und Holz. Während der Mahlzeit fand, ungeſtört durch Gäſte, eine kurze geiſtliche Vorleſung ſtatt; dann aber war freies Geſpräch erlaubt. Nur durfte es durchaus nicht die chriſtliche Nächſtenliebe verletzen. Um dies Geſetz recht einzuſchärfen, hing dem Tiſch gegenüber eine Tafel an der Wand, mit folgender Inſchrift:

Wen es erfreut, des Abweſenden Tun zu rügen,
Achte den ärmlichen Tiſch ſeiner Geſellſchaft nicht wert.

Kamen dennoch Verſtöße vor, ſo bat Auguſtinus mit all' ſeiner Liebe, man möge das Geſpräch wenden und ihn nicht zwingen, den Tiſch zu verlaſſen.

In ſeiner Kleidung unterſchied er ſich nicht von ſeinen Geiſtlichen; ſie war einfach, doch nicht unſauber und unordentlich. Zuweilen machte man ihm einen feinen Stoff, ein koſtbares Kleid zum Geſchenk. Davon machte er keinen Gebrauch. Er wollte nichts Beſonderes haben und ließ es zum Beſten der Armen verkaufen. „Mir geziemt kein „koſtbares Kleid," ſagte er; „nicht meiner Herkunft, „nicht meinem Beruf, nicht meinem hinfälligen „Körper, nicht meinem grauen Haar." Sein ganzer Hausrat war ebenſo einfach, fern von Zier und fern von Vernachläſſigung. Wegen ſeiner Kränklichkeit mußte er Schuhe tragen. Dann ſagte er lieblich zu denjenigen, die unbeſchuht gingen: „Ich liebe eure Stärke, habt Nachſicht mit meiner Schwäche.“

Sein Jünger Poſſidius, der ihn erſt zu Hippo, dann als Biſchof von Calama genau gekannt und beobachtet hat, bewahrte in der Lebensgeſchichte des großen heiligen Mannes dieſe kleinen Züge auf, die ſein Bild ſo anſchaulich und ſo lieblich machen.

Die Verwaltung der Kirchengüter vertraute er einem kundigen Geiſtlichen an, von dem er am Schluß des Jahres genaue Rechenſchaft forderte; er ſelbſt aber bekümmerte ſich durchaus nicht um zeitliche Geſchäfte. Häufig, und immer mit gutem Erfolg, ermahnte er die Gläubigen zu milden Gaben. Ihm fehlte das Geld ſo ſehr, daß er einmal geſtand: „Ein Biſchof darf kein Gold aufſpeichern und keinen Armen, der um Almoſen bittet, „unbeſchenkt entlaſſen. Mir aber mangelt es dermaſſen, daß ich täglich Viele, die hilfeſuchend zu „mir kommen, ohne Hilfe entlaſſen muß.“ Dennoch war er ſehr vorſichtig, Vermächtniſſe anzunehmen. Nie forderte er ſie ein und wartete lieber, bis man ſie ihm brachte. Er hatte einen Gotteskaſten, in den die milden Gaben gelegt wurden, und den er dann, je nach den Bedürfniſſen der Notleidenden leerte. Er führte in Hippo den Gebrauch ein, alljährlich einmal die Armen zu kleiden. Einſt war er abweſend gerade zu der Zeit, wo dies Liebeswerk der Bewohner von Hippo an ihren

Armen ausgeführt zu werden pflegte. Aber es unterblieb, teils weil er abweſend, teils weil die Stadt von verſchiedenen Drangſalen heimgeſucht war. Da ſchrieb er traurig an Klerus und Volk, und ſtellte ihnen vor, daß gerade in betrübten Zeiten die Liebeswerke vermehrt werden müßten. Ueberall und immer ſpricht ſich ſein liebegroßes Herz aus.

Man wurde nicht müde, ihn predigen zu hören. In der Stadt, auf dem Lande, ja auf Reiſen in fremden Diözeſen mußte er predigen, häufig alle Tage, zuweilen zweimal täglich. Er tat es immer mit feurigem Eifer. „Warum lebe ich?“ rief er einmal auf der Kanzel aus: „warum bin ich „Biſchof? — Um ſelig zu werden! — Aber ſelig „mit euch Allen, denen ich die göttliche Wahrheit „verkündige.“ Hatte er Zeit, ſo bereitete er ſich fleißig auf ſeine Predigten vor. Oft mangelte ſie ihm; dann überließ er ſich den Eingebungen des Heiligen Geiſtes, dem er in kindlicher Demut das Gute, das in ihm war oder das er leiſtete, zuſchrieb. Einſt fragte er den Poſſidius und die übrigen Kloſterbrüder, ob ſie wohl bemerkt hätten, daß er in ſeiner letzten Predigt plötzlich von ſeinem Gegenſtand ab- und auf einen ganz fern liegenden übergegangen ſei. Alle erklärten, ſie hätten es mit einigem Erſtaunen bemerkt. Da geſtand er ihnen, er ſei plötzlich von einer innern Nötigung dazu gedrängt worden, jenen fremdartigen Punkt zu erörtern; vielleicht ſei es zum Heil irgend einer Seele geweſen. Am folgenden Tage erſchien der Kaufmann Firmus bei ihm, warf ſich Auguſtin zu Füßen und geſtand unter vielen Tränen, daß er bis jetzt zur manichäiſchen Sekte gehört, aber durch die geſtrige Predigt ſich bekehrt habe. Im Laufe des Geſprächs ergab es ſich, daß gerade die unwillkürliche Abſchweifung des Biſchofs ihm das Licht der richtigen Erkenntnis angündete. Firmus gab ſein Geſchäft auf und bekehrte ſich ſo vollkommen, daß er geiſtlich und Mönch wurde.

Am 4. April 397 ſtarb der heilige Ambroſius, Erzbiſchof von Mailand. Sein Nachfolger war jener fromme Simplician, zu welchem Auguſtinus einſt in den Tagen ſeiner ſchwerſten Kämpfe flüchtete und ihm ſeinen martervollen Seelenzuſtand offenbarte. Simplician verlor ſeitdem Auguſtin nicht mehr aus den Augen und ſchrieb ihm einen Brief voll Liebe und Bewunderung wegen ſeiner herrlichen Kampfſchriften für den katholiſchen Glauben. Auguſtin, der immer in Furcht ſchwebte, auf dieſem erhabenen Gebiete teils aus Unkunde, teils aus Unachtſamkeit Fehltritte zu begehen, ſchreibt liebevoll und beſcheiden an Simplician: „Da ich weiß, von welchem Geiſt du beſeelt „biſt, weiß ich auch, wem ich gefalle, wenn ich dir „gefalle. Der Spender aller geiſtigen Gaben be-

Der Wüſtenrufer klaget:
O Seele, kehre um!
Siehſt du denn nicht — es taget
Das Evangelium.

„lebt mich durch das Urteil, welches du ausſprichſt. „Über alles, was in meinen Schriften deiner würdig iſt, hat Gott das Wort geſprochen: Es werde! „— Und es ward. Und in der Billigung, die du „meinen Schriften zollſt, hat Gott geſehen, daß „dasjenige gut iſt, was er gemacht hat.“

In dieſem Jahre verlor Auguſtinus zwei ſeiner geliebten Hausgenoſſen. Megalus, Biſchof von Calama, der ihn geweiht hatte, und Profuturus, Biſchof von Cirtha, gingen in die Ewigkeit. Dieſem letzteren, ſeinem teuern Jünger, ſchrieb Auguſtinus, der ſelbſt krank war, kurz vor deſſen Tode: „Obſchon ich leide, ſo iſt mir doch wohl, weil ich ſo „bin, wie Gott mich eben haben will. Wenn wir „nicht wollen, was Er will, ſo ſind wir recht ſtrafbar, denn Er verhängt ja nur das, was gut und „recht iſt.“ Poſſidius wurde Biſchof von Calama und Fortunat, ein anderer Jünger Auguſtin's, folgte dem Profuturus auf dem biſchöflichen Stuhl von Cirtha. Die Gläubigen waren hochbeglückt, wenn ſie Oberhirten bekamen, die unter Auguſtin's Leitung die Wege der Vollkommenheit betreten hatten. Man meinte, etwas von ſeinem hohen, allen Idealen zugewendeten und zuſtrebenden Geiſt und Weſen müſſe auf ſeine Jünger übergegangen ſein.

Neben den zahlloſen Amtsgeſchäften eines Oberhirten ließ Auguſtinus nicht nach im Eifer, durch ſeine Schriften das Reich der Wahrheit zu vergrößern, und Lüge und Irrtümer zu bekämpfen. In einem Büchlein „Vom chriſtlichen Kampf“ ſagt „er: „Die beſte Weiſe, den Teufel zu beſiegen, iſt, „daß man ſich ſelbſt bekämpft; ſich ſelbſt aber und „ſeine Leidenſchaften kann niemand überwinden, „der ſich nicht Gott unterwirft.“ Auch gegen die Donatiſten begann er ſeine Schriften zu richten. Obſchon ſie von den katholiſchen Lehrern verworfen, von den Konzilien verdammt, von den weltlichen Behörden abgewieſen war, wucherte die donatiſtiſche Spaltung in Afrika fort. Zur Zeit, als Auguſtinus Biſchof wurde, gab es in Hippo mehr Donatiſten als Katholiken und faſt in jeder größeren Stadt befand ſich neben dem katholiſchen Biſchof ein ſchismatiſcher, ſo daß man gegen vierhundertundzehn in Afrika rechnete. So wenig wie mit den Katholiken, lebten ſie unter ſich in Frieden. Für Neuerer auf religiöſem Gebiet gibt es keine Grenze für Neuerungen. Die Donatiſten hatten ſich bereits in vier Parteien geſpalten, die jede den Namen ihres Häuptlings trug, und während ſie dadurch bewieſen, daß nicht ſie die von Chriſtus geſtiftete, von den Apoſteln verbreitete Kirche ſein könnten, erhoben ſie in der Unruhe ihres Gewiſſens beſtändig den Anſpruch, die katholiſche Kirche, die allgemeine, die wahre, zu ſein. Auch Hippo hatte einen donatiſtiſchen Biſchof; er hieß Proculeian. Waren jene Zeiten ſeines Vorgängers zwar vorüber, der dem Hausgeſinde verbot, für katholiſche Herrſchaften zu kochen und zu backen, ſo blieb die Anmaßung auf religiöſem Gebiet doch immer dieſelbe. Daß ſie keine wahre Grundlage habe, bewies die Ängſtlichkeit, womit Proculeian vor einem Religionsgeſpräch zurückwich, das Auguſtinus ihm anbot. Auch andern donatiſtiſchen Biſchöfen und Laien, aber ohne Erfolg; während er dringend bat: „Laßt uns doch in Gottes Namen die Wahrheit ſuchen!“ Ein donatiſtiſcher Biſchof antwortete ihm: „Du haſt deine Schafe und ich habe meine Schafe. Laß die meinen in Ruhe, wie ich die deinen in Ruhe laſſe.“ „Ja,“ ſagte Auguſtinus, „hier ſind meine Schafe und dort ſind deine Schafe. Aber wo iſt die Herde, die Jeſus Chriſtus mit ſeinem Blut erkauft hat? Beweiſe uns, daß es die deine ſei.“ Er verfaßte eine kleine Schrift in Verſen deren Abteilungen nach dem Alphabet bezeichnet waren und die er deshalb den Abc-Pſalm nannte, worin er in einfacher Weiſe mit beſonderer Berückſichtigung der Ungelehrten, die Donatiſten und namentlich deren Behauptungen widerlegte, daß nur ihre Taufe gültig ſei und daß überhaupt die Gültigkeit aller Sakramente von der Würdigkeit des ausſpendenden Prieſters abhinge. Darauf ſuchten ihn die Donatiſten zu verleumden und anzuſchwärzen, und Einige ſogar — ihn aus dem Wege zu räumen. In Predigten ſagten ſie ihren

Anhängern, man müſſe ihn verfolgen wie einen Wolf, der die Herde zerfleiſche; wer ihn töte, werde Vergebung all ſeiner Sünden erhalten. Auch Auguſtinus predigte, aber nicht gegen Perſonen, ſondern gegen falſche verderbliche Lehren, und ſchon damals trat die, ſeitdem immer wiederkehrende Erſcheinung hervor, daß die Häreſie in ihren Kämpfen ſich ſtets bemüht, die eigentliche Frage bei Seite zu laſſen, und ſich lieber gegen Perſönlichkeiten wendet, als ob mit dieſen die katholiſche Kirche oder die katholiſche Streitfrage ſtehe und falle. Ehrlich geſinnte Donatiſten, die entweder im Irrtum erzogen oder aus Leichtſinn oder Mangel an Unterricht ihm verfallen, dabei aber von dem Wunſch beſeelt waren, die Wahrheit zu erkennen: fanden in Auguſtin's Predigten Stoff und Licht zum richtigen Nachdenken und manche verließen das Schisma und kehrten zur katholiſchen Einheit zurück. Aber der Bodenſatz der Sekte waren die Circumcellionen, denen es um gar keine Lehre, nur um wildes, aufrühreriſches Treiben zu tun war. Zu ihnen gehörten rohes fanatiſiertes Landvolk, Vagabunden, ſchlechtes Geſindel beiderlei Geſchlechts, ja Räuber — und mit wilder Wut bedrängten ſie in Numidien und Mauritanien die Katholiken, verwüſteten deren Kirchen und vergriffen ſich an Eigentum und Menſchenleben. Religiöſe Wirren führen ſtets zu bürgerlichen Unruhen. Wer die

Autorität in Glaubensſachen verwirft wird ſich allmählich von jeder Autorität, die ihm mißfällt, losſagen. Geſchieht es nicht in der erſten Generation der Neuerer, ſo doch in der zweiten und in der dritten gewiß.

Auguſtin's Herz blutete über die moraliſche Verwilderung, die in Folge des Schisma's einriß. Verbrecher und ſittenloſe Menſchen gingen zu den Donatiſten über, empfingen eine zweite Taufe und galten für rein. Ein Subdiakon, deſſen anſtößiger Wandel entdeckt wurde und der folglich nicht zu den höheren Weihen zugelaſſen werden konnte, lief aufgebracht zu den Donatiſten, ließ ſich wiedertaufen und ſchweifte von nun an mit den Scharen der ausgelaſſenſten Circumcellionen umher, eine Freiheit genießend, welche die Kirche ihren Prieſtern nicht geſtatten kann. Ein junger Katholik mißhandelte ſeine Mutter auf's Grauſamſte. Der Biſchof ließ ihm eine Zurechtweiſung zukommen. Zornentbrannt begab er ſich zu den Donatiſten, empfing die Wiedertaufe und wandelte dann im weißen Gewande der Neophiten, zum Abſcheu und Ärgerniß der guten Katholiken, in Hippo umher. Gegen dergleichen Vorfälle legte Auguſtinus Verwahrung ein, ließ ſie in die Kirchenregiſter eintragen und zeigte ſie durch eine öffentliche Urkunde dem Proculcian an. „Bewahre mich Gott vor der „Feigheit, daß ich aus Furcht, den Donatiſten zu

„mißfallen, ſchweigen ſollte!“ rief er aus; „der „Apoſtel erklärt es für die Pflicht des Biſchofs, „Irrlehrer zu ermahnen.“ Er ſelbſt verfuhr anders in ähnlichen Fällen. Abgeſetzte donatiſtiſche Kleriker, die ſich zur katholiſchen Kirchengemeinſchaft meldeten, nahm er nicht triumphierend, ſondern unter der Bedingung von ernſter und aufrichtiger Buße auf, die ſie in Demut zu vollziehen hatten. Ein junges Mädchen, das als Katechumene bei den Katholiken aufgenommen war, wurde von den Donatiſten gewonnen und wieder getauft. Der Vater, ein Pächter von Ländereien, welche der Kirche von Hippo gehörten, wollte das Mädchen mit Gewalt zurückführen. Allein Auguſtinus erklärte, nur wenn ſie aus eigener freier Wahl ſich ſtelle, würde er ſie aufnehmen. Da ſie hiezu nicht Luſt hatte, bot der Vater an, ſie durch Schläge zu zwingen; doch Auguſtinus unterſagte ihm entſchieden jede Maßregel der Gewalttätigkeit. Die Seelen zu gewinnen, das war ſein Verlangen. In einer neuen Schrift, die er zu jener Zeit gegen die manichäiſchen Grundlehren verfaßte, ſagt er:

„Diejenigen mögen gegen euch in Haß entbrennen, „die nicht wiſſen, wie viel Mühe es koſtet, vor „dem Irrtum ſich zu ſchützen und die Wahrheit zu „finden! die nicht wiſſen, wie ſchwer es iſt, das „innere Auge ſo geſund zu machen, daß es ſeine

„Sonne anſchauen könne; jene Sonne, von wel-
„cher der Prophet ſpricht: Die Sonne der Ge-
„rechtigkeit iſt mir aufgegangen; jene Sonne,
„von welcher es im Evangelium heißt: Er war
„das wahre Licht, das jeden Menſchen erleuch-
„tet, der in die Welt kommt. In Haß mögen Die-
„jenigen gegen euch entbrennen, die nicht wiſſen,
„wie viel Tränen und Gebete es koſtet, um nur et-
„was von Gott zu begreifen, und die nie in eure
„Irrtümer gefallen ſind. Aber ich habe alle Träu-
„mereien, die euch feſſeln, mit großer Wißbegier er-
„forſcht, mit großer Aufmerkſamkeit angehört,
„mit großer Verwegenheit geglaubt, mit großem
„Eifer gepredigt, mit großer Hartnäckigkeit vertei-
„digt; ich kann euch nicht haſſen. Ich muß euch
„jetzt mit derſelben Geduld ertragen, wie meine
„Glaubensgenoſſen mich ertragen haben, als ich in
„raſender Verblendung in euren Glaubensmei-
„nungen umherirrte.“

Das iſt Toleranz: immer den Irrgläubigen ſagen, daß ſie in ſchwerem Irrtum ſind und immer tiefes Erbarmen mit ihrer Verblendung und Geduld mit dem Daſein des Irrtums haben.

Als Fortunatus auf den Biſchofsſtuhl von Cirtha erhoben werden ſollte, reiſten die beiden Freunde, Auguſtin und Alypius, dahin, um ihm die Weihe zu erteilen. Auf ihrem Wege berührten ſie die Stadt Tuburſum, wo ein milder Greis von gemäßigter Geſinnung donatiſtiſcher Biſchof war. Er hieß Fortunius. Auguſtinus hoffte, ihn durch ein Religionsgeſpräch von der Wahrheit der katholiſchen Lehre überzeugen zu können und beſuchte ihn mit ſeinen Begleitern. Kaum wurde ſeine Ankunft und ſein Beſuch in der Stadt bekannt, ſo drängte ſich eine große donatiſtiſche Menſchenmenge nach Fortunius' Haus und in deſſen Wohnung, denn es war kund geworden, daß er das Geſpräch angenommen habe. Man wollte Auguſtinus ſehen und hören, wie man in das Schauſpiel ging. Die beiden Biſchöfe begannen unter einem betäubenden Getöſe ihre Unterredung. Damit ſie von nachhaltigem Nutzen ſei, wünſchte Auguſtin, ſie möge von Schnellſchreibern aufgezeichnet werden, wie das bei wichtigen Verhandlungen üblich war. Es waren aber keine, oder nur ſehr ungeübte da; auch ſtörte ſie das Getöſe. Dieſe äußere Unordnung war ein Bild der Konfuſion, die in den Köpfen herrſchte. Fortunius begann das Geſpräch mit einer Lobrede auf Auguſtin's Lebensweiſe und fügte hinzu, deſſen Arbeiten würden vortrefflich ſein, wenn er ſich in der wahren Kirche befände. Da fragte Auguſtin, welches die wahre Kirche ſei: die, welche nach der Verheißung der Heiligen Schrift über die ganze Erde vom Aufgang bis zum Niedergang verbreitet, oder die, welche nur in Nord-Afrika und einer Zahl von Afrikanern bekannt ſei. Fortunius wollte behaupten, ſeine Kirchengemeinſchaft ſei über die ganze Erde verbreitet. Allein Auguſtin bewies ihm, daß dies mit nichten der Fall ſei, da er keine Briefe der Gemeinſchaft — Legitimation der Katholiken als ſolche, bei allen katholiſchen Kirchen und Biſchöfen — ausſtellen könne. Die ewigen Verheißungen, die dem menſchgewordenen Gott gemacht ſind, lauten ſo: Du biſt mein Sohn, Heute habe ich dich gezeugt. Ich will dir zum Erbe geben alle Nationen und zum Beſitz die ganze Erde. Wer von der Gemeinſchaft mit dieſem Erbe, dieſem von Jeſus Chriſtus hinterlegten Glaubenserbe, ausgeſchloſſen iſt, hört auf ein Kind und Miterbe dieſes Hauſes zu ſein. Die Donatiſten könnten aber unmöglich die Behauptung durchführen, daß das wahre Glaubenserbteil nur bei ihnen ſei. „Wie? das Licht Jeſu Chriſti wäre „in den Kirchen jenſeits der Meere erloſchen, weil „in Afrika Cecilian der Lucilla mißfallen hat?“ Dieſe Lucilla, eine reiche Karthaginenſerin, war von Cecilian getadelt worden und warf ihren Haß auf ihn. Durch Gold und Intriguen rief ſie den Sturm wach, der ihn als einen Traditor bezeichnete und bedrohte, und der den Ausgangspunkt eines Zerwürfniſſes bildete, welches mit dem Schisma begann, und in Häreſie und Sektirerei, welche wiederum von Weibern hervorgerufen und geſtützt wurden, überging.

Im Grunde war die ganze Frage auf's Bündigſte entſchieden, indem Auguſtin bewies, daß der Donatismus nicht die wahre Kirche ſei. Aber Fortunius beſaß trotz ſeines wohlwollenden Sinnes zu viel häretiſche Hartnäckigkeit, um nicht, wenn die Hauptfrage unhaltbar ward und fiel, mit Nebenfragen in's Feld zu ziehen. Das Geſpräch hatte keinen Erfolg. Auguſtin ſetzte ſtets bei den Irrenden voraus, daß ſie denſelben Drang nach Wahrheit und reiner Erkenntnis hätten, der in ihm, auch in ſeiner ſchlimmſten Zeit, nie erloſchen war. Deshalb ſchlug er dem Fortunius vor, zehn katholiſche und zehn donatiſtiſche Biſchöfe ſollten in irgend einem ſtillen Ort Numidiens eine Zuſammenkunft und ein Religionsgeſpräch fern von dem Tumult der Menge halten. Fortunius ging zum Schein darauf ein. Die Donatiſten liebten nicht prüfende Erörterungen über Lehren und Tatſachen, am wenigſten, ſeitdem Auguſtinus ihr Gegner war. Die Zuſammenkunft fand nicht ſtatt. Wohl aber ſuchte eine Bande wütender Circumcellionen den Ort Hasne heim, der zur Diözeſe von Hippo gehörte, ſtürmte die Kirche und zerbrach den Altar. Der Greuel kam vor die weltliche Behörde. Da bat Auguſtinus, Gott möge die Richter lenken, in friedlichem Sinn zu verfahren, da dies den

Der vierte Adventſonntag.

„Rorate coeli desuper et nubes pluant justum;
aperiatur terra et germinet Salvatorem.“

In tiefer Stille ruht die Erde,
Ihr Treiben ſchweigt, ihr Lärm iſt ſtumm;
Sie harret auf das neue Werde,
Das göttliche Myſterium,
Das ewig nimmer zu ergründen
Der reinen Jungfrau im Gebet,
Des Himmelsboten Worte künden
Im armen Haus zu Nazareth.

In tiefer Stille ruhn die Engel,
Verhüllt ihr ſtrahlend Angeſicht,
Ganz leiſe bebt ihr Lilienſtengel
Und ihrer Flügel Silberlicht;
In ſeliger Erwartung Lauſchen,
Ob nicht der Augenblick jetzt da,
Wo ſie des Gnadenſtromes Rauſchen
Verkünden durch ihr „Gloria!“

Katholiken Ehre machen und ihre Feinde, die keinen Frieden wollten, beſchämen, Strenge aber ſie vielleicht erbittern würde.

Zwanzigſtes Kapitel.

Auguſtin's inneres Leben.

So vergingen die Jahre in all' den Mühen und Sorgen, Arbeiten und Anſtrengungen des biſchöflichen Amtes. Durch Predigten und Geſpräche, durch Schriften und Briefe, durch Beiſpiel in Worten und Wandel ſuchte er die Seelen für Chriſtus zu gewinnen und zugleich ſich ſelbſt, ſeine eigene Seele nach dem Vorbild Chriſti umzugeſtalten. Im zehnten Buch ſeiner „Bekenntniſſe", die er um das Jahr 400 ſchrieb, zeichnet er ſchöner und ſchärfer, als eine fremde Feder es vermöchte, ſein inneres Leben mit Gott ab, wenn er ſagt:

„Suche ich Dich, o Herr, ſo ſuche ich das ſelige „Leben. „Ich ſuche Dich, auf daß meine Seele „lebe; denn wie mein Leib lebt durch meine Seele, „ſo meine Seele durch Dich. — — Alle Menſchen „aller Länder und aller Zungen kommen in dem „Wunſch nach dem glückſeligen Leben überein. Die „Einen ſetzen ihr Glück in dieſe Sache, die Anderen „in jene; aber jeder will glücklich ſein, jeder will „Freuden genießen; und ſie in Fülle beſitzen, nennen ſie ein glückliches Leben. Aber fern von

„Deinem Diener, der Dir, o Herr ſein innerſtes
„Herz enthüllt, iſt der Gedanke, daß jede Art von
„Freude mich beglücken könnte. Es gibt eine
„Freude, welche nicht der Gottloſe, ſondern nur
„derjenige kennt, der ohne Selbſtſucht Dir dient.
„Denn dieſe Freude — biſt Du ſelbſt! Die Freude
„in Dir, und Dich und Deinetwegen iſt eben
„das glücklichſte Leben. Ein anderes gibt es
„nicht. Wer ein anderes ſucht, ſucht andere
„Freuden, und dieſe Freuden ſind trügeriſch.
„Dennoch iſt es gleichſam ein Schattenbild
„der wahren Freude, was ſeinen Willen gefangen
„nimmt, und man darf nicht zweifeln, daß
„jeder glücklich zu ſein wünſcht, obſchon er nicht den
„richtigen Weg dazu einſchlägt. Denn das Fleiſch
„ſtreitet in uns gegen den Geiſt und der Geiſt gegen
„das Fleiſch, und wir tun nicht das, was wir tun
„wollen, ſondern laſſen uns gehen an das, was
„wir eben können und begnügen uns damit.
„Fragt man aber Alle, ob ſie nicht lieber an der unveränderlichen
„Wahrheit, als an der wechſelvollen
„Täuſchung ſich erfreuen mögen, ſo ſagen ſie
„mit derſelben Entſchiedenheit Ja! wie ſie ſagen,
„daß ſie glücklich ſein wollen. Das glückſelige
„Leben iſt nichts anderes als die Freude an der
„Wahrheit, die Freude an Dir, o Herr, der Du unſere
„Wahrheit, unſer Licht, unſer Heil, unſer Gott
„biſt. — So viele ich auch gekannt habe, die gern

„täuſchten, keinen kannte ich, der gern getäuſcht ſein
„ſein wollte. Alle ſahen alſo da das wahre glückſelige
„Leben, wo ſie die Wahrheit erkannten, die
„ſie ja lieben müſſen, da ſie nicht getäuſcht ſein
„wollten. Aber, o Widerſpruch in dem menſchlichen
„Gemüt! warum freuen ſie ſich nun nicht wirklich
„an der Wahrheit ſo, daß dieſe Freude ſie glücklich
„macht? Ach, weil andere Dinge ihre Gedanken erfüllen
„und beſchäftigen und ſie elend machen, indem
„ſie von der Wahrheit ſie abziehen. Ja, ſie
„kommen dahin, die Wahrheit zu haſſen, weil ſie
„wollen, daß das trügeriſche Ding, das ſie eben
„lieben, etwas Wahres ſei und weil es ihnen unangenehm
„iſt, überführt zu werden, daß ſie ſich
„täuſchten. Sie lieben und haſſen zu gleicher Zeit
„die Wahrheit, lieben ihr Licht und ihren Glanz
„und haſſen es, von ihr in's erſte Licht geſtellt zu
„werden. — O Herr, ſeit ich Dich kennen lernte,
„hab' ich Deiner nicht vergeſſen. Wo ich die Wahrheit
„fand, da fand ich Dich. Und das ſind meine
„heiligen Freuden, mit denen Deine Barmherzigkeit
„meine Armut beglückt, Dich zu finden, Dich zu
„fragen, Dich zu hören. Aber Dein treuer Diener
„iſt derjenige nur, dem es nicht darum zu tun iſt,
„von Dir das zu hören, was er will, ſondern darum:
„das zu wollen, was Er von dir hört. Gib
„mir Kraft, o Herr, damit ich in mir dieſen Willen
„finde und vollbringe. Gib mir die Gnade zu

„tun, was Du befiehlſt und dann befiehl, was Du
„willſt. Du weißt inwiefern Du mich bereits geändert
„haſt: mit Deiner heilſamen Furcht haſt Du
„meinen Stolz gebrochen und meinen Nacken in
„Dein Joch gebracht, das mir lieblich erſcheint. Und
„Du willſt erbarmend allen Jammer meiner Seele
„ſtillen und all' ihre Sehnſucht mit Wonne krönen.
„Aber dies Leben iſt ein Netz von Fallſtricken! habe
„ich einige mit Deiner Hilfe zerriſſen, ſo weiß ich
„doch nicht, ob ich den erbärmlichen Wunſch, von
„den Menſchen geliebt und gefürchtet zu werden,
„weil dies meiner Eitelkeit ſchmeichelt, je werde
„ganz ausrotten können. Gewiß, eine ſchmachvolle
„Eitelkeit! ſie kommt daher, weil man Dich weder
„rein genug liebt, noch aufrichtig genug fürchtet,
„und ſie bewirkt, daß Deine Donner über die
„Häupter der Hoffärtigen dahinrollen und die
„Berge in ihren Gründen erbeben. Stellung und
„Amt bringen es zuweilen mit ſich — wie das bei
„mir der Fall iſt — daß man um der Pflichten
„willen, die man zu üben hat, von den Menſchen
„geliebt und gefürchtet wird. Dies benutzt der
„ewige Feind unſeres Heils, der Deine Diener in
„ſeine Sklaven zu verwandeln ſucht. Er legt die
„Schlinge, daß man ein fälſchliches Behagen an den
„Schmeichelreden der Menſchen und an dem Bewußtſein
„finde, geliebt und gefürchtet zu werden,
„nicht Deinetwegen, ſondern ſtatt Deiner. Doch

„wir flüchten uns vor Dein Angeſicht. Breit' aus „Deine Flügel! ſie werden unſere Zuflucht ſein. „Deine Liebe in unſeren Handlungen laß geliebt, „Dein Wort auf unſeren Lippen laß gefürchtet „werden. Wer von den Menſchen gelobt ſein will, „wenn Du tadelſt, der wird von ihnen nicht verteidigt werden, wenn Du richteſt, und nicht gerettet, wenn Du verdammſt. Schau auf das Erbeben meines Herzens in dieſen und ähnlichen Gefahren und Drangſalen; denn ich fühle, daß, wenn „meine Wunden mir nicht todbringend ſind, ſo „kommt das nicht daher, daß ich ſie nicht empfangen, ſondern daher, daß Deine milde Hand ſie „allgemach heilt."

Das Studium der heiligen Schrift war zugleich Auguſtin's Beruf, Pflicht und Hochgenuß. Aber mit welcher Ehrfurcht treibt er es, mit welcher glühenden Andacht bereitet er ſich dazu, mit welchem heiligen Schauer, mit welcher tiefen Demut beginnt er es! Die Irrlehre vom allgemeinen Prieſtertum, wo jeder ſein eigener Ausleger der heiligen Schrift iſt und ſeine Auslegungen predigt, erſcheint ſo recht in ihrem ganzen furchtbaren Leichtſinn neben der Art, wie Auguſtinus dieſe Aufgabe erfaßt und wie er von ihr ſpricht: (Buch XI der Bekenntniſſe.)

„Du weißt, o Herr, wie lange ſchon ich danach „ſchmachte, in Deinem Geſetz zu forſchen. Einiges „verſtehe ich davon; Anderes noch nicht. Die erſten

„Strahlen Deines Lichtes haben meinen Geiſt
„erleuchtet, doch die Finſternis meiner früheren
„Tage hat noch ihren Schatten darin zurückgelaſſen,
„bis die Hinfälligkeit meiner Natur überwunden
„ſein wird durch die Macht Deiner Gnade.
„Zu nichts Anderem will ich fortan meine ſpärlichen
„freien Augenblicke benutzen. Mein Herr und
„mein Gott, neige Dein Ohr zu der Bitte und dem
„Verlangen meines Herzens, das nicht mich allein,
„ſondern den Nutzen und die Erbauung des Nächſten
„zum Gegenſtand hat. Ich will Dir das vollkommene
„Opfer all' meiner Gedanken, all' meiner
„Worte bringen. Reinige meine Lippen, und mehr
„noch mein Herz, von jedem Irrtum, von jeder Unwahrheit.
„Laß die heiligen Schriften die Wonne
„meines Herzens ſein. Bewahre mich vor Selbſttäuſchung,
„wenn ich ſie leſe; bewahre mich vor
„Täuſchung Anderer, wenn ich ſie auslege. O Du
„Licht der Blinden, Du Stärke der Schwachen,
„wende Dein Antlitz mir zu und gib mir, was Not
„tut, um die Geheimniſſe Deines Geſetzes zu verſtehen.
„Vollende Dein Werk in mir, zerreiße den
„Schleier, der mir Deine göttlichen Orakel noch
„verhüllt. Deine Stimme beſeligt mich. Allen
„Schätzen der Erde ziehe ich ein einziges Deiner
„Worte vor. Gib mir alſo das, was ich liebe und
„was ich Deiner Liebe verdanke, o Herr. Laß nicht
„Deine Gabe in meiner Unvollkommenheit erſter-

„ben. Erfriſche die arme Pflanze, die Dir gehört „und die ohne den Tau Deiner Gnade in Trockenheit dahinwelkt. Laß mich in jeder neuen Wahrheit, welche ſich in der Heiligen Schrift mir entſchleiert, einen Strahl Deiner Glorie erkennen „und Dir zurückſtellen. Laß mich die Stimmen „des himmliſchen Lobpreiſes darin vernehmen, in „vollen Zügen aus den Strömen der Wahrheit „trinken und die Wunder Deines Geſetzes anſtaunen von dem Augenblick an, da Du Himmel und „Erde ſchufeſt, bis zu dem, wo wir mit Dir im „ewigen Jeruſalem allewig herrſchen werden."

Vergleicht man mit dieſer Geſinnung *die* von ſo manchen Irrlehren, welche ihre Leidenſchaften in die Heilige Schrift hinein und heraus laſen, ſo gewahrt man deutlich den tiefen, inneren Zuſammenhang zwiſchen dem reinen Sinn und der reinen Erkenntnis, und zwiſchen dem unlautern Sinn und der getrübten Erkenntnis, denn ſie ſind je *eine* Seite desſelben Blattes, auf welches entweder die heilige Liebe oder die Selbſtliebe ihre unverkennbaren Züge ſchreibt.

Alle edlen Empfindungen bewegten im vollſten Umfang Auguſtin's Seele. Die edelſte von allen und darum auch die ſchmerzenreichſte iſt das Verlangen nach Gott, nach der Vereinigung mit Gott durch die heilige Liebe. Dieſe Blüte iſt der

Menſchenſeele als ein Samenkörnlein aus dem Paradieſesgarten übrig geblieben, wird aber nur dann zur Blüte, wenn die Sonne der heiligmachenden Gnade das ſchwache Körnlein allmählich entwickelt, reift und entfaltet. Dies Verlangen war hienieden das Läuterungsfeuer aller Heiligen, weil die ſündige Natur mit ihren Gebrechen und Schwächen dieſe Vereinigung ſo unendlich ſchwer zuläßt. In dem Maß, als die Unvollkommenheit abnimmt, wird die Vereinigung inniger und feſter ſein; aber jedes Atom von Unvollkommenheit gänzlich abzuſtreifen, das iſt dem Menſchen, ſo lange er im leiblichen Leben wandelt, nur ganz ausnahmsweiſe gegeben; dafür hat Gottes unermeßliche Barmherzigkeit das Purgatorium auf der Grenze von zwei Welten eingeſetzt. Diejenigen aber, denen es gegeben iſt, die Heiligen, ſind viel zu demütig, weil ſie ſich beſtändig nach dem Maß göttlicher Vollkommenheit meſſen, um ihre eigene gewahr zu werden; und ſind viel zu erfahren in der Selbſterkenntnis, um ihre Fortſchritte ihrer eigenen Kraft zuzuſchreiben. Daher iſt der Sehnſucht nach der beſeligenden Vereinigung mit Gott das Gefühl und das Bewußtſein der Sündhaftigkeit beigegeben, welche ſchmerzlich von ihm trennt. Je feuriger die heilige Liebe in Auguſtinus ihren Aufſchwung nahm, deſto tiefer war ſeine Trauer, daß ſie wieder und immer wieder unter die Botmäßigkeit der ſchwachen Natur zurückſank. Dann klagte er, wie die Heiligen klagen:

„Was iſt das Menſchenleben anders, als eine „fortwährende Zerſplitterung des Geiſtes und Her„zens! Wer hat das mehr empfunden als ich! Aber „Deine Hand, o Herr, hat mich durch Deinen Sohn, „meinen Erlöſer, mit Dir vereinigt, der Du Einer „biſt, während wir, in die Vielheit verloren, „tauſendmal in uns ſelbſt zerſplittert ſind durch „die Menge der Gegenſtände, zu denen wir uns „hinreißen laſſen. Du aber willſt, daß wir, nach„dem Du uns zu Dir geſammelt haſt, nun auch Dir „anhangen. Du willſt, daß ich mich nicht nur von „meiner Vergangenheit, ſondern auch von der Ge„genwart und von den nichtigen Dingen, welche „die Zukunft birgt, losſage. Du willſt, daß ich den „Dingen der Ewigkeit zuſtrebe, indem ich auf Dich „allein, den All-Einen, den All-Vollkommenen und „auf Dein göttliches Wohlgefallen — und auf den „Palmzweig ſchaue, den ich mir erringen ſoll, bis „ich in den unſagbaren Wonnen, die ohne Anfang „und ohne Ende ſind, Dein göttliches Angeſicht „ohne Schleier anſchauen werde. O mein Herr und „mein Vater! Du biſt mein Troſt, denn ewig biſt „Du! Ich bin durch meine Sünden allen Wechſel„fällen der Zeitlichkeit ausgeſetzt. Meine Gedanken, „die gleichſam das Herz meiner Seele ſind, wer„den durch jene Wechſelfälle, die ſich ohne Unter-

„laß folgen und jagen, hin und her gezerrt, und
„ich finde in dieſem beſtändigen Aufruhr keine
„Ruhe, bis ich dereinſt gereinigt im Läuterungs-
„feuer Deiner Liebe aufgelöſt und zerſchmelzend in
„Deinen Schoß hinſinken werde."

„Zwar führt mich die Betrachtung der äußern
„Dinge, zu der ich mich nur zu oft willenlos hin-
„reißen laſſe, ſchließlich auf Dich zurück, der Du ſie
„ſo wunderbar erſchaffen, ſo weiſe geordnet haſt,
„und dann frohlocke ich in Deinem Lobpreis. Aber
„nicht mit Dir begann meine Aufmerkſamkeit von
„ihnen gefeſſelt zu werden und das iſt ein großer
„Unterſchied! — genau ſo, wie nicht fallen und
„ſchnell vom Fall ſich erheben. Mein ganzes Leben
„aber iſt eine Kette, wo ein ſolcher Fall ſich an den
„andern reiht. Weil nun mein Herz gleichſam ein
„Gemach voll tauſend bunter, eitler Bilder und voll
„von Gedanken iſt, die ſich an ſie knüpfen und
„ihnen entſprechen: ſo geſchieht es nur zu oft, daß
„meine Gebete dadurch geſtört werden. In dem
„Augenblick, wo ich in Deine Gegenwart mich zu
„verſetzen und die Stimme der Seele zu Dir zu er-
„heben trachte, ſtürmen törichte und leere Gedan-
„ken, ich weiß nicht wie! von allen Seiten auf mich
„ein und bringen betäubende Verwirrung in dieſes
„wichtige und heilige Geſchäft. Auf wen anders
„als auf Dich, o Herr, ſoll ich in meinem Elend
„meine Hoffnung auf Hülfe ſetzen?" — —

In ſehnender Erwartung Stille
Hält ſich das Herz und blickt empor,
Ob das Geheimniß ſich erfülle,
Ob Er nicht ſprengt der Wolken Thor —
Ob Blatt und Blume Ihn erzeugen,
Den Retter, der den Tod bezwingt —
Ob ſich die Sterne Dem nicht neigen,
Der ſeiner Welt Erlöſung bringt.

O ebnet Ihm die rauhen Wege,
O füllet aus das Thal, die Schlucht!
O werft von Berg zu Berg Ihm Stege,
Dem Gott, der Seine Menſchen ſucht!
Dem Friedensfürſten, der den Frieden
Herab aus Seinem Himmel thaut,
Alſo daß jede Seel' hienieden
Das Heil des ew'gen Wortes ſchaut!

„Ich atme auf jedesmal, wenn meine Seele
„in ſich ſelbſt geſammelt voll überſtrömender
„Wonne Deine Größe, Deine Herrlichkeit, die
„Wundertaten Deiner namenloſen Liebe in ihrer
„armen Sprache feiern kann. Aber wehe! nur zu
„bald kehrt ihr Jammer zurück, weil ſie wieder,
„von tauſendfachen Gebrechen übermannt, ein
„düſteres Chaos wird; oder vielmehr: weil ſie er-
„kennt, daß ſie nicht aufgehört hat ein Chaos zu
„ſein. O wehe dieſen traurigen Finſterniſſen!
„ſie umlagern uns ſo lange wir im Leibe
„wallen, dem die Sünde den Tod gegeben hat,
„bis jener ewige Tag anbricht, vor welchem
„alle Schatten untergehen. Hoffe auf den Herrn,
„meine Seele! An dem gebenedeiten Tage werde
„ich vor Deinem Thron, o Herr, mich erheben, Deine
„Herrlichkeit anbeten, Dein Lob verkünden! Dann
„werde ich Dich ſchauen, den Gott meines Heiles,
„deſſen Heiliger Geiſt in unſäglicher Barmherzig-
„keit über dem düſtern und ſchwankenden Chaos
„unſerer Seelen weilte und uns in der Verban-
„nung und der Pilgerfahrt dieſes dunkeln Lebens
„die Verheißung gab, daß wir dereinſt — Licht,
„Kinder des Lichtes und des Tages ſein würden."

„Nur reine Wonnen nähren die Seele; an
„irdiſchen Freuden ſtirbt ſie vor Hunger." —

„Der Engel iſt gefallen; der paradieſiſche
„Menſch iſt gefallen. Ihr Sturz zeigt uns den

„furchtbaren Abgrund, worin jede vernünftige „Kreatur untergegangen wäre, wenn Du nicht im „Anfang das ewige Wort geſprochen hätteſt: Es „werde Licht! und wenn nicht jene intelligenten „Weſen, welche den überhimmliſchen Raum erfül„len, es befolgt, ſich im Gehorſam Dir unterwor„fen, und in Deinem unwandelbaren Willen ihre „ſüße Ruhe gefunden hätten. O Herr! durch die „unſelige Unruhe, welche jene abgefallenen Geiſter „quält, zeigſt Du uns deutlich die hohe Würde des „vernunftbegabten Geſchöpfes; denn nichts was „geringer iſt als Du genügt ihm zu ſeinem Glück „und ſeiner Ruhe und folglich kann es auch ſich „ſelbſt nicht genügen. Darum, o Herr, gib Dich mir, „o! gib Dich mir wieder und wieder. Ich liebe „Dich! und liebe ich Dich zu wenig, ſo bewirke, „daß ich Dich mehr liebe. Ich kann nicht ermeſſen, „wie viel Stufen der Liebe mir noch mangeln, be„vor meine Seele ſich erſchwingen und in Deinen „Armen wandellos weilen dürfe, bis mein ganzes „Leben verſunken und verborgen ſei in dem gött„lichen Geheimnis Deiner ſeligen Anſchauung. Ich „weiß nur Eines: außer Dir iſt Alles mir nichts — „nicht bloß in Beziehung auf das, was von außen, „ſondern auch was innerlich mich bewegt; und nur „Dein Beſitz, o Herr, iſt mir Reichtum und jeglicher „andere — bitterſte Armut.“

Es war natürlich, daß an eine ſolche, von der

Sonne göttlicher Liebe und Weisheit durchglühten und durchleuchteten Seele andere Seelen ſich ſehnten, um erwärmt und belohrt zu werden. Dies taten nicht bloß jene Männer, Auguſtin's Jünger und Schüler, die ſich bereiteten, ihm auf dem Wege ſeiner apoſtoliſchen Tätigkeit zu folgen; nicht bloß hervorragende Perſönlichkeiten, die auf dem Punkt der Bekehrung vom Schlimmen zum Guten oder vom Gutem zum Beſſern ſtanden, ſondern auch ganz unbedeutende, unbekannte Weſen, deren Namen und Daſein ſpurlos verſchwunden wären, wenn ſie nicht in Auguſtin's Bereich und folglich in den Glanz, der von dieſem Namen ausgeht und durch Jahrtauſende reicht, hineingetreten wären. Ein ſolches Weſen war die Ecdicia.

Auguſtinus hatte ein Buch über die Enthaltſamkeit geſchrieben und ſie dahin erklärt, daß ſie in der Beherrſchung aller Leidenſchaften beſtehe, und daß Gott ihr dazu den Beiſtand ſeiner Gnade ſchenke, denn ohne dieſe ſei das Bemühen vergeblich. Die einfachſten Wahrheiten werden fort und fort mißverſtanden, falſch gedeutet, verkehrt angewendet, weil dazu häufig ein verblendeter Sinn ſie gemäß ſeiner Selbſtſucht und Eigenliebe auslegt. Es überſchätzen ſo viele Menſchen ihre Kräfte; es vernachläſſigen ſo viele ihre wirklichen Pflichten, um ſich den eingebildeten zu widmen; es fehlt ſo vielen an einem prüfenden Geiſt, an einem beharrlichen Willen, daß die Quelle des Mißverſtändniſſes von jeher ergiebiger ſtrömte, als die des Verſtändniſſes. Je höher eine Wahrheit, deſto fremder iſt ſie dem natürlichen Sinn, deſto ſeltener wird ſie richtig von ihm erfaßt und angewendet, und deſto näher liegt ſie dem übernatürlichen Sinn.

Der wunderbare erſte Korintherbrief iſt nun einmal geſchrieben, iſt geleſen, iſt begriffen worden. Das wunderbare neunte Kapitel, untergetaucht in Entſagung, überſtrömend von Entſagung, iſt die Grundlage und die Verherrlichung der himmliſchen Lehre: Allem zu entſagen, um deſto leichter in der Arena des Lebens zu laufen und den Kampfpreis, die unvergängliche Krone in der Ewigkeit, zu erringen. Wie dies Kapitel gründlich verſtanden iſt, beweiſt — auch in wunderbarer Weiſe — die Kirche mit ihren Prieſtern, ihren Ordensmännern, ihren Kloſterfrauen, die von Anbeginn bis zur heutigen Stunde und weiter bis zum Ende der Zeit wie eine heilige Prozeſſion, welche aus Millionen gebildet wird durch die Welt und ihr Treiben dahin wandeln.

Als die ideale Schönheit des Chriſtentums in ihrem ganz neuen, ganz unbekannten Zauber der Menſchheit aufging, und als von der Erde zum Himmel das Blut der Martyrer aufſtieg wie Weihrauch, während ſie „das neue Lied“ von der Liebe zum Leiden ſangen, da zog in die Seelen die

Jugendfriſche des übernatürlichen Lebens ein, und im freudigen Staunen über den unermeßlichen Horizont, der ſich ihnen auftat, entfielen den Händen die Vergänglichkeiten und Verwelklichkeiten der Erde. Da übte dieſe ideale Schönheit eine ſo unwiderſtehliche Anziehungskraft, daß nicht bloß Jünglinge und Jungfrauen ihr folgten, ſondern daß auch Mann und Weib, von heiliger Sehnſucht ergriffen, gemeinſam ihr irdiſches Ehebündnis aufhoben, um freier von der Liebe zum Geſchöpf, zur Liebe des Schöpfers ſich zu erheben. Es waren ſelbſtverſtändlich nur Ausnahmen, zu denen eben dieſe Charaktere, eben dieſe Verhältniſſe berechtigten und denen ein ungewöhnliches Maß der Gnade gegeben war. Ein ſolches Beiſpiel iſt das Ehepaar Paulinus von Nola und Thereſie; iſt das Ehepaar Pinian und Melania, das gerade in dieſer Zeit von Rom nach Numidien überſiedelte. Es ſind dies nicht die einzigen; aber Ausnahmen bleiben es immer.

Eine reiche und fromme Frau namens Ecdicia, der es an der notwendigen Einſicht fehlte, hatte ihren Gatten zu einem ſolchen Leben überredet, hatte einen Teil ihres Vermögens den Armen gegeben, tat mit dem andern viel gute Werke und trug den Witwenſchleier. Ihr Mann aber, der keineswegs aus Überzeugung, ſondern nur aus Nachgiebigkeit dieſen Schritt getan hatte, bereute ihn ſehr und warf ſich zu Ecdicia's großem Kummer in ein unordentliches Leben. Dieſe Frau nun ſuchte Troſt bei Auguſtinus. Er ermahnt ſie dringend, ſeine Schrift von der Enthaltſamkeit und den weiten Umfang dieſer Tugend zu beherzigen; den Fehler gut zu machen, zu dem verkehrte Frömmigkeit ſie verleitet habe. Er warnt ſie vor Übertreibungen auf dieſem Gebiet, weil der Mann leicht darin eine Veranlaſſung zu Mißvergnügen und Verſtimmung finden könne. Er ſtellt ihr vor, daß ſich eine Frau auch in kleinen Dingen, wenn ſie nicht gegen Gebot und Sitte verſtoßen, nach der Gemütsſtimmung des Gatten richten müſſe. Ihr Anzug dürfe ihm nicht mißfallen. Wünſche er ſie in reicher Kleidung zu ſehen, ſo müſſe ſie bedenken, daß die Demut nicht verletzt werde, ſobald ihr Herz nicht an dem Kleide hänge und die Sittſamkeit nicht durch die Tracht verletzt werde. Bei der Erziehung der Kinder müſſe ſie ſich dem Willen des Gatten fügen und ſein Vertrauen durch Liebe und Sanftmut zu gewinnen ſuchen. Laſſe er es an der ſchuldigen Achtung und Freundlichkeit fehlen, müſſe ſie leiden durch ſeinen Charakter, ſeine Launen, ſein Benehmen, ſo müſſe ſie in Geduld und Milde verharren, ihre Zuflucht zum Gebet nehmen und ihre Tränen, gleichſam das Blut ihres ſchmerzdurchwundeten Herzens, Gott zum Opfer weihen.

Nach dieſen Vorſchriften hatte einſt Monika gelebt und ſich geheiligt. Auguſtinus brauchte nur auf ſeine Mutter zurückzublicken, um das Bild der vollkommenen Gattin andern Frauen vorzuzeichnen.

Sapida, eine fromme Jungfrau zu Karthago, hatte ihren Bruder verloren, welcher dort Diakon war. Sie hatte für dieſen zärtlich geliebten Bruder ein feines Unterkleid angefertigt, das er aber nicht mehr getragen hatte. In ihrem Schmerz ſchickte ſie dies Gewand an Auguſtinus mit der Bitte, es zu tragen; der Gedanke ſei ihr tröſtlich. Voll milder Nachſicht mit dieſem tiefbetrübten Herzen nahm Auguſtinus das Kleid an und ſchrieb an Sapida:

„Ich habe die fromme Arbeit deiner Hände erhalten und angenommen und ſchreibe dir, um „deinen Wunſch zu erfüllen, in dem Gewande, wel„ches du für deinen Bruder, den ſeligen Diener „Gottes, angefertigt haſt, da er, dem Lande der „Vergänglichkeit entrückt, ſolcher vergänglichen „Dinge nicht mehr bedarf. Wohl hat die Schweſter „Urſache genug zum Weinen, da ſie den geliebten „und liebenden Bruder nicht mehr ſieht, wie er „aus- und einging, wie er ſein Amt ſo würdig ver„waltete, wie er ſeine Pflichten ſo treu und liebe„voll erfüllte. Bleibt man bei ſolchen Erinnerun„gen ſtehen, ſo läßt ſich die Gewohnheit ihr Recht „nicht nehmen: der Stich durch's Herz bleibt nicht „aus und das Herzblut, die Tränen, folgen nach.

„Aber erhebe dein Herz zu dem, was droben iſt, „und dein Auge wird klar werden. Iſt auch die „ſichtbare Geſtalt deines Bruders in ihrer Vergänglichkeit dir verloren, ſo iſt doch jene Liebe, „mit der Timotheus dich liebte und liebt, nicht verloren, ſondern mit Chriſtus und mit dem Schatz „ſeiner Liebe in Gott verborgen dir aufbewahrt. „Der irdiſchen Liebe ſcheint deren Gegenſtand geborgen zu ſein, wenn ſie ihn fremden Augen entrückt. Soll denn die himmliſche Liebe, die einen „Geliebten in die ewigen Hütten vorausgeſchickt „hat und ihn dort ſicher aufgehoben weiß, untröſtlich bleiben? Blick auf, liebe Tochter! ſchaue nach „droben, wo Chriſtus ſitzt zur Rechten des Vaters, „Er, der für uns in den Tod gegangen iſt, damit „wir, ob auch geſtorben, dennoch leben. Dein „Bruder lebt dem Geiſte nach, alſo haſt du keine „Urſache, in der Trauer zu verharren, wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. Sie kennen nicht „die Kraft Gottes, der das Verlorene aufbewahrt, „das Tote belebt, das Getrennte vereinigt, das Zerſtörte in Unzerſtörbares verwandelt, und das, „was ſeine Laufbahn geendet hat, ohne Ende erhält. Von dieſen Verheißungen ſoll der Glaube „zu deiner Seele ſprechen; das wird die Hoffnung „beleben, wenn auch die Liebe nicht gleich zum Beſitz gelangt. Dies ſei dein Troſt, Sapida. Dein „Bruder hat nun ein unzerſtörbares Gewand an-

„gelegt und mit der Unſterblichkeit bekleidet, be„darf er in Ewigkeit die vergänglichen Dinge der „Erde nicht mehr.“

Er vergaß nie die Irrwege ſeiner Vergangenheit, welche ihm von den Donatiſten, namentlich von deren Hauptführer, dem Biſchof Petilian von Cirtha, mit boshaftem Vergnügen vorgeworfen wurden. Da die Donatiſten der katholiſchen Sache nichts anhaben konnten, ſo ſuchten ſie, gemäß der hämiſchen Taktik aller Häretiker, die Träger und Verteidiger der Sache anzuſchwärzen und Petilian ſchrieb mit dieſer Geſinnung und Abſicht verſchiedene Briefe gegen Auguſtinus. In einem ſeiner Antwortſchreiben ſagt Auguſtinus:

„Höre ich dieſen Teil meines Lebens tadeln — „gleichviel aus welcher Geſinnung der Tadel her„vorgehen möge! — ſo bin ich nicht ſo undankbar, „mich darüber zu grämen. Je mehr man meine „ehemaligen Fehler mir vorwirft, deſto mehr lobe „ich die Arznei, welche mich geheilt hat. Weshalb „ſoll ich mir Mühe geben, mich wegen meiner „früheren Irrſale zu verteidigen? Petilian be„richtet freilich viel Falſches, aber auch viel leider „nur allzu Wahres darüber. Mein Leben vor „meiner Taufe iſt allbekannt. Die, welche mich je„doch nicht kennen, dürfen dem Petilian aber nicht „unbedingt glauben. Geziemt es ſich nicht, dem „Lobe der Befreundeten Glauben zu ſchenken, ſo iſt

„es auch billig, den Verleumdungen eines Feindes „zu mißtrauen; denn das Gewiſſen des Beurteilten iſt in jedem Fall den Menſchen verborgen. „Petilian behauptet nun, in mein Gewiſſen hinein „zu ſchauen und zu entdecken, daß ich im Grunde „Manichäer ſei; ich aber ſpreche aus meinem eigenen Gewiſſen heraus, indem ich ſage: ich bin es „nicht. Wählet nun, wem ihr glauben wollt. Allein „es bedarf auch dieſer kurzen und leichten Verteidigung nicht; denn es handelt ſich hier nicht um die „Würdigkeit eines armſeligen Menſchen, ſondern „um die Wahrheit der heiligen Kirche. — —

„Ihr werft mir meine alten Sünden vor,“ ſagte er einmal zu den anweſenden Donatiſten, als er den ſechsunddreißigſten Pſalm öffentlich zu Karthago erklärte; „nun wohlan! ich verdamme ſie mit „größerer Strenge, als ihr ſelbſt. Ich bin der „Erſte, um das zu tadeln, was ihr verabſcheut. Gott „gebe nur, daß wir auch anderweitig eines Sinnes „ſein mögen und daß der Irrtum, in welchen ihr „verwickelt ſeid, einſt für euch zum vergangenen „Irrtum werde. Und wer bin ich denn? Bin ich „die katholiſche Kirche? Es iſt wahrlich genug für „mich, ihr anzugehören! Ihr behauptet, ich ſei böſe. „Ach! ich habe leider viel mir vorzuwerfen. Aber „beſchäftigt euch nicht mit mir. Kommt zur Sache. „Unterſuchet das, was die Kirche betrifft. Prüft „euren Standpunkt. Von welcher Seite die Wahr-

Die großen Antiphonen.

„Esurientes implevit bonis.“ *Ev. Luc. 1.*

Wie die Flut, vom Mond empor gezogen,
Ueber alle Ufer ruhlos ſteiget —
Der Magnet inmitten Sturm und Wogen
Zitternd aber feſt nach Norden zeiget:
Alſo ſchlägt die Sehnſucht große Wellen
Ueber alle irdiſch engen Schranken,
Alſo ſtrebt ſie zu den Troſtesquellen
Sich mit Liebesarmen hinzuranken.
Alſo, wenn auch bebend und voll Zähren,
Schaut ſie feſten Blicks zur klaren Höhe,
Wo das Heil wohnt, das dem Jammer wehren
Und in Segen wandeln wird das Wehe.

Wie Theſſaliens alte Zauberinnen
Wunderſam und raſtlos Lieder ſangen,
Um des Bann's Magie damit zu ſpinnen,
Drin ſie ſelbſt des Mondes Leuchte zwangen:

„heit zu euch ſpreche, höret ſie. Ihr könntet des „himmliſchen Brotes beraubt werden, wenn ihr „hartnäckig an dem Gefäß, worin es aufbewahrt „wird, Mängel ſucht.“

Die Art und Weiſe, wie die Häretiker aller Zeiten ihren Streit gegen die Kirche führen, ſpiegelt ſich genau in den Widerlegungen und Verteidigungen ab, welche Auguſtin gegen die Häretiker ſeiner Zeit brauchte. Sein Prinzip in dieſem Kampf blieb immer dasſelbe: „Streite ich in Rede „oder Schrift,“ ſagt er, „ſo tue ich es nicht, um über „irgend einen Menſchen zu triumphieren, ſondern „um den Irrtum zu beſiegen.“ Um ſich an dem Bewußtſein der Siege zu erfreuen, dazu war ſeine Seele zu groß, zu ſchön, zu demütig, zu ſehr durchdrungen von den Mühſalen jenes Kampfes der Gewaltigen, die das Himmelreich an ſich reißen wollen, zu ſehr ſchmachtend und verſchmachtend nach dem Siegespreis, den das ewige Leben mit einer unverwelklichen Krone zahlt. Er ſagt:

„Ich habe in mir ſelbſt zu tun, um meine böſen „Begierden zu bekämpfen. Ich führe beſtändig „Krieg gegen die Verſuchungen des Feindes, der „mich verderben will. Ich ſeufze vor Gott in dem „Gefühl meiner Schwäche und Gott weiß, was „mein Herz zu Tage bringt, er, der die Leiden und „geiſtigen Schmerzen ſieht, die ich leide. Der allein,

„dem unſer Herz ſeinen Jammer klagt, der allein
„weiß, was wir ſind."

Einer ſolchen Seele gewährt nur der Sieg der Wahrheit, nicht die Niederlage eines Petilian Genuß, während die Petiliane durch die Niederlage eines Auguſtinus in einen endloſen Freudenrauſch verfallen wären, verfallen würden. Bei ihm war alles — Prinzip und Ziel — übernatürlich, himmliſch; bei ſeinen Gegnern — irdiſch und gemein.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Fortwährende Kämpfe.

Gewalt! — das iſt die letzte Zuflucht derjenigen, die entſchloſſen ſind, im Unrecht zu verharren. Fühlten ſich die Donatiſten geiſtiger Weiſe geſchlagen, ſo mußten die Circumcellionen auf einem andern Felde die Sache verfechten. Frech und ohne Scheu ſchweiften dieſe Banden von Fanatikern und Räubern, allen Geſetzen der Behörden trotzend, in den Landſchaften umher und verſtörten die friedlichen Katholiken. Ihre Anſchläge gingen darauf aus, ſich Auguſtin's zu entledigen, der in ſeiner Diözeſe häufige Reiſen machte. Einmal fiel er in ihre Hände; allein ſie kannten ihn nicht und begnügten ſich, ihn und ſeine Begleiter mit Fauſtſchlägen zu mißhandeln. Ein anderes Mal entging er ihren Nachſtellungen nur durch die

Fügung, daß er ſich verirrte und von dem Wege abkam, wo ſie auf ihn lauerten, um ihn zu töten. Für ihre getäuſchten Anſchläge mußten dann die Landleute büßen; ja, ſie ſcheuten ſich nicht, in ihrer Wut auch in Städte einzubrechen, um die katholiſchen Kirchen zu verwüſten, beſonders dann, wenn ehemalige Donatiſten, die zum katholiſchen Glauben zurückgekehrt waren, in jenen Orten ſich befanden. Und deren waren nicht wenige, Dank dem feurigen Eifer, womit Auguſtinus im Verein mit allen Oberhirten der Kirche von Afrika die Sekte bekämpfte. Der Biſchof von Bagaï, Maximian, war ihnen beſonders verhaßt, denn er war einſt donatiſtiſcher Biſchof geweſen und hatte durch richterliche Entſcheidung eine Kirche wieder erhalten, welche die Donatiſten den Katholiken entriſſen hatten. An einem ſolchen Mann mußte man Rache üben. Als Maximian am Altar ſtand, erſtürmten die Donatiſten die Kirche in Bagaï und verſetzten ihm einige ſchwere Verwundungen. Er ſtürzte in Blut gebadet zu Boden. Die Katholiken ſuchten ihn aufzurichten, aber die Donatiſten ergriffen ihn und ſchleiften ihn zum Dach hinauf. Da warfen ſie ihn herab, und da ſie ihn für tot hielten, zogen ſie ab. Maximian wurde beſinnungslos auf einem Haufen Aſche und Sand gefunden, der ſeinen Sturz geſchwächt und ſeine blutenden Wunden verſtopft hatte. Ein frommes Ehepaar brachte ihn heimlich in ſichere Obhut und Pflege, und nach geraumer Zeit genas Maximian. Um aber die Kirche zu Bagaï nicht wieder ſolchem Greuel auszuſetzen, bat er, der die Donatiſten und ihren Ingrimm genau kannte, auf dem Konzil zu Milevis im Jahr 402 um Erlaubnis, des Friedens wegen ſein biſchöfliches Amt niederlegen zu dürfen. Dieſe hochherzige Geſinnung fand allgemeine Anerkennung und die verſammelten Väter wählten Maximian's Bruder Caſtorius, der ebenfalls ein bekehrter Donatiſt war, zu deſſen Nachfolger auf dem Biſchofſtuhl.

Inzwiſchen war in Italien ein neuer Irrlehrer aufgetreten, ein umherſchweifender Mönch, Jovinian. Er behauptete: jeder Wiedergeborene ſei ein für allemal vollkommen heilig, könne keiner Verſuchung erliegen, folglich auch nicht mehr ſündigen. Die guten Werke erklärte er für überflüſſig und die Tugendübungen, namentlich Selbſtverleugnung, Enthaltſamkeit und Jungfräulichkeit, für verächtlich. Dieſe unſinnigen, der Vernunft, wie der Offenbarung, ja, der täglichen Erfahrung widerſprechenden Behauptungen, waren ſchon auf einer Synode zu Rom im Jahr 390 als Irrlehre verdammt worden und Ambroſius hatte den Jovinian, der ſich mit ſeinem Anhang in Mailand feſtſetzen wollte, nicht daſelbſt geduldet. Hieronymus war in ſeiner Einſiedelei zu Bethlehem feurig gegen den Verächter der Jungfräulichkeit aufgetreten; aber leider in ſeiner eigentümlichen Weiſe, mit maßloſem Eifer, ſo daß er, um dieſen Stand zu erheben, den Eheſtand herabſetzte, was denn wieder Aergernis gab und Mißverſtändniſſe hervorrief. Heilig, d. h. Gott geweiht in ſeinem Zweck, in ſeinem Ziel iſt der Stand der Ehe wie der Jungfräulichkeit; beide ſind es aber auf verſchiedener Stufe.

Auguſtinus behandelte jetzt dieſe Frage in zwei Schriften: „Das Gute der Ehe“ und: „Die heilige Jungfräulichkeit.“ Seine zarte und feſte Hand hielt die Wagſchale der Unparteilichkeit, und er rühmte an der chriſtlichen Ehe die treue Lebensgemeinſchaft der Gatten, die gegenſeitige Förderung in der Gottſeligkeit, die Erziehung der Kinder, die heilige Unauflösbarkeit des Bündniſſes. Ausdrücklich bemerkt er: die bürgerliche Eheſcheidung löſe das Band der Ehe nicht und bei Lebzeiten beider Gatten könne keine Ehe mit einer dritten Perſon vor Gott gültig eingegangen werden. In der Jungfräulichkeit ſieht er eine Gnadengabe Gottes, die unter Gebet und Wachſamkeit in großer Demut zu bewahren ſei und durch Selbſtgefälligkeit ihren Wert, ja zuweilen ihren Glanz verliere. Bräute des Gekreuzigten dürften nichts anderes ſuchen, als die Vereinigung mit Ihm unter dem Kreuz der Hingebung, der Entſagung, der Demut. In dieſer ſtillen Erniedrigung würden ſie ihre Beſeligung finden.

Die Manichäer regten ſich auch wieder in Hippo, doch nicht wie die Donatiſten, die aus der Aufhebung entſprungen waren und dieſen Charakter und dieſe Richtung beibehielten, ſondern in *ihrer* ſchwärmeriſch phantaſtiſchen Richtung. Sie ſchätzten unter ihren Lehrern einen gewiſſen Felix ſehr hoch. Er kam nach Hippo. Der Manichäismus war dort im Sinken und Auguſtinus ſuchte zu verhüten, daß er wieder gehoben werde. Deshalb lud er den Felix jetzt eben ſo dringend, wie vor Jahren den Fortunatus, zu einem öffentlichen Geſpräch über die Glaubenslehren ein — und Felix nahm es an. Es fand am 7. und 12. Dezember 404 in der Baſilika des Friedens vor dem verſammelten Volk ſtatt; denn bei all' ſeinem Wankelmut und all' ſeiner Verführbarkeit hatte das Volk doch ein lebhaftes Intereſſe für die Wahrheit der Religion. Wo ſich Gelegenheit dazu bot, folgte es mit großer Aufmerkſamkeit und geſpannter Teilnahme den Verhandlungen über Manichäismus, Donatismus und katholiſche Kirche. Es begriff alſo die Wichtigkeit dieſer Fragen, würdigte die Bedeutung, die ſie für jeden Einzelnen hatten — da ſie die Wegweiſer durch die Zeit in die Ewigkeit abgeben ſollen — und vermochte ihnen zu folgen.

Dies Geſpräch kam, ausnahmsweiſe, zu einem glücklichen Abſchluß. Am Abend des zweiten Tages rief Felix, innerlich überwunden und nicht mehr im Stande Gründe vorzubringen, die ihm ſelbſt nicht genügten:

„Sprich was willſt du, daß ich tue!“

„Ich will, daß du Manichäus und ſeine gottesläſterlichen Irrtümer verdammſt,“ erwiderte Auguſtinus. „Aber aus voller Überzeugung mußt du es tun; denn Niemand drängt oder zwingt dich dazu.“

„Wohlan! ich will es!“ ſagte Felix; „Gott ſieht, daß ich es aus Überzeugung tue.“

Und ſo geſchah es wirklich. Er ſchrieb eigenhändig eine Verdammung „der Lehre und Läſterungen des Manichäus“ auf und unterzeichnete dies Schriftſtück mit Auguſtinus.

Aber Auguſtinus wußte nur zu gut, daß nichts ſo zäh iſt, als der Irrtum; daß er eine Art Polyp iſt, den man in Stücke ſchneiden kann und der dennoch fortlebt; daß er ſich nährt von tauſend Eigenſchaften, welche der niedern Natur des Menſchen angehören, von Gewohnheit, von Trägheit, von Gleichgültigkeit und Unwiſſenheit, die ſo unſäglich ſchwer zu überwinden ſind. Deshalb hörte er nicht auf, durch ſeine Schriften ſowohl gegen den Manichäismus als gegen den Donatismus einen Schlag nach dem andern zu führen. Bei jenem bekämpft

er ſtets die Behauptung, daß ein gutes und ein böſes Prinzip ſich von Ewigkeit her die Herrſchaft über alles Geſchaffene teilten — eine Lehre, die den Menſchen unverantwortlich für ſeine Sünden hinſtellte. Bei dieſem richtete er ſein Streben vorzüglich dahin, die wahre Kirche Jeſu Chriſti, im Gegenſatz zu den Sekten, recht kennbar zu machen und ihre Einheit und Allgemeinheit, neben der Uneinigkeit und Beſchränktheit der Sekten, als ein beſonderes Merkmal hervorzuheben. „Der ganze Chriſtus“ ſagt er in ſeiner Schrift: „Von der Ein-
„heit der Kirche“ — iſt Haupt und Leib: das Haupt
„iſt der eingeborne Gottesſohn, der Leib iſt die
„Kirche. Wer in der Lehre vom Haupt nicht mit
„der Heiligen Schrift übereinſtimmt, gehört der
„Kirche nicht an, mag er auch äußerlich mit ihr in
„Gemeinſchaft ſtehen. Möge Jemand aber auch
„Alles feſthalten, was die Heilige Schrift vom
„Haupt lehrt, ſchließt ſich aber der Einheit des
„Leibes nicht an, die ihren Einheitspunkt für alle
„wahren Chriſtengemeinden in der römiſchen Kirche
„hat: ſo gehört er auch der Kirche nicht an — und
„dann hat er auch nicht Chriſtus zum Haupt.“

Auf einem Konzil zu Karthago hatten die Biſchöfe einen Beſchluß gefaßt, den ſie auf die Erfahrung gründeten, daß viele Donatiſten ſich bekehren würden, wenn nur die donatiſtiſchen Biſchöfe ſie nicht zurückhielten. Es ſollte alſo jeder katholiſche Biſchof einen donatiſtiſchen, zu einem öffentlichen Religionsgeſpräch, mit Zuziehung der bürgerlichen Obrigkeit, einladen. Würde in dieſer Unterredung der Donatiſt überwunden, ſo folgerten die Biſchöfe — würde ſeinen bisherigen Anhängern die Rückkehr zur Kirche erleichtert. Das erkannten aber auch die Häretiker in richtiger Beurteilung ihrer ſchlechten Sache und lehnten die Einladungen, zum Teil ſehr hochmütig ab. Primian von Karthago antwortete dem Erzbiſchof Aurelius: Es ziemt ſich nicht für die Söhne der Martyrer, mit dem Geſchlecht der Traditoren in Unterhandlung zu treten. Criſpin von Calama antwortete dem Biſchof Poſſidius mit ſo gereizter Erbitterung, daß dieſer Schlimmes ahnte. Und ſo geſchah es auch. Auf einer Geſchäftsreiſe wurde das Haus, worin er herbergte, von einer Bande Donatiſten unter Anführung ihres Prieſters erſtürmt, Feuer angelegt und Poſſidius mit ſeinen Gefährten mißhandelt. Mit Mühe retteten ihn die Katholiken und löſchten den Brand. Als aber die Verfolgungen und Ungeſetzlichkeiten nicht aufhörten, verſammelte ſich abermals ein Konzil zu Karthago, auf welchem ein Teil der Biſchöfe beantragte, man möge Kaiſer Honorius bitten, der Sekte jede weitere Duldung zu verſagen und die Geſetze gegen ſie zu verſchärfen. Die Mehrzahl der Biſchöfe verwarf dieſen Antrag; Auguſtinus mißbilligte ihn mit Entſchiedenheit. In der Minderheit befanden ſich aber Biſchöfe, die durch ihr Alter und ihre Erfahrung in Anſehen ſtanden. So nahm man denn den Schutz des Kaiſers zwar in Anſpruch, jedoch nur gegen die Wut der Circumcellionen und für das Verbot donatiſtiſcher Schenkungen und Vermächtniſſe; und Biſchof Evodius von Uzala — Auguſtin's Jünger und Buſenfreund — wurde als Abgeordneter des Konzils nach Rom geſchickt. Er fand den Kaiſer vom heftigſten Unwillen erfüllt, denn Maximian, der tödlich mißhandelte Biſchof von Bagaï und ein anderer numidiſcher Biſchof, deſſen Vater von den Donatiſten ermordet war, hatten bereits in Rom über die maßloſen Frevel der Sekte geklagt; und es waren bereits die ſtrengſten Geſetze gegen ſie erlaſſen. Ihre hartnäckigen Geiſtlichen ſollten des Landes verwieſen, die Laien zu Geldſtrafen verurteilt, die Wiedertäufer ihrer Güter beraubt, die geſetzwidrigen Zuſammenkünfte geſtraft werden. Ferner ſollte in ganz Afrika eine Bittſchrift öffentlich zur Bekanntmachung kommen, welche die Donatiſten im Jahr 362 an Kaiſer Julian den Abtrünnigen, den Unterdrücker des Chriſtentums, richteten, worin ſie unter den niedrigſten Schmeicheleien um die Rückgabe ihrer Kirchen nachſuchten, welche Conſtantius für ſie geſchloſſen hatte. Dieſelbe Hand, welche wieder dem Götzendienſt die Tempel öffnete, tat das nämliche

Alſo ſingt die Sehnſucht ihre Lieder,
Daß ſie ihr das Licht vom Himmel brächten,
Klagend bald und dann ſo zärtlich wieder,
Wie ein Alpenhorn in ſtillen Nächten;
Alſo zieht ſie gleich den ſtillen Schwänen
Durch das Meer des Jammers und der Thränen,
Bis in Jubel all ihr Leid zerronnen,
Sie erſtirbt in der Erfüllung Wonnen.

für die Donatiſten, ohne daß dieſe ſich geſchämt hätten, bei dem kaiſerlichen Apoſtaten in Gunſt zu ſtehen. Dieſe Bittſchrift ſollte jetzt dazu beitragen, die Augen von ſo vielen Verblendeten und Betörten zu öffnen und ihnen beweiſen, daß der Donatismus Hand in Hand mit den Feinden der katholiſchen Kirche gehe. Zu Ravenna, im Jahre 405, erließ Honorius jene Geſetze. Sie waren eine Wohltat für diejenigen Donatiſten, welche nur aus Furcht vor dem Zorn ihrer Zeloten noch zu der Sekte zählten und jetzt Mut bekamen, ihre moraliſchen Ketten zu ſprengen. Auch eine große Anzahl von Gemäßigten, ſogar manche Circumcellionen, erwogen gründlich: ob denn die Sekte, der ſie fortan nur durch die größten Opfer anhangen konnten, derſelben auch wert ſei — und fanden das Gegenteil. Die freie Verkündigung der katholiſchen Lehre, die nicht mehr durch Ausbrüche wilder Wut geſtört werden durfte, klärte viele Unwiſſende auf. „Man begnügte ſich nicht, den Wall der langen, böſen Gewohnheit durch die Schreckniſſe der weltlichen Macht zu erſchüttern; man bemühte ſich gleichzeitig, den Glauben aufzubauen.“ Viele ſtaunten über ihre eigene unbegreifliche Verblendung jetzt, als ſie einſahen, daß der Donatismus im letzten Grunde auf der Behauptung ruhe und in der Spitze auslaufe: „man müßte alle Völker der Erde zum zweiten Male taufen, weil ein paar

„afrikaniſche Biſchöfe beſchuldigt worden wären, „den Heiden die heiligen Schriften ausgeliefert zu „haben." Sollte die Taufe ungültig ſein, weil Derjenige, der ſie geſpendet hat, als ein Sünder angeſehen wird: ſo käme man nie darüber zur Ruhe, ob man gültig getauft ſei, ob nicht. Dann läge aber das Sakrament nicht in der Kraft des Blutes Jeſu, und dann hinge der Glaube nicht von der göttlichen Gnade und von der Beſchaffenheit unſers Willens — ſondern nur von dem Verdienſt der Geiſtlichen ab. Auch die große Milde, mit welcher die Katholiken verfuhren und überall Schonung eintreten, Nachſicht walten ließen, gewann manche Seelen. Den alten feindſeligen Crispin von Calama verwies man nicht aus dem Lande; man geſtattete ihm einen ungeſtörten Aufenthalt auf ſeinem Landgut in Numidien. Es iſt aber nicht leicht, eine Häreſie in der Wurzel auszurotten und wenn ihr auch tauſend Zweige abgeſchnitten werden. Der häretiſche Geiſt, der in der ſündigen Natur wohnt, treibt immer neue Sproſſen bald in derſelben Form und bald in einer andern. Die Donatiſten exiſtierten fort trotz aller Bekehrungen und aller Geſetze. Ja, die Diözeſe Casae nigrae wurde berüchtigt durch die Gewalttaten der donatiſtiſchen Geiſtlichen und der Circumcellionen, die in dem Maß zunahmen, als die Bekehrungen ihrer ehmaligen Glaubensgenoſſen ſich vermehrten. Mit beſonderer Wut fielen ſie über die katholiſchen Prieſter her, plünderten und verbrannten ihre Häuſer und ſuchten ſie, ohne ſie zu morden, doch unbrauchbar zu machen, indem ſie ihnen Kalk mit Eſſig befeuchtet auf die Augen banden und ſie dadurch unter den gräßlichſten Qualen blendeten. Kirchen gingen in Flammen auf, die heiligen Schriften wurden zerriſſen, die geängſtigten Einwohner mit Gewalt der Wiedertaufe unterworfen und dabei — nach herkömmlicher Weiſe — über die Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht der Katholiken geſchrieen. Die grauſame Blendung fiel auch mehrmals in der Diözeſe von Hippo aus Haß und Rache gegen Auguſtinus vor.

Zu allen Kalamitäten, die ſo ſchwer die katholiſche Kirche und den Teil ihrer Herde trafen, den er als Biſchof zu hüten hatte, kam ein Ereignis, welches ſeiner edlen und zarten Geſinnung äußerſt peinlich war. Er geriet zu ſeinem höchſten Erſtaunen in ein Zerwürfnis mit Hieronymus.

Der Brief, den einſt Profuturus in's Morgenland mitnehmen ſollte, war in fremde Hände geraten, die ihn abſchriftlich bekannt machten, anſtatt ihn zu beſorgen, ſo daß Hieronymus früher die Kunde von deſſen Inhalt, als den Brief ſelbſt erhielt. Er ſah darin eine abſichtliche Kränkung für ſich ſelbſt und eine gewiſſe Eitelkeit Auguſtin's, berühmte Männer angreifen zu wollen. Da er aber ein lebhaftes Wohlwollen für Auguſtin's Leben und Wirken, und hohe Achtung vor deſſen Geiſt und Einſicht hatte, ſo ſchmerzte es ihn ſehr, von dieſem ausgezeichneten Mann — wie er wähnte — gekränkt zu werden und ſeine Empfindlichkeit miſcht ſich mit Traurigkeit und mit dem Gefühl der geiſtigen Ermüdung, welches ein ſo ſchweres Kreuz des Alters iſt. „Liebe mich, wie ich Dich liebe," ſchreibt Hieronymus; „aber fordere nicht einen Greis auf den Kampfplatz der heiligen Schrift heraus, da du noch ein Jüngling neben mir biſt. Ich habe meine Zeit gehabt und meine Bahn durchlaufen ſo gut ich konnte. Jetzt aber bin ich der Ruhe bedürftig, während du läufſt und kühn die Bahn durchziehſt. Ich ſchreibe dir dies in tiefſter Traurigkeit. Wollte Gott, ich wäre würdig dich zu umarmen. Dann könnten wir in vertrauten Wechſelgeſprächen von einander lernen."

Ein Briefwechſel zwiſchen Afrika und Paläſtina war damals eben ſo unſicher als langwierig und fand nur gelegentlich durch Reiſende ſtatt, welche ebenfalls von der Unſicherheit und den Zufällen der damaligen Reiſen abhingen und nicht ſelten erſt nach jahrelangen Umwegen ihr Ziel erreichten. Auguſtin's Briefe an Hieronymus hatten dies Schickſal, während die verſtümmelte oder verfälſchte Kunde von deren Inhalt ihnen lange vorauszog, weil Alles, was der große Biſchof von

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20888 / 075

Hippo tat, ſchrieb und ſprach, von der ganzen Welt bemerkt wurde; nur leider nicht immer im richtigen Sinn und Zuſammenhang, wie das ſo häufig den großen Männern geſchieht: Unverſtand, Bosheit und ein gewiſſes leichtfertiges Behagen an Zerwürfniſſen und Streitigkeiten, mißverſtehen ſie nur zu oft. Hieronymus war in der ganzen chriſtlichen Welt berühmt und geehrt als Überſetzer und Ausleger der heiligen Schriften. Tief aus Germanien ſchickten zwei ſchriftgelehrte Männer ihm die griechiſche und die lateiniſche Überſetzung gewiſſer Stellen aus den Pſalmen zu und baten ihn zu entſcheiden, welche Überſetzung den Sinn der hebräiſchen Urſchrift am genaueſten ausdrücke. Es machte alſo großes Aufſehen, als es verlautete, Auguſtinus ſei nicht einverſtanden mit der Erklärung des Galaterbriefes und die blinden Anhänger des Hieronymus machten dem Biſchof von Hippo ein Verbrechen daraus und ſtellten es dem alten, reizbaren und aufbrauſenden Einſiedler von Bethlehem als ein Attentat gegen deſſen anerkannte Lehrerwürde vor. Er ſchrieb abermals im gereizten Ton an Auguſtinus und dieſer erfuhr denn endlich, daß Hieronymus wähne, Auguſtin habe eine Schrift gegen ſeine Bibelerklärung abgefaßt und nach Rom geſchickt. Er erſchöpft ſich nun in Beteuerungen ſeiner Freundſchaft und Verehrung für Hieronymus. „So große Kunde der

„göttlichen Schriften, wie ich ſie bei dir finde, beſitze ich nicht und werde ſie nie beſitzen. Das „wenige, was ich mir in dieſer Wiſſenſchaft erworben habe, ſpende ich dem Volke Gottes aus. „Meine Amtsgeſchäfte erlauben mir nicht, dieſem „Studium im weitern Umfang mich zu widmen, „als es eben der mir anvertrauten Herde notwendig „iſt.“ Er bittet um Verzeihung, wenn er beleidigt, um Tadel, wenn er Falſches geäußert habe. Allendlich beruhigt ſich Hieronymus, je mehr er einſieht, daß Auguſtin weiter nichts beabſichtigt habe, als eine verſchiedene Auffaſſung mit ihm zu erörtern. Ja, er ging ſchließlich auf Auguſtin's Anſicht von dem Streitpunkt ein. Zehn Jahre waren aber über dieſe ganze Sache vergangen.

Hieronymus hatte ungefähr um dieſelbe Zeit einen viel heftigeren Streit mit ſeinem ehemaligen Buſenfreund, Rufinus, hinſichtlich gewiſſer Lehrſätze des Origenes und ſchickte eine ſeiner Streitſchriften an Auguſtinus. Dieſem, mit ſeinem tiefen, zarten Sinn für Freundſchaft, tat es weh bis in's Herz hinein, zwei alte Freunde ſo feindſelig gegen einander auftreten zu ſehen. Schmerzlich bewegt ſchreibt er an Hieronymus:

„Welche Seelen werden ſich mit Sicherheit einanders, als ob der Jordan ſein Waſſer dem Ozean, „trauen lieben, in welchem Freund nicht einen „künftigen Feind fürchten können, wenn zwiſchen

„Hieronymus und Rufin ein ſo heftiger Zwiſt „entbrennen kann! O wie wenig iſt doch auf „ein Freundesherz zu bauen, da niemand weiß, „was die Zukunft in ihm entwickelt. Doch war„um ſeufzen wir über die Gebrechlichkeit einer „gegenſeitigen Liebe, da der Menſch nicht ein„mal ſein eigenes Herz für die Zukunft „kennt? — — Ach, daß ich euch beide nicht „irgendwo beiſammen finden kann! ich würde euch „weinend zu Füßen fallen und euch anflehen um „Verſöhnung; nicht nur euretwegen, ſondern auch „wegen mancher ſchwachen Seelen, für die gleich„wohl Chriſtus geſtorben iſt, und die einen großen „Anſtoß an eurem Verhalten nehmen, da ihr ja „beide auf erhöhter Bühne des Lebens ſteht. Ich „würde euch anflehen, in euren Schriften nichts „gegen einander zu verbreiten, was euch gereuen „möchte, wenn ihr euch ſpäter wieder verſöhnt „haben werdet. — — Es iſt ein großes, trauriges „Wunder von ſolcher Freundſchaft zu ſolcher Feind„ſchaft herabzuſinken; aber wie viel größer und „tröſtlicher wäre das Wunder, von ſolcher Feind„ſchaft zur alten erſten Innigkeit zurückzukehren.“

Dies geſchah nun freilich nicht; allein Hieronymus blieb doch von nun an mit Auguſtin in gutem Vernehmen. Er wünſchte das Verhältnis lauterer Brüderlichkeit mit dem Biſchof von Hippo aufrecht zu halten und ſchrieb ihm: „Wir wollen beide, ohne uns wehe zu tun, im Gefilde der Schrifterklärung uns ergötzen.“ Ohne Auguſtin's hohe Heiligkeit, die immer bereit war ſich zu demütigen, hätte ſeine Spannung mit Hieronymus vielleicht dieſelbe traurige Wendung genommen, welche deſſen Fehde mit Rufin nahm und behielt.

Zwiſchen ſo vielen ſchweren, traurigen, peinlichen Kämpfen verſäumte Auguſtinus nie, auch mit dem unbekannteſten Gegner eine Lanze zu brechen, wenn er hoffen durfte, der Wahrheit dadurch Eingang zu verſchaffen. Ein Gegner, der ſowohl ihm ſelbſt als der Welt völlig unbekannt war, war ein gewiſſer manichäiſcher Zuhörer, namens Secundinus. Dieſer Mann lebte in Rom, hatte einige Schriften von Auguſtin geleſen, war begeiſtert für dies große Genie, ſah aber in ihm nur den abgefallenen Manichäer, nur einen herrlichen Geiſt, der ſich in einer falſchen Richtung befinde. Einen Gott der Beredſamkeit nennt er ihn. „Des Anicius Marmorpalaſt,“ ſchreibt Secundinus an Auguſtin, „prangt nicht in ſolcher Kunſt und Schönheit wie deine Werke durch deine Intelligenz. Hätteſt du deine Beredſamkeit dem Dienſt der Wahrheit gewidmet, ſo würdeſt du unſterblichen Ruhm errungen haben. Ich bitte dich, handele nicht gegen deine Natur! durchbohre nicht mit der Lanze der Unwahrheit die Seite des Erlöſers! — — Wie war es möglich, daß du mit deinem hohen Geiſt, mit deiner edeln Geſinnung, mit deiner zarten Liebe zur Entſagung zu dieſer jüdiſchen Nation mit ihren barbariſchen Sitten überlaufen konnteſt! — — O, ich beſchwöre dich, verzeihe mir, wenn dein goldenes Gemüt ſich durch dieſe Äußerungen etwa gekränkt fühlt. Mich drängt der Eifer! ich kann dich nicht von unſerer Herde getrennt ſehen. Verachte den Ruhm vor den Menſchen, wenn du Chriſtus gefallen willſt. Sei für unſere Zeit ein neuer Paulus, der, nachdem er Lehrer des jüdiſchen Geſetzes geweſen, vom Herrn die Gnade des Apoſtolates empfing und alle Annehmlichkeiten der Welt verachtete, um Chriſtus zu gewinnen. Sorge für deine vortreffliche Seele, denn du weißt nicht, zu welcher Stunde der Tod kommt. Höre auf, aus zwei Naturen eine einzige zu machen, denn die Gerichte des Herrn ſind nah.“ Dann erklärt er die manichäiſche Lehre von den zwei Urprinzipien und ſchließt ſeinen Brief mit den Worten:

„Wenn ich deinem bewunderungswürdigen und erhabenen Geiſt ſolche Dinge vorlege, iſt es nicht anders, als ob der Jordan ſein Waſſer dem Ocean, die Lampe ihr Licht der Sonne, das Volk ſeine Heiligkeit dem Biſchof leihen wolle. Wäre mir deine göttliche Geduld nicht bekannt, nie hätte ich ſo geſchrieben; deine Heiligkeit wolle alſo zu dieſem Glauben ſich bekennen, damit wir miteinander gerettet werden, o, du aller Ehre würdigſter Meiſter.“

I. „O Sapientia!“

O ew'ge Weisheit, die du auf dem Munde
Der weltenſchöpferiſchen Allmacht wohnſt,
Und ſtrahlend mit dem ew'gen Licht im Bunde,
Im ſonnumfloſſnen reinen Glanze thronſt:
O ſieh uns Seelen, die du licht erſchaffen,
Wie wir von deinen Pfaden uns verirrt!
Wie wir nicht brauchen deine klaren Waffen,
Weil Todesnacht uns Herz und Hand verwirrt;

Wie wir den Liedern lauſchen der Syrenen,
Geſungen auf des lauten Lebens Meer,
Weil ſie ein Widerhall den wirren Tönen
In eigner Bruſt, von Leidenſchaften ſchwer; —
Wie troß des falſchen Liedes Zauberlüge
Wir unbekehrt zur falſchen Weisheit flehn,
Und wie uns auch das ſchaale Blendwerk trüge,
Wir nach dem Irrlicht unſers Dünkels gehn;

Da es dem Secundinus mit ſeinem Bekehrungsverſuch dermaßen Ernſt war, daß er ſich ſogar zu dem Vorwurf verſtieg, Auguſtinus tue nicht das, wodurch man Chriſto gefalle: ſo hielt es Auguſtinus für angemeſſen, ihm eine Antwort zu geben, welche eine beſondere Schrift über und gegen den Manichäismus und den Irrtum der zwei Urprinzipien geworden iſt; eine Schrift, welche Auguſtin für die beſte hielt, welche er in dieſer Frage geſchrieben hatte. Was aus Secundinus wurde, erfährt man nicht. Möchte ihn die bewundernde Teilnahme, die er dem Vorkämpfer der katholiſchen Wahrheit zollte, zu deren Erkenntnis geführt haben! Aber leider iſt eine ſolche ſterile Bewunderung keine ganz ſeltene Erſcheinung. Gut geartete Menſchen können ſich kaum derſelben erwehren, wenn ſie einen großen Geiſt, getragen von einem großen Charakter im heldenhaften Kampf für die katholiſche Wahrheit ſehen; denn es liegt nun einmal etwas Überwältigendes in ihr, weil ſie göttlich iſt. Das fühlt der Freund, der Feind, der Gleichgültige. Der erſte betet ſie an; der zweite haßt ſie; der dritte bewundert ſie etwas, ſo weit ſeine Vorurteile und Irrtümer es erlauben. Dieſe Bewunderung iſt immer noch ein dünnes Fädchen, wodurch er mit der göttlichen Wahrheit zuſammenhängt. Der kleinſte und entfernteſte der Planetoiden, den unſer Auge nimmer gewahr wird, erhält dennoch ſein Licht von unſerer Sonne und gehört, wenn auch in unermeßlicher Ferne, noch in unſer Sonnenſyſtem.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Goten in Rom.

Die Wolken, welche ſchon lange das römiſche Weltreich bedroht hatten, fingen an ſich zu entladen. Wie ein ſchweres Gewitter am Horizont ſteht, hatten die germaniſchen Völker, die nordiſchen Barbaren, auf ihrem geheimnisvoll providentiellen Zug nach den Ländern des Südens und des Chriſtentums längſt an den Grenzen des Reichs geſtanden, ſie überſchritten und ein zweifelhaftes Verhältnis zu den Kaiſer eingenommen. Sie bildeten eigene Legionen im Heer, hatten ihre eigenen Führer und manche von ihnen ſtiegen durch ihre große Begabung hoch in der kaiſerlichen Gunſt und wurden Feldherren oder bekleideten andere hohe Würden und Ämter. Zu ihrer natürlichen Vorliebe für das eigene Volk kam dann noch, daß die ſtolzen Römer mit Verachtung und Haß auf die „barbariſchen“ Völkerſchaften herabſahen, obſchon ſie vor ihnen zitterten und die kaiſerlichen Günſtlinge von nicht römiſchem Blut mit mißtrauiſchem Auge betrachteten, ſo daß dieſe umſomehr mit ihrem Volk ſich umgaben und auf dasſelbe ſich ſtützten, wenn ſie ihre ehrgeizigen Pläne ausführen wollten.

Der mächtige Mann, der das abendländiſche Reich ſtatt des Kaiſers Honorius beherrſchte, war ein ſolcher Barbar, dem der große Kaiſer Theodoſius ſterbend dieſen Platz angewieſen hatte, war der Vandale Stilicho, Präfekt des Palaſtes und Heerführer. Vermählt mit Serena, Nichte des Theodoſius, vermählte er ſeine beiden Töchter Maria und Termantia nacheinander mit dem jungen Kaiſer Honorius. Allein es genügte ihm nicht, Oheim, Schwiegervater und Vormund des Kaiſers zu ſein. Auf dem Haupt ſeines einzigen Sohnes Eucherius wollte er wieder die Krone des abend- und morgenländiſchen Reiches vereinigen. Er gab ſich Blößen, die ſeine Feinde benutzten, um ihn verräteriſcher Anſchläge zu beſchuldigen — vielleicht im größeren Umfang, als erwieſen war — und Honorius ließ ihn und ſeinen Sohn enthaupten, während er Termantia zu ihrer Mutter zurückſchickte.

Damit war das Zeichen gegeben! Alarich, der Gotenfürſt, ſtand ſchon lange ungeduldig, dürſtend nach Krieg, nach Ruhm, nach Beute, an der nördlichen italieniſchen Grenze, in Illyrien. Der einzige Mann war nicht mehr, der ſeinen trotzigen Forderungen mit Kraft und Nachdruck entgegentreten konnte. Das drohende Gewitter brach aus und Alarich brach mit ſeinen Goten in Italien ein.

Die kaiſerliche Reſidenz Ravenna verächtlich bei Seite laſſend, zog er gen Rom. Weder dachte Honorius daran, ihn durch viertauſend Pfund Gold zu beſchwichtigen, die Stilicho ihm verſprochen hatte, wenn er ſich ruhig verhalte; noch auch ſich den Goten zu widerſetzen und Rom zu ſchützen. Es wird erzählt, ein Mönch ſei vor Rom zu Alarich gekommen und habe ihn gebeten, die Stadt zu verſchonen. Alarich aber habe geantwortet: er ſei nicht aus eigenem Antrieb, ſondern gedrängt von einer ihm unbekannten Macht nach Rom gezogen. Und ſogleich ſchloß er ringsum die Stadt ein — im Jahr 408. Das erſte, was der römiſche Senat in ſeiner grenzen- und hoffnungsloſen Beſtürzung tat, war eine Grauſamkeit: er ließ Stilicho's Gemahlin Serena, die in Rom ihren Mann und ihren Sohn beweinte, erdroſſeln, als ob ſie es geweſen ſei, die Alarich gerufen habe und als ob der ſchwankende und hülfloſe Zuſtand des Reiches dem ehrgeizigen Gotenkönig nicht zur Genüge bekannt ſei. Alarich bemächtigte ſich der Tiber, alle Zufuhr wurde abgeſchnitten und die Römer waren ſo ganz von dem alten tapfern Geiſt ihrer Väter abgefallen, daß ſie nicht einen einzigen Ausfall wagten. Bald ſtellte ſich Mangel an Lebensmitteln ein, dann Hungersnot, Elend und Verzweiflung; endlich — da die Menſchen in Maſſen ſtarben und die verweſenden Leichen die Luft vergifteten — die Peſt.

Einige chriſtliche Frauen zeichneten ſich in dieſer ſchrecklichen Zeit durch ihre große Mildtätigkeit aus. Beſonders genannt — ſogar von den Heiden — wird Laeta, die Witwe von Kaiſer Gratian und deren Mutter Piſamene. Allein die Großmut und Barmherzigkeit der einzelnen konnte nicht der allgemeinen Not wehren. Als der Jammer ſo hoch geſtiegen war, daß das Volk Gefahr lief, ſich untereinander zu verzehren, ſchickte der Senat Geſandte an Alarich und bat um deſſen Friedensvorſchläge. Er verlangte kurz: alles Gold, alles Silber und alle fremden Sklaven, die ſich in der Stadt befänden. „Was willſt du uns denn laſſen?" fragten die Geſandten entſetzt. Er antwortete: „Die Seelen." Endlich beſtimmte er das Löſegeld ſo: Fünftauſend Pfund Gold, dreißigtauſend Pfund Silber, viertauſend ſeidene Leibröcke, dreitauſend in Scharlach gefärbte Lämmervlieſe und dreitauſend Pfund Pfeffer. Da der öffentliche Schatz erſchöpft war und die Reichen zum Teil ihr Vermögen verhehlten, nahm man, um dies ſchwere Löſegeld zu zahlen, den Schmuck der Tempel und Götzen in Anſpruch und verſchiedene goldene und ſilberne Götzenbilder wurden eingeſchmolzen. Unter andern auch die Bildſäule der Göttin Virtus (Tapferkeit), was die Heiden ſehr beklagten und daraus die Mutloſigkeit der Römer folgerten, ohne zu bedenken, daß dieſe der Einſchmelzung des Bildes vorherging.

überhaupt gab ſich in dieſer ganzen Epoche großer Kalamitäten des Reichs eine aufgefriſchte Neigung der Heiden für den Idolendienſt und die Anſicht kund, daß die Götter im Zorn über das Chriſtentum dieſe Leiden ſchickten und daß das Chriſtentum an ſich ſchon etwas Fluchbeladenes ſei. Endlich wurde das Löſegeld gezahlt. Alarich zog ab und ſchlug ſein Lager in Etrurien auf. Vierzigtauſend Sklaven entliefen in Rom ihren Herren und folgten ihm. Er forderte Geißeln von Kaiſer Honorius, dann wolle er ſich verpflichten, Rom gegen alle Feinde zu ſchützen. Der Kaiſer mochte der Anſicht ſein, daß ein Schutz gegen den verwegenen Gotenfürſten vorzuziehen ſei. Er verweigerte die Geißeln und erkannte den Emporkömmling Conſtantin, den die Soldaten in Gallien, Spanien und Britannien zum Kaiſer ausgerufen hatten, als ſolchen an. Rom zitterte; es war vorauszuſehen, daß Alarich wiederkommen werde. Allein es ſchickte vergeblich bittende Geſandte nach Ravenna; Honorius baute auf Conſtantin's zweifelhafte Hülfe und ergab ſich ſo ruhig ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, der Pflege ſeines Hühnerhofes, als ob Alarich bereits beſiegt ſei.

Der Sturz und Tod Stilicho's rief in Afrika bei den Heiden, Manichäern und Donatiſten eine wütende Freude wach, denn ſie hielten ihn für den Urheber der ſcharfen Geſetze gegen Polytheismus und Häreſie und verbreiteten das Gerücht, dieſe wären ohne Wiſſen und Willen des Kaiſers erlaſſen. Eine große Ehrfurcht und Anhänglichkeit für den katholiſchen Glauben und für alles, was das Chriſtentum betraf, war die einzige Ähnlichkeit, die Honorius mit ſeinem großen Vater hatte und in dieſem Punkte wankte er nie; aber bei ſeiner bekannten Charakterſchwäche und den ebenſo bekannten Eingriffen Stilicho's in die kaiſerliche Macht war jene Behauptung nicht ganz unglaublich. Wie ein Lauffeuer flog ſie durch Afrika und die Verfolgung der Katholiken brach aufs Neue aus. Die Biſchöfe Severus und Macarius wurden erſchlagen; Evodius von Uzala, Theraſius, Viktor und andere litten die roheſten Mißhandlungen. Man ſchlug ſie, riß ſie aus ihren Wohnungen, ſchleifte ſie durch die Gaſſen, raufte ihnen das Haupthaar aus und die Magiſtratsperſonen ſahen ruhig dem Unfug zu und ließen die Miſſetaten geſchehen. Da verſammelten ſich viele Biſchöfe zu einer Beratung in Karthago und ſendeten zwei aus ihrer Mitte an das Hoflager zu Ravenna mit der Bitte, der Kaiſer möge erklären, daß er die zum Schutz der katholiſchen Kirche gegebenen Geſetze in Kraft erhalten wiſſen wolle. Auguſtinus trug dieſelbe Bitte ſchriftlich dem Olympius vor, der nach Stilicho's Sturz des Kaiſers Günſtling geworden war. Olympius war dieſer Bitte ſchon zuvorgekommen. An Donatus, Prokonſul von Afrika, erging der Befehl, daß die Sektierer der verdienten Strafe unterworfen ſein ſollten, wenn ſie etwas gegen die Katholiken unternehmen würden. Zu derſelben Zeit verordnete Honorius, daß weder Heiden noch Sektierer zu irgend einem Hofamt zuläſſig ſein ſollten und daß die Behörden genau zu wachen hätten, damit nirgends Verſammlungen von ſolchen Leuten ſtattfänden, welche einen andern Glauben lehrten, als den katholiſchen. Geſchehe es dennoch, ſo ſollten dieſe Frevler verbannt werden. Dieſe Verordnungen bewieſen zur Genüge, daß der Kaiſer ſeinen alten Grundſätzen treu ſei und ſomit lenkten die Beamten auch wieder in dies Geleiſe ein. Das iſt das Schrecklichſte bei der Willkürherrſchaft, daß ſie eine Menge von abhängigen Menſchen zu gewiſſenloſen Maſchinen macht, die unbedenklich in der Richtung gehen, die ein Fingerdruck des Machthabers ihnen anweiſt.

Weil Auguſtinus unendlich vielſeitig war und weil die meiſten Menſchen erſtaunlich einſeitig ſind, iſt er mannigfach verkannt worden. Verſchiedene Häreſien, z. B. einzelne Sekten innerhalb des Proteſtantismus und die Janſeniſten, betrachten ihn als ihren Patron, indem ſie ſich auf einzelne ſeiner Ausſprüche ſtützen, ohne in Anſchlag zu bringen, gegen welche Irrlehren ſie gerichtet waren und welche Ausſchreitungen und Umſtände ſie im Auge hatten. So haben denn auch dem mildeſten der Menſchen — und bis auf unſere Zeit! — die Vorwürfe nicht gefehlt, daß er gegen ſeine beſſere Überzeugung und aus Überſchätzung der ſichtbaren Kirche, welche Allen verhaßt iſt, die nicht zu ihr gehören, Zwangsmittel gegen Andersgläubige gut geheißen, ja verlangt habe. Das tat er nicht. Er verlangte Geſetze, um das Recht zu ſchützen und das Unrecht zu ſtrafen, und er verlangte, daß dieſe Geſetze gegen Verbrecher gehandhabt würden. Hielten die Sektierer den Frieden, ſo war niemand bereitwilliger als er, und tauſend Beiſpiele erhärten es! auf friedlichem Wege ihre Bekehrung zu verſuchen. Begingen ſie aber Freveltaten, ſo wollte er ſie geſtraft wiſſen — als Frevler; nicht als Un- oder Irrgläubige. Und wie iſt ſelbſt dann ſeine Liebe, ſeine Sorge, ſeine Milde ſo groß und übergroß. Schon in dem Brief an Olympius hatte er geſagt, die Verantwortung für das Seelenheil der ihm anvertrauten Gläubigen veranlaſſe ihn, das Geſetz zu deren Schutz anzurufen, weil Manche durch die vielen Drangſale ſchwach im Glauben werden könnten. „Was mich ſelbſt betrifft, ſo iſt es mir ein „Troſt, etwas für meine Brüder zu leiden und „mancher Gefahr und Anfeindung ausgeſetzt zu „ſein; denn das begegnet Allen, welche für das „ewige Leben Seelen zu gewinnen ſuchen.“

Dem Prokonſul von Afrika, den Auguſtin bereits als einen gottesfürchtigen Mann kannte, legte er dringend die größtmögliche Schonung der Frevler an's Herz und beſchwört ihn bei dem Blute Jeſu, die Strafen nicht nach der Größe des Verbrechens und nach der Strenge des Geſetzes zu verhängen, ſondern nach dem Geiſt des Chriſtentums. „Wir ſuchen nicht an unſern Feinden Rache zu „nehmen und wegen unſerer Leiden dürfen wir „nicht die Gebote Desjenigen, für den wir leiden, „aus den Augen verlieren. Unſer Wunſch iſt, daß „unſere Feinde gebeſſert, nicht daß ſie hingerichtet „werden. — — Haben die Strafen auch den Zweck, „von einem großen Übel zu einem großen Gut zu„rückzuführen, ſo iſt es doch eine äußerſt mühſame „und wenig fördernde Arbeit die Menſchen, mit „Gewalt auf den rechten Weg zu ſtellen, anſtatt ſie „durch Belehrung und milde Zuſprache zu gewin„nen". Deshalb bittet er auch den Prokonſul, Prieſtern oder frommen Katholiken den Zutritt zu gefangenen Donatiſten zu geſtatten.

Welch ein Vertrauen ſeine Milde einflößte, beweiſt der Heide Nektarius, der ſie in Anſpruch nahm. Die Ungläubigen von Calama hatten dem Geſetz zum Trotz das Feſt der Flora öffentlich durch unſittliche Umzüge und Tänze ſogar vor dem Gotteshauſe der Katholiken gefeiert. Die Geiſtlichen verſuchten dieſem Unfug entgegenzutreten.

Wie Nachtgevögel und Gethier und Schlangen
In dieſem Wirrſal heimlich uns ſich nahn,
Und Weisheitsfrüchte, die wir heiß verlangen,
Benagen mit begierdengift'gem Zahn! —
In Mild' und Kraft ſchufſt Du zu Deiner Ehre
Das All und walteſt mild und kräftig fort.
O komm, und bring der echten Wahrheit Lehre
Als Leuchte unſerm Fuß: das Gottes-Wort.

Daraus entſtand ein großer Auflauf. Ein Mönch wurde getötet, Andere mit Mühe gerettet, dem Biſchof Poſſidius nach dem Leben getrachtet. Auguſtinus reiſte nach Calama, um zu verſuchen, ob er vielleicht die Gärung beſchwichtigen könne. Aber nein! ſie wurde ſo heftig, daß Poſſidius ſich entſchloß, Calama zu verlaſſen und nach Rom zu gehen, was aber „mehr eine Flucht, als eine Reiſe war.“ Nun gerieten die Heiden in Furcht und Nectarius, der Angeſehenſte von ihnen, ſchrieb an Auguſtin und bat um Fürſprache für ſeine Mitbürger, damit nicht die Unſchuldigen mit den Schuldigen, und auch dieſe nicht am Leben geſtraft würden. Auguſtinus erwiderte ihm, Milde und Schonung ſei allerdings die Pflicht eines Chriſten und eines Biſchofs und er ſei gern bereit, gegen Todesurteile und äußerſtes Elend der Heiden von Calama Fürſprache einzulegen. Nectarius müſſe es aber billig finden, daß die Heiden, welche die Katholiken mißhandeln, plündern, töten, ihre Häuſer in Brand ſtecken, von dieſem Greuel durch die Furcht zurückgehalten wurden, einen Teil ihres Vermögens zu verlieren. Die Strafen, die das Chriſtentum auferlege, hätten immer den Zweck, die Schuldigen zu beſſern.

Die ſchlimmen Nachrichten von Rom's Belagerung und Not und von Alarich's kühnem Zuge verſetzten alle Gemüter in peinliche Spannung wegen Italiens fernere Schickſale; denn der Gotenfürſt war nicht bloß ein Fremdling, ein „Barbar“; er war auch, wie all’ ſeine Goten, Arianer; er kannte nicht Chriſtus, den menſchgewordenen Gottesſohn. Die Verfolgungsſucht der Arianer war den Katholiken durch all’ die gewalttätigen Vorgänge des verfloſſenen Jahrhunderts zur Genüge ſchreckenerregend im Andenken. Damals hatte die berühmte heilige römiſche Matrone Melania, die Witwe, Rom für immer verlaſſen. Sie lebte nun ſeit ſiebenunddreißig Jahren im Morgenland, in Egypten, in Paläſtina, meiſtenteils in Jeruſalem und unterſtützte mit ihrem ungeheuern Vermögen die zahlreichen Bedürfniſſe der Kirche im Morgen- und Abendland, ſo daß ihr Name wegen ihrer unerſchöpflichen, frommen und liebevollen Freigebigkeit, einer der geprieſenſten ihrer Zeit wurde. Sie war jetzt wieder nach Rom gekommen, um noch einmal ihren einzigen Sohn Publicola, deſſen Frau und Kinder und überhaupt all’ ihre Verwandte und Freunde zu ſehen. Zu den letzteren gehörte auch Paulin von Nola. Sie war mit all’ den Ihrigen mehrere Tage in ſeinem gaſtlichen Hauſe, das halb klöſterlich eingerichtet war, aber zugleich mit großer Gaſtfreiheit Allen offen ſtand, mit denen er im Glauben und Streben und in den großen Intereſſen für die Kirche verbunden war. Seine Freundſchaft mit Auguſtinus, den er nie geſehen hatte, wurde für Melania die Veranlaſſung, ihre Rückreiſe in's Morgenland über Afrika zu machen. In Rom war ihres Bleibens nicht lange. Sie ſehnte ſich zurück nach dem heiligen Boden, auf dem ſie ſo manches Jahr in großer Demut, Entſagung und Liebe den Schritten und dem Vorbild des Erlöſers gefolgt war. Allein ſie wollte nicht nach Jeruſalem zurückgehen, ohne das große Licht der abendländiſchen Welt geſehen zu haben. Sie ging nach Hippo. Dort erfuhr ſie den überraſchenden Tod ihres Sohnes. Sie beweinte ihn mit der ruhigen Ergebung der chriſtlichen Mutter und der Greiſin, die an der Schwelle der Ewigkeit ſteht. Dann kehrte ſie zurück zur Stadt des heiligen Grabes und ſtarb dort im Jahre 410 in einem Kloſter, welches ſie für fünfzig Jungfrauen geſtiftet hatte. Während ihres Aufenthaltes in Rom hatte ſie mit ihrem klaren ſtillen Auge die Zeichen der Zeit und die drohende Weltſtunde wohl erkannt und ihren Kindern den Rat gegeben, dies heidniſche Rom, in welchem das Chriſtentum noch immer ſo ſchwer und ſo unvollkommen Eingang fand, den Schickungen Gottes zu überlaſſen und ſich auf ihre Landgüter, die in Campanien und Sicilien groß und reich wie Fürſtentümer waren, zu begeben. Nun war ihr Sohn tot; aber Albina, deſſen Witwe, folgte mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegerſohn dem Rat der Melania und ſie entgingen dadurch den Belagerungen und der Einnahme Roms.

Alarich empört, daß ihm der Kaiſer nicht als Unterpfand aufrichtiger Friedensgeſinnung Geiſeln ſtellen wollte, ſchickte ſich an zu einem zweiten Römerzug. Wenn aber der Kaiſer ihm und dem Volke der Goten jährlichen Tribut, jährliche Kornlieferung und den Aufenthalt in den Provinzen Dalmatien, Venetien und Noricum zuſage, ſo ſei er zufrieden. Honorius fand die Forderung nicht unbillig; aber ſein neuer Günſtling und Beherrſcher Jovius fand es. Die Unterhandlung zerſchlug ſich. Alarich ging auf Rom los, während die Alanen, Vandalen und Sueven, die ſeit Jahren in Gallien hauſten, über die Pyrenäen brachen und das ſchöne, reiche Spanien verheerend überſchwemmten. So war denn faſt das ganze abendländiſche Reich eine Beute der fremden Völker.

Alarich ſperrte Oſtia, den Hafen von Rom, an der Mündung des Tiber. Dadurch war die Getreide-Zufuhr aus Sicilien und Afrika, dieſen Kornkammern Roms, abgeſchnitten und die Stadt ſah wiederum einer Hungersnot entgegen. Nun ſchrieb Alarich ihr vor, friedlich ihre Tore zu öffnen und den Attalus als Kaiſer anzuerkennen; dann werde er ſelbſt Freund und Beſchützer des römiſchen Volkes bleiben. Was war zu tun? Honorius ſchickte keine Truppen zum Entſatz; der Senat verſammelte ſich, weniger um zu beratſchlagen, als um die Unterwerfung unter den Willen des ſtolzen Goten auszuſprechen, der den kaiſerlichen Purpur für ſich ſelbſt verſchmähte und ihn einem Attalus um die Schultern warf. Dieſen ganz unbedeutenden Mann hatte Honorius unlängſt zum Präfekt von Rom ernannt; nun war er Kaiſer, im Jahre 409. Sogleich ernannte er Alarich zum Oberfeldherrn und deſſen Schwager Ataulf zum Oberſten der Leibwache, bezog den kaiſerlichen Palaſt und verhieß dem Senat in einer prunkenden Rede die Vereinigung der morgenländiſchen Provinzen mit dem Abendland. Es kam aber anders. Heraclian, der den Stilicho geſtürzt hatte, war von Honorius zum Militär-Gouverneur von Afrika gemacht worden. Er blieb dem Kaiſer treu, ließ alle afrikaniſchen Häfen ſtark beſetzen und ſchnitt die Ausfuhr von Getreide, Schlachtvieh und Öl nach Italien ab. In Rom minderten ſich mehr und mehr die notwendigſten Lebensmittel; die Teuerung wurde immer drückender; von Honorius war nichts zu hoffen, denn Alarich belagerte ihn in Ravenna. Das Volk gährte. Bei den Spielen der Rennbahn, die noch immer trotz des allgemeinen Elends großen Zulauf hatten, waren ſchon Stimmen laut geworden, welche riefen: „Setzt den Preis von Menſchenfleiſch feſt!“ Attalus weigerte ſich, ein ſtarkes gotiſches Heer nach Afrika zu ſchicken, um die Ausfuhr der

Lebensmittel zu erzwingen, denn Wahrſager hatten ihm prophezeit, ohne Schwertſtreich werde ſich Afrika ergeben. Auch fand er es unwürdig, einem „Barbaren“ ſolche Unternehmung anzuvertrauen, während er doch einem andern „Barbaren“ den Purpur verdankte und von demſelben Italien für ſich erobern ließ. Zwei ſchwache und ungenügende Expeditionen gegen Afrika wurden von Heraclian vernichtet. Da wurde Alarich der Unfähigkeit ſeines Schützlings überdrüſſig. Er berief ihn nach Rimini, von wo aus er die Belagerung von Ravenna leitete, hieß ihn Purpur und Diadem ablegen, was Attalus unweigerlich im Februar 410 tat, ſchickte beides an Honorius und knüpfte mit dieſem die früheren Unterhandlungen wieder an. Da Honorius ihm Geißeln verweigerte, hatte Alarich ſelbſt ſich ein Unterpfand genommen. Er hatte die Schweſter des Kaiſers, Galla Placidia, das jüngſte Kind des großen Theodoſius, die unter dem Schutz ihrer Tante, Serena, in Rom gelebt hatte, nach deren Tod an ſein Hoflager entboten. Dort wurde ſie mit königlichen Ehren umgeben, die der hochgeſinnte Gotenkönig geziemend für die im Purpur geborene Kaiſertochter, die Auguſta, fand, und mit der tiefen Ehrfurcht behandelt, welche, die Goten — „die keuſchen Barbaren,“ wie der Geſchichtsſchreiber Salvian die nordiſchen Völker nennt — vor dem weiblichen Geſchlecht hatten.

Mitten in den Unterhandlungen ließ Honorius plötzlich einen Ausfall auf Alarich's ſorgloſes Heer machen. Empört brach Alarich auf und ging nach Oſtia zurück, das in ſeinem Beſitz geblieben war. In Rom wütete die Hungersnot. Es wurde wirklich Menſchenfleiſch verzehrt und es iſt nicht zu begreifen, aus welchem Grunde man ihm die Tore ſchloß, da man ſich ja bereits im vorigen Jahr vor ſeiner Macht gebeugt hatte. Alarich ließ öffentlich bekannt machen, daß Jedermann in den Kirchen, namentlich in den zwei großen, allbekannten, von St. Peter und von St. Paul ſichere Freiſtatt finden und daß Menſchenleben geſchont werden ſollten. Die Habe wurde aber der Plünderung Preis gegeben mit ausdrücklichem Befehl an das Heer, kein Blut zu vergießen.

Namenloſes Entſetzen bemächtigte ſich der Einwohner. An Flucht war nicht zu denken, außer in die Kirchen. Viele wollten nicht Haus und Herd verlaſſen und lieber ihr Schickſal unter dem eigenen Dach, umgeben von den Ihrigen, erwarten. Am 24. Auguſt 410 zog Alarich nachts in die Stadt ein.

Trotz Alarichs Befehle kamen alle Schreckniſſe der Plünderung über die Stadt: Häuſer gingen in Flammen auf, Menſchen kamen um's Leben. Andere wurden gefoltert, um ſie zu zwingen, Schätze herauszugeben, die ſie entweder verborgen hatten oder gar nicht beſaßen. Der Haß kam dazu, den die Goten wie überhaupt die nordiſchen Völker, gegen die Römer hegten und endlich ein heißes Rachegefühl für vielfache Treuloſigkeit. Noch jüngſt hatten die römiſchen Legionen nach Stilicho's Tod, der ſelbſt ein Vandale und den fremden Hülfsvölkern im Heer wohlgeneigt war, die Weiber und Kinder dieſer im kaiſerlichen Lager ſtehenden Fremden ermordet. Dieſen Fremden waren aber längſt — und zum Teil ſchon ihren Vätern — Wohnplätze in Italien angewieſen und tapfer hatten ſie dem Kaiſer gedient. Nun brachen ſie zürnend auf und gingen mit Wut und Groll im Herzen, dreißigtauſend an der Zahl, zu Alarich über. Sie zogen mit ihm in Rom ein und es iſt nicht zu bezweifeln, daß Feuer und Schwert in der ewigen Stadt gewütet haben. So groß aber auch die Verheerung war, wurde ſie durch das Gerücht verhundertfacht. Auguſtinus in Afrika und Hieronymus in Paläſtina glaubten beide nach der erſten Schreckensnachricht mit allem Volk, daß Rom gänzlich zerſtört und faſt die ganze Bevölkerung ermordet ſei. Wie ein Donnerſchlag erſchütterte dies Ereignis das römiſche Weltreich. Da war kein Haupt, das ſich nicht vor dieſem Verhängnis gebeugt hätte! die Heiden grollend, im Hinblick auf den Sturz der Götter und auf die Größe der Vergangenheit, die freilich längſt nicht mehr das war, was ſie hätte ſein ſollen: die Seele der Gegenwart.

Die Chriſten aber beugten ihr Haupt zagend und beklommen, eingedenk daß der Herr ſeine Zuchtrute über die Menſchen kommen läßt, um ſie ſtrafend zu heilen; daß große Sühne für großes Verſchulden eintreten müſſe, und daß jeder einzelne ſein Sandkorn oder ſeinen Steinblock von Schuld herbeigetragen habe, um eine ſolche Heimſuchung auf die Welt herabzuziehen.

Später, als man ſich in Rom von dem erſten Entſetzen erholt hatte und gemäßigtere Berichte in die Provinzen ſchickte, ſchreibt Auguſtinus, Rom habe jetzt geringere Drangſale ausgeſtanden, als in alter Zeit durch die Gallier und durch die furchtbaren Bürgerkriege zwiſchen Marius und Sulla. „Das Unglück der Verwüſtung, der Plünderung, „der Feuersbrunſt und all' des blutigen Wehes „widerfuhr der Stadt nach althergebrachten Kriegs„brauch. Neu aber war es, daß die ſonſt ſo wilden „Barbaren ſolche Schonung übten, um die größten „Kirchen zu ſchützenden Freiſtätten zu beſtimmen „und viele Zaghafte ſelbſt mitleidig dahin führten."

Sehr merkwürdig iſt es allerdings, daß die Furcht Gottes der Befriedigung ihrer Habſucht, Grauſamkeit und Rache, mitten im aufgeregten Rauſch dieſer Leidenſchaften, Schranken ſetzte.

Man hatte das koſtbare Altargerät aus der Baſilika von St. Peter in das weitentfernte Haus einer gottgeweihten Jungfrau gebracht, in der

Hoffnung, daß man bei ihr keine Schätze ſuchen werde. Dennoch erſchien ein junger gotiſcher Krieger und verlangte das Gold und Silber, das ſie etwa in ihrem Hauſe habe. Sie verleugnete durchaus nicht dieſe Koſtbarkeiten, öffnete dem Goten das Gemach, wo ſie aufbewahrt wurden und ſagte: „Ich kann nicht lügen, aber ich kann auch nicht dieſe Sachen gegen Gewalt verteidigen. Du ſiehſt, daß hier Gold und Silber in Menge iſt. Jedoch gehört es nicht mir, ſondern dem heiligen Apoſtel Petrus. Alſo nimm es — wenn du darfſt.“ Schweigend ſtaunte der Gote dieſe glänzenden Herrlichkeiten an; dann eilte er zu Alarich und meldete den Vorfall. Dieſer befahl, daß die fromme Jungfrau ſamt dem Kirchenſchatz, ſowie alle Chriſten, die ſich ihr anſchließen wollten, unter dem bewaffneten Geleit gotiſcher Krieger ſicher nach der Baſilika von St. Peter geführt werde. So bildete ſich denn ein friedlicher, ja andächtiger Zug zwiſchen dem wildwogenden Getümmel auf Straßen und Plätzen: Männer, die auf dem Haupt die goldenen und ſilbernen Gefäße trugen; ein Häuflein Chriſten— und rings umher mit blankem Schwert die gotiſche Schutzwache. Römer und Goten ſangen Hymnen, und dazwiſchen ertönten von Zeit zu Zeit friedliche Drommeten, wodurch die Goten die verſteckten und geängſtigten Einwohner aufforderten, ſich dem Zuge anzuſchließen. Das taten Hei-

II. „O Adonaï!“

Der Du die Donnerkeile
Mit einem Hauche führſt,
Der Du des Blitzes Pfeile
Mit Deinem Wink regierſt,
Der Du auf Wolken fähreſt,
Zur Axe machſt den Stern,
Den rauhen Nordwind lehreſt,
Zu dienen Dir, dem Herrn; —

Der Du erſchienſt als Flamme
Im Dornbuſch unverbrannt,
Und Moyſes ganzem Stamme
Errettung haſt geſandt; —
Der Du auf Sina's Spitze
Geſetze ihm verliehn,
Als Griffel brauchſt die Blitze,
Die den Granit durchziehn; —

den und Chriſten. Je mehr ihre Zahl anwuchs, deſto mehr traten Goten ihnen ſchützend zur Seite; und da der Weg ſehr lang war, ſo wurde allmählich aus dem kleinen Häuflein eine große Schar von Geretteten, bis endlich Sieger und Beſiegte friedlich St. Peters Freiſtatt erreichten.

Die hochbejahrte heilige Witwe Marcella, deren Haus auf dem Aventin eine ſo große chriſtliche Berühmtheit hat, erlebte dieſe Schreckenstage. Sie hatte längſt ihr großes Vermögen den Armen gegeben und lebte nun ſelbſt mit ihrer Pflegetochter Principia als eine Arme Jeſu Chriſti in dem ſtolzen Hauſe ihrer Väter. Plündernde Goten dringen ein und verlangen ſtürmiſch ihr Gold und ihre Kleinodien. Marcella verſichert umſonſt, daß ſie keine Koſtbarkeiten beſitze, wie ihr geringes Kleid das zur Genüge verkünde. Allein die beuteluſtigen Soldaten hielten dies arme Kleid nur für eine Maske, mißhandelten die heilige Greiſin und drohten, Principia fortzuführen. Da warf ſie ſich den Soldaten zu Füßen und bat und weinte ſo flehentlich, daß die Barbaren ſich plötzlich gerührt fühlten und mit Ehrfurcht die Greiſin und die Jungfrau nach der Baſilika des heiligen Paulus geleiteten, die dem Aventin am nächſten liegt. Marcella war durch all' dieſe Schreckniſſe ſo erſchüttert, daß ſie nach einigen Tagen aus der Zeitlichkeit ſchied.

War es um die Stadt zu ſchonen, war es um ſein Heer nicht verwildern zu laſſen, war es um im Sturmſchritt auf andere Eroberungen auszugehen — genug, am dritten Tage zog Alarich wieder von Rom ab und nach Kalabrien. Auf dieſem Zuge wurde auch Nola überfallen und geplündert und Paulinus, der ſeit einigen Monaten daſelbſt Biſchof war, mit ſeinen Mitbürgern gefangen genommen. Da betete der gottſelige Mann: „O Herr, gib nicht zu, daß ich um des Goldes willen gemartert werde. Du weißt ja, wo meine Schätze ſind.“ Sein ungeheueres Vermögen hatte er längſt — als er mit ſeiner Frau der Welt entſagte — den Armen gegeben, und ſein Herz war bei Gott. Die Goten taten ihm kein Leid und gaben ihn frei. Dasſelbe taten ſie auch für andere Perſonen in Nola, die in freiwilliger Entſagung der zeitlichen Güter lebten. Dieſen rohen, aber für Tugend nicht unempfänglichen Seelen erſchien das Gegenteil der Habſucht ſehr verehrungswürdig. Und weiter nach Süden ging der Zug Alarich's. Reggio, an der Meerenge von Meſſina, ging in Flammen auf. Einige mit Beute ſchwer beladene Schiffe vernichtete der Sturm. Da ſchlug Alarich ſein Lager in Coſenza auf — und da erkrankte und ſtarb er plötzlich in dem nämlichen Jahr, das ſeinen Siegeszug geſehen hatte. Die Goten beweinten mit tiefer Traurigkeit ſeinen Tod. Sie begruben ihren geliebten König mit ſeinem Streitroß und mit großen Schätzen in dem Bett eines Fluſſes, deſſen Waſſer ſie zuvor abgeleitet hatten. Dann ließen ſie dem Fluß wieder den alten Lauf; und damit nur die ſtillen Fluten das Geheimnis dieſes Grabes wüßten, erſchlugen ſie die unglücklichen Gefangenen, welche ſie bei der Arbeit gebraucht hatten.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Römiſche Flüchtlinge in Afrika.

Schon vor der erſten Belagerung Roms hatte die Familie der großen Melania die ewige Stadt verlaſſen, aber nicht in feiger Flucht, ſondern großartig — wie das in dieſen Römerſeelen lag, wenn ſie im Bade des chriſtlichen Glaubens ihre alte Kraft wiedergewonnen hatten — und eine neue dazu.

Melania die jüngere, die den Namen und den Geiſt ihrer Großmutter geerbt hatte, war bei vierzehn Jahren gegen ihren Wunſch vermählt worden. Doch galt dieſe Abneigung nicht ihrem Gemahl Pinian, ſondern der Ehe überhaupt; ſie hätte ſich gern zu gottgeweihten Jungfrauen geſellt. Aber gehorſam, wie die Heiligen ſind, erfüllte ſie den Wunſch der Eltern und ward Pinian's liebende Gattin. Gott gab ihr zwei Kinder — und nahm ſie ihr wieder im zarteſten Alter, ſo daß ſie nach ſiebenjähriger Ehe kinderlos war. Dies ſtellte ſie oftmals dem Pinian vor und bemerkte dabei: Gott würde ihnen gewiß nicht die Kinder genommen haben, wenn es nicht ſeine Abſicht wäre, ſie von der Teilnahme und Beſchäftigung mit irdiſchen Dingen abzulöſen und ausſchließlich für himmliſche zu gewinnen. Pinian erkannte es. Sie lebten fortan als liebende Geſchwiſter mit einander. Dieſe Richtung lag nicht in der Zeit; denn da liegt das Übernatürliche nie; ſondern über ihr. Ein himmliſcher Luftzug, der von Golgatha kam, reinigte die Atmoſphäre einer ſinnentrunkenen Welt und den wüſten Orgien des Heidentums gegenüber erklärte und bewies das Chriſtentum, daß es ein Glück, eine Freude, eine Liebe gebe, welche nicht an ſinnliche und irdiſche Bedingungen geknüpft iſt. Mit Paulinus von Nola, der, aus einer alten Senatorenfamilie ſtammend, bei fünfundzwanzig Jahren Konſul von Rom war, waren ſie längſt befreundet und hatten an ihm und ſeiner Frau, der edlen Spanierin Thereſia, ein herrliches Vorbild für das Leben, das nun für ſie begann.

Als die Großmutter Melania nach Rom kam und dieſe beiden jungen Menſchen entſchieden in ihrer Richtung ſah, riet ſie ihnen, einen Teil ihrer Beſitzungen zu Gunſten der Armen zu verkaufen, weil nichts das Herz ſo ſehr von der Welt ablöſt, als beſitzlos ſein aus Liebe zu Gott. Nicht bloß

Pinian und Melania folgten dem Rat, ſondern auch Albina, die Mutter der letzteren, die inzwiſchen Witwe durch Publicola's Tod geworden war. Sie verkauften ihre liegenden Gründe in Gallien und Spanien zum Vorteil der Armen und gaben achttauſend Landbauern, ihren Sklaven, die Freiheit. Dann verließen ſie Rom, das unruhige, das betäubende, das üppige, — und lebten auf den Gütern, die ſie in Kampanien beſaßen, um recht viel an dem Umgang mit Paulin von Nola und Thereſia ſich zu erfreuen. Zwei Jahre darauf gingen ſie nach Sizilien. Albina begleitete ſie; auch Rufinus, der langjährige Freund der großen Melania, der mit ihr zuſammen die Sekte der Mazedonianer in Paläſtina ſo klug und ſo kräftig bekämpft hatte, daß ſie dort erloſch; Rufinus, der ehemalige Freund des alten Hieronymus. Auf einem lieblichen Landgut am Meer, der Küſte von Kalabrien gegenüber, lebten ſie für all' die großen Intereſſen der Kirche: für Ausbreitung des katholiſchen Glaubens, für Studium der heiligen Schriften und der Schriften der Kirchenlehrer, für Werke der Nächſtenliebe und der Barmherzigkeit. Dort ſtarb Rufin. Dort ſahen ſie die Flammen von Reggio aufſteigen und den Wiederſchein der wilden Glut ſich ſpiegeln in den ſanften blauen Wellen der Meerenge von Meſſina. Pinian's Vater war Präfekt von Afrika geweſen und hatte ſeinem Sohn

Grundbeſitz in Numidien hinterlaſſen. In der Ungewißheit, ob ſich nicht der Gotenkönig mit ſeinem Heer auf das reiche Sizilien werfen würde, deſſen paradieſiſche Gefilde ganz geeignet waren, die Söhne des Nordens anzulocken, verließ Pinian mit Melania und Albina die herrliche Inſel und ging mit ihnen nach Numidien. Sie waren befreundet mit Alypius, dem Biſchofe von Tagaſte, der mehrmals in Rom geweſen war; deshalb nahmen ſie in Tagaſte ihren Aufenthalt. Die kleine Stadt war ungemein erbaut und erfreut durch die Anweſenheit dieſer erlauchten Römer, durch ihre ernſte Lebensweiſe, ihre Andacht, ihre Mildtätigkeit und ihre glänzende Großmut gegen die Kirche und deren Anſtalten. Nicht bloß koſtbaren Altarſchmuck, ſondern auch Ländereien ſchenkten ſie ihr und es hieß, ſie würden zwei Klöſter ſtiften, für Mönche das eine und das andere für gottgeweihte Jungfrauen. In wenig Monaten hatten ſie die Liebe und Verehrung von Tagaſte gewonnen.

Gern wäre Auguſtinus nach Tagaſte gereiſt, um ſeiner Vaterſtadt zu dieſen Fremden Glück zu wünſchen und die Freunde ſeiner Freunde, Alypius und Paulin von Nola, kennen zu lernen; aber teils erlaubte ihm die Einwohnerſchaft von Hippo die Reiſe nicht, weil er ſoeben ein paar Monate wegen wichtiger Kirchenangelegenheiten in Karthago geweſen war und weil ſie ihn immer, eiferſüchtig auf dieſen koſtbaren Schatz, bei ſich haben wollte; und teils geſtattete der Winter, d. h. die Regenzeit, ſeiner ſchwachen Geſundheit die Reiſe nicht. Er lud ſie alſo ein, ihn mit ihrem Beſuch zu erfreuen und zu Anfang des Jahres 411 reiſten Pinian und Melania, von Alypus begleitet, nach Hippo.

Dieſer Beſuch wurde in ſehr unangenehmer Weiſe geſtört. Pinian und Melania ſetzten auch in Hippo ihre erbauliche Lebensweiſe fort und gaben auch an Auguſtinus eine bedeutende Summe Geld teils für die Klöſter, teils für die Armen. Die Vereinigung von ſo großem Reichtum und ſo großer Demut zog alle Augen auf das Ehepaar, und da einige ſich erinnerten, daß Pinian's Vater Präfekt von Afrika geweſen war, ſteigerte ſich das Intereſſe der Einwohner von Hippo für ihn. Trotz aller Demut bemerkte es Pinian und da ihm die Sitte — oder Unſitte — der Zeit nicht unbekannt war, ſo begann er zu fürchten, das Volk von Hippo könne ihn wohl gar zum Prieſter begehren, wie es einſt Auguſtinus und wie das Volk von Barcelona den Paulin von Nola begehrt hatte. Da er nicht den mindeſten Beruf zum Prieſter in ſich verſpürte, beſprach er dieſe Sache mit Auguſtinus und erhielt von dieſem die Zuſage, niemals die heiligen Weihen an Pinian gegen deſſen Willen zu erteilen. Wirklich trat das ein, was Pinian fürchtete. An einem Tage, da ſie alle mit einer großen Volksmenge nach dem Gottesdienſt in der Baſilika des Friedens waren, brach auf einmal in dieſer Menge der Ruf aus, Pinian ſolle ihr Prieſter werden. Auguſtinus verließ ſeinen biſchöflichen Sitz, ging bis zu den Stufen vor, die in's Schiff der Kirche hinabführten und erklärte, er habe ſein Wort gegeben, Pinian nie ohne deſſen freie Zuſtimmung zu weihen und er werde lieber ſein biſchöfliches Amt niederlegen, als dulden, daß man ſeinem Gaſt und Freunde Gewalt antue. Anſtatt ſich zu beruhigen, wiederholte das Volk nach kurzem Beſinnen noch viel ungeſtümer den Ruf, mit dem Beiſatz, es könne ja ein anderer Biſchof den Pinian weihen; denn Alypius war auch zugegen. Auguſtinus erwiderte, nimmer werde er das in ſeiner biſchöflichen Kathedralkirche geſtatten. Das Volk wurde immer lauter, immer unruhiger, murrte und ſchrie durcheinander. Auguſtinus ſah, das es in dieſem Augenblick nicht zu beſchwichtigen ſei und nahm wieder ſeinen Sitz ein, in der Hoffnung, daß ſich die Menge nach einiger Zeit von der Erfolgloſigkeit ihres Geſchreies überzeugen und dann verlaufen werde. Statt deſſen begann ſie gegen Alypius Schmähungen auszuſtoßen: er wolle Pinian und deſſen reiche Almoſen und Geſchenke in Tagaſte behalten. Das Getümmel wuchs auf der einen, die Verlegenheit auf der andern Seite. Da ließ Pinian, der

Melania dem Biſchofſitz gegenüber ſeinen Platz hatte, durch einen Diakon an Auguſtin ſagen, er würde auf der Stelle Hippo verlaſſen, wenn man ihn mit Gewalt weihe; hingegen ſei er bereit, eidlich zu verſprechen, in der Stadt zu bleiben, ſobald man ihm die Weihen nicht aufzwinge. Während das Volk immerfort lärmte und tobte, beſprach ſich Auguſtin mit Pinian und verſuchte auch Alypius in die Beratung zu ziehen. Doch dieſer lehnte jede Beteiligung ab, da er durchaus keine Verantwortlichkeit für eine ſo ungehörige Sache übernehmen wollte. Melania war gekränkt und meinte, es ſei dieſem Volk mehr um einen Almoſenſpender, als um einen Prieſter zu tun. Doch Pinian beharrte bei ſeinem Anerbieten. Auguſtinus bewirkte endlich einige Ruhe und verkündete Pinian's Vorſchlag. Doch keineswegs war das Volk damit zufrieden. Es begehrte Pinian's eidliches Verſprechen, ſich für keine andere Kirche als für die von Hippo je weihen zu laſſen; und da Pinian gern hiezu bereit war, verlangte es auf der Stelle dieſen Eid. Er wurde nach einiger Beratung aufgeſchrieben; ein Diakon verlas ihn mit lauter Stimme; dann nahte ſich Pinian, von Auguſtinus geleitet, dem Volk und ſagte: er verbinde ſich eidlich, das vom Diakon vorgeleſene Verſprechen zu erfüllen. Das Volk antwortete: Gott ſei gelobt! — und Alle gingen auseinander.

Pinian war froh, ſeiner Beſorgnis enthoben zu ſein. Ob er in Hippo oder in Tagaſte ſeinen Wohnſitz nahm, war ihm gleichgültig, ſobald ihm die gezwungene Prieſterweihe nur nicht drohte. Anders dachte Albina. Höchſt ungehalten über dieſen Vorfall, der ihr falſch berichtet wurde, ſchrieb ſie äußerſt empfindlich an Auguſtinus und beklagte ſich, daß ſchmähliche Habſucht das Volk von Hippo zu dieſem Auftritt verleitet und daß er, der Biſchof, jenen Eid, der ihre Kinder an Hippo banne, von Pinian verlangt habe. Dieſer erzwungene Eid ſcheine ihr nicht bindend zu ſein.

Mit der größten Gelaſſenheit und Demut ſuchte Auguſtinus Albina zu beruhigen, indem er zugleich das Volk von Hippo zu verteidigen ſucht und die Gültigkeit des Eides aufrecht hält. „Nicht Pinian's „Reichtum, ſondern ſeine Verachtung des Reichtums hat das Volk für ihn eingenommen. Es hat „ſich vor Jahren ebenſo ſehr über einen Prieſter „(Auguſtinus) gefreut, der, als er den Dienſt Gottes antrat, ſein kleines väterliches Erbe den „Armen von Tagaſte überließ. Die Armut Jeſu „Chriſti iſt immer liebenswürdig, beſonders dann, „wenn ſie mit außerordentlich großem Reichtum gepaart iſt, wie bei Pinian. Überdas hat das Volk „ja auch gar keinen Vorteil von den Geſchenken, die „Pinian etwa an Kirchen und Klöſter machen „würde; höchſtens könnten die Armen, die Dürf-

O Du des Volkes Führer,
Du Wolkenſäule hell,
Erretter und Regierer
Des Hauſes Israel:
O komm' und woll' uns führen
An Deiner ſtarken Hand,
Daß wir uns nicht verlieren
In dem Egypterland!

Daß wir den falſchen Götzen
Nicht unſer Opfer weihn,
Daß wir von Sündennetzen
Die Seele uns befrein,
Daß wir nicht ganz verloren
In Wüſten untergehn,
Dereinſt vor Sions Thoren
Durch Dich gerettet ſtehn.

O komm zu unſern Zelten,
Brich unſer Lager ab,
Führ' uns zu andern Welten
Mit Deinem Feldherrnſtab!

„tigen auf Unterſtützung hoffen, und iſt dies wohl Habſucht zu nennen? — — Pinian's Eid iſt allerdings in meiner Gegenwart geleiſtet worden, ohne jedoch daß ich dazu aufgefordert oder geraten hätte. Aber ein Zweifel an deſſen Verbindlichkeit iſt nicht erlaubt. Hat der Chriſt ſich eidlich verpflichtet, etwas zu tun, was nicht gegen Gottes Gebot iſt, ſo muß er den Eid halten, nicht bloß nach dem Buchſtaben, ſondern auch nach dem Sinn. — — Die Gläubigen von Hippo wollen Pinian nicht als ihren Sklaven halten. Er kann gehen und kommen, wenn er nur unter ihnen ſeinen Wohnſitz nimmt. Es liegt hier alſo kein Bann auf ihm. Sollte er aber je zum Prieſter ſich weihen laſſen wollen: ſo würdeſt du ſicher nicht finden, daß er in den Bann getan ſei."

Auch Alypius war verletzt über die Beleidigung, die ihm ſo ganz öffentlich zugefügt war und ſprach ſich von Tagaſte darüber aus, ſo daß Auguſtinus durch den unbeſcheidenen Eifer des Volkes, welches die Freiheit ſeiner Gäſte ſo beeinträchtigte, manches Bittere zu leiden hatte. Sanft und klug wußte er nach allen Seiten hin zu ſchlichten und zu beruhigen, ſo daß nach einiger Zeit die Einwohnerſchaft von Hippo den Pinian ſeines Eides entband und dieſer mit Melania nach Tagaſte zurückkehrte, wo nun die beiden Kloſtergründungen ausgeführt wurden. Sieben Jahre ſpäter ging Pinian mit

Melania und Albina nach Paläſtina. In Jeruſalem beſchloſſen ſie ihr Leben, das ſo glänzend begonnen hatte, in Armut und Einſamkeit. Der Geiſt der großen Melania ruhte — was nicht immer der Fall iſt! — in Fülle auf ihren Nachkommen.

Karthago war der Sammelplatz der römiſchen Flüchtlinge. Dort landeten ſie nach der beſchwerlichen Meerfahrt, fanden aber nicht ſelten ſtatt der gaſtlichen Aufnahme, die dem Fremdling, dem Unglücklichen gebührt, unerwartete Drangſale durch den Statthalter Heraclian. Afrika ſeufzte unter der Habſucht und Gewalttätigkeit dieſes Mannes, der vor keinem Frevel zurückwich, wenn es galt, ſeine Geldgier zu befriedigen. Dies mußten auch die Flüchtlinge empfinden. Das weibliche Geſchlecht war unter ihnen am zahlreichſten vertreten — und am hülfloſeſten. Da ſich immer ſehr viele Handelsreiſende, beſonders ſyriſche Kaufleute, in Karthago aufhielten: ſo lieferte ihnen Heraclian für Geld die Römerinnen aus, indem er gegen dieſe den Vorwand brauchte, ſie würden nur unter dem Schutz braver Ehemänner für die Zukunft geſichert ſein. Diejenigen, welche Vermögen und keine Luſt zu ſolchen Ehen hatten, mußten ſich mit ihm durch Geld abfinden.

Während noch Rom von den Goten verheert wurde, verſammelte die edle Witwe Anicia Proba

Falconia all' ihre Hausgenoſſinnen und diejenigen Frauen und Jungfrauen, mit denen ſie befreundet war, verließ mit ihnen die Stadt, nahm ein Schiff in Oſtia und fuhr nach Karthago hinüber, um dort abzuwarten, was ferner Roms und Italiens Geſchick unter dem Goten ſein werde. Sie war aus dem alten großen Geſchlecht der Anicier und Witwe des Konſuls Petronius Probus. Im Ehe- und Witwenſtande war ſie ein Vorbild der Vollkommenheit für Roms chriſtliche Frauen und manche Witwe ließ ſich von ihr raten, belehren und anleiten in der Ausübung ſchwerer Pflichten. Sie war voll Geiſt und Adel der Geſinnung; dabei ernſt gebildet und Dichterin. Ein Gedicht über die Schöpfung und über die Menſchwerdung des Herrn wird der Proba — vielleicht apokryph — zugeſchrieben. Sie hatte drei Söhne und alle drei gelangten zu der hohen Würde des Konſulats. Konſul von Rom zu ſein, war — im Hinblick auf die großen Tage der Republik — eine ſolche Ehre, daß ſelbſt die Kaiſer nicht darauf verzichteten, dieſen Titel zu führen. Alljährlich wurden zwei neue Konſuln gewählt und obſchon ihre Würde ſo kurze Zeit dauerte, war ſie doch mit außerordentlich großen Koſten verbunden wegen der Spiele im Zirkus und im Amphitheater, welche bei jedem Antritt eines Konſulates von dem neuen Konſul dem Volk zu geben waren. Im Zirkus fanden die Wagen-Wettrennen ſtatt, im Amphitheater die Tierkämpfe. Denn nachdem die Gladiatorenkämpfe und die Kämpfe der Verbrecher — zu denen die Chriſten, die Martyrer, gezählt wurden — mit wilden Beſtien unter den chriſtlichen Kaiſern nicht mehr geduldet waren, begehrte die krankhaft verwilderte Schauluſt des Volkes fort und fort blutige Spiele, und Löwen und Tiger, Panther und Leoparden, Bären und Wölfe mußten ſich untereinander zerfleiſchen. Die ſpaniſchen Stierkämpfe ſind die letzten Ausläufer der römiſchen Spiele des Amphitheaters. Es war aber außerordentlich koſtſpielig, dieſe Beſtien zu Hunderten, zu Tauſenden in den Wüſten Afrika's in den Schluchten des Atlas, auf den Eisfeldern der Alpen, in den Höhlen der Pyrenäen fangen zu laſſen, nach Rom zu ſchaffen, dort zu ernähren. Proba Falconia, damals ſchon Witwe, trug dreimal dieſe Koſten, im Jahr 395 für ihre beiden älteren Söhne, Probus und Olybrius; und im Jahr 406 für den jüngſten, Probinus. Sie tat es, ohne im mindeſten ihre koloſſalen Almoſen zu beſchränken, welche ſie der ganzen chriſtlichen Welt, wo immer es not tat, zukommen ließ. Und es tat überall not, teils weil Gotteshäuſer, Prieſter und Klöſter Bedürfniſſe des mehr und mehr ſich ausbreitenden Chriſtentums waren, teils weil die Einfälle der barbariſchen Völker und die blinde Wut der Sektierer nicht nur immer wieder das zerſtörte, was aufgebaut war, ſondern auch ganze Städte, Land- und Völkerſchaften in bittere Armut verſetzte. Alle Einkünfte ihrer aſiatiſchen Beſitzungen hatte Proba Falconia den morgenländiſchen Biſchöfen für die Bedürfniſſe ihrer Kirchen zugewieſen.

Dies ſchöne, große Leben war in jeder Weiſe opferreich. Außer ihren Gemahl beweinte ſie noch den Tod ihrer Söhne Probus und Olybrius, und kaum war ſie in Karthago angelangt, als ihr auch die Todesnachricht von Probinus zukam. So war ſie denn in ihrem Alter auf der Flucht und in der Fremde, aber immer hochherzig und ungebeugt. Den ſtarken Seelen ſchickt Gott mit beſonderer Liebe Kreuz über Kreuz, denn er weiß, daß es ſie fördert auf dem Wege der Vollkommenheit, den ſie fliegenden Schrittes zurücklegen. Den ſchwachen Seelen, die mühſam und ſchwankend ihren kleinen Trab gehen, ſchickt er ſie nicht, weil er weiß, daß die Art, wie ſie es tragen würden, ihrer Tugend nicht förderlich wäre, vielleicht zu Rückſchritten ſie veranlaßte, und daß Glaube und Liebe nur klein in ihnen ſind. Deshalb ſieht man nicht ſelten die beſten und edelſten Menſchen vielfach von Leiden heimgeſucht, und die gewöhnlichen in der Proſperität.

Nur zwei Perſonen ihrer Familie begleiteten Proba Falconia: ihre Schwiegertochter Juliane, Witwe des Olybrius, und deren Tochter Demetriade, ein junges Mädchen in der erſten Blüte des Lebens. Juliane ſtand an Herz und Geiſt auf derſelben Stufe wie ihre Schwiegermutter. Nach dem frühen Tode ihres Gemahls legte ſie das Gelübde ewiger Keuſchheit ab und lebte ganz für ihre Kinder, denen ſie eine vortreffliche Erziehung gab, und für die Intereſſen der Kirche. Denn das gehörte in den Kreis der engſten chriſtlichen Pflichten: lebendige, tätige, warme Teilnahme für Alles, was die Kirche betraf; ihre Ausbreitung, ihr Gedeihen, ihre Kämpfe, ihre Leiden, ihre Schickſale, ihre Bedürfniſſe, ihre Erfolge — alle und jede Lebensäußerung des myſtiſchen Leibes Chriſti wurde von dieſen lebendigen Gliedern dieſes Leibes, welche ſich warm durchſtrömt von dem göttlichen Blut Jeſu mit allen ſeinen Gnaden fühlten, auf's innigſte nachempfunden. Jedes Ereignis, mochte es ſüß, mochte es ſchmerzlich ſein, fand im weiteſten Umfang Wiederhall und all' den traurigen Sekten gegenüber, deren es nach Auguſtin's Aufzählung damals, nach vierhundertjährigem Beſtehen des Chriſtentums, ſchon achtundachtzig gab, waren die Chriſten immer noch, wie in den Tagen des Apoſtels, ein Herz und eine Seele, in einem Glauben und in einer Liebe. Ob Juliane ihre Söhne verlor, hat die Geſchichte nicht aufbewahrt; ſie kennt nur Demetriade.

Gleich bei ihrer Ankunft in Karthago wußte Heraclian Proba Falconia zu brandſchatzen, indem er einige der Jungfrauen ihres Gefolges für ſeine Schützlinge zur Ehe begehrte. Die jungen Römerinnen waren aber durchaus nicht geneigt, ſich in der Fremde und auf der Flucht und während ſo trauriger Zeitläufte zu verehelichen, und da Proba ſie in Schutz und Obhut genommen hatte, war ſie genötigt, dem Heraclian eine ſehr bedeutende Summe Geldes zu erlegen, um die jungen Mädchen von den widerwärtigen Bewerbungen zu befreien. Dann richtete ſie ſich für einen längeren Aufenthalt ein und zwar mit all' dem Luxus, der damals in den vornehmen und reichen Familien üblich war.

Proba und Juliane begrüßten beide ſchriftlich den großen Biſchof von Hippo und baten ihn um einige Worte der Ermunterung in der Trübſal, und da er ſah, daß dieſe Frauen zu jenen Reichen gehörten, welche — wie die Heilige Schrift ſagt — die Glücksgüter beſaßen, als ob ſie nicht ſie beſäßen, ſo richtete er an Proba eine kleine Schrift über das Gebet und an Juliane über die Heiligkeit des Witwenſtandes. Liebreich ermuntert er Proba, nicht ſtehen zu bleiben auf der Stufe der Tugend, welche ſie bereits erreicht habe, ſondern mehr und immer mehr vorwärts zu gehen, aufwärts zu ſtreben, z. B. nicht damit ſich zu begnügen, daß ſie den größten Teil ihrer Einkünfte zu Almoſen verwende, lieber einige ihrer Beſitzungen zum Beſten der Armen zu verkaufen, um in der Tat beſitzlos, hablos zu werden. Als Auguſtinus im folgenden Jahr nach Karthago kam, lernte er dieſe Frauen perſönlich kennen und entflammte die Funken der heiligen Liebe, die er in ihre Seelen geworfen hatte, nur noch mehr durch ſeinen mündlichen Zuſpruch. Von entſcheidendem Einfluß war er namentlich für Demetriade.

Mit zärtlicher Sorgfalt erzogen und nach dem Beiſpiel ihrer Mutter und Großmutter gebildet, war Demetriade in einem ganz chriſtlichen Hauſe herangewachſen, welches aber nicht einen fürſtlichen Glanz ausſchloß, der zugleich als Tradition gehegt wurde und auf jenen immenſen Reichtümern beruhte, die nur da zu ermöglichen ſind, wo das Sklaventum beſteht, das für den Herrn wenig koſtſpielig iſt. Demetriadens Seele blieb aber unberührt von der Verweichlichung ihres äußern Lebens. Während Juliane und Proba nur das zarte Kind in ihr ſahen, nur ſich bemühten, ihr das Leben leicht zu machen, gingen ernſte hohe Gedanken ganz leiſe durch ihren Sinn. Unter den zahlreichen Flüchtlingen befand ſich eine befreundete römiſche Familie und deren Sohn ſchien den beiden Müttern ein paſſender Gemahl für Demetriade zu ſein. Proba wünſchte ganz beſonders dieſes Bündnis, das, im Fall ihres Todes, nicht bloß ihrer Enkelin, ſondern auch ihrer Schwiegertochter Schutz verhieß. Inzwiſchen hatte Auguſtinus einmal in Proba's Hauſe einen Vortrag über die Jungfräulichkeit und über das Glück der reinen und echten Bräute Chriſti gehalten. Das gab Demetriadens Gedanken eine beſtimmte Richtung, ihrem Verlangen ein beſtimmtes Ziel; aber die beiden Mütter ahnten nicht, was in dem jungen Mädchen vorging, hielten ſie auch weder für reif genug, noch für fähig, einen ſo hochherzigen Entſchluß zu faſſen und durchzuführen, und ſchloſſen die Eheangelegenheit ſo ſicher ab, daß man ſchon an Demetriadens Ausſtattung arbeitete. Demetriade lebte in der größten Beängſtigung. Widerwille gegen die Ehe; Beklommenheit, ob ſie des himmliſchen Bräutigams würdig ſei; Furcht, die Mutter und Großmutter zu betrüben; Verzagtheit vor ihrem eigenen großen Opfer — das alles flog im Wechſel und im Kampf durch ihre Seele. Sie hatte ſchon ganz heimlich einige Abtötungen angefangen, welche nur zwei ihrer vertrauteſten Dienerinnen kannten: ſie trug einen Bußgürtel unter ihren prächtigen Gewändern und ſtatt auf ihrem bequemen Lager zu ſchlafen, deſſen Polſter mit der feinſten Leinwand und den weichſten Decken belegt waren, nahm ſie auf einer rauhen Matte, am Fußboden ausgebreitet, ihre nächtliche Ruhe. Und auch dieſe Ruhe unterbrach ſie durch heißes Gebet um Kraft und Entſchloſſenheit. Je näher der Vermählungstag kam, deſto mehr wuchs ihre Unruhe. Aus der Liebe und Freude, womit die Mütter alle Vorbereitungen machten, zog ſie den Schluß, daß beide Demetriaden's Glück im Eheſtande für vollkommen geſichert hielten. Durfte ſie widerſprechen? War ſie nicht in einer furchtbaren Täuſchung über ſich ſelbſt befangen? — Da warf ſie ſich ſchwimmend in Tränen in einer Nacht auf die Knie und im Geiſt die Füße ihres Heilandes umklammernd, flehte ſie ihn um die Gnade an, ihren Vorſatz auszuführen. „O unwürdige Feigheit!“ rief ſie klagend aus; „ich fürchte den Blick meiner Mutter . . . . und eine Agnes und eine Eulalia haben nicht das Martertum gefürchtet um ihren himmliſchen Bräutigam vor der ganzen heidniſchen Welt zu bekennen. Wie? ich! . . . . ich, kaum aus Rom gerettet, ich ſollte daran denken, in der Fremde und auf der Flucht einem Flüchtling mich zu vermählen, während mein Herr und mein Gott zu ſeiner Braut mich begehrt? . . . . Nein! die vollkommene Liebe ſchließt alle Furcht aus! ich werde morgen mich erklären.“

Da erhob ſie ſich von den Knien und begann all' ihre Koſtbarkeiten zu ordnen. Ihr Halsgeſchmeide, ihre Ohrgehänge, ihre Ringe und Armbänder und Spangen — alles verziert mit Diamanten von erleſener Schönheit und unermeßlichem Wert; ihre orientaliſchen Perlen, ihre koſtbaren Wohlgerüche, Eſſenzen und Salben; dann ihre Gewänder, ihre

Breit' aus die ſtarke Rechte,
Wir harren ihrer fromm —
Errette Deine Knechte,
O Adonaï, komm!

reichen Stoffe — alles legte ſie ſorgſam in Schmuckkäſtchen und in Truhen zuſammen, um es nie wieder anzurühren. Dann bekleidete ſie ſich mit dem geringſten Gewande einer ihrer Dienerinnen, und als der Morgen kam, eilte ſie in dieſem beſcheidenen Anzug zu ihrer Großmutter und fiel ihr ſchweigend und weinend zu Füßen. Proba Falconia wußte nicht, welche Deutung ſie dieſem Kleide, dieſen Tränen, dieſer demütigen, rührenden Erſcheinung geben ſolle. Sie liebkoſte tröſtend ihre Enkelin und ließ Juliane zu ſich beſcheiden. Als Demetriade ihre beiden Mütter liebreich und bewegt vor ſich ſah, ging ihr das Herz auf — und immer auf den Knien und immer in Tränen ſprach ſie ihren Wunſch aus, ſtatt die irdiſche Vermählung zu feiern, eine Braut Chriſti zu werden. Wenig hatte ſie die Mütter gekannt, wenn ſie von ihnen Widerſpruch fürchtete! Beide vernahmen mit unſäglicher Freude Demetriadens Entſchluß; beide prieſen mit gerührtem Herzen eine ſo große und ſeltene Gnade Gottes; beide frohlockten über den neuen, den himmliſchen Glanz, den dies Ereignis dem Hauſe der Anicier und der Probi verleihe; beide fühlten ſich getröſtet in ihrem Exil, weil das Kind, ihr letztes, ihr einziges, keine irdiſche Heimat mehr, ſondern nur die Gezelte des Herrn zu ihrer Wohnung begehrte. Namenloſes Frohlocken erfüllte das ganze Haus und ging aus dem Hauſe auf die ganze chriſtliche Welt über, in welcher Proba's Name ſo berühmt und ſo geſegnet war. Römiſche Damen, die von Karthago nach Jeruſalem reiſten, brachten dem Hieronymus die Kunde und aus der Grottenzelle des Einſiedlers von Bethlehem erſchallte ein Glückwunſch — wohl etwas im orientaliſchen Stil gehalten — an dieſe glückſelige Demetriade. „Welch' ein Mut!“ ſchreibt er: „welche Seelenſtärke bei einem ſo jungen Kinde. Gehegt wie ein Kleinod und aufgewachſen unter Kleinodien, gewöhnt an jede Verwöhnung, an die ausgeſuchteſten Speiſen, an die feinſten und köſtlichſten Gewänder, an die Sorgfalt einer ganzen Schar von Frauen und Dienern — verſchmäht ſie alles, entſagt ſie allem und widmet ſich jeder Art von Abtötung. Dafür hat ſie aber ſchon jetzt mehr von Jeſus Chriſtus erhalten, als ſie ihm gegeben hat. Als Gattin eines ſterblichen Mannes wäre ſie in ihrer Stadt, höchſtens in ihrem Lande genannt worden. Jetzt nennt die Kirche von Aſien und Afrika lobend ihren Namen; Italien legt die Trauerkleider ab; Rom, das verwüſtete, jubelt über den Ruhm, den es ſeiner edelſten Tochter verdankt, und die Freude der Römer iſt ſo groß, als ob das Heer der Goten vernichtet ſei.“

Die Uebertreibung des Ausdrucks bei Seite gelaſſen, iſt dieſes Schreiben ein Zeugnis, wie ſeelenvoll das Lebens- und Liebesband der Chriſten unter einander war. Alle großen Männer der Zeit, ſogar die Nachfolger des Petrus, Innozenz I. und Leo I. ſprachen ihre Freude über Demetriade aus; ja, der Häreſiarch Pelagius, der um dieſe Zeit anfing, die katholiſche Lehre von der Gnade zu verwerfen, erhob ſeine Stimme, um dieſe reinſte und lieblichſte Blüte der Gnade in ſeiner gnadeloſen Weiſe zu feiern.

Auguſtinus erhielt die Nachricht von Demetriadens heiligen Entſchluß durch Briefe von Proba und Juliana, die ſeinen Ermahnungen und ſeinem Gebet den gnadenreichen Erfolg zugeſchrieben. Sie ſchickten ihm für ſeine Armen eine reiche Gabe. „Es „iſt ruhmvoller und ſicherer für die erlauchte Jung„frau Demetriade, dem ewigen Bräutigam ſich zu „weihen,“ antwortete Auguſtinus, „als einen Ge„mahl unter Roms Konſularen zu wählen. Zwar „iſt es ſüß für ein Weib, ihr Leben durch den „Namen ihres Mannes verherrlicht zu ſehen. Doch „ſüßer noch iſt ein Glück, das von irdiſcher Ver„herrlichung unabhängig iſt.“ Aus der Tiefe ſeines wunderzarten Gemütes heraus beurteilt er alles Glück, das irdiſche wie das himmliſche, und immer von der zarteſten Seite.

Dann ſprach er den Wunſch aus, daß einige der Jungfrauen aus Demetriadens Umgebung und einige ihrer Dienerinnen dem Beiſpiel der Herrin folgen möchten; er betrachte ſchon jetzt Julianens

Haus wie ein gottgeweihtes. Sein Wunſch ging in Erfüllung. Demetriade empfing den geweihten Schleier der Jungfrauen aus den Händen des Erzbiſchofs Aurelius im Jahr 413 zu Karthago. Proba und Juliane gaben ihr die volle reiche Mitgift, die ſie ihr zur Vermählung zugedacht hatten und wetteiferten, um die junge Braut Chriſti in allen Tugenden ihres Standes zu beſtärken und zu vervollkommnen, und einige junge Mädchen ihres Gefolges widmeten ſich mit ihr der ewigen Jungfräulichkeit. Auf ſeinen Reiſen nach Karthago ſah Auguſtinus ſtets dieſe edlen Frauen, denen auch Alypius ein verehrter geiſtlicher Freund wurde. Beide Biſchöfe widmeten ihnen die lebhafteſte Teilnahme. Als die pelagianiſche Häreſie ſich ausbreitete und als ſie erfuhren, daß Pelagius an Demetriade geſchrieben habe, warnten beide in einem gemeinſchaftlichen Schreiben Juliane vor dem Gift dieſer falſchen Lehre und erkundigten ſich dringend, ob etwas davon in der Zuſchrift des Pelagius zu ſpüren ſei. „Du wirſt uns nicht zürnen,“ ſagen ſie, „daß wir, die wir zum Entſchluß „deiner frommen Tochter einiges beigetragen „haben, nun auch aufs Innigſte für ihr Seelenheil „beſorgt ſind und uns erlauben, ſie vor den Fein„den der katholiſchen Lehre von der Gnade zu „warnen.“ — Juliane dankt ehrfurchtsvoll für die Teilnahme der gottſeligen Biſchöfe und für die guten Ratſchläge, und verſichert, daß ſie und ihr ganzes Haus den tiefſten Abſcheu vor all' dem häretiſchen Gerede habe und daß noch nie irgend jemand von den Ihrigen über den geringſten Punkt der katholiſchen Glaubenslehre in eine irrige Meinung gefallen ſei. — Um das Jahr 415 war die Familie nach Rom zurückgekehrt, wo Proba Falconia bald darauf ſtarb. Als Juliane ihr in's Grab folgte, blieb Demetriade allein, aber feſt auf ihrem Pfade. Sie hat nie etwas anderes geliebt, als den göttlichen Bräutigam ihrer Seele und die ewige Wahrheit des Evangeliums. Keine Abtötung war ihr zu ſchwer, kein Opfer zu groß, keine Tugendübung zu hoch. Sie nahm mit Freuden alles an, was ihr zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit verhalf. In der Heiligen Schrift las ſie mit glühender Andacht und in der katholiſchen Glaubenslehre war ſie bewandert und ſicher genug, um andere unterrichten und befeſtigen zu können. Ein Zeitgenoſſe ſagt von ihr: Wie man ihren Vorfahren Tiger und Panther zu den Volksfeſten ſchickte, ſo ſchickt man jetzt aus allen Gegenden und aus allen Familien — gleichſam Lämmer und Tauben — zarte Jungfrauen an Demetriade, damit ſie denſelben behülflich ſei, durch Beiſpiel und Lehre die Krone der Jungfräulichkeit zu erringen und ſie zu einem gottgefälligen Opfer heranzubilden. Für dieſe Genoſſenſchaft, für arme Kirchen, Prieſter und Klöſter, überhaupt für alle Dürftigen und Notleidenden ſpendete Demetriade die Reichtümer ihres Hauſes. Sie erlebte noch die fürchterlichen Tage der Verwüſtung Roms durch Geiſerich, den Vandalenkönig; denn im Jahre 455 bewog der heilige Papſt Leo „die Dienerin Jeſu Chriſti", Demetreiade eine Kirche des heiligen Stephanus auf einem Grundſtück zu erbauen, welches ſie drei Miglien von Rom beſaß. Und damit verſchwindet dieſer liebliche Stern und geht in der Nacht des Grabes unter, um auf den heitern Höhen der Ewigkeit wieder aufzugehen.

In den grünen Hügelwellen der römiſchen Kampagna werden fort und fort neue Ausgrabungen gemacht. Da iſt auch das Grab der Calpurnier, das Grab der Anicier aufgefunden und freigelegt worden. Vielleicht hat Demetriade in dieſer letzten Ruheſtatt ihres Hauſes auch ihre letzte Ruhe gefunden. Das Geſchlecht ſtarb übrigens nicht mit ihr aus. Einer der größten Männer in der katholiſchen Kirche, Papſt Gregor der Große, war ein Anicier, und alle Tugenden ſeines Hauſes leuchten in ihm wie in einer Flammengarbe auf.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Entſcheidender Sieg über die Donatiſten.

Man erzählt, als ein Kämmerling, dem die Aufſicht des Hühnerhofes anvertraut war, ſchreckensbleich mit der Nachricht: „Rom iſt genommen!“ vor Honorius erſchien, habe der Kaiſer verwundert ausgerufen: „Wie iſt das möglich? ſo eben hat ſie aus meiner Hand gefreſſen!“ Der Kämmerling ſprach von der ewigen Stadt; der Kaiſer von einer Henne, die er wegen ihrer Schönheit und Größe Roma genannt hatte. Jetzt wurde er auch blaß vor Entſetzen, denn er ſah im Geiſt ſchon Alarich vor den Toren von Ravenna. Aber Alarich, der Ravenna als eine ſichere Beute betrachten mochte, ging voll unbekannter Pläne nach Kalabrien. Neues Entſetzen für Honorius! Sollte Alarich einen Eroberungszug nach Afrika machen, ſo wurde nicht bloß dies reiche, herrliche Land mit der blühenden Welthandelſtadt Karthago vom Reich abgeriſſen, ſondern Italien, wo der Feldbau ſo geſunken war, daß es ſeine Bevölkerung nicht ernähren konnte, Italien mußte dann zu Grunde gehen durch eine permanente Hungersnot, ſobald der Eroberer die Ausfuhr der afrikaniſchen Lebensmittel nach den italienſchen Häfen ſperrte. Dies hatte Heraclian gegen Attalus getan; dies konnte Jeder tun, der in Afrika die Macht in Händen hatte. Ob dem Kaiſer ſelbſt die Einſicht kam, ob andere ihm ſie gaben, genug, es wurde ihm klar, daß die Donatiſten unter dieſen Verhältniſſen ein höchſt gefährliches Element in Afrika ſein könnten, wenn ſie etwa Alarich als ihren Befreier herbeirieſen und ihm Vorſchub zur Eroberung des Landes leiſteten. Alles Schlimme war von ihnen zu erwarten. Seit hundert Jahren richteten ſie in Afrika's Kirche und bürgerlicher Geſellſchaft Greuel der Verwirrung und Verwüſtung an. Gegen milde Nachſicht übten ſie frevelhaften Übermut, gegen notwendige Strenge brachen ſie in furchtbare, blutige, grauſame Rache aus. Auf Friede war mit ihnen nicht zu zählen, denn „die Gottloſen haben nicht Frieden.“ Sie wurden verzehrt von der innern Unruhe der Gottloſigkeit, die überhaupt eine Eigentümlichkeit des Abfalls in Individuen und in Sekten zu ſein pflegt. Hundert Mal von Biſchöfen und Konzilien der Irrlehre überführt, wollten ſie ſich nicht bekehren. Hundert Mal von den bürgerlichen Geſetzen verurteilt, wollten ſie ſich nicht unterwerfen. Die Gefahr für den Glauben fiel zuſammen mit der Gefahr für das Reich. Überdas wünſchte der beſonnene und redliche Teil der donatiſtiſchen Bevölkerung, der nur durch die Zeloten eingeſchüchtert und betört in's Schlepptau genommen wurde, ſeit Jahren ſchon eine gründliche Entſcheidung, einen für immer gültigen Urteilsſpruch über die wahre und die falſche Lehre. Wie glühend die katholiſchen Biſchöfe eine Zuſammenkunft wünſchten, aus welcher ein Glaubensfriede hervorginge, der die Glaubenseinheit ermögliche, hatten ſie längſt ausgeſprochen.

Es erſchien alſo im Oktober 410 ein Edikt des Kaiſers Honorius, des gütigen und glücklichen, des Siegers und Triumphatoren — wie die Titel lauten, während er vor Furcht zittert! — welches beſagte, die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens, der wahren Religion, ſei ſeine erſte Sorge und das Ziel all' ſeiner Arbeit im Kriege und im Frieden. Da die donatiſtiſche Sekte Afrika, einen ſo großen Teil ſeines Reiches, ſchände, wolle er, um nicht den Fluch der Nachwelt auf ſich zu laden, dem Schisma ein Ende machen. Eine feierliche Verſammlung ſolle die Wahrheit feſtſetzen. Wollen die donatiſtiſchen Biſchöfe nicht erſcheinen, ſo ſoll man ihnen ihre Kirchen entziehen und ihre Gemeinden mit den katholiſchen vereinigen. Den Tribun Marcellinus, ſeinen Geheimſchreiber, einen klugen, geſchäftskundigen, tadelloſen, frommen Katholiken, ernannte er zu ſeinem Bevollmächtigten und ſchickte ihn nach Karthago.

Marcellinus ſtand ſchon in Briefwechſel mit Hieronymus und Auguſtin. Gründlich zu Hauſe in der katholiſchen Glaubenslehre, verlangte er immer mehr Licht der Erkenntnis, um ſich immer mehr in der chriſtlichen Vollkommenheit zu üben. In der Einladung, die er an ſämtliche Biſchöfe Afrika's ergehen ließ, erklärt er im Namen der hochheiligen Myſterien der Dreifaltigkeit und der Menſchwerdung, daß er ſich bei dieſem großen

Kampf gewiſſenhaft an die Prüfung der Tatſachen halten werde.

Einer von Auguſtin's heißeſten Wünſchen ſollte alſo in Erfüllung gehen. Was er ſo lange ſchon erſtrebt und verſucht hatte, mit einzelnen donatiſtiſchen Biſchöfen durch ruhige Beſprechung die Wahrheit herauszuſtellen, ſollte nun im Großen und Ganzen unternommen werden. Alle katholiſchen Biſchöfe teilten ſeine Geſinnung und die Hoffnungen, die er daran knüpfte und ſprachen ſich in einem gemeinſamen Schreiben an Marcellinus mit liebevoller Bereitwilligkeit aus. Gelänge es den Donatiſten zu beweiſen, daß nur bei ihnen die wahre, aus der übrigen Welt verſchwundene Kirche zu finden ſei, ſo würden ſich die Katholiken ihnen unterwerfen. So lange dies aber nicht bewieſen ſei, hielten die Katholiken feſt an der Lehre, daß die katholiſche Kirche nicht durch die Sünden ihrer Mitglieder aufgelöſt werden könne, daß man ihr nicht die Fehler ihrer Hirten oder Gläubigen zur Laſt legen dürfe, und daß Cecilian — ſelbſt wenn er ſo ſchuldig geweſen wäre, als er längſt unſchuldig befunden ſei — das Beſtehen der katholiſchen Kirche nicht um ein Haar gefährde. Auch die Donatiſten erklärten, ſie würden ihre Sache gegen „die Söhne der Verräter“ führen und ſich einſtellen.

Dieſe Sekte iſt freilich ſeit mehr als vierzehn Jahrhunderten erloſchen und ſtände ihr Name nicht

III. „O radix Jesse!“

O Gnadenzeichen, Wunderblüte,
Die einſt aus Jeſſe's Wurzel ſprießt,
Dich ſucht das Auge, das ſich müde
Von Erdenbildern traurig ſchließt.
Wann blühſt Du auf im höchſten Prangen
Von mildem Duft, von Farbenpracht,
Von Regenbogenglanz umfangen,
Von Sonnenlicht, von Sternennacht!

Wann ſchlägſt Du auf die goldnen Blätter,
Dran Kraft und Unſchuld ſo gepaart,
Daß jeder Sturm und jedes Wetter
Zerſchellt am Lilienſchafte zart.
Wann ſteigeſt Du zum Licht der Sonne,
Zu ſolcher Herrlichkeit empor,
Daß Dich begrüßet voller Wonne
Frohlockend aller Völker Chor.

auf einem Blatt der Kirchengeſchichte, und hätte ſie nicht einen Auguſtinus zum Gegner gehabt, ſo wäre ſie ſpurlos verſchollen. Allein die Frage, um welche es ſich in jenem Streit handelte, war von der größten Wichtigkeit; denn wenn die donatiſtiſche Irrlehre, daß die wahre Kirche Chriſti keine ſündigen Glieder haben könne, um ſich gegriffen hätte, ſo wäre die nächſte Folge eine zweite Irrlehre gewesen, nämlich die: da wir nun alle ſündige Menſchen ſind, ſo gibt es überhaupt keine Kirche Chriſti auf Erden. — Und damit wäre denn die Kirche zu einer „unſichtbaren“ geworden und die lehrende, verſöhnende, heiligende Mutter der Menſchheit, die an Chriſti Statt ſichtbar an jedem einzelnen ſein Werk fortſetzt und die für jeden Einzelnen als die „Stadt, die auf dem Berge liegt“ ſichtbar iſt, hätte für einen Popanz gegolten. Freilich verwerfen Einzelne, oder einzelne Sekten im Proteſtantismus — denn heutzutage laſſen ſich die unſäglichen Schattierungen innerhalb des Proteſtantismus gar nicht beſtimmen, und ſo gut wie die einen zum Sakrament der Buße und die anderen zur Verehrung der Mutter Gottes, mögen auch wohl die dritten zur Lehre von der ſichtbaren Kirche zurückgreifen; — alſo: obſchon der Proteſtantismus prinzipiell das katholiſche Dogma von der ſichtbaren Kirche verworfen hat, als er von ihr abfiel, ſo hat dies auf den katholiſchen

Gläubigen nicht den mindeſten Einfluß, weil er weiß, daß die Proteſtanten irrende Brüder ſind. Vor vierzehn Jahrhunderten aber, als die Kirche erſt eben begann ſich aus ihren organiſchen Grundzügen heraus zu geſtalten, waren tauſend Fragen, deren Beantwortung uns ganz geläufig iſt, noch gar nicht aufgeworfen und traten erſt allmählich zur Erörterung hervor. Nachdem das erſte Bedürfnis der vernünftigen Seele befriedigt war, durch einen Glauben, der ſeinen Anfang und ſein Ziel in göttlicher Offenbarung hat, mußte das zweite Bedürfnis befriedigt werden, durch vernunftmäßige Begründung dieſes Glaubens. Vielleicht läßt die ewige Weisheit all' die traurigen Irrlehren nur deshalb zu, um die wahre Lehre immer ſchärfer, einleuchtender, beſtimmter hervortreten zu laſſen — wie das Quellwaſſer ſich abklärt, indem es über Geſtein fließt. Daher in der alten Kirche die zahlloſen Synoden und Konzilien um immer neue Fragen, die keineswegs ſtets in häretiſcher Form, ſondern einfach als Anſicht, als Meinung auftraten, zu erörtern und zu entſcheiden.

In der alten meerbeherrſchenden Karthago, die einſt ganz erfüllt von Dido's tragiſchem Schickſal und von dem nicht minder tragiſchen aber großartigeren der beiden numidiſchen Löwen Maſſiniſſa und Hannibal war — und die dann von ihrem eigenen Schickſal ſo furchtbar ereilt wurde, daß

Scipio auf den rauchenden Schutthaufen ihrer Trümmer ihren Untergang beweinte — und die doch wieder aus der Zerſtörung ſo reich und blühend, ſo glänzend und üppig ſich erhob, daß ſie mit ihren Hunderttauſenden von Einwohnern, ihren Tempeln und Paläſten, ihren Bädern und Theatern, ihrem Heiligtum der Göttin Cöleſtis, ein afrikaniſches Rom war — in dies Karthago, wo inzwiſchen Tertullian und Lactantius ſchrieben, der heilige Cyprian lebte und ſtarb, und wo die Tempel geſchloſſen und Kirchen und Klöſter geöffnet waren, begaben ſich im Mai 411 zweihundertſechsundachtzig katholiſche Biſchöfe der Kirche in Afrika. Einhundertſechzig waren durch Alter, Krankheit, unabweisliche Geſchäfte verhindert; und ſechzig Biſchofsſitze waren erledigt. So ausgebreitet war damals in Afrika das Chriſtentum! Die Biſchöfe kamen mit ihrer Begleitung einfach und prunklos wie die Gewohnheiten ihres Lebens waren. Die donatiſtiſchen Biſchöfe hingegen, zweihundertneunundſiebzig an der Zahl, zogen an einem Tage feierlich mit möglichſtem Gepränge ein, um dem Volk, das ſchauluſtig zuſammenſtrömte, eine hohe Meinung von ihrem Anſehen und ihrer Menge beizubringen.

Das katholiſche Volk mußte unterrichtet werden über den Zweck dieſer Verſammlung und belehrt,

wie es ſich bei einem ſo wichtigen Ereignis zu verhalten
habe. Der Erzbiſchof Aurelian beauftragte
Auguſtinus mit dieſem Geſchäft, da niemand geeigneter
war, den Katholiken Liebe und Frieden
an's Herz zu legen. Er tat es in zwei Predigten
und mahnte zur größten Schonung der reizbaren
Donatiſten. „Ihre Augen ſind krank: Niemand
„zeige ihnen ein helles Licht, das ſie noch mehr entzünden
„würde. Niemand ſtreite mit ihnen, um die
„Glaubenslehren zu verteidigen: ein Funke des
„Streites könnte zur heftigſten Feuersbrunſt werden,
„und man muß nicht denen, welche eine ſolche
„Gelegenheit ſuchen, ſie anbieten. Wer Schmähungen
„hört, überhöre ſie gelaſſen, dulde und
„ſchweige. Du ſagſt vielleicht: wie kann ich ſchweigen,
„wenn man meinen Biſchof verleumdet? —
„Doch! Schweige! Nicht zugeben ſollſt du, nur ertragen,
„denn durch Nichteinmiſchung dienſt du jetzt
„deinem Biſchof am meiſten. Dem Schmähenden
„aber vergilt nicht mit Schmähungen, ſondern bete
„für ihn. Bekehren ſich die Donatiſten, ſo iſt das
„ihr wahrer Sieg; denn die Wahrheit iſt ja die
„eigentliche Beſiegerin und ſie überwindet ja nur
„um die Liebe zur Herrſchaft zu bringen. — Fragt
„ihr mich nun, meine Brüder, was euch zu tun obliegt?
„ſo antworte ich: Vielleicht das Wichtigſte
„und Größte. Betet! Betet für die Biſchöfe, die
„für euch reden und kämpfen werden. Kräftigt

„euer Gebet durch Faſten und Almoſen; dies ſind „die Flügel, die es zu Gott erheben. Arbeitet ihr „auf dieſe Weiſe für die Sache der Kirche, ſo leiſtet „ihr uns einen ebenſo großen Dienſt, als wir euch „leiſten; denn in dieſem Kampf ſetzt keiner von uns „ſeine Hoffnung auf eigene Kraft. Wir verlaſſen „uns auf Gott allein."

Mit dieſer ganz himmliſchen, in Demut und Liebe zerſchmelzenden Geſinnung, nahmen die katholiſchen Biſchöfe alle Beſtimmungen Marcellins über die Art und Weiſe an, wie die Disputation zu halten ſei. Der Ort war der geräumigſten einer in Karthago: die Gargilianiſchen Bäder, freundlich und kühl. Von jeder Partei ſollten achtzehn Biſchöfe an den Sitzungen Teil nehmen; ſieben als Wortführer, ſieben als Räte und Beiſtand, vier um die Schnellſchreiber und die Richtigkeit und Aufbewahrung der Akten zu bewachen. Zwiſchen den Sitzungen ſollte immer ein Tag frei bleiben um die Reinſchriften zu beſorgen. Die übrigen Biſchöfe und die Gläubigen beider Parteien wurden gebeten ſich fern von dem Verſammlungsort zu halten, damit jede Veranlaſſung zu tumultuariſchen Auftritten vermieden werde.

Die donatiſtiſchen Biſchöfe hingegen begehrten von Marcellinus ihre allgemeine Zulaſſung. Wohl fürchteten die Katholiken, dies ſei ein Plan um Unruhe in die Verſammlung zu bringen; allein ihre

Friedensliebe und ihr brüderliches Entgegenkommen war ſo groß, daß ſie bei Marcellinus die Erklärung ihrer Einwilligung in das Begehren der Donatiſten abgaben, aber bei ihrer Vertretung durch achtzehn Biſchöfe beharrten, damit — wenn Unruhen entſtehen ſollten — nicht ihnen die Schuld beigemeſſen werden könne. Es iſt ein Anblick, der ſchwache Herzen ſtark machen kann, zu ſehen, welche großmütige Ruhe das Bewußtſein gibt, Verteidiger der Wahrheit zu ſein.

Und ihre Liebe ging weiter als bis zur Nachgiebigkeit; ſie ging bis zum Opfer, damit nur der myſtiſche Leib Chriſti nicht zerriſſen bleibe. Sie erklärten in einem Schreiben, welches Auguſtinus abgefaßt hatte: Bekehren ſich die donatiſtiſchen Biſchöfe zur katholiſchen Wahrheit, ſo wollen wir ſie in ihrer Würde belaſſen. Dadurch würde freilich mancher Sitz von zwei Biſchöfen eingenommen werden; dann müſſen ſie wechſelweiſe und brüderlich ihr Amt verwalten. Sollten aber die Diözeſen nicht gern zwei Oberhirten ſehen, ſo wollten ſie beide zurücktreten, damit eine neue Wahl vorgenommen werde. „Warum, heißt es weiter, ſollten „wir nicht gern unſerm Erlöſer dies Opfer der „Verdemütigung darbringen? Er iſt vom Himmel „herabgeſtiegen und hat einen Leib angenommen, „um uns zu deſſen Gliedern zu machen. Und wir „ſollten zaudern von unſern Stühlen herabzuſtei-

„gen, um der Spaltung ein Ende zu machen, die
„ſeinem Leib zerreißt und ſeine Glieder entzweit!
„Uns genügt es immerdar treue Chriſten und
„unſerm Herrn unterwürfig zu ſein. Zum Beſten
„der chriſtlichen Völker ſind wir zu Biſchöfen ge-
„weiht. Was ihnen alſo zum chriſtlichen Frieden
„dient, haben wir zu tun. Suchen wir die Ehre
„des Herrn, ſo wird es uns keinen Kummer machen
„die Ausbreitung ſeines ewigen Reiches mit unſerer
„Verzichtleiſtung auf vergängliche Ehre und Würde
„zu erkaufen. Uns wird das Hirtenamt größeren
„Vorteil bringen, wenn wir es niederlegen um die
„Herde Jeſu Chriſti zu vereinigen, als wenn wir es
„behalten und ſie ſich zerſtreut."

Auguſtinus las in einer Predigt dies Schreiben
vor; dann ſagte er: „Ich muß euch, meine Brüder,
„etwas recht liebliches und troſtreiches erzählen, das
„ſich bei dieſer Veranlaſſung durch Gottes Barm-
„herzigkeit zutrug. Bevor jener Beſchluß gefaßt
„wurde, kamen einige Biſchöfe zuſammen und be-
„ſprachen den Gegenſtand in aller Vertraulichkeit.
„Dabei wollte es uns bedünken, als ob nicht alle
„unſere Mitbrüder geneigt ſein möchten zum Frie-
„den der Kirche und zum Heil der Seelen ihren
„Biſchofsſitzen zu entſagen. Wir hielten eine kleine
„Muſterung und ſprachen untereinander: Dieſer
„tut es gewiß, Jener — ſchwerlich! Der wird es
„wollen; aber Der nicht. So folgten wir unſern

„Mutmaßungen ohne die inneren Geſinnungen „der ehrwürdigen Männer zu erkennen. Als „man aber jenen Antrag in unſerer allgemeinen „Verſammlung, die aus 286 Biſchöfen beſtand, „zur Sprache brachte, wurde er von allen „mit freudiger Bereitwilligkeit angenommen. Alle „hielten dafür, daß ſie durch Entſagung ihrer biſchöflichen Würde nichts verlieren und, im „höheren Sinn, nur gewinnen würden, wenn ſie „dieſelbe in die Hände Jeſu Chriſti zurücklegten „und dort gleichſam in Sicherheit brächten. Nur „zwei unter ſo vielen ſchienen anfangs anderer „Meinung zu ſein. Der eine, ein hochbejahrter „Greis, geſtand es aufrichtig. Der andere ſchwieg „— aber mit dem Ausdruck von Unzufriedenheit. „Als ſich jedoch alle Biſchöfe mit Vorſtellungen und „Ermahnungen an den Greis richteten, gab er „freundlich nach — und auch der andere widerſtand „nicht länger — und wir waren alle Eins in der „demütigen Liebe Jeſu.“

Am 1. Juni 411 erſchien der Tribun Marcellinus mit einem Gefolge von 20 Perſonen und mit vier Protokollführern, von denen zwei katholiſche Kleriker und zwei Donatiſten waren, in einem innern Saal der Gargilianiſchen Thermen, und empfing die Biſchöfe. Zu ihren Wortführern hatten die Katholiken Auguſtinus gewählt und ſeine Freunde Aurelian von Karthago, Alypius von Tagaſte, Poſſidius von Calama, Fortunat von Cirtha, Fortunatian von Sicca und Vincentius von Culuſa. Sie erſchienen mit ihren elf Amtbrüdern. Die Donatiſten aber traten ſämtlich auf und Petilian von Cirtha, früher ein Sachwalter und redefertig, war ihr hauptſächlicher Wortführer. Ihnen war es beſonders darum zu tun Zeit zu gewinnen, Ausflüchte zu machen, bei Nebendingen zu verweilen. Deshalb begehrten ſie, daß ſämtliche katholiſche Biſchöfe erſcheinen und daß man die Echtheit ihrer Unterſchrift prüfen ſolle, womit ſie das Wahlmandat jener Achtzehn unterzeichnet hatten, obſchon dieſer Akt in Marcellin's Gegenwart in der großen Baſilika von Karthago vorgenommen war. Man willfahrte den Donatiſten; die Biſchöfe kamen; jede Unterſchrift fand ihren Mann. Nun mußten ſich die Donatiſten dieſelbe Maßregel, an welche die Katholiken nie gedacht hätten, gefallen laſſen und da ſtellte es ſich heraus, daß nicht jede Unterſchrift ihren Mann fand. Durch eine größere Zahl von Namen hatten ſie blenden wollen. Jetzt, bei der Nachfrage, fielen ſie in Widerſprüche. Der Name eines donatiſtiſchen Biſchofes ſtand da; er ſelbſt war nicht zu finden. Einige ſagten, er ſei durch Krankheit verhindert zu kommen; Petilian rief: „Er iſt auf der Reiſe geſtorben!“ — „Wunderbar, daß er dann in Karthago unterſchreiben konnte!“ bemerkte Fortunatian. Aber ſie waren gegen ſolche

Bemerkungen abgeſtumpft. „Kann ein Mann nicht ſterben?" fragte ganz kalt Petilian. — „Ja, er kann ſterben! rief Alypius; aber es iſt eines Mannes unwürdig . . . zu betrügen." Nur als Marcellin endlich fragte, ob ſie vor Gott beteuern könnten, daß jener Biſchof in Karthago war, verſtummten ſie. Mit all' dem Gerede war aber der Tag verfloſſen. Marcellin hob die Sitzung auf und beſtimmte die nächſte auf den 3. Juni.

Da ſtellten ſich — um immer etwas anderes zu tun als die Katholiken — nur die ſieben donatiſtiſchen Wortführer ein. Sie wollten aber nicht ihre Sitze einnehmen, denn ſie ſagten: „Das Wort Gottes verbietet es uns im 25. Pſalm, wo es heißt: Ich werde nicht ſitzen bei den Gottloſen." Ohne ſich über dieſe Beleidigung zu äußern, erhoben ſich die Katholiken nun auch von ihren Sitzen und Marcellin ließ ſeinen Seſſel wegnehmen, weil er aus Ehrerbietung vor den Biſchöfen nicht ſitzen könne, wenn ſie vor ihm ſtänden.

Dies iſt ja nur ein kleiner Auftritt, eine einzige Schattierung in dem weltumfaſſenden Bilde der Kirchengeſchichte, aber deshalb ſo intereſſant, weil er die Stellung beider Parteien, von damals an bis auf die heutige Stunde, charakteriſiert. Bei den Feinden der Kirche — mögen ſie Namen haben, welche ſie wollen! — immer, ohne die mindeſte Veranlaſſung, Bitterkeit, Haß, Beleidigung. Bei den

Wann weheſt Du als Siegesfahne
Von Sions heil'gem Berg herab,
Erleuchtung bringend blödem Wahne,
Dem Irrthum und der Lüg' ein Grab,
Den großen Herzen — Kampf hienieden,
Den Thränen — einen Perlenthron,
Den ſtillen Seelen — frommen Frieden,
Den treuen Streitern — großen Lohn.

Den Schwachen — Wunderkraft inmitten
Von Angſt, Verſuchung, Qual und Schmerz;
Den Starken, die auf's Blut geſtritten —
Die Ruh an ihres Gottes Herz.
O Blume Du, mit Thau beladen,
Der aus dem höchſten Himmel träuft,
O öffne Deinen Kelch der Gnaden,
Der die Erlöſungsfrucht uns reift:

Dann ſenket ſich auf unſre Tage
Der Geiſt der frommen Furcht des Herrn,
Dann iſt die Eintracht keine Sage,
Dann iſt das wahre Glück nicht fern;

Verteidigern der Kirche — Milde, bis zu den äußerſten Grenzen der Nachſicht.

Marcellinus fragte, ob jeder Biſchof bereit ſei ſeine Ausſage zu unterſchreiben. Die Katholiken bejaheten es, wie ſich das verſtand bei Verhandlungen, welche aus tiefſter Überzeugung geführt wurden. Die Donatiſten verweigerten es unter dem Vorwand es ſei eine Neuerung. Sie wollten zuvor die Abſchrift der vorgeſtrigen Verhandlungen haben. Dieſe war nicht fertig. Um den Schreibern alle Zeit zulaſſen, wurde die nächſte Sitzung auf den 8. Juni beſtimmt — und die Donatiſten hatten wiederum die Verhandlung der Hauptfrage vereitelt.

In der dritten Sitzung erſuchte Marcellinus jetzt endlich auf die Hauptſache zu kommen und ſogleich erklärten die Katholiken: die Donatiſten möchten zeigen, aus welchem Grunde ſie ſich von der Kirche getrennt hätten und die Wahrheit ihrer hundertjährigen Beſchuldigung, daß die Katholiken Verräter an der Kirche und Verfolger der Rechtgläubigen wären, endlich einmal beweiſen. Die Donatiſten erwiderten: Man müſſe zuvor unterſuchen, ob ſie Kläger oder Angeklagte wären. — Es wäre für ſie und auf ihrem Standpunkt wichtig geweſen Letzteres zu ſein, da nach dem römiſchen bürgerlichen Recht, der Angeklagte gegen die Perſon des Klägers Einwendungen machen durfte. Dies wäre für ſie der Vorwand zu endloſen Chicanen geworden. Auguſtinus hatte ſich in die Streitigkeiten der früheren Sitzungen nicht gemiſcht. Ein einziges Mal hatte er ein paar begütigende Worte geſagt und dabei die Donatiſten „Brüder“ genannt, worüber ſich Petilian höchſt beleidigt anſtellte. Der leeren Ausflüchte müde, rief er jetzt: „Zur Unterſuchung der Wahrheit hat uns Gott hier verſammelt; nicht um zu disputieren wie Anwalte des „bürgerlichen Rechts. Beweiſt, daß die Wahrheit „auf eurer Seite iſt: wo iſt die Kirche?“ — Petilian dachte ihn in Verlegenheit zu bringen durch die plötzliche Frage: „Biſt du ein Sohn Cecilian’s oder nicht?“ — Auguſtinus antwortete: „Es ſteht „geſchrieben, daß unſer Vater im Himmel iſt; frage „mich alſo nicht, ob ich Cecilian’s Sohn ſei. War „Cecilian unſchuldig, ſo möge er ſich freuen, wie ich „mich darüber freue; aber der Glaube an meine „Kirche beruht nicht auf ſeiner Unſchuld. War er „ſchuldig, ſo verhält er ſich nicht anders zur Kirche, „als die Spreu zwiſchen dem Weizen auf der Tenne „und die Böcke zwiſchen den Lämmern auf der „Weide. Wir dürfen deswegen nicht die Tenne und „die Weide verwüſten. Der Herr wird zu ſeiner „Zeit die Sichtung vornehmen. Chriſtus, der Geſalbte des Herrn, der Erlöſer, iſt das Haupt und „die Wurzel der katholiſchen Kirche.“

Dies Oberhaupt nahmen natürlich auch die Donatiſten für ſich in Anſpruch. Auf die Frage, weshalb ſie ſich denn um eines Menſchen willen von der allgemeinen Kirche getrennt hätten? — blieben ſie die Antwort ſchuldig, machten wieder Kreuz- und Querzüge und einige von ihnen beklagten ſich unbeſonnen, daß man ſie auf die eigentliche Grundlage bringen wolle. Da ruft Auguſtinus frohlockend aus: „O Allmacht der Wahrheit! Nicht „Berge Goldes, nicht alle Marterwerkzeuge hätten „dies Geſtändnis hervorgerufen, welches wir jetzt, „durch Furcht vor der Wahrheit erpreßt, vernehmen! Dieſe Männer klagen bitter vor dem Richter, daß man ſie zwingen wolle den wahren „Streitpunkt zu erörtern und das iſt dieſer: Wo „iſt die Kirche.“ — Die Donatiſten verſicherten, es ſei gar nicht ihre Abſicht gegen alle Kirchen der Erde zu ſtreiten; ihr Streit betreffe nur die von Afrika. Alypius bewies ihnen, daß alle katholiſchen Gemeinden Afrika's in Gemeinſchaft mit der ganzen katholiſchen Kirche außerhalb Afrika ſtets geblieben — und daß dort Cecilian ſtets unſchuldig befunden ſei. Da nahmen ſie ihre Zuflucht zu dem Vorwurf, daß ſich die Katholiken auf geſchichtliche Beweiſe beriefen, anſtatt auf die heiligen Schriften. Auguſtinus erwiderte: Aus der heiligen Schrift würden Glaubenslehren, wie eben die von der Allgemeinheit und der Autorität der Kirche bewieſen;

handele es ſich aber um Perſönlichkeiten, wie eben jetzt um die Beſchuldigung Cecilian's, ſo müſſe man ſich auf geſchichtliche Urkunden berufen.

Solche wurden nun durch die Originalakten der Konzilien von Rom und Arles und durch das Urteil Kaiſer Konſtantin's den Donatiſten vorgelegt, ſo daß dieſe mehr und mehr in die Enge getrieben wurden und „Leuten glichen, die ihre Füße in ihre „eigenen Netze verwickelt haben und durch die Anſtrengung, mit der ſie ſich zu befreien ſuchen, zuletzt auch Arme und Kopf darin verſtricken." Auguſtinus brachte es dahin, daß ſie nichts mehr zu antworten wußten, als er ſagte: „Die Vergehungen „Einzelner dürfen nicht allen aufgebürdet werden „und eine vereinzelte ſchlechte Sache beeinträchtigt „die Autorität — und zerreißt die Einheit der „Kirche nicht."

Bei dieſem armen, hundert Jahre lang verleumdeten Cecilian, der immer und immer wieder den Katholiken als ein Ungeheuer von Verrat vorgeworfen wird, mit deſſen Kirche kein Ehrenmann Gemeinſchaft haben könne, weil man fürchten müſſe von ſo ſchändlicher Geſinnung angeſteckt und beſudelt zu werden — denkt man an den ſeit dreihundert Jahren verleumdeten Papſt Gregor XIII., der, wie die Feinde der Kirche behaupten, die Pariſer Bluthochzeit befohlen und ein Te Deum für ihren glücklichen Ausgang geſungen habe. Es gibt

Akatholiken, die gegen die katholiſche Kirche keinen andern Einwand zu machen haben, als: Aber die Bartholomäusnacht! — Es geht ihnen genau wie den Donatiſten: ſie nehmen eine Tatſache an, wie ihre Leidenſchaft es fordert, nicht wie ſie iſt — und gehen der Erörterung der Wahrheit aus dem Wege.

Dies war nun den Donatiſten unmöglich gemacht; ſie mußten zuhören und mit ihren eigenen Waffen geſchlagen, verſtummen. Die katholiſchen Biſchöfe erſuchten nun Marcellinus, da Alles für und gegen die Sache geſagt ſei, die Akten zu ſchließen und das Urteil zu ſprechen. Dann begaben ſie ſich in einen andern Raum der Thermen und kehrten erſt bei ſinkender Nacht in den Saal der Sitzungen zurück, um das Urteil vorleſen zu hören, das die Donatiſten für beſiegt erklärte und ihnen gebot die Kirche zurückzugeben und verbot Verſammlungen zu halten. Die früher gegebenen Geſetze wurden eben nur wieder in Anwendung gebracht. Obſchon die Donatiſten alle Akten der Konferenz unterſchrieben, folglich Alles was geſagt worden war und ſomit ihre eigene Niederlage beſtätigt hatten, erklärten ſie dennoch mit alter Frechheit an den Kaiſer appellieren zu wollen. Und obſchon Marcellinus bei den Verhandlungen mit einer Nachſicht, welche an Übertreibung grenzte, die donatiſtiſchen Wortführer behandelt hatte, um nur ja keiner Parteilichkeit zu Gunſten der Katholiken ſich ſchuldig zu machen, behaupteten dennoch die Donatiſten ſpäter, er ſei von den Katholiken beſtochen worden. „Wohlan!" entgegnete Auguſtinus, „wir ſollen Marcellinus „beſtochen haben. Das wird dieſer und jener viel„leicht auch glauben. Aber nun erklärt uns doch, „wie wir es angefangen haben, um eure Biſchöfe zu „beſtechen, damit ſie die Akten unterſchrieben, in „denen ſie ſelbſt ſich verurteilt haben und nach „denen Marcellinus uns das Urteil verkündigt „hat."

Er war die Seele der Verſammlung. Alypius und Poſſidius hatten bei den Förmlichkeiten und Nebenſachen das Wort geführt, Auguſtinus bei dem theologiſchen Hauptpunkt. Er war es auch, der aus den weitſchweifigen und verworrenen Akten einen gedrängten, klaren Auszug machte, damit Jedermann ſie leſen und ſich von der vollſtändigen Niederlage der Donatiſten überzeugen könne.

Das Urteil des Marcellinus wurde alsbald bekannt gemacht und erregte große Freude bei dem katholiſchen Volk. Es war genau einhundert Jahre, nachdem ſiebzig afrikaniſche Biſchöfe den Cecilian verdammt hatten, ohne ihn zu hören. Jetzt hatte man die Nachfolger jener Siebzig zur Genüge gehört und wieder gehört und ihre Lehre als ſchismatiſch und häretiſch verdammt.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Voluſian und Marcellinus.

Die Bekehrung iſt eine Gnade — die größte nach der Erlöſung. Sie iſt aber auch ein Willensakt — der ſchwerſte, den der Menſch vollbringt. Es gehört eine unerhörte Selbſtverleugnung dazu, um vor aller Welt zu ſagen: ich habe mich geirrt; und zwar geirrt über das Fundament meines Lebens und nicht blos in einer und der andern Frage, welche an mich herangetreten iſt. — Schon bei einer ſolchen, z. B. bei einer politiſchen Frage, den Irrtum zu geſtehen, wie iſt das ſo ſchwer und ſo ſelten. Und nun gar bei der Mutter aller Fragen, bei der religiöſen! Niemand legt ein beſſeres Zeugnis für die ungeheuere Schwierigkeit einer ſolchen Bekehrung ab, als Auguſtinus ſelbſt. Deshalb darf man ſich nicht wundern wenn die Donatiſten, obſchon des Irrtums ſchlagend überführt, nicht alle ihm entſagten. Ach, der Menſch liebt nur allzu oft den Irrtum, weil es *ſein* Irrtum iſt, weil er ihn genährt hat mit dem Mark ſeines Lebens; weil alle Verhältniſſe auf ihn gegründet ſind, alle Verbindungen auf ihm beruhen; weil Ehre, Anſehen, materielle Vorteile, Freundſchaften, Einfluß, mit ihm ſtehen und — mit der Wahrheit fallen.

Manche donatiſtiſche Biſchöfe wurden innerlich ſo ergriffen, daß ſie mit ihrem ganzen Klerus und ihrem ganzen ſchismatiſchen Volk freudig zur katholiſchen Einheit zurücktraten und ſtarkmütig in ihr beharrten. Manche hingegen erklärten offen, ſie würden ſelbſt dann nicht die ſchismatiſche Partei verlaſſen, wenn ihnen auch die katholiſche Wahrheit einleuchtend ſei. Andere verließen Afrika, noch andere irrten umher und ſuchten ihre Sekte zu fanatiſieren, indem ſie behaupteten, ſie würden um der Wahrheit ihrer Sache willen verfolgt. Ohnehin war der Fanatismus bei ihnen zu Hauſe; er nahm die Stelle der heiligen Begeiſterung der Kinder der Kirche ein. Bei den Circumcellionen war es nichts ſeltenes, daß ſie ſich mit eigener Hand den Tod gaben: die Unglücklichen nannten den Selbſtmord — Martertum; ſo verwirrt waren ihre Begriffe! Auch jetzt kam das öfter vor; ſie bauten ſich Scheiterhaufen und ſtürzten ſich in die Flammen.

Das veranlaßte Auguſtinus über die Bedingungen des Martertums ſich zu äußern „Martyrer — heißt Zeuge. Die Martyrer Chriſti ſind „alſo die Zeugen der ewigen Wahrheit. Es iſt nicht „genug zu leiden; man muß leiden für die Gerechtigkeit.“ Das katholiſche Volk ſah mit Grauſen und Mitleid auf dieſe Opfer einer Sekte, welche ihren Anhängern nicht nur Irrlehre und Schisma, ſondern auch Raſerei und Verzweiflung zum Glaubensgeſetz machte. Es ſah mit Erbitterung die Miſſetaten, welche die Donatiſten fort und fort

BIBL. UNIVERS. LIPS.

gegen die Katholiken übten. Den Prieſter Reſtitutus zu Hippo töteten ſie auf grauſame Weiſe und dem Prieſter Innocentius ſtachen ſie die Augen aus. Die Kirchen zu Karthago, welche ſie zurückſtellen mußten, gingen in Flammen auf und dem bekehrten Biſchof Rogatus ſchnitten ſie die Zunge und eine Hand ab. Zuweilen verloren auch die Katholiken die Geduld und nahmen Rache für ſolche Greueltaten; aber ſelten; denn ihre Biſchöfe, denen die Bekehrung der Donatiſten durch die wahre Lehre und durch ſchonende Liebe unſäglich wichtig war, predigten nur immer Nachſicht und Milde — und übten das, was ſie predigten. „Wir „müſſen die äußerſte Geduld mit ihnen haben," ſagte Auguſtinus, „denn ſie ſind krank und wir „wollen ſie heilen. Beleidigungen, meine Brüder, „würden ihren krankhaften Zuſtand nur verſchlimmern; eine ſanfte Behandlung wird ſie mit der „Zeit geſund machen. Auch gegen die Wütendſten „unter ihnen müſſen wir barmherzig ſein und ſie „lieben. Wie manche haben ſich nicht bereits bekehrt und tun Buße! Ja, von den raſendſten Circumcellionen ſind ſchon nicht Wenige bei mir geweſen und haben mich gebeten, ſie mit der katholiſchen Kirche zu verſöhnen."

Und wie in ſeinen Predigten ſprach Auguſtinus auch zu der bürgerlichen Obrigkeit der es oblag, Mörder und Mordbrenner zu ſtrafen. An den Tribun Marcellinus, der bei einer ſolchen Unterſuchung nicht, wie es üblich war, die Folter angewendet hatte, ſchrieb er: „Du haſt ja mit Milde „die Schuld erforſcht: alſo ſtrafe ſie auch nicht mit „Strenge. Die Erforſchung war notwendiger als „die Strafe. Milde Richter unterſuchen die Frevel „deshalb ſo genau, um Gründe zur Schonung zu „finden." — Und ebenſo fleht er den Prokonſul Apringius, Marcellin's Bruder, um Erbarmen an: „denn es geziemt der Kirche für den Schuldigen zu „bitten. Wohl haben ſie das Blut von Chriſten „vergoſſen; aber hemme du um Chriſti willen das „Schwert und gönne den Feinden der Kirche Zeit „und Gelegenheit zur Buße."

Es war unmöglich, daß dieſe unverwüſtliche, zärtliche Barmherzigkeit keinen Eindruck machte! Wenn Auguſtinus dann in einer kleinen zur Vereinigung einladenden Schrift den Donatiſten zuruft: „Tretet ein in den Reigen des Friedens, gebt der Wahrheit Gehör, umfaßt die „Liebe und ſchließt euch der Einheit an!" ſo wurden Tauſende und Tauſende durch die Liebe, deren Apoſtel er war, der Wahrheit geneigt gemacht und zur Einheit hingezogen, um den Frieden zu finden. Das katholiſche Volk hatte alſo auch den Troſt, in allen Provinzen Afrika's nach und nach maſſenhafte Bekehrungen der Donatiſten zu erleben. Leute jeden Alters, jeden Stan-

Dann wohnt Gerechtigkeit und Glaube
In jeder Bruſt, an jedem Herd;
Dann liegt der Götze tief im Staube,
Dann ſchweigt der Krieg, dann ruht das Schwert.

Dann wohnt der Wolf beim blöden Schaafe
Und bringt ihm weder Furcht noch Weh;
Dann locket eine Streu zum Schlafe
Den Panther und das ſcheue Reh.
Dann ſpielet vor dem Neſt des Drachen
Des Säuglings unbefangne Hand,
Und unſchuldsvolle Knaben lachen
Das Schlänglein an, das ſie umwand.

Dann auf der Weide ſind geſchaaret
Das Lamm, der Löwe und das Rind,
In ſtiller Eintracht, ſtill bewahret
Vom Hirten — einem kleinen Kind.
Dann iſt der Stachel alles Böſen
Gebrochen von der Gnadenkraft,
Die, um die Menſchheit zu erlöſen,
O Wunderblume, Dich erſchafft.

des, Prieſter und Laien, Männer und Frauen verließen das Schisma und die Circumcellionen verließen zugleich ihr herumſchweifendes Leben und trieben Ackerbau oder andere friedliche Beſchäftigungen. Wie aus einem ſchweren Rauſch kam das donatiſtiſche Volk allmählich zur Beſinnung und zur Vernunft — und da die Vernunft immer auf Seiten der katholiſchen Kirche iſt — denn den Subtilitäten des Verſtandes gegenüber hält ſie an dem Bedürfnis und der Notwendigkeit der Autorität feſt — ſo war den Ernüchterten der Weg zum Rücktritt geebnet. Mochten auch einzelne donatiſtiſche Biſchöfe, wie Petilian von Cirtha, ihre Herden noch ſtark genug beherrſchen, um ſie im Schisma zu erhalten: ſo hatte dennoch der Donatismus durch die Konferenz zu Karthago den Todesſtoß bekommen und „den Blinden das Auge geöffnet und den Tauben das Ohr."

Unter den Bekehrten der Diözeſe Hippo befand ſich eine Jungfrau Namens Felicia. Die Donatiſten legten keinen Wert auf den jungfräulichen Stand. Die Zircumcellionen verpflichteten ſich freilich zur Eheloſigkeit, wie ihr herumſchweifendes Leben es notwendig machte; aber Eheloſigkeit iſt Eines — und Jungfräulichkeit iſt ein Anderes. Felicia war in's Schisma hineingezogen worden, doch ihrem Gelübde treu geblieben. Eine Blüte, die ſo ſelten auf jenem dürren Boden gedeiht, war

Gottes Gnade, daß Felicia dieſe Erleuchtung des heiligen Geiſtes inmitten aller Verfinſterung der Irrlehre bewahrt habe. In dem Ort wo ſie lebte und ein ſchönes Beiſpiel demütiger Gottſeligkeit gab, trug ſich ſpäter ein großes Ärgernis zu, deſſen Veranlaſſung ein Prieſter gab. Voll heiliger Beſorgnis, daß in der ehemaligen Donatiſtin eine Erinnerung an die donatiſtiſche Irrlehre: die Sünde des einzelnen falle auf die Kirche zurück — erwachen und ſie verſtören könne, ſchrieb der mit Arbeiten überladene Biſchof ihr einen Troſtbrief. Er ermunterte Felicia, die katholiſche Kirche deshalb nicht minder zu lieben, weil eines ihrer Glieder gefallen ſei; und ſich um ſo inniger an Chriſtus anzuſchließen, je weniger ſie in den Menſchen eine Stütze fände. Er bittet ſie, ihm zu ſchreiben, wie ſie dieſen Brief aufgenommen habe, zu welchem ſeine Hirtenſorgfalt für ihr Seelenheil ihn veranlaſſe. Dieſer Mann, auf den alles, was in drei Weltteilen groß iſt, mit Ehrfurcht und Bewunderung blickt, ſchreibt an ein ſtilles, unbekanntes Weiblein in einem unbekannten Städtchen Afrika's und fragt es, ob es ſein Schreiben auch nicht übel aufnehme! — —

Mit dem Tribun Marcellin, einem ebenſo klugen als frommen Mann, war Auguſtinus durch die gemeinſamen katholiſchen und kirchlichen Intereſſen in freundſchaftlicher Verbindung geblieben. Marcellin, der wohl wußte welch' Gewicht und Anſehen Auguſtin's Schriften bei Chriſten und Heiden, bei Katholiken und Irrgläubigen hatten, und der für ſeine eigene Seele immer nach einem geiſtigen Genuß hungerte, wünſchte Auguſtin's Feder in beſtändiger Bewegung zu ſehen. Dieſer antwortete ihm einmal um ſich zu entſchuldigen: „Könnteſt du „ſehen, wie ich von allen Seiten mit Geſchäften und „Arbeiten überſtürmt werde, gewiß! du hätteſt Mit „leid mit mir. Oft weiß ich nicht, wie ich hindurch „kommen ſoll. Bedenke alſo wie notwendig mir „die Hilfe deines Gebetes iſt. Indeſſen habe ich „nichts dagegen, daß du mich zum Schreiben „drängſt. Es kann mir doch nützlich ſein, zum „Fleiß ermahnt zu werden."

Der Biſchof und der Tribun begegneten ſich auch in dem lebhaften Wunſch einen Mann für das Chriſtentum zu gewinnen, deſſen hochgebildeter Geiſt in alle Lehrſyſteme heidniſcher Philoſophie eingeweiht war, in keinem derſelben Befriedigung fand, aber noch nicht zur Erkenntnis der Heilslehre gelangte. Er hieß Voluſian, gehörte einer großen römiſchen Familie, an, denn er war ein Oheim mütterlicherſeits der jüngern Melania, und bekleidete jetzt eine Stelle in Karthago. Wie das vornehmen, reichen und angeſehenen Leuten zu gehen pflegt, war er immer von einer Maſſe Menſchen umgeben, die irgend einen Vorteil von ihm erwarteten und die daher in dem Ton zu ihm ſprachen, der auf den ſeinen geſtimmt war. Man wußte, daß er ein gewiſſes Mißtrauen gegen die Grundlehren des Chriſtentums hege und ſo waren denn alle Heiden und alle heidniſch Geſinnten in Karthago, die mit ihm auf dem Gebiet des geiſtigen Lebens zuſammentrafen, bereit, ihn in ſeinem Mißtrauen zu beſtärken. Marcellinus hingegen trieb Voluſian zum ernſten Leſen der heiligen Schriften an, beſuchte ihn häufig und drang in ihn, über die Wahrheiten des Evangeliums nachzudenken. Voluſian's Mutter, eine gottſelige Frau, hatte Marcellin gebeten, als ihr Sohn von Rom nach Karthago ging, denſelben wo möglich alle Tage zu beſuchen, um mit ihm über das Eine zu ſprechen, was Allen Not tue. Marcellin hatte ſchon öfter in ſeinen Briefen an Auguſtinus Voluſian erwähnt; jetzt ſchrieb auch die fromme Mutter an Auguſtin und bat ihn, mit ihrem Sohn in Verbindung zu treten. Der Biſchof von Hippo dachte an Monika und deren Seelenkummer — und an den mächtigen Eindruck, den die Briefe des heiligen Paulus auf ihn gemacht hatten — und ſchrieb an Voluſian eine freundliche Aufforderung ſeinen Geiſt mit dem Studium der Heiligen Schrift und namentlich mit den Briefen des großen Völkerapoſtels zu nähren. Voluſian war entzückt von dieſem Brief und zeigte ihn nicht nur an Marcellin, der es eben ſo ſehr war, ſondern auch an andere Perſonen ſeiner Geſellſchaft, die es mit Nichten waren. Sehr viele Leute — und die nicht immer zu den Böſen gehören — können es durchaus nicht leiden, daß von einem höheren Streben als das Ihre iſt, lobend die Rede ſei. Im heimlichen Bewußtſein ihres niedrigen Standpunktes, den die Selbſtgefälligkeit ihnen nur oberflächlich verſchleiert, ſehen ſie darin eine perſönliche Beleidigung. Als Voluſian die Äußerung machte, er wolle dem Biſchof von Hippo einige Fragen über die Menſchwerdung Gottes vorlegen, bemerkte ein reicher Gutsbeſitzer aus der Gegend von Hippo, der zu den Namen-Katholiken gehörte: er hege zwar hohe Achtung vor Auguſtinus, allein in der Beantwortung dieſer und ähnlicher Fragen habe er ihn immer nur ſchwach gefunden. Trotz dieſer Verſicherung des reichen Mannes, ſchrieb Voluſian an Auguſtinus, legte ihm ſeine Zweifel, ob die Größe Gottes ſich mit der Menſchwerdung vertrage und andere Fragen vor, und ſchloß mit den Worten: „Wenn andere Biſchöfe keine genügende Antwort geben, ſo läßt man es hingehen, ohne daß die Religion darunter leidet. Wendet man ſich aber an den Biſchof Auguſtinus, ſo rechnet man darauf, daß alles, was er nicht wiſſen ſollte, auch nicht chriſtliche Glaubenslehre ſei.“

Auguſtinus lehnt in ſeiner Antwort die allzuhohe Meinung ab, die Voluſian von ihm habe.

„Hätte ich von früheſter Jugend bis in's ſpäteſte Alter mit viel größerem Scharfſinn als ich beſitze die heiligen Schriften ſtudiert, ſo iſt ihre Tiefe doch ſo groß, daß ich täglich Neues darin finden würde. Ihre Art ſich auszudrücken macht ſie Allen zugänglich, den Gelehrten und den Ungelehrten. Gleichwohl durchdringen Wenige ihren innerſten Sinn. Sie ſpeiſt nicht nur mit offenbarer Wahrheit, ſondern ſie übt auch durch verborgene Wahrheit." Dann erklärt er, daß der ewige Vater, der dreiperſönliche Gott, nicht aufgehört habe die Welt zu erhalten und zu regieren, und in ſeiner Allgegenwart zu verbleiben, als der göttliche Sohn zur Erlöſung des Menſchengeſchlechtes die Vereinigung der Gottheit und Menſchheit in Chriſtus vollzog. Die Abſchaffung des alten — und die Einführung des neuen Teſtaments, ſei kein Beweis vom wandelbaren Sinn Gottes; jenes ſei eine Hinweiſung auf dieſes — und dieſes wiederum eine Enthüllung der Vorſorge und der Weisheit Gottes, die ſich in jenem vom Anbeginne bei der Erziehung des Menſchen kund gibt. — Chriſtus, ſchreibt er, ſei nicht nur gekommen um die göttliche Wahrheit und Tugend zu lehren, ſondern um den belehrten Menſchen die Kraft zu geben, die Wahrheit feſtzuhalten und die Tugend zu üben. Und nicht die chriſtlichen Kaiſer hätten den Verfall des römiſchen Reiches durch Befolgung der Lehre

Chriſti herbeigeführt, ſondern es ſei der Zuchtloſigkeit und den Laſtern der Völker zuzuſchreiben — wie das auch von den ausgezeichnetſten Heiden behauptet werde.

Mit all' dieſen Erörterungen beſchäftigte ſich Voluſian, beſchäftigten ſich alle denkenden Heiden. Sie wollten den Kampf zwiſchen den glänzenden Göttern des Olymps und dem gekreuzigten Gottmenſchen von Golgatha nicht ohne Überzeugung führen noch aufgeben. Aber Voluſian kam damals noch nicht zur Erkenntnis. Vielleicht war er noch zu ſehr von den Dingen der Welt erfüllt und mit ihnen beſchäftigt, um ſeinen Geiſt nach Innen ſammeln zu können. Je länger die Schwankungen bei den großen Fragen währen: Was iſt Wahrheit? Wo iſt Wahrheit? deſto mehr wird der Drang ſie zu löſen geſchwächt und eingeſchläfert — wenn nicht die ewige Barmherzigkeit irgend eine innere oder äußere Kataſtrophe ſchickt, die es der Seele unmöglich macht, in ihrer Schlaftrunkenheit zu verbleiben. Voluſian's Leben aber war und blieb ein glanzvolles und was man ein glückliches zu nennen pflegt. Er wurde nach einigen Jahren Präfekt von Rom, dann Botſchafter des abendländiſchen Kaiſers in Konſtantinopel. Dort trat endlich der Augenblick ein, der manchen zur Beſinnung gebracht hat: er fiel auf ein ſchweres, langwieriges Krankenbett. Leiden öffneten der

Gnade die Pforte ſeines Herzens und zwei fromme Seelen beteten für ihn; — die eine in der Ewigkeit: ſeine Schweſter Albina; die andere in einer elenden Zelle am Ölberg zu Jeruſalem: ſeine Nichte Melania. Und der Mann, der ſich von einem Auguſtinus nicht für die Sache der Wahrheit gewinnen ließ, wurde jetzt ſo gedemütigt, daß er Melania bat, das unvollendete Werk zu vollenden. Sie glaubte nicht, daß ſich Gott eines ſo geringen Werkzeuges bedienen wolle, um eine ſolche Bekehrung zuſtande zu bringen und entſchloß ſich mit großem Widerſtreben, und nur auf den dringenden Rat von erleuchteten Männern, die ſie befragte, aus ihrer Zelleneinſamkeit heraus, nach dem geräuſchvollen Konſtantinopel zu gehen. Aber ſie ging — und Voluſian's Bekehrung war ihr herrlicher Lohn. Er ſtarb bald darauf in der vollen Taufgnade im Jahr 436.

Damals bei ſeinem Aufenthalt in Karthago trat ein Ereignis ein, das wohl fähig geweſen wäre, ihn aufs heftigſte zu erſchüttern und ihm die Wandelbarkeit des Irdiſchen im grellſten Licht vor Augen zu halten; ein Ereignis, das Auguſtin's liebendes Herz an der empfindlichſten Stelle verwundete. Der edle Marcellin und deſſen eben ſo vortrefflicher Bruder Apringius, wurden das Opfer einer Kabale und hingerichtet.

Heraclian, der Befehlshaber der kaiſerlichen Truppen in Afrika, war dem Kaiſer Honorius treu geweſen, ſo lange ihm das Ehren und Vorteile eintrug. Aber Übermut und unerſättliche Habgier ließen ihn nunmehr den Weg gegen den Kaiſer einſchlagen. Als die Goten mit ihrem jungen König Ataulf das ſüdliche Italien völlig geräumt hatten, nach andern Ländern des Römerreichs zogen und das weſtgotiſche Reich, dies- und jenſeits der Pyrenäen mit der Hauptſtadt Toulouſe gründeten: da wollte auch Heraclian ſein Glück verſuchen. Mit einer großen Flotte ſegelte er feindlich auf Italien, auf Rom los. Doch kaum hatte er die Küſte betreten, ſo wurde ſein Heer vom kaiſerlichen Feldherrn Marinus vernichtet und Heraclian floh nach Afrika zurück, gelangte mit einem einzigen Schiff nach Karthago und wurde dort von Soldaten erſchlagen. Marinus folgte ihm nach Karthago, um die Mitſchuldigen der Verſchwörung und Empörung zu ſtrafen. Die beiden ſchuldloſen und verdienſtvollen Männer Marcellin und Apringius wurden von ihren Feinden in dieſe Sache verwickelt und der Teilnahme beſchuldigt. An Feinden fehlt es Männern von unbeſtechlicher Rechtlichkeit in hohen Ämtern und in aufgeregten Zeiten nie. Ihre Feinde waren hauptſächlich die ſtarrſinnigen Donatiſten und deren Anhang. Dieſe hofften ihr Haupt wieder erheben zu können, wenn Marcellinus nur erſt beſeitigt ſei, und das Verbrechen, deſſen ſie ihn fälſchlich nach der Konferenz zu Karthago beſchuldigten, ſchien ihnen erlaubt, wenn es wider ihn verübt werde. Marinus war dem Golde zugänglich, und beiden Brüdern wurde das Todesurteil geſprochen.

So wie Auguſtinus die Kunde ihrer Verhaftung erhielt, eilte er nach Karthago, um nichts unverſucht zu ihrer Rettung zu laſſen. Er war nicht der einzige Biſchof, der ſich lebhaft für ſie verwendete; aber ihre Feinde hielten Marinus in goldenen Schlingen! Deshalb ſagte dieſer hinterliſtig, die Biſchöfe möchten einen von den Ihren an das kaiſerliche Hoflager ſenden und die Gnade des Kaiſers in Anſpruch nehmen. Er ſprach aber nur ſo, um die Biſchöfe zu beſchwichtigen, damit ſie nicht etwa für die Gefangenen eine kirchliche Freiſtatt beanſpruchten und ſie ſeiner Gewalt entrückten; — und wirklich hatten ſie das Unglück ihm zu trauen. Auguſtinus beſuchte täglich ſeine Freunde im Kerker, tröſtete und erbaute ſie und wurde ſeinerſeits durch ihre fromme Ergebung erbaut. Einmal ſagte Apringius: „Ich begreife, daß ich durch meine Sünden mein Unglück verſchuldet habe; warum aber Marcellinus davon betroffen wird, der doch immer einen ganz chriſtlichen Wandel führte — das kann ich nicht begreifen." Da ſagte Marcellin zu Auguſtinus: „Wäre das auch wahr, was mein Bruder von mir ſpricht, ſo würde ich es doch als eine große

Erſtehe bald, Du heil'ges Zeichen,
Erhöre Deines Volkes Flehn,
Ein ſolches Sehnen ohne Gleichen
Sahſt Du noch nie durch Seelen gehn.
O komm und ſtille ihr Verlangen,
Das mit der Sehnſucht Stimme ſpricht!
Laß nicht vom Himmel Dich umfangen —
O komm! o komm! o zögre nicht!

Barmherzigkeit Gottes anſehen, hienieden geſtraft zu werden, um Gnade zu finden am Tage des ewigen Gerichts.“ So tief hatte der Geiſt der Buße ſein chriſtliches Gemüt durchdrungen!

Noch am Tage vor der Hinrichtung hatte ein Freund des Marinus Auguſtin in der Kirche aufgeſucht und beteuert, daß der Feldherr die Brüder losſprechen werde. Um ſo heftiger war ſein Schmerz, als er tags darauf, am 13. September 413, ihre Hinrichtung erfuhr. Er verließ ſogleich Karthago. Marcellinus Feinde hatten nun freilich den Mord der Gerechten erwirkt; aber die Untat trug ihnen nicht die erhofften Früchte ein; denn Kaiſer Honorius erkannte die Schuldloſigkeit der beiden Brüder an, ſetzte den Marinus ab und beſtätigte, — ja, verſchärfte alle Geſetze gegen die Donatiſten. Auguſtinus hatte in dieſem Jahr begonnen ſein großes Werk von der „Stadt Gottes“ zu ſchreiben und es dem Marcellin zugeeignet, indem es mit den Worten beginnt: „Du haſt mich zu „dieſer Schrift aufgefordert, mein vielgeliebter „Sohn Marcellinus.“ Aber erſt nach manchem Jahr ſchrieb er weiter und zu Ende; denn es drängten ſich andere Arbeiten dazwiſchen. Mit dem neuen Statthalter von Afrika, Macedonius, trat er ſogleich in diejenige Verbindung, welche die chriſtliche Caritas knüpft: er bat um Gnade für einige Verbrecher. In jenen Tagen der Willkürherrſchaft, welche erſt eben anfing durch chriſtliche Geſetze beſchränkt und geregelt zu werden, einerſeits; — und anderſeits, einer heidniſchen Zuchtloſigkeit, welche den Gehorſam um Gotteswillen nicht kennend, ſich nur ſo lange unterwarf als die Furcht oder der Vorteil währte, dann aber im wildeſten Ausbruch für den Zwang ſich rächte — fanden fortwährend die furchtbarſten Ungerechtigkeiten ſtatt. Dazu die ebenfalls heidniſche Verachtung des Menſchenlebens — des Menſchen, der dem Heiden nicht als Kind Gottes, als Bruder in Chriſtus galt; des Lebens, weil Chriſtus es nicht für's ewige Leben mit ſeinem Blut gewonnen hatte; — was wäre geworden, wenn die Kirche nicht immer die chriſtliche Bruderliebe gelehrt und geübt, und Tauſende von Unglücklichen, von Elenden nicht geſchützt und gerettet hätte. Macedonius ſchrieb zweifelnd zurück, ob die chriſtliche Religion den Biſchöfen eine Fürbitte geſtatte, welche Laſter und Frevel zu begünſtigen ſcheine, während Gott die Sünde doch ſo ſtreng verbiete. Auguſtinus antwortet: Die Biſchöfe ſuchten nur deshalb um Gnade für den Verbrecher nach, um ihm Zeit zur Buße und zur Beſſerung des Lebens zu gönnen. „Die Liebe, „welche wir für den Menſchen haben, deſſen Miſſetaten wir doch verabſcheuen, befiehlt uns auch, „für Verbrecher Fürſprache einzulegen, damit die „Strafe, die ihr Leben endet, nicht zu einer endloſen

„Strafe führe. Gott iſt langmütig gegen die Sün-
„der; er wartet auf ihre Bekehrung; er kann ſie
„durch ſchwere Leiden heimſuchen und zur Buße
„und Beſſerung führen, und der wahre Büßer will
„ſelbſt, daß das Böſe, das er getan hat, an ihm nicht
„ungeſtraft bleibe. Damit auch wir Langmut üben
„lernen, gedenke ein Jeder ſeiner Sünden. Haben
„wir nach der Taufe auch keine ſchwere Sünden be-
„gangen, ſo begehen wir doch ſolche, die wir nicht
„durch unfruchtbaren Schmerz, ſondern durch
„Opfer von Werken der Barmherzigkeit zu tilgen
„haben. — Zwar hat die bürgerliche Obrigkeit das
„Recht, auch am Leben zu ſtrafen, um die Ver-
„brechen zu hemmen; aber aus Furcht vor der
„Strafe vom Frevel ſich enthalten, das macht noch
„keine gute Menſchen. Liebe zur Gerechtigkeit —
„die iſt's, die uns gut macht; nicht die Furcht."

In einem zweiten Brief an Macedonius dankt Auguſtin für die Gewährung ſeiner Bitte und ſagt: „Die Tugend iſt ja nichts anderes, als daß
„wir das lieben, was wir lieben ſollen, Gott —
„den Quell und Urheber des ſeligen Lebens. Dies
„erwählen, iſt Klugheit. Hieran feſthalten und ſich
„durch kein Übel davon abbringen laſſen, iſt
„Stärke; durch keine Genüſſe, iſt Mäßigkeit; durch
„keine Begierden, iſt Gerechtigkeit. So übt die
„Liebe in der Tugend; und es heißt ſich ſelbſt nicht
„lieben, wenn man Anderes mehr, oder eben ſo ſehr

„liebt, als Ihn; denn unſer Zuſtand iſt um ſo „beſſer, je eifriger wir uns dem Beſten zuwenden.“

Daß er auch am rechten Ort zu ſtrafen wußte, zeigte er dem donatiſtiſchen Prieſter Donatus, der in einem Städtchen der Diözeſe die Anhänglichkeit an das Schisma bis zum Wahnwitz trieb und viele darin feſthielt. Er erklärte, er wolle im Irrtum verbleiben und darin umkommen; da er von Gott den freien Willen habe, wolle er ſich von keinem Menſchen, auch nicht zum Guten, zwingen laſſen; Chriſtus habe es ſeinen Jüngern freigeſtellt, bei ihm zu bleiben oder fortzugehen; und wenn er ſich das Leben nehme, ſo dürfe ihn Niemand tadeln, da der Apoſtel Paulus es zu den guten Werken rechne, den Leib den Flammen hinzugeben. Auguſtinus ſah mit tiefem Schmerz den Starrſinn dieſes Unglücklichen, der, echt häretiſch, aus einem abgeriſſenen Ausſpruch der mißverſtandenen Heiligen Schrift die Beſchönigung einer ſchweren Sünde machen wollte. Er ließ ihn gefangen nach Hippo führen. Auf dieſer Reiſe ſtürzte ſich Donatus einmal vom Pferde herab, um ſich zu töten, trug aber nur Verletzungen davon; — und ſprang dann in einen Brunnen, aus dem er gerettet wurde. In Hippo ſuchte Auguſtinus in gewohnter milder Weiſe ihn zu belehren und zu bekehren und hielt ihn, als das nicht gelang, in ſtrenger Gefangenſchaft damit nicht der Unglückliche nebſt der Seele auch noch den Leib töte.

Macedonius aber ſchrieb an Auguſtinus: „Ich bin tief ergriffen von der großen Weisheit, die aus deinen Schriften und aus deinen Briefen leuchtet. In jenen iſt das höchſte Maß von Geiſt, Wiſſenſchaft und Heiligkeit; in dieſen eine ſolche Zartheit, daß ich, wenn ich deine Bitten nicht erfüllte, mich ſelbſt verdammen müßte und mich nicht mit der Schwierigkeit der Sache, um die du bitteſt, entſchuldigen könnte. Hier zu Lande wollen Alle durchaus, daß man Alles tue, was ſie verlangen. Das tuſt du nicht. Du erkennſt die Grenzen an, die dem Richter geſetzt ſind und innerhalb derſelben ſprichſt du deine Begehren als Ratſchläge und mit einer Beſcheidenheit aus, welche den größten Forderungen Eingang verſchaffen würde, weil ſie es iſt, die auf den Mann von Ehre den beſten Eindruck macht."

Die Bewunderung der Zeitgenoſſen bemächtigte ſich jedes Blattes, das Auguſtinus geſchrieben und ſo wie er es geſchrieben hatte. Deshalb wurden auch ſchon die Anfänge der „Stadt Gottes" geleſen und Macedonius ſchreibt darüber an Auguſtin:

„Ich weiß in Wahrheit nicht, was ich am meiſten daran bewundern ſoll: iſt es die prieſterliche Vollkommenheit oder die philoſophiſche Entwickelung, iſt es die umfaſſende Kenntnis der Geſchichte oder der Zauber einer Darſtellung, die ſelbſt den Unwiſſenden an dieſe Schrift feſſelt und den Wunſch in ihm erregt, wenn er Alles geleſen hat, wieder von vorne anzufangen.“

Eigentümliche Gegenſätze von grauſamer Rohheit und hoher, ja höchſter Bildung bietet dieſe merkwürdige Zeit, die mit dem einen Fuß noch in der Blut- und Sumpflache des Heidentums ſteht und den andern auf die Leiter geſtellt hat, die das Chriſtentum errichtete, um die Höhen der Intelligenz und der ſittlichen Vollkommenheit zu erklimmen! Der Statthalter von Afrika lieſt und bewundert die „Stadt Gottes“ des heil. Auguſtinus!!

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Die Stadt Gottes.

Sie iſt Auguſtin's berühmteſtes Werk. Kaiſer Karl der Große ließ es ſich fleißig vorleſen und König Karl V., der Weiſe, von Frankreich belohnte Denjenigen, der es in's Franzöſiſche überſetzte, mit einem glänzenden Geſchenk, weil dadurch dies Kleinod des chriſtlichen Altertums einer größeren Zahl von Leſern zugänglich wurde. Auguſtinus begann es zu ſchreiben nach der Einnahme Roms durch Alarich. Das Chriſtentum war damals ſchon ſeit mehr als vierhundert Jahren in der Welt, hatte ſeine Warheit ſchon bis zu den äußerſten Grenzen der damals bekannten Erdteile ausgebreitet und ſie mit dem Blut von Millionen Martyrern bezeugt, hatte ganze Scharen von heiligen Lehrern, Bekennern und Aszeten, hatte ſeit einem Jahrhundert ſchon chriſtliche Kaiſer — und hatte dennoch das Heidentum nicht vollſtändig beſiegt. Der Fall Roms in die Hände des Gotenkönigs wurde die Veranlaſſung, welche das Heidentum benutzte, um dies Ereignis als eine Strafe der alten Götter für den Abfall von ihrem Kultus — und die Behauptung aufzuſtellen, das Chriſtentum ſei Schuld an dieſer welterſchütternden Kataſtrophe, welche unzweifelhaft lehre, daß es rächende Gottheiten gebe.

Marcellin und Voluſian, die damals beide in Afrika im Amt waren, erhielten Briefe aus Rom, aus Italien, teils voll jener Anſicht, teils voll Klagen über die Bitterkeit und den Ingrimm, womit die Heiden das Chriſtentum verunglimpften. Ähnliche Stimmen erhoben ſich überall, fanden Anklang und wurden beifällig nachgeſprochen. Dagegen nun erhob Auguſtinus, von jenen beiden Männer lebhaft dazu aufgefordert, ſeinerſeits die Stimme und ſchrieb die erſten Bücher der Stadt Gottes, in denen er nachweiſt, daß die Götter nicht Troja vom Untergang, nicht Karthago vor der Zerſtörung gerettet — und nicht den furchtbaren Grauſamkeiten gewehrt hatten, welche die Sieger über die Beſiegten verhängten. Ja, in Rom ſelbſt zur Zeit der Bürgerkriege und in den Kriegen Roms gegen fremde Völker, als überall noch der Götzendienſt in Blüte war, ſei ungleich mehr Blut gefloſſen, Menſchenleben vernichtet, Greuel verübt, als jetzt bei der Eroberung Roms. Dann aber geht er weiter und beleuchtet alle Abgründe des heidniſchen Wahnglaubens und des daraus entſpringenden Kultus — und dies Licht fällt auf ein Nachtbild fürchterlichſter Art, von deſſen Ungeheuerlichkeiten der Blick ſich mit Abſcheu und Grauen wendet, weil es gerade das Weſen und das Ziel des Idolenkultus iſt, den Menſchen in die Botmäßigkeit ſeiner böſeſten Leidenſchaften und zu den Reihen der gefallenen Engel hinabſtürzen.

Wohl haben große Denker des Heidentums verſucht, den Menſchen durch ihre Lehren aus dem ſchmachvollen Abgrund heraufzuziehen und ihm höhere, richtigere Begriffe von Gott und von menſchlichem Weſen, Ziel und Beſtimmung beizubringen verſucht ihn zu belehren über das, was er lieben und erſtreben müſſe. Aber ſie ſelbſt wußten es ja nicht! kein Pythagoras, kein Thales, kein Plato erſchwang ſich zu der Erkenntnis des einen, des ewigen, des höchſten Gutes. Sie wußten nicht was das ſei: die Liebe Gottes. Der Stern hatte noch nicht über Bethlehems Grotte geleuchtet; das Kreuz war noch nicht auf Golgatha aufgerichtet. Der gelehrte Römer Varro, ein Freund Cicero's, führt zweihundertundachtzig verſchiedene Meinungen an über das, was das höchſte Gut ſei, nach deſſen Beſitz der Menſch verlange.

Auguſtinus, dem die Platoniker den großen Dienſt geleiſtet hatten, ihn mehr und mehr von dem manichäiſchen Materialismus abzulöſen, ſpricht mit hoher Unparteilichkeit über die Philoſophen des vorchriſtlichen Altertums und erkennt bereitwillig an, daß ihr Geiſt gewiſſe ewige Wahrheiten erfaßte, auch gewiſſe göttliche Geheimniſſe gleichſam anrührte; nur aber nicht die Frage löſte, die den Kern des allgemein menſchlichen Strebens nach Glückſeligkeit ausmacht: was iſt das höchſte Gut? was ſollen wir ſuchen, was lieben?

Je nachdem die Antwort ausfällt, wird der Grundſtein gelegt zu den beiden Städten — Gottes, und der Welt — in denen ſich die Menſchheit von Anbeginn einbürgert. Die Antwort iſt entweder: Das höchſte Gut iſt Gott, der liebende, zärtliche, wunderbar erbarmungsvolle Gott der chriſtlichen Offenbarung, der Mittler und Erlöſer, der einſt ſelbſt dein großer Lohn ſein will und der nichts von dir verlangt, als dein Herz, d. h. deine Liebe; — oder ſie lautet: Es gibt kein höheres Gut weder für den Leib noch für die Seele, als die ſo reichen Gaben der Natur und ihren Genuß. Das iſt die Beſtimmung des Menſchen, der Grund ſeines Daſeins. Liebe alſo dieſe Güter, d. h. liebe dich ſelbſt in ihrem Genuß.

Der Urſprung dieſer beiden Städte — oder Staaten, oder Gemeinden, oder Reiche, wie andere überſetzen, — iſt eine zweifache Liebe: „die Liebe „zu Gott mit Verachtung der Selbſtſucht gründete „die himmliſche Stadt; und die Selbſtliebe mit „Verachtung Gottes gründete die irdiſche" — und ihre erſte Sonderung führt Auguſtinus zurück auf jenen erhaben geheimnisvollen Vorgang im Himmel, als ein Teil der ſeligen Geiſter in ſtolzer Selbſtſucht ſich gegen den allmächtigen Schöpfer empörte und auf ewig in Unſeligkeit verſank.

„Stadt Gottes nennen wir diejenige," ſagt Auguſtinus, „von welcher die Heil. Schrift Zeugnis „gibt: Glorreiche Dinge werden von dir ausgeſagt, „o Stadt Gottes." (Pſ. 86.) Und „Groß iſt der „Herr in der Stadt unſeres Gottes. Er begründete „ſie in Ewigkeit." (Pſ. 47.) Durch dieſe und ähnliche zahlreiche Zeugniſſe erhielten wir Kunde von „einer Stadt Gottes, deren Bürger wir in jener „Liebe zu werden verlangen, die der Begründer „derſelben uns einflößte. Aber die Bürger der Irdiſchkeit ziehen Ihm ihre Götzen vor und werden „Ihm feindlich, wie ſchon vor Anbeginn der himmliſchen und der irdiſchen Stadt ein Teil der Engel „Ihn anbetete."

Dieſe Wahl zwiſchen Selbſtliebe und Gottesliebe hat der Menſch zu vollziehen und je nachdem er wählt, reiht er ſich den Bürgern einer jener bei-

IV. „O clavis David!“

Klag', o klage, meine Seele,
Deine bittern Thränen zähle,
Seufze deinen Jammer aus.
An verlaſſenen Geſtaden
Stehſt du bang mit Schmerz beladen,
Fern von deiner Heimath Haus.

Wein', o meine Seele, weine,
Waſche dich in Zähren reine,
Sündenmoder waſche ab.
Siehe, wie du biſt gefangen,
Durch der Leidenſchaft Verlangen,
Wie in eines Kerkers Grab.

Waren dir denn nicht beſchieden
Sions Tage reich an Frieden,
Du bethörtes Israel?
Und zu Babyloniens Flüſſen
Biſt du jetzo hingeriſſen,
Trinkſt aus einem bittern Quell.

den Städte an, von denen die Einen ſich wie Fremdlinge hienieden betrachten, deren Pilgerſchaft das ewige Leben und deren Sehnſucht die Anſchauung Gottes zum Ziel hat, während die Andern ihre Glückſeligkeit hienieden in der Trennung von Gott ſuchen, ihr Ich zu ihrem letzten Ziel machen und, in dieſer Auflehnung beharrend, das Ende der gefallenen Engel in ewiger Unſeligkeit nehmen.

Wie der Menſch im Paradieſe gewählt hat — obſchon er bald mit bitterer Reue ſeine Wahl beweinte — das wiſſen wir. In Folge dieſes traurigen Falls iſt des Menſchen „geiſtiger Sinn, dem, „ſeiner Natur nach, Vernunft und Erkenntnisver„mögen inwohnt, durch finſtere uralte Leidenſchaf„ten geſchwächt und unvermögend, die richtige „Wahl zu treffen. Der Glaube muß dieſen Sinn „reinigen, belehren und fähig machen, den Glanz „der Seligkeit zu faſſen, die ihm beſtimmt iſt. Und „damit er in dieſem Glauben voll Zuverſicht zur „Wahrheit hinwandle, zog dieſe ewige Wahrheit, „Gott und Gottes Sohn, die Menſchheit an ohne „die Gottheit abzulegen, und ſtiftete und begrün„dete dieſen Glauben, auf daß der Menſch durch den „Gottmenſchen zu Gott wandele. Denn der „Menſch Jeſus Chriſtus iſt der Mittler Gottes und „der Menſchen. Dadurch nämlich iſt er auch der „Weg. Wenn zwiſchen dem, der da wandelt und „dem Ziele, wohin er wandelt, ein Weg in der Mitte

„liegt, dann iſt Hoffnung da, dies Ziel zu erreichen. „Fehlt es aber an dieſem Wege, oder iſt es nicht bekannt, wo er ſich befinde: wozu nützt es dann, das „Ziel zu wiſſen, das erreicht werden ſoll? Der einzige, vor allem Irren ſichere Weg iſt: daß Er ſelbſt „Gott und zugleich auch Menſch ſei; als Gott das „Ziel wohin, wir gehen; als Menſch der Weg, durch „den wir gehen."

Dann geht Auguſtinus die Geſchichte des alten Bundes durch und zeigt in ihr zwei Reihen des menſchlichen Geſchlechtes, die, von Kain und Abel an, nach einem verſchiedenen Ziel liefen, je nachdem ſie hienieden oder im himmliſchen Vaterlande die Stätte ihrer Glückſeligkeit ſuchten. Und dieſe zwei Reihen laufen ſeitdem durch die Weltgeſchichte; — die ganze Zeitlichkeit, in welcher Menſchen geboren werden und Menſchen ſterben, umfaßt die Dauer der beiden Städte. Äußerlich ſind ihre Bürger vermiſcht: Gute und Böſe werden von denſelben Schickſalen, Nöten und Bedrängniſſen heimgeſucht; und iſt die Bosheit fried- und ruhelos, ſo hat die Tugend nicht minder Kämpfe und Gefahren, nur in anderer Art, zu beſtehen. Aber der Bürger der Stadt Gottes hat ſeinen unzerſtörbaren Frieden in der Hoffnung auf ein ewig ſeliges Leben und in dieſer Hoffnung kann er ſchon hienieden zuweilen ſelig ſein; eine dauernde Glückſeligkeit findet im zeitlichen Leben aber auch für den Gerechten nicht ſtatt, denn Wechſelfälle und Tod ſind ihm gewiß und „die Natur des Menſchen iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß ſie nimmermehr vollauf und vollkommen ſelig ſein könne, bis ſie nicht erlangt hat, was „ſie verlangt; — und ſie verlangt volle Gewißheit, „daß der Stand ihrer Glückſeligkeit ewig währe. „Wer das glückſelige Leben nicht liebt, der kennt es „nicht. Wer es liebt, muß notwendiger Weiſe über „alle Dinge es lieben und folglich wünſchen, daß es „ewig ſei. Somit wird der Gerechte erſt dann ein „ſeliges Leben führen, wenn er aus der Zeit in die „Ewigkeit übergegangen ſein wird."

Wie im alten Bunde, ſo zeigt Auguſtinus dann auch in der Geſchichte des Evangeliums und der chriſtlichen Kirche die Bürger der beiden Städte, „die von Anfang bis zum Ende in dieſer Zeitlichkeit „mit einander verflochten ſind. Sie benutzen dieſelben zeitlichen Gaben; ſie werden heimgeſucht „von denſelben zeitlichen Drangſalen — aber in „verſchiedenem Glauben, in verſchiedener Hoffnung „und in verſchiedener Liebe, bis ſie am jüngſten Gericht von einander geſondert werden und jede zu „ihrem Ende gelangt, das kein Ende hat: zum „ewigen Lohn und zur ewigen Strafe; zum ewigen „Leben in Gott und zum ewigen Tode in der Trennung von Gott."

Dies iſt das dürftige und tote Skelett eines Werkes, das vom mächtigſten Leben des Geiſtes, von Glauben und Wiſſen, von Liebe und Weisheit durchatmet und durchſeelt iſt. Überdas iſt es eine merkwürdig intereſſante Enzyklopädie aller Meinungen, Anſichten, Streitfragen, welche damals die Welt bewegten. Auch die Gegner Auguſtin's haben hier den Stoff gefunden, wie ſie meinen, um ihm Vorwürfe zu machen; z. B. ſoll er geſagt haben, die Tugenden der Heiden wären glänzende Laſter. Keineswegs hat er das geſagt; ſondern das Gegenteil. Er fragt: „Warum hat der wahre Gott, der „die Königreiche in ſeiner Hand hält, das römiſche „Reich eines Beiſtandes gewürdigt, der es auf einen „ſo hohen Grad der Größe brachte?“ Und er antwortet: „Roms Macht war der Lohn der moraliſchen „Tugenden der alten Römer, welche arbeitſam, „uneigennützig, mäßig waren und mit großer „Selbſtverleugnung und perſönlicher Aufopferung „für das Wohl des Staates lebten. Dieſe natürlichen Tugenden verdienten einen Lohn, der ihnen „entſprach und da Gott das ewige Leben nicht dafür „verleihen konnte, ſo gab er irdiſchen Glanz und „vergänglichen Ruhm.“ Allerdings ſagt er dann auch, „daß eine Seele, die Gott nicht kennt, nicht „mit ihrem Gemüt und ihrer Vernunft ihm dient, „nicht ihre guten Eigenſchaften auf ihn zurückführt, „eher Fehler als Tugenden haben werde, denn die „Tugend, die in ſich ſelbſt ihr Genügen finde, ſei „Stolz und Dünkel zu nennen.“ Ohne den wahren

Glauben keine übernatürliche Tugend — das freilich lehrt er mit der größten Entſchiedenheit, nicht etwa weil er ein weiſer und heiliger Kirchenvater, ſondern einfach, weil er ein Chriſt iſt; allein den Wert der natürlichen Tugenden taſtet er nicht an.

Für ihn, der ſo heiß verlangte nach der Vereinigung mit Gott, nach der Anſchauung Gottes, war Alles, was dazwiſchen lag, eine Pein; — nicht blos die Pein des täglichen Kampfes, ſondern die der ungeſtillten Sehnſucht. „Unſer Friede hie„nieden," ſagt er, „beſteht mit Gott im Glauben; in „der Ewigkeit aber mit Gott im Schauen. In„deſſen iſt der Friede auf Erden mehr ein Troſt des „Elends, als eine Freude der Seligkeit. So iſt „auch unſere Gerechtigkeit, obſchon ſie wahrhaft iſt, „weil ſie auf unſer wahres Ziel ſich bezieht, dennoch „ſo beſchaffen, daß ſie mehr in der Nachlaſſung der „Sünden, als in der Vollkommenheit der Tugend „beſteht. Dies bezeugt das Gebet, welches jeder „Bürger der Stadt Gottes betet: Vergib uns un„ſere Schuld. Und ſelbſt dies Gebet iſt nicht wirk„ſam für Diejenigen, deren Glaube ohne Werke tot „iſt, ſondern nur für die, deren Glaube durch die „Liebe wirkt. So lange der verwesliche Leib die „Seele bedrückt, iſt die Vernunft zwar Gott unter„worfen, allein ſie befiehlt nicht vollkommen den „Leidenſchaften und es ſchleicht ſich noch manches „Unvollkommene ein, ſo daß der Gerechte, wenn

„auch nicht in den Werken ſelbſt, doch in verkehrten
„Worten oder in flüchtigen Gedanken ſicherlich noch
„ſündigt. Deshalb iſt ihm jenes Gebet ſehr not-
„wendig." —

„Wie die Seele das Leben des Fleiſches, ſo iſt
„Gott das ſelige Leben des Menſchen, und elend iſt
„das Volk, das Ihn nicht kennt." —

„Er iſt der Quell unſerer Seligkeit, das Ziel
„unſeres Verlangens. Um Ihm anzuhangen und
„Ihn zu ſchauen, wie er geſchaut werden kann, rei-
„nigen wir uns von den Makeln der Sünden und
„den böſen Begierden und weihen uns Seinem Na-
„men. Ihn erwählend, und abermals Ihn erwäh-
„lend, wenn wir in unſerer Trägheit Ihn verloren
„hatten, zielen wir nach Seiner Liebe, um nach Er-
„reichung dieſes Zieles zur glückſeligen Ruhe zu ge-
„langen und dadurch ſelig zu werden, daß wir in
„Ihm unſers Weſens Vollendung erhalten. Das
„höchſte Gut, über welches die Weltweiſen ſo viel-
„fältig ſtritten, iſt kein anderes als die Vereinigung
„mit Ihm, die in innerlicher, unausſprechlicher
„Umarmung die Seele mit wahren Tugenden er-
„füllt und nährt. Er iſt das Gut, das wir aus
„ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzer
„Kraft lieben ſollen. Zu dieſem Gut ſollen
„wir Diejenigen führen, die wir lie-
„ben; zu Ihm ſollen Jene uns führen,
„die uns lieben."

Wie ein heiliges Epos, wie eine chriſtliche Odyſſee, welche die Irrfahrten des Menſchengeſchlechtes auf dem ſtürmiſchen Meer der Zeit erzählt, *bevor* es den Kompaß gefunden und *nachdem* es ihn gefunden hat und ihn nun braucht oder nicht: ſo erſcheint mir die Stadt Gottes. Sie ſteht auf der Grenze des heidniſchen und des chriſtlichen Zeitalters. Man meint zu hören, wie ihre ehernen Tore nach der Seite des Heidentums hin zufliegen und die Epoche des Polytheismus abſchließen; — und zu ſehen, wie ein lichtes Tor ſich öffnet für den heiligen Reigen derjenigen, „die ihre Kleider gewaſchen haben im Blut des Lammes" und die „jenem Sabbath entgegen wandeln, deſſen Ende kein Abend, ſondern der ewige Tag ſein wird."

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Der Mann vom Meer.

Während der Donatismus dem Schickſal entgegen ging, dem jede Häreſie, früher oder ſpäter, verfällt, als ein trockner Zweig ohne Triebkraft zu Füßen des ewig grünenden Baumes der katholiſchen Kirche zu liegen, trat ein neuer Feind der alten Wahrheit ihr entgegen. Diesmal kam er aus Norden, von den Geſtaden des atlantiſchen Ozeans. An der nordweſtlichen Küſte von Wales lag das Kloſter Bangor in herrlicher, romantiſch ſchöner Gegend. Das alte Land der Druiden, wohin ſich Britanniens Ur-Einwohner, der keltiſche Stamm der Britten, vor den Eroberungen der Römer, der Sachſen, der Normannen zurückzog und wo er viele Jahrhundert lang um ſeine Freiheit kämpfte, iſt noch jetzt wie ein verhallendes Gedicht im proſaiſchen Spindelgeſchwirr des baumwollſpinnenden Englands. Dieſe einſame wilde Natur eignet ſich zur feſten Burg eines Volkes, das für ſeine Unabhängigkeit kämpft — und unglücklich kämpft. Sie hat einen eigentümlich melancholiſchen Charakter, der freilich den meiſten Küſten der nordiſchen Meere eigen iſt, und den Menſchen zum ernſten Sinnen ſtimmt. Das Kloſter Bangor war von iriſchen Mönchen gegründet. Wie die Kunde vom klöſterlichen Leben, ja überhaupt vom Chriſtentum, nach dieſen, vom Mittelpunkt der damaligen Welt ſo fernen Ländern drang — ob durch Chriſten, die unter den Soldaten der römiſchen Legionen waren — ob Kriegsgefangene das Chriſtentum auf dem Feſtlande kennen lernten und nach ihrer Heimat zurückbrachten — ob fremde Sklaven es mit ſich führten, als ihr einziges Gut — ob Handelsleute die „koſtbare Perle“ des Evangeliums gewonnen hatten — wer weiß das! Die frohe Botſchaft war nun einmal in der Welt und hatte ihre Sendboten, wie der Frühling ſeine milden Lüfte, ſeine Zugvögel hat. Es war ja auch ein Geiſtesfrühling für die Menſchheit angebrochen. Wohin das Chriſtentum drang, war überall in ſeinem Gefolge das klöſterliche Leben: in der egyptiſchen Thebais, auf den waldigen Höhen von Pontus, auf den üppigen Fluren von Numidien, auf den grünen Hügeln Irlands; — und überall war es zu Hauſe. Das iſt ein Zeugnis für ſeine übernatürliche Wurzel. Hätte es die nicht, ſo würde es ſich auf Lokalitäten, auf einzelne Völker beſchränken. Aber nein! Wo die frohe Botſchaft aufgenommen, wo die chriſtliche Lehre erfaßt wird, wo der Glaube friſch und freudig aufſteht und dem wiedergeborenen Menſchen ſeine übernatürliche Erbſchaft zurückgibt: da erblüht das Kloſterleben. Alle Sekten, die es verwerfen, mögen ſie heißen wie ſie wollen, beweiſen dadurch, daß ſie ſehr weit vom Chriſtentum abgekommen ſind.

Im Kloſter Bangor lebte zu Anfang des Jahrhunderts ein Mönch Namens Morgan. In der alten Sprache der Britten ſoll dies die Bedeutung haben: vom Meer. Nach Rom gravitiert die chriſtliche Welt, ſeitdem ſie chriſtlich iſt. Das iſt nun einmal ſo. Das Planetenſyſtem hat ſein ihm inwohnendes Geſetz: es gravitiert nach der Sonne. Die Sonne der chriſtlichen Welt iſt Rom, damals wie jetzt. Auch Morgan hatte dieſen Zug und folgte ihm. Er ging nach Rom. Die großen Kirchenlehrer damaliger Zeit, ein Chryſoſtomus, ein Hieronymus, ſprechen lebhafte Mißbilligung der Unſitte aus, daß Mönche ohne Auftrag und Sendung ihrer Vorſteher ihr Kloſter verließen — und weiſen mit ſcharfen Zügen auf die großen Nachteile hin, welche ein umherſchweifendes Leben dem Mönch notwendig bringen muß. Genug, Morgan ging, geſendet oder nicht, nach Rom und traf dort mit einem iriſchen Mönch Namens Cöleſtius zuſammen, der früher Rechtsanwalt geweſen und jetzt ſehr eingenommen für die Irrlehre der Entbehrlichkeit der göttlichen Gnade war, welche von einem Syrer, Rufinus, gelehrt wurde und dem Dünkel der Menſchen gefiel. Der Ire zog den Britten in Rufin's Hörſaal und bald war auch er von der Irrlehre angeſteckt. Beide hatten Schärfe des Verſtandes; Cöleſtius verband damit Keckheit und Rednertalent, Morgan Schlauheit und eine große Geſchicklichkeit, mit katholiſchen Bezeichnungen zu ſpielen. Dieſer wirkte mehr im Stillen für den Irrtum, Jener trat mit hochtönenden Worten verwegen auf. Ihr Wandel war ohne Tadel; Paulin von Nola und der Senator Pammachius, der gottſelige Freund des Hieronymus, kannten und achteten ſie. Morgan veränderte ſeinen brittiſchen Namen „vom Meer" in Pelagius, was im Griechiſchen ungefähr dieſelbe Bedeutung hat — und damit ſteht der Häreſiarch, der Feind der göttlichen Gnade, der Gegner Auguſtin's auf dem Schauplatz der Zeit und des Kampfes — und es

Hängſt an Babels Weidenzweigen,
Die ſich traurig zu dir neigen,
Die geliebte Harfe auf;
In dem Well- und Windgeflüſter
Seufzeſt du und ſchaueſt düſter
Auf der grünen Wogen Lauf.

Von den Lippen bebt dir leiſe
Deiner Schwermuth Trauerweiſe,
Klage nur, nicht mehr Geſang:
„Freiheit! Freiheit! ich — gebunden!
„Ich von Feſſeln ſchwer umwunden,
„So die eigne Hand errang.

„Leben! ſüßes heil'ges Leben!
„Ich — dem Tode hingegeben,
„Leiche in des Leibes Sarg!
„Licht, o Licht! — und ich im Schatten,
„Weil die Sünde ſich im matten
„Dämmerlicht der Täuſchung barg.

„Hätt' ich treu zu euch gehalten,
„Würde Friede in mir walten,
„Ungetrübt, ein ſtiller See.

ſollte ſich entſcheiden, ob der Chriſt durch Chriſtus oder ohne Ihn ſein Ziel, das ewige Leben erreichen könne; denn ohne Chriſtus, den Gnadenſpender, iſt der, welcher freiwillig die Gnade verwirft. Dies wurde freilich nicht ſo geſagt, denn Pelagius verſtand zu verlarven und zu bemänteln; aber im Grunde iſt es ſo: iſt nicht die Gnade, ſondern der menſchliche Wille bei dem Geſchäft der Bekehrung und Heiligung die höchſte Kraft, ſteht er in der erſten Reihe, ſo iſt der Menſch ſein eigener Erlöſer, und dann hat die Menſchwerdung, das Leben, Leiden und Sterben des Gottesſohnes keine Bedeutung für ihn.

In einer Geſellſchaft von chriſtlichen Männern zu Rom ſprach man von den Bekenntniſſen des Biſchofs von Hippo und von deſſen bekanntem Ausruf: „Gib mir Kraft, o Herr, zu tun was Du gebieteſt und dann gebiete was du willſt!“ Pelagius verdammte höchſt entrüſtet dies ſchöne Gebet und geriet faſt in Wortwechſel mit dem frommen Biſchof, der es angeführt hatte. Die Maske begann zu fallen. Er gab einige Schriften heraus, in denen er aber noch immer katholiſchen Worten eine häretiſche Bedeutung gab, ſo daß ſie Oberflächliche täuſchen konnte. Er ſprach von der Gnade, aber ſie war für ihn nichts anderes, als die Lehre und das äußere Beiſpiel Chriſti. Seine Anhänger und Schüler ließ er freier reden, um zu hören, welchen Eindruck wohl ſein Syſtem mache und um die Segel ſpannen oder einziehen zu können, je nach der Gunſt oder Ungunſt der öffentlichen Stimmung. Sie war aber günſtig, inſofern der irdiſche Sinn ſtets mit Wohlwollen das Gleichartige aufnimmt und eine ſehr begreifliche Zuneigung für Lehren hat, mit denen er ſich entweder im Gleichgewicht oder durch ſie geſchmeichelt fühlt. Dieſe beiden Eigenſchaften beſitzt die katholiſche Lehre nun einmal nicht. Die Lehre von der Erbſünde, die uns in unſerem innerſten Weſen geknickt zeigt, iſt nicht im Einklang mit unſerem Hochmut; und die Lehre von der göttlichen Gnade, die wie ein himmliſcher Luftzug den Funken des Guten in uns anhauchen muß, damit er zur Flamme werde und nicht in der Aſche erſterbe, iſt nicht ſchmeichelhaft für unſere Selbſtgefälligkeit. Dafür aber ſind dieſe Lehren wahr und führen ſie den Menſchen zur Wahrheit und folglich auch zu ſeiner wahren Größe: in der demütigen Erkenntnis ſeiner Schwachheit zieht er die Gnade auf ſich herab. „Ich kann Alles in Dem, der mich ſtark macht,“ ſpricht der große Apoſtel. Aber Pelagius nicht. Er lehrte hauptſächlich:

Adam's Sünde habe nur ihm geſchadet, nicht ſeinen Nachkommen. Das Böſe, womit die geſamte Menſchheit zu kämpfen habe, entſtehe nur aus der Nachahmung. Zur Überwindung des Böſen genüge die natürliche Kraft zum Guten und der richtige Gebrauch der Freiheit. Deren Anwendung lehre den Juden ihr Geſetz und den Chriſten die Lehre und das Beiſpiel Chriſti. Dies genüge um ohne Sünde leben zu können.

Es war alſo ein ziemlich rationaliſtiſches Bekenntnis, d. h. ein unchriſtliches. Wer die Erbſünde leugnet, leugnet indirekt den Mittler, den Erlöſer und ſtellt den Gottmenſchen unter die weiſen Männer, die wie Sokrates, wie Moyſes, ihre Zeitgenoſſen belehrten und erbauten, aber ihnen nicht jenes übernatürliche Mittel brachten, das zur chriſtlichen Vollkommenheit notwendig iſt: die übernatürliche Gnade.

Auguſtinus hörte von dieſen Schriften des Pelagius und tief gingen ſie ihm, dem Sohn der Gnade, zu Herzen. Doch wollte er nichts gegen Pelagius ſchreiben, bevor er nicht entweder die Schriften geleſen, oder den Mann ſelbſt kennen gelernt habe. Nach der Einnahme von Rom gingen Pelagius und Cöleſtius nach Sizilien, wo ſie gerade lange genug blieben, um den häretiſchen Unkrautsſamen auszuſtreuen; dann nach Hippo, wo ſie ſich kaum aufhielten, weil Auguſtinus nicht anweſend war; dann nach Karthago. Dort trafen ſie ihn. Aber ſehr beſchäftigt, wie er eben wegen der großen Konferenz mit den Donatiſten war, ſah er ſie nur flüchtig. Es fiel ihm aber auf, daß er dort einſt in einer geſellſchaftlichen Zuſammenkunft die irrige Lehre behaupten hörte: Den neugebornen Kindern ſei die Taufe nicht notwendig zur Seligkeit, weil ſie nicht geſündigt hätten. Die Ahnung ſtieg in ihm auf, daß dies die Frucht der Anweſenheit des Pelagius ſein könne; allein er hatte nicht Zeit, ſich mit Widerlegung dieſes Irrtums zu befaſſen. Pelagius ſchiffte ſich noch in demſelben Jahre zu Karthago ein und ging nach Paläſtina, während Cöleſtius dort blieb und ſich bei dem Erzbiſchof Aurelius um die Prieſterweihe bewarb. Er machte aber aus ſeinen Anſichten kein Hehl, ſprach ſie mit großer Selbſtgefälligkeit aus und erregte das Mißfallen der Katholiken. Überdas kam gerade damals ein Diakon der Kirche zu Mailand, ein Freund und Vertrauter des heiligen Ambroſius, aus Italien nach Karthago. Dieſer kannte ſchon die Pelagianiſchen Umtriebe in Wort und Schrift, und warnte den Erzbiſchof, indem er ihm eine Darlegung der Irrtümer zuſtellte, die Cöleſtius ſowohl ſelbſt lehrte, als auch durch ſeine Anhänger verbreiten ließ. Statt alſo ihm die Prieſterweihe zu erteilen, berief der Erzbiſchof den Cöleſtius vor eine Synode, um ihn über ſeine Rechtgläubigkeit zu prüfen und legte ihm die Anklage über ſeine Irrtümer vor. So dreiſt Cöleſtius bisher immer und überall ſich ausgeſprochen hatte, wagte er doch nicht in dieſer ehrwürdigen Verſammlung geradezu die Lehre von der Erbſünde — eine der Fundamentallehren des

Chriſtentums — zu leugnen. Er verwickelte ſich in halbe Zugeſtändniſſe und behauptete endlich, viele katholiſche Prieſter leugneten die Erbſünde. Der Aufforderung, dieſe Prieſter zu nennen, wußte er nicht anders zu entſprechen, als indem er ſeinen Lehrer, Rufin den Syrer, nannte und ihm dadurch ein rechtgläubiges Gewicht zu geben dachte, daß er hinzuſetzte, dieſer lebe in Rom bei dem allen Katholiken durch ſeine Gottſeligkeit wohlbekannten Senator Pammachius. Selbſtverſtändlich machte dies nicht den beabſichtigten Eindruck, da es ſich nicht um den Umgang Rufin's mit dieſer oder jener Perſon handelte, ſondern um deſſen Glauben. Wie Cöleſtius ſich auch zu drehen und die Sache zu wenden wußte — irrgläubig war er und da er ſo gelehrt und ſo geſchrieben hatte, war er ein Irrlehrer, mit dem die katholiſche Kirche nichts zu ſchaffen haben kann, weil ſie nicht dulden darf, daß die göttliche Wahrheit der Offenbarungslehren durch Verneinung, Entſtellung, Hinzutun, oder Hinwegnehmen angetaſtet werde. Die Synode ſchloß den Cöleſtius von der Kirchengemeinſchaft aus, damit er gekennzeichnet und der Gläubige vor ihm gewarnt ſei. Cöleſtius appellierte gegen dieſen Ausſpruch an Papſt Innocenz; aber anſtatt ſich nach Rom zu begeben und dort ſeine Verteidigung zu führen, um das Urteil rückgängig zu machen, ſchiffte er ſich nach Kleinaſien ein und ging nach Epheſus, im Jahre

412. Die Anhänger, die er in Karthago gefunden, durften ſeine Meinungen nicht öffentlich verbreiten, weil der allgemeine Abſcheu auf ihnen laſtete, nachdem der Glaube der Kirche feſtgeſtellt war, und nur ein heimliches Gemurmel blieb ihnen übrig.

Auguſtinus war nicht bei dieſer Verſammlung von Biſchöfen der Kirchenprovinz geweſen; als er aber die Kunde der offenbaren Häreſie, die in Karthago entlarvt und verdammt ſei, erhielt, verfaßte er ſogleich eine Abhandlung über Schuld und Nachlaſſung der Sünden. „Man kann in Fragen, die „noch nicht unterſucht und noch nicht durch den „Ausſpruch der allgemeinen Kirche feſtgeſtellt ſind, „den Irrtum dulden und den Zweifel gelten „laſſen," ſagt er, „aber man darf nicht geſtatten, „daß dieſe die Grundfeſte des Glaubens angreifen „und erſchüttern. Die Kirche, unſere Mutter, hat „allezeit und bei allen Völkern, im Morgenland „und Abendland gelehrt, daß die Taufe zur Nachlaſſung der Sünden — der Erbſünde und der „eigenen Sünde — erteilt werde. Da die Erbſünde „auch an dem neugebornen Kinde haftet, befreit die „Taufe es von dieſer Schuld. Mit Schmach würde „ſich derjenige bedecken, der dieſen Glaubenspunkt „leugnete. — So wie der Geiſt der Gerechtigkeit „Desjenigen, durch welchen die Kinder wiedergeboren werden, ihnen den Glauben mitteilt, den ſie „noch nicht durch eigene Willenstätigkeit haben

„können; — ebenſo teilt die ſündhafte Fleiſchlichkeit
„derjenigen, von denen ſie geboren werden, ihnen
„eine Schuld mit, welche ſie durch ihr eigenes Leben
„ſich nicht zuziehen konnten. Wie der Geiſt des
„Lebens ſie als Gläubige in Chriſtus wieder gebiert,
„ſo erzeugt ſie der Leib des Todes als Sünder
„in Adam. — Es gibt auf Erden gerechte,
„kluge, große, enthaltſame, fromme Menſchen,
„Menſchen die mit Starkmut die Leiden der Zeit
„ertragen, ohne Sünde aber ſind ſie nicht und
„Keiner unter ihnen darf verſchmähen, um Gnade
„zu beten. Gottes Gnade enthüllt uns die Hinderniſſe,
„die in uns ſind, um das Gute zu tun und
„das Böſe zu meiden und die unſere Schwachheit
„uns verdeckte. Gottes Gnade läßt uns Wohlgefallen
„an dem Guten haben, das früher reizlos
„für uns war. — Auf die Behauptung der Feinde
„der Kirche, daß der Menſch nicht mehr nach der
„Nachlaſſung der Sünden ſterben dürfe, wenn der
„Tod eine Folge der Sünde ſei, könnte man
„ebenſo fragen: warum dauert nach der Nachlaſſung
„der Sünden die mühſame Arbeit für den
„Menſchen fort? warum trägt die Erde noch
„immer Diſteln und Dornen? Vor der Erlöſung
„war Mühe und Arbeit eine Strafe für den Sünder;
„nach derſelben ſind ſie Kämpfe und
„Prüfungen für den Gerechten. Was den Tod betrifft,
„ſo hilft uns die Nachlaſſung der Sünden

„über deſſen Schreckniſſe ſiegen; der Tod ſelbſt iſt „geblieben, um uns Gelegenheit zu dieſem großartigen Siege zu geben. Denn wahrlich! wäre es „etwas Geringes, die Schrecken des Todes durch den „Glauben zu überwinden, ſo würde der Ruhm der „Martyrer nicht ſo groß ſein und der Heiland nicht „im Evangelium geſagt haben: Niemand kann „eine größere Liebe haben, als das Leben für ſeine „Freunde zu laſſen.“

Zu derſelben Zeit ſchrieb er eine Abhandlung „Von dem Glauben und von den Werken“. Sie war hervorgerufen durch eine neue irrige Meinung, der zufolge Einige behaupteten, es käme für das ewige Heil Alles auf den Glauben an, Nichts auf die Werke. Deshalb dürfe man auch den größten Sündern, welche die Sakramente der Taufe und der Eucharistie begehrten, dieſelben nicht verſagen; denn wer die Taufe empfangen habe, werde ſelig. Dieſen heilloſen Wahn wiederlegt Auguſtin: Wer in der ſchweren Sünde beharrt, darf nicht zu der Taufe zugelaſſen werden. Stirbt er in der ſchweren Sünde, ſo wird er — getauft oder ungetauft — verdammt werden. Heilſame Zucht iſt ebenſo notwendig wie milde Behandlung. Aber nur dem bußfertigen Sünder darf erlaubt werden, den Sakramenten zu nahen.

Aus all’ dieſem Irren und Wirren ſieht man die ungemein rege Teilnahme der Geiſter für die

Wahrheit. Es war nicht mehr der heidniſche Materialismus der großen Maſſen. Ein höheres Element war bei ihnen wach geworden; es ſuchte Nahrung — nur nicht immer auf dem richtig geraden Wege, wie das ſo häufig geſchieht, weil Leidenſchaft den Geiſt allzu oft verblendet und lenkt; aber es war doch Platz gemacht in der Seele für höhere Intereſſen und die Teilnahme für alle religiöſen Fragen zeugt für eine geiſtige Bewegung nach dem Chriſtentum hin. Alle dieſe Menſchen hatten ja großenteils die Taufe erſt im ſpäteren Leben empfangen, und die Eltern von Vielen waren noch Heiden geweſen. Die Auguſtine aber, die mit ihrem erſten chriſtlichen Schritt ſogleich im Mittelpunkt der Kirche ſtehen und all ihr Licht und all' ihre Kraft ſogleich ohne Wanken und Schwanken in ſich aufnehmen, ſind keine alltäglichen Erſcheinungen. Die Mehrzahl muß ſich hinein arbeiten, hinein finden und tauſend Fragen, die mit den Angewöhnungen des früheren Standpunktes zuſammenhängen, oft ſehr mühſam zurechtlegen. Daher denn auch die vielen verkehrten Fragen und verkehrten Antworten. Blieb dieſe Verkehrtheit in ihren Schranken, maßte ſie ſich nicht das endgültige Urteil in dieſen Dingen an, hielt ſie feſt an dem Glauben, daß der Gottmenſch die Kirche eingeſetzt und ihr den Heiligen Geiſt gegeben habe, der ſie in der Wahrheit leite und erhalte — und daß der

Lehrmund der Kirche der Ausſpruch des Heiligen Geiſtes ſei, dem kein vernunftbegabtes Weſen ſich widerſetzen werde: ſo war jene Verkehrtheit nur eben eine von den zahlloſen Schwächen, denen der Menſch, auch in ſeinem beſten Streben, unterworfen iſt und die ihn zur Demut im Hinblick auf ſich ſelbſt, zur Geduld im Hinblick auf Andere, bewegen ſollen. Ging ſie aber in Starrſinn über, ſtützte ſie ſich auf den Hochmut, fand ſie mehr Wohlgefallen an ihrer kleinen Beſonderheit, als an der großen Einheit: ſo war das der Weg, der zur Häreſie führt.

Von Hochmut irgend einer Art war Auguſtin's Seele nicht verfinſtert. Während jede Glaubensfrage zur Erörterung, Aufklärung und Sichtung ihm vorgelegt wurde und Jeder ſich beruhigt fand, der Auguſtin's Anſicht von der Sache vernommen hatte, bittet er ſeine Freunde, ſie möchten ihn nicht verteidigen, wenn man ihn tadele, und beſonders nicht behaupten, daß er ſich niemals geirrt habe. „Ihr würdet eine ſchlechte Sache führen und ſie ſogar vor mir verlieren," ſagt er und bittet, daß man ihm den Gefallen erweiſe, ihm ſeine Fehler bemerklich zu machen. Er hatte ſchon damals ein Vorhaben, das er auch ſpäter ausführte, alle ſeine Schriften, die teilweiſe in ſo großer Eile und im Drange von tauſend wichtigen Geſchäften abgefaßt waren, einer kritiſchen Durchſicht zu unterwerfen.

„Doch der findet keinen Frieden,
„Der von dem Geſetz geſchieden,
„Selbſt ſein Heil verkehrt in Weh.

„O Erlöſung, Wort der Worte!
„Sprenge auf des Kerkers Pforte,
„Wenn dich Reue rühren mag!
„Stern, der Jacobs Haus beſchienen,
„Ja, du ſcheinſt jetzt auf Ruinen,
„Doch du kündeſt an den Tag.

„Goldner Schlüſſel Davids, ſprenge
„Die Gefängnißthür, die enge,
„Die ſich öffnet Dir allein!
„Zepter Du in Jacobs Hauſe,
„O zerbrich die düſt're Klauſe,
„Laß mich nicht gefangen ſein!

„Was Du ſchließeſt, bleibt geſchloſſen,
„Wo Du öffneſt gnadumfloſſen,
„Geht's mit Dir zum Sieg hervor.
„Laß mich nicht in Ketten liegen,
„Laß mit Dir mich kämpfen, ſiegen —
„Komm! thu' auf der Gnade Thor.

Nicht der Umſtand, in den eigenen Schriften nichts ändern zu wollen, ſagt er, werde einem Schriftſteller Anſehen geben, ſondern der, nichts zu ſchreiben, was verbeſſert werden müßte; hat man ſich aber zu dieſer Vollkommenheit nicht erheben können, ſo müſſe man gutwillig widerrufen. Ein anderes Mal, als er die Menge und die Verbreitung ſeiner Werke beſpricht, ſchreibt er: „Meine „Schriften ſind in zu vielen Händen, als daß ich ſie „verbeſſern könnte; aber ſo lange ich lebe, bin ich „im Stande, mich ſelbſt zu beſſern.“

Einmal fand ſich ein Biſchof beleidigt, weil Auguſtin in einer kleinen Abhandlung an die fromme römiſche Wittwe Paulina über die Anſchauung Gottes geſagt hatte: Mit unſeren leiblichen Augen würden wir dieſe ſelige Anſchauung nicht genießen. Der Biſchof war anderer Meinung und hatte ſie auch in einer Schrift ausgeſprochen. Als Auguſtinus hörte, daß ſich der Biſchof gekränkt fühle, war er ſehr bekümmert und ließ durch Aurelius von Karthago um eine Zuſammenkunft bitten, welche das Mißverſtändnis beſſer aufkläre, als ein Briefwechſel. Doch der Biſchof lehnte es ab. Da ſchrieb Auguſtinus eine weitläufige Auseinanderſetzung an Fortunatian von Sicca, der mit jenem befreundet war, und flehte ihn an, Vermittler und Fürſprecher zu ſein und ihm die Verzeihung des Biſchofs zu erwirken und zu melden. Bis der fragliche Punkt friedlich zwiſchen ihnen beiden verhandelt ſei, ſetzte er hinzu, wollten ſie zunächſt ihr Herz mehr und mehr reinigen und läutern, da es keinem Zweifel unterliege, daß die reinen Herzen Gott ſchauen würden.

Einmal bat er in einer Homilie die Gläubigen von Hippo demütigſt um Verzeihung, wenn es je geſchehen ſein ſollte, daß er, von den Sorgen und Unruhen ſeines Amtes eingenommen, eines ſeiner Kinder unfreundlich aufgenommen oder ſtreng angeblickt oder angeſprochen habe. „Die Henne, die „ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt, um ſie „zu erwärmen, tritt zuweilen mit dem Fuß auf ſie, „hört aber deswegen nicht auf, eine zärtliche Mut„ter zu ſein," ſprach er. Solche Äußerungen rührten ſeine Zuhörer oft zu Tränen, und auch er war durch die Stärke ſeines Gefühls und die Zartheit ſeiner Empfindungen nicht ſelten zu Tränen bewegt.

Mit demütiger Bereitwilligkeit beantwortete er jeden Brief, von Bekannten und Unbekannten, worin ihm religiöſe oder philoſophiſche Fragen vorgelegt wurden — gewiß ein Zeichen von unſäglicher Güte bei dem Drang ſeiner Geſchäfte. Evodius von Uzala bat ihn einmal, um ihm nicht läſtig zu fallen, nur flüchtig eine ſolche Frage zu beantworten. „Das kann ich nicht", ſchrieb Auguſtinus zurück; „meine Briefe werden von zu vielen Leuten ge-

„leſen, als daß ich ſie nicht mit der gehörigen Aufmerkſamkeit
„fleißig ausarbeiten ſollte, wozu die
„Zeit nicht immer ausreichen will. Zuweilen habe
„ich eine wichtige und ſchwere Arbeit, die all' meine
„Gedanken in Anſpruch nimmt, unter den Händen.
„Da muß ich ſie unterbrechen, um Fragen zu beantworten.
„Und während ich mit dieſen mich beſchäftige,
„kommen ſchon wieder neue Fragen, ſo
„daß ich oft nicht weiß, was ich zur Hand nehmen
„oder bei Seite legen, was ich unterbrechen oder zu
„Ende bringen ſoll."

Die frühere Spannung mit Hieronymus war längſt gelöſt und hatte gegenſeitiger freundſchaftlicher Verehrung Platz gemacht. „Der heilige und gelehrte Auguſtinus" — pflegte Hieronymus ihn zu nennen. Sie wechſelten ab und an einen Brief über irgend eine ſchwierige Frage, und begegneten ſich in dem unauslöſchlichen Durſt nach Erkenntnis göttlicher Wahrheit, die den einen in ſeiner Bethlehemitiſchen Grotte und den andern auf ſeinem Biſchofsſitz beſeelte. Eine ſolche Frage war die über den Urſprung der Seelen. Die einen, und mit ihnen Hieronymus, hielten dafür, daß Gott ſie immer neu erſchaffe und mit dem Körper verbinde; die andern folgten Tertullian's Anſicht, daß ſich die Seele von den Vätern auf die Kinder vererbe. Auguſtinus hielt ſich zu keiner Partei. Fragte man ihn um ſeine Anſicht, ſo geſtand er ſeine Unwiſſenheit, ſelbſt dann wenn er hören mußte: „Du biſt ein Meiſter in Iſrael und weißt das nicht?“ Dem jungen ſpaniſchen Prieſter Oroſius, der ſich vor den Häreſien, welche die ſpaniſche Kirche, und vor den barbariſchen Völkern der Alanen und Sueven, welche die ſpaniſchen Lande verwüſteten, nach Afrika flüchtete, ſich ein Jahr in Hippo bei Auguſtinus aufhielt und dann nach Paläſtina reiſte, gab Auguſtinus einen Brief, der eine Abhandlung über dieſe Frage war, an Hieronymus mit und ſchrieb dazu:

„Ich habe Gott gebeten, der uns zu ſeiner Herr„lichkeit berufen hat, daß es uns beiden geiſtigen „Gewinn bringen möge, was ich jetzt mit dir, hei„liger Bruder Hieronymus, beſprechen und erör„tern möchte. Obſchon du älter biſt als ich, ſo bin „doch auch ich ſchon ein Greis (im Jahre 415 war „Auguſtinus im einundſechzigſten Jahre) und ich „frage einen andern Greis um Rat. Kein Alter „iſt zu hoch, wenn es ſich darum handelt, etwas zu „lernen. Zwar iſt es mehr die Sache der Alten zu „lehren, als zu lernen; indeſſen ſteht es ihnen doch „beſſer an zu lernen, als das nicht zu wiſſen, was „ſie lehren ſollten. Bei der peinlichen Anſtrengung, „welche die Löſung ſchwieriger Fragen koſtet, iſt „mir nichts ſchmerzlicher, als deine große Entfer„nung. Täglich wünſchte ich dich ſehen zu können, „um über Alles, was mich beſchäftigt, mit dir zu

„ſprechen. Statt deſſen vergehen nicht Tage, nicht „Monate, ſondern Jahre, um dir meine Briefe zu „überſenden und die deinen mir zu bringen!"

Was die geheimnisvolle Frage ſelbſt betrifft, ſo neigt ſich Auguſtinus zur Anſicht des Hieronymus; aber nicht unbedingt, weil ihm dann die Erbſünde eine große Schwierigkeit machte. Denn, fragt er, wenn die Seele für jeden Körper neu erſchaffen wird und ſich nicht von Adam an auf uns vererbt, wie kann man ſagen daß ſie von der Erbſünde befleckt ſei?

Darauf läßt ſich antworten: Nicht die Seele, ſondern der Menſch, dies geheimnisvolle Weſen, das aus Leib und Seele beſteht, der Menſch iſt mit der Erbſünde befleckt; und wie der Leib dereinſt, wenn der Menſch das übernatürliche Ziel ſeiner Erſchaffung endlich erreicht, an der Verklärung ſeinen Anteil hat: ſo hat die Seele am Anfang der menſchlichen Laufbahn ihren Anteil an der Verfinſterung.

Am Schluß des Briefes bekennt Auguſtinus abermals ſeine Unwiſſenheit und ſetzt hinzu: „Es „gibt noch viele andere Dinge, die ich nicht weiß: „ja, es gibt deren ſo viele, daß ich ſie weder erwähnen noch aufzählen kann."

Oroſius kam gerade zu rechter Zeit nach Jeruſalem, um die Verhandlungen mit Pelagius dort zu erleben. Wie ſehr deſſen Irrlehre den Biſchof von Hippo beſchäftigten, war ihm bekannt.

Zwei römiſche Jünglinge von vornehmer Familie, gebildet, unterrichtet und fromm, hatten ſich in Rom an Pelagius angeſchloſſen, deſſen ernſtes und ſtrenges Leben ſie ungemein erbaute und auf ſein Zureden hatten ſie ſich entſchloſſen, der Welt mit ihren glänzenden Ausſichten und gefährlichen Freuden zu entſagen und ſich dem Mönchsſtande zu weihen. Sie hießen Jakobus und Timaſus. Was ſie aber auf der einen Seite durch ihren großmütigen Entſchluß gewannen, verloren ſie auf der andern, indem Pelagius ſie in ſeine Irrtümer einweihte. Da ſie ihn als ihren Lehrer verehrten und als den Meiſter ihres innern Lebens liebten, beugten ſie ſich arglos vor dieſer zweifachen Autorität und ſogen das Gift der Feindſchaft gegen die Gnade, die in Chriſtus iſt, unbefangen ein. Als aber der Einfluß des Pelagius durch ſeine Abreiſe von Rom ſchwächer wurde, und als ſich warnende Stimmen rings um ſie her erhoben, ſtiegen Bedenken in ihnen auf. Wahrhaft fromm und wahrheitsdurſtig, wie ſie waren, wendeten ſie ſich an das allgemeine Licht des Abendlandes, ſchickten eine Schrift des Pelagius an Auguſtinus und erſuchten ihn um Belehrung. Die Antwort darauf war ſein Werk „Von der Natur und der Gnade“, worin er darlegt, daß die Gnade nicht gegen die Natur iſt, ſondern über ihr, und daß ſie die Natur nicht ſowohl knechtet, als befreit, indem dieſe der Sündenherrſchaft ſich entwindet und mit eingreift in die große Beſtimmung des Menſchen: in die Arbeit, ſich zu heiligen für's ewige Leben — eine Arbeit, die dem Menſchen aus eigener Kraft unmöglich iſt. Die Natur des Menſchen wurde geſund und rein geſchaffen; aber ſeit dem erſten Ungehorſam kränkelt ſie und bedarf der Arznei. Dieſe beſteht in dem Beiſtand der Verdienſte Jeſu Chriſti, den wir aus Barmherzigkeit empfangen — und eben deshalb iſt es Gnade.

Jakobus und Timaſus waren zu aufrichtig und zu denkend, um nicht vollſtändig die falſche Lehre des Pelagius aufzugeben, welche aller Vernunft und aller Erfahrung wiederſpricht, nachdem Auguſtinus ſie belehrt hatte. Sie wurden nur um ſo eifriger in ihrem Stande und ſuchten durch jene Schrift auch Andere zu bekehren. Inzwiſchen war auch in Paläſtina der Verdacht gegen Pelagius rege geworden, obſchon er noch immer geſchickt doppelſinnige Reden führte und der richtigen Bedeutung der Worte eine falſche unterſchob.

Der Biſchof Johannes von Jeruſalem berief eine Verſammlung von Geiſtlichen, vor denen Pelagius ſich verantworten ſollte und zog auch Oroſius dazu, um zu vernehmen, was man im Abendland zu dieſen Dingen ſage. Oroſius erklärte, die

Synode von Karthago habe die Irrlehre des Cöleſtius, die hauptſächlich die Erbſünde betreffe, feierlich verdammt. In Bezug auf die Irrlehre des Pelagius hinſichtlich der Gnade berief er ſich auf Auguſtin's Werk, das noch nicht im Morgenlande bekannt war und auf einen Brief Auguſtin's, den er bei ſich hatte und der gegen die Pelagianer gerichtet war. Als Biſchof Johannes den Pelagius zu der Erklärung aufforderte, ob er die Sätze lehre, die Auguſtinus bekämpfe, erwiderte er ausweichend und frech: „Was habe ich mit Auguſtinus zu ſchaffen?" Die Verſammlung fand einen ſolchen Mangel an Ehrerbietung gegen den weiſen, gottſeligen Kirchenvater höchſt anſtößig. Johannes aber hatte ſich zu Gunſten des Pelagius einnehmen laſſen und da ein Dolmetſcher die Äußerungen des Oroſius aus der lateiniſchen Sprache in die griechiſche überſetzen mußte und nicht treu überſetzte — ſei es aus Abſicht, ſei es aus Ungeſchick — ſo löſte ſich die Verſammlung ohne einen Beſchluß zu faſſen auf und Johannes erklärte dem Oroſius — wahrſcheinlich in Folge der Unzuverläſſigkeit des Dolmetſchers — er habe gottesläſterliche Dinge vorgebracht. Um ſich gegen ein ſolches Mißverſtändnis zu verwahren und ſeine katholiſche Geſinnung darzulegen, verfaßte Oroſius ſeine Schutzſchrift, in welcher er ſich ſtark gegen die Pelagianer ausſprach. Der Rechtgläubige war gezwungen, ſich zu verteidigen, während der Häreſiarch im Schutz des heiligen Stuhles von Jeruſalem immer dreiſter ſein Haupt erhob und den katholiſchen Kirchenlehrern Verzagheit an ihrer eigenen Sache vorwarf, weil bis jetzt Hieronymus wie Auguſtinus glimpflich mit ihm verfahren waren, da ſie hofften, daß ein Mann von tadelloſem Wandel leichter zu bekehren ſein werde, wenn man ihm ohne Schärfe die Wahrheit darlege und ganz von ſeiner Perſönlichkeit abſehe, um nur die Sache zu behandeln. Aber der Vernunftſtolz, obſchon er ein ſtolzes Aufbäumen gegen die Vernunft iſt, wird nicht ſo leicht überwunden! — Trotz des Schutzes, den er fand, erneuerten zwei galliſche Biſchöfe, die eine Pilgerreiſe nach Paläſtina machten, die Anklage gegen Pelagius und vierzehn paläſtiniſche Biſchöfe verſammelten ſich zu einer Prüfung derſelben in Diospolis. Zum Unglück erkrankten die beiden Gallier, die allein imſtande waren, den Schlangenwindungen des Pelagius in ſeinen Schriften nachzugehen, was die Morgenländer, unkundig der lateiniſchen Sprache, nicht konnten. Die Ankläger waren nicht zugegen, Johannes von Jeruſalem ſtützte und verteidigte Pelagius; ſo hatte dieſer ein leichtes Spiel, um ſo mehr als ein Dolmetſcher die anſtößigen Lehrſätze vortrug. Einige derſelben verleugnete er, anderen nahm er ihre Bedeutung, noch andere verdammte er ſelbſt mit unglaublicher Frechheit. Demgemäß erklärten die Biſchöfe: Da der Mönch Pelagius uns bezüglich ſeiner Meinungen zufrieden geſtellt hat, da er über die wahre Lehre mit uns übereinſtimmt, und Alles verwirft und verdammt, was gegen den Glauben der Kirche iſt: ſo erkennen wir an, daß er ſich in der katholiſchen Kirchengemeinſchaft befindet.

Pelagius triumphierte und verbreitete, daß vierzehn Biſchöfe ſeine Meinungen geprüft und richtig befunden — und daß nunmehr ſeine Gegner zu ſchweigen hätten. Dann veröffentlichte er ein Werk über den freien Willen, worin er behauptete, der Menſch könne leicht die Gebote Gottes halten und nicht ſündigen, wenn er nur wolle — eine Behauptung, welcher die ganze Geſchichte der Menſchheit und jedes Einzelnen widerſpricht. Hieronymus aber hatte auch eine Schrift veröffentlicht, die ohne Schonung für Pelagius war. Am Schluß ſagt er: „Da der heilige und beredſame Biſchof Auguſtinus damit beſchäftigt iſt, gegen die Pelagianer zu ſchreiben, ſo kann ich mich künftig dieſer Mühe für enthoben halten; denn ſie wäre ganz unnütz. Entweder würde ich dasſelbe ſagen, was er ſagt — und das müßte man mit Recht überflüſſig finden; oder ich würde etwas Anderes ſagen — und dann könnte ich nur tief unter dieſem bewunderungswürdigen Geiſt bleiben, der mir immer zu-

V. „O Oriens!

Wohl decket Nacht die Erde,
Ein Dunkel für und für,
Leid ſchleicht zu jedem Herde,
Tod klopft an jede Thür.
Ein Leichenfeld, verpeſtet,
Dehnt ſich von Strand zu Strand,
Vom Blute raucht gemäſtet
Der tauſendjähr'ge Sand.

Wohl nagt die alte Schlange
In jede Bruſt ſich ein,
Wohl iſt vom böſen Hange
Der Reinſte ſelbſt nicht rein;
Des Weinbergs vollen Segen
Trifft gift'ger Mehlthau ſchwer;
Wohl zieht geſchmückt, verwegen,
Das Laſter laut einher.

vorkommen wird, wenn es darauf ankommt, das Beſte zu ſagen.“ Dieſe freudige Anerkennung der Überlegenheit war eine Frucht von Auguſtin's Milde, Demut und Mäßigung, denen das große Herz des alten Hieronymus nicht widerſtehen konnte.

Oroſius brachte die Nachrichten über Pelagius und die Ausbreitung der Sekte im Jahre 416 nach Afrika zurück. Die Biſchöfe der karthaginenſiſchen Kirche waren eben zu ihrem alljährlichen Provinzial-Konzil in Karthago verſammelt. Da ſie es waren, welche in dieſer Sache durch die Ausſchließung des Cöleſtius den erſten Schritt getan hatten, und da dieſelbe an Gefährlichkeit zunahm, ſo beſchloſſen ſie, nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, die Akten jener Ausſchließung durchzugehen und zu beſtätigen, die Lehren des Pelagius ebenfalls zu prüfen und beide Männer zu exkommunizieren, wenn ſie nicht ſelbſt mit deutlichen, unzweifelhaften Worten alles verwerfen wollten, was die katholiſche Kirche verwirft. Dieſe Beſchlüſſe ſollten dann nach Rom geſchickt werden, um ihnen durch die Beiſtimmung des apoſtoliſchen Stuhles vollkommene Autorität zu ſichern.

Zu derſelben Zeit waren in Melevis einundſechzig Biſchöfe zum numidiſchen Provinzial-Konzil verſammelt — unter ihnen Auguſtinus, Alypius und Poſſidius. Sie folgten dem Beiſpiel der achtundſechzig karthaginenſiſchen Biſchöfe und flehten den Papſt in einem Schreiben an, dafür zu ſorgen, daß, wenn Pelagius und Cöleſtius nicht widerriefen, das Heil anderer Seelen beſchirmt und das Anathema gegen beide Häreſiarchen ausgeſprochen werde. Papſt Innozenz erkannte das Gewicht ihrer Gründe an und exkommunizierte Cöleſtius und Pelagius. Auguſtinus ſagte in einer Predigt: „Der apoſtoliſche Stuhl hat ſich gegen die „Undankbaren ausgeſprochen, welche die menſch-„liche Bedürftigkeit der Gnade nicht anerkennen „und dem natürlichen Willen zu viel Kraft bei-„meſſen. Die Sache iſt alſo zu Ende. Möge auch „der Irrtum es ſein.“

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Ausgang des Pelagius.

Er war es aber nicht. In Paläſtina nahm er ſogar eine Wendung, die an die donatiſtiſchen Circumcellionen erinnerte; denn religiöſe Wirren führen immer ſittliche Unordnung herbei, weil ſie ein und dasſelbe Prinzip haben: Auflehnung gegen die Ordnung. Daß das Kloſterleben die höchſte Blüte der Gnadenkraft, nicht die des natürlichen Willens ſei, mochten die Pelagianer zwar mit Worten leugnen, aber ſie überzeugten weder Andere noch ſich ſelbſt davon. Darum hätten ſie gern die Klöſter, deren Bewohner, deren Beſchützer und Verteidiger von der Erde vertilgt, denn das Alles zeugte für die Gnade. Hieronymus war ein glühender Anhänger und Lobredner des klöſterlichen Lebens, von großem Einfluß auf dieſe Seelenrichtung in der ganzen chriſtlichen Welt und überdas ein kräftiger Gegner der Irrlehre über die Gnade. Eine wilde pelagianiſche Rotte wollte Rache an dem Greiſe nehmen, unter deſſen Leitung und Einfluß die großen bethlehemitiſchen Männer- und Frauenklöſter ſtanden. Sie ſtürmte Bethlehem, legte das Kloſter der heiligen Paula in Aſche, mißhandelte Mönche und Nonnen, brachte einen Diakon um's Leben und ſuchte umſonſt nach Hieronymus. Er hatte ſich in einen Feſtungsturm vor dem Feuer und den Schwertern geflüchtet. Indeſſen mochte Pelagius doch einſehen, daß dieſe Weiſe ſeine Sache zu fördern auf heftige Mißbilligung ſtoßen werde, und da jetzt auch die Exkommunikation von Rom erfolgte und bald darauf Papſt Innozenz I. ſtarb, hielt er es für geraten, ſelbſt nach Rom zu gehen und zu verſuchen, ob er ſich nicht durch Liſt und Zweizüngigkeit rehabilitieren könne. Sein Freund und Bundesgenoſſe Cöleſtius hatte ſich ebenfalls in Rom eingefunden, nachdem er zu Epheſus die Prieſterweihe erſchlichen und dann, von dort verjagt, in Konſtantinopel gelebt hatte, wo man ihn aber auch nicht mehr wegen ſeiner häretiſchen Grundſätze dulden wollte. Pelagius brachte ein ganzes Netz von Intriguen, von Doppelſinn, von Schlauheit mit, welches er mit ſeinen Gönnern und Anhängern in Paläſtina gewebt hatte, ſtellte ſich dem neuen Papſt Zoſimus als ein Verkannter und Verfolgter vor, brachte Schreiben ähnlichen Inhalts von morgenländiſchen Biſchöfen, die er getäuſcht hatte und wirklich gelang es ſowohl ihm als dem Cöleſtius den Zoſimus auch zu täuſchen. Die Exkommunikation nahm der Papſt noch nicht zurück, allein er ſtellte in zwei Sendſchreiben an die afrikaniſchen Biſchöfe die beiden Irrlehrer als glaubenstreue, gottesfürchtige Männer hin, die man in Afrika ſchmählich verleumdet und unbeſonnen verdammt habe, rügt in lebhaften Ausdrücken das Verfahren der Biſchöfe und warnt ſie, falſchen Zeugen Gehör zu ſchenken.

Dieſe unerwartete Wendung erfüllte die Biſchöfe mit heiliger Trauer, denn ſie ſahen ein Meer von Verwirrung jeder Art zerſtörend in die Kirche hineinfluten, wenn nicht Derjenige, deſſen Wink alle Stürme beſchwichtigt, auch dieſen Sturm beruhigen würde. Auguſtinus war ſo tief ergriffen, daß er damit umging, ſein biſchöfliches Amt niederzulegen, wofern die Irrlehren zur katholiſchen Kirchengemeinſchaft zugelaſſen werden ſollten. Aber er verlor weder ſeinen Mut noch ſeine entſchiedene

Überzeugung, denn beide wurzelten in dem Bewußtſein die wahre Lehre, den echten Glauben, die ewige, göttliche Wahrheit zu verteidigen. Und in derſelben ruhigen Entſchloſſenheit beharrten ſie übrigen Biſchöfe. Zweihundertundvierzehn verſammelten ſich zum National-Konzil in Karthago. „Aurelius war ihr Haupt und Auguſtinus ihre Seele," ſagt der heilige Dichter Proſper von Aquitanien. Dies Konzil erklärte, daß es bei dem Ausſpruch des Kirchenbannes, den Innozenz über Pelagius und Cöleſtius verhängt habe, ſo lange verbleiben müſſe, bis dieſe Beiden in einem ganz beſtimmten und deutlichen Glaubensbekenntnis erklärten, „daß die Gnade Gottes, uns verliehen durch Jeſus Chriſtus unſern Herrn, uns bei jeder unſerer Handlungen helfen müſſe die Gerechtigkeit nicht nur zu erkennen, ſondern auch zu üben, ſo daß wir, ohne dieſe Gnade nichts denken, nichts ſagen, nichts vollbringen können, was zur wahren chriſtlichen Gottſeligkeit gehört."

Zoſimus antwortete zwar kalt und hoch auf das Sendſchreiben, welches ihm dieſen Beſchluß des Konzils mitteilte, tat jedoch keinen weiteren Schritt zu Gunſten der beiden Irrlehrer. Er begann an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Nun verſammelte Aurelius ein zweites National-Konzil, das in der Baſilika des Fauſtus zu Karthago tagte und über die ganze, deutlich dargelegte pelagianiſche Irrlehre in neun Sätzen das Anathema ausſprach und dieſes durch Sprüche aus der Heiligen Schrift erklärte und bekräftigte.

Zoſimus durfte jetzt nicht mehr an der Doppelzüngigkeit der Irrlehrer zweifeln, da ihm ihre eigentliche Meinung in nackter Geſtalt ohne ſchlaue Verhüllung aus den neun verdammten Sätzen entgegen ſprang. Und als ſein Zweifel gehoben war, zögerte er nicht die Irrlehrer zur Rechenſchaft zu ziehen. Pelagius war aber ſchon in's Morgenland zurückgekehrt und Cöleſtius verließ ſchleunigſt Rom anſtatt ſich zu ſtellen. Da erfolgte denn das Urteil des Zoſimus. Er beſtätigte alle Beſchlüſſe der karthaginenſiſchen Konzilien gegen die Irrlehren, ſtellte Pelagius und Cöleſtius für den Fall ihres aufrichtigen Widerrufes in die Ordnung der Büßenden und verhängte für den entgegengeſetzten Fall den Kirchenbann über ſie. Zuerſt nach Karthago, dann aber an alle Biſchöfe der katholiſchen Kirche, die über drei Weltteile ausgebreitet war, ſendete Zoſimus dies Schreiben, das von allen Biſchöfen — bis auf achtzehn — mit hoher Freude begrüßt und mit Bereitwilligkeit unterſchrieben wurde, ſo daß, Dank der heiligen Standhaftigkeit des afrikaniſchen Epiſkopats, die Glaubenseinheit und Eintracht in der Kirche aufrecht gehalten wurde. In dem Dankſchreiben, welches die afrikaniſchen Biſchöfe an Zoſimus erließen, betonen ſie mit beifälliger Zuſtimmung ein Wort ſeines Schreibens um zu verſichern, daß die Gnade mit nichten den freien Willen aufhebe, ſondern nur ihm zuvorkomme.

In dieſem nämlichen Frühling von 418, erließ Kaiſer Honorius ein Geſetz gegen die Pelagianer, als Verſtörer des Friedens in der katholiſchen Kirche. Und es war hohe Zeit; denn ſie fingen ſchon an in Rom eine bürgerliche Faktion zugleich mit einer religiöſen Sekte zu bilden. Jetzt hemmte aber die Furcht vor Geldſtrafe und Verbannung die häretiſche Bewegung und mit derſelben unverſchämten Verdrehung, die ihrem Meiſter bei ſeinen Worten eigen war, verfuhren ſie jetzt mit den Tatſachen und behaupteten, das kaiſerliche Geſetz ſei ihnen günſtig. So abgekehrt von der Wahrheit waren ſie, daß ſie die Unwahrheit wie Waſſer tranken. Da es ihnen unmöglich war, ſich zur Verteidigung ihrer Meinungen auf den Glauben der Kirche zu berufen, ſo beriefen ſie ſich auf den Glauben einzelner, hervorragender Perſönlichkeiten und ſtreuten die Verſicherung aus, dieſer angeſehene Mann, jener fromme Prieſter gehöre zu ihnen. So war es ihnen gelungen den Sixtus, einen der geachtetſten Prieſter Roms, fälſchlich in dieſen Verdacht zu bringen, während er es war, der zuerſt das Anathema öffentlich verkündete. Zu ſolcher Niedrigkeit der Geſinnung ſinkt der Abgefallene vom Glauben herab.

Dasſelbe Afrika, welches jetzt in der Finſternis der Lehre Mohammeds liegt und von Mauren und Arabern erobert und überflutet zum Islam ſich bekennt, war vor vierzehn Jahrhunderten ein Bollwerk der katholiſchen Kirche und lieferte ihr die tüchtigſten Vorkämpfer. Als der erſte unter ihnen nannten die Zeitgenoſſen — die Freunde wie die Gegner — Auguſtinus! Julian, einer der achtzehn Biſchöfe, welche das Anathema gegen Pelagius nicht unterſchrieben, macht Auguſtin den herrlichen Vorwurf, er habe Alles gegen die Pelagianer angefacht, Alles geleitet, Alles geſchrieben. Der fromme Dichter Proſper von Aquitanien ſchreibt dem Biſchof von Hippo die Ehre zu, am meiſten zu dieſem großen Siege des Glaubens beigetragen zu haben und ſagt: Auguſtin leuchtet mit einem Licht, das er an dem wahren Licht angezündet hat. Gott war ſeine Nahrung, ſeine Ruhe, ſein Leben; die Liebe Jeſu, ſeine Luſt. Da er kein anderes Gut wollte, herrſchte heilige Weisheit in dem Tempel ſeiner Seele. Er wachte am unermüdlichſten für die Herde Chriſti, hielt den Feind auf, entlarvte deſſen Hinterliſt, ſchnitt ihm die Wege ab, während aus ſeinen Schriften Ströme der Weisheit über die Welt ſich ergoſſen, ſo daß Alle, die guten Willens waren, ihren Durſt nach Wahrheit daran ſtillen konnten.

Hieronymus ſchreibt an Auguſtin: „Zwar habe ich immer geziemende Ehrerbietung für dich gehegt und den in dir wohnenden Heiland, unſern Herrn, geliebt. Jetzt aber liebe ich dich noch mehr, wofern es möglich iſt, ſo daß ich nicht eine Stunde kann vorbeigehen laſſen, ohne deiner zu gedenken, der du in heiliger Glaubensglut wider die tobenden Stürme beharrteſt. Deine Einſicht weiß, was ich meine. Heil dir! du wirſt gefeiert auf dem ganzen Erdkreis! die Katholiken verehren und bewundern dich als den Wiederherſteller des alten Glaubens und was den größten Ruhm beurkundet, alle Ketzer verabſcheuen dich, wie ſie mit gleichem Haß auch mich verfolgen und uns mit ihren Wünſchen töten, da ſie es mit dem Schwert nicht vermögen. Die Gnade Chriſti unſers Herrn bewahre dich und erhalte dich meiner eingedenk, ehrwürdiger Herr und glückſeliger Vater.“

Und bald darauf ſchrieb er an Auguſtin und Alypius einen gemeinſchaftlichen Gruß: „Ich wünſchte Flügel der Taube zu haben um zu euch zu fliegen. Gott weiß, wie gern ich euch umarmen würde, beſonders in dieſem Augenblick, wo ihr der Ketzerei des Pelagius den Todesſtoß verſetzt habt.“

Dies war einer der letzten Briefe des Hieronymus. Der greiſe Kämpe ſchied vom Schlachtfeld des Lebens, wo ſein kriegeriſcher Geiſt und ſein heißes Blut ihm ſo viel zu kämpfen gaben und ging am 30. September 420 aus ſeiner Höhle von Bethlehem zum ewigen Frieden ein.

Und Auguſtinus — was dachte, was ſagte, was tat er, als ſein Name der hochgefeierte in der Kirche vom Aufgang bis zum Niedergang war und drei Häreſien — des Donatus, des Cöleſtius, des Pelagius — wie erwürgte Schlangen zu ſeinen Füßen lagen. Er frohlockte wie die Heiligen frohlocken über den Sieg der Braut Chriſti, der großen heiligen Mutter der Seelen. An ſich ſelbſt dachte er nicht anders, als an ihren unwürdigen Diener. Er legte ſeinem Volk von Hippo die Pſalmen aus und ſagte dabei, als ob ſein Blick durch die Jahrtauſende dringe:

„Sie ſehen die Kirche und ſprechen: ſie wird
„ſterben! Bald wird ihr Name erloſchen ſein! Bald
„wird es keine Chriſten mehr geben! ihre Zeit iſt
„vorüber! — Aber während ſie ſo ſprechen, ſehe ich
„ſie täglich dahinſterben, während die Kirche feſtſteht
„und allen kommenden Geſchlechtern die Kraft
„Gottes verkündet.“

Der Glaube iſt prophetiſch.

In den zahlreichen Briefen, die er nach allen Seiten hin an Freunde und Fremde ſchrieb, nahm er jetzt immer Veranlaſſung auf die religiöſe Frage zu kommen, die alle Gemüter

Wohl deckt der Dämm'rung Grauen
Mit Schatten Mond und Stern — —
Was thut es uns! wir ſchauen
Des Aufgangs Licht von fern!
Das Licht, das in der Höhe
Mit Roſenfarben malt,
Das Licht, das jedes Wehe
Mit Wonnen überſtrahlt;

Das Licht, das, hell wie Sonnen,
Von Finſterniß befreit,
Ein unerſchöpfter Bronnen
Der Allbarmherzigkeit.
Das Licht vom wahren Lichte,
Davor der Cherub bebt,
Mit zagem Angeſichte
Des Fittigs Schleier hebt;

Das um die goldnen Stühle
Der Patriarchen glänzt,
Der Engel Saitenſpiele
Mit tauſend Kronen kränzt,

ſo ſehr beſchäftigte, um ſo mehr als Pelagius nach ſeiner Verdammung wieder eine Schrift erlaſſen hatte. Paulin von Nola war ein Mann auf deſſen Freundſchaft der Edelſte ſtolz ſein konnte und er hatte ſie dem Pelagius in deſſen erſter Zeit geſchenkt. Nun brüſtete ſich der falſche Mönch in Paläſtina mit den Briefen des gottſeligen Biſchofs von Nola und prahlte mit der Gönnerſchaft des allgemein verehrten Mannes. Da Auguſtinus nicht wußte, ob Paulin noch in irgend einer Verbindung mit Pelagius nach deſſen Verdammung ſtehe, und obſchon er deſſen Glaubensreinheit kannte, die ſich im Schmerz über die Schwäche der menſchlichen Natur, in Trauer über den tiefen Fall, der das Ebenbild Gottes zerſtörte, in Klagen über den fortwährenden mühſamen Kampf zwiſchen dem Geiſt und dem Fleiſch ausſprach: ſo fand Auguſtin den pelagianiſchen Gifthauch dermaßen anſteckend, daß er dem Freunde Mittel anrät um ihn fern zu halten und ihn auffordert viel für Pelagius und ſeine Anhänger zu beten.

Auch das „Buch an Demetriade,“ das Pelagius, der ſich ſo gern mit vornehmen und frommen Perſönlichkeiten in Verbindung ſetzte, der edeln römiſchen Jungfrau gewidmet hatte, war aus demſelben Grunde ein Gegenſtand der Beſorgnis für Auguſtin. Es hieß in dem Buch: „Dein weltlicher Adel und Reichtum kommen von deinen Vorfahren, nicht von dir. Aber deine geiſtigen Reichtümer konnte Niemand dir geben als du ſelbſt. Sie ſind aus dir und kommen von dir: nur dadurch verdienſt du Lob und Bewunderung; nur dadurch biſt du erhaben über Andere.“ Auguſtinus ſchrieb an Juliana aus der Fülle des Herzens um zu verhüten, daß Demetriadens reine Seele von dieſem Hochmut befleckt werde. Er beweiſt durch Zeugniſſe aus der Heiligen Schrift, daß die Jungfräulichkeit, wie alle Tugendgaben „von Oben, vom Vater des Lichts“ komme. Zwar könne man ſagen, das Gute ſei unſer Werk, weil es von unſerm freien Willen, ohne welchen nichts Verdienſtliches geſchehen kann, abhängt, ob wir es tun wollen oder nicht. Allein, daß es nur von uns komme, ſei falſch. Die Kraft Gottes, die Gnade hilft uns. Er hofft, Demetriade werde bei jener Stelle des Buches demütig an ihre Bruſt geſchlagen und zu Füßen des Herrn, der ſie heiligte, Tränen des Dankes vergoſſen haben. Nicht in ſich ſelbſt, ſondern im Herrn ſoll die Jungfrau ihren Ruhm ſuchen.

Von der ihm befreundeten Familie Pinian's bekam er in dieſer Zeit Briefe aus Paläſtina. Sie teilten ihm ein Geſpräch mit, welches ſie mit Pelagius hatten. Dieſer, immer bereit ſeine Segel nach dem Winde zu ſtellen, hatte zu Pinian geſagt: Ich verdamme Alle, welche leugnen, daß die Gnade

Gottes, die durch den Erlöſer der Welt gekommen iſt, uns zu unſern Handlungen notwendig ſei. Wer ſie leugnet verdient die ewigen Strafen. — Auguſtinus antwortet ſeinen Freunden, Pelagius dürfe nicht nach den Geſtändniſſen beurteilt werden, die er geſprächsweiſe von gründlich unterrichteten Katholiken gedrängt und überführt mit den Lippen mache, ſondern nach ſeinen Schriften. Dieſe wären mit voller Überlegung geſchrieben und ſprächen überall die Anſicht aus, daß die Gnade nichts anderes ſei, als die Kenntnis der chriſtlichen Lehre und die Fähigkeit der freien Wahl. Pelagius wage ſogar ſich auf den großen Ambroſius, als eine Stütze ſeiner falſchen Anſichten zu berufen, während der heilige Biſchof von Mailand in ſeiner Auslegung des Evangeliums ſage: „Seht, wie überall die Kraft des Herrn mit dem guten Beſtreben des Menſchen ſich einigt! Niemand kann aufbauen ohne den Herrn, bewahren ohne den Herrn, vollführen ohne den Herrn.“ Auguſtin's Brief wuchs zu zwei Büchern an, denn er wußte wie begierig Pinian und die Seinen jedes Wort empfingen, das ſie im Glauben ſtärkte und erleuchtete. Im Buch „Von der Gnade Jeſu Chriſti“ wies er nach, daß die Gnade notwendig ſei, um gute Werke zu tun und zur chriſtlichen Vollkommenheit zu gelangen; — und im Buch „Von der Erbſünde“, daß die Sünde Adams ſeine ganze Nachkommenſchaft angeſteckt habe und daß man nicht anders als durch die Taufe ihre Nachlaſſung erhalten könne. Die Lehre von der Erbſünde ſei keine offene Frage, wie die, was und wo das irdiſche Paradies geweſen ſei, wie der Apoſtel Paulus in den dritten Himmel gehoben wurde, warum die Menſchen der erſten Zeit ſo lange lebten. Sie ſei vielmehr eine Grundlehre des Glaubens, der ſeinen Bau auf Adam und auf Chriſtus aufführe. „Durch den Einen ſind wir der „Sünde verkauft, durch den Andern von ihr losgekauft. Durch Jenen fielen wir dem Tode anheim, „durch Dieſen werden wir befreit um zum Leben „eingehen zu können. Adam hat uns dem Verderben preisgegeben, indem er ſtatt des Willens „ſeines Schöpfers ſeinen eigenen Willen tat. „Chriſtus erlöſte uns vom Verderben, indem er „nicht den eigenen, ſondern Deſſen Willen tat, der „ihn geſendet hatte.“ — Dieſe beiden Schriften waren höchſt wichtig und nötig für Paläſtina, wo Pelagius durch ſeinen langen Aufenthalt und ſeine liſtige Schlauheit ſehr geſchadet hatte, und wo eine Menge Pilger, welche aus allen Weltgegenden andächtig ſich einfanden, Gefahr liefen im Glauben irre geführt und dann in der Heimat Boten des Irrtums zu werden. Es lag daran die volle Wahrheit über Pelagius und Cöleſtius, über ihre Schriften, ihre Lehren, ihre Handlungen und endlich über ihre Verdammung zu verbreiten und Auguſtin's

Bücher an Pinian gaben dem ganzen Morgenland Aufſchluß über dieſe Angelegenheit.

Unter den pelagianiſch geſinnten achtzehn Biſchöfen, die ſich weigerten das Anathema zu unterſchreiben, war der gefährlichſte Julian von Eclana in Kampanien, denn er war der talentvollſte. Er riß die übrigen — meiſtens ſizilianiſche und italiſche Biſchöfe — förmlich in ein Schisma hinein. Die Aufforderung ſich dem Urteil der Kirche anzuſchließen, beantworteten ſie mit einem pelagianiſchen Glaubensbekenntnis, worauf die Abſetzung von ihren Stühlen und die Ausſchließung von der Kirchengemeinſchaft erfolgte. Nun verlangten ſie ein ökumeniſches Konzil, um die Sache zu prüfen, deren Martyrer ſie ſich nannten, fanden aber in Rom ſo wenig Gehör, als bei Kaiſer Honorius und den Patriarchen von Konſtantinopel und Antiochien, an welche ſie ſich nacheinander wendeten. Überall trat man ihnen mit Verbannung und Abſcheu entgegen. Als Cöleſtius ſich in Epheſus, wo er die Prieſterweihe empfangen hatte, blicken ließ, entſtand Aufruhr unter dem Volk, das ihn verjagte. Nirgends wollte man die Feinde der Gnade dulden. Eine Aufforderung, die ſie an ſämtliche morgenländiſche Biſchöfe richteten, ſie möchten die reine Glaubenslehre in Schutz nehmen gegen die Biſchöfe des Abendlandes, welche ſämtlich dem Manichäismus huldigten, machte keinen Eindruck. Überall donnerte ihnen das Anathema entgegen. Pelagius, aus Jeruſalem verbannt, verſchwindet vom Schauplatz. Die Einen ſagen, er habe ſich nach Alexandrien — die Andern, nach Britannien begeben. Mit welchen Gefühlen mag der unſelige Mönch den allgemeinen Sturz eines Lehrgebäudes geſehen haben, das ſein ſtolzer Geiſt außerhalb der Kirche Chriſti aufzuführen ſtrebte. Denn die Kirche iſt die Ausſpenderin, die Wächterin der Gnade und zugleich deren herrlichſte Schöpfung. Der Kirche angehören wollen, aber die Gnade verwerfen, iſt ein Widerſinn. Die Gnade hochſchätzen wollen, aber die Kirche verwerfen, wäre ein Unſinn. Beides beruht auf Täuſchung des gefallenen Geiſtes, der ſich mit ſeinem **„non serviam"** um jeden Preis, ſogar um den der vernünftigen Erkenntnis, der von Gott gegründeten Autorität zu entwinden ſtrebt. — Cöleſtius erſchien, frech über die Maßen, im Jahre 421 noch einmal in Rom und begehrte ſo dreiſt in ſeiner Sache vernommen zu werden, als ob dieſelbe nicht von allen Seiten unter Anathema's begraben ſei. Voluſian war damals Präfekt von Rom. Er erhielt den kaiſerlichen Befehl, das Geſetz von 418 auszuführen, das die Anhänger der pelagianiſchen Häreſie verbannte und ihre Güter einzog, damit nicht wieder das Krebsgeſchwür ſich bilden könne. Immer auf Nachſicht oder auf eine veränderte Geſinnung hoffend, ſobald ein neuer Papſt den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg, trat Cöleſtius im Jahre 424 vor Cöleſtin mit dem nämlichen Geſuch auf. Dieſer verbannte ihn aus Rom und aus ganz Italien. Nun floh er mit Julian und einigen andern Sektirern nach Konſtantinopel, wo ſie Kaiſer Theodoſius II. um Berufung eines ökumeniſchen Konzils anlagen und wo anfangs ihre Sache minder ungünſtig zu ſtehen ſchien, bis ſie dem Kaiſer in's wahre Licht geſtellt wurde. Aus Konſtantinopel verjagt, verſchwindet auch endlich der unruhige Cöleſtius mit dem Jahr 429 in dem Dunkel des Grabes oder der Vergeſſenheit und all' die Raſtloſigkeit, all' die Vergeudung von Geiſt und Kraft, hatte keinen andern Erfolg, als den Sieg — für die Kirche, den Untergang — für ihn. Woran denken nur die Häretiker, wenn ſie auf einen ſo ungleichen Kampf ſich einlaſſen? — — Woran ſie gewiß nicht denken, das iſt an ihre Sterbeſtunde.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Donatiſtiſcher Starrſinn.

Immer unter den Waffen, immer auf der Warte oder im Kampf, hatte Auguſtinus kein anderes Verlangen und keine andere Abſicht, als Frieden zu ſtiften, den Frieden, den der vernünftige Menſch bedarf und den er im Beſitz eines Kompaſſes genießt, der ihm die Wege durch das Meer des Lebens zeigt, und der da heißt: die ewige Wahrheit des katholiſchen Glaubens. Seinem Ausſpruch treu: „Ohne Eifer keine Liebe“ — („Qui non zelat, non amat“) — ſuchte er in jeder Richtung ein Apoſtel dieſes Friedens zu werden. Der donatiſtiſche Biſchof Emeritus, einer der ſieben Wortführer zu Karthago, ein nicht unbegabter Mann, hielt feſt am Schisma, lebte ungeſtört in ſeinem ehemaligen Biſchofsſitz Cäſarea Mauritania und hinderte manche Schismatiker ſich mit der katholiſchen Kirche zu vereinigen — zum größten Kummer ſeiner Verwandten, die ſämtlich katholiſch waren und des frommen katholiſchen Biſchofs Deutherius. Auguſtinus reiſte mit Alypius und Poſſidius nach Cäſarea Mauritania, die weſtlich von Hippo am Meer in der Gegend des heutigen Algier lag, und durch Größe Reichtum und Pracht der Bauten mit Karthago wetteiferte. Die Biſchöfe von Mauritanien ſtellten ſich ebenfalls in Cäſarea ein. Es war eine Art von Provinzial-Konzil, deſſen Gegenſtand und Verhandlungen man nicht kennt; es ſollte aber einen eigentümlichen Schluß haben. Emeritus hatte ſich vor den katholiſchen Biſchöfen auf's Land zurückgezogen und verborgen, als er jedoch hörte, daß ſich Auguſtin unter ihnen befinde, kam er plötzlich in die Stadt und wünſchte mit ihm zu ſprechen. Kaum erfuhr Auguſtinus dieſe Ankunft und dieſe Abſicht, ſo eilte er auch ſchon den Emeritus aufzuſuchen und begegnete ihm auf einem öffentlichen Platz. Nach den erſten Begrüßungen bemerkte Auguſtin, daß dieſer Ort weder bequem noch paſſend für eine Unterredung ſei und lud ihn ein ſich in eine Kirche zu begeben. Da Emeritus ſogleich den Vorſchlag annahm, war Auguſtin voll froher Erwartung und wie ein Lauffeuer flog das Gerücht durch die Stadt, Emeritus wolle ſich durch den Biſchof von Hippo mit der katholiſchen Kirche ausſöhnen laſſen. Die Einen frohlockten, die Andern grollten, noch Andere ſtaunten, aber Alle ſtrömten, bei der ungeheuern Teilnahme, welche man für religiöſe Fragen und kirchliche Ereigniſſe hatte, der Baſilika zu — Katholiken wie Donatiſten in gleicher Spannung. Auguſtinus hielt eine kleine Anſprache über das Glück und den Vorzug der Glaubenseinheit in der Kirche, aus welcher Liebe und Friede erblühe. Hingeriſſen zur Überzeugung des Biſchof's von Hippo unterbrach ihn die Volksmenge mehrmals ganz entzückt und forderte Emeritus zum Rücktritt auf. Auguſtin beſchwichtigte ſie und ließ durch Alypius jenes Anerbieten der katholiſchen Biſchöfe vorleſen mit den bekehrten donatiſtiſchen Biſchöfen ihren Sitz teilen, ja ihn ganz räumen zu wollen. Im Namen des frommen und demütigen Deuterius wiederholte Auguſtinus dies Anerbieten.

Als er ſchwieg und mit allen Anweſenden auf eine günſtige Antwort harrte, ſagte Emeritus: „Ich kann nicht wollen, was ihr wollt; ich kann nur wollen was ich will.“ Nach dieſer zweideutigen Äußerung, die mit Zeichen des Mißfallens von der Verſammlung aufgenommen wurde, wußte er keinen Grund weder für die Wahrheit ſeiner Sache, noch für ſein Beharren in ihr vorzubringen. Er ſagte nur, er könne nicht zur katholiſchen Kirchengemeinſchaft zurücktreten — und dann ſchwieg er. Nach dem Geſetz hätte man ihn aus der Stadt vertreiben und an ſeinem Vermögen ſtrafen können und es mochten einige nicht ungeneigt ſein dieſe Maßregel gegen den Hartnäckigen zu ergreifen. Auguſtinus aber hoffte noch immer auf eine Bekehrung, lud das Volk ein ſie durch Gebet zu erflehen und erwirkte einen zweitägigen Aufſchub für Emeritus, um dann abermals mit ihm zu verhandeln. Emeritus nahm es an und Auguſtinus liebeflammendes Herz hoffte von Neuem. Es gehörte ſeine ganze übernatürliche Geduld und Milde dazu um immer wieder zu dieſen Religionsgeſprächen zu greifen, welche doch nie zu einer Bekehrung führten. Es gibt zwei Sorten von Irrenden im Glauben: die, welche guten Willens ſind die Wahrheit anzunehmen, gleichviel wo ſie ihnen entgegen tritt; und die, welche nicht guten Willens ſondern entſchloſſen ſind bei dem zu verbleiben, was ihre Meinung iſt und was ſie die Wahrheit nennen. Zu dieſen letzteren gehören immer die Rädels-

Das der Propheten Kunde
Zur Feuerſchrift durchſprüht,
Und aus des Martyrs Wunde
Als Roſenflamme glüht; —

Das Hölle, Erd' und Himmel
Durchzuckt mit Gottes Kraft,
Und einen neuen Himmel,
Und neu die Erde ſchafft; —
Das eine Welt von Sünden
In's Bad der Läut'rung taucht —
Wie Spreu der Lüge Binden
Von allen Stirnen haucht.

O Licht, das wir nicht ſchauen
Und doch im Glauben ſehn,
Aus Paradieſesauen
Wirſt du hernieder gehn,
Den Himmel wirſt du malen
Mit wunderbarem Reiz,
Denn alle Deine Strahlen
Vereinen ſich — im Kreuz

führer, die Häuptlinge der Partei und ſie ſind es folglich, die bei Religionsgeſprächen das Wort für die Sache führen, welche ſie vertreten. Mögen ſie tauſendmal von deren Falſchheit überführt werden — ſie geſtehen es nicht ein! im Gegenteil! ſie ſpringen auf Nebenſachen über, ſie ziehen unweſentliche Fragen in den Vorgrund, ſie reden und reden ſo viel, ſo betäubend, mit ſolchem Bienenſchwarm von Worten, mit ſolchen unerhörten Trugſchlüſſen, mit ſolcher Anmaßung, daß ſie endlich ſich ſelbſt überreden ſie hätten geſiegt. Und wenn ſie auch wirklich vor der Macht der Gründe verſtummen müſſen, ſo iſt das noch lange keine Bekehrung. Die Gutwilligen aber, die im Irrtum geboren oder erzogen, oder harmlos ihm verfallen ſind, werden vielmehr durch einen ſelbſtſtändigen Akt der katholiſchen Kirche, der nur ihr zu Gebot ſteht — durch das Anathema eines Konzils — ergriffen und aufgeklärt als durch tauſende von Kolloquien. In welche unerhörte Verwirrung gerieten die Geiſter trotz aller Religionsgeſpräche, bei den Irrſalen des ſechzehnten Jahrhunderts. Da, wie der Geiſt, der über der Urtiefe ſchwebt, da ſprach das Konzil von Trient das Wort des Lichtes über dem gärenden Chaos. Beſtimmt, ſcharf, klar, ſprach es die richtigen Glaubensſätze aus und wies den unrichtigen ihren Platz außerhalb der Kirche an — und damit war der Fortſchritt in der Verwirrung gehemmt.

Der Stern von Bethlehem leuchtete wieder hell über der Stätte, wo der menſchgewordene Gott in der Verborgenheit des Tabernakels auf Erden weilt und der gute Wille fand den Weg zu ihm — ſofern die troſtloſen politiſchen Verhältniſſe den Weg nicht verſperrten, wo denn freilich das cujus regio, ejus religio eine ebenſo ſchauerliche Phaſe in der chriſtlichen Glaubensgeſchichte bezeichnet, wie in der politiſchen Geſchichte unſrer Tage das Annexionsprinzip und die Komödie der allgemeinen Abſtimmung über den Willen des Volkes bezüglich ſeiner Fürſten.

Auguſtinus ordnete alſo in ſeiner grenzenloſen Liebe dies Geſpräch an, das mit aller üblichen Feierlichkeit in Gegenwart der Biſchöfe, des Klerus, des Volkes, der Schnellſchreiber, in der größten Baſilika von Cäſarea Mauritania ſtattfand. Emeritus ſtellte ſich wirklich ein. Auguſtinus hielt eine glänzende Rede über die Begeiſterung, mit welcher Afrika's Völker zu der ſo lange zerriſſenen Einheit zurückkehrten und knüpft die Hoffnung daran, daß der donatiſtiſche Biſchof jetzt dieſem ſchönen Beiſpiel folgen werde. „Denn du warſt in Karthago als „deine Sache verloren ging,“ ſagte er, zu Emeritus ſich wendend — „und heute biſt du hier! Oder „glaubſt du ſie nicht verloren zu haben, ſo ſprich: „wie willſt du ſie gewinnen?“ Emeritus beſchwerte ſich, daß die donatiſtiſchen Wortführer durch Marcellin unterdrückt worden wären — obſchon dieſer, wie das edlen Seelen in ſeiner Stellung wohl geſchieht, nachſichtiger für die Gegner, als für die Freunde geweſen war. „Wohlan!“ entgegnete Auguſtinus, „biſt du dort durch Gewalt zum „Schweigen gebracht — hier haſt du ſie nicht zu „fürchten. Rede frei. Fühlſt du dich aber von der „Wahrheit beſiegt, ſo ſprich es aus und widerſtrebe „nicht länger der Einheit.“ Aber Emeritus ſchwieg. Auguſtinus fragte ihn, weshalb er gekommen ſei, wenn er nichts zu ſagen habe. Emeritus antwortete: er ſei gekommen um Auguſtinus Fragen zu beantworten; und zu einem Schnellſchreiber ſagte er: „Schreib.“ Und von nun an ſprach er kein Wort mehr. Welche Frage Auguſtin an ihn richten mochte, er verharrte im unverbrüchlichen Stillſchweigen, um in dieſer ſeltſamen Weiſe ſeine Niederlage — ſoll man ſagen zu verbergen oder kund zu geben. Aber es täuſchte niemand ſich darüber. Mußte Auguſtinus auch ſeine Hoffnung auf Bekehrung aufgeben, ſo freute er ſich doch den Einfluß des Emeritus auf Andere gebrochen zu ſehen und während er den Biſchof Deuterius bat, die Akten der Verſammlung gegen die Donatiſten alljährlich zur Faſtenzeit — „weil dann die Gläubigen mehr Zeit im Gotteshaus zubringen“ — in der Kirche vorleſen zu laſſen, wie das zu Karthago, Tagaſte und Cirtha geſchah; umringten den Emeritus ſeine Verwandten, Freunde und viele andere Katholiken, und baten ihn flehentlich nicht in ſeinem Starrſinn zu verharren. Er möge doch wenigſtens dem Biſchof von Hippo antworten. Beſiege er denſelben, ſo verſprachen ſie, zu ſeiner Partei überzugehen und den Verluſt ihrer Güter und die Einziehung ihres Vermögens nicht zu achten. Aber nichts vermochte dem Emeritus Mut zu geben — und Demut. Er blieb ſtumm und hörte ſchweigend zu, wie Auguſtinus nun die unhaltbaren Fundamente des Donatismus bloslegte und die Tatſachen anführte, die das Unrecht und den Verfall der Sekte offenkundig machten. So verſetzte der Eine ohne Worte und der Andere durch Worte den Donatiſten zu Cäſarea den letzten Schlag. Die Neubekehrten befeſtigten ſich im Glauben und die Nachzügler nahmen ihn an. Unter dem weiten Mantel von Auguſtin's Liebe geborgen, widerfuhr dem Emeritus kein Leid. Man überließ ihn der Verhärtung ſeines Herzens und man hat keine Kunde, daß er bußfertig geſtorben ſei.

Ein anderer donatiſtiſcher Wortführer zu Karthago war Gaudentius von Tamugadi in Numidien geweſen. Dieſer Mann eignete ſich durch ſeinen wilden, rohen Fanatismus mehr zum Häuptling von raſenden Circumcellionen, als zum Biſchof. Es fiel ihm gar nicht ein, den Verordnungen nachzukommen, die gegen die Donatiſten erlaſſen waren. Er blieb in Tamugadi, er behielt ſeine Kirche, er pries diejenigen Fanatiker ſelig, die ſich entleibten und drohte, daß er, wenn ihm die Behörden ſeine Kirche nehmen wollten, ſich in ihr und mit ihr und mit Gleichgeſinnten verbrennen würde. Der Tribun Dulcitius, Marcellin's Nachfolger, gut und mild wie dieſer, ſollte die Geſetze gegen die Donatiſten in Ausübung bringen. Empört über den ſündhaften Unſinn, durch den Gaudentius ſich ſelbſt und Andere in Verbrechen ſtürzen wollte, gebot Dulcitius ihm die Stadt zu verlaſſen, weil er ſonſt der Gewalt werde weichen müſſen. Halte er ſich und ſeine Sache für gerecht, ſo könne er ja nach dem Rat, den Jeſus ſeinen Jüngern gab, Tamugadi's Staub von ſeinen Füßen ſchütteln. Gaudentius erwiderte ſogleich: er wäre entſchloſſen, mit Gleichgeſinnten ſo lange in der Kirche zu bleiben, wie Gott ihm Schutz verleihe. Wolle man aber Gewalt brauchen, ſo würden ſie, wie es ſich zieme für die Hausgenoſſen Gottes, in der Burg des Herrn ihrem Leben ein Ende machen. Der milde Dulcitius ſchickte dieſen Brief an Auguſtin mit der Bitte, gegen dieſe Raſerei ein ernſtes Wort zu ſchreiben und mit der Anfrage, wie er, Dulcitius, ſich gegen dieſen Wüterich zu verhalten habe. Auguſtinus erwidert, durch dergleichen wahnwitzige Drohungen dürfe ſich Dulcitius nicht abhalten laſſen, ein Geſetz in Anwendung zu bringen, welches als durchaus notwendig erkannt ſei, um eine Maſſe von betörten Menſchen aus ſittlicher und religiöſer Verwilderung zu Vernunft und Glauben zurückzubringen. Laſſe man ſich einſchüchtern durch Drohungen, ſo werde dadurch dem frechſten Frevler ein Mittel in die Hand gegeben, dem Geſetz auszuweichen, welches Ducitius im Geiſt des Evangeliums zu vollſtrecken habe. Dann verfaßte er eine Schrift „gegen die Briefe des Gaudentius,“ worin er die Strenge gegen die Donatiſten durch ihre Unruhen, ihre Grauſamkeiten, ihren Starrſinn, durch dies ganze unchriſtliche Treiben, das ſie ſeit einem Jahrhundert kennzeichne, rechtfertigt. Er kommt auch auf den Vorfall mit Emeritus, um zu zeigen, daß der Trotz der einzelnen dennoch wider ihren Willen der Sache der Wahrheit diene und ſagt: „Wäre Emeritus in die „katholiſche Kirchengemeinſchaft eingetreten: ſo „hätten die Donatiſten geſagt, daß er, einſam „zwiſchen all' den katholiſchen Biſchöfen, nicht ſo„wohl dem Licht der Wahrheit, als der Furcht vor „Verfolgung nachgegeben habe. Wäre er gefangen „herbeigeführt worden, ſo hätten ſie ſein Still„ſchweigen dem Verlangen zugeſchrieben wieder „entlaſſen zu werden, nicht aber dem Mangel an „Beweisgründen. Nun kam er freiwillig — und „ſchwieg. Nicht die Sprache verließ ihn, aber die „Sache. Als er da ſtand mit freiem Munde und

„dennoch ſchwieg — war er da nicht ein gültiger
„Zeuge für uns, dieſer ſtumme Feind?" —

Der Menſch lebt nicht vom Brot allein — ſprach der göttliche Heiland. Wie iſt das ſo wahr! Er friſtet nur ſeine leibliche Exiſtenz durch das Brot und das iſt nur eine Seite des Lebens und zwar die dunkle. Die helle Seite — Pflichten übernehmen, Pflichten erfüllen, in dem Wechſel von Freud und Leid, die damit verbunden iſt, die ewige Beſtimmung im Auge behalten, für ſie arbeiten, an den hohen Ideen, die unzertrennlich vom Bewußtſein einer ſolchen Beſtimmung ſind, ſich ſtärken, von ihnen ſich nähren, mit ihnen ſich tröſten — dieſe helle Seite des Lebens hat ihre Achſe in der Religion. Heutzutage möchte man die Religion in den Gottesdienſt, und den Gottesdienſt in die ſonntägliche Elf-Uhr-Meſſe komprimieren, wenn nicht zyniſche Geſinnung ſie gar für ganz überflüſſig erklärt. Das war aber nicht immer ſo. In vorchriſtlichen Zeiten war die Religion ein weſentlicher Teil des Volkslebens. Dieſer Kultus einer höheren Macht, welche in ſchrankenloſer Unabhängigkeit über den Menſchenſchickſalen ſteht und ſie beherrſcht, fehlte keinem einzigen vorchriſtlichen Volk. Er entſprach der unvollkommnen Erkenntnis, er wurde immer roher, immer ſinnlicher, immer gedankenloſer, je mehr die Menſchheit die Ur-Tradition über ihr Woher und

Wohin verlor, die Irdiſchkeit überwucherte ihn; aber dennoch war der urſprüngliche Gedanke dieſer greulichen Verzerrung — Religion! die Verbindung zwiſchen dem Menſchen und der Gottheit ſollte der Kultus vermitteln. Alle Feſte, alle großen Ereigniſſe ja die Volksvergnügungen waren mit religiöſen Zeremonien verbunden oder aus dem Verlangen hervorgegangen eine Gottheit zu ehren. Der römiſche Triumphator lenkte ſeinen Siegeszug zuerſt zum Tempel des kapitoliniſchen Jupiter. Die delphiſchen Spiele, zu denen ganz Griechenland mit unglaublicher Begeiſterung ſich drängte, fanden zu Ehren des Apollo ſtatt. Nur in den allerletzten Zeiten des Verfalls und des Unterganges, als Nero und ſeines Gleichen ſich wie Götter anbeten ließen, ging in Rom das religiöſe Bewußtſein mehr und mehr unter; aber da war auch ſchon das Chriſtentum da, um es zu erneuern und auf eine andere Stufe zu ſtellen. Die Einheit der Menſcheit in Chriſtus, Glieder eines Leibes, Reben eines Weinſtocks, Kinder eines Vaters, ein Volk von Brüdern, verbunden in einem Glauben, ſich übend in einer Liebe, glücklich in einer Hoffnung: dieſe göttlichen Ideen brachte eine göttliche Religion der Welt. Auf dieſen Ideen gründete ſich die chriſtliche Geſellſchaft. Jede Kraft, jede Tugend, jede Würde entſprang aus ihnen, richtete ſich auf ihre Verwirklichung — die Vollkommenheit des

Einzelnen ſowohl, wie die moraliſche Macht des Staates. Gleichgültige gab es in dieſen Fragen nicht. Mit glühendem Intereſſe — das nicht ſelten ſeine Grenzen überſchritt und zu Mißbrauch trieb — beteiligte ſich die Maſſe des Volkes daran. Die Häreſie, welche die göttliche Idee der Einheit in Chriſtus angreift, indem ſie Neuerungen in der großen chriſtlichen Familie einführen will, die der Stifter derſelben nicht gekannt hat, die Häreſie trat ſelbſtverſtändlich in eine feindliche Stellung zum Hauſe dieſer Familie, zur Kirche, und wurde gleichfalls ſelbſtverſtändlich, als eine Feindin der göttlichen Ordnung der Offenbarung betrachtet. Die Erbſchaft Chriſti iſt eben nur Eine — und weil ſie das iſt, genügt ſie Allen, zehren Alle von ihrer unvergänglichen Speiſe, trinken Alle aus ihrem unverſieglichen Brunnen. Von dieſem Urquell ſucht die Häreſie ein Bächlein für ſich abzugraben.

Biſchöfe ſind die Hirten der Herde Chriſti, die Wächter auf den Zinnen des Glaubens. Für dieſes furchtbar-ernſte Amt fordert ihnen der ewige Hirt Rechenſchaft ab. Und da ſollte ein Auguſtinus, der heiligſten Biſchöfe einer! ruhig zuſehen, wenn ſolche Bächlein abgegraben wurden, da ja auch einzelne aus ſeiner Heerde ſich zu ihnen verirren und an ihnen verſchmachten konnten? O nein! die Toleranz des Schlimmen lag ihm ſo fern, wie es der Mutter fern liegt die Spiele ihrer Kinder mit Vipern zu dulden. Er duldete mit grenzenloſem Wohlwollen alle Verblendete, alle Verführte, alle Verirrte; aber das, was ſie blind und irr machte: die falſche Lehre — nein! die nicht! Aus allen Kräften wendete er von Häretikern die Todesſtrafe ab; allein er glaubte, daß auch die Fürſten Pflichten gegen die göttliche Ordnung hätten. „Wäre es nicht Wahnſinn,“ fragt er, „zu den Fürſten zu ſprechen: Ihr braucht euch nicht darum zu kümmern, wer in eurem Reich die Kirche des Herrn angreift und wer ſie verteidigt.“ Er wiederholt, daß der Weg der Milde vorzuziehen ſei; aber er ſah aus der Heiligen Schrift, daß zur Vollziehung des Guten die Furcht oft ſehr notwendig ſei, um dem Herzen, das zum Böſen ſo geneigt iſt, einen heilſamen Zügel anzulegen. Hat doch der mildeſte Heiland ſelbſt mit den Höllenſtrafen gedroht, um die Übeltäter und Verſtockten zu ſchrecken. Etwas Ähnliches ſollten die kaiſerlichen Geſetze bewirken; denn nicht alle Seelen fliehen die Unwahrheit aus reiner Liebe zur Wahrheit. „Für die Könige heißt „— dem Herrn dienen: die Verletzung der göttlichen Ordnung abwehren und mit heiliger „Strenge ſtrafen. Wenn das bei Verbrechen geſchieht, welche Störung der bürgerlichen Ordnung „und Umwälzung des Staates zur Folge haben, „warum ſollen Verbrechen, welche die Religion um-

O wie es glüht und winket
Hoch über Grab und Tod,
Wie es vom Blute blinket —
Ein Stern im Morgenroth!
O Kreuzeslicht, erſcheine,
Geh' auf am Firmament,
Und alle Seelen eine
Im ew'gen Orient!

zu ſtürzen trachten, nicht ebenfalls beſtraft werden?“ —

Heutzutage hat man andere Geſinnungen und man wünſcht der weltlichen Macht ſowohl wie jedem Einzelnen, in religiöſen Dingen — Indifferenz. Beſonders bezüglich der Dogmen. Nun ſind aber Dogmen nichts Anderes, als die geoffenbarten Grundlehren des Chriſtentums, alſo ewige Wahrheiten. Es läßt ſich alſo leicht der Schluß ziehen, auf welch' ein Minimum von Liebe zur Wahrheit überhaupt diejenigen herabgekommen ſind und ſein müſſen, die gegen die ewige Wahrheit — Indifferenz wünſchen.

Von irgend einem zelotiſchen Wüten gegen Häreſie und Häretiker iſt keine Spur bei Auguſtinus zu finden. Ja, er will auch dieſe Bezeichnungen nur mit großer Vorſicht angewendet wiſſen. In dem Brief an den Donatiſten Glorius ſagt er:

„Es hat zwar der Apoſtel Paulus geſchrieben:
„Einen ketzeriſchen Menſchen meide, wenn er ein-
„mal und abermals zurechtgewieſen wurde und
„wiſſe, daß er verkehrt und frevelhaft und durch
„ſich ſelbſt verurteilt iſt. (Tit. III, 10.) Diejenigen
„aber, welche ihre Meinung, möge ſie auch noch ſo
„irrig und verkehrt ſein, nicht mit Halsſtarrigkeit
„verteidigen, beſonders wenn ſie dieſe Meinung
„nicht ſelbſt in kecker Vermeſſenheit angenommen,
„ſondern von ihren Eltern bekommen haben; auch

„ſolche, die mit vorſichtiger Sorgfalt die Wahrheit „ſuchen und bereit ſind ſie anzunehmen und ſich zu „beſſern ſobald ſie ſie gefunden haben. Dieſe Alle „ſind keineswegs zu den Ketzern zu zählen.“

Viktor, ein junger Sektirer in Mauritanien, war zur Kirche zurückgekehrt, hatte eine von Auguſtin's Schriften geleſen, hatte Anſichten über den Urſprung der Seelen darin gefunden, die ihm mißfielen und hatte ſogleich im erſten Eifer eine Schrift wider dieſelben verfaßt, in welcher er nicht blos in ungeziemender Weiſe von Auguſtinus ſprach, ſondern ſich in irrige Meinungen vertiefte. Mit Liebe und freundlicher Anerkennung ſeiner Talente, ſchrieb Auguſtinus eine Widerlegung von Viktor's Schrift, macht ihn auf ſeine Irrtümer aufmerkſam und bittet ihn flehentlich, ſich nicht durch eigenſinnige Behauptung derſelben von der Kirche zu trennen. Ausdrücklich ſagt Auguſtinus: „Nicht „der Irrtum, ſondern die hartnäckige Behauptung „des Irrtums, mache zum Ketzer.“ Dies iſt immer die Anſicht der Kirche geweſen und geblieben. Nicht umſonſt hatte Auguſtinus ſeine liebreichen Worte an den Jüngling gerichtet; Viktor widerrief die Irrtümer, die er in ſeinem Buch ausgeſprochen hatte. —

So gewann Auguſtinus unzählige Seelen für Gott, die Einen durch Liebe, die Andern durch Strenge; dieſe durch ſeine Schriften, jene durch ſeine Predigten: Alle — durch den himmliſchen Geiſt, der ihn und all' ſein Tun beſeelte und durchleuchtete. Und wie tatenreich und arbeitsvoll war nicht ſein Leben! Er verfaßte große Schriftwerke, er ſchrieb Abhandlungen über alle religiöſen Streitfragen, die in ſeiner geiſtig ſo bewegten,ſo intelligenten Zeit in Menge auftauchten; er ſchrieb Briefe, die zum Teil den Umfang von Abhandlungen hatten, nach allen Weltgegenden; er beſorgte ſeine biſchöflichen Geſchäfte — und wie ausgedehnt waren dieſe! Biſchöfe waren damals für die Laienwelt Vertrauensmänner voll Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit; daher legte man ihnen Streithändel, Zerwürfniſſe und Klagen aller Art vor, die ſie richten und ſchlichten mußten. Auguſtinus war mit dieſen Händeln überladen. Faſt täglich verging der ganze Morgen bis zum Mittageſſen mit dieſer Art von Gerichtsſitzung. Zuweilen ſpeiſte er gar nicht, um die Sache zu Ende zu bringen. Seine Urteile, Entſcheidungen und Zurechtweiſungen ſprach er in Aller Gegenwart aus, um keine Veranlaſſungen zu Mißverſtändniſſen zu geben und um das offenbare Unrecht zu beſchämen. Nach den pelagianiſchen Ereigniſſen beauftragten ihn die Biſchöfe Afrika's, das katholiſche Dogma gündlich und nach allen Seiten zu ſtudieren und durch die Heilige Schrift zu beweiſen und zu ſtützen. Denn das war der ungeheuere Vorteil, den die Irrlehre indirekt brachte: die wahre Lehre, die der Glaube freudig und ungeprüft annahm, wurde wiſſenſchaftlich geprüft und begründet. Auguſtinus nahm den ehrenden Auftrag an, erklärte nun aber ſeinen Hipponenſern, er müſſe fortan ſeine Gerichtsſitzungen auf zwei Tage in der Woche beſchränken. Eine Zeitlang fügte man ſich dieſer neuen Anordnung; doch bald kehrte man zur alten Gewohnheit zurück und nötigte ihn, ſeine Studien zu unterbrechen, um Familienzwiſte beizulegen, Erbanſprüche auszugleichen und dergleichen mehr. Dann ſeine zahlloſen Predigten und, als ob das Alles noch nicht genug geweſen wäre, ſeine häufigen Reiſen in kirchlichen, bald größeren und bald geringeren Angelegenheiten, bei denen denn immer wieder auf ihm, durch reden, ſchreiben, predigen, die Hauptlaſt ruhte. Aber da ruhte ſie ſicher. Die Erleuchtung und die Stärke des heiligen Geiſtes gab ihm Licht und Kraft für die ſchwerſten Aufgaben.

Dreißigſtes Kapitel.

Zwei Bilder.

Die harmoniſche Vereinigung von Gegenſätzen machen den Charakter groß und die Perſönlichkeit intereſſant. Beides war im höchſten Grade der Fall bei Auguſtinus. Das tiefſte Gemütsleben war in ihm gepaart mit dem höchſten Geiſtesleben. Er war in der ſtreitenden Kirche das, was in der triumphirenden der Cherub und der Seraph iſt: ein Wiſſender und ein Liebender. So hat ihn ſeine Zeit und die Nachwelt aufgefaßt, ſo lebt er in der Vorſtellung Aller, die nur ſeinen Namen nennen hören, ſo hat ein großes, wundervolles Genie ihn nicht blos aufgefaßt, ſondern auch wiedergegeben. Dies Genie iſt ein Sohn des geniereichen Spaniens, iſt ein Landsmann der heiligen Thereſe, iſt ein Maler — und Eſtevan Murillo heißt er. Für mich iſt er der größte aller Maler in der Darſtellung des geheiligten, des übernatürlichen Menſchen. In Deutſchland iſt er wenig bekannt. Da nennt man ſeine Bettelbuben. Er malte ſie, wenn er kein Geld hatte, und ſchickte ſie durch ſeine Magd auf den Markt von Sevilla, wo die Leute ihr Ergötzen daran fanden, die Originale, die ſich auf dem Markt tummelten und mit unausſprechlichem Behagen eine Weintraube genoſſen, auf der Leinwand wiederzufinden — und dies Ergötzen mit einigen Realen gern bezahlten. Seine Meiſterwerke findet man hier nicht; ſie blieben in ſeinem Vaterlande [1]) und einige kamen nach Paris. Murillo hat zwei Bilder vom heiligen Auguſtinus gemalt, welche mir, vereint mit ſeinen übrigen Bildern von Heiligen, einen übernatürlichen Frühling im Paradieſe der Kirche eröffneten, die ſolche Blüten hervorbringt. Ich irrte damals ſcheu und verwirrt, geheimnißvoll angezogen und unheimlich zurückgehalten, in ihren Vorhöfen umher. Da kam ich nach Andaluſien, da ſah ich dieſe Bilder — und meine Seele erzitterte vor der Größe des Menſchen, wenn er ſeiner erhabenen Beſtimmung folgt, erzitterte vor dieſen Leiden, dieſen Kämpfen — und dieſer Verklärung! erzitterte vor einer ſolchen Krone, die errungen iſt um den vollen Preis des Irdiſchen. O dieſe Bilder! St. Franziskus, St. Antonius, St. Thomas de Villanueva, St. Joſeph — nie werde ich ſie vergeſſen! Und zwiſchen ihnen St. Auguſtinus! Es iſt der entſcheidende Wendepunkt ſeines Lebens, aber wie idealiſch aufgefaßt! Da liegt er auf den Knien in ſeinem dunkeln Gewande; heiße Schmerzen glühen in ſeinem tief eingeſunkenen Auge; der Gram hat ſeine Stirn durchfurcht, nicht das Alter und in dem endloſen Zwieſpalt zwiſchen der himmliſchen und der irdiſchen Sehnſucht hat der aufreibende Kampf ſein Antlitz abgezehrt. Er hat ſich müde gebetet und matt gerungen — aber immer fühlt er im Herzen den durchbohrenden Pfeil, der es zu keiner Ruhe gelangen läßt, und es aus dem nur erträumten Frieden fieberhaft aufſtachelt. Jetzt aber iſt der Augenblick des Sieges gekommen. Er weint nicht mehr, er fleht nicht mehr; auf die Knie iſt er geſunken vor der heiligſten Jungfrau und Mutter und ſchweigend bietet er mit beiden Händen ſein flammendes pfeildurchwundetes Herz dem göttlichen Kinde dar. Und das Kind, auf dem Schoß der Mutter ſitzend, ſchaut lieblich auf ihn hin und legt die Hand an den Pfeil — iſt es, um ihn heraus zu ziehen? iſt es, um ihn noch tiefer in das Herz zu bohren? — das iſt nun einerlei, denn der Pfeil ruht in der Hand der ewigen Liebe, und das Herz, das von ihr berührt wird, flammt fortan mit ſeinen Leiden und ſeinen Freuden in dem Wiederſchein ihrer göttlichen Glut. So malte Murillo die Bekehrung Auguſtin's mit ergreifender Wahrheit, als die vollkommene Hingebung des Herzens in ſeinen innerſten Tiefen. Wo aber die Chriſtusliebe ſo allbeſiegend einzieht, in welcher Fülle muß da das Gemütsleben ſich ausſtrömen.

---

[1]) Ich war vor fünfundzwanzig Jahren in Andaluſien. Ob die Gemälde, die ich damals in Sevilla ſah, noch dort — ob ſie verkauft und zerſtreut ſind, weiß ich nicht. Der heilige Auguſtinus am Meer iſt in Paris im Louvre.

Die Legende erzählt: am Ufer des Meeres wandelte der heilige Biſchof von Hippo, verſenkt in Betrachtung über die erhabenſten Myſterien des Glaubens. Da ſah er ein Kind, welches emſig in einer Muſchel Meerwaſſer ſchöpfte und es dann in eine Grube goß, die es im Sande gegraben hatte. „Was treibſt du da, mein Kind?“ fragte liebreich der Heilige. — „Ich will das ganze Meer in dieſe Grube füllen“ erwiderte es. „Das wird wohl unmöglich ſein," entgegnete lächelnd der Heilige. — „Nicht unmöglicher als das Geheimnis der Lehre von der hochheiligen Dreifaltigkeit zu ergründen, worüber du jetzt nachſinnſt" — ſagte das Kind.

Dies iſt das zweite Gemälde Murillo's. Aus dem Äther der erhabenſten Gedanken, verklärt von dem myſtiſchen Licht, das ihm in einer dem Menſchengeiſt kaum zugänglichen Sphäre erſtrahlt iſt, durchgeiſtet von unausſprechlichen Ahnungen, wird der Heilige auf einmal durch dies Kind daran erinnert, daß alles Wiſſen dürftiges Stückwerk ſei. Ein wundervolles Gemiſch von Erhabenheit und Klarheit — und von Demut und milder Trauer liegt auf dem edlen, zarten Antlitz, in dem ſtillen Auge, das geſenkt auf dem Kinde ruht. Es iſt der frühere Auguſtinus, aber wie in einer andern Welt. Das lange, weite, ſchwarze Ordenskleid verhüllt die Geſtalt; eine weiße Mitra bedeckt die Stirn, wie eine Opferbinde; die Linke hält den Hirtenſtab; die Rechte iſt halb aus Überraſchung, halb zum Segen über dem Haupt des Kindes erhoben, das mit klaren unbefangenen Kinderaugen halbaufgerichtet vor dem Heiligen kniet und ihn lieblich anſieht. — Geiſtiger, ohne im geringſten ſchattenhaft zu ſein — denn welch' ein Leben, welch' ein feiner Ausdruck liegt allein ſchon in der rechten Hand! — iſt wohl nie ein edles Menſchenbild dargeſtellt worden.

Von Körperlichkeit iſt nur ſo viel da, als die Seele zu ihrer Umhüllung braucht — und dieſe iſt rein, durchſichtig und ſchön, wie eine Alabaſterlampe, in welcher Naphtha brennt. Das höchſte geiſtige Leben iſt in dieſem Bilde mit derſelben intenſiven Wahrheit dargeſtellt wie auf dem erſten Bilde das myſtiſche Liebesleben. Ein Meiſter in Beiden, und ein Meiſter erſter Ordnung! — war Auguſtinus. Welch' ein Genie mußte Murillo ſein, um ſo etwas ſo zu malen! — — —

Am Geſtade des Meeres wandelte der große heilige Biſchof und ſann darauf, Seelen zu gewinnen für das Reich Gottes, deſſen Ausbreitung ſein ganzes Streben war. Und ach! wie bald ſollte dies ſchöne Meer die Barbaren bringen, welche dieſes Reich, die katholiſche Kirche in Afrika zu Grunde richten! —

Einunddreißigſtes Kapitel.

Kummer und Sorgen.

Mit Kummer wurde er reichlich heimgeſucht, der große Biſchof. Perſönlichen Kummer kannte er nicht, denn das Kreuz war ihm ſo in's Herz hineingewachſen, wie Anderen ihr Glück. Aber die Leiden der Kirche, die Leiden des Herrn in ſeiner Kirche, die Verſchmähung der göttlichen Liebe um der Selbſtliebe willen, die Mißachtung der göttlichen Gnade um trauriger Leidenſchaften willen

— das war ſein Schmerz, und den fand er in den großen Weltereigniſſen, wie in der eigenen Diözeſe, ja, ſo zu ſagen im eigenen Hauſe.

Vierzehn Stunden von Hippo tief in Numidien, aber noch zur Diözeſe gehörend, lag der große Marktflecken Fuſſala. Als Auguſtinus Biſchof wurde, waren alle Bewohner und die meiſten der Umgegend Donatiſten. Die wenigen Katholiken lebten verſchüchtert zwiſchen den verfolgungsſüchtigen Schismatikern. Durch Wunder der Geduld und des Seeleneifers bekehrte ſich nach und nach der ganze Landſtrich. Die erſten Prieſter, welche Auguſtin dahin ſchickte, wurden zu Martyrern. Verſtümmelt und geblendet jagte man Einige fort und ein paar Andere wurden getötet; aber immer kamen fromme Glaubensboten wieder zu den verwilderten Unglücklichen, bis dieſe endlich in ihrem Trotz beſiegt und katholiſch wurden. Jetzt war das Verhältnis umgekehrt und es blieben in dem Ort und der Landſchaft nur ganz wenig Donatiſten, die man unbehelligt ließ. Auguſtinus fand es aber ganz notwendig, daß eine ſo große Anzahl von Neubekehrten und in ſo großer Entfernung von Hippo ihren eigenen Biſchof habe, der die kirchlichen Angelegenheiten und die Unterweiſung der Gläubigen mit allem Eifer und Nachdruck eines Oberhirten beſorge. Auf die Verringerung ſeines Sprengels nahm er nicht die mindeſte Rückſicht —

VI. „O Rex gentium!“

Einſt als über alles Hoffen
Abram hoffte auf Dein Wort,
Iſt Erfüllung eingetroffen; —
Ewig lebt bei Dir es fort!
Darum ſteht auch ungebrochen
Meiner Seele Zuverſicht,
Denn, o Herr, Du haſt geſprochen,
Du betrügſt die Hoffnung nicht.

Haſt geſagt: „Aus erznen Thüren,
Ketten, Riegeln, eiſenſchwer,
Werde Ich dich ſiegend führen,
Glorreich wandeln vor dir her;
Geben dir verborg'ne Güter,
Gnadenſchätze, unbekannt,
Bin, o Iſrael, dein Hüter,
Hab' mit Namen dich genannt.

nur auf das Bedürfnis der mit dem Blut Jeſu erkauften Seelen. Er fand unter ſeiner Geiſtlichkeit einen frommen, tüchtigen Prieſter, der um ſo tauglicher war, als er die puniſche Sprache redete — ein wichtiger Umſtand für die Bevölkerung von Fuſſala, welche gar nicht oder ſehr unvollkommen die lateiniſche Sprache verſtand. Der Prieſter war bereit, den biſchöflichen Stuhl zu beſteigen. Auguſtinus ſchrieb dem Primas von Numidien und bat ihn, die Weihe in Fuſſala vorzunehmen. Der Primas kam; Auguſtinus und der ernannte Biſchof kamen; Alles war bereit zu der großen Feierlichkeit; da wurde der Letztere von einem ſolchen Entſetzen vor der Bürde des biſchöflichen Amtes befallen, daß er ſich durchaus weigerte, es zu übernehmen. Die Verlegenheit war groß; die Bevölkerung war geſpannt auf den Ausgang, unruhig und mißvergnügt; der bejahrte Primas, aus weiter Ferne gekommen, war da. Auguſtinus glaubte allen Wünſchen zu entſprechen, indem er aus den Klerikern, die ſich in ſeiner Begleitung befanden, einen jungen Mann zum Biſchof vorſchlug, den die Bewohner von Fuſſala gern annahmen und der ſofort die heiligen Weihen des Prieſters und des Biſchofs empfing. Der junge Antonius war ſchon als Knabe nach Hippo in Auguſtin's Kloſter zur Erziehung gebracht, war unter deſſen Augen aufgewachſen und gebildet, hatte zwar ganz gute Fähigkeiten und Eigenſchaften, aber durchaus nicht die erprobte Reife des Charakters und der Erfahrung, die in einer ſolchen Stellung notwendig iſt. Nicht einmal ſein Beruf zum geiſtlichen Stande war bewährt, denn er hatte nur die niedern Weihen empfangen und war erſt Lektor. Sehr bald hatte Auguſtin Veranlaſſung, die Haſt dieſer Wahl zu bereuen. Es kamen bittere Klagen über Antonius. In ſeinem Sprengel beſchuldigte man ihn der Ungerechtigkeit, der habſüchtigen Bedrückung, der Beſtechlichkeit; außerhalb ſeines Sprengels — der Unſittlichkeit. Die Klagen wurden ſo laut und ſo vielfach, daß er vor eine Verſammlung von Biſchöfen nach Hippo eingeladen wurde. Antonius erſchien und verteidigte ſich lebhaft. Von den Beſchuldigungen wurden die Verbrechen gegen die Sittlichkeit nicht erwieſen, hingegen ſtellten ſich die übrigen als richtig heraus. Seiner Jugend wegen hatten die Biſchöfe Nachſicht mit ihm und hofften, er werde ſich beſſern, entſetzten ihn nicht, ſondern beſchränkten ihn nur in der Ausübung ſeines Amtes und nötigten ihn, die erpreßten Gelder den Eigentümern zu erſtatten. Dieſe Milde war aber ſehr übel angebracht. Antonius berief ſich auf ſie bei dem Primas von Numidien, um zu beweiſen, daß die Anklage nur ein ränkevolles Werk ſeiner Feinde ſei und begehrte entweder — daß man ihm die biſchöfliche Würde nehme, oder — daß man ihn unbeſchränkt auf ſeinem Stuhl zu Fuſſala belaſſe. Er wußte den Primas genug für ſich einzunehmen, um ihn zu veranlaſſen, die Sache dem Papſte zu empfehlen, und ihn ſelbſt als einen unſchuldig Verfolgten darzuſtellen. Der Papſt, durch den Primas getäuſcht, wie dieſer es durch Antonius war, befahl deſſen Wiedereinſetzung in ſeine Amtsführung, jedoch unter der Bedingung, daß ſich die Tatſachen ſo verhielten, wie der Primas von Numidien ſie ihm vorgeſtellt habe. Waren die Einwohner von Fuſſala ſchon mißvergnügt über das milde Urteil der Biſchöfe, ſo ſteigerte ſich ihre Unzufriedenheit durch dieſe Entſcheidung. Sie lehnten ſich dagegen auf und erklärten, es ſei ihnen unmöglich, einem ungerechten und gewalttätigen Biſchof, zu deſſen Tugend und Einſicht ſie kein Vertrauen hätten, zu gehorchen. Als man ſie bedrohte, das Urteil des apoſtoliſchen Stuhles durch Waffengewalt zu vollſtrecken, wendeten ſie ſich mit ihren Beſchwerden an dieſen ſelbſt nach Rom und flehten um der Barmherzigkeit Jeſu willen, man möge ſie von einem Biſchof befreien, der ihnen ſtatt Segen — nur Unfrieden und Mühe gebracht habe und noch größere bringen werde. Auch ſprachen ſie einige ehrerbietige Klagen gegen den Biſchof von Hippo aus, deſſen Wahl des Antonius das ganze Übel herbeigeführt habe.

Niemand unterſtützte lebhafter dies Schreiben, als Auguſtinus ſelbſt, der den wahren Sachverhalt nach Rom meldete, auch dem Primas, einem frommen und ehrwürdigen Greiſe, die Augen öffnete und ihn veranlaßte, alle Schriftſtücke, welche ſich auf dieſe Angelegenheit bezogen, nach Rom zu ſchicken. Er beſchwor den Papſt Cöleſtin, an ſeinem Kummer Teil zu nehmen und die Kirche von Fuſſala vor einem Gewalttätigen zu ſchützen; Beiden gnädig zu ſein, indem er dieſen verhindere, das Böſe zu tun und jene — es zu leiden; und um des Blutes Jeſu willen und bei dem Andenken des heil. Petrus, der den Hirten der Völker Herrſchſucht und Willkür unterſagt, Fuſſala nicht mit Gewalt unter die geiſtliche Botmäßigkeit des Antonius zu bringen. Wie er die Gläubigen von Fuſſala liebt, ſo liebt er auch den Antonius — als ſeine Kinder in Chriſto; aber eben deshalb muß man den jungen Mann nicht in Verſuchung führen, ſeine Seele zu verlieren. Am Schluß ſchreibt er: „Ich bekenne „deiner Heiligkeit, daß die großen Gefahren, die „ihn und ſie bedrohen, mich in tiefe Betrübnis und „Seelenangſt verſetzen. Sollte ich dieſe Kirche Jeſu „Chriſti verwüſtet ſehen durch einen Mann, den „meine Unvorſichtigkeit zum Biſchof erwählt hat; „ſollte dieſe junge Anpflanzung ſogar elend untergehen mit dem Urheber ihres Elends — was Gott „verhüte! — ſo bliebe mir nichts Beſſeres zu tun, „als von meinem Biſchofsſitz herabzuſteigen und

„meinen großen Fehler zu beweinen. Eingedenk „der Worte des Apoſtels: Wenn wir ſelbſt uns richten, richtet Gott uns nicht — richte ich mich, um „dereinſt Vergebung bei dem Richter der Lebendigen und Toten zu finden. Möge nun deine „Liebe für die Glieder des Leibes Jeſu Chriſti ſie „von ihrer tödlichen Angſt und Traurigkeit befreien. Mögeſt du meine alten Tage durch eine „Handlung tröſten, die nicht minder dem Erbarmen als der Gerechtigkeit Gehör gibt. Und möge „Der, welcher dich auf den Stuhl des Apoſtels erhoben und uns durch dich von unſerem bittern „Kummer befreit, es dir in dieſer und in jener Welt „lohnen."

Die Sache nahm nun eine andere Wendung und Fuſſala kehrte unter Auguſtin's biſchöfliche Gerichtsbarkeit zurück, bis ſpäter wieder ein eigener Biſchofsſtuhl dort errichtet wurde. Gewiß war es einer der größten Schmerzen ſeines Lebens, einen unwürdigen Prieſter in's Heiligtum gerufen und den heiligen Hirtenſtab in weltgierige Hände gelegt zu haben. Dies konnte einem Auguſtinus bei einem Jüngling widerfahren, der unter ſeinen Augen erzogen war. Welch' ein Unterfangen alſo von Seiten der weltlichen Macht, wenn ſie den biſchöflichen Hirtenſtab verleihen will! Unheilvoller kann ſie wohl nie ihre Gewalt gebrauchen, verblendeter nie über die Grenzen ihres Zepters ſein! Der wilde Verfall in der Kirchenzucht in den Tagen vor Gregor VII. liefert den Beleg dazu.

Die Schlange war im Paradieſe: überall wo Menſchen ſind, ringelt ſie ſich heran. Auguſtinus war in Afrika der Patriarch des klöſterlichen Lebens. Von ſeiner Bekehrung bis zu ſeinem Tode lebte er, unbeſchadet ſeiner biſchöflichen Würde, Pflichten und Arbeiten, in den Verhältniſſen eines Mönches. Dies große Beiſpiel tat ſeine Wirkung. Die afrikaniſchen Naturen fingen leicht Feuer und mit Energie unterwarfen ſie ihre Leidenſchaftlichkeit dem hohen Geiſt des Evangeliums: das Lamm beſiegte die Löwen — und es erblüheten Klöſter für Männer und Frauen. Nicht nur das; ſondern diejenigen, deren Verhältniſſe, Pflichten und Neigungen der Welt gehörten, hatten doch ein lebhaftes Intereſſe für das Kloſterleben und begriffen, daß es ein Gegengewicht für diejenige Richtung ſei, welche die Menſchheit zur Erde und ihren Genüſſen und Freuden herabzieht; daß es den Zug zu den himmliſchen Dingen repräſentire, der in der Menſchheit nicht abſterben darf — und auch nicht abſterben kann, weil er ausgeht von dem „verborgenen Gott“ im Tabernakel; er kann aber unterdrückt werden, wie man das allzeit bei den Feinden des Evangeliums ſieht. Aber die guten Chriſten freuen ſich, wenn der Zug zu den himmliſchen Dingen recht ſtark iſt; und damals war dieſe

Freude ſo groß, daß die Reichen in der Gründung von Klöſtern wetteiferten und Gärten und Ländereien dazu ſchenkten. Deshalb ſagte Auguſtinus: „Die Zedern des Libanon ſchätzen ſich glücklich, die kleinen Vögel, die um Jeſu willen nichts „haben, als ein armes gemeinſames Neſt in ihren „Schatten aufzunehmen.“

Es gab verſchiedene Klöſter zu Hippo. Das eine, für Frauen, hatte Auguſtinus „ſelbſt gepflanzt, damit es ein Garten des Herrn werde.“ Lange Zeit war ſeine Schweſter deſſen Vorſteherin und diente Gott und der Genoſſenſchaft in ihrem frommen Witwenſtande. Die Töchter des Navigius und die Töchter von einem Oheim Auguſtin's lebten auch in dieſem Kloſter und verwaiſte Mädchen, die man gern der Obhut der Kirche anvertraute, wurden dort erzogen oder fanden einen ſchützenden Aufenthalt. Auguſtinus hatte große Freude und viel Troſt auf dieſer frommen Stätte. Einmal ſchrieb er den Nonnen: „Bei dem vielfachen „Ärgernis, das überall in der Welt ſtattfindet, „denke ich mit ſtiller Befriedigung an eure zahlreiche Genoſſenſchaft, an die Heiligkeit eures Lebens, an die aufrichtige Liebe, die euch verbindet, „an die Fülle der Gnaden, die euch zuſtrömt. Bei „dem Gedanken an ſo große Güter, welche Gottes „Barmherzigkeit euch verleiht, ruht mein Herz ein

„wenig von den Sorgen aus, die es beſtürmen, wenn ich auf die zahlloſen Leiden der Welt blicke.“

Nach dem Tode ſeiner Schweſter wurde die älteſte der Nonnen, die fromme Felicitas, Vorſteherin. Auguſtinus ſchrieb einmal an ſeine „ſehr liebe und ſehr gottſelige Mutter Felicitas und ihre Schweſtern“ — und ermahnte ſie, ſich recht ihrer Eintracht zu freuen und den himmliſchen Bräutigam in Geduld zu erwarten. „Ertraget euch einander mit Liebe und wachet ſorgfältig, daß Einigkeit, dies Band des Friedens, euch gegenſeitig verbinde. Ihr werdet Einiges immer zu ertragen haben, die Eine von der Andern. Sorget auch dafür, daß keine Verſtimmungen unter euch aufkommen, daß ſie erſtickt werden, ſowie ſie ſich zu zeigen. Verwendet eure Aufmerkſamkeit mehr auf friedliche Schonung, als auf Vorwürfe wegen Fehler.“

Obſchon das Kloſter unter der Oberleitung eines ſo heiligen Biſchofs ſtand und eine ſo fromme und erfahrene Vorſteherin hatte, brachte die menſchliche Gebrechlichkeit es doch in Aufſtand und offene Empörung. Das iſt ein Troſt inſofern es zeigt, daß dieſe Gebrechlichkeit eine Erbſchuld der Menſchheit, nicht einer Zeit, nicht einer Perſönlichkeit iſt; und ein Schmerz inſofern es zeigt, daß auf keiner Stätte hienieden unzerſtörbarer Frieden wohnt. Es kamen einzelne unruhige Elemente in die Genoſſenſchaft; ſie wollten ſich der herkömmlichen Ordnung nicht fügen; ſie murrten, erſt leiſe, dann lauter; ſie fanden hier Anklang, dort Widerſpruch; es gab Parteien, Klagen, Feindſchaften, Zwiſt, Eiferſüchteleien, bis endlich auf die Gärung ein heftiger Ausbruch erfolgte, der den Biſchof zu ſtrengen Maßregeln genötigt hätte, wenn er Augenzeuge geweſen wäre. Der ganze Tumult richtete ſich gegen die Vorſteherin. Die Nonnen reichten eine Bittſchrift ein, worin ſie den Biſchof um eine andere Vorſteherin baten und den Grund dieſes Aufruhrs in dem Prieſter ſehen wollten, der ſeit einiger Zeit die geiſtlichen Verrichtungen im Kloſter beſorgte. Gleichwohl wünſchten ſie nicht ſeine Entfernung, verſicherten, er beſäße ihre ganze Hochachtung und kamen immer auf Felicitas und deren Entfernung zurück. Der Hausgeiſtliche war aber ſo empört über dieſen ganzen Aufruhr, daß er den Biſchof dringend erſuchte, ihn ſeiner Stelle zu entheben, da er die Möglchkeit nicht ſehe, die Nonnen zur Zucht und Ruhe zurückzubringen und keinen Anteil an dem Ärgernis haben wolle, welches die Gläubigen in Hippo an einer ſolchen Unordnung im Kloſter nehmen würden. Die Nonnen hatten Auguſtinus erſucht, ſie mit ſeinem Beſuch zu beehren, um ihr Anliegen mündlich und ausführlicher vorzutragen. Weil er aber nicht auf die Erfüllung ihres Hauptwunſches eingehen konnte, ſo fürchtete er durch ſeine perſönliche Erſcheinung die Aufregung zu vermehren, ſtatt zu beſchwichtigen. Er kam nicht und er ſchrieb ihnen: „Wie der Apoſtel Paulus den „Korinthern, ſo ſage ich euch: um eurer zu ſchonen habe ich nicht zu euch kommen wollen. Freilich iſt es auch aus Schonung für mich ſelbſt, weil „ich fürchte, Kummer über Kummer durch euch zu „haben. Deshalb habe ich vorgezogen, die Sorgen „meines Herzens um euch vor Gott auszuſchütten „und, ſtatt mich euch durch Worte, habe ich mit ihm „durch Gebet und Tränen eine Angelegenheit verhandelt, die für euch von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Denn euer Haus, das meine Freude ausmachte, läuft Gefahr, mir Betrübnis und Herzeleid zu verurſachen.“

Dann ſtellt er ihnen vor, daß Felicitas von ſeiner gottſeligen Schweſter in allen Tugenden geübt und die älteſte des Kloſters ſei, daß ſie alle Schweſtern liebreich im Hauſe und in ihrem Herzen aufgenommen — und daß jede unter ihrer Leitung den Schleier empfangen habe: ſo daß man ihnen den größten Schaden zufügen würde, wenn man ſie einer ſolchen geiſtlichen Mutter beraubte. „Kehrt „zurück auf den guten Weg und beharrt darauf, „meine Töchter, und ſeid verſichert, daß es euch „dann nicht einfallen wird, eine Veränderung zu „wünſchen. Möge es Gott gefallen, eure aufge-

Aus des Nichts urew'gen Nächten
Schuf ich weisheitsvoll das All;
Trug dich, Kind, in meiner Rechten,
In der Hand den Erdenball.
Habe nicht vor dir geſchwiegen,
Rief dir zu von Ewigkeit:
Mir ſoll jedes Knie ſich biegen,
Jedes Lob ſei Mir geweiht.

Zu den fernſten Erdengrenzen,
In die Ewigkeit hinein,
Soll Mein Name ſtrahlend glänzen,
Jeglich Volk ihn benedein;
Denn Ich bin dein Gott, der Eine,
Dein Erretter für und für!
O Mein Volk! ſei auch das Meine!
Israel, kehr' um zu Mir.

Könnte ſich die Mutter wenden
Fort von ihres Schooßes Sohn —
Meine Liebe kann nie enden,
Sie begehret keinen Lohn.

„regten Gemüter zu beruhigen. Möge er nicht dulden, daß das Werk des böſen Feindes ſich unter „euch feſtſetze und ausbreite; möge er vielmehr den „Frieden Jeſu Chriſti in euren Herzen zur Herrſchaft bringen. Hütet euch, daß die Empfindlichkeit, nicht das zu erlangen, was ihr wünſchtet, oder „die Beſchämung, etwas verlangt zu haben, was „ihr nicht hättet verlangen ſollen, eure Seele in „den Trotz und durch ihn in's Verderben ſtürze. „Erfriſcht vielmehr eure Seelen durch aufrichtige „Buße und durch Rückkehr zu den lieblichen Tugenden eures Standes, Demut, Liebe und Gehorſam. „Ahmt die Reuetränen des Apoſtels Petrus — „nicht die Verhärtung des Judas nach."

Um der Wiederkehr ſolcher Zerwürfniſſe möglichſt vorzubeugen, ſchrieb er die Regel, die das Kloſter in allen Einzelheiten regieren und unverbrüchlich von jedem Mitglied der Genoſſenſchaft befolgt werden ſolle. Mehr als fünfzig religiöſe Orden ſind im Lauf der Zeit unter die Regel des heiligen Auguſtinus getreten, wie unter ein Banner, dem ſie zur Eroberung des Himmelreichs folgen wollen; und zwar Orden der verſchiedenſten Richtung. Die eifrigen Verkündiger des göttlichen Wortes, die Predigerbrüder des heiligen Dominikus — die ſtillen betenden Frauen von der Heimſuchung des heiligen Franz von Sales — der herrliche Ritterorden von St. Johann zu Jeruſalem traten unter dieſe Regel: ſo vollkommen, ſo umfaſſend, ſo allgültig, ſo in der tiefſten Wahrheit legte ſie die Baſis für das Streben nach höchſter Vollkommenheit.

In jenem Frauenkloſter wurde ein junges Mädchen erzogen, deſſen Vater dem heiligen Biſchof große Bekümmernis verurſachte. Er hieß Januarius und hatte ſich nach dem frühen Tode ſeiner Frau dem geiſtlichen Stande gewidmet. Auguſtinus hatte ein für alle mal beſtimmt, daß er die geiſtlichen Weihen nur ſolchen Männern erteile, die auf ihr etwaiges Vermögen verzichteten und dem gemeinſamen Leben beitraten, welches er mit ihnen in ſeinem biſchöflichen Hauſe zu Hippo führte. Dies war allgemein bekannt und Auguſtinus begnügte ſich mit dieſer Verfügung, ohne zu unterſuchen, ob und wie jeder Einzelne derſelben nachgekommen ſei. Er glaubte dies Vertrauen zu der Gewiſſenhaftigkeit eines Prieſters haben zu können und vermied gern Maßregeln, die einen gewiſſen gehäſſigen Schein hatten. Dieſe Einrichtung gereichte den Gläubigen von Hippo zu großer Erbauung und mit tiefer Ehrfurcht blicken ſie auf ihren Klerus, der in einer Eintracht und Armut lebte, welche ſonſt nur von Mönchen geübt wurden. Als ein ſo geachteter Mann wie Januarius ſich zur Aufnahme meldete und, nachdem ihm die Bedingungen mitgeteilt waren, dabei beharrte, zweifelte Niemand, daß er ſie auch erfüllt und ſich ſeines Vermögens durch Schenkung an Kirchen oder Klöſter entäußert habe, umſomehr als er ſeinen Sohn den Mönchen und ſeine Tochter den Nonnen zur Erziehung übergab. Man wußte zwar, daß er noch Gelder beſitze; da er ſie aber als Eigentum ſeiner kleinen Tochter bezeichnete, ſo fand man es billig, daß ſie ſelbſt dereinſt bei der Wahl ihres Standes darüber verfüge. Einige Jahre brachte Januarius in der prieſterlichen Genoſſenſchaft des gemeinſamen Lebens zu. Dann erkrankt er, macht ein Teſtament, erklärt eidlich, jene Gelder gehörten ihm, tadelt ſeinen Sohn, lobt ſeine Tochter, enterbt beide, ſetzt die Kirche von Hippo zur Erbin ein — und ſtirbt. Alle Welt war ſtarr vor Erſtaunen über dieſe Verkehrtheit und dies ſeltſame Teſtament — und Niemand mehr als Auguſtinus. Dieſe Unwahrheit, dieſe Verheimlichung, dieſe Enterbung der Kinder ſchmerzten ihn tief, ſowohl wegen des Januarius Seelenheil, als wegen des Ärgerniſſes, welches von einem Prieſter ſeines Sprengels, ſeines Hauſes ausging. Er ſchlug das Vermächtnis aus, indem er ſagte: „Wollte ich die Erbſchaft antreten, ſo „würde ich mir ſelbſt als der Mitſchuldige einer „Handlung erſcheinen, die ich im höchſten Grade „mißbilligen muß.“ Er verordnete ſofort, daß das Vermögen bis zur Großjährigkeit der beiden Kinder für ſie verwaltet werde; denn es war ſein

Grundſatz, kein Vermächtnis für die Kirche anzunehmen, durch welches Väter ihre Kinder enterbten.

Der Pelagianismus war als Häreſie gebrandmarkt, aber es gab noch manche Pelagianer. Ja, noch heutzutage, — wie manche gibt es; wie manche halten die Gnade für überflüſſig, um gut und tugendhaft zu ſein! wie manche wähnen, die menſchliche Natur ſei grundgut und man brauche nur den Menſchen zu belehren, was Tugend ſei: ſo ſei er flugs und freudig tugendhaft. Die Unterſchätzung des göttlichen Beiſtandes und die Überſchätzung des menſchlichen freien Willens ſind tief gewurzelt in dem Stolz der gefallenen Natur.

Unter den achtzehn Biſchöfen, welche das Anathema des Pelagius und Cöleſtius nicht unterſchrieben hatten, nimmt Julian, mit dem Beinamen der Pelagianer, den erſten Platz ein. Es iſt ein trauriges Beiſpiel, daß weder die frömmſten Eltern, noch die beſte Erziehung, noch der heiligſte Beruf, noch die edelſten Freunde das Seelenheil eines Menſchen bewirken können, der ſich von der Gnade losſagt.

Einer von Auguſtin's Freunden, mit dem er im Briefwechſel ſtand ohne ihn zu kennen, war Memorius, aus dem edeln römiſchen Geſchlecht der Aemilier. Er und ſeine eben ſo edle und fromme Gattin Juliane führten ein heiligmäßiges Leben und brachten, was damals ſo ſelten war, ihren

Sohn Julian ſogleich zur heiligen Taufe. Später trat Memorius, mit Julianen's Bewilligung, in den geiſtlichen Stand, wurde Biſchof einer Stadt in Apulien und ein vertrauter Freund Paulin's von Nola. Sehr jung noch vermählte ſich Julian; aber ſeine Frau ſtarb früh. Da trat auch er in den geiſtlichen Stand und wurde Diakon. Auguſtin ſchrieb darüber mit großer Teilnahme an Memorius und bat ihn, den Jüngling auf einige Zeit nach Hippo zu ſchicken. Statt deſſen geriet Julian in die Schlingen des Pelagius und verblieb darin, obſchon er katholiſcher Biſchof zu Eclana — und obſchon Pelagius ſpäter verdammt wurde. Doch trat er erſt nach dem Tode ſeiner Eltern und des Papſtes Innozenz I., der ihn ſehr liebte und ſelbſt zum Biſchof ihn weihte, mit ſeinen irrigen Meinungen hervor. Durch Papſt Zoſimus vom biſchöflichen Stuhl entſetzt und von dem italieniſchen Boden verbannt, führte Julian fortan ein Wanderleben, verblieb ein glühender Gegner der Gnade und des Auguſtinus und ſchrieb mit großen Wortſchwall gegen jene und mit großer Frechheit gegen dieſen. Er begann ſeinen Kampf gegen den großen Freund ſeines Vaters im Jahr 419 durch eine Schrift, welche die hundertmal widerlegten Einwürfe gegen die Erbſünde wieder vorbrachte, die Auguſtinus ſchon zuvor in ſeinen Werken gegen Pelagius durch das Zeugnis des Apoſtels Paulus, durch andere Ausſprüche der heiligen Schriften und durch die immerwährende Lehre der Kirchenväter, zurückgeſchlagen und entkräftet hatte. Wegen Mangel an Beweiſen und guten Gründen führte Julian die Worte aus Auguſtin's neueſter Schrift „Von der Ehe und der Begierlichkeit" falſch an und entſtellte den Gedanken des Verfaſſers. Dieſe Schrift war dem Grafen Valerius gewidmet, einem ausgezeichnet frommen und geiſtvollen Mann, der am Hoflager zu Ravenna eine hohe Stellung einnahm und der auch Auguſtinus zuerſt von der Gegenſchrift Julians in Kenntnis ſetzte. Von dem Augenblick an verlor Auguſtin dieſen neuen Feind der katholiſchen Lehre, und bis zu ſeinem letzten Atemzug, nicht mehr aus dem Geſicht. Sobald ein ſolcher Feind am Horizont auftauchte, hatte Auguſtin's wachſames Auge ihn entdeckt und verfolgte ihn in alle ſeine Schlupfwinkel. Das war in dieſem Fall um ſo nötiger, als Julian ihm vorwarf, er nehme eine radikale Schlechtigkeit der menſchlichen Natur an, er verwerfe die Ehe und er hänge an manichäiſchen Irrtümern. Doch hatte niemand mit ſchärferen Waffen als Auguſtinus die Manichäer gegeißelt und niemand die Würde der Ehe höher geſtellt und ihre ſittliche Schönheit höher geprieſen, als eben er; denn er ſagt: „Die chriſtliche Ehe hat nicht nur das Gut der Nachkommenſchaft für ſich; — nicht nur das Gut der durch

„Unauflöslichkeit geheiligten ehelichen Treue und „Keuſchheit; — ſondern auch das hohe Gut des „Sakramentes, der Gnade im Blut Jeſu, weswegen „der Apoſtel ſpricht: Ihr Männer liebet eure Weiber, wie Chriſtus die Kirche geliebt hat.“ Eine idealere Auffaſſung der Ehe iſt nicht wohl denkbar. Aber freilich! dieſem nämlichen Apoſtel konnte Auguſtinus nicht widerſprechen und ſagen, der Eheſtand ſtehe höher als die Jungfräulichkeit. — Was die vollkommene Verderbtheit des Menſchen betrifft, ſo nahm er ſie nicht an! Er lehrte, was noch heute die Kirche lehrt: Der Menſch ging aus der Hand Gottes unſchuldig, heilig und im Beſitz übernatürlicher Gnade mit voller Harmonie ſeiner geiſtigen und leiblichen Kräfte hervor, ohne dem Tode unterworfen zu ſein. In Adam, dem Repräſentanten des ganzen Menſchengeſchlechtes, haben alle Nachkommen geſündigt; alle tragen die Folgen der Sünde, wurden der heiligmachenden Gnade beraubt; erliegen nach körperlichen Leiden dem Tode; ihre Erkenntnis iſt geſchwächt, ihr Wille ohne die nötige Kraft. Daher bedarf der Menſch, der mehr zum Böſen als zum Guten geneigt iſt, ſtets der göttlichen Gnade, um ſich von ſeinem Fall wieder zu erheben. Ohne ſie fühlt er nicht einmal ſein Elend. Dieſem Bedürfnis entſprechend iſt dem Menſchen, infolge der Erlöſung durch Chriſtus, vom Beginn bis zur Vollendung ſeiner Heiligung

— Gnade verliehen. Die äußere Gnade der Lehre und des Beiſpiels Chriſti genügt keineswegs, wie die Juden das mit ihrem Geſetz hinlänglich beweiſen. Ja, ſogar im Beſitz der Gnade kann der Menſch, bei der Schwäche ſeiner Natur, ſich nicht völlig frei von Sünden erhalten.

In ſeiner Antwort an Julian, die er dem Papſt Bonfatius widmet, ſagt er: „Die Sünde, die „den Menſchen im Paradieſe zum Schlimmeren „umänderte und in ihm, als in der Wurzel, das „ganze Geſchlecht anſteckte und verdarb, wird von „Jeden ererbt, der in's Leben tritt und nur durch „die Taufe erlaſſen. Durch die bereits wieder„geborenen Eltern pflanzt ſie ſich als Schuld auf „die Kinder fort, ſo daß dieſe durch die Geburt im „Fleiſch von ihr befleckt ſind und nur durch die „zweite geiſtige Geburt im heiligen Sakrament „der Taufe davon befreit werden. Unglaublich „mag dies dem oberflächlichen Sinn erſcheinen; „aber bietet die göttliche Vorſehung nicht täglich „unſerm Nachdenken etwas ähnliches in der Natur „dar? Wie kommt es, daß vom edlen Ölbaum der „wilde Ölbaum ſtammt?“ — Wie kommt es, daß die Sprößlinge veredelter Obſtbäume doch Wildlinge werden, und allemal veredelt werden müſſen, damit ſie gute Früchte tragen? Ach wir alle ſind Wildlinge, aber der Veredlung fähig, und deshalb wird auf unſere Seele ein Chriſtusreis gepfropft, damit ſie in ihn hineinwachſe und ihm ähnlich ſich geſtalte und bilde.

Dann weiſt er nach, wie die katholiſche Wahrheit die Mitte halte zwiſchen der Irrlehre der Manichäer, welche die urſprüngliche Menſchennatur für böſe hielten, und der Irrlehre der Pelagianer, welche die Erbſünde leugneten. Das iſt eben auch eine der wunderbaren Schönheiten der katholiſchen Lehre, und ſo recht der Stempel ihrer göttlichen Wahrheit: das harmoniſche Gleichmaß. Nach keiner Seite Übertreibung und daher auch nach keiner Seite Mangel, Ungenügen. Jedem Bedürfnis iſt die Befriedigung, — jeder Fähigkeit ihr Recht — jedem Verlangen die Ausgleichung wie auf der feinſten Wage zugewogen. Der Zauber einer göttlich harmoniſchen Vollkommenheit, der die Perſon und die ganze Erſcheinung Chriſti umgibt, iſt auch in ſeine Lehre übergegangen. Dann zeigt Auguſtinus, daß die Katholiken im Glauben an die Notwendigkeit der übernatürlichen Gnade mit nichten die Willensfreiheit beſtreiten. „Die „Taufe reinigt von allen Sünden, ja von allen „ſündigen Handlungen, Reden, Gedanken, ſeien „ſie ererbt oder ſelbſt begangen, ſeien ſie unwiſſend „oder mit Wiſſen geſchehen; allein ſie hebt nicht die „Schwachheit auf, welcher der Wiedergeborene „widerſteht, wenn er den guten Kampf kämpft.“ — Hätte er nicht den freien Willen, ſo würde er gar überhaupt nicht kämpfen, ſondern ſich ohne Schwertſtreich ſeiner Schwachheit gefangen geben. „Aber Gottes Erbarmung kommt uns überall zu„vor. Die Sehnſucht nach dem Guten iſt nichts an„deres, als jene Liebe, von der St. Johannes be„ſtimmt und entſchieden erklärt: Die Liebe iſt aus „Gott. Der Anfang dieſer Liebe aber iſt nicht dem „Menſchen und nur ihre Vollendung Gott zuzu„ſchreiben, denn wenn ſie aus Gott iſt, ſo iſt ſie „ganz aus ihm. Und Gott möge uns vor der Tor„heit bewahren, daß wir uns in Bezug auf ſeine „Geſchenke zuerſt — und nach uns erſt ihn, als „den Geber, ſetzen."

Die Löſung der beiden Fragen von der Gnade und dem freien Willen — und die Beſtimmung der Grenze, wo die eine Lehre anfängt, die menſchliche Kraft zu überſchätzen und die andere, die Selbſttätigkeit zu vernichten — nennt Auguſtinus ſelbſt „außerordentlich ſchwierig". Dennoch flößten gerade dieſe Fragen eine ſehr allgemeine und lebhafte Teilnahme ein, weil ſie von großem ſittlichen Einfluß auf die ganze Entwickelung des Menſchen waren, je nachdem man ſie in's Gleichgewicht ſetzte, oder die eine auf Koſten der andern hervorhob. In ſeinen Streitſchriften gegen Pelagius und Julian ſah ſich Auguſtinus veranlaßt, für die Heiligung des Menſchen beſonders die Gnade zu betonen. Da nun ſeine Schriften in aller Welt Hände kamen, ſo

Iſrael, ſie will Vertrauen,
Nimmt dich zärtlich bei der Hand,
Führt zu waſſerreichen Auen
Dich in der Lebend'gen Land.

Wenn die Hügel vor Mir zittern,
Das Gebirg vor Mir erbebt, —
Nichts ſoll deine Ruh' erſchüttern,
Weil Mein Friede dich umſchwebt.
Nicht vor Durſt wirſt du ermatten,
Leiden nicht vom Sonnenbrand;
Denn du gehſt im kühlen Schatten,
Still im Schatten Meiner Hand.

Gehſt zur Stadt, die Ich errichte,
Deren Mauern von Rubin,
Deren Wälle Sapphir lichte —
Gehſt zur ew'gen Sion hin."
Dies, o König, hat verkündet
Dein Geſandter, der Prophet;
Die Verheißung aber ſchwindet,
Wenn Erfüllung auferſteht.

kamen ſie auch vor manche minder erleuchtete Intelligenz, die ſich nicht zum Überblick des innern Zuſammenhanges erſchwingen konnte und daher auch den Mönchen von Adrumet.

Ein Schiff von Adrumet beſtieg St. Paulus, als ihn Feſtus nach Rom ſchickte. Es war eine Seeſtadt in der Provinz Byzacene öſtlich von Karthago und unter der Leitung des weiſen Abtes Valentin blühte dort ein zahlreiches Kloſter. Zwei der Ordensbrüder, Felix und Florus, mußten in Geſchäften zum Biſchof Evodius von Uzala reiſen und fanden bei ihm einen Brief, den Auguſtinus jenem Prieſter Sixtus in Rom geſchrieben hatte, welchen die Pelagianer triumphierend als einen der Ihren bezeichneten und der vielleicht vor ihrer Entlarvung ihnen geneigt geweſen war. Florus und Felix fanden den Brief ſchön und belehrend genug um ihn abzuſchreiben und den Ordensbrüdern mitzubringen; er behandelte den Pelagianismus in Auguſtin's bekannter Weiſe. Bei fünf oder ſechs Mönchen, die nicht ſehr bewandert in hochtheologiſchen Fragen waren, erregte dieſer Brief eine heftige Verſtimmung, bei den übrigen lebhafte Zuſtimmung, als Felix ihnen denſelben, ohne Vorwiſſen des Abtes vorlas. Jene guten Mönche, die vielleicht nicht die geringſte Urſache hatten, ſtolz auf ihren freien Willen zu ſein, ſchwärmten plötzlich für die Großtaten des freien

Willens und behaupteten, die in dem Brief ausgeſprochenen Anſichten zerſtörten ihn und der Brief ſei überhaupt nicht von Auguſtin, ſondern von Florus. Es bildeten ſich zwei Parteien im Kloſter, anfangs geheim, bis Florus den Abt in Kenntnis des Unfriedens und der Verwirrung ſetzte. Valentin kannte Auguſtin's Geiſt und Schreibart genug, um ihn als den Verfaſſer des Briefes zu erkennen, ſuchte aber die Aufgeregten durch eine Beratung mit Biſchof Evodius über den Sinn des Briefes zu beruhigen. Evodius ſchrieb zurück: allerdings ſei der freie Willen im Menſchen, jedoch geſchwächt und verwundet durch den Sündenfall und um ihn herzuſtellen ſei durch Chriſtus die Gnade in die Welt gekommen. Schließlich gibt er den guten Rat, wenn die Brüder künftig in den Schriften hochberühmter Autoren dunkle Stellen fänden, ſo ſollten ſie lieber den Heiligen Geiſt um Erleuchtung anrufen, als daran Anſtoß nehmen.

Diejenigen, welche über Auguſtin's Brief empört waren, waren es ebenſo ſehr über die Antwort des Biſchofes von Uzala und drängten dem Abt Valentin die Erlaubnis ab, nach Hippo reiſen und bei Auguſtinus ſelbſt Verſtändigung einholen zu dürfen. Da dem Abt alles daran lag, dieſe fieberhaft aufgeregten Gemüter wieder beruhigt zu wiſſen, ließ er ſie ziehen. Auguſtin empfing die Abgeſandten der aufgeregten Partei mit ſeiner gewohnten Leutſeligkeit, obſchon ſie keinen Empfehlungbrief ihres Abtes brachten. Er legte ihnen nicht bloß ſein Schreiben an Sixtus, ſondern noch andere Schriften und Akten der Konzilien, die ſich auf den Pelagianismus bezogen, deutlich aus, behielt ſie eine Zeitlang in Hippo, um ſie in dieſer Glaubenslehre recht gründlich zu unterrichten und verfaßte inzwiſchen das Buch „Von der Gnade und dem freien Willen“, womit die Abgeſandten denn beruhigt und ihre Brüder in Adrumet beruhigend, in ihr Kloſter zurückkehrten, da dies Buch ihnen das wahre Verhältnis zwiſchen der Gnade Chriſti und der menſchlichen Willensfreiheit einleuchtend auseinanderſetzte. Der Menſch wird erlöſt und der Menſch wird gerichtet: das bedingt Gnade und Willensfreiheit. Chriſtus in ſeiner Doppeleigenſchaft als Welterlöſer und als Weltrichter müßte aufhören es zu ſein, denn eine willenloſe, von der Gnade wie von einem Uhrwerk getriebene Maſchine, kann man nicht richten, und ein Weſen, das ſich von der Gnade losreißt und ihr widerſagt, kann man nicht erlöſen. Der Irrtum in dieſer Frage gibt alſo nicht bloß eine verkehrte Anſicht über den Menſchen, ſondern noch mehr über den Gottmenſchen, indem er eines von deſſen göttlichen Attributen leugnet — entweder den Richter oder den Erlöſer — und wer eines leugnet, leugnet ihn ganz, weil an ſeiner Allvollkommenheit nichts geändert werden kann ohne die Idee der Allvollkommenheit aufzugeben, die dem eingeborenen Sohn Gottes gebührt.

Auguſtinus zeigt den menſchlichen Willen unabhängig von jedem äußern und innern Zwange, warnt aber zugleich vor pelagianiſchem Selbſtvertrauen, welchem man nur dadurch entgehen könne, daß man anerkenne und nie außer acht laſſe, wie notwendig die Vereinigung der Gnade mit dem eigenen Wahlvermögen zu jeder wahrhaft guten Geſinnung und Handlung ſei. „Gott gab die Gebote, die wir nicht aus eigener Kraft zu erfüllen vermögen, damit wir erkennen, was wir von ihm zu erbitten haben. Der Glaube erhält durch Gebet was das Geſetz gebietet. Gewiß iſt es, daß wir die Gebote halten, wofern wir ſie halten wollen; aber der Wille dazu wird vom Herrn vorbereitet und daher müſſen wir die Kraft von ihm erbitten, wie ſie zur Vollbringung unſeres Wollens nötig iſt. Gewiß iſt es, daß wir handeln, wenn wir handeln; aber der Herr verleiht unſerm Willen die wirkſamſten Kräfte dazu." Er ſagt die göttlichen Gebote und die Ermahnungen, die der Erlöſer fort und fort erteilt, bewieſen zur Genüge, daß der Menſch handeln oder nicht handeln könne, und daß die Entſcheidung darüber ſtets von ſeinem Willen abhänge; — daß aber die Zeugniſſe der heiligen Schriften, von den Propheten an bis auf St. Paulus, auf die Schwäche ſeines Willens für das Gute hindeuteten — und daß der göttliche Beiſtand, ſteinerne Herzen in Herzen von Fleiſch verwandele, und ihnen die heilſamen Gedanken einflöße, aus denen freiwillig die guten Werke entſtänden.

Aus dem Allen erhellt, daß Auguſtinus nie der Gnade eine nötigende Gewalt beigemeſſen hat, wie ſpätere Irrlehrer es behauptet haben; — die Einen, um ihn anzugreifen; die Andern, um ihr Syſtem in ſeinen Schutz zu ſtellen. Nie hat er der Gnade einen durchaus und allgemein zwingenden Einfluß zugeſchrieben, der unvereinbar iſt mit der freien Wahl, worin das Weſen der Freiheit beſteht. Die Wirkung der Gnade iſt keine Gewalttat, die ein Herr an ſeinen Sklaven übt: ſie iſt eine anregende Kraft, die dem Bedürfnis des freien Geſchöpfes angemeſſen iſt und ihm zur Ausübung ſeines freien Willens, in Bezug auf chriſtliche Tugend verhilft. Luther und Janſenius ſchrieben der Gnade eine unbedingt zwingende Gewalt zu und prahlten dabei: „Auguſtinus iſt ganz für mich"; — Melanchthon und Arminius hingegen erkannten nicht einmal ihre unbedingte Notwendigkeit an. Ueberall zu viel oder zu wenig; nur nicht in der katholiſchen

Lehre, die in dieſem Punkt genau mit Auguſtin's Lehre übereinſtimmt.

Abt Valentin empfing mit tiefſter Dankbarkeit Auguſtin's Schrift und antwortete ihm: „Da mitunter aus der Trauer Freude erſteht, ſo wollen wir uns nicht allzuſehr über den früheren Streit betrüben. Haben doch die Unwiſſenden und Vorwitzigen Anlaß gegeben, daß deine Heiligkeit ſich würdigte uns durch die freundlichſten Ermahnungen zu erleuchten. So iſt der Zweifel des ſeligen Apoſtels Thomas, der die Nägelmale ſehen wollte, eine Bekräftigung für den Glauben der ganzen Kirche geworden.“

Indeſſen verfiel doch einer der Mönche von Adrumet im Nachdenken über Auguſtin's Lehre auf den Gedanken, daß man diejenigen, welche ſtatt des Guten das Böſe täten, nicht zurechtweiſen dürfe, weil ihnen die Gnade gefehlt habe; — ein Aberwitz, den auch die Janſeniſten vorbrachten und der die gräulichſte ſittliche Trägheit nach ſich ziehen mußte, wenn er nicht andrerſeits den greulichſten Hochmutswahn erzeugte, daß Gott unmittelbar die Werke des Menſchen in ihm wirke. Auguſtin's Schriften hatten das Schickſal der Heiligen Schrift: unzählige Hirngeſpinnſte, falſche Schlüſſe, irrige Folgerungen, verkehrte Syſteme wurden aus ihr herausgeklügelt, obſchon ſie der Quell der Wahrheit iſt. Um wie viel mehr mußte dies Los ihm zuteil werden, da er die Wahrheit nur aus dem Quell entlehnte und durch den Kanal ſeines Geiſtes mitteilte, der — wie groß auch immer! — doch nur ein geſchaffener Geiſt war. Aber was er tun konnte, um Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, tat er unermüdlich. Er ſchrieb für den Mönch von Adrumet ein Buch „Von der Zurechtweiſung und der Gnade“ und führt ihm zu Gemüt, daß er ſich der perſönlichen Verantwortlichkeit nicht entziehen könne, weil das göttliche Wirken die menſchliche Handlung nicht vollbringe, ſondern nur den Willen dazu einlade, treibe und ſtärke; und daß die Zurechtweiſung eine Mahnung zum Guten, folglich ſehr an ihrem Platz ſei. „Fehlt dir der Antrieb zum guten Willen, „zum guten Werk, ſo erflehe ihn von Gott mit Beharrlichkeit. Mit Recht wirſt du getadelt, wenn „du ſie verloren haſt, denn ſie iſt durch deinen „eigenen Willen verloren. Wenn Chriſtus betete, „daß der Glaube des Petrus nicht verloren gehe, ſo „wollte er nichts Anderes, als daß Petrus im „Glauben einen ſehr freien, ſehr ſtarken, beharrlichen, unüberwindlichen Willen habe. Der „menſchliche Wille erhält die Gnade nicht durch die „Freiheit, vielmehr die Freiheit durch die Gnade. „Widerſteht er ihr, wählt er nicht die Freiheit im „Dienſt des Herrn, hingegen die Knechtſchaft im „Dienſt des Böſen: ſo ſündigt er, wird ſchuldig und „ſtrafwürdig.“

Und ſo ſind die Mönche von Adrumet unſterblich geworden, weil es einigen unter ihnen einfiel den heiligen Auguſtinus des Irrglaubens zu beſchuldigen und er ihnen dafür zwei ſeiner berühmteſten Werke widmete!

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Paul und Palladia.

Unter dem Biſchof Johannes von Jeruſalem wurde eine Entdeckung gemacht, welche die gläubige Chriſtenheit mit hoher Freude erfüllte und deren erſte Kunde der ſpaniſche Prieſter Oroſius bei ſeiner Rückkehr aus Paläſtina nach Hippo brachte. Es waren die Reliquien des Erz-Martyrers St. Stephanus entdeckt worden in der Kirche zu Carphargamala. Bei der Übertragung derſelben nach Jeruſalem, am 26. Dezember 415, ſtrömten zahlloſe Volksmaſſen lobpreiſend und frohlockend zuſammen; darunter viele Kranke, die auf Geneſung hofften und von denen dreiundſiebzig von ſchweren Plagen geſundeten. Und warum auch nicht? und warum nicht es glauben? Hatten ſich doch Kranke auf die Straße tragen laſſen, damit der Schatten des Petrus, wenn er vorübergehe, auf ſie falle und ſie geſund mache! Warum ſollte es nicht der göttlichen Weisheit gefallen dürfen an einem Menſchen, den ſie in beſonderer Weiſe für ihre Plane des

Heils auserkoren hat, die Machtfülle des übernatürlichen Lebens dermaßen hervortreten zu laſſen, daß die Gebrechen des natürlichen Lebens von ihr beſiegt werden. Der Schatten des Petrus machte die Kranken geſund; das berichtet die Apoſtelgeſchichte, und das haben ſeitdem die katholiſchen Chriſten nie vergeſſen. Und welche Erinnerungen knüpften ſich nicht an St. Stephanus, an dieſen heiligen, von himmliſcher Weisheit und ſeliger Liebe ſtrahlenden Mann, den derſelbe finſtere Haß der Kinder der Nacht wider die Kinder des Lichts, welcher den göttlichen Heiland kreuzigte, bald darauf ſteinigte. Er war der Erſte, der den blutigen Reigen der Martyrer eröffnete, der Erſte, der in himmliſchen Viſionen, betend für die Mörder, ſeine gebenedeite Seele aushauchte, der Erſte, auf deſſen Gebet in Todesqual eine wunderbare Bekehrung folgte, die den Saul in einen Paulus verwandelte. Die chriſtliche Welt ſah damals nicht mit philoſophiſcher Gleichgültigkeit zu, wenn Häreſie, Schisma, Heidentum die Pflanzungen des Glaubens verwüſteten, denn dieſe Pflanzungen hatte der Sohn Gottes mit ſeinem koſtbaren Blut begoſſen, damit ſie Früchte trügen für die Ewigkeit. Sie verwüſten — hieß ſein Blut mit Füßen treten, ſein heiliges Leiden verunehren, die Seelen zurückreißen vom Wege, der zum Himmel führt und ſie in die ewigen Abgründe ſtürzen. Es gab damals manchen Saulus zu bekehren, der in blutiger wie in unblutiger Weiſe das Chriſtentum verfolgte — und deshalb fand der Jubelruf, der in Paläſtina bei der Auffindung jener heiligen Überreſte ausbrach, ein Echo in der ganzen chriſtlichen Welt: ſie begrüßte einen mächtigen Fürbitter am Throne Gottes für die Irr- und Ungläubigen, für die Verkehrten und Verblendeten. Sie glaubte, die ewige Barmherzigkeit habe dieſe wunderbare Entdeckung, die der fromme Prieſter Lucian infolge eines Traumgeſichtes machte, etwa zugelaſſen um an den großen Fürbitter zu erinnern. Sie glaubte eben an die ſüße, die troſtreiche Gemeinſchaft der Seelen, nicht nur in der ſtreitenden — ſondern in den drei Reichen der Kirche; und zwar mit dem friſchen lebendigen Glauben, der den Menſchen aus der Einzelzelle ſeines Daſeins hinausführt, ihm den Blick für einen immenſen Horizont, für eine immenſe Lebens- und Liebesgemeinſchaft erſchließt und ihm jene ideale Richtung gibt, die da eintritt, wo die übernatürlichen Güter in erſter Reihe der Wertſchätzung ſtehen und die immer mehr verſchwindet, je höher der Wert iſt, der den materiellen Gütern beigelegt wird, bis endlich die zuſammengeſchrumpfte Seele wieder zurückkriecht in die Einzelzelle ihres Ichs und in den Horizont ihres Wohlbehagens.

Alle katholiſchen Kirchen wendeten ſich nach Je-

Und die Hoffnung rankt zum Worte
Sich mit Frühlingstrieb empor,
Schmiegt ſich um der Gnade Pforte,
Windet ſich um's Friedensthor;
Legt vor deſſen goldnen Stufen
Ihre Blumenkränze ab,
Wird nicht müde, laut zu rufen:
König! König! komm herab.

Komm, o König aller Gnade,
Eckſtein Du der Gottesſtadt,
Das Gekrümmte mache grade,
Und was hungert, mache ſatt.
Zög're nicht, bis noch bethränter,
Trüber noch wird unſer Blick;
Komm, o König! o Erſehnter!
Gieb uns Frieden, bring' uns Glück!

ruſalem mit der Bitte um einige Partikeln der heiligen Reliquien. Oroſius brachte eine ſolche nach Braga in Portugal. Auch Evodius von Uzala kam früh in deren Beſitz. Endlich im Jahre 424 erhielt die Kirche von Hippo einen reichen Anteil. Das war ein großer Feſttag. Die Gläubigen waren in froher Begeiſterung. Die koſtbaren Überreſte wurden in einer Nebenkapelle der Baſilika des Friedens beigeſetzt; eine Inſchrift am Eingang der Kapelle erinnerte daran, daß der Gnadenſpender nicht über ſeinem Werkzeug der Gnade zu vergeſſen ſei und beſagte, daß die Wunder, welche durch die Fürbitte und die Reliquien des heiligen Stephanus geſchehen, Gott allein zuzuſchreiben wären. Die Andacht zum heiligen Blutzeugen wurde in Hippo ſehr groß. Nach zwei Jahren bezeugten ſiebzig Denkſchriften, daß ſeine Hilfe nicht umſonſt angeſprochen ſei. Auguſtinus hatte die Anordnung gemacht, daß ein Jeder, der an ſich oder den Seinen ein Wunder erfahren habe, es genau aufzeichne, damit man geſchichtliche Dokumente bekäme, die von allen Zeitgenoſſen beglaubigt werden könnten. Augenzeuge eines Wunders war er ſelbſt und er ſelbſt erzählt es.

Zehn Kinder aus einem angeſehenen Hauſe zu Cäſarea in Cappadocien waren von dem Fluch ihrer Mutter getroffen. Der älteſte Sohn hatte ſich gegen dieſelbe nach dem Tode des Vaters abſcheulich benommen, ſie erſt mit Worten, dann tätlich beleidigt — und von den übrigen neun Kindern, die ſämtlich Zeugen des verbrecheriſchen Auftritts waren, hatte ſich kein einziges der unglücklichen Mutter angenommen. In wahnſinniger Aufregung über ſolche Kinder zerraufte ſie ihr Haar und ihre Gewänder, ſtürzte nach der nächſten Kirche, warf ſich auf die Knie und verfluchte ſie ſämtlich. In furchtbarer Weiſe ging der Fluch in Erfüllung: Die Kinder wurden von einem krampfhaften Gliederzittern befallen, das nicht einmal im Schlaf nachließ. Es war ein entſetzlicher Anblick! Die unſelige Mutter konnte ihn nicht ertragen: ſie gab ſich den Tod. Für ihre Mitbürger waren die zehn Geſchwiſter ein Gegenſtand des Abſcheus durch den Fluch, der wegen ihres Frevels auf ihnen laſtete — und des Widerwillens, durch ihr Übel. Dies raſtloſe Zucken und Zittern, das ihnen keine Ruhe gönnte, keine Beſchäftigung erlaubte, verleidete ihnen den Aufenthalt in Cäſarea; ſie gingen fort und irrten im ganzen römiſchen Reich umher, einzeln oder zu Zweien, um weniger Aufſehen zu machen. Es war wie ein Kainsfluch, der ſie ruhelos hieher und dorthin jagte. Der zweite Sohn ward wunderbar geheilt durch die Reliquien des Martyrers St. Laurentius zu Ravenna. Das Schickſal von ſieben Geſchwiſtern iſt unbekannt; die beiden jüngſten aber, Paul und Palladia, wanderten zuſammen nach allen Orten, die durch ihre Heiligtümer und die Wunder, die dort geſchahen, berühmt waren. Aber umſonſt beſuchten ſie die Reliquien des heiligen Stephanus zu Ancona und dann, nach Afrika ſchiffend, zu Uzala. Überall flößten ſie ein mit Grauen gemiſchtes Mitleid ein und überall fühlten ſie ſich als von Gott gekennzeichnet, namenlos elend! Endlich kamen ſie nach Hippo und erregten auch dort die allgemeine Aufmerkſamkeit, ſowohl durch ihren kläglichen Zuſtand als durch die große Inbrunſt, mit der ſie täglich in der Baſilika des Friedens vor dem Gitter knieten, welches die Kapelle des heiligen Stephanus abſchloß und mit Tränenſtrömen Gott anflehten, ihnen barmherzig ihre Sünden zu vergeben und ſie von ihrem ſchweren Leiden zu heilen. Im Jahre 425, vierzehn Tage vor Oſtern waren ſie nach Hippo gekommen. In der Oſternacht hatte Auguſtinus die übliche Vorfeier zur Auferſtehung des Herrn gemacht, das Taufwaſſer geweiht, zahlreiche Katechumenen getauft; und befand ſich in der Sakriſtei, bereit den Gottesdienſt des Tages zu beginnen, während in der Kirche die Volksmenge ſich zu ſammeln begann.

Paul hatte lange vor der Kapelle des heiligen Stephanus gekniet und gebetet, und ſich ermüdet am Gitter feſtgehalten. Da fiel er plötzlich zu Boden. Man eilte ihm zu Hilfe, wollte ihn aufheben und forttragen; aber man bemerkte, daß er im ruhigen Schlaf und ohne alles Zittern ſei. Man berührte ihn alſo nicht, aber man ſammelte ſich um ihn, voll Erwartung, Rührung, Teilnahme. Auf einmal ſtand er auf, geheilt, geſund „und ſah ruhig „diejenigen an, die ihn anſahen,“ ſchreibt Auguſtinus. „Wer hätte jetzt ſich enthalten können Gott „zu preiſen? In der ganzen Kirche ertönte ein „Freudengeſchrei von denen, die das Wunder ſahen „und dem Geheilten Glück wünſchten. Dann kamen „ſie zu mir gelaufen und Einer drängte den Andern fort, und jedesmal erzählte mir der Letzte als „eine Neuigkeit, was ich ſchon von dem Erſten gehört hatte. Während ich mich von Herzen erfreute „und Gott in meiner Seele dankte, kommt der „Jüngling ſelbſt und fällt mir zu Füßen. Ich hob „ihn auf, umarmte ihn und führte ihn in die „Kirche. Das Volk überfüllte ſie. Alles rief laut „untereinander mit freudiger Stimme: Gott ſei gedankt! Gott ſei geprieſen! Ich gab dem Volk den „Friedensgruß. Da jubelte es noch höher auf und „lange währte es bis Stille eintrat und bis der Abſchnitt aus der Heiligen Schrift vorgeleſen werden „konnte. Als es nun an mir war ihn auszulegen, „ſprach ich nur Einiges, was dem Feſt und der „Oſterfreude angemeſſen war; denn lieber war es „mir, daß ſie in jener wunderbaren Heilung eine „Großtat Gottes leibhaft vor Augen hätten, als

„daß ſie nur davon reden hörten. — Der Jüngling „ſpeiſte dann mit uns und erzählte uns genau die „ganze Geſchichte ſeines Elends.“

Auguſtinus ließ dieſelbe ſogleich aufſchreiben und am Oſterdienstag den verſammelten Gläubigen in der Baſilika von einem Lektor vorleſen, während Paul und Palladia auf den Stufen des Ambons, Allen ſichtbar, ſtanden; er — geheilt; ſie — gepeinigt von ihrem Leiden. Aller Augen waren auf ſie gerichtet und diejenigen, welche früher die Geſchwiſter nicht geſehen hatten, konnten nun durch den Anblick der Schweſter beurteilen, welche Barmherzigkeit Gott an dem Bruder getan, um dadurch zu Dank für ihn und Bitte für ſie angeregt werden. Als Auguſtinus darauf eine Predigt hielt, in welcher er über Wunder ſprach und über die gegenſeitigen Pflichten von Eltern und Kindern, unterbrach ihn leiſes Gemurmel, das plötzlich in hellen Freudenruf: Ehre ſei Gott! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! überging. Er fragte, was das bedeute. Statt der Antwort führte man Palladia von der Kapelle des Martyrers zum Ambon. Sie war geheilt! — In Schlaf geſunken, als ſie das Gitter vor der heiligen Grabſtätte anfaßte, war ſie nach kurzer Zeit geſund aufgeſtanden. Nun entſtand aber ein freudiges Getöſe, ein Gewoge von Stimmen, das kein Ende nehmen wollte. Die Einen weinten, die Andern frohlockten, Alle verkündeten begeiſtert

Gottes Lob — „und ſo laut, daß unſer Ohr es „kaum zu ertragen vermochte. Was war aber in „den Herzen dieſer Menge, um zu einem ſolchen „Jubel angeregt zu werden? — Nichts anderes als „der Glaube an Chriſtus, für den Stephanus ſein „Blut vergoſſen hatte.“

Auguſtinus ſuchte die Verehrung des heiligen Erzmartyrers recht anzuregen. Einer vornehmen Frau, Galla, die ſich längere Zeit mit ihrer Tochter Simpliciola in Hippo aufgehalten hatte, um unter Auguſtin's Leitung den Weg der Vollkommenheit zu betreten, gab er einige Partikeln, als ſie in ihre Heimat zurückkehrte. Er ſchrieb an den dortigen Biſchof Quintian, um ihm Galla zu empfehlen, welche ihren Witwenſtand — und Simpliciola, welche ihre Jungfräulichkeit Gott verlobt hatte, und ſetzt hinzu: „Was die heiligen Reliquien betrifft, „ſo wirſt du wiſſen, welche Ehrfurcht man überall „ihnen zollt und mit wie großer Andacht wir ſie „hier bei uns verehren.“ — Er machte eine Reiſe nach Uzala, um dem Biſchof Evodius den Rat zu geben, alle Wunder, welche die Fürbitte des Martyrers ſehr zahlreich dort wirkte, von den betreffenden Perſonen aufzeichnen zu laſſen und dieſe geſchichtlichen Dokumente über die Macht des Glaubens in der ſtreitenden Kirche, über die Macht der Liebe in der triumphierenden — und über das ebenſo weſenhafte als geheimnisvolle, im Blut

Jeſu gewebte Band zwiſchen dem Leben in der Gnade und dem Leben in der Glorie, für alle Zukunft zur Erkräftigung der Gläubigen zu ſammeln.

Dreiund-dreißigſtes Kapitel.

Heraclius.

Unter den Geiſtlichen, welche das Herz des heiligen Biſchofs erfreuten, nahm der junge Prieſter Heraclius einen der erſten Plätze ein. Er war nicht aus Hippo gebürtig; er hatte ſich in ſeiner erſten Jugend andern Studien gewidmet. Sein Vater ſtarb früh; ſeine Mutter wünſchte den Sohn, der reich an Glücksgütern und an Gaben des Geiſtes war, in einer weltlichen Laufbahn glänzen zu ſehen. Trotz aller Unwahrſcheinlichkeit und aller Hinderniſſe entbrannte plötzlich das Herz des Jünglings für die Weltentſagung. Er ging nach Hippo. „Gott ſchickte ihn mir," ſagte Auguſtinus; — und zärtlich nahm er dieſe ſchöne Seele auf, die ſich mit unbedingtem Vertrauen in ſeine Hände gab, und pflegte ſie ſorgſam, damit alle Keime des Guten in ihr zu Blüten würden und Früchte brächten. Von einem Teil ſeines Vermögens ließ Heraclius die Kapelle des heiligen Stephanus bauen; für den andern kaufte er der Kirche einen Platz ab, worauf er ein Haus baute, das ſeine Mutter bewohnen ſollte; den dritten bot er dem Biſchof für die Armen an. Auguſtinus riet ihm aber, ein Landgut dafür zu kaufen — „denn ich geſtehe," ſagte er in einer vertraulichen Anſprache an die Gläubigen, „daß ich damals — im Jahr 425 — „noch kein ganz feſtes Vertrauen zu ſeiner Jugend „hatte. Da ich die Beſchaffenheit des Menſchenherzens kenne, fürchtete ich die Unzufriedenheit „der Mutter, die etwa ſagen möchte, ich hätte ihren „Sohn um ſein väterliches Vermögen gebracht und „in Armut geſtürzt. Ich hielt es alſo für ratſamer, „daß er dies Landgut kaufe. Wenn er, was Gott „verhüte, nicht beharrlich bleibt, dachte ich, ſo kann „ich ihm dasſelbe ungeſchmälert zurückgeben — was „bei einer Summe Geldes nicht möglich wäre — „und ich komme nicht in den Ruf der Habſucht."

Um dieſe Zeit trug ſich der peinliche Vorfall mit dem Prieſter Januarius zu, der das gemeinſame Leben geführt und das Verſprechen der Armut gegeben und dennoch Vermögen beſeſſen hatte. Infolge davon hatten alle Geiſtlichen auf's Neue ihrem betrübten Biſchof das Verſprechen abgelegt, durchaus kein Eigentum für ihre Perſon zu beſitzen und mit ihm im Vertrauen auf die göttliche Vorſehung zu leben. Das Haus des Heraclius war eben vollendet und ſogleich ſchenkte er es der Kirche. „Kommt jetzt ſeine Mutter," fuhr Auguſtinus fort, „ſo wird ſie wohnen im Hauſe, das ihr Sohn gebaut hat, nicht aber in ſeinem Hauſe. Ich gebe ihm

„das Zeugnis, das er jetzt ganz arm, jedoch ſehr
„reich an Liebe iſt. Die wenigen Sklaven, die er
„noch beſaß, lebten bereits im Kloſter und noch
„heute wird er ihnen die Freiheit geben. Glaube
„und ſage alſo niemand, daß er reich ſei und Jeder
„bedenke, daß man durch böſe Nachrede noch mehr
„der eigenen Seele als dem Verleumdeten ſchadet."

Heraclius war noch Diakon, als Auguſtinus mit ſolcher Wärme Zeugnis für ſeine vollkommene Weltentſagung ablegte, welche die Katholiken von Hippo mit ſo großer Erbauung an ihrem Biſchof bewunderten und an ſeinem ganzen Klerus zu bewundern wünſchten. Gleich darauf empfing Heraclius die Prieſterweihe.

Die Stellung des Biſchofs brachte ihn damals den Gläubigen ſo nah und in ſo innige Verbindung, daß ein jeder ſich mit ihm in einem gewiſſen Verhältnis, in einer direkten Beziehung fühlte. Der Biſchof war der geiſtliche Vater, der Lehrer, der Ratgeber, der Schiedsrichter — war die Verkörperung der Liebe und der Weisheit in den Augen ſeines gläubigen Volkes. Den apoſtoliſchen Zeiten noch ſo nah, umfloß ihn der volle Glanz, den das Wort des Herrn: „Wer euch hört, der hört mich" — den Zwölfboten und den Nachfolgern dieſer heiligen Apoſtel verlieh. Den weltlichen Verhältniſſen entrückt, zuweilen in wunderbar heiliger Seelenſtärke ihnen entſagend und die eigene Familie mit der großen Familie Jeſu Chriſti verſchmelzend, ward er als ein Gottesbote verehrt, der für jeden Einzelnen eine himmliſche Sendung, folglich die höchſte Bedeutung hatte. Daher war die Wahl eines Biſchofs ein Akt, woran ſich jeder mit lebhafteſtem Intereſſe, das zuweilen in große Leidenſchaftlichkeit überging, beteiligte — wenn nicht durch die Wahl ſelbſt, ſo doch durch Zuſtimmung. Daher kam es, daß zuweilen plötzlich und ganz unerwartet eine Name vom Volksmund als Biſchof genannt wurde, der eine höhere Eingebung zu ſein ſchien, wie das bei der Wahl des heiligen Ambroſius geſchah, wo ein Kind rief „Biſchof Ambroſius!" Daher aber auch, daß tumultuariſche Auftritte ausbrechen konnten, entweder wenn ſich Parteien gegenüber ſtanden oder wenn Eigenſinn die Stelle des Gottesurteils einnahm — wie das in Hippo geſchehen war, als das Volk den Pinian zwingen wollte Prieſter zu werden. Daß eine ſolche allgemeine Beteiligung nur in jenen Zeiten möglich iſt, wo das Individuum vor allem in den Bewußtſein lebt, ein Glied der Kirche zu ſein und einen höheren Wert darauf, als auf ſeine Familien- und bürgerlichen Verhältniſſe legt — verſteht ſich von ſelbſt. Daß ſie aber wirklich ſtattgefunden hat, beweiſt die Frage, die noch jetzt bei jeder Prieſterweihe vom Biſchof ausgeſprochen wird: ob irgend ein Anweſender begründete Einſprache gegen die Weihe

VII. „O Emmanuel!“

O thauet, ihr Himmel, herab den Gerechten,
Du Erde umfang' Ihn mit Blumengeflechten,
Ihr Wolken, o wölbet ein duftiges Thor,
Ihr Blüten entſendet des Wohlgeruchs Süße,
Ihr Bäume und Ströme, o flüſtert Ihm Grüße,
Frohlocke, du Schöpfung, dein Gott tritt hervor.

Nicht hat uns das Wort der Verheißung gelogen,
Er kommt aus den Himmeln von Liebe bewogen;
Er fürchtet kein Elend, Er ſcheut keinen Spott!
Er will, um die Herzen an Seines zu lenken,
Sich ganz in das Weſen der Menſchheit verſenken,
Der liebebeſiegte, gewaltige Gott,

zu machen habe? — worauf eine kleine Weile innegehalten und dann erſt in der heiligen Handlung fortgefahren wird.

In Afrika war damals der herrſchende Gebrauch, daß die Biſchöfe, die ja ihren Klerus am beſten kannten, ihren Nachfolger wählten und ihn, als ſolchen, den Gläubigen vorſtellten. Der Biſchof Severus von Milevis war geſtorben, als Auguſtinus von den dortigen Prieſtern und Mönchen flehende Botſchaft erhielt, ſich ſchleunigſt nach Milevis zu begeben, um gehäſſigen Unruhen vorzubeugen. Trotz ſeiner zweiundſiebzig Jahre eilte Auguſtinus dahin. Er fand die Gläubigen aufgeregt und mißvergnügt, denn Severus hatte ſeinen Nachfolger zwar der Geiſtlichkeit genannt, aber nicht dem Volk vorgeſtellt und durch dieſen Akt deſſen Zuſtimmung geſucht. Man fühlte ſich verletzt und die Prieſter wagten nicht, den Nachfolger zu nennen, aus Beſorgnis, daß er ſchlecht empfangen oder gar zurückgewieſen werden möchte. Allein Auguſtinus beſchwichtigte die Gärung: „Gott ſei Dank, die Beſorgnis verwandelte ſich in Freude, ſagt er. Sobald das Volk Kenntnis von dem Nachfolger erhielt, den Severus beſtimmt hatte, nahm es mit großer Ruhe die Wahl an. Wohl gab es noch einige Unzufriedene; doch Gottes Barmherzigkeit ſegnete meine Bemühungen und alle Klagen hatten aufgehört, als ich Milevis verließ."

Dieſer Vorfall beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluß, bei Lebzeiten einen Nachfolger zu wählen, teils um jeder möglichen Unruhe nach ſeinem Tode vorzubeugen, teils um bei manchen Geſchäften einen Stellvertreter zu haben, und Zeit für eine Arbeit zu gewinnen, die ihm ſeit Jahren am Herzen lag. Er wollte nämlich ſeine ſämtlichen Werke einer genauen Durchſicht und Korrektur unterwerfen. Er war ſeit ſeiner Bekehrung ein unermüdlicher Schriftſteller geweſen, aus deſſen Geiſtesfülle ein Strom von Anſchauungen, von Lehren ſich ergoß. Aber er ſelbſt war mit ſeiner Intelligenz und Erkenntnis nicht auf dem Standpunkt des Neophyten von 387 ſtehen geblieben. Faſt vierzig Jahre des Gebets, der Studien, der ſchönſten Tugendübungen, der heiligen Funktionen des Prieſters und Biſchofs, der vielſeitigſten Erfahrungen, der unausgeſetzten Geiſteskämpfe nach außen — um die Wahrheit zu lehren; nach Innen — um ſie zu erkennen und zu faſſen: hatten mehr und mehr ſein geiſtiges Auge erleuchtet. Den hohen theologiſchen, philoſophiſchen und moraliſchen Fragen, die er in ſeinen zahlreichen Werken behandelte und von denen er, trotz aller Demut, doch annehmen mußte, daß ſie maßgebend in Gegenwart und Zukunft für die Begründung und Entwickelung der chriſtlichen Lehre ſein würden, wollte er alle Vollendung geben, die ihm zu Gebot ſtand, alles Licht mitteilen, das er nach und nach gewonnen hatte. In einem Brief an Mercator, in welchem er freudig einen jungen kräftigen Verteidiger der katholiſchen Lehre gegen die Häreſie begrüßt, ſchreibt er: „Es iſt dem Menſchen heilſamer, ſich „klein zu machen, um ſich zu beſſern, als ſich auf„zublähen und dann zerquetſcht zu werden. Heißt „es von den Apoſteln, die zuerſt und mit ſo gro„ßem Erfolg gepflanzt und begoſſen haben, daß „ihre Arbeit nichts ſei, weil Gott allein das Ge„deihen gebe — was ſind denn wir, du und ich, und „wer immer in unſern Tagen lebt! Können wir „uns für etwas halten, obſchon wir uns heraus„nehmen zu lehren!" Mit dieſer Geſinnung wollte er ſich der mühſamen Arbeit unterziehen und jeden Lichtſtrahl, den der Heilige Geiſt ihm ſenden würde, im Dienſt und zur Ehre der Wahrheit, und zur Erleuchtung und Heiligung der Seelen verwenden.

Er beſchied nach ſeiner Heimkehr von Milevis ſein gläubiges Volk zum 26. September 426, in die Baſilika des Friedens, denn er habe eine wichtige Mitteilung zu machen. Der weite Raum war überfüllt und die Spannung groß. Auguſtinus erſchien begleitet von zwei fremden Biſchöfen, Religian und Martinian, und von ſieben Prieſtern, unter denen Heraclius der letzte war. Der ganze Klerus der Stadt war zugegen; auch Schnellſchreiber, die den ganzen feierlichen und für die Gebräuche der damaligen Zeit intereſſanten Akt aufzeichneten. Auguſtinus ſagte, in der Vollkraft der Jahre ſei er nach Hippo gekommen; nun ſei er alt und ſeinem Ende nah: „Da ich weiß, daß nach dem Tode der „Biſchöfe nicht ſelten Verwirrung, ſogar Streit „wegen des Nachfolgers in den Kirchen entſteht, ſo „will ich dieſen Übelſtand, ſo viel an mir liegt, entfernen und euch kund tun, daß ich es für den „Willen Gottes erachte, den Prieſter Heraclius zu „meinem Nachfolger zu beſtimmen."

Dieſe Worte beantwortete das Volk mit dem dreiundzwanzigmal wiederholten Ruf: „Gott ſei Dank! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" — Dann betete es ſechzehnmal: „Chriſtus erhöre uns, verlängere Auguſtin's Leben!" — und rief dann achtmal dem heiligen Greiſe zu: „O du unſer Vater! o du unſer Biſchof!" Als wieder Stille eintrat, fuhr Auguſtinus fort: „Ich brauche Heraclius nicht zu loben. „Ich liebe ſeine vortrefflichen Eigenſchaften und „ſchone ſeine Beſcheidenheit. Euer Beifall beweiſt „mir, daß ihr ihn nicht minder als ich zu meinem „Nachfolger wünſcht. Dies aber habe ich in heißen „Gebeten von Gott erfleht. Jetzt bitte ich euch alle, „daß wir uns in der Liebe Jeſu vereinigen und „Gottes Erbarmen anrufen, damit er das in uns „bekräftige, was er gewirkt hat. Er, der mir Heraclius ſchickte, bewahre und erhalte ihn kräftig und

„rein, damit er mich erfreue ſo lange ich lebe und „nach meinem Tode mich erſetze."

Jetzt rief das Volk ſechsunddreißigmal nacheinander: „Gott ſei Dank! Chriſtus ſei geprieſen!" Dreizehnmal: „Chriſtus erhöre uns, verlängere Auguſtin's Leben!" Achtmal: „O du unſer Biſchof!" Zwanzigmal: „Es iſt billig und recht!" Fünfmal: „Er iſt würdig, er verdient es!"

Als Auguſtinus die Gläubigen ermahnte, Gott recht dringend um ſeinen Beiſtand zu bitten, riefen ſie ſechszehnmal: „Wir danken dir für deine Wahl!" — Zwölfmal: „So geſchehe es!" — Sechsmal: „O du Vater, Heraclius ſei Biſchof!"

Darauf erwiderte Auguſtinus, bei ſeinen Lebzeiten dürfe Heraclius nicht zum Biſchof von Hippo geweiht werden. Dies ſei durch einen Beſchluß des Konzils von Nicäa geboten, welcher aber dem ſeligen Valerius ſowohl als ihm ſelbſt bei ſeiner eigenen Weihe nicht bekannt geweſen ſei. Zuſtimmend erſchallte dreizehnmal der Ausruf: „Gott ſei Dank! Chriſtus ſei geprieſen!"

Auguſtinus bat nun die Gläubigen, ſich mit allen ihren bürgerlichen Anliegen und mit allem, was das Schiedsrichteramt betreffe, künftig an Heraclius zu wenden, dem er immer mit Rat beiſtehen werde. Nicht in träger Ruhe, ſondern mit wichtigen Arbeiten wolle er ſeine Zeit ausfüllen. Sechsundzwanzigmal wurde nun der Zuruf wiederholt: „Wir danken dir für deine Wahl!“ Bevor Auguſtinus die Wahlurkunde zum Unterſchreiben verlangte, berief er ſich nochmals auf die Zuſtimmung des Volkes zu dieſem feierlichen Akt, der jetzt zum Beſchluß erhoben werden ſolle, um ihm für die Zukunft Beſtand zu geben. Langer jubelnder Zuruf hallte durch die Baſilika des Friedens und Auguſtinus bat nun das Volk, der Feier der hochheiligen Geheimniſſe mit erhöhter Andacht beizuwohnen und für die Kirche von Hippo, für den Prieſter Heraclius und für ihn eifrig zu beten.

An einem der folgenden Tage mußte Heraclius einmal in des heiligen Biſchofs Gegenwart predigen, was dem jungen Prieſter ein höchſt kühnes Unterfangen ſcheint. Dem aber, dem er ſich ganz zu Dienſten geſtellt, müſſe er auch in dieſer Sache gehorchen. Er vertraue auf den Beiſtand Gottes, den Auguſtinus ihm erflehen werde. „In unſerm heiligen Vater,“ ſagt er, „werde ich alles beſitzen, was mir fehlt, wenn ich in ihm die Gaben Gottes ſchätze, an denen er ſo reich iſt.“ Dann ſpricht Heraclius ſein Erſtaunen aus, daß er rede, während Auguſtinus zuhört und ſchweigt. „Aber nein ruft er aus, Auguſtinus ſchweigt nicht! Sagt der Jünger das, was er von ſeinem Meiſter lernte, ſo ſpricht ja dieſer durch den Mund ſeines Jüngers. — Wenn ihr alles, was ihr ſeit langer Zeit an Belehrung, Ermahnung und Aufmunterung von unſerm Vater gehört und empfangen habt — jetzt im Geiſt bewahrt und im Leben übt: ſo wird der Friede Gottes mit euch ſein.“

Die Wahl des Heraclius war gleichſam das Teſtament, wodurch er mit dem Leben abſchloß und über ſein Leben hinaus ſeinen Kindern das Beſte vermachte, was er ihnen hinterlaſſen konnte: einen heiligen Biſchof.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Die letzten Jahre.

Das chriſtliche Afrika ſtand auf dem Höhepunkt ſeiner Entwickelung. Auguſtinus war die geiſtige Sonne, die alle Keime zur Blüte brachte. Heilige Biſchöfe lehnten ſich an ihn, fromme Prieſter blickten zu ihm empor, blühende Klöſter gediehen unter ſeiner Fürſorge; zahlreiche Konzilien, deren Seele er war, entwickelten und beſtimmten Lehrfragen und ſtellten Ordnung und Zucht in der Kirche feſt. Der Manichäismus, der Donatismus, der Pelagianismus, drei furchtbare Häreſien, waren zu Boden geſchmettert. Unvertilgbar iſt der Same des Drachen und in immer neuen Unformen bildet ein Luzifer ſich aus; aber das iſt ja eben die wunderbare Macht der Kirche, daß ſie auch immer wieder einen Erzengel Michael erzeugt, der den Luzifer überwindet. Auguſtinus war der St. Michael ſeiner Zeit. Manes mit ſeiner ſinnlichen Phantaſterei, Donatus mit ſeinem ſtarren, rohen Eigendünkel, Pelagius mit ſeiner rationaliſtiſchen Selbſtüberhebung: alle drei hatten in Auguſtinus ihren Meiſter gefunden und waren beſiegt. Täuſchen konnten ſie noch die leichtfertige Torheit, denn das gelingt der Lüge immer unſchwer. Aber dem geraden Sinn als Wahrheit ſich ausgeben — konnten ſie fortan nicht mehr. Wie ein Leuchtturm, weithin ſtrahlend über das gefahrvolle Meer des Lebens, ſtand die hehre Greiſengeſtalt an Afrika's Küſte und die Augen der katholiſchen Welt blickten auf Auguſtinus, wenn es galt ſich in Glaubensſachen zu orientieren. Auch jetzt wieder gelang ihm eine große Bekehrung. Der Mönch Leporius in Marſeille hatte die pelagianiſche Irrlehre um einen Schritt weitergeführt und geſagt: der göttliche Heiland ſei ein Menſch wie jeder andere geweſen, habe ſich durch ſeine Willenskraft ſündenlos erhalten und ſei deshalb, bei der Taufe im Jordan, zum Sohn Gottes gemacht. Er verbreitete höchſt unbefangen dieſe Gottesläſterungen, die ein ungeheures Ärgernis gaben und dennoch dem Leporius einen gewiſſen Anhang verſchafften. Der Biſchof von Marſeille wollte ihn zum Widerruf bewegen — umſonſt! da verſtieß ihn ſein Kloſter. Er ging nach anderen Gegenden Galliens, wurde überall verabſcheut und träufelte doch ſein Gift in einzelne

Seelen; — überall gewarnt und verblieb doch in ſeinem Irrtum. Als er unverbeſſerlich ſchien, verdammten ihn die Biſchöfe Galliens als Irrlehrer und ſchloſſen ihn von der Kirchengemeinſchaft aus. Mit einigen Anhängern verließ er die Heimat und ging nach Afrika. Der heiße Boden ſchien den Irrlehren günſtiger zu ſein, als das kühle Europa. Aber gerade dort wartete die Gnade auf ihn. Er fand zuerſt den Erzbiſchof Aurelius von Karthago; dann — Auguſtinus; und vor dieſem reinen milden Licht geſundete das kranke Auge ſeines Glaubens. Er ſah ſeinen Irrtum ein und verabſcheute ihn. Mit tiefer Demut und heißer Reue nahm er vor Auguſtinus und einer Verſammlung von afrikaniſchen Biſchöfen mündlich und ſchriftlich ſeine Irrtümer zurück, erkannte die Rechtmäßigkeit ſeiner Exkommunikation an und entſchuldigte ſich nur damit, daß er verſicherte, er habe ſeine verdammlichen Lehren nur in Verblendung des Verſtandes, nicht aus Gewiſſenloſigkeit oder Haß gegen die Kirche verbreitet. Hiefür ſpricht das reine Leben, das er immer führte. Leporius unterſchrieb ſeinen feierlichen Widerruf in der großen Baſilika von Karthago und wurde wieder mit ſeinen Gefährten in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen. Auguſtinus ſchickte das Schriftſtück an diejenigen Biſchöfe Galliens, in deren Sprengel Leporius ſo großes Ärgernis gegeben hatte, und bat ſie, dieſen Widerruf und die bußfertige Geſinnung des bekehrten Mönchs möglichſt bekannt zu machen. Die Bekehrung des Leporius erregte große Freude in der chriſtlichen Welt. Trotz des Arianismus, der die Gottheit Chriſti leugnete und der ſich für ein paar Jahrhunderte, namentlich bei den germaniſchen Völkern, ſtatt des wahren Glaubens eingeſchlichen hatte, verwarf die allgemeine Stimme des chriſtlichen Volkes mit Abſcheu jedes Wort, das die Gottheit des Erlöſers antaſtete und jubelte in heiliger Freude über den Widerruf eines ſolchen Frevels. Leporius kehrte nicht in ſein Vaterland zurück. Er blieb in Afrika, wo ſeine Seele ihre Heimat in der Kirche gefunden hatte.

Aber das mühe- und tatenreiche Leben des heiligen Auguſtinus ſollte nicht in dem Glanz und dem Frieden untergehen, den er der Kirche und den Seelen gab. Es kamen furchtbare Zeiten für das chriſtliche Afrika, — der erſte Stoß des Erdbebens, das ſich immer wiederholte, bis die Kirche im Lauf von zwei Jahrhunderten zertrümmert und vom Islam verſchlungen war. Die Hand, welche den Anſtoß gab, verdoppelte Auguſtin's Gram; — denn es war die des Grafen Bonifatius.

Er war ein Mann voll herrlicher Eigenſchaften, edelmütig, ſittenrein gerecht, voll Geiſt und Tatkraft, heldenhaft und weiſe. Im Jahre 413 verteidigte er Marſeille gegen den Überfall eines an-

Er will, um die Seelen von Schulden zu löſen,
Selbſt zahlen — und blutig! — die Strafen des Böſen,
Will ſterben, um ihnen das Leben zu leihn;
Sein göttliches Blut will in Qual Er vergießen,
Damit ſie das Bad der Erlöſung genießen
Und froh ihr gerettetes Leben Ihm weihn.

Dann will Er das höchſte der Wunder entfalten,
Will Seinem Bild ähnlich die Seele geſtalten,
Umſchmelzen ihr Weſen mit göttlicher Glut;
Er will in ganz ſchlichter unſcheinbarer Hülle,
Aus Fülle der Liebe ihr geben die Fülle
Der göttlichen Liebe im heiligſten Gut.

O Du, der verſteht, was es heißet, zu lieben,
Der in Deine Hand Du uns ſorgſam geſchrieben,
Der zärtlich beim Namen uns Irrende rief; —
Der mild uns verheißen: Nach all' deinem Leide
Da tröſte Ich Selbſt dich mit ewiger Freude! —
Deß Herz immer wachte und wenn Er auch ſchlief:

dern Helden, des Gotenkönigs Ataulf, verwundete dieſen und rettete die Stadt. Im Jahr 417 war er militäriſcher Statthalter und Befehlshaber der kaiſerlichen Truppen in Afrika. Er war ein Verehrer und wurde ein Freund des heiligen Auguſtinus. Mit demſelben Eifer, den er für ſeine Dienſtpflichten an den Tag legte, begehrte er auch dem höchſten Herrn zu dienen und er wendete ſich oftmals an den Biſchof von Hippo, um Belehrung und gute Ratſchläge zu erbitten. Auguſtinus erfüllte immer gern eine ſolche Bitte; um ſo lieber, wenn ſie von einer Seite kam, wo das Seelenheil durch den Glanz der Stellung und den Drang der weltlichen Geſchäfte ſo leicht gefährdet wird. Aber Bonifatius blieb unverblendet und unbetäubt, verlor ſeine ewige Beſtimmung nicht aus den Augen und hätte gewünſcht, ſich der Miliz Chriſti anſchließen und in klöſterlicher Abgeſchiedenheit leben zu dürfen. Er war aber vermählt und hatte eine Tochter. Auguſtinus hatte ihm einmal einige Lebensregeln gegeben und ſagt am Schluß des Briefes, ſie wären aber nicht ſowohl Ratſchläge für das, was der Graf zu tun habe, als ein Spiegel deſſen, was er bereits tue. Seine frommen Wünſche beeinträchtigten nicht ſeine Energie als Befehlshaber der Truppen und mit Glück und Kraft ſchlug er Invaſionen von barbariſchen Völkerſchaften aus dem innern Afrika zurück.

Im Auguſt 423 ſtarb Kaiſer Honorius, der achtundzwanzig Jahre ohne Glück und ohne Ruhm Beherrſcher des Abendlandes geweſen war. Er zählte noch nicht neununddreißig Jahre. Sein ganzes Leben hat etwas Nebelhaftes, das nur Inhalt bekommt durch den Willen ſeiner Günſtlinge; und da man unter dieſen keine beſonders edle Charaktere kennt, ſo ſtaunt man umſo mehr über einzelne wunderſchöne Geſetze, welche er im reinſten Geiſt des Chriſtentums zu Gunſten von Gefangenen, von Sklaven, von armen Schuldnern — zu Gunſten von allem, was noch vor kurzem verachtet und zertreten war, erließ. Der chriſtliche Glaube hat immer einen guten Einfluß! er konnte freilich nicht dieſem unvollſtändigen Charakter, männliche Würde und kaiſerliche Tatkraft geben; aber er gab ihm die Einſicht, daß man auch für die Unterdrückten Kaiſer ſein müſſe.

Nun war er tot. Sein Neffe, der morgenländiſche Kaiſer Theodoſius II. in Konſtantinopel, hielt ſich für den rechtmäßigen Erben. Seine Stiefſchweſter, Galla Placidia, die Frau mit den romanhaften Schickſalen, hielt ihr dreijähriges Söhnlein Valentinian dafür, denn deſſen Vater Konſtantius, ihr zweiter Gemahl, war von Honorius zum Auguſtus: (Titel des Kaiſers) ernannt, und ſie ſelbſt war ſchon in früher Jugend Auguſta: (Titel der Kaiſerin). Aber ſie war nicht in Ravenna; ſie hatte ſich infolge von Hofintriguen nach Konſtantinopel geflüchtet. Das benutzte der Hofkanzler Johannes. Er legte den Purpur an und wurde in Italien, Gallien und Dalmatien als Kaiſer anerkannt. Sogar Aëtius, der große Feldherr, erklärte ſich für ihn. Afrika aber nicht. Bonifatius widerſetzte ſich mit aller Entſchiedenheit den Anſprüchen des Johannes und erhielt die ganze Provinz in der Treue gegen das Kaiſerhaus.

Seine Gemahlin war inzwiſchen geſtorben und ſeine Tochter vermählt mit dem Comes (Graf) Sebaſtian. Er hatte nun eine Zuſammenkunft mit den beiden gottſeligen Biſchöfen Auguſtinus und Alypius und ſtellte ihnen vor, ob nicht für ihn der Augenblick gekommen ſei, ſich von der Welt in's Kloſter zurückzuziehen, um ungefährdeter für das Heil ſeiner Seele zu arbeiten. Doch beide waren mit nichten dieſer Anſicht. Sie fanden, daß er dem Reich und der Kirche in ſeiner gegenwärtigen Stellung die wichtigſten Dienſte leiſten könne. Wenn er nur die Waffen für die Verteidigung des Reiches und des Rechtes führe; — Glücksgüter und Anſehen nicht ſuche, ſondern gleichmütig annehme: ſo dürfe er ſeinen Beruf für die Wohlfahrt ſo vieler Völker zur Ehre Gottes mitzuwirken, durchaus nicht unterſchätzen. Um ſich auch mit neuen kräftigen Waffen zu verſehen und eine Mauer zwiſchen ſich und der Weltluſt zu ziehen, möge er allenfalls ein enthaltſames Leben geloben. Bonifatius folgte dem Rat ſeiner gottſeligen Freunde und verblieb in ſeiner Stellung. Er ſtellte der Kaiſerin Placidia Geld und Truppen zur Verfügung, und nachdem Johannes im Jahr 425 in einer Schlacht überwunden und gefallen war, wurde der kleine Valentinian III., unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, in Rom zum Auguſtus ausgerufen. Placidia war dankbar; ſie ließ Bonifatius nach Ravenna kommen, erteilte ihm die glänzende Würde eines Oberſten der kaiſerlichen Leibwache und übertrug ihm eine Geſandtſchaft nach Spanien an vandaliſche Fürſten. Die Reiſe wurde ſein Unglück. Er entbrannte in heftiger Leidenſchaft für Pelagia, ein vornehmes vandaliſches Fräulein, Arianerin wie alle Vandalen; — er vergaß ſein Gelübde, er vergaß ſeinen Glauben — und vermählte ſich mit ihr. Und ſo kehrte er auf ſeinen Poſten nach Karthago zurück. Freilich hieß es, Pelagia habe ſich vor ihrer Vermählung zur katholiſchen Kirche bekannt. Möge es geſchehen ſein oder nicht — gleich das erſte Kind das ſie zur Welt brachte, wurde arianiſch getauft und fortan hatten die Arianer die Oberhand im Hauſe des Grafen Bonifatius. Das war der Mann, den Auguſtinus — und mit Recht! — „den Ruhm des Reiches, die Freude der Kirche, das Bollwerk von Afrika“ genannt hatte!

Mit bitterm Kummer beweinte Auguſtinus den tiefen Fall ſeines Freundes. Aber wie mag er Gott gedankt haben, daß er vor einigen Jahren dem Wunſch des Grafen nicht nachgab, und den Erwägungen der Gewiſſenhaftigkeit Folge leiſtete! Hat der Menſch einen großen Entſchluß gefaßt, zu einem ſchweren Opfer ſich bereit gemacht, ſo beſtürmen ihn Verſuchungen und Prüfungen aller Art, um ihn zum Rücktritt zu bewegen. Dies iſt eine ganz allgemeine, ganz gewöhnliche Erfahrung. Nicht dem, der gut anfängt, wohl aber dem, der bis zum Ende beharrlich iſt, wird die Krone des Lebens verheißen. Im Anfang gibt der Tugendakt des Entſchluſſes, dasjenige zu tun, wohin die Gnade drängt, einen großen Schwung. Aber das, was mit hoher Begeiſterung begonnen wurde, muß nicht ſelten mit ſaurer Mühe fortgeführt und vollendet werden. Die Verſuchungen gegen ſeine Treue und Feſtigkeit wären auch im Ordensleben an Graf Bonifatius herangetreten, und ſein Fall wäre dort noch ſchwerer, weil von größerer Höhe herab, geweſen.

Graf Bonifatius hatte am Hoflager zu Ravenna einen mächtigen Feind, den Aëtius, einen Mann von ſo großen und liebenswürdigen Eigenſchaften, daß Galla Placidia es für weiſer und vorteilhafter hielt, ihm unbedingt und vollſtändig ſeine Unterſtützung des Johannes zu verzeihen, ihn zum Comes zu ernennen und ihn dadurch für ihren

Sohn zu gewinnen, als ihn zum grollenden Gegner zu haben. Aëtius, ein edler Skythe von Geburt, hatte hochfliegende Pläne des Ehrgeizes, die ſeinen großartig angelegten Charakter erniedrigten und in die er ſich hauptſächlich aus Liebe zu ſeiner Gemahlin verwickelte. Sie war vom Geblüt der gotiſchen Könige, ſtolz und von brennendem Ehrgeiz — und ſie wollte ihre Kinder auf dem Thron ſehen.

Der einzige Mann im abendländiſchen Reich, den Aëtius als eine Größe erſter Ordnung und daher als einen Nebenbuhler betrachtete, war Bonifatius. Die große Provinz Afrika hing mit Begeiſterung an dem Grafen und Placidia ſchuldete ihm lebhaften Dank. In dieſen beiden Gründen ſah Aëtius eine Gefahr für ſeine eigene Stellung. Die Vermählung des Grafen mit der arianiſchen Vandalin, gab dem Aëtius ein Mittel an die Hand, um ihn bei Placidia zu verdächtigen. Sie war ſtreng katholiſch, eine Erbſchaft, welche alle Kinder des großen Theodoſius von ihren Eltern geerbt hatten — und daher auf der Hut gegen jeden, der den wahren Glauben durch Verbindung mit dem Irrglauben verletzte oder gefährdete. Die Vandalen waren in Spanien ein äußerſt unruhiges Element, halb Bundesgenoſſen, halb Feinde. In dieſem Jahr begannen ſie auf einer Flotte an der ſpaniſchen Küſte umherzuſchweifen und die Seeſtädte Andaluſiens bis hinauf nach Hiſpalis, Hauptſtadt der römiſchen Provinz Bätica, durch Raub und Plünderung heimzuſuchen. Aëtius ſtellte dies alles zuſammen: das hohe Anſehen des Grafen in Afrika, die arianiſche Gemahlin, die Unruhen der Vandalen; — und äußerte die Beſorgnis gegen Placidia, ob nicht etwa Graf Bonifatius nach der Herrſchaft in Afrika, nach dem Purpur ſtrebe und ſich in den Vandalen Bundesgenoſſen ſichern wolle. Die Auguſta könne ſich leicht von ſeiner Schuld oder Unſchuld überzeugen, indem ſie ihn an ihr Hoflager entbiete: ſchuldlos — werde er kommen; voll ſchlimmer Anſchläge — gewiß nicht. Placidia befolgte den böſen Rat und berief Bonifatius nach Ravenna. Als aber die Boten in Karthago erſchienen, weigerte ſich Bonifatius dem Befehl zu gehorchen, denn er hatte inzwiſchen ein freundſchaftliches Schreiben von Aëtius erhalten, der ihm im Vertrauen mitteilte, die Auguſta ſei gegen ihn eingenommen und aufgebracht; man wolle ihn ſtürzen und verderben; er möge keiner Einladung nach Ravenna folgen. Bonifatius ſchenkte arglos dem hinterliſtigen Ratgeber Vertrauen und blieb in Karthago. Da ſchien der umgarnten Kaiſerin ſeine Schuld erwieſen. Er ward für einen Feind des Reichs erklärt und ein Heer nach Afrika geſchickt, das ihn beſiegen ſollte. In früheren Jahren würde Bonifatius nicht um alle Schätze der Welt einen ganz perſönlichen Krieg geführt, ſondern ruhig ſeine Ämter und Würden in die Hände der Kaiſerin gelegt und ſich in's Privatleben zurückgezogen haben. Jetzt war es anders; er wollte bleiben was er war, behalten was er hatte; die Weltluſt beherrſchte ihn — und er erhob die Fahne des Aufruhrs, denn er wußte, daß er ſich auf ſeine afrikaniſchen Truppen verlaſſen konnte. Er war kurz vorher in Hippo geweſen und Auguſtinus hatte ihn zwar geſehen, aber vor körperlicher Hinfälligkeit nur weniges mit ihm reden können. Jetzt ſchrieb er dem Grafen, um ihn aufmerkſam zu machen auf ſeine gefährlichen Wege. „Siehſt du nicht, wie „viel Leute nur deshalb in deinem Dienſt ſind, und „deine Perſon umringen, weil ſie hoffen, ſie würden durch dich zum Beſitz jener Güter kommen, „welche der Weltgeiſt in dir und in ihnen hochſchätzt? Alſo anſtatt deine eigene Habgier zu bekämpfen, wie es deine Pflicht wäre, biſt du dahin „gekommen, ſie in anderen befriedigen zu müſſen. „Und um das zu vermögen, ach, wie viel mußt du „tun, was Gott mißfällt! Es iſt denjenigen, welche „die Liebe Gottes im Herzen haben, viel leichter „ihren Leidenſchaften die Wurzel auszureißen, als „es denjenigen, welche mit der Weltliebe behaftet „ſind, iſt, ihren Leidenſchaften Genüge zu tun. Du „mußt alſo, um die Habgier dieſer Leute einigermaßen zufrieden zu ſtellen — denn zu ſättigen iſt „ſie nicht! — eine Menge von Dingen tun, die

„Gott verbietet, damit ſie dir anhangen, in deinem „Dienſt bleiben, und ſich nicht etwa wider dich „kehren. Und während der Zeit iſt das Land den „Barbaren preisgegeben, die es dermaßen aus„plündern, daß kaum noch etwas zu rauben übrig „bleibt!“

Dieſe letzte Klage bezog ſich darauf, daß Bonifatius ſeine Truppen zuſammenzog, die Grenzen der römiſchen Provinzen Afrika's unbewehrt ließ und den Einfällen und Raubzügen der barbariſchen Horden aus dem innern Lande freie Hand ließ. Aber Bonifatius wollte die ernſte Sprache ſeines Freundes nicht verſtehen. Er fühlte ſich ſchuldlos in dem Sturm, der ſich von Ravenna her gegen ihn erhob, und ſuchte ſeine Würde darin, demſelben Trotz zu bieten. Er beſiegte den Sinex, der an der Spitze des kaiſerlichen Heeres nach Afrika geſchickt war, im Jahr 427.

Da Bonifatius jetzt etwas weniger im Gedränge der Feinde und der Sorgen war, ſchrieb Auguſtinus ihm durch einen gemeinſamen Freund, den Diakon Paul, und flehte ihn dringend an, ſeine Seele zu retten, indem er ſie von den Scheingütern dieſer Welt, deren Falſchheit Bonifatius genügend kenne, ablöſe und durch Buße genug tue für manche ſchwere Schuld. Er führt dem Grafen ſeine früheren Jahre vor, ſeine Frömmigkeit, ſeine Uneigennützigkeit, die Reinheit ſeines Herzens, die heiligen

Wünſche, die er damals gehegt. Dann, als die Liebe zur Welt ihn überwunden hatte, ſeine traurige Heirat und alles, was ſich daran knüpfte. „Aber du „biſt ein Chriſt, du fürchteſt Gott, es fehlt dir nicht „an Erkenntnis,“ ſchreibt Auguſtinus. „Zeige „uns, daß du hochherzig biſt, und hat man dir Unrecht getan, ſo vergelte nicht Böſes mit Böſem. „Tue Buße und bekehre dich zu Gott, der dir vielleicht nur deshalb in ſo mancher Gefahr das Leben „erhielt. — Die Liebe, mit der ich dich vor Gott, „nicht mit weltlicher Freundſchaft liebe, hat mich „gedrängt, dir in ſolcher Weiſe zu ſchreiben, geliebteſter Sohn.“

Aber Bonifatius war in ein Netz von öffentlichen und häuslichen Schwierigkeiten verſtrickt und hatte das Schickſal von Tauſenden an das ſeinige gebunden; — er verblieb in ſeiner Richtung. Zu Auguſtin's namenloſen Gram! Der Gedanke zerriß ihm die Seele, daß dieſer Mann, der ein Segen für die Menſchheit geweſen war, jetzt eine Geißel ſein ſollte, deren Gott ſich kurze Zeit bedient, um die Sünden der Welt zu ſtrafen und ſie dann ſelbſt der ewigen Strafe überläßt.

Placidia ſchickte ein zweites Heer unter Führung des Comes Sigisvult, eines Goten und Arianers nach Afrika. Da wurde Bonifatius noch tiefer in den Abgrund gedrängt und fügte zu dem Aufruhr den Verrat des Reichs. Er ſchickte Abge-

O Du, Deſſen Name ſchon Wonne verkündet,
Die jeder erſehnet und keiner ſonſt findet,
Erfüll' die Verheißung: Gott wird mit euch ſein!
Er hat die Altäre erkoren zu Thronen,
Dort iſt Seine Ruhe, um ewig zu wohnen,
Dort ladet uns Alle der Liebende ein.

O komm, Du Erſehnter des Menſchengeſchlechtes,
Du König und Träger des göttlichen Rechtes,
O komm in die ſehnende harrende Welt!
O laß Dich, Geliebter, allendlich bewegen,
Und gönn' uns der göttlichen Gegenwart Segen,
Verlaß in der Sonne Dein ſtrahlendes Zelt.

Ja komm, o Du König der Glorie, zur Erde,
Verweile voll Gnaden am menſchlichen Herde,
Durchſtrahle das Leben, verkläre das Grab!
Die Seele verſchmachtet vor dürſtendem Sehnen,
Das Herz und das Aug' ſind ein Brunnen der Thränen,
Geliebter, was zögerſt Du? ſteige herab.

ordnete an Geiſerich den Vandalenkönig, der die herrliche Provinz Bätica in Spanien gerade jetzt den Römern entriſſen hatte — und ſchlug ihm vor, die eben ſo reiche und viel größere römiſche Provinz Afrika mit ihm zu teilen, wenn Geiſerich ihm gegen Sigisvult und das kaiſerliche Heer zu Hülfe ziehen wolle. Zugleich ſchickte er Schiffe nach Calpe (Gibraltar) zur Überfahrt der Vandalen. Für den kriegskundigen, kühnen, ehrgeizigen Geiſerich waren ein paar ſpaniſche Provinzen etwas viel zu Geringes um ihm zu genügen und die Gründung eines vandaliſchen Königreichs gerade das, was im Hintergrund ſeiner verwegenen und verſchlagenen Gedanken lag. Überdies drängten ſich die Sueven in Spanien ein und beſchränkten noch mehr ſeine Eroberungsluſt. Um den Schein zu meiden, als habe er ſich vor den Sueven nach Afrika zurückgezogen, ſchlug er ſie zuvor in einer blutigen Feldſchlacht, zog dann mit ſeinem Heer nach Calpe und ſetzte über die Meerenge. Die Spanier waren froh, die entſetzlichen Gäſte ſcheiden zu ſehen und lieferten gern die noch fehlenden Schiffe. Im Mai 428 landete Geiſerich mit achtzigtauſend Menſchen in Afrika, von denen fünfzigtauſend ſtreitbare Männer, die übrigen Greiſe, Knaben und Knechte waren. Dieſes Heer, das größtenteils aus Vandalen beſtand, aber auch eine Beimiſchung von Goten und von dem wilden, raubgierigen Volk der Alanen hatte, ergoß ſich über Afrika's fruchtbare, geſegnete Gefilde wie ein verwüſtender Strom, der das Erdreich für immer unfruchtbar macht, weil er den guten Boden fortſchwemmt und den ſteinigen bloslegt. Es war nicht blos ein barbariſcher Eroberungskrieg, ſondern ein Vertilgungskrieg. Die Vandalen waren Arianer; allein ſie waren keine Goten und Geiſerich kein Alarich. Daher machte ſich der Verfolgungsgeiſt, welcher der Häreſie eigentümlich iſt, furchtbar geltend. Sie fanden Mauritanien, auf das ſie ſich zuerſt ſtürzten, in Ruhe und Überfluß und durchaus nicht auf Gegenwehr vorbereitet, ahnungslos über den Verrat des Bonifatius. Sie überſchwemmten die Städte und die Landſchaften, plünderten und raubten, und vertilgten da, wo ſie keine Beute mehr fanden. Städte, Dörfer, einzelne Wohnungen der Landleute gingen in Flammen auf. Rauchende Aſchenhaufen, ſtarre Trümmer und verweſende Leichen ließen ſie zurück. Um ihre Goldgier und ihren Haß gegen die Kirche zu befriedigen, mordeten ſie ohne Rückſicht auf graues Alter, auf zarte Jugend, auf die Vornehmheit oder die Würde des Standes. Wie gegen die Kirche ſelbſt, richtete ſich ihr fanatiſcher Grimm gegen Alles, was mit ihr zuſammenhing. „Weder Biſchöfe, noch Prieſter, noch Ordensleute" — ſchreibt Poſſidius als Augenzeuge dieſer Schreckenszeit — weder Gotteshäuſer noch Klöſter, weder heilige Altargefäße noch Kirchengut — nichts verſchonte ihre wütende Raubgier.“ — Durch die furchtbarſten Martern ſuchten ſie von den Unglücklichen, die bereits ihre ganze Habe hergegeben hatten, immer noch mehr zu erpreſſen oder diejenigen zu foltern, bei denen ſie Schätze vermuteten. Verließen ſie eine Landſchaft, ſo hieben ſie zuvor die Obſtbäume um, damit die Flüchtlinge, die ſich in den Bergen und Felſenhöhlen verborgen hatten, bei ihrer Rückkehr den Greuel der Verwüſtung im vollen Umfang vorfänden. Um ihre Beute fortzuſchleppen, bedienten ſie ſich lieber der Menſchen, als der Laſttiere, und am liebſten der vornehmſten Männer, der Biſchöfe, welche ſie dann mit Eiſenſtacheln zu einem eiligen Schritt antrieben. Unzählige erlagen den Mißhandlungen, Unzählige dem Hunger und Elend, Unzählige wurden grauenhaft ermordet. Unter den letzteren viele Biſchöfe, von denen Manſuetus lebendig in's Feuer geworfen, Papinian auf glühendem Eiſenblech verbrannt wurde. „Auguſtinus, der Mann Gottes,“ ſchreibt Poſſidius weiter, „ſah wie wir alle den Anfang und den Fortgang dieſer Verwüſtung, aber mit einem andern Blick und mit andern Gedanken, als die meiſten Menſchen, denn er nahm weit größere Gefahren und ſchlimmere Übel wahr als ſolche, welche durch Feuer und Schwert verhängt wurden. Er hatte den Untergang vieler Seelen vor Augen, welche den Drangſalen und der

Verwilderung nicht gewachſen, ohne Zweifel Schiffbruch an Glauben und Tugend, ſei es auf dieſe oder auf jene Weiſe, leiden würden. Die Tränen, die er ſo häufig vor Gott weinte, verſiegten nicht mehr; ſie wurden jetzt ſein tägliches Brot und er ſättigte mit ihnen den Überreſt ſeiner Tage. Bittrer Gram und Traurigkeit waren ſeinem hohen Alter aufbewahrt.“

Das bitterſte für Auguſtinus war immer das Eine: die Trübung des Glaubens; und es wurde ihm nicht geſpart! Nach ſeinen heldenhaften Kämpfen um der afrikaniſchen Kirche die reine Lehre zu ſichern, mußte ſein erdenmüdes Auge ſehen, wie mit dem bürgerlichen Unfrieden der religiöſe einbrach und wie der Arianismus ſich in Afrika niederließ. Das war ſein Golgatha!

Graf Sigisvult hatte ſich Karthago's und der Umgegend bemächtigt, und einen Waffenſtillſtand mit Bonfatius geſchloſſen; denn eines Teils war dieſer in Verzweiflung über die Wendung, welche die Invaſion der Vandalen nahm und andern Teils konnte man in Ravenna gar nicht begreifen, wie ein Mann von ſeiner erprobten Treue und bewährten Geſinnung dermaßen ſich ſelbſt untreu werden könne, daß die kluge Placidia eine geheime Verwickelung zu ahnen anfing und ihn um ſo weniger zum äußerſten treiben wollte, als er der Einzige war, der etwa noch das römiſche Afrika von

Geiſerich wieder befreien konnte. Dazu war aber vor der Hand keine Hoffnung. Geiſerich drang unaufhaltſam vor. Im Frühling des Jahres 430 waren nur noch drei Städte im Beſitz der Römer: Karthago, Cirtha und Hippo.

Trotz des unſäglichen Jammers, der Auguſtin's Seele überflutete, wenn er die zerſtörten Städte, die verwüſteten Felder, die niedergebrannten Gotteshäuſer, die gemordeten oder in's Elend getriebenen Biſchöfe und Prieſter, die verſprengten und flüchtigen Ordensleute im Geiſte ſah — und wenn er dachte, daß das Pſalmengebet und der Hymnengeſang verſtummt — und niemand da ſei, um die heiligen Sakramente zu verlangen und zu ſpenden — und daß kaum noch die hochheiligen Geheimniſſe, aber keine große Kirchenfeſte mehr gefeiert werden könnten, weil es an Geiſtlichen und an Andächtigen fehle, ſo verließ ihn doch keinen Augenblick der Hochſinn des apoſtoliſchen Oberhirten. Zwei Biſchöfe, Quodvultdeus und Honoratus, wendeten ſich mit der Frage an ihn, ab und wann die Flucht ihnen erlaubt ſei. Auguſtinus antwortet: nur in zwei Fällen; Erſtens: Wenn der Biſchof perſönlich verfolgt ſei; da habe St. Cyprian Karthago und St. Athanaſius Alexandrien verlaſſen; auch St. Paulus ſei vor den feindlichen Nachſtellungen aus Damaskus geflohen. Zweitens: Wenn die ganze Gemeinde ſich zerſtreut und Schutz geſucht habe in unzugänglichen Wildniſſen oder in feſten Städten, wenn alſo niemand da ſei, der ſeiner bedürfe — dann könne auch offenbar der Biſchof entweichen. Sonſt aber durchaus nicht. Die Liebe Jeſu habe ein Band zwiſchen ihm und ſeiner Herde geknüpft, das er nicht zerreißen dürfe, denn der Sohn Gottes wolle dieſe mit ſeinem Blut erkaufte Herde nicht von demjenigen verlaſſen ſehen, der ſie weiden ſolle. In Zeiten der Drangſale ſei ihr die Anweſenheit ihres Biſchofs notwendiger und tröſtlicher denn je.

Eine jener von der ganzen Einwohnerſchaft verlaſſenen Städte, war Calama. Daher befand ſich Poſſidius in Hippo mit einigen andern Biſchöfen, die in gleichem Fall waren. Sie wurden alle von Auguſtinus aufgenommen und verſorgt, denn ſie waren in der äußerſten Dürftigkeit.

Ferner arbeitete er ohne Unterlaß an der berichtigenden Durchſicht ſeiner Werke. Der Gedanke ſeines nahen Todes und der Rechenſchaft, die er abzulegen haben werde, verbunden mit ſeiner unausſprechlichen Liebe zur Wahrheit, machten ihm die Vorſtellung unerträglich, etwas Falſches geſagt, etwas Unwahres behauptet, etwas Irriges verteidigt zu haben. Deshalb unterzog er ſich bei vierundſiebzig Jahren der unerhörten Arbeit ſeine ſämtlichen Werke, die er nur abſchriftlich beſaß, genau durchzugehen. Poſſidius gibt deren Zahl — Bücher, Briefe, Predigten — auf 1030 verſchiedene Schriftſtücke an, und ſetzte hinzu: „ohne die, welche nicht gezählt werden können.“ Dieſe Wahrheitsliebe trieb Auguſtinus zu einem raſtloſen Eifer an, ſo daß er, um auch andern Arbeiten zu genügen, die Stunden der Nacht zu Hülfe nahm und die Ruhe opferte, welche ſeinem erſchöpften Körper nötig geweſen wäre. Denn die Arbeiten hörten nicht auf! es kamen im Gegenteil neue hinzu. Zum Chriſtfeſt 428 ſchickte Graf Sigisvult den Arianerbiſchof Maximin nach Hippo, wegen einer gotiſchen Soldatentruppe, welche dort lag. Maximin, der wohl wußte, daß jede Sektirerei durch die Geſetze verboten ſei, erſchien zuerſt nur, um ſich, wie er ſagte, ſeiner Schüler anzunehmen, welche Auguſtinus durch Predigten für die katholiſche Kirche zu gewinnen trachte; doch bald trat die häretiſche Streitſucht an ihm hervor. Zuerſt freilich nur gegen den Prieſter Heraclius; als aber dieſer den heiligen Biſchof zum Ohrenzeugen haben wollte — und als viele eifrige Katholiken Auguſtinus anflehten, in einem öffentlichen Zwiegeſpräch den Häretiker zu widerlegen — auch gegen dieſen. Maximin war ſehr beredt und ſehr beleſen in der Heiligen Schrift. Er ſagte eine Menge ſchöner und guter Sachen, auf die es gar nicht ankam, redete ſo lange, ſo viel, ſo wortreich und ſo glänzend, daß er den ganzen Tag für ſich in Anſpruch nahm, verſicherte er müſſe am folgenden

Tage durchaus wieder abreiſen ohne Auguſtin's Erwiderung abwarten zu können, tat es — und verkündete bei ſeiner Rückkehr in Karthago, er habe Auguſtinus beſiegt, während er ihn nur nicht hatte zu Wort — wenigſtens nicht zur gründlichen Entwickelung der katholiſchen Lehre vom Geheimnis der d. h. Dreifaltigkeit hatte kommen laſſen. Dieſe Lehre war aber gerade der wichtige Punkt, um den es ſich handelte, da die Arianer die Dreiperſönlichkeit Gottes leugneten und einer Art von Rationalismus huldigten, den ſie durch allerhand Inkonſequenzen in ihren Behauptungen zu verbergen wußten [1]. Auguſtinus war alſo genötigt, ihm ſchriftlich zu antworten. Er tat es durch zwei Bücher in Briefform, worin er die Weſensgleichheit des Sohnes mit dem Vater und die Gottheit des ewigen Wortes durch Schriftſtellen nachweiſt, die falſchen Lehren der Arianer über den Sohn und den Heiligen Geiſt widerlegt und endlich den Maximin zur Rückkehr in den Schoß der Kirche einladet. Hierauf antwortete der Arianer nicht. Schöne leere Worte ſtanden ihm zur Vertretung ſeiner Sache zu Gebot; Gründe nicht: daher war ſie ſo gut vor dem Richterſtuhl der Vernunft verurteilt, als vor dem des Glaubens. Auch an einen gewiſſen Elpidius, der über die Trinitätslehre im Irrtum war, ſchrieb Auguſtin eine Abhandlung gegen den Arianismus.

---

[1] Siehe **Kirchenväter.** St. Athanaſius.

Während er die Gottheit Chriſti gleichſam für künftige Zeiten verteidigte, — den zu ſeiner Zeit gab es im römiſchen Afrika faſt gar keine Arianer — vergaß er nicht ſeine Verpflichtung, deſſen koſtbarſtes Geſchenk, die Gnade, gleichfalls zu verteidigen.

Die Pelagianer hatten, namentlich im ſüdlichen Gallien, eine Nachkommenſchaft hinterlaſſen, die einen Teil des traurigen Irrtum-Erbes antraten, die Semipelagianer, die, wie die Bezeichnung ausdrückt, etwas Halbes waren. Sie leugneten weder die Erbſünde, noch die Notwendigkeit der Gnade zum Heil; aber in einem falſchen Streben nach Vermittelung und aus Mangel an tieferer Einſicht, meinten ſie, der Menſch vermöge aus eigener Kraft doch einen Anfang im Werke ſeines Heiles zu machen und auch, nachdem er einmal die Gnade der Rechtfertigung erlangt habe, ohne beſondere Gnadenhülfe im Guten zu verharren. Auch mehrere ſehr fromme, ja heiligmäßige Männer, wie Hilarius, Biſchof von Arles und Caſſianus, der in Marſeille Abt eines großen, blühenden, von ihm geſtifteten Kloſters war, neigten dieſer ſemipelagianiſchen Meinung zu.

Die Meinung ſo hochgeachteter und ausgezeichneter Männer war maßgebend für viele Katholiken, während wiederum andere tüchtige Männer gerade dieſe Vertretung von gewagten Lehren als etwas doppelt Gefährliches für die große Menge beklagten, die ſich ſo gern auf eine Autorität beruft, aber — vermöge des Widerſpruchsgeiſtes in der ſündigen Natur — nicht immer ſo gern auf die wahre und richtige. Zwei ſolcher Männer, Hilarius ein Mönch in Syrakus und Proſper, ein Laie in Aquatanien, den die Kirche zu den Heiligen zählt und der ein glühender Verteidiger der Gnade wurde, riefen beide den Biſchof von Hippo für die Rechtgläubigkeit bezüglich dieſer Lehre in die Schranken. Proſper ſchrieb: er fühle ſich nicht ſtark genug mit ſo ausgezeichneten Gegnern den Kampf fortzuführen, denn mit Ausnahme einer kleinen Zahl unerſchrockener Liebhaber der vollkommenen Gnade, wage niemand ſich in den Streit einzulaſſen. Auguſtinus möge alſo die Sache in's rechte Licht ſtellen. Zum Schluß ruft Proſper ihm zu: „Die Gnade und der Friede unſeres Herrn möge allzeit dich krönen! und mögeſt du, fortſchreitend von Tugend zu Tugend, ewig verherrlicht werden, o ſeligſter Vater, unſäglich bewunderungswürdiger, erhabenſter Meiſter!“ In demſelben Sinn ſchrieb Hilarius, Proſper's Freund. Er war ein eifriger Schüler Auguſtin's und ſah mit großem Schmerz, daß man die Lehren des heiligen Biſchofs verwerfe und dasjenige verdamme, was man nicht verſtehe. Als ein demütiger Mönch, der er war, fand er es nicht leicht, mit der ſchuldigen Ehrfurcht vor Prie-

O wenn Du mich hörteſt, wie wollt' ich Dich rufen!
Wie fröhlich erklimmen die rauheſten Stufen,
Die wildeſten Pfade, um raſch Dir zu nahn.
Ich wollte, was ſonſt ich geliebt, Alles haſſen —
Ich wollte, was ſonſt mir das Glück war, verlaſſen,
Um Dich zu beſitzen, um Dich zu umfahn!

Wo ſoll ich Dich ſuchen? wie kann ich Dich finden?
Ich mögte mit Ketten der Liebe Dich binden,
Ich mögte Dein eigenſtes Eigenthum ſein!
Ich mögte Dein Leben, als meines durchleben,
Ich mögte mein Weſen dem Deinen verweben,
Unſterblich Dich lieben — und Dich nur allein!

Laß endlich, Geliebter, an's Herz mich Dir ſinken,
Und laß mich Dein Herzblut, das heilige, trinken,
Laß nicht mehr von Schleiern Dein Antlitz umwehn.
Verlaß Deinen Himmel! der Tag iſt gekommen!
Zu flammender Lieb' iſt die Sehnſucht entglommen —
Die Braut, o Emmanuel, die Braut will Dich ſehn!

ſtern und Biſchöfen die freimütige Verteidigung der wahren Lehre zu verbinden und er fürchtet mehr durch Mangel an Duldung, als durch Mangel an Kampfesmut ſich zu verfehlen.

Dieſe Briefe bewogen Auguſtinus eine Schrift über die „Gnadenwahl“ und über „die Gabe der Beharrlichkeit“ an Proſper und Hilarius zu richten, in der er ſagt: Wer dem Menſchen den Anfang ſeiner Bekehrung zuſchreibe, müſſe ihm, und nicht Gott und der Gnade, auch den Fortſchritt und die Vollendung der Tugend zuſchreiben. Die Beharrlichkeit ſei eine große Gabe Gottes; kein lebender Menſch hat die Gewißheit, ſie zu beſitzen; um ſie zu haben muß man bis zum Ende verharren und „mit Furcht und Zittern ſein Heil wirken,“ wie der Apoſtel ſagt. Die Beharrlichkeit iſt gleichſam das Unterpfand der Auserwählung. Spricht die Heilige Schrift mit großer Beſtimmtheit von den Gnadengaben der Auserwählung und der Beharrlichkeit, ſo läßt ſie es dennoch an Ermahnungen und Zurechtweiſungen nicht fehlen: jene Gaben machen alſo weder das Predigtamt noch die Übung der Tugenden überflüſſig. Zum Schluß ſchreibt Auguſtinus mit ſeiner unvergleichlichen Demut: „Verſtehen die Leſer das, was ich in dieſer Schrift ſage, „ſo mögen ſie Gott dafür danken. Verſtehen ſie es „nicht, ſo mögen ſie Denjenigen bitten, der den „Schlüſſel aller Weisheit und aller Erkenntnis hat,

„daß er ihnen das Verſtändnis erſchließen wolle.
„Glaubt Jemand, daß ich mich irre, ſo erwäge er
„genau, was ich ſage und habe acht, ob nicht etwa er
„ſelbſt im Irrtum ſich befinde. Was mich betrifft,
„ſo betrachte ich es wie eine Gnade Gottes, wenn
„meine Leſer dazu beitragen mich zu belehren, zu
„unterrichten und meine Fehler zu verbeſſern. Ich
„wünſche mir dies ganz beſonders von denjenigen,
„welche Lehrer in der Kirche Gottes ſind — für den
„Fall, daß dies Werk in ihre Hände komme und daß
„ſie es der Mühe wert finden es zu leſen."

Dieſe Schrift iſt die letzte, die Auguſtinus vollendet hat, Päpſte, Gelehrte und Konzilien haben in ihr das Mark der katholiſchen Lehre über die Gnade und den freien Willen anerkannt und ſo viel Licht und Kraft in ihr gefunden, daß ſie ihnen mehr ein Werk des Heiligen Geiſtes, als der menſchlichen Intelligenz zu ſein ſchien.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Die letzten Tage.

Immer neue Arbeiten wurden dem heiligen Greiſe angetragen, weil jeder Rechtgläubige überzeugt war, Auguſtinus brauche nur eine Sache in die Hand zu nehmen, um ſie auch ſiegreich zu machen. Sein treuer Freund Alypius veranlaßte ihn, die Widerlegung einer Schrift Julians des Pelagianers zu beginnen; und ein Diakon zu Karthago, ein frommer einfacher Mann, Quodvultdeus, bat ihn dringend, ein Werk zu ſchreiben, das die Geſchichte, die Irrtümer und die Widerlegung ſämtlicher Häreſien umfaſſe, welche ſeit dem Beginn der Kirche in ihr auftauchten. Quodvultdeus findet es ſelbſt eine ſtarke Zumutung an einen hochbejahrten kränklichen, mit Geſchäften belaſteten Biſchof; „aber," ſchreibt er, „deine wunderbare, von der ganzen Welt anerkannte Güte — und daß Chriſtus dir die Gabe der Wiſſenſchaft und der herablaſſenden Mitteilſamkeit gegeben hat — veranlaßt mich dazu." — Auguſtinus hätte gern ein ſolches Werk unternommen, um ſeiner Liebe für die heiligen Lehren der Kirche zu genügen; jedoch fühlte er ſich dieſer Rieſenarbeit nicht mehr gewachſen. Er ſchrieb ablehnend an Quodvultdeus und empfahl ihm die Schriften des Biſchofs Philaſtrius von Brescia und Epiphanius von Salamis über dieſen Gegenſtand. Allein damit begnügte ſich der gute Diakon durchaus nicht. Er ſchrieb und bat ſo lange, ſo viel, ſo eindringlich, daß Auguſtinus endlich ſich entſchloß — wegen des Namens Quodvultdeus „was Gott will," wie er mit freundlichem Scherz ſagte — das Werk zu beginnen im Jahre 430. Er zählt darin achtundachtzig Ketzereien zuſammen, angefangen bei Simon Magus, beendet mit Pelagius; denn von der Ketzerei des Neſtorius, die im nächſten Jahr vom Konzil verdammt wurde, hatte er noch nicht genügende Kunde. Er arbeitete an dieſer Schrift abwechſelnd mit der gegen Julian und mit ſeinen Berichtigungen auch dann noch, als die Vandalen bereits Hippo belagerten. Damals teilte er auch ſeinem Freunde Alypius, der in der Angelegenheit des Grafen Bonifatius nach Italien gereiſt war, zwei Bekehrungen mit, die in Karthago viel Aufſehen machten. „Gabinian iſt Chriſt geworden," ſchreibt er. „Durch Gottes Gnade aus ſeinen verwickelten Verhältniſſen errettet, hat er die heiligen „Sakramente empfangen und iſt der gläubigſte „unter den Gläubigen. Am Oſterfeſt wurde er getauft und ſeitdem iſt nichts als Lobpreis für Gottes Gnade in ſeinem Herzen und auf ſeinen Lippen. Auch Dioscorus, der Oberarzt, hat zugleich „mit ihm die heilige Taufe empfangen. Aber höre, „wie ſich das zugetragen hat; denn du kannſt dir „wohl vorſtellen, daß etwas außerordentliches dazu „gehörte, um ſeinen Geiſt des Widerſpruchs und „ſeine ſcharfe Zunge zu bändigen. Er hat eine Tochter, die ſeine ganze Freude ausmachte. Sie fiel in „eine tödliche Krankheit und da er ſah, daß menſchliche Hilfe ſie nicht retten konnte, nahm er ſeine „Zuflucht zur Barmherzigkeit Jeſu Chriſti und gelobte ſich zu bekehren, wenn die Tochter am Leben „bleibe. Sie genas; aber er vergaß ſein Gelübde. „Doch der Herr vergaß es nicht — und um ihn zu „mahnen, erblindete Dioscorus. Alsbald erkannte

„er die Hand, die ihn ſchlug und die ihn heilen „konnte, erneuerte ſein Gelübde, wurde ſehend und „ließ ſich taufen. Aber aus Gott weiß was für „Gründen wollte er das Glaubensbekenntnis nicht „auswendig lernen und gab ſein ſchlechtes Gedächt„nis als Grund an. Da traf ihn eine plötzliche „Lähmung aller Glieder ſeines Körpers, die erſt „dann etwas nachließ, als er den Entſchluß faßte es „aufzuſchreiben. Die Lähmung der Hand ließ ſo „weit nach, um ihm dies zu geſtatten, und dann „die des Körpers; — nicht aber der Zunge. Das „Wichtigſte für ihn iſt ohne Zweifel der Umſtand, „daß ſich in Folge dieſer wunderbaren Ereigniſſe „ſein ganzes Herz zum Herrn Jeſus Chriſtus be„kehrt und daß er gänzlich die Spottſucht verloren „hat, die ihn zu ſo vielen gotteslãſterlichen Ver„höhnungen des Chriſtentums hinriß. Was kön„nen wir da noch weiter ſagen, als, Gott ſei gelobt! „und ſein Name ſei geprieſen von Ewigkeit zu „Ewigkeit.“

Dieſer Brief zeigt ſo recht die feurige und freudige Teilnahme des liebevollen Greiſes für das Heil der Seelen — und zugleich, wie unermüdlich die göttliche Gnade manchen Menſchen nachgeht die ihr fort und fort widerſtehen.

Die ſchreckliche Invaſion der Vandalen bedrohete zugleich die römiſchen und die katholiſchen

Intereſſen und beſchäftigte alle Gutgeſinnten mit dem einen Gedanken, daß eine Ausſöhnung des Grafen Bonifatius mit der Kaiſerin das Notwendigſte ſei, um nicht durch Zwieſpalt im Reich und unter den Truppen Geiſerich's Fortſchritte noch mehr zu begünſtigen. Auf Auguſtin's Antrieb war eine Geſandtſchaft von afrikaniſchen Biſchöfen, an deren Spitze ſich Alypius befand, nach Italien gegangen und Placidia ſchickte in Folge derſelben den edlen Grafen Darius nach Karthago, um eine Annäherung mit Bonifatius zu verſuchen. Die ränkevolle Hinterliſt des Aëtius wurde nun durch deſſen Brief an Bonifatius entdeckt. Hatte Placidia ſich der Ungerechtigkeit gegen Bonifatius ſchuldig gemacht, ſo hatte er dafür eine ſo furchtbare Rache genommen, daß keiner von beiden dem anderen einen Vorwurf machen konnte und die Ausſöhnung nicht ſchwer war. Schwer aber, ja unmöglich war es, Geiſerich zum freiwilligen Rückzug zu bewegen! Bonifatius bot ihm eine große Summe Geldes, aber was war das gegen die Beute, die er bereits gemacht hatte: Afrika's Schätze! und gegen die Beute, die er noch zu machen gedachte: Afrika's Beſitz! Dem Grafen Darius gelang es, einen Waffenſtillſtand mit Geiſerich abzuſchließen. Man atmete auf, man erholte ſich, man hoffte wieder. Auguſtinus kannte den Grafen Darius nur ſeinem Ruf nach; und der war ſo edel und ſchön, daß der greiſe Biſchof ihm die Freude und den Dank der katholiſchen Bevölkerung Afrika's über die Wohltat des Friedensſtifters in einem Glückwunſchſchreiben ausſprach. Wenn ihn nicht die Gebrechlichkeit des Alters zurückhielte, ſchreibt Auguſtinus, ſo würde er ſich zum Grafen begeben haben. Darius antwortet mit der größten Ehrfurcht und Bewunderung. Wie er ſchreibt, ſo war die öffentliche Meinung, ſo dachten die Zeitgenoſſen über Auguſtinus. Er ſchreibt, hätte er je den Lichtſchein ſeines Angeſichtes ſehen und ſeine Stimme, die nur Göttliches rede, vernehmen können: ſo würde er nicht mit Virgil dreimal und viermal glücklich! ſondern tauſend und tauſendmal glücklich! ſich genannt haben. Da er dies Glück nicht haben könne, ſo freue er ſich ſchon über all' das Herrliche, was ihm die Biſchöfe Novatus von Stefe und Urban von Sicca von Auguſtinus erzählt hatten. Dann bittet er um das Gebet des heiligen Biſchofs, damit ſeine Seele dereinſt deſſen Seele ähnlich werde und bekennt, daß er, obſchon Chriſt und von chriſtlichen Eltern geboren, nicht immer von heidniſchem Aberglauben frei, jedoch durch Auguſtin's Schriften gründlich bekehrt ſei. Deshalb würde es ihn beſonders freuen, eine Abſchrift der „Bekenntniſſe“ von dem Biſchof zu erhalten.

Darius fügte dem Brief eine Geldſumme bei, um Auguſtin's Kloſterbiblithek zu vermehren und Arzneimittel zur Stärkung ſeiner ſchwachen Geſundheit.

Auguſtin's Antwort iſt einer ſeiner letzten Briefe. Er ſchickte dem Grafen außer den Bekenntniſſen verſchiedene andere Schriften und ſchrieb dazu:

„Ich ſende dir das Buch, das du gewünſcht haſt, „mein geliebter Sohn, und freue mich, es in die „Hände eines ſo chriſtlichen, ſo tugendhaften Man„nes zu legen. Schaue mich in dieſem Buche recht „genau an, damit du mir nicht unverdiente Lob„ſprüche erteilſt, denn in Dingen, die mich ſelbſt „betreffen, iſt mein eigenes Zeugnis wichtiger, als „irgend ein fremdes. Schaue alſo mein Bild an, „wie ich war, ich ſelbſt und durch mich ſelbſt. Fin„deſt du jetzt Züge an mir, welche dir beſſer ge„fallen, ſo laß uns Demjenigen Dank ſagen, dem „allein Lob und Ehre gebührt für alles, was er in „mir gewirkt hat. Ich habe von mir geſprochen, „um Ihn, nicht um mich zu verherrlichen. Wir „entſtellen uns ſelbſt, wir verlieren uns ſelbſt; aber „Er, der uns geſchaffen hat, Er ſtellt uns wieder „her. Siehſt du mich alſo in dieſem Buch wie ich „bin, ſo bitte für mich, damit es Gott gefalle, ſein „Werk in mir zu vollenden und nicht leiden, daß ich „es verderbe.“

Die Abfindung mit Geiſerich und der Friede, worauf das katholiſche Afrika hoffte, fand nicht ſtatt. Der Waffenſtillſtand lief ab und trotz aller Bemühungen der Grafen Darius und Bonifatius begannen die Feindſeligkeiten auf's Neue; denn Geiſerich hatte Bundesgenoſſen gefunden: innerhalb der römiſchen Provinzen alle Sektirer, die noch übrig geblieben waren und ſich ſogleich wieder zuſammenfanden; und an den Grenzen die wilden afrikaniſchen Völkerſchaften. Jene frohlockten dem Arianismus entgegen, dem Todfeind der katholiſchen Kirche; und dieſe vandaliſchen Eroberer, dem Todfeind des römiſchen Reichs. Mit welchen Empfindungen mag Bonifatius auf dies Werk ſeiner Leidenſchaft mit ſeinem Römerherzen geblickt haben! — Er hatte nach ſeiner Ausſöhnung mit Placidia die Truppen in Afrika wieder für Valentinian III. in Pflicht genommen und lieferte den Vandalen eine Schlacht. Geiſerich ſiegte. Bonifatius warf ſich Ende Mai 430 in die befeſtigte Stadt Hippo, die ſogleich von Geiſerich eingeſchloſſen und belagert wurde, ſo daß er auch noch dieſe Drangſale über den heiligen Greis brachte. Denn Auguſtinus blieb ruhig auf ſeinem biſchöflichen Poſten und bei der Ausübung ſeiner oberhirtlichen Pflichten. Der Zuſtand trat jetzt in Hippo ein, den Auguſtinus ſo lebhaft dem Biſchof Honoratus vor zwei Jahren beſchrieben hatte: die Furcht vor der nahen Beſtürmung. „Wie ſtrömt das Volk

„von jedem Alter und jedem Geſchlecht in die
„Kirche! Der Eine begehrt die Taufe, der Andere
„die Verſöhnung, der Dritte die Aufnahme zur
„Buße, ein Jeder Troſt! Denke man ſich den Jammer,
„wenn keine Prieſter anweſend wären und
„wenn dieſe Unglücklichen ſterben müßten ohne den
„Empfang der heiligen Sakramente. Welch' Geſchrei!
„welche Verzweiflung! welche Tränen! Die
„Gegenwart der Prieſter iſt reich an himmliſchen
„Tröſtungen; ſie üben vollkräftig ihre heilige Gewalt
„aus." Das tat Auguſtinus. Er ſchrieb friedlich, als ob es keine Vandalen auf der Welt, viel weniger vor den Toren von Hippo gebe, ſeine Widerlegung Julian's des Pelagianers, welcher die bekannten pelagianiſchen Irrtümer in weitläufigen, rationaliſtiſchen Gemeinplätzen vorbrachte und ſich vom Parteigeiſt dermaßen verblenden ließ, daß er, ein gebildeter Mann, zu niedrigen Schmähungen des heiligen Greiſes herabſank. Afrikaniſcher Schwätzer nannte er ihn, ließ ihm die Wahl, ob er der Dümmſte oder der Liſtigſte der Sterblichen ſein wolle — und redet von Auguſtin's Schwachſinn und Niederträchtigkeit. Auguſtinus zögerte, das Produkt eines mittelmäßigen Geiſtes zu widerlegen; doch ſeine Freunde und die Freunde der Kirche waren der Anſicht, daß Julian's übermütiger Ton und heftige Ausfälle den minder Unterrichteten imponieren könnten und deshalb entſchloß

Das heilige Weihnachtsfeſt.

1. Die heilige Nacht.

„Filius meus es tu, ego hodie genui te.“

Die Menſchheit ſchläft und träumt von ihren Sünden,
Von ſeinem Rauſche ruht das Laſter aus,
Vergeſſenheit ſucht ſtumpf der Schmerz zu finden,
Die Armuth ſieht im Traum ein goldnes Haus,
Der Schlaf! der Schlaf! für alle Unerlösten
Das höchſte Labſal — hüllt die Seelen ein;
Nur ſchlafend, träumend, können ſie ſich tröſten
Mit Lügenruh und falſchen Friedens Schein.

Der Himmel wacht! Denn nimmer wird er ſchauen
Solch' Wunder, wie er dieſe Nacht geſehn:
Der Gottesſohn verläßt die Wonneauen,
Um liebentbrannt ins Thränenthal zu gehn.

ſich Auguſtinus zur Widerlegung. Er wollte, wie er ſelbſt ſagte, „der Leute von langſamem Verſtand ſich annehmen.“ Nicht die Notwendigkeit, ſondern die Herablaſſung führte ihn in dieſen letzten Kampf.

Es iſt ein wunderſchönes Bild — ſchwermütig ſchön, wie das geheimnisreiche Menſchenleben hienieden nun einmal iſt — den heiligen Greis ſich vorzuſtellen am ſpäten Abend ſeines gnaden- und leidenvollen Daſeins. Er lebt in ſeinem klöſterlichen Hauſe mit ſeinen Prieſtern und einigen Biſchöfen. Unter dieſen befindet ſich der Freund ſeiner Jugend und ſeines Alters, der Genoſſe ſeiner Bekehrung: Alypius, der die Tage von Caſſiciacum mit ihm geteilt hatte, teilte nun, ergraut wie er, auch die von Hippo mit ihm — Sonnenaufgang, Sonnenuntergang. Und Poſſidius befindet ſich unter ihnen, ſein Jünger und Lebensbeſchreiber, der aber nicht ſo viel Züge, ſo viel Einzelheiten und Spezialitäten von ihm aufgezeichnet hat, als wir zu haben wünſchen. Und andere fromme Oberhirten, deren Kirchen zerſtört, deren Städte verwüſtet, deren Gläubige geflüchtet, deren Sprengel verheert ſind; und all’ die Prieſter, die ſich vorbereiten, das Schickſal der Biſchöfe zu teilen und wie ſie oder mit ihnen Martyrer oder Bekenner zu werden. „Wir beſprachen uns oft unter einander,“ ſagt Poſſidius, „und betrachteten die furchtbaren Gerichte Gottes, die ſich vor unſeren Augen entfalteten und ſprachen mit dem Pſalmiſten: Du biſt gerecht, o Herr, und gerecht ſind Deine Gerichte! Traurig ſeufzend und mit Tränen riefen wir zum Vater der Barmherzigkeit, zum Gott des Troſtes, daß er ſich würdigen möge, in dieſer Trübſal uns zu ſtärken." Aber der Kern und Mittelpunkt dieſes Hauſes war der heilige Greis Auguſtinus, körperlich hinfällig und gebrochen durch ſeine ſechsundſiebzig Jahre, doch mit einem Geiſt voll großer Gedanken, einer Seele voll großer Liebe, einem Herzen voll großer Trauer, erwärmt von übernatürlichen Hoffnungen, entflammt von übernatürlichen Glauben, ruhend in übernatürlicher Liebe.

Um dies Haus liegt die Stadt mit ihren beängſtigten Einwohnern, die ſchreckenvoll den Nöten der Belagerung, den Greueln der Erſtürmung entgegenſehen — und mit den römiſchen Truppen, die ſich kräftig zur Gegenwehr rüſten und zu ihrem Führer denjenigen haben, welcher der Urheber dieſer namenloſen Verwüſtung des Landes und der Kirche war. Mit welchem unſäglichen Kummer mag Auguſtin's Auge auf dem Mann geruht haben, den er einſt ſo hoch ſchätzte und von dem er ſo große Dinge zum Wohl des Landes erwartete! „Wie tief biſt du gefallen, ſchöner Morgenſtern!" mochte er oftmals mit dem Propheten klagen.

Um die Stadt liegt das Heer der Vandalen, wie ein breiter, beweglicher, eiſerner Gürtel, den Geiſerich eng und immer enger zieht, Geiſerich, der finſtere, in ſich gekehrte, einſilbige, habſüchtige Vandale, der etwas vom Helden, viel vom Räuber hat.

Dies iſt der Hintergrund für das Bild der letzten Tage des Heiligen. Alles, was er getan, gewollt, erſtrebt hatte, ſah er in ſeinem geliebten Afrika in Ruinen oder mit Ruin bedroht — Alles! nur nicht die ewig unverwüſtliche Kraft des Heiligen Geiſtes in der katholiſchen Kirche, für die er ſelbſt ein lebendiges Zeugnis war.

Poſſidius erzählt: „Als wir eines Tages mit einander zu Tiſch ſaßen, ſagte uns der Heilige: „Ich bitte Gott in unſerer Drangſal, daß er ſich erbarme und entweder die Stadt von ihren Feinden „befreie, oder ſeinen Dienern Kraft gebe, die Laſt „ſeines Willens zu tragen, oder endlich mich von „dieſer Welt nehme.“ Sobald wir das Gebet des heiligen Mannes kannten, beteten wir und alle Gläubigen der Stadt auf gleiche Weiſe zu Gott dem Allmächtigen Und ſiehe! im dritten Monat der Belagerung wurde Auguſtinus vom Fieber ergriffen! es war ſeine letzte Krankheit.“ Er mußte ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und ſeine Predigten einſtellen, die er bis dahin mit ungeſchwächtem Geiſt, mit großer Schärfe und Kraft nie unterbrochen hatte; — und er mußte das Bett hüten. Er hatte oft zu Poſſidius geſagt, es dürfe kein Chriſt, und wenn er auch noch ſo tugendhaft und lobwürdig ſei, ohne einen beſonderen Akt der Buße aus dem Leben ſcheiden. Jetzt ließ er die ſieben Bußpſalmen auf Täfelchen ſchreiben, neben ſeinem Lager aufhängen und betete ſie häufig unter Tränenſtrömen. Um deſto ungeſtörter beten und weinen zu können, ordnete er an, daß man ihn beſtändig allein laſſe, außer zu den Stunden, wo die Ärzte erſchienen und wo man ihm die Nahrung brachte. Zu einer ſolchen Stunde des Zutritts kam ein Mann mit einem kranken Kinde und bat den Heiligen, den Knaben geſund zu machen. Doch Auguſtinus erwiderte, wenn er ein ſolches Vermögen beſitze, würde er es zuerſt bei ſich ſelbſt in Anwendung bringen. Der Mann ließ jedoch nicht nach, ſondern verſicherte, er habe im Traum eine Stimme gehört, die ihm befahl: Gehe zum Biſchof Auguſtinus bitte ihn, dem Knaben die Hände aufzulegen und er wird geneſen. Nun tat es Auguſtinus und das Kind ging geſund mit dem Vater von dannen. Dies iſt das einzige äußere Wunder, das er in ſeinem Leben gewirkt hat.

Ein Teſtament machte er nicht, da er, wie Poſſidius ſagt, als ein Armer Chriſti nichts zu hinterlaſſen hatte. Einige arme Verwandte wurden, ſo lange er lebte, gleich den übrigen Armen aus den Mitteln der Kirche unterhalten. Seine Schriften, wie auch alle Bücher, die er allmählich mit großer Emſigkeit geſammelt hatte, waren bereits der Kirchenbibliothek von Hippo einverleibt.

So kam der 28. Auguſt heran und mit ihm die Scheideſtunde für dieſe Welt. Poſſidius und die übrigen Biſchöfe und Prieſter umſtanden in tiefer Trauer das Lager des Heiligen — den Alle verloren den Vater! Er betete mit immer ſchwächerer Stimme und mit vielen Tränen und ſie unterſtützten ihn mit ihren Gebeten. Endlich verſtummte er und entſchlief ruhig — und ſeine Seele fand nun das, was ſie ſo glühend erſehnte: den ungetrübten und unvergänglichen Beſitz der ewigen Schönheit, Wahrheit und Liebe. Als er die unruhige, gedrangſalte, kummervolle Stadt dieſer Erde verließ, öffneten ſich ihm die Tore der Stadt Gottes, zu welcher ſich ſein himmliſcher Geiſt ſchon während der irdiſchen Pilgerfahrt ſo oft auf ſtarken Flügeln heiliger Begeiſterung erſchwungen hatte.

36. Schluß.

In der Baſilika des Friedens wurde Auguſtinus beſtattet, wurde das hochheilige Opfer dargebracht, damit ſeine Seele deſto eher ruhe im ewigen Frieden. Denkt man an jene Bewegung unter den Gläubigen, als Auguſtinus in eben dieſer Baſilika den Heraclius zu ſeinem Nachfolger beſtimmte, ſo kann man ſich jetzt die Verzweiflung und den Jammer vorſtellen, welche, durch die äußeren Umſtände ſo furchtbar verſtärkt, die weiten Hallen erfüllte. Das ganze Volk ſah rings um ſich her nur bitteres Elend, in der Zukunft nur bitteres Elend und er, der für Alle und über Alles Troſt geſpendet hatte, er war nicht mehr! Der Biſchof Viktor von Vita, der ein Werk von der Vandaliſchen Verfolgung ſchrieb, klagte um Auguſtin's Tod: „So verſiegte dieſer Strom von Beredſamkeit, der über alle Gefilde der Kirche ſich ergoß; ſo verſtummte der große Verkündiger des göttlichen Wortes; ſo fiel der mutige Streiter, der mit dem Schwert der Lehre und der Geſetze die Ketzerei bekämpfte, dies hundertköpfige Untier; ſo ſank dahin der große Baumeiſter, der das Haus Gottes ſtützte und durch Beiſpiel ſeiner guten Werke, wie durch die Macht ſeines Wiſſens unterrichtete. Die Zierde des Prieſterſtandes, der Meiſter der Lehrer, die Zuflucht der Armen, die Stütze der Witwen, der Verteidiger der Waiſen, das Licht der Erde, die große Sonne der katholiſchen Lehre ging unter. Die Perle der Kirchenväter wurde in den Himmel getragen und dieſer Phönix der Weisheit verbrannte durch das heilige Feuer der Liebe.“

Die Belagerung von Hippo währte noch bis in den Juli 431 und obſchon auch der Hafen von den Vandalen geſperrt war, leiſteten doch die römiſchen Truppen und die Einwohner einen ſo beharrlichen

Widerſtand, daß Geiſerich, der in der weit und breit verwüſteten Landſchaft keine Lebensmittel mehr fand, ſich durch den Hunger gezwungen ſah, die Belagerung aufzuheben. Hippo hoffte auf eine günſtige Wendung, als der furchtbare Vandalenkönig abzog und zugleich italiſche Truppen und ein Hilfsheer vom morgenländiſchen Kaiſer eintrafen. Doch der frühere Glücksſtern des Grafen Bonifatius war längſt untergegangen! Trotz ſeines großen Heeres wurde er in einer entſcheidenden Schlacht von Geiſerich abermals beſiegt. Die morgenländiſchen Hilfstruppen kehrten wieder heim. Man verzweifelte zu Ravenna wie zu Konſtantinopel an der Möglichkeit, das herrliche Afrika dem römiſchen Reich zu erhalten. Nur Karthago und Cirtha waren noch römiſch. Placidia rief den Grafen Bonifatius nach Italien zurück und nahm ihn ſehr ehrenvoll auf, damit er wenigſtens nicht die Zahl ihrer Feinde vergrößere, vielleicht auch um den Aëtius fühlen zu laſſen, daß ſeine Argliſt ihr enthüllt ſei. Sie ernannte Bonifatius zum Oberfeldherrn des ganzen römiſchen Heeres, obſchon Aëtius es in der Tat war, denn er ſtand ſchon ſeit einigen Jahren an der Spitze der Legionen und verteidigte Gallien gegen die nordiſchen Völker, die immer unaufhaltſamer und ſtürmiſcher auf das abendländiſche Reich eindrangen und eine Provinz nach der andern an ſich riſſen. Aëtius hatte in dieſem Jahre, 432, die

Konſulwürde empfangen und war mit nichten geſonnen, ſeinem Nebenbuhler die erſte kriegeriſche Würde zu überlaſſen. Er zog wider ihn nach Italien und auf Placidia's Befehl ging Bonifatius dem Aëtius entgegen. Sie trafen auf einander in blutiger Schlacht und diesmal ſiegte Bonifatius. Aber tödlich verwundet ſtarb er nach einigen Tagen und der Haupturheber des ganzen entſetzlichen Wirrſales — Aëtius — floh zu den Hunnen. Dies war das Ende des Grafen Bonifatius, den die Zeitgenoſſen wegen ſeiner großen Eigenſchaften und Talente „den letzten Römer“ nannten. Eine einzige traurige Leidenſchaft zerbrach den großen Charakter.

Nach Geiſerich's Sieg über Bonifatius flohen die Einwohner von Hippo in entlegene Gegenden und überließen ihre Stadt den Vandalen, welche ſie plünderten und zum Teil in Aſche legten. Aber mit eigentümlicher Scheu verſchonten ſie die Baſilika des Friedens, in der die Reliquien des heiligen Auguſtinus ruhten. Dieſe Scheu war ihnen, den wütenden Arianern, etwas ganz Fremdartiges und das Niederbrennen katholiſcher Gotteshäuſer ihre beſondere Luſt; aber an jene Baſilika und die zu ihr gehörigen Gebäude wagten ſie ſich nicht, ſo daß Auguſtin's Bibliothek und ſeine ſämtlichen Werke gerettet wurden. Einen Biſchof von Hippo nennt aber die Geſchichte nach ihm nicht mehr.

Eine Einladung zum Konzil von Epheſus, die Kaiſer Theodoſius II. eigenhändig an Auguſtinus richtete, traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. Auf die Einladung an den Erzbiſchof Aurelius von Karthago, einige Oberhirten aus ſeiner Kirchenprovinz zu eben jenem Konzil zu entſenden, konnte dieſer nur traurig antworten: das ſtehe nicht in ſeiner Macht. Die Biſchöfe wären von ihren Sitzen vertrieben und lebten meiſtens im Elend da, wo ſie eben eine Zuflucht, ein Unterkommen gefunden hätten, immer des Augenblicks harrend, der ſie etwa wieder zu ihren verſprengten Herden zurückführe. — So vernichtend war der Schlag, den Vandalen und Arianismus gegen die katholiſche Kirche getan hatten, welche damals über ſiebenhundert Biſchofsſitze in Afrika zählte! Nie konnte ſie ſich wieder ganz erholen, denn eine furchtbare Verfolgung bereitete Geiſerich ihr im Jahre 437; eine zweite ſein Sohn Hunerich im Jahre 481 und eine dritte Thraſimund, die vom Jahre 496 bis 522 dauerte und welche das Verbot — natürlich ein vergebliches! — brachte, katholiſche Biſchöfe zu weihen. Thraſimund ſchickte einhundertundzwanzig in die Verbannung nach der Inſel Sardinien, unter ihnen den Fulgentius, Biſchof von Ruſpe, den die Kirche unter den Heiligen verehrt. Als dieſer Auguſtin's Erklärung des ſechsunddreißigſten Pſalmes las, welcher die Schreckniſſe des jüngſten Gerichtes beſchreibt, entſchloß er ſich von der Welt ſich zurückzuziehen, den Pfad zu betreten, den Auguſtinus gewandelt war und durch Schrift und Tat und Leben die katholiſche Lehre zu verteidigen, den katholiſchen Glauben zu predigen; und fromm, gelehrt und ſtandhaft führte er dieſen Entſchluß aus. Da er nun mit einem ſolchen Heer von Glaubens- und Leidensgenoſſen in die Verbannung ging und eine arianiſche Sündflut Afrika überſchwemmte, wollte er nicht Auguſtin's heilige Überreſte in der Gewalt der Arianer laſſen; er führte ſie mit ſich nach Sardinien um das Jahr 508 und dort wurden ſie mit großer Ehrfurcht beſtattet. Über zweihundert Jahre blieben ſie hochverehrt und Wunder wirkend in Sardinien; dann aber begannen die Raub- und Kriegszüge der Sarazenen an allen Küſten des Mittelmeeres. Als der fromme Longobardenkönig Luitprand die Kunde ihrer Erſcheinung auf Sardinien empfing, eilte er, die heiligen Überreſte für eine große Geldſumme zu erkaufen. In drei Särge — von Blei, von Silber und von Marmor eingeſchloſſen, ließ er ſie nach ſeiner Reſidenz Pavia bringen und in der Kirche des heil. Petrus beiſetzen, welche zu einem Kloſter gehörte das den Namen führte „Zum goldenen Himmel“. Dort ruhen ſie noch jetzt, nachdem ſie im Jahre 1728 erhoben,

Um all' die Sünden in Sein Herz zu faſſen
Und ihre Strafen auf Sein reines Haupt,
Um ſchmerzenreich am Kreuze zu erblaſſen,
Verbrecher gleich von Haß und Wuth umſchnaubt.

Um auf ein Leben voll des bittern Leidens
Den bittern Martertod herabzuziehn,
Um von der Krippe bis zum Tag des Scheidens
Als ein lebend'ges Opfer zu erglühn,
Das dem gerechten Richter dar ſich bringet,
Das Schwert des Zorns entwindet ſeiner Hand,
Durch Liebe die Gerechtigkeit bezwinget,
Durch Liebe knüpft der Gnaden altes Band.

Der Unerſchaffne nimmt des Staubes Hülle
In dürftiger gebrechlicher Geſtalt.
Der Weltenſchöpfer gibt der Gottheit Fülle
In eines ſchwachen Kindes Allgewalt.
Dem Weltenkönig wird zum Thron geboten
In einem Stall ein wenig Stroh und Moos;
Der Richter der Lebendigen und Todten
Ruht in der armen Jungfrau Mutterſchooß!

unterſucht und als authentiſch anerkannt wurden. Die italiſche Erde, auf welcher Auguſtin's Bekehrung ſtattfand, umſchließt ſeine heiligen Überreſte.

Jahrhunderte ſind dahin gezogen und werden dahin ziehen und ſein ſtrahlendes Bild bleibt in unvergänglicher Schönheit und Majeſtät und zeigt ihn als der Größten Einer unter den Großen, auf welche die Menſchheit mit Stolz, mit Liebe, mit Vertrauen blickt. Das Maß der Gaben und Gnaden war ihm weit gemeſſen eine immenſe Kapazität, eine durchdringende Intelligenz, ein glühendes Herz, ein reiches Gemüt, eine zarte ſchwungvolle Seele — und das Alles zur Einheit verbunden, zur Blüte gebracht durch den katholiſchen Glauben, den er verherrlichte und der ihn verherrlicht. Der machte ihn nicht bloß groß, mächtig, ſiegreich; — der heiligte ihn! Der brachte ihm nicht bloß Ruhm und Bewunderung der Zeit und der Welt — der gab ihm die Krone der Glorie in der Ewigkeit.

O heiliger Auguſtinus! bitte für uns in unſern vielfach betrübten und verwirrten Zeiten um den reinen, feſten, klaren, katholiſchen Glauben!

◆

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
1. Das chriſtliche Afrika 1
2. Die Mutter 12
3. Der Sohn 19
4. Die erſten Studien 30
5. Auguſtinus wird Manichäer 39
6. Die Rückkehr nach Tagaſte 48
7. Sieben Jahre in Karthago 61
8. Auguſtinus in Rom 79
9. Innere Stürme 94
10. Eheſtandsunterhandlungen 108
11. Der erſte Schritt 119
12. Die Bekehrung 131
13. Vorbereitung zur Taufe 138
14. Die Taufe 150
15. Monika's Tod 154
16. Die Heimkehr 166
17. Auguſtinus wird Prieſter 179
18. Auguſtinus als Prieſter 190
19. Auguſtinus wird Biſchof 208
20. Auguſtin's inneres Leben 228
21. Fortwährende Kämpfe 249
22. Die Goten in Rom 268
23. Römiſche Flüchtlinge in Afrika 289
24. Entſcheidender Sieg über die Donatiſten . . 312
25. Voluſian und Marcellinus 333

Seite
26. Die Stadt Gottes 352
27. Der Mann vom Meer 363
28. Ausgang des Pelagius 388
29. Donatiſtiſcher Starrſinn 403
30. Zwei Bilder 420
31. Sorgen und Kummer 425
32. Paul und Palladia 454
33. Heraclius 463
34. Die letzten Jahre 473
35. Die letzten Tage 498
36. Schluß 511

◆

Sch.

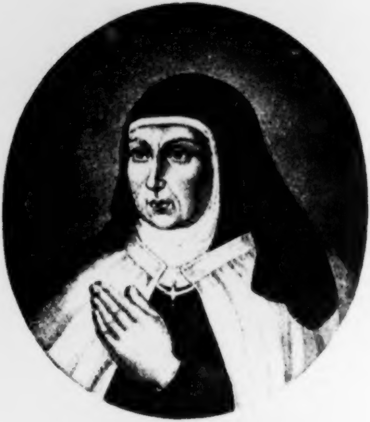

Die hl. Thereſa von Jeſus.

(Nach dem Originalgemälde im Kloſter der Karmeliteſſen in Madrid.)

Jda Gräfin Hahn-Hahn
Geſammelte Werke.

43. u. 44. Band.

Leben der hl. Thereſa von Jeſus

von ihr ſelbſt geſchrieben.

Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vicente
de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität
zu Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

(1915)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Imprimi permittitur.

Ex mandato Rmmi. Dmni. Eppi.
Moguntiae die 9 Nov. 1861.
M. A. Nickel,
Conſil. Eccles. et Eccl. Cathed. Canonicus.

BIBLIOTHEQUE
DE
[illegible]

Die Engel knien und beten all' voll Staunen
An ihres Gottes ewig weiſen Rath —
Mit ihren heil'gen Harfen und Poſaunen,
Stehn ſtumm ſie da — vor ſolcher Gottesthat.
Sie ſehn ſich fragend an und flüſtern leiſe;
Sie ſangen ſonſt das Lied von Gottes Macht —
Sie lernen heute eine neue Weiſe,
Die Gottes-Liebe, in der heil'gen Nacht.

Da jauchzt ein überirdiſch ſel'ges Klingen
Durch alle Himmel wie ein Jubelmeer,
Da rauſchet taubengleich auf Silberſchwingen
Zur ſtillen Welt herab ein Engelheer.
Zur armen Erde ſei die hehre Kunde
Von Gottes Menſchwerdung herabgebracht,
Und es vernehmen aus der Engel Munde
Die ſchlichten Hirten ſie auf ihrer Wacht:

Die Ehr' ſei Gottes in der heil'gen Höhe,
Der Friede ſei mit dir, o Menſchenkind!
Die frohe Botſchaft kommt in deine Nähe
Vom Himmelreich — und wie es ſich gewinnt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Das Original-Manuſkript des Buches, deſſen Überſetzung hier vorliegt, befindet ſich, wie der ſpaniſche Herausgeber ſagt, im königlichen Kloſter von St. Lorenzo zum Escurial; aber nicht in deſſen Bibliothek, ſondern in der Kammer, wo die Reliquien aufbewahrt werden.

Die Überſetzung eines ſolchen Buches zu machen, kann verwegen ſcheinen. Gewiß iſt es, daß ich nie auf den kühnen Gedanken gekommen wäre, mich an etwas ſo Hohes zu wagen; erſtens, weil es allzu ſehr über meinem kleinen Horizont liegt, zweitens, weil mir das Überſetzen gar keine Freude macht und ich gar nicht das Talent und die Übung beſitze, mich unbedingt einem anderen Geiſt anzuſchmiegen; drittens, weil ich dachte, es gebe bereits genug Überſetzungen des Buches.

Man hat mir aber geſagt, eine deutſche Überſetzung nach der neueſten kritiſch geſichteten und geordneten Madrider Ausgabe von 1861--62 exiſtiere nicht und ſei wünſchenswert; und man hat mir das ſo lange und ſo oft geſagt, und es waren Perſönlichkeiten, welche dieſe Sache genauer kennen als ich, daß ich mich endlich in Gottes Namen dazu entſchloß.

Mit dem Entſchluß kam auch das Intereſſe für die Arbeit, ſo ſchwer, ſo mühſam, ſo anſtrengend ſie auch für meinen, des übernatürlichen, außergewöhnlichen Aufflugs ungewohnten Geiſt war. Ob ſie annähernd gelungen iſt, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß ich mit gewiſſenhafter Treue überſetzt und dabei nur geſucht habe unſerer herrlichen Sprache gerecht zu werden. Die Wiederholungen, die ſich im Original finden, habe ich nicht vermieden; ſie geben dem Werk etwas Natürliches, Charakteriſtiſches, denn die Verfaſſerin wiederholt entweder, weil ſie es nötig findet, um den Gegenſtand möglichſt klar und deutlich zu machen; oder weil ſie vergaß, daß ſie es ſchon geſagt hat. Zwiſchenſätze, um das was vorherging mit dem was folgt zu verbinden oder etwas Abgebrochenes zu erläutern, habe ich mir nicht erlaubt, obſchon die Verſuchung nahe lag, weil die Überſetzung hie und da an Glätte und Klarheit gewonnen hätte. Eigentümliche ſpaniſche Redensarten und Sprichworte konnte ich ſelbſtverſtändlich nur annähernd oder mit entſprechenden deutſchen Redensarten überſetzen. Ein Verzeichnis über eigentümliche Worte und eigentümliche Orthographie der heiligen Thereſa iſt dieſer Madrider Ausgabe beigegeben und erleichterte die Arbeit. Der ſpaniſche Herausgeber ſagt, der Stil der heiligen Thereſa ſei gewöhnlich von anmutiger Nachläßigkeit, weil ſie nie Zeit hatte das Geſchriebene nachzuleſen; ſo wie aber die Begeiſterung der heiligen Liebe eintrete, werde er ſchwungvoll und ganz korrekt. Von ihrer Schreibart ſagt er, ſie ſei der Typus der ächten reinen kaſtiliſchen Sprache, welche wohlerzogene Leute in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts in Alt-Kaſtilien redeten und gleichmäßig fern vom Tone des Hofes und der Akademien, als von Unkultur und Rohheit. Es iſt nun einmal die große Schattenſeite der Überſetzungen, daß ſie die feinen Schattierungen des Originals nicht geben können.

Endlich haben dann Männer der Wiſſenſchaft die Überſetzung, wenigſtens die ſchwierigen Kapitel über die myſtiſche Theologie, genau geprüft. Bei der Frage, ob „Viſion“ und „Extaſe“ zu ſagen ſei, oder „Schauen“ und „Entzückung“, entſchied die Mehrzahl für jene; alſo behielt ich ſie bei, doch ohne die zwei anderen Worte ganz auszuſchließen.

Das Buch der „Kloſtergründungen“ von der heiligen Thereſa habe ich auch ſchon überſetzt, ſo wie die „Berichte an ihre Beichtväter“, die zum erſten Male vollſtändig in dieſer ſpaniſchen Ausgabe erſchienen ſind. Beide Schriften vervollſtändigen das innere und äußere Leben der Heiligen. Mit ihren Briefen beſchäftige ich mich jetzt. Um dieſe Werke herauszugeben werde ich abwarten, ob ihr „Leben“ Anklang findet — dies wundervolle Leben, das nichts iſt als eine Hymne von der namenloſen Liebe Gottes zu ſeinem Geſchöpf.

Mainz am Tage der hl. Tereſa,
den 15. Oktober 1867.

Ida Hahn-Hahn.

Einleitung.

Das Leben der heiligen Thereſa füllt das ganze ſechzehnte Jahrhundert aus. Sie war geboren am 28. März 1515 und ſtarb am 15. Oktober 1582. Wir kennen dies Jahrhundert. Es war durchdonnert vom Gericht Gottes über das menſchliche Element in der heiligen Kirche. Alles, was dieſes je geſündigt und gefehlt, je verabſäumt und vernachläſſigt haben mochte, rächte ſich auf eine furchtbare Weiſe, indem die eigenen Kinder ſich wider die Mutter erhoben und ihr im heilloſen Wahn die freche Lüge in's Antlitz ſchleuderten, ſie lehre nicht das Evangelium Jeſu Chriſti, und auf dieſe Behauptung weiter bauend, in leidenſchaftlicher Verblendung andere verblendend, den jammervollen Abfall von der Kirche vollzogen. Aber die Blitze des Gottesgerichtes beleuchteten zu gleicher Zeit ein erhabenes Schauſpiel: nicht bloß das göttliche Element in der Kirche, nicht bloß die Gnadenfülle, die der Heilige Geiſt ihr verheißen hat und die in der Reinerhaltung ihrer Lehre und in ihren Sakramenten erſtrahlte: ſondern auch, wie das göttliche Element das menſchliche erfaſſe, durchdringe, läutere, heilige und zur vollkommenſten Vereinigung mit Gott durch die vollkommenſte Nachfolge Chriſti führe. Das ſechzehnte Jahrhundert war überreich an ſolchen treuen Nachfolgern des Gekreuzigten. Während einerſeits die Jünger der neuen Lehre mit ihren Meiſtern hinabſtiegen in die Niederungen der Welt und von verkehrtem Freiheitstrieb betört, in den ſchönſten Tugenden eine unerträgliche Laſt ſehen wollten, ſahen andererſeits die Kinder der Kirche aus ihrer Mitte Seelen hervorgehen, die im kühnſten Flug aufwärts zum Gipfel der Vollkommenheit ſtrebten, und in dieſem Streben getragen wurden von den Lehren und den Verheißungen des Evangeliums Jeſu Chriſti. „Selig die reinen Herzen, denn ſie werden Gott ſchauen.“ Dieſes Wort des göttlichen Heilandes war die ſüßgeheimnisvolle Zauberformel, die ſie im innerſten Weſen ergriff und ſie raſtlos antrieb zur Erſtürmung des Himmelreichs, das nur von denen, die Gewalt brauchen, ſich erobern läßt.

Gott ſchauen: das iſt die Beſtimmung jeder erſchaffenen Seele, das letzte Ziel jeder erlöſten Seele, die heißeſte Sehnſucht jeder geheiligten Seele. Gott ſchauen: das iſt nahe ſein der unvergänglichen Schönheit, der allbeſiegenden Wahrheit, der ewigen Liebe; nahe ſein in einer dem irdiſchen Sinn unbegreiflichen Vereinigung, die ſo innig iſt, daß die Seele das, was ſie ſchaut, auch beſitzt und, ſo weit ein geſchaffenes Weſen es vermag, die maßloſe Herrlichkeit des Unerſchaffenen, ihr höchſtes Gut, in ſich aufnimmt. Gott ſchauen: das war das Vorrecht des ſündenloſen Menſchen; es wird der Lohn des entſündigten ſein.

Die Sünde drückt und zieht ihn hinab in die Welt der Sinne, in welcher ſich ſeine gefallene Natur zu Hauſe fühlt. Sie macht ſeinen Blick ſtumpf und abwärts gekehrt. Sie läßt ihn in den irdiſchen Dingen ſeine traurigen Freuden finden. Sie zerreißt den goldenen Faden, der ihn mit Gott verbindet, und der heiligmachenden Gnade beraubt, gerät er tief und tiefer in die Gottesentfremdung und in ſein eigenes Ich, dieſem Kompendium der ſündigen Welt, hinein.

Hat ſich die Seele aber auch freiwillig von ihrem Ziel entfernt, ſo hat ſie deshalb keineswegs ihre Beſtimmung verloren: ſie ſoll zur Anſchauung Gottes gelangen — und in jedem Augenblick ſteht es ihr frei den Weg zu betreten, der ſie langſam und mühſam wieder dahin führt: es iſt der Weg der Buße, d. h. der Selbſtverleugnung, der Abtötung, der Entſagung, der Demut, der großen Tugenden in Unſcheinbarkeit verhüllt; — eine via crucis, die ſo lange währt, wie das Leben hienieden und die im Purgatorium ihre Vervollſtändigung, doch nicht mehr durch handeln, ſondern durch leiden findet.

Es hat aber allzeit in der heiligen Kirche Seelen gegeben, die nicht den traurigen Umweg durch die Gottentfremdung zur Vereinigung mit Gott machten; Seelen, denen die himmliſche Liebe als das einzig und ewig Wahre und alle irdiſche Liebe als Unvollkommenheit und Vergänglichkeit erſchien; Seelen, deren Auge ſich ſo früh für die unerſchaffene Schönheit erſchloß, daß die Geſchöpfe ſie nicht zu feſſeln vermochten; Seelen, die mit Heldenmut auch das geringſte Fädchen zu löſen ſuchten, durch welche ihre Natur mit dem Staube verknüpft war, damit ſie deſto freier ihren Aufſchwung nehmen, mit ihrem ganzen Herzen ruhen könnten am Herzen Gottes, um ihre ewige Beſtimmung annähernd ſchon hienieden zu erfüllen: ſelig zu ſein in der Anſchauung Gottes.

Nicht daß ſie ſagten: ich will die Anſchauung Gottes in dieſem ſterblichen Leben haben. Ein ſo vermeſſener Wunſch kam ſo wenig in ihren Sinn, daß ſie immer beſorgt waren vor der ewigen Verdammung, weil ſie im Licht der Wahrheit erkannten, welche Kluft die Todſünde, und welchen Riß die läßliche Sünde zwiſchen Gott und der Seele bewirkt. Sie ſagten nur: „Dein Name werde geheiligt; Dein Wille geſchehe.“ Und wie ſie ſprachen, ſo handelten, ſo lebten, ſo litten, ſo liebten ſie. Gott verherrlichen durch alles, Gott dienen in allem — weiter verlangten ſie nichts; und die Demut warf einen lieblichen Schleier über dies himmliſche Streben und verbarg vor ihren Augen, daß dies die reinſte Tugend ſei. Aber das Auge Gottes nahm ſie wahr; und Er, der das geringſte Liebesopfer mit dem Himmelreich belohnt, Er gab ſich ſelbſt den Seelen, die ſich ſo ganz ihm gaben, Er zeigte ihnen Etwas von ſeinen Geheimniſſen, von ſeiner übernatürlichen Ordnung des Weltalls, von den Dingen der Zukunft; Er trat mit ihnen in einen wunderbaren Verkehr: Er machte aus armen, ſtaubgeborenen Geſchöpfen ſeine Freunde, gleichſam ſeine Hausgenoſſen.

Die Sprache dieſes Verkehrs iſt das Gebet. Nur betende Seelen werden vollkommene, werden heilige Seelen, werden der ſüßen Freundſchaft Gottes gewürdigt. Der Fortſchritt im inneren Leben und auf dem Wege der Vollkommenheit iſt unzertrennlich vom Gebet. Das iſt nun einmal deſſen weſentliche Eigentümlichkeit. Es zieht die Gnade herab und die Gnade iſt die Quelle der Heiligung. Die Gnade gibt Licht zur Erkenntnis Gottes und zur Selbſterkenntnis: in dem einen Strahl, der nach oben zeigt, erblickt die betende Seele mehr und mehr die unendliche Vollkommenheit; in dem Strahl, der auf das eigene Herz fällt, mehr und mehr die kläglichſte Sündhaftigkeit; aber in dem Lichtpunkt, von welchem beide Strahlen ausgehen, gewahrt ſie den Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus, den Gottmenſchen, den Gekreuzigten, den Mittler, der ihr den Weg zeigt, und den Kampf und das Ziel, und der zu ihr ſpricht: „Folge mir nach.“ Nicht in Viſionen oder durch außerordentliche Offenbarungen wird jede Seele über dieſe Nachfolge zur Klarheit kommen, denn dergleichen ungewöhnliche Gnadenerweiſe werden nur den Auserwählteſten zuteil; aber die Erleuchtung, die jedem not tut, wird jeder finden, der mit Glauben und Vertrauen betet.

Der Auserwählteſten eine iſt die heilige Thereſa; doch vereinzelt oder einſam iſt ſie mit nichten. Vom erſten Beginn der Kirche hat es in ihr betende Seelen gegeben, die ſo ganz in die Liebe Gottes verloren waren, daß ſie mit allen Kräften ihres Geiſtes ſich in die Betrachtung der himmliſchen Dinge verſenkten, ſich hoch und immer höher an ſie hinaufrankten, und in ſtaunender, ſeliger Bewunderung den Bedingungen der Sinnenwelt entrückt wurden und zuweilen wie tot für ſie waren. Das geht durch alle Jahrhunderte durch. Das beginnt mit St. Stephanus, dem erſten Martyrer, der betend den Himmel offen ſah und in dieſer Viſion ſeinen Geiſt aufgab, und endet in unſeren Tagen — aber nicht für die Kirche! — mit Katharina Emmerich, der Nonne von Dülmen, mit Anna Maria Taïgi in Rom und mit Maria von Mörl in Tirol.

Von den Viſionen und den Extaſen der Martyrer erzählen ihre Akten. Betend ſtarben ſie alle; manche ohne die Qualen des Leibes zu fühlen. Von den Viſionen und Gebetsextaſen, welche die alten Einſiedler in dem langen, unblutigen Martertum ihres Lebens in der Wüſte hatten, erzählen die alten Schriftſteller, Palladius, Theodoret, Caſſian, die wunderbarſten Dinge. Die Martyrer wurden unempfindlich für die Qual des Todes; die Einſiedler unempfindlich für die Qual, die aus den unbefriedigten Anſprüchen des Lebens entſpringt. Sie kannten keine Ermüdung, keinen Hunger, keinen Durſt, keinen Einfluß der Witterung. Antonius kniete im Gebet von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang; Macarius ſtand während der Faſtenzeit auf einer und derſelben Stelle im Kloſter des Pachomius und flocht Matten aus Palmblättern: dermaßen war der Leib vom Geiſte überwunden und ihm untertan, dermaßen war der Geiſt von ſeligen Anſchauungen gefeſſelt und deshalb befreit vom Druck, den die körperliche Bedürftigkeit auf ihn zu üben pflegt. Das Auge, das gegen die Bilder der ſinnlichen Welt geſchloſſen und auf Gott gerichtet war, konnte in Ihm, der das All umfaßt, verborgene Dinge, das Vergangene und das Zu-

Wirf ab vom Herzen alten Wahnes Hüllen,
Zerreiß der Seele Feſſeln unverzagt —
Denn ſieh! dem Menſchen nur von gutem Willen
Iſt unſer Gruß des Friedens zugeſagt.

---

2. Die Morgendämmerung.

„Lux fulgebit hodie super nos, quia natus est nobis Dominus.“

Auf, auf! ihr Hirtenknaben,
Das neue Licht bricht an,
Die heil’gen Engel haben
Es jubelnd kund gethan!
O wandert nicht ſo träge,
Das Kripplein iſt ſo nah,
Es führen euch die Wege
Zum Hirtenkönig ja.

Was längſt von ihm entfaltet
Iſaias der Prophet,
Zu Wirklichkeit geſtaltet
Heut’ in Erfüllung geht:

künftige ſehen. Das Ohr, das taub war für das Geräuſch der Sinnenwelt draußen und im eigenen Herzen, konnte die Stimme Gottes vernehmen. Der Mund, der ſtumm blieb für die tauſend leeren, verkehrten, ſündigen Worte, die täglich von den Lippen der Menſchen entſtrömen, konnte Worte finden, die das Übernatürliche ausdrückten, welches das Auge ſchaute und das Ohr vernahm.

Dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich bei St. Benedikt, dem großen Ordensſtifter († 543), der ſich in der Felſengrotte bei Subiaco in Gebet und Abtötung verſenkte, bevor er ſein gewaltiges Werk unternahm. Drei Jahre lebte er in ſeiner unzugänglichen Höhle ein ſterbendes Leben. Als ein frommer Jüngling hatte er ſie betreten, als ein engelhafter verließ er ſie. Seine Jünger, die ihre Klöſter über Gallien und Britannien ausbreiteten und dann nach Deutſchland kamen, traten in ſeine Fußſtapfen. Vieles wird von ihnen erzählt, was uns unglaublich klingt, weil es übernatürlich iſt. Die Einen kannten die Gedanken der Menſchen, als wäre ein Buch vor ihnen aufgeſchlagen. Die Anderen ſagten künftige Dinge voraus und noch Andere beherrſchten die äußere Natur, die Elemente und die Tiere der Wildnis. Hatten ſie doch die Natur in ſich und die eigenen Leidenſchaften beſiegt! die Macht der göttlichen Gnade iſt unberechenbar in einem reinen und folglich ſchmiegſamen Werkzeuge. Beda der Ehrwürdige berichtet gar manches dieſer Art von St. Benedikts-Söhnen und Töchtern, er ſelbſt einer der größten Söhne des großen Vaters, ein echter Benediktiner, fromm und gelehrt, der ſich den Ruhm erwarb, der Repräſentant der Wiſſenſchaft ſeiner

Zeit zu ſein, und nie ſein Kloſter zu Jarrow verließ, wo er lernend, lehrend und ſchreibend lebte und 735 ſtarb.

Der heilige Bernhard, der zu Clairvaux die alte Benediktinerregel in ihrer vollen Strenge einführte, war ein Meiſter in der Schule des inneren Lebens, das er in wunderbarer Vollkommenheit übte, lehrte, eindringlich machte, beſang, ſo daß die Zeitgenoſſen wie bezaubert von ihm ſagten: Wolle die ewige Weisheit zu den Menſchen reden, ſo würde ſie es in St. Bernhards Worten tun. Als er im Jahre 1152 ſtarb, hinterließ er, allein in Clairvaux, ſiebenhundert Brüder, während er das Kloſter im Jahre 1115 mit zwölf Brüdern eröffnet hatte. Welche Seele muß das ſein, die einen ſolchen Einfluß auf andere Seelen bekommt, daß ſie dieſelben in Maſſe, ohne ein anderes Mittel als die Liebe zu Gott, durch die ſchärfſten Dornen der Entſagung zu der myſtiſchen Roſe dieſer Liebe hinzieht!

Er war es auch, der in der heiligen Hildegard die vom Geiſte Gottes erfüllte Seherin erkannte. Er legte ihre Schriften einer Kirchenverſammlung vor, die zu Trier vor dem Papſte Eugen III. tagte, und bewirkte deren bewundernde Anerkennung, während ſie ſelbſt, die demütige Nonne des Benediktinerordens, zaghaft die gewaltigen Viſionen, die drohenden und tieftraurigen Prophezeiungen aufzeichnete, welche ſie in einem Lichte erſchaute, das nicht von dieſer Welt war. Aber ſo mächtig war ihre Stimme und ſo erſchütternd der Weheruf, der von den heiteren Rebenhügeln des Rheingaues durch ganz Deutſchland warnend erklang, daß eben die Großen der Erde, um welche Hildegard am meiſten klagte, Kaiſer, Päpſte, hohe Würdenträger der Kirche und des Reiches, wenn ſie auch nicht den warnenden Ratſchlägen Gehör geben wollten, doch in Hildegards Gebet ſich empfahlen. Sie ſollte gleichſam die Hoheprieſterin ſein und durch Bittopfer Gott verſöhnen, während alle Leidenſchaften in den Kämpfen tobten, die ſich durch das ganze Mittelalter zogen, der Kampf zwiſchen der Kaiſerkrone und der Tiara und der Kampf zwiſchen der ungezügelten Freiheit und der Autorität auf dem weltlichen, wie auf dem kirchlichen Gebiete.

Gerade weil die beiden Furien, Krieg und Häreſie, die Menſchheit zerfleiſchten, traten auch die Elemente, welche deren Gegenſatz bilden, Liebe und Glaube, um ſo lebendiger und kräftiger in denen hervor, welche ſich von dem verwirrenden Treiben fern hielten. Für die Beleidigungen Gottes und für die Beſchädigung der Seelen, die der wüſte Tumult unvermeidlich mit ſich brachte, ſuchten Jene genug zu tun durch grenzenloſe Hingebung an Gott und grenzenloſen Liebeseifer für das Heil der Seelen. Es war ein merkwürdiges Jahrhundert, das dreizehnte! voll wildem Trotz, voll irdiſchem Sinn, voll menſchlichem Hochmut auf der einen Seite und auf der anderen in einer ganz idealen Richtung voll Weltentfremdung und weltüberwindender Chriſtusliebe. Gewöhnlich nennt man es das Jahrhundert der Hohenſtaufen. Ja! Aber es iſt auch das Jahrhundert von St. Franziskus und St. Dominikus, und in dem Maße, als die Mächtigen verwüſteten und zerſtörten, heilten und heiligten dieſe Kleinen und Geringen — und zwar weit über den Kreis ihres Lebens, ihrer Zeit, ihres Jahrhunderts hinaus; denn ſie wirkten fort in ihren beiden Ordensfamilien, die ſich in zahlloſen Klöſtern anſiedelten und zugleich durch ihren ſogenannten dritten Orden für Weltleute, der in Stände eindrang, denen das Kloſter verſchloſſen war.

Dieſe Orden in ihrer Jugendblüte haben ein ganz himmliſches Gepräge. Das extatiſche Gebet, dieſer Gipfel der höchſten Beſchaulichkeit, war gleichſam ihr Erbteil. Wenn der Franziskanerbruder Egidius über die Fluren von Umbrien wandelte und die Hirten oder die Kinder, die ihm begegneten, ihm zuriefen: „Das Paradies, Bruder Egidius! das Paradies!“ ſo genügte dies Wort, um ihn in Extaſe zu verſetzen. Er war ſo ſehr daran gewöhnt, himmliſche Dinge zu betrachten und ſich in den Anblick ihrer Schönheit zu verlieren, daß die leiſeſte Erinnerung an ſie ihn über ſich ſelbſt erhob und der liebende Aufflug des Geiſtes zu ſeinem ewigen Mittelpunkte, zur Zentralſonne der Geiſter ihn den Bedingungen der Erde entrückte. Zu derſelben Zeit, da der einfache Bruder Egidius in ſeinen Entzückungen das Paradies offen ſah, lebte der General ſeines Ordens, der Kardinal der römiſchen Kirche, der heilige Bonaventura, mit all' ſeinem Wiſſen und ſeiner ganzen großen Gelehrſamkeit auf derſelben höchſten Stufe der Beſchauung. Um die Seelen in dieſelbe einzuführen, ſchrieb er ſeine wundervolle Abhandlung „Wegweiſer der Seele zu Gott“. Er ſpricht zum Schluſſe von ſeinem geiſtlichen Vater St. Franziskus dem ſeraphiſchen und ſagt: dieſer lade mehr durch das Beiſpiel als durch Worte alle wahrhaft geiſtlichen Seelen zur extatiſchen Entzückung der göttlichen Liebe ein. Aber um ſie zu genießen, müſſe die Seele alle Tätigkeit des Verſtandes unterlaſſen und ihre ganze Liebe auf Gott übertragen, um in ihn umgewandelt zu werden. Dann fährt er fort:

„Doch dieſe Gabe iſt myſtiſch und ſehr geheimnisvoll, und niemand kennt ſie, außer wer ſie empfängt; niemand empfängt ſie, außer wer ſich nach ihr ſehnt; niemand ſehnt ſich nach ihr, außer der, den das Feuer des Heiligen Geiſtes, welchen Chriſtus auf die Erde ſandte, im Innerſten entflammt. — — — Und fragſt du mich, wie das geſchieht, ſo ſage ich dir: Frage die Gnade, nicht die Wiſſenſchaft; die Sehnſucht, nicht den Verſtand; das Seufzen des Gebetes, nicht die Bücher; den Bräutigam, nicht den Lehrer; Gott, nicht den Menſchen. Frage nicht das Licht; frage das Feuer, das dich durchflammt und dich durch die glühendſte Liebe in Gott überführt. Gott ſelbſt iſt dies Feuer und deſſen Herd iſt in dem himmliſchen Jeruſalem, und Chriſtus zündet als Menſch in der Inbrunſt ſeiner heißen Liebe dies Feuer an, welches derjenige wirklich fühlt, der da ſpricht: Meine Seele zieht den Tod dem Leben eines Leichnams vor. Wer dieſen Tod vorzieht, der kann Gott ſchauen; denn Gott ſpricht: Der Menſch kann mich nicht ſehen, ohne zu ſterben. So wollen wir alſo ſterben, in die Finſternis eingehen, Schweigen gebieten den Sorgen, den Begierden, den eitlen Trugbildern. Mit dem gekreuzigten Jeſus Chriſtus wollen wir aus dieſer Welt zum Vater gehen, damit wir, wenn uns der Vater gezeigt wird, mit Philippus ſagen können: Es genügt uns.“ — —

Der heilige Bonaventura lebte genau dreihundert Jahre vor der heiligen Thereſa.

Die Klöſter der Dominikanerinnen waren wie windſtille Frühlingsgärten voll lieblicher Blumen. Auf dem Boden des alten Alemanniens, dieſem gemütreichſten Flecke deutſcher Erde, zu welcher das Elſaß und ein Teil der Schweiz gehörte, ſchienen ſie am ſchönſten zu gedeihen. Im Kloſter Thöß bei Winterthur, Adelhauſen bei Freiburg i. B., Unterlinden bei Colmar — um nur einige von vielen zu nennen — lebten Scharen von Jungfrauen und jungfräulichen Seelen in tiefer Abgeſchiedenheit und in den geheimnisvollen Wonnen des beſchaulichen Gebetes. Ja, als die erſte Flamme der Begeiſterung ſank, weil im Laufe der Zeit die Fortführung eines Werkes, das ja immer von Menſchen getragen wird, nicht Schritt hält mit der erhabenen Idee ſeines Urſprungs und gar leicht von der Eigenheit des Menſchen getrübt wird — als die Flamme ſank, da goß Heinrich Suſo, der Dominikaner, dieſer zarteſte Meiſter des inneren Lebens, des myſtiſchen Lebens mit Gott, balſamiſches Öl auf ſie. Er lebte in Leiden und in Extaſen und er empfing beide mit gleicher Liebe, weil ſie ihm aus der Hand der ewigen Liebe zuteil wurden. Hatte ihm doch ein Engel das wunderſame Geſicht gedeutet, als er eine herrliche rote Roſe auf ſeiner Hand blühen ſah: das ſei eine der vier roten Roſen, die aus den Wunden der beiden Hände und der beiden Füße aufſprieße, und ſie deute Leiden an. Da ſeufzte Suſo und ſprach: „Ach Herr! daß Leiden dem Menſchen ſo gar weh tut und ihn doch geiſtig ſo ſchön ziert, das iſt ein wunderlich Fügen von

Gott." — Sein Leben und ſeine Schriften bewegen ſich ganz im innigſten übernatürlichen Verkehre mit Gott.

Das heilige Feuer, das in ihm glühte und das Irdiſche verzehrte, war nicht auf die ſtillen Klöſter beſchränkt. In der heiligen Angela von Foligno, der heiligen Brigitta von Schweden, der heiligen Franziska von Rom, der heiligen Katharina von Siena, die ſämtlich dem vierzehnten Jahrhunderte angehören und in der Welt lebten, erſtrahlt es zugleich durch hohe Vollkommenheit, durch heroiſche Tugend und durch Lehren, Anſchauungen, Offenbarungen, die ſie in ihren Schriften niederlegten und die von der Kirche nicht minder gut geheißen wurden, als jene der beiden deutſchen Benediktinerinnen, der beiden Schweſtern St. Gertrud und St. Mechtilde, in deren Klöſtern das beſchauliche Gebet die zärtlichſte Pflege fand.

Nach ihnen, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ging ein ſtrahlendes Phänomen auf in Katharina Gräfin Fieschi-Adorno, bekannt — aber nicht bekannt genug — als die heilige Katharina von Genua. In dieſem trüben, von der Weltluſt ſo tief zerrütteten Jahrhundert, daß innerhalb der heiligen Kirche ein Schisma möglich, hingegen eine erſehnte und angeſtrebte Reform nicht möglich war, zeigte dieſe Frau, wie man ſich in Liebe und Glauben die Welt unter die Füße legen könne. Die Dogentochter machte ſich zur Magd im großen Spitale ihrer Vaterſtadt, und während ſie Dienſte verrichtete und Abtötungen übte, vor denen die Natur erſchauert, wurde ſie von der Gnade, welche ihr ſolche übernatürliche Demut gab, auch zugleich zum höchſten Aufſluge des Geiſtes fortgeriſſen. In ihrem Leben verſchmilzt die Martyrin und die Selige. Je mehr ſie aufſteigt zur Anſchauung Gottes, zur Vereinigung mit der ewigen Liebe, deſto tiefer ſteigt ſie zugleich hinab in ihr eigenes Weſen, um es von jedem Atome der Unvollkommenheit zu reinigen. Weil aber Staub, oder wenigſtens Spuren des Staubes, am Staubgeborenen hienieden haften, ſehnt ſie ſich mit der ganzen Glut einer ſeraphiſchen Liebe nach dem Purgatorium, welches den geringſten Makel tilgt, der die Seele zurückhält von ihrer Seligkeit, welches jeden dunkeln Fleck hinwegnimmt, der zwiſchen ihr und der Anſchauung des göttlichen Lichtes liegt. Sie war ſo recht wie „der Vogel Phönix", von dem die heilige Thereſa ſpricht: (Kapitel XXXIX.) ſie ſtürzte ſich in die Flammen der göttlichen Liebe, um den alten Menſchen zu verbrennen und neugeboren für die Herrlichkeit des Himmels daraus hervor zu gehen. Und wie ſie war, ſo ſchrieb ſie. Sie ſchied im Jahre 1510 von dieſer Welt. Fünf Jahre nach ihrem Tode wurde Thereſa de Ahumada geboren.

Denn geboren wird man nicht als die heilige Thereſa von Jeſus. Sie hatte ihre Kämpfe, ſie rang in ihren Geiſterſchlachten, nur freilich auf einer höheren Stufe als die, auf welcher der Menſch gewöhnlich zu kämpfen pflegt. Bevor ihre Heiligſprechung erfolgte, wurde ihr Leben und ihre Schriften ſtreng und unnachſichtig in Rom geprüft und darauf entſchieden die Auditoren der Rota: „Sie übertreibe in der tiefen Demut ihrer Seele ihre Fehler; ſie habe nie eine Todſünde begangen und ſtets mit großer Treue das hochzeitliche Gewand der Gnade bewahrt, welches ſie in der Taufe empfangen.“ In der feierlichen Kanoniſationsbulle, die Papſt Gregor XV. am 12. März 1622 erließ, heißt es unter anderem von ihr: „Sie hat mit herrlichem Siege ſich ſelbſt überwunden durch ſtete jungfräuliche Reinheit; die Welt, durch wunderbare Demut; die Liſt des Teufels, durch vielfältige große Tugenden. — Sie hat mit großmütigem Herzen ſich erhoben über die weibliche Schwachheit, um mit geiſtlichen Waffen zu kämpfen für das Haus des Herrn. — Sie hat den Vorſatz, jungfräuliche Reinheit ſich zu erhalten, bis in den Tod feſt behauptet und an Leib und Seele eine engliſche Lauterkeit ohne Makel bewahrt. — Der Herr hat ſeine Geliebte noch mit anderen Gnaden reich ausgeſtattet, denn er hat ſie erfüllt mit der Gabe des Verſtandes, ſo daß ſie nicht nur das Beiſpiel guter Werke in der Kirche Gottes hinterlaſſen, ſondern ſie auch mit dem Regen himmliſcher Weisheit getränkt hat. Sie verfaßte Bücher, die von der myſtiſchen Theologie[1]) handeln und andere, die voll hoher Frömmigkeit ſind. Die Herzen der Gläubigen können reiche Frucht aus ihnen ſammeln und zum Verlangen nach der beſſeren Heimat mächtig angetrieben werden.“ Und in der Oration der Meſſe am Feſte der heiligen Thereſa heißt es: „Ihre himmliſche Lehre möge die Seelen der Gläubigen nähren.“

---

[1]) „Der Gegenſtand der Myſtik iſt eine geheimnisvolle Vereinigung mit Gott, zu der nicht Alle berufen ſind, und die darin beſteht, daß die Seele durch außerordentliche Wirkungen der Gnade zu einer höheren Beſchauung der himmliſchen Dinge und vorzüglich Gottes ſelber erhoben wird, und vermittelſt derſelben jene übernatürliche Gemeinſchaft mit dem Weſen Gottes, welche die heiligmachende Gnade den Gerechten verleiht, nicht mehr blos durch den Glauben erfaßt, ſondern auch durch Erfahrung kennen lernt. Es handelt alſo die Myſtik ſowohl von den ungewöhnlichen Prüfungen, denen Gott die auserwählten Seelen unterwirft, als auch von den Stufen der Beſchauung, auf welchen er ſie, wenn ſie die Prüfung beſtehen, zu ſich empor geleitet; und zwar iſt ſie bald mehr eine praktiſche An-

Die heilige Kirche hat alſo nach ſchärfſter Durchforſchung ihres Lebens und ihrer Schriften ſie ſo hoch geſtellt, daß wir kaum das Auge zu ihr aufſchlagen und nur ſagen dürfen: heilige Thereſa, bitte für uns! Aber trotz der Sternenweite, die uns jetzt von ihr trennt, können, ja müſſen wir doch ſuchen ihr Beiſpiel auf uns anzuwenden. Ein Wilder ſah einmal das Gemälde eines Engels. Da ſagte er ſtolz: „Er iſt meines Geſchlechtes.“ Der Anblick von etwas Schönem und Erhabenen weckte in ſeiner Bruſt ein hohes Bewußtſein, die Ahnung von ſeiner göttlichen Ebenbildlichkeit; und wir ſollten nicht mit freudigem Bewußtſein vor dem Bilde der heiligen Thereſa ſagen: Sie iſt unſeres Geſchlechtes! Freilich war ſie ganz eigenartig groß

---

leitung über die Weiſe, wie ſich die Seele ſowohl in den Prüfungen als bei den Gnadenerweiſungen benehmen ſoll, bald aber bemüht ſie ſich, die Erfahrungen, welche auf dem Wege der Beſchauung gewonnen werden, zu erklären, und dadurch über Gott und die göttlichen Dinge höhere Aufſchlüſſe zu geben.“

Die Theologie der Vorzeit von P. Kleutgen S. J.

„Die Myſtik iſt die Lehre von der Vereinigung mit Gott vermittelſt einer außerordentlichen Gabe der Beſchauung und ſie gehört inſofern zur ſpekulativen oder theoretiſchen Theologie, als manche Myſtiker näher erörtern und mit den Glaubenslehren in Verbindung bringen, was durch ſolche Beſchauung erfahren oder erkannt wird.“

Ebenda.

Mit einem Hirtenſtabe
In zarter Kinderhand,
Beherrſcht ein kleiner Knabe
Das weite Heerdenland.

Sein Reich wird ohne Ende,
Wird ohne Grenzen ſein,
Wird Seiner Gnaden Spende
In Ewigkeit ſich freun.
So lang ein Lamm verſchlagen
Fernab der Hürde irrt,
Bringt Er es heim getragen,
Der göttlich gute Hirt.

Zu Füßen ruht die Erde
Dem neuen Herrſcher ſtill,
Gehorſam folgt die Heerde,
Die Keinem dienen will.
Dies Kind in einem Stalle,
Er iſt der König, Er!
Auf, auf, ihr Hirten, Alle!
Geboren iſt der Herr.

und ſchön und ſchon von der Natur angelegt, ganz eigenartig ſchön und groß von der Gnade ausgearbeitet; allein ſie war, wie wir, in der Erbſünde geboren, der eigenen Sünde ausgeſetzt, dem Leiden und dem Tode unterworfen, ſie war ein ſchwaches Weib. Stand ſie durch natürliche und übernatürliche Begabung auf der höchſten Staffel der Leiter, an welcher ſich die unendliche Verſchiedenheit der Menſchen abmißt, und mögen wir auf der tiefſten ſtehen: unſeres Geſchlechtes iſt ſie doch! Wenn wir uns ihr Weſen und ihr Leben im kleineren Maßſtabe vorſtellen und die ungewöhnlichen Gnaden beiſeite laſſen: ſo haben wir das alte Bild, ach! das immerwiederkehrende Bild der Liebe Gottes für eine ſchwache, ſchwankende, hinfällige Seele vor Augen. Ja! mit höherer Energie, mit ungebrocheneren Kräften, mit ſtärkerem Schwung räumte ſie die Hinderniſſe hinweg, die ſie auf dem Wege zu ihrem Ziele zu überwinden hatte; aber ihr Ziel iſt unſer Ziel: die Anſchauung Gottes; ihr Weg iſt unſer Weg: die Nachfolge Jeſu; ihre Mittel ſind unſere Mittel: Gebet und Selbſtverleugnung; ihre Hilfe iſt unſere Hilfe: die maßloſe göttliche Barmherzigkeit.

Und doch beweinte ſie ſo bitterlich ihre Sünden, ſpricht ſo oft und ſo klagend von ihren Beleidigungen Gottes, ſieht ſogar in ihrer Viſion von der Hölle (Kapitel XXXII.) den Platz, der ihr beſtimmt war, daß man dieſe heiße Reue über ihr böſes Leben — wie ſie unzählige Male es nennt — nicht in Übereinſtimmung mit ihrer hohen Vollkommenheit zu bringen vermag. Aber ſie ſchrieb nach ihrer Bekehrung; denn man bekehrt ſich nicht bloß vom Schlimmen zum Guten, ſondern auch vom Guten zum Beſſeren, ja zum Allerbeſten. Und da ging es ihr wie dem heiligen Karl Borromäus, der ſo hoch in der Selbſterkenntnis ſtieg, daß er täglich zweimal beichtete: dermaßen drückte ihn die Laſt ſeiner Sünden. Dies kam daher, daß er ſich ſelbſt nicht an der menſchlichen Unvollkommenheit, wohl aber an der unendlichen Vollkommenheit Gottes maß und das göttliche Ebenbild, das ſeiner Seele aufgeprägt war, in voller Schönheit herzuſtellen ſuchte. Weil er ſo häufig das Sakrament der Buße empfing, wird man den heiligen Karl Borromäus ebenſo wenig für einen großen Sünder halten, als die heilige Thereſa, weil ſie über ihre Sünden jammert. Indeſſen hat ihr erſter und — wie man in Spanien dafür hält — ihr beſter Lebensbeſchreiber, der Jeſuit Franzisco de Rivera, es nötig gefunden, über dieſen Punkt Aufklärung zu ſuchen. Das war ein Leichtes für ihn, da er 1590, acht Jahre nach ihrem Tode, ihr Leben ſchrieb und viele Perſonen kannte, welche in der intimſten Beziehung zu ihr geſtanden waren. Er ſchreibt in ſeiner einfachen Weiſe:

„Es ſcheint mir nicht gut, das Leben der Heiligen ſo zu ſchreiben, daß man die Sünden und Schwachheiten verſchweigt, in welche ſie, weil ſie Menſchen waren, zeitweiſe gefallen ſein mögen; denn man verſchweigt ſomit auch die unermeßliche Barmherzigkeit und Weisheit Gottes, der mit namenloſer Geduld die Fehlenden ertrug und durch die bewunderungswürdigſten Mittel ſie aus dem, was ſie waren, zu dem machte, was ſie ſind. Aus dieſem Grunde würde ich, wenn ich derartiges von der Mutter Thereſa von Jeſus wüßte, es nicht verſchweigen und um ſo weniger, als ſie ſelbſt wünſcht, ihre Sünden möchten der ganzen Welt bekannt werden, weil neben ihnen Gottes Erbarmungen deſto deutlicher, größer und heller erſcheinen. — Ich habe ſehr oft mit Perſonen geſprochen, die ganz genau wiſſen konnten, welche Sünden ſie mit ſo heißen Tränen bereute, und es ſtellte ſich mit der äußerſten Gewißheit heraus, daß dieſelben in ihrem freundſchaftlichen Umgange mit Männern beſtanden, obſchon demſelben weder in der Welt noch im Kloſter niemals von ihrer Seite ſündhafte Schwachheit beigemiſcht war. Sie liebte dieſen freundſchaftlichen Verkehr, ſchrieb mir jemand, der ihr volles Vertrauen beſaß; allein ſie hatte dabei *immer Gott vor Augen und eine reine Abſicht.* Vielleicht war das auf der anderen Seite minder der Fall und vielleicht entſprangen daraus die gefährlichen Gelegenheiten, deren ſie ſo häufig Erwähnung tut und vor denen ſie warnt."

Aus ſolchem Umgange gingen für ſie die größten Kämpfe hervor, denn Gott wollte ihr Herz ganz für ſich haben, ſie fühlte es, ſie wußte es; und doch war in dieſem zärtlichen und liebereichen Herzen ein ſympathiſcher Zug zu menſchlicher Freundſchaft und Verlangen nach menſchlichem Troſt, bevor ſie ihren ſeraphiſchen Aufflug nahm. Daß ſie überall geliebt wurde, wo ſie lebte, ſagt ſie ſelbſt mehrmals und das iſt ſehr begreiflich, da ſie durch ihre überreiche Begabung des Herzens und Geiſtes liebenswürdig und intereſſant über alle Maßen ſein mußte.

Wie früh und wie ſtark erwacht in der kleinen Thereſa de Ahumada[1]) diejenige Sehnſucht, deren Befriedigung das edelſte, das heftigſte, das unüberwindlichſte Bedürfnis des Menſchen iſt: die Sehnſucht nach dem Unendlichen. Sie kannte noch nichts von der Welt und dem Leben; aber das ahnte ſie ſchon, daß das alles viel zu gering und zu vergänglich ſei, und daß nur das Ewige ihr genügen könne. Darum möchte ſie auch ſterben für den heiligen Glauben, um nur recht bald zur ewigen Seligkeit zu gelangen und den Tod der Martyrer ſuchend, will ſie mit ihrem Bruder Rodrigo zu den Mauren ziehen. Aber eine Viertelſtunde vor der Stadt griff ein Oheim die kleinen Flüchtlinge auf und führte ſie zu der geängſtigten Mutter zurück. Thereſa gab aber keineswegs ihre Weltentſagungspläne auf: ſie baute mit Rodrigo Einſiedeleien im elterlichen Garten. Man kann ſagen: das ſind Spielereien! — O ja. Es kann aber auch ein Vorſpiel ſein! Sie betet viel, gern und andächtig, wie ſie das von ihrer ſchönen frommen Mutter gelernt hat. Aber nun ſtirbt die Mutter, als Thereſa auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau ſteht, und nun zieht ein Stückchen Welt ins Haus und an ihr Herz. Ihre Vettern kommen, junge Leute, die ihr ſehr zugetan ſind; eine Verwandte kommt, die ganz in Eitelkeiten lebt; die Bücher kommen, die Helden- und Rittergeſchichten, ſo bezaubernd für die jugendliche Phantaſie, die ſich mit ihnen das Leben romantiſch ausmalt. Thereſa nimmt die Huldigungen ihrer Vettern an, ſie findet Geſchmack an einer ausgewählten Toilette, ſie denkt an ihre Schönheit, ſie wünſcht zu gefallen; vielleicht hätte eine Verehelichung ſtattfinden können. Die eitle Verwandte beſtärkt ſie in dieſer Richtung. Andere Gaben äußern ſich; ihr lebhafter Verſtand, ihre feine Empfindung werden angeregt: ſie ſchreibt eine Heldengeſchichte im Stil, in der Redeweiſe, voll der Abenteuer, die damals beliebt waren. In wenigen Monaten iſt das Werk vollendet, woran ihr Lieblingsbruder Rodrigo wiederum Anteil hat.[1]) Es wurde ſehr bewundert von allen, die es laſen. Thereſa war damals kaum vierzehn Jahre alt. Dies oberflächliche Treiben machte aber keinen böſen Eindruck auf ihr Herz, wenigſtens nicht lange. Es waren gleichſam Frühlingswolken der Jugend, die über den klaren Himmel ihrer Seele dahinzogen, ohne ihn dauernd zu trüben. Als ihre ältere Schweſter Maria ſich vermählt, bringt der vorſichtige Vater ſie in das Auguſtinernonnenkloſter Maria de Grazia, wo junge Fräulein aus den erſten Familien der Stadt und der Provinz erzogen werden. Während acht Tagen iſt Thereſa ſehr traurig; nicht weil ſie ſich nach ihren Weltfreuden ſehnt, ſondern weil ſie ihrer ganz überdrüſſig und tiefbetrübt durch die Furcht iſt, etwa Gott beleidigt zu haben. Sie betet, ſie weint, ſie beichtet, und ihre Seele iſt ſo wenig an die Welt gefeſſelt, daß bei dem Gedanken an eine Standeswahl der Ordensſtand allmählich in Betracht kommt, nicht weil ſie ihn damals ſchon gewünſcht hätte, aber weil ſie ihn als den vollkommeneren erkennt. Ihre erſten Kämpfe beginnen. Das was uns von Gott trennt, iſt vielleicht minder dieſer oder jener Fehler, als die Richtung im allgemeinen auf Welt- und Eigenliebe. Die Grundſtimmung von Thereſa's Seele iſt immer das Verlangen nach dem höchſten Gut; da ſie aber begriff, daß man, um es zu erlangen, Opfer bringen müſſe, ſo gab es Schwankungen in dem jungen Menſchenherzen. Sie erkrankt ſchwer genug, um den Vater zu beſtimmen, ſie nach anderthalb Jahren aus dem Kloſter und in ſein Haus zurückzunehmen. Allein die Kämpfe mindern ſich nicht. Ein kurzer Aufenthalt bei ihrem vortrefflichen Oheim Pedro Sanchez de Cepeda, der ihr ernſte Bücher zu leſen gibt, die häufige Lektüre der Briefe des heiligen Hieronymus voll glühender Lobpreiſung des jungfräulichen Standes und der unabweisliche Zug ihrer Seele nach Oben, zur vollkommenen Liebe Gottes, vermehren anfangs die Kämpfe und verhelfen ihr endlich zum Siege. Sie wählt den Ordensſtand. Der Vater liebt ſie unausſprechlich und verſagt ſeine Einwilligung, um ſich nicht von ihr zu trennen, und ebenſo unausſprechlich liebt ſie ihn. Aber allzu mächtig iſt die Stimme Gottes in ihr. Mit brechendem Herzen führt ſie ihren Entſchluß aus und am

---

[1]) Ihr Vater hieß Alfonſo Sanchez de Cepeda, ihre Mutter Beatrix de Ahumada. Sie hatten zwei Töchter und ſieben Söhne. Aus der erſten Ehe des Vaters waren zwei Söhne und eine Tochter. Der Name des Vaters ging nicht auf alle Kinder über; einige heißen de Cepeda, andere de Ahumada. Die Töchter waren Maria de Cepeda, die ſich mit Martin de Guzman y Barrientos vermählte; Tereſa de Ahumada, die ſich nach der Karmeliterreform Tereſa de Jeſus nannte und ſchrieb; und Juana de Ahumada, vermählt mit Juan de Ovalle. Die Brüder machten ſämtlich ihren Weg in Amerika, bis auf Anton de Ahumada der Dominikaner und ſpäter Hieronymit wurde.

---

[1]) Lebensbeſchreibung von Rivera. Neue Ausgabe. Madrid 1863.

Tage Allerſeelen im Jahre 1533 verläßt ſie heimlich das Vaterhaus und begibt ſich zu den Karmeliteſſen im Kloſter der Inkarnation in ihrer Vaterſtadt Avila. Bei der Wahl dieſes Kloſters hatte ſie ſich durch einen ganz natürlichen Grund beſtimmen laſſen: ihre geliebte Freundin, Johanna Suarez, lebte darin. Der Kampf zwiſchen Natur und Gnade war noch nicht ausgefochten; aber Gott ſah ihren Willen, ihm zu dienen, ſah die Grundſtimmung ihrer Seele, die von der Welt ab- und ihm zugewendet war, und deshalb überſah er gleichſam das Unvollkommene, das einzelnen ihrer Handlungen ankleben mochte, und wendete ſie ſo, daß ſie zur Gnade wurden, für Thereſa ſelbſt und für viele andere. Am 3. November 1534 legte ſie ihre Profeß ab und lebte achtundzwanzig Jahre in dieſem Kloſter. Doch nicht ohne Unterbrechung. Es folgte nicht der urſprünglichen ſtrengen Regel Unſerer Frau vom Karmel, ſondern einer ſehr gemilderten, die gleichwohl durch eine päpſtliche Bulle Eugens IV. im Jahre 1431 gutgeheißen war. Die Nonnen genoſſen eine große Freiheit, durften — jedoch immer nur mit ſpezieller Erlaubnis — ihre Verwandten beſuchen, längere Zeit in ihren Familien leben, und in den Sprachzimmern des Kloſters Beſuche von Weltleuten, von Männern und Frauen, annehmen.

Thereſa fühlte ſich unausſprechlich glücklich im Kloſter, von der innigſten, wärmſten Andacht erfüllt, beſeligt bei den niedrigſten Beſchäftigungen, ganz bereit, aus Liebe zu Gott jede Abtötung zu ertragen. Dieſe Geſinnung ſollte ſich erproben und bewähren. Schon im erſten Jahre nach ihrer Profeſt ſtellte ſich die gründliche Zerrüttung ihrer Geſundheit heraus. Die Ärzte von Avila wußten ihr nicht zu helfen. Der beſorgte Vater führte ſie und ihre Freundin, die Nonne Johanna Suarez, zu ſeiner älteſten Tochter, die mit ihrem Manne auf einem Landgut bei Caſtellanos de la Cannada lebte. Dort ſollte Thereſa ſich etwas erholen und dann in einer Stadt, die wegen der glücklichen Heilungen, welche einer Frau daſelbſt gelangen, berühmt war und Becedas hieß, eine Kur brauchen. Die Schweſter und der Schwager liebten Thereſa ſehr, empfingen ſie mit herzlicher Freude und hätten ſie gern immer bei ſich behalten. Sie aber benutzte die Einſamkeit des Landlebens während des Winters, um gute Bücher über das innere Leben zu leſen, namentlich eines, das ihr eine vortreffliche Anleitung zum betrachtenden Gebet gab. Das war es, was ihre Seele verlangte: einen Wegweiſer, um zu dem traulichſten Verkehr mit Gott, zur Vereinigung mit der göttlichen Liebe, zur Ruhe in ihr zu gelangen. Daß dazu eine große Reinheit des Herzens, eine beharrliche Selbſtverleugnung gehöre, leuchtet ihr ein, denn man kann nicht zu gleicher Zeit dem Herrn der Welt, und der Welt als dem Herrn dienen. Deshalb hütet ſie ſich ſorgfältig vor jeder ſchweren Sünde, ohne es jedoch mit der läßlichen ſo genau zu nehmen, wie ſie es ſpäter tat. Dies Bemühen fand einen überreichen Lohn; bei ihren Betrachtungen verſetzte die göttliche Gnade ihre Seele häufig in den übernatürlichen Zuſtand des Ruhegebetes, ja ſogar einmal in das Vereinigungsgebet. Wie und was das iſt, verſteht ſie damals noch nicht. Erſt viele Jahre ſpäter gibt ſie die Erläuterungen über die vier Stufen des Gebetes.[1]) Jetzt bleibt ihr nur eine namenloſe freudige Wonne in der Seele. Sie möchte immer von Gott ſprechen und ſprechen hören; immer ihm danken, ihn preiſen, ihn bewundern; alle Seelen zu ſeiner Liebe hinziehen. In dieſer hohen Stimmung, mit dieſem von unirdiſcher Liebe glühenden Herzen, unternimmt ſie das gefährliche Wagnis, welches ſie ſpäter mit den ſchärfſten und härteſten Worten tadelt:[2]) ſie ſucht ihren Beichtvater zu der Liebe Gottes hinzuführen, indem ſie damit beginnt, ihn durch Liebe an ſich zu feſſeln. Nur ihre Jugend und ihre Unerfahrenheit machen dies Unternehmen erklärlich; und es iſt ein Beweis der Lauterkeit ihrer Geſinnung und ihrer Abſicht, daß Gottes Barmherzigkeit darauf ruhte, daß der Geiſtliche ſich bekehrte und nach einem Jahre fromm und ergeben ſtarb. Aber dennoch klagt ſie, der Frieden ihrer Seele habe gelitten.

Dieſe Begebenheit trug ſich im Frühling 1536 in Becedas zu, wo die Kur, die ihre Geſundheit herſtellen ſollte, ſie gänzlich zugrunde richtete und einen furchtbaren Leidenszuſtand hervorrief, in welchem Nervenkrämpfe, Lähmung und Starrſucht miteinander abwechſelten und Thereſa an den Rand des Grabes brachten. Zwiſchen Tod und Leben ſchwebend, wird ſie von dem bekümmerten Vater nach Avila zurückgeführt, und erſt im Jahre 1539, nachdem ſie den heiligen Joſeph zu ihrem Fürbitter am Throne Gottes macht, wird ihr Geſundheitszuſtand leidlich; kräftig nie. Während dieſer qualvollen Jahre leidet ſie, erſt im Vaterhauſe, dann in ihrem Kloſter, mit heiligmäßiger Geduld, erbaut höchlichſt ihre Umgebung und dankt Gott, daß er ſie in das betrachtende Gebet einweihte, bevor er ihr die harte Prüfung ſchickte, denn in ihren Betrachtungen hat ſie gelernt, daß das Kreuz unzertrennlich von der Liebe ſei — und ſo iſt ſie denn eine willige Kreuzträgerin.

---

[1]) „Leben" Kapitel X. bis XXI.
[2]) „Leben" Kapitel V.

Der Tod geht an ihr vorüber. Sie iſt wie auferſtanden zum Leben. Aber ach! das Leben iſt immer von Todesgefahr bedroht, wenn nicht dem Leibe, ſo der Seele nach. Die Welt tritt abermals an Thereſa heran, nicht als die flüchtige Eitelkeit ihrer erſten Jugend, ſondern feiner, feſſelnder, durch Freundſchaften, durch geiſtreichen Umgang, durch anziehenden Verkehr zerſtreuend und nach Außen ziehend. Dieſe Freiheit des geſelligen Verkehrs mit Weltleuten war nun einmal den Nonnen von der Inkarnation geſtattet. Er überſchritt allerdings nicht die Grenze des Sprachgitters, allein das genügte, um Weltluft und Weltgeiſt in ein Kloſter eindringen zu laſſen, in welchem ſich einhundert und achtzig Nonnen befanden. Wenn auch nicht alle, vielleicht ſogar nur die Minderzahl, von der Erlaubnis des geſelligen Verkehrs Gebrauch machte: ſo iſt doch leicht begreiflich, welche Störung für die ganze Genoſſenſchaft und welch ein verlockendes Beiſpiel für viele, gerade dieſer erlaubte Umgang, dieſe erlaubte Unterhaltung ſein mußte. Man war ja geſchützt hinter dem Gitter. Aber ach! wie manche Wünſche, wie manche Träume, wie manche Gedanken flatterten durch das Gitter, blie-

3. Der Tag.

„Puer natus est nobis.“

O Kindlein in der Krippe,
O laß Dich benedein,
Der frommen Hirten Lippe
Ich mögte ſie mir leihn.
Ich mögt' auf dunkelm Pfade,
Wie ſie nach Bethlem gehn,
Mich drängen zu der Gnade,
Dich, ſüßes Kind, zu ſehn.

Biſt Du's, der uns erlöſen,
Der uns erretten ſoll
Vom Todesfluch des Böſen,
Du Knäblein wundervoll?
Ein Vater künft'ger Zeiten,
Ein Friedenskönig — Du?
Iſt das auf Dich zu deuten
In armer Krippenruh?

ben bei dem Beſuch und verließen mit ihm das Kloſter! —

Thereſa benutzte die erlaubte Freiheit. Eine ſo eminente Perſon mußte überall Aufſehen machen. Sie war bezaubernd durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre Güte, ihre Nächſtenliebe, durch tauſend ſchöne Eigenſchaften des Herzens; — ſie war beſiegend durch den hohen Schwung ihrer Seele, ihre großartigen Anſchauungen von den Dingen, ihren klaren und ſcharfen Verſtand, ihr feines Urteil, durch ihre herrliche geiſtige Begabung: — kein Wunder alſo, daß man ſich eifrig bemühte mit ihr in Verkehr zu kommen. Die Einen wollten von ihr lernen, die Anderen ſich an ihr erbauen, noch Andere wollten ihre anziehende Unterhaltung genießen. Sie war ein ſeltenes Gemiſch von männlichem Ernſt und von weiblicher Anmut. Dieſe Anmut bewirkte, daß ſie zugänglich war, daß ſie ſich gern finden ließ, daß ſie Freude hatte an einem angenehmen Umgang; aber ſie artete nie in Oberflächlichkeit, in Flatterſinn aus. Davor wurde Thereſa behütet durch Ernſt und tiefes Gefühl. Dieſen Ernſt übertrug ſie auch auf ihre Freundſchaften; ſie nahmen ihr ganzes Herz ein*). Aber dies Herz, für Gott geſchaffen und ſo ſehr von ihm geliebt, fühlte die Treuloſigkeit ſich durch Geſchöpfe feſſeln zu laſſen, fühlte ſie ſo bitter, daß ſie manchmal heiße Tränen vergoß, wenn ſie das Sprachzimmer verließ, wo ſie eben eine anziehende Unterhaltung geführt hatte; und verblieb dennoch lange Jahre, weit über die Jugend hinaus, in dieſem marternden Zwieſpalt.

---

*) „Leben“ Kapitel XXXVII.

Merkwürdige Schwäche des Menſchenherzens! es ahnt, es weiß, wo Ruhe, Frieden und ungeſtörtes Glück zu finden ſind; es verlangt dahin mit Seufzen und Tränen; es möchte ſich frei von den Ketten der Sklaverei ſehen; und dennoch! dennoch bleibt es auf der Folterbank liegen und würde ſich zugrunde gehen laſſen, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit in einem Augenblick von überſtrömender Gnade die rebelliſche Trägheit dieſes Herzens beſiegte und es auf den Weg der Freiheit verſetzte. Nicht die furchtbaren Eiſenketten, die einen Auguſtinus feſſelten, laſteten auf Thereſa: die Ordensjungfrau ſtand in einem ganz anderen Kreiſe von Verſuchungen und Kämpfen, als der Manichäiſche Lehrer der Rhetorik. Thereſa war von einem feinen Seidennetz umſponnen. So fein war es, daß niemand es wahrnahm! ſie wurde geehrt, geliebt, aufgefordert im Kloſter ſelbſt, ſich nicht vom Umgang mit Weltleuten von Anſehen und mit ausgezeichneten Perſönlichkeiten zurückzuziehen; von ihren Beichtvätern beruhigt, daß der Weltverkehr ihr nicht ſchade. Feiner aber als das umſtrickende Netz iſt ihr Gewiſſen. Die ſüße Freundſchaft mit Gott hat es ſo zart geſtimmt, daß es den leiſeſten erkältenden Hauch, der über dies himmliſche Verhältnis ſtreift, ſchmerzlicher betrauert, als mancher Andere eine ſchwere Beleidigung Gottes. Und ach! eine Erkältung iſt eingetreten! ſie hat eine Warnung des Herrn nicht beachtet, und ſie hat während eines ganzen Jahres das betrachtende Gebet aufgegeben.

Als ſie zum erſtenmal den Beſuch einer Perſönlichkeit empfing, die ihr beſonders ſympathiſch werden ſollte, und deren Umgang aufzugeben ihr ſpäter am allerſchwerſten fiel, hatte ſie im Sprachzimmer ein inneres Geſicht: der Herr erſchien ihr und auf ſeinem ernſten Antlitz las ſie den Vorwurf über ihren allzu häufigen Umgang mit Weltleuten. Aber ſie legte kein Gewicht auf das, was ſie für eine Täuſchung der Phantaſie hielt.

Der Tod ihres Vaters, der im Jahre 1541 eintritt, bringt ſie an deſſen Kranken- und Sterbelager mit deſſen vortrefflichem Beichtvater, dem Dominikaner P. Vinzenz Barron zuſammen. Er treibt ſie an, alle vierzehn Tage zu kommunizieren und das betrachtende Gebet wieder zu beginnen, welches ſie aus falſcher Demut aufgegeben hatte, weil ſie ſich zu unvollkommen fand, um es zu üben. Der Vater machte ihr begreiflich, daß es eben ein Mittel ſei, um ſich zu beſſern; — und ſo fing ſie es denn wieder an und übte es mit großer Pünktlichkeit; aber unter ſo quälenden Zerſtreuungen und ſolchem Widerſtreit der ungeſammelten Gedanken, daß ſie während vieler Jahre alle Tage mit tiefer Troſtloſigkeit das Oratorium betrat, wo ſie die Betrachtung zu machen pflegte, und daß ſie mit Sehnſucht auf den Stundenſchlag lauſchte, der ihrer Marter für dieſen Tag ein Ende machte. Welche Beharrlichkeit! das Jahr hat dreihundertfünfundſechzig Tage, und während vierzehn Jahren übte ſie ſich unter dieſen Umſtänden in der Betrachtung. Aber ſie kannte freilich ſchon das Ruhegebet.

Sie litt unſäglich. Ihr Gewiſſen ließ ſich nicht beſchwichtigen. Mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit zeigte es ihr die Scheidewand, die ſie zwiſchen ihrer Seele und Gott aufrecht hielt. Ihr Gram, ihre

Unruhe wurden immer heftiger: ſie ſehnt ſich nach einer höheren Seelenführung; ſie fragt gottſelige Weltleute um Rat, namentlich Don Francisco de Salcedo, den frömmſten Mann in Avila; ein ausgezeichneter Geiſtlicher lehnt es ab ihr Beichtvater zu werden; die Beunruhigung ihrer Seele wird nicht dadurch gemindert, daß ſie ihren Weltverkehr beſchränkt, mit einigen Perſonen abbricht. Das genügt Dem nicht, der ihr Herz ganz haben will und der zu ihr ſpricht: „Ich ſtehe vor der Tür und klopfe an." Das genügt auch ihr nicht, denn ſie kennt die Stimme und ſie weiß, unter welcher Bedingung Er bei ihr Einkehr nehmen will: ſie ſoll ein vollkommenes Opfer bringen und ſein, d. h. aus Liebe zu ihm jedem menſchlichen Troſt entſagen. O dies Ringen der Seele! o dieſe unblutigen Schlachten auf dem kleinen Gebiet, das man mit einer Hand bedecken kann und das — das Herz heißt! o gnadenvolles Auge Gottes, welches über dieſen Kämpfen wacht!

Das umſtrickende Netz zerriß. Ein Bild und ein Buch waren die letzten Werkzeuge der göttlichen Gnade, um Thereſa zu befreien. Das Bild war ein Ecce-Homo, das Buch — die Bekenntniſſe des heil. Auguſtinus. Die Leiden des Herrn und ſeine Geduld mit einer widerſtrebenden Seele — das überwältigte ſie; ihr Herz zerſchmolz vor einer ſo gewaltigen Liebe. Ihre Erkenntnis und ihr Wille gehen von jetzt an Hand in Hand. Sie gibt alles auf, was mit der Welt zuſammenhängt, um fortan nur an dieſe Liebe und die Heiligung ihrer Seele zu denken. Vierzig Jahre war ſie alt, da ſie ihr neues Leben begann. Zu derſelben Zeit ließen ſich einige Patres der Geſellſchaft Jeſu in Avila nieder und ſie fand in ihnen erleuchtete Beichtväter.

Der Weg, auf welchem es Gott gefiel von jetzt an Thereſa zu führen, war ganz übernatürlich, d. h. ganz unerreichbar für die natürlichen Fähigkeiten der menſchlichen Seele. Sie lebt mit himmliſchen Viſionen und Einſprechungen. Bei der Lektüre, der Betrachtung, dem Chorgebet, während der Meſſe, bei der Kommunion, mit einem Wort, ſobald ſie die geiſtigen Fähigkeiten ihrer Seele von den äußeren Gegenſtänden abzieht und nach Innen ſammelt, um ſie auf die Betrachtung himmliſcher Dinge zu wenden, tritt für dieſe reine weltentfremdete Seele ein höheres Schauen, Erkennen und Wiſſen ein, das ihr ganzes geiſtiges Weſen erfüllt und es in einen übernatürlichen Zuſtand verſetzt, der ſich bis zur Extaſe ſteigert.

Weder fremd noch neu war dieſe Erſcheinung in der heiligen Kirche. Ja, weil ſie heilig iſt, heilige Lehren, heilige Sakramente hat, weil ſie die heilige Euchariſtie beſitzt und dieſe geheimnisvolle Lebensverbindung zwiſchen der Seele und Gott in weſenhafter Wahrheit ununterbrochen vermittelt: deshalb iſt dieſe Erſcheinung ihr durchaus eigen und eigentümlich. Selten iſt ſie — ja. Die Edelraute auf dem himmelhohen Felſen iſt auch ſeltener, als der Weizenhalm in der Ebene, und es leben Millionen Menſchen, die ganze Weizenfelder kennen, aber nie die Edelraute geſehen haben, obſchon beide das Ergebnis unſeres Erdbodens ſind. Jene eigenartig begnadeten Seelen ſind in der heiligen Kirche wie die Edelraute auf dem Felſen: einſam, in faſt unzugänglicher Höhe, mit feinſter Wurzel an dem wenigen Erdreich hangend, welches der Fels bietet, von reinerem Äther, von friſcheren Lüften, von hellerem Lichte umweht und umſtrahlt, und weit, weit über all' dem Moderduft und Verweſungsgeruch hinweggehoben, der aus den Niederungen, den Sümpfen und Grüften der Erde aufſteigt. So lebte Thereſa. Den Menſchen gegenüber, an denen ihre Zeit und jede andere überreich iſt, die ihre Seele begraben in ihrer gefallenen Natur, nur für ihre Sinnlichkeit leben, nur Aug' und Ohr haben für die Sinnenwelt und dieſer das Geſetz entnehmen, worauf des Menſchen Beſtimmung und Glück beruhen ſolle; — der jammervollen Lehre der Neuerer gegenüber, die zu jener Zeit in Deutſchland und im Norden von Europa durch die jammervollſten Mittel Eingang gefunden hatte, und die zu behaupten wagte, das Fleiſch könne nicht dem Geiſt untertan, das dreifache Ordensgelübde dürfe deshalb nicht bindend und überhaupt nicht zu leiſten ſein: wider dieſe Menſchen und dieſe Lehre legte Thereſa einen Proteſt ein, der nun ſchon durch drei Jahrhunderte klingt, wie er vor ihr durch anderthalb Jahrtauſende klang — und der nie verſtummen wird. Sie legte den Schwerpunkt ihres Daſeins nicht in die Welt der irdiſchen Vergänglichkeit; ſie folgte der entgegengeſetzten Richtung, demjenigen Zug, der ſchon ihre Kinderſeele zum Ewigen hingedrängt hat. Ihre Willenskraft wird durch beharrliche Selbſtverleugnung mehr und mehr geläutert; je lauterer ſie wird, deſto heller und ſchärfer wird ihre Erkenntniskraft auf dem Gebiet der ewigen, der himmliſchen Dinge, und je mehr die Liebe und das Wiſſen wachſen und ſich gegenſeitig ſteigern, deſto höher und ruhiger trägt die Gnade ſie wie auf breiten ſicheren Flügeln zu ihrem Ziel, zur geheimnisvollen Anſchauung Gottes hinauf. Da iſt ihre Heimat, da findet ſie ihre Ruhe, da wird ſie ein leuchtender Planet, welcher der Sonne folgt, von ihr ſein Licht empfängt und manches Erdendunkel und manche Seelennacht tröſtlich erhellt. In dieſe Sphäre verlegte Thereſa ihren Schwerpunkt. Zuletzt meint man einen ſchimmernden Schwan in ruhigen Kreiſen ſchwimmen zu ſehen auf der weiten ſtillen See, in deren Blau das, was überhimmliſch iſt, ſich ſpiegelt. Allein ſie hat einige Jahre voll neuer und furchtbarer Kämpfe zu beſtehen, bis ſie dahin gelangt.

Eine ungeheuere geiſtige Unruhe durchzitterte das Jahrhundert. Die neuen Lehren entfeſſelten alle böſen Leidenſchaften, indem ſie die Achtung vor der Autorität der Kirche untergruben. Hatte aber die Ehrfurcht vor dieſer höchſten Stellvertreterin Gottes, den Seelen der Menſchen gegenüber aufgehört, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß die Bemühungen der Neuerer, ihren Lehren Autorität zu verſchaffen, ſcheitern mußten; — denn das iſt ein furchtbarer Schiffbruch für ein religiöſes Bekenntnis, wenn es nur dadurch zur Geltung kommt, daß der Landesfürſt es gewalttätig oder hinterliſtig einführt und durch Geſetze ſchützt und aufrecht hält — ſo weit er das vermag. Auf dieſe Weiſe waren England, Schweden, Dänemark und die norddeutſchen Länder von der Kirche losgeriſſen und folgten den ſubjektiven Anſchauungen verſchiedener Neuerer in Glaubensſachen. Damit war aber das Wohlgefallen an Neuerungen auf religiöſem Gebiet keineswegs zufriedengeſtellt, und die Bewegung der Geiſter, die ihren ſubjektiven Anſchauungen Eingang zu verſchaffen ſuchten, nahm zu. Schwärmer, Fanatiker, Sektierer aller Art traten auf, lehrten, predigten, machten Gebrauch von ihrer evangeliſchen Freiheit, wurden aber nicht von denjenigen als gleichberechtigt anerkannt, die zuerſt dieſe Freiheit erfunden hatten und ſie nun als ein ſchützendes Monopol nur für ihre Lehren in Anſpruch nahmen. Kriege, Aufſtände, Empörungen mit ihrer Wildheit und Grauſamkeit verwirrten die Geiſter noch mehr und ſteigerten deren Richtung auf Rebellion. Die Zeit atmete nur Kampf, mit dem Schwert, mit dem Wort, mit der Feder — und zwar bei den Neuerern nicht nur, ſondern auch bei den Katholiken, teils weil ſie beſtändig zur Abwehr und zum Widerſtand gerüſtet ſein mußten, teils weil die Guten und Kräftigen eine Reform innerhalb der Kirche verlangten, teils weil die Schwachen und Kurzſichtigen die Neuerungen als Reformen begrüßten, teils weil die geiſtige Strömung zur Unbotmäßigkeit überall Anknüpfungspunkte findet. Für die Katholiken trat eine durchgreifende Beruhigung und Klärung ein, nachdem das Konzil von Trient im Jahre 1563 ſeine Beſchlüſſe verkündigte. Sie wußten nun genau, was ſie zu glauben und was ſie zu verwerfen hatten, wer zu ihnen gehöre und wer nicht. Es bedurfte ja nichts weiter, als daß die von den Neuerern gepredigten Behauptungen mit der uralten apoſtoliſchen Glaubenslehre verglichen und abweichend befunden wurden. Damit war der Streit entſchieden; — nicht durch menſchliche Willkür, nicht durch fürſtliche Befehle, ſondern durch die Einleuchtung des Heiligen Geiſtes, der in der Lehre der Kirche ſein Werk beſchirmt. Göttliche Offenbarung iſt wechſellos Eine. Den Neuerern fehlte dieſer Halt und dieſe Norm: folglich verblieben ſie in der Zerſplitterung und in der Unruhe bis zum heutigen Tage.

Spanien war unberührt von der religiöſen Verwirrung geblieben, die Europa zerrüttete. Ganz natürlich! Spanien hatte ſoeben den Kampf gegen die Mauren durch die Eroberung von Granada ſiegreich geſchloſſen. Während achthundert Jahren ſtanden das Kreuz und der Halbmond ſich feindlich gegenüber auf der ſpaniſchen Erde, und Spaniens beſtes Blut floß in zahlloſen Schlachten, um das Kreuz über den Halbmond zu erhöhen. Ein Volk, das eine ſolche Vergangenheit, ſolche Traditionen, ſolche Glaubensbegeiſterung hat, und nun endlich! endlich! den Triumph dieſes Glaubens feiert, das läßt ſich nicht in demſelben irre machen. Wohl drang die Kunde von einer Neulehre, die das Dogma vom heiligſten Sakrament des Altars antaſte, über die Pyrenäen; ſie genügte, um Spanien mit Abſcheu vor einem ſolchen Frevel zu erfüllen. Spanien lebte und webte im unangetaſteten katholiſchen Dogma; aus dieſer begeiſterten Liebe waren die Streiter gegen den Halbmond hervorgegangen, und aus ihr gingen jetzt andere Streiter hervor, wie eine andere Zeit ſie erheiſchte. Der heil. Petrus von Alcantara, der heil. Johannes vom Kreuz, der heil. Ignaz von Loyola, der heil. Franz von Borja, der heil. Franz von Xaver, der heil. Johannes von Gott[1]), der heil. Joſeph von Calaſanz[2]) — welch' ein Siebengeſtirn! lauter Söhne Spaniens! das ſind die Kämpfer wie die Zeit ſie bedarf! das ſind die Rüſtzeuge des Lichtes, um dem Geiſt der Finſternis entgegen zu treten, der die Welt zu betören droht! Sie bilden einen lebendigen Gegenſatz zu den Neulehren, eine lebendige Abwehr auf jedem angefochtenen Punkt, eine lebendige Verwirklichung des Geiſtes der Liebe und der Wahrheit, der die Kirche Gottes beſeelt. Die beiden Erſten, dieſe von der heiligen Abtötung gekreuzigten und durch ſie ſchon hienieden transfigurierten Ordensmänner, deren leibliches Leben gleichſam aufgeſogen war vom geiſtigen, und die im extatiſchen Verkehr mit Gott heimiſch waren, wie man es ſonſt am häuslichen Heerd iſt: ſie ſtellen die beſchauliche Richtung mit ihrem gottinnigen Gemütsleben und ihren unſcheinbaren Tugenden, Gehorſam, Armut, Demut dar. Die beiden Letzten vertreten die tätige Richtung; in glühender Barmherzigkeit, in opferfreudiger Nächſtenliebe leben ſie ganz für gute Werke. Die drei apoſtoliſchen Männer, die in der Mitte zwiſchen jenen ſtehen, verbinden in ſich beide Richtungen und die Tugenden beider, und machen ſie kund durch das Wort, die Belehrung, die Verkündigung des Evangeliums, die Predigt der göttlichen Offenbarung. Alle aber ſtehen unter dem Kreuz, ſtützen ſich auf das Kreuz und gehorchen der Mahnung des Gekreuzigten: „Folge mir nach.“ Die Einen übten ſich im verborgenen Leiden aus

---

[1] Stifter der barmherzigen Brüder.

[2] Stifter der Kleriker für fromme Schulen, Scuole pie, daher Piariſten.

Von Sehern ward's verkündet,
Von Engeln angeſagt,
Die Schaar der Hirten findet
Die Wahrheit, die hier tagt.
Mit ihnen tief im Staube
Will ich am Kripplein knien,
Damit auch Lieb' und Glaube
In meiner Seel' erglühn.

O Du allewig Eines
Geheimnißreiches Wort,
Licht unerſchaffnes, reines,
Du biſt der Gnaden Hort!
Du haſt das All gebildet
Aus wüſter leerer Nacht,
Getrennet und entwildet
Der Elemente Macht.

In Dir iſt alles Leben
Und Leben Eins mit Licht;
Den Menſchen war's gegeben,
Doch ſie begriffen's nicht!

Liebe am Ölberg; die Anderen taten Werke der Liebe an den leidenden Gliedern Jeſu Chriſti; und die neuen Apoſtel zogen aus wie die heiligen Zwölfboten, um den wahren Glauben zu verkündigen — ſei es bis zum Martertum. Und zwiſchen ihnen allen ſteht die große Beterin des Jahrhunderts, die heilige Thereſa von Jeſus.

Gewiß! Spanien war wohl behütet!

Es war in der Ordnung, daß die Aufregung der Zeit als tüchtige Beichtväter und fromme Geiſtliche zu großer Wachſamkeit aufforderte, um jede Sektiererei, jede partikulariſtiſche Tendenz auf religiöſem Gebiet ſofort zu unterdrücken. Der natürliche Menſch iſt voll Eigenwillen, weil er voll Eigenliebe iſt, und geht deshalb nur allzugern auf eigenen Wegen, beſonders in Glaubensſachen. Das nennt er Gewiſſensfreiheit. Flüſtert das Gewiſſen ihm zu, er ſei nicht in der Freiheit, ſondern in der Knechtſchaft ſeines Eigenwillens: ſo läßt die Eitelkeit dieſen Gedanken nicht aufkommen und es bleibt bei der Gewiſſensfreiheit. Alle Sektierer ſind eitel, zuweilen kindiſch eitel. Weil die Eitelkeit eine natürliche Anlage des weiblichen Charakters iſt, ſo ſind immer Frauen mit dem Sektenweſen verbunden, ſei es erfindend, erfaſſend, verbreitend. Zu jeder Zeit hat es Frauen gegeben, teils Betrogene, teils Betrügerinnen, die göttliche Offenbarungen, himmliſche Geſichte haben wollten, lehren und bekehren wollten und für ihre Phantaſiebilder nicht nur Glauben verlangten, ſondern ihn auch fanden. Gerade damals, da Thereſa immer höher im betrachtenden Gebet ſtieg und mit ganz ungewöhnlichen Gnaden überſtrömt wurde, hatte eine Ordensfrau, Magdalene vom Kreuz, ganz Spanien in Schrecken und Erſtaunen verſetzt, und die ſchwärmeriſche Priorin eines Kloſters in Liſſabon hatte ſogar den großen Geiſtesmann, Ludwig von Granada, zu täuſchen und zu gewinnen vermocht. Noch andere Viſionärinnen waren aufgetaucht, denn dieſe Sucht iſt krankhaft anſteckend. Überdas hatte ein gewiſſer Doktor Cazalla in Valladolid bedenkliche Konventikel geſtiftet, denen ſogar Nonnen nicht fremd waren. Genug, es gab ſich hier und dort eine gewiße Überreizung oder Verſtimmung im religiöſen Leben, folglich eine Verkehrtheit kund, die, wenn ſie um ſich griff, in Glaubensſachen zur Häreſie und im ſittlichen Wandel zu den Ausſchweifungen der Begharden, der Brüder und Schweſtern vom freien Geiſt und ähnlicher Sekten führen konnte, die man aus früherer Zeit im Gedächtnis hatte. Man war auf der Hut gegen jede Schwärmerei und Überſpannung, ja ſo ſehr, daß Manche allzu weit gingen, ſchon ein gewiſſes Mißtrauen gegen das ganz einfache betrachtende Gebet hatten und darin eine gefährliche Seelenerregung erblicken wollten. Laue, und Solche, die gern auf dem breiten Wege und im Geleiſe des Gewöhnlichen verbleiben, ſahen in dem betrachtenden Gebet eine übertriebene Andachtsform, eine ganz überflüſſige Neuerung; nicht bloß waren Laien ſo geſinnt! auch Geiſtliche, auch Ordensmänner. Der hohe beſchauliſche Schwung, den die Orden im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert genommen hatten, der in den Klöſtern heimiſch und unter den Weltleuten nicht unverſtanden war, weil die Schriften von Thomas von Kempen, von Heinrich Suſo, von

Ludolf dem Karthäuſer, ſowie Taulers Predigten ihn verbreiteten, war allgemach geſunken und hatte einer gewiſſen geiſtigen Abſpannung Platz gemacht. So wirkten denn verſchiedene Gründe zuſammen, um das hohe Leben des Geiſtes, worin die heil. Thereſa ſich bewegte, gefährlich, ja verwerflich erſcheinen zu laſſen.

Sie ſelbſt iſt keineswegs frei von Furcht. Sie hat das Beiſpiel von religiös ſchwärmeriſchen Frauen vor Augen und fürchtet, auch ſie könne in Täuſchungen gefangen werden, welche der Geiſt der Finſternis und der Lüge denen leicht bereitet, die auf ſo ungewöhnlichen Wegen gehen. Einmal beſuchte ſie ein ausgezeichneter Mann, der ſie fragte, um ihre Demut zu prüfen, ob ihr denn nie Magdalene de la Cruz einfalle, die mit göttlichen Offenbarungen geprahlt, während der Geiſt der Finſternis ſie umgarnt habe. „Ich denke nie an Magdalene de la Cruz ohne Zittern und Zagen," antwortete Thereſa. Sie kann nicht dieſe Herablaſſung Gottes zu ſeinem armen Geſchöpf faſſen; nicht begreifen, wie ſie, die Unvollkommene, zu dieſen außergewöhnlichen Gnaden gelangt. Sie zittert und weint und vertraut ihre Angſt ihren Beichtvätern an. Auch dieſe zittern und wagen nicht zu entſcheiden, ob der Geiſt der Wahrheit in ihren Geſichten zu ihr ſpreche und in ihren Extaſen ſie zu ſich erhebe oder nicht. Sogar der fromme Pater Balthaſar Alvarez von der Geſellſchaft Jeſu, ein Mann voll Erfahrung und Kenntniſſen über das innere Leben, beruhigt ſie nicht über die quälende Ungewißheit. Hingegen ergreift er das ſicherſte Mittel zu ihrer Heiligung: die Abtötung. Er übte ſie dermaßen darin, daß ſie es vor Kummer und Betrübnis kaum ertragen konnte und oft auf dem Punkt war ihn zu verlaſſen. Aber ſie hielt aus und pflegte wohl lachend von ihm zu ſagen: „Der Pater iſt böſer Laune, allein ich habe ihn doch ſehr gern.“ Pater Alvarez aber ſagte einmal in Salamanca zu Pater Rivera, als ſie verſchiedene Schriften über das innere Leben beſprachen: „All' dieſe Bücher muß ich leſen, um Thereſa von Jeſus zu verſtehen.“ Ein anderer Pater aus demſelben Kolleg, bei dem ſie zuweilen beichtete, war minder vorſichtig und erklärte ihr ganz kurz, ſie ſei von teufliſchem Blendwerk umgarnt und müſſe dieſen Geſichten mit der größten Verachtung entgegentreten. Sie gehorcht unter Tränenſtrömen, denn ihre Viſionen ſind von einem ſo überwältigenden Licht der Wahrheit begleitet, und treiben ſie ſo ſehr an, jede kleine Unvollkommenheit aus ſich zu entfernen, daß ſie im innerſten Herzen von deren Ächtheit überzeugt iſt und nur aus Demut zweifelt. Genug, ſie gehorcht und legt dadurch das unverdächtigſte Zeichen der aufrichtigſten Demut ab.

Allmählich wurde ihr Seelenzuſtand auch in ihrem Kloſter, auch in der Stadt bekannt. Das vermehrt Thereſa's Leiden. Fromme und Laue ſind wider ſie: jene warnen, dieſe verdammen ſie; die Einen geben ihr Ratſchläge; die Anderen machen ihr Vorwürfe; einer ihrer beſten Freunde ſchlägt ihr vor, ſich exorciſieren zu laſſen; Manche finden die ganze Sache lächerlich und Manche ſind empört, daß Thereſa die Heilige ſpielen will. Ihre Beichtväter werden gewarnt, ſich nicht durch ſie blenden zu laſſen, und P. Alvarez beſchränkt die Zahl ihrer

Kommunionen. Sie nimmt all' dieſe empfindlichen Kränkungen und Leiden mit unüberwindlicher Geduld und milder Freundlichkeit hin. Die äußere Verfolgung läutert ihr Inneres mehr und mehr. Immer himmliſcher werden ihre Viſionen, immer ſüßer ihre Tröſtungen, immer heißer ihre Wünſche Gott zu lieben, Gott zu dienen, Gott nie zu beleidigen. Da ſchaut ſie den Engel, der mit einem flammenden Pfeil ihr Herz durchbohrt und es zu einer Liebe entzündet, welche ſelig im Leiden iſt. Sie läßt die Stürme der Welt toben und fliegt wie ein Adler über ſie hinauf in ſtille Regionen.

Aber Gott ſorgt dafür, daß ſolche Seelen endlich doch andere Seelen finden, die ſie verſtehen. Petrus de Alcantara, der heilige Reformator innerhalb des Franziskanerordens, kam im Jahre 1560 nach Avila, lernte Thereſa kennen, prüfte ihren Geiſt, ihre Geſinnung, ihre Gebetsweiſe und erkannte, als ein großer, erfahrener und vielgeübter Meiſter des inneren Lebens, der er war, daß ſie auf einem guten und ſicheren Wege wandle, denn ſie hielt ſich in der tiefſten Demut, unterwarf ſich unbedingt im Gehorſam, und war bereit, für das mindeſte Jota nicht bloß der Glaubenslehre, ſondern auch der Sakramentalien und der heiligen Zeremonien der Kirche ihr Leben zu laſſen. Dieſer dreifache Prüfſtein war zu ſchwer für Viſionäre, Sektierer und Schwärmer. Petrus de Alcantara beruhigte Thereſa vollkommen über den Weg, worauf Gott ſie führe und blieb ihr Freund, ihr Vertrauter, ihr Ratgeber während der wenigen Jahre, die er noch zu leben hatte. Ein anderer Heiliger, P. Franzisko de Borja — ſpäter Jeſuitengeneral

— hatte ſchon im Jahre 1557 ihren Geiſt geprüft und ermutigt aber in den großen Drangſalen, die durch allgemeine Mißbilligung und Zweifel ſie überkamen, verlor ſie doch wieder ihre Zuverſicht. Jetzt aber war dieſe unerſchütterlich und ſie verlangte nichts ſehnlicher, als dem Herrn ihre Liebe und ihre Dankbarkeit durch Tat auszudrücken und Er, der dieſe Sehnſucht ihres gekreuzigten Herzens ſah, begann das Werk vorzubereiten, das ſie ausführen ſollte.

Es war am Abend des 16. Juli 1560. An dem Tage feiert die Kirche das Feſt Unſerer Frau vom Karmel. In der Zelle der Heiligen befanden ſich verſchiedene Perſonen, unter anderen ihre Freundin Johanna Suarez und ihre Nichten Leonore de Cepeda und Maria de Ocampo, die als Koſtfräulein im Kloſter der Inkarnation lebten[1]. Man ſprach im Scherz darüber, wie mühſam das Leben in dieſem Hauſe mit einer ſo zahlreichen Genoſſenſchaft ſei. Da ſagte plötzlich Maria de Ocampo: „Ach! wir alle, die wir hier bei einander ſind, wir ſollten uns einer abgeſchiedeneren Lebensweiſe widmen und Einſiedlerinnen werden.“ Der Vorſchlag gefiel allen. Donna Maria nahm ihn ernſt und ſagte, ſie wolle zu deſſen Ausführung tauſend Dukaten von ihrem Vermögen geben. Die heil. Thereſa ſtaunte nicht wenig, weil ihre ſchöne ſiebzehnjährige Nichte bisher eine entſchiedene Vorliebe für die Welt und großes Wohlgefallen an weltlichen Freuden und Eitelkeiten gezeigt habe. Was ſie ſelbſt betraf, ſo wäre ein abgeſchiedenes Kloſterleben voll ſtrenger Abtötung und vielem Gebet, das Ziel ihrer Wünſche geweſen; denn die urſprüngliche Regel des Karmels brachte das mit ſich; — und ſo lieb das Kloſter der Inkarnation ihr auch war, ſo viele fromme Nonnen ſich auch darin befanden: ſie verlangte ein mehr büßendes, mehr gekreuzigtes Kloſterleben. Ihre Freundin, die verwitwete Donna Guiomar de Ulloa, kam dazu und die heil. Thereſa ſagte: „Eben haben dieſe Fräulein den Plan gemacht ein kleines Kloſter zu gründen und darin zu leben wie die Barfüßer-Klariſſen.“ Donna Guiomar nahm die Sache durchaus nicht ſcherzhaft, ſagte ſogleich der Plan ſei gut, müſſe ausgeführt werden und begann zu überlegen, wie dem neuen Klöſterchen eine Rente zu ſichern ſei. Minder eilfertig war die Heilige; ſie wußte noch nicht, ob es Gottes Wille ſei. Nachdem aber eine herrliche Viſion ihr Licht und Mut gegeben hatte, begann ſie das Werk. Der Karmeliter-Provinzial gab ſeine Zuſtimmung. P. Alvarez war wenigſtens nicht dagegen, der heil. Petrus de Alcantara riet aus allen Kräften dazu und Donna Guiomar wollte das Kloſter auf ihren Namen gründen. Mit welcher Mühe, unter welchen Widerſprüchen, Verfolgungen und Sorgen zwei Jahre vergingen, bis die Sache zuſtande kam, berichtet ſie ſelbſt ausführlich. Mit dem Gelde, welches ſie mühſam zuſammenbrachte, wurden auf den Namen ihrer jüngſten Schweſter zwei kleine Häuslein gekauft, und dieſe ſelbſt nahm Wohnung darin mit ihrem Mann, damit die Handwerker unbemerkt ein Klöſterchen einrichten konnte. Dies mußte ſo heimlich wie möglich geſchehen; denn die ganze

---

[1] Jacob de Cepeda, ein Bruder der heil. Thereſa, war ihr Vater, und ihre Mutter hieß Beatrix de la Cruz y Ocampo.

Stadt ſetzte ſich mit tumultuariſcher Aufregung dagegen; der Karmeliter-Provinzial hatte deshalb ſeine Erlaubnis zurückgenommen; Thereſa aber kannte den Willen Gottes, ließ ſich nicht beirren und bat den Biſchof von Avila, Don Alonzo de Mendoza, das arme, verfolgte kleine Kloſter in ſeinen Gehorſam zu nehmen. Er tat es, und am 24. Auguſt 1562 wurde das St. Joſephskloſter der Barfüßer-Karmeliteſſen durch Übertragung des Sanktiſſimums in die enge, armſelige Kapelle, eingeweiht und eröffnet.

In dieſem nämlichen Jahre begann ſie zu ſchreiben. Der Pater Miniſter der Dominikaner, Pedro Ibannez, war ihr ein vortrefflicher Ratgeber und Beiſtand in ihrer Kloſterangelegenheit und machte es ihr zur Pflicht, ihr Leben und die Gnaden, die Gott ihr erzeigt habe, aufzuzeichnen. Sie tat es in Toledo, wo ſie die erſte Hälfte des Jahres bei Donna Luiſa de la Cerda, der untröſtlichen Witwe des Arias Pardo, Herr von Malagon, als ein Engel des Troſtes zubrachte. Diejenigen Kapitel, die von der Gründung des St. Joſephkloſters handeln, ſetzte ſie in Avila hinzu, der Aufforderung des P. Garcia de Toledo, Dominikaner und Bruder des Herzogs von Alba, demütig folgend. P. Domingo Bannes, gleichfalls Dominikaner, Doktor der Theologie an der Univerſität zu Salamanca und Beiſitzer des Inquiſitionsgerichtes, ein Mann von ſeltener Weisheit und Frömmigkeit, war ihr ebenfalls ungemein behilflich, um die Schwierigkeiten ihrer Stiftung zu beſeitigen, erwarb ſich ihr volles Vertrauen, war der Erſte, der ihre Schriften durchſah und prüfte und wurde ihr eigentlicher Seelenführer. Für Dominikaner und Jeſuiten äußert ſie beſtändig die innigſte Dankbarkeit, Zuneigung und Verehrung.

Vier ruhige Jahre verlebt die heil. Thereſa in der tiefen Stille ihres neuen Kloſters, nur damit beſchäftigt, ihre eigene Seele und die ihrer Nonnen zu vervollkommnen; dann aber tritt eine ganz großartige Tätigkeit für ſie ein. Der Karmeliter General, der wie die übrigen Ordensgenerale immer in Rom reſidiert, macht eine Reiſe nach Spanien, kommt nach Avila, beſucht die heil. Thereſa und iſt ſo erfreut und erbaut von dem Bericht, den ſie ihm über ihre Reform abſtattet, daß er ihr erlaubt, ſo viel Frauenklöſter nach der urſprünglichen Regel zu gründen, als man begehrt, und ſogar zwei Männerklöſter. Dieſe Erlaubnis beglückt ſie: und fortan macht ſie in den ſechzehn Jahren, die ſie noch auf Erden weilt, ſiebzehn Kloſtergründungen für Nonnen, die der ungemein ſtrengen, urſprünglichen Karmeliterregel folgen. Töchter aus den erſten Familien Spaniens erwählten ſich dies rauhe Leben und fühlen ſich glücklicher in der Verachtung der Weltfreuden, als andere in deren Genuß, befriedigter durch ſtrenge Entſagung, als andere durch die Fülle des Beſitzes. Auch die Männerklöſter entſtehen. Durvelo wird das Patmos eines neuen Johannes, des heil. Johannes vom Kreuz. Es gibt eine Blume, die man „Königin der Nacht" (Cactus grandiflorus) nennt. Aus einem vielfach verſchlungenen Stachelgewächs erblüt ſie wie ein großer goldener Stern mit langen zarten Silberſtrahlen und der feinſte Arom entquillt ihrem Kelch. Aber ſie erblüt nur in ſtiller Mitternachtsſtunde und nie hat der Tag dieſe wunderſchöne Blume geſehen. So war Johannes vom Kreuz: Nacht und Dornen, Trübſal und Verfolgung — das war ſein Leben und darin empfing ſeine Seele die Einſtrahlungen des Lichtes von oben und erblüte zu einer myſtiſchen Schönheit, die der laute Tag der Welt nicht kennt.

Große Verfolgungen trafen die Karmeliterreform und gingen von einzelnen Karmelitern aus, welche der gemilderten Regel folgten und in der Reform einen Vorwurf und eine Neuerung ſehen wollten. Im Jahre 1576 wurde der heil. Thereſa die Erlaubnis zu neuen Kloſtergründungen entzogen und man ſprach davon, ſie nach Indien zu ſchicken, aus Spanien zu verbannen. Im folgenden Jahre ſtarb der päpſtliche Nuntius in Madrid, Monſignor Ormanetta, der ein Gönner und Beſchützer der heil. Thereſia und ihres Werkes war. Zwei von der Reform abgefallene und zur gemilderten Regel übergegangene Karmeliter nahmen durch böswillige Verleumdungen den neuen Nuntius, Monſignor Sega, dermaßen gegen die heilige Thereſa ein, daß er über ſie nach Rom berichtet, ſie ſei „ein unruhiges und umherſchweifendes Frauenzimmer“, daß er ihr befiehlt, ihren ſtändigen Aufenthalt in Toledo zu nehmen und ſich anſchickt, die Aufhebung der Reform zu bewirken. Die Heilige hatte aber auch Freunde und Beſchützer in Madrid, namentlich Donna Leonora de Mascarennas, die früher Hofmeiſterin des Königs Philipp II. geweſen war und in dem Kloſter der ſogenannten Königlichen Barfüßerinnen lebte, welches die Schweſter des Königs, Kaiſerin Maria, Ge-

Sie wandten ihre Wege
Ab von der Sonne Pracht,
Und wählten finſtre Stege
Und gingen in die Nacht.

Und jetzt, da Du Erbarmen
Mit ihrem Leide haſt —
Mit offnen Liebesarmen
Hernieder kommſt als Gaſt —
Jetzt, da Du, Herr der Welten,
Zum Knechte Dich gemacht,
Als armes Kind willſt gelten,
Entäußernd Dich der Macht: —

Jetzt kommſt Du zu den Deinen
In rührender Geſtalt,
Und ach, es rühret Keinen,
Die Herzen bleiben kalt!
Statt freudig hingeriſſen
Zu nahen Deinem Licht,
Fliehn ſie zu Finſterniſſen
Vor Deinem Angeſicht.

mahlin von Kaiſer Maximilian, nach der Regel des heiligen Franziskus geſtiftet hatte. Thereſa war dem Namen und Wirken nach dem König Philipp längſt bekannt und ſchon vor Jahren hatte er ſich in ihr Gebet empfehlen laſſen. Sie ſchrieb ihm und ſetzte ihm die Ungerechtigkeit dieſer Verfolgungen ſanft und klar auseinander. Auf die Fürſprache des Königs erfolgte im Jahre 1580 eine apoſtoliſche Bulle, worin Papſt Gregor XIII. die Trennung der beſchuhten und unbeſchuhten Karmeliter ausſprach. Sie ſollten zwei beſondere Zweige bilden und jeder Zweig ſeinen beſonderen Provinzial haben; nur ſollten beide unter dem nämlichen Ordensgeneral ſtehen. Provinzial der Barfüßer wurde P. Hieronymus Gratian; dieſe Wahl beglückte die heil. Thereſa, denn ſie ſetzte großes Vertrauen auf ihn — und ſomit war das peinliche Zerwürfnis beigelegt.

Inzwiſchen war das Buch ihres Lebens dem Inquiſiitonsgericht eingereicht worden und zwar nicht um es ruhig zu prüfen, ſondern in böſer Abſicht — und zwar durch eine vornehme Frau, die freilich nicht namentlich genannt wird, in welcher man aber Donna Anna de Mendoza, Prinzeſſin von Eboli, Gemahlin des Ruy Gomez de Silva, ganz deutlich erkennen will. Das Ehepaar hatte die heil. Thereſa aufgefordert, in ihrer Stadt Paſtrana ein Kloſter zu gründen. Dies geſchah im Juli 1569. Im folgenden Jahre wohnte ſie der Eröffnung des zweiten Kloſters für Barfüßermönche vom Karmel bei, das gleichfalls in Paſtrana entſtand. Dies brachte vielfache Beziehungen zwiſchen dem fürſtlichen Ehepaar und der heil. Thereſa zuwege. Die Prinzeſſin hatte vernommen, daß ſowohl die Herzogin von Alba als Donna Luiſa de la Cerda das Manuſkript geleſen hatten, welches das „Leben" der Heiligen enthielt, und brannte vor Verlangen, es ebenfalls zu leſen. Sie bat ſo lange und ſo dringend darum, daß Thereſa endlich nachgeben mußte. Die Herzogin von Alba hatte dies „Leben" mit großer Andacht in ihrem Oratorium geleſen; die Prinzeſſin von Eboli las es mit großer Neugier und ſprach darüber mit aller Welt, ſo daß die Extaſen und Viſionen der Heiligen den Stoff der Unterhaltung und des Spottes für Kammerfräulein und für Pagen abgaben. Überdies behielt die Prinzeſſin das Manuſkript trotz aller Bitten der Heiligen. Im Jahre 1573 ſtarb Ruy Gomez. Die Prinzeſſin war wie wahnſinnig vor Schmerz und beſtand ganz in Verzweiflung auf ihren Eintritt in das Kloſter Paſtrana. Pater Mariano aus dem Kloſter der Barfüßer zu Paſtrano gab unvorſichtig ihrem Wunſche nach und kleidete ſie ein. Am erſten Tage war ſie von glühender Andacht beſeelt; am zweiten Tage ließ ſie Weltleute die Klauſur überſchreiten; am dritten Tage veränderte ſie die Ordensregel. Sie benahm ſich wie die Herrin des Kloſters, verlangte, daß die Nonnen nicht anders als auf den Knien mit ihr redeten und beſtändig ihre Erlaubnis für alles, was ſie tun wollten, einholten und behandelte ſie wie Sklavinnen.

Mit ihrer gewohnten Geduld wartete Thereſa, ob ſich die Lage der Dinge in Paſtrana nicht ändern werde. Da dies aber im März 1574 noch nicht geſchehen war und ſie damals ein Kloſter in Segovia gründete, löſte ſie das in Paſtrana auf und verſetzte die Nonnen in das benachbarte Segovia. Die Prinzeſſin war ſehr ungehalten und behauptete, das Kloſter gehöre ihr, worauf die Heilige ſanftmütig erwiderte: „Allerdings; aber nicht die Nonnen.“ Bevor dieſe abreiſten, lieferten ſie das Inventar des Kloſters, das ſie von der Prinzeſſin erhalten hatten, dem Bürgermeiſter von Paſtrana ab und gingen nach Segovia; und zu derſelben Zeit kam das Manuſkript, das die Prinzeſſin von Eboli in Händen hatte, dem Inquiſitionsgericht zu. Damit hörte die Verbindung zwiſchen der heil. Thereſa und der Prinzeſſin auf. Dieſe ſpürte nicht mehr den Kloſterberuf, ſondern ging nach Madrid, wo ſie am Hof des Königs Philipp eine traurige Stellung einnahm, die damit endete, daß ſie wegen ihrer politiſchen Intriguen in Haft genommen wurde. Die heilige Thereſa kannte keine Furcht vor dem kirchlichen Inquiſitionsgericht, welches keine andere Aufgabe hatte, als die Reinheit des Glaubens zu prüfen, wenn er verdächtig ſchien, ſei es in Schriften oder in Perſonen, und jene zu berichtigen, dieſe zu belehren und zu bekehren. Sie gibt ſtets als den Prüfſtein von allem, was ſie ſchreibt, eine vollkommene Übereinſtimmung mit der Glaubenslehre der Kirche an und ſagt: wenn je der geringſte Zweifel über ein Dogma ſie anwandeln würde, ſo würde ſie ſich ſogleich an die Inquiſition wenden und um Belehrung bitten (Kapitel XXXIII). Wie groß ihre Beängſtigungen über ihre Extaſen und Offenbarungen waren, wie dringend ſie Gott bat, es möge ihm gefallen, ſie auf einem gewöhnlichen Wege zu führen, wie aufrichtig bereit ſie war, ſich der Einſicht erfahrener Geiſtesmänner zu unterwerfen: dies alles beweiſt, daß ſie bis ins Herz hinein mit allen ihren Anſchauungen katholiſch iſt. Sekten kennen den Geiſt demütiger Unterwerfung nicht. P. Domingo Bannes reichte ſeinerſeits, nachdem er das „Leben“ geprüft hatte, dem Inquiſitionsgericht die Schrift ein, damit dasſelbe Kenntnis nehme von den außergewöhnlichen Gnaden, welche die Heilige empfange und von den Belehrungen, welche ſie erteile; und der Großinquiſitor Kardinal Quiroga, Erzbiſchof von Toledo, ſprach ihr ſelbſt ſeine volle Zufriedenheit damit aus.

Während der vier ruhigen Jahre im St. Joſephskloſter ſchrieb ſie infolge der Bitten ihrer Nonnen und der Aufforderung des P. Bannes drei Schriften: „Der Weg zur Vollkommenheit,“ die „Konſtitutionen“ für die Klöſter der Karmeliter-Barfüßerinnen und „Gedanken über die Liebe Gottes.“ Später ſchrieb ſie „Dankgebete nach der heiligen Kommunion“ und verſchiedene Berichte an ihre Seelenführer über außergewöhnliche Gnaden. Auf den Wunſch ihres dermaligen Beichtvaters, P. Ripalda S. J., begann ſie im Jahre 1573 das Buch der „Kloſtergründungen“, welches ſie bis zum Schluß ihres Lebens fortſetzte und ſechs Monate vor ihrem Tode mit der Gründung zu Burgos, die am 19. April 1582 ſtattfand, abſchloß. Das Buch der „Inneren Wohnungen“ ſchrieb ſie im Jahre 1577; „Ratſchläge“ 1580; und 1581 über „Kloſterviſitationen“. Außerdem Gedichte, kleine Aufſätze in Proſa und eine große Anzahl von Briefen. Über den Wert dieſer Schriften hat der Heilige Stuhl entſchieden, als er ihre „Himmliſche Lehre“ pries.

Es ſind Einſtrahlungen eines höheren Lichtes, welche der Spiegel ihrer Seele uns wiedergibt. Sie ſagt das ſelbſt zu verſchiedenen Malen, wenn ſie ganz einfach erzählt, wie ihr ſo mancher Punkt dunkel geweſen und nach der heiligen Kommunion klar geworden ſei; und wie ſie nichts wiſſe von himmliſchen Dingen, als das, worüber der Herr ſie belehrt habe; und wie ſie froh ſei, ſich gerade in dieſem oder jenem Gebetszuſtand zu befinden, über den ſie eben zu ſchreiben habe. Dieſe Vereinigung von großer Einfachheit, großer natürlicher Klugheit und hoher Inſpiration gaben ihren Schriften, wie mir ſcheint, einen eigenartigen Zauber, und wenn auch die Zuſtände dieſer Seele für manche, ja für viele, etwas Fremdes, Unverſtändliches haben: ſo wird die Seele ſelbſt, die ſich in ihrer ganz idealen Richtung ſo einfach und klar ausſpricht, doch gewiß jedem äußerſt liebenswürdig erſcheinen.

In den letzten Tagen ihres Lebens hatte ſie noch mancherlei Bitterkeit zu erfahren. Ihr Bruder Lorenzo de Cepeda hatte ſein Vermögen, für den Fall, daß ſein Sohn Franzisko ohne Nachkommen mit Tod abging, dem Kloſter zu Avila vermacht. Franzisko's Schwiegermutter wollte dies Teſtament nicht gelten laſſen und ihr Rechtsanwalt bereitete der Heiligen große Unannehmlichkeiten, als ſie, von der Gründung in Burgos nach Avila zurückkehrend, im Kloſter zu Valladolid ſich aufhielt. Ungleich ſchmerzlicher als dieſer Zwiſt war ihr das Benehmen der Priorin in Valladolid, welche durch eine Meinungsverſchiedenheit erzürnt ſich ſo weit vergaß, ihre geiſtliche Mutter aus dem

Kloſter zu weiſen. Sie reiſte nach Medina del Campo, wo ein ähnlicher Schmerz ſie erwartete. Die Priorin benahm ſich ſo übermütig und unfreundlich, daß ſie nur eine Nacht im Kloſter blieb und ſich in der Frühe des nächſten Morgens ohne das Mindeſte zu genießen wieder auf den Weg machte. Sie hatte Eile nach Avila zu kommen, um ihrer geliebten Nichte Thereſita das Ordenskleid zu geben; allein ſie hatte in Medina den Stellvertreter des Provinzials gefunden, der ſie anwies, zuerſt nach Alba de Tormes zu reiſen, wo Donna Maria de Toledo, Herzogin von Alba, ſie mit Sehnſucht erwartete. Ganz erſchöpft von einer viertägigen Reiſe in der Hitze des Spätſommers und von Nachtquartieren in armſeligen Herbergen, langte ſie recht leidend am 20. September in ihrem Kloſter zu Alba an. Am andern Morgen raffte ſie ſich zuſammen, um in der Kloſterkapelle zu kommunizieren. Dann aber legte ſie ſich und ſtand nicht wieder auf. Mit ihrer gewohnten lieblichen Geiſtesruhe tröſtete und ermahnte ſie ihre Nonnen, betete viel den fünfzigſten Pſalm und wiederholte: „Gott Dank, daß ich ein Kind der Kirche bin.“ Am 3. Oktober verlangte ſie die heilige Wegzehrung und beichtete bei dem P. Antonius von Jeſus. Dann verlor ſie die Sprache, lag vierzehn Stunden ruhig im Gebet geſammelt und verſchied in den Armen ihrer treuen und langjährigen Gefährtin, Anna von St. Bartholomäus, in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober. Es war die Nacht, von welcher der neue verbeſſerte Kalender datiert, den Papſt Gregor XIII. einführte und der zehn Tage überſprang. Daher fällt ihr Feſt auf den 15. Oktoder. Durch Papſt Paul V. im Jahre 1614 wurde ſie beatifiziert und durch Gregor XV. im Jahre 1622 kanoniſiert. Das, was die Bulle beſagt, bleibt ihre Signatur: „Der Herr hat ſie erleuchtet mit den Schätzen ſeiner Gnade, daß ihr Glanz im Hauſe Gottes, wie ein Stern am Firmament, in alle Ewigkeit erſtrahlt.“

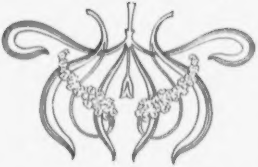

Leben der heil. Thereſa von Jeſus.

Von ihr ſelbſt geſchrieben.

Man hat mir befohlen, meine Gebetsweiſe und die Gnaden, die mir der Herr erzeigt hat, weitläufig zu beſchreiben. Wollte Gott, ich hätte auch den Befehl bekommen, ebenſo genau und deutlich von meinen großen Sünden und von meinem böſen Leben zu ſprechen. Es wäre mir ein großer Troſt geweſen. Aber man wünſcht, ich möge in dieſem Punkt ſogar ſehr zurückhaltend ſein. Deshalb bitte ich um der Liebe Gottes willen jeden, der dieſe Beſchreibung meines Lebens leſen wird, überzeugt zu ſein, daß es unausſprechlich elend geweſen iſt, und daß ich mich mit den Heiligen, die ſich zu Gott bekehrten, durchaus nicht tröſten darf; denn ſie beleidigten den Hern nie wieder, nachdem er ſie zu ſich rief, während ich nicht nur ſchlimmer wurde, ſondern mich auch bemühte, den Gnaden des Königs der Ewigkeit zu widerſtehen, weil ſie mir die Verpflichtung auferlegt hätten, ihm treuer zu dienen und weil ich mich nicht fähig fühlte, dieſe Schuld der Dankbarkeit auch nur im mindeſten abzutragen.

Er ſei in alle Ewigkeit gebenedeit, weil er ſo langmütig auf mich gewartet hat! Aus innerſtem Herzen flehe ich ihn an, mir die Gnade der Erleuchtung zu geben, damit ich jetzt imſtande ſei, mit größter Wahrhaftigkeit dieſen Bericht im Auftrag meiner Beichtväter zu ſchreiben. Daß es der Wille des Herrn iſt, weiß ich, denn ſchon längſt verlangte Er es von mir und ich hatte nur nicht den Mut dazu. Sei es alſo zu ſeinem Lobe und zu ſeiner Verherrlichung, und möge es auch dazu dienen, daß meine Führer mich künftig beſſer kennen und meine Armſeligkeit kräftiger unterſtützen, damit ich endlich ein wenig Demjenigen diene, dem ich ſo unausſprechlich großen Dank ſchulde und der auf immer und ewig von allen Geſchöpfen gelobt und geprieſen ſei. Amen.

Doch nein! nicht Alle wenden
Sich ab mit Stolz und Scheu,
Und mit den reichſten Spenden
Belohnſt Du ihre Treu:
Wer Dich empfing auf Erden,
Dem haſt Du Macht verliehn,
Ein Gotteskind zu werden
Und in Dein Reich zu ziehn.

So laß Dich denn begrüßen,
Fürſt der zukünft'gen Zeit!
Den Namen Dein, den ſüßen,
Ruf ich in Ewigkeit.
O Jeſu, armer Knabe,
Willſt Bruder ſein mir hier,
Und biſt einſt über'm Grabe
Der ſtrenge Richter mir!

Drum will ich voll Vertrauen,
So innig und ſo lang
In's Kinderaug' Dir ſchauen,
Daß mir vor Dir nicht bang;

Erſtes Kapitel.

Wie der Herr dieſe Seele von Kindheit auf zur Frömmigkeit anregte und ihr gute Eltern gab.

Das Beiſpiel meiner tugendhaften und gottesfürchtigen Eltern und die Gnaden, die der Herr mir früh erwies, hätten genügen müſſen, mich auf gutem Wege zu erhalten, wenn ich nicht ſo böſe geweſen wäre. Mein Vater hatte große Freude an guten Büchern und beſonders an ſolchen, die in kaſtiliſcher Sprache geſchrieben waren, damit auch ſeine Kinder ſie leſen könnten. Meine Mutter lehrte uns ſorgfältig beten und flößte uns große Andacht zur allerſeligſten Jungfrau Maria und zu den Heiligen ein. Es war mir ſehr heilſam, in meinen Eltern keine andere Neigung, als die zu den ſchönſten Tugenden wahrzunehmen, und im Alter von ſechs bis ſieben Jahren, mein' ich, erwachten fromme Regungen in meiner Seele. Mein Vater war von großer Milde und Barmherzigkeit für Arme und Kranke, und für ſeine Diener. Niemals konnte er ſich entſchließen, Leibeigene zu halten, weil ſein Mitleid mit ihrem Schickſal allzu groß war. Eine Leibeigene ſeines Bruders lebte einſt in unſerem Hauſe; da ſagte er, es gehe ihm durch's Herz, daß ſie nicht frei ſei, und wie ſeine eigenen Kinder behandelte er ſie. Er war von großer Wahrheitsliebe, von reinen Sitten, von würdevollem Benehmen; nie hat jemand aus ſeinem Munde üble Nachreden oder fluchen und ſchwören gehört. Auch meine Mutter beſaß ſeltene Tugenden, beſonders eine ſolche Eingezogenheit, daß ſie, obſchon ſie ſehr ſchön war, niemals den geringſten Wert darauf legte und ſich ſchon in ihrer Jugend wie eine bejahrte Frau kleidete. Dabei war ſie von feinem Verſtand und von lieblicher Sanftmut. Lebenslang hatte ſie ſchwere Krankheiten und mancherlei Trübſal zu leiden. Sie ſtarb ungemein fromm, dreiunddreißig Jahre alt. Wir waren drei Schweſtern und neun Brüder, und alle wurden durch Gottes Gnade den Eltern an Tugend ähnlich, — nur ich nicht, und doch war ich meines Vaters Liebling. Freilich ſchien das einigen Grund zu haben, bevor ich anfing, Gott zu beleidigen, denn ich verdankte ihm ſehr gute natürliche Anlagen. Wenn ich daran denke, und an den ſchlechten Gebrauch, den ich von ihnen gemacht habe, und an meine Geſchwiſter, die mir ſämtlich das Beiſpiel gaben, treu dem Herrn zu dienen: ſo überfällt mich ein tiefer Schmerz.

Einer meiner Brüder war mir im Alter ziemlich gleich, und obſchon wir uns alle miteinander ſehr liebten, war er es doch, den ich beſonders gern hatte. Wir laſen zuſammen die Lebensbeſchreibungen der Heiligen, und wenn ich las, welche Martern ſie für die Sache Gottes ausſtanden, ſchien mir doch immer, als ſei die Wonne, dadurch zur Anſchauung Gottes zu gelangen, ſehr billig erkauft. Ich verlangte herzlich, ebenſo zu ſterben; nicht eigentlich aus Liebe zu Gott, ſondern um möglichſt bald die Seligkeiten des Himmels zu genießen, von denen ich ſo häufig las. Mein Bruder ſtimmte mit mir in dieſer Sehnſucht überein und wir begannen die Mittel zu überlegen, um zu unſerem Ziel zu gelangen. Endlich faßten wir den Entſchluß davonzugehen, uns um Gotteswillen nach dem Lande der Mauren hinzubetteln und uns dort enthaupten zu laſſen. Mir ſcheint, der Herr gab uns trotz unſerer zarten Jugend Mut genug, um unſer Vorhaben auszuführen; aber das größte Hindernis in unſeren Augen war, daß wir Vater und Mutter hatten. Wir konnten uns nicht genug wundern, in unſeren Büchern zu leſen, daß der Lohn ewig, die Strafe ewig ſei. Oftmals ſprachen wir davon und dann gewährte es uns ein beſonderes Vergnügen, immer zu wiederholen: Auf ewig, auf ewig, auf ewig! Indem ich dieſe Worte ausſprach, fügte es der Herr, daß ſich vor meiner jungen Seele der Weg der Wahrheit erſchloß. Aber wir ſahen bald die Unmöglichkeit ein, in ein Land zu gelangen, wo man uns für die Sache Gottes um's Leben bringen werde und nun beſchloſſen wir, Einſiedler zu werden. In dem Garten unſeres Hauſes ſuchten wir uns zwei Einſiedeleien zu bauen, indem wir Steine aufeinander legten, die alsbald wieder zuſammenfielen; — und ſo wollte es uns denn durchaus nicht gelingen, unſere frommen Abſichten zu verwirklichen. Jetzt ſtimmt es mich ganz andächtig, zu ſehen, wie früh Gott mir Gnaden gab, die ich durch meine Schuld verlor. Ich ſuchte die Einſamkeit auf, um meine zahlreichen Gebete zu verrichten. Für den Roſenkranz hatte ich eine beſondere Neigung, weil er das Lieblingsgebet meiner Mutter war und weil ſie uns zu dieſer Andacht anleitete. Spielte ich mit anderen kleinen Mädchen, ſo machte es mir Freude, Klöſter zu bauen und den Nonnen nachzuahmen, und mir ſcheint, daß ich auch gern Nonne geweſen wäre, doch bei weitem nicht ſo gern, als Martyrin oder Einſiedlerin. So viel ich konnte teilte ich auch Almoſen aus; aber ich hatte nicht viel.

Ich war nicht ganz zwölf Jahre alt da meine Mutter ſtarb. Ich verſtand einigermaßen was ich verlor, ging tief betrübt zu einem Bilde der allerſeligſten Jungfrau und bat ſie mit tauſend Tränen, fortan meine Mutter zu ſein. Ich tat dies mit kindlicher Einfalt, aber es hat mir geholfen! denn zu jeder Zeit, wo ich ſie anrief, hat ſie ſich offenbar meiner angenommen und endlich mich an ſich gezogen und bekehrt. Es betrübt mich ſehr, jetzt zu ſehen, daß ich nicht in der guten Richtung geblieben bin, welche ich in meiner erſten Jugend einſchlug. O Herr! da Du entſchloſſen zu ſein ſcheinſt, mich zu retten, ſo führe denn auch dies Werk zu einem guten Ende, und wende mir fort und fort Deine Gnaden zu, wie Du es bisher getan haſt. Aber geſtatte mir die Frage: Warum ließeſt Du zu — nicht meinetwegen, doch wegen Deiner heiligen Gegenwart — daß die Wohnung, in welcher Du verweilen wolleſt, ſo ſehr befleckt werde? Es betrübt mich tief, o Herr, dies ſagen zu müſſen, denn ich erkenne, wie es meine Schuld allein iſt, weil Du alles getan haſt, um mich von Kindheit auf an Dich zu feſſeln, und weil ich mich auch eben ſo wenig über meine Eltern beklagen darf, bei denen ich nichts als lauter Gutes geſehen habe und die mich mit großer Sorgfalt erzogen.

Als ich aus der Kindheit in die Jugend überging und die natürlichen Gnaden ſchätzen lernte, die der Herr mir — und wie man ſagt, ſehr reichlich — verliehen hatte, ſagte ich ihm nicht den ſchuldigen Dank dafür, benutzte ſie vielmehr, um ihn zu beleidigen, wie ich es ſogleich erzählen werde.

◆

Zweites Kapitel.

Erſte Urſache ihrer Erkaltung. Wichtigkeit des guten Umgangs für junge Leute. Sie wird den Auguſtinerinnen zur Erziehung übergeben.

Oftmals denke ich darüber nach, welche Verantwortung jene Eltern haben, die ſich nicht bemühen, nach allen Seiten hin den Blick der Kinder auf gute und fromme Beiſpiele zu lenken. Einen Grund meiner Erkaltung in der Frömmigkeit glaube ich dem Folgenden zuſchreiben zu müſſen. Eine Unvollkommenheit meiner vortrefflichen Mutter tat mir großen Schaden, als ich zum Gebrauch meiner Vernunft kam, während ich ihre Tugenden ſehr wenig, faſt gar nicht nachahmte: ſie las außerordentlich gern Helden- und Rittergeſchichten. Ihr aber ſchadete dieſer Zeitvertreib nicht ſo wie mir, denn ſie vernachläſſigte nicht deswegen ihre Arbeiten und benutzte ihn nur, um nicht beſtändig an ihre vielfachen Sorgen zu denken. Vielleicht war es ſogar ihre Anſicht, der Geiſt der Kinder könne ſich durch ſolche Bücher entwickeln und die Lektüre ſei anderen und gefährlicheren Zerſtreuungen vorzuziehen. Meinem Vater aber mißfielen ſolche Bücher ſehr und wir mußten uns hüten, nicht leſend von ihm überraſcht zu werden. Ich jedoch machte das Leſen allmählich zu meiner Gewohnheit, und die kleine Schwäche, die ich in meiner Mutter wahrnahm, wurde in mir ein großer Fehler, denn ich begann in meinen frommen Gedanken zu erkalten, meine Pflichten zu vernachläſſigen und nichts Übles darin zu finden, viele Stunden des Tages und der Nacht an eine leere Beſchäftigung zu vergeuden, die ich meinem Vater verheimlichen mußte. Meine Verkehrtheit ging ſo weit, daß ich unzufrieden war, wenn ich nicht wieder und immer wieder eine neue Rittergeſchichte zu leſen bekam.

Nun erwachte auch die Putzſucht in mir und mit ihr — der Wunſch zu gefallen. Ich wendete der Pflege meiner Hände und meines Haares die größte Aufmerkſamkeit zu und ſparte dabei weder Wohlgerüche noch all den eitlen Schmuck, den man anzuwenden pflegt und in deſſen Benutzung ich ſehr erfindungsreich war. Davon iſt mir lange Jahre hindurch die Neigung zu einer ganz übertriebenen Sauberkeit geblieben, in welcher ich nicht die Spur eines Fehlers entdeckte. Jetzt ſehe ich wohl, wie groß er war. Doch trieb ich all jene Eitelkeiten ohne böſe Abſicht und der Wunſch lag mir fern, daß irgend jemand meinetwegen Gott beleidigen möge.

Einige unſerer Vettern kamen in unſer Haus; nur ihnen und keinen anderen jungen Leuten geſtattete mein vorſichtiger Vater den Zutritt. Wollte Gott, er hätte ihn auch ihnen verſagt. Im jugendlichen Alter, wenn die Grundlage der Tugend noch ſo wenig befeſtigt iſt, liegt eine ungeheure Gefahr darin, mit Perſonen zu verkehren, welche keineswegs die Eitelkeit der Welt erkennen, ſondern ſie recht zu genießen ſuchen. Meine Vettern waren etwas älter als ich; ſie hatten mich außerordentlich gern und immer waren wir bei einander. Ich unterhielt mich mit ihnen über alles, was ihnen Vergnügen machte, auch über ihre Neigungen und ihre kindiſchen Erfolge, was nicht immer gut war. Doch bei weitem das Schlimmere war, daß meine Seele dasjenige liebgewinnen lernte, was ihr ſpäter ſo ſchädlich werden ſollte. Wäre es an mir, einen Rat zu geben, ſo würde ich die Eltern bitten, äußerſt vorſichtig in der Wahl des Umgangs für ihre heranwachſenden Kinder zu ſein, denn unglücklicherweiſe neigt ſich unſere Natur früher dem Böſen als dem Guten zu.

So ging es mir. Ich hatte eine viel ältere Schweſter, deren ſchöne und große Vorzüge ich durchaus nicht zum Vorbild nahm. Allen möglichen Nachteil hingegen ſchöpfte ich aus dem Verkehr mit einer Verwandten, die uns häufig beſuchte. Ihr leichtſinniges und oberflächliches Weſen hatte meine Mutter veranlaßt, alle Mühe anzuwenden, um ſie unſerem Hauſe fern zu halten. Meine Mutter ſchien den ſchlimmen Einfluß vorherzuſehen, den die Verwandte auf mich haben würde; allein dieſe wußte bei tauſend Veranlaſſungen den Zutritt zu gewinnen, ſo daß die Bemühungen meiner Mutter nicht durchdrangen, und gerade ihr wendete ich meine ganze Zuneigung zu. Sie wußte mir den Zeitvertreib zu verſchaffen, der nach meinem Geſchmack war. Ich wurde des Umgangs und der ſäumen. Dieſer Umgang veränderte mich dermaßen, daß kaum die Spur von meinen guten und frommen natürlichen Anlagen in mir blieb. Meine Verwandte und eine andere Freundin, die ihr ganz ähnlich war, ſie drückten beide gleichſam ihr Abbild in meine Seele. Daraus läßt ſich auf den ungeheuern Vorteil der guten Geſellſchaft ein Schluß machen. Ich glaube gewiß, ich hätte damals ſogleich den geraden Weg zu Gott eingeſchlagen, wenn ich tugendhafte Freundinnen gefunden, oder wenn jemand meine unerfahrene Jugend belehrt hätte, Gott über Alles zu fürchten und in dieſer heiligen Furcht alle Kräfte der Seele zu ſammeln, um nicht zu ſtraucheln. Nachdem ich ſie aber leider gänzlich verloren hatte, behielt ich nur die Furcht vor dem Verluſt der Ehre im Sinn der Welt. In all' meinem Tun nahm ich nur auf ſie ängſtlich Rückſicht, und der Gedanke, daß man dies und jenes nicht erfahren werde, machte mich dreiſt in gar manchen Dingen, welche doch recht ſehr gegen ihre Geſetze und gegen mein Gewiſſen waren.

Dies alſo waren die erſten Urſachen meiner Erkaltung. Wie mir ſcheint, iſt die Schuld nicht ſowohl jenen Perſonen, als mir zuzuſchreiben, denn meine böſen Neigungen wendeten ſich nur allzu leicht dem ſchlimmen Wege zu. Zum Unglück hatte ich Dienerinnen, die ſtets bereit waren, mich in allen Verkehrtheiten zu unterſtützen. Hätte nur Eine mir einen guten Rat gegeben, ſo wäre ich vielleicht in mich gegangen. Doch ſie waren von ihrem Intereſſe verblendet und ich war es durch die Neigungen meines Herzens. Indeſſen muß ich ſagen. daß meiner Natur alles Unehrbare ein Greuel

Daß ich im Menſchenſohne
Anbete fort und fort,
Der Gottesliebe Krone:
Das fleiſchgewordne Wort.

war, und daß alles Unanſtändige mich abſtieß: allein der ſtarke Zug nach Unterhaltung in angenehmer Geſellſchaft genügte, um mich gelegentlich in Gefahren zu bringen, die für meinen Vater und meine Brüder kränkend geweſen wären. Gott errettete mich aus ihnen in einer Weiſe, die deutlich zeigte, daß es nicht an meinem Willen lag, wenn ich nicht zugrunde ging. Dies alles blieb nicht verborgen genug, um nicht meinem Vater zu Ohren zu kommen und ihn bezüglich meines guten Rufes beſorgt zu machen. Kaum drei Monate hatte ich in dieſem eitlen Treiben verlebt, als man mich in ein Kloſter unſerer Stadt[1] brachte, in welchem man junge Mädchen meines Standes erzog, die mir in allem Guten weit überlegen waren. Dies geſchah ſehr geheim; nur ich und ein Anverwandter wußten darum. Um kein Aufſehen zu machen und alles Gerede zu vermeiden, wählte man dazu den Zeitpunkt der Verehelichung meiner Schweſter. Eine Mutter hatte ich nicht: es wäre alſo nicht ſchicklich geweſen, ohne weibliche Aufſicht im Hauſe allein zu bleiben. Mein Vater liebte mich grenzenlos und ich wußte mich ſchlau genug zu verſtellen; deshalb glaubte er nicht allzu viel Schlimmes von mir und bewahrte mir ſeine ganze Zärtlichkeit. Die Tage meiner Verweltlichung waren von kurzer Dauer geweſen und gaben keine Veranlaſſung zu böſer Nachrede, weil ich in meiner Beſorgnis um die äußere Ehre höchſt vorſichtig mich benahm. Daß das Auge des Allwiſſenden mich durchſchaue, vergaß ich. O mein Gott! wie ſchädlich iſt dieſe Vergeßlichkeit den Seelen! was iſt das für ein törichter Wahn, Dir verheimlichen zu wollen, was Dich beleidigt! O wahrlich! wir würden uns vor vielem Unrecht bewahren, wenn wir uns feſt einprägen wollten, daß es bei unſeren Handlungen darauf ankommt, Dich zufrieden zu ſtellen und nicht die Menſchen.

---

[1] Zu den Auguſtinerinnen von Maria de Gracia in Avila.

Die erſten acht Tage verlebte ich ſehr traurig im Kloſter, nicht ſowohl weil es mir mißfallen hätte, ſondern weil ich die Beſorgnis hegte, man wiſſe in der Welt um mein eitles Treiben. Ich war deſſen ſchon herzlich müde, fühlte mich ſehr beunruhigt zitterte aus Furcht, Gott beleidigt zu haben und ſuchte ſo bald wie möglich das Sakrament der Buße zu empfangen. Genug, nach acht Tagen, oder vielleicht ſchon früher, war ich glücklicher als im Hauſe meines Vaters. Das ganze Kloſter war es mit mir und hatte mich ſehr lieb; denn dieſe Gnade gab mir der Herr: überall, wohin Er mich führte, war ich beliebt. Obſchon ich damals eine Todfeindin des Kloſterlebens war, freute es mich doch ſehr, ſo viele gute Nonnen zu ſehen, denn ihre Genoſſenſchaft war ſehr zahlreich, ſehr eingezogen, ſehr fromm und wohlgeordnet. Die Verſuchungen des böſen Feindes blieben aber auch hier nicht aus; er ſuchte mich durch gewiſſe Botſchaften von außerhalb in meinem Frieden zu ſtören. Aber man ließ ſie mir nicht zukommen und ſo hatten ſie bald ein Ende, und meine Seele begann ſich wieder der guten Richtung meiner früheſten Jugend zuzuneigen und Wohlgefallen daran zu haben. Ich erkannte, welch' eine Gnade von Gott es iſt, in der Geſellſchaft tugendhafter Menſchen zu leben. Mir war, als ſuche der Herr immer und immer von Neuem zu erſpähen, wie Er mich an ſich ziehen könne. Sei geprieſen, o Du König der Ewigkeit, für Deine übergroße Langmut. Amen.

In einer Hinſicht könnte ich mich vielleicht etwas wegen jener Epoche des Leichtſinnes entſchuldigen, wenn ich nicht mit allzu vielen Fehlern beladen wäre: es hätte möglicherweiſe jener Umgang zu einer Verehelichung und folglich zu einem guten Ziel führen können. Überdies hatte ich meinen Beichtvater und einige andere einſichtsvolle Perſonen über verſchiedene Punkte hinſichtlich meines Benehmens zu Rate gezogen, und ſie gaben mir ſämtlich die Verſicherung, daß ich die Gebote Gottes nicht verletzt habe.

Diejenige Nonne, welche die Aufſicht über die Kloſterfräulein hatte, ſchien vom Herrn erwählt zu ſein, um meiner Seele die erſten Lichtſtrahlen aufgehen zu laſſen, wie man das ſogleich ſehen wird.

Drittes Kapitel.

Wie ſie im Kloſter ihre fromme Richtung wiederfindet und wie der Herr beginnt, ihre Verblendung ihr klar zu machen. Sie wird krank und geht zu ihrem Vater zurück. Ihre Kämpfe beginnen.

Dieſe Nonne[1] alſo war ungemein klug und gottſelig. Als ich anfing, Wohlgefallen an dem Umgang mit dieſer vortrefflichen Nonne zu finden, freute es mich unſäglich, ihr zuzuhören, wie ſie ſo ſchön von Gott zu ſprechen wußte, und niemals wurde ich dieſer Freude müde. Sie erzählte uns, ſie ſei nur deshalb Nonne geworden, weil ſie im Evangelium geleſen habe: Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt. Dann ſprach ſie mir von dem Lohn, den der Herr denjenigen gibt, die für ihn alles verlaſſen. Ihr guter Einfluß vertilgte allmählich die Gewohnheiten, die meine Seele im weltlichen Verkehre angenommen hatten. Ich begann, meine Gedanken und mein Verlangen den Dingen der Ewigkeit zuzuwenden und etwas meinen ungeheuren Widerwillen gegen das Kloſterleben zu verlieren. Sah ich eine Nonne Tränen vergießen, wenn ſie betete, oder ſah ich ſie eine Abtötung ausüben: ſo hätte ich ſie beneiden mögen, denn mein Herz war ſo hart, daß ich die ganze Paſſionsgeſchichte hätte leſen können, ohne auch nur eine einzige Träne zu weinen; und das tat mir ſehr leid.

---

[1] Sie hieß Schweſter Maria de Bricenno.

Nur anderthalb Jahre blieb ich in dieſem Kloſter, doch ſie genügten, um mich ſehr zu beſſern. Ich hatte mich an viele mündliche Gebete gewöhnt und bat alle Nonnen, mich dringend Gott zu empfehlen, damit er mir anzeige, in welchem Stande ich ihm dienen ſolle. Doch wünſchte ich in der Stille, nicht Nonne zu werden, und daß es Gott gefallen möge, mich nicht zum Ordensſtand zu berufen. Andererſeits fürchtete ich aber auch den Eheſtand. Als mein Aufenthalt im Kloſter zu Ende ging, wendeten ſich dennoch meine Gedanken dem Entſchluß zu, Nonne zu werden, jedoch nicht in dieſer Genoſſenſchaft, denn ich wußte, daß ſie gewiſſe fromme Übungen hielt, die mir übertrieben und überflüſſig erſchienen. Einige der jüngſten Nonnen teilten meine Anſicht. Hätten ſie es nicht getan, ſo würde auch mir die Sache einen beſſeren Eindruck gemacht haben. Da aber eine meiner ſehr geliebten Freundinnen in einem anderen Kloſter war: ſo war das Grund genug für mich, um nur dort einzutreten, wo ſie ſich befand, wenn ich überhaupt dazu beſtimmt ſei, Nonne zu werden. Ich ſah mehr auf meine natürlichen Neigungen und meine freundſchaftlichen Beziehungen, als auf das Heil meiner Seele. Übrigens war ich noch keineswegs entſchloſſen, Nonne zu werden. Es waren mehr fromme Aufwallungen, die mich bald wieder verließen.

Ging ich auch nicht ganz ſorglos zu Werk, um den Weg zu Gott zu finden, ſo wußte der Herr mich doch viel beſſer zu dem Stande vorzubereiten, der mir am heilſamſten ſei. Er ſchickte mir eine ſchwere Krankheit, die mich nötigte, zu meinem Vater zurückzugeben. Kaum war ich hergeſtellt, ſo brachte man mich zu meiner Schweſter,[1]) die auf dem Lande lebte und eine ſo außerordentliche Zärtlichkeit, für mich hatte, daß ſie wünſchte, ich möchte immer bei ihr bleiben. Auch ihr Mann hatte mich ſehr gern und bewies es mir durch tauſend Aufmerkſamkeiten. Auch dafür muß ich dem Herrn recht dankbar ſein, daß man mich überall, wo ich mich aufhielt, herzlich liebte. Auf dem Wege zu meiner Schweſter beſuchten wir einen Bruder[2]) meines Vaters, einen vortrefflichen, ſehr geſcheiten Mann. Er war Witwer und Gott löſte ihn allmählich ſo ganz von der Welt ab, daß er im Alter ſein Vermögen verſchenkte, Mönch wurde und äußerſt fromm ſtarb. Ich hoffe, er wird bereits zur Anſchauung Gottes gelangt ſein. Auf ſeinen Wunſch hielt ich mich einige Tage bei ihm auf. Seine Geſpräche beſchäftigten ſich gewöhnlich mit Gott und mit der Vergänglichkeit der Dinge dieſer Welt, und ſeine liebſte Unterhaltung beſtand darin, gute Bücher, in kaſtiliſcher Sprache geſchrieben, zu leſen. Er wünſchte auch, ich möge ſie leſen und ich tat es, obgleich es mir wenig Vergnügen machte.

---

[1]) Maria de Cepeda, vermählt mit Don Martin de Guzmann y Barrientos.

[2]) Don Pedro Sanchez de Cepeda.

Ich bin immer faſt im Übermaß beſtrebt geweſen, anderen gefällig zu ſein, auch auf Koſten meiner Neigungen. Dies iſt ja im allgemeinen eine Tugend; bei mir aber wurde es zu einem großen Fehler, weil ich oftmals zu weit darin ging. O mein Gott! auf welchen geheimnisvollen Wegen führteſt Du mich dem Stande zu, in welchem ich Dir dienen ſollte! Ohne die mindeſte Neigung dafür zu haben, zwangſt Du mich zur Selbſtverleugnung! Sei auf ewig dafür geprieſen. Amen.

Ich hielt mich nur kurze Zeit bei meinem Oheim auf, aber ſein Beiſpiel, ſeine Geſpräche und alles, was ich bei ihm von himmliſchen Dingen hörte und las, machte mir den allertiefſten Eindruck. Das, was mir in meiner Kindheit ſchon eingeleuchtet hatte, daß die ganze Welt ein eitles Nichts ſei, trat mir klar vor die Seele, und mit Entſetzen dachte ich daran, daß, wenn der Tod jetzt käme, ſo fände er mich auf dem Wege zur Hölle. Mein Wille kam noch nicht zu dem Vorſatz, Nonne zu werden, allein ich erkannte den Ordensſtand als den ſicherſten und beſten, und allmählich kam ich zu dem Entſchluß, mir Gewalt anzutun und mich ihm zu widmen.

Drei Monate währte dieſer innere Kampf. Ich hielt mir beſtändig vor Augen, daß die Mühſale und Abtötungen des Kloſterlebens unmöglich größer ſein könnten, als die Qualen des Fegfeuers; daß es alſo kein unaushaltbarer Zuſtand ſei, gleichſam im Purgatorium zu leben, wenn ich, die ich die ewigen Strafen verdient hätte, dafür nach meinem Tode zu meinem erſehnten Ziel, geradeswegs in den Himmel käme. Mein Beweggrund für die

Wahl des Ordensſtandes war alſo, wie mir ſcheint, mehr eine knechtiſche Furcht, als wahre Liebe. Zuweilen ſtellte der böſe Feind mir vor, ich ſei viel zu verzärtelt, um das rauhe Leben im Kloſter ertragen zu können. Dawider wehrte ich mich mit dem Hinblick auf das Leiden Chriſti, das mich beſtimmen müſſe, einige Leiden für ihn zu dulden. Ich entſinne mich nicht, ob der Gedanke, der Herr werde mir helfen, meine Leiden zu tragen, mir damals gegenwärtig war. Es waren Tage ſchweren Kampfes. Eine kräftige Geſundheit hatte ich nie; jetzt litt ich an Fieber, das mich außerordentlich angriff. Zum Glück hatte ich inzwiſchen große Neigung für gute Bücher bekommen; — ſie gaben mir wieder Leben. Ich las die Briefe des heiligen Hieronymus und wurde dermaßen von ihnen begeiſtert, daß ich mich entſchloß, mich meinem Vater zu offenbaren, und das war faſt eben ſo viel als den Habit nehmen, denn ich betrachtete es als eine Ehrenſache, bei der Sache zu bleiben, für die ich mich beſtimmt hatte. Allein mein Vater liebte mich viel zu ſehr, um hierauf einzugehen. Ich bat einige andere Perſonen, ihm darüber Vorſtellungen zu machen, aber ſie hatten keine andere Wirkung als die, daß er erklärte, nach ſeinem Tode könne ich tun, was mir beliebe. Dieſe Zuſicherung genügte mir nicht. Ich kannte meine Schwäche, bezweifelte meine Standhaftigkeit und ſann deshalb auf andere Wege, die mich zum Ziel führen ſollten.

Viertes Kapitel.

Wie Gott ihr Kraft gibt, um in das Kloſter zu gehen, und wie er ihr eine Krankheit über die andere ſchickt.

Während ich dieſe Kämpfe zu beſtehen hatte. öffnete ich einem meiner Brüder[1]) das Auge des Geiſtes über die Nichtigkeit der Weltfreuden. Er entſchloß ſich Mönch zu werden. Jetzt machten wir miteinander ab, wir wollten uns eine Tages in aller Frühe nach dem Kloſter begeben, in welches jene Freundin,[2]) die ich ſo zärtlich liebte, eingetreten war und dort wollte ich bleiben.[3]) Ich hätte aber nicht gezögert, ein anderes Kloſter zu wählen, wenn mein Vater es gewünſcht, oder wenn ich geglaubt hätte, dadurch beſſer Gott zu dienen, denn ich dachte bereits mehr an mein Seelenheil, als an die Befriedigung meiner Neigungen. Ich glaube nicht, daß ich in meiner Sterbeſtunde eine ſchmerzlichere Agonie ausſtehen werde wie damals, da ich das Haus meines Vaters verließ, denn ich kann mit aller Wahrheit ſagen, ich hatte eine Empfindung, als ob mir jeder Nerv, jede Ader zerriſſen werde. Die Liebe Gottes war noch gar gering in mir; deshalb mußte ich mir, um mich von der Liebe zu meinem Vater und meinen Verwandten loszureißen, dermaßen Gewalt antun, daß ich glaube, der Herr ſelbſt gab mir Kraft wider mich, denn mein Wille allein hätte nimmermehr genügt, um meinen Entſchluß auszuführen. So wie ich aber den Habit nahm, ließ mich der Herr auch ſchon erkennen, welche Gnaden er denen verleiht, die ſich ſeinetwegen verleugnen. Nur Er wußte um meine Kämpfe; alle übrigen hatten nur meinen nach außen hin feſten Willen geſehen. Jetzt gab Er mir auf der Stelle eine unausſprechliche Freude über meine Standeswahl und bis heute habe ich ſie ſtets empfunden. Die Trockenheit meiner Seele verwandelte Er in die ſüßeſten Wonnegefühle, ſo daß mich alle Übungen des Kloſterlebens entzückten. Zuweilen fegte ich die Gänge zu derſelben Stunde, in welcher ich mich ſonſt mit meinem Putz und meinem Vergnügen beſchäftigt hatte. Dann gab mir der Gedanke, ich ſei nun auf immer davon erlöſt, eine ſo namenloſe Freude, daß ich mich wunderte, woher ſie wohl kommen möge. Halte ich dieſen Gedanken mir gegenwärtig, ſo gibt es keine Sache, und wäre ſie noch ſo ſchwer, die ich nicht bereitwillig unternehmen möchte. Denn oftmals habe ich bei wichtigen Dingen erfahren, daß man, wenn man ſie aus reinſter Abſicht einzig für Gott unternimmt, anfangs ich weiß nicht was für eine Zaghaftigkeit empfindet, die Gott zuläßt, um die Verdienſtlichkeit des Werkes zu erhöhen. Doch je größer ſie iſt und je entſchloſſener man ſie über-

---

[1]) Anton de Ahumada.

[2]) Schweſter Juana Suarez.

[3]) Es war das Kloſter der Inkarnation, vom Orden Unſrer Frau vom Karmel.

Der zweite Weihnachtstag.

„Jerusalem, Jerusalem, quae occidis Prophetas
et lapidas eos, qui ad te missi sunt.“

Der König iſt in Seiner Welt erſchienen
Und hat Beſitz von Seinem Thron genommen;
Die Braut erglüht im liebenden Willkommen,
Um Ihn zu ehren, freudig Ihm zu dienen.
Sie wünſcht Kleinodien vor Ihm auszubreiten,
Sein junges Auge fröhlich zu ergötzen;
Sie ſucht nach köſtlichen und ſeltnen Schätzen,
Die würdig ihre Huldigung Ihm deuten.

Er ſoll der Auserwählten Sich nicht ſchämen!
Ein Purpurkleid darf nicht dem König fehlen,
Die Krone nicht von ſtrahlenden Juwelen — —
Doch ſie iſt arm! — woher die Schätze nehmen? —
Da bleibt ihr thränenvolles Auge hangen
Am Zeichen Seiner Himmelskönigswürde,
Am Kreuz — der zarten Schultern ſchwere Bürde;
O ſüßer Troſt! Geſtillt nun iſt ihr Bangen.

windet, deſto herrlicher iſt der Lohn und deſto ſüßer wird das, was im Beginn erſchreckte. Schon in dieſem Leben weiß es der König der Ewigkeit in einer Art zu vergelten, welche nur die Seele kennt, die es an ſich erfahren hat. Dies iſt mir, wie geſagt, nicht ſelten bei ſehr wichtigen Angelegenheiten begegnet. Hätte ich alſo jemals einen Rat zu geben, ſo wäre es der: Kehrt eine gute Eingebung mehrmals wieder, ſo weiſe man ſie nicht ab aus Furcht vor der mühſamen Ausführung. Keine Sorge des Mißlingens darf ſtattfinden, ſobald man nichts anderes als den Willen Gottes im Auge hat, denn dieſer Wille iſt allmächtig. Er ſei geprieſen in alle Ewigkeit. Amen.

O Du mein höchſtes, mein ſüßeſtes Gut, mit welcher Milde und Huld führte mich Deine Barmherzigkeit auf ſo vielen Umwegen in dieſes Haus des Friedens, wo ich von Deinen treuen Dienerinnen hätte lernen können, mehr und mehr in Deiner Liebe zu wachſen. Gedenke ich des Tages und der Stimmung, da ich Profeß ablegte,1) gedenke ich der großmütigen Entſchloſſenheit und der hohen Freude, womit ich mich als Deine Braut Dir anverlobte, ſo weiß ich nicht, wie ich in meinem Bericht fortfahren ſoll. Denn mein Herz erzittert und meine Tränen fließen, und es müßten blutige Schmerzenstränen ſein, weil ich Dich dennoch ſpäter beleidigt habe. Mir ſcheint ich hatte Recht, nicht nach dieſem heiligen Stande zu verlangen, weil ich mich ſo wenig ſeiner würdig benahm. Aber Du, o Herr, Du wollteſt faſt zwanzig Jahre lang durch meinen Mißbrauch Deiner Gnade Dich beleidigen

---

1) Am 3. November 1534.

laſſen, damit ich nur endlich gebeſſert werde. O Herr, es ſcheint ja faſt, als hätte ich verſprochen nichts von allem zu halten, was ich Dir gelobte, obſchon das in jenem Augenblick gewiß nicht meine Meinung war. Blicke ich aber auf mein ſpäteres Leben, ſo weiß ich wahrlich nicht Rechenſchaft von meiner Meinung zu geben; denn je ſchärfer ich hinblicke, deſto deutlicher ſehe ich, wer Du biſt, geliebter Herr, und was ich bin. Daß dies immer klarer hervortritt, lindert oftmals meinen bitteren Schmerz über meine großen Fehltritte, und mit einer gewiſſen Freudigkeit verkünde ich ſie und zugleich das Übermaß Deiner Erbarmungen. In wem können ſie wohl mehr erſtrahlen als in mir, während ich durch meine Bosheit das Licht verdunkelte, welches Du meiner Seele eingoßeſt. Wehe mir, o Herr! ich kann mich nicht entſchuldigen; ich kann auf niemand die Schuld werfen, als auf mich allein! Hätte ich nur ein klein wenig mit der Liebe Dich geliebt, die Du anfingſt mir zu zeigen, ſo wäre es mir unmöglich geweſen, etwas anderes als Dich zu ſuchen. Da ich es aber nicht verdiente, dies ſelige Glück zu haben, ſo ſtehe mir jetzt, o Herr, mit Deiner Barmherzigkeit bei.

Trotz meiner großen Zufriedenheit mit meinem neuen Stande genügte ſie doch nicht, um meine Geſundheit gegen den Schaden zu ſchützen, der für ſie aus der Veränderung der Lebensweiſe und der Nahrung entſprang. Meine Anwandlungen von Ohnmacht und Übelkeit wurden ſo häufig und ſo heftig, daß ſie andere erſchreckten. Noch andere Leiden kamen hinzu, und ſo brachte ich denn das erſte Jahr mit ſchwerer Krankheit zu, doch, wie mir ſcheint, ohne Gott in dieſem Zuſtand ſchwer zu beleidigen. Das Übel erreichte eine ſolche Höhe, daß ich faſt immer der Ohnmacht nahe und manchmal bewußtlos war. Mein Vater hatte ſogleich mit zärtlicher Sorgfalt Hilfe für mich geſucht, und da ich ſie bei den Ärzten unſerer Stadt nicht fand: ſo entſchloß er ſich mich nach einer anderen zu bringen, die berühmt wegen ihrer Ärzte war.[1]) Man ſagte, es wären ſchon viele Kranke dort geheilt worden und das würde auch mir geſchehen. In unſerem Kloſter wurde die Klauſur nicht beobachtet.[2]) Ich reiſte alſo ab in Begleitung der geliebten Freundin, die ich ſchon genannt habe und die bereits länger im Ordensſtande war. Meine Abweſenheit dauerte etwa ein Jahr. Während drei Monate litt ich durch die ſcharfen Mittel meiner Kur ſo unerhörte Qualen, daß ich nicht begreife, daß ich ſie überleben konnte. Ich überlebte ſie freilich; aber mein ganzer körperlicher Organismus wurde zerrüttet, wie ich ſpäter ſagen werde. Im Anfang des Frühlings ſollte die Kur beginnen; ich war aber ſchon zu Anfang des Winters abgereiſt. Um das Hin- und Herfahren zu vermeiden, blieb ich bis im April bei meiner Schweſter,[3]) deren Landgut in der Nähe jener Stadt lag. Ich beſuchte auch auf dem Wege wieder den Oheim, von dem ich geſprochen habe und er gab mir ein Buch, welches „Das dritte ABC“[4]) hieß und welches eine Anleitung zum Gebet der

---

[1]) Sie hieß Becedas.

[2]) Dies war im Jahr 1535. Obligatoriſch für alle Nonnen wurde die Klauſur erſt 1563, nach den betreffenden Beſchlüſſen des Konzils von Trient.

[3]) Zu Ceſtellanos de la Canada.

[4]) Von Franz de Oſuna, Franziskanerordens.

Ruhe, der Sammlung war. Ich hatte in dieſem Jahre genug Bücher geleſen, um andere um ſo weniger leſen zu mögen, als ich wohl wußte, wie ſehr ſie mir geſchadet hatten. Da ich ahnungslos darüber war, wie man ſich bei dem betrachtenden Gebet zu verhalten und wie man ſich zu ſammeln habe: ſo freute mich dies Buch ungemein und ich nahm mir vor, der Anleitung recht pünktlich zu folgen. Die Gabe der Tränen und den Sinn für fromme Lektüre hatte der Herr mir ſchon verliehen; jetzt begann ich auch häufiger zu beichten und regelmäßig alle Tage eine gewiſſe Zeit in der Einſamkeit zuzubringen, und ich betrat dieſen Weg in der Weiſe, wie das Buch, das ich mir zum Führer nahm, es mich lehrte. Einen anderen Lehrer fand ich während der zwanzig folgenden Jahre nicht. Ich ſuchte den Führer, den Beichtvater, der mich verſtanden hätte, umſonſt — zum größten Schaden meiner Seele, die oftmals Rückſchritte machte. Er hätte mir wenigſtens helfen können die Gelegenheiten zu vermeiden, in denen ich Gefahr lief Gott zu beleidigen und zugrunde zu gehen.

Es gefiel dem überhimmliſchen König meine erſten Anfänge reich zu belohnen. Ich war freilich mit nichten dahin gekommen, Gott ſo wenig zu beleidigen, wie mein Buch es verlangte; allein ich ging darüber hinweg, weil eine ſolche Wachſamkeit mir faſt unmöglich vorkam. Ich hütete mich nur ſorgfältig vor der Todſünde und wollte Gott ich hätte es immer getan! auf die läßlichen Sünden legte ich wenig Gewicht, und eben das war es, was meiner Seele ſo nachteilig wurde. Genug, es gefiel dem Herrn am Ende der neun Monate meines

Aufenthaltes auf dem Lande, mich nicht nur mit geiſtigen Süßigkeiten zu überſtrömen, ſondern auch die Gabe des Ruhegebets mir zu gewähren, ja ſogar ein paarmal zum Gebet der Vereinigung mich zu erheben. Was das eine und das andere ſei, und ihren hohen Wert verſtand ich nicht; es wäre mir aber ſehr heilſam geweſen, es recht genau zu wiſſen. Das Gebet der Vereinigung währte freilich nur eine ſehr kurze Zeit, ich glaube kaum ſo lange wie ein Ave Maria, abdr die Wirkung auf mich war ungeheuer groß, denn ich war damals kaum zwanzig Jahre alt und, wie mir ſcheint, hatte ich mir dermaßen die Welt unter die Füße gelegt, daß ich alle Menſchen bemitleidete, welche den Wegen der Welt, auch in ganz erlaubten Dingen, folgten.

Die Art und Weiſe meines Gebetes war ſo: ich ſuchte, ſo ſehr ich konnte, Jeſus Chriſtus unſeren Herrn und unſer höchſtes Gut, in meiner innerſten Seele gegenwärtig mir vorzuſtellen, und wenn ich an irgend einen Umſtand ſeines bitteren Leidens dachte, ſo betrachtete ich Ihn innerlich. Gleichwohl las ich lieber davon in einem guten Buch; das war mein ſüßeſter Genuß. Denn Gott hat mir nicht die Gabe verliehen, mit dem Verſtande erwägen und mit der Einbildungskraft mir forthelfen zu können. Ja, letztere iſt ſo ſchläfrig in mir, daß ich trotz alles Nachdenkens und Betrachtens niemals es dahin bringen konnte, mir das menſchliche Bild des Herrn deutlich vorzuſtellen. Freilich gelangen die Seelen leichter zur Beſchauung, welchen es weniger eigen iſt mit den Verſtandeskräften in einen Gegenſtand einzudringen. Aber der Weg iſt rauh und mühſam und fordert große Beharrlichkeit, denn wenn der Wille nicht beſchäftigt iſt und die Liebe ſich nicht einem beſtimmten Gegenſtand mit ihren Affekten zuwendet, ſo bleibt die Seele, ohne Aushilfe der Verſtandeserwägungen, gleichſam der Stütze und der Tatkraft beraubt, und ihre große Einſamkeit und Dürre und der große Sturm der zerſtreuenden Gedanken quälen ſie ſehr. Wer dieſe Anlage hat, muß ſich einer größeren Gewiſſensreinheit befleißigen, als der, welchem die Tätigkeit der Verſtandeskräfte zu Gebot ſteht. Denn wer zu erwägen vermag, was die Welt iſt und was wir Gott ſchuldig ſind — wie viel der Herr für uns gelitten hat und wie wenig wir ihm dienen — welche Schätze er denen gibt, die ihn lieben: der wird daraus hinreichende Nahrung ſchöpfen können, um ſich gegen zerſtreuende Gedanken zu wehren, und hinreichende Belehrung, um ſich vor Gefahren und Gelegenheiten zum Böſen zu hüten. Wem aber ſolche Erwägungen nicht zu Gebot ſtehen, und wer nicht aus ſich ſelbſt dergleichen Belehrungen zu ſchöpfen vermag, dem iſt es beſſer, ſich recht viel mit frommer Lektüre zu beſchäftigen. Dieſe hilft ſolchen Seelen, auf ihrem mühſamen Wege ſich immer wieder zu ſammeln und möge die Sammlung noch ſo kurz ſein — ſie iſt ihnen notwendig um das innere Gebet, deſſen ſie unfähig ſind, zu erſetzen. Sollte ihr Seelenführer ſie antreiben, der Betrachtung eine längere Zeit ohne dieſe Hilfe zu widmen: ſo werden ſie das auf die Dauer unmöglich aushalten können. Die Sache iſt ſo mühſam, daß ſie ihrer Geſundheit nachteilig ſein wird, wenn ſie dieſelbe durchſetzen wollen.

Mir ſcheint jetzt, es ſei eine beſondere Fügung Gottes geweſen, daß ich während achtzehn Jahren keinen Lehrer für mein inneres Leben fand; denn bei meinen Kämpfen und furchtbaren Trockenheiten wäre ich nicht im Stande geweſen, mir mit Verſtandeserwägungen fortzuhelfen. In dieſer ganzen langen Zeit begab ich mich nie — außer nach der Kommunion — ohne Buch an das innere Gebet, denn mir wäre zu Sinn geweſen, als ob ich allein ein feindliches Heer bekämpfen ſollte. Aber das Buch tröſtete mich. Es war mein Gefährte, es war mein Schild, es fing die Streiche auf, welche die zerſtreuenden Gedanken gegen mich richteten. Nicht immer quälte mich geiſtige Trockenheit; immer aber, wenn mein Buch mir fehlte. Dann war die Seele ſogleich verwirrt und in zügelloſe Zerſtreuungen verloren. Das Buch ſammelte dieſe wieder und regierte meine Seele wie mit ſanftem Zuſpruch. Sehr oft brauchte ich nur das Buch zu öffnen, um dieſe Wirkung zu ſpüren. Zuweilen las ich wenig, zuweilen mehr, je nachdem der Herr mir Gnade gab. Damals glaubte ich, daß ich mit Büchern und in der Einſamkeit vor jeder Gefahr geſchützt ſei das höchſte Gut zu verlieren. Und noch jetzt glaube ich, daß es mit Gottes Hilfe ſo geweſen wäre, wenn ein geiſtlicher Führer, oder ſonſt jemand, mich gelehrt hätte, gleich im Anfang die Gefahr zu fliehen, oder wenigſtens mich ſchleunigſt zurückzuziehen, wenn ich mich in ſie hinein begeben hatte. Ein unverhohlener Angriff des böſen Feindes hätte mich damals ſchwerlich zur Todſünde verleitet; er war jedoch ſo ſchlau und ich ſo ſchwach, daß all meine guten Entſchlüſſe mir wenig halfen, es ſei denn, um die furchtbaren Krankheiten, in die ich fiel, mit einer Geduld zu ertragen, die Gott allein mir geben konnte. Wie oft ſtaunt meine Seele über ſeine unermeßliche Barmherzigkeit! Wie oft erquickt ſie ſich in dem Anblick ſeiner Größe, ſeiner Güte! Wie klar erkenne ich, daß er mich ſchon hienieden für jedes gute Streben belohnt hat! Er ſei dafür gelobt und geprieſen. So gering und unvollkommen auch meine Werke waren, Er hat ſie verbeſſert, hat ihnen Wert und Tüchtigkeit gegeben, hat das verborgen, was in ihnen ſchlecht oder ſündhaft war, hat die Augen derjenigen blind gemacht, welche dieſe Unvollkommenheiten ſahen und hat bewirkt, daß man die Erinnerung an dieſelben gänzlich vergaß. Sogar meine Fehler hat Er vergoldet und Er gibt Glanz einer Tugend, die Er gleichſam wider meinen Willen mir verlieh.

Aber ich kehre zu meiner Aufgabe zurück und ſage: ein hellerer Geiſt als der meine wäre nur imſtande zu faſſen und zu beſchreiben, wie huldreich der Herr in kleinſten Dingen in jener Zeit des Anfangs für mich war, wie unausſprechlich dankbar ich ihm hätte ſein ſollen und wie mein Undank und meine Bosheit das alles vergaß. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit für ſeine unbegreifliche Langmut. Amen.

Fünftes Kapitel.

In ſchweren Krankheiten. Die Geduld, die der Herr ihr gab, um ſie zu ertragen, und wie er aus einer ſchlimmen Sache Gutes hervorgehen ließ.

Ich vergaß zu ſagen, daß ich während meines Noviziatjahres durch unbedeutende Dinge recht viel litt, denn man machte mir ſehr häufig Vorwürfe, die ich nicht verdient hatte, und ich war unvollkommen genug, um ſie nicht ohne große Ungeduld hinzunehmen. Doch ertrug ich alles in meiner Herzensfreude, Nonne zu ſein. Da man ſah, wie ich die Einſamkeit ſuchte und wie ich zuweilen meine Sünden beweinte, ſo glaubte man, ich ſei unzufrieden und man äußerte es gegen mich. Hatte ich aber große Neigung für das Kloſterleben, ſo fehlte ſie mir doch gänzlich, um irgend eine Art von Geringſchätzung zu lieben. Im Gegenteil freute es mich, geachtet zu werden, und alles, was ich tat, vollbrachte ich mit möglichſter Sorgfalt, weil ich dieſe Aufmerkſamkeit für verdienſtlich hielt. Doch das iſt keine Entſchuldigung für mich, denn ich ſuchte hauptſächlich meiner Selbſtgefälligkeit zu genügen und ſo darf ich mich auch nicht auf Unwiſſenheit berufen, um mich von Schuld freizuſprechen.

Unſer Kloſter galt dafür auf keiner ſehr hohen Stufe der Vollkommenheit zu ſtehen, und meine ſündige Natur neigte ſich dem minder Guten zu und wendete ſich von dem Beſſeren ab. Ich ſah damals eine Nonne an ſchweren Leiden darniederliegen. Sie hatte Wunden im Unterleib, die von zerſtörter Verdauung herrührten und ihr furchtbare Qualen bereiteten. Sie ſtarb auch bald darauf. Ich ſah wie alle Nonnen dies Übel fürchteten; ich aber beneidete die Kranke um ihre Geduld, und bat Gott ſie mit derſelben Krankheit mir zu geben, wenn es ſein Wille ſei. Ich war ſo entſchloſſen, die ewigen Güter zu gewinnen, daß ich nichts fürchtete und kein Mittel ſcheute, um zu meinem Ziel zu gelangen. Dies ſetzt mich in Erſtaunen, weil ich die Liebe zu Gott, die in mir erwachte, nachdem ich anfing, das betrachtende Gebet zu üben, nach meiner Meinung damals noch nicht beſaß. Ich hatte nur eine Erleuchtung, die mir klar machte, daß alles Endliche nicht hoch zu ſchätzen ſei, und daß man es gern hingeben könne, um dafür die unſchätzbaren Güter der Ewigkeit einzutauſchen. Der göttliche Meiſter erhörte meine Bitte. Nicht zwei Jahre vergingen und ich wurde von einer Krankheit befallen, welche zwar nicht die jener Nonne, aber kaum minder ſchmerzlich und qualvoll war und an der ich drei Jahre litt, wie ich das ſpäter ſagen werde.

So verging die Zeit bei meiner Schweſter, bis der Frühling kam, auf den ich gewartet hatte, um meine Kur zu beginnen. Mein Vater, meine Schwe-

Wer Sich das Kreuz als Zepter hat erkoren,
Wer auf dem Kreuz Sein Ruhebett gefunden,
Und an dem Kreuz der Liebe Todeswunden,
Um in Sein Reich zu retten, was verloren:
Der will nicht Purpur und Juwelen haben,
Wie ſie die Könige der Welt umſtrahlen
Auf ihrem Thron, bei ihren Freudenmalen!
Wer Seelen ſucht, Den müſſen Seelen laben.

Wer durch Sein Opfer ſprengt der Sünde Ketten,
Wer Sich dem bittern Tod hat hingegeben,
Zu kaufen für die Braut das Gnadenleben,
Sie in die Ewigkeit hinein zu retten:
Der will auch Seines Blutes Früchte ſehen —
Die Liebe, die in's Reich der Himmel eilet,
Die Treue, die auf Golgatha verweilet —
Und nicht die Schätze, die als Staub verwehen.

O ſel'ge Braut, du haſt, was Er begehret!
In Seiner jungen Herrſchaft Erſtlingstagen
Kannſt du zu Ihm in heil'ger Ehrfurcht ſagen:
Hier iſt ein Kleinod, das Dich würdig ehret,

ſter und meine Freundin die Nonne, die zu meiner Begleitung das Kloſter verlaſſen hatte, brachten mich nach der Stadt, wo man mich herzuſtellen hoffte und ſuchten auf's ſorgfältigſte, mir die Reiſe viel angenehmer und bequemer zu machen, als ich ſelbſt wünſchte. In dieſer Stadt begann nun der böſe Feind meine Seele zu beſchädigen; aber Gottes Gnade ließ etwas Gutes daraus hervorgehen. Es lebte dort ein Geiſtlicher von vornehmer Famile, der zwar recht geſcheit, aber nicht genügend unterrichtet war. Ich fing an bei ihm zu beichten. Ich habe immer eine Vorliebe für Beichtväter von ausgezeichneter wiſſenſchaftlicher Bildung gehabt, nur habe ich ſie nicht immer gefunden; und mittelmäßig unterrichtete Beichtväter haben ſtets meiner Seele geſchadet. Aus Erfahrung weiß ich, daß es beſſer iſt, einen tugendhaften Geiſtlichen von reinem Wandel, ſei er auch ganz ungelehrt, zum Beichtvater zu wählen, als einen ſolchen, der mit jenen Eigenſchaften ein halbes Wiſſen verbindet; denn jener macht es wie ich: er vertraut nicht auf ſich ſelbſt und bittet andere ihm Rat und Licht zu geben. Mit einem wahrhaft unterrichteten Beichtvater bin ich ſtets ſicher gegangen, hab' ich mich nie getäuſcht. Freilich wollten auch die anderen mich nicht täuſchen, aber ſie ſelbſt irrten ſich. Doch das wußte ich nicht; ich hielt mich für verpflichtet, ihnen Glauben zu ſchenken und tat es um ſo lieber, als ſie mir große Freiheit ließen. Hätten ſie mich beſchränken wollen, ſo fürchte ich ſehr, daß ich ſie verlaſſen hätte. Sie ſahen in der läßlichen Sünde nichts Böſes und in der ſchweren Sünde nur eine läßliche. Dies tat mir ſo großen Schaden, daß ich es gar nicht genug wiederholen kann, damit ſich andere durch mein Beiſpiel warnen laſſen. Vor Gott, ſehe ich wohl, bin ich nicht frei von Schuld, denn es genügt ja, daß eine Sache ihrer Natur nach nicht gut ſei, um mich ſorgfältig vor ihr zu hüten. Ich glaube, Gott ließ um meiner Sünden willen zu, daß ſie ſich und mich täuſchten; und ich meinerſeits täuſchte andere, indem ich ihnen wiederholte, was man mir geſagt hatte. In dieſer Verblendung blieb ich über ſiebzehn Jahre, bis endlich ein ſehr unterrichteter Dominikanerpater mich über einige Punkte aufklärte und die Väter der Geſellſchaft Jeſu mir die Tragweite ſo ſchlechter Grundſätze einleuchtend machten und mich in ernſte Beſorgnis verſetzten.

Genug, ich beichtete bei jenem Geiſtlichen. Ich hatte damals und überhaupt ſeitdem ich Nonne war, über weniger mich anzuklagen als in ſpäteren Tagen; und dadurch gewann ich ſeine Zuneigung. Sie war in ihrem Urſprung durchaus nicht böſe, aber ſie wurde es durch Übertreibung. Er war von mir überzeugt, daß ich um nichts in der Welt Gott ſchwer beleidigen würde und er verſicherte, daß er ganz dieſe Geſinnung teile: wir ſahen uns alſo häufig. Durch das innerliche Gebet und die unausſprechlichen Süßigkeiten, die ich dabei genoß, war mir nichts lieber, als von Gott und von himmliſchen Dingen zu reden. Da ich noch ſehr jung war, rührte und beſchämte ihn das ungemein, und ſein großes Wohlwollen für mich beſtimmte ihn, mir ſeinen traurigen Seelenzuſtand zu entdecken. Dieſer war im höchſten Grade gefährlich, denn ſeit ſieben Jahren lebte er im verbotenen Umgang mit einer Frau in der Stadt und trotz deſſen feierte er das heilige Meßopfer. Die Sache war ganz bekannt; ſein Ruf und ſeine Ehre litten, und niemand hatte den Mut, ihn darauf aufmerkſam zu machen. Ich bemitleidete ihn unbeſchreiblich, denn ich hatte ihn ſehr gern. In meiner Verblendung und meinem Leichtſinn hielt ich Dankbarkeit für eine Pflicht, und wieder zu lieben, wenn man mich liebt, für ein Gebot. Aber Fluch dem Gebot, wenn es ſo weit geht, um die Gebote Gottes zu verletzen! Dieſen Wahnſinn läßt die Welt gelten, aber ich verabſcheue ihn. Jedes wahre Gut iſt von Gott; mißfällt ihm ein freundſchaftliches Verhältnis, ſo müſſen wir es abbrechen, und es iſt wahrlich keine Tugend, es dennoch als ein Gut betrachten zu wollen. O Verblendung der Welt! O Herr, wäre ich doch gegen ſie und gegen alles, was in ihr iſt, undankbar geweſen! doch um meiner Sünden willen iſt gerade das Gegenteil geſchehen! Ich wünſchte genauere Auskunft über das traurige Verhältnis des Geiſtlichen zu haben und erfuhr durch die Leute ſeines Hauſes einen Umſtand, der den Ärmſten vielleicht etwas entſchuldigt: die unglückliche Frau hatte ihn bezaubert durch einen kleinen kupfernen Talisman, den er ihr zuliebe ſtets um den Hals trug, und kein Menſch war imſtande, ihn zu vermögen, den Talisman abzulegen. Ich bin fern davon alles zu glauben, was man von Zauberkünſten ſpricht, aber ich ſage, was ich geſehen habe, damit ſich die Männer vor Frauen hüten, die ein ſolches Verhältnis anknüpfen möchten. Haben ſie vor Gott jene Schamhaftigkeit verloren, welche die zarteſte Pflicht ihres Geſchlechtes iſt, ſo iſt ihnen in keiner Hinſicht mehr zu trauen, und ſie werden kein Mittel ſcheuen, um zum Ziele einer Leidenſchaft zu gelangen, die der böſe Feind in ihnen entzündet hat. Elend wie ich bin, fiel ich doch nie in einen ſolchen Fehler. Nie handelte ich mit böſer Abſicht. Nie wünſchte ich, auch wenn ich es vermocht hätte, jemand zu zwingen mich zu lieben. Davor hat mich Gott bewahrt. Hätte er mich aber mir ſelbſt überlaſſen, ſo hätte ich ihn auch darin, wie in ſo vielen anderen Dingen, beleidigen können — denn mir iſt nicht zu trauen.

Als ich wußte, was ich wiſſen wollte, zeigte ich dem Unglücklichen eine noch viel größere Zuneigung. Meine Abſicht war gut, allein die Sache ſelbſt war böſe, und das Allerbeſte darf nicht bewirkt werden durch das mindeſte Böſe. So innig ich konnte ſprach ich von Gott mit ihm. Das mag ihm nützlich geweſen ſein; aber ich glaube, daß er ſich hauptſächlich aus Liebe zu mir bekehrte. Um mir Freude zu machen gab er mir ſeinen Talisman, den ich ſogleich ins Waſſer werfen ließ. Nun aber erwachte er, wie aus einem tiefen Schlaf, und alles, was er in dieſen Jahren begangen hatte, wurde ihm klar. Ein großes Entſetzen und ein tiefer Schmerz ergriffen ihn, und er begann ſeinen Fall zu verabſcheuen. Die Muttergottes hat ihm gewiß recht beigeſtanden, denn er hatte eine hohe Andacht zum Geheimnis ihrer unbefleckten Empfängnis, deren Feſttag er ſtets ſehr feierlich beging. Endlich brach er ganz den verbotenen Umgang ab und wurde nicht müde, Gott zu danken für das Licht der Erkenntnis, das ihm aufgegangen ſei. Genau ein Jahr nach dem Tage, wo ich ihn zum erſtenmal ſah, ſtarb er. In der Zwiſchenzeit war er mit frommem

Eifer zum Dienſt des Herrn zurückgekehrt. Seine Zuneigung für mich war ſehr ſtark und hätte reiner ſein können; allein etwas Böſes habe ich nie darin gefunden. Und doch hätte ſie ſchwere Beleidigungen Gottes veranlaſſen können, wenn er ſich nicht in der Gegenwart Gottes gehalten hätte. Ich glaube die Wahrnehmung verſtärkte ſeine Liebe zu mir, daß ich die Todſünde allzuſehr verabſcheute, um ſie zu begehen; — wie ich denn überhaupt glaube, daß die Männer immer eine gewiſſe Vorliebe für tugendhafte Frauen haben; und dieſe werden durch Tugend immer den größten Einfluß auf die Männer gewinnen. Er ſtarb ſehr fromm und ganz abgelöſt von ſeiner Verirrung. Ich hoffe feſt, daß er auf dem Wege des Heils war, und ſo ſcheint es denn, als habe ihn der Herr auf dieſe Weiſe retten wollen.

Unter furchtbaren Leiden blieb ich drei Monate in dieſer Stadt. Die Kur war zu ſtark für meinen Organismus. Schon nach zwei Monaten ging mir infolge der übermäßig heftigen Mittel faſt das Leben aus, und gerade die Herzkrankheit, die geheilt werden ſollte, nahm dermaßen zu, daß oft die Schmerzen mich wie mit ſcharfen Zähnen zerriſſen und daß man fürchtete, ſie könnten mich wahnſinnig machen. Heftig wirkende Arzneien hatten meinen Magen ſo angegriffen, daß ich vor Ekel keine Speiſe und nur etwas Getränk zu mir nehmen konnte. Dies und ein beſtändiges Fieber rieb alle meine Kräfte auf. Ein inneres Feuer verzehrte mich und Nervenkrämpfe ſtellten ſich mit wütenden Schmerzen ein und ließen mir keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht. Dazu kam eine unausſprechliche geiſtige Niedergeſchlagenheit. Solchen Gewinn trug mir die Reiſe ein. Mein Vater brachte mich heim und wieder beſuchten mich die Ärzte. Sie hatten aber wenig Hoffnung für mich und erklärten ſogar, ich ſei hektiſch. Das war mir ziemlich gleichgültig; Nervenſchmerzen vom Kopf bis zu den Füßen machten mich ſtumpf. Die Ärzte ſagen, es gebe kaum unerträglichere Leiden. Sie zogen mich ganz zuſammen und legten mich wie auf die Folter, die ich um meiner Sünden willen übrigens verdient hatte. In dieſem Übermaß der Leiden verblieb ich drei Monate. Niemand hielt es für möglich, ſie ſo lange auszuhalten. Jetzt ſtaune ich über die große Geduld, womit ich ſie ertrug, und ſehe deutlich, daß es mir nur durch eine beſondere Gnade Gottes möglich war. Die Geſchichte des frommen Job, die ich in den Werken des heiligen Gregor geleſen hatte, ſtärkte mich ſehr. Es ſcheint, der Herr habe im voraus durch dieſes Buch und durch meine Anfänge im betrachtenden Gebet mich waffnen wollen, um alles in der Vereinigung mit ſeinem Willen zu leiden. Meine Gedanken richteten ſich nur auf ihn, und häufig wiederholte ich die Worte Jobs: Da wir das Gute aus der Hand des Herrn empfingen, warum ſollten wir nicht auch das Schlimme von ihm annehmen? — und ich glaube das gab mir Mut.

Nun kam das Feſt der Himmelfahrt Mariä. Seit dem April dauerten meine Leiden, und in den drei letzten Monaten waren ſie am heftigſten. Ich verlangte zu beichten, was ich immer gern und oft getan habe. Man glaubte aber, ich wolle beichten vor Furcht vor dem Tode, und um mir keine Angſt zu machen, erlaubte mein Vater es nicht. O übertriebene Liebe zum eigenen Blut, die nicht einen unwiſſenden, ſondern einen ſehr einſichtsvollen, ſehr katholiſchen Vater ſo handeln ließ, daß es mir zum ewigen Unheil hätte gereichen können! In der nämlichen Nacht trat, ich weiß nicht was für ein Anfall ein, der mich faſt vier Tage in Bewußtloſigkeit verſetzte. Man ſpendete mir das Sakrament der heiligen Ölung und erwartete in jedem Augenblick meinen letzten Atemzug. Dazu betete man mir das Credo vor, als ob ich fähig geweſen wäre, irgend etwas zu verſtehen. Endlich hielt man mich für tot; Tropfen einer Wachskerze fielen auf meine Augenlider und ich fühlte es nicht. Mein Vater war troſtlos, mich an der Beicht verhindert zu haben; ſeine Klagen und Gebete ſtiegen zu Gott auf. Er ſei geprieſen, denn Er erhörte ſie! Während man in meinem Kloſter in Erwartung meiner Leiche mein Grab anderthalb Tage offen hielt — und während man auswärts in einem Karmelitenkloſter ſchon meine Exequien hielt, erweckte mich der Herr aus meiner Starrſucht. Nun begehrte ich auf der Stelle zu beichten. Ich kommunizierte mit tauſend Tränen der Reue und des Schmerzes über meine Beleidigungen Gottes. Ich glaube dieſer Schmerz hätte genügt, um meine Seele zu retten, wenn der Irrtum, in den ich geriet, weil meine Führer mir gewiſſe Dinge nicht als Todſünde vorſtellten, von denen ich jetzt ſicher weiß, daß ſie es ſind — mir nicht als Entſchuldigung angerechnet worden wäre. Nach meinem Ermeſſen legte ich trotz unerträglicher körperlicher Schmerzen, die meinen Gedanken wenig Freiheit ließen, eine vollſtändige Beicht über alles ab, was ich als Beleidigung Gottes anſah. Denn der Herr gab mir unter anderen auch dieſe Gnade, daß ich ſeit meiner erſten Kommunion nie unterlaſſen habe, alles zu beichten, was mir als Sünde, wenn auch nur als läßliche, erſchien. Dennoch kommt mir oft ein Zweifel an dem Heil meiner Seele, wenn ich damals geſtorben wäre, teils wegen der Unwiſſenheit meiner Beichtväter in einigen Dingen, teils wegen meiner vielen Fehler in tauſend Dingen. Genug, wenn ich bedenke, daß der Herr mich gerade in dieſem Abſchnitt meines Lebens vom Tode auferweckte, ſo ſtaune und zittere ich. Es iſt dir gut, o meine Seele, die Gefahr zu ermeſſen, aus welcher der Herr dich befreit hat. Reicht dann deine Liebe nicht aus, um ihn nicht zu beleidigen, ſo wird dich die Furcht davon abhalten, denn er hätte dich tauſendmal in einem noch viel ſchlimmeren Zuſtand töten können. Ich übertreibe nicht mit dieſer Behauptung, und ich nehme deshalb auch willig die Vorwürfe desjenigen hin, der mir befahl, meine Sünden zu verſchleiern, denn ſie erſcheinen ohnehin in einem viel zu milden Licht. Ich bitte ihn um Gotteswillen, nichts aus dieſem Bericht wegfallen zu laſſen, was meine Fehler betrifft. Es dient ja nur dazu, die Erbarmungen Gottes und ſeine Geduld mit einer elenden Seele zu verherrlichen. Er ſei geprieſen in Ewigkeit! und möge Er mich lieber vernichten als zulaſſen, daß ich aufhöre ihn zu lieben.

Sechſtes Kapitel.

Von der Gleichförmigkeit ihres Willens mit ihren Leiden. Wie ſie den heil. Joſeph zum Fürſprecher wählt und wie ſehr er ihr beiſteht.

Nach jenen vier Tagen war ich in einem Zuſtand, von welchem Gott allein weiß, wie ich ihn ertragen konnte. Meine Zunge war vor Schmerz zerbiſſen; meine Kehle ſo zugeſchnürt, daß ich keinen Waſſertropfen verſchlucken konnte; meine Hinfälligkeit unbeſchreiblich, weil ich keine Speiſe zu mir nahm; mein Kopf fürchterlich verwirrt, jedes Glied meines Körpers aus dem Gelenk und der Körper ſelbſt zu einem Knäuel zuſammengezogen. So lag ich da, unfähig die Hand, den Fuß, den Arm, den Kopf zu bewegen, wenn man mir nicht dabei behilflich war, regungslos wie eine Leiche; nur einen Finger der rechten Hand konnte ich etwas bewegen. Die gelindeſte Berührung peinigte mich: ſo durchſchmerzt war der ganze Körper. In einem Bettuch, das an jedem Ende eine Perſon hielt, hob man mich auf. Das dauerte fort bis Palmſonntag. Allmählich hörten die großen Schmerzen auf, wenn ich ganz ſtill lag, und die

Ruhe, die ich dann genoß, ſchien mir ein großer Schritt zur Beſſerung und zum Troſt, daß mir die Geduld nicht ausgehen werde. Ich war ſehr glücklich, nicht mehr von den anhaltenden reißenden Schmerzen gequält zu werden; ſie traten nur noch mit dem Schauer eines heftigen Wechſelfiebers ein, das mir, mit dem Widerwillen gegen Speiſe, noch lange blieb. Ich wünſchte nun ſchleunigſt in mein Kloſter zurückzukehren und ließ mich hinbringen. Man hatte dort meine Leiche erwartet und ich kam lebendig wieder; aber ſie hätte kein größeres Mitleid einflößen können als mein armer Körper, der nichts als Haut und Knochen war. In dieſem Zuſtand von Schwäche blieb ich acht Monate, gliederlahm aber faſt drei Jahre, bis es dann allmählich beſſer wurde. Als ich ein wenig auf Händen und Füßen kriechen konnte, dankte ich Gott. Mit großer Hingebung in ſeinen Willen hatte ich alles gelitten, und den jetzigen Zuſtand litt ich ſogar mit Freuden, denn er war nichts im Vergleich mit dem früheren, und ich hätte ihn bereitwillig bis zu meinem letzten Atemzug ertragen. Wünſchte ich zu geneſen, ſo war es nur, um mich in der Einſamkeit dem Gebet, wie ich es kennen gelernt hatte, zu widmen; denn das war im Krankenzimmer ſehr ſchwierig. Ich beichtete oft, ich ſprach häufig von Gott, ſo daß ich meine Umgebung ſehr erbaute. Alle ſtaunten über die Geduld, die der Herr mir verlieh. Nur an der Hand Gottes war es möglich, ſolche Qualen mit ſolcher Freudigkeit zu ertragen. Es war eine namenloſe Barmherzigkeit, daß er mir zuvor die Gnade des betrachtenden Gebetes gab; dadurch lernte ich verſtehen, was das ſei: Ihn lie-

Hier iſt der Erſtlingsmärtyrer der Deinen!
Er bringt des Königsmantels Purpurhelle,
Gefärbt von ſeines Blutes klarer Welle,
Die Krone Dir von rohen blut'gen Steinen.

Er hat vergebens nicht von Dir empfangen
Des heil'gen Geiſtes wundervolle Gnaden,
Womit die Auserwählten Du beladen —
Drum wird er vor dem Martertod nicht bangen.
Er thut im Volke große ſeltne Zeichen,
Und heil'ge Weisheit iſt es, die er lehret,
Und Jeder ſchweigt und ſtaunet, der ihn höret,
Die Weltweisheit muß ſeiner Lehre weichen!

Da ſie die Wahrheit nimmer tödten können,
Die Feinde, die ſich vor der Lüge beugen,
So rächen ſie ſich an dem Wahrheitszeugen,
Dem ſie die hohe Wunderkraft mißgönnen.
Als Stephanus entrückt der finſtern Erde
Den Himmel offen ſieht, die ſel'gen Geiſter,
Und auf dem Gottesthron den Herrn und Meiſter,
Und es erzählt in betender Geberde:

ben — und daraus gingen für mich einige neue Tugenden hervor, die freilich nicht kräftig genug waren und nicht hinreichten, um mich auf dem rechten Wege zu erhalten. Ich ſprach nie das geringſte Böſe von irgend jemand, ſondern bemühte mich, jede üble Nachrede zu unterdrücken, weil ich mir immer vor Augen hielt, ich dürfe nicht von einer anderen Perſon das ſagen und das hören, was ich von mir nicht geſagt haben wollte. Hieran hielt ich feſt, obſchon nicht ganz unerſchütterlich, denn einige Fehler ſind in dieſem Punkt vorgekommen; aber nur als Ausnahme. Alle Perſonen mit denen ich umging, wußte ich für dieſelbe Anſicht zu gewinnen, und ſie wurde auch ihnen zur Gewohnheit. Das wurde bald bekannt und es hieß, in meinem Kloſter, ſo wie bei meinen Freunden, Verwandten und allen, auf die ich Einfluß hatte, ſei der Abweſende vor jeder Nachrede geſchützt. Ich weiß nur zu gut, daß ich bei anderen Dingen Rechenſchaft werde ablegen müſſen wegen des böſen Beiſpiels, das ich gab. Wolle Gott mir vergeben; ich habe manches Üble angeſtiftet, wenn auch meine Abſicht nicht ſo ſchlimm war, als die Sache in der Ausführung wurde.

Ich hatte auch ein großes Verlangen nach Einſamkeit, nach innigem Umgang mit Gott, nach Geſprächen über Gott. Fand ich jemand dazu geneigt, ſo gab mir das einen viel höheren Genuß, als die Feinheit oder beſſer geſagt, die Oberflächlichkeit der weltlichen Geſpräche. Immer häufiger begehrte ich zu beichten und zu kommunizieren; immer eifriger ſuchte ich gute Bücher zu leſen; immer tiefer bereute ich meine Beleidigungen Gottes. Ich entſinne mich, daß dieſe Reue oftmals zum heftigſten Schmerz und zur ſchwerſten Strafe wurde, ſo daß ich mich nicht entſchließen konnte, die Betrachtung zu machen, weil ſie mir klar zeigte, was das iſt: Gott beleidigen. Dieſen Schmerz weiß ich mit keinem anderen zu vergleichen und er wuchs ſpäter mehr und mehr. Er ging nicht aus Furcht hervor, durchaus nicht! es genügte mir, einen Blick auf die ſüßen Tröſtungen zu werfen, die der Herr mir im Gebet gewährte und für die ich ihm unermeßlichen Dank ſchuldete, während ich unausſprechlich undankbar war. Dieſen Anblick konnte ich nicht ertragen; ich zerfloß dabei in Tränen. Aber während ich ſie über meine Schuld vergoß, zürnte ich ihnen, weil ich meinen geringen Fortſchritt ſah und weil all' meine Entſchlüſſe, all' meine Anſtrengungen nicht ausreichten, um mich bei der nächſten Gelegenheit vor dem Fall zu bewahren. Meine Tränen kamen mir betrügeriſch vor und meine Schuld um ſo größer, als ich heftige Reuegefühle und eine klare Erkenntnis von Gottes Gnaden hatte. Dann eilte ich zur Beicht und tat mein Möglichſtes, wie mir ſcheint, um mich mit ihm zu verſöhnen. Das Unheil rührte daher, daß ich nicht allen Gefahren auf der Stelle durch Flucht die Wurzel ausriß, und daß meine Beichtväter mir nicht dies Mittel anrieten. Hätten ſie mich aufmerkſam gemacht, daß ich verpflichtet ſei, gewiſſen Verkehr, gewiſſe Geſpräche zu meiden, ſo wäre ich ohne Zweifel ihrem Rat gefolgt, denn nicht um die Welt würde ich auch nur einen Tag in der Todſünde geblieben ſein, nachdem ich ſie erkannte. All dieſe Wirkungen der heilſamen Furcht Gottes empfing ich durch das betrachtende Gebet. Die beſte Wirkung war das Verlangen, mich ganz in die Liebe zu Gott zu verſenken, um die Furcht vor der Strafe zu vergeſſen. In meinen ſchweren langen Krankheiten hielt ich mein Gewiſſen rein in Betreff der Todſünde. O mein Gott! ich wünſchte die Rückkehr der Geſundheit, um Dir beſſer zu dienen, und ſie wurde die Urſache all meines Elends! Als ich mich in ſo blühender Jugend gelähmt und von den Ärzten aufgegeben ſah, flüchtete ich zu himmliſchen Helfern, damit ſie mich geſund machten; denn ſo geduldig ich die Krankheiten ertrug, ſo herzlich ſehnte ich mich nach Geneſung. Zuweilen dachte ich freilich, ſollte ich je die Geſundheit mißbrauchen, ſo ſei es ſchon beſſer krank zu bleiben; aber dennoch meinte ich, mit jener könne man Gott beſſer dienen. Unſer größter Irrtum beſteht eben darin, daß wir uns nicht gänzlich dem Willen Gottes überlaſſen, der am Beſten weiß, was uns zuträglich iſt.

Ich begann in jener Abſicht viele heilige Meſſen leſen zu laſſen und meine Zuflucht zu vielen, kirchlich gutgeheißenen Gebeten zu nehmen; andere Andachten mit gewiſſen Zeremonien, die beſonders Frauen erbauen, habe ich nie leiden können, und habe auch ſpäter erfahren, daß ſie ſo gewiß abergläubiſch waren, und daher beſeitigt wurden. Zu meinem Beſchützer und Fürſprecher wählte ich den glorreichen heiligen Joſeph und empfahl mich dringend ſeiner Fürbitte. Aus dieſer Not, ſo wie aus mancher größeren, die meine Ehre und mein Seelenheil betrafen, hat dieſer liebevolle Vater mich ſtets gerettet, das ſehe ich deutlich ein, und ſtets gab er mehr als ich erbat. Bis zu dieſer Stunde entſinne ich mich nicht, ihn jemals vergeblich um irgend etwas gebeten zu haben. Es iſt erſtaunlich, welche große Gnaden mir Gott durch dieſen lieben Heiligen erwieſen, aus welchen Gefahren für Leib und Seele er mich befreit hat. Anderen Heiligen ſcheint Gott die Macht gegeben zu haben für einzelne Fälle zu helfen; der heil. Joſeph aber, das weiß ich aus Erfahrung, hilft für alles. Dadurch will der Herr uns zu verſtehen geben, daß er jetzt im Himmel dem heil. Joſeph das gewährt, was er erbittet, ſo wie er einſt auf Erden ihm untertan war, da dieſer, der dem Namen nach ſein Vater und zugleich ſein Pflegevater war, ihm befehlen durfte. Dies haben auch andere Perſonen erfahren, denen ich die Andacht zu ihm empfahl, und ſo vermehrt ſich fort und fort die Zahl ſeiner Verehrer, weil die Wirkung ſeiner Fürbitte die Wahrheit meiner Verſicherung beſtätigt. Eifrig bemühte ich mich, ſein Feſt mit größtmöglicher Feierlichkeit begehen zu laſſen, nicht ohne fromme Abſicht, doch mehr mit Eitelkeit und äußerer Pracht, als eine ganz reine Abſicht zugelaſſen hätte. In jede Gnade, die der Herr mir gab, miſchte ich durch meine Unvollkommenheiten und meine Fehler Übles ein, denn meine Neigung für Eitelkeiten und für exquiſite Feinheit war ebenſo groß, als die Geſchicklichkeit, womit ich ſie zu befriedigen wußte. Gott verzeihe mir! — Ich hätte gern die Andacht zum heil. Joſeph der ganzen Welt beigebracht, um ihr alles Gute zuzuwenden, das er für ſie erbitten würde. Nie ſah ich jemand mit Andacht und mit frommen Werken ihm dienen, der nicht in der Tugend fortgeſchritten wäre, denn der Fortſchritt im inneren Leben iſt der größte Vorteil, den er ſeinen Verehrern zuwendet. Seit einigen Jahren bitte ich ihn immer am Tage ſeines Feſtes um irgend eine Sache, und immer erlange ich ſie. War in meiner Bitte etwas Verkehrtes, ſo rückte er es zurecht, und zwar immer zu meinem Beſten. Verſtände ich gut zu ſchreiben, ſo ſollte es mir eine Freude ſein, recht weitläufig und genau die Gnaden zu erzählen, welche der glorreiche Heilige mir und anderen Perſonen erwirkt hat. Um aber die Befehle zu erfüllen, die man mir gab, muß ich in manchen Punkten kürzer ſein, als ich es ſein möchte, und in anderen ausführlicher, als es mir nötig ſcheint. Genug — wie zu allem Guten, habe ich auch hiezu wenig Geſchicklichkeit. Wer mir aber nicht glauben will, den bitte ich um Gotteswillen, er möge es verſuchen; dann wird er ſchon gewahr werden, welchen Vorteil es bringt, ſich dem heil. Joſeph andächtig zu empfehlen. Betende Seelen ſollten ihn beſonders zärtlich verehren. Wer kann an die Königin der Engel denken und an alle Drangſale, die ſie ausſtand, und das Kind Jeſu mit ihr, ohne dem heil. Joſeph zu danken, der ihre treue Stütze war. Wer keinen Meiſter findet, der ihn im betrachtenden Gebet unterrichtet, nehme den heil. Joſeph zum Meiſter und er wird es lernen. Gott gebe, daß ich nicht fehlte, indem ich von ihm zu ſprechen mich erkühnte; denn ich mache freilich meine Andacht für ihn bekannt; was aber ſeinen wahren Dienſt und ſeine Nachahmung betrifft, ſo iſt es mit denen ſehr mangelhaft beſchaffen. Genug: er, wie ſeine Weiſe iſt, bewirkte, daß meine Gliederlähmung aufhörte, daß ich aufſtehen und geben konnte; und ich, wie meine Weiſe iſt, mißbrauchte dieſe Gnade.

Wer würde glauben, daß ich dem Falle ſo nahe ſein würde, nachdem mir Gott ſo viele ſüße Tröſtungen gewährte — nachdem er mir Tugenden ſchenkte, die mich zu ſeinem Dienſte aufforderten — nachdem ich gleichſam ſchon tot und in Gefahr der ewigen Verwerfung war — nachdem er mich an Leib und Seele auferweckte, ſo daß alle ſtaunten, mich lebendig zu ſehen! O Herr! in welchem gefahrvollen Leben müſſen wir leben! Während ich dies ſchreibe, meine ich mit dem Apoſtel Paulus — freilich in geringerer Vollkommenheit — ſagen zu können: Nicht ich lebe, Du lebſt in mir, o Herr! Denn ſeit einigen Jahren leitet ja Deine Hand jeden meiner Schritte, und ich finde in mir das Verlangen und den Entſchluß, Dich nie zu beleidigen, und ſo weit ich es beurteilen kann, bin ich während dieſer Zeit, auch in ſehr geringen Sachen, Deinem Willen treu geweſen — obgleich ich gerne zugebe, daß ich oftmals Deine göttliche Majeſtät beleidige, ohne es einzuſehen. Um Deiner Liebe willen würde ich entſchloſſen das Schwierigſte unternehmen, und ſchon in manchen Dingen haſt Du mir dazu Deinen Beiſtand gewährt. Ich liebe nicht die Welt, nicht das, was mit ihr zuſammenhängt, nirgends finde ich meine Befriedigung, als in Dir, o Herr, und alles andere iſt mir ein ſchweres Kreuz. Vielleicht täuſche ich mich, vielleicht iſt es nicht ſo, wie ich ſage; aber Du ſiehſt doch wohl, o Herr, daß ich nicht abſichtlich lüge. Und dennoch zittere und bebe ich, — und wahrlich mit Recht! — ich könnte Dich wiederum verlaſſen! denn ich kenne das geringe Maß meiner

Tugend und meiner Kraft, und wenn Du ſie nicht beſtändig unterſtützeſt, ſo falle ich ab von Dir. Vielleicht iſt das auch jetzt geſchehen; — ach, ſei gnädig, Herr, und ziehe Deine hilfreiche Hand nicht von meiner Armſeligkeit zurück. Wahrlich, ich weiß nicht, wie wir in dieſem ſchrecklich ungewiſſen Leben es aushalten können! Zwar ſcheint es mir unmöglich, Dir treulos zu ſein. Allein ich habe es zu oft möglich gemacht, um nicht zu zagen. Wenn Du Dich nur ein weniges von mir entfernſt, falle ich zu Boden. Sei gebenedeit in Ewigkeit, daß Du, trotz meiner Treuloſigkeit, Dich nie von mir abwendeteſt, ſondern ſtets mir die Hand reichteſt, um mich wieder aufzurichten. Oftmals, Herr, habe ich ſie zurückgewieſen und oftmals Deine Stimme nicht hören wollen, die mich zu Dir rief! Wie wahr das iſt, werde ich jetzt beweiſen.

Siebentes Kapitel.

Wie ſie den Gnaden des Herrn treulos wurde. Welch ein weltliches Leben ſie zu führen anfing. Großer Nachteil des Mangels an Klauſur in Nonnenklöſtern. Tod ihres Vaters.

Indem ich alſo aus einem Zeitvertreib zum anderen, aus einer Eitelkeit zur anderen, aus einer kleinen Gefahr in eine andere ging, geriet ich ſehr bald in die größten Gefahren. Meine Seele ging unter in dem Meer der Zerſtreuung, und der trauliche Verkehr mit Gott durch das betrachtende Gebet beſchämte mich. Je mehr meine Sünden zunahmen, deſto mehr verlor ich Neigung und Troſt, die ich ſonſt in den Tugendübungen gefunden hatte, und das entfernte mich immer mehr vom Gebete. Ich ſah deutlich, o Herr, daß ich Dich verlor, weil ich Dir verloren ging. Unter dem Schein der Demut fiel ich nun in den allerſchlimmſten Fallſtrick des Teufels: ich wähnte des betrachtenden Gebetes unwürdig zu ſein und es aufgeben zu ſollen, weil ich, der Schlimmſten Eine, auf dem breiten Wege ging und mich folglich mit der Mehrzahl auf das obligatoriſche mündliche Gebet zu beſchränken hätte. Der innige Umgang mit Gott ſei nicht für jemand, der da verdiene in Geſellſchaft der Teufel zu ſein und der die Welt hintergehe. Mein äußeres Benehmen war tadellos, und deshalb war auch mein Kloſter nicht zu tadeln, daß es eine gute Meinung von mir hatte. Ich flößte ſie ein — ich weiß nicht wie! abſichtlich Frömmigkeit geheuchelt habe ich nie, und Gott ſei Dank, durch Scheinheiligkeit und leere Prahlerei glaube ich ihn nie beleidigt zu haben. Spürte ich die leiſeſte Anwandlung davon, ſo betrübte es mich dermaßen, daß nicht der Teufel durch meinen Fehler, ſondern ich durch meine Reue den Gewinn hatte. Deshalb hat er mich in dieſem Punkt immer nur ſehr ſchwach verſucht. Hätte Gott zugelaſſen, daß dieſe Verſuchung ſo heftig wurde, wie ſie es zu manchem anderen war: ſo hätte ich vielleicht auch ihr nachgegeben; allein, Gott ſei Lob und Preis! das iſt bis jetzt nicht geſchehen. Da ich aber mein Geheimnis wußte, ſo drückte mich die gute Meinung, die man ganz allgemein von mir hatte, recht ſchwer. Man mußte ſie aber haben, wenn man ſah, wie ich bei meiner Jugend und trotz ſo mancher Verlockung mich ſo oft und ſo gern in die Einſamkeit begab, ſo gern betete und las, ſo gern von himmliſchen Dingen ſprach, ſo gern heilige Bilder malen ließ; — wie es mich freute, ein Oratorium und darin recht viele Devotionsgegenſtände zu haben; — wie ich vom Nächſten nie Böſes redete — und dergleichen mehr, was den Anſchein von Tugend gibt. Ich wurde geſchätzt um Dinge, welche die Welt zu ſchätzen pflegt und welche doch ohne wahren Inhalt ſein können. Deshalb alſo verließ man ſich im Kloſter mit aller Sicherheit auf mich und ließ mir Freiheit wie den älteſten Nonnen, ja noch mehr als ihnen. Ohne Erlaubnis hätte ich mir keine Freiheit herausgenommen. Beſuche und Unterredungen zu haben außerhalb der dazu beſtimmten Räume oder in ſpäten Abendſtunden, ſchien mir höchſt unpaſſend in einem Kloſter und ich tat es nie, denn der Herr hielt ſeine Hand über mir. Ich fand es ſehr ſündhaft, den guten Ruf des Kloſters, in welchem ſo viele gute Nonnen ſich befanden, unter denen ich allein ſo wenig gut war, aufs Spiel zu ſetzen, und erkannte ſehr deutlich die Tragweite eines ſolchen Frevels. Ließ ich mir aber auch nicht dergleichen grobe Übertretungen zu Schulden kommen, ſo fielen doch gar manche andere vor.

Es war mir ungemein ſchädlich in einem Kloſter ohne Klauſur zu ſein. Die übrigen Nonnen waren in aller Tugend feſt und gegründet; ſie durften rechtmäßig ihre Freiheit genießen, denn man legte nicht das Verſprechen ab, die gänzliche Abſchließung von der Welt inne zu halten. Ich jedoch, der es an jener feſten Tugend fehlte, wäre gewiß auf dem Wege zur Hölle gewandelt, wenn der Herr mich nicht durch tauſend und aber tauſend Mittel ſeiner beſonderen Gnade dieſer Gefahr entriſſen hätte. Sie iſt ungeheuer groß in einem Nonnenkloſter mit Freiheit des Verkehrs mit der Welt! Wer keine Neigung für ein abgetötetes Leben hat, findet dort keine Stütze gegen ſeine Hinfälligkeit, ſondern einen leichteren Pfad zum Abgrund. Für mein damaliges Kloſter gilt das nicht. Da dienten gar viele fromme Seelen in Wahrheit mit großer Vollkommenheit dem Herrn, und vermöge

Da ſteinigen ſie ihn im wilden Grimme!
Er aber, wie ſich's ziemt dem Gnadenkinde,
Erfleht Vergebung für der Feinde Sünde,
Entſchlafend betet er mit lauter Stimme.
Und wie Dein göttlich Blut ihn hat geworben,
So folgt dem ſeinen auch der ſchönſte Segen
Wie Blüten auf den warmen Maienregen —
Und für den Jüngling Saul iſt er geſtorben.

ſeiner namenloſen Güte wird er ihnen gewiß nimmermehr ſeine Huld entziehen. Es hält ſeine Regel inne und iſt keines von jenen, die allzuleicht Zutritt gewähren. Ich ſpreche von anderen Klöſtern, die ich kenne, die ich geſehen habe. Ich bedauere unausſprechlich die, welche darin leben. Nicht einmal, ſondern recht oft, muß der Herr den Ruf der göttlichen Gnade an ſie ergehen laſſen, damit ſie im Stande ſind, ſich zu retten. So ſehr ſind die Ehren und die Vergnügungen der Welt ihnen geſtattet, ſo wenig ſind ſie über ihre Verpflichtungen aufgeklärt, daß der liebe Gott ſie erleuchten muß, damit ſie nicht Sünden für Tugenden anſehen, wie ich das nur allzu häufig getan habe. Und es iſt unendlich ſchwer, ihnen dieſe Pflichten begreiflich zu machen, wenn nicht Gott ſelbſt ihnen Licht gibt. Wollten Eltern meinen Rat annehmen und ſuchten ſie auch nicht ihre Töchter in denjenigen Stand zu bringen, der ihnen das Heil ihrer Seelen verſpricht: ſo wäre es doch im Intereſſe ihrer Ehre und trotz aller Gefahren der Welt beſſer, ſie eine Ehe, ſogar tief unter ihren Verhältniſſen, ſchließen zu laſſen, oder ſie im Vaterhauſe zu behalten, als ſie in ein ſolches Kloſter zu bringen; — es ſei denn, daß ſie ungemein gut geartet wären und mit Gottes Hilfe ſich gut erhalten könnten. Führen ſie ſich im elterlichen Hauſe übel auf, ſo wird das viel früher entdeckt als im Kloſter, wo ſie ihre Aufführung lange verbergen können, bis der Herr ſie doch endlich an den Tag bringt. Aber dann haben ſie bereits nicht nur ſich ſelbſt, ſondern durch ihr Beiſpiel auch anderen, den empfindlichſten Schaden zugefügt. Und am Ende haben die Ärmſten nicht die größte Schuld; ſie gehen nur auf dem Wege fort, den ſie vor ſich ſehen. Es iſt ein Jammer um ſo viele, die ſich von der Welt trennen, um deren Gefahren zu meiden, und die voll freudigem Verlangen dem Herrn zu dienen in's Kloſter gehen, wenn ſie dort, ſtatt in der Welt — in zehn Welten ſich befinden, und nicht wiſſen, wie ſie dieſe überwinden und mit welchen Waffen ſie kämpfen ſollen. Die Jugend, die Sinnlichkeit, der Teufel verlocken und bewegen ſie zu allerhand Weltlichkeiten, die man in der Welt gut heißt. Die Unglücklichen kommen mir ungefähr wie die Ketzer vor: ſie wollen blind ſein; ſie wollen andere und ſich ſelbſt überreden, daß ſie die Wahrheit beſitzen und an ſie glauben. Aber ſie glauben das alles durchaus nicht, denn heimlich bei ſich ſelbſt wiſſen ſie, daß das alles unwahr iſt. O welch Elend, welch großes Elend, wenn in Klöſtern — gleichviel ob von Mönchen oder Nonen! — die Regel nicht beobachtet wird; wo es zwei Wege gibt, den einen der Tugend, den anderen der Nachläßigkeit, und wo es gleichgültig iſt, welchen man einſchlägt, weil beide gleichmäßig betreten werden. Doch nein! nicht gleichmäßig! der Weg der Unvollkommenheit iſt der beliebtere, weil er mehr unſerer ſündigen Natur entſpricht: die Mehrzahl wandelt auf ihm, und der Weg der Vollkommenheit bleibt ſo leer, daß der Mönch oder die Nonne, die wirklich dem Ruf der Gnade folgen wollen, ein Heer von Teufeln weniger zu fürchten haben, als die Perſonen, mit denen ſie unter einem Dach leben. Sie dürfen weniger offenherzig von ihrem Verlangen ſprechen, Gott zu lieben, als von den Freundſchaften und den Zuneigungen, welche der Geiſt der Finſternis in ſolchen Klöſtern anzuſtiften weiß. Wahrlich, wir können uns nicht wundern, die Kirche von ſo großen Leiden heimgeſucht zu ſehen, wenn diejenigen, die allen übrigen ein Vorbild der Tugend ſein ſollten, ihre heilige Aufgabe ſo wenig erfüllen, daß der Geiſt der heiligen Stifter aus ihren Orden entweicht. Möge es dem Allmächtigen gefallen, dieſem ſchweren Übel das richtige Heilmittel zu gewähren. Amen.

Es war eine ganz allgemein eingeführte Sitte, daß Perſonen von außerhalb Beſuche in den Klöſtern machten. Ich dachte nicht, daß meine Seele beſchädigt und zerſtreut werden könne, wenn ich es machte wie ſo viele gute Seelen, und ich begann mich in freundlichen Verkehr einzulaſſen. Später habe ich eingeſehen, daß ſolcher Umgang gerade für mich höchſt nachteilig ſein mußte, weil ich dadurch in viel heftigere Verſuchungen geriet, als andere, die mich an Tugend weit übertrafen, und daß ich ihn bei dem leiſeſten Zweifel hätte aufgeben müſſen, wäre es auch nur wegen der Zeitverſchwendung geweſen. Als ich einmal mit jemand, ganz im Anfang unſerer Bekanntſchaft, im Geſpräch begriffen war, gab mir in meiner Verblendung der Herr durch ein inneres Licht zu verſtehen, daß ſolche Freundſchaften ſich durchaus nicht für mich geziemten: Chriſtus erſchien mir mit einem ſtrengen Antlitz und zeigte mir, wie ſehr eine ſolche Unterhaltung ihm mißfalle. Ich ſah ihn mit dem Auge der Seele viel deutlicher, als es mit leiblichen Augen hätte geſchehen können, und ſo feſt prägte ſein Anblick ſich mir ein, daß er mir noch jetzt, nach mehr denn ſechsundzwanzig Jahren, gegenwärtig iſt.

Ich geriet in Schreck und Verſtörung und wollte nie wieder dieſen Beſuch annehmen. Zum Unglück wußte ich nicht, daß man noch in anderer Weiſe, als mit leiblichen Augen, ſehen könne, und der böſe Feind benutzte meine Unwiſſenheit, beſtärkte mich in dem Wahn, daß dies unmöglich ſei und gab mir ein, es könne eine Täuſchung, ein teufliſches Trugbild oder etwas der Art geweſen ſein. Ich hatte zwar ein entſchiedenes Gefühl, daß dieſe Viſion von Gott komme und kein Trugbild ſei; da dieſe Annahme aber nicht mit meiner Neigung übereinſtimmte, ſo ſuchte ich mich ſelbſt zu belügen, und ſprach mit niemand davon. Bald drang man ſehr lebhaft in mich, ich möge doch den abgebrochenen Umgang wieder anknüpfen. Man verſicherte, der Verkehr mit einer ſo ausgezeichneten Perſönlichkeit werde nicht nur meinem Ruf nicht ſchaden, ſondern ſei höchſt ehrenvoll für mich; — und ſo nahm ich ihn denn wieder auf. Einen ähnlichen Umgang mit anderen Perſönlichkeiten hatte ich in verſchiedenen Abſchnitten meines Lebens; doch keiner verwirrte meine Seele ſo ſehr wie dieſer, weil er mir äußerſt angenehm war. Während vieler Jahre geſtattete ich mir dieſe verderbliche Unterhaltung ohne einzuſehen, wie böſe ſie ſei — obſchon ich zuzeiten eine klare Erkenntnis ihrer Gefährlichkeit hatte.

Und wieder einmal, als ich mit derſelben Perſönlichkeit im Geſpräch war, hatten wir und hatten die übrigen Perſonen, die ſich im Zimmer befanden, einen gräulichen Anblick. Ein Ding wie eine Kröte, nur größer und mit viel größerer Behendigkeit ſich bewegend, lief auf uns zu. Wie ſich dies Untier, mitten im Tage auf dieſer Stelle, wo nie etwas Ähnliches bemerkt worden war, befinden konnte, iſt mir unerklärlich geblieben. Der Eindruck, den es auf mich machte, gehört zu jenen geheimnisvollen, die ich nie vergaß. O großer Gott! wie liebreich, wie ſorgfältig haſt Du mir die verſchiedenartigſten Warnungen zukommen laſſen und wie wenig haben ſie gefruchtet! —

In meinem Kloſter lebte eine bejahrte Nonne, meine Anverwandte, eine ſehr gute Ordensfrau und treue Dienerin Gottes. Auch ſie gab mir zuweilen in Betreff meines Umgangs gute Ratſchläge, die aber keine gute Aufnahme fanden. Ich wurde ihr abgeneigt und fand, daß ſie Ärgernis ſuche, wo es nicht zu finden ſei. So böſe war ich und ſo gut war Gott! wie ſehr verdiente ich die Hölle für ſolchen Undank! Ich ſage dies, damit, wenn je dieſe Schrift von Nonnen geleſen werden ſollte, ſie mein Beiſpiel ſich zu Herzen nehmen. Ich bitte ſie um Gotteswillen, ſolche Unterhaltungen zu fliehen. Habe ich ihnen je geſagt, dergleichen wäre nicht gefährlich, ſo habe ich ſie getäuſcht und ich möchte ſie nun enttäuſchen. Nur meine Verblendung konnte mich deren bedenkliche Gefahren überſehen laſſen; abſichtlich täuſchte ich ſie nicht. Aber auch durch mein ſchlechtes Beiſpiel tat ich es. Stets wähnte ich, das Übel ſei nicht groß und es zog doch große Übel nach ſich.

Im Anfang meiner Krankheit und bevor ich im inneren Leben befeſtigt war, hatte ich die heißeſten Wünſche, den Fortſchritt Anderer zu befördern: eine ſehr gewöhnliche Verſuchung für Anfänger, die aber bei mir gute Folgen hatte. Da ich meinen Vater ſehr liebte, wünſchte ich vor allem ihm den Troſt, den ich im betrachtenden Gebet fand, und der mir als das höchſte Glück des Lebens vorkam. Ich ruhte nicht, bis er dieſe Übung begann und ich gab ihm Bücher, die ihn dazu anleiteten. Da er ſo ungemein tugendhaft war, verlegte er ſich mit ſolchem Eifer auf die Betrachtung, daß er in fünf bis ſechs Jahren, Gott ſei gedankt, zu meiner allergrößten Freude ungemein darin vorwärts kam. Von vielen Seiten kamen große Leiden über ihn; er trug ſie mit bewundernswürdiger Ergebung, und ſein beſter Troſt beſtand darin, mich häufig zu beſuchen und von himmliſchen Dingen mit mir zu reden. Als ich in innere Verwirrung geriet und von der Betrachtung abließ, bemerkte er es nicht, und es war mir unerträglich, von ihm für beſſer gehalten zu werden, als ich war; denn ein Jahr etwa hielt ich mich fern von der Betrachtung und ſpiegelte mir ſelbſt vor, es geſchehe aus Demut. Es war die ſchlimmſte Verſuchung, die mich je befiel! in den Untergang hätte ſie mich geſtürzt, denn, wenn die Betrachtung mich auch nicht heute vor Beleidigung Gottes ſchützte, ſo half ſie mir doch ein anderes Mal zur Sammlung und zur Flucht vor gefährlichen Gelegenheiten. Genug, es tat mir allzu weh, den vortrefflichen Mann zu täuſchen, der ſo feſt an meinen vertrauten Umgang mit Gott glaubte, und ich ſagte ihm, das habe aufgehört. Die Urſache ſagte ich ihm aber nicht, und ſchützte nur meine Kränklichkeit vor. In der Tat war ſie nach der Geneſung von meiner großen Krankheit und bis zu dieſer Stunde, noch immer ſtörend genug, und iſt ſie auch jetzt etwas erträglicher, ſo verläßt ſie mich doch nie. So habe ich zum Beiſpiel zwanzig Jahre an Erbrechen gelitten, das in der Frühe eintrat und mir erſt nachmittags geſtattete, Speiſe zu nehmen; zuweilen ſogar erſt am Abend. Seitdem ich häufiger die Kommunion empfange, überfällt es mich in der Nacht, aber mit noch größerer Qual, weil ich genötigt bin, es hervorzurufen, um einige Linderung zu haben. Auch ich bin faſt niemals ohne Schmerz am Herzen und zuweilen iſt er ſtechend. Indeſſen tritt das doch nur noch ſelten ein. Von der Gliederlähmung und von heftigen Fieberanfällen bin iſt ſeit acht Jahren ganz befreit, und die Körperleiden, die mir jetzt noch geblieben ſind, beachte ich wenig. Ja, zuweilen freuen ſie mich, weil ich ſie Gott aufopfern kann.

Mein Vater glaubte den Grund, den ich ihm angab. Er ſagte immer die Wahrheit und dachte alſo nicht, daß ich ſie — und beſonders bei einem ſolchen Gegenſtand! — nicht ſagen würde. Um ihn in ſeinem Glauben zu beſtärken, ſetzte ich hinzu, ich hätte kaum Kraft genug für das Chorgebet. Bei mir ſelbſt fühlte ich wohl die Nichtigkeit dieſes Vorgebens, denn Kränklichkeit iſt kein Grund, um eine fromme Übung aufzugeben, die durchaus keine körperliche Anſtrengung, ſondern nur Liebe und Gewohnheit erheiſcht. Wünſchen wir ſie zu machen, ſo gibt uns Gott auch immer Gelegenheit dazu. Ja, immer! Gönnt uns auch die Krankheit mit ihren verſchiedenen Umſtänden nicht lange Stunden der Einſamkeit, und treten auch ſonſt Hinderniſſe ein: ſo gibt es dazwiſchen doch Augenblicke, wo wir an unſeren Heiland denken können. Liebt eine Seele Gott, ſo wird es inmitten der Krankheit und der Störungen ihr beſtes Gebet ſein, ihm ihre Leiden zu opfern, an ſeine Leiden zu denken und ſich in die Gleichförmigkeit des Willens mit dem ſeinigen zu verſetzen, ſei es im Leiden, ſei es bei tauſend Widerwärtigkeiten, die ſich täglich einſtellen. Das iſt die Übung der Liebe, und eine ſolche Betrachtung erheiſcht nicht Einſamkeit und lange ſtille Stunden, und nicht eine heftige Anſtrengung. Mit ein wenig Aufmerkſamkeit können wir trotz unſerer körperlichen Schmerzen große Wohltaten aus ihr ſchöpfen; das habe ich immer gefunden, wenn ich ein gutes Gewiſſen hatte. Mein Vater liebte und ſchätzte mich zu ſehr, um mir nicht vollen Glauben zu ſchenken; er beklagte mich herzlich. Er ſeinerſeits hatte ſich inzwiſchen zu einer ſolchen Höhe des betrachtenden Gebetes erſchwungen, daß er ſeitdem nicht mehr ſo viel bei mir war. Er kam, er ſah mich ein paar Augenblicke, und dann entfernte er ſich wieder, indem er ſagte, es ſei Zeitverſchwendung, während ich mich wenig darum kümmerte, ſie mit tauſend Eitelkeiten zu verſchwenden. Während ich mich mehr und mehr in ſie vertiefte, bewog ich außer meinem Vater noch andere Perſonen zur Übung des inneren Gebetes. Da ich ſah wie gern ſie beteten, gab ich ihnen Anleitung über die Weiſe, in welcher die Betrachtung anzuſtellen ſei und teilte ihnen Bücher darüber mit; denn von dem Augenblicke an, wo ich die Betrachtung zu üben anfing, war es mein lebhafter Wunſch, daß doch Andere dem lieben Gott recht treu dienen möchten. Weil ich das ſo gar nicht tat, wünſchte ich es gleichſam durch Stellvertreter zu tun, damit die Erleuchtung, die der Herr mir gegeben, doch nicht ganz verloren gehe. Gewiß ein

Zeichen von merkwürdiger Verblendung: für das Seelenheit anderer beſorgt zu ſein und ſorglos um das eigene! —

Um dieſe Zeit fiel mein Vater in ſeine Todeskrankheit, die nur einige Tage dauerte. Ich ging zu ihm und pflegte ihn. Ach! er war minder krank dem Leibe nach, als ich an der Seele. Ich ging unter in meinem eitlen Treiben, aber doch nicht ſo, daß ich die Todſünde mir erlaubt hätte. Unter keiner Bedingung wäre ich in einem ſolchen Zuſtand verblieben, ſobald er mir klar geworden wäre. Mein Vater litt ſehr. Ich hoffe, daß ich ihm etwas die Liebe und Sorgfalt vergalt, die er in meinen Krankheiten mir ſtets erwies, und ich überwand mein heftiges Unwohlſein, um ihn zu pflegen. Ich fühlte, daß ich mit ihm alles verlieren würde, was ich an Troſt, an Stütze, an Liebe im Leben beſaß. Ich tat mir Gewalt an, um meinen Schmerz vor ihm zu verbergen und ſchien ruhig bis zu ſeinem Tode; aber es zerriß mir das Herz ihn ſterben zu ſehen, denn ich liebte ihn zärtlich. Und doch konnte ich nur Gott danken für einen ſolchen Tod und für die Gnade einer ſolchen Sterbeſtunde. Nachdem er die heilige Ölung empfangen, gab er uns ſeine letzten Ratſchläge, ermahnte uns, dem Herrn recht treu zu dienen und die Vergänglichkeit der Welt recht feſt vor Augen zu haben. Mit Tränen klagte er ſich an, ein recht unvollkommener Diener geweſen zu ſein, ſtatt eines Mönches von ſtrengſter Ordensregel. Dann trug er uns auf, recht viel für ihn zu beten und ihn recht dringend der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Ich glaube feſt, daß ihm der Herr etwa vierzehn Tage vor ſeinem Tode zu verſtehen gab, es gehe zu Ende mit ſeinem Leben, denn zuvor dachte er das nicht und ſeine Krankheit war doch ſehr ernſter Art. Nachher trat eine Beſſerung ein und die Ärzte ſagten es ihm; doch er legte kein Gewicht darauf und dachte nur daran, ſeine Seele zu ordnen. Er litt entſetzlich durch einen furchtbaren Rückenſchmerz, der ihn nie verließ und ihn zuweilen bis zur Agonie folterte. Ich ſagte ihm, da er ſo große Andacht zum kreuztragenden Heiland habe, wolle dieſer ihm gewiß einen Anteil an dem Schmerz geben, den Er durch dies Geheimnis ſeiner Paſſion litt. Das tröſtete ihn ungemein. Kaum hörte ich ihn noch eine Klage ausſtoßen. Drei Tage lag er ohne Bewußtſein; an ſeinem Sterbetag aber gab ihm der Herr zu unſerem größten Erſtaunen die vollkommene Beſinnung zurück. Er konnte noch ſelbſt das Credo beten; doch in der Mitte desſelben gab er ſanft ſeinen Geiſt auf. Er ſah wie ein Engel aus, und ich meine, er war es gleichſam durch die Schönheit ſeiner Seele und durch ſeine Richtung auf die himmliſchen Dinge. Ich weiß nicht, weshalb ich dies erzähle, es ſei denn, um meine Verkehrtheit in deſto helleres Licht zu ſtellen. Wie ſehr hatte ich Grund, mein elendes Leben zu beſſern, um doch etwas einem ſolchen Vater ähnlich zu werden, nachdem ich Zeugin ſeines frommen Lebens und Sterbens geweſen war! Sein Beichtvater, ein ſehr ausgezeichneter Dominikaner, P. Vinzenz Barron, ſagte, er zweifle nicht, daß mein Vater geradeswegs in den Himmel käme, denn ſeit Jahren habe er ihm gebeichtet und ihm Gelegenheit gegeben, die Lauterkeit ſeines Gewiſſens zu kennen.

Dieſer Dominikanerpater, ein vortrefflicher,

Feſt der heil. unſchuldigen Kinder.

„Sine macula sunt ante thronum Dei.“ *Apocal.*

Kommt ein Feſteszug geſchritten,
Streut man Blumen vor ihm hin,
Daß auf rauhem Pfad nicht walle
König oder Königin;
Daß der Sieger in den Schlachten
Statt des Blutes — Blüten ſchaut,
Sicher bei dem jungen Gatten
Wandele die zarte Braut.

Doch Dein Feſtzug, Gottesknabe,
War ja eine bange Flucht
Durch die Nacht, zum fremden Lande,
Weil des Mörders Stahl Dich ſucht.
Ob für Dich die Wege dunkel,
Ob ſie über Felſen gehn,
Ob Dich Dornen blutig ritzen —
Niemand ach! hat hingeſehn.

ſehr gottesfüchtiger Mann, wurde mir äußerſt nützlich, denn ich fing an bei ihm zu beichten. Mit großer Liebe nahm er ſich meiner Seele an, zeigte mir, daß ich auf dem breiten Wege der Welt wandele und ließ mich alle vierzehn Tage kommunizieren. Nachdem ich mehr und mehr Vertrauen zu ihm faßte, ſprach ich auch über das innere Gebet mit ihm und er ſagte, ich dürfe es unter keiner Bedingung aufgeben und es könne mir nur gut ſein. Ich nahm es alſo wieder auf und habe es ſeitdem immer geübt; allein ich gab deshalb nicht meine gefährlichen Verbindungen auf. Mein Leben wurde nun höchſt qualvoll; in Folge der Betrachtung ſah ich meine Fehler viel deutlicher ein, ſo daß Gott mich einerſeits zu ſich rief, während ich andererſeits dem Ruf der Welt folgte. Die himmliſchen Dinge gewährten mir ſüße Befriedigung, aber die irdiſchen hielten mich feſt. Ich wollte, wie mir ſcheint, zwei feindliche Gegenſätze in mir vereinigen: das Leben des Geiſtes mit ſeinen hohen Tröſtungen und das Leben der Sinnlichkeit mit ſeinen Freuden und Ergötzlichkeiten. Ich litt furchtbar bei der Betrachtung, weil ſie mir zeigte, daß der Geiſt nicht Herr ſei, ſondern Sklav, und weil ich nicht in mich ſelbſt einkehren konnte, wie ich es zu tun wünſchte, ohne tauſend irdiſche Gedanken mitzubringen. Ich wundere mich jetzt, wie viele lange Jahre ich ſo zubrachte und wie ich es aushalten konnte, ohne mich für das Eine oder das Andere zu entſcheiden. Ich weiß aber, daß es nicht mehr in meiner Macht ſtand, vom betrachtenden Gebet abzulaſſen, denn der Herr hielt ſeine Hand über mir und ſeine Liebe wollte mir immer größere Gnaden ſchenken.

O Herr! es iſt unmöglich zu ſagen, aus welchen unzähligen Gefahren Gott mich in dieſer Reihe von Jahren gerettet hat — wie ich mich immer von Neuem in ſie hinein begab — wie Er mich ſchützte und meinen guten Ruf bewahrte! Ich tat alles, was meine Armſeligkeit verriet, und er tat alles, um ſie zu verſchleiern und um meine äußerſt geringen Anfänge von kleinen Tugenden zu enthüllen und ſie vor fremden Augen als etwas Großes erſcheinen zu laſſen, ſo daß man mich immer ſehr hoch ſchätzte. Kam mein weltlicher Sinn auch manchmal zum Vorſchein, ſo nahm man daneben gute Eigenſchaften wahr, und legte auf jenen kein Gewicht. Der Allwiſſende ſah voraus, daß dies ſo ſein müſſe, damit man mir ſpäter Vertrauen ſchenke, wenn es ſich um ſeinen Dienſt handle. Seine göttliche Großmut ſah nicht auf meine großen Sünden, ſondern auf das Verlangen, das ich oftmals hatte, ihm treu zu dienen, und auf den Schmerz über meinen Mangel an Kraft, um aus den Wünſchen — Werke zu machen.

O Herr meiner Seele! könnte ich nur die Gnaden aufzählen, welche Du mir in jenen Jahren ſchenkteſt! wie Du zu jener Zeit, wo ich ſo ſehr Dich beleidigte, mir immer ganz bald die allerheftigſte Reue ſchickteſt, und wie Du mich dadurch fähig machteſt Deine ſüßen Tröſtungen zu empfangen! O König meiner Seele! das war zugleich die zarteſte und die bitterſte Strafe, welche Du mich fühlen laſſen konnteſt, und Du wußteſt ganz genau, daß mir nichts empfindlicher ſei: mit himmliſchen Süßigkeiten züchtigteſt Du meine Treuloſigkeit. Dies iſt keine Übertreibung, o nein! obſchon es recht natürlich wäre, wenn ich jetzt bei der Erinnerung an meinen Undank und meine Bosheit außer mir käme. Bei meinem Charakter war es mir unendlich viel ſchmerzlicher, Gnaden zu empfangen, nachdem ich große Fehler begangen hatte, als geſtraft zu werden. Eine einzige ſolche Gnade demütigte, zerknirſchte und vernichtete mich mehr, als ein ganzes Heer von Krankheiten und Drangſalen, die der Herr mir hätte ſchicken können; denn daß ich dieſe verdiente um ein wenig, nur ein ganz wenig für meine Sünden genug zu tun — das ſah ich ein; aber von Neuem Gnaden zu empfangen, nachdem man die früheren mit ſolchem Undank lohnte: das war für mich eine ganz furchtbare Qual, und ich glaube, ſie wird es für jede Seele ſein, die auch nur ein wenig Erkenntnis Gottes und Liebe zu ihm hat. Jeder tugendhafte Charakter wird uns das beſtätigen. Daher meine bitteren Tränen und mein Jammer: ich fühlte mich von himmliſchen Tröſtungen überſtrömt und ſah mich am Vorabend eines Falles, wenn auch meine Vorſätze und mein Verlangen in ſolchen Zerknirſchungen gut und feſt waren. Sehr traurig iſt's für eine Seele, zwiſchen ſolchen Klippen einſam und ratlos zu ſein. Mir ſcheint, es wäre mir eine große Hilfe geweſen, recht gründlich mit jemand über meinen Zuſtand zu reden und ſeinen Rat einzuholen, wie ich mich vor Rückfällen bewahren könne. Ich wäre folgſam geweſen; — freilich mehr aus Furcht vor Beſchämung, als aus Liebe zu Gott.

Ich möchte allen Denjenigen, die ſich im betrachtenden Gebet üben, den Rat geben, beſonders im Anfang in vertrauten Umgang mit Perſonen zu treten, welche dasſelbe tun. Wenn ſie ſich auch nur untereinander durch Gebet beiſtehen würden, ſo wäre ſchon das von unberechenbarer Wichtigkeit; aber es hat noch ganz anderen Nutzen. Man ſucht ja in weltlichen Verhältniſſen freundſchaftlichen Umgang und trauliche Verbindungen; man findet durch ſie, mögen ſie uns auch noch ſo wenig fördern, doch ſo viel Vergnügen; man freut ſich ſo ſehr, tauſend eitle Kleinigkeiten einander mitzuteilen, daß ich wahrlich nicht einſehe, weshalb es unerlaubt ſein ſollte, daß jemand, der recht aufrichtig anfängt, Gott zu lieben und ihm zu dienen, Freunde hätte, denen er die Freuden und die Mühen mitteilt, die vom betrachtenden Gebet unzertrennlich ſind. Will man wirklich in aufrichtiger Liebe nach der Vereinigung mit Gott ſtreben, ſo fürchte man nicht Anwandlungen von Selbſtgefälligkeit bei ſolchen Geſprächen zu haben; unterdrückt man deren erſte Regung, ſo ſammelt man Verdienſte ein. Wurde eine ſolche Mitteilung in reiner Abſicht gemacht, ſo glaube ich, daß ſie für beide Teile ungemein förderlich ſein kann, daß man vielfach über ſich ſelbſt aufgeklärt und zugleich über das erleuchtet wird, was man zur Erleuchtung der Freunde tun kann. Wer durch ſolche Geſpräche eitel würde, könnte es ebenſo leicht werden, wenn er der Meſſe öffentlich mit Andacht beiwohnte oder irgend einen anderen Akt vollzöge, den er als Chriſt vollziehen muß und nicht aus Furcht vor Selbſtgefälligkeit unterlaſſen darf. Dies iſt für Seelen, welche noch nicht ganz feſt in der Tugend gegründet ſind, ſo unausſprechlich wichtig, daß ich es ihnen gar nicht genug anempfehlen kann, denn ſie haben gegen zahlloſe Widerſacher ihres Fortſchritts zu kämpfen und ſogar gegen Freunde, die ſie zum Böſen verlocken. Der Teufel hat, glaube ich, die Anſicht in Umlauf geſetzt, weil ſie ſeiner Sache äußerſt vorteilhaft iſt: wer Gott lieben und ihm gefallen will, hat zu ſchweigen über alles, was ihn erfüllt und bewegt; wer aber böſe Neigungen und Begierden hat, ſpreche ohne Scheu ſie aus, denn ſie ſind dermaßen im Sinn der Welt, daß die Beleidigungen Gottes, die ſie nach ſich ziehen, für etwas gelten, womit man prahlen dürfe.

Vielleicht rede ich Verkehrtes; in dieſem Falle bitte ich Sie, mein hochwürdiger Vater, dies Blatt zu vernichten. Iſt es aber nicht verkehrt, ſo flehe ich Sie an, meiner Beſchränktheit zu Hilfe zu kommen und zu vervollſtändigen, was ich nur unvollkommen zu ſagen weiß. Alles, was den Dienſt Gottes betrifft, geht gar matt und langſam vorwärts; da müſſen denn gute Diener einander ſtützen, antreiben und forthelfen, wie die Welt es macht bei den Genüſſen und Freuden ihrer Anhänger. Was dieſe treiben, beachtet man nicht. Will ſich aber jemand ganz dem lieben Gott widmen, ſo bricht heftiger Tadel wider ihn aus, und er muß notwendigerweiſe Verteidiger haben, bis er ſtark genug ſein wird, über den Sturm ſich zu erheben. Findet er keinen Beiſtand. ſo wird er oft in große Bedrängnis geraten, und ich glaube, daß manche Heilige deshalb in die Wüſte flohen. Es iſt gewiß ein Akt der Demut ſich ſelbſt zu mißtrauen und zu glauben, daß Gott uns helfen werde durch Vermittelung ſolcher Freunde. Die Nächſtenliebe wächſt durch dieſe Mitteilungen und bietet unzählige Vorteile, — was ich gewiß nicht behaupten würde, wenn ich mich nicht auf meine lange Erfahrung berufen könnte. Es iſt wahr: unter allen Sterblichen bin ich der Schwächſten und Armſeligſten Eine; aber auch der Starke verliert nichts, wenn er ſich nicht für ſtark hält und der Erfahrung anderer Glauben ſchenkt. Ich kann nur mit aller Wahrheit von mir ſagen: hätte Gott mir nicht über dieſen Punkt Licht gegeben und zugleich häufigen Verkehr mit betenden Seelen: ſo wäre ich aus einem Rückfall in den anderen, und endlich kopfüber in die Hölle geſtürzt. Denn zum Fall verhalfen mir Freunde in Menge, während ich, um wieder aufzuſtehen, dermaßen allein und verlaſſen war, daß ich mich jetzt ſehr wundere, warum ich nicht im Abgrund liegen blieb. Gottes Barmherzigkeit ſei geprieſen; Er allein reichte mir die rettende Hand. Lob und Dank ſei Ihm in alle Ewigkeit. Amen.

Achtes Kapitel.

Wie das betrachtende Gebet ihre Seele nicht zugrunde gehen ließ. Wie es vorteilhaft für jedermann iſt, ſogar dann, wenn es nicht regelmäßig geübt wird.

Nicht ohne Abſicht verweilte ich ſo lange bei dieſem Abſchnitt meines Lebens. Niemand wird ein ſo häßliches Bild ohne Widerwillen betrachten, und ich wünſche von Herzen, daß alle, welche dieſe Blätter leſen werden, eine Seele verabſcheuen, die unermeßliche Gnaden mit hartnäckigem Undank belohnt hat. Könnte ich nur zählen, wie oft ich in jener Zeit dem Herrn untreu wurde, weil ich mich nicht auf die ſtarke Säule des betrachtenden Gebetes ſtützte! Faſt zwanzig Jahre trieb ich ſteuerlos auf einem ſtürmiſchen Meer. Ich fiel, ich ſtand auf; aber ich ſtand nicht feſt und fiel wieder. So fern war mein Leben vom Verlangen nach Vollkommenheit, daß ich läßliche Sünden kaum beachtete und Todſünden keineswegs gebührend fürchtete, ſondern in den nächſten Gelegenheiten beharrlich blieb. Es war alſo das mühſeligſte Leben auf Erden: ich fand mein Glück nicht in Gott und fand es nicht in der Welt. Genoß ich deren Freuden, ſo erinnerte ich mich mit Schmerz an alles, was ich Gott ſchuldig ſei; und dachte ich an Gott, ſo beunruhigten mich meine weltlichen Zuneigungen. Es war ein ſo mühſamer Kampf, daß ich nicht begreife, wie er einen Monat — geſchweige ſo viele Jahre auszuhalten war. Doch erkenne ich deutlich Gottes große Erbarmung, die trotz meiner Verwickelung mit der Welt mir doch immer Mut zum Gebet ließ. Ich ſage abſichtlich Mut; denn ich weiß nicht zu welcher Sache mehr Mut gehören könnte, als dazu: ſeinen König zu verraten, zu wiſſen, daß er es weiß und dennoch in ſeiner Gegenwart zu verbleiben. Gott hat uns freilich immer vor Augen; ich meine aber, daß es im Gebet in beſonderer Weiſe der Fall ſei, denn wir ſtellen uns dann in ſeine Gegenwart und denken daran, daß wir von ihm geſehen werden, während wir es ſonſt wohl, auf einige Tage ſogar, vergeſſen können. Trotz meiner Verweltlichung hatte ich doch mitunter beſſere Zeiten. Monatelang, einmal ſogar ein ganzes Jahr, hütete ich mich ſorgfältig vor jeder Beleidigung Gottes. Ich übte mich eifrig im Gebet und gab mir Mühe, in keinen Fehler zu verfallen. Da alles, was ich ſchreibe, zur Ehre der Wahrheit iſt, ſo muß ich auch dies ſagen; aber ſogleich hinzuſetzen, daß ich nur eine blaße Erinnerung meiner guten Tage habe, und daß folglich ihre Zahl weit geringer, als die der ſchlimmen geweſen ſein muß. Dennoch verging ſelten ein Tag, an welchem ich nicht ein paar Stunden dem Gebet widmete, ausgenommen, wenn ich ſehr krank oder ſehr beſchäftigt war. War ich krank, ſo ſtand ich aber beſſer mit Gott. Dann wünſchte ich, die Perſonen, die mich umgaben, möchten ihn ſuchen und finden. Ich ſprach viel mit ihnen von himmliſchen Dingen und flehte für ſie Gottes Gnade an. Es ſind jetzt achtundzwanzig Jahre, ſeitdem ich das innere Gebet zu üben begann, und jenes eine Jahr ausgenommen, brachte ich mehr als achtzehn in dieſem Kampf des Zwieſpaltes zwiſchen Gott und der Welt zu. Während der letzten zehn Jahre, von denen ich noch zu ſprechen habe, war der Kampf noch heftig genug, aber die Urſache war nicht dieſelbe; und der Gedanke, im Dienſt Gottes zu kämpfen und die Erkenntnis der Nichtigkeit alles Irdiſchen verſüßte ihn.

Zwei Gründe beſtimmten mich, mit ſolcher Ausführlichkeit dies zu erzählen. Erſtens wollte ich die Barmherzigkeit Gottes und meinen Undank ſo lebhaft wie möglich ſchildern; und zweitens die große Wohltat klar machen, die Gott einer Seele erweiſt, wenn er ihr den Zug zum inneren Gebet gibt. Möge ſie keineswegs ſo eifrig ſein, wie ſie ſein ſollte; — möge ſie noch tauſendmal den Verſuchungen nachgeben und in die Sünden fallen, zu denen der böſe Feind ſie reißt — harrt ſie aus, ſo bin ich gewiß, daß der Herr ſie eben ſo ſicher in den rettenden Hafen des Heils führen wird, wie er mich gerettet hat. Er ſtehe mir bei, damit ich nicht aufs neue in die Gefahr des Schiffbruchs gerate.

Heilige und gelehrte Männer haben über die außerordentlichen Vorzüge geſchrieben, welche die Übung des betrachtenden Gebetes hat, und Gott ſei dafür gedankt. Hätten ſie es aber auch nicht getan, ſo würde ich, trotz meines Mangels an Demut, doch nicht kühn genug ſein, um ſo etwas zu wagen. Infolge meiner Erfahrungen mache ich nur eine kleine

Bemerkung, und das iſt dieſe: Wer die Übung begann, gebe ſie nicht auf wegen ſeiner Fehler, denn ſie iſt ein Mittel zur Beſſerung und dieſe wird ohne ſie unendlich viel ſchwieriger ſein. Auch laſſe man ſich nicht vom böſen Feind verlocken, ſie aus falſcher Demut aufzugeben — wie ich es machte. Man glaube feſt der Zuſicherung des Herrn; wer ſeine Fehler wahrhaft bereut und den feſten Vorſatz hat, ſie nicht wieder zu begehen, dem ſchenkt der Herr wieder ſeine volle Freundſchaft und wendet ihm wie ſonſt ſeine Gnaden zu; ja zuweilen noch viel größere, wenn die Innigkeit der Reue ſie verdiente. Wer dieſe Übung aber noch nicht begann, den bitte ich um Gotteswillen, ein ſo koſtbares Gut doch ja nicht zu vernachläſſigen. Hier iſt nichts zu fürchten und alles zu gewinnen. Sei der Fortſchritt gering — ſei das Verlangen nach Vollkommenheit und nach den ſüßen Tröſtungen Gottes nur ſchwach — dennoch lernt man nach und nach den Weg zum Himmel kennen, und ich hoffe von der göttlichen Barmherzigkeit, daß niemand beharrlich die Freundſchaft Gottes ſuchen wird ohne ſie zu finden. Das betrachtende Gebet iſt, wie mir ſcheint, nichts anderes, als ein traulicher Umgang der Seele mit einem Freunde, von dem ſie ſich geliebt weiß. Vielleicht liebt ſie ihn noch nicht; denn wenn die Liebe wahrhaft und die Freundſchaft dauerhaft ſein ſoll, ſo muß eine gewiſſe Übereinſtimmung der Charaktere ſtattfinden: der Herr iſt fleckenlos, das wiſſen wir, und unſere Natur iſt laſterhaft, ſinnlich, undankbar: es iſt alſo ſchwer, ihn ſo recht zu lieben, weil man ſo gar nicht Seinesgleichen iſt. Erkennt man aber die Größe ſeiner Liebe und wie unendlich

Dennoch rieſeln zarte Knoſpen,
Weiße Blüten um Dich her,
Bang umweht von bittern Klagen,
Schmerzbethaut und thränenſchwer.
Gierig nach dem Reich der Erde,
Füllt der blutige Tyrann
Durch den Mord der zarten Kinder
Nur Dein Reich, den Himmel, an.

Selig, daß für Dich ſie ſtarben
In des Lebens Morgenroth,
Aehnlich Dir, dem Gotteslamme,
Wie im Leben, ſo im Tod.
Sündenloſe reine Opfer,
Steh'n ſie Deinem Throne nah,
Und ihr Klaggeſchrei hienieden
Klingt nun als Alleluja!

wichtig es iſt, in ſeiner Freundſchaft zu verbleiben: ſo wird es allmählich weniger mühſam, im traulichen Geſpräch mit Demjenigen zu beharren, der ſo ſehr von uns verſchieden iſt.

O unendliche Güte meines Gottes! wie ich es beſchrieben habe, ſo ſteht es mit Dir und ſo mit mir. O Du Wonne der Engel, der Du mit namenloſer Liebe mich liebſt, bedenke ich das, ſo möchte ich in Liebe zu Dir mich auflöſen. Du duldeſt uns bei Dir und wir wollen Deine Geſellſchaft nicht! O Herr, welch ein treuer Freund biſt Du! wie weißt Du zu tröſten, zu erquicken, Dich zu uns herabzulaſſen und zu warten, bis wir uns zu Dir erheben! Du rechneſt uns die kurzen Augenblicke an, wo wir Dich lieben, und ein Seufzer der Reue läßt Dich jede Beleidigung vergeſſen! Dies alles habe ich an mir ſelbſt erlebt. Deshalb begreife ich nicht, warum nicht die ganze Menſchheit in ſolche Liebesgemeinſchaft mit Dir eintreten könnte. Die Böſen werden allmählich dahin gelangen, gut und Dir ähnlich zu werden; es handelt ſich ja nur darum, daß Du ſie täglich zwei Stunden in Deiner Gegenwart erträgſt, wie Du mich ertragen haſt, mit den tauſend Empörungen meines, von irdiſchen Gedanken und Intereſſen überfüllten Sinnes. Durch die Selbſtbeherrſchung, die ſie üben müſſen — Anfangs immer und ſpäter oft genug! — um in Deiner Gegenwart zu bleiben, läßt Du Dich rühren, o Herr! und Du zwingſt die böſen Geiſter von ihnen abzulaſſen, ſo daß die Einen täglich mehr die Kraft zum Angriff verlieren und die Anderen Kraft zum Siege gewinnen. Du biſt das Leben jedes Lebens, das ſich Dir vertraut. Du töteſt keine Seele, die

Dich zum Freunde haben will. Im Gegenteil! Du gibſt ihr ein neues Leben und verleiheſt auch dem Körper friſche Kräfte.

Was fürchten diejenigen, die ſolche Scheu vor dem inneren Gebet haben? — ich verſtehe das nicht! Der böſe Feind weiß aber ſehr gut, was er tut, weil er uns durch dieſe Scheu ein wahres Übel zufügen kann: er verhindert uns an Gott zu denken und an unſere Übertretungen; an unſere Sünden und an ſein bitteres Leiden, das Er für uns dulden wollte; an die Hölle und an die ewige Herrlichkeit. Dies war der Gegenſtand meiner Betrachtung in den Gefahren, die mich umgaben; hierauf ſuchte ich meine Gedanken hinzuwenden. Aber jahrelang dachte ich unzähligemal viel weniger darüber nach, als ich mich ſehnte, daß meine Stunde der Betrachtung zu Ende ſein möge, und als ich lauſchte, ob nicht endlich die Uhr ſchlagen werde. Ich weiß nicht, welche ſchwere Buße man mir hätte auflegen können — ich würde ſie in jener Stimmung viel bereitwilliger angenommen haben, als die Qual, mich für die Betrachtung zu ſammeln. Sei es meine ſchlechte Gewohnheit, ſei es die unerträgliche Heftigkeit des böſen Feindes, der mich zurückhalten wollte — genug, ich betrat das Oratorium nie ohne tiefe Traurigkeit. Man ſagt, ich hätte nicht wenig Mut, und es hat ſich gezeigt, daß mir Gott in der Tat viel mehr Mut gegeben hat, als er gewöhnlich den Frauen gibt, und daß ich ihn nur leider ſtets ſchlecht angewendet habe; aber mit all' dieſem Mut mußte ich mich waffnen, um meinen Widerwillen gegen die Betrachtung zu überwinden, bis denn endlich Gott mir zu Hilfe kam. Hatte ich mir aber dieſe Gewalt angetan, ſo fand ich zuweilen mehr Beruhigung und ſüßen Troſt, als dann, wenn ich nach dem Gebet verlangt hatte. Übte der Herr alſo eine ſolche Langmut an einem ſo böſen Geſchöpf wie ich bin, und kommt es deutlich zu Tage, daß nur das betrachtende Gebet das Mittel war, das meinen großen Fehlern abhalf — wer auf Erden kann fürchten, es anzuwenden? Sei jemand noch ſo böſe, niemals wird er, wie ich, nach ſo ausgezeichneten Gnaden Gottes ſo lange Jahre in der Bosheit verharren. Und wer wollte nicht Zutrauen zu dem gütigen Herrn faſſen, der aus keinem anderen Grunde ſo huldvoll für mich war, als weil ich täglich etwas Zeit zu haben wünſchte und ſie mir nahm, damit Er bei mir ſein könne. Und ach! wie ſelten tat ich das aus Liebe! wie oft mußte ich mir oder eigentlich mußte Er Selbſt mir Gewalt antun! Iſt alſo das betrachtende Gebet ein ſo großes Gut für diejenigen, die ſtatt Gott zu dienen nur ihn beleidigen — es iſt ihnen ſogar höchſt notwendig — kann keine Seele durch die Übung desſelben beſchädigt werden, wohl aber ſehr durch die Unterlaſſung: weshalb ſollten Seelen, die Gott lieben und dienen wollen, es unterlaſſen? Wenn es nicht iſt, um mit deſto größerer Mühe die Mühſale des Lebens zu durchkämpfen, oder wenn es nicht iſt, um die Tür zu verſchließen, durch welche der Herr Ruhe und Frieden eingehen läßt: ſo ſehe ich wirklich die Urſache nicht ein. O wie hart iſt es, auf eigene Koſten dem Herrn zu dienen. Nun! für diejenigen, die das betrachtende Gebet üben, zahlt der Herr alle Koſten; denn für die geringe Mühe der Selbſtüberwindung gibt er ihnen großes Verlangen, jede

Trübſal mit ihm zu leiden. Von den Tröſtungen, die der Herr denen gewährt, welche beharrlich in der Betrachtung ſind, habe ich ſpäter viel zu ſagen. Jetzt nur dieſes: ſie iſt die Pforte, durch welche ſeine überſchwenglichen Gnaden bei mir Eingang fanden. Schließt man ſie, ſo weiß ich nicht, wie das geſchehen ſoll. Umſonſt wird er verlangen in eine Seele einzutreten und mit himmliſcher Wonne ſie zu erfüllen: der Zugang iſt gehemmt, denn er will, daß ſolche Mitteilungen in großer Lauterkeit, Einſamkeit und Sehnſucht empfangen werden. Machen wir dieſe Vorbereitung nicht, ſtellen wir ihm ein Hindernis über das andere entgegen, anſtatt es wegzuſchaffen, wie können wir erwarten, daß Er mit der Fülle ſeiner Gnaden zu uns komme? —

Um Gottes Erbarmungen recht herauszuſtellen und die unvergleichliche Wohltat, daß ich Betrachtung und Lektüre nicht aufgab, will ich den wichtigen Punkt berühren, wie hinterliſtig der böſe Feind die Seele zu verderben — und mit welchen himmliſchen Kunſtgriffen der Liebe der Herr ſie zu retten ſucht. Möge dies andere vor Gefahren warnen und hüten, denen ich mich ausſetzte. Vor allem bitte ich ſie um Gotteswillen, und um der großen Liebe willen, womit er uns zu gewinnen ſucht, doch ja gefährliche Gelegenheiten zu vermeiden. Bei den heftigen Angriffen unſerer zahlreichen Feinde und bei der großen Schwäche unſerer Verteidigung ſteht es ſchlimm mit unſerem Siege, wenn wir uns in die Gefahr begeben haben. Ich wollte, ich könnte die Gefangenſchaft anſchaulich machen, in welcher ſich meine Seele zu jener Zeit befand. Ich ſah wohl ein, daß ſie gefangen ſei, nur wußte ich nicht wodurch. Auch konnte ich nicht recht glauben, daß manches ſo ſchlimm ſei, wie ich es in meinem Gewiſſen ſpürte, weil meine Beichtväter es leicht nahmen. Ich teilte dem Einen meine Bedenken hinſichtlich meines Umganges mit und er ſagte mir, er ſehe darin nicht die geringſte Gefahr für mich, und wenn ich mich auch auf der höchſten Stufe der Beſchaulichkeit befände. Das war ſchon in der letzten Zeit, als ich mich bereits mit Gottes Beiſtand von den größten Verſuchungen zurückzuziehen anfing, aber noch immer nicht entſchieden mit gefährlichen Gelegenheiten gebrochen hatte. Man fand, daß ich ſehr viel tue, weil man nur meine frommen Wünſche und meine Gebetsübung in's Auge faßte; während meine Seele erkannte, daß ſie verpflichtet ſei, mehr zu tun, weil ſie ſo reichlich empfange. Ich möchte weinen, wenn ich jetzt überdenke wie viel ſie litt, wie wenig Hilfe ſie fand — außer bei Gott — und welche verkehrte Freiheit in Zeitvertreib und Unterhaltung man ihr geſtattete. Ferner hatte ich die Qual der Predigten — und die war nicht klein. Ich liebte nämlich ganz beſonders die Predigt. Wurde mit Geiſt und Herz gepredigt, ſo fühlte ich, ich weiß nicht wie, eine wahre Zuneigung für den Prediger. Sagten andere, eine Predigt ſei ſchlecht geweſen, ſo fand ich das nie genug, um ſie nicht mit großem Vergnügen zu hören. War ſie aber wirklich gut, ſo machte ſie mir unbeſchreibliche Freude. Von Gott reden, von Gott reden hören war mir niemals zu viel, ſeitdem ich das betrachtende Gebet übte. So hatte ich denn, einerſeits durch Predigten, einen hohen Genuß, andererſeits eine große Qual, denn ich lernte aus ihnen, daß ich bei weitem nicht ſo ſei, wie ich eigentlich ſein ſolle. Zwar flehte ich den Herrn um ſeinen Beiſtand an; aber, wie ich jetzt wohl einſehe, ſehr unvollkommen, denn anſtatt mein ganzes Vertrauen auf ihn zu ſetzen, verlor ich es noch immer nicht zu mir ſelbſt. Ich ſuchte Heilmittel für meinen kläglichen Zuſtand; ich ſuchte eifrig; aber ich ſollte lernen, wie wenig unſere Arbeit uns vorwärts bringt, wenn wir uns dabei auf die eigene Kraft ſtützen und nicht auf die göttliche Allmacht allein. Leben wollte ich; daß dies kein Leben ſei, da ich beſtändig gegen die Schatten des Todes kämpfen müſſe, fühlte ich; aber niemand gab mir das Leben. Denn Er, der es mir hätte geben können, Er hatte Recht, es nicht zu tun. Allzu oft hatte Er mich zu ſich gezogen und allzu oft hatte ich ihn verlaſſen.

Neuntes Kapitel.

Wie der Herr ihre Seele erweckte, ihr in großer Finſternis Licht gab und den Entſchluß in ihr befeſtigte, ihn niemals zu beleidigen. Die Bekenntniſſe des heil. Auguſtinus.

Müde und immer müder wurde meine Seele, und die traurigen Feſſeln der Gewohnheit ließen ſie nicht zu der erſehnten Ruhe kommen. So betrat ich eines Tages mein Oratorium. Da ſtand ein Bild, welches man bei irgend einem Feſt, das bald gefeiert werden ſollte, brauchen wollte. Es ſtellte Chriſtus an der Geißelſäule mit ſeinen Wunden dar — ein ſo ergreifendes Bild, daß es mich heftig erſchütterte, denn es ſtellte mir lebendig ſein bitteres Leiden für uns Sünder vor Augen. Plötzlich empfand ich ſo ſchmerzlich die Bosheit, mit welcher ich ſeine Wunden vergrößert hatte, daß mir das Herz brechen wollte. Mit einem heftigen Tränenſtrom warf ich mich vor dem Bilde nieder und flehte den Herrn an, mir doch endlich Kraft zu geben, um ihn nimmermehr zu beleidigen.

Ich hatte eine beſondere Andacht zur heiligen Magdalene, und dachte häufig an ihre Bekehrung, beſonders wenn ich kommunizierte. Dann wußte ich gewiß, daß der Herr bei mir eingekehrt ſei; dann kniete ich zu ſeinen Füßen nieder und hoffte, er werde auch meine Tränen nicht verachten, und was ich ihm dann ſagte, weiß ich nicht. Aber er konnte nicht mit ihnen zufrieden ſein, da ich ſo ſchnell die Urſache vergaß, die ſie veranlaßte. Und dann flehte ich die glorreiche Heilige an, für mich um Vergebung zu bitten.

Jenes Mal aber, vor dem Bilde des leidenden Heilands, hat ſie mich ſehr mit ihrer Fürbitte unterſtützt, wie ich meine; denn ich verlor ſeitdem alle Zuverſicht zu mir ſelbſt und ſetzte auf ihn mein ganzes Vertrauen. Ich ſagte dem Herrn, nicht aufſtehen würde ich von dieſer Stelle bis er das tue, was ich erflehe; und gewiß hat Er mich gehört, denn von dem Augenblick an wurde es beſſer mit mir. Die Weiſe meines inneren Gebetes blieb dieſelbe: mit dem Verſtande wußte ich mich nicht zu beſchäftigen; deshalb ſammelte ich mich und betrachtete Chriſtus in mir gegenwärtig beſonders in den Geheimniſſen, die mir am meiſten zuſagten, wo ich ihn einſam und allein ſah. Mir ſchien, wenn er ſo recht verlaſſen und betrübt wie ein trauriger Menſch ſei, werde er mir am leichteſten den Zutritt geſtatten. Dergleichen einfältige Gedanken hatte ich viel. Beſonders gern begleitete ich ihn zum Ölberg und betrachtete mit Vorliebe ſein Gebet, ſeinen Blutſchweiß, ſeine Todesangſt. Wie gern hätte ich ihm dieſen ſchrecklichen Schweiß abgetrocknet; aber ich wagte es nicht, weil meine großen Sünden mir zu lebhaft vor Augen traten. Dort verweilte ich ſo lange bei ihm, als meine vielfach und quälend zerſtreuten Gedanken es mir erlaubten. Während vieler Jahre hatte ich die Gewohnheit, abends vor dem Einſchlafen, wenn ich mich zur nächtlichen Ruhe Gott empfahl, ein wenig an das Geheimnis des Gebetes Chriſti am Ölberg zu denken. Ich tat es ſchon ehe ich Nonne war, weil ich hörte, es wären viele Abläſſe damit verbunden und ich glaube, daß es meiner Seele ſehr vorteilhaft war, denn ich fing dadurch an, das betrachtende Gebet zu üben, ohne zu wiſſen, was das ſei, und es wurde mir ebenſo zur Gewohnheit, wie ich vor dem Einſchlafen das heilige Kreuzzeichen machte.

Um auf die Qual zurückzukommen, welche meine zerſtreuten Gedanken mir verurſachten, ſo rührte ſie daher, daß, wenn man die Verſtandeskräfte nicht bei der Betrachtung anwendet, die Seele entweder ungemein geſammelt oder ungemein zerſtreut iſt. Kommt ſie vorwärts ohne jene Kräfte zu üben, ſo macht ſie große Fortſchritte, weil die Liebe ihr dieſe innere Sammlung gibt. Es iſt aber ſehr mühſam auf dieſe Weiſe vorwärts zu kommen; es ſei denn, daß es dem Herrn gefalle, die Seele in ganz kurzer Zeit zum Ruhegebet zu erheben, wie er das getan hat bei einigen Perſonen, die mir bekannt ſind. Wer alſo dieſen ſauern Weg einſchlägt, dem iſt ein Buch ſehr heilſam, um die zerſtreuten Gedanken wieder zu ſammeln. Für mich war es auch eine Hilfe, Felder, Waſſer, Blumen zu ſehen. Sie dienten mir ſtatt eines Buches, erweckten mich, führten mich in mich ſelbſt zurück und erinnerten mich an die Liebe des Schöpfers, an meinen Undank und meine Sünden. Nie hat mein roher Verſtand es vermocht, ſich bildweiſe Vorſtellungen von himmliſchen und übernatürlichen Dingen zu machen, bis der Herr ſelbſt ſie in anderer Weiſe meiner Seele vorſtellte.

So ungeſchickt mein Verſtand, ſo ſchwerfällig war auch meine Phantaſie, die nichts ſah, als was die Augen ſahen, während andere ſich mit ihrer Hilfe ganz leicht Vorſtellungen machen, durch die ſie ſich wieder ſammeln können. Nur Eines konnte ich, namlich mir Chriſtus als Menſch vorſtellen; doch was ich über ſeine Schönheit und ſeine Geſtalt auch leſen mochte — niemals gelang es mir, ihn mir innerlich auszumalen und wenn ich auch noch ſo viele Gemälde von ihm ſah. Ich glich einer Perſon, die blind oder im Finſtern iſt: ſie weiß gewiß, daß ein anderer bei ihr iſt; ſie ſpricht mit ihm; ſie iſt von ſeiner Gegenwart feſt überzeugt: aber ſie ſieht ihn nicht. So ging es mir, wenn ich an den Herrn dachte, und deshalb hatte ich Bilder ſo gern. O wie beklagenswert ſind diejenigen, die durch ihre Schuld dieſen Genuß entbehren! das zeigt ſo recht, daß ſie den Herrn nicht lieben! liebten ſie Ihn, ſo würden ſeine Gemälde ſie mit Wonne erfüllen, wie es ja auch eine ſüße Freude iſt, das Bild eines lieben Freundes zu ſehen.

Um dieſe Zeit gab man mir die Bekenntniſſe des heil. Auguſtinus zu leſen. Ich glaube es war eine beſondere Fügung Gottes, denn ich hatte das Buch nie geſehen und nicht geſucht. Ich hatte zum heil. Auguſtinus eine große Andacht, weil ich in einem Kloſter ſeines Ordens als Koſtfräulein geweſen war; und dann auch, weil er, nachdem der Herr ihn zu ſich zog, aus einem großen Sünder ein großer Heiliger wurde. Das gewährte mir unſäglichen Troſt und ich hoffte, ich würde bei ihm und

Feſt der Beſchneidung des Herrn.

(Neujahrstag.)

„Vocatum est nomen ejus Jesus.“ *Ev. Luc.* 2

Es naht der Gottesſohn der Tempelſchwelle
— Des langen Opferlebens erſter Gang —
Das Bad der Läuterung in reiner Quelle
Zahlt Er für uns in ſeiner Liebe Drang.
Die heil'ge Mutter trägt ihn zu den Stufen
Des Altars zärtlich und beſorgt hinan — —
Da wird Sein Name in die Welt gerufen,
Da löst ſich von der Welt der alte Bann.

O Jeſus! Seligmacher und Befreier!
Die arme, ſünd'ge Erde, todeskrank,
Frohlocket Dir in des Triumphes Feier
Für ihre Heilung und Erlöſung Dank.
Sie trägt als Banner Deinen ſüßen Namen,
Da beugt ſich Stirn und Knie und Herz vor Dir;
Er iſt auf Deinem Rettungswerk das Amen,
Er ſchließt den Höllenmächten Thor und Thür.

bei anderen bekehrten Heiligen Hilfe finden, damit der Herr mir verzeihe, wie er ihnen verziehen habe. Aber ein Punkt beängſtigte mich: an ſie alle hatte der Herr nur einmal ſeinen Ruf ergehen laſſen und ſie ſtanden auf und fielen nicht mehr. An mich aber war ſo oft ſchon ſein Ruf ergangen, und immer umſonſt! Dachte ich aber an ſeine unergründliche Liebe, ſo ſchöpfte ich doch wieder friſchen Mut, denn nur mir ſelbſt mißtraute ich häufig; ſeiner Barmherzigkeit niemals.

O Herr, wie erſchreckt mich der harte Widerſtand meiner Seele gegen Deine Erbarmungen! ich zittere, wenn ich meines Mangels an Selbſtüberwindung gedenke! ich ſah mich in Feſſeln und konnte mich nicht entſchließen ſie zu ſprengen, um mich ganz Dir hinzugeben. Kaum begann ich die Bekenntniſſe des heil. Auguſtinus zu leſen, als ich darin mein eigenes Bild fand und mich auch ſogleich der Fürbitte des Heiligen dringend empfahl. Bei ſeiner Bekehrung — bei jener Stimme, die er im Garten hörte — meinte ich, das alles geſchehe mir: ſo lebhaft empfand es mein Herz. Ich löſte mich in Tränen auf und verging faſt vor Jammer und Reue. O Herr, wie leidet eine Seele, wenn ſie die geziemende Herrſchaft über ſich ſelbſt und mithin ihre Freiheit verlor und nun in den Qualen der Knechtſchaft ringt! In dieſem Elend zu leben iſt mir jetzt unbegreiflich. Gott ſei gelobt, der mir das Leben ließ, um mich vom ewigen Tode zu retten! In dieſer Stunde gab der allmächtige König meiner elenden Seele große Kraft, denn ich glaube, er hörte mein Jammergeſchrei und hatte Mitleid mit dieſen Tränenſtrömen.

Von jetzt an wuchs mehr und mehr mein Verlangen nach Einſamkeit mit Gott. Ich entfernte mich allmählich von gefährlichen Gelegenheiten und konnte mich nun freier ſeiner Liebe zuwenden. Worin eigentlich die wahre Liebe zu Gott beſtehe, konnte ich mir noch nicht recht klar machen, ich fühlte nur, daß ich ihn liebe. Doch kaum war der Wunſch in mir erwacht, ihm von ganzem Herzen aus Liebe zu dienen, als auch ſchon dieſer liebreiche König mit ſüßen Tröſtungen mich überſchüttete. Was andere mit großer Anſtrengung mühſam erlangen, gewann ich mühelos durch meine Sehnſucht. Dies geſchah aber erſt in den letzten Jahren. Ich bat ihn nie um Süßigkeit und himmliſchen Troſt, nie um zärtliche Empfindungen der Andacht. So kühn war ich nicht. Ich bat ihn nur, mir meine großen Sünden zu verzeihen und mir die Gnade zu geben, daß ich ihn nimmermehr beleidige. Ich ſah die Größe dieſer Beleidigungen zu deutlich ein, um mit Überlegung Wonnegefühle wünſchen zu können. Sein Mitleid war mir genug, und in der Tat war es ja ſchon ein Übermaß der Erbarmung, mich vor ſeinem Angeſicht zu dulden, mich in ſeine Gegenwart zu ziehen. Denn das ſah ich ein: hätte Er mich nicht gezogen — von ſelbſt wäre ich nicht gekommen. Nur einmal in meinem Leben erinnere ich mich, ihn um etwas Troſt gebeten zu haben. Es war in der Zeit einer ſchrecklichen Geiſtesdürre. Kaum bemerkte ich aber, was ich getan, ſo überfielen mich Reue und Beſchämung über meinen Mangel an Demut, und aus ihnen ſchöpfte ich das, was ich allzu verwegen erbeten hatte. Ich wußte, daß es erlaubt ſei, eine ſolche Bitte zu tun; allein ich hielt ſie nur für diejenigen geziemend, die ſich aus allen ihren Kräften zur wahren Andacht und für ihre Süßigkeiten vorbereiteten, und die ſich feſt zu allem Guten und zur Vermeidung jeder Beleidigung Gottes entſchloſſen hatten. Meine Tränen aber ſchienen mir weibiſch und armſelig, da ich nicht durch ſie zum Ziel meiner Wünſche kam. Doch im Ganzen mögen ſie etwas getaugt haben, namentlich in jenen beiden Momenten der tiefſten Herzenszerknirſchung; denn ſeitdem übte ich mehr das betrachtende Gebet und entfernte ich mich mehr von den Dingen, die meine Seele beſchädigten. Indeſſen brach ich noch immer nicht entſchieden mit ihnen und ohne Gottes gewaltigen Beiſtand wäre es mir auch nimmermehr gelungen. So wie er aber auf meiner Seite die langerwartete Vorbereitung dazu wahrnahm, gab er mir mehr und mehr geiſtige Gnaden in der Weiſe, die ich jetzt beſchreiben werde, und die er gewöhnlich nur denen gewährt, die ein viel reineres Gewiſſen haben.

Zehntes Kapitel.

Anfang der ungewöhnlichen Gnadenerweiſe. Wie man ſich auf ſie vorbereiten kann und wie wichtig es iſt, ſie zu erkennen. — Sie wünſcht aus Demut, daß dieſelben nicht in weiteren Kreiſen bekannt werden.

Schon ein paarmal, wenn auch nur auf ſehr kurze Zeit, trat das ein, was ich ſchon erwähnte und was ich jetzt ausführlicher beſprechen will. Stellte ich mir bei der Betrachtung oder bei der Lektüre Chriſtus in ſeiner weſentlichen Gegenwart vor, ſo überkam mich zuweilen das Gefühl von der Gegenwart Gottes mit ſolcher Macht, daß mir kein Zweifel bleiben konnte, entweder — Er ſei in mir, oder — ich ſei verabgrundet in ihm. Eine Viſion war es durchaus nicht. Ich glaube, man nennt es myſtiſche Theologie. Sie hebt die Seele ſo hoch auf, daß dieſe ganz außer ſich zu ſein ſcheint. Der Wille liebt, das Gedächtnis iſt gleichſam verloren; der Verſtand iſt nicht untergegangen, aber auch nicht tätig; ich meine, er habe nur die eine Fähigkeit bewahrt: über das zu ſtaunen, was er wahrnimmt, weil Gott will, daß er nichts von den erhabenen Dingen begreife, die ſich ihm vorſtellen.

Bevor dies eintrat, hatte ich lange eine zärtliche Andacht mir zur Gewohnheit gemacht. Dieſe Süßigkeit, nicht ganz geiſtiger und nicht ganz ſinnlicher Art, war freilich auch eine Gottesgabe, doch glaube ich, daß wir mitwirken können um ſie zu empfinden, ſei es, indem wir das ſchmerzenreiche Leben und das bittere Leiden und Sterben des Herrn und unſere Niedrigkeit, unſeren ſchmählichen Undank betrachten; — ſei es, indem wir uns erquicken an der Größe des Herrn, an ſeinen Werken, an ſeiner Vollkommenheit, an ſeiner Liebe, an all' ſeiner Herrlichkeit, an tauſend Dingen, die wir leicht finden werden, wenn wir wirklich um unſeren Fortſchritt bemüht und auf der Hut gegen Störungen ſind. Verbindet ſich damit nur ein wenig Liebe, ſo zerſchmilzt die Seele, das Herz öffnet ſich, die Tränen fließen. Zuweilen iſt es, als müßten wir ſie mit Gewalt ausſtrömen laſſen; zuweilen, als weinten wir widerſtandslos vor der milden Berührung des Herrn. Dieſe kleine Mühe vergilt er der Seele mit dem unausſprechlich großen Troſt vor Gott und für ihn zu weinen. Ich wundere mich nicht, daß ſie darüber außer ſich gerät. Das iſt Wonne, das iſt ſelige Ruhe. Mir fällt ein Vergleich ein, der mir richtig ſcheint. Die ſüßen Freuden der Betrachtung müſſen jenen ähnlich ſein, die man im Himmel genießt, wenn auch der Unterſchied ein unermeßlicher iſt, der zwiſchen dem Genuß der ſeligen Anſchauung im Himmel und zwiſchen den verſchiedenen Stufen der Freuden der Seele hienieden beſteht. Aber im Himmel gewährt der Herr den Seelen nach Maß ihrer Verdienſte die ſelige Anſchauung ſeiner Herrlichkeit. Da ſie nun alle wiſſen, wie wenig ſie verdient haben, ſo iſt eine jede überglücklich mit ihrem Anteil. So geht es auch, wenn die Seele angefangen hat, die Freuden zu koſten, die ihr Gott im betrachtenden Gebet gibt. Sie meint, Höheres könne ſie nicht wünſchen und überreich ſei ſie für ihre geringen Dienſte belohnt. Und wahrlich ſie hat Recht! Eine einzige dieſer Tränen, die wir aus der Fülle der Liebe weinen, zu welcher Gott uns hindrängt, iſt nach meiner Meinung ein Schatz, den man mit der Trübſal eines ganzen Lebens gern erkaufen müßte, weil er einen ſo unermeßlichen Gewinn bringt. Das tröſtende Zeugnis beſitzen, daß wir das in uns haben, was uns dem Herrn wohlgefällig macht — wer begehrt mehr? Wer ſo weit iſt, lobe den Herrn und bekenne ſich als deſſen großer Schuldner; denn der König der Ewigkeit ſcheint ihn für ſein Haus zu verlangen und für ſein Reich zu erwählen, wenn er nicht treulos abfällt.

Aber vor falſcher Demut muß er ſich hüten. Er wäre nicht demütig, wenn er nicht die Größe der Gaben Gottes anerkennen wollte. Wir müſſen genau, ganz genau, dieſen Zuſammenhang verſtehen. Gott gewährt uns ſeine Gnaden ohne irgend ein Verdienſt von unſerer Seite, und dafür ſchulden wir ihm die höchſte Dankbarkeit. Wollten wir die Augen gegen das verſchließen, was wir empfingen, ſo würden wir ja nie uns angetrieben fühlen, ihn zu lieben. O gewiß! je mehr wir über dieſen Reichtum ſtaunen und einſehen, daß wir aus uns unausſprechlich arm ſind, deſto mehr vervollkommnen wir uns in der wahren Demut und in jeder Tugend. Die Seele wird feig und unfähig die höchſten Güter der Gnade zu empfangen, wenn ſie gleich bei dem erſten Huldbeweiſe des Herrn verzagt und in Furcht vor Selbſtgefälligkeit verfällt.

Wir ſollen feſt glauben, daß Er, der dieſe wunderbaren Güter uns zuwendet, uns auch die Gnade geben wird, ſogleich den Angriff des böſen Feindes auf dieſen Punkt gewahr zu werden und ihm ſtarkmütig zu widerſtehen. Dies wird geſchehen, wenn wir in aller Einfachheit vor Gott wandeln und wenn wir nur Ihm, nicht den Menſchen, zu gefallen ſuchen. Es iſt klar, daß wir eine Perſon um ſo mehr lieben werden, als wir mehr der Wohltaten gedenken, die ſie uns erzeigt. Iſt es alſo pflichtgemäß und verdienſtlich, uns beſtändig zu erinnern, daß uns Gott aus dem Nichts erſchuf, uns das Leben gab, uns erhält; daß er lange, bevor er uns ins Daſein rief, für jeden Sterblichen die unermeßlichen Wohltaten ſeines bitteren Leidens und Sterbens bereit hielt: warum denn ſollte es unerlaubt ſein zu erkennen, einzuſehen und tauſendmal zu betrachten, daß ich früher von Eitelkeiten mich unterhielt und jetzt, durch ſeine Gnade, keine andere Freude kenne, als von Ihm zu ſprechen. Dies iſt ein Kleinod, das er uns ſchenkte. Beſitzen wir es und erinnern wir uns, daß wir es ihm verdanken, ſo lockt und treibt und zwingt es uns, ihn zu lieben: — und das iſt die Frucht des betrachtenden Gebetes auf Demut gegründet. Was muß es aber erſt ſein, wenn man, wie einige große Diener Gottes, noch herrlichere Kleinodien empfing? zum Beiſpiel den Juwel der Weltverachtung und den Juwel der Selbſtverachtung. Gewiß wird man ſich dann noch mehr in ſeiner Schuld und noch mehr verpflichtet fühlen ihm zu dienen; noch deutlicher erkennen, daß man es nicht durch ſich beſitzt; noch klarer einſehen, wie großmütig der Herr für eine Seele war, die er armſelig, elend und verdienſtlos wie die meine, doch mit Kleinodien überſchüttete, von denen das geringſte zu koſtbar für mich ſchien und ganz außerhalb meiner Wünſche lag. Dann muß man neue Kräfte ſchöpfen, um beſſer zu danken und beſſer zu dienen; denn nur unter der Bedingung, einen guten Gebrauch von den Schätzen und Gütern zu machen, hat der Herr ſie uns anvertraut. Tun wir das nicht, ſo nimmt er ſie uns wieder, läßt uns noch ärmer in unſerer tiefen Armut zurück und gibt ſie nach ſeinem Wohlgefallen ſolchen Seelen, die für ſich ſelbſt und für andere damit wuchern werden. Wer nicht ſeinen Reichtum erkennt, weiß ihn auch nicht großmütig zu verwalten und mitzuteilen. Unſere menſchliche Natur macht es uns unmöglich, ſcheint mir, große Dinge mutig zu unternehmen, ohne die Überzeugung, daß ſie gottgefällig ſind. Denn wir ſind ſo hinfällig und ſo armſelig den irdiſchen Dingen zugetan, daß wir uns ſchwer von ihnen losſagen, ſchwer einen gründlichen Widerwillen gegen alles Erdentreiben faſſen würden, wenn wir nicht einen Vorgeſchmack der Dinge hätten, die droben ſind. Darum gibt uns der Herr jene Güter und durch ſie den Quellpunkt unſerer Kraft, den wir durch unſere Sünden verloren haben. Ohne dies Unterpfand ſeiner Liebe würde uns der Wunſch, von der Welt vernachläſſigt und mißachtet zu werden, und die Ausübung aller großen Tugenden der vollkommenen Seelen kaum möglich ſein. Aber die göttliche Liebe erweckt durch ihre Gnadengaben unſeren ſchläfrigen Glauben, belebt und ſtärkt ihn und bewirkt, daß wir mit ihm die Neigung unſerer ſtumpfſinnigen Natur zu den ſichtbaren Gütern überwinden. Ich urteile gemäß meiner eigenen Armſeligkeit. Vielleicht genügen die einfachen Wahrheiten des Glaubens, um beſſere Seelen zu den allervollkommenſten Werken anzutreiben. Ich aber in meinem Elend bedurfte dieſe himmliſche Nachhilfe. Möchten jene uns ihre Erfahrungen mitteilen: ich kann nur das ſagen, was in mir vorgegangen iſt — wie man es mir befohlen hat. Iſt es nicht gut, ſo wird derjenige, dem ich dieſe Schrift vorlege, ſie vernichten, weil ſein Urteil darüber einſichtsvoller als das meine iſt. Ich bitte ihn auch um Gotteswillen, ihn und meine übrigen Beichtväter, alles zu veröffentlichen, was ich bis jetzt von meinem böſen Leben und von meinen Sünden geſagt habe; ja, wenn ſie es paſſend finden ſollten, ſo habe ich nichts dagegen, daß es ſchon bei meinem Lebzeiten geſchehe. Dann werde ich die Menſchen, die allerhand Gutes in mir ſehen, nicht länger täuſchen, und ich glaube gewiß mit aller Aufrichtigkeit verſichern zu dürfen, daß mich dieſes wahrhaft beglücken würde. Aber anders iſt es hinſichtlich deſſen, was ich von jetzt an ſchreiben werde. Da wünſche ich nicht die Veröffentlichung. Und ſollte ſie dennoch ſtattfinden, ſo will ich nicht, daß man wiſſe, in wem all' dieſe Dinge vorgingen und wer ſie aufſchrieb. Um mein Möglichſtes zu tun, damit ich unbekannt bleibe, nenne ich weder meinen eigenen noch irgend einen fremden Namen, und um der Liebe Jeſu willen bitte ich, meinen Wunſch zu erfüllen. Das Anſehen ſo würdiger und gelehrter Männer genügt, um den guten Lehren, die der Herr mir etwa eingegeben hat, Eingang bei anderen zu verſchaffen. Iſt dem ſo — dann kommt das Gute von Ihm, von mir nicht; denn armſelig wie mein Leben iſt auch mein Wiſſen, und ich habe niemand, der mich belehre und unterrichte. Die allein, die mir das Schreiben geboten haben, wiſſen, daß ich ſchreibe; ſie ſind aber jetzt nicht hier. Die Zeit zum ſchreiben muß ich gleichſam ſtehlen und das tut mir ſehr leid, denn ich kann deshalb nicht viel ſpinnen und bin doch in einem armen Hauſe und habe Beſchäftigung vollauf. Ich habe auch gar wenig Verſtand und Gedächtnis, kann mir nicht helfen mit dem, was ich gehört und geleſen habe; kommt mir alſo etwas Gutes unter die Feder, ſo gibt es der Herr zu irgend einem guten Zweck mir ein. Was aber verkehrt ſein wird — das iſt von mir und das werden Sie tilgen, mein hochwürdiger Vater. Auf jeden Fall iſt es unnütz, meinen Namen zu nennen. Von einem Lebenden Gutes zu ſagen, ſchickt ſich nicht; das iſt klar. Nach meinem Tode iſt aber auch kein Grund dazu vorhanden, weil das Gute, welches eine ſo elende und böſe Perſon ſagt, keine Wirkung macht und keinen Einfluß gewinnt. Ich kann nur deshalb offen und mit aller Freiheit ſchreiben, weil ich hoffe, daß Sie, mein Vater, oder wer ſonſt dieſe Schrift durchſieht! — eine Bitte erfüllen werden, die ich um der Liebe Jeſu willen dringend wiederhole. Sonſt würde ich nur mit großen Skrupeln ſchreiben können — ausgenommen das, was meine Sünden betrifft. Ja, damit mir die Flügel lahm werden, genügt ſchon der Gedanke, daß ich eine Frau und der armſeligſten Eine bin. Alſo, mein hochwürdiger Vater: alles, was nicht einfache Erzählung meines Lebenslaufes iſt, iſt nur für Sie beſtimmt, weil Sie ſo ſehr

Wohl müſſen ſie ihn huldigend bekennen,
Doch ihre Huldigung iſt grimmer Zorn,
Sie knirſchen in der Ohnmacht Haß, zu nennen
Den Namen, der ſie trifft mit ew'gem Dorn,
Der ihnen zeigt, wofür ſie einſt erkoren —
Das Gottesreich voll Liebe, Licht und Macht;
Und zeigt, wohin ſie ſich aus Wahl verloren —
Das finſt're Reich voll ew'ger Trauernacht.

So dumpf das Klaggeheul im Feuermeere,
So freudenhell preist engliſcher Geſang
Durch alle Himmel dieſes Namens Ehre,
Er ſelbſt melodiſcher als Harfenklang.
Der Name Jeſu — und der Seraph ſchwebet,
In Glut entzückt, von Liebeswonn' erfüllt!
Der Name Jeſu — und der Cherub bebet,
Und betet an, das Antlitz ſtumm verhüllt!

Der Name Jeſu — und es ſtürzt der Götze,
Es fliehet der Dämonen wüſter Chor,
Die Seele reißt ſich aus der Lügen Netze,
Zu Rieſenkraft erſtarkt das ſchwache Rohr.

darauf gedrungen haben, daß ich einiges über die Gnaden ſchreibe, die mir der Herr im betrachtenden Gebet erzeigt hat, inſofern ſie mit den Lehren unſeres heiligen katholiſchen Glaubens übereinſtimmen. Iſt das nicht der Fall, ſo bin ich ganz damit einverſtanden, daß Eure Hochwürden ſogleich dieſe Blätter ins Feuer werfen und meine Seele enttäuſchen, damit nicht der böſe Feind einen guten Gewinn mache, während ich wähne, daß der Vorteil auf meiner Seite ſei, denn Gott weiß, wie ſehr ich immer Männer geſucht habe, die meinem Geiſte Licht geben konnten. Iſt aber jene Übereinſtimmung vorhanden, ſo können vielleicht auch Eure Hochwürden einigen Nutzen daraus ziehen.

Zwar wünſche ich, mich recht deutlich über das innere Gebet auszuſprechen; doch fürchte ich, unverſtändlich für alle zu bleiben, welche in dieſen Dingen ohne Erfahrung ſind. Ich werde einige Hinderniſſe nennen, die nach meiner Meinung den Fortſchritt auf den Wegen des Gebetes hemmen und noch andere Gefahren anzeigen, über die teils der Herr mich erleuchtet und teils meine häufigen Beſprechungen mit höchſt gelehrten Gebetsmännern mich unterrichtet haben. Es hat dem Herrn gefallen in den ſiebenundzwanzig Jahren meiner Gebetsübung und trotz meines Strauchelns und meiner häufigen Fehltritte auf dieſem Wege, mir die Erfahrungen zu geben, die er anderen erſt nach ſiebenunddreißig und ſiebenundvierzig Jahren voll Bußeifer und Tugendübung gegeben hat. Er ſei geprieſen für alles. Möge ich ihm dienen, wie meinem allmächtigen Gebieter. Er weiß wohl, daß ich nichts anderes bezwecke, als ihn etwas verherrlicht und ſeine Größe etwas angebetet zu ſehen, weil er einen ſo widerlichen und unſauberen Moraſt in einen Garten voll ſüßduftender Blumen verwandelt hat. Möge er mich behüten, damit meine Bosheit ſie nicht ausreiße und ich nicht wieder werde, was ich war. Ich flehe Sie um Gotteswillen an, mein hochwürdiger Vater, bitten Sie den Herrn für mich um dieſe Gnade; denn Sie wiſſen viel genauer, was ich bin, als ich es hier ſagen darf.

◆

Elftes Kapitel.

Woran es liegt, daß wir nicht in kurzer Zeit zur vollkommenen Liebe Gottes gelangen. Erklärender Vergleich über vier Stufen des Gebetes. Erſte Stufe: die einfache Betrachtung.

Jetzt will ich alſo von denen ſprechen, welche beginnen, Sklaven der Liebe zu ſein; denn mir ſcheint, nur ſie könne uns beſtimmen, auf dem Wege des Gebetes Ihm zu folgen, der uns ſo ſehr liebt. Dieſe Sklaverei iſt eine ſo hohe Würde, daß es mich über die Maßen beglückt, an ſie zu denken; und wenn wir ſo, wie wir ſollen, in ſie eintreten, verſchwindet auch ſogleich die knechtiſche Furcht. O Herr meiner Seele und mein höchſtes Gut! warum haſt Du nicht gewollt, daß eine Seele, die entſchloſſen iſt, Dich zu lieben, und die alles abzuſtreifen ſucht, was ſie hindern könnte, ſich ganz der göttlichen Liebe hinzugeben — ſogleich aufſteige zu den Wonnen der vollkommenen Liebe! Doch ich rede verkehrt! Fragen will ich und klagen: warum wollen wir es nicht? Unſer iſt die Schuld, wenn nicht ſogleich unſer erhabenes Glück uns beſeligt, denn wer zur Vollkommenheit in der ächten und wahren Liebe Gottes gelangt, der beſitzt in ſich jegliches Gut. Aber wir haben unſer Ich ſo gern, wir ſind ſo unerhört langſam mit unſerer Hingebung an Gott, daß wir nie mit unſerer inneren Vorbereitung fertig werden. Er aber will uns nicht einen köſtlichen Genuß gewähren, ohne daß wir einen hohen Preis dafür zahlen. Ich weiß wohl — es gibt auf Erden keinen Schatz, womit ein ſolches Gut zu erkaufen wäre; täten wir aber das Unſere, um nicht in irdiſchen Dingen Wurzel zu faſſen, wendeten ſich unſere Wünſche, unſere Gedanken ausſchließlich den himmliſchen zu, bereiteten wir uns raſch und entſchieden, wie manche Heilige es taten, auf den Empfang eines ſo koſtbaren Gutes vor, ſo zweifle ich nicht, daß wir in kürzeſter Zeit es erlangen würden. Wir meinen aber immer, wir hätten dem Herrn ſchon alles gegeben, wenn wir ihm die Renten oder die Ernte darbringen, den Grundbeſitz jedoch für uns behalten. Wir widmen uns der Armut — und das iſt ſehr verdienſtlich; aber wie oft machen wir uns Sorgen und wie eifrig bemühen wir uns, daß nicht bloß das Notwendige, ſondern auch das Überflüſſige uns nicht fehle; ja, wir ſuchen Freunde zu gewinnen, damit ſie uns gehörig verſorgen, und ſo ſtürzen wir uns vielleicht in größere Mühen und Gefahren, als wenn wir unſer Vermögen behalten hätten. Auch meinen wir, im Ordensſtande auf die weltliche Ehre verzichtet zu haben, als wir den Weg der Vollkommenheit im geiſtlichen Leben einſchlugen. Aber kaum wird unſer Anſehen vor der Welt nur in einem einzigen Pünktchen angegriffen: ſo vergeſſen wir, daß wir es Gott aufgeopfert haben. Wir empören uns und möchten es ihm aus den Händen reißen, nachdem wir ihn doch zum Herrn unſeres Willens gemacht haben. Und ſo geht es in allen Dingen.

Welche verkehrte Weiſe, um die Liebe Gottes zu gewinnen! Wir verlangen ſie in Überfülle, aber wir bleiben bei unſeren Zuneigungen! Wir machen keine Vorbereitungen, damit ſich unſer Verlangen erfülle, wir ſuchen nicht, uns von der Erde zu erheben, und dann wundern wir uns über den Mangel an himmliſchen Tröſtungen! Es iſt aber unmöglich, Eines mit dem Anderen zu verbinden, und weil wir uns nicht auf einmal ganz Gott hingeben, gibt er uns auch nicht auf einmal das erſehnte Kleinod. Möge es ihm gefallen, tropfenweiſe es uns zukommen zu laſſen, ſollte es uns auch alle Drangſale der Welt koſten. Es iſt eine maßloſe Barmherzigkeit, wenn er uns Gnade und Mut gibt und erhält, um mit allen unſeren Kräften nach ſeiner Liebe zu ſtreben. Aber dem Beharrlichen verſagt er ſie nie. Die mutige Energie wächſt mehr und mehr, und endlich trägt ſie den Sieg davon. Abſichtlich ſage ich Energie; denn unzählbar ſind die Hinderniſſe, die der böſe Feind, beſonders im Anfang, zu ſchaffen weiß, damit nur niemand einen Weg betrete, auf welchem nicht nur eine, ſondern gar manche Seele für ihn verloren geht — wie er wohl weiß. Bemüht ſich der Anfänger ſogleich kein anderes Ziel, als den Gipfel der Vollkommenheit mit Gottes Hilfe ſich zu ſetzen: ſo glaube ich, daß er nie allein in den Himmel eingeht; er wird immer andere Seelen mitbringen. Wie einem guten Feldherrn wird Gott ihm Streiter geben, die ihm nachfolgen. Weil man aber ſo große Schwierigkeiten vor ſich ſieht, gehört ein energiſcher Mut und der kräftigſte Beiſtand Gottes dazu, um nicht umzukehren.

Da ich von den erſten Anfängen derjenigen ſpreche, die mit Entſchiedenheit nach der vollkommenen Liebe ſtreben: ſo will ich vorderhand das bei Seite laſſen, was ich über die myſtiſche Theologie zu ſagen habe, und will bemerken, daß gerade der Anfang die größte Mühe koſtet; denn der Herr gibt ihnen zwar den Antrieb, doch die eigentliche Arbeit liegt ihnen ob. Auf den anderen Stufen des betrachtenden Gebetes hat die Seele einen Wonnegenuß, wenn auch überall verſchiedenartiges Kreuz ihr nicht fehlen wird. Auf dieſem Weg des Kreuzes wandelte Chriſtus ſelbſt, und er hat angeordnet, daß jeder, der nicht zugrunde gehen will, ihm auf demſelben nachfolgen muß. Deshalb iſt es eine gebenedeite Arbeit, die ſchon im irdiſchen Leben eine ganz überirdiſche Belohnung findet. Ich muß mich eines Vergleichs bedienen und mich mit meiner den Frauen eigenen Unbeholfenheit entſchuldigen, daß ich die Sache nicht einfach darzuſtellen weiß. Die Sprache des inneren Lebens iſt aber für ſo unwiſſende Perſonen, wie ich es bin, dermaßen ſchwer, daß ich ein Mittel ſuchen muß, um mich verſtändlich zu machen. Der Vergleich wird wahrſcheinlich recht oft hinken; dann möge Ihnen meine Schwerfälligkeit zur Beluſtigung dienen, mein hochwürdiger Vater. Nachſtehenden Vergleich meine ich gehört oder geleſen zu haben; wegen meines ſchlechten Gedächtniſſes weiß ich aber nicht wo und bei welcher Veranlaſſung; aber er paßt mir jetzt.

Der Anfänger muß ſich einbilden, er habe auf einem höchſt unfruchtbaren Boden, der Unkraut in Menge trägt, einen Garten anzulegen, welcher ſeinem Herrn wohlgefalle. Der Herr ſelbſt reißt das Unkraut aus und ſtreut guten Samen in die Erde. Wir nehmen an, dieſe Vorarbeit ſei getan, wenn eine Seele zu dem Entſchluß kommt, das betrachtende Gebet zu üben und damit den Anfang macht. Gleich einem guten Gärtner hat ſie nun mit Gottes Beiſtand dafür zu ſorgen, daß die Keime wachſen. Sie muß ſie fleißig begießen, damit ſie nicht vertrocknen, ſondern Blüten treiben, welche durch ihren ſüßen Duft den Herrn erquicken und ihn veranlaſſen, recht oft dieſen Garten zu beſuchen und ſeine Freude zu haben an dem Blumenflor der Tugenden.

Jetzt wollen wir betrachten, was wir zu tun haben, um den Garten zu begießen, und ob es uns viel Mühe koſten und ob der Gewinn die darauf verwendete Zeit und Anſtrengung lohnen werde. Es gibt, wie ich meine, vier verſchiedene Weiſen, um den Erdboden zu begießen: man ſchöpft dazu Waſſer aus einem Brunnen — eine ſauere Arbeit; oder ein Rad dreht Schöpfeimer vor Waſſerröhren — das iſt eine leichtere Arbeit, die ich ſchon mehrmals verrichtete und ſie gibt viel mehr Waſſer; oder man leitet das Waſſer aus einem Bach oder Fluß ab — was eine noch viel reichlichere Bewäſſerung gibt, die Erde kräftiger tränkt und dem Gärtner die Mühe des häufigen Begießens erſpart; oder endlich es regnet ſtark — und dann begießt der

Herr ſelbſt ohne unſer Zutun den Garten, was denn die allerbeſte Art iſt. Dieſe vierfache Weiſe, den Garten zu begießen, damit er nicht vertrockne will ich jetzt auf meinen Gegenſtand anwenden und ſie vergleichen mit den vier Stufen des betrachtenden Gebetes, zu denen der Herr in ſeiner namenloſen Güte zuweilen meine Seele erhoben hat. Möge es mir mit ſeinem Beiſtand gelingen, daß ich dadurch einer Perſönlichkeit nützlich werde, die der Herr in vier Monaten viel weiter gebracht hat, als mich in ſiebzehn Jahren, und die zu denjenigen gehört, welche mich mit dieſer Schrift beauftragten. Seine Vorbereitung war viel beſſer; deshalb wird ſein Garten mühelos von allen vier Gewäſſern überrieſelt. Erhält er von der vierten Art bis jetzt nur einige Tropfen, ſo nimmt er doch, mit Gottes Beiſtand, einen ſolchen Aufſchwung, daß er ſich bald in den Urquell verabgründen wird. Findet er meine Art mich auszudrücken abgeſchmackt, ſo bin ich es zufrieden, von ihm ausgelacht zu werden.

Wer alſo das betrachtende Gebet zu üben beginnt, ſchöpft gleichſam das Waſſer aus dem Ziehbrunnen und das iſt, wie geſagt, eine ſauere Arbeit, denn es ermüdet ungemein, die Sinne wieder und immer wieder zu ſammeln, welche die Gewohnheit angenommen haben, ſich in der Zerſtreuung zu verlieren. Jetzt iſt es notwendig, ſie von allem Sehen und allem Hören abzuziehen und während der Betrachtungsſtunde, gleichſam in tiefer Einſamkeit, das vergangene Leben zu überdenken. Alle freilich, die Erſten wie die Letzten, haben dies nicht ſelten zu tun; doch werden ſie nicht gleichmäßig lange bei dieſer Betrachtung verweilen, wie ich ſpäter ſagen werde. Anfangs macht es ihnen viele Mühe zu erkennen, ob ſie ihre Sünden bereuen ob nicht. Aber gewiß iſt ihre Reue aufrichtig, da ſie ſich entſchloſſen haben, aus ganzem Herzen Gott zu dienen. Das Leben Jeſu ſoll der Hauptgegenſtand ihrer Betrachtung ſein und der Verſtand müht ſich ſehr damit ab. So weit können wir durch eigene Anſtrengung kommen — wohlverſtanden mit Gottes Beiſtand; fehlt uns der, ſo wiſſen wir ja, daß wir keinen einzigen guten Gedanken haben können. Auf dieſe Weiſe beginnt man Waſſer aus dem Brunnen zu ziehen und Gott gebe, daß es vorhanden ſei. Fehlt es: ſo iſt das nicht unſere Schuld. Wir ſind zum Brunnen gegangen, um es zu ſchöpfen und haben getan, was wir konnten, um die Blumen zu begießen. Aber Gott iſt gut. Iſt es ſeine weiſe Abſicht, daß wir — vielleicht zu unſerem größeren Nutzen — den Brunnen ausgetrocknet finden und ſieht er, daß wir doch gute Gärtner ſein wollen: ſo tut er das, was wir nicht können: ohne Waſſer erhält er die Blumen, läßt er die Tugenden wachſen. Unter Waſſer verſtehe ich hier unſere Tränen, oder, wenn ſie uns nicht zu Gebot ſtehen, innerliche und zärtliche Andachtsgefühle.

Was wird nun derjenige tun, der lange Zeit nichts empfindet als Trockenheit und Langweile, und der mit Unluſt und Widerwillen das Waſſer aus dem Brunnen ſchöpft? Wenn er nicht eingedenk wäre, daß er dem Herrn des Gartens zu dienen und zu gefallen — und die Hoffnung auf einen großen Lohn für ſeine ſchwere Arbeit hat, ſo oft den Eimer in den Brunnen hinab zu laſſen und ihn leer herauf zu ziehen: o wie gern würde er die ganze unfruchtbare Arbeit aufgeben! Ja, zuweilen wird ſeine Unluſt ſo groß ſein, daß er nicht einmal imſtande iſt, den Arm zum Waſſerſchöpfen aufzuheben und einen guten Gedanken zu haben: denn in meiner Sprache heißt die Tätigkeit des Verſtandes bei der Betrachtung anwenden — Waſſer aus dem Ziehbrunnen ſchöpfen. Alſo ich frage: was wird ſolch ein armer Gärtner tun? Er wird ſich tröſten und ſich freuen, und wird es für eine unverdiente Gnade halten, in dem Garten eines ſo großen Herrn zu arbeiten. Er wird ſich erinnern, daß gerade dies ſeinem Herrn wohlgefällig iſt, und daß er ja die Abſicht hat, ihn zufrieden zu ſtellen, nicht ſich ſelbſt. Er wird ihm ſehr danken für das Vertrauen, welches der Herr ihm ſchenkte, der ja ſieht, wie er ohne Taglohn ſich bemüht, deſſen Auftrag zu erfüllen und zu arbeiten. Er wird daran denken, daß das ganze Leben des Herrn ein gekreuzigtes war und wird ihm gern ſeinen Anteil am Kreuz nachtragen, ohne zu wünſchen, daß ſich die Herrlichkeit des Reiches Chriſti ſchon hienieden ihm offenbare — und deshalb wird er keineswegs von dem betrachtenden Gebet ablaſſen, denn er iſt feſt entſchloſſen, ſei es auch bis zum letzten Atemzug, in dieſer troſtloſen Dürre auszuhalten, und Chriſtus nicht unter der Wucht des Kreuzes hinſinken zu laſſen. Die Zeit des großen Lohnes wird ſchon kommen! er fürchte nicht, umſonſt zu dienen! er hat einen guten Herrn, deſſen Auge immer auf ihm ruht und ſeine Mühen ſieht. Er laſſe ſich auch nicht durch böſe Gedanken beunruhigen und erinnere ſich, daß der Teufel ſie dem hl. Hieronymus in der Wüſte eingab. Unſere Anſtrengungen haben

Der Name Jeſu — und die Todten wandeln,
Die Blinden ſehn, die Kranken ſind geſund —
Der Wundername ſoll das All verwandeln,
Drum thut auch Alles ſeine Wunder kund.

Du, dem die Kraft für Ewigkeit gegeben,
Von Sünd' und Tod die Seele zu befrein,
O führ' im Glaubensdienſt zum ew'gen Leben,
Du ſüßer Name Jeſu, mild mich ein!
Und bis dahin — wenn Blut aus manchen Wunden
Und manche Thräne aus dem Auge fließt —
Da ruf' ich Dir in meinen ſchwerſten Stunden:
O ſüßer Name Jeſu, ſei gegrüßt!

einen hohen Wert. Ich habe die Betrachtung viele Jahre unter ſo großer Pein geübt, daß ich Gott für ſein Erbarmen dankte, wenn ich nur ein Tröpflein Waſſer aus dieſem gebenedeiten Brunnen heraufzog. Ich weiß alſo, wie ſehr man leidet, und wie viel mehr energiſchen Mut man für dies Leiden nötig hat, als um tauſend Drangſale in der Welt zu ertragen; aber ich habe auch erfahren, daß Gott ſchon in dieſem Leben uns nicht ohne Belohnung läßt, denn das iſt gewiß eine einzige der Stunden, in welcher der Herr mich ſpäter ſeine Süßigkeit koſten ließ, vergalt mir überreichlich alle Pein, die ich jahrelang ausgeſtanden hatte, um bei dem betrachtenden Gebet zu verharren. Es gefällt dem Herrn, den einen früher, den anderen ſpäter, dieſe Qualen und tauſend andere Verſuchungen zu ſchicken. Ich glaube, Er will dadurch ſeine echten Liebhaber prüfen und ſicher ſein, daß ſie ſeinen Kelch zu trinken und ſein Kreuz zu tragen vermögen, bevor er ihnen die Schätze ſeiner Liebe anvertraut. Er führt uns ſo zu unſerem Heil, damit wir deutlich einſehen, wie wenig wir ſind. Denn ſeine ſpäteren Gnaden ſind von unendlicher Erhabenheit. Bevor wir ſie empfangen, müſſen wir aus Erfahrung den Umfang unſeres Elends kennen, damit wir vor dem Schickſal Luzifers bewahrt bleiben.

O Du mein Herr und mein Gott! Alles, was Du tuſt, iſt ja zum Beſten einer Seele, welche Du entſchloſſen ſiehſt, ſich Dir ganz hinzugeben, ſich ganz Deinem Willen zu überlaſſen, treu Dir zu folgen bei der Kreuztragung, treu Dir zu ſein bei der Kreuzigung, treu Dir zu bleiben bis zum Tode am Kreuz. Wer es bis zu dieſem feſten Entſchluß gebracht hat — der fürchte nichts mehr! Betrübt euch nicht, ihr nach dem geiſtigen Leben verlangenden Seelen! Habt ihr einmal die hohe Stufe erreicht, auf welcher ihr den Verkehr mit der Welt aufgebt, um nichts anderes zu erſehnen, als den Verkehr mit Gott, ſo iſt der ſchwerſte Schritt getan. Dann lobet den Herrn und vertraut ſeiner Güte, denn Er verläßt ſeine Freunde nimmermehr. Verwerft aber ſtandhaft die verſuchende Frage: Warum gibt Er dieſem nach wenigen Tagen jene Andacht, die Er mir nach ſo vielen Jahren verſagt? — Wir wollen feſt glauben, gerade ſo wie der Herr uns führe, ſei es zu unſerem Heil, weil wir Ihm gehören, nicht aber uns. Er gewährt uns ſchon eine große Gnade, indem Er uns den Willen gibt, in ſeinem Garten zu graben, und uns bei deſſen Beſitzer aufzuhalten, den wir ſicherlich dort finden. Will Er, daß die Pflanzen und Blumen bei dem einen Gärtner durch Waſſer aus jenem Brunnen gedeihen und bei dem anderen ohne dasſelbe — was kümmert das mich! Nein, Herr, Dein Wille geſchehe in allen Dingen! gib mir nur die Gnade, Dich nicht zu beleidigen und nicht die Tugenden zu verlieren, die ich etwa, durch Deine Güte allein, haben könnte. Ich will leiden, o Herr, weil Du gelitten haſt. Dein Wohlgefallen erfülle ſich auf jede Weiſe an mir; aber gib nicht zu, daß etwas ſo Koſtbares, wie Deine Liebe iſt, Seelen zufalle, welche nur um des Lohnes willen Dir dienen und in ſüßen Gefühlen ſchwimmen wollen.

Es iſt ſehr zu beachten und ich ſage, was ich aus Erfahrung weiß: hat die Seele angefangen, mit

Entſchloſſenheit den Weg des inneren Gebetes einzuſchlagen, und kann ſie es dahin bringen, nicht viel Wert darauf zu legen und nicht getröſtet oder troſtlos zu ſein, wenn der Herr ihr fühlbare Andacht gibt oder nimmt: ſo hat ſie ſchon einen großen Teil des Weges zurückgelegt. Strauchle ſie noch ſo oft, ſie fürchte nicht, Rückſchritte zu machen, denn das Fundament ihres geiſtigen Baues iſt tief gegründet. Die Liebe zu Gott zeigt ſich nicht in Tränen, nicht in ſüßen Gefühlen und zärtlichen Tröſtungen, die wir hauptſächlich der angenehmen Empfindung wegen ſo ſehr verlangen; ſondern darin, daß wir ihm dienen in Gerechtigkeit, in Starkmut und Demut. Sonſt würde es ja ein beſtändiges Empfangen und ein nichts Geben ſein. Für ſolche Weiblein, wie ich bin, ſchwach und leicht verzagt, iſt es ganz paſſend, wenn der Herr ſie auf dem Wege ſüßer Genüſſe des Geiſtes führt. Er tut dies eben jetzt für mich, damit ich verſchiedene Drangſale ertragen könne, die ſein heiliger Wille mir ſchickt. Aber Diener Gottes zu ſehen, würdige, gelehrte, geiſtvolle Männer, die ein ſolches Gewicht darauf legen, daß der Herr ihnen keine fühlbare Andacht gibt — wahrlich, das widert mich an. Sie ſollen ſie annehmen, wenn Gott ſie ſchickt und zwar mit großem Dank, weil es ein Zeichen iſt, daß der Herr es gerade dann nötig für ſie findet. Aber ſie ſollen ſich beruhigen, wenn ſie ihnen fehlt, und ſollen einſehen, daß ſie ſie nicht bedürfen, da Gott ſie ihnen nicht verleiht und ſollen vorwärts gehen und männlich ſich überwinden. Sie dürfen mir glauben, es iſt ein Fehler; ich habe es an mir erfahren und bei anderen geſehen. Es iſt eine Unvollkommenheit, nicht die volle Freiheit des Geiſtes zu beſitzen und zaghaft eine Unternehmung zu beginnen.

Obſchon ich großes Gewicht darauf lege, daß die Anfänger mit Freiheit des Geiſtes und mit friſchem Mut ſich auf den Weg machen, ſage ich dies doch weniger für ſie, als für viele andere, die ſchon längſt anfingen, das betrachtende Gebet zu üben, aber gar keine Fortſchritte darin machen. Ich glaube, dies rührt daher, daß ſie ſich nicht ſchon im Beginn dazu entſchließen konnten, das Kreuz zu umfaſſen, und die niedergeſchlagen wurden, weil ſie wegen des Mangels an fühlbarer Andacht meinten, ſie hätten nichts getan. Iſt ihr Verſtand nicht in beſtändiger Tätigkeit, ſo kommt ihnen das ganz unerträglich vor. Vielleicht ſtärkt ſich gerade dann unbemerkter Weiſe ihr Wille und nimmt an Kräften zu; — aber ſie verſtehen das nicht. Wir dürfen nie vergeſſen, daß der Herr ſolche Dinge, die uns als Fehler erſcheinen und es doch nicht ſind, gar nicht beachtet. Er kennt beſſer als wir ſelbſt unſer Elend, die Niedrigkeit unſerer Natur, und er ſieht in jenen Seelen den Wunſch, immer an ihn zu denken und immer ihn zu lieben. Dieſe Stimmung iſt's, die ihm gefällt. Die Niedergeſchlagenheit, der ſie ſich hingeben, verwirrt die Seele nur noch mehr, und war ſie zuvor nicht imſtande, eine Stunde zu betrachten, ſo wird ſie es jetzt nicht können. und wenn ſie vier Stunden darauf verwendete. Recht oft rührt dies Unvermögen von einem leidenden Zuſtand des Körpers her. Ich habe dies durch aufmerkſame Beobachtung an mir ſelbſt bemerkt und bin ſpäter durch Geiſtesmänner in dieſer Anſicht beſtärkt worden. Wir ſind nun einmal ſo armſelige Geſchöpfe, daß unſere arme, im Körper eingeſperrte Seele an deſſen Elend teilnimmt. Der Wechſel der Witterung oder die ſchlechten Säfte bewirken häufig, daß wir ohne unſere Schuld durchaus nicht das zu tun vermögen, was wir wünſchen und uns darauf beſchränken müſſen, in jeder Weiſe, leiblich und geiſtig, zu leiden. Je mehr man ſich in dieſem Zuſtand zur Betrachtung zwingen will, deſto ſchlimmer wird er und deſto länger dauert er. Daher muß man vorſichtig beobachten, woher das Unvermögen rührt und nicht die arme Seele zu heftig drängen. Sie muß einſehen, daß körperliches Leiden im Spiel iſt, und es wird gut ſein, die Stunde der Betrachtung für ein paar Tage zu verändern. Für eine Seele, die Gott liebt, iſt es recht ſchwer, in ſolcher Verbannung auszuharren, und recht betrübend, ihr Elend wahrzunehmen und das nicht zu können, was ſie will, weil ſie ſo kläglich im Körper eingeſperrt iſt. Aber ich ſage, die Beobachtung muß umſichtig ſein, denn zuweilen rührt auch das Unvermögen vom böſen Feinde her. Deshalb darf man die Betrachtung eben ſo wenig wegen großer Verwirrung und Zerſtreuung der Gedanken ſogleich aufgeben, als immer die Seele anſpornen und quälen, das zu tun, was ſie nicht vermag. Sie beſchäftige ſich dann lieber mit äußeren Dingen, mit Werken der Nächſtenliebe uſw. und mit Lektüre; und ſollte auch das ihr manchmal unmöglich ſein, ſo pflege man Gott zulieb den armſeligen Körper, damit er wiederum fleißig der Seele dienen könne. Man erhole ſich durch erbauliche Geſpräche oder gehe etwas aufs Land — je nach dem Rat des Beichtvaters. Die Hauptſache iſt Erfahrung, um gleich zu erkennen, was uns eben jetzt nötig iſt, und um unter allen Umſtänden Gott zu dienen. Sein Joch iſt ſanft, und wichtig iſt es für den größeren Fortſchritt der Seele, daß ſie nicht trübſinnig, ſondern mild und gern es trage. Deshalb muß ich immer wieder und nie zu oft den Rat geben: es iſt von äußerſter Wichtigkeit, ſich über geiſtige Dürre, Unruhe, Zerſtreuung der Gedanken weder zu ängſtigen noch zu betrüben. Wer nicht beſtändig unter dieſen Drangſalen zuſammenbrechen, ſondern große Freiheit des Geiſtes erlangen will, der fange damit an, nicht vor dem Kreuz zurückzuſchrecken. Dann wird er inne werden, welche mächtige Hilfe der Herr ihm leiht, welchen Vorteil er aus allen Drangſalen ſchöpfen kann und welche Zufriedenheit dieſe Freiheit des Geiſtes gewährt Denn das iſt klar: iſt der Ziehbrunnen trocken, ſo können wir ihm kein Waſſer ſchaffen; doch ebenſo wenig dürfen wir uns entmutigen laſſen, weil es unſere Aufgabe iſt, es zu ſchöpfen. Gott läßt dieſe Dürre zu, um unſere Tugenden zu vervielfältigen.

◆

Zwölftes Kapitel.

Fortſetzung der erſten Gebetsſtunde. Wie weit wir mit Gottes Beiſtand durch uns ſelbſt kommen können. Man ſoll ſich nicht voreilig zu übernatürlichen Dingen erheben, ſondern warten, bis Gott es tut.

Ich habe im vorigen Kapitel manche Abſchweifungen gemacht, um verſchiedene Punkte zu berühren, die mir zum beſſeren Verſtändnis notwendig erſchienen. Was ich eigentlich ſagen wollte, iſt alſo: wie weit wir uns ſelbſt auf dieſer erſten Stufe etwas forthelfen und was wir erlangen können, nämlich eine Andacht, die aus unſerer mitleidigen Betrachtung und Erwägung des bitteren Leidens unſeres Herrn entſpringt und die gewiſſe fühlbar ſüße Schmerzen und Tränen mit ſich bringt. Betrachten wir dann die Liebe, die uns der Herr durch ſeine Auferſtehung bewies, und die Herrlichkeit, auf die wir für uns hoffen, ſo werden wir zu einer Freude angeregt, die nicht ganz geiſtig, aber auch nicht ganz ſinnlich fühlbar, ſondern eine gewiſſe tugendhafte Freude iſt, wie denn auch jene mitleidigen Schmerzen verdienſtlich waren. Dieſes iſt die allgemeine Wirkung der Betrachtung, bei der unſer Verſtand ein wenig tätig iſt: ſie ſtimmt uns zur Andacht. Doch dieſe Andacht iſt eine Gabe Gottes und wir verdienen oder gewinnen ſie nicht durch unſere Anſtrengung. Wird die Seele jetzt nicht höher gehoben, ſo tut ſie gut, auf dieſer Stufe des Gebetes zu bleiben und ſich nicht ſelbſt höher hinauf zu drängen. Sie halte für gewiß, daß ſie dadurch anſtatt zu gewinnen — verlieren würde. Sie beſchäftige ſich mit der Erweckung guter Vorſätze, um Gott treu und mutig zu dienen, um in ſeiner Liebe und in allen Tugenden zu wachſen. Sie bediene ſich eines Buches, welches dieſe Mittel angibt und „die Kunſt Gott zu dienen" heißt.[1]) Es iſt vortrefflich auf dieſer Stufe, wo die Verſtandeskräfte tätig ſind. Sie ſtelle ſich Chriſtus vor, als ob er gegenwärtig ſei; ſie gewöhne ſich daran, ſeine heiligſte Menſchheit mehr und mehr mit zärtlicher Liebe zu umfaſſen; ſie habe ihn immer vor Augen, ſie ſpreche mit ihm, ſie bitte ihn um das, was ihr Not tut, ſie klage ihm ihre Trübſal, ſie teile ihm ihre Freuden mit und vergeſſe ihn nicht, wenn ſie froh iſt. Dies alles drücke ſie in einfachen Worten aus, die ihrer Sehnſucht, ihren Bedürfniſſen entſprechen, ohne ſich um gewählte Ausdrücke zu bemühen. Dies iſt eine vortreffliche Art, um in kurzer Zeit raſch vorwärts zu kommen; denn ich halte es für einen ſehr großen Fortſchritt, ſich Mühe zu geben, um ſich nie aus der heiligen Geſellſchaft des Herrn zu verlieren, den höchſten Wert auf ſie legen und aufrichtig nach ſeiner Liebe verlangen, die unſer ganzes Glück ausmacht. Eben deshalb dürſen wir uns auch nicht ängſtigen, wenn wir keine fühlbare Andacht haben, wie ich ſchon ſagte. Vielmehr müſſen wir Gott danken, daß uns das Verlangen gibt, ihm zu dienen ohne die Armſeligkeit zu beachten, womit wir es tun. Die Übung, uns Chriſtus immer gegenwärtig vorzuſtellen, iſt auf allen Stufen des Gebetes unendlich heilſam und auf der erſten Stufe das allerſicherſte Mittel, um bald auf die zweite zu gelangen und um ſich auf den beiden letzten vor den Fallſtricken des böſen Feindes zu hüten.

---

[1]) Von Bruder Alonſo von Madrid.

Dies alſo iſt es, was wir vermögen. Wer weiter gehen und ſich zu geiſtigen Genüſſen erheben will, die ihm nicht gegeben werden, verliert das, was er beſitzt. Denn dieſe Genüſſe ſind übernatürlich und folglich nicht von ſeinem Streben abhängig. Gibt er nun, um ſie zu erlangen, das auf, was er durch Anwendung der Verſtandestätigkeit genießen könnte: ſo bleibt die Seele in äußerſter Trockenheit wie in einer Wüſte zurück. Überdas iſt dieſer ganze geiſtige Bau auf Demut gegründet. Je näher wir zu Gott kommen wollen, je demütiger müſſen wir ſein; iſt das nicht der Fall, ſo machen wir Rückſchritte. Es iſt aber wohl eine Art von Hochmut, aus eigener Kraft hoch ſteigen zu wollen; denn wahrlich! in Anbetracht unſerer menſchlichen Armſeligkeit tut Gott über die Maßen viel, wenn Er uns in ſeine Nähe bringt. Ich ſage dies aber nicht, um vor großen Gedanken und Betrachtungen Gottes und himmliſcher Dinge, vor dem Verſinken in Bewunderung über ſeine Majeſtät und unermeßliche Weisheit zu warnen. Dies gehört in den Bereich der Verſtandesübung. Ich ſelbſt konnte ſie freilich niemals machen, weil, wie ich ſchon ſagte, dieſe Gabe mir fehlt. Auch gab mir Gott die Gnade einzuſehen, daß ein ſo unvollkommenes Weſen wie ich, das ſchon irdiſche Dinge nicht klar erkennen könne, nicht die Verwegenheit haben dürfe, ſich zur Betrachtung der himmliſchen zu erſchwingen. Aber andere haben jene Übung ſehr vorteilhaft gefunden, beſonders gelehrte Leute. Wiſſenſchaft mit Demut verbunden, iſt das wahre Feld, mein' ich, für dieſe Tätigkeit. Noch vor Kurzem habe ich dies bei einigen ſehr gelehrten Männern geſehen. Der Zeit nach waren ſie Anfänger, aber dennoch merkwürdig fortgeſchritten. Das gibt mir den heißen Wunſch, es möchten recht viele Männer der Wiſſenſchaft auch Männer des Gebetes werden.

Sage ich: Niemand erhebe ſich, den Gott nicht erhebt; ſo iſt das meine Sprache für Dinge des Geiſtes. Wer darin Erfahrung hat, wird mich verſtehen. Wer nicht verſteht -- dem weiß ich auch nicht mich verſtändlich zu machen.

In der myſtiſchen Theologie, von der ich zu ſprechen anfing, üben die Kräfte des Verſtandes ſich nicht, denn Gott hebt ihre Tätigkeit auf. Gibt Er mir Licht und Beiſtand, ſo werde ich das ſpäter weitläufiger erklären. Deshalb eben ſage ich: wir dürfen uns nicht unterfangen, ſelbſt dieſe Tätigkeit aufheben und nicht mit ihr wirken zu wollen, denn alsdann würden wir ganz dumm und kalt bleiben und nicht wiſſen, was beginnen, weil die Betrachtung aufhört und das Schauen nicht eintritt. Hebt der Herr ſie auf, ſo gibt er zugleich der Seele etwas, das ſie beſchäftigt und feſſelt. Ohne Unterſuchungen und Fragen mit dem Verſtande aufzuwerfen,

Feſt der Erſcheinung des Herrn.

(Heiliger Dreikönigstag.)

„Surge, illuminare Jerusalem, quia venit lumen tuum et Gloria Domini super te orta est.“
Isai. 2.

Aus des Mittags flammenheißer Zone
Ging von Saba einſt die Königin
Zu dem ringsum hochgeprieſ'nen Throne
Salomo's, des weiſen Königs, hin.
Wie dahinziehn ſtolz des Stromes Wogen,
Drinnen gold'ner Schatz ruht tief verſenkt,
Sind ihr Dromedare nachgezogen,
Die der ſchwarze Aethiopier lenkt;

Die dem König Saba's Schätze brachten,
Teppiche und purpurnes Gewand,
Elfenbein und Ambra und Smaragden,
Duftend, glühend in dem Wüſtenſand.

wird ſie während der Zeit eines Credo's größeres Licht in ſich aufnehmen, als wir mit all' unſerem natürlichen Eifer uns in vielen Jahren verſchaffen könnten. Aber die Kräfte des Geiſtes beſchäftigen und doch ihre natürliche Tätigkeit aufheben wollen — das vermögen wir nicht; es wäre unſinnig das zu unternehmen. Es wäre eben kein Zeichen von großer Demut, und, wenn auch kein Fehler, ſo doch eine gewiſſe Verſchuldung von verlorner Arbeit. Denn die Seele bleibt dadurch etwas verſtimmt, wie jemand der weit ſpringen will und ſich von rückwärts feſtgehalten fühlt. Sie hat all' ihre Kraft darangeſetzt und kann nun doch nicht das zuwege bringen, was ſie beabſichtigte. Aus dieſer Unluſt, die nach einem vergeblichen Bemühen in der Seele zurückbleibt, kann derjenige erkennen, der es erkennen will, daß hier ein kleiner Mangel an Demut vorliegt, weil dieſe Tugend die herrliche Eigenſchaft beſitzt, niemals Unluſt in einer Seele aufkommen zu laſſen, welche mit ihr an ihre Werke geht. Ich denke, man wird dies verſtehen. Doch vielleicht verſteht es niemand als ich. Möge der Herr die Augen meiner Leſer durch ihre eigene Erfahrung öffnen. Sei ſie noch ſo gering — ſie werden mich dann leicht verſtehen.

Viele Jahre las ich Schriften über das innere Leben ohne zu verſtehen, was das ſei, und nachdem es Gott gefallen hatte, mir darüber Licht zu geben, verging wieder eine lange Zeit, bevor ich Worte fand, um anderen dies Licht mitzuteilen. Es hat mich nicht wenig Mühe gekoſtet! Wenn Gott will, gibt er die Fülle der Erkenntnis in einer Weiſe, die mich wahrhaft erſchreckt. Mit voller Aufrichtigkeit muß ich ſagen, daß ich viel mit Geiſtesmännern geſprochen habe, welche ſich beeiferten, mir das Verſtändnis der Gnaden zu erſchließen, die der Herr mir gewährte, damit ich mich über ſie ausſprechen könne. Aber das half meiner geiſtigen Schwerfälligkeit ſehr wenig. Oder wollte vielleicht der Herr, der immer mein alleiniger Lehrer geweſen iſt, daß ich nur Ihm den Dank für Belehrung ſchulde? — ich weiß es nicht. Aber Er ſei geprieſen für alles und auch für die große Beſchämung, welche in dem Geſtändnis liegt, daß ich, die ſo begierig war, eitle Dinge zu wiſſen und zu kennen, nie die heilige Begierde nach Erkenntnis hatte, nie ſie wünſchte, nie darum bat, und daß der Herr mir dennoch in einem Augenblick das volle Licht gab und die Fähigkeit mich darüber auszuſprechen. Meine Beichtväter waren außer ſich vor Erſtaunen und ich mehr noch als ſie, weil ich meine Unfähigkeit beſſer kannte. Weil dies erſt vor kurzer Zeit geſchehen iſt, bleibt mein Gewiſſen ganz ruhig, wenn ich das nicht verſtehe, was der Herr mich nicht gelehrt hat und ich gebe mir keine Mühe darum.

Schließlich muß ich darauf zurückkommen, wie wichtig es iſt, nicht höher im Geiſt aufſteigen zu wollen, als der Herr uns hebt. Tritt dieſes ein, ſo ſind wir darüber auf der Stelle im Klaren. Für Frauen iſt jenes Streben beſonders gefährlich, weil der böſe Feind es benutzen könnte, um ſie in allerhand Täuſchungen zu verwickeln. Doch wird der Herr gewiß nicht zulaſſen, daß eine Seele Schaden nehme, die ſich in aller Demut ihm zu nähern ſucht; und dann wird ihr gerade dasjenige den größten Vorteil bringen, was der Teufel erſonnen hatte, um ſie zu verderben. Ich bin ſo weitläufig über die erſte Stufe des Gebetes geweſen, weil ſie die allgemeinſte iſt und meine Ratſchläge ſehr wichtig ſind. Ich muß freilich geſtehen, daß größere Meiſter viel beſſer als ich darüber geſchrieben haben, und deshalb beſchämt und demütigt mich meine Schreiberei auch ſehr — wenn auch noch lange nicht genug. Der Herr ſei in Ewigkeit gebenedeit, der da wollte und zuließ, daß ein ſo armſeliges Weſen wie ich, von ſo erhabenen und göttlichen Dingen rede.

Dreizehntes Kapitel.

Über einige Verſuchungen des böſen Feindes auf der erſten Stufe des Gebetes und einige Mittel wider ſie. Wichtig für Anfänger.

Es ſcheint mir notwendig, einiger Verſuchungen zu erwähnen, welche für Anfänger einzutreten pflegen und auch für mich eintraten; — und darüber einige Ratſchläge zu erteilen.

Die Anfänger müſſen ſich mit Freudigkeit und mit Freiheit des Geiſtes an ihr Werk machen. Manche glauben, ohne ängſtliche Wachſamkeit gehe ihnen alle Andacht verloren. Gewiß iſt es gut, ein großes Mißtrauen auf ſich ſelbſt zu ſetzen, und ſehr notwendig Gelegenheiten zu meiden, in denen man Gott zu beleidigen pflegt, bis man ſchon recht feſt in der Tugend gegründet iſt. Nicht Viele ſind ſo feſt, um bei Veranlaſſungen, die ihren natürlichen Neigungen zuſagen, keiner Wachſamkeit zu bedürfen. Denn immer, ſo lange wir leben, ſoll uns die Einſicht in unſere unausſprechlich armſelige Natur in der Demut beſtärken. Doch gibt es manche Dinge, die man als erlaubte Erholung genießen darf ſchon deshalb, um mit friſchen Kräften das Gebet wieder aufzunehmen. Das rechte Maß iſt natürlich immer zu beobachten. Nicht mit einem ſchwächlichen Verlangen ſoll man ſich begnügen, ſondern mit ſtarkmütigem Vertrauen auf Gott feſt glauben, daß wir mit ſeiner Gnade, und wenn wir uns mehr und mehr anſtrengen, allmählich dahin gelangen werden, wohin ſo manche Heilige gekommen ſind. Wer ſich niemals entſchließt, dies zu begehren, und es nach und nach zu erſtreben, wird auch nie jenes hohe Ziel erreichen. Der Herr liebt die hochherzigen Seelen, wenn ſie ohne Selbſtvertrauen in Demut wandeln; und niemals habe ich es anders gefunden, als daß feige Seelen, die mit ihrem geringen Fortſchritt zufrieden waren, ſogar im Schutz der Demut, viele Jahre brauchten, um den Weg zurückzulegen, den jene in kurzer Zeit hinter ſich hatten. Ich ſtaune über den ungeheuern Vorteil, auf dieſem Wege ein hohes Ziel zu haben; gelangt die Seele auch nicht mit einem Aufflug dahin, ermüdet ſie und ruht ſie aus, wie ein junger Vogel, der noch mit ungeübten Flügeln fliegt: ſo iſt ſie doch ſchon mächtig aufwärts gelangt.

Früher ſtärkte der Ausſpruch des Apoſtels Paulus mich ſehr: „Ich kann alles in Gott, der mich ſtark macht[1].“ Denn ich erkannte ſehr deutlich, daß ich aus mir ſelbſt nichts vermochte. Auch das, was St. Auguſtin ſchreibt, war mir tröſtlich: „Gib mir Kraft, o Herr, zu tun, was Du gebieteſt, und dann gebiete, was Du willſt[2].“ Oftmals dachte ich an den Apoſtel Petrus, dem es durchaus nicht ſchadete, daß er ſich in's Meer warf, obſchon er hinterher zaghaft wurde. Dieſe erſten Entſchlüſſe ſind überaus wichtig. Doch muß man ſich auf dieſer Stufe ſehr zurückhaltend benehmen und ſich ſehr der Anſicht und dem Urteil des Führers im geiſtigen Leben fügen und unterwerfen — vorausgeſetzt, daß er nicht den Schildkrötengang lehre und daß er ſich nicht damit begnügt, die Seele zu unterweiſen, wie man kleine Eidechſen fängt.

---

[1] Ad Phil. 4. 13.

[2] „Da quod jubes et jube quod vis.“ Conf. 10. 29.

Aber Demut muß immer die Vorhut führen, damit wir eingedenk bleiben, daß unſere Kraft nicht aus uns ſtammt. Doch iſt es nötig zu wiſſen, wie die ächte Demut beſchaffen ſein muß, denn der böſe Feind ſchadet dem Fortſchritt der betrachtenden Seelen ungemein, indem er ihnen eine falſche Vorſtellung von der Demut beibringt. Er ſtellt ihnen vor, es ſei frevelnder Übermut, Verlangen nach großen Dingen für die Sache Gottes — oder nach dem Martertum und der Nachfolge der Heiligen zu haben. Er gibt zu verſtehen, die Werke der Heiligen wären für uns arme Sünder nur zu bewundern, nicht nachzuahmen. Ich gebe das zu; aber ich ſage, wir müſſen das unterſcheiden, was zu bewundern und was nachzuahmen iſt. Unverſtändig wäre es, wollte eine ſchwache und kränkliche Perſon ſich auf ſtrenge Faſten und ſcharfe Bußübungen verlegen, oder ſich in die Wüſte begeben, wo ſie weder Speiſe noch Obdach fände, oder dergleichen Dinge mehr unternehmen. Aber wir dürfen denken, daß wir mit Gottes Beiſtand durch einen herzhaften Kampf dahin kommen können, die Welt tief zu verachten, die äußeren Ehren ſehr gering zu ſchätzen, abgelöſt zu ſein von irdiſchen Gütern.

Unſeren engen Herzen ſcheint freilich die Erde unter unſeren Füßen zu fehlen, wenn wir etwas ſorglos für das Irdiſche und hauptſächlich beſorgt für unſere Seele ſind. Wir ſind gleich zur Anſicht bereit, die innere Sammlung werde gefördert, wenn man ſicher ſei, den Unterhalt des Lebens vollauf zu beſitzen, weil irdiſche Sorgen ſehr ſtörend auf das betrachtende Gebet wirken. Es tut mir ſehr weh, daß wir ſo wenig Vertrauen in Gott und ſo viel Selbſtſucht haben, um uns durch ſolche Gedanken zu beunruhigen. Hat der Geiſt ſo wenig eine hohe Richtung genommen, dann freilich werden kindiſche Kleinigkeiten ihn mehr beſchäftigen, als andere durch die größten und wichtigſten Angelegenheiten beſchäftigt werden. Und dann bilden wir uns ein, wir wären ſehr weit im inneren Leben vorgeſchritten! Dieſe Auffaſſung entſpringt ja doch nur dem Bemühen, für das Wohlbehagen von Leib und Seele zugleich und gleichmäßig zu ſorgen: er ſoll hienieden ſeine Bequemlichkeiten nicht entbehren und ſie ſoll droben geiſtige Freuden in Gott genießen. Ja, das letztere wird der Fall ſein, wenn wir in Gerechtigkeit wandeln und emſig nach Vollkommenheit ſtreben; doch mit ſo feigherzigem Schritt wird man niemals zur Freiheit des Geiſtes gelangen. Ich finde ein ſolches Verfahren vortrefflich für Leute, die im Eheſtand und ihrem Beruf gemäß leben; für unſeren Stand aber wünſche ich nicht, daß man dieſen Weg zur Vollkommenheit einſchlage, denn ich halte ihn durchaus nicht für den richtigen. Habe ich ihn früher doch ſelbſt betreten! und wäre ich vielleicht für immer auf ihm verblieben, wenn nicht der Herr in ſeiner maßloſen Güte mir einen kürzeren Pfad gezeigt hätte. Mein Verlangen nach einem vollkommenen Leben war immer ſehr groß, nur wollte ich, wie geſagt, das Gebetsleben und das Leben nach meinem Wohlgefallen mit einander verbinden. Ich glaube freilich, wenn mich jemand zu einem höheren Fluge angetrieben hätte, ſo wäre ich vom Verlangen zur Tat übergegangen. Doch um unſerer Sünden willen ſind die Seelenführer gar ſelten und gar leicht zu zählen, die nicht mit übertriebner Vorſicht in dieſem Punkt zu Werk gehen; und ich glaube, daß dies die Haupturſache iſt, weshalb die Anfänger nicht ſchneller zu großer Vollkommenheit gelangen. Der Herr wird ihnen niemals mit ſeiner Hilfe dazu fehlen; wir aber mit unſerer Armſeligkeit fehlen ihm nur allzu oft.

Eine andere Weiſe, den Heiligen nachzuahmen, iſt, daß wir das Stillſchweigen, die zurückgezogene Einſamkeit und ähnliche Tugenden üben, die wahrlich nicht den unglücklichen Leib umbringen werden, den man zu pflegen ſucht, während die Seele dabei in Verwirrung kommt. Der böſe Feind tut denn auch das Seine, um unſeren elenden Körper untauglich zu machen. Sind wir etwas für unſere Geſundheit beſorgt, ſo gibt er uns ſchnell zu verſtehen, daß wir ſie zerſtören, ja, uns töten werden, wenn wir ſie nicht ſchonen. Er geht ſo weit, uns eine gewiſſe Furcht vor den Tränen einzuflößen, die wir bei der Betrachtung weinen, weil ſie uns blind machen könnten. Ich weiß es; ich habe es durchgemacht; aber ich frage: könnten wir Geſundheit und Augenlicht zu einem beſſeren Zweck uns wünſchen, als um ſie zu opfern aus Liebe zu

Gott? Kränklich war ich immer gar ſehr; bis ich mich aber entſchloß, auf den Körper und die Geſundheit gar keine Rückſicht zu nehmen, war ich immer gefeſſelt und untauglich zu allem. Freilich tauge ich auch jetzt noch recht wenig! Als mir aber Gott die Gnade gab, des Teufels Liſt zu durchſchauen, ſage ich, ſobald er mir Gefahr für meine Geſundheit vorſtellt: An meinem Leben oder Sterben liegt ſehr wenig! — Oder, wenn er mir Verlangen nach Ruhe einflößen möchte: Ich brauche kein Ausruhen, ſondern Arbeit und Kreuz! — So bei allen ſeinen Vorſpiegelungen; denn ich habe klar erkannt, daß ich — obſchon ich in Wahrheit recht krank war — doch in tauſend Fällen der Verſuchung des Teufels oder meiner eigenen Schwäche nachgab, und daß ich mich beſſer befinde, ſeitdem ich meine Geſundheit weniger beachte und pflege. Es iſt alſo wichtig für die Anfänger, ſich nicht entmutigenden Gedanken hinzugeben; das kann ich aus eigener Erfahrung ſagen. Möchten meine Fehler ihnen zum warnenden Beiſpiel dienen.

Eine andere und ſehr allgemeine Verſuchung für Anfänger iſt der Wunſch, daß ſich alle Welt dem inneren Leben widmen möge, deſſen Süßigkeit und Frieden ſie zu genießen beginnen. Der Wunſch an ſich iſt gut; die Ausführung aber würde es nur dann ſein, wenn man ſehr leiſe und vorſichtig zu Werke ginge und jeden Anſchein von Unterrichtgeben beiſeite ließe. Wer andere auf dieſen Pfad führen will, muß ſich großer Tugenden befleißigen, um ihnen keinen Anſtoß zu geben. Dies tat ich, als ich mich bemühte, andere für das betrachtende Gebet zu gewinnen. Einerſeits hörte man mich gar viel Schönes von den herrlichen Wirkungen desſelben reden — und andererſeits ſah man einen außerordentlichen Mangel an Tugenden bei mir, während ich die Betrachtung übte und ihre Wirkungen pries. Das führte natürlich manche in Verſuchung und verwirrte ſie, wie ſie es mir ſpäter eingeſtanden haben, denn ſie wußten nicht, wie ſie das Eine mit dem Andern in Übereinſtimmung bringen ſollten. Sie meinten, das, was an ſich Unrecht ſei, möge es doch wohl nicht eigentlich ſein, weil ſie ſahen, daß ich es zuweilen tat, und weil es ihnen bei mir nicht als Unrecht erſchien. Dies iſt ein Kunſtgriff des Teufels: er benutzt unſere Tugenden, um irgend etwas Schlimmes[1] zu ſtiften, worauf er immer begierig iſt; und iſt es auch gering, ſo kann es doch in einer klöſterlichen Genoſſenſchaft ſehr ſchädlich ſein. Um ſo mehr aber, wenn es ſo entſchieden Unrecht iſt, wie das, was ich tat. Genug, ich gewann in vielen Jahren nur drei Perſonen für das betrachtende Gebet, während ich ſpäter, nachdem mich der Herr auf dem Wege der Vollkommenheit etwas vorwärts gebracht hatte, in zwei bis drei Jahren ſehr viele dafür gewann — wie ich künftig ſagen werde. Überdas bringt jener Eifer für andere Seelen die große Gefahr mit ſich, daß die eigene dabei zu kurz komme. Im Beginne unſeres inneren Lebens mit Gott müſſen wir unſere ganze Aufmerkſamkeit unſerem eigenen Fortſchritt zuwenden, und am heilſamſten iſt es für die Seele, ſo zu leben, als ſei ſie auf Erden allein mit Gott.

Eine andere Verſuchung iſt dieſe: ſich über die Fehler und Sünden anderer ſehr zu betrüben.

Sinnend bei der ſchlanken Palmen Rauſchen,
Fühlt ſich arm die reiche Königin,
Für die Schätze Weisheit einzutauſchen,
Däucht ihr hoher köſtlicher Gewinn.

Weisheit — Friede! der in irdiſchen Stürmen,
Als Buſſole, nicht vom Sturm berührt,
Wenn der Abgrund gähnt, ſich Wellen thürmen,
Schaumumbrauſt das Schiff zum Hafen führt.
Weisheit — Friede! der wie Balſam linde,
Glut und Brand der Leidenſchaft beſiegt,
Und ſich hehr, wie eine Opferbinde,
Um die ſtolze heiße Stirne ſchmiegt.

Alſo zog die Königin des Südens
Zu des weiſen Königs heil'gem Thron,
Zu dem Tempel in der Stadt des Friedens,
Dürſtend nach der langen Reiſe Lohn.
Was ſie fand? — es waren fromme Lehren,
Weiſe Reden; ſie vernahm ſie froh.
Doch das ew'ge Wort war nicht zu hören,
Bis Er kam, der neue Salomo —

Auch ſie nimmt den Schein der Tugend an und deshalb muß ſich der Anfänger recht vorſichtig beobachten. Der böſe Feind gibt ihm ein, ſein Schmerz betreffe nur die Beleidigung Gottes, die Verletzung ſeiner Ehre, den Wunſch und das Unvermögen dafür genug zu tun. Dies beunruhigt ihn hinreichend, um die Betrachtung zu hemmen, und die Seele hat den großen Nachteil, ſich einzubilden, dieſer Eifer für die Sache Gottes ſei Tugend und Vollkommenheit. Ja, der Schmerz iſt berechtigt über öffentliche Verſündigungen, die in einer Genoſſenſchaft zur Gewohnheit geworden ſind; oder über die Leiden der Kirche, über dieſe Ketzereien zum Beiſpiel, durch welche jetzt ſo viele Seele zugrunde gehen; — und weil berechtigt, iſt er ruhig und ſtürzt nicht in Verwirrung. Es bleibt das ſicherſte für eine Seele, welche das betrachtende Gebet zu üben beginnt, alle Geſchöpfe zu vergeſſen und nichts im Auge zu behalten als ihre Richtſchnur: das Wohlgefallen Gottes. Dies geziemt ihr. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich erzählen wollte, wie man aus einem Irrtum in den andern gerät, ſobald man ſich auf ſeine gute Abſicht ſtützt und von jener Richtſchnur abläßt. Deshalb ſollen wir die Fehler des Nächſten mit unſeren großen Sünden zudecken und nur auf ſeine Tugenden und ſeine guten Eigenſchaften ſchauen. Dieſe Gewohnheit, die man nicht ſogleich zur Vollkommenheit bringt, wird aber allmählich zu der großen Tugend, daß wir alle Menſchen für beſſer halten, als uns ſelbſt. Mit Gottes Beiſtand, der zu allem Guten notwendig iſt und ohne den unſer Eifer vergeblich iſt, werden wir ſie uns nach und nach zu eigen machen und Ihn dringend anflehen, ſie uns zu gewähren; denn geben wir uns Mühe, ſo verſagt Er uns ſeine Hilfe nicht.

Für diejenigen, denen es leicht wird, ſich bei der Betrachtung mit dem Verſtande zu beſchäftigen, und die durch einen Gegenſtand zu mancherlei Gedanken und Ideen angeregt werden, will ich jetzt einen Rat geben, den jene nicht brauchen, denen, wie mir, dieſe Gabe verſagt iſt. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als geduldig zu warten, bis der Herr ihren Geiſt anregt und ihnen Licht erteilt; dann werden ſie imſtande ſein, zu betrachten. Zuvor aber wäre es mehr ein Hindernis als eine Hilfe für ſie, wenn ſie ſich anſtrengen wollten, um die Verſtandeskräfte an ihrem Gegenſtand zu üben.

Ich ſage alſo zu den Erſteren: ſie ſollen nicht die ganze Zeit mit Unterſuchung und Erwägung des Gegenſtandes ihrer Betrachtung hinbringen. Da dies ſehr verdienſtlich iſt und zugleich einen gewiſſen Genuß mit ſich bringt, ſo meinen ſie, man dürfe im Gebet nur Arbeit, aber niemals Sonntagsruhe haben und fürchten ſogleich den Zeitverluſt. Mir aber ſcheint dieſer Verluſt ein Gewinn. Sie ſollen ſich nur einfach in die Gegenwart des Herrn verſetzen und ohne Anſtrengung des Verſtandes traulich mit ihm ſprechen. Sie ſollen ſich nicht auf ſcharfſinnige Erläuterungen einlaſſen, ſondern ganz ſchlicht ihre Nöten ihm vorſtellen und ihm ſagen, daß er tauſendmal Recht hätte, wenn er ſie nicht vor ſeinem Angeſicht dulden möge. Sie müſſen je nach den Zeiten mit dem Gegenſtand der Betrachtung wechſeln, damit die Seele keinen Widerwillen bekomme, fort und fort die nämliche

Speiſe zu erhalten. Dieſe Nahrungsmittel ſind ebenſo wohlſchmeckend als förderlich, ſobald ſich der Geſchmack an ihren Genuß gewöhnt hat. Sie verleihen dem Leben der Seele eine außerordentliche Kräftigung und einen friſchen Aufſchwung.

Ich muß mich noch weitläufiger ausdrücken. Alles, was das Gebet betrifft, iſt ſchwer zu verſtehen, beſonders dann, wenn kein Meiſter es erklärt. Ich würde gern kürzer ſein, und für den lichten Verſtand desjenigen, in deſſen Auftrag ich ſchreibe, würden die leiſeſten Andeutungen auch vollkommen genügen; allein die Schwerfälligkeit meines Geiſtes geſtattet mir nicht, in Kürze und mit wenigen Worten eine Sache verſtändlich zu machen, von der es doch ſo höchſt wichtig iſt, daß ſie genau erklärt werde. Ich habe in dieſem Punkt ſo viel Mühſal ausgeſtanden, daß ich großes Mitleid mit denen habe, die nur nach der Anweiſung der Bücher das betrachtende Gebet zu üben beginnen, umſo mehr, als es ganz merkwürdig iſt, wie ganz anders man eine Sache verſteht, die man nur lieſt oder die man aus Erfahrung kennt.

Ich komme alſo darauf zurück, was ich früher ſagte: wir wollen ein Geheimnis des bitteren Leidens betrachten, die Geißelung Chriſti zum Beiſpiel. Der Verſtand wird ſich damit beſchäftigen, die Gründe aufzufinden, weshalb der göttliche Heiland dieſe unerhörten Qualen und Schmerzen in ſeiner freiwilligen Erniedrigung litt;—oder andere Punkte, die ſich ihm darbieten werden, wenn er im Nachdenken geübt iſt. Dieſe Weiſe der Betrachtung iſt für alle, mögen ſie anfangen, fortſchreiten, dem Ziel nahen, der beſte und ſicherſte Weg, bis es dem

Herrn gefällt, ſie auf eine übernatürliche Stufe zu erheben. Ich ſage für alle; aber wie es viele Wohnungen im Himmel gibt, ſo gibt es auch viele Wege dahin. Manche Seelen werden mehr ergriffen von der Betrachtung anderer Geheimniſſe des heiligen Leidens. Manchen nützt es, wenn ſie ſich in die Hölle verſetzen. Andere erſchreckt ſchon der bloße Gedanke an die Hölle und es fördert ſie mehr, die Freuden des Himmels zu betrachten. Noch andere ſchöpfen am meiſten Kraft aus der Betrachtung des Todes. Für Seelen von ſehr tiefem Gefühl iſt die beſtändige Beſchäftigung mit den Geheimniſſen des bitteren Leidens allzu ſchmerzlich; ſie mögen ſich tröſten und erheben durch Gedanken an die Macht und die Herrlichkeit Gottes in ſeiner Schöpfung und an ſeine unendliche Liebe, die alle Dinge uns offenbaren; — denn auch dies iſt ein vortrefflicher Gegenſtand der Betrachtung; nur darf das Leben und Leiden des Herrn nicht ganz verſäumt werden, weil es der Quell iſt, aus welchem alles Gute uns zukam und beſtändig uns zukommen wird.

Der Anfänger braucht Rat, um das zu wählen, was ihm am förderlichſten iſt. Ein erfahrener Meiſter des inneren Lebens wäre ihm höchſt nützlich. Ein unerfahrener kann nicht nur ſelbſt in Irrtum geraten, ſondern auch die Seele, die er führt, ohne ſie zu verſtehen, in Irrtum ſtürzen. Dann wäre es ſchon beſſer, ſie ihrem eigenen Lichte zu überlaſſen, denn ſie wird nicht wagen, ſich gegen ſeine Anſicht — und ſei ſie noch ſo irrig! — aufzulehnen, weil ſie die große Verdienſtlichkeit der Unterwerfung unter ihren Führer kennt. Ich habe manche betrübte und geängſtigte Seelen gefunden, die mir herzliches Mitleid einflößten, weil ihre Führer unerfahren waren. Eine kannte ich, die gar nicht wußte, was ſie anfangen ſollte, denn niemand begriff ihre Richtung. Man verhinderte ihren Fortſchritt und marterte ſie leiblich und geiſtig. Noch eine andere kannte ich, die von ihrem Führer ſeit acht Jahren an die Aufgabe gefeſſelt war, ſich nur mit der Erkenntnis ihrer ſelbſt zu beſchäftigen. Der Herr hatte ſie aber ſchon zum Ruhegebet erhoben; die Folge war alſo, daß ſie unausſprechlich litt. Gewiß! die Selbſterkenntnis iſt nie zu vernachläſſigen. Und ginge eine Rieſenſeele auf dem Wege der Vollkommenheit, hundertmal müßte ſie wieder in dieſem Punkt ein kleines Kind werden und zur Mutterbruſt zurückkehren. Denn nimmermehr dürfen wir vergeſſen, und deshalb werde ich noch ſehr oft wiederholen, daß keine Stufe des Gebetes zu erhaben ſei, um eine häufige Rückkehr zum erſten Ausgangspunkt überflüſſig zu machen. Dieſer Ausgangspunkt der Erkenntnis unſerer Sünden iſt das Brot, das zu allen Speiſen, auch zu den köſtlichſten, verzehrt werden muß. Man könnte nicht leben ohne dies Brot. Aber man genieße es mit Maß. Hat eine Seele ſich ſchon gedemütigt, ſieht ſie ihre Hinfälligkeit, ihr Unvermögen zu jeglichem Guten ein, tritt ſie tief beſchämt vor ihres großen Königs Thron, ſchmerzt es ſie, ſeine unermeßliche Liebe mit einer ſo ſchwachen zu erwidern: ich frage, wo iſt da die Notwendigkeit zu einer längeren Betrachtung dieſes Gegenſtandes? weshalb damit die Zeit verſchwenden und nicht lieber den Betrachtungen ſich zuwenden, die der Herr ſelbſt eingibt und die man vernünftigerweiſe nicht ausſchlagen ſoll? — denn Er weiß beſſer als wir ſelbſt, welche Speiſe uns zuträglich iſt.

Es iſt alſo von großer Wichtigkeit, daß der Lehrer des inneren Lebens recht einſichtsvoll und erfahren ſei. Beſitzt er theologiſche Kenntniſſe — deſto beſſer. Finden ſich dieſe drei Eigenſchaften nicht beiſammen: ſo muß man hauptſächlich auf die beiden erſten Gewicht legen, weil man ja im Notfall andere gelehrte Männer befragen kann. Für Anfänger ſind aber Gelehrte, wenn ſie nicht zugleich Männer des Gebetes ſind, durchaus keine Hilfe. Ich ſage nicht, daß der Verkehr mit ihnen unnütz ſei; aber lieber wollte ich, daß eine Seele die Betrachtung gar nicht übte, als gleich im Anfang auf falſchem Wege. Es iſt etwas Herrliches, die Wiſſenſchaft! ſie unterrichtet und erleuchtet uns, die wir ſo ungelehrt ſind; ſie gibt uns das Verſtändnis der heiligen Schriften und kräftigt uns zur Erfüllung unſerer Pflichten. Gott bewahre uns vor einer kindiſchen Frömmigkeit. Und wieder muß ich mich weitläufiger erklären! ich habe immer den Fehler gehabt, mich nur durch einen Überfluß von Worten verſtändlich machen zu können, und jetzt will mir ſogar ſcheinen, ich befaſſe mich mit ganz überflüſſigen Dingen. Iſt alſo ein Mann ohne Einſicht der Beichtvater einer Nonne, welche ſich im Gebetsleben übt, ſo fällt es ihm ein, daß ſie ihm mehr als ihren Obern gehorchen müſſe, und ohne die geringſte böſe Abſicht, nur weil es ihm ſehr gut und, wenn er kein Ordensmann iſt, ganz in der Ordnung zu ſein ſcheint, bringt er ihr dieſe Überzeugung bei. Oder iſt er der Führer einer verheirateten Frau, ſo wird er ihr ſagen, es ſei viel beſſer, ſich mit dem Gebet, als mit ihrem Hausweſen zu beſchäftigen, obgleich ihr Mann ſehr ungehalten darüber iſt. Er verſteht eben nicht, Verhältniſſe und Bedürfniſſe richtig zu beurteilen und demgemäß zu ordnen. Ihm fehlt das wahre Licht; darum kann er, auch mit dem beſten Willen, andere nicht erleuchten. Erfordert die Seelenführung auch nicht unbedingt große Gelehrſamkeit, ſo war es doch ſtets meine Meinung und wird es auch ſtets bleiben, daß jeder Chriſt ſich, wenn er irgend kann, einen gut unterrichteten Führer wähle; je mehr er dies iſt, deſto nützlicher wird er ſein. Für Seelen aber, die ſich dem Gebetsleben ergeben, die folglich viel größere geiſtige Bedürfniſſe haben, iſt es alſo noch viel notwendiger. Man ſage nicht, Männer der Wiſſenſchaft, die das Gebet nicht übten, wären überhaupt dagegen eingenommen; — das iſt ein Irrtum. Ich bin in dieſen letzten Jahren in vielfachem Verkehr mit ihnen geweſen, weil mein Seelenzuſtand es verlangte, und bin von jeher mit ihnen befreundet geweſen. Haben auch nicht alle eine reiche Erfahrung in den Wegen des Geiſtes, ſo verwerfen ſie dieſelben doch nicht; ſo wiſſen ſie doch von ihnen, weil ſie in den heiligen Schriften, die ihr Hauptſtudium ausmachen, immer den Prüfſtein des wahrhaft guten Geiſtes beſitzen. Ich bin überzeugt, daß eine Perſon, die das Gebetsleben übt und dabei gelehrte Männer zu Rate zieht, ſich nicht durch Täuſchungen des böſen Feindes verblenden laſſen wird, vorausgeſetzt, daß ſie nicht Täuſchungen ſuche. Ich meine, der Teufel fürchte ungemein die tugendhafte und demütige Wiſſenſchaft, weil er weiß, daß ſie ſeine Schliche entkräftet und ihn mit Verluſt aus dem Felde ſchlagen wird.

Ich ſagte dies, um der Anſicht entgegenzutreten, Männer der Wiſſenſchaft, doch unbewandert im geiſtigen Leben, wären nicht geeignet, die Führer betender Seelen zu ſein. Ich wiederhole alſo: Erfahrung iſt dazu ganz notwendig; fehlt aber die Wiſſenſchaft, ſo wird die Führung dennoch ſehr mangelhaft ſein. Der Verkehr mit gelehrten Männern iſt förderlich, ſobald ſie tugendhaft ſind. Wandeln ſie auch nicht ſelbſt auf den Pfaden des höheren geiſtigen Lebens, ſo wird ihnen Gott dann ſchon eingeben, was ſie uns lehren ſollen, damit wir Fortſchritte machen; ja, Er wird ſogar in dieſer Abſicht ihr eigenes Geiſtesleben erhöhen. Ich ſage dies nicht ins Blaue hinein! mehr als zweimal habe ich dieſe Erfahrung gemacht. Will eine Seele ſich einem Meiſter des inneren Lebens anvertrauen: ſo ſuche ſie einen ſolchen zu finden, wie ich ihn beſchrieben habe. Es wäre ein großer Fehler, keine ſorgſame Wahl zu treffen. Noch größer wäre der Fehler für jemand, der im Ordensſtande lebt; denn möglicherweiſe kann er ſchon einen Obern haben, dem die drei Eigenſchaften eines guten Seelenführers ſämtlich fehlen. Das iſt ſchon ein großes Kreuz. Um ſo weniger ſollen wir freiwillig unſer Urteil einem Mann unterwerfen, der ſelbſt kein Urteil hat. Ich wenigſtens habe mich nie dazu entſchließen können und ich ſehe auch keinen Grund dafür. Iſt es eine weltliche Perſon, die einen Seelenführer ſucht, ſo danke ſie Gott und benutze ſie ihre herrliche Freiheit, um den auszuwählen, dem ſie ſich unterwerfen will. Sie nehme keinen anderen, bis ſie den gefunden hat, den der Herr ihr geben wird, wenn ſie in aller Demut und mit dem Wunſch, das Richtige zu treffen, darum bittet.

Ich danke Gott, und alle Frauen und alle Ungelehrte ſollten ihm beſtändig heißen Dank dafür ſagen, daß es Männer gibt, welche mit großer Anſtrengung zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt ſind, die uns Unwiſſenden verborgen bleibt. Ich erſchrecke zuweilen über die Mühe, die Gelehrte und namentlich Ordensmänner daran ſetzten, um das zu lernen, was ſie bereitwillig mich lehren, wenn ich ſie nur einfach darum bitte. Gott verhüte, daß es Leute gebe, die ein ſolches Glück nicht ſchätzen ſollten! — Wie oft habe ich mich dieſen Ordensmännern gegenüber beſchämt gefühlt! Sie unterwerfen ſich allen Mühſalen der Kloſterregel mit ihren ſchweren Bußübungen und Faſten; ſie unterwerfen ſich allen Anforderungen des Gehorſams; ſie unterwerfen ſich einer beſtändigen Abtötung durch wenig Schlaf, viel Arbeit und ununterbrochene Kreuzigung des natürlichen Menſchen. O wie traurig, wenn die Frucht ſolcher Entſagung durch unſere Schuld uns verloren ginge! Sie geben uns die zubereitete geiſtige Speiſe, während wir, die wir nicht ihre Opfer bringen, ſondern nach unſerem Gefallen leben, uns vielleicht über ſie erhaben wähnen, weil wir auf Betrachtung die Zeit verwenden, die ſie zu ihren Arbeiten brauchen! Sei geprieſen, o Herr, der Du mich geſchaffen haſt, obſchon ich unwiſſend bin und nichts tauge. Aber ſei tauſendmal mehr geprieſen, daß Du ſo vielen Seelen das Licht gegeben haſt, damit ſie uns erleuchten. Unſer Gebet für dieſe Ausſpender des

Lichtes dürfte eigentlich nimmer aufhören. Was wären wir ohne ſie in den großen Stürmen, welche jetzt in der Kirche toben! Sind einige von ihnen treulos geweſen, ſo erſtrahlt die Tugend der großen Mehrzahl nur um ſo heller. Gott wolle ihnen beiſtehen und ſie an ſeiner Hand führen, damit ſie uns leiten können. Amen.

Wie bin ich ſo weit von meinem Gegenſtand abgekommen! es kann aber doch nützlich ſein für Anfänger, die ſich auf den Weg nach einem hohen Ziel machen, damit ſie gleich den rechten Pfad einſchlagen. Ich kehre nun zur Betrachtung des Geheimniſſes der Geißelung Chriſti an der Säule zurück und ſage: es iſt gut, eine Zeitlang zu erwägen, was er dabei litt, für wen er litt, wer es iſt, der da litt, mit welcher Liebe er litt; aber man ermüde ſich nicht damit, immer neue Erwägungen anzuſtellen; man laſſe die Verſtandestätigkeit ruhen und bleibe in Frieden bei dem Herrn. Die Seele ſuche ſich recht lebendig in ſeiner Gegenwart zu halten, ihn zu begleiten, ihm ihre Bitten vorzutragen, demütig froh in ſeiner Nähe — und ſtets eingedenk zu ſein, daß dies ein ganz unverdientes Glück iſt. Kommt ſie dahin, und ſei ſie auch noch im Anfang der Betrachtung: ſo wird ſie große Fortſchritte machen und im Gebet ſehr weit kommen. Dies iſt wenigſtens meiner Seele geſchehen. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe, mein hochwürdiger Vater. Sie werden beurteilen, ob Sie damit zufrieden ſein können. Wolle Gott, daß ich Ihn immer zufrieden ſtellte! Amen.

* * *

Kam und zog der Himmelsheere Schaaren,
Als Trabanten Seiner Königsmacht,
Boten Seines Friedens, ach! des wahren,
In Judäa's rauhe Winternacht.
Ihre Weiſen, die zum Jubel luden,
Hörte nur der Hirt im Heerdenzelt,
Taub im Schlafe liegt das Volk der Juden,
Ihre Orgien ſingt die Heidenwelt!

Nicht Poſaunen, jubelnde Fanfaren,
Völkerzuruf nicht begrüßt den Herrn,
Nur am Himmel ſcheint im wunderbaren
Fremden Lichtesglanz ein neuer Stern.
Augen, die an Erdenſchönheit hangen,
Schauen nicht empor zum Firmament,
Doch die Magierkönige verlangen
Heiß nach ihm im fernen Orient.

Sie verlaſſen ihre Heimathlande,
Als am Horizont er ſich erhebt,
Sie zerbrechen des Gewöhnens Bande,
Die ſo oft der Wahrheit widerſtrebt.

Vierzehntes Kapitel.

Von der zweiten Weiſe den Garten zu begießen: dem Ruhegebet. Es erhebt die Seele zu einem übernatürlichen Zuſtand. Deſſen Süßigkeit und deſſen Wirkungen.

Bis jetzt habe ich davon geſprochen, wie mühſam es iſt, wenn man, um einen Garten zu begießen, das Waſſer aus einem Ziehbrunnen ſchöpfen muß. Jetzt will ich von der anderen Weiſe ſprechen, die der Herr des Gartens zu dieſem Zwecke angeordnet hat. Vermittelſt eines Waſſerrades und Waſſerrinnen gewinnt der Gärtner mit viel weniger Mühe viel mehr Waſſer und kann zwiſchen ſeiner Arbeit ausruhen. Dieſe Weiſe will ich auf das Gebet anwenden, wovon ich jetzt zu ſprechen habe und welches man das Ruhegebet nennt.

Die Seele beginnt ſich zu ſammeln und ihr Zuſtand beginnt übernatürlich zu werden; denn durch ihre eigenen Anſtrengungen würde ſie nimmermehr dahin gelangen. Es iſt wahr, ſie hat ſich eine kurze Zeit mit der Übung der Verſtandeskräfte bemüht, hat gearbeitet, indem ſie zum Waſſerrade ging, es drehte und das Waſſer in die Rinnen leitete; aber es ſteht ſehr hoch und die Mühe iſt nicht mit der des Schöpfens zu vergleichen. Ich ſage, das Waſſer ſteht hoch, weil ſich die Gnade viel deutlicher von der Seele wahrnehmen läßt. Ihre Kräfte ſammeln ſich nach Innen, um in der Abgezogenheit von äußeren Dingen ihre innere Befriedigung ſüßer zu genießen; aber ſie entſchlummern nicht und gehen nicht unter. Der Wille iſt nur gerade inſoweit tätig, um ſeine Zuſtimmung, er weiß ſelbſt nicht wie, zu geben, daß Gott ihn ganz gefangen nehme, weil er gern von demjenigen gefeſſelt ſein will, den er liebt. O mein Jeſus, mein Heiland, wie mächtig iſt hier Deine Liebe! ſie überwältigt ſo ganz die unſerige, daß wir in dieſem Zuſtand nicht fähig ſind, anderes zu lieben als Dich.

Die beiden anderen Seelenkräfte, Verſtand und Gedächtnis, kommen dem Willen zu Hilfe, um ihn mehr und mehr fähig zu machen, ſein höchſtes Gut zu genießen, obſchon ſie zuweilen auch ſeine Vereinigung mit Gott ſtören können. Dann aber muß der Wille ihre Unruhe nicht beachten, ſondern im friedlichen Genuß ſeines Entzückens bleiben; denn wenn er verſuchen wollte, auch ſie zu ſammeln, ſo würde er ſich nur mit ihnen zerſtreuen. Sie ſind dann wie Tauben, die ſich nicht mit dem Futter begnügen mögen, das ſie mühelos von dem Herrn des Taubenſchlages bekommen und es noch da und dort ſuchen, aber es nicht finden und zum Taubenſchlag zurückkehren. So kommen und gehen Verſtand und Gedächtnis, hin und her flatternd, um zu ſehen, ob der Wille ihnen etwas von der Süßigkeit, die er genießt, mitteilen werde. Gibt der Herr ihnen ein weniges von dieſer himmliſchen Speiſe zu koſten, ſo laſſen ſie ſich feſſeln; wenn nicht, ſo ſchweifen ſie wieder umher. Sie wähnen dem Willen einen Dienſt zu erzeigen, indem Gedächtnis oder Einbildungskraft ihm das ausmalen können, was er genießt; aber das iſt für ihn nur eine Störung, und er muß ſich zu ihnen in einer Weiſe verhalten, die ich jetzt angeben werde. Während der ganzen Dauer dieſes Gebetes — und ſei es noch ſo lang — fühlt die Seele keine Ermüdung, weil ihre Arbeit ganz gering und ihre Tröſtungen namenlos groß ſind. Der Verſtand iſt nur zeitweiſe in friedlicher Tätigkeit und ſchöpft doch weit mehr Waſſer, als durch die mühſame Arbeit am Ziehbrunnen. Gibt Gott Tränen, ſo fließen ſie ſanft und ſüß; aber man kann ſie nicht hervorrufen.

Dieſe himmliſchen Waſſerſtröme von Gnaden und Süßigkeiten, womit der Herr die Seele erfüllt, werden für ſie der Quell von ungleich größeren Tugenden, als auf der erſten Gebetsſtufe; denn die Seele beginnt nun, ſich ein wenig über ihre Armſeligkeit zu erheben, und Gott beginnt, ihr einen Vorgeſchmack der ewigen Herrlichkeit zu geben. Dieſer Vorgeſchmack iſt es, glaube ich, der ihrer Tugend Wachstum gibt und die Seele dem Urbild aller Vollkommenheit, welches Gott iſt, näher bringt: der König der Ewigkeit will ſich ihr mitteilen und will, daß ſie fühle, wie er ſich ihr mitteilt. Sie verliert ſogleich das Verlangen nach irdiſchen Dingen, was freilich unter dieſen Umſtänden kein Verdienſt iſt; denn ſie erkennt deutlich, daß alles Irdiſche ihr nicht einen Augenblick den Genuß dieſer übernatürlichen Freuden bereiten könne, daß alles Glück, was hienieden zu finden iſt, Reichtum und Anſehen, Ehren und Vergnügungen, dazu nicht ausreichen und daß, ihrer innerſten Überzeugung nach, dieſes das Glück iſt, was die Seele verlangt und was ſie wahrhaft befriedigt. In den Freuden der Welt iſt es nimmer zu finden, denn immer fehlt ihnen ein Etwas; aber hier fehlt nichts. Freilich tritt der Schmerz auch wieder in der Seele ein; das rührt aber nicht von einer Unvollkommenheit der ſeligen Wonne, ſondern daher, daß ſie endlich aufhört, und daß die Seele ihr Unvermögen fühlt, ſie wieder zu gewinnen und kein Mittel dafür weiß. Wollte ſie ſich ganze Berge von Bußübungen und Andachten, von Gebeten und Arbeiten aufladen — gibt Gott es ihr nicht, ſo hilft das alles äußerſt wenig. Er will, daß die Seele verſtehe, wie nahe Er ihr ſei, wie ſie nicht nötig habe, ihm Boten zu ſchicken oder auch nur laut mit ihm zu ſprechen, da Er ja ſchon die Bewegung ihrer Lippen wahrnehme.

Dies könnte manchen befremden. Wir wiſſen ja alle, daß Gott immer uns hört, immer bei uns iſt; darüber gibt es keinen Zweifel. Aber unſer Herr und Meiſter will uns in dieſem Falle verſtehen laſſen, daß er bei uns ſei und was ſeine Gegenwart bewirke. Er will in ganz beſonderer Weiſe auf die Seele wirken durch die unſägliche innere und äußere Befriedigung, die er ihr gewährt und die mit den vergänglichen Freuden der Erde nichts gemein hat; denn es iſt, als fülle ſie jene Leere aus, die wir durch unſere Sünden in unſerer Seele gemacht haben. In ihrer innerſten Tiefe tritt dieſe himmliſche Befriedigung ein; daher weiß ſie auch nicht wie und woher ſie kam, und ſehr oft nicht, wat ſie jetzt tun, um was ſie noch bitten ſolle, denn ihr iſt zu Sinn, als habe ſie alles gefunden, was ſie nur verlangen könne. Und doch weiß ſie nicht genau, was ſie fand, und ich ſelbſt weiß nicht, wie ich es verſtändlich machen ſoll. Für ſolche Dinge muß man gelehrter ſein als ich bin. Hier zum Beiſpiel möchte ich eine Erläuterung über die Natur der allgemeinen und der beſonderen Hilfe geben, da manche dieſen Unterſchied nicht kennen; und wie der Herr will, daß die Seele auf dieſer Gebetsſtufe die beſondere Hilfe ſozuſagen mit Augen ſehe. Doch mir fehlt dazu und für manche andere Erläuterung das Licht der Wiſſenſchaft und ich gehe vielleicht irre. Indeſſen beruhige ich mich, weil das, was ich ſage, von Männern geprüft wird, die meine Irrtümer erkennen, die Lehre und den Geiſt, welche ich hier ausſpreche, beurteilen und das, was ſie nicht richtig finden, austilgen werden.

Ich möchte alſo das Verſtändnis dieſer erſten übernatürlichen Gnaden erſchließen. Anfangs verſteht die Seele ſie nicht, wenn Gott ſie ihr gewährt, und ſie weiß nicht, wie ſie ſich verhalten ſoll. Führt er ſie auf dem Wege der Furcht, wie er mich führte, und hat ſie niemand, der ihren Zuſtand richtig beurteilt: ſo wird ſie ſchwere Leiden ausſtehen müſſen. Dann wird es ihr einen großen Troſt gewähren, zu finden, daß jemand ihren Zuſtand treu geſchildert hat; ſie vermag dann beſſer einzuſehen, wie Gott ſie führt und überläßt ſich ihm. Um Fortſchritte auf den verſchiedenen Gebetsſtufen zu machen, iſt es ein außerordentlicher Vorteil, zu wiſſen, was man auf einer jeden zu tun hat. Weil ich es nicht wußte, habe ich viel gelitten und viel

Zeit verloren, und ich habe herzliches Mitleid mit Seelen, die auf dieſer zweiten Stufe ohne Ratgeber ſind. Ich hatte viele Bücher über das geiſtige Leben geleſen, auch ſolche, welche dieſen Punkt berühren; doch ſie erläutern ihn nicht genügend. Iſt die Seele nicht ſehr durch Erfahrung geübt, ſo würden ihr übrigens auch die weitläufigſten Erläuterungen wenig helfen, weil ſie ſchwerlich ſie faſſen könnte.

Möchte der Herr mir die Gnade geben, die Wirkungen dieſer erſten übernatürlichen Gunſtbezeugungen in einer Seele recht deutlich zu machen, damit man erkenne, ſo weit das hienieden möglich iſt, ob ſie vom Geiſt Gottes ſind. Doch muß man nie anders als mit Furcht und Vorſicht hiebei zu Werk gehen; denn ſie können von Gott kommen; allein es kann ſich auch manchmal der Geiſt der Finſternis als Engel des Lichtes darſtellen, und die unerfahrene Seele bemerkt ſeine Hinterliſt nicht. Man muß ſchon den Gipfel dieſer Gebetsſtufe erreicht haben, um dies ſogleich zu unterſcheiden.

Mein Mangel an Muße fördert wenig meine Arbeit. Möge es dem Herrn gefallen, ſie ſelbſt auszuführen! Ich befinde mich in einem Hauſe, das ſoeben erſt gegründet wurde, ich folge den geiſtlichen Übungen der Genoſſenſchaft, ich bin tauſendfach durch Geſchäfte in Anſpruch genommen; kaum kann ich mich zum Schreiben niederlaſſen und werde häufig dabei geſtört. Ich wünſchte doch ſehr einige Muße zu haben. Teilt der Herr dann ſeinen Geiſt mit: ſo kann man ſich mit Leichtigkeit und beſſer und beſtimmter ausdrücken; es iſt, als hätte man ein Muſter vor ſich und zeichnete es ab. Fehlt uns aber jener Geiſt, ſo können wir deſſen Sprache ſo wenig als arabiſch reden, und hätten wir uns auch lange Jahre im Gebet geübt. Deshalb iſt es ſehr vorteilhaft für mich, wenn ich mich auf der Gebetsſtufe befinde, über welche ich zu ſchreiben habe; ich erkenne dann ganz deutlich, daß weder der Ausdruck noch die Gedanken von mir ſind, und wundere mich nachträglich, wie ich das alles ſo treffend habe ſagen können. Dies widerfährt mir recht oft.

Wir wollen nun in unſeren Garten zurückkehren und ſehen, wie ſich die Bäume allmählich mit Saft füllen, um zu blühen und dann Früchte zu tragen, und die Nelken und andere Blumen, um ihren Duft zu ſpenden. Dieſer Vergleich freut mich; denn damals, da ich mit Gottes Gnade anfing, ihm zu dienen und das neue Leben zu führen, das ich von jetzt an beſchreiben werde, da war es mir ein ſüßes Vergnügen, meine Seele als einen Garten zu betrachten, worin der Herr luſtwandelte. Ich flehte ihn an, den Duft dieſer Blümchen, dieſer keimenden Tugenden, zu vermehren, ſie zu erhalten, ſie zu ſeiner Verherrlichung fortblühen zu laſſen und, da ich ſie nicht für mich begehrte, ſie abzuſchneiden, damit ſie um deſto kräftiger wieder wüchſen. Ich ſage mit Abſicht abſchneiden; denn es treten für die Seele Zeiten ein, wo ſie ihren Garten nicht mehr erkennt. Alles iſt vertrocknet, kein Tropfen Waſſer vorhanden; es ſcheint, als ſei in dieſer Seele nie auch nur ein Schatten einer Tugend geweſen. Der Herr will es ſo; Er will, daß der arme Gärtner in tiefer Betrübnis all' ſeine Mühe und Sorgfalt für vergebliche Arbeit halte. Dann iſt es an der Zeit, den Erdboden umzugraben und jedes kleine Unkraut, ſei es noch ſo gering, mit der Wurzel auszujäten. Dann ſehen wir recht deutlich, daß all unſere Bemühungen ohne das Waſſer der göttlichen Gnade keinen Erfolg haben, und daß wir uns tief verachten müſſen, weil wir nichts ſind, ja, weniger als nichts. Das macht die Seele gründlich demütig, und friſche Blumen ſproſſen wieder in ihrem Garten auf.

O Du mein Herr und mein einziges Gut! nicht ohne Freudentränen, nicht ohne namenloſeſte Wonne kann ich es ſagen: Du willſt in der Weiſe bei uns ſein, wie Du im heiligen Sakrament biſt. Dies ſollen wir glauben, denn es iſt in Wahrheit ſo und kein Vergleich iſt richtiger. Wäre es nicht wegen unſerer Sünden, ſo könnten wir bei Dir die ſüßeſte Seligkeit genießen, da Du ja ſo gern bei uns verweilſt und ſagſt, es ſei Deine Wonne, unter den Menſchenkindern zu ſein. O Herr, welch ein großes Wort! ſo oft ich es hörte, beſeligte es mich — ſogar zu einer Zeit, wo ich ſehr fern von Dir war. O Herr! iſt es denn möglich, daß eine Seele, die dahin gelangt iſt, dies wunderbare Wort zu verſtehen, die Süßigkeit Deiner Gnaden zu genießen, die unermeßlichen Beweiſe Deiner Liebe nicht zu bezweifeln, weil ſie deren Wirkung erfährt — daß dieſe Seele treulos nach ſo großer Huld ſein und Dich aufs neue beleidigen könne? O ja, es iſt möglich, denn ich bin dieſe Seele! und nicht einmal, ſondern oftmals habe ich Dich wieder beleidigt. O Herr! möchte ich doch die einzige Undankbare auf Erden ſein! möchte ich die einzige ſein, welche die Bosheit eines ſo übermäßigen Undankes beging. Deine unerſchöpfliche Güte hat zwar aus ihr etwas

Gutes hervorgehen laſſen, denn aus dem größten Übel ſtrahlt das Licht Deiner Barmherzigkeit am hellſten auf. Ja, dies Loblied möchte ich in Ewigkeit ſingen und niemand hat mehr Recht dazu als ich. Ohn' Ende laß es mich ſingen, o Herr, ich flehe zu Dir, denn Deine Erbarmungen waren ſo groß, daß ein Staunen über die Maßen alle ergriffen hat, welche Zeuge davon waren, und daß ich ſelbſt zuweilen ganz außer mir darüber bin. Dann kann ich am beſten Dein Loblied ſingen. Aber mir ſelbſt überlaſſen, o Herr, und ohne Dich — da vermag ich nichts, als allenfalls die Blumen auszureißen aus dem Garten meiner Seele, ſo daß dieſer elende Boden wieder ein eckelhafter Moraſt werde wie zuvor. Gib das nicht zu, o Herr! geſtatte nicht, daß eine Seele zugrunde gehe, die Du mit ſo unermeßlichen Leiden erkaufteſt, die Du unzählige Male von neuem loskaufteſt und ſie den Zähnen des hölliſchen Drachen entriſſeſt.

Vergebung, hochwürdiger Vater, für dieſe Abſchweifung, und erſchrecken Sie nicht, denn ſie paßt im Grunde zu meinem Gegenſtand. Indem ich Gottes Erbarmungen niederſchreibe, ergreifen ſie meine Seele zu mächtig, um nicht alles zu ſagen, was ich Ihm verdanke, und um meinem Dank- und Lobgeſang ſogleich ein Ende machen zu können. Ich hoffe, Ew. Hochwürden tadeln mich deshalb nicht. Mir ſcheint, wir können beide dasſelbe Lied, wenngleich in verſchiedener Weiſe, ſingen; — denn ich ſchulde dem Herrn mehr Dank als Sie, weil Er mir vergeben hat — wie Sie wohl wiſſen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie man ſich bei dem Ruhegebet zu verhalten habe. Weshalb viele Seelen nicht weiter als auf dieſe Stufe kommen. Sehr notwendige und nützliche Ratſchläge.

Ich wende mich zu meinem Gegenſtand zurück. Das Gebet der Ruhe und Sammlung gibt der Seele einen unausſprechlich ſüßen, friedlichen Genuß, der all' ihre Kräfte mit der tiefſten Befriedigung, mit dem reinſten Wonnegefühl überfüllt. Da ſie nichts Höheres kennt, kann ſie auch nichts Höheres wünſchen, und gerne würde ſie mit dem Apoſtel Petrus ſagen, hier wünſche ſie ihre Hütte zu bauen. Sie mag ſich nicht regen, noch bewegen; kaum zu atmen wagt ſie; ſie fürchtet, ihre Seligkeit könne ihr gleichſam unter den Händen verſchwinden. Die Arme verſteht nicht, daß ſie viel weniger noch durch ihr Zutun in dieſer Glückſeligkeit verbleiben, als ſich in dieſelbe verſetzen könne; der Herr mißt deren Dauer ab.

Ich ſagte ſchon, daß in dem Gebet der Ruhe und Sammlung die Seelenkräfte nicht untergehen.

Sorglos und im freudigen Vertrauen
Auf den Mund, der die Verheißung gab,
Ziehen ſie, als Jacobs Stern ſie ſchauen,
In die Fremde mit dem Wanderſtab.

Wie vor Israel die Feuerſäule,
Schwebt er ſtill und klar vor ihnen her,
Weckt die Sehnſucht nach dem ſüßen Heile
Seiner Botſchaft mehr und immer mehr,
Leihet Flügel ihrem raſchen Schritte,
Hebt der Mühſal bleiernes Gewicht; —
Endlich über Bethlem's ärmſter Hütte
Bleibt er ſtehen — dort verlöſcht ſein Licht.

Denn ein and'res iſt drin aufgegangen!
Jenes ew'ge, das der langen Nacht
Trüben Irrthums, in der Schuld befangen,
Gnad'- und wahrheitsvoll ein Ende macht.
Selig vor dem wunderbaren Gotte
Fallen betend ſie auf's Angeſicht,
Und die nackte, düſt're Felſengrotte
Prangt durch ihre Gaben reich und licht.

Die Seele ruht tiefbefriedigt in Gott und iſt durch den Willen ſo innig mit ihm vereinigt, daß ſie ſich durch die Abſchweifungen des Verſtandes und des Gedächtniſſes in ihrem wonnevollen Frieden nicht ſtören läßt. Ja, nach und nach ruft ſie auch dieſe Flüchtlinge zur ſtillen Sammlung zurück. Sie iſt nicht ganz in Gott verabgründet, wohl aber dermaßen mit ihm beſchäftigt, daß jene beiden Kräfte, und wenn ſie ſich noch ſo ſehr bemühten, ihr dieſe entzückende Freude nicht rauben könnten. Ohne alle Anſtrengung weiß ſie zu bewirken, daß dieſes Fünkchen der Liebe Gottes fortglühe und nicht erlöſche. Gott gebe, daß ich dies deutlich mache. Viele Seelen gelangen zu dieſer Gebetsſtufe und wenige zu einer höheren; weſſen die Schuld iſt, weiß ich nicht. Aber ich weiß gewiß, ſie iſt nicht auf der Seite Gottes. Hat er uns die Gnade gegeben, dieſen Punkt zu erreichen, ſo würde er uns ſicherlich noch viel mehr geben, wenn nur wir nicht ſo treulos wären. Es iſt alſo ganz notwendig, daß eine Seele, die zu dieſem Gebet erhoben wurde, deſſen hohe Würde und zugleich die maßloſe Gnade erkenne, die der Herr ihr erweiſt, ſo wie auch ihre Verpflichtung, nicht mehr der Erde anzugehören, um nicht einen Platz zu verlieren, den Er in ſeiner Huld ihr faſt im Himmel anweiſt. Elend würde ſie ſein, wenn ſie ihn verließe. Aber ſie wird ſich nicht wieder dem Abgrund nähern, wie ich es tat; ſie wird ſich nicht wieder der Tiefe zuwenden, aus welcher Gottes Erbarmungen mich retteten. Nur durch ſchwere Verſchuldung ſtürzt man von einer ſolchen Höhe herab, und nur in der Verblendung, die immer mit großer Bosheit verbunden iſt, kann man ein unſchätzbares Gut fahren laſſen. Um der Liebe Gottes willen bitte ich alſo die Seelen, denen der Herr die übergroße Huld erwies, ſie ſo hoch zu heben, daß ſie dies anerkennen und mit einer demütig-heiligen Wertſchätzung ihrer ſelbſt ſich für zu edel halten, um zu den Fleiſchtöpfen Ägyptens zurückzukehren. Wenn ſie aber aus Schwäche oder Bosheit, oder infolge ihrer elenden, erbärmlichen Natur dennoch fallen ſollten: ſo müſſen ſie ſich wenigſtens immer das glückſelige Gut vor Augen halten, das ſie verloren; und müſſen fürchten — und wahrlich mit Recht! — vom Schlimmen zum Schlimmeren zu kommen, wenn ſie ſich nicht wieder dem Gebete zuwenden. Ein Zeichen, daß ſie wirklich fielen, würde ich darin ſehen, wenn ſie den Weg verabſcheuten, auf welchem ſie zu dem glückſeligen Gut gelangten. Dieſen Seelen ſage ich nicht, daß ſie ohne Sünde ſein und daß ſie leben müſſen, ohne je Gott zu beleidigen. Freilich hätten ſie durch den Empfang ſolcher Gnaden Grund genug dazu; aber ach! wir ſind ſo elend! Was ich ſage, iſt nur der dringende Rat, das Gebet nicht aufzugeben. Da werden ſie vom Herrn Erleuchtung über ihre Schuld, Reue und Kraft finden, um ſich vom Fall zu erheben. Ich fürchte, ich fürchte ſehr, daß ſie durch Unterlaſſung des Gebetes in große Gefahr kommen würden. Vielleicht täuſche ich mich; aber ich kann nur wiederholen, daß ich nach mir ſelbſt urteile.

Dies Gebet iſt alſo ein Fünkchen der wahrhaften göttlichen Liebe, die der Herr in einer Seele zu entzünden beginnt: Er will, daß ſie durch wonnevolle Seligkeit erkenne, was das iſt — ſeine Liebe.

Rührt das Fünkchen wirklich vom Geiſt Gottes her — iſt es nicht ein Fallſtrick des Teufels oder unſeres eigenen Vorwitzes: ſo iſt die Sammlung und Ruhe eine echte, eine wahrhafte. Wer nur einigermaßen Erfahrung in ſolchen Dingen hat, wird auf der Stelle einſehen, daß man ſich dieſe Sache nicht ſelbſt verſchaffen könne. Wir haben einen ſo heftigen natürlichen Zug zu allem, was angenehm iſt, daß wir jedes Mittel anwenden möchten, um dieſe Wonnen der göttlichen Liebe zu genießen. Aber wir fühlen uns ſchnell erkalten; und was wir tun, um dies Feuer zu entzünden und die ſüße Empfindung uns zu verſchaffen — es iſt doch nur, als ob wir Waſſer auf die Flammen ſchüttelten. Das Fünkchen aber, das Gott in der Seele anfachte, ſei es noch ſo klein, hat eine gewaltige Kraft, und löſchen wir es nicht durch unſere Treuloſigkeit aus: ſo wird es zur Flamme, ja zur Feuersbrunſt der Liebe Gottes, durch welche der Herr die vollkommenen Seelen verzehrt — wie ich das ſpäter ſagen werde. Ein ſolcher Funken iſt das Zeichen, das Unterpfand, das Gott einer Seele gibt, die er für hohe Dinge beſtimmt, wenn ſie ſeiner erhabenen Abſicht entſpricht; — iſt eine Gabe unendlich viel größer als ich es mit Worten ſagen könnte. So viele Seelen zu kennen, die bis hieher gelangen, und ſo wenige, die von hier aus die gehörigen Fortſchritte machen, iſt mir ein ſolcher Schmerz, daß ich mich ſchäme, ihn auszuſprechen. Ich behaupte nicht, daß es im Allgemeinen nur wenige ſolcher Seelen gebe; ich glaube vielmehr, daß es viele gibt und daß ihretwegen der Herr die Welt beſtehen läßt; aber ich rede von meinen perſönlichen Erfahrungen.

Solche auserwählte Seelen kann ich gar nicht genug ermahnen, ihre Gaben nicht zu verbergen, weil es Gottes Wille zu ſein ſcheint, durch ſie andere Seelen zur Vollkommenheit zu führen, denn unſere Zeit erheiſcht ſtarke Freunde Gottes, welche die Schwachen unterſtützen. Wer in ſich dieſe Gnade erkennt, darf ſich unter die Freunde Gottes zählen, wenn er den Geſetzen nachkommt, welche die edle Freundſchaft ſogar den Weltleuten vorſchreibt. Tut er das nicht, ſo ſchwebt er in der Gefahr, ſich großen Schaden zu tun und wolle Gott, daß er nicht auch anderen ſchade.

Während des Ruhegebetes muß ſich die Seele in ſtillem Frieden und geräuſchlos verhalten. Ich nenne Geräuſch, wenn der Verſtand viel nach Worten und Erwägungen ſucht, um für dieſe Wohltat zu danken, und wenn das Gedächtnis Sünden und Fehler auftürmt, um zu beweiſen, daß wir dieſe Wohltat nicht verdienen. Da gerät dann alles im Innern der Seele in Bewegung; der Verſtand malt es aus, das Gedächtnis peinigt damit. Mich haben dieſe beiden Kräfte zeitweiſe ungemein ermüdet; denn obſchon ich ein ſchwaches Gedächtnis habe, war es mir nicht immer möglich, ſeine Tätigkeit ganz zu beſeitigen. Der Wille muß trotz deſſen ſich in kluger Ruhe halten und einſehen, daß man nicht mit Gewalt zu Gott gelangt, und daß ein ſolches Verfahren nichts anderes wäre, als ein paar Holzſcheite auf den Funken werfen — was ihn erſtickt, nicht entflammt. Er muß davon überzeugt ſein und demütig ſprechen: Herr, was kann ich tun? — Welche Verbindung beſteht zwiſchen der Magd und dem Gebieter, zwiſchen der Erde und dem

Himmel? — Oder ähnliche Worte, die ſich der Liebe darbieten. Er genieße die Wonne zu wiſſen, daß er in der Wahrheit ruhe und beachte nicht den Verſtand, der nur ein Störenfried iſt. Wollte der Wille ihm auch Anteil an ſeinem Genuß geben oder ſich bemühen ihn zu ſammeln, ſo wird ihm das doch nicht gelingen, und gar häufig wird der Verſtand umherſchweifen, während die Seele in der Vereinigung des Willens mit Gott ſelige Ruhe findet. Aber es iſt beſſer, den Verſtand abirren zu laſſen, als den Willen fortzuſchicken, um jenen einzufangen, und die Seele verhalte ſich ſtill geſammelt und genießend wie die klugen Bienchen. Wollten ſich dieſe nicht mit ihrer Beute in den Bienenſtock begeben, ſondern eine der anderen nachſchwärmen: wie ſollte dann der Honig bereitet werden? Die Seele würde viel verlieren, welche dieſem Rat nicht folgte, beſonders wenn ſie einen ſcharfen Verſtand hat, der Wunder was getan zu haben meint, indem er allerhand Gründe zuſammenſtellt und wohlgeordnet vorträgt. Der Verſtand hat nichts zu tun, als möglichſt klar darüber zu werden, daß wir dieſe große Gnade einzig und allein der Güte Gottes verdanken, und daß wir, da wir ihm nun ſo nahe ſind, recht innig um ſeine Erbarmungen bitten ſollen, teils für die Kirche, teils für die Seelen im Fegfeuer, teils für Perſonen, die ſich unſerem Gebete empfohlen haben. Dies braucht nicht mit Wortgeräuſch zu geſchehen; nur mit dem innigen Verlangen gehört zu werden. Ein ſolches Gebet ſchließt gar vieles ein und man erlangt weit mehr dadurch, als durch weitläufige Auseinanderſetzungen des Verſtandes. Um die Liebe ſtets anzufachen, wird ſich der Wille einiger Gründe bedienen, die ſich von ſelbſt darbieten, wie zum Beiſpiel die Betrachtung des Fortſchritts der Seele im geiſtigen Leben; er wird einige zärtliche Liebesakte Dem zuwenden, dem er ſo viel ſchuldig iſt, und ſich dabei ſehr hüten vor dem Getriebe des Verſtandes, der immer nach ſchönen Worten ſucht. Ein paar Strohhalme — ach! noch geringer iſt das, was aus uns kommt! — die wir demütig auf den Funken der göttlichen Liebe werfen, entflammt ſie weit ſicherer, als ganze Holzbündel von wichtigen und triftigen Gründen, die nicht mehr als die Dauer eines Credo's brauchen, um das Fünkchen zu erſticken. Dieſer Rat geht ganz beſonders jene gelehrten Männer an, die mir anbefohlen haben zu ſchreiben. Sie ſind mit Gottes Gnade ſämtlich auf dieſe Stufe des Gebetes gelangt. Es könnte aber ſein, daß ſie zuweilen dieſe koſtbare Zeit mit der Anwendung von Schriftſtellen ausfüllten. Vorher und nachher wird ihnen ohne Zweifel die Gelehrſamkeit vielen Nutzen bringen; während des Gebetes jedoch gar wenig, wie ich meine, weil ſie den Willen abkühlt. Der Geiſt ſieht ſich dann dem wahren Licht ſo nahe, und wird ſo von demſelben durchleuchtet, daß ich in meiner Armſeligkeit mich ſelbſt kaum mehr erkenne. Mir iſt im Ruhegebet ſchon Folgendes begegnet: ich verſtehe ſehr wenig von lateiniſchen Gebeten, am wenigſten von den Pſalmen; dann aber verſtand ich den lateiniſchen Pſalmenvers nicht nur ſo gut wie auf kaſtiliſch, ſondern ich ging weiter und bis zum erquickenden Verſtändnis des inneren Sinnes. Sind gelehrte Männer berufen zu predigen und zu lehren, dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie ſich der Früchte ihres Wiſſens bedienen, um die armen Unwiſſenden, zu denen ich gehöre, zu unterrichten. Es iſt ein großes Werk der Barmherzigkeit im Hinblick auf Gott, an dem Fortſchritt der Seelen zu arbeiten. Aber im Ruhegebet ſoll auch der Gelehrte die Seele in Gott friedlich ruhen laſſen und die Wiſſenſchaft beiſeite legen. Die Zeit wird ſchon kommen, wo er mit ihr dem Herrn wird dienen können. Dann wird er auch ihren wahren Wert erkennen und ſie um keinen Preis der Welt hingeben wollen, denn ſie iſt eine mächtige Hilfe, um den König der Ewigkeit zu verherrlichen. Aber ich meine, vor der unerſchaffenen Weisheit gelte ein wenig Übung der Demut, ein kleiner Akt der Demut mehr, als alle Wiſſenſchaft der Welt. Da handelt es ſich nicht darum, Beweiſe und Schlüſſe vorzubringen; da ſollen wir uns einfach vor Gott hinſtellen und das erkennen, was wir ſind. Läßt Er ſich ſo weit herab, um uns armſeligſte Geſchöpfe vor ſeinem Angeſicht zu dulden, ſo verlangt Er denn doch wenigſtens, daß nun auch die Seele vom Gefühl ihres Nichts durchdrungen ſei. Der Verſtand wird ſich vielleicht abmühen, um in gewählten Ausdrücken ſeinen Dank darzubringen; der Wille aber, der, wie der Zöllner, die Augen kaum aufzuſchlagen ſich getraut, wird mit großer Gelaſſenheit einen würdigeren Dank ſagen, als der Verſtand mit allem Aufwand von Rhetorik. Die Seele braucht hier nicht das betrachtende Gebet aufzugeben; ſie kann ſich ſogar des mündlichen Gebetes bedienen, wenn ſie es wünſcht und vermag; denn wenn die Sammlung tief iſt, ſo wird das Sprechen ſchwer. Ich meine, es ſei leicht zu unterſcheiden, ob uns der Geiſt Gottes in dieſen Zuſtand verſetzt, oder ob wir ſelbſt es tun; d. h. ob wir, nach gewiſſen Andachtsgefühlen, die Gott uns im Beginne des Gebetes ſchenkte, aus eigenem Antrieb in jene Ruhe des Willens einzugehen verſuchen. In letzterem Fall iſt ſie ohne Wirkung, geht ſehr ſchnell vorüber und läßt große Trockenheit zurück. Rührt der Zuſtand vom böſen Feinde her, ſo wird eine erfahrene Seele auch das leicht erkennen, denn es ſtellt ſich Unruhe ein und wenig Neigung zur Demut; auch wenig innere Vorbereitung auf die Wirkungen des Geiſtes Gottes: der Verſtand bleibt ohne Erleuchtung, der Wille ohne Kraft, um bei der Wahrheit zu bleiben. Wenn indeſſen die Seele den Troſt und die Süßigkeit, die ſie genießt, auf Gott zurückführt, all ihre Gedanken auf ihn richtet, mit ihrem ganzen Verlangen ſich in ihn verſenkt, ſo wie es ſich gebührt: dann kann ihr der Teufel wenig oder nichts ſchaden. Ja, Gott wird fügen, daß gerade durch die Süßigkeiten, deren Urheber der böſe Feind iſt, dieſer ſelbſt geſchlagen werde. Denn wenn die Seele glaubt, daß ſie von Gott kommen, ſo wird ſie ein großes Verlangen haben, ſie oft zu genießen und ſich daher mit Eifer dem Gebete widmen. Iſt ſie dann demütig, nicht neugierig, nicht begierig nach Süßigkeit — auch nicht nach geiſtiger, — iſt ſie eine wahre Liebhaberin des Kreuzes: ſo wird ſie wenig Gewicht auf die Tröſtungen legen, die vom böſen Feinde ſtammen, hingegen alles im höchſten Grade ſchätzen, was vom Geiſte Gottes herrührt. Ein Hauptpunkt iſt immer im Auge zu behalten und zu befolgen: alles, was Gott betrifft, inbegriffen Tröſtungen und ſelige Freuden, muß die Folge haben, die Seele mehr und mehr in der Demut zu gründen. Bemerkt der Geiſt der Lüge, daß ſie durch die ſeligen Freuden, die ſie im Gebete genießt, nicht hochmütig, ſondern tief verſenkt in ihr Nichts daraus hervorgeht, ſo wird er nicht oft wiederkommen, nicht oft eine neue Niederlage ſich bereiten. Deswegen und wegen noch vieler anderer Gründe habe ich bei der erſten Gebetsſtufe, bei dem erſten Waſſer, das den geiſtigen Garten begießt, dringend empfohlen, daß ſich gleich im Anfang des Gebetes die Seele gänzlich losmache vom Verlangen nach irgend einer Art von Tröſtung. Sie ſoll es beginnen einfach in der Abſicht und mit dem Entſchluß, Chriſtus dem Herrn ſein Kreuz nachtragen zu helfen, wie ein tapferer Ritter, der ohne Sold dem König dient, weil er dieſen Dienſt für ehrenvoll hält. Nur immer den Blick auf das wahre und ewige Reich gerichtet, das wir erobern wollen! —

Es iſt äußerſt wichtig, namentlich für Anfänger, gewiſſe Erwägungen anzuſtellen, z. B.: wie wenig alles dauert, wie nichtig alles — und wie dieſe Nichtigkeit unſerer Mühe nicht wert iſt. Später, wenn die Erleuchtung zunimmt, muß man ſie vergeſſen, um leben zu können. Für Seelen, die in der Vollkommenheit weit vorgeſchritten ſind, ſind dergleichen Betrachtungen zu niedrig; ſie würden es für eine Schmach halten und ſich gegen den Gedanken ſträuben, nur deshalb die Dinge der Erde für Gott aufzugeben, weil ſie endlich ſind. Nein! wenn ſie auch ewig dauerten — dennoch wären ſie glückſelig, ſie ſeinetwegen zu verlaſſen; und je vollkommener dieſe Dinge wären, deſto lieber! — und je ſüßer ſie wären, deſto lieber! So hoch hat die Liebe ſie ſchon gehoben, ſo wirkt ſie in ihnen. Für Anfänger aber ſind jene erſten Erwägungen durchaus notwendig. Man halte ſie ja nicht für gering, ich bitte inſtändigſt, denn man erlangt durch ſie ein gar großes Gut. Ja, ſie können auch für diejenigen, die bereits den höchſten Gipfel des Gebetes erreichten, wieder nötig werden, wenn Gott, um ſie zu prüfen, zeitweiſe ſich von ihnen zu entfernen ſcheint. Man vergeſſe nie, daß in unſerem ſterblichen Leben die Seele nicht ſo gleichmäßig wie der Körper wächſt, obſchon man mit Wahrheit ſagen kann, daß ſie wachſe. Iſt einmal ein Kind zu einem großen Manne herangewachſen, ſo ſchrumpft dieſe Geſtalt nicht mehr zu der eines Kindes zuſammen. Mit der Seele aber macht der Herr es anders; wenigſtens hat Er es mit der meinen getan, und anderes weiß ich nicht. Will Er uns recht ablöſen von dem Verbannungsort dieſer Erde — oder will Er uns zu unſerem größeren Heil recht demütigen: genug: wer am höchſten ſteht, fürchte am meiſten und vertraue am wenigſten auf ſich ſelbſt. Es kommt vor, daß Seelen, die ſchon gänzlich ihren Willen mit dem Willen Gottes vereinigt hatten, die ſich lieber foltern laſſen, als eine Unvollkommenheit zu begehen, und lieber tauſendmal ſterben würden, als ſündigen, dennoch von ſo furchtbaren Verſuchungen und Drangſalen beſtürmt werden, daß ſie, um nicht Gott zu beleidigen, zu den allererſten Waffen des betrachtenden Gebetes greifen und zu den Gedanken ſich flüchten müſſen, daß alles Irdiſche endlich iſt, daß es einen Himmel und

Gold zuerſt dem Könige der Ehren,
Gold, das ſtolze, ſeiner Majeſtät!
Weihrauch dann, den Opferduft, den hehren,
Der des Gottes Altar ſüß umweht!
Myrrhen endlich, um Ihn zu begraben,
Den Gekreuzigten, den Menſchenſohn,
Den die Myrrh' auf Golgatha wird laben,
Dem die Krippe und das Kreuz ein Thron!

Dieſe Gaben, die der Magier Glaube
Dem verheiß'nen Friedensfürſten weiht,
Lohnt Er göttlich reich; denn aus dem Staube
Hebt Er ſie empor zur Seligkeit.
Der Verheißung Sehnſucht, der ſie trauten,
Ließ nicht zu, daß Zweifel ſie beſchlich.
Die Erfüllung ward ihr Lohn: ſie ſchauten
Ihn, den Retter! — und gerettet ſich.

Stehe auf, ſteh auf, o meine Seele,
Zög're nicht, verlaß dein Vaterland!
Ach, daß nimmer dir's ein Wahn verhehle:
Nicht der Erde kurzer nichtiger Tand —

eine Hölle gibt, und zu dergleichen einfachen Glaubenslehren mehr. Um auf das zurückzukommen, was ich oben ſagte, bemerke ich, daß es ein feſtes Bollwerk gegen die Liſt und die Schmeicheleien des Satans iſt, gleich anfangs den Weg des Kreuzes mit dem feſten Entſchluß zu betreten, keine Tröſtungen zu wünſchen. Der Herr ſelbſt weiſt ihn uns als den der Vollkommenheit an, indem er ſpricht: Nimm dein Kreuz und folge mir nach. Er iſt unſer Vorbild. Folgen wir ſeinem Rat nur in der Abſicht, Ihm zu gefallen, ſo dürfen wir ohne Furcht ſein. Aus dem Nutzen, den die Seele daraus zieht, erkennt ſie leicht, daß der böſe Feind hier nicht im Spiel iſt. Sie kann allerdings noch fallen; aber ein Zeichen, daß ſie ſich nicht ganz von Gott entfernte, und daß ſein Geiſt auf ſie wirkt, wird es ſein, wenn ſie ſich ſchleunigſt vom Falle erhebt. Auch andere Zeichen noch will ich nennen.

Wirkt der Geiſt Gottes in uns, ſo werden wir nicht lange nach Gründen ſuchen, um recht gering und niedrig von uns zu denken. Der Herr gräbt uns das Gefühl tiefſter Demut weit ſchärfer ins Herz, als wir es mit all unſerem kleinen Nachdenken zuwege bringen. Die wahre Demut iſt von einem Licht begleitet, das Gott verleiht, und das uns bis zur Vernichtung beſchämt. Wir ſehen deutlich, daß wir aus uns ſelbſt nichts ſind, und um ſo deutlicher, je größer die Gnaden. Er gibt der Seele einen heißen Wunſch ein, Fortſchritte im Gebete zu machen und es nicht aufzugeben, möge es auch noch ſo viele Mühſale mit ſich bringen. Die Seele iſt zu allem bereit! Er gibt ihr eine feſte

Zuverſicht — die aber mit Demut und Schüchternheit gepaart iſt — auf ihr ewiges Heil; Er vertreibt aus der Seele jede knechtiſche Furcht und gibt der gläubigen Furcht ein kräftiges Wachstum. Er flößt eine Liebe ein, die nur Ihn zum Gegenſtand und keine ſelbſtſüchtige Zwecke hat, und ein großes Verlangen nach Einſamkeit, um das höchſte Gut ungeſtört zu genießen. Endlich, um nicht durch Aufzählung zu ermüden: Er gibt Gnaden, welche das Fundament aller anderen Güter ſind. Für die Blumen des Gartens iſt dann die Blütenzeit gekommen; nur ein Hauch gleichſam noch und ſie entfalten ſich. Dies ſieht die Seele mit großer Klarheit. In ſolchen Augenblicken iſt es ihr unmöglich, zu bezweifeln, daß Gott weſentlich gegenwärtig ſei. Blickt ſie dann aber wieder auf ihre Fehltritte und ihre Unvollkommenheiten, ſo zittert und zagt ſie, und das iſt ihr heilſam. Doch gibt es Seelen, die von Natur liebevoll und zärtlich ſind, und auf ſie macht die feſte Zuverſicht, daß dieſe Gnadenfülle von Gott und ein Beweis ſeiner unermeßlichen Liebe iſt, weit mehr Eindruck, als die Vorſtellung der allerſchrecklichſten Höllenſtrafen. Dies iſt wenigſtens bei der meinen der Fall, die doch böſe genug iſt.

Ich werde ſpäter ausführlicher über die Zeichen, woran der gute Geiſt zu erkennen ſei, zu ſprechen haben; deshalb gehe ich hier nicht weiter darauf ein. Gelingt es mir, ſie recht deutlich zu machen, ſo ſoll mich dieſe mühſame Arbeit nicht gereuen, und ich hoffe, ſie mit Gottes Beiſtand zu vollbringen. Ich werde meine eigene, vielſeitige Erfahrung dazu benutzen und die Erfahrungen von Männern, welche gleichmäßig ausgezeichnet durch Wiſſenſchaft und Heiligkeit, und deshalb des größten Vertrauens würdig ſind. Dadurch werden Seelen, welche Gottes Güte zu dieſer Stufe des Gebetes erhebt, vor den Ängſten bewahrt, welche ich ausgeſtanden habe.

◆

Sechzehntes Kapitel.

Von der dritten Weiſe den Garten zu begießen: dem Gebete der Vereinigung. Wirkungen dieſer hohen Gnade in der Seele. Der Geiſt wird mächtig angeregt zum Lob Gottes, und die Seele, die ſo weit gelangt, unſäglich ſüß getröſtet.

Wir wollen jetzt von der dritten Weiſe ſprechen, wie der Garten zu begießen ſei, nämlich mit Waſſer, das aus einem Fluß oder aus einer Quelle fließt. Die Arbeit iſt gering, da man das Waſſer nur zu leiten hat. Der Herr hilft hier dem Gärtner ſo ſehr, daß er faſt deſſen Stelle einnimmt und faſt alles allein tut. Dieſer Zuſtand iſt ein Schlummer der Seelenkräfte; ſie gehen nicht ganz in Gott unter, aber ſie wiſſen nicht wie ſie tätig ſind. Die Seele genießt unvergleichlich mehr Freude, Wonne und Entzücken als früher. Sie trinkt in langen Zügen das Waſſer der Gnade, womit der Herr ſie überſtrömt; ſie weiß nicht, wie ihr geſchieht; ſie kann nicht vorwärts dringen, nicht ſich zurückziehen; ſie verlangt nichts, als dies Übermaß der Herrlichkeit recht zu genießen. Sie gleicht einem Sterbenden, der ſich nach dem Tode ſehnt, und der mit der

Sterbekerze in der Hand bereit iſt, den letzten Seufzer auszuhauchen. In dieſem Hinſterben genießt die Seele namenloſes Entzücken; ſie iſt faſt tot für alle Dinge dieſer Welt und ruht ſelig befriedigt in Gott. Ich kann es nicht anders beſchreiben noch erklären! Sie weiß nicht ob ſie redet oder ſchweigt, ob ſie lacht oder weint. In einen himmliſchen Rauſch, in eine heilige Torheit verſunken, offenbart ſich ihr die wahre Weisheit, während ſie in den reinſten und höchſten Wonnen ſchwimmt.

Seit fünf bis ſechs Jahren hat mir der Herr recht oft die Fülle dieſes Gebetes gewährt. Nur verſtand ich es nicht und konnte es auch anderen nicht begreiflich machen. Ich wollte alſo wenig oder nichts darüber ſagen, wenn ich in meinem Berichte bis zu dieſem Punkt gelangt ſein würde. Ich begriff zwar, daß in dieſem geiſtigen Schlummer keine vollkommene Einigung der Kräfte mit Gott, aber doch eine viel höhere als in dem früheren Zuſtande eintrete, allein ich konnte den Unterſchied nicht erfaſſen und nicht angeben, worin es eigentlich beſtehe. Ich glaube, mein hochwürdiger Vater, daß ich Ihrer Demut das Verſtändnis darüber verdanke: Sie haben mich Unwiſſende zu Rat ziehen wollen; zum Lohn dafür hat der Herr mir heute nach der Kommunion dies Gebet gewährt, hat mich darin feſtgehalten, mir Vergleiche eingegeben, mich unterwieſen, was ich von dieſem Zuſtand zu ſagen, was die Seele in demſelben zu tun habe. Mit grenzenloſem Staunen bekenne ich, daß ich in einem Nu alles verſtand. Wie oft ſchon war ich berauſcht von dieſer Liebe, meinen Sinnen entrückt, und nie begriff ich, wie das zuging. Daß die Wirkung von Gott ausgehe, war mir einleuchtend, nicht aber wie er wirke. Die Kräfte der Seele ſind freilich faſt ganz mit Gott geeinigt, aber doch nicht ſo ganz in ihn verabgründet, daß ſie unfähig zu jeder Tätigkeit wären. Ich bin glücklich über die Maßen, jetzt das Verſtändnis zu haben. Geprieſen ſei der Herr für eine ſo hohe Freude.

Die Seelenkräfte haben auf dieſer Gebetsſtufe keine andere Fähigkeit als die, ſich mit Gott zu beſchäftigen. Sie verlangen nichts mehr. Man müßte ſich große Mühe geben, um ſie von ihm abzuziehen, und ich glaube nicht, daß es vollſtändig gelingen würde. Sie ergießen ſich im Lobe Gottes, aber ganz regellos, wenn es nicht etwa Ihm ſelbſt gefällt, die Worte zu ordnen; der Verſtand reicht nicht im mindeſten dazu aus. Die Seele möchte ſich ausſtrömen im Preiſe der göttlichen Liebe; ſie iſt außer ſich, in wonneſeliger Bewegung. Jetzt erſchließen ſich die Blumenkelche, jetzt entwickeln ſie ihre Wohlgerüche. Jetzt möchte die Seele von allen Kreaturen in ihrer Verherrlichung geſehen werden. Jetzt möchte ſie, daß jede Kreatur ihre Hymne von der Herrlichkeit Gottes hörte und in ſie einſtimmte. Jetzt möchte ſie allen einen Anteil gönnen an den Wonnen, unter denen ſie erliegt. So mag die Frau im Evangelium ihre Nachbarinnen zuſammengerufen und ſich mit ihnen gefreut haben über die wiedergefundene Drachme. Dies wird der wundervolle Geiſt des königlichen Propheten David empfunden haben, als er das Lob Gottes zur Harfe ſang. Ich habe große Andacht zu dieſem glorreichen

König und ich wünſchte, alle Welt hätte ſie — beſonders diejenigen, die wie ich große Sünder ſind.

O Herr, was empfindet die Seele in dieſer wonnevollen Trunkenheit! ſie möchte in tauſend Zungen verwandelt ſein, um Ihm zu danken. Sie möchte tauſend heilige Torheiten ſagen, die Ihm gefallen, weil Er ſie in dieſen Zuſtand verſetzt. Ich weiß eine Perſönlichkeit: ſie war kein Dichter, aber ſie machte auf der Stelle Verſe, die ſehr innig den Schmerz ihrer Liebe ausdrückten. Das war kein Erzeugnis ihres Verſtandes — nein! es war ein Ausruf, der aus der Überfülle ſüßer Qual hervordrang; es war eine Klage, die ſich an Gott richtete, über ihre Unfähigkeit, nicht tiefer noch in das Entzücken ſeiner Liebe verſinken zu können. Sie hätte gewünſcht, ihr ganzes Weſen, leiblich und geiſtig, möge ſich auflöſen und dadurch die Wonne kund geben, die jenes ſüße Martertum der Liebe mit ſich bringt. Es wäre ihr lieblich geweſen, Folterqualen für ihren Herrn zu leiden. Sie erkennt deutlich, daß die Martyrer nicht aus ſich ſelbſt die wunderbare Stärke inmitten ihrer Leiden ſchöpften: ſie kam von anderer Seite. Aber nun! welche Qual für die Seele, wenn ſie aus ihrer himmliſchen Trunkenheit erwacht und wieder auf Erden leben muß und ſich wiederfindet unter den Geſetzen der Welt und deren Sorgen und Pflichten! — — Ich habe nichts übertrieben, wenn ich behaupte, daß im Vergleich mit jenen Wonnen, die der Herr zum Troſte in ihrer Verbannung einer Seele ſchickt, alle Dinge der Welt namenlos niedrig ſind. — Sei geprieſen in alle Ewigkeit, o Herr, von jeglicher Kreatur! Jetzt aber, o Du König meiner Seele, flehe ich Dich an, gewähre mir eine Bitte! ich bin, während ich dies ſchreibe, nicht frei von dieſer heiligen und himmliſchen Torheit Deiner Liebe, die ich ohne mein Verdienſt Deiner Huld und Deinen Erbarmungen verdanke. Gib mir die Gnade, daß alle Seelen, mit denen ich in Berührung komme, von dieſer göttlichen Liebestorheit ergriffen werden — oder gib nicht zu, daß ich fernerhin in Verkehr mit den Menſchen trete. Befiehl, o Herr, daß ich alle Dinge dieſer Welt für nichts achte, oder nimm mich hinweg aus ihr. Nein, Herr! Deine Magd kann nicht länger das Elend ertragen, hienieden zu leben ohne Dich zu ſehen. Soll ſie noch länger leben, ſo verlangt ſie wenigſtens keine Ruhe ſo lange ſie lebt, und Du, o Herr, ſei gnädig und gib ſie ihr nicht. O, wie ſehnt ſie ſich nach Freiheit! der Schlaf beängſtigt ſie, eſſen und trinken bringt ſie um. Sie ſieht, daß die Zeit des Lebens verſtreicht unter tauſend Ergötzungen, aber auch, daß es für ſie keine andere gibt, als in Dir. Sie ſcheint wider die Natur zu leben, weil ſie vor Sehnſucht vergeht, nicht mehr in ſich ſelbſt — ſondern in Dir zu leben! O Du Herr der ewigen Herrlichkeit, wie iſt das Kreuz, das Du den Seelen auf dieſer Stufe auflegſt, ſo leicht und ſo ſchwer! leicht, weil es ſüß iſt; ſchwer, weil es Zeiten gibt, wo die geduldigſte Ergebung es nicht zu tragen vermag. Und doch wünſcht die Seele nicht davon befreit zu werden, es ſei denn, um ſich auf ewig mit Dir zu vereinigen! Denkt ſie daran, daß ſie Dir noch gar nicht diente, und daß ſie Dir doch im Leben dienen kann: ſo möchte ſie bis zum Ende der Welt nicht ſterben und immer ſchwerere Kreuze begehren und tragen. Frohlockend opfert ſie ihre Ruhe auf für den allergeringſten Dienſt, den ſie Dir leiſtet. O Herr! ſie weiß nicht recht, was ſie wünſchen ſoll; aber daß ſie nichts verlangt als Dich — das weiß ſie.

O mein Sohn! — (denn der, für welchen und auf deſſen Befehl ich dieſen Bericht ſchreibe, iſt demütig genug, um ſich ſo zu nennen!): — behalten Sie für ſich die Stellen, wo ich die Grenzen überſchreite. Wie kann ich bei ruhiger Vernunft bleiben, wenn mich der Herr mir ſelbſt entrückt? Mir ſcheint, nicht ich ſei es, die da ſpricht, ſeitdem ich heute kommunizierte. Alles, was ich ſehe, kommt mir wie ein Traum vor, und nichts möchte ich ſehen, als Kranke, die von meinem Leiden befallen ſind. O mein hochwürdiger Vater, wenn wir doch alle von der Torheit der Kreuzesliebe ergriffen würden, weil Er aus Liebe zu uns ein Tor hat genannt ſein wollen! Sie ſagen, daß Sie mich lieben. Wohlan, beweiſen Sie es mir dadurch, daß Sie Sich darauf vorbereiten, dieſe Gnade von Gott zu empfangen. Ich ſehe gar Wenige, die nicht übertrieben weiſe in allem ſind, was ſie betrifft, und vielleicht bin ich es noch mehr als die übrigen alle. O geſtatten Sie das nicht, mein Vater, ich beſchwöre Sie, denn Sie ſind ja mein Vater und mein Beichtvater, und ich habe Ihnen meine Seele anvertraut. Enttäuſchen Sie mich mit einer vollen Aufrichtigkeit, die heutzutage gar ſelten iſt.

Ich möchte, daß wir Fünf, die wir jetzt in Chriſtus uns lieben, einen Bund bildeten. Wie andere ſich heimlich vereinigen, um gegen den Herrn Ketzereien zu ſtiften und Miſſetaten zu verüben [1]): ſo wünſchte ich, daß wir uns zeitweiſe vereinigten, und uns gegenſeitig ermunterten und uns berieten, was zu tun ſei, um uns zu beſſern und um Gott in einer vollkommeneren Weiſe zu dienen. Niemand kennt ſich ſelbſt ſo gut, als er von denjenigen gekannt wird, die ihn mit dem Auge der Liebe und mit dem Verlangen betrachten, ihm zu ſeinem Fortſchritt behilflich zu ſein. Dieſe Verſammlungen müßten geheim ſein, wie ich ſagte, weil ja leider ſolche heilige Freiheit ſich nirgends mehr findet. Sogar die Prediger ordnen auf der Kanzel ihre Rede dergeſtalt, daß ſie nur ja niemand durch ein Wort verſtimmen. Gewiß iſt ihre Abſicht gut und auch ihr Lebenswandel wird es ſein; doch auf dieſe Weiſe bekehren ſie nur wenig Seelen [2]). Wie kommt es, daß öffentliche Laſter ſo ſelten durch die Predigten abgeſtellt werden? Wiſſen Sie, was ich meine? — weil die Prediger allzu weltklug ſind. Sie haben nicht jenes große Feuer der Liebe Gottes, das in den Apoſteln brannte und andere entzündete; ihre kleine Flamme erwärmt nur ſchwach. Ich behaupte nicht, daß die Glut der Apoſtel ſie entzünden müſſe, doch ſollte ſie größer ſein, als das, was wir vor Augen haben. Wiſſen Sie, mein hochwürdiger Vater, was dieſe Glut entzündet? — der Abſcheu vor dem irdiſchen Leben und die Verachtung der irdiſchen Ehren. Um die Wahrheit zur Ehre Gottes zu verkündigen und zu

---

[1]) Anſpiegelung auf nächtliche Zuſammenkünfte, die ein gewiſſer Dr. Cazalla einige Jahre zuvor in Valladolid geſtiftet hatte, zu deſſen Adepten ſogar einige Nonnen von Valladolid gehörten.

[2]) In margine des Original-Manuſkriptes ſteht „legant praedicatores!" geſchrieben von Pater Bannez.

Deine Heimath iſt, wo Er verweilet,
Iſt hier Bethlem und Calvaria!
Deine Gaben gieb Ihm ungetheilet,
Wie die Magier; — du auch haſt ſie ja.

Gieb Ihm Gold: o gieb Ihm alle Güter
Deiner Habe, deines Herzens hin,
Werde arm aus Liebe zum Gebieter,
Der da ſelig pries der Armuth Sinn.
Gieb Ihm Weihrauch: ſieh das Wölkchen ſchweben
Vom Altare und in Duft entfliehn;
Deinen Willen mußt du ſo Ihm geben —
Im Gehorſam ſtill verhauche ihn.

Gieb Ihm Myrrhe, Seele, und entſage!
Denk', daß Er für dich die Myrrhe trank,
Als Sein Aug' an Seinem Leidenstage
Ueber dich in Schmerzen brechend ſank.
Myrrhe hat für Ihn die höchſten Reize,
Bringe Ihm dich ſelbſt als Myrrhe dar,
Und Er nimmt dich an Sein blutig Kreuze,
Opfert dich mit Sich auf dem Altar.

behaupten, traten die Apoſtel die Welt mit Füßen, und ganz gleichgültig war es ihnen, ob ſie alles verloren oder alles gewannen, denn wer ſich ſelbſt für Gott auf's Spiel ſetzt, der trägt mit Gleichmut den Erfolg wie den Mißerfolg. Ich bin leider nicht ſo, allein ich möchte ſo ſein. O welche ſelige Freiheit genießt der, welcher eine Sklaverei darin ſieht, zu leben und zu handeln nach den Geſetzen der Welt! und da der Herr dieſe Freiheit gewährt — welcher Sklave wäre nicht bereit, alles daran zu wagen, um ſich loszukaufen und um in die Heimat zu ziehen! Dies iſt der wahre Weg! allein wir dürfen nicht Halt auf ihm machen, ſo lange wir atmen; denn erſt am Ziel fällt uns der Siegespreis zu. Dazu ſtehe der Herr uns bei. Zerreißen Sie dies Blatt, wenn Sie es paſſend finden, oder betrachten Sie es als einen Brief, den ich nur für Sie ſchrieb. Und vergeben Sie mir meine allzu große Kühnheit, mein hochwürdiger Vater.

◆

Siebzehntes Kapitel.

Das Gebet der Vereinigung, Fortſetzung und Schluß. Neue Wirkungen desſelben. Auf dieſer Stufe können Einbildungskraft und Gedächtnis ſchädlich wirken.

Ich habe genug von dieſer Gebetsweiſe geſprochen und von dem, was die Seele zu tun hat — oder beſſer, was Gott in ihr tut; denn er übernimmt das Amt des Gärtners und will ihr ſüße Erholung gönnen. Sie braucht nur die Zuſtimmung des Willens zum Genuß der Gnadenfülle zu geben und ſich unbedingt dem Wohlgefallen der ewigen Weisheit darzubieten. Dazu gehört allerdings ein mutiger Geiſt; denn die Wonnen ſind zuweilen ſo übermäßig, daß die Seele nur noch durch ein dünnes Fädchen mit dem Leibe zuſammen zu hängen ſcheint. O welch ein ſeliger Tod wäre das! In dieſem Zuſtand muß ſie ſich ganz in die Arme Gottes werfen, wie ich es Ew. Hochwürden ſchon ſagte. Will Er ſie in den Himmel erheben, ſo gehe ſie getroſt; will Er ſie in die Hölle ſtürzen, ſo fürchte ſie nichts, denn ihr höchſtes Gut iſt bei ihr. Soll ihr Leben erlöſchen — ſie iſt es zufrieden; ſoll ſie tauſend Jahre leben — es iſt ihr recht! der göttliche König verfahre mit ihr ganz wie mit ſeinem Eigentum, denn nicht mehr ſich ſelbſt — Ihm gehört ſie an. Sorglos ruht ſie in ihm. Dies alles und noch viel mehr kann die Seele in dieſem erhabenen Gebet vollbringen, weil ſolche Akte deſſen gewöhnliche Wirkung ſind. Sie erkennt, daß ſie den Verſtand nicht dabei in Tätigkeit ſetzt. Er iſt ſtarr vor Erſtaunen, daß der Herr ein ſo guter Gärtner iſt und gar keine Arbeit von ihm begehrt, ausgenommen die, den erſten Duft der Blumen mit Entzücken einzuatmen. Möge eine ſolche Heimſuchung auch noch ſo kurz ſein, der göttliche Gärtner, der zugleich der Herr dieſes himmliſchen Waſſers iſt, überflutet den Garten ohne Maß, und das, was die arme Seele vielleicht in zwanzig Jahren der mühſamen Arbeit mit ihren Verſtandeskräften nicht erreicht, das bewirkt Er in einem Augenblick: die Früchte wachſen und reifen dergeſtalt, daß ſich die Seele von ihnen ernähren kann, wie das ſein Wille iſt. Er will aber nicht, daß ſie anderen davon mitteile. Sie ſoll zuvor ſtark und kräftig durch die himmliſche Speiſe werden, ſoll ſie zu eigen ſich machen, nicht davon naſchen, nicht ſie verſchwenden zu ihrem eigenen Nachteil, andere umſonſt ernähren und vielleicht ſelbſt vor Hunger ſterben. Ein erleuchteter Geiſt wird dies verſtehen und wird die Anwendung beſſer zu machen wiſſen, als ich es trotz aller Mühe angeben könnte.

Dies Gebet verleiht den Tugenden eine viel kräftigere Entfaltung, als das Ruhegebet. Die Seele findet ſich ganz verändert wieder. Sie ſchöpft aus dem Duft der Blumen, ſie weiß nicht was für eine Kraft, um große Dinge zu unternehmen, da der Herr den Blüten befiehlt, ihre Kelche zu entfalten, damit die Seele an ihre eigenen Tugenden glaube. Zugleich aber erkennt ſie in ihnen nicht die Folge ihrer jahrelangen Anſtrengungen, ſondern die Gabe, die ihr der himmliſche Gärtner im Nu gewährte. Auf dieſer Stufe verabgründet ſich die Seele viel mehr in Demut, als auf der früheren, weil ſie deutlicher einſieht, daß ſie gar nichts tat, als die Einwilligung des Willens zum Empfang der Gnaden zu geben und ſie bedingungslos zu umfaſſen. Dieſe Gebetsweiſe halte ich für eine ganz entſchiedene Vereinigung der ganzen Seele mit Gott. Es iſt als geſtatte er ihren drei Kräften das Werk zu verſtehen und entzückt zu genießen, das Er vollbringt.

Zuweilen, ja recht oft, ereignet ſich für mich etwas, das ich Ew. Hochwürden mitteilen muß, damit Sie es erkennen, wenn es bei Ihnen eintritt und Sie nicht ſo beſtürzt davon werden, wie ich. Durch einen ſehr klaren und ſicheren Blick ſieht die Seele, daß nur ihr Wille an Gott gebunden in ſeligen Genuß verloren iſt, während ihr Verſtand und ihr Gedächtnis frei genug ſind, um Geſchäfte zu beſorgen und Werke der Nächſtenliebe zu üben. Dies ſcheint eines und dasſelbe mit dem Ruhegebet zu ſein, iſt es aber nicht. Im Ruhegebet wagt die Seele nicht ſich zu regen noch zu bewegen, aus Furcht, den ſüßen Genuß von Marias Untätigkeit zu verlieren; aber in dieſem Gebet der Vereinigung kann ſie zugleich die Martha ſein und das Doppelleben der Beſchaulichkeit und der Tätigkeit verbinden. Sie kann leſen, ſie kann Werke der Barmherzigkeit tun, ſie kann Geſchäfte abmachen, welche ihr Stand mit ſich bringt — und das alles, obſchon ſie nicht ganz Herr ihrer ſelbſt iſt und obſchon ſie weiß, wer ihren beſſeren Teil gefeſſelt hält. Es iſt als ſpräche eine Perſon mit jemand, und als ſpräche zu gleicher Zeit ein Dritter mit ihr: ſie iſt nach beiden Seiten hin nicht vollkommen aufmerkſam. Die Seele fühlt mit hoher Befriedigung dieſe Teilung, und ſie iſt eine vortreffliche Vorbereitung, um in Zeiten der Einſamkeit und der Befreiung von Geſchäften, zum Genuß der tiefſten Ruhe gelangen zu laſſen. Man kann die Seele in dieſem Zuſtand auch mit einer Perſon vergleichen, die geſättigt iſt und weder Bedürfnis noch Luſt nach gewöhnlichen Speiſen empfindet, dennoch aber mit Vergnügen eine ſehr ausgeſuchte Speiſe verzehren würde. So die Seele: ſie hat ihre volle Befriedigung in ſich und begehrt alſo nicht durch Freuden der Welt befriedigt zu werden; aber immer mehr Gott zu lieben, immer heißer zu wünſchen, in ſeinem Dienſt ihm wohlgefällig zu werden, immer tiefer das Glück zu genießen, bei ihm zu ſein — dies verlangt ſie trotz ihrer Befriedigung.

Es gibt noch eine Art der Vereinigung, die auch nicht vollkommen, doch größer als die, welche ich eben beſchrieb, und minder groß als diejenige iſt, die ich anfangs bei dem dritten Waſſer beſchrieben habe. Möge der Herr alle dieſe Arten Ew. Hochwürden geben, wenn Er es nicht ſchon getan hat. In jedem Fall werden Sie ſich freuen, ſie ſämtlich hier erklärt zu finden und zu ſehen, worin ſie beſtehen. Die erſte Gnade iſt es, überhaupt von Gott eine Gnade zu empfangen; die zweite: das Weſen dieſer Gnade zu begreifen; die dritte: ſie anderen zu erklären und verſtändlich zu machen. Man ſollte meinen, die erſte genüge; will aber die Seele ohne Furcht und Verwirrung mit hohem Mut auf dem Pfad zum Himmel wandeln und ſich alle Dinge der Welt unter die Füße legen: ſo wird es ihr eine große Hilfe gewähren, über die himmliſchen Dinge klar zu ſein. Wer dieſe Gabe hat, danke Gott dafür, und wer ſie nicht hat, danke ebenfalls Gott, daß Er ſie wenigſtens einem Zeitgenoſſen verlieh, in der Abſicht, uns zu erleichtern und zu fördern. Die Vereinigung, von der ich ſpreche und mit der ich ſehr oft begnadet werde, beſteht darin, daß Gott den Willen und, ich meine, auch den Verſtand, ergreift und feſſelt; denn der Verſtand gibt ſeine Grübeleien auf, verſinkt in ſelige Betrachtung der göttlichen Dinge, und ſieht ſo Großes, daß er nicht weiß, wie er das alles faſſen ſoll; Eins verdrängt das Andere, und nichts Vereinzeltes haftet in ihm.

Das Gedächtnis bleibt frei; auch die Einbildungskraft, mein' ich. Da dieſe ſich ſelbſt überlaſſen iſt, beginnt ſie einen unglaublich heftigen Krieg gegen den Willen und den Verſtand zu führen, um ſie in Verwirrung zu ſtürzen. Sie ermüdet mich über die Maßen und ich verabſcheue ſie. Oft ſchon habe ich den Herrn gebeten, ſie mir in dieſen ſeligen Stunden ganz zu nehmen, da ſie nichts anderes tut, als mich verſtören. Zuweilen ſage ich ihm: O mein Gott! wann werden alle Kräfte meiner Seele geſammelt ſein zu Deinem Lobe? wann werden ſie von einer Laſt befreit ſein, welche ſie untauglich dazu macht? — — Dies Unvermögen zeigt mir ſo recht den Schaden, den unſere Seele durch die Sünde genommen hat: ſie hindert uns, ausſchließlich mit Gott beſchäftigt zu ſein, obſchon dies unſer heißes Verlangen iſt. Heute noch habe ich einen ſolchen Kampf beſtanden; daher iſt er mir ſehr lebhaft gegenwärtig. Meine Seele wollte ſich auflöſen vor Sehnſucht nach der ungeteilten Vereinigung mit Gott, der ſie ja zum größten Teil beſitzt. Aber es war unmöglich: Gedächtnis und Einbildungskraft machten mir einen allzu heftigen Krieg. Da aber Verſtand und Wille wider ſie waren, konnten ſie die Seele zwar beunruhigen, doch nicht ihr ſchaden. Dazu ſind ſie machtlos. Ihre raſtloſe Beweglichkeit iſt aber äußerſt verſtörend, weil der Verſtand nicht eingeht auf die Bilder, die ſie ihm vorführen. Sie flattern nun beſtändig von einem Gegenſtand zum andern und ſuchen etwas, das ihn feſſeln könnte. Sie gleichen den läſtigen, unruhigen Nachtſchmetterlingen, die raſtlos hin und her fliegen und nie ſich niederlaſſen. Dieſer Vergleich ſcheint mir außerordentlich zutreffend zu ſein; denn obſchon dieſe kleinen Tierchen nicht imſtande ſind, uns zu ſchaden, beläſtigen ſie uns doch. Dagegen weiß ich keine Hilfe, denn bis jetzt hat mir der Herr kein Mittel gezeigt. Ich würde es mit Freuden für mich ſelbſt anwenden, ich bin oftmals ſehr davon gequält. Wir können in dieſem Zuſtand recht deutlich unſere Ohnmacht und Gottes Allmacht wahrnehmen: während die Einbildungskraft, die frei iſt, uns nichts als Ermüdung und Verwirrung zuwege bringt, genießen Verſtand und Wille durch ihre Vereinigung mit dem überhimmliſchen König eine Ruhe, die von ihm ausgeht.

Das einzige Mittel, das ich nach jahrelangem, peinlichen Kampfe anwendbar gefunden habe, iſt dasjenige, welches ich ſchon bei dem Ruhegebet beſprach: man muß die Einbildungskraft als eine Närrin behandeln, gar nicht beachten und ſie ſich ſelbſt überlaſſen; Gott allein vermag ſie zur Ruhe zu bringen. Überdies iſt ſie ja nichts als eine Sklavin. Wir müſſen Geduld mit ihr haben, wie Jakob die Lia ertrug, da Gott in ſeiner Güte uns auch die Rahel gab. Sklavin nenne ich ſie, weil ſie trotz ihrer Anſtrengungen die übrigen Seelenkräfte nicht zu ſich hinüberziehen kann, während dieſe ſie hingegen oft ohne große Mühe von ihren Wanderungen zurückführen. Zuweilen ſieht Gott mit großem Mitleid auf ihre Irrfahrten, ihre Raſtloſigkeit, ihr Verlangen, ſich mit den übrigen Kräften zu vereinigen, und dann geſtattet er ihr, zu verſinken und zu verbrennen in der Flamme der göttlichen Fackel, die ſchon den Verſtand und den Willen verzehrt und ihnen ihr natürliches Sein genommen hat, damit ſie in übernatürlicher Weiſe die Gaben ſeiner Liebe genießen können. Wie nun dies fließende Quellwaſſer der Gnade den Garten überrieſeln möge, immer iſt die Herrlichkeit und der Friede der Seele ſo groß, daß der Leib augenſcheinlich Anteil an ihrer ſeligen Trunkenheit hat, und daß ihre Tugenden, gleichfalls ſehr bemerkbar, daraus die Kraft der Entfaltung ſchöpfen, von der ich geſprochen habe.

Der Herr hat ſich, wie es ſcheint, meiner bedienen wollen, um die verſchiedenen Zuſtände, zu denen die Seele im Gebet der Vereinigung erhoben wird, ſo deutlich zu erklären, wie es hienieden möglich iſt. Teilen Sie nun, mein hochwürdiger Vater, dieſe Schrift einem Mann von Geiſt und Wiſſenſchaft mit, der zur Vereinigung mit Gott im Gebet gelangte. Billigt er ſie, ſo bitte ich Ew. Hochwürden, zu glauben, daß es dem Herrn gefallen hat, durch mich zu ſprechen, und danken Sie ihm innigſt dafür. Es wird die Zeit kommen — ich wiederhole es Ihnen, wo Sie ſich ſehr freuen werden, das Weſen dieſer Gnaden zu verſtehen. Iſt das jetzt auch noch nicht der Fall, gab Ihnen Gott bis jetzt nur die Gnade, ihn zu genießen, ohne das Wie zu begreifen: ſo wird für Ihren Geiſt und Ihre Wiſſenſchaftlichkeit das Leſen dieſer Schrift genügen, um Ihnen darüber das volle Verſtändnis zu erſchließen. Der Herr ſei gebenedeit von Ewigkeit zu Ewigkeit von allen ſeinen Geſchöpfen.

◆

Achtzehntes Kapitel.

Vierte Weiſe den Garten zu begießen: das Gebet der Extaſe. Von der hohen Würde der Seele, die Gott zu dieſem Zuſtand erhebt. Ermunterung für alle, die dem Gebet obliegen, alle Kräfte anzuſpannen, um dahin zu gelangen. Dieſe erhabene Stufe iſt auf Erden erreichbar durch die reine Güte des Herrn, nicht durch eigenes Verdienſt.

Der Herr verleihe mir die richtigen Worte, um etwas über das vierte Waſſer zu ſagen, das den Garten begießt. Ich habe dazu ſeinen Beiſtand viel nötiger, als bei meinen früheren Erklärungen. Im Gebet der Vereinigung fühlt ſich die Seele noch nicht ganz tot; — wir dürfen dieſen Ausdruck brauchen, da ſie tot für die Welt iſt. Aber ſie iſt immer noch nicht genug bei ſich ſelbſt, um zu erkennen, daß ſie auf der Welt iſt, und um ihre Einſamkeit und Verlaſſenheit zu fühlen. Sie kann auch der Äußerlichkeit ſich bedienen, um das, was ſie empfindet, auszudrücken, wenigſtens durch Zeichen. In den drei erſten Gebetsweiſen muß der Gärtner arbeiten. Freilich iſt im Gebet der Vereinigung die leichte Arbeit mit ſolchem Troſt und Entzücken ver-

Bleibe nicht in jenen Finſterniſſen,
So die Welt um ihre Kinder ſpinnt!
Jede Schling' und Kette ſei zerriſſen,
Zieh dem Sterne nach — die Zeit verrinnt!
Laß zurücke Land und Herz und Krone,
Ketten, Ketten ſind's! zerbrich, zerbrich!
Und erlöst ſiehſt du im Gottesſohne
Deinen Retter — und gerettet dich!

bunden, daß die Seele ſie nimmer aufgeben möchte. Sie hat eigentlich keine Arbeit, nur einen Vorgeſchmack der ewigen Glorie. Aber in dieſem neuen Zuſtand hört alle Empfindung auf. Die Seele iſt aufgeſogen vom Wonnegenuß, ohne zu wiſſen, was ſie genießt. Nur Eines iſt ihr klar: ſie genießt ein Gut, das allein alle übrigen Güter auf einmal in ſich ſchließt; doch die Natur dieſes unermeßlich großen Gutes iſt ihr unbegreiflich. All' ihre Sinne ſind dermaßen vom Wonnegenuß überfüllt, daß keinem einzigen die Möglichkeit bleibt, ſich mit irgend einer äußeren oder inneren Sache zu beſchäftigen. In den früheren Zuſtänden war es ihnen geſtattet, wie ich ſagte, einige äußere Zeichen ihrer Glückſeligkeit zu geben; in dem jetzigen genießt die Seele ungleich mehr und vermag es ungleich minder kund zu geben, denn Leib und Seele ſind gleichmäßig ohnmächtig dazu. So lange er dauert, würde die geringſte Beſchäftigung eine Störung der ſeligen Ruhe, ein Laſt und eine Qual ſein. Ich ſage ſogar: iſt die Vereinigung aller Kräfte mit Gott eine vollkommene, ſo könnte die Seele, ſelbſt wenn ſie wollte, mit nichts anderem ſich beſchäftigen; könnte ſie es aber, ſo wäre es keine vollkommene Vereinigung. Was das iſt und wie das iſt, dieſe Vereinigung, kann ich nicht erklären; die myſtiſche Theologie erklärt es; mir aber ſind ſogar die Ausdrücke fremd, welcher dieſe Wiſſenſchaft ſich bedient. Ich kenne auch nicht die Natur des Geiſtes und des Verſtandes, und wie ſich dieſe von der Seele unterſcheiden. Mir ſcheint dies alles — eins und dasſelbe zu ſein. Es iſt wahr, — die Seele tritt zuweilen aus ſich heraus, wie ein Feuer, das auflodert und Flammen ſprüht. Zuweilen wächſt dies Feuer ſtürmiſch; dann erhebt ſich die Flamme und ſchlägt heftig in die Höhe; doch dadurch verändert ſie nicht ihre Natur, ſie bleibt dieſelbe Flamme des Feuerherdes. Sie, mein hochwürdiger Herr, werden dies verſtehen; Sie ſind gelehrt und wohlunterrichtet. Ich aber weiß mich nicht beſſer darüber auszudrücken.

Was ich ſehr gerne darſtellen möchte, iſt dieſes: was fühlt die Seele in der vollkommenen göttlichen Vereinigung? — Vereinigung iſt, wie jeder weiß, der Zuſtand von zwei Dingen, die zuvor getrennt waren und nun Eins ſind. O Herr, ſei gebenedeit in Ewigkeit, wie gut biſt Du! O mein Gott, möchten doch alle Kreaturen Dich loben und preiſen, weil Du uns dermaßen liebſt, daß wir mit aller Wahrheit von den Verbindungen reden dürfen, welche Du in dieſem Lande unſerer Verbannung mit den Seelen eingehſt. Beſchränkteſt Du ſie auf gute Seelen, ſo wäre es noch immer eine unerhörte Großmut, ein Überfluß von Freigebigkeit, welche jeden in ſtaunende Bewunderung über dies herrliche Werk Deiner Liebe verſetzen muß, deſſen Geiſt nicht ganz untergegangen iſt in den irdiſchen Dingen, und deſſen Blick offen iſt für das wahre Licht. Aber, Herr, daß Du ſie eingehſt mit Seelen, die Dich ſo oft beleidigten, daß Du eine Seele, wie die meinige, ſo hoch begnadeſt — das überwältigt meinen Geiſt. Ich muß inne halten, wenn ich nur daran denke. Was könnte ich auch tun, als immer zurückkehren zum Dank für die überſchwängliche Pracht Deiner Gaben — zum Dank, den ich gar nicht in Worten ausdrücken kann. Zuweilen ſtammle ich Unſinn, ohne Zuſammenhang, um mir nur etwas genug zu tun. So lange ich die Glückſeligkeit dieſes Zuſtandes genieße, ſind all' meine Kräfte gebunden; aber wenn er eben eintreten wird, oder wenn er aufhört — dann habe ich oftmals geſagt: O mein Gott! ſieh' zu, was Du tuſt! denke doch etwas daran, wie ſehr ich Dich beleidigte! Es genügt ja, daß Du es vergeſſen und verzeihen wolleſt; aber ich bitte Dich, behalte es im Gedächtnis, um die Überfülle Deiner Huld zu mäßigen. Vertraue nicht, o Herr, dieſen köſtlichen Balſam einem zerbrechlichen Gefäß an, von dem Du weißt, wie oft es ihn verſchüttet hat. Lege nicht dieſen unvergleichlichen Schatz in einem Herzen nieder, das noch keineswegs, ſo wie es ſich gebührte, abgetötet iſt für das heftige Verlangen nach menſchlichem Troſt, und das den Schatz ohne Zweifel bald verſchwenden würde. Wie kannſt Du die Streitkräfte der Stadt und die Schlüſſel der Feſtung einem feigen Befehlshaber anvertrauen, der nach der erſten Beſtürmung den Feind einläßt! Gehe nicht ſo weit in Deiner Liebe, o Du mein ewiger König, um Deine unſchätzbarſten Kleinodien dieſer Gefahr auszuſetzen. Es ſcheint ja, als ob Du ſie gering achteſt, o Herr, wenn Du ein böſes, ſo niedriges, ſo hinfälliges, ſo elendes, ſo unwürdiges Geſchöpf zu ihrem Hüter machſt. Bemühe ich mich auch, ſie zu bewahren mit dem kräftigen Beiſtande Deiner Gnade, den meine Armſeligkeit erheiſcht, ſo kann ich es doch nicht dahin bringen, daß ſie anderen zugut kämen. Denn ich bin ein Weib! und wäre ich wenigſtens gut! — aber ach! ich bin ſo böſe! In einem ſo unfruchtbaren Erdreich ſind die Talente nicht verborgen, ſondern vergraben, und Du pflegſt doch Deine Großtaten nur ſolchen Seelen zukommen zu laſſen, o Herr, welche ſie zum Vorteile vieler anderer verwerten. Mein Gott, Du weißt, daß ich Dich oftmals aus Herzensgrund gebeten habe und immer wieder bitte, mir das ſeligſte Gut zu nehmen, das man auf Erden beſitzen kann und es an Seelen zu geben, die einen beſſeren Gebrauch davon machen und Dich dadurch mehr verherrlichen werden. — So ungefähr habe ich gar oft geſprochen. Später habe ich denn wohl eingeſehen, wie unbeſonnen, wie wenig demütig das war; denn der Herr weiß ja beſſer als ich, was er zu tun hat. Er wird geſehen haben, daß meine Seele zu erbärmlich war, um ſie durch gewöhnliche Mittel zu retten, und deshalb gab Er ihr dieſe ungewöhnlichen Gnaden.

Es iſt meine Abſicht, deren Wirkungen in den Seelen anzugeben und zu ſagen, ob dieſe etwas tun können, um ſich in den erhabenen Zuſtand zu verſetzen, deſſen Quelle dieſe vierte Stufe des Gebetes iſt. Aus der Glut der himmliſchen Liebe geht die Erhebung oder Entzückung des Geiſtes hervor. Ich bin der Anſicht, daß man in der Vereinigung mit Gott die Erhebung von der einfachen Vereingung unterſcheiden müſſe. Wer nicht die Wirkung von der Erhebung aus Erfahrung kennt, wird auch den Unterſchied nicht kennen und wird meinen, es ſei eines und dasſelbe. Ich gebe zu, daß im tiefſten Grunde beide Gnaden nur eine ſind; allein ich ſage, daß der Herr in einer jeden auf beſondere Weiſe wirkt, und durch den Aufflug des Geiſtes die Seele weit mehr von allem Geſchaffenen ablöſt. Ich habe ganz deutlich eine beſondere Gnade darin erkannt, obſchon ich wiederhole, daß die Erhebung oder Entzückung dasſelbe was die Vereinigung iſt oder zu ſein ſcheint. Ein kleines Feuer iſt ebenſo Feuer, wie ein großes; aber die Wirkungen ſind verſchieden. Es währt lange, bis ein kleines Stück Eiſen in einem kleinen Feuer glühend wird. In einem großen Feuer aber wird das mit einem viel größeren Eiſen ſehr ſchnell geſchehen, und es wird im Nu in Glut geſetzt. So verhalten ſich jene beiden Gnaden zu einander, mein' ich. Wer Extaſen' hatte, verſteht mich leicht. Wer nicht — dem wird es phantaſtiſch erſcheinen, und vielleicht mit Recht. Denn wenn jemand, wie ich, von ſo erhabenen Dingen reden und etwas erklären will, was aus Mangel an bezeichnenden Worten kaum annähernd zu erklären iſt: ſo muß das wohl wie Geiſtesverwirrung ausſehen.

Aber ich glaube, der Herr wird mir beiſtehen. Er weiß ja, welche Abſichten ich habe, indem ich dies alles ſchreibe. Zuerſt iſt es im Gehorſam; dann aber möchte ich Seelen für den Zauber dieſes himmliſchen Glückes empfänglich machen. Ich werde nichts ſagen, als das, was ich gründlich aus Erfahrung kenne. Und hier eine Tatſache! Als ich anfangen ſollte, über das vierte Waſſer für den Garten der Seele zu ſchreiben, ſchien mir das ſo ſchwer, ja ſo unmöglich, als ob ich griechiſch ſprechen ſollte. Ich ſtand davon ab und ging zur Kommunion. Geprieſen ſei der Herr, der ſich der Unwiſſenden erbarmt! O ſchöne Tugend des Gehorſams, die alles vermag! Genug, der Herr erleuchtete meinen Verſtand: teils gab er mir die richtigen Worte ein, teils machte er mir die Weiſe des verſtändlichen Ausdruckes klar. Der göttliche Meiſter ſcheint alſo ſelbſt das ſagen zu wollen, — wie er es auch ſchon für die dritte Gebetsſtufe tat — was ich nicht weiß und nicht kann. Ich ſage die einfache Wahrheit. Findet ſich alſo etwas Gutes in dieſen Blättern, ſo kommt es von Ihm und ich verdanke es ſeiner Belehrung. Findet ſich Schlimmes, ſo kommt es aus einem Meer von Bosheit — und das bin ich ſelbſt. Hat aber der Herr mich Armſeligſte zu den höchſten Stufen des Gebetes erhoben, ſo wird er das ohne Zweifel auch für andere und viel beſſere Seelen getan haben. Sollten ſie vor Irrwegen ſich fürchten und ſich mit mir zu beſprechen wünſchen, ſo hoffe ich, der Herr würde ſeiner Magd beiſtehen, damit ſie die Seelen im Lichte der Wahrheit auf den rechten Pfad führe und vorwärts bringe.

Jetzt reden wir vom Waſſer, das vom Himmel kommt. Es fällt ſo reichlich, daß es den ganzen Garten tränkt und erquickt. Wollte der Herr immer, wenn es not tut, in ſolcher Fülle es ſchicken, — welche Ruhe würde der Gärtner genießen. Wenn es nur gar keinen Winter gäbe, wenn in einer ſtets gemäßigten Jahreszeit Blumen und Früchte nimmer dem Garten fehlten: in welcher Wonne würde der Gärtner ſchwimmen? Aber das iſt in dieſem irdiſchen Leben unmöglich. Wir müſſen immer dafür ſorgen, daß wir das eine Waſſer herbeiſchaffen, ſobald das andere fehlt. Das Waſſer vom Himmel kommt ſehr oft, wenn der Gärtner es am wenigſten erwartet. Im Anfang freilich pflegte es nur nach langer Betrachtung ſich zu ergießen. Aber von einer Stufe zur anderen fliegt das Vöglein auf, bis der Herr es nimmt und es ins Neſt ſetzt und ihm die Ruhe gönnt. Er ſah, wie es ſich im Flug erhielt, und wie es mit dem Willen und dem Verſtande und mit allen Kräften der Seele zu Gott ſich zu erheben, ſein Wohlgefallen zu gewinnen verlangte: da gab ihm Gott den Lohn, ſchon in dieſem Leben. Und welchen übergroßen Lohn! ein Augenblick genügt, um tauſend Trübſale überreichlich zu vergelten.

Während die Seele auf dieſe Weiſe ihren Gott ſucht, fühlt ſie mit ungemein ſüßer und lebhafter Freude, wie mehr und mehr ihre leiblichen Kräfte nachlaſſen, der Atem ausgeht und ſie in eine ſelige Ohnmacht verſinkt. Sie kann ohne Anſtrengung nicht einmal die Hand regen; die Augen ſchließen ſich von ſelbſt, und wollte man ſie offen halten, würde man dennoch ſo gut wie nichts ſehen. Sie hört Stimmen, weiß aber nicht, was ſie ſagen. Sie kann nicht leſen: Buchſtaben erkennt ſie, doch ohne Sinn, ohne Zuſammenhang; der ordnende Verſtand iſt anderwärts beſchäftigt. Ihre Sinne dienen ihr alſo nicht mehr; ja, ſie ſtören die Seele im Genuß reiner Wonne und hemmen ihn. Umſonſt würde ſie verſuchen zu reden; ſie vermag nicht Worte zu finden und hat nicht die Kraft, ſie auszuſprechen. Je mehr alle äußeren Kräfte nachlaſſen, deſto mehr nehmen die inneren zu, deſto größer wird ihre ſelige Wonne. Auch nach außen hin gibt ſich die hohe Freude zu erkennen, die ſie genießt.

Niemals ſchadet dies Gebet der Geſundheit, möge es noch ſo lange währen. Mir wenigſtens iſt das nie widerfahren, und ich entſinne mich nicht, daß der Herr mir je dieſe Gnade geſchenkt hätte, ohne daß ich mich, ſogar in ſchwerer Krankheit, nachher viel beſſer befunden hätte, als vorher. Wie könnte auch wohl ein ſo himmliſches Glück ſchlimme Folgen haben? ſeine äußeren Wirkungen verſprechen eine heilſamen Einfluß. Schwächt es vorübergehend die Kräfte durch Übermaß des Vergnügens, ſo kehrt ihnen die Stärke ſpäter doppelt zurück.

Nach meiner Erfahrung ſtellt ſich dies Gebet anfangs nur auf ſo kurze Zeit ein, daß es ſich durch äußere Zeichen und durch die Gebundenheit der Sinne nicht kundgeben kann. Aber es bringt immer eine Fülle der Gnaden mit ſich, welche deutlich offenbaren, wie groß die Sonnenglut geweſen ſein müſſe, die ein ſolches Zerſchmelzen in Liebe bewirkt. Überhaupt meine ich, daß die vollſtändige Gebundenheit aller Seelenkräfte nie lang dauere; eine halbe Stunde iſt ſchon ſehr viel, und ich glaube nicht, daß ſie je ſo lange bei mir gewährt hat. Freilich hat man kein klares Urteil darüber, weil man nichts Äußeres empfindet. Aber ich behaupte, es dauere nie ſehr lange, bis die eine oder die andere der Seelenkräfte wieder zu ſich kommt. Der Wille hält die Vereinigung mit Gott am entſchiedenſten feſt, während Verſtand und Gedächtnis ſich recht bald wieder ſelbſtändig regen und unruhig werden. Dann muß der Wille, der in der Ruhe iſt, ſie wieder ſanft zurück- und in die Gebundenheit hineinführen. Da verbleiben ſie ein Weilchen und beginnen dann wiederum ihre natürlichen Lebensäußerungen. Mit dieſen Zwiſchenfällen kann das Gebet ſtundenlang ſich fortſetzen, weil Verſtand und Gedächtnis, wenn ſie einmal die Trunkenheit der göttlichen Liebe genoſſen haben, gern bereit ſind, ſich aufs neue in ſie zu verſenken und die Berauſchung des himmliſchen Weines zu koſten. Dann ſchließen ſie ſich dem Willen an, und die drei Seelenkräfte verſinken mit einander in Seligkeit. Aber dieſe vollkommene Extaſe, in welche dann auch die Einbildungskraft eingeht — wie ich meine, iſt kurz. Nur bemerke ich dabei, daß, wenn ſie aufhört, die Kräfte nicht ſogleich zu ihrer vollen natürlichen Tätigkeit gelangen, ſondern noch ſtundenlang in einem ſüßen Rauſch verbleiben, aus welchem Gott ſie von Zeit zu Zeit zu ſich erhebt.

Was empfindet die Seele nun aber innerlich während dieſes Zuſtandes? Gott, der es weiß, wird es uns ſagen. Wir können es nicht, weil eben unſer Verſtand nicht dieſen Zuſtand begreift. Als ich über dieſen Gegenſtand ſchreiben ſollte, und nach der Kommunion aus einer ſolchen Extaſe zu mir kam, und nun darüber nachdachte, was eigentlich die Seele während der Zeit tue, ſprach der Herr zu mir: „Sie löſt ſich auf in ſich, um ſich vollkommener in mir, o Tochter, zu verabgründen. Nicht ſie iſt es, die da lebt; ich lebe in ihr. Wie das zugeht, begreift ſie nicht; aber ſie hat ein Bewußtſein davon, ohne es klar zu verſtehen.“ — Wer je in Extaſe war, dem wird dies genügen; denn das, was in dieſer Vereinigung der Seele mit Gott vorgeht, iſt allzu geheimnisvoll, um es deutlicher machen zu können. Man könnte nur allenfalls ſagen: die Seele ſieht ſich mit Gott vereint und hat darüber eine Gewißheit, die durch nichts geſtört werden kann. All' ihre Kräfte haben ihre ganze natürliche Tätigkeit vollſtändig verloren und ſind dermaßen aufgehoben, daß ſie durchaus kein Bewußtſein von ihrer Wirkſamkeit haben. Hat man zuvor über ein Glaubensgeheimnis nachgedacht, ſo iſt es jetzt ſo gänzlich dem Gedächtnis entſchwunden, als ob man nie davon gehört hätte. Hat man geleſen, ſo iſt die Erinnerung daran ſpurlos verſchwunden. Mit mündlichen Gebeten ganz dasſelbe! der kleine unbequeme Nachtfalter Gedächtnis verbrennt ſich hier die Flügel und muß ſeine unruhige Beweglichkeit aufgeben. Der Wille iſt in Lieben aufgelöſt. Der Verſtand, wenn er überhaupt etwas verſteht — was ich nicht glaube, da er ſich ſelbſt nicht verſteht — wird in jedem Fall auf eine ihm unerklärliche Weiſe zu dem Verſtändnis kommen, daß er nichts von dem begreift, was hier vorgeht. Es iſt ein großes Geheimnis! ich verliere mich darin.

Früher war ich in ſolcher Unwiſſenheit, daß ich nicht wußte, daß Gott allen Dingen weſentlich gegenwärtig ſei. Da er mir aber während der Extaſe ſo nahe war, und da meine Seele einen ſo klaren Blick von ſeiner Gegenwart hatte, konnte ich es unmöglich bezweifeln. Einige ungelehrte Männer, die ich befragte, ſagten mir, er ſei es nur durch ſeine Gnade. Ich war vom Gegenteil überzeugt, konnte ihnen keinen Glauben ſchenken und blieb beunruhigt. Ein großer Theologe, vom Orden des glorreichen heiligen Dominikus, befreite mich

Feſt der Darſtellung Jeſu im Tempel.

(Mariä Lichtmeß.)

„Ecce! venit.“ *Malach. 3.*

König Du der ew'gen Ehren,
Herr, allmächt'ger Du, der Welt,
Sieh, Du nahſt der Stadt, der hehren,
Drin Dein Königsthron geſtellt.
Jauchzt das Volk in freudigem Wogen
Nicht dem ſtarken Herrſcher zu? —
Unerkannt kommſt Du gezogen,
Arm, ein Säugling, naheſt Du.

Herr Du über Tod und Leben,
Herr der heil'gen Engelſchaar,
Nur Dein Hauch — die Welten beben,
Und das Nichts iſt, was es war!

von jedem Zweifel. Er ſagte mir, daß Gott dann wirklich in meiner Seele gegenwärtig ſei, und erklärte mir, in welcher Weiſe Er ſich mit uns verbinde. Das tröſtete mich ganz unausſprechlich. —

Vor allem muß man von der einen Wahrheit ganz ergriffen und durchdrungen ſein, daß dieſes Waſſer vom Himmel eine ungeheuere Gnade Gottes iſt, welche der Seele einen unſchätzbaren Reichtum bringt. Den Beweis werde ich jetzt führen.

Neunzehntes Kapitel.

Weitere Wirkungen des extatiſchen Gebetes in der Seele. Ermahnung nicht mutlos zu werden und nicht vom Gebet abzulaſſen, ſollte man auch, trotz der hohen Gnade, in Fehler gefallen ſein. Sehr tröſtlich für die Schwachen und die Sünder.

Nach der Extaſe und der innigſten Vereinigung mit Gott, bleibt in der Seele eine namenloſe Zärtlichkeit zurück. Sie möchte hinſterben in ſeligen Tränen, nicht in Schmerzen. Sie findet ſich gebadet in dieſen Tränen ohne zu bemerken, daß und weshalb ſie weinte. Es macht ihr ein unbeſchreibliches Vergnügen, daß dieſe Tränen ihre innere Glut beſchwichtigen und dennoch nähren. Das klingt wie arabiſch und trägt ſich dennoch genau ſo zu. Nach der Extaſe war ich zuweilen noch ganz außer mir und konnte nicht faſſen, ob ich im Traum oder in der Wirklichkeit zum Genuß einer ſolchen Herrlichkeit gelangt ſei. Ich war überſtrömt von Tränen, die ſo raſch, heftig und ſchmerzlos ſich ergoſſen, als ob ſie aus einer Wolke auf mich herabfielen. Ich erkannte daraus, daß es kein Traum geweſen ſei. Dies ereignete ſich zu einer Zeit, als die Entzückungen noch ſelten und kurz waren.

Nach der Extaſe fühlt man einen ſolchen Starkmut, daß man ſich auf der Stelle mit Freuden in Stücke hauen ließe, wenn es die Ehre Gottes erheiſchte. Nun keimen die heldenmütigen Entſchlüſſe und Verſprechen auf, die heißen Wünſche nach himmliſchen Dingen, die Weltverachtung, die Erkenntnis der Eitelkeit alles Irdiſchen. Unter einem ſolchen Einfluß entfaltet ſich die Seele zu einer viel höheren Vollkommenheit, als durch die früheren Gebetsweiſen. Sie wird viel demütiger; ſie erkennt viel deutlicher, daß ſie keine Mitwirkung an dieſer großartigen, dieſer gewaltigen Gnade haben, daß ſie nichts tun konnte, um ſie anzuziehen, nichts um ſie feſtzuhalten. Wie in einem Zimmer voll Sonnenlicht kein Spinnengewebe verborgen bleibt, ſo durchſchaut ſie ihr Elend, ihr Nichts. Die Selbſtgefälligkeit liegt ihr ſo fern, daß es ihr unmöglich ſcheint jemals eine ſolche Anwandlung zu haben. Sie kann ja mit Augen ſehen, wie wenig ſie vermag, ja, im Grunde nichts; denn ſie hat kaum ihre Zuſtimmung zu dem Erweis einer übermäßigen Gnade gegeben, und nicht ſie hat die Tore ihrer Sinne geſchloſſen, um deſto ſüßer ihren Gott zu genießen. Einſam mit ihm — was kann ſie anderes tun, als ihn lieben? Sie hört nichts und ſieht nichts; es ſei denn, daß ſie ſich Gewalt antue, um ſich ihrer Glückſeligkeit zu entreißen. Ihr vergangenes Leben rollt ſich vor ihr auf und Gottes namenloſe Erbarmungen ſtellen ſich ihr dar im hellen Tageslicht der Wahrheit, ohne irgend eine Tätigkeit des Verſtandes. Sie ſieht, daß ſie die

Hölle verdient hat, und daß ſie durch Verherrlichung gezüchtigt wird. Sie löſt ſich auf im Lobpreis Gottes — und das möchte auch ich jetzt tun. Sei geprieſen in Ewigkeit, o Herr, der Du das ſumpfige Waſſer meiner Seele in einen ſo klaren Quell verwandelteſt, daß er Deinem Tiſch dienen kann. Sei gebenedeit, Du Wonne der Engel, der Du einen ſo verächtlichen Erdenwurm wie mich ſo wunderbar erhöhen wollteſt!

Die Seele bewahrt eine Zeitlang die glückſeligen Vorteile, welche ſie in der Extaſe genießt. Da ſie die unerſchütterliche Überzeugung gewonnen hat, daß nicht ſie die Früchte des Gartens hervorbrachte, kann ſie beginnen, dieſelben auch anderen mitzuteilen, ohne Furcht dabei zu kurz zu kommen. Sie darf verraten, daß ſie himmliſche Schätze beſitzt und vor Verlangen glüht ſie mit anderen zu genießen. Sie fleht zu Gott, er möge doch nicht ſie allein mit ſolchem Reichtum begnaden. Sie arbeitet ſchon ohne es zu wiſſen und zu beabſichtigen am geiſtigen Fortſchritt des Nächſten, und was ſie nicht bemerkt, bemerken andere um ſo deutlicher, denn die Blumen in dieſem himmliſchen Garten entwickeln einen ſo ſüßen Duft, daß jeder ihn in der Nähe einzuatmen wünſcht. Man ſieht die Tugenden dieſer Seele, man ſieht die reizenden Früchte dieſer Tugenden, und von heißer Sehnſucht entzündet, möchte man ſie ſich zu eigen machen. Iſt die Erde, welche dieſe Früchte hervorbringt, gründlich durchgraben von Trübſal, von Verfolgung, von Krankheit, von Schmähungen, von allen Drangſalen, welche in der Regel diejenigen leiden müſſen, die ſich zu dieſem Zuſtand erheben; — iſt die Erde recht durcharbeitet durch Abtötung der Eigenliebe und des Eigenwillens: ſo durchdringt das Waſſer des Himmels ſie bis zu einer ſolchen Tiefe, daß ſie faſt nie mehr von Dürre heimgeſucht wird. Klebt die Seele aber an der Erde und bleibt ſie ein Erdreich voll Dornen, wie ich es anfangs war, flieht ſie nicht die nächſte gefährliche Gelegenheit, iſt ſie nicht ſo dankbar wie die großen Gnaden es erheiſchen: dann freilich tritt die Dürre wieder ein. Und wird nun der Gärtner nachläßig, und ſchickt nicht der Herr in ſeiner Barmherzigkeit einen erfriſchenden Regen: ſo iſt der Garten als verloren zu betrachten — und das iſt mir oft genug widerfahren. Ich entſetze mich noch jetzt über dies Unglück und würde an deſſen Möglichkeit nicht glauben, hätte ich es nicht an mir ſelbſt erlebt. Ich ſchreibe dies zum Troſt der Seelen, die ſchwach ſind wie ich, damit ſie niemals verzweifeln, niemals das Vertrauen auf Gottes unermeßliche Barmherzigkeit aufgeben. Fallen ſie, nachdem ſie ſchon auf dem Gipfel ruhten, zu welchem Gott ſie erhob: ſo dürfen ſie nicht verzagen, wenn ſie nicht alles verlieren wollen. Mit Tränen iſt es wieder zu gewinnen. Das Waſſer der Tränen zieht das himmliſche Waſſer herab.

Die Hoffnung, in dieſem Punkt irgend einer Seele zu dienen, tröſtet mich ſehr bei der ſchweren Pflicht, mein elendes Leben beſchreiben, und Rechenſchaft ablegen zu müſſen von den Gnaden, die ich empfing, und die ich mißbrauchte, um Gott zu beleidigen, anſtatt ihm zu dienen. Denn in dieſem Punkt möchte ich gern eine große Autorität haben, damit alle Schwache mir Glauben ſchenkten. Darum bitte ich den Herrn; Er wolle es geben! —

Ich wiederhole: Niemand verzage, der einmal angefangen hat, das betrachtende Gebet zu üben. Niemand ſpreche: Falle ich in meine alten Fehler zurück, ſo kann ich dieſe Übung nicht fortſetzen; ſie macht mich nur noch ſtrafwürdiger. Gewiß! man verſchlimmert ſeinen Zuſtand, wenn man vom Gebet abläßt und nicht ſich zu beſſern ſucht; das meine auch ich. Läßt man aber nicht davon ab, ſo beſſert man ſich und langt endlich doch im Hafen des Heils an. Der böſe Feind beſtürmte mich ſehr mit der verkehrten Vorſpiegelung, ich ſei ſo böſe, daß nur Mangel an Demut mich veranlaſſen könne das betrachtende Gebet fortzuſetzen. Deshalb unterließ ich es, wie ich früher erwähnte, etwa anderthalb Jahre, mindeſtens ein Jahr. Aber damit hatte ich nichts gewonnen, als mich freiwillig auf den Weg zur Hölle begeben, ſo daß ich nicht mehr der Geiſter der Finſternis bedurfte, um ſie zu erreichen. O mein Gott, welche tiefe Blindheit! und wie ſicher erreicht der Teufel ſeine Abſicht, wenn er uns von dieſer Übung zurückhält! Er weiß, daß ihm die Seele verloren iſt, die beharrlich im Gebete bleibt; und daß alle Rückfälle, worin er ſie ſtürzt, endlich nur die Folge haben, daß ſie ſich mit Gottes gnädiger Hilfe wieder erhebt und einen höheren Aufſchwung in ſeinem Dienſte und zu ſeiner Liebe nimmt.

O mein Jeſus, welch ein Anblick! eine Seele fällt in Sünde, die Du ſo hoch zu Dir erhoben hatteſt, und Du wendeſt Deine Erbarmungen nicht von ihr ab, ſondern reichſt ihr die Hand, damit ſie wieder aufſtehe! O wie erkennt ſie nun die Großtaten Deiner unerſchöpflichen Barmherzigkeit und die Unmaſſe ihres Elends! Sie möchte vergehen vor Schmerz bei der Betrachtung Deiner Herrlichkeit; ſie wagt vor Beſchämung nicht die Augen aufzuſchlagen, und ſie richtet doch den Blick auf Dich, weil ſie auf Dich hofft. Sie vermehrt ihre Andacht zur Königin des Himmels und fleht ſie an, Dich zu beſänftigen. Sie ruft alle Heilige an, die nach ihrer Bekehrung in Sünde fielen, damit ſie ihr durch Fürbitte beiſtehen. Sie findet jede Deiner Gaben zu gut für ſich, weil ſie ſich nicht würdig hält, daß der Erdboden ſie trage. Sie eilt zu den Sakramenten, und der feurigſte Glaube an die Kraft, die Gott mit ihnen verband, beſeelt ſie; und ihr Dank iſt ohne Ende für dies Heilmittel, dieſen Balſam unſerer Wunden, der ſie nicht nur ſchließt, ſondern ſogar ihre Narben verſchwinden macht. Sie iſt ſtarr vor Bewunderung — und wer wäre es nicht, o Du Herr meiner Seele! — über ein Erbarmen, das immer größer wird, je größer die ſchmachvolle, die abſcheuliche Untreue war. Ich begreife nicht, daß mir das Herz über meine Treuloſigkeit nicht zerſpringt, indem ich dies ſchreibe. Mit den paar Tränen, die ich jetzt weine und die aus einer verderbten Quelle fließen würden, wenn ich ſie nicht Dir verdankte, meine ich einen tauſendfachen Verrat gut zu machen und die lange Kette von Verſündigungen, durch die ich fortwährend Deine Gnadengaben vernichtete. O Herr, gib Kraft dieſen armen Tränen, kläre dies trübe Waſſer! Tue es, Herr! — und wäre es auch nur, um andere vor der Verſuchung zu einem vermeſſenen Urteil zu hüten, der ich häufig nachgab und im Stillen fragte: „Warum, o Herr, gibſt Du mir, die ich nur dem

Namen nach Kloſterfrau bin, beſondere Gnaden, welche Du ſehr heiligen Kloſterfrauen, wie ich deutlich ſehe, nicht gibſt, obgleich ſie Dir von Jugend auf treu gedient und viel für Dich gelitten haben?" Jetzt, o Du mein einziges Gut, jetzt ſehe ich den Grund davon ein: Du hebſt ihnen den Lohn auf, um ihn auf einmal überreich zu erteilen, und Du behandelſt ſie, die mit ſtarkmütiger Entſagung Dir dienen, wie ſtarke Seelen und nicht wie lohnbegierige Mietlinge, während meine Armſeligkeit der Ermunterung bedurfte. Aber Du weißt auch, o Herr, wie oft ich vor Dir geweint und die Perſonen entſchuldigt habe, die mir Übles nachredeten, weil ich fand, daß ich ihnen nur allzuviel Veranlaſſung dazu gab. Dies war zu einer Zeit, wo Deine Güte, o Herr, mir ſchon die Kraft gab, Dich nicht mehr beleidigen zu wollen, und wo ich alles zu vermeiden ſuchte, was Dir mißfallen konnte. Und kaum hatte ich dies getan, ſo öffneteſt Du ſchon Deine Schätze für Deine Magd. Nur ein wenig guten Willen, nur eine geringe Vorbereitung erwarteteſt Du von ihrer Seite, um ſie auch ſchon zu bereichern und um anderen die Augen über den Urſprung dieſes Reichtums zu öffnen. Als dies geſchah, faßten viele eine hohe Meinung von derjenigen, deren Armſeligkeit, obſchon ſie bei jeder Veranlaſſung ſich offenbarte, ihnen doch nicht im vollen Umfange bekannt war. Zugleich begannen aber auch Verfolgungen und Schmähungen — was ich recht gut begreife und mich deshalb auch nicht mit denjenigen verfeindete, die mich tadelten; ſondern ich bat Dich zu bedenken, daß ſie von ihrem Standpunkte aus recht hatten. Sie ſprachen, ich wolle als eine Heilige erſcheinen, wolle Neuerungen erfinden und einführen — ich, die noch nicht ſo weit gekommen war, die Ordensregel in ihrem ganzen Umfange pünktlich zu halten und den guten, heiligmäßigen Nonnen ähnlich zu werden, die mit mir unter einem Dache lebten! Ach, ich würde nie ihre Vollkommenheit erreichen, wenn Deine Güte, o Herr, es nicht bewirkte; und ich würde zu nichts anderem taugen, als an die Stelle erbaulicher Gebräuche ſolche einzuführen, die das Gegenteil wären. Wenigſtens tat ich dafür, was ich konnte, und für das Böſe konnte ich viel tun. Wer mich verdammte, hatte wahrlich nicht Unrecht! Nicht bloß Kloſterfrauen, ſondern auch weltliche Perſonen taten es, weil Du es zuließeſt, o Herr, und ſagten mir manche Wahrheit, die mir bis dahin verborgen geblieben war.

Als mich einmal jene Verſuchung über die unbegreifliche Verteilung Deiner Gnaden quälte, betete ich die Tagzeiten, und als ich zu dem Pſalmenvers kam: „Justus es Domine et rectum judicium tuum“ — hielt ich inne und dachte über dieſe große Wahrheit nach. Denn niemals hat mich der böſe Feind in Glaubenslehren verſucht. Nie habe ich gezweifelt, daß Gott der Inbegriff aller Wahrheit, aller Glückſeligkeit und der Urquell jener Lehren ſei. Je weniger ſie der natürlichen Ordnung angehörten, deſto feſter glaubte ich an ſie. Überzeugt von der Allmacht Gottes, wunderte ich mich nicht über deren Wirkungen. Nein! in Glaubensſachen zweifelte ich nie! — Ich dachte alſo darüber nach, wie es mit der Gerechtigkeit Gottes vereinbar ſei, ſo viele fromme Nonnen zu übergehen und gerade mich Unwürdige mit der Süßigkeit ſeiner Huld und Gnade zu überſchütten. Da antwortete mir der Herr: „Diene mir und kümmere Dich um nichts anderes.“ — Dies war das erſte Wort, das ich von Dir, o Herr, vernahm. Ich entſetzte mich. Da ich ſpäter die Weiſe erklären werde, auf welche man ſolche Worte vernimmt, wie auch andere ähnliche Punkte: ſo ſchweige ich jetzt darüber. Es würde mich von meinem Gegenſtande zu weit entfernen. Ich glaube, es iſt ſchon jetzt geſchehen, denn ich weiß kaum mehr, wo ich bin. Eure Hochwürden müſſen mir dieſe Unterbrechungen vergeben; ſie ſind unvermeidlich. Betrachte ich Gottes Erbarmungen und mich ſelbſt, wie ich war und wie ich bin, ſo iſt es leicht den Faden zu verlieren von allem, was ich ſage und ſagen ſoll.

Gebe Gott, daß ich mir nie andere Verirrungen zu Schulden kommen laſſe. Lieber vernichte Er mich, als zuzulaſſen, daß ich mich je in irgend einem Punkt wider ihn empöre. Das Übermaß ſeiner Geduld hat mir nicht einmal, ſondern vielmals den ſchwärzeſten Undank vergeben. Dem heil. Petrus hat Er einmal — und mir ſo oft göttliche Nachſicht geſchenkt! der Teufel hatte wohl recht, mich mit der Frage in Verſuchung zu führen, wie ich es wagen könne, auf trauliche Freundſchaft mit Demjenigen Anſpruch zu machen, mit dem ich in offenkundiger Feindſchaft lebe? — O wie war ich ſo blind! wie konnte ich wähnen, anderswo Hilfe zu finden, als bei Dir, dem mächtigen Helfer! welcher Wahnſinn, fort und fort zu ſtraucheln und dennoch das Licht zu fliehen, das meinen Pfad erleuchtet hätte! welche übermütig falſche Demut gab mir der böſe Feind ein, mich von der Säule, von dem

Und Du nahſt den Tempelpforten,
Dem Geſetz in Demuth treu,
Kommſt, wie nur die Aermſten dorten,
Mit der Turteltauben zwei.

Ward der Erſtgeborne immer
In dem Tempel dargebracht;
Du, verhüllend jeden Schimmer
Deines Thrones, Deiner Macht,
Läßt Dich dar dem Vater bringen
Als ein Kind von Bethlem's Flur,
Während Preis Dir Engel ſingen,
Erſtling Du der Kreatur.

Welterlöſer, Fürſt der Seelen,
Sions ew'ger Bräutigam!
Einſt wirſt Du den Kreuzweg wählen
Als ein blutig Opferlamm.
Opfermuth in heil'ger Seele,
Bringt Dich Mutterliebe dar,
Und Du gehſt, Lamm ohne Fehle,
Aus dem Stalle zum Altar.

Stabe fern zu halten, worauf ich mich hätte ſtützen können, um einem ſo tiefen Falle zu entgehen! Noch jetzt bekreuze ich mich vor Entſetzen, wenn ich an die gefährlichſte aller Gefahren, an die Erfindung des Teufels denke, der mich auf den Weg der falſchen Demut drängte. So ungefähr ſprach er zu mir: Wie? ein ſo erbärmliches Geſchöpf, an dem vergebens die größten Gnaden verſchwendet ſind, will ſich doch noch der heiligen Gebetsübung hingeben? Beobachte die mündlichen Gebete, zu denen du verpflichtet biſt, mit den übrigen; und da du ſie ſchon ſchlecht genug verrichtetſt, warum willſt du dir noch mehr aufbürden? Wahrlich, das wäre ein Zeichen von geringer Ehrfurcht und von großer Mißachtung der Gnaden Gottes. — Ohne Zweifel war es ſehr gut, daß ich meine Unwürdigkeit gründlich einſah; aber ſehr verkehrt, eine ſolche Folgerung zu machen und auszuführen. Sei geprieſen für meine Rettung, o Herr. Ich denke mir, in dieſer Weiſe iſt die Verſuchung zuerſt an Judas herangetreten. Nur ging der Teufel nicht ſo offen mit mir zu Werk. Nach und nach hätte er mich aber doch in den Abgrund ſtürzen können, worin Judas unterging. Möchten doch alle, die ſich dem Gebete widmen, um Gottes willen dies beherzigen und bedenken, daß es die allerſchlimmſte Zeit in meinem Leben war, da ich vom Gebete abließ — und was dieſe ſchöne Demut für ein gutes Mittel des böſen Feindes war, um mich in ein Meer von Beunruhigung zu verſenken. Wie hätte meine Seele ihre Ruhe finden können? die Elende entfernte ſich ja von dem, der ihre Ruhe war, nahm aber die himmliſche Erinnerung an ſeine Huld und Gnade mit ſich und blickte mit Ekel auf alle irdiſchen Freuden. Ich ſtaune, daß ich dies aushalten konnte! ich glaube — ſofern ich mich nach einundzwanzig Jahren des Beweggrundes entſinnen kann — es war die Hoffnung, die mich aufrecht hielt; denn niemals fiel es mir ein, das Gebet ganz und gar aufzugeben. Ich war ſogar feſt entſchloſſen, es ſpäter wieder zu üben; allein ich wollte warten, bis mein Gewiſſen unbefleckt von Sünden ſei. O Himmel! auf welchen ſchlimmen Weg geriet ich mit dieſem Warten! der Teufel hätte mich bis zum Tage des Gerichtes feſthalten mögen, um mich dann ſchnurſtracks in die Hölle zu ſtürzen. Wenn nicht das betrachtende Gebet und das Leſen guter Bücher und das Licht, das ich daraus ſchöpfte, und die Tränen, mit denen ich oft den Herrn um Kraft bat, — wenn das alles nicht genügte, um mich vom ſchlimmen Wege abzubringen und meine Armſeligkeit zu überwinden: wie hätte das jetzt geſchehen können, da ich all' dieſe Übungen verließ und mich dem weltlichen Zeitvertreibe und vielen gefährlichen Gelegenheiten hingab, von niemand unterſtützt wurde, ja ſogar — darf ich es ſagen? Hilfe zum Fallen gefunden hätte! Blieb mir da eine andere Ausſicht als auf die Hölle? —

Ein Dominikanerpater, ein gelehrter, hocherleuchteter Mann, hat das Verdienſt vor Gott, wie ich glaube, mich aus dieſem grauenhaften Traume geweckt zu haben. Er ließ mich alle vierzehn Tage kommunizieren — ich meine, ich ſagte das ſchon! — und ſeitdem nahm das Übel ab. Ich fing an, wieder zu mir ſelbſt zu kommen und mich zu ſammeln. Dennoch hörten die Beleidigungen Gottes nicht ganz auf; aber ich war doch wieder auf dem rechten Wege. Ich ging ſehr langſam, ich fiel, ich ſtand wieder auf; wer immer vorwärts geht, kommt doch endlich an. Dieſen Weg verlaſſen und das betrachtende Gebet aufgeben, iſt nach meiner Meinung eins und dasſelbe. Guter Gott! bewahre uns davor!

Es iſt alſo erwieſen und man vergeſſe es um Gotteswillen nicht, daß eine Seele fallen kann, welcher Gott im Gebete die größten Gnaden erteilt hat. Man vertraue alſo nicht auf ſich ſelbſt und hüte ſich ſorgfältig vor gefährlichen Gelegenheiten. Man erwäge den Rat: er iſt höchſt wichtig. Der böſe Feind kann noch immer täuſchen und ſchaden; ja, er ſucht ſogar dieſe Gnaden ſelbſt dazu zu benutzen und gegen den Fortſchritt der Seelen zu wenden, namentlich wenn dieſe noch nicht ganz feſt in der Tugend, noch nicht abgetötet und von der Welt abgelöſt ſind und zwar ſchon große Entſchlüſſe und heilige Vorſätze gefaßt, aber nicht jenen erhabenen Starkmut gewonnen haben, mit welchem man — wie ich es ſpäter erklären werde — ohne Schaden in gefährliche Gelegenheiten und in Gefahren ſich begeben kann. Dies iſt eine vortreffliche Lehre; ſie kommt von Gott, nicht von mir. Deshalb wünſchte ich, daß alle Perſonen, die ſo unwiſſend ſind wie ich, ſie kennen möchten. Die Seele fordere alſo nicht voll Selbſtvertrauen zum Kampfe heraus; ſie hat genug mit der tapferen Verteidigung zu tun. Es gehören gewaltige Waffen dazu, um die Geiſter der Finſternis zu bekämpfen, und in dieſem Zuſtande hat die Seele noch nicht die Kraft, ſie zu überwinden und ſich unter die Füße zu legen, wie ſie das in einem ſpäteren Zuſtande vermag. Der argliſtige Fallſtrick, womit der böſe Feind ſie fängt, iſt aber dieſer: Im Gebete ſieht ſich die Seele ſo hoch zu Gott erhoben, erkennt ſo deutlich den ungeheuren Unterſchied zwiſchen irdiſchen und himmliſchen Gütern und iſt ſo ſelig im Genuſſe der Liebe, die der Herr ihr ſchenkt, daß ſie in der Zuverſicht auf dieſe Liebe wähnt, ſie werde nimmer von einer ſolchen Seligkeit ablaſſen. Sie ſieht die ewigen Belohnungen zu deutlich und findet ihren wonnevollen Vorgeſchmack ſchon in dieſem Leben zu entzückend, um ſie für etwas ſo Gemeines und Niedriges aufzugeben, wie die irdiſchen Freuden ſind. Dieſe Zuverſicht benutzt der Teufel: er flößt ihr Vertrauen auf ſich ſelbſt ein. Sie denkt an keine Gefahr und beginnt eifrig und in reiner Abſicht, die Früchte ihres Gartens maßlos zu verteilen, immer in dem Wahne, ſie brauche keinen Fall zu fürchten. Dies tut ſie nicht aus Stolz; daß ſie aus ſich nichts iſt und nichts vermag, davon iſt ſie überzeugt; aber ihr Vertrauen auf Gott iſt verkehrt und ungeordnet. Sie vergißt, daß ſie ſchwache Flügel hat, daß ſie allenfalls das Neſt verlaſſen kann, wenn Gott ſie trägt, daß ihr Flug aber keineswegs hoch geht. Ihre Tugenden ſind noch nicht gereift, ſie kennt noch nicht alle Gefahren und weiß nicht, wie unausſprechlich ſchädlich das Selbſtvertrauen iſt.

Dies war die Urſache meines Falles. Deshalb iſt es ſo äußerſt nötig, auf dieſer Stufe — und überhaupt auf jeder anderen! — einen Meiſter zu haben und mit Geiſtesmännern in Verbindung zu ſein. Ich glaube zwar, daß Gott eine Seele, die er ſo hoch erhob, nie zugrunde gehen laſſen und ſtets begünſtigen wird — es ſei denn, daß ſie ſich ganz und gar von ihm losreißt. Fällt ſie aber, dann bitte ich ſie um der Liebe Gottes willen, nicht wie ich, von falſcher Demut betrogen, das Gebet aufzugeben. Ich werde nicht müde, es zu wiederholen! Sie vertraue der Güte Gottes, die viel größer als unſere Bosheit iſt. Er gedenkt nicht unſerer Undankbarkeit, wenn wir nur über ſie zur Erkenntnis kommen und uns mit ihm zu verſöhnen verlangen. Er rächt ſich nicht für die Erbarmungen, die er an uns verſchwendete und die wir verachteten; ſie ſind hingegen ein Grund mehr für ihn, um uns deſto leichter alles zu vergeben, weil er uns wie ſeine Hausgenoſſen betrachtet, die ſein Brot gegeſſen haben — wie man zu ſagen pflegt. Mögen ſolche Seelen der Verheißungen des Herrn und der Milde ohne Maß eingedenk ſein, womit Er mich behandelt hat: ich wurde eher müde, ihn zu beleidigen, als Er, mir zu verzeihen. Unerſchöpflich ſind ſeine Erbarmungen, unbegrenzt iſt das Maß ſeiner Gaben. O, möchten wir nur nicht ſo leicht des Empfangens überdrüſſig werden! Er ſei gebenedeit in Ewigkeit und gelobt von jeder Kreatur. Amen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von dem Unterſchied zwiſchen der Vereinigung und der Extaſe. Wirkung der letzteren. Welchen Schatz die Seele durch ſie beſitzt.

Ich möchte mit Gottes Beiſtand den Unterſchied zwiſchen der Vereinigung und der Entzückung erklären. Die Entzückung nennt man auch Erhebung, Aufflug des Geiſtes, Extaſe; es ſind verſchiedene Namen für dieſelbe Sache, denn das alles iſt Eins. Die Extaſe übertrifft aber bei weitem die Vereinigung; ihre Wirkungen ſind ergreifender, die Entfaltung iſt größer. Die Vereinigung iſt in ihrem Anfang, ihrer Mitte, ihrem Ende ein ganz innerlicher Zuſtand; die Extaſe iſt aber etwas Erhabeneres und hat verſchiedene Stufen und offenbart ſich innerlich und äußerlich. Der Herr ſtehe mir bei, dies genügend zu erklären, wie Er das bei dem Vorhergehenden getan hat; denn wahrlich! hätte mich der göttliche Meiſter nicht erleuchtet, wie und was ich über dieſe Sachen zu ſprechen hätte, ſo würde ich es nimmermehr gekonnt haben.

Wir wollen nun abermals das Waſſer betrachten, von dem zuletzt die Rede war. Es ergießt ſich in ſolcher Fülle, daß wir glauben könnten, wir hätten, wenn das hienieden möglich wäre, eine geheimnisvolle Wolke in uns, aus welcher der Allmächtige ſeine Gnaden über uns ausſtrömt. Findet Er uns dankbar für dies koſtbarſte Gut, ſieht er, daß wir alle Kräfte ſpannen, um dieſem Danke Ausdruck zu geben, ſo zieht der Herr die Seele an ſich, wie die Wolke die Dünſte der Erde an ſich zieht. Er entrückt ſie ſich ſelbſt, und hebt ſie zu ſich empor und führt ſie dem Himmel zu und beginnt, ihr die Herrlichkeiten jenes Reiches zu offenbaren, das er ihr von Anbeginn zubereitet hat. Ob der Vergleich paßt, weiß ich nicht; der Vorgang iſt aber ſo: das weiß ich.

In der Extaſe ſcheint die Seele den Körper zu verlaſſen, den ſie belebt. Man fühlt in ſehr empfindlicher Weiſe, aber mit unendlich ſüßer Wonne, wie die natürliche Wärme mehr und mehr verſchwindet und der Körper allmählich kalt wird. Man kann dem Zug nach oben nicht widerſtehen. Im Gebet der Vereinigung kann man es, obſchon mit Mühe und großer Anſtrengung. Aber man kann es faſt immer, denn der Zuſtand gehört noch der Erde an; doch in der Extaſe iſt es faſt unmöglich. Sie kommt meiſtens allen Gedanken und jeder Vorbereitung mit einem ſo plötzlichen und ſtürmiſchen Anfall zuvor, daß du ſiehſt, daß du fühlſt, wie jene himmliſche Wolke dich hebt, oder wie der Königsadler dich ergreift und auf ſeinen Schwingen trägt. Du weißt und fühlſt, daß du wunderbar gehoben wirſt; da du aber nicht weißt, wohin der Flug dich führt, verſpürt unſere ſchwache Natur, trotz der wonnevollen Bewegung, anfangs eine gewiſſe Furcht. In dieſem Zuſtand muß die Seele weit mehr Mut und Entſchloſſenheit beweiſen, als in dem früheren. Sie muß alles daran wagen, komme was wolle, um ſich ganz in Gottes Hand zu legen. Sie muß bereitwillig ſein, zu gehen, wie er ſie führt; denn ſie wird entrückt und wenn ſie es noch ſo peinlich findet! Bei mir war das im höchſten Grade der Fall, weil ich beſorgte, vom Geiſt der Finſternis hintergangen zu werden. Ich wollte widerſtehen, ich ſträubte mich aus allen Kräften dagegen, beſonders in Gegenwart anderer, aber ſehr oft auch, wenn ich allein war. Zuweilen konnte ich einigen Widerſtand leiſten; aber ich fühlte mich hinterher gebrochen und müde, als hätte ich mit einem Rieſen gerungen. Meiſtenteils aber war es unmöglich. Mir wurde die Seele entrückt und dabei gewöhnlich das Haupt zuerſt und dann der ganze Körper gehoben, bis er nicht mehr den Boden berührte. Es iſt mir aber doch nur ſelten geſchehen. Einmal war es in Gegenwart aller Nonnen im Chor, als ich zur Kommunion mich vorbereitete und auf den Knien lag. Es war mir unſäglich peinigend, denn eine ſo ungewöhnliche Sache mußte ja große Aufmerkſamkeit erregen. Da ſie ſich zutrug, während ich Priorin war, verbot ich den Nonnen, darüber zu ſprechen. Ein anderes Mal, als wir das Feſt unſeres Kirchenpatrons feierten und viele vornehme Damen ſich zur Predigt eingefunden hatten, bemerkte ich, daß ſich die Extaſe wieder einſtellen werde. Sogleich warf ich mich auf den Fußboden; die Nonnen eilten herbei, um mir Hilfe zu leiſten; aber umſonſt! der extatiſche Zuſtand ſprang allen in die Augen. Da flehte ich zum Herrn, mir ferner keine Gnaden zu ſpenden, die mit ſolchen äußeren Zeichen verbunden wären; denn es ermüdete mich ſehr, beſtändig ſo auf der Hut ſein zu müſſen, da ich dieſe große Huld des Herrn doch nicht verbergen konnte. Es ſcheint, er hat mich in Gnaden erhört, denn ſeitdem iſt es nicht wieder geſchehen. Freilich iſt es auch noch nicht lange her, ſeit ich darum bat.

Wollte ich widerſtehen, ſo fühlte ich unter meinen Füßen eine ganz gewaltige hebende Kraft, die ich mit keiner anderen vergleichen kann. Was für Bewegungen des Geiſtes auch eintreten mögen, dieſem Anſturm iſt nichts ähnlich. Der Kampf war furchtbar; ich fühlte mich wie in Stücke gehauen — und allendlich war der Widerſtand vergeblich! denn wenn der Herr will — was vermag menſchliche Kraft gegen ſeine Allmacht!

Zuweilen begnügt Er ſich damit, uns zu zeigen, daß er uns die Gnade erweiſen wolle, wenn wir bereit ſind, ſie zu empfangen. Sträuben wir uns dann aus Demut, ſo ſind die Wirkungen dieſelben, als wenn wir ſie empfangen hätten. Sie gehen tief. Zuerſt zeigen ſie uns die allbeherrſchende Macht Gottes, die Leib und Seele unſerem Willen entrückt und dem ſeinen unterwirft. Wir werden gewahr, daß wir nicht unſer eigener Herr ſind, daß wir, wir mögen wollen oder nicht, einen Meiſter haben, der uns nach ſeinem Belieben ſeine Gnaden ſpendet, daß wir in keinem Stück durch uns ſelbſt etwas haben oder etwas ſind. Das prägt der Seele eine gründliche Demut ein. Ich bekenne, daß mich dieſer Zuſtand anfangs in große, in außerordentlich große Furcht verſetzte. Wem würde das nicht geſchehen, der ſeinen Körper von der Erde emporgehoben fühlt! Obgleich die Seele ihn mit ſich fortreißt und er dabei, wenn er ſich ihr überläßt, ein wonniges Vergnügen empfindet, verliert man doch nicht das Bewußtſein des Vorganges. Ich wenigſtens fühlte ſehr deutlich, wie ich gehoben wurde. Wenn der Herr in dieſer Weiſe ſeine Macht zeigt, ſträuben ſich die Haare auf dem Kopfe vor heiliger Scheu, und man wird von Furcht durchdrungen vor jeder Beleidigung dieſer erhabenen Majeſtät. Allein dieſe Furcht iſt gepaart mit glühender Liebe, die ſich um ſo heißer entzündet, je mehr wir gewahren, in welchem Grade die Liebe Gottes zu dieſem häßlichen Erdenwurme ſich ſteigert, der an ſich nichts als Fäulnis iſt; denn nicht begnügt Gott ſich damit, die Seele zu ſich emporzuheben; nein! auch dieſen ſterblichen, aus geringem Erdenſtaube gebildeten Leib, der ſo vielfach befleckt iſt: auch ihn will Er an ſich ziehen.

Dies hat eine zweite Wirkung zur Folge, nämlich eine ganz merkwürdige Lostrennung von der Welt, ſo tief, ſo gründlich, wie ich es gar nicht beſchreiben kann. Ich kann nur ſagen, daß ſie anders iſt, als diejenige Lostrennung, welche Gnaden bewirken, die nur die Seele betreffen. Dieſe löſen nur den Geiſt und das Herz ab; aber in der Extaſe nimmt auch der Körper, weil der Herr es will, daran teil — und das bewirkt denn eine ſo namenloſe Entfremdung von allem Irdiſchen, daß das Leben eine unerhörte Qual wird und einen Schmerz erzeugt, den wir weder anderen beſchreiben, noch in uns überwinden können.

Süßes Lamm! zu dem Altare
Drängte Dich der Liebe Macht,
Der für dreiunddreißig Jahre
Du zum Opfer Dich gebracht;
Als es ward am Kreuz vollzogen,
Bliebſt Du doch dem Altar treu,
Bringſt dort ohne Blutes Wogen
Stets Dein Opfer, täglich neu.

Alſo liebſt Du Opfergluten,
Daß Dein Lieben ſie erhöhn,
Daß Du willſt zu Tod Dich bluten,
Um aus Liebe zu erſtehn. —
Aber wir! erkauft vom Lamme,
Folgen Seinem Opfer nicht!
Herr! am blut'gen Kreuzesſtamme
Geh mit uns nicht in's Gericht!

Aber wir, vom Licht umfloſſen!
Rein durch Deines Blutes Strahl,
Deines Opfers Feſtgenoſſen,
Taumeln zu der Götzen Mahl.

Wenn ich ihn doch nur ein wenig erklären könnte! ich will es verſuchen, zweifle aber an dem Erfolge. Zuerſt bemerke ich, daß dieſer Zuſtand des Schmerzes, worin ich mich eben jetzt befinde, ſpäter eingetreten iſt, als die Viſionen und Offenbarungen, von denen ich berichten werde, ſpäter auch als jene Epoche der ſeligen Freuden, die mir der Herr im Gebete ſchenkte. Auch jetzt haben dieſe noch nicht ganz aufgehört und treten von Zeit zu Zeit ein; aber der gewöhnliche Zuſtand meiner Seele iſt im Schmerze. Zuweilen iſt er ſtärker und zuweilen ſchwächer; ich will jetzt von ſeinem höchſten Grade ſprechen und ſpäter von dem Anſturme des Schmerzes, den Gott mir ſchickte, bevor er mir die Extaſe gab. Ich glaube kaum zu übertreiben, wenn ich ſage, daß ihre Verſchiedenheit ſo groß, wie die zwiſchen einer ſehr geiſtigen und einer ſehr materiellen Sache iſt. Leidet die Seele in der Extaſe, ſo iſt es wenigſtens in Gemeinſchaft mit dem Körper und dadurch teilt ſich der Schmerz. Sie befindet ſich nicht in der grenzenloſen Verlaſſenheit dieſes neuen Schmerzes, an deſſen Erwachen unſer Wille keinen Teil hat. Es kommt über uns wie der Blitz eine überwältigende Sehnſucht nach Gott, welche in einem Nu die Seele durchdringt und ſie durch einen unbeſchreiblichen Aufflug über ſich ſelbſt und alles Erſchaffene erhebt. Dann führt Gott ſie in eine ſolche Wüſte, in eine ſo vollkommene Entäußerung von allen Dingen, daß ſie trotz des mühſamſten Suchens niemand auf Erden fände, der ihr Geſellſchaft leiſten möchte. Sie aber ſucht auch keine Gefährten; ſie verlangt nichts als zu ſterben in dieſer Einſamkeit. Wollte man mit ihr ſprechen und wollte ſie ſich die äußerſte Mühe geben, zu antworten — ſie vermöchte es nicht: ihr Geiſt verbleibt in ſeiner ganzen Kraft in der Abgeſchiedenheit. Wohl ſcheint es der Seele, daß ſie dann unendlich ferne von Gott ſei; und doch entſchleiert er ihr zuweilen gerade dann ſeine maßloſe Herrlichkeit in der allermerkwürdigſten und unausſprechlichſten Weiſe. Sie übertrifft all' unſere Vorſtellungen, und fehlen uns die Worte für ſie, ſo fehlt auch das Verſtändnis, wie ich meine, jedem, der ſie nicht aus Erfahrung kennt. Solche erhabene Mitteilung hat durchaus nicht den Zweck, die Seele zu tröſten, ſondern den: ihr zu zeigen, wie Recht ſie hat, troſtlos vor Schmerz zu ſein, weil ſie von einem Gute entfernt iſt, das alle anderen Güter in ſich begreift.

Durch dieſen Einblick in die höchſte Herrlichkeit wächſt die Sehnſucht der Seele nach Gott und nimmt ihre Vereinſamung zu. Ihr Schmerz wird ſo einſchneidend, ſo durchdringend, daß ſie in ihrer Wüſte ſagen kann: „Vigilavi et factus sum sicut passer solitarius in tecto“ (Pſ. 101, 8.) und vielleicht hat der königliche Prophet ſich in derſelben innerlichen Wüſteneinſamkeit befunden, als er dieſe Klage ausſprach, nur daß der Herr ſie ihm, dem großen heiligen Manne, mit noch übermäßigerer Strenge zu koſten gab. Genug, dieſer Pſalmenvers kam mir nicht aus dem Sinne und ſchien mir damals genau für mich zu paſſen. Auch tröſtete mich der Gedanke etwas, daß andere Seelen ebenfalls dieſe vernichtende Einſamkeit, und vielleicht in noch höherem Grade, gekannt hatten. In dieſem Zuſtande ſcheint die Seele nicht mehr bei ſich ſelbſt zu wohnen, ſondern — wie der Sperling auf dem Dache — über ſich ſelbſt, über jeglicher Kreatur; — ja, über ihr eigenſtes Weſen.

Zuweilen auch fragte und klagte meine Seele in ihrer troſtloſen Verlaſſenheit bei ſich ſelbſt: „Ubi est Deus tuus?“ (Pſ. 41, 4.). Dabei bemerke ich, daß mir der Sinn dieſes Verſes damals nicht klar war; aber nachdem ich ihn verſtanden hatte, war es mir ungemein tröſtlich, zu denken, daß Gott ihn ohne mein Zutun mir ins Gedächtnis rief. Zuweilen dachte ich auch an den Apoſtel Paulus, der da ſagt, er ſei der Welt gekreuzigt. Ich behaupte gewiß nicht, in ſeinem Zuſtande geweſen zu ſein; ich meine nur, es ging etwas Ähnliches in meiner Seele vor: ſie empfing keinen Troſt vom Himmel, denn ſie war noch nicht in ihm zu Hauſe — und keinen Troſt von der Erde, denn ſie war nicht mehr auf ihr zu Hauſe und verlangte ihn auch von der Erde nicht. So ſchwebte ſie gleichſam gekreuzigt leidend zwiſchen Himmel und Erde, und von keiner Seite wurde ihr Hilfe zuteil. Vom Himmel kam ihr jene wundervolle Erkenntnis Gottes, von der ich geſprochen habe, die alles übertrifft, was ſie nur irgend wünſchen kann; — die aber zugleich die Qual vermehrt, denn ſie entflammt ſo ſehr das Verlangen, Gott zu beſitzen, daß ein Schmerz daraus wird, welcher die Seele zuweilen um das Bewußtſein bringt; — freilich nur auf Augenblicke. Es iſt wie die Agonie der letzten Stunden, doch gemiſcht mit einem ganz unvergleichlichen Wonnegefühle, wie ein Martertum voll namenloſem Leid und ſeliger Luſt. Alles, was der Seele von irdiſchen Genüſſen am ſüßeſten war, iſt ihr jetzt, ſchon in Gedanken, unerträglich und ſie weiſt es weit von ſich weg. Sie weiß ſehr gut, daß ſie nichts liebt, nichts verlangt, als nur allein ihren Gott; — aber Ihn, in der ganzen Fülle ſeiner Herrlichkeit, und nicht dies oder jenes Beſondere. Und deshalb weiß ſie doch nicht genau, was ſie liebt und verlangt, denn die Einbildungskraft ſtellt ihr nicht das mindeſte vor, iſt gebunden, gerade ſo, wie nach meiner Meinung auch die übrigen Seelenkräfte es faſt während der ganzen Dauer dieſes Zuſtandes ſind. In der Vereinigung und in der Extaſe bindet ſie die Freude; in dieſem Zuſtande der Schmerz.

O Jeſus! könnte ich Ihnen dies doch recht deutlich machen, mein hochwürdiger Vater! ſei es auch nur, damit Sie mir erklärten, was das eigentlich für ein Zuſtand iſt, worin ſich meine Seele jetzt faſt immer befindet. Gewöhnlich tritt in dem Augenblicke, wo ich unbeſchäftigt bin, dieſe Agonie ein. Beginnt ſie, ſo entſetze ich mich, weil ich weiß, daß ich nicht davon ſterben werde. Hat ſie mich aber ergriffen, ſo möchte ich alle Tage meines Lebens in dieſem Martyrium zubringen. Und doch iſt es über die Maßen heftig, und ſchwer erträgt es die Natur. Die Schweſtern, die dann bei mir zu ſein pflegen und jetzt die Sache ſchon kennen, ſagen, daß der Puls zuweilen kaum mehr ſchlug. Die Hände ſind ganz ſteif und unbeweglich, die Gebeine geſtreckt, und der Schmerz iſt ſo heftig, daß ich noch am anderen Tag die Empfindung habe, als ſei mir jede Ader zerriſſen und jedes Glied verrenkt. Manchmal denke ich, geht die Sache ſo fort wie jetzt, ſo wird ſie damit enden, meinem Leben ein Ende zu machen, denn die Qual iſt groß genug dazu. Aber der Herr wird es nicht wollen, weil ich dieſer Gnade nicht würdig bin. Ich jedoch vergehe in dem Zuſtande vor Sehnſucht nach dem Tode. Ich denke nicht an das Fegfeuer, nicht an meine ſchweren Sünden, nicht an die Hölle, die mir gebührt: Alles geht mir unter in dieſer vernichtenden Sehnſucht nach der Anſchauung Gottes, und wonnereicher iſt mir meine Wüſteneinſamkeit als irgend eine Geſellſchaft, die ich hienieden finden könnte. Wenn irgend etwas zu erleichtern vermöchte, wäre es vielleicht dieſes: mit Perſonen ſprechen, welche gleichfalls dies Martertum durchmachten und zu ſehen, daß die Klagen, die es erpreßt, bei niemand Glauben finden.

Manchmal verändert ſich die Qual und der Schmerz nimmt eine andere Form an. Dann begehrt die Seele weder Abgeſchiedenheit noch Geſellſchaft, ſondern nur eine andere Seele, um ihren Jammer auszuſprechen. Sie gleicht dem Verurteilten, der mit dem Stricke um den Hals und ſchon halberſtickt Atem zu ſchöpfen ſucht. Dieſer Wunſch iſt, meine ich, die Folge unſerer natürlichen Schwäche, denn die Qual bringt uns in Todesgefahr. Ich kann verſichern, daß mich die ſchwerſten körperlichen Leiden und die gefährlichſten Krankheiten dem Tode nicht ſo nahe gebracht haben, wie jene furchtbare Agonie. Da nun Leib und Seele einen natürlichen Abſcheu davor haben von einander zu ſcheiden, ſo iſt er es, der ihnen eingibt, um Hilfe zu rufen und nach Atem zu ringen. Er ſucht durch Bitten und Klagen und einigen Aufſchub das Mittel, um das Leben zu friſten; — doch ganz gegen den Willen des Geiſtes, der den höchſten

Gipfel der Seele beherrſcht und der nicht von ſeiner Agonie zu laſſen verlangt.

Ich weiß nicht, ob ich mich verſtändlich ausgedrückt, ob ich das Richtige geſagt habe. Ich meine aber, daß ſich alles genau ſo zuträgt. Daraus können Euere Hochwürden entnehmen, wie wenig Ruhe ich im Leben genieße; denn die ruhigen Stunden der Einſamkeit und der Betrachtung, in denen der Herr mir früher ſeine ſüßen Tröſtungen gewährte, ſind jetzt gerade die, wo meine Agonie zu beginnen pflegt. Dabei iſt ſie ſo wonnevoll und die Seele erkennt ſo deutlich ihren unſchätzbaren Wert, daß ſie dieſelbe allen früheren ſüßen Freuden weit vorzieht. Auch iſt dieſer Weg gewiß der ſicherſte, denn es iſt der Kreuzesweg und das Glück iſt gediegener, das die Seele auf ihm findet, weil der Leib keinen Teil daran nimmt. Sein Anteil ſind nur Leiden, und die Seele genießt allein die Wonnen der Marter. Wie ſich dies nun eigentlich verhält, weiß ich nicht; aber es iſt ſo und das weiß ich: dieſe Gnade iſt ganz übernatürlich, kommt unmittelbar aus der Hand des Herrn, ganz ohne mein Zutun — und deshalb möchte ich ſie um keinen Preis vertauſchen gegen die Gnaden, von denen ich noch zu ſprechen habe; — nicht gegen eine und nicht gegen alle. Es iſt auch nicht zu vergeſſen, daß dieſer Anſturm von Deſolation nach jenen Gnaden über mich kam, die ich bereits beſchrieben, überhaupt nach allen, die ich je vom Herrn empfangen habe und in dieſem Buche verzeichne. Es iſt der Zuſtand, in dem mich der Herr jetzt haben will.

Bei allen Gnaden, die Er mir erweiſt, ſpüre ich anfangs faſt immer einen großen Schreck, bis Er ſelbſt mich beruhigt. So war es denn auch bei der, von welcher ich jetzt rede. Aber der göttliche Meiſter ſagte mir, ich dürfe nichts fürchten; ich müſſe hierin die höchſte aller Gnaden erkennen; in dieſem Schmerze reinige, läutere und vervollkommene ſich die Seele, wie das Gold im Schmelztiegel, um fähiger zu werden, das himmliſche Email ſeiner Gaben anzunehmen; — und die Flecken würden hinweg genommen, welche ſonſt für das Purgatorium aufbewahrt blieben. — Da ſah ich denn die hohe Gnade beſſer ein und fühlte mich unſäglich beruhigt, und mein Beichtvater ſagte mir, ich dürfe es mit vollem Rechte ſein. Daß dieſer Zuſtand die Folge eines böſen Einfluſſes ſein könne, hatte ich nie gedacht; aber ich zitterte vor dem Übermaße der Gnade im Hinblicke auf meine Sündhaftigkeit und im Bewußtſein meiner äußerſten Unwürdigkeit. Gelobt ſei der Herr für ſeine unerſchöpfliche Güte. Amen.

Ich bin aus dem Zuſammenhange gekommen, bemerke ich, denn ich begann von der Extaſe zu ſprechen. Der zuletzt erwähnte Zuſtand iſt aber mehr als Extaſe und bringt daher auch jene gewaltigen Wirkungen hervor. Jetzt aber kehre ich zur Extaſe und ihren gewöhnlichen Wirkungen zurück. Zuweilen wurde in ihr mein Körper ganz leicht, verlor all ſeine Schwere und ich bemerkte nicht, daß meine Füße den Boden berührten. Der Körper verbleibt in der Stellung, worin die Extaſe ihn ergreift, ſei es ſitzend, ſei es mit geſchloſſenen oder mit offenen Händen; er iſt wie tot und nicht imſtande, ſich zu bewegen. Gewöhnlich verliert man nicht ganz das Bewußtſein. Sehr ſelten iſt es mir geſchehen und nur ſehr kurze Zeit währte die vollkommene Bewußtloſigkeit. Bleibt man aber auch bei Beſinnung, ſo iſt ſie doch nicht ganz klar, denn ſie vermag nicht, ſich in einem äußeren Akte kund zu geben, und man ſieht und hört, wie aus weiter Ferne. Erreicht die Extaſe den höchſten Grad, ſind alle Kräfte der Seele in Gott verloren, mit Gott vereint, dann freilich hört das Sehen, das Hören, das Fühlen auf; doch dieſer Höhepunkt der Umbildung der Seele in Gott wird nicht immer erreicht und dauert nicht lange, wie ich das ſchon bei dem Gebete der Vereinigung bemerkt habe; ſo lange aber die Extaſe auf dieſem Punkte ſich hält, iſt keine Seelenkraft bei Bewußtſein, weiß keine, was Gott hier wirkt. Ein ſolcher Zuſtand geht wahrſcheinlich, ſo lange wir auf Erden leben, weit über unſere Faſſungskraft hinaus und Gott will ſie uns nicht gewähren. Ich ſpreche nach meiner Erfahrung.

Vielleicht fragen Euere Hochwürden nun: Wie kommt es denn, daß zuweilen die Extaſe ſtundenlang währt? — Ich wiederhole, was ich bei dem Gebete der Vereinigung geſagt und was ich oftmals empfunden habe: ſie macht Pauſen, und zeitweiſe tritt die Entzückung ein. Zuweilen verſinkt die Seele in Gott oder, beſſer geſagt, Er verabgründet ſie in ſich. Hat er ſie eine Weile in dieſer gänzlichen Gebundenheit gehalten, ſo bleibt der Wille allein in der Extaſe mit Gott vereint, während Verſtand und Gedächtnis mir in ihrer ewigen Beweglichkeit wie der Zeiger an der Sonnenuhr erſcheinen, der niemals ſtill ſteht. Wenn aber die Sonne der Gerechtigkeit es gebietet, ſo hält er inne. Dieſer extatiſche Zuſtand aller Seelenkräfte ſcheint mir von ſehr kurzer Dauer zu ſein. Da aber der Aufflug des Geiſtes ſehr hoch und ſehr mächtig war, ſo bleibt der Wille — wenn auch die beiden anderen Kräfte bald wieder zu ihrer natürlichen Beweglichkeit zurückkehren — in Gott verloren und beherrſcht ſie und den Körper. Denn nicht nur läßt er ſich nicht durch ſie in ſeiner Ruhe ſtören, ſondern auch ſeine geringeren Feinde, die Sinne, dürfen ihn nicht beunruhigen: er hebt ihre Tätigkeit auf, ſobald Gott es will. Die Augen ſind meiſtens geſchloſſen, oder eigentlich: ſie fallen unwillkürlich zu — und öffnen ſie ſich einmal, ſo ſehen und erkennen ſie nichts. Der Körper iſt keiner Regung mächtig; wenn alſo Verſtand und Gedächtnis ſich wieder mit dem Willen vereinigen: ſo leiſtet er keinen Widerſtand gegen die Rückkehr in die Extaſe. Wem der Herr dieſe Gnade verleiht, der betrübe ſich nicht über die ſtundenlange Gebundenheit des Körpers und die häufige Zerſtreutheit des Verſtandes und Gedächtniſſes. Recht oft beſteht die Zerſtreutheit überhaupt nur darin, daß ſie ſich im Lobe Gottes ergießen oder das begreifen wollen, was mit ihnen vorgeht. Das können ſie aber nicht, weil ſie, wie nach einem langen Schlafe voll Träume, noch nicht ganz erwachten.

Ich ſpreche ſo weitläufig über dieſen Zuſtand, weil ich weiß, daß eben jetzt und hier[1]) einige Perſonen dieſe Gnade vom Herrn empfangen. Wenn ihre Seelenführer nichts Ähnliches durchmachten, beſonders aber, wenn dieſe ohne Erleuchtung und Kenntniſſe in der Sache ſind, werden ſie vielleicht meinen, in der Extaſe ſei man wie tot. Es iſt ein Jammer, wie viel man durch Beichtväter leidet, denen die richtige Einſicht fehlt! Später ſage ich ein Wort darüber. Übrigens weiß ich ſelbſt nicht, ob ich ſie habe. Hochwürden werden beurteilen, inwieſern ich das Richtige treffe, da der Herr Sie durch Erfahrung belehrt hat. Doch dieſe Gnade iſt noch neu bei Ihnen; deshalb wäre es möglich, daß Sie noch nicht ſo viel Beobachtungen machen konnten, wie ich.

---

[1]) In Avila im St. Joſephskloſter.

Wenn ich aus der Extaſe wieder zu mir komme, brauche ich zuweilen lange Zeit, bevor ich wieder die Kräfte finde, um meinen Körper zu bewegen; die Seele hat ſie ſämtlich mit ſich genommen. Zuweilen aber, wenn ich recht krank war und große Schmerzen litt, machte die Extaſe den Körper geſund und friſch. Es gehen wunderbare Dinge in ihr vor. Manchmal will der Herr, daß der Körper, der dem Verlangen der Seele gehorcht, auch ihre Wonnen genieße. War die Extaſe lang, ſo kann es geſchehen, daß ein, zwei, ſogar drei Tage vergehen, bevor ſich die Seelenkräfte wieder in ſich ſammeln. Wie verloren, wie trunken, ſcheinen ſie ganz außer ſich zu ſein.

Nun beginnt der Schmerz, in's Leben zurückkehren zu müſſen. Nun entfalten ſich die ſtarken Schwingen zum hohen Fluge und der ſchwache Flaum iſt ausgefallen. Nun wird die Fahne Jeſu entfaltet. Gleich dem Befehlshaber einer Feſtung ſteigt die Seele zur höchſten Zinne empor oder wird von Gott hinaufgetragen — und pflanzt dort die Fahne ihres göttlichen Königs auf. Ruhig, weil ſie in Sicherheit iſt, blickt ſie in die Tiefe und for-

Nicht im Arme, nein! im Herzen
Halten wir das höchſte Gut —
Und wir löſchen aus die Kerzen
Deiner Gnad' im Frevelmuth!

dert die Kämpfe heraus anſtatt ſie zu fürchten, denn ſie hat ſchon gewiſſermaßen die Zuſicherung des Sieges. Sie ſieht von oben herab ſehr deutlich, wie wenig das Hienieden zu ſchätzen, wie nichtig das Irdiſche iſt. In der Höhe findet ſie Licht. Sie will fortan keinen anderen Willen haben, als den des Herrn; ſie gibt Ihm die Schlüſſel des Eigenwillens und fleht ihn an, ſie zu bewahren. Nun hat die Seele zugleich die Feſtung zu verteidigen und den Garten zu pflegen, und ſie begehrt weiter nichts, als beides pünktlich nach dem Willen des Herrn zu tun. Sie will nicht ihre eigene Herrin ſein; ſie will nichts haben, nichts beſitzen, will nicht der geringſten Frucht ihres Gartens ſich freuen. Bringt er etwas Gutes hervor, ſo möge der Herr nach Belieben damit ſchalten. Sie hat keinen anderen Wunſch, als in Zukunft nichts Eigenes zu beſitzen, alles dem Könige der Ewigkeit hinzugeben, damit Er es verwende nach ſeinem Wohlgefallen und zu ſeiner Ehre. Genau ſo gehen die Dinge zu. Dies ſind die ſchönen Wirkungen, welche die Extaſe, wenn ſie rechter Art iſt, auf die Seele macht. Bleiben ſie aber aus, ſo würde ich ſehr zweifeln, daß die Extaſe das Werk Gottes ſei, vielmehr lebhaft fürchten, es möchten jene raſenden Anfälle der Finſternis ſein, von denen St. Vinzenz Ferrer ſpricht. Ich weiß und habe erlebt, daß eine Stunde der Extaſe, ja weniger noch genügt, um die Seele zur Herrin über alles Erſchaffene zu machen und ſie in eine ſo hohe Freiheit zu verſetzen, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr kennt. Wie ſie zu einer ſolchen Gnade gelangt, weiß ſie nicht; aber mit unerſchütterlicher Gewißheit weiß ſie, daß es eine ganz erhabene

Gabe iſt und daß dieſer Aufflug des Geiſtes ihr jedesmal unermeßliche Vorteile bringt. Um dies zu glauben, muß man es erfahren haben. Auch glaubt man mit nichten dieſer armen Seele! man kennt ſo genau ihre Armſeligkeit und jetzt ſieht man ſie plötzlich der höchſten Vollkommenheit zuſtreben! ſie will ſich nicht begnügen, in alltäglicher Weiſe dem Herrn zu dienen; nein! ſie möchte ihn verherrlichen. Man betrachtet dies als eine Verſuchung, man hält es für Wahnſinn. Wüßte man, daß es nicht von ihr kommt, ſondern vom Herrn, dem ſie die Schlüſſel ihres Willens gab, ſo würde man anders urteilen und ſich nicht ſo ſehr wundern. Ich meinesteils bin überzeugt, daß die Seele auf dieſer Stufe nichts aus ſich ſelbſt ſpricht und tut, und daß der göttliche König ihr mit beſonderer Sorgfalt alles eingibt, was ſie zu tun hat. O mein Gott! wie ſieht man ſo klar ein, daß wir alle nichts Beſſeres tun können, als mit dem Pſalmenſänger zu bitten: Gib mir Flügel wie der Taube! — Wie erkennt man ſo deutlich, daß die Extaſe ein Flug des Geiſtes iſt um ſich über alles Erſchaffene und zuerſt über ſich ſelbſt zu erheben; aber es iſt ein ſüßer, ein ſeliger, ein friedlicher Aufflug zu Gott.

Welche Herrſchaft bekommt die Seele, die der Herr ſo hoch erhebt, daß ſie alles unter ihren Füßen und ſich ſelbſt durch nichts gefeſſelt ſieht! Mit welcher Beſchämung blickt ſie auf die Zeit zurück, wo auch ſie in irdiſchen Ketten lag! wie ſtaunt ſie über ihre Blindheit! wie bemitleidet ſie diejenigen, die noch darin befangen — beſonders wenn es betende Seelen ſind, denen Gott ſchon ſüße Gnaden zuteil werden ließ! Sie möchte tauſend Stimmen haben, um ihnen zuzurufen, daß ſie auf falſchem Pfade wandeln. Sie tut es ſogar; — aber dann regnen Verfolgungen auf ihr Haupt herab. Man wirft ihr Mangel an Demut vor und Vermeſſenheit, die zu belehren ſucht, anſtatt ſelbſt zu lernen — beſonders dann, wenn ſie ein Weib iſt. Es iſt natürlich, daß man ſie verdammt: man kennt ja nicht den Geiſt, der ſie bewegt. Sie aber kann ihm nicht widerſtehen, kann ſich manchmal nicht enthalten, denen, die ſie liebt, die Augen zu öffnen, um ſie zu befreien aus den Ketten, an denen auch ſie einſt im Kerker des Lebens gefangen lag und die ihr nur allzu genau bekannt ſind.

Es betrübt ſie, jemals auf äußere Ehren Wert gelegt und in der Täuſchung gelebt zu haben, das, was die Welt Ehre nenne, ſei die wahre Ehre. Sie ſieht darin nur eine große Lüge, welche die ganze Welt umſpinnt; denn in der wahren Ehre iſt keine Falſchheit, keine Gaukelei, ſie lehrt das ſchätzen, was wahrhaft ſchätzbar iſt, und das für nichts halten, was nichtig iſt. Nichtig aber iſt alles, was nicht das Wohlgefallen Gottes zum letzten Ziele hat — und deshalb kann uns aus dem Nichtigen keine wahre Ehre erwachſen. Sie lacht über die Zeit, wo ſie Wert auf Geld legte und Verlangen danach hatte. Dies letztere war, glaube ich, nie bei mir der Fall; es iſt ſchon ſträflich genug, das Geld ſehr zu ſchätzen. Ja, könnte ich damit die Gnaden erkaufen, mit denen ich jetzt bereichert bin, dann wollte ich es ſehr hoch ſchätzen; aber man erlangt ſie gerade dadurch, daß man darauf verzichtet. Denn was kauft man mit dem Gelde, wonach man ſo heiß verlangt? iſt's eine koſtbare Sache? eine dauernde Sache? zu welchem Zwecke begehren wir ſie? Das iſt ein gefährliches Behagen, das ſo teuer zu ſtehen kommt. Sehr oft erkauft man ſich die Hölle und bezahlt das ewige Feuer und die endloſe Qual. O möchten doch alle Menſchen das Geld für das halten, was es iſt: für ſchlechten Erdenſtaub; — welch ein Friede käme über die Welt, welch ein Meer von Sorgen würde verſiegen! in welcher Freundſchaft würden alle miteinander leben! Hört die Wertſchätzung des Geldes und der äußeren Ehre auf, ſo meine ich, es wäre dadurch ein allgemeines Heilmittel gegeben.

Und weiter ſieht die Seele von ihrer Höhe herab die furchtbare Verblendung derjenigen, die den Genuß irdiſcher Freuden mit vieler Qual und Unruhe, ſchon für dieſes Leben, erkaufen. Welche Unzufriedenheit! welche Pein! welche vergebliche Mühe! — Blickt aber die Seele in ſich ſelbſt hinein, ſo entdeckt ſie im hellen Sonnenlichte der übernatürlichen Erleuchtung nicht bloß die Spinngewebe, die großen Fehler, die ſie verdunkeln, ſondern auch das geringſte Stäubchen, jedes Atom von Unvollkommenheit. Bemüht ſie ſich auch noch ſo eifrig nach Vollkommenheit zu ſtreben, ſo wird ſie ſich um ſo fehlervoller finden, je mehr dieſe Sonne ſie erleuchtet. Es iſt damit wie mit Waſſer in einem Glaſe: es ſcheint hell und rein zu ſein. Setzt man es aber den Sonnenſtrahlen aus, ſo entdeckt man darin eine Unzahl von Atomen. Dieſer Vergleich iſt buchſtäblich richtig. Bevor die Seele mit der Extaſe begnadet wird, meint ſie, daß ſie mit großer Sorgfalt jede Beleidigung Gottes meide und dazu all' ihre Kräfte zuſammennehme. Iſt ſie aber dahingelangt, öffnet die Sonne der Gerechtigkeit ihre

Augen, dann möchte ſie ſchreckenvoll ſie wieder ſchließen wegen der vielen Flecken, die ſie an ſich bemerkt. Denn ſie iſt noch nicht ſo ganz ein Kind des Königsadlers, um unbeweglich ſtarr in die Sonne ſchauen zu können. Hat ſie es eine Weile getan, ſo nimmt ſie in ſich jede Trübung, jede Verdunkelung wahr und ſie erinnert ſich des Pſalmenverſes: „Wer iſt gerecht, o Herr, vor Dir?“ (Pſ. 142, 2.). Blickt ſie in die göttliche Sonne, ſo blendet ſie deren Glanz; blickt ſie auf ſich, ſo hat ſie die Binde ihrer irdiſchen Armſeligkeit über den Augen: die arme Taube iſt blind! Ja, ſehr oft verbleibt ſie ſo ganz blind, ganz verſunken und verloren, ganz entſetzt und ohnmächtig der namenloſen Herrlichkeit gegenüber, die ſich ihr entſchleiert. Dadurch gelangt ſie zur wahren Demut, die ſo weit geht, daß ſie gleichmütig von ſich ſelbſt etwas Gutes ſagen und hören kann, denn der Herr des Gartens iſt es, der die Früchte verteilt, aber nicht ſie. Zu ihrer eigenen Befriedigung behält ſie nichts zurück und mit all' ihren Gütern huldigt ſie dem Herrn. Sagt ſie alſo etwas Vorteilhaftes von ſich, ſo iſt es, weil ſeine Ehre es ſo mit ſich bringt. Sie weiß, daß ſie in dieſem Garten nichts zu eigen beſitzt. Wollte ſie ſich darüber täuſchen, ſie vermöchte es nicht. Ob mit ob wider ihren Willen — Gott ſchließt ihr die Augen für die Dinge der Welt und öffnet ſie ihr für die ewige Wahrheit.

◆

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das extatiſche Gebet; Schluß. Was die Seele fühlt, die wieder zu ſich ſelbſt kommt und auf der Erde fortleben muß. Welch Licht der Herr verleiht.

Um mit dem extatiſchen Gebet zu Ende zu kommen, will ich noch ſagen, daß die Seele ihre Zuſtimmung nicht zu geben braucht, um zu dieſer Höhe zu gelangen. Sie hat dieſelbe im voraus gegeben; ſie hat ſich mit ihrem vollen freien Willen in die Hände Desjenigen gelegt, der nicht getäuſcht werden kann, weil er allwiſſend iſt. Es iſt nicht wie hienieden, nicht wie in dieſem Leben voll Trug und Doppelzüngigkeit. Hat jemand uns ſo viele Beweiſe der Zuneigung gegeben, daß wir auf ſeine Liebe zählen: ſo entdecken wir plötzlich, daß es nichts als Lüge war. Nein! es iſt unerträglich, in dieſen ewigen Enttäuſchungen zu leben, beſonders dann, wenn ſich perſönliches Intereſſe einmiſcht. Glücklich die Seele, die der Herr durch das extatiſche Gebet zur Erkenntnis der ewigen Wahrheit führt. O welche Gnade wäre es, wenn Gott die Beherrſcher dieſer Welt dahin erheben wollte! O wie viel heilſamer wäre es ihnen, um dieſe Gnade ſich zu bewerben, als ihre Herrſchaft auszubreiten! Wie würde die Gerechtigkeit in ihren Reichen walten, und wie viel Böſes würde in Zukunft vermieden werden, wäre in der Vergangenheit vermieden worden! Wie würden ſie bereit ſein, aus Liebe zu Gott Ehre und Leben zu opfern. Welch ein koſtbares Gut wäre es für die Könige, die eine beſondere Verpflichtung haben, durch Frömmigkeit Gott zu dienen und ihre Völker dazu anzuleiten. Um den Glauben einen Schritt weiter zu tragen, um die Irrgläubigen in einem Punkt zu erleuchten, wären ſie bereit, tauſend Königreiche zu verlieren. Und ſie täten Recht daran; denn ſie würden dafür ein Reich gewinnen, das ohne Ende iſt. O wenn die Seele nur ein Tröpflein jenes himmliſchen Waſſers genießt, das in vollen Fluten das ewige Reich durchſtrömt: ſo hat ſie für immer einen Ekel gegen alles Irdiſche. Was wird es erſt ſein, wenn ſie verſchlungen von dieſem Strom ſein wird? O mein Gott! beſäße ich doch die Gabe, laut dieſe Wahrheiten zu verkünden! Freilich haben es andere in ihrer Weiſe und beſſer als ich verſucht und doch keinen Eindruck gemacht; alſo würde es mir ſchwerlich gelingen. Ich hätte aber doch mir ſelbſt genug getan und das Opfer meines Lebens würde mir gering ſcheinen, um dafür eine dieſer göttlichen Wahrheiten den Menſchen einleuchtend zu machen. Doch weiß ich nicht, was ich tun würde, denn ich kenne meine Schwäche. Aber es iſt gewiß: trotz meiner Armſeligkeit vergehe ich vor Verlangen, gerade den Herrſchern dieſe Wahrheiten zu ſagen. Da ich es aber nicht kann, ſo wende ich mich an

Dich, o Herr, und flehe zu Dir um ein Heilmittel für ſo viele Übel. Du weißt, wie gern ich allen Deinen großen Gnaden entſagte, und mich mit einem Zuſtand begnügte, in welchem ich nur ſicher wäre, Dich nicht zu beleidigen, wenn ich dadurch jene auf das Haupt der Könige übertragen könnte. Dann wäre es unmöglich, daß ſie ſo manches billigten und zuließen, was jetzt geſchieht, und die Gnaden würden für ſie und für andere eine Quelle unermeßlicher Wohltaten ſein. O mein Gott! mache ihnen doch ihre Verpflichtungen recht klar. Ich habe ſagen hören, ſie wären nicht bloß auf Erden ausgezeichnet als Kronenträger, ſondern Du ließeſt auch bei ihrem Hinſcheiden Zeichen am Himmel erſcheinen. Dieſe Vorſtellung ſtimmt mich ganz andächtig. Mir ſcheint, Du willſt ihnen dadurch zu verſtehen geben, o Du König meiner Seele, daß ſie Dir in ihrem Leben nachahmen ſollen, da Du durch Zeichen in der Natur ihrem Tode eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Deinem Tode gibſt. — Hochwürdiger Vater! ich werde zu dreiſt! Vernichten Sie alles, was Sie nicht billigen. Aber glauben Sie mir: könnte ich mit den Königen reden, könnte ich hoffen, angehört zu werden: ſo würde ich ihnen das alles noch viel nachdrücklicher ſagen. Ich bete ſo viel für ſie und wünſche ſo dringend, daß ſie recht vollkommen ſein möchten! wie oft habe ich ſchon gewünſcht, mein Leben für ſie hinzuopfern! Das wäre ein geringer Einſatz für einen großen Gewinn. Ach, wie kann man noch das Leben lieben, wenn man mit eigenen Augen die Täuſchungen und Verblendungen ſieht, in denen die Welt ſo ungeheuer tief verſtrickt iſt! —

Das extatiſche Gebet gibt der Seele nicht bloß das heiße Verlangen, für Gott etwas zu tun; es zieht auch von Gott die Kraft herab, dies Verlangen zu verwirklichen. Sie meint aber immer, ſie könne ihm nicht durch dieſe oder jene Sache dienen, weil ſie im Wiederſchein des ewigen Lichtes ſieht, daß Gott lieben — alles ſei und das übrige — nichts. Für ſo armſelige Geſchöpfe, wie ich bin, bietet ſich ohnehin nichts zu tun dar; das iſt mein großer Kummer. O mein Gott, wird die Zeit nie kommen, wo ich Dir einen Heller von meinen Schulden abtrage? Befiehl nur, wann Du willſt, daß ich Dir diene und Deine Magd gehorcht ſo froh. Es gab Frauen, die aus Liebe zu Dir heroiſche Dinge vollbrachten. O weh, ich bin anders! ich tauge nur dazu, Worte zu machen, und deshalb willſt Du, o Herr, mir keine Werke anvertrauen. Statt einfach Dir zu dienen, ergieße ich mich in Worten und Wünſchen; und auch darin bin ich gebunden und drücke dieſe nur unvollkommen aus und mißbrauche vielleicht jene. O Jeſus, Du mein höchſtes Gut, ſtärke meine Seele, bereite ſie vor, befiehl ihr recht bald, was ſie für Dich tun ſoll. Es gibt niemand auf Erden, der mehr empfing und weniger leiſtete als ich. Koſte es was es wolle, o Herr, aber leide nicht, daß ich fort und fort mit leeren Händen vor Dir erſcheine, da Du den Lohn nach der Arbeit zu bemeſſen pflegſt. Hier iſt mein Leben, mein Wille, meine Ehre: alles iſt Dein, alles gab ich Dir, verfahre damit nach Deinem Wohlgefallen. Ich weiß, o Herr, wie wenig ich vermag. Aber bei Dir, auf jener hohen Warte, wo man die Wahrheit entdeckt, da kann ich alles, wenn Du mich bei Dir behältſt. Entfernſt Du Dich aber nur ein wenig von mir, ſo werde ich bald wieder auf meinem alten Wege ſein — auf dem Wege zu den ewigen Abgründen.

O was empfindet nicht die Seele, die von ihrer Höhe wieder zum Verkehr mit Menſchen herabſteigen, wieder die traurige Komödie dieſes Lebens anſchauen, wieder die Zeit damit verſchwenden muß, durch Eſſen und Schlafen den Leib zu erhalten. Es iſt ihr eine Pein; ſie möchte fliehen, aber ſie fühlt ſich in Ketten und Banden. Da ſpürt ſie gründlich die Gefangenſchaft, worin der Körper ſie hält, und das Elend des leiblichen Lebens. Sie begreift, warum der Apoſtel Paulus Gott bat, ihn davon zu befreien, und mit dem Apoſtel fleht und jammert auch ſie nach ihrer Freiheit. Dies geſchieht zuweilen mit einem ſo ſtürmiſchen Drang, als wolle die Seele aus dem Kerker des Leibes in die Freiheit entfliehen, und nicht darauf warten, ob man ſie ihr gewähre. Sie wandelt umher, wie eine verkaufte Sklavin im fremden Lande, und was am tiefſten ſie ſchmerzt, iſt die Wahrnehmung, wie glühend die meiſten Menſchen dieſes erbärmliche Leben lieben, und wie wenige ſich mit ihr verbannt fühlen und nach der Heimat verlangen. O wären wir nicht ſo feſt mit dem Irdiſchen verbunden, ſuchten wir nicht unſere Befriedigung auf Erden, wie bitter würde uns der Schmerz ſein, immer in dieſer Trennung von Gott hienieden leben zu müſſen. Wie würde die Furcht vor dem Tode verſchwinden, neben der Sehnſucht das wahre Leben, das ewige Leben zu genießen! Zuweilen ſtelle ich folgende Betrachtung an: ich bin ſo arm an Liebe,

Erſter Sonntag nach Epiphanie.

„Ecce, dolentes quaerebamus te.“ *Luc. 2.*

Ich ſuche Dich mit Schmerzen,
Du biſt nicht mehr im Haus,
Ich ſelbſt aus meinem Herzen,
Mein Heiland, trieb Dich aus.

Ich ging auf falſchen Wegen
Und ließ Dich gar allein!
Dahin iſt nun der Segen,
Bei Dir zu ruh'n, zu ſein.

„Und haſt du Mich verloren,
So kehre um zu Mir,
Im Tempel neugeboren
Schenk' Ich auf's Neu Mich dir.

ich bin ſo ungewiß über mein ewiges Schickſal, denn meine Werke haben mir nicht den Frieden des Himmels verdient, und doch fühle ich oftmals den Schmerz meiner Verbannung ſo bitter, weil der Herr in ſeiner ſüßen Liebe mir einen Strahl der Erleuchtung gab: was müſſen alſo die Heiligen empfunden — was muß ein St. Paulus, was die Magdalena gelitten haben, was ſo manche andere, in denen das Feuer der Liebe Gottes in lichten Flammen loderte. Es muß ein ununterbrochenes Martertum geweſen ſein! — Finde ich Perſonen, die meine Sehnſucht teilen, ſo ruht mich das aus und verſchafft mir einige Erleichterung. Nur muß ihre Sehnſucht Hand in Hand mit ihren Werken gehen; denn es gibt Perſonen, die ſich für ſehr abgelöſt von der Welt halten, die ſich ſogar anderen gegenüber dafür ausgeben, die es auch ſein ſollten, teils weil ihr Stand es mit ſich bringt und teils, weil ſie vor langen Jahren den Weg der Vollkommenheit betraten, und denen dennoch die entſprechenden Werke fehlen. Aber ſchon aus weiter Ferne unterſcheide ich die Seelen, bei denen die Himmelsſehnſucht in Worten beſteht, von jenen, die ſie in Wahrheit fühlen; und ich erkenne den geringen Fortſchritt der Einen und den erſtaunlich großen der Anderen. Hat man nur etwas Erfahrung: ſo unterſcheidet man das leicht.

Ich habe alſo nun die Wirkungen angegeben, welche Extaſen, die vom Geiſte Gottes angeregt werden, in der Seele zurücklaſſen. Dieſe Wirkungen ſind zuweilen ſtärker und zuweilen ſchwächer; — ſchwächer inſofern, als ſie anfangs weniger bemerkbar ſind, weil die Werke nicht ſogleich hervortreten.

Mit der Vollkommenheit geht es nur allmählich vorwärts und es gehört einige Zeit dazu, bis die letzte Spur von Spinngewebe ganz aus der Seele verſchwindet. Je mehr aber Liebe und Demut in ihr wachſen, je ſüßer wird der Duft, den dieſe Tugendblumen für ſie ſelbſt und für andere aushauchen. Freilich kann es auch dem Herrn gefallen, in einem einzigen extatiſchen Aufflug dermaßen auf die Seele zu wirken, daß ſie ſehr wenig Mühe hat, um zur Vollkommenheit zu gelangen; denn wer es nicht erfahren hat, kann ſich gar nicht vorſtellen, welchen überfließenden Reichtum der Herr verleiht. Nimmermehr könnten wir durch die eifrigſten und beharrlichſten Beſtrebungen ihn gewinnen. Ich behaupte nicht, daß wir in vielen Jahren mit Gottes Beiſtand und wenn wir den Weg und die Mittel inne halten, welche Männer des Gebetes uns vorſchreiben, dennoch nicht zur Vollkommenheit gelangen können; wir können allerdings zu einer großen Ablöſung von der Welt gelangen, allein es wird immer mit ſaurer Mühe und nie in ſo kurzer Zeit geſchehen. Hier aber wirkt Gott mit unwiderſtehlicher Gewalt. Er reißt die Seele von der Erde los und gibt ihr die Herrſchaft über alle Dinge der Welt, möge ſie auch noch ſo wenig Verdienſte haben wie die meinige, die ich gar nicht niedrig genug anſchlagen kann. Weshalb tut Er dies, der König der Ewigkeit? — Weil Er es ſo will! — und weil Er es will, ſo bereitet Er die Seele, die ſich nicht ſelbſt vorbereitet hat, dazu vor, ſeine Schätze zu empfangen. Daher gibt er ſie auch keineswegs denjenigen zur Belohnung, die fleißig den Garten bearbeiteten, obſchon er denen, die nach der Vollkommenheit ſtreben, ganz gewiß nicht Ermunterung und Erquickung verſagen wird. Aber es iſt nun einmal ſein Wille, zuweilen auf dem unfruchtbarſten Boden ſeine Allmacht zu zeigen und ihn fruchtbar zu machen. Die Seele wird dadurch in einen Zuſtand verſetzt, der es ihr unmöglich erſcheinen läßt, ihr früheres Leben und ihre Beleidigungen Gottes fortzuſetzen. Ihre Gedanken nehmen ſo ganz die Richtung zu der ewigen Wahrheit, daß ihr alles Übrige wie Kinderſpiel erſcheint. Sie lächelt im Stillen, wenn ſie manchmal bemerkt, daß ernſte, dem Gebet ergebene Perſonen, ſogar Ordensleute, einen großen Wert auf jene weltlichen Ehren legen, welche ſie ſich unter die Füße gelegt hat. Sie ſprechen freilich: aus Klugheit und weil es ſich für ihren Rang gezieme und um auch anderen nützlich zu ſein, täten ſie es. Sie aber weiß, daß ein einziger Tag, an welchem ſie aus Liebe zu Gott die Würde ihres Ranges hintanſetzen würden, ihnen mehr Nutzen brächte, als zehn Jahre mit Aufrechthaltung derſelben.

Und ſo lebt denn die Seele ein Leben voll Drangſal und Kreuz, aber auch voll des größten Fortſchrittes. Meinen andere, die ſie kennen, ſie habe jetzt den höchſten Gipfel erreicht: ſo iſt ſie bald noch viel höher geſtiegen, weil Gott ſeiner Gnade keine Grenzen ſetzt. Sein iſt dieſe Seele! Er führt ſie, Er erleuchtet ſie, Er gewährt ihr ſeinen ununterbrochenen Beiſtand, ſei es, indem Er ſie behütet, ihn nie zu beleidigen, ſei es, indem Er ſie antreibt und anfeuert, ihm zu dienen. Als meiner Seele dieſe unermeßliche Gnade von Gott zuteil wurde, hörten all' meine Übel auf, denn Er gab mir die Kraft, ſie zu überwinden! Gefährliche Gelegenheiten und Verkehr mit Perſonen, die mir früher viel Zerſtreuung brachten, machten mir gar keinen Eindruck mehr. Was ſonſt mir zu ſchaden pflegte, war mir nun heilſam, denn alles wurde mir zu einem Mittel, um in der Erkenntnis und Liebe Gottes zu ſteigen, um ihm zu danken für die Barmherzigkeit, die er mir erzeigt hat, und um meine Vergangenheit zu beweinen. Dieſe Fähigkeiten gab mir Gott allein. Hätte ich auch den beſten Willen gehabt, ſo hätte mir doch die Zeit gefehlt, um ſie zu gewinnen. Von dem Augenblick an, da mir der Herr die Gnade des extatiſchen Gebetes verlieh, bis zu dieſer Stunde, ſind dieſe Fähigkeiten mehr und mehr in mir gewachſen, und mit wahrer Vatergüte hat er mich bei der Hand geführt und vor dem Rückſchritt bewahrt. Wie ſich das macht, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich faſt nichts, daß Er alles tut. Darum glaube ich auch, daß eine Seele, die ſolche Gnaden empfängt und ſie in Demut und heiliger Furcht auf Gott zurückführt und ſich ſelbſt nicht vertraut, daß ſie zwiſchen allerhand Menſchen leben kann. Mögen ſie noch ſo weltlich, noch ſo laſterhaft ſein — es wird ſie nicht berühren, nicht bewegen. Im Gegenteil! ſie wird daraus einen neuen Antrieb zu ihrer Vervollkommnung ſchöpfen. Die Kraft kommt nicht von ihr, aber es ſind nun einmal nur die ſtarken Seelen, die Gott ſich auserwählt, damit ſie auch für andere arbeiten können. Nach und nach enthüllt er ihnen ſeine wundervollſten Geheimniſſe, gibt ihnen in der Extaſe wahrhafte Offenbarungen, wahrhafte Viſionen — und das alles, um ſie ſo zu demütigen und ſo zu ſtärken, daß ſie die Dinge der Erde auf's äußerſte verachten und auf's höchſte den Lohn ſchätzen, den der Herr ſeinen treuen Dienern bereitet hat. Möge es dem König der Ewigkeit gefallen, daß die unerhörte Großmut, mit der er mich elende Sünderin behandelte, einen guten Eindruck auf alle mache, welche dies leſen werden. O möchten ſie dadurch ermutigt und entflammt werden, für die Liebe Gottes alles wegzuwerfen! Zahlt der Herr mit ſo überſtrömender Freigebigkeit, daß wir ſchon in dieſem Leben erkennen, wie glorreich es iſt, ihm zu dienen — was wird es im ewigen Leben ſein?

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der ſicherſte Weg für beſchauliche Seelen iſt der: nicht höher im Geiſt gehen zu wollen, als Gott ſie führt. Die heiligſte Menſchheit Jeſu Chriſti iſt der Weg zur höchſten Beſchaulichkeit. — Eine vorübergehende Täuſchung.

Ich möchte etwas ſagen, was mir wichtig ſcheint, und was, wenn Euere Hochwürden es gut heißen, ein Ratſchlag ſein kann, den manche brauchen werden. In einigen Abhandlungen über das Gebet heißt es nämlich: Die Seele kann ſich nicht aus eigener Kraft zur Beſchaulichkeit erheben, denn es iſt ein übernatürlicher Zuſtand, den Gott bewirkt. Iſt ſie aber manches Jahr auf dem Weg der Reinigung gewandelt und hat ſie ſchon einigen Fortſchritt auf dem Wege der Erleuchtung gemacht, ſo kann ſie ſich helfen, indem ſie den Geiſt von allem Erſchaffenen abzieht und demütig nach oben lenkt. Warum dieſe Autoren von einem Weg der Erleuchtung ſprechen, verſtehe ich nicht recht; ich denke mir, ſie bezeichnen damit den Weg derjenigen, die große Fortſchritte machen. Sie raten dringend, jedes ſinnenfällige Bild aus der Vorſtellung zu entfernen und ſich zur Beſchauung der Gottheit zu erheben; denn ſie ſagen, ſogar die heiligſte Menſchheit Chriſti zu betrachten ſei eine Laſt oder ein Hindernis für die wahre Beſchaulichkeit. Sie ſtützen ſich auf das, was der Herr am Tage ſeiner Himmelfahrt über die Ankunft des Heiligen Geiſtes zu ſeinen Apoſteln ſprach. Hätten dieſe aber ſchon damals ſo feſt geglaubt, daß Er Gott und Menſch ſei, wie ſie es nach der Herabkunft des Heiligen Geiſtes glaubten, ſo meine ich, ſeine Menſchheit habe ſie nicht daran hindern können. Auch ſpricht der Herr nicht ſo zu ſeiner heiligen Mutter, die ihn mehr liebte als alle Apoſtel zuſammengenommen. Jene Autoren wollen damit ſagen: weil die Beſchaulichkeit ganz und gar ein Werk des Geiſtes iſt, ſo muß jede ſinnenfällige Vorſtellung ſie behindern oder hemmen; man ſoll ſuchen, die Betrachtung ſo anzuſtellen, daß man ſich ganz von Gott umringt und in ihn verabgründet ſieht. Ich meine nun, dies ſei zuweilen ſehr gut; allein ich kann es durchaus nicht billigen, daß man ſich ganz von Chriſtus entferne, und daß man die heilige Leiblichkeit des Gottmenſchen mit anderen Geſchöpfen und mit all' unſerem menſchlichen Elend auf dieſelbe Stufe ſtelle. Gebe der Herr mir die Gnade, mich klar auszudrücken. Ich möchte nicht gelehrten Männern und Geiſtesmännern, die recht gut wiſſen, was ſie ſagen, widerſprechen. Ich weiß auch, daß Gott durch ſehr verſchiedene Mittel und Wege die Seelen an ſich zieht. Ohne mich auf Anderes einzulaſſen, will ich nur ſagen, wie er die meine geführt hat, und in welche Gefahr ich geriet, weil ich mich ſo verhalten wollte, wie ich es in jenen Büchern vorgeſchrieben fand. Wer zum Gebet der Vereinigung, aber nicht zu

Extaſen, Viſionen und anderen großen Gnaden, die Gott den Seelen ſchenkt, gelangt iſt, wird, glaube ich, den Rat jener Schriftſteller für den beſſeren halten. Ich tat es ja auch. Wäre ich aber dabei geblieben, ſo wäre ich nie dahin gelangt, wo ich jetzt bin; denn ich ſehe eine Täuſchung darin. Vielleicht irre ich mich; aber ich will ſagen, was mir in dieſer Beziehung widerfahren iſt.

Ich hatte keinen Meiſter für mein inneres Leben, las jene Bücher und glaubte ſie zu verſtehen. Später ſah ich ein, daß ich ſehr wenig aus Büchern gelernt, wenn der Herr ſie mir nicht verſtändlich gemacht und durch meine Erfahrungen erklärt hätte. Damals wußte ich kaum, was ich tat. Als Gott mir ein wenig das übernatürliche Gebet, das Ruhegebet, ſchenkte, ſuchte ich jede ſinnenfällige Vorſtellung mir fern zu halten. Doch wagte ich nicht, mich zur Beſchauung zu erheben. Im Bewußtſein meiner traurigen Unvollkommenheit ſchien mir das allzu verwegen. Ich glaubte aber die Gegenwart Gottes zu fühlen, wie das auch wirklich der Fall war, und ſuchte ſtill geſammelt in Ihm zu ruhen. Dies iſt ein ungemein ſüßes Gebet, wodurch Gott einen wonnevollen Genuß gewährt. Da er mir ſehr fühlbar war, glaubte ich in der Tat, die Betrachtung der heiligſten Menſchheit könne einen ſolchen Genuß nur verhindern, und niemand würde mich bewogen haben, ſie anzuſtellen. O Herr meiner Seele! o Du gekreuzigter Jeſus Chriſtus, mein höchſtes Gut! ich kann nicht ohne Schmerz an dieſe Auffaſſung zurückdenken! ſie kommt mir wie ein böſer Verrat vor, obſchon ſie aus meiner Unwiſſenheit entſprang. Ich hatte mein Leben lang die größte Andacht zu dem lieben Heiland gehabt und verfiel nun in ſolchen Irrtum! Dies geſchah kurz vorher, ehe mir der Herr die Gnaden der Extaſe und der Viſionen ſchenkte. Ich blieb auch nur ſehr kurze Zeit bei jener Auffaſſung, und kehrte immer zu meiner alten Gewohnheit zurück bei dem Herrn Troſt und Freude zu ſuchen, beſonders nach der Kommunion. Da hätte ich mir gern beſtändig ſein Bild, ſein Gemälde vor Augen gehalten, da es der Seele nicht ſo tief eingeprägt war, wie ich es gewünſcht hatte. Iſt es möglich, o Herr, daß ich auch nur eine Stunde wähnen konnte, Du hinderteſt meinen Fortſchritt im geiſtigen Leben? Woher kam mir denn alles Gute, wenn nicht von Dir? — Ich will nicht denken, daß ich hierin einen Fehler begangen habe; mein Schmerz iſt zu groß! ich glaube gewiß, daß es nur Unverſtand war. Darum haſt Du in Deiner unermeßlichen Güte mich davon befreit und mir jemand geſchickt, der mich über meinen Irrtum aufkläre. Ja, Du ſelbſt haſt mir ſpäter ſo oft erſcheinen wollen, damit ich immer mehr erkennen, immer lauter verkünden und jetzt hier niederſchreiben möge, wie groß jener Irrtum ſei. Der Grund, weshalb ſo viele Seelen, die zum Gebet der Vereinigung gelangten, nicht weiter kommen, nicht zu einer höheren Freiheit des Geiſtes ſich erheben, liegt an jenem Irrtum, glaube ich.

Ich ſtütze meine Behauptung auf zwei Gründen. Vielleicht haben ſie keinen großen Wert; aber ich ſpreche meine Erfahrung aus. Bis es dem Herrn gefiel, mich über dieſen Punkt aufzuklären, war meine Seele übel daran. Nur zeitweiſe hatte ſie Troſt und war der vorübergegangen, ſo fühlte ſie ſich in ihren Verſuchungen und Drangſalen fern von Gott, deſſen Nähe ſie ſpäter immer genoß. Der erſte Grund, weshalb ich dieſe Anſchauungsweiſe mißbillige, iſt der Mangel an Demut, der freilich ſo verſteckt und verheimlicht iſt, daß man ihn nicht bemerkt. Wo wäre ein Stolz und ein Elend den meinigen gleich? Wo wäre der, welcher ein ganzes Leben in Gebet, in ſtrengen Bußübungen, in allen möglichen Trübſalen und Verfolgungen hingebracht hätte, und ſich nicht überreich belohnt fühlte, wenn der Herr ihn am Fuß ſeines Kreuzes neben St. Johannes ſtehen ließe? Ich weiß nicht, in welchem Kopf, außer in dem meinen, der Gedanke auftauchen konnte, damit nicht zufrieden zu ſein! ich habe dadurch nur verloren, nichts gewonnen. Vielleicht hindert uns Krankheit oder lebhaftes Mitleid daran, beſtändig bei der ſchmerzlichen Betrachtung des bitteren Leidens zu verweilen. Aber was kann uns hindern bei dem Auferſtandenen zu bleiben? iſt er uns nicht im hochheiligſten Sakrament ganz nah und ſchon in ſeiner Verherrlichung? Da ſehen wir ihn nicht mit Arbeit überladen, gequält, überſtrömt mit Blut, nicht ermüdet durch unbequeme Reiſen, — nicht verfolgt von den Undankbaren, denen er wohl tat, nicht verleugnet von ſeinen Apoſteln. Ja, es gibt Seelen, die wirklich nicht imſtande ſind, immer an dies Übermaß ſeiner Leiden zu denken. Aber im hochheiligſten Sakrament beſitzen wir ihn ohne Leid, ganz verherrlicht, die Einen ermutigend, die Anderen entflammend, in der Weiſe wie Er zum Himmel auffährt. Im hochheiligſten Sakrament will Er der

„O folge deinem Rather
Und laß Mich nie allein!
Wie Ich bei Meinem Vater,
So mußt du bei Mir ſein.“

Gefährte unſeres Lebens bleiben, als ob es ihm ganz unmöglich ſei, ſich auch nur einen Augenblick von uns zu trennen. Und ich, o Herr, habe mich von Dir entfernen können in dem Wahn Dir deſto beſſer zu dienen? Ach! als ich Dich beleidigte, da kannte ich Dich nicht! Aber Dich kennen, und in der Entfernung von Dir ein Mittel ſehen um Dir näher zu kommen — o was war das für ein Irrweg! Ja, es war überhaupt kein Weg! Du aber führteſt mich zurück auf den rechten Pfad, und als ich Dich wieder bei mir ſah, da beſaß ich alle Güter beiſammen. Kam irgend eine Trübſal, ſo blickte ich auf Dich, wie Du vor Deinen Richtern ſtandeſt, und ich ertrug ſie gern. Haben wir immer einen ſo guten Freund neben uns, einen ſo guten Führer vor uns, welcher der Erſte iſt, wenn es zum Leiden geht: ſo können wir alles ertragen. Er iſt der wahre Freund, der immer hilft, immer Kraft gibt, niemals im Stich läßt. Beſonders in Folge meines Irrtums habe ich deutlich eingeſehen, daß wir uns Gottes Wohlgefallen und ſeine großen Gnaden nicht ſicherer zuwenden können, als wenn wir ſie aus den Händen ſeiner heiligſten Menſchheit zu empfangen begehren; denn Er ſagt ſelbſt, es ſei ſeine Freude, in der Menſchheit zu ſein. Tauſendmal habe ich es erfahren und der Herr hat es ſelbſt mir geſagt. Durch dieſe Türe müſſen wir eingehen, wenn wir uns nach den großen Offenbarungen des Königs der Ewigkeit ſehnen.

Und wären Euere Hochwürden auf dem Gipfel der Beſchaulichkeit angelangt, dennoch dürften Sie keinen anderen Weg einſchlagen. Dieſer iſt ſicher.

Durch unſeren Herrn Jeſus Chriſtus kommt uns jegliches Gut zu. Er ſelbſt wird Sie darüber belehren. Betrachten Sie nur ſein Leben; es iſt das beſte Vorbild. Was können wir mehr begehren, als einen Freund zur Seite zu haben, der uns bei unſeren Mühen und Drangſalen nicht allein läßt, wie die weltlichen Freunde es tun. Glückſelig iſt der zu preiſen, der mit wahrer Liebe ihn liebt und nie ſich von ihm trennt. So liebte ihn der glorreiche Apoſtel Paulus, dem der Name Jeſus immer auf den Lippen ſchwebte, weil er ihn immer im Herzen trug. Ich habe das Leben vieler Heiligen, vieler großer beſchaulichen Seelen, ſorgfältig durchforſcht, nachdem ich zu dieſer Erkenntnis kam, und habe gefunden, daß auch ſie auf keinem anderen Wege geführt wurden. Das beweiſt uns St. Franziskus, der die Wundmale des Herrn empfing; St. Antonius von Padua durch ſeine Andacht zum Kind Jeſu. St. Bernardus, St. Katharina von Siena und viele andere Heiligen, die Ew. Hochwürden beſſer kennen, als ich, fanden ihr ſüßeſtes Entzücken in der Betrachtung der heiligſten Menſchheit Jeſu. Gewiß wird es ſein Gutes haben, ſich von ſinnenfälligen Bildern loszumachen, da Geiſtesmänner es behaupten; aber mir ſcheint, die Seele müſſe dann ſchon eine viel höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht haben. Bis dahin iſt es klar, daß ſie den Schöpfer durch Geſchöpfe ſuchen müſſe. Aber ich laſſe das auf ſich beruhen, denn am Ende hängt doch alles von der Gnade ab, die Gott jeder einzelnen Seele erweiſt. Ich wünſche nur einleuchtend zu machen, daß die Betrachtung der heiligſten Menſchheit Jeſu kein Hindernis für unſeren Fortſchritt iſt, und daß ich dieſe Wahrheit in's rechte Licht zu ſetzen wünſche.

Wenn Gott die Tätigkeit aller Seelenkräfte aufhebt — wie wir geſehen haben, daß er dies auf gewiſſen Gebetsſtufen tut: — ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß uns die Gegenwart der heiligſten Menſchheit des Herrn, auch wider unſeren Willen, entſchwindet. Dann — in Gottes Namen! Das iſt ein ſeliger Verluſt, der uns nur um ſo ſüßer *das* genießen läßt, was wir zu verlieren ſcheinen. Dann iſt die Seele ganz in die Liebe Desjenigen aufgelöſt, den der Verſtand mühſam zu erkennen ſtrebte. Dann liebt ſie, was er nicht begriff. Dann genießt ſie, was ſie nur durch jenen Verluſt genießen konnte, der ihre Wonne erhöht. Aber daß wir abſichtlich und mit Vorbedacht uns daran gewöhnten, alle Kraft anzuwenden, um die heiligſte Menſchheit des Herrn, die uns immer gegenwärtig ſein ſollte, uns nicht gegenwärtig zu machen — das kann ich nicht billigen; das iſt, als ſollte die Seele in der Luft gehen; denn ſie hat keine Stütze und wähnte ſie auch tauſendmal von Gott erfüllt zu ſein. Wir ſind ſchwache Menſchen; es iſt ſo lange wir leben für uns von höchſter Wichtigkeit, uns Jeſus Chriſtus als Menſchen vorzuſtellen; und damit komme ich auf den zweiten Grund, weshalb ich mit dieſer Lehre nicht einverſtanden bin. Der erſte war, wie wir ſehen, ein kleiner Mangel an Demut: die Seele wollte ſich zu Gott erheben, wollte nicht warten bis Er ſie erheben würde, wollte nicht mit der Betrachtung der heiligſten Menſchheit ſich begnügen, die ſo köſtlich und gnadenreich iſt, wollte Maria ſein ohne zuvor mit Martha gearbeitet zu haben. Will der

Herr, daß ſie Maria ſei, und zwar gleich mit dem erſten Schritt, ſo fürchte ſie nichts; aber ich wiederhole: wir dürfen uns nicht zum himmliſchen Gaſtmahl drängen. Dieſer Mangel an Demut, dieſes Atom, das Nichts zu ſein ſcheint, beſchädigt dennoch ſehr die Seele, die in der Beſchaulichkeit fortſchreiten will.

Was nun den zweiten Grund betrifft, ſo ſind wir keine Engel, ſondern wir haben menſchliche Körper. Uns zu Engeln machen wollen, ſo lange wir auf der Erde leben — und wie war ich in ſie verſunken! — iſt Wahnſinn. Im Allgemeinen brauchen die Gedanken einen Stützpunkt, wenn auch zuweilen die Seele ſich ſelbſt entrückt und ſo von Gott erfüllt wird, daß ſie nichts Erſchaffenes nötig hat, um ſich zu ſammeln. Aber dies iſt nichts Gewöhnliches. Hingegen in Zeiten der Geiſtesdürre, oder der Trübſal, oder der Zerſtreuung durch Arbeiten und Geſchäfte, da tut es uns ſehr wohl, Chriſtus zum guten Freunde zu haben. Wir ſehen ihn als Menſchen, wir ſehen ſeine Arbeiten, ſeine Ermüdung, er leiſtet uns Geſellſchaft bei unſeren Mühen und Arbeiten, und hat man einmal die gute Gewohnheit angenommen, ſo iſt es nicht ſchwer, ihn immer neben uns zu finden. Freilich werden Zeiten eintreten, wo man weder das eine noch das andere vermag. Deshalb iſt es gut, wie ich ſchon früher ſagte, nicht begierig nach geiſtigen Tröſtungen zu ſein, ſondern das Kreuz zu umarmen, komme was da wolle. Das iſt die Hauptſache! Wollte ja auch der Herr ohne allen Troſt, ganz allein in ſeinen Leiden ſein. Aber wir wollen ihn nicht verlaſſen. Dann wird er uns zu rechter Zeit die Hand reichen und uns viel höher heben, als wir es je bewerkſtelligen könnten. Und nur dann wird er ſich von uns entfernen und die Seele außer ſich verſetzen, wenn er ſieht, daß es uns heilſam iſt — wie ich das ſchon geſagt habe.

Mit großem Wohlgefallen blickt Gott auf eine Seele herab, die demütig ſeinen lieben Sohn als ihren Vermittler betrachtet und ihn ſo ſehr liebt und ſich ſeiner Gnade ſo unwürdig erachtet, daß ſie, wenn er ſie zu einer ſehr hohen Stufe der Beſchaulichkeit erheben will, mit dem Apoſtel Petrus ſpricht: „Verlaß mich, o Herr! ich bin ein ſündiger Menſch! Das habe ich erfahren; auf dieſe Weiſe hat Gott meine Seele geführt; andere werden vielleicht auf einem kürzeren Wege geleitet. Ich habe begriffen, daß die Grundlage des Gebetes — die Demut iſt, und daß Gott eine Seele um ſo mehr erhöht, als ſie ſich im Gebet in ihre Niedrigkeit verſenkt. Nie anders — ſo weit ich mich entſinne — hat er mir die außergewöhnlichen Gnaden erwieſen, von denen ich ſpäter ſprechen werde, als gerade dann, wenn ich mich im Bewußtſein meiner Sünden vernichtet fühle; ja, er verhalf mir zu dieſer Selbſterkenntnis, indem er mich auf manches aufmerkſam machte, was ich ohne ihn nicht entdeckt hätte. Ich glaube feſt, daß eine Seele, die ſich aus eigenem Antrieb bemüht, zum Gebet der Vereinigung zu kommen, bald, ſehr bald, dies Gebäude ohne Fundament zuſammenſtürzen ſehen wird, wenn es ſich auch einen Augenblick erhob; und daß ſie niemals zur wahren Armut im Geiſt es bringen werde. Dieſe Armut beſteht nicht nur darin, daß man keine Tröſtungen und Süßigkeiten im Gebet ſuche, nachdem man den Freuden der Erde entſagte, ſondern auch noch darin, daß man ſich entſchließe, in beſtändiger Troſtloſigkeit die Mühen des Lebens zu tragen, aus Liebe zu Demjenigen, der hienieden immer ohne Troſt war, und daß man inmitten der Kreuze und der Trockenheit in friedlicher Ruhe verbleibe. Der Natur fällt das freilich ſchwer und ſie wird es empfinden; aber es darf nicht ſo weit gehen, daß die Seele darüber in Gram und Unruhe verfalle, wie das manchen Perſonen widerfährt, die alles für verloren halten, wenn ſie nicht immer mit dem Verſtande tätig und in großer Andacht ſein können; — als ob ſie imſtande wären, ſich durch ihre Arbeit das größte Gut zu verſchaffen! — Daß ſie andächtig ſein wollen, daß ſie ſich bemühen, ſich in der Gegenwart Gottes zu halten, iſt ſehr gut; bringen ſie es aber nicht zu einem guten Gedanken, ſo ſollen ſie ſich deshalb nicht totgrämen. Wir ſind unnütze Knechte; weshalb bilden wir uns ein, etwas zu vermögen? Der Herr will unſer Unvermögen uns erkennen laſſen. Wollte Gott, wir glichen jenen guten kleinen Eſeln, die das Waſſerrad mit verbundenen Augen drehen, die keine Ahnung haben von dem, was ſie tun, und die doch viel mehr Waſſer ſchöpfen, als der fleißigſte Gärtner. Auf dem Wege des Gebetes muß man mit großer Freiheit wandeln, unbedingt ſich legen in Gottes Hand. Will uns der Herr zu ſeinen Vertrauten machen und in ſeine innerſten Gemächer einführen, ſollen wir freudig ihm folgen; will er uns zu niederem Dienſt verwenden, ſollen wir keinen höheren Platz ſuchen. Der Herr ſorgt am Beſten für uns und weiß genau, was jeder bedarf. Warum wollen wir um unſere Führung beſorgt ſein, da wir unſeren Willen bereits an Gott geſchenkt haben? Das iſt auf dieſer Stufe des Gebetes viel weniger zu dulden, als auf der erſten und tut viel größeren Schaden, denn hier handelt es ſich um ein ganz übernatürliches Gut. Wer eine ſchlechte Singſtimme hat, macht ſie nicht dadurch zu einer guten, daß er ſich bemüht zu ſingen; will Gott ſie ihm aber geben, ſo beſitzt er ſie ohne alle Mühe. Wir wollen alſo immer den Herrn um ſeine Gnaden bitten, doch mit völliger Hingebung in ſeinen Willen und zugleich mit unbegrenztem Vertrauen auf ſeine göttliche Freigebigkeit. Er geſtattet uns, zu den Füßen Jeſu zu verweilen; alſo wollen wir auch dort bleiben; alſo wollen wir durchaus nicht dieſen Platz verlaſſen! Mit Magdalena wollen wir bei ihm ausharren. Iſt unſere Seele dann ſtark genug, ſo wird er auch ſie in die Wüſte führen.

Alſo, mein hochwürdiger Vater, bleiben Sie ſo lange bei dem, was ich ſage, bis Sie jemand finden, der mehr Erfahrung hat als ich und es daher auch beſſer verſteht. Glauben Sie aber nicht jenen Perſonen, die da beginnen, die Süßigkeit des Umgangs mit Gott zu koſten und die ihnen ſagen, ſie machten größere Fortſchritte und hätten einen höheren Genuß je mehr ſie ſich darum bemühten. O! will der Herr, ſo enthüllt ſich ſein Wille ohne unſere armen Hilfsmittelchen. Was wir auch tun mögen, Er entrückt den Geiſt, wie ein Rieſe einen Strohhalm aufhebt. Da hilft kein Widerſtand! Welch ein Einfall zu glauben, daß Er warten werde bis die Schildkröte von ſelbſt fliege, wenn Er will, daß ſie fliegen ſoll! Und noch viel ſchwerer und ſchwieriger iſt es, unſeren Geiſt zu erheben, wenn nicht Gott ihn erhebt denn er iſt mit Erde und ihren tauſend Banden belaſtet und es hilft ihm gar wenig, fliegen zu wollen. Obſchon es ſeiner Natur angemeſſener iſt, als der der Schildkröte, ſo iſt er doch dermaßen in Schlamm begraben, daß er dieſen Vorteil durch ſeine Schuld verloren hat. Ich will jetzt zum Schluß ſagen: So oft wir an Chriſtus denken, ſollen wir der großen Liebe eingedenk ſein, mit welcher Er uns ſeine Gnaden ſchenkt und des koſtbaren Unterpfandes jener überfließenden Liebe, die der himmliſche Vater für uns hat. Denn Liebe zieht Liebe an. Sind wir auch nur Anfänger und iſt unſer Sündenelend auch gar groß, ſo wollen wir doch immer dieſe Liebe betrachten und uns dadurch zur Gegenliebe anfeuern. Hat uns der Herr nur einmal die Gnade gegeben, unſerem Herzen ganz feſt dieſe Liebe einzuprägen, ſo wird uns alles leicht werden und ſehr ſchnell und ohne Mühe werden wir viel vollbringen. Wolle der Herr uns den Schatz der heiligen Liebe gewähren. Er weiß am beſten wie ſehr wir ihn nötig haben. Ich bitte ihn darum im Namen ſeiner Liebe für uns und für ſeinen glorreichen, göttlichen Sohn, der uns durch ſein bitteres Leiden bewieſen, wie ſehr er uns geliebt hat. Amen.

Ich muß Euere Hochwürden eine Frage vorlegen? Woher kommt es, daß eine Seele nicht ſogleich die höchſte Vollkommenheit erlangt, wenn der Herr doch damit beginnt, ihr ſogleich die Gnade der vollkommenen Beſchaulichkeit zu gewähren? Das müßte ſie doch eigentlich auf der Stelle ganz vollkommen machen und zwar deshalb, weil derjenige, der ſo große Gnaden empfängt, nicht mehr nach irdiſchen Freuden verlangen ſollte. Wie kommt es, daß die Seele, wenn die Extaſen ſich wiederholen, nur allmählich für deren erhabene Wirkungen empfänglich wird, als ob ſie ſich erſt an dieſe Entzückungen gewöhnen müßte? Warum geht mit den geſteigerten Wirkungen die Ablöſung der Seele von allen Geſchöpfen Hand in Hand? Könnte der Herr ſie nicht durch eine einzige ſeiner gnadenreichen Heimſuchungen ebenſo heiligen, wie er ſie allmählich durch Fortſchritt in allen Tugenden heiligt? Dies möchte ich genau wiſſen, denn ich ſehe den Grund davon nicht ein. Ich weiß wohl, daß die Kraft, die Gott uns anfangs gibt und die nur einen Augenblick währt, kaum empfunden wird — es ſei denn durch die Wirkungen! — im Vergleich mit derjenigen, die ſpäter über uns kommt. Ich habe ſchon oft gedacht, der Grund müſſe darin zu ſuchen ſein, daß ſich die Seele nicht vollkommen für den Empfang ſeiner Gnade vorbereitet und darbietet. Er bewegt ſie nur allmählich dazu, den feſten Entſchluß zu faſſen mit einer energiſchen Willenskraft, die er der Magdalena auf einmal gab, ſich die Welt unter die Füße zu legen. In dem Maß, als man ſich mehr oder minder ſeinem Willen überläßt, kann er in den Seelen wirken. Aber wir ſind armſelig genug, nie zu glauben, daß Gott ſchon in dieſem Leben Hundert für Eins gibt. Um dieſe Erſcheinung zu erklären, iſt mir ſchon ein Vergleich eingefallen: der Anfang iſt gleichſam eine Speiſe, die viele Perſonen genießen; — ſie iſt dieſelbe Speiſe für die Anfänger wie für die Fortſchreitenden; aber die Einen nehmen nur wenig zu ſich und haben weiter nichts davon, als den verfliegenden Wohlgeſchmack, während die Anderen, die mehr nehmen, ſich dadurch ernähren; und diejenigen, die am meiſten von ihr genießen, Kraft und Leben aus ihr ziehen. So iſt es auch mit dieſer Speiſe des Lebens: die Seele kann ſich ſo oft und ſo gründlich an ihr ſättigen, daß nichts auf Erden ihr begehrenswert erſcheint, und ſo ſehr hat ſie ſchon den Geſchmack für dieſe himmliſche Süßigkeit bekommen, daß ſie lieber ſterben, als andere Speiſen genießen würde, denn dieſe könnten ihr nur den Wohlgeſchmack rauben, den jene zurückläßt. Oder ein anderer Vergleich. Der Umgang mit einer heiligmäßigen Perſönlichkeit wirkt in einem Tage nicht ſo vorteilhaft auf uns, als in mehreren Tagen. Verkehren wir aber recht lange mit ihr, ſo können wir ſchließlich ihr ähnlich werden — mit Gottes Beiſtand; denn von ſeinem Wohlgefallen hängt alles ab. Er gibt ſeine Gnade, wem Er will. Es iſt aber äußerſt wichtig, daß die Seele, welche ſeine Gnade empfängt, ſie nach Gebühr ſchätze und ſich von der ganzen Welt ablöſe.

Auch ſcheint mir, dem König der Ewigkeit gefalle es zu prüfen, wer ihn liebt. Bald dieſem und bald jenem entſchleiert er ſich unter ſo namenloſer Seligkeit, daß der Glaube an die Wonne der Ewigkeit, wenn er ſchon erſtorben ſein ſollte, ſich neu entzünden müßte; und ſpricht zu ihm: Sieh, dies iſt nur ein Tröpflein aus dem grenzenloſen Meer der zukünftigen Seligkeit! — Er zeigt dadurch, daß Er alles tun wird für die, die ihn lieben. Kaum ſieht er, daß ſie mit Liebe ſeine Gnade empfangen, ſo gibt er mehr und mehr, und gibt ſich ſelbſt. O, Er

Zweiter Sonntag nach Epiphanie.

„Nondum venit hora mea." *Ev. Jo. 2.*

Heilige Mutter, auf die Schaale
Meines Herzens blicke hin!
Ach, kein Wein zum Hochzeitmale —
Schlechtes Waſſer iſt darin.
Dem Geliebten brächt' ich gerne
Feuerwein in Liebesglut,
Doch die Kraft der Lieb' iſt ferne,
Matt das Herz und kalt das Blut.

Heil'ge Mutter, nur zwei Worte
Gönne Deinem armen Kind,
Denn ich weiß, der Gnaden Pforte
Oeffnet Dir der Heiland lind.
„Meine Stund' iſt nicht gekommen,"
Sprach Er einſt zu Deinem Flehn;
Aber Du bliebſt unbeklommen —
Und das Wunder iſt geſchehn.

liebt, die ihn lieben! O Du Vielgeliebter, Du beſter Freund, Du Herr meiner Seele! wo finde ich Worte, um zu ſagen, was Du denen ſchenkſt, die ſich Dir überlaſſen, was die verlieren, die zu dieſem Zuſtand erhoben ſind und dennoch an ihrem Ich kleben! — Davor behüte mich, o Herr, da Du nun einmal das Unerhörte getan und Einkehr genommen haſt in der ſchlechten Herberge meiner Seele! O ſei geprieſen dafür in Ewigkeit.

Wollen nun Eure Hochwürden das, was ich über das Gebet geſchrieben habe, mit Geiſtesmännern prüfen, ſo bitte ich, daß Sie wirklich nur ſolche dazu wählen; denn wenn es Leute ſind, die nicht mehr als einen Weg kennen, oder Leute, die in der Mitte des Weges Halt machten: ſo würde ihr Urteil nicht zutreffend ſein. Gott hat manche Seelen von ihrem erſten Anfang an auf eine ungemein hohe Stufe der Beſchaulichkeit verſetzt; ſie meinen nun, es müßten alle auf demſelben Wege gehen und die Verſtandestätigkeit zur Ruhe bringen, ohne ſinnenfällige Vorſtellungen als Hilfsmittel zu benutzen. Die Folge wäre äußerſte Trockenheit. Noch andere Seelen, die kaum ein wenig das Ruhegebet geübt haben, meinen nun, ſie könnten gleich zu einer höheren Stufe des Gebetes aufſteigen und machen Rückſchritte, ſtatt Fortſchritte. Auch hierin, wie in allen Dingen, muß man mit Erfahrung und Vorſicht zu Werke gehen. Die unerſchöpfliche Güte des Herrn gewähre uns Beides.

* * *

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Lebensbeſchreibung. Gute Beichtväter helfen ihr vorwärts.

Ich kehre nun in meinem Leben zu dem Punkt zurück, wo ich es unterbrochen und eine ſehr lange Abſchweifung gemacht habe. Ich glaube aber, daß ſie notwendig war, damit man das Folgende beſſer verſtehe; denn hier beginnt ein neues Buch oder, genauer geſagt, ein neues Leben. Bis dahin hatte ich mein Leben gelebt. Dasjenige aber, welches für mich mit dem Gebete begann, deſſen verſchiedene Stufen ich erläutert habe, iſt das Leben Gottes in mir; denn ich glaube, ich darf das ſagen, weil es mir ſonſt ganz unbegreiflich wäre, wie ich mich in ſo kurzer Zeit von den traurigen Gewohnheiten meines Lebens losmachen konnte. Gott ſei gedankt, der mich von mir ſelbſt befreite!

Kaum hatte ich angefangen, mich von gefährlichen Gelegenheiten zurückzuziehen und mich etwas eifriger der Gebetsübung hinzugeben, als der Herr mich auch ſchon mit Gnaden überſtrömte. Er ſchien nichts in Betracht zu ziehen, als den leiſeſten Wunſch von meiner Seite. Er gab mir gewöhnlich das Ruhegebet, und ſehr häufig ein lang anhaltendes Gebet der Vereinigung. Gerade damals hatte man das Beiſpiel einiger Frauen vor Augen, die vom Geiſt der Finſternis betört, in große Irrtümer gefallen waren. Da ich nun im Gebete einen übermäßig ſüßen, und faſt immer unwiderſtehlichen Genuß fand: ſo beunruhigte mich das; — obgleich ich andererſeits, und beſonders im Gebet ſelbſt, eine unbeſchreibliche Gewißheit hatte, daß mir dieſe Gnade von Gott komme, denn ſie machte mich ſtark und beſſer. Trat aber die leiſeſte Zerſtreuung während des Gebetes ein: ſo erwachten meine Ängſte und ich dachte, der Teufel hebet vielleicht meine Verſtandestätigkeit auf und ſuche mich unter dem Vorwand eines höheren Zuſtandes von dem betrachtenden Gebet abzuziehen, ſo daß ich nicht an das bittere Leiden des Herrn denken, und überhaupt nicht meinen Verſtand bei der Betrachtung üben könne. Das ſchien mir ein großer Verluſt zu ſein, weil ich durchaus nicht klar über die höheren Stufen des Gebetes war. Zum Glück gefiel es dem Herrn, mich endlich zu erleuchten, damit ich ihn ferner nicht beleidige, ſondern erkenne, was ich ihm verdanke. Meine Furcht wuchs heftig genug, um mir den ſehnlichen Wunſch zu geben, mit Männern zu reden, die im Leben des Geiſtes erfahren waren. Man hatte mir als ſolche ſchon einige Patres der Geſellſchaft Jeſu genannt, die ſich kürzlich in unſerer Stadt niedergelaſſen hatten. Ich kannte keinen von ihnen, war ihnen aber ſehr geneigt, weil alles mir zuſagte, was ich von ihrer

Lebens- und Gebetsweiſe hörte. Nur fand ich mich nicht würdig genug, um mit ihnen zu ſprechen, und nicht ſtark genug, um ihnen zu gehorchen; denn ſo zu ſein, wie ich war, und doch mich ihnen anzuvertrauen, ſchien mir unvereinbar zu ſein.

Die innere Kampf und die Angſt währten recht lange. Endlich entſchloß ich mich, einen Geiſtesmann über meine Gebetsweiſe zu Rat zu ziehen und ihn zu bitten, daß er mir Licht gebe, damit ich in keinem Irrtum befangen bleiben und die Kraft finden möge, Gott nicht zu beleidigen. Was mich bis jetzt ſo ſchüchtern machte, war eben mein Mangel an Energie, den ich nur zu wohl erkannte. O Herr! welche ungeheuere Täuſchung war es doch, gut ſein zu wollen und mich vom Guten zu entfernen. Es muß für den Teufel von höchſter Wichtigkeit ſein, zu verhindern, daß eine Seele das Fundament aller Tugenden lege, indem ſie ihr Innerſtes erſchließt. Ich konnte mich durchaus nicht ſo weit überwinden! Der Teufel weiß recht gut, daß es keine beſſere Arznei für die Seele gibt, als ſie den Freunden Gottes zu offenbaren; und eben deshalb verſchob ich dieſen Schritt von einem Tage zum anderen. Ich entſchuldigte mich vor mir ſelbſt mit dem Vorwand, ich müſſe mich zuvor beſſern, gerade ſo, wie ich es gemacht hatte, als ich das betrachtende Gebet aufgab. Aber dieſe Beſſerung wäre vielleicht nie eingetreten. Durch kleine Unvollkommenheiten, deren Gefahren ich nicht einſehen mochte, und die mir zur ſchlechten Gewohnheit wurden, war ich allmählich tief genug gefallen, um mich nicht ohne fremde Hilfe und ohne eine rettende Hand aufrichten zu können. Geprieſen ſei der Herr, der mir zuerſt die ſeine reichte! — Als ich ſah, daß meine Beängſtigungen in demſelben Grade zunahmen, als ich im Gebet höher ſtieg, wurde es mir ganz klar, daß es ſich hier um etwas ſehr Gutes oder etwas außerordentlich Böſes handle, denn daß dieſer Zuſtand im Gebet übernatürlicher Art ſei, konnte ich nicht bezweifeln, weil ich ihm ebenſo wenig zu widerſtehen, als auch ihn willkürlich hervorzurufen vermochte. Ich dachte bei mir ſelbſt, es ſei am beſten, ein recht reines Gewiſſen zu haben, und jede nächſte Gelegenheit zur Sünde, ſogar zur läßlichen, zu fliehen; ſei jener Zuſtand vom Geiſte Gottes hervorgerufen, ſo war der Vorteil einleuchtend; ſtammte er hingegen vom böſen Feinde her, während ich mich eifrig um Gottes Gnade und Wohlgefallen bemühte, ſo ſchadete der Teufel weniger mir, als ſich ſelbſt. Ich hatte den feſten Entſchluß, dies zu tun und flehte inſtändigſt Gott an, mir beizuſtehen; aber ach! hatte ich es einige Tage durchgeführt, ſo fühlte ich das Unvermögen meiner Seele, ſich ohne Hilfe zu einer ſolchen Vollkommenheit zu erheben. Mich feſſelten noch immer gewiſſe Neigungen, die zwar an ſich nicht ſehr ſchlimm, aber doch genügend waren, um meinen Fortſchritt zu hemmen.

Man hatte mir von einem ſehr gelehrten Geiſtlichen geſprochen, deſſen Tugend und erbauliches Leben eben jetzt in unſerer Stadt zutage kam. Ich ſuchte ihn zu ſprechen durch die Vermittlung eines heiligmäßigen Edelmannes, der gleichfalls in unſerer Stadt lebte. Dieſer letztere[1] war verehelicht, von bewunderungswürdigem tugendhaften Wandel, ein Mann des Gebetes und der chriſtlichen Barmherzigkeit, ſtrahlend von Güte und Milde, die vielen anderen Seelen zugut kamen. Denn er beſaß beſondere Gaben, die ſein Stand keineswegs mit ſich brachte, um ihnen zum Fortſchritt im inneren Leben behilflich zu ſein. Er hat ſehr viel Verſtand, die größte Leutſeligkeit für alle Welt, eine unvergleichlich angenehme Art der Unterhaltung, die ſo liebenswürdig und zugleich ſo heilig und ſo verſtändig iſt, daß ſie jedermann bezaubert. Er hat nur den einen Wunſch: das Heil der Seelen zu fördern, und er ſcheint ſich um nichts zu kümmern, als Leiden zu lindern und Glückliche zu machen. Dieſer gottgeſegnete heilige Mann gab, meine ich, den erſten Anſtoß zur Rettung meiner Seele. Ich konnte mich nicht genug über ſeine Demut mir gegenüber verwundern, denn ſeit faſt vierzig Jahren widmete er ſich dem Leben des Gebetes in der größtmöglichen Vollkommenheit, die ſein Stand zuließ. Seine Frau[1]) war ebenfalls die Barmherzigkeit ſelbſt und eine ſo gute Dienerin Gottes, daß ſie ihrem Manne in keiner Beziehung hinderlich war; hingegen erſchien ſie ſo recht als die von Gott auserwählte Gattin ſeines frommen Dieners. Wir waren miteinander verwandt und verſchwägert; und überdas war er ſehr befreundet mit einem ausgezeichnet frommen Mann, der eine meiner Couſinen geheiratet hatte. Durch ſeine Vermittlung alſo kam jener gottſelige Geiſtliche, ſein Freund, zu mir, den ich zu ſprechen und zum Seelenführer zu haben wünſchte. Trotz meiner außerordentlichen

---

[1] Er hieß Don Franciſco Salcedo; jener Dr. Gaſpar Daza.

---

[1]) Mencia Davila.

Verlegenheit, mich einem ſo heiligen Manne gegenüber zu ſehen, ſprach ich doch mit ihm über den Zuſtand meiner Seele und über meine Gebetsweiſe. Er lehnte meine Bitte, mein Beichtvater zu werden, mit dem Übermaß ſeiner Geſchäfte ab, und behandelte mich ſogleich wie eine ſtarke Seele. Er urteilte nämlich nach den Gebetsgnaden, die mir zuteil wurden, und die freilich eine ſolche Wirkung hätten hervorrufen müſſen, und mit heiliger Entſchiedenheit verlangte er von mir eine Treue, welche jede Beleidigung Gottes meide. Aber um auf einmal alle und jede kleine Unvollkommenheit abzulegen und urplötzlich zur höchſten Vollkommenheit aufzuſteigen, dazu fühlte ich nicht die Kraft in mir. Es betrübte mich, daß er die Erziehung meiner Seele wie eine Angelegenheit behandelte, die mit einem Schlag abzutun ſei, während ich fühlte, daß ſie große Sorgfalt verlange und daß die Arznei, die er ihr geben wollte, ſie nicht heilen konnte. Seine Mittel waren für vollkommenere Seelen gut. Ich aber ſtand, was Tugend und Abtötung betrifft, bei den erſten Anfängen, obgleich mich Gott durch ſeine Gnaden ausgezeichnet hatte. Ich bin feſt überzeugt, wäre er der Führer meiner Seele geworden, ſo wäre ſie nie aus ihrem Elend herausgekommen. Der Schmerz, den ich empfand, weil ich fühlte oder glaubte, es ſei mir unmöglich, ſeine Vorſchriften zu befolgen, genügte, um mich hoffnungslos zu machen und in gänzlichſter Verzagtheit meine guten Vorſätze aufzugeben. Es war gewiß ſehr merkwürdig, daß ein Mann, der ganz beſondere Gnaden hatte, um die Seelen zu Gott zu führen, meine Seele ſo wenig verſtand, und daß er überhaupt gar nicht geneigt war, ihre Leitung zu übernehmen. Jetzt ſehe ich, wie ſehr es zu meinem Beſten war: denn ich ſollte einige heiligmäßige Männer aus der Geſellſchaft Jeſu kennen lernen und zu Führern meiner Seele erhalten.

An jenem Tage wurde zwiſchen dem erwähnten frommen Edelmann und mir abgemacht, daß er mich zuweilen beſuche. Da hatte ich denn Gelegenheit, ſeine große Demut im Verkehr mit einer ſo armſeligen Perſon, wie ich war, zu bewundern. Er begann gleich bei ſeinen erſten Beſuchen damit, mich zu ermutigen und mir zu ſagen, ich dürfe nicht daran denken, in einem Tage mit mir ſelbſt fertig zu werden; nach und nach werde Gott mir dazu verhelfen; habe er ſelbſt ſich doch jahrelang in recht leichten Dingen nicht zu überwinden vermocht. Wie bewundernswert iſt ſolche Demut! welche Wohltat iſt es, mit einer ſo demütigen Seele zu verkehren! Dieſer heilige Mann — mir ſcheint, man dürfe ihn mit Recht ſo nennen — klagte ſich kleiner Unvollkommenheiten an, um mir Mut zu machen und weil ſie ſeiner Demut als Fehler erſchienen. In meinem Stande wären ſie es geweſen, doch in dem ſeinen waren ſie es nicht. Wenn ich auf ſolche Kleinigkeiten eingehe, ſo geſchieht es abſichtlich, denn ſie ſind unglaublich heilſam, um die erſten Schritte einer Seele auf dem Wege der Vollkommenheit zu fördern und ihr zu zeigen, daß ſie mit der Zeit ſchon fliegen werde, wenn die Flügel jetzt auch noch nicht kräftig genug ſind. Wer das nicht durchgemacht hat, weiß nicht, wie nützlich dergleichen Kleinigkeiten ſind. Da ich zu Gott hoffe, Ew. Hochwürden werden recht viele Seelen der

Vollkommenheit zuführen, ſo ſage ich Ihnen: mein Seelenheil hing davon ab, daß man es verſtand, mich zu heilen, daß man ſich demütig und barmherzig zu meiner Niedrigkeit herabließ, und daß man mich mit allen meinen Fehlern geduldig ertrug. Dieſer vortreffliche Mann ging ſehr vorſichtig zu Werk und gab mir nur ganz allmählich Mittel an, um den böſen Feind zu überwinden. Ein ſo guter Führer wurde mir bald ſehr teuer. Die Tage, wo ich ihn ſah, waren Feiertage für meine Seele; aber ſie waren ſelten. Blieb er noch länger als gewöhnlich aus, ſo betrübte ich mich ſehr und dachte, er möge mich wegen meiner Unvollkommenheit nicht mehr ſehen.

Als ich ihn von meinen großen Fehlern in Kenntnis ſetzte — vielleicht müßte ich ſagen: von meinen Sünden, obſchon ich mich beſſerte, ſeitdem er ſich meiner annahm — und ihm auch die Gnaden mitteilte, die Gott mir erzeigte, damit er mich erleuchten könne, ſagte er mir: das Eine paſſe nicht zu dem Andern; ſo wonnevolle Tröſtungen empfingen nur Seelen, die auf dem Wege der Vollkommenheit und der Abtötung weit vorgeſchritten wären. Er könne nicht eine gewiſſe Furcht unterdrücken, weil er in manchen Dingen die Wirkung des böſen Geiſtes wahrzunehmen meine; doch wolle er kein entſcheidendes Urteil abgeben. Ich möge recht genau über alles nachdenken, was ſich mit mir im Gebet zutrage und dann es ihm berichten. Nun war es aber eben mein Unglück, daß ich mich gerade darüber nicht auszudrücken wußte. Die Gnade, es zu verſtehen und anderen verſtändlich zu machen, hat mir Gott erſt vor kurzem gewährt. Als der gottſelige Mann dies von mir verlangte, geriet ich in unbeſchreibliche Angſt und Betrübnis und löſte mich in Tränen auf. Gottes Wohlgefallen zu erlangen war ja mein heißeſter Wunſch, und es ſchien mir einerſeits unmöglich, daß ſolche Gnaden das Werk des Teufels ſein könnten. Andererſeits aber fürchtete ich, Gott laſſe um meiner großen Sünden willen Verblendung und Irrtum bei mir zu. Ich nahm meine Zuflucht zu Büchern, in der Hoffnung, bei ihnen den Ausdruck zu finden, der mir fehlte. Und wirklich! in dem einen, welches „Die Beſteigung des Berges“[1]) heißt, und von der Vereinigung der Seele mit Gott handelt, fand ich alle Merkmale meines eigenen Zuſtandes. Der Autor ſagte, die Seele ſei unfähig irgend etwas zu denken, während ſie in dieſem Gebet ſich befinde; und das war der Fall bei mir. Ich bezeichnete dieſe Stelle im Buch und gab es meinem frommen Freunde, damit er und jener gute Diener Gottes, der heiligmäßige Geiſtliche, deſſen Beſuch bei mir ich erwähnt habe, ſie prüfen und mir demnach ſagen möchten, was ich zu tun habe. Ich ſei entſchloſſen, meine Gebetsweiſe aufzugeben, ſobald ihnen dieſes beſſer ſcheine, als mich durch das Gebet in die Gefahr der Täuſchungen zu begeben. Denn hätte ich nach einer zwanzigjährigen Übung desſelben keinen anderen Gewinn, als den: teufliſchem Blendwerk zu verfallen, ſo könne kein Zweifel über das beſtehen, was ich zu tun habe. Freilich werde es mir ſehr ſchwer fallen, da ich aus Erfahrung wiſſe, was aus meiner Seele ohne Gebet werde. Genug! wohin

---

[1]) Wahrſcheinlich von Bernardin de Laredo, Minorit.

Dritter Sonntag nach Epiphanie.

„Volo! mundare!“ *Ev. Matth. 8.*

Sieh den Ausſatz meiner Sünden,
Herr, und laß mich Rettung finden!
Kennſt Du noch in dieſer Wildniß
Mich — einſt Gottes Ebenbildniß?

Ach, ich darf nicht zu Dir treten,
Aber beten laß mich, beten:
Denk' an Deine bittern Leiden,
An Dein Kreuz, an Dein Verſcheiden!

Sprich mit Deinem reinen Munde
Nur ein Wort und ich geſunde.
Eins bei Dir iſt That und Wille,
Iſt Barmherzigkeit in Fülle! — —

ich den Blick wenden mochte, ich ſah nichts als Schmerz und Gram, wie jemand, der mitten in einem Fluß ſchwimmt und auf beiden Ufern von Feinden bedroht wird und dem Ertrinken ganz nahe iſt. Dies ſind grauſame Leiden; ich habe ſie öfter durchgemacht. Vielleicht erſcheinen ſie nicht wichtig; aber ich werde dennoch davon ſprechen, weil es etwa einen Fingerzeig geben kann, auf welche Weiſe man die Geiſter prüfen ſoll. Ja, grauſam ſind dieſe Leiden, und ſehr behutſam muß man die Leidenden behandeln, beſonders wenn es Frauen ſind. Dieſen ſchwachen Naturen darf man nicht ſo rundweg ſagen, was in ihnen vorgehe ſei ſataniſches Blendwerk; das könnte ihnen großen Schaden tun. Man prüfe alles genau, man entferne ſie von der Gefahr, wenn eine vorhanden iſt, man lege großes Gewicht auf ihr Schweigen über dieſe Sache; aber man bewahre auch ihr Geheimnis, wie es ſich ſchickt. Ich ſpreche, wie jemand, der durch Schaden klug wurde. Mein Geheimnis iſt mir nicht bewahrt worden. Diejenigen, denen ich mich anvertraute, bezüglich meiner Gebetsweiſe, haben mit anderen darüber geſprochen, gewiß nur in guter Abſicht. Mir aber ſchadete es, daß Dinge allgemein bekannt wurden, welche beſſer verſchwiegen geblieben wären, weil ſie nicht für alle Welt ſind; denn es gab mir den Anſchein, als ob ich ſelbſt ſie bekannt mache. Ich glaube, der Herr hat dies zugelaſſen ohne ihre Schuld, nur um mich leiden zu laſſen. Es verſteht ſich, daß ſie nicht von Dingen ſprachen, die ich in der Beicht ihnen ſagte. Da ich ihnen aber meine Seele in allen ihren Ängſten offenbarte, um Licht und Belehrung zu gewin-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20889 / 076

nen, ſo meine ich, ſie hätten mir Schweigen bewahren müſſen, denn ich hätte nie gewagt, ſo groß war mein Vertrauen, ihnen etwas zu verheimlichen. Frauen alſo muß man mit großer Behutſamkeit leiten. Ermutigen muß man ſie, aber mit Geduld den Zeitpunkt abwarten, wo Gott ihnen zu Hilfe kommen wird, wie Er mir getan. Ohne ſeinen Beiſtand hätte meine furchtſame, ſchüchterne Natur der Angſt erliegen müſſen, in die man mich verſetzte. Bei meinem heftigen Herzleiden wundere ich mich, daß ich es überhaupt aushalten konnte.

Ich gab alſo meinem frommen Freunde das Buch und fügte einen Bericht meines Lebens und meiner Sünden hinzu, den ich ſo genau wie möglich abgefaßt hatte. Es war keine Beicht; ihm, als einem Laien, konnte ich ſie ja nicht ablegen; allein ich verſchwieg ihm die Tiefe meines Elends nicht. Die beiden Diener Gottes prüften alles mit großer, barmherziger Liebe. Das währte ein paar Tage. Während der Zeit betete ich mit größtem Eifer, empfahl mich dem Gebet frommer Perſonen und harrte mit größter Beklommenheit auf die Antwort. Endlich kam ſie. Der vortreffliche Mann erſchien höchſt bekümmert bei mir mit der Erklärung: ſie glaubten Beide, daß das, was während des Gebetes in mir vorgehe, vom Geiſt der Finſternis herrühre, und ſie fänden es am zweckmäßigſten, daß ich meinen Seelenzuſtand einem Pater der Geſellſchaft Jeſu offenbare. Er werde kommen, wenn ich ihm ſagen ließe, ich bäte dringend um ſeine Hilfe. Durch eine Generalbeicht ſolle ich ihm mit möglichſter Klarheit Rechenſchaft über mein Leben, meinen Charakter, meine Neigungen ablegen; durch die Kraft des

Bußſakramentes werde ihm Gott mehr Licht verleihen, und überdas wären dieſe Patres ſehr erfahren in geiſtlichen Dingen. An ſeine Ratſchläge müſſe ich mich dann ſtreng halten; denn ohne Führer ſchwebe meine Seele in größter Gefahr. Dieſe Antwort flößte mir ſolches Entſetzen und ſolchen Schmerz ein, daß ich faſſungslos war und mich in Tränen auflöſte. Ich wußte gar nicht, was aus mir werden ſolle und ging in tiefſter Niedergeſchlagenheit in ein Oratorium. Dort fand ich in einem Buch den Ausſpruch des heil. Paulus, daß Gott getreu ſei und niemand über ſeine Kraft verſuchen laſſe (I Cor. 10, 13). Gott ſelbſt ſchien ſo zu mir zu ſprechen; es tröſtete mich ungemein. Ich begann nun mich mit meiner Generalbeicht zu beſchäftigen, und meinen ganzen Lebenslauf mit allem Guten und allem Böſen, ſo klar und ſo ausführlich ich konnte und wußte, niederzuſchreiben. Als ich damit fertig war und nun auf der einen Seite ſo viel Böſes, auf der anderen aber faſt gar nichts Gutes ſah, da erinnere ich mich, daß ich tiefen Schmerz empfand. Die Vorſtellung, man könne im Kloſter den Beſuch der gottſeligen Männer von der Geſellſchaft Jeſu bei mir erfahren, war mir ſehr peinlich. Ich fürchtete meine große Unvollkommenheit. Ich meinte, der Verkehr mit ihnen lege mir die ſtrengere Verpflichtung auf, mich zu beſſern, und all meinen eiteln Zeitvertreib aufzugeben; täte ich es nicht, ſo ſtehe es um ſo ſchlimmer mit mir. Genug, ich bat die Sakriſtanin und die Pförtnerin, gegen niemand dieſen Beſuch zu erwähnen. Dieſe Vorſicht ſchlug fehl; denn als man mich in's Sprachzimmer rief, um ihn zu empfangen, traf ich an der Tür eine Nonne, die ihn im ganzen Kloſter bekannt machte. O Himmel, welche Verlegenheiten und welche Beſorgniſſe legt der Teufel der Seele in den Weg, die Gott näher kommen will!

Dieſem Diener Gottes[1]) nun — denn das war er im höchſten Grade — offenbarte ich meine ganze Seele. Vorſichtig, klug, und erfahren im Leben des Geiſtes, wie er war, gab er mir Licht und Mut. Er ſagte, was in mir vorgehe, rühre unverkennbar vom Geiſt Gottes her; mit der Betrachtung aber müſſe ich ganz von vorn wieder anfangen, denn ſie beruhe nicht auf einem feſten Fundament, und ich hätte noch gar nicht angefangen, die Abtötung zu üben. Dies war ſo richtig, daß ich mich kaum entſann, jemals dies Wort gehört zu haben. Dann ſetzte er hinzu, ich dürfe unter keiner Bedingung vom betrachtenden Gebet ablaſſen; da Gott mir in demſelben die ungewöhnlichſten Gnaden erteile, müſſe ich es auf's allereifrigſte üben; vielleicht wolle er ſich meiner als Werkzeug bedienen, um ſich vielen anderen ebenfalls gnädig zu erzeigen. Noch andere Dinge der Art ſagte er, gleichſam prophetiſch alles vorherſehend, was der Herr ſeitdem in mir vollbracht hat; und ſchließlich ſagte er, ich würde außerordentlich ſtrafbar ſein, wenn ich den Gnaden Gottes nicht entſpräche. Jedes Wort ſchien ihm vom heiligen Geiſt eingegeben, um meine Seele zu heilen, ſo feſt und ſanft prägte es ſich ihr ein. Anfangs war ich tief beſchämt; aber er leitete mich ſo, daß ich mir ſelbſt bald ganz verändert vorkam. O, was iſt das für eine wunderſame Sache, eine Seele verſtehen! — Er wies mich an, täglich ein Geheimnis des bitteren Leidens zu betrachten, es auf mich anzuwenden und Frucht daraus zu ziehen, mich nur mit der heiligſten Menſchheit Jeſu zu beſchäftigen, jeder Verſunkenheit des Geiſtes und jeder tröſtlichen Süßigkeit mit aller Kraft zu widerſtehen und ſie nicht in mir aufkommen zu laſſen, und dies ſo lange fortzuſetzen, bis er mir eine andere Weiſung geben werde. Ich fühlte mich unausſprechlich getröſtet und geſtärkt; der Herr hatte mir geholfen und half ihm zur Erkenntnis meines Charakters und der Art, wie er mich zu leiten habe. Mein Entſchluß ſtand feſt: ich wollte auch in dem geringſten Punkt nicht von ſeinen Vorſchriften abweichen; und das habe ich bis zu dieſer Stunde gehalten. Gott ſei gelobt, der mir die Gnade gab, meinen Beichtvätern, wenn auch unvollkommen, zu gehorchen und ihrer Leitung, wenn auch nicht mit der äußerſten Genauigkeit, zu folgen. Es waren ſeitdem faſt immer gottſelige Männer aus der Geſellſchaft Jeſu. Eine entſchiedene Wendung zum Beſſeren nahm jetzt meine Seele.

---

[1]) P. Juan de Padranos, der 1555 mit P. Fernando Alvarez die Geſellſchaft Jeſu in Avila einführte.

◆

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie heilſam der Gehorſam ihr war. Pater Franz Borja ſpricht ihr Mut zu. Ihre Freundſchaft mit Donna Guiomar de Ulloa. Pater Balthaſar Alvarez S. J. wird ihr Beichtvater.

Nach der Generalbeicht war meine Seele ſo ſchmiegſam, daß es gar nichts gab, was ſie nicht bereitwillig getan hätte. Dies war der Anfang ihrer Bekehrung in vielen Dingen, zu welchen der Beichtvater ſie aber gar nicht drängte. Im Gegenteil ſchien er wenig Gewicht auf meine Bemühungen zu legen, was mich nur um ſo mehr aneiferte. Er führte mich eben auf dem Wege der Liebe zu Gott. Da gibt es nur Freiheit und keinen anderen Zwang, als den der Liebe. Etwa zwei Monate tat ich mir die äußerſte Gewalt an, um der ſüßen Gnadenfülle zu widerſtehen, womit Gott mich überſtrömte. Auch nach außen wurde meine Veränderung bemerkbar, denn der Herr gab mir Mut, manches zu tun, was die Perſonen, die mich kannten, und die Nonnen meines Kloſters ſehr übertrieben nannten. Im Vergleich zu dem, was ich früher tat, durfte man es mit Recht übertrieben nennen; aber im Vergleich zu den Verpflichtungen, die mein Kleid und mein Stand mir auferlegten, blieb ich noch ſehr weit zurück. Durch den Widerſtand gegen den Genuß der Gnaden hatte ich einen großen Gewinn, eine Belehrung nämlich, die der göttliche Meiſter ſelbſt mir gab. Früher wähnte ich, möglichſte Einſamkeit und Unbeweglichkeit wären notwendig, um die Wonnen des Gebetes zu genießen; jetzt erfuhr ich das Gegenteil. Je mehr ich mich gegen ſie verteidigte, um deſto mehr erfüllte mich eine namenloſe Süßigkeit und umgab mich eine unbeſchreibliche Herrlichkeit, von der ich mich ſo umfloſſen ſah, daß eine Flucht unmöglich war. Ich leiſtete Widerſtand bis aufs äußerſte, ja bis zur Qual; doch gerade in dieſen zwei Monaten war der Herr huldreicher denn je, um mir recht einleuchtend zu machen, daß ich nicht mein eigener Herr ſei. Meine Liebe zur heiligſten Menſchheit Jeſu erwachte aufs neue in mir; mein Gebet wurde feſter, wie ein Gebäude, das eine ſichere Grundlage hat; ich nahm mit Freuden Bußübungen auf, die ich wegen meiner großen Kränklichkeit ſehr vernachläſſigt hatte. Mein frommer Beichtvater ſagte mir, gewiſſe Bußwerke könnten meiner Geſundheit durchaus nicht ſchaden und Gott ſchicke mir vielleicht die vielen Krankheiten, weil ich mit Bußübungen ſo ſaumſelig ſei. Er ſchrieb mir etliche Abtötungen vor, die gar nicht nach meinem Geſchmack waren; aber ich tat alles, weil ich glaubte, es ſei der Befehl Gottes und Gott gab meinem Beichtvater die Gnade, dieſe Befehle in einer Weiſe mir auszuſprechen, die mich gern gehorchen ließ. Meine

Seele empfand ſchon ſchmerzlich die geringſte Beleidigung Gottes. Beſaß ich z. B. irgend eine überflüſſige Sache, ſo konnte ich mich nicht zum Gebet ſammeln: ich mußte ſie zuvor weggeben. Ich flehte inſtändigſt zu Gott, Er möge ſeine Hand ſchützend über mir halten und mich vor jedem Rückfall bewahren, da ich nun in Verbindung mit ſeinen frommen Dienern ſei. Sehr ſtrafbar wäre mir eine ſolche Treuloſigkeit erſchienen! auch deshalb, weil das große Anſehen dieſer Männer dadurch beeinträchtigt werden konnte.

Um dieſe Zeit kam Pater Franz Borja, der in der Welt Herzog von Gandia geweſen war, in unſere Stadt. Einige Jahre zuvor hatte er die ganze Weltherrlichkeit von ſich geworfen und war in die Geſellſchaft Jeſu eingetreten. Mein Beichtvater und der fromme Edelmann forderten ihn auf, mich zu beſuchen. Sie wußten, wie hochbegnadet und hocherleuchtet er ſei und ſie wünſchten, ich möge ein Geſpräch mit ihm haben und ihm etwas über meine Gebetszuſtände offenbaren. Der Herr, für den er alles verließ, hatte es ihm ſchon in dieſem Leben durch ſeligen Troſt vergolten. Er kam zu mir, hörte mich an und ſagte, in dem allen ſei der Geiſt Gottes; es ſcheine ihm aber jetzt nicht mehr an der Zeit, demſelben zu widerſtehen wie bisher. Ich möge fortfahren, mein Gebet mit der Betrachtung eines Geheimniſſes des bitteren Leidens zu beginnen; wolle dann der Herr meinen Geiſt entrücken, ſo dürfe ich nicht widerſtreben; nur müſſe ich ihm alles überlaſſen und nicht nachhelfen wollen. So gab er mir zugleich Rat und Arznei, wie jemand, der wohlbewandert auf dieſer Höhe iſt. Erfahrung tut gar viel in dieſen Dingen. Genug, er erklärte mir, daß nunmehr der Widerſtand aufhören müſſe, und ich fühlte mich unausſprechlich durch ihn getröſtet. Der vortreffliche Edelmann war es gleichfalls. Er freute ſich ungemein über die Entſcheidung des Pater Franz Borja, blieb mir immer ſehr gewogen und ſtand mir ſtets hilfreich mit ſeinem Rat bei.

Leider blieb mein Beichtvater nicht lange in unſerer Stadt. Er wurde nach einem anderen Ort geſchickt. Es tat mir außerordentlich weh, denn ich dachte, ich würde in mein altes Elend zurückfallen, da ich es für unmöglich hielt, einen anderen Führer zu finden, der ihn mir erſetzen könne. Meine Seele war wie in einer Wüſte, troſtlos und verzagt und ich wußte nicht, was ich mit mir ſelbſt anfangen ſolle. Eine meiner Verwandten erwirkte mir die Erlaubnis, einige Zeit in ihrem Hauſe leben zu dürfen. Da war es meine erſte Sorge, mir gleich wieder einen Beichtvater unter den Patres der Geſellſchaft Jeſu zu ſuchen. Der gute Gott ließ mich eben jetzt ein herrliches Freundſchaftsbündnis mit einer Witwe, einer Dame aus ſehr großem Hauſe,[1] ſchließen. Sie war eine betende Seele und in vielfachem Verkehr mit den Patres. Sie ſchlug mir vor, ihren Beichtvater auch zu dem meinen zu machen. Ich hielt mich mehrere Tage bei ihr auf. Ihr Haus war dem der Patres ganz nahe und ich fühlte mich ſehr glücklich, ſo leicht mit ihnen in Verkehr zu kommen. Die Heiligkeit ihres Lebens in

---

[1] Donna Guiomar de Ulloa.

Sprich! — „Ich will: ſei rein und gehe,
Daß des Prieſters Aug' dich ſehe.“
Mög' im Glauben feſt befunden
Ich an Deinem Wort geſunden!

der Nähe zu beobachten, brachte ſchon meiner Seele den größten geiſtlichen Gewinn. Mein neuer Beichtvater[1] begann, mich in größerer Vollkommenheit leben zu laſſen. Er ſagte mir, ich müſſe durchaus alles und jedes tun, um mir Gottes Wohlgefallen zu erwerben. Weil er aber ſah, daß meine Seele mit nichten ſtark, ſondern gar weich war, führte er mich ungemein klug und gelinde, namentlich in Betreff meiner Freundſchaften. Ich beleidigte freilich Gott nicht durch ſie, allein ſie waren mir doch ſehr teuer und es ſchien mir undankbar, ſie aufzugeben. Ich ſagte ihm ganz aufrichtig dies Bedenken; meine Freundſchaften überſchritten nicht die Grenzen des Erlaubten: alſo warum lieblos mit ihnen brechen? — Er ſagte, ich ſolle dieſe Angelegenheit während einiger Tage recht inbrünſtig Gott empfehlen und die Hymne Veni creator beten; dann würde mir ſchon klar werden, was das Beſte ſei. Als ich nun einen Tag ſehr viel gebetet, und den Herrn ſehr dringend angefleht hatte, mir zu helfen, damit ich ihm in jeder Beziehung wohlgefällig ſei, begann ich die Hymne. Während ich ſie ſprach, kam eine ſo plötzliche Extaſe über mich, daß ich faſt ganz außer mir war und ich vernahm die Worte: „Ich will, daß dein Verkehr fortan nicht mit Menſchen, ſondern mit Engeln ſei.“ Es war das erſte Mal, daß mir der Herr die Gnade der Entzückung gab. Sie war zu augenſcheinlich, um an ihr zu zweifeln; aber ſie erfüllte mich mit heiliger Scheu, weil die Bewegung des Geiſtes ſehr heftig war, und weil ich in der innerſten Tiefe meiner Seele jene Worte vernahm. Nachdem aber der Schrecken gewichen war, welchen die Neuheit der Sache, mein' ich, mit ſich brachte, blieb mir eine unausſprechliche Beruhigung zurück.

---

[1] P. Balthaſar Alvarez.

Dieſe Worte haben ſich erfüllt. Ich habe ſeitdem keine Freundſchaft ſchließen, keine beſondere Liebe und Zuneigung empfinden können, außer für Perſonen, von denen ich überzeugt war, daß ſie Gott lieben und dienen wollten und ſich dem Gebet widmeten. Wo das nicht der Fall iſt, Verwandte und alte Freunde nicht ausgenommen, iſt jeder Umgang mir ein ſchweres Kreuz. So verhält es ſich in Wahrheit mit mir — inſofern ich mich beurteilen kann. Von jenem Tage an, wo Gott in einem Augenblick — ich meine, daß es nicht länger war! — mein Herz veränderte, brannte ich vor Verlangen, alles für ihn zu verlaſſen, nichts zu lieben als ihn allein. Es war nicht mehr nötig, mich zu einem Opfer zu drängen. So lange mein Beichtvater ſah, wie ſchwer es mir wurde, hatte er nicht gewagt, es mit aller Entſchiedenheit von mir zu verlangen. Er wartete ohne Zweifel, bis die Hand des Herrn eine Änderung hervorbringe. Ich ſelbſt aber mochte an keine Änderung denken. Eine frei gewählte und erlaubte Freundſchaft zu zerbrechen war mir unerträglich. Jetzt aber gab der Herr auf einmal meiner Seele die Freiheit und den Starkmut, um es zu tun. Ich ſagte es meinem Beichtvater und brach nun den Umgang in der Weiſe ab, die er mir angab; und mein Entſchluß machte gerade auf diejenigen Perſonen, die er betraf, den allerbeſten Eindruck. Gott ſei geprieſen in Ewigkeit! Er ſprengte meine Feſſeln! jahrelang hatte ich mit mir ſelbſt gerungen, um das Opfer zu bringen; vergebens! und doch war der Kampf zuweilen ſo heftig, daß ich ihn auf Koſten meiner Geſundheit führte. Da er aber nun durch den allmächtigen Herrn und Schöpfer jeder Kreatur zu Ende gebracht wurde, ſpürte ich keinen Schmerz.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Über die Worte, die der Herr in der Seele ſpricht; wie man ſie vernimmt; welche Täuſchungen vorkommen können; deren Merkmale.

Es wird gut ſein, glaube ich, die Beſchaffenheit der Worte zu erklären, die Gott zu der Seele ſpricht, und den Eindruck, den es auf ſie macht, damit Ew. Hochwürden einen recht deutlichen Begriff davon bekommen. Seit jenem erſtenmal hat der Herr mir ſehr häufig dieſe Gnade erwieſen. Es ſind ganz deutlich ausgebildete Worte, die man aber mit dem leiblichen Ohr nicht hört, und die man doch viel deutlicher vernimmt, als man ſie hören könnte. Wollte man ſich auch alle Mühe geben, um ſie nicht zu vernehmen, ſo wäre das eine vergebliche Anſtrengung. Wollen wir menſchliche Worte nicht hören, ſo können wir uns die Ohren zuhalten oder uns anderweitig zerſtreuen, ſo daß wir nur unbeſtimmte Töne hören. Bei den Worten, die Gott zur Seele ſpricht, iſt es ganz anders; ſie erzwingen ſich Gehör; von hören oder nicht hören wollen iſt keine Rede, und der Verſtand wird genötigt, auf's allerdeutlichſte das zu vernehmen, was Gott für gut findet, zu ſagen. Dadurch zeigt er, daß er Gehorſam von uns verlangt, weil er der Allmächtige und unſer Herr und Meiſter iſt. Ich habe in dieſem Punkte eine lange Erfahrung, da ich aus Furcht vor Täuſchungen faſt zwei Jahre Widerſtand leiſtete. Auch jetzt verſuche ich es noch zuweilen, doch ohne Erfolg.

Auch über die Täuſchungen, die hier eintreten können, möchte ich etwas ſagen. Den Erfahrenen werden ſie freilich nicht blenden; allein er muß ſehr erfahren ſein, um zu unterſcheiden, ob die Worte vom guten oder vom böſen Geiſte herrühren, und um zu erkennen, ob unſer Geiſt ſie ſich einbildet oder ſie zu ſich ſelbſt ſpricht. Bis jetzt war mir das letztere nicht ganz klar, aber ſeit heute meine ich, daß er wirklich mit ſich ſelbſt reden könne. Worte, die von Gott kamen, ſagten mir Dinge vorher, die in zwei, drei Jahren eintreffen ſollten und genau ſo eingetroffen ſind, ohne ſich auch nur in einem Punkt bis zu dieſer Stunde falſch erwieſen zu haben. Das iſt ein guter Prüfſtein für den Geiſt Gottes; aber es gibt noch manchen anderen, von dem ich ſprechen will.

Empfiehlt jemand ein Anliegen mit großer Inbrunſt dem Herrn, ſo kann er ſich recht leicht einbilden die Antwort zu hören: es werde geſchehen — oder nicht geſchehen — oder es ſei ganz unmöglich. Hat er aber je göttliche Worte vernommen, ſo wird ihm der große Unterſchied einleuchten. Was der eigene Verſtand zuwege bringt, mag ſinnreich genug ſein; aber er weiß, daß er es ordnet und daß er es iſt, der da ſpricht. Zweierlei iſt's, eine Rede halten oder zuhören, wenn ein anderer redet; und jenes tut der Verſtand. Er hört dann nicht zu, ſondern ſetzt und ordnet ſeine Worte, die aber ſo gewiß leer und phantaſtiſch und ohne die herrliche Beſtimmtheit der göttlichen Worte ſind. Ferner ſteht es in dieſem Falle auch bei uns, an andere Dinge zu denken, gerade ſo, wie jemand ſchweigen kann, der eben redet. Spricht aber Gott zu uns, ſo vermögen wir das nicht. Ein anderes Zeichen, ein deutlicheres noch, iſt dieſes: Worte, die der Verſtand bildet, machen keinen Eindruck; Worte, die der Herr ſpricht, ſind Wort und Tat zugleich. Mögen ſie alſo Worte der Liebe oder des Tadels und des Vorwurfes ſein, ſie verſetzen die Seele auf der Stelle in das richtige Verhältnis, und geben ihr neue Fähigkeiten, Licht und Liebe, Troſt und Ruhe. War ſie zuvor im Innern gequält von Dürre oder Empörung oder Beläſtigungen — wie man die Hand umkehrt, wird alles anders, alles beſſer; der Herr will uns ſeine Allmacht zu erkennen geben, und daß Wort und Werk bei ihm eines und dasſelbe ſei. Zwiſchen den Worten, die Er zu uns ſpricht, und die wir in uns ſprechen, beſteht alſo der Unterſchied, meine ich, der zwiſchen zuhören und reden beſteht — und der iſt groß genug. Reden wir, ſo ordnet der Verſtand das, was wir ſagen. Redet man zu uns, ſo hören wir zu und tun nichts weiter. Im erſten Falle können wir nicht genau beſtimmen, ob ſich die Sache gemäß der Wahrheit verhalte, denn wir reden wie im Halbſchlafe. Im anderen Falle iſt die Stimme ſo deutlich, daß kein Silbchen verloren geht, und ſie läßt ſich zuweilen hören, wenn in der Seele ein ſolcher Tumult und im Verſtande eine ſolche Verwirrung iſt, daß kein einziger vernünftiger Gedanke aufkommen kann. Trotz deſſen hört die Seele jene Worte, von denen gleich das erſte ſie gründlich verändert, und ſie vernimmt ſo erhabene Wahrheiten, wie ſie nimmermehr, auch nicht in der tiefſten Sammlung, ſie je aufgefunden hätte. Noch weniger aber in der Extaſe, weil dieſe alle Fähigkeiten bindet. Wie könnte man Wahrheiten, entdecken, welche ſich niemals dem Gedächtnis oder den übrigen Seelenkräften vorgeſtellt haben, beſonders wenn die Einbildungskraft wie betäubt iſt?

Ich bemerke, daß die Seele auf dem höchſten Gipfel der Extaſe nie Worte vernimmt oder Viſionen hat. Dort löſen ſich alle ihre Fähigkeiten auf; dort kann ſie nicht ſehen, nicht hören, nicht verſtehen. Sie iſt dermaßen in der Gewalt des Herrn, daß Er ihr nicht die mindeſte Freiheit geſtattet. Doch dies währt nur eine ſehr kurze Zeit. Ihr folgt ein minderer Grad. Die Seele bleibt noch in der Extaſe, aber ihre Kräfte ſind nicht vollſtändig untergegangen; ſie ſind nur verſunken in ihren göttlichen Gegenſtand und unfähig zu Verſtandesbetrachtungen. Dies iſt der Augenblick für Viſionen und Worte.

Es gibt gar viele Mittel, um die beiden Wortarten zu unterſcheiden. Eine geübte und vorſichtige Seele wird ſich kaum einmal irren und bald das Richtige finden. Ich will nicht alle Mittel aufzählen, ſondern nur Eines angeben: die eigenen Worte machen keinen Eindruck aus uns; ſie gelten uns nichts, wir glauben ihnen ſo wenig wie unſeren eigenen Träumereien, oder wie den irren Reden eines Wahnwitzigen. Hingegen ſind wir wohl oder übel genötigt, die göttlichen Worte gelten zu laſſen. Es iſt als hörten wir eine ſehr heilige, höchſt weiſe und höchſt überlegene Perſon reden, von welcher wir wiſſen, daß ſie unfähig iſt zu lügen. Und dieſer Vergleich iſt zu niedrig! denn die Worte ſind zuweilen ſo umfloſſen von Majeſtät, daß wir, ohne daran zu denken wer es iſt, der ſie ſpricht, zittern und beben, wenn ſie uns tadeln und in Liebe zerſchmelzen möchten, wenn ſie liebevoll ſind. Überdas betreffen ſie Dinge, die unſerem Gedächtnis ganz fern liegen, und haben trotz aller Kürze einen ſo großen und tiefen Sinn, daß man lange Zeit braucht, um ſie nur zu ordnen. So etwas kann nur von göttlichen, nicht von menſchlichen Worten bewirkt werden, und dies alles beweiſt ganz deutlich, mein' ich, daß in dieſem Punkte keine andere als eine freiwillige Täuſchung obwalten könne.

Zuweilen geriet ich doch in Zweifel, glaubte das nicht, was mir geſagt wurde und hielt es für meine Phantaſie. Dies war aber nie im Augenblick ſelbſt der Fall; das wäre unmöglich geweſen! ſondern nachdem er längſt vorüber war. Viel ſpäter aber traf doch alles ein. Die Worte unſeres eigenen Geiſtes ſind wie die erſte Aufwallung eines Gedankens: er geht vorüber und wird vergeſſen. Die Worte des Herrn ſind unvergeßlich, haften im Gedächtnis, ſind gleichſam eine Tat, und ſchwinden ſie je aus der Erinnerung, ſo geſchieht es nur nach ſehr langer Zeit, und dies findet nur bei Worten der Liebe und der Belehrung ſtatt. Prophetiſche

Worte wird gewiß niemand vergeſſen. Trotz meines ſchlechten Gedächtniſſes iſt es mir wenigſtens nimmer begegnet. Ich komme alſo darauf zurück, die Unterſcheidungsgründe ſchlagend zu finden. Eine Seele müßte ganz verrucht ſein, um ſich ſelbſt täuſchen und behaupten zu wollen, ſie höre etwas, das ſie nicht hört; ſonſt aber wird ſie genau wiſſen, ob ſie es iſt, die in ſich die Worte zuſammenſetzt und ausſpricht, und beſonders dann wird ſie ſich nicht täuſchen können, wenn je der Geiſt Gottes zu ihr ſprach. Freilich! war das nicht der Fall, ſo mag ſie lebenslang in der Täuſchung befangen bleiben, ſie höre ihn ſprechen. Aber im Grunde begreife ich nicht, wie das zugehen ſoll. Entweder will ſie hören oder ſie will nicht. Ich nehme an, ſie wolle nicht. Sie quält ſich ab, weil ſie etwas hört, ſie will durchaus nichts hören, es ſtört ſie, ſie will bei ihrer ruhigen Betrachtung verbleiben. Nun wohlan! wie kann es ihr denn verborgen bleiben, daß ſie mit ſich ſelbſt ſpricht, da doch ihr Verſtand recht viel Zeit braucht, um ſeine verſchiedenen Betrachtungen anzuſtellen? Spricht hingegen Gott zu uns, ſo ſind wir in einem Augenblick über Dinge unterrichtet, zu deren Verſtändnis wir auf gewöhnlichem Wege mindeſtens einen Monat des Nachdenkens nötig hätten, und deren Erhabenheit Seele und Verſtand mit heiligem Schreck erfüllt. So iſt die Wahrheit! Wer in dieſen Dingen Erfahrung hat, wird beſtätigen, daß ſich alles buchſtäblich ſo zuträgt. Ich danke Gott, der mir die Gnade gab, es recht deutlich zu machen. Mit einem letzten Merkmal der Unterſcheidung will ich ſchließen. Es hängt von unſerem Willen ab, die Worte des Verſtandes zu hören. So oft wir im Gebet ſind, können wir meinen, man rede zu uns. Bei den Worten des Herrn iſt es ganz anders! da kann ich manchen Tag verlangen, ſie zu hören; — ich höre nichts! und dann auf einmal, wenn ich es gar nicht verlange, vernehme ich ſie. Wer die Welt täuſchen und ſagen wollte, Gott habe zu ihm geſprochen, während er doch nur mit ſich ſelbſt ſprach, der dürfte ebenſo dreiſt behaupten, er habe es mit leiblichem Ohr vernommen. Ich geſtehe aufrichtig, ich habe niemals gedacht, daß es eine andere Art zu hören geben könne, bis ich es an mir ſelbſt erfuhr. Aber es hat mich ſauere Mühe gekoſtet, dieſe Erfahrung zu machen.

Auch der Geiſt der Finſternis ſpricht zu uns. Statt eines guten Eindruckes machen ſeine Worte uns einen ſchlimmen. Zwei bis dreimal iſt es mir begegnet; aber der Herr warnte mich ſogleich. Es bleibt eine peinliche Unruhe, eine große Dürre in der Seele, eine Beängſtigung, wie ich ſie bei ſchweren Verſuchungen und großen Seelenleiden, die Gott über mich kommen ließ, empfunden habe und noch oft empfinde — wie ich ſpäter ſagen werde. Man weiß nicht, woher die quälende Unruhe kommt, gegen welche die Seele ſich wehrt; man weiß nicht, warum ſo plötzlich alles in uns Aufruhr und Verſtörung iſt; denn das, was der böſe Feind uns geſagt hat, iſt keineswegs böſe; im Gegenteil, es iſt gut. Aber ich meine, der Geiſt fühle die Nähe eines fremdartigen Geiſtes. Auch er läßt eine gewiſſe Süſſigkeit koſten, die jedoch ſehr verſchieden von jener iſt, welche die göttlichen Worte begleitet. Wer dieſe nie genoß, mag ſich täuſchen können; ich

Vierter Sonntag nach Epiphanie.

„Imperavit ventis et mari et facta est tranquillitas magna.“ *Ev. Matth. 8.*

Du ſchläfſt, o Herr, bei dieſem Sturme,
Du lenkſt des Nachens Steuer nicht,
Verſagſt die Kraft dem armen Wurme,
Verhüllſt vor ihm der Gnade Licht?

O ſieh, wie Blitze mich umzücken,
Die Welle gierig nach mir langt,
In all des nächt'gen Sturmes Tücken
Sieh, wie das matte Herz erbangt.

Doch nein! ich will nicht ſcheu verzagen,
Im ſchwanken Nachen will ich knien,
Des Todes Grauen ſtill ertragen
Und ſtill zu Deiner Liebe fliehn.

aber nenne wahre und echte Süßigkeit eine ſanfte, ſtarke, anhaltende, ruhige, ſelige Freude. Sie hat nichts gemein mit kleinen andächtigen Aufwallungen, mit kleinen frommen Gefühlen, die ſich in Tränen ergießen und die, wie ſchwache Blümchen, bei dem erſten Luftzug von der Seite der Trübſal her geknickt werden. Dies ſind ſchöne Empfindungen und glückliche Anlagen, aber es iſt noch keine wahre Andacht, und man kann ſie nicht als Maßſtab brauchen, um die Wirkungen des guten und des böſen Geiſtes zu beſtimmen. Perſonen, die im Gebet noch nicht weiter als bis zu dieſen kleinen Tröſtungen gekommen ſein ſollten, müſſen recht vorſichtig höher hinaufgehen, und hätten ſie gar Viſionen oder Revelationen, ſo könnte denen ſehr leicht eine Täuſchung zugrunde liegen. Mir wurden dieſe beiden letzten Gnaden erſt dann zuteil, als mich der Herr in ſeiner Huld und Güte ſchon zum Gebet der Vereinigung erhoben hatte. Nur muß ich eine Viſion ausnehmen, die manches Jahr zuvor eintrat. Da erſchien mir Chriſtus, und wollte Gott, ich hätte verſtanden, daß dies eine wahre und wirkliche Viſion ſei — wie ich es ſpäter einſah — ſo hätte ich daraus gute Frucht ziehen können. Nach einem Blendwerk des Teufels bleibt in der Seele keine Geiſtesſtille, ſondern Schreck und große Mißſtimmung zurück.

Es iſt meine feſte Überzeugung, Gott werde niemals zulaſſen, daß der böſe Feind eine Seele hintergehe, die ſich ſelbſt mißtraut und unerſchütterlich genug im Glauben iſt, um bereit zu ſein, für eine einzige Glaubenslehre tauſendmal zu ſterben; —

die mit dieſer Liebe zum Glauben, die Gott ihr eingibt, mit dieſem lebendigen, ſtarken Glauben, ſtets entſchloſſen iſt, ſich in Übereinſtimmung mit der Kirche zu halten; — die ſich fortwährend beſtrebt, durch erleuchtete Männer mehr und mehr Licht und Einſicht über die Wahrheiten der Offenbarung zu erhalten; — und die durch keine, nur irgend denkbare Offenbarung, und ſollte ſie auch den Himmel offen ſehen, dahin gebracht werden könnte, ein Jota von der Lehre der Kirche aufzugeben. Sollte ſie einmal in ihren Gedanken ſchwankend werden und meinen: wenn Gott mir das ſagt, ſo kann es ja eben ſo wahr ſein, als was er zu den Heiligen geſagt hat — ſo wäre es ſehr ſchlimm, daß ſie ſich dabei aufhielte, anſtatt zu erkennen, wie in dieſer erſten Bewegung ein Anfang teufliſcher Verſuchung liege. Aber ich glaube, auch dieſe erſten Bewegungen werden recht ſelten in einer Seele auftauchen, welcher Gott die Kraft gibt, den Kampf mit allen böſen Geiſtern aufzunehmen, um den geringſten Glaubensartikel der Kirche zu verteidigen. Findet die Seele aber nicht eine ſo energiſche Entſchloſſenheit in ſich, vermehren himmliſche Tröſtungen und Viſionen nicht ihre Glaubenskraft: ſo halte ſie die letzteren nicht unbedingt für göttlichen Urſprungs. Möge ſie auch nicht ſogleich den Schaden bemerken, der ihr daraus erwächſt — er iſt groß, und er kann größer werden! ich ſehe und ich weiß aus Erfahrung, daß wir nur dann einer Offenbarung Glauben ſchenken dürfen, als ſie in vollkommener Übereinſtimmung mit der Heiligen Schrift iſt. Weicht ſie im mindeſten davon ab: ſo würde ich unvergleichlich feſter glauben, ſie komme vom Teufel, als ich glaube, daß meine Offenbarungen von Gott kommen, obſchon ich darüber außer Zweifel bin. Man braucht kein anderes Merkmal zu ſuchen und nicht anderweitig zu forſchen, von welchem Geiſte eine Offenbarung herrühre: der Mangel an jener Übereinſtimmung iſt entſcheidend. Wo er ſich zeigt, erkenne ich das Werk des böſen Geiſtes, möge auch die ganze Welt verſichern, es ſei vom Geiſte Gottes.

Noch ein anderes Zeichen muß man ſich merken: die Seele verliert all' ihre guten Gaben; ſie fliehen und überlaſſen ſie der Unzufriedenheit und dem inneren Aufruhr. Hat ſie noch einige fromme Wünſche, ſo ſind ſie matt und ohne Ausdauer, und ihre Demut iſt falſch, unruhig, zur Empörung geneigt. Wer die Wirkungen des Geiſtes Gottes aus Erfahrung kennt, wird mit ſeinem Urteil nicht im Zweifel ſein. Dennoch kann uns der Teufel tauſend Fallſtricke legen, und Behutſamkeit iſt uns immer ſehr notwendig. Am beſten iſt es, einen erleuchteten Führer zu haben, nichts ihm zu verſchweigen und nichts ohne ſeinen Rat zu tun; — dann kann uns nichts Übles geſchehen.

Ich freilich habe ſehr gelitten durch die übertriebene Ängſtlichkeit einiger Perſonen, beſonders in nachſtehendem Falle. Im Allgemeinen öffnete ich nur einem Beichtvater meine ganze Seele. Zuweilen aber befahl er mir auch mit anderen Perſonen mich zu beſprechen, in die er und ich mit Recht großes Vertrauen ſetzten. Da ſie alle mit großer Liebe mir zugetan waren, ſo beſprachen ſie ſich dann gründlich über meinen Seelenzuſtand und fürchteten ungemein die Verblendungen des Teufels. Ich ſelbſt fürchtete ſie unausſprechlich, ſobald ich nicht im Gebete war; aber während desſelben, oder wenn der Herr mir irgend eine ſeiner Huldbezeigungen erwies, war ich unausſprechlich beruhigt. Da ſagte mir eines Tages mein Beichtvater, dieſe fünf oder ſechs guten Diener Gottes ſtimmten in der Meinung überein, mein Zuſtand beruhe auf Blendwerk des Lügengeiſtes; ich dürfe nicht ſo häufig kommunizieren und müſſe möglichſt die Einſamkeit meiden. Auf's Äußerſte erſchreckt und überdas beängſtigt durch mein beklemmendes Herzleiden, ſtieg mein Entſetzen dermaßen, daß ich am hellen Tage Furcht hatte, allein in einem Zimmer zu ſein. Und dennoch konnte ich der Sache nicht recht Glauben ſchenken! Das quälte mich aber nur umſomehr, weil es mir als ein Mangel an Demut erſchien. So viele fromme Männer, von ſo unvergleichlich beſſerem Wandel als ich und gelehrt überdas — waren derſelben Überzeugung: warum glaubte ich ihnen denn nicht? Um mich zu zwingen, ihnen Glauben zu ſchenken, überdachte ich mein elendes Leben und fand, daß ſie demzufolge wohl das Richtige gefunden haben mochten. Tief betrübt kam ich einmal aus der Kirche und begab mich in ein Oratorium. Seit vielen Tagen hatte ich meinem ſüßen Troſt, der Kommunion und der Einſamkeit entſagt. Mit niemand konnte ich mich verſtändigen, denn alle waren gegen mich. Die Einen lachten über das, was ich ſagte, wie über Empfindungen meiner Phantaſie; die Anderen warnten meinen Beichtvater, gegen mich auf der Hut zu ſein; noch Andere ſagten, das Teufelswerk ſei offenbar. Nur mein Beichtvater tröſtete mich immer. Zwar ſchien er ganz und gar die Meinung der übrigen zu teilen — was er, wie ich ſpäter erfuhr, nur tat, um mich zu prüfen; — aber dennoch verſicherte er ſtets: und wäre es auch vom Teufel — ſo lange ich mich hütete, Gott zu beleidigen, könne mir das alles nicht ſchaden und werde vorübergehen, wenn ich den Herrn recht dringend anflehte. Er ſelbſt, und alle Perſonen, deren Beichtvater er war, und viele andere, die ich als gute Diener Gottes hatte nennen hören, und ich ſelbſt — wir alle baten und flehten, es möge dem allmächtigen König gefallen, mich auf einem anderen Wege zu führen. Das dauerte, mein' ich, zwei Jahre.

Ich aber war und blieb untröſtlich über den Gedanken, daß der Teufel ſo oft zu mir ſpreche. Meine Stunden der Einſamkeit zum Gebet hatte ich freilich aufgegeben; aber es gefiel dem Herrn, mich ſogar im Geſpräch mit anderen plötzlich in die tiefſte Geiſtesſammlung zu verſetzen und mir das zu ſagen, was Er eben wollte und was ich, trotz meines Sträubens, hören mußte. Ich war alſo ganz verlaſſen, hatte niemand, bei dem ich mich ausſprechen und ausruhen konnte, vermochte nicht zu beten noch zu leſen, fühlte mich gebrochen von Drangſalen, beängſtigt durch den möglichen Einfluß des Lügengeiſtes, verſtört und traurig, und wußte gar nicht, was aus mir werden ſolle. Schon oft hatte ich mich in ähnlicher Traurigkeit befunden, doch ſo übermäßig war ſie nie geweſen. Vier bis fünf Stunden verbrachte ich auf dieſe Weiſe im Oratorium. Weder vom Himmel noch von der Erde kam mir der geringſte Troſt zu. Ich konnte mich nur dem Leiden hingeben, das der Herr über mich verhängte und das mich mit tauſend Gefahren zu umringen ſchien. O mein Heiland! was biſt Du doch für ein wahrer Freund, für ein mächtiger Freund, bei welchem Wille und Tat eins und dasſelbe iſt! Du hörſt nimmer auf, den zu lieben, der Dich liebt! O Du Herr des Weltalls, möchten alle Geſchöpfe Dich preiſen! O wer kann es laut genug verkündigen, wie treu Du Deinen Freunden biſt! Alle Dinge hienieden ſind unzuverläſſig; Du allein, der Herr aller Dinge, Du biſt es nicht. Wer Dich liebt, o Herr, den läßt Du wenig leiden, und mit unendlicher Zartheit, Lieblichkeit und Anmut behandelſt Du ihn. O möchte doch niemand etwas anderes lieben als Dich! Es könnte ſcheinen, als prüfteſt Du hart die Seele, die Dich liebt; allein es geſchieht ja nur deshalb, um im Übermaß der Prüfung das höhere Übermaß Deiner Liebe zu zeigen. O mein Gott, hätte ich doch Verſtand und Wiſſenſchaft und ganz neue Worte, um die Wunder Deiner Liebe ſo zu verherrlichen, wie meine Seele es empfindet! Aber das alles fehlt mir! doch wenn Du, o Herr, mir beiſtehſt, ſo werde ich wenigſtens Dir nicht fehlen. Mögen alle Gelehrte der Welt wider mich ſich erheben, alle Geſchöpfe mich verfolgen, alle Dämonen mich quälen — biſt Du für mich, ſo weiß ich aus Erfahrung, wie viel wir gewinnen, wenn wir auf Dich allein vertrauen.

Mitten in meiner großen Trübſal, und bevor ich eine Viſion gehabt hatte, vernahm ich ein paar Worte, die plötzlich meinen Gram ſtillten und mir eine tiefe Ruhe gaben: „Sei ohne Furcht, meine

Tochter, Ich bin es, Ich verlaſſe dich nicht, fürchte nichts.“ — Noch kurz vorher hätte ich gemeint, daß kein Zuſpruch, und wäre er noch ſo anhaltend und noch ſo tröſtlich, mich beruhigen könne. Doch dieſe wenigen Worte reichten hin, um mir Ruhe, Stärke, Mut, Zuverſicht Frieden und Licht zu geben, um meine Seele urplötzlich dermaßen umzuſtimmen, daß ich bereit mich fühlte, wider die ganze Welt zu behaupten, dieſe Worte kämen von Gott. O wie gut iſt dieſer Gott, dieſer Herr! wie mächtig iſt er! Er gibt den guten Rat und zugleich die Arznei. Seine Worte erfüllen das, was ſie verheißen. Er kräftigt den Glauben und vermehrt die Liebe. Wie oft gedachte ich jenes großen Sturmes, als der Herr dem Winde und dem Meer Ruhe gebot, und ich ſprach zu mir ſelbſt: Wer iſt Er, dem alle Kräfte meiner Seele widerſtandslos gehorchen? der in einem Nu Licht und Zuverſicht gibt? der ein Herz ſänftigt, welches von Stein zu ſein ſchien, und mit dem Waſſer ſüßer Tränen ein Erdreich tränkt, das von einer langwierigen Dürre bedroht war. Und ich dachte weiter: Warum ſoll ich mich fürchten? was wünſche ich denn und wer gibt mir den Mut zu dieſen Wünſchen? Ich wünſche dem Herrn zu dienen und zwar aus keinem anderen Grunde, als um mir ſein Wohlgefallen zu erwerben. Ich verlange weder Troſt noch Befriedigung, noch irgend ein anderes Gut; ich verlange nur ſeinen Willen zu tun. Das weiß ich gewiß, das kann ich mit aller Wahrheit beteuern. Iſt der Herr nun der Allmächtige, den ich kenne, ſind die böſen Geiſter ſeine Sklaven, wie ich es nicht bezweifle, da es ein Glaubensſatz iſt, und bin ich die Magd dieſes großen Königs — was können ſie mir ſchaden? Sollte ich nicht Kraft genug haben, um mit der ganzen Hölle zu kämpfen? -- Ich nahm ein Kruzifix in die Hand, und mit einer Kühnheit, die Gott mir plötzlich gab, wäre ich bereit geweſen, alle böſen Geiſter auf einmal anzugreifen: ſo ſicher fühlte ich mich, ſie durch das Kreuz zu beſiegen. Nun kommt herbei! ſprach ich zu ihnen: ich bin die Magd des Herrn, ihr könnt mir nichts anhaben.

Seitdem fürchten ſie mich, glaub' ich, während ſie mir gar keine Furcht mehr einflößen. Früher hatte ich ſie, aber ſie iſt gänzlich verſchwunden und hat einer tiefen Ruhe Platz gemacht. Zuweilen erſcheinen ſie mir — wie ich das ſeinerzeit ſagen werde — aber ich ſpüre keine Bangigkeit. Hingegen ſcheinen ſie ſich vor mir zu entſetzen. Durch eine beſondere Gabe Gottes habe ich die Herrſchaft über ſie und achte ſie nicht höher als Fliegen. Sie ſind feig und verlieren ihre Dreiſtigkeit, ſobald man ihnen Stand hält. Dieſe Feinde greifen nur den an, der ſich ihnen ohne Schwertſtreich ergibt; oder den, bei dem der Herr zur größeren Läuterung ſeines Dieners, ihre Verſuchungen und Beläſtigungen zuläßt. Gebe uns der göttliche Meiſter die Einſicht, das zu fürchten, was wahrhaft zu fürchten iſt, und die Erkenntnis, daß eine einzige läßliche Sünde uns mehr ſchaden kann, als der Angriff der ganzen Hölle. Das iſt nun einmal gewiß! Wir fürchten die böſen Geiſter, weil wir ihnen Macht über uns einräumen durch unſere Anhänglichkeit an irdiſche Güter, irdiſche Freuden, irdiſche Ehren. Da ſie ſehen, daß wir leidenſchaftlich alles begehren und alles lieben, was wir verabſcheuen ſollen: ſo verbinden ſie ſich wider uns und fügen uns den größten Schaden zu, denn ſie bekämpfen uns mit unſeren eigenen Waffen und bemächtigen ſich unſerer Verteidigungsmittel. Das iſt ungemein zu beklagen. Verabſcheuen wir aber um Gotteswillen die falſchen Güter der Welt, umfangen wir mit Liebe das Kreuz, ſind wir bereit, unter dem Kreuze dem Herrn zu dienen, ſo ergreift der Feind die Flucht vor dieſen Geſinnungen, die ihm ein Greuel ſind wie die Peſt. Als der Vater der Lüge iſt er ein Freund des Lügners, und mit dem, der ohne Falſch auf dem Wege der Wahrheit wandelt, ſchließt er keinen Bund. Wo er aber eine verdunkelte Einſicht findet, da verſteht er linde und leiſe die Augen zu verſchleiern; und ſieht er dann, daß der arme Blinde ſo weit herabgekommen iſt, um ſeine Zufriedenheit von den leeren Gütern der Welt abhängig zu machen, die doch weiter nichts ſind, als Kinderſpiel: ſo behandelt er ihn als ein Kind und greift ihn keck einmal über das andere an.

Gebe Gott, daß ich nicht zu dieſen Blinden gehören möge! gebe er mir die Gnade, daß ich meine Ruhe in der wahren Ruhe, meine Ehre in der wahren Ehre, meine Freuden in der wahren Freude finden und nicht alles verkehrt nehmen möge! Dann werde ich die böſen Geiſter nur verachten, ſie hingegen werden mich fürchten. Ich verſtehe nicht eine Angſt, die uns ſchreien läßt: der Feind! der böſe Feind! — wenn es doch bei uns ſteht, ihn zittern zu machen, indem wir rufen: Gott! Gott! — wir wiſſen ja, daß er ſich ohne Gottes Zulaſſung nicht regen noch bewegen darf. Weshalb alſo dieſe

Ängſtlichkeit? — Eines aber ſteht feſt bei mir: ich fürchte viel weniger den Teufel, als diejenigen, die ſo entſetzliche Furcht vor ihm haben. Er kann mir kein Leid zufügen; ſie aber können mich, beſonders wenn ſie Beichtväter ſind, in ein Meer von Unruhe verſetzen. Ich habe jahrelang ſo ſchwer dadurch gelitten, daß ich mich jetzt wundere, wie ich die Qual aushalten konnte. Geprieſen ſei der Herr, deſſen Gnade mir geholfen hat.

◆

Du hörſt mein Schreien aus den Tiefen
Und läßt der Gnade bald den Lauf:
Du ſchläfſt ja nur, um mich zu prüfen —
Um mich zu tröſten wachſt Du auf.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung über die inneren Worte und über das, was förderlich iſt und Sicherheit gibt.

Als eine der größten Gnaden, die der Herr mir gab, betrachte ich meinen Mut gegen die böſen Geiſter. Feigheit iſt etwas ebenſo Verkehrtes, als Schädliches. Die Seele ſoll nichts fürchten, als Gott zu beleidigen, denn er iſt unſer großer König, unſer mächtiger Herrſcher, der alles vermag und dem alles unterworfen iſt. Wandeln wir mit reinem Gewiſſen und in der Wahrheit vor ſeinem Angeſichte, ſo haben wir keinen Grund zur Furcht. Ich wünſchte, unſere ganze Angſt beſchränkte ſich darauf, jede, auch die geringſte Beleidigung Gottes zu fliehen, weil Er, der Allmächtige, uns jeden Augenblick vernichten, — aber auch alle unſere Feinde zuſchanden machen kann, wenn er mit uns zufrieden iſt. Man ſagt vielleicht: Ganz recht! aber wo iſt die gerade Seele, die ihn in allem zufrieden ſtellt? deshalb fürchtet ſie. — Die meine iſt es ſicher nicht, ſie iſt zu arm, zu unvollkommen, zu maßlos elend.

Aber Gott verfährt auch nicht nach Art der Menſchen: er berückſichtigt unſere Schwäche, und die Seele kann aus manchen Anzeichen ſchließen, daß ſie ihn in Wahrheit liebe und Er nicht unzufrieden mit ihr ſei. Auf dieſer Stufe bleibt ihre Liebe nicht verborgen, wie in ihren Anfängen; ſie bricht ſtürmiſch aus im feurigen Verlangen, Gott zu ſchauen — wie ich das ſpäter noch ſagen werde. Alles ermüdet, alles langweilt, alles quält ſie; nur Eines nicht: entweder bei Gott ſein oder für Gott arbeiten. Die Ruhe gewährt ihr nur Pein, weil ſie von dem entfernt iſt, in welchem ſie die wahre Ruhe finden ſoll, und das ſind, mein' ich, ſichere Zeichen einer echten Liebe.

Ein anderes Mal war ich auch wieder unausſprechlich traurig. Wegen einer Angelegenheit, von der noch die Rede ſein wird, war ich in großer Trübſal, denn faſt die ganze Stadt und faſt mein ganzer Orden tadelten mich heftig. Niedergeſchlagen von tauſend Bedrängniſſen hörte ich plötzlich den Herrn ſagen: „Was fürchteſt du? kennſt du nicht meine Allmacht? ich werde erfüllen, was ich dir verſprach.“ Und ſpäter geſchah es vollſtändig; aber für den Augenblick fühlte ich mich ſo gekräftigt durch die wenigen Worte, daß ich bereit war, neue Unternehmungen im Dienſte Gottes zu wagen, und ſollten ſie mich noch ſo viele Mühe koſten und mir noch ſo viele Leiden eintragen. In dieſer Weiſe hat mich der Herr ſo oft ermuntert, daß ich es nicht zählen kann. Oft macht er mir auch Vorwürfe, wenn ich mir Unvollkommenheiten zuſchulden kommen ließ. Die können zwar die Seele vernichten, aber ſie bringen auch Hilfe; denn der Herr begleitet, wie ich eben ſagte, die Vorſchrift mit der Arznei. Zuweilen ruft er meine früheren Sünden mir ins Gedächtnis zurück. Das pflegt zu geſchehen, wenn er mir eine ungewöhnliche Gnade erzeigen will; dann glaubt die arme Seele ſchon vor ihrem Richter zu ſtehen, und ihre Erkenntnis der Wahrheit iſt ſo groß, daß ſie nicht weiß, wo ſie ſich verbergen ſoll. Zuweilen warnt er mich vor Gefahren, die mir oder anderen Perſonen drohen, oder ſagt mir Begebenheiten, die nach drei, vier Jahren genau ſo eintreffen — worüber ich manches ſagen könnte. Nach meiner Meinung gibt es der Zeichen übergenug, um zu erkennen, ob Gott es iſt, der mit uns ſpricht.

Am geratenſten iſt es immer und unzähligemal hat der Herr es mir anbefohlen, meine ganze Seele und alle Gnadenerweiſe dem Beichtvater zu offenbaren. Man wähle einen erleuchteten Mann und folge ihm. Dies beobachte ich immer; ſonſt käme ich zu keiner Ruhe. Für uns Frauen, die wir in geiſtlichen Dingen ſo unwiſſend ſind, iſt das ein ungeheurer Vorteil ohne die mindeſte Schattenſeite. Der nachſtehende Fall ereignete ſich nicht ſelten. Ich hatte einen Beichtvater,[1] der mich ſehr abtötete und zuweilen recht betrübte, weil er mir gar zu viel Kummer machte und mir gar keine Ruhe ließ. Dennoch war er es, mein' ich, der meine Seele am meiſten vorwärts half. Ich liebte ihn außerordentlich, hatte aber doch manchmal die Verſuchung, ihn zu verlaſſen, weil er mir das Leben ſo erſchwerte, daß der Gram, den ich darüber empfand, mich im Gebet verſtörte. So oft ich entſchloſſen war, es zu tun, verbot der Herr es mir ſogleich und machte mir Vorwürfe, die mir unendlich viel weher taten, als alles, was der Beichtvater tun konnte. Zuweilen fand ich es freilich furchtbar hart: Folter auf der einen Seite, Vorwürfe auf der anderen. Allein es war mir doch ganz notwendig, weil ich mich noch ſo wenig bemüht hatte, meinen Willen zu brechen, und ſeine Stimme ſagte mir: wo nicht der Entſchluß zu leiden, da ſei kein wahrer Gehorſam. Auf Ihn und ſein Leiden ſolle ich blicken; dann werde mir alles leicht ſein.

---

[1] P. Balthaſar Alvarez S. J.

Einer meiner erſten Beichtväter gab mir eines Tages den Rat: da eine genaue Prüfung nunmehr entſchieden habe, daß meine Einſprechungen vom Geiſte Gottes herrührten, ſo möge ich fortan über ſie gegen jedermann, auch gegen ihn ſchweigen, da es am beſten ſei, über ſolche Dinge nicht viel Worte zu machen. Der Rat gefiel mir, denn es war mir ſtets die größte Pein und Beſchämung, die Gnadenerweiſe dem Beichtvater mitteilen zu müſſen. Beſonders wenn ſie groß waren, wäre es mir leichter geworden, mein' ich, einer ſchweren Sünde mich anzuklagen, weil ich fürchtete, man werde mir keinen Glauben ſchenken und mich auslachen. Das war mir denn auch ſehr ſchmerzlich, denn es wäre ein Mangel an Ehrfurcht vor den Wundertaten Gottes geweſen; und aus dieſen verſchiedenen Gründen war mir das Schweigen höchſt willkommen. Aber ich bekam alsbald die Weiſung, dem Rate des Beichtvaters nicht zu folgen. Es ſei durchaus nicht klug, über dieſen Punkt in der Beicht zu ſchweigen; ich dürfe es nie tun; es könne doch einmal eine Täuſchung ſtattfinden; die einfache Mitteilung dagegen gewähre Schutz und Sicherheit. Befahl der Herr mir im Gebete eine Sache und unterſagte ſie der Beichtvater, ſo wiederholte der Herr mir ſeinen Befehl, aber zugleich veränderte er auch die Anſicht des Beichtvaters, ſo daß dieſer mir das Nämliche befahl.

Als man mir verbot, verſchiedene Bücher, die ins Kaſtiliſche überſetzt waren, zu leſen, tat mir das ſehr leid. Ich las ſie mit Vergnügen und mußte ſie nun aufgeben, weil ich nicht Latein verſtand. Da ſprach der Herr: „Betrübe dich nicht; ich will dir ein lebendiges Buch geben.“ Ich verſtand dies nicht; ich hatte damals noch keine Viſionen gehabt. Doch etwas ſpäter kam ich darüber zum Verſtändnis: ich bekam ſo viel zu denken, und das, was ich ſah, führte mich ſo ſehr zur inneren Sammlung; — überdies unterwies der Herr mich ſelbſt mit ſo großer Liebe und in ſo verſchiedener Weiſe, daß ich fortan ſehr wenig, eigentlich gar nicht, Bücher bedurfte. Der göttliche Meiſter iſt das Buch geweſen, worin ich die ewigen Wahrheiten las. Geprieſen ſei dies heilige Buch. Es prägt das, was wir leſen und was wir tun ſollen, ſo tief in unſer Herz ein, daß wir es nimmermehr vergeſſen können. Denn wer vermag den Herrn zu ſehen in ſeinen Wunden, in ſeinem Blute, in ſeinen Leiden, ohne das Leid zu lieben, zu verlangen, zu umfangen? Wer vermag etwas von der Herrlichkeit zu ſchauen, die Er ſeinen Dienern beſtimmt, ohne von der Erkenntnis durchdrungen zu werden, daß alles, was wir hienieden tun und leiden können, im Vergleiche mit unſerem ewigen Lohne, mit unſeren himmliſchen Hoffnungen — nichts iſt. Wer vermag die Qualen der Verdammten zu ſchauen und nicht im Vergleiche damit jede Qual der Erde wonnevoll zu finden und dem Herrn Dank ohne Ende zu ſagen, weil Er ſo oft, ſo oft von dem Sturze in die ewigen Abgründe rettete! — Mit Gottes Hilfe werde ich noch mehr von dieſen Dingen ſagen, die ſich im Verlaufe meines Lebens zutrugen. Ich nehme jetzt den Faden des Berichtes wieder auf. Gott gebe, daß ich mich bisher deutlich ausdrückte! wer einige Erfahrung in dieſen Dingen hat, wird es finden, mein' ich. Wer ſie nicht hat, findet vielleicht die ganze Sache unſinnig; — und das ſollte mich nicht wundern. Er iſt vollkommen dadurch entſchuldigt, daß ich es geſagt habe, und ich tadle ihn wahrlich deshalb nicht. Der Herr gebe mir nur die Gnade, ſeinen heiligen Willen zu erfüllen. Amen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Lebensbeſchreibung. Wie der Herr die Seele unterrichtet, ohne Worte, durch innere Erleuchtung. Eine rein geiſtige Viſion. Über St. Petrus von Alcantara.

Alſo zurück zu meinem Leben. Ich war wie begraben in Kummer und in Gebet, damit der Herr mich auf einen anderen Weg führe, weil der jetzige, wie man mir ſagte, höchſt verdächtig ſei. Ich bat Gott inſtändig darum und verlangte dringend, in dieſe Anſicht einzuſtimmen; aber ich ſah auch den Fortſchritt meiner Seele, und es war mir unmöglich, einen anderen Weg zu wünſchen, ausgenommen in jenen Augenblicken wo ich in Schmerz und Angſt geriet über alle Vorſtellungen, die man mir machte. Dennoch bat ich darum. Ich ſah die große Veränderung, die in mir vorgegangen war, und deshalb konnte ich mich nur in die Hand Gottes legen, der am beſten wiſſe, was mir zuträglich ſei, damit ſein Wille an mir geſchehe. Ich ſah, daß ich auf dem jetzigen Wege dem Himmel zuging und auf dem früheren der Hölle: wie hätte ich wünſchen können, den guten Weg zu verlaſſen, und glauben können, daß mich der böſe Feind auf ihn verlockt habe! Das war unmöglich: Ich verſuchte mich zu zwingen, damit ich es wünſche und glaube; — es ging aber nicht. Ich opferte dem Herrn all' meine guten Werke auf und nahm meine Zuflucht zu allen Heiligen, um vom Teufel befreit zu werden. Ich hielt Novenen und empfahl mich dem heil. Hilarion und dem heil. Erzengel Michael, zu welchem, als dem Überwinder des Satans, ich großes Zutrauen faßte. Ich plagte dieſe und viele andere Heilige um ihre Fürbitte, damit der Herr durch ſie gerührt und bewogen werde, uns das Richtige zu zeigen. Zwei volle Jahre bat ich Gott und baten ihn andere Perſonen für mich, er möge mich entweder auf einen anderen Weg führen oder erklären, daß dies der rechte ſei, denn ſeine Einſprechungen dauerten ununterbrochen fort.

Da geſchah es am Feſttage des glorreichen heil. Petrus, als ich im Gebete war, daß ich Chriſtus neben mir ſah — oder eigentlich neben mir fühlte, denn mit den Augen des Körpers und der Seele ſah ich nichts. Allein ich fühlte, daß Er bei mir ſei und zu mir ſpreche. Da mir ſolche Viſionen ganz unbekannt waren, hatte ich anfangs große Furcht und ſchwamm in Tränen. Aber ſo wie Er mir ein einziges Wort ſagte, wurde ich wie gewöhnlich vollkommen ruhig; die Furcht ſchwand, die Wonne trat ein. Mir war, als wandle der Herr mir beſtändig zur Seite; da es aber keine bildweiſe Viſion war, ſo wußte ich nicht, in welcher Geſtalt. Aber ich fühlte ganz entſchieden ſeine Gegenwart und daß Er Zeuge aller meiner Handlungen ſei. Wenn ich nur ein wenig mich ſammelte oder nicht allzu zerſtreut war, konnte ich unmöglich an ſeiner Anweſenheit zweifeln.

Höchſt beängſtigt, ſo etwas ſagen zu müſſen, ging ich doch gleich zu meinem Beichtvater. Er fragte, in welcher Geſtalt ich den Herrn ſehe? und ich antwortete: ich ſehe ihn nicht. Dann fragte er, woher ich wiſſe, daß es der Herr ſei? Ich antwortete, auch das wiſſe ich nicht, aber ich könne nicht zweifeln, daß Er bei mir ſei, ich ſehe, ich fühle es, meine Seele ſei tiefer geſammelt, mein Ruhegebet länger, und die Wirkungen dieſer göttlichen Gegenwart auf mich wären ganz anderes, als gewöhnliche fromme Eindrücke. Es ſei über allen Zweifel erhaben. Ich ſuchte mich durch Vergleiche deutlich zu machen; aber für eine ſolche Viſion ſind paſſende ſchwer zu finden; denn ſie gehört der höchſten Ordnung an, wie mir das ſpäter ein heiliger Geiſtesmann, Bruder Petrus de Alcantara ſagte, von dem noch die Rede ſein wird. Auch andere hocherleuchtete Männer haben mir dasſelbe geſagt und hinzugeſetzt, es ſei diejenige Viſion, die der Teufel am ſchwerſten nachahmen könne. Ich in meiner Unwiſſenheit fand keine Worte, um die Viſion gebührend zu erklären. Gelehrte Männer werden es beſſer können. Sage ich, daß ich den Herrn weder mit den Augen der Seele noch des Leibes ſehe, weil die Viſion kein Bild iſt: wie kann ich denn wiſſen und mit höchſter Zuverſicht beteuern, daß Er bei mir iſt und daß ich Ihn ſehe? Ich antworte: ein Blinder oder jemand, der in tiefer Finſternis ſich befindet, ſieht auch nicht, wer neben ihm iſt. Aber der Vergleich iſt unvollkommen, denn eine ſolche Perſon weiß durch ihre übrigen Sinne, ob ein anderer in ihrer Nähe iſt: ſie kann ihn anrühren, ſie hört ihn reden oder ſich bewegen. Hier — nichts von dem allen; auch keine Finſternis! der Herr zeigt ſich der Seele durch eine ſonnenklare Erkenntnis. Ich ſage nicht, daß ſie die Sonne oder den Glanz oder das Licht ſieht. Nein! ich ſage ohne Licht wird ihr Inneres erleuchtet, damit die Seele ein namenloſes Gut genieße. Dieſe Viſion bringt uns koſtbare Vorteile.

Sie iſt nicht zu verwechſeln mit jener Gegenwart Gottes, die man häufig empfindet, wenn man mit dem Ruhegebete und dem Gebete der Vereinigung begnadet iſt. So wie ſich die Seele in's Gebet begibt, ſcheint ſie jemand zu finden, mit dem ſie ſprechen kann. Sie begreift, daß man ihr zuhöre durch die inneren Wirkungen der Gnade, die ſie empfindet, durch feurige Liebe, lebendigen Glauben, feſte Entſchlüſſe und große Zärtlichkeit. Dies iſt eine herrliche Gottesgabe, ein höchſt erhabenes Gebet, unausſprechlich hoch von dem zu ſchätzen, dem es zuteil ward; doch eine Viſion iſt es nicht. Nur aus den Wirkungen können wir entnehmen, daß der Herr bei uns ſei, denn dies iſt eben die Weiſe, in welcher er der Seele ſeine Anweſenheit kund geben will. In der Viſion ſehen wir deutlich Jeſus Chriſtus, den Sohn der Jungfrau; in jenem anderen Gebete ſehen wir den Einfluß der Gottheit, die uns im Vereine mit der allerheiligſten Menſchheit große Gnaden gewährt und uns begleiten will. Weiter fragte der Beichtvater: Wer ſagt Ihnen, daß es Jeſus Chriſtus war? — Ich antwortete: Er ſelbſt hat es mir oft geſagt; doch bevor er es mir ſagte, war es ſchon meinem Geiſte einge-

Fünfter Sonntag nach Epiphanie.

„— superseminavit zizania in medio tritici.“
Ev. Matth. 13.

In der Seele Aue,
Die Du mild gepflegt,
Hat Dein Feind, der ſchlaue,
Gift'ges Kraut gelegt.

Wo Du haſt begoſſen
Mit der Liebe Blut,
Schießen wilde Sproſſen
Auf in Uebermuth.

O die alte Schlange
Lebt und webet noch,
Und wir tragen bange
Ihrer Ringel Joch!

prägt. Ehe ich dieſen Eindruck hatte, ſagte Er mir zwar, Er ſei es, aber ich ſah ihn nicht. Um mich verſtändlicher zu machen, ſetzte ich hinzu: Wäre ich blind oder im Finſtern und eine Perſon, die ich nie geſehen, wohl aber von ihr gehört hätte, redete mit mir, und ſagte mir, ſie ſei es: ſo würde ich glauben müſſen, könnte aber nicht ſo beſtimmt verſichern, ſie ſei eben dieſe Perſon, als wenn ich ſie geſehen hätte. Bei dieſer Viſion kann ich es. Über allen Zweifel erhaben, obſchon nicht durch ſichtbare Zeichen, prägt ſich die Überzeugung ein, und der Herr will, daß ſie dem Geiſte tiefer eingegraben ſei, als durch das Zeugnis der Augen. Denn zuweilen können die Augen uns täuſchen; hier aber ſchwindet jeder flüchtige Verdacht einer Täuſchung vor der tiefen Gewißheit, daß er keinen Grund habe.

Ähnlich iſt es auch, wenn der Herr in anderer Weiſe eine Seele unterrichtet und ohne Worte zu ihr ſpricht. Es iſt eine Sprache des Himmels, die ſich ſchwer in's Irdiſche überſetzen läßt, möge man ſich noch ſo viele Mühe geben, wenn der Herr ſie uns nicht durch Erfahrung eingibt. Er drückt das, was die Seele verſtehen ſoll, ihrer innerſten Tiefe ohne Bild, ohne Wortformen ein, gerade ſo, wie ich es bei der letzten Viſion beſchrieben habe. Und es iſt zu bemerken, daß Gott auf dieſe Weiſe die erhabenſten Geheimniſſe, die tiefſten Wahrheiten der Seele offenbart. Sehr häufig macht er es ſo bei mir, wenn er mir eine Viſion gegeben hat und ſie mir erklärt. Mir ſcheint, der Teufel könne dieſe am wenigſten nachahmen. Meine Gründe dafür ſind folgende — die aber vielleicht nicht genügend ſind. Dieſes innere Geſicht und dieſe Redeweiſe ſind etwas ſo überaus Geiſtiges, daß der Teufel weder in den Sinnen noch in den Seelenkräften eine einzige Regung wahrnimmt, die er ſich zu Nutzen machen könnte. Nur ſelten freilich und auf kurze Zeit tritt die vollkommene Extaſe ein, welche dieſe Tätigkeit der Seelenkräfte und der Sinne gänzlich aufhebt, und es iſt keineswegs immer bei der Beſchauung der Fall, ſondern ſogar recht ſelten. Tritt ſie aber ein, ſo ſage ich, daß wir uns ganz leidend verhalten und daß das Ganze das Werk Gottes ſei. Wir beſitzen dann die Erkenntnis ungefähr ſo, als ob uns ein Nahrungsmittel beigebracht wäre, das wir nicht gegeſſen hätten. Es nährt uns, wir wiſſen nicht wie, und wer es uns beibrachte, wiſſen wir auch nicht. Hier aber ergibt ſich der Unterſchied, daß wir wiſſen, von wem dieſe uns eingegoſſene Erkenntnis kommt und was ſie iſt; — auf welche Weiſe Gott ſie mir verlieh, das weiß ich aber auch nicht, denn geſehen und verſtanden habe ich es nie, habe auch nie daran gedacht, dies Verſtändnis zu wünſchen, noch einen ſolchen Wunſch für möglich gehalten.

Durch die Worte, von denen ich früher ſprach, macht Gott die Seele wider ihren Willen aufmerkſam auf das, was Er ihr ſagt. Sie erhält gleichſam ein anderes Ohr, das ſie zwingt, aufzuhorchen und ohne Zerſtreuung zuzuhören. Sie iſt wie jemand, der ein ſehr ſcharfes Gehör hat, dem man ſehr laut und ſehr nahe in's Ohr ſpricht und ihm nicht erlaubt, ſich die Ohren zuzuhalten: er möge wollen oder nicht — er muß hören! Hiebei äußert die Seele indeſſen doch einige Tätigkeit, wenigſtens inſofern, als ſie ihre Aufmerkſamkeit auf das richtet, was man ihr ſagt. Aber in dieſem Zuſtande fällt auch das weg, ſogar die kleine Mitwirkung des Zuhörens. Sie findet ihr Nahrungsmittel gleichſam gekocht und genoſſen in ſich und tut weiter nichts, als davon zu zehren. Sie gleicht einem Menſchen, der mühelos und ohne es gelernt zu haben, leſen könnte, oder der ſich nicht einmal ſo weit angeſtrengt hätte, um das ABC zu lernen und nun ohne irgend ein Studium im Beſitze aller Weisheit und Wiſſenſchaft, zu ſeiner eigenen höchſten Verwunderung, ſich befände. Dieſer letzte Vergleich erläutert ein wenig, mein' ich, die himmliſche Gabe. Die Seele ſieht ſich urplötzlich im Beſitze der höchſten Wiſſenſchaft. Das Geheimnis der heiligſten Dreifaltigkeit und andere eben ſo erhabene Geheimniſſe des Glaubens ſtehen ſo klar vor ihr, daß ſie bereit iſt, gegen jeden Theologen kühn dieſe Wahrheiten zu verteidigen. Sie iſt ganz ſtarr vor Erſtaunen über ſich ſelbſt. Eine einzige ſolcher Offenbarungen reicht hin, um die Seele von Grund aus zu bekehren. Sie entſagt jeder anderen Zuneigung, um allein den Gott zu lieben, der ſie ohne ihr Zutun mit ſo unermeßlichen Gütern überhäufte, ſo wunderbare Geheimniſſe ihr mitteilte, mit ſolcher Liebe und Zärtlichkeit ſie behandelte, daß es ſich nicht beſchreiben läßt. Denn einige dieſer Gnaden ſind ſo merkwürdig groß, daß ſie bei Perſonen, die nicht einen ſehr lebendigen Glauben haben, einen gewiſſen Verdacht erregen könnten, als ſei es nicht glaublich, daß ſie mir zuteil geworden, weil ich ſo wenig ſie verdiente. Darum will ich nur kurz — wenn man es mir erlaubt — von einigen Viſionen ſprechen, mit denen der Herr mich begnadete. Vielleicht können ſie von Nutzen ſein — teils, damit niemand ſich entſetze, wie ich es tat, wenn Gott ihm eine ähnliche Gnade gewährt, die ihm unmöglich ſcheint; teils, um die Wege und die Weiſe der göttlichen Führungen an mir darzuſtellen. Dies Letztere iſt ja der Hauptgrund, weswegen man mir überhaupt befohlen hat zu ſchreiben.

Durch das Reden ohne Worte will der Herr, meine ich, der Seele ungefähr andeuten, wie es im Himmel iſt, wo man auch ohne Sprache einander verſteht. Dies wußte ich freilich nicht, bis der gütige Herr es mir in einer Entzückung zeigte. Bloß weil es ſein Wille iſt, verſtehen Gott und die Seele einander und brauchen kein Zeichen, um ſich ihre gegenſeitige Liebe auszudrücken. Wenn auf Erden zwei Freunde ſich ſehr lieben und von hellem Verſtande ſind, ſo verſtehen ſie ſich ſehr gut ohne irgend ein Zeichen, nur dadurch, daß ſie ſich anſehen. So wird es auch wohl zwiſchen Gott und der Seele ſein. Den Liebesblick aber, womit dieſe Beiden ſich anſehen, wie die Braut und der Bräutigam im Hohen Liede, von dem ich gehört habe, den werden wir nicht gewahr.

O wundervolle Güte Gottes! Unſere Augen, meine Augen, die ſo viel Böſes ſahen, ſollen Dich ſehen! Mögen ſie durch dieſen Blick auf immer abgewendet werden von jedem niederen Gegenſtand! möge nichts ſie freuen, als Dein Anblick allein. O menſchliche Undankbarkeit, wie weit gehſt du! Ich weiß aus Erfahrung und deshalb kann ich es in Wahrheit ſagen: die Gnaden, welche der Seele im traulichen Verkehre mit dem Herrn zufließen, ſind unausſprechlicher Art. O ihr Seelen, die ihr angefangen habt, das betrachtende Gebet zu üben und die ihr den lebendigen Glauben habt, könnt ihr, ſogar für dieſes Leben — von dem ewigen gar nicht zu reden! — ein anderes Gut noch ſuchen, als die geringſte ſolcher Gnaden? O bedenkt doch: Eines iſt gewiß! Gott gibt ſich ſelbſt denen, die um ſeiner Liebe willen alles verlaſſen. Bei ihm gilt kein Anſehen der Perſon; Er liebt alle gleich. Niemand nehme ſich aus, auch nicht der Elendeſte, da Er doch mich, der Elendeſten Eine, zu ſich erhoben hat. O bedenkt doch: das, was ich ſage, iſt ja nur ein Schatten von dem, was ich ſagen könnte. Ich beſchränke mich ja nur darauf, einigermaßen die Natur der Viſionen und anderer Gnaden zu erklären, welche Gott der Seele gibt. Allein es iſt mir unmöglich zu ſagen, was ſie fühlt, wenn der Herr ihr ſeine unermeßliche Erhabenheit, ſeine göttlichen Geheimniſſe enthüllt und ihr eine Seligkeit zu koſten gibt, die alle Begriffe überſteigt und die mit Recht einen Abſcheu vor allen Freuden dieſer Erde einflößt, welche jedoch alle zuſammen nur Kehricht ſind. Aber dauerten ſie auch ewig, ſo würden ſie, mit jenen himmliſchen Wonnen verglichen, doch nur Ekel erregen. Und dieſe Wonnen ſind ja nur ein Tropfen aus dem Strome der Seligkeit, mit welchem uns der Herr in ſeinem Reiche überfluten wird. O Schmach über uns! und über mich zuerſt! Kann man im Himmel erröten, ſo werde ich dort unausſprechlich beſchämt über meine Verkehrtheit ſein. Können wir denn im Ernſte glauben, all' dieſe Wonnen, dieſe ganze maßloſe Herrlichkeit nur auf Koſten unſeres guten Jeſus zu gewinnen? Werden wir nicht wenigſtens mit den Töchtern Jeruſalems weinend ihm folgen, wenn wir auch nicht den Mut haben, es mit Simon von Cyrene kreuztragend zu tun? Wie? in lauter Freuden und Vergnügungen wollen wir die himmliſche Seligkeit gewinnen, die ihn all ſein Blut gekoſtet hat? Das iſt unmöglich! Wollen wir etwa durch unſer Streben nach eitlen Ehren die Verachtung gut machen, die Er getragen hat, und dann mit ihm herrſchen in Ewigkeit? O nein! das iſt der rechte Weg nicht! das iſt ein ganz, ganz falſcher Weg, der uns nimmer zum wahren Ziele führen kann. Ich bitte Euere Hochwürden, dieſe Wahrheiten recht laut zu verkündigen, da dies in meiner Macht nicht ſteht. Mögen ſie wenigſtens immer fortan mir vor Augen ſchweben! O wie ſpät habe ich ſie beachtet! wie ſpät auf die Stimme Gottes gehorcht! man wird es im Verlaufe dieſer Schrift ſchon bemerken. Daher beſchämt es mich auch ſehr, darüber zu ſprechen und ich ſchwiege gern; allein es gehört zu meiner Aufgabe. Möge der Herr mich zu meinem ewigen Ziele führen, damit ich zum Genuſſe des höchſten Gutes gelange. Wie groß wird die Wonne und die ſonderheitliche Glorie der Seligen ſein, die, wenn ſie auch ſpät zu Gott ſich bekehrten, dann doch mit möglichſter Treue ihm dienten, alles verließen, um ſich ganz ihm zu weihen und von denen jeder nach ſeinem Stande und ſeinen Kräften ſich ihm opferte. O der iſt reich, der um JEſu willen ſeinen Reichtümern entſagt! Der iſt ehrenwert, der nur die Ehre Jeſu — für ſich ſelbſt aber Verachtung ſucht! Der iſt weiſe, der ſich freut, für einen Narren gehalten zu werden, weil die ewige Weisheit als ein Narr verhöhnt wurde. Aber wie ſelten ſind heutzutage um unſerer Sünden willen dieſe Geſinnungen. Es ſcheint, jene Männer wären unter uns ausgeſtorben, welche die Welt Toren nannte, weil ſie als wahre Liebhaber Jeſu heroiſche Werke vollbrachten. O Welt! o Welt! nur weil ſo Wenige dich kennen, wirſt Du hochgeſchätzt! Wir aber ſollen nicht wähnen, dem Herrn beſſer zu dienen, weil man uns für weiſe und für maßvoll hält. Das Maß zu halten wird heutzutage übermäßig geſchätzt. Jeder meint, er müſſe in ſeinem Stande mit möglichſtem Anſehen auftreten, um andere zu erbauen. Sogar der Prieſter, der Mönch, die Nonne meinen, es ſei eine Neuerung und ein Ärgernis für die Schwachen, wenn ſie in abgetragenen und ausgebeſſerten Gewändern erſcheinen. Ja, die Vollkommenheit und der hohe Liebesflug der Heiligen ſind ſo ganz in Vergeſſenheit geraten, daß man ſich der Welt wegen ſcheut, ſich der Geiſtesſammlung und dem Gebete zu widmen. Ich glaube, dies iſt ein Grund des Elendes unſerer Zeit und keineswegs das ſogenannte Ärgernis, welches man den Ordensleuten vorwirft, die durch Wort und Werk Weltverachtung predigen. Aus dieſer Art von Ärgernis zieht der Herr großen Vorteil. Die Anhänger der Welt werden freilich dadurch geärgert, aber andere ſpüren Reue und bekehren ſich. O hätten wir nur einen Gottesmann, der uns das Leben Jeſu und der Apoſtel in ihren Leiden durch ſein Leben vorſtellte! mehr denn je wäre er uns nötig.

Welch ein heiliges Vorbild hat uns Gott eben jetzt in dem gebenedeiten Bruder Petrus de Alcantara genommen! die Welt war einer ſolchen Vollkommenheit nicht wert. Man behauptet, die Geſundheit ertrage ſo etwas nicht mehr; das gehöre einer vergangenen Zeit an. Dieſer heilige Mann war aber aus unſerer Zeit, war doch groß im Geiſte, wie aus früheren Tagen, und hatte ſich die ganze Welt unter die Füße gelegt. Sind wir auch nicht ſo elend gekleidet wie er, üben wir auch nicht ſeine harten Bußwerke, ſo können wir doch auf mancherlei Weiſe, wie ich es ſchon oft geſagt habe, in der Weltverachtung uns üben. Der Herr wird es uns ſchon eingeben, ſobald er ſieht, daß uns der Mut nicht gebricht. Wie groß war der Starkmut dieſes heiligen Mannes, der ſiebenundvierzig Jahre lang die ungeheuere Buße tat, die wir alle kennen. Ich muß etwas davon anführen, weil ich weiß, daß es durchaus nicht übertrieben iſt. Ich und eine andere Perſon, vor welcher er wenig verheimlichte, wir hörten es aus ſeinem eigenen Munde. Ich kam dazu, weil ihm der Herr eine große Liebe zu mir eingegeben hatte. Er ſollte mir in ſchwerer Zeit Troſt und Ermunterung gewähren. In vierzig Jahren, erzählte er uns, habe er von vierundzwanzig Stunden nur anderthalb dem Schlafe gewidmet; von allen ſeinen Bußwerken iſt ihm dies am ſchwerſten geworden. Um den Schlaf zu überwinden, habe er anfangs immer gekniet oder geſtanden. Er ſchlief ſitzend und lehnte das Haupt an ein Brett, welches an der Wand befeſtigt war. Liegen und ſich ausſtrecken konnte er in ſeiner Zelle nicht, denn ſie war nur vier und einen halben Fuß lang. In all' dieſen Jahren ging er beſtändig trotz Sonnenglut und Regengüſſen mit unbedecktem Haupte und barfuß. Er trug nichts als einen Habit von grobem Wollſtoffe und ſo eng wie irgend möglich auf der bloßen Haut; darüber ein Mäntelchen vom nämlichen Stoffe. Bei großer Kälte öffnete er Tür und Fenſterlein ſeiner Zelle und legte das Mäntelchen ab, damit ſein Körper, wenn er nach einiger Zeit Fenſter und Türe ſchloß und den Mantel umhing, gewiſſermaßen ſich erwärme und behaglicher ruhe. Nur am dritten Tage etwas zu genießen, war ihm ganz zur Gewohnheit geworden. Ich ſtaunte darüber; er meinte aber, das ſei nicht ſchwer, man müſſe es nur verſuchen. Sein Gefährte ſagte mir, er nehme zuweilen in acht Tagen keine Speiſe zu ſich. Das geſchah, meine ich, in den großen Extaſen ſeines Gebetes, wo der Geiſt im Auffluge der Liebe zu Gott entrückt wurde. Einmal habe ich ſelbſt ihn in der Entzückung geſehen. Er war von der äußerſten Armut und ſeine Abtötung in der Jugend war ſo groß, daß er drei Jahre in einem Hauſe ſeines Ordens lebte und die Brüder doch nur nach ihrer Stimme kannte, weil er niemals die Augen aufſchlug. Daher mußte er auch immer den übrigen Brüdern folgen, wenn ihn die Regel hier- und dorthin rief. Auf Reiſen machte er es ebenſo. Viele Jahre ſah er nie eine Frau an. Jetzt aber ſagte er mir, es ſei ihm gleichgültig, ſie zu ſehen oder nicht zu ſehen. Er war ſehr alt, als ich ihn kennen lernte, und ſo abgezehrt, daß er ausſah, wie von Baumwurzeln zuſammengeflochten. Bei all dieſer Heiligkeit war er ungemein freundlich, aber ſchweigſam, wenn man ihn nicht fragte. Da er einen ausgezeichneten Verſtand hatte, war nichts angenehmer als ſein Geſpräch. Noch vieles möchte ich von ihm erzählen; allein ich fürchte, Euere Hochwürden finden mich allzu weitläufig. Vielleicht bin ich es ſchon jetzt geweſen. Ich will nur ſchließlich ſagen, wie ſein Leben war ſein Tod: eine Predigt, eine Lehre für ſeine Brüder. Als er ſein Ende nahe fühlte, kniete er nieder, betete den Pſalmenvers: Laetatus sum in his quae dicta sunt mihi[1] (Pſ. 121, 1.) und ſtarb.

Nach ſeinem Tode wollte der Herr, daß er mir noch nützlicher ſei, als in ſeinem Leben; er hat mir oft mit gutem Rate geholfen, und oft habe ich ihn in herrlichſter Verklärung geſehen. Als er zum erſten Male mir erſchien, ſagte er: O gebenedeite Buße, die einen ſolchen Lohn mir erworben hat! — und anderes der Art. Ein Jahr vor ſeinem Tode, als er fern von hier war, erſchien er mir. Ich verſtand, daß er bald ſterben werde und ſchrieb es ihm nach dem Orte, wo er ſich damals aufhielt. Nachdem er ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, erſchien er mir wieder und ſagte, nun gehe er zur Ruhe. Ich glaubte dieſer Erſcheinung nicht und teilte ſie einigen Perſonen mit, gleichſam um ſie zu fragen. Nach acht Tagen kam die Nachricht ſeines Todes — oder vielmehr ſeines ewigen, ſeligen Lebens. Die Trübſal der Zeit löſte ſich auf in den Wonnen der Ewigkeit. Dies tröſtete mich viel mehr, als ihn hienieden zu wiſſen. Eines Tages ſagte mir der Herr, was man im Namen ſeines treuen Dieners bitten werde, das wolle er gewähren. Ich habe ſeine Fürbitte ſchon bei vielen Anliegen angerufen und bin immer

---

[1] Die Orthographie der heiligen Tereſa iſt ſo: Letatun sun yn is que dita sun miqui. So wird alſo auch ihre Ausſprache geweſen ſein. Das h in mihi ein ſtarker Gutturalton.

Heiland, Dir befehle
Ich das Erntefeld,
Ach! daß meine Seele
Nicht dem Feind verfällt.

erhört worden. In Ewigkeit geprieſen ſei der gütige Gott. Amen.

Aber was rede ich da, als ob ich Sie veranlaſſen wollte, mein hochwürdiger Vater, die Dinge dieſer Welt zu verachten! Sie kennen deren Richtigkeit. Sie haben ja ſchon Ihren Vorſatz ausgeführt, ſich von allem loszuſagen. Aber das große Verderben, das ich in der Welt ſehe, gibt mir dieſe Worte ein. Vielleicht fruchten ſie nichts. Vielleicht habe ich nichts als Mühe und Arbeit davon — umſomehr, als ſie auch gegen meine eigene Armſeligkeit gerichtet ſind; — dennoch erleichtern ſie mein Herz. Der Herr verzeihe mir die Beleidigungen, die ich ihm angetan habe, und Euere Hochwürden wollen mir verzeihen, daß ich Sie, freilich abſichtslos, ſo langweile. Es ſcheint, als wolle ich Ihnen die Buße für meine Sünden auflegen.

◆

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Neue große Gnaden. Erſte bildweiſe Erſcheinung des Herrn. Unterſchied zwiſchen der rein geiſtigen und der bildweiſen Viſion.

Die geiſtige Viſion, die mir den Herrn an meiner Seite zeigte, währte einige Tage und beglückte mich ſo, daß ich faſt gar nicht aus dem Gebet herauskam. Geſchah es aber, ſo ſuchte ich mich in einer Weiſe zu verhalten, die dem erhabenen Zeugen, welchen ich beſtändig und deutlich neben mir wahrnahm, nicht mißfalle. Zuweilen überfiel mich die alte Furcht, weil man mir ſo viel gegen meine Viſionen ſagte; allein der Herr beruhigte mich immer ſehr bald. Eines Tages im Gebet ließ Er mich die wunderbare Schönheit ſeiner Hände ſehen. Ich erſchrack; denn anfangs erſchrack ich immer über jede neue Gnade, die mir der Herr in der übernatürlichen Ordnung erwies. Einige Tage darauf zeigte er mir auch ſein göttliches Angeſicht und ich verſank in Schauen. Ich konnte nicht begreifen, weshalb Er ſich mir ſo nach und nach zeigte. Aber nachdem er mir ſpäter in ſeiner ganzen Herrlichkeit erſchien, begriff ich es: er ſchonte meine natürliche Schwäche. Ein ſo böſes, ſo niedriges Geſchöpf wie ich, hätte den vollen Anblick ſeiner Glorie nicht ohne Vorbereitung ertragen können. Das wußte der mildreiche Herr und demgemäß verfuhr er. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit.

Hochwürden werden der Meinung ſein, es ſei nicht ſehr anſtrengend, ſchöne Hände und ein ſchönes Antlitz zu betrachten. Aber die verklärten Leiber ſind ſo ſchön, ihr übernatürlicher Glanz iſt ſo ſtrahlend, daß bei ihrem Anblick die Seele außer ſich gerät. Zuerſt überfiel mich heiliges Entſetzen und große Aufregung; allein die Gewißheit und Wahrheit der himmliſchen Viſion, ſo wie ihre gute Wirkung auf mich, verwandelte ſehr bald die Unruhe in tiefe Zuverſicht.

Am Tage des heil. Paulus, während der Meſſe, erſchien mir der Herr ganz und gar in ſeiner heiligſten Menſchheit, und in voller Majeſtät und Schönheit, wie man ihn nach der Auferſtehung zu malen pflegt. Damals habe ich Ihnen darüber geſchrieben, weil Sie es befahlen, hochwürdiger Vater, und ich tat es ſo gut ich konnte; deshalb brauche ich es nicht zu wiederholen. Überdies fühlte man eine namenloſe Ohnmacht um das wiederzugeben, was man geſehen hat. Ich ſage nur dies Eine: gäbe es im Himmel keine andere Wonne für das Auge, als die Schönheit der verklärten Leiber und namentlich der heiligſten Menſchheit Jeſu Chriſti unſeres Herrn zu ſchauen: ſo genügte das, um uns unausſprechlich zu beſeligen. Zeigt Er uns hienieden nur ſo viel von ſeiner Glorie, als unſer Elend verträgt um in Wonne zu verſinken, was wird uns im Himmel erwarten, wo wir aller Genüſſe der Seligen fähig ſein werden! — Mit meinen leiblichen Augen habe ich dieſe Viſion, obgleich ſie bildweiſe war, nie geſehen; auch keine andere; immer nur mit den Augen der Seele. Männer, die es beſſer als ich verſtehen, ſagen: dieſe Viſion ſtehe viel niedriger, als die rein geiſtige; aber viel höher als die, welche man mit leiblichen Augen ſchaut und bei welcher der Teufel einen weiten Spielraum für ſeine Blendwerke findet. Ich glaubte das damals nicht ſo recht, ſondern ſehnte mich nach der Gnade, den Herrn mit meinen leiblichen Augen zu ſehen, damit mein Beichtvater mir nicht beſtändig ſagen könne, ich träumte. Übrigens kam auch mir nicht ſelten der Gedanke, wenn die Viſion vorüber war, ich hätte geträumt, und es tat mir leid, es meinem Beichtvater geſagt und ihn vielleicht dadurch betrogen zu haben. Das gab denn neue Tränen und eine neue Anklage. Er fragte mich, ob ich das geglaubt, was ich geſagt, oder abſichtlich die Unwahrheit geſagt habe. Ich antwortete ganz aufrichtig, ich hätte weder eine Lüge geſagt, noch je um alle Schätze der Welt ihn täuſchen wollen. Er wußte das auch recht gut und daher wurde es ihm leicht, mich zu beruhigen. Mir aber wurde es ſo ſchwer, ihm meine Viſionen mitzuteilen, daß ich nicht begreiſe, wie der Teufel mir hätte in den Kopf ſetzen ſollen ſie zu erfinden, um meine Selbſtquälerei zu vergrößern.

Immer häufiger wurde mir die Gnade der Erſcheinung des Herrn zuteil; immer deutlicher ließ er mich ihre Wahrhaftigkeit erkennen, und immer zweifelloſer wurde es mir, daß ich nicht träumte, nicht getäuſcht werde und äußerſt einfältig geweſen ſei. Denn hätte ich mich auch jahrelang darauf geübt, mir die Schönheit ſeiner Erſcheinung vorzuſtellen, ſo wäre das doch nimmermehr gelungen, weil ſie jeden Flug der Phantaſie übertrifft. Schon dieſer Glanz! ſchon dieſes Licht! Es iſt kein blendender, kein ermüdender, ſondern ein ſüßer, eingegoſſener, dem Auge unendlich lieblicher Glanz. Es iſt ein Licht ganz vom irdiſchen Licht verſchieden; eine Klarheit, welche dieſe göttliche Schönheit mit ſich bringt; eine Strahlenfülle, die unſere Sonnenſtrahlen dermaßen trübt, daß wir für immer unſeren Blick vor ihnen ſchließen möchten, nachdem wir in jenes Meer von Glanz und Licht ſchauten. Es iſt wie reines Waſſer, das über Kriſtalle fließt und worin ſich die Sonne ſpiegelt, im Vergleich zu trübem Waſſer, das über den Erdboden rinnt und von einer grauen Wolke beſchattet wird. Und doch iſt es durchaus nicht mit der Sonne zu vergleichen. Dies Licht iſt das wahre Licht; neben demſelben erſcheint das Sonnenlicht wie ein künſtliches. Es iſt ohne Wechſel, ohne Schatten, ein Tag ohne Nacht. Hätte jemand die lebhafteſte Einbildungskraft von der Welt, und brächte er alle Tage ſeines Lebens mit dem Bemühen zu ſich dieſes Licht vorzuſtellen: ſo wäre das im Vergleich mit der Wirklichkeit gerade ſo, als hätte er es nie verſucht. Gott ſchickt dies Licht ſo plötzlich, daß man nicht Zeit hätte, die Augen zu öffnen, wenn das nötig wäre um es wahrzunehmen. Aber offen oder geſchloſſen — will es der Herr, ſo ſehen wir es, unabhängig von unſerem Willen. Dagegen hilft kein Widerſtand, keine Zerſtreuung, keine Beſchäftigung. Ich habe es häufig erfahren.

Jetzt möchte ich ſagen, auf welche Weiſe ſich der Herr in dieſen Viſionen zeigt. Aber ich verſuche nicht zu erklären, wie Er dem inneren Geſicht das überwältigende Licht und der Erkenntnis ein ſo klares Bild ſeiner ſelbſt geben könne, daß Er der Seele wahrhaft gegenwärtig iſt. Das mögen die Gelehrten tun. Der Herr hat mir keinen Aufſchluß darüber gegeben und ich bin ſo unwiſſend und ſo ſchwer von Begriffen, daß ich die Erklärungen, die man mir häufig machte, nie verſtehen konnte. Euere Hochwürden meinen zwar, ich hätte einen lebhaften Verſtand; ich habe ihn aber wirklich nicht und dies Beiſpiel beſtätigt es. Bei tauſend Gelegenheiten habe ich die Erfahrung gemacht, daß ich nichts, aber auch gar nichts mit Leichtigkeit auffaße. Oft wunderte ſich mein Beichtvater über meinen großen Mangel an Faſſungskraft, und nie hat er ſich damit befaßt, mir klar zu machen, wie Gott dies und jenes wirkt, obſchon ich viele Jahre mit hochgelehrten Männern umgegangen war. Ich meinerſeits fragte ihn auch nie darum. Ob dies und das Sünde ſei oder nicht — ja, das wohl! Übrigens aber genügte mir der Gedanke vollkommen, daß Gott alles macht. Statt alſo über ſeine Wunderwerke mich zu wundern, lobe und preiſe ich ihn dafür, und je unbegreiflicher ſie mir ſind, deſto andächtiger ſtimmen ſie mich.

Jetzt alſo werde ich ſagen, was die Erfahrung mich gelehrt hat. Wie aber der Herr es bewerkſtelligt, das werden Euere Hochwürden beſſer ſagen und überhaupt alles Dunkle beſſer erklären können als ich.

Zuweilen waren die Viſionen der Art, daß ich ein Bild zu ſehen glaubte, oftmals aber auch Chriſtus ſelbſt; das hing von dem Licht ab, das der Herr mir gab. War es ſchwach, ſo ſah ich nur ein Bild, das aber doch ganz anders als ein Gemälde war. Ich habe viele und ſehr vollkommene Gemälde geſehen; deshalb kann ich behaupten, daß es Torheit wäre, ſie mit jenem Bilde vergleichen zu wollen. Die Verſchiedenheit iſt ſo groß, wie die zwiſchen einer lebenden Perſon und ihrem Porträt Wäre dieſes auch von Meiſterhand gemalt, könnte es doch nimmermehr ſo natürlich ſein, daß man nicht gewahr würde, es ſei eine tote Sache. Dies iſt buchſtäblich zu nehmen, iſt kein bloßer Vergleich; — der hinkt immer. Hier aber iſt wirklich die Verſchiedenheit nicht geringer, als zwiſchen dem Leben und einer Malerei. Denn ſei es Bild, ſo iſt es ein lebendiges Bild, aber nicht von einem toten Menſchen, ſondern von dem lebenden Chriſtus, dem Gottmenſchen, dem Auferſtandenen aus dem Grabe. Zuweilen iſt die Majeſtät ſeiner Erſcheinung zu überwältigend, um einen Zweifel an ſeiner Anweſenheit aufkommen zu laſſen; beſonders nach der Kommunion, wo uns ohnehin der Glaube die Verſicherung ſeiner Gegenwart gibt. Er erſcheint dann ſo ganz als der unumſchränkte Herr der Seele, die ihn beherbergt, daß ſie wie vernichtet, wie aufgezehrt in Chriſtus iſt. O mein Jeſus! es iſt unmöglich, Deine majeſtätiſche Erſcheinung zu beſchreiben. O Herr der Welt und der Himmel! wenn Du tauſend andere Welten, wenn Du unzählige neue Welten und neue Himmel ſchaffen wollteſt, die Seele würde begreifen, daß das alles, mit Deiner unerhörten Erhabenheit verglichen, nicht wert iſt, Dir untertan zu ſein!

Da erkennt ſie auch deutlich, wie gering die Macht der Geiſter der Finſternis neben der Deinen iſt, und wie ſie die ganze Hölle mit Füßen treten kann, wenn ſie Dich für ſich hat. Da begreift ſie das Entſetzen der böſen Geiſter, als Du in den Limbus hinabſtiegeſt und ſie, um vor Deinem Angeſicht zu fliehen, tauſend tiefere Abgründe gewünſcht hätten. Da wird die Seele gewahr, daß Du ihr zeigen willſt die Allmacht Deiner heiligſten Menſchheit in der Vereinigung mit der Gottheit, und ſie ahnt, was der Tag des Weltgerichts ſein werde, wo man Dich als König der furchtbaren Majeſtät und als ſtrengen Richter der Böſen ſchauen wird. Da gelangt die Seele zur aufrichtigſten Demut, denn ſie muß wohl oder übel ihr gründliches Elend einſehen und in der Beſchämung und der wahren Reue über ihre Sünden, Deiner Liebe gegenüber, in ihr Nichts verſinken und nicht wiſſen wohin. Will der Herr der Seele ſo viel von ſeiner Größe und Majeſtät zeigen, dann iſt der Eindruck der Viſion ſo gewaltig, daß ich behaupte, keine könne ſie ertragen, wenn nicht der gute Gott ihr mit übernatürlicher Hilfe beiſtände und ſie in Entzückung, in Extaſe verſetzte. Da verliert ſich der Blick auf die göttliche Viſion in den Genuß der Seligkeit. Später freilich vergißt man das Überwältigende derſelben; die Schönheit und Herrlichkeit des Herrn ſind aber der Seele zu tief eingeprägt, um ſie je zu vergeſſen — es ſei denn, daß wir durch äußerſte Trockenheit und Deſolation heimgeſucht werden und leiden ſollen. Da entſchwindet alles dem Gedächtnis, beinahe ſogar die Erinnerung an Gott. Von dieſem Zuſtand werde ich ſpäter ſprechen.

Nach einer ſolchen Viſion iſt die Seele ganz verändert, in ſüßer Trunkenheit, von neuer Liebe zu Gott in viel höherem Grade entzündet. Iſt auch die frühere Viſion, die uns Gott ohne Bild zeigt, erhabener: ſo ſcheint mir dieſe angemeſſener unſerer Schwachheit, denn ſie erfüllt unſer Gedächtnis und unſere Gedanken, prägt ſich tief unſerer Einbildungskraft ein, und dies hilft uns die Gnade der göttlichen Gegenwart um ſo höher zu ſchätzen. Übrigens treffen beide Arten von Viſionen häufig zuſammen: durch die bildweiſe Viſion ſehen wir mit den Augen der Seele die Herrlichkeit, die Schönheit, die Verklärung der heiligſten Menſchheit, und durch die geiſtige Viſion nehmen wir den Gott wahr, der alles vermag, alles kann, alles ordnet, alles beherrſcht — durch einen Wink ſeines Liebe.

Man ſoll die bildweiſe Viſion ſehr hoch ſchätzen und ich meine, die Gefahr ſei nicht gar ſo groß bei ihr, denn der Teufel kann ihre Wirkungen nicht nachahmen und hervorbringen. Drei- bis viermal, mein' ich, hat er mir den Herrn in dieſer Weiſe fälſchlich darſtellen wollen. Kann er nun auch die Geſtalt eines Leibes von Fleiſch und Blut annehmen: ſo kann er ſich doch nicht mit jenem wundervollen Licht der Verklärung umgeben, worin uns der Herr erſtrahlt, wenn Er uns erſcheint. Er möchte durch dieſes Trugbild den Eindruck der echten Viſion in uns ſchwächen; doch die Seele, die mit dieſer vertraut iſt, ſtößt jenes zurück, fühlt ſich ſogleich aufgeregt, verwirrt, unruhig, ohne die Andacht und den Frieden, den ſie zuvor hatte, und in der Verſuchung, das Gebet aufzugeben. Dies iſt mir, wie geſagt, anfangs drei- oder viermal begegnet. Aber dieſe Viſionen ſind dermaßen gründlich verſchieden, daß ich nicht zweifle, eine Seele, die auch nur bis zum Ruhegebet gekommen iſt, werde ſie mit Hilfe deſſen, was ich bei den übernatürlichen Worten (Kap. 25) geſagt habe, leicht unterſcheiden. Eine jede trägt ihr eigenes Gepräge, über welches ſich die demütige, einfache, gerade Seele nicht täuſchen laſſen wird. Hatte ſie eine wahrhafte göttliche Viſion, ſo durchſchaut ſie leicht das Trugbild und verwirft deſſen falſche Tröſtungen, weil ſie einen ganz anderen Charakter haben und nicht der Ausdruck einer hohen und heiligen Liebe ſind. In kürzeſter Zeit wird ſie einſehen, mit wem ſie zu tun hat. Wo alſo Erfahrung iſt, kann der Teufel nicht ſchaden.

Aber kann nicht die Einbildungskraft ſolche Viſionen erzeugen? — Das iſt die unmöglichſte aller Unmöglichkeiten. Einen ſolchen Flug hat unſere Einbildungskraft nicht. Geht ja die Schönheit und die Weiße einer Hand des Herrn ſchon über ihr Vorſtellungsvermögen! Überdies können wir nimmermehr in einem Augenblick all' die hohen Dinge beiſammen haben, die wir nie gewußt, nie gedacht, die ganz außerhalb unſers menſchlichen Verſtändniſſes liegen, die für die Einbildungskraft, auch nach langem Bemühen, unfaßbar ſind. Nein, das iſt unmöglich! Vermöchte ſie aber auch etwas, und wollte der Verſtand ſie auch bei der Bildung der Viſion unterſtützen: ſo würden doch immer die charakteriſtiſchen Kennzeichen, die großen Wirkungen, ausbleiben; und die Seele würde einer

Sechſter Sonntag nach Epiphanie.

„Simile est regnum coelorum grano sinapis.“
Ev. Matth. 13.

Mein Heiland, wenn Dein Auge ſähe
In meiner Bruſt das Senfkörnlein,
Das wachſen ſoll zur höchſten Höhe —
O wie glückſelig wollt' ich ſein!

Das Wahre kann ich nicht entdecken,
Bald rühm' ich mich, bin bald verzagt;
Jetzt ſeh' ich Glanz und dann nur Flecken,
Heut' trotzig, morgen gramzernagt.

Und wollen mich die Menſchen loben,
So macht es mir das größte Weh:
Wen je die Welt recht hoch erhoben,
War ſicher in des Böſen Näh!

Perſon gleichen, die zu ſchlafen wünſcht, weil ſie müde iſt oder Kopfweh hat, aber nicht einſchlafen kann und fort und fort wacht. Der Schlaf will durchaus nicht kommen, ſo viel Mühe ſie ſich auch gibt. Endlich fällt ſie in eine Art von Schlummer; allein er ſtärkt ſie nicht, er nimmt nicht ihr Kopfweh fort, er vermehrt ihren Schwindel, es iſt eben kein geſunder Schlaf. Einen ähnlichen Erfolg würde die Anſtrengung der Einbildungskraft für die Seele haben: ſtatt Kraft und Stärkung — Schwindel, Widerwillen, Ermüdung. Die echte Viſion hingegen bringt ihr geiſtige Schätze und dem Körper Geſundheit und Lebenskraft.

So oft man mir ſagte — und das geſchah ſehr oft! — ich täuſche mich, es ſei dämoniſche Gaukelei, gab ich dieſe und andere Gründe und auch Vergleiche an, die mir der Herr einleuchtend machte. Das half mir aber nicht. Ich hatte es mit heiligmäßigen Männern zu tun, die Gott auf einen anderen Weg führte, die mich als eine große Sünderin kannten und die nun voll Angſt waren, ich könne leicht irre gehen. Sie beſprachen ſich weitläufig darüber, und obſchon ich mich keiner Seele offenbarte, als meinem Beichtvater und den Perſonen, an die ich mich auf ſeinen Befehl wendete: ſo kam doch mein Seelenzuſtand, wahrſcheinlich um meiner Sünden willen, zur Kenntnis der Leute. Ich ſagte eines Tages zu jenen erleuchteten Männern: wenn ſie behaupten wollten, daß eine Perſon, mit welcher ich eben geſprochen hätte und welche mir wohlbekannt wäre, nicht dieſe, ſondern eine andere Perſon ſei, und daß ſie wüßten, ich ſei über dieſelbe im Irrtum: ſo wolle ich bereit ſein, ihnen zweifellos feſteren Glauben zu ſchenken, als meinen eigenen Augen. Habe die Perſon mir aber zum Beweis ihrer Liebe köſtliche Kleinodien geſchenkt, habe ſie mich, die ich zuvor nichts beſaß und ganz arm war, reich gemacht: ſo ſei es mir unmöglich, ihnen, trotz des beſten Willens, zu glauben. Dies aber ſei genau der Fall bei mir. Ich könne ihnen die Kleinodien vorzeigen, die der Herr mir gegeben: meine Seele ſei umgewandelt; eine große Veränderung zum Beſſeren gebe ſich in jeder Beziehung augenſcheinlich bei mir kund; wer mich früher gekannt habe, nehme es mit größter Deutlichkeit wahr; und mein Beichtvater bezeuge es. Ich könne unmöglich glauben, daß der Teufel, um mich zu verblenden und in die Hölle zu ſtürzen, ſich nicht lieber meiner früheren Sünden dazu bedienen, als ein ganz entgegengeſetztes Mittel brauchen ſolle, nämlich meine Fehler auszurotten, an ihrer Stelle Tugenden einzupflanzen und mir Kraft zum Kampf wider mich ſelbſt zu geben. Denn dies alles, das ſähe ich mit zweifelloſer Klarheit, ſei mir plötzlich zuteil geworden.

Mein Beichtvater, ein ſehr heiligmäßiger Pater[1]) aus der Geſellſchaft Jeſu, gab, wie ich ſpäter erfuhr, dieſelben Antworten. Er war ein höchſt vorſichtiger und demütiger Mann, und gerade ſeine außerordentliche Demut war es, die mir die größten Drangſale bereitete. Er war auch ein Mann des Gebetes und der Wiſſenſchaft; allein Gott führte ihn anders als mich, und deshalb traute er ſich in Bezug auf mich kein entſchiedenes Urteil zu. Er hat meinetwegen viel gelitten. Ich weiß, man hat ihn vor mir gewarnt, hat ihm geſagt, er möge ſich hüten, daß der Teufel ihn nicht betöre, meinen Worten Glauben zu ſchenken; hat ihm verſchiedene abſchreckende Beiſpiele angeführt[1]). Alles das betrübte mich ungemein. Ich fürchtete den Augenblick eintreten zu ſehen, wo ich keinen Beichtvater finden, wo jeder mich fliehen werde, und ich kam gar nicht aus den Tränen heraus. Es war Gottes Vorſehung, daß dieſer Pater mich dennoch ertrug und fortfuhr, meine Beichten zu hören, und daß er, als ein ſehr guter Diener Gottes, bereit war, alles für den Herrn zu ertragen. Deshalb ermahnte er mich auch beſtändig, mich vor jeder Beleidigung Gottes in acht zu nehmen, alles zu tun, was er mir ſagen werde und nie zu fürchten, daß er mich je verlaſſen könne. Stets hat er mich ermuntert und beruhigt; aber ſtets gebot er mir auch, ihm nicht die mindeſte Kleinigkeit zu verſchweigen; dann ſei es dem Teufel unmöglich, meiner Seele zu ſchaden, denn Gott werde die beabſichtigte ſchlimme Wirkung in eine gute verwandeln. Fortwährend war er bemüht, meine Seele zu vervollkommnen. Ich in meinen beſtändigen Ängſten offenbarte ihm treulich alles und gehorchte ihm auch in anderen Dingen, obſchon unvollkommen. Mehr als drei

---

[1]) Balthaſar Alvarez.

---

[1]) Es gab damals in der Tat manche „Betrügerinnen und Scheinheilige" in und außerhalb Spanien. Der bekannteſten Eine war jene Priorin in Liſſabon, der es gelang den großen Geiſtesmann, P. Ludwig von Granada, zu täuſchen.

Jahre war er mein Beichtvater, gerade in der Zeit der ſchwerſten Prüfungen für mich und großer Widerwärtigkeiten für ihn, die er meinetwegen zu leiden hatte. Der Herr ließ vielfache Verfolgungen und ungünſtige Urteile in Dingen, bei denen ich ganz unſchuldig war, über mich kommen. Da wendeten ſich denn alle gegen den, der meine Seele leitete und verdammten ihn, weil er für mich verantwortlich ſei, und es fiel doch kein Schatten von Schuld auf ihn. Ohne ſeine hohe Heiligkeit und ohne den Starkmut, den der Herr ihm gab, wäre es unmöglich geweſen, ſo viel zu ertragen. Einerſeits mußte er denjenigen Red' und Antwort ſtehen, die da meinten, ich ginge zugrunde, und die ihm doch nicht glaubten, was er auch ſagen mochte; andererſeits mußte er mich von meiner quälenden Angſt zu befreien und mich zu beruhigen ſuchen, wenn gleich ſie immer größer wurde. Denn bei jeder neuen Viſion ließ der Herr eine Steigerung meiner Furcht zu, und immer war es mein Beichtvater, zu dem ich aufs neue meine Zuflucht nahm. Das alles kam daher, weil ich eine ſo große Sünderin geweſen war und noch war. Er tröſtete mich mit großer Geduld und Liebe. Hätte er mehr Selbſtvertrauen gehabt, würde ich viel weniger gelitten haben; denn Gott ließ ihn in allen Stücken die Wahrheit erkennen und ich glaube, er ſchöpfte das Licht aus dem hochheiligſten Sakrament des Altars.

Andere Diener Gottes hielten mit nichten meinen Weg für den richtigen, wenn ich auch recht viel mit ihnen verkehrte und ganz offenherzig über ſo Manches mit ihnen ſprach. Aber ſie verſtanden mich nicht. Es war einer unter ihnen, den ich ſehr liebte, dem meine Seele unendlich viel verdankte, der ganz heiligmäßig war, der ſehnlichſt und mit heiligem Verlangen meine Vollkommenheit wünſchte und Gott für mich anflehte um das Licht der Erkenntnis; aber ich ſah, auch er verſtand mich nicht; — das war ein großer Schmerz! Alle fanden in meiner aufrichtigen, ſchlichten Art zu ſprechen einen Mangel an Demut, und ſo wie ſie einen Fehler an mir bemerkten — oder wahrſcheinlich gar manche — verdammten ſie mich auch in allem übrigen. Manchmal legten ſie mir Fragen vor, die ich in aller Ruhe und Einfachheit beantwortete. Da meinten ſie denn, ich wolle die Erleuchtete ſpielen und ſie belehren, und in der guten Abſicht, mich zu beſſern, gingen ſie zu meinem Beichtvater und hinterbrachten ihm alles, und er machte mir darauf ſcharfe Vorwürfe. Es war eine ſchwere Zeit! von verſchiedenen Seiten wurde ich betrübt; doch ich ertrug es mit den Gnaden, die der Herr mir erwies. Ich ſage dies, um die großen Leiden einer Seele anzudeuten, welcher für die Wege des Geiſtes ein durch Erfahrung belehrter Führer mangelt. Was aus mir geworden wäre, wenn der Herr mich nicht damals mit beſonderer Huld begnadet hätte, weiß ich nicht, denn ich hatte ſo viele und mancherlei Drangſale, daß ich wohl den Verſtand hätte verlieren können. Zuweilen fühlte ich mich ſchon bis an die äußerſte Grenze gedrängt und konnte nichts weiter tun, als die Augen zum Herrn zu erheben, weil ſo viele ausgezeichnete Leute mich ſchwaches, unvollkommenes, armſeliges Weiblein verdammten.

So ganz einfach erzählt, mag die Prüfung gering erſcheinen; aber ich habe gar große in meinem Leben ertragen und ich kann verſichern, daß dieſe zu den allergrößten gehörte. Möge ich durch ſie den Herrn verherrlicht haben! Diejenigen, die mich zu enttäuſchen ſuchten und mich verdammten, hatten ſicher keine andere Abſicht, als die Ehre Gottes und das Heil meiner Seele zu fördern.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung. Leiden und Prüfungen. Wonnevolle Viſionen. Schmerz und Liebe.

Wieder bin ich von meinem Gegenſtand abgekommen! Ich ſprach davon, daß die Viſion des Herrn kein Wort unſerer Einbildungskraft ſein könne, weil dieſe viel zu viel Zeit und Anſtrengung brauche, um ſich die überirdiſche Schönheit der heiligſten Menſchheit Jeſu annähernd vorzuſtellen. Sie kann freilich deren einzelne Züge zuſammentragen, das Antlitz, den Glanz betrachten, dies Bild immer mehr vervollkommnen, es eine Zeitlang feſthalten und dem Gedächtnis einprägen. Aber es geht ja eben daraus deutlich hervor, daß dies alles eine Folge ihrer natürlichen Tätigkeit iſt. Dergleichen findet nicht ſtatt bei der Viſion, von der ich rede. Da haben wir gar nichts zu tun, als den Herrn zu ſchauen, wann und wie und wo Er will. Ein Mittel dafür gibt es nicht und dagegen auch nicht. Unſer Wille bringt es weder dahin, ihn zu ſehen, noch ihn nicht zu ſehen. Wollten wir neugierig die Einzelheiten betrachten, würde Er augenblicklich verſchwinden. Während dritthalb Jahren hatte ich faſt immer dieſe Viſion. Seit drei Jahren habe ich ſie nicht mehr ununterbrochen; dafür aber eine andere, höherer Art, von der ich vielleicht ſpäter reden werde. Während Er zu mir ſprach, betrachtete ich ſeine erhabene Schönheit und hörte die Worte, welche ſein göttlicher Mund bald lieblich und bald ſtreng ſagte, und ich hätte ganz außerordentlich gewünſcht, die Farbe und die Größe ſeiner Augen zu erkennen, um davon ſprechen zu können; — doch niemals wurde mir dieſe Gnade zuteil, und anſtatt das zu ſehen, wonach ich trachtete, ging mir die ganze Viſion unter. Ziemlich häufig ſehe ich, daß Er mich liebreich anblickt; allein dieſer Blick hat eine überwältigende Kraft, die Seele erträgt ihn nicht; ſie fällt in die höchſte Extaſe und verliert den Anblick der göttlichen Schönheit, um inniger mit Gott ſelbſt ſich zu vereinigen.

Alſo: hier gibt es auf unſerer Seite kein Wollen oder Nichtwollen. Es iſt hingegen ganz klar der Wille des Herrn, daß wir demütig und beſchämt das annehmen, was Er uns gibt und ihm dafür Lob und Dank ſagen. Dies gilt von allen Viſionen ohne Ausnahme. Wir ſehen nicht mehr und nicht weniger als das, was der Herr für gut findet, uns zu zeigen. Unſere Tätigkeit bleibt dabei aus dem Spiel. Weil es aber das Werk des Herrn allein und ohne unſer Zutun iſt: ſo dürfen wir nicht ſtolz darauf — wohl aber demütig und ſchüchtern ſein. Denn ebenſogut wie er uns die Fähigkeit nimmt, das zu ſehen, was wir ſehen möchten, kann er uns ſeine Gaben überhaupt, ja ſogar ſeine Gnade entziehen und uns unſerem eigenen Verderben überlaſſen. Eine heilſame Furcht darf uns nie verlaſſen, ſo lange wir hienieden in der Verbannung leben.

Gewöhnlich, und auch in der heiligen Hoſtie, ſtellte ſich der Herr in der Glorie der Auferſtehung mir dar. Zuweilen, um mich in meiner Trübſal zu ſtärken, zeigte Er mir ſeine heiligen fünf Wunden; zuweilen ſah ich ihn am Kreuz; auch am Ölberg; mit der Dornenkrone ſelten; zuweilen auch das Kreuz tragend, wenn er meine oder Anderer Leiden beruhigen wollte; doch immer war ſein heiliger Leib verklärt. O Gott! welche Ängſte, welche Beſchämung, welche Verfolgungen, welche Trübſal habe ich ausgeſtanden, weil ich dieſe Viſionen eingeſtand. Einige Perſonen hielten ſie mit äußerſter Entſchiedenheit für ſataniſches Blendwerk und wollten mich exorziſieren. Daraus machte ich mir nichts; hingegen tat es mir ſehr weh, wenn die Beichtväter nur ungern meine Beicht annahmen und wenn ich erfuhr, was alles man ihnen von mir hinterbringe. Dennoch hat es mich niemals betrübt, mit dieſen himmliſchen Viſionen begnadet zu ſein, und für eine einzige ſchon hätte ich alle Güter und alle Genüſſe der Welt freudig hingegeben. Ich hielt ſie immer für einen unermeßlichen Schatz, für eine namenloſe Gnade Gottes, und der göttliche Meiſter gab mir oft dieſe Verſicherung. Ich fühlte mich in ſeiner Liebe wachſen. Nur Ihm klagte ich meine Leiden, und ſtets getröſtet, ſtets mit friſchem Mut erhob ich mich vom Gebet. Meinen Gegnern zu widerſprechen wagte ich nicht. Es hätte meine Sache nur verſchlimmert, weil ihnen das als Mangel an Demut erſchienen wäre. Mit meinem

Beichtvater beſprach ich aber auch dieſes, und ſein Troſt hat mir in meinen Bekümmerniſſen nie gefehlt.

Zuweilen wurde er durch andere Geſchäfte abgehalten, meine Beicht zu hören, und dann beichtete ich bei einem Geiſtlichen, der ſich früher meiner Seele angenommen hatte. Als meine Viſionen immer häufiger wurden, behauptete dieſer, das teufliſche Blendwerk ſei ganz klar, und er befahl mir, da ich die Erſcheinung nicht verhindern könne, mich vor ihr mit dem Kreuz zu bezeichnen und ſie mit einer verächtlichen Geberde abzuweiſen. Ich müſſe für ganz gewiß halten, daß es der böſe Feind ſei und mich gar nicht fürchten; werde er das gewähr, ſo gebe er ſeine Berückungen auf und der Herr werde mich behüten und von ihm befreien. Da ich nicht anders als feſt glauben konnte, meine Viſionen kämen von Gott: ſo war dies für mich ein ganz furchtbarer Befehl, der mich entſetzlich bekümmerte, denn ich konnte unmöglich wünſchen, daß ſie aufhörten. Endlich entſchloß ich mich, dem Befehl zu gehorchen. Ich flehte den lieben Gott mit tauſend Tränen an, mich doch vor jeder Täuſchung zu bewahren. Am Tage des heil. Paulus hatte ich die erſte Viſion gehabt; darum bat ich ihn und den heil. Petrus dringend um ihre Fürbitte, denn der Herr hatte mir geſagt, wenn ſie mich beſchützten, würde ich nicht in Täuſchungen fallen. Dieſe glorreichen Heiligen ſind meine beſonders verehrten Patrone, und oft habe ich ſie zu meiner Linken in geiſtiger Viſion, nicht in bildweiſer, höchſt deutlich geſehen.

Drum will ich Schleier um mich legen,
Und was man ſpricht, das ſei mir gleich!
Will ſtill das Demuthskörnlein pflegen —
Den beſten Keim für's Himmelreich.

Es tat mir unausſprechlich weh, vor der Erſcheinung des Herrn eine verächtliche abwehrende Geberde zu machen, denn wenn ſie eintrat, hätte ich mich darauf töten laſſen, daß ſie kein Blendwerk des böſen Feindes ſei. Dies war alſo ein ſchweres Bußwerk! Um nicht genötigt zu ſein, das Kreuzzeichen zu machen, nahm ich bei meinem Gebet beſtändig ein Kruzifix in die Hand. Die Geberde des Abſcheues unterließ ich oft; ich konnte ſie nicht über mein Herz bringen. Ich gedachte aller Beleidigungen, welche die Juden dem göttlichen Heiland angetan hatten und beſchwor ihn mir zu vergeben, ich gehorche ja nur ſeinen Stellvertretern, den Dienern ſeiner Kirche; ich ſei ohne Schuld. Er ſagte mir, ich ſolle mich beruhigen; es ſei immer ſehr gut zu gehorchen; er werde ſchon die Wahrheit an den Tag bringen. Als man mir aber das Gebet unterſagte, mißfiel ihm das ſehr, und er befahl mir zu erklären, das ſei Tyrannei. Auch gab er mir verſchiedene Gründe an um zu beweiſen, daß meine Viſionen kein Werk des Satans wären.

Eines Tages hatte ich das Kreuz meines Roſenkranzes in der Hand. Der Herr nahm es mit der ſeinen, und als er es mir zurückgab, beſtand es aus vier großen Juwelen, die ohne Vergleich koſtbarer als Diamanten waren, denn neben ihrem natürlichen Glanz ſah jeder Diamant tot wie ein unächter Stein aus. Die fünf Wunden des Herrn waren wunderſchön darauf abgebildet, und Er ſagte mir, ich würde in Zukunft immer das Kreuz ſo ſehen. Das geſchah. Nicht das Holz woraus es geſchnitten iſt, ſah ich ſeitdem, ſondern jene Steine. Es ſieht ſie aber niemand als ich.

Kaum hatte ich aus Gehorſam angefangen, den Erweiſen der göttlichen Liebe zu widerſtehen, als ſie mir im erhöhten Maße zuteil wurden. Ich kam gar nicht mehr aus dem Gebet heraus, nicht wenn ich mich zerſtreuen wollte, ja nicht einmal im Schlummer; und das entflammte mehr und mehr meine Liebe zu dem Herrn. Es war nicht in meiner Macht, obſchon ich es oft verſuchte, meine Gedanken von ihm abzuwenden. So viel ich konnte, verſuchte ich es aus Gehorſam; aber ich konnte wenig oder nichts ändern. Ich klagte ihm all' meine Leiden, und während er einerſeits mich immer zum Gehorſam aufforderte, beruhigte er mich andererſeits, unterrichtete mich in allem, was ich zu ſagen hätte — wie er das noch jetzt tut — und gab mir die vollwichtigſten Gründe für meine unerſchütterliche Zuverſicht.

Seinem Verſprechen gemäß begann Er bald darauf deutlicher zu zeigen, daß Er es ſei, der meine Viſionen bewirke. Die Liebe zu Gott wuchs in mir, zu meinem eigenen Erſtaunen und ohne mein Zutun, in übernatürlicher Weiſe. Ich verging vor Sehnſucht nach der Anſchauung Gottes, und ich verlangte nach dem Tode, um dies Leben der Seligkeit zu genießen. Der Sturm dieſer Liebe war freilich nicht ſo heftig und ſo überwältigend als jener, von dem ich früher ſprach (Kap. 20), dennoch aber ſo ſtark, daß ich ganz außer mir geriet; denn nichts genügte mir, nichts haftete in mir; es war wirklich, als würde mir das Herz aus der Bruſt geriſſen. O himmliſche Klugheit des Herrn! mit welcher zarten Rückſicht behandelſt Du göttlicher Meiſter Deine erbärmliche Sklavin! Du verbargſt

Dich vor mir, aber Deine Liebe drängte meine Seele einem ſo ſeligen Erſterben zu, daß ſie nichts anderes verlangte als dieſen Tod.

Wer einen ſolchen Anſturm nicht in ſich erfahren hat, verſteht ihn unmöglich. Es iſt weder Gemütsunruhe noch Gefühlsandacht, die recht oft einen ſolchen Grad erlangen, daß ſie ſich nach außen drängen und der Selbſtbeherrſchung unfähig erſcheinen. Das iſt aber eine ſehr niedrige Stufe des Gebetes. Man muß ſolche Aufregung zu vermeiden, die Gefühle zu beſchwichtigen, die Seele ſanft zur inneren Sammlung zu bringen ſuchen. Kindern, die durch übermäßiges Weinen dem Erſticken nahe zu ſein ſcheinen, gibt man zu trinken; und das beruhigt ſie. So ungefähr muß man es auch in dieſem Fall machen. Die Vernunft muß die Zügel anziehen und die Aufregung hemmen, weil ſie aus einer natürlichen Anlage entſpringen könnte. Die Vernunft muß immer befürchten, daß nicht alles vollkommen iſt, und daß ſich die ſinnliche Natur an dieſer Erregung beteiligt. Wie man ein Kind durch Liebkoſungen beſchwichtigt, ſo, ganz ſanft, nicht mit Gewalt, muß man die Seele zu einer ſüßen, linden, lieblichen Liebe zu ſtimmen ſuchen. Dieſe darf nicht einem ſiedenden Gefäß gleichen, das überläuft, weil man das Feuer durch zu viel Holz unbedachtſam genährt hat; man muß die Urſache des Überkochens mindern, die heftige Flamme dämpfen und allmählich löſchen durch ſtille Tränen, und nicht in jenes ſtürmiſche Weinen der aufgeſtörten Empfindungen übergehen, welches nur Schaden ſtiftet. Das widerfuhr mir anfangs ein paarmal: ich hatte nichts davon als einen ſo ſchweren Kopf und einen ſo müden Geiſt, daß ich zuweilen einige Tage nicht imſtande war, das Gebet zu üben. Beſonders im Anfang iſt es ſehr notwendig, recht vorſichtig zu ſein und mit großer Milde alle Bewegungen des Geiſtes nach Innen zu lenken, damit alles ſorgſam gemieden werde, was nur äußerlich iſt.

Ganz verſchieden von dieſer ſtürmiſchen Andacht iſt der Liebesaufflug, von dem ich jetzt ſprach. Da legen wir kein Holz in's Feuer! Es brennt, und wir werden hinein geworfen, damit es uns verzehre. Die Seele hat nicht ſich ſelbſt die ſchmerzliche Wunde geſchlagen, die wegen ihrer Entfernung von Gott in ihr blutet. Ein Pfeil hat's getan, der immer auf's Neue das Herz, das innerſte Leben durchbohrt und ſie ſo außer ſich bringt, daß ſie nicht weiß, was ihr fehlt noch was ſie will. Nur das weiß ſie: ſie will Gott lieben, und der Pfeil bringt ihr das heilſame Kraut der Selbſtverachtung aus Liebe zu dem Gott, dem ſie mit Wonne ihr Leben opfern würde. Nicht zu ſagen, nicht zu beſchreiben iſt die Weiſe, in welcher Gott eine Seele verwundet, und der namenloſe Schmerz, der ſie außer ſich ſetzt, und die namenloſe Wonne dieſes Schmerzes, die alle Wonnen der Erde weit, himmelweit übertrifft. Nichts Süßeres würde die Seele wünſchen, als an dieſem Schmerz zu ſterben.

Dieſe Vereinigung von Schmerz und Verherrlichung verſetzte mich in ein Entzücken, das ich gar nicht begreifen konnte. Wie wunderbar — eine verwundete Seele! eine Seele, die ſich verwundet weiß durch eine himmliſche Liebe, die nicht ſie entzündet hat! Das iſt ihr klar: die Glut, die ſie verzehrt, iſt eine Folge der unbegreiflich großen Liebe, die Gott für ſie hat. Ein Fünkchen ſeiner göttlichen Flamme iſt ihr zugefallen und macht ſie entbrennen. O wie oft, wie oft denke ich in dieſem Zuſtand an den Pſalm Davids: „Quemadmodum desiderat cervus ad fontes aquarum" (Pſ. 42). Buchſtäblich paßte das für mich. War das Entzücken nicht allzu heftig, ſo linderten einige Bußübungen den Schmerz etwas; oder wenigſtens ſucht die Seele, die nicht weiß, was ſie in dieſem geheimnisvollen Leiden anfangen ſoll, in dieſem Mittel etwas Erleichterung. Aber ach! wenn die Geißel den Leib mit Blut überrieſelte, ſo würde ſie das ſo wenig fühlen, wie wenn der Körper tot wäre. Ganz vergeblich ſtrengt ſie ſich an,um neue Wege zu finden, auf denen ſie leiden könnte aus Liebe zu ihrem Gott; der erſte Schmerz iſt ſo groß, daß er durch kein körperliches Leiden betäubt werden kann, und ein Übel, das vom Himmel kommt, iſt ja auch nicht durch ſolche niedrige irdiſche Arzneien zu heben. Den Herrn um Linderung bitten: dies beſänftigt ein wenig die unerhörte Pein; aber nur der Tod vermag dieſe Linderung zu bringen, weil nur er der Seele den vollen, ungeſtörten Genuß der Vereinigung mit Gott, dem höchſten Gut, bringt. Iſt aber der Anfall ſehr heftig, ſo geht auch die Kraft für dieſe Bitte, wie für alles andere aus und der Leib bricht zuſammen. Steht man, ſo fällt man zu Boden wie ein lebloſes Ding, und man kann weder Hand noch Fuß bewegen, kaum atmen. Das einzige Lebenszeichen ſind einzelne ſchwache Seufzer, die den inneren Schmerz nur leiſe andeuten.

In dieſem Zuſtand ſchickte mir der Herr zuweilen die Viſion eines Engels, der in körperlicher Ge-

Bernini !

ſtalt zu meiner Linken ſtand. Dies iſt eine große Ausnahme. Engel erſcheinen mir zwar recht oft, allein ich pflege ſie nicht anders als durch die rein geiſtige Viſion wahrzunehmen. Genug, in dieſer Viſion war es anders. Der Engel war eher klein als groß, ſehr ſchön und mit jenem ſtrahlenden Antlitz, welches den liebentflammten ſeligen Geiſtern der höchſten Ordnung eigen iſt. Ich ſehe im Himmel einen unbeſchreiblich großen Unterſchied zwiſchen den Engeln, aber ihre Namen haben ſie mir nicht geſagt. Der Engel hatte einen großen goldenen Pfeil in der Hand, an deſſen Spitze ein kleines Flämmchen glühte. Mit demſelben durchbohrte er mir mehrmals das Herz bis auf den Grund, und wenn er ihn zurückzog war es mir, als ziehe er mein Leben an ſich und entzünde in mir die Flammen der heißeſten Liebe zu Gott. Der Schmerz war ſo heftig, daß er mir leiſe, klagende Seufzer erpreßte, war aber zugleich mit einer ſo übermäßigen Wonne verbunden, daß ich weder deſſen Ende wünſchen, noch eine höhere Befriedigung als die in Gott begehren konnte. Es iſt kein körperlicher, ſondern ein geiſtiger Schmerz, an welchem jedoch der Körper zuweilen mehr zuweilen weniger teilnimmt. Das Liebesverhältnis, welches nun zwiſchen der Seele und Gott beginnt, iſt von ſo unſagbarer Süßigkeit, daß ich den Herrn bitte, Er möge es in ſeiner Huld demjenigen zu koſten geben, der dann meint, daß ich lüge.

Der Zuſtand währte zuweilen Tage lang. Dann hätte ich nichts ſehen und nichts hören und nichts fühlen, und nur mich verabgründen mögen in mein ſeliges Leid, das mir glorreicher erſchien, als alle Herrlichkeit der Welt. Dieſe Gnaden hatte mir der Herr ſchon einigemal erzeigt, als es ihm gefiel, mir auch in Gegenwart anderer ſo heftige Entzückungen zu ſchicken, daß ich ihnen unmöglich widerſtehen konnte und daß ſie zu meinem großen Verdruß zu allgemeiner Kenntnis kamen. Seitdem ich dieſe Extaſen habe, iſt der Schmerz bedeutend geringer, als jener viel höhere, von dem ich — ich weiß nicht wo! (Kap. 20) geſprochen habe, und der ſich von dieſem in vielen Dingen unterſcheidet. Kaum beginnt dieſer ſich fühlbar zu machen, ſo ergreift der Herr die Seele und verſetzt ſie in Extaſe; ſie hat alſo nicht Zeit, den Schmerz zu ſpüren, weil die Wonne auf der Stelle eintritt. Sei der Herr geprieſen in Ewigkeit, der ſolche Gnaden einer Seele ſchenkt, welche ihnen ſo wenig entſpricht.

* * *

Dreißigſtes Kapitel.

Wie der Herr ihr zum Troſt und zur Hilfe den heiligen Mann Petrus de Alcantara, Franziskanerordens, nach Avila ſchickt. Wechſel der Seelenzuſtände und innere Leiden.

Ich ſah nun freilich, wie wenig oder nichts ich tun könne, um dieſe gewaltigen Liebesſtürme zu verhindern. Da mir aber die Vereinigung von Schmerz und Seligkeit in dieſem Grade ganz unbegreiflich war: ſo fürchtete ich ſie ſehr. Körperlicher Schmerz und geiſtige Freude konnten Hand in Hand gehen: darin lag nichts Unmögliches; aber ein Übermaß geiſtigen Leidens, verbunden mit einem Übermaß geiſtiger Wonne — das begriff ich nicht, das verwirrte mich. Ich verſuchte zwar noch immer Widerſtand zu leiſten; doch die vergebliche Anſtrengung erſchöpfte mich über die Maßen. Ich waffnete mich alſo mit einem Kruzifix gegen Den, der uns das Kreuz als Wall und Waffe gegen alles Böſe gegeben hat! — Klar und deutlich war mir nur das Eine: niemand verſtand mich. Meinem Beichtvater wagte ich auch dies zu ſagen; übrigens aber ſchwieg ich, denn eine ſolche Äußerung gegen andere wäre ein ſehr großer Mangel an Demut geweſen.

Da ſchickte mir der gütige Herr Hilfe für einen Teil meiner Leiden, ja damals für alle, indem er den gottſeligen Bruder Petrus de Alcantara nach unſerer Stadt führte. Ich habe ſchon ſeiner und ſeiner Bußwerke erwähnt. Unter anderen erzählte und beteuerte man mir, er habe zwanzig Jahre ein Cilicium von Blechplatten getragen, ohne es je abzulegen. Er hat kleine Abhandlungen über das Gebet in kaſtiliſcher Sprache geſchrieben, die jetzt in allen Händen ſind. Da er ein Meiſter im Gebet war, verſtand er, anderen vortreffliche Anleitung darin zu geben. Er befolgte in aller Strenge die erſte Regel des heiligen Franziskus und führte ein wahres Büßerleben, wovon ich nur Weniges mitteilte.

Meine Freundin, die fromme Witwe[1]) und würdige Dienerin Gottes, erfuhr ſogleich die Anweſenheit des großen heiligen Mannes in unſerer Stadt. Sie war oft Zeuge meiner Leiden, kannte meine Not und tröſtete mich; denn ſie war eine Frau von feſtem Glauben, von ſcharfem Verſtande, von großer Umſicht, die im Gebete hohe Gnaden vom Herrn und auch jenes Licht über mich empfing, welches die Gelehrten nicht hatten. Was man auch ſagen und behaupten mochte, ihre Überzeugung war unerſchütterlich, daß der Geiſt Gottes, nicht teufliſches Blendwerk in mir wirke. Meine Beichtväter hatten mir erlaubt, bei ihr von meinen Leiden auszuruhen, weil ich bei ihr in vielen Dingen Verſtändnis fand. Zuweilen bekam ſie ihren Anteil an den Gnaden, die der Herr mir erwies, indem ich ihr Manches raten konnte, was ihrer Seele heilſam war. Um nun meine Beſprechungen mit Bruder Petrus de Alcantara zu erleichtern, erwirkte die treue Freundin ohne mein Vorwiſſen die Erlaubnis des Provinzials, daß ich mich acht Tage bei ihr aufhalten dürfe. In ihrem Hauſe alſo und in verſchiedenen Kirchen ſprach ich ihn oft während ſeiner erſten Anweſenheit in unſerer Stadt, und ſpäter iſt es mir zu verſchiedenen Zeiten vergönnt geweſen, in genauer Beziehung zu ihm zu ſtehen. Ich habe immer ſehr aufrichtig und ohne Rückhalt geſprochen, wenn es ſich darum handelte, meinen Seelenzuſtand einem Geiſtesmann zu offenbaren, habe meine Beweggründe, meine erſten Aufwallungen mitgeteilt, habe in zweifelhaften oder verdächtigen Fällen alles vorgebracht, was gegen mich zeugte. Ich tat es alſo auch jetzt, und ohne Doppelſinn und Verſchleierung legte ich ihm vollſtändig Rechenſchaft ab über mein ganzes Leben und über meine Gebetsweiſe. Ich bemerkte ſogleich, daß er mich nach ſeinen eigenen Erfahrungen beurteile und verſtehe, und das war eben, was ich brauchte. Denn ich ſelbſt verſtand mich damals nicht ſo wie jetzt, konnte mich nicht ſo ausdrücken über die Gnaden, die Gott mir erwies und habe dieſe Gabe erſt ſpäter empfangen. Um ſie alſo richtig zu verſtehen, zu prüfen und zu beurteilen, mußte man ſie aus eigener Erfahrung kennen.

---

[1]) Donna Guiomar de Ulloa.

Er gab mir ſehr viel Licht über mich ſelbſt, der heilige Mann; denn bis jetzt war mir nicht nur die geiſtige Viſion, ſondern auch die bildweiſe, die man

Der Sonntag Septuageſima.

„Multi enim sunt vocati, pauci vero electi.“
Ev. Matth. 20.

In eilfter Stunde haſt Du mich gedungen,
Erbarmend ſahſt Du meine leere Hand,
Mit der ich wund und müde mich gerungen,
Und zwiſchen Nichts in Nichtigkeiten ſtand.

Ein Handgeld haſt Du liebend mir verliehen:
Die Gnade — froh dem Dienſte mich zu weihn,
Die Hoffnung — daß nach kurzer Arbeit Mühen,
Mein reicher Lohn der Zehner werde ſein.

Doch ich, o Herr, ſeit jener eilften Stunde,
Was habe ich in Deinem Dienſt gethan?
Wie war ich treulos Deinem Gnadenbunde,
Wie wandt' ich ſchlecht das reiche Handgeld an!

mit dem Auge der Seele ſieht, etwas Rätſelhaftes. Ich dachte, nur ſolche Viſionen, die man mit leiblichen Augen gewahr werde, wären echt; und ſolche hatte ich eben nicht. Er gab mir das richtige Verſtändnis über ſie, hieß mich ganz ohne Furcht ſein und Gott danken und preiſen, denn der göttliche Geiſt wirke ſie; — und das ſei ſo gewiß, daß es, die Glaubenslehren ausgenommen, nichts Gewiſſeres und nichts Glaubwürdigeres gebe. Er fand großen Troſt im Umgang mit mir, bewies mir die größte Freundſchaft und Teilnahme, blieb ſeitdem immer in Verbindung mit mir und beſprach mit mir all' ſeine Anliegen und Arbeiten. Er fand in mir die lebhaften Wünſche und feſten Entſchlüſſe, die er bereits ins Werk geſetzt hatte; er fand aber auch den Mut in mir, dasſelbe zu tun. Das beglückte ihn ungemein und das verband uns feſt; denn auf der Stufe, zu der Gott ihn erhoben hatte, gibt es weder Troſt noch Freude, die ſich damit vergleichen ließen, das Aufdämmern derſelben Gnaden in einer anderen Seele zu beobachten. Damals, mein' ich, waren ſie freilich erſt recht ſchwach in mir. Gott gebe, daß ich jetzt einige Fortſchritte auf dieſem Wege gemacht haben möge! — Er hatte das größte Mitleid mit mir und ſagte: die Prüfung, die ich zu leiden hätte, nämlich den Widerſpruch der Guten, ſei eine der bitterſten hienieden und ich würde noch ſehr viel zu leiden haben, da ich geiſtliche Hilfe bedürfe und niemand in der Stadt mich verſtehe. Er wolle mit meinem Beichtvater und mit einem meiner größten Quäler reden und ſie über meinen Seelenzuſtand beruhigen. Das tat er denn auch, der heilige Mann. Er ſprach mit Beiden ſo eindringlich wie möglich und gab ihnen die befriedigendſten Ausſchlüſſe und die überzeugendſten Gründe an, damit ſie aufhören möchten, mich zu ängſtigen. Für meinen Beichtvater war dieſe Aufforderung kaum nötig; für den Anderen aber ſehr. Es war jener vortreffliche Edelmann, den ich bereits erwähnt habe, eine heilige Seele, aber ein zaghafter Charakter. Seine große Liebe zu mir war die Urſache des Krieges, den er gegen mich führte; er hatte mich noch kürzlich in meiner entſetzlichen Unvollkommenheit gekannt und konnte unmöglich die Überzeugung gewinnen, daß ſo hohe Gnaden mit mir vereinbar wären. Auch jetzt genügte die große Autorität des heiligen Mannes nicht, um ſeine Zweifel ganz zu heben; indeſſen ſetzte er mich ſeitdem doch nicht mehr ſo furchtbar in Schrecken wie früher.

Bruder Petrus de Alcantara und ich kamen überein, daß ich ihm künftig alles ſchreiben würde, was mir begegnete, und daß wir recht eifrig für einander beten wollten. Seine große Demut, auf das Gebet ſo einer armen Sünderin einigen Wert zu legen, beſchämte mich ſehr. Aber im ganzen ließ er mich ungemein getröſtet und zufrieden zurück durch die Verſicherung, ich möge in aller Ruhe meine Gebetsweiſe fortſetzen und nie zweifeln, daß der Geiſt Gottes in mir wirke. Hätte ich Zweifel über andere Dinge, ſo möge ich ſie der größeren Sicherheit wegen meinem Beichtvater mitteilen und mich übrigens in großer Ruhe verhalten. Es gelang mir aber nicht, mich zu dieſer Ruhe zu erheben, denn der Herr führte mich auf dem Wege der Zaghaftigkeit, ſo daß ich beſtändig zwiſchen Furcht und

Zuverſicht hin und her ſchwankte. Sagte man mir, der Teufel treibe ſein Spiel mit mir, ſo war ich immer auf dem Punkt, dieſen Worten Glauben zu ſchenken, trotz der Überzeugung vom Gegenteil, welche der Herr meiner Seele eingeprägt hatte. Gab der heilige Mann mir auch viel Troſt und Beruhigung, ſo konnte ich doch nicht über mich gewinnen, all' meine Ängſte fahren zu laſſen, beſonders dann nicht, wenn der Herr mich in die großen Seelenleiden verſenkte, von denen ich jetzt ſprechen werde. Im allgemeinen aber, ich wiederhole es ausdrücklich, fühlte ich mich ſehr getröſtet.

Der heilige Mann war General-Kommiſſarius der Kuſtodie von St. Joſeph. Ich hörte nicht auf, dem lieben Gott, der ſeligſten Jungfrau und meinem glorwürdigen Vater, dem heiligen Joſeph, für dieſe Wohltat zu danken. Dem letzteren ſchrieb ich das glückliche Ereignis zu, da ich ihn dringend um ſeine Fürbitte angefleht hatte.

Jetzt traten zuweilen ganz ungeheure Seelenleiden, verbunden mit körperlichen Schmerzen, mit phyſiſcher Pein, ſo heftig ein, daß ſie mich faſt vernichteten. Gegenwärtig kommt es auch noch vor, jedoch ſchwächer und ſelten. Damals wechſelten ſie ab mit einem Zuſtand von erhöhtem Körperſchmerz, den ich mit Freuden ertrug, weil dann die Qual der Seele aufhörte. Beide vereinigt waren ein Martertum! Ich vergaß dann alle Gnaden, die ich je vom Herrn empfangen hatte. Nur eine unbeſtimmte Erinnerung, als ob ich davon geträumt habe, blieb mir zurück und quälte mich. Mein Verſtand war betäubt; ich geriet aus einem Zweifel, aus einem Verdacht in den anderen. Mir ſchien, ich habe gar nicht verſtanden, was in mir vorgehe; gab ich nicht einer Täuſchung nach? war es nicht genug, betrogen zu ſein? mußte ich auch noch andere hintergehen? ich fand mich ſo bodenlos ſchlecht, daß ich meinte, alle Ketzereien und alle Übel wären um meiner Sünden willen über die Welt gekommen. Dieſe falſche Demut iſt ein Fallſtrick des böſen Feindes, um die Seele in Verwirrung und, wenn möglich, in Verzweiflung zu ſtürzen. Jetzt habe ich in dieſen Dingen mehr Erfahrung, und da der böſe Feind das weiß, quält er mich nicht mehr mit ſolchen Verſuchungen. Man erkennt ihren Urſprung deutlich an der Unruhe und Verwirrung, welche in der Seele ſich erheben; dann tritt ein vollſtändiger Aufruhr des inneren Weſens ein; Finſternis des Geiſtes, Deſolation, Trockenheit, Unluſt zum Gebet und zu allem Guten folgen darauf; und endlich fühlt ſich die Seele gleichſam erſtickt und der Körper gebunden, ſo daß ſie untauglich für jede Tätigkeit ſind. Die wahre Demut kennt wohl das Elend der eigenen Seele, beklagt wohl ihre Sündhaftigkeit, macht ſich wohl eine grelle Vorſtellung von ihrer Bosheit, glaubt aber, daß es die wahre ſei, und ſpürt dabei weder Verwirrung noch Empörung, weder Verfinſterung noch Trockenheit, ſondern genau das Gegenteil, Frieden und Geiſtesſtille, Licht und Ruhe. Sie fühlt zwar einen gewiſſen Schmerz, aber er iſt tröſtlich, denn ſie weiß, daß er von Gott kommt, der ihr fort und fort die größten Gnaden, alſo auch die der Leiden, ſchickt. Tut es ihr bitter weh, Gott beleidigt zu haben, ſo erweitert ſie doch ihr Herz zum Vertrauen auf ſeine grenzenloſe Barmherzigkeit, und im Licht der Wahrheit demütigt ſie ſich tief vor ihm und lobt und preiſt ſeine göttliche Majeſtät und dankt ihm, daß Er ſo lange ihre Armſeligkeit ertrug. In der falſchen Demut, die der böſe Feind einflößt, geht das Licht der richtigen Erkenntnis der Seele unter; ſie wird nur einen mit Feuer und Schwert ſtrafenden Gott gewahr; ſie faßt nur ſeine Gerechtigkeit ins Auge, und glaubt ſie auch an ſeine Barmherzigkeit — weil der Satan ihr den Glauben nicht nehmen kann — ſo iſt es doch kein tröſtlicher Glaube, denn der Blick auf eine unbegrenzte Barmherzigkeit vermehrt nur ihre Pein, weil ſie daraus den Schluß auf ihre größere Verpflichtung macht.

Dies iſt, mein' ich, eine teufliſche Argliſt heimlichſter und ſchlaueſter Art und die der Seele am peinlichſten iſt. Deshalb mache ich Euere Hochwürden darauf aufmerkſam. Sollte Ihnen auf dieſe Weiſe eine Verſuchung nahen und bleibt Ihr Geiſt frei genug, um ſie zu durchſchauen, ſo finden Sie leicht den Fallſtrick heraus. Glauben Sie nur nicht, eine ſolche Erkenntnis hänge mit der Wiſſenſchaft oder der Gelehrſamkeit zuſammen. Sie fehlen mir gänzlich. Aber ſo wie ich mich von den Schlingen der falſchen Demut befreit hatte, wurde mir deren Verkehrtheit klar, und ich ſah, daß Gott ſolche Prüfung will und zuläßt, wie er ja auch den frommen Job verſuchen ließ. Bei mir aber gab er, um meiner ſündigen Schwachheit willen, eine ſo ſchwere Verſuchung nicht zu. — Einmal trat einer der heftigen Leidensanfälle zwei Tage vor dem Fronleichnamsfeſt ein, zu welchem ich eine große Andacht habe, obſchon nicht ſo groß, wie es ſich für dies erhabene Feſt gebührt; er dauerte nur bis zu dem

Tage ſelbſt. Doch zuweilen hat er acht und vierzehn Tage, ja drei Wochen und vielleicht noch länger gewährt. Er ſtellte ſich faſt immer in der Karwoche ein, wo ich meine ganze Wonne im Gebet zu finden pflege. Dann wird auf einmal der Verſtand mit den albernſten Gedanken, über die ich ſonſt nur lachen würde, erfüllt. Die gefeſſelte Seele verliert die Herrſchaft über ſich, verwirrt ſich in tauſend Torheiten, faßt nur unſinnige Vorſtellungen von eitlen, unwichtigen Dingen auf, die ſie beklemmen, erſticken und außer ſich treiben. Immer wollte es mir ſcheinen, als ſei die Seele in dieſem Zuſtand ein Spielball böſer Dämonen, ohnmächtig, ſich ihrer zu erwehren. Was ſie leidet, iſt unſagbar. Gott gibt nicht zu, daß ſie die Hilfe finde, die ſie ſucht. Sie beſitzt nichts mehr zu eigen, als ihren freien Willen; aber das Licht der Erkenntnis iſt verdunkelt, und deshalb verhält auch er ſich wie jemand, der mit verbundenen Augen umhertappt. Wenn ſie Gott nicht beleidigt, ſo rührt das von ihrer guten Gewohnheit her, ſich davor zu hüten. Sie macht es wie ein Menſch, der in finſterer Nacht auf einem Wege geht, den er oft bei Tag betreten hat und deſſen gefährliche Stellen er kennt, ſo daß er ſich vor dem Straucheln in acht nehmen kann. Und dann ſteht ihr auch Gott trotz dieſer Verfinſterung bei. Ihr Glaube iſt ſtumpf und ſchläfrig, wie alle übrigen Tugenden; — verloren aber nicht, denn ſie glaubt, was die Kirche lehrt; nur ſind ihre Glaubensakte kraftlos. Sie erliegt der Beängſtigung, der Betäubung. Was ſie von Gott weiß, klingt wie aus weiter, weiter Ferne zu ihr herüber. Ihre Liebe iſt lau; hört ſie von Gott reden, ſo nimmt ſie es auf als etwas, das von der Kirche angenommen iſt; das, was ſie aber einſt für Gott gefühlt hat, iſt ihrem Gedächtnis entſchwunden. Sucht ſie im mündlichen Gebet oder in der Einſamkeit etwas Erholung, ſo findet ſie ſtatt deſſen nur die unerträgliche Qual, die ſie in ſich trägt und für die ſie keinen Grund angeben kann. Mir däucht, dies iſt im Kleinen ein gutes Bild der Höllenqualen, die der Herr mir einſt in einer Viſion gezeigt hat. Die Seele verbrennt in ſich ſelbſt ohne zu wiſſen, woher das Feuer kommt, wer es entzündete, wohin ſie fliehen, wie ſie es löſchen ſoll. Sucht ſie bei Büchern etwas Zerſtreuung, ſo iſt es, als könne ſie nicht mehr leſen. Einmal nahm ich das Leben eines Heiligen zur Hand, um zu verſuchen, mich durch ſeine Leiden zu beruhigen und zu tröſten. Es war in kaliſtiſcher Sprache geſchrieben. Vier bis fünfmal las ich vier bis fünf Zeilen — und machte das Buch zu, denn vor wie nach verſtand ich nicht eine Silbe. Dieſer Fall iſt mir beſonders im Gedächtnis geblieben, aber Ähnliches ereignete ſich häufig.

Die Unterhaltung mit Anderen verſchlimmert nur den Zuſtand, denn der böſe Feind verſetzt uns in eine ſo reizbare, mißlaunige, zornige Stimmung, daß wir ohne es zu wollen, jedermann abſtoßen, und daß wir uns mühſam überwinden, um nichts zu ſagen, noch zu tun, was den Nächſten kränken und Gott beleidigen könnte. Im Grunde iſt es Gott, der ſeine Hand über uns hält und uns davor bewahrt.

Zuweilen wendete ich mich an meine Beichtväter, die damals wie jetzt heiligmäßige Männer waren und ſind. Dann fügte der Herr gar oft, daß ſie mir die bitterſten Vorwürfe machten und mit einer Härte mich behandelten, über die ſie ſich ſelbſt wunderten, wenn ich ſie ſpäter darauf aufmerkſam machte. Dann ſagten ſie, es ſei nicht ihre Abſicht geweſen. Hatten ſie aber auch Mitleid mit meinen phyſiſchen und ſeeliſchen Leiden und Skrupel über ihre allzu große Strenge — und faßten ſie auch den Vorſatz, mich künftig freundlich zu behandeln und liebreich zu tröſten, ſo ſchien das doch nicht in ihrer Gewalt zu ſein. Sie ſagten mir zwar nichts, wodurch ſie Gott beleidigt hätten; wohl aber das Allerunangenehmſte, was man nur von einem Beichtvater hören kann. Sie wollten mich abtöten; zu anderer Zeit wäre mir das lieb und willkommen geweſen; doch in dieſer Stimmung vermehrte es meine Qual. Zuweilen kam mir auch der Gedanke, ich täuſche meine Beichtväter. Dann ging ich zu ihnen und warnte ſie ſehr ernſt und aufrichtig, vor mir auf der Hut zu ſein. Daß ich ſie nicht abſichtlich hintergehen oder belügen würde, wußte ich freilich; aber mich ſetzte eben Alles und Jedes in Angſt. Ein Beichtvater, der dieſe Verſuchung in mir erkannte, antwortete mir einmal, ich ſolle ganz ruhig ſein; wenn ich ihn auch betrügen wolle, ſo ſei er klug genug, um ſich nicht betrügen zu laſſen. Das tröſtete mich ungemein.

Gewöhnlich trat nach der Kommunion und zuweilen ſchon, wenn ich mich dem heiligſten Sakramente näherte, Ruhe und Wohlbehagen für Leib und Seele ein. Das ſetzte mich in die größte Verwunderung. Mir war dann, als zerſtreue eine aufgehende Sonne alle Nebel des Geiſtes und zeige mir deutlich meine Verkehrtheit und Torheit. Zuweilen richtete mich auch der Herr durch irgend ein Wort, irgend eine Viſion auf. Wenn Er nur ſagte: „Sei nicht traurig! — Fürchte nichts!“ ſo war ich kräftig und friſch, als hätte ich nichts gelitten. Dann war ich ſelig mit Gott und klagte ihm meine Leiden und beklagte mich bei ihm, daß Er ſie zulaſſe. Freilich lohnte Er ſie reichlich. Eine Fülle der Gnaden pflegte ihnen zu folgen und die Seele ging geläutert, wie das Gold aus dem Schmelztiegel, aus ihnen hervor, um vergeiſtigter und befähigter zu ſein, den Herrn zu ſchauen, der in ihr wohnt. Das Leid, das ihr unerträglich ſchien, erſcheint ihr nun ganz gering; ja, ſie wünſcht mehr zu leiden, wenn es den Herrn mehr verherrlicht. Alle Drangſale und Verfolgungen, wenn ſie nur Ihn nicht beleidigen, nimmt ſie mit Freuden an, weil ſie deren koſtbare Vorteile erkennt; — ich aber tue dies freilich nur in ſehr unvollkommener Weiſe.

Manchmal überfällt mich eine andere Art von Leiden. Ich fühle die Unmöglichkeit, etwas Gutes zu denken, ein gutes Werk zu verrichten. Nicht einmal wünſchen kann ich es. Ich bin unbrauchbar dem Leibe und der Seele nach und bin mir ſelbſt die ſchwerſte Laſt. Dabei ſtellten ſich aber nicht die früheren Verſuchungen zu Unruhe und Verwirrung des Innern ein. Die Seele ſpürt nur eine allgemeine Unluſt, eine tiefe Unzufriedenheit. Dann zwang ich mich faſt mit Gewalt, mich mit äußeren guten Werken zu beſchäftigen, obſchon ich recht gut wußte, wie wenig die Seele vermag, vor der ſich die Gnade verbirgt. Das betrübte mich aber nicht. Im Gegenteil! es gereichte mir zu einigem Troſt, ſo recht meine Erbärmlichkeit zu ſehen.

Zuweilen geſchieht es mir auch, ſogar in der Einſamkeit, daß ich keinen klaren und beſtimmten Gedanken, weder den von Gott noch von irgend etwas Gutem, faſſen oder feſthalten kann, und folglich auch ganz unfähig zum Gebete bin. Aber ich ſehe die Urſache ein: Verſtand und Einbildungskraft richten den Schaden an; der Wille iſt rein und zu allem Guten bereit, aber der Verſtand iſt aufgeregt und verſtört wie ein Wahnſinniger, der ſich nicht binden laſſen will, und ich bin nicht imſtande, ihn auch nur während eines Kredo zu bemeiſtern. Zuweilen lache ich darüber und betrachte gelaſſen mein Elend, laſſe ihn gewähren und ſehe ſeinem Treiben zu. Merkwürdigerweiſe und Gott ſei Dank, fällt ihm nichts Böſes ein, ſondern das Allergleichgültigſte, z. B. was es hier oder da oder dort wohl zu tun gibt. Ich erkenne dann um ſo mehr die ungeheure Gnade Gottes, wenn ich dieſen Narren in der vollkommenen Beſchauung zu feſſeln vermag und ich denke, was die Leute ſagen würden, die mich für gut halten, wenn ſie mich in dieſem Zuſtand von Aberwitz ſehen könnten. Meine Seele, die ſich dann in ſo ſchlechter Geſellſchaft befindet, tut mir ſehr leid, weil ich ſie allzeit in ihrer Freiheit ſehen möchte und ich ſage dem Herrn: O mein Gott! wann wird ſie endlich mit nichts, als mit Deinem Lobpreis beſchäftigt ſein! wann wird ſie mit all' ihren Fähigkeiten Dich genießen! Gib nicht zu, o Herr, daß ſie noch mehr zerriſſen werde und in der Zerriſſenheit verbleibe!

Gebungen haſt Du mich, die Gnade fehlet
Mir nicht — und doch verſcherz' ich Deine Huld?
Berufen ſein, nicht aber auserwählet —
O Herr, bewahr' mich vor ſo ſchwerer Schuld!

— Dies Leiden habe ich oft, und nicht mit Unrecht glaube ich, daß meine ſchlechte Geſundheit zum großen Teil die Schuld trägt. Das bringt mir ſo recht die Verwüſtung vor Augen, welche die erſte Sünde geſtiftet hat: daher ſtammt unſer Unvermögen, das höchſte Gut zu genießen. Bei mir wird es aber wohl aus meinen eigenen Sünden ſtammen. Hätte ich nicht ſo viele begangen, wäre ich feſter und näher bei Gott.

Ein anderes großes Leiden war dieſes: über Alles, was das Gebet betraf und was ich in Büchern geleſen hatte, gab der Herr mir Licht. Mir ſchienen alſo dieſe Bücher überflüſſig und ich las nur Lebensbeſchreibungen der Heiligen, deren Tugenden mich in meiner großen Unvollkommenheit zur Nachfolge aneiferten und ermutigten. Mich quälte aber der Gedanke, daß ich mich auf einer Höhe des Gebetes wähnen könne, die mir nicht gebühre; es ſchien mir nicht demütig zu ſein. Ich konnte ihn gar nicht los werden und ängſtigte mich ſehr, bis einige gelehrte Männer und hauptſächlich der gebenedeite Bruder Petrus de Alcantara mir die Verſicherung gaben, das habe gar nichts zu bedeuten. Aber noch immer ſehe ich, daß ich trotz überſchwänglicher Gnaden bis jetzt nicht angefangen habe, Gott zu dienen und bei den reichſten Gaben in trauriger Unvollkommenheit geblieben bin. Ich ſehe allerdings auch, daß ich dem Verlangen und der Liebe nach imſtande ſein könnte, Ihm ein wenig zu dienen; denn ich glaube gewiß, ich liebe Ihn, aber die Armſeligkeit meiner Werke und meine zahlloſen Unvollkommenheiten machen mich troſtlos.

Zuweilen gerate ich auch in eine Art von Seelenblödſinn. Ich tue nichts Gutes, nichts Böſes; ich gehe mit den Übrigen in Reih und Glied; ich fühle nicht Luſt, nicht Leid; ich weiß nichts von Nacht oder Licht; ich bin gleichgültig gegen Leben und Tod; — ich bin ganz gefühllos. Meine Seele kommt mir vor, wie ein Eſelein auf der Weide. Stumpfſinnig erhält es ſich, ohne zu wiſſen wodurch. Wahrſcheinlich erhalten große Gnaden Gottes eine Seele in dieſem Zuſtande, weil ſie eines ſo elenden Lebens nicht überdrüſſig wird, ſondern ganz gleichmütig fortlebt. Ihr fehlt aber das Bewußtſein von dem, was in ihr vorgeht, weil ſie ſtumpf gegen die inneren Eindrücke und Wirkungen iſt. Sie gleicht einem Schiff, mein' ich, das mit gelindem Winde ſegelt und in aller Stille ganz gut vorwärts kommt, ohne es zu merken.

Bei anderen inneren Zuſtänden ſind die Wirkungen ſo ſtark, daß die Seele faſt auf der Stelle ihren Fortſchritt wahrnimmt. Heilige Wünſche, die mit nichts Geringem ſich befriedigen laſſen, wallen in ihr auf und der Sturm der Liebe, den Gott anfacht, wann Er will, ergreift ſie. Sie gleichen jenen Quellen, die aus der Erde ſprudeln und die mit ihrem Waſſer zugleich Sand auswerfen. So arbeitet es in der Seele; ſo wogt und wallt die Liebe in ihr; ſo ſinnt und denkt ſie, was ſie tun könne; ſo vermag ſie nicht in ſich zu ruhen: ſie fließt über wie die Quelle, die der Erde entſtrömt; die Liebe gönnt ihr keine Raſt und läßt ſich nicht im Innern verſchließen. Da ſie in dieſem Strom verſunken iſt und mit vollen Zügen ihn trinkt, wünſcht ſie ſehnlichſt, es möchten auch andere ihren Durſt aus ihm befriedigen und dann mit ihr ein ewiges Loblied Gottes ſingen. O, wie oft iſt mir dabei das „lebendige Waſſer“ eingefallen, wovon der Herr zum ſamaritiſchen Weibe ſpricht. Wie lieb iſt mir dieſe Stelle im Evangelium. Schon als junges Kind und bevor ich imſtande war, den vollen Wert dieſer Gabe zu würdigen, bat ich den Herrn, mir von dieſem Waſſer zu geben. Ich hatte immer ein Bild bei mir, das den Herrn am Brunnen darſtellte und darunter ſtanden die Worte: „Domine, da mihi hanc aquam.“ (St. Joh. 4.) Die Liebesglut der Seele iſt dann ſo groß, daß ſie fort und fort in Flammen ſtehen und Nahrung haben will, und ſich abmüht, um ſie herbei zu ſchaffen. Armſelig wie ich bin, kann ich nur Strohhalme in dieſe Flammen werfen, was mir zuweilen lächerlich und zuweilen ſehr traurig vorkommt. Das Verlangen der Seele treibt mich dazu, irgend etwas für den Herrn zu tun, und da ich zu nichts Tüchtigem tauge, ſo kehre ich ein Oratorium aus und ſchmücke es mit Blumen, oder bekränze ein paar Bilder, oder verrichte andere ebenſo geringe Dinge, die mich beſchämen, wenn ich darüber nachdenke. Seelen, die durch Gottes Gnade in den vollen Flammen ſeiner Liebe ſtehen, die aber keine Talente und Kräfte haben, um etwas Tüchtiges für ihn zu tun, leiden unausſprechlich. Sie vergehen vor Angſt, daß das heilige Feuer erlöſche und haben doch nur elende Strohhalme, um es zu nähren. Dann ergreift die Flamme die Seele ſelbſt, verbrennt und vernichtet ſie, verwandelt ſie in Aſche, löſt ſie auf in Tränen, verſenkt ſie in

Qualen ohne Namen, aber zugleich von namenloſer Süßigkeit.

Die Seele danke Gott, die auf dieſer Höhe der Liebe ſteht und zugleich — entweder leibliche Kräfte empfing, um Bußwerke zu üben, oder geiſtige Fähigkeiten, Talente, Wiſſenſchaft, Freiheit zu predigen, Beicht zu hören, Seelen für Gott zu gewinnen. Sie weiß nicht, welch' unermeßliches Glück ihr zuteil wird, wenn ſie nie empfand, was das für eine Marter iſt, nichts tun können im Dienſt des Herrn, und immer, immer die herrlichſten Gaben empfangen. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit und die Engel mögen ſeine Glorie lobpreiſen. Amen.

Ich weiß nicht, ob ich recht tue, in dieſe Ausführlichkeit einzugehen. Sie haben mir aber auf's Neue den Befehl zukommen laſſen, mein hochwürdiger Vater, in dieſem Punkt nichts auszulaſſen und keine Weitläufigkeit zu ſcheuen. Ich ſchreibe alſo wahr und treu das auf, was ich im Gedächtnis behalten habe. Und doch laſſe ich Manches aus, weil es Verſchwendung der Zeit wäre und ich gar wenig habe, und weil es auch kaum für irgend jemand von Nutzen ſein würde.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Von äußeren Verſuchungen, Qualen und Vorſtellungen, womit der böſe Feind ſie beläſtigt. Wirkung des Weihwaſſers. Bekehrung eines Geiſtlichen.

Ich habe ſchon von verſteckten Beläſtigungen, von inneren Verſuchungen geſprochen, die der Teufel mir zuzog. Jetzt will ich von anderen ſprechen, die mich öffentlich befielen und die augenſcheinlich von ihm herrührten.

In meinem Oratorium erſchien er mir einmal in abſcheulicher Geſtalt an meiner linken Seite. Beſonders gräßlich war ſein Mund, den ich bemerkte, während er ſprach. Aus ſeinem Körper ſchien eine große, helle Flamme, die keinen Schatten erzeugte, hervorzubrechen. Mit furchtbarer Stimme ſchrie er mir zu, ich hätte mich freilich aus ſeinen Händen geriſſen, aber er werde mich ſchon wieder greifen. Ich entſetzte mich und bekreuzte und ſegnete mich aus allen Kräften. Da verſchwand er; kam jedoch bald wieder, und dies wiederholte ſich noch zweimal. Ich wußte nicht, wie ich ihn los werden ſollte. Da fiel mir ein, Weihwaſſer nach jener Seite hin zu ſpritzen — und er kam nicht wieder. Ein anderes Mal folterte er mich fünf Stunden an Leib und Seele dermaßen, daß ich den Qualen zu erliegen meinte. Die Schweſtern, die bei mir waren, fürchteten ſich und ſuchten ebenſo vergeblich wie ich ein Hilfsmittel. Werden meine Schmerzen unerträglich, ſo habe ich die Gewohnheit, ſo gut ich kann, Akte der Hingebung in den Willen Gottes zu machen. Ich bitte den Herrn, mein Leiden möge ihn verherrlichen und Er möge mir Geduld geben, um bis zum Ende der Welt darin zu verharren. Als nun mein Leiden ſich damals auf's Höchſte ſteigerte, nahm ich, um es aushalten zu können, meine Zuflucht zu jener Übung, und plötzlich gefiel es dem Herrn, mir zu zeigen, daß der Teufel der Urheber dieſer Qual ſei, denn ich erblickte neben mir einen kleinen, ſehr garſtigen Neger, der wütend die Zähne knirſchte, weil er dort verlor, wo er zu gewinnen hoffte. Als ich ihn ſah, lachte ich und mit meiner Furcht war es aus. Die Schweſtern aber, die ihn nicht ſahen, gerieten ganz außer ſich vor Angſt und Mitleid, denn ich war durch dieſen dämoniſchen Einfluß gezwungen, meinem Kopf, meinen Armen, meinem ganzen Körper die heftigſten Stöße und Schläge zu verſetzen, wobei dann die innere Aufregung noch viel ſtärker und viel unheimlicher als die äußere war. Um die Schweſtern nicht in Furcht zu ſetzen, und um nicht den Urheber meiner Marter zu erkennen zu geben, wagte ich nicht um Weihwaſſer zu bitten.

Aber oft habe ich erprobt, welch ein ſicheres Mittel es iſt, um die Geiſter der Finſternis zu verjagen. Auch vor dem Kreuz fliehen ſie, kehren jedoch bald zurück. Wie gewaltig muß alſo die Kraft des Weihwaſſers ſein! mich ſtärkt es ungemein, und meine Seele ſpürt einen fühlbaren Troſt, wenn ich es nehme. Gewöhnlich erfriſcht es mich innerlich und gibt mir das angenehmſte Gefühl der inneren Erneuerung, das ich aber nicht beſchreiben kann. Dies iſt ganz gewiß keine Einbildung und auch kein Fall, der nur einmal eingetreten wäre. Nein, ſehr oft und ſehr genau habe ich ihn beobachtet. Die Erfriſchung und Labung iſt ſo entſchieden, wie wenn ein ſehr erhitzter und ſehr durſtiger Menſch ein Glas kaltes Waſſer trinkt. Ich ſchließe daraus auf die unendliche Wichtigkeit jeder Anordnung der Kirche, und die Kraft ihrer Worte entzückt mich; — denn dieſe ſind es ja, die dem Waſſer die Weihe, die geheimnisvolle Macht und die ungeheure Verſchiedenheit von dem gewöhnlichen Waſſer geben.

Da meine Qualen aber gar nicht aufhörten, ſagte ich endlich den Schweſtern: wenn ſie mich nicht auslachen wollten, möchte ich ſie um Weihwaſſer bitten. Sie brachten es mir und beſprengten mich; — umſonſt! Jetzt aber ſprengte ich es auf den Geiſt der Finſternis: da entwich er urplötzlich und mein Übel mit ihm. Ich befand mich ganz wohl, nur ſehr müde und wie zerſchlagen an allen Gliedern. Aus dieſer Begebenheit zog ich zu meinem Heil den Schluß: darf der böſe Feind auf Gottes Zulaſſung ein Weſen ſo furchtbar quälen, das ihm weder dem Leibe noch der Seele nach gehört, wie wird er dann mit ſeinen unglücklichen Sklaven verfahren. Und ich empfand von

Neuem eine beſeligende Freude von einer ſo ſchlechten Geſellſchaft befreit zu ſein.

Noch kürzlich trat derſelbe Fall wieder ein; nur währte er nicht ſo lange, denn ich war allein, nahm Weihwaſſer und der Feind entfloh. Bald nachher traten zwei Nonnen bei mir ein, ganz ruhige Seelen, die nicht an Einbildungen litten. Sie ſpürten mit Verwunderung einen widerlichen Geruch wie von Schwefel. Ich bemerkte ihn nicht; aber ſie verſicherten, er währe ſo lange, daß ich ihn ſehr gut hätte bemerken können.

Einmal überfiel mich die Extaſe im Chor, und um ſie zu verbergen, verließ ich meinen Platz. Da hörten alle Nonnen heftige Schläge in der Nähe der Stelle erſchallen, wohin ich mich begeben hatte. Ich ſelbſt hörte neben mir ein Geräuſch von vielen Stimmen, die ſich über etwas zu beſprechen ſchienen. Aber ich war zu tief geſammelt, um deutlich verſtehen oder um mich fürchten zu können.

Dergleichen Anfälle traten faſt immer ein, wenn der Herr mir die Gnade gab, einer Seele nützlich zu ſein. Was ich jetzt erzählen werde, kann durch viele Zeugen bekräftigt werden, namentlich durch meinen jetzigen Beichtvater, dem ich darüber einen Brief mitgeteilt habe. Ich ſagte ihm nicht, wer den Brief geſchrieben; allein er kannte ſehr gut die Perſönlichkeit.

Ein Geiſtlicher vertraute mir ſeinen traurigen Zuſtand an. Er lebte ſeit zwei und einem halben Jahr in einer Todſünde ſchrecklichſter Art und hatte ſie nie gebeichtet, aber immer die Meſſe geleſen. Er ſagte mir, er klage ſich in der Beicht aller anderen Sünden an; nur dieſer nicht, weil es ihm an Mut fehle, etwas ſo Abſcheuliches zu geſtehen; er wünſche ſehnlichſt, aus dieſem furchtbaren Zuſtand herauszukommen, aber ihm fehle die Kraft dazu. Ich hatte das größte Mitleid mit ſeiner Seele und der Gedanke an die ſchwere Beleidigung Gottes tat mir unſäglich weh. Ich verſprach ihm gern, nicht nur ſelbſt Gott zu bitten, ihn von ſeinem Übel zu befreien, ſondern auch andere Perſonen dazu aufzufordern, die beſſer als ich waren. In derſelben Abſicht ſchrieb ich auch an jemand, dem er meinen Brief ſelbſt abgeben wollte. Da ſo viele gottſelige Perſonen, denen ich die Sache empfohlen hatte, für ihn baten und flehten und ich Elende auch tat, was ich vermochte und recht dringend betete: ſo gefiel es dem Herrn, unſerem Gott, Erbarmen mit der unglücklichen Seele zu haben. Gleich in der erſten Beicht klagte er ſich aller ſeiner Sünden an. Darauf ſchrieb er mir, es ſei bereits eine große Beſſerung ſeines Übels eingetreten, und ſeit mehreren Tagen habe kein Rückfall ſtattgefunden. Er leide aber durch die Heftigkeit der Verſuchung wahre Höllenqual, und ich möge ihn der Barmherzigkeit Gottes empfehlen. Von Neuem forderte ich die Schweſtern zum eifrigen Gebet auf, und während ſie den Herrn beſtürmten, ohne zu ahnen für wen und in welchem Anliegen, bat ich meinerſeits den Allmächtigen, die Marter der Verſuchungen zu lindern und lieber mich von den böſen Geiſtern quälen zu laſſen, vorausgeſetzt, daß ich dadurch nicht in eine Beleidigung Gottes geriete. Da gefiel es dem Herrn, während eines Monats ein namenloſes Martertum über mich zu verhängen. Jene beiden obenerwähnten Anfälle fanden damals ſtatt, und ich teilte dies dem Geiſtlichen mit. Er ſchrieb mir zurück, die Verſuchungen plagten ihn nicht mehr ſeit einem Monat. Genug, ſeine Seele gewann in dieſer Zeit die notwendige Kraft zum Widerſtand und blieb fortan befreit von der Sünde. Er war unerſchöpflich in ſeinen Dankſagungen zu Gott und zu mir, als ob ich etwas dabei getan hätte. Möglicherweiſe hat ihm der Gedanke an die großen Gnaden, die der Herr mir erwies, nützlich ſein können. Er ſagte, wenn ihn die Verſuchung ſehr beläſtige, ſo überwinde er ſie, indem er meine Briefe leſe. Höchſt verwundert war er über meine Leiden, und daß er durch ſie von den ſeinen geneſen ſei; und auch ich ſtaunte, aber ich hätte ſie gern viele Jahre erduldet, um ſeine Seele zu retten. Gott ſei ewig geprieſen! das Gebet ſeiner guten Diener vermag viel, und in dieſem Fall war es, glaub' ich, das Gebet der Schweſtern, das Erhörung fand. Weil ich ſie dazu aufforderte, wüteten die Geiſter der Finſternis gegen mich, und um meiner Sünden willen ließ der Herr es zu. In derſelben Zeit dachte ich auch einmal nachts, ſie würden mich erwürgen. Nachdem viel Weihwaſſer umhergeſprengt war, ſah ich eine ganze Schar dieſer unſeligen Geiſter fliehen, als ob ſie einem Abgrund zuſtürzten. So oft haben ſie mich gepeinigt, ſo wenig fürchte ich ſie, weil ich weiß, ſie dürfen ſich nicht regen ohne Zulaſſung Gottes, daß es Euere Hochwürden nicht minder als mich ſelbſt ermüden würde, wollte ich es aufzählen.

Was ich geſagt habe, genügt, um guten Dienern Gottes einleuchtend zu machen, wie wenig ſie auf der dergleichen Phantome geben ſollen,

Der Sonntag Sexageſima.

„Exiit qui seminat seminare semen suum.“
Ev. Luc. 8.

In Dornen und auf Steine,
Mein Heiland, fiel Dein Wort,
Nun klage ich und weine:
Die Vögel trugen's fort!

Nun ſehe ich mit Schmerzen,
Wie groß und ſchwer die Schuld,
Es bringen treue Herzen
Die Früchte in Geduld.

Nun gehſt auf Kreuzwegs Steinen
Du müden Schritt's für mich,
Und ſcharfe Dornen einen
Zum blut'gen Kranze ſich.

durch welche der böſe Feind zu ſchrecken ſucht. So oft die Seele ſie verachtet, ſchwächt ſie ſeine Macht und gewinnt ſie Herrſchaft über ihn. Daher gereicht ihr jeder Angriff zum Vorteil, und um nicht allzu weitläufig zu werden, will ich nur aufführen, was mir einſt am Vorabend von Allerſeelen geſchah. Ich war in einem Oratorium, hatte eben eine Nokturn gebetet, und betete nun eine der ſchönen frommen Orationen, die wir am Schluß in unſerem Brevier haben. Da ſetzte ſich ein ſolches Phantom auf mein Buch, um mich zu ſtören. Ich bekreuzte mich und es verſchwand. Ich fing die Oration wieder an und da war es auch wieder da. Das wiederholte ſich dreimal, glaub' ich, und erſt nachdem ich Weihwaſſer umhergeſprengt hatte, konnte ich die Oration zu Ende bringen. Kaum war das geſchehen, ſo ſah ich einige Seelen aus dem Purgatorium zum Himmel aufſteigen, die vermutlich nur noch wenig zu leiden gehabt hätten und ich dachte, der Böſe habe ihnen meine Gebetshilfe nicht gönnen und deshalb mich ſtören wollen. Sehr ſelten habe ich ihn in einer beſtimmten Geſtalt und ſehr oft ohne dieſelbe geſehen, wie das in der rein geiſtigen Viſion der Fall iſt, von der ich geſprochen habe, wo man mit den Augen der Seele ſehr klar das Geſtaltloſe wahrnimmt.

Noch etwas muß ich ſagen, weil es mich in die größte Verwunderung ſetzte. Am Feſt der heiligſten Dreifaltigkeit war ich im Chor eines gewiſſen Kloſters in Extaſe. Ich ſah einen heftigen Kampf von Dämonen gegen Engel und konnte gar nicht begreifen, was dieſe Viſion zu bedeuten habe. Nach vierzehn Tagen ging mir ein Licht darüber auf:

es entſpann ſich in dieſem Kloſter ein Zerwürfnis zwiſchen betenden Seelen und vielen anderen, die es nicht waren — und es entſtand daraus ein großer Nachteil für das Haus, denn es trat eine lange Zeit der Aufregung ein. Und noch ein anderesmal ſah ich eine Menge von böſen Geiſtern im Kreiſe um mich her, aber zugleich ein helles Licht, das mich umringte, und ſie hinderte, ſich mir zu nahen. Und ich erkannte, daß Gott mich beſchütze, und daß ſie mich auf keine Weiſe verleiten könnten, ihn zu beleidigen.. Ich habe ſeitdem Beweiſe von der Wahrhaftigkeit dieſer Viſion gehabt. Bin ich treu dem Herrn, ſo bin ich ohne Furcht und ſo ſind ſie ohne Macht. Der Teufel iſt nur den feigen Seelen gegenüber mächtig, die ſich ohne Schwertſtreich ihm ergeben; er wird ihr Tyrann. Mitten in dieſen Verſuchungen erwachten zuweilen all' meine Eitelkeiten und Schwachheiten vergangener Tage, und ich fühlte dann ein dringendes Bedürfnis, mich dem Erbarmen Gottes zu empfehlen. Denn daß ſolche Gedanken wiederkamen, ſchien mir ein Beweis von der Gewalt des Teufels über mich zu ſein, und ich fiel unausſprechlicher Qual anheim, bis der Beichtvater mich beruhigte. Mir ſchien, es dürfe nicht einmal die erſte Aufwallung eines böſen Gedankens bei mir ſtattfinden, weil ich eine ſolche Gnadenfülle vom Herrn empfangen hatte.

Zuweilen quälte ich mich furchtbar und quäle mich auch jetzt noch manchmal über die Hochachtung, die manche Perſonen mir beweiſen, beſonders wenn es hochgeſtellte ſind. Daß man viel Gutes von mir ſagt, iſt mir eine entſetzliche Pein. Ich blicke dann auf das Leben Chriſti und ſeiner Heiligen, die nichts als Verachtung und Schmähung auf ihrem Wege fanden, und mein Leben erſcheint mir als der traurigſte Gegenſatz des ihrigen. Dann zittere ich, dann wage ich nicht die Augen aufzuſchlagen, dann möchte ich mich vor aller Welt verbergen. Dieſe beklemmenden Gefühle habe ich aber nicht, wenn ich Verfolgung leide. Dann iſt allerdings die Natur gedrückt und betrübt, aber die Seele fühlt ſich als Herrin, unter deren Füßen die Reiche dieſer Welt liegen. Wie dieſe zwei ſo verſchiedenen Stimmungen miteinander in der Seele beſtehen können, weiß ich nicht; aber es iſt nun einmal ſo.

Manchen Tag habe ich mit dem marternden Gedanken hingebracht, die Huld und Gnade, die der Herr mir erweiſe, könne in der Öffentlichkeit bekannt werden. Eine maßloſe Beunruhigung verſtörte mir die ganze Seele, und ich hielt das für Tugend und für Demut. Ein ſehr gelehrter Dominikanerpater klärte mich jedoch darüber auf, und ich bin nun überzeugt, daß es nichts als Verſuchung war. Allein, ehe ich zu dieſer Anſicht kam, waren meine Ängſte bei jenem Gedanken ſo groß, daß ich mich lieber hätte lebendig begraben laſſen. Als dann die großen Extaſen bei mir eintraten und ich ihnen nicht widerſtehen konnte, auch nicht in Gegenwart Anderer, hätte ich mich vor Beſchämung am liebſten am Ende der Welt verkrochen.

Einmal war ich recht niedergeſchlagen über dieſe Zuſtände; da ſprach der Herr zu mir: „Was fürchteſt du? Es können ja nur zwei Dinge geſchehen: entweder wirſt du getadelt oder ich werde verherrlicht.“ Dadurch gab er mir zu verſtehen, daß die, welche meine Viſionen für wahrhaft hielten, ihn loben und preiſen — die Anderen aber mich fälſchlich verdammen würden; Beides ſei mir nur vorteilhaft, folglich dürfe ich mich nicht ängſtigen. Dies gab meiner Seele Frieden und tröſtet mich noch jetzt in der Erinnerung. Die Verſuchung aber erreichte einen ſolchen Grad, daß ich mein Kloſter verlaſſen wollte. Ich hatte viel von der ſtrengen Klauſur und von der ſtrengen Beobachtung der Regel in einem anderen Kloſter desſelben Ordens gehört; das gefiel mir. Überdies war es ſehr entlegen, und der Gedanke, dort ganz unbekannt zu ſein, war mir ſehr tröſtlich. Dahin wollte ich mit meiner Dotation mich begeben. Mein Beichtvater ließ es jedoch durchaus nicht zu. Solche Beängſtigungen raubten mir alle Freiheit des Geiſtes, bis ich ſpäter zu der Einſicht gelangte, eine ſo gründliche Verſtörung der Seele könne nimmermehr die Frucht wahrer Demut ſein. Der Herr ſelbſt gab mir dieſe Erkenntnis. Stand die Überzeugung unerſchütterlich in mir feſt, daß ich nur durch Gottes Gnade ſo große Güter beſitze, — und war es mir keine Laſt, ſondern ein herzliches Vergnügen, andere Perſonen loben zu hören und ſie reich zu wiſſen an himmliſchen Gütern: ſo mußte ich mit demſelben Gleichmut ſehen, daß Gottes Allmacht auch in mir und durch mich zum Vorſchein komme.

Nun fiel ich in eine andere Übertreibung. Ich beſchwor den Herrn mit ganz beſonders dringenden Bitten, er möge den Perſonen, die eine gute

Meinung von mir hätten, meine Sünden offenbaren; ich wünſchte ſehnlichſt, daß ſie einſehen möchten, wie ich ganz ohne mein Verdienſt mit Gnaden überhäuft würde. Mein Beichtvater unterſagte mir auch das. Da verfiel ich bis vor Kurzem auf etwas Anderes: bemerkte ich die allzu gute Meinung, die eine Perſon von mir hatte, ſo ſuchte ich auf Umwegen, oder wie ich eben konnte, ſie über meine Sünden aufzuklären, und das gab mir eine gewiſſe Beruhigung. Allein es iſt ebenfalls mißbilligt worden. Ich glaube auch wirklich, daß dies eine Verſuchung und keine Demut war. Ich glaubte beſtändig, ich täuſche alle Welt. Nun iſt es freilich wahr: wer mich für gut hält, täuſcht ſich gewaltig; doch nie hatte ich die Abſicht irgend jemand zu betrügen. Der Herr läßt eben dieſe Täuſchung zu; ich weiß nicht warum. Sogar mit meinen Beichtvätern habe ich nur über das geſprochen, was mir notwendig ſchien, weil ich es für wahr hielt, und gegen ein anderes Verfahren würde ich große Bedenken haben. All' dieſe Ängſte, dieſe Bangigkeit, dieſe ſcheinbare Demut, ſind große Unvollkommenheiten, die aus dem Mangel an Abtötung entſpringen: das ſehe ich jetzt ein. Hat ſich eine Seele ganz dem Willen Gottes anheim gegeben, ſo iſt es ihr vollkommen gleichgültig, ob man Gutes oder Schlimmes von ihr ſagt. Indem der Herr ihr außergewöhnliche Gnaden gab, hat er ihr die Erkenntnis gewährt, daß ſie aus ſich ſelbſt nichts vermöge und nichts ſei, und daß Er wohl wiſſe, weshalb er dieſe Gnaden offenkundig mache. Ihm vertraut ſie und mit Gelaſſenheit bereitet ſie ſich vor auf die Verfolgung, die ſie in unſeren Tagen unvermeidlich wird leiden müſſen, ſobald die Welt in Erfahrung bringt, wie Gott ſie begnadigt. Tauſend Augen werden über ihr offen ſein, während man tauſend Seelen von anderem Zuſchnitt gar nicht beachtet. Eine gewiſſe Furcht iſt da ganz begreiflich; nur muß ſie eine Frucht der Demut — nicht, wie bei mir, des Kleinmuts ſein. Darauf mache ſich die Seele gefaßt: erhebt Gott ſie auf ſolche Weiſe vor den Augen der Welt, ſo wird ſie ein Martertum durch die Welt leiden, denn wenn ſie nicht bereit iſt, ſich ſelbſt und der Welt abzuſterben, ſo wird dieſe ſchon verſtehen, ſie gründlich abzutöten.

Wahrlich! ich ſehe an der Welt nur ein Gutes! ſie will an den Guten durchaus keinen Fehler ſehen! ſie zwingt ſie durch Tadel und Vorwürfe vollkommen zu werden. Für jemand, der nicht vollkommen iſt, gehört mehr Mut dazu, den Weg der Vollkommenheit zu betreten, als auf der Stelle zum Martyrer zu werden; denn die Vollkommenheit iſt nicht etwas, das ſich in kurzer Zeit erreichen läßt — es ſei denn, daß Gott ausnahmsweiſe dieſe Gnade ſchenke. Sehen die Weltmenſchen aber eine Seele den Weg der Vollkommenheit einſchlagen, ſo ſoll ſie ſogleich vollkommen ſein. Auf tauſend Meilen entdecken ſie einen Fehler, der vielleicht bei ihr eine Tugend iſt. Da er aber bei ihnen die Folge eines Laſters ſein würde, ſo beurteilen ſie Andere nach ſich ſelbſt und ſind ſchnell mit der Verdammung fertig. Wer nach Vollkommenheit ſtrebt, ſollte nach ihrer Anſicht nicht eſſen, nicht ſchlafen, nicht atmen. Je höher die Welt ſolche Seelen ſchätzt, deſto mehr vergißt ſie, daß ſie einen Körper haben und auf der Erde leben und an deren Armſeligkeiten gefeſſelt ſind — mögen ſie ſich das Alles noch ſo ſehr unter die Füße gelegt haben. Und deshalb eben ſage ich, es gehört ein hoher Mut zu dieſem Entſchluß: die arme Seele beginnt zu gehen und man verlangt, daß ſie fliege. Sie hat noch nicht ihre Leidenſchaften überwunden und man verlangt, daß ſie in gewiſſen großen Kämpfen Siegerin ſei, wie man das geleſen hat im Leben der Heiligen, welche bereits in der Gnade erſtarkt waren. Es iſt um Gott zu loben, was ſie dann leidet! es tut aber auch dem Herzen weh, und gar manche arme Seele kehrt um, weil ſie es nicht aushalten kann. Das hätte auch ich vielleicht getan, wenn nicht der Allbarmherzige ſich meiner angenommen hätte. Bis zur Stunde, wo Er in ſeiner Huld mir die größten Gnaden gab, tat ich nichts als fallen und wiederaufſtehen, wie Euere Hochwürden ſehen werden.

Wie gern möchte ich diejenigen Seelen warnen, die fliegen wollen, bevor Gott ihnen Flügel gibt. Dies iſt ein Punkt, in welchem gar viele, meine ich, ſich täuſchen. Ich habe ſchon einmal dieſen Vergleich gebraucht, aber er paßt ganz hieher. Dieſe Seelen beginnen mit hohen Wünſchen, mit großem Eifer, mit feſtem Vorſatz in der Tugend Fortſchritte zu machen. Nun werden ſie aber in anderen Seelen, die ſchon weiter gekommen ſind, größere Gaben und höhere Tugenden gewahr, und ſie fühlen, daß ſie dieſe Höhe nicht erreichen können. Ueberdies leſen ſie Bücher, die vom Gebet und der Beſchaulichkeit handeln und verſchiedene Mittel angeben, wodurch man ſich zu einer hohen Gebetsſtufe erſchwingen könne, wie z. B. wir ſollen uns mehr darüber freuen, wenn man Böſes, als wenn man Gutes von uns ſagt; wir ſollen die weltliche Ehre gering ſchätzen; wir ſollen in Beziehung zu unſeren Verwandten ſo abgetötet ſein, daß der Verkehr mit ihnen uns eher leid als lieb iſt, wenn ſie nicht Zug und Eifer zum Gebet haben. Die guten Seelen können dies und ähnliche Dinge mehr nicht ſogleich zuſtande bringen und laſſen den Mut ſinken. Das ſollten ſie aber nicht tun, denn eine ſolche Abtötung iſt ſo ganz gegen unſere natürliche Neigung, daß ich meine, ſie ſei ein übernatürliches Gut, das Gott uns ſchenkt. Sie ſollen ſich alſo nicht betrüben, ſondern ihr ganzes Vertrauen auf den Herrn ſetzen, welcher dereinſt ihr Verlangen erfüllen wird, wenn ſie beharrlich das Gebet üben und nichts verſäumen, wodurch ſie ſich abtöten können. Wegen unſerer großen natürlichen Hinfälligkeit iſt es uns ſehr notwendig, ein unbedingtes Gottvertrauen zu haben, uns niemals der Niedergeſchlagenheit hinzugeben, ſondern immer zu denken, wir würden endlich doch ſiegen, wenn wir nur alle unſere Kräfte aufbieten wollten. Eine lange Erfahrung hat mich über etwas belehrt, was ich hier Euer Hochwürden mitteilen will. Wir dürfen niemals den Gedanken in uns aufkommen laſſen — und wenn er auch noch ſo berechtigt erſchiene — daß wir eine Tugend erlangt haben, bevor ſie ſich in einer Gegenprobe bewährte. So lange wir leben, dürfen wir nie ſorglos in Beziehung auf uns ſelbſt ſein, nie die ſchärfſte Wachſamkeit aufgeben; denn wir ſchlafen gar bald ein, wenn uns Gott nicht die Gnade gab, das

Nichts der Irdiſchkeit vollkommen zu durchſchauen. Es lebt ſich nun einmal nicht auf Erden ohne tauſend Gefahren. Vor wenigen Jahren meinte ich, die Anhänglichkeit an meine Verwandten vollkommen abgetötet zu haben, und ich kann wohl ſagen, daß ihre Beſuche mir kein Vergnügen machten, mir eher läſtig waren. Da mußte ich mich wegen einer wichtigen Angelegenheit einige Zeit bei einer verehelichten Schweſter aufhalten, die ich früher ganz außerordentlich geliebt hatte und die ſehr viel beſſer iſt als ich. Die Verſchiedenheit unſeres Standes und unſerer Verhältniſſe brachte es nun mit ſich, daß unſere Geſpräche nicht immer Gegenſtände berührten, die mir lieb waren. Ich blieb daher ſo viel wie möglich für mich allein. Das war ihr leid; und ich bemerkte, daß mir dies viel weher bei ihr als bei irgend einer anderen Perſon tue und mich betrübe. Daraus ſah ich, daß ich keineswegs ſchon ſo frei ſei, wie ich es wähnte, und daß ich recht ſehr jede gefährliche Gelegenheit fliehen müſſen, damit die Tugend, die durch Gottes Gnade in mir keimte, wachſen könne. Mit ſeinem Beiſtand bin ich ſeitdem meinem Vorſatz treu geblieben.

Gibt uns der Herr den Anfang einer Tugend, ſo müſſen wir ſie äußerſt ſorgſam pflegen und uns keinen Gefahren ausſetzen, worin ſie zugrunde gehen könnte. So z. B. die Verachtung der weltlichen Ehren. Glauben Sie nur nicht, mein hochwürdiger Vater, daß Alle, die ſich in dieſem Punkt abgetötet wähnen, es wirklich ſind. Dagegen muß man unabläſſig wachſam ſein. Wer ſich hier noch gebunden fühlt, wird keinen Fortſchritt in der Tugend machen. Er muß ſich von dieſer Verkehrtheit losſagen, denn ſie iſt eine ſchwere Kette, und die Feile, die ſie zerreibt, liegt allein in der Hand Gottes. Aber er begehrt ſeinerſeits von uns Beharrlichkeit im Gebet und kräftige Anſtrengung. Ich entſetzte mich, wenn ich den Schaden betrachte, den die Anhänglichkeit an weltliche Ehre ſtiftet. Heiligmäßige Perſonen verrichten ſo große gute Werke, daß die ganze Welt ſie anſtaunt. O mein Gott! warum hängt denn eine ſolche Seele noch mit der Erde zuſammen? warum ſteht ſie nicht auf dem Gipfel der Vollkommenheit? wer kann die zurückhalten, die ſo viel für Gott tut? Was kann das ſein? — O weh, es iſt dieſe traurige Anhänglichkeit! Und am übelſten iſt es, wenn man nicht einſehen will, daß ſie ſtattfinde, weil der böſe Feind vorſpiegelt, dies ſei eine Verpflichtung. Aber ich bitte um der Liebe Gottes willen, glaubt mir! glaubt dieſer armſeligen Ameiſe, welcher der Herr Worte eingibt: Nehmet dieſe häßliche Raupe von dem Baume! ohne ihn ganz zu zerſtören, nagt ſie an ihm, nimmt ihm ſeine Schönheit, ſeine Geſundheit und macht ihn den Nachbarbäumen ſchädlich. Seine Früchte ſind faul, wie das gute Beiſpiel, das ſolche Perſonen geben, ohne Wirkung und ohne Dauer iſt. Dieſe unglückliche Anhänglichkeit habe ich ſchon oft mit einer verſtimmten Orgelpfeife verglichen, welche hinreicht, um die ſchöne volle Muſik der Orgel mißtönend zu machen. Sie ſchadet der Seele in jeder Beziehung, doch auf dem Wege des Gebetes wirkt ſie wie die Peſt.

Zermalm' in Reueſchmerze,
Mit Dornen mich und Stein,
Und in's durchfurchte Herze
Dein Wort — o pflanz' es ein.

Ah, du ſagſt, du ſucheſt die Vereinigung mit Gott durch die Nachfolge Chriſti. Aber ſieh' doch, wie Chriſtus mit Schmach und Verachtung überhäuft iſt. Es iſt dir unmöglich, ihm zu folgen, denn ſein Weg iſt der deine nicht. Nur die Seele, die bereit iſt, ſehr viel von ihren Rechten in ſehr vielen Dingen aufzugeben, läßt der Herr zur Vereinigung mit ſich zu. Du ſagſt vielleicht: ich habe keine Gelegenheit, mich auf den Weg der Erniedrigung zu begeben. O das glaube ich nicht! haſt du ihn, dem Willen nach, mit Entſchloſſenheit betreten, ſo wird der Herr ſchon für Gelegenheit ſorgen, dich darin zu üben; ja, er wird dir dermaßen behilflich ſein, dieſe Tugend zu gewinnen, daß du mehr Hilfe bekommen wirſt, als du wünſcheſt; — lege nur Hand an's Werk! — Ich will einige der Kleinigkeiten anführen, durch die ich mich zu üben anfing. Es ſind die Strohhalme, von denen ich ſprach, womit ich das Feuer der Liebe nährte. Ich hatte nichts Beſſeres; allein der Herr in ſeiner Huld nimmt auch das Geringſte an. Er ſei auf ewig geprieſen.

Unter meinen Fehlern war auch der, daß ich ſehr wenig vom gemeinſchaftlichen Gebet und von den vorgeſchriebenen Zeremonien im Chor verſtand — aus bloßer Nachläſſigkeit und weil ich mit Torheiten mich beſchäftigte. Ich ſah Novizen, die gut Beſcheid wußten und die mich hätten unterweiſen können; aber ich fragte ſie nicht, damit ſie meine Unwiſſenheit nicht bemerken möchten. Mußte ich ihnen ja doch ein gutes Beiſpiel geben! Dahinter verſteckte ich mich, wie das gar oft geſchieht. Als der Herr mir ein wenig die Augen öffnete, machte ich es anders. Bei dem leiſeſten Zweifel, ja ſogar wenn ich es wußte, fragte ich die jüngſten Novizen und mein Anſehen litt nicht darunter — im Gegenteil! und dem Herrn gefiel es, mir ſeitdem ein beſſeres Gedächtnis zu geben. Mit dem Geſang im Chor ging es noch übler. Hatte ich ihn mir nicht vorher eingeübt, wie man es mir empfahl, ſo ſang ich ſchlecht, und vor lauter Beſchämung noch ſchlechter, als ich hätte ſingen können. Ich ſchämte mich aber nur wegen der Schweſtern und nicht wegen Gott meines fehlerhaften Geſanges; Letzteres wäre ganz in der Ordnung geweſen. Später entſchloß ich mich, einfach zu ſagen, ich könne es nicht, wenn ich es nicht ſehr gut konnte. Das wurde mir zuerſt ſehr ſchwer, hernach gefiel es mir; und als ich mir nichts mehr daraus machte, daß alle Schweſtern meinen ſchlechten Geſang hörten, machte ich es viel beſſer. Damit hatte ich denn dieſen unglücklichen Ehrenpunkt aufgegeben, den jeder darin ſetzt, worin es ihm beliebt. Dieſe Kleinigkeiten, die mir recht ſchwer fielen, beweiſen, wie klein ich ſelbſt war. Sie bereiten uns aber doch zu größeren Tugendakten vor, weil ſie vor dem Auge Gottes ihren Wert haben, wenn wir ſie aus Liebe zu ihm verrichten. Er ſteht uns dann bei wichtigeren Dingen mit ſeiner Hilfe bei. Was die Demut betrifft, ſo ſah ich, daß alle Schweſtern in der Tugend Fortſchritte machten; ich aber, allzeit ſehr unvollkommen, machte keine. Da fiel mir ein, ihre Mäntel zuſammen zu legen, wenn ſie den Chor verließen. Ich meinte dadurch den Engeln zu dienen, die dort ſoeben das Lob Gottes geſungen hatten. Sie entdeckten es, ich weiß nicht wie, und ich wurde ſehr verlegen, denn meine

Tugend reichte noch nicht ſo weit, daß ich aus Demut gewünſcht hätte, ſie möchten es erfahren und ſich über meine Kinderei tüchtig luſtig machen.

O mein Gott! wie beſchämt es mich, in mir neben ſo vieler Bosheit nur ein paar armſelige Sandkörner des Guten zu finden, die ich nicht einmal ſelbſt von der Erde aufheben konnte, und die noch mit ſo großen Unvollkommenheiten vermiſcht waren. Die Waſſer Deiner Gnade ſtrömten noch nicht voll genug, um ſie zu reinigen und aufwärts zu treiben. O mein Schöpfer! könnte ich zwiſchen ſo vielem Böſen meinerſeits und ſo großen Gnaden Deinerſeits doch wenigſtens eine nicht ganz unwichtige gute Handlung anführen, die ich in Deinem Dienſt vollbrachte. O warum bricht mir nicht das Herz vor Gram, daß ich ſo undankbar für ſolche Huld war, und daß ich mich nicht ſchäme, dieſe kindiſchen Dienſte aufzuzählen als meine Dienſte! Wer dies lieſt, wird mich verabſcheuen. O Herr, ich bin tief beſchämt. Da ich aber nichts Beſſeres habe, ſo erzähle ich dieſe Armſeligkeiten, damit diejenigen, die Dir beſſer dienen als ich, große Hoffnungen auf Deine maßloſe Freigebigkeit ſetzen. Wollteſt Du das Geringſte ſchon glänzend belohnen, wie groß wird dann nicht der Lohn für größere Dienſte ſein. O Herr, gib mir die Gnade, daß die meinen nicht immer auf der niedrigſten Stufe bleiben. Amen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Blick in die Hölle. Erſte Idee der Gründung des St. Joſephkloſters nach der urſprünglichen ſtrengen Regel der Karmeliter.

Der Herr hatte mir ſchon längſt alle Gnaden gewährt, die ich aufgezeichnet habe, und noch manche andere, als er mich eines Tages im Gebete urplötzlich, ich weiß nicht wie, in die Hölle verſetzte. Dabei gab er mir zu verſtehen, ich ſolle den Platz betrachten, den die Geiſter der Finſternis für mich eingerichtet und den meine Sünden verdient hätten. Es dauerte nur wenige Augenblicke, doch ich vergäße es nicht und wenn ich hundert Jahre lebte. Der Eingang kam mir wie eine lange, ſehr ſchmale Gaſſe vor, oder beſſer, wie ein ſehr niedriger, enger, dunkler, langer Backofen. Der Boden war mit flüſſigem Unrate von peſtilenzialiſchem Geruche und voll gräulichem Ungeziefer bedeckt. Am entgegengeſetzten Ende befand ſich in der Mauer eine Vertiefung, wie ein ſehr enger Wandſchrank; da wurde ich eingeſperrt. Im Vergleiche zu dem, was ich nun fühlte, war das, was ich ſah und was ich nur angedeutet habe, ein wonniger Anblick. Dies Gefühl iſt nicht zu beſchreiben und nicht zu begreifen. Während ich in meiner Seele ein Feuer ſpürte, deſſen Natur mir unbekannt war, wurde mein Körper von unerträglichen Schmerzen gefoltert. Ich habe große leibliche Qualen ausgeſtanden, die größten — wie die Ärzte ſagen — die der Körper leiden kann; ich habe die heftigſten Nervenkrämpfe und in anderen Krankheiten viele ſchneidende Schmerzen gehabt, ſogar ſolche, die vom böſen Feinde kamen; — das iſt aber nichts im Vergleiche mit dem, was ich hier litt, und mit dem Bewußtſein, daß dieſe Qualen ohne Ende und ohne Erleichterung ſein würden. Die Seele war wie in der Agonie. Dieſe Angſt, dies Erſticken, dies Brechen des Herzens, dieſe unerhörte, verzweiflungsvolle, bittere Traurigkeit — ja, dafür habe ich keine Worte; denn ſagte ich, es ſei ein beſtändiges Sterben, ſo genügt das nicht. Sterben wir, ſo macht eine fremde Gewalt unſerem Leben ein Ende, hier aber gibt ſich die Seele ſelbſt den Tod, indem ſie ſich zerreißt. Den Gipfel dieſer unerhörten Qualen bildete das innere Feuer und die Verzweiflung der Seele. Wer mich marterte, wußte ich nicht, aber ich fühlte, wie mich die Flammen verzehrten und wie man mich in Stücke ſchnitt. Dieſe Marter übertrifft jede Vorſtellung. In dieſem grauſigen Aufenthalte gibt es keine Hoffnung auf Troſt. Das enge übelriechende Loch, worin ich mich befand, bot mir keinen Raum, um mich zu ſetzen oder niederzulegen. Die dunkeln, ſchauerlichen Wände der Mauer beklemmten und erſtickten mich. Dazu die tiefſte Finſternis und trotzdem ſah ich merkwürdiger Weiſe alles, was nur das Auge beleidigen kann.

Damals wollte mir der Herr nicht mehr von der Hölle zeigen. Später, in einer anderen Viſion, zeigte er mir die furchtbaren Strafen, womit er manche Laſter züchtigt. Da ich aber deren Qualen nicht empfand, war mein Entſetzen minder. Aber in der erſten Viſion wollte der Herr mich wirklich all' jene körperlichen Qualen und geiſtigen Leiden ſo empfinden laſſen, als ob der Leib ſelbſt ſie erduldet habe. Dabei verſtand ich, daß es eine große Gnade ſei, mit eigenen Augen den Ort zu ſehen, vor welchem ſeine Allbarmherzigkeit mich bewahrt hatte. Denn Alles, was man von der Hölle hören und leſen kann, Alles, was ich je über die Höllenſtrafen gedacht hatte — was freilich nicht viel war, weil ich nicht auf dem Wege der Furcht zu Gott ging — Alles, was man in Büchern findet über die Martern, womit die Teufel die Verworfenen quälen — iſt gar nichts gegen die wirkliche Anſchauung. Es iſt der Unterſchied wie zwiſchen einem Gemälde und der Wirklichkeit; das irdiſche Feuer aber iſt neben jenen Flammen gar nicht in Betracht zu ziehen. Ich war ganz ſtarr vor Entſetzen und bin es noch jetzt, obſchon faſt ſechs Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, in einem ſolchen Grade, daß ich meine, das Blut erfriert mir in den Adern. Habe ich jetzt Mühſal und Schmerzen, ſo rufe ich mir jene Erinnerung zurück; und dann ſcheinen mir alle Leiden der Erde unſäglich gering und nicht der leiſeſten Klage wert. Deshalb betrachte ich dieſe Viſion als eine der größten Gnaden, die der Herr mir je erwieſen hat, denn ſie iſt mir unſäglich vorteilhaft geweſen, um alle Furcht vor den Trübſalen und Widerwärtigkeiten dieſes Lebens aufzugeben; um mich im Leiden zu ermutigen und um dem Herrn zu danken, der mich — wie ich alle Urſache zu glauben habe — vor den furchtbaren ewigen Qualen bewahrte.

Seitdem ertrage ich Alles leicht, weil jener kurze Augenblick allzu gräßlich war. Ich begreife gar nicht, warum ich bis dahin keine rechte Vorſtellung von der Hölle und keine rechte Furcht vor ihr hatte, da ich doch manche Bücher geleſen, welche dieſen ſchrecklichen Gegenſtand behandelten. Woran dachte ich denn damals, o mein Gott, und wie konnte ich irgend ein Vergnügen an Dingen finden, die mich jenem grauſigen Orte zugeführt hätten! O Herr, ich preiſe Dich in Ewigkeit, daß Du mich unendlich mehr geliebt haſt, als ich ſelbſt mich liebte! Wie oft haſt Du mich aus jenem finſtern Kerker befreit und wie oft begab ich mich gegen Deinen Willen hinein. Seitdem fühle ich auch den namenloſen Schmerz über Seelen, die verloren gehen, über dieſe Lutheraner namentlich, welche durch die Taufe Glieder der Kirche waren. Und auch ſeitdem iſt das glühende Verlangen in mir rege, etwas für das Heil der Seelen zu tun. Um nur eine einzige vor den Höllenſtrafen zu bewahren, bin ich ganz bereit, ich weiß es, mit Freuden tauſendmal zu ſterben. Sehen wir eine Perſon, die wir ſehr lieben, von großen Leiden heimgeſucht — ſo ſind wir natürlich ganz voll Mitleid, und iſt ihre Qual heftig, ſo fühlen wir einen heißen Schmerz. Wie können wir es denn aushalten, eine Seele auf dem Gipfel alles Elends für die endloſe Ewigkeit zu ſehen und nicht vor Mitleid vergehen? Wer das vermag, hat kein menſchliches Herz. Mit Leiden, die ein Ende haben, weil jegliches Menſchenleben ein Ende hat, fühlen wir innigſtes Mitleid; — o Gott, wie können wir denn kalt und ruhig bei dem Anblicke ſo vieler Seelen bleiben, welche der Satan täglich in die ewigen Qualen ſtürzt.

Mit dieſer unbeſchreiblichen Teilnahme hängt denn auch mein Wunſch zuſammen, daß wir Alle der wichtigen Sache unſeres Seelenheiles mit höchſtem Eifer uns widmen mögen. Gott gebe uns die Gnade, nichts zu vernachläßigen, was uns dazu dienen kann. Ich war freilich recht böſe, doch hatte ich immer einiges Verlangen, Gott zu dienen, ertrug durch Gottes Gnade meine ſchweren Krankheiten mit großer Geduld, war nicht geneigt, dem Nächſten Böſes nachzuſagen und noch viel weniger es ihm zu wünſchen; beneidete ihn nicht, oder doch nicht ſo, daß es den Herrn ſchwer beleidigt hätte; war nicht habſüchtig und dergleichen mehr; hatte auch faſt immer, trotz meiner traurigen Unvollkommenheit, die Furcht Gottes vor Augen; — und dennoch ſah ich den ſchrecklichen Platz, den die Teufel für mich in Bereitſchaft hielten! Freilich muß ich geſtehen, daß ich für all' meine Fehler wohl eine härtere Strafe verdient hätte, aber es war doch eine gräßliche Pein. Ich will hiemit nur andeuten, wie gefährlich es iſt, wenn wir mit unſerer Mittelmäßigkeit uns begnügen und wie ganz unbegreiflich, daß eine Seele, die mit jedem Schritte in die Todſünde fällt, in guter Ruhe leben könne. Ach, wir wollen doch um Gotteswillen jede gefährliche

Gelegenheit fliehen, damit der Herr uns weiter helfe, wie er mir getan. Gebe Er mir nur die Gnade, daß ich ſeine Hand nicht loslaſſe, nicht auf's Neue falle, nicht in den grauſigen Abgrund ſtürze, wo mein Platz ſchon bereitet iſt! Das verhüte Er in Gnaden. Amen.

Auf dieſe Viſion folgten noch andere, in welchen der Herr mir ſeine großen Geheimniſſe über die künftige Seligkeit der Guten und die Strafen der Böſen offenbarte. Dies weckte den heißen Wunſch in mir, Buße für meine Sünden zu tun und mich der himmliſchen Güter etwas würdiger zu machen. Meine Sehnſucht ging dahin. dem Verkehre mit Menſchen ganz aus dem Wege zu gehen, ganz von der Welt mich zu trennen. Meine Seele fand keine Ruhe mehr: allein dieſe Unruhe war nicht beängſtigend, ſondern äußerſt wohltuend, denn ich ſah, daß Gott ſie ihr ſchickte und ſie auf eine kräftigere Speiſe hinwies, als die war, von der ſie bis jetzt zehrte. Mein Nachſinnen über das, was ich wohl zu ſeiner Ehre tun könne, brachte mich auf den einfachſten und nächſten Gedanken, damit anzufangen, daß ich mich in meinem Berufe vervollkommene und meine Ordensregel mit der größten Treue befolgte. In meinem Kloſter waren viele treue Dienerinnen Gottes und die Regel wurde gut innegehalten; allein es war ſo arm, daß die Nonnen es wechſelweiſe verließen, um bei Verwandten und Freunden, wo ſie mit Anſtand und unbeſchadet ihrer Pflichten leben konnten, ſich aufzuhalten. Auch war es nicht nach der Strenge der erſten Regel, ſondern nach einer gemilderten gegründet, welche durch eine päpſtliche Bulle autoriſiert war und welche der ganze Orden angenommen hatte. Mir ſchien mein Leben viel zu bequem, denn das Haus war groß und ſehr angenehm. Aber der Übelſtand, daß die Abgeſchloſſenheit nicht beobachtet wurde, ſchien mir ſehr groß, umſomehr, als ich diejenige war, die am allerhäufigſten das Kloſter verließ. Perſönlichkeiten, denen die Obern nichts abſchlagen mochten, wünſchten meine Geſellſchaft, baten dringend darum — und ich mußte gehorchen. Bei dieſer Einrichtung war ich wenig im Kloſter. Der böſe Feind mochte ſich auch einmiſchen; denn manche Nonnen machten große Fortſchritte im inneren Leben, weil ich ihnen das mitteilte, worin meine Geiſteslehrer mich unterwieſen. Das fiel weg, wenn ich nicht im Kloſter war.

Da trug es ſich zu, daß eine Perſon[1]), die mit anderen bei mir war, auf einmal ſagte, wenn wir nach der Regel der Klariſſen,Barfüßerinnen Nonnen ſein wollten: ſo ſei es möglich, in dieſer Abſicht ein Kloſter zu gründen. Ich ging lebhaft auf dieſen Gedanken ein und überlegte ihn mit meiner vortrefflichen Freundin-Witwe, die meine Wünſche kannte und teilte. Sie war dermaßen erfreut, daß ſie ſich ſchon Mühe gab, um Einkünfte für das neue Kloſter zu ſammeln. Ich glaube jetzt nicht, daß wir mit dieſem Bemühen zum Ziele gekommen wären, aber im erſten Feuer unſerer Wünſche ſchien uns Alles möglich. Andererſeits fühlte ich mich ſehr glücklich in meinem Kloſter; das Haus gefiel mir, meine Zelle war ganz nach meinem Ge-

---

[1]) Ihre Nichte Maria de Ocampo.

Der Sonntag Quinquageſima.

„Respice: fides tua te salvum fecit.“ *Ev. Luc. 18.*

Wie jener Blind' am Wege mögt' ich beten!
Sie ſagten: Jeſus wird vorüber gehn; —
Und nicht gedenkend ſeiner tauſend Nöthen,
Rief er das Eine nur: O laß mich ſehn!

Wie oft biſt Du an mir vorbeigegangen,
Mir zugewandt Dein göttlich Angeſicht,
Doch ſinnbethört war ich und traumbefangen,
Zerſplittert mein Gebet — ich ſah Dich nicht.

Doch weilſt Du liebend ſtets in meiner Nähe
Und mahneſt mich: Was Du geglaubt, geſchieht!
So gieb, o Herr, daß ich dereinſt Dich ſehe,
Wenn dieſer Erde eitler Schein entflieht.

ſchmacke: ich war durchaus nicht entſchieden. Wir kamen überein, meine Freundin und ich, die Sache recht eifrig dem Herrn zu empfehlen.

Als ich nun eines Tages kommuniziert hatte, befahl mir der Herr, den Gedanken an die Gründung eines neuen Kloſters nicht fallen zu laſſen, ſondern mich beharrlich und eifrig mit derſelben zu beſchäftigen. Er gab mir die troſtreichſten Verſicherungen ſeines Beiſtandes und daß ihm treu darin gedient ſein werde. St. Joſeph ſolle es heißen und St. Joſephs Bild ſolle die eine Tür bewachen und die Mutter Gottes die andere. Wie ein leuchtender Stern werde es erſtrahlen und Chriſtus mit uns ſein. Wäre das Ordensleben jetzt auch nicht in ſeiner vollen Blüte, ſo dürfe man doch nicht wähnen, daß es abgeſtorben ſei. Er habe fromme Diener in den Klöſtern und die Welt würde zugrunde gehen, wenn es keine Ordensleute gebe. Ich möchte dieſe ſeine Befehle meinem Beichtvater mitteilen und denſelben erſuchen, ſich ihnen nicht zu widerſetzen und mich nicht zu beunruhigen.

Dieſe Viſion und die Worte des Herrn machten mir einen allzu gewaltigen Eindruck, um den geringſten Zweifel an ihrem göttlichen Urſprunge aufkommen zu laſſen. Sie erfüllten mich aber mit Kummer und Sorgen, denn ich ſah zum Teile die Mühſeligkeiten und den Widerſpruch voraus, welche ein ſolches Unternehmen mir zuziehen würden, und ich fühlte mich in der gegenwärtigen Ruhe meines Hauſes unbeſchreiblich zufrieden. Freilich hatte ich ſchon etwas die Sache überlegt, doch weder mit dem Entſchluſſe noch mit der Zuverſicht ſie auszuführen. Jetzt fühlte ich mich dazu gedrängt, aber ſehr unluſtig wegen der unſäglichen Schwierigkeiten. Ich ſchwankte und zögerte; der Herr wiederholte jedoch ſo oft denſelben Befehl und gab mir ſo überzeugende Gründe an, daß ich ſeinen Willen erkennen und mich endlich entſchließen mußte, das Ganze meinem Beichtvater mitzuteilen und zwar ſchriftlich und genau mit allen Umſtänden. Er unterſagte mir nicht die Unternehmung, ſah aber keine Wahrſcheinlichkeit ihres Gelingens, nach menſchlichem Ermeſſen, voraus, weil die Geldmittel, die meine Freundin mir zu Gebot ſtellen konnte, nur äußerſt gering waren. Er wies mich an, die Sache mit meinem Obern zu beſprechen und das zu tun, was dieſer mir raten werde. Da ich aber dem Provinzial nicht meine Viſionen mitzuteilen pflegte, ſo war es meine Freundin, die ihm ihre Abſicht kundgab, ein neues ſtrenges Kloſter zu gründen. Der Provinzial[1]), ein Freund aller Klöſter, nahm meine Freundin ſehr wohlwollend auf und ſagte ihr ſeinen Beiſtand und ſeine Mitwirkung zu. Man beſprach die Einkünfte des neuen Hauſes und beſtimmte aus verſchiedenen Gründen die Zahl der Nonnen auf dreizehn. Ehe dies vorging, hatten wir ſchon dem gottſeligen Bruder Petrus de Alcantara geſchrieben und ihm den Stand der Dinge auseinander geſetzt. Er riet uns ebenfalls, die Sache auszuführen und teilte uns über einzelne Punkte ſeine Anſicht mit.

Kaum wurde in der Stadt und in meinem

---

[1]) P. Angelus de Salazar.

Hauſe die Sache bekannt, ſo erhob ſich ein ganz unbeſchreiblicher Sturm des Widerſpruchs. Wir wurden verlacht und verhöhnt; man nannte mich eine Närrin, die nicht in dem Kloſter verbleiben wolle, worin ſie ſich doch glücklich fühle; man mußte gegen meine Freundin ſo viel zu ſagen, daß ſie es kaum ertragen konnte. Ich fühlte mich umſomehr beunruhigt, als mir ſchien, daß all' dies Gerede keineswegs unvernünftig ſei, und in tiefer Betrübnis befahl ich die ganze Angelegenheit dem Herrn. Da tröſtete und ermutigte er mich ſehr. Er ſagte: nun könne ich einigermaßen beurteilen, was die heiligen Ordensſtifter erlitten hätten; meine kleinen Schwierigkeiten wären gar nichts im Vergleiche zu den Drangſalen, die meiner harrten und die ich gelaſſen hinnehmen müſſe. Auch für meine Freundin ſagte er mir einiges Tröſtliche, und mit dem größten Erſtaunen nahm ich wahr, daß wir Beide plötzlich ganz beruhigt über den vergangenen Widerſpruch und ganz gekräftigt gegen jede mögliche Trübſal und zukünftige Verfolgung uns fühlten. Das war ein großes Glück, denn in der ganzen Stadt war damals faſt niemand — fromme und betende Seelen nicht ausgenommen! — der nicht gegen unſere Unternehmung geweſen wäre und ſie die allergrößte Torheit genannt hätte. Ja, das Gerede wurde ſo heftig und die Aufregung in meinem eigenen Kloſter ſo groß, daß es dem Provinzial unbeſonnen ſchien, die Angelegenheit im Widerſpruche zur allgemeinen Meinung durchzuſetzen. Er änderte ſeine frühere Anſicht und erklärte, er könne das neue Kloſter nicht anerkennen: das Einkommen ſei nicht geſichert, ſei auch nicht genügend und die öffentliche Meinung ſei der Unternehmung allzu abgeneigt, um dieſe großen Schwierigkeiten zu überwinden. Dies bekümmerte uns ſehr, meine Freundin und mich. Wir hatten alſo ganz umſonſt tauſend Unannehmlichkeiten gehabt! Überdies ſchien mir, als habe der Provinzial im Ganzen zwar Recht, nur tat es mir ſehr leid, ihn nun auch unter unſeren Gegnern zu ſehen. Seine Billigung hätte mich vor aller Welt gerechtfertigt. Meine Freundin wollte man ſchon gar nicht mehr in der Beicht abſolvieren, wenn ſie ihren Plan nicht aufgebe. Man ſei dazu verpflichtet, hieß es, damit das Ärgernis aufhöre.

Die ganze Stadt war in Aufregung über uns; niemand wollte auf unſere Anſicht eingehen und Alle warfen uns vor, wir beſtänden eigenſinnig auf unſeren Kopf. Unſer Troſt war ein ſehr gelehrter und frommer Diener Gottes aus dem Orden des heil. Dominikus[1]). Meine Freundin hatte ſich an ihn gewendet, bevor der Provinzial ſeine Meinung änderte, hatte ihm die Sache ausführlich vorgetragen, ihm die Rente genannt, die ſie von ihren Einkünften dem Kloſter auszuwerfen willens ſei, und ihn herzlich gebeten, unſer Beiſtand zu ſein. Er galt für den gelehrteſten Mann der Stadt und von Wenigen im ganzen Orden übertroffen. Ich ſelbſt teilte ihm dann unſere Abſicht mit und einige beſtimmende Gründe. Über meine Offenbarungen ſchwieg ich aber, weil ich wünſchte, daß er uns ſeine Anſicht ganz einfach nach der natürlichen Lage der

---

[1]) P. Pedro Ibannez.

Dinge ſagen möge. Er bat um acht Tage Bedenkzeit; wären wir entſchloſſen, das zu tun, was er uns raten werde, ſo wolle er uns dann eine Antwort geben. Ich ſagte ja. Mir ſchien aber, daß die Sache, gleichviel wie ſeine Antwort ausfalle, zuſtande kommen werde und niemals verließ mich eine große innere Zuverſicht in dieſer Beziehung. Der Glaube meiner Freundin war noch feſter. Kein Grund in der Welt hätte ſie vermocht, den Plan fallen zu laſſen. Ich hingegen glaubte allerdings an deſſen Ausführung, weil ich die Überzeugung hatte, daß meine Offenbarung von Gott komme und in Übereinſtimmung mit den Lehren der heiligen Schrift und den Geſetzen der Kirche ſei, denen wir unbedingten Gehorſam ſchuldig ſind. Hätte mir aber der fromme und gelehrte Vater geſagt, unſer Plan ſei eine Beleidigung Gottes und die Ausführung werde unſer Gewiſſen beſchweren, ſo meine ich, daß ich ihn auf der Stelle aufgegeben oder wenigſtens andere Mittel und Wege geſucht hätte, um ihn in's Leben zu rufen. Aber der Herr gab mir keine andere an. Später ſagte mir der Vater, er ſei feſt entſchloſſen geweſen, darauf zu beſtehen, daß wir die Sache fallen ließen, die von der öffentlichen Meinung als durchaus unverſtändig verurteilt wurde. Sei doch ſogar ein Edelmann zu ihm gekommen, um ihm den Rat zu geben, ſich recht vorſichtig mit uns zu benehmen und uns nicht in unſerem Vorhaben zu unterſtützen. Als er aber angefangen habe, die Sache zu überlegen, unſere Abſichten auf ein ſtrengeres Kloſterleben zu erwägen, da ſei er zur Überzeugung gelangt, er dürfe nicht abraten, weil ſich die Angelegenheit ſehr zur Ehre Gottes ausgeſtalten könne. Genug, er antwortete uns, wir möchten unſeren Plan ſo ſchnell wie möglich ausführen; wären die Einkünfte gering, ſo müßten wir umſomehr auf Gott vertrauen; er wolle allen Schwierigkeiten entgegentreten, die man uns in den Weg legen könne. Dann gab er uns an, in welcher Weiſe wir vorwärts gehen und uns verhalten ſollten; und ſeitdem hat uns ſein Beiſtand nie gefehlt. Wir waren unbeſchreiblich getröſtet und wurden es noch mehr, als einige ſehr fromme Perſönlichkeiten aus den Reihen unſerer Gegner ſich plötzlich beſänftigten, Manche ſogar uns unterſtützten. Unter dieſen befand ſich der fromme Edelmann, den ich früher erwähnt habe und der große Fortſchritte auf dem Wege der Vollkommenheit machte. Er ſah die großen Schwierigkeiten unſeres Planes und die Mühſale, die mit deſſen Verwirklichung verknüpft waren, ſehr deutlich voraus. Weil er aber zugleich als das Fundament unſeres Neubaues — das Gebet erkannte: ſo kam er zu der Anſicht, es könne doch wohl der Wille Gottes ſein, und er gab jeden Widerſpruch auf. Gewiß hat der Herr ſelbſt ihn zu unſeren Gunſten umgeſtimmt, ihn und den vortrefflichen Geiſtlichen, von dem ich auch ſchon früher geſprochen habe; — er tat Alles, um uns behilflich zu ſein. Dabei war er durch ſeine hohe Vollkommenheit ein Beiſpiel für die ganze Stadt, und es war augenſcheinlich, daß Gott ſich ſeiner bedienen wolle, um den Fortſchritt mancher Seele zu fördern und ihre Heiligung zu bewirken. Als wir auf dieſe Weiſe einigen Beiſtand fanden und viele fromme Gebete uns unterſtützten, kauften wir ein Haus, das zwar klein aber gut gelegen war. Auch die Rente für das Haus war klein. Doch das Alles bekümmerte mich nicht, denn der Herr hatte mir geſagt, ich möge nur den Anfang machen, er werde ſchon für das Weitere ſorgen. Ich verließ mich alſo feſt darauf. — Und wie hat er geſorgt!

* * *

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Unterbrechung der Angelegenheit. Widerwärtigkeiten und Tröſtungen. Das Haus wird auf den Namen der Donna Juana de Ahumada, vermählt mit Juan de Ovalle, gekauft und eingerichtet.

Die Unterhandlung wegen des Hauſes war bis zum Abſchluſſe gediehen; der Kontrakt ſollte am folgenden Tage unterzeichnet werden; — und gerade jetzt änderte der Pater Provinzial plötzlich ſeine Anſicht. Ich glaube, es war eine himmliſche Fügung. Der Herr wollte das Werk in vollkommenerer Weiſe und noch mehr auf Gebet gegründet ausführen laſſen; deshalb mußte es jetzt ſcheitern. Da der Provinzial nichts mehr davon wiſſen wollte, befahl mir mein Beichtvater, es ſogleich fallen zu laſſen. Gott allein weiß, welche Mühe und Widerwärtigkeiten aller Art ich gehabt hatte, um es bis zu dieſem Punkte zu bringen! Nun mußte alles Weitere unterbleiben und die Angelegenheit wurde mehr und mehr als der Einfall eines verkehrten Weiberkopfes betrachtet und beſprochen. Die allgemeinſte Mißbilligung lag auf mir, obſchon ich bis dahin im beſten Einvernehmen mit dem Provinzial gehandelt hatte. In meinem

Kloſter war ich höchſt ungern geſehen, weil ich ein anderes nach der ſtrengen Regel zu ſtiften beabſichtigte. Die Nonnen ſagten, ich beleidige ſie, man könne in unſerem Hauſe dem lieben Gott ſehr gut dienen; manche der Schweſtern wären viel beſſer als ich; ich hätte keine Anhänglichkeit für das Haus, denn ſonſt würde ich ſuchen deſſen Einkünfte zu vermehren und nicht einem neuen Renten zu verſchaffen. Manche verlangten meine Haft und nur ganz Wenige nahmen mich etwas in Schutz. Ich ſah ein, daß ihr Tadel in gewiſſer Hinſicht begründet war und verſuchte manchmal ihnen meine Abſicht klar zu machen; da ich aber über den Befehl des Herrn nicht reden durfte, ſo war eine genügende Erklärung nicht möglich und ich zog das Schweigen vor. Der Herr gab mir die große Gnade, in tiefſter Gemütsruhe dieſe Widerwärtigkeiten hinzunehmen. Ich ließ das Werk mit ſo friedlicher Gelaſſenheit fallen, als ob es mich gar nicht betreffe; aber das wollte niemand glauben, nicht einmal die frommen Leute, mit denen ich verkehrte, ja nicht einmal mein eigener Beichtvater; ſie meinten ſämtlich, ich müſſe äußerſt beſchämt und verſtimmt ſein. Ich war es aber durchaus nicht! ich hatte getan, was in meinen Kräften ſtand, um den Befehl des Herrn zu erfüllen; ich war nicht verpflichtet, weiter zu gehen und ſo verblieb ich ruhig und gern in dem Kloſter, in welchem ich mich für meine Perſon ſehr wohl befand. Dennoch verließ mich die Überzeugung keinen Augenblick, daß die Angelegenheit zur Ausführung kommen werde, wenn ich auch nicht wiſſe, wie, wo und durch welche Mittel.

Sehr ſchmerzlich berührte es mich aber, daß mein Beichtvater mir einmal in einer Weiſe ſchrieb, als ob ich in dieſer Sache gegen ſeinen Willen gehandelt habe. Ich denke, der Herr wollte, daß der größte Schmerz mir nicht aus den Verfolgungen meiner Gegner, ſondern von einer Seite komme, von welcher ich etwas Troſt erwarten durfte. Mein Beichtvater ſchrieb: ich würde gut tun, nun einzuſehen, daß die ganze Sache auf meinen Träumereien beruhe; ich müſſe mich von jetzt an beſſern, nicht mehr daran denken, nicht mehr davon reden und alles Ärgernis, das ich gegeben, gut zu machen ſuchen; — und dergleichen Dinge mehr, die mir ſehr weh taten. Mein größter Schmerz entſprang aus dem Gedanken, daß ich Veranlaſſung zu einer Beleidigung Gottes gegeben haben und folglich derſelben ſchuldig ſein könne — und daß ich, wenn meine Viſionen nichts als Täuſchung wären, elend betrogen und zugrunde gerichtet ſei. Dies quälte mich namenlos und ich ſank in tiefe Troſtloſigkeit. Der Herr aber verließ mich nie gänzlich in meinen Qualen. Er erbarmte ſich meiner, ſtärkte und erquickte mich immer wieder und ſagte mir damals: ich ſolle nicht traurig ſein, denn ich hätte in dieſer Sache dem Willen Gottes gemäß gehandelt und keineswegs ihn beleidigt; ich ſolle jetzt dem Beichtvater gehorchen und vorderhand ſchweigen; die Zeit zum Handeln werde ſchon wiederkommen. — Dieſe Worte erfüllten mich mit ſüßeſter, tröſtlichſter Zuverſicht und all' meine Drangſale kamen mir leicht vor.

So lehrte mich der Herr, welch' ein unſägliches Glück es ſei, für Ihn zu leiden. Die Glut meiner

Zweite Abtheilung.

Die Paſſion.

Liebe zu Gott und mein Fortſchritt in vielen anderen Dingen nahmen dermaßen zu, daß ich darüber ſtaunte. Denn während alle übrigen mich für beſchämt und entmutigt hielten, konnte ich mein Verlangen nach allerhand Trübſal nicht unterdrücken; ohne dieſe Gnade wäre ich ohne Zweifel ganz verzagt geweſen. Der große Anſturm der göttlichen Liebe und die höheren Extaſen, wovon ich früher ſprach, begannen damals; doch ſchwieg ich über das Alles gegen jedermann. Der fromme Dominikanerpater war nicht minder feſt als ich von dem guten Ausgange der Sache überzeugt. Ich wollte aber nicht mehr von ihr reden hören, um nicht gegen den Gehorſam mich zu verfehlen, den ich meinem Beichtvater ſchuldig war; deshalb übernahm er mit meiner Freundin das Weitere. Sie ſchrieben nach Rom und ſuchten die geſchäftliche Seite zu ordnen. Nun ſtreute der böſe Feind, ich weiß nicht wie, die Kunde aus, ich hätte in der Sache allerhand Offenbarungen gehabt, und man kam ganz beängſtigt zu mir, um mich zu warnen, damit ich nicht etwa in unſeren ſchlimmen Zeiten verdächtig und der Inquiſition vorgeführt würde. Dieſe Warnung beluſtigte mich und machte mich lachen, denn in dem Punkte hatte ich nichts zu fürchten. Was den Glauben betraf, kannte ich mich unerſchütterlich. Für jede Wahrheit in der heiligen Schrift, ja, für die geringſte Zeremonie in der heiligen Kirche wäre ich bereit geweſen, tauſendmal zu ſterben. Ich antwortete, man möge ſich darüber beruhigen: es würde ſchlimm um meine Seele ſtehen, wenn ich die Inquiſition zu fürchten hätte; wäre ich von Gedanken heimgeſucht, welche vor dies Tribunal gehörten, ſo würde ich mich von ſelbſt ſtellen und mich belehren laſſen. Träfe mich aber eine falſche Beſchuldigung, ſo hätte ich die Überzeugung, Gott werde mich ſchützen und die Sache zum Heile meiner Seele wenden. Mit meinem guten Pater Dominikaner beſprach ich mich aber gründlich. Er war gelehrt und einſichtsvoll genug, um mir das Vertrauen einzuflößen, daß ich mich ganz auf ihn verlaſſen könne. Ich teilte ihm alſo meine ganze Gebetsweiſe, all' meine Viſionen und alle Gnaden, die Gott mir erzeigte, ſo klar und genau wie möglich mit, und flehte ihn an, mit äußerſter Schärfe zu prüfen, ob darin irgend etwas ſei, was den Lehren der heiligen Schriften widerſpreche und mir dann ſeine Anſicht zu ſagen. Er beruhigte mich vollkommen und mir ſchien, als wirke der Aufſchluß günſtig auf ihn, den ich ihm über meinen Seelenzuſtand gab. Er war immer ſehr vollkommen, allein er übte ſich ſeitdem viel mehr als früher im Gebete, und um ſich demſelben möglichſt ungeſtört widmen zu können, zog er ſich in ein ſehr einſam gelegenes Kloſter ſeines Ordens zurück, wo er zwei Jahre verweilte. Der Gehorſam rief ihn zu ſeinem großen Leidweſen aus demſelben, weil der Orden einen ſo tüchtigen Mann anderweitig nötig hatte. Mir tat ſeine Entfernung ungemein leid, weil er mir gar ſehr fehlte. Doch hätte ich ihn nicht zurückhalten mögen, weil ich ſeinen Fortſchritt gewahr wurde. In meiner Trauer um ſeine Abreiſe tröſtete mich der Herr und ſagte mir, ich ſolle mich nicht betrüben, denn er ſtehe unter einer guten Leitung. Als er ſpäter in hoher Vollkommenheit der Seele und des Geiſtes wiederkam, ſagte er mir, nicht um Alles in der Welt möchte er jene Abgeſchiedenheit in ſeinem Leben vermiſſen. Und wahrlich! ich konnte dasſelbe ſagen! früher tröſtete und beruhigte er mich durch ſeine Briefe, jetzt aber durch die hohe Erkenntnis, die ſein Geiſt in übernatürlichen Dingen gewonnen hatte. Gott führte ihn uns gerade zu der Zeit zurück, als wir ihn zum Beiſtande bei dem Werke der neuen Kloſtergründung nötig hatten, die nach göttlicher Anordnung ſtattfinden ſollte.

Fünf bis ſechs Monate vergingen in tiefem Schweigen von meiner Seite; ich hörte nichts und ſagte nichts über die Sache, und es gefiel dem Herrn, mir ebenfalls keine Kunde zu geben. Ohne den Grund davon einzuſehen, hielt ich doch ſtets den Gedanken feſt, ſie werde dennoch zur Ausführung kommen. Um dieſe Zeit wurde auch der Rektor der Geſellſchaft Jeſu in unſerer Stadt durch einen anderen erſetzt, der ſehr hoch im inneren Leben, voll Geiſt, Einſicht und Wiſſen war[1]). Ein großes Glück für mich; denn der Rektor, der uns verließ, war der Superior meines Beichtvaters, und da in der Geſellſchaft Jeſu die Tugend der Unterwürfigkeit unter die Obern mehr als in irgend einem anderen Orden geübt wird, ſo konnte mein Beichtvater, der meine Seele ſehr gut verſtand und meinen Fortſchritt ſehr lebhaft wünſchte, doch bei manchen Vorkommenheiten nicht ſeiner Anſicht folgen. Das war denn kein geringer Schmerz, denn meine Seele nahm einen ſolchen Aufflug, daß es mir bittere Qual war, ſie in Feſſeln zu fühlen. Dennoch gehorchte ich pünktlich.

---

[1]) P. Gaſpar de Salazar.

Eines Tages war ich herzlich betrübt, weil mein Beichtvater mir nicht zu glauben ſchien. Da ſprach der Herr zu mir, ich ſolle mich der Traurigkeit nicht hingeben, denn es werde bald mit meinem Kummer zu Ende ſein. Ich freute mich ſehr, bezog das auf meinen nahen Tod und beruhigte mich mit dieſer Hoffnung. Später erkannte ich, daß ſich dies auf die Ankunft des neuen Rektors bezogen habe, denn er hielt meinen Beichtvater, hinſichtlich meiner Seelenführung, nicht in ſo ſtrenger Abhängigkeit. Er ſagte ihm vielmehr, er habe bei mir nichts zu fürchten; mich ermuntern und mir etwas Freiheit laſſen müſſe er, und nicht dem Geiſt des Herrn in meinem Auffluge ſo ſtreng entgegentreten, daß meine Seele gleichſam nicht Atem ſchöpfen könne. Der Rektor beſuchte mich und mein Beichtvater befahl mir, demſelben mit aller Aufrichtigkeit und Freiheit meinen Seelenzuſtand mitzuteilen. Ich pflegte dagegen einen außerordentlichen Widerwillen zu haben; als ich aber jetzt in den Beichtſtuhl ging, fühlte ich ein Etwas in meinem Geiſte, das ich niemals empfunden hatte und weder beſchreiben noch auch mit nichts vergleichen kann. Es war eine geiſtige Freude, ein Verſtändnis meiner Seele, daß die Seele dieſes Mannes mich verſtehen, mit mir übereinſtimmen werde. Woher dies kam, war mir unbegreiflich! Hätte ich zuvor mit ihm geſprochen oder durch andere viel Gutes von ihm gehört, ſo wäre meine Freude mit ihm in Verbindung zu treten ganz in der Ordnung geweſen; aber wir hatten kein Wort gewechſelt und kein Menſch hatte auch nur mit einer Silbe ſeiner erwähnt. Später habe ich eingeſehen, daß meine Seele ſich nicht täuſchte, denn er hat mir in jeder Hinſicht außerordentlich wohl getan und vorwärts geholfen. Seine Art, die Seelen zu leiten, eignet ſich vorzugsweiſe für ſolche Perſonen, die mit Gottes Gnade ſchon große Fortſchritte gemacht haben; er treibt ſie zum Laufe an, läßt ſie nicht Schritt vor Schritt gehen und löſt ſie durch Abtötung von der Welt und vom eigenen Willen ab. Gerade hierin beſitzt er eine außerordentliche Gabe der Klugheit und Vorſicht. Von Anfang an verſtand ich ihn und die Art ſeiner Führung, und erkannte in ihm eine reine, geheiligte Seele, die mit einer beſonderen Feinheit in der Unterſcheidung der Geiſter begnadet war. Er hat mich unſäglich getröſtet. Bald nachdem ich mit ihm in Verbindung getreten war, begann der Herr wieder mich zu drängen, die Kloſterangelegenheit fortzuſetzen. Er befahl mir, meinem Beichtvater und dem Rektor genügende Gründe anzugeben, um nicht durch ſie in meinem Vorhaben verſtört zu werden. Und obſchon einige dieſer Gründe ihnen etwas bedenklich erſchienen, zweifelte der Pater Rektor doch keinen Augenblick daran, daß die Sache dem Willen Gottes entſpreche, denn er hatte den Gang der Dinge und ihre Wirkung ſorgfältigſt erwogen.

Genug, keiner von beiden legte mir jetzt ein Hindernis in den Weg, und mein Beichtvater erlaubte mir, die Sache eifrig zu betreiben. Ich ſah wohl, in welch' ein Meer von Schwierigkeiten ich geraten würde, denn ich ſtand allein und hatte äußerſt geringe Mittel. Wir kamen überein, in aller Stille die Sache abzuſchließen und ich bewirkte demgemäß, daß eine meiner Schweſtern, die nicht in der Stadt lebte, das Haus kaufte und einrichtete. Die notwendigen Gelder ſchickte uns der Herr in einer Weiſe, die zu weitläufig zu berichten wäre. Ich hütete mich ſehr, irgend etwas gegen den Gehorſam zu tun, zugleich aber auch meinen Oberen etwas zu ſagen, denn Alles wäre verloren und noch viel ſchlimmer als das erſtemal geweſen. Um das Geld zu erhalten, den Kauf abzuſchließen, die Einrichtung zu beſorgen, hatte ich unſägliche Mühſeligkeiten, und zwar größtenteils ich allein, auszuſtehen; denn meine Freundin tat zwar alles, was ſie konnte, allein ſie vermochte nur wenig, ja faſt nichts zu tun. Nur ihren Namen und ihre Vermittlung gab ſie her. Die eigentliche Laſt lag auf mir und ſo ſchwer, daß ich jetzt nicht begreife, wie ich ſie ertragen konnte. Zuweilen ſeufzte ich tiefbetrübt: O Herr! warum befiehlſt Du mir ſo ſchwere, ja faſt unmögliche Dinge? ich bin ein ſchwaches Weib, bin nicht frei, bin vielfach gefeſſelt, habe kein Geld, weiß nicht, wo ich es hernehmen ſoll, weder für die Breve's noch für alles Übrige. O Herr, was ſoll ich anfangen!

Einmal war ich in größter Not und wußte nicht, wie ich einige Handwerker bezahlen ſolle. Da erſchien mir St. Joſeph, mein lieber Vater und Herr, und gab mir zu verſtehen, ich möge nur mit ihnen abſchließen, das Geld werde ſchon ſich finden. Und es geſchah in der Tat. Ich hatte keinen Heller; der Herr aber ſorgte auf eine Weiſe für mich, welche bei Allen, die darum wußten, die höchſte Verwunderung erregte. Nun aber ſchien mir das Haus viel zu klein; es hatte keinen Raum für eine Kapelle. Neben demſelben lag ein anderes, das auch ſehr klein war, doch dazu eingerichtet werden konnte. Ich wünſchte es zu kaufen; doch womit? all' meine Sorgen begannen von neuem. Da ſprach der Herr eines Tages nach der Kommunion zu mir: „Habe ich dir nicht geſagt, das Haus zu beziehen, wie du kannſt!" und dann ſetzte er hinzu: „O verzärteltes Menſchengeſchlecht! immer beſorgt, die Erde werde ihm unter den Füßen fehlen! Wie oft habe ich ohne Obdach geſchlafen, weil ich keine Herberge fand!" — Ich war entſetzt, beſah mir nochmals das Nachbarhäuschen, kaufte es und fand, daß ich nunmehr ein vollſtändiges, wenn auch kleines Kloſter beſitze. Jeden Gedanken an einen größeren Ankauf gab ich auf, ließ das Haus nur ganz roh einrichten, und begnügte mich damit, daß man darin leben konnte und daß es eine geſunde Lage hatte; — denn dieſe Rückſicht muß man immer nehmen.

Als ich am Tage der heil. Klara zur Kommunion ging, erſchien mir die Heilige in ihrer ganzen Schönheit und ſagte mir, ich müſſe Mut faſſen und vorwärts gehen; auf ihren Beiſtand dürfe ich zählen. Ich faßte großes Vertrauen zu ihr und ihre Zuſage hat ſich bewährt, denn ein Nonnenkloſter ihres Ordens, das neben dem unſeren liegt, iſt uns nicht nur behilflich, uns den Lebensunterhalt zu verſchaffen, ſondern die große Armut, welche die ſelige Klara ihren Häuſern vorſchreibt, iſt allmählich zu meiner unausſprechlichen Freude auch auf unſer Haus in aller Vollkommenheit übergegangen. Wir leben von Almoſen und dürfen nie feſte Einkünfte haben. Nicht wenig Mühe hat es mich gekoſtet, dieſe Einrichtung vom Heiligen Vater gutgeheißen und beſtätigt zu ſehen. Der Herr aber ſorgt für uns, vielleicht auf die Fürbitte der lieben Heiligen, und wir werden, ohne je etwas zu begehren, reichlich mit des Lebens Notdurft verſehen. Ihm ſei ewiger Dank für Alles. Amen.

Zu derſelben Zeit befand ich mich am Feſte der Himmelfahrt Mariä in einer Kloſterkirche des glorreichen hl. Dominikus. Ich hatte hier einſt eine Generalbeicht abgelegt. Jetzt betrachtete ich die Unzahl der Fehler und Sünden meines elenden Lebens und dabei geriet ich in eine ſo hohe Extaſe, daß ich faſt ganz außer mir war. Ich mußte mich ſetzen, konnte nicht der Meſſe folgen, nicht die Elevation wahrnehmen — was mir ſpäter manchen Skrupel gab — und ſah mich mit einem glänzend weißen Gewande bekleiden. Anfangs wußte ich nicht, wer dies tue, ſpäter ſah ich die ſeligſte Jungfrau Maria zur rechten und meinen lieben Vater St. Joſeph zur linken Seite, die mir das Kleid anlegten und mir dabei zu verſtehen gaben, ich ſei nun rein von allen meinen Sünden. In ſeliger Freude ſah ich mich mit dem Gewande der Herrlichkeit bekleidet. Darauf nahm die Mutter Gottes mich bei der Hand, drückte mir ihre Zufriedenheit mit meiner Andacht zum glorreichen St. Joſeph aus und gab mir die Verſicherung, das neue Kloſter werde zuſtande kommen und in demſelben werde man dem Herrn, ihr ſelbſt und dem heil. Joſeph allzeit mit großer Liebe dienen. Der Gehorſam würde mir freilich manches Schwere bereiten, aber der himmliſche Beiſtand mir nicht fehlen. Ihr göttlicher Sohn habe verſprochen, ſtets mit uns zu ſein, und als ein Unterpfand für die Wahrhaftigkeit ſeiner Zuſage wolle ſie mir ein Kleinod geben. Mir war, als lege ſie mir bei dieſen Worten ein glänzendes Geſchmeide mit einem koſtbaren Kreuze um den Hals. Dieſes Gold und dieſe Edelſteine übertreffen bei weitem Alles, was man von dieſen Koſtbarkeiten hienieden ſehen und ſich vorſtellen kann. Von welchem Stoffe und von welchem glänzenden Weiß das Gewand war, davon hat man ebenfalls keine Vorſtellung. Damit verglichen iſt unſer reinſtes Weiß kohlenſchwarz. Die Mutter Gottes war wunderſchön; ihre einzelnen Züge erkannte ich nicht, ſah nur im Ganzen ihr herrliches Antlitz. Das ſtrahlende Weiß ihres Gewandes blendete nicht, war mild und lieblich. Nicht ſo deutlich ſah ich St. Joſeph: doch nahm ich ihn wahr, wie man eben die geiſtigen Viſionen wahrnimmt, von denen ich früher geſprochen habe. Die liebe Mutter Gottes verweilte einen Augenblick bei mir. Sie kam mir ſehr jung vor und ihre Anweſenheit erfüllte mich mit einer ſo namenloſen, ſo verklärten Freudigkeit, daß ich wünſchte, mich nimmer von ihr zu trennen. Aber mit St. Joſeph und einer ganzen Schar von Engeln ſah ich ſie zum Himmel ſich erheben. Sehr vereinſamt, aber ſehr getröſtet und gehoben, voll zärtlicher Liebe und tief geſammelt zum Gebete blieb ich zurück und war eine Weile außer mir, unfähig mich zu rezen oder zu ſprechen. Mein Verlangen ſtieg aufs Höchſte, mich von Allem loßzuſagen, was Gott nicht war. Meine Seele hatte einen ſo mächtigen Eindruck und ſolche Wirkungen von dieſer Viſion, daß ich ihren göttlichen Urſprung nicht bezweifeln konnte. Sie gab mir tiefen Frieden und himmliſchen Troſt. Was mir die Königin der Engel in Betreff des Gehorſams geſagt hatte, beruhigte mich; denn es war mir ſehr peinlich, in dieſer Angelegenheit meinen Ordensoberen nicht zu gehorchen. Aber der Herr hatte es mir ausdrücklich unterſagt und mir die Gründe dieſes Verbotes genau auseinandergeſetzt; hatte mir auch vorgeſchrieben, auf welchem Wege ich mich nach Rom wenden ſolle und die günſtige Antwort zugeſichert. Alles geſchah nach ſeiner Anordnung und Alles traf glücklich und gemäß ſeiner Zuſage ein. Wegen der Umſtände, die ſpäter eintraten, war es ſehr paſſend, das neue Kloſter unter den Gehorſam des Biſchofs zu ſtellen; damals aber konnte ich jene Umſtände ebenſowenig vorherſehen, als wiſſen, wie der Prälat geſinnt ſein werde. Gott gab ihm ein ſo großes Wohlwollen und ſolche huldvolle Geſinnung für unſer Kloſter, wie es eben nötig war, damit wir trotz aller Widerwärtigkeiten zu unſerem Ziele und unſerem gegenwärtigen Zuſtande gelangen könnten. Gott ſei geprieſen für ſeine heiligen Fügungen. Amen.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Wie ſie auf Befehl des Provinzials das Kloſter verlaſſen mußte, um Donna Luiſa de la Cerda, Witwe von Don Arias Pardo, in Toledo, zu tröſten. Ratſchläge für Seelenführer. Tod ihrer Schweſter.

Trotz meines Bemühens, die neue Kloſtergründung geheim zu halten, gelang es mir doch nicht vollſtändig. Manche Perſonen hörten davon; die einen glaubten es, die anderen nicht. Ich zitterte, daß der Pater Provinzial es erfahren könne; denn wenn er mir befohlen hätte, die Sache aufzugeben, ſo hätte ich auf der Stelle gehorcht. Der Herr verhinderte es auf folgende Weiſe. In einer großen Stadt, über zwanzig Meilen von hier, verlor eine vornehme Frau ihren Mann und verfiel darüber in ſolchen Kummer, daß man für ihr Leben fürchtete. Auf Zulaſſung Gottes, der dabei ſeine weiſen Abſichten verfolgte, ſagte man ihr allerhand Gutes von mir armen Sünderin, und da ſie wußte, daß ich in einem Kloſter ohne Klauſur lebte, wünſchte ſie mich zu ſehen, weil ſie hoffte, ich würde ſie etwas tröſten. Sie war genau mit dem Provinzial bekannt, ſchrieb an ihn, der damals in weiter Ferne ſich aufhielt, und bat ihn, ihren heißen Wunſch zu erfüllen. Plötzlich erhielt ich ſeinen Befehl, mich mit einer Gefährtin im Gehorſam auf die Reiſe zu der Dame zu begeben. Es war die Vigilie von Weihnachten. Die Vorſtellung, daß man von mir, die ich doch ſo höchſt unvollkommen ſei, eine ſo hohe Meinung habe, um mich aus dem Kloſter kommen zu laſſen, war mir unerträglich, ſchmerzte und verſtörte mich. Von ganzer Seele empfahl ich mich dem Herrn, und während der Mette kam ich in Extaſe. Er ſagte mir, ich ſolle reiſen, ſolle nicht auf diejenigen hören, die mir davon abraten würden; wenn auch einige Beſchwerden mich erwarteten, ſei das Ganze doch ſehr zur Ehre Gottes; bis das päpſtliche Breve gekommen ſei, welches die neue Kloſtergründung gutheiße, ſei es paſſend, daß ich mich entferne, denn ſo wie der Provinzial herkomme, werde ſich das Komplott entwickeln, das der böſe Feind geſponnen habe; ich ſolle aber ganz furchtlos ſein, denn Er ſei mit mir. Ich fühlte mich geſtärkt und getröſtet und beſprach die Angelegenheit mit dem Pater Rektor, der ſehr für die Reiſe war. Andere aber waren dagegen, meinten, der böſe Feind habe den Vorſchlag erfunden, um mir irgend einen Schaden zuzufügen, und rieten mir, dem Provinzial ablehnend zu ſchreiben.

Ich folgte dem Rate des Rektors, weil er in Übereinſtimmung mit den Worten war, die ich in der Extaſe vernommen hatte, und ohne Furcht, aber mit großer Beſchämung wegen der allzu hohen Meinung, die man von mir hegte, trat ich meine Reiſe an. Die Vorſtellung, wie ſehr man ſich über mich täuſchte, drängte mich dazu, den Herrn anzuflehen, mich nicht zu verlaſſen. Es war mir ein Troſt, daß die Geſellſchaft Jeſu ein Haus in der Stadt beſaß, wohin ich reiſte. Folgte ich wie bisher ihrer Leitung, ſo ſchien mir, ich könne mit Ruhe dort verweilen. Gott gab die Gnade, daß die Dame, zu der ich reiſte, ſich außerordentlich getröſtet durch meine Anweſenheit fühlte, und ſich ſogleich und dann Tag für Tag beſſer befand. Alle ſtaunten darüber, denn der Kummer hatte ſie in einen erbärmlichen Zuſtand verſetzt. Vermutlich ließ ſich der Herr durch die dringenden Gebete bewegen, welche viele fromme Seelen für mich verrichteten, damit meine Aufgabe gelinge. Die Dame ſelbſt war ſo gut und gottesfürchtig, daß ihre Frömmigkeit das erſetzte, was mir fehlte. Sie faßte eine zärtliche Freundſchaft für mich und ich erwiderte dieſes Gefühl mit großer Dankbarkeit für ihre Güte, aber der Aufenthalt bei ihr war mir ein ſchweres Kreuz. Teils peinigte mich die Überſchätzung, mit der man mich behandelte, teils die Verweichlichung des Lebens. Ich war immer auf der Hut, und meine Seele ſuchte zum Schutz gegen jede Zerſtreuung in der tiefſten Sammlung ſich zu halten. Der Herr verließ mich nicht. Gerade während meines dortigen Aufenthaltes gab er mir die größten Gnaden, aus denen ich, je reichlicher ſie mir zuſtrömten, eine immer vollkommenere geiſtige Freiheit und eine immer tiefere Nichtachtung der Weltherrlichkeiten ſchöpfte. Daher ging ich auch mit dieſen vornehmen Frauen ſo einfach um, als ſei ich ihresgleichen, obſchon ich — die Sache weltlich zu nehmen — es mir zur Ehre hätte rechnen können, in ihren Dienſten zu ſtehen. Dieſe

Auffaſſung brachte mir einen großen Vorteil und ich ſprach darüber mit meiner edlen Gönnerin. Ich ſah, daß ſie ein Weib wie ich, und ihren Leidenſchaften und Schwachheiten unterworfen war wie ich, daß es alſo in dieſer Beziehung kein Vorzug iſt, eine vornehme Frau zu ſein, daß vielmehr der höhere Stand eine Menge von Sorgen und Verpflichtungen mit ſich bringt, und daß die Anforderungen an ihn ſich mehr und mehr ſteigern je höher er iſt, ſo daß ſie zu einer Laſt anwachſen, die einen peinlichen Zwang auflegt. Die Standesgebräuche gehen weit genug, um die Stunden der Mahlzeiten nicht dem Belieben und Bedürfnis zu überlaſſen, ſondern den hergebrachten Regeln zu unterwerfen. So kam es denn, daß ich von ganzem Herzen einen hohen Rang verabſcheute.

Dieſe vortreffliche Frau war aus einer der erſten Familien des Reiches¹) und von einer Demut und Einfachheit, die Wenige erreichen werden. Aber Gott bewahre mich vor der Unordnung, die in ihrem Hauſe herrſchte! und wie oft habe ich ſie bemitleidet, wenn ſie allerhand tun mußte, was ganz gegen ihre Neigung und nur eine Verpflichtung ihres Ranges war. Dann die Dienerſchaft! war ſie auch nicht ſchlimm, ſo konnte man ſich doch gar wenig auf ſie verlaſſen, und ſprach die Herrin mehr mit dem Einen, als mit dem Anderen, ſo wurde der Begünſtigte ſogleich den übrigen verhaßt. Mir ſcheint die Abhängigkeit in dieſem Stande ſo groß zu ſein, daß ich meine, es gehöre zu den in der Welt hergebrachten Lügen, ſolche Leute „Herr" zu nennen, denn ſie ſind die Sklaven

---

¹) Sie war die Tochter des Herzogs von Medinaceli.

von tauſend Rückſichten. Während ich in dieſem Hauſe lebte, gab Gott die Gnade, daß ſich ein merklicher Zuwachs von Gottesfurcht in der Dienerſchaft kundgab. Freilich hatte ich einige Schwierigkeiten, weil Manche mir die Zuneigung der Herrin beneideten. Sie mochten denken, ich verfolge perſönliche Abſichten bei ihr, und der Herr ließ dieſe und ähnliche Verdrießlichkeiten zu, damit die liebevollen Geſinnungen, die ſie mir erwies, mich nicht verwöhnten. Jetzt gereichte dieſer ganze Aufenthalt zum Beſten meiner Seele.

Es traf ſich, daß ein ſehr ausgezeichneter Ordensmann[1]), mit dem ich vor Jahren in vielfachem Verkehr geweſen war, in die Stadt kam, wo ich mich eben befand. Ein Kloſter ſeines Ordens lag neben unſerem Hauſe und ich hörte daſelbſt die Meſſe, als der Wunſch in mir erwachte, zu wiſſen, in welchem Zuſtande ſeine Seele ſich befinde, denn ich wünſchte lebhaft, er möge mit großem Eifer Gott dienen. Ich erhob mich, um mit ihm zu ſprechen. Da ich mich aber ſchon zur Betrachtung geſammelt hatte, ſchien es mir Zeitverſchwendung, mich damit zu befaſſen und ich ſetzte mich wieder. Dreimal, mein' ich, wiederholte ſich dies; dann aber beſiegte der gute Engel den böſen, ich ließ ihn bitten, zu kommen und er begab ſich in einen Beichtſtuhl. Wir hatten uns ſeit manchem Jahr nicht geſehen, und folglich gar viel zu fragen und zu ſagen über unſer inneres Leben. Ich erzählte ihm von meinen großen Seelenleiden und er bat mich, ſie ihm genauer zu erklären. Dies lehnte ich ab und ſagte, ſie wären nicht von der Art, daß ich ſie mitteilen könne, und daß Andere ſie zu wiſſen brauchten. Er entgegnete mir, da der Pater Dominikaner, deſſen ich Erwähnung tat und der zu ſeinen vertrauten Freunden gehörte, dieſe Seelenleiden kenne, ſo werde derſelbe ſie ihm ohne weiteres mitteilen: ich möge alſo immerhin darüber ſchweigen. Dennoch konnte er ſich nicht enthalten, mich fort und fort zu fragen, während ich mich gedrängt fühlte, ganz offen mit ihm zu ſprechen, weil ich nicht die Beklommenheit und Beſchämung ſpürte, die mich in ſolchem Fall nie verließen, ausgenommen, wenn ich mit dem Pater Rektor der Geſellſchaft Jeſu dergleichen Dinge beſprach. Jetzt hingegen fühlte ich mich erleichtert und beruhigt und teilte ihm unter dem Beichtſiegel meinen Seelenzuſtand mit. Ich hatte ihn ſtets für einen Mann von hoher geiſtiger Begabung gehalten; dennoch überraſchte mich ſeine ſeltene Einſicht und ich bewunderte ſeine großen Gaben, die ihn zu einer ungewöhnlichen Stufe der Vollkommenheit führen mußten, ſobald er ſich ganz in die Arme Gottes werfen würde. Seit einigen Jahren iſt es mir ganz unmöglich, irgend eine Perſönlichkeit ſehr zu ſchätzen, ohne ſogleich heiß zu wünſchen, daß ſie ſich aus Liebe zu Gott von allem Irdiſchen ablöſen möge. Dieſer Wunſch ſteigert ſich manchmal zu einer quälenden Sehnſucht und ich gerate außer mir; denn wenn ich auch allen Menſchen eine recht lebendige Gottesfurcht wünſche, ſo beſtürme ich den Herrn doch in beſonderer Weiſe für diejenigen, deren herrliche Fähigkeiten mich auch beſonders erfreuen. Das geſchah mir bei dieſem Ordensmann. Er bat mich, ihn dem Herrn recht dringend zu empfehlen; aber das war nicht nötig, denn ich tat nichts Anderes als das. Ich begab mich nach einem ſtillen Plätzchen, wo ich einſam zu beten pflegte, ſammelte mich innerlich und begann ſeinetwegen mit dem Herrn zu reden in faſt kindiſcher Weiſe, in die ich oft verfalle, ſo daß ich kaum weiß, was ich ſage. Es ſind Worte der Liebe, und die Seele kennt in ihrer ſüßen Entzückung nicht mehr den Unterſchied zwiſchen Gott und ſich ſelbſt: die Liebe, die ſie von ihm empfing, bewirkt, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſend in Ihm wiederfindet, als ein Etwas, das ſein eigen iſt; und in dieſem Zuſtand geſchieht es, daß ſie in trunkener Seligkeit nur ſtammeln kann. Ich entſinne mich, den Herrn damals mit heißen Tränen angefleht zu haben, jene reichbegabte Seele zu höherer Vollkommenheit zu führen, denn ſie ſei freilich ſehr gut, befriedige mich aber nicht, weil ſie noch viel beſſer werden könne. Endlich rief ich aus: O Herr, verſage mir nicht dieſe Gnade! bedenke, wie befähigt er iſt, um zu unſeren Freunden zu gehören!

---

[1]) P. Vinzenz Barron, Dominikanerordens oder P. Garcia de Toledo.

Großer Gott! wie biſt Du ſo gut, ſo gnädig, nicht auf die Worte zu achten, ſondern auf das Verlangen und den Willen deſſen, der ſie ſammelt! wie biſt Du ſo huldreich, daß ich Armſelige mich erkühnen darf, in dieſer dreiſten Weiſe mit Dir zu reden. Ich preiſe Dich in Ewigkeit für ſo viel Gnade! — Dann überfiel mich während des Gebetes an jenem Abende eine unausſprechliche Bekümmernis, weil ich nicht wußte, ob ich in der Freundſchaft und Gnade Gottes ſei; nicht aus

Neugier wünſchte ich dies zu wiſſen, aber ich ſehnte mich ein Leben zu verlaſſen, in welchem ich nicht wußte, ob ich der Seele nach tot oder lebendig ſei, und der Tod ſelbſt war mir viel weniger furchtbar, als die Möglichkeit der ſchweren Beleidigung Gottes. Dieſe Angſt beklemmte mich namenlos; ich flehte den Herrn an, dies entſetzliche Unglück zu verhüten und zerfloß dabei in Tränen. Da vernahm ich eine Stimme, die mir ſagte, ich ſolle mich beruhigen und vertrauensvoll ſein, denn die Liebe und Gnade, die Gott mir erweiſe, die Gefühle, die Er meiner Seele einflöße, vertrügen ſich nicht mit der Todſünde. Dieſe Worte gaben mir die Zuverſicht, daß Gott meine Bitte auch in Betreff jener Seele erhören werde, und in der Tat befahl er mir gleich darauf, ihr ein paar kleine Vorſtellungen zu machen. Dies ſetzte mich in große Verlegenheit, denn es iſt mir allzeit äußerſt peinlich geweſen, irgend jemand zu ermahnen. Jetzt vollends wußte ich gar nicht, wie ich es ausdrücken ſollte, weil ich in Zweifel ſchwebte, ob der vortreffliche Ordensmann die Sache gut aufnehmen oder ob er mich auslachen werde. Ich geriet in peinigende Angſt, konnte aber endlich dem Willen des Herrn nicht länger widerſtreben und entſchloß mich zur Mitteilung. In meiner großen Verlegenheit hatte ich aber nicht den Mut, die Sache zu ſagen; ich ſchrieb ſie auf und gab ihm das Blatt. Die Wirkung zeigte, daß die Hand Gottes dies füge; denn er faßte den feſten Entſchluß, den er freilich nicht auf der Stelle ausführte, ſich mit Eifer dem Gebet zu widmen. Gott wollte ihn ganz zu ſich ziehen; ich war das Werkzeug, das Gott anwendete, um ihm gewiſſe Wahrheiten beizubringen, deren Tragweite ich ſelbſt nicht kannte, die ihn aber dermaßen in ſeinem Innern trafen, daß er ſich darüber entſetzte und dadurch bewogen fühlte, ſie als von Gott kommend aufzunehmen. Ich Armſelige fuhr indeſſen fort, den Herrn mit Bitten zu beſtürmen, daß er dieſen vortrefflichen Ordensmann von der Welt ablöſen und ihm mehr und mehr einen aufrichtigen Abſcheu vor allen ihren Nichtigkeiten einflößen möge; und der Herr, der in Ewigkeit dafür geprieſen ſei, tat dies wirklich in einem merkwürdigen Grade, denn nach jedem neuen Geſpräch mit dem Pater war ich ſtarr vor Erſtaunen über dieſe Veränderung. Ja, hätte ich es nicht ſelbſt erlebt, ſo würde ich die Möglichkeit bezweifeln, in ſo kurzer Zeit dermaßen in der Vollkommenheit vorzuſchreiten, wie ich es bei ihm vor Augen hatte, denn er war ganz in Gott verſenkt und erſchien abgeſtorben für die irdiſchen Dinge. Führt ihn der Herr allzeit mit allmächtiger Hand, macht er immer neue Fortſchritte — die man von ihm erwarten darf, weil er ſich ſelbſt genau kennt — ſo wird er ein ausgezeichneter Diener Gottes zum Heil vieler, vieler Seelen werden. In kurzer Zeit iſt er zu gründlicher Erfahrung im innern Leben des Geiſtes gelangt. Dies iſt eine Gabe, die Gott, wann und wie Er will, ohne Rückſicht auf Zeit und Dienſte verleiht. Ich ſage nicht, daß dieſe ein Hindernis wären, ſondern nur, daß es dem Herrn zuweilen gefällt, dem Einen nach einem Jahr des betrachtenden Gebetes das zu geben, was er dem Anderen kaum nach zwanzig Jahren gibt. Wir ſind in großer Täuſchung befangen, wenn wir wähnen, die Jahre müßten uns eine Erleuchtung über die Wege des Geiſtes bringen; nur die Erfahrung gewährt dies Licht; nur der erkennt das Leben des Geiſtes, wer es beſitzt — und wer es nicht beſitzt, wird in tauſend Irrtümer fallen. Dennoch kann jemand, der dies höhere Licht des Geiſtes nicht hat, einen Anderen leiten, der es hat, vorausgeſetzt, daß er gut bewandert in der theologiſchen Wiſſenſchaft ſei, innere und äußere Dinge, die der natürlichen Ordnung angehören, nach den Regeln der Vernunft — das Übernatürliche aber in Übereinſtimmung mit der Heiligen Schrift auffaſſe und beurteile. Übrigens aber quäle er weder ſich ſelbſt noch den Anderen, um das zu beurteilen, was er nicht verſteht, und hüte ſich ſorgfältig, einen Geiſt zu feſſeln, der vom höchſten Herrn auf höheren Wegen geführt wird und folglich nicht ohne Leitung iſt. Anſtatt darüber zu ſtaunen und es für unmöglich zu halten, denn für Gott gibt es keine Unmöglichkeit! — umfaſſe er den Glauben, demütige er ſich und ergebe er ſich einfach in die Möglichkeit, daß Gott vielleicht irgend einer guten Alten mehr Licht in dieſer übernatürlichen Wiſſenſchaft gegeben habe, als ihm, dem Hochgelehrten. Durch dieſe Demut wird er ſich ſelbſt und die Seelen, die er leitet, viel mehr fördern, als durch ſeinen Anſpruch auf eine hohe Stufe der Beſchaulichkeit, die er nicht erreicht hat. Ich wiederhole ausdrücklich: haben Seelenführer nicht die Erfahrung übernatürlicher Dinge und nicht Demut genug, um einzuſehen, daß irgend etwas im Reich der Möglichkeit liege, was ſie nicht verſtehen: ſo werden ſie weder Fortſchritte machen,

Der Aſchermittwoch.

„Memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris."

Wohl iſt der Gott in Seiner Welt erſchienen,
Voll Demuth in des Fleiſches Staubgewande,
Um liebevoll als Vorbild ihr zu dienen,
Erniedrigt in der ärmſten Armuth Bande.
Wohl ſpricht Er ihr mit Seinem holden Munde,
Durch Seines Opfers unbegrenzte Größe,
So zärtlich zu, daß, treu dem neuen Bunde,
Sie dieſer Liebe nimmermehr vergäße.

Doch treulos iſt ſie — und dieſelben Seelen,
Die heute noch gekniet an Seiner Krippe
Und Ihm gelobt, ihr ewig Heil zu wählen —
Sie preiſen morgen mit entweihter Lippe
Die Götzenbilder, deren Dienſt ſie fröhnen;
Sie zieh'n die Feſſel ſtraff, ſtatt ſie zu löſen;
Sie geh'n nicht nach dem Tag, dem ewig ſchönen,
Sie ſchreiten trotzig in die Nacht des Böſen.

noch zu Fortſchritten anleiten. Sind ſie aber demütig, ſo dürfen ſie zuverſichtlich hoffen, daß Gott ſie davor bewahren werde, irre zu gehen und irre zu führen.

Um auf den Ordensmann zurückzukommen, ſage ich, daß ihm der Herr allerdings eine ſeltene Erfahrung gegeben, daß er ſelbſt aber auch Alles ſtudiert und Alle befragt hat, die ihn belehren konnten, und daß er ſich einen ſeltenen Schatz von Wiſſenſchaft erworben hat. Auch die Gnade des Glaubens, dieſe kräftige Stütze, gab ihm der Herr, und ſo ſchritt er denn raſch vorwärts in der Vollkommenheit und tat manchen Seelen, zu denen auch die meine gehört, außerordentlich wohl. Ich denke, der Herr hat das ſo angeordnet, weil er wußte, welche Mühſeligkeiten mich erwarteten. Da er einige meiner Führer und Ratgeber mir entzog, ſorgte er für andere, um mich in meiner ſaueren Arbeit zu unterſtützen. Ich habe mich dabei ſehr wohl befunden. Er hat dieſen Pater durch und durch in einer Weiſe verändert, die ihn ſozuſagen unkenntlich macht. Er hat ihm die leibliche Kraft zu ſtrengen Bußwerken gegeben, welche deſſen Kränklichkeit früher unmöglich machte; und einen Eifer für tauſend gute Werke, der deutlich offenbart, wie mächtig der Ruf des Herrn an ihn ergangen iſt. Sei die ewige Barmherzigkeit allzeit dafür gelobt und geprieſen! Ich glaube, ſein ganzes Glück iſt ihm durch die Gnaden zugefloſſen, die der Herr ihm im Gebet geſchenkt hat; denn es iſt kein oberflächliches Glück, und der Herr hat ihm ſchon mehrmals Gelegenheit gegeben, die Erfahrung zu machen, welch ein großer Vorzug es iſt, Verfolgungen zu leiden und im Leid Verdienſte zu ſammeln. Ich hoffe, der Allmächtige wird ſich ſeiner bedienen, um einigen ſeiner Ordensbrüder, ja dem ganzen Orden gute Dienſte zu leiſten. Man beginnt ſchon, dies einzuſehen. Ich habe darüber herrliche Viſionen gehabt und große Dinge über ihn, über den Rektor der Geſellſchaft Jeſu, den ich früher erwähnte, und über zwei Dominikaner vom Herrn vernommen. Über den Weg der Vollkommenheit des einen dieſer Ordensmänner ſagte mir der Herr gewiſſe außerordentliche Dinge, die ſpäter eingetroffen ſind. Bezüglich desjenigen, von dem ich jetzt ſpreche, iſt das auch oftmals geſchehen. Eine ſolche Offenbarung will ich hier anführen.

Ich war einmal mit ihm im Sprechzimmer, und meine Seele hatte in geiſtiger Weiſe eine ſo klare Erkenntnis der heiligen Liebesglut, die in ſeiner Seele brannte, daß ich in tiefe Bewunderung über die Großtat Gottes verſank, der in ſo kurzer Zeit eine Seele ſo hoch im Gnadenleben erhob. Es beſchämte mich grenzenlos, zu bemerken, mit welcher Demut er einige Ratſchläge anhörte, die ich ihm über das Gebet gab, obgleich ſich das gewiß nicht für mich, einem ſolchen Mann gegenüber, paßte. Ich denke, es war eine Zulaſſung Gottes wegen meines heißen Wunſches, ihn immer höher in der Vollkommenheit zu ſehen. Mir war der Umgang mit ihm ungemein vorteilhaft; er entzündete in meinem Herzen einen ſo feurigen Eifer, als ob ich erſt eben anfinge, Gott zu dienen. O Herr, wie viel Gutes tut doch eine Seele, die in

Deiner Liebe glüht! wie hoch müſſen wir ſie ſchätzen! wie dringend Gott bitten, ſie uns in dieſem irdiſchen Leben zu laſſen! wie groß muß das Verlangen anderer Seelen ſein, die von derſelben Liebe entzündet ſind, wo möglich auch auf denſelben Wegen der Vollkommenheit zu wandeln! Es iſt dem Leidenden ein Troſt, Leidensgenoſſen zu haben; — eine Ermunterung, zu ſehen, daß er nicht der einzige Leidende iſt. Man unterſtützt ſich gegenſeitig in der Geduldsübung und ſucht gemeinſam die Verdienſte des Leidens zu ſammeln. So iſt es auch mit den Seelen, die von der heiligen Liebe verwundet und entſchloſſen ſind, ihr Leben tauſendmal für Gott zu wagen und nichts ſo ſehr wünſchen, als es für ihn zu verlieren. Sie gleichen den Soldaten, die vor Begier nach reicher Beute den Krieg erſehnen, weil ſie einſehen, daß ſie nur auf dieſe Weiſe zu großem Reichtum gelangen können. Ihr Beruf und ihr Verlangen iſt alſo ein mühſamer Kampf. O welche Gnade iſt die Erkenntnis des großen Vorteils für Gott zu leiden! Man ſchätzt dies unermeßliche Gut erſt dann in ſeinem ganzen Umfange, wenn man ſich von jedem anderen Gut losgemacht hat; denn ſo lange man an etwas Anderem hängt, ſchätzt man es, und ſo lange man es ſchätzt, koſtet es Mühe, ſich davon loszuſagen, und dieſe Feſſel iſt eine Unvollkommenheit, die uns zugrunde richten kann. Wer demjenigen folgt, der in ſein Verderben geht, fällt mit ihm in den Abgrund — und kann es ein größeres Verderben, eine größere Blindheit, ein größeres Elend geben, als Dinge hoch zu ſchätzen, die nichts ſind!

Um auf das zurückzukommen, wovon ich ausging, ſage ich, daß mich eine wundervolle Freude erfüllte, als mir der Herr die Schätze zeigte, die Er in jener Seele niederlegte und die Gnade, die Er mir erwies, indem Er mich Unwürdige zu ſeinem Werkzeug machte. Meine Freude war viel größer, als wenn ich ſelbſt jene Schätze empfangen hätte; ſie machten mich glücklicher in der Seele des vortrefflichen Ordensmannes, als in der meinen, und ich dankte tauſendmal dem Herrn, der meinen Wunſch erfüllt, mein Gebet erhört und dieſe Seele zu einer höheren Liebe erweckt hatte. Die meine konnte nicht ein ſolches Übermaß der Wonne faſſen; ſie geriet außer ſich und verlor ſich ſelbſt, um mehr als ſich ſelbſt zu gewinnen. Ich konnte keine Betrachtung mehr anſtellen, konnte nicht mehr jene himmliſche Sprache hören, in welcher der Heilige Geiſt, wie ich meine, zu mir redet; ich verfiel in eine der hohen Extaſen, die nur kurze Zeit währen, aber das Bewußtſein faſt gänzlich rauben. Ich ſah Chriſtus in voller Majeſtät und Herrlichkeit, der mir ſeine große Zufriedenheit mit dem, was in mir vorging, ausdrückte und mir ſagte, Er wolle mir dadurch klar machen, wie lieb ihm Geſpräche wären, die auf ihn Bezug hätten, und wie gern er gegenwärtig ſei, wenn man Vergnügen daran finde, mit Liebe von ihm zu reden: dieſe Art, ihm zu dienen, ſei ihm ſehr wohlgefällig.

Ein anderes Mal und an einem anderen Orte ſah ich dieſen nämlichen Ordensmann in großer Herrlichkeit von Engeln umgeben zum Himmel auffſteigen. Aus dieſer Viſion erkannte ich den unglaublichen Fortſchritt ſeiner Seele in der Vollkommenheit. Er bewährte ſich in ſchweren Prüfungen eben jetzt. Eine Perſon, welcher er die größten Wohltaten erwieſen, deren Ehre und Seele er gerettet hatte, ſtreute eine Verleumdung gegen ihn aus, die ſeinen guten Ruf gefährdete. Dieſe Prüfung, an welche ſich noch andere Verfolgungen knüpften, ertrug er mit ſtiller Gelaſſenheit, ohne ſich in den zahlreichen guten Werken ſtören zu laſſen, die er im Dienſte Gottes freudig übte. Ich könnte mehr darüber ſagen. Sollten Sie, mein hochwürdiger Vater, der Sie gleichfalls damit bekannt ſind, finden, daß man dergleichen Dinge zur Ehre Gottes verbreiten müſſe, ſo könnte das ſpäter geſchehen.

Alles, was ich bis jetzt von Prophezeiungen in Betreff der neuen Kloſtergründung ſowohl, als anderer Begebenheiten geſagt habe, iſt pünktlich eingetreten. Ebenſo das, was ich noch ſagen werde. Manches hat mir der Herr drei Jahre vorher, Anderes früher, Anderes ſpäter verkündet. Ich teilte Alles meinem Beichtvater und meiner Freundin, der frommen Witwe, mit, da ich die Erlaubnis hatte, ihr dieſe Eröffnungen zu machen. Seitdem erfuhr ich, daß ſie dieſelben auch anderen Perſonen mitgeteilt habe, die wohl wiſſen, daß ich nicht lüge. Gott wolle mir die Gnade geben auch in den geringſten Dingen, wie viel mehr in wichtigen! nichts anderes zu ſagen, als die lauterſte Wahrheit.

Zu einer Zeit, als ich ſehr betrübt war durch den Tod meines Schwagers[1]), der plötzlich und ohne die Sterbſakramente geſtorben war, wurde mir im Gebet geoffenbart, es werde meine Schweſter[1] ebenſo ſterben; ich möge zu ihr reiſen und ſie auf ihren Tod vorbereiten. Ich ſagte es meinem Beichtvater. Er wollte es mir nicht erlauben; als ich aber noch mehrmals dieſelbe Weiſung erhielt, geſtattete er es und ich ging zu ihr. Sie lebte auf dem Lande. Ich ſchwieg über den eigentlichen Grund meines Beſuches und ſuchte nur ſie recht aufmerkſam auf ſich ſelbſt zu machen, ſo daß ſie oft und mit großer Genauigkeit beichtete und immer an das Heil ihrer Seele dachte. Sie war ohnehin ſehr tugendhaft; jetzt machten dieſe frommen Gewohnheiten ſie noch beſſer, und nachdem ſie vier bis fünf Jahre in dieſer großen Reinheit des Gewiſſens gelebt hatte, ſtarb ſie ſo ſchnell, daß niemand es ahnte und daß ſie nicht beichten konnte. Zum Glück hatte ſie nach ihrer guten Gewohnheit kaum acht Tage zuvor die Sakramente empfangen, was mich unausſprechlich freute, als ich ihren Tod erfuhr. Sie verblieb nicht lange im Fegfeuer, denn etwa acht Tage darauf erſchien mir der Herr nach der Kommunion und zeigte mir meine Schweſter, die zur ewigen Herrlichkeit einging. In all' den Jahren, die zwiſchen der Vorherſagung und ihrem Tode lagen, vergaß ich nie, was ich vom Herrn vernommen hatte; und auch meine Freundin und Vertraute vergaß es nicht; denn als ſie den Tod meiner Schweſter erfuhr, kam ſie ganz entſetzt über die pünktliche Erfüllung zu mir. Gott ſei in Ewigkeit geprieſen, der mit ſo großer Sorgfalt über die Rettung der Seelen wacht.

---

[1]) Martin Guzman y Barrientos.

---

[1] Donna Maria de Cepeda.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Von der Gründung des St. Joſephkloſters zu Avila auf Armut. Verſchiedene Meinungen über dieſen Punkt. Entſchiedener Befehl des Herrn in einer Offenbarung.

Als ich noch in Toledo im Hauſe der betrübten Witwe war, bei der ich mich über ein halbes Jahr aufhielt, fügte es der Herr, daß eine ungemein fromme Nonne[1] unſeres Ordens in einem ſiebenzig Stunden entfernten Kloſter von mir hörte, ſehr mich zu ſehen wünſchte und zu mir kam, um mich kennen zu lernen. Sie war nämlich auf der Rückkehr von Rom, wohin ſie zu Fuß und unbeſchuht gepilgert war, um perſönlich die Erlaubnis zur Gründung eines neuen Kloſters unſeres Ordens einzuholen. Der Herr hatte ſie in demſelben Jahre und in demſelben Monate wie mich zu dieſem Entſchluſſe angeregt, und ihr viele große Gnaden erwieſen, und die Mutter Gottes war ihr erſchienen und hatte ihr befohlen, die Sache in's Werk zu ſetzen. Da folgte ſie dem göttlichen Antrieb und ihrem eigenen Verlangen, verkaufte Alles, was ſie beſaß, und ging nach Rom. Jetzt zeigte ſie mir die Ausfertigung, welche ſie von dort zurückbrachte. Sie war ſo eifrig in der Buße, ſo hoch im Gebet, ſo überſchüttet mit Gnaden, ſo glühend im Dienſt des Herrn, daß ich ganz beſchämt vor ihr erſchien. Vierzehn Tage brachten wir zuſammen zu und überlegten die Weiſe, in welcher unſere neuen Klöſter zu gründen wären. Erſt durch dieſe Geſpräche wurde es mir ganz klar, daß unſere Ordensregel, bevor die Milderung eintrat, jeglichen Beſitz eines Eigentums ausſchloß. Ich hatte doch unſere Konſtitutionen geleſen und wieder geleſen; aber ſo wenig hatte ich dieſen Punkt verſtanden, daß es meine Abſicht war, meinem neuen Kloſter geſtiftete Einkünfte zu verſchaffen, um die Nonnen von der Sorge für den Lebensunterhalt zu befreien. Daß auch dergleichen feſte Einkünfte Sorgen mit ſich führen, brachte ich nicht in Anſchlag. Dieſe gebenedeite Seele, die zwar nicht leſen konnte, die jedoch der Herr ſelbſt unterrichtete, hatte hingegen den Geiſt unſerer Regel ſehr gründlich erfaßt, und als ich mit ihr jenen Punkt beſprach, erkannte ich ihre Auffaſſung als die richtige. Nur fürchtete ich, man werde mir die Erlaubnis verweigern und ſagen, ich dürfe keinen Unſinn treiben und nicht Andere durch meine tollen Einfälle leiden laſſen. Ich für mich allein, wäre ſogleich zum Entſchluß gekommen, denn Gott hatte mir allzeit ein ſehnliches Verlangen nach der evangeliſchen Armut gegeben, und es hätte mich hoch beglückt, dem Rat unſeres Herrn Jeſu Chriſti folgen zu dürfen.

---

[1] Die ehrwürdige Maria de Jeſus.

Ich hatte ſo wenig Zweifel über das, was das Beſſere ſei, daß ich mit Freuden aus Liebe zu Gott zu betteln und auf ein Haus oder irgend einen Beſitz zu verzichten bereit war. Ob aber der Herr meinen künftigen Gefährtinnen dieſelbe Geſinnung geben und ob ſie nicht etwa mißvergnügt werden könnten, darüber war ich noch nicht außer Zweifel; denn ich hatte in einigen auf Armut gegründeten Klöſtern ſtatt der inneren Sammlung, bedeutende Zerſtreuung und Mißvergnügen bemerkt. Allein ich bedachte nicht, einerſeits — daß nicht die Armut die Schuld der Zerſtreuung trägt, denn man kann reich und dennoch mißvergnügt und ohne innere Sammlung ſein; andererſeits — daß die Vorſehung Gottes niemals treue Diener im Stich läßt. Genug, ich war ſchwach im Glauben und jene fromme Seele war ſtark und feſt.

Als ich meinen Beichtvater und die gelehrten Männer meiner Bekanntſchaft um ihre Anſicht von der Sache befragte, ſtimmte kein einziger mit mir überein. Ja ſie hatten Alle ſo viele Gründe dagegen, daß ich ganz beängſtigt wurde, denn ich kannte die Ordensregel, ſah die größere Vollkommenheit auf ihrer Seite und konnte mich folglich nicht dazu bequemen, die Notwendigkeit der feſten Einkünfte gelten zu laſſen. Dennoch fühlte ich mich zuweilen von all' den Gründen nicht überzeugt, aber überwunden, dann nahm ich meine Zuflucht zum Gebet: ſah ich Chriſtus arm und nackt am Kreuz hängen, ſo wurde mir jeder Beſitz zur Qual. Mit vielen Tränen bat ich den Herrn, die Dinge auf eine Weiſe zu wenden, die mich ſo arm mache wie ihn. Ich fand ſolche Übelſtände mit den Renten verknüpft, ſo manche Urſachen zu Beunruhigung und Zerſtreuung des Geiſtes, daß ich nichts Anderes tat, als mit den gelehrten Herren zu disputieren. Ich ſchrieb darüber an den Dominikanerpater, der für die neue Kloſtergründung ſehr eingenommen war. Er antwortete mir, er habe dieſe Frage gründlich ſtudiert; ich dürfe durchaus nicht meine Anſicht durchſetzen und auf zwei großen Bogen Papier entwickelte er mir eine Menge von Gründen, die dagegen ſprachen und die er auf die Theologie ſtützte. Ich antwortete ihm, ich könne unmöglich in der Theologie nach Gründen ſuchen, die mich der Verpflichtung überhöben, meinem Beruf zu folgen, mein Gelübde der Armut zu halten und in möglichſter Vollkommenheit die Evangeliſchen Räte zu beobachten; —er müſſe mir alſo vergeben, daß ich in dieſem Fall nicht mit ihm übereinſtimme. Fand ich jemand, der auf meine Anſicht einging, ſo war meine Freude groß, und die Dame, bei der ich mich aufhielt, beſtärkte mich in derſelben. Andere aber, die anfangs meiner Meinung waren, fanden nach gründlicher Überlegung ſo viele Mißſtände darin, daß ſie ihren Sinn nicht nur änderten, ſondern ſich auch bemühten, mich zu dieſer Änderung zu beſtimmen. Darauf antwortete ich ihnen: bei dieſem erſtaunlich ſchnellen Wechſel hielte ich es für das ſicherſte, meiner erſten Anſicht treu zu bleiben.

Auf meine Bitten beſuchte mich in dieſer Zeit der heil. Bruder Petrus de Alcantara, den die Dame, bei der ich lebte, noch nicht kannte. Nun fügte es der Herr, daß er in ihr Haus kam. Als ein großer Liebhaber der Armut, die er manches Jahr mit höchſter Strenge geübt hatte, wußte er wohl, welch ein Schatz in ihr verborgen ſei. Er

Des Staubes Reiz iſt für des Staubes Kinder
Bezaubernder, als der Verheißung Wonnen,
Des Himmels Seligkeit gilt ihnen minder,
Als oft ein Trunk aus gift'ger Freude Bronnen.
Daß Er verſchmähte dieſer Erde Reize,
Um zur Verſchmähung ſie auch anzuwerben —
Sie faſſen's nicht! — Ihr Engel, bringt das Kreuze!
Der Herr des Weltalls muß am Kreuze ſterben!

Mein Gott und Herr! Dein göttlich Liebesleben
Und alle Gnaden, die Du ſchon geſpendet,
Und alle Glorie, die Du einſt willſt geben,
Sie haben nicht mein Herz zu Dir gewendet!
Es iſt umſtrickt vom Schlangennetz der Sünden,
Die ſchillernd einen Abgrund überſpinnen;
Soll die Erlöſung Eingang in ihm finden,
So laß Dein Blut in Strömen, laß es rinnen.

Dann wird es grauend vor ſich ſelbſt erſchauern,
Vor ſeiner Schuld, die alſo Du gebüßet,
Und ahnen wird's, weshalb ein heilig Trauern
Dein göttlich ſchönes Angeſicht umfließet.

war alſo ganz auf meiner Seite und empfahl mir dringend, die Sache unter keiner Bedingung fallen zu laſſen. Da in dieſer Beziehung kein Urteil ſo ſicher als das ſeine war, weil es ſich auf lange Erfahrung gründete, ſo entſchloß ich mich, auf ſeine Billigung mich ſtützend, niemand weiter um Rat zu fragen.

Aber ich empfahl um ſo eindringender mein Anliegen dem Herrn, und dieſer ſagte mir eines Tages, ich ſolle die Armut einführen; dies ſei der Wille ſeines himmliſchen Vaters und ſein eigener; ſeine Hilfe werde mir nicht fehlen. Ich hörte dieſe Worte in einer ſo hohen Extaſe und ſie gaben mir eine ſolche Zuverſicht, daß ich ſie durchaus als einen Ausſpruch Gottes annehmen mußte. Ein anderes Mal ſagte Er mir: die feſten Einkünfte brächten gerade die Unruhe mit ſich; — und andere Dinge mehr zum Lobe der Armut. Und er gab mir die Verſicherung, daß ſeinen Dienern niemals die Notdurft des Lebens fehle. Freilich hatte ich dies für mich perſönlich auch nie gefürchtet. Plötzlich kehrte er die Geſinnung des Dominikanerpaters, der mir gegen die Armut geſchrieben hatte, gründlich um, ſo daß ich in großer Freude war, deſſen Anſicht jetzt in Übereinſtimmung mit dem Willen des Herrn zu ſehen. Ich meinte, alle Reichtümer der Welt zu beſitzen, indem ich mich entſchloß, aus Liebe zu Gott in Armut zu leben.

Um dieſe Zeit hob mein Provinzial ſeinen Befehl bezüglich meines Aufenthaltes bei der edlen Witwe auf. Ich hatte nicht mehr nötig, im Gehorſam bei ihr zu verweilen; er ſtellte mir frei, abzureiſen oder noch eine Zeitlang bei ihr zu bleiben.

Zugleich bekam ich die Nachricht, daß in meinem Kloſter die Neuwahl einer Priorin bevorſtehe, und daß einige die Abſicht hätten, mich für dies ſorgenvolle Amt zu wählen. Nun war ich zwar gern bereit, jedes Martertum für Gott zu dulden, aber ſchon der bloße Gedanke an jene Möglichkeit überſtieg bei weitem die größten Folterqualen. Ich konnte mich nicht entſchließen, mich ihnen zu unterwerfen. Die Schwierigkeiten, eine ſo zahlreiche Genoſſenſchaft zu leiten, waren unbeſchreiblich groß; überdies hatte ich nie gewünſcht und allzeit abgelehnt, die mühſame Verantwortlichkeit irgend eines Amtes zu übernehmen; endlich ſah ich große Gefahren für mein Gewiſſen voraus: und genug, ich dankte Gott, eben jetzt abweſend zu ſein und ſchrieb meinen Freundinnen im Kloſter, ſie möchten ihre Stimme nicht mir geben.

Während ich nun ungemein froh war, mich nicht in dem Tumult der Wahl zu befinden, befahl mir der Herr, mich dahin zu begeben. Da ich das Kreuz verlange, werde ich dort ein ſehr heilſames finden; ich dürfe es nicht ablehnen, aber auch nicht verzagen, ſondern ſogleich mutig mich auf den Weg machen; er werde mir beiſtehen. Ich dachte, die Wahl zur Priorin werde mein Kreuz ſein, und weil ich mir nicht vorſtellen konnte, welchen Vorteil meine Seele davon haben werde — denn alle notwendigen Eigenſchaften fehlten mir — ſo verfiel ich in tiefe Traurigkeit und zerfloß in Tränen. Ich ſagte es meinem Beichtvater. Er antwortete mir: ich müſſe abreiſen; die größere Vollkommenheit ſei immer auf Seiten des Gehorſams; doch genüge es, wenn ich zur Wahl einträfe; der großen Hitze wegen, welche die Reiſe beſchwerlich mache, dürfe ich dieſe noch etwas verſchieben. Aber der Herr wollte es anders haben. Ich verfiel in eine unbeſchreibliche innere Unruhe, konnte mich nicht der Betrachtung hingeben, fürchtete dem Befehl des Herrn ungehorſam zu ſein, indem ich an einem Ort blieb, wo ich ganz nach meinem Gefallen lebte, und wo man mich viel zu gütig behandelte. Jedes Wort, das ich vernommen hatte, kam ja vom Herrn: alſo mußte ich mutig jeder Mühſeligkeit entgegengehen, mußte mich dorthin begeben, wohin die höhere Vollkommenheit mich wies und alſogleich den bequemen Aufenthalt verlaſſen. Hatte dies Alles meinen Tod zur Folge, nun wohlan! ſo müſſe ich auch zu ſterben bereit ſein. Mit dieſen Gedanken war eine grenzenloſe Seelenangſt verbunden und eine ſo furchtbare Deſolation, daß ich ganz ſtumpf im Gebet war. Genug, ich verfiel in einen martervollen Zuſtand, den auch mein Beichtvater bemerkte und mir ſagte, ich möge das tun, was Gott verlange und abreiſen. Da entſchloß ich mich denn, die edle Witwe um meine Entlaſſung zu bitten. Es hatte ihr ſo viele Bitten und Vorſtellungen gekoſtet, um meinen Provinzial für ihren Wunſch, mich zu ſehen, zu gewinnen, daß meine Abreiſe ein großer Schmerz für ſie, und deshalb eine neue Qual für mich war. Da ihr die Trennung von mir ſo ſehr zu Herzen ging, fürchtete ich, ſie werde nicht ihre Einwilligung geben. Ich ſtellte ihr alſo vor, daß ich im Dienſt des Herrn abreiſen müſſe. Dies und die entfernte Hoffnung auf meine Wiederkehr, die ich leiſe andeutete, verbunden mit ihrer großen

Frömmigkeit, beſtimmte ſie endlich dazu, meine Bitte zu gewähren. Aber die Trennung von mir betrübte ſie tief. Mich nicht! ich hatte eingeſehen, was die höhere Vollkommenheit und was der Dienſt des Herrn von mir verlange; es gewährte mir alſo eine größere Befriedigung, dem Willen Gottes zu entſprechen, obſchon die Betrübnis der edlen vortrefflichen Frau mir naheging, und ich mich auch von einigen anderen Perſonen, denen ich Dank ſchuldig war, nicht gleichgültig trennte. Zu dieſen gehörte ganz beſonders mein Beichtvater, ein Jeſuitenpater, bei dem ich mich ſehr wohl fühlte. Je mehr Troſt ich aber Gott zu Liebe aufgab, deſto mehr freute es mich, ihn aufzugeben. Ich konnte nicht recht begreifen, wie das möglich ſei, und wie zwei ſo verſchiedene Empfindungen nebeneinander beſtehen könnten, denn ich hatte zugleich Freude und Schmerz und es tröſtete mich, daß jene aus dieſem entſpringe. Ich lebte jetzt in der angenehmſten Ruhe und Freiheit, durfte mich ungeſtört ſtundenlang dem Gebet widmen, wußte, daß ich dieſen friedlichen Zuſtand mit einer Feuerprobe von Trübſal, mit Kreuz und aber Kreuz zu vertauſchen habe — obſchon mich auf deren vollen Umfang die göttliche Verheißung nicht vorbereitet hatte! — und ging dennoch mit Freuden der Zukunft entgegen. Ja, es tat mir leid, daß nicht auf der Stelle die Schlacht begann, da Gott ja nun einmal ſie mir beſtimmt hatte. Einen ſolchen Mut verlieh Er meiner natürlichen Schwäche.

Da ich dieſen Gegenſatz nicht verſtehen konnte, ſuchte ich ihn mir durch folgenden Vergleich verſtändlich zu machen. Beſitze ich ein Juwel oder ſonſt ein Kleinod, woran ich ſehr hänge, und erfahre ich, daß eine Perſon, die ich mehr liebe als mich ſelbſt, es zu haben wünſcht, ſo ziehe ich ihre Freude der meinigen vor, und es macht mich glücklicher, ihr das Juwel zu geben, als es zu behalten. Folglich übertrifft mein Vergnügen über ihre Zufriedenheit meinen Kummer über mein Opfer. So war es denn auch jetzt. Die Trennung von Perſonen, die mir ſo viel Freundſchaft und Anhänglichkeit bewieſen, und die ſo traurig über meine Abreiſe waren, würde mich bei meinem von Natur dankbaren Gemüt zu anderer Zeit ſehr gerührt haben. Jetzt aber war das durchaus nicht der Fall. Jeder Tag der Verzögerung drückte mich. Es war ſo wichtig, den Handel wegen des gebenedeiten Hauſes, das ich gründen wollte, zu Ende zu bringen, daß ich nicht weiß, wie ich ihn hätte abſchließen ſollen, wenn ich mich hätte aufhalten laſſen. O großer Gott! wie ſtaune ich über die Hilfe, die Du mir geleiſtet haſt, damit dies trauliche Hüttchen, welches dem Herrn, wie ich zu hoffen wage, eine gar liebe Wohnung iſt, zuſtande komme! Einmal im Gebet hat Er ja ſelbſt mir geſagt, dies arme kleine Kloſter ſei ein Paradies. Und es ſcheint ja auch, als habe Er ganz auserwählte Seelen dort verſammelt, zwiſchen denen ich zu meiner großen, ach ſehr großen Beſchämung lebe, Seelen, wie ich niemals hätte hoffen dürfen, ſie zu finden, die auf meinen Lebensplan von ſtrenger Klauſur, gänzlicher Armut und vielem Gebet, mit einer ſolchen Selbſtverleugnung und Freudigkeit eingehen, daß eine jede von ihnen es als eine unverdiente Gnade betrachtet, in dieſem Kloſter aufgenommen zu ſein. Einige von ihnen hat Er ſogar mitten aus der Welt Glanz und Herrlichkeit herausgeführt, worin ſie nach weltlichen Anſichten froh und zufrieden leben konnten; aber Er hat dieſe Zufriedenheit hier bei uns dermaßen geſteigert, daß ſie bekennen, Er habe ihnen Hundert für Eins gegeben, und nicht müde werden ſeiner väterlichen Huld und Liebe zu danken. Andere, die ſchon auf guten Wegen waren, hat er auf noch beſſere geführt. Den jugendlichen gewährt er die weiſe Einſicht, daß es nichts Beſſeres gibt und daß hienieden kein größerer Friede zu finden iſt, als in der Abgeſchiedenheit von der Welt zu leben: — während er den älteren Geſundheit und Kraft verleiht, damit ſie die Bußübungen und die Strenge der Regel ertragen können.

O mein Gott! wir biſt Du allmächtig! wie iſt es unnütz, diejenigen Dinge, die Du verlangſt, weitläufig zu erwägen! Du machſt ſie möglich, wenn auch tauſend natürliche Gründe ſie für unmöglich erklären! Du läßt uns zweifellos erkennen, daß wir nichts Anderes zu tun brauchen, als Dich wahrhaft zu lieben und Deinetwegen die ganze Welt fahren zu laſſen, damit all' Deine Anordnungen uns leicht zu befolgen werden. Mit Recht kann man ſagen, daß die Schwierigkeiten in Erfüllung Deines Willens gleichſam erkünſtelt ſind. Ich wenigſtens kann den Weg, der zu Dir führt, nicht eng finden. Ich ſehe nur einen königlichen Weg, keinen ſchmalen Fußſteig; einen Weg, worauf man ganz ſicher wandelt, wenn man ihn entſchloſſen betritt, denn die Steine, über die man fallen könnte — nämlich die gefährlichen Gelegenheiten — finden ſich nicht auf ihm. Aber einen recht ſchlechten, gefährlichen, ſchmalen Pfad nenne ich jenen Weg in der Welt, der rechts und links ſteile Abgründe hat, in welche man zerſchmettert hinabſtürzt, wenn man einen Augenblick unvorſichtig iſt. Wer ſich hingegen Dir mit voller Liebe hingibt, o Herr, der wandelt ſicher auf dem herrlichen, königlichen Wege; den bedrohen keine Abgründe, der ſtrauchelt über keinen Stein; den führſt Du an der Hand, o Herr! Ja, ſogar ein Fall, und ſogar wenn dieſer ſich nicht ſelten wiederholen ſollte, richtet denjenigen nicht zugrunde, der Dich liebt, ſobald er nur nicht die Dinge der Welt liebt, und im tiefen Tal der Demut verbleibt. Ich weiß nicht, weshalb man ſo zaghaft iſt, den Weg der Vollkommenheit zu betreten. Man tut es ja aus Liebe zu Gott, und Gott zeigt uns wahrlich klar genug, wie verkehrt es iſt, auf den gefährlichen Wegen der Welt in aller Ruhe zu wandeln, während die wahre Sicherheit nur auf jenem Wege zu finden iſt, der ſich von der Welt ab- und zu Gott hinwendet. Wir wollen die Augen auf dieſe Sonne der Gerechtigkeit richten; — dann wandeln wir nicht in der Nacht und gehen nicht irr, denn Er verläßt uns nicht. Die Weltmenſchen fürchten ſich nicht vor den Genüſſen und Wollüſten, welche ſie Freuden nennen, und welche doch gefährlicher ſind, als die reißenden Tiere — und wir ſollten uns auf unſerem Wege fürchten vor kleinen Mühſeligkeiten, die nicht mehr als Mücken zu beachten ſind? Dieſe Furcht kann nur der böſe Feind uns eingeben! — Ich möchte Tränenſtröme weinen, ich möchte tauſend Stimmen haben, um der Welt die Augen zu öffnen über dieſe Blindheit, und um ihr an meinem Beiſpiel zu zeigen, daß man trotz aller Bosheit und Erbärmlichkeit dennoch jenen Weg betreten könne. Darüber wolle der gütige Herr alle Seelen erleuchten, mich aber nicht in Finſternis zurückfallen laſſen. Amen.

◆

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Wie es mit dem St. Joſephkloſter zum Abſchluß kam. Wie manche Widerſprüche und Verfolgungen äußerlich und wie manche Verſuchungen innerlich zu überwinden waren.

Ich nahm alſo Abſchied von der edlen Witwe, machte mich vergnügt auf den Weg und war freudig entſchloſſen, Alles gern zu leiden, was der Herr mir ſchicken werde. Am Abend meiner Rückkehr in das Kloſter der Incarnation trafen auch die Schreiben aus Rom und das Breve des Papſtes ein, welches die neue Kloſtergründung genehmigte[1]. Ich ſtaunte über dies Zuſammentreffen und diejenigen ſtaunten mit mir, denen ich erzählte, wie der Herr mich zur Reiſe gedrängt habe; denn wir ſahen nun ein, daß meine Rückkehr in einem ſo wichtigen Augenblick ganz notwendig war. Nun fand ich Alle beiſammen: den

---

[1] Da Donna Guiomar de Ulloa um dieſe Gründung in Rom eingekommen war, ſo war das Breve an ſie und ihre Mutter, Donna Aldonza de Guzman gerichtet; — nicht an die heilige Thereſa.

Biſchof, den gottſeligen Bruder Petrus de Alcantara und den vortrefflichen früher erwähnten Edelmann, in deſſen Hauſe dieſer heilige Diener Gottes und überhaupt Alles, was fromm und gottesfürchtig war, mit herzlicher Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurde. Dieſe beiden Männer erlangten vom Biſchof die Genehmigung der neuen Kloſtergründung, obwohl mit einiger Mühe, wegen des Mangels an Einkünften. Der Prälat war aber den Perſonen ſo zugetan, welche er entſchloſſen ſah, dem Herrn zu dienen, daß er alsbald auf ihren Wunſch einging. Beſonders günſtig ſtimmte ihn der Beifall, den der heilige greiſe Ordensmann unſerem Unternehmen zollte. Dieſer wußte auch noch einige andere Perſonen für uns zu gewinnen. Er hielt ſich kaum acht Tage in unſerer Stadt auf, war während dieſer Zeit faſt immer leidend und wurde bald darauf vom Herrn in die Ewigkeit gerufen. Wäre ich nicht mit ihm zuſammengetroffen, ſo weiß ich nicht, ob nicht unſere Unternehmung geſcheitert wäre, denn Gott ſcheint ihn ausdrücklich auserwählt zu haben, um ſie zu einem glücklichen Ende zu führen. Er war hochbetagt und in den letzten zwei Jahren äußerſt kränklich.

Alles, was ich geſagt habe, wurde ſehr geheimnisvoll betrieben, um nur zuſtande zu kommen; denn die öffentliche Meinung war in der ganzen Stadt gegen uns — wie ſich das ſpäter herausſtellte. Jetzt ließ der Herr die Krankheit eines meiner Schwager[1] zu, und da meine Schweſter

---

[1] Juan de Ovalle, Gemahl ihrer jüngſten Schweſter Juana.

Dies Trauern ſpricht: O komm zum Born der Gnaden;
Verſchmähet haſt Du eiſig Meine Thränen,
So laß dich rein in Meinem Blute baden!
Dich rein zu ſeh'n, iſt Meiner Liebe Sehnen.

Den Brautkranz, Seele, ſollſt du dir erwerben,
Du weißt, Ich kann ihn nur den Treuen geben!
Ich gehe jetzt, am Kreuz für dich zu ſterben,
Vielleicht bleibſt du Mir dann getreu im Leben.
Ermiß, wie groß, wie tödtlich deine Schulden
Am Löſegelde, das dein Schöpfer fodert:
Es iſt Mein Blut! es iſt Mein bitt'res Dulden!
Vielleicht, daß aus dem Mitleid Liebe lodert.

Vielleicht, o Herr? — Du ſtirbſt gewiß im Leiden,
Und nicht gewiß biſt Du, mich treu zu finden?
O Uebermaß der Liebe! — Nein, nicht ſcheiden
Will ich von Dir! ich will's von meinen Sünden!
O komm, du Aſchenkreuz, auf meine Stirne,
O kommt in meine Bruſt, ihr Kreuze alle,
Als Buße, daß ich Ihn nie mehr erzürne,
Als Reue, daß Er mich erhebt vom Falle;

abweſend war, er aber eine ſorgſame Pflege notwendig brauchte, ſo erhielt ich die Erlaubnis, mich zu ihm zu begeben. Dadurch wurde jeder Verdacht eines Vorhabens von mir abgelenkt und die wenigen Perſonen, die etwas hätten ahnen können, glaubten es nicht. Merkwürdig war die Krankheit meines Schwagers: ſie währte genau ſo lange, wie es für meine Sache zweckmäßig war. In dem Augenblick, wo mir daran lag, ihn verlaſſen zu können und mein Haus in Beſitz zu nehmen, ſchenkte ihm der Herr ſo plötzlich die Geſundheit, daß es ihm ſelbſt ein Wunder ſchien. Während ich mich bei ihm aufhielt, hatte ich recht viele Mühſeligkeiten, teils durch die Krankenpflege, teils um einige Perſonen günſtig für meine Sache zu ſtimmen, teils mit den Handwerkern, die ich fort und fort antreiben mußte, das Haus, das noch bei weitem nicht fertig war, einigermaßen zum bewohnbaren Kloſter einzurichten. Meine Freundin war abweſend; wir glaubten unſer Vorhaben dadurch leichter verſchleiern zu können. Wir hatten aber alle Urſache, es möglichſt ſchnell auszuführen, und die eine beſtand darin, daß ich ſtündlich fürchten mußte, in's Kloſter der Incarnation zurückbefohlen zu werden, wo ich minder frei war. Zuweilen dachte ich, alle dieſe Kreuzlein könnten vielleicht zuſammengefaßt das große Kreuz bilden, das mir der Herr angekündigt hatte; doch im Grunde fand ich ſie dazu nicht ſchwer genug.

Endlich waren wir am Ziel, und am Tage des heil. Bartholomäus im Jahre 1562 wurde das Kloſter unſeres glorreichen Patrons St. Joſeph feierlich und regelrecht durch Übertragung des heiligſten Sakramentes gegründet und eröffnet. Ich gab das heilige Kleid einigen frommen Seelen, und zwei Nonnen aus unſerem alten Kloſter, die ſich eben damals außerhalb desſelben befanden, leiſteten mir Aſſiſtenz. Das neue Kloſter war in einem Hauſe eingerichtet, das auf den Namen meines Schwagers gekauft worden war und das er bewohnt hatte. Nicht nur hatte ich die Erlaubnis in dieſem Kloſter zu verweilen, ſondern ich hatte jede meiner Handlungen von gelehrten Theologen prüfen laſſen, um ſicher zu ſein, in keinem Punkt gegen den Gehorſam mich zu verfehlen. Man fand mein Unternehmen aus verſchiedenen Gründen dermaßen vorteilhaft für den ganzen Orden, daß man der Anſicht war, ich dürfe es ohne Vorwiſſen meiner Obern ausführen. Hätte man in meiner Handlungsweiſe auch nur das geringſte Tadelnswerte gefunden, ſo würde ich tauſend Kloſtergründungen, um wie viel mehr eine, aufgegeben haben. Es iſt wahr, ich wünſchte ſehr dies neue Kloſter, weil ich wünſchte, in größerer Abgeſchiedenheit von der Welt meinem Beruf zu folgen, und meine Gelübde in höherer Vollkommenheit, in Armut und ſtrenger Klauſur zu halten; aber doch nur unter der Bedingung, daß es dem Herrn wohlgefälliger ſei. Wenn nicht, ſo hätte ich die Unternehmung ſo ruhig und friedlich aufgegeben, wie ſchon früher einmal. Jetzt aber war es mir eine namenloſe Wonne, das Sanktiſſimum in dieſem kleinen Hauſe zu ſehen und dieſe vier fromme Seelen, dieſe vier armen Waiſen, die man ohne Mitgabe aufnahm. Dies war mein heißes Verlangen: gleich anfangs nur ſolche Perſonen aufzunehmen, deren gutes Beiſpiel die Grundlage eines Lebens der Vollkommenheit und des Gebetes werde, damit ſich darauf ein Werk erbaue, das dem Herrn wohlgefällig ſei und dem Kleide ſeiner heiligſten Mutter Ehre mache; — und auf die Erfüllung dieſes Verlangens durfte ich jetzt hoffen. Ferner beglückte es mich, den Befehl des Herrn ausgeführt zu ſehen und in unſerer Stadt ein Gotteshaus mehr — und dem glorreichen St. Joſeph geweiht zu wiſſen. Ich glaube nicht, daß dies eine ſelbſtgefällige Freude war, denn nicht ich hatte dies Werk vollbracht. Immer habe ich ſehr klar erkannt, daß das Gute, das durch mich geſchieht, von Gott kommt, und daß ich es meinerſeits mit einer Menge von Unvollkommenheiten vermiſche, die mir reichlichere Veranlaſſung geben, unzufrieden als zufrieden mit mir ſelbſt zu ſein. Doch war es mir unmöglich, mich nicht des Bewußtſeins zu freuen, trotz meiner vielen Fehler, dem Herrn zum Werkzeug in einer ſo großen Angelegenheit gedient zu haben. Und ganz beſeligt verſank ich wie außer mir in's Gebet.

Aber drei bis vier Stunden ſpäter kam es ganz anders und der böſe Feind lieferte mir eine furchtbare geiſtige Schlacht. Er ſtellte mir vor, ich hätte ſehr übel daran getan, gegen den Gehorſam zu handeln, den ich meinem Provinzial ſchuldig ſei; ich müſſe auf ſein großes Mißvergnügen gefaßt ſein, weil ich ohne ſeine Einwilligung dies Kloſter unter die Jurisdiktion des Biſchofs geſtellt habe. Dagegen wendete ich nun freilich ein: der Provinzial ſei überhaupt gegen die neue Gründung geweſen; da ich ſie aber machte, könne er mir nicht zürnen, daß ich ſie dem Biſchof übergab. Ferner kamen mir die quälenden Gedanken: ob die neuen Novizen die ſtrenge Klauſur ertragen würden, ob ihnen die Notdurft des Lebens nicht fehlen, ob ihr Charakter mit dem meinen übereinſtimmen werde; — ob es nicht unſinnig geweſen ſei, mich mit meiner Kränklichkeit in die ſtrenge Klauſur eines ſo kleinen Hauſes einzuſperren, während ich den angenehmſten Aufenthalt in einem großen ſchönen Kloſter — und in demſelben ſo viele liebe Freundinnen hatte; ob ich ein ſo ſchweres Bußleben aushalten könne; ob ich mich nicht mit Verpflichtungen überladen habe, deren Unausführbarkeit mich in Verzweiflung ſtürzen werde; und ob endlich nicht der Teufel Urheber des ganzen Unternehmens ſei, damit ich um Ruhe und Frieden kommen, Zeit und Neigung zum Gebet verlieren und in dieſer Verſtörung der Seele zugrunde gehen möge. Alle dieſe Dinge ſtellte der Geiſt der Finſternis auf einmal mir vor Augen. Es war mir ganz unmöglich, einem anderen Gedanken Raum zu geben und ein ganz unbeſchreibliches Gemiſch von Trauer, von Blindheit und von Beunruhigung ſenkte ſich auf meine Seele. Alle Befehle und Einſprechungen des Herrn, alle Gutachten gelehrter frommer Männer, alle Gebete, welche ſeit mehr als zwei Jahren für das Gelingen des Werkes aufgeopfert worden waren — Alles entſchwand in unbegreiflicher Weiſe, als ob es niemals ſtattgefunden habe, meinem Gedächtnis. Ich entſann mich nur meiner eigenen Anſicht; der Glaube aber und das Vertrauen, und die Tugenden, welche damit zuſammenhängen, waren gleichſam gelähmt. In kraftloſer Untätigkeit vermochte ich mich nicht gegen ſo heftige Angriffe zu wehren. In dieſem erbärmlichen Zuſtand begab ich mich zum hochheiligſten Sakrament. Ich konnte aber nicht beten. Ich befand mich in der namenloſen Angſt eines Sterbenden in der Agonie. Ich wagte auch nicht, mich irgend jemand anzuvertrauen, weil ich damals keinen beſtimmten Beichtvater hatte.

O mein Gott! wie kläglich ſieht es im menſchlichen Leben aus! nirgends geſicherte Zufriedenheit! nirgends ein wechſelloſer Zuſtand! Vor wenig Augenblicken hätte ich mein Glück mit keinem Menſchen tauſchen mögen — und jetzt marterte die Urſache des Glückes mich dergeſtalt, daß ich mich nicht zu retten wußte. Ach! wenn wir aufmerkſam die Ereigniſſe unſeres Lebens betrachten wollten, ſo würden wir Alle, durch Erfahrung belehrt, finden, wie wenig es der Mühe wert iſt, ſich durch ſie zufrieden oder unzufrieden ſtimmen zu laſſen. Dies war gewiß einer der bitterſten Augenblicke meines Lebens. Ich ſah im Geiſt Alles voraus, was ich noch zu leiden haben würde, und doch ſchien es mir minder ſchwer, als die Fortdauer der gegenwärtigen Deſolation. Aber der Herr, der mich immer aus der Trübſal errettet hat, erbarmte ſich auch jetzt ſeiner armen Magd. Er gab mir ein wenig Licht, um den Feind der Wahrheit und ſein Bemühen mich durch Lügen zu ängſtigen, zu erkennen; und nun kam auch allmählich die Erinnerung an meine Vorſätze wieder: ſtandhaft dem Herrn zu dienen — und an meine Sehnſucht: etwas für Ihn zu leiden. Ich hielt mir vor, nun ſei dieſer Augenblick gekommen, ich dürfe nicht länger Ruhe mir wünſchen; durch Trübſal und Leiden aus Liebe zu Gott und in ſeinem Dienſt ertragen, könne ich mir große Verdienſte ſammeln und ein Stückchen Purgatorium abmachen; da ich Mühſeligkeiten verlange, dürfe ich ſie nicht fürchten, ſondern mich überzeugt halten, daß ſie mir heilſam wären und je größer die Widerwärtigkeit, deſto größer auch der Gewinn; — und deshalb dürfe der Mut mir nicht fehlen, um für Denjenigen zu kämpfen, dem ich ſo unſäglich viel verdanke.

Mit dieſen und ähnlichen Erwägungen tat ich meinem beklemmenden Zuſtand Gewalt an und verſprach vor dem Sanktiſſimum mein Möglichſtes zu tun, damit ich die Erlaubnis erhielte, ohne mein Gewiſſen zu verletzen, in dies Kloſter zu überſiedeln und das Gelübde ſtrengſter Abgeſchloſſenheit darin zu beobachten. Kaum hatte ich dieſen Vorſatz gefaßt, ſo wich der finſtere Geiſt von mir, und es kam eine Ruhe und ein Friede über mich, die mich ſeitdem nimmer verlaſſen haben. Die ſtrenge Klauſur, die ſchweren Bußwerke, alle derartigen und in dieſem Hauſe gebräuchlichen Übungen kommen mir ſüß und leicht vor; ja, ſie machen mir eine ſolche Freude, daß ich oft mich frage, ob es wohl auf Erden etwas Lieblicheres gebe. Vielleicht iſt dieſe tiefe Zufriedenheit der Grund meiner beſſeren Geſundheit, vielleicht will der Herr mir den Troſt geben, daß ich, wenn auch mit Mühe, jene Übungen mitmachen kann — wie das ja auch notwendig iſt — aber genug, alle Perſonen, die mich und meine elende Geſundheit früher gekannt haben, ſtaunen jetzt über meine Kräfte. Er ſei geprieſen, der alles Gute gewährt und deſſen Kraft uns ſtark macht.

Müde von dieſem Kampf, war ich doch froh, den Satan beſiegt zu haben, deſſen Einwirkung ich deutlich erkannte. Ich glaube, der Herr ließ dieſe Verſuchung zu, weil ich ſeit mehr als achtundzwanzig Jahren Nonne war, ohne je auch nur einen Augenblick von Unzufriedenheit mit meinem Stande verſpürt zu haben. Vielleicht ſollte ich die Gnade ſchätzen lernen, die in der Befreiung von einer ſolchen Qual liegt; vielleicht ſollte ich, durch eigene Erfahrung belehrt, die Schweſtern in ähnlichen Verſuchungen zu tröſten wiſſen. Als dieſer Anfall vorüber war, wünſchte ich am Nachmittag etwas zu ruhen, denn ich hatte die Nacht zuvor und überhaupt manche Nacht ohne Schlaf — die Tage aber mit ermüdender Arbeit hingebracht.

Kaum aber erfuhr man den Vorgang in der Stadt und in meinem alten Kloſter, als ein förmlicher Tumult ausbrach und nicht ohne ſcheinbaren Grund. Die Priorin ſchickte mir den Befehl zu, auf der Stelle vor ihr zu erſcheinen. Ich gehorchte, ließ die armen Nonnen, die ich eingekleidet hatte, in großen Ängſten zurück, erkannte zwar, daß die Zeit der Prüfung für mich gekommen ſei, beruhigte mich aber mit dem Gedanken, die Sache ſei nun einmal geſchehen und könne nicht rückgängig gemacht werden. Ich begab mich in's Gebet, um Gott um ſeinen Beiſtand anzuflehen, und um den heiligen Joſeph, meinen guten Vater, zu bitten, mich in ſein Haus zurückzuführen; ich wolle gern aus Liebe zu ihm leiden. Mit dem feſten Vorſatz, Alles dem Herrn aufzuopfern, was mir widerfahren werde, und ziemlich überzeugt, daß die gefängliche Haft mir bevorſtehe, begab ich mich in großer Gemütsruhe hinweg; — denn die Haft ſchien mir angenehm. Brauchte ich dann doch mit niemand zu reden! Genoß ich dann doch Einſamkeit und Stille! Abgemattet vom Verkehr mit den Menſchen, war das mein höchſtes Bedürfnis. Nachdem ich der Priorin meinen Bericht abgeſtattet hatte, beſänftigte ſie ſich ein wenig und die Genoſſenſchaft entſchied ſich dahin, daß die ganze Sache dem Urteil unſeres Provinzials anheim gegeben werden ſolle. Er wurde berufen und kam. Ich erſchien vor ihm mit der frohen Zuverſicht, zur Ehre Gottes etwas leiden zu müſſen, ohne jedoch den Herrn oder den Orden oder irgend jemand in dieſer Angelegenheit beleidigt zu haben. Vielmehr war ich dermaßen überzeugt, die Ehre Gottes werde ſich aus dem Allen entwickeln, daß ich gern bereit war, dies mit meinem Tode zu beſiegeln. Ich ſtellte mir vor, wie Chriſtus gerichtet worden ſei. Was wollte dagegen meine Verurteilung bedeuten! Schuldbewußt klagte ich meiner Schuld mich an und erſchien denjenigen ſchuldig, die meine Gründe nicht kannten. Der Provinzial gab mir einen ſcharfen Verweis, doch nicht mit der Strenge, wie mein Vergehen es verdient zu haben ſchien und wie ich es erwartete nach Allem, was man ihm über mich hinterbracht hatte. Da ich entſchloſſen war, jeden Vorwurf hinzunehmen, ſo entſchuldigte ich mich nicht; ich bat nur den Provinzial um Vergebung, um Strafe und um ſein früheres Wohlwollen.

In mancher Hinſicht fand ich mich ungerecht beurteilt, z. B. durch die Behauptung, ich hätte die Sache unternommen, um mich über Andere zu erheben, um von mir reden zu machen und dergleichen mehr. In anderer Hinſicht aber hatte man ganz Recht und ich mußte mich ſchuldig bekennen, wenn man mir vorwarf, ich ſtehe an Tugend hinter den übrigen Nonnen zurück, ich gereiche der ganzen Stadt zum Ärgernis, ich führe Neuerungen ein — und wenn man mich fragte, wie ich mir einbilden könne, eine viel ſtrengere Regel zu halten, da ich die gemilderte dieſes Hauſes ſo ſchlecht befolgt habe. Dieſe Vorwürfe machten mir nicht den mindeſten Kummer, aber ich ſuchte betroffen zu ſcheinen, damit man nicht wähne, daß ich ſie geringſchätze. Endlich befahl mir der Provinzial, die Gründe meines Verfahrens der ganzen verſammelten Genoſſenſchaft auseinander zu ſetzen. Ich tat es mit der größten Ruhe und Gewiſſenhaftigkeit, denn der Herr ſtand mir bei, und die Folge war, daß weder Pater Provinzial noch die Genoſſenſchaft mich ſchuldig fand. Ja, als ich ſpäter mit ihm allein noch gründlicher ſprach, war er mit meiner Handlungsweiſe vollkommen einverſtanden. Er verſprach mir ſogar, mir die Erlaubnis zu geben, in das neue Kloſter zu überſiedeln, wenn die große Aufregung in der Stadt ſich etwas gelegt habe. Jetzt war ſie über die Maßen heftig, wie das Folgende zeigt.

Nach einigen Tagen trat der Bürgermeiſter mit einigen Stadträten und einigen Domkapitularen zuſammen, und ſie faßten den Beſchluß, dem neuen Kloſter die Genehmigung zu verſagen, weil es augenſcheinlich der Stadt zur Laſt falle. Man müſſe es aufheben und zuerſt das Sanktiſſimum wieder hinwegnehmen. Dann wurde eine zweite Verſammlung gebildet, zu welcher man aus jedem Orden zwei der tüchtigſten Männer berief, um ihr Gutachten abzugeben. Die Einen entſchieden ſich gegen mich, die Anderen ſchwiegen; zuletzt beſchloß man, das Kloſter aufzuheben. Nur ein Dominikaner[1], der freilich nicht gegen das Kloſter, wohl aber gegen deſſen Armut war, machte die Bemerkung, dies ſei keine Sache, die ſich in oberflächlicher Weiſe abtun laſſe; man möge ſich Zeit nehmen, um ſie genau zu unterſuchen; der Biſchof habe über ſie zu entſcheiden; und dergleichen mehr, was ſehr vorteilhaft für uns war, weil es die übrigen verhinderte, ſich im ernſten Zorn an das Werk der Zerſtörung zu machen. Es war allerdings Gottes Wille, daß es beſtehe, und dagegen vermag niemand etwas auszurichten. Die Gegner waren alle voll Eifer und handelten gewiß im guten Glauben: alſo beleidigten ſie nicht den Herrn. Nur ich mußte leiden, und diejenigen Perſonen, die mein Vorhaben begünſtigten, hatten mit mir allerhand Verfolgungen auszuſtehen. Die allgemeine Aufregung war ſo heftig, daß man in der Stadt von nichts Anderem ſprach, als von meiner Verkehrtheit, und nichts Anderes tat, als mich bei Pater Provinzial und im Kloſter anzuklagen. Was man gegen mich vorbrachte, machte mir mehr

---

[1] P. Dominikus Bannez, berühmter Theolog zu Salamanca, während acht Jahren Beichtvater der heil. Thereſa.

Als Liebeszeichen, daß mit Ihm ich theile,
Was Er aus Liebe einſt zu mir umfangen;
Als Mahnung, daß ich nur im Staube weile
Für kurze Friſt voll Kampfes Müh' und Bangen;
Als Heileskraft, daß ich in Aſche klage
Und meiner Sünden Unzahl heiß beweine,
Auf daß dereinſt an des Gerichtes Tage
Ich mit dem Kreuzmal an der Stirn erſcheine.

Freude als Kummer; allein ich beſorgte, man werde mein Werk zerſtören, und es war mir unmöglich, gleichgültig bei den Widerwärtigkeiten und dem Tadel zu bleiben, womit meine Freunde und Gönner heimgeſucht wurden. Hätte ich einen feſteren Glauben gehabt, ſo wäre ich auch in dieſem Punkt unerſchütterlich ruhig verblieben; aber ach! da, wo es mit einer Tugend ſchwach ſteht, ſchlafen auch die übrigen ein, und ſo kam es denn, daß ich an jenen beiden Verſammlungstagen voll Sorge und Trauer war. Da ſprach in meinem Schmerz der Herr zu mir: „Weißt du denn nicht, daß ich allmächtig bin, was fürchteſt Du?“ Und Er gab mir die Verſicherung, das neue Haus werde fortbeſtehen. So war ich denn vollkommen getröſtet.

Die Stadt wendete ſich mit ihren Beſchwerden an die königliche Regierung. Dieſe verlangte einen Bericht über die ganze Sache. Jene ſchickte ihre Leute an den Hof. Es begann ein großer Prozeß. Das kleine neue Kloſter hätte auch jemand an den Hof ſchicken ſollen: ich beſaß aber kein Geld und wußte es auch nicht aufzutreiben. Doch Gott ſtand mir bei! denn mein Pater Provinzial befahl mir, nie die Sache aufzugeben. Er war viel zu warm für Alles eingenommen, was die Vollkommenheit betraf, um mir entgegen zu ſein; nur wollte er den Ausgang des Handels abwarten, bevor er mir geſtattete, mich in das neue Haus zu begeben. Die vier guten Dienerinnen Gottes waren alſo allein in demſelben und taten mehr durch ihre Gebete, als ich mit allen meinen Unterhandlungen bewirken konnte, ſo große Mühe ich mir auch gab.

Zuweilen ſchien Alles verloren, beſonders einmal, als der Provinzial abweſend war und die Priorin mir befahl, mich in nichts mehr zu miſchen — was ſo viel hieß, als das neue Haus aufgeben. Ich flüchtete mich zu Gott und ſagte ihm: O Herr, für Dich iſt dies Haus gegründet, nicht für mich! es iſt jetzt ganz ſchutzlos, alſo mußt Du es beſchützen. — Dies beruhigte mich dermaßen, als hätte ſich die ganze Welt meiner Sache angenommen und ich zweifelte nicht an ihrem Ausgang.

Ein vortrefflicher Geiſtlicher[1]), der ein Freund des vollkommenen Ordenslebens und mir allzeit ſehr gewogen war, begab ſich an den Hof, um mit Eifer für uns zu wirken. Andererſeits hatten wir eine kräftige Hilfe und Stütze an dem frommen, oftgenannten Edelmann[2]), den ich ſtets wie einen Vater verehrt habe und noch verehre. Er begünſtigte auf jede Weiſe unſere Angelegenheit und hatte deshalb nicht wenig Widerſacher zu bekämpfen. Aber Gott gab ihm und allen unſeren Freunden eine ſo eifrige Entſchiedenheit, daß jeder unſere Sache behandelte, als ob ſie ihm ſelbſt an Leben und Ehre gehe, weil jeder überzeugt war, ſie werde im Dienſt des Herrn vollführt. Noch einen anderen frommen Prieſter[3]), den ich bereits nannte, ſchickte Gott uns zu Hilfe. Der Biſchof ernannte ihn zu ſeinem Stellvertreter bei einer großen Beratung, die abermals wegen unſerer Sache ſtattfand, und da ſtand er denn, er allein, für uns gegen Alle. Nach langem Hin- und Herreden beſänftigte er ein wenig die Gegner, indem er ihnen einige vermittelnde Vorſchläge machte, was ſie aber nicht abhielt, ſich alsbald wieder mit aller Gewalt an das Werk der Vernichtung zu machen. Dieſer Diener Gottes ſah ſich bitteren Verfolgungen ausgeſetzt, denn er hatte das Sanktiſſimum in das neue Haus übertragen und die Einkleidungen gemacht. Es wäre zu weitläufig, alle Widerwärtigkeiten zu berichten, die wir während der Streitigkeit, die faſt ein halbes Jahr dauerte, zu tragen hatten.

---

[1]) Gonzalo de Aranda.
[2]) Don Franzisko de Salcedo.
[3]) Dr. Gaspar Daza.

Ich konnte vor Erſtaunen nicht zu mir kommen, daß der böſe Feind ſo wütend ein paar Weiblein bekämpfe und daß eine ganze Stadt zu Schaden kommen ſolle, weil zwölf Nonnen und eine Priorin — (denn mehr durften es nicht ſein) — zu einem Leben der äußerſten Armut zuſammentreten wollten. War eine Beſchädigung zu befürchten, ſo konnte ſie nur die Nonnen treffen; wie aber die Stadt — das begriff ich nicht! und doch wußte man ſo manche Nachteile aufzuzählen, daß man ſich mit gutem Gewiſſen, wie ich glaube, unſerer kleinen Unternehmung widerſetzte. Endlich aber wollte man ſie gelten und beſtehen laſſen unter der Bedingung, daß wir feſte Einkünfte hätten. Ich war ſo überdrüſſig der Verfolgungen, die meine Freunde litten, daß es mir nicht übel ſchien, auf dieſen Vorſchlag einzugehen und vorderhand die Rente anzunehmen. Hatte man ſich ſpäter über uns beruhigt, ſo wollte ich ſie fallen laſſen. Ja, ich ging in meiner böſen Unvollkommenheit ſo weit, mir zuweilen einzubilden, dies ſei der Wille Gottes, weil ich keinen anderen Ausweg ſah. Ich war alſo auf dem Punkt, meine Einwilligung zu geben.

Am Vorabend des Abſchluſſes befand ich mich im Gebet. Da befahl mir der Herr, von meinem Vorhaben abzuſtehen, weil man mir nicht erlauben werde, die Rente fallen zu laſſen, wenn ich ſie einmal angenommen hätte. Und in derſelben Nacht erſchien mir der ſelige Petrus de Alcantara, der bereits in der Ewigkeit war. Er hatte mir vor ſeinem Tode geſchrieben, er freue ſich ſehr der Drangſale und Widerwärtigkeiten, welche auf die neue Kloſtergründung einſtürmten; da der böſe Feind ſich ſo ſehr bemühe, dieſelbe zu hintertreiben, erblicke er darin ein ſicheres Zeichen, daß man dem Herrn ſehr treu in dem armen kleinen Hauſe dienen werde; und ich ſolle durchaus auf Almoſen und nicht auf eine Rente es gründen. In dieſem Brief gab er mir wiederholt die Verſicherung, alles werde ſich nach meinem Wunſch geſtalten, wenn ich ſeinem Rat folgen wolle. Nach ſeinem Tode war er mir zweimal erſchienen und in großer Herrlichkeit, mit einem verklärten Körper, ganz ſelig. Seine Erſcheinung erſchreckte mich alſo gar nicht und tröſtete mich nur, denn es freute mich unſäglich, ihn in der Glorie zu ſehen. Ich entſinne mich, daß er in der erſten Viſion mir ſagte, wie glückſelig er ſei, wie er ſein Büßerleben ſegne, das ihm ſo überreichen Lohn eintrage — und Anderes mehr, was ich ſchon irgendwo erzählt habe. Diesmal aber zeigte er mir nur Strenge, fragte mich, weshalb ich ſeinem Rat nicht folge, und ſagte nur, ich dürfe unter keiner Bedingung eine Rente annehmen. Dann verſchwand er. Ich war äußerſt erſchreckt und erzählte am anderen Tage dem guten Edelmann, zu dem ich immer meine Zuflucht nahm, und der ſich am meiſten für uns bemühte, den ganzen Vorfall, ſetzte aber ſogleich die Bitte hinzu, den Vorſchlag der Rente fallen zu laſſen und den Prozeß zu betreiben. Da er viel mehr Seelenſtärke hatte als ich, ſo freute mein Entſchluß ihn ſehr; ja, er geſtand mir, daß er die Verhandlungen in Betreff der Rente höchſt ungern geführt habe.

Als die Sache ſo weit gediehen war, ſchlug eine Perſönlichkeit voll großem Eifer für die Ehre Gottes vor, dieſelbe in Frieden zu Ende zu bringen, indem man einige Gottesgelehrte zu Schiedsrichtern mache. Kein Vorſchlag hat mich mehr als dieſer beklemmt, denn manche von meinen Freunden ſtimmten für ihn, während mir klar vor Augen ſtand, daß der böſe Feind ihn benutzen werde, um jetzt erſt recht die allergrößte Verwirrung zu ſtiften. Freilich ſtand der Herr mir bei, allein ich kann nur im Ganzen andeuten, was ich in den zwei Jahren, vom erſten Beginn bis zum Abſchluß der Sache, gelitten habe; das erſte und das letzte halbe Jahr waren am peinlichſten. Der Dominikanerpater, an den wir uns zuerſt gewendet hatten, war zwar abweſend, unterließ jedoch nicht aus der Ferne, für mich zu wirken und gerade zu einer Zeit, da ſich die Aufregung in der Stadt etwas gelegt hatte und er mir ganz beſonders nützlich ſein konnte, führte der Herr ihn nur zu dieſem Zweck, wie es ſchien, zurück; denn er ſagte mir, er ſei ganz zufällig und ohne meine Not zu ahnen gekommen. Er wußte die Angelegenheit mit großer Geſchicklichkeit zu einem günſtigen Ausgang zu führen, denn wider alle Erwartung erlangte er von meinem Pater Provinzial die Erlaubnis für mich, daß ich mich mit einigen Schweſtern in das neue Kloſter begeben dürfe, um mit den Novizen das Chorgebet zu verrichten und ihnen die nötige Anleitung zu geben. Der Tag meiner Überſiedelung war ein glückſeliger! Bevor ich das Kloſter betrat, betete ich ſüß entzückt in der Kirche. Ich ſah Chriſtus, der mich mit zärtlicher Liebe empfing, mir eine Krone auf's Haupt ſetzte und mir für Alles dankte, was ich zu Ehren ſeiner heiligſten Mutter getan hatte.

Ein anderes Mal waren wir Alle nach der Komplet zur Betrachtung im Chor verſammelt, als ich die Viſion der allerſeligſten Jungfrau in einer ſtrahlenden Glorie hatte. Sie trug einen weißen Mantel und breitete ihn über uns aus. Daraus erkannte ich, welche hohe Stufe der Herrlichkeit den Bewohnerinnen dieſes Hauſes beſtimmt iſt.

Kaum hatten wir unſer tägliches gemeinſames Chorgebet begonnen, als auch ſchon das Volk große Teilnahme für unſer Klöſterchen zeigte. Wir nahmen einige Novizen auf und nach und nach wendete Gott die Gemüter um und unſere heftigſten Widerſacher wurden unſere beſten Freunde. Sie gaben uns ſelbſt Almoſen, billigten alſo das, was ſie vor kurzem ſcharf getadelt hatten. Ja, ſie kamen allmählich dahin, den Prozeß fallen zu laſſen und ſagten, ohne Zweifel ruhe Gottes Segen auf dem Werk, da es trotz alles Widerſpruchs zuſtande gekommen ſei. Jetzt meint niemand mehr, daß es beſſer geweſen wäre, es nicht auszuführen, und Alles wetteifert, uns mit Almoſen zu unterſtützen. Ohne jemals oder jemand um irgend etwas gebeten zu haben, werden wir reichlich genug mit aller Notdurft des Lebens verſehen, um die Zuverſicht in mir zu wecken, daß der Herr es uns nimmer wird daran fehlen laſſen. Denn wir ſind ja nicht zahlreich und ſuchen unſere Pflichten zu erfüllen: folglich wird er uns davor behüten, Anderen durch Bitten läſtig zu werden. Es iſt mir eine wahre Wonne, zwiſchen ſo genügſamen Seelen zu leben, die kein anderes Streben kennen, als immer eifriger dem Herrn zu dienen. Die Einſamkeit, die gänzliche Abgeſchiedenheit von der Welt beglückt ſie dermaßen, daß es ihnen peinlich iſt, ihre nächſten Verwandten zu ſehen, und daß ich ihre Liebe für den himmliſchen Bräutigam nicht anzufeuern brauche. Sie führen keine anderen Geſpräche als von Gott und von den Heilswahrheiten. Nur das verſtehen ſie, nur das freut ſie. Andere Gegenſtände zu beſprechen, wäre gleichſam eine fremde Sprache für ſie. Daher kommen auch nur Perſonen in's Kloſter, welche dieſe zu führen wiſſen und ſich nicht dabei langweilen. Wir befolgen die Regel der allerſeligſten Jungfrau Maria vom Karmel in ihrer vollen, ungemilderten Strenge, ſo wie Bruder Hugo, Kardinal von St. Sabina ſie gegeben und Papſt Innozenz IV. ſie im Jahre 1248 und im fünften ſeines Pontifikates beſtätigt hat. Die Arbeit, die wir gehabt haben, um dahin zu gelangen, war nicht zu hart für ein ſolches Ziel! die Strenge der erſten Regel, wie z. B. die Faſte von acht Monaten im Jahre, die beſtändige Abſtinenz von Fleiſchſpeiſen — ausgenommen in Krankheitsfällen — ſcheint den Schweſtern ſogar zu gelinde. Sie üben noch andere Strengheiten, die wir notwendig gefunden haben, um die Regel zum Ausdruck der vollkommenen Abtötung zu machen. Ich hoffe zu Gott, der Herr werde ſeine Zuſage erfüllen, und uns ſo fortleben laſſen, wie wir angefangen haben. Die gottſelige Nonne, deren ich Erwähnung tat, hat ebenfalls die Gnade vom Herrn erhalten, mit ſaurer Mühe und unter heißen Kämpfen gegen vielfachen Widerſpruch in Alcala ein Kloſter zu gründen, wo die erſte Regel mit derſelben Strenge beobachtet wird wie bei uns. Gebe Gott, daß dies Alles zu ſeinem Lobe und ſeiner Verherrlichung und zur Ehre der glorreichen Jungfrau Maria gereiche, deren Kleid wir ſämtlich tragen. Amen.

Ich fürchte Euere Hochwürden zu langweilen durch den ausführlichen Bericht über dieſe Kloſtergründung. Im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die wir hatten und zu den Wundern, die der Herr für uns gewirkt hat, iſt er aber ſehr kurz. Verſchiedene Perſonen haben dieſe Wunder geſehen und können dieſelben als Augenzeugen beteuern.

Jetzt bitte ich Euere Hochwürden, um Gotteswillen Alles aus dieſem Bericht zu ſtreichen, was Ihnen überflüſſig ſcheint und nur das ſtehen zu laſſen, was dies Kloſter betrifft, damit es nach meinem Tode in die Hände der Schweſtern komme und ſie gewahr werden, wie viel der Herr durch ein ſo geringes und elendes Werkzeug, wie ich bin, für das Haus getan hat. Hoffentlich wird ihnen das ein kräftiger Sporn ſein, um auf dem vorgezeichneten Wege vorwärts zu gehen und nimmer abzuweichen. Durch die größten und ungewöhnlichſten Gnaden hat der Herr zu erkennen gegeben, welchen Wert er gerade auf dies Haus lege. Wie übel würden diejenigen tun und welche Züchtigung würden ſie verdienen, wenn ſie trotzdem lau in der vollkommenen Ausübung der urſprünglichen Regel werden wollten, die nicht bloß erträglich, ſondern unausſprechlich ſüß iſt, ſobald die Seele, wie ſie ſich dazu verpflichtet hat, nichts verlangt als Chriſtus und ſeine Liebe. Denn ſie genießen einen ungeſtörten Frieden im Verkehr mit dem himmliſchen Bräutigam; — und eine tiefe Ruhe in ihrer ſtillen Abgeſchiedenheit, allein mit Gott allein. Dazu trägt weſentlich die geringe Zahl der Nonnen bei, die ich für das Haus auf dreizehn beſchränkt habe; denn ich weiß aus Erfahrung und weiſe Ratſchläge haben es mir beſtätigt, daß es mit einer größeren Anzahl ſehr ſchwer iſt, den Geiſt der Ordensregel friſch und treu zu bewahren und ohne beläſtigende Bettelei von Almoſen zu leben. Man darf in dieſer Hinſicht derjenigen Glauben ſchenken, die unter allerhand Widerwärtigkeiten und mit vielen eigenen und fremden Gebeten die Wahl getroffen hat. Die große Zufriedenheit, der Frohſinn, die geringen Kreuzlein dieſes Hauſes ſeit ſeinem mehrjährigen Beſtehen, die Geſundheit, die wir Alle mehr denn zuvor genießen, hat mich in meiner Überzeugung von der

Richtigkeit meiner Beſtimmungen beſtärkt. Wer ſie hart findet, ſchreibe die Schuld ſich ſelbſt und dem eigenen Mangel an jenem Geiſt zu, der unter uns herrſcht und deſſen Vorſchriften mit Leichtigkeit von zarten und verwöhnten Perſonen befolgt werden — und der ſuche in einem anderen Kloſter, deſſen Regel ihm anſprechender iſt, das Heil ſeiner Seele zu wirken.

◆

Feſt der fünf Wunden unſeres Herrn Jeſu Chriſti.

„— vulneratus est propter iniquitates nostras.“
Jesa. 53.

Im Oſten ſteht ein Zeichen
In wunderbarer Pracht,
Die Sterne drob erbleichen,
Die Sonne wird zu Nacht.
Es ſind fünf Purpurmale
Nach Kreuzes Art geſtellt,
Draus fließt mit fremdem Strahle
Ein Leuchten um die Welt.

Das ſind nicht blut'ge Wunden,
Die bitt're Qualen ſchrei'n;
Das Leiden iſt verſchwunden,
Verklärt der Marter Schein.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Über die Wirkungen des extatiſchen Schauens: höhere Liebe und vollkommenere Ablöſung von der Welt und den Geſchöpfen. Wie hoch die geringſte Stufe in der ewigen Herrlichkeit zu ſchätzen iſt. Keine Trübſal ſoll uns von himmliſchen Gütern abwendig machen.

Es wird mir ſchwer, noch mehr von den Gnaden zu ſprechen, die mir der Herr erwieſen hat, denn ſie ſind ſo übermäßig, daß niemand begreifen wird, wie ſie einem ſo böſen Geſchöpf zuteil werden konnten. Um aber dem Befehl Euerer Hochwürden nachzukommen und dem Herrn zu gehorchen, muß ich manches ſagen, was jedoch am Ende nur ein Lobpreis Gottes iſt. Möge Er es zum Vorteil irgend einer Seele wenden und ihr die Erkenntnis geben, welche unermeßliche Gnaden er bereit iſt, ſeinen treuen Dienern zu ſpenden, da er ſchon ſo viel für eine ſo treuloſe Magd tat. Vielleicht kann auch dieſer und jener angetrieben werden, eifriger nach dem Wohlgefallen des Königs der Ewigkeit zu ſtreben, wenn er ſieht, welchen Lohn er ſchon im ſterblichen Leben erlangen kann.

Zuerſt ſind die äußerſt verſchiedenen Grade der Viſionen und Extaſen zu bemerken. Zuweilen übertrifft die Seligkeit, die Wonne, der Genuß, der Troſt, den die Seele darin findet, dermaßen das, was ſie ein anderes Mal darin gefunden hat oder finden wird, daß ich mich nicht genug über die Verſchiedenheit der Grade der Wonne, ſchon hienieden, wundern kann. Manchmal iſt ſie in einer Viſion oder Extaſe zu übermäßig, um der Seele zu geſtatten, noch Höheres zu begehren: ſie iſt vollkommen befriedigt, ohne Wunſch und ohne Verlangen. Indeſſen hat mir der Herr doch den großen Unterſchied des Grades der Seligkeit gezeigt, welche die Heiligen im Himmel genießen und dadurch klar gemacht, daß ſie auch auf der Erde in grenzenlos unberechenbarer Weiſe geſteigert werden kann. Daher möchte ich meiner Liebe zum Herrn und meinem Eifer, Ihm zu dienen, ebenfalls keine Grenzen ſetzen und meine Kräfte, meine Geſundheit, ja mein ganzes Leben aufwenden, um nur nicht durch meine Schuld das geringſte Maß einer höheren Seligkeit zu verlieren. Stellte man mir die Wahl frei, ob ich lebenslang alle Trübſale der Welt leiden und dadurch etwas höher hinauf in die ewige Herrlichkeit gelangen — oder ob ich ohne Trübſal hienieden und im Himmel auf geringerer Stufe der Herrlichkeit verbleiben wolle: ſo würde ich mit Freuden die Leiden wählen, weil ſie mir dazu verhelfen, die unendliche Größe und Majeſtät Gottes dereinſt um ein Weniges beſſer zu erkennen, und weil ich einſehe, daß derjenige Ihn am meiſten liebt und lobt, der Ihn am beſten kennt. Dies ſoll aber nicht heißen, als ob ich nicht mit dem allerletzten Plätzchen im Himmel ſchon überaus zufrieden und dafür dankbar wäre. Ich weiß ja, daß ich es nur der Erbarmung des Herrn verdanke, und ich bitte Ihn, daß Er es mich erreichen laſſe und nicht auf meine großen Sünden ſchaue, für welche ich die Hölle verdient habe. Ich will damit nur ſagen, bietet der Herr mir die Gnade an, in ſeinem Dienſt ſchwere Drangſale zu leiden, ſo bin ich bereit, ſie freudig anzunehmen und kein Opfer zu ſcheuen, um nur nicht durch meine Schuld etwas von ihrer Belohnung einzubüßen. O ich Elende! wie oft habe ich durch meine Sünden ſchon Alles verloren!

Ich muß auch bemerken, daß jede Gnade, die der Herr mir durch Viſionen oder Extaſen gewährt, eine große Wirkung und zuweilen eine ganz außerordentliche, auf meine Seele macht. Die unbeſchreibliche Schönheit des Herrn war es beſonders, die ſich mir ſo tief einprägte, daß ich ſie beſtändig vor Augen habe. Dazu würde freilich ein einziger Blick ſchon hinreichen und ich habe gar oft dieſen Beweis der höchſten Huld empfangen. Er hat mir einen unendlichen Vorteil gebracht! ich hatte nämlich einen großen Fehler, aus welchem mancherlei Nachteil für meine Seele entſprang: ſobald eine Perſon Zuneigung für mich empfand und ich für ſie, nahm ſie all' meine Gedanken ein und ich war wie an ſie gefeſſelt. Ich war glücklich ſie zu ſehen, mich mit ihr zu beſchäftigen. Ich hatte nur ſie und ihre guten Eigenſchaften im Sinn. Freilich hatte ich dabei nicht die Abſicht, Gott zu beleidigen, aber es war doch dem Fortſchritt meiner Seele in der Liebe zu Gott ungemein ſchädlich. Seitdem der

Herr in ſeiner unendlichen Schönheit mir aber erſchienen iſt, werde ich nichts mehr gewahr, was den Vergleich mit Ihm verdiente oder wert wäre, mich zu beſchäftigen. Ich brauche nur ein wenig das Auge der Betrachtung ſeinem Bilde in meiner Seele zuzuwenden, und alsbald fühle ich mich frei von jeder Neigung, etwas Anderes zu bewundern, denn neben ſeiner Allvollkommenheit iſt jeder andere Gegenſtand mir zuwider. Kein Wiſſen, keine Weisheit beſteht vor einem einzigen Wort aus ſeinem göttlichen Munde; — und wie manche habe ich vernommen! Wenn nicht der Herr um meiner Sünden willen mich dieſer Erinnerung beraubt, ſo bin ich überzeugt, daß keine Beſchäftigung mich hindern könnte, mich jederzeit in voller Freiheit der Gedanken zu Ihm zurückzuwenden. Bei einigen Beichtvätern geſchah mir Folgendes. Ich bin ihnen immer außerordentlich zugetan geweſen, ſeitdem ich mich entſchloſſen habe, mich ihnen gehorſam zu unterwerfen; früher liebte ich ſie keineswegs ſo ſehr. Da ſie die Stellvertreter Gottes in der Leitung meiner Seele ſind, ſo meine ich, daß ich niemand eine größere Liebe ſchuldig ſei und ich zeigte es ihnen mit unbefangener Sicherheit. Sie jedoch, als gottesfürchtige Männer, die ſie waren, beſorgten, ich könne mich zu feſt ihnen anſchließen und meine Liebe könne zwar ganz geheiligt, aber doch eine Feſſel für mich ſein; deshalb behandelten ſie mich ungnädig. Da mußte ich denn oft heimlich über ihren großen Irrtum lächeln und ich ſuchte ſie in dieſem Punkt vollſtändig zu beruhigen, obgleich ich ihnen nicht immer den ganzen Umfang meiner Abgelöſtheit von allen Geſchöpfen offenbarte. Mit der Zeit jedoch und nach längerem Verkehr mit mir und nachdem ſie die Huld des Herrn für mich genauer kannten, gaben ſie jenen Verdacht bezüglich meiner auf.

In dem Maß, wie der Herr immer häufiger ſich mir zeigte, wuchſen meine Liebe und mein Vertrauen zu Ihm, denn ich ſah Ihn, wie man jemand im fortgeſetzten, freundſchaftlichen Umgang ſieht. Ich erkannte, daß Er, als Gott und Menſch, nicht über die menſchliche Schwäche erſchrickt, ſondern unſere elende, allzeit zum Fall geneigte Natur gründlich kennt, da Er ja kommen wollte, um die erſte Sünde, die uns in all' unſer Elend ſtürzt, wieder gut zu machen. Wie mit einem Freunde darf man mit Ihm umgehen, wenngleich Er der Herr iſt, denn Er gleicht nicht denen, die wir in der Welt Herr nennen, und deren Anſehen auf einer nur ſcheinbaren Autorität beruht. Sie haben ihre Stunden, wo man mit ihnen ſprechen darf, ſie geſtatten nur ausgezeichneten Perſonen freien Zutritt. Kommt ein armer Menſch mit einem Anliegen, wie viele Umwege und wie manchen Beſchützer braucht er, um es vorzubringen. Und nun gar um zur Audienz eines Königs zu gelangen, was gibt es da für Schwierigkeiten! die geringen Leute müſſen ſich an die Edelleute, an die Günſtlinge wenden, und dieſe haben ſich keineswegs immer die Welt genug unter die Füße gelegt, um furchtlos die Wahrheit zu ſagen, wo es Pflicht iſt. Sie müſſen oftmals über das Böſe ſchweigen und dürfen nicht äußern, was ſie davon denken, wenn ſie nicht in Ungnade fallen wollen. Aufrichtige Seelen ſind am Hof unbeliebt.

O, Du Herr der Herrlichkeit, Du König aller Könige, Dein Reich ruht nicht auf ſolchen Armſeligkeiten, denn für die Ewigkeit iſt es gegründet! Ohne Vermittler nahen wir uns Dir! Ein Blick auf Dich genügt, um uns klar zu machen, daß Du allein „der Herr“ genannt werden kannſt. Deine Majeſtät bedarf keiner Trabanten, keines Gefolges, um ſich als König kund zu geben. Das bedürfen aber die Könige der Erde. Sind ſie nicht von ihrem Hofſtaat umringt, ſo kann niemand ihnen ihre Würde anſehen, denn ſie iſt nicht ihrer Natur aufgeprägt; nur aus ſeiner Umgebung erkennt man den König. Deshalb iſt ſie ihm ganz notwendig, denn er ſoll Anſehen und Autorität haben, und hat ſie nicht durch ſich ſelbſt. Wer aber, o mein Gott und mein Herr, wer kann ſich eine Vorſtellung von der Herrlichkeit machen, in welcher Du erſcheinſt! ſie verkündet dem Staunenden, daß Du Deiner Natur nach der allmächtige König, der König der Ewigkeit biſt. Ich aber, o Herr, ich ſtaune noch mehr über die grenzenloſe Demut und Liebe, die Dich bewogen, Dich mir zu zeigen, mir Armſeligen! und mir zu erlauben, ſchlicht und einfach mit Dir zu reden. Anfangs entſetze ich mich vor Deiner Erhabenheit; iſt aber der erſte Schreck überwunden, ſo bleibt mir nur ein unermeßliches Verlangen, Dich nie zu beleidigen — und zwar nicht aus Furcht vor der Strafe, ſondern aus Sehnſucht der Liebe, Dich nimmer zu verlieren.

Das alſo iſt eine der Wirkungen, welche die Viſion, wenn ſie vom Geiſt Gottes kommt, auf die

Seele macht. Nicht immer aber wird ſie vom Herrn genug erleuchtet, um zu erkennen, welche Vorteile für ſie darin liegen. Er läßt ſie im Gegenteil oftmals in der Finſternis, wie ich das ſchon erwähnt habe, und deshalb darf man ſich nicht wundern, daß ein ſo armſeliges Geſchöpf wie ich, bei Viſionen und Extaſen in großer Furcht ſchwebt.

Noch kürzlich geſchah es mir während acht Tagen in einer Verfinſterung der Seele zu ſein, die mir nicht geſtattete, mir die Gnaden Gottes, noch den Dank, den ich Ihm ſchulde, klar zu machen. Ich hatte keine böſen Gedanken, war vielmehr gedankenlos, ſtumpf und unfähig, auch nur den geringſten guten zu haben. Dieſer Blödſinn kam mir wahrhaft lächerlich vor und ich hatte meine Freude an der Wahrnehmung, wie erbärmlich die Seele iſt, wenn Gott ſie ihrem eigenen Unvermögen überläßt. Ich weiß zwar, daß ich in dieſem Zuſtand nicht ganz von Ihm verlaſſen bin, denn die großen Deſolationen, von denen ich geſprochen habe, ſind etwas ganz Anderes; aber das Feuer der Liebe Gottes will ſich nicht entzünden, obgleich ich mein bischen Kraft zuſammennehme, um etwas Holz daran zu legen. Es iſt ſchon ein großer Troſt, aus dem aufſteigenden Rauch ſchließen zu dürfen, daß das Feuer nicht ganz erloſchen iſt und daß der Herr es auch wieder entflammen könne. Gibt man ſich auch große Mühe mit Zutragen des Holzes und Anblaſen der Flamme, ſo halte ich es doch für das Beſte, daß ſich die Seele in dieſem Zuſtand im Bewußtſein ihres Unvermögens ganz und gar dem Willen Gottes überlaſſe und ſich der äußeren Tätigkeit in guten Werken widme. Vielleicht nahm ihr der Herr die Fähigkeit der Betrachtung nur deshalb, um ſie in jener zu üben oder auch um ſie erfahren zu laſſen, wie wenig ſie aus ſich ſelbſt dazu befähigt iſt.

Heute nun hat der Herr mich ſehr getröſtet und da habe ich mich erkühnt, mich bei ihm zu beklagen und Ihm zu ſagen: „Iſt es nicht genug, o Herr, in dieſem elenden Leben auszuharren? nicht genug, aus Liebe zu Dir all' die Mühſeligkeiten von Eſſen, Trinken, Schlafen, Arbeiten bereitwillig zu ertragen? nicht genug all' dieſer langweiligen Beſchäftigungen, die meine Gedanken von Dir abwenden? Mußt Du Dich nun gar vor dem Auge meiner Seele verbergen? Verträgt ſich das mit Deiner Barmherzigkeit, mit Deiner Liebe? Wenn ich mich ſo vor Dir verbergen könnte, wie Du, o Herr, Dich vor mir verbirgſt, ſo würdeſt Du es nicht leiden, glaube ich. Aber freilich! Du biſt immer bei mir; Du ſiehſt mich immer! nun wohlan, bedenke das, o Herr! leide nicht, daß diejenige leide, die Dich ſo ſehr liebt.“ — Ja, ſo habe ich zum Herrn geſprochen, obſchon ich zuvor den jämmerlichen Platz in der Hölle, den ich verdient, ganz genau mir angeſchaut habe. Allein ich bin zuweilen wie berauſcht von Liebe und finde in meinem armen Kopf nichts anderes als ſolche und ähnliche Klagen; und doch hat der gütige Herr Nachſicht mit mir! geprieſen ſei der mildeſte König! — Dürften wir uns den Beherrſchern der Erde gegenüber ſo dreiſt ausſprechen? ich wundere mich nicht, daß man ſich nicht getraut, mit ihnen zu reden und daß man eine Macht fürchtet, welche ſie ſo hoch über die übrige Menſchheit erhebt. Sehe ich aber, daß das längſte Leben in der Welt kaum ausreicht, um all' die Zeremonien, Ehrenbezeugungen und Gebräuche zu lernen, mit denen man ſich ihnen nahen muß und wie wenig Zeit dann übrig bleibt, um Gott zu dienen: ſo bekreuze und ſegne ich mich vor Verwunderung. Daher kommt es denn auch, daß ich gar nicht mit hohen Herren umzugehen weiß, ſeitdem ich mich in das Kloſter begeben habe. Man nimmt es keineswegs ſcherzhaft, wenn man einfach mit den Leuten verkehrt und ihnen immer noch mehr Ehre erweiſt, als ſie im Grunde verdienen; ſie nehmen es hingegen ganz ernſthaft als Beleidigung auf und begehren Genugtuung für die böſe Abſicht, während es doch nur eine gewiſſe Unachtſamkeit iſt.

Genug, all' dieſe Rückſichten erſchweren ungemein das Leben für eine arme Seele. Einerſeits ſoll ſie beſtändig ihre Gedanken zu Gott erheben, mit Ihm ſich beſchäftigen, in Ihm ruhen, um ſich von den Feſſeln der Welt zu befreien und deren gefährliche Schlingen zu zerreißen; andererſeits verlangt man von ihr eine genaue Beobachtung der tauſend kleinen Rückſichten, auf welche die Welt ein ſo großes Gewicht legt, als ob Leben und Ehre davon abhingen. Für mich iſt dies immer eine große Qual geweſen, denn ich kam trotz aller Mühe nicht dahin, allerhand kleine Fehler, welche aber die Welt mit nichten klein nennt, zu vermeiden und mußte daher beſtändig Entſchuldigungen machen. Sollte man aber die Berückſichtigung geſellſchaftlicher Formen nicht den Kloſterleuten erlaſſen? ſprechen nicht tauſend

Gründe dafür? Aber nein! man verlangt vom Kloſter, daß es eine Schule der guten geſellſchaftlichen Erziehung, daß es ein Hofſtaat ſei. Ich begreiſe das nicht! Hat irgend ein Heiliger geſagt: das Kloſter ſolle ein Hofſtaat ſein, ſo nehme ich es in dem Sinn, daß man für den Dienſt des himmliſchen Königs darin gebildet werden ſoll; — die Welt aber hat es weltlich verſtanden. Unſere größte Sorge ſoll darin beſtehen, Gott wohlgefällig zu werden, indem wir die Welt überwinden. Wie es nun aber möglich iſt, mit derſelben Sorgfalt dahin zu ſtreben, den Menſchen zu gefallen, und zwar in äußeren Dingen, welche dem Wechſel der Mode unterworfen ſind — das wird mir ein ewiges Rätſel bleiben. Wäre es mit dem einmaligem Studium abgetan — gut! aber es müßte ein Lehrſtuhl errichtet werden für die Wiſſenſchaft, wie die Adreſſe eines Briefes zu machen, wie weit das Papier auf beiden Seiten frei zu laſſen, ob Erlaucht oder Hochgeboren zu ſchreiben ſei; — denn ich bin noch nicht fünfzig Jahre alt und habe in Betracht dieſer Formen ſchon eine ſo erſtaunliche Veränderung erlebt, daß ich mich nicht mehr darin zurecht finde. Was werden die tun, die länger leben und die erſt nach uns kommen? ich weiß es nicht! — Ich habe unſägliches Mitleid mit Perſonen, die ſich dem geiſtlichen Leben gewidmet haben, aber durch irgend ein gutes Werk oder einen frommen Zweck genötigt ſind, zeitweiſe in der Welt zu verweilen: ſie haben ein ſchweres Kreuz zu tragen. Ich meine, ſie ſollten Alle miteinander den Entſchluß faſſen, in der Wiſſenſchaft von den weltlichen Formen für unwiſſend zu

Als unſer Herr im Tode
Sein mildes Haupt geſenkt,
Da wurden es Kleinode,
Die unſer Gott uns ſchenkt.

Auf deine Knie, Seele,
Und bete ſtumm ſie an!
Mit frommer Andacht wähle
Eins der Kleinodien dann.
Nimm's in dein Herz und ſchließe,
Wie im kriſtall'nen Schrein,
Die Gabe drin, die ſüße,
In deiner Liebe ein.

Zuerſt ein Purpurſiegel,
Das ganz in Flammen brennt:
Das iſt der rechte Riegel,
Der von der Welt Dich trennt.
Einſt ſprach Er: „eingeſchrieben
„Hab' Ich dich Meiner Hand;“ —
Er iſt beim Wort geblieben,
Du ſtehſt dort eingebrannt.

gelten; das würde ihnen eine große Erleichterung gewähren.

Doch in welche Armſeligkeit verfalle ich! bei der Größe Gottes fange ich an und bei der Torheit der Welt höre ich auf! Da mir der Herr die Gnade gab, mich von ihr loszumachen, ſollte ich mich gar nicht um ſie kümmern und ſie denen überlaſſen, die gern ihre Mühe an ſolche Kleinigkeiten verſchwenden. Gott wolle ſie im anderen Leben, das ohne Wechſel iſt, nicht dafür ſtrafen. Amen.

◆

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Von einigen hohen Viſionen und himmliſchen Geheimniſſen, und von Gnaden, die der Herr ihrem Gebet gewährt.

Eines Abends war ich zu leidend, um meine Betrachtungen zu machen, und hatte alſo auch nicht die Abſicht, mich durch Geiſtesſammlung auf ſie vorzubereiten. Ich begab mich nun in ein Oratorium, um ungeſtört den Roſenkranz zu beten. Damit beſchäftigte ich mich eine Weile, als der Herr es anders haben wollte, und mich plötzlich mit unwiderſtehlicher Gewalt in eine hohe Extaſe verſetzte. In dem kurzen Zeitraum eines Ave Maria etwa, war ich außer mir, ſelig im Himmel, und die Erſten, denen ich dort begegnete, waren meine Eltern. Es war eine übermäßige Gnade, dieſe übergroße Herrlichkeit zu ſchauen. Wieder zu mir ſelbſt gekommen, dachte ich, es könne Traum oder Täuſchung geweſen ſein, und der Gedanke, den Vorfall meinem Beichtvater mitzuteilen, war mir peinlich; — nicht aus Demut; nur weil ich fürchtete, er werde mich verlachen und fragen, ob ich St. Paulus oder St. Hieronymus ſei, um zu wiſſen, was im Himmel vorgehe. Dieſe glorreichen Heiligen hatten freilich himmliſche Dinge geſchaut, und gerade das machte mich wegen meiner Viſion verzagt, da ich mich derſelben unwürdig fühlte. Ich war ſehr niedergeſchlagen und weinte ſehr, entſchloß mich aber doch, mich dem Beichtvater anzuvertrauen; denn mochte meine Scheu vor der Mitteilung auch noch ſo groß ſein — nie wagte ich ihm etwas zu verſchweigen. Es tat ihm leid, mich in ſolcher Betrübnis zu ſehen; er tröſtete mich ſehr und ſagte mir zu meiner Beruhigung viel Freundliches.

Seitdem iſt es mir öfters geſchehen und geſchieht auch jetzt noch, daß der Herr mir große Geheimniſſe vorſtellt, aber nur teilweiſe und ſo viel Er eben will, ſie mir enthüllt. Gegen ſeinen Willen tiefer einzudringen, iſt ganz unmöglich. Allein der geringſte Einblick reicht ſchon hin, um der entzückten Seele den unendlichen Vorteil zu bringen, die Dinge dieſes Lebens gering zu ſchätzen. Ich denke darüber nach, wie ich das, was ich davon geſchaut habe, verſtändlich ausdrücken könnte; aber es überſteigt mein Vermögen, denn unſere Erleuchtung reicht nicht aus, um auch nur annähernd eine Ahnung von jenem ewigen Licht zu geben, das die Geheimniſſe Gottes umſtrahlt. Das Sonnenlicht iſt Finſternis im Vergleich zu jenem Licht des Himmels. Der höchſte Flug der kühnſten Einbildungskraft kann ſich weder dies Licht ausmalen, noch die Dinge vorſtellen, die ich mit unausſprechlicher Wonne wahrnahm, weil es dem Herrn ſo gefiel. Alle Empfindungen ſteigern ſich zu einem ſo hohen Grad von Seligkeit, daß es am beſten iſt, darüber zu ſchweigen.

Einmal blieb ich über eine Stunde im ſeligen Schauen und dem Herrn ganz nahe. Da ſprach Er zu mir: „Nun bedenke, meine Tochter, was diejenigen verlieren, die nicht meinen Willen tun, und ſag' es ihnen." O Herr, was hilft mein armes Sagen den Leuten, die durch ihre eigene Verkehrtheit blind ſind, wenn Du ihnen nicht die Augen öffneſt! Einigen Seelen haſt Du das notwendige Licht gegeben, und die Erkenntnis Deiner wundervollen Größe hat ſie zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit geführt. Wer aber, der mein Elend und meine Erbärmlichkeit ſieht, wer kann ſich vorſtellen, daß Du mir eine ungewöhnliche Erleuchtung gegeben haſt! Wer wird meinen Worten glauben! — Geprieſen ſei Dein Name und Deine Barmherzigkeit, denn wenn auch ſonſt niemand — ich weiß, o Herr, welche Veränderung in meiner Seele durch Dich vorgegangen iſt! Seitdem möchte ſie allzeit bei Dir und nicht länger im irdiſchen Leben verweilen, auf welches ich nur mit Verachtung blicken kann. Es kommt mir Alles wie Kehricht vor und ich bin beſchämt, daß wir uns mit ſo niedrigen Dingen beſchäftigen mögen.

Als ich mich bei der edlen Witwe aufhielt, von der ich geſprochen habe, war ich einmal recht unwohl durch mein Herzleiden, das mich früher ſehr heftig quälte, jetzt aber erträglich iſt. In ihrer großen Freundlichkeit ſuchte ſie mich zu zerſtreuen und ließ mir ihre ſehr koſtbaren Juwelen bringen, unter welchen ſich ein beſonders wertvoller Diamantſchmuck befand. Ich mußte traurig lächeln, denn es tat mir weh, zu ſehen, was die Menſchen koſtbar nennen, indem mir die Koſtbarkeiten einfielen, die der Herr uns aufbewahrt; und ich fühlte, daß es mir unmöglich ſein würde, dieſen irdiſchen Schätzen den geringſten Wert beizulegen, ſo lange mir der Herr die Erinnerung der himmliſchen vergönnte. Um aber das hohe Glück einer Seele zu begreifen, die ſo ganz von der Welt abgelöſt iſt, daß ſie mühelos ihrem urſprünglichen Zug zum Göttlichen folgt, muß man es, glaube ich, ſelbſt beſitzen. Und in dieſem Punkt tut Gott Alles. Er prägt uns die ewige Wahrheit und Schönheit auf eine ganz unnachahmliche Weiſe ein und er gibt uns die Einſicht, daß dies unſer Werk nicht iſt und nicht ſein kann. Jetzt hat auch meine Furcht vor dem Tode faſt ganz nachgelaſſen; ſie war früher ungeheuer groß. Für jemand, der Gott liebt und ihm dient, ſcheint mir der Tod namenlos ſüß; in einem Nu iſt die Seele aus ihrem Kerker erlöſt und in die ewige Ruhe verſetzt. Die Extaſen, durch welche Gott die Seele zu ſich emporhebt und ihr den Einblick in die Herrlichkeit ſeines ewigen Reiches gönnt, ſcheinen mir viel Ähnlichkeit mit dem Augenblick zu haben, wo die Seele den Körper verläßt und ſich im Beſitz des höchſten Gutes ſieht. Wer den Kampf beſtanden hat, allen Freuden des Lebens zu entſagen, wird den Todeskampf nicht allzu ſchwer finden, und wer aus Liebe zu Gott auf die Liebe zur Welt verzichtet, wird gern und leicht ſterben.

Meine Extaſen haben mir auch ſehr dazu verholfen, das Irdiſche nach ſeinem wahren Wert zu ſchätzen und den Menſchen als einen Pilger hienieden zu betrachten. Es iſt aber nichts Geringes, dies einzuſehen und zu wiſſen, wo unſer eigentliches Leben beginnt. Wer die Heimat verlaſſen und in der Fremde leben ſoll, dem erleichtert es die beſchwerliche Reiſe ungemein, wenn er das fremde Land ſchon kennt und weiß, daß er daſelbſt ein ſehr ruhiges Leben führen wird. Das gibt der Seele eine große Erhebung und verhilft ihr dazu, die himmliſchen Dinge mit größerer Leichtigkeit zu betrachten und genauer zu erwägen, daß unſer Wandel hienieden — ſchon droben ſein ſoll. Und das iſt keine geringe Gnade. Wenn ſchon der Aufblick zum Himmel die Seele in eine gewiſſe Sammlung verſetzt, um wie viel mehr wird das der Fall ſein, wenn der Herr ihr einen kleinen Einblick in denſelben gewährt. Zuweilen bin ich mit meinen Gedanken ganz ſelig getröſtet bei denen, die droben leben. Nur dieſe ſcheinen mir die wahrhaft Lebendigen, die Erdenbewohner aber Tote zu ſein, mit denen ich keine Gemeinſchaft habe. Das widerfährt mir gewöhnlich dann, wenn ich im hohen Aufflug der Extaſe bin. Wie ein Traum erſcheint mir dann die Welt, die ich mit leiblichen Augen ſehe, während die, welche ich im Geiſte ſchaue, diejenige iſt, nach der ich mich ſehne. O dann möchte ich ſterben, weil ich noch ſo fern von ihr bin.

Endlich aber ſind die Viſionen und Extaſen auch deshalb eine große Gnade Gottes, weil ſie das ſchwere Kreuz erleichtern, welches das Leben auf Erden nun einmal mit ſich bringt, weil nichts uns genügt, nichts uns eine wahre Befriedigung gewährt. Wenn wir nicht zuweilen durch dieſe Beweiſe der göttlichen Huld die Dinge hienieden, wenigſtens auf kurze Zeit, vergäßen: ſo weiß ich nicht, wie wir überhaupt das Leben aushalten könnten. Gott ſei gelobt und geprieſen in alle Ewigkeit! ich bitte Ihn um des koſtbaren Blutes willen, das ſein göttlicher Sohn für mich vergoſſen hat, mich zu behüten, damit ich nicht wie Luzifer falle, nachdem ich einen kleinen Einblick in die Herrlichkeit des Himmels und einen kleinen Vorgeſchmack der ewigen Freuden hatte, und nicht durch meine Schuld all' dieſe ſeligen Güter verliere. Seine Allmacht wolle mich davor bewahren! Zuweilen bangt mir für mein ewiges Heil; gewöhnlich aber ſchöpfe ich Zuverſicht aus jener großen Erbarmung Gottes, die mich aus dem Abgrund der Sünden gezogen hat und jetzt nicht zulaſſen wird, daß ich mich losreiße von ſeiner väterlichen Hand, um elend zugrunde zu gehen. Ich bitte Euere Hochwürden beſtändig, um dieſe Gnade für mich zu flehen.

Solche Huldbeweiſe Gottes an ſich betrachtet ſind ja ſo groß, daß ſich kein Erdenglück mit ihnen vergleichen läßt; und doch gibt es noch größere, die der Seele noch höhere Güter bringen und noch mehr Stärke verleihen.

Am Vorabend des Pfingſtfeſtes nach der Meſſe ſuchte ich mir ein ſtilles Plätzchen, wo ich oft zu beten pflegte, und begann die Schrift eines Karthäuſers[1]) über das Myſterium dieſes Feſtes zu leſen. Sie handelt von den Merkmalen, woran die Anfänger, die Fortſchreitenden und die Vollkommenen erkennen können, ob auf ihrem Wege der Heilige Geiſt mit ihnen ſei. Während ich dieſen dreifachen Zuſtand erwog, ſchien mir, daß durch Gottes Gnade der Heilige Geiſt mich nicht verlaſſen habe, ſo weit ich es beurteilen konnte; und als ich ihm aus ganzem Herzen dafür dankte, entſann ich mich, in früherer Zeit die Abhandlung geleſen zu haben und damals ſehr fern von dem Zuſtand geweſen zu ſein, worin ich mich jetzt befand. Daraus erkannte ich die unſchätzbare Gnade, die Gott mir erwieſen hatte, und ich begann ſofort den Platz in der Hölle zu betrachten, der mir für meine Sünden gebührte. Dann aber pries ich Gott mit gerührtem Herzen, denn der Unterſchied zwiſchen damals und jetzt war ſo groß, daß ich meine eigene Seele kaum erkannte; ſie war wie ausgetauſcht. Dieſe Betrachtung riß mich widerſtandsunfähig in Extaſe. Es war, als wolle ſich meine Seele vom Körper trennen, als könne ſie nicht mehr dieſe Gefangenſchaft ertragen und doch auch wieder, als ſei die Befreiung ein zu hohes Glück für ſie. Die Extaſe war ſo gewaltig, daß ich mich machtlos, willenlos, bewußtlos, ganz anders fühlte, als mir ſonſt zu geſchehen pflegte. Ich ſaß; aber ich mußte mich anlehnen: dermaßen verſagte mir alle natürliche Kraft. Da ſah ich über meinem Kopf eine ungewöhnlich große Taube, deren Flügel ſtatt der Federn — kleine leuchtende Schuppen hatten, welche einen ſtrahlenden Glanz verbreiteten. Mir war, als höre ich das Rauſchen dieſer Flügel. Sie umſchwebte mich während der Dauer eines Ave Maria; dann entſchwand ſie meinem Blick und meine Seele wollte im ſeligen Entzücken dahin ſchmelzen. Dieſer himmliſche Gaſt brachte Ruhe meinem Geiſt, weil mir ſchien, eine ſo wundervolle Heimſuchung müſſe einen großen Frieden hinterlaſſen; und als ich mich dieſem ſüßen Genuß hingab, ſchwand mehr und mehr jede Beklommenheit, und es trat die ſelige Befriedigung der Extaſe ein. Ihre Wonne war ganz übermäßig. Beinahe während der vollen Dauer des Pfingſtfeſtes war ich ſtill betäubt, ſah und hörte nicht, wußte mich vor innerem Jubel gar nicht zu faſſen. Und von jenem Tage an gewahrte ich, daß in mir jede Tugend und beſonders die heilige Liebe zu Gott, einen kräftigen Aufſchwung nehme. Er ſei dafür gebenedeit in Ewigkeit. Amen.

---

[1]) Das Leben Chriſti, von Dionys dem Karthäuſer.

Ein anderes Mal ſah ich die nämliche Taube über dem Haupt eines Dominikanerpaters ſchweben; nur breiteten ſich die Strahlen der leuchtenden Flügel viel weiter aus — und mir wurde klar, daß er gar viele Seelen zu Gott hinführen werde.

Und wieder ein anderes Mal ſah ich den Dominikanerpater[1]), den ich oft genannt habe, von der allerſeligſten Jungfrau mit einem blendendweißen Mantel bedeckt werden. Sie ſagte mir, ſie gebe ihm den Mantel zum Dank für die Hilfe, die er uns bei der Kloſtergründung geleiſtet und für den Dienſt, den er ihr dadurch erwieſen habe; zugleich auch als ein Unterpfand, daß er nie in eine Todſünde fallen und daß er fortan ſeine Seele in großer Reinheit bewahren werde. Dieſe Zuſicherung erfüllte ſich — wie ich feſt überzeugt bin. Er ſtarb nach einigen Jahren; ſein Leben bis dahin war ſo bußfertig und ſein Tod ſo heilig, daß ich darüber, nach menſchlichem Ermeſſen, ganz außer Zweifel bin. Ein Bruder, der bei ſeinem

---

[1]) P. Pedro Ibannez.

Tode gegenwärtig war, erzählte mir, der Pater habe kurz vor ſeinem Ende geſagt, St. Thomas ſei bei ihm geweſen. Er ſtarb frohlockend, weil nun endlich ſein Verlangen erfüllt werde und die irdiſche Verbannung aufhöre. Er war dem Gebet ganz hingegeben, und als er in ſeiner Todeskrankheit vor Schwäche nicht betrachten konnte, hatte er doch häufige Extaſen. Kurz zuvor ſchrieb er mir noch und bat mich, ihm ein Mittel gegen dieſelben anzugeben, da er oft nach der Meſſe in lange Entzückungen falle und ihnen gern widerſtanden hätte. Endlich gab ihm Gott den Lohn für den langen Liebesdienſt ſeines Lebens, und mehrmals iſt er in großer Herrlichkeit mir erſchienen und hat mir wundervolle Dinge geſagt.

Der Rektor der Geſellſchaft Jeſu, den ich oft ſchon nannte, hat große Gnaden von Gott empfangen. Manche ſind mir geoffenbart worden, doch um allzu große Weitſchweifigkeit zu vermeiden, will ich nur Eines anführen. Zu einer Zeit, da er bittere Verfolgungen und Drangſale litt und ich ihn in großer Betrübnis ſah, erblickte ich eines Tages in der Meſſe, im Augenblick der Elevation, Chriſtus am Kreuz in der heiligen Hoſtie. Er ſagte mir ein paar tröſtliche Worte für den Bekümmerten, ſprach davon, was derſelbe ſchon für ihn gelitten habe, daß und was er noch leiden werde, und befahl mir, ihm dies Alles mitzuteilen. Ich tat es. Der fromme Diener Gottes ſchöpfte daraus Mut und Standhaftigkeit, um Alles zu tragen, was der Herr vorher verkündet hatte und was genau eintraf.

Über die ganze Geſellſchaft Jeſu habe ich herr-

Dann eine Purpurroſe
Erblüht in ſtiller Ruh:
Sie deckt mit zartem Schooße
Ihr Bett von Dornen zu.
Die Liebe beut, die ächte,
Dir Roſen dar mit Luſt,
Und drückt das Dorngeflechte
Still in die eigne Bruſt.

Siehſt du die Purpurnelke,
Der Liebe Fackel glühn?
Daß nimmer ſie verwelke,
Muß ſie in Funken ſprühn.
Sie facht das heil'ge Feuer,
Das Er der Welt gebracht,
Daß freier es und treuer
Durchloht die Erdennacht.

Nun ſieh das vierte Zeichen,
Den purpurnen Rubin:
Sein Glanz kann nie entweichen,
Kein Wechſel wandelt ihn.

liche Offenbarungen gehabt. Ich ſah ſie unter anderem im Himmel weiße Fahnen tragend. Dieſe und ähnliche Viſionen und meine Überzeugung, daß ihr Leben ganz in Übereinſtimmung mit jenen iſt, gibt mir eine hohe Verehrung für den Orden, mit deſſen Mitgliedern ich vielfach in Verbindung geweſen bin.

Eines Abends in der Betrachtung ſagte mir der Herr ein paar Worte, die mich vernichteten. Er ſtellte mir die furchtbare Treuloſigkeit meines vergangenen Lebens vor Augen, und obſchon er es ohne alle Strenge tat, ſchmerzte es mich namenlos. Ein einziges ſolches Wort verhilft gründlicher zur Selbſterkenntnis, als eine tagelange Gewiſſenserforſchung; es prägt uns auf eine ganz unwiderſtehliche Weiſe die Wahrheit über uns ſelbſt ein. Er ſtellte mir die Vergänglichkeit der Liebe vor, die ich für Geſchöpfe empfunden hatte und ſagte, ich müſſe eine große Gnade darin erblicken, daß ich die Liebe, trotz des früheren Mißbrauchs, jetzt Ihm zuwenden könne, und daß Er huldvoll genug ſei, ſie nicht zurückzuweiſen. Und ein anderes Mal erinnerte Er mich an jene Zeit, wo ich darauf zu halten ſchien, meine Ehre der ſeinigen vorzuziehen. Und dann wieder an meine Verpflichtung zu unendlicher Dankbarkeit, da Er meine ſchweren Beleidigungen nie anders als mit Gnaden vergolten habe. Auf all' meine Fehler macht er mich ſo aufmerkſam, daß ich vor Beſchämung vergehen möchte, und da ich ſehr viele Fehler habe, geſchieht es ſehr oft. Zuweilen wirft mein Beichtvater ſie mir vor; dann ſuche ich mich im Gebet darüber zu tröſten. Aber ach! der gründlichſte Vorwurf wird mir eben im Gebet gemacht! —

Als mich der Herr an meine edle Vergangenheit erinnerte und ich in Tränen zerfloß, weil mir ſchien, ich hätte noch nie etwas zu ſeiner Ehre in ſeinem Dienſt getan, fiel mir plötzlich ein, ob Er mir vielleicht eine große Gnade erzeigen wolle. Denn Er pflegt es ſo zu halten und mir meine Sünden recht klar zu machen, damit ich deſto beſſer einſehe, wie unverdient ſeine Huld iſt. Darauf hoffte ich alſo und es trat wirklich bald darauf eine ſo hohe Extaſe ein, daß mir war, als ſei mein Geiſt nicht mehr in meinem Körper zu Hauſe; wenigſtens lebte er nicht mehr im leiblichen Leben. Ich ſah die hochheiligſte Menſchheit des Herrn in der wundervollſten Herrlichkeit, die ich je erſchaute, denn ich gewahrte ſie ganz deutlich, nur in einer ganz unbeſchreiblichen Weiſe, im Schoß des ewigen Vaters; und ich hatte das Bewußtſein meiner ſelbſt verloren und befand mich in Gegenwart der Gottheit. Tage vergingen, bevor ich von dieſem gewaltigen Eindruck mich erholte, und noch immer meine ich die unbegreifliche Majeſtät des Gottesſohnes vor Augen zu haben. Zwar nicht in jener vollen Glorie; denn ich weiß wohl, daß es jetzt keine Viſion, ſondern nur die Folge des ungeheuren Eindrucks iſt, den die Einbildungskraft auf längere Zeit von jener kurzen Anſchauung empfing, die mir ebenſo tröſtlich als nützlich war.

Noch dreimal hatte ich dieſe nämliche Viſion, die erhabenſte von allen, mit denen der Herr je mich begnadet hat und die fruchtbringendſte in ihren Wirkungen. Sie läutert dergeſtalt die Seele, daß die böſe Begierlichkeit faſt alle Kraft verliert. Sie gleicht einer großen Flamme, die alle irdiſchen Wünſche ergreift und verzehrt. Richteten ſich die meinigen, Gott ſei gelobt, auch nicht mehr auf die Eitelkeiten der Welt: ſo wurde mir deren Nichtigkeit und die Armſeligkeit deſſen, was auf Erden als Größe gilt, bis zur äußerſten Evidenz anſchaulich. Einen mächtigeren Sporn, um unſer ganzes Verlangen auf die ewige Wahrheit zu richten, gibt es nicht. Eine übernatürliche Ehrfurcht vor der Gegenwart Gottes iſt mir eingeprägt geblieben, und nie hätte ich ſie in dieſem Grade auf eine andere Art erlangen können. Ich entſetze mich vor der Möglichkeit, dieſe Majeſtät beleidigt zu ſehen und noch mehr davor, ſelbſt ſie zu beleidigen. Oft ſchon habe ich von den vorteilhaften Wirkungen der Viſionen auf die Seele geſprochen und ſie mehr oder minder eindringlich und kräftig genannt. Von dieſer Viſion geht entſchieden die großartigſte Wirkung aus. Wenn ich zur Kommunion mich vorbereite und an jene unerhörte Majeſtät denke und mir vergegenwärtige, daß die hochheilige Hoſtie ſie umſchließt, und nun gar der Herr, wie das oft geſchieht, ſich mir im Heiligſten Sakrament zeigt: ſo ſträubt ſich mir das Haar auf dem Kopf und ich möchte vergehen vor Demut. O Herr, wenn Du nicht Deine Größe im hochheiligſten Sakrament mild verſchleierteſt, wie dürften wir es wagen, ſo oft unſer elendes, niedriges Weſen mit Deiner erhabenen Herrlichkeit zu vereinigen! Sei geprieſen, o Herr, von den Engeln und von allen Geſchöpfen, daß Du Dich unſerer Armſeligkeit genug anbequemſt, um uns den Genuß Deiner Gnaden zu gönnen. Denn wir in unſerer Schwäche und Niedrigkeit könnten gar leicht durch den Anblick Deiner Glorie dermaßen erſchreckt werden, daß wir nicht imſtande wären, die Wonnen zu genießen, die Du uns bereiteſt.

Ich kann den Vergleich hier anwenden mit jenem Ackersmann, der einen Schatz fand. Dies Ereignis erfüllte und beſchäftigte ſeine gemeine Seele dermaßen, daß er vor Angſt und Bekümmernis hinſiechte und ſtarb, denn er wußte den Schatz weder zu hüten, noch zu verwenden. Hätte er ihn nicht auf einmal, ſondern nach und nach gefunden, und ſich in ſeiner Armut damit erhalten, ſo hätte er ein ſehr zufriedenes Leben geführt, während er jetzt elend umkam. O mein Gott! Du Reichtum der Armen! wie wunderbar weißt Du die Seelen zu nähren, indem Du ihnen allmählich Deine Schätze zukommen läßt! ſtaunend bewundere ich Deine unendliche Weisheit, die mit der armen kleinen Hoſtie Deine unermeßliche Majeſtät für uns ſchwache Geſchöpfe verhüllt! Du allein, Du Spender aller Gnaden, kannſt mir Mut und Kraft geben, um mich Dir im Sakrament zu nahen. O Herr! es iſt unmöglich, Deine Wunder nicht mit lauter Stimme zu verkündigen. Was muß ich erbärmliches, ſündenbeladenes Weſen, das ein ganzes Leben in der Gottentfremdung verſchwendet hat, nicht empfinden, wenn Du willſt, daß es Deine Herrlichkeit ſchaue? Wie dürfen meine Lippen, die ſich durch ſo manches Wort gegen Dich verſündigt haben, Deinen verklärten, unendlich lauteren Leib berühren? Wie muß die Liebe und die Zärtlichkeit, die Dein göttlich-ſchönes Angeſicht mir zeigt, weit mehr als die Furcht vor Deiner Erhabenheit, meine Seele mit Schmerz erfüllen, weil ich ſo wenig Dir gedient habe! — Was ſoll ich weiter ſagen von meinen Empfindungen bei jenen zwei großen Viſionen? O Herr der Herrlichkeit! darf ich ſagen, daß ich glaube, durch den unausſprechlichen Schmerz, der dabei meine Seele erfüllte, Dir ein wenig meine Ehrfurcht ausgedrückt zu haben? — Ach, ich weiß nicht, was ich ſage, was ich ſchreibe! ich bin ganz verſtört, ganz außer mir, wenn ich jener Extaſen gedenke. Kämen jene Gefühle der Ehrfurcht aus mir, ſo könnten ſie Dir freilich wohlgefällig ſein; da Du aber jeden guten Gedanken gibſt, ſo bin ich nur Deine dankbare Schuldnerin, und Du, o Herr, biſt und bleibſt der Beleidigte.

Als ich einmal kommunizieren wollte, ſah ich in der heiligen Hoſtie, die der Prieſter in Händen hielt, Chriſtus in ſeiner ganzen Glorie; zugleich aber auch zwei gräßliche Teufelsgeſtalten, die mit ihren Hörnern den Hals des armen Prieſters umſpannten. Und ich erkannte, daß dies um ſeiner Sünden willen geſchehe und daß er Gott ſchwer beleidigt habe. Es war grauſig, die göttliche Schönheit zwiſchen den Teufelsfratzen zu ſehen! ſie ſelbſt ſchienen darüber entſetzt zu ſein und wären wohl gern entflohen, wenn der Herr es geſtattet hätte. Ich geriet in ſolche Beängſtigung, daß ich nicht begreife, wie ich kommunizieren konnte. Mir ſchien, eine göttliche Viſion könne mir unmöglich das Sündenelend dieſer Seele offenbaren. Aber der Herr ſagte mir, ich möge für ſie beten und Er habe die Viſion mir geben wollen, um mir einen Begriff von der Kraft der Worte der Konſekration beizubringen, die ganz unabhängig von der Bosheit des Prieſters ihre Wirkung nie verfehlten — und um mir die unendliche Güte Gottes zu zeigen, der um mich und um alle arme Sünder zu retten, ſich immer wieder den Händen eines Judas überliefere. — Dieſe Viſion machte mir die Verpflichtung des Prieſters zu einer höheren Tugendſtufe recht deutlich, und zeigte mir, welche furchtbare Gefahr der unwürdige Genuß des hochheiligſten Sakramentes mit ſich bringt, und wie ſehr der Teufel im Beſitz einer Seele iſt, die ſich im Stande der Todſünde befindet. Dieſe Erkenntnis brachte mir den großen Vorteil, daß ſie mich zu heißem Dank für tauſend Gnaden Gottes antrieb. Er ſei geprieſen in Ewigkeit.

Eine andere Viſion erſchreckte mich ebenfalls ganz außerordentlich. Ich befand mich in einer Stadt, wo eine Perſon ſtarb, die, wie alle Welt wußte, ein recht ſchlechtes Leben geführt hatte, ausgenommen in den letzten zwei Jahren. Da war ſie ſehr krank und ſchien ſich in mancher Beziehung gebeſſert zu haben. Deshalb war ich auch nicht ſehr beſorgt, als ich erfuhr, ſie ſei ohne die Sterbſakramente geſtorben. Man ſchritt zu ihrer Beſtattung und hüllte ſie in das Leichentuch ein: da ſah ich eine Schar von Teufeln, die den Körper ergriffen, mit ihm ſpielten, ihn an großen Haken hin und wieder zerrten und ihn zu ſtrafen ſchienen. Dieſer Anblick erfüllte mich mit grenzenloſem Entſetzen und doch pries ich Gottes Güte, als ich die Leiche mit aller üblichen Ehre und Feierlichkeit beerdigen ſah, denn dieſe Güte hatte ja verhindert, daß das Andenken der armen Seele, die in der Feindſchaft Gottes abgeſchieden war, nicht vor der Welt mit Schmach bedeckt werde. Während des Gottesdienſtes ſah ich keine böſen Geiſter; allein ſie füllten dermaßen die Gruft, worin man den Leichnam verſenkte, daß ich ganz außer mir war und mich mit größter Anſtrengung beherrſchen mußte, denn mich überfiel ein Grauen bei dem Gedanken, was wohl aus der armen Seele werden möge, wenn ſchon der unglückliche Leib ſo ſchauderhaft mißhandelt werde. Wollte Gott, alle diejenigen, die ſich in einem gefährlichen Seelenzuſtand befinden, hätten dies grauſige Schauſpiel geſehen! ich meine, es müßte ſie bekehrt haben. Mir zeigte es den Zuſtand und die verdienten Strafen, von denen Gott mich befreit hat. Trotz meiner tiefen Dankbarkeit konnte ich mich der Furcht nicht erwehren, der Lügengeiſt habe mir dies Trugbild vorgeſpiegelt, um jene Seele, die freilich nie für gottesfürchtig galt, zu entehren — und dieſe Furcht währte fort, bis ich meinem Beichtvater die Sache mitteilte. Über die Möglichkeit eines Trugbildes habe ich mich ſeitdem beruhigt, aber ich zittere noch jetzt, wenn ich jenes Anblicks gedenke.

Da ich eben von Viſionen über Abgeſtorbene ſpreche, will ich erwähnen, was der Herr mir über einige Seelen geoffenbart hat, aber in aller Kürze, weil es für niemand von Nutzen ſein kann.

Ein Vater unſeres Ordens, der früher unſer Provinzial geweſen und es jetzt in einer anderen Ordensprovinz war, wurde in die Ewigkeit gerufen. Er war ein Mann von hoher Vollkommenheit; ich hatte ihn gut gekannt und verdankte ihm viel. Sein Tod verſtörte mich dennoch, denn er war zwanzig Jahre Provinzial geweſen, und ich zittere immer für das Seelenheit derjenigen, welche die ſchwere und gefährliche Verantwortung für die Leitung anderer Seelen haben. Ich ging ſehr traurig in's Oratorium und bat den Herrn, das wenige Gute, das ich etwa getan, mit ſeinen unendlichen Verdienſten zu vereinigen und Alles jener armen Seele zuzuwenden, damit ſie aus dem Purgatorium befreit werde. Während ich den Herrn recht inbrünſtig anflehte, meinte ich zu meiner Rechten die befreite Seele aus der Tiefe der Erde mit großer Freude zum Himmel auffſteigen zu ſehen. Der Pater ſtarb im hohen Alter; jetzt ſchien er kaum dreißig Jahre zu zählen und ſein Antlitz war verklärt. So flüchtig die Viſion war, tröſtete ſie mich doch über die Maßen und ſein Tod betrübte mich nicht mehr, während andere Perſonen, die ihn ſehr liebten, untröſtlich waren. Mir gab die Zuverſicht, daß ich über ſeinen Zuſtand eine Offenbarung Gottes hatte, eine unſägliche Ruhe. Indeſſen betete ich noch immer für ihn und empfahl ihn auch dem Gebet Anderer, denn er war erſt vor vierzehn Tagen geſtorben; — nur konnte ich es nicht mit jenem Eifer tun, den ich ohne die Viſion gehabt hätte, weil unſere Gebete mir in dieſem Fall und in ähnlichen vorkamen wie Almoſen, die man einem reichen Mann ſpendet. Er ſtarb in einer weit entfernten Stadt und ich erfuhr ſpäter, ſein Ende ſei äußerſt erbaulich geweſen und ſeine Demut, ſeine Tränen, ſeine Erkenntlichkeit für Gottes Gnade, habe alle Anweſenden tief gerührt.

Eine Nonne dieſes Hauſes, eine gar gute Dienerin Gottes, war vor kaum ſechsunddreißig Stunden geſtorben, und ich betete im Chor mit einer anderen Nonne das Totenoffizium für ſie. Ich war eben aufgeſtanden, um die Lektion zu leſen, als ich mitten in derſelben die Abgeſtorbene zu ſehen meinte, die aus der Tiefe zum Himmel aufſtieg. Dies war eine rein geiſtige Viſion, keine bildweiſe, gleich der erſten; ging ſie aber auch nur im Geiſte vor, wie andere, die ich beſchrieben habe: ſo iſt ſie darum nicht minder ſicher und wahr.

Eine andere Nonne dieſes Hauſes ſtarb kaum zwanzig Jahre alt: — eine ſehr vollkommene Seele, ſehr gottesfürchtig, ſehr eifrig zum Gebet und ſehr kränklich. Ich hoffte, ſie würde nach einem ſo tugendhaften und ſo mühſeligen Leben nicht in's Purgatorium kommen. Vier Stunden nach ihrem Tode ſollte ſie begraben werden. Da ſah ich ſie, während ich die Horen im Chor betete, aus der Tiefe zum Himmel ſich erheben.

Einmal war ich in einer Kirche, die zu einem Jeſuiten-Kollegium gehörte, an Körper und Geiſt ermüdet, wie mir das zuweilen geſchieht. Ich glaubte keines guten Gedankens in dieſer unmäßigen Erſchöpfung fähig zu ſein. Da erfuhr ich, daß in der verfloſſenen Nacht ein Bruder in dieſem Hauſe geſtorben ſei. Ich fing an, für ihn zu beten ſo gut es eben ging, und als ich einer Meſſe beiwohnte, die ein Pater der Geſellſchaft für ihn las, fiel ich in tiefe Geiſtesſammlung und ſah ihn ſelig und verklärt und vom Herrn ſelbſt geleitet zum Himel eingehen.

Ein außerordentlich guter Pater unſeres Ordens war ſehr krank. Ich hatte während der Meſſe eine Geiſtesſammlung und ſah ihn nach ſeinem Tode nicht in's Fegfeuer, ſondern in den Himmel eingehen. In demſelben Augenblick, da ich dieſe Viſion hatte, ſtarb er, wie ich ſpäter erfuhr. Ich wunderte mich ſehr, daß ihm das Purgatorium erlaſſen worden ſei. Da gab mir der Herr zu verſtehen, er ſei ſtets Ordensmann und ſeinem Beruf treu geweſen: deshalb wären ihm die Abläſſe, deren ſich unſer Orden durch beſondere Bullen erfreut, zu gut gekommen. Ich weiß nicht recht, weshalb mir dieſe Offenbarung wurde! vielleicht um mir anzudeuten, daß die Vollkommenheit, aber nicht der Ordenshabit, der wahre Vorteil des Ordensſtandes iſt.

Genug von dieſen Dingen, die nur einen Teil der Viſionen ausmachen, womit der Herr mich begnadigt hat. Ich will aber bemerken, daß ich nie eine Seele ganz vom Purgatorium befreit geſehen habe, außer dem heil. Bruder Petrus de Alcantara und den beiden ebengenannten Ordensmännern; und daß ich über mehrere Seelen eine Viſion hatte in Betreff der Stufen, die ſie in der ewigen Glorie einnehmen und die von großer Verſchiedenheit ſind.

* * *

In feſter, ſtarker Helle
Lenkt er des Eifers Schritt,
Wenn der dem Tod, der Hölle
Siegreich entgegen tritt.

O heil'ge Purpurtraube,
Was wäre wohl ihr gleich!
Dem Flüchtling aus dem Staube
Wirbt ſie ein Königreich.
Sie füllt des Graales Schaale,
Die ſtillt des Durſtes Glut,
Und labt beim Gottesmale
Ihn — ach! mit Gottes Blut.

Von dieſen Wundergaben,
Was, Seele, wählſt du heut? — —
Ich muß ſie Alle haben
Als bräutliches Geſchmeid!
Das Siegel — auf den Willen,
Ihn prägend, daß ich Sein;
Und auf der Stirn des ſtillen
Dornroſenkranzes Schein.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Erhörungen, die auf ihre Fürbitte erfolgen. Der heilige Stuhl erteilt ein Breve, welches die Gründung des Kloſters auf Armut geſtattet.

Eine Perſon, der ich ſehr verpflichtet war, lief große Gefahr zu erblinden. Das betrübte mich ſehr. Ich beſchwor den Herrn, ihr das Augenlicht wieder zu ſchenken und fürchtete, Er werde mich um meiner Sünden willen nicht erhören. Da erſchien Er mir ganz wie früher, zeigte mir die Wunde ſeiner linken Hand und zog mit der Rechten den großen Nagel aus ihrer Mitte, an welchem Fleiſch hing. Mit Jammer fühlte ich dieſe Schmerzen und Er ſagte mir, da Er ſie meinetwegen habe dulden wollen, ſo dürfe ich nicht zweifeln, daß Er meine Bitten erhören werde, denn Er wiſſe, ich würde nur das erbitten, was zu ſeiner größeren Ehre gereiche. Zu einer Zeit, da ich nicht ihm diente, habe Er meine Bitten ſtets in viel größerem Umfange erfüllt, als ich es mir hätte träumen laſſen; um wie viel mehr werde Er es jetzt tun, da Er wiſſe, daß ich Ihn liebe. Alſo kein Zweifel mehr. Das, was ich jetzt erbitte, ſolle geſchehen. — Kaum waren acht Tage vergangen, ſo hatte jene Perſon ihr Augenlicht wieder erlangt: — vielleicht nicht durch die Kraft meines Gebetes, aber wegen der beſonderen Huld, die mir der Herr mit ſo großer Beſtimmtheit in jener Viſion zugeſagt hatte. Mein Beichtvater erfuhr ſogleich jene Heilung und ich dankte Gott dafür.

Eine andere Perſönlichkeit litt außerordentlich an einem, ich weiß nicht welchem ſchmerzlichen Übel. Seit zwei Monaten waren ihren Qualen ſo unerträglich, daß ſie wie auf der Folter lag. Mein Beichtvater — damals der Pater Rektor der Jeſuiten — beſuchte ſie zuweilen, war ganz von Mitleid mit ihrem Zuſtande durchdrungen und bat mich, ſie zu beſuchen. Da der Kranke mit mir verwandt war, ſtand dem nichts entgegen. Ich ging zu ihm und ſein kläglicher Zuſtand erbarmte mich dermaßen, daß ich den Herrn mit Bitten um ſeine Geneſung beſtürmte. Und jetzt ſah ich deutlich, mein' ich, die Gnade, die Er mir erwies, denn Tags darauf war der Kranke friſch und geſund und von ſeinen Schmerzen erlöſt.

Zu meinem bitteren Kummer erfuhr ich einmal, daß eine Perſon, die ſehr gütig für mich geweſen war, im Begriffe ſtehe, etwas zu tun, was Gott ſehr beleidigte und ihre Seele ſehr beſchädigte. Ihr Entſchluß war ganz feſt, und da ich kein Mittel wußte, um ſie davon abzubringen, grämte ich mich ſehr. Da wendete ich mich von ganzem Herzen flehend an Gott, aber ohne daß meine Bekümmernis ſich dadurch verringert hätte, und traurig ging ich nach einer der kleinen Einſiedeleien, die wir im Kloſter eingerichtet haben. Ein

Bild des gegeißelten Heilands an der Säule befand ſich darin. Während ich mich auf's Neue flehend an ſeine Barmherzigkeit wendete, vernahm ich eine Stimme, die ſehr ſüß, aber undeutlich, etwa wie ein liebliches Ohrenklingen, zu mir ſprach. Ich konnte nicht die Worte verſtehen, ſo ſehr ich mich anſtrengte. Das beunruhigte mich umſomehr, als das Ganze ſchnell vorüberging. Da trat denn auch wieder bei mir Ruhe ein und ein ſo großes inneres Wonnegefühl, daß ich mich ſehr wunderte, wie das bloße Hören einer Stimme, die ich mit meinem leiblichen Ohr vernahm, ohne irgend ein Wort, eine ſolche Wirkung auf meine Seele haben könne. Ich entnahm daraus die Gewährung meiner Bitte und der Kummer ſchwand, den dieſe Sache mir machte. Obſchon ſie faſt entſchieden war, wurde ſie doch gleich darauf rückgängig gemacht. Ich teilte dies meinen Beichtvätern mit. Ich hatte damals zwei, und beide waren große Diener Gottes und ſehr gelehrt.

Ich kannte eine Perſon, die ſich entſchloſſen hatte, mit großer Treue Gott zu dienen. Sie übte ſich ſeit einiger Zeit im betrachtenden Gebet und empfing darin vielfache Gnaden. Zu meiner größten Betrübnis erfuhr ich, daß ſie wegen gewiſſer Verhältniſſe dieſe heilſame Übung vernachläſſige, und daß ſie keineswegs äußerſt gefährliche Gelegenheiten fliehe. Ich liebte ſie ſehr und ſchuldete ihr großen Dank. Um ſo tiefer war mein Kummer, und während eines ganzen Monats tat ich nichts Anderes, als Gott um die Bekehrung dieſer Seele zu bitten. Da endlich ſah ich eines Tages im Gebete einen böſen Geiſt neben mir, der mit höchſtem Unwillen einige Papiere zerriß, die er in der Hand hielt. Aus dem großen Troſt, den dieſer Anblick mir gewährte, ſchöpfte ich die Hoffnung, daß mein Gebet erhört ſei. So war es in der Tat. Ich hörte bald darauf, es ſei eine ſehr reuevolle Beicht und eine ſo gründliche Bekehrung erfolgt, daß mit Gottes Gnade auf beharrlichen Fortſchritt im Guten zu hoffen ſei. Der Herr ſei geprieſen in Ewigkeit. Amen.

Wie oft der Herr meine Bitten erhört und Seelen von ſchweren Sünden oder aus dem Fegfeuer befreit und andere Seelen zu höherer Vollkommenheit geführt und überhaupt manche andere große Dinge mir gewährt hat — das iſt gar nicht zu ſagen. Wollte ich Alles aufzählen, ſo würde ich nur mich ſelbſt, ſo wie jeden, der dies lieſt, ermüden. Die Gebetserhörungen betrafen viel mehr das Heil der Seelen, als die Geſundheit des Körpers; dies iſt eine bekannte Sache, die von vielen Perſonen bezeugt werden kann. Oft, recht oft beunruhigten mich dieſe Erhörungen. weil es mir unmöglich war, trotz aller Überzeugung, daß jede Gnade der Güte Gottes entfließt — ſie nicht meinem Gebete zuzuſchreiben. Jetzt aber iſt es ſo häufig geſchehen und ſo manche Perſonen haben es erlebt, daß es mich nicht mehr beunruhigt. Ich preiſe den Herrn dafür und fühle mich nur umſomehr in ſeiner Schuld, denn Er will ja durch dieſe Gnaden nichts anderes bewirken, als die Flamme meiner Liebe zu entzünden, damit ich wünſche, ihm beſſer zu dienen. Worüber ich am meiſten im Betreff der Fürbitte ſtaune, das iſt dieſes: um Dinge, die dem Herrn nicht gefällig ſind, vermag ich gar nicht kräftig zu bitten. Wenn ich mich auch anſtrenge, bleibt mein Gebet doch kalt, zerſtreut und matt, und erhebt ſich nie zu jener Innigkeit, mit der ich ihn bitten und anflehen und immer wieder beläſtigen kann, ſobald es Dinge betrifft, die Er genehmigen will. Obgleich ich dies nicht voraus wiſſen kann, fühle ich mich unwiderſtehlich angetrieben, Ihn mit Bitten zu beſtürmen. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Bittweiſen iſt unbeſchreiblich groß! Möge ich eifrige Andacht in mir ſpüren oder nicht, immer ſuche ich mein Gebet aufmerkſam und innig zu verrichten; aber es fällt ganz verſchieden aus und wenn die Sache mir auch noch ſo ſehr am Herzen liegt. Einmal iſt es, wie wenn ein Menſch mit ſchwerer Zunge mühſam und ſo undeutlich ſpräche, daß er ſelbſt einſieht, man verſtehe ihn nicht; ein anderes Mal ſpricht er klar und deutlich und bemerkt, daß man ihm gern zuhört. Die eine Weiſe läßt ſich mit dem mündlichen Gebet vergleichen und die andere mit jener erhabenen Betrachtung, in welcher der Herr uns kundgibt, daß er uns höre und daß er Freude habe an unſerer Bitte und daß er ſie gewähren wolle. Er, der ſo viel uns gibt, ſei geprieſen in Ewigkeit! aber ach! wie wenig gebe'ich ihm! denn ein Geſchöpf das Deinetwegen nicht Allem entſagt — was gibt es Dir, o Herr? und wie weit, wie weit, wie viel tauſend Meilen weit bin ich davon entfernt, es zu tun! Hätte ich auch keine anderen Gründe — ſchon deshalb allein möchte ich ſterben, denn ich lebe nicht ſo, wie ich es Deiner Liebe ſchuldig bin. Welche Unvollkommenheiten ſehe ich in mir! welche Lauheit in Deinem Dienſte. Wahrlich, ich möchte zuweilen bewußtlos ſein, um nicht das Bewußtſein meiner Bosheit zu haben. O Herr, hilf meinem Elend!

Während meines Aufenthaltes bei der edlen Witwe, von der ich geſprochen habe, war eine beſtändige Wachſamkeit und Betrachtung der Eitelkeit alles Irdiſchen mir höchſt notwendig, denn ich wurde in ihrem Hauſe ſehr geſchätzt und gelobt. Da gab es tauſend Veranlaſſungen zur Selbſtgefälligkeit! allein ich blickte auf Den, der im wahren Licht die Dinge der Welt ſchaut und bat ihn, mir dies Licht zu gewähren und mich an ſeiner Hand zu führen.

Da ich vom wahren Licht ſpreche, fällt mir ein, welche Qual es für Perſonen, denen Gott dieſe Gabe ſchenkte, iſt, weltliche Geſchäfte zu beſorgen, die meiſtens ſo wenig wirklich Wahres enthalten. Der Herr ſelbſt hat mir einmal geſagt, daß die meiſten Dinge, die ich ſchreibe, nicht aus meinem Kopfe ſtammen, ſondern von meinem himmliſchen Meiſter mir diktiert werden; deshalb bemerke ich ausdrücklich: wenn ich ſage: „der Herr ſagte mir“ — oder „ich hörte die Worte“: ſo würde ich mir ein Gewiſſen daraus machen, eine Silbe auszulaſſen oder beizuſetzen. Entſinne ich mich aber nicht genau ſeiner Worte, ſo ſpreche ich wie aus mir ſelbſt, weil in der Tat etwas von meinen eigenen Gedanken dabei ſein kann. Die guten Gedanken ſind jedoch nie von mir; Gott gibt ſie mir ohne mein Verdienſt. Was ich „mein“ nennen kann iſt das, worüber ich keine Offenbarung habe.

Aber ach! wie oft geſchieht es, daß wir in geiſtlichen wie in weltlichen Dingen, nach unſerer Einſicht, gänzlich der Wahrheit zuwider urteilen. So z. B. wollen wir nicht ſelten unſeren Fortſchritt im inneren Leben nach der Zahl der Jahre berechnen, ſeitdem wir das betrachtende Gebet übten. Wir dürfen jedoch die freie Gabe Gottes keiner Berechnung unterwerfen. Er kann dem Einen mehr Gnade in ſechs Monaten geben, als dem Anderen in zwanzig Jahren. Ich hatte ſo oft Gelegenheit, dies zu bemerken, daß ich mich wundere, wie man darüber noch im Zweifel ſein könne. Das wird freilich nicht demjenigen begegnen, der erleuchtet und demütig genug iſt, um die Geiſter zu unterſcheiden. Er wird die Wirkungen der wahren Liebe nach ihren großmütigen Entſchlüſſen zum Dienſte des Herrn beurteilen und darin den Fortſchritt der Seelen ſuchen; — denn der Herr gibt ihn wem Er will und ſieht dabei nicht auf die Zeit, ſondern auf die beſſere Vorbereitung. Gar häufig ſehe ich junge Fräulein von vornehmer Familie in dies Kloſter eintreten. Gott gibt ihnen ein wenig Licht und Liebe, die Gnade ergreift ſie, und ohne die Mühſeligkeiten eines ſtrengen und armen Lebens zu beachten, ſchließen ſie ſich freudig für immer in ein Haus ohne Einkünfte ein und ſchätzen das Leben nur inſofern, als ſie es Dem widmen, von deſſen Liebe ſie durchdrungen ſind. Seinetwegen verlaſſen ſie Alles, geben ihren Willen auf, fürchten nicht die Klauſur, nicht die Dürftigkeit, bieten ſich ganz und gar als eine freudige Opfergabe Gott dar. Wie muß ich mich durch ihr beſchämendes Beiſpiel vor Gott demütigen! was Er bei mir nach ſo vielen Gnaden, nach ſo langen Jahren des Gebetes, nicht erreichte — das erreicht er bei ihnen in drei Monaten, ja bei Einer in drei Tagen, obſchon er ſie nicht, wie mich, mit der Fülle ſeiner Gaben überſchüttet. Indeſſen vermiſſen ſie nicht den ſüßeſten Lohn und keine von ihnen bedauert, ſich Ihm geweiht zu haben.

Ich wünſchte alſo, wir vergäßen in dieſer Beziehung die Jahre ſeit unſerer Profeß oder ſeit unſerer Übung des betrachtenden Gebetes, damit wir nicht diejenigen ſtören, die in kurzer Zeit raſcher vorwärts kommen und noch viel weniger ſie zurückhalten und ihnen unſeren langſameren Schritt aufzwingen. Gibt ihnen Gott die Gnade, wie Adler zu fliegen, ſo dürfen wir ſie nicht wie Vögel ohne Schwungfedern flattern laſſen. Wir brauchen nur in Demut auf Gottes Führung zu ſchauen: läßt er ihnen die Zügel ſchießen, ſo wird er ſie ſchon vor dem Sturze bewahren. Ihr unbedingtes Vertrauen auf Gott ſtützt ſich auf die Glaubenslehren. Haben wir nicht dies hohe Vertrauen, ſind unſere Seelen dieſes kühnen Fluges nicht fähig, ſo ſollten wir jene wenigſtens nicht nach unſerem geringeren Maß meſſen. Sind wir nicht fähig zu großen Entſchlüſſen und zu deren Ausführung, ſo iſt es ſehr ſchwer, für uns ſie richtig zu beurteilen. Umſomehr müſſen wir uns hüten, ſie nicht zu tadeln, ſondern wir ſollen demütig ihren Fortſchritt bewundern und darin keine Beeinträchtigung für uns entdecken. Im Gegenteil! Gott gibt uns ja dadurch eine Veranlaſſung, genauer zu erkennen, wie viel uns fehlt und wie weit jene Seelen uns in der Liebe zu Gott und in der Verachtung der Welt übertreffen, da der Herr ſie ſo mächtig zu ſich zieht.

Es iſt unmöglich, ſich die Welt unter die Füße zu legen ohne eine große heilige Liebeskraft. Ich ziehe alſo ein Gebet, welches dieſe Kraft entwickelt und entflammt, und werde es auch nur ſeit kurzer Zeit geübt, bei weitem einer langjährigen Gebetsübung vor, die keine andere Wirkung auf die Seele macht, als die: das Wenigſte des Wenigen, einen Strohhalm, ein Atom, für Gott zu tun. Wir ſollten uns ſchämen, ſolche Kleinigkeiten als Abtötung zu betrachten und ſo zu nennen. Sie können nie dafür gelten und wenn wir ſie noch ſo häufig üben. Ach, ich ſelbſt mache es ja nicht anders! jeden Augenblick vergeſſe ich die Kraft der göttlichen Gnade. Der Herr in ſeiner überſchwänglichen Güte verachtet freilich auch das Wenige nicht; aber ich mußte erkennen, daß es nichts iſt, weil ich nichts bin. Vergib mir, o Herr, und ſtrafe mich nicht, daß ich mich mit dieſen Kleinigkeiten über den Schmerz zu tröſten ſuche, Dir durch große Dinge nicht dienen zu können. Vermöchte ich das, ſo würde ich auf jene keinen Wert legen. Glücklich die Seelen, die herrliche Werke in Deinem Dienſte vollführen! Genügte es, ſie zu bewundern und zu beneiden, um ihnen zu gleichen: ſo würde ich nicht hinter ihnen zurückbleiben. Aber ich tauge zu nichts. Herr, Du liebſt mich ja; o gib mir Kraft, um Dir wahrhaft zu dienen.

Um dieſe Zeit kam das Breve aus Rom, das dem Kloſter die Gründung auf Armut erlaubte. Es wurde nun endlich vollendet. Als ich dieſe Freude hatte und der Mühſeligkeiten gedachte, die dazwiſchen lagen, bis es zu dieſem Abſchluß kam, dankte ich dem Herrn, der mich als Werkzeug in dieſer Sache brauchen wollte. Was mein Tun betraf, ſo fand ich es bei einigem Nachdenken unvollkommen und fehlerhaft über die Maßen, oft kleinmütig, öfter kleingläubig. Bis zur Stunde, wo Alles erfüllt war, was der Herr mir in Betreff dieſes Hauſes geſagt, hatte ich einerſeits die Erfüllung nie bezweifelt und andererſeits doch nicht unerſchütterlich an ſie geglaubt. Wie ſich das vereinigen läßt, weiß ich nicht! ſehr oft ſchien ſie mir unmöglich, ſehr oft zweifellos gewiß. Endlich beruhigte ich mich mit der Vorſtellung, daß der Herr das Zweckmäßige und ich das Verkehrte tue, und ich dachte nicht weiter darüber nach. Ich möchte es überhaupt vergeſſen, damit nicht die Erinnerung an meine tauſend Fehler meiner Hinfälligkeit neue Verſuchungen bereiten. Gott ſei geprieſen, der nach ſeinem Gefallen aus dem Übel Gutes hervorruft. Amen.

Ferner ſage ich, es iſt gefährlich, die Jahre aufzuzählen, die man der Übung des betrachtenden Gebetes gewidmet hat; denn ſei man auch noch ſo demütig, der Gedanke kommt gar leicht, als ob man wohl einen kleinen Lohn dafür verdiene. Ja, man verdient ihn und wird ihn zu rechter Zeit reichlich erhalten. Wer aber meint, er habe durch jene lange Übung einen Anſpruch auf hohe geiſtige Wonne, von dem bin ich feſt überzeugt, daß er die höchſten nicht erlangen werde, und wenn er auch ein ſehr geiſtiges Leben führt. Iſt es denn wenig, daß er, von Gottes Hand gehalten, in keine Beleidigung der erhabenſten Majeſtät verfällt — wie das geſchah, bevor er das betrachtende Gebet

Die Fackel will ich tragen,
Treu in Barmherzigkeit;
Mit dem Rubin mich wagen
Voll Muth in jeden Streit;
Und ſie, die Purpurtraube,
Sie ſoll mir Kraft verleihn,
Zu geh'n aus dieſem Staube
In's Himmelreich hinein. —

Wohl ſind die hehren Güter
Jetzt dein, o Gnadenkind!
Die Demuth ſei ihr Hüter,
Sonſt weht ſie fort der Wind.
Nicht du haſt ſie erworben,
Wie oft der Stolz es denkt!
Dein Gott, für dich geſtorben,
Der hat ſie dir geſchenkt.

übte? will er dem Herrn einen Prozeß machen? Das kommt mir nicht demütig vor. Vielleicht irre ich; aber ich möchte es ſehr frech nennen; denn ich, ob zwar ich leider ſehr wenig demütig bin, hätte niemals ſo etwas gewagt, was aber auch daher kommen mag, daß ich noch nie etwas für Gott tat. Wäre es geſchehen, ach! ich hätte wohl mehr als jeder Andere meinen Lohn von Gott verlangt.

Iſt das Gebet demütig geweſen, ſo wird Gott der Seele zum Fortſchritt verhelfen; nur muß ſie ihm nicht die Zeit gleichſam vorrechnen, welche ſie in ſeinem Dienſt hinbrachte, denn was iſt all' unſer erbärmliches Tun im Vergleich mit einem einzigen Blutstropfen von den vielen tauſenden, die der Herr für uns vergoß! Je mehr wir ihm dienen, deſto dankbarer müſſen wir ihm ſein, denn wenn wir ihm einen Kreuzer unſerer ungeheueren Schuld abtragen, ſo geht er in göttlicher Freigebigkeit ſo weit, uns tauſend Dukaten zu ſchenken. Ach, wir wollen aus Liebe zu Gott dergleichen Berechnungen aufgeben und ihm überlaſſen. Schon in weltlichen Beziehungen taugen ſie nichts; um wie viel weniger bei Dingen, die Gott allein kennt. Das deutet der Herr uns ſehr beſtimmt in jener Parabel an, wo die letzten Arbeiter im Weinberg denſelben Lohn erhalten wie die erſten.

Ich habe an dieſen letzten Blättern aus Mangel an Zeit ſo viele Tage und mit ſo vielen Unterbrechungen geſchrieben, daß ich vergeſſen habe, was ich über folgende Viſion ſagen wollte. Ich ſah mich auf freiem Felde von mancherlei bewaffneten Leuten umringt, die mich mit Schwertern, Lanzen, Dolchen und Meſſern bedrohten. Ich war ganz verlaſſen, niemand nahm ſich meiner an, nirgends ſah ich einen Ausweg; ich ſchwebte in Todesgefahr. In dieſer äußerſten Not ſchlug ich die Augen zum Himmel auf und erblickte Chriſtus hoch über mir in den Lüften ſchwebend. Er hielt ſeine Hand dergeſtalt über mir, daß ich all' meine Furcht und das feindliche Heer alle Macht mir zu ſchaden verlor. Dieſe Viſion kam mir anfangs etwas unverſtändlich vor, doch ſpäter erkannte ich ihre Bedeutung; denn ich ſah mich bald darauf faſt in derſelben Lage: es war ein Bild der Welt, der tauſend Mittel zu Gebot ſtehen, um einer armen Seele große Gefahren zu bereiten. Die Ehren, die Vergnügungen, die Geſchäfte, die Reichtümer und Güter, die Beſtrebungen derjenigen Perſonen, die nicht ſehr eifrig im Dienſt Gottes ſind, und viele andere Dinge noch, ſind Fallſtricke, in welche man ſich ohne beſtändige Wachſamkeit ſchon allzuleicht verwickelt. Und ſogar vor Freunden und Verwandten, und was noch erſtaunlicher iſt, vor ſehr frommen und guten Menſchen muß man auf der Hut ſein. Dieſe Alle haben mich, freilich nicht aus böſer Abſicht, dermaßen gequält, daß ich mich weder zu retten noch zu verteidigen wußte.

O Gott, wollte ich die Menge und die Verſchiedenheit der Mühſeligkeiten aufzählen, die mich damals beſtürmten, ſo würde man einen wahren Abſcheu vor der Welt bekommen, denn all' meine früheren Nöten hielten damit keinen Vergleich aus. Nie ſah ich mich einer heftigeren Verfolgung ausgeſetzt und zuweilen war ich, wie in jener Viſion, in einem ſolchen Gedränge, daß ich nichts tun konnte, als zu Gott ſeufzen und zum Himmel aufſchauen. Denn ſie hatte mich darauf vorbereitet, mein Vertrauen auf niemand zu ſetzen, als auf Gott allein, weil Er allein unveränderlich derſelbe iſt. Er ſchickte mir in meinen großen Drangſalen nicht immer jemand, der mir hilfreiche Hand leiſte. Er wollte, daß ich keine andere Stütze habe, als meinen Willen, ihm zu dienen, und dieſe geringe Tugend hat Er immer in mir lebendig erhalten — wofür Er geprieſen ſei in Ewigkeit.

Einmal war ich in ſolcher Verſtörung, Unruhe und Aufregung, daß ich ſie nicht überwinden, nicht zu innerer Geiſtesſammlung kommen konnte. Während dieſes Kampfes ſtiegen tauſend verkehrte Gedanken in mir auf: Ich fand mich ſelbſt ſo ſündhaft, daß ich meinte, alle Gnaden, die der Herr mir erwieſen habe, müßten auf Täuſchungen beruhen; und zuletzt legte ſich eine tiefe Finſternis auf meine Seele. In dieſer Trübſal begann der Herr mit mir zu reden und ſagte, ich dürfe nicht ſo traurig ſein; dieſer Zuſtand ſolle mir das Elend deutlich machen, das mich befallen würde, wenn Er mich verließe und mir die Unſicherheit aller Dinge in dieſem ſterblichen Leben vor Augen ſtellen. Er gab mir zu verſtehen, wie notwendig der Kampf um den Siegespreis ſei und mir ſchien, der Herr bemitleide uns wegen unſeres Lebens hienieden. Dann beruhigte Er mich: ich dürfe mich nie für verlaſſen halten; er vergeſſe mich nicht; ich aber müſſe mir Mühe geben, um nicht zu verzagen. Dies Alles und noch viel mehr ſagte der Herr mit ganz unbeſchreiblich liebevollen, ſüßen, zärtlichen Worten, und mehrmals wiederholte er mit namenloſer Huld: „Du biſt mein und ich bin Dein.“ O Herr, nicht an mich — nur an Dich, an Dich will ich denken und mich ſelbſt ganz vergeſſen, denn jene ſüßen Worte beſchämten mich über die Maßen, wenn ich überlegte, an wen ſie ſich richteten. Zuweilen meine ich — und ich habe es auch ſchon meinem Beichtvater geſagt — es gehöre mehr Seelenſtärke dazu, ſolche Gnaden zu ertragen, als die ſchwerſte Trübſal zu leiden. In ſolchen Augenblicken vergeſſe ich das wenige Gute, das ich je getan habe und nur meine große Sündhaftigkeit tritt mir ohne alle Anſtrengung des Verſtandes, aber in übernatürlicher Weiſe entgegen.

Zuweilen überfällt mich eine furchtbare Sehnſucht nach der Kommunion. Eines Morgens regnete es ſo heftig, daß es unmöglich ſchien, das Haus zu verlaſſen. Ich tat es dennoch. Mein Verlangen war ſo groß, daß keine Sündflut und nicht tauſend Dolche auf meiner Bruſt mich zurückgehalten hätten. In der Kirche fiel ich ſogleich in Extaſe. Der Himmel tat ſich auf, weiter und freier denn je; ich ſah den Thron, von dem ich ſchon Ihnen geſprochen habe, mein hochwürdiger Vater, und über demſelben einen anderen, auf welchem die Gottheit thronte. Wie ich das erkannte, kann ich nicht ſagen, denn ich ſah ſie nicht. Ich ſah nur, daß der Thron von Tieren getragen wurde, die mir diejenigen zu ſein ſchienen, durch welche man die vier Evangeliſten ſinnbildet. Deutlich war das Alles aber nicht; deutlich ſah ich nur eine große Schar von Engeln, deren Schönheit über alle Vorſtellung war. Da eine große Verſchiedenheit in der Glorie dieſer Himmelsbürger beſteht, ſo glaube ich, daß dies Seraphine und Cherubine waren, denn ſie flammten von Licht. Wer dieſen Anblick nicht hatte, kann ſich nicht vorſtellen, in welcher ſeligen Glorie ich ſelbſt ſchwamm, und ich fühlte deutlich, ohne irgend etwas deutlich zu ſehen, daß hier Alles vereinigt ſei, was die Seele verlange. Eine Stimme, ich weiß nicht weſſen, ſagte mir: hier könne ich nichts weiter tun als begreifen, daß dies etwas Unbegreifliches — und alles übrige damit verglichen ein Nichts ſei. Und doch ſah ich nichts! Ich habe mich ſeitdem immer bis in's Herz hinein geſchämt, daß wir uns bei irgend etwas Geſchaffenem aufhalten, ſogar es lieben können, und der Erdball kam mir nur wie ein Ameiſenhaufen vor. Ich hörte die Meſſe, ich kommunizierte, ich vergaß die Zeit und die Welt und das Erdenleben, und als ich eine Uhr ſchlagen hörte, erſchrack ich, denn es waren mir zwei Stunden in der Herrlichkeit und den Wonnen der Extaſe verfloſſen. Wie ſehr muß ich mich wundern, daß ich dieſem Feuer, welches doch nur mit einer wahren Liebe zu Gott zuſammenhängt, ſo nahe war, und doch nicht imſtande bin, und wenn ich mich zu Tode anſtrengte, aus eigener Kraft ein Fünkchen davon in mir zu erwecken. Der Wille Gottes vermag das allein. Und doch iſt es ein mächtiges Feuer, das den alten Menſchen mit ſeinen Fehlern und Schwächen und Armſeligkeiten verzehrt, wie ich das vom Vogel Phönix geleſen habe; und wie aus deſſen Aſche ein anderer hervorgeht, ſo geht auch eine andere Seele mit anderen Kräften, mit anderem Schwung der Sehnſucht aus dieſem Feuer hervor. Sie ſcheint nicht mehr die der früheren Tage zu ſein, ſondern zum erſtenmal in friſcher Reinheit die

Wege des Herrn zu betreten. Als ich Ihn bat, daß es ſo ſein und daß ich von Neuem beginnen möge, Ihm zu dienen, ſagte Er mir: „Du haſt einen guten Vergleich gemacht. Vergiß ihn nicht und gib dir Mühe, dich zu beſſern.“

Als ich einmal wieder in meine alten Zweifel zurückfiel, ob meine Viſionen von Gott kämen, erſchien mir der Herr und ſagte ſtreng: „O, ihr Menſchenkinder, wie lange wollt ihr harten Herzens ſein!“ — Dann ſetzte Er hinzu, ich möge mich genau prüfen, ob ich mich gänzlich ſeinem Willen hingegeben habe oder nicht. Sei ich des Erſteren gewiß, ſo dürfe ich auch gewiß ſein, daß Er mich nicht werde verloren gehen laſſen. — Da ſein Vorwurf mich ungemein betrübte, ſo beruhigte er mich mit liebevoller Zärtlichkeit und ſagte: ich ſollte nicht niedergeſchlagen ſein; Er wiſſe, daß ich bereit ſei, auf jede Weiſe Ihm zu dienen; Er werde Alles tun, was ich wünſche, was ich von Ihm erflehe; aus der Liebe zu Ihm, die täglich in mir zunehme, könne ich erkennen, daß ſie kein Blendwerk des Teufels ſei, denn nie laſſe Er dem böſen Feind ſo viel Macht über die Seelen treuer Diener, daß derſelbe ihnen die Geiſtesklarheit und die Seelenruhe geben könne, in welcher ich mich befände. Da ſo viele zuverläſſige Leute mich ſchon über meine Viſionen beruhigt hätten, ſei es unverſtändig, ihnen nicht Glauben zu ſchenken.

Als ich einmal das Athanaſianiſche Glaubensbekenntnis betete: Quicumque vult salvus esse — gab mir der Herr in ſo lichtvoller Weiſe das Geheimnis von einem Gott in drei Perſonen zu verſtehen, daß ich nicht minder ſtaunte als bewunderte.

Ich ſchöpfte daraus eine große Erkenntnis der Majeſtät Gottes und ſeiner Wunderwerke, und denke ich an das Geheimnis der heiligſten Dreifaltigkeit oder höre ich darüber reden, ſo iſt mir, als könne ich es faſſen und das beglückt mich ſehr.

Am Tage der Himmelfahrt unſerer lieben Frau, der Königin der Engel, erwies der Herr mir die Gnade, mir in einer Extaſe die Auffahrt in den Himmel zu zeigen, wie auch das Frohlocken und die Feierlichkeit, womit man ſie empfing und den Platz, den ſie jetzt dort einnimmt. Wie das Alles war, kann ich nicht beſchreiben. Die Wonne meiner Seele, eine ſolche Herrlichkeit zu ſchauen, war über die Maßen groß und hatte eine ſo glückliche Wirkung, daß ich glühend wünſchte, recht viel Trübſal im Dienſte dieſer himmliſchen Königin zu leiden, die wir nie genug lieben können.

Zweimal geſchah es, daß ich in einer Kirche, die zum Kolleg der Geſellſchaft Jeſu gehörte, über dem Haupt der kommunizierenden Religioſen einen koſtbaren Baldachin gewahr wurde, den ich bei anderen Kommunikanten nicht ſah.

* * *

Vierzigſtes Kapitel.

Viſionen und Offenbarungen. „Leiden oder ſterben.“ Schluß des Berichts. Begleitſchreiben.

Eines Tages fühlte ich mich im Gebet von namenloſer Freude erfüllt und zugleich derſelben ſo unwürdig, daß ich geſchwind an jenen Platz dachte, der mir in der Hölle beſtimmt und gezeigt worden war, den ich auch viel mehr verdient und ſeitdem nie vergeſſen hatte. Dieſe Betrachtung entflammte meine Seele aber noch mehr und ich geriet in eine große Extaſe. Ich war gleichſam verabgründet in die höchſte Majeſtät, gleichſam aufgelöſt in ihr, die ich früher geſchaut hatte; und ich fand in ihr die Wahrheit, welche die Vollendung aller übrigen Wahrheiten in ſich ſchließt, auf eine Weiſe, die das Auge nicht ſieht und die Feder nicht beſchreibt. Und die Stimme der Wahrheit ſprach zu mir: Viel tue ich für dich und großen Dank ſchuldeſt du mir. Alles Unheil in der Welt kommt daher, weil man nicht die Wahrheit der Heiligen Schrift gründlich kennt, dieſe Wahrheit, von der kein Jota hinwegzunehmen iſt. — Mir ſchien, ich hätte das immer geglaubt und jeder Gläubige mit mir. Da ſprach die Stimme: „O meine Tochter, nur Wenige lieben die Wahrheit. Liebten ſie mich, ſo würde ich ihnen meine Geheimniſſe entſchleiern. Weißt du, was das iſt: wahrhaft mich lieben? einſehen, daß Alles, was mir nicht wohlgefällt, Lüge iſt; das iſt's! Vielleicht iſt dir dies noch nicht ganz klar. Es wird dir um ſo klarer werden, je mehr deine Seele auf dem Wege der Vollkommenheit Fortſchritte macht.“ Und Gott ſei gedankt, das iſt geſchehen! Alles, was nicht Gott lieben und Gott dienen iſt, erſcheint mir ſeitdem ſo elend, ſo lügenhaft, daß ich nicht ſagen kann, weder wie ſehr ich es verachte, noch wie ſehr ich diejenigen beklage, denen dieſe Wahrheit verborgen iſt. Auch noch andere Frucht zog ich daraus. Einiges werde ich davon ſagen können, Alles nicht. Auch über ein ſehr huldvolles Wort, das der Herr mir damals ſagte, weiß ich mich nicht anders auszudrücken, als daß es mir einen ungeheueren Eindruck machte und mir den unerſchütterlichen Willen gab, meine ganze Kraft daran zu ſetzen, um die allergeringſten Dinge, welche die Heilige Schrift uns gebietet, mit der allergrößten Treue zu erfüllen, ſo daß nichts in der Welt mich daran hindern ſolle.

Die Erkenntnis, welche die göttliche Wahrheit mir über ſich ſelbſt gab, blieb meiner Seele ſo tief und feſt eingeprägt, daß ſie mich mit neuer Ehrfurcht vor Gottes Größe und Majeſtät erfüllte. Dieſer Erhabenheit gegenüber begreift man nichts, als ihre Unbegreiflichkeit. Seitdem wünſche ich von nichts Anderem, als von dieſen himmliſchen Wahrheiten reden zu können und Alles, was in der

Welt für Wahrheit gilt, kommt mir unwürdig dieſes Namens vor. Seitdem auch wird das Leben mir ſchwer, obſchon ich mit Freuden, mit zärtlichem Dank und mit tiefer Verdemütigung die großen Gnaden erkenne, die der Herr mir erzeigt und die ich jetzt nicht mehr mit dem quälenden Zweifel hinnehme, daß ſie Täuſchungen meinerſeits ſein könnten. Ich habe erkannt, welch' unſchätzbares Gut es iſt, nur inſofern auf die Dinge Wert zu legen, als ſie uns näher zu Gott bringen und auf dieſe Weiſe wahrhaft auf dem Wege der ewigen Wahrheit zu wandeln. Dieſe Erkenntnis hat der Herr, der die Wahrheit Selbſt iſt, mir verliehen.

Alles, was ich geſagt habe, iſt zu mir geſprochen worden, zuweilen durch Worte, zuweilen ohne ſie, aber darum nicht weniger verſtändlich. Die weiſeſten und gelehrteſten Männer hätten mich minder gründlich über dieſe Hauptwahrheit belehrt, weil ſie dieſelbe weder mit übernatürlicher Kraft meinem Geiſt einprägen, noch ihm das übernatürliche Licht in Betreff der Nichtigkeit der Welt geben konnten. Aber die ewige Wahrheit Selbſt hat mich belehrt, daß ſie die Wahrheit an ſich ſei, die keinen Anfang und kein Ende hat, die der Urgrund aller übrigen Wahrheiten iſt; zugleich auch die Liebe, von der jede andere Liebe ausgeht und die Größe, auf der jede andere Größe beruht. Im Vergleich zu der Klarheit, womit der Herr mir dies Alles offenbarte, fürchte ich mich unverſtändlich ausgedrückt zu haben. O wie gewaltig erſcheint eine Macht, die in ſo kurzer Zeit ſolche Dinge der Seele einprägt, ſolche Wirkung hervorbringt! O,

Der erſte Faſtenſonntag.

„Ecce Angeli accesserunt et ministrabant ei.“
Ev. Matth. 4.

In eine Wildniß zu der Wüſte Thieren
Ließ ſich der Gottesſohn vom Geiſte führen,
Als Er getauft der Jordansflut entſtieg.
Er will entſagend dort Sich vorbereiten,
Um uns zu lehren: Wollt ihr mit Mir ſtreiten,
So führet gegen euch den ernſten Krieg.

Und als Er ſtill dies große Opfer brachte,
Und büßend vierzig Tag' und Nächte wachte,
Da trat ihm der Verſucher ſchlau heran;
Den Hungernden mögt' er durch Brot berücken,
Den Demuthvollen ſoll der Stolz umſtricken,
Und Habſucht dem Entſagenden ſich nahn.

Du Majeſtät meines Gottes! O, Du Gewaltiger! was tuſt Du? wem verleihſt Du ſo übermäßige Gnaden? haſt Du vergeſſen, daß meine Seele ein Abgrund der Lüge, ein Meer der Eitelkeiten war? Daß Du mir einen natürlichen Abſcheu vor der Lüge gegeben hatteſt und ich mich durch meine Sündhaftigkeit in tauſend lügneriſche Dinge verwickelte? wie kann ſich Deine Huld, o Herr, einem Weſen zuwenden, das derſelben ſo ganz unwürdig iſt? — —

Einmal während unſeres gemeinſchaftlichen Chorgebetes geriet ich plötzlich in Extaſe. Meine Seele ſchien in einen weiten, lichten Spiegel verwandelt zu ſein und nicht bloß in ihrem Mittelpunkt, wo ich ihn immer ſah, ſondern nach allen Richtungen hin, Chriſtus den Herrn abzuſpiegeln. So wurde meine ganze Seele zu einem Spiegel, aus welchem Er erſtrahlte, während dieſer nämliche Spiegel durch ich weiß nicht was für eine unſäglich zärtliche Anziehung in Ihn ſich verſenkte. Dieſe Viſion erfüllt mich, ſo oft ich ihrer gedenke, beſonders aber nach der Kommunion, mit namenloſer Wonne. Dabei gab man mir zu verſtehen, wie die Todſünde den Spiegel der Seele mit einem dichten Nebel verhüllt und dermaßen verfinſtert, daß ſich der Herr nicht in ihm darſtellen, nicht wahrgenommen werden kann, obſchon Er ja immer in uns gegenwärtig und das Leben unſeres Weſens iſt; und wie bei den Häretikern der Spiegel wie zerbrochen iſt, was viel ſchlimmer iſt als die Verfinſterung. Ich kann dies Alles aber nur ganz unvollkommen ausdrücken. Es ſehen und es beſchreiben ſind zwei ſo ganz verſchiedene

Dinge! War der Anblick einerſeits meine Wonne, ſo erfüllte er mich doch andererſeits mit tiefem Schmerz, wenn ich bedachte, wie oft ich durch meine Schuld meine Seele genug verfinſtert hatte, um nicht in ihrem Spiegel den Herrn zu ſchauen.

Geſammelte und betende Seelen können aus dieſer Viſion lernen, wie vorteilhaft es ſei, in ihrem eigenen Innern den Herrn zu betrachten. Dieſe Betrachtung gewährt mehr Sammlung und Frucht, als eine äußerliche. Ich habe es ſchon oft geſagt, und in vielen Schriften über die Betrachtung habe ich geleſen, wo wir Gott ſuchen ſollen. Der glorreiche St. Auguſtinus ſagt darüber, er habe Gott viel geſucht, viel in äußeren Erſcheinungen, viel in geiſtigen Beſtrebungen; doch gefunden habe er Ihn nur inwendig in ſich. Es iſt klar, daß dies das Beſſere iſt. Weder in die Höhe noch in die Weite, ſondern nur in uns ſelbſt muß unſer Geiſt eingehen, während alle übrigen Forſchungen ihn ermüden, die Seele zerſtreuen und geringeren Nutzen bringen.

Hier will ich eine Bemerkung für diejenigen machen, welche ſie nötig haben könnten, wenn Gott ihnen große Extaſen ſchickt. Der Zuſtand der vollkommenen Vereinigung mit Gott, der alle Seelenkräfte aufhebt, dauert nur kurze Zeit, wie ich das bereits geſagt habe. Iſt er vorüber, ſo verbleibt die Seele jedoch in einer ſolchen Verſenktheit, daß ſie nur mühſam zur Beſinnung und zur äußeren Tätigkeit zurückkehrt. Verſtand und Gedächtnis ſind dermaßen betäubt, daß es an Irrſinn grenzt, beſonders bei Anfängern. Ich glaube, der Grund liegt darin, daß die Schwäche unſerer Natur die ungeheuer anſtrengende Erhebung des Geiſtes nicht verträgt und daß dadurch die Einbildungskraft verwirrt wird; — wenigſtens habe ich dies an einigen Perſonen beobachtet. Es wäre zweckmäßig, bei ſolcher Veranlaſſung ſich Gewalt anzutun, um das Gebet zu unterbrechen, mit der Abſicht, es ſpäter fortzuſetzen. Jeder muß ſeine Kräfte berückſichtigen, damit er nicht dort Unheil finde, wo ihm Heil beſtimmt war, und muß darauf achten, ſeine Geſundheit nicht zu zerſtören.

Befindet ſich eine Seele auf dieſer Stufe des Gebetes, ſo iſt die Erfahrung eben ſo notwendig, als eine weiſe Führung, denn es pflegen allerhand Ereigniſſe einzutreten, die man mit einem Seelenführer beſprechen muß. Hat man einen ſolchen geſucht und nicht gefunden, ſo wird der Herr das gut machen, wie er es bei mir Elenden gut gemacht hat. Ich glaube, es gibt recht wenige Seelenführer, die ſo hohe Dinge aus Erfahrung kennen, und fehlt ihnen dieſe, ſo wird ihre Leitung mehr beängſtigen und verwirren, als beruhigen; aber der Herr wird dieſe neue Mühſeligkeit den Seelen vergelten. Kann es ſein und findet man einen guten Beichtvater, ſo iſt es bei weitem am beſten, ihm Alles mitzuteilen. Vielleicht habe ich bereits dieſen Rat irgendwo gegeben, ich entſinne mich deſſen nicht genau; allein ich wiederhole ihn, denn die Sache iſt wichtig, namentlich für Frauen. Ohnehin ſind ſie es, die viel häufiger als Männer dieſe hohen Gnaden vom Herrn empfangen und viel größere Fortſchritte auf dieſem Wege machen. Das habe ich nicht nur ſelbſt beobachtet, ſondern auch ſehr oft von dem ſeligen Bruder Petrus de Alcantara gehört, der mir zugleich die Gründe weshalb angab. Da ſie ſehr richtig und ganz zum Vorteil der Frauen waren, iſt es unnütz, ſie anzuführen.

Einmal im Gebet ſchaute ich ſehr deutlich in kürzeſter Friſt und ohne Bild oder Geſtalt, wie Gott in allen Dingen iſt und wie alle Dinge in Ihm ſind. Ich kann das nicht erklären; allein ich betrachte es als eine der größten Gnaden, die Er mir je erwieſen hat. Sie iſt mir in der Seele eingegraben und überflutet ſie mit Schmerz und Beſchämung, wenn ich meiner Sünden gedenke. Hätte ich das früher geſehen, könnten es überhaupt alle Sünder ſehen, ſo meine ich, weder ſie noch ich würden böſe noch frech genug ſein, Ihn zu beleidigen. Ich ſagte alſo, ich hätte in dieſer Viſion nichts geſehen und doch darf ich dies nicht durchaus behaupten. Sah ich jedoch Etwas, ſo war es in allzu feiner, geiſtiger Weiſe, als daß der Verſtand es begreifen könne. Überhaupt ſind Viſionen, die ſich nicht zu Bildern geſtalten, eigentlich gar nicht zu beſchreiben, denn ſie finden nur in jenen Extaſen ſtatt, welche die Tätigkeit der Seelenkräfte aufheben. Wie ſoll es denn möglich ſein, daß dieſe nämlichen Kräfte nach der Extaſe die Dinge ſo beſchreiben und erklären, wie Gott ſie der Seele gezeigt und wie dieſe ſie entzückt genoſſen hat! Ich will einen Vergleich machen und ſagen: die Gottheit iſt wie ein Diamant, groß wie das Weltall und ganz klar; — oder beſſer noch wie der Spiegel in der Seele, von dem ich in einer früheren Viſion ſprach, nur mit dem Unterſchied, daß hier der Stoff unendlich viel edler und durchſichtiger iſt. In dieſem Diamanten oder Spiegel, der das All umſchließt, ſehe ich alſo auch das All und all mein eigenes Tun, denn er iſt ſo groß, daß außerhalb desſelben nichts beſtehen kann. Ich ſtaunte höchlichſt, daß dies in ſo kurzer Friſt möglich ſei und ich betrübe mich, ſo oft ich daran denke, daß ich in jener wundervollen lauteren Klarheit die häßlichen Flecken meiner Sünden erblickte. Ich war damals ganz außer mir vor Beſchämung und begreife nicht, wie ich den Anblick ertragen konnte. O möchten doch diejenigen, welche die ſchändlichſten Sünden begehen, ſich feſt einprägen, daß dieſelben nicht verborgen ſind und daß ſie den Herrn, unter deſſen Auge ſie ohne Ehrfurcht von ſeiner göttlichen Majeſtät vorfallen, auf's Schwerſte beleidigen. Aus dem nämlichen Grunde der Ehrfurcht, die wir Ihm ſchulden, und der Unvereinbarkeit ſeiner unendlichen Hoheit mit böſen und niedrigen Dingen ſah ich auch, daß die Hölle die verdiente Strafe für jede Todſünde ſei. Je mehr wir bedenken, was Alles Er von uns erträgt, um deſto mehr müſſen wir ſeine Barmherzigkeit bewundern. Oftmals habe ich bei mir ſelbſt erwogen, wenn dieſe Viſion einen ſolchen Eindruck auf meine Seele macht, was wird es ſein am Tage des Gerichts, wo ſich die göttliche Majeſtät mit allen Beleidigungen, die wir jemals ihr zufügten, unverhüllt uns zeigen wird. O, mein Gott, in welcher Blindheit hab' ich mich befunden! O, wie zittere und bebe ich, indem ich dies alles berichte! O, mein hochwürdiger Vater, zittern Sie denn nicht für mich, da ich ſo hohe Dinge geſehen habe und noch immer lebe, wie ich lebe? Er ſei gebenedeit, deſſen Erbarmen ohne Maß iſt.

Als ich einmal mit großer Sammlung in ſüßer Ruhe betete, kam es mir vor, als ſei ich von Engeln umringt und ganz nahe bei Gott. Ich fing an, dringend für die Kirche zu beten. Da wurde mir zu verſtehen gegeben, es werde ein Orden mit der Zeit einen großen Aufſchwung nehmen und mit großer Kraft den Glauben verteidigen.

Ein Heiliger aus einem Orden, der ein wenig in Verfall gekommen war, erſchien mir, als ich einmal vor dem hochheiligſten Sakrament betete, öffnete ein großes Buch, das er in Händen hielt und ließ mich einige Worte leſen, die ſehr deutlich geſchrieben waren. Sie hießen: In künftigen Zeiten wird dieſer Orden blühen und zahlreiche Martyrer werden aus ihm hervorgehen.

Ein anderes Mal war ich zur Mette im Chor, als mir ſechs oder ſieben Religioſen desſelben Ordens, mit Schwertern in den Händen, erſchienen. Ich ſchloß daraus, daß ſie zur Verteidigung des Glaubens beſtimmt wären, und dies umſomehr, als ich in einer anderen Extaſe des Gebetes mich auf einem großen Schlachtfeld befand. Die Religioſen dieſes Ordens, ſchön und ſtrahlend von Angeſicht, kämpften mit großer Tapferkeit, warfen viele Feinde zu Boden, töteten andere — und die ganze Schlacht ſchien mir gegen die Häretiker geführt zu ſein. Dieſer glorreicher Ordensheilige iſt mir mehrmals erſchienen, hat mir für meine Gebete gedankt, mir ſeine Fürbitte am Throne Gottes zugeſagt und mir manches Troſtvolle mitgeteilt. Ich nenne die verſchiedenen Orden nicht, um keinen zu kränken. Gefällt es dem Herrn, ſo wird er ſie ſchon bekannt machen. Aber jeder Orden und jeder einzelne Religioſe bemühe ſich, ein Werkzeug Gottes zu werden, um das Ordensleben zu verherrlichen und der Kirche in ihren gegenwärtigen großen Bedrängniſſen zu dienen. Glückſelig das Leben, das dieſem Dienſte ſich opfert!

Jemand erſuchte mich, Gott zu bitten, mir zu offenbaren, ob es dem höchſten Willen gemäß ſei, daß man einen Biſchofſtuhl beſteige. Nach der Kommunion ſagte mir der Herr: Wenn dieſer Geiſtliche wahrhaft von der Überzeugung durchdrungen iſt, daß es ein hohes Glück iſt, nichts zu beſitzen, ſo nehme er die Wahl an. Dadurch war zu verſtehen gegeben, daß man, um die großen Würden in der Kirche geziemend zu bekleiden, ſie nicht wünſchen, nicht begehren und noch viel weniger ſuchen dürfe.

Dieſe und ähnliche Gnaden erweiſt der Herr ununterbrochen mir armer Sünderin. Ich kann ſie unmöglich alle berichten; aber aus dem, was ich anführe, läßt ſich meine Seele und der Geiſt beurteilen, den Gott mir gab. Er ſei in Ewigkeit gebenedeit für ſeine Erbarmungen.

Einmal tröſtete Er mich mit unſäglicher Liebe: ich dürfe nicht traurig ſein über den Wechſel meiner Stimmungen; das gehöre zum Leben hienieden; heute ſei die Seele voll Eifer und morgen ganz lau; Unruhe und Ruhe, Verſuchungen und Friede folgten aufeinander; ich möge nur feſt Ihm vertrauen und nichts fürchten, Er ſei immer derſelbe.

Eines Tages dachte ich darüber nach, ob die Liebe, die ich für die frommen Diener Gottes, die ſich meiner Seele annahmen, und die Freude, die ich an dem Umgange mit ihnen, ſowie der Troſt, den ich in ihrer Unterhaltung fand, etwa eine feſſelnde Zuneigung ſei. Da ſagte mir der Herr: Es iſt keine Tugend, wenn ein Schwerkranker, der durch ſeinen Arzt aus der Todesgefahr gerettet wurde, undankbar genug ſein wollte, dieſen nicht zu lieben. Was wohl aus mir geworden wäre, wenn jene Männer ſich nicht meiner angenommen hätten. Der Umgang mit den Guten könne nie ſchaden, ſobald ich Sorge trüge, mit Überlegung und von heiligen Dingen zu reden. Ich dürfe nicht einen Verkehr aufgeben, der mir ſehr vorteilhaft ſei. Dies beruhigte mich ungemein; denn zuweilen dachte ich, es könne ſich eine feſſelnde Zuneigung einmiſchen und dann war mir zu Sinn, als müſſe ich nur gleich jeden Umgang abbrechen. Genug, der Herr gab mir auch in den geringſten Dingen ſeinen Rat: ja, Er ſagte mir ſogar, wie ich mich mit ſchwachen Seelen oder mit dieſer und jener Perſon zu benehmen habe. Nie hat ſeine Sorgfalt mir gefehlt. Umſomehr ſchmerzt es mich, daß ich ſo oft in ſeinem Dienſte fehle und ſogar zuweilen viel mehr Rückſicht als mir lieb iſt, auf meinen elenden, gebrechlichen Körper nehmen muß.

Einmal war ich im Gebete von großen körperlichen Schmerzen gequält. Die Stunde des Schlafengehens kam und zugleich die, wo ſich das regelmäßige Erbrechen, meine Plage, einzuſtellen pflegte. Einerſeits ſo gefeſſelt, wollte der Geiſt andererſeits ſeine Freiheit haben, und in dieſer Beängſtigung fing ich bitterlich zu weinen an. Nicht einmal, ſondern recht oft iſt mir das geſchehen und es verſtimmt mich dermaßen, daß ich mich ſelbſt verabſcheue. Iſt aber das Leiden vorüber gegangen, ſo meine ich, daß ich mich mitnichten verabſcheue, vielmehr genügende Rückſicht auf meine Bedürfniſſe nehme. Ja Gott gebe, daß ich nicht weit über die eigentliche Bedürftigkeit hinausgehe! Ich befand mich alſo in jenem erbärmlichen Zuſtande, als der Herr mir erſchien, mich höchſt liebevoll tröſtete und mir ſagte: aus Liebe zu Ihm müſſe ich dieſe unbequemen Störungen des geiſtigen Lebens ertragen, da mein leibliches Leben noch für ſeinen Dienſt erforderlich ſei. Dies machte mir einen ſolchen Eindruck, daß ich ſeitdem niemals kleinmütig geweſen bin. Ich habe mich einfach entſchloſſen, mit meinen Kräften, mögen ſie groß, mögen ſie gering ſein, ſchlicht und rückhaltlos meinem Herrn und Tröſter zu dienen. Läßt Er mich auch manchmal ein wenig leiden, ſo erfolgen die Tröſtungen ſeiner Liebe zu ſchnell und zu ſüß, um nicht jedes Leid freudig willkommen zu heißen. Ja, ich meine nur dafür ſei ich auf Erden und nur darum bitte ich den Herrn aus ganzem Herzen, indem ich immer wieder und wieder ſage: O Herr, Leiden oder Sterben! nichts anderes verlange ich für mich! — Die Uhr ſchlagen zu hören, iſt meine Freude; ſie erinnert mich daran, daß eine Stunde dieſes Lebens vorüber iſt und ich der ſeligen Anſchauung Gottes ein wenig näher gekommen bin.

Zuweilen bin ich aber in einem unerträglichen Zuſtande von allgemeiner Lauheit und Verſinſterung, ohne Mut zum Leben, ohne Luſt zum Sterben. Eine andere bittere Pein iſt es für mich, daß die Gnaden bekannt geworden ſind, die der

Herr mir erzeigt. Er hat es gewollt, Er hat mir jahrelang vorhergeſagt, es werde geſchehen; aber Euere Hochwürden wiſſen am beſten, wie viel ich dabei leide, weil ein jeder die Sache nach ſeinem Gutdünken beurteilt. Ich tröſte mich nur mit dem Gedanken, gänzlich unſchuldig daran zu ſein. Ich habe nur mit meinen Beichtvätern davon geſprochen oder mit Perſonen, die es bereits durch die Beichtväter wußten. Übrigens habe ich die äußerſte Zurückhaltung beobachtet, nicht aus Demut, ſondern weil ich eine große Abneigung hatte, von der Sache zu reden, ſogar mit meinen Beichtvätern. Nun werde ich zwar von den Einen, und in guter Abſicht, getadelt und bekomme von den Anderen harte Dinge zu hören; nun fürchten zwar Manche, mit mir zu ſprechen, ja ſogar Prieſter ſind zuweilen nicht geneigt, meine Beicht zu hören; aber Gott ſei Dank, das bekümmert mich wenig, denn ich weiß, daß der Herr, der für jede einzelne Seele Namenloſes gelitten hat, mich als Werkzeug zum Heile mancher Seelen brauchen will. Vielleicht hat ſein göttlicher Wille mich deshalb in dieſem Winkelchen der Erde eingeſperrt! ich dachte, ich würde da wie tot und von jedermann vergeſſen ſein. Doch das Gegegenteil geſchah! ich mußte mit dieſer und mit jener Perſon reden, ganz gegen meine Wünſche. Indeſſen lebe ich hier doch vollkommen abgeſchloſſen, von der Welt getrennt, in einer wenig zahlreichen, ſehr gottgefälligen Genoſſenſchaft, ſo daß ich hoffen darf, durch Gottes Barmherzigkeit in einen ſicheren Hafen geführt zu ſein und darin zu verbleiben. Wenn ich aber auch, wie auf einem ſtillen hohen Berge, gleichgültig

Umſonſt! — Erfüllt vom göttlichen Geſetze
Zerreißt des Satans ſchlanggewebte Netze
Mit Seines Vaters Wort der Gottesſohn.
Und ſtatt des Wüſtenwild's, das Ihn umgeben,
Sieh, wie die Engel ſchon hernieder ſchweben,
Ihm dienend, wie auf ſeinem ew'gen Thron.

Du, Seele, ſchweifſt auf blumenreichen Auen
Mit leichtem Sinn umher, und dir will grauen,
Daß durch die Wüſte deine Wege gehn.
Dort lagert das Gethier der Leidenſchaften,
Dort werden Satans Stricke dich umhaften,
Dort wirſt du einſam mit dir ſelber ſtehn.

Und mit gelähmten, angſterfüllten Sinnen
Sollſt du den Kampf, den blutigen, beginnen? —
Das Herz erzittert und das Blut erſtarrt!
Verzage nicht! in dieſen ſchweren Stunden
Wird dir von Engelhand der Kranz gewunden,
Der, wenn im Kampf du ſiegeſt, deiner harrt.

herabſchaue auf das, was die Welt tut und treibt und ſagt: ſo liegt mir doch der geringſte Fortſchritt einer Seele dermaßen am Herzen, daß ich deswegen gern jede Nachrede ertragen will; — denn ſeitdem ich in dieſem Hauſe bin, habe ich ja durch Gottes Gnade keine andere Abſicht, als ein wenig den Seelen zu dienen. Dieſe Stimmung bewirkt, daß ich gleichſam träumend durch's Leben gehe und daß Alles, was ich ſehe, mir wie ein Traum erſcheint und mich weder freut noch ſchmerzt. Empfinde ich aber etwas der Art, ſo geht es mit erſtaunlicher Schnelligkeit vorüber und läßt mir keinen anderen Eindruck zurück als den eines Traumbildes. Dies iſt die reine Wahrheit! wollte ich mich nachträglich über die Freude freuen oder über den Schmerz betrüben, ſo wäre mir das gerade ſo unmöglich, wie es einem vernünftigen Menſchen unmöglich iſt, wegen ſeiner Traumbilder Luſt oder Leid zu fühlen. Meine Seele war verſunken in den Traum von den irdiſchen Dingen, weil ſie nicht für dieſelben abgeſtorben war; aber es hat dem Herrn gefallen, mich aus dieſem Todesſchlummer zu erwecken, und ich flehe Ihn an, mich nicht darin zurückfallen zu laſſen.

So lebe ich jetzt, mein hochwürdiger Herr und Vater. Ich flehe Sie an, bitten Sie Gott für mich, daß Er entweder mich zu ſich nehme oder mir die Gnade gebe, Ihm gut zu dienen. Möge Er das, was ich nicht ohne Anſtrengung, wegen Zeitmangels, hier geſchrieben habe, ein wenig zum Nutzen Ihrer Seele gereichen laſſen. Geſegnet und reich belohnt wäre meine Mühe, hätte ich etwas geſagt, das zum Lobe Gottes dienen könnte, und wenn Euere Hochwürden dann auch ſogleich die Schrift vernichteten. Doch wünſchte ich, daß Sie dieſelbe zuvor den drei Perſonen zeigten, die Sie wiſſen. Da es meine Beichtväter waren oder ſind, werden ſie, iſt die Schrift ſchlecht, die allzu gute Meinung verlieren, die ſie von mir haben. Sind aber dieſe frommen und gelehrten Männer mit ihr zufrieden, ſo werden ſie wiſſen, woher das kommt und werden Demjenigen danken, der es mir eingegeben hat.

Gottes Gnade ſei immer mit Ihnen, mein hochwürdiger Vater und mache Sie zu einem ſo großen Heiligen, daß Sie durch das Licht Ihres Geiſtes mich armſeliges Geſchöpf erleuchten, welches keck und übermütig genug war, um über die erhabenſten Gegenſtände zu ſchreiben. Wolle Gott, daß ſich keine Irrtümer eingeſchlichen haben! meine Abſicht war — zu gehorchen, mein Wunſch — die Wahrheit zu ſagen, meine Intention — ein wenig den Herrn zu verherrlichen. Seit vielen Jahren bitte ich Ihn darum, und da es mir nicht durch meine Werke gelingt, habe ich mich erdreiſtet, es durch die Zuſammenſtellung der tauſend Irrwege meines Lebens zu tun. Sorgfalt habe ich nicht auf dieſe Schrift verwendet und nicht mehr Zeit als notwendig war, um ſo genau und einfach wie möglich in allen Stücken über mich ſelbſt die Wahrheit zu ſagen. Der allmächtige Gott, der Alles kann, was er will, wolle mir den feſten Entſchluß geben, immer und überall ſeinen Willen zu tun; und wolle nicht zulaſſen, daß eine Seele verloren gehe, die Er mit ſo unſäglicher Mühe und ſo unzählige Mal aus den ewigen Abgründen zu ſich gezogen hat. Amen.

Jeſus!

Der Heilige Geiſt ſei immer mit Ihnen, mein hochwürdiger Vater. Amen. Jetzt muß ich Euere Hochwürden recht dringend bitten, mich unaufhörlich dem Herrn anzuempfehlen. Ich denke, Sie werden das um ſo lieber tun, als Sie dieſer Schrift entnehmen werden, wie viel ich gelitten haben muß, um mir mein großes Elend in's Gedächtnis zu rufen und zu berichten. Doch ich muß geſtehen, daß ich mehr ergriffen und gerührt von den Gnaden war, die der Herr mir erwies, als von den Beleidigungen, die ich ihm antat. Die Weiſung Euerer Hochwürden über manche Punkte recht ausführlich zu ſein, bin ich unter der Bedingung nachgekommen, daß Euere Hochwürden nun auch Ihre Zuſage halten und alles Unnütze ſtreichen werden; — umſomehr, als ich die Schrift nicht ganz überleſen konnte, weil Sie mir dieſelbe abfordern ließen. Vielleicht ſind manche Erklärungen undeutlich, vielleicht finden ſie manche Wiederholungen, denn ich hatte nie Zeit, das Geſchriebene durchzuleſen. Ich bitte alſo Euere Hochwürden, die nötigen Verbeſſerungen zu machen und die Schrift abſchreiben zu laſſen für den Fall, daß Sie dieſelbe dem Pater Magiſter Avila mitteilen wollen, damit er nicht meine Handſchrift gewahr werde. Ich wünſche ſehr, daß Alles ſo geordnet werde, wie Sie es für gut finden, denn in dieſer Intention habe ich überhaupt geſchrieben. Meinen Sie, daß ich auf dem rechten Wege bin, ſo iſt mir das ein großer Troſt, größer als der, daß ich meine, Alles getan zu haben, was in meinen Kräften war. Ich wiederhole, Euere Hochwürden ſind ganz frei in Ihren Anordnungen; allein ich hoffe, Sie werden ein wenig Dankbarkeit für eine Seele bewahren, die ſich rückſichtslos vor Ihnen entſchleiert hat. Die Ihrige werde ich, ſo lange ich lebe, dem Herrn empfehlen und Ihn bitten, ſie mehr und mehr in ſeinem Dienſte zu heiligen, damit Euere Hochwürden mir deſto beſſer forthelfen können. Aus dieſem Bericht werden Sie entnehmen, welchen Vorteil es der Seele bringt, ſich bedingungslos Demjenigen zu überlaſſen, der ſo bereitwillig ſich ſelbſt uns ſchenkt, und eifrig werden Sie auf dem Pfade fortſchreiten, den Sie ſo großmütig betreten haben.

Der Herr ſei ewig gebenedeit. Ich hoffe von ſeiner Barmherzigkeit, daß wir uns dort wiederſehen werden, mein hochwürdiger Vater, wo wir im ewigen Lichte die Fülle der Gnaden erkennen, mit denen er uns überſtrömt hat, und wo wir ihn loben und preiſen werden von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen.

Im Junius 1562 iſt dieſe Schrift beendigt worden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort V

Einleitung 1

Leben der heil. Thereſa von Jeſus. Von ihr ſelbſt geſchrieben. 55

Erſtes Kapitel. Wie der Herr dieſe Seele von Kindheit auf zur Frömmigkeit anregte und ihr gute Eltern gab. 57

Zweites Kapitel. Erſte Urſache ihrer Erkaltung. Wichtigkeit des guten Umgangs für junge Leute. Sie wird den Auguſtinerinnen zur Erziehung übergeben. 62

Drittes Kapitel. Wie ſie im Kloſter ihre fromme Richtung wiederfindet und wie der Herr beginnt, ihre Verblendung ihr klar zu machen. Sie wird krank und geht zu ihrem Vater zurück. Ihre Kämpfe beginnen. 70

Viertes Kapitel. Wie Gott ihr Kraft gibt, um in das Kloſter zu gehen, und wie er ihr eine Krankheit über die andere ſchickt. 75

Fünftes Kapitel. In ſchweren Krankheiten. Die Geduld, die der Herr ihr gab, um ſie zu ertragen, und wie er aus einer ſchlimmen Sache Gutes hervorgehen ließ. 85

Sechſtes Kapitel. Von der Gleichförmigkeit ihres Willens mit ihren Leiden. Wie ſie den heil. Joſeph zum Fürſprecher wählt und wie ſehr er ihr beiſteht. 95

Seite

Siebentes Kapitel. Wie ſie den Gnaden des Herrn treulos wurde. Welch ein weltliches Leben ſie zu führen anfing. Großer Nachteil des Mangels an Klauſur in Nonnenklöſtern. Tod ihres Vaters. 104

Achtes Kapitel. Wie das betrachtende Gebet ihre Seele nicht zugrunde gehen ließ. Wie es vorteilhaft für jedermann iſt, ſogar dann, wenn es nicht regelmäßig geübt wird. . . 123

Neuntes Kapitel. Wie der Herr ihre Seele erweckte, ihr in großer Finſternis Licht gab und den Entſchluß in ihr befeſtigte, ihn niemals zu beleidigen. Die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtinus. 133

Zehntes Kapitel. Anfang der ungewöhnlichen Gnadenerweiſe. Wie man ſich auf ſie vorbereiten kann und wie wichtig es iſt, ſie zu erkennen. — Sie wünſcht aus Demut, daß dieſelben nicht in weiteren Kreiſen bekannt werden. 140

Elftes Kapitel. Woran es liegt, daß wir nicht in kurzer Zeit zur vollkommenen Liebe Gottes gelangen. Erklärender Vergleich über vier Stufen des Gebetes. Erſte Stufe: die einfache Betrachtung. 149

Zwölftes Kapitel. Fortſetzung der erſten Gebetsſtufe. Wie weit wir mit Gottes Beiſtand durch uns ſelbſt kommen können. Man ſoll ſich nicht voreilig zu übernatürlichen Dingen erheben, ſondern warten, bis Gott es tut. . 163

Dreizehntes Kapitel. Über einige Verſuchungen des böſen Feindes auf der erſten Stufe des Gebetes und einige Mittel wider ſie. Wichtig für Anfänger. 170

Vierzehntes Kapitel. Von der zweiten Weiſe den Garten zu begießen: dem Ruhegebet. Es erhebt die Seele zu einem übernatürlichen Zuſtand. Deſſen Süßigkeit und deſſen Wirkungen. 187

Fünfzehntes Kapitel. Wie man ſich bei dem Ruhegebet zu verhalten habe. Weshalb viele Seelen nicht weiter als auf dieſe Stufe kommen. Sehr notwendige und nützliche Ratſchläge. . 196

Seite

Sechzehntes Kapitel. Von der dritten Weiſe den Garten zu begießen: dem Gebete der Vereinigung. Wirkungen dieſer hohen Gnade in der Seele. Der Geiſt wird mächtig angeregt zum Lob Gottes, und die Seele, die ſo weit gelangt, unſäglich ſüß getröſtet. . . . . . 21[illegible]

Siebzehntes Kapitel. Das Gebet der Vereinigung. Fortſetzung und Schluß. Neue Wirkungen desſelben. Auf dieſer Stufe können Einbildungskraft und Gedächtnis ſchädlich wirken. 219

Achtzehntes Kapitel. Vierte Weiſe den Garten zu begießen: das Gebet der Extaſe. Von der hohen Würde der Seele, die Gott zu dieſem Zuſtand erhebt. Ermunterung für alle, die dem Gebet obliegen, alle Kräfte anzuſpannen, um dahin zu gelangen. Dieſe erhabene Stufe iſt auf Erden erreichbar durch die reine Güte des Herrn, nicht durch eigenes Verdienſt. . 226

Neunzehntes Kapitel. Weitere Wirkungen des extatiſchen Gebetes in der Seele. Ermahnung nicht mutlos zu werden und nicht vom Gebet abzulaſſen, ſollte man auch, trotz der hohen Gnade, in Fehler gefallen ſein. Sehr tröſtlich für die Schwachen und die Sünder. . . . 238

Zwanzigſtes Kapitel. Von dem Unterſchied zwiſchen der Vereinigung und der Extaſe. Wirkung der letzteren. Welchen Schatz die Seele durch ſie beſitzt. 252

Einundzwanzigſtes Kapitel. Das extatiſche Gebet; Schluß. Was die Seele fühlt, die wieder zu ſich ſelbſt kommt und auf der Erde fortleben muß. Welch Licht der Herr verleiht. . . . 272

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Der ſicherſte Weg für beſchauliche Seelen iſt der: nicht höher im Geiſt gehen zu wollen, als Gott ſie führt. Die heiligſte Menſchheit Jeſu Chriſti iſt der Weg zur höchſten Beſchaulichkeit. — Eine vorübergehende Täuſchung. 282

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung der Lebensbeſchreibung. Gute Beichtväter helfen ihr vorwärts. 296

Seite

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Wie heilſam der Gehorſam ihr war. Pater Franz Borja ſpricht ihr Mut zu. Ihre Freundſchaft mit Donna Guiomar de Ulloa. Pater Balthaſar Alvarez S. J. wird ihr Beichtvater. 312

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Über die Worte, die der Herr in der Seele ſpricht; wie man ſie vernimmt; welche Täuſchungen vorkommen können; deren Merkmale. 319

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung über die inneren Worte und über das, was förderlich iſt und Sicherheit gibt. 326

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung der Lebensbeſchreibung. Wie der Herr die Seele unterrichtet, ohne Worte, durch innere Erleuchtung. Eine rein geiſtige Viſion. Über St. Petrus von Alcantara. 342

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Neue große Gnaden. Erſte bildweiſe Erſcheinung des Herrn. Unterſchied zwiſchen der rein geiſtigen und der bildweiſen Viſion. 357

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung. Leiden und Prüfungen. Wonnevolle Viſionen. Schmerz und Liebe. 372

Dreißigſtes Kapitel. Wie der Herr ihr zum Troſt und zur Hilfe den heiligen Mann Petrus de Alcantara, Franziskanerordens, nach Avila ſchickt. Wechſel der Seelenzuſtände und innere Leiden. 388

Einunddreißigſtes Kapitel. Von äußeren Verſuchungen, Qualen und Vorſtellungen, womit der böſe Feind ſie beläſtigt. Wirkung des Weihwaſſers. Bekehrung eines Geiſtlichen. . 400

Zweiunddreißigſtes Kapitel. Blick in die Hölle. Erſte Idee der Gründung des St. Joſephkloſters nach der urſprünglichen ſtrengen Regel der Karmeliter. 419

Dreiunddreißigſtes Kapitel. Unterbrechung der Angelegenheit. Widerwärtigkeiten und Tröſtungen. Das Haus wird auf den Namen der Donna Juana de Ahumada, vermählt mit Juan de Ovalle, gekauft und eingerichtet. 433

Seite

Vierunddreißigſtes Kapitel. Wie ſie auf Befehl des Provinzials das Kloſter verlaſſen mußte, um Donna Luiſa de la Cerda, Witwe von Don Arias Pardo, in Toledo, zu tröſten. Ratſchläge für Seelenführer. Tod ihrer Schweſter. 446

Fünfunddreißigſtes Kapitel. Von der Gründung des St. Joſephkloſters zu Avila auf Armut. Verſchiedene Meinungen über dieſen Punkt. Entſchiedener Befehl des Herrn in einer Offenbarung. 462

Sechsunddreißigſtes Kapitel. Wie es mit dem St. Joſephkloſter zum Abſchluß kam. Wie manche Widerſprüche und Verfolgungen äußerlich und wie manche Verſuchungen innerlich zu überwinden waren. 474

Siebenunddreißigſtes Kapitel. Über die Wirkungen des extatiſchen Schauens: höhere Liebe und vollkommenere Ablöſung von der Welt und den Geſchöpfen. Wie hoch die geringſte Stufe in der ewigen Herrlichkeit zu ſchätzen iſt. Keine Trübſal ſoll uns von himmliſchen Gütern abwendig machen. 496

Achtunddreißigſtes Kapitel. Von einigen hohen Viſionen und himmliſchen Geheimniſſen, und von Gnaden, die der Herr ihrem Gebet gewährt. 507

Neununddreißigſtes Kapitel. Erhörungen, die auf ihre Fürbitte erfolgen. Der heilige Stuhl erteilt ein Breve, welches die Gründung des Kloſters auf Armut geſtattet. 526

Vierzigſtes Kapitel. Viſionen und Offenbarungen. „Leiden oder ſterben.“ Schluß des Berichts. Begleitſchreiben. 543

Verzage nicht! du wirſt auf Nattern ſchreiten,
Dein Fuß wird über Baſilisken gleiten,
Du biſt behütet vor der Viper Gift.
O ruf' Ihn an, den göttlichen Beſchirmer,
Dann werden Löw' und Drache ſchwache Würmer,
Dann biſt du ſicher, daß kein Pfeil dich trifft.

Ja bete, bete! thue Buß' und bete!
Der ſpäte Abend und die Morgenröthe,
Sie müſſen wach dich finden im Gebet.
Denn ſieh! du mußt jetzt in die Wüſte gehen,
Du mußt in's Antlitz dem Verſucher ſehen,
Und haſt nur eine Waffe: das Gebet.

O wenn du ſiegſt — o der glückſel'gen Stunde!
Dann trittſt du mit den Engeln ein zum Bunde,
Die in der Wüſte dienen unſerm Herrn.
Wo nicht? — o arme Seele, dann geſelle
Dich zum Gethier und flieh die heil'ge Stelle,
Und halte dich im Staube von Ihm fern.

114, 616.

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Geſammelte Werke

45. Band.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt (Gregor VII.), ein Biſchof (Karl
Borromäus), ein Prieſter (Vinzenz von Paul),
ein Jeſuit (Franz Regis).

Regensburg. [1905]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vier Lebensbilder.

Vorwort.

Dieſe kleinen geſchichtlichen Lebensbilder habe ich in den letzten Jahren für unſer, Gott Dank! vielgeleſenes „Katholiſches Volksblatt" geſchrieben, damit das Volk einigermaßen mit wahrhaft großen Männern und wahrhaft hochherzigen Charakteren der Geſchichte bekannt werde; damit es erfahre wo — auf welchem Boden, auf welcher Seite die wahrhaften Freunde des Volkes ſtehen und welche ſtille Rieſentaten der geiſtlichen und leiblichen Barmherzigkeit ſie unermüdlich für dasſelbe üben. Jetzt ſtelle ich die Skizzen in dieſem kleinen Buch zuſammen, um ihnen, wo möglich, einen noch größeren Leſerkreis zu gewinnen und um nach meinen geringen Kräften den Lügengeiſt bekämpfen zu helfen, der gerade jetzt gegen ſolche Männer und ſolche Charaktere ſein ſchärfſtes Gift ausſpritzt. Wohl weiß ich, daß es gar Manche gibt, welche die Wahrheit nicht kennen wollen und von ihnen iſt um ſo weniger zu reden, als ſie ohnehin dergleichen Bücher nicht leſen. Aber Andere und zwar recht Viele gibt es, die ohne ihre Schuld in Lauheit und Stumpfſinn für alles kirchliche

Leben aufgewachſen oder in kirchenfeindlichen Schulen unterrichtet ſind. Dieſe haben in der Tat keine Ahnung von den wirklichen Charakteren, Ereigniſſen und Zuſtänden in der Kirche, meinen bona fide der alte ehrgeizige Papſt Gregor VII. habe zur Befriedigung ſeines Hochmuts den armen unſchuldigen Kaiſer Heinrich drei Tage im Schnee vor Canoſſa ſtehen laſſen — und die Bartholomäusnacht ſei urplötzlich, wie ein Erdbeben, über die armen unſchuldigen Calviniſten eingebrochen. Dieſe wiſſen wirklich gar nichts von den Beſchlüſſen des Tridentiniſchen Concils, in denen noch — wenn man die Hauptſache, den heiligen Geiſt, der ſich darin kund gibt, auch ganz bei Seite läßt — mehr Weisheit, Logik, Scharfſinn ſich ausſpricht, als in Allem, was ſeit dreihundert Jahren außerhalb der Kirche geſchrieben worden iſt. Dieſe meinen wirklich der Jeſuit ſei das Monſtrum, das von verſchiedenen Schriftſtellern, ſei es für gewiſſe Parteizwecke, ſei es zur Unterhaltung der Feuilleton-Leſer oder zur Erbauung der Traktätchen-Leſer, nach Luſt und Laune geſchaffen wird, um den Geiſt der Kirche und des Ordensſtandes verabſcheuungswürdig zu machen. Warum ſollten dieſe nicht für die Wahrheit zugänglich ſein, wenn ſie ihnen ſchlicht und einfach entgegentritt?

Bei dieſer Zuſammenſtellung der Lebensſkizzen macht es ſich ganz von ſelbſt, daß ſie gerade Das verherrlichen, was die Gegner der Kirche anfeinden. Ein Papſt — ein Biſchof — ein Prieſter — ein Jeſuit — iſt das nicht Alles, was der Geiſt der Lüge, der jetzt die Welt umſtrickt, haßt, ſchmäht, verfolgt? — und zwar deshalb, weil ſie aus dem innerſten Herzen der katholiſchen Kirche geboren, ihre Weihe, ihre Sendung, ihre Macht, ihre Größe, ihren Beruf von dieſer Gottesanſtalt, durch ſie und für ſie empfangen, um das Werk der Erlöſung in der Menſchheit fortzuſetzen, das der Geiſt der Lüge zu vernichten ſucht. Nehme man von der Erde hinweg den Papſt, den Biſchof, den Prieſter, den Ordensmann — was bleibt da übrig, als eine wilde Horde, die bereit iſt, teils — Mann gegen Mann ſich zu zerfleiſchen, teils — ſtumpfſinnig dem Abſolutismus der Revolution oder dem Stallfütterungsſyſtem des Sozialismus ſich zu unterwerfen. Keine menſchliche Macht der Intelligenz, oder des Schwertes, oder des Mammons wäre im Stande, dem Einbruch dieſer Barbarei ſiegreich entgegen zu treten. Das kann nur die katholiſche Kirche, weil gerade das ihre Aufgabe iſt: ſie ſoll im Leben des Einzelnen, wie im Leben der Völker und der Menſchheit, die verdorbene ſündige Natur aus den Banden des Böſen erretten und zur ſittlichen Freiheit erheben. Das iſt ihr Kampf gegen das Barbarentum; denn da, wo blinde Leidenſchaft herrſcht, hören die ewigen Prinzipien von Recht, von Pflicht, von Wahrheit, von Tugend auf — und das iſt das fürchterlichſte Barbarentum, wenn es auch tauſend Mal mit der Schminke einſeitiger Ziviliſation prahlt und blendet. Auf jene ewigen Prinzipien iſt der Weltgrund gelegt, auf ihnen ruht die Welt, nach ihnen wird ſie dereinſt gerichtet. Nicht müde wird die Kirche, das zu behaupten, in dieſem Sinn zu lehren, zu wirken, geſtützt auf ihre göttliche Vollmacht, die durch keine Revolution ihr geraubt werden kann; geeinigt und gegliedert in ihrer Hierarchie, deren Phalanz von übernatürlichen Helden, dem Meiſter folgt, der das Kreuz trägt und der da ſpricht: „Ich habe die Welt überwunden;“ tragend und getragen von ihren treuen Kindern, die ſie im Blut Jeſu für das Gnadenleben gewonnen hat. Und dieſe Gottesanſtalt wird geläſtert, wird gehaßt! — Es iſt das Charakteriſtiſche der Welt, daß ſie von Sünde nichts weiß. Sonſt müßte ſie ſchaudern vor dem Abgrund von Sünde, der unter dieſem Haß verborgen liegt, und der durch Ströme von Lügen und Fluten von Verleumdungen ſich kund gibt. Nun wohlan! wird der Haß nicht müde, die Unwahrheit zu ſagen, ſo dürfen wir nicht müde werden, die Wahrheit zu ſagen. Gibt er Zerrbilder und Karrikaturen, die er nach dem Spiegel in ſeinem Innern zu Tage fördert, ſo geben wir einfach hiſtoriſche Charaktere und Tatſachen, ohne romantiſche und poetiſche Ausſchmückung, ohne den Zauber der Legende, ohne die bunten Farben der eigenen Phantaſie. Wir erfinden nichts, wir berichten nur und beſchränken uns darauf, die großen Geſtalten in ihrem eigenen Licht darzuſtellen. So iſt der Papſt, ſo iſt der Biſchof, ſo iſt der Prieſter, ſo iſt der Jeſuit — überhaupt der Ordensmann. Das verſteht ſich — nicht jeder Papſt iſt ein Gregor VII., nicht jeder Biſchof ein Karl Borromäus, nicht jeder Prieſter ein Vinzenz von

Paul, nicht jeder Ordensmann — aber doch faſt jeder — ein Franz Regis. Dazu gehören beſondere Gaben der Natur und der Gnade, beſondere Verhältniſſe, beſondere Strömungen der Zeit; — aber jene großen heiligen Männer ſind eben die Ideale ihrer Standesgenoſſen — und auf die Ideale kommt es an, um den ſittlichen Standpunkt der Menſchheit kennen zu lernen. Steht das Ideal eines Menſchen auf den Höhen des geiſtigen, des ſittlichen Lebens, ſo zieht es den Sinn und das Streben desſelben zu ſich empor, veredelt ihn, gibt ihm das erlangen nach hohen Tugenden. Steht es in der Alltagswelt, ſo bilden ſich nur alltägliche Charaktere daran aus. Steht es gar in den Niederungen des Lebens, ſo macht es den Menſchen gemein und brutal. Wo gibt es nun höhere Ideale, als die, welche jene vier Männer verwirklichen? Wo wäre eine einzige Tugend, welche ſie nicht beſäßen? Wo iſt der ganze übernatürliche Kampf, den Chriſtus mit der Welt gekämpft hat, vollkommener nachgebildet als in ihrem Leben? — Die titaniſche Kraft, mit welcher ſie in ihre Zeit eingreifen und die hinſinkende Menſchheit zu ſich emporreißen, wirkt durch die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage ſegenbringend und heiligend fort, und dabei ſind dieſe Rieſen an Willenskraft mit all den lieblichen Tugenden der Demut und Frömmigkeit verziert, die der Weltgeiſt verſchmäht und kaum dem Namen nach kennt. Eine ſolche Seelengröße, eine ſolche ununterbrochene Schlachtopfer-Exiſtenz, eine ſolche heilige Verſchwendung von Leib und Leben, von

Noch immer ſteht dein Heiland in den Wüſten,
Mit Ihm die Seelen, die in Liebe büßten,
Um Ihn die Geiſter aus des Himmels Reich.
Noch immer ſchleicht um Ihn des Satans Tücke,
Er weiſt ſie mit des Vaters Wort zurücke: —
Der Weg der Kirche iſt dem Seinen gleich.

Gut und Blut für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen; das iſt das Ideal, welches allen Nachfolgern jener erhabenen Männer — inſofern ſie geiſtiger Weiſe deren Nachfolger ſind — als das Ziel der Vollkommenheit vorſchwebt und dem ſie nachzuſtreben ſuchen. Deshalb ſind auch jene große Heilige keine vereinzelte Erſcheinungen in der Kirche. Das ſehen wir recht in unſeren Tagen! Auch einen Papſt, der bereit iſt, für das Recht der Kirche gegen alle Angriffe der Mächte der Welt und der Unterwelt, lebend und ſterbend einzuſtehen — wenn auch in anderer Form als Gregor VII. Auch Biſchöfe, die ihre Heerden mit dem Hirtenſtab des guten Hirten lenken und ihre Richtſchnur jener Garbe von Licht und himmliſcher Weisheit entnehmen, welche man die Beſchlüſſe des tridentiniſchen Konzils nennt. Auch Prieſter und Ordensmänner in Menge, die ſich im unſcheinbaren und unblutigen Martertum aufreiben im Dienſt der Seelen und an ihnen ſtille Wunder der Barmherzigkeit und der Liebe tun, welche die Welt nur deshalb nicht ſieht, weil ſie nicht ſehen will. O nein! die Kirche braucht immer ſolche Männer, und darum werden ſie auch nimmer ihr fehlen, nur leuchten ſie zuweilen im höheren Glanz auf, während zuweilen das trübe Gewölk der Zeit ſie verſchleiert. Aber ſie ſind da. Der Materialismus unſerer Tage, der von Omnipotenz auf allen Gebieten des Lebens träumt und jede Offenbarung des Uebernatürlichen in dem großen Weltſumpf, den er herbeizuführen ſucht, erſticken möchte —

muß ſeiner niederen Natur zufolge Das verabſcheuen, was jenen Traum ſtört. Das tut die katholiſche Kirche mit ihrem Papſt, ihrem Biſchof, ihrem Prieſter, ihrem Ordensmann, die Alle Repräſentanten des übernatürlichen Lebens und einer höheren Ordnung der Dinge ſind, als die, welche ſich mit Ziffern ausrechnen oder in Retorten zerſetzen ließe. Zu welchem Dank ſind wir ihr verpflichtet! mit welcher Innigkeit müſſen wir uns ihr anſchließen! mit welcher Entſchiedenheit verwerfen, was ſie verwirft, feſthalten, was ſie darbietet. Die Menſchheit iſt in ihren tiefſten und heiligſten Lebenselementen bedroht durch einen Geiſt der Lüge, der vielleicht noch nie in einem ſolchen Umfang ſich geltend gemacht hat, und der auf eine Revolution hinarbeitet, welche nichts Anderes iſt, als eine bis zur äußerſten Spitze durchgeführte Irrlehre, die bis jetzt noch nicht in der Weltgeſchichte zu ihrer letzten Konſequenz ſich ausgelebt hat. Und doch! und doch! wie Wenige ſind es, die das erkennen und die ſich bekehren zur ewigen Wahrheit!

Mainz, am Tage des Erzengels Raphael,
den 24. Oktober 1861.

Papſt Gregor der Siebente.

In Zeiten wie die unſerigen, wo der Geiſt der Welt und der Unterwelt zum gemeinſamen Sturmlaufen gegen die heilige katholiſche Kirche ſich verbrüdern und ihren Hauptangriff wider den Stuhl des heiligen Petrus richten, weil er das Kettenglied iſt, das die ſichtbare Kirche fort und fort durch ihr ſichtbares Oberhaupt, den Papſt, mit dem unſichtbaren Oberhaupt, Chriſtus, verbindet, und weil es ſchwer iſt Chriſtum zu beſeitigen, ſo lange er in dem Papſte ſeinen Stellvertreter auf Erden hat — da iſt es ungemein troſtreich ſich zu erinnern, daß dieſer Haß, dieſe Wut, dieſe Anfeindung nicht von heute und geſtern, ſondern ſo alt ſind wie das Chriſtentum ſelbſt.

Dieſer Haß brach ſchon aus wider Chriſtus und ſchlug ihn an's Kreuz, ſetzte ſich fort gegen ſeine Apoſtel und machte ſie zu Martyrern und pflanzte ſich ſeitdem durch alle Jahrhunderte als das eigentümliche Merkmal des Weltgeiſtes fort. Denn die Welt liebt die Finſternis mehr als das Licht, weil ihre Werke böſe ſind — und folglich das Licht nicht ertragen können. Das hat ſchon der Evangeliſt St. Johannes vor achtzehnhundert Jahren geſagt und das iſt der wahre Grund dieſes Haſſes, heute wie damals und bis zum Ende der Tage. Die heilige katholiſche Kirche iſt die Trägerin des Lichtes in die Finſternis und Wirrſale der Menſchheit, und in dem Maß, als dieſe es ſich wohl ſein läßt, in den Genüſſen der Irdiſchkeit, haßt ſie das göttliche Licht, das den Weg zum Himmel weiſt.

Es iſt immer ein glorreiches Zeichen für die heilige Kirche, wenn ſie recht grimmig vom Weltgeiſt und ſeinem Anhang gehaßt wird, und ein ungeheuer ſchlimmes, wenn derſelbe ihr ſo etwas [illegible] ſeine Gunſt zuwendet; denn im erſteren Fall bekämpft ſie ihn und in letzterem läßt ſie ihn mehr oder minder gewähren. Es hat auch ſolche Zeiten gegeben; aber — Gott ſei tauſend und tauſendmal gelobt und gedankt! — die unſere gehört nicht dazu. Nein, nein! Gott ſei Dank! in unſerer Zeit bewährt die Kirche ſich als die heilige Mutter der Menſchheit, der Chriſtus der Herr die ewigen Verheißungen anvertraut hat, und deshalb eben muß ſie namenloſe Bitterkeiten und unſägliche Schmerzen vom Sohne der Bosheit erdulden; und deshalb eben wird das milde große Herz ihres Oberhauptes, des Vaters der Chriſtenheit, unſeres gottſeligen Papſtes Pius, mit Wermut und Galle überflutet. Wäre er gemein und ſchwach, käme es ihm auf Lüge, Heuchelei, Rechtsverdrehung nicht an: ſo würde er auch keine Widerſacher haben. Wie weit nun auch die Miſſetaten ſeiner Feinde gehen mögen — eines iſt gewiß: er hat auf dem Kreuzesweg, den man ihn wandeln läßt, zahlreiche Vorläufer gehabt, deren Leiden immer in Folge ihrer hohen Tugend, ihrer Seelengröße, ihrer erhabenen Wirkſamkeit über ſie verhängt wurden und daher der Kirche zum größten Heil und Segen gereichten.

In dieſen Tagen feierte die dankbare Kirche das Andenken eines ihrer erhabenſten Päpſte. Am 25. Mai 1085 ſtarb Gregor VII. Und wie und wo? — Aus Rom vertrieben, von einem deutſch-römiſchen Kaiſer, einem Gegenpapſt, aufſtändiſchen Parteien, ehrgeizigen Fürſten und entwürdigten Prieſtern verfolgt, in der Fremde und Verlaſſenheit zu Salerno. Und weshalb in ſolcher Trübſal? — Weil Gregor VII., nächſt den Apoſteln und Glaubensboten, welche in der Heiden- und in der Barbarenwelt die chriſtliche Kirche gründeten, das Größte für ſie getan hat, was ein Menſch tun konnte: er riß ſie empor aus dem Sumpf der Verweltlichung, aus der Knechtung durch irdiſche Mächte. Dazu gehört eine ſolche geiſtige Rieſenkraft, ein ſo unbedingtes Gottvertrauen, eine ſo glühende Liebe zu den Seelen, eine ſo heilige Leidenſchaft für die Herrſchaft der Wahrheit und Freiheit auf Erden, daß Gregor zur Durchführung ſeines Werkes mit dem Feuereifer des Apoſtels und Martyrers, auch noch den des Reformators vereinigen mußte. Somit verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Weltgeiſt ihn haßte und die Pforten der Hölle wider ihn anſtürmten.

Herkunft, Kindheit und Jugendſchickſale dieſes großen, merkwürdigen Mannes ſind faſt ganz unbekannt. Hildebrand hieß er, von einer unanſehnlichen Familie ſtammte er ab, zu Anfang des elften Jahrhunderts kam er in Italien auf die Welt, bei ſeinem Oheim, dem Abt eines Kloſters in Rom, empfing er die erſte Erziehung und Unterricht in den Wiſſenſchaften. Später ging er nach Frankreich in das durch ernſte Bildung und hohe Frömmigkeit berühmte Kloſter Clugny; und als er zum Mann gereift war, nahm ihn der fromme Papſt Gregor VI., der im Jahre 1044 den Stuhl Petri beſtieg. als Kaplan nach Rom. Von dieſer Zeit an half er während neunundzwanzig Jahren ſechs Päpſten, welche es ernſt mit der Verbeſſerung der Kirche nahmen, die ſchwere Bürde der Tiara und die verantwortungsvolle Laſt der Sorgen und Arbeiten für die ganze Chriſtenheit tragen. Dabei lernte er gründlich die

Nöten der Kirche kennen, und ebenſo ſcharf erkennen, wie ihr zu helfen und wodurch ſie zu retten ſei.

Es ſah damals wild und traurig in ihr aus, weil die weltlichen Fürſten ſie in eine weltliche Richtung drängten, welche ihr ganzes Weſen zu verweltlichen drohte. Dies rührte keineswegs daher, daß der Römiſche Stuhl Land und Leute beſaß, einen ſouveränen Staat bildete, ſondern daher, daß ſich die weltlichen Fürſten in die Regierung und Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten ihrer Länder miſchten, ſie für ihre Zwecke und Bedürfniſſe ausbeuteten und ſo viel wie möglich die geiſtliche Autorität an ſich riſſen. Weltliche Beſitzungen hat der Römiſche Stuhl Jahrhunderte lang gehabt, bevor von irgend einem der jetzt beſtehenden Staaten in Europa nur die Rede war. Denn kaum war das Chriſtentum von Kaiſer Conſtantin aus den Katakomben befreit, kaum hörte die blutige heidniſche Verfolgung auf, kaum traten die Biſchöfe mit ihren Gemeinden ohne Scheu an's Tageslicht, ſo wälzten ſich auch ſchon jene unermeßlichen Horden aus Aſien und dem nordöſtlichen Europa dem Süden und Weſten zu, um durch eine Art von lebendiger Sündflut, als Völkerwanderung, die Trümmer des Heidentums aus der Welt zu fegen. In Folge dieſer barbariſchen Eindringlinge brachen Kriege, Verwüſtungen und ein ſolcher Umſturz aller Verhältniſſe ein, daß Kaiſer Conſtantins Nachfolger ſich kaum in Konſtantinopel erhalten, Italien aber nicht ſchützen konnten. Vandalen, Longobarden, Oſt- und Weſtgoten eroberten und verheerten es und gründeten neben und nach einander Herrſchaften und Reiche in dem ſchönen Lande, das von jeher überaus anziehend für die germaniſchen Völker geweſen iſt. Die Länderſtrecken um die Stadt Rom herum hatten gegen die fremden Eroberer keinen anderen Schutz, als den, welchen ihnen die Päpſte angedeihen ließen, indem ſie die Einkünfte von Gütern dazu verwendeten, die der Stuhl Petri auf Sizilien und in Frankreich beſaß und die ihm geſchenkt worden waren von reichen Neubekehrten — und dieſer Schutz brachte ſelbſtverſtändlich eine weltliche Autorität mit ſich.

So entſtand das Patrimonium Petri (das Erbgut des heil. Petrus). Später ſchenkte der Longobardenkönig Luitprand dem päpſtlichen Stuhl einen Teil von Toskana und als die fränkiſchen Könige in Krieg mit den Longobarden gerieten, ſchenkte Pipin dem Stuhl Petri mehrere eroberte Provinzen, ſo daß der weltliche Beſitzſtand Roms ſchon ſeit dem Jahr 742, alſo ſeit elfhundertneunzehn Jahren, in Kraft ſteht und ſeinen Urſprung in viel frühere Jahrhunderte zurückführt. Dieſe weltliche Macht war notwendig, um die großen Unternehmungen der Kirche zur

Bekehrung und Sittigung Europas zu unterſtützen, um in Italien einen Damm gegen das Barbarentum zu ſetzen und um den Päpſten die Mittel zu gewähren, die kirchlichen Anordnungen und geiſtlichen Einrichtungen, welche ſie der Chriſtenheit zu geben hatten, unabhängig von der Gunſt und Ungunſt der Fürſten einzuführen. Letzteres war die Hauptſache und iſt es bis zu dieſer Stunde; denn auf einen Kaiſer Karl den Großen, der wahrhaft groß genug war, um ihr echter Schirmherr gegen äußere Feinde, aber nicht ein ſelbſtſüchtiger Einmiſchling in ihre inneren Angelegenheiten ſein zu wollen, kommen viele franzöſiſche Könige und deutſche Kaiſer, welche aus ihrem Schutz und Schirm eine Unterdrückung der Päpſte und ſich ſelbſt zum Oberhaupt der Kirche zu machen ſtrebten. Zu einem Spielball ihrer Launen und Leidenſchaften, ihrer Willkür und Politik würden die Päpſte herabſinken, wenn ſie nicht als gleichberechtige Fürſten in der Reihe aller übrigen Fürſten ihren Platz einnehmen würden.

Im elften Jahrhundert gaben ſich die Fürſten Europas und namentlich der deutſchrömiſche Kaiſer Heinrich IV. alle erdenkliche Mühe, den päpſtlichen Stuhl und folglich auch die katholiſche Kirche, in eine entwürdigende Knechtſchaft zu bringen; denn das iſt unzertrennlich: iſt ein Papſt einem Kaiſer oder König untertänig, ſo ſinkt mit

Der zweite Faſtenſonntag.

„— transfiguratus est ante eos." *Ev. Matth. 17.*

Aſchenkreuz auf meiner Stirne,
Halte Wach' am Sinnenthor,
Strahl' gleich ſegnendem Geſtirne
Meinen dunkeln Wegen vor.
Sinke wie ein zarter Schleier
Zwiſchen mir und dieſer Welt,
Deren buntes Farbenfeuer
Oft mein Aug' geblendet hält.

Schönheit, wundervolle Gabe,
Die dem ew'gen Born entrann,
Zwingſt mit deinem Zauberſtabe
Jedes Herz in holden Bann.
Auf in reiner Luſt ſie wallen,
Denn die Huld verkläret ſie.
Aber ach! berauſcht auch fallen
Vor dem Götzen ſie auf's Knie.

ihm die Kirche aus der chriſtlichen Freiheit, die Gott für ſie gewollt hat, in eine unchriſtliche Sklaverei, welche durch kaiſerliche Anſichten, Bedürfniſſe und Geſetze, zuweilen auf dem Wege des Wohlwollens, zuweilen auf dem der Gewalt über ſie verhängt wird. Wer dem Papſt die weltliche Macht nehmen will, geht darauf aus, ihm auch die geiſtliche zu nehmen; und den Vorzug hatte das elfte Jahrhundert vor dem neunzehnten, daß die Gewalthaber in dieſer Beziehung nicht logen und die Katholiken in dieſer Beziehung nicht blödſinnig waren und ſich nicht täuſchen ließen. Jene wollten hauptſächlich die geiſtliche Macht an ſich reißen und taten es nach Kräften — und dieſe wußten ſehr genau, daß mit dem ſinkenden Anſehen des Papſtes auch heilige Ordnung und Disziplin ſinken und Willkür auf kirchlichem Boden zur Herrſchaft kommen werde — was denn eben vielen höchſt angenehm war, denn alsdann konnten ſie leben nach den böſen Gelüſten ihres Herzens.

In Rom ſelbſt riefen die beiden großen geld- und einflußreichen Adelsfamilien der Crescentier und der Tusculaner, in echt italieniſcher Weiſe, ſchon ſeit ein paar Generationen einen beſtändigen Hader hervor, der das Volk in zwei Parteien ſpaltete, blutige Händel erzeugte, die greulichſten Gewalttaten zur Folge hatte und auch die Beſetzung des heiligen Stuhles zu einer Parteiſache herabzuwürdigen ſuchte. Jede Faktion hatte ihre Prätendenten gegen den rechtmäßigen Papſt und ſuchte die Anerkennung ihrer Kreatur bei den auswärtigen Fürſten durchzuſetzen. Zuweilen gelang ihnen das, wenn die Fürſten daraus einen Vorteil ziehen konnten, zuweilen aber hatten dieſe ihre eigenen Schützlinge — und ſo kam es denn vor, daß ſich zwei unrechtmäßige Gegenpäpſte in blutiger Fehde und durch Beſtechung aller Art um den heiligen Stuhl ſtritten, den entweder ſchon ein rechtmäßiger Papſt inne hatte, oder der erledigt war.

Derſelbe Weltſinn, der zu Rom den Stuhl Petri umtobte, gab ſich in ganz Europa kund: die Beſetzung der Biſchofsſitze und der Abteien wurde eine Sache der Fürſten- oder Parteigunſt, eine Sache, die ſich erkaufen und erſchmeicheln, mit Geld, mit Dienſtleiſtungen, mit Glattzüngigkeit gewinnen und bezahlen ließ. Es kam ſo weit, daß in manchen Gegenden, z. B. in der Lombardei, kein geiſtliches Amt ohne Bezahlung vergeben wurde; denn da, wo der Metropolit ſelbſt durch Simonie — wie man dieſen greulichen Frevel nannte*) — zu ſeiner Würde gelangt war, durfte er ſtand ihm ſelbſt ſo wenig Abſcheu einflößte, daß er der vorherrſchende wurde.

---

*) Zur Erinnerung an Simon Magus, der die Gaben des heiligen Geiſtes mit Geld erkaufen wollte. Apoſtelgeſch. Kap. 8.

Wie konnte es auch anders ſein? Nicht die Liebe zu himmliſchen Dingen, nicht das Verlangen, ſich mit dem gekreuzigten Chriſtus dem Dienſte der Seelen hinzugeben und ſich zu opfern für die Sünden der Welt, nicht der Beruf führte den Prieſter zum Altar, ſondern irdiſches Gut, das er gab, um dafür Irdiſches zu gewinnen; — und ſo blieb er denn in der Irdiſchkeit und begrub in ihr die übernatürliche Beſtimmung, die Gott ihm gibt und die das Sakrament der Weihe ihm erreichbar macht. Dem Volk waren die Übertreter des Zölibates ein Greuel, mochten deren Weiber ſogenannt rechtmäßige ſein oder nicht. Das Volk weiß immer ſehr gut, daß es für den Prieſter nie und unter keiner Bedingung ein rechtmäßiges Weib gibt. So wie ſich irgendwo fromme Prieſter gegen die herrſchende Unſitte erhoben, war das Volk ſtets auf deren Seite. Es hielt ſich meiſtens zu den Klöſtern, die gerade damals mitten aus dem Sumpf der Welt wie reine Lilien aufſtrahlten, z. B. Fulda, Hirſau, Reichenau in Deutſchland, Clugny in Frankreich, Monte Caſſino und Vallombroſa in Italien. Aber dennoch war der Schaden ungeheuer, den der unſittliche Klerus dem Volke zufügte, denn er gab das Beiſpiel, dem die gebrechliche Natur der Menſchen allzugern folgt, indem man ſpricht: Wirft der Prieſter den Zügel ſeiner niedern Leidenſchaften ab, weshalb ſoll ich ihn tragen? — Schlechte Prieſter — und das ſind die beweibten — ſind die gründlichſten Verderber der Menſchheit, denn ſie rauben ihr den Glauben an die weltüberwindende, ſündenbeſiegende Kraft der Gnade und folglich, in letzter Inſtanz, den Glauben an alles Himmliſche und an Gott ſelbſt. Und weil ſich die Menſchheit dieſen Glauben nicht will rauben laſſen, ſo gibt es gar nichts, was ſie tiefer verachtete, als den beweibten Prieſter.

Hildebrand, der inzwiſchen Erzdiakon und Kardinal geworden war, ſtand den Päpſten in ihren Bemühungen, dem Verderben Einhalt zu tun, feſt und eifrig zur Seite, und tat alles, was in ſeinen Kräften ſtand, damit der heilige Stuhl ſtets von würdigen Männern eingenommen werde, denen das Heil der Chriſtenheit über alles am Herzen lag. Endlich aber kam die Reihe an ihn ſelbſt. Er hatte das römiſche Volk allmählich daran gewöhnt, den Würdigſten zu wünſchen und die Kardinäle — ihn zu wählen. Als Papſt Alexander II. ſtarb, wählte man ihn, am 22. April 1073, und als Gregor VII. beſtieg er nunmehr den Stuhl des heiligen Petrus, wohl wiſſend, daß nichts ihm ſo gewiß ſei, als Kreuz und Trübſal. Dies bezeugen die Briefe, die er damals ſchrieb und in denen er ſagt, er müſſe, ohne die Gebetshilfe frommer Seelen, der drohenden Laſt erliegen, denn jedermann und beſonders ſo viele Prälaten, ſuchten aus Geiz und Ehrſucht die Kirche mehr zu verwirren als zu beſchirmen und ſtänden feindlich der Religion und der Gerechtigkeit gegenüber.

Daß dieſer verderbliche Zuſtand aufhöre, wurde fortan Gregors leitender Gedanke, den er mit unbeſieglicher Entſchiedenheit und unzerſtörbarer Ruhe den Fürſten, den Biſchöfen, den Geiſtlichen gegenüber verfolgte. Sollte die Kirche das werden, was ſie nach Gottes Plan und Abſicht ſein ſoll: die geiſtige Mutter der Menſchheit durch Belehrung, Bildung, Heiligung, ſo mußte ſie frei ſein, frei nach Außen von den unberechtigten Eingriffen der Fürſten, frei nach Innen von der Sklaverei des Weltſinnes und der böſen Luſt, in welche die Welt verſunken war; — und ihr Recht auf dieſe Freiheit mußte im Prinzip von der ganzen Chriſtenheit anerkannt werden. Denn das war ſonnenklar: Prieſter, die durch Weiber, Kinder und erkaufte Pfründen auf die alltäglichen Genüſſe, Sorgen und Beſtrebungen der Erde angewieſen waren, konnten ihre Herden nicht weiter führen, als zu dem Punkt, auf dem ſie ſelbſt ſtanden: wo kein Beiſpiel des unbedingten Opfers gegeben wird, da kann es auch nicht mit Wirkſamkeit gelehrt werden und folglich war die gottgegebene Beſtimmung des kirchlichen Lehramtes verfehlt. Gregor rief in ganz Europa eine Kirchenreform hervor, indem er dem Klerus die Simonie unterſagte, das Zölibat, den eheloſen Stand, gebot und die Fürſten aufforderte, ihn in ſeinen Bemühungen zu unterſtützen.

König der Deutſchen war damals der dreiundzwanzigjährige Heinrich IV. Bei ſeines Vaters Tode zählte er nur ſechs Jahre und die deutſchen Fürſten, denen es damals zuſtand, ſich ein Reichsoberhaupt zu wählen, waren verkehrt genug, ſich über keine vernünftige Wahl zu einigen, ſondern wählten dies Kind. Agnes, die verwitwete Kaiſerin, führte die Regierung mit milder Frauenhand. Einigen Fürſten war das eben recht; andere tadelten es; man warf ihr vor, daß ſie ihren Sohn verweichliche, keine tüchtige Erziehung ihm gebe. Nach einigen Jahren wurde der kleine König ſeiner Mutter entführt durch einen der tüchtigſten Prälaten Deutſchlands, Erzbiſchof Anno von Köln, der ſich fern von den Laſtern gehalten hatte, welche ſo viele Würdenträger befleckten.

Aber der königliche Knabe war zu früh zum Bewußtſein des Herrſchers gekommen, um ſich einer ernſten Leitung zu fügen. Es fehlte ihm nicht an Verſtand, an kriegeriſchem Mut und verſönlicher Tapferkeit, — wohl aber gänzlich an Selbſtbeherrſchung. Seinen Neigungen und Leidenſchaften ſollte die ganze Welt ſich fügen und ihre rückſichtsloſe Befriedigung machte ihn nach und nach zum Tyrannen und Wüſtling, erniedrigte ſeinen Charakter und flößte den Völkern Abſcheu und Haß ein. Er war ganz in der Hand des Erzbiſchofs Adalbert von Bremen, der eine unermeßliche Hab- und Ehrſucht mit einem heitern Geiſt und gefälligem Umgang verband, der alle Schranken vor dem jungen König hinwegräumte, welche der ernſte Anno zu ſetzen ſuchte und der dafür die Verwaltung des Reiches in ſchnöder Weiſe für ſeine perſönlichen Zwecke ausbeutete, ſo daß überall die Ehrfurcht vor dem königlichen Herrſcher abnahm und Geſetz- und Zügelloſigkeit wucherten.

Bei ſiebzehn Jahren vermählte Heinrich ſich mit der edlen, ſchönen Berta, Tochter des Markgrafen von Suſa, behauptete aber, ſie ſei ihm unerträglich, begehrte eine Löſung der Ehe und ſetzte ſein wüſtes, zuchtloſes Leben fort. Seine Vertrauten und Genoſſen folgten nur zu ſehr ſeinem Wandel, ſo daß die tiefe Entſittlichung des Hoflagers und die Schmach, die Heinrich in geachtete Familien brachte, große Empörung und bitteren Groll erzeugten. Er verſprach dem Erzbiſchof Siegfried von Mainz, wenn derſelbe ihn von Berta ſcheiden wolle, ſo wolle er ihm dafür behilflich ſein, den Zehnten in Thüringen einzutreiben, den Siegfried unrechtmäßiger Weiſe forderte. Dieſer nahm den ſchmählichen Vorſchlag an. Es entbrannte eine furchtbare Fehde, Sachſen leiſtete Thüringen Hilfe, aber der König ſiegte und ſuchte den Geiſt des Widerſtandes dieſer Völker durch Willkür zu zermalmen. Feſte Burgen wurden in Sachſen und Thüringen erbaut, Kriegsvolk hineingelegt, Raub und Plünderung nicht gewehrt, die Unterdrückung des Landmannes begünſtigt, Abgaben erpreßt, Männer tödlich mißhandelt, Weiber tödlich beleidigt.

Schweres Murren wider Heinrich erhob ſich in dieſen freiheitsgewohnten Völkern. Er hoffte jetzt auf Siegfrieds Dankbarkeit, der auf einem Fürſtentag zu Mainz die Trennung von Berta ausſprechen ſollte. Papſt Alexander II. ſchickte aber ſeinen Legaten, Petrus Damiani, um die Sache der Königin Berta zu führen und den Erzbiſchof mit ſchwerer Strafe zu bedrohen, wenn er die des Königs begünſtige. Der Legat verteidigte ſo eindringlich Berta's Recht, daß alle Fürſten auf ſeine Seite traten, und ermahnte den König ſo überzeugend, daß dieſer den Gedanken aufgab, Berta zu verſtoßen, ſich aber erſt ſpäter mit ihr ausſöhnte, ohne doch aufzuhören ein Wüſtling zu ſein.

Bei einem König, wie Heinrich, der ſo ganz ohne inneren Halt, ohne Rechtsbewußtſein und Pflichtgefühl war, hatten ſelbſtverſtändlich Schmeichler und Günſtlinge leichtes Spiel. Wie dieſe ihm die Dinge und Verhältniſſe vorſtellten und wie er ſie in der Verblendung der Leidenſchaften ſah, ſo handelte er; nie nach Vernunft, Gewiſſen und Gerechtigkeit. Dadurch beleidigte er ſchwer einen Teil der Fürſten des Reiches, begünſtigte blind den andern, hatte eine große Vorliebe für Männer von geringer Herkunft, die durch ihn ihr Glück zu machen ſuchten, und rief in Deutſchland Neid und Zwietracht wach, die in blutige Kriege deutſcher Völker wider einander ausarteten. Mehr und mehr ſank ſein Anſehen, und als im Jahr 1072 ſein ſchlimmſter Ratgeber, Erzbiſchof Adalbert von Bremen ſtarb, und er auf Verlangen der Fürſten Anno von Köln zur Teilnahme an den Reichsgeſchäften berufen mußte, da erkannte dieſer, daß ſchlimme Zeit im Anzug ſei. Streng rechtlich, wie er war, hatte er nur das Wohl des Staates und das Heil der Kirche, nie das Anſehen einer Perſönlichkeit im Auge; aber was er zu ordnen ſuchte, brachte Heinrich in Verwirrung und durch die Käuflichkeit der Bistümer und Abteien, die am königlichen Hof überhand nahm, fraß das Verderben immer weiter um ſich, — ein Krebsſchaden am Körper der Menſchheit.

Ahnend, daß die ew'ge Schöne
Aller Sehnſucht Dürſten ſtillt —
Daß im Aug' den Platz der Thräne
Einſt mit ihrem Glanz ſie füllt —
Haſchen wir den Abglanz immer
In des Irdiſchen ſünd'ger Spur,
Huldigen dem falſchen Schimmer
— Nicht dem Gott! — der Kreatur!

Schließet euch, o meine Augen,
Vor der trügeriſchen Pracht!
Was ſoll euch ein Trugbild taugen?
Was ein Irrlicht in der Nacht?
Auf die Aſche ſenkt euch wieder,
Denkt: in ſolch ein Aſchenkleid
Stieg der Herr des Lichts hernieder,
Barg drin Seine Herrlichkeit.

In dem ſchweren Staubgewande
Ging Er gnädig einſt umher,
Löſte mild der Seelen Bande,
Machte leicht, was hart und ſchwer —

Gedrückt von Kummer und hohem Alter bat Anno nach einem Jahre um ſeine Enthebung von den Reichsgeſchäften, die Heinrich ihm gern gewährte.

Die Erpreſſungen in Sachſen und Thüringen und der Widerſtand dort wurden mittlerweile immer heftiger. Trotz allen Druckes wehrte man ſich auf's Äußerſte, den Zehnten an Siegfried zu zahlen; Heinrich aber, der Geld brauchte, verſprach dem Erzbiſchof abermals, ſeine Anſprüche mit Gewalt durchzuſetzen, wenn dieſer ihm dafür einen Teil des Raubes überlaſſen wolle; und ſo dauerten Druck und Willkürherrſchaft fort. Die beiden geknechteten Völker drohten, ſich klagend an den apoſtoliſchen Stuhl zu wenden. Das verſetzte Heinrich in den heftigſten Zorn. Es geſchah aber doch und Papſt Alexander II., der mit aller Kraft dem Pfründenhandel zu wehren ſuchte, forderte Heinrich auf, wegen Anklage der Simonie dem Stuhle Petri, für dieſen Eingriff in deſſen Recht, Rede zu ſtehen.

Einen Augenblick kam Heinrich nun zur Beſinnung, denn das Haß- und Rachegeſchrei von zwei mächtigen Völkern wurde immer lauter, die Treue der Fürſten ſchwankender, die Anſichten mancher Biſchöfe kirchlicher; und obſchon Alexander ſtarb, ſchrieb Heinrich doch einen nachgiebigen Brief an deſſen Nachfolger Gregor VII. und verſprach gute Ratſchläge zu befolgen. Denn er mußte Frieden mit dem Papſt haben, da eben die vollen Flammen des Aufruhrs in Sachſen und Thüringen ausbrachen. Einige Fürſten des Reiches, wie Rudolf von Schwaben und Welf von Bayern, beſonders aber Heinrichs italieniſche Verwandte, die beiden erhabenen Frauen des Hauſes Kanoſſa, Beatrix, Markgräfin von Lothringen Toscana, und ihre Tochter Mathilde — ſuchten Gregor und Heinrich einander zu nähern; aber niemand konnte ſich auf Heinrich verlaſſen. Im Unglück war er verzagt und deshalb falſch; im Glück übermütig.

Die deutſchen Fürſten nahmen Partei für und wider die Sachſen. Heinrich verlor Schlachten und Burgen und ſtand in großem Nachteil. Ein Fürſtentag ſollte die traurige Fehde gründlich erwägen und nach der Gerechtigkeit ſchlichten. Der König und die Sachſen nahmen das Auskunftsmittel an; aber nur ſie in aller Ehrlichkeit; er ſtachelte heimlich die Dänen und norddeutſchen Völker zu einem Raubzug nach Sachſen auf. Der Fürſtentag ſchlichtete nichts. Die Fürſten voll Entſetzen über Heinrichs Falſchheit und Unredlichkeit wollten ihn des Thrones verluſtig erklären und Rudolf von Schwaben zum König wählen. Rudolf erklärte, nur die einſtimmige Wahl der Fürſten könne ihn beſtimmen, die Wahl anzunehmen. So weit vereinigte man ſich indeſſen nicht.

Das verzweifelte ſächſiſche Landvolk fiel nun in grimmiger Wut über die Burgen des Königs her, ſtürmte, plünderte und verwüſtete ſie, brannte Kirchen nieder, zerſtörte Altäre und Totengrüfte. — und jetzt war es Heinrich, der eine klagende Geſandtſchaft nach Rom ſchickte. Denn damals, als die ganze Welt in der Einheit des katholiſchen Glaubens lebte, ſahen Könige und Völker in dem Papſt den Nachfolger des heiligen Apoſtels Petrus, zu welchem der Sohn Gottes ſelbſt geſagt hat: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“; — und in ihren Nöten wendeten ſich alle an den gemeinſamen Hirten der Chriſtenheit.

Gregor hatte inzwiſchen ein Konzil in Rom eröffnet, bei welchem faſt alle italieniſchen Biſchöfe erſchienen und wo vier wichtige Beſchlüſſe gefaßt wurden. 1) Kein Geiſtlicher erlangt fortan eine kirchliche Würde oder ein geiſtliches Amt durch Geldvermittelung. 2) Keiner darf eine durch Geld erlangte Kirche behalten. 3) Geiſtlichen, die den Zölibat nicht beobachten, iſt jeder Dienſt am Altar unterſagt. Keiner darf ein Weib nehmen; er ſoll es entlaſſen, wenn er eines hat, oder abgeſetzt werden. Auch ſoll Jeder, der ein Kirchenamt annimmt, zuvor feierlich die Beobachtung des Zölibates geloben. 4) Das Volk ſoll keine Amtsdienſte von Geiſtlichen annehmen, welche die apoſtoliſchen Verordnungen übertreten. — Dies ſind

Beſchlüſſe der heiligſten älteſten Kirchenverſammlungen. Sie wurden alsbald in der ganzen Chriſtenheit bekannt gemacht. Heinrich verſprach dem Papſt, ihn in der Durchführung zu unterſtützen. Biſchöfe, die ſich widerſetzten, oder der Simonie überwieſen wurden, ſollten ſuspendiert oder abgeſetzt werden.

Unter dem deutſchen Klerus — und nicht unter ihm allein! — erhob ſich aber gegen den Zölibat ein allgemeiner Aufruhr. Man nannte die Verordnungen wahnwitzig, den Papſt einen ketzeriſchen Menſchen; man wollte lieber das Interdikt ertragen, als von den Weibern ſich trennen. Der Papſt ließ gelaſſen die rohen Naturen, die niedrigen Geſinnungen ſich austoben und ermahnte fort und fort die Biſchöfe, ſelbſt mit Androhung des Bannes, die Beſchlüſſe ins Leben zu rufen. Als Siegfried von Mainz deshalb zu Erfurt eine Synode hielt, ſchrie man auf den Straßen: er habe den Tod verdient; mindeſtens müſſe er vom biſchöflichen Stuhle geſtoßen werden. Ebenſo war es in England, in Frankreich. Man zog zu einem Konzil nach Paris, nicht um zu beraten, ſondern um zu erklären, daß man des Papſtes unerträglichen und folglich unvernünftigen Beſchlüſſen nicht ſich unterwerfen wolle, und daß Gregor nichts weiter erlangen werde, als tüchtige und talentvolle Männer vom geiſtlichen

Stande zurückzuſtoßen. Als ob bei der Aufhebung des Zölibates überhaupt noch vom geiſtlichen Stande die Rede ſein könne! Als ob die Kirche bei ihren Prieſtern hauptſächlich auf große Talente zu ſehen habe! Große Tugend begehrt ſie und deren Grundlage iſt Selbſtverleugnung; — wer dieſe nicht erſtrebt, taugt nicht zum heiligen Dienſt und der Zölibat iſt der Prüfſtein, der für jeden Aſpiranten vor den Stufen des Altares liegt. Vor demſelben zurücktreten, zu rechter Zeit, darf jeder; ihn umgehen — darf keiner! Lieber gibt die Kirche Länder und Reiche auf, als daß ſie den heiligen Brautkranz von der Stirn ihrer Prieſter reißen ließe! — — Ein Biſchof des Pariſer Konzils, ein einziger, ſprach für die Beſchlüſſe. Da erhob ſich mit wildem Geſchrei die ganze Verſammlung, fiel über ihn her, mißhandelte und ohrfeigte ihn und ließ ihn in den Kerker werfen, aus dem einige angeſehene weltliche Herren, ſeine Freunde, ihn retteten. Zu einer ſolchen Stufe der Brutalität war der Klerus herabgeſunken, weil die Biſchöfe aus Dienern der Kirche Diener der Fürſten geworden waren!

Gregor aber blieb unerſchütterlich in ſeinem Vorhaben, dieſen an die Erde gefeſſelten Geiſt nicht länger in der Kirche Jeſu Chriſti zu dulden, und ſtatt über die faſt allgemeine Entrüſtung zu erſchrecken und vor dem gewaltigen Sturme des Widerſpruchs die Segel zu ſtreichen, ſuspendierte er eine große Anzahl von Biſchöfen, z. B. die von Straßburg, Speyer, Bamberg und Bremen, mit anderen in Frankreich und Italien und berief ſie nach Rom, um ihre Sache zu unterſuchen. Ferner verſammelte er im Jahre 1075 ein zweites Konzil in Rom, auf welchem er durch einen neuen Beſchluß einen neuen Feuerbrand in den Weltſinn ſchleuderte: kein Biſchof und Abt, überhaupt kein Geiſtlicher, durfte fortan von Laien — Kaiſer und Könige inbegriffen — die Inveſtitur empfangen, d. h. deren Lehnsträger werden, indem er gegen Güterbeſitz auf Lebenszeit die Lehenspflichten übernahm, namentlich den Kriegsdienſt für ſich und ſeine Leute. Dieſer Mißbrauch richtete furchtbares Unheil an, begünſtigte die Simonie, machte Krieger und Höflinge zu Biſchöfen und Äbten, brachte ſie in Verbindung mit allen Welthändeln und in gänzliche Abhängigkeit von den Fürſten und führte zu hartnäckiger Bedrückung ihrer Untertanen. Bei Strafe der Exkommunikation unterſagte jener Beſchluß den Laien — die Inveſtitur zu erteilen; den Geiſtlichen — ſie von jenen anzunehmen.

Durch dieſe Beſchlüſſe gegen Inveſtitur und Simonie, und für den Zölibat, griff Gregor ordnend und läuternd in das Leben der ganzen

Menſchheit ein. Die weltlichen Machthaber ſollten anerkennen, daß das Hirten- und Lehramt der Kirche nicht kraft ihres Szepters erteilt werde; der Klerus, daß ſein geiſtliches Anſehen und Wirken unabänderlich auf irdiſche Entſagung ſich ſtütze; der Laienſtand, daß das Geld nicht genüge, um den Beruf zu erſetzen, den allein der Heilige Geiſt verleiht; die ganze Welt, daß der wahre Geiſt der Kirche nicht von dieſer Welt iſt und daß ſie, wenn irdiſcher Sinn mißbräuchlich ſich einſchleicht, ſogar feſtſetzt, — eine reinigende Kraft in ſich ſelbſt hat, die ihn ausſtößt und den Geiſt wieder den himmliſchen Dingen mit Vorliebe zuwendet; die ganze Menſchheit, daß Chriſtus, der Sohn Gottes, fort und fort durch ſichtbare Stellvertreter die Anſtalt regiert, die er eingeſetzt hat, daß ſie, wenn das menſchliche Element in ihr die Oberhand gewinnen ſollte — durch Kaiſer und Könige nur ruiniert, aber nicht reformiert wird und daß dieſe Reform nur vom Stuhle Petri ausgehen kann. Wer den Weltgeiſt kennt und die Abneigung des natürlichen Menſchen gegen Opfer und Entſagung, Gehorſam und Selbſtverleugnung — wird nicht erſtaunen über die unüberſehbare Zahl der Gegner und Feinde von Gregors Reformbeſchlüſſen; wohl aber ſtaunen über die unerhörte Seelengröße und Geiſtesſtärke dieſes Mannes, der mit keinem andern

Bundesgenoſſen als Dem, der zu den Apoſteln geſagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage" — dem Strome des Verderbens, der die Menſchheit im Schlamme zu begraben drohte, durch ſein Wort Einhalt gebot.

In Rom ſelbſt wollte man dem Papſte an's Leben gehen. Der abgeſetzte Erzbiſchof Guibert von Ravenna ſtiftete eine Verſchwörung wider ihn mit einem vornehmen Römer namens Cencius, deſſen hohe Geburt und großer Reichtum ihn bei einem Teil des unruhigen Volkes beliebt machte, während er den vernünftigen Leuten als ein Raufbold und wüſter Händelmacher, der auch auf unrechte Art Geld zu erpreſſen wußte, verhaßt war. Infolge mannigfacher Untaten ſperrte der Präfekt von Rom den Cencius ein, was dieſen heftig erbitterte; und als er nach ſeiner Freilaſſung, trotz vielfachem Verſprechen ſich beſſern zu wollen, mit einem Haufen Geſindel die Ländereien der Kirche verwüſtete, ſchloß ihn der Papſt von der Kirchengemeinſchaft aus. In der Chriſtnacht des Jahres 1075 feierte Gregor den Gottesdienſt zu Santa Maria Maggiore. Er hatte die Mitternachtsmeſſe in der Kapelle der Krippe*) geleſen, hatte eben kommuniziert und wollte nun den Gläubigen die heilige Kommunion ſpenden, als wildes Geſchrei, Getöſe und Waffengeklirr die ſtille Andacht ſtören. Mit einer tobenden Rotte ſtürzt Cencius in die Kirche, verjagt die wehrloſe fromme Verſammlung, dringt zur Kapelle, reißt den Papſt gewaltſam vom Altar hinweg und ſchleppt ihn blutend, mit Albe und Stola angetan, in ſein Haus, das durch einen befeſtigten Turm geſchützt war.

---

*) So genannt nach dem Kripplein von Bethlehem, das dort bewahrt wird.

Die Untat wurde ſchnell in ganz Rom bekannt. In allen Kirchen hörte ſogleich der Gottesdienſt der heiligen Chriſtnacht auf; alle Glocken läuteten Sturm, alle Stadttore wurden ſcharf bewacht und der Turm des Cencius wurde belagert. Dieſer hatte nicht einen ſolchen Aufſtand erwartet, und als ſeine Rotte die Flucht ergriff, warf er ſich dem Papſte zu Füßen und bat um Verzeihung. Gregor hatte niemand zu Hilfe gerufen, niemand um Schonung gebeten, gelaſſen die Mißhandlungen, Drohungen und Schmähungen ertragen. Auch jetzt gewährte er ruhig die Bitte des Cencius, legte ihm zur Buße eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem auf und zeigte ſich dann an einem Fenſter der ſtürmenden Volksmenge, die ihn frohlockend begrüßte und ihn im Triumph nach Santa Maria Maggiore zurückführte. Da las er die Meſſe zu Ende, als ob keine Störung ſtattgefunden, gab dem Volke ſeinen Segen und begab ſich ruhig nach ſeiner Reſidenz, dem Lateranpalaſt zurück. Cencius entfloh; Erzbiſchof Guibert aber zettelte neue Unruhen mit den Biſchöfen der Lombardei an, wo die Peſt der Simonie faſt den ganzen Klerus rebelliſch gegen Gregor ſtimmte.

Kein Fürſt war geneigt, die Anordnungen Gregors zu unterſtützen, am wenigſten Heinrich, trotz ſeiner Zuſagen; denn er hatte die edlen Sachſen beſiegt, und ſetzte nun rückſichtslos ſeine tyranniſchen Bedrückungen, ſeine willkürliche Handlungsweiſe in allen Stücken, beſonders in Beſetzung der Biſchofsſtühle fort, obſchon er von Zeit zu Zeit Briefe voll Ergebung an Gregor ſchrieb. Aber Gregor empfing auch Briefe von den mißhandelten Sachſen und von den Gutgeſinnten, die mit bitterem Schmerz einen Günſtling Heinrichs nach dem andern auf die Biſchofsſtühle z. B. von Köln und Bamberg ſteigen ſahen, und infolge all dieſer Klagen und Anſchuldigungen und da weder Ratſchläge noch Ermahnungen fruchteten, ſchickte Gregor Legaten nach Deutſchland, die den König aufforderten, ſich in Rom perſönlich zu verteidigen; erſcheine er nicht, ſo werde der Ausſchluß von der Kirchengemeinſchaft über ihn verhängt werden. Darauf berief Heinrich voll Entrüſtung ein Konzil nach Worms, wo faſt alle Biſchöfe Deutſchlands — die ſächſiſchen ausgenommen, — erſchienen und wo Heinrichs Anhänger die Gemüter dermaßen bearbeiteten und

Alles, um euch zu erlöſen
Von des Staubes Zauberluſt,
Von der Schönheit Bann, dem böſen,
Der umgarnt die volle Bruſt.

Einſt auf Thabor warf den Schleier,
Warf das Aſchenkleid Er fort,
Und in der Verklärung Feuer
Schauten Ihn die Jünger dort,
Sahen ohne Furcht und Grauen
Seiner Schöne milde Pracht,
Wie am ew'gen Tag Ihn ſchauen
Wir auch, wenn dahin die Nacht.

Doch nichts darf Sein Leiden ſtören!
Wolken zieh'n vor das Geſicht.
Horch! es ruft: „Ihn ſollt ihr hören!“ —
Und verſchwunden iſt das Licht. — —
Was, o Herr, was ſoll ich hören?
Darf auch ich zum Thabor gehn?
Willſt Du Dich vor mir verklären?
Soll ich Deine Schönheit ſehn?

einſchüchterten, daß alle — obſchon die meiſten ungern, — aber alle! die Abſetzung des Papſtes Gregor VII. ausſprachen und unterſchrieben. An der Spitze der Unterſchriften ſtand der Name des Königs. Dann ſchickte er Geſandte nach der Lombardei, wo alle ſimoniſtiſchen Biſchöfe bereitwilligſt der Abſetzung Gregors beiſtimmten; ja ſogar nach Rom, um das Volk, die Großen und etwaige Mißvergnügte für ſich zu gewinnen.

Der Papſt hatte eben ſein gewohntes jährliches Konzil zu Rom im Lateran eröffnet, als plötzlich Heinrichs Geſandter Roland, ein Kleriker aus Parma, in der ehrwürdigen Verſammlung erſchien, ſich als den Abgeordneten des Königs der Deutſchen vorſtellte und dann zum Papſte ſprach: „Der König, mein Herr, und alle deutſchen und italieniſchen Biſchöfe befehlen dir, dem Mönch Hildebrand, augenblicklich vom Stuhle Petri herabzuſteigen und dem Regiment der Kirche, das du erſchlichen haſt, zu entſagen.“ Und dann zur Geiſtlichkeit gewendet: „Ihr aber, meine Brüder, werdet hiermit angewieſen, zum Pfingſtfeſte vor dem König zu erſcheinen und durch ihn einen Papſt ernennen zu laſſen, weil dieſer hier kein Papſt iſt, ſondern ein reißender Wolf.“ Da rief der Biſchof von Porto ein feuriger Mann: „Greift ihn!“ und der Präfekt von Rom wollte ſich mit ſeinen Trabanten auf Roland werfen. Allein der

Papſt gebot Frieden, nahm von Roland die königlichen Briefe in Empfang, die „an Hildebrand, den falſchen Mönch, nicht Papſt" — gerichtet waren, und las mit größter Kaltblütigkeit der Verſammlung ſein eigenes Abſetzungsdekret vor, welches Heinrich darauf begründete, daß Gregor Unfrieden, Verwirrung und Fluch über die Welt und in alle Stände der Chriſtenheit gebracht, ſogar den König bedroht habe und folglich nicht würdig ſei, den heiligen Stuhl einzunehmen; — weshalb denn auch ein wahrer Papſt auf den Sitz des Apoſtels berufen werden ſolle.

Nun erhob ſich die ganze Verſammlung, in welcher ſich einhundertzehn Biſchöfe befanden, und erklärte einſtimmig, König Heinrich rufe ein Schisma hervor und ſei unverzüglich zu exkommunizieren. Gregor gab aber nicht ſogleich ihrem Eifer nach, ſondern erſt am folgenden Tage ſprach er den Ausſchluß von der Kirchengemeinſchaft über Heinrich für ſo lange aus, bis derſelbe ſchuldige Genugtuung leiſte. Auch mehrere Biſchöfe traf der Kirchenbann, für andere wurde er erneuert. In derſelben Zeit trafen auch ſchon in Rom Briefe von vielen Biſchöfen ein, welche freiwillig um Verzeihung baten, daß ſie in Worms die Urkunde von Gregors Abſetzung unterſchrieben hatten.

Der Papſt ließ nun in allen Landen der Chriſtenheit die Maßregeln verkünden, die er hinſichtlich Heinrichs getroffen. In Deutſchland frohlockten alle, die es mit der Kirche und dem Reich gut meinten, denn es war nun zu hoffen, daß die unwürdige Günſtlingsherrſchaft im geiſtlichen und weltlichen Regimente aufhören werde, und die gedrangſalten Sachſen, das Volk wie die Großen, ſchöpften Hoffnung auf Erlöſung von Heinrichs grauſamer Willkür. Des Königs Anhänger und Günſtlinge aber ermunterten ihn, nicht mit der Kirche ſich auszuſöhnen und jetzt den päpſtlichen Bann, ſowie früher die päpſtlichen Ermahnungen, in den Wind zu ſchlagen.

Dieſer Meinung waren jedoch die deutſchen Fürſten in Schwaben, Bayern, Sachſen, Franken und Lothringen nicht. Sie verſammelten ſich zu Tribur am Rhein und faßten dort den Beſchluß, daß auf Mariä Lichtmeß des nächſten Jahres 1077 ein allgemeiner deutſcher Fürſtentag zu Augsburg gehalten, der Papſt dahin eingeladen werden, und Heinrich dort erſcheinen ſolle, um die Losſprechung vom Bann zu erhalten und ſichere Bürgſchaft für eine beſſere Regierung zu geben. Verweigere er dies, ſo habe er die deutſche Krone verwirkt, die kein Gebannter länger als ein Jahr und einen Tag tragen durfte. Heinrich ſah vor der Hand keinen Ausweg, ging auf den Beſchluß ein, entfernte die gebannten Biſchöfe von Köln, Bamberg und viele andere von ſeinem Hoflager und lebte einige Monate ganz ruhig in Speyer. Da überlegte er denn ſeine Verhältniſſe und die große Zahl ſeiner Widerſacher, deren Anklagen er unmöglich alle widerlegen konnte; und es ſchien ihm leichter und weniger demütigend vor dem Papſt allein um Abſolution zu bitten, als vor dem geſamten deutſchen Reichstag als ein Gebannter zu ſtehen. Er machte ſich alſo kurz vor Weihnachten mit der Königin Berta, ſeinem kleinen Sohn Konrad und einem geringen Gefolge von Speyer gegen Rom auf. Es war ein furchtbar ſtrenger Winter und der Übergang über die Alpen nicht bloß höchſt unbequem, ſondern ſehr gefährlich. Dennoch langten die königlichen Pilger glücklich in Turin bei Berta's Mutter und Bruder an.

Zur nämlichen Zeit hatte der Papſt ſich auf den Weg zum Reichstag in Augsburg gemacht. Die Römer ſahen ihn ungern ziehen in die weite Ferne und in die ſtürmiſchen Verhältniſſe. Aber ein Freund und mächtiger Fürſt begleitete und ſchirmte ihn. Dieſer Fürſt war ein Weib: die Markgräfin Mathilde aus dem erlauchten Hauſe Kanoſſa, „die große Gräfin", der „Herzog Mathilde", — wie die Zeitgenoſſen ſie nannten, — eine der hervorragendſten Frauen des elften Jahrhunderts, mit dem Geiſt und dem Charakter eines Mannes und mit der Seele einer Heiligen. Von ihrer Mutter, der Markgräfin Beatrix, hatte ſie eine grenzenloſe Liebe für die heilige Kirche und eine grenzenloſe Hingebung an den Stuhl Petri geerbt; — aber dieſe Erbſchaft wurde mächtig verſtärkt durch die Energie ihres Charakters und die Klarheit ihres Verſtandes. Sie erkannte, daß ein furchtbarer Sturz in heidniſche Barbarei, eine Auflöſung jeglicher Ordnung und Zucht, eine Unbotmäßigkeit wider alle Autorität, mit einem Wort: ein Willkürzuſtand, auf das Recht des Stärkeren gegründet, unvermeidlich ſei, wenn nicht die Kirche von dem Wuſt gereinigt werde, den die Zeitläufte mit ihren Wirrſalen in ihr aufgehäuft hatten; daß dieſe Miſſion dem Oberhaupt der Kirche ſelbſt gebühre und daß er, um dieſelbe zu erfüllen, unabhängig von fremder Obmacht, ſelbſtändig in ſeinen Beſchlüſſen nicht nur, ſondern auch in deren Durchführung ſein müſſe. Gemäß dieſer Erkenntnis handelt ſie ihr Leben lang. Als Kind ſchon hatte ſie das Tränenbrot gegeſſen, als ſie mit ihrer Mutter in Deutſchland bei Kaiſer Heinrich III. in halber Gefangenſchaft leben mußte, wo ſie Bruder und Schweſter verlor, wie es hieß, nicht ohne Zutun des Kaiſers, damit Mathilde Erbtochter von Kanoſſa werde und dem Gemahl, den er ihr aus ſeinem Hauſe zudachte, das herrliche, reiche, norditalieniſche Land, von Piſa bis Ancona und bis in Lombardien hinein, zubringe, — dies Land, welches das Haus Kanoſſa urſprünglich als Lehen vom päpſtlichen Stuhle inne hatte, doch bald in der kriegeriſchen Unruhe der Zeiten als Erb- und Eigentum behandelte.

Aber des Kaiſers Pläne ſcheiterten mit ſeinem frühen Tode. Mathilde hatte die Welt und deren Macht und Glanz früh als das ſchätzen gelernt, was ſie wert iſt: vortrefflich um höheren Zwecken zu dienen; und nie, während ihres langen Lebens (geb. 1046, geſt. 1115) verlor ſie ihr erhabenes Ziel aus den Augen, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben, in Krieg und Frieden, in guten wie in ſchlimmen Tagen als ein wahrhaft getreuer Vaſall neben dem apoſtoliſchen Stuhle zu ſtehen, immer bereit ihm zu dienen, ſei es mit gezogenem Schwert, ſei es durch ihre Verwandten, ihre Vermittelung, ihren Geiſt. Ihre ernſte Erziehung befähigte ſie dazu. Latein war damals die Sprache der Bildung, der Staatsgeſchäfte, der Politik und Wiſſenſchaft. Sie ſprach und ſchrieb es fertig; wer aber an ihr Hoflager kam, das ſie gern in dem ſchönen Piſa hielt, mit dem redete ſie ſeine Mutterſprache, mochte er aus Deutſchland, Frankreich, Flandern oder England ſein. In Krieg und Frieden erfüllte ſie die Pflichten des Regenten, war in unzähligen Treffen ein mutiger Feldherr, zugleich weiſer Geſetzgeber und eifriger Richter. Dabei war es ihre Gewohnheit und Freude, gute Bücher zu beſitzen, ſchön gemalte Manuſkripte — und mit dieſem hohen Ernſte, den kaum ein anderer Fürſt des Jahrhunderts hatte, verband ſie eine ſeltene Anmut, mildes Wohlwollen, heiligen Gleichmut, der ihr in allen Lagen des Lebens Würde, Maß und Überlegung ſicherte und eine Seele, welche einzig und allein dem Ewigen und ſeinem irdiſchen Abbilde, der chriſtlichen Kirche, zugewendet war. Zweimal war ſie vermählt; doch ſie begehrte kein irdiſches Glück von dem Gemahl, ſondern daß er ein Schwertträger des apoſtoliſchen Stuhles ſei.

Als der Papſt ſeine Reiſe gegen Augsburg antrat, hatte Mathilde ihren erſten Gemahl, Gottfried, Herzog von Brabant, und ihre Mutter Beatrix verloren. Um ſo ausſchließlicher konnte ſie ſich St. Peters Sache weihen und ihr Hab und Gut auf ſeinen Altar niederlegen. Sie ſtellte eine Schenkungsurkunde aus, in welcher ſie nach ihrem Tode alle ihre Beſitzungen, das jetzige Toskana und Ligurien, der römiſchen Kirche vermachte; dem Papſt Gregor aber begann ſie zu dienen wie ihrem Herrn und Vater. Dieſer hörte mit Erſtaunen, daß Heinrich in Turin angelangt ſei, während man ihn auf dem Reichstage erwartete. Da die lombardiſchen Biſchöfe hocherfreut und ſehr viel Volk neugierig zu Heinrich zogen, ſo riet Mathilde dem Papſte, auf ihrem feſten Schloß Kanoſſa, der Stammburg ihres Hauſes, zu verweiſen, bis man beſtimmte Kunde über Heinrichs Abſichten höre.

Das geſchah. Gregor blieb in Kanoſſa, wo ihn verſchiedene Biſchöfe und große Herren aufſuchten, um ihre Losſprechung vom Kirchenbann zu erhalten. Nach dem Gebrauche der Zeit erſchienen ſie barfuß und im wollenen Bußgewande vor ihm und erklärten ſich zu jeder Genugtuung bereit. Alle mußten einige Tage ſchweigend und faſtend in einſamer Zelle die Übertretungen bedenken und bereuen, die ihnen den Kirchenbann zugezogen hatten. Dann erſt empfingen ſie die päpſtliche Abſolution.

Heinrich näherte ſich dem Schloß Kanoſſa und lud Mathilde zu einer Beratung ein, der ſie Folge leiſtete; und dann ſchickte er ſie, nebſt ſeinem Schwager Amadeus von Savoyen, ſeiner Schwiegermutter und dem frommen Abt Hugo von Clugny, lauter Perſonen, die bei dem Papſte in großem Anſehen ſtanden, nach Kanoſſa zurück, mit der Bitte um Losſprechung. Da Gregor Heinrichs Leichtſinn kannte, ſo traute er ihm nicht und lange dauerten die Verhandlungen mit den Mittelsperſonen, weil Gregor ihn lieber von dem deutſchen Reichstag zur Verantwortung ziehen, Heinrich aber lieber allein vor dem Papſt erſcheinen und womöglich dem Reichstag aus dem Wege gehen wollte. Mathilde, die immer eine eifrige

Friedensvermittlerin zwiſchen dem päpſtlichen Stuhl und dem Reich war, weil ſie in der Einigkeit zwiſchen dieſen beiden höchſten Mächten die Bürgſchaft für ſegensreiche Tage der Völker wie der Kirche ſah, ließ aber durchaus nicht nach, auf Verſöhnung zu dringen, während Gregor der Anſicht war, daß auf die wahre Bekehrung eines ſo jungen und leidenſchaftlichen Mannes, der nur in äußerſter Bedrängnis und um ſeine Krone nicht zu verlieren, um die Losſprechung bitte, nicht ſicher zu zählen ſei. Indeſſen gab er endlich der Fürbitte ſeiner Umgebung nach und Heinrich durfte nach Kanoſſa kommen, doch nur, indem er ſich einem Akt ſtrenger Buße und Selbſtverläugnung — dem erſten ſeines Lebens! — unterwarf.

Das Schloß Kanoſſa hatte eine dreifache Ringmauer. In den zweiten Umkreis ward Heinrich eingeführt, aber ohne Gefolge und ohne königliche Abzeichen. Im gewöhnlichen Bußgewand von grober Wolle und mit bloßen Füßen, bis zum Abend faſtend, ſtreng der Bußdisziplin jener Zeit ſich unterwerfend, harrte Heinrich drei volle Tage auf die Losſprechung. Endlich am vierten Tage ließ ihn Gregor einführen. Heinrich warf ſich vor ihm nieder, die Arme im Kreuz ausgeſpannt und flehte mit heißen Tränen um Vergebung. Als Gregor ihn weinen ſah, rief er: „Genug! genug!“

und löſte ihn vom Banne, nachdem die Bedingungen feſtgeſetzt waren, die Heinrich zu erfüllen hatte. Die wichtigſten lauteten: Heinrich habe ſich vor ein Fürſtengericht zu ſtellen und die Anklagen, die auf ihm laſteten, vor Fürſten und Völkern zu widerlegen. Der Papſt wolle nach dem Wunſch der Fürſten Schiedsrichter ſein und den Spruch tun, ob ihm die Krone bleiben ſolle, ob nicht. Dieſem Spruch habe er ſich zu unterwerfen, auch wenn derſelbe ungünſtig ausfalle. Wenn aber günſtig, ſo müſſe er auf immer ſeine ſchlechten Ratgeber vom Hoflager verweiſen und dem Papſte behilflich ſein, alle Mißbräuche und Übertretungen der Kirchengeſetze zur wahren Zucht und Ordnung zurückzuführen. Übertrete Heinrich irgend eine Bedingung, ſo ſei die Abſolution null und nichtig.

Heinrich verſprach alles zu erfüllen und mehrere anweſende große Herren, wie der Markgraf Azzo von Eſte, ſagten eidlich für ihn gut. Dann gab ihm der Papſt den apoſtoliſchen Segen und den Friedenskuß und begab ſich mit ihm in die Schloßkapelle, wo eine große Verſammlung ihrer harrte. Der Papſt feierte das heilige Meßopfer. Vor der Kommunion wendete er ſich zu dem König, indem er den Leib des Herrn in Händen hielt und ſprach: „Du und Deine Anhänger, ihr habt mich jüngſt der Simonie, der Ketzerei und vieler Laſter und Verbrechen beſchuldigt. Wiewohl

„Selig ſind die reinen Herzen,
„Denn einſt werden Gott ſie ſchaun."
Herr! nimm hin zwei Opferkerzen,
Die ich biete voll Vertraun:
Nimm und ſchließ' die Augen beide
Vor dem Zauber dieſer Welt,
Daß kein Staub von ird'ſcher Freude
Durch das Aug in's Herz mir fällt.

ich Zeugen aufſtellen könnte, die all dieſe Anklagen zunichte machen würden: ſo will ich doch vorziehen, einen Beweis meiner Unſchuld von Gott zu fordern. Sieh hier den Leib des Herrn, den ich im Begriffe bin zu genießen! ich flehe zu dem Allmächtigen, daß ein jäher Tod mich treffe, wenn ich ſchuldig bin.“ Und er genoß einen Teil der heiligen Hoſtie. Die Anweſenden frohlockten, wünſchten ihm Heil, lobten und dankten Gott.

Aber Gregor gebot Stillſchweigen und ſprach weiter zum König: „Jetzt, mein geliebter Sohn, iſt es an dir, das nämliche zu tun, und die ſchweren Anklagen, welche Deutſchlands Fürſten wider dich vorbringen, durch das Zeugnis des allwiſſenden Gottes zu deinen Gunſten zu entſcheiden.“ Doch Heinrich zog ſich verwirrt und erſchreckt zurück und ſagte nach einiger Überlegung: ſeine Feinde wären abweſend und würden dieſem Akte keinen Glauben ſchenken; deshalb bitte er, die Sache auf den Fürſtentag zu verlegen. Gregor war gern dazu bereit, und Heinrich empfing ohne dieſe furchtbare Bedingung den Leib des Herrn. Dann hielten ſie zuſammen ein feſtliches Mahl und in Frieden entließ der Papſt den König.

Aus dieſer Begebenheit hat man Anlaß genommen, Gregor VII. als ein Ungeheuer von Ehrſucht und Bosheit darzuſtellen, der den armen unglücklichen Heinrich mit ganz beſonderem Vergnügen demütige und peinige. Man dreht die Sache ſo, als habe Gregor den König nach Kanoſſa entboten, um ſein Mütchen an ihm zu kühlen; während Heinrich nach Kanoſſa ging, um ſich von ſeinen Bedrängniſſen zu befreien, wider ſeine Ankläger freie Hand zu bekommen und ſeiner Krone ſicher zu ſein. Nicht der Papſt, ſondern der bevorſtehende Reichstag zu Augsburg drängte ihn nach Kanoſſa. Nicht die herkömmliche Bußdisziplin jener Zeit machte ihm bange, ſondern die Vorwürfe und das Rachegeſchrei, die in Augsburg ſeiner warteten. Er war ſich zu gut ſeiner Frevel bewußt, um nicht ein böſes Gewiſſen zu haben und vor der Demütigung zurückzuſchaudern, in jener erlauchten Verſammlung gegen ſchwere Anſchuldigungen ſich verteidigen zu müſſen. War er aber nur erſt vom Banne gelöſt, ſo hoffte er den Reichstag zu hintertreiben. Deshalb wählte er freiwillig den Zug nach Kanoſſa, der für ihn das kleinere Übel war. Iſt denn das etwas, wogegen Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl ſich empören, daß ein König, über den die mißhandelten Völker Wehe ſchreien, vor dem Richterſtuhle der Buße erſcheine und ſich reuig mit Gott verſöhne? — Aber leider kannte Heinrich keine Reue, ſondern nur Beſorgnis, ſeine Krone zu verlieren.

Die lombardiſchen Biſchöfe, zu denen Heinrich ſich nun begab, waren voll Ingrimm über dieſen

Ausgang der Sache, weil ſie den Papſt haßten. Sie verſtimmten das Volk gegen Heinrich, als habe er aus unwürdiger Feigheit ſich der Buße unterzogen, brachten es dahin, daß ihm manche Städte die Tore verſchloſſen, und regten ihn ſelbſt dermaßen zum Zorne auf, daß er ſechs Tage nach ſeiner Abreiſe von Kanoſſa den Plan machte, Gregor gefangen zu nehmen. Unter dem Vorwande, der Papſt möge das lombardiſche Volk beſchwichtigen, lud er ihn ein über den Po zu gehen. Gregor kam wirklich. Heinrich zog ihm eine Strecke voraus, um ihn den Verrätern zu überliefern. Doch die wachſame Mathilde ſchöpfte Argwohn, entſendete Boten, empfing ſichere Kunde von der liſtigen Heimtücke und führte den Papſt auf verborgenen Bergwegen nach Kanoſſa zurück. Dadurch war denn ſeine Reiſe nach Deutſchland geſtört. Heinrich ließ alle Ausgänge Italiens bewachen, ſann auf Rache, rief alle ſeine früheren Günſtlinge, Biſchöfe und Laien, wieder zu ſich und dachte nicht daran, die Zuſagen zu erfüllen, die er in Tribur den Fürſten, in Kanoſſa dem Papſte gemacht hatte.

Da beſchloſſen jene, mit dieſem Lügengeiſt zu brechen; ſie verſammelten ſich in Forchheim, erwählten zum Oberhaupte des Reiches Rudolf, Herzog in Schwaben, und zogen mit ihm gen Mainz, wo ihn der Erzbiſchof Siegfried zum deutſchen König krönte und weihte, am 26. März 1077. Rudolf widerſtrebte der Annahme der Krone, denn er kannte Heinrichs Liſt und Gewalttätigkeit und wußte, daß alle Widerſacher des Papſtes und der Kirchenzucht fortan ſich zu Heinrich halten würden, ſo daß es ohne heiße Kämpfe nicht abgehen werde. Schon an ſeinem Krönungstage erfuhr er das. Simoniſtiſche Kleriker ſtifteten in Mainz einen Aufruhr wider ihn, als ſie erfuhren, daß er dem Papſte gelobt hatte, die Kirchengeſetze gegen ihre Laſter aufrecht zu erhalten. Das aufgehetzte Volk ſuchte den Palaſt zu ſtürmen und gegen hundert Menſchen kamen im Handgemenge um's Leben.

Rudolf ſchickte nun Geſandte nach Rom, um dem Papſte die auf ihn gefallene Wahl anzuzeigen, und Heinrich ſchickte ihm gleichfalls eine Geſandtſchaft mit der Bitte, Rudolf nicht anzuerkennen. Es war äußerſt ſchwierig für den Papſt, die richtige Entſcheidung zu treffen, denn Heinrich hatte zwar die Bedingungen von Kanoſſa nicht erfüllt, allein es war auch ebenſowenig erwieſen, daß alle Anklagen wider ihn auf Wahrheit beruhten. Kein öffentlicher Fürſtentag hatte geprüft und entſchieden und er ſelbſt, der beide Parteien hören und den Richterſpruch fällen ſollte, hatte nicht in ihrer Mitte erſcheinen und den richtigen Tatbeſtand ermitteln können. Gregor erließ demnach an alle geiſtliche und weltliche Fürſten, an alle Kleriker und Laien, an alle Gläubigen groß und klein deutſcher Nation ein Schreiben, worin er ſagte: „Wir haben unſeren Legaten anbefohlen, die Könige Heinrich und Rudolf aufzufordern, uns ungeſtört die Reiſe nach Deutſchland fortſetzen zu laſſen, damit wir die Zwietracht ſchlichten können, welche ſich um unſerer Sünden willen zwiſchen ihnen erhoben hat. Unſer Herz iſt in Gram und Bitterkeit verſenkt über das Verderben und die Verwirrung in der chriſtlichen Kirche und über die Gefahren, womit menſchlicher Hochmut das deutſchrömiſche Reich bedroht. Beide Könige haben von uns die Anerkennung ſeitens des apoſtoliſchen Stuhles verlangt. Vertrauend auf Gottes Barmherzigkeit und auf den Beiſtand des heiligen Petrus, ſind wir bereit, geliebte Brüder, mit Hilfe eurer Ratſchläge die Frage zu löſen, auf weſſen Seite die Gerechtigkeit iſt, und denjenigen zu ſtützen, deſſen Recht auf die Krone anerkannt wird. Wir haben bis jetzt keinem der beiden Könige Zuſagen gegeben, denn wir ſind bereit, lieber den Tod zu leiden, als durch Ungerechtigkeit die Kirche in Verwirrung zu bringen. Wir ſind auf den apoſtoliſchen Stuhl geſetzt — nicht um unſere Sache, ſondern die Sache Jeſu Chriſti zu führen, und um unter vielen Trübſalen, den Fußſtapfen der Väter folgend, durch Gottes Barmherzigkeit zur ewigen Ruhe zu gelangen."

Auf Erden freilich fand der Papſt dieſe Ruhe nicht. Die Könige rüſteten wider einander; von einem Reichstag war gar keine Rede; der ſchlechtgeſinnte Teil des Klerus freute ſich des Zwieſpaltes, reizte in der Lombardei ſogar die weltlichen Herren auf, mit dem Schwert die Feinde des Zölibates und die Freunde der Simonie zu verteidigen. In Süditalien machte der Normannenherzog Guiscard verheerende Raubzüge in's Patrimonium Petri. Mathilde war die einzige unter den Fürſten, die in feſter Ergebenheit zum heiligen Stuhle hielt. In Frankreich, Spanien, England, im europäiſchen Norden, überall herrſchten dieſelben Mißbräuche und Übelſtände, folglich dieſelbe Gefahr für den Untergang des Chriſtentums und dieſelbe Widerſetzlichkeit der Laſterhaften gegen die Mittel zu ihrer Beſſerung.

Einmal ſchüttet Gregor ſein Herz aus gegen ſeinen alten Freund, den gottſeligen Hugo, Abt von Clugny, und ſchreibt ihm: „Ermüdet von vielfachen Arbeiten für die chriſtlichen Völker kann ich nur ſelten demjenigen ſchreiben, den ich doch ſehr liebe. Ich bin von ſolchen Ängſten heimgeſucht und unter ſolcher Geſchäftslaſt gebeugt, daß meine Umgebung es nicht ertragen, ja kaum anſehen kann, und obſchon eine himmliſche Stimme mir zuruft, ein jeder werde den Lohn in der Ewigkeit gemäß ſeiner Arbeit empfangen: ſo iſt mir doch wegen der vielen Schmerzen, die mein Herz durchdringen, das Leben zuweilen eine Laſt und der Tod wünſchenswert. Wenn der gute Jeſus, wahrer Gott und wahrer Menſch, mir liebreich die Hand bietet, ſo bin ich getröſtet in meinen Nöten und voll Freuden. Überläßt er mich aber mir ſelbſt, ſo falle ich in Trübſal zurück und in die Ängſte des Todes. Doch dann, wenn die eigenen Kräfte mich verlaſſen, dann finde ich in Ihm das Leben wieder und dann ſeufze ich oftmals: Herr! meine Laſten würden für Moſes und Petrus allzu ſchwere Bürde ſein — und mit ihnen verglichen — wer bin ich! Du mußt alſo dem Nachfolger deines Petrus zu Hilfe kommen oder ihn unterliegen ſehen."

Dies war die Geſinnung eines Papſtes, dem der Weltgeiſt mit ſeinem Gefolge von Bosheit und Unverſtand als ein Ungeheuer von Ehrſucht und geiſtlichem Hochmut ausſchreit, und auf den der bornierte Irrglaube mit Fingern deutet, um zu beweiſen, daß der römiſche Papſt der Antichriſt ſei. Aber das iſt ganz in der Ordnung und darf niemand befremden! Der Weltgeiſt hat vom Heiligen Geiſte keine Ahnung und Schacher geht ihm über Alles: folglich kann er in der Simonie nichts Böſes finden. Der Irrglaube aber hat vom Heiligen Geiſte eine verkehrte Ahnung und das Anti-Zölibat geht ihm über Alles: folglich kann er in deſſen Bekämpfung nur etwas Böſes finden. Solche Urteile haben nichts gefährliches, ſobald man ſich die Quelle klar macht, aus der ſie fließen. Aufgeklärte Proteſtanten — und es gibt auch ſolche! — bewundern mit uns Gregors Geiſtesgröße und Seelenſtärke.

Sogar die Sachſen waren aufgebracht gegen den Papſt, weil er nicht ſogleich Heinrichs Abſetzung und Rudolfs Wahl anerkannte, während er mit ruhiger Berückſichtigung des Anſehens und der Rechte der Fürſten und ohne alles Gebahren eines Diktators, feſt bei ſeiner Beſtimmung von Kanoſſa blieb: einem Reichstag der deutſchen Fürſten, bei dem er ſelbſt den Vorſitz führen wolle, ſtehe die endgiltige Entſcheidung zu. Seine Legaten bemühten ſich auch fortwährend, die beiden Könige zur Einberufung dieſes Reichstages zu ſtimmen; doch Heinrich dachte nur an Krieg, rüſtete, nannte Rudolf einen Rebellen und fuhr fort Biſchöfe nach Gutdünken ein- und abzuſetzen. Das ganze Reich war in Spannung und Aufregung: Fürſten und Völker nahmen Partei, wechſelten ſie auch wohl; ſchreckliches Elend herrſchte überall, denn Kriegsſcharen zogen umher, lieferten Treffen, die keinen entſcheidenden Ausgang hatten und übten Plünderung und Miſſetaten. Da, wo man für Rudolf war, trat das Volk häufig mit ſeiner vollen Abneigung gegen beweibte Prieſter hervor; ſo in Zürich, wo dieſe von den Bürgern nach einmütigem Beſchluß genötigt wurden, den Anfang zum geiſtlichen Wandel zu machen und ihre Weiber zu entfernen. Heinrichs Anhang aber unterdrückte ſolche Geſinnung im Volke. Mit Jammer ſah der Papſt auf den unſeligen Bürgerkrieg, und die ſteigende Verwirrung der Länder und der Kirche. „Je mehr der Zuſtand der Dinge von Tag zu Tag in Verwilderung übergeht, deſto größere Sorge erhebt ſich mit ſchwerer Bangigkeit in meiner Seele" — ſchrieb er im Jahr 1078 an den Erzbiſchof Udo von Trier, ſeinen Freund, und bittet ihn um genaue Berichte aus Deutſchland und um gute Ratſchläge.

Aber wenn auch gedrückt durch die Ereigniſſe, ſo war Gregors Seele doch immer voll hoher Gedanken. Im Februar 1079 hielt er ein Konzil von 150 Biſchöfen zu Rom. Berengar, ein Kleriker der Kirche von Tours, der in Frankreich ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren durch ſeine Irrlehre über die heilige Euchariſtie viel Ärgernis gegeben, ſchon mehrmals ſie widerrufen und doch auf's neue vorgetragen hatte, erſchien vor dieſem Konzil, bekannte ſeine Häreſie und unterſchrieb eine Widerrufsurkunde, in welcher er feierlich ſeinen katholiſchen Glauben an das Geheimnis der wahren und weſenhaften Gegenwart des Leibes des Herrn in geweihter Hoſtie ausſprach. Freudig entließ ihn der Papſt, gebot ihm, ſich fortan des Lehrens und Disputierens über dies Dogma zu enthalten und erklärte, daß niemand mit Recht fortan Berengar einen Ketzer nennen dürfe. Berengars Dank für dieſe Milde beſtand darin, daß er nach ſeiner Heimkehr ſeinen Widerruf — widerrief und mit frecher Lüge hinzuſetzte, der Papſt finde ſeine Lehre keineswegs ketzeriſch. Und ſo mußte ſich der heilige Papſt auch noch gefallen laſſen, von ſeinen Feinden als ein Anhänger der Häreſie verſchrien zu werden! Seine Geſinnung über das hochheilige Geheimnis der Euchariſtie, überhaupt ſein inneres Leben mit Gott und ſein erhabenes Seelenverhältnis mit der Markgräfin Mathilde ſprechen ſich in ihrer vollen tiefen Schönheit in einem Briefe aus, den er bereits im Jahre 1074 an ſie richtete.

„Welche Sorge und ununterbrochene Aufmerkſamkeit ich dir und deinem ewigen Heile zuwende,“ ſchreibt er ihr, das weiß Derjenige, der die Herzen durchforſcht. Du aber mußt, wie ich meine, um ſo mehr davon überzeugt ſein, als ich dich zum Vorteil Vieler abgehalten habe, dich von der Welt zurückzuziehen, wie du es wünſch-

Der dritte Faſtenſonntag.

„Erat Jesus ejiciens daemonium.“ *Ev. Luc. 11.*

Geſchmückt und gereiniget ſtehet das Haus,
Der Herr trieb in Gnaden den Böſen hinaus;
Er Selbſt warf zu Boden des Götzen Altäre,
Damit die erlöſete Seele Ihn ehre.

Sie iſt jetzt nicht mehr die Gefang'ne in Haft,
Sie iſt die Befreite durch göttliche Kraft;
Jetzt wird dem Erretter inbrünſtig ſie danken,
Ihm Treue geloben und Lieb' ohne Wanken.

Jetzt wird ſie mit Ihm bis nach Golgatha gehn,
Und preiſend und flehend am Kreuze ſtehn — —
O Seele, umfließt dich die Gnade vergebens?
Wie biſt du verſunken in Hoffart des Lebens!

teſt, um einzig für dein Seelenheil zu leben. Unter den Waffen, die ich dir mit Gottes Gnade gab, um dich in der Welt gegen den Fürſten der Finſternis ſicher zu ſtellen, nannte ich dir als die ſiegreichſten, den häufigen Empfang des Leibes des Herrn, und ein unbedingtes feſtes Vertrauen in ſeine heiligſte Mutter. St. Ambroſius ſagt im Buche von den Sakramenten: „Verkünden wir den Tod des Herrn, ſo verkünden wir zugleich die Vergebung der Sünden — und fließt ſein Blut für die Vergebung der Sünden, ſo muß ich es immer empfangen, um immer dieſe Vergebung zu erlangen. Iſt der Leib des Herrn das tägliche Brot, ſo genieße es auch täglich, damit es dich täglich ernähre. Lebe ſo, daß du mehr und mehr verdieneſt, ihn jeden Tag zu empfangen.“ — Und St. Gregorius ſagt in ſeinen Dialogen: „Was unſere Seele vom ewigen Verderben rettet, iſt jenes wunderbare Opfer, das für uns in geheimnisvoller Weiſe den Tod des eingeborenen Sohnes erneuert. Obſchon er unſterblich und leidensunfähig in ſich ſelbſt iſt, gibt er ſich doch auf's neue für uns zum Schlachtopfer im hochheiligſten Sakramente hin und zum Heile der Sünder wird ſein Blut vergoſſen, ſein Leib verteilt. O, was muß dieſes Opfer für uns ſein, das unaufhörlich zu unſerer Rettung das Leiden des eingeborenen Gottesſohnes wiederholt! Welcher Gläubige könnte zweifeln, daß im Augenblick der Wandlung, bei dem Worte des Prieſters, die Himmel ſich öffnen, die Chöre der Engel dem myſtiſchen Tode Jeſu Chriſti beiwohnen, die irdiſchen Dinge mit den himmliſchen, Niedriges mit dem Höchſten ſich einen und daß eine Verbindung des Sichtbaren mit dem Unſichtbaren eintritt.“ — Auch St. Johannes Chryſoſtomus ſchreibt: „Sieh, wie innig Chriſtus mit ſeiner Braut ſich verbindet! ſieh, mit welchem Fleiſch und Blut Er ſie nährt! Er Selbſt gibt ſich uns als weſenhafte Speiſe hin. Wie eine Mutter aus natürlicher Zärtlichkeit ihr neugeborenes Kindlein mit ihrer Milch ernährt, ſo nährt Chriſtus mit ſeinem Blute diejenigen, die aus ihm ein neues Leben ſchöpfen.“ — O meine Tochter, wie ſehr müſſen uns dergleichen Ausſprüche antreiben, innigſt ein ſo kräftiges Heilmittel zu verlangen und zu dieſem wundervollen Sakramente unſere Zuflucht zu nehmen. Ich habe ſie dir mitgeteilt, um deinen Glauben und deine Zuverſicht bei dem Empfange des Leibes des Herrn zu vermehren. Denn Glaube und Zuverſicht — das ſind die Schätze, das ſind die Gaben, welche deine Seele aus Liebe zu Gott, deinem himmliſchen Vater, von mir begehrt, obſchon du verdienteſt, ſie von einem beſſeren Lehrer zu empfangen. Was nun die Mutter Gottes betrifft, der ich dich, du vielgeliebte Tochter des heiligen Petrus, beſonders empfohlen habe und nie aufhören werde zu empfehlen, bis unſere Sehnſucht ſie zu ſchauen erfüllt wird, — was ſoll ich dir über ſie ſagen? Erde und Himmel preiſen ſie und ſprechen doch ihr volles Lob nicht aus. Halte aber das eine außer Zweifel: eine um ſo höhere und heiligere Mutter ſie iſt, um ſo milder und huldvoller iſt ſie auch für uns arme Sünder, wenn wir, wenigſtens dem Willen nach, von der Sünde uns bekehren. Demütig zu ihren Füßen weinend, wirſt du ſie ganz gewiß bereitwillig finden, dich zärtlicher zu lieben, als irgend eine irdiſche Mutter."

Mit dieſer kindlichen, gläubigen, gottinnigen Andacht fühlte und ſprach der gewaltige Geiſt, der mit einem Blick die Kronen und Throne der Welt, die Leiden der Völker und der Einzelnen überſah; der auf allen Punkten der Chriſtenheit die Schoßkinder unter den Laſtern unverzagt angriff; der über keinen Widerſtand ſtaunte und vor keiner Schwierigkeit zurücktrat; der den Menſchen ſeiner Zeit unerſchütterlicher als Himmel und Erde erſchien. Ein ſolcher Geiſt — und dabei dieſe Liebe zum heiligſten Sakramente, dies Vertrauen zur Mutter Gottes, dies Mitleid mit der menſchlichen Schwäche: iſt eine Vereinigung, die ſich nur auf dem Boden des übernatürlichen Lebens findet. Für den natürlichen Menſchen bleibt ſolche Vereinigung ein ewiges Rätſel. O, wie tief muß man die Armſeligen bemitleiden, welche ſich bemühen, einen ſolchen Mann in die bettelhafte Sphäre ihrer eigenen Niedrigkeit herabzuziehen!

In der Faſtenzeit des Jahres 1080 hielt Gregor abermals ein Konzil, auf welchem die Herſtellung der alten Art der Biſchofswahl zum kanoniſchen Beſchluß erhoben wurde: ſtirbt der Oberhirt einer Kirche, ſo haben Klerus und Volk ſeinen Nachfolger zu wählen, und um deſſen Beſtätigung bei dem apoſtoliſchen Stuhle und dem Metropoliten nachzuſuchen, da die Rechtmäßigkeit der Wahl von der Zuſtimmung des Papſtes und des Metropoliten abhängt. Wer durch Ehrgeiz, Furcht oder ſonſtige unlautere Gründe bewogen, in anderer Weiſe auf den Biſchofsſitz gelangt, — deſſen gottloſe Wahl ſei null und nichtig.

In dieſem Konzil erſchienen auf's neue Abgeſandte Rudolfs und anderer deutſchen Fürſten und ſprachen zum Papſt: „Wir klagen vor Gott, vor dem heiligen Petrus, vor dir, ehrwürdigſter Vater, und vor dem ganzen heiligen Konzil, daß Heinrich, trotz des Bannes, den du kraft apoſtoliſcher Autorität über ihn geſprochen haſt, fortfährt tyranniſch mit Feuer und Schwert im Reiche zu ſchalten und zu walten, mit gottloſer Grauſamkeit in den Bistümern hauſt, den Tod des frommen Erzbiſchofs Werner von Magdeburg verſchuldet hat, den Biſchof Adalbert von Worms im Kerker hält und den Reichstag nicht zuſammentreten läßt, auf welchem Friede und Gerechtigkeit dem unerträglichen greuelvollen Zuſtande ein Ende machen ſollten. Wir flehen dich alſo an, uns oder vielmehr der ganzen Kirche Gottes Recht zu ſchaffen gegen den kirchenräuberiſchen und gewalttätigen Fürſten.“

Da erkannte Gregor, daß die Stunde gekommen ſei, einen entſcheidenden Spruch tun zu müſſen. Er ſtand ſeufzend auf und ſprach mit tiefer Traurigkeit: „Heiliger Petrus, Fürſt der Apoſtel, und du, heiliger Paulus, Lehrer der Völker, neiget euer Ohr in Gnaden zu mir, weil ihr die Wahrheit liebet und ſtehet mir gnädig bei, damit ich die Wahrheit verkünde. Ihr wiſſet, daß ich ungern das heilige Amt angetreten habe und ſehr wider meinen Willen unter Schmerz, Seufzen und Klagen unwürdig auf euren Stuhl erhoben bin. Dies ſage ich darum, weil ich nicht euch, ſondern ihr mich erwählt und die ſo ſchwere Laſt eurer Kirche auf mich gelegt habt. Und weil ihr mich geheißen, auf den hohen Berg zu ſteigen und zu verkünden dem Volke Gottes ſeine Sünden und den Söhnen der Kirche ihre Übertretungen, ſo begannen die Anhänger des Böſen ſich wider den Herrn und ſeinen Geſalbten zu erheben und mit Tod und Verbannung mir zu drohen. Vor allen hat es Heinrich, den man König nennt, verſucht, mich eures Stuhles zu entſetzen und unter ſein Joch mich zu bringen, den Fuß erhebend wider die Kirche Gottes. Aber eure Gewalt brach ſeinen Stolz und in Verwirrung und Scham kam er zu mir nach Lombardien und erflehte von mir Löſung vom Banne. Als ich ſeine Zerknirſchung ſah und ſeine vielen Verſprechungen, ſein Leben zu beſſern, vernahm, habe ich ihm die Losſprechung erteilt und ihn in die Kirchengemeinſchaft wieder aufgenommen, nicht aber ihn hergeſtellt in der königlichen Herrſchaft, weil ich zuvor zwiſchen ihm und den Biſchöfen und Fürſten jenſeits der Berge nach Recht und Gerechtigkeit den Frieden zu ſtiften hatte. Aber Heinrich hielt nicht ſeinen Eid. Da verzweifelten jene an ſeinem guten Willen, denn ſchlimmer trieb er es als je, — und ohne meinen Rat — ihr ſeid meine Zeugen! — haben ſie den Herzog Rudolf zum König erkoren. Dieſer ſendete mir die Botſchaft, er habe des Reiches Steuerruder übernehmen müſſen und verſpreche mir, allen Anordnungen Folge zu leiſten, die ich zum Heile der Kirche und Völker getroffen; erbot ſich auch, mir ſeinen Sohn zum Bürgen ſeiner Aufrichtigkeit als Geiſel zu ſtellen und hält ſeit drei Jahren immer die nämliche Sprache. Da fing auch Heinrich an, mich zu erſuchen ihm beizuſtehen, und nach langem Verhandeln beſtimmte ich abermals, auf göttliche Eingebung Gottes, vor einem Fürſtentag jenſeits der Berge ſollten beide Parteien gehört und geprüft werden, auf weſſen Seite das Recht ſei. Da ich fürchtete, böſer Wille werde die Zuſammenkunft zu verhindern ſuchen, ſprach ich den Bann über jeglichen aus, möge er König, Herzog, Biſchof, oder wer ſonſt ſein, der dies wagen würde. Heinrich ſelbſt iſt es aber, der mit ſeiner Partei dem Tage der Gerechtigkeit und des Friedens entgegentritt und dadurch ſich ſelbſt den Ausſchluß von der Kirchengemeinſchaft zuzieht. Darum ſtütze ich mich auf Gottes Gericht, auf die Gnade ſeiner jungfräulichen Mutter Maria und auf euere Vollmacht, belege abermals den genannten Heinrich mit dem Kirchenbann, unterſage ihm in des allmächtigen Gottes und in euerem Namen Deutſchlands und Italiens Thron, nehme ihm königliche Gewalt und Würde, entbinde von ihrem Eide alle Chriſten, welche ihm Treue geſchworen haben, und bewillige, daß Rudolf, den die Fürſten zu euerem treuen Beſchirmer wählten, das deutſche Reich regiere."

So ſprach Gregor. Kein Wort des Zornes, des Unmutes, des perſönlichen Intereſſes gab ſich kund. Er ſprach wie jemand, der vom Bewußtſein durchdrungen iſt, der Stellvertreter Jeſu

Chriſti zu ſein, und zur Rettung der ihm anvertrauten Kirche nicht bloß Geiſtiges, ſondern auch Weltliches binden und löſen zu dürfen. Und dies tat er mit übernatürlichem Mut, nicht an der Spitze eines Heeres, nicht vertrauend auf Waffengewalt, nicht einmal geſtützt auf einen einmütigen Klerus, auf einen durchweg treuen, hochherzigen Epiſkopat. Nicht Heinrich, nicht Rudolf waren der Gegenſtand ſeiner Vorliebe. Die Braut Chriſti liebte er! das Reich Gottes auf Erden wollte er feſtigen! — Aus ſolchem Grunde entſprang ſeine heilige Kühnheit.

Heinrich war zuerſt über dieſe Wendung der Dinge niedergeſchlagen, doch ſeine Günſtlinge verwandelten ſchnell ſeinen Trübſinn in Wutausbrüche und beſtärkten ihn in ſeiner Abſicht, ein Schisma hervorzurufen und einen Gegenpapſt zu wählen. Heinrich berief eine Verſammlung von Biſchöfen zu dieſem Zweck nach Mainz. Da aber nur neunzehn erſchienen, begab ſich die Verſammlung nach Brixen, damit ſich auch Italiener einfinden möchten. Dies geſchah — und dreißig Biſchöfe, die wegen Simonie und anderer Laſter im Kirchenbann und abgeſetzt waren, faßten im Vereine mit Heinrich und mit vielen Großen und Adeligen den Beſchluß: „Hildebrand, den frechen Mönch, der Kirchenraub und Totſchlag predigt, Meineid und Mord verteidigt, der den katholiſchen und apoſtoliſchen Glauben über den Leib und das Blut Chriſti in Unterſuchung bringt,*) — der ein alter Schüler des Ketzers Berengar, ein Traum- und Zeichendeuter, ein offenbarer Schwarzkünſtler, böſer Zauberei ergeben und dem wahren Glauben ganz abgeſtorben iſt, — abzuſetzen und, wenn er nicht vom päpſtlichen Stuhle herabſteigen will, auf ewig zu verdammen." Bei dieſer Flut von unſinnigen Schmähungen fällt es ſehr auf, daß Gregors ſittlicher Wandel nicht angegriffen wird. Einige beweibte Kleriker gaben ſich viele Mühe, ſeine Sittlichkeit zu verdächtigen; aber der Glanz ſeiner Tugend war ſo ſtrahlend, daß ſogar die Böswilligſten an dergleichen Verläumdungen nicht glaubten.

Nachdem die Schismatiker den Stellvertreter Chriſti abgeſetzt hatten, ermangelten ſie nicht, ihm einen Barabbas vorzuziehen und zum Papſte den gebannten Guibert, Erzbiſchof von Ravenna, der ſich mit Cencius gegen Gregor verſchworen hatte, zu wählen. Er nahm den Namen Clemens III. an und verſprach Heinrich zum römiſchen Kaiſer zu krönen. So hatte Heinrich die Einheit der Kirche zerriſſen und das Schisma hervorgerufen. Im Herbſte dieſes Jahres 1080 brach nun auch ein furchtbarer Bürgerkrieg aus, und am 15. Oktober wurde in Sachſen bei Merſeburg eine große Schlacht geſchlagen. Heinrich verlor ſie; Rudolf aber war auf den Tod verwundet. Man trug ihn auf einen freien Platz, wo die Seinen ihn trauernd umſtanden und die ſächſiſchen Biſchöfe ihm die heilige Ölung ſpendeten. Da hob er das Haupt und fragte mit leiſer Stimme: Wer hat den Sieg? — Du, Herr, du haſt geſiegt! riefen die Seinen. — Da ſank Rudolf zurück und ſprach: Nun leide ich mit Freuden, lebend oder ſterbend, alles, was Gott will! — Und er ſtarb. — An demſelben Tage wurde bei Mantua das Heer der Gräfin Mathilde von Heinrichs Anhängern in Lombardien geſchlagen. Alle Unternehmungen zur Ehre Gottes und zum Heile der Seele entſtammen dem Kreuz, ſind dem Kreuze eingewurzelt — und dieſe Verwandtſchaft mit dem Kreuze tritt gewöhnlich dadurch hervor, daß ſie zunächſt keine günſtigen Erfolge, ſondern allerhand Mißgeſchick haben. Der Segen kommt ſpäter zutage. Und das muß ſo ſein! Denn, wenn dasjenige, was aus Liebe zu Gott getan wird, ſogleich und immer mit ſichtbarem Erfolge gekrönt würde — wo bliebe da der Glaube? — wo bliebe da die größte aller Gnaden hienieden: Anteil am Kreuze Chriſti zu haben?

---

*) Dieſer Vorwurf bezog ſich auf die Prüfung der Irrlehre Berengars.

Heinrich hätte nun gern ſeinen Frieden in

Wie ſpinnt ſie dich ein in den thörichten Wahn,
Du habeſt das Wunder der Rettung gethan,
Du habeſt den Feind aus dem Felde geſchlagen,
Du brauchteſt nicht mehr vor Verſuchung zu zagen.

Du wacheſt und beteſt nicht mehr — und dein Feind
Hat gegen dich ſchlau ſich mit andern vereint.
Wo Einer ſonſt war, da ſind jetzt ihrer Sieben —
O Seele, du biſt nicht in Demuth geblieben!

Wenn dich der Verſucher zur Höhe je führt
Und ſpricht: Gieb die Ehre mir, die mir gebührt,
Dann will ich die Reiche der Erde dir geben,
Doch darfſt meinem Dienſte du nicht widerſtreben:

Was Seele, du ſtolze, was thäteſt denn du?
Ich fürchte, du riefeſt verwegen ihm zu:
Gieb her deine Reiche, wohl will ich ſie nehmen,
Doch mir zu huld'gen mußt du dich bequemen!

Deutſchland mit Rudolfs Anhängern geſchloſſen. Wollten ſie durchaus einen König wählen, ſo ſchlug er ihnen ſeinen Sohn Konrad vor. Aber ſie wollten den Knaben nicht. Gregor riet ihnen, recht vorſichtig zu ſein und lieber einige Zeit zu warten, bis ſich im Kampfe der Parteien ein bewährterer tüchtiger Mann herausſtelle. Sie jedoch erwählten Graf Hermann von Luxemburg, der ein ritterlicher Herr von edler Geſinnung, doch nicht den ſchwierigen Zeitläuften gewachſen war. Heinrich, der für den Augenblick nichts in Deutſchland zu fürchten hatte, zog nach Italien, feierte das Oſterfeſt 1081 in Verona und machte ſich mit ſeinem ſchismatiſchen Papſte gegen Rom auf, um ſich dort von demſelben zum römiſchen Kaiſer krönen zu laſſen. Furchtbare Verwüſtung begleitete ihn, denn ſein Zug ging durch Mathildens Länder und auf jedem Schritt trat ſie ihm entgegen. Ihre Städte ſchloſſen ihm die Tore, ihre feſten Burgen verſperrten ſeinen Weg, ihre Reiſige lieferten ihm Treffen. Ihre eigenen Vaſallen hielten ſie für unſinnig, einen ſolchen Kampf einzugehen; aber ihre heldenhafte Seele opferte mit Freuden Gut und Blut für die Verteidigung des apoſtoliſchen Stuhles. Ihre Schlöſſer boten denjenigen italieniſchen Biſchöfen, Äbten und Klerikern, welche Heinrich verjagte und verfolgte, eine ſichere Zuflucht, und Heinrichs Anhänger ſuchte ſie zu vermindern, indem ſie gütlich durch Überredung und irdiſche Vorteile ſie gewann oder feindlich ihre Burgen angriff. Von Zeit zu Zeit ſchickte ſie dem Papſte große Geldſummen. So war ſie des Stuhles Petri Schirmherr, nach welchem ſich Gregor umſonſt unter den Männern ſeiner Zeit umgeſchaut hatte.

Gregor blieb in unerſchütterlicher Ruhe. Vor Gefahren zu zittern — das kannte er nicht. Zu ſtark war ſein Geiſt, zu feſt ſeine Überzeugung von dem Rechte ſeiner Sache, als daß die Ungunſt äußerer Umſtände jenen hätten brechen und dieſe umſtimmen können. Wohl ruhte ſein Blick zuweilen ſchwermütig auf den harten, betrübten Zeiten; aber in der Seele, wo Glaube und Liebe, als göttliche Tugend, wohnen — da wohnt auch die Hoffnung auf himmliſche Fügung: er tröſtete ſich ſelbſt und andere. Er ſtieg im Geiſte hinauf in die alten chriſtlichen Zeiten, zu den heiligen Tagen der Apoſtel, der Martyrer, erwog ihre Leiden, ihre Trübſal, ihren Starkmut und labte ſich an ihrem Beiſpiel. Daß es ſo ſchlimm in der Welt geworden, ſah er als Folge der menſchlichen Leidenſchaften und Vergehen an, die durch Reue und Bekehrung gebüßt und geſühnt werden mußten.

Die Italiener, die unter Heinrichs Willkürherrſchaft nicht gelitten hatten, kaum ihn kannten, waren ihm mehr oder minder günſtig geſtimmt und ſogar Gregors Freunde rieten ihm ſeinen Frieden mit jenem zu ſchließen. Allein Gregor, der damals, wie gewöhnlich, ſein alljährliches Konzil hielt, erneuerte Heinrichs Bann, um der ganzen Welt kund zu tun, daß ſein Ausſpruch nicht von perſönlichen Verhältniſſen und Intereſſen abhängig ſei, und an den Biſchof Hermann von Metz ſchrieb er: „Das iſt Gottes unausſprechliche Huld und Gnade, daß er ſeine Auserwählten nie völlig niederwerfen, nie ganz fallen läßt; daß er ſie in der Bedrängnis durch heilſame Prüfung bewährt und nach der Unglückszeit ſtärker macht. Wer im Kampfe um den Glauben ſich freut, unter den erſten zu ſtehen, der iſt Chriſtus dem Sieger am nächſten und am werteſten.“ Auch verſäumte er nichts von dem, was die Klugheit gebot, ſöhnte ſich mit dem mächtigen und kriegeriſchen Normannenfürſten Robert Guiscard aus, nahm deſſen Vaſalleneid an und belehnte ihn dafür mit Kalabrien und Apulien — Länder, die Roberts Vorfahren ſchon früher vom päpſtlichen Stuhle zu Lehen beſeſſen hatten. So hatte er von Süden her, wenn auch keine Hilfe, ſo doch auch keinen Angriff zu erwarten.

Von Norden her kam aber Heinrich und lagerte ſich zu Pfingſten mit ſeinem Gegenpapſte vor Rom. In der Stadt waren Truppen der Markgräfin und der römiſchen Großen, die eine drohende Stellung einnahmen; und das Volk leiſtete ſo eifrig Hilfe bei der Verteidigung und ſprach einen ſolchen Haß gegen Guibert aus, daß Heinrich nach Lombardien zurückkehrte. Die deutſchen Kriegsleute aber lagen zwei Jahre auf den Neroniſchen Wieſen vor der Stadt und hatten viel Ungemach zu ertragen, ſowohl durch die Ausfälle und Angriffe der Römer, als durch das ungewohnte Klima und das unausgeſetzte Lagerleben, das allerhand böſe Krankheiten erzeugte. Gregor, ein Gefangener in ſeiner eigenen Stadt, blieb unerſchrocken und hochherzig. Als Kardinäle, Biſchöfe und Äbte bei ihm anfragten, ob es erlaubt ſei, Kirchengüter zu verpfänden, um mit dem Gelde Verteidigungsmittel gegen Heinrich und Guibert anzuſchaffen: verwies er ſie auf die alten Schriften, wo man las, daß kirchliches Gut nicht zum weltlichen Kriegsgebrauch zu veräußern ſei. Und als Biſchof Hermann von Metz die Frage an ihn ſtellte, welche damals viele beſchäftigte, nämlich: ob es das Recht des Papſtes ſei, Könige abzuſetzen? — da ſchrieb Gregor zurück: „Unſer Erlöſer ſelbſt hat im Evangelium den Ausſpruch getan: Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen; — und: Ich gebe dir die Gewalt zu binden und zu löſen im Himmel und auf Erden. Sind denn hievon die Könige ausgenommen? Gehören nicht auch ſie zu den Schafen, die Gottes Sohn dem heiligen Petrus anvertraut? Wer will ſich von dieſer allgemeinen Bewilligung für ausgeſchloſſen halten? Wer will behaupten, daß die weltliche Macht der geiſtlichen nicht untergeordnet ſei?" Die Zeiten ſind anders geworden; die Menſchheit iſt nicht mehr ausſchließlich katholiſch; das hat nicht bloß die Verhältniſſe der Staaten zum römiſchen Stuhl umgeſtaltet, ſondern die Kirche hat ſeitdem auch eine andere Stellung eingenommen und jene Frage berührt ſie auf politiſchem Gebiet jetzt nicht mehr. Aber das chriſtliche Mittelalter, mit ſeiner tief religiöſen Auffaſſung der Welt und der Zeitlichkeit ſtellte die geiſtliche Macht höher als die weltliche, weil jene unmittelbar von Chriſtus eingeſetzt war. Wie weit ſie ihre Befugnis erſtrecken dürfe — das war die Frage, daraus entſprang der Konflikt. Heutzutage faßt man die Sache gerade umgekehrt auf; darum fehlt es auch an Konflikten nicht.

Im Sommer 1082 erſchien Heinrich abermals vor Rom und fand abermals ſolche Schwierigkeiten bei der Belagerung, daß er ſich begnügte, einige Burgen der Umgegend zu erobern, ſeine Beſatzung hinein zu legen, Guibert in Tivoli zu laſſen als Beobachter der Zuſtände — und ſich dann wieder nach Lombardien begab. Da hatte denn die Markgräfin die volle Wucht ſeines Zornes zu empfinden. Allein Gregors Standhaftigkeit belebte auch Mathildens Seele. Sie ermahnte und tröſtete durch häufige Briefe ihre Vaſallen, enthüllte Heinrichs und ſeiner Anhänger Untaten, erſpähete ihre Pläne, trat ihren Streif- und Raubzügen mit tapferen Streitern entgegen und unüberwindlich wie ſie ſelbſt blieben auch ihre Veſten: Kanoſſa, Montebello, Carpineta und andere Schlöſſer. Dies Weib und dieſer Greis waren nicht zu demütigen und nicht zu bezwingen, denn beide ſtanden auf dem Felſen Petri. Einſam ſtanden ſie da! Denn in Deutſchland machte ſich freilich König Hermann mit einem wohlgerüſteten Heere auf, um den Papſt zu ſchützen und Rom zu entſetzen. Doch da ſtarb Graf Otto von Nordheim, der einflußreichſte Fürſt in Sachſen, das Haupt von Heinrichs Widerſachern, und Hermann ſtellte nun den italiſchen Zug ein, weil er Unruhen im Reiche zu Gunſten Heinrichs befürchtete. Robert Guiscard war viel zu ſehr mit ſeinen Eroberungen im griechiſchen Kaiſerreich beſchäftigt, um die Sache ſeines Lehensherrn, des Papſtes, eifrig in die Hand zu nehmen. Die Könige von England und von Frankreich hofften von Herzen auf Gregors Untergang, weil er wagte, monarchiſcher Willkür und kirchlichen Mißbräuchen, die ihnen zum Vorteil waren, entgegenzutreten. In

Spanien aber, das noch zur Hälfte den Mauren gehörte, waren die chriſtlichen Könige in endloſe Kriege mit den Fürſten der Ungläubigen verwickelt.

Gregor ſtand alſo allein! Ja, ſo ſehr, daß es ihm nicht einmal vergönnt war, in dieſem Jahr ſein gewohntes Konzil zu halten, da die getreuen Biſchöfe nicht wagten, ihre bedrohten Sitze und ihre geängſtigten Herden zu verlaſſen. Um ſie zu tröſten und zur Beharrlichkeit zu ermuntern erließ er erhebende Worte an ſie und ſchrieb ihnen: „Darin ſollten ſie die unſägliche Gnade und Barmherzigkeit Gottes erkennen, daß ſie alle eines wollten, eines verlangten, eines erſtrebten, nämlich dieſes: daß die heilige Kirche, die gegenwärtig auf dem ganzen Erdkreis niedergetreten, zerriſſen und verſtört ſei, zur alten Feſtigkeit und Schöne ſich erhebe und emporſteige. In dem Gedanken, für welch herrliches Kleinod ſie litten, ſollten alle feſten Mut faſſen, die Hoffnung bewahren und den Ausſpruch des Herrn zu Schild und Banner nehmen: „In Euerer Geduld werdet Ihr Euere Seelen erhalten.“ So ſprach im elften Jahrhundert Gregor VII.; ſo ſpricht im neunzehnten Jahrhundert Pius IX.; ſo werden ihre Nachfolger in ähnlichen Umſtänden ſprechen bis zum Ende der Tage; denn alle ſprechen nur das.

was ſie von Chriſtus gelernt haben: Worte des ewigen Lebens, das reine Evangelium!

Zu Anfang des Jahres 1083 ging Heinrich mit großen Streitkräften und mit dem feſten Entſchluß, die Stadt zu erobern, nach Rom. Er machte ſo heftige Angriffe, daß er in der Tat den Stadtteil wegnahm, der nächſt der Peterskirche liegt und die Leonina heißt. Da legte er eine feſte Burg an, deren Beſatzung unabläſſig die Römer ängſtigte und wendete auch andere Mittel an, um ſie zu gewinnen: Beſtechungen, Verſprechungen, Schmeicheleien. Falſche Gerüchte, z. B. er komme nur, um allem Streit ein Ende zu machen und ſich von Gregor zum römiſchen Kaiſer krönen zu laſſen, verfehlten nicht ihre Wirkung auf Große und Kleine. Auch ließ Heinrich einige gefangene Biſchöfe frei, geſtattete den Pilgern, die zu den Gräbern der Apoſtel zu ziehen begehrten, ſichern Eingang. Die lange Belagerung, die Furcht vor Hungersnot, da die Zufuhr der Lebensmittel nicht ſelten abgeſchnitten wurde, drückten das Volk; und ſo wendeten ſich die Römer mit der Frage an den Papſt: ob es in ſo großen Nöten nicht geraten ſei, manches zu überſehen und Einigkeit und Freundſchaft zwiſchen der Kirche und dem König herzuſtellen? Gregor aber ſprach, wie er einſt zu Kanoſſa geſprochen hatte: Ich kenne Heinrich's Argliſt und Wankelmut! will er aber

Gott und der Kirche Genugtuung geben, ſo bin ich bereit, ihn vom Banne zu löſen und ihn zum römiſchen Kaiſer zu krönen; — ſonſt aber nicht.

Dazu wollte Heinrich ſich nicht verſtehen, genehmigte jedoch die Einberufung eines Konzils, das ſeine Sache unterſuchen ſolle, und verſprach eidlich, allen Biſchöfen ſichern Zuzug zu gönnen. Die Römer zeigten ſich nunmehr ſo fahrläſſig in Verteidigung der Stadt, daß Gregor es geraten fand, ſeine Reſidenz im Palaſte vom Lateran aufzugeben und nach der befeſtigten Engelsburg zu verlegen, wohin ihm nicht nur ſeine nächſte Umgebung, ſondern auch viele römiſche Große folgten. Robert Guiscard aber mahnte er an ſeine Vaſallenpflicht, den Lehensherrn und deſſen bedrohtes Recht zu beſchützen; — und dann berief er für den November ein Konzil.

Trotz des Eides übte Heinrich ſeine alten Umtriebe, indem er diejenigen Biſchöfe, Kleriker und Abgeſandte, die ihm mißfielen, die er fürchtete, oder die für den Papſt eine Stütze geweſen wären, nicht abreiſen ließ oder gefangen nahm. Dazu gehörte beſonders der greiſe, gottſelige Biſchof Anſelm von Lucca, die Säule der Kirche in Lombardien, wo faſt alle Oberhirten ſimoniſtiſch waren, der unerſchütterlich treue Anhänger und Freund Gregors, Mathildens Ratgeber, Beichtvater und Seelenführer. Auch der päpſtliche

Legat an Heinrichs Hoflager, der die königlichen Verhältniſſe genau kannte, durfte nicht zum Konzil reiſen. Unter ſolchen Umſtänden war es ſchwach beſucht, zum großen Mißfallen der Römer, welche ſehr den Glanz und die Würde liebten, die eine ſo erlauchte Verſammlung der Stadt verlieh, und die daher wieder gegen Heinrich verſtimmt wurden. Drei Tage waren die Väter des Konzils beiſammen und beratſchlagten, wie das Weh und die Wunden der Chriſtenheit zu heilen wären; und am dritten Tage ſprach Gregor ſo erhaben vom chriſtlichen Glauben, von der göttlichen Miſſion der Kirche und von der Standhaftigkeit in Trübſal, daß er nicht mit Menſchen-, ſondern mit Engelzungen zu reden ſchien und allen heiße Tränen entlockte. Von Heinrich und ſeinen Krönungsanſprüchen war keine Rede. Wie ſehr ſtaunte der Papſt, als nach einiger Zeit mehrere Römer ihm geſtanden, ſie und viele andere hätten ſich von Heinrich zu dem Verſprechen verleiten laſſen, den Papſt dahin zu bringen, daß er ihm die Krone gebe, oder ſonſt einen andern Papſt zu wählen. Ihre Unklugheit gereue ſie bitter, und da ihr Schwur nicht ſo laute, daß Heinrich mit feierlicher Salbung zum Kaiſer gekrönt, ſondern nur, daß er vom Papſte die Krone empfangen werde: ſo erſuchten ſie ihn demütigſt, ihren Eid dadurch zu erfüllen, daß er eine Krone für Hein-

Du würdeſt, daß Gott dich erſchaffen, vergeſſen,
Die Ehre des Schöpfers dir rauben vermeſſen,
Du ſtändeſt mit Lucifer ſelber im Bunde,
Und gingeſt wie er an dem Stolze zu Grunde.

Jetzt trägſt auf der Stirne das Kreuz du von Aſche,
Es mahnt an Zerknirſchung! wohlan denn, ſo waſche
Mit Thränen der Reue dem Heiland die Füße.
Du huldigſt dem Staube? — Im Staube denn büße!

rich aus einem Fenſter der Engelsburg an einem Bande herablaſſe. Gregor antwortete ihnen: er ſei bereit unter Bedingungen, die Heinrich genau kenne, ihm die wahre Kaiſerkrone zu verleihen. Ein Eid aber, der Sünde und Verbrechen angelobe, dürfe nie geleiſtet werden und ſei demnach von Hauſe aus ungültig. Jetzt zeigte ſich das römiſche Volk wieder treuer dem Papſte zugetan; ſo wankelmütig war es!

Gregor aber erließ ein Schreiben an die gläubige Chriſtenheit, worin ſich ſeine Apoſtel- und Martyrerſeele in ihrer ganzen hehren Schönheit ausſpricht. „Wir wiſſen, meine Vielgeliebten, daß ihr teilnehmet an unſerer Trübſal und in eueren Gebeten vor Gott unſerer gedenket. Zweifelt nicht, daß wir für euch dasſelbe tun. Das muß ſo ſein; denn der Apoſtel ſpricht: Wenn ein Glied leidet, ſo leiden alle übrigen Glieder mit ihm. Ein Zeichen, daß die Liebe Gottes in unſere Herzen eingegoſſen iſt, iſt dies: daß wir keine andere Sehnſucht haben, als die, Gott in uns zu verherrlichen und mit allen unſeren Brüdern, auch mit denen, die uns verfolgen, zum ewigen Leben zu gelangen. Wundert euch nicht, meine Vielgeliebten, wenn die Welt uns haßt. Wir erzürnen ſie ja, indem wir, ihren böſen Begierden entgegentretend, ihre Werke verdammen. Es iſt nicht erſtaunenswert, daß die Fürſten und Mächtigen dieſer Welt uns haſſen und mit einem gewiſſen Zorn gegen uns verfahren, da wir ja nur die Armen und Geringen Chriſti ſind und uns dennoch ihrer Bosheit widerſetzen. Aber wenige von uns haben bis jetzt den Gottloſen bis auf's Blut widerſtanden und noch weniger das wünſchenswerte Glück erlangt, für Chriſtus den Tod zu leiden. Denket daran, meine Vielgeliebten, wie ſich weltliche Krieger täglich um geringen Lohn dem Tode für ihre Herren ausſetzen. Und wir — was tun, was leiden wir für den höchſten König der ewigen Herrlichkeit? O Schmach über uns! Jene trotzen dem Tode für irdiſchen Tand und wir ſuchen der Verfolgung aus dem Wege zu gehen, für die uns doch alle Schätze des Himmels und die ewige Seligkeit verheißen ſind! Wollen wir, mit Gottes Gnadenbeiſtand, die Liſt der alten Schlange zu Schanden machen und ſchnell und gründlich ihren Kopf zertreten: ſo müſſen wir uns bemühen, nicht nur Verfolgung und Tod für Wahrheit und Recht nicht zu fliehen, ſondern ſie aus Liebe zu Gott und zur Verteidigung des chriſtlichen Glaubens inbrünſtig zu erſehnen. Damit beſiegen wir die empörten Wellen der Zeit und den Stolz der Welt. Dadurch vereinigen wir uns und herrſchen wir mit Dem, der unſer Haupt iſt, und zur Rechten Gottes des Vaters ſitzet.

Denn Er, unſer Herr und Meiſter, ruft uns zu: „Wer mit mir leidet, wird mit mir herrſchen.“

So ſtand er da im Aufruhr der Zeit, einſam, duldend, unbeſiegt, geſtützt auf den Hirtenſtab, den Gott ihm gegeben hatte und blickte auf das Ungewitter, das ſich immer näher zog. — bis denn Heinrich endlich am 21. März 1084, nach ungeheueren Beſtechungen, die auf 144,000 Goldgulden und 100 Stück Scharlach angegeben werden, aus der Stadt Rom eine Geſandtſchaft empfing, die ihn zum Einzug einlud und ihm das Tor des Laterans öffnete. Tags darauf wurde Guibert von Ravenna als Papſt Klemens III. von ſchismatiſchen Biſchöfen inthroniſiert und am Oſtertage krönte er Heinrich zum römiſchen Kaiſer. Das römiſche Volk jubelte und frohlockte über all die Pracht und Herrlichkeit, welche dabei ſtattfand und daß der Kaiſer dann auf dem Kapitol zum Patrizius der Römer, wie einſt Karl der Große, erwählt wurde. In einzelnen großen Gebänden hatten ſich aber Anhänger Gregors verſchanzt; Heinrich griff ſie nacheinander an, überwältigte ſie und brachte allmählich die ganze Stadt unter ſeine Botmäßigkeit. Er betrachtete ſie wie ſeine Reſidenz, ließ alle Häuſer, ja Straßen niederreißen, die ihm mißfielen oder irgendwie im Wege ſtanden und begann darauf eine ſcharfe Belagerung der Engelsburg, in welcher Gregor reſidierte.

Robert Guiscard, den dieſe Siege eines deutſchen Fürſten an den Grenzen ſeines Landes mehr beunruhigen mochten, als des Papſtes Gefahr, machte ſich inzwiſchen mit einem vortrefflichen Heere von 30,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern gegen Rom zum Entſatze des Papſtes auf. Mit großem Troſt empfing Gregor dieſe Botſchaft, Heinrich mit großem Unwillen. Seine Streitkräfte waren bei weitem nicht dem friſchen Heere der Normannen gewachſen. Er durfte nicht an einen ſiegreichen Widerſtand bei dem großem Umfang der Stadt und der großen Unzuverläſſigkeit des Volkes denken und mußte ſich, zu ſeinem bitterſten Schmerz, ohne ſein Ziel erreicht und Gregor gedemütigt zu haben, vor dem Normannenfürſten nach Siena zurückziehen. Sein Klemens III. begleitete ihn — und Robert Guiscard erſchien anfangs Mai vor den Toren Roms.

Innerhalb derſelben herrſchte die größte Zwietracht; die Päpſtlichen waren für, die Kaiſerlichen gegen die Normannen. Jene öffneten die Tore, dieſe verſuchten ſie wieder zu ſperren. Gewalttat, Aufruhr, Brand und Raub brachen zugleich aus. Die Normannen wüteten nicht ſowohl gegen die Deutſchen, die ihre offenbaren Feinde waren, als vielmehr gegen die Römer, die man für

Freunde gehalten hatte, aber jetzt großenteils als Widerſacher Gregors fand. Viele Menſchen kamen um's Leben, viele Gebäude, ja Kirchen, gingen in den Flammen auf. Robert befreite Gregor aus der Engelsburg und führte ihn nach dem Lateran zurück, ſchaltete dann in Rom und nahm mehrere Römer, die verräteriſch gegen den Papſt gehandelt hatten, gefangen. Dies verſetzte das Volk in Grimm und Wut; es gab täglich blutige Händel. Gregor wurde ein Gegenſtand des Haſſes, weil man ihm die Schuld an all dem Kriegselend beimaß. Er ſah, daß ſeine Anweſenheit in Rom vorderhand die aufrühreriſche Geſinnung mehr nähre als beſchwichtige, deshalb wiederholte er noch einmal in feierlicher Weiſe den Bann über Heinrich und Guibert, um zu zeigen, daß irdiſche Siege nicht genügen, um den Weg in der Kirchengemeinſchaft zu ebnen, und dann verließ er Rom — auf immer. Er ging zuerſt nach dem berühmten Kloſter des Benediktinerordens Monte Caſſino, deſſen Abt Deſiderius ſein treuer Anhänger war, und von dort nach Salerno, einer am Meere gelegenen befeſtigten Stadt, die dem Normannenherzog gehörte.

Da war er ſicher in Roberts Schutz und Deſiderius ſorgte liebevoll für alle Bedürfniſſe des erhabenen Flüchtlings, bei dem ſich viele Kardinäle, Biſchöfe und Geiſtliche, kommend und gehend, einfanden. Heinrich zog nach Deutſchland mit ſtolzem Siegesgefühl: er war gekrönter römiſcher Kaiſer! Wie und von wem gekrönt — das blieb unbeachtet. Er war gekrönter römiſcher Kaiſer ſo gut wie eben jetzt Viktor Emanuel König von Italien iſt — nicht nach Recht und Geſetz, ſondern durch Empörung, Gewalt und Unrecht. Und gerade wie heutzutage machte auch damals die vollendete Tatſache auf viele den Eindruck, als müßten ſie nunmehr das Unrecht als Recht anerkennen. Dulden muß man zu Zeiten die Herrſchaft des Unrechtes und ſich ihr als einer Geißel unterwerfen, deren ſich Gott bedient, um die Menſchheit zu züchtigen; dulden im Hinblick auf die ewige, wenn auch verſchleierte Weisheit in den Planen der göttlichen Vorſehung — ja, das muß man! Aber das Unrecht als Recht anerkennen, weil es obenauf kommt in den Angelegenheiten der Welt, oder gar, weil es uns nützte, — nein, niemals!

Aber genug. Heinrichs Partei gewann durch ſeine Krönung zum römiſchen Kaiſer in Deutſchland Anhänger, vielleicht auch deshalb, weil ſein unverſöhnlicher Gegner Otto von Nordheim tot war und König Hermann nicht viel Vertrauen einflößte. Doch während Heinrich in Deutſchland voll Hoffnung war, ging ſeine Sache in Oberitalien wieder rückwärts, denn da ſtand die Markgräfin wie eine andere Debora mit gezogenem Schwert für das Haus Iſrael und ein glänzender Sieg, den ſie bei Modena über die Kaiſerlichen — Biſchöfe und Edle Lombardiens — davontrug und mit dem frommen Biſchof Anſelm von Lucca klug benutzte, um durch Milde die Gemüter zu gewinnen — war der letzte Troſt, den ſie dem Oberhaupte der Chriſtenheit gewährte. Gregor war hochbejahrt und ſeit dem Januar 1085 fühlte er eine zunehmende Körperſchwäche. Doch ſein Geiſt beſchäftigte ſich fortwährend entweder mit Betrachtung der himmliſchen Dinge oder mit Arbeiten für kirchliche Angelegenheiten. Im Mai konnte er ſein Krankenlager nicht mehr verlaſſen. Viele getreue Biſchöfe eilten zu ihm und fragten um Rat, wen er für fähig halte, in ſeinem Sinne ſein Nachfolger auf dem Stuhle Petri zu werden und ſein Werk fortzuſetzen. Er nannte Deſiderius, den Abt von Monte Caſſino, und den Biſchof Otto von Oſtia, derzeit Legat in Deutſchland. Als man ihm einmal Dank und Segenswünſche für die Großtaten ausſprach, die er in der Kirche vollbracht habe, antwortete er: „Geliebte Brüder, ich will keine meiner Handlungen rühmen; aber das iſt gewiß: ich habe ſtets das Recht geliebt und die Gottloſigkeit gehaßt.“ Einige beklagten ihre Verlaſſenheit nach ſeinem Tode. Da hob er Augen und Hände gen Himmel und ſprach: „Ich ſteige dort hinauf und übergebe euch mit flehenden Bitten dem gnädigen Gott.“ Auf Anfrage, ob er die Gebannten freiſprechen wollte? gab er drei Tage vor ſeinem Tode den Beſcheid: „Außer Heinrich, der ſich König nennt, — außer Guibert, der den apoſtoliſchen Stuhl geraubt hat — und außer denen, welche durch Rat und Tat dieſe beiden in ihrer Gottloſigkeit beſtärkten, löſe und ſegne ich alle Menſchen, die da glauben, daß ich an der heiligen Apoſtel Petri und Pauli Statt dazu die Vollmacht habe.“ Dann ſprach er noch manches ermahnende Wort und ſagte: „Im Namen des allmächtigen Gottes gebe ich euch die Lehre: haltet keinen für einen echten römiſchen Papſt, wenn er nicht nach kirchlicher Vorſchrift und auf Autorität der Apoſtel erwählt und inthroniſiert iſt.“ Die Stunde des Abſcheidens kam und als er den Hingang ſeiner Seele vorempfand, ſprach er ſeine letzten Worte, die den Inhalt ſeines ganzen großen Lebens zuſammenfaſſen: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt, darum ſterbe ich in Verbannung.“ Ein ehrwürdiger Biſchof antwortete ihm: „Heiliger Vater, du kannſt nie in der Verbannung ſterben, denn du ſtirbſt in der katholiſchen Kirche, der die Völker zum Erbteile und die Grenzen der Erde zum Beſitz gegeben ſind.“ So ſtarb Gregor VII. Sein Todestag war der 25. Mai, den die Kirche feiert als den Tag ſeiner Verherrlichung. In der Kirche des heiligen Matthäus zu Salerno wurden ſeine ſterblichen Überreſte begraben. Zwölf Jahre lang hatte er den apoſtoliſchen Stuhl glorreich inne gehabt.

Und ſein Werk? — Jetzt ſteht es vor uns! Jetzt ſehen wir, wofür er gekämpft hat! Er ſtarb in dem Gram der Verbannung; aber die Kirche wurde frei. Er litt, menſchlicher Weiſe, eine Niederlage; aber die Kirche ſiegte. Er ſank ins Grab; aber ſein Arm riß über dem Grabe die Kirche vom Sturz in den Sumpf der Welt zurück. Er behauptete ihren heiligen, rechtmäßigen Anſpruch *eine Gottesanſtalt* zu ſein, die der Stellvertreter Chriſti, unter dem verheißenen Einfluß des Heiligen Geiſtes, mit ſeinen Prieſter-Brüdern — aber kein Kaiſer und kein König zu leiten und zu regieren hat. Und darum behauptete er auch das Recht, das ihm zuſtand, das Prinzip ihrer Freiheit, die Wahl und Aufnahme des Klerus, keinem weltlichen Fürſten zu überlaſſen; nicht zu geſtatten, daß ein anderer Ruf, als der des Stellvertreters Chriſti zum apoſtoliſchen Stuhl eines Biſchofs, zum väterlichen Hirtenſtab eines Abtes — mit einem Wort: zu *keinem* prieſterlichen Amt führe. Und für dieſen, dem Felſen Petri entſproſſenen, aus der Gnade geborenen, zur höchſten ſittlichen Freiheit von Gott berufenen katholiſchen Klerus, hat Gregor gerettet die Perle der Kirche, den Zölibat — und zwar ſo gründlich, ſo durchgreifend, daß das Brandmal der allgemeinen Verachtung unauslöſchlich auf dem beweibten Geiſtlichen haftet und daß irgend eine Stimme, die ſich im Sinne des Anti-Zölibates erheben würde, von Hauſe aus für niedrig und feig gilt. Der Zölibat aber iſt der eigentliche Boden, auf welchem die Unabhängigkeit der Kirche triebkräftig wird. Sie rankt ſich um ſo mehr in die Freiheit hinein, als ihre Prieſter nicht an irdiſche Verhältniſſe gefeſſelt ſind, denn Geld und Gut haben wenig Reiz für die, welche ſie abgelöſt nur von den Banden der Familie genießen könnten. Übertreter gibt es — ja! denn es gab unter den Apoſteln einen Judas. Mit mehr oder minder Erfolg kann auch die Freiheit der Kirche von verblendeten weltlichen Machthabern angetaſtet, ſogar unterdrückt werden — ja! aber das Prinzip iſt glorreich gerettet und anerkannt. Das iſt die Hauptſache.

Heinrich überlebte Gregor noch einundzwanzig Jahre, die er im Banne und im Schisma zubrachte und ließ nacheinander ſechs ſchismatiſche Päpſte wählen. Aber die beiden Männer, die der ſterbende Gregor als ſeine Nachfolger bezeichnet hatte, und die es auch wurden, erſt Deſiderius, als Viktor III., dann der Biſchof von Oſtia, als

Der vierte Faſtenſonntag.

„Unde ememus panes?“ *Ev. Joan. 6.*

Noch nicht genug an der Verſuchung Qualen?
Nach and'rer Netze ſtark gewebte Schlingen?
Der Augen Luſt lockt dich mit falſchen Strahlen;
Des Lebens Hoffart ſucht dich zu bezwingen —
Umſonſt! — Ein neuer Feind tritt keck hervor.
Vermagſt du ihn zu Boden nicht zu ringen,
So ſprengt er auch für ſie das Thor.

Der Feind bewohnt nicht deine Augen beide,
Hat nicht in deiner Bruſt nur aufgeſchlagen
Den Thron der Hoffart und der Neugier Weide!
Ganz and're Macht mußt du an ihm beklagen.
Dein ganzes Ich — das iſt ſein feſtes Schloß,
Und der Tyrann drin herrſchend ohne Zagen,
Es iſt das Fleiſch mit ſeinem Troß.

Urban II., ſetzten das Werk der Kirchenreform fort und gewannen allmählich mehr und mehr Biſchöfe für die heilige Sache. Dazu kam, daß Heinrichs älteſter Sohn Konrad, den er bei ſeinem Leben zum König der Deutſchen krönen ließ, damit die Krone in ſeinem Hauſe bleibe, ſeinen Frieden mit dem Papſte Urban II. machte, das Schisma verließ, meiſtens in Italien unter Mathildens weiſem und kräftigem Einfluß lebte und eine große Partei dem römiſchen Stuhle zurückführte. Als Konrad in jungen Jahren ſtarb, ließ Heinrich ſeinen zweiten Sohn krönen, der freilich auch dem Schisma entſagte, aber unter dem Vorgeben, ſeinen Vater zu demſelben Schritte zu bewegen, einen ſchauerlichen Krieg wider denſelben begann und ihn zur Verzichtung auf Krone und Reich zwang. — womit freilich Deutſchlands Fürſten und Volk, müde des vierzigjährigen Unheiles, das Heinrich IV. geſtiftet hatte, vollkommen einverſtanden waren. Da iſt nun des verlaſſenen Kaiſers letzter Brief an ſeinen Sohn Heinrich V. ſehr merkwürdig, worin er zum Schluß ſagt: „Du haſt keinen Vorwand mehr, uns im Namen des Papſtes und der römiſchen Kirche zu verfolgen, ſeitdem wir dem Legaten erklärt haben, wir ſeien bereit, uns demſelben in allen Dingen zu unterwerfen. Wir beſchwören dich alſo bei der Ehre des Reiches und bei der Achtung, die du dir ſelbſt und deinem Vater ſchuldig biſt, — wir beſchwören dich bei der Autorität Pascals*), des Papſtes und der römiſchen Kirche, uns gerecht zu werden und uns in Frieden leben zu laſſen. Denke an Gott, der ein gerechter Richter iſt und dem wir unſere Sache und unſere Rache übergeben haben, und ſei eingedenk, daß wir uns gegen dich auf die Autorität des päpſtlichen Stuhles zu Rom und der heiligen römiſch-katholiſchen Kirche berufen." So ſprach derjenige, der vierzig Jahre lang dieſes Stuhles Autorität verachtet und dieſe Kirche verfolgt hatte! ſo rief er ſie an zum Schutz gegen den eigenen Sohn! — Sein unerwarteter Tod, der 1106 zu Lüttich erfolgte, machte der traurigen Fehde ein Ende. Er war erſt 56 Jahre alt. In dem Dome zu Lüttich wurde er anfangs beigeſetzt; dann nach Speyer gebracht. Doch nicht in der Kaiſergruft, ſondern außerhalb des Domes auf ungeweihtem Boden, ſtand fünf Jahre lang der ſteinerne Sarkophag desjenigen, der, obſchon Kaiſer und König, außerhalb der Gemeinſchaft der Kirche geſtorben war. Jene deutſch-römiſche Krone aber, die er ſo hoch über alles Recht der Völker und über alle Macht der Kirche hatte erhöhen wollen — ſie entglitt ſeinem Hauſe und ging von den Saliern auf die Hohenſtaufen über.

---

*) Urban II. war 1099 geſtorben.

Und Mathilde, „der Herzog, die große Gräfin?“ Sie blieb was ſie war, ſtets bereit zu jedem Opfer. Weil Urban II. es wünſchenswert für die kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland fand, daß Mathildens Einfluß dort ſich geltend mache, gab ſie im Jahre 1089 dem Herzog in Bayern, Welf II., ihre Hand, nichts von ihm begehrend, als daß er mit ihr ein treuer Wächter des apoſtoliſchen Stuhles ſei. Im Jahre 1102 ſtellte ſie zu Kanoſſa dem Kardinal-Legaten Bernard eine abermalige Schenkungsurkunde ihrer ſämtlichen Länder an die Kirche des heiligen Petrus und in deren Namen an den Papſt zu Rom aus, weil die frühere verloren gegangen war, und behielt ſich nur den Nießbrauch vor. Dieſe Länder umfaßten den größten Teil von Norditalien und gerade hier entwickelte ſich das großartige republikaniſche Städteleben, das in den nächſten Jahrhunderten eine Fülle von Macht, Reichtum, Anſehen, Kunſt und Herrlichkeit, Handel und Wiſſenſchaft über Italien verbreitete. Und als es auch dann an heftigen Kämpfen zwiſchen Kaiſertum und Papſttum nicht fehlte, ſo daß oftmals Nachbarſtädte, ja ſogar zwei verſchiedene Parteien innerhalb derſelben Stadt ſich befehdeten, da wurde der Name Welf, gleichſam als Erbteil der Mathildiſchen Geſinnung, Jahrhunderte lang Bezeichnung der päpſtlichen Partei. Mathilde ging im Jahre

1115 in den Frieden des Herrn ein. Sie hatte das Glück, das zuweilen großen Seelen zuteil wird, mit einem leitenden Gedanken durch das ganze Leben von der Wiege bis zum Grabe zu gehen und dieſer Gedanke war der edelſte und beglückendſte, den der Menſch haben kann: eine opferfreudige, unbedingte, ausſchließliche Liebe für die heilige römiſch-katholiſche Kirche und für den Stuhl des heiligen Petrus zu Rom.

◆

Der heilige Karl Borromäus,

Erzbiſchof von Mailand.

In der katholiſchen Kirche fand im ſechzehnten Jahrhundert eine furchtbare Erſchütterung ſtatt, als ſich infolge der Irrlehren ſo viele ihrer Kinder von dem Glaubensverband losſagten, der während anderthalb Jahrtauſenden die chriſtliche Welt umſchlungen, beſeelt, erzogen und gebildet hatte und auf dem alle Verhältniſſe und alle Beziehungen des Menſchen und der Familie, der Völker und der Staaten gegründet waren. Die katholiſche Kirche erkannte aus dieſem kläglichen Abfall, daß Mangel an richtiger Erkenntnis und an ſittlicher Kraft ihn vorbereitet habe. Die Glaubenslehre war immer die eine, die ewige, die beſeligende; aber ſie wurde nicht immer und überall mit entſprechendem Nachdruck und Eifer gelehrt und nicht immer und überall als chriſtliches Endziel des Lebens angeſtrebt. Alle Stände hatten teil an dieſer Schuld! Geiſtliche und Weltliche, Fürſten und Prieſter, Ritter und Bürger litten an Auswüchſen, welche jenen Mangel erzeugten. Längſt ſchon hatten kundige und tiefblickende Männer gewiſſe Reformen gewünſcht, welche das Glaubensleben ſtärken und auffriſchen ſollten, indem ſie Genußſucht, Üppigkeit und Hoffart des Lebens zu beſeitigen oder doch zu mindern trachteten, und die Kirche begann jetzt diejenigen Heilmittel anzuwenden, die der göttliche Samaritan Chriſtus ihr für alle Wunden als Balſam hinterließ, als er vorbildlich den armen Verwundeten am Wege mit Wein und Oel wuſch. Die Kraft des Geiſtes und die Fülle der Liebe, welche aus dem Verſtändnis und der praktiſchen Anwendung der katholiſchen Glaubenslehre hervorgehen, entwickelten ſich in der Kirche durch eine wahre Reform, indem ſie, nach dem einfachſten Grundſatz der Verbeſſerung, die Hinderniſſe hinwegräumte, die den Einfluß und die Wirkung des Gnadenlebens hemmten.

Die Werkzeuge aber, deren ſich der Heilige Geiſt bediente, um dieſe notwendigen Reformen nicht bloß zu bezeichnen, ſondern ins Leben zu rufen und durchzuführen, waren jene Männer „voll Gnade und Wahrheit", an denen die Kirche nie reicher iſt, als in Zeiten der Gefahr, — Männer, zu denen Chriſtus einſt in den Apoſteln ſprach: „Ihr ſeid das Salz der Erde! wenn aber das Salz dumpf geworden iſt, womit ſoll man ſalzen?“ — und die mit klarem Blick und großem Herzen die Gebrechen und Verirrungen der Zeit überſchauen und, an die eigene Bruſt ſchlagend, ſprachen: Ja, es iſt dumpf geworden! Dieſe Werkzeuge waren die Häupter und Hirten der Kirche, die Päpſte und die Biſchöfe. Dieſe Bemühungen wurden von Menſchen geleitet, welche durch ſich ſelbſt, durch ihr Daſein und durch Einfluß und Wirkung dieſes Daſeins Zeugnis ablegten für den Heiligen Geiſt, der in ihnen war. Einer dieſer Männer war der heilige Karl Borromäus.

I.

Auf dem Schloß Arona, an den lieblichen Geſtaden des Lago Maggiore, führte Graf Gilbert Borromäus mit ſeiner Gemahlin Margarete von Medicis eine glückliche mit ſieben Kindern geſegnete Ehe. Der zweite Sohn, Karl, kam am 2. Oktober 1538 auf die Welt. Die Kinder fanden an dem Beiſpiel der edlen frommen Eltern leuchtende Vorbilder, um auf dem Wege der Tugend vorzuſchreiten. Gräfin Margarete lebte ganz ihren heiligen Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau, und vermied ſo viel wie möglich den geräuſchvollen Umgang mit der Welt, — ſogar dann, wenn ſie genötigt war, ihren Gemahl nach Mailand zu begleiten, wohin ſeine Verhältniſſe ihn zuweilen riefen und wo er mit allem Glanze ſeines Standes und Vermögens auftreten mußte. Graf Gilbert ließ ſich ſeinerſeits ebenſowenig in ſeinen gottſeligen Gewohnheiten durch den ſonſt ſo zerſtreuenden Weltverkehr ſtören. Er empfing in jeder Woche die heiligen Sakramente, betete täglich das Brevier, war von grenzenloſer Freigebigkeit gegen Arme und beobachtete ſtreng den frommen Gebrauch, nie ſeine Mahlzeit einzunehmen, bevor er nicht irgend ein Almoſen geſpendet hatte.

Nach dem Beiſpiel der Eltern bildeten ſich mehr oder minder alle Kinder, je nach der Gnade, die ihnen zuteil wurde und nach dem Maß ihrer Mitwirkung. Unter den fünf Töchtern ſtrahlte Anna hervor, die dem Grafen Colonna vermählt wurde und die mit ihrem Bruder Karl auf dem Wege der Vollkommenheit wetteifern zu wollen ſchien. Aber dies Kind überflügelte bald all ſeine Geſchwiſter! ſeine Spiele, ſeine Unterhaltungen, ſeine Beſchäftigungen trugen alle ein ſo tiefes Gepräge von ſinnigem Ernſt und zärtlicher Gottesfurcht, daß Graf Gilbert darin ein Vorzeichen ſeines Berufes zu erkennen glaubte und ihm die erſte Tonſur und das geiſtliche Kleid geben und tragen ließ. Dies war ein Gebrauch der damaligen Zeit, der auch jetzt noch zuweilen in

Italien geübt wird: ausgezeichnet fromme und gute Kinder, bei denen die Neigung zu himmliſchen Dingen unverkennbar hervortritt, werden in ein Ordens- oder Prieſtergewand gekleidet, welches eine Schranke zwiſchen ihnen und manchen weltlichen Unterhaltungen zieht und vor mancher Zerſtreuung ſie ſchützt.

Der kleine Karl empfing mit inniger Freude ſein neues Standeskleid und benahm ſich fortan wie jemand, der da weiß, daß er eine heilige Beſtimmung zu erfüllen habe. Er lernte dabei mit dem größten Eifer. Seine Faſſungsgabe war ebenſo ausgezeichnet wie ſein Charakter und ſeine liebliche kindliche Frömmigkeit gab all ſeinen guten und glänzenden Eigenſchaften den hellſten Glanz. Nach Beendigung ſeiner täglichen Schulſtunden war es ſeine Freude, kleine Altäre zu erbauen und zu ſchmücken und vor denſelben mit kirchlichen Verrichtungen ſich zu beſchäftigen oder Loblieder zur Ehre Gottes zu ſingen. Als er etwas älter wurde, erlaubten ihm die Eltern zuweilen in Mailand das Haus zu verlaſſen, — eine Erlaubnis, die er nur benutzte, um irgend eine Kirche zu beſuchen. Von den Waffenübungen, welche für ſeinen älteren Bruder Friedrich angeſtellt wurden, und von allen geräuſchvollen Beluſtigungen der Jugend hielt er ſich fern, weil er ſie unpaſſend für ſein Kleid und ſeinen Beruf fand. Nur ein Vergnügen geſtattete er ſich — die Muſik! Doch ſang er nie weltliche Lieder.

Dieſe Entſchiedenheit auf dem eingeſchlagenen Wege wurde ihm nicht immer leicht gemacht. Es traf ihn das, was der Jugend ſo ſchwer zu ertragen wird: Spott und Hohn, Verachtung ſeiner ſogenannten Frömmelei und mannigfache Unbilden von Mitſchülern und Gefährten, ja ſogar von Dienern des väterlichen Hauſes, um ihn vom geiſtlichen Stande abzuwenden. Aber Karl ertrug mit einer Standhaftigkeit, die weit über ſein Alter hinausging, dieſe kleinen Verfolgungen, blieb bei ſeiner Lebensweiſe und zeigte ſo ſchon früh, daß das Urteil der Welt keine Richtſchnur für ſein Tun und Laſſen ſei.

Bald darauf leiſtete ſein Oheim Graf Julius Cäſar Borromäus zu gunſten Karls Verzicht auf die Abtei von St. Gratinian in Arona, mit welcher ziemlich bedeutende Einkünfte verbunden waren. Karl kannte bereits die Verpflichtung, welche den Inhabern ſolcher Pfründen oblag, aber nicht immer von allen innegehalten wurde, nämlich die: das Gut der Kirche im Sinne der Kirche zu verwenden, die notwendigen Bedürfniſſe des Lebens damit zu beſtreiten und alles übrige den Notleidenden zuzuwenden. Karl erklärte ſeinem Vater, er betrachte ſich durchaus als den Verwalter Gottes und werde daher die ihm über-

Das iſt dein Kamerad für dieſe Erde!
So gleichet ihr denn zwei Galeerenſclaven,
Die nothgedrungen theilen die Beſchwerde,
Denn eine Kette feſſelt ſie im Hafen!
Er folget dir mit jedem Athemzug,
Er hängt dir an im Wachen und im Schlafen —
Ein Bleigewicht dem Seelenflug.

Die Kette zwiſchen euch — das iſt die Sünde!
In's Lebensmark iſt ſie hinein gedrungen,
Sie legt um deine Stirn des Nebels Binde,
Sie leckt nach dir mit gierig giſt'gen Zungen;
Und du? — o wie vertheidigſt du dich ſchlecht!
O hätteſt du nur Einmal ſie bezwungen,
Dein Kamerad — er wär' dein Knecht!

Jetzt dienſt du ihm und ſeinem böſen Willen,
Du fütterſt ihn, anſtatt ihn karg zu nähren;
Wonach er giert, willſt du die Gier ihm ſtillen,
Ein ernſt Gebot dünkt dich ſein frech Begehren.
Du ſchlägſt dem Trägen nimmer ab ſein Brot,
Suchſt ihm das Spielzeug täglich noch zu mehren,
Und wenn es auch der Erzfeind bot!

flüſſigen Einkünfte ſeiner Abtei den Armen geben, wenn Graf Gilbert mit dieſer Anſicht übereinſtimme. Mit freudiger Rührung beſtärkte ihn der Vater in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und überließ ihm die freie Verwendung ſeiner Gelder, ſo daß Karl ſeiner brennenden Nächſtenliebe einigermaßen genugtun konnte.

In ſeinem ſechzehnten Jahre bezog er die berühmte Univerſität Pavia, um dort die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudieren. Univerſitäten ſind und waren häufig diejenigen Stätten, wo der Zuſammenfluß ſo vieler junger Männer ſehr viele jugendliche Torheiten nach ſich zog, die nicht ſelten in wilde Roheit und Ausſchweifung ausarteten. Sich ihnen ganz zu entziehen, war äußerſt ſchwierig wegen des Einfluſſes, den die allgemeine Richtung und das Beiſpiel auf die jungen Ankömmlinge übten. Doch Karl ließ ſich auch jetzt in ſeiner Lebensweiſe nicht irre machen. Er widmete ſich ganz den Studien, lernte mit unermüdlichem Eifer, hielt feſt an ſeinem Beruf, pflegte die Liebe zu demſelben durch inbrünſtiges Gebet und nahm in ſeiner Begierde nach Wiſſen und nach Vermehrung ſeiner Kenntniſſe auch noch täglichen Privatunterricht, bei dem durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten Profeſſor Alciati, der ſpäter zur Kardinalswürde befördert wurde. Dieſe große und beharrliche geiſtige Tätigkeit beſchäftigte ihn ſo ſehr und hielt ihn ſo fern von einer Menge gefährlicher Zerſtreuungen, daß er in ungetrübter Lauterkeit zwiſchen vielfachen Verlockungen zum Böſen verblieb. Aber dieſer hohe ſittliche Ernſt, der ſich auch in einer Vorliebe für das Stillſchweigen kundgab, zog ihm die Mißachtung ſeiner Studiengefährten zu, die ihn anfangs für einen beſchränkten Kopf hielten. Erſt nach und nach gelang es ihm durch große Freundlichkeit gegen alle, welche aber nie in Freundſchaft mit einem einzigen überging, Wohlwollen und Hochachtung ſich zu erwerben.

Der Tod ſeines Vaters fiel in ſeine Studienzeit. Graf Gilbert ſtarb in der vollen Kraft des Mannesalters zu Arona und obwohl es dem älteſten Sohne Friedrich zugekommen wäre, die Erbſchafts- und Familienangelegenheiten zu ordnen, ſo fiel dies ſchwierige Geſchäft doch dem jüngeren Sohn Karl zu, weil man in ſeinem Charakter und ſeinen Eigenſchaften ſchon ſo früh eine Bürgſchaft für die glückliche Leitung von dergleichen Geſchäften ſah — ein Talent, das ihm ſpäter in ſo ausgezeichnetem Grade eigen war. Während Karl ſeine Aufgabe zur größten Zufriedenheit der ganzen Familie löſte, beſchäftigte er ſich eben ſo glücklich und noch lebhafter mit einer Angelegenheit, in welcher er zuerſt ſeinen feurigen Wunſch betätigen konnte, durch eine heilige Zucht im

Klerus eingreifende Verbeſſerungen dieſes ſo hochwichtigen Gliedes am myſtiſchen Leibe Chriſti eintreten zu laſſen. Die Kirche ſeiner Abtei in Arona war von Ordensgeiſtlichen bedient, die St. Benedikts Regeln befolgen ſollten, allein ſtatt deſſen der Welt und ihrer Luſt folgten. Sein Aufenthalt auf dem väterlichen Schloß gab ihm Gelegenheit, den traurigen Verfall der Zucht und den üblen Eindruck zu beobachten, den das Volk von Benediktinern empfing, an denen nichts geiſtlich war, als ihr Kleid. Die brennende Liebe für die Braut Chriſti, die heilige Kirche, die ſein ganzes Leben mit Feuereifer erfüllte und verzehrte, brach in ſo hellen Flammen aus, daß er, trotz ſeiner Jugend, ſeiner Unkunde in ſolchen Dingen und ſeiner Überhäufung mit anderweitigen Geſchäften, dennoch den Entſchluß faßte, dieſe verkommenen Söhne St. Benedikts zu reformieren. Die Gnade Gottes unterſtützte ſo kräftig ein Werk, das er nur zur Ehre Gottes unternahm und gab ſeinen Ermahnungen, ſeinen Maßregeln, ſeinem Beiſpiel einen ſolchen Nachdruck, daß es ihm in unglaublich kurzer Zeit gelang, die eingeſchlichenen Mißbräuche ab- und die alte urſprüngliche Ordnung herzuſtellen — zum froheſten und dankbarſten Erſtaunen der ganzen Umgegend.

Karl ſtand jetzt in der erſten Blüte der Jugend und war im Beſitze eines großen Vermögens, und das ſorgſame Auge eines Vaters wachte nicht mehr über ſeine Handlungen und ſeine Schritte. Eine ſolche Freiheit in ſolchen Verhältniſſen brachte denn auch manche Verſuchung in ſeinen Bereich; allein er überwand ſie mit der heiligen Gottesfurcht, die feſte Wurzel in ſeinem Herzen gefaßt hatte und ging, ſobald ſeine geordneten Angelegenheiten es erlaubten, nach Pavia zurück, um ſich mit erneutem Eifer ſeinen unterbrochenen Studien hinzugeben. Im Jahre 1559 waren ſie vollendet und als Doktor beider Rechte verließ Karl Pavia. An dem feierlichen Akt ſeiner Promotion, welcher eine öffentliche Prüfung vorherging, beteiligten ſich nicht nur die Studierenden, die Profeſſoren und andere Gelehrte; nicht nur ſtrömten Adel und Geiſtlichkeit in Maſſe herbei, — ſondern für ganz Pavia war dieſer Tag ein Freudenfeſt und jedermann, hohe und niedrige und Leute aus allen Ständen, gaben ihre frohe Teilnahme kund. Den Doktorhut überreichte ihm ſein langjähriger Lehrer Alciati, erſter Profeſſor der juridiſchen Fakultät. Als gerade in dieſem Augenblick ein heller Sonnenſtrahl den grauen Wolkenhimmel durchbrach und der überfüllte Sitzungsſaal plötzlich im glänzendſten Licht aufleuchtete, ſagte Alciati in ſeiner Anrede: Dies überraſchende ſtrahlende Licht ſei ohne Zweifel eine Vorbedeutung der glorreichen Zukunft, welche der junge Doktor herbeiführen werde — und viele fromme und weitblickende Männer teilten Alciati's Meinung und ahnten in Karl Borromäus eine weithin leuchtende Fackel der Kirche.

II.

Während der ernſte Doktorhut ſich auf das Haupt des einundzwanzigjährigen Jünglings ſenkte, empfing der Bruder ſeiner Mutter, der Kardinal von Medicis, in der Chriſtnacht des Jahres 1559 im Konklave zu Rom die päpſtliche Tiara und legte ſich den Namen Pius IV. bei. Karls Familie, ſamt alle Anverwandten, Freunden und Untergebenen, ward auf's Tiefſte von dieſem ehrenvollen Glück ergriffen und ganz Mailand äußerte ſich in den lebhafteſten Freudenbezeugungen und Glückwünſchen gegen die Borromäer. Graf Friedrich begab ſich ſogleich mit einem glänzenden Gefolge von Edelleuten nach Rom, um ſeinem Oheim ſeine Huldigung darzubringen; Karl aber blieb ruhig in Mailand, feſt entſchloſſen, nicht freiwillig aus ſeiner ſtillen und zurückgezogenen Lebensweiſe herauszutreten.

Doch die Ehren, die er floh, ſuchten ihn auf! Während er ſeinen demütigen Dank für dies gnadenvolle Ereignis in ſeiner Familie durch nichts anderes, als den Empfang der heiligen Sakramente vor dem Thron Gottes niedergelegt hatte, berief ihn Pius IV., der mit Liebe und Bewunderung an ihm hing, nach Rom, empfing ihn mit väterlicher Zärtlichkeit und beförderte ihn alsbald zu hohen Ehrenſtellen, die ſeinem Verdienſt und ſeinen Talenten entſprachen und ihn, je mehr ſich dieſe entwickelten, zu immer höheren Tugenden anſpornten und zu immer höheren Würden erhoben. Karl wurde päpſtlicher Referendarius und Staatsſekretär, bald darauf Kardinal und zwar — da er noch nicht die höheren Weihen hatte — mit dem Diakonstitel von St. Vitus; dann Erzbiſchof von Mailand — und dies alles, bevor er zweiundzwanzig Jahre alt war.

Eine ſo ungewöhnliche Beförderung erregte mit Recht Erſtaunen und Mißbilligung. Bei aller Achtung, die man allgemein für den jungen Kardinal hegte, hielten doch ſogar die vertrauteſten Freunde des Papſtes eine ſolche Geſchäftslaſt zu ſchwer für die Schultern eines Jünglings, der ohne Erfahrung und Übung war. Doch das Außerordentliche dieſer Beförderung wurde bald überwogen durch die außerordentliche Geſchicklichkeit, mit welcher Karl die ſchwierigen und zahlreichen Obliegenheiten ſeiner Ämter erfüllte. Es war, als habe die Vorſehung Gottes gerade dieſen Papſt zum Oberhaupt der Kirche haben wollen, damit der junge Diakon, dem eine ſo kurze Laufbahn zugemeſſen war, keinen Tage verliere, um zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung der Kirche und zum Heil unzähliger Seelen ſeine großartige Wirkſamkeit zu beginnen. Bald ernannte Pius IV. ihn zum Vorſtand derjenigen Behörde, welche die höchſte Leitung der Staatsgeſchäfte beſorgte und gab ihm die Vollmacht, im Namen des Papſtes alle Ausfertigungen und Gnadenbezeugungen zu unterſchreiben, und ſo ruhte denn die ausgedehnteſte weltliche Autorität in den Händen eines Jünglings, der nie etwas anderes erſehnt hatte, als ſich von allem weltlichen Anſehen fern zu halten.

Der Glanz, der Reichtum, die Würden, die ihn umgaben, blendeten ihn aber nicht; die Hochachtung und Ehrfurcht, die man ihm erwies, raubten ihm nicht ſeine aufrichtige Demut; die Menge und Laſt der Geſchäfte ſtörten nicht ſeine innere Vereinigung mit Gott. Was er auch tat, — er begann und endete mit Gebet. — Nie ſprach er den Namen Gottes aus, nie hörte er ihn ausſprechen, ohne ehrfurchtsvoll ſein Haupt zu entblößen. Mit entblößtem Haupt und auf den Knien las er die Heilige Schrift, die er ohne Unterlaß ſtudierte. Sein Vertrauen, ſeine Kraft, ſeine Zuverſicht ruhten auf Gott allein, deſſen anbetungswürdiger Wille ſeine Richtſchnur war, ſo daß er ſich mit heiligem Gleichmut in einer Stellung bewegte und einer Tätigkeit hingab, welche ſeinen perſönlichen Wünſchen nicht entſprachen. Aber die Selbſtverleugnung und die Überwindung ſeiner Natur, die er von Kindheit an geübt hatte, zeigten ihm das höchſte Ziel der Vollkommenheit in der möglichſt vollkommenen Erfüllung des göttlichen Willens. Deshalb wußte er von allen Dingen, allen Ereigniſſen, allen Aufgaben einen ſo vortrefflichen Gebrauch zu machen, daß er, wie weltlich und irdiſch ſie auch erſcheinen mochten, ſich gerade durch ſie über das Weltliche und zu immer höheren Stufen der Heiligung erſchwang.

Mit frommem Eifer trieb er das Studium derjenigen Wiſſenſchaften, die ihm bisher fremd geblieben, doch jetzt notwendig geworden waren: der Staatsverwaltung und Politik. Stimmten die Bücher, welche von denſelben handelten, aber nicht mit den Grundſätzen des Evangeliums zuſammen, ſo verwarf er ſie, weil er die feſte Überzeugung hatte, daß die innere Wohlfahrt und die äußern glücklichen Verhältniſſe eines Staates dauernd auf nichts anderem, als auf einer chriſtlichen Grundlage aller Beziehungen ruhen können. Für das materielle Wohl des Volkes war er lebhaft beſorgt; die Lebensmittel mußten reichlich und zu billigem Preiſe vorhanden ſein; die Gerechtigkeit mußte pünktlich gehandhabt werden und durfte nicht zu Gunſten der Reichen und Großen auf den Armen und Geringen drücken. Deshalb beſtellte er zu Verwaltern der Provinzen und zu Richtern ebenſo geſchickte und umſichtige, als rechtſchaffene und unbeſtechliche Männer; und ließ ſich einer eine Vergehung zu Schulden kommen, ſo entzog ihm Karl bald wieder das Amt, ohne Rückſicht zu nehmen auf Fürſprache hoher Gönner, oder auf Bitten der Verwandten. Bei Beſetzung der Ämter zog er aber auf's Vorſichtigſte Urteil und Meinung erfahrener, ſachkundiger zuverläſſiger Männer zu Rat. Sein Herz, ganz entbrannt in Liebe für heilige Zucht und Ordnung in der Kirche, empfand ein glühendes Verlangen, dieſelbe herzuſtellen, wo ſie verloren gegangen, und zu kräftigen, wo ſie ſchlaff geworden war. Um dies zu bewerkſtelligen, ſchlug er, als ein wahrer Reformator, einen Weg ein, der jenem ganz entgegengeſetzt war, den die falſchen Reformatoren auf der andern Seite der Alpen betreten hatten. Jene verwarfen die heilige Zucht (Disziplin), welche die niederen Neigungen in der Menſchenbruſt zum Vorteil der höheren bekämpft und mehr und mehr zu überwinden trachtet, unter dem Vorwand, daß Gott gar nichts anderes vom Menſchen verlange, als daß derſelbe ſich zu dem neuen Glaubensſatz bekenne: der Glaube allein mache ſelig. Karl Borromäus hingegen ſuchte die Kirche dadurch zu reformieren, daß er ihren Gliedern die Notwendigkeit der Nachfolge Jeſu und die Erkenntnis, worin dieſe Nachfolge beſtehe, einleuchtend machte. Sie beſteht in dem Beſtreben, die Welt zu überwinden; denn Chriſtus ſagt: „Ich habe die Welt überwunden;“ und an einem andern Ort: „Folget mir nach.“ Was aber „Welt“ ſei, erklärt deutlich der heilige Johannes Evangeliſt, indem er ſie als „Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens“ bezeichnet. Der Kampf gegen dieſe dreifache böſe Luſt iſt die Beſtimmung jedes Menſchen und iſt die Bedingung, unter welcher er allein das Ebenbild Gottes in ſeiner Seele herſtellen und bewahren — und dem himmliſchen Vater wohlgefällig werden kann. Das gilt für jeden, für Mann und Weib, für Reiche und Arme, für Große und Kleine, für Gelehrte und Einfältige; für jeden Stand, jedes Alter; jedes Verhältnis; denn von der Pflicht, die Nachfolge Chriſti zu erſtreben, kann kein Chriſt ausgeſchloſſen ſein, der im Fleiſch und Blut des Gottesſohnes ein Glied ſeines myſtiſchen Leibes geworden iſt.

Doch gibt es einen Stand, dem dies Streben in möglichſt vollkommener Weiſe obliegt, weil ſein Beruf es mit ſich bringt, daß er unausgeſetzt andere zu dieſer Nachfolge auffordere, ermahne, hindränge und weil es ſich nicht ſchicken will, daß man die Lehre, die man predigt, nicht ſelbſt mit

Und biſt du froh bei dieſem Luſtgelage? —
Du biſt es nicht, fühlſt dich vom Staub geknechtet,
Trägſt zähneknirſchend ſeines Joches Plage,
Weißt für das ew'ge Leben dich geächtet,
Durch deine Schuld verfallen ew'gem Tod,
Der feſt und feſter ſeine Schlingen flechtet —
Bis Nacht einbricht — ohn' Morgenroth!

Hinweg! — Du haſt noch Zeit, ihr zu entfliehen!
Benutze dieſe gnadenvollen Stunden.
Siehſt du das Volk in großen Schaaren ziehen
Zum Berge, wo den Heiland es gefunden?
Da horcht es auf Sein Wort und alle Noth
Des Leibes iſt im Seelenglück verſchwunden.
Er aber ſpendet Wunderbrot.

Er hat mit Seinem Volk ein mild Erbarmen,
Er kennt der Seelen Hunger, ihr Verlangen,
Das Himmliſches begehrt, obgleich die armen
So glühend oft an Luſt der Erde hangen.
Er giebt das Brot, das ihren Hunger ſtillt,
Er löst, was Sinnenherrſchaft hat gefangen —
Wohlauf! zum Berge, wo die Gnade quillt!

einiger Fertigkeit übe. Dieſer Stand iſt der geiſtliche. Der Prieſter, der in ſeiner Gemeinde ſegensvoll wirken und ſie für ihre übernatürliche Beſtimmung, Umbildung in Chriſtus, entflammen will, wird dies durch ſein Wort nur dann erreichen, wenn er ſie durch ſein Beiſpiel der Liebe für ihre Beſtimmung empfänglich macht; denn das Menſchenherz iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß es mehr durch ein gottſeliges Leben, als durch gottſelige Belehrung gerührt und zur Nacheiferung angeregt wird. Den geiſtlichen Stand mehr und mehr auf die Stufe zu heben, die Chriſtus im Sinne hatte, als er zu den Apoſteln — und folgerichtig zu deren Nachfolgern im Prieſter- und Lehramte — ſprach: „Wer euch höret, der höret mich!“ — das war das Verlangen, welches nächſt der eigenen Heiligung das ganze Leben des heiligen Karl Borromäus erfüllte und beſeelte. Der Wunſch, Seminarien, Kollegien und andere Bildungsanſtalten im Dienſt und im Geiſt der Kirche zu gründen, wo über dem Studium der Wiſſenſchaften nicht die Pflege des Glaubenslebens verſäumt werde, — und wo andererſeits eine engherzige Religioſität die Bekanntſchaft mit dem wahrhaft Wiſſenswürdigen nicht ausſchließe, beſchäftigte ihn unausgeſetzt. Das war nicht leicht in jener Zeit großer Wirrſale, wo teils die Weltlichkeit, wie ein unreiner Strom, vielfach den geiſtlichen Stand überflutet und ihm Geſchmack beigebracht hatte an den Freuden und der Richtung, welche nicht übereinſtimmten mit ſeinem Beruf; — und wo teils unter dem Deckmantel der Wiſſenſchaft vielfache Lüge und Geiſtestrübung den Born aller echten Weisheit verfälſchten.

Karl begann damit, einen Kreis von Männern geiſtlichen und weltlichen Standes um ſich zu verſammeln, deren Aufgabe es ſein ſollte, den Eifer für Tugend und Wiſſenſchaft zu befördern und ſelbſt darin Fortſchritte zu machen. In den Verſammlungen, die er häufig bei ſich im Vatikan veranſtaltete, beſprach man ſich über dieſen Zweck, über verſchiedene Mittel und Bemühungen zu deſſen Erreichung; jedes Mitglied mußte einen Vortrag halten; man übte ſich im Reden, als eine gute Vorſchule für die Predigt; man tauſchte Gedanken und Anſichten aus, kurz, es kam eine geiſtige Strömung in das Hofleben hinein, welches ſo leicht durch Eitelkeit und Müſſiggang beherrſcht wird. Für Karl ſelbſt waren die häufigen Vorträge, die er hielt, von großem Nutzen, da ſie ihm halfen, gewiſſe Schwierigkeiten der Ausſprache zu überwinden, während ihm die Geſellſchaften in anderer Weiſe nicht minder nützlich waren, da ſie ihm ganz ungeſucht die Gelegenheit boten, alles kennen zu lernen, was ſich an gebildeten, unterrichteten, tugendhaften und geiſtvollen Männern am päpſtlichen Hof befand. Aber wie ausgezeichnet ſie auch ſein mochten, Karls Vorzüge waren ſo glänzend, daß alle mit liebender Bewunderung ſein Übergewicht anerkannten.

Mit ſeiner Weltklugheit benahm er ſich auch in den größeren Kreiſen des Lebens und bequemte ſich den herrſchenden Gebräuchen, inſoferne ſie nicht gegen höhere Geſetze verſtießen, äußerlich an, um nicht als Sonderling zwiſchen ſeinen Standesgenoſſen zu erſcheinen. Die Kardinäle, welche die höchſten Beamten und Würdenträger des Kirchenſtaates, die Miniſter und Räte des Papſtes ſind, treten vermöge dieſer Stellung in vielfache Beziehungen zur großen Welt und in lebhaften Verkehr mit ihr. Karl ſah auch für ſich dieſe Notwendigkeit ein. Er richtete ſein Haus nach der Sitte der Zeit, die ſehr prachtliebend war, ein, hielt eine zahlreiche Dienerſchaft, glänzende Equipagen, machte und empfing Beſuche, gab Geſellſchaften, wohnte ihnen bei. Er nahm teil an den Feſtlichkeiten, welche bei der Vermählung ſeines Bruders mit der Prinzeſſin Virginia della Rovera ſtattfanden. Er tat dies alles mit großer Leutſeligkeit und mit einnehmender Huld, allein er vergaß nie auch nur einen Augenblick den hohen Anſtand zu beobachten, welchen er ſeiner eigenen Würde ſchuldig war und wußte mit aller

Feinheit zu erkennen zu geben, daß er nicht zu ſeinem eigenen Vergnügen, ſondern aus liebevoller oder pflichtmäßiger Rückſicht auf andere anweſend ſei. Eine herzgewinnende Freundlichkeit und die größte Sanftmut im Umgang mit allen Menſchen, auch mit Leuten aus der unterſten Volksklaſſe, milderte den hohen Ernſt ſeiner Erſcheinung. Seine ungewöhnlich große hagere Geſtalt, ſein feuriges blaues Auge, ſeine ſtark gebogene Naſe, ſeine breite Stirn — verliehen ihm ein höchſt majeſtätiſches Anſehen, welches durch die Milde ſeines Ausdrucks und Benehmens den Charakter des reinſten Seelenadels gewann. Seine innere Erhabenheit kam in ſeiner äußern Geſtalt zum Vorſchein. Obſchon er mit Geſchäften dermaßen überhäuft war, daß er einen Teil der Nacht zu Hilfe nehmen mußte, um der Arbeit zu genügen, hatte doch jedermann freien Zutritt zu ihm, und wie unwillkommen ihm auch eine Störung ſein mochte, — niemand wurde je anders als mit freundſchaftlicher Zuvorkommenheit empfangen und mit unverwüſtlicher Geduld angehört. Papſt Pius IV. war ſo erbaut und befriedigt von den Tugenden und der Geſchicklichkeit ſeines Neffen, daß er nicht fürchtete, ihn mit immer mehr Ämtern zu beſchweren. Bereitwillig nahm Karl diejenigen an, in denen er hoffte, einen guten Einfluß auf Volk und Regierung, oder eine heilſame Wirkſamkeit in der Kirche auszuüben; diejenigen aber, welche einträglicher an Geld und äußeren Ehren waren, lehnte er ab, indem er ſeinen Oheim flehentlich bat, ihn mit ſolchen zu verſchonen. Hatte er ein Amt übernommen, ſo verwaltete er es mit der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit; erkannte er, daß er in irgend einer Weiſe ſeine Obliegenheit nicht auf's Genaueſte erfüllen könne, ſo trat er vom Amt zurück und legte es wieder in die Hände des Papſtes. Bei jeder Veranlaſſung kam es zu Tage, wie er kein anderes Verlangen habe, als Gott und der heiligen Kirche zu dienen, und wie fern ihm jedes Streben nach Befriedigung perſönlicher Zwecke ſei. Jedem irdiſchen und ſelbſtiſchen Intereſſe war er abgeſtorben, um ein brauchbares Werkzeug in der Hand Gottes zu werden, deſſen Gnaden nur da in Fülle eingehen und wirken können, wo das Menſchenherz ſich durch die heilige, demütige Liebe zu Gott von aller Selbſtſucht entleert hat.

III.

Im November des Jahres 1562 wurde die Familie der Borromäer von einem ſchweren Schlag getroffen. Graf Friedrich ſtarb in der Blüte der Jugend. Ein hitziges Fieber riß ihn binnen wenigen Tagen aus ſeinen glänzenden und glücklichen Verhältniſſen und von der Seite einer zärtlich geliebten jungen Gemahlin, welche durch ihre vortrefflichen Eigenſchaften ganz ſeiner und überhaupt der Borromäer würdig war. Sie pflegte ihn mit aufopfernder Liebe und Karl verließ keinen Augenblick das Krankenbett des teuren Bruders. Umſonſt! Friedrich ſtarb — und ſtarb ohne männliche Nachkommen. Pius IV. war troſtlos über dieſen Todesfall, die Familie in den bitterſten Schmerz verſenkt, der römiſche Hof von teilnehmender Trauer durchdrungen, nur Karl gefaßt und ſtill getröſtet durch liebende Hingebung in den Willen Gottes. Vom erſchütternden Sterbelager zog er ſich in ſeine Kapelle zurück, ſammelte ſich zu ernſter Betrachtung der Hinfälligkeit jedes, auch des edelſten irdiſchen Glückes und faßte erneuerte Vorſätze, ſich um nichts zu kümmern, als um Erreichung des höchſten, des einzigen, des wahren Gutes. Noch in derſelben Nacht ließ er ſeinen Beichtvater rufen und beſprach mit ihm gewiſſe Lebensregeln, deren pünktliche Befolgung ihn mehr und mehr gegen die Gefahren der Welt und ihre Verlockungen waffnen und abtöten ſollte, — denn Karl war jetzt alleiniger Erbe aller Reichtümer und Güter ſeines Bruders.

Der Papſt ſowohl als die übrigen Verwandten, zahlreiche Freunde, auch alte treue Untergebene — beſtürmten Karl nunmehr mit Wünſchen, Bitten und Vorſtellungen, um eine Dispenſe einzukommen, den geiſtlichen Stand zu verlaſſen und ſich zu vermählen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, ſehr reich, Träger eines uralten edlen Namens, Neffe eines Papſtes; die glänzendſte Laufbahn lag ihm offen und vor ihm die Ausſicht auf jedes Glück, jeden Genuß, jede Freude, welche dem Menſchen im irdiſchen Daſein zuteil werden können. Auch die Möglichkeit bot ſich ihm dar, in weltlichen Verhältniſſen durch ein edles Beiſpiel günſtig auf andere zu wirken; und ohne den Anſtand, geſchweige eine höhere Pflicht zu verletzen, hätte er ſich unter den gegenwärtigen Familienverhältniſſen vom Dienſt der Kirche zurückziehen dürfen. Allein Karl faßte von höherem Standpunkt die Verhältniſſe auf: er ſah in dem ganzen Ereignis eine Schickung Gottes, die ihm dazu dienen ſolle, den letzten Blick klarer Prüfung in ſein Inneres zu werfen, bevor er den entſcheidenden Schritt tue, der ihn auf ewig der myſtiſchen Braut Chriſti, der heiligen Kirche anvermähle. Zu früh, zu tief, zu innig hatte er die Gnade erkannt und ergriffen, ſich ausſchließlich ihrem Dienſt widmen und die himmliſchen und übernatürlichen Angelegenheiten der Seelen pflegen zu dürfen, um ſich durch Irdiſches wieder in die Irdiſchkeit hineinblenden zu laſſen. Weniger denn je fühlte er ſich zu Weltfreuden hingezogen, die unwiderruflich mit dem Tode enden; mehr denn je hoffte er in der Kirche eine Wirkſamkeit entfalten zu helfen, welche das Reich Gottes hienieden kräftig fördern ſolle; — und um auf einmal allen Vorſtellungen ſeiner Familie ein Ende zu machen, ließ er ſich in aller Stille vom Kardinal Ceſi in der Kirche Santa Maria Maggiore zu Rom die letzten Weihen geben und zum Prieſter weihen. Der edelſte Akt, deſſen der Menſch fähig iſt, die freie Selbſtbeſtimmung zu einem entſagenden, der Nachfolge Chriſti ſich anſchließenden Leben, zog ſomit eine ewige Schranke zwiſchen Karl Borromäus und weltlichen Wünſchen. Dieſer Schritt mißfiel dem Papſt ſo ſehr, daß er ſeinem Neffen Vorwürfe machte, allein Karl entgegnete ſanft und feſt: „Heiligſter Vater, vergeben Sie mir! ich muß der Braut treu bleiben, die ich mir erwählt und von jeher geliebt habe.“ Dagegen war nichts zu machen. Wider den Zug der Gnade erhob ſich die Stimme der Natur nicht mehr, weder in Pius IV., noch in den übrigen Familiengliedern, und Karl empfing nunmehr den Titel als Kardinal-Prieſter der Kirche von St. Praxedis, einer der älteſten, an welche ſich die Gründung des Chriſtentums in Rom anlehnt.

Von dieſer Zeit an beginnen Karls erſtaunliche Fortſchritte auf dem Wege der höheren Vollkommenheit, immer heißer wurde ſein Eifer für

Gebet und Betrachtung, für Abtötung ſinnlicher Neigungen, für die aus ihnen hervorgehende Beherrſchung ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften und Ausübung aller Tugenden. Immer feuriger richtete er ſeine Kräfte auf das eine, das höchſte Ziel, nämlich darauf, ſie für nichts anderes in Tätigkeit zu ſetzen, als das Reich Gottes auszubreiten durch Verkündigung und Befeſtigung des katholiſchen Glaubens, in welchem allein die göttliche Wahrheit der Offenbarung niedergelegt iſt. Er begann jetzt an der Univerſität Pavia eine Studienanſtalt für arme Jünglinge zu gründen und zwar in ſolcher Weiſe, daß ihr Seelenheil gewahrt werde, ſowohl wider die Übergriffe weltlicher Wiſſenſchaften, als auch gegen die Verſuchungen und böſen Beiſpiele, denen die jungen Leute fern vom Elternhauſe und ohne erfahrene Ratgeber ſo häufig erliegen. Er ließ ein Haus, welches die Borromäer in Pavia beſaßen, zweckmäßig vergrößern, ausbauen und einrichten und warf eine Summe aus, die der Anſtalt hinreichende Einkünfte für die anſtändige Erhaltung der Schüler und derjenigen Männer ſicherte, denen die Leitung des Kollegiums und die Aufſicht über die Studierenden anvertraut werden ſollte. In wenigen Jahren trat die Anſtalt ins Leben; eine der großartigſten, die Italien aufzuweiſen hatte, da nicht bloß unbemittelte Jünglinge aus der

Lombardei, ſondern aus ganz Italien darin Aufnahme fanden. Karl ſtellte ſie unter den Schutz der heiligen Juſtina, der hochverehrten Patronin der Borromäer, beſetzte die Anſtalt mit Alumnen, welche die Vorleſungen der Profeſſoren in den Hörſälen des Univerſitätsgebäudes beſuchten, aber ein gemeinſchaftliches, wohl geregeltes und zweckmäßig überwachtes Leben — was man jetzt einen Konvikt nennt — im Kollegium Borromäum führten und hatte die Freude zu erleben, daß ſich dieſe jungen Leute durch einen muſterhaften Wandel und lebhaften Fleiß bei ihren Studien auszeichneten und der geſamten ſtudierenden Jugend zu Pavia ein vortreffliches Beiſpiel gaben. Sein kleiner Vetter Friedrich Borromäus — dereinſt ebenfalls Erzbiſchof von Mailand und Kardinal — wurde in dieſem Kollegium gebildet, aus welchem eine große Zahl der gelehrteſten, tüchtigſten, frömmſten Männer hervorging. Die ganze Hausordnung und alle Geſetze und Statuten hatte Karl ſelbſt abgefaßt.

Wie groß ſein Eifer für Staatsgeſchäfte, für Erziehung der Jugend, für Verbreitung der Bildung in größtmöglichen Kreiſen, für die Wohlfahrt des Volkes auch ſein mochte, — ſo wurde er doch weit überwogen durch die feurige Liebe, mit welcher Karl Borromäus eine Angelegenheit betrieb, die allerdings die wichtigſte des Jahr-

Der Paſſionsſonntag.

„Novi testamenti mediator est." *ad Hebr.* 9.

Calvaria, du kahler armer Hügel,
Du winz'ge Stätte in dem weiten All,
Erwählt biſt du zum blutig rothen Siegel
Des Freibriefs der Erlöſung nach dem Fall!
Der Berge König du, zumal geſchmücket
Mit allen Ehren, die einſt Höh'n gekrönt —
Du Sinaï, von Gottes Blitz umzücket,
Du Moriah, wo des Sohns Geduld verſöhnt!

Du Ararat, wohin die Arche gehet,
Der in der Sündflut ſich der Menſch vertraut;
Du Sion, wo der Tempel auferſtehet,
Der neue, der ſich in drei Tagen baut;
Du Thabor, wo im blutverklärten Glanze
Den ew'gen Bräutigam die Seele ſah:
So ſtrahleſt du in deinem Dornenkranze,
O du begnadeter Calvaria!

hunderts und von unberechenbar heilſamem Einfluß auf die Gegenwart und die ganze Zukunft der Menſchheit war. Dies war die letzte Zuſammenberufung und der Schluß des Konziliums von Trient. So lange die chriſtliche Kirche, die Bewahrerin des heiligen durch den Sohn Gottes offenbarten Glaubens, auf Erden beſteht, hat es immer Menſchen gegeben, welche in trauriger Verblendung durch böſe Leidenſchaften dieſe göttlichen Glaubenswahrheiten ganz oder teilweiſe geleugnet, beſtritten, falſch gedeutet, verkehrt aufgefaßt, mit Unrichtigkeiten vermengt haben; die einiges hinzufügten, anderes hinwegnahmen, — kurz, die Neuerungen zu machen und dieſe als Verbeſſerungen aufzuſtellen ſuchten. Eine ſolche eigenwillige und hochmütige Richtung des Menſchengeiſtes regte ſich ſchon im erſten Beginn des Chriſtentums, — höchſt erklärlich, weil ſie ſich in jedem Menſchen, nur nicht immer auf dem religiöſen Gebiete regt. Die katholiſche Kirche aber, die von Chriſtus den Auftrag empfing, ſein Erlöſungswerk hienieden durch Verkündigung des Evangeliums fortzuſetzen, und die Zuſage, daß ihr der Heilige Geiſt darin beiſtehen werde — trat jedes Mal den verkehrten Neuerungen in der Weiſe entgegen, daß die Biſchöfe aus allen Ländern der Chriſtenheit zu einer feierlichen Verſammlung ſich einfanden, und unter dem Vorſitz des Papſtes oder ſeines Abgeſandten die uralte katholiſche Glaubenslehre als diejenige bezeichneten, welche die Apoſtel von Chriſtus empfangen und in Seinem Namen verbreitet hätten. Eine Lehre alſo, welche mit dieſer uralten und von Chriſtus abſtammenden nicht übereinſtimme, ſei eine menſchliche Erfindung, keine göttliche Offenbarung; und wer ſie lehre oder wer ihr anhänge, ſei im Irrtum und gehöre nicht der Kirche Chriſti an. Je nachdem Irrlehren häufiger oder ſeltener auftraten, fanden ſolche allgemeine Kirchenverſammlungen ſtatt, und retteten die heiligen Glaubenswahrheiten vor jeder Verfälſchung, indem ſie immer darauf zurückgingen: was von Anfang an gelehrt und geglaubt worden ſei, das und nichts anderes ſei die chriſtliche, die apoſtoliſche, die katholiſche Lehre. Es gibt keinen Glaubensſatz unſerer göttlichen Religion, der nicht von Irrlehrern geleugnet, oder verdreht worden wäre; aber unter dem Beiſtand des Heiligen Geiſtes, den Chriſtus ſeiner Kirche, und ihr allein verheißen hat, wurde auf den Konzilien immer wieder und wieder das Gift der Häreſie (Irrlehre, Ketzerei) vom Waſſer des ewigen Lebens ausgeſchieden.

Nachdem in früheren Jahrhunderten Irrlehrer die Dreiperſönlichkeit Gottes, die Gottheit Chriſti, die Gottheit des Heiligen Geiſtes, die Menſchwerdung Gottes, die ſeligſte Jungfrau Maria als

Mutter Gottes geleugnet hatten und dafür von der Kirche als falſch verdammt worden waren, traten im ſechzehnten Jahrhundert abermals neue Irrlehrer in Martin Luther, in Calvin, in Zwingli, in König Heinrich VIII. von England auf, die nicht ſowohl die eine oder andere Glaubenslehre leugneten, ſondern vielmehr die ganze heilige katholiſche Kirche mit ihrem von Chriſtus eingeſetzten unfehlbaren Lehramte durchaus verwarfen und ſomit das Chriſtentum ſelbſt mit Untergang bedrohten. Jene Männer riſſen aus dem Schatzkaſten der überlieferten Glaubenswahrheiten der eine dies Stück, der andere jene Anſicht, der dritte den und den Satz heraus und machten daraus ein Etwas, das ſie, jeder in ſeiner Art und Weiſe, an die Stelle der anderthalbtauſendjährigen Kirche Chriſti zu bringen ſuchten. Daß es ihnen in einigen Teilen Europas gelang, war eine der geheimnisvollen Zulaſſungen Gottes, deren letzte Abſicht ſich vor dem Menſchenauge verbirgt.

Die Päpſte hatten aus diesmal wieder das Mittel vorgeſchlagen, welches in der Kirche üblich war, um die Wahrheit vom Irrtum zu ſondern und ein allgemeines Konzil der Chriſtenheit ausgeſchrieben. Wie einſt im vierten Jahrhundert der Irrlehrer Arius, der die Gottheit Chriſti verwarf, mit ſeinen Anhängern zum Konzil von

Nicäa berufen wurde, damit er Gelegenheit habe, nochmals die katholiſche Lehre über dies Grundgeheimnis des Chriſtentums zu vernehmen und, durch ſie überzeugt, ſeinen Anſichten zu entſagen: ebenſo wurden im ſechszehnten Jahrhundert auch die Neuerer aufgefordert, mit ihrem Anhang teilzunehmen an der Kirchenverſammlung, welche die Spaltung und Verwirrung in der Chriſtenheit löſen und ſchlichten und zweckmäßige Mittel beſtimmen ſollte, um den wilden Strom der Häreſie einzudämmen, wo möglich — trocken zu legen. Die Neuerer verſchmähten aber dieſe Aufforderung, denn es war ihnen nicht darum zu tun, ſich über die ewigen Wahrheiten belehren zu laſſen und heilſame Verbeſſerungen eingeſchlichener Mißbräuche ins kirchliche Leben einzuführen; ſie wollten eben nichts weiter, als die katholiſche Kirche von der Erde vertilgt ſehen, ſamt allen Inſtitutionen, welche aus derſelben hervorgegangen ſind; und ſo begann denn ohne ſie die berühmte und ewig dankenswerte allgemeine Kirchenverſammlung von Trient unter Papſt Paul III. im Jahre 1545, die unter Julius III. fortgeſetzt und endlich unter Pius IV. abgeſchloſſen wurde. Die Zerwürfniſſe der Zeit auf politiſchem und bürgerlichem Gebiete, wo ſich die Fürſten gegen den Kaiſer, der Adel gegen die Fürſten, die Bauern gegen den Adel, die Laien gegen die Prieſter empörten, weil die religiöſe Zuchtloſigkeit jeden Aufruhr nach ſich zog und keinem entgegentreten durfte, da ſie ſelbſt aufrühreriſch war; — dazu die Eiferſüchteleien der Fürſten und die Ungeneigtheit derjenigen Biſchöfe und Geiſtlichen, welche ſich mehr oder minder der Irrlehre zuneigten: dies alles erzeugte eine Menge von Hemmniſſen und von Störungen, welche die Verſammlung veranlaßten, mehrmals auseinander zu gehen, bevor ihre Aufgabe vollſtändig gelöſt war. Aber nach jahrelanger Unterbrechung wurde ſie immer wieder aufgenommen und ohne Übereilung wie ohne ängſtliches Zaudern in ihrem ganzen Umfange erwogen und durchgearbeitet. Die Männer, welche ſie bildeten, wußten, daß ſie für die ganze Zukunft einer Menſchheit, die Chriſtus mit ſeinem Blut erlöſen und heiligen wollte, zu arbeiten hatten; das behütete ſie vor der jähen Haſt, in welche die Irrlehrer fielen, denen daran lag, ihre Ideen möglichſt ſchnell verwirklicht zu ſehen, weil ſie ſich heimlich eingeſtehen mußten, daß ſie keine Dauer haben würden.

IV.

Nachdem Pius IV. auf dringenden Rat mehrerer frommer und kluger Prälaten ſeines Hofes, unter denen ſein Neffe am dringendſten war, die Fortſetzung des Konziliums dekretiert

BIBL. VNIVERS. LIPS.

und den weltlichen Fürſten angezeigt hatte, damit ſie den Biſchöfen in ihren Ländern kein Hindernis in den Weg legen möchten, um es zu beſuchen, — wurde es unter dem Vorſitz ſeiner Legaten am 18. Januar 1562 zu Trient eröffnet. Es waren erſchienen 250 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 40 Prokuratoren für ſolche, die nicht erſcheinen konnten, 7 Ordensgenerale, verſchiedene Äbte, eine große Anzahl von Theologen aus allen Ländern der Chriſtenheit. Auch die Botſchafter und Geſandten der chriſtlichen Fürſten hatten ſich zu Trient eingefunden, um der eben ſo erhabenen als wichtigen Verſammlung beizuwohnen. Der Papſt hatte dem Kardinal Borromäus die ganze Korreſpondenz mit den Legaten übergeben, ließ ſich deren Berichte durch ihn vortragen und eben ſo ſeine Antworten zurückgehen. Alle Zweifel, die aufgeworfen, — alle Schwierigkeiten, die bekämpft, — alle Mißhelligkeiten, die geſchlichtet, — alle Entſcheidungen, die erlaſſen wurden, gelangten zuerſt zur Kunde des Kardinals und er vollzog die Obliegenheiten, die ihm daraus erwuchſen, mit ſolchem Eifer, daß er in den wenigen Stunden, die er dem Schlaf gönnte, jedesmal ſich wecken ließ, wenn ein Kurier nachts aus Trient kam. Die Verhältniſſe waren ſo ſchwierig, daß man manchmal in Rom, ja ſogar in Trient ſelbſt, an der Löſung der Aufgabe zweifelte. Aber der

Kardinal Borromäus teilte nie dieſe Anwandlungen von Mutloſigkeit. Nie verließ ihn das feſte Vertrauen, Gott werde den Beiſtand des Heiligen Geiſtes dieſem Werk nicht fehlen laſſen, das ſo recht zu ſeiner Ehre und zum Heile der ganzen chriſtlichen Menſchheit unternommen ſei. Er flößte allen ſeinen Mut, ſeine Friedensliebe, ſeine Beharrlichkeit, ſeine gelaſſene Entſchiedenheit ein und ermunterte ſowohl den Papſt und die Kardinäle in Rom, als die Legaten in Trient zum unverzagten Fortſchreiten zu einem Abſchluß, der nicht länger in der Schwebe erhalten werden konnte, ohne die heiligſten Angelegenheiten zu gefährden. Am 4. Dezember 1563, alſo nach vollen achtzehn Jahren, fand die letzte Sitzung ſtatt und die Oberhirten unterſchrieben alle Beſchlüſſe des Konzils, die dann Pius IV. beſtätigte. Allen chriſtlichen Fürſten wurden ſie mitgeteilt, mit der Aufforderung, für deren allgemeine Annahme und Beobachtung Sorge zu tragen und alle Biſchöfe und Kirchenhäupter wurden verpflichtet, gemäß denſelben zu lehren, zu leben, zu wirken. Dieſe Beſchlüſſe ſtellen zuerſt diejenigen Glaubenslehren feſt, welche allzeit in der katholiſchen Kirche als göttlich offenbarte Wahrheiten geglaubt worden ſind und behandelten dann die Reformen, welche eine durchgreifende Verbeſſerung des geſamten geiſtlichen Standes und Kloſterweſens bezweckten. Ferner wurde die Herausgabe eines Katechismus, eines Breviers und eines Miſſales angeordnet, welche in der ganzen katholiſchen Kirche als Lehrbuch, als Gebetbuch der Geiſtlichkeit und als Meßbuch Geltung haben ſollten. Der kurze Inbegriff der katholiſchen Lehre wurde zuſammengefaßt in dem tridentiniſchen Glaubensbekenntnis und Pius IV. verordnete, daß dasſelbe fortan ein verpflichtendes Glaubensgeſetz für alle ſei, welche ein geiſtliches Amt oder eine akademiſche Würde empfangen, und welche von der Irrlehre in die katholiſche Kirche zurücktreten.

Mit grenzenloſer Freude begrüßte der Kardinal den Abſchluß und die Verkündigung des glorreichen Werkes, deſſen Durchführung ſeinem apoſtoliſchen Eifer neue Nahrung und einen friſchen Sporn gab. Er verehrte in ſämtlichen Entſcheidungen des Konzils die Eingebung des Heiligen Geiſtes und beſchloß damit anzufangen, für ſeine Perſon mit gewiſſenhafteſter Treue nach dieſen Vorſchriften ſein Leben und Wirken zu regeln. Er teilte die Dekrete in drei Abteilungen ein und verzeichnete jede Abteilung auf eine beſondere Tafel. Auf der erſten ſtand alles, was ſich auf den Glauben und die Sakramente, — auf der zweiten, was ſich auf die Reform der Kirchenzucht, — auf der dritten, was auf die Laien Bezug hatte; und dieſe Tafeln hing er in ſeiner Hauskapelle auf, um ſie an heiliger Stelle immer vor Augen zu haben. Er gehörte zu jener Kongregation von acht Kardinälen, welche Pius IV. beauftragte, die vorkommenden Zweifel und Schwierigkeiten zu beſeitigen, welche ſich etwa bei der Auslegung und Durchführung der Beſchlüſſe erheben könnten. Er ſorgte dafür, daß die Anfertigung des Katechismus und die Verbeſſerung des Miſſales und Breviers den frömmſten, gelehrteſten und kenntnisreichſten Theologen überwieſen werde.

Zugleich aber fing er an, den Dekreten auch in anderer Beziehung pünktlich Folge zu leiſten. Daß auf ihn, den Kardinal, den Neffen und regierenden Miniſter des Papſtes, alle Prälaten und alle Gläubigen den Blick richteten, um ſein Verhalten zu beobachten, — und daß nichts in der Welt wirkſamer iſt, die Menſchen zur Befolgung eines Befehls geneigt zu machen, als wenn ſie ſehen, daß der Befehlende ſelbſt das von ihm Befohlene erfüllt, — wußte der Kardinal Borromäus. Er begann alſo damit ſein Haus zu reformieren und alle weltlichen Hofleute, die ſein Gefolge und ſeine Beamten bildeten, reich beſchenkt zu entlaſſen. Außer der niederen Dienerſchaft, die aus Laien beſtehen mußte, behielt er nur Geiſtliche um ſich, gab ihnen eine feſte

Hausordnung und verbot ihnen, ſeidener Gewänder und anderer koſtbaren Stoffe ſich zu bedienen, denen er ebenfalls, ganz gegen die Sitte der Zeit, für immer entſagte. Die kleinen Erholungen, namentlich die Beſchäftigung mit Muſik, die er ſich bis dahin zuweilen gegönnt hatte, gab er auf. Seine einzige Erholung wurde das Gebet und regelmäßig zog er ſich täglich zweimal zurück, um heiliger Betrachtung obzuliegen. Blieb ihm je etwas Zeit übrig, ſo beſuchte er eine der Kirchen Roms, namentlich die von Santa Maria Maggiore, zu welcher er ſich auch häufig in der Nacht begab und alsdann auf ſeinen Knien den Viminaliſchen Hügel, auf welchem ſie gelegen iſt, erſtieg. Er ſpendete in Rom und an allen Orten, wo er kirchliche Einkünfte beſaß, glänzende Almoſen an die Armen und an die Kirchen. Das ganze Einkommen, das er als Erzbiſchof von Mailand bezog, blieb dort. Seine Freude war die ſtrenge Faſten, die Geißelung, die Abtötung jeder Art. Er begehrte für ſich nichts weiter, als mit Chriſtus der Welt gekreuzigt zu ſein. Die Wonnen der Betrachtung, die er in dieſem heiligen Opferleben genoß, waren ſo groß, daß er den Wunſch nicht unterdrücken konnte, der Laſt der Staatsgeſchäfte enthoben zu werden. Aber aus Furcht, durch die Selbſtſucht in einen Fehltritt zu fallen, beriet er ſich mit einem Prälaten, zu dem er ein

Vier Ströme einſt aus Edens Garten floſſen
Als Segensboten in die Welt hinein;
Au' ward die Wüſte, drin ſie ſich ergoſſen,
Und Frucht und Blume ward der Steppe Stein;
Es ſteht ein Quell, gefaſſet in Smaragden,
Der überperlt, und ringsum grünt der Sand;
Nach Süd und Nord, nach Oſt und Weſten brachten
Sie friſche Fülle ſo in's dürrſte Land.

Doch nur der Erde galt der reiche Segen,
Die klare Flut erquickt die Lippe nur;
Dem Leibe, der beſtaubt auf Staubeswegen,
Dem ſpület ſie hinweg des Staubes Spur.
Dem Durſt der Seelen hat ſie nichts zu geben,
Der Seele Flecken badet weg ſie nicht,
Der Seelen Müde kann nicht ſie beleben,
Der Nacht der Seele bringet ſie kein Licht.

Calvaria, du Schaale von Rubinen,
Der Born des Heiles, der auf dir entſprang,
Um eine Welt voll Sünden zu entſühnen,
Die nach Erlöſung ſchmachtet, todesbang:

beſonders großes Vertrauen hegte, dem frommen Erzbiſchof von Braga in Portugal. Als dieſer ihm die Oberleitung der Staatsgeſchäfte zur Gewiſſensſache machte, gab der Kardinal Borromäus vorderhand ſein Vorhaben auf, ſich vom päpſtlichen Hofe nach Mailand zurückzuziehen und ganz für ſeine Diözeſe zu leben.

Um deſto mehr aber bewarb er ſich um alle Kenntniſſe und alle Tugenden, welche den geiſtlichen Beruf und beſonders die hohe Würde eines Biſchofs ſchmücken ſollen und nicht bloß durch Studien, durch Gebet und Betrachtung, durch tägliche Rückſprache mit ſeinem Beichtvater Ribera von der Geſellſchaft Jeſu, — ſondern auch durch den Umgang mit gelehrten und frommen Ordensmännern ſuchte er die echte, demütige, heilſame Zucht und Ordnung der Kirche gründlich kennen zu lernen und mehr und mehr in Ausübung zu bringen. Für eine der wichtigſten und vorzüglichſten Obliegenheiten des Biſchofs, für die Verkündigung und Auslegung des Evangeliums — welche in der älteſten chriſtlichen Zeit an jeder Kirche einzig und allein nur ihrem Biſchof übertragen war — bereitete und übte er ſich eifrig. Er begann damit in Frauenklöſtern und kleinen Kirchen, — dann, als er ſich als Redner ſtärker fühlte, in ſeiner Titularkirche von St. Praxedis zu predigen; endlich auch in Santa Maria Maggiore. Da man ſeit langer Zeit keinen Kardinal als Prediger auf der Kanzel geſehen hatte, ſo erregte er ungeheueres Aufſehen, und regte andere Prälaten zu heilſamer Nachahmung an. Es verſteht ſich, daß die Klugen der Welt, die von der göttlichen Torheit des Kreuzes nichts begreifen, und von der Nachfolge Jeſu nichts weiter wiſſen wollen, als höchſtens bis zur Hochzeit von Kana, — den Kardinal Borromäus bald als einen Heuchler und Scheinheiligen, bald als einen gefährlichen Schwärmer und überſpannten Phantaſten und was dergleichen allbekannte Vorwürfe mehr ſind, ausſchrien. Die Klugen der Welt ſind zu allen Zeiten von erſtaunlicher Geiſtesbeſchränktheit in der Erkenntnis des wahren Zieles und der wahren Beſtimmung des Menſchen geweſen. Sie ſtellten dies Ziel immer diesſeits des Grabes auf und ſahen in der Erreichung von irdiſchen Gütern und Genüſſen die Beſtimmung des Menſchen erfüllt, — während er doch ein vorüberpilgernder Fremdling auf Erden iſt und mit dem heiligen Apoſtel Paulus „das Zukünftige ſuchen ſoll." Weil der Kardinal Borromäus als ein apoſtoliſcher Nachfolger der heiligen Apoſtel dem Evangelium gemäß ein weltgekreuzigtes Leben führte, haßte ihn die Sünde und die Torheit; aber die Guten und alle, die aufrichtig ſich bemühten, Gott wohlgefällig zu werden, hegten die tiefſte und zärtlichſte Verehrung für ihn. Den Leichtſinnigen flößte er ſolche Furcht ein, daß ſie nicht wagten, Ausſchweifungen zu begehen, von denen ſie vermuten konnten, der Kardinal Borromäus könne davon Kunde erhalten.

Eine heftige und gefährliche Krankheit ſuchte ihn in dieſer Zeit heim und diente ihm dazu, ſeine Seele immer mehr mit himmliſchem Lichte zu erleuchten und ihm die Dinge der Ewigkeit in ihrer vollen überirdiſchen Schönheit zu zeigen, ſo daß er ein brennendes Verlangen empfand, von dieſer trügeriſchen und vergänglichen Welt abzuſcheiden und in ein beſſeres und ewiges Leben zu ſeinem Herrn und Heiland einzugehen. Allein er ſollte noch den Plänen dienen, welche Gott in ſeiner unermeßlichen Barmherzigkeit zum Heil der Seelen ausführen wollte. Das tridentiniſche Konzilium hatte feſtgeſetzt: diejenigen Geiſtlichen, welche ein beſtimmtes, ſeelſorgliches Amt bekleideten, mußten ſich an dem Orte aufhalten, wo ſie dies Amt verwalteten; alſo: der Biſchof bei ſeiner Kathedralkirche; der Pfarrer bei ſeiner Gemeinde; der Abt in ſeinem Kloſter. Dies nannte man die Beobachtung der Reſidenz. Nur eine beſondere Diſpenſe des Papſtes hob dieſe Verpflichtung zeitweiſe oder für immer — je nachdem gewichtige Gründe vorlagen — auf. Eine ſolche Diſpenſe gab der Papſt dem Kardinal, weil jener der Anſicht war, daß die Anweſenheit ſeines Neffen in Rom den Intereſſen der ganzen katholiſchen Kirche notwendig und folglich dem beſonderen der Diözeſe von Mailand vorzuziehen ſei.

Der Kardinal Borromäus mußte ſich unterwerfen; allein es verließ ihn nicht eine quälende Unruhe wegen der Gefahren, denen ſeine liebe geiſtliche Herde mannigfach ausgeſetzt blieb. Die ſchweizeriſchen Irrlehren hatten ſchon verſucht, über die Alpen und in die Lombardei zu dringen. Welche Sorge für den guten Hirten! welche Verantwortung, wenn ein Schäflein irregeführt würde! Wohl hatte er einen vortrefflichen Generalvikar, namens Ormanetti, zur Regierung ſeiner Erzdiözeſe während ſeiner Abweſenheit gewählt, wohl den tüchtigen Weihbiſchof Ferragata zur Ausübung aller kirchlichen Ämter und Funktionen beſtimmt, welche dem Biſchof obliegen, — wohl den ausgezeichneten Kanzelredner Benedikt Palmius von der Geſellſchaft Jeſu nebſt einigen Ordensgenoſſen nach Mailand geſchickt, wohl hielt er, trotz der bewährten Zuverläſſigkeit dieſer Männer, ſein Auge ſo unabläſſig auf deren Wirken gerichtet, daß ihm der Generalvikar in jeder Woche einen genauen Bericht über alle Ereigniſſe einſenden mußte, welchen der heilige Kardinal mit Ermunterungen, neuen Anweiſungen und Maßregeln für das Heil der Seelen beantwortete.

Das alles genügte ſeiner unausſprechlichen Liebe für die Herde Chriſti aber nicht! Er brannte vor Verlangen, die Beſchlüſſe des Kirchenrates von Trient, die nichts anderes waren, als die echten, einfachen, weltumfaſſenden, ſeelenrettenden Lebensäußerungen der Kirche, — die aus ihrem Berufe entſprangen und ihrer Beſtimmung entſprachen, — nun auch wirklich in's Leben treten zu laſſen und an die genaue Verbeſſerung des geſamten Kirchenweſens, gemäß jenen Vorſchriften, zu gehen.

V.

Nachdem das tridentiniſche Konzilium in Mailand bekannt gemacht worden war, und der König von Spanien, dem damals die Lombardei gehörte, dort wie in allen Provinzen ſeines Reiches den Statthaltern den Befehl erteilte, aus allen Kräften den Biſchöfen in dieſer Angelegenheit Hilfe zu leiſten, ließ der Kardinal Borromäus durch ſeinen Generalvikar eine Synode halten, zu welcher ſämtliche Geiſtliche der Diözeſe, an Zahl etwa 1200, berufen wurden. Ormanetti nahm allen das tridentiniſche Glaubenbekenntnis ab, entwickelte ihnen den Nutzen einer ernſten und gründlichen Disziplin der Kirche und das Bedürfnis der Gegenwart, eine ſolche in durchgreifender Weiſe einzuführen und teilte ihnen darauf verſchiedene Beſtimmungen mit, die auf praktiſche Ausübung derſelben gerichtet waren. Durch Sorgloſigkeit der früheren geiſtlichen Oberhirten hatten ſich im Klerus die traurigſten Gewohnheiten und verderblichſten Mißbräuche eingeſchlichen und dermaßen feſtgeſetzt, daß ſie zwar dem Volke zum größten Ärgernis gereichten, aber dennoch den Einfluß der guten und frommen Geiſtlichen ganz ungemein hemmten, weil die ſündige Natur im Menſchen eine Entſchuldigung ihrer Laſter in dem böſen Beiſpiel ſehen will, welches ein laſterhafter Prieſter gibt.

Mit Zucht und Sitte war auch der äußere Anſtand, die Würde des Gottesdienſtes geſchwunden. Die zügelloſen Geiſtlichen trugen weltliche Kleidung, gingen bewaffnet einher, vernachläſſigten die Kirchen und gottesdienſtlichen Handlungen, waren von grober Unwiſſenheit, ja manchmal von einer ſo unglaublichen, daß es ſolche gab, welche nicht die Abſolutionsformel kannten, ſogar einige, welche wähnten, ſie wären nicht dazu verpflichtet, das Sakrament der Buße zu empfangen. Nichts war wichtiger und notwendiger als die Errichtung eines Seminares, in welchem junge Leute, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten, diejenige Erziehung und Bildung erhielten, die ihr Beruf erheiſchte; und Ormanetti machte den Anfang damit, indem er eine Anzahl junger Leute von guten Fähigkeiten und von Liebe für ihren Beruf beſeelt, in einem Privathaus unter geeigneter Aufſicht verſammelte und ſie nach einer beſtimmten Hausordnung leben ließ. Dann warf der Kardinal ſeinen Blick auf die grenzenlos verweltlichten Frauenklöſter, welche vielfach die Klauſur (Abgeſchloſſenheit) nicht mehr beobachteten. Beſuche von Weltleuten, Verwandten und Freunden gingen aus und ein, trugen den Sinn, die Gedanken und die Wünſche der Welt in's Kloſter, raubten den Ordensfrauen ihre Ruhe und ihre Freude am Gebet und an ſtiller Zurückgezogenheit — und ſo gab es denn auch auf dieſen Stätten, welche, wie kaum eine andere auf Erden, durch ſüße ſelige Chriſtusliebe leuchten ſollten, manche Verkehrtheiten und Mißſtände zu beſeitigen.

Bei all dieſen mit unerwartet glücklichem Erfolge gekrönten Unternehmungen ſtand der Kardinal Borromäus ſeinem Generalvikar durch Vorſchläge und ausführliche Inſtruktionen bei; dennoch mußte Ormanetti bald erkennen, daß ſchon dieſer kleine Anfang der Kirchenverbeſſerung mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, und daß ſie in ihrem ganzen Umfange nur von derjenigen Hand zu beginnen und beharrlich fortzuführen ſei, in welcher mit dem geiſtlichen Hirtenſtabe das Regiment der Diözeſe liege. Als vollends Karl Borromäus eine Synode der ganzen Kirchenprovinz, deren Erzbiſchof er war, verſammeln und ſämtliche Biſchöfe, welche zu derſelben gehörten, nach ſeinem Metropolitanſitze Mailand berufen wollte, erklärte Ormanetti, es überſteige ſeine Kräfte, eine ſolche Provinzialſynode in gebührender Weiſe zu leiten. Da ſie aber vom tridentiniſchen Konzil als durchaus erforderlich zu einem gemeinſchaftlichen und nachdrücklichen Handeln betrachtet wurde, beſtürmte der Kardinal ſeinen Oheim mit ſo dringenden und unabläſſigen Vorſtellungen, daß Pius IV. ihm endlich Gehör und die Erlaubnis zur Abreiſe geben mußte, — was er aber mit großem Schmerz tat und dem Kardinal die Würde eines Legaten für ganz Italien beilegte, um ihm die größte Ehre zu bezeigen und ſeine Autorität in kirchlichen Angelegenheiten zu erhöhen. Der Kardinal traf eine ſehr ſorgſame und kluge Wahl für ſeine Begleitung, die aus gelehrten, kenntnisreichen Theologen, aus gewandten Rechtsgelehrten und aus ſolchen Geiſtlichen beſtand, welche dem Volke zur Erbauung und dem ganzen Klerus der Kirchenprovinz als Beiſpiel dienen ſollten.

Am 1. September 1565 trat er ſeine Reiſe an, empfing den Segen des heiligen Vaters und verließ Rom unter der allgemeinen Trauer des römiſchen Volkes, während ihm das mailändiſche mit froher Erwartung entgegenſah. Im erzbiſchöflichen Palaſt hatte er ſich eine Wohnung von der äußerſten Einfachheit einrichten laſſen, denn er für ſeine Perſon brauchte nur zwei bis drei Zimmer. Auch hatte er angeordnet, daß kein Silbergerät auf ſeinem Tiſch erſcheine, da er an irdenes Geſchirr gewöhnt ſei, das mit ſeinen einfachen Mahlzeiten übereinſtimme. Dieſe Anordnungen waren dem Volke bekannt geworden und trugen dazu bei, deſſen freudige Ungeduld zu ſteigern. Da er unterwegs verſchiedene notwendige Beſuche zu machen und Geſchäfte zu beſorgen hatte, fand ſein Einzug in Mailand erſt am 23. September ſtatt. In einer vor dem Tore gelegenen kleinen Kirche zog er die Pontifikalkleider an, beſtieg ein weißes Roß und begab ſich unter einen von ſechzehn Edelleuten getragenen Baldachin, während ihm der königlich-ſpaniſche Statthalter der Lombardei, Herzog von Albuquerque, der Senat, der Magiſtrat, der Adel, der ganze Klerus entgegen kamen. In ihrer Begleitung und umringt von dichten Volksmaſſen Einheimiſcher und Fremder zog er durch prächtig verzierte Straßen und durch feierlich geſchmückte Triumphbogen, umrauſcht von Jubelruf und von frohlockenden Begrüßungen, umſtrahlt von tauſend und abertauſend 'freudigen Geſichtern, die alle hoffnungs- und liebevoll auf den jungen ſiebenundzwanzigjährigen Erzbiſchof ſchauten und ſich nicht ſatt ſehen konnten an der mit herzgewinnender Milde gepaarten heiligen Erhabenheit ſeiner äußeren Erſcheinung. So gelangte man in feierlicher Prozeſſion vor das Portal des herrlichen aus weißem Marmor gebauten Domes, der — was die Maſſen betrifft, von Rieſenhänden und was die Ausarbeitung betrifft, von Feenhänden errichtet zu ſein ſcheint. Der Erzbiſchof ſtieg vom Roß, begab ſich in den Dom, goß ſein Herz im heißen Gebet vor dem Altar aus, auf welchem das heiligſte Sakrament bewahrt wird und nahm Beſitz von ſeiner Kirche, indem er der anweſenden Volksmenge den apoſtoliſchen Segen erteilte.

Am nächſten Sonntag hielt er mit großer Feierlichkeit das Pontifikalamt im Dom und predigte dann über den Vorſpruch: „Ich habe ein großes Verlangen gehabt, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen“ (Luk. 22, 15), wodurch er ſeiner Gemeinde die große Liebe ausdrückte, mit welcher er ſich ſchon ſo lange geſehnt habe, in ihrer Mitte für ihr Seelenheil wirken zu können. Dann berief er, infolge der Beſtimmung des tridentiniſchen Konziliums, zu einer Provinzial-Synode ſeine fünfzehn Suffragan-Biſchöfe, deren Diözeſen nicht alle in der Lombardei, ſondern auch auf piemonteſiſchem und venetianiſchem Gebiet lagen. Er ließ ihnen ſämtlich Wohnungen im erzbiſchöflichen

Der fließt in tiefen, mächt'gen Purpurwellen,
Ein Meer der ſel'gen Rettung, durch die Zeit;
Der fließt in unverſiegbar reichem Quellen
Von den Altären in die Ewigkeit.

Und vom Altar in Herzen, in Millionen,
Die auferſteh'n vom ſchweren Seelentod,
Vom Todesſchatten, wo beklemmt ſie wohnen,
Entgegenflieh'n der Liebe Morgenroth.
Denn Liebe lebt in jedem Purpurtropfen,
Ein jeder weiht zum Liebesleben ein,
An jeder Herzensthür mit lindem Klopfen
Erklingt das holde Wort: „Laß mich herein!“

„Laß Mich in dir der Liebe Leben leben
Und dich beſeelen mit der Liebe Hauch,
Du haſt den Tod in Leiden Mir gegeben,
Dafür errett' ich dich vom Tode auch.
Nur ſei die heil'ge Liebe nicht verloren,
Womit Mein Gottesherz dein Herz umſchließt;
Aus Liebe iſt der Purpurſtrom geboren,
Mein Herzblut iſt's, das dir zu Liebe fließt.“

Palaſte bereiten, teils um die Gaſtfreundſchaft zu üben, die er ſtets als eine heilige Pflicht anſah, — teils um ſie beſſer kennen zu lernen und die Beſprechungen leichter und ungeſtörter zu machen. Zehn Biſchöfe kamen in Perſon; die fünf anderen ſchickten ihre Stellvertreter und drei Kardinäle, welche anweſend waren, wohnten im frommen Eifer der heiligen Synode, dieſer erſten Frucht des Konzils von Trient bei. Sie wurde eröffnet durch feierliche Prozeſſion und Hochamt, um die Gnade Gottes auf dies ſo ungeheuer wichtige Werk herabzuziehen. Nach einer Predigt des Jeſuiten Palmius über die Notwendigkeit und das Weſen einer zweckmäßigen Reform der Kirche, wurden die Sitzungen und Beſchlüſſe des tridentiniſchen Konzils vorgeleſen, von allen Biſchöfen genehmigt und unterſchrieben, worauf der Erzbiſchof, als ihr Metropolit, jedem das Glaubensbekenntnis abnahm und jeden zur genauen Ausübung der Beſchlüſſe und Satzungen verpflichtete, indem dieſe keine willkürlichen und zufälligen Verordnungen, ſondern vom Heiligen Geiſt in unfehlbarer Weisheit und Wahrheit diktiert wären, um das Reich Gottes auf Erden von Wuſt und Unkraut zu ſäubern und zu heiliger Schönheit erblühen zu laſſen. Da er bei Ausrottung des Böſen immer die Axt an die Wurzel desſelben zu legen ſuchte, ſo betrafen die erſten Verordnungen denn auch den Wandel und die Tätigkeit der Biſchöfe, weil ſie auf dem Leuchter in der Kirche als hellſtrahlendes Licht der Geiſtlichkeit und dem Volke vorleuchten ſollen.

Es machte einen ungeheueren Eindruck, dieſen jungen Mann zu ſehen und zu hören, der zu ſo hohen Ehren und Würden gelangt war, und ſie zu nichts anderem benutzte, als das Amt eines Seelenhirten im vollen Umfang zu üben, — dies heilige Amt, welches ſeit langer Zeit ſo ſehr vernachläſſigt worden war. Seine Tugend, ſeine Demut, ſeine Frömmigkeit, ſeine Seelenkunde, ſeine Geſchicklichkeit in Behandlung der Geſchäfte flößten aller Welt die höchſte Ehrfurcht und Bewunderung ein und verkündeten ihn der glücklichen Kirche von Mailand als einen zweiten St. Ambroſius. Wohl tat ihr ein ſolcher not! Seit achtzig Jahren hatten ihre Erzbiſchöfe nicht mehr bei ihr reſidiert, weshalb denn auch Erſchlaffung in der Zucht überhand genommen hatte und das Volk verwilderte. Staatsumwälzungen, Kriege, Peſt und Hungersnot führten vielfache leibliche Nöten mit ſich, die um ſo tiefer ins Elend ſtürzten, als die Religion weder Hilfe noch Troſt darbot. Ein tiefer Sittenfall, gräßliche Unwiſſenheit und finſterer Aberglaube herrſchten infolge der langen Vernachläſſigung unter dem Volke; die heiligſten Geſetze wurden ohne Scheu mit Füßen getreten und in ſolcher Menge grobe Verbrechen begangen, als ob ſie in erlaubte Handlungen verwandelt worden wären. Die Kirche, der Gottesdienſt, die heiligen Sakramente waren gänzlich verachtet. Wer einmal im Jahre beichtete und kommunizierte, wurde als ein Wunder von Frömmigkeit angeſtaunt. Die Mehrzahl näherte ſich nur alle zehn oder fünfzehn Jahre den Sakramenten der Buße und des Altars, manche gar nicht. Die Glaubensartikel und die Gebote, ſogar das Vaterunſer, der engliſche Gruß und das Zeichen des heiligen Kreuzes waren in Vergeſſenheit geraten. An die Heiligung der Sonn- und Feſttage, an die Beobachtung des Faſtengebotes dachte man nicht mehr. Unter lautem Geſpräch und Gelächter wohnte man der heiligen Meſſe bei und an manchen Orten hatte die Gottloſigkeit einen ſolchen Grad erreicht, daß man in den Gotteshäuſern Tänze veranſtaltete oder ſie als Dreſchtennen benutzte.

Dies war der entſetzliche Zuſtand eines Weinberges des Herrn, den die Winzer nicht bebaut und gepflegt hatten, und der nun ein troſtloſes und abſchreckendes Bild der kläglichſten Verwahrloſung und ihrer unvermeidlichen Folgen darbot. So fand der heilige Erzbiſchof ſeine große Diözeſe, die über 800 Pfarreien, 50 Kollegiatſtifte, 70 Frauen- und gegen 100 Männerklöſter enthielt. Als ihm dieſe

Greuel zu Ohren und nach und nach auf ſeinen Viſitationen zu Geſicht kamen, vergoß er bittere Tränen über dieſen Abgrund von ſittlicher und religiöſer Verkommenheit, in welchen ſeine Diözeſe geraten war und über die Nachläſſigkeit der Biſchöfe und Seelſorger, welche ſo namenloſes Unheil über die ihnen anvertraute Herde gebracht hatten, und obgleich das Verderben ſo groß erſchien, als müſſe auch der größte Kraftaufwand an deſſen Bewältigung ſcheitern, ſo ließ ſich ſeine große Seele doch durch keine Schwierigkeit von ſeiner heiligen reformatoriſchen Unternehmung zurückſchrecken. Mit jenem übernatürlichen Vertrauen, das ſich des göttlichen Beiſtandes ſicher weiß, weil es die Sache Gottes zu führen gilt, die ja nie mit menſchlichen Kräften zu ſeiner Ehre und zum Heil der Seelen geführt werden kann, betrat der Kardinal Borromäus den Pfad, der ihn gewiß zum Ziele führen mußte: den Weg des Kreuzes, den der göttliche Erlöſer gewandelt iſt, und den jeder zu wandeln hat, der für das Werk der Erlöſung tätig ſein ſoll. Er war der Zuverſicht, nimmer werde ihm Gott ſeinen Gnadenbeiſtand verſagen, wenn er das Seine tue, um denſelben nicht unwirkſam zu machen. Nach drei Monaten mußte er freilich ſchon wieder nach Rom gehen zur Wahl eines neuen Papſtes, da Pius IV. am 10. Dezember 1565 ſtarb, und Karl ins Konklave eintreten mußte.

Auch hier zeigte er ſich vom reinſten Eifer für die Sache Gottes und nicht von menſchlichen oder perſönlichen Rückſichten beſeelt. Als der Kardinal Groſſi ihn mit leichtſinnigem Scherz fragte: „Wen man zum Papſt wählen wolle?“ entgegnete er mit tiefem Ernſt: „Denjenigen, den Gott dazu beſtimmen wird.“ Seine Wahl unter mehreren ausgezeichneten Männern fiel auf den Kardinal Michael Ghislieri, Dominikanerordens, und er verwendete ſeinen ganzen Einfluß, um das Konklave ſo zu leiten, daß dieſer Mann, der den Borromäern nicht gewogen und bei Pius IV. in Ungnade war, den päpſtlichen Stuhl beſteige. Das geſchah auch wirklich am 7. Januar 1566 und Ghislieri, der den Namen Pius V. annahm, rechtfertigte dieſe Wahl, denn die Kirche verehrt ihn als einen ganz beſonderen Freund Gottes unter den Heiligen. Er war ein feuriger Eiferer für die ſorgſame Wiederherſtellung der verfallenen Kirchenzucht und für die Autorität des tridentiniſchen Konziliums. Unter ſeinem Regiment wurde der Katechismus, den das Konzil hatte ausarbeiten laſſen und der unter dem Namen des römiſchen bekannt iſt, zum Druck befördert und die letzte Hand an die Vervollkommnung des Meßbuches und des Breviers gelegt. — Im April kehrte der Kardinal Borromäus nach Mailand zurück, mit dem feſten Entſchluß des guten Hirten, „ſein Leben zu laſſen für ſeine

Schafe,“ ein Entſchluß, dem er unverbrüchlich treu blieb, indem er von Tag zu Tage und bis zu ſeinem Ende ein ſterbendes, ganz in den göttlichen Opferdurſt Jeſu verſenktes Leben führte.

VI.

Während die Irrlehre die evangeliſchen Räte, dieſe zarte Blütenkrone des Evangeliums, die den ſüßeſten Wohlgeruch chriſtlicher Tugend in der Nachfolge des armen, des entſagenden, des gehorſamen Jeſus aushaucht, verachtete und verwarf, — während ſie die Ehe ihres ſakramentaliſchen Charakters beraubte und zu einem auflösbarem Inſtitut herabſetzte, die Ehe, welche ohne den Gnadenbeiſtand des heiligen Sakramentes für menſchliche Schultern zu ſchwer iſt, — während ſie dieſe Miſſetat an der eigenen und der fremden Seele als einen Fortſchritt pries, anſtatt ſie als einen kläglichen Fall zu beweinen; — erhob ſich dieſer Karl Borromäus, dieſer in Gold und Purpur gewiegte Jüngling, gegen den entſittlichenden Einfluß ihres Beiſpieles und zeigte der Welt in einleuchtendſter Praxis, was das ſei: ein Reformator. Dem heiligen Apoſtel Paulus ahmte er nach, der an die Korinther ſchrieb: „Ich züchtige meinen Leib und bändige ihn, damit ich nicht, indem ich Andern predige, ſelbſt verwerflich werde;“ und was dieſer Apoſtel von ſeinem Jünger Titus fordert, daß er ſich in Allem als ein Vorbild guter Werke darſtelle, — das fordert er von ſich ſelbſt. Er gab alle ſein Pfründen und Penſionen teils in die Hände des Papſtes zurück, teils entſagte er ihnen zu Gunſten frommer Stiftungen. Den Erlös ſeines koſtbaren Hausgerätes in Rom ſchenkte er armen Kirchen. Die Einnahme ſeines Fürſtentumes Oira in Kalabrien, die ſich jährlich auf 10,000 Dukaten belief, wurde der Erweiterung von Kollegien zugewendet. Seine Einkünfte als Erzbiſchof von Mailand floſſen ungeſchmälert den ungeheueren Bedürfniſſen ſeiner Diözeſe zu und von ſeinen Familiengütern, die er von ſeinem Oheim verwalten ließ, und die ungefähr 80,000 Taler jährlich eintrugen, nahm er nur eine Rente von 20,000 Talern, die ihm für ſeine Haushaltung, ſeine großartige Gaſtfreundſchaft und ſeine Almoſen durchaus notwendig waren.

Mit großer Vorſicht wählte er diejenigen Perſonen aus, welche ſeine Hausgenoſſenſchaft bilden ſollten. Nur die zu den niedrigſten Verrichtungen beſtimmten Diener waren Laien! alle anderen gehörten dem geiſtlichen Stande entweder ſchon an oder wollten darin eintreten. Er richtete ſein Hausweſen ſowohl in zeitlicher als geiſtlicher Hinſicht muſterhaft ein, was nicht ſo ganz leicht war, da ſeine Vikarien, Offiziale, geiſtliche Räte und deren Diener zu ſeiner Hausgenoſſenſchaft gehörten, ſo daß ſich gegen hundert Perſonen unter ſeinem Dach befanden. Ein Propſt hatte die ganze Sorge des Hausweſens zu tragen; ein Vikar ſtand ihm zur Seite. Einem Präfekten lagen die geiſtlichen Bedürfniſſe des Hauſes ob. Zwei Prieſter waren Almoſenpfleger. Ein anderer war Präfekt der Hoſpitalität und Alles, was die Fremden betraf, die ununterbrochen im erzbiſchöflichen Palaſte einkehrten, war ihm übertragen. Ein anderer war Krankenpfleger und er hatte für die Kranken des Hauſes zu ſorgen. Dann hielt ſich der heilige Erzbiſchof zwei Ermahner, die von hoher und ſtrenger Tugend ſein und ihn auf alle ſeine Fehler, Schwächen und Unvollkommenheiten aufmerkſam machen mußten. Unter ſeinen Kämmerern wählte er zwei von lauterſter Frömmigkeit und machte ſie zu Zeugen all ſeiner Handlungen. Alle Prieſter waren verpflichtet, täglich die heilige Meſſe zu leſen und mindeſtens einmal in der Woche zu beichten. Die übrigen mußten es einmal im Monat tun und täglich dem heiligen Meßopfer beiwohnen. Wer zum Breviergebet verpflichtet war, erſchien jeden Morgen frühe im Vorzimmer des Kardinals, um mit ihm die Matutin und ſpäter zu den von der Kirche vorgeſchriebenen Stunden die übrigen Teile des Breviers zu beten. Abends verſammelten ſich Alle ohne Ausnahme zur Gewiſſenserforſchung, Betrachtung und Nachtgebet in der Kapelle des Palaſtes. Die Mahlzeiten waren gemeinſchaftlich, äußerſt einfach und ſtets von erbaulicher Vorleſung begleitet. Zur Erholung kam man nach dem Abendeſſen in einem geräumigen Saale zu freundlichen, doch nie oberflächlichen Geſprächen zuſammen. Die Zuſammenkünfte in den beſonderen Wohn- und Schlafzimmern waren unterſagt und für den Empfang von Beſuchen beſondere Gemächer angewieſen.

Der Geiſt chriſtlicher Nächſtenliebe, der auf Geduld, Demut, Selbſtverleugnung, Friedfertigkeit beruht und jede Bevorzugung des einzelnen ausſchließt, wurde durch dieſe Eintracht des gemeinſamen Lebens gepflanzt und geweckt. Es wurde auch Niemand durch den Ernſt und die Stille dieſer Hausordnung abgeſchreckt, vielmehr drängte man ſich dazu in die Nähe des Kardinals zu kommen und irgendwie in ſeinen Dienſt zu treten; denn je mehr man mit ihm in Berührung kam und je näher man ſeiner Perſon ſtand, deſto mehr liebte, verehrte und bewunderte man ihn. Er befolgte nicht bloß die ſchlichte Einfachheit dieſer gemeinſchaftlichen Lebensweiſe; er ging nach und nach, aber ganz im Stillen, zu einer ſo vorſichtig geſteigerten Strenge über, daß ſein Körper ſie ertragen konnte und gehörig bei Kräften blieb, um einer Unmaſſe von Geſchäften, von Amtsverrichtungen, von Reiſen, von anſtrengenden geiſtigen

Arbeiten zu genügen. Er hatte zuweilen heftige Anfälle von Katarrh und von Fieber; aber ſie unterbrachen weder ſeine Tätigkeit noch ſeine Bußſtrenge. Er pflegte zu ſagen: „Wer ſich der Seelſorge gewidmet hat, muß mindeſtens drei Fieberanfälle aushalten, bevor er ſich zu Bett legt.“ Sein Lager beſtand aus ſeinem Strohſack und einem Pfühl von Stroh, mit einer ärmlichen Wolldecke und Tüchern von grober ungebleichter Leinwand. Es war ſo kalt und dürftig, daß man ihm aus Geſundheitsrückſichten Vorſtellungen darüber machte. „Es erſcheint mir nicht kalt,“ entgegnete er, „denn wenn ich mich niederlege, iſt mein Körper kälter als mein Lager.“ Nie duldete er Feuer in ſeinem Zimmer, nicht im härteſten Winter, nicht bei ſeinen Viſitationsreiſen in den rauhen Tälern und Bergen desjenigen Teiles ſeiner Diözeſe, der auf dem Gebiete der Schweiz lag.

Bei ſeiner großen Neigung für das Studium der Wiſſenſchaften und bei ſeiner Anſicht, daß man demſelben keine Zeit widmen dürfe, welche durch Amts- und Standespflichten in Anſpruch genommen ſei, wendete er regelmäßig vier bis fünf Stunden der Nacht dazu an. Da las er die heilige Schrift, die Kirchenväter, die Kirchengeſchichte; auch andere theologiſche, politiſche und geſchichtliche Werke, die ihm wiſſenswürdig erſchienen. Dabei übte er — und zwar bis zu ſeinem Ende — eine

Wie einſt der Taube ſilbernes Gefieder
Geheimnißvoll den Jordan überrauſcht,
So klingt geheim es auf dem Strome wieder,
Wenn nur das Herz dem Wort des Geiſtes lauſcht.
So weil', o Herz, an dieſem Purpurbronnen,
So liege denn im Schmerz der Liebe da,
Und lieblicher als ſeine liebſten Wonnen,
Sei ihm der blut'ge Berg Calvaria.

ungeheuere Abtötung, da er von Natur zum Schlaf geneigt war. Seine Freunde wußten es, fürchteten eine Überanſtrengung ſeiner Kräfte und einer äußerte einmal, er glaube geleſen zu haben, daß irgend ein Kirchenvater ſogar ſage, der Menſch brauche ſieben Stunden Schlaf. Lächelnd entgegnete der Kardinal: „Das hat jener Kirchenvater gewiß nicht von den Biſchöfen behauptet.“ Mehr als eine Mahlzeit täglich genoß er nie. Anfangs nahm er ſie mit ſeinen Hausgenoſſen ein; als aber ſeine Faſten immer ſtrenger wurden und er — Sonntags ausgenommen — nur Waſſer und Brot, in der kirchlichen Faſtenzeit aber ſtatt des Brotes gedörrte Feigen oder Feldbohnen genoß: da aß er allein. Auch ſeine Sonntagsmahlzeiten waren der frugalſten Art, ohne Fleiſch, Wein, Butter und Eier. Nur in der Schweiz machte er zuweilen eine Ausnahme; da hatte er in kirchlichen Angelegenheiten mit proteſtantiſchen Behörden zu tun und er war manchmal gezwungen, an einem Gaſtmahl teil zu nehmen. Um nun die derbe Völlerei dieſer Leute nicht allzuſehr zu beſchämen und ſie dadurch zu verſtimmen, pflegte er etwas Wein zu trinken. Eine Erholungszeit im Lauf des Tages, wie ſogar die Klöſter ſtrengſter Regel ſie haben, hatte er nie. Als jemand den Wunſch ausſprach, daß ein Garten bei dem erzbiſchöflichen Palaſt ſein möge, entgegnete er ruhig: „Der angenehmſte Garten für einen

Biſchof iſt die heilige Schrift.“ In den Vorzimmern, wo ſich fremde Perſonen wartend und die Diener aufhalten mußten, lagen Bücher erbaulichen und aszetiſchen Inhaltes, damit niemand durch leeres Geſchwätz oder durch Müßiggang ſeine Zeit verliere. Der Kardinal erneuerte ſeine Kräfte an Leib und Seele durch das Gebet, das er bei jeder wichtigen Unternehmung verdoppelte und für deren glücklichen Ausgang er auch in den Klöſtern eifrig beten ließ.

Nachdem er in ſo gottſeliger Weiſe Alles geordnet hatte, was ſein Haus und ſeine Perſon betraf, und nachdem er ganz Mailand überzeugt hatte, daß er von keinem Menſchen eine Tugend verlange, die er nicht ſelbſt doppelt und dreifach übe, begann er die Vorſchriften in Ausübung zu bringen, welche das Konzil von Trient jedem Biſchof zur Hebung des religiöſen Lebens und der kirchlichen Ordnung in ſeiner Diözeſe gegeben hat. Es iſt in dieſen Blättern ganz unmöglich, dem heiligen Kardinal auf allen Schritten zu folgen, die er in dieſer Beziehung tat, und alle Maßregeln zu erwähnen, die er mit feinſter Umſicht, Mäßigung, Seelenkunde und energiſcher Gelaſſenheit und Beharrlichkeit ergriff und durchführte. Sie ſind ſo großartig und ſo umfaſſend, daß ſie nur in flüchtigen Umriſſen angedeutet werden können.

Das dringendſte Bedürfnis, dem zuerſt abgeholfen werden mußte, waren tüchtige, eifrige, gründlich gebildete, fromme Prieſter. Er ſtiftete demnach drei verſchiedene Seminare in Mailand ſelbſt, welche drei verſchiedenen Zwecken entſprachen. In dem erſten wurden junge Leute aufgenommen, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten und bereits die nötigen Vorkenntniſſe erworben hatten, um die philoſophiſchen und theologiſchen Studien zu beginnen. In das zweite wurden junge Geiſtliche aufgenommen, die ihre Studien bereits beendigt hatten, die man aber noch nicht fähig für die Seelſorge hielt. Ihnen wurden beſonders theologiſche Vorleſungen und Auslegungen der heiligen Schrift und des römiſchen Katechismus gehalten. Fünfzig Alumnen fanden hier Aufnahme und hundertfünfzig in der erſten Anſtalt. Die dritte endlich war für ſolche Prieſter und Pfarrer beſtimmt, deren Unwiſſenheit und ſchlimmer Wandel ſie unfähig für ihre Amtsobliegenheiten machen mußte. Sie fanden hier Unterricht und Anleitung zu einem tugendhaften Leben, und wurden erſt dann entlaſſen, wenn ſie ſich die nötigen Kenntniſſe erworben oder deutliche Kennzeichen der Beſſerung an den Tag gelegt hatten.

Dieſe drei Anſtalten genügten aber nicht, um den Mangel an Prieſtern überhaupt — und den ebenſo ſchmerzlichen an frommen, unterrichteten Prieſtern, in der Diözeſe auszufüllen. Deshalb eröffnete der Kardinal an drei verſchiedenen Orten drei Knabenſeminare, welche drei verſchiedene Schulklaſſen bildeten, ſo daß die kleinen Alumnen aus dem einen in das andere verſetzt wurden, bis ſie endlich in das große zu Mailand kamen. Wer ſich zur Aufnahme meldete, wurde von dem Kardinal ſelbſt — zuerſt über ſeinen Beruf und ſeine Neigungen und, wenn dieſe Prüfung befriedigend ausgefallen war, über ſeine Kenntniſſe examiniert. Stellte ſich der Beruf nicht klar heraus, ſo wurde der junge Menſch nicht zugelaſſen; mit Fehlern und Jugendübereilungen hatte aber der Kardinal die größte Nachſicht und Langmut. Es war vielleicht eine beſondere Fügung Gottes, daß all ſeine Tugenden, in deren Ausübung er eine ſo bewundernswerte Fertigkeit erlangte, nicht nur nicht aus ſeiner Natur entſprangen, ſondern ihm auch, trotz der täglichen Übung, nicht zur Gewohnheit wurden. Bis zu ſeinem letzten Atemzug mußte er ſie durch Selbſtbeherrſchung erringen und ſein Leben war Tag für Tag ein Kampf gegen ſeine fehlerhafte Natur. Daher ſein großes Mitleid und ſeine unverwüſtliche Sanftmut in der Behandlung menſchlicher Schwachheit.

Die Vorgeſetzten und die Lehrer an den Seminarien wählte er mit großer Vorſicht und Klugheit. Die Regeln für Hausordnung und Studienplan entwarf er ſelbſt und regelmäßig zweimal im Jahre, zu weilen auch öfter, nahm er eine genaue Viſitation der Häuſer und Prüfung der Alumnen vor. Der Beſtimmung des tridentiniſchen Konzils gemäß nahm er am liebſten arme Zöglinge auf, denen die Mittel gebrachen, anderswo ihre Studien zu machen; doch ſchloß er die Reichen, welche für ihren Unterhalt bezahlen konnten, nicht aus, weil er wünſchte, daß auch ſie die Disziplin der Seminare erlernten. Seine Freude war am größten, wenn arme Knaben aus den Gebirgsgegenden von Graubündten, der Schweiz und Piemonts kamen. Dieſe zu tüchtigen Seelſorgern auszubilden und ſie dann in ihre unfreundliche, rauhe, arme Heimat zurückzuſenden, an welche ſich andere ſchwer gewöhnten, und welche daher recht entblößt von geiſtlicher Pflege war, — welch eine Wonne für den Kardinal, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die verabſäumteſten Schäflein ſeiner Herde reichlich mit den Heils- und Gnadenmitteln der Kirche zu verſehen. In dieſen Gebirgsgegenden war überdies die Nachbarſchaft der calviniſtiſchen und zwingliſchen Irrlehren eine große Gefahr, welche ſich freilich auch ſchon in der ganzen Diözeſe, ſogar in Mailand ſelbſt, kund gegeben hatte. Um ſo größer mußte die Aufſicht der Pfarrer über die Gemeinden ſein, daß weder verdächtige Perſonen noch Bücher Eingang finden möchten. Ihr ſchärfſtes Augenmerk hatten ſie auf ſolche Leute zu richten, die einen Hauſierhandel trieben und ſich oftmals deſſen bedienten, um Büchlein (Traktätchen) zu verſchenken und zu verbreiten, welche häretiſche Grundſätze, abergläubiſche Gebräuche, ſogenannte Zauberkünſte, oder Anfeindung und Verwerfung der katholiſchen Glaubenslehren enthielten. Über die Verteilung und Annahme ſolcher Traktätchen und anderer verdächtiger oder verbotener Bücher mußte ſogleich die Anzeige an die betreffende Behörde gemacht werden. Kein Schullehrer ward zum Amt zugelaſſen, der nicht das tridentiniſche Glaubensbekenntnis abgelegt hatte und jeder wurde verpflichtet, ſeinen Zöglingen nur gute, glaubenstreue Bücher in die Hände zu liefern und ſie in den Grundſätzen der reinen katholiſchen Lehre zu unterrichten und zu erziehen.

VII.

Anfangs hatte der Kardinal Mühe, die genügende Zahl von Alumnen für ſeine verſchiedenen Seminarien zu finden. Wenn die Kirche mit ihrer heiligen Zucht in Verfall und viel Weltlichkeit hineingedrungen iſt, dann mangelt es faſt immer nicht bloß an tüchtigen, — ſondern überhaupt an Dienern des Heiligtums. Tritt ſie hingegen mit ihrer ernſten, weltabgeſchloſſenen Zucht auf, verlangt ſie von ihren Dienern die Würde, den ſittlichen Ernſt, die fromme Entſagung und den gottſeligen Wandel, welche dem Prieſter geziemen, der die hochheiligen Geheimniſſe des Glaubens zu feiern und in den Fußſtapfen der Apoſtel zu wandeln hat: dann fehlt es nicht an Aſpiranten zum geiſtlichen Stande. Es iſt eine beachtenswerte und troſtvolle Erſcheinung, daß ſich der prieſterliche Beruf in ſolchen Zeiten und ſolchen Ländern mehrt, wo die Anforderungen an ihn höher ſind und ſeine Verpflichtungen ſtrenger gefordert und pünktlicher beobachtet werden, während er ſich in dem Maße verringert, als die Kirche ihre Prieſter — ſei es durch Nachläſſigkeit der Oberhirten, ſei es durch unbefugte Einmiſchung der weltlichen Staatsgewalt, — lau und lax in Leben und Lehre fortvegetieren läßt. Der Menſch hat, beſonders in der Jugend, einen natürlichen Schwung zu hohen Dingen, der in ein übernatürliches Streben ſich verwandelt, wenn man ihm nur ein würdiges Ziel zeigt; — und das erhabenſte Ziel, das hienieden erreichbar iſt, iſt ein Prieſter nach dem Herzen Gottes.

Der Vernachläſſigung der Oberhirten, ſich einen tüchtigen, in der Seelſorge und im Predigtamt wohlbewanderten Klerus heranzubilden, hatte denn auch in der Diözeſe Mailand, wie überall, die traurige Folge, daß ſich die männliche Jugend vom geiſtlichen Stande entfernte, weil ſie ihn mißachtete und mißachtet ſah. Die durchgreifenden Maßregeln des Kardinals bildeten einen ſo plötzlichen und ungewohnten Gegenſatz zu dem ſchlaffen Herkommen, daß man ſich ſcheu von ſeinen Seminarien entfernt hielt; als man aber nach und nach erkannte, welch ein Geiſt heiliger Aszeſe in ihnen walte, mit welchem leuchtenden Beiſpiel der Kardinal vorangehe, mit welcher Liebe er ſie leite und verſorge, welche Früchte nach einigen Jahren auf dieſem Felde wuchſen, wo kürzlich noch Diſtel und Dorn wucherten: da änderte ſich die Geſinnung und der Zudrang wurde größer, als die Anſtalten ihn aufnehmen konnten.

Dennoch mußte ſich der Kardinal eingeſtehen, daß für die Gegenwart der Mangel an einer tüchtigen Pfarrgeiſtlichkeit ſchwer auf ſeiner Diözeſe laſte. Das Volk ſchmachtete in einer förmlichen religiöſen Hungersnot, da ihm das Brot des ewigen Lebens weder durch die Predigt des Evangeliums noch durch die Ausſpendung der Sakramente in genügendem Maß geboten wurde. Deshalb berief er eine bedeutende Zahl von Jeſuiten nach Mailand, die ſich durch brennende Sorgfalt für das Heil der Seelen auszeichneten. Teils übergab er ihnen die Leitung des großen Seminars, teils ließ er ſie predigen, Beicht hören, öffentliche Andachten halten, um allmählich wieder religiöſes Leben zu wecken und religiöſe Bedürfniſſe zu befriedigen. Auch der Kongregation der Barnabiten, die er in Mailand vorfand, und die ſich ſehr vorteilhaft durch ihren frommen ernſten Eifer auszeichneten, bediente er ſich zu jenem Zweck.

Es waren aber die Menſchen zu ſehr in rohe Gleichgültigkeit und behagliche Sinnlichkeit verſunken, um ſofort die Mittel zu ihrer Beſſerung und Heiligung zu benutzen, welche der Kardinal ihnen darbot. Wie er dem Klerus gegenüber ſeine erzbiſchöfliche Autorität geltend machen mußte, um den Mißbräuchen zu ſteuern und die Übertretungen zu ſtrafen: ſo ſah er ſich auch genötigt, für die Laien Geſetze und Verordnungen aufzufriſchen oder zu erlaſſen, welche vielen die Augen öffneten über den Weg des Verderbens, den ſie wandelten; aber auch manchen die Veranlaſſung gaben, gegen die Tyrannei des Kardinals zu ſchreien, ſeinen Eifer für die Kirchenreform als perſönlichen Ehrgeiz zu deuten, ihn als einen Menſchen ohne Verſtand und Urteil oder als einen Scheinheiligen voll ſtolzer Anmaßung zu verſchreien. Jenes Kirchengebot, welches ſchon Papſt Innozenz III. als heilige Verpflichtung feſtgeſetzt hatte, daß jeder Gläubige in der öſterlichen Zeit die Sakramente der Buße und des Altars empfangen müſſe, wenn er beanſpruche, ein lebendiges Glied der katholiſchen Kirche zu ſein, — hatte ſchon der Generalvikar Ormanetti wieder in Anregung gebracht und die Verordnung erlaſſen: jeder Gläubige habe darüber ein Zeugnis ſeinem Pfarrer zu übergeben. Auf dieſe Weiſe war es möglich, in jeder Pfarrei die Unglücklichen zu entdecken, welche ſich von Gott abgewendet hatten und alle Mittel der chriſtlichen Liebe eines Seelſorgers für ſein verirrtes Schäflein anzuwenden, um es wieder zu gewinnen. Zwei der angeſehenſten Männer von Mailand, der Herzog von Seſſa und der Marquis Peskara, waren ſo durchdrungen von der weiſen Zweckmäßigkeit dieſer Beſtimmung, daß ſie von ihrer großen, überaus zahlreichen Hausgenoſſenſchaft die Erfüllung derſelben verlangten und erklärten: wer ſich ihr entziehe, würde ſofort aus dem Dienſt entlaſſen.

Auf dieſe Weiſe war es dem Kardinal möglich, den Abgrund von Sittenverderbnis und Irreligioſität kennen zu lernen, worin ſeine Diözeſe verſunken war. Daß man ihn als einen fanatiſchen Eiferer zu verſchreien ſtrebte, erfüllte ihn mit tiefem Kummer, weil ſein günſtiger Einfluß auf die Seelen dadurch gelähmt und ſeine biſchöfliche Autorität beeinträchtigt werden konnte; allein er verließ ſich auf den Beiſtand Gottes, publizierte ein ſtrenges Edikt gegen öffentliche Beleidigung der Sittlichkeit und erließ erneuerte Befehle über die Beobachtung der öſterlichen Kommunion, die Heiligung der Sonn- und Feſttage und die kirchlichen Faſtengebote, — lauter Dinge, uralt wie die Kirche

Feſt der Dornenkrone unſeres Herrn Jeſu Chriſti.

„**Exivit ergo Jesus portans coronam spineam.**“
Ev. Jo. 19.

Krone, meine ſüße Krone,
Alle Himmel öffnen ſich,
Und ich ſeh' vor Gottes Throne
Engel ſchweben, haltend dich.
Heller als des Himmels Strahlen,
Als der Heil'gen Glorienglanz,
Sind die Stacheln an dem kahlen
Blutgetränkten Dornenkranz.

Warum ſtrahlſt du, ſüße Krone,
Solchen Glanz aus, ſonnenklar?
Zum Geſpött, zum bittern Hohne
Flocht und brachte man dich dar,

ſelbſt, aber in Vergeſſenheit geraten durch die Zuchtloſigkeit, welche, wie ein wütender Wirbelwind, von Außen und Innen die Kirche beſtürmte. Perſönliche Beleidigungen und alle Schmach, die nur ihn ſelbſt traf, nahm er freudig mit dem geſchmäheten und verachteten Heiland an.

Es war aber bei weitem nicht damit abgetan, Verordnungen zu erlaſſen und auf deren Vollziehung zu beſtehen; — er ſelbſt wollte ſich überzeugen, ob und wie ſie befolgt wurden, und deshalb hielt er faſt ununterbrochen ſeine Viſitationen. Zweimal im Jahre durchreiſte er von einem Ende zum andern ſeine ganze Diözeſe, und es gab keine Stadt, keinen Flecken, kein Dorf, keinen Weiler, den er nicht beſucht, und keine Kirche, keine Kapelle, keine Schule, kein Kloſter, kein Hoſpital, keine Bruderſchaft, die er übergangen hätte. Mit welchen unerhörten Mühſalen dieſe Reiſen, die er aber für die allernützlichſten und notwendigſten ſeiner Unternehmungen hielt, verknüpft waren, kann man ſich einigermaßen vorſtellen, wenn man bedenkt, daß er in der Ebene der Lombardei die glühendſte Hitze, in den Gebirgsgegenden die bitterſte Kälte auszuſtehen hatte und daß er immer zu Pferde reiſte, mit ſo geringem Gepäck, daß er ſelbſt und jeder in ſeinem kleinen Gefolge ſeinen Mantelſack mit ſich führte. Im Gebirge war er oft genötigt, ſein Pferd zu verlaſſen und unter Regengüſſen, Schneegeſtöber, Sturm und Ungewitter, den Alpenſtock in der Hand, Steigeiſen an den Schuhen, einem kleinen Ränzel auf dem Rücken — um ſeinem Diener keine Laſt aufzubürden, — ſeinen Weg fortzuſetzen. Denn es ging zuweilen in Täler hinab und zu Höhen hinauf, bald über Glatteis, bald durch Waldbäche, wo man mehr auf Händen und Füßen kriechen mußte, als gehen, geſchweige reiten konnte. So kam er zuweilen nach Ortſchaften, wo noch nie ein Biſchof geſehen worden war. Überall zog er feierlich ein, nicht als hätte er für ſeine Perſon die armſelige Ehre eines feſtlichen Empfanges verlangt; aber um das Volk daran zu gewöhnen, in ihrem Oberhirten den Nachfolger der Apoſtel, den Geſandten Gottes, den Verkündiger des Evangeliums zu begrüßen. Ohne ſich einen Augenblick auszuruhen, begab er ſich dann in die Kirche, betete das Sanktiſſimum an, predigte oder erteilte den Segen und ging dann gleich an ſeine Viſitationsgeſchäfte. Nie nahm er Wohnung bei den wohlhabenderen oder angeſeheneren Leuten in einer Gemeinde; immer bei dem Pfarrer. Da herrſchte zuweilen ſo große Armut, daß die Mahlzeit aus Milch und Kaſtanien, das Lager aus Stroh oder dürrem Laub beſtand, und das war ihm gerade recht. Bei den Pfarrern, die größere Einkünfte beſaßen, hatte er feſtgeſetzt, daß der Tiſch bei ſolcher Gelegenheit nie reichlicher, als mit

Suppe und einem Gericht Fleiſch oder Gemüſe beſetzt werde; und dieſe Mahlzeit genoß dann ſeine Umgebung, während er ſelbſt in ſein Kämmerlein ſich zurückzog und mit Brot und Waſſer die geringen Anſprüche ſeines leiblichen Lebens befriedigte. In einem ſolchen armſeligen Kämmerlein mit einem ſchlechtverwahrten Fenſter und ohne Feuer bei ſcharfem Winterfroſt fand einer der Begleiter den heiligen Kardinal einſt in abgetragener dünner Soutane und wagte die Bitte, derſelbe möge ſich doch etwas wärmer kleiden. Allein der Kardinal erwiderte lächelnd: dieſer armſelige Rock wäre ſein perſönliches Eigentum; die übrigen Gewänder gehörten dem Kardinal und er brauche ſie nur dann, wenn er öffentlich auftrete.

Mit dieſer heiteren freiwilligen Armut verglichen, die ſich in der Vereinigung mit dem göttlichen Heiland ſo unſäglich reich findet, daß irdiſche Entbehrung ihr zur Wonne wird, — o wie nahm ſich dagegen die breite Sinnlichkeit jener deutſchen Irrlehrer aus, welche von ihrem Bierkrug unzertrennlich waren; und wie niedrig und lächerlich die winſelnde Klage der Prädikanten jener Zeit, daß ſie Weib und Kinder nicht gehörig ernähren könnten; — eine Klage, die ſich ſtets widerholte und ihren Grund darin hatte, daß ſich das Volk durchaus nicht an die Familienväter gewöhnen konnte, welche für Geiſtliche gelten ſollten und daher auch nicht für deren Unterhalt ſorgen mochte. Gerade das Ärgernis, welches das Volk hieran nahm, beweiſt, wie notwendig dem chriſtlichen Bewußtſein das Zölibat des Prieſters iſt und der Anſtoß, den der Prieſter gibt, wenn er ſich in ſeinem Wandel gegen die Sittenreinheit verfehlt, iſt ein glänzendes Zeugnis für die Heiligkeit, zu welcher er durch Gottes Gnade und treue Mitwirkung in ſeinem Stande berufen iſt.

Bei keiner Viſitation unterließ der Kardinal eine entſprechende Rede zu halten, welche den örtlichen Bedürfniſſen angepaßt war. Deshalb mußten ihm die Pfarrer, die Kloſterobern, die Vorſteher von Bruderſchaften 2c. 2c. die ſchwachen Seiten ihrer Gemeinden und Genoſſenſchaften angeben und danach richtete er dann ſeine Ermahnungen und Belehrungen praktiſch ein. Einzelne Perſonen, die irgendwie Anſtoß gaben, ließ er dann auch noch zu ſich rufen und ſuchte ſie mit Liebe zu Reue und Buße zu bekehren. Die Ausſpendung des heiligſten Sakramentes des Altars war ſeine höchſte Wonne und wenn auch die Kirche überfüllt und die Volksmenge erdrückend war, — er ließ ſich nicht ablöſen bei der heiligen Verrichtung. Die Ausſpendung des Sakramentes der Firmung bildete gewöhnlich den Schluß einer Kirchenviſitation. Da ſeine Vorgänger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle gerade dieſe Ausſpendung in trauriger

Nachläſſigkeit verſäumt hatten, ſo fanden ſich in den erſten Jahren Tauſende und Tauſende und unter ihnen viele Greiſe ein, welche dies Sakrament von ihm begehrten.

Die größte körperliche Anſtrengung war aber mit der Einweihung neuer Kirchen verbunden. Da nun ſehr viele ganz neu aufgeführt, andere aber erneuert und vergrößert, viele mit neuen Altären verſehen wurden, ſo kamen dieſe Einweihungen dermaßen häufig vor, daß auf einer Viſitationsreiſe von achtzehn Tagen einſt vierzehn neue Kirchen eingeweiht wurden. Dieſe heilige Handlung, welche dem in Brotsgeſtalt verborgenen Gott eine neue Stätte zwiſchen den Menſchenkindern weiht und einen neuen Tabernakel für ihn aufſchlägt, währte mit Inbegriff von Hochamt und Predigt mindeſtens ſechs Stunden und der heilige Kardinal bereitete ſich ſtets durch ein ſtrenges Faſten und durch Nachtwache mit Gebet darauf vor. Wie anſtrengend nun auch alle dieſe Verrichtungen waren, nie äußerte er die mindeſte körperliche Erſchöpfung. Die göttliche Liebe, die in ſeinem Herzen brannte, erhob ihn über jede Schwäche der Natur und führte ihm die Kräfte zu, die dem Urquell aller Gnaden entſtrömen und die ein reines Gefäß begehren, um ſich mit einer Fülle in dasſelbe zu ergießen, von welcher der erdenwärts gerichtete Sinn freilich keine Vorſtellung hat.

VIII.

Da unſer Heiliger mit vollem Bewußſein des ihm übertragenen erhabenen Amtes und deſſen Verantwortlichkeit zu Werk ging, konnte ihm vielfacher Widerſtand nicht fehlen. Er hielt die geiſtliche Gerichtsbarkeit, die ihm als Erzbiſchof in gewiſſen Fällen zukam, mit großer Feſtigkeit aufrecht, ohne ſich durch das Geſchrei der weltlichen Behörden, er tue Eingriffe in ihr Recht, einſchüchtern zu laſſen und ohne die Beleidigungen zu beachten, die man ſich gegen ſeine Perſon zu Schulden kommen ließ. Er übertrug die Entſcheidung der fraglichen Angelegenheiten dem Papſte und fuhr gelaſſen in ſeinen Reformen, welche Klöſter und Stifter ſowohl wie die Weltgeiſtlichkeit trafen, und in Ausübung anderweitiger Konziliumsbeſchlüſſe von Trient fort.

Zu dieſen Beſchlüſſen gehörte es, daß jeder Biſchof alljährlich eine Synode ſeines Pfarrklerus, und jeder Erzbiſchof alle drei Jahre eine Synode der Biſchöfe, welche ſeine Kirchenprovinz bildeten, zuſammen zu rufen habe. Sie hatten den Zweck, die genaueſte Auskunft über die kirchlichen und religiöſen Verhältniſſe, Bedürfniſſe, Mißſtände, Unordnungen, welche in der betreffenden Diözeſe und Kirchenprovinz obwalteten, zu geben, worauf dann die Oberhirten die wohlerwogenen Mittel in Vorſchlag brachten, durch deren Anwendung und treue Befolgung den Mängeln abzuhelfen und das Gute zu vervollkommnen war. Der Kardinal Borromäus hatte die Überzeugung, daß es zur Wiederaufrichtung verfallener Kirchenzucht und Auffriſchung vergeſſener oder verabſäumter Satzungen, zur Beförderung eines würdigen Gottesdienſtes, zur Erhaltung der Glaubenslehre in ihrer vollen Reinheit, kurz zum Heil aller Gläubigen, der Prieſter wie der Laien, kein Mittel gebe, das anregender, wirkſamer und nachhaltiger ſei. Nachdem er alſo im Jahre 1567 eine äußerſt gründliche Viſitation ſeiner Diözeſe gehalten, einen Überblick über deren Vernachläſſigung bekommen und mit zuverläſſigen und erfahrenen Männern die Abhülfe der Übelſtände erwogen hatte, berief er im Jahre 1568 ſeine erſte Diözeſanſynode nach Mailand.

Er hielt ſie mit größter Feierlichkeit und Andacht, denn ohne die Hülfe von Oben, ohne den Gnadenbeiſtand des Heiligen Geiſtes, der die Gemüter für den Gehorſam, die Selbſtverleugnung, die Demut willig machen muß, wäre alle Arbeit und Anſtrengung umſonſt geweſen. Am Tage der Eröffnung verfügte er ſich mit dem ganzen Klerus in Prozeſſion nach dem Dom, wo der Kardinal mit einem Hochamt die Sitzung eröffnete. Nach demſelben ſorgte er dafür, daß die anweſenden Laien den Dom verließen. Alle Geiſtlichen — die Chor-

und Stiftsherren, die Dekane und Pfarrer. — nahmen ihre Plätze ein und er ſelbſt beſtieg die Kanzel und redete mit einer Freiheit, einer Liebe, einem Ernſte, einer Salbung, welche die Herzen ſeiner Zuhörer abwechſelnd rührten, zerknirſchten, hinriſſen und erhoben. Er war und er ſprach ſo erfüllt vom Feuer des heiligen Geiſtes, daß es in unbeſchreiblicher Weiſe aus ihm hervorſtrahlte und daß niemand in den Glanz ſeines Angeſichtes blicken konnte, ohne das heiße Verlangen zu fühlen: O wär' ich wie er! — Drei Tage dauerte die Synode. Die Ermahnungen, Belehrungen und Verfügungen betrafen nicht nur die öffentlichen Zuſtände von Kirchen und Klerus, nicht bloß den äußeren Wandel und die innere Führung der Prieſter, ſondern erſtreckten ſich ſogar auf ihre Kleidung, ihr Benehmen, ihr Haar, ihre Tonſur und ähnliche Dinge, welche den oberflächlichen Leuten als unanſehnlich erſcheinen, während ſie doch im Einklang ſein ſollen mit der übernatürlichen Würde, welche der Prieſter nie aus den Augen ſetzen darf. Nach dem Schluß der Synode empfing der Kardinal im beſonderen jeden Geiſtlichen, der ihm noch Mitteilungen zu machen wünſchte, und gab jedem die Ratſchläge und Lehren, welche ihm perſönlich am heilſamſten waren. Faſt keiner kehrte zu ſeiner Gemeinde zurück, der nicht von neuem Eifer belebt und von dem feſten Vorſatz erfüllt geweſen wäre, ſich nach dem Beiſpiel des Erzbiſchofs aus allen Kräften der Seelſorge zu widmen.

Die Provinzialſynoden, die er alle drei Jahre mit ſeinen Suffraganbiſchöfen zu halten hatte, wurden mit noch größerer Feierlichkeit begangen. Er ſelbſt zog ſich einige Tage vorher in die Einſamkeit zurück, um ſeine Seele durch ſtille Sammlung vor Gott, anhaltendes Gebet und ſchwere demütige Bußübungen mehr und mehr von jeder ſelbſtſüchtigen, eigenwilligen Regung abzulöſen und der Einſprache des Heiligen Geiſtes würdig zu machen. In gewöhnlichen Zeiten gönnte er ſich vier Stunden Schlaf; in dieſer Zeit aber durchwachte er die ganzen Nächte im ernſten Nachdenken und andächtiger Betrachtung das bevorſtehende große Werk vor Gott erwägend. In einem Hirtenbrief ermahnte er das Volk, durch eifriges Gebet und den Empfang der heiligen Sakramente die göttliche Barmherzigkeit um einen recht glücklichen Erfolg dieſer Synode anzuflehen. Im Dom wurde das heiligſte Altarsſakrament im vierzigſtündigen Gebet zur öffentlichen Anbetung ausgeſetzt und von allen Pfarreien, allen Ordensgeiſtlichen, allen Kapiteln der Reihe nach in Prozeſſion beſucht, — wo dann bei jeder Prozeſſion ein Prieſter eine paſſende geiſtliche Betrachtung hielt. Nichts verſäumte der Kardinal, um die innige Gemeinſchaft zu knüpfen, durch welche die geiſtliche Herde mit ihrem Oberhirten, die Diözeſe mit ihrem Biſchof verbunden ſein ſoll. Deren Heil — das war ſeine feſte Überzeugung, — gehe einzig und allein von der Frömmigkeit, der Sorgfalt, der Wachſamkeit, dem Tugendbeiſpiel der Biſchöfe aus; und wiederum ziehe das Gebet der Gläubigen dieſe übernatürlichen Gaben auf die Biſchöfe herab, ſo daß ſich die ſegenreichſte Wechſelwirkung zwiſchen Hirt und Herde kund gebe und das ſo überaus heilbringende liebliche und erhabene Verhältnis eines Vaters zwiſchen ſeinen Kindern geiſtlicher und übernatürlicher Weiſe zuwege bringe.

Mit größter Umſicht und Genauigkeit richtete der Kardinal ſein Augenmerk auf Sitten und Wandel jedes ſeiner Suffraganbiſchöfe, auf deſſen Art ſeine Diözeſe zu verwalten und zu regieren, auf deſſen Verwendung der kirchlichen Einkünfte, auf deſſen Beobachtung der Beſchlüſſe von Trient, auf Not- und Übelſtände in den verſchiedenen Diözeſen. Dieſe Punkte beſprach und beriet er mit ihnen, feuerte auch ſie zu heiligem Eifer an, ließ es an keinem wirkſamen Mittel fehlen, um ſie für eine gründliche und aufrichtige Reform zu gewinnen und ſetzte dann mit ihnen diejenigen Dekrete feſt, welche zur Ausübung in der ganzen Kirchenprovinz, deren Metropolit er war, kommen ſollten. Während der neunzehn Jahre ſeiner Reſi-

Und ein Haupt, das wundgeſchlagen,
Eine Stirne leichenblaß,
Muß mit heißer Qual dich tragen,
Feucht vom Schweiß, vom Blute naß.

Und es muß der Mann der Schmerzen,
Unnennbar erſchöpft vom Leid,
Wund am Leibe, wund im Herzen,
Mit der Krone Schmachgeſchmeid
Bittern Wegs zur Richtſtatt ſteigen
Und gekreuzigt an dem Pfahl
Sterben unter deinen Zweigen,
Hohnvoll ſcharfe Dornenqual.

Ja! — und doch an dieſem Dorne
Hängt des Himmels Seligkeit,
Denn der Kranz hat von dem Zorne
Unſers Gottes uns befreit.
Dornen, die ſeit Adams Sünde
Sinnbild ſind dem Sündenfluch,
Wurden eine Opferbinde,
Die das Lamm aus Liebe trug.

denz in Mailand brachte der heilige Kardinal es wirklich dahin, ſechs Provinzialſynoden zu halten, — was freilich einige ſeiner Suffraganbiſchöfe, beſonders Anfangs, etwas beſchwerlich fanden; aber er ließ ſich durch dergleichen Äußerungen nicht im geringſten in der Ausübung der großartigen Aufgabe ſtören, welche das Tridentiniſche Konzil, kraft ſeiner Vollmacht und Spruchgewalt, im Namen des Heiligen Geiſtes den Vätern und Oberhirten der Kirche zur Herſtellung uralter heiliger Disziplin gemacht hatte. Unverwandten Auges und feſten Schrittes verfolgte er ſein Ziel: die Heiligung. Sich ſelbſt heiligen, ſein Volk heiligen; — nichts anderes wollte er, aber das wollte er durchaus.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verfolgung dieſes Zieles ein unausgeſetzter Kreuzesweg voll Dornen und Martern war und auf tauſendfache Hemmniſſe, auch der roheſten und gemeinſten, der beleidigendſten und gewalttätigſten Art ſtieß. Einige Frauenklöſter z. B., in denen die Ordensregel nur noch wenig Beachtung fand, widerſetzten ſich aus allen Kräften nicht bloß der Reform, ſondern ſogar der Viſitation des Kardinals. Sie ließen ihn wiſſen, daß ſie infolge eines Privilegiums nur dem Generalobern ihres Ordens Rechenſchaft ſchuldeten und von der erzbiſchöflichen Gerichtsbarkeit ausgenommen wären. Allein er überwies ſie des Gegenteils, nahm die Viſitation vor, fand alle Bande des Gehorſams und der Ordnung in kläglichem Verfall, und ſo wenig guten Willen um ſie herzuſtellen, und eine ſo heftige Abneigung gegen ſeine Ermahnungen, daß er für den Augenblick nichts tun mochte, als mit völliger Teilnahmloſigkeit den Strom von Vorwürfen und Schmähungen verrauſchen zu laſſen, mit dem die Ordensfrauen ihn überſchütteten, — immer in der Hoffnung, ſie würden ſich nach und nach beruhigen und dann der Reform geneigter werden. Als dies aber nicht der Fall war und das Ärgernis fortdauerte, verteilte er die widerſpenſtigen Ordensfrauen in andere Klöſter ihrer Regel, und beſetzte das ihre mit einer beſſer geordneten Genoſſenſchaft.

Weiter als dieſe Nonnen gingen in ihrer Widerſetzlichkeit die Chorherren des Stiftes Santa Maria della Scala in Mailand ſelbſt. Auch ſie gaben zu manchem Anſtoß Veranlaſſung; auch ſie hatten wenig Luſt, ihr zügelloſes Leben zu ändern; auch ſie ſchützten ein „Privilegium“ vor, das ſie der Jurisdiktion des Kardinals entziehe und von ſeiner Viſitation befreie; auch ſie wurden des Gegenteils belehrt und zwar vom Papſt Pius V. ſelbſt, von dem der Kardinal die Sache unterſuchen und entſcheiden ließ. Als aber der Kardinal ihnen ſeine Viſitation ankündigen ließ, ſchloſſen ſie Tür und Tor, erklärten, daß Kirche und Kapitel dem

König von Spanien gehöre und daß der Erzbiſchof nichts darin zu tun habe. Indeſſen nahte ſich der Kardinal, der Sitte der Zeit gemäß im Pontifikalſchmuck und auf einem weißen Maultier reitend der Kirche. Ein Kleriker ritt ihm voran und trug ihm das erzbiſchöfliche Kreuz hoch emporgehoben vor. Andere folgten ihm zu Pferde. Die Chorherren rafften Geſindel aus der Nachbarſchaft zuſammen, das ſogar mit Feuergewehren bewaffnet war und unter dem wütenden Geſchrei: „Spanien! Spanien!“ — als ob der Kardinal ein Rebell gegen die Rechte des Königs ſei, — warfen ſie ſich ihm entgegen, um ein Fortſchreiten gewaltſam zu hindern. Er ſtieg ſogleich vom Maultier ab, ergriff das erzbiſchöfliche Kreuz und ſchritt ruhig dem großen Portal der Kirche von Santa Maria della Scala zu. Schwerter blitzten ihm entgegen, Hellebarden ſenkten ſich gegen ſeine Bruſt, Flintenſchüſſe wurden auf ihn abgefeuert, die Splitter vom Kreuz in ſeiner Rechten losriſſen. Er befand ſich in größter Lebensgefahr; aber gelaſſen ſchritt er vorwärts. Da warfen ſie in höchſter Wut die Türflügel des Portals vor ſeinen Augen dröhnend zu, ließen ihre Glocken läuten und verkündeten die Exkommunikation des Kardinals, weil er ihre Privilegien verletzt habe. Er begab ſich ſogleich in den Dom, wo er ſich in heißem Gebet vor Gott niederwarf. Dann exkommunizierte er die aufrühreriſchen Chorherren, zeigte den Vorfall dem königlichen Statthalter und dem Senat an, und erſtattete darüber ſowohl dem Papſt, als auch dem König von Spanien nach Madrid einen ausführlichen Bericht.

Die weltlichen Behörden Mailands, immer geneigt, das Recht der geiſtlichen Gerichtsbarkeit als eine Beeinträchtigung der königlichen Macht, welche ſie vertraten, anzuſehen, — brachten dem Kardinal eine ſolche Maſſe von Verdrießlichkeiten zuwege, daß ſeine Freunde und Verwandten ihm rieten, nachgiebig zu ſein und nicht überall den Anſpruch an die geiſtliche Jurisdiktion zu erheben. Aber mit unerſchütterlicher Entſchiedenheit blieb er dabei, das Recht der Kirche um kein Haar breit verkümmern zu laſſen, während er für ſeine Perſon nichts ſehnlicher wünſchte, als ſich von ſeinem hohen und ſchweren Amte in die ſtille Abgeſchiedenheit zurückziehen zu dürfen, und den Frieden ſo liebte, daß er oftmals bei den Zerwürfniſſen mit dem Statthalter oder dem Magiſtrat zu ſagen pflegte: „Bin ich ſchuld an dieſen Stürmen, ſo werfe man mich, wie den Jonas, über Bord und ins Meer.“ Indeſſen beſchwichtigte ſich allmählich der Sturm. Papſt Pius V. erließ mahnende und liebevolle Schreiben an diejenigen, welche ſich gekränkt wähnten und ſchrieb unter Andern dem Senat von Mailand: „Durch nichts kann die weltliche Gewalt mehr befeſtigt werden, als durch das Anſehen, in welcher die geiſtliche Jurisdiktion ſteht. Alles dasjenige, was zur Befeſtigung der geiſtlichen Herrſchaft dient, trägt auch unmittelbar zur Sicherung und Kräftigung der weltlichen bei, da jene die einzig wahre Grundlage für dieſe iſt. Die Ehrfurcht, welche Fürſten und Magiſtratsperſonen den Prälaten der Kirche beweiſen, veranlaßt ihre Untertanen und Untergebenen, auch ihnen treu und gehorſam zu ſein.“ Die Chorherren von Santa Maria della Scala kamen zur Erkenntnis, taten öffentlich vor den Türen des Domes dem Kardinal Abbitte, worauf er die Exkommunikation von ihnen zurücknahm und ſie wieder zur Kirchengemeinſchaft zuließ. Der Prieſter Barbeſta aber, der ſich erkühnt hatte, die Exkommunikation gegen ſeinen Oberhirten zu ſchleudern, war gemäß den Beſtimmungen der Kirchengeſetze gefänglich eingezogen und ſeine Sache ſollte gerichtlich unterſucht und entſchieden werden. Es fand ſich aber niemand, der ſeine Verteidigung übernehmen wollte. Der Kardinal ließ es zur öffentlichen Kunde kommen, daß man ihm durch die Verteidigung Barbeſta's eine Gefälligkeit erweiſe. Umſonſt! Niemand hatte Mitleid mit dem betörten Prieſter und es fand ſich niemand — als der Kardinal ſelbſt. Er bat den Papſt um Gnade für Barbeſta, und als in Folge ſeiner Fürbitte dieſer nur mit der Verweiſung aus

Mailand beſtraft wurde, hob der Kardinal auch dieſe leichte Strafe ſehr bald wieder auf.

IX.

Und doch gab es immer noch Verſtockte, welche unerſchüttert durch ſeine Entſchloſſenheit, ungerührt durch ſeine Milde, hartnäckig im Widerſtreben gegen ebenſo notwendige als heilſame Maßregeln der Reform verblieben! Dazu gehörten ganz beſonders die Mönche aus dem Orden der Humiliaten. Dieſer Orden war ſehr in Verfall geraten. In ſeinen 94 Klöſtern lebten nur 174 Mitglieder, — alſo nicht einmal zwei in jedem Hauſe. Ohne Eifer im Dienſte der Seelen, verzehrten und verſchleuderten ſie ihre Einkünfte, welche ſie nur als Verwalter der Armen Chriſti beſitzen ſollten, und dachten nicht an dieſe heilige Verpflichtung. Jeder Orden hat in Rom einen Kardinal zum Protektor, ſteht unter deſſen beſonderem Schutz und läßt vorzüglich ſeine Anliegen bei dem römiſchen Stuhl durch denſelben beſorgen und befürworten. Kardinal Borromäus war Protektor der Humiliaten, die hauptſächlich nur in der Lombardei ſich angeſiedelt hatten. Kaum war er nach Mailand gekommen, als er ſich ihre Reform ſehr angelegen ſein ließ und wirklich nicht bloß ſtrengere Regeln über Zucht und Ordnung einführte, ſondern ſie auch aufrecht hielt. Da alle Verſuche, zu der früheren Zügelloſigkeit der Lebensweiſe zurückzukehren, an der Wachſamkeit und Entſchiedenheit des Kardinals ſcheiterten, verſchworen ſich drei Pröpſte des Ordens zu ſeinem Untergang, teilten ihre Abſicht auch einigen anderen Mitgliedern mit und fanden unter ihnen einen zweiten Judas, Namens Farina, der ſich von ſelbſt um den Preis von 40 Talern zur Ausführung des Meuchelmordes bereit erklärte.

Nachdem er das Blutgeld verpraßt hatte, verſchaffte er ſich durch Raub zwei Piſtolen und wartete auf eine günſtige Gelegenheit. Dieſe fand ſich leicht. Der Kardinal verſammelte ſich mit ſeinen Hausgenoſſen jeden Abend, wenn der engliſche Gruß geläutet wurde, in der Kapelle ſeines Palaſtes, wo eine Stunde dem Gebet, der ſtillen Betrachtung und dem Pſalmengeſang gewidmet wurde. Wer von außerhalb dieſer Andacht beiwohnen wollte, hatte freien Zutritt, und es fanden ſich immer viele Leute aus der Stadt dabei ein. Am 27. Oktober 1569 erſchien auch Farina mit frecher Bosheit an heiliger Stätte. Auf einem Betſchemel in der Mitte der Kapelle vor dem Altar, den Rücken der Türe zugewendet, kniet der Kardinal tief in Andacht verſunken, während der Chor die Troſtesworte des Heilandes an ſeine Jünger ſingt: „**Non turbetur cor vestrum.**“ Farina naht ſich ihm bis auf vier oder fünf Schritte und feuert die mit einer Kugel und ſtarkem Schrot geladene

Piſtole gerade auf den Kardinal ab. Der Schuß mußte tödlich ſein. Der Kardinal ſelbſt glaubte es, als er die Erſchütterung erhielt und der Schuß vor ſeinem Ohre fiel. In freudiger Hingebung opferte er Gott ſein Leben auf und erhob Blick und Hände gen Himmel. Es entſtand eine allgemeine Verwirrung; der Chorgeſang verſtummte; Einige wehklagten; Andere wollten fliehen; Alle hatten ſich erhoben; nur der Kardinal veränderte nicht ſeine Stellung und bat mit ſanft erhobener Stimme, niemand möge die Kapelle verlaſſen und jeder ſeine Andacht fortſetzen. Alle begaben ſich auf ihre Plätze zurück und mit himmliſcher Seelenruhe und heiterem Antlitz blieb der Kardinal bis zum Schluſſe auf ſeinem Betſchemel knien. Dann erhob er ſich und nun fand man, daß die Kugel, die ihn hatte durchbohren ſollen, nicht einmal ſeine Kleidung verletzt, nur einen ſchwarzen runden Fleck auf ſein Rochet gemacht hatte und dann zu ſeinen Füßen niedergerollt war. Ein Schrotkorn war durch ſeine Kleider bis auf die Haut gedrungen, aber ohne ſie zu verwunden, während doch andere Schrotkörner tief in Holzwerk und Mauer fuhren.

Eine heftige Erbitterung über die ruchloſe Tat und freudige Teilnahme über die wunderbare Rettung des Kardinals gab ſich in ganz Mailand kund. Der königliche Statthalter Herzog von Albuquerque eilte ſogleich in den erzbiſchöflichen Palaſt und bot dem Kardinal mit freundſchaftlichſter Sorgfalt alle möglichen Maßregeln der Sicherheit und der Nachforſchung an. Aber der Kardinal lehnte beides ab und ſagte, er habe dem Übeltäter durchaus vergeben und wünſchte keineswegs deſſen Beſtrafung. Da niemand beleidigt ſei, als nur ſeine eigene Perſon und da Gott ſelbſt dieſe ſo wunderbar beſchützt habe, ſo finde er es genügend, den Unglücklichen der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Nachdem er freundlich und dankbar die zahlreichen Beileidsbeſuche empfangen hatte, brachte er in ſeiner Weiſe Gott ſeinen Dank dar, indem er mit dem ganzen Klerus der Stadt eine feierliche Prozeſſion hielt, dann aber in die Karthauſe von Garignano ſich begab. In ſtiller Abgeſchiedenheit faßte er dort den Entſchluß, dies Leben, welches ihm durch eine ſo außerordentliche Fügung der göttlichen Gnade erhalten war, mit verdoppeltem Mut und erneuertem Eifer der Ehre Gottes und dem Heil der Seelen zu widmen. In einem ganz kurzen, einfachen Schreiben äußert er ſich gegen den Papſt über dies Ereignis, indem er ſchreibt:

„Heiligſter Vater! Der Prälat Ormanetti wird dasjenige, was ſich mit mir vor drei Tagen zutrug, zur Kunde Eurer Heiligkeit bringen. Obgleich dies Ereignis Ihr lebhaftes Mißfallen erregen wird, ſo bin ich doch auch überzeugt, daß der Beweis von der ganz beſonderen Barmherzigkeit Gottes, die ſich auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe in demſelben geoffenbart hat, Ew. Heiligkeit die größte Freude verurſachen werde. Gewiß nicht meinetwegen hat die göttliche Gnade dieſes Wunder tun wollen, denn ich Unwürdizer konnte es ja nicht verdienen: ſondern aus Rückſicht für den heiligen Ort, an welchem das Verbrechen begangen werden ſollte, — oder des Amtes halber, das ich bekleide, — oder auch, um mir noch längere Friſt zur Buße zu laſſen, deren ich, wie mir wohl bewußt iſt, ſo dringend bedarf, — oder vielleicht auch anderer Urſachen halber, die wir in unſerer Beſchränktheit zu ergründen nicht im Stande ſind. Deshalb glaube ich denn auch, daß dieſer Vorfall geeignet ſein dürfte Ew. Heiligkeit mehr Freude als Mißfallen zu verurſachen. Was mich betrifft, ſo danke ich Gott für die von ihm empfangene ſeltene Wohltat mit ganzer Inbrunſt des Herzens und hege die Hoffnung, daß dies Ereignis zur Verherrlichung des göttlichen Namens beitragen werde.“ Wenn der Kardinal beſtürmt wurde, für ſeine Sicherheit einige Sorge zu tragen, ſo gab er lächelnd zur Antwort, die Gebete ſeiner gläubigen Herde für ſeine Erhaltung beſchützten ihn mehr, als ein ganzes Regiment Soldaten.

Dieſe Begebenheit wendete dem Kardinal viele Gemüter zu, die ihm bisher nicht wohlwollten. Sie

Dornen, Sproſſen alles Böſen,
Wuchernd in der Sinne Schooß,
Riß, um uns vom Fluch zu löſen,
Blutend Er vom Haupt uns los.
Daß nicht unſer Fuß mehr irre,
Dem der Dorn den Weg geraubt,
Schlang Er Sich das Dorngewirre
Um Sein göttlich reines Haupt.

Daß nicht Pein der ew'gen Strafe
Uns ereile im Gericht,
Scheut Er Selbſt, der Liebe Sclave,
Dorn und Wunden für uns nicht.
Tagt den Seelen hier im Streite
Mählig dann des Friedens Ruh,
Zärtlich führt Er Seine Bräute
Still der Dornenkrone zu.

Seines Erdenlebens Habe,
Dornen — theilt Er Ihnen mit,
Seiner Liebe Morgengabe,
Dornen ſind es, die Er litt.

wurden erſchüttert, weil Gott ſo augenſcheinlich mit ihm war und ihre Gleichgültigkeit oder Widerſpenſtigkeit ging in Bewunderung und Ergebenheit über. König Philipp II. von Spanien befahl ſogleich dem Herzog von Albuquerque, in keiner Weiſe die Ausübung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit zu hemmen, die der Kardinal zum größten Vorteil der Kirche ſo weiſe handhabe, — und alles aufzubieten, um das Verbrechen zu enthüllen. Pius V. ſchickte den Biſchof von Lodi als apoſtoliſchen Delegaten nach Mailand, um die Unterſuchungen über die Miſſetat anzuſtellen, obwohl der heilige Kardinal alles aufgeboten hatte, um dieſe Sendung zu hintertreiben. Aber es lag dem Papſt am Herzen, ein ſolches Attentat nicht ungeſtraft begehen zu laſſen. Die Schuldigen wurden entdeckt, indem der eine Propſt, in der Hoffnung ſich zu retten, den Farina als den Meuchelmörder angab. Dieſer wurde vom Herzog von Savoyen, bei dem er in Kriegsdienſt getreten war, ausgeliefert, bekannte die Tat und nannte die drei Pröbſte als deren Anſtifter. Zum tiefſten Schmerz des Kardinals, der es weder an Bitten noch Fürſprache in Rom fehlen ließ, um Begnadigung zu erwirken, wurden alle vier durch die Degradation aus dem geiſtlichen Stande ausgeſtoßen und am 28. Juli 1571 hingerichtet. Bei der traurigen Zeremonie der Degradation, als ihnen das

Ordenskleid vom Leibe geriſſen wurde, äußerten Alle, und beſonders Farina, die größte Reue; der Kardinal aber war in grenzenloſer Betrübnis aus Mailand geflohen und nach der Schweiz gegangen.

Dort ſetzte er es bei der zum größeren Teile proteſtantiſchen Tagſatzung durch, daß aus dem Kanton Teſſin, der unter der geiſtlichen Gerichtsbarkeit von Mailand ſtand, proteſtantiſche Schullehrer enfernt wurden, die ſich unter dem Vorwand, ſchöne Wiſſenſchaften zu lehren, dort eingeſchlichen hatten. Ferner, daß kein proteſtantiſcher Landvogt über kirchliche und religiöſe Angelegenheiten in katholiſchen Ortſchaften zu entſcheiden habe; und endlich, daß es den Katholiken der italieniſchen Schweiz ausdrücklich verboten würde, ihre Söhne zur Erlernung eines Handwerkes oder der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, in einen proteſtantiſchen Kanton zu ſchicken, da dies allzu leicht die Trübung des katholiſchen Glaubens zur Folge habe, der doch in ſeiner Reinheit von höherem Wert ſei, als alle weltlichen Kenntniſſe. Die proteſtantiſchen Mitglieder der Tagſatzung waren wenig geneigt, auf dieſe Anträge einzugehen; allein der Abgeordnete des Kardinals betrieb die Sache ſo geſchickt und einſichtsvoll, und die allgemeine Ehrfurcht vor dem heiligen Karl Borromäus war ſelbſt bei den Irrgläubigen ſo groß, daß die Anträge angenommen und ausgeführt wurden — zum höchſten Erſtaunen der Katholiken ſelbſt. Daß das Gift der falſchen Lehre nicht weiter vordrang, verdankte die Lombardei dem energiſchen Einſchreiten und der erhabenen Perſönlichkeit des Kardinals.

Er durchreiſte inzwiſchen die katholiſchen Kantone, deren Kardinal-Protektor er ebenfalls war und ward überall mit grenzenloſem Jubel empfangen. Scharenweiſe ſtrömte das Volk herbei und holte ihn in Prozeſſion ein. Auch Proteſtanten kamen, um ihn zu ſehen und ſeinen Segen zu empfangen und laut verkündeten ſie, was er lehre und predige dürfe man, bei ſeiner Gottſeligkeit des Wandels, getroſt und ſicher glauben. In Unterwalden hielt er am Altar des ſeligen Nikolaus von der Flüe ein feierliches Hochamt und ſpendete einer zahlloſen Volksmenge die heilige Kommunion. In Einſiedeln, wo die liebe Mutter Gottes ſo gnädig iſt, ergoß ſich ſein Herz in glühenden Gebeten und Tränen. Von St. Gallen aus beſuchte er ſeine Schweſter Hortenſia, vermählte Gräfin von Altamps auf dem Stammhaus ihres Gemahls, Schloß Hohenems.

„Als er nach Mailand zurück kam, fiel ihm eine ſchwere Sorge zu, denn infolge einer höchſt kärglichen Ernte brach in der ganzen Lombardei Hungersnot aus. Nichts lag ihm jetzt ſo am

Herzen, als daß nur niemand in Mailand vor Hunger umkomme. Er ließ nicht nur ſeine gewöhnlichen Almoſen verdoppeln, ſondern auch Getreide, Reis und Hülſenfrüchte in Maſſen aufkaufen. Große Gefäße mit zubereitetem Gemüſe und Gerüſte mit Brot ſtanden täglich im Vorhof des erzbiſchöflichen Palaſtes in Bereitſchaft, und wer ſich hier meldete, erhielt für den Tag die erforderliche Nahrung. Gegen 3000 Arme empfingen täglich dieſe Wohltat. Darüber wurde ſeine Kaſſe leer; allein die Reichen und Wohlhabenden der Stadt ſtellten ihm auch von ihren Mitteln zur Verfügung, ſo daß wirklich, wie durch ein Wunder, kein Menſch den Hungertod ſtarb. Die großen Anſtrengungen, in denen er fortwährend lebte, zogen ihm im Frühling 1572 ein ſchleichendes Fieber zu, das mit einem hartnäckigen Kartarrh verbunden war und ihn mit Schwindſucht bedrohte. Da ging am 1. Mai Pius V. in die Ewigkeit und obgleich die Ärzte erklärten, daß der Kardinal unmöglich die weite Reiſe aushalten könne, beſann er ſich doch keinen Augenblick, ſeine Pflicht zu tun, zum Konklave nach Rom zu reiſen und das Seine zur Wahl eines würdigen Oberhauptes der Kirche beizutragen. Ein ſolches wurde ſchnell und einſtimmig gewählt in der Perſon des Kardinals Hugo Buoncompagni aus Bologna, der als Gregor XIII. große Erwartungen glänzend rechtfertigte. Mit raſtloſem Eifer und gründlicher Einſicht für das Wohl der Kirche bedacht, ging ſeine größte Sorgfalt dahin, Seminare und geiſtliche Bildungsanſtalten in und außerhalb Italiens hervorzurufen und durch ſie, im Geiſt des tridentiniſchen Konziliums, ſowohl eine haltbare Vormauer gegen die Irrlehre, als eine dauernde Hebung der Kirchenzucht zu begründen. Auf dringendes Anſuchen des Papſtes mußte ſich der heilige Karl Borromäus entſchließen, ein halbes Jahr in Rom zu verweilen, wo ſein gottſeliges Leben eine wahre Predigt der evangeliſchen Vollkommenheit war. Seine Geſundheit hatte ſich in Rom von dem Augenblick an hergeſtellt, als er die ärztliche Behandlung aufhob.

Nach Mailand zurückgekehrt beſchäftigte er ſich mit der Gründung von zwei neuen, großartigen Inſtituten: ein Kollegium für den jungen Adel war dazu beſtimmt, die Söhne vornehmer Familien für die höheren Stellen und Ämter zu erziehen und zu bilden, welche ihrer in der bürgerlichen Geſellſchaft warteten; — das andere wurde ein Jeſuitenkollegium, das weſentlich die theologiſche Bildung des mailändiſchen Klerus förderte. Papſt Pius V. hatte infolge des Attentates auf den Kardinal und anderer Anſtöße, welche die Humiliaten gaben, dieſen Orden aufgelöſt und der Kardinal die Erlaubnis erhalten, ihre liegenden Gründe zu anderweitigen kirchlichen Stiftungen zu verwenden. Die ehemalige Humiliaten-Propſtei Brera mit ihren Gebäuden und Gärten wurde in das Kollegium der Jeſuiten verwandelt, während der Kardinal ihnen ſeine Abtei zu Arona, die er einſt als Knabe erhalten hatte, zum Noviziat anwies. Das Kollegium der Brera genoß bald einen ſolchen Ruf, daß man es dem Kollegium Romanum in Rom an die Seite ſtellte, welches als die vorzüglichſte geiſtliche Bildungsanſtalt der Chriſtenheit betrachtet werden kann, und von Papſt Gregor XIII. gegründet und der Leitung der Jeſuiten übergeben wurde. Der Kardinal berief auch den der Seelſorge gewidmeten, friſchen und eifrigen Orden der Theatiner nach Mailand, damit alle und jede Rebe des geiſtlichen Weinberges Pflege finden möge.

X.

Alle fünfundzwanzig Jahre pflegt die Kirche ein Jubiläum der ganzen Chriſtenheit zu feiern. Chriſtus hat ihr durch die Schlüſſelgewalt die Schätze ſeiner Gnade zur Obhut und Verwaltung anvertraut und während ſie täglich und ſtündlich auf dem ganzen Erdball, wo eine katholiſche Gemeinde iſt, durch ihre Prieſter die verſchiedenen Sakramente ſpenden läßt, deren Kraft und Wirkung jenem unermeßlichen und unerſchöpflichen Schatz der göttlichen Gnade entſtrömt, — eröffnet ſie der gläubigen Chriſtenheit ausnahmsweiſe zu gewiſſen Zeiten noch reichlicher den übernatürlichen Bronnen, den das heiligſte Blut Jeſu erfüllt, und gönnt allen Gläubigen, die guten Willens ſind, die erquickende Labung, ihre Seelen durch Buße und Gebet in dieſen Gnadenbächen zu reinigen und ſich ein paar Tröpflein vom Blut Jeſu — und durch ſie die Nachlaſſung aller zeitlichen Strafen für ihre Sünden, zu erwerben. Wohl iſt es ein Jubiläum, eine Jubelzeit, eine Freudenzeit, wenn dem Menſchen die göttliche Genugtuung, welche der gekreuzigte Erlöſer für ihn geleiſtet hat, mit ſo überſchwänglicher Fülle dargeboten wird, daß ſeine geringen Bußübungen durch die Vereinigung mit den Leiden des Gottesſohnes, ihm einen vollkommenen Ablaß zuwenden und ihm folglich die ſüße Hoffnung gewähren, dereinſt die traurige Zeit im Fegfeuer abgekürzt zu ſehen und ſchneller zur ſeligen Anſchauung Gottes zu gelangen.

In frommer Würdigung dieſer Gnade begnügten ſich die ſpäteren Nachfolger des heiligen Petrus nicht damit, wie Bonifatius VIII. im Jahre 1300, nur am Anfange eines Jahrhunderts und nur in Rom ſelbſt, das Jubiläum zu feiern, das allen Pilgern einen vollkommenen Ablaß gewährte. Es wurde erſt alle fünfzig, dann alle fünfundzwanzig Jahre, und zwar in der ganzen Chriſtenheit, allen

Gläubigen, welche ſich durch den Empfang der Sakramente der Buße und des Altars und durch die Erfüllung der übrigen frommen Bedingungen, reuig und zur Beſſerung entſchloſſen zeigten, jene Indulgenz zugeſagt. Obſchon der Kardinal Borromäus das Jubiläum auch in Mailand zu feiern hatte, beſchloß er doch als ein demütiger Pilger nach Rom zu gehen und zugleich in ſeiner Stellung als Kardinal dem Papſt Gregor XIII. einige Vorſchläge zu machen, welche die möglichſt würdige Feier dieſer heiligen Zeit in Rom beabſichtigten. Dazu gehörte vor allem die Errichtung wohlgeordneter beaufſichtigter Pilgerherbergen und die Entfernung aller Frauensperſonen von ſchlechtem Lebenswandel aus Rom, damit nichts Unwürdiges und Unheiliges die feierliche, himmliſchen Dingen geweihte Zeit ſtöre. Tief im Dezember, durch die verſchneiten und gefährlichen Gebirgswege der Apenninen, zog der heilige Karl Borromäus gen Rom und ließ ſich durch keine Ungunſt der rauhen Witterung abhalten, die berühmten Klöſter Camaldoli, Valombroſa und den durch St. Franziskus Seraphicus ſo berühmten Berg Alvernio auf dieſer mühſamen Pilgerfahrt zu beſuchen. In Rom richtete er ſein Haus, das bei ſeiner Kirche St. Praxedis lag, zur Pilgerherberge ein, und zog ſich dann in das Karthäuſerkloſter zurück, welches auf den Trümmern der Diokletianiſchen Bäder erbaut iſt, um ſich auf die würdige Gewinnung des Jubelablaſſes durch Gebet, Faſten, Nachtwachen und Kaſteiungen vorzubereiten.

Am 1. Januar 1575 begann die Gnadenzeit. Nichts war erbaulicher, als den heiligen Karl diejenigen Kirchen beſuchen zu ſehen, welche zu Gebetsſtätten beſtimmt waren. Barfuß, in Betrachtung verſenkt, wandelte er dahin, paarweiſe in demütiger, geſammelter Haltung gingen ſeine Diener und Hausgenoſſen vor und hinter ihm her. Nichts ſah er, nichts hörte er, nichts erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Octavio Farneſe, Herzog von Parma, mit dem er ſehr befreundet war, begegnete ihm einmal und ſtieg aus dem Wagen, um ihn froh und ehrerbietig zu begrüßen; allein der Kardinal ging betend weiter. Ein anderesmal traf er auf dem Wege zur Baſilika von St. Paul ſeine gottſelige Schweſter Anna, vermählte Fürſtin Colonna, mit ihrem Gemahl und ihrem Schwiegervater, die ebenfalls aus dem Wagen ſtiegen, um ihn zu grüßen; aber er wurde ihrer gar nicht anſichtig. Und ſo innig und aufrichtig war dieſe Verſenkung in Gott und dieſe Weltvergeſſenheit, daß Alle höchſt erbaut erklärten: jetzt hätten ſie gelernt, wie man die Stationskirchen beſuchen müſſe. Dieſe Entfremdung von allem Irdiſchen, dieſe einfache Demut, dieſe Armſeligkeit ſeines Lebens, das in Gold und Purpur begonnen hatte, die elende, ſpärlichſte

Koſt, die langen Nachtwachen — und im Gegenſatz dazu, ſeine überreichen Almoſen, zogen ihm die grenzenloſe Verehrung des Volkes zu. Alle betrachteten ihn als einen Heiligen! Ging er durch die Straßen, ſo fand überall ein großer Zulauf ſtatt. Man wollte ihn ſehen, ſeine Kleider berühren, ſeine Füße küſſen, ſeinen Segen empfangen, irgend eine Kleinigkeit haben, die er gebraucht oder beſeſſen hatte. Und während man ihn mit den höchſten Huldigungen umgab, bat er demütig und flehentlich den Papſt, derſelbe möge die Erzdiözeſe Mailand durch einen apoſtoliſchen Viſitator bereiſen und viſitieren laſſen, damit er ſeinen Suffraganbiſchöfen dies Beiſpiel der Unterwerfung unter die kirchlichen Satzungen gebe und ſie geneigt mache, ſeine Viſitation der Kirchenprovinz, die ihm als Metropolit zukam, nicht übel aufzunehmen.

In Mailand ſelbſt eröffnete er nach ſeiner Heimkehr das Jubiläum durch ein vierzigſtündiges Gebet im Dom mit darauffolgender feierlicher, großartiger Prozeſſion. Die Kapitel, die Pfarrgeiſtlichen, die Ordensmänner, die Bruderſchaften, alle mit brennenden Wachskerzen in den Händen, durchzogen die Stadt und flehten zu Gott um den Geiſt wahrer Buße. Das Jubiläum dauerte in Mailand acht Tage. Während der ganzen Zeit tönte das Glockengeläute in der ganzen Stadt faſt ununterbrochen und die Straßen wurden nicht leer

Droben giebt Er Liebesfülle,
Doch ihr Preis iſt Dornenſchmerz —
Süße Krone, lege ſtille
Dich hienieden um mein Herz.

von Andächtigen, welche von einer Stationskirche zur anderen wallfahrteten; viele von ihnen barfuß, in grober Kutte — und zwar Perſonen von hohem Adel. Auch Landgemeinden mit wehender Kreuzesfahne kamen in langen Zügen, Bußpſalmen ſingend, in die Stadt. Für ſie und für andere fremde Pilger hatte der Kardinal Herbergen eingerichtet, in denen etwa 6000 täglich Beköſtigung und Nachtlager fanden. Abends ging er in einer dieſer Herbergen, nahm eine Leinwandſchürze über den Kardinalspurpur, wuſch knieend die Füße der armen Landleute und bediente ſie bei Tiſch. Viele angeſehene Männer geiſtlichen und weltlichen Standes folgten ſeinem Beiſpiel und die Mailänder Damen taten dasſelbe bei den Pilgerinnen.

Kaum war die Gnadenzeit vorüber, als Mailand von einer furchtbaren Heimſuchung betroffen wurde; Ende Juli 1576 brach die Peſt aus. Gleichzeitig auch das, was wo möglich ſie verdoppelte: eine furchtbare Angſt vor ihr. Der königliche Statthalter reiſte auf der Stelle ab, desgleichen die Mehrzahl des Adels, des Magiſtrats, der Beamten, der Wohlhabenden; auch viele Geiſtliche. Das von namenloſem Entſetzen gefolterte Volk wurde dadurch mehr und mehr entmutigt und ſchrie zum Kardinal, der eben vom Sterbebett des Biſchofs von Lodi nach Mailand heimkehrte: „Barmherzigkeit, o Herr!“ Er begab ſich ſofort in eines der

Häuſer, wo ein Peſtfall ſich gezeigt hatte, ordnete die Abſperrung und andere notwendige Maßregeln an und eilte mit heißen Tränenſtrömen in den Dom, Gott um Gnade für die Stadt anzuflehen. Diejenigen Magiſtratsperſonen, die noch in Mailand waren, eilten zu ihm und baten ihn, die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen, da ſie ſich unter dieſen Umſtänden weder ſolcher Laſt noch ſolcher Verantwortung gewachſen fühlten. Er übernahm es im Vertrauen auf Gott, machte ſein Teſtament, bereitete ſich auch geiſtlicher Weiſe auf ſein Ende vor und widmete ſich dann wie jemand, der Tod und Leben in die Hand Gottes gelegt hat, Tag und Nacht der Sorge für das Volk. Mit heroiſcher Liebe ging er an den Dienſt der Peſtkranken. Überall ſah man ihn — im Palaſt des Reichen, in der Hütte des Armen; denn Reiche wie Arme verſchmachteten hilflos, weil die Furcht vor Anſteckung alle Bande der Liebe, der Treue, der Dankbarkeit, der Familie zerriß. Auch geiſtliche Hilfe und der Troſt der Sakramente fehlte ihnen, da ſich die meiſten Pfarrer in ihren Häuſern verſchloſſen hielten. Er wendete ſich an die Ordensmänner und ließ aus der Schweiz fromme kaltblütige und mutige Prieſter kommen, und mit dieſen und den Geiſtlichen ſeines Hauſes verteilte er ſich in allen Quartieren der Stadt, um den Kranken einige Labung, den Sterbenden die heiligen Sakramente zu ſpenden. Dies heldenhafte Benehmen wirkte ſo vorteilhaft auf die Weltgeiſtlichkeit, daß ſich alle Pfarrer entſchloſſen, nicht nur die Sakramente der Buße und des Altars, ſondern auch die letzte Ölung zu adminiſtrieren, welche, wegen der unmittelbaren Berührung des verpeſteten Körpers, den gewiſſen Tod des Prieſters zu bereiten ſchien.

Der heilige Kardinal hatte aber auch für das leibliche Elend ſeines Volkes zu ſorgen, denn Handel und Wandel ſtockten, die Fabriken ſtanden ſtill, die Handwerker arbeiteten nicht, die Kaufläden waren geſchloſſen, Handarbeiter und Taglöhner fanden keine Beſchäftigung, entlaſſene Dienſtboten keine Stelle. Hilf- und ratlos, ohne Unterkunft, ohne Lebensnotdurft durchirrten jammernde, hungernde Menſchen die Stadt, die ſie auch nicht verlaſſen konnten, weil auswärts niemand aufgenommen wurde, der aus dem verpeſteten Mailand kam. Der Kardinal ſorgte für Alle. Sein Hausgerät war teils verkauft, teils in das Lazarett der Peſtkranken geſchickt; ſein Silberzeug in die Münze gewandert und zu Geld geſchlagen; ſeine Kaſſe mit nichts gefüllt als mit Schuldverſchreibungen; — dennoch wußte er Ankäufe von Lebensmitteln zu machen und einen Teil der Hilfloſen in der Stadt ſelbſt zu ernähren, den andern aber in einem ungeheuern verödeten Palaſt außerhalb Mailands, unter Aufſicht der frommen opferwilligen Kapuziner, unterzubringen.

Nun kam das Spätjahr mit ſeiner rauhen Witterung, mit Froſt und Kälte. Abermals ging der heilige Kardinal an eine Plünderung ſeines eigenen Hauſes und ließ Teppiche, Bettdecken und Tücher, Vorhänge, ja ſeine Kardinalsgewänder zu Kleidern für die Armen herrichten. Die Verteilung dieſer Sachen übernahm er ſelbſt mit unſäglicher Freude, während er für ſich nicht den Strohſack behielt, auf dem er geſchlafen hatte und kaum ſo viel Kleider, um ſich notdürftig vor Kälte zu ſchützen. Seine Armut war ſo bitter, daß er eines Abends, als er todmüde von ſeinen Werken der Barmherzigkeit heimkehrte, keinen Biſſen Brot und keinen Kreuzer im ganzen Palaſt vorfand. Er zog ſich ſchweigend zurück, um Gott ſeine Not zu klagen. Da wurde die Niedergeſchlagenheit ſeiner Hausgenoſſen und ſein Gebet durch einen Mann unterbrochen, der von einem ungenannten Wohltäter ein Geſchenk von 1000 Talern brachte. Zuweilen mußte der Kardinal aber auch durch ſeinen Haushofmeiſter bei dem einen oder andern Bemittelten um ein geringes Darlehen für ſeine Haushaltung bitten laſſen.

Indeſſen kamen doch nach und nach die Menſchen zu einiger Beſinnung; der Magiſtrat organiſierte eine zweckmäßige Hilfe und beköſtigte zuweilen an einem einzigen Tage 60 bis 70,000 Menſchen. Außerhalb der ſechs Tore Mailands wurden ſechs große Gebäude von Brettern aufgeführt und zu Peſthoſpitälern eingerichtet. Tiefe Gräben umgaben ſie und Schildwachen ließen niemand ohne Erlaubnis aus und ein, damit die Anſteckung möglichſt abgeſchnitten werde. In dieſen Spitälern wurde täglich die heilige Meſſe geleſen und Jeſuiten, Barnabiten, Theatiner und vor allem die Kapuziner wetteiferten im Dienſt der Kranken. Auch die Urſulinerinnen hatten ſich dem Kardinal zur Verfügung geſtellt und er übergab ihnen die kleinen Mädchen, welche ihre Eltern verloren hatten, zur Pflege und Erziehung. Er hatte auf offener Straße zum Volk von der Verpflichtung gepredigt, Barmherzigkeit auf alle Weiſe und in jeder Geſtalt zu üben, und das hatte dann die geſegnete Folge, daß nicht bloß Geldmittel reichlich zufloſſen, ſondern daß ſich die Nächſtenliebe in ſchönſter Blüte entfaltete und viele fromme Seelen beiderlei Geſchlechtes ſich als freiwillige Krankenwärter meldeten. Jeder empfing aus den Händen des Kardinals ein dunkles, weites, ſackähnliches Gewand, gleichſam die unſcheinbare Uniform zu dieſem Feldzug gegen den Tod, — und den Segen des heiligen Oberhirten, um alles Grauen der Natur bei dieſen unausſprechlich furchtbaren Schreckensſzenen zu überwinden.

Doch was auch jeder Einzelne leiſten mochte, — der Kardinal tat mehr, als alle zuſammen. Täglich beſuchte er das Lazarett von St. Gregor und die ſechs Feldſpitäler, täglich durchwanderte er die Stadt, um überall nachzuſchauen, Aufſicht zu führen, zu retten, zu helfen, zu tröſten, zu ermahnen, zu ordnen, die Sakramente zu ſpenden. Unglückliche kleine Kinder, die von verpeſteten Müttern geboren waren, taufte er, ſammelte ſie unter Obhut einiger frommen Frauen, trieb mit unſäglicher Mühe Ammen, — und als dieſe nicht ausreichten, Ziegen zu ihrer Ernährung auf und rettete ſo eine große Menge der armen kleinen Geſchöpfe. Als er hörte, daß Perſonen geſtorben wären, die es verſäumt hatten, das Sakrament der Firmung zu empfangen, ließ er öffentlich bekannt machen, es möge ſich jeder, der dies Sakrament zu empfangen begehre, andächtig darauf vorbereiten. Dann durchzog er in Pontifikalkleidung die Straßen und ſpendete an den Haustüren denjenigen Perſonen, welche in ihren Wohnungen Quarantäne hielten, die heilige Firmung, wobei ihm ſein treuer Freund und Begleiter, der Prälat Ludwig Moneta, aſſiſtierte. Später durchwanderte er zu gleichem Zweck ſämtliche Hoſpitäler und endlich die verpeſteten Ortſchaften. In etwa hundert Ortſchaften ſeiner Diözeſe war die gräßliche Seuche ausgebrochen.

XI.

So lange in Mailand die volle Wucht der Obſorge für Alle und für Alles auf dem heiligen Karl Borromäus laſtete, konnte er die Stadt nicht verlaſſen; als aber die Hilfeleiſtungen geordnet und Dienſt und Pflege treuen und gewiſſenhaften Händen anvertraut waren, benutzte er dieſe Erleichterung, um alle verpeſtete Ortſchaften zu beſuchen und auch auf ſie ſeine tätige Liebe perſönlich auszudehnen. Wo er erſchien, wurde er wie ein Geſandter Gottes empfangen, wie ein Engel des Troſtes begrüßt. Aus ſeinem Zuſpruch, aus ſeinem Segen, ja aus ſeiner bloßen Anweſenheit ſchöpften alle Mut und Standhaftigkeit. Niemand fühlte ſich verlaſſen, wenn er nur da war. Jedermann glaubte, die göttliche Hilfe ſei nahe, wenn er erſchien. Dieſe Reiſen waren mit grenzenloſen Beſchwerden für ihn verbunden, denn abgeſehen von allen Anſtrengungen, welche er durch den Beſuch bei den Kranken, durch Ermahnung der Geſunden, durch Anordnungen der Hilfeleiſtung auszuſtehen hatte, mußte er, um ſich nicht unnützer Weiſe der Anſteckung auszuſetzen und um nicht etwa ſelbſt die Peſt mitzuteilen, faſt immer ſich im Freien aufhalten. Meiſtens zu Pferde oder auf öffentlichem Platz auf einer Bank nahm er raſch ein karges Mahl ein und ſeine kurze nächtliche Ruhe fand er auf einem großen Tiſche liegend. Überall mußte er diejenigen Plätze zu Gottesäckern einweihen, wo man die unglücklichen, an der Peſt Verſtorbenen eingeſcharrt hatte. Dies war meiſtens ſo übereilt geſchehen, daß nur wenig Erde die Leichen deckte, und da die Opfer in großer Zahl und mit großer Schnelligkeit fielen, ſo verbreiteten dieſe Plätze den allergräßlichſten Verweſungsgeruch. Aber friedlich und andächtig, als wandle er in Frühlingsluft unter lauter Roſen, verrichtete er mit ſorgſamſter Pünktlichkeit alle Zeremonien, welche zur Einweihung eines Gottesackers gehören. Es war ein Wunder, daß ihn die Peſt verſchonte! Auch glaubte man allgemein, daß er durch eine beſondere Gnade Gottes nicht angeſteckt werden könne.

Während ſich die reichen und vornehmen Bewohner Mailands in ihren reizenden Landhäuſern mit der größten Vorſicht abgeſperrt hatten, boten ſie doch Alles auf, um den Kardinal zu veranlaſſen, wenn er in eine benachbarte Ortſchaft kam, bei ihnen Einkehr zu nehmen. Er lehnte es immer ab, weil er faſt täglich in unmittelbare Berührung mit Peſtkranken kam, alſo möglicher Weiſe die Anſteckung in das gaſtfreundliche Haus bringen konnte: aber man pflegte ihm zu erwidern, durch ihn werde Gott kein Übel ſenden. Solche Herbergen waren den Begleitern des Kardinals immer ein ſehr willkommener Ruhepunkt, da ſie nicht im Stande waren, die ungeheuern Unbequemlichkeiten ſo gleichgültig hinzunehmen, wie er es im Feuer der grenzenloſeſten übernatürlichen Liebe und der vollkommenſten Abtötung der Natur vermochte. Es wurde auch die Bemerkung gemacht, daß dieſe Gaſtfreundſchaft nie einen Peſtfall zur Folge hatte, obwohl der Kardinal, wie auch ſeine Begleitung, kein anderes Schutzmittel brauchte, als einen in Eſſig getauchten Schwamm, den eine hohle, feindurchlöcherte Kugel umſchloß, in der Hand zu tragen und mit größter Vorſicht bei den Peſtkranken oder in verpeſteten Orten alle Berührungen von Menſchen und Dingen zu meiden, welche nicht zu den biſchöflichen und prieſterlichen Verrichtungen gehörten. Was dieſe heiligen Amtshandlungen betraf, erklärte der Kardinal, müſſe man ein unbegrenztes Vertrauen auf den Schutz Gottes ſetzen; bei den übrigen aber ſei Vertrauen ohne Vorſicht — Vermeſſenheit.

Er bediente ſich aber auch dieſer Geiſel Gottes, um bei ſeiner Herde einen heilſamen, aus dem Abſcheu vor der Sünde entſpringenden Bußgeiſt zu wecken. In Predigten, die er an jedem Sonn- und Feſttag hielt, in andern gelegentlichen Reden, in Ermahnungen, geheimen Zurechtweiſungen — immer und überall kam er darauf zurück, daß die Sünde die undurchdringliche Mauer ſei, welche einerſeits das Gebet nicht zum Throne Gottes emporſteigen laſſe und welche andererſeits den Gnadenſtrom der überfließenden Fülle göttlicher Barmherzigkeit in ſeinem vollen Erguß hemme. Zu dem wahren und allein echten Bußgeiſt, der alle inneren und äußeren Abtötungen als Waffen gegen die Sünde, als Arzneien für die ſündenkranke Seele braucht, ſuchte der heilige Karl Borromäus ſein Volk heranzubilden und ihm wenigſtens klar zu machen, daß der erſte Schritt zu dieſem Bußgeiſte Erkenntnis der eigenen Sünde — nicht der fremden — und der aufrichtige Wille ſie zu verabſcheuen ſei. Die unglaubliche Neigung des Volkes zu Luſtbarkeiten aller Art hatte ein klägliches Sittenverderbnis zur Folge, da in all den Schmauſereien, Schauſpielen und ſchwelgeriſchen Feſten nach und nach jedes Verlangen nach edleren Freuden und höheren Genüſſen abſtirbt, während die Sinnlichkeit mehr und mehr auf dem niedrigen, ſchlammigen Boden des irdiſchen Wohlbehagens gehegt und gepflegt wird. Der heilige Kardinal begnügte ſich nicht damit, ſein Volk zur Buße und Abtötung mit Worten zu ermahnen: er gab ein Beiſpiel des Fortſchrittes auf dem Wege der Vollkommenheit, das mit jedem Schritt und nach allen Richtungen hin immer ſtrahlender wurde. Noch kargere Koſt, noch kürzerer Schlaf, noch ſtrengere Geißelungen, noch längere Gebete, noch tiefere Betrachtungen — alles dies gab ſeinen Ermahnungen eine unvergleichliche Eindringlichkeit.

Der Palmſonntag.

„**Hosanna in excelsis; miserere nobis, fili David.**"

Sie ziehen Ihm entgegen
Mit Palmen in der Hand,
Sie ſtreuen auf den Wegen
Laubgrün ihm und Gewand.
Sie jubeln: „In den Höhen
Hoſanna, Davids Sohn!
Heil Sion! du wirſt ſehen
Den König auf dem Thron!"

So vom Hebräer Volke
Erklingt der Jubel laut,
Als ſchon des Leidens Wolke
Er ſchwarz gethürmet ſchaut;
So bringen ſie Ihm Ehre,
Sein königliches Recht,
Als Er des Kreuzes Schwere
Schon trägt als ärmſter Knecht.

Wer guten Willens war, Prieſter wie Laien, Männer wie Frauen — konnten dieſer himmliſchen Beredſamkeit nicht widerſtehen und zahlreiche Bekehrungen und Lebensbeſſerungen erquickten das Herz des Oberhirten.

Mit Beginn des Jahres 1577 hörte die Peſt auf. Sie hatte während dieſer fünf Monate in der Stadt 17,000 Opfer, auf dem Lande 8000 gefordert; unter ihnen 120 Prieſter, welche ihren heiligen Berufspflichten treu geweſen waren. Welch ein Gegenſatz zu dem calviniſtiſchen Genf! Als dort die Peſt herrſchte, erklärten die mit Weib und Kind begabten Prädikanten einſtimmig: ſie hätten nicht die Kraft, die Kranken zu beſuchen. Und dabei blieb es! Niemand begehrte von ihnen die Hingebung, die aus übernatürlicher Liebe hervorgeht, denn Jeder fühlte, daß ſie ihre Herzen in der natürlichen Liebe begraben hatten und daß ſie, die in die Gefangenſchaft der Familie geraten waren, ſich nicht mehr zu der himmliſchen Freiheit erheben konnten, aus welcher die opferwillige Hingebung an die ihnen anvertraute Herde Jeſu Chriſti hervorgeht. Man ließ ſie in dem ſelbſtgewählten Kerker! Als ſich aber die Geiſtlichen Mailands aus menſchlicher Schwäche abſperrten und — wie Petrus — vor der Nachfolge des Heilandes ſich fürchteten, da wagte doch keiner zu ſagen, ihm fehle die Gnade, ſeine Pflicht zu erfüllen; und ihr heiliger Oberhirt ließ ſie auch nicht in ihrer Zaghaftigkeit verkommen. Er rüttelte ſie auf, ſtellte ihnen ſich ſelbſt und andere treue Prieſter als Muſter vor und gewann ſie zum Martertum der chriſtlichen Liebe, welche die Glorie des katholiſchen Prieſters iſt.

An dieſem Martertum fehlte es dem heiligen Karl Borromäus nicht! Die Peſt war überſtanden; in feierlichen Prozeſſionen und mit heißen Gebeten wurden dem barmherzigen Gott für die Entfernung dieſer Zuchtrute Preis und Dank gebracht und barfuß wandelte der Kardinal durch Mailands ſchneebedeckte Straßen, teilte alle Andachtsübungen des Volkes und predigte wiederholt von den ewigen Erbarmniſſen Gottes und von dem einzigen Wege, der zur Verſöhnung mit ihm führt: von der Bekehrung des Herzens und Lebens. Dies Volk, dem Gott gleichſam zum zweiten Mal das Leben geſchenkt hatte; dieſe Stadt, die von ſo ſchwerer Heimſuchung, gegen welche kein menſchliches Mittel etwas vermochte, befreit worden war — mußte wohl zur Lebensbeſſerung geneigt ſein! Er beſchloß nach dem alten Ritus der Kirche die Häuſer der Stadt unter feierlichem Gebet und durch Beſprengung mit Weihwaſſer zu reinigen und einzuſegnen, und erließ in dieſer Abſicht einen Hirtenbrief, worin er zugleich das Volk aufforderte, das Herz durch den Empfang der heiligen Sakramente zu läutern und dann zur Reinigung der Häuſer weſentlich beizutragen, indem es einen andern gefährlichen Peſtſtoff aus denſelben entfernte, nämlich irreligiöſe Bücher, unſittliche Gemälde und dgl. mehr.

Im Pontifikal-Ornat begab er ſich vom Dom nach ſeinem Palaſt und dann nach den benachbarten Domherrnhäuſern, wo er die Zeremonie ſelbſt verrichtete. Dann beſtieg er ein weißes Maultier und ritt in großer Feierlichkeit durch die Stadt, während jeder Pfarrer in des Kardinals Gegenwart die Häuſer ſeiner Pfarrei einſegnete. Mit endloſem Jubel begrüßten die Mailänder ihren heiligen Oberhirten im feſtlichen Schmuck, und gerührt und begeiſtert durch die fromme religiöſe Pracht, welche auf Bußgewand und Sack und Aſche folgte, wie die Gnade Gottes auf ſein Strafgericht: frohlockten ſie überall dem heiligen Oberhirten entgegen: „Vater des Vaterlandes! Retter und Befreier der Stadt!“

Aber Manche und unter ihnen auch manche königliche Beamte, wollten in dieſem Akt der Reinigung der Häuſer einen Eingriff in die Rechte des Königs und in der Entfernung anſtößiger Gegenſtände eine Beeinträchtigung des Eigentumsrechtes der Beſitzer erblicken. Sie fanden für ihre Beſchwerden ein geneigtes Ohr bei dem Statthalter, der ſich beleidigt fühlte, weil ihm der Kardinal ſeine feige Flucht vorgeworfen hatte — und er widerſetzte ſich ſo entſchieden der Durchführung jener frommen Abſicht, daß ſich der Kardinal gezwungen ſah, die Benedizierung wieder einzuſtellen. Hiemit war es noch nicht genug. Mißvergnügt über heilſame Anordnungen, fromme Gebräuche und eindringliche Ermahnungen ſind immer diejenigen, welche verblendet von Leidenſchaften und nicht geneigt ſind, ihr Leben nach der Sittenlehre zu ordnen, welche aus der Glaubenslehre entſpringt. Solche Leute gab es und gibt es immer, in allen Ständen und unter allen Klaſſen. Heilige Geſinnung, die in heilige Tat übergeht und heiliges Streben zu wecken, zu fördern, zu beleben ſucht, iſt ihnen verhaßt, weil ſie ſich mit ihrem verkehrten und ſündigen Tun und Treiben dadurch verurteilt fühlen, ohne es geſtehen zu wollen. Sie ſuchen alle Mittel hervor, um ſich der Vertreter und Urheber heiliger Geſinnung zu entledigen und ſo verbanden ſich denn viele Mißvergnügte mit dem Statthalter, um ihre gemeinſchaftlichen Klagen durch eine Deputation, die ein unruhiger Advokat anführte, dem Papſt vortragen zu laſſen.

Die Verbrechen, welche man dem heiligen Kardinal zur Laſt legte, waren folgende: er habe während der Peſtzeit, ohne Erlaubnis weltlicher Obrigkeit, Viſitatoren in ſeiner Diözeſe ausgeſendet; an Feſttagen Poſſenſpiele und Tänze verboten; die Abſolution einiger Gewiſſensfälle ſich reſerviert; ſieben Kirchtüren zumauern laſſen, um den Durchgang durch die Kirche unmöglich zu machen; die Plätze beider Geſchlechter in den Kirchen durch eine Scheidewand getrennt; den Frauen anbefohlen, nicht ohne Schleier bei dem Gottesdienſt zu erſcheinen; Sonn- und Feſttage allein zu Werken der Andacht und Frömmigkeit beſtimmt; neue Faſt- und Abſtinenz-, ſowie auch neue Feiertage einführen wollen. Der Statthalter hatte ſich die größte Mühe gegeben und die eifrigſten Nachforſchungen angeſtellt, um den leiſeſten haltbaren Tadel über den Lebenswandel und die Handlungsweiſe des Kardinals aufzutreiben; doch umſonſt! er mußte ſich mit jenen Anklagepunkten begnügen.

Der heilige Vater ſtaunte nicht wenig über ſolche Anklagen in ſolcher Zeit. Er äußerte der Deputation ſein größtes Mißvergnügen über eine Undankbarkeit, welche die größten Wohltaten ſchnöde mit Haß und Verfolgung vergelte und ſendete die Anklagepunkte dem Kardinal zu, — nicht damit er ſich darüber rechtfertige, ſondern damit er unterrichtet werde, in welcher Weiſe ſeine zärtlich geliebten Mailänder ſeine Liebe erwiderten und ſeine Opfer hinnahmen. Der Kardinal empfand nicht den mindeſten Groll gegen die Urheber und Teilnehmer dieſer Deputation, ſondern gab ſich nach ſeiner Gewohnheit alle Mühe, um aus dieſer Kränkung Vorteil für ſein Seelenheil zu ziehen. Nichts ſchmerzte ihn als die Wahrnehmung, daß der Zweck dieſer Widerſprüche gegen ſeine wohlberechtigten und wohlbegründeten Anordnungen kein anderer ſei, als der Zügelloſigkeit des ſittlichen Verderbens alle Schranken zu öffnen, Recht und Anſehen der Kirche zu zerſtören, das Heiligtum und den Gottesdienſt zu entweihen, tauſend Seelen in Unordnung, Verkehrtheit, Sünde und Laſter zu ſtürzen, — was denn neues Unheil und neue Zuchtruten herbeiführen müſſe. Aber mit himmliſchem Heldenmut verlor er nicht die Geduld und nicht die Beharrlichkeit. Er ſuchte mehr und mehr die überaus notwendigen Reformen ein- und durchzuführen und verdoppelte ſeine Gebete und ſeine Bußübungen für ſeine verſtockten Widerſacher. Dieſe Bußübungen wurden ſo ſtreng, daß der General-Vikar Caſtelli ihn bat, ſie zu mäßigen, mit dem Bemerken, die Peſt ſei ja längſt verſchwunden. Demütig entgegnete der Heilige: „Allerdings! aber die Urſachen, welche dieſe Strafrute Gottes auf uns herabzogen, dauern leider noch fort.“ Und ſo litt er, der treue Chriſtusjünger, freiwillig und liebend mit ſeinem Heiland für die Sünden der Welt.

XII.

Einer ſeiner lebhafteſten Wünſche war der, nach dem Vorbild des heiligen Kirchenvaters Auguſtinus und anderer großer Biſchöfe, die heilige und heilſame Sitte des gemeinſchaftlichen Lebens mit ſeinen Domherrn in Mailand einzuführen. Er brannte vor Verlangen nach der Herſtellung dieſes alten Gebrauchs, der ſo erbaulich für die Gemeinde und ſo heiligend für die Kanoniker iſt, weil damit ein ungeheures Stück Weltlichkeit ſamt überflüſſigem irdiſchem Anhang aus ihrem Leben verſchwindet. Er verſammelte ſeine Domherren, ſtellte ihnen vor, daß gerade ſie unter dem ganzen Klerus am meiſten eines Sinnes mit ihrem Erzbiſchof ſein und am innigſten ihm anhängen müßten, und daß nichts ſo ſehr dieſe Einigkeit begründe und nach außen darſtelle, als ein gemeinſames Leben, unter einem Dach, aus einer Kaſſe, nach einer Regel und Hausordnung. Aber es gibt im inneren Leben tauſend Stufen des Fortſchrittes und der heilige Karl Borromäus mußte mit großem Schmerz gewahr werden, daß die Mehrzahl ſeiner Domherren allzu feſt an eingewurzelten Gewohnheiten hingen, um zu ſeiner Höhe ſich erſchwingen zu können und auf ſeinen Plan einzugehen.

Da gab er denſelben in dieſer Form auf, entwarf ihn aber in neuer Geſtaltung, um den urſprünglichen Geiſt der Kirche wieder bei ſeinem Klerus zu beleben, und ſtiftete eine Kongregation von Weltprieſtern, die er Oblaten (Dargebotene) von St. Ambroſius nannte. Sie waren dem Gehorſam des jedesmaligen Erzbiſchofs von Mailand unterworfen, legten in deſſen Hände die einfachen Gelübde ab, und ſtellten ſich ihm in Allem, was die Ehre Gottes und das Heil der Seelen betraf, ſo unbedingt und willenlos zur Verfügung, wie die Glieder dem Haupte dienen. War er nicht mit einer hinreichenden Zahl treuer, tätiger, opferwilliger Gehilfen verſehen, die nur ihn als Oberhaupt anerkannten, nur durch ihn und nur zum Beſten ſeiner Diözeſe über ſich beſtimmen ließen, ſo war ihm die gewiſſenhafte Ausführung der tridentiner Konzilsbeſchlüſſe unmöglich; — das erkannte der heil. Karl Borromäus mehr und mehr. Zur Bildung und Erziehung der Jugend in zahlreichen Anſtalten, zur Aushilfe in plötzlich erledigten und beſchwerlichen Pfarreien, zur Unterſtützung der Seelſorger mit Predigten, Miſſionen, Belehrungen, Verwaltung der Sakramente, — brauchte er Männer, die ſich ohne Rückſicht auf Zeit und Ort, auf perſönliche Unluſt und Luſt, auf Drangſale und Annehmlichkeiten, für jedes Amt, das er ihnen anwies, ohne Widerrede ihm zur Verfügung ſtellten und die alle perſönlichen Intereſſen und ſelbſtſüchtige Neigungen bei Seite ließen, um ein gemeinſames Leben zu führen, in welchem der übernatürliche Menſch umſomehr an Kraft gewinnt, als der natürliche Menſch ſeine Kräfte der Gemeinſamkeit hingibt.

Lange Überlegung, heiße Gebete, reifliche Prüfung derjenigen Prieſter, deren Tugenden und Neigungen ſie für dieſe Kongregation befähigten und die ſich ihm teils angeboten, teils ſeinen Vorſchlag freudig ergriffen hatten, gingen der Ausführung vorher. Als er endlich hoffen durfte, ein gottgefälliges Werk in gottgefälliger Weiſe in's Leben zu rufen, kaufte er ein Haus, das im Mittelpunkt der Stadt, neben der Kirche zum heiligen Grabe lag, die fleißig von den Gläubigen beſucht und eifrig bedient wurde von frommen Weltgeiſtlichen, welche letztere faſt alle in die Kongregation eintraten. Dieſe Kirche und dies Haus wies er ſeinen Oblaten an. Nach einer von ihm ſelbſt verfaßten Regel hatten ſie dort in der Weiſe zu leben und zu wirken, daß ein Teil der Mitglieder beſtändig dort reſidierte und ſich den kirchlichen Verrichtungen, den Studien und frommen Übungen widmete, während der andere Teil, dem Lehr- und Seelſorgämter übertragen wurden, durch die ganze Diözeſe verſtreut lebte. Damit in dieſen letzteren der gemeinſchaftliche Geiſt und die brüderliche Liebe der Kongregation aber nicht erlöſche, ordnete der heil. Karl Borromäus allmonatlich an verſchiedenen Orten der Diözeſe Verſammlungen für ſie an, wo Belehrungen und Beſprechungen über den Geiſt ihrer Regel und ihres Zweckes gehalten wurden. Papſt Gregor XIII. beſtätigte dieſe Oblaten, wies ihnen einige Einkünfte zu, die früher den Humiliaten gehört hatten und freute ſich der geſegneten Tätigkeit der jungen Kongregation, die vom weſentlichſten Nutzen für die Erzdiözeſe Mailand war.

Der heilige Kardinal liebte ſeine Oblaten wie ſeine Kinder, nannte ſie auch ſo und ihr Haus — ſeinen Vergnügungsort. Er hatte ſich dort ein paar Zimmer eingerichtet, wohin er ſich zurückzog, wenn ſeine überhäuften Geſchäfte ihm dieſe Erholung geſtatteten. Da lebte er wie alle Mitglieder, demütig, einfach, mit frommen Übungen beſchäftigt. Beſonders zärtlich und eifrig pflegte er die Erkrankten, bediente ſie, betete mit ihnen und für ſie. Einſt fiel der Prieſter Johann Roppano in eine tödliche Krankheit, an der alle ärztliche Hilfe ſcheiterte. Da flehte der heilige Karl ſo inbrünſtig um ſeine Erhaltung, daß es Gott gefiel, ihm wunderbarer Weiſe das Leben zu ſchenken. Als dies zu öffentlicher Kunde kam, äußerte eine vornehme Dame ihr Befremden gegen den Kardinal, daß ihm ein ſo ſchlichter Prieſter ſo erſtaunlich am Herzen liege. Ruhig gab der Heilige zur Antwort: „Sie wiſſen es nicht zu würdigen, welchen hohen Wert das Leben eines guten Prieſters hat." Von ſeiner brennenden Fürſorge für die in ihrem Glauben ſo ſehr gefährdete katholiſche Schweiz getrieben, gründete er denn auch

Ob Hirten einſt mit Pſalmen
Im Kripplein Ihn begrüßt —
Ob jetzt der Gruß mit Palmen
Den Einzug Ihm verſüßt —
Ob man Ihm Blumen ſtreuet,
Mit Kränzen Ihn umflicht —
Sein Schmerz iſt ſtets erneuet
Vor Seinem Angeſicht.

Du ſiehſt Dich, Mann der Schmerzen,
Als Wurm in Deinem Blut;
Du ſiehſt der Feinde Herzen
Durchgrollt von blinder Wut;
Du ſiehſt auf allen Wegen
Vom Leide Dich bedroht;
Du wirſt auf's Kreuz Dich legen
Gehorſam bis zum Tod.

Der Dornenkranz gewunden
Ward Dir ſchon dazumal,
Als Du Dein Bett gefunden:
Das Kripplein kalt und ſchmal;

bald das Helvetiſche Kollegium in Mailand für junge Schweizer, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten. Die innere Leitung des Kollegiums übergab er ſeinen Oblaten, während die Alumnen ihre Studien bei den Jeſuiten in der Brera machten.

Niemand war mehr als der heilige Karl Borromäus davon durchdrungen, daß frommes Gebet den Gnadentau des göttlichen Segens auf ſeine ſo ausgebreitete, ſo tatenvolle Wirkſamkeit, auf die zahlreichen Inſtitute, welche er hervorrief, herabziehen müſſe. Er ſelbſt betete trotz des Übermaßes von Arbeiten mit einer Inbrunſt, einem Eifer, einer Hingebung, einer Beharrlichkeit, einer Beſiegung der irdiſchen Natur, — als ob das Gebet ſein einziges Geſchäft ſei. Umſomehr wünſchte er ſich mit Gebetshilfe zu umgeben und endlich wurde ihm die unſägliche Freude zu Teil, ein Kloſter von Kapuzineſſen in Mailand begründen zu können. Eine edle fromme Seele, die Gräfin Martha Piantani, führte ſeit Jahren mit einer Anzahl gottſeliger Jungfrauen und unter der Leitung der Barnabiten ein ungemein ſtrenges geiſtliches Leben in ihrem eigenen Hauſe. Alle wünſchten ſehnlichſt die Kloſtergelübde ablegen und der Regel der heiligen Clara folgen zu dürfen, welche ſie zu einem ſo abgetöteten und abgeſchiedenen Leben verpflichtete, daß man an vielen Orten Italiens ſolche

Klöſter die der lebendig Begrabenen (vive sepolte) nennt. Sie ſind zum immerwährenden ſchärfſten Faſten verpflichtet, ſchlafen auf Brettern in ihren Gewändern, kleiden ſich in den gröbſten Wollenſtoff, tragen rohe Sandalen an ihren Füßen, gehen um Mitternacht zum Chorgebet in die Kirche, brauchen häufig die Geißel und ſehen und ſprechen nie Perſonen von außerhalb, auch nicht die nächſten Verwandten.

Da zu einem ſo außergewöhnlichen, alles Menſchliche ſo weit überflügelnden Leben eine ungewöhnliche Berufsgnade gehört, ſo ließ es ſich der heilige Kardinal angelegen ſein, die frommen Poſtulantinnen genau zu prüfen, bevor er ſich entſchloß, ihnen die feierlichen Gelübde abzunehmen und ihr Haus den Geſetzen der Klauſur zu unterwerfen. Bald war Kloſter und Kirche gebaut und der heiligen Praxedis geweiht, welche dieſe dornengekrönten Bräute Chriſti aufnehmen ſollten, und freudiger, als jemals zu irdiſchen Feſten, zogen ſie zu der Stätte hin, welche die Welt ihr Grab nannte. Unter ihnen war eine Nichte des heiligen Kardinals, die Gräfin Corona Borromäi. Von jener Sehnſucht nach himmliſchen Dingen erfaßt, welche die Heiligen bildet, floh ſie allen Glanz und alle Glücksanſprüche, und betrat heldenmütig den Weg höchſter Vollkommenheit, auf dem ihr heiliger Oheim ihr voran wandelte. Sie ſtarb nach wenigen

Jahren, in der Blüte der Jugend, an ſchmerzhafter Krankheit und im Rufe der Heiligkeit.

XIII.

Nichts iſt ergreifender und rührender, als Männer zu ſehen, die neugeſtaltend und organiſierend, mit überlegenem Scharfblick, mit ſtaatsmänniſcher Klugheit, mit durchdringendem und ſchaffendem Genie auf ihre Zeit wirken; die nicht bloß erkennen, was ihr not tue, ſondern auch dem Bedürfnis mit einer Abhilfe entgegenkommen, welche, auf ein wahrhaftes und folglich ſicheres Fundament gegründet, kein Abkommen für den Augenblick iſt; und die dann mit all' ihrer Einſicht, ihrer Weisheit, ihrem praktiſchen Talent, ihrem ſcharfen Verſtande jene Kindlichkeit des Gemütes, jene Friſche und Tiefe des Glaubens verbinden, welche das eigentümliche Gepräge der Kinder Gottes ausmacht.

So war der heilige Karl Borromäus. Jedermann weiß, daß die Kirche die Verehrung der Reliquien nicht befiehlt, nicht als ein Dogma lehrt, wohl aber als etwas heilſames anrät. Demütige und liebende Betrachtung der Überreſte jener großen Lieblinge Gottes, jener Heiligen, welche wie Sonnen die triumphierende Kirche des Himmels erleuchten, kann nur heilſam ſein für die Mitglieder der ſtreitenden Kirche auf Erden, die durch das Blut

Jeſu und die heiligmachende Gnade ja ſo innig mit jenen gekrönten Seligen verbunden ſind, daß ſie kein größeres Verlangen haben können, als dereinſt zu deren Herrlichkeiten verſammelt zu werden.

Auf dieſem Verlangen und auf der gläubigen Zuverſicht zu der Gemeinſchaft mit den Heiligen beruht die Andacht zu den Reliquien, die Anrufung der Heiligen, das Vertrauen auf deren Fürbitte. Davon wiſſen die Häretiker natürlich nichts, denn ſie haben ſich von der ſtreitenden Kirche getrennt und folglich auch die triumphirende verloren; — und in dem Maß, als der erkaltende Einfluß des Irrglaubens auf den katholiſchen Glauben Platz gewinnt, verliert der Katholik Liebe und Verehrung für das, was die Kirche anrät, ohne es zu befehlen, — was zuweilen für ihn die traurige Folge hat, daß er endlich ſogar ihre heiligen Lehren verachtet. Je tiefer aber dieſe göttlich offenbarten Lehren ſich in ein Gemüt einſenken, um deſto bereitwilliger wird es ſein, nicht bloß dasjenige anzunehmen und zu befolgen, wozu es ſtreng verpflichtet iſt, ſondern auch das, was ihm nur angeraten wird.

Da nun der heilige Karl Borromäus dem unermeßlichen Reichtum und der unerſchöpflichen Fülle der von Chriſtus offenbarten und in der katholiſchen Kirche unter Obhut des Heiligen Geiſtes niedergelegten Glaubenslehre in ſeinem weltabgetöteten Geiſt und gekreuzigtem Herzen die Stätte bereitet hatte, ſo erglühte er in heiliger Liebe für alles, was dem Gleichgültigen und Lauen überflüſſig, ja leider! ſogar lächerlich erſcheint. Er unternahm eine Wallfahrt, um das heilige Leintuch betrachtend zu verehren, worin Chriſtus der Herr bei der Abnahme vom Kreuz eingehüllt und beſtattet worden war. Die Geſtalt des Gottesſohnes und ſeine Wundenmale hatten ſich darin abgedrückt und verkündeten ſeine Leiden und Schmerzen zur Erlöſung der Sünder. Im Beſitz des Hauſes Savoyen befand ſich ſeit mehr als hundert Jahren dieſe köſtliche Reliquie und in Turin wurde ſie aufbewahrt. Dorthin unternahm der heilige Karl Borromäus mit ſeinem Beichtvater Pater Franz Adorno und zwölf Begleitern zu Fuß und in Pilgerkleidern eine Wallfahrt. Im ſchönſten Gegenſatz zu ſeiner Selbſtentäußerung und Verdemütigung leuchtete die grenzenloſe Freude auf, mit welcher Herzog Philibert Emanuel von Savoyen und ſein ganzes Land den heiligen Pilger begrüßten. Alle Ehrenbezeugungen, die der Herzog nur zu erſinnen vermochte, erwies er ihm und ehrte dadurch noch mehr ſich ſelbſt, als den Heiligen. Vor ſeiner Abreiſe mußte dieſer die jungen Prinzen ſegnen, welche der Herzog ihm in dieſer Abſicht zuführte, und freudig rief dann Philibert Emanuel aus: „Nun hoffe ich auf das Gedeihen meiner Angelegenheiten, da ein treuer Diener Gottes mich und meine Kinder geſegnet hat."

In Mailand empfingen ihn neue und ſo große Mißhelligkeiten mit dem Statthalter, der nicht aufhörte, Verläumdern und ſchlechten Ratgebern ſein Ohr zu leihen, die beſten Abſichten des Kardinals zur Verbeſſerung öffentlicher Ordnung und Sittlichkeit zu durchkreuzen, und bei dem päpſtlichen Stuhl über ihn Klage zu führen, als erlaube er ſich, in die bürgerliche Gerichtsbarkeit, kraft der geiſtlichen, Eingriffe zu machen, — daß der heilige Karl Borromäus ſich genötigt ſah, ſeine Sache in Rom ſelbſt zu führen. Er nahm ſeinen Weg über Camaldoli, das ſtrenge Eremitenkloſter in der rauheſten Wildnis des Apennins, wo die Ordensbrüder nach dem Beiſpiele der Altväter in der ägyptiſchen Wüſte, jeder ſeine beſondere kleine Einſiedelei bewohnt und ſich dem Gebete, der Betrachtung und der Handarbeit widmet, während nur der Gottesdienſt die ganze Genoſſenſchaft verſammelt. Auf dem äußerſt gefährlichen und mühſamen Wege nach Camaldoli ſtürzte ein Begleiter des Kardinals mit ſamt ſeinem Pferde von dem ſchmalen Felſenpfade in einen jähen Abgrund. Der Kardinal hielt den jungen Kleriker für verloren und gab ihm im Augenblick des Sturzes ſeine Benediktion; — und wunderbarer Weiſe blieb der Jüngling an einem geringen Vorſprung der ſteilen Felſenwand hängen und wurde gerettet, während das Pferd in die Tiefe ſtürzte.

In Camaldoli verſchloß er ſich drei Tage in einer Einſiedelei und flehte zu Gott, daß aus den Stürmen, welche die Welt und der Teufel gegen ihn anſtifteten, die erhabene Braut Chriſti, die heilige katholiſche Kirche, nur um ſo herrlicher hervorgehen möge. Sein Einzug in Rom glich einem Triumphzug. Kardinäle und Fürſten, Prälaten und Volk waren demjenigen entgegen geeilt, der allen als ein Wunder der himmliſchen Liebe, als ein Heiliger erſchien. Von der Milviſchen Brücke bis zur Porta del Popolo bedeckte eine dichtgedrängte Menſchenmenge die Straße, auf der er kommen mußte, empfing ſeinen Segen und bildete ihm ein ehrfurchtsvolles Geleite bis zu ſeiner Kirche St. Praxedis, die von Benediktinern bedient wurde, in deren Kloſter er Wohnung nahm. Papſt Gregor XIII. empfing ihn mit zärtlichem Wohlwollen in ſeiner Sommerreſidenz Frascati, behielt ihn acht Tage bei ſich, ging mit ihm alle Dekrete und Verordnungen durch, die er erlaſſen hatte, ſowie alle Anklagen und Beſchwerden, welche ſeine Widerſacher dagegen erhoben, erkannte, daß dieſer apoſtoliſche Seelenhirt, trotz ſeines flammenden Eifers für ſeine Herde, doch niemals die kirchlichen Satzungen überſchritten, noch die geiſtliche

Gerichtsbarkeit weltlich mißbraucht habe, und beſtätigte all' ſeine Beſtimmungen.

Der ganze päpſtliche Hofhalt wurde ſo erbaut von dem himmliſchen Wandel des Kardinals, daß jeder ſich ſcheute etwas zu ſagen oder zu tun, was ihm hätte mißfallen können. Die Kardinäle bewunderten in ihm das Muſter chriſtlicher Vollkommenheit, das ſie nachzuahmen hätten. Die Unzahl der Beſucher, die ſich maſſenhaft zu ihm drängten, wurden hingeriſſen durch die unausſprechliche Milde und Demut, welche ſeine erhabene Tugend ſo liebenswürdig machten. Das Volk war entzückt, ihn bei allen öffentlichen Andachten, in allen größeren Kirchen, immer ohne Gepränge, immer verſenkt im Gebet zu ſehen. Wenn es bekannt wurde, in welcher Kirche er die Meſſe leſen oder das Hochamt feiern werde, ſo faßte der größte Raum die Menge nicht. Bei den Oratorianern zu Santa Maria in Navicella empfingen 6000 Andächtige an einem Tage die heilige Kommunion aus ſeiner Hand. In ſeiner Kirche von St. Praxedis predigte er ſehr häufig und ſie befindet ſich in einem ſehr abgelegenen Stadtteil auf dem Viminal. Trotzdem war ſie jedesmal ſchon mehrere Stunden vor dem Beginn der Predigt überfüllt.

Auch ſeine Rückreiſe nach Mailand war ein langer Triumphzug. Seine Verhältniſſe machten ihm Beſuche bei verſchiedenen Fürſten zur Pflicht, bei dem Herzog von Medicis in Florenz, bei dem Herzog von Eſte in Ferrara, bei dem Dogen der Republick Venedig. Überall wurde er empfangen wie ein Geſandter Gottes; überall breitete er über das weltliche Treiben den Wiederſchein ſeiner Heiligkeit aus; überall zog er durch Wort und Beiſpiel und durch das Himmliſche, das mächtiger als jedes Wort aus ſeinem innerſten Weſen ausſtrahlte, die Menſchen zu himmliſchen Dingen hin, namentlich zur Verſöhnung mit Gott durch den Empfang der heiligen Sakramente. So gelangte er nach Mailand, von Prozeſſionen aller Ortſchaften umwogt, von feſtlichem Glockengeläut begrüßt, von Freudentränen und Segenswünſchen ſeines glücklichen Volkes empfangen.

Aber der Statthalter teilte nicht die allgemeine Freude. Mit boshaftem Trotz hatte er für den erſten Faſtenſonntag ein poſſenhaftes Turnier von einer Kompagnie verlarvter Soldaten angeordnet, die ihre heilloſe Frechheit auf dem Domplatz ſelbſt treiben mußten. Am frühen Morgen des erſten Faſtenſonntags begab ſich der heilige Kardinal in den Dom, verrichtete ſeine Gebete, hielt ein Pontifikalamt, teilte dann die heilige Kommunion ununterbrochen bis vier Uhr nachmittags aus, hielt darauf die Pontifikal-Veſper und beſtieg endlich die Kanzel, um mit der vollen Feuerkraft ſeiner Seele von der Ehrfurcht zu predigen, die jeder

Chriſt der heiligen Kirche und deren ſichtbarem Oberhaupt, dem Papſt, als Statthalter Jeſu Chriſti auf Erden ſchuldig ſei. Und während er ſo predigte und mit heiliger Rührung den Gläubigen unter denen ſich die edle Gemahlin des Statthalters befand, den päpſtlichen Segen erteilte, dröhnten die Hörner und Trompeten der Poſſenſpieler in die Türen des Domes ſelbſt ſo heftig hinein, daß man kaum die Worte des Kardinals verſtehen konnte. Er aber ließ ſich weder in dieſer Amtsverrichtung ſtören, noch in einer anderen, welche darin beſtand, daß er am nächſten Tage, nach Beratſchlagung mit ſeinen Domherren, Räten und Doktoren, die Urheber und Teilnehmer an Entheiligung der Sonn- und Feſttage in den Kirchenbann tat, – eine Maßregel, mit der er längſt ſchon gedroht hatte.

Eine allgemeine Entrüſtung, die auch der Papſt teilte, ſo wie die Spanier, die ſich in Mailand aufhielten, äußerte ſich gegen den Statthalter, der ſo oft von allen Gutgeſinnten und namentlich von ſeiner vortrefflichen, frommen Gemahlin beſchworen worden war, die Feindſchaft gegen den Kardinal aufzugeben. Es war eine eigentümliche Fügung, daß der Statthalter bald darauf erkrankte und nach einigen Wochen ſtarb. Seine Familie fand ihren beſten Troſt in der teilnehmenden, hilfreichen Liebe des Mannes, den er ſelbſt mit Belei-

Dein Kreuzweg hat begonnen
Mit voller Kreuzeswucht,
Da Du dem Tod entronnen
Als Säugling auf der Flucht.

Die ſcharfen Geißelſchläge
Haſt Du ſo oft verſpürt,
Als auf der Lüge Wege
Dein Volk Du ſahſt verführt;
Der Galle bittern Tropfen
Schlürfſt Du im tiefen Schmerz,
So oft nach langem Klopfen
Du ließt ein taubes Herz.

Als jetzt bei Simons Male
Ein Weib Dich ſtill begrüßt,
Aus der Albaſterſchaale
Mit Narden Dich begießt;
Da ſieht aus ihren Gaben
Dich nur Dein Leiden an:
„Sie hat, Mich zu begraben,
Ein gutes Werk gethan.“ —

digungen überhäuft hatte. Der neue Statthalter, Prinz Karl von Aragonien, kam mit den gemeſſenſten Befehlen des Königs in vollkommenem Einverſtändnis mit dem heiligen Karl Borromäus zu handeln und ſogar in wichtigen Staatsangelegenheiten deſſen Rat einzuholen, ſo daß die letzten Lebensjahre des Heiligen nicht mehr durch dieſe traurigen Anfeindungen verbittert wurden, welche den ſchlimmſten Eindruck auf das Volk gemacht hatten. Denn nicht nur wurden die heilſamſten Maßregeln durchkreuzt und hintertrieben, ſondern es wurde auch der Geiſt der Unbotmäßigkeit gegen die heilige Kirche und des böswilligen Mißtrauens gegen die Diener von Oben herab ausgeſäet und genährt.

XIV.

Und es ging dem Ende zu — dies wunderbar ſchöne Leben, das Gott in ſeiner Kirche geweckt hatte, um der vielfach betörten und vielfach verderbten Welt zu zeigen, was das ſei: ein Reformator. In einer immer geſteigerten Tätigkeit, Wirkſamkeit, Hingebung und Anſtrengung, welche ihren Urſprung in einer übernatürlichen Liebe zu Gott und zu den im Blute Jeſu erlöſten Seelen, und daher auch übernatürlichen Erfolg hatte, brachte der heilige Karl Borromäus ſeine letzten Jahre hin. Seine Synoden, ſeine Viſitationen, ſein Kampf gegen Irrlehre im fremden, und Sünde und Laſter im eigenen Hauſe, ſeine Gründung frommer und gelehrter Anſtalten bildeten eine Kette der heiligſten Werke der Nächſtenliebe, in denen er Leib und Leben verzehrte.

Er verſchaffte dem Kapuzinerorden Eingang in die Schweiz und Gründung ihres erſten Kloſters zu Altdorf; und den Jeſuiten die Gründung von Kollegien in Luzern und in Freiburg, weil er ſah, wie furchtbar zerrüttet und vergiftet die Katholiken der Schweiz, Klerus und Laien, durch den Einfluß von Calvin's und Zwingli's Lehren waren. In der Unſittlichkeit, dieſem gräßlichen Strom des Verderbens, ſchwamm alles dahin und aus aller Herren Ländern flüchtete ſich der Abſchaum der Menſchheit, abtrünnige Prieſter, wortbrüchige Ordensleute, Sektierer und alle, die durch den Abfall vom Glauben zum Fall in Sünde und Verbrechen gekommen waren, Schwarzkünſtler, Wahrſager, Geiſterbeſchwörer, nach der Schweiz, — ſo daß wohl nirgends gute Beichtväter und eifrige Prediger ein ſo reiches Erntefeld, aber von Diſtel und Dorn überwuchert, vorfanden, als eben dort. Der heilige Karl machte mehrere Viſitationsreiſen in die zu ſeiner Erzdiözeſe gehörigen Schweizertäler und Landſchaften. Überall erſchien er wie ein Engel, ſtrahlend von reinſter Lauterkeit, verklärt von himmliſcher Liebe, feſt in der Kraft, die der

Heilige Geiſt verleiht. Unſittliche Weltgeiſtliche ſuspendierte er ſogleich in ihrem Amte; unſittliche Ordensleute ermahnte er ſo dringend und erſchütternd zu Buße und Bekehrung, daß ſie ſich in ferne Klöſter verſetzen ließen, um ein neues Leben zu beginnen. Die Proteſtanten ſelbſt ſtaunten dieſen Mann, der nichts Irdiſches zu haben ſchien als die körperliche Erſcheinung, mit hoher Ehrfurcht an und im Meſolcinatal bekehrte ſich, von ſeinem Anblick und ſeiner Predigt bewogen, die ganze proteſtantiſche Ortſchaft Gardono.

Seine letzte Diözeſanſynode hielt er auf dem Krankenlager, was ihn aber nicht hinderte, mit größter Aufmerkſamkeit ihre Arbeiten und Verhandlungen zu leiten. Kaum geneſen, eilte er zu dem ſterbenden Biſchof von Brescia, ſeinem Suffragan, um ihm im Todeskampf beizuſtehen; dann zu dem Biſchof von Novara, um auch ihm dieſen letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Die göttliche Gnade in ihrer unermeßlichen Fülle waltete dermaßen in ihm, daß er die Anſtrengung dieſer plötzlichen ſchleunigen Reiſen gar nicht beachtete.

So kam der Oktober des Jahres 1584 heran. Der heilige Karl Borromäus begab ſich alljährlich in eine ſtille Zurückgezogenheit, um einige Tage dem beſonders genauen Nachdenken über ſeinen Seelenzuſtand zu widmen, ſich durch eine Generalbeichte über das verfloſſene Jahr vom leiſeſten

Makel zu reinigen und durch Reue, Buße und heilige Vorſätze zu erneuern und zu ſtärken. Das geſchah auch jetzt. Er ging auf den Monte Verallo, einen einſamen, aus der Mitte eines Tales aufſchießenden Berg, der mit kleinen Kapellen bebaut war, in denen das Leben und Leiden unſers Herrn Jeſus Chriſtus bildlich dargeſtellt und frommer Betrachtung geweiht war. Ein Kloſter krönte den Monte Verallo und die Ordensmänner verſahen den Dienſt der Seelen bei den zahlreichen Wallfahrern. Dort bereitete ſich der Heilige auf ſeinen Tod vor. Fünf Tage wendete er dazu an und verbrachte ſie in ſo glühenden Gebeten, daß die Zeit ihm zu kurz erſchien. Er geißelte ſich bis auf Blut und Wunden; er ruhte zwei Stunden der Nacht auf nackten Brettern; er genoß ganz wenig grobes ſchwarzes Brot und etwas Waſſer; er legte ſeine Beicht mit ſolcher Herzenszerknirſchung und unter ſolchen Tränenſtrömen ab, daß ſein Beichtvater, Pater Franz Adorno, ſelbſt darüber in Tränen zerfloß. Dabei ſtellte ſich ein Wechſelfieber mit ungeheurer Heftigkeit ein; aber er ließ ſich nicht in ſeinen frommen Übungen ſtören, nahm jedoch etwas Brotſuppe zur Nahrung und etwas Stroh zum Lager, auch etwas mehr Schlaf, — weil Pater Adorno es ſo anriet.

Am 29. Oktober verließ er Monte Verallo, eröffnete ein neugegründetes Kollegium zu Ascona, beſuchte ſeinen Vetter, den Grafen Renatus Borromäus auf ſeinem heimatlichen Schloß Arona und wurde ſo ſchwer krank, daß er zu Schiff auf dem Ticino nach Mailand reiſen und ſich dort in einer Sänfte aus dem Schiff nach dem erzbiſchöflichen Palaſt tragen laſſen mußte. Die Ärzte verſammelten ſich um ſein Krankenlager; aber ſie erkannten bald, daß es ein Sterbebett ſei. Mit unendlicher Heiterkeit der Seele empfing er in Gegenwart ſeiner Verwandten und Freunde, ſeines Domkapitels und ſeiner Hausgenoſſen aus den Händen des Dompropſtes Fontana die heiligen Sterbeſakramente. Alle baten weinend um ſeinen Segen und mit ſchwacher Hand machte er das heilige Kreuzzeichen über ſie. Dann fiel er in einen ſtillen Todeskampf und den Blick unverwandt auf ein Kruzifix gerichtet, während ein ſeliges Lächeln um ſeine Lippen ſchwebte, gab er friedlich ſeine heilige Seele in die Hand ſeines Schöpfers zurück. Sein treuer Freund, der fromme, gelehrte Karl Bascape, Barnabitenordens, drückte ihm die Augen zu und das Trauergeläute des majeſtätiſchen Domes von Mailand verkündete der Stadt, daß ihr heiliger Erzbiſchof aus der Zeitlichkeit geſchieden ſei. Es war der 3. November 1584.

So ſtarb dieſer apoſtoliſche Mann, den die Kirche zu ihren größten Prieſtern und Lehrern mit Stolz und Freude zählt und deſſen Heiligſprechung im Jahre 1610 unter Papſt Paul V. erfolgte. Seine Beſtrebungen für die Kirche ſind die, welche man heutzutage mit einem gehäſſigen Nachdruck von allen Feinden der Kirche ultramontan nennen hört. Wörtlich überſetzt heißt dies: Jenſeits der Berge. Der Haß gegen die katholiſche Kirche mißbraucht es zu einem Feldgeſchrei gegen die ſogenannte Abhängigkeit von Rom, die in Wahrheit aber Einheit mit Rom, Einheit in der Glaubenslehre, Einheit in der Gottesanſtalt iſt, die Chriſtus für die ganze Menſchheit, bis zum Ende der Zeiten geſtiftet hat, als ſein göttlicher Mund ſprach: „Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ Wir können aus dem Leben des heiligen Karl Borromäus demnach die echte Bedeutung des Wortes ultramontan entnehmen und den lieben Gott bitten, der Kirche gar keine andere, als ultramontan geſinnte Biſchöfe zu ſenden, die durch Lehre und Beiſpiel den ganzen Klerus und die ganze Laienwelt mit dem unbedingteſten Ultramontanismus beſeelen, weil ultramontan ſein — eins und dasſelbe iſt mit gut katholiſch ſein.

◆

Der heilige Vinzenz von Paula.

In Acqs, einem Dörfchen des ſüdlichen Frankreichs, kam dieſer große Diener Gottes im Jahre 1576 am Oſterdienstag auf die Welt. Seine Eltern waren brave Landleute, die auf ihrem kleinen Erbgute im Schweiße ihres Angeſichtes das Brot für ſich und ihre vier Söhne und zwei Töchter erarbeiten mußten. Alle Kinder gingen ihnen dabei fleißig zur Hand. Vinzenz, der dritte Sohn, der aufgeweckten Geiſtes war, wurde zu verſchiedenen Dienſten gebraucht, wie ſie eben vorkamen, mußte die Schweine hüten, mußte das Mehl von der Mühle holen u. dgl. mehr. Alles tat er pünktlich und ſorgfältig. Kam er von der Mühle zurück und begegnete ihm etwa ein Dürftiger, ſo erbarmte es den kleinen Vinzenz ſehr, und er teilte von ſeinem Mehl mit. Dem Vater ſagte er es ſpäter, und der war auch immer damit zufrieden.

Als Vinzenz zwölf Jahre alt war, hatte er ſich einen kleinen Schatz von etwa 36 Kreuzer zuſammengeſpart, und den verſchenkte er auf einmal an einen Armen, der große Not litt. So mitleidig war Vinzenz von Kindheit auf. Sein Vater kannte den Guardian des Franziskanerkloſters in dem benachbarten Städtchen Dax und dieſer ermunterte ihn dazu, den kleinen Vinzenz ſtudieren und Geiſtlich werden zu laſſen, da der Knabe einen ſo fähigen Kopf, ein ſo liebes beſcheidenes Benehmen und ein ſo gutes Herz habe. Bei zwölf Jahren kam alſo Vinzenz zu den guten Franziskanern, die ihn für ein jährliches Koſtgeld von 30 Gulden aufnahmen, verpflegten und mit Sorgfalt unterrichteten. Er machte ſo treffliche Fortſchritte und war dabei ſo tadellos in ſeiner Aufführung, daß der Pater Guardian ihn ſchon nach vier Jahren als einen tüchtigen Hauslehrer empfehlen konnte, den der fromme Herr von Commet, ein angeſehener Rechtsanwalt in Dax, für ſeine Söhne ſuchte.

Vinzenz nahm dankbar die Stelle an, unterrichtete die Commet'ſchen Kinder, ſetzte eifrig ſeine eigenen Studien fort und hing an Herrn von Commet wie ein guter Sohn. Dieſer hatte ſeinerſeits den Vinzenz außerordentlich gern und riet ihm dringend, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, als Vinzenz bei zwanzig Jahren ſo weit in den Studien war, um ſich über die Standeswahl entſcheiden zu müſſen. Aus großer Demut hätte ſich Vinzenz, ohne dieſe Ermunterung, vielleicht nie dazu entſchloſſen; wenigſtens ſagte er oft in ſpäteren Jahren, wenn er nicht bereits Prieſter wäre, ſo würde er es jetzt, da er die volle Erkenntnis über dieſen heiligen Beruf hätte, nimmermehr werden.

Auf Gott vertrauend, der die frommen Entſchlüſſe ſegnet, ging Vinzenz, arm wie er war, nachdem er die vier niederen Weihen empfangen hatte, nach Toulouſe, um Theologie zu ſtudieren. Sein guter Vater verkaufte ein paar Ochſen, um ihn ein wenig unterſtützen zu können. Der brave und fromme Alte erlebte noch die Freude, ſeinen Vinzenz zum Prieſter geweiht zu ſehen; dann ſtarb er, und Vinzenz übernahm eine Lehrerſtelle an der Schule der Stadt Buzet. Da wirkte er mit ſo glücklichem Erfolge und erwarb ſich eine ſo hohe Achtung, daß viele Edelleute der Gegend ihre Söhne bei ihm in die Koſt gaben. Dies geſchah auch, als er ſpäter wieder nach Toulouſe zurückkehrte und öffentliche Vorleſungen an der Univerſität hielt. Fromme Eltern ſchätzten ſich und ihre Söhne glücklich, wenn Vinzenz die ſtudierenden Jünglinge in ſeine Obhut nehmen wollte.

Sein ſtilles einfaches Leben wurde plötzlich in ſehr ungewöhnlicher Weiſe geſtört. Ein Gönner hatte ihm eine kleine Geldſumme vermacht, die er in Marſeille erheben mußte. Glücklich hatte Vinzenz die Reiſe und das Geſchäft abgemacht und ſchickte ſich bereits zur Heimkehr an, als ein Edelmann aus Toulouſe ihm vorſchlug, mit ihm zu Waſſer bis Narbonne zu gehen— was allerdings die Reiſe ſehr abkürzte. Vinzenz war es gern zufrieden. Sie ſegelten ab, und der Wind war ſo günſtig, daß der Schiffer hoffte, die Fahrt in einem Tage zurückzulegen. Aber damals war das Reiſen auf dem mittelländiſchen Meere nicht ſo ſicher wie heutzutage! An der Nordküſte von Afrika lagen die ſogenannten Raubſtaaten, Tunis, Algier und Tripolis, die von den mohammedaniſchen Barbaresken bewohnt waren — und unter ihren beſonderen Fürſten, welche Dey hießen, die Oberherrſchaft des Sultans zu Konſtantinopel anerkannten. Dieſe Raubſtaaten waren eine fürchterliche Plage, ſowohl für die europäiſche Schiffahrt im mittelländiſchen Meere, als auch für die Küſten-Landſtriche von Spanien, Frankreich, Italien, Sizilien und alle übrigen Inſeln. Denn die Barbaresken waren ungemein geſchickte und verwegene Seeleute, kaperten die Schiffe ſamt Bemannung und Fracht, fielen über wehrloſe Städte und Dörfer an den Küſten her, raubten ſie aus und ſchleppten die Einwohner fort, teils um ſie als Sklaven zu behalten oder zu verkaufen, teils um ſie gegen ſchweres Löſegeld frei zu geben. Viele tauſend Chriſten jedes Alters, Standes und Geſchlechtes ſchmachteten in den Kerkern oder in der Sklaverei der Barbaresken, bis ſie

O Herr, zu Deinen Füßen
Sieh mein betrübtes Herz!
Doch ſtatt der Narden fließen
Nur Thränen Deinem Schmerz,
Und ſtatt der Palmenzweige,
Womit Dein Fuß umlaubt,
Knie ich vor Dir und beuge
Im Staub mein ſchuldig Haupt.

Und keine Schaale bringe
Von Alabaſter ich —
O nein! o nein! ich zwinge
Zum Leidenskelche Dich.
Weh! meine Sünden füllen
Den Kelch Dir, Gottesſohn!
Und blutig meinetwillen
Beginnt die Paſſion.

entweder ausgelöſt oder, vom Chriſtentum abfallend, muſelmänniſch wurden. So gingen gar viele Seelen, welche die ungeheueren Drangſale der Gefangenſchaft nicht aushalten konnten und dem heiligen katholiſchen Glauben entſagten, auf ewig verloren.

Das Fahrzeug, auf welchem Vinzenz ſeine Seereiſe machte, wurde von drei Raubſchiffen der Barbaresken angefallen. Die Mannſchaft wehrte ſich tapfer; als aber der Steuermann und einige Andere getötet und die übrigen verwundet waren, konnten ſie nicht länger Widerſtand leiſten, wurden in Ketten gelegt, ſchlecht verpflegt und endlich nach Tunis geführt. Unter ihnen befand ſich Vinzenz, den ein Pfeilſchuß ſchwer verletzt hatte. Statt alſo mit ſeiner kleinen Barſchaft wohlbehalten in Toulouſe anzulangen und dort ſeine theologiſchen Vorleſungen fortzuſetzen, geriet er, elend, krank und beraubt in die Sklaverei nach Tunis. Es gehörte in den Plan Gottes, daß ſein Diener, der ſo viel für die Armen und Gefangenen wirken ſollte, aus eigener Erfahrung Armut und Gefangenſchaft kennen lernen ſollte.

Vinzenz mit ſeinen Leidensgefährten wurden an Ketten in der Stadt umher geführt und zur Schau geſtellt. Die Kaufluſtigen nahmen allerhand Unterſuchungen mit ihnen vor — wie man das jetzt noch immer auf den Sklavenmärkten des

Orients ſieht. Sie mußten gehen, laufen, Laſten heben; man prüfte ihre Zähne und ihre Muskelkraft. Endlich kaufte ein Fiſcher den Vinzenz; da dieſer aber auf dem Meer immer ſeekrank und daher unbrauchbar beim Fiſchfang war, ſo wurde er bald an einen Arzt verkauft, der ſich viel mit Chemie abgab, allerlei Quinteſſenzeen bereitete und ſchon ſeit fünfzig Jahren nach der Kunſt forſchte, Gold zu machen. Er war ein gutmütiger Greis, dem Vinzenz im Laboratorium behilflich ſein mußte und der ſeinem Sklaven bald ſo gewogen war, daß er ihn zum Erben ſeines Vermögens machen wollte, wenn Vinzenz vom heiligen Glauben abfiele. Eines Tages wurde der gute Alte aus ſeinem Laboratorium hinweggeriſſen: er ſollte nach Konſtantinopel kommen, zum Sultan Achmed, und Gold für ihn machen. Der Greis ſtarb vor Gram auf der Reiſe, und ſein Neffe verkaufte Vinzenz an einen Renegaten, einen Edelmann aus Nizza, der vom Glauben abtrünnig geworden war und nun als Mohammedaner üppig und bequem mit drei Frauen auf dem Lande lebte.

Vinzenz wurde als Gartenarbeiter gebraucht. Die türkiſchen Damen haben eine Menge von Sklavinnen, beſchäftigen ſich mit gar nichts und leiden deshalb an beſtändiger Langeweile. So ging es auch der Frau des Renegaten, die eine Türkin war. Sie kam oft in den Garten, um ſich aus Neugier mit dem fremden Sklaven zu unterhalten und einmal fiel es ihr ein, ihm zu befehlen, Loblieder auf ſeinen Gott zu ſingen. Ihm traten die Tränen in's Auge, und er ſang den traurigen Pſalm der Kinder Israels in der Gefangenſchaft: „An den Flüſſen Babylons ſaßen wir und weinten, wenn wir an Sion gedachten.“ Und dann das Salve Regina, das ſo recht das Klagelied des Menſchen über ſeine Verbannung in das irdiſche Tränental iſt. Der guten Türkin gefielen dieſe Geſänge und Alles, was Vinzenz von Gott und der chriſtlichen Religion ſprach, dermaßen wohl, daß ſie abends zu ihrem Manne ſagte, er habe ſehr Unrecht getan, einen Glauben zu verlaſſen, von welchem der fränkiſche Sklave ihr ſo viel Schönes erzählt habe, und ſie werde gewiß im Paradies ihrer Väter keine ſüßeren Freuden finden, als ſie bei den Lobliedern zu Ehren des Chriſtengottes empfunden habe. Der Renegat ging in ſich voll Reue, und ſagte zu Vinzenz, wenn ſich eine Gelegenheit zur Flucht fände, wolle er mit ihm nach Frankreich oder Italien fliehen und Buße tun für ſeinen ſchmählichen Abfall.

Es währte zehn Monate, bis es dahin kam. Endlich aber führte der Renegat ſeinen Entſchluß aus, begab ſich mit Vinzenz an den Strand, wo ein kleiner Nachen ſie erwartete, und in dieſem elenden Fahrzeuge wagten ſie ſich wirklich über das große mittelländiſche Meer und landeten wohlbehalten an derſelben franzöſiſchen Küſte, wo Vinzenz 1½ Jahre zuvor gefangen genommen worden war. Sie begaben ſich ſogleich nach der Stadt Avignon, die damals dem römiſchen Stuhle angehörte. Deshalb hatte der Papſt dort einen Legaten, und dieſer nahm die feierliche und öffentliche reumütige Abſchwörung des mohammedaniſchen Irrtums vom Renegaten zur freudigen Erbauung der Gläubigen an. Da der Legat bald darauf nach Rom reiſte, ſo nahm er Vinzenz und den Renegaten mit, und während jener mit unausſprechlichen Tröſtungen das Andenken ſo vieler Martyrer und Heiligen in der Hauptſtadt der Chriſtenheit verehrte, tat dieſer Buße und trat, um Gott in dem Nächſten zu dienen, in die Genoſſenſchaft der barmherzigen Brüder ein, welche die Kranken pflegen.

Vinzenz, als ein Untertan des Königs von Frankreich wurde dem franzöſiſchen Botſchafter in Rom bekannt, und erwarb ſich deſſen Vertrauen in ſo hohem Grade, daß er mit einem geheimen mündlichen Auftrage nach Paris zu König Heinrich IV. geſchickt wurde. Dort nahm ihn die Königin Margarete als Hausgeiſtlichen in ihre Dienſte. Vinzenz erfüllte treu ſeine Verpflichtungen, beſuchte aber die Kranken im Spital der barmherzigen Brüder, in deren Nähe er wohnte, viel fleißiger als den königlichen Hof. Auf alle Menſchen, mochten ſie vornehm oder gering, reich oder arm ſein, machte er den Eindruck eines ſehr demütigen, liebevollen, weiſen, wohltätigen Mannes und frommen treuen Prieſters; dennoch traf ihn eine ganz gemeine Verleumdung. Er bewohnte ein und dasſelbe Zimmer mit einem Landsmanne, der ſich wegen Geſchäfte in Paris aufhalten mußte. Dieſem wurden 300 Taler aus dem Schreibtiſche entwendet, und ohne weiteres beſchuldigte er öffentlich und allenthalben Vinzenz dieſes Diebſtahls. Niemand glaubte ihm, obzwar Vinzenz nichts ſagte, als: „Gott weiß die Wahrheit;“ aber der Mann blieb doch heftig erbittert gegen ihn, bis man nach Jahren den Schuldigen entdeckte — und zwar in einem Apothekerlehrling, der Arznei gebracht und aus dem offenen Schreibtiſche den Geldbeutel entwendet hatte.

Es lebte damals in Paris ein ſehr frommer Prieſter, Pater Berulle, der die geiſtliche Genoſſenſchaft der Väter des Oratoriums in Frankreich eingeführt hatte und als deren Oberer ſie leitete. Er war ein vertrauter Freund von Vinzenz, zugleich deſſen Beichtvater und Gewiſſensrat, und er trug ihm auf, proviſoriſch die Pfarrei von Clichy anzunehmen, einem Dorf in der Gegend von Paris. Vinzenz gab unverzüglich ſeine Stelle bei der Königin Margarete auf, und ließ ſich wie ein willenloſes Werkzeug zu Allem brauchen, was dem Willen

Gottes gemäß war; und dieſe Übung im demütigen Gehorſame zog auf all ſeine Werke Fülle von Segen herab. Auch in Clichy gab ſich das kund. Nur ein Jahr etwa wirkte er dort als Pfarrer; aber er war ein ſo heiliger Hirt, daß ſich die kleine Herde in der kurzen Zeit mit ihm und durch ihn heiligte. Von ſeiner wunderſamen Gabe, die Herzen zu Liebeswerken und Almoſen zu bewegen, brach hier gleichſam das Morgenrot an, indem er die gänzlich verfallene und verarmte Kirche zu Clichy neu aufbaute und mit heiligen Gewändern und gottesdienſtlichen Gerätſchaften verſah, ohne Beihilfe der dürftigen Gemeinde, lediglich auf Koſten frommer Perſonen zu Paris.

Inzwiſchen hatte ſich ein ſehr reicher und angeſehener Mann, Graf Emanuel von Gondy, an den Pater Berulle mit der Bitte gewendet: ihm einen Oratorianer als Hauskaplan und Erzieher ſeiner drei Söhne zu geben. Pater Berulle folgte einem höheren Ratſchluſſe, indem er Vinzenz zu dieſem Platze berief und dieſer demütige Diener Gottes ſtand keinen Augenblick an, aus dem öffentlichen Amte auszuſcheiden und die beſcheidene Stellung in einem Privathauſe anzunehmen. Graf und Gräfin Gondy waren des Glückes wert, Vinzenz unter ihren Hausgenoſſen zu zählen. Als die Gräfin ihm ihre Söhne übergab, ſagte ſie zu ihm: „Ich hoffe und wünſche, daß Sie meine Kinder nicht zu großen Herren für die Welt — ſondern zu Heiligen für den Himmel erziehen.“ Der Graf und die Gräfin waren in ſeltener Weiſe gottesfürchtig, großmütig, liebevoll, gewiſſenhaft; und die Gräfin beſonders von ſo zarter, reiner Frömmigkeit, daß ſie ihr Leben verzehrte in dem Verlangen, das Seelenheil des Nächſten zur Verherrlichung Gottes zu fördern. Der Nächſte war ihr aber nicht bloß des Gemahl, die Söhne, die Familie — nicht bloß die Hausgenoſſen und Dienerſchaft, ſondern alle Untergebenen und vorzüglich die Armen auf ihren großen und zahlreichen Beſitzungen. Gerade die Landleute, die bei ihren ſchweren Arbeiten oft ſo wenig geiſtlichen Troſt genießen, weil ſie das Evangelium und die Glaubenslehren nicht kennen, die ſie ſeit dem Schulbeſuch in ihrer Kindheit faſt vergeſſen haben, gerade das Landvolk lag der Gräfin beſonders am Herzen. Es befand ſich auch gerade damals in einem höchſt verwilderten Zuſtand.

In der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts war mehr und minder in ganz Europa ein entſetzlicher Abfall von der heiligen katholiſchen Kirche eingetreten. Unvollkommenheiten der Perſonen, der Zuſtände, hier ein Mißbrauch, dort eine Erſchlaffung der Kirchenzucht, da ein übergroßer weltlicher Beſitz — lauter Dinge, die freilich Übelſtände und zu beſeitigen ſind, die aber nicht infolge der katholiſchen Glaubenslehre, ſondern weil man ſie nicht immer und überall befolgte, eingetreten waren — dieſe Unvollkommenheiten boten den Vorwand zu jenem großen Abfall, der ſich ſelbſt Reformation, d. h. Widerherſtellung der Kirche, nannte, und ſich von Anfang an in verſchiedene Sekten ſpaltete, ſo daß jede Fraktion nach ihrer Anſchauung die Lehren des Evangeliums handhabte. In Frankreich, wo Calvin die neue Sekte ſtiftete, nannte ſie ſich mit großem Hochmut: die reformierte Kirche. Eine ihrer Reformen ging darauf aus, die wildeſten und grauſamſten Kriege gegen Frankreichs Könige und Frankreichs Katholiken zu erheben, die katholiſche Kirche zu vernichten und mit Gewalt alle Staatsbürger reformiert zu machen. Sobald man dem Calvinismus ſeine Glaubensfreiheit geſtattete, benutzte er ſie, um, wo möglich, die katholiſche Glaubensfreiheit zu unterdrücken. Je mehr Spielraum man ihm gönnte, deſto frecher und unduldſamer wurde er gegen die Katholiken. Die reformierten Prädikanten beſchloſſen im Jahre 1562 auf ihrer Synode zu Nimes, ſämtliche katholiſche Kirchen dieſer Diözeſe niederzureißen. Eine gewiſſenloſe Politik ehrſüchtiger Männer benutzte dieſen Fanatismus für ihre Partei, und Bürgerkriege, die mit Unterbrechung 70 Jahre währten, hatten zur Zeit da Vinzenz lebte, Frankreich verheert und das Volk in zwei feindliche Heere zerriſſen, die nicht ſelten leider! auf beiden Seiten ehrgeizigen Anführern und politiſchen Parteien dienten — hatten den ganzen Staatskörper von oben bis unten, in allen Gliedern, in allen Ständen, gründlich verderbt. Die ſchwerſten Sünden galten kaum als Beleidigungen Gottes, dermaßen waren Mord, Unzucht, Zweikampf, Entführungen ſchutzloſer Frauen und jede Art von wilder Ruchloſigkeit, ganz öffentlich und keineswegs von der allgemeinen Meinung gebrandmarkt, an der Tagesordnung. Bittere Feindſchaften, vererbter Haß, Familienzwietracht verdüſterten die Gemüter der Menſchen. Tiefe Sittenloſigkeit ſtörte das häusliche Glück; Betrügerei, Wucher und Raub den Handel und Wandel, Gottesläſterung und Aberglauben den Verkehr mit Gott. Wie konnte es auch anders ſein, da die Seelen ihre religiöſe Nahrung ſo ſehr entbehrten und vom Glaubensleben wie abgeſchnitten waren! Einen ſolchen Zuſtand kann kein Menſch aushalten; äußerlich lebt er zwar fort, aber innerlich verkommt er. Die Calviniſten hatten mit ihrem finſteren fanatiſchen Haſſe gegen die heilige katholiſche Kirche grenzenloſes Unheil geſtiftet. Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts waren 28 Diözeſen in Frankreich ohne Biſchöfe. In 35 Diözeſen hatte die Spendung der heiligen Sakramente aufgehört. 150 Domkirchen und Abteien waren in Flammen aufgegangen oder niedergeriſſen — verſtebt ſich, nachdem ſie zuvor gründlich geplündert und ausgeraubt waren. Die Zahl der zerſtörten Pfarrkirchen und Klöſter übertrifft alle Vorſtellung: in vier Diözeſen des ſüdlichen Frankreichs beliefen ſie ſich auf 500; in einer einzigen Provinz des nördlichen Frankreichs auf 300. Zu Orthez, einer Stadt in den Pyrenäen, ließ ein calviniſcher Marſchall, Mongommery, 3000 Katholiken niedermetzeln, zwiſchen 2 und 300 Mönche aber mit verſchärfter Grauſamkeit teils lebendig begraben, teils in Brunnen ſtürzen — weil es jedoch zu langſam ging, die übrigen mit dem Schwerte umbringen. Dieſe Zuſtände muß man erwägen, um die berüchtigte Bartholomäusnacht richtig zu beurteilen. Sie war ein abſcheuliches Blutbad auf katholiſcher Seite, hervorgerufen durch manches abſcheuliche Blutbad auf reformierter Seite. Aber die calviniſchen Verfolgungen und Ruchloſigkeiten zogen noch viel größere Übelſtände für die heilige katholiſche Kirche nach ſich. Man floh den geiſtlichen Stand, man vernachläſſigte die theologiſchen Wiſſenſchaften; in einigen Diözeſen hörten überhaupt aus Mangel an Lehrern, an Schülern, an Geld und an Ausſichten alle Studien auf; in vielen ließ die Strenge geiſtlicher Disziplin nach, verſchwand mehr und mehr und betrübte das katholiſche Volk durch das elendeſte, was es auf Erden gibt: ſchlechte, laſterhafte Prieſter. Um Paris

Lamentationen.

Jerusalem, Jerusalem, convertere ad Dominum Deum tuum.“

Ein Dürſten giebt es — wie nach Waſſerquellen
Der müd gehetzte Hirſch verblutend rennt,
Vom ſchroffen Ufer in des Sees Wellen
Sich ſtürzt, weil ihn die Todeswunde brennt,
Nicht achtend, daß die Klippen ihn zerſchellen! —
O Menſchenherz, du kennſt den Durſt; er nennt
Sich Durſt nach Liebe.

Ein Schmachten giebt's — wie ſich der Fieberkranke
Auf ſeinem Marterbette ächzend ſtreckt,
Wenn ihn in wachem Traume der Gedanke
An Scheiterhaufen und an Flamme ſchreckt —
Nach Kühlung ſchmachtet er, des Brandes Schranke!
O Menſchenherz, in dieſer Qual verſteckt,
Iſt Durſt nach Liebe.

herum, das ein wahrer Feuerbrand des böſen Beiſpiels und der Verſuchungen in dieſer Beziehung war, lag die Landgeiſtlichkeit und daher auch die Gemeinden in dem traurigſten Zuſtand der Verkommenheit. Waren die Pfarrer auch nicht gerade von ſchlechtem Wandel, ſo waren ſie doch lau, gleichgültig, feig, ſchläfrig, unwiſſend, ſo daß das arme Volk weder Troſt, noch Belehrung, noch Ermunterung bei ihnen fand, in Gottentfremdung geriet und aus einer Sünde in die andere fiel.

So lange die Bürgerkriege wüteten, konnte man dieſen Schaden im vollen Umfang nicht ermeſſen, ſowie niemand während einer Feuersbrunſt weiß, wie viel die ganze Stadt verloren hat. Das ganze Elend kommt dann erſt zum Vorſchein, wenn man es mit Ruhe überſieht und die Folgen gewahr wird. An den ſchlimmen unvermeidlichen Folgen jener Kriege lag Frankreich nun darnieder!

Graf und Gräfin Gondy brachten den größten Teil des Jahres auf ihren Gütern zu, die in verſchiedenen Provinzen lagen und taten dort ſehr viel gute Werke. Vinzenz, der ſie immer auf dieſen Reiſen begleitete, trug durch ſeine Einſicht und ſeine Ratſchläge zu weiſer Einteilung der Almoſen bei. Die armen Kranken, welche die Gräfin ſelbſt pflegte und bediente, beſuchte Vinzenz fleißig, um ihre Seelen zu ſtärken und für die Wahrheiten des Heiles empfänglich zu machen. Mit großer Geduld und Liebe katechetiſierte er Kinder und Erwachſene, wenn er die Genehmigung der Ortspfarrer dazu erhielt. Den Winter des Jahres 1616 brachte die Familie Gondy auf ihrem Schloß Folleville zu. Da ließ ein tödlich erkrankter Landmann den frommen Herrn Vinzenz — wie man ihn nannte — an ſein Sterbebett rufen, um ihm die heiligen Sakramente zu ſpenden. Der Landmann genoß eines vortrefflichen Rufes; — umſomehr erſchrack Vinzenz als es ihm aus der Beicht des Kranken klar wurde, daß deſſen Gewiſſenszuſtand ganz ungeordnet ſei. Deshalb ſchlug er ihm eine Generalbeicht über ſein ganzes verfloſſenes Leben vor. Der Kranke ging um ſo bereitwilliger darauf ein, als Vinzenz ihm bei der Gewiſſenserforſchung behilflich war. Gut vorbereitet, mit Erkenntnis ſeiner Beleidigungen Gottes und mit aufrichtiger Reue, empfing der Kranke nun das heilige Bußſakrament und verſpürte nach der Losſprechung eine ſo tiefe herzinnige Freude und Ruhe. daß er nicht genug Gott danken und preiſen konnte und zu allen Anweſenden ſagte, ohne dieſe Beicht wäre ſeine Seele auf ewig verloren geweſen. Gräfin Gondy, welche dem Kranken in ſeinen letzten Stunden liebreich beiſtand, entſetzte ſich über dies Bekenntnis. Wenn ein Mann von tadelloſem Ruf aus Leichtſinn und Unwiſſenheit in einem ſo gefährlichen Seelenzuſtand ſich befinden konnte, wie mochte es dann mit anderen beſchaffen ſein! Die gottſelige Frau erſuchte Vinzenz, einmal eine recht eindringliche Predigt zu halten über die Kennzeichen aufrichtiger Buße und über denjenigen Zuſtand der Seele, der durch die heilige Beicht auf Vergebung der Sünden hoffen dürfe. Dies geſchah am Feſte Pauli Bekehrung des Jahres 1617 in der Kirche zu Folleville und zwar mit einem ſolchen Segen, daß die meiſten Zuhörer eine Lebensbeicht abzulegen verlangten und daß Vinzenz zwei Jeſuitenpater aus Amiens zur Aushilfe ſich erbitten mußte. So wurde die Beichte des Landmannes, der gute Gedanke der Gräfin und die Predigt des Vinzenz zu dem Senfkörnlein, aus welchem ſich der Rieſenbaum der Volksmiſſionen, nämlich der Belehrungen im Chriſtentum durch fremde Geiſtliche — ſo kräftig erhob, daß er jetzt ſeine Zweige mit ihren tauſend und abertauſend Früchten der Gnade über die ganze katholiſche Welt ausbreitet. Solchen Segen legt Gott auf gute Werke, die nicht aus Selbſtſucht, ſondern zu ſeiner Ehre getan werden!

Die gute Gräfin freute ſich dermaßen des Heiles, das ſo vielen Seelen widerfahren war, daß ſie auf der Stelle eine Stiftung von 8000 Gulden machte, damit eine Ordensgenoſſenſchaft dagegen die Verpflichtung übernehme, alljährlich Miſſionen auf den Gondy'ſchen Gütern zu halten und zwar in der Weiſe, daß ſie alle fünf Jahre die Runde gemacht hätten — daß folglich allen Gutsangehörigen alle fünf Jahre die Lehren des Evangeliums, ſamt ihrer Anwendung auf das ewige Heil des Menſchen, in gedrängter Zuſammenſtellung vorgetragen würden. Dieſe nämlichen Lehren werden freilich ebenfalls von den Pfarrern jeder Gemeinde gepredigt, jedoch verteilt auf die ſämtlichen Sonn- und Feſttage des Kirchenjahres und daher minder überſichtlich. In der Miſſion aber, die in einer Woche, höchſtens in zwei oder drei abgehalten wird, folgen ſie Schlag auf Schlag aufeinander, ergreifen kräftiger die Seele, welche nicht Zeit hat, ihre Gleichgültigkeit dazwiſchen zu ſchieben, und tun ihre außerordentlichen Wirkungen gerade durch die gedrängte Kürze, mit welcher ſie das Evangelium, das Übermaß der Liebe Gottes und der Undankbarkeit des Menſchen predigen.

Die gottſelige Gräfin Gondy bot übrigens ihre 8000 Gulden vergeblich verſchiedenen Ordensgenoſſenſchaften an; es gab damals noch keine, die ſich ausſchließlich dem Werke der Volksmiſſionen gewidmet hätten. Vinzenz ſollte das Werkzeug ſein, durch welches Gott ſie in's Leben rufen wollte. Aber nicht ſie allein, ſondern noch viele andere große Werke. Er ſelbſt, der heilige Prieſter, der gute einfache Mann ahnte das gar nicht. Er tat immer nur gerade das Nächſte, was Gott ihm auftrug, und gab aufrichtig Gott die Ehre, wenn der Erfolg geſegnet war. Im Gondy'ſchen Hauſe hatte man eine ganz andere Meinung von Vinzenz, als er von ſich ſelbſt in ſeiner Demut hatte. Man bewies ihm unbegrenzte Verehrung, ſowohl die Herrſchaft als die Dienerſchaft. Er war der Ratgeber des Grafen, der Seelenführer der Gräfin, der Erzieher der Söhne, der Verwalter der Almoſen — und er war das alles in möglichſt großer Vollkommenheit mit jener weiſen, ruhigen, milden Liebe, die nichts vor Augen hat, als den Willen Gottes zu erfüllen, und die nichts erſtrebt, als das Heil der Seelen für die Ewigkeit. Deshalb ehrte man ihn wie einen Heiligen, wie den ſichtbaren Schutzengel des Hauſes. Dies war es nun eben, was ſeine Demut beängſtigte. Er fürchtete die Schlingen des Satans, der durch Hochmut die Engel aus dem Himmel riß. Er fürchtete ſich zu verweichlichen in dem fürſtlichen Glanz und Reichtum, der ihn umgab. Wohnung, Bedienung, Nahrung, alles war nach ſeiner Meinung viel zu gut für ihn, den armen Bauernſohn, der die Schweine gehütet hatte. Überdies ſchien ihm, daß die Gondy'ſchen Söhne nunmehr Studien zu machen hätten, die er nicht zu leiten verſtehe. Dazu kam der Antrag, eine höchſt verwahrloſte Pfarrei zu übernehmen, die ſehr viel ſchwere Arbeit und ganz geringe Einkünfte verſprach und ihn deshalb ſehr anlockte. Er überlegte das Für und Wider ſeiner Bedenklichkeiten mit ſeinem Gewiſſensrat, Vater Berulle, und da dieſer ſah, daß Vinzenz kein heißeres Verlangen habe, als ſich den geiſtlichen Bedürfniſſen recht armer vernachläßigter Leute zu widmen, ſo glaubte er die Hand Gottes zu erkennen, die Vinzenz nach Chatillon haben wollte, wo die eine Hälfte der Bevölkerung aus Calvinern und die andere aus ſchlechten Katholiken beſtand. Heimlich, um weder ſich noch ſeinen edlen Freunden das Herz ſchwer zu machen, floh Vinzenz aus dem Gondy'ſchen Hauſe.

In Chatillon fand Vinzenz ein weites Feld für ſeinen heiligen Eifer. Hier litt die Gemeinde nicht aus Mangel an Prieſtern, ſondern durch deren Untauglichkeit. Es waren ſechs Kapläne dort, ſämtlich von einem höchſt anſtößigen Wandel; aber kein Pfarrer. Vinzenz legte als ſolcher die Hand mutig an den Pflug und die Axt an die Wurzel. Da er jene Geiſtliche nicht brauchen konnte, weil ſie in Mißachtung bei der beleidigten Gemeinde ſtanden: ſo erbat er ſich einen frommen Prieſter aus dem benachbarten Lyon, der ſich in der Tat entſchloß, Kaplan eines Pfarrers zu werden, welcher ſelbſt für ſeinen Unterhalt auf die göttliche Vorſehung angewieſen war. Beide lebten bei einem Bürger der Stadt, deſſen ganzes Haus, wie geheiligt durch die zwei frommen Prieſter, eine neue Lebensweiſe mit gemeinſchaftlichem Gebet, täglichem Beſuche der heiligen Meſſen und geregelter Tagesordnung annahm. Vinzenz und Kaplan Girard begnügten ſich mit ärmlicher Koſt, kehrten ſelbſt ihre Zimmer aus, machten ihre Betten ſelbſt, ſparten jeden Heller für arme Kranke und Dürftige, beſuchten die Pfarrkinder, um ihnen Teilnahme zu beweiſen und gute Ratſchläge zu geben, katechetiſierten Große und Kleine, tröſteten die Sterbenden und predigten Allen.

Während Vinzenz ganz Chatillon, Calviner wie Katholiken, in freudige Bewunderung des Lebens eines treuen Hirten ſeiner Herde verſetzte und ihnen Stand, Beruf und Würde des Prieſters echt und recht durch ſein Beiſpiel der Selbſtverleugnung vor Augen ſtellte, wendete er ſich in der Stille an die ſechs unglücklichen Geiſtlichen, die ein ſo böſes Beiſpiel und großes Ärgernis gaben. Gott verlieh ſeinen Worten Nachdruck. Sie gaben jeden anſtößigen Umgang auf; ſie beſuchten nicht mehr gemeine Poſſenſpiele; man traf ſie nicht mehr in den Schenken bei Würfelſpiel und Weinkrug; ſie bequemten ſich ſogar zu einer gemeinſchaftlichen Lebensweiſe, die Vinzenz ihnen vorſchrieb; — genug, obwohl ein verhärtetes Prieſterherz mit am ſchwerſten aus der Verſtockung zu wecken iſt — weil es die größten Gnaden verſcherzt hat: — in dieſem glücklichen Fall wich die Härte vor der liebreichen Milde des guten Dieners Chriſti. Noch andere ungewöhnliche Bekehrungen legten Zeugnis für ſeine heilſame Gewalt über die Seelen ab.

Auf dem benachbarten Schloſſe Chandes lebte Graf Rougemont, ein reicher und angeſehener Herr, von vielem Verſtande und manchen guten Eigenſchaften; aber ganz hingegeben dem Laſter jener Zeit: der Leidenſchaft für das Duell. Um der geringſten Urſache willen forderte er ſogleich die Leute heraus, und mit dem größten Gleichmut brachte er ſie ums Leben oder verwundete ſie. Aus Neugier unterhielt er ſich einmal mit Vinzenz. Aber nicht bloß einmal. Graf Rougemont kam wieder und wieder, und ſiehe! auf die Unterredungen folgte eine Generalbeicht und auf dieſe eine ſo gründliche Abkehr von der Welt und Hingebung an Gott, daß ſein Schloß ein Hoſpital wurde, in welchem er ſelbſt die Kranken und Armen dem Leibe und der Seele nach verpflegte. Hätte Vinzenz es ihm erlaubt, ſo würde er ſich zum Bettler gemacht, und Hab und Gut verſchenkt haben; denn er wunderte ſich ſehr, daß ein Chriſt Eigentum beſitzen möge, da ja der Sohn Gottes ſo arm auf Erden geweſen ſei.

Ein anderer Fall machte wo möglich noch mehr Aufſehen. Zwei vornehme Damen, die ſehr bewundert und beliebt waren und ein ſehr glänzendes

Leben voll Eitelkeit und Vergnügungsſucht führten, wurden ſo ergriffen, als ſie Vinzenz predigen hörten, daß ſie noch am nämlichen Tage ihn beſuchten und ihm ihren Entſchluß mitteilten, ſich von der Welt zurückzuziehen. Gekräftigt durch ſeinen Zuſpruch, blieben ſie der Eingebung der Gnade treu, entzogen ſich allem Umgang mit Weltleuten und dienten Chriſto in den Armen, unbekümmert um Tadel und Hohn, der ihnen im reichen Maß zu Teil ward. Solche liebevolle, ſtarke Seelen wußte Vinzenz für Gott und für die Plane der göttlichen Vorſehung zu gewinnen; und mit dieſen beiden Damen, denen ſich einige andere fromme, verſtändige Hausfrauen in Chatillon und in der Umgegend anſchloſſen, begann er den erſten wohltätigen Frauenverein zu gründen, deſſen Beſtimmung es war, aus Liebe zu Gott den Armen Liebesdienſte zu erweiſen. Die geringeren beſtanden in leiblicher Abhilfe ihrer Nöten, die wichtigeren aber in chriſtlichem Einfluß auf ihr ganzes Leben. Wohltätige Frauenvereine ſind jetzt wohl über die ganze katholiſche Welt verbreitet und unzählige Seelen, die ihnen angehören, haben an ihrem eigenen Heil und dem des Nächſten wacker gearbeitet und das Reich Gottes auf Erden vergrößern helfen. Und was war der erſte Urſprung des gottgefälligen Werkes? Wiederum die evangeliſche Predigt eines heiligen Prieſters und ein Strahl der Gnade in zwei Herzen, die guten Willens waren. Die Calviner ſtaunten dieſe Wunder an; denn wahrlich, es iſt kein größeres Wunder, leiblich Tote zum natürlichen Leben zu wecken, als geiſtig Tote zum Leben der Gnade! Sie ſahen leichtſinnige Prieſter zu ihrer Pflicht zurückgeführt; einen großen Herrn, der ſich zum Spitaldiener machte, und in ſeinem eigenen Schloß ſchlechter als der geringſte Arme lebte; angeſehene reiche Frauen, denen nichts mangelte, um in und mit der Welt glücklich zu ſein, und die alles Glück der Welt verließen, um ſich allem Elend der Welt zu opfern. Die Calviner ſahen das — und einige unter ihnen waren ſo verſtändig, dem Grunde dieſer ungewöhnlichen Erſcheinungen nachzufragen. Sie wendeten ſich an Vinzenz, deſſen unbeſchreibliche Sanftmut und Liebe auch ihnen Vertrauen einflößte. Durch ihn belehrt entdeckten ſie allmählich, daß nur der heilige katholiſche Glaube den Grund zur inneren Umwandlung, Beſſerung und Heiligung des Menſchen lege und legen könne, weil er allein den Menſchen über ſein richtiges Verhältnis zu Gott belehrt, denn er allein iſt zu dieſem Zweck vom Sohne Gottes offenbart worden. Viele Calviner, die es nur waren, weil ſie den katholiſchen Glauben nicht gekannt hatten, entſagten freudig der Irrlehre und kehrten in den Schoß der heiligen Kirche zurück.

Etwa ein halbes Jahr hatte Vinzenz in Cha-

Ein Sehnen giebt's — wie wenn auf wilden Wogen
Im Sturmestanz der ſchwache Kahn ſich bäumt,
Der bleiche Schiffer, den der Wind betrogen,
Nach Herd und Heimath ſehnſuchtsvoll ſich träumt —
Wie ſchaut er auf dann nach dem Friedensbogen!
O Menſchenherz, in dieſer Sehnſucht keimt
Der Durſt nach Liebe.

Und Einſamkeiten giebt's — in fernſten Weiten,
In nächſter Nähe, im Gewühl der Welt,
Im eignen Haus — wohin die Füße ſchreiten,
Die Oede iſt's, die Dich gefangen hält.
Vernichtung brütet in den Einſamkeiten
Auf dir, o Menſchenherz, und es zerfällt,
Weil leer von Liebe.

Und eine Klage giebt's — vom ſtillen Munde
Ringt nimmermehr ſie los ſich klar und frei,
Ihr trüb Verließ ſteht in des Buſens Grunde,
Denn ſpräche ſie, ſo wär's ein Todesſchrei.
Sie bricht hervor erſt in der letzten Stunde —
O armes Menſchenherz, iſt ſie dir neu
Die Klag' um Liebe?

tillon zugebracht und täglich guten Samen, dem Gott gedeihen gab, auf einen Acker geſäet, welcher bis dahin nur Steine und Dornen trug. Er durfte hoffen, eine reiche Ernte zu halten und er freute ſich darauf zur Ehre Gottes. Plötzlich rief ihn ſein Gewiſſensrat, Pater Berulle, nach Paris in's Gondy'ſche Haus zurück. Graf Gondy war Generalintendant der königlichen Galeeren (Schiffe), — und die Geſchäfte ſeines Amtes veranlaßten ihn zu Reiſen in die franzöſiſchen Hafenſtädte. Er war im ſüdlichen Frankreich, als Vinzenz ſein Haus verließ. Dieſer ſchrieb ihm aus Chatillon, er bitte um ſeine Entlaſſung, weil er nicht länger tauglich ſei, der Erziehung der gräflichen Söhne vorzuſtehen. Der Graf, in ſchmerzlichſter Beſtürzung über dieſe unerwartete Eröffnung, ſchlug ſogleich den Weg ein, der am ſicherſten zum Ziele führte: er trug der Gräfin auf, ſich an Pater Berulle zu wenden und durch dieſen, wenn irgend möglich, Vinzenz zur Rückkehr zu bewegen. Es könnten ja andere Lehrer den Söhnen Unterricht geben, wenn Vinzenz nur die Oberleitung behalten wolle. „Und mir ſelbſt," ſchrieb Graf Gondy ſeiner Gemahlin — „mir ſelbſt iſt er unentbehrlich, denn ich habe gehofft, durch ſeine Führung erſt ein wahrhaft rechtſchaffener Mann zu werden." Die gute Gräfin war noch viel betrübter, als ihr Gemahl, teils weil ſie fürchtete, Vinzenz müſſe in ihrem Hauſe auf eine ihr unbekannte Weiſe gekränkt worden ſein; teils weil ſie nun keine Miſſionen für ihre lieben Landleute auf ihren Beſitzungen bewerkſtelligen konnte. „Sind die Seelen von Joigny und Montmirail“ — ſo hießen zwei ihrer Güter — „nicht eben ſo gut mit dem Blute Jeſu erkauft, als die Seelen von Chatillon?“ ſo ſchrieb ſie an Vinzenz. Der Erzbiſchof von Paris, der ein Bruder von Graf Gondy war, ſah auch ungern die Entfernung des frommen Prieſters. Überdas waren deſſen Freunde, deſſen geiſtliche Kinder, all' die Leute, denen er ſich irgendwie hilfreich erwieſen, all' die Seelen, deren Führung er übernommen hatte, dermaßen untröſtlich, daß Pater Berulle es am geratenſten fand, ihn zurückzurufen. Vinzenz mußte demnach ſeine geſegnete Wirkſamkeit zu Chatillon verlaſſen. Da ſein vortrefflicher Kaplan Girard ſein Nachfolger als Pfarrer wurde, ſo glaubte er in ſeiner Demut, derſelbe werde ein beſſeres Werkzeug Gottes ſein, als er — und gelaſſen reiſte er nach Paris, Gott dankend, der ihm überall zeige, welche Wunden in der Kirche geheilt, welchem Elend in der Menſchheit abgeholfen werden müſſe. Tauſend Segenswünſche und Dankestränen folgten ihm aus Chatillon.

Gerade zum Weihnachtsfeſte 1617 zog er wieder in's Gondy'ſche Haus, wo ein allgemeiner Jubel ihn begrüßte, und wo er jetzt Muße hatte, ſich unbeſchränkt einer apoſtoliſchen Tätigkeit hinzugeben. Er begann ſogleich das neue Jahr mit einer Volksmiſſion, und ſetzte dieſe fort in allen Bistümern, deren Biſchöfe ſie genehmigten. Er ſuchte ſich einige verdienſtvolle Geiſtliche zu Gehülfen, namentlich für den Beichtſtuhl aus, da eine gründliche Reinigung der Seele der Hauptzweck der Miſſion und der Anfang einer aufrichtigen Bekehrung iſt. Überall ſuchte er wohltätige Frauenvereine infolge der Miſſionen zu gründen, weil die Seele durch Ausübung frommer Liebeswerke in Verbindung mit dem, „der die Liebe iſt,“ tritt. Und überall fanden ſeine Aufforderungen Eingang. Kehrte er dazwiſchen nach Paris zurück, ſo ruhte er aus in einer neuen Tätigkeit. Die Gefangenen weckten ſeine lebhafteſte Teilnahme, vorzüglich diejenigen ſchweren Verbrecher, die nach dem Gebrauche jener Zeit zu den Galeeren verdammt waren: — eine fürchterliche Strafe! ſie wurden in den unteren Räumen der Schiffe an die ſchweren Ruder geſchmiedet, die das Fahrzeug in Bewegung ſetzten und mit grauſamer Härte behandelt. Ehe ſie in die verſchiedenen Hafenſtädte geführt wurden — was man in der Weiſe bewerkſtelligte, daß man jede Abteilung an eine lange gemeinſame Kette ſchmiedete, welche dann „die Kette von Breſt,“ oder „die Kette von Toulon“ ꝛc. genannt wurde, — lagen ſie in einem ſehr feſten und ſtrengen Kerker beiſammen. Vinzenz konnte ſich die Not dieſer Unglückſeligſten nicht jammervoll genug vorſtellen. An der Seele gepeinigt durch Gewiſſensbiſſe, am Körper durch alle Plagen einer barbariſchen Haft, ſtand ihnen nichts bevor, als an der ſchrecklichen Kette von einem Ende Frankreichs zum andern getrieben — überall verachtet, gehöhnt, mißhandelt, von rohem Geſindel mit Unrat und Steinen geworfen zu werden, und endlich wie in einem ſchwimmenden Sarge, bei lebendigem Leibe in der Galeere begraben zu werden, deren Ruderbank eine Folterbank war. Graf Gondy als Generalintendant der Galeeren gab gern die von Vinzenz begehrte Erlaubnis, das Gefängnis dieſer Armſeligen in Paris beſuchen zu dürfen. Er ſchauderte vor der Verwahrloſung, worin man ſie ſchmachten ließ. In unterirdiſchen Räumen, ohne Licht, ohne friſche Luft, ohne Beſchäftigung, elend genährt, kaum bekleidet, mit Ungeziefer bedeckt, jeder leiblichen Erleichterung und jedes geiſtlichen Troſtes beraubt — ſo fand er ſie. Und während ihm das Herz wehe tat von ſolchem Übermaß des menſchlichen Elendes, ſtaunten ſie, daß irgend jemand Mitleid mit ihnen habe: ſo verſtoßen waren ſie aus dem Bereiche menſchlicher Barmherzigkeit.

Vinzenz traf ſogleich mit Graf Gondy's Zuſtimmung und auf Koſten der milden Seelen, denen Gott Reichtum verliehen hatte und die ſich glücklich ſchätzten, dem treuen Verwalter der Angelegenheiten Gottes mit ihrem Reichtume zu dienen — andere Anſtalten, mietete eine ſichere und paſſende Behauſung und führte die Gefangenen aus ihren luftloſen Kellerlöchern in ein menſchliches Gefängnis, wo er ihnen jede Erleichterung zukommen ließ, welche die Verhältniſſe geſtatteten. Durch dieſe Teilnahme gewann er ihre Herzen, dann ihr Vertrauen; ſeine Liebe bahnte der göttlichen Liebe den Weg — und endlich hatte Vinzenz den unſäglichen Troſt, daß die rohen und verwilderten Gewiſſen ihm zugänglich wurden und nach und nach das heilige Bußſakrament begehrten.

Dieſe Sache machte denn doch Aufſehen; man ſprach in ganz Paris davon; auch bei Hof. Die Welt iſt kalt und hart; allein wenn ſie gewahr wird, daß himmliſche Dinge in ihr vorgehen: ſo wacht ſie doch wohl einmal teilnehmend auf. König Ludwig XIII., ein frommer junger Herr, hörte mit Rührung, daß Vinzenz täglich viele Stunden bei dieſen Ausgeſtoßenen der Menſchheit zubringe, ſie ermuntere und beruhige, die Kranken bediene, gleichgeſinnte Prieſter ihnen ſende, wenn andere Geſchäfte ihn riefen, und ſeinen Herzensfreund, den gottſeligen Prieſter Portail bewogen habe, Wohnung in ihrer Behauſung zu nehmen, um täglich die heilige Meſſe zu leſen. Auf Graf Gondy's Vorſchlag ernannte König Ludwig Vinzenz zum erſten Geiſtlichen aller königlichen Galeeren; dadurch war ihm die Seelſorge ſämtlicher Galeerenſklaven übergeben. Das war es gerade, was er wünſchte! er machte eine Reiſe nach Marſeille, dann nach Bordeaux, um für ſeine lieben Galeerenſklaven zweckmäßige Einrichtungen zu treffen und vor allem — um für geiſtlichen Zuſpruch genügend zu ſorgen, der den jammervollſten Kerker und die härteſte Lage erträglich macht, weil er zu frommer Buße antreibt, welche die Läuterung im Fegfeuer abkürzt.

Die Gräfin Gondy war ſeit Jahren ſchon kränklich, allein es wohnte eine ſtarke Seele, ein feſter und beharrlicher Geiſt in ihrem hinfälligen Körper. Sie wollte, daß, ſo viel in ihrer Macht ſtand, den Armen das Evangelium gepredigt werde: dies war ihr Lieblingswunſch, ihr Verlangen, ihr Gebet. Es wurde ihr mehr und mehr klar, daß ſie zu dieſem Zweck keine Ordensgenoſſenſchaft nötig habe, und daß einige Prieſter, die von apoſtoliſchem Geiſt beſeelt wären, die gemeinſchaftlich leben und ſich dem heiligen Geſchäft widmen wollen, ihrer Abſicht genügen würden. Sie ſah, daß die würdigſten Geiſtlichen von Paris Vinzenz mit Freuden bei ſeinen Miſſionen unterſtützten, und ſie war überzeugt, er werde leicht eine kleine Geſellſchaft von Miſſionären verſammeln und bilden, wenn man ihnen Wohnung und Unterhalt ſichere. Sie zog den Grafen und den Erzbiſchof, ihren Schwager, zu Rat und beide ſtimmten ihr bei. Die 8000 Gulden, welche ſie vor ſieben Jahren für die Stiftung des Miſſionswerkes beſtimmt hatte, lagen noch immer da. Nun wurde der ganze Plan vergrößert; die Miſſion ſollte eine ganz allgemeine Beſtimmung bekommen und nicht auf die Gondy'ſchen Herrſchaften beſchränkt bleiben; der Graf erhöhte das Kapital auf 20,000 Gulden, und der Erzbiſchof gab ein altes, halbverfallenes, leerſtehendes Gebäude her. Dort ſollten die Miſſionsprieſter gemeinſchaftlich von den Einkünften des Kapitals leben, wenn ſie nicht auf ihren Berufsreiſen wären, und Vinzenz ſollte die Oberleitung der Geſellſchaft lebenslänglich führen. Mit innigſtem Dank gegen Gott gründeten alle das fromme Werk: der Erzbiſchof, der Graf, die Gräfin, Vinzenz, ſein Freund Portail und noch einige gleichgeſinnte Geiſtliche, die ſich zu Miſſionären beſtimmten. Und kaum war es begründet, kaum hatten ſich dieſe Männer für den apoſtoliſchen Beruf zuſammengefunden, ſo rief Gott die fromme Gräfin von dieſer Welt ab. Sie ſtarb im Jahre 1625 und im zweiundvierzigſten ihres Alters. Den Armen wurde das Evangelium gepredigt und das war allzeit ihr Verlangen geweſen und wurde nun, durch Gottes Gnade, ihr Werk! ſie ſtarb im ſeligen Frieden, wie ſo viel tauſend fromme Seelen vor ihr und nach ihr.

Der Graf betrauerte ſie unausſprechlich. Sein Haus war ihm verödet. Die Gräfin tot, — Vinzenz in ſeinem kleinen Kollegium — die Söhne erwachſen und ihrem Beruf nachgehend: und er allein! Da legte er all ſeine Würden und Ämter nieder, denen er ſo tätig und eifrig vorgeſtanden hatte, weil ihm ſein Haus lieblich war und weil ſein Familienkreis ihn für all' ſeine Mühen entſchädigte. Der Pater Berulle, der inzwiſchen wegen ſeiner großen Verdienſte zum Kardinal ernannt worden und des Grafen vertrauter Freund war, nahm ihn auf in dem Hauſe ſeiner Genoſſenſchaft. Zwiſchen den Vätern des Oratoriums, in großer Stille und Zurückgezogenheit, verfloſſen die letzten fünfunddreißig Lebensjahre eines Mannes, der in der Welt ſo viel gegolten hatte. Solch ein Schritt war damals gar nicht ungewöhnlich, ſowohl von Männern als Frauen. Die Glaubenskraft war groß und verlieh eine Seelenſtärke, welche notwendig iſt, um aus dem Glanz des Lebens in die Unſcheinbarkeit ſich zu begeben und um die Dunkelheit der Verhältniſſe zu wählen, wenn man vor und in der Welt leuchten könnte. Und dieſe Glaubenskraft, die zu jedem Opfer befähigt, ging im ſiebzehnten Jahrhundert mit ungewöhnlicher Herrlichkeit über all den traurigen Verfinſterungen und Unordnungen der vielfach betrübten Zeiten auf.

Vinzenz verſtand es, dieſe Kraft für das Reich

Gottes in Bewegung zu ſetzen. Als er ſeine Miſſionsgeſellſchaft begann, gab er ihr eine dreifache Beſtimmung, welche den Bedürfniſſen entſprach, die er in der Geiſtlichkeit und dem Volk kennen gelernt hatte: 1) ſollten die Mitglieder vor allem an ihrer eigenen Vervollkommnung in der Weiſe arbeiten, daß ſie ſich bemühten, dem Beiſpiel Jeſu, welches er in Lehren und Werken gegeben hat, feurig nachzueifern; 2) ſollten ſie den Armen das Evangelium predigen, beſonders dem Landvolk, weil es am wenigſten Gelegenheit hat, Belehrungen zu hören; 3) ſollten ſie den Geiſtlichen behülflich ſein, in den Kenntniſſen und Tugenden ihres Standes Fortſchritte zu machen. Eine Prieſtergeſellſchaft mit dieſer dreifachen Beſtimmung fand ſo außerordentlich viel Anklang, Beifall und Teilnahme, daß ſie von allen Seiten gehoben wurde. Ausgezeichnet tüchtige und würdige Geiſtliche ſchloſſen ſich ihr an; der König beſtätigte ſie, erlaubte ihr Niederlaſſungen in ganz Frankreich, ſowie das Recht, Vermächtniſſe und Gaben anzunehmen, Papſt Urban VIII. erhob ſie zu einer Ordensgenoſſenſchaft, welche den Namen Prieſter der Miſſion führen und von Vinzenz eine Ordensregel erhalten ſolle; und die Chorherrn von St. Lazarus ſchenkten ihm ihr großes Haus mit liegenden Gründen vor der Stadt — weil ſein kleines Kollegium viel zu eng wurde. Nach dieſem Hauſe nannte man die Miſſionspriester auch Lazariſten. Einen ſolchen Aufſchwung hatte Vinzenz in ſeiner Demut nicht geahnt. Er ſagt von dem Anfang ſeines Werkes: „Wir gingen ſchlecht und recht, wohin uns die Biſchöfe ſchickten, um nach dem Beiſpiel des Sohnes Gottes den Armen das Evangelium zu predigen. Das taten wir, Gott aber tat, was Er von Ewigkeit her beſchloſſen hatte: Er verlieh unſeren Arbeiten einigen Segen. Gute Geiſtliche, die davon Zeuge waren, verbanden ſich nach und nach mit uns; ſo bildete ſich allmählich die Geſellſchaft. O mein Heiland! wer hätte je glauben können, daß ſie ſich ſo ausbreiten würde! Weder ich noch der gute Portail hatten ſolche Gedanken! deshalb können wir das auch nicht für unſer Werk, für Menſchenwerk halten, woran kein Menſch dachte.“

Überall ſtiftete Vinzenz infolge ſeiner Miſſionen Vereine wohltätiger Frauen, weil er ſie als ein kräftiges Mittel erkannt hatte, die Anregung, welche die Miſſion dem Glauben gegeben hatte, durch die Liebe in Ausübung zu bringen. Er gab ihnen beſtimmte Statuten, damit ſie in ſeinem Geiſte und mit ſeiner Abſicht wirken möchten, und da Statuten nicht genügen, wenn ſie nicht zuweilen durch das lebendige Wort friſch erklärt und beleuchtet werden: ſo ſchickte Gott ſeinem treuen Diener eine Seele zu, wie er ſie für dieſen Zweck nötig

Dies Dürſten, dieſes Sehnen, dies Verſchmachten,
Die Einſamkeit und Klage, alle Pein,
Und alle Schmerzen, ſo die Seel' umnachten,
Gelindert werden ſie durch Lieb' allein!
Wenn ſie, o Menſchenherz, dir Folter brachten,
Den Balſam goß in deine Wunden ein
Der Troſt der Liebe.

Und wer biſt du, daß Liebe du gefunden,
Du wankelmüthiges, du ſtarres Herz!
Du Nebelbild, in Ohnmacht hingeſchwunden,
Du trotziger und ſpröder Block von Erz!
Und du — du haſt an dieſe Welt gebunden
Zu deinem Troſte mit gewalt'gem Schmerz
Den Gott der Liebe!

Er ſtirbt in einem Meer von bittern Qualen,
Von Einſamkeit und Durſt und Sehnſuchtsglut;
Ergoſſen haben ſich die Zornesſchaalen
Auf ihn herab für deiner Sünden Flut;
Und ohne daß Ihm Liebesſterne ſtrahlen,
Vergießt er klagend ſtill für dich Sein Blut —
Der Gott voll Liebe.

hatte. Das war Frau Louiſe Legras, eine gottſelige Witwe von hellem Verſtand und von großmütigem Herzen, die in Paris ganz für Liebeswerke lebte. Vier Jahre prüfte Vinzenz ihre Einſicht, ihre Kraft, ihre Beharrlichkeit; dann erſt, im Jahre 1629, übergab er ihr die Vorſteherſchaft über ſämtliche Vereine in Frankreich. Ein mühſeliges Geſchäft, dem ſie ſich mit heiligem Eifer unterzog. In Begleitung einiger anderer frommer Frauen mußte ſie viele Reiſen machen, um die kleinen Ortſchaften zu beſuchen, wo Miſſion geweſen war. Da gab ſie den Mitgliedern des Vereins Anweiſungen, Ermahnungen, Ermunterungen, erkundigte ſich nach ihren Bedürfniſſen, verſah ſie mit Arznei und mit Leinwand für die Kranken, beſuchte mit ihnen die Armen, katechetiſierte auch wohl — wenn der Pfarrer es erlaubte — die jungen Mädchen der Gemeinde, unterhielt ſich mit den Schullehrerinnen und ſuchte zu bewirken, daß deren überall angeſtellt würden. Aus den Dörfern und kleinen Ortſchaften gingen dieſe Vereine allmählich auch in die Städte über, und im Jahre 1630 bildeten fünf fromme Freundinnen von Louiſe Legras den erſten derartigen Verein in Paris.

Ein paar Jahre ging das ganz gut; aber es wird dem wankelmütigen Menſchenſinn die Ausdauer dermaßen ſchwer, daß der heil. Apoſtel Paulus ausdrücklich ſagen muß: „Wer bis an's Ende beharrt, der wird ſelig.“ Die Vereine beſtanden aus Frauen, die ihr Haus, ihre Kinder, ihre Ehemänner, ihre Angelegenheiten und tauſenderlei weltliche Verpflichtungen zu berückſichtigen hatten. Im erſten Eifer ſchien es ihnen ſehr leicht, die neuen Pflichten mit den alten zu verbinden; bald aber ſchwer und immer ſchwerer; endlich unmöglich. Sie fingen an, ihre Dienſtmägde zu den Armen und Kranken mit milden Gaben zu ſenden. Das war nun ſo gar nicht im Sinne des heiligen Vinzenz, der immer und überall zuerſt auf die Heiligung der eigenen Seele durch demütige Liebeswerke — und dann auf die Seelſorge für die Pflegbefohlenen drang: daß Louiſe Legras auf Mittel ſann, ſeine Abſicht wirkſamer auszuführen. Sie nahm einige junge, geſunde, gottſelige Mädchen in ihr Haus, unterwies ſie in der leiblichen und geiſtlichen Krankenpflege, entflammte ſie zu heiliger Liebe, erleuchtete ſie mit chriſtlicher Weisheit, und bat Vinzenz dann, ſich ihrer zu bedienen, wo er es für gut fände. Vinzenz prüfte alle und wählte aus der kleinen Schar nur vier aus, die an Demut, Frömmigkeit, Geſchicklichkeit und Vorſicht allen übrigen vorleuchteten. Und wiederum legte Gott die Fülle ſeiner Gnade auf den Liebesgedanken einer gottſeligen Frau!

Dieſe vier Mädchen, welche Louiſe Legras ſo ſorgfältig zum Dienſte Jeſu in ſeinen leidenden

Gliedern, den armen Kranken, heranbildete — waren der Beginn jener großen, zahlreichen, gottgefälligen und weltberühmten Genoſſenſchaft der barmherzigen Schweſtern, die jetzt nach 200 Jahren über den ganzen Erdboden verbreitet und in tauſend Verzweigungen die geiſtlichen Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen des heiligen Vinzenz von Paul ſind. Denn ſo recht in ſeinem Geiſte, der für jedes menſchliche Elend ein Herz und eine Hilfe hatte, ſind ſie immer bei der Hand, ſobald irgend einem menſchlichen Elend gewehrt werden ſoll. Im Krankenhauſe, im Hoſpitale, im Gefängniſſe, in der Schule, im Lazarett, bei Waiſenkindern, bei kleinen Verbrechern, in Armenküchen, in Arbeitsſälen, in Irrenanſtalten — überall barmherzige Schweſtern! Und nicht an ihnen liegt's, daß ſie nicht noch weit mehr verbreitet ſind, daß nicht jede kleine Ortſchaft an ihrer ſegenvollen Tätigkeit ſich erbaut. Sie brauchen ſo wenig! ein armes Obdach, geringe Koſt; — aber dafür recht viel mühſelige Arbeit! Das iſt ihre Freude, ihre Erholung, ihr Lohn. Wir in Deutſchland fangen erſt eben an einzuſehen, wie notwendig die barmherzige Schweſter gegenüber all dem Elende iſt, das ſich in der Menſchheit ſo breit macht; — und zwiſchen dem Einſehen und dem Hand an's Werk legen iſt noch eine große Kluft. Viele äußere Hemmniſſe erſchweren die Sache allerdings ſehr; aber um ſo mehr wollen wir den lieben Gott um den Geiſt bitten, der alle Schwierigkeiten geduldig und ſtandhaft beſiegt, weil er vor nichts erſchrickt, was zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen dient — und dem dient die Einführung der barmherzigen Schweſtern*).

Vinzenz ſchickte nun ſeine Schweſtern bald in dieſes, bald in jenes Kirchſpiel von Paris zu armen Kranken, die in Keller- und Bodenräumen und vergeſſen ſchmachteten. Als die Ärzte ihre einſichtsvolle Krankenbehandlung — und die Geiſtlichen ihren demütigen Seeleneifer — und die Kranken ihre unermüdliche, herzgewinnende Opferwilligkeit um die Wette lobten: da pries er mit gerührtem Herzen Gott, der im Schwachen ſo mächtig iſt; da beſchloß er mit aller Kraft eine Anſtalt zu pflegen, in welcher die heilige Liebe ſich ſo tätig erweiſt. Wohl leuchtete ihm bei der erhabenen Schönheit des Berufes auch deſſen Gefahr ein: die barmherzigen Schweſtern ſollten Kloſterfrauen ohne Klauſur ſein, ſollten die weltenfremdeten Eingezogenheit der Ordensfrau mit der praktiſchen Tüchtigkeit und einſichtsvollen Tätigkeit einer weiſen Hausfrau — alſo zwei ganz entgegengeſetzte Standesgnaden — in ſich vereinigen; ſollten mit Rat und Tat den vielfachen leiblichen und geiſtlichen Nöten der Armen, ihrer Unwiſſenheit, Trägheit, Verkommenheit zu Hilfe eilen und dadurch mit mannigfachem Sündenelend in Beziehung treten. Aber das erſchreckte ihn nicht. Er kannte das menſchliche Herz genau genug, um zu wiſſen, daß es wundervoller Dinge fähig iſt, ſobald man es recht tief in die Liebe zu Gott einſenkt.

---

*) Es verſteht ſich, daß hier nicht bloß Diejenigen gemeint ſind, welche man in Deutſchland vorzugsweiſe „Barmherzige Schweſtern" nennt, welche den beiden Kongregationen des heil. Karl Borromäus und des heil. Vinzenz von Paul angehören, und welche den Kranken und Armen in den Spitälern dienen. Die Schulſchweſtern, die armen Franziskaneſſen, die Niederbronner Schweſtern, die Mägde Chriſti, die Töchter der Vorſehung, die St. Joſephsſchweſtern und viele andere Genoſſenſchaften, deren Beruf es iſt, außerhalb der Klauſur, mitten unter dem Volke, geiſtliche und leibliche Werke der Barmherzigkeit zu üben, ſind ſämtlich blühende Zweige des einen vom heiligen Vinzenz gepflanzten und von Gott geſegneten Baumes.

Auf dieſe Liebe richtete er die Regeln und Statuten hin, welche er der jungen Genoſſenſchaft gab. Und die zwei Jahrhunderte, welche verfloſſen ſind, ſeitdem Louiſe Legras und ihre vier Zöglinge ihm am Tage Mariä Verkündigung des Jahres 1634 das Gelübde ablegten: „Wie bisher, ſo ihr Lebenlang, den Armen zu dienen,“ die haben bewieſen, daß der heilige Vinzenz die Seelengröße ſeiner geiſtlichen Töchter nicht überſchätzte. In Paris, in anderen Städten, auf dem Lande — überall regte ſich in den chriſtlichen Jungfrauen das Verlangen, in dieſe gebenedeite Genoſſenſchaft aufgenommen zu werden. Die erſten waren arme Mädchen, von geringer Herkunft; doch bald fühlten ſich alle Stände angeregt, und Töchter der vornehmſten Familien geſellten ſich zu den ſchlichten Landmädchen.

Vinzenz fand in der Welt manchen Widerſpruch. Man war nicht daran gewöhnt, den Ordensſchweſtern außerhalb der Klöſter einen Beruf angewieſen zu ſehen. Bis dahin pflegten ſie wohl Kranke, unterrichteten ſie wohl die Jugend — aber immer nur in gewiſſen ihnen übertragenen Hoſpitälern oder in dazu beſtimmten Räumen ihrer eigenen Klöſter. Man fand ſeine Neuerung verwegen; man ſtellte ihm vor, daß dieſen Schweſtern mehr Verſuchungen und Gefahren drohten, als ſämtlichen Ordensfrauen. Darauf entgegnete Vinzenz einfach: Wenn's nötig wäre, würden ſie dafür auch mehr Tugend haben. Und deßhalb ſagt er ſo ſchön in den Statuten, die er ihnen gab: „Ihr Kloſter iſt das Haus der armen Kranken; ihre Zelle irgend ein armes oft nur gemietetes Zimmer; ihre Kapelle die Pfarrkirche; ihr Kloſtergarten die Straßen der Stadt; ihr Klauſur der Gehorſam; ihr Sprachgitter die Furcht Gottes; ihr Schleier die heilige Eingezogenheit."

Inzwiſchen lernten die Biſchöfe mehr und mehr den heiligen Mann und ſeinen großen Einfluß auf die Gemüten kennen und ſchätzen und mehr und mehr ward es ihnen wünſchenswert, ihren Klerus von ſeinem Geiſt beſeelt zu ſehen. Der Biſchof von Beauvais zuerſt trug ihm auf, mit den Klerikern, welche die Prieſterweihe empfangen ſollten, nach einer gewiſſen Anleitung geiſtliche Übungen zu halten; und der Erzbiſchof von Paris traf die Verfügung, daß alle, die ſich in ſeiner Diözeſe zur Prieſterweihe meldeten, zehn Tage lang geiſtliche Übungen im Hauſe von St. Lazarus unter der Leitung des hl. Vinzenz und ſeiner Ordensgenoſſen zu machen hätten. Sechsmal im Jahre wurden in Paris die heiligen Weihen erteilt; die Diözeſe war groß — folglich auch die Zahl der Kleriker — und ſo fehlte es dem Hauſe von St. Lazarus nicht an Gäſten. Das war dem heil. Vinzenz höchſt erfreulich, und ſeine Freude ſtieg, als auch aus anderen Diözeſen junge Kleriker zu demſelben Zweck nach Paris und zu ihm geſchickt wurden! Das Haus von St. Lazarus war ja ſo groß! daß die Einrichtung desſelben der Räumlichkeit nicht entſprach, daß es an Betten, an Hausgerät, an allem fehlte, um die Gäſte zu bewirten — kümmerte ihn gar nicht! Er hatte dafür zu ſorgen, daß dieſe jungen Männer, welche ſich dem erhabendſten Stande zu widmen begehrten, gut vorbereitet das Heiligtum betreten und den heiligſten Dienſt mit geheiligter Geſinnung verwalten möchten. Er arbeitete ja für

Gott; die göttliche Vorſehung werde ſchon für das übrige ſorgen! Und das geſchah in reichem Maße.

Die Gräfin Gondy war nicht die einzige Frau in Paris, die ſich verpflichtet hielt, mit allen Gaben, die Gott ihr gegeben hatte — mit ihrem Vermögen, ihrem Geiſt, ihrem Herzen, ihrem Anſehen, ihrer Zeit — Gott zu dienen. Gerade in den höchſten Ständen gab es die gottſeligſten Frauen — Herzoginnen und Gräfinnen, die keinen anderen Gedanken hatten, als Gutes zu tun aus Liebe zu Gott. Eine ſolche Frau war die Gräfin Maignelai, eine Schweſter des Erzbiſchofs von Paris und des Grafen Emanuel von Gondy. In den wilden Unruhen der Bürgerkriege war ihr Gemahl ermordet worden. Sie benutzte die Freiheit ihres Witwenſtandes und die Unabhängigkeit ihres Vermögens, um ein gutes Werk an das andere zu reihen. Sie hatte ſchon ein Haus geſtiftet und es nach der heiligen Magdalena genannt, in welchem unglückliche, tiefgefallene Frauenzimmer eine Zuflucht fanden, um ſich beſſern und mit Gott verſöhnen zu können. Sie und die Präſidentin von Herſe nahmen ſich nun des Hauſes von St. Lazarus ſo kräftig an — teils indem ſie mit Hilfe anderer Damen für die Einrichtung ſorgten, teils indem ſie für die jedesmalige Zeit der Prieſter-Exerzitien 1000 Francs zahlten, daß Vinzenz aller Sorge enthoben und neugeſtärkt in ſeinem Gottvertrauen war.

Um den Samen, den dieſe geiſtlichen Übungen nur ausſtreuen konnten, zu hegen und zu pflegen, und um das geiſtliche Leben im Prieſterſtande auf der Höhe ſeines Berufes zu halten, gründete Vinzenz die Prieſter-Konferenzen, nämlich regelmäßige Zuſammenkünfte im Hauſe von St. Lazarus. Jeden Dienstag verſammelten ſich daſelbſt die Geiſtlichen, und beſprachen ſich nach Maßgabe ihrer Anlagen und ihrer Erleuchtung über die Gegenſtände und die Pflichten ihres Berufes. Der milde, einfache, klare, reine Geiſt des heiligen Vinzenz leitete die Verſammlung, teilte ſich allmählich den Einzelnen mehr und mehr mit, war ſo anziehend, daß bald jeder fromme Geiſtliche in Paris Mitglied der Dienstags-Konferenzen zu werden ſuchte, und wirkte ſo ungemein ſegensreich, daß der König, oder beſſer geſagt, ſein allmächtiger Miniſter, Kardinal Richelieu, ſie in's Auge faßte und Vinzenz erſuchte, ihm in tiefſter Verſchwiegenheit diejenigen Geiſtlichen zu bezeichnen, die Vinzenz am fähigſten halte, Biſchofsſitze einzunehmen. Vinzenz tat es mit heiliger Gewiſſenhaftigkeit und bemühte ſich um ſo eifriger, Alle und ganz beſonders die Empfohlenen in Einfalt und Demut zu erhalten. Er hielt ihnen Vorträge über das Glück, unbeachtet von der Welt demütige Pflichten zu üben und in dunkler Stille ſich der Seelſorge zu widmen. Er ließ ſie ſeine Lehren in Ausübung bringen, ſchickte ſie in Miſſionsgeſchäften bald auf's Land, bald in Spitäler, oder ließ ſie in den Gefängniſſen den Katechismus erklären. Alle gehorchten ihm freudig wie ihrem Vater und Oberen, als ob ſie ſämtlich Lazariſten wären: ſolch Vertrauen hatten ſie zu ſeiner heiligen Weisheit; zu ſolcher Hingebung entflammte ſie der Heilige Geiſt, der aus ihm ſprach.

Seine Lazariſten, die er getreu ihrer erſten Beſtimmung, der ländlichen Bevölkerung das Evangelium zu predigen, bildete — fanden nach und nach Eingang in verſchiedenen Diözeſen Frankreichs, bald auch in Italien. Der Erzbiſchof von Genua, Kardinal Durazzo, ein herrlicher heiliger Oberhirt, berief die Lazariſten, um dem Volk Miſſionen, den Geiſtlichen Exerzitien zu halten. Als er ſeine Prieſter zum erſtenmal zu dieſem Zweck in Genua verſammelte, ſahen ſie mit unausſprechlicher Erbauung und Rührung, daß ihr Kardinal-Erzbiſchof ſich zu ihnen geſellte und mit ihnen, unter der Leitung eines demütigen Sohnes des demütigen Vinzenz, die geiſtlichen Übungen durchmachte. Eine heilige Freude hatte Vinzenz, als Papſt Urban VIII. im Jahre 1638 die Lazariſten nach Rom rief, ihnen ein Haus gab und ſie beauftragte, ihrem Beruf gemäß im Kirchenſtaat zu

Und herzzerſchneidend klinget dieſe Klage,
Die Erde bebet und der Himmel weint,
Die Sterne zittern bis zum jüngſten Tage,
Daß keine Liebe ihrem Gott ſich eint;
Die Engel ſeh'n ſich an in ſtummer Frage:
O Wunder, daß ein Gott am Kreuz erſcheint,
Im Tod der Liebe!

Und du, o Menſchenherz, kannſt du ſie hören
Die Klage, daß umſonſt Er Lieb' erſehnt,
Und dennoch kalt von Ihm hinweg dich kehren?
Und nicht Sein Auge, das für dich bethränt,
Durch deiner armen Liebe Troſt verklären?
Dann haſt du nie geliebt — und nur gewähnt
Den Traum von Liebe.

Wenn Lieb und Liebe mit einander ſterben —
Iſt das nicht ſüß? Nur Trennung bringt ihr Noth!
Doch leeren, ungeliebt, den Kelch, den herben,
Weil den Geliebten daraus Gift bedroht,
Und ungeliebt in Schmach und Jammer ſterben,
Zu wenden vom Geliebten ab den Tod —
Iſt Gottes Liebe!

wirken. Da hielten ſie denn in der nächſten Umgebung von Rom Miſſionen ganz eigener Art.

Es iſt bekannt, daß die Gegend um Rom — der beträchtliche viele Stunden weite Landſtrich zwiſchen dem mittelländiſchen Meere und dem Albanergebirge — dem Feldbau und den Anſiedlungen der Menſchen durchaus ungünſtig iſt, weil der Erdboden ſchädliche Dünſte aushaucht, welche ſo böſe und unvertilgbare Fieber erzeugen, daß die Menſchen dieſen Boden nicht durchackern und ſich nicht auf ihm anbauen können. Es ſoll eine Folge der furchtbaren Kriege ſein, welche von der Völkerwanderung an, bis in's Mittelalter hinein, Jahrhunderte lang ihre Verheerungen um die ewige Stadt anrichteten. Daher kommt es, daß in der ganzen Umgegend Roms weit und breit kein Dorf, keine Ortſchaft zu finden iſt. Mit den Vorſtädten und Gartenhäuſern hören alle menſchlichen Wohnungen auf. Dennoch iſt der Boden teilweiſe ſehr fruchtbar, aber nur an Gras und Futterkräutern. Er bietet ein ungeheures Weideland dar, und Hirten ziehen mit ihren Herden, namentlich mit Ochſen, nach allen Richtungen durch die grünen graſigen Fluren. Hie und da erhebt ſich aus den unüberſehbaren Triften irgend ein altes, verfallenes Mauerwerk — ſei es ein heidniſcher Tempel aus altrömiſcher Zeit, oder ein Wartturm aus dem Mittelalter; und die ſchönen hochgeſchwungenen

Bogen alter zerſtörter Waſſerleitungen ſteigen wie rieſenhafte Brücken über das grüne ſtille Grasmeer auf. Dieſe ganze Gegend iſt weltberühmt unter dem Namen die römiſche Campagna, und Dichter, Maler und Reiſende aus allen Ländern und Völkern preiſen und feiern ihre eigentümliche, ſchwermütige Schönheit. Es iſt auch gewiß, daß es in ganz Europa keinen Punkt gibt, der ſich mit Rom und ſeiner Campagna vergleichen ließe.

Die guten Lazariſten kamen aber keineswegs dahin, um ſolche Vergleiche anzuſtellen, oder um die Schönheit der Landſchaft zu bewundern. Sie hatten ihr Auge gerichtet auf die armen Hirten, die ihre Viehherden hier weideten und die wohl zu den verlaſſenſten Seelen gehören mochten. Dieſe Hirten lebten fern von allem menſchlichen Umgang immer allein, immer unter freiem Himmel, ohne Familie, ohne Beſchäftigung, ohne andere Gedanken als für ihre Herden. Gegen Abend zogen ſie mit ihnen zu Hütten, die ſie aus Lehm und Stroh gebaut, oder die ſie in einem alten Gemäuer ſich eingerichtet hatten; da übernachtete denn eine kleine Truppe beiſammen. Für höhere Dinge waren ſie ganz gleichgültig; nicht aus Bosheit, aber weil ſie nichts mehr davon verſtanden; — denn in Kirchen kamen ſie nicht! die Herden mußten ebenſo gut an Sonn- und Feiertagen wie an Werktagen geweidet werden! An dieſe armen Leute machten ſich die Lazariſten. Zuerſt unterhielten ſie ſich mit ihnen über gleichgültige Gegenſtände, dann, als ſie bekannt geworden waren, fragten ſie nach dem Katechismus — und als nun traurige Unwiſſenheit zum Vorſchein kam, wurde der Unterricht in der Weiſe gegeben, daß die frommen Miſſionäre ſich durch die weiten Fluren zerſtreuten und daß jeder ſich gegen Abend nach einer der Hütten begab, worin eine Hirtentruppe ihr Nachtquartier aufſchlug. Da wurde katechetiſiert, Chriſtenlehre gehalten und Anleitung zu einer guten Beicht gegeben; — und wenn alle ermüdet waren, ſo legte ſich der Miſſionär ſo gut wie die Hirten zum Schlaf auf dem kahlen Erdboden nieder. Der heilige Eifer wurde reich geſegnet, als dieſe armen verlaſſenen Menſchen mit großer Zerknirſchung und gereinigter Seele ihre öſterliche Andacht hielten.

Je mehr Vinzenz tat und wirkte, um ſo mehr erleuchtete Gott ihn über die Mängel und Bedürfniſſe der Menſchen und über die Mittel, um Hilfe zu leiſten. Er hätte nicht der vollkommene Prieſter ſein müſſen, der er war, wenn er nicht damit angefangen hätte, zuerſt ſich ſelbſt und den Prieſterſtand vom Geiſte des Evangeliums zu durchdringen. Dieſer Geiſt iſt für jeden Chriſten ein und derſelbe; er iſt es aber für den Prieſter im höheren Grade, im weiteren Umfang, denn er beginnt die Nachfolge Jeſu, die jedem Chriſten geboten iſt, von einem höheren Ausgangspunkt der Selbſtverleugnung aus Liebe zu Gott, indem er nicht einem Gebot, ſondern einem Rat des Evangeliums gehorcht. Bei dieſer Nachfolge Jeſu mußte Vinzenz, der treue Jünger, zuerſt diejenigen in's Auge faſſen, für die ſein göttlicher Meiſter ſo zärtlich beſorgt war, daß Er bei ſeinem gebenedeiten Wandel hienieden immer von ihnen umringt ſein wollte: die Armen, die Kranken, die Verlaſſenen, die Elenden, die Verachteten, die Gedrückten, die armen Sünder. Dies Gefolge des Jammers zieht dem Sohne Gottes überall nach; — deshalb hielt Vinzenz es für ſeine Pflicht, ihnen zuerſt zu dienen, und Gott gab ihm die Gnade, zu dieſem Zwecke einen geheiligten Prieſterſtand und geheiligte Genoſſenſchaften in's Leben zu rufen.

Nun ſah er ſich weiter um in der Welt. Da ſah er denn, daß viele, viele tauſend Menſchen im Leichtſinn dahin leben, nie zur Erkenntnis über ſich ſelbſt und ihre Beſtimmung kommen, nie an die Mittel denken, Gott wohlgefällig zu dienen, nie Einkehr nehmen in ihr eigenes Herz. Und er dachte, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, ſich zeitweiſe von aller geräuſchvollen, zerſtreuenden Geſchäftigkeit der Welt an einen paſſenden Ort auf einige Tage zurückzuziehen — und daſelbſt Anleitung zu finden, um ruhig über die ewigen Heilswahrheiten und über deren Anwendung auf das Leben nachzudenken: ſo möchte wohl manche Seele aus ihrem Schlummer oder ihrem Taumel erwachen und die Wege des Verderbens verlaſſen.

Deshalb eröffnete Vinzenz, mit Erlaubnis des Erzbiſchofes, das Haus von St. Lazarus für alle Perſonen männlichen Geſchlechtes ohne Ausnahme, welche in der Abgeſchiedenheit geiſtliche Übungen zu machen wünſchten. Dies fand ungeheueren Anklang nah und fern; aus der Stadt und vom Lande fanden ſich Männer ein, Große des Reiches und Handwerker, Hofleute und Soldaten, Biſchöfe und Bauern, Gelehrte und Unwiſſende; auch Neugierige und auch ſolche, die einmal acht Tage lang unentgeltlich eſſen und trinken wollten. So lange ein Winkelchen im Hauſe frei war, nahm Vinzenz Jeden auf, beherbergte und beköſtigte Jeden und nannte ſein Haus, wegen der Verſchiedenheit der Gäſte, „Noe's Arche.“ Keiner brauchte einen Heller zu bezahlen; gab einer beim Abſchied ein Geſchenk, ſo wurde es demütig als ein Almoſen empfangen. Sieben- bis achthundert Gäſte nahm das St. Lazarushaus alljährlich auf, und überall, wo der Orden eine Niederlaſſung hatte, geſchah das nämliche. Wer die geiſtlichen Übungen machen wollte, mußte ſich der Hausordnung fügen und eine geregelte Lebensweiſe nach beſtimmten Stunden inne halten. Dieſe Ruhe und Gleichmäßigkeit begünſtigte ſtilles Nachdenken; da ſich aber die

Mehrzahl der Gäſte in unbeſtimmte Träumereien oder gar in ſtumpfes Hinbrüten verloren haben würden: ſo gab ihnen Vinzenz in einfachen, klaren Vorträgen die Punkte an, über welche ſie nachzudenken hätten — und dieſe Punkte betrafen nichts anderes, als die ewige Beſtimmung des Menſchen und die Mittel und Wege, wie er dieſelbe erreichen und erfüllen könne.

Als ſich das Verlangen nach geiſtlichen Übungen auch bei den Frauen von Paris regte, veranſtaltete die unermüdliche Louiſe Legras paſſende Unterkunft und Verpflegung in ihrer Behauſung und Vinzenz ſorgte dann für einen frommen und einſichtsvollen Geiſtlichen. Aus dieſen Exerzitien gingen viele Seelen neugekräftigt zur Ausführung guter Entſchlüſſe hervor.

Eine der edelſten war wohl Maria von Miramion, eine zwanzigjährige, reiche, ſchöne, adlige Witwe, die in den geiſtlichen Übungen des Jahres 1649 ſich ganz dem Dienſte Gottes in Liebeswerken aufopferte und am Ende des Jahrhunderts im Rufe der Heiligkeit ſtarb. Man hat berechnet, daß ſie aus eigenen Mitteln hundert Schulen gegründet hat und zweihundert Miſſionen halten ließ, während ſie zugleich verſchiedene Häuſer ſtiftete, in denen verwahrloſte Kinder erzogen und verkommene Frauenzimmer behütet wurden — und außerdem noch tauſend Werke der Barmherzigkeit übte und unterſtützte.

Eine andere Dame in ganz ähnlichen Verhältniſſen, Witwe, jung und reich, war die gottſelige Frau von Pollalion, welche die fromme Genoſſenſchaft der Töchter der Vorſehung ſtiftete — und zwar zum unbedingten Dienſt der Armen, in jedem Werk, das ſich ihnen darbot. Noch eine ſolche Dame war die Herzogin von Aiguillon, der es wehe tat, daß ihr Oheim, der Kardinal Richelieu, als Staatsminiſter ein beträchtliches Vermögen geſammelt hatte, welches ſie größtenteils erbte — aber nur, um es mit verſchwenderiſcher Großmut mitzuteilen.

Und noch eine war Fräulein von Lamoignon, die ſo häufig die Mildtätigkeit der Königin für Liebeswerke in Anſpruch nahm, — weil ihr eigenes großes Vermögen und das ihres Bruders nicht ausreichte — daß der Schatzmeiſter der Königin einmal ganz unmutig ſagte: „Ihre Majeſtät würden wohl daran tun, die Einkünfte von Frankreich an Fräulein von Lamoignon für Almoſen anweiſen zu laſſen.“ Und noch eine war Renata von Grammont, aus dem Hauſe der Herzoge von Lothringen, die in der Tracht einer armen Dienſtmagd und unter dem Namen Renata Deborde ihre erlauchte Abkunft verſteckte, damit ihr Opfer nur nicht bewundert werden möge, als ſie ſich der Frau von

Pollalion und deren Töchtern der Vorſehung anſchloß.

Alle dieſe durch Herz und Geiſt, durch Stand und Reichtum, durch Bildung und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Frauen — zu denen noch viele andere gehörten — umgaben den heil. Vinzenz mit ihren lieblichen, erhabenen und ſtrahlenden Tugenden wie ein lebendiger Blumenkranz. Alle ſtanden zu ihm in jener tiefen, innigen Beziehung, die ſich zwiſchen einem Heiligen und ſolchen Seelen knüpft, welche ein glühendes Verlangen haben, heilig zu werden. Alle lehnten ſich an ihn und ſchöpften aus dem Einfluſſe und Beiſpiele ſeines liebevollen Herzen das kindliche Vertrauen auf Gott und den übernatürlichen Mut, den Alle haben müſſen, welche große Dinge für's Reich Gottes wirken ſollen. Dafür ſtellten ſie ihm denn auch ihre goldgefüllten Kaſſen, ihre Schmuckkäſtchen mit Perlen und Juwelen und — was weit mehr iſt! — ihre unbeſiegbare Opferwilligkeit, ihre kluge Einſicht, ihre gewandte und unermüdliche Tätigkeit, ihre zärtliche Barmherzigkeit zur Verfügung, ſo daß Vinzenz, wie mit hundert geſchickten Händen, nach allen Seiten und Richtungen hin arbeiten, wirken, ſchaffen, ordnen, helfen, retten konnte.

Das große Krankenhaus in Paris, das den lieblichen Namen „Herberge Gottes" — (Hôtel-Dieu) — trägt und nicht weniger als 1000 Betten zählt, war nicht mit der größtmöglichen Ordnung und Sorgfalt gehalten. Eine jener gottſeligen Damen, die Präſidentin Gouſſault, klagte dies dem heil. Vinzenz und bat ihn, den Übelſtänden abzuhelfen. Aber Vinzenz war immer vorſichtig und griff nie ein in fremde Angelegenheiten; deshalb antwortete er, das ſei nicht ſeine Sache, denn das Haus habe ja geiſtliche und weltliche Vorſteher. Frau von Gouſſault ließ ſich nicht abſchrecken, ging zum Erzbiſchofe und trug ihm ihre Überzeugung, daß die Anſtalt durch Vinzenz erneuert werden müſſe, ſo lebhaft vor, daß ſie ihren Oberhirten für den Gedanken gewann. Die Autorität der Biſchöfe, welche in unmittelbarer Folge von den Apoſteln auf ſie gelangt iſt — iſt jedem guten Katholiken ehrwürdig und heilig; folglich war ſie es auch einem ſo vollkommenen Katholiken wie Vinzenz; und als Frau von Gouſſault, auf dieſe Autorität geſtützt, ſich abermals an ihn wendete, fand ſie Gehör. Er bat ſie, gleichgeſinnte Damen bei ſich zu verſammeln, trug ihnen dann den Plan vor, nach welchem ſie ſich in aller Demut als freiwillige Krankenwärterinnen anzubieten — und gab ihnen eine Richtſchnur, nach welcher ſie ſich zu benehmen hätten. Maria von Miramion pflegte zu ſagen: „Der Weg zur Krankenpflege in's Spital iſt der Weg zum Himmel." Mit dieſer Geſinnung gingen alle Damen auf den Plan ein, der viel weniger

Hinderniſſe fand, als Vinzenz beſorgt hatte. Die Vorſteher des Hauſes und die Wärterinnen freuten ſich der Hilfe und Bereitwilligkeit der Damen, und allmählich kam die ganze Leitung der großartigen Anſtalt, zum größten Segen der Kranken, unter ihren Einfluß und ihre Hände.

Eine der Damen, welche dies gottgefällige Werk mit unausſprechlicher Sanftmut und Hingebung betrieb, war eine tiefbetrübte Mutter, die Marquiſe von Fouquet. Ihr Sohn, ein Mann von ausgezeichnetem Verſtande und mit vielen guten Eigenſchaften begabt, war Finanzminiſter und führte ein ſehr weltliches, üppiges und keineswegs tadelloſes Leben. Die fromme Mutter beweinte ſeine Seele Tag und Nacht, ließ ſich nicht blenden und tröſten durch Glanz und Würden, und flehte zu Gott, ihn vor dem ewigen Verderben zu bewahren. Und der gute Gott erhörte ihr Gebet; ihr Sohn wurde ſpäter der Veruntreuung angeklagt, ſeiner hohen Stelle entſetzt und zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurteilt. Als die Marquiſe erfuhr, daß ihr Sohn in Ungnade gefallen ſei, warf ſie ſich auf die Knie und rief unter Tränenſtrömen: „Ich danke Dir, mein Gott! Du weißt, wie ich Dich angefleht habe um das Heil ſeiner Seele! ich danke Dir, daß Du ihn jetzt auf den Weg führeſt, auf dem er dazu gelangen kann.“ — Kann man ſich wundern, daß der Segen Gottes auf den Werken einer ſolchen Seele ruhte?

Der Chardonnerstag.

„— sciens Jesus quia venit hora ejus —“
Ev. Jo. 13.

Die Zeit iſt da! die Stunde iſt gekommen
Des Löſegelds, verwirkt im Paradies,
Das Adam, von der Sünde Laſt beklommen,
Vom Fall zermalmt, auf immerdar verließ.
Gekommen iſt die blutig ernſte Stunde,
Die der gerechte Richter, Gott, begehrt,
Durch die Er mahnend ſpricht mit ſtrengem Munde:
So viel iſt deine Rettung, Seele, werth.

Die Zeit iſt da, zu der ſeit grauen Tagen
Der Menſchheit Herz verſchmachtend ſich gedrängt,
Nach der die Weiſen aller Völker fragen,
In die ſich fromme Ahnung treu verſenkt;
Nach der die heil'gen Seher heiß ſich ſehnen,
Die vor dem Auge des Propheten ſchwebt,
Die der Sibylle Blick, umwölkt von Thränen,
Zum Heil der Zukunft hoffnungsfroh erhebt.

Die Töchter der Vorſehung, die Frau von Pollalion gegründet hatte und die mit gutem Erfolge wirkten, waren zu einer Genoſſenſchaft von dreißig Schweſtern geſtiegen, als die fromme Stifterin gewiſſe Satzungen für dieſelben ſchrieb und den Erzbiſchof bat, ſie zu genehmigen. Der Erzbiſchof gab dem heil. Vinzenz den Auftrag, ſie zu prüfen, und als dieſer einen günſtigen Bericht darüber abſtattete, wurde er zum Superior der Genoſſenſchaft ernannt. Superior der Nonnen von Mariä Heimſuchung in Paris, die der heil. Franz von Sales in Savoyen geſtiftet — und die heil. Franziska von Chantal in Frankreich eingeführt hatte, war Vinzenz längſt.

Nun erbarmte er ſich auch eines neuen und kleinen, von vielem Mißgeſchick verfolgten und doch ſehr heilſamen Inſtitutes, das den Zweck hatte, Schullehrerinnen zu bilden und Schule zu halten. Die Beſchützerin desſelben, Frau von Villeneuve, ſtarb; die Wohltäter traten zurück; man ſprach von Auflöſung. Da erhob Vinzenz ſeine Stimme für dieſe „Töchter des Kreuzes,“ bewog die edle und fromme Frau von Traverſay, die Verlaſſenen in ihren Schutz zu nehmen, erteilte ihnen Rat, Tröſtung, Fürſprache, ſorgte für einen klugen und gottſeligen geiſtlichen Vorſteher und hatte die große Freude, ſie zu einer geſegneten Wirkſamkeit aufblühen zu ſehen. Den Namen „Töchter des Kreuzes" behielten ſie gern.

Ein Fräulein Etang ſtiftete eine Anſtalt, in welcher 200 Waiſenmädchen unentgeltlich aufgenommen und erzogen wurden. Vinzenz mußte die Satuten dazu machen. Einige fromme Mädchen hatten Luſt, zu Ehren der Schutzpatronin von Paris, der heiligen Genovefa eine Geſellſchaft für Liebeswerke zu bilden; Vinzenz ermunterte ſie dazu. Wo etwas Gutes, etwas Gottgefälliges entſtand, Vinzenz wurde dazu gezogen, wurde die Seele des Werkes, obgleich er ſich immer in den Schatten zu ſtellen und alles Licht auf andere zu lenken ſuchte.

Eine Anſtalt, die ſeinem liebreichen Herzen manche Sorge machte, war die der Findelkinder. Jährlich wurden 3—400 dieſer kleinen unglücklichen Geſchöpfe von laſterhaften und leichtſinnigen Müttern in Paris ausgeſetzt. Polizeidiener ſammelten dieſe armen Kindlein auf und brachten ſie in ein dazu beſtimmtes Haus, wo ſie gepflegt und aufgezogen werden ſollten. Die Frau, welche an der Spitze der Anſtalt ſtand, hatte aber viel weniger das Wohl der armen Kleinen, als ihre eigene Bereicherung im Auge und beſaß ſo wenig Religion, daß ſie ſelbſt ganz unbefangen ſagte: ſie habe ſich nie darum bekümmert, ob die Kindlein getauft wären oder nicht, und auch nie Sorge getragen, daß ſie getauft würden. Bei einer ſolchen Gewiſſenloſigkeit kann man ſich nicht wundern, daß die Kinder vor Mangel und Elend faſt ſämtlich als Säuglinge umkamen. Vinzenz hörte herzzerreißende Dinge über die Findlinge, berief ſeine fromme Schar und trug ihr auf, von dem Hauſe Kentnis zu nehmen. Das geſchah ſogleich und die Damen fühlten ein tiefes Erbarmen mit den unglücklichen Kleinen. Da es unmöglich war, Alle in Obhut zu nehmen, ſo wählten ſie durch das Los zwölf aus, mieteten ein Lokal und übergaben ſie der Pflege der barmherzigen Schweſtern. Dies geſchah im Jahre 1638. Die Kinder gediehen, wurden friſch und geſund, und die Damen vergrößerten ihre kleine Anſtalt, indem ſie ein Kind nach dem andern — und zwar immer wie das Los es entſchied — aus dem Findelhauſe nahmen. In einer allgemeinen Verſammlung des Jahres 1640 ſtellte Vinzenz den Damen auf's Eindringlichſte vor, wie gut dieſe Kinder und wie ſchlimm jene für Zeit und Ewigkeit daran wären; und ſie faßten den hochherzigen Entſchluß, ſich der ſämtlichen Findlinge zu erbarmen.

Dies war nun nichts Geringes, ein Haus zu verſorgen, in welches alljährlich mindeſtens 300 Säuglinge gebracht wurden, während die kleinen entwöhnten Kinder ebenfalls ſorgfältig verpflegt werden mußten. Man berechnete die Koſten auf etwa 40,000 Francs jährlich. Die Königin gab 12,000 Francs; die Damen mußten das übrige zuſammenſchießen. Es war eine Zeit des gräßlichſten Elendes in ganz Europa; der dreißigjährige Krieg wütete, dieſer ſchauderhafte Krieg, der durch den Abfall vom alten Glauben hervorgerufen war, und den Religionshaß, Ehrgeiz und politiſche Intriguen gleichſam mit Gift und Galle nährten. Frankreich war im eigenen Lande dem Calvinismus durchaus nicht günſtig; allein es unterſtützte ihn ſehr unedler und ſchmählicher Weiſe aus allen Kräften in Deutſchland, getrieben von politiſcher Feindſchaft gegen Öſterreich und Spanien. So hatte es denn einen äußeren Krieg zu führen, während im Lande ſelbſt, nach dem Tode König Ludwigs XIII. im Jahre 1643, heftige Unruhen gegen die Königin-Regentin gärten und endlich in Bürgerkriege ausbrachen. Das Elend des Volkes vermehrte die Zahl der Findlinge, indem nicht bloß das Laſter, ſondern auch Not und Armut unglückliche Mütter veranlaßten, ihre Kinder dem öffentlichen Mitleid auszuſetzen.

Bis zum Jahre 1648 hatten die Damen es möglich gemacht, die Anſtalt zu erhalten; nun aber glaubten ſie unter der Laſt erliegen zu müſſen, und da ſie ſich nicht verpflichtet hatten, dieſelbe für immer zu übernehmen, ſo gingen ſie in einer Verſammlung zu Rat, was nun geſchehen ſolle. Zuletzt nahm Vinzenz das Wort und ſagte: „Nun wohlan, meine Damen, Sie haben dieſe kleinen Geſchöpfe aus chriſtlicher Barmherzigkeit an Kindesſtatt angenommen; Sie ſind deren Mütter geworden nach der Gnadenordnung, ſeitdem die Mutter nach der Ordnung der Natur ſie verließen. Jetzt ſoll es ſich entſcheiden, ob auch Sie nicht mehr ihre Mütter ſein — ob Sie ihre Richter werden wollen, Richter, die über Leben und Tod gebieten. Dieſe Kindlein werden leben, wenn Sie ſie behalten; werden ſterben, wenn Sie ſie aufgeben. Jetzt ſprechen Sie ihnen das Urteil! Ich werde die Stimmen ſammeln, ob Sie noch länger Barmherzigkeit haben wollen oder nicht.“ Die Damen zerfloſſen in Tränen und ließen es nicht bei Tränen bewenden. Sie waren zuſammengekommen in der Abſicht, das Findelhaus aufzugeben; ſie gingen auseinander mit dem Entſchluß, es zu behalten. Es fanden ſich Mittel; es eröffneten ſich friſche Quellen der Wohltätigkeit; man kaufte zwei Häuſer für ſie; die Königin legte den Grundſtein zu ihrer Kirche; barmherzige Schweſtern erhielten die Oberleitung der Anſtalt und führen ſie bis zur heutigen Stunde.

Während Frankreichs ränkevolle Politik ſich mit den proteſtantiſchen Sachſen und Schweden verband, einen ſchmachvollen Krieg gegen die heilige Kirche und den alten Glauben führte, welche von Öſterreich, Bayern und Spanien feurig verteidigt wurden — und dadurch alle Greuel des Krieges in das Grenzland Lothringen zog, wurde Vinzenz der Schutzengel dieſes gut katholiſchen und zuvor ſo blühenden und reichen Landes. Mit ſeiner ſchönen Hauptſtadt Nancy lag dies Herzogtum zwiſchen Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden und war durch dieſe Lage den Verheerungen der Feinde wie der Freunde preisgegeben. In langen Kriegen verwildert die Menſchheit durch Auflöſung der Ruhe, der Sicherheit, der bürgerlichen Ordnung, der Stockung von Handel und Wandel und aller Betriebſamkeit. Untätig, arbeitslos, notleidend, geängſtigt, ſitzt das arme Volk im Elende da und wird zermalmt von den Heeren der Feinde, wie der Bundesgenoſſen.

In Lothringen war es ſchrecklich! Krieg, Peſt, Hungersnot wüteten um die Wette mit Raub, Brand, Sittenverderben und Grauſamkeit. Zu Tauſenden ſtarben die Menſchen dahin. Die Kranken blieben ungepflegt, die Leichen unbegraben. Da kamen die Wölfe aus dem Gebirge und machten die Totengräber: ſie fraßen die Leichen! Dann wurden ſie dreiſt im verödeten Lande, fielen die Kinder an und die Weiber. Aber grimmiger als die Wölfe wurden Menſchen! Ein junger Mann in Nancy ſchlug ſeine Schweſter tot wegen eines Brotes. Aus einer verödeten Hütte kroch ein Kindlein hervor: halbverhungerte Knaben kamen aus dem Walde, fanden es am Wege, zerriſſen und fraßen es. Ja, man ſagt, es hätten ſich die Greuel der Belagerung Jeruſalems erneuert und Mütter ihre Säuglinge verzehrt. — Vinzenz zuerſt erhielt genaue Kunde von den namenloſen Nöten Lothringens, denn ſeine Miſſionspriester hatten ein Haus in der Stadt Toul; und mit der Liebestätigkeit, welche Vinzenz ſeinen geiſtlichen Kindern einflößte, nahmen ſie ſich des jammervollen Volkes an, ſpeiſten und kleideten die Dürftigen, pflegten die Kranken, von denen ſie ſechzig der ärmſten bei ſich beherbergten, erbarmten ſich der verwundeten und oft ſo ſchlecht verſorgten Soldaten im Lazarett, ſpendeten Unterſtützung den verſchämten Armen, und erwieſen Wohltaten aller Art den Dominikaner-Nonnen in zwei ganz mittelloſen Klöſtern; — und dies alles nicht für Tage, Wochen, Monate; nein! während dreizehn Jahren! denn die Leidenszeit begann für Lothringen 1635 und endete erſt am Schluſſe des dreißigjährigen Krieges 1648.

Als Vinzenz die jammervollen Nachrichten erhielt, fing er damit an, im Hauſe von St. Lazarus die mäßige Mahlzeit noch mäßiger einzurichten, den ſpärlichen Genuß des Tiſchweines auf die Hälfte zu beſchränken und das Weißbrot mit Schwarzbrot zu vertauſchen — was in Frankreich höchſt ungewöhnlich iſt. Er ſagte zu ſeinen Lazariſten: „Gott ſucht die Völker heim. Wir, ſeine Diener, müſſen zuerſt Buße tun, damit Er uns wieder das Angeſicht ſeiner Barmherzigkeit zuwende. Es iſt nicht genug für uns, am Altar zu weinen und zu flehen; wir müſſen ſuchen dem Volk auch durch unſere leiblichen Leiden zu Hülfe zu kommen.“ Mit Freuden ging die Genoſſenſchaft auf jede Abtötung ein, und die Erſparniſſe wurden den Lothringern geſchickt. Aber ach! das war ein Tröpflein im Meere. Seine fromme Damenſchar mußte reichlich beiſteuern, ſammeln, betteln. Er ſelbſt ging betteln; und wo? — an den Hof. Er bettelte bei der Königin von Frankreich für ein Land, das im Kriege gegen Frankreich, aber für die katholiſche Sache war. Das fühlte die mildreiche fromme Königin tief, denn ſie war eine Erzherzogin von Öſterreich; ſie gab reichlich. Viel mehr aber gab die Herzogin von Aiguillon, um nach ihren Kräften gut zu machen, was Kardinal Richelieu, ihr Oheim, durch ſeine herrſchſüchtige Politik Schlimmes ſtiftete. Zwölf Miſſionsprieſter und einige Laienbrüder ſchickte Vinzenz nun in verſchiedene lothringiſche Städte, um die Almoſen zu verteilen, die er ihnen zukommen ließ, damit ſie wie die Lazariſten in Toul wirken und überdas noch für Unterkunft und Unterricht verwaiſter Kinder ſorgen und die Pflege der Peſtkranken, die von Allen geflohen wurden, übernehmen könnten. In den Städten war die Not am größten, weil ſich die Landleute aus ihren verwüſteten Dörfern und unbebauten Feldern in Maſſen dahin flüchteten. Kinder, Weiber und Alte blieben aber oftmals auf dem Lande verlaſſen in ihren Hütten zurück, und, da Scharen von Wölfen umherſchweiften, gierig nach Beute: ſo hatten ſie nur die Wahl, entweder zu verhungern — oder ſich der Gefahr auszuſetzen, von den Beſtien zerriſſen zu werden.

Dies alles war noch nicht genug des Elendes, das die Miſſionsprieſter bekämpften, denen die rechtſchaffenen Pfarrer des Landes beiſtanden. Dieſe kannten die Verhältniſſe genauer und empfahlen ihrer beſonderer Fürſorge junge verwaiſte Mädchen, zum Teil aus angeſehenen Familien, die ſich in entſetzlichen Drangſalen, ohne Schutz, ohne Mittel, ohne Hülfe befanden. Was konnten aber die Miſſionsprieſter für dieſe Unglücklichen tun? — nichts weiter, als ſie dem heiligen Vinzenz anempfehlen. Das hieß ſchon ſie retten! Er beſprach ſich mit ſeinen edlen Frauen, und ſie beſchloſſen einmütig, alle junge rechtſchaffene Mädchen aller Stände, die ſich aus Lothringen nach Paris flüchten wollten, aufzunehmen und ſtandesgemäß zu verſorgen. Einem erfahrenen Miſſionär übertrug Vinzenz das Geſchäft, die Flüchtlinginnen koſtenfrei nach Paris zu geleiten. Das war nicht auf einmal zu machen, ſondern in vielen Abteilungen brachte er nach und nach 160 in Sicherheit. Louiſe Legras nahm ſie immer zuerſt auf; dann brachten die Damen ſie unter, als Geſellſchafterinnen, Kammermädchen, Köchinnen, Mägde -- oder wozu ſie ſich eigneten. Eine beträchtliche Anzahl kleiner Waiſenknaben, die freilich nicht angemeldet waren, brachte der gute Miſſionspriеſter denn auch noch mit — und freudenvoll nahm Vinzenz die armen ausgehungerten Bübchen im St. Lazarushauſe auf, verpflegte ſie, kleidete ſie und ſorgte, daß ſie ein Handwerk lernten oder in Dienſt kamen.

Ein anderer Miſſionspriеſter meldete dem heiligen Vinzenz das entſetzliche Elend von vierzehn Benediktinerinnen, die in der ſtrengen Klauſur ihres Kloſters verſchloſſen, von aller Welt vergeſſen und im Elend faſt verſchmachtet waren. Was anfangen mit vierzehn Kloſterfrauen, die durch ihre Ordensregel an ſtrenge Klauſur gebunden waren? Vinzenz hätte zagen können, wenn er, wie die Heiligen pflegen, nicht auf heilige Seelen gehofft hätte. Das waren die Gräfin von Chateauvieux und die Marquiſe von Baume. Mit ſeliger Freude brachten ſie den frommen Gedanken zur Ausführung, daß aus ſo vielem Leid und ſo ſchwerer Trübſal dem göttlichen Heiland eine Ehre erwachſen müſſe. Sie kauften ein Häuschen, richteten es ſtreng klöſterlich ein und übergaben es den

Die Zeit iſt da, der Sünden Schuld zu löſen,
Die ſeit Jahrtauſenden ſich angehäuft,
Die mit dem nimmerleeren Kelch des Böſen
Zerſtörend Gift in alle Adern träuft.
Wohlan, ihr Adern, werdet denn zerriſſen!
Zerbrochen, du vergiftetes Gebein!
Du böſes Blut, du wirſt nun rinnen müſſen,
Du Angſtſchweiß, bade trübe Stirnen rein!

Die Zeit iſt da! Erhoben iſt die Waage!
Schau hin, o Menſch, auf deiner Schuld Gewicht.
Auch deinen Sünden allen gilt die Klage,
Auch ihre Strafe tilgt dies Blutgericht.
Schau, wie der Hochmuth ſich in Adam bäumte,
Da er gehört: „Gott gleich wirſt du jetzt ſein“ —
Verhehl dir nicht, die alte Schlange ſäumte
Auch nicht bei dir! — — biſt du von Hochmuth rein?

Nun ſieh, da kniet demuthvoll zum Schooße
Kleingläub'ger Menſchen — Er — der ew'ge Sohn;
Den Fuß waſcht ihnen Er — der Hoffahrtsloſe,
Wie es des Knechts Geſchäft um armen Lohn.

Nonnen mit der vom Erzbiſchof genehmigten Verpflichtung der ununterbrochenen Anbetung des heiligen Sakramentes. Tag und Nacht ſich ablöſend, lag immer eine Ordensfrau, mit einem Strick um den Hals, auf den Knieen vor dem Tabernakel, in welchem ſich die göttliche Majeſtät unter der Geſtalt der Hoſtie aus Liebe zu den Menſchen verbirgt. Es war ein hoher Feſttag für den ganzen Kreis, dem die beiden Stifterinnen angehörten, als ſie die Benediktinerinnen in das Klöſterchen einführten. Die Königin nahm lebhaften Anteil an der Feier. Bei der Prozeſſion, welche das Hochwürdigſte Gut in die Kapelle einführte, ging ſie mit brennender Kerze allen übrigen voran und warf ſich zuerſt anbetend vor dem Altar auf den Boden.

Weil das Himmliſche und Höchſte in allen dieſen großmütigen Seelen nicht untergegangen, ſondern die Triebfeder ihrer Handlungen war — darum ermüdeten ſie nicht bei ihren rieſenhaften guten Werken. Allmählich flüchtete halb Lothringen nach Paris; darunter Perſonen vom hohen Adel. Manche hatten nun zwar Geld und Juwelen mit auf die Flucht nehmen können, aber nicht hinreichend, um ihnen für die Dauer Subſiſtenzmittel zu gewähren. Trotz der größten Einſchränkung zehrte ſich die Barſchaft auf, und die Dürftigkeit der geflüchteten lothringiſchen Edelleute wurde um ſo bitterer, als ſie ſich mehr ſchämten, ſie an den Tag kommen zu laſſen. Indeſſen war es nicht ſchwer, ihre Armut zu durchſchauen, und ein wohlmeinender Herr ſetzte den heil. Vinzenz davon in Kenntnis, da ihn jedermann für den Almoſenpfleger Gottes anſah. „O mein Herr,“ antwortete Vinzenz freudig, „wie bin ich Ihnen dankbar! ja gewiß, wir müſſen dieſen armen Edelleuten zu Hilfe kommen — eingedenk unſeres göttlichen Heilandes, der von ſo hoher Geburt und ſo arm war!“ Und es gelang ihm, eine Geſellſchaft von adeligen Herren zu vereinigen, an deren Spitze der vortreffliche Baron von Renty trat, die es ſich zur Aufgabe machte, um der Liebe Jeſu willen den geflüchteten lothringiſchen Adel zu unterſtützen. Das geſchah mit der größten Zartheit und mit einer Freigebigkeit, die acht Jahre lang fortgeſetzt werden mußte, und die endlich, nach dem Friedensſchluſſe, noch das Reiſegeld und die Koſten der erſten Einrichtung in der Heimat für dieſe Edelleute ſpendete.

Während dies alles in Paris für die Lothringer geſchah, die dort Schutz ſuchten, fuhr Vinzenz fort, in's Land ſelbſt Geld und andere Geſchenke zu ſenden. Der Laienbruder Matthäus mußte binnen zehn Jahren fünfzig Reiſen nach den verſchiedenen Miſſionshäuſern machen, um die Gaben den Miſſionsprieſtern abzuliefern, welche dieſe dann nach beſtem Gewiſſen verteilten. An dieſen Spenden nahmen Teil 25 Städte, viele Klöſter, viele Landleute, viele verheerte Kirchen, die neu eingerichtet, mit Altargerätſchaften und prieſterlicher Kleidung verſehen wurden. Gegen zwei Millionen Francs ſoll Bruder Matthäus überbracht haben. Niemand weiß die Summen genau! Vinzenz ſammelte nur; er rechnete nicht. Auch andere Gaben gingen nach Lothringen. Als die Königin einmal gar kein Geld hatte, gab ſie die Teppiche aus ihren Zimmern her und das ſchwarze Tuch, womit das Trauergerüſt ihres verſtorbenen Gemahls bekleidet geweſen war. Das wurde anderen ein Fingerzeig; und 14,000 Ellen Tuch in verſchiedenen Farben kamen nach Lothringen. Allgemein betrachtete man es als ein Wunder, daß Bruder Matthäus immer ganz glücklich mit ſeinen Gaben angelangt und nie, weder von Feinden noch von Räubern, geplündert worden ſei. Die Königin wünſchte dieſen Mann zu ſehen, der ſo ſichtlich unter dem Schutze des allmächtigen Gottes wandelte. Als er vor ihr erſchien, fragte ſie, wie er es angefangen habe, um ſeine Aufträge ſo glücklich zu vollziehen? Er ſagte einfach, das Gebet ſeines Vaters Vinzenz habe ihm beigeſtanden. Seiner eigenen Unermüdlichkeit, ſeinem Mute, ſeiner Vorſicht, ſeiner Hingebung ſchrieb der demütige Laienbruder nicht den mindeſten Erfolg zu.

Eines iſt gewiß: es gehört eine ganze Kette von geheiligten Menſchen und von frommen Händen dazu, um bei ſo ſchweren Zeitläuften und Kriegen ſo außerordentliche Dinge für Feindesland zu tun. Aber gerade die ſchwere Zeit rief auch außerordentliche Menſchen hervor; und unter ihnen war eine Perſon, die Vinzenz „ſeine rechte Hand" nannte, und die, vom flammenden Liebeseifer getrieben, ſo Unglaubliches leiſtete, daß man ganz verblüfft davon wird. Dies war eben die ſchon genannte Magdalena von Lamoignon, Tochter und Schweſter der beiden, durch Tugend, Frömmigkeit und Weisheit berühmten Parlamentspräſidenten dieſes Namens. Ihre Mutter war ein Muſter der chriſtlichen Vollkommenheit — wie jemand ſagte, der ſich gut darauf verſtand, die Vollkommenheit zu beurteilen — nämlich der heil. Franz von Sales. Magdalena hatte das Glück, als ſie fünf Jahre zählte, ihre erſte Beicht dieſem großen, liebenswürdigen Heiligen, der damals in Paris war, abzulegen und bei neun Jahren die heilige Erſtkommunion zu empfangen. Dann wuchs ſie heran, ſchön, geiſtreich und äußerſt anmutig, ſo daß ſie allen Menſchen gefiel. Das war ihr aber höchſt gleichgültig! ſie wollte nur Gott gefallen. Sie verbarg ihre Schönheit in der dunkelſten, unſcheinbarſten Kleidung, erſchien nie in glänzenden Geſellſchaften und bei weltlichen Feſten, und verkroch ſich mit all ihrem Geiſte und all ihrer Liebenswürdigkeit in den elenden Behauſungen der Armen, denen ſie in ihren tauſend Nöten mit engelhafter Selbſtverleugnung beiſtand.

Die Präſidentin von Lamoignon hatte einige Zimmer ihres prächtigen großen Hauſes dem heil. Vinzenz zur Verfügung geſtellt, um darin die Verſammlungen der Damen zu halten, welche ihm zur Ausführung ſeiner Pläne der Barmherzigkeit in jeder Weiſe behilflich waren. In einem anderen Flügel des Hauſes hatte die gute Frau von Lamoignon ein kleines Spital eingerichtet. Da war ein Zimmer, wo die Armen geſpeiſt wurden; eines, was ganz voll Kleidungsſtücken, Leinwand und Betten war, die den Dürftigen geſchenkt wurden; eins, in welchem immer einige arme kranke Frauen Pflege fanden. Unter einem und demſelben Dache ſtreute Vinzenz durch ſeine Ermahnungen und Vorträge den Samen der Barmherzigkeit aus, und trug dieſer Same zugleich hundertfältige Frucht. Durch ſolche Lehren, ſolch Beiſpiel und ſolche Tätigkeit angeeifert und beſeelt, hatte die ganze, große, weite, bunte Welt für Magdalena keinen anderen Reiz als den: Geld und Gut den lieben Armen Gottes zuzuwenden. So bereitwillig war ſie zu jedem Opfer, zu jedem Dienſte, zu jedem Geſchäft, daß der heil. Vinzenz zu ſagen pflegte: „Mit ihr kann niemand Schritt halten.“

Dieſe gottſelige Familie führte ein unbeſchreiblich zufriedenes Leben. Der alte Präſident und ſein Sohn hatten ihre innigſte Freude an Mutter und Tochter, und fanden deren Großmut nie übel angewendet, obgleich ſie ſich, trotz eines ſehr beträchtlichen Einkommens, doch manchmal perſönlich einſchränken mußten. Die zweite Tochter war im Kloſter der Dominikanerinnen zu Paris, und brachte im beſchaulichen Leben und in einſamer Zelle dem lieben Gott dasſelbe vollkommene Opfer, das Magdalena im Elternhauſe und in weitverzweigter Tätigkeit ihm brachte. Im Jahre 1636 ſtarb der alte Präſident und ſein Sohn heiratete. Magdalena war jetzt 28 Jahre alt und begann nun erſt recht, ſich mit ihrer Mutter ihrer heiligen Neigung zu überlaſſen. Die großen Einkünfte beider Damen waren immer längſt im Voraus verſchwunden, ſo daß Herr von Lamoignon mit zärtlicher Aufmerkſamkeit heimlich Sorge trug für den Lebensbedarf der verehrten Mutter, der lieben Schweſter. Magdalena wendete ſich immer zuerſt bittend an ihn, wenn ihre Kaſſe leer war — und nie ſchlug der fromme Bruder ihr Geſuch ab. Dann ſprach ſie ihre übrigen Verwandten an; dann ihre Freunde; dann die Bekannten. Fühlte ſie, daß ſie um Geld nicht mehr bitten könne, ſo bat ſie um Kleider, um Weißzeug, um Hausgerät. Mit herzlicher Dankbarkeit nahm ſie Alles, auch das Geringſte an, denn ſie verſtand Alles zu verwenden. Sie war eine der eifrigſten Sammlerinnen für Lothringen und brachte zuweilen in einer Woche 5000 Francs zuſammen. Überdas trieb ſie ihre Freundinnen an, für Lothringen zu betteln, und bat ſie alle fromme Geiſtliche ihrer Bekanntſchaft, von der Kanzel herab für Lothringen Teilnahme zu erwecken.

Da ſie in alle gute Werke verwebt war, welche in Paris dem heil. Vinzenz ihre Entſtehung verdankten, ſo könnte man glauben, Magdalena von Lamoignon ſei ſchon übermäßig durch dieſelben in Anſpruch genommen. Doch mit nichten! ihre Liebe ging über Paris, über Frankreich, über Lothringen weit hinaus. Wie Frau von Miramion und die Herzogin von Aiguillon unterſtützte auch ſie aus allen Kräften die Miſſionen in fremde Weltteile. Das Evangelium war damals ſchon in Aſien und Amerika gepredigt und hatte Eingang gefunden in Indien, China, Japan und Kanada; allein die Glaubensboten erlagen den ungeheueren Anſtrengungen und den Verfolgungen der Götzendiener, ſo daß Miſſionäre entſendet werden mußten, um die jungen chriſtlichen Gemeinden zu pflegen und auszubreiten. Dann mußten Schulen, Kirchen, Spitäler gebaut und eingerichtet werden, und den Neubekehrten ſtanden dazu nicht immer die Geldmittel zu Gebot. Die auswärtigen Miſſionen waren alſo, wie ſie noch jetzt ſind, zu ihrer Erhaltung vielfach an Hilfe von Seiten der Glaubensbrüder in Europa angewieſen. Magdalena nahm ſich treu derſelben an und wenn Miſſionäre von Paris aus nach den fremden Weltteilen gingen, ſo verfehlte ſie nicht, dieſelben zu unterſtützen. Mit der Herzogin von Aiguillon zuſammen gründete ſie zu Quebeck in Kanada ein Hoſpital für Kranke.

Alle Leiden der Menſchheit, die dem heil. Vinzenz zu Herzen gingen, fanden lebendigen Anklang bei Magdalena. Er war nicht umſonſt in ſeiner Jugend zwei Jahre lang Sklave der Barbaresken geweſen. Er hatte nicht vergeſſen, welchen Martern an Leib und Seele der Chriſt dort ausgeſetzt war, der ſeinen Glauben nicht verleugnen wollte, und der alle Tröſtungen der heiligen Kirche entbehren mußte, und doch ſich in der Kraft ſeiner guten, Vorſätze erhalten ſollte. Schwere Arbeit, Mißhandlungen, Kerker, Krankheit, Tod — all dieſe Trübſale trafen die unglücklichen Chriſtenſklaven in den Raubſtaaten ohne irgend eine religiöſe Ermunterung. War es zu verwundern, daß Mancher abfiel? In Tunis ſchmachteten ungefähr 6000; in Algier gegen 20,000. Vinzenz hatte im Jahre 1642 die Freude, zwei ſeiner Lazariſten nach Tunis — ſpäter einige nach Algier ſenden zu können. War es auch nicht möglich, all dieſe armen Chriſten loszukaufen, ſo konnten ſich die Miſſionsprieſter doch in jeder Weiſe ihres Elendes erbarmen, Fürſprache für ſie einlegen bei ihren Herren oder bei dem Dey ſelbſt, die Loskaufung der Gefangenen gewiſſenhaft betreiben und den Zuſtand ihrer Seelen beſſern. Magdalena von Lamoignon war für dieſes Werk ſo eingenommen, daß ſie auf ihre Koſten ſiebenzig chriſtliche Sklaven loskaufen ließ.

Überall fing man an, die Lazariſten als Miſſionäre zu begehren. Sie mußten Miſſion halten im franzöſichen Heere, und die Glaubensboten verwandelten ſich in Liebesboten, als ein furchtbare Seuche im Heere ausbrach und wütete. Nun ſorgten ſie mit der nämlichen Sorgfalt für die Rettung der Leiber, als zuvor für die der Seelen. Eine andere und äußerſt ſchwierige Miſſion war die — am königlichen Hofe ſelbſt. Anfangs wurde ſie bitter angefeindet; doch bald bewirkte ſie große Bekehrungen. Denn dieſelben Frauen, welche hauptſächlich den Sturm erregt hatten, weil die Miſſionsprieſter auf der Kanzel unumwunden die Wahrheit ſagten und im Beichtſtuhle unerbittlich waren — dieſelben Frauen wurden größtenteils vom Geiſte der Buße ergriffen und zu einer gründlichen Beſſerung ihres Lebens bewogen.

Der gequälten unterdrückten Kirche von Irland, die ja noch bis zur heutigen Stunde unter dem eiſernen Joch des Proteſtantismus von England ſchmachtet — ſchickte Vinzenz ſeine Miſſionspriester zur Aushilfe.

Auch nach der Inſel Korſika ſchickte er ſie, wo die Bevölkerung einer Leidenſchaft anhing, welche in ſolchem Maße wohl nirgends in Europa je geherrſcht hat. Dieſe Leidenſchaft war der Erbhaß, die Erbrache. Nicht nur, daß ſich die Korſikaner mit afrikaniſcher Hitze und Wildheit entzweiten und gleich wegen geringer Beleidigung mit Dolch und Meſſer ſich rächten — nicht nur, daß die Familien von zwei ſo verfeindeten Menſchen ebenfalls in Feindſchaft lebten: ſondern ſie ſuchten auch ſämtlich Rache zu nehmen und vererbten ihren Haß auf Kinder, Enkel und Urenkel. Man hatte auf der Inſel Korſika ſeinen Erbfeind wie man ſein Erbgut hatte, und man betrachtete es als eine heilige Verpflichtung gegen die Vorfahren, dieſen Haß zu bewahren und ihn durch Rache an den Tag zu legen. Wegen der Feindſchaft von zwei Familien, für welche Andere Partei nahmen, lag nicht ſelten ein Dorf mit dem benachbarten Dorf in grimmiger Fehde; ja ſogar ein und derſelbe Ort war zuweilen in zwei feindliche Heere geteilt. Zur Abhilfe eines ſo ganz unchriſtlichen Zuſtandes ſollten Miſſionen gehalten werden. Vinzenz ſchickte ſieben Lazariſten nach Genua, wo der fromme Erzbiſchof Kardinal Durazzo vier gottſelige Weltprieſter und ebenſoviel Ordensmänner ihnen zugeſellte. Alle ſchifften nach

Als ſo der Demuth That Er wollt' erproben
Den Brüdern — ſie verſtanden ihn noch nicht!
Doch alle Engel in dem Himmel droben,
Sie fielen nieder auf ihr Angeſicht.

Dem erſten Menſchen war das ew'ge Leben
Verheißen, doch als des Gehorſams Preis.
Der Baum mit Todesfrucht erhub ſich neben
Dem lichten Baume mit dem Lebensreis.
Und ſeine goldne Frucht, die gnadenreiche,
Hat ungehorſam dort der Menſch verſchmäht,
Der nun im Reich der Gnade eine Leiche,
So todt wie du vor Gottes Auge ſteht.

Nun ſieh! aus dieſer Schauerwelt von Leichen,
Von Moderduft, der Leichen neu gebärt,
Kann nur der Seelentod dem Leben weichen,
Das ſich erneut im Gnadenquell verklärt.
Hat Ungehorſam Gnade einſt verloren,
So ſoll der Menſch Gehorſams Wunder ſehn,
Soll ſehen Gott, aus Gnad' als Menſch geboren,
Gehorſam in den Tod des Kreuzes gehn.

Korſika über. Die Miſſionäre fanden harte Arbeit und mußten ſie bei den korſikaniſchen Geiſtlichen beginnen, die eben ſo wild wie ihr Volk und eben ſo hitzig in ihre geerbten Familienfehden verwickelt waren. Statt alſo das hölliſche Feuer des Haſſes und der Rache zu dämpfen, fachten ſie es an. Wo ein Laſter im Schwunge iſt, zieht es gleich auch andere nach ſich, und Habgier, Unſittlichkeit und Räubereien hatten überhand genommen. Einige Prieſter bekehrten ſich zuerſt, warfen ſich in der Kirche vor dem heiligen Sakramente auf ihr Angeſicht, und baten öffentlich Gott und den Nächſten um Vergebung. Dasſelbe tat ein Domherr im Namen des ganzen Domkapitels. Dies machte großen Eindruck. Viele ſuchten die Verſöhnung mit Gott und den Brüdern.

Die ſchwierigſte Miſſion war im Innern der Inſel, im weitläufigen Tal von Niolo, das durch hohe wilde Berge eingeſchloſſen und faſt unzugänglich iſt. Hier lebte ein ganz beſonders verhärtetes Völkchen, das viele Mörder und Räuber unter ſich zählte und vom Chriſtentum eigentlich nichts kannte, als die Taufe. Ein Miſſionär meldete dem heiligen Vinzenz voll Betrübnis, daß von den 2000 Seelen, welche im Tale von Niolo lebten, kaum 100 die zehn Gebote und den Glauben gewußt hätten. Hier ging die Miſſion äußerſt langſam und ſtockend vorwärts. Den Unterricht in den Glaubenslehren hörten die Leute zwar ganz gern; ſo wie aber die Miſſionäre auf die Sittenlehren übergingen, ſowie ſie von Vergebung der Beleidigungen und von chriſtlicher Liebe zu den Feinden ſprachen, verließen die Leute, teils unmutig, teils höchſt empört, die Kirche. Je weniger ſie Gehör fanden, deſto mehr baten und flehten die Miſſionäre zu Gott um Erleuchtung dieſer unglücklichen Menſchen. Eines Tages war die Kirche ſtark beſucht, namentlich von Männern, die mit dem Schwert an der Seite und mit Dolch und Piſtolen im Gürtel finſter und trotzig daſtanden, als ob es zum Kampf gehen ſolle. Der Miſſionär ſprach nun zu dieſen verſteinerten Herzen von der Verſöhnlichkeit, von der Feindesliebe des Gottesſohnes. Plötzlich hielt er ſein Kruzifix empor und ſagte: „Der Gekreuzigte iſt für ſeine Kreuziger geſtorben — und wir wollten nicht unſeren Feinden von Herzen verzeihen? Wer an dieſen gekreuzigten Gott glaubt, muß verſöhnlich ſein, und wer mit ſeinen Feinden ſich verſöhnen will — der trete herzu und küſſe das Bild des liebevollen Erlöſers.“ Viele waren bewegt, einige ſehr gerührt; dennoch hielt falſche Scham Alle zurück; aber keiner verließ die Kirche. Tiefes Schweigen lag auf der ganzen Verſammlung. Da rief plötzlich ein frommer Franziskanerpater laut und wehmütig aus: „O du Tal von Niolo! willſt du verflucht ſein von Gott und nicht die Gnaden annehmen, die Er zu deinem Heile durch die Miſſionäre Dir anbietet?“ Da trat ein Pfarrer hervor, fiel auf die Kniee, begehrte das Kruzifix zu küſſen, rief dann den Mörder ſeines Bruders heran und umarmte ihn mit Freudentränen. Dasſelbe tat ein Prieſter mit einem Manne, zu welchem er im erblichen Familienhaß ſtand. Und nun war das Eis gebrochen! Während anderthalb Stunden gab es in der Kirche — und ſpäter im ganzen Tale von Niolo nichts als Ausſöhnungen, Freudentränen, Umarmungen — aus Liebe zu dem gekreuzigten Gott, deſſen Evangelium die geiſtlichen Söhne des heiligen Vinzenz den Armen predigten.

So wirkte Vinzenz in weiter Ferne, in fremden Ländern, bei fremden Völkern; denn was ſeine Miſſionäre wirkten — das wirkten ſie in ſeinem Geiſte, mit ſeinem Herzen; dazu wählte und bildete er ſie ſorgfältig heran. Und je ähnlicher ſie ihm wurden, deſto ähnlicher wurden ſie zugleich dem göttlichen Heiland, deſſen treuer Nachfolger Vinzenz war.

Das Jahr 1648 machte durch den weſtfäliſchen Frieden dem Kriege ein Ende, der Europa während dreißig Jahren erſchüttert und auf lange, lange Zeit verſtört und verwüſtet hat. Dadurch wurde Vinzenz der Sorge für Land und Volk von Lothringen enthoben; allein Frankreich ſelbſt bedurfte ſeiner nun deſto mehr — denn in demſelben

Jahre brach ein Bürgerkrieg aus. Einige ehrgeizige Prinzen des königlichen Hauſes, mit einer Partei von perſönlichen Anhängern, von unruhigen Köpfen, von Mißvergnügten aller Art, erhoben einen Aufſtand gegen die Miniſter der Königin, welche für ihren minderjährigen Sohn Ludwig XIV. Regentin von Frankreich war. Unter den Empörern befand ſich der Koadjutor des Erzbiſchofes von Paris, Paul von Gondy, ein Sohn des Grafen Emanuel. Hätte der Menſch nicht ſeinen freien Willen, um von den Gottesgaben einer frommen Erziehung und heiliger Beiſpiele den richtigen Gebrauch zu machen — und um die Anleitung zur Tugend, die er in ſeiner Jugend empfangen hat, auch im ſpäteren Leben feſtzuhalten: ſo müßte man billig ſtaunen, daß der Sohn ſolcher Eltern, der Zögling eines ſolchen Erziehers — ein ſchlechter Prieſter werden konnte. Aber Gott in ſeiner unausſprechlichen Gnade will den tugendhaften Menſchen belohnen, und um das zu können, muß der Menſch freiwillig für oder gegen die Tugend ſich entſcheiden. Paul von Gondy blieb nicht auf dem Wege, auf welchem er in ſeiner Kindheit geführt worden war. Er vergaß Beiſpiel und Lehren, vergaß ſeinen geiſtlichen Stand und die Würde, zu der er als Nachfolger ſeines Oheims, des Erzbiſchofs, beſtimmt war, miſchte ſich in alle Händel der Politik, in alle Intriguen der Welt, in alle Ränke des Hofes, und machte ſich zum Abgott des Pöbels, nachdem es ihm nicht gelungen war, Miniſter der Königin zu werden. Mit ihrem minderjährigen Sohn floh die Königin aus Paris; der Koadjutor und die Prinzen zogen hinein. Beide Teile hatten ihre Truppen; es kam zu Treffen; die Empörer riefen Spanien zu Hilfe, und Frankreich ſtand wieder unter der feurigen Zuchtrute eines Bürgerkrieges, der zehn Jahre lang auf dem Volke laſtete.

Der heilige Greis war in großem Anſehen bei der Königin, die ihn ſeit einigen Jahren zum Mitglied des Staatsrates in geiſtlichen Angelegenheiten ernannt hatte und gern ſeinen Rat hörte. Er wußte, daß ſie unter dem Einfluſſe des Staatsminiſters Kardinal Mazarin ſtehe, der ein Italiener war und gegen den, als einen fremden Eindringling, die Empörung der Prinzen hauptſächlich gerichtet war. Als die Königin aus Paris floh, verließ Vinzenz ſeine Prieſter, ſeine Armen, ſein bedrängtes Haus von St. Lazarus, alle Werke, die ſeiner Anweſenheit ſo ſehr bedurften — um etwas zu tun, was niemand gewagt hätte, der auf der Seite der Königin ſtand. Er drängte ſich unter tauſend Gefahren durch die verſchiedenen zuchtloſen Söldnertruppen nach St. Germain, wo das Hoflager war, und obgleich er es für wahrſcheinlich hielt, daß ihm dieſer Schritt die Verbannung zuziehen werde, erſchien er vor der Königin und flehte ſie in einer langen Unterredung an, barmherzig gegen das Land und verſöhnlich gegen die Prinzen zu ſein, und das Ihre beizutragen, damit ſich Mazarin von ſeiner Stelle als Miniſter zurückziehe. Dann ging der heilige Greis zum Miniſter ſelbſt und beſchwor ihn, ſich nicht durch Gewalt an der Spitze des Staates behaupten zu wollen. Wirklich verſammelte die Königin noch denſelben Abend den Staatsrat, um zu überlegen, ob es geraten ſei, Mazarin zu entlaſſen. Aber alle vertrauten ihm und mißtrauten den unruhigen und hitzigen Köpfen der Prinzen. Vinzenz fand kein Gehör mit ſeinen Gründen; aber ſowohl die Königin, als Mazarin waren ſo überzeugt von der lauteren Abſicht des heiligen Greiſes, daß ſie ihm gewogen blieben wie zuvor. Nicht ſo der Pöbel von Paris! Vinzenz hatte Feinde. Das iſt in der Ordnung, denn der Sohn Gottes hatte Feinde hienieden und hat ſie bis zu dieſer Stunde. Die Böſen ſind die Feinde der Heiligen. Seine Feinde ſtellten ihn in Paris als einen Verräter vor; man nahm das Haus von St. Lazarus mit allen Vorräten in Beſchlag, und legte dann einen Haufen von bewaffnetem Stadtvolk hinein. Dies Geſindel war 800 Mann ſtark und verübte ungeheueren Unfug, ſo daß es unter anderem die Stapel Brennholz im Hofe aus Mutwillen in Brand ſteckte. Nach drei

Tagen wurde es freilich zurückgerufen; aber der Schaden war geſchehen.

Vinzenz beſuchte inzwiſchen ſeine Miſſionshäuſer und ſeine barmherzigen Schweſtern in den Provinzen, um ſie zu ermuntern, mit feſtem Gottvertrauen die betrübten Zeiten auszuhalten und all ihre Kräfte der Linderung des Elendes von Feind und Freund zu widmen. Dies Elend war groß, namentlich in Paris, das vom königlichen Heer blockiert und dadurch von aller Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten war. Die Abweſenheit des heiligen Vinzenz ſuchten ſeine frommen Helfershelferinnen nach Kräften zu erſetzen. Louiſe Legras verwandelte ihr Haus in eine Armenküche, wo Tag und Nacht gekocht und Brot gebacken wurde. Dann verteilten ſich die barmherzigen Schweſtern durch ganz Paris und ſpeiſten 14,000 Arme täglich mit Suppe und Brot. Herr von Lamoignon hatte es möglich gemacht, für ſeine Mutter und Schweſter mit ſchwerem Gelde einen ſo beträchtlichen Getreidevorrat anzukaufen und in die Stadt zu ſchaffen, daß ſie Brot für ein Jahr gehabt hätten. Sie erkannten die liebreiche Fürſorge mit zärtlicher Dankbarkeit; — aber ſie waren nun einmal unverbeſſerlich in ihrer grenzenloſen Mildtätigkeit! Sie verteilten den ganzen Vorrat in einem Tage. Sie hatten ihr Haus zu einer Zufluchtsſtätte für 800 arbeitsloſe Frauenzimmer gemacht, die ohne Brot und ohne Schutz waren und in Gefahr ſtanden umzukommen. Dieſe mußten ihnen behülflich ſein zu kochen und zu nähen für die Flüchtlinge vom Lande, die von den Truppen beraubt und geplündert in Scharen nach Paris zogen, wo ſie nur die allgemeine Not vergrößerten, anſtatt der ihren abzuhelfen. Täglich wurden 15,000 dieſer Unglücklichen von Magdalena von Lamoignon und von ihrer Mutter geſpeiſt. War dies Geſchäft abgetan, ſo belud Magdalena ſich ſelbſt und einige Diener mit anderen Vorräten und eilte nach einem Hauſe, das ſie gemietet und worin ſie einige Genoſſenſchaften von Kloſterfrauen untergebracht — die man aus ihren Klöſtern in der Umgegend von Paris verjagt hatte. Wie ſie das alles möglich machte, woher ſie das Geld nahm, und den Mut und die Kraft: das läßt ſich nicht erklären! es iſt das Geheimnis der Heiligen; es iſt die Fortſetzung des Wunders der Brotvermehrung.

Sechs Monate dauerte die Sperre von Paris; darauf führte ein Sieg der königlichen Truppen die Königin in die Hauptſtadt zurück. Sie ließ ſogleich Vinzenz heimberufen, der noch immer ſeine Miſſionshäuſer und ſeine barmherzigen Schweſtern auf ihren verſchiedenen Poſten beſuchte. Er trat nun die Rückkehr an, fiel aber in eine ſchwere Krankheit weil die Mühſeligkeiten der Reiſe und die ſchlechte Koſt, welche er zu ſich nahm, ſeinen alten Körper zu heftig angriffen. Als der zeitweilige Vorſteher des St. Lazarushauſes dieſe Nachricht erhielt, ſchickte er ſogleich den Bruder Krankenwärter zu Vinzenz. Dieſer hielt ſich in ſeiner Demut unwürdig jeder Bemühung, erſchrack heftig, als der Bruder bei ihm erſchien, und ſagte, er verdiene das nicht. Dann glaubte er zu bemerken, daß der Bruder meine, er ſei nicht willkommen, und ſich betrübe. Da raffte der kranke Greis ſich auf, warf ſich dem Bruder zu Füßen und dankte ihm zärtlich für ſeine Güte. Vinzenz war 73 Jahre alt, und gebrochen durch lange Kränklichkeit und beſtändige Anſtrengungen; dennoch genas er, blieb aber ſo ſchwach, daß er nicht mehr die Reiſeart der Männer in damaliger Zeit aushalten und reiten konnte. Die Herzogin von Aiguillon ſchickte ihm alſo einen Wagen mit Kutſcher und Pferden, und Vinzenz bediente ſich deſelben zur Reiſe; in Paris ſtellte er ihn aber ſogleich ihr zurück. Die Herzogin bat und flehte umſonſt, er möge ihn doch behalten, da ihm bei ſeiner Gebrechlichkeit ein Fuhrwerk notwendig ſei. Vinzenz fand es ſchrecklich übermütig und üppig, Kutſcher, Pferde und Wagen zu ſeinem perſönlichen Gebrauche zu haben, und nur der ausdrückliche Befehl der Königin und des Erzbiſchofes beſtimmte ihn zur Annahme des Geſchenkes. Kutſcher und Pferde mußten in unbeſchäftigter Zwiſchenzeit mit dem Pflug arbeiten, und oftmals rief er betrübt: „Der Sohn eines armen Bauern unterſteht ſich, in einer Kutſche zu fahren!“

Sein verwüſtetes Haus und ſeine beraubte Genoſſenſchaft fand er in kläglicher Armut. Um dennoch Liebeswerke üben zu können, lebte er mit ihnen von Haferbrot und Bohnen. Die Armen, welche in der Nachbarſchaft ſeines Hauſes wohnten, beköſtigte er dreimal in der Woche. Etwa 800 empfingen dieſe Wohltat. Die Kinder aber ſpeiſte er täglich mittags und abends, ließ ſie unterrichten, und tat es ſelbſt, wenn er Zeit hatte.

Das Land um Paris hatte furchtbar gelitten; Gärten und Felder waren unbebaut, und die Menſchen von anſteckenden Seuchen heimgeſucht. In der Stadt Etampes ſahen ſie aus wie lebendige Leichen — dermaßen wüteten Hunger und Krankheiten. Vinzenz verlegte eine kleine Truppe ſeiner Lazariſten nach Etampes, als nach ihrem Hauptquartier, von wo aus ſie ſich durch Flecken und Dörfer mit leiblichen und geiſtlichen Almoſen verteilten. Zwei große Küchen wurden in Etampes ſelbſt — vier andere in den Ortſchaften rings umher eingerichtet und verſorgt; barmherzige Schweſtern verwalteten ſie und pflegten die Kranken. Die Miſſionäre halfen auch die verweſenden Leichname begraben, um die ſich niemand bekümmerte. Fünf von ihnen und drei Schweſtern ſtarben als Opfer

Der erſte Menſch verpflanzt in ſein Geſchlechte
Den Keim des Todes durch die böſe Luſt,
Und lüſtern auf allein'ger Herrſchaft Rechte
Nimmt auf dem Thron ſie Platz der Menſchenbruſt.
Stets ungeſättigt ſchreit ſie ſtets nach Freude,
Nach unvergänglichen Genüſſen gar —
O wehe! ſie vergaß, daß ihre Weide
Ein Sodomsapfel voller Aſche war.

Nun ſieh der böſen Luſt die Waage halten,
Der Sühne unverſchuldet bitt'res Leid!
Sieh dort den Staub des Todes ſich entfalten,
Sieh hier das Leben im verklärten Kleid.
Im Leide muß das Ew'ge Leben ſterben!
Der Gott, der Sich am Kreuz zu Tode ringt,
Errettet dich vom ewigen Verderben,
Indem Er dir als Gnadenfrucht Sich bringt.

Ermiß die Schuld, ſo aus dem Garten Eden
Den erſten Menſchen in die Wildniß trieb,
Nicht an des Todes Qual, der Sünde Fehden,
Der Elends-Erbſchaft, die der Menſchheit blieb:

der heiligen Nächſtenliebe. „Die Glücklichen!“ rief Vinzenz aus, „ſie fielen in einer gottgefälligen Schlacht!“ — Er ging in Paris faſt von Haus zu Haus, und bat und flehte und bettelte und ſammelte. Wer hätte ihm etwas abſchlagen können? Täglich ſchickte er Karren voll Lebensmittel, Wein, Mehl in die Dorfſchaften, und viele wohltätige Menſchen unterſtützten ihn nicht bloß, ſondern taten ihrerſeits dasſelbe.

Zuerſt waren alle Augen auf die Drangſale in nächſter Nähe gerichtet; als dieſe nach und nach aufhörten, öffnete ſich die Ausſicht in die Ferne. Sie war grauenvoll! die Provinzen Picardie und Champagne litten übermenſchlich. Brot aus Gerſtenkleie und unreifes Obſt bildeten die Nahrung der Wohlhabenden; die übrigen verzehrten wilde Wurzeln, Eidechſen, Mäuſe. Die Kranken ſtarben haufenweiſe dahin, ungetröſtet, unverſehen, denn die meiſten Pfarrer ſtarben zuerſt oder lagen ſelbſt krank. In hundert Kirchen des Bistums Laon hatte der Gottesdienſt aufgehört. Wo die Leute ſtarben — da blieben ſie liegen! die Luft war verpeſtet vom Verweſungsgeruch. In einer verödeten Hütte fand man einen Leichnam, der von Tieren halb aufgefreſſen war. In die Stadt St. Quintin, wo 8000 Einwohner Hungersnot litten und 350 Kranke im Spital lagen, drängten ſich 400 vom Lande hinein und ſchrieen um Rettung. Aber die

Bürger trieben die Hälfte wieder hinaus, die bald als Leichen an den Wegen lagen. Nach einigen Tagen, als die Hungersnot ſtieg, beſchloſſen die Bürger, die anderen 200 kranken Landleute von der Stadtmauer herabzuſtürzen. Da kam Hilfe — von wem anders, als von Vinzenz?

Er hatte zuerſt nur gehört, in welcher Vernachläſſigung die verwundeten Soldaten in jenen Provinzen verſchmachteten. Er ging zur Frau von Herſé, bei der das Gold zu Liebeswerken ſo wenig verſiegte, als das Ölkrüglein der Witwe von Sarepta. Sie gab ſo reichlich, daß er zwei Miſſionäre beritten machen und ihnen ein Packpferd mit Lebensmitteln nebſt 500 Francs mitgeben konnte. Die Miſſionäre naheten ſich kaum jenen unglücklichen Gegenden, ſo wurden ſie ſchon auf der Landſtraße von halbverhungerten Menſchen förmlich überfallen und geplündert. Sie ſuchten für ihre 500 Francs in den nächſten Städten Brot zu kaufen: aber da war nichts — denn die verheerten Äcker, die ausgeraubten Scheunen und Speicher waren ohne Getreide, und das verzweiflungsvolle Landvolk hatte kein Saatkorn, um die Felder zu beſtellen. Die beiden Miſſionäre ſchrieben troſtlos an Vinzenz, das Elend ſei immens und erheiſche immenſe Hülfe.

Wo ſollte der heilige Greis ſie ſuchen? — bei ſeinen heiligen Frauen! Zur unſterblichen Ehre dieſer Frauen hielt ihre Liebe zu dem leidenden Jeſus Schritt mit der Liebe des heil. Vinzenz, und ſie retteten viele, viele Tauſende an Leib und Leben und Seele. Auf der Stelle wurden ſechzehn Miſſionäre ausgerüſtet und mit Geld und Lebensmitteln reichlich verſehen. Zehn barmherzige Schweſtern folgten ihnen mit Arznei und Leinwand nach. Monatlich ſchickte Vinzenz ihnen die Almoſen, welche die Damen zuſammenbrachten und welche ſich auf 15 bis 30,000 Francs beliefen; — jahrelang! Ein beſonderer Miſſionspriester ſtand der Verteilung der Almoſen vor und berichtete regelmäßig an Vinzenz über jede Maßregel. Dieſer legte in den wöchentlichen Verſammlungen die Berichte den Damen vor — teils um ſie zu erfreuen, teils um ſie anzueifern. Mit unerſchöpflicher Barmherzigkeit dachten ſie an alles. War in einer Ortſchaft dem größten Elend abgeholfen, ſo ermunterten ſie die Leute zur Arbeit, indem ſie Ackergerätſchaften, Saatkorn und Handwerkszeug ſchickten.

Aber die Seelen durften nicht leer ausgehen — darum wurden die Kirchen auf ihre Koſten geſäubert, hergerichtet, mit Altargefäßen und prieſterlichen Gewändern verſehen. Sie zerſchnitten ihre Kleider von Sammt und Brokat zu Meßgewanden; ſie nahmen ihre koſtbaren genueſiſchen und venetianiſchen Spitzen — der Stolz der Damen jener

Zeit — und beſetzten Alben und Altartücher damit. Sie richteten in ihren Häuſern Schneiderzimmer ein; — da wurde zugeſchnitten und genäht in allen Stoffen und Größen, für Männer, Frauen und Kinder, für Arme und Verarmte. Heiliger Wetteifer beſeelte Alle. Vinzenz ſchrieb in dieſer Zeit einmal an die Herzogin von Aiguillon: „Welche Ernte für den Himmel in dieſen Tagen der Trübſal! Die Geburt des Gottesſohnes iſt einigen zum Fall geraten und anderen zur Erlöſung. So können wir auf gewiſſe Weiſe von dieſem Kriege ſagen, daß er Urſache der Verdammnis Vieler ſei, — aber daß Gott ihn auch brauchen werde als Mittel ſeiner Gnade und zur Rechtfertigung und ewigen Herrlichkeit vieler anderer. Ich habe Grund zu hoffen, daß auch Sie, gnädige Herzogin, zu dieſen gehören werden und ich bitte Gott darum.“

Und dieſer wunderbare Greis, der ſeit mehr als dreißig Jahren der nährende und belebende Quell war, aus dem ſich ein Strom von Gnaden, von Segnungen, von Heiligkeit, von Tugenden, von Wohltaten über Länder und Völker ergoß: — und der ſeinem Jahrhundert einen ſo wahrhaft himmliſchen Schwung der Barmherzigkeit gab, daß ſogar unſere herzensmatte und glaubensfroſtige Zeit noch davon zehrt: wie dachte er von ſich, was hielt er von ſich ſelbſt? — Wir wollen es von ihm ſelbſt hören! Es war im Jahre 1652, als er aus der Andacht ſeiner Morgenbetrachtung ſich erhob und zu ſeinen verſammelten Brüdern ſagte: „Ich lege euch von neuem das Gebet um Frieden ans Herz. Beſtürmt Gott um Frieden. Seht das Elend in ganz Europa und beſonders in unſerem Lande — und ſeht, wie der gemeine Mann, vorzüglich das Landvolk ſo übermäßig zu leiden hat. O meine Brüder, welche Tugenden üben dieſe Leute! welch einen lebendigen und kindlichen Glauben haben ſie, wie unterwerfen ſie ſich den Fügungen Gottes, wie ſind ſie geduldig in ihrer furchtbaren Not! ſie ſäen und wiſſen nicht, ob ſie ernten werden; ſie haben geerntet, und es wird ihnen geraubt. Sie leiden aber alles, was Gott will und ſo lange Er es will. Ach, was ſind wir neben ihnen! Und ſie hungern, ſie darben, ſie verſchmachten — wir aber haben, was wir brauchen an Obdach, Kleidung, Nahrung. Wir ſollten nie unſer Refektorium betreten, ohne uns zu fragen, ob wir denn auch unſere Mahlzeit verdient haben. Wenn ich mich zu Tiſch ſetze, kann ich mich nicht der beſchämenden Frage erwehren: „Ach du Elender! haſt du denn auch das Brot verdient, welches du eſſen wirſt? — Mindeſtens, meine Brüder, wollen wir unſere Hände unabläſſig zum Gebete für unſere Armen erheben, wollen ihre Fürbitter bei der göttlichen Barmherzigkeit ſein und uns bemühen, ſelbſt mit Gefahr unſeres Lebens, ihnen alle Belehrungen und Tröſtungen des Glaubens zukommen zu laſſen.“

Alt und immer älter wurde Vinzenz; aber das war kein Grund für ihn, um ſich Ruhe zu gönnen. In ſeinem 78. Jahre ging er noch auf's Land, um Miſſionen zu halten, und ſchickte ſeine Lazariſten nach Polen, nach den hebridiſchen Eilanden im Norden, nach der Inſel Madagaskar im Süden. Mit allen dieſen Miſſionären, von denen ihm jeder Einzelne wie ein Sohn am Herzen lag, blieb er im Briefwechſel und außerdem ſtand er mit der halben Welt in Korreſpondenz. Wer etwas zur Ehre Gottes unternehmen wollte — oder Rat bedurfte — oder Hülfe in irgend einer Verlegenheit begehrte — der wendete ſich gewiß an Vinzenz. Ein armer Schneiderburſche, der im St. Lazarushauſe gearbeitet hatte, ſchrieb ihm aus der Fremde und bat um hundert Nähnadeln. Vinzenz ſchickte ſie ihm gleich.

Vinzenz hatte Zeit für Alle und für Alles, für Kleines und Großes; denn während er den Schneiderburſchen erfreute, rief er das große allgemeine Hoſpital für die Bettler von Paris in's Leben. Ein Jahr zuvor hatte ein frommer Bürger von Paris die Stiftung eines kleinen Hoſpitals gemacht, in welchem zwanzig alte dürftige Frauen und ebenſoviel Männer Unterkunft finden ſollten. Die Anordnung des Ganzen überließ er dem heil. Vinzenz, der zwei Häuschen kaufte, welche er durch eine Kapelle verband, ſie ſchlicht und zweckmäßig einrichtete, hierauf einen Miſſionsprieſter für den Gottesdienſt und barmherzige Schweſtern zur Beſorgung des Hausweſens und zur Bedienung der Gebrechlichen anſtellte — dann eine beſtimmte Tagesordnung entwarf, die von jedermann beobachtet werden mußte und endlich vierzig alte Leute beiderlei Geſchlechts in die beiden Häuschen verteilte. Es war im Jahre 1654, als Magdalena von Lamoignon, Maria von Miramion und einige andere Damen dies kleine Hoſpital, welches zum Namen Jeſu hieß, beſuchten. Mehr als an der Ordnung, Sauberkeit und Stille der Anſtalt, erfreuten ſie ſich an dem Geiſte frommer kindlicher Zufriedenheit, herzlicher Dankbarkeit gegen Gott, friedlicher Eintracht untereinander, welcher die Pfleglinge beſeelte. Andachtsübungen, leichte Arbeit und angemeſſene Beſchäftigung füllten abwechſelnd den Tag aus, und alle genoſſen froh die Wohltat ſorgenfreier Ruhe in ihren alten Tagen. Höchſt erbaut kehrten die Damen zurück — und da ſie ſich nie mit frommen Gefühlen begnügten, ſondern erſt zu guten Gedanken und dann zu guten Werken übergingen: ſo beſprachen ſie ſich über die Möglichkeit, ein Hoſpital für Bettler nach ähnlichen chriſtlichen Grundſätzen in's Leben zu rufen. Sie erkannten wohl das Rieſenhafte eines Unternehmens, welches Tauſende und zum Teil verkommene und ſchlechte Leute umfaſſen ſollte; aber Frau von Miramion ſagte: „Es wird gelingen, wenn Herr Vinzenz es in ſeine Hand nehmen will.“ Herr Vinzenz — („Monsieur Vincent“) — das war der ſchlichte einfache Name, mit dem allüberall der große Heilige des Jahrhunderts genannt wurde.

Auf der nächſten wöchentlichen Verſammlung legten ihm die Damen ihren Plan vor und verſprachen die Geldmittel zu ſchaffen; — denn ſie hatten ſich inzwiſchen mit den übrigen Vereinsdamen beſprochen und alle waren für die Sache begeiſtert. Frau von Herſé verſprach ſogleich ein Geſchenk von 50,000 Francs; Maria von Miramion eine jährliche Rente von 3000 Francs; Andere nach ihren Mitteln; Magdalena von Lamoignon ſagte nicht weniger als 60,000 Taler zu. Vinzenz ließ die erſte Hitze verfliegen, um die Beharrlichkeit zu prüfen: ſie beſtand die Probe. Da machte er ſich an's Werk, welches jedoch ungeheuer viel Gegner und Schwierigkeiten fand, weil manche behaupteten, es gäbe 40,000 Bettler in Paris und es ſei förmlich ſtaatsgefährlich, ſie unter einem Dache — zum Teile wider ihren Willen, zu vereinigen. Darüber verſtrichen zwei Jahre, ſo daß die Damen volle Muße hatten, ihren Eifer zu bewähren. Sie benutzten die Friſt, um ein allgemeines Intereſſe für die Sache anzuregen. Sie brachten 10,000

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20890 / 077

Hemden zuſammen, Betten, Kleider, Hausgerät in demſelben Verhältnis. Die Königin gab ein großes weitläufiges Gebäude, welches unbenutzt war, die Salpétrière, mit dem dazu gehörenden Felde her. Vinzenz ſelbſt gab das alte Schloß Bicêtre, das ihm die Königin für ſein Findelhaus eingeräumt hatte, jedoch für den Zweck nicht paſſend war. Magdalena von Lamoignon dachte an ihre 60,000 Taler. Wie hätte ſie wohl 60,000 Taler zu verſchenken gehabt! nicht ſo viel Francs hatte ſie! ihr Reichtum beſtand nur noch in ihrem ungeheueren Talent für's Betteln. Sie ging zu ihrer außerordentlich reichen und ebenſo kargen Couſine, Frau von Büllion — und erzählte, beſchrieb und bat ſo lebhaft, ſo eindringlich, daß dies harte Herz weich wurde. „Wie viel würden Sie denn wohl brauchen,“ fragte Frau von Büllion. Magdalena, um das Eiſen zu ſchmieden, da es warm war, rief: „Ich möchte gleich 60,000 Taler forttragen.“ — „Gut!“ ſagte Frau von Büllion, „Sie ſollen das Geld bekommen, wenn Sie ſelbſt es forttragen wollen.“ Wer war froher als Magdalena! Auf Einmal war es ihr unmöglich, die ganze Summe in ſchwerem Silbergeld zu tragen; ſie konnte nur etwas weniges mitnehmen. Zu Hauſe machte ſie ſich einen langen ledernen Geldbeutel, den ſie unter ihrem Mantel als Gürtel um den Leib ſchlang und den ſie dann manchesmal leer fortrug und gefüllt

O nein! die Frucht in Eva's ſchwachen Händen
Wird nicht gebüßt durch eine Welt von Weh!
Den Fluch des Gottes-Zornes kann nur wenden
Der Kelch im Garten von Gethſemane.

heimbrachte. Als ſie ihre 60,000 Taler beiſammen hatte und ſich herzlich bei ihrer Couſine bedankte, umarmte dieſe ſie gerührt und ſchenkte ihr noch 20,000 dazu. So unwiderſtehlich war ihr himmliſches Beiſpiel!

Endlich im Jahre 1657 waren alle Widerſprüche beſiegt und beide Häuſer eingerichtet und gegründet. Der junge König Ludwig XIV., das Parlament, die Polizeibehörde — alle gaben ihre Genehmigung und nun wurde von ſämtlichen Kanzeln von Paris verkündet, daß am 7. März das allgemeine Hoſpital mit zwei Abteilungen für Männer und Frauen, für alle diejenigen ſich öffnen werde, die ſich nicht durch Arbeit ernähren könnten. Von demſelben Tage an wurde auch das öffentliche Betteln von der Polizei unterſagt — und urplötzlich war das Heer unverſchämter, zudringlicher Bettler verſchwunden, welche die Straßen von Paris bevölkerten und die Vorübergehenden fürchterlich beläſtigten. Es blieben nur etwa 5000 Notleidende, die ſich wirklich nicht anders erhalten konnten, zurück — und dieſe kamen in das Hoſpital, obſchon viele von ihnen ihr Bettelleben weit lieber fortgeſetzt hätten. Vinzenz verabſcheute es, Zwangsmaßregeln mit der Wohltätigkeit zu verbinden. Sein Vorſchlag war geweſen, nur die Bettler aufzunehmen, die ſich freiwillig melden würden, wie das im Hoſpital zum Namen Jeſu geſchah. Dadurch hätte auch das allgemeine Hoſpital mehr den Charakter einer erſehnten Zufluchtsſtätte bekommen — während es jetzt als eine Art von Gefängnis betrachtet wurde. Da ſich aber weltliche Behörden und Rückſichten in die Sache vielfach miſchten, ſo drang Vinzenz mit ſeinen reinen und erhabenen Anſichten nicht durch, und ſeine Ordensgenoſſenſchaft lehnte nach reiflicher Überlegung den Antrag ab, die Vorſteherſchaft und Verwaltung des allgemeinen Hoſpitals zu übernehmen. Eines iſt gewiß: als vor etwa fünfzehn Jahren die Schreiberin dieſer Zeilen Bicêtre und die Salpêtrière beſuchte, herrſchte in ihnen keine Spur des Geiſtes, der alle Werke des heiligen Vinzenz ſo lieblich macht. Da war weder Ruhe, noch Zufriedenheit, weder Sauberkeit, noch Ordnung. Wüſtes Geſindel, ergraut im Vagabundenleben, bevölkerte ſie und ſchien weit eher erbittert darüber, als dankbar dafür, ſich dort zu befinden. Und warum? — weil nicht die chriſtliche Barmherzigkeit, dieſe Stellvertreterin des alliebenden Gottes hienieden, ſie aufnahm, und weil deshalb auch keine Dankbarkeit gegen einen geliebten Gott in ihnen erwachen konnte.

Abermals erbarmte ſich Vinzenz eines unglücklichen Volkes. In England war König Karl I. um's Leben gebracht; England wurde eine Republik, und Cromwell beherrſchte ſie — tyranniſcher als je ein König. Seine grimmige Katholikenverfolgung zwang die Irländer, die von jeher gewaltig im Glauben waren, maſſenweiſe ihr ſchönes gemartertes Irland zu verlaſſen. Sie gingen nach Frankreich, wo alle waffenfähigen Männer in Kriegsdienſt traten, eigene Regimenter bildeten und ihren alten Ruhm der Tapferkeit glänzend bewährten. Aber die Greiſe, die Frauen, die Kinder, Witwen und Waiſen, arm die einen, rat- und hilflos die anderen — was ſollte aus denen werden? — Man wies ihnen die Stadt Troyes in der Champagne an. Es war mitten im Winter. Elend bekleidet, zum Teil barfuß, gingen ſie über den Schnee, von Hunger, Kälte, Fieber und Ermüdung aufgerieben. Als eine Schar von Geſpenſtern zogen ſie in Troyes ein, zum Grauen und Erbarmen aller Einwohner. Ein Teil ſtürzte beſinnungslos, leblos ſogar, auf den Gaſſen nieder; andere fielen über Knochen her, welche die Hunde bereits abgenagt hatten.

Vinzenz war immer der erſte, der Leidensnachrichten hörte, denn man wußte ja allgemein, daß er immer bereit zur Hilfe ſei; und ſo ſchickte er denn auch alsbald einen irländiſchen Miſſionsprieſter mit Geld nach Troyes ab, um den unglücklichen Irländern auch den Troſt zu bereiten, in ihrer Mutterſprache angeredet zu werden. Andere folgten mit Kleidungsſtücken und Linnenzeug. Sie trafen zweckmäßige Einrichtungen, brachten Weiber und Kinder im Hoſpitale unter, verſammelten die Waiſen in einem beſonderen Lokale; die Kranken auch; und feuerten durch ihr Beiſpiel die Frauen von Troyes zur Nacheiferung an, ſo daß ſich dieſe bald mit hilfreicher Teilnahme der armen Fremdlinge erbarmten und ihre Lage erträglich machten.

Es grenzt an's Unglaubliche, wie weit der Ruf ſeiner Nächſtenliebe verbreitet war. Ein Völkchen, das unter den Zedern des Libanon ſeine Hütten aufgeſchlagen hat und durch ſeine Frömmigkeit, Arbeitſamkeit und Redlichkeit ſogar den Türken zur Achtung zwingt, der ſonſt alle Chriſten verachtet — die Maroniten waren ſehr bedrängt von einem türkiſchen Statthalter. Sie flehten in Konſtantinopel um Abberufung dieſes barbariſchen Paſcha's; allein bei der türkiſchen Regierung ſetzt niemand etwas durch ohne Geld — damals wie jetzt. Das harmloſe Völkchen mußte ohnehin ſo ſtarke Abgaben zahlen, daß es nicht möglich war, trotz Genügſamkeit und Fleiß die erforderliche Summe zuſammen zu bringen, und es ſchickte demnach einen frommen Kapuziner, Pater Sylveſter, zu den Glaubensbrüdern in Europa, um für ihren Zweck zu ſammeln. Er verließ bereitwillig ſein ſtilles Klöſterchen und den ſchönen, erhabenen Libanon, pilgerte zur ſyriſchen Küſte hinab, fuhr nach der Inſel Cypern herüber, fand dort einen franzöſiſchen Kauffahrer, beſtieg ihn und landete wohlbehalten in Marſeille. Nun war er in Frankreich, er, der Maronite! Alles war ihm fremd: Land, Volk, Sprache, Sitten, Lebensweiſe, Gebräuche. Er kannte das Alles gar nicht, verſtand es nicht, wußte von nichts.

Aber Eines verſtand er gerade ſo gut, als ob er ein geborener Franzoſe ſei: er machte ſich auf den Weg zum heiligen Vinzenz und ſtellte ſich mit ſeinem Anliegen unter deſſen Schutz. Dieſem ſchien die Maßregel durchaus nicht weiſe, für die Abberufung eines ſchlechten Paſcha's Geld zu zahlen, da niemand die Bürgſchaft gab, daß ein guter ihn erſetzen werde; allein er war dennoch freundlich bereit, dem frommen Pater Sylveſter zu dienen und empfahl ihn und ſein maronitiſches Völkchen in der allwöchentlichen Damenverſammlung. Nach einigen Tagen ſchickten die Damen dem Pater Wechſel auf 60,000 Francs zu und mit gerührtem Herzen Gott preiſend, reiſte er in ſein Morgenland zurück.

In der Provinz Burgund war die Quelle der heiligen Regina zugleich als Geſundbrunnen und als Wallfahrtsort berühmt. Ein frommer Bürger von Paris, Namens Desnoyers, war mit ſeiner Frau zum Gebrauche des Mineralwaſſers dort geweſen und beide kehrten zurück von langwierigen Übeln befreit. Da ſie mit Schmerz geſehen hatten, wie wenig man für die armen Kranken und armen Pilger dort beſorgt ſei, faßten beide den großmütigen Entſchluß, am Geſundbrunnen ein Hoſpital zur Verpflegung der Kranken und zur Aufnahme der Pilger zu bauen, und ſich deren Dienſt zu widmen. Sünde und Laſter ſind anſteckend — ja! ſie ſind's für die ſündige Natur. Aber die himmliſchen Tugenden haben auch ihre Anziehungskraft und das Ehepaar fand in dem kleinen Kreiſe ſeiner Freunde einige Perſonen, welche ſich mit ihnen dem frommen Werke widmen wollten.

Wie aber es in Gang bringen? „Herr Vinzenz, der Haushalter Gottes“ — wie ſie ihn nannten — ſollte ihnen behilflich ſein. Vinzenz lobte ihre Liebe, prüfte ihren Mut, indem er ihnen nicht verhehlte, daß der verſtorbene gottſelige Freiherr von Renty unter günſtigeren Verhältniſſen dieſelbe Unternehmung nicht zu Stande gebracht habe, — und prüfte auch ihre Geduld, indem er ſie längere Zeit auf Gebet und ruhige Überlegung anwies. Nachdem ſie das getan hatten und bei ihrem Entſchluß beharrten, lobte Vinzenz ſie noch mehr und beſtärkte ſie in der Abſicht, kühn an die Grundlegung des Hoſpitals und zugleich an die Krankenpflege zu gehen. Gott werde ſchon ein Werk ſegnen, das in Seinem Namen, wenn auch nur mit 10,000 Francs, begonnen ſei; — in dieſer geringen

Summe beſtand ihr ganzes Vermögen. Sie reiſten freudig mit ſeinem Segen ab, holten die Genehmigung des Diözeſanbiſchofs ein und machten ſich an die zweifache Aufgabe. Vorurteile, Eiferſüchteleien, Neid legten ihnen ungeheuere Hinderniſſe in den Weg. Aber immer wenn ſie auf dem Punkte waren, die Sache aufzugeben, die ſo heftig angefeindet wurde, kam ihnen irgend ein Troſt vom heiligen Vinzenz zu. Er verſchaffte ihnen Geld und teilnehmende Beſchützer; er leitete ſie mit ſeinem Rat und ſeiner Vorſicht. Er wendete den Blick der Königin auf das Unternehmen und ſie ſpendete reiche Gaben. Genug, nach anderthalb Jahren der Mühe und Anſtrengung wurde das Hoſpital zur heiligen Regina im Sommer 1660 für arme Wallfahrer und Kranke eröffnet. Es wurde nach und nach eine ſo bedeutende Anſtalt, daß es alljährlich gegen 400 Kranke und etwa 20,000 Pilger aufnahm, die von frommen Prieſtern und von barmherzigen Schweſtern bedient und gepflegt wurden, und die einen Gnadenort ſegneten, der ihnen Geneſung für Leib und Seele verſchafft hatte. Und was iſt aus dem Hoſpitale der heiligen Regina geworden? — wie ſo viele tauſend Stiftungen der chriſtlichen Liebe wurde es zertreten und zerſtört durch die gräßliche franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts.

Auch am längſten und ſchönſten Sommertage geht endlich die Sonne unter. Gott hatte dies wunderſchöne und gebenedeite Leben, das wie eine Sonne der Liebe erleuchtete und erwärmte, bis zur äußerſten Grenze geführt. Jetzt neigte es ſich zum Untergang. Von ſehr ſtarker Geſundheit war Vinzenz nie geweſen, hatte mehrmals ſchwere Krankheiten gehabt und infolge davon geſchwollene Füße bekommen, die ihm das Stehen und Gehen äußerſt unbequem machten. Das litt er ſeit Jahren, ohne es zu beachten, bewohnte eine ungeheizte Zelle, ſtand jeden Morgen um 4 Uhr auf, machte ſelbſt ſein Bett, ging in die Kirche, kniete in täglicher Betrachtung eine Stunde vor dem allerheiligſten Sakramente, brachte das heilige Meßopfer dar und begab ſich an ſeine unzählbaren, mühſeligen, ſorgenvollen, verantwortungsſchweren, vielſeitigen Arbeiten und Geſchäfte, welche ihn durch tauſend und aber tauſend Fäden mit der ganzen religiöſen, politiſchen und ſittlichen Welt ſeiner Zeit in Verbindung brachten.

Frankreichs Könige und Frankreichs Bettler — die Blüte von Frankreichs edelſten Frauen und der Abſchaum von Frankreichs Bevölkerung, die Galeerenſklaven — Frankreichs Prieſterſtand, Ordensgenoſſenſchaften, Hofherren, Soldaten, Bürgersleute, Handwerks- und Bauersmann — das Findelkind an der Straßenecke und das Kind, welches einſt der große Boſſuet Biſchof von Meaux werden ſollte: Alle ſtanden unter ſeinem Einfluß; Alle empfingen nach ihrem Maß, ihren Fähigkeiten, ihrem guten Willen, ihrer Mitwirkung — einen Anteil an dem Geiſte des Evangeliums, den er weckte, und belebend und beſeelend wirkſam machte. Und weit über Frankreichs Grenzen ging dieſer Einfluß hinaus. Fremde Nationen und Inſeln in fremden Meeren wußten von ihm, ehrten und liebten ihn. Welch eine übernatürliche Geiſtesſtärke, welch eine Verabgründung der Seele in Gott gehört dazu, um ſich durch dieſe Millionen von Beziehungen zum Geſchöpfe nie vom Hinblicke auf den Schöpfer zerſtreuen zu laſſen! Aber gar nicht! Immer freundlich, immer geſammelt, immer gelaſſen, beſorgte er jede Sache, die erfreulichſte wie die unbequemſte und behandelte er jeden Menſchen, den edelſten, wie den verworfenſten. Er kannte keine Unruhe, keine Beſorgnis, keine Verwirrung, keine Abneigung, keine Vorliebe.

Da wird man nun meinen, er habe auch keine Verſuchungen gekannt. O weit gefehlt! er kannte ſie — und zwar die allerſchwerſten. Er war ſein Lebenlang von den heftigſten Verſuchungen gegen den heiligen Glauben beſtürmt. Er hatte das Glaubensbekenntnis aufgeſchrieben und trug es beſtändig auf ſeinem Herzen; und zuweilen legte er mitten in ſeiner Rede, in ſeinen Geſprächen die Hand aufs Herz, um ſchweigend zu beteuern, daß dies treue liebende Herz nicht den troſtloſen Zweifeln des Verſtandes beiſtimmen wolle. O nein! ſeine Tugend war gerade ſo wie jede andere Tugend, ein Kampf des Willens an der Hand der Gnade gegen die ſündige Natur. Und auch ſein Körper diente ihm nicht ohne große Selbſtüberwindung; er wurde häufig gegen Abend von heftigem Fieber befallen, das ihn nachts in ſtarken Schweiß verſetzte und ſehr abmattete. Allein es hielt ihn nie ab, um 4 Uhr aufzuſtehen — es ſei denn, daß der Arzt es verboten hätte. Das geſchah jedoch ſelten, denn nur in ganz gefährlichen Krankheiten rief er den Arzt.

Eine ſolche befiel ihn, als er achtzig Jahre zählte; da mußte er ſeine kalte Zelle mit einem geheizten Zimmer vertauſchen und zwei Monate dasſelbe hüten; konnte auch fortan nur am Stocke gehen und ſehr müſam niederknieen. Zwei Jahre ſpäter gingen Geſchwüre um die Knöchel ſeiner geſchwollenen Füße auf und verurſachten ihm quälende Schmerzen, ohne ihn in ſeiner gewohnten Tätigkeit und Tagesordnung zu ſtören. Aber ſeit dem Anfange des Jahres 1659 durfte er das Haus von St. Lazarus nicht mehr verlaſſen. Doch begab er ſich noch längere Zeit auf Krücken geſtützt in die Kirche hinab, um das heilige Meßopfer darzubringen — bis endlich im Jahre ſeines Todes die alten kranken Beine den Dienſt gänzlich verſagten,

Der Charfreitag.

I. Die Improperien.

„Popule meus, quid feci tibi? —“

Mein Volk, hab' Ich dich je gekränket? —
Warum denn kränkſt du Mich ſo ſehr,
Daß Ich, durch dich in Leid verſenket,
Erſterbe in der Trübſal Meer?

Ich ſchützte dich auf Wüſtenwegen,
Ich ſpeiſete durch Wunder dich,
Ich führt' dich in ein Land voll Segen —
Und du? — du ſchleppſt zum Kreuze Mich!

Als Weinberg voll der ſchönſten Reben,
Mit treuer Liebe hegt' Ich dich;
Was haſt du grauſam Mir gegeben?
Eſſig ſtatt Weins haſt du für Mich.

ſo daß er nicht mehr die heiligſten Geheimniſſe feiern konnte. Täglich aber und bis zu ſeinem letzten Athemzuge wohnte er ihnen bei, indem er ſich mit unſäglicher Anſtrengung aus ſeinem Zimmer in die Kapelle für die Kranken ſchleppte.

Seinen unbehilflichen, gepeinigten Körper ertrug er mit derſelben freundlichen Geduld, mit der er jede andere Unbequemlichkeit hinnahm. Sein Herz blieb warm, ſein Geiſt hell, ſeine Tätigkeit ungelähmt. Freilich konnte er nicht mehr ausgehen; um ſo genauer unterwies er ſeine Stellvertreter. Die Geſchäfte des Hauſes, die Miſſionen, die Anſtalten, den Briefwechſel, die Oberleitung ſeiner Genoſſenſchaft — Alles führte er unermüdlich und liebevoll fort. Über ſeinen kläglichen Zuſtand ſprach er immer höchſt gleichgültig. Überfiel ihn der Schmerz gar zu heftig, ſo ſeufzte er zärtlich: „O mein Heiland!“ Einer von ſeinen jungen Prieſtern war im Zimmer, als der Bruder Krankenwärter die tiefen Wunden des ſeligen Greiſes verband, was immer mit heftiger Pein verbunden war. Von Mitleid hingeriſſen rief der junge Prieſter: „O wie ſind Ihre Leiden ſo betrübend!“ — Vinzenz entgegnete: „Nennen Sie doch nicht das Werk Gottes und ſeine Anordnungen eines heilſamen Leidens für mich armen Sünder betrübend! Das iſt nicht die Sprache Jeſu Chriſti! Gott vergebe ſie Ihnen. Wir gehören ihm mehr an, als uns ſelbſt, und es iſt nur gerecht, daß der elende, ſtrafbare Sünder leide.“

Unwürdig des kärglichen Brotes, würdig der ſchwerſten Leiden — das war die Meinung, welche Vinzenz am Rande des Grabes von ſich ſelbſt hatte. Nichts legte er ſeiner Genoſſenſchaft ſo an's Herz, als die Ablöſung von jeder Selbſtſucht und die vollkommene Hingebung in den Willen Gottes. Deshalb ſuchte er ihr eine glühende Liebe für die heilige Armut einzuflößen. Denn die aus Liebe zu Gott getragene Armut — und nur die iſt geheiligt! — iſt der erſte Schritt zur Ablöſung des Menſchen von der Selbſtſucht; und da man im Reiche der Gnade ebenſowenig als auf dem Pfade des Verderbens bei dem erſten Schritt ſtehen bleibt, ſondern weiter gezogen und gedrängt wird: ſo iſt die Armut die erſte Stufe auf der Himmelsleiter der Vollkommenheit. Vinzenz liebte ſie zärtlich und ſagte oft: „In der Armut iſt eine verborgene Gnade und der iſt glücklich, der ſie zu finden weiß.“ Er bewies auch, daß er ſie liebte; er ſagte es nicht bloß. Man machte ihm ein Landgut ſtreitig, das der Beſitzer ihm gegen eine ſehr hohe Leibrente überlaſſen und das er ſehr verbeſſert hatte. Die Erben begehrten es ohne Entſchädigung zurück; es war ein Verluſt von 50,000 Francs. Erfahrene Rechtsgelehrte rieten ihm, die Sache vor Gericht zu bringen, und der Präſident des höchſten Gerichtshofes, Herr

v. Lamoignon, war ſein Freund und Verehrer; allein Vinzenz erachtete es nicht für ſchicklich, daß Liebhaber der Armut ſich in Rechtshändel um Geld und Gut verwickelten und ließ ſein Recht fallen. „Unſere Geſellſchaft,“ pflegte er zu ſeinen jungen Prieſtern zu ſagen, „dürfte eher durch Reichtum als durch Armut zu Grunde gehen.“

Für alle geiſtlichen Genoſſenſchaften verwendete er ſich, wenn's ihnen übel ging; für die ſeine nie. Für alle Notleidende bat und bettelte er, ſo daß 24 Millionen Francs Almoſen durch ſeine Hände gegangen ſein ſollen; — für das Haus von St. Lazarus bat er nicht nur niemals, ſondern ſchlug ſogar Geſchenke aus. Ein Geiſtlicher wollte ihm 500 Taler geben: Vinzenz riet ihm, ſie in's Hotel Dieu zu bringen, wo zweitauſend arme Kranke ſchmachteten. Ein reicher Gönner bot ihm zum Baue ſeiner Kirche 300,000 Francs an: Vinzenz lehnte ſie ab aus Furcht, daß die Armen dadurch zu kurz kommen könnten. So abgelöſt war Vinzenz nicht nur von ſich ſelbſt, ſondern auch von ſeinem Werke — und das will viel mehr ſagen; denn in die Anhänglichkeit an das eigene Werk webt ſich oft die allerfeinſte Selbſtſucht unter dem Schein des Guten hinein. Und man glaube nur nicht, daß das Haus St. Lazarus ſich im Wohlſtande befunden habe! Einſt ſollten die Exerzitien vor der Prieſterweihe beginnen; da erklärte der

Schaffner, er habe keinen Kreuzer für die alltäglichen Ausgaben, alſo viel weniger für die ungewöhnlichen. „Gott ſei gelobt für die herrliche Nachricht!" rief Vinzenz froh, „nun wird es ſich zeigen, ob wir Vertrauen auf Gott haben." Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Hilfe nicht ausblieb. Vinzenz tat ſeine Werke in Gott; daher tat Gott die ſeinen in Vinzenz. Auch auf dem Krankenbette ermahnte Vinzenz ſeine Prieſter vor allem zur apoſtoliſchen Armut, die ſo recht das Kennzeichen eines Miſſionärs des Evangeliums ſei; jeder irdiſche Beſitz ziehe ihn von ſeiner heiligen Beſtimmung ab und nicht umſonſt habe Chriſtus ſeine Apoſtel mit einem Rock und ohne Schuhe zur Bekehrung der Welt ausgeſendet.

Im Frühling des Jahres 1660 verlor Vinzenz zwei junge Perſonen, die treu mit ihm die Mühe und Laſt des Lebens getragen hatten: ſeinen Freund Portail und Frau Louiſe Legras. Sie waren für ihn unerſetzlich! Portail war in allen Geſchäften und Verhältniſſen ſein Stellvertreter und Louiſe Legras die Seele der barmherzigen Schweſtern, welche ſich jetzt in und außerhalb Frankreich ſchon verbreitet hatten. Bis dieſe Lücken gefüllt waren, trug Vinzenz allein die Laſt der Vorſteherſchaft über ſeine beiden Genoſſenſchaften. So kam der September heran. Da bemerkte man, daß er häufig in Schlummer falle. Er ſelbſt bemerkte es und ſagte lächelnd: „Nun wird ſich der Bruder des Schlafes bald einſtellen." Dennoch betete er täglich ſein Brevier und empfing täglich im heiligſten Opfer das Brot des ewigen Lebens. Auch noch Sonntag, den 26. September. Da ſank er aber zuſammen und man trug ihn in ſein Zimmer und ſetzte ihn in einen Lehnſtuhl. Er ſchlummerte viel. Wenn er wachte, ſprach er im innern Gebet ſtill und ſelig mit Gott; laut zu ſprechen vermochte er nicht mehr. Lächelnd und unſäglich freundlich blickte er zuweilen ſeine geiſtlichen Söhne an, die ſich mit zärtlicher Liebe zu ihm drängten. Am Abend empfing er die heilige Ölung und in der Nacht hörte er gern die Pſalmen beten. Auf das: „Herr, eile mir zu Hilfe!" ſetzte er immer richtig und verſtändlich hinzu: „Eile, Herr, mir beizuſtehen." Morgens um vier Uhr trat ſein teurer Freund Leprêtre, der eben geiſtliche Übungen im Hauſe St. Lazarus hielt, ein und bat den heiligen Vinzenz um ſeinen Segen für die ganze Genoſſenſchaft. Statt den Segen zu geben, ſprach der demütige Greis: „Der unter euch das gute Werk angefangen hat" . . . . — — er vermochte nicht auszureden. Seine himmliſche Seele floh dem Himmel zu und ſein toter Körper hatte das Anſehen eines Lebenden, der in ſüßen und lieblichen Empfindungen entſchlummert iſt. Es war den 27. September 1660. Er zählte vierundachtzig Jahre.

Gott zu verherrlichen durch die möglichſt vollkommene Erfüllung ſeines allerheiligſten Willens: dafür lebte Vinzenz. Er lebte nicht für die Armen, oder für die Gefangenen, oder für die Miſſionen, oder für Hoſpitäler; o nein! ganz und gar nicht! er lebte für Gott — und das eben macht den ungeheuren Unterſchied zwiſchen einem Heiligen und deſſen Werken, und dem Tun und Treiben anderer Menſchen. Es gibt ja auch in der Welt Menſchen, die ſich für dieſe und ähnliche Zwecke ſehr intereſſieren. Sie machen ſich viel zu ſchaffen mit der Armenpflege, mit dem Gefängnisweſen, mit Wohltätigkeitsanſtalten ꝛc. ꝛc. Sei es ihr Beruf, oder natürliches Mitleid, oder Tätigkeitsdrang — es gibt Leute, die ihr ganzes Leben damit ausfüllen. Woher kommt es nun, daß ihre Wirkſamkeit ſo unfruchtbar, oder — wenn auch irdiſch weit und breit ausgedehnt — doch ohne Blüte und Frucht für das ewige Leben iſt?

Weil ſie nicht die Verherrlichung Gottes zum Ausgangspunkt und zum Endziel ihrer Arbeit machen. Nicht ſo Vinzenz. Er ſah die Armen in Gott: wie arm war das Jeſukindchen in der Krippe! Er ſah die Gefangenen in Gott: wie elend war Chriſtus zergeißelt und verſchmachtend im Kerker! Er ſah die Kranken in Gott: Chriſtus war ja „der Mann der Schmerzen“ vom Propheten genannt worden. Er ſah die geringen Leute in Gott: ach wie gering erſchien Jeſus in der Werkſtatt des Zimmermannes, dem Er „untertan“ war. Er ſah die Prieſter in Gott: in dem Hohenprieſter Chriſtus, der ihr Vorbild iſt. Er ſah die armen Sünder in Gott: denn der Sohn Gottes hat für ſie all ſein bitteres Leiden ausgeſtanden. So gab es denn für Vinzenz keine Seele, keinen Gegenſtand, kein Werk, keine Handlung, welche er abgelöſt von Gott betrachtet, behandelt, betrieben hätte.

Die Litanei vom ſüßen Namen Jeſu, die er täglich ſo zärtlich betete — in der lebte und webte er. Daß „Sein Name geheiligt werde“ in der größtmöglichen Erweiterung ſeines Reiches hienieden, der heiligen Kirche; daß „Sein Wille geſchehe, wie im Himmel alſo auch auf Erden“ in größtmöglicher Vollkommenheit, durch die Vereinigung aller Seelen in Liebe zu dem Erlöſer und zu den Miterlöſten: in dieſem Verlangen floſſen alle Wünſche, alles Streben, alle Anſtrengungen dieſes heiligen Dieners Gottes zuſammen. Das begehrte ſein Herz, das forderte ſein Verſtand, darnach ſchmachtete ſeine Seele, darin ging ſein ganzes Leben auf. Alſo Gott lieben — zuerſt und zuletzt und inzwiſchen: das iſt das Wort, welches die außerordentlichen, überſtrömenden Gnaden dieſes gebenedeiten Lebens erklärt; und der heilige Evangeliſt Johannes, welcher ſich beſſer als irgend jemand darauf verſteht, von der heiligen Liebe zu reden, der deutet uns auch den inneren Zuſammenhang davon an, indem er in ſeinem erſten Sendſchreiben (Kap. 4, V. 16.) ſagt: „Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm.“ Gott aber iſt Anfang und Ende alles Guten, aller Vollkommenheit, aller Gnadenfülle; — alſo war Vinzenz in Ihm am unerſchöpflichen Quell jeder höchſten Vollkommenheit; und Gott, der in Vinzenz wirkte, machte ihn zu dem reinen und auserwählten Gefäß, welches der Welt den Strom des göttlichen Segens vermittelte.

Der heilige Franz Regis.

Es wird jetzt in Frankreich ein rieſengroßes Standbild der ſeligen Mutter Gottes angefertigt, welches im Innern des Landes, gleichſam in deſſen Herzen, aufgeſtellt werden ſoll. In der gebirgigen Landſchaft Velai, bei der Stadt le Puy (der Brunnen), die von hohen Bergen umringt iſt, will man auf einem der höchſten Berge das Muttergottesbild aufrichten. Nicht für Fremde oder Neugierige oder Reiſende oder Kunſtkenner, — die alle ſehr ſelten in jene Gegend kommen, — ſondern nur ſo ganz einfach als „Unſere Liebe Frau von Frankreich" — und um ihr, der mächtigen Schutzherrin, die Ehre zu geben, die ihr gebührt und die ihr doch noch immer ſo vielfach verſagt wird.

In dieſer Stadt le Puy lebte vor etwa zweihundert Jahren ein Mann, der durch ſeine zärtliche Verehrung der ſeligſten Jungfrau Maria ein Wohltäter der Menſchheit, ein Retter unzähliger Seelen, ein Heiliger der Kirche, ein Liebling Gottes geworden iſt. Denn weil er ſie, die Allerreinſte, über alles liebte, ſo ſuchte er ihr durch die größtmögliche Herzensreinheit zu gefallen. Das reine Herz iſt aber die Stätte, in welcher Gott mit unausſprechlicher Liebe einkehrt, verbleibt und wirkt. In dieſer Vereinigung des Herzens mit Gott, in Gedanken, Worten und Werken, beſteht die Vollkommenheit des Menſchen, die Heiligkeit. Und ſo war die Verehrung der ſeligſten Jungfrau Maria der Ausgangspunkt der Vollkommenheit unſeres Heiligen. In den Augen der Welt war er übrigens ſehr wenig und nichts als ein armer Prieſter und Miſſionär jenes Ordens, der ſich mit ſo unbegrenzter, opferwilliger Liebe dem Heile der Seelen widmet: des Jeſuitenordens. Er war aber einer von den Armen im Geiſte, denen das Himmelreich vom göttlichen Heilande verſprochen iſt. Er machte ſich freiwillig arm aus unſäglicher Liebe zum armen Jeſus und zur armen Maria.

Auf Schloß Foncouvert im ſüdlichen Frankreich, am Tage des heiligen Martyrers und Biſchofes Ignatius von Antiochien, am 1. Februar des Jahres 1597, kam der heilige Franz Regis auf die Welt, und der Herr des Schloſſes war ſein Vater. Seine vortreffliche Mutter pflegte mit zärtlicher Sorgfalt die Keime alles Guten in dem Kinde und mit ſo glücklichem Erfolge, daß der kleine Franz frühe einen ſehr liebenswürdigen

Für dich hab' Ich mit ſchweren Plagen
Gezüchtigt das Egypterland,
Und du haſt Mich auf's Blut geſchlagen,
Gegeißelt mit verwegner Hand.

Für dich wälzt' Ich des Meeres Wogen
Dem Pharao zu jähem Tod,
Und du haſt böſen Rath gepflogen,
Als Mein Verräther dir ſich bot.

Ich that dir auf die ſalz'gen Fluten,
Du thuſt Mein Herz auf — mit dem Speer;
Ich lenkte dich als Wolk' in Gluten,
Du lenkeſt Mich zum Richtplatz her.

Mit Manna hab' Ich dich genähret,
Mit Lebenswaſſer dich getränkt;
Du haſt mit Wunden Mich verſehret,
Den Gallentrank Mir vollgeſchenkt.

Charakter und eine große Neigung zu himmliſchen Dingen entwickelte, welche ſonſt dem Leichtſinne und der Zerſtreutheit der Kinder eher läſtig als lieb ſind. Jede Belehrung über den chriſtlichen Glauben erfaßte er mit unglaublicher Tiefe. Fünf Jahre mochte er alt ſein, — da ging er im Garten neben ſeiner Mutter. Wie denn Kinder manchmal wunderliche Einfälle haben, rief er plötzlich, ohne etwas dabei zu denken: „Ach, ich werde verdammt werden, liebe Mutter!“ Die edle Frau, deren inbrünſtiges Gebet es war, daß dies nicht der Fall ſein möge, erklärte ihm, die ewige Verdammnis ſei etwas ganz Entſetzliches, ſei nämlich die freiwillige Trennung der Seele von Gott durch die Sünde; und der kleine Franz begriff ſo gut dies maßloſe Unglück, daß er bleich und zitternd einer Ohnmacht nahe kam und in troſtloſe Tränen ausbrach.

Ein unſäglicher Abſcheu vor der geringſten Beleidigung Gottes blieb fortan ſeiner Seele eingeprägt; denn weder in der Zeit noch in der Ewigkeit wollte er von ſeinem Gott getrennt ſein. Die Eltern hatten ihm einen Hofmeiſter gegeben, der ein ſehr rechtſchaffener und wohlunterrichteter Mann, aber jähzornig und mürriſch war. Das ſanfte, zarte, liebende Gemüt des Knaben wurde durch deſſen rauhe Behandlung verwundet und eingeſchüchtert, denn er hatte die tiefſte Ehrfurcht vor ſeinem Erzieher und ſuchte in ſich ſelbſt die Veranlaſſung zu deſſen Jähzorn. Deshalb klagte er auch nie über Härte und Strenge; aber die ſorgſame Mutter bemerkte mit Verwunderung, daß ihr Franz, trotz ſeiner vortrefflichen geiſtigen Anlagen, gar keine Fortſchritte im Lernen mache. Sie ſpürte dem Grunde nach, entdeckte ihn in der Verſchüchterung des Knaben, der an ſich verzagte, weil er nie ein freundliches Wort von ſeinem Hofmeiſter hörte und erſuchte nun dieſen, ſein Benehmen gegen Franz etwas zu ändern. Der gute Mann, der es nie böſe gemeint hatte, war höchlichſt erſtaunt und bemühte ſich fortan redlich, ſich nicht von ſeiner mürriſchen Laune beherrſchen zu laſſen. Franz lebte nun förmlich auf und war eben ſo gelehrig, friſch und munter zum Lernen, wie überhaupt zu allem Guten. Solch ein mürriſches und bärbeißiges Weſen zerknickt gleichſam die Seele eines gutgearteten Kindes und beſſert das böſe nicht.

Inzwiſchen eröffneten die Jeſuiten eine Schule in der Stadt Beziers. Da war der Zudrang groß und einer der erſten Schüler war Franz Regis. Mit Luſt und Liebe gab er ſich den Studien hin, — doch nicht ſo, daß ſie ihn ſeinen frommen Gewohnheiten und Neigungen entfremdet hätten. Er gab ſich im Gegenteil mit innigem Eifer dem Gebete hin und oft ſah man ihn in einer Muttergotteskapelle ſo verſunken in Andacht, daß andere ganz andächtig dadurch geſtimmt wurden. Er kannte nur zwei Wege: den einen zur Kirche, den anderen zur Schule. Auf dieſen Wegen war er ſicher von ſeinem heiligen Schutzengel, den er nach der Mutter Gottes am herzlichſten verehrte, begleitet zu werden. Seine Schulgefährten begannen zwar damit ihn zu verhöhnen; aber ſein Charakter war ſo edel und dabei ſo liebenswürdig, — ſo aufrichtig, gerecht und wahrhaft, ſo ſanft und gelind, und dabei ſo feſt, — daß ſie ihm gut ſein mußten. Dadurch übte er auf manche einen ſehr heilſamen Einfluß und ſechs der Beſten ſchloſſen ſich ihm beſonders an, führten ein gemeinſchaftliches, geregeltes Leben mit ihm und gewöhnten ſich dadurch an Zucht und Ordnung in ihrem ganzen Tun und Treiben. Franz Regis war ihr Muſter, ihr Vorbild, und obſchon ſie an Jahren ihm gleich waren, verehrten ſie ihn wie einen Lehrer und Meiſter, denn nie hat irgend einer ihn auf der geringſten läßlichen Sünde ertappt.

So gingen die Schuljahre vorüber. Franz Regis kehrte zu ſeinen Eltern zurück, um über ſeine Standeswahl ſich zu entſcheiden. Im Herzen war er entſchieden: nur das geiſtliche Leben hatte Reiz für ihn und zwar dasjenige, in welchem er nicht bloß für ſich die möglichſt hohe Stufe der Vollkommenheit erſtreben, — ſondern zugleich möglichſt viel andere Seelen auf demſelben Pfade zur ewigen Glückſeligkeit führen konnte. Als Miſſionär zu wirken, die heilige Lehre des Evangeliums den Unwiſſenden zu predigen, die Sünder zu bekehren, die Bekehrten zur Buße anzueifern, die Büßer zu heiligen: dahin fühlte er ſich durch die Liebe zu Gott und zum Nächſten gedrängt und dieſem Beruf glaubte er am beſten durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft Jeſu nachzukommen. „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium“ (Mark. 16, 15.), „und lehret alle Völker alles halten, was Ich euch befohlen habe“ (Matth. 28, 20.), — ſo ſprach vor ſeiner Himmelfahrt der göttliche Heiland zu ſeinen Apoſteln und ſtiftete auf dieſe Weiſe die lehrende Kirche, deren Amt und Beruf es ſeitdem iſt, den chriſtlichen Glauben, wie ihn die Apoſtel vom Sohne Gottes empfangen haben, über den ganzen Erdkreis auszubreiten. Dies heilige Lehramt darf nicht jeder üben; — dazu gehört ſowohl der innere Beruf als die äußere Sendung. Wer nicht von apoſtoliſcher Liebe zum Kreuze und zu den Seelen entflammt iſt, wird kein tüchtiger Arbeiter im Weinberge des Herrn ſein, — und wer nicht von den Nachfolgern der Apoſtel, den Biſchöfen, als ein beauftragter Bote und Verkündiger der Glaubenslehre entſendet wird, gehört der lehrenden Kirche Chriſti überhaupt nicht an.

Es war damals eine traurige Zeit in ganz Europa, weil die Irrlehren des ſechzehnten Jahrhunderts weit und breit um ſich gegriffen und ſowohl ganze Länder und Völker, als auch einzelne Teile derſelben vom alten heiligen Glauben losgeriſſen hatten. Aus dieſem Zwieſpalt im Glauben folgte Unfriede im ganzen Leben und Weben der Menſchheit. Der wahre Glaube iſt das höchſte Gut, denn er gibt den Menſchen die richtige Erkenntnis Gottes und ſeiner ſelbſt, — und darauf, und aus den richtigen Folgerungen, die aus dieſer Erkenntnis gezogen werden, beruht des Menſchen Tugend und Zufriedenheit hienieden und droben ſeine ewige Glückſeligkeit — und dieſe Zuverſicht gibt ihm Frieden. Nun hielten aber ſo viele beklagenswerte, verblendete Menſchen die Irrlehren für Wahrheit, haßten und verfolgten den alten heiligen Glauben, ſuchten ihn zu verdrängen und auszurotten, und ſcheuten ſich nicht Bürgerkriege zu beginnen und die Waffen gegen ihre katholiſchen Landesfürſten zu erheben. Unter ſolchen Kriegen hatte Frankreich furchtbar gelitten; — nicht bloß durch den Abfall zur Lehre Calvins, ſondern auch weil die Katholiken durch den anſteckenden Geiſt der Unbotmäßigkeit und durch die Folgen der langen grauſamen Kriege vielfach in Verwilderung gefallen waren. Niedergebrannte und ausgeraubte Gotteshäuſer, zerſtörte und geplünderte Klöſter, verjagte Prieſter, mißhandelte Ordensleute raubten dem katholiſchen Volke in manchen Gegenden des ſüdlichen Frankreichs, namentlich auf dem

Lande, ſeinen Gottesdienſt, ſein gewohntes religiöſes Leben. Es gab nicht mehr genug Geiſtliche, um hinreichend die heiligen Sakramente zu ſpenden, die Unwiſſenden zu belehren, die Einfältigen zu unterweiſen, den Kindern die Glaubenslehre beizubringen, in den Erwachſenen ſie aufzufriſchen; — ja, an manchen Orten konnte nicht einmal mehr das hochheilige Meßopfer, an dem alle Gnaden hängen, zum Troſte der Gläubigen dargebracht werden: ſo groß war der Mangel an Prieſtern. Manche waren dem Beiſpiele Calvins gefolgt und abgefallen, Andere waren träge, noch Andere verzagt geworden; die Aushilfe der Ordensmänner fehlte und der Nachwuchs an jungen Klerikern war gering, weil das ganze kirchliche Leben in Verwirrung geraten war. Denn ſobald in einer friedlichen Familie ein paar Brüder plötzlich aufſtehen und behaupten wollten, ſie allein wären die echten Söhne ihres Vaters und die anderen Brüder wären es nicht: ſo würden dieſe billig in große Betrübnis und Unruhe über eine ſo frevelhafte und die Ehre der Mutter ſo kränkende Behauptung geraten; der eine würde vielleicht in Zweifel fallen, ob doch nicht etwas Wahres an der Sache ſei — der andere würde heftig die geliebte Mutter verteidigen — und kurz, Friede und Vertrauen wären gründlich für Alle geſtört. Etwas ähnliches war geſchehen in der großen und glücklichen Familie Gottes, der katholiſchen Chriſtenheit, deren Mutter die heilige Kirche iſt: Glieder dieſer Familie waren aufgeſtanden und hatten ſich gegen die Mutter empört; da riſſen Mißtrauen und Zwiſt zwiſchen den Brüdern ganz folgerichtig ein und die treuen Kinder fühlten ſich eine Zeitlang entmutigt, gelähmt und verſtört durch den ſchmerzlichen Frevel der verblendeten Brüder.

Aber ganz in der Stille bildete ſich die heilige Kirche in dieſem nämlichen ſechzehnten Jahrhundert die Werkzeuge heran, mit denen ſie den Abfall zu bekämpfen hoffte, — und das waren neue Orden; nämlich ſolche, deren Hauptbeſtimmung die Nachfolge in der Apoſtoliſchen Sendung, die Miſſion war. Miſſionäre alſo ſollten dieſe neuen Ordensmänner ſein, d. h. ſie ſollten ſich bemühen, wie die Apoſtel, das Evangelium in der ganzen Welt predigen. Sie ſollten in gänzlicher Armut, in vollkommener Entſagung, unter tauſend Gefahren, zwiſchen Haß und Gleichgültigkeit, Verfolgung und Hohn, über Länder und Meere, zu wilden und zu verwilderten Völkern, zu Heiden, Ungläubigen und Irrgläubigen, in üppige Städte, in armſelige Dörfer, zum Nord- und Südpol, wie zum Äquator ſich begeben und aus Liebe zu Gott und zu den Seelen den wahren Glauben verkündigen; — und dabei keine andere irdiſche Ausſicht vor Augen haben, als die: entweder im blutigen

Martertum umzukommen, oder von den unausſprechlichen Mühſalen dieſes Berufes langſam ſich aufreiben zu laſſen. Es iſt ein herrliches Zeugnis für das Walten der göttlichen Gnade im Menſchenherzen, daß ſich tauſend und tauſend Männer fanden, welche ſich dieſem Berufe mit grenzenloſer Liebe widmeten und bis zur Stunde widmen. Das beweiſt die Geſellſchaft Jeſu, der Jeſuitenorden. Schon vor ihm betrieben die Franziskaner und Dominikaner eifrig das Miſſionswerk — auch in anderen Weltteilen; ja noch früher waren die Benediktiner Miſſionäre im heidniſchen Europa. Mit ihm zugleich erhoben ſich die Lazariſten, die Kapuziner, nach ihm die Redemptoriſten und Andere zum Miſſionswerk; aber im ſechzehnten Jahrhundert waren es nun einmal die Jeſuiten, welche das Banner des Evangeliums in dem Kampfe für die reine Glaubenslehre, durch furchtbare Schlachten zu glorreichen Siegen, hoch vorantrugen. Männer und Jünglinge, deren Herz für hohe Dinge ſchlug und deren Geiſt einen anderen Tummelplatz begehrte, als den Kriegs- oder Hof- oder Weltdienſt, — ſtrömten dieſem Orden zu und Franz Regis verlangte dringend, ſich ihm anzuſchließen.

Es verging einige Zeit, bis er ſeine Eltern, namentlich ſeinen Vater, für ſeinen Entſchluß gewann. Da hütete er ſich denn ſorgſam vor einem kopfhängeriſchen Benehmen. Vielmehr lebte er auf

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Schloß Joncoubert wie ein munterer junger Edelmann, begleitete freundlich ſeinen Vater, der ein leidenſchaftlicher Jäger war, durch Wald und Flur; — aber nachts, wenn alle ſchliefen, dann erhob ſich Franz Regis von ſeinem Lager und bete ſo inbrünſtig Stunde auf Stunde, und rief mit ſo viel Tränen den Beiſtand des Heiligen Geiſtes an, und bat die liebe Mutter Gottes ſo flehentlich um ihre Fürſprache, daß ſeine Sache endlich den erſehnten Gang nahm. Die fromme Mutter war bereits gewonnen und nun gab auch der Vater ſeine Zuſtimmung.

Mit unbeſchreiblicher Freude trat Franz Regis bei achtzehn Jahren in das Noviziat der Jeſuiten zu Toulouſe und mit ſolcher Liebe brachte er ſich Gott zum Opfer dar, daß er damit anfing, womit andere enden: er ließ nicht bloß Eltern, Vermögen, glänzende Ausſichten bereitwillig in der Welt zurück, ſondern auch die Selbſtſucht. Er betrachtete ſich fortan als das ausſchließliche und vollſtändige Eigentum Gottes, das nichts zu wollen und zu tun habe, als den Willen Gottes zu erfüllen. Dieſer Wille ſprach ſich für ihn teils durch ſeine Oberen, teils durch die Ordensregel. Daher befolgte er jedes Wort des Rektors und des Novizenmeiſters und jeden geringſten Punkt der Regel mit liebendem Gehorſam und mit heiterer Fügſamkeit. Um die übernatürliche Kraft zu einer ſo außerordentlichen und beharrlichen Selbſtverleugnung zu erringen, brauchte Franz Regis zwei Mittel: das Gebet und die heilige Kommunion. Er bat ſeine Oberen um Erlaubnis, dieſelbe recht oft empfangen zu dürfen, und jede Nacht vor einem ſolchen Wonnetag brachte er größtenteils in der Anbetung des allerheiligſten Altarsſakramentes zu. Das Gebet war ſeine Freude, ſein Labſal, ſeine Unterhaltung. Wenn die Novizen in den Erholungsſtunden mit einander ſprachen, ſo eilte Franz Regis in eine Kapelle und ſprach mit Jeſus, mit der allerſeligſten Jungfrau und mit ſeinem heiligen Schutzengel. Auf dieſe Weiſe lernte er mehr und mehr Gott lieben und ſich ſelbſt verachten, ſich Gott hingeben und ſich ſelbſt verlaſſen, in Gott eingehen und aus ſich herausgehen. Keine Prüfung im Gehorſam war ihm ſchwer, keine Übung in der Abtötung hart. Er richtete ſeine Abſicht rein auf das Wohlgefallen Gottes und das machte ihm Alles ſüß. Ward ihm aufgetragen das Haus zu kehren, in der Küche zu helfen, bei Tiſch zu dienen, — oder im Spital von Toulouſe die Wunden der armen unheilbaren Kranken zu verbinden und ihre Betten zu machen: ſo tat er dieſe Dinge, welche der hochmütigen und ſinnlichen Natur ſo zuwider ſind, mit der herzlichen und freudigen Demut, die eine Frucht der Abtötung der Sinnlichkeit und des Hochmutes aus Liebe zu Gott iſt.

Ich brach für dich die feſten Thore
Der Könige von Canaan;
Du brachſt den Zepter Mir vom Rohre,
Zogſt Mich zum Hohn mit Fetzen an.

Zum Königsvolke reich an Gnaden
Erhub dich Meine freie Wahl;
Mit einem Dornenkranz beladen
Erhebſt du Mich — — am Kreuzespfahl.

Ein ſo vollkommener Noviz wie Franz Regis durfte unverzagt nach zweijähriger Probezeit die heiligen Ordensgelübde ablegen; denn das, wozu ſie verpflichten, Armut, Reinheit, Gehorſam — hatte er ſo treu geübt, daß er wohl hoffen durfte, die Gnade der Beharrlichkeit bis zum Ende zu erlangen. Im Noviziat hatte Franz Regis die Tugenden ſtudiert; jetzt ſchickten ihn die Oberen in verſchiedene Kollegien des Jeſuitenordens, um die Wiſſenſchaften zu ſtudieren. Das tat er mit einer ſolchen Treue, gab ſich überdies mit ſolchem Eifer dem Gebete hin, übte mit ſolcher Liebesglut leibliche und geiſtige Bußwerke, daß man ihn „den Engel des Kollegiums" nannte, oder auch ſcherzweiſe „ſeinen eigenen Verfolger," weil er unerſättlich in Abtötung und in Begier nach öffentlicher Verdemütigung war. Mit dieſem Verlangen hielt ſein heißer Wunſch Schritt, ein Verkündiger des Evangeliums, namentlich für das Landvolk zu werden, das damals — wie oben geſagt wurde — oft ſo bitter den Troſt entbehrte, über die Heilswahrheiten gründlich belehrt zu werden. Er fing damit an ſich die Erlaubnis zu erbitten, die Armen unterweiſen zu dürfen, die an gewiſſen Tagen im Kollegium Almoſen erhielten. Das geſtattete man ihm gern. Und nun hielt er ihnen kleine Ermahnungen, die auf ihre Verhältniſſe paßten, z. B. wie ſie ſich durch Geduld, Demut und Genügſamkeit mit dem Jeſukinde in der Krippe zu Bethlehem vereinigen und dadurch dem lieben Gott ſehr wohlgefällig machen könnten; oder: wie nicht jede Armut, ſondern nur die aus Liebe zu Gott willig getragene Armut eine Tugend ſei; — oder: wie ſie ſich zu Gott bekehren, aufrichtig Buße tun und eine recht gründliche Beicht ablegen müßten, und wie ſie die Beichte einzurichten hätten und dergleichen mehr. Die guten Leute waren dermaßen erfreut und erbaut durch dieſe kleinen Anreden, daß ſich nach und nach weit mehr Zuhörer als Arme einſtellten. An Sonn- und Feſttagen bekam Franz Regis die Erlaubnis, auf's Land zu gehen; da ſchellte er mit einem Glöckchen und wenn dann die Kinder neugierig herbeiſtrömten und ihn umringten, ſprach er ihnen liebevoll zu und erklärte ihnen die Anfangsgründe der chriſtlichen Lehre. Fanden ſich auch Erwachſene ein, ſo gab er ihnen Unterricht und Ermahnungen, die ihrer Faſſungskraft angemeſſener waren. In dieſer Weiſe gelang es ihm, den Marktflecken Andance gänzlich umzugeſtalten. Das war ein verkommener Ort, voll Gott- und Sittenloſigkeit. Trunk, Würfelſpiel und Raufereien waren die Lieblingsbeſchäftigungen; Fluchen und Schwören, freche Reden und wüſte Lieder hörte man überall; die Unlauterkeit hielt man gar nicht mehr für eine Sünde. Aus dieſem Moraſte der Entſittlichung zog Franz Regis allmählich die unglücklichen Menſchen heraus, flößte ihnen Abſcheu vor der Sünde, Reue über ihre Miſſetaten, Verlangen nach der Ausſöhnung mit Gott durch die heiligen Sakramente ein, — die er übrigens nicht ſelbſt ihnen ſpenden konnte, da er noch nicht geiſtlich war. Seine tiefe und zarte Andacht zum allerheiligſten Altarsſakramente flößte ihm den Wunſch ein, dieſelbe möglichſt weit zu verbreiten. Deshalb ſtiftete er eine Bruderſchaft, welche den Zweck der ewigen Anbetung dieſes wunderbaren Geheimniſſes der göttlichen Liebe hatte, und die Einführung dieſer Bruderſchaft in dem Marktflecken Andance war ein weſentliches Mittel zur Erneuerung des chriſtlichen Lebens, das dort wie tot war.

Nachdem Franz Regis ſich drei Jahre mit wiſſenſchaftlichen Studien beſchäftigt hatte, wurde er während ſieben Jahre als Lehrer bei drei verſchiedenen Jeſuitenkollegien im ſüdlichen Frankreich angeſtellt. Mit heiliger Sorgfalt pflegte er nun die Geiſtes- und Seelenbildung der Zöglinge, ſuchte ihnen Liebe zur Tugend, zum Gebet, zum reinen Wandel — und einen feſten, kräftigen Glauben einzuflößen. Er liebte ſie wie ſeine Kinder und bewies es ihnen nicht bloß als ihr Lehrer und Meiſter, ſondern auch in ihren Krankheiten oder ſonſtigen kleinen Nöten. Dafür hingen ihm die Zöglinge mit zärtlichem und ehrerbietigem Vertrauen an und gewannen Tugend und Gottesfurcht lieb, weil Franz Regis ſie ihnen ſo liebenswürdig durch ſein Beiſpiel machte. War einer der Zöglinge etwa auf böſem Wege, ſo fand Franz Regis kein Bußwerk zu ſchwer, um die Erbarmungen Gottes dem jungen Sünder zuzuwenden; und immer flehte er die Schutzengel der Knaben an, ihm beizuſtehen bei dem ſchwierigen Geſchäfte ihrer Erziehung. Dieſe gelang ihm denn auch unter himmliſchem Beiſtande meiſtens ſo gut, daß ſich faſt alle Jünglinge vorteilhaft auszeichneten, die Franz Regis gebildet hatte. So begnadet und ſegenvoll war ſein Leben — und doch ſehnte er ſich noch mehr zu tun für's Reich Gottes!

Wer mit Erfolg an der Beſſerung und Heiligung fremder Seelen arbeiten will, muß an ſich ſelbſt die Schule der Abtötung durchmachen. Der Hauptzweck der Geſellſchaft Jeſu war und iſt, ſich bis zur gänzlichſten Selbſtentäußerung dem Heile der Seelen zu widmen, und deshalb werden die Mitglieder von den Ordensobern gemäß der Ordensregel in unausgeſetzter Abtötung geübt. Franz Regis hatte nun ſchon vor zehn Jahren die Gelübde abgelegt, ſich untadelhaft betragen; ihm brannte das Herz vor Verlangen nach dem Stande, in welchem er am beſten den Seelen dienen konnte, und dennoch hatte er bis jetzt nicht die Weiſung erhalten, Theologie zu ſtudieren, was unumgänglich notwendig war, um die geiſtlichen Weihen zu empfangen. Soll der fromme Eifer nicht bloß die Regung eines warmen, gläubigen Gemütes, ſondern eine übernatürliche Tugend werden, die nie erkaltet, nie ermüdet, nie ſelbſtſüchtig handelt: ſo muß er ſich nach dem göttlichen Willen leiten und zähmen, und von jeder Faſer des Eigenwillens ablöſen laſſen. Nach zehn Jahren erſt erhielt Franz Regis die Erlaubnis ſeiner Oberen, im Kollegium zu Toulouſe die heilige Theologie, die Wiſſenſchaft von den göttlichen Dingen zu ſtudieren. Er tat es mit der unbedingten frohen Hingebung, die ſeinen demütigen Gehorſam ſo liebenswürdig machte; aber wie groß ſein Fleiß auch war und wie ſehr er ſich mit Kenntniſſen bereicherte, — die Wiſſenſchaft nahm darum nicht ſeinen Geiſt gefangen! Je mehr das Licht der Erkenntnis ſeinen Verſtand erleuchtete, deſto wärmer entflammte ſich ſein Herz für Den, der das Licht ſelbſt iſt; je mehr er ſich unterrichtete, deſto mehr vervollkommnete er ſich auch; und je mächtiger die Wiſſenſchaft von Gott ihn anzog, deſto inniger blieb er in der Gegenwart Gottes und in liebender Vereinigung mit ihm. Um ſich zu ſeinem lieben Beruf als Miſſionär, der ſo ungeheuer viel Mühſal mit ſich bringt, auch körperlich tüchtig zu machen, begann er ſeinen Leib aufs Strengſte zu behandeln, wobei ihm denn ſeine kräftige Natur und ſeine gute Geſundheit zu Hilfe kamen. Drei Stunden Schlaf mußten ihm genügen; — und zwar auf einem Brett und angekleidet, um gleich beim Erwachen ganz munter zu ſein. Die kälteſte, unfreundlichſte Zelle des Hauſes, das abgetragenſte Kleid, das trockenſte Brot, die übriggebliebenen Speiſen — das war es gerade, was er begehrte. Mit ihm durfte niemand Sorge und Mühe haben; er war immer vergnügt, das Gebet gab ihm Kraft und Freude zu jeder Selbſtverleugnung. Die Hälfte der Nacht brachte er regelmäßig in der Hauskapelle zu, wo er ſeine Andacht zwiſchen dem heiligſten Sakramente und der ſeligſten Jungfrau Maria teilte. Ein Mitbruder ſetzte den Rektor davon in Kenntnis und dieſer antwortete: „Wir wollen nicht die traulichen Geſpräche dieſes Engels mit Gott ſtören.“

Im Jahre 1630 ſah ſich endlich Franz Regis am Ziele ſeines Verlangens: er ſollte die heiligen Weihen empfangen. Nun aber erſchrack ſeine Demut vor der Würde und Erhabenheit des Prieſtertumes und es entſpann ſich ein ſchwerer Kampf in ihm. Nicht die Schwere des Berufes ſchreckte ihn, ſondern nur ſeine vermeintliche Unwürdigkeit. Das Vertrauen auf Gott und die Liebe zum Nächſten beſiegten endlich ſeine Schwankungen. Als er zum erſten Mal die Feier des heiligſten Meßopfers beging, erſchien er allen Anweſenden wie ein verklärter Engel, der in die ſelige Anſchauung Gottes vertieft iſt. Die Oberen beſtimmten ihn jetzt zum Miſſionär in Nordamerika bei den wilden Völkern der Huronen und Irokeſen — und Franz Regis frohlockte, denn er durfte wohl hoffen, dort das Martertum zu finden. Allein der Ruf ſeiner Heiligkeit und der Wirkſamkeit ſeiner eindringlichen Reden war längſt zu jenen Biſchöfen gedrungen, in deren Diözeſen ſich Jeſuiten-Kollegien befanden, wo Franz Regis gelernt oder gelehrt hatte. Dieſe frommen Oberhirten dachten an die Irokeſen und Huronen in ihrer eigenen Herde und fanden es wünſchenswert, daß Franz Regis zuerſt ſeine eigenen Landsleute wieder zu guten katholiſchen Chriſten mache. Gab es in Amerika Wilde, die das Evangelium nie gehört hatten — was ja freilich ſehr traurig iſt! — ſo gab es in der Heimat Verwilderte, die es vergeſſen hatten — und das iſt viel trauriger. Denn der Verluſt eines Schatzes iſt ſchmerzlicher, als ihn nie beſeſſen zu haben; der größte aller Schätze iſt die heiligmachende Gnade und ſie geht verloren dort, wo das Evangelium mit ſeiner Glaubens- und Sittenlehre vergeſſen wird. Die Oberen ſahen leicht ein, daß Franz Regis nicht über's Weltmeer zu gehen brauche, um ſeinen apoſtoliſchen Beruf zu üben, und da die Biſchöfe es wünſchten, wirkte er zehn Jahre lang als Miſſionär in den drei franzöſiſchen Provinzen Languedoc, Vivarais und Velai, die durch den Calvinismus und durch entſetzliche Kriege in die größten geiſtigen und leiblichen Nöten geraten waren.

Franz Regis entwarf nun gleichſam einen Schlachtplan gegen die Sünde, den Unglauben und die Unwiſſenheit: im Sommer bekämpfte er dieſe drei Seelenfeinde in den Städten, wo die Leute immer Zeit haben, wenn ſie nur ernſtlich wollen, Predigten und Chriſtenlehre zu beſuchen, während die Landleute gerade dann mit notwendiger Feldarbeit ſo ſehr beſchäftigt ſind, daß ſie, außer am Sonntag, wenig an ihr Seelenheil denken können, da auf die ſchwere Arbeit große Ermüdung folgt. Aber im Winter, nachdem alle Früchte eingebracht ſind, hat der Landmann Zeit; und deshalb wählte Franz Regis den Winter für ſeine Miſſionen auf dem Lande. Während er alſo die glühende Sommerhitze des ſüdlichen Frankreichs in den Städten aushielt, wanderte er durch Schnee und Regen, in Froſt und Sturm, über Berge und durch Waldbäche, bei einer Kälte, die ſeine Gefährten faſt erſtarren machte, unverdroſſen von einem Dorfe zum anderen — und zwar ſehr oft nachts, weil die Tage für ſeine Geſchäfte nicht ausreichten. Seine Lebensweiſe auf dieſen Miſſionen war nach dem Berichte ſeiner Gefährten, folgende: über drei Stunden ſchlief er nie, manchmal nur zwei, zuweilen eine einzige, denn er brauchte die Stunden der Nacht, um ſein Brevier zu beten und um ſich vorzubereiten auf Predigten und Belehrungen. In aller Frühe begab er ſich in den Beichtſtuhl, zwei und dreimal des Tages predigte er; mit allen Leuten, die ſich guten Rat von ihm erbaten, ſprach er gründlich über ihre Anliegen; dann beſuchte er Kranke oder bemühte ſich für Notleidende und für Witwen und Waiſen zu wirken. An manchen Orten waren die Pfarrer mit in die allgemeine Verkommenheit verſunken, und andere waren eingeſchüchtert durch die Roheit oder entmutigt durch das Sittenverderbnis ihrer Gemeinden. Dieſer Hirten nahm Franz Regis ſich nicht minder feurig an, als der Herde, weil der Pfarrer der Mittelpunkt und der Herd des ganzen religiöſen Lebens der Gemeinde ſein ſoll. Täglich brachte Franz Regis das heilige Meßopfer dar; und wenn ſich an dem Orte, wo er ſich aufhalten mußte, weder Kirche noch Kapelle befand — und wenn er ſtundenlang deshalb gehen mußte — dieſen Troſt verſagte er ſich nie. Hatte er das göttliche Verſöhnungsopfer gefeiert und dadurch Ströme von Gnaden auf ſich und auf die Welt herabgezogen, hatte ſein geliebter Heiland Einkehr bei ihm genommen, — dann war er ſtrahlend von übernatürlicher Freude und entflammte von übernatürlicher Kraft. Endlich gegen Abend genoß er denn auch ein Weniges, gewöhnlich etwas Milch und Brot, einen Apfel oder etwas Gemüſe; und dazu trank er Waſſer. Fleiſch und Wein, Eier und Butter hatte er ſich längſt abgewöhnt. Für ſeine Bedürfniſſe war alſo das ärmſte Dorf nicht zu arm. Sein härenes Bußkleid legte er nie ab; in demſelben genoß er auf einer Bank oder auf dem Fußboden ausgeſtreckt, kurze nächtliche Ruhe. — Erwägt man ein ſolches Leben voll unſäglicher und faſt unerträglicher, freiwillig übernommener Beſchwerden etwas genau, — bedenkt man, daß die Weltmenſchen ihrer Freuden überdrüſſig werden und die Weltentſagenden nicht ihrer Leiden, ſo muß man billig voll Erſtaunen ſich fragen: „Aber welchen Wert muß nur die menſchliche Seele vor Gott haben, da ſich die Heiligen Gottes ſolcher Mühſal unterziehen, um ſie aus den Ketten der Sünde zu befreien?“ — Welchen Wert? — Den Wert des Blutes Jeſu.

Mit dem tiefſten Elend hatte Franz Regis natürlich das größte Erbarmen, und das tiefſte Elend iſt immer das ſelbſtverſchuldete, die Sünde. Die Gefängniſſe waren damals in einem kläglichen Zuſtande von Vernachläſſigung. Die unglücklichen Verbrecher und Miſſetäter litten am Leib und an

II. Die myſtiſche Paſſion.

„Rex sum ego."
„Ave, Rex." *Ev. Jo. 19.*

Du nannteſt Selbſt Dich König,
Als Du verhöhnt, gequält,
Dem Spott des Pöbels fröhnig,
Zu Mördern wirſt gezählt;
Als Du von Wunden brannteſt,
Durch Balſam unverſüßt —
Doch weil Du ſo Dich nannteſt —
Mein König, ſei gegrüßt!

Ja! biſt mit Königszeichen
Gar herrlich ſchön geſchmückt,
Wie man in irdiſchen Reichen
Sie nimmer hat erblickt.
Ein Herrſcher dieſer Erde
Er ſtieß es weg als Spott
Mit zürnender Geberde! —
Voll Demuth nimmt's der Gott.

der Seele mehr als ſich ausſprechen läßt, denn die geiſtlichen Orden, welche ſich dem Gefängnisweſen widmeten, waren erſt eben im Entſtehen und ſie ſind es ja, die überall und immer den Anſtoß geben zur Abhilfe oder zur Linderung der Nöten der Menſchheit. Die Gefängniſſe waren eine Art von irdiſcher Hölle, wo ſich Leiden und Laſter zuſammen häuften. In Montpellier, wo er zuerſt Miſſion hielt, drang er in dieſe Stätten des Jammers ein, verſöhnte manch gequältes Gewiſſen mit Gott und brachte einen Verein von dreißig edlen Frauen zuſtande, welcher ſich der Kranken unter den Gefangenen erbarmte und doch wenigſtens für dieſe durch Lebensmittel, Lagerſtatt, Wäſche und Arznei zu ſorgen ſich verpflichtete. Franz Regis wanderte einmal mit zwei Bund Stroh beladen, die er zu einem ganz verlaſſenen Kranken trug, höchſt unbekümmert durch die Straßen von Montpellier. Die Kinder liefen bei dieſem Anblick zuſammen und ihm nach, und einige Perſonen meinten, der Vater mache ſich lächerlich. „Deſto beſſer!“ ſprach er liebreich; „dem Nächſten dienen und dafür verachtet werden, iſt ein doppeltes Glück.“ Daß er ſich ſelbſt und ſeine Familie herabwürdige durch übergroße Herablaſſung gegen Arme und Elende — dieſen Vorwurf mußte er oftmals hören. Aber er antwortete immer ſehr gelaſſen: „Wer ſich ſcheut das zu tun, was der Herr und Meiſter getan hat, verdient nicht deſſen Diener zu ſein, und wer die Verdemütigung des Kreuzes flieht, iſt kein Jünger des Gekreuzigten."

An Demütigungen aller Art fehlte es ihm übrigens nicht. Der Biſchof von Viviers hatte Franz Regis in ſeine vom Calvinismus verwüſtete Diözeſe gerufen und legte herzliche Liebe und Ehrerbietung für ihn an den Tag. Die einfachen und gottinnigen Predigten des frommen Miſſionärs, ſeine Auslegung der heiligen Schrift, ſeine Erklärungen der Glaubenslehren und der Dinge, die zum Heile der Seele erforderlich ſind, ſeine Ermahnungen zu gründlicher Bekehrung durch Beicht und Buße und zur Beharrlichkeit im Guten durch häufigen Empfang heiliger Kommunion — machten dort wie überall eine tiefe Wirkung auf jene Menſchen, die eines guten Willens waren und die mehr aus Leichtſinn und Unwiſſenheit, als aus Bosheit Gott beleidigten. Aber leider gab es dort auch ſolche, die an der Sünde hingen und die eine beſſere Überzeugung nicht in ſich aufkommen laſſen und eine genaue Kenntnis des wahren Glaubens und der Pflichten, zu denen er verbindet, nicht nehmen wollten. Dieſe Leute, denen die Religion die liebſte war, welche keine chriſtliche Tugend von ihnen forderte, — dieſe Leute, auf die ſo recht der Ausſpruch in der heiligen Schrift paßt: „Sie haſſen das Licht, weil ihre Werke böſe ſind" — erhoben ein lautes Geſchrei gegen den gottſeligen Miſſionär. „Der Pater iſt fanatiſch! er beunruhigt die Gemüter! er bringt Zwietracht in die Familien! er ſäet Haß aus! er ſtört den öffentlichen Frieden! er beängſtigt die Gewiſſen!" etc. etc., all das wohlbekannte Geſchrei frechen Unglaubens. Es kam dem Biſchofe zu Ohren und er beſchützte und verteidigte lebhaft den Miſſionär, der ja nur ſeine Schuldigkeit tat, indem er die Glaubenswahrheit mit allen ihren Folgerungen predigte. Aber ſeine Gegner ſchrien ſo laut, logen ſo unverſchämt, verleumdeten ſo boshaft, daß der Biſchof fürchtete, mehr Ärgernis als Erbauung hervorzurufen und die Ordensobern erſuchte, Franz Regis von der Miſſion zurückzuziehen. Demütig wich der Diener Gottes vor dem Siege der Bosheit. Statt ſich zu verteidigen, ſagte er einfach, als man ihn im Jeſuiten-Kollegium zur Rede ſtellte: „Meine ſchwache Einſicht kann vielfach gefehlt haben; aber Gott weiß, daß ich nur Seine Ehre ſuchte." — Es kam auch vor, daß ſich arme Calviniſche in ihren Bedrängniſſen an Franz Regis wendeten, und um ſich ſeiner Hilfe deſto mehr zu vergewiſſern, ihm verſprachen, die Irrlehre zu verlaſſen. Da ja Gott alle Seelen für die Erkenntnis der ewigen Wahrheit geſchaffen hat, ſo hätte Franz Regis ſehr gegen die Nächſtenliebe gefehlt, wenn er in einem ſolchen Falle an der Aufrichtigkeit der

Leute gezweifelt hätte. Er leiſtete ihnen nach Kräften jede Hilfe. Brauchten ſie ihn dann nicht mehr, ſo wollten ſie auch nichts mehr vom heiligen Glauben wiſſen, — und dann fehlte es dem Heiligen nie an Vorwürfen wegen ſeiner Leichtgläubigkeit. Er aber freute ſich, ihnen dennoch geholfen zu haben und ſagte nur: „Lügen ſie, ſo ſchaden ſie ihrer Seele, nicht der meinen.“ Übrigens bewirkte er vielfache Bekehrungen unter jenen Calviniſchen, die nur vom Beiſpiele Anderer hingeriſſen oder durch Unwiſſenheit verleitet, in den Irrglauben geraten waren.

Die größten Drangſale hatte Franz Regis auszuſtehen mit jenen Unglücklichen des weiblichen Geſchlechtes, die in einen ungeordneten Lebenswandel geraten waren. Er, ein Verehrer der ſeligſten Jungfrau Maria, von Kindheit auf ein Liebhaber jungfräulicher Lauterkeit, — als Ordensmann zur zarteſten Pflege dieſer lieblichen Tugend verpflichtet, — als Prieſter dazu berufen, ſie auch in andere Seelen zu pflanzen, — er hatte in den Städten dieſen Greuel der Entſittlichung vor Augen und kein Mittel, ihm zu wehren. Gott ſtand ihm bei, daß er in Montpellier eine Unterkunft für zwanzig dieſer unglücklichen Perſonen fand, denen er die Augen über ihr Elend in Zeit und Ewigkeit geöffnet hatte. Acht Monate erhielt er ſie durch die Almoſen, welche er für ſie ſammelte; acht Monate widmete er dieſen ſchwachen ſündenkranken Seelen die geduldigſte, liebevollſte, unverdroſſenſte geiſtige Sorgfalt. Da ging ſein Aufenthalt in Montpellier zu Ende und da kam eine Weiſung ſeiner Oberen, vor ſeiner Abreiſe dieſe Perſonen zu entlaſſen, wenn ſich nicht in Montpellier geachtete Leute fänden, welche die Vorſteherſchaft des Hauſes übernehmen wollten. Es fand ſich niemand! keine barmherzige Hand hielt die Ärmſten vom abermaligen Sturze in den Abgrund zurück! Umſonſt alſo hatte er für ſie gewirkt! Umſonſt? — o nein! Das kann nur die Welt ſagen. Franz Regis dachte wie der erhabene Stifter ſeines Ordens, der große heilige Ignatius de Loyola, welcher zu ſagen pflegte: „Keine Mühe iſt zu groß, keine Arbeit zu ſchwer, keine Trübſal zu bitter, wenn dadurch eine einzige ſchwere Beleidigung göttlicher Majeſtät, eine einzige Todſünde verhindert werden kann.“ — So haben alle Heiligen allzeit von der Sünde gedacht, und daß Franz Regis ſo dachte, das war jetzt ſein Troſt, als er aus Gehorſam das Haus auflöſte, welches ohne dieſe Maßregel nach ſeiner Abreiſe vermutlich viel Ärgernis gegeben hätte. Übrigens begann er unverdroſſen dasſelbe Werk gerade ſo oft, wie ſich ihm die Veranlaſſung dazu bot. Unſägliches hatte er dabei auszuſtehen, — zuerſt durch den

Leichtſinn dieſer armſeligen Geſchöpfe, von denen nur die Minderzahl im Guten beharrte. Dann durch den Widerwillen der meiſten Menſchen gegen dies Werk der übernatürlichen Barmherzigkeit, das äußerlich ſo wenig lohnend iſt. Fand Franz Regis auch hie und da eine hochherzige Frau, die ſeine Bemühungen unterſtützte und eine Rettungsſtätte eröffnete, ſo hatte er bald all ſeine Beredſamkeit nötig, um ſie zur Geduld, zur Ausdauer, zur chriſtlichen Liebe zu ermuntern, weil ſie es ja mit der kläglichſten Enttſittlichung zu tun hatte. Endlich waren des heiligen Mannes wütende Gegner — laſterhafte Menſchen, Wüſtlinge. Satan raſet über jede gerettete und ſeinen Klauen entriſſene Seele — und ſo machen es auch ſeine Anhänger. Sie ſtellten mehrmals dem Leben des gottſeligen Mannes nach, ließen ihn einmal nachts wie zu einem Sterbenden rufen, fielen mit Mordgewehren über ihn her, hatten dann aber ſo wenig den Mut, ihn zu töten, daß ſie ihn ehrerbietig zu ſeiner Behauſung zurückgeleiteten. Drei verwegene Jünglinge in le Puy gingen mit wilden Rachegedanken geradezu in's Jeſuiten-Kollegium und begehrten den Pater Regis zu ſprechen. Er kam und ſagte liebreich: „Ihr wollt mir das Leben nehmen, meine Brüder. Aber das betrübt mich viel weniger, als der Zuſtand der Todſünde, worin ihr euch befindet.“ Sie waren beſchämt und verlegen;

da zeigte er ihnen väterliche Zärtlichkeit, umarmte und ermunterte ſie und brachte es dahin, daß ſie ſich bekehrten. Ein anderer junger Menſch war heftig erzürnt, weil der Gegenſtand ſeiner unlauteren Leidenſchaft dem heiligen Bußprediger Gehör gegeben und ſich aus der Gegend entfernt hatte. Auf einem abgelegenen Platze im Walde lauerte der Jüngling, als Franz Regis von einer Miſſion nach le Puy zurückging, und vertrat ihm den Weg mit hochgeſchwungenem Meſſer. „Mein Bruder,“ ſprach Franz Regis furchtlos, „wenn du mein Blut begehrſt, ſo geb' ich es dir gern. Aber dürft' ich es doch zum Heile deiner Seele vergießen!“ Der junge Menſch fiel ihm reuig zu Füßen und führte fortan ein muſterhaftes Leben.

Andere aber mißhandelten den Heiligen, ſchlugen ihn mit Stöcken, traten ihn mit Füßen, hetzten die Gaſſenbuben auf, die ihn mit Unrat und Steinen bewarfen. Er nahm alles geduldig hin. Ja, als ein Ruchloſer ihn durch den Straßenkot geſchleift und geſchlagen hatte und deshalb von Gerichtswegen belangt wurde, erklärte Franz Regis: er klage dieſen Mann nicht an, denn er halte ſich nicht für beleidigt. In le Puy wollte ein Trupp frecher Burſchen das Haus einer frommen Frau ſtürmen und niederreißen, die auf Zureden von Franz Regis ein paar armſelige Perſonen zu ſich genommen hatte. Es blieb bei der Drohung, — allein die Frau war in Angſt und Schreck verſetzt und wollte ihre Schützlinge durchaus nicht länger behalten. — Auf dem Lande hatte Franz Regis nun zwar nicht Verfolgungen des Haſſes zu leiden, doch die Anſtrengungen ſeines Berufes waren dort über alle Maßen groß. Wohl war ſeine Geſundheit ſtark; wäre jedoch ſeine Liebe nicht ſtärker geweſen, ſo hätte jene unterliegen müſſen. Die winterlichen Wanderungen zu ſpäter Abend- und früher Morgenſtunde, im Finſtern, über die rauhen Bergpfade der Cevennen, die mit Glatteis überzogen, und durch die tiefen Schluchten, die voll Schnee waren, erfüllten ſeine Gefährten häufig mit großer Beſorgnis. Ihn nicht! Er wußte, daß ſein Beichtſtuhl ſchon belagert war! Langte er mit Tagesanbruch an, ſo wurde er mit Ehrfurcht empfangen, mit Jubel begrüßt und durchfroren und durchnäßt, wie er eben war, eilte er zum Beichtſtuhle und ſpendete Stunde auf Stunde das heilige Bußſakrament. Seine Tagesordnung war regelmäßig die oben angeführte — und ſo verlebte er zehn Jahre im Dienſte der Seelen.

Gegen Weihnachten 1640 wurde ihm eine Miſſion in dem Dorfe Louvesc, zehn Stunden von le Puy, aufgetragen. Wenn er ſich in einem Jeſuiten-Kollegium befand, ſo beichtete er gern täglich, um ſeine Seele möglichſt makellos zu bewahren.

Jetzt fiel es aber dem Pater auf, dem er in le Puy zu beichten pflegte, daß er Generalbeicht ablegte und zwar eine ganz genaue über ſein ganzes Leben, in welcher aber ſein Beichtvater mit der größten Aufmerkſamkeit nichts fand, was er für gewiß eine freiwillige läßliche Sünde hätte nennen können. Dann machte ſich Franz Regis mit einem Gefährten auf den Weg nach Louvesc. Er konnte es aber nicht erreichen; denn es war der kürzeſte Tag des Jahres und es tobte ein heftiger Schneeſturm. Er mußte ſich entſchließen, für die Nacht eine Unterkunft zu nehmen, und zwar in einer verlaſſenen und verfallenen Heuſcheune; Menſchenwohnungen gab es in der Nähe nicht. Franz Regis bedauerte dies von Herzen, teils wegen ſeines Gefährten, der ohne Feuer, ohne Licht, ohne Labung eine klägliche Nacht verbringen mußte; teils wegen der guten Leute von Louvesc, die mit Ungeduld „den Heiligen" — wie ſie ihn kurzweg nannten — erwarteten. Für ſeine eigene Perſon war alles und jedes Ungemach ihm äußerſt gleichgültig. „Mehr Leiden, o Gott, für Deinen heiligen Namen!" das war ſein Stoßgebet, wenn es ihm am übelſten erging. Überdies war es ja die heilige Chriſtnacht, in welcher der Erlöſer der Welt in einem elenden Stalle geboren werden wollte, ſo daß ſich Franz Regis halbſelig freute, die Armut des Jeſukindes zu teilen. Aber der ſchneidende Nordwind, der durch das verfallene Gebäude ſauſte, zog ihm ein empfindliches Seitenſtechen zu, was er ſo wenig beachtete, daß er, als er in der Frühe des heiligen Chriſtfeſtes in Louvesc ankam, ſogleich die Miſſion eröffnete, dreimal am Tage predigte, Beicht hörte und ſich keine Ruhe, viel weniger eine Pflege gönnte. Am Tage des heiligen Stephanus predigte er wieder dreimal. Da hatte das Fieber aber einen ſolchen Grad erreicht, daß er abends im Beichtſtuhle ohnmächtig wurde und in das Pfarrhaus getragen werden mußte. Man rief ſchnell Ärzte herbei; doch ſein Zuſtand war rettungslos. Er wußte es. Er legte noch einmal ſeine Beicht ab und empfing ganz entflammt von göttlicher Liebe die heilige Wegzehrung und die letzte Ölung. Alle Einwohner von Louvesc und der benachbarten Dorfſchaften ſchrien und jammerten zu Gott um das Leben des Heiligen; der Pfarrer und die Ärzte pflegten ihn mit herzlicher Liebe. Vergebens! ſein Maß war voll und übervoll. Das Pfarrhaus war ſo ſchlicht und einfach, wie es auf einem armen kleinen Dorfe zu ſein pflegt. Dennoch fand Franz Regis es viel zu üppig. Er ſehnte ſich nach einer echten und rechten bethlehemitiſchen Herberge und bat den Pfarrer ſo lange und ſo inbrünſtig, bis dieſer nachgeben mußte und den heiligen Kranken in ſeinen Stall tragen ließ. Da brachte Franz Regis die letzten Tages des Chriſtmonates zu, ſehr lei-

Du aber haſt geſaget:
„Von dieſer Welt iſt nicht
„Mein Reich“ — und ſeh! hier taget
Der Wahrheit ew'ges Licht!
So laß denn auch uns Alle,
Die nach dem Lichte gehn,
Durch Dich erlöst vom Falle,
Treu unter'm Kreuze ſtehn.

Auf dieſem harten Throne
Ruhſt an drei Nägeln Du,
Es deckt die Dornenkrone
Dich, Schmerzenskönig, zu.
So rufſt Du: Wer beladen
Von Schmerzen iſt, komm her!
In Meinem Reich der Gnaden,
Da wiegt ihr Joch nicht ſchwer.

Und in den wunden Händen
Hältſt Du des Zepters Rohr
Und winkſt damit, zu wenden
Des Schwachen Blick empor:

dend und körperlich ſehr gequält, aber überſtrömt von Gnaden und Liebesfreude. Das Kruzifix kam nicht aus ſeinen Händen, mit zärtlicher Inbrunſt betrachtete und küßte er es unaufhörlich. Himmliſche Erſcheinungen der Mutter Gottes, des Jeſukindes, der Engelſcharen, linderten ſeine Schmerzen. Am letzten Tage des Jahres ſagte er plötzlich zu ſeinem Gefährten: „Mein Pater, ich bin glückſelig, denn Maria kommt und öffnet mir den Himmel.“ Dann blickte er zärtlich auf das Kruzifix und ſagte: „O mein Heiland, nimm auf meine Seele!“ Und mit dieſen Worten verſchied er im Frieden des Herrn. So ſtarb der ehemalige Erbe von Fonconvert. Das Schloß ſeiner Väter hat er verlaſſen aus Liebe zu Gott und den Seelen und um im Stalle von Lousvesc zu ſterben: — ſo halten es die Heiligen mit der lebendigen Nachfolge Chriſti! Dies iſt der arme, demütige, opferfrohe, ſeelengewinnende — und deshalb, nämlich um ſeiner hohen Tugend willen — vom Geiſt der Lüge ſo bitter gehaßte Jeſuit.

Unter dem Schutze und der Fürbitte des heiligen Franz Regis hat ſich in neuerer Zeit in Frankreich ein Verein gebildet, deſſen ausſchließlicher Zweck es iſt, einem gräßlichen Übel der Zeit möglichſt abzuhelfen und die ſogenannten wilden Ehen in rechtmäßige und durch die Kirche geheiligte umzuwandeln. Es verſteht ſich, daß der Franz-Regis-Verein die Langmut, die Beharrlichkeit des Heiligen nötig hat, um die Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe einigermaßen zu überwinden. Mit Gottes Gnade wirkt er ſegensreich und es iſt wohl Chriſtenpflicht, dann und wann mit einem andächtigen Vaterunſer vor dem allerheiligſten Sakramente ſeiner zu gedenken. Dasjenige Werk aber, welches dem heiligen Franz Regis vor allem am Herzen lag und welches er nicht dauernd begründen konnte, die Rettung gefallener Perſonen, — beſchäftigte nach ſeinem Tode viele heilige Seelen in Frankreich und jetzt gibt es dort in den meiſten größeren Städten Häuſer, die ſich demſelben gewidmet haben, nämlich Klöſter vom Guten Hirten. Auch in le Puy iſt ein ſolches. Im Jahre 1852 befanden ſich 120 Perſonen darin, die ihre arme Seele retten wollten. Als der Monat Mai kam, der liebliche Maienmonat, den man in Frankreich gern recht feſtlich begeht, da wollten denn die Ordensfrauen ſowohl als ihre Schutzbefohlenen den Marienaltar der Kloſterkapelle ſchön ſchmücken; aber mittellos wie dieſe Klöſter ja ſind, ſollte die Ausſchmückung doch möglichſt wenig Geld koſten. Man beriet ſich hin und her, wie das zu machen ſei. Da ſchafften dieſe armen Perſonen Rat! Wer von ihnen ſchönes Haar hatte, ſchnitt es ab — und da ſich aus Haaren kunſtreiche Blumen und Geflechte machen laſſen, ſo fertigten ſie für den Marienaltar aus dieſen Haaren einen Schmuck ganz eigentümlicher Art, der alle Andächtigen, welche die Kapelle beſuchten, tief rührte und der die heilige Mutter Gottes mehr erfreut haben wird, als Kränze von Gold und Blumenſträuße von Edelſteinen. Und das mag wohl die Fürbitte des heiligen Franz Regis zuwege gebracht haben.

[illegible]

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Geſammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

I. Serie: Romane und Gedichte.

30 Bände.

Band

1-2 **Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde., gebd. in Original-Leinenbände Mk. 4. –,
Salonausgabe gebd. in 2 f. Halbfrzbd. Mk. 8.—.

3-4 **Doralice.** Eine Familiengeſchichte der Gegenwart. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

5-6 **Zwei Schweſtern.** Eine Erzählung aus der Gegenwart 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

7-8 **Peregrin.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

9-10 **Eudoxia,** die Kaiſerin. Eine Erzählung aus dem fünften Jahrhundert. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

11-12 **Die Erbin von Cronenſtein.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

13-14 **Die Geſchichte eines armen Fräuleins.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

15-16 **Die Erzählung des Hofrats.** 2 Bde., gebd. Mk. 4—.

17-18 **Die Glöcknerstochter.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—

19-20 **Vergib uns unſere Schuld.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

21-22 **Nirwana.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

23-24 **Eine reiche Frau.** 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

25-26 **Der breite Weg und die enge Straße.** Eine Familiengeſchichte. 2 Bde., gebd. Mk 4.—.

27-28 **Wahl und Führung.** Ein Roman. 2 Bde., gebd. Mk. 4.—.

29 **Unſerer lieben Frau.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

30 **Das Jahr der Kirche.** Gedichte. Mit zahlreichen Original-Verzierungs-Leiſten. 1 Bd., gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze erſte Serie, zuſammen 30 Bände, gebd. **Mk. 45.—.**

Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Gesammelte Werke.

Neue billige Ausgaben.

2. Serie: Apologetische und historische Schriften.

15 Bände.

Band:

31 **Von Babylon nach Jeruſalem.** gebd. Mk. 2.—.

32 **Aus Jeruſalem.** gebd. Mk. 2.—.

33-34 **Die Liebhaber des Kreuzes.** 2 Bände. gebd. Mk. 4.—.

35-36 **Die Martyrer.** Bilder aus den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 1. Band.) gebd. Mk. 4.—.

37-38 **Die Väter der Wüſte.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 2. Band.) gebd. Mk. 4.—.

39-40 **Die Väter der orientaliſchen Kirche.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 3. Band.) gebd. Mk. 4.—.

41-42 **St. Auguſtinus.** (Bilder aus der Geſchichte der Kirche. 4. Band.) gebd. Mk. 4.—.

43-44 **Leben der hl. Thereſa von Jeſus.** Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach den neueſten Originalausgaben des Don Vincente de la Fuente, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Madrid, aus dem Spaniſchen überſetzt. gebd. Mk. 4.—.

45 **Vier Lebensbilder.** Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit. gebd. Mk. 2.—.

Vorzugspreis für die ganze zweite Serie, zuſammen 15 Bände, gebd. **Mk. 22.50.**

Ida Gräfin Hahn Hahn.

Urteile der Preſſe.

Die Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn bedürfen keiner beſonderen Empfehlung mehr; ihr hervorragender literariſcher Wert iſt längſt anerkannt, wurden ſie doch als zum beſten gehörig bezeichnet, was jemals in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt. Insbeſondere ſind die Schöpfungen aus der zweiten Lebensperiode der geiſtvollen Schriftſtellerin noch nicht wieder erreichte Meiſterſtücke der katholiſchen Erzählungskunſt.

(Bad. Beobachter, 1902, 266.)

„Man ſagt nicht zu viel," ſchrieb ſeinerzeit ein kompetender Kritiker in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern," „wenn man die Gräfin Ida Hahn-Hahn für die erſte unter den deutſchen Erzählerinnen der Gegenwart erklärt; die geiſtreichſte iſt ſie ohne Frage. Eine vollbürtige Dichternatur, iſt ſie zugleich eine ſcharfſinnige Denkerin und eine Beobachterin von ungewöhnlichem Freiſinn und Eſprit. Ihrer Erfindungsgabe ſteht eine reiche Welterfahrung zur Seite, ihrem Schilderungstalent eine lange Schule der Technik. Ihre Romane ſind darum nicht blos Spiegelbilder der Gegenwart voll Anregung und Spannung, ſie ſind mehr als das, ſie ſind Kunſtwerke."

(Koblenzer Volkszeitung 1903, 157.)

In Anbetracht der großen Vorzüge der Hahn-Hahn'ſchen Romane, die mehr als bloßes Unterhaltungsfutter ſind und deren Verbreitung unter Umſtänden ein apoſtoliſches Werk ſein kann, darf wohl der Wunſch berechtigt erſcheinen, daß die vorliegende, billige und ſchön ausgeſtattete Geſamt- und Lieferungsausgabe jeder katholiſchen Bibliothek einverleibt werde und auch in recht vielen katholiſchen Familien Eingang finden möge.

(Volksblatt Wien 1903, 88.)

Ein ungewöhnlicher Geiſt, eine Fülle von Gemüt, eine pſychologiſche Schärfe der Beobachtung des Seelenlebens, wie ſie nur ein weibliches Auge hat, offenbaren ſich in den Romanen der Ida Gräfin Hahn-Hahn. Dabei iſt die Behandlung der Sprache meiſterhaft. In keiner Beziehung ſtehen ſie dem beſten nach, was die Gegenwart uns bringt. Mögen wir den Reichtum der Erfindung, die Kunſt der Anlage, die Höhe und Univerſalität der ſich offenbarenden Bildung, die Lebenswahrheit der Charaktere, die Wärme des Gefühles, die Feinheit der Entwicklung, den Schwung der Schilderung oder die fließende Eleganz der Sprache in's Auge faſſen: überall finden wir reiche Befriedigung. (Augsb. Poſtztg.)

Die Sachen ſtehen bekanntlich ſowohl durch den geiſtigen Reichtum ihres Inhaltes wie durch die Kunſt der Kompoſition und durch den Adel der Sprache hoch über der Durchſchnittsware. (Lit. Handw.)

Wir empfehlen das Unternehmen wärmſtens der Förderung aller kathol. Kreiſe, die es dem Andenken der edlen Verf. ſchuldig ſind, durch zahlreiches Abonnement das Erſcheinen der Ausgabe zu ermöglichen. (Allg. Lit.-Bl., Wien.)

Die bekannte Dichterin C. Schmid-Wöhler (Cordula Peregrina) ſchreibt der Verlagshandlung:

„Maria Regina erſchien zum erſten Mal als ich ein prot. Mädchen von 15 Jahren war, ich las es und es war der erſte Anſtoß zu meiner ſpäteren Converſion. Gräfin Hahn-Hahn war meine Landsmännin. In jeder Weiſe iſt mir dieſer Roman ins Herz gewachſen wie kein anderer! Ich bin auch ſo froh, daß Sie Doralice wieder herausgeben, dies kaum minder ſchöne Buch war ja ſchon längſt vergriffen und die Romane der Hahn-Hahn behalten ſtets gleichen Wert.

Wie es mich freut, daß die Hahn-Hahn durch Ihr Unternehmen aufs Neue wieder zu Ehren kommt, kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Sie tun der guten Sache einen wahrhaft großen Dienſt. Wer konnte ſich bisher Maria Regina anſchaffen, wohl nur die Reichen! Sie aber machen dies herrliche Buch auch dem Volke zugänglich.“

Im Reiche meiner Milde
Bin Ich des Schwächſten Kraft;
Er fliehe nur zum Schilde,
Den ihm die Demuth ſchafft.

Und mit dem rothen Kleide
Biſt Du zum Troſt geſchmückt,
Wenn ſich in Todesfreude
Der Martyr roth erblickt.
Du ſprichſt: Im Reich der Qualen
Wer trägt, als Ich, wohl mehr?
Drum trinkt die Marterſchaalen
Nur bis zur Hefe leer.

Und Deine Ordenszeichen,
Der Ehren Schmuck und Preis,
Sind Wunden ohne Gleichen,
Sind Stricke, Schläge, Schweiß.
Mein Reich iſt tief umnachtet
— Sprichſt Du — dem Hohn geweiht;
Kommt her, die ihr verachtet
Wie euer König ſeid!

Mein König, laß mich gehen
Zu Dir mit feſtem Schritt,
Dein Reich will ich erflehen,
Mein Kreuz drum bring' ich mit.
An's Kreuz geſchlagen werden
Iſt Jedem ja vergönnt,
Der ſich auf dieſer Erden
Kind der Erlöſung nennt.

O gieb mir Deine Krone,
Mein König, in die Hand!
Mit Deiner Schmach und Hohne
O mache mich bekannt!
O laß Dein Rohr mich tragen,
Gedenkend eitler Schuld,
Und an Dein Kreuz geſchlagen,
Harr' aus ich in Geduld.

III. Die Paſſion.

„Et inclinato capite, tradidit spiritum."
Ev. Jo. 19.

Es iſt vollbracht! Das Opfer iſt gefallen,
Dem Haß zum Fluch, der Liebe zum Gewinn.
Der ew'ge Vater blickt mit Wohlgefallen
Auf Seinen Sohn, das Lamm, am Pfahle hin.
Es ſchreit mit ſeinem ſtummen bleichen Munde,
Mit ſeinem Todeskampf zu Ihm empor,
Und ſchweigend ſpricht aus jeder heißen Wunde
Die Marterfülle, die es ſich erkor.

Das Opfer fiel — fiel, weil Er Selbſt es wollte,
Nicht, weil der Juden Haß gen Ihn entflammt,
Das Phariſäervolk Ihm blutig grollte,
Nicht weil ein Caiphas ſchäumend Ihn verdammt.
O nein! es legt ſich auf die Schlachtbank nieder
Und bietet dar zu unerhörter Qual
Mit ſtummen Lippen ſeine reinen Glieder
Aus heißer Liebe ewig freier Wahl.

So wie mit freiem Willen Adam wählte
Und gegen Gott zur Schlange übertrat,
Und nicht die Gnaden, noch die Gaben zählte,
Die ab ihn mahnen von der böſen That:
So trat das Lamm mit ſeinem freien Willen
Zu Gott hinüber jetzt im Sühnetod,
Zählt nicht die Martern, die ihm überfüllen
Den bittern Kelch, ſo ihm das Leiden bot.

Und weil der erſte Menſch die Adamskinder,
Im Keim verderbt, in ſeinen Abfall zog,
Alſo, daß bald die Miſſethat der Sünder
Auf Erden die Gerechten überwog:
So hat das Lamm auf jenen Keim gegoſſen
Sein göttlich Blut, und ihn gereint, verjüngt,
Damit ein neu Geſchlecht in friſchen Sproſſen
Als Blume der Paſſion das Kreuz umſchlingt.

Dies ſchaut der ew'ge Vater! — Doch, o Seele,
Was ſiehſt denn du? — Du ſiehſt den Pfahl der Schmach,
Daran dem Gotteslamm für deine Fehle
Und Miſſethaten Herz und Auge brach.

Du ſiehſt den reinen Leib zerfleiſcht von Streichen,
Die Er für deine Sündenſchuld empfing —
Sein Angeſicht in Schmerz und Tod erbleichen,
Weil Er ſtatt deiner an dem Kreuze hing.

Du ſiehſt das Volk im Wahnwitz Ihn verachten;
Warum verachtet es nicht lieber dich?
Du ſiehſt Ihn dürſtend ungelabt verſchmachten —
Und ſorgſam denkſt du an dein elend Ich!
Du hörſt Ihn klagen: „Haſt Du mich verlaſſen,
Mein Gott!“ — — und dich, verließ dich Gott wohl ſchon?
Du ſiehſt von einem Mörder ſelbſt Ihn haſſen,
Der Liebe König auf des Kreuzes Thron.

Zu wem, o Seele, wirſt du dich geſellen,
Du, deine eig'ne böſe Mörderin!
Wirſt du voll Hohn dich zum Verächter ſtellen?
Trittſt du zum Kreuz des Reuevollen hin? —
O Seele, wähle Buß' und Kreuz und flehe:
„In Deinem Reich, o Herr, gedenke mein!“
Vielleicht ſpricht tröſtend Er zu deinem Wehe:
„Im Paradieſe wirſt du bei mir ſein.“

IV. Die Kreuzesanbetung.

„O crux ave, spes unica.“

Ach! Er iſt herabgeſunken
Von dem grauſam harten Pfahle,
Und die Klage, thränentrunken,
Folgt ihm nach zum Felſenmale,
Jammernd durch das Abendroth:
Er iſt todt, ach! Er iſt todt!

Der Geliebte iſt verſchwunden,
Ruht umhüllt mit Leichenlinnen —
Seele, denk' an Seine Wunden,
Um in Zähren zu zerrinnen,
Daß für dich Er litt den Tod:
Er iſt todt, ach! Er iſt todt!

Sieh des Heiligthumes Leere,
Sieh ſtatt Farben — ſchwarze Trauer,
Sieh die Oede der Altäre,
Ringsum düſt're Grabesſchauer —
Ein verlaſſ'nes Golgatha.
Nur das Kreuz — das Kreuz iſt da!

Süßes Kreuz, zurückgelaſſen
Hat Er dich als unſer Erbe!
Wollte zärtlich dich umfaſſen,
Dich mit deiner Leidensherbe;
Dankbar gabſt dafür Ihm du
Nach der Qual die letzte Ruh.

Ach die flüſſigen Korallen
Und die rieſelnden Rubinen! —
Sind vom Himmel ſie gefallen,
Wo als Morgenroth ſie ſchienen?
Nein! die lichte Roſenflut
Brach hervor aus Seinem Blut.

Ach der reine Perlenregen,
Welch ein Schatz und welche Fülle!
Thaute ſolch ein holder Segen
Aus dem Strahl der Sterne ſtille?
Nein! kein Thau aus Wolken fließt —
Thränen ſind's, die Er vergießt.

Ach, drei ſeltne Wunderpfeile
Mit der glühroth güldnen Spitze!
Flogen ſie in Liebeseile
Feurig nieder mit dem Blitze? —
Nein, es iſt der Nägel Erz,
Dran Er hing im größten Schmerz.

Ach, was ſteht denn da geſchrieben
Als Geſtirn in Finſterniſſen? —
Sieh, wie mächtig iſt Mein Lieben,
Da dein Schuldbrief iſt zerriſſen;
Ich ſchlug ihn an's Kreuz mit Mir,
Zahlte Leid und Tod dafür.

Süßes Kreuz! ſo reich verzieret
Hat dich unſer Gott in Hulden,
Daß wir lernten, tief gerühret,
Freudig nun für Dich zu dulden,
Für des Schmuckes heil'ge Pracht,
Den Sein Opfer dir gebracht.

O ſo will ich dich umfaſſen,
Dich mit Thränen und mit Küſſen,
Weil mein Heiland ſo verlaſſen,
Kreuz, an dir hat ſterben müſſen,
Weil du biſt der Hochaltar,
Wo Sein blutig Opfer war.

Küſſen will auf rauhem Stege
Ich dich treu in dunkeln Stunden;
Denn es ſind ja Roſenwege,
Wo ich Seine Spur gefunden —
Denn es iſt ja Sonnentag,
Folg' ich Seinem Gange nach! —

Küſſen dich in dem Gewirre
Tauſend arger Leidenſchaften,
Daß die Seele nicht verirre,
Nicht in Schlingen bleibe haften;
Fackel du auf meiner Bahn,
Zeigſt den Weg zum Himmel an!

Steh' ich einſt vor deſſen Pforten
Zagend und von Angſt beklommen,
Zeig' ich, ſüßes Kreuz, dich dorten,
Und der Vater ſpricht: Willkommen!
Nennſt du dies mein Kleinod Dein —
Will Ich dir in ihm verzeih'n.

Der Charſamstag.

„O felix culpa.“

Welch ein Schreck voll frohem Bangen
Zittert durch die Morgenluft!
Blendend, wie des Blitzes Prangen,
Schwebt ein Engel dar zur Kluft,
Und die Wächter angſtumfangen
Stürzen nieder vor der Gruft.

Doch die zarten, frommen Frauen
Treten mit den Spezerein,
Nach dem heil'gen Leib zu ſchauen,
In das leere Grab hinein,
Fühlen nur ein freudig Grauen
Vor des Engels Glorienſchein.

Aber als die Magdalene
Leer die heil'ge Stätte fand,
Weint ſie Thräne über Thräne,
Troſtlos ringt ſie wund die Hand,
Irrt umher mit Klaggeſtöhne,
Bis der Meiſter vor ihr ſtand.

Sie, die große Sünderinne,
Die Verachtete der Welt,
Sie, ſie wird zuerſt es inne,
Als ſie Ihm zu Füßen fällt,
Daß das Leben ſie gewinne,
Weil das Grab nicht mehr Ihn hält.

Und ſie wird ein ſel'ger Bote,
Der in voller Freude eilt,
Daß noch vor dem Morgenrothe
Jeder ihre Wonne theilt,
Weil erſtanden jetzt der Todte
Und auf Erden lebend weilt.

Er, der ihre Sündenbanden
Mit der Liebe Flammenſchwert
Mild zerſchmolz — iſt auferſtanden,
Aus dem Grab zurückgekehrt!
O wenn Qualen ſie umwanden,
Dieſes Glück iſt Qualen werth!

Hat Er jetzt den Tod beſieget
Und der Hölle ſchrecklich Thor —
An den Sieger angeſchmieget
Dringt mit Ihm die Seele vor,
Und mit dem Befreier flieget
Aus dem Grab ſie einſt empor.

Reue kann allein ergründen,
Welchen Schatz Erlöſung bringt;
Liebe nur kann Reue finden,
Die zu Gott hinüber dringt —
Drum Vergebung für die Sünden,
Wenn die Reu' das Herz bezwingt.

Sel'ge Nacht, die Ihn geboren,
Die Ihn in die Welt gebracht!
Aber die, ſo auserkoren,
Zeugin Seiner Siegesmacht,
Gehn Ihn ſah aus Grabesthoren —
O die dreimal ſel'ge Nacht!

In der Sünde bitt're Wogen
Taucht uns All' die erſte Schuld!
Doch da ſie herab gezogen
Des Erlöſers Gnad' und Huld,
Und zur Rettung Ihn bewogen —
O die dreimal ſel'ge Schuld!

Oſtertag.

„Surrexit.“ — *Ev. Marc.* 16.

Das Leid iſt vorüber, die Wonne iſt da,
Die Klage verſtummt im Alleluja,
Der Tod iſt beſieget, die Schlange gekettet,
Das Leben erneut — und der Menſch iſt gerettet.

O reich benedeit iſt die ganze Natur,
Im Meer der Erlöſung ruht die Kreatur,
Es fließt ein unendlicher wonniger Regen
Von Gnaden hernieder, der Schöpfung zum Segen.

O freue dich, Seele, der Winter entfloh,
In's Land zieht der Frühling ſo lieblich und froh,
Der Morgenwind ſäuſelt den Nachtthau vom Laube,
Im Waldesgrün girret die Stimme der Taube.

Schau, rings iſt verwandelt in Leben der Tod:
Der ſchmähliche Kreuzpfahl vom Blut erſt noch roth,
Iſt ganz überdeckt mit unſterblichen Roſen,
Die Balſam verhauchend, ihn zärtlich umkoſen.

Die Strafe der Sünden nach göttlichem Zorn,
Die finſtere Krone von ſtechendem Dorn —
Verwandelt erſtrahlt ſie von himmliſchem Lichte,
Macht Demant, Geſtirne und Sonnen zunichte.

Ein Grabmal im Felſen, ſo ſchwarz wie die Nacht,
So kalt wie der Winter — verwandelt zur Pracht
Der hoffnungsſchön ſtrahlenden ew'gen Aurore,
Zum Palmengeſchmückten Unſterblichkeitsthore!

Fünf Wunden von Nägeln, vom tödtenden Speer,
Nicht brennen und nagen ſie qualenvoll mehr;
Sie ſind nun verwandelt in mächtige Sonnen,
Vor denen die Nächte der Sünde zerronnen.

Der arme verhöhnte gekreuzigte Knecht,
Der Mann der Schmerzen, der Mann ohne Recht,
Der lebt' wie ein Bettler und ſtarb wie ein Sünder,
Der iſt nun der König — der Weltüberwinder!

Die Seele geknechtet von Aſche und Staub,
Der wilden Begierden behaglicher Raub —
Sie iſt nun erlöſt von der Leidenſchaft Binde,
Kind Gottes geworden, nicht Kind mehr der Sünde.

* * *

Altväter, die ihr aus dem Kerker aufgingt,
Ihr Engel, die ihr ſie im Himmel empfingt,
Propheten, die ihr mit begeiſterten Zungen
Den ewigen Oſtertag jubelnd beſungen —

Ihr Heil'gen mit leuchtenden Kronen geſchmückt,
Ihr feurigen Märtyrer liebeentzückt,
Und ihr, armer Sünder unzählbare Schaaren,
Frohlockt ob dem Heil, das der Welt widerfahren.

Frohlockt! Denn der Seele verlorenes Glück,
Des Ebenbilds Gottes — das ließ Er zurück!
Das riß Er verblutend aus Dornen und Neſſel,
Dem ſprengt mit dem Kreuze Er ſterbend die Feſſel.

Frohlockt! Das verlorene Unſchuldsgewand,
Das reicht Er mit Seiner durchſtochenen Hand,
So glänzend gewaſchen, wie Schwanengefieder,
Im heiligen Blut — der Geretteten wieder.

Frohlockt! — Dem erlöſeten Menſchengeſchlecht
Erkaufte der Gott das verlorene Recht,
Im Kampf mit der giftigen Schlange zu ſiegen,
Vom Tode befreit, in den Himmel zu fliegen.

Oſtermontag.

„Mane nobiscum, quoniam advesperascit.“
Ev. Luc. 24.

Du willſt ſchon wieder von uns ſcheiden,
Und haſt in allzu kurzer Friſt
Uns kaum gezeigt, daß nach dem Leiden
Du Auferſtandner bei uns biſt!
O bleibe, es will Abend werden,
Und ohne Dich — wie bald iſt's Nacht!
Das Licht verſchwindet von der Erden,
Mit Dir, der Du das Licht gemacht.

Wohl haſt Du lieblich uns gegrüßet,
Geſprochen: „Friede ſei mit euch!“
Wohl wiſſen wir, Dein Wort umſchließet
Verheißung wie Erfüllung gleich.
Doch wenn der Trennung ſtarrer Schleier
Nun ſcheidend zwiſchen uns ſich legt,
Wie bald erliſcht des Herzens Feuer!
Es glühet nur, von Dir gepflegt.

Wohl brannten unſre kalten Herzen,
Doch nur entflammt von Deiner Näh.
Ach, fern Dir ſind's erloſchne Kerzen,
Sind ſchnell verſenkt in's alte Weh.
Ohn' Dich iſt Wahrheit, Weg und Leben
Verſchüttet wie im Wüſtenſand.
Fehl geh'n wir, gehſt Du nicht daneben,
Und müd' — wenn nicht an Deiner Hand.

In Sumpf und Meer verlockt uns Blinde
Das Irrlicht und der Wandelſtern; —
Bleibt nicht der Vater bei dem Kinde,
Wenn ihm Gefahren drohn von fern?
Und Dir, der höchſten Liebe Spiegel,
Dir hätten wir umſonſt geklagt?
Und haſt: „Komm unter Meine Flügel,
Jeruſalem!" wie oft! geſagt.

Und haſt geſagt: „Sieh, alle Tage
Für alle Zeit bin Ich bei euch!" —
O halte Wort! denn unſre Klage
Erſtürmte ſelbſt Dein Himmelreich.

Dein heilig Wort mußt Du uns löſen,
Der Menſchheit Glaube hängt daran,
Wir ſind noch lange nicht geneſen,
Dein Amt, noch iſt's nicht abgethan.

Wohl ſtiegſt herab Du zu der Erde,
Ein Kind, ein Knecht, daß Gottes Fluch
Gelöst durch den Gehorſam werde —
Doch das iſt nicht für uns genug!
Wohl war's die Strafe unſrer Sünden,
Die Gottes Lamm hier für uns trug,
Daß ſtatt des Rechts wir Gnade finden —
Doch ach, für uns iſt's nicht genug!

Wohl biſt Du glorreich auferſtanden,
Bewältigend des Todes Spruch,
Zerbrechend alle Höllenbanden —
Doch alles Das iſt nicht genug:
Menſch werden, ſterben, auferſtehen,
Ein Gott für Sein Geſchöpf! — o nun
Laß uns ein neues Wunder ſehen!
Wir brauchen es — Du wirſt es thun.

Drum wolle nicht von hinnen ſcheiden,
O ſieh, der Abend bricht herein!
Getrennt von Deinem Lichte leiden
Wir Pilger allzu herbe Pein.
Dein göttlich Antlitz laß uns ſehen,
Dein göttlich Herz ſei nicht uns fern!
Denn muß die Sonne untergehen,
So ſchickt ſie ja den Abendſtern.

Dritte Abtheilung.

Die Euchariſtie.

Der weiße Sonntag.

„Omne quod natum est ex Deo vincit mundum."
Ep. Jo. 1.

Zu wunderbarem Glück erkoren
Hat euch, o Kinder, Gottes Gnade:
Ihr gingt, als unſer Herr geboren,
Zuerſt für ihn die Leidenspfade,
Euch traf der Haß, euch traf Verderben,
Ihr durftet ſchuldlos für Ihn ſterben.

Nun iſt Er aus dem Grab erſtanden,
Nun hat den Tod Er überwunden,
Befreit uns von der Sünde Banden,
Den Weg der Gnade uns gefunden,
Um zu des Himmels ſel'gen Thüren,
Wer immer glaubt und liebt, zu führen.

Nun ruft Er auf die Schaar der Seinen: —
Wer hat den erſten Kranz erworben?
O ihr Glückſeligen, ihr Kleinen!
Ihr ſeid zuerſt für Ihn geſtorben,
Empfangt zuerſt nun auch Sein Leben,
Er will Sich Selbſt zuerſt euch geben.

Im Gnadenleben neu geboren
Nehmt ihr nun Theil an Seinem Siege,
Die Hölle hat die Macht verloren,
Die Bosheit knirſcht, es bebt die Lüge,
Ihr ſeid jetzt Herr, ſie ſind die Knechte —
O Kinder, wahrt die heil'gen Rechte!

Ihr könnt mit Ihm jetzt überwinden
Den Fürſt der Welt, die alte Schlange,
O laßt euch ſtark im Kampfe finden,
Folgt nicht der Welt, wie ſie auch prange,
Sie hat euch ew'ge Qual beſchieden,
Und Er verheißt euch ew'gen Frieden.

Gedenket jener erſten Kinder!
Sie gaben Ihm im Tod ihr Leben,
Ihr müßt Ihm liebend jetzt nicht minder
Im Leben euer Leben geben,
Müßt euch verlaſſen, mit Ihm gehen,
Müßt täglich ſterbend auferſtehen.

O Seele, werde gleich dem Kinde,
In Demuth ſtell' dich zu den Kleinen,
In Reinheit fliehe jede Sünde,
In Einfalt wolle ſein, nicht ſcheinen,
Dann gehſt auch du auf Kindeswegen
Der ew'gen Kindſchaft Glück entgegen.

Erſter Sonntag nach Oſtern.

„Venit Jesus januis clausis et dixit: Pax vobis.“
Ev. Luc. 2.

Der Du durch verſchloſſ'ne Thüren
Deinen Weg geöffnet fandeſt,
Ohne Riegel zu berühren,
In der Jünger Mitte ſtandeſt —

Weckteſt bei dem Friedensgruße
Sie mit frohem Glaubensſtrale,
Und des Thomas Lieb und Buße
Zeigend ihm die heil'gen Male:

Ach, Du ſiehſt auch jetzt verſchloſſen
Und verſperrt der Menſchen Herzen,
Die, der Sünde Feſtgenoſſen,
Ihre weißen Kleider ſchwärzen;

Siehſt die Schwachen, wie ſie zagen,
Siehſt die Spötter, wie ſie höhnen,
Siehſt trotz allen Luſtgelagen
Weit und breit ein Meer von Thränen;

Siehſt, wie ſie nach Flitter greifen,
Irr im wirren Weltgetriebe,
Glaubensleer fernab Dir ſchweifen,
Ach von Dir, dem Herrn der Liebe.

O ſo wende Deine Schritte
Doch zu meines Herzens Pforten,
Schreite ſiegreich in die Mitte,
Grüße mich mit Friedensworten!

Nicht, als ob ich beſſer wäre,
Minder haftete am Staube,
Wärmer ſuchte Deine Ehre —
Nein! — Doch Herr, ich glaub', ich glaube!

Zweiter Sonntag nach Oſtern.

„Ego sum pastor bonus." *Ev. Jo. 10.*

Im heil'gen Liebesdrange
Durchwandelt Er die Flur,
Verfolget treu und bange
Verirrten Lammes Spur.

Der Hände Wunden röthen
Den Hirtenſtab mit Blut,
Des Fußes Weg voll Nöthen
Iſt Dorn und wilde Flut.

Der kalte Nachtthau feuchtet
Die Locken dornbekränzt,
Kein Stern am Himmel leuchtet,
Sein liebend Aug' nur glänzt.

Wem folgt Er in's Gefilde,
Zur Wildniß ohne Ruh,
Wen ſucht des Hirten Milde? —
O Seele, das biſt du!

Dritter Sonntag nach Oſtern.

„Vado ad Patrem.“ *Ev. Jo. 16.*

Zum Vater willſt Du gehen,
Zum Thron im ew'gen Licht?
Wir ſollen nicht mehr ſehen
Dein göttlich Angeſicht?

Wir ſollen künftig leben
Vom bittern Sehnſuchtsbrot,
Und Troſt ſoll uns nur geben,
Daß Deine Hand es bot?

Daß eine kleine Weile
Nur unſre Trauer währt,
Und dann zu unſerm Heile
In Wonne ſich verklärt?

O eine kleine Weile
Von Dir getrennt zu ſein,
Die fliehet nicht in Eile,
Die Weile iſt nicht klein.

Nah Deinem ſüßen Herzen,
Fern ihm nur kurze Zeit:
Iſt Meer von Luſt und Schmerzen,
Iſt eine Ewigkeit.

Vierter Sonntag nach Oſtern.

„Expedit vobis ut ego vadam.“ *Ev. Jo. 16.*

Was, Seele, kannſt denn du ergründen,
Durchſchauſt du der Erlöſung Plan?
Iſt wohl dein Auge frei von Binden
Und dein Verſtand wohl ohne Wahn?

Auch du willſt trauern mit den Jüngern,
Weil du am Irdiſchen noch klebſt!
Du willſt das Leid dir ſelbſt verringern,
Weil du noch nicht für's Leiden lebſt.

Hörſt du denn nicht, was Er verheißen:
„Ich gehe, weil es euch ſo frommt,
Der Tröſter wird euch unterweiſen,
Der, wenn ich heimging, zu euch kommt.“

Verharre ſtandhaft im Gebete,
Der treue Beter iſt umkreist
Von Gnadenfülle! — bete, bete,
O Seele, um den heil'gen Geiſt.

Fünfter Sonntag nach Oſtern.

„Si quid petieritis Patrem in nomine meo,
dabit vobis." *Ev. Jo. 16.*

Vor Gottes Thron hin darf ich treten,
Und wo der Seraph kniet und ſchweigt,
Darf ich in Deinem Namen beten,
Und hoffen, daß Du mir geneigt.

Und in dem Kranz der Cherubinen,
In der Erzengel heil'gem Chor,
Und wo Dir ſel'ge Geiſter dienen,
Da leihſt Du gnädig mir Dein Ohr.

Zu groß die Huld! Zu viel der Gnaden!
In dieſer Wunderliebe Meer
Will ich mich rein von Wünſchen baden,
Durch die ſo oft das Herz mir ſchwer.

Frei von der Laſt bitt' ich dann ſtille,
Gieb, daß mein Herze ewig ſagt:
Mein Herr und Gott, Dein heil'ger Wille
Geſcheh an Deiner armen Magd.

Feſt der Himmelfahrt Chriſti.

„Dominus Jesus assumptus est in coelum et sedet a dextris Dei.“ *Ev. Marc. 16.*

Sein heilig Erdenwallen iſt vollendet,
Die arbeitſchweren Tage ſind erfüllt,
Er geht zum Vater, der ihn ausgeſendet,
Vom Schatten einer Wolke überhüllt.
In Wolken ſchleiert Er ſein ganzes Leben,
Aus Lieb und Demuth vor den Seelen ein,
Die vor dem Glanz des ew'gen Worts erbeben,
Geblendet durch der Wahrheit vollen Schein.

Denn nicht im Schauen ſollen ſie die Pfade
Des Lebens gehn; der Glaube iſt ihr Licht.
Er ziemt dem Kinderſinn und einſt, o Gnade!
Iſt er es, der den Sel'gen Kronen flicht.
Drum waren auf des Menſchgewordnen Wegen
All überall ihm Wolkenſchleier nah,
Jetzt auf des Oelbergs frühlingsgrünen Stegen,
Wie ſie der Tempel einſt, der Thabor ſah.

Und weiße Himmelsboten ſprachen helle:
Wen ſucht, o Galiläer, euer Blick?
Ihr ſchaut nie mehr den Herrn auf dieſer Stelle,
Er iſt im Himmel! — Doch Er kehrt zurück! —
Er kehrt zurück an jenem ernſten Tage,
Wann abgelaufen iſt das Rad der Zeit.
Als Richter dann und auf gerechter Waage
Prüft Er die Seelen für die Ewigkeit.

O Seele, bebſt du nicht bei dem Gedanken:
Gewogen wirſt du für die Ewigkeit —
Geöffnet ſind dir wohl des Wettlaufs Schranken,
Doch du biſt weit vom Ziele, ach wie weit!
Du ſollſt auf deinem ſtaub'gen Pilgerzuge,
Von Staub umwehet, deines Weges gehn,
Und doch in dir verklärt zum Himmelsfluge
Die Schwingen ſpannen — ach, kann das geſchehn?

Getroſt, o Seele! Er, der dich erſchaffen,
Und dir beſtimmt hat ſolch erhabnes Ziel,
Er rüſtet dich mit ſiegesſtarken Waffen,
Wenn du ihn bitteſt: Herr, ich brauche viel!

Drum theilte deine Menſchheit Er hienieden,
Drum litt Er ja den Tod des Sünders hier,
Drum bracht' Er, auferſtanden, dir den Frieden,
Ging in verklärter Menſchheit neben dir.

Drum ſtieg Er auf zum Vater in den Höhen,
Mit der verklärten Menſchheit Lichtgewand!
Des Menſchen Gottvereinung iſt geſchehen,
Als Er, der Gottmenſch, in der Wolke ſchwand.
Wenn du, o Seele, einſt im Tod verſchwindeſt,
Wie in der Wolke, ſorge, daß dein Kleid,
Worin du deinen Herrn und Richter findeſt,
Verkläret ſei von innrer Heiligkeit.

Und kannſt du zagen, daß Er dich verlaſſen,
Weil ihn dein ſtumpfes Auge nicht erblickt?
Er, der da ſprach: Mein Kreuz mußt du umfaſſen!
Er hat ſo lieblich dir das Kreuz geſchmückt.
Nun will Er dich in der Verklärung ſchauen,
Nun fordert Er dein gläubiges Gebet.
Dann ſchickt Er dir aus lichten Himmelsauen
Den Geiſt der Heiligung — den Paraclet.

Sechſter Sonntag nach Oſtern.

„Charitas operit multitudinem peccatorum."
Ep. I Pet. II.

Du willſt uns verkläret, o Herr, bei Dir ſehen,
Du zeigſt in der Liebe zum Himmel die Bahn,
Du gönnſt uns die Wonne, um Liebe zu flehen,
Du läßt nur die Liebe die Krone empfahn.

Wir ſollen, wir ärmliche Staubesgeſtalten,
Verfallend dem Moder, verwandt mit dem Thier,
Beſiegen die irdiſchen niedern Gewalten,
Bewaffnet mit Liebe, mit Liebe zu Dir!

Wir ſollen, wir flüchtigen Aſchengebilde,
Wir Raub der Verweſung, geſtempelt mit Tod,
Zum Leben erſtehn, das die göttliche Milde
Im Tode der Liebe den Liebenden bot.

Wir ſollen, geächtete Kinder der Sünden,
Die Stirnen gezeichnet mit brennendem Mal,
Zum ewigen Preiſe der Lieb' uns verbünden
Der ſeligen Geiſter liebender Zahl.

Wir ſollen im Irdiſchen länger nicht wühlen,
Und gönnen den Dieben und Motten den Schatz;
Denn da wo zum Haſſe die Engel einſt fielen,
Da winket und öffnet die Lieb' uns den Platz.

O hülle uns ein in die Purpurgewände
Zum Brautfeſt der Liebe, in roſige Zier,
Und führe uns in der Lebendigen Lande,
Denn Leben iſt Liebe — iſt Liebe zu Dir.

Der goldene Schleier des Glaubens zerſtäubet,
Es fällt, wie die Blüte, das Hoffnungskleid.
Der purpurne Mantel der Liebe nur bleibet,
Verbrämt mit dem köſtlichſten Edelgeſchmeid.

Das heilige Blut mit den Purpurkorallen,
Der heilige Geiſt mit der Flamme Rubin,
Vom Kreuz und aus Liebe hernieder ſie wallen,
Zum Himmel, zur Liebe empor uns zu ziehn.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20855 / 042

Pfingſtſonntag.

„Paraclitus autem Spiritus sanctus, ille vos docebit omnia. *Ev. Jo. 14.*

Die Schöpfung wich aus ihren Bahnen,
Fiel heim dem Fluch, verſank im Tod,
Und folgte der Empörung Fahnen,
Die Lucifer dem Adam bot.
Und was des Vaters Huld geſchaffen,
Für's ew'ge Licht in Gnadenpracht,
Das kehrte wider ihn die Waffen
Und wählte frei die ew'ge Nacht.

Da kam der Sohn! In höh'rer Weiſe
Begann die zweite Schöpfung Er
Und zog aus irrendem Geleiſe
Die Menſchheit zu dem Gnadenmeer,
Das — ſeiner Liebe Frucht und Spiegel —
Der Wunden Heilung in ſich ſchloß,
Bezeichnet mit dem Kreuzesſiegel
Aus dem durchbohrten Herzen floß.

Nun kommt der Geiſt! Mit Macht beflügelt,
Vom Vater und vom Sohn geſandt,
Hat er das Teſtament entſiegelt,
Das er an's Kreuz genagelt fand.
Dem Werk vom Vater und vom Sohne,
Der Schöpfung, der Erlöſung Plan,
Fügt nun der heil'ge Geiſt als Krone
Die Heiligung im Glauben an.

Er nimmt vom Aug' die trübe Wolke,
Verſtanden wird das Teſtament
Von dieſem neugebornen Volke,
Das jetzt ſein heilig Amt erkennt,
Den wahren Tempel zu begründen
Voll Glaubenskraft und voll Vertraun,
Daß nimmer Muth und Segen ſchwinden,
Um Gottes Kirche zu erbaun.

Er nimmt vom Herzen trübe Schleier,
Verſtanden wird das Teſtament:
Ein überirdiſch Liebesfeuer
In allen Seelen flammt und brennt.

Es fallen ſtill der Selbſtſucht Schranken,
Verzehrt von dieſer heißen Glut,
Die, ſchmelzend Willen und Gedanken,
Zur Einheit drängt, in Einheit ruht.

Er nimmt die bange Angſt den Weſen,
Den Erdendruck der Kreatur,
Sie fühlt beſtimmt ſich zum Geneſen,
Sie ahnet in ſich Gottes Spur.
Sie iſt nicht mehr der graue Kieſel,
Die Flamme zuckt durch ſie dahin
Und wandelt ſie im Blutgerieſel
Zum liebesfeurigen Rubin.

Sie irrt nicht länger wie verloren
In ihres Lebens Wildniß fort!
In Gnade iſt ſie neugeboren,
In Liebe hat ſie ihren Hort.
Und dieſer Liebe Gnadenfülle,
Die keines Engels Lippe nennt,
Rauſcht durch des Feſtes hehre Stille:
Erbrochen iſt das Teſtament!

Die Seel' im Schmuck der Wundergnaden,
Bräutlich gekrönt vom Diadem,
Folgt höh'rem Lichte auf den Pfaden
Zum himmliſchen Jeruſalem.
Und als ſie geht im ernſten Reigen
Zum Opferthron, zum blut'gen Lamm,
Da ſäuſelt es von Palmenzweigen,
Da klingt es um den Bräutigam:

Wenn du den Lauf getreu vollendet,
Im Glaubenskampf genug gethan,
Verwaltet haſt, was Ich geſpendet,
Nehm' Ich als Braut dich liebend an.
Du mußt im irdiſchen Getümmel
Zur Liebesſtreiterin dich weihn,
Wenn du dereinſt in meinem Himmel
Gekrönte Siegerin willſt ſein.

Soll deine Stirn das Siegel tragen,
Das funkelnd die Erwählten weiſt,
Mußt bau'n am Tempel ohne Zagen
Für Vater, Sohn und heil'gen Geiſt,

Den, auf den Fels für Ewigkeiten
Gegründet, jeglich Auge ſchaut,
Palladium der fernſten Zeiten —
An Meiner Kirche, Meiner Braut.

Pfingſtmontag.

„— Lux venit in mundum —“ *Ev. Joann. 3.*

O Du wundervollſte Gabe,
Heil'ger Geiſt, Du himmliſch Licht,
Tröſter ach! Du kommſt zur Labe
Aller, denen Troſt gebricht.

Höre denn auch auf mein Flehen,
Komm in meines Herzens Haus,
Wolle, ach, es nicht verſchmähen,
Sieht's auch elend darin aus.

Schau, wie es ſo ſchwach beſchaffen,
Wie es bebt im tiefſten Mark,
Wenn der Feind erhebt die Waffen! —
Tröſter Du! o mach' es ſtark.

Schaue, wie es hart geſchloſſen,
Daß der Gnade Thau, ſo reich,
Wie auf Stein herab gefloſſen! —
Tröſter Du! o mach' es weich.

Schaue, wie es kränkelt immer,
Von dem Wurm des Ich's benagt,
Matt vom eignen Klaggewimmer! —
Mach' es heil und unverzagt.

Schaue, wie es arm am Gute,
Dran nicht Roſt, nicht Motte zehrt,
Reich nur iſt am Uebermuthe —
O Dein Schatz ſei ihm beſcheert!

Schau', wie wüſt es und verdorben,
Trug nur iſt und eitler Schein,
An der Sünde Gift geſtorben! —
Neues Leben ſchaff ihm ein.

Schaue, wie es ohne Werke
Trotzig ſeine Wege ſucht,
Früchte will der eignen Stärke! —
Gieb ihm Du der Demuth Frucht.

Schaue, wie es ohne Frieden
Ab ſich müht und doch von Ruh
Träumt für's ärmliche Hienieden! —
Gieb ihm Himmelsfrieden Du.

Schaue, wie es dürſtend ſchmachtet
Und nach Liebe, Liebe ſtrebt! —
Zeig' ihm denn, wo nie umnachtet,
Wechſelloſe Liebe lebt.

Heil'ger Geiſt, o nicht vergebens
Flehe ich zu Dir ſo heiß!
Auf den Wildling meines Lebens
Pfropfe Du ein Chriſtus-Reis!

Der heil. Dreifaltigkeitsſonntag.

„Baptizantes eos in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. — Et ecce, ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem saeculi.“ *Ev. Matth.* 28.

Du haſt Dir Deine Braut geſtaltet,
In Deiner Kraft ſie ſo geweiht,
Daß ſie in Deinem Namen ſchaltet,
Hochheilige Dreifaltigkeit.
Du haſt den Zepter ihr gegeben,
Der dieſer Königin gebührt,
Und mit dem Spruch vom ew'gen Leben
Die Lippe feurig ihr berührt.

Das Kreuz in ſeiner vollen Herbe —
Das iſt ihr Zepter! er ertheilt
Der Kinderſchaar ein göttlich Erbe,
Wenn bei der Mutter treu ſie weilt.

Der Spruch in ſeinem engen Rahmen
Erfüllet das, was er verheißt:
Die Taufe ſpendet Gnad' im Namen
Vom Vater, Sohn und heil'gen Geiſt.

Der erſten Schöpfung Urgebilde
Entſtiegen aus der Waſſerflut,
Auf deren dunkler Chaoswilde
Der Geiſt der Kraft und Liebe ruht.
Und einem zweiten Waſſerſpiegel
Entſteigt ſie wieder neubelebt,
Als über ihr auf Silberflügel
Der Gnade Geiſt, die Taube ſchwebt.

Weil ſie aus Liebe war geſchaffen,
Steht nach der Liebe all ihr Drang;
Doch ihre Todeswunden klaffen,
Die Nacht umwölkt den irren Gang.
Sie weiß nicht wie, wohin, ſich retten,
Die Sünde lockt, ſie ſieht nicht klar,
Sie fällt in falſcher Liebe Ketten —
Sie wußte nicht, was Liebe war.

Sie lernt' es wieder, als am Stamme,
Des Kreuzes dort ihr Opfer ſtarb;
Sich ſchlachten ließ gleich ſtummem Lamme,
Mit ſeinem Blut ihr Heil erwarb.
Da drängte ſie ſich zu dem Bade,
Das roſig aus der Bruſt ihm floß,
Ein neues Element, die Gnade,
In ihre ſtarren Adern goß.

Zu dieſem Bad, rein gleich Kriſtallen,
Und wärmer als der Sonne Glut,
In Schaar auf Schaar die Kinder wallen,
Es hält die Braut dabei die Hut.
Wer da geboren, iſt verloren,
Tod iſt ſein Leben, nicht'ger Schein,
Will er nicht wiederum geboren,
Ein Kind der neuen Schöpfung ſein.

Und ſtrahlend, wie ſie aus dem Herzen
Des Vaters in das Weltall trat, —
Wie ſie der Sohn in Todesſchmerzen
Am Kreuze ſich vermählet hat —

Wie bräutlich ihr der Geiſt die Stirne
Mit lichter Ehrenkrone kränzt,
Der leuchtender als die Geſtirne,
Als Sonnenmeere, ſie umglänzt —

Das ew'ge Lamm zu ihrer Rechten:
So ſteht die Braut auf's Kreuz geſtützt,
Und ſchaut aus ihren Erdennächten
Zur Taube auf, die ſie beſchützt;
Und die Millionen, die da kamen
Und kommen bis an's End' der Zeit,
Sie taufet ſie in Deinem Namen,
Hochheilige Dreifaltigkeit.

Und wer verkrüppelt in die Höle
Der Schlangenbrut, der gift'gen, ſank —
Die ihm das Mark aus ſeiner Seele,
Das Licht aus ſeinem Auge trank —
Dem hat die Kirche neu gegeben
Das Heil, das ihm verloren war:
Sie hat geboren Den zum Leben,
Den Eva einſt zum Tod gebar.

Das Feſt des hochheiligen Frohnleichnams.

„Et verbum caro factum est.“ *Ev. Joann. I,* 14.

Zur Vorvesper.

„Sacerdos in aeternum Christus Dominus secundum ordinem Melchisedech panem et vinum obtulit.“

Durch Geiſt und Waſſer neugeboren,
Vom Ausſatz, der ſie ſchlug, befreit,
Iſt jetzt die Seele auserkoren
Für's Morgenroth der Heiligkeit.
Der ſich der Sonne Strahlenſprühen
Erwählet hat zum Luſtgezelt,
Der ſieht in jenem Morgenglühen
Die heil'ge Dämmrung ſeiner Welt.

Denn jenes Roſenglanzes Flammen
Empfingen ja ihr Licht durch Ihn,
Um einſt mit ihrem Quell zuſammen
In einem Sonnenherd zu glühn.

Doch ziehn noch immer trübe Nächte
Mit Wolk' und Nebeldunſt einher,
Und machen geltend alte Rechte,
Umſpinnen ach! die Seele ſchwer.

Um dieſen Peſtqualm zu ertödten,
Errichtet Er nun den Altar
Im Licht der ew'gen Morgenröthen,
Vom Glanz des ew'gen Opfers klar:
Ein Abelsopfer, deſſen Düfte
Vor Gottes Thron ein Weihrauch ſind,
Ein Balſam, der den Hauch der Grüfte
Unſchädlich macht dem Gotteskind.

Uns — uns zu Liebe und zur Ehre
Des ew'gen Vaters bringt Er dar,
Der eingeborne Sohn, der hehre,
Sein Fleiſch und Blut leibhaftig, wahr.
Als ew'ger Hoherprieſter gründet
Er dies Geheimniß wunderſam,
Selbſt der Altar, der uns entſündet,
Selbſt Opfernder und Opferlamm.

Er reicht der Engel Wunderſpeiſe
Den Hungernden beim Abendmal,
Als Zehrung auf der Wüſtenreiſe
Durch dieſes Daſeins Thränenthal.
Er ſpricht: Nimm hin mein Fleiſch zum Leben,
Du wirſt in mir — in dir Ich ſein;
Mein Leib, für dich dahin gegeben,
Iſt dieſes Brot, iſt dieſer Wein.

So oft du kommſt, will Ich dich laben,
So oft du kommſt, gedenke mein;
Denn Ich, dein Gott, in dieſen Gaben
Als Gott und Menſch kehr' bei dir ein.
Haſt du mich liebend aufgenommen,
So geh' zum Kampf gerüſtet hin,
Und heil'ge dich und ſei vollkommen,
Weil Ich, dein Gott, vollkommen bin.

Ich bin bei dir bis zu dem Ende,
Mein Tod verſöhnt des Vaters Zorn,
Mein Segen füllet deine Hände,
Mein Leben iſt dein Lebensborn.

Nun geh', und halte deine Krone,
Die bräutliche, im Glauben rein,
Dann wirſt du einſt auf meinem Throne
Auch meine Braut im Schauen ſein.

Zur Matutine.

„Hic est panis qui de coelo descendit. Qui manducat hunc panem, vivet in aeternum.“
Ev. Jo. 6.

Noch iſt nicht erſtanden die Sonne,
Doch jubelt die ſelige Welt
In ſüßer Erwartung, voll Wonne
Entgegen dem ſiegreichen Held,
Der heut im Triumphe durchwallet
Das Reich, ſo entſproß ſeinem Blut,
Vom jauchzenden Hymnus umhallet:
Triumph dem Hochwürdigſten Gut!

Das Lob, das durch alle Aeonen
Von himmliſchen Geiſtern erklingt —
Das Lob, das auf goldenen Thronen
Die Schaar der Gekröneten ſingt —
Das, Seele, mit bebendem Munde
Frohlock' unermüdlich wie ſie;
Heut preiſ' mit den Engeln im Bunde
Das Wunder der Euchariſtie.

O ſelige Kirche, du feierſt
Den Brautzug im feſtlichen Reihn,
Mit Roſen und Weihrauchduft ſchleierſt
Du vor dem Geliebten dich ein.
Er kommt von dem ewigen Hügel,
Wo blutend als Lamm Er geruht;
Er kommt auf der Liebesglut Flügel
Im ſüßen Hochwürdigſten Gut.

O ſchaue mit trunkenen Blicken
Den göttlichen Bräutigam an,
Empfange mit ſtillem Entzücken
Den Segen, den Er dir gewann.
O Er, den die Engel umſchweben,
Dem Seraphim huldigen, ſieh!
Er Selbſt hat Sein Selbſt dir gegeben
Im Wunder der Euchariſtie.

Dir iſt es vergönnet zu hegen
Dies Kleinod, der Liebe Juwel,
In bräutliche Seelen zu legen
Das göttliche Lamm ohne Fehl,

Die Herzen in Lieb' zu entzünden
Für Ihn, der ſie liebet mit Glut,
Und der ſich aus Liebe läßt finden
Im ſüßen Hochwürdigſten Gut.

O Kirche, wie biſt du begnadet!
Du trägſt das Altarsſacrament,
Im göttlichen Blute gebadet,
Zum Ziel, das alleine Er kennt.
Du wandelſt voll Lieb' und Vertrauen,
Die Er dir in Gnaden verlieh,
Um einſt in der Glorie zu ſchauen
Den Gott — ſtatt der Euchariſtie.

Zu Laudes.

„Deus charitas est.“ *I Joann. IV, 16.*

Liebe weiß von keinen Schranken!
Nicht zu meſſen durch Gedanken,
Nimmt ſie ihren Wunderlauf,
Steiget zu der Seele nieder,
Schwingt mit ihr vereinigt wieder
In den Himmel froh ſich auf.

Liebe weiß von keiner Enge!
Zahllos will der Gaben Menge
Sie in Gnadenflut verleihn.
Hat ſie dann nichts mehr zu geben,
Giebt ſie liebend ſelbſt ihr Leben,
Haucht die eigne Seele ein.

Liebe weiß von keiner Sünde!
Freudig ſchlingt die Opferbinde
Um die Stirn ſie am Altar;
Will als Opfer gern verbluten,
Um zu löſchen Höllengluten,
Drin die Welt gefangen war.

O mein Heiland, mein Befreier,
Mein Erretter, Vielgetreuer,
So iſt Deiner Liebe Macht:
Kamſt für mich vom Gottesthrone,
Wardſt für mich zum Menſchenſohne,
Gingſt für mich durch Erdennacht.

Biſt für mich auf's Blut geſchlagen,
Haſt für mich das Kreuz getragen
Und des Purpurmantels Spott —
Haſt für mich Dein reines Leben
Wie ein Sünder hingegeben,
O mein Heiland, Du, mein Gott!

Wollteſt dann nach all dem Leiden
Nicht von meiner Seele ſcheiden!
Als Du auffuhrſt himmelwärts,
Ließſt Du mir, o Welterneuer,
In des Sacramentes Feier
Meines Gottes ganzes Herz.

Gönnteſt mir der Engel Speiſe,
Schlicht verhüllt nach irdiſcher Weiſe,
Ew'gen Lebens wahren Quell;
Haſt Dich erſt für mich verzehret,
Haſt mich dann mit Dir genähret,
Treueſter Emmanuel.

Laß, o laß Dein Blut mich trinken,
Mich im Wonneſchmerz verſinken,
So geliebt von Dir zu ſein.
Dir getreu laß mit Verlangen
Kreuz wie Kronen mich umfangen,
Denn ein Gott, ein Gott iſt mein!

Zur Prim.

„**Praebe, fili mi, cor tuum mihi.**“
Prov. XXIII, 26.

Mein Herze willſt Du haben?
O Herr, es iſt zu ſchlecht!
Geziert mit Meinen Gaben,
Da wird es gut und ächt.

Es kann ja nichts Dir geben,
Als Aſche ſtatt der Glut.
Ich werd' es neu beleben,
Ich tauch' es in Mein Blut.

Bethaut von bittern Zähren,
Verlor es Glanz und Schein.
Ich werde es verklären
In all den Thränen mein.

Die Sünde hält's umwunden
Mit finſtrer Nacht und Tod.
Ich berg's in Meinen Wunden,
Da wird es roſenroth.

Es hat ja ganz verloren
Den rechten Weg zu Dir.
Am Kreuze neu geboren,
Da zieh ich es zu Mir.

Es ſucht zu widerſtreben,
Vom langen Trotz geſtählt.
Mein Liebesdurſt wird geben,
Was ihm an Liebe fehlt.

Es iſt in Gram verſchleiert,
Ihm fehlt der Unſchuld Glanz.
So werde es erneuert
Durch Meinen Dornenkranz.

Mit Undank Dein Erbarmen,
Mit Schuld lohnt Dir's ſein Glück.
Mit ausgeſpannten Armen
Wink' Ich's zu mir zurück.

Wie magſt Du, Herr, nur finden
An ſolchem Elend Reiz?
Du fragſt? — für ſeine Sünden
Hing Ich am blut'gen Kreuz.

An Deinem Liebesſchmerze
Zerſchmilzt die Seele mir.
Dann gieb Mir, Kind, dein Herze,
Mein eignes nimm dafür.

Zur Terz.

„Ecce, ego vobiscum sum omnibus diebus."
Matth. 23, 20.

Du biſt bei mir alle Tage —
Und ich zage!
Herr und König meiner Seelen,
Könnte Deine arme Magd
Wohl ein größer Glück ſich wählen.
Als dies Wort ihr zugeſagt?

Iſt es nicht des Himmels Freude,
So der Engel mit ihr theilt,
Daß im Glücke, wie im Leide
Nahe ſtets ihr Gott verweilt?

Daß an ſeines Altars Stufen
Liebend er ſie ſtets empfängt,
Daß ſie nahn darf ungerufen,
Wenn ihr Herz zu ihm ſie drängt?

Daß ſie in vertrauter Stille,
Die kein Erdenlärm verſtört,
Aus des Herzens vollſter Fülle
Zu ihm ſpricht und auf ihn hört?

Daß ſie ihre tauſend Sünden
Weinend vor ihm offen legt,
Um Barmherzigkeit zu finden,
Wie Dein Herz, o Gott, ſie hegt? — —

O Geliebteſter der Seelen,
Nicht genug, daß Du mich liebſt,
Um für mich den Tod zu wählen,
Daß für mich Dein Blut Du giebſt —

Nein! Du König aller Welten
Trittſt in meines Herzens Schrein,
Wie ein König zu den Zelten
Einer armen Hirtin ein.

Senkſt voll ſüßer Gnade ſtille
Dich in meine kalte Nacht,
Daß mein Herz an dieſer Fülle
Deines Herzens ſich entfacht.

Daß von Deiner Glut ein Funken
Heil'ger Lieb' in ihm entbrennt,
Daß von ſolcher Wonne trunken
Es vom Erdenglück ſich trennt.

Daß von Deiner Liebe Wogen
In der Gnade Ozean
Still verſinkend fortgezogen,
Es der Welt ſei abgethan.

O ſo laß in Wonneſchmerzen
Mich geliebet untergehn,
Gieb mir Tod in Deinem Herzen,
Und mit Dir das Auferſtehn,
Ach, und ſage:
Wir ſind Eins für alle Tage!

Zur Sext.

„Ecce, sto ad ostium, et pulso.“ *Apoc. III, 20.*

Du biſt in Deine Welt gekommen,
Zu lieben ſtiegſt Du niederwärts,
Doch iſt zu keiner Lieb entglommen
Der Menſchen Bruſt von Stein und Erz.

Du ſchufſt die Welt mit Deinem Worte
Und bateſt doch: O laßt mich ein!
Und klopfteſt lind an manche Pforte
Und lauſchteſt lang auf das Herein.

Dein Kleid war roth vom Keltertreten,
Dein Haar war feucht vom nächt'gen Thau,
Voll Blut die Hand — vom Dornen jäten,
Und wund der Fuß — vom Pfad ſo rauh.

Daß Du für ſie die Pein gelitten,
Und lebteſt, ſtarbeſt als ein Knecht,
Sie achtet's nicht — trotz Deiner Bitten!
Des Bettlers Bitte ſcheint ihr ſchlecht.

Nur Wenige haſt Du gefunden,
Die Leuchte brennend in der Hand,
Wachſam bereit zu allen Stunden,
Geſchürzt zur Reiſe das Gewand;

Bereit voll heiligem Verlangen,
Zu pilgern in's gelobte Land;
In Dir das Paſcha zu empfangen,
Des ew'gen Lebens Unterpfand.

Und dieſe Deine Gnadenkinder
Du ladeſt heut ſie wieder ein,
Mit Dir vereinigt Ueberwinder
Von Welt und Fleiſch und Tod zu ſein.

Im himmelblauen Kleide heute,
Im Kranz und mit der Krone Zier,
Begrüßeſt zärtlich Du die Bräute,
Die einſt Dir öffneten die Thür.

Und heißt ſie wandeln in dem Reigen,
Der Deines Thrones Stufen kränzt;
Bis ſich der Bilder Schatten neigen,
Der ew'ge Tag für ſie erglänzt.

Zur Non.

„Aperi mihi.“ *Cant. 5, 2.*

„Thu' Mir auf" —
Nicht das Ohr, um einzuſaugen
Ew'ger Lehren weiſen Klang;
Nicht zum Troſte deine Augen,
Wenn der Weltwuſt in ſie drang —

Nicht den Geiſt, wenn ihm zerſtieben
End' und Anfang ſeines Seins,
Wenn das Nichts ihm iſt geblieben
Nach der wilden Jagd des Scheins.

Nein! denn Ich will bei dir bleiben,
Ich will heimiſch bei dir ruhn!
Friedige das laute Treiben,
Dämpfe dein geſchäftig Thun.

Thu' Mir auf dein tiefſtes Herze,
Weit auf, wie es ſich gebührt,
Wie das meine ſich im Schmerze
Aufthat, von dem Speer berührt.

Thu' Mir auf und Mir alleine,
Keinen Göttern neben Mir!
Bin Ich nicht für dich der Eine,
Bin Ich Nichts in Wahrheit dir?

Thu' Mir auf zu dieſer Stunde,
Feſt entſchloſſen laß mich ein,
Wenn du Meiner Lanzenwunde
Balſam willſt und Heilung ſein.

Thu' Mir auf — und tauſch' zum Lohne
Ueberreich den Himmel ein;
Giebſt du Mir dein Herz zum Throne,
Will Ich Selbſt dein Himmel ſein.

Zur Prozeſſion.

„Quis est iste Rex Gloriae?“

Geebnet die Wege! geöffnet das Thor!
Es naht mit dem König ſiegjubelnd der Chor.
Was Stimme hat, lobe und preiſe ihn laut!
Was Schmuck hat, das ſchmücke ſich froh mit der Braut!

O ſenkt euch, ihr Hügel, ihr Berge euch neigt!
Ihr Donner und Stürme und Wellen, o ſchweigt!
O Sonne, entſende den lieblichſten Schein,
Der König der Glorie, der Herrſcher zieht ein.

Ihr glücklichen Seelen im ewigen Licht,
Ihr Heil'gen im Himmel, mißgönnt ihn uns nicht!
O freut euch, ihr Engel, im neunfachen Reih'n,
Der König des Weltalls — Er zieht bei uns ein.

Es dufte die Blume von Wohlgeruch reich,
Es wölbe zum Dom ſich der Baum und der Zweig,
Es ſinge Hoſanna die ganze Natur,
Ihr Schöpfer und Herrſcher durchwandelt die Flur!

O Herzen der Menſchen, wie jubelt denn ihr? —
„Er iſt der Befreier — Befreite ſind wir!
Er iſt unſer König — wer dient Ihm nicht gern,
Dem Knechte aus Liebe, dem gütigſten Herrn!“

O Andacht, wie Weihrauch ſteig' auf himmelwärts!
Glüh' rein wie die Kerzen, du gläubiges Herz!
Du ſelber heut werde zum hehren Altar,
Drauf bringe dich ſelber zum Opfer Ihm dar.

Mein Heiland und König, was kehreſt Du ſchon
Zum Zelte zurück, zu der Liebe Thron?
Wohl iſt's Deine Luſt, bei den Menſchen zu ſein,
Drum ſchließt in den Kerker die Sehnſucht Dich ein.

Im Feuer der Liebe Dein Herze dort brennt,
Mit Flammen, wie nimmer die Erde ſie kennt,
Bereit zu ergießen die göttliche Glut
In's Herz, das ſich ſehnt nach der läuternden Flut —

Bereit zu verſenken Dein himmliſches Sein
In's Mark unſrer Seele, in's tiefſte hinein —
Bereit zu verlieren Dich ganz und gar
In's Menſchenherz, das ſo oft treulos Dir war!

O weile, Gefangner der Liebe, verweil',
Du Held in der Liebe, Du einziges Heil!
O kette an Dich uns! O zieh' uns zu Dir —
Du biſt der Erlöſer — Erlöste ſind wir!

Zur Vesper.

„**Fortis est ut mors dilectio.**“ *Cant.* **8, 6.**

Er naht — er naht der finſtre Bote,
Er hat die Hand nach mir geſtreckt.
Wer weiß, ob mit dem Abendrothe
Nicht ew'ge Nacht die Wimper deckt;
Ob nicht am Auge ſtarr gebrochen
Die letzte Thräne hangen mag;
Ob nicht das Herz nach langem Pochen
Geſchlagen hat den letzten Schlag.

Wie iſt er ſtark — der Tod! Zu Schanden
Vor ihm wird all des Geiſtes Witz;
Wo trotzig ſtolz die Kraft geſtanden,
Er ſchmettert nieder ſie wie Blitz.
Wo üppig blüht des Lebens Fülle,
Berührt von ihm — in Staub ſie fällt;
Die reichſte, ſchönſte Hoffnung ſtille
Als Leiche in dem Arm er hält.

Wie iſt er ſtark — der Alles beuget!
Das hellſte Licht vor ihm erbleicht,
Die keckſte Lippe vor ihm ſchweiget,
Der kühnſte Sieger vor ihm weicht.
Wie iſt er ſtark! Der Schöpfung Krone,
Das Meiſterwerk — er ſchont es nicht,
Der ungerührt mit kaltem Hohne
Die Seele von dem Leibe bricht.

O ſüßer Herr des Lebens,
So mächtig iſt der Tod!
Wir fliehn vor ihm vergebens,
Mit Recht von ihm bedroht.
Doch ſeinem finſtern Walten
Genüber ſteht Dein Wort,
Daran will ich mich halten
Durch all' die Nächte fort.

Du großer Ueberwinder
Stehſt an des Grabes Rand,
Und retteſt Deine Kinder
Hinein in's ew'ge Land.

Das Blut an Deinem Kreuze,
Rubin- und Roſenroth,
Mit himmliſch ſüßem Reize
Verkündet nicht den Tod.

Es kündet neues Leben,
Der Liebe Leben an,
Die Kraft ſoll es mir geben,
In der Dein Herz zerrann.
Die Seele ſoll geſunden,
Im Blute ſich erneun;
Der Tod ſoll überwunden,
Die Sünde nicht mehr ſein.

Wenn drum mit kühlem Schauer
Der dunkle Tod mich ſchreckt,
So werde ohne Trauer
Der Leib mit Staub bedeckt.
Das Aug', das thränenfeuchte,
Es ſchließe ſtill ſich zu,
Das ew'ge Licht erleuchte
Ihm ſeine Grabesruh.

Doch dann, o Herr, laß wehen
Dein königlich Panier,
Dann ruf' zum Auferſtehen,
Die Seele ruf' zu Dir.
Wie Du mit Deiner Liebe
Für mich den Staub beſiegt,
Gieb, daß zu Dir aus Liebe
Auf von dem Staub ſie fliegt.

Zur Complet.

„Ego dormio, sed cor meum vigilat.“ *Cant.* 5, 2.

Zurückgekehrt iſt Er zu den Altären!
Des Tabernakels enges, dunkles Zelt
Umſchließt ihn, den der Thabor ſah verklären,
Der mit dem Finger trägt die ganze Welt.

Das Menſchenauge, überhüllt vom Staube,
Gewahret nur das zarte Opferbrot;
Den Gott gewahrt das Seelenaug’, der Glaube,
Wie Du die Sonne ſiehſt im Morgenroth.

Da ruht Er willenlos, Er, deſſen Werde
Das All der Welten aus dem Nichts gemacht;
Da ruht der Hirt inmitten ſeiner Heerde
Und ſcheint zu ſchlummern — doch ſein Herze wacht.

O heil'ger Sehnſucht volle Seele ſchmiege,
Schmieg' feſt dich an dies treue Gottesherz,
Nimm's auf in deines! Sonſt nicht geht's zum Siege,
Sonſt taumelſt kraftlos du ſtets erdenwärts.

Sieh jene Leiter, deren goldne Sproſſen
Vom Erdenſtaub zum Himmelsthore ſtehn;
Sieh die Geſtalten, die von Licht umfloſſen,
Umkränzt von Strahlen, ſelig aufwärts gehn.

O ſieh die hellen ſilberweißen Schleier,
Durchblinkt von ihrer Herzen Roſenglut!
Sie iſt entzündet an dem Liebesfeuer
Des Herzens, ſo auf dem Altar dort ruht.

Das hauchte ihnen jene Naphthafunken,
Die unauslöſchlichen, für's Leben ein,
Als ſie, vom Sacrament der Liebe trunken,
Sich badeten in Blut und Myrrhenwein.

Das zog ſie fort und fort auf Himmelspfade,
Das macht zu Märtyrern der Liebe ſie —
Die Heiligen, die Lieblinge der Gnade,
Entſproſſen ſind ſie der Euchariſtie.

Feſt der Geburt des h. Johannes des Täufers.

„Ecce Agnus Dei.“ *Ev. Joann. I, 36.*

Du haſt Ihn uns verkündet,
Du riefſt: „O Gotteslamm,
Das eine Welt entſündet!“
Als Er zum Jordan kam.
Doch nie zuvor begrüßte
Dein Aug' den Menſchenſohn,
Du lebteſt in der Wüſte
Seit deiner Kindheit ſchon.

Denn als dich noch getragen
Verhüllt der Mutter Schooß,
Begann für dich zu tagen
Dein wunderbares Loos.

Du Knabe warſt erkoren,
Von jeder Sünde rein,
Noch ehe du geboren,
Geheiliget zu ſein.

Drum flohſt du in die Wüſte,
In's Terebinthen-Thal,
Beſiegteſt die Gelüſte
Von Welt und Fleiſch zumal.
Und durch dein Büßerleben,
Allein, mit Gott allein,
Ward dir die Macht gegeben,
Sein Morgenſtern zu ſein;

Am Jordan zu erkennen,
Der iſt, eh' Abram ward,
Lamm Gottes Ihn zu nennen,
Den Golgatha erharrt;
Die ewigen Geſchicke
Klar wie den Tag zu ſehn,
Weil nur des Heiligen Blicke
Das Heilige verſtehn.

Feſt der hh. Apoſtel St. Petrus und St. Paulus.

„Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam — — et tibi dabo claves regni coelorum.“ *Ev. Math. XVI, 18—19.*

Wie Alpengipfel auf zum Himmel ſchießen,
Und Berg und Hügel, Thal und Wald und Aun,
Rings lagernd hin um die granitnen Rieſen,
Jahrtauſende der Veſte ſich vertraun; —
Und wie die weißen Gipfel blendend ragen
In's Himmelblau mit ihrem Helm von Schnee,
Und ewig Licht auf ihrer Stirne tragen,
Den Sternen nah, entrückt dem Erdenweh:

So ſtehn ſie da die beiden Glaubensrieſen,
Der Kirche Pfeiler, Männer von Granit!
Mit Schwert und Schlüſſel ſind ſie angewieſen,
Zu gehn durch alle Welt im Siegerſchritt.

Der Schlüſſel deutet uns der Sendung Erben:
Nur was er löſet — das geht himmelwärts.
Das Schwert ſagt: Ohne Liebe bis in's Sterben
Wär' all des Glaubens Werk ein tönend Erz.

Apoſtelfürſt! was war's, das dich erkoren,
Zum Fundament und Haupt der Kirche ſetzt?
Heißblüt'ger Fiſcher! warſt du nicht verloren
Durch Trotz und Scheu? — und biſt der Hirte jetzt,
Der ſichtbar an des Unſichtbaren Stelle
Die Heerde weidet — und die Brüderſchaar
Stärkt an des Glaubens nie verſiegter Quelle,
Die durch die Zeiten ſtrömet rein und klar.

Sein Wille war's! Das Aug des Herrn erkannte
Dein feurig Herz — und als der heil'ge Geiſt
Mit ſeiner Glut es taufte, da entbrannte
Zur Lieb' es, die herab die Gnade reißt.
So mächtig war, Gewaltiger, die Gnade,
Die ringsum dich mit Gottes Kraft umfloß,
Daß, wo ſich Kranke nahten deinem Pfade,
Dein bloßer Schatten Heilung auf ſie goß.

Sein Wille iſt's! — In dem gewaltgen Schatten
Da iſt auch heut der Heerde ſichre Hut,
Da weidet ſie auf ewig grünen Matten,
Da ſtillt das Lebenswaſſer Durſtes Glut.
Und kommen Kranke — o wie friſch erheben
Sie Geiſt und Herz nach langer ſchwerer Pein.
Der ew'ge Hirte haucht ein ewig Leben
Dem Stellvertreter ſeines Amtes ein.

Und du, o Paulus, hoher Glaubensbote,
Du Völkerlehrer! dein beſiegend Wort
Gewinnt der frohen Botſchaft Geiſtigtodte,
Dem Sclaven und dem Fremdling einen Hort.
In der Entzückung warſt du hingeriſſen
Zu Wonnen, die kein ſterblich Aug' geſehn,
Doch mußteſt du in Kreuzes Finſterniſſen
Durch alle Qualen der Verſuchung gehn!

Was du für's Evangelium gewonnen,
Das ſchließt der einen Heerde feſt ſich an;
Die Offenbarung ſtrömt aus einem Bronnen,
Und Alle glauben, kämpfen wie ein Mann

Für den Gekreuzigten, der auferſtanden
Aus ſeinem Grabe in den Himmel flog,
Und aus der Lüge und der Sünde Banden
Empor die Seelen an ſein Kreuze zog;

In jenes Reich, zu deſſen Strahlenthoren
Nur ein Weg führt, die nur ein Schlüſſel ſprengt!
Wer da nicht geht, der hat den Weg verloren,
Wer da nicht anklopft — was iſt dem verhängt?—
O glücklich wir, die wir die Pfeiler ſchauen,
Apoſtel zwei, auf denen ruht der Dom!
Die wir dem Schlüſſel und dem Schwert vertrauen,
Dem Hirten und dem heil'gen Wort zu Rom.

Feſt der Heimſuchung Mariä.

„**Benedicta tu inter mulieres.**“ *Ev. Luc.* 1, 42.

Wem rauſcht ſo melodiſch die Palme,
Wem rieſelt ſo fröhlich der Bach,
Wem neigen ſich Blumen und Halme,
Wem beugt ſich die Ceder zum Dach,
Wem lacht in ſo ſonnigem Strahle
Die grünende duftende Au? —
Sie kommt über Berge und Thale
Sie kommt, Unſre Liebe Frau!

Die Vögelein ſingen ihr Grüße,
Die Morgenluft küßt ihre Hand,
Es küßt ihr das Kräutlein die Füße,
Der Thau küßt den Saum am Gewand.

Und Eilande fern in den Meeren,
Und Sterne im himmliſchen Blau
Erwiedern, die Pilgrin zu ehren,
Den Gruß Unſrer Lieben Frau.

Sie wandelt — und wo ſie geſchritten,
Da blühet es wunderbar,
Und herrlich geht ſie inmitten
Der Engel unſichtbarer Schaar.
Denn wie vor der Sonne erbleichen
Die Sterne zu ſilbernem Thau,
So müſſen die Himmliſchen weichen
Dem Glanz Unſrer Lieben Frau.

Jetzt naht ſie der gaſtlichen Schwelle,
Eliſabeth ſteht in der Thür,
Vom Geiſte erfüllet zur Stelle,
Tritt ſie zu Maria herfür.
Und ſelig den Gaſt ſie empfahet:
Wie kommt mir das Glück, daß ich ſchau
Die Mutter des Herrn, daß mir nahet
Der Frauen geſegnetſte Frau!

Und ſiehe! Das Kind, das umfangen
Von Schleiern des Herzens ſie trägt,
Das drängt ſich mit Liebesverlangen
Zu Ihm, daß es ſehnend ſich regt.
Der heilige Geiſt, der ſie Beide
Erfüllt mit prophetiſcher Schau,
Frohlocket mit ſeliger Freude
In Unſerer Lieben Frau.

Sie bringt ja zu gläubigen Seelen
Den Heiland der Welt, ihren Sohn.
Vergangene Zeiten erzählen
Ihr herrliches Gnadenloos ſchon.
Und äll' die Geſchlechter lobpreiſen,
Bis tief in der Zukunft Grau,
Raſtlos in des Jubels Weiſen
Das Heil Unſrer Lieben Frau.

O trage aus himmliſchen Höhen,
In Fülle der ſeligen Ruh,
Das Heil, das der Täufer geſehen,
Auch uns, deinen Gläubigen, zu.

Denn du biſt noch immer beladen,
Du Roſe, mit myſtiſchem Thau,
Du Mutter der göttlichen Gnaden,
O du Unſre Liebe Frau!

Feſt der heiligen Büßerin St. Maria Magdalena.

„Surgam“ — *Cant. 3.*

Sie hat geglaubt — ihr Glaube gab ihr Frieden,
Sie hat geliebt — ihr iſt die Schuld verziehn,
Sie hat gebüßt! — kein Aug' ſah je hienieden
So heißer Buße Flammenſchmerzen glühn.

Als ſie in Thränen aufgelöst, von Reue
Zermalmt zu ihres Heiland's Füßen lag,
Und Er ſie nicht verſtieß — da ging auf's Neue
Vor ihrer dunkeln Seele auf der Tag.

Da ſtand ſie auf — und den Juwel der Liebe,
Den immer ſie geſucht und nirgends fand,
Weil er verfinſtert war von Staubestrübe —
Den hielt urplötzlich ſie in ihrer Hand.

Da ſtand ſie auf aus allen ihren Sünden,
Wie aus dem Kerker geht die Königin;
Und all die Flitterſchlingen, die ſie binden,
Wirft ſie für den Juwel der Liebe hin.

Da ſtand ſie auf — und ging mit Ihm zum Kreuze
Und leert den herben Kelch auf Golgatha.
Wohl abgebüßt hat ſie die Erdenreize,
Als ſie von Seinem Blut bethaut ſich ſah!

Da ſtand ſie auf — und ſucht die heil'ge Leiche,
Und weint im Garten an der leeren Gruft,
Bis der Erſtandne vor die Thränenbleiche
Mildlächelnd tritt und ſein „Maria!“ ruft.

Da ſtand ſie auf — und warf in's Läutrungsfeuer
Der Buße ſich, ſo wie der Phönix thut;
Den Flammentod begehrend, um in neuer,
Erhöhter Kraft zu ſteigen aus der Glut.

Da ſtand ſie auf — aus himmliſchen Viſionen,
Die ſtrahlend durch ihr Büßerleben wehn,
Um ſchmerzgereinigt zu des Himmels Thronen
Als Phönix heil'ger Liebe einzugehn.

Feſt des heiligen Ordensſtifters St. Ignatius von Loyola.

„Ecce, ego mitto vos sicut agnos inter lupos."
Ev. Luc. 10, 3.

Seit Lucifer von ſeinem goldnen Stuhle
Aus ew'gem Lichte in den Abgrund fiel,
Kennt er ein Labſal nur im Feuerpfuhle,
Nur eine Luſt iſt ihm ſein Spiel und Ziel:
Haßt er ſich ſelber auch — er kann nicht ſterben —
So haßt er denn das Licht, das er verließ,
Und ſucht in ew'ger Nacht Die zu verderben,
Die Gott ſtatt ſeiner zu dem Lichte wies.

In alle Geiſter, die von Hochmuth trunken
Ihm folgten in ſein nächtliches Gebiet,
Weiß er zu hauchen ſengend heiße Funken
Vom Haſſesheerd, der ihm im Buſen ſprüht.

Sind ſie entbrannt, ſo ſchickt er die Genoſſen
In Schaaren dort, vereinzelt da und hie
Zur Erde, und wo Todesfrüchte ſproſſen,
Da haben ſie gewirkt, da ſäten ſie.

Und immer gleiten ſie wie glatte Schlangen
Ganz leiſe in die unbewachte Bruſt,
Und wecken nach Verbotenem Verlangen
Und ſtacheln auf die dreifach böſe Luſt,
Und ziſchen mit geſpaltnen, gift'gen Zungen
Das alte Zauberlied: „Wirſt ſein wie Gott!“
Und ſchleppen Den, der that, wie ſie geſungen,
Zum Höllenabgrund hin mit Fluch und Spott.

Doch eine iſt es unter dieſen Schlangen,
Die trägt ein gülden Krönlein auf dem Haupt,
Die ſpielt den König, weiß geſchickt zu fangen
Den, der an ihre falſche Hoheit glaubt.
Dem Reich des Lichts, mehr als Barbarenhorden,
Bringt ſie Gefahr — denn ſie entlarvt ſich nie;
Und Niemand weiß die Seelen ſo zu morden,
Wie dieſer Schlangenkönig Häreſie.

O ihr, von eurem Herrn als geiſt'ge Sonnen
Hoch auf den Leuchter Allen vorgeſtellt,
Iſt euer Licht in Irrlichtſchein zerronnen,
So legt ſich Todesſchatten auf die Welt;
So wächst der Schierling da, wo Roſen ſtanden,
Der Upasbaum — wo ſonſt ein Palmenhain,
Und wo ſich Reben um die Ulme wanden,
Da wuchert das Schmarotzerunkraut drein.

Und Nebel lagern ſich mit Moderdüften
Auf's unbebaute ſumpfige Gefild,
Bebrüten Molch und Schlange in den Klüften
Verirrter Seelen! — O welch trübes Bild!
Und doch ſo treu! Denn in dem Prieſterthume
Fand Lucifer Genoſſen ſeiner Wuth,
Wie in dem Silberkelch der Lilienblume
Zu niſten wagt des eklen Wurmes Brut.

Die grüßt der Schlangenkönig als die Seinen,
Schlüpft in ihr Herz, daß es voll Trotz ſich bäumt,
In ihren Geiſt, auf daß ſie ſtolz verneinen,
Und in ihr Blut, das frechbegierlich ſchäumt.

Und Ueberläufer aus dem Reich des Lichtes,
Genügt der eigne Abfall ihnen nicht;
Uneingedenk des eignen Strafgerichtes
Ziehn ſie Millionen mit in das Gericht.

Du hellſte eine jener geiſt'gen Sonnen,
Ignatius, o Sionswächter du!
Erſtrahlend von der Wahrheit Lichtesbronnen,
Führſt du den Lichtſtrom Millionen zu.
In deinem Strahl, an deiner Glut erglühen
Nun Roſen, wo der Schierling einſt getrotzt,
Und ſtatt des Upasbaumes — Palmen blühen,
Und Traub an Traube an der Rebe ſtrotzt.

So ſendeſt deine Söhne du in Schaaren,
Gewalt'ge Schnitter, auf das Erntefeld,
Um Gottes Glaubensſegen treu zu wahren
Bei allen Saaten in der weiten Welt.
Stark im Gehorſam laſſen ſie ſich ſenden,
Mit reichen Garben kommen ſie zu dir;
Die Sichel in den thatenvollen Händen,
Das iſt ein Kruzifix und ein Brevier.

Feſt des heiligen Martyrers
St. Laurentius.

„Qui odit animam suam in hoc mundo, in vitam aeternam custodit ea." *Ev. Jo. 12, 25.*

Sind es Roſen duftig blühend,
Um des Feſtes Saal zu ſchmücken?
Sind's Rubinen köſtlich glühend,
Königsbräute zu entzücken?
Meeresblumen dort, Korallen,
Die an goldnen Schnüren ſtrahlen?
Iſt's der Sammetpolſter wallen,
Drauf die Purpurdecken prahlen,
Drum die Sommerlüfte weben,
Drum die Balſamdüfte ſchweben,
Das die Engel rings umgeben?

Hier mit ſchlanken Palmenzweigen,
Dort mit weißem Lilienſtengel,
Da mit Fahnen, die ſich neigen,
Schweben ſie, die holden Engel!
Ihre Harfen ſüß erklingen,
Und die Flöten weich ertönen —
Iſt das nicht ein himmliſch Singen,
Das ſich löst in Wonnethränen?
Reich geſchmückt auf's Allerbeſte
Iſt der Platz zum frohen Feſte —
Doch — wo ſind die Hochzeitsgäſte?

Sieh! ein Jüngling kommt gegangen,
Neben ihm die wilden Schergen,
Aber er kann ſein Verlangen,
Seine Seligkeit nicht bergen,
Einen Martertod zu finden,
Sich als Chriſten zu bekennen,
Sich mit Jeſu zu verbinden,
Um ſich nie von ihm zu trennen.
Und ſie zerren um die Wette
Nieder ihn zur Purpurſtätte! — —
Weh! ein Roſt! — ein Feuerbette! —

Wie das ziſcht und glüht und rauchet!
Solche Qual ward nie erfunden —
Doch Laurentius meint, er tauchet
In das Blut aus Jeſu Wunden,
Um in dieſem Strom der Gnaden,
Der das Irdiſche verzehret,
Seine Seele kühl zu baden,
Während Pein den Leib verheeret —
Um dem Gotteslamm zur Seite
Einzugehn im Hochzeitskleide
Zu des Himmels ſel'ger Weide.

Feſt der Himmelfahrt Mariä.

„Assumpta est Maria in coelum, gaudent Angeli."

O Wonnetag der ganzen Erde,
Voll heißem Flehn und Jubelſchall;
O Freudentag der Himmelsheerde,
O Gnadentag den Sündern all!
Maria ſchwebt zum Gottesthrone
Von Engelhand getragen hin,
Empfängt vom Sohn die ew'ge Krone,
Maria iſt nun Königin.

Nun weben ſtrahlend ihr die Sterne
Das Diadem um's Angeſicht!
Als Schemel ihres Fußes gerne
Dient ihr des Mondes mildes Licht.

Die Sonnen ſchmelzen weich zuſammen
In Morgenroth und Abendgold,
Und weben aus den Roſenflammen
Ihr einen Mantel wunderhold.

Wie ſchöne Schmetterlinge ſchweben,
Beſeligt in der Sonne Strahl,
So huldigen ihr mit Freudebeben
Die Engelſchaaren allzumal.
Mit lilienreinen Händen halten
Sie ihres weiten Mantels Rand,
Und breiten ſeine lichten Falten
Beſchützend über Meer und Land.

Den Thron erbauen ſie aus Roſen,
Aus Palmen einen Baldachin,
Der goldnen Harfen ſüßes Koſen,
Melodiſch weht's durch Blumen hin.
Als Teppich dient der Regenbogen,
Entſtiegen aus den Thränen lind,
Die ſtill in lauter Wonne Wogen
Der Engel weint um's Menſchenkind.

O Menſchenkind, ſieh deines Gleichen
Auf ew'gem Thron im Königskleid!
O ſieh der Engel Glanz erbleichen
Vor ihrer Wunderherrlichkeit!
O ſieh, ein Weib aus Staub geboren,
Beherrſchend jetzt den Cherubin!
Ein Weib, das einſt die Welt verloren,
Jetzt — aller Himmel Königin.

Die Alten auf den goldnen Stühlen,
Die Seraphim in Liebesglut,
Unſchuld'ge Kindlein, die dort ſpielen
Im ewig heitern Kindesmuth,
Die Lehrer mit dem Honigmunde,
Propheten mit dem tiefen Wort,
Der Martyr mit verklärter Wunde,
Sie knien All' am Throne dort.

Der Jungfraun wundervoller Reigen,
Der Prieſter heil'ge Opferſchaar,
Der ew'gen Wahrheit treue Zeugen,
Die großen Büßer reueklar —

Sie jubeln durch die Himmelsweiten,
Zum Fuß des Thrones hingeſchmiegt:
Maria wollte für uns ſtreiten,
Maria hat für uns geſiegt!

Und Alle, die zum Kampf auf Erden
Mit hochgeſchwungnem Banner ziehn,
Und die, um heilig einſt zu werden,
Nicht vor dem Schmerz des Opfers fliehn,
Und die ſich auf das Kreuze lehnen,
Auf ihren Hort, mit heil'gem Trutz,
Und die nichts haben als nur Thränen —
Maria iſt ihr Aller Schutz.

Dann iſt noch Eine — die fleht ferne,
Im Schatten, wagt ſich nicht hervor,
Und ſchaut zum holden Meeresſterne
Mit ihrer armen Lieb' empor,
Und fleht: Zum ärmſten deiner Kinder
Sieh gnadenvoll und mildreich hin,
Du Königin der armen Sünder,
Denk an mich arme Sünderin!

Feſt des heil. Abtes und Kirchenlehrers St. Bernardus.

„Memorare, o piissima Virgo Maria.“ *St. Bern.*

Duftig ſteigt in Sarons Thale
Aus der grünen Blätter Pracht,
Wie Rubinen aus Smaragd,
Eine Roſ' im Sonnenſtrahle,
Und das goldne Licht der Sonnen
Und der Blume roſig Licht
Trennen ihre Flammen nicht —
Beid' in Liebe ſind zerronnen.

Eine Biene kommt geflogen,
Sucht ein ſüßes Honigmal;
Aber keine Blum' im Thal
Hat die Biene angezogen,

Als die Roſe — die alleine,
Ganz von Sonnenlicht durchwebt,
Selbſt ein Sonnenleben lebt —
Sie, die Gnadenvolle, Reine.

Denn Maria iſt die Roſe;
Und ein Jüngling hoher Art,
Demantfeſt und lilienzart,
Flieht der wilden Welt Getoſe,
Flieht der Erde wüſt Getriebe,
Ihre Nektarbecher ſchaal,
Ihre Blumenkränze fahl —
Sucht im Himmel ſeine Liebe.

Als Maria er gefunden,
Und durch ſie den Gottesſohn,
Herrſchend von des Kreuzes Thron,
Bleibt er ſüß mit ihr verbunden.
Wie die Bien', im Kelch verſunken,
Satt ſich ſchlürft am Blütenſtaub,
Heimwärts trägt den ſüßen Raub —
So von Liebe iſt er trunken.

Und er zieht die Schaar der Seinen
Zu der Gottesliebe hin,
Der fünf Brüder Kriegerſinn
Muß im Kloſter ihm ſich einen.
Glühend, daß er ſie gewinne,
Reißt ſein gottentflammtes Wort
Tauſende zum ſichern Port
Von Clairvaux in heil'ger Minne.

Und von ſeinem Honigmunde
Fließt ein neuer Flammenſtrom,
Als die Klage tönt von Rom:
Chriſten, ſeht die tiefe Wunde!
Seht das heil'ge Land in Ketten!
Wo das Kreuz, die Krippe ſtand,
Schaltet frech der Heiden Hand —
Chriſten auf, ihr müßt es retten!

Horch! Bernardus ruft zum Kreuze,
Und von heil'gem Muth entbrannt
Ziehet aus das Abendland —
O das Kreuz hat ſeine Reize!

Doch er wird hinauf gezogen,
Immer himmliſcher geſinnt,
Wie der Tropfen Thau zerrinnt,
Der die Sonne aufgeſogen.

Und in ſtrahlenden Viſionen,
In der Wunder hehrer Nacht,
Drin ihm taget ew'ge Pracht,
Mag nur ſeine Seele wohnen.
Stieg ſie mit des Aars Gefieder
Auf zur höchſten Sonnenbahn,
Sinkt zurück ſie, wie der Schwan,
Tönt verhallend ſüße Lieder.

Einen Regenbogenrahmen
Um das Kreuz und um ſein Herz,
Bilden ihm in Luſt und Schmerz
Jeſu und Mariä Namen.
Aufgelöst von heil'gem Sehnen
Vor dem Muttergottesbild,
Seufzt er: Jungfrau ſüß und mild —
Und verläßt dies Thal der Thränen.

Feſt der heiligen Wittwe und Ordensſtifterin St. Franciſca de Chantal.

„Inventa una pretiosa margarita abiit et emit eam.“ *Ev. Matth. 13, 46.*

Sie hat die Perle früh gefunden
Und treu in reiner Bruſt gehegt!
An reiches Glück der Welt gebunden,
Im vollen Kranz der Freudenſtunden,
Ward ſie von Gnade nur bewegt.

Ihr Auge hing am Himmelreiche,
Ihr Herz am Seelenbräutigam,
In Demuth trug ſie blut'ge Striche;
An des Gemahls geliebter Leiche
Stand ſie ergeben wie ein Lamm.

Nun war ihr Erdenglück zerronnen,
Nun tauchte ſie ihr ganzes Sein,
So wie der Aar in's Licht der Sonnen,
So wie der Schwan in Silberbronnen,
In Gottes heil'ge Liebe ein.

Und als noch ſchwache Stunden kamen,
Griff ſie zum glühend rothen Erz
Und brannte Jeſu ſüßen Namen
— Zu ihrer Opferung das Amen —
In Flammenzügen auf ihr Herz.

Nun iſt umſonſt des Vaters Bitte,
Der lieben Kinder flehend Wort;
Gott ruft ſie ab aus ihrer Mitte,
Und weinend ſtumm, mit feſtem Schritte
Geht über ihren Sohn ſie fort.

Sie, die ſo reich an allen Gaben,
An Lieb, an Schönheit — macht ſich arm,
Um an dem Reichthum ſich zu laben,
Der karg hier darbt, um dort zu haben,
Reich nur an fremder Noth und Harm.

Und wie ſie ſich der Armuth Schwelle
Zum Haus erwählt, der Tröſtung baar,
So ſchmiegt des ſtolzen Herzens Welle
Sie eng in des Gehorſams Zelle,
Gehorſam, wie's ihr Meiſter war.

Und Er, der ſagte: hundertfalten
Für das, was du Mir gabſt — geb' Ich! —
Er hat auch ihr ſein Wort gehalten:
Ein kraftvoll ſegenreiches Walten
Regt in dem frommen Hauſe ſich.

Für all das Gut, das ſie gegeben,
Giebt Er nun hundert Klöſter hin;
Statt in der Kinder Kreis zu leben,
Ihr nach erkorne Töchter ſtreben,
Der großen Ordensſtifterin.

Und ſtatt des Vaters ward zum Lohne
Ein Vater ihrer Seel' ertheilt,
Ein Heiliger, mit dem zur Krone
Des ew'gen Lebens vor dem Throne
Des Gotteslammes froh ſie eilt.

Feſt des h. Biſchofs und Kirchenvaters St. Auguſtinus.

„On veut trouver la vie dans ce qu'on aime."
Conf. III, 1.

Ein lodernd Herze, das mit ſeinen Flammen
An zwei der Ketten angeſchmiedet ſchwebt,
Die beide aus dem Durſt nach Liebe ſtammen,
Der unauslöſchlich in den Herzen lebt!
Zum tiefſten Abgrund reicht die eine Kette,
Und jedes Glied an ihr iſt glühend Erz,
Und Schlangen ſchillernd gleiten um die Wette
An dieſen Ringen auf- und niederwärts.

Ihr Ende ruht in ewig dunkeln Nächten,
Wohin kein Dämmerſtrahl des Lichtes fällt;
Ein finſtrer Engel in der rieſ'gen Rechten
Mit wildem Blicke krampfhaft feſt ſie hält.

Die and're Kette ſteigt in Demantringen
Empor zur Sonnenhöhe leuchtend klar,
Wie ſich des Weihrauchs Wolken aufwärts ſchlingen
Beim heil'gen Opfer vor dem Hochaltar.

Ihr Ende ſchwimmt in eines Seees Wogen,
Deß goldner Spiegel dehnt ſich ohne Strand;
Ein lächelnd Kind, zur ſtillen Flut gebogen,
Hält treu und feſt die Kette in der Hand.
Es ſchwankt das Herz an dieſen beiden Ketten,
Wie auf der Flut vor Anker ſchwankt der Kahn;
Es kann ſich droben — kann ſich unten betten:
In wahrer Liebe und im Liebeswahn.

O Elend erſten Abfalls! Jene Feſſel,
Die Martern bringt, die nimmer Ruhe gönnt,
Des Abfalls Sohn erwählt ſie frei! Die Neſſel
Drückt er in's Herz, die ihm das Herz verbrennt.
Wohl zuckt durch's Herz der ew'gen Schönheit Ahnen,
Nach Lieb' und Wahrheit ächzt die öde Bruſt,
Und dennoch wählt zur Hölle er die Bahnen,
Wählt ihre Feuerkette: böſe Luſt!

Der Stolz des Lebens und der Sinne Flammen,
Und falſchen Wiſſens Gier — des Geiſtes Fluch —
Sie ſchmieden jene Kette ſtark zuſammen,
Die Auguſtinus in Verzweiflung trug.
Er ringt, er ſchreit, er ſchmachtet nach dem Leben,
Das ohne Wechſel aus der Liebe quillt,
Und nähret doch ein heimlich Widerſtreben,
Das wegzuwerfen, was ſein Herz nicht füllt.

Doch, Sohn des Abfalls, biſt auch Sohn der Gnade!
Der gute Hirt folgt ſeinem Schäflein treu,
Bewachet ſorgſam all die irren Pfade,
Erſpähet, wann die Stunde günſtig ſei.
Kein Staubgeborner kennet die Sekunde,
Wo Gnade wie ein Bliß rührt irdiſchen Sinn,
Und wo der Wille reicht die Hand zum Bunde,
Und zu der Gnade ſpricht: Jetzt nimm mich hin!

Und auch für Auguſtinus kam die Stunde,
Die ſelige, wo er den Todesſchlaf
Abſchüttelte — und wo zum Höllengrunde
Die Schlangenkette fuhr — und wo der Sclav

Als Herrſcher einzog in die Stadt der Seele,
Und hinter ſich das Thor des Willens ſchloß,
Und mit dem Gnadenwaſſer ſeine Fehle,
Mit Reuethränen ſeine Schuld begoß;

Und wo ſein Herz, ein lodernd Liebesfeuer,
Für ewig an der Demantkette hing;
Und wo ein heil'ger Gram, der Reue theuer,
Die Tage der Vergangenheit umfing —
Der Wahrheit Quell, den er ſo lang gemieden,
Durch die erlöste Bruſt ſich labend wand —
Und er, der ruheloſe, Ruh' und Frieden
In Gottes Stadt, der Gottesliebe fand.

Feſt der Geburt Mariä.

„**Maria, de qua natus est Jesus.**" —
Ev. Matth. 1, 16.

Laß dich tauſendmal begrüßen,
Du vielholdes liebes Kind!
Sieh uns jubelnd dir zu Füßen,
Wie's die Engel jubelnd ſind.
Jedes Herz im Freudendrange
Nehm' an deinem Feſte Theil,
Du zertrittſt den Kopf der Schlange,
Allen Menſchen bringſt du Heil.

Heute giebt's im Himmelsſaale
Einen Feſttag zu begehn,
Weil im dunkeln Erdenthale,
Kindlein, du das Licht geſehn.

Nicht Geſchöpfe, ſel'ge Geiſter
Freu'n allein ſich Deiner heut —
Auch der Schöpfer, Herr und Meiſter
Einig in Dreifaltigkeit.

Ew'ger Vater! dieſen Schimmer,
Dieſen Abglanz Deiner Pracht,
Trug in Deiner Schöpfung nimmer,
Was da ſchuf je Deine Macht!
Sie, die unbefleckt empfangen,
Sündenlos Dir lebt und rein —
O wie muß Dein Auge hangen
An der liebſten Tochter Dein.

Milder Sohn! der Du die Seelen
Nur nach ihrer Demuth wägſt,
Heute kannſt Du ſie erwählen,
Der Du Dich in's Herze legſt.
Heute haſt Du ſie gefunden,
Mutter ſie nach Deinem Sinn,
Haſt Dein Herz ihr ſchon verbunden,
Unſrer Miterlöſerin.

Heil'ger Geiſt, der Liebe Quelle,
Dein Verlangen wird erfüllt!
Siehe, wie der Liebe Welle
In dem Kinde überquillt.
Jungfräulich wird ſie umfangen
Gottes Sohn, ihr anvertraut,
Wird vor keinem Opfer bangen,
Deine jungfräuliche Braut.

Sel'ges Kind! die Himmelskrone
Flechten ſchon die Engel Dir,
Deinem reichen Gnadenthrone
Nahn als arme Bettler wir;
Gnaden kannſt Du zahllos ſtreuen,
Gottes Schätze ſind ja Dein!
Thut ſich Gott im Himmel freuen,
Gnadenfroh laß uns auch ſein.

Feſt der Erhöhung des heiligen Kreuzes.

„Et ego, si exaltatus fuero a terra, omnia traham ad meipsum.“ ***Ev. Jo. 12, 32.***

Im Himmel Du — und wir hienieden,
In Glorie Du — und wir in Nacht,
Du ſelig in des Sieges Frieden,
Im Staube wir, in Kerkers Schacht!
Vor dem die Engel bang erſcheinen,
Du herrſchend auf dem ew'gen Thron —
Was, o mein Heiland, kann vereinen
Das Menſchenkind dem Gottesſohn?

Das Kreuze iſt's, das Du erfunden,
Das, menſchgeworden, Du umfingſt,
Woran Du die drei blut'gen Stunden
Vor Deinem bittern Tode hingſt; —

Das mächtiger denn Himmelsfreuden
Dich zog zum Blut- und Thränenthal
Der Erd' und ihrer Sündenleiden —
Das Kreuz — des Heiles ſelig Mal.

Das iſt der Welt nun aufgepräget,
Und das erlöſte Aug' erblickt,
Wie es an jedes Herz ſich leget,
An jede Bruſt ſich leiſe drückt;
Wie es mit linden Mutterarmen
Dem Zagenden ſo tröſtlich winkt,
Als Rettungsanker voll Erbarmen
In's Meer der tiefſten Sünden ſinkt; —

Als Leuchtthurm über Klippen ſchwebet,
Dem Kahn zum Heil in Sturmesnacht;
Als Banner mächtig ſich erhebet,
Wo wild im Herzen tobt die Schlacht;
Als Feuerſäule vor den Schritten
Des Pilgers zieht im Wüſtenſand;
Als Ruhbett harrt, wo heiß geſtritten
Der Streiter, der den Sieg verſtand.

Der Gott — am Kreuz hat Er vollzogen
Sein Brautfeſt mit der Kreatur;
Vom heißen Liebesdrang bewogen,
Eint Er ſich ihrer Staubnatur,
Und ſtirbt geſtraft für ihre Sünden
In Angſt und Qual der Menſchen Tod,
Und läßt ſie Gottes Leben finden
In Ewigkeit — durch Seinen Tod.

Ja! dieſer Liebe heilig Zeichen,
Das iſt des Kreuzes blut'ger Stern.
Drum wandeln, ohne zu erbleichen,
Die Heiligen den Kreuzweg gern.
Er ſtieg zum Kreuz herab — ſie ſteigen
Hinauf und Seinem Herzen nah
Im feierlichen lichten Reigen
Zum Brautfeſt auf Calvaria.

Feſt der erſten chriſtlichen Märtyrin, der heiligen Jungfrau St. Thecla.

„**Liberasti me a rugientibus praeparatis ad escam.**“ *Eccl. 51.*

Der Jungfrau Sohn iſt in die Welt gekommen
Mit jungfräulicher Liebe weißem Kranz;
In jungfräulichen Seelen iſt entglommen
Verlangen nach der weißen Roſe Glanz —
Verlangen nach des Namens ſüßem Schalle,
Womit das weiße Lamm die Bräute grüßt,
Die, weiß vom Kleide, ſtets ihm folgen Alle,
Von deren Mund ein neues Lied Ihm fließt.

Als Thecla hört — den Griechen fremde Mähre —
Von dieſem Gott, der reinen Jungfrau Sohn,
Der eine wunderbare Liebeslehre
Den Seelen predigt von dem Kreuzesthron:

Da wendet raſch ſie von dem Gift, dem ſüßen,
Der Griechenweisheit ab den hohen Sinn
Und ſetzet ſich zu des Apoſtels Füßen,
Sanct Pauli ernſte, fromme Jüngerin.

Da wendet ſie ſich ab von jenem Schatten,
Den dieſe Erde Glück der Liebe nennt,
Verſchmäht den ihr erkornen jungen Gatten,
Weil eine andre Liebe in ihr brennt —
Weil ſie Maria's Sohn, den Gott, den Reinen,
Den Bräutigam der Jungfrau ſich erwählt,
Und um im Opfer ſich mit ihm zu einen,
Mit Leib und Seele ſich nur ihm vermählt.

O wehe ihr! Die weiße Roſenblume
Mißgönnet ihr der Thoren blinde Wuth!
Da geht ſie ſelig zu dem Marterthume,
Zur rothen Roſe, hochgefärbt in Blut.
Doch ſieh! Die Leoparden und die Leuen,
Die wild mit gier'gem Rachen Thecla nahn,
Wie wunderbar bezähmt zurück ſie ſcheuen,
Und ſchleichen winſelnd aus des Circus Bahn!

Zum Scheiterhaufen denn! Ein lohend Feuer
Vollzieh der Götter Rache an dem Weib!
Doch ſieh! die Flamme weht als goldner Schleier
Um Thecla's keuſchen jungfräulichen Leib.
Wohlan! was nicht den Beſtien iſt gelungen
Und was der Scheiterhaufen nicht gethan —
Vollenden mögen es die Natterzungen,
Laß ſehen, was vermag der Viper Zahn!

Hinweg mit ihr zur grauſen Schlucht der Schlangen,
Dort ſei der trotz'gen Thörin ſichres Grab! —
Und wilde Henkersfäuſte ſie umfangen
Und ſtürzen in den Abgrund ſie hinab.
Doch ſieh'! ein Blitzſtrahl fährt mit ihr hernieder
Und trifft das giftig züngelnde Gethier;
Noch einmal ſchäumt's und bäumt's im Ring ſich wieder,
Und hingeſchmettert liegt's zu Füßen ihr.

Da überfällt ein namenloſes Grauen
Die Henker ſelbſt, ſie heißen Thecla gehn. —
Sie ging — und mit demſelben Gottvertrauen,
Womit ſie Leu und Natter angeſehn —

Zu dem Geliebten in die tiefſte Oede,
Und diente ihm mit jungfräulichem Sinn,
Und kämpfte einſam durch des Lebens Fehde,
Zum ew'gen Brautkranz ſich als Siegerin.

Denn nicht Triumph ob Drache, Leu und Flammen,
Gewährt dem Kämpfer höchſten Siegesruhm,
Und nicht nur Martern, die von dorther ſtammen,
Gewähren Anrecht an das Marterthum.
Nein! Thecla's Siege waren erſt vollkommen,
Als ſie die Drachen der Natur bezwang,
Und durch die Flammen, ihrer Bruſt entglommen,
Sich rein mit jungfräulicher Seele rang.

Feſt des h. Erzengels St. Michael.

„Quis ut Deus?“

O Held, der du gen Lucifer
mit Flammenſchwert einſt rangeſt,
Und des Gehorſams Apoſtat
und ſeinen Aufruhr zwangeſt;
Der mit den treuen Engeln du
die abgefallnen bandeſt,
Und muthig in Gehorſams Kraft
die Hölle überwandeſt;

Der du gen Satans Liſte ſtandſt,
um Moyſes Grab zu ſchützen,
Für Joſua und Gedeon,
um ſie im Kampf zu ſtützen;
Für Israel, als es in Haſt
an Babels Flüſſen klagte,
Bis ihm befreit das Morgenroth
auf Sions Höhen tagte —

Du Feldherr aller Himmliſchen,
du Führer ſel'ger Heere,
Du Rüſtzeug Gottes, auserwählt
zu Seiner Kirche Ehre,
O ſchaue aus dem Reich des Lichts
auf's dunkle Thal der Erde,
Und kämpfe vor mit blankem Schwert
der auserwählten Heerde.

Wohl haben wir das Kreuzpanier,
uns feſt herum zu ſchaaren,
Wohl auch den heil'gen Leib des Herrn,
die Streitkraft uns zu wahren
Sein heilig Opfer, täglich neu,
um uns an Gott zu binden;
Sein heilig Blut im Sacrament,
als Bad für unſre Sünden.

Doch ach! des Satans Liſt iſt groß,
ach, groß wie unſre Schwäche!
Hält er uns feſt, ſo retten uns
nicht Klag' und Thränenbäche!

Er ſchlinget uns in Feſſeln ein,
die ſcheinbar roſig blühen;
Doch falſch iſt dieſer Roſenglanz —
es iſt der Hölle glühen.

Einſt fiel der ſchöne Morgenſtern
vom Himmel aus dem Reigen
Der Cherubim, die ſtrahlend ſich
dem Thron des Lichtes neigen.
O wenn ſich vom Gehorſam macht
der ſchönſte Cherub ledig —
Was bleibt dann uns als das Gebet:
„Gott ſei mir Sünder gnädig!“

Und weil Er's iſt, ſo gab er dich
zum Horte unſern Seelen.
Umſtrahlſt uns mit der Wahrheit Schild,
daß wir den Weg nicht fehlen.
Gen ew'ge Nacht für's ew'ge Licht
kämpfſt ſiegreich du die Kriege —
O hilf auch uns im letzten Streit
mit Deinem Schwert zum Siege.

Feſt des heiligen Ordensſtifters St. Franciscus Seraphicus.

„Mein Gott und mein Alles!" St. Fr. Seraph.

Wundervoll Gebenedeiter,
Sel'ger Armuth ſel'ger Sohn,
Von der Erde Wucht Befreiter,
Seraphgleich hienieden ſchon;
Nichts haſt du genannt dein eigen,
Alles ließt du ſelig dreiſt,
Arm wie's Vöglein auf den Zweigen,
Arm an Gütern, arm im Geiſt.

Froh entronnen irdiſchen Wogen,
Schwimmend in der Gnade Meer,
Biſt du durch die Welt gezogen,
Arm wie Chriſtus, reich wie Er.

Denn in dem erlöſten Herzen
Trugſt du, jeder Habe baar,
Deines Meiſters Liebesſchmerzen,
Der dein „Gott und Alles“ war.

Von der Sünde Mal geneſen,
Schauteſt mit verklärtem Blick
Du zur Lieb’, die dich erleſen,
Hell hinauf und hell zurück.
Aus der Gottesliebe Bronnen
Schöpfteſt du den ſüßen Strahl,
Der da glühet mehr als Sonnen,
Lichtend Tag und Nacht zumal;

Der die Freuden und die Schmerzen
Kläret mit der Liebe Luſt,
Wie zu legen du im Herzen
Leid und Freud auf’s Kreuz gewußt;
Den als Zepter du geſchwungen
Siegreich über alle Welt,
Weil der Haft du dich entrungen,
Drin der Fluch verſtrickt uns hält;

Den als Blitz du kühn geſchmettert
In des Lebens irre Nacht,
Der Dein Leuchtthurm, ſturmumwettert,
Manchem Schiff iſt Troſteswacht;
Der die Lippen dir entriegelt
Segnend zu der Liebe Preis;
Der die Predigt dir beſiegelt,
Schmelzend all der Herzen Eis.

Darum flohn zahlloſe Seelen
Froh zu dir, der Armuth Sohn,
Leidensdurſtig zu erwählen
Der Entſagung Dornenthron;
Denn ſie ſah'n dich durch die Worte
Der Verheißung überreich:
Geiſtig Armen thut die Pforte
Auf ſich an dem Himmelreich.

Darum mit Geſtirn und Blume
Sprachſt du traulich ohne Scheu,
Riefſt zu Gottes Preis und Ruhme
Dir die Vögelein herbei,

Sangeſt frohe Matutinen
Mit den Schwalben groß und klein,
Und gebieteſt Schweigen ihnen,
Wenn du beten willſt allein.

Denn du lebteſt nicht das Leben
Des gefangnen Adams-Sohn,
Ueber die Natur erheben
Dich gewalt'ge Siege ſchon.
Um ſo mehr wirſt du ihr Meiſter,
Als du unterjochſt dein Ich;
Höher ſtets zum Reich der Geiſter
Schwingſt mit ſtarkem Flug du dich.

In des Schauens trunknen Thränen
Schwebſt du in Alverno's Hain;
Sieh! Ein Seraph ſtillt dein Sehnen,
Ganz mit Jeſu Eins zu ſein,
Trifft dich, an das Kreuz gebunden,
Mit dem Feuerpfeile mild:
Tragend deines Meiſters Wunden,
Stirbſt du, ſein vollendet Bild.

Feſt der heiligen Kloſterjungfrau St. Thereſia.

„Quien a Dios tiene	Wer ſich an Gott ſchmiegt,
„Nada le falta —	Dem wird nichts fehlen —
„Solo Dios basta.“ *St. Teresa.*	Gott nur genügt.

Schimmernde Taube! ſtill auf den Höhen
Seligen Carmels ruhet dein Flug,
Heiligen Geiſtes tiefinnerſtes Wehen
Zeigt dir, was je die Propheten geſehen,
Trägt dich, wohin die Erwählten er trug;

Hebet dich hoch wie auf Adlers Geſieder,
Badet dein Aug' in der Urquelle Licht,
Oeffnet dein Ohr für ſeraphiſche Lieder,
Senket in deine Entzückung ſich nieder,
Küßt deinen Mund, der Seraphiſches ſpricht.

Tochter des Carmels, wer lehrte dich beten,
Gab dir das Wort, das der Himmel erhört?
Biſt du die Schülerin alter Propheten,
Horchteſt du, wie ſie lobprieſen und flehten? — —
Nein! nur die Liebe hat dich belehrt!

Tochter des Carmels, wer lehrte dich lieben?
Flammte der Seraph mit Gluten dich an?
Hatteſt Aeonen du, um dich zu üben?
War deine Seele in Eden geblieben? — —
Nein! nur dein Bräutigam hat es gethan!

Tochter des Carmels, wie biſt du zu neiden!
Hebt ſich nicht wonnig frohlockend dein Herz,
Schwebend im Aether unſäglicher Freuden,
Ewig geborgen vor Qualen und Leiden? — —
Nein! — dein Geliebter giebt Trübſal und Schmerz

Schickt Er den Engel — bald hat er gefunden
Mit dem entzündeten Pfeil deine Bruſt.
Untergetaucht in das Blut ſeiner Wunden,
Sollſt du bei ihm nur am Kreuze geſunden,
Finden, gleich Ihm, in dem Leid deine Luſt.

Läßt Er ſein göttliches Antlitz dich ſchauen,
Spricht Er dir Troſt in die Seele hinein —
Schleunig verbannt aus den himmliſchen Auen,
Schleicht in dein Herz ein unnennbares Grauen,
Fühlſt in der Trennung verdoppelte Pein.

Aber du leerteſt den Becher, den herben,
Hielteſt wie Nektar ihn hoch in der Hand.
Wer nicht um Leiden der Liebe will werben,
Wer ſich nicht ſehnet vor Liebe zu ſterben,
Hat nie die göttliche Liebe gekannt.

Feſt Aller-Heiligen.

„Beati sunt etc.“

Selig ſind, die, arm im Geiſte,
Reich nur durch der Demuth Zier!
Kindesdemuth gilt das Meiſte:
Denn das Himmelreich iſt ihr.

Selig ſind die ſanften Seelen,
Die nicht kennen Zorn und Hohn,
Still nur ihre Sünden zählen:
Selig ſie auf Erden ſchon.

Selig ſind, die Trauer tragen
Bei des Irdiſchen Flitterſchein:
Nach den flücht'gen Schmerzenstagen
Will Gott ſelbſt ihr Tröſter ſein.

Selig ſind, die raſtlos ſtreben,
Hungernd nach Vollkommenheit:
Er, der Lebensbrot gegeben,
Sättigt ſie zur rechten Zeit.

Selig, die Erbarmen üben,
Und die Hand, die liebend giebt:
Gott wird die barmherzig lieben,
Die im Nächſten Ihn geliebt.

Selig ſind die Herzensreinen,
Wandelnd auf der Unſchuld Au'n:
Die hienieden Ihm ſich einen,
Werden Gott einſt droben ſchau'n.

Selig ſind, die Frieden haben,
So die Zwietracht nie gekannt:
Ew'ger Frieden ſoll ſie laben,
Kinder Gottes einſt genannt.

Selig, die Verfolgung leiden,
Weil ſie folgen Gottes Sohn:
Er vergilt mit Himmelsfreuden,
Er wird Selbſt ihr großer Lohn.

Wie acht goldne Bäume ſteigen
Dieſe Worte auf, ſo klar;
Unter ihren vollen Zweigen
Sammelt ſich der Heiligen Schaar.

Wollen ſie die Frucht genießen,
Die am Tag ſo lieblich lacht,
Müſſen ſie den Baum begießen
In der Thränen Regennacht.

Wollen ſie den Lohn erringen,
Wollen ſie den ew'gen Sieg:
Müſſen ſie den Himmel zwingen,
Selber künden ſich den Krieg.

Sind ſie droben — o dann mißt Er
Voll das Maß, mehr als gerecht!
Wir, der Heiligen Geſchwiſter,
Sind vom nämlichen Geſchlecht.

Sind mit ſeinem Fleiſch genähret,
Und mit ſeinem Blut erkauft;
Durch ſein Wort ſind wir belehret,
Seinem Namen nur getauft.

Und wir wollten träg' und feige
Nicht Gewalt dem Himmel thun?
Pflegen nicht die goldnen Zweige,
Vor der Zeit behaglich ruhn?

O ihr Heil'gen, das ſei ferne,
Dieſes Elend wendet ab!
Kämpfen wollen wir ja gerne,
So wie ihr, bis in das Grab.

Bittet, daß für uns vergoſſen
Nicht umſonſt ſei Gottes Blut,
Daß wir nicht umſonſt genoſſen
All des ew'gen Heiles Gut!

Bittet, daß im Strom der Gnaden,
Fließend von des Kreuzes Höhn,
Wir den alten Menſchen baden
Und dann himmliſch auferſtehn.

Bittet, daß beim Tempelbaue,
Dran Er will der Eckſtein ſein,
Jeglichen von uns Er ſchaue
Recht als den lebend'gen Stein.

Bittet! — ſtrecket eure Hände
Raſtlos zu dem Throne hin!
Bittet um ein ſelig Ende
Für mich arme Sünderin!

Aller-Seelen-Tag.

„Requiem aeternam.“

Ihre Sieger hat die Kirche droben
Licht geſchaaret um des Lamms Panier,
Auf die Throne im Triumph erhoben,
Ihre Stirn geſchmückt mit Königszier.
Ihre Streiter hat die Kirch' hienieden —
Selig, wer zu ihnen ward geſchaart!
Denn es geht durch Krieg zum großen Frieden,
Und zur Heimath nach der Pilgerfahrt.

Ihre leidenden und armen Glieder
Hat die Kirche in der Zwiſchenwelt,
Die für unſre abgeſchiednen Brüder
Zwiſchen Erd' und Himmel Gott geſtellt.
Denn die Gnadenzeit, um Ihm zu dienen,
Iſt geſchwunden mit dem Erdenlicht,
Und des Himmels Sonnen ſcheinen ihnen,
Die vom Staub befleckt, noch lange nicht.

Nur der Reine ſchwebt auf Engelſchwingen
Zu dem reinen Lamm im Paradies;
Nur der Reine kann zum Antlitz dringen
Gottes, wie der Heiland es verhieß.
Nur den Reinen trägt die reine Liebe,
Die vollkommne, in den Gottesſchooß!
Unſrer Liebe, irr im Weltgetriebe,
Fällt ſobald nicht dieſes ſüße Loos.

Unſre Liebe, wie Asbeſt in Flammen,
Muß die Feuerprobe erſt beſtehn,
Muß wie Gold aus Schlacken erſt zuſammen
Schmelzend aus der Läutrung Tiegel gehn.
Unſre Liebe, die das Kreuz hier ſcheute,
Hier den Weg des Kreuzes floh ſo bang,
Dieſen kurzen Weg der Königsbräute —
O wie klagt ſie, daß der dort ſo lang!

Arme Seelen! Eures Wirkens Stunden
Sie erloſchen mit der Erde Schein;
Stille Nacht hält leidend euch gebunden,
Euch verzehrt der Sehnſucht herbſte Pein.

Arme Seelen! ach, wie ſchmerzdurchglühet
Späht hinauf ihr nach dem ew'gen Tag!
Ach, wie lauſcht ihr heiß und abgemühet,
Ob der Gnade Wort euch rufen mag!

Arme Seelen, trauert nicht zu bitter,
Denn der Kirche Kinder ſeid auch ihr;
Und die treue Mutter bricht das Gitter,
Oeffnet eures dunklen Kerkers Thür,
Bringt das heil'ge Opfer für euch heute,
Das Erlöſungsopfer zärtlich dar,
Und mit Liebe giebt euch das Geleite
Des Gebets der Chriſtenbrüder Schaar.

Freuet euch und jubelt, arme Seelen,
Daß ihr Kinder dieſer Mutter ſeid,
Die euch Lieb' und Gnade, nicht zu zählen,
Ueber's Grab hinaus mit Treue weiht.
Von der Wiege bis zum letzten Schritte
Geht ihr Troſt und Labung nimmer aus,
Und allendlich führt euch ihre Bitte
In's erſehnte, ew'ge Vaterhaus.

Feſt der Kirchweihe.

„Ecce tabernaculum Dei cum hominibus.“
Apoc. 21.

Mit dir hab' ich mein Lied begonnen,
Für dich verklingt der letzte Laut!
Ein Tröpflein Thau iſt ſo zerronnen
In Glut und Glanz der ew'gen Sonnen,
O heil'ge Kirche, Gottesbraut!

Geſammelt haſt du deine Kinder,
Genährt am Herzen liebewarm;
Der ächten Perle ſel'ge Finder,
Den Büßer, wie den armen Sünder,
Sie All umſchließt dein Mutterarm.

Da ſind ſie, die Du, Herr, gegeben,
— Spricht heut Dein mildes frohes Wort —
Gerettet für das ew'ge Leben,
Sieh', wie das Herz zu Dir ſie heben
Verſammelt am geweihten Ort.

Wo du, o Herr, in ihrer Mitte
Voll grenzenloſer Liebe weilſt,
Auf dem Altar in dunkler Hütte
Umringt von Klage, Hoffnung, Bitte,
Das Erdenleid der Deinen heilſt.

Da ſind ſie! Keines iſt verloren!
Beſprengt hat ſie das Gotteslamm
Mit ſeinem Blut und neugeboren
Sind ſie zu Bräuten auserkoren
Für Ihn, der Seelen Bräutigam.

Nun knien ſie vor Deinem Throne,
Dem irdiſchen, auf dem Altar,
Und ſeh'n im Glauben jene Krone,
Die Du, dem ſchweren Kampf zum Lohne,
Verheißen haſt der treuen Schaar.

Gieb ihnen, Herr, den Kranz der Ehren,
Bezahlt mit Dorn, der Dich umwand,
Das weiße Kleid, das ſie begehren,
Und trockne ihres Auges Zähren
Mit Deiner wund durchbohrten Hand.

Laß ihre Namen eingetragen
Im Buch des ew'gen Lebens ſtehn,
Daß überwindend ſie entſagen,
Und nicht, wann es wird aufgeſchlagen,
Zur Linken Dir verloren gehn.

Laß ihrer Stirn das heil'ge Zeichen!
Nie löſch' es aus, nie ſtrahl' es matt!
Mag leuchtend es zum Tage reichen,
Wenn Sonn' und Sterne ſcheu erbleichen
Im Wunderglanz der Gottesſtadt.

Wann einſt der Kampf iſt ausgeſtritten,
Vom Lamm beſieget Tod und Welt,
Dann öffneſt Du der Himmel Mitten
Und ſammelſt zu den ew'gen Hütten
Sie, die hier dienten Deinem Zelt.

Dann ſinken alle Staubesſchleier,
Zerſtiebt der Lüge bunter Schaum,
Des Sündenſieges Ungeheuer,
Erliſcht des Scheines flackernd Feuer,
Zerrinnt der Erde Nebeltraum.

Dann thun ſich auf die Perlenthüren
Vor den kriſtallnen Straßen weit,
Die zu des Thrones Stufen führen,
Wo Engel goldne Harfen rühren,
Wo Du gebeutſt in Herrlichkeit.

Wo unterm ew'gen Sternendome
Du thronſt von Cherubsgluth umglüht;
Wo am lebend'gen Waſſerſtrome,
Umweht vom himmliſchen Arome,
Der Baum der Frucht des Lebens blüht.

Von wo Dein Wort das All durchklinget:
„Ich komme bald! Mit Mir der Lohn!
O ſelig, wer da kämpft und ringet,
Und ſelig, wer gewaſchen bringet
Sein Kleid in Blut vor Meinen Thron!"

Der letzte Sonntag im Kirchenjahr.

„Tunc parebit signum Filii hominis in coelo
et tunc plangent omnes Tribus terrae."
Ev. Matth. 14.

Wenn Du wieder wirſt erſcheinen
In des Richters ſtrenger Macht,
O was wird das für ein Weinen!
In den Herzen — welche Nacht!
Wenn der Gnade Sonnenwende
Nimmermehr der Erde winkt,
Wenn der Sünde Spiel zu Ende
Und die Welt in Flammen ſinkt!

Wenn die Stern' vom Himmel fallen,
Hin der Sonne ſtolzes Licht,
Wenn Poſaunen drohend hallen
Kündend an das Weltgericht!

Wenn die Todten auferſtehen
Aus dem Grabe jäh geweckt,
All' ſich Alle wiederſehen,
Von Entſetzen wachgeſchreckt.

Wenn das Kreuz, das Kreuz erſcheinet
Und der Richter dran gelehnt
Richtet — nicht wie wir's gemeinet,
Wie's der faule Knecht gewähnt.
Unbeſtechlich wird Er winken,
Unerbittlich iſt der Spruch:
Die zur Rechten! — Die zur Linken!
Ew'ges Heil! — Weh, ew'ger Fluch!

Herr, wie ſollen wir's ertragen,
Wir erliegen heißer Angſt!
Ach, der Tag wird mir ſchon tagen,
Wenn die Seele Du verlangſt!
Die gewaltigen Geſichte
Wohl dem Weltall ferne drohn,
Doch im einzelnen Gerichte
Nahen Jeglichem ſie ſchon.

Jeden wirſt Du prüfend fragen:
Thateſt du, was Ich gebot?
Haſt du treu Mein Kreuz getragen?
Heilteſt du des Bruders Noth?
Lebteſt du nach den Geboten? —
Wohl! ſo geh' zum Leben ein!
Doch wenn nicht — wirſt mit den Todten
Ewig du begraben ſein.

Hab' Ich nicht an dich verſchwendet
All das reiche ew'ge Gut?
Ward Ich ſelber nicht geſendet,
Floß für dich nicht all mein Blut?
Hab mein Wort Ich nicht geſprochen,
Tröſtend dich in jeder Qual?
Ach! und nicht das Brot gebrochen,
Deiner Seele ſelig Mahl?

Hat der heil'ge Geiſt ergoſſen
Nicht auf dich den Gnadenſtrom?
Machte nicht er zum Genoſſen
Deines Gottes dich, Atom!

Wardſt nicht wieder du geboren,
Kind du Meiner Braut genannt?
Auserleſen, auserkoren,
Fielſt du an der Mutter Hand? —

Alles hab' ich, Herr der Gnaden,
Blut und Liebe, Lehr' und Licht,
Doch mit tiefer Schuld beladen
Bangt mir ſehr vor dem Gericht.
Drum, bei Deiner Herzenswunde!
Gieb das Eine, was mir Noth:
Gnade meiner letzten Stunde,
In Maria's Schooß den Tod —
Amen.

Druck von Florian Kupferberg in Mainz.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Dieſe kleinen geſchichtlichen Lebensbilder habe ich in den letzten Jahren für unſer, Gott Dank! vielgeleſenes „Katholiſches Volksblatt“ geſchrieben, damit das Volk einigermaßen mit wahrhaft großen Männern und wahrhaft hochherzigen Charakteren der Geſchichte bekannt werde; damit es erfahre wo — auf welchem Boden, auf welcher Seite die wahrhaften Freunde des Volkes ſtehen und welche ſtille Rieſenthaten der geiſtlichen und leiblichen Barmherzigkeit ſie unermüdlich für daſſelbe üben. Jetzt ſtelle ich die Skizzen in dieſem kleinen Buch zuſammen, um ihnen, wo möglich, einen noch größeren Leſerkreis zu gewinnen und um nach meinen geringen Kräften den Lügengeiſt bekämpfen zu helfen, der gerade jetzt gegen ſolche Männer und ſolche Charaktere ſein ſchärfſtes Gift ausſpritzt. Wohl weiß ich, daß es gar Manche gibt, welche die Wahrheit nicht kennen wollen und von ihnen iſt um ſo weniger zu reden, als ſie ohnehin dergleichen Bücher nicht leſen. Aber Andere und zwar recht Viele gibt es, die ohne ihre Schuld in Lauheit und Stumpfſinn für alles kirchliche Leben aufgewachſen oder in kirchenfeindlichen Schulen unterrichtet ſind. Dieſe haben in der That keine Ahnung von den wirklichen Charakteren, Ereigniſſen und Zuſtänden in der Kirche, meinen bona fide der alte ehrgeizige Papſt Gregor VII. habe zur Befriedigung ſeines Hochmuths den armen unſchuldigen Kaiſer Heinrich drei Tage im Schnee vor Canoſſa ſtehen laſſen — und die Bartholomäusnacht ſei urplötzlich, wie ein Erdbeben, über die armen unſchuldigen Calviniſten eingebrochen. Dieſe wiſſen wirklich gar nichts von den Beſchlüſſen des Tridentiniſchen Concils, in denen doch — wenn man die Hauptſache, den heiligen Geiſt, der ſich darin kund gibt, auch ganz bei Seite läßt — mehr Weisheit, Logik, Scharfſinn ſich ausſpricht, als in Allem, was ſeit dreihundert Jahren außerhalb der Kirche geſchrieben worden iſt. Dieſe meinen wirklich der Jeſuit ſei das Monſtrum, das von verſchiedenen Schriftſtellern, ſei es für gewiſſe Parteizwecke, ſei es zur Unterhaltung der Feuilleton-Leſer oder zur Erbauung der Tractätchen-Leſer, nach Luſt und Laune geſchaffen wird, um den Geiſt der Kirche und des Ordensſtandes verabſcheuungswürdig zu machen. Warum ſollten dieſe nicht für die Wahrheit zugänglich ſein, wenn ſie ihnen ſchlicht und einfach entgegentritt?

Bei dieſer Zuſammenſtellung der Lebensſkizzen macht es ſich ganz von ſelbſt, daß ſie gerade Das verherrlichen, was die Gegner der Kirche anfeinden. Ein Papſt — ein Biſchof — ein Prieſter — ein Jeſuit — iſt das nicht Alles, was der Geiſt der Lüge, der jetzt die Welt umſtrickt, haßt, ſchmäht, verfolgt? — und zwar deshalb, weil ſie aus dem innerſten Herzen der katholiſchen Kirche geboren, ihre Weihe, ihre Sendung, ihre Macht, ihre Größe, ihren Beruf von dieſer Gottesanſtalt, durch ſie und für ſie empfangen, um das Werk der Erlöſung in der Menſchheit fortzuſetzen, das der Geiſt der Lüge zu vernichten ſucht. Nehme man von der Erde hinweg den Papſt, den Biſchof, den Prieſter, den Ordensmann — was bleibt da übrig, als eine wilde Horde, die bereit iſt, theils — Mann gegen Mann ſich zu zerfleiſchen, theils — ſtumpfſinnig dem Abſolutismus der Revolution oder dem Stallfütterungsſyſtem des Socialismus ſich zu unterwerfen. Keine menſchliche Macht der Intelligenz, oder des Schwertes, oder des Mammons wäre im Stande, dem Einbruch dieſer Barbarei ſiegreich entgegen zu treten. Das kann nur die katholiſche Kirche, weil gerade das ihre Aufgabe iſt: ſie ſoll im Leben des Einzelnen, wie im Leben der Völker und der Menſchheit, die verdorbene ſündige Natur aus den Banden des Böſen erretten und zur ſittlichen Freiheit erheben. Das iſt ihr Kampf gegen das Barbarenthum; denn da, wo blinde Leidenſchaft herrſcht, hören die ewigen Prinzipien von Recht, von Pflicht, von Wahrheit, von Tugend auf — und das iſt das fürchterlichſte Barbarenthum, wenn es auch tauſend Mal mit der Schminke einſeitiger Civiliſation prahlt und blendet. Auf jene ewigen Prinzipien iſt der Weltgrund gelegt, auf ihnen ruht die Welt, nach ihnen wird ſie dereinſt gerichtet. Nicht müde wird die Kirche, das zu behaupten, in dieſem Sinn zu lehren, zu wirken, geſtützt auf ihre göttliche Vollmacht, die durch keine Revolution ihr geraubt werden kann; geeinigt und gegliedert in ihrer Hierarchie, deren Phalanx von übernatürlichen Helden, dem Meiſter folgt, der das Kreuz trägt und der da ſpricht: „Ich habe die Welt überwunden;“ tragend und getragen von ihren treuen Kindern, die ſie im Blut Jeſu für das Gnadenleben gewonnen hat. Und dieſe Gottesanſtalt wird geläſtert, wird gehaßt! — Es iſt das Charakteriſtiſche der Welt, daß ſie von Sünde nichts weiß.

Sonſt müßte ſie ſchaudern vor dem Abgrund von Sünde, der unter dieſem Haß verborgen liegt, und der durch Ströme von Lügen und Fluten von Verleumdungen ſich kund gibt. Nun wohlan! wird der Haß nicht müde, die Unwahrheit zu ſagen, ſo dürfen wir nicht müde werden, die Wahrheit zu ſagen. Gibt er Zerrbilder und Carricaturen, die er nach dem Spiegel in ſeinem Innern zu Tage fördert, ſo geben wir einfach hiſtoriſche Charaktere und Thatſachen, ohne romantiſche und poetiſche Ausſchmückung, ohne den Zauber der Legende, ohne die bunten Farben der eigenen Phantaſie. Wir erfinden nichts, wir berichten nur und beſchränken uns darauf, die großen Geſtalten in ihrem eigenen Licht darzuſtellen. So iſt der Papſt, ſo iſt der Biſchof, ſo iſt der Prieſter, ſo iſt der Jeſuit — überhaupt der Ordensmann. Das verſteht ſich — nicht jeder Papſt iſt ein Gregor VII., nicht jeder Biſchof ein Carl Borromäus, nicht jeder Prieſter ein Vincenz von Paul, nicht jeder Ordensmann — aber doch faſt jeder — ein Franz Regis. Dazu gehören beſondere Gaben der Natur und der Gnade, beſondere Verhältniſſe, beſondere Strömungen der Zeit; — aber jene großen heiligen Männer ſind eben die Ideale ihrer Standesgenoſſen — und auf die Ideale kommt es an, um den ſittlichen Standpunkt der Menſchheit kennen zu lernen. Steht das Ideal eines Menſchen auf den Höhen des geiſtigen, des ſittlichen Lebens, ſo zieht es den Sinn und das Streben deſſelben zu ſich empor, veredelt ihn, gibt ihm das Verlangen nach hohen Tugenden. Steht es in der Alltagswelt, ſo bilden ſich nur alltägliche Charaktere daran aus. Steht es gar in den Niederungen des Lebens, ſo macht es den Menſchen gemein und brutal. Wo gibt es nun höhere Ideale, als die, welche jene vier Männer verwirklichen? Wo wäre eine einzige Tugend, welche ſie nicht beſäßen? Wo iſt der ganze übernatürliche Kampf, den Chriſtus mit der Welt gekämpft hat, vollkommener nachgebildet als in ihrem Leben? — Die titaniſche Kraft, mit welcher ſie in ihre Zeit eingreifen und die hinſinkende Menſchheit zu ſich emporreißen, wirkt durch die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage ſegenbringend und heiligend fort, und dabei ſind dieſe Rieſen an Willenskraft mit all den lieblichen Tugenden der Demuth und Frömmigkeit verziert, die der Weltgeiſt verſchmäht und kaum dem Namen nach kennt. Eine ſolche Seelengröße, eine ſolche ununterbrochene Schlachtopfer-Exiſtenz, eine ſolche heilige Verſchwendung von Leib und Leben, von Gut und Blut für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen: das iſt das Ideal, welches allen Nachfolgern jener erhabenen Männer — inſofern ſie geiſtiger Weiſe deren Nachfolger ſind — als das Ziel der Vollkommenheit vorſchwebt und dem ſie nachzuſtreben ſuchen. Deshalb ſind auch jene große Heilige keine vereinzelte Erſcheinungen in der Kirche. Das ſehen wir recht in unſeren Tagen! Auch einen Papſt, der bereit iſt, für das Recht der Kirche gegen alle Angriffe der Mächte der Welt und der Unterwelt, lebend und ſterbend einzuſtehen — wenn auch in anderer Form als Gregor VII. Auch Biſchöfe, die ihre Heerden mit dem Hirtenſtab des guten Hirten lenken und ihre Richtſchnur jener Garbe von Licht und himmliſcher Weisheit entnehmen, welche man die Beſchlüſſe des tridentiniſchen Concils nennt. Auch Prieſter und Ordensmänner in Menge, die ſich im unſcheinbaren und unblutigen Marterthum aufreiben im Dienſt der Seelen und an ihnen ſtille Wunder der Barmherzigkeit und der Liebe thun, welche die Welt nur deshalb nicht ſieht, weil ſie nicht ſehen will. O nein! die Kirche braucht immer ſolche Männer, und darum werden ſie auch nimmer ihr fehlen, nur leuchten ſie zuweilen im höheren Glanz auf, während zuweilen das trübe Gewölk der Zeit ſie verſchleiert. Aber ſie ſind da. Der Materialismus unſerer Tage, der von Omnipotenz auf allen Gebieten des Lebens träumt und jede Offenbarung des Uebernatürlichen in dem großen Weltſumpf, den er herbei zu führen ſucht, erſticken möchte — muß ſeiner niederen Natur zufolge Das verabſcheuen, was jenen Traum ſtört. Das thut die katholiſche Kirche mit ihrem Papſt, ihrem Biſchof, ihrem Prieſter, ihrem Ordensmann, die Alle Repräſentanten des übernatürlichen Lebens und einer höheren Ordnung der Dinge ſind, als die, welche ſich mit Ziffern ausrechnen oder in Retorten zerſetzen ließe. Zu welchem Dank ſind wir ihr verpflichtet! mit welcher Innigkeit müſſen wir uns ihr anſchließen! mit welcher Entſchiedenheit verwerfen, was ſie verwirft, feſthalten, was ſie darbietet. Die Menſchheit iſt in ihren tiefſten und heiligſten Lebenselementen bedroht durch einen Geiſt der Lüge, der vielleicht noch nie in einem ſolchen Umfang ſich geltend gemacht hat, und der auf eine Revolution hinarbeitet, welche nichts Anderes iſt, als eine bis zur äußerſten Spitze durchgeführte Irrlehre, die bis jetzt noch nicht in der Weltgeſchichte zu ihrer letzten Conſequenz ſich ausgelebt hat. Und doch! und doch! wie Wenige ſind es, die das erkennen und die ſich bekehren zur ewigen Wahrheit!

Mainz, am Tage des Erzengels Raphael,
den 24. October 1861.

Papſt Gregor der Siebente.

In Zeiten wie die unſerigen, wo der Geiſt der Welt und der Unterwelt zum gemeinſamen Sturmlaufen gegen die heilige katholiſche Kirche ſich verbrüdern und ihren Hauptangriff wider den Stuhl des heiligen Petrus richten, weil er das Kettenglied iſt, das die ſichtbare Kirche fort und fort durch ihr ſichtbares Oberhaupt, den Papſt, mit dem unſichtbaren Oberhaupt, Chriſtus, verbindet, und weil es ſchwer iſt Chriſtum zu beſeitigen, ſo lange er in dem Papſte ſeinen Stellvertreter auf Erden hat, — da iſt es ungemein troſtreich ſich zu erinnern, daß dieſer Haß, dieſe Wuth, dieſe Anfeindung nicht von heute und geſtern, ſondern ſo alt ſind wie das Chriſtenthum ſelbſt.

Dieſer Haß brach ſchon aus wider Chriſtus und ſchlug ihn an's Kreuz, ſetzte ſich fort gegen ſeine Apoſtel und machte ſie zu Martyrern und pflanzte ſich ſeitdem durch alle Jahrhunderte als das eigenthümliche Merkmal des Weltgeiſtes fort. Denn die Welt liebt die

Finſterniß mehr als das Licht, weil ihre Werke böſe ſind — und folglich das Licht nicht ertragen können. Das hat ſchon der Evangeliſt St. Johannes vor achtzehnhundert Jahren geſagt und das iſt der wahre Grund dieſes Haſſes, heute wie damals und bis zum Ende der Tage. Die heilige katholiſche Kirche iſt die Trägerin des Lichtes in die Finſterniß und Wirrſale der Menſchheit, und in dem Maß, als dieſe es ſich wohl ſein läßt in den Genüſſen der Irdiſchkeit, haßt ſie das göttliche Licht, das den Weg zum Himmel weiſt.

Es iſt immer ein glorreiches Zeichen für die heilige Kirche, wenn ſie recht grimmig vom Weltgeiſt und ſeinem Anhang gehaßt wird, und ein ungeheuer ſchlimmes, wenn derſelbe ihr ſo etwas wie ſeine Gunſt zuwendet; denn im erſteren Fall bekämpft ſie ihn und in letzterem läßt ſie ihn mehr oder minder gewähren. Es hat auch ſolche Zeiten gegeben; aber — Gott ſey tauſend und tauſend Mal gelobt und gedankt! — die unſere gehört nicht dazu. Nein, nein! Gott Dank! in unſerer Zeit bewährt die Kirche ſich als die heilige Mutter der Menſchheit, der Chriſtus der Herr die ewigen Verheißungen anvertraut hat, und deßhalb eben muß ſie namenloſe Bitterkeiten und unſägliche Schmerzen vom Sohne der Bosheit erdulden; und deßhalb eben wird das milde große Herz ihres Oberhauptes, des Vaters der Chriſtenheit, unſeres gottſeligen Papſtes Pius, mit Wermuth und Galle überflutet. Wäre er gemein und ſchwach, käme es ihm auf Lüge, Heuchelei, Rechtsverdrehung nicht an: ſo würde er auch keine Widerſacher haben. Wie weit nun auch die Miſſethaten ſeiner Feinde gehen mögen, — Eines iſt gewiß: er hat auf dem Kreuzesweg, den man ihn wandeln läßt, zahlreiche Vorläufer gehabt, deren Leiden immer in Folge ihrer hohen Tugend, ihrer Seelengröße, ihrer erhabenen Wirkſamkeit über ſie verhängt wurden und daher der Kirche zum größten Heil und Segen gereichten.

In dieſen Tagen feierte die dankbare Kirche das Andenken eines ihrer erhabenſten Päpſte. Am 25. Mai 1085 ſtarb Gregor VII. Und wie und wo? — Aus Rom vertrieben, von einem deutſch-römiſchen Kaiſer, einem Gegenpapſt, aufſtändiſchen Parteien, ehrgeizigen Fürſten und entwürdigten Prieſtern verfolgt, in der Fremde und Verlaſſenheit zu Salerno. Und weßhalb in ſolcher Trübſal? — Weil Gregor VII., nächſt den Apoſteln und Glaubensboten, welche in der Heiden- und in der Barbarenwelt die chriſtliche Kirche gründeten, das Größte für ſie gethan hat, was ein Menſch thun konnte: er riß ſie empor aus dem Sumpf der Verweltlichung, aus der Knechtung durch irdiſche Mächte. Dazu gehört eine ſolche geiſtige Rieſenkraft, ein ſo unbedingtes Gottvertrauen, eine ſo glühende Liebe zu den Seelen, eine ſo heilige Leidenſchaft für die Herrſchaft der Wahrheit und Freiheit auf Erden, daß Gregor zur Durchführung ſeines Werkes mit dem Feuereifer des

Apoſtels und Martyrers, auch noch den des Reformators vereinigen mußte. Somit verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Weltgeiſt ihn haßte und die Pforten der Hölle wider ihn anſtürmten.

Herkunft, Kindheit und Jugendſchickſale dieſes großen, merkwürdigen Mannes ſind faſt ganz unbekannt. **Hildebrand** hieß er, von einer unanſehnlichen Familie ſtammte er ab, zu Anfang des elften Jahrhunderts kam er in Italien auf die Welt, bei ſeinem Oheim, dem Abt eines Kloſters in Rom, empfing er die erſte Erziehung und Unterricht in den Wiſſenſchaften. Später ging er nach Frankreich in das durch ernſte Bildung und hohe Frömmigkeit berühmte Kloſter Clugny; und als er zum Mann gereift war, nahm ihn der fromme Papſt Gregor VI., der im Jahre 1044 den Stuhl Petri beſtieg, als Kaplan nach Rom. Von dieſer Zeit an half er während neunundzwanzig Jahren ſechs Päpſten, welche es ernſt mit der Verbeſſerung der Kirche nahmen, die ſchwere Bürde der Tiara und die verantwortungsvolle Laſt der Sorgen und Arbeiten für die ganze Chriſtenheit tragen. Dabei lernte er gründlich die Nöthen der Kirche kennen, und ebenſo ſcharf erkennen, wie ihr zu helfen und wodurch ſie zu retten ſei.

Es ſah damals wild und traurig in ihr aus, weil die weltlichen Fürſten ſie in eine weltliche Richtung drängten, welche ihr ganzes Weſen zu verweltlichen drohte. Dies rührte keineswegs daher, daß der Römiſche Stuhl Land und Leute beſaß, einen ſouveränen Staat bildete, ſondern daher, daß ſich die weltlichen Fürſten in die Regierung und Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten ihrer Länder miſchten, ſie für ihre Zwecke und Bedürfniſſe ausbeuteten und ſo viel wie möglich die geiſtliche Autorität an ſich riſſen. Weltliche Beſitzungen hat der Römiſche Stuhl Jahrhunderte lang gehabt, bevor von irgend einem der jetzt beſtehenden Staaten in Europa nur die Rede war. Denn kaum war das Chriſtenthum von Kaiſer Conſtantin aus den Katakomben befreit, kaum hörte die blutige heidniſche Verfolgung auf, kaum traten die Biſchöfe mit ihren Gemeinden ohne Scheu an's Tageslicht, ſo wälzten ſich auch ſchon jene unermeßlichen Horden aus Aſien und dem nordöſtlichen Europa dem Süden und Weſten zu, um durch eine Art von lebendiger Sündflut, als Völkerwanderung, die Trümmer des Heidenthums aus der Welt zu fegen. In Folge dieſer barbariſchen Eindringlinge brachen Kriege, Verwüſtungen und ein ſolcher Umſturz aller Verhältniſſe ein, daß Kaiſer Conſtantins Nachfolger ſich kaum in Konſtantinopel erhalten, Italien aber nicht ſchützen konnten. Vandalen, Longobarden, Oſt- und Weſtgothen eroberten und verheerten es und gründeten neben und nach einander Herrſchaften und Reiche in dem ſchönen Lande, das von jeher überaus anziehend für die germaniſchen Völker geweſen iſt. Die Länderſtrecken um die Stadt Rom herum hatten gegen die fremden Eroberer keinen anderen Schutz, als den, welchen ihnen die Päpſte angedeihen ließen, indem ſie die Einkünfte von Gütern dazu verwendeten, die der Stuhl Petri auf Sicilien und in Frankreich beſaß und die ihm geſchenkt worden waren von reichen Neubekehrten, — und dieſer Schutz brachte ſelbſtverſtändlich eine weltliche Autorität mit ſich.

So entſtand das Patrimonium Petri [das Erbgut des heil. Petrus]. Später ſchenkte der Longobardenkönig Luitprand dem päpſtlichen Stuhl einen Theil von Toscana und als die fränkiſchen Könige in Krieg mit den Longobarden geriethen, ſchenkte Pipin dem Stuhl Petri mehrere eroberte Provinzen, ſo daß der weltliche Beſitzſtand Roms ſchon ſeit dem Jahr 742, alſo ſeit elfhundert neunzehn Jahren, in Kraft ſteht und ſeinen Urſprung in viel frühere Jahrhunderte zurückführt. Dieſe weltliche Macht war nothwendig, um die großen Unternehmungen der Kirche zur Bekehrung und Sittigung Europas zu unterſtützen, um in Italien einen Damm gegen das Barbarenthum zu ſetzen und um den Päpſten die Mittel zu gewähren, die kirchlichen Anordnungen und geiſtlichen Einrichtungen, welche ſie der Chriſtenheit zu geben hatten, unabhängig von der Gunſt und Ungunſt der Fürſten einzuführen. Letzteres war die Hauptſache und iſt es bis zu dieſer Stunde; denn auf einen Kaiſer Karl den Großen, der wahrhaft groß genug war, um ihr ächter Schirmherr gegen äußere Feinde, aber nicht ein ſelbſtſüchtiger Einmiſchling in ihre inneren Angelegenheiten ſein zu wollen, kommen viele franzöſiſche Könige und deutſche Kaiſer, welche aus ihrem Schutz und Schirm eine Unterdrückung der Päpſte und ſich ſelbſt zum Oberhaupt der Kirche zu machen ſtrebten. Zu einem Spielball ihrer Launen und Leidenſchaften, ihrer Willkür und Politik würden die Päpſte herabſinken, wenn ſie nicht als gleichberechtigte Fürſten in der Reihe aller übrigen Fürſten ihren Platz einnehmen würden.

Im elften Jahrhundert gaben ſich die Fürſten Europas und namentlich der deutſchrömiſche Kaiſer Heinrich IV. alle erdenkliche Mühe, den päpſtlichen Stuhl und folglich auch die katholiſche Kirche, in eine entwürdigende Knechtſchaft zu bringen; denn das iſt unzertrennlich: iſt ein Papſt einem Kaiſer oder König unterthänig, ſo ſinkt mit ihm die Kirche aus der chriſtlichen Freiheit, die Gott für ſie gewollt hat, in eine unchriſtliche Sklaverei, welche durch kaiſerliche Anſichten, Bedürfniſſe und Geſetze, zuweilen auf dem Wege des Wohlwollens, zuweilen auf dem der Gewalt über ſie verhängt wird. Wer dem Papſt die weltliche Macht nehmen will, geht darauf aus, ihm auch die geiſtliche zu nehmen; und den Vorzug hatte das elfte Jahrhundert vor dem neunzehnten, daß die Gewalthaber in dieſer Beziehung nicht logen und die Katholiken in dieſer Beziehung nicht blödſinnig waren und ſich nicht täuſchen ließen. Jene wollten hauptſächlich die geiſtliche Macht an ſich reißen und thaten es nach Kräften, — und dieſe wußten ſehr genau, daß mit dem ſinkenden Anſehen des Papſtes auch heilige

Ordnung und Diſciplin ſinken und Willkür auf kirchlichem Boden zur Herrſchaft kommen werde, — was denn eben Vielen höchſt angenehm war, denn alsdann konnten ſie leben nach den böſen Gelüſten ihres Herzens.

In Rom ſelbſt riefen die beiden großen geld- und einflußreichen Adelsfamilien der Creſcentier und der Tuſculaner, in ächt italieniſcher Weiſe, ſchon ſeit ein paar Generationen einen beſtändigen Hader hervor, der das Volk in zwei Parteien ſpaltete, blutige Händel erzeugte, die gräulichſten Gewaltthaten zur Folge hatte und auch die Beſetzung des heiligen Stuhles zu einer Parteiſache herabzuwürdigen ſuchte. Jede Faction hatte ihre Prätendenten gegen den rechtmäßigen Papſt und ſuchte die Anerkennung ihrer Creatur bei den auswärtigen Fürſten durchzuſetzen. Zuweilen gelang ihnen das, wenn die Fürſten daraus einen Vortheil ziehen konnten, zuweilen aber hatten dieſe ihre eigenen Schützlinge, — und ſo kam es denn vor, daß ſich zwei unrechtmäßige Gegenpäpſte in blutiger Fehde und durch Beſtechung aller Art um den heiligen Stuhl ſtritten, den entweder ſchon ein rechtmäßiger Papſt inne hatte, oder der erledigt war.

Derſelbe Weltſinn, der zu Rom den Stuhl Petri umtobte, gab ſich in ganz Europa kund: die Beſetzung der Biſchofsſitze und der Abteien wurde eine Sache der Fürſten- oder Parteigunſt, eine Sache, die ſich erkaufen und erſchmeicheln, mit Geld, mit Dienſtleiſtungen, mit Glattzüngigkeit gewinnen und bezahlen ließ. Es kam ſo weit, daß in manchen Gegenden, z. B. in der Lombardei, kein geiſtliches Amt ohne Bezahlung vergeben wurde; denn da, wo der Metropolit ſelbſt durch Simonie — wie man dieſen gräulichen Frevel nannte[1]) — zu ſeiner Würde gelangt war, durfte er nicht hindern, daß ſeine Suffraganbiſchöfe, — und dieſe wiederum nicht; daß ihr Klerus ſich deſſelben Mittels bedienten. Die Landesfürſten aber, vom Kaiſer an, ſahen in der Simonie ein äußerſt willkommenes Mittel, um nach allen Seiten hin ihre Intereſſen zu fördern: ſie füllte ihre Kaſſe, ſie erwarb ihnen Anhänger, ſie diente ihnen als Belohnung für ihre Freunde, ihre Höflinge, ihre Diener; ſie gewann ihnen, durch dieſe, die Möglichkeit, das Volk auf's Willkürlichſte zu behandeln, und ſie gab ihnen mehr und mehr jene unumſchränkte Gewalt, nach welcher die hochgeſtellten Menſchen aller Völker und Zeiten, zu ihrem eigenen und zu Anderer Verderben, leider allzu häufig begierig ſind, ſobald ſie kein göttliches Geſetz über ſich anerkennen wollen, das die Kirche im Auftrag Gottes gleichmäßig den Kaiſern und den Bettlern vorhält.

Der Klerus gerieth in die allertraurigſte Verkommenheit; die geiſtliche Disciplin kam in Verfall. Biſchöfe, die von der Heiligkeit ihres Amtes und der Erhabenheit ihrer Würde keine Ahnung hatten, konnten natürlich ihrer

---

1) Zur Erinnerung an Simon Magus, der die Gaben des heiligen Geiſtes mit Geld erkaufen wollte. Apoſtelgeſch. Cap. 8.

Geiſtlichkeit nicht die nothwendige kirchliche Zucht auflegen, der ſie ſelbſt ſich entzogen oder nie unterworfen hatten. Ja, ſie verſtanden dieſelbe gar nicht mehr! Der Klerus ſank ſo tief, daß der Cölibat nicht mehr beobachtet wurde und daß dieſer ſchmachvolle Zuſtand ihm ſelbſt ſo wenig Abſcheu einflößte, daß er der vorherrſchende wurde.

Wie konnte es auch anders ſein? Nicht die Liebe zu himmliſchen Dingen, nicht das Verlangen, ſich mit dem gekreuzigten Chriſtus dem Dienſte der Seelen hinzugeben und ſich zu opfern für die Sünden der Welt, nicht der Beruf führte den Prieſter zum Altar, ſondern irdiſches Gut, das er gab, um dafür Irdiſches zu gewinnen; — und ſo blieb er denn in der Irdiſchkeit und begrub in ihr die übernatürliche Beſtimmung, die Gott ihm gibt und die das Sacrament der Weihe ihm erreichbar macht. Dem Volk waren die Uebertreter des Cölibates ein Gräuel, mochten deren Weiber ſogenannt rechtmäßige ſein oder nicht. Das Volk weiß immer ſehr gut, daß es für den Prieſter nie und unter keiner Bedingung ein rechtmäßiges Weib gibt. So wie ſich irgendwo fromme Prieſter gegen die herrſchende Unſitte erhoben, war das Volk ſtets auf deren Seite. Es hielt ſich meiſtens zu den Klöſtern, die gerade damals mitten aus dem Sumpf der Welt wie reine Lilien aufſtrahlten, z. B. Fulda, Hirſau, Reichenau in Deutſchland, Clugny in Frankreich, Monte Caſſino und Vallembroſa in Italien. Aber dennoch war der Schaden ungeheuer, den der unſittliche Klerus dem Volke zufügte; denn er gab das Beiſpiel, dem die gebrechliche Natur der Menſchen allzugern folgt, indem man ſpricht: Wirft der Prieſter den Zügel ſeiner niedern Leidenſchaften ab, weßhalb ſoll ich ihn tragen? — Schlechte Prieſter — und das ſind die beweibten — ſind die gründlichſten Verderber der Menſchheit, denn ſie rauben ihr den Glauben an die weltüberwindende, ſündenbeſiegende Kraft der Gnade und folglich, in letzter Inſtanz, den Glauben an alles Himmliſche und an Gott ſelbſt. Und weil ſich die Menſchheit dieſen Glauben nicht will rauben laſſen, ſo gibt es gar nichts, was ſie tiefer verachtete, als den beweibten Prieſter.

Hildebrand, der inzwiſchen Erzdiakon und Cardinal geworden war, ſtand den Päpſten in ihren Bemühungen, dem Verderben Einhalt zu thun, feſt und eifrig zur Seite, und that Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, damit der heilige Stuhl ſtets von würdigen Männern eingenommen werde, denen das Heil der Chriſtenheit über Alles am Herzen lag. Endlich aber kam die Reihe an ihn ſelbſt. Er hatte das römiſche Volk allmählig daran gewöhnt, den Würdigſten zu wünſchen und die Cardinäle — ihn zu wählen. Als Papſt Alexander II. ſtarb, wählte man ihn, am 22. April 1073, und als Gregor VII. beſtieg er nunmehr den Stuhl des heiligen Petrus, wohl wiſſend, daß nichts ihm ſo gewiß ſei, als Kreuz und Trübſal. Dies bezeugen die Briefe, die er damals ſchrieb und in denen er ſagt, er müſſe, ohne die Gebetshülfe frommer Seelen, der drohenden Laſt erliegen, denn Jedermann und beſonders ſo viele Prälaten, ſuchten aus Geiz und Ehrſucht die Kirche mehr zu verwirren als zu beſchirmen und ſtänden feindlich der Religion und der Gerechtigkeit gegenüber.

Daß dieſer verderbliche Zuſtand aufhöre, wurde fortan Gregors leitender Gedanke, den er mit unbeſieglicher Entſchiedenheit und unzerſtörbarer Ruhe den Fürſten, den Biſchöfen, den Geiſtlichen gegenüber verfolgte. Sollte die Kirche das werden, was ſie nach Gottes Plan und Abſicht ſein ſoll: die geiſtige Mutter der Menſchheit durch Belehrung, Bildung, Heiligung, ſo mußte ſie frei ſein, frei nach Außen von den unberechtigten Eingriffen der Fürſten, frei nach Innen von der Sklaverei des Weltſinnes und der böſen Luſt, in welche die Welt verſunken war; — und ihr Recht auf dieſe Freiheit mußte im Prinzip von der ganzen Chriſtenheit anerkannt werden. Denn das war ſonnenklar: Prieſter, die durch Weiber, Kinder und erkaufte Pfründen auf die alltäglichen Genüſſe, Sorgen und Beſtrebungen der Erde angewieſen waren, konnten ihre Heerden nicht weiter führen, als zu dem Punct, auf dem ſie ſelbſt ſtanden: wo kein Beiſpiel des unbedingten Opfers gegeben wird, da kann es auch nicht mit Wirkſamkeit gelehrt werden und folglich war die gottgegebene Beſtimmung des kirchlichen Lehramtes verfehlt. Gregor rief in ganz Europa eine Kirchenreform hervor, indem er dem Klerus die Simonie unterſagte, das Cölibat, den eheloſen Stand, gebot und die Fürſten aufforderte, ihn in ſeinen Bemühungen zu unterſtützen.

König der Deutſchen war damals der dreiundzwanzigjährige Heinrich IV. Bei ſeines Vaters Tode zählte er nur ſechs Jahre und die deutſchen Fürſten, denen es damals zuſtand, ſich ein Reichsoberhaupt zu wählen, waren verkehrt genug, ſich über keine vernünftige Wahl zu einigen, ſondern wählten dies Kind. Agnes, die verwittwete Kaiſerin, führte die Regierung mit milder Frauenhand. Einigen Fürſten war das eben recht; Andere tadelten es; man warf ihr vor, daß ſie ihren Sohn verweichliche, keine tüchtige Erziehung ihm gebe. Nach einigen Jahren wurde der kleine König ſeiner Mutter entführt durch einen der tüchtigſten Prälaten Deutſchlands, Erzbiſchof Anno von Köln, der ſich fern von den Laſtern gehalten hatte, welche ſo viele Würdenträger befleckten.

Aber der königliche Knabe war zu früh zum Bewußtſein des Herrſchers gekommen, um ſich einer ernſten Leitung zu fügen. Es fehlte ihm nicht an Verſtand, an kriegeriſchem Muth und perſönlicher Tapferkeit, — wohl aber gänzlich an Selbſtbeherrſchung. Seinen Neigungen und Leidenſchaften ſollte die ganze Welt ſich fügen und ihre rückſichtsloſe Befriedigung machte ihn nach und nach zum Tyrannen und Wüſtling, erniedrigte ſeinen Charakter und flößte den Völkern Abſcheu und Haß ein. Er war ganz in der Hand des Erzbiſchofs Adalbert von Bremen, der eine unermeßliche Hab- und Ehrſucht mit einem heitern Geiſt und gefälligem Umgang verband, der alle Schranken vor dem jungen König hinwegräumte; welche der ernſte Anno zu ſetzen ſuchte und der dafür die Verwaltung des Reiches in ſchnöder Weiſe für ſeine perſönlichen Zwecke ausbeutete, ſo daß überall die Ehrfurcht vor dem königlichen Herrſcher abnahm und Geſetz- und Zügelloſigkeit wucherten.

Bei ſiebzehn Jahren vermählte Heinrich ſich mit der edeln, ſchönen Bertha, Tochter des Markgrafen von Suſa; behauptete aber, ſie ſei ihm unerträglich, begehrte eine Löſung der Ehe und ſetzte ſein wüſtes, zuchtloſes Leben fort. Seine Vertrauten und Genoſſen folgten nur zu ſehr ſeinem Wandel, ſo daß die tiefe Entſittlichung des Hoflagers und die Schmach, die Heinrich in geachtete Familien brachte, große Empörung und bitteren Groll erzeugten. Er verſprach dem Erzbiſchof Siegfried von Mainz, wenn derſelbe ihn von Bertha ſcheiden wolle, ſo wolle er ihm dafür behülflich ſein, den Zehnten in Thüringen einzutreiben, den Siegfried unrechtmäßiger Weiſe forderte. Dieſer nahm den ſchmählichen Vorſchlag an. Es entbrannte eine furchtbare Fehde, Sachſen leiſtete Thüringen Hülfe, aber der König ſiegte und ſuchte den Geiſt des Widerſtandes dieſer Völker durch Willkür zu zermalmen. Feſte Burgen wurden in Sachſen und Thüringen erbaut, Kriegsvolk hineingelegt, Raub und Plünderung nicht gewehrt, die Unterdrückung des Landmannes begünſtigt, Abgaben erpreßt, Männer tödtlich mißhandelt, Weiber tödtlich beleidigt.

Schweres Murren wider Heinrich erhob ſich in dieſen freiheitsgewohnten Völkern. Er hoffte jetzt auf Siegfrieds Dankbarkeit, der auf einem Fürſtentag zu Mainz die Trennung von Bertha ausſprechen ſollte. Papſt Alexander II. ſchickte aber ſeinen Legaten, Petrus Damiani, um die Sache der Königin Bertha zu führen und den Erzbiſchof mit ſchwerer Strafe zu bedrohen, wenn er die des Königs begünſtige. Der Legat vertheidigte ſo eindringlich Bertha's Recht, daß alle Fürſten auf ſeine Seite traten, und ermahnte den König ſo überzeugend, daß dieſer den Gedanken aufgab, Bertha zu verſtoßen, ſich aber erſt ſpäter mit ihr ausſöhnte, ohne doch aufzuhören ein Wüſtling zu ſein.

Bei einem König, wie Heinrich, der ſo ganz ohne inneren Halt, ohne Rechtsbewußtſein und Pflichtgefühl war, hatten ſelbſtverſtändlich Schmeichler und Günſtlinge leichtes Spiel. Wie dieſe ihm die Dinge und Verhältniſſe vorſtellten und wie er ſie in der Verblendung der Leidenſchaften ſah, ſo handelte er; nie nach Vernunft, Gewiſſen und Gerechtigkeit. Dadurch beleidigte er ſchwer einen Theil der Fürſten des Reiches, begünſtigte blind den andern, hatte eine große Vorliebe für Männer von geringer Herkunft, die durch ihn ihr Glück zu machen ſuchten, und rief in Deutſchland Neid und Zwietracht

Es geſchah aber doch und Papſt Alexander II., der mit aller Kraft dem Pfründenhandel zu wehren ſuchte, forderte Heinrich auf, wegen Anklage der Simonie dem Stuhle Petri, für dieſen Eingriff in deſſen Recht, Rede zu ſtehen.

Einen Augenblick kam Heinrich nun zur Beſinnung, denn das Haß- und Rachegeſchrei von zwei mächtigen Völkern wurde immer lauter, die Treue der Fürſten ſchwankender, die Anſichten mancher Biſchöfe kirchlicher; und obſchon Alexander ſtarb, ſchrieb Heinrich doch einen nachgiebigen Brief an deſſen Nachfolger Gregor VII. und verſprach gute Rathſchläge zu befolgen. Denn er mußte Frieden mit dem Papſt haben, da eben die vollen Flammen des Aufruhrs in Sachſen und Thüringen ausbrachen. Einige Fürſten des Reiches, wie Rudolph von Schwaben und Welf von Bayern, beſonders aber Heinrichs italieniſche Verwandte, die beiden erhabenen Frauen des Hauſes Canoſſa, Beatrix, Markgräfin von Lothringen Toscana, und ihre Tochter Mathilde — ſuchten Gregor und Heinrich einander zu nähern; aber Niemand konnte ſich auf Heinrich verlaſſen. Im Unglück war er verzagt und deshalb falſch; im Glück übermüthig.

Die deutſchen Fürſten nahmen Partei für und wider die Sachſen. Heinrich verlor Schlachten und Burgen und ſtand in großem Nachtheil. Ein Fürſtentag ſollte die traurige Fehde gründlich erwägen und nach der Gerechtigkeit ſchlichten. Der König und die Sachſen nahmen das Auskunftsmittel an; aber nur ſie in aller Ehrlichkeit; er ſtachelte heimlich die Dänen und norddeutſchen Völker zu einem Raubzug nach Sachſen auf. Der Fürſtentag ſchlichtete nichts. Die Fürſten voll Entſetzen über Heinrichs Falſchheit und Unredlichkeit wollten ihn des Thrones verluſtig erklären und Rudolph von Schwaben zum König wählen. Rudolph erklärte, nur die einſtimmige Wahl der Fürſten könne ihn beſtimmen, die Wahl anzunehmen. So weit vereinigte man ſich indeſſen nicht. Das verzweifelte ſächſiſche Landvolk fiel nun in grimmiger Wuth über die Burgen des Königs her, ſtürmte, plünderte und verwüſtete ſie, brannte Kirchen nieder, zerſtörte Altäre und Todtengrüfte, — und jetzt war es Heinrich, der eine klagende Geſandtſchaft nach Rom ſchickte. Denn damals, als die ganze Welt in der Einheit des katholiſchen Glaubens lebte, ſahen Könige und Völker in dem Papſt den Nachfolger des heiligen Apoſtels Petrus, zu welchem der Sohn Gottes Selbſt geſagt hat: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe;“ — und in ihren Nöthen wendeten ſich Alle an den gemeinſamen Hirten der Chriſtenheit.

Gregor hatte inzwiſchen ein Concil in Rom eröffnet, bei welchem faſt alle italieniſchen Biſchöfe erſchienen und wo vier wichtige Beſchlüſſe gefaßt wurden. 1) Kein Geiſtlicher erlangt fortan eine kirchliche Würde oder ein geiſtliches Amt durch Geldvermittelung. 2) Keiner darf eine durch Geld erlangte Kirche behalten. 3) Geiſtlichen, die den Cölibat nicht beobachten, iſt jeder Dienſt am Altar unterſagt. Keiner darf ein Weib nehmen; er ſoll es entlaſſen, wenn er eines hat, oder abgeſetzt werden. Auch ſoll Jeder, der ein Kirchenamt annimmt, zuvor feierlich die Beobachtung des Cölibates geloben. 4) Das Volk ſoll keine Amtsdienſte von Geiſtlichen annehmen, welche die apoſtoliſchen Verordnungen übertreten. — Dies ſind Beſchlüſſe der heiligſten älteſten Kirchenverſammlungen. Sie wurden alsbald in der ganzen Chriſtenheit bekannt gemacht, Heinrich verſprach dem Papſt, ihn in der Durchführung zu unterſtützen. Biſchöfe, die ſich widerſetzten, oder der Simonie überwieſen wurden, ſollten ſuspendirt oder abgeſetzt werden.

Unter dem deutſchen Klerus — und nicht unter ihm allein! — erhob ſich aber gegen den Cölibat ein allgemeiner Aufruhr. Man nannte die Verordnungen wahnwitzig, den Papſt einen ketzeriſchen Menſchen; man wollte lieber das Interdict ertragen, als von den Weibern ſich trennen. Der Papſt ließ gelaſſen die rohen Naturen, die niedrigen Geſinnungen ſich austoben und ermahnte fort und fort die Biſchöfe, ſelbſt mit Androhung des Bannes, die Beſchlüſſe in's Leben zu rufen. Als Siegfried von Mainz deßhalb zu Erfurt eine Synode hielt, ſchrie man auf den Straßen: er habe den Tod verdient; mindeſtens müſſe er vom biſchöflichen Stuhle geſtoßen werden. Ebenſo war es in England, in Frankreich. Man zog zu einem Concil nach Paris, nicht um zu berathen, ſondern um zu erklären, daß man des Papſtes unerträglichen und folglich unvernünftigen Beſchlüſſen nicht ſich unterwerfen wolle, und daß Gregor nichts weiter erlangen werde, als tüchtige und talentvolle Männer vom geiſtlichen Stande zurückzuſtoßen. Als ob bei der Aufhebung des Cölibates überhaupt noch vom geiſtlichen Stande die Rede ſein könne! Als ob die Kirche bei ihren Prieſtern hauptſächlich auf große Talente zu ſehen habe! Große Tugend begehrt ſie und deren Grundlage iſt Selbſtverläugnung; — wer dieſe nicht erſtrebt, taugt nicht zum heiligen Dienſt, und der Cölibat iſt der Prüfſtein, der für jeden Aſpiranten vor den Stufen des Altares liegt. Vor demſelben zurücktreten, zu rechter Zeit, darf Jeder; ihn umgehen — darf Keiner! Lieber gibt die Kirche Länder und Reiche auf, als daß ſie den heiligen Brautkranz von der Stirn ihrer Prieſter reißen ließe! — — Ein Biſchof des Pariſer Concils, ein einziger, ſprach für die Beſchlüſſe. Da erhob ſich mit wildem Geſchrei die ganze Verſammlung, fiel über ihn her, mißhandelte und ohrfeigte ihn und ließ ihn in den Kerker werfen, aus dem einige angeſehene weltliche Herren, ſeine Freunde, ihn retteten. Zu einer ſolchen Stufe der Brutalität war der Klerus herabgeſunken, *weil die Biſchöfe aus Dienern der Kirche Diener der Fürſten geworden waren!*

Gregor aber blieb unerſchütterlich in ſeinem Vorhaben, dieſen an die Erde gefeſſelten Geiſt nicht länger in der Kirche Jeſu Chriſti zu dulden, und ſtatt über die faſt allgemeine Entrüſtung zu erſchrecken und vor dem gewaltigen Sturme des Widerſpruchs die Segel zu ſtreichen, ſuspendirte er eine große Zahl von Biſchöfen, z. B. die von Straßburg, Speyer, Bamberg und Bremen, mit anderen in Frankreich und Italien und berief ſie nach Rom, um ihre Sache zu unterſuchen. Ferner verſammelte er im Jahre 1075 ein zweites Concil in Rom, auf welchem er durch einen neuen Beſchluß einen neuen Feuerbrand in den Weltſinn ſchleuderte: kein Biſchof und Abt, überhaupt kein Geiſtlicher, durfte fortan von Laien — Kaiſer und Könige inbegriffen — die Inveſtitur empfangen, d. h. deren Lehnsträger werden, indem er gegen Güterbeſitz auf Lebenszeit die Lehenspflichten übernahm, namentlich den Kriegsdienſt für ſich und ſeine Leute. Dieſer Mißbrauch richtete furchtbares Unheil an, begünſtigte die Simonie, machte Krieger und Höflinge zu Biſchöfen und Aebten, brachte ſie in Verbindung mit allen Welthändeln und in gänzliche Abhängigkeit von den Fürſten und führte zu harter Bedrückung ihrer Unterthanen. Bei Strafe der Excommunication unterſagte jener Beſchluß den Laien — die Inveſtitur zu ertheilen; den Geiſtlichen — ſie von jenen anzunehmen.

Durch dieſe Beſchlüſſe gegen Inveſtitur und Simonie, und für den Cölibat, griff Gregor ordnend und läuternd in das Leben der ganzen Menſchheit ein. Die weltlichen Machthaber ſollten anerkennen, daß das Hirten- und Lehramt der Kirche nicht kraft ihres Scepters ertheilt werde; der Klerus, daß ſein geiſtliches Anſehen und Wirken unabänderlich auf irdiſche Entſagung ſich ſtütze; der Laienſtand, daß das Geld nicht genüge, um den Beruf zu erſetzen, den allein der heilige Geiſt verleiht; die ganze Welt, daß der wahre Geiſt der Kirche nicht von dieſer Welt iſt und daß ſie, wenn irdiſcher Sinn mißbräuchlich ſich einſchleicht, ſogar feſtſetzt, — eine reinigende Kraft in ſich ſelbſt hat, die ihn ausſtößt und den Geiſt wieder den himmliſchen Dingen mit Vorliebe zuwendet; die ganze Menſchheit, daß Chriſtus, der Sohn Gottes, fort und fort durch ſichtbare Stellvertreter die Anſtalt regiert, die er eingeſetzt hat, daß ſie, wenn das menſchliche Element in ihr die Oberhand gewinnen ſollte — durch Kaiſer und Könige nur ruinirt, aber nicht reformirt wird und daß dieſe Reform nur vom Stuhle Petri ausgehen kann. Wer den Weltgeiſt kennt und die Abneigung des natürlichen Menſchen gegen Opfer und Entſagung, Gehorſam und Selbſtverleugnung — wird nicht erſtaunen über die unüberſehbare Zahl der Gegner und Feinde von Gregors Reformbeſchlüſſen; wohl aber ſtaunen über die unerhörte Seelengröße und Geiſtesſtärke dieſes Mannes, der mit keinem andern Bundesgenoſſen als Dem, der zu den Apoſteln geſagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage“ — dem Strome des Verderbens, der die Menſchheit im Schlamme zu begraben drohte, durch ſein Wort Einhalt gebot.

In Rom ſelbſt wollte man dem Papſte an's Leben gehen. Der abgeſetzte Erzbiſchof Guibert von Ravenna ſtiftete eine Verſchwörung wider ihn mit einem vornehmen

Römer Namens Cencius, deſſen hohe Geburt und großer Reichthum ihn bei einem Theil des unruhigen Volkes beliebt machte, während er den vernünftigen Leuten als ein Raufbold und wüſter Händelmacher, der auch auf unrechte Art Geld zu erpreſſen wußte, verhaßt war. In Folge mannigfacher Unthaten ſperrte der Präfect von Rom den Cencius ein, was dieſen heftig erbitterte; und als er nach ſeiner Freilaſſung, trotz vielfachem Verſprechen ſich beſſern zu wollen, mit einem Haufen Geſindel die Ländereien der Kirche verwüſtete, ſchloß ihn der Papſt von der Kirchengemeinſchaft aus. In der Chriſtnacht des Jahres 1075 feierte Gregor den Gottesdienſt zu Santa Maria Maggiore. Er hatte die Mitternachtsmeſſe in der Kapelle der Krippe[1] geleſen, hatte eben communicirt und wollte nun den Gläubigen die heilige Communion ſpenden, als wildes Geſchrei, Getöſe und Waffengeklirr die ſtille Andacht ſtören. Mit einer tobenden Rotte ſtürzt Cencius in die Kirche, verjagt die wehrloſe fromme Verſammlung, dringt zur Kapelle, reißt den Papſt gewaltſam vom Altar hinweg und ſchleppt ihn blutend, mit Albe und Stola angethan, in ſein Haus, das durch einen befeſtigten Thurm geſchützt war.

Die Unthat wurde ſchnell in ganz Rom bekannt. In allen Kirchen hörte ſogleich der Gottesdienſt der heiligen Chriſtnacht auf; alle Glocken läuteten Sturm, alle Stadtthore wurden ſcharf bewacht und der Thurm des Cencius wurde belagert. Dieſer hatte nicht einen ſolchen Aufſtand erwartet, und als ſeine Rotte die Flucht ergriff, warf er ſich dem Papſte zu Füßen und bat um Vergebung. Gregor hatte Niemand zu Hülfe gerufen, Niemand um Schonung gebeten, gelaſſen die Mißhandlungen, Drohungen und Schmähungen ertragen. Auch jetzt gewährte er ruhig die Bitte des Cencius, legte ihm zur Buße eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem auf und zeigte ſich dann an einem Fenſter der ſtürmenden Volksmenge, die ihn frohlockend begrüßte und ihn im Triumph nach Santa Maria Maggiore zurückführte. Da las er die Meſſe zu Ende, als ob keine Störung ſtattgefunden, gab dem Volke ſeinen Segen und begab ſich ruhig nach ſeiner Reſidenz, dem Lateranpalaſt zurück. Cencius entfloh; Erzbiſchof Guibert aber zettelte neue Unruhen mit den Biſchöfen der Lombardei an, wo die Peſt der Simonie faſt den ganzen Klerus rebelliſch gegen Gregor ſtimmte.

---

[1] So genannt nach dem Kripplein von Bethlehem, das dort bewahrt wird.

Kein Fürſt war geneigt, die Anordnungen Gregors zu unterſtützen, am wenigſten Heinrich, trotz ſeiner Zuſagen; denn er hatte die edlen Sachſen beſiegt, und ſetzte nun rückſichtslos ſeine tyranniſchen Bedrückungen, ſeine willkührliche Handlungsweiſe in allen Stücken, beſonders in Beſetzung der Biſchofsſtühle fort, obſchon er von Zeit zu Zeit Briefe voll Ergebung an Gregor ſchrieb. Aber Gregor empfing auch Briefe von den mißhandelten Sachſen und von den Gutgeſinnten, die mit bitterem Schmerz einen

Günſtling Heinrichs nach dem andern auf die Biſchofsſtühle z. B. von Köln und Bamberg ſteigen ſahen, und in Folge all dieſer Klagen und Anſchuldigungen und da weder Rathſchläge noch Ermahnungen fruchteten, ſchickte Gregor Legaten nach Deutſchland, die den König aufforderten, ſich in Rom perſönlich zu vertheidigen; erſcheine er nicht, ſo werde der Ausſchluß von der Kirchengemeinſchaft über ihn verhängt werden. Darauf berief Heinrich voll Entrüſtung ein Concil nach Worms, wo faſt alle Biſchöfe Deutſchlands — die ſächſiſchen ausgenommen, — erſchienen und wo Heinrichs Anhänger die Gemüther dermaßen bearbeiteten und einſchüchterten, daß Alle — obſchon die Meiſten ungern, — aber Alle! die Abſetzung des Papſtes Gregors VII. ausſprachen und unterſchrieben. An der Spitze der Unterſchriften ſtand der Name des Königs. Dann ſchickte er Geſandte nach der Lombardei, wo alle ſimoniſtiſchen Biſchöfe bereitwilligſt der Abſetzung Gregors beiſtimmten; ja ſogar nach Rom, um das Volk, die Großen und etwaige Mißvergnügte für ſich zu gewinnen.

Der Papſt hatte eben ſein gewohntes jährliches Concil zu Rom im Lateran eröffnet, als plötzlich Heinrichs Geſandter Roland, ein Kleriker aus Parma, in der ehrwürdigen Verſammlung erſchien, ſich als den Abgeordneten des Königs der Deutſchen vorſtellte und dann zum Papſte ſprach: „Der König, mein Herr, und alle deutſchen und italieniſchen Biſchöfe befehlen dir, dem Mönch Hildebrand, augenblicklich vom Stuhle Petri herabzuſteigen und dem Regiment der Kirche, das du erſchlichen haſt, zu entſagen.“ Und dann zur Geiſtlichkeit gewendet: „Ihr aber, meine Brüder, werdet hiermit angewieſen, zum Pfingſtfeſte vor dem König zu erſcheinen und durch ihn einen Papſt ernennen zu laſſen, weil dieſer hier kein Papſt iſt, ſondern ein reißender Wolf.“ Da rief der Biſchof von Porto, ein feuriger Mann: „Greift ihn!“ und der Präfect von Rom wollte ſich mit ſeinen Trabanten auf Roland werfen. Allein der Papſt gebot Frieden, nahm von Roland die königlichen Briefe in Empfang, die „an Hildebrand, den falſchen Mönch, nicht Papſt“ — gerichtet waren, und las mit größter Kaltblütigkeit der Verſammlung ſein eigenes Abſetzungsdecret vor, welches Heinrich darauf begründete, daß Gregor Unfrieden, Verwirrung und Fluch über die Welt und in alle Stände der Chriſtenheit gebracht, ſogar den König bedroht habe und folglich nicht würdig ſei, den heiligen Stuhl einzunehmen; — weßhalb denn auch ein wahrer Papſt auf den Sitz des Apoſtels berufen werden ſolle.

Nun erhob ſich die ganze Verſammlung, in welcher ſich einhundert zehen Biſchöfe befanden, und erklärte einſtimmig, König Heinrich rufe ein Schisma hervor und ſei unverzüglich zu excommuniciren. Gregor gab aber nicht ſogleich ihrem Eifer nach, ſondern erſt am folgenden Tage ſprach er den Ausſchluß von der Kirchengemeinſchaft über Heinrich für ſo lange aus, bis derſelbe ſchuldige Genugthuung leiſte. Auch mehrere Biſchöfe traf der Kirchenbann, für Andere wurde er erneuert. In derſelben Zeit trafen auch ſchon in Rom Briefe von vielen Biſchöfen ein, welche freiwillig um Verzeihung baten, daß ſie in Worms die Urkunde von Gregors Abſetzung unterſchrieben hatten.

Der Papſt ließ nun in allen Landen der Chriſtenheit die Maßregeln verkünden, die er hinſichtlich Heinrichs getroffen. In Deutſchland frohlockten Alle, die es mit der Kirche und dem Reich gut meinten, denn es war nun zu hoffen, daß die unwürdige Günſtlingsherrſchaft im geiſtlichen und weltlichen Regimente aufhören werde, und die gebrangſalten Sachſen, das Volk wie die Großen, ſchöpften Hoffnung auf Erlöſung von Heinrichs grauſamer Willkür. Des Königs Anhänger und Günſtlinge aber ermunterten ihn, nicht mit der Kirche ſich auszuſöhnen und jetzt den päpſtlichen Bann, ſowie früher die päpſtlichen Ermahnungen, in den Wind zu ſchlagen.

Dieſer Meinung waren jedoch die deutſchen Fürſten in Schwaben, Bayern, Sachſen, Franken und Lothringen nicht. Sie verſammelten ſich zu Tribur am Rhein und faßten dort den Beſchluß, daß auf Mariä Lichtmeß des nächſten Jahres 1077 ein allgemeiner deutſcher Fürſtentag zu Augsburg gehalten, der Papſt dahin eingeladen werden, und Heinrich dort erſcheinen ſolle, um die Losſprechung vom Bann zu erhalten und ſichere Bürgſchaft für eine beſſere Regierung zu geben. Verweigere er dies, ſo habe er die deutſche Krone verwirkt, die kein Gebannter länger als ein Jahr und einen Tag tragen durfte. Heinrich ſah vor der Hand keinen Ausweg, ging auf den Beſchluß ein, entfernte die gebannten Biſchöfe von Köln, Bamberg und viele andere von ſeinem Hoflager und lebte einige Monate ganz ruhig in Speyer. Da überlegte er denn ſeine Verhältniſſe und die große Zahl ſeiner Widerſacher, deren Anklagen er unmöglich alle widerlegen konnte; und es ſchien ihm leichter und weniger demüthigend vor dem Papſt allein um Abſolution zu bitten, als vor dem geſammten deutſchen Reichstag als ein Gebannter zu ſtehen. Er machte ſich alſo kurz vor Weihnachten mit der Königin Bertha, ſeinem kleinen Sohn Conrad und einem geringen Gefolge von Speyer gegen Rom auf. Es war ein furchtbar ſtrenger Winter und der Uebergang über die Alpen nicht bloß höchſt unbequem, ſondern ſehr gefährlich. Dennoch langten die königlichen Pilger glücklich in Turin bei Bertha's Mutter und Bruder an.

Zur nämlichen Zeit hatte der Papſt ſich auf den Weg zum Reichstag in Augsburg gemacht. Die Römer ſahen ihn ungern ziehen in die weite Ferne und in die ſtürmiſchen Verhältniſſe. Aber ein Freund und mächtiger Fürſt begleitete und ſchirmte ihn. Dieſer Fürſt war ein Weib: die Markgräfin Mathilde aus dem erlauchten Hauſe Canoſſa, „die große Gräfin,“ der „Herzog Mathilde," — wie die Zeitgenoſſen ſie nannten, — eine der hervorragendſten Frauen des elften Jahrhunderts, mit dem Geiſt und dem Character eines Mannes und mit der Seele einer Heiligen. Von ihrer Mutter, der Markgräfin Beatrix, hatte ſie eine grenzenloſe Liebe für die heilige Kirche und eine grenzenloſe Hingebung an den Stuhl Petri geerbt; — aber dieſe Erbſchaft wurde mächtig verſtärkt durch die Energie ihres Characters und die Klarheit ihres Verſtandes. Sie erkannte, daß ein furchtbarer Sturz in heidniſche Barbarei, eine Auflöſung jeglicher Ordnung und Zucht, eine Unbotmäßigkeit wider alle Autorität, mit einem Wort: ein Willkürzuſtand, auf das Recht des Stärkeren gegründet, unvermeidlich ſei, wenn nicht die Kirche von dem Wuſt gereinigt werde, den die Zeitläufte mit ihren Wirrſalen in ihr aufgehäuft hatten; daß dieſe Miſſion dem Oberhaupt der Kirche ſelbſt gebühre und daß er, um dieſelbe zu erfüllen, unabhängig von fremder Obmacht, ſelbſtſtändig in ſeinen Beſchlüſſen nicht nur, ſondern auch in deren Durchführung ſein müſſe. Gemäß dieſer Erkenntniß handelte ſie ihr Lebenlang. Als Kind ſchon hatte ſie das Thränenbrod gegeſſen, als ſie mit ihrer Mutter in Deutſchland bei Kaiſer Heinrich III. in halber Gefangenſchaft leben mußte, wo ſie Bruder und Schweſter verlor, — wie es hieß, nicht ohne Zuthun des Kaiſers, damit Mathilde Erbtochter von Canoſſa werde und dem Gemahl, den er ihr aus ſeinem Hauſe zudachte, das herrliche, reiche, norditaliſche Land, von Piſa bis Ancona und bis in Lombardien hinein, zubringe, — dies Land, welches das Haus Canoſſa urſprünglich als Lehen vom päpſtlichen Stuhle inne hatte, doch bald in der kriegeriſchen Unruhe der Zeiten als Erb- und Eigenthum behandelte.

Aber des Kaiſers Pläne ſcheiterten mit ſeinem frühen Tode. Mathilde hatte die Welt und deren Macht und Glanz früh als das ſchätzen gelernt, was ſie werth iſt: vortrefflich um höheren Zwecken zu dienen; und nie, während ihres langen Lebens (geb. 1046, geſt. 1115) verlor ſie ihr erhabenes Ziel aus den Augen, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben, in Krieg und Frieden, in guten wie in ſchlimmen Tagen als ein wahrhaft getreuer Vaſall neben dem apoſtoliſchen Stuhle zu ſtehen, immer bereit ihm zu dienen, ſei es mit gezogenem Schwert, ſei es durch ihre Verwandten, ihre Vermittelung, ihren Geiſt. Ihre ernſte Erziehung befähigte ſie dazu. Latein war damals die Sprache der Bildung, der Staatsgeſchäfte, der Politik und Wiſſenſchaft. Sie ſprach und ſchrieb es fertig; wer aber an ihr Hoflager kam, das ſie gern in dem ſchönen Piſa hielt, mit dem redete ſie ſeine Mutterſprache, mochte er aus Deutſchland, Frankreich, Flandern oder England ſein. In Krieg und Frieden erfüllte ſie die Pflichten des Regenten, war in unzähligen Treffen ein muthiger Feldherr, zugleich weiſer Geſetzgeber und eifriger Richter. Dabei war es ihre Gewohnheit und Freude, gute Bücher zu beſitzen, ſchön gemalte Manuſcripte —

und mit dieſem hohen Ernſte, den kaum ein anderer Fürſt des Jahrhunderts hatte, verband ſie eine ſeltene Anmuth, mildes Wohlwollen, heiligen Gleichmuth, der ihr in allen Lagen des Lebens Würde, Maß und Ueberlegung ſicherte und eine Seele, welche einzig und allein dem Ewigen und ſeinem irdiſchen Abbilde, der chriſtlichen Kirche, zugewendet war. Zweimal war ſie vermählt; doch ſie begehrte kein irdiſches Glück von dem Gemahl, ſondern daß er ein Schwertträger des apoſtoliſchen Stuhles ſei.

Als der Papſt ſeine Reiſe gegen Augsburg antrat, hatte Mathilde ihren erſten Gemahl, Gottfried, Herzog von Brabant, und ihre Mutter Beatrix verloren. Um ſo ausſchließlicher konnte ſie ſich St. Peters Sache weihen und ihr Hab und Gut auf ſeinen Altar niederlegen. Sie ſtellte eine Schenkungsurkunde aus, in welcher ſie nach ihrem Tode alle ihre Beſitzungen, das jetzige Toscana und Ligurien, der römiſchen Kirche vermachte; dem Papſt Gregor aber begann ſie zu dienen wie ihrem Herrn und Vater. Dieſer hörte mit Erſtaunen, daß Heinrich in Turin angelangt ſei, während man ihn auf dem Reichstage erwartete. Da die lombardiſchen Biſchöfe hocherfreut und ſehr viel Volk neugierig zu Heinrich zogen, ſo rieth Mathilde dem Papſte, auf ihrem feſten Schloß Canoſſa, der Stammburg ihres Hauſes, zu verweilen, bis man beſtimmte Kunde über Heinrichs Abſichten höre.

Das geſchah. Gregor blieb in Canoſſa, wo ihn verſchiedene Biſchöfe und große Herren aufſuchten, um ihre

Loſſprechung vom Kirchenbann zu erhalten. Nach dem Gebrauche der Zeit erſchienen ſie barfuß und im wollenen Bußgewande vor ihm und erklärten ſich zu jeder Genugthuung bereit. Alle mußten einige Tage ſchweigend und faſtend in einſamer Zelle die Uebertretungen bedenken und bereuen, die ihnen den Kirchenbann zugezogen hatten. Dann erſt empfingen ſie die päpſtliche Abſolution.

Heinrich näherte ſich dem Schloß Canoſſa und lud Mathilde zu einer Berathung ein, der ſie Folge leiſtete; und dann ſchickte er ſie, nebſt ſeinem Schwager Amadeus von Savoyen, ſeiner Schwiegermutter und dem frommen Abt Hugo von Clugny, lauter Perſonen, die bei dem Papſte in großem Anſehen ſtanden, nach Canoſſa zurück, mit der Bitte um Losſprechung. Da Gregor Heinrichs Leichtſinn kannte, ſo traute er ihm nicht und lange dauerten die Verhandlungen mit den Mittelsperſonen, weil Gregor ihn lieber von dem deutſchen Reichstag zur Verantwortung ziehen, Heinrich aber lieber allein vor dem Papſte erſcheinen und, wo möglich, dem Reichstag aus dem Wege gehen wollte. Mathilde, die immer eine eifrige Friedensvermittlerin zwiſchen dem päpſtlichen Stuhl und dem Reich war, weil ſie in der Einigkeit zwiſchen dieſen beiden höchſten Mächten die Bürgſchaft für ſegenreiche Tage der Völker wie der Kirche ſah, ließ aber durchaus nicht nach auf Verſöhnung zu bringen, während Gregor der Anſicht war, daß auf die wahre Bekehrung eines ſo jungen und leidenſchaftlichen

Mannes, der nur in äußerſter Bedrängniß und um ſeine Krone nicht zu verlieren, um die Losſprechung bitte, nicht ſicher zu zählen ſei. Indeſſen gab er endlich der Fürbitte ſeiner Umgebung nach und Heinrich durfte nach Canoſſa kommen, doch nur, indem er ſich einem Act ſtrenger Buße und Selbſtverläugnung — dem erſten ſeines Lebens! — unterwarf.

Das Schloß Canoſſa hatte eine dreifache Ringmauer. In den zweiten Umkreis ward Heinrich eingeführt, aber ohne Gefolge und ohne königliche Abzeichen. Im gewöhnlichen Bußgewand von grober Wolle und mit bloßen Füßen, bis zum Abend faſtend, ſtreng der Bußdisciplin jener Zeit ſich unterwerfend, harrte Heinrich drei volle Tage auf die Losſprechung. Endlich am vierten Tage ließ ihn Gregor einführen. Heinrich warf ſich vor ihm nieder, die Arme im Kreuz ausgeſpannt und flehte mit heißen Thränen um Vergebung. Als Gregor ihn weinen ſah, rief er: „Genug! genug!“ und löſte ihn vom Banne, nachdem die Bedingungen feſtgeſetzt waren, die Heinrich zu erfüllen hatte. Die wichtigſten lauteten: Heinrich habe ſich vor ein Fürſtengericht zu ſtellen und die Anklagen, die auf ihm laſteten, vor Fürſten und Völkern zu widerlegen. Der Papſt wolle nach dem Wunſch der Fürſten Schiedsrichter ſein und den Spruch thun, ob ihm die Krone bleiben ſolle, ob nicht. Dieſem Spruch habe er ſich zu unterwerfen, auch wenn derſelbe ungünſtig ausfalle. Wenn aber günſtig, ſo müſſe er auf immer ſeine ſchlechten Rathgeber vom Hoflager verweiſen und dem Papſte behülflich ſein, alle Mißbräuche und Uebertretungen der Kirchengeſetze zur wahren Zucht und Ordnung zurückzuführen. Uebertrete Heinrich irgend eine Bedingung, ſo ſei die Abſolution null und nichtig.

Heinrich verſprach Alles zu erfüllen und mehrere anweſende große Herren, wie der Markgraf Azzo von Eſte, ſagten eidlich für ihn gut. Dann gab ihm der Papſt den apoſtoliſchen Segen und den Friedenskuß und begab ſich mit ihm in die Schloßkapelle, wo eine große Verſammlung ihrer harrte. Der Papſt feierte das heilige Meßopfer. Vor der Communion wendete er ſich zu dem König, indem er den Leib des Herrn in Händen hielt und ſprach: „Du und Deine Anhänger, ihr habt mich jüngſt der Simonie, der Ketzerei und vieler Laſter und Verbrechen beſchuldigt. Wiewohl ich Zeugen aufſtellen könnte, die all dieſe Anklagen zunichte machen würden: ſo will ich doch vorziehen, einen Beweis meiner Unſchuld von Gott zu fordern. Sieh hier den Leib des Herrn, den ich im Begriffe bin zu genießen! ich flehe zu dem Allmächtigen, daß ein jäher Tod mich treffe, wenn ich ſchuldig bin.“ Und er genoß einen Theil der heiligen Hoſtie. Die Anweſenden frohlockten, wünſchten ihm Heil, lobten und dankten Gott.

Aber Gregor gebot Stillſchweigen und ſprach weiter zum König: „Jetzt, mein geliebter Sohn, iſt es an dir, das Nämliche zu thun, und die ſchweren Anklagen, welche Deutſchlands Fürſten wider dich vorbringen, durch das Zeugniß des allwiſſenden Gottes zu deinen Gunſten zu entſcheiden.“ Doch Heinrich zog ſich verwirrt und erſchreckt zurück und ſagte nach einiger Ueberlegung: ſeine Feinde wären abweſend und würden dieſem Acte keinen Glauben ſchenken; deßhalb bitte er, die Sache auf den Fürſtentag zu verlegen. Gregor war gern dazu bereit, und Heinrich empfing ohne dieſe furchtbare Bedingung den Leib des Herrn. Dann hielten ſie zuſammen ein feſtliches Mahl und in Frieden entließ der Papſt den König.

Aus dieſer Begebenheit hat man Anlaß genommen, Gregor VII. als ein Ungeheuer von Ehrſucht und Bosheit darzuſtellen, der den armen unglücklichen Heinrich mit ganz beſonderem Vergnügen demüthige und peinige. Man dreht die Sache ſo, als habe Gregor den König nach Canoſſa entboten, um ſein Müthchen an ihm zu kühlen; während Heinrich nach Canoſſa ging, um ſich von ſeinen Bedrängniſſen zu befreien, wider ſeine Ankläger freie Hand zu bekommen und ſeiner Krone ſicher zu ſein. Nicht der Papſt, ſondern der bevorſtehende Reichstag zu Augsburg drängte ihn nach Canoſſa. Nicht die herkömmliche Bußdiſciplin jener Zeit machte ihm bange, ſondern die Vorwürfe und das Rachegeſchrei, die in Augsburg ſeiner warteten. Er war ſich zu gut ſeiner Frevel bewußt, um nicht ein böſes Gewiſſen zu haben und vor der Demüthigung zurückzuſchaudern, in jener erlauchten Verſammlung gegen ſchwere Anſchuldigungen ſich vertheidigen zu müſſen. War er aber nur erſt vom Banne gelöſt, ſo hoffte er den Reichstag zu hintertreiben. Deßhalb wählte er freiwillig den Zug nach Canoſſa, der für ihn das kleinere Uebel war. Iſt denn das etwas, wogegen Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl ſich empören, daß ein König, über den die mißhandelten Völker Wehe ſchreien, vor dem Richterſtuhle der Buße erſcheine und ſich reuig mit Gott verſöhne? — Aber leider kannte Heinrich keine Reue, ſondern nur Beſorgniß, ſeine Krone zu verlieren.

Die lombardiſchen Biſchöfe, zu denen Heinrich ſich nun begab, waren voll Ingrimm über dieſen Ausgang der Sache, weil ſie den Papſt haßten. Sie verſtimmten das Volk gegen Heinrich, als habe er aus unwürdiger Feigheit ſich der Buße unterzogen, brachten es dahin, daß ihm manche Städte die Thore verſchloſſen, und regten ihn ſelbſt dermaßen zum Zorne auf, daß er ſechs Tage nach ſeiner Abreiſe von Canoſſa den Plan machte, Gregor gefangen zu nehmen. Unter dem Vorwande, der Papſt möge das lombardiſche Volk beſchwichtigen, lud er ihn ein über den Po zu gehen. Gregor kam wirklich. Heinrich zog ihm eine Strecke voraus, um ihn den Verräthern zu überliefern. Doch die wachſame Mathilde ſchöpfte Argwohn, entſendete Boten, empfing ſichere Kunde der liſtigen Heimtücke und führte den Papſt auf verborgenen Bergwegen nach Canoſſa zurück. Dadurch war denn ſeine Reiſe nach Deutſchland geſtört. Heinrich ließ alle Ausgänge Italiens bewachen, ſann auf Rache, rief alle ſeine früheren Günſtlinge, Biſchöfe und Laien, wieder zu ſich und dachte nicht daran, die Zuſagen zu erfüllen, die er in Tribur den Fürſten, in Canoſſa dem Papſte gemacht hatte.

Da beſchloſſen jene, mit dieſem Lügengeiſt zu brechen: ſie verſammelten ſich in Horchheim, erwählten zum Oberhaupte des Reiches Rudolph, Herzog in Schwaben, und zogen mit ihm gen Mainz, wo ihn der Erzbiſchof Siegfried zum deutſchen König krönte und weihte, am 26. März 1077. Rudolph widerſtrebte der Annahme der Krone, denn er kannte Heinrichs Liſt und Gewaltthätigkeit und wußte, daß alle Widerſacher des Papſtes und der Kirchenzucht fortan ſich zu Heinrich halten würden, ſo daß es ohne heiße Kämpfe nicht abgehen werde. Schon an ſeinem Krönungstage erfuhr er das. Simoniſtiſche Kleriker ſtifteten in Mainz einen Aufruhr wider ihn, als ſie erfuhren, daß er dem Papſte gelobt hatte, die Kirchengeſetze gegen ihre Laſter aufrecht zu halten. Das aufgehetzte Volk ſuchte den Palaſt zu ſtürmen und gegen hundert Menſchen kamen im Handgemenge um's Leben.

Rudolph ſchickte nun Geſandte nach Rom, um dem Papſte die auf ihn gefallene Wahl anzuzeigen, und Heinrich ſchickte ihm gleichfalls eine Geſandtſchaft mit der Bitte, Rudolph nicht anzuerkennen. Es war äußerſt ſchwierig für den Papſt, die richtige Entſcheidung zu treffen, denn Heinrich hatte zwar die Bedingungen von Canoſſa nicht erfüllt, allein es war auch ebenſowenig erwieſen, daß alle Anklagen wider ihn auf Wahrheit beruhten Kein öffentlicher Fürſtentag hatte geprüft und entſchieden und er ſelbſt, der beide Parteien hören und den Richterſpruch fällen ſollte, hatte nicht in ihrer Mitte erſcheinen und den richtigen Thatbeſtand ermitteln können. Gregor erließ demnach an alle geiſtliche und weltliche Fürſten, an alle Kleriker und Laien, an alle Gläubigen groß und klein deutſcher Nation ein Schreiben, worin er ſagte: „Wir haben unſeren Legaten anbefohlen, die Könige Heinrich und Rudolph aufzufordern, uns ungeſtört die Reiſe nach Deutſchland fortſetzen zu laſſen, damit wir die Zwietracht ſchlichten können, welche ſich um unſerer Sünden willen zwiſchen ihnen erhoben hat. Unſer Herz iſt in Gram und Bitterkeit verſenkt über das Verderben und die Verwirrung in der chriſtlichen Kirche und über die Gefahren, womit menſchlicher Hochmuth das deutſchrömiſche Reich bedroht. Beide Könige haben von uns die Anerkennung Seitens des apoſtoliſchen Stuhles verlangt. Vertrauend auf Gottes Barmherzigkeit und auf den Beiſtand des heiligen Petrus, ſind wir bereit, geliebte Brüder, mit Hülfe eurer Rathſchläge die Frage zu löſen, auf weſſen Seite die Gerechtigkeit iſt, und Denjenigen zu ſtützen, deſſen Recht auf die Krone anerkannt wird. Wir haben bis jetzt keinem der beiden

Könige Zuſagen gegeben, denn wir ſind bereit, lieber den Tod zu leiden, als durch Ungerechtigkeit die Kirche in Verwirrung zu bringen. Wir ſind auf den apoſtoliſchen Stuhl geſetzt — nicht um unſere Sache, ſondern die Sache Jeſu Chriſti zu führen, und um unter vielen Trübſalen, den Fußtapfen der Väter folgend, durch Gottes Barmherzigkeit zur ewigen Ruhe zu gelangen.“

Auf Erden freilich fand der Papſt dieſe Ruhe nicht. Die Könige rüſteten wider einander; von einem Reichstag war gar keine Rede; der ſchlechtgeſinnte Theil des Klerus freute ſich des Zwieſpaltes, reizte in der Lombardei ſogar die weltlichen Herren auf, mit dem Schwert die Feinde des Cölibates und die Freunde der Simonie zu vertheidigen. In Süditalien machte der Normannenherzog Guiscard verheerende Raubzüge in's Patrimonium Petri. Mathilde war die einzige unter den Fürſten, die in feſter Ergebenheit zum heiligen Stuhle hielt. In Frankreich, Spanien, England, im europäiſchen Norden, überall herrſchten dieſelben Mißbräuche und Uebelſtände, folglich dieſelbe Gefahr für den Untergang des Chriſtenthums und dieſelbe Widerſetzlichkeit der Laſterhaften gegen die Mittel zu ihrer Beſſerung.

Einmal ſchüttet Gregor ſein Herz aus gegen ſeinen alten Freund, den gottſeligen Hugo, Abt von Clugny, und ſchreibt ihm: „Ermüdet von vielfachen Arbeiten für die chriſtlichen Völker kann ich nur ſelten Demjenigen ſchreiben, den ich doch ſehr liebe. Ich bin von ſolchen Aengſten heimgeſucht und unter ſolcher Geſchäftslaſt gebeugt, daß meine Umgebung es nicht ertragen, ja kaum anſehen kann, und obſchon eine himmliſche Stimme mir zuruft, ein Jeder werde den Lohn in der Ewigkeit gemäß ſeiner Arbeit empfangen: ſo iſt mir doch wegen der vielen Schmerzen, die mein Herz durchdringen, das Leben zuweilen eine Laſt und der Tod wünſchenswerth. Wenn der gute Jeſus, wahrer Gott und wahrer Menſch, mir liebreich die Hand bietet, ſo bin ich getröſtet in meinen Nöthen und voll Freuden. Ueberläßt er mich aber mir ſelbſt, ſo falle ich in Trübſal zurück und in die Aengſte des Todes. Doch dann, wenn die eigenen Kräfte mich verlaſſen, dann finde ich in Ihm das Leben wieder und dann ſeufze ich oftmals: Herr! meine Laſten würden für Moſes und Petrus allzu ſchwere Bürde ſein — und mit ihnen verglichen — wer bin ich! Du mußt alſo dem Nachfolger deines Petrus zu Hülfe kommen oder ihn unterliegen ſehen."

Dies war die Geſinnung eines Papſtes, dem der Weltgeiſt mit ſeinem Gefolge von Bosheit und Unverſtand als ein Ungeheuer von Ehrſucht und geiſtlichem Hochmuth ausſchreit, und auf den der bornirte Irrglaube mit Fingern deutet, um zu beweiſen, daß der römiſche Papſt der Antichriſt ſei. Aber das iſt ganz in der Ordnung und darf Niemand befremden! Der Weltgeiſt hat vom heiligen Geiſte keine Ahnung und Schacher geht ihm über Alles: folglich kann er in der Simonie nichts

Böſes finden. Der Irrglaube aber hat vom heiligen Geiſte eine verkehrte Ahnung und das Anti-Cölibat geht ihm über Alles: folglich kann er in deſſen Bekämpfung nur etwas Böſes finden. Solche Urtheile haben nichts Gefährliches, ſobald man ſich die Quelle klar macht, aus der ſie fließen. Aufgeklärte Proteſtanten -- und es gibt auch ſolche! — bewundern mit uns Gregors Geiſtesgröße und Seelenſtärke.

Sogar die Sachſen waren aufgebracht gegen den Papſt, weil er nicht ſogleich Heinrichs Abſetzung und Rudolphs Wahl anerkannte, während er mit ruhiger Berückſichtigung des Anſehens und der Rechte der Fürſten und ohne alles Gebahren eines Dictators, feſt bei ſeiner Beſtimmung von Canoſſa blieb: einem Reichstag der deutſchen Fürſten, bei dem er ſelbſt den Vorſitz führen wolle, ſtehe die endgültige Entſcheidung zu. Seine Legaten bemühten ſich auch fortwährend, die beiden Könige zur Einberufung dieſes Reichstages zu ſtimmen; doch Heinrich dachte nur an Krieg, rüſtete, nannte Rudolph einen Rebellen und fuhr fort Biſchöfe nach Gutdünken ein- und abzuſetzen. Das ganze Reich war in Spannung und Aufregung: Fürſten und Völker nahmen Partei, wechſelten ſie auch wohl; ſchreckliches Elend herrſchte überall, denn Kriegsſchaaren zogen umher, lieferten Treffen, die keinen entſcheidenden Ausgang hatten und übten Plünderung und Miſſethaten. Da, wo man für Rudolph war, trat das Volk häufig mit ſeiner vollen Abneigung gegen beweibte Prieſter hervor;

ſo in Zürich, wo dieſe von den Bürgern nach einmüthigem Beſchluß genöthigt wurden, den Anfang zum geiſtlichen Wandel zu machen und ihre Weiber zu entfernen. Heinrichs Anhang aber unterdrückte ſolche Geſinnung im Volke. Mit Jammer ſah der Papſt auf den unſeligen Bürgerkrieg, und die ſteigende Verwirrung der Länder und der Kirche. „Je mehr der Zuſtand der Dinge von Tag zu Tage in Verwilderung übergeht, deſto größere Sorge erhebt ſich mit ſchwerer Bangigkeit in meiner Seele" — ſchrieb er im Jahr 1078 an den Erzbiſchof Udo von Trier, ſeinen Freund, und bittet ihn um genaue Berichte aus Deutſchland und um gute Rathſchläge.

Aber wenn auch gedrückt durch die Ereigniſſe, ſo war Gregors Seele doch immer voll hoher Gedanken. Im Februar 1079 hielt er ein Concil von 150 Biſchöfen zu Rom. Berengar, ein Kleriker der Kirche von Tours, der in Frankreich ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren durch ſeine Irrlehre über die heilige Euchariſtie viel Aergerniß gegeben, ſchon mehrmals ſie widerrufen und doch auf's Neue vorgetragen hatte, erſchien vor dieſem Concil, bekannte ſeine Häreſie und unterſchrieb eine Widerrufsurkunde, in welcher er feierlich ſeinen katholiſchen Glauben an das Geheimniß der wahren und weſenhaften Gegenwart des Leibes des Herrn in geweihter Hoſtie ausſprach. Freudig entließ ihn der Papſt, gebot ihm, ſich fortan des Lehrens und Disputirens über dies Dogma zu enthalten und erklärte, daß Niemand mit Recht fortan

Berengar einen Ketzer nennen dürfe. Berengars Dank für dieſe Milde beſtand darin, daß er nach ſeiner Heimkehr ſeinen Widerruf — widerrief und mit frecher Lüge hinzuſetzte, der Papſt finde ſeine Lehre keineswegs ketzeriſch. Und ſo mußte ſich der heilige Papſt auch noch gefallen laſſen, von ſeinen Feinden als ein Anhänger der Häreſie verſchrieen zu werden! Seine Geſinnung über das hochheilige Geheimniß der Euchariſtie, überhaupt ſein inneres Leben mit Gott und ſein erhabenes Seelenverhältniß mit der Markgräfin Mathilde ſprechen ſich in ihrer vollen tiefen Schönheit in einem Briefe aus, den er bereits im Jahr 1074 an ſie richtete.

„Welche Sorge und ununterbrochene Aufmerkſamkeit ich dir und deinem ewigen Heile zuwende,“ ſchreibt er ihr, „das weiß Derjenige, der die Herzen durchforſcht. Du aber mußt, wie ich meine, um ſo mehr davon überzeugt ſein, als ich dich zum Vortheil Vieler abgehalten habe, dich von der Welt zurückzuziehen, wie du es wünſchteſt, um einzig für dein Seelenheil zu leben. Unter den Waffen, die ich dir mit Gottes Gnade gab, um dich in der Welt gegen den Fürſten der Finſterniß ſicher zu ſtellen, nannte ich dir als die ſiegreichſten, den häufigen Empfang des Leibes des Herrn; und ein unbedingtes feſtes Vertrauen in ſeine heiligſte Mutter. St. Ambroſius ſagt im Buche von den Sacramenten: „Verkünden wir den Tod des Herrn, ſo verkünden wir zugleich die Vergebung der Sünden — und fließt ſein Blut für die Vergebung der Sünden, ſo muß ich es immer empfangen, um immer dieſe Vergebung zu erlangen. Iſt der Leib des Herrn das tägliche Brod, ſo genieße es auch täglich, damit es dich täglich ernähre. Lebe ſo, daß du mehr und mehr verdieneſt, ihn jeden Tag zu empfangen.“ — Und St. Gregorius ſagt in ſeinen Dialogen: „Was unſere Seele vom ewigen Verderben rettet, iſt jenes wunderbare Opfer, das für uns in geheimnißvoller Weiſe den Tod des eingeborenen Sohnes erneuert. Obſchon er unſterblich und leidensunfähig in ſich ſelbſt iſt, gibt er ſich doch auf's Neue für uns zum Schlachtopfer im hochheiligſten Sacramente hin und zum Heile der Sünder wird ſein Blut vergoſſen, ſein Leib vertheilt. O, was muß dieſes Opfer für uns ſein, das unaufhörlich zu unſerer Rettung das Leiden des eingeborenen Gottesſohnes wiederholt! Welcher Gläubige könnte zweifeln, daß im Augenblick der Wandlung, bei dem Worte des Prieſters, die Himmel ſich öffnen, die Chöre der Engel dem myſtiſchen Tode Jeſu Chriſti beiwohnen, die irdiſchen Dinge mit den himmliſchen, Niedriges mit dem Höchſten ſich einen und daß eine Verbindung des Sichtbaren mit dem Unſichtbaren eintritt.“ — Auch St. Johannes Chryſoſtomus ſchreibt: „Sieh, wie innig Chriſtus mit ſeiner Braut ſich verbindet! ſieh, mit welchem Fleiſch und Blut er ſie nährt! Er Selbſt gibt ſich uns als weſenhafte Speiſe hin. Wie eine Mutter aus natürlicher Zärtlichkeit ihr neugeborenes Kindlein mit ihrer Milch ernährt, ſo nährt Chriſtus mit ſeinem Blute Diejenigen, die aus ihm ein neues Leben ſchöpfen.“ – O meine Tochter, wie ſehr müſſen uns dergleichen Ausſprüche antreiben, innigſt ein ſo kräftiges Heilmittel zu verlangen und zu dieſem wundervollen Sacramente unſere Zuflucht zu nehmen. Ich habe ſie dir mitgetheilt, um deinen Glauben und deine Zuverſicht bei dem Empfange des Leibes des Herrn zu vermehren. Denn Glaube und Zuverſicht — das ſind die Schätze, das ſind die Gaben, welche deine Seele aus Liebe zu Gott, deinem himmliſchen Vater, von mir begehrt, obſchon du verdienteſt, ſie von einem beſſeren Lehrer zu empfangen. Was nun die Mutter Gottes betrifft, der ich dich, du vielgeliebte Tochter des heiligen Petrus, beſonders empfohlen habe und nie aufhören werde zu empfehlen, bis unſere Sehnſucht ſie zu ſchauen erfüllt wird, — was ſoll ich dir über ſie ſagen? Erde und Himmel preiſen ſie und ſprechen doch ihr volles Lob nicht aus. Halte aber das Eine außer Zweifel: eine um ſo höhere und heiligere Mutter ſie iſt, um ſo milder und huldvoller iſt ſie auch für uns arme Sünder, wenn wir, wenigſtens dem Willen nach, von der Sünde uns bekehren. Demüthig zu ihren Füßen weinend, wirſt du ſie ganz gewiß bereitwillig finden, dich zärtlicher zu lieben, als irgend eine irdiſche Mutter.“

Mit dieſer kindlichen, gläubigen, gottinnigen Andacht fühlte und ſprach der gewaltige Geiſt, der mit einem Blick die Kronen und Throne der Welt, die Leiden der Völker und der Einzelnen überſah; der auf allen Puncten der Chriſtenheit die Schooßkinder unter den Laſtern unverzagt angriff; der über keinen Widerſtand ſtaunte und vor keiner Schwierigkeit zurücktrat; der den Menſchen ſeiner Zeit unerſchütterlicher als Himmel und Erde erſchien. Ein ſolcher Geiſt — und dabei dieſe Liebe zum heiligſten Sacramente, dies Vertrauen zur Mutter Gottes, dies Mitleid mit der menſchlichen Schwäche: iſt eine Vereinigung, die ſich nur auf dem Boden des übernatürlichen Lebens findet. Für den natürlichen Menſchen bleibt ſolche Vereinigung ein ewiges Räthſel. O, wie tief muß man die Armſeligen bemitleiden, welche ſich bemühen, einen ſolchen Mann in die bettelhafte Sphäre ihrer eigenen Niedrigkeit herabzuziehen!

In der Faſtenzeit des Jahres 1080 hielt Gregor abermals ein Concil, auf welchem die Herſtellung der alten Art der Biſchofswahl zum kanoniſchen Beſchluß erhoben wurde: ſtirbt der Oberhirt einer Kirche, ſo haben Klerus und Volk ſeinen Nachfolger zu wählen, und um deſſen Beſtätigung bei dem apoſtoliſchen Stuhle und dem Metropoliten nachzuſuchen, da die Rechtmäßigkeit der Wahl von der Zuſtimmung des Papſtes und des Metropoliten abhängt. Wer durch Ehrgeiz, Furcht oder ſonſtige unlautere Gründe bewogen, in anderer Weiſe auf den Biſchofsſitz gelangt, — deſſen gottloſe Wahl ſei null und nichtig.

In dieſem Concil erſchienen auf's Neue Abgeſandte Rudolphs und anderer deutſchen Fürſten und ſprachen zum Papſt: „Wir klagen vor Gott, vor dem heiligen Petrus, vor dir, ehrwürdigſter Vater, und vor dem ganzen heiligen Concil, daß Heinrich, trotz des Bannes, den du kraft apoſtoliſcher Autorität über ihn geſprochen haſt, fortfährt tyranniſch mit Feuer und Schwert im Reiche zu ſchalten und zu walten, mit gottloſer Grauſamkeit in den Bisthümern hauſt, den Tod des frommen Erzbiſchofs Werner von Magdeburg verſchuldet hat, den Biſchof Adalbert von Worms im Kerker hält — — und den Reichstag nicht zuſammentreten läßt, auf welchem Friede und Gerechtigkeit dem unerträglichen gräuelvollen Zuſtande ein Ende machen ſollten. Wir flehen dich alſo an, uns oder vielmehr der ganzen Kirche Gottes Recht zu ſchaffen gegen den kirchenräuberiſchen und gewaltthätigen Fürſten.“

Da erkannte Gregor, daß die Stunde gekommen ſei, einen entſcheidenden Spruch thun zu müſſen. Er ſtand ſeufzend auf und ſprach mit tiefer Traurigkeit: „Heiliger Petrus, Fürſt der Apoſtel, und du, heiliger Paulus, Lehrer der Völker, neiget euer Ohr in Gnaden zu mir, weil ihr die Wahrheit liebet und ſtehet mir gnädig bei, damit ich die Wahrheit verkünde. Ihr wiſſet, daß ich ungern das heilige Amt angetreten habe und ſehr wider meinen Willen unter Schmerz, Seufzen und Klagen unwürdig auf euren Stuhl erhoben bin. Dies ſage ich darum, weil ich nicht euch, ſondern ihr mich erwählt und die ſo ſchwere Laſt eurer Kirche auf mich gelegt habt. Und weil ihr mich geheißen, auf den hohen Berg zu ſteigen und zu verkünden dem Volke Gottes ſeine Sünden und den Söhnen der Kirche ihre Uebertretungen, ſo begannen die Anhänger des Böſen ſich wider den Herrn und ſeinen Geſalbten zu erheben und mit Tod und Verbannung mir zu drohen. Vor Allen hat es Heinrich, den man König nennt, verſucht, mich eures Stuhles zu entſetzen und unter ſein Joch mich zu bringen, den Fuß erhebend wider die Kirche Gottes. Aber eure Gewalt brach ſeinen Stolz und in Verwirrung und Scham kam er zu mir nach Lombardien und erflehte von mir Löſung vom Banne. Als ich ſeine Zerknirſchung ſah und ſeine vielen Verſprechungen, ſein Leben zu beſſern, vernahm, habe ich ihm die Losſprechung ertheilt und ihn in die Kirchengemeinſchaft wieder aufgenommen, nicht aber ihn hergeſtellt in der königlichen Herrſchaft, weil ich zuvor zwiſchen ihm und den Biſchöfen und Fürſten jenſeits der Berge nach Recht und Gerechtigkeit den Frieden zu ſtiften hatte. Aber Heinrich hielt nicht ſeinen Eid. Da verzweifelten jene an ſeinem guten Willen, denn ſchlimmer trieb er es als je, — und ohne meinen Rath — ihr ſeid meine Zeugen! — haben ſie den Herzog Rudolph zum König erkoren. Dieſer ſendete mir die Botſchaft, er habe des Reiches Steuerruder übernehmen müſſen und verſpreche mir, allen Anordnungen Folge zu leiſten, die ich zum Heile der Kirche und Völker getroffen; erbot ſich auch, mir ſeinen Sohn zum Bürgen ſeiner Aufrichtigkeit als Geißel zu ſtellen und hält ſeit drei Jahren immer die nämliche Sprache. Da fing auch Heinrich an mich zu erſuchen ihm beizuſtehen, und nach langem Verhandeln beſtimmte ich abermals, auf göttliche Eingebung Gottes, vor einem Fürſtentag jenſeits der Berge ſollten beide Parteien gehört und geprüft werden, auf weſſen Seite das Recht ſei. Da ich fürchtete, böſer Wille werde die Zuſammenkunft zu verhindern ſuchen, ſprach ich den Bann über Jeglichen aus, möge er König, Herzog, Biſchof, oder wer ſonſt ſein, der dies wagen würde. Heinrich ſelbſt iſt es aber, der mit ſeiner Partei dem Tage der Gerechtigkeit und des Friedens entgegentritt und dadurch ſich ſelbſt den Ausſchluß von der Kirchengemeinſchaft zuzieht. Darum ſtütze ich mich auf Gottes Gericht, auf die Gnade ſeiner jungfräulichen Mutter Maria und auf euere Vollmacht, belege abermals den genannten Heinrich mit dem Kirchenbann, unterſage ihm in des allmächtigen Gottes und in euerem Namen Deutſchlands und Italiens Thron, nehme ihm königliche Gewalt und Würde, entbinde von ihrem Eide alle Chriſten, welche ihm Treue geſchworen haben, und bewillige, daß Rudolph, den die Fürſten zu euerem treuen Beſchirmer wählten, das deutſche Reich regiere.“

So ſprach Gregor. Kein Wort des Zornes, des Unmuthes, des perſönlichen Intereſſes gab ſich kund. Er ſprach wie Jemand, der vom Bewußtſein durchdrungen iſt, der Stellvertreter Jeſu Chriſti zu ſein, und zur Rettung der ihm anvertrauten Kirche nicht bloß Geiſtiges, ſondern auch Weltliches binden und löſen zu dürfen. Und dies that er mit übernatürlichem Muth, nicht an der Spitze eines Heeres, nicht vertrauend auf Waffengewalt, nicht einmal geſtützt auf einen einmüthigen Klerus, auf einen durchweg treuen, hochherzigen Epiſkopat. Nicht Heinrich, nicht Rudolph waren der Gegenſtand ſeiner Vorliebe. Die Braut Chriſti liebte er! das Reich Gottes auf Erden wollte er feſtigen! — Aus ſolchem Grunde entſprang ſeine heilige Kühnheit.

Heinrich war zuerſt, über dieſe Wendung der Dinge niedergeſchlagen, doch ſeine Günſtlinge verwandelten ſchnell ſeinen Trübſinn in Wuthausbrüche und beſtärkten ihn in ſeiner Abſicht, ein Schisma hervorzurufen und einen Gegenpapſt zu wählen. Heinrich berief eine Verſammlung von Biſchöfen zu dieſem Zwecke nach Mainz. Da aber nur neunzehn erſchienen, begab ſich die Verſammlung nach Brixen, damit ſich auch Italiener einfinden möchten. Dies geſchah — und dreißig Biſchöfe, die wegen Simonie und anderer Laſter im Kirchenbann und abgeſetzt waren, faßten im Vereine mit Heinrich und mit vielen Großen und Adeligen den Beſchluß: „Hildebrand, den frechen Mönch, der Kirchenraub und Todtſchlag predigt, Meineid und Mord vertheidigt, der den katholiſchen und apoſtoliſchen Glauben über den Leib und das Blut Chriſti in Unterſuchung bringt [1]), — der ein alter Schüler des Ketzers Berengar, ein Traum- und Zeichendeuter, ein offenbarer Schwarzkünſtler, böſer Zauberei ergeben und dem wahren Glauben ganz abgeſtorben iſt, — abzuſetzen und, wenn er nicht vom päpſtlichen Stuhle herabſteigen will, auf ewig zu verdammen.“ Bei dieſer Flut von unſinnigen Schmähungen fällt es ſehr auf, daß Gregors ſittlicher Wandel nicht angegriffen wird. Einige beweibte Kleriker gaben ſich viele Mühe, ſeine Sittlichkeit zu verdächtigen; aber der Glanz ſeiner Tugend war ſo ſtrahlend, daß ſogar die Böswilligſten an dergleichen Verläumdungen nicht glaubten.

---

[1]) Dieſer Vorwurf bezog ſich auf die Prüfung der Irrlehre Berengars.

Nachdem die Schismatiker den Stellvertreter Chriſti abgeſetzt hatten, ermangelten ſie nicht, ihm einen Barabbas vorzuziehen und zum Papſte den gebannten **Guibert**, Erzbiſchof von Ravenna, der ſich mit Cencius gegen Gregor verſchworen hatte, zu wählen. Er nahm den Namen Clemens III. an und verſprach Heinrich zum römiſchen Kaiſer zu krönen. So hatte Heinrich die Einheit der Kirche zerriſſen und das Schisma hervorgerufen. Im Herbſte dieſes Jahres 1080 brach nun auch ein furchtbarer Bürgerkrieg aus, und am 15. October wurde in Sachſen bei Merſeburg eine große Schlacht geſchlagen. Heinrich verlor ſie; Rudolph aber war auf den Tod verwundet. Man trug ihn auf einen freien Platz, wo die Seinen ihn trauernd umſtanden und die ſächſiſchen Biſchöfe ihm die heilige Oelung ſpendeten. Da hob er das Haupt und fragte mit leiſer Stimme: Wer hat den Sieg? — Du, Herr, du haſt geſiegt! riefen die Seinen. — Da ſank

Rudolph zurück und ſprach: Nun leide ich mit Freuden, lebend oder ſterbend, Alles, was Gott will! — Und er ſtarb. — An demſelben Tage wurde bei Mantua das Heer der Gräfin Mathilde von Heinrichs Anhängern in Lombardien geſchlagen. Alle Unternehmungen zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen entſtammen dem Kreuz, ſind dem Kreuze eingewurzelt — und dieſe Verwandtſchaft mit dem Kreuze tritt gewöhnlich dadurch hervor, daß ſie zunächſt keine günſtigen Erfolge, ſondern allerhand Mißgeſchick haben. Der Segen kommt ſpäter zu Tage. Und das muß ſo ſein! Denn wenn Dasjenige, was aus Liebe zu Gott gethan wird, ſogleich und immer mit ſichtbarem Erfolge gekrönt würde — wo bliebe da der Glaube? — wo bliebe da die größte aller Gnaden hienieden: Antheil am Kreuze Chriſti zu haben?

Heinrich hätte nun gern ſeinen Frieden in Deutſchland mit Rudolphs Anhängern geſchloſſen. Wollten ſie durchaus einen König wählen, ſo ſchlug er ihnen ſeinen Sohn Konrad vor. Aber ſie wollten den Knaben nicht. Gregor rieth ihnen, recht vorſichtig zu ſein und lieber einige Zeit zu warten, bis ſich im Kampfe der Parteien ein bewährter, tüchtiger Mann herausſtelle. Sie jedoch erwählten Graf Hermann von Luxemburg, der ein ritterlicher Herr von edler Geſinnung, doch nicht den ſchwierigen Zeitläuften gewachſen war. Heinrich, der für den Augenblick nichts in Deutſchland zu fürchten hatte, zog nach Italien, feierte das Oſterfeſt 1081 in Verona und machte ſich mit ſeinem ſchismatiſchen Papſte gen Rom auf, um ſich dort von demſelben zum römiſchen Kaiſer krönen zu laſſen. Furchtbare Verwüſtung begleitete ihn, denn ſein Zug ging durch Mathildens Länder und auf jedem Schritt trat ſie ihm entgegen. Ihre Städte ſchloſſen ihm die Thore, ihre feſten Burgen verſperrten ſeinen Weg, ihre Reiſige lieferten ihm Treffen. Ihre eigenen Vaſallen hielten ſie für unſinnig, einen ſolchen Kampf einzugehen; aber ihre heldenhafte Seele opferte mit Freuden Gut und Blut für die Vertheidigung des apoſtoliſchen Stuhles. Ihre Schlöſſer boten denjenigen italieniſchen Biſchöfen, Aebten und Klerikern, welche Heinrich verjagte und verfolgte, eine ſichere Zuflucht, und Heinrichs Anhänger ſuchte ſie zu vermindern, indem ſie gütlich durch Ueberredung und irdiſche Vortheile ſie gewann oder feindlich ihre Burgen angriff. Von Zeit zu Zeit ſchickte ſie dem Papſte große Geldſummen. So war ſie des Stuhles Petri Schirmherr, nach welchem ſich Gregor umſonſt unter den Männern ſeiner Zeit umgeſchaut hatte.

Gregor blieb in unerſchütterlicher Ruhe. Vor Gefahren zu zittern — das kannte er nicht. Zu ſtark war ſein Geiſt, zu feſt ſeine Ueberzeugung von dem Rechte ſeiner Sache, als daß die Ungunſt äußerer Umſtände jenen hätten brechen und dieſe umſtimmen können. Wohl ruhte ſein Blick zuweilen ſchwermüthig auf den harten, betrübten Zeiten; aber in der Seele, wo Glaube und Liebe, als göttliche Tugend, wohnen — da wohnt auch die Hoffnung auf himmliſche Fügung: er tröſtete ſich ſelbſt und Andere. Er ſtieg im Geiſte hinauf in die alten chriſtlichen Zeiten, zu den heiligen Tagen der Apoſtel, der Martyrer, erwog ihre Leiden, ihre Trübſal, ihren Starkmuth und labte ſich an ihrem Beiſpiel. Daß es ſo ſchlimm in der Welt geworden, ſah er als Folge der menſchlichen Leidenſchaften und Vergehen an, die durch Reue und Bekehrung gebüßt und geſühnt werden mußten.

Die Italiener, die unter Heinrichs Willkürherrſchaft nicht gelitten hatten, kaum ihn kannten, waren ihm mehr oder minder günſtig geſtimmt und ſogar Gregors Freunde riethen ihm, ſeinen Frieden mit jenem zu ſchließen. Allein Gregor, der damals, wie gewöhnlich, ſein alljährliches Concil hielt, erneuerte Heinrichs Bann, um der ganzen Welt kund zu thun, daß ſein Ausſpruch nicht von perſönlichen Verhältniſſen und Intereſſen abhängig ſei, und an den Biſchof Hermann von Metz ſchrieb er: „Das iſt Gottes unausſprechliche Huld und Gnade, daß er ſeine Auserwählten nie völlig niederwerfen, nie ganz fallen läßt; daß er ſie in der Bedrängniß durch heilſame Prüfung bewährt und nach der Unglückszeit ſtärker macht. Wer im Kampfe um den Glauben ſich freut, unter den Erſten zu ſtehen, der iſt Chriſtus dem Sieger am nächſten und am wertheſten.“ Auch verſäumte er nichts von dem, was die Klugheit gebot, ſöhnte ſich mit dem mächtigen und kriegeriſchen Normannenfürſten Robert Guiscard aus, nahm deſſen Vaſalleneid an und belehnte ihn dafür mit Calabrien und Apulien — Länder, die Roberts Vorfahren ſchon früher vom päpſtlichen Stuhle zu Lehen beſeſſen hatten. So hatte er von Süden her, wenn auch keine Hülfe, ſo doch auch keinen Angriff zu erwarten.

Von Norden her kam aber Heinrich und lagerte ſich zu Pfingſten mit ſeinem Gegenpapſte vor Rom. In der Stadt waren Truppen der Markgräfin und der römiſchen Großen, die eine drohende Stellung einnahmen; und das Volk leiſtete ſo eifrig Hülfe bei der Vertheidigung und ſprach einen ſolchen Haß gegen Guibert aus, daß Heinrich nach Lombardien zurückkehrte. Die deutſchen Kriegsleute aber lagen zwei Jahre auf den Neroniſchen Wieſen vor der Stadt und hatten viel Ungemach zu ertragen, ſowohl durch die Ausfälle und Angriffe der Römer, als durch das ungewohnte Klima und das unausgeſetzte Lagerleben, das allerhand böſe Krankheiten erzeugte. Gregor, ein Gefangener in ſeiner eigenen Stadt, blieb unerſchrocken und hochherzig. Als Cardinäle, Biſchöfe und Aebte bei ihm anfragten, ob es erlaubt ſei, Kirchengüter zu verpfänden, um mit dem Gelde Vertheidigungsmittel gegen Heinrich und Guibert anzuſchaffen: verwies er ſie auf die alten Schriften, wo man las, daß kirchliches Gut nicht zum weltlichen Kriegsgebrauch zu veräußern ſei. Und als Biſchof Hermann von Metz die Frage an ihn ſtellte, welche damals Viele beſchäftigte, nämlich: ob es das Recht des Papſtes ſei, Könige abzuſetzen? — da ſchrieb Gregor zurück: „Unſer Erlöſer ſelbſt hat im Evangelium den Ausſpruch gethan: Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen; — und: Ich gebe dir die Gewalt zu binden und zu löſen im Himmel und auf Erden. Sind denn hievon die Könige ausgenommen? Gehören nicht auch ſie zu den Schafen, die Gottes Sohn dem heiligen Petrus anvertraut? Wer will ſich von dieſer allgemeinen Bewilligung für ausgeſchloſſen halten? Wer will behaupten, daß die weltliche Macht der geiſtlichen nicht untergeordnet ſei?" Die Zeiten ſind anders geworden; die Menſchheit iſt nicht mehr ausſchließlich katholiſch; das hat nicht blos die Verhältniſſe der Staaten zum römiſchen Stuhl umgeſtaltet, ſondern die Kirche hat ſeitdem auch eine andere Stellung eingenommen und jene Frage berührt ſie auf politiſchem Gebiet jetzt nicht mehr. Aber das chriſtliche Mittelalter, mit ſeiner tief religiöſen Auffaſſung der Welt und der Zeitlichkeit, ſtellte die geiſtliche Macht höher als die weltliche, weil jene unmittelbar von Chriſtus eingeſetzt war. Wie weit ſie ihre Befugniß erſtrecken dürfe — das war die Frage, daraus entſprang der Conflict. Heutzutage faßt man die Sache gerade umgekehrt auf; darum fehlt es auch an Conflicten nicht.

Im Sommer 1082 erſchien Heinrich abermals vor Rom und fand abermals ſolche Schwierigkeiten bei der Belagerung, daß er ſich begnügte, einige Burgen der Umgegend zu erobern, ſeine Beſatzung hinein zu legen, Guibert in Tivoli zu laſſen als Beobachter der Zuſtände — und ſich dann wieder nach Lombardien begab. Da hatte denn die Markgräfin die volle Wucht ſeines Zornes zu empfinden. Allein Gregors Standhaftigkeit belebte auch Mathildens Seele. Sie ermahnte und tröſtete durch häufige Briefe ihre Vaſallen, enthüllte Heinrichs und ſeiner Anhänger Unthaten, erſpähete ihre Plane, trat ihren Streif- und Raubzügen mit tapferen Streitern entgegen und unüberwindlich wie ſie ſelbſt blieben auch ihre Veſten: Canoſſa, Montebello, Carpineta und andere Schlöſſer. Dies Weib und dieſer Greis waren nicht zu demüthigen und nicht zu bezwingen, denn beide ſtanden auf dem Felſen Petri. Einſam ſtanden ſie da! Denn in Deutſchland machte ſich freilich König Hermann mit einem wohlgerüſteten Heere auf, um den Papſt zu ſchützen und Rom zu entſetzen. Doch da ſtarb Graf Otto von Nordheim, der einflußreichſte Fürſt in Sachſen, das Haupt von Heinrichs Widerſachern, und Hermann ſtellte nun den italiſchen Zug ein, weil er Unruhen im Reiche zu Gunſten Heinrichs befürchtete. Robert Guiscard war viel zu ſehr mit ſeinen Eroberungen im griechiſchen Kaiſerreich beſchäftigt, um die Sache ſeines Lehensherrn, des Papſtes, eifrig in die Hand zu nehmen. Die Könige von England und von Frankreich hofften von Herzen auf Gregors Untergang, weil er wagte, monarchiſcher Willkür und kirchlichen Mißbräuchen, die ihnen zum Vortheil waren, entgegen zu treten. In Spanien aber, das noch zur Hälfte den Mauren gehörte, waren die chriſtlichen Könige in endloſe Kriege mit den Fürſten der Ungläubigen verwickelt.

Gregor ſtand alſo allein! Ja, ſo ſehr, daß es ihm nicht einmal vergönnt war, in dieſem Jahre ſein gewohntes Concil zu halten, da die getreuen Biſchöfe nicht wagten, ihre bedrohten Sitze und ihre geängſtigten Heerden zu verlaſſen. Um ſie zu tröſten und zur Beharrlichkeit zu ermuntern, erließ er erhebende Worte an ſie und ſchrieb ihnen: „Darin ſollten ſie die unſägliche Gnade und Barmherzigkeit Gottes erkennen, daß ſie Alle Eines wollten, Eines verlangten, Eines erſtrebten, nämlich dieſes: daß die heilige Kirche, die gegenwärtig auf dem ganzen Erdkreis niedergetreten, zerriſſen und verſtört ſei, zur alten Feſtigkeit und Schöne ſich erhebe und emporſteige. In dem Gedanken, für welch herrliches Kleinod ſie litten, ſollten Alle feſten Muth faſſen, die Hoffnung bewahren und den Ausſpruch des Herrn zu Schild und Banner nehmen: „In euerer Geduld werdet Ihr Euere Seelen erhalten.“ So ſprach im eilften Jahrhundert Gregor VII.; ſo ſpricht im neunzehnten Pius IX.; ſo werden ihre Nachfolger in ähnlichen Umſtänden ſprechen bis zum Ende der Tage; denn Alle ſprechen nur das, was ſie von Chriſtus gelernt haben: Worte des ewigen Lebens, das reine Evangelium!

Zu Anfang des Jahres 1083 ging Heinrich mit großen Streitkräften und mit dem feſten Entſchluß, die Stadt zu erobern, nach Rom. Er machte ſo heftige Angriffe, daß er in der That den Stadttheil wegnahm, der nächſt der Peterskirche liegt und die Leonina heißt. Da legte er eine feſte Burg an, deren Beſatzung unabläſſig die Römer ängſtigte und wendete auch andere Mittel an, um ſie zu gewinnen: Beſtechungen, Verſprechungen, Schmeicheleien. Falſche Gerüchte, z. B. er komme nur, um allem Streit ein Ende zu machen und ſich von Gregor zum römiſchen Kaiſer krönen zu laſſen, verfehlten nicht ihre Wirkung auf Große und Kleine. Auch ließ Heinrich einige gefangene Biſchöfe frei, geſtattete den Pilgern, die zu den Gräbern der Apoſtel zu ziehen begehrten, ſichern Eingang. Die lange Belagerung, die Furcht vor Hungersnoth, da die Zufuhr der Lebensmittel nicht ſelten abgeſchnitten wurde, drückten das Volk; und ſo wendeten ſich die Römer mit der Frage an den Papſt: ob es in ſo großen Nöthen nicht gerathen ſei, Manches zu überſehen und Einigkeit und Freundſchaft zwiſchen der Kirche und dem König herzuſtellen? Gregor aber ſprach, wie er einſt zu Canoſſa geſprochen hatte: Ich kenne Heinrich's Argliſt und Wankelmuth! will er aber Gott und der Kirche Genugthuung geben, ſo bin ich bereit, ihn vom Banne zu löſen und ihn zum römiſchen Kaiſer zu krönen; — ſonſt aber nicht.

Dazu wollte Heinrich ſich nicht verſtehen, genehmigte jedoch die Einberufung eines Concils, das ſeine Sache unterſuchen ſolle, und verſprach eidlich, allen Biſchöfen ſichern Zuzug zu gönnen. Die Römer zeigten ſich nunmehr ſo fahrläſſig in Vertheidigung der Stadt, daß Gregor es gerathen fand, ſeine Reſidenz im Palaſte vom Lateran aufzugeben und nach der befeſtigten Engelsburg zu verlegen, wohin ihm nicht nur ſeine nächſte Umgebung, ſondern auch viele römiſche Große folgten. Robert Guiscard aber mahnte er an ſeine Vaſallenpflicht, den Lehensherrn und deſſen bedrohtes Recht zu beſchützen; — und dann berief er für den November ein Concil.

Trotz des Eides übte Heinrich ſeine alten Umtriebe, indem er diejenigen Biſchöfe, Kleriker und Abgeſandte, die ihm mißfielen, die er fürchtete, oder die für den Papſt eine Stütze geweſen wären, nicht abreiſen ließ oder gefangen nahm. Dazu gehörte beſonders der greiſe, gottſelige Biſchof Anſelm von Lucca, die Säule der Kirche in Lombardien, wo faſt alle Oberhirten ſimoniſtiſch waren, der unerſchütterlich treue Anhänger und Freund Gregors, Mathildens Rathgeber, Beichtvater und Seelenführer. Auch der päpſtliche Legat an Heinrichs Hoflager, der die königlichen Verhältniſſe genau kannte, durfte nicht zum Concil reiſen. Unter ſolchen Umſtänden war es ſchwach beſucht, zum großen Mißfallen der Römer, welche ſehr den Glanz und die Würde liebten, die eine ſo erlauchte Verſammlung der Stadt verlieh, und die daher wieder gegen Heinrich verſtimmt wurden.

Drei Tage waren die Väter des Concils beiſammen und berathſchlagten, wie das Weh und die Wunden der Chriſtenheit zu heilen wären; und am dritten Tage ſprach Gregor ſo erhaben vom chriſtlichen Glauben, von der göttlichen Miſſion der Kirche und von der Standhaftigkeit in Trübſal, daß er nicht mit Menſchen-, ſondern mit Engelzungen zu reden ſchien und Allen heiße Thränen entlockte. Von Heinrich und ſeinen Krönungsanſprüchen war keine Rede. Wie ſehr ſtaunte der Papſt, als nach einiger Zeit mehrere Römer ihm geſtanden, ſie und viele Andere hätten ſich von Heinrich zu dem Verſprechen verleiten laſſen, den Papſt dahin zu bringen, daß er ihm die Krone gebe, oder ſonſt einen andern Papſt zu wählen. Ihre Unklugheit gereue ſie bitter, und da ihr Schwur nicht ſo laute, daß Heinrich mit feierlicher Salbung zum Kaiſer gekrönt, ſondern nur, daß er vom Papſte die Krone empfangen werde: ſo erſuchten ſie ihn demüthigſt, ihren Eid dadurch zu erfüllen, daß er eine Krone für Heinrich aus einem Fenſter der Engelsburg an einem Bande herablaſſe. Gregor antwortete ihnen: er ſei bereit unter Bedingungen, die Heinrich genau kenne, ihm die wahre Kaiſerkrone zu verleihen. Ein Eid aber, der Sünde und Verbrechen angelobe, dürfe nie geleiſtet werden und ſei demnach von Hauſe aus ungültig. Jetzt zeigte ſich das römiſche Volk wieder treuer dem Papſte zugethan; ſo wankelmüthig war es!

Gregor aber erließ ein Schreiben an die gläubige Chriſtenheit, worin ſich ſeine Apoſtel- und Martyrerſeele in ihrer ganzen hehren Schönheit ausſpricht. „Wir wiſſen, meine Vielgeliebten, daß ihr Theil nehmet an unſerer Trübſal und in eueren Gebeten vor Gott unſerer gedenket. Zweifelt nicht, daß wir für euch daſſelbe thun. Das muß ſo ſein; denn der Apoſtel ſpricht: Wenn ein Glied leidet, ſo leiden alle übrigen Glieder mit ihm. Ein Zeichen, daß die Liebe Gottes in unſere Herzen eingegoſſen iſt, iſt dies: daß wir keine andere Sehnſucht haben, als die, Gott in uns zu verherrlichen und mit allen unſeren Brüdern, auch mit denen, die uns verfolgen, zum ewigen Leben zu gelangen. Wundert euch nicht, meine Vielgeliebten, wenn die Welt uns haßt. Wir erzürnen ſie ja, indem wir, ihren böſen Begierden entgegentretend, ihre Werke verdammen. Es iſt nicht erſtaunenswerth, daß die Fürſten und Mächtigen dieſer Welt uns haſſen und mit einem gewiſſen Zorn gegen uns verfahren, da wir ja nur die Armen und Geringen Chriſti ſind und uns dennoch ihrer Bosheit widerſetzen. Aber Wenige von uns haben bis jetzt den Gottloſen bis auf's Blut widerſtanden und noch Wenigere das wünſchenswerthe Glück erlangt, für Chriſtus den Tod zu leiden. Denket daran, meine Vielgeliebten, wie ſich weltliche Krieger täglich um geringen Lohn dem Tode für ihre Herren ausſetzen. Und wir — was thun, was leiden wir für den höchſten König der ewigen Herrlichkeit? O Schmach über uns! Jene trotzen dem Tode für irdiſchen Tand und wir ſuchen der Verfolgung aus dem Wege zu gehen, für die uns doch alle Schätze des Himmels und die ewige Seligkeit verheißen ſind! Wollen wir, mit Gottes Gnadenbeiſtand, die Liſt der alten Schlange zu Schanden machen und ſchnell und gründlich ihren Kopf zertreten: ſo müſſen wir uns bemühen, nicht nur Verfolgung und Tod für Wahrheit und Recht nicht zu fliehen, ſondern ſie aus Liebe zu Gott und zur Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens inbrünſtig zu erſehnen. Damit beſiegen wir die empörten Wellen der Zeit und den Stolz der Welt. Dadurch vereinigen wir uns und herrſchen wir mit Dem, der unſer Haupt iſt, und zur Rechten Gottes des Vaters ſitzet. Denn er, unſer Herr und Meiſter, ruft uns zu: „Wer mit mir leidet, wird mit mir herrſchen."

So ſtand er da im Aufruhr der Zeit, einſam, duldend, unbeſiegt, geſtützt auf den Hirtenſtab, den Gott ihm gegeben hatte und blickte auf das Ungewitter, das ſich immer näher zog, — bis denn Heinrich endlich am 21. März 1084, nach ungeheueren Beſtechungen, die auf 144,000 Goldgulden und 100 Stück Scharlach angegeben werden, aus der Stadt Rom eine Geſandtſchaft empfing, die ihn zum Einzug einlud und ihm das Thor des Laterans öffnete. Tags darauf wurde Guibert von Ravenna als Papſt Clemens III. von ſchismatiſchen Biſchöfen inthroniſirt und am Oſtertage krönte er Heinrich zum römiſchen Kaiſer. Das römiſche Volk jubelte und frohlockte über all die Pracht und Herrlichkeit, welche dabei ſtattfand und daß der Kaiſer dann auf dem Capitol zum Patricius der Römer, wie einſt Karl der Große, erwählt wurde. In einzelnen großen Gebäuden hatten ſich aber Anhänger Gregors verſchanzt; Heinrich griff ſie nacheinander an, überwältigte ſie und brachte allmälig die ganze Stadt unter ſeine Botmäßigkeit. Er betrachtete ſie wie ſeine Reſidenz, ließ alle Häuſer, ja Straßen niederreißen, die ihm mißfielen oder irgendwie im Wege ſtanden und begann darauf eine ſcharfe Belagerung der Engelsburg, in welcher Gregor reſidirte.

Robert Guiscard, den dieſe Siege eines deutſchen Fürſten an den Grenzen ſeines Landes mehr beunruhigen mochten, als des Papſtes Gefahr, machte ſich inzwiſchen mit einem vortrefflichen Heere von 30,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern gen Rom zum Entſatze des Papſtes auf. Mit großem Troſt empfing Gregor dieſe Botſchaft, Heinrich mit großem Unwillen. Seine Streitkräfte waren bei Weitem nicht dem friſchen Heere der Normannen gewachſen. Er durfte nicht an einen ſiegreichen Widerſtand bei dem großen Umfang der Stadt und der großen Unzuverläſſigkeit des Volkes denken und mußte ſich, zu ſeinem bitterſten Schmerz, ohne ſein Ziel erreicht und Gregor gedemüthigt zu haben, vor dem Normannenfürſten nach Siena zurückziehen. Sein Elemens III. begleitete ihn — und Robert Guiscard erſchien Anfangs Mai vor den Thoren Roms.

Innerhalb derſelben herrſchte die größte Zwietracht; die Päpſtlichen waren für, die Kaiſerlichen gegen die Normannen. Jene öffneten die Thore, dieſe verſuchten ſie wieder zu ſperren. Gewaltthat, Aufruhr, Brand und Raub brachen zugleich aus. Die Normannen wütheten nicht ſowohl gegen die Deutſchen, die ihre offenbaren Feinde waren, als vielmehr gegen die Römer, die man für Freunde gehalten hatte, aber jetzt großentheils als Widerſacher Gregors fand. Viele Menſchen kamen um's Leben, viele Gebäude, ja Kirchen, gingen in den Flammen auf. Robert befreite Gregor aus der Engelsburg und führte ihn nach dem Lateran zurück, ſchaltete dann in Rom und nahm mehrere Römer, die verrätheriſch gegen den Papſt gehandelt hatten, gefangen. Dies verſetzte das Volk in Grimm und Wuth; es gab täglich blutige Händel. Gregor wurde ein Gegenſtand des Haſſes, weil man ihm die Schuld an all dem Kriegselend beimaß. Er ſah, daß ſeine Anweſenheit in Rom vor der Hand die aufrühreriſche Geſinnung mehr nähre als beſchwichtige, deßhalb wiederholte er noch einmal in feierlicher Weiſe den Bann über Heinrich und Guibert, um zu zeigen, daß irdiſche Siege nicht genügen, um den Weg in die Kirchengemeinſchaft zu ebnen, und dann verließ er Rom — auf immer. Er ging zuerſt nach dem berühmten Kloſter des Benedictinerordens

Monte Caſſino, deſſen Abt Deſiderius ſein treuer Anhänger war, und von dort nach Salerno, einer am Meere gelegenen befeſtigten Stadt, die dem Normannenherzog gehörte.

Da war er ſicher in Roberts Schutz und Deſiderius ſorgte liebevoll für alle Bedürfniſſe des erhabenen Flüchtlings, bei dem ſich viele Cardinäle, Biſchöfe und Geiſtliche, kommend und gehend, einfanden. Heinrich zog nach Deutſchland mit ſtolzem Siegesgefühl: er war gekrönter römiſcher Kaiſer! Wie und von wem gekrönt — das blieb unbeachtet. Er war gekrönter römiſcher Kaiſer ſo gut wie eben jetzt Victor Emmanuel König von Italien iſt — nicht nach Recht und Geſetz, ſondern durch Empörung, Gewalt und Unrecht. Und gerade wie heutzutage machte auch damals die vollendete Thatſache auf Viele den Eindruck, als müßten ſie nunmehr das Unrecht als Recht anerkennen. Dulden muß man zu Zeiten die Herrſchaft des Unrechtes und ſich ihr als einer Geißel unterwerfen, deren ſich Gott bedient, um die Menſchheit zu züchtigen; dulden im Hinblick auf die ewige, wenn auch verſchleierte Weisheit in den Planen der göttlichen Vorſehung — ja, das muß man! Aber das Unrecht als Recht anerkennen, weil es obenauf kommt in den Angelegenheiten der Welt, oder gar, weil es uns nützte, — nein, niemals!

Aber genug, Heinrichs Partei gewann durch ſeine Krönung zum römiſchen Kaiſer in Deutſchland Anhänger, vielleicht auch deßhalb, weil ſein unverſöhnlicher Gegner Otto von Nordheim todt war und König Hermann nicht viel Vertrauen einflößte. Doch während Heinrich in Deutſchland voll Hoffnung war, ging ſeine Sache in Oberitalien wieder rückwärts, denn da ſtand die Markgräfin wie eine andere Debora mit gezogenem Schwert für das Haus Israel und ein glänzender Sieg, den ſie bei Modena über die Kaiſerlichen — Biſchöfe und Edle Lombardiens — davontrug und mit dem frommen Biſchof Anſelm von Lucca klug benutzte, um durch Milde die Gemüther zu gewinnen — war der letzte Troſt, den ſie dem Oberhaupte der Chriſtenheit gewährte. Gregor war hochbejahrt und ſeit dem Januar 1085 fühlte er eine zunehmende Körperſchwäche. Doch ſein Geiſt beſchäftigte ſich fortwährend entweder mit Betrachtung der himmliſchen Dinge oder mit Arbeiten für kirchliche Angelegenheiten. Im Mai konnte er ſein Krankenlager nicht mehr verlaſſen. Viele getreue Biſchöfe eilten zu ihm und fragten um Rath, wen er für fähig halte, in ſeinem Sinne ſein Nachfolger auf dem Stuhle Petri zu werden und ſein Werk fortzuſetzen. Er nannte Deſiderius, den Abt von Monte Caſſino, und den Biſchof Otto von Oſtia, der Zeit Legat in Deutſchland. Als man ihm einmal Dank und Segenswünſche für die Großthaten ausſprach, die er in der Kirche vollbracht habe, antwortete er: „Geliebte Brüder, ich will keine meiner Handlungen rühmen; aber das iſt gewiß: ich habe ſtets das Recht geliebt und die Gottloſigkeit gehaßt.“ Einige beklagten ihre Verlaſſenheit nach ſeinem Tode. Da hob er Augen und Hände gen Himmel und ſprach: „Ich ſteige dort hinauf und übergebe euch mit flehenden Bitten dem gnädigen Gott.“ Auf Anfrage, ob er die Gebannten freiſprechen wollte? gab er drei Tage vor ſeinem Tode den Beſcheid: „Außer Heinrich, der ſich König nennt, — außer Guibert, der den apoſtoliſchen Stuhl geraubt hat — und außer Denen, welche durch Rath und That dieſe Beiden in ihrer Gottloſigkeit beſtärkten, löſe und ſegne ich alle Menſchen, die da glauben, daß ich an der heiligen Apoſtel Petri und Pauli Statt dazu die Vollmacht habe.“ Dann ſprach er noch manches ermahnende Wort und ſagte: „Im Namen des allmächtigen Gottes gebe ich euch die Lehre: haltet Keinen für einen ächten römiſchen Papſt, wenn er nicht nach kirchlicher Vorſchrift und auf Autorität der Apoſtel erwählt und inthroniſirt iſt.“ Die Stunde des Abſcheidens kam und als er den Hingang ſeiner Seele vorempfand, ſprach er ſeine letzten Worte, die den Inhalt ſeines ganzen großen Lebens zuſammenfaſſen: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt, darum ſterbe ich in Verbannung.“ Ein ehrwürdiger Biſchof antwortete ihm: „Heiliger Vater, du kannſt nie in der Verbannung ſterben, denn du ſtirbſt in der katholiſchen Kirche, der die Völker zum Erbtheile und die Gränzen der Erde zum Beſitz gegeben ſind.“ So ſtarb Gregor VII. Sein

Todestag war der 25. Mai, den die Kirche feiert als den Tag ſeiner Verherrlichung. In der Kirche des heil. Matthäus zu Salerno wurden ſeine ſterblichen Ueberreſte begraben. Zwölf Jahre lang hatte er den apoſtoliſchen Stuhl glorreich inne gehabt.

Und ſein Werk? — Jetzt ſteht es vor uns! Jetzt ſehen wir, wofür er gekämpft hat! Er ſtarb in dem Gram der Verbannung; aber die Kirche wurde frei. Er litt, menſchlicher Weiſe, eine Niederlage; aber die Kirche ſiegte. Er ſank in's Grab; aber ſein Arm riß über dem Grabe die Kirche vom Sturz in den Sumpf der Welt zurück. Er behauptete ihren heiligen, rechtmäßigen Anſpruch eine Gottesanſtalt zu ſein, die der Stellvertreter Chriſti, unter dem verheißenen Einfluß des heil. Geiſtes, mit ſeinen Prieſter-Brüdern — aber kein Kaiſer und kein König zu leiten und zu regieren hat. Und darum behauptete er auch das Recht, das ihm zuſtand, das Prinzip ihrer Freiheit, die Wahl und Aufnahme des Clerus, keinem weltlichen Fürſten zu überlaſſen; nicht zu geſtatten, daß ein anderer Ruf, als der des Stellvertreters Chriſti zum apoſtoliſchen Stuhl eines Biſchofs, zum väterlichen Hirtenſtab eines Abtes — mit einem Wort: zu keinem prieſterlichen Amt führe. Und für dieſen, dem Felſen Petri entſproſſenen, aus der Gnade geborenen, zur höchſten ſittlichen Freiheit von Gott berufenen katholiſchen Clerus, hat Gregor gerettet die Perle der Kirche, den Cölibat — und zwar ſo gründlich, ſo durchgreifend, daß das Brandmal der allgemeinen Verachtung unauslöſchlich auf dem beweibten Geiſtlichen haftet und daß irgendeine Stimme, die ſich im Sinne des Anti-Cölibates erheben würde, von Hauſe aus für niedrig und feig gilt. Der Cölibat aber iſt der eigentliche Boden, auf welchem die Unabhängigkeit der Kirche triebkräftig wird. Sie rankt ſich um ſo mehr in die Freiheit hinein, als ihre Prieſter nicht an irdiſche Verhältniſſe gefeſſelt ſind, denn Geld und Gut haben wenig Reiz für die, welche ſie abgelöſt nur von den Banden der Familie genießen könnten. Uebertreter gibt es — ja! denn es gab unter den Apoſteln einen Judas. Mit mehr oder minder Erfolg kann auch die Freiheit der Kirche von verblendeten weltlichen Machthabern angetaſtet, ſogar unterdrückt werden — ja! aber das Princip iſt glorreich gerettet und anerkannt. Das iſt die Hauptſache.

Heinrich überlebte Gregor noch einundzwanzig Jahre, die er im Banne und im Schiſma zubrachte und ließ nacheinander ſechs ſchiſmatiſche Päpſte wählen. Aber die beiden Männer, die der ſterbende Gregor als ſeine Nachfolger bezeichnet hatte, und die es auch wurden, erſt Deſiderius, als Victor III., dann der Biſchof von Oſtia, als Urban II., ſetzten das Werk der Kirchenreform fort und gewannen allmählig mehr und mehr Biſchöfe für die heilige Sache. Dazu kam, daß Heinrichs älteſter Sohn Konrad, den er bei ſeinem Leben zum König der Deutſchen krönen ließ, damit die Krone in ſeinem Hauſe bleibe, ſeinen Frieden mit dem Papſte Urban II. machte, das Schisma verließ, meiſtens in Italien unter Mathildens weiſem und kräftigem Einfluß lebte und eine große Partei dem römiſchen Stuhle zurückführte. Als Konrad in jungen Jahren ſtarb, ließ Heinrich ſeinen zweiten Sohn krönen, der freilich auch dem Schisma entſagte, aber unter dem Vorgeben, ſeinen Vater zu demſelben Schritte zu bewegen, einen ſchauerlichen Krieg wider denſelben begann und ihn zur Verzichtung auf Krone und Reich zwang, — womit freilich Deutſchlands Fürſten und Volk, müde des vierzigjährigen Unheiles, das Heinrich IV. geſtiftet hatte, vollkommen einverſtanden waren. Da iſt nun des verlaſſenen Kaiſers letzter Brief an ſeinen Sohn Heinrich V. ſehr merkwürdig, worin er zum Schluß ſagt: „Du haſt keinen Vorwand mehr, uns im Namen des Papſtes und der römiſchen Kirche zu verfolgen, ſeitdem wir dem Legaten erklärt haben, wir ſeien bereit, uns demſelben in allen Dingen zu unterwerfen. Wir beſchwören dich alſo bei der Ehre des Reiches und bei der Achtung, die du dir ſelbſt und deinem Vater ſchuldig biſt, — wir beſchwören dich bei der Autorität Pascals[1], des Papſtes und der römiſchen Kirche, uns gerecht zu werden und uns in Frieden leben zu laſſen. Denke an Gott, der ein gerechter Richter iſt und dem wir unſere Sache und unſere Rache übergeben haben, und ſei eingedenk, daß wir uns gegen dich auf die Autorität des päpſtlichen Stuhles zu Rom und der heiligen römiſch-katholiſchen Kirche berufen." So ſprach Derjenige, der vierzig Jahre lang dieſes Stuhles Autorität verachtet und dieſe Kirche verfolgt hatte! ſo rief er ſie an zum Schutz gegen den eigenen Sohn! — Sein unerwarteter Tod, der 1106 zu Lüttich erfolgte, machte der traurigen Fehde ein Ende. Er war erſt 56 Jahre alt. In dem Dome zu Lüttich wurde er Anfangs beigeſetzt; dann nach Speyer gebracht. Doch nicht in der Kaiſergruft, ſondern außerhalb des Domes, auf ungeweihtem Boden, ſtand fünf Jahre lang der ſteinerne Sarkophag Desjenigen, der, obſchon Kaiſer und König, außerhalb der Gemeinſchaft der Kirche geſtorben war. Jene deutſchrömiſche Krone aber, die er ſo hoch über alles Recht der Völker und über alle Macht der Kirche hatte erhöhen wollen — ſie entglitt ſeinem Hauſe und ging von den Saliern auf die Hohenſtauffen über.

---

[1] Urban II. war 1099 geſtorben.

Und Mathilde „der Herzog, die große Gräfin?" Sie blieb was ſie war, ſtets bereit zu jedem Opfer. Weil Urban II. es wünſchenswerth für die kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland fand, daß Mathildens Einfluß dort ſich geltend mache, gab ſie im Jahre 1089 dem Herzog in Bayern, Welf II., ihre Hand, nichts von ihm begehrend, als daß er mit ihr ein treuer Wächter des apoſtoliſchen Stuhles ſei. Im Jahre 1102 ſtellte ſie zu

Canoſſa dem Cardinal-Legaten Bernard eine abermalige Schenkungsurkunde ihrer ſämmtlichen Länder an die Kirche des heiligen Petrus und in deren Namen an den Papſt zu Rom aus, weil die frühere verloren gegangen war, und behielt ſich nur den Genießbrauch vor. Dieſe Länder umfaßten den größten Theil von Norditalien und gerade hier entwickelte ſich das großartige republikaniſche Städteleben, das in den nächſten Jahrhunderten eine Fülle von Macht, Reichthum, Anſehen, Kunſt und Herrlichkeit, Handel und Wiſſenſchaft über Italien verbreitete. Und als es auch da an heftigen Kämpfen zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum nicht fehlte, ſo daß oftmals Nachbarſtädte, ja ſogar zwei verſchiedene Parteien innerhalb derſelben Stadt ſich befehdeten, da wurde der Name Welf, gleichſam als Erbtheil der Mathildiſchen Geſinnung, Jahrhunderte lang Bezeichnung der päpſtlichen Partei. Mathilde ging im Jahre 1115 in den Frieden des Herrn ein. Sie hatte das Glück, das zuweilen großen Seelen zu Theil wird, mit einem leitenden Gedanken durch das ganze Leben von der Wiege bis zum Grabe zu gehen und dieſer Gedanke war der edelſte und beglückendſte, den der Menſch haben kann: eine opferfreudige, unbedingte, ausſchließliche Liebe für die heilige römiſch-katholiſche Kirche und für den Stuhl des heiligen Petrus zu Rom.

* * *

Der heilige Karl Borromäus,

Erzbiſchof von Mailand.

In der katholiſchen Kirche fand im ſechzehnten Jahrhundert eine furchtbare Erſchütterung ſtatt, als ſich in Folge der Irrlehren ſo viele ihrer Kinder von dem Glaubensverband losſagten, der während anderthalb Jahrtauſenden die chriſtliche Welt umſchlungen, beſeelt, erzogen und gebildet hatte und auf dem alle Verhältniſſe und alle Beziehungen des Menſchen und der Familie, der Völker und der Staaten gegründet waren. Die katholiſche Kirche erkannte aus dieſem kläglichen Abfall, daß Mangel an richtiger Erkenntniß und an ſittlicher Kraft ihn vorbereitet habe. Die Glaubenslehre war immer die eine, die ewige, die beſeligende; aber ſie wurde nicht immer und überall mit entſprechendem Nachdruck und Eifer gelehrt und nicht immer und überall als chriſtliches Endziel des Lebens angeſtrebt. Alle Stände hatten Theil an dieſer Schuld! Geiſtliche und Weltliche, Fürſten und Prieſter, Ritter und Bürger litten an Auswüchſen, welche jenen Mangel erzeugten. Längſt ſchon hatten kundige und tiefblickende Männer gewiſſe Reformen gewünſcht, welche das Glaubensleben ſtärken und auffriſchen ſollten, indem ſie Genußſucht, Ueppigkeit und Hoffart des Lebens zu beſeitigen oder doch zu mindern trachteten, und die Kirche begann jetzt diejenigen Heilmittel anzuwenden, die der göttliche Samaritan Chriſtus ihr für alle Wunden als Balſam hinterließ, als er vorbildlich den armen Verwundeten am Wege mit Wein und Oel wuſch. Die Kraft des Geiſtes und die Fülle der Liebe, welche aus dem Verſtändniß und der praktiſchen Anwendung der katholiſchen Glaubenslehre hervorgehen, entwickelten ſich in der Kirche durch eine wahre Reform, indem ſie, nach dem einfachſten Grundſatz der Verbeſſerung, die Hinderniſſe hinwegräumte, die den Einfluß und die Wirkung des Gnadenlebens hemmten.

Die Werkzeuge aber, deren ſich der heilige Geiſt bediente, um dieſe nothwendigen Reformen nicht bloß zu bezeichnen, ſondern in's Leben zu rufen und durchzuführen, waren jene Männer „voll Gnade und Wahrheit," an denen die Kirche nie reicher iſt, als in Zeiten der Gefahr, — Männer, zu denen Chriſtus einſt in den Apoſteln ſprach: „Ihr ſeid das Salz der Erde! wenn aber das Salz dumpf geworden iſt, womit ſoll man ſalzen?" — und die mit klarem Blick und großem Herzen die Gebrechen und Verirrungen der Zeit überſchauen und, an die eigene Bruſt ſchlagend, ſprachen: Ja, es iſt dumpf geworden! Dieſe Werkzeuge waren die Häupter und Hirten der Kirche, die Päpſte und die Biſchöfe. Dieſe Bemühungen wurde von Menſchen geleitet, welche durch ſich ſelbſt, durch ihr Daſein und durch Einfluß und Wirkung dieſes Daſeins Zeugniß ablegten für den heiligen Geiſt, der in ihnen war. Einer dieſer Männer war der heilige Karl Borromäus.

I.

Auf dem Schloß Arona, an den lieblichen Geſtaden des Lago Maggiore, führte Graf Gilbert Borromäus mit ſeiner Gemahlin Margarethe von Medicis eine glückliche mit ſieben Kindern geſegnete Ehe. Der zweite Sohn, Karl, kam am 2. October 1538 auf die Welt. Die Kinder fanden an dem Beiſpiel der edlen frommen Eltern leuchtende Vorbilder, um auf dem Wege der Tugend vorzuſchreiten. Gräfin Margaretha lebte ganz ihren heiligen Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau, und vermied ſo viel wie möglich den geräuſchvollen Umgang mit der Welt, — ſogar dann, wenn ſie genöthigt war, ihren Gemahl nach Mailand zu begleiten, wohin ſeine Verhältniſſe ihn zuweilen riefen und wo er mit allem Glanze ſeines Standes und Vermögens auftreten mußte. Graf Gilbert ließ ſich ſeinerſeits ebenſowenig in ſeinen gottſeligen Gewohnheiten durch den ſonſt ſo zerſtreuenden Weltverkehr ſtören. Er empfing in jeder Woche die heiligen Sacramente, betete täglich das Brevier, war von grenzenloſer Freigebigkeit gegen Arme und beobachtete ſtreng den frommen Gebrauch, nie ſeine Mahlzeit einzunehmen, bevor er nicht irgend ein Almoſen geſpendet hatte.

Nach dem Beiſpiel der Eltern bildeten ſich mehr und minder alle Kinder, je nach der Gnade, die ihnen zu Theil wurde und nach dem Maß ihrer Mitwirkung. Unter den fünf Töchtern ſtrahlte Anna hervor, die dem Grafen Colonna vermählt wurde und die mit ihrem Bruder Karl auf dem Wege der Vollkommenheit wetteifern zu wollen ſchien. Aber dies Kind überflügelte bald all ſeine Geſchwiſter! ſeine Spiele, ſeine Unterhaltungen, ſeine Beſchäftigungen trugen alle ein ſo tiefes Gepräge von ſinnigem Ernſt und zärtlicher Gottesfurcht, daß Graf Gilbert darin ein Vorzeichen ſeines Berufes zu erkennen glaubte und ihm die erſte Tonſur und das geiſtliche Kleid geben und tragen ließ. Dies war ein Gebrauch der damaligen Zeit, der auch jetzt noch zuweilen in Italien geübt wird: ausgezeichnet fromme und gute Kinder, bei denen die Neigung zu himmliſchen Dingen unverkennbar hervortritt, werden in ein Ordens- oder Prieſtergewand gekleidet, welches eine Schranke zwiſchen ihnen und manchen weltlichen Unterhaltungen zieht und vor mancher Zerſtreuung ſie ſchützt.

Der kleine Karl empfing mit inniger Freude ſein neues Standeskleid und benahm ſich fortan wie Jemand, der da weiß, daß er eine heilige Beſtimmung zu erfüllen habe. Er lernte dabei mit dem größten Eifer. Seine Faſſungsgabe war eben ſo ausgezeichnet wie ſein Charakter und ſeine liebliche kindliche Frömmigkeit gab all ſeinen guten und glänzenden Eigenſchaften den hellſten Glanz. Nach Beendigung ſeiner täglichen Schulſtunden war es ſeine Freude, kleine Altäre zu erbauen und zu ſchmücken und vor denſelben mit kirchlichen Verrichtungen ſich zu beſchäftigen oder Loblieder zur Ehre Gottes zu ſingen. Als er etwas älter wurde, erlaubten ihm die Eltern zuweilen in Mailand das Haus zu verlaſſen, — eine Erlaubniß, die er nur benützte, um irgend eine Kirche zu beſuchen. Von den Waffenübungen, welche für ſeinen älteren Bruder Friedrich angeſtellt wurden, und von allen geräuſchvollen Beluſtigungen der Jugend hielt er ſich fern, weil er ſie unpaſſend für ſein Kleid und ſeinen Beruf fand. Nur ein Vergnügen geſtattete er ſich — die Muſik! Doch ſang er nie weltliche Lieder.

Dieſe Entſchiedenheit auf dem eingeſchlagenen Wege wurde ihm nicht immer leicht gemacht. Es traf ihn das, was der Jugend ſo ſchwer zu ertragen wird: Spott und Hohn, Verachtung ſeiner ſogenannten Frömmelei und mannigfache Unbilden von Mitſchülern und Gefährten, ja ſogar von Dienern des väterlichen Hauſes, um ihn vom geiſtlichen Stande abzuwenden. Aber Karl ertrug mit einer Standhaftigkeit, die weit über ſein

Alter hinausging, dieſe kleinen Verfolgungen, blieb bei ſeiner Lebensweiſe und zeigte ſo ſchon früh, daß das Urtheil der Welt keine Richtſchnur für ſein Thun und Laſſen ſei.

Bald darauf leiſtete ſein Oheim Graf Julius Cäſar Borromäus zu Gunſten Karls Verzicht auf die Abtei von St. Gratinian in Arona, mit welcher ziemlich bedeutende Einkünfte verbunden waren. Karl kannte bereits die Verpflichtung, welche den Inhabern ſolcher Pfründen oblag, aber nicht immer von allen innegehalten wurde, nämlich die: das Gut der Kirche im Sinne der Kirche zu verwenden, die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens damit zu beſtreiten und alles Uebrige den Nothleidenden zuzuwenden. Karl erklärte ſeinem Vater, er betrachte ſich durchaus als den Verwalter Gottes und werde daher die ihm überflüſſigen Einkünfte ſeiner Abtei den Armen geben, wenn Graf Gilbert mit dieſer Anſicht übereinſtimme. Mit freudiger Rührung beſtärkte ihn der Vater in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und überließ ihm die freie Verwendung ſeiner Gelder, ſo daß Karl ſeiner brennenden Nächſtenliebe einigermaßen genugthun konnte.

In ſeinem ſechzehnten Jahre bezog er die berühmte Univerſität Pavia, um dort die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren. Univerſitäten ſind und waren häufig diejenigen Stätten, wo der Zuſammenfluß ſo vieler junger Männer ſehr viele jugendliche Thorheiten nach ſich zog, die nicht ſelten in wilde Rohheit und Ausſchweifung ausarteten. Sich ihnen ganz zu entziehen, war äußerſt ſchwierig wegen des Einfluſſes, den die allgemeine Richtung und das Beiſpiel auf die jungen Ankömmlinge übten. Doch Karl ließ ſich auch jetzt in ſeiner Lebensweiſe nicht irre machen. Er widmete ſich ganz den Studien, lernte mit unermüdlichem Eifer, hielt feſt an ſeinem Beruf, pflegte die Liebe zu demſelben durch inbrünſtiges Gebet und nahm in ſeiner Begierde nach Wiſſen und nach Vermehrung ſeiner Kenntniſſe auch noch täglichen Privatunterricht bei dem durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten Profeſſor Alciati, der ſpäter zur Cardinalswürde befördert wurde. Dieſe große und beharrliche geiſtige Thätigkeit beſchäftigte ihn ſo ſehr und hielt ihn ſo fern von einer Menge gefährlicher Zerſtreuungen, daß er in ungetrübter Lauterkeit zwiſchen vielfachen Verlockungen zum Böſen verblieb. Aber dieſer hohe ſittliche Ernſt, der ſich auch in einer Vorliebe für das Stillſchweigen kund gab, zog ihm die Mißachtung ſeiner Studiengefährten zu, die ihn Anfangs für einen beſchränkten Kopf hielten. Erſt nach und nach gelang es ihm durch große Freundlichkeit gegen Alle, welche aber nie in Freundſchaft mit einem Einzigen überging, Wohlwollen und Hochachtung ſich zu erwerben.

Der Tod ſeines Vaters fiel in ſeine Studienzeit. Graf Gilbert ſtarb in der vollen Kraft des Mannesalters zu Arona und obwohl es dem älteſten Sohne

Friedrich zugekommen wäre, die Erbſchafts- und Familienangelegenheiten zu ordnen, ſo fiel dies ſchwierige Geſchäft doch dem jüngern Sohn Karl zu, weil man in ſeinem Charakter und ſeinen Eigenſchaften ſchon ſo früh eine Bürgſchaft für die glückliche Leitung von dergleichen Geſchäften ſah — ein Talent, das ihm ſpäter in ſo ausgezeichnetem Grade eigen war. Während Karl ſeine Aufgabe zur größten Zufriedenheit der ganzen Familie löſte, beſchäftigte er ſich eben ſo glücklich und noch lebhafter mit einer Angelegenheit, in welcher er zuerſt ſeinen feurigen Wunſch bethätigen konnte, durch eine heilige Zucht im Klerus eingreifende Verbeſſerungen dieſes ſo hochwichtigen Gliedes am myſtiſchen Leibe Chriſti eintreten zu laſſen. Die Kirche ſeiner Abtei in Arona war von Ordensgeiſtlichen bedient, die St. Benedicts Regeln befolgen ſollten, allein ſtatt deſſen der Welt und ihrer Luſt folgten. Sein Aufenthalt auf dem väterlichen Schloß gab ihm Gelegenheit, den traurigen Verfall der Zucht und den üblen Eindruck zu beobachten, den das Volk von Benedictinern empfing, an denen nichts geiſtlich war, als ihr Kleid. Die brennende Liebe für die Braut Chriſti, die heilige Kirche, die ſein ganzes Leben mit Feuereifer erfüllte und verzehrte, brach in ſo hellen Flammen aus, daß er, trotz ſeiner Jugend, ſeiner Unkunde in ſolchen Dingen und ſeiner Ueberhäufung mit anderweitigen Geſchäften, dennoch den Entſchluß faßte, dieſe verkommenen Söhne St. Benedicts zu reformiren.

Die Gnade Gottes unterſtützte ſo kräftig ein Werk, das er nur zur Ehre Gottes unternahm und gab ſeinen Ermahnungen, ſeinen Maßregeln, ſeinem Beiſpiel einen ſolchen Nachdruck, daß es ihm in unglaublich kurzer Zeit gelang, die eingeſchlichenen Mißbräuche ab- und die alte urſprüngliche Ordnung herzuſtellen — zum froheſten und dankbarſten Erſtaunen der ganzen Umgegend.

Karl ſtand jetzt in der erſten Blüthe der Jugend und war im Beſitze eines großen Vermögens, und das ſorgſame Auge eines Vaters wachte nicht mehr über ſeine Handlungen und ſeine Schritte. Eine ſolche Freiheit in ſolchen Verhältniſſen brachte denn auch manche Verſuchung in ſeinen Bereich; allein er überwand ſie mit der heiligen Gottesfurcht, die feſte Wurzel in ſeinem Herzen gefaßt hatte und ging, ſobald ſeine geordneten Angelegenheiten es erlaubten, nach Pavia zurück, um ſich mit erneutem Eifer ſeinen unterbrochenen Studien hinzugeben. Im Jahre 1559 waren ſie vollendet und als Doctor beider Rechte verließ Karl Pavia. An dem feierlichen Act ſeiner Promotion, welcher eine öffentliche Prüfung vorherging, betheiligten ſich nicht nur die Studirenden, die Profeſſoren und andere Gelehrte; nicht nur ſtrömten Adel und Geiſtlichkeit in Maſſe herbei, — ſondern für ganz Pavia war dieſer Tag ein Freudenfeſt und Jedermann, Hohe und Niedrige und Leute aus allen Ständen, gaben ihre frohe Theilnahme kund. Den Doctorhut überreichte ihm ſein langjähriger Lehrer

Alciati, erſter Profeſſor der juridiſchen Facultät. Als gerade in dieſem Augenblick ein heller Sonnenſtrahl den grauen Wolkenhimmel durchbrach und der überfüllte Sitzungsſaal plötzlich im glänzendſten Licht aufleuchtete, ſagte Alciati in ſeiner Anrede: Dies überraſchende ſtrahlende Licht ſei ohne Zweifel eine Vorbedeutung der glorreichen Zukunft, welche der junge Doctor herbeiführen werde — und viele fromme und weitblickende Männer theilten Alciati's Meinung und ahnten in Karl Borromäus eine weithin leuchtende Fackel der Kirche.

II.

Während der ernſte Doctorhut ſich auf das Haupt des einundzwanzigjährigen Jünglings ſenkte, empfing der Bruder ſeiner Mutter, der Cardinal von Medicis, in der Chriſtnacht des Jahres 1559 im Conclave zu Rom die päpſtliche Tiara und legte ſich den Namen Pius IV. bei. Karls Familie, ſammt allen Anverwandten, Freunden und Untergebenen, ward auf's Tiefſte von dieſem ehrenvollen Glück ergriffen und ganz Mailand äußerte ſich in den lebhafteſten Freudenbezeugungen und Glückwünſchen gegen die Borromäer. Graf Friedrich begab ſich ſogleich mit einem glänzenden Gefolge von Edelleuten nach Rom, um ſeinem Oheim ſeine Huldigung darzubringen; Karl aber blieb ruhig in Mailand, feſt entſchloſſen, nicht freiwillig aus ſeiner ſtillen und zurückgezogenen Lebensweiſe herauszutreten.

Doch die Ehren, die er floh, ſuchten ihn auf! Während er ſeinen demüthigen Dank für dies gnadenvolle Ereigniß in ſeiner Familie durch nichts Anderes, als den Empfang der heiligen Sacramente vor dem Thron Gottes niedergelegt hatte, berief ihn Pius IV., der mit Liebe und Bewunderung an ihm hing, nach Rom, empfing ihn mit väterlicher Zärtlichkeit und beförderte ihn alsbald zu hohen Ehrenſtellen, die ſeinem Verdienſt und ſeinen Talenten entſprachen und ihn, je mehr ſich dieſe entwickelten, zu immer höheren Tugenden anſpornten und zu immer höheren Würden erhoben. Karl wurde päpſtlicher Referendarius und Staatsſecretär, bald darauf Cardinal und zwar — da er noch nicht die höheren Weihen hatte — mit dem Diakonstitel von St. Vitus; dann Erzbiſchof von Mailand — und dies Alles, bevor er zwei und zwanzig Jahre alt war.

Eine ſo ungewöhnliche Beförderung erregte mit Recht Erſtaunen und Mißbilligung. Bei aller Achtung, die man allgemein für den jungen Cardinal hegte, hielten doch ſogar die vertrauteſten Freunde des Papſtes eine ſolche Geſchäftslaſt zu ſchwer für die Schultern eines Jünglings, der ohne Erfahrung und Uebung war. Doch das Außerordentliche dieſer Beförderung wurde bald überwogen durch die außerordentliche Geſchicklichkeit, mit welcher Karl die ſchwierigen und zahlreichen Obliegenheiten ſeiner Aemter erfüllte. Es war, als habe die Vorſehung Gottes gerade dieſen Papſt zum Oberhaupt der Kirche haben wollen, damit der junge Diakon, dem eine ſo kurze Laufbahn zugemeſſen war, keinen Tag verliere, um zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung der Kirche und zum Heil unzähliger Seelen ſeine großartige Wirkſamkeit zu beginnen. Bald ernannte Pius IV. ihn zum Vorſtand derjenigen Behörde, welche die höchſte Leitung der Staatsgeſchäfte beſorgte und gab ihm die Vollmacht, im Namen des Papſtes alle Ausfertigungen und Gnadenbezeugungen zu unterſchreiben, und ſo ruhte denn die ausgedehnteſte weltliche Autorität in den Händen eines Jünglings, der nie etwas Anderes erſehnt hatte, als ſich von allem weltlichen Anſehen fern zu halten.

Der Glanz, der Reichthum, die Würden, die ihn umgaben, blendeten ihn aber nicht; die Hochachtung und Ehrfurcht, die man ihm erwies, raubten ihm nicht ſeine aufrichtige Demuth; die Menge und Laſt der Geſchäfte ſtörten nicht ſeine innere Vereinigung mit Gott. Was er auch that, — er begann und endete mit Gebet. — Nie ſprach er den Namen Gottes aus, nie hörte er ihn ausſprechen, ohne ehrfurchtsvoll ſein Haupt zu entblößen. Mit entblößtem Haupt und auf den Knieen las er die heilige Schrift, die er ohne Unterlaß ſtudirte. Sein Vertrauen, ſeine Kraft, ſeine Zuverſicht ruhten auf Gott allein, deſſen anbetungswürdiger Wille ſeine Richtſchnur war, ſo daß er ſich mit heiligem Gleichmuth in einer

Stellung bewegte und einer Thätigkeit hingab, welche ſeinen perſönlichen Wünſchen nicht entſprachen. Aber die Selbſtverleugnung und die Ueberwindung ſeiner Natur, die er von Kindheit an geübt hatte, zeigten ihm das höchſte Ziel der Vollkommenheit in der möglichſt vollkommenen Erfüllung des göttlichen Willens. Deßhalb wußte er von allen Dingen, allen Ereigniſſen, allen Aufgaben einen ſo vortrefflichen Gebrauch zu machen, daß er, wie weltlich und irdiſch ſie auch erſcheinen mochten, ſich gerade durch ſie über alles Weltliche und zu immer höheren Stufen der Heiligung erſchwang.

Mit frommem Eifer trieb er das Studium derjenigen Wiſſenſchaften, die ihm bisher fremd geblieben, doch jetzt nothwendig geworden waren: der Staatsverwaltung und Politik. Stimmten die Bücher, welche von denſelben handelten, aber nicht mit den Grundſätzen des Evangeliums zuſammen, ſo verwarf er ſie, weil er die feſte Ueberzeugung hatte, daß die innere Wohlfahrt und die äußern glücklichen Verhältniſſe eines Staates dauernd auf nichts Anderem, als auf einer chriſtlichen Grundlage aller Beziehungen ruhen können. Für das materielle Wohl des Volkes war er lebhaft beſorgt; die Lebensmittel mußten reichlich und zu billigem Preiſe vorhanden ſein; die Gerechtigkeit mußte pünktlich gehandhabt werden und durfte nicht zu Gunſten der Reichen und Großen auf den Armen und Geringen drücken Deßhalb beſtellte er zu Verwaltern der Provinzen und zu Richtern ebenſo geſchickte und umſichtige, als rechtſchaffene und unbeſtechliche Männer; und ließ ſich Einer eine Vergehung zu Schulden kommen, ſo entzog ihm Karl bald wieder das Amt, ohne Rückſicht zu nehmen auf Fürſprache hoher Gönner, oder auf Bitten der Verwandten. Bei Beſetzung der Aemter zog er aber auf's Vorſichtigſte Urtheil und Meinung erfahrener, ſachkundiger zuverläſſiger Männer zu Rath. Sein Herz, ganz entbrannt in Liebe für heilige Zucht und Ordnung in der Kirche, empfand ein glühendes Verlangen, dieſelbe herzuſtellen, wo ſie verloren gegangen, und zu kräftigen, wo ſie ſchlaff geworden war. Um dies zu bewerkſtelligen, ſchlug er, als ein wahrer Reformator, einen Weg ein, der jenem ganz entgegengeſetzt war, den die falſchen Reformatoren auf der andern Seite der Alpen betreten hatten. Jene verwarfen die heilige Zucht (Disciplin), welche die niederen Neigungen in der Menſchenbruſt zum Vortheil der höheren bekämpft und mehr und mehr zu überwinden trachtet, unter dem Vorwand, daß Gott gar nichts Anderes vom Menſchen verlange, als daß derſelbe ſich zu dem neuen Glaubensſatz bekenne: der Glaube allein mache ſelig. Karl Borromäus hingegen ſuchte die Kirche dadurch zu reformiren, daß er ihren Gliedern die Nothwendigkeit der Nachfolge Jeſu und die Erkenntniß, worin dieſe Nachfolge beſtehe, einleuchtend machte. Sie beſteht in dem Beſtreben, die Welt zu überwinden; denn Chriſtus ſagt: „Ich habe die Welt überwunden;" und an einem andern Ort: „Folget mir nach.“ Was aber „Welt“ ſei, erklärt deutlich der heilige Johannes Evangeliſt, indem er ſie als „Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens“ bezeichnet. Der Kampf gegen dieſe dreifache böſe Luſt iſt die Beſtimmung jedes Menſchen und iſt die Bedingung, unter welcher er allein das Ebenbild Gottes in ſeiner Seele herſtellen und bewahren — und dem himmliſchen Vater wohlgefällig werden kann. Das gilt für Jeden, für Mann und Weib, für Reiche und Arme, für Große und Kleine, für Gelehrte und Einfältige; für jeden Stand, jedes Alter, jedes Verhältniß; denn von der Pflicht, die Nachfolge Chriſti zu erſtreben, kann kein Chriſt ausgeſchloſſen ſein, der im Fleiſch und Blut des Gottesſohnes ein Glied ſeines myſtiſchen Leibes geworden iſt.

Doch gibt es einen Stand, dem dies Streben in möglichſt vollkommener Weiſe obliegt, weil ſein Beruf es mit ſich bringt, daß er unausgeſetzt Andere zu dieſer Nachfolge auffordere, ermahne, hindränge, und weil es ſich nicht ſchicken will, daß man die Lehre, die man predigt, nicht ſelbſt mit einiger Fertigkeit übe. Dieſer Stand iſt der geiſtliche. Der Prieſter, der in ſeiner Gemeinde ſegensvoll wirken und ſie für ihre übernatürliche Beſtimmung, Umbildung in Chriſtus, entflammen will, wird dies durch ſein Wort nur dann erreichen, wenn er ſie durch ſein Beiſpiel der Liebe für ihre Beſtimmung empfänglich macht; denn das Menſchenherz iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß es mehr durch ein gottſeliges Leben, als durch gottſelige Belehrung gerührt und zur Nacheiferung angeregt wird. Den geiſtlichen Stand mehr und mehr auf die Stufe zu heben, die Chriſtus im Sinne hatte, als er zu den Apoſteln — und folgerichtig zu deren Nachfolgern im Prieſter- und Lehramte — ſprach: „Wer euch höret, der höret mich!" — das war das Verlangen, welches nächſt der eigenen Heiligung das ganze Leben des heiligen Karl Borromäus erfüllte und beſeelte. Der Wunſch, Seminarien, Collegien und andere Bildungsanſtalten im Dienſt und im Geiſt der Kirche zu gründen, wo über dem Studium der Wiſſenſchaften nicht die Pflege des Glaubenslebens verſäumt werde, — und wo andererſeits eine engherzige Religioſität die Bekanntſchaft mit dem wahrhaft Wiſſenswürdigen nicht ausſchließe, beſchäftigte ihn unausgeſetzt. Das war nicht leicht in jener Zeit großer Wirrſale, wo theils die Weltlichkeit, wie ein unreiner Strom, vielfach den geiſtlichen Stand überflutet und ihm Geſchmack beigebracht hatte an den Freuden und der Richtung, welche nicht übereinſtimmten mit ſeinem Beruf; — und wo theils unter dem Deckmantel der Wiſſenſchaft vielfache Lüge und Geiſtestrübung den Born aller ächten Weisheit verfälſchten.

Karl begann damit, einen Kreis von Männern geiſtlichen und weltlichen Standes um ſich zu verſammeln, deren Aufgabe es ſein ſollte, den Eifer für Tugend und Wiſſenſchaft zu befördern und ſelbſt darin Fortſchritte zu machen. In den Verſammlungen, die er häufig bei ſich im Vatican veranſtaltete, beſprach man ſich über dieſen Zweck, über verſchiedene Mittel und Bemühungen zu deſſen Erreichung; jedes Mitglied mußte einen Vortrag halten; man übte ſich im Reden, als eine gute Vorſchule für die Predigt; man tauſchte Gedanken und Anſichten aus, kurz, es kam eine geiſtige Strömung in das Hofleben hinein, welches ſo leicht durch Eitelkeit und Müſſiggang beherrſcht wird. Für Karl ſelbſt waren die häufigen Vorträge, die er hielt, von großem Nutzen, da ſie ihm halfen, gewiſſe Schwierigkeiten der Ausſprache zu überwinden, während ihm die Geſellſchaften in anderer Weiſe nicht minder nützlich waren, da ſie ihm ganz ungeſucht die Gelegenheit boten, Alles kennen zu lernen, was ſich an gebildeten, unterrichteten, tugendhaften und geiſtvollen Männern am päpſtlichen Hof befand. Aber wie ausgezeichnet ſie auch ſein mochten, Karls Vorzüge waren ſo glänzend, daß Alle mit liebender Bewunderung ſein Uebergewicht anerkannten.

Mit ſeiner Weltklugheit benahm er ſich auch in den größeren Kreiſen des Lebens und bequemte ſich den herrſchenden Gebräuchen, inſoferne ſie nicht gegen höhere Geſetze verſtießen, äußerlich an, um nicht als Sonderling zwiſchen ſeinen Standesgenoſſen zu erſcheinen. Die Cardinäle, welche die höchſten Beamten und Würdenträger des Kirchenſtaates, die Miniſter und Räthe des Papſtes ſind, treten vermöge dieſer Stellung in vielfache

Beziehungen zur großen Welt und in lebhaften Verkehr mit ihr. Karl ſah auch für ſich dieſe Nothwendigkeit ein. Er richtete ſein Haus nach der Sitte der Zeit, die ſehr prachtliebend war, ein, hielt eine zahlreiche Dienerſchaft, glänzende Equipagen, machte und empfing Beſuche, gab Geſellſchaften, wohnte ihnen bei. Er nahm Theil an den Feſtlichkeiten, welche bei der Vermählung ſeines Bruders mit der Prinzeſſin Virginia della Rovera ſtattfanden. Er that dies Alles mit großer Leutſeligkeit und mit einnehmender Huld, allein er vergaß nie auch nur auf einen Augenblick den hoheen Anſtand zu beobachten, welchen er ſeiner eigenen Würde ſchuldig war und wußte mit aller Feinheit zu erkennen zu geben, daß er nicht zu ſeinem eigenen Vergnügen, ſondern aus liebevoller oder pflichtmäßiger Rückſicht auf Andere anweſend ſei. Eine herzgewinnende Freundlichkeit und die größte Sanftmuth im Umgang mit allen Menſchen, auch mit Leuten aus der unterſten Volksklaſſe, milderte den hohen Ernſt ſeiner Erſcheinung. Seine ungewöhnlich große hagere Geſtalt, ſein feuriges blaues Auge, ſeine ſtark gebogene Naſe, ſeine breite Stirn — verliehen ihm ein höchſt majeſtätiſches Anſehen, welches durch die Milde ſeines Ausdrucks und Benehmens den Charakter des reinſten Seelenadels gewann. Seine innere Erhabenheit kam in ſeiner äußern Geſtalt zum Vorſchein. Obſchon er mit Geſchäften dermaßen überhäuft war, daß er einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen mußte, um der Arbeit zu genügen, hatte doch Jedermann freien Zutritt zu ihm, und wie unwillkommen ihm auch eine Störung ſein mochte, — Niemand wurde je anders als mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen und mit unverwüſtlicher Geduld angehört. Papſt Pius IV. war ſo erbaut und befriedigt von den Tugenden und der Geſchicklichkeit ſeines Neffen, daß er nicht fürchtete, ihn mit immer mehr Aemtern zu beſchweren. Bereitwillig nahm Karl diejenigen an, in denen er hoffte, einen guten Einfluß auf Volk und Regierung, oder eine heilſame Wirkſamkeit in der Kirche auszuüben; diejenigen aber, welche einträglicher an Geld und äußeren Ehren waren, lehnte er ab, indem er ſeinen Oheim flehentlich bat, ihn mit ſolchen zu verſchonen. Hatte er ein Amt übernommen, ſo verwaltete er es mit der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit; erkannte er, daß er in irgend einer Weiſe ſeine Obliegenheit nicht auf's Genaueſte erfüllen könne, ſo trat er vom Amt zurück und legte es wieder in die Hände des Papſtes. Bei jeder Veranlaſſung kam es zu Tage, wie er kein anderes Verlangen habe, als Gott und der heiligen Kirche zu dienen, und wie fern ihm jedes Streben nach Befriedigung perſönlicher Zwecke ſei. Jedem irdiſchen und ſelbſtiſchen Intereſſe war er abgeſtorben, um ein brauchbares Werkzeug in der Hand Gottes zu werden, deſſen Gnaden nur da in Fülle eingehen und wirken können, wo das Menſchenherz ſich durch die heilige, demüthige Liebe zu Gott von aller Selbſtſucht entleert hat.

III.

Im November des Jahres 1562 wurde die Familie der Borromäer von einem ſchweren Schlag getroffen. Graf Friedrich ſtarb in der Blüthe der Jugend. Ein hitziges Fieber riß ihn binnen wenigen Tagen aus ſeinen glänzenden und glücklichen Verhältniſſen und von der Seite einer zärtlich geliebten jungen Gemahlin, welche durch ihre vortrefflichen Eigenſchaften ganz ſeiner und überhaupt der Borromäer würdig war. Sie pflegte ihn mit aufopfernder Liebe und Karl verließ keinen Augenblick das Krankenbett des theuren Bruders. Umſonſt! Friedrich ſtarb — und ſtarb ohne männliche Nachkommen. Pius IV. war troſtlos über dieſen Todesfall, die Familie in den bitterſten Schmerz verſenkt, der römiſche Hof von theilnehmender Trauer durchdrungen, nur Karl gefaßt und ſtill getröſtet durch liebende Hingebung in den Willen Gottes. Vom erſchütternden Sterbelager zog er ſich in ſeine Kapelle zurück, ſammelte ſich zu ernſter Betrachtung der Hinfälligkeit jedes, auch des edelſten irdiſchen Glückes und faßte erneuerte Vorſätze, ſich um nichts zu kümmern, als um Erreichung des höchſten, des einzigen, des wahren Gutes. Noch in derſelben Nacht ließ er ſeinen Beichtvater rufen und beſprach mit ihm gewiſſe Lebensregeln, deren pünktliche Befolgung ihn mehr und mehr gegen die Gefahren der Welt und ihre Verlockungen waffnen und abtödten ſollte, — denn Karl war jetzt alleiniger Erbe aller Reichthümer und Güter ſeines Bruders.

Der Papſt ſowohl als die übrigen Verwandten, zahlreiche Freunde, auch alte treue Untergebene — beſtürmten Karl nunmehr mit Wünſchen, Bitten und Vorſtellungen, um eine Dispenſe einzukommen, den geiſtlichen Stand zu verlaſſen und ſich zu vermählen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, ſehr reich, Träger eines uralten edlen Namens, Neffe eines Papſtes; die glänzendſte Laufbahn lag ihm offen und vor ihm die Ausſicht auf jedes Glück, jeden Genuß, jede Freude, welche dem Menſchen im irdiſchen Daſein zu Theil werden können. Auch die Möglichkeit bot ſich ihm dar, in weltlichen Verhältniſſen durch ein edles Beiſpiel günſtig auf Andere zu wirken; und ohne den Anſtand, geſchweige eine höhere Pflicht zu verletzen, hätte er ſich unter den gegenwärtigen Familienverhältniſſen vom Dienſt der Kirche zurückziehen dürfen. Allein Karl faßte von höherem Standpunct dieſe Verhältniſſe auf: er ſah in dem ganzen Ereigniß eine Schickung Gottes, die ihm dazu dienen ſolle, den letzten Blick klarer Prüfung in ſein Inneres zu werfen, bevor er den entſcheidenden Schritt thue, der ihn auf ewig der myſtiſchen Braut Chriſti, der heiligen Kirche anvermähle. Zu früh, zu tief, zu innig hatte er die Gnade erkannt und ergriffen, ſich ausſchließlich ihrem Dienſt widmen und die himmliſchen und übernatürlichen Angelegenheiten der Seelen pflegen zu dürfen, um ſich durch Irdiſches wieder in die

Irdiſchkeit hineinblenden zu laſſen. Weniger denn je fühlte er ſich zu Weltfreuden hingezogen, die unwiderruflich mit dem Tode enden; mehr denn je hoffte er in der Kirche eine Wirkſamkeit entfalten zu helfen, welche das Reich Gottes hienieden kräftig fördern ſolle; — und um auf einmal allen Vorſtellungen ſeiner Familie ein Ende zu machen, ließ er ſich in aller Stille vom Cardinal Ceſi in der Kirche Santa Maria Maggiore zu Rom die letzten Weihen geben und zum Prieſter weihen. Der edelſte Act, deſſen der Menſch fähig iſt, die freie Selbſtbeſtimmung zu einem entſagenden, der Nachfolge Chriſti ſich anſchließenden Leben, zog ſomit eine ewige Schranke zwiſchen Karl Borromäus und weltlichen Wünſchen. Dieſer Schritt mißfiel dem Papſt ſo ſehr, daß er ſeinem Neffen Vorwürfe machte, allein Karl entgegnete ſanft und feſt: „Heiligſter Vater, vergeben Sie mir! ich muß der Braut treu bleiben, die ich mir erwählt und von jeher geliebt habe.“ Dagegen war nichts zu machen. Wider den Zug der Gnade erhob ſich die Stimme der Natur nicht mehr, weder in Pius IV., noch in den übrigen Familiengliedern, und Karl empfing nunmehr den Titel als Cardinal-Prieſter der Kirche von St. Praxedis, einer der älteſten, an welche ſich die Gründung des Chriſtenthums in Rom anlehnt.

Von dieſer Zeit an beginnen Karls erſtaunliche Fortſchritte auf dem Wege der höheren Vollkommenheit, immer heißer wurde ſein Eifer für Gebet und Betrachtung, für Abtödtung ſinnlicher Neigungen, für die aus ihnen hervorgehende Beherrſchung ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften und Ausübung aller Tugenden. Immer feuriger richtete er ſeine Kräfte auf das eine, das höchſte Ziel, nämlich darauf, ſie für nichts Anderes in Thätigkeit zu ſetzen, als das Reich Gottes auszubreiten durch Verkündigung und Befeſtigung des katholiſchen Glaubens, in welchem allein die göttliche Wahrheit der Offenbarung niedergelegt iſt. Er begann jetzt an der Univerſität Pavia eine Studienanſtalt für arme Jünglinge zu gründen und zwar in ſolcher Weiſe, daß ihr Seelenheil gewahrt werde, ſowohl wider die Uebergriffe weltlicher Wiſſenſchaften, als auch gegen die Verſuchungen und böſen Beiſpiele, denen die jungen Leute fern vom Elternhauſe und ohne erfahrene Rathgeber ſo häufig erliegen. Er ließ ein Haus, welches die Borromäer in Pavia beſaßen, zweckmäßig vergrößern, ausbauen und einrichten und warf eine Summe aus, die der Anſtalt hinreichende Einkünfte für die anſtändige Erhaltung der Schüler und derjenigen Männer ſicherte, denen die Leitung des Collegiums und die Aufſicht über die Studirenden anvertraut werden ſollte. In wenigen Jahren trat die Anſtalt ins Leben; eine der großartigſten, die Italien aufzuweiſen hatte, da nicht bloß unbemittelte Jünglinge aus der Lombardei, ſondern aus ganz Italien darin Aufnahme fanden. Karl ſtellte ſie unter den Schutz der heiligen Juſtina, der hochverehrten Patronin der Borromäer, beſetzte die Anſtalt mit Alumnen, welche die Vorleſungen der Profeſſoren in den Hörſälen des Univerſitätsgebäudes beſuchten, aber ein gemeinſchaftliches, wohl geregeltes und zweckmäßig überwachtes Leben — was man jetzt einen Convict nennt — im Collegium Borromäum führten und hatte die Freude zu erleben, daß ſich dieſe jungen Leute durch einen muſterhaften Wandel und lebhaften Fleiß bei ihren Studien auszeichneten und der geſammten ſtudirenden Jugend zu Pavia ein vortreffliches Beiſpiel gaben. Sein kleiner Vetter Friedrich Borromäus — dereinſt ebenfalls Erzbiſchof von Mailand und Cardinal — wurde in dieſem Collegium gebildet, aus welchem eine große Zahl der gelehrteſten, tüchtigſten, frömmſten Männer hervorging. Die ganze Hausordnung und alle Geſetze und Statuten hatte Karl ſelbſt abgefaßt.

Wie groß ſein Eifer für Staatsgeſchäfte, für Erziehung der Jugend, für Verbreitung der Bildung in größtmöglichen Kreiſen, für die Wohlfahrt des Volkes auch ſein mochte, — ſo wurde er doch weit überwogen durch die feurige Liebe, mit welcher Karl Borromäus eine Angelegenheit betrieb, die allerdings die wichtigſte des Jahrhunderts und von unberechenbar heilſamem Einfluß auf die Gegenwart und die ganze Zukunft der Menſchheit war. Dies war die letzte Zuſammenberufung und der Schluß des Conciliums von Trient. So lange die chriſtliche Kirche, die Bewahrerin des heiligen durch den Sohn Gottes offenbarten Glaubens, auf Erden beſteht, hat es immer Menſchen gegeben, welche in trauriger Verblendung durch böſe Leidenſchaften dieſe göttlichen Glaubenswahrheiten ganz oder theilweiſe geläugnet, beſtritten, falſch gedeutet, verkehrt aufgefaßt, mit Unrichtigkeiten vermengt haben; die Einiges hinzufügten, Anderes hinwegnahmen, — kurz, die Neuerungen zu machen und dieſe als Verbeſſerungen aufzuſtellen ſuchten. Eine ſolche eigenwillige und hochmüthige Richtung des Menſchengeiſtes regte ſich ſchon im erſten Beginn des Chriſtenthums, — höchſt erklärlich, weil ſie ſich in jedem Menſchen, nur nicht immer auf dem religiöſen Gebiete regt. Die katholiſche Kirche aber, die von Chriſtus den Auftrag empfing, ſein Erlöſungswerk hienieden durch Verkündigung des Evangeliums fortzuſetzen, und die Zuſage, daß ihr der heilige Geiſt darin beiſtehen werde — trat jedes Mal den verkehrten Neuerungen in der Weiſe entgegen, daß die Biſchöfe aus allen Ländern der Chriſtenheit zu einer feierlichen Verſammlung ſich einfanden, und unter dem Vorſitz des Papſtes oder ſeines Abgeſandten die uralte katholiſche Glaubenslehre als diejenige bezeichneten, welche die Apoſtel von Chriſtus empfangen und in Seinem Namen verbreitet hätten. Eine Lehre alſo, welche mit dieſer uralten und von Chriſtus abſtammenden nicht übereinſtimme, ſei eine menſchliche Erfindung, keine göttliche Offenbarung; und wer ſie lehre oder wer ihr anhänge, ſei im Irrthum und gehöre nicht der Kirche Chriſti an. Je nachdem

Irrlehren häufiger oder ſeltener auftraten, fanden ſolche allgemeine Kirchenverſammlungen ſtatt, und retteten die heiligen Glaubenswahrheiten vor jeder Verfälſchung, indem ſie immer darauf zurückgingen: was von Anfang an gelehrt und geglaubt worden ſei, das und nichts Anderes ſei die chriſtliche, die apoſtoliſche, die katholiſche Lehre. Es gibt kein Glaubensſatz unſerer göttlichen Religion, der nicht von Irrlehrern geleugnet, oder verdreht worden wäre; aber unter dem Beiſtand des heiligen Geiſtes, den Chriſtus ſeiner Kirche, und ihr allein verheißen hat, wurde auf den Concilien immer wieder und wieder das Gift der Häreſie (Irrlehre, Ketzerei) vom Waſſer des ewigen Lebens ausgeſchieden.

Nachdem in früheren Jahrhunderten Irrlehrer die Dreiperſönlichkeit Gottes, die Gottheit Chriſti, die Gottheit des heiligen Geiſtes, die Menſchwerdung Gottes, die ſeligſte Jungfrau Maria als Mutter Gottes geläugnet hatten und dafür von der Kirche als falſch verdammt worden waren, traten im ſechzehnten Jahrhundert abermals neue Irrlehrer in Martin Luther, in Calvin, in Zwingli, in König Heinrich VIII. von England auf, die nicht ſowohl die eine oder andere Glaubenslehre läugneten, ſondern vielmehr die ganze heilige katholiſche Kirche mit ihrem von Chriſtus eingeſetzten unfehlbaren Lehramte durchaus verwarfen und ſomit das Chriſtenthum ſelbſt mit Untergang bedrohten. Jene Männer riſſen aus dem Schatzkaſten der überlieferten

Glaubenswahrheiten der eine dies Stück, der andere jene Anſicht, der dritte den und den Satz heraus und machten daraus ein Etwas, das ſie, jeder in ſeiner Art und Weiſe, an die Stelle der anderthalbtauſendjährigen Kirche Chriſti zu bringen ſuchten. Daß es ihnen in einigen Theilen Europas gelang, war eine der geheimnißvollen Zulaſſungen Gottes, deren letzte Abſicht ſich vor dem Menſchenauge verbirgt.

Die Päpſte hatten auch diesmal wieder das Mittel vorgeſchlagen, welches in der Kirche üblich war, um die Wahrheit vom Irrthum zu ſondern und ein allgemeines Concil der Chriſtenheit ausgeſchrieben. Wie einſt im vierten Jahrhundert der Irrlehrer Arius, der die Gottheit Chriſti verwarf, mit ſeinen Anhängern zum Concil von Nicäa berufen wurde, damit er Gelegenheit habe, nochmals die katholiſche Lehre über dies Grundgeheimniß des Chriſtenthums zu vernehmen und, durch ſie überzeugt, ſeinen Anſichten zu entſagen: ebenſo wurden im ſechzehnten Jahrhundert auch die Neuerer aufgefordert, mit ihrem Anhang Theil zu nehmen an der Kirchenverſammlung, welche die Spaltung und Verwirrung in der Chriſtenheit löſen und ſchlichten und zweckmäßige Mittel beſtimmen ſollte, um den wilden Strom der Häreſie einzudämmen, wo möglich — trocken zu legen. Die Neuerer verſchmähten aber dieſe Aufforderung, denn es war ihnen nicht darum zu thun, ſich über die ewigen Wahrheiten belehren zu laſſen und heilſame Verbeſſerungen eingeſchlichener Mißbräuche ins kirchliche Leben einzuführen; ſie wollten eben nichts weiter, als die katholiſche Kirche von der Erde vertilgt ſehen, ſammt allen Inſtitutionen, welche aus derſelben hervorgegangen ſind; und ſo begann denn ohne ſie die berühmte und ewig dankenswerthe allgemeine Kirchenverſammlung von Trient unter Papſt Paul III. im Jahre 1545, die unter Julius III. fortgeſetzt und endlich unter Pius IV. abgeſchloſſen wurde. Die Zerwürfniſſe der Zeit auf politiſchem und bürgerlichem Gebiete, wo ſich die Fürſten gegen den Kaiſer, der Adel gegen die Fürſten, die Bauern gegen den Adel, die Laien gegen die Prieſter empörten, weil die religiöſe Zuchtloſigkeit jeden Aufruhr nach ſich zog und keinem entgegentreten durfte, da ſie ſelbſt aufrühreriſch war; — dazu die Eiferſüchteleien der Fürſten und die Ungeneigtheit derjenigen Biſchöfe und Geiſtlichen, welche ſich mehr oder minder der Irrlehre zuneigten: dies Alles erzeugte eine Menge von Hemmniſſen und von Störungen, welche die Verſammlung veranlaßten, mehrmals auseinander zu gehen, bevor ihre Aufgabe vollſtändig gelöſt war. Aber nach jahrelanger Unterbrechung wurde ſie immer wieder aufgenommen und ohne Uebereilung wie ohne ängſtliches Zaudern in ihrem ganzen Umfange erwogen und durchgearbeitet. Die Männer, welche ſie bildeten, wußten, daß ſie für die ganze Zukunft einer Menſchheit, die Chriſtus mit ſeinem Blut erlöſen und heiligen wollte, zu arbeiten hatten; das behütete ſie vor der jähen Haſt, in welche die Irrlehrer fielen, denen daran lag, ihre Ideen möglichſt ſchnell verwirklicht zu ſehen, weil ſie ſich heimlich eingeſtehen mußten, daß ſie keine Dauer haben würden.

IV.

Nachdem Pius IV. auf dringenden Rath mehrerer frommer und kluger Prälaten ſeines Hofes, unter denen ſein Neffe am dringendſten war, die Fortſetzung des Conciliums decretirt und den weltlichen Fürſten angezeigt hatte, damit ſie den Biſchöfen in ihren Ländern kein Hinderniß in den Weg legen möchten, um es zu beſuchen, — wurde es unter dem Vorſitz ſeiner Legaten am 18. Januar 1562 zu Trient eröffnet. Es waren erſchienen 250 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 40 Procuratoren für ſolche, die nicht erſcheinen konnten, 7 Ordensgenerale, verſchiedene Aebte, eine große Anzahl von Theologen aus allen Ländern der Chriſtenheit. Auch die Botſchafter und Geſandten der chriſtlichen Fürſten hatten ſich zu Trient eingefunden, um der eben ſo erhabenen als wichtigen Verſammlung beizuwohnen. Der Papſt hatte dem Kardinal Borromäus die ganze Correſpondenz mit den Legaten übergeben, ließ ſich deren Berichte durch ihn vortragen und eben ſo ſeine Antworten zurückgeben. Alle Zweifel, die aufgeworfen, — alle Schwierigkeiten, die bekämpft, — alle Mißhelligkeiten, die geſchlichtet, — alle Entſcheidungen, die erlaſſen wurden, gelangten zuerſt zur Kunde des Cardinals und er vollzog die Obliegenheiten, die ihm daraus erwuchſen, mit ſolchem Eifer, daß er in den wenigen Stunden, die er dem Schlaf gönnte, jedes Mal ſich wecken ließ, wenn ein Courier Nachts aus Trient kam. Die Verhältniſſe waren ſo ſchwierig, daß man manchmal in Rom, ja ſogar in Trient ſelbſt, an der Löſung der Aufgabe zweifelte. Aber der Cardinal Borromäus theilte nie dieſe Anwandlungen von Muthloſigkeit. Nie verließ ihn das feſte Vertrauen, Gott werde den Beiſtand des heiligen Geiſtes dieſem Werk nicht fehlen laſſen, das ſo recht zu ſeiner Ehre und zum Heile der ganzen chriſtlichen Menſchheit unternommen ſei. Er flößte Allen ſeinen Muth, ſeine Friedensliebe, ſeine Beharrlichkeit, ſeine gelaſſene Entſchiedenheit ein und ermunterte ſowohl den Papſt und die Cardinäle in Rom, als die Legaten in Trient zum unverzagten Fortſchreiten zu einem Abſchluß, der nicht länger in der Schwebe erhalten werden konnte, ohne die heiligſten Angelegenheiten zu gefährden. Am 4. December 1563, alſo nach vollen achtzehn Jahren, fand die letzte Sitzung ſtatt und die Oberhirten unterſchrieben alle Beſchlüſſe des Concils, die dann Pius IV. beſtätigte. Allen chriſtlichen Fürſten wurden ſie mitgetheilt, mit der Aufforderung, für deren allgemeine Annahme und Beobachtung Sorge zu tragen und alle Biſchöfe und Kirchenhäupter wurden verpflichtet, gemäß denſelben zu lehren, zu leben, zu wirken. Dieſe Beſchlüſſe ſtellen zuerſt diejenigen Glaubenslehren feſt, welche allzeit in der katholiſchen Kirche als göttlich offenbarte Wahrheiten geglaubt worden ſind und behandelten dann die Reformen, welche eine durchgreifende Verbeſſerung des geſammten geiſtlichen Standes und Kloſterweſens bezweckten. Ferner wurde die Herausgabe eines Katechismus, eines Breviers und eines Miſſales angeordnet, welche in der ganzen katholiſchen Kirche als Lehrbuch, als Gebetbuch der Geiſtlichkeit und als Meßbuch Geltung haben ſollten. Der kurze Inbegriff der katholiſchen Lehre wurde zuſammengefaßt in dem tridentiniſchen Glaubensbekenntniß und Pius IV. verordnete, daß dasſelbe fortan ein verpflichtendes Glaubensgeſetz für Alle ſei, welche ein geiſtliches Amt oder eine akademiſche Würde empfangen, und welche von der Irrlehre in die katholiſche Kirche zurücktreten.

Mit grenzenloſer Freude begrüßte der Cardinal den Abſchluß und die Verkündigung des glorreichen Werkes, deſſen Durchführung ſeinem apoſtoliſchen Eifer neue Nahrung und einen friſchen Sporn gab. Er verehrte in ſämmtlichen Entſcheidungen des Concils die Eingebung des heiligen Geiſtes und beſchloß damit anzufangen, für ſeine Perſon mit gewiſſenhafteſter Treue nach dieſen Vorſchriften ſein Leben und Wirken zu regeln. Er theilte die Decrete in drei Abtheilungen ein und verzeichnete jede Abtheilung auf eine beſondere Tafel. Auf der erſten ſtand Alles, was ſich auf den Glauben und die Sacramente, — auf der zweiten, was ſich auf die Reform der Kirchenzucht, — auf der dritten, was auf die Laien Bezug hatte; und dieſe Tafeln hing er in ſeiner Hauscapelle auf, um ſie an heiliger Stelle immer vor Augen zu haben. Er gehörte zu jener Congregation von acht Cardinälen, welche Pius IV. beauftragte, die vorkommenden Zweifel und Schwierigkeiten zu beſeitigen, welche ſich etwa bei der Auslegung und Durchführung der Beſchlüſſe erheben könnten. Er ſorgte dafür, daß die Anfertigung des Katechismus und die Verbeſſerung des Miſſales und Breviers den frömmſten, gelehrteſten und kenntnißreichſten Theologen überwieſen werde.

Zugleich aber fing er an, den Decreten auch in anderer Beziehung pünctlich Folge zu leiſten. Daß auf ihn, den Cardinal, den Neffen und regierenden Miniſter des Papſtes, alle Prälaten und alle Gläubigen den Blick richteten, um ſein Verhalten zu beobachten, — und daß nichts in der Welt wirkſamer iſt, die Menſchen zur Befolgung eines Befehls geneigt zu machen, als wenn ſie ſehen, daß der Befehlende ſelbſt das von ihm Befohlene erfüllt, — wußte der Cardinal Borromäus. Er begann alſo damit, ſein Haus zu reformiren und alle weltlichen Hofleute, die ſein Gefolge und ſeine Beamten bildeten, reich beſchenkt zu entlaſſen. Außer der niederen Dienerſchaft, die aus Laien beſtehen mußte, behielt er nur Geiſtliche um ſich, gab ihnen eine feſte Hausordnung und verbot ihnen, ſeidener Gewänder und anderer koſtbaren Stoffe ſich zu bedienen, denen er ebenfalls, ganz gegen die Sitte der Zeit, für immer entſagte. Die kleinen Erholungen, namentlich die Beſchäftigung mit Muſik, die er ſich bis dahin zuweilen gegönnt hatte, gab er auf. Seine einzige Erholung wurde das Gebet und regelmäßig zog er ſich täglich zweimal zurück, um heiliger Betrachtung obzuliegen. Blieb ihm je etwas Zeit übrig, ſo beſuchte er eine der Kirchen Roms, namentlich die von Santa Maria Maggiore, zu welcher er ſich auch häufig in der Nacht begab und alsdann auf ſeinen Knieen den Viminaliſchen Hügel, auf welchem ſie gelegen iſt, erſtieg. Er ſpendete in Rom und an allen Orten, wo er kirchliche Einkünfte beſaß, glänzende Almoſen an die Armen und an die Kirchen. Das ganze Einkommen, das er als Erzbiſchof von Mailand bezog, blieb dort. Seine Freude war die ſtrenge Faſte, die Geißelung, die Abtödtung jeder Art. Er begehrte für ſich nichts weiter, als mit Chriſtus der Welt gekreuzigt zu ſein. Die Wonnen der Betrachtung, die er in dieſem heiligen Opferleben genoß, waren ſo groß, daß er den Wunſch nicht unterdrücken konnte, der Laſt der Staatsgeſchäfte enthoben zu werden. Aber aus Furcht, durch die Selbſtſucht in einen Fehltritt zu fallen, berieth er ſich mit einem Prälaten, zu dem er ein beſonders großes Vertrauen hegte, dem frommen Erzbiſchof von Braga in Portugal. Als dieſer ihm die Oberleitung der Staatsgeſchäfte zur Gewiſſensſache machte, gab der

Cardinal Borromäus vor der Hand ſein Vorhaben auf, ſich vom päpſtlichen Hofe nach Mailand zurückzuziehen und ganz für ſeine Diöceſe zu leben.

Um deſtomehr aber bewarb er ſich um alle Kenntniſſe und alle Tugenden, welche den geiſtlichen Beruf und beſonders die hohe Würde eines Biſchofs ſchmücken ſollen und nicht bloß durch Studien, durch Gebet und Betrachtung, durch tägliche Rückſprache mit ſeinem Beichtvater Ribera von der Geſellſchaft Jeſu, — ſondern auch durch den Umgang mit gelehrten und frommen Ordensmännern ſuchte er die ächte, demüthige, heilſame Zucht und Ordnung der Kirche gründlich kennen zu lernen und mehr und mehr in Ausübung zu bringen. Für eine der wichtigſten und vorzüglichſten Obliegenheiten des Biſchofs, für die Verkündigung und Auslegung des Evangeliums — welche in der älteſten chriſtlichen Zeit an jeder Kirche einzig und allein nur ihrem Biſchof übertragen war — bereitete und übte er ſich eifrig. Er begann damit in Frauenklöſtern und kleinen Kirchen, — dann, als er ſich als Redner ſtärker fühlte, in ſeiner Titularkirche von St. Praxedis zu predigen; endlich auch in Santa Maria Maggiore. Da man ſeit langer Zeit keinen Cardinal als Prediger auf der Kanzel geſehen hatte, ſo erregte er ungeheueres Aufſehen, und regte andere Prälaten zu heilſamer Nachahmung an. Es verſteht ſich, daß die Klugen der Welt, die von der göttlichen Thorheit des Kreuzes nichts begreifen, und von der Nachfolge Jeſu nichts weiter wiſſen wollen, als höchſtens bis zur Hochzeit von Cana, — den Cardinal Borromäus bald als einen Heuchler und Scheinheiligen, bald als einen gefährlichen Schwärmer und überſpannten Phantaſten und was dergleichen allbekannte Vorwürfe mehr ſind, ausſchrieen. Die Klugen der Welt ſind zu allen Zeiten von erſtaunlicher Geiſtesbeſchränktheit in der Erkenntniß des wahren Zieles und der wahren Beſtimmung des Menſchen geweſen. Sie ſtellten dies Ziel immer dieſſeits des Grabes auf und ſahen in der Erreichung von irdiſchen Gütern und Genüſſen die Beſtimmung des Menſchen erfüllt, — während er doch ein vorüberpilgernder Fremdling auf Erden iſt und mit dem h. Apoſtel Paulus „das Zukünftige ſuchen ſoll.“ Weil der Cardinal Borromäus als ein apoſtoliſcher Nachfolger der heiligen Apoſtel dem Evangelium gemäß ein weltgekreuzigtes Leben führte, haßte ihn die Sünde und die Thorheit; aber die Guten und Alle, die aufrichtig ſich bemühten, Gott wohlgefällig zu werden, hegten die tiefſte und zärtlichſte Verehrung für ihn. Den Leichtſinnigen flößte er ſolche Furcht ein, daß ſie nicht wagten, Ausſchweifungen zu begehen, von denen ſie vermuthen konnten, der Cardinal Borromäus könne davon Kunde erhalten.

Eine heftige und gefährliche Krankheit ſuchte ihn in dieſer Zeit heim und diente ihm dazu, ſeine Seele immer mehr mit himmliſchem Lichte zu erleuchten und ihm die Dinge der Ewigkeit in ihrer vollen überirdiſchen Schönheit zu zeigen, ſo daß er ein brennendes Verlangen empfand, von dieſer trügeriſchen und vergänglichen Welt abzuſcheiden und in ein beſſeres und ewiges Leben zu ſeinem Herrn und Heiland einzugehen. Allein er ſollte noch den Planen dienen, welche Gott in ſeiner unermeßlichen Barmherzigkeit zum Heil der Seelen ausführen wollte. Das Tridentiniſche Concilium hatte feſtgeſetzt: diejenigen Geiſtlichen, welche ein beſtimmtes, ſeelſorgliches Amt bekleideten, mußten ſich an dem Orte aufhalten, wo ſie dies Amt verwalteten; alſo: der Biſchof bei ſeiner Kathedralkirche; der Pfarrer bei ſeiner Gemeinde; der Abt in ſeinem Kloſter. Dies nannte man die Beobachtung der Reſidenz. Nur eine beſondere Dispenſe des Papſtes hob dieſe Verpflichtung zeitweiſe oder für immer — je nachdem gewichtige Gründe vorlagen — auf. Eine ſolche Dispenſe gab der Papſt dem Cardinal, weil jener der Anſicht war, daß die Anweſenheit ſeines Neffen in Rom den Intereſſen der ganzen katholiſchen Kirche nothwendig und folglich dem beſonderen der Diöceſe von Mailand vorzuziehen ſei.

Der Cardinal Borromäus mußte ſich unterwerfen; allein es verließ ihn nicht eine quälende Unruhe wegen der Gefahren, denen ſeine liebe geiſtliche Heerde mannigfach ausgeſetzt blieb. Die ſchweizeriſchen Irrlehren hatten ſchon verſucht, über die Alpen und in die Lombardei zu bringen. Welche Sorge für den guten Hirten! welche Verantwortung, wenn ein Schäflein irregeführt würde!

Wohl hatte er einen vortrefflichen Generalvicar, Namens Ormanetti, zur Regierung ſeiner Erzdiöceſe während ſeiner Abweſenheit gewählt, — wohl den tüchtigen Weihbiſchof Ferragata zur Ausübung aller kirchlichen Aemter und Functionen beſtimmt, welche dem Biſchof obliegen, — wohl den ausgezeichneten Kanzelredner Benedict Palmius von der Geſellſchaft Jeſu nebſt einigen Ordensgenoſſen nach Mailand geſchickt. Wohl hielt er, trotz der bewährten Zuverläſſigkeit dieſer Männer, ſein Auge ſo unabläſſig auf deren Wirken gerichtet, daß ihm der Generalvicar in jeder Woche einen genauen Bericht über alle Ereigniſſe einſenden mußte, welchen der heilige Cardinal mit Ermunterungen, neuen Anweiſungen und Maßregeln für das Heil der Seelen beantwortete. Das Alles genügte ſeiner unausſprechlichen Liebe für die Heerde Chriſti aber nicht! Er brannte vor Verlangen, die Beſchlüſſe des Kirchenrathes von Trient, die nichts Anderes waren, als die echten, einfachen, weltumfaſſenden, ſeelenrettenden Lebensäußerungen der Kirche, — die aus ihrem Berufe entſprangen und ihrer Beſtimmung entſprachen, — nun auch wirklich in's Leben treten zu laſſen und an die genaue Verbeſſerung des geſammten Kirchenweſens, gemäß jenen Vorſchriften, zu gehen.

V.

Nachdem das Tridentiniſche Concilium in Mailand bekannt gemacht worden war, und der König von Spanien, dem damals die Lombardei gehörte, dort wie in allen Provinzen ſeines Reiches den Statthaltern den Befehl ertheilte, aus allen Kräften den Biſchöfen in dieſer Angelegenheit Hülfe zu leiſten, ließ der Cardinal Borromäus durch ſeinen Generalvicar eine Synode halten, zu welcher ſämmtliche Geiſtliche der Diöceſe, an Zahl etwa 1200, berufen wurden. Ormanetti nahm Allen das Tridentiniſche Glaubensbekenntniß ab, entwickelte ihnen den Nutzen einer ernſten und gründlichen Disciplin der Kirche und das Bedürfniß der Gegenwart, eine ſolche in durchgreifender Weiſe einzuführen und theilte ihnen darauf verſchiedene Beſtimmungen mit, die auf praktiſche Ausübung derſelben gerichtet waren. Durch Sorgloſigkeit der früheren geiſtlichen Oberhirten hatten ſich im Klerus die traurigſten Gewohnheiten und verderblichſten Mißbräuche eingeſchlichen und dermaßen feſtgeſetzt, daß ſie zwar dem Volke zum größten Aergerniß gereichten, aber dennoch den Einfluß der guten und frommen Geiſtlichen ganz ungemein hemmten, weil die ſündige Natur im Menſchen eine Entſchuldigung ihrer Laſter in dem böſen Beiſpiel ſehen will, welches ein laſterhafter Prieſter gibt.

Mit Zucht und Sitte war auch der äußere Anſtand, die Würde des Gottesdienſtes geſchwunden. Die zügelloſen Geiſtlichen trugen weltliche Kleidung, gingen bewaffnet einher, vernachläßigten die Kirchen und gottesdienſtlichen Handlungen, waren von grober Unwiſſenheit, ja manchmal von einer ſo unglaublichen, daß es ſolche gab, welche nicht die Abſolutionsformel kannten, ſogar Einige, welche wähnten, ſie wären nicht dazu verpflichtet, das Sacrament der Buße zu empfangen. Nichts war wichtiger und nothwendiger als die Errichtung eines Seminares, in welchem junge Leute, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten, diejenige Erziehung und Bildung erhielten, die ihr Beruf erheiſchte; und Ormanetti machte den Anfang damit, indem er eine Anzahl junger Leute von guten Fähigkeiten und von Liebe für ihren Beruf beſeelt, in einem Privathaus unter geeigneter Aufſicht verſammelte und ſie nach einer beſtimmten Hausordnung leben ließ. Dann warf der Cardinal ſeinen Blick auf die grenzenlos verweltlichten Frauenklöſter, welche vielfach die Clauſur (Abgeſchloſſenheit) nicht mehr beobachteten. Beſuche von Weltleuten, Verwandten und Freunden gingen aus und ein, trugen den Sinn, die Gedanken und die Wünſche der Welt in's Kloſter, raubten den Ordensfrauen ihre Ruhe und ihre Freude am Gebet und an ſtiller Zurückgezogenheit — und ſo gab es denn auch auf dieſen Stätten, welche, wie kaum eine andere auf Erden, durch ſüße ſelige Chriſtusliebe leuchten ſollten, manche Verkehrtheiten und Mißſtände zu beſeitigen.

Bei all dieſen mit unerwartet glücklichem Erfolge gekrönten Unternehmungen ſtand der Cardinal Borromäus ſeinem Generalvicar durch Vorſchläge und ausführliche Inſtructionen bei; dennoch mußte Ormanetti bald erkennen, daß ſchon dieſer kleine Anfang der Kirchenverbeſſerung mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, und daß ſie in ihrem ganzen Umfange nur von derjenigen Hand zu beginnen und beharrlich fortzuführen ſei, in welcher mit dem geiſtlichen Hirtenſtabe das Regiment der Diöceſe liege. Als vollends Cardinal Borromäus eine Synode der ganzen Kirchenprovinz, deren Erzbiſchof er war, verſammeln und ſämmtliche Biſchöfe, welche zu derſelben gehörten, nach ſeinem Metropolitanſitze Mailand berufen wollte, erklärte Ormanetti, es überſteige ſeine Kräfte, eine ſolche Provinzialſynode in gebührender Weiſe zu leiten. Da ſie aber vom Tridentiniſchen Concil als durchaus erforderlich zu einem gemeinſchaftlichen und nachdrücklichen Handeln betrachtet wurde, beſtürmte der Cardinal ſeinen Oheim mit ſo dringenden und unabläſſigen Vorſtellungen, daß Pius IV. ihm endlich Gehör und die Erlaubniß zur Abreiſe geben mußte, — was er aber mit großem Schmerz that und dem Cardinal die Würde eines Legaten für ganz Italien beilegte, um ihm die größte Ehre zu bezeigen und ſeine Autorität in kirchlichen Angelegenheiten zu erhöhen. Der Cardinal traf eine ſehr ſorgſame und kluge Wahl für ſeine Begleitung, die aus gelehrten, kenntnißreichen Theologen, aus gewandten Rechtsgelehrten und aus ſolchen Geiſtlichen beſtand, welche dem Volke zur Erbauung und dem ganzen Klerus der Kirchenprovinz als Beiſpiel dienen ſollten.

Am 1. September 1565 trat er ſeine Reiſe an, empfing den Segen des heiligen Vaters und verließ Rom unter der allgemeinen Trauer des Römiſchen Volkes, während ihm das Mailändiſche mit froher Erwartung entgegenſah. Im erzbiſchöflichen Palaſt hatte er ſich eine Wohnung von der äußerſten Einfachheit einrichten laſſen, denn er für ſeine Perſon brauchte nur zwei bis drei Zimmer. Auch hatte er angeordnet, daß kein Silbergeräth auf ſeinem Tiſch erſcheine, da er an irdenes Geſchirr gewöhnt ſei, das mit ſeinen einfachen Mahlzeiten übereinſtimme. Dieſe Anordnungen waren dem Volke bekannt geworden und trugen dazu bei, deſſen freudige Ungeduld zu ſteigern. Da er unterwegs verſchiedene nothwendige Beſuche zu machen und Geſchäfte zu beſorgen hatte, fand ſein Einzug in Mailand erſt am 23. September ſtatt. In einer vor dem Thore gelegenen kleinen Kirche zog er die Pontificalkleider an, beſtieg ein weißes Roß und begab ſich unter einen von ſechzehn Edelleuten getragenen Baldachin, während ihm der königlich-ſpaniſche Statthalter der Lombardei, Herzog von Albuquerque, der Senat, der Magiſtrat, der Adel, der ganze Klerus entgegen kamen. In ihrer Begleitung und umringt von dichten Volksmaſſen Einheimiſcher und Fremder zog er durch prächtig verzierte Straßen und durch feierlich geſchmückte Triumphbogen, umrauſcht von Jubelruf und von frohlockenden Begrüßungen, umſtrahlt von tauſend und aber tauſend freudigen Geſichtern, die alle hoffnungs- und liebevoll auf den jungen ſiebenundzwanzigjährigen Erzbiſchof ſchauten und ſich nicht ſatt ſehen konnten an der mit herzgewinnender Milde gepaarten heiligen Erhabenheit ſeiner äußeren Erſcheinung. So gelangte man in feierlicher Proceſſion vor das Portal des herrlichen aus weißem Marmor gebauten Domes, der — was die Maſſen betrifft, von Rieſenhänden und was die Ausarbeitung betrifft, von Feenhänden errichtet zu ſein ſcheint. Der Erzbiſchof ſtieg vom Roß, begab ſich in den Dom, goß ſein Herz im heißen Gebet vor dem Altar aus, auf welchem das heiligſte Sacrament bewahrt wird und nahm Beſitz von ſeiner Kirche, indem er der anweſenden Volksmenge den apoſtoliſchen Segen ertheilte.

Am nächſten Sonntag hielt er mit großer Feierlichkeit das Pontificalamt im Dom und predigte dann über den Vorſpruch: „Ich habe ein großes Verlangen gehabt, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen“ (Luk. 22, 15.), wodurch er ſeiner Gemeinde die große Liebe ausdrückte, mit welcher er ſich ſchon ſo lange geſehnt habe, in ihrer Mitte für ihr Seelenheil wirken zu können. Dann berief er, in Folge der Beſtimmung des Tridentiniſchen Conciliums, zu einer Provincial-Synode ſeine fünfzehn Suffragan-Biſchöfe, deren Diöceſen nicht alle in der Lombardei, ſondern auch auf piemonteſiſchem und venetianiſchem Gebiet lagen. Er ließ ihnen ſämmtlich Wohnungen im erzbiſchöflichen Palaſte bereiten, theils um die Gaſtfreundſchaft zu üben, die er ſtets als eine heilige Pflicht anſah, — theils um ſie beſſer kennen zu lernen und die Beſprechungen leichter und ungeſtörter zu machen. Zehn Biſchöfe kamen in Perſon; die fünf andern ſchickten ihre Stellvertreter und drei Cardinäle, welche anweſend waren, wohnten im frommen Eifer der heiligen Synode, dieſer erſten Frucht des Concils von Trient bei. Sie wurde eröffnet durch feierliche Prozeſſion und Hochamt, um die Gnade Gottes auf dies ſo ungeheuer wichtige Werk herabzuziehen. Nach einer Predigt des Jeſuiten Palmius über die Nothwendigkeit und das Weſen einer zweckmäßigen Reform der Kirche, wurden die Satzungen und Beſchlüſſe des Tridentiniſchen Concils vorgeleſen, von allen Biſchöfen genehmigt und unterſchrieben, worauf der Erzbiſchof, als ihr Metropolit, jedem das Glaubens-Bekenntniß abnahm und jeden zur genauen Ausübung der Beſchlüſſe und Satzungen verpflichtete, indem dieſe keine willkürlichen und zufälligen Verordnungen, ſondern vom heiligen Geiſt in unfehlbarer Weisheit und Wahrheit dictirt wären, um das Reich Gottes auf Erden von Wuſt und Unkraut zu ſäubern und zu heiliger Schönheit erblühen zu laſſen. Da er bei Ausrottung des Böſen immer die Axt an die Wurzel deſſelben zu legen ſuchte, ſo betrafen die erſten Verordnungen denn auch den Wandel und die Thätigkeit der Biſchöfe, weil ſie auf dem Leuchter in der Kirche als hellſtrahlendes Licht der Geiſtlichkeit und dem Volke vorleuchten ſollen.

Es machte einen ungeheuren Eindruck, dieſen jungen Mann zu ſehen und zu hören, der zu ſo hohen Ehren und Würden gelangt war, und ſie zu nichts Anderem benutzte, als das Amt eines Seelenhirten im vollen Umfang zu üben, — dies heilige Amt, welches ſeit langer Zeit ſo ſehr vernachläſſigt worden war. Seine Tugend, ſeine Demuth, ſeine Frömmigkeit, ſeine Seelenkunde, ſeine Geſchicklichkeit in Behandlung der Geſchäfte flößten aller Welt die höchſte Ehrfurcht und Bewunderung ein und verkündeten ihn der glücklichen Kirche von Mailand als einen zweiten St. Ambroſius. Wohl that ihr ein ſolcher Noth! Seit achtzig Jahren hatten ihre Erzbiſchöfe nicht mehr bei ihr reſidirt, weshalb denn auch Erſchlaffung in der Zucht überhand genommen hatte und das Volk verwilderte. Staatsumwälzungen, Kriege, Peſt und Hungersnoth führten vielfache leibliche Nöthen mit ſich, die um ſo tiefer in's Elend ſtürzten, als die Religion weder Hülfe noch Troſt darbot. Ein tiefer Sittenfall, gräßliche Unwiſſenheit und finſterer Aberglaube herrſchten in Folge der langen Vernachläſſigung unter dem Volke; die heiligſten Geſetze wurden ohne Scheu mit Füßen getreten und in ſolcher Menge grobe Verbrechen begangen, als ob ſie in erlaubte Handlungen verwandelt worden wären. Die Kirche, der Gottesdienſt, die heiligen Sacramente waren gänzlich verachtet. Wer Einmal im Jahre beichtete und communicirte, wurde als ein Wunder von Frömmigkeit angeſtaunt. Die Mehrzahl näherte ſich nur alle zehn oder fünfzehn Jahre den Sacramenten der Buße und des Altars, Manche gar nicht. Die Glaubensartikel und die Gebote, ſogar das Vaterunſer, der engliſche Gruß und das Zeichen des heiligen Kreuzes waren in Vergeſſenheit gerathen. An die Heiligung der Sonn- und Feſttage, an die Beobachtung des Faſtengebotes dachte man nicht mehr. Unter lautem Geſpräch und Gelächter wohnte man der heiligen Meſſe bei und an manchen Orten hatte die Gottloſigkeit einen ſolchen Grad erreicht, daß man in den Gotteshäuſern Tänze veranſtaltete oder ſie als Dreſchtennen benutzte.

Dies war der entſetzliche Zuſtand eines Weinberges des Herrn, den die Winzer nicht bebaut und gepflegt hatten, und der nun ein troſtloſes und abſchreckendes Bild der kläglichſten Verwahrloſung und ihrer unvermeidlichen Folgen darbot. So fand der heilige Erzbiſchof ſeine große Diöceſe, die über 800 Pfarreien, 50 Collegiatſtifter, 70 Frauen und gegen 100 Männerklöſter enthielt. Als ihm dieſe Gräuel zu Ohren und nach und nach auf ſeinen Viſitationen zu Geſicht kamen, vergoß er bittere Thränen über dieſen Abgrund von ſittlicher und religiöſer Verkommenheit, in welchen ſeine Diöceſe gerathen war und über die Nachläſſigkeit der Biſchöfe und Seelſorger, welche ſo namenloſes Unheil über die ihnen anvertraute Heerde gebracht hatten, und obgleich das Verderben ſo groß erſchien, als müſſe auch der größte Kraftaufwand an deſſen Bewältigung ſcheitern, ſo ließ ſich ſeine große Seele doch durch keine Schwierigkeit von ſeiner heiligen reformatoriſchen Unternehmung zurückſchrecken. Mit jenem übernatürlichen Vertrauen, das ſich des göttlichen Beiſtandes ſicher weiß, weil es die Sache Gottes zu führen gilt, die ja nie mit menſchlichen Kräften zu ſeiner Ehre und zum Heil der Seelen geführt werden kann, betrat der Cardinal Borromäus den Pfad, der ihn gewiß zum Ziele führen mußte: den Weg des Kreuzes, den der göttliche Erlöſer gewandelt iſt, und den Jeder zu wandeln hat, der für das Werk der Erlöſung thätig ſein ſoll. Er war der Zuverſicht, nimmer werde ihm Gott ſeinen Gnadenbeiſtand verſagen, wenn er das Seine thue, um denſelben nicht unwirkſam zu machen. Nach drei Monaten mußte er freilich ſchon wieder nach Rom gehen zur Wahl eines neuen Papſtes, da Pius IV. am 10. December 1565 ſtarb, und Karl ins Conclave eintreten mußte.

Auch hier zeigte er ſich vom reinſten Eifer für die Sache Gottes und nicht von menſchlichen oder perſönlichen Rückſichten beſeelt. Als der Cardinal Groſſi ihn mit leichtſinnigem Scherz fragte: „Wen man zum Papſt wählen wolle?“ entgegnete er mit tiefem Ernſt: „Denjenigen, den Gott dazu beſtimmen wird.“ Seine Wahl unter mehreren ausgezeichneten Männern fiel auf den Cardinal Michael Ghislieri, Dominicanerordens, und er verwendete ſeinen ganzen Einfluß, um das Conclave ſo zu leiten, daß dieſer Mann, der den Borromäern nicht gewogen und bei Pius IV. in Ungnade war, den päpſtlichen Stuhl beſteige. Das geſchah auch wirklich am 7. Januar 1566 und Ghislieri, der den Namen Pius V. annahm, rechtfertigte dieſe Wahl, denn die Kirche verehrt ihn als einen ganz beſonderen Freund Gottes unter den Heiligen. Er war ein feuriger Eiferer für die ſorgſame Wiederherſtellung der verfallenen Kirchenzucht und für die Autorität des Tridentiniſchen Conciliums. Unter ſeinem Regiment wurde der Katechismus, den das Concil hatte ausarbeiten laſſen und der unter dem Namen des römiſchen bekannt iſt, zum Druck befördert und die letzte Hand an die Vervollkommnung des Meßbuches und des Breviers gelegt. — Im April kehrte der Cardinal Borromäus nach Mailand zurück, mit dem feſten Entſchluß des guten Hirten, „ſein Leben zu laſſen für ſeine Schafe," ein Entſchluß, dem er unverbrüchlich treu blieb, indem er von Tag zu Tage und bis zu ſeinem Ende ein ſterbendes, ganz in den göttlichen Opferdurſt Jeſu verſenktes Leben führte.

VI.

Während die Irrlehre die Evangeliſchen Räthe, dieſe zarte Blüthenkrone des Evangeliums, die den ſüßeſten Wohlgeruch chriſtlicher Tugend in der Nachfolge des armen, des entſagenden, des gehorſamen Jeſus aushaucht, verachtete und verwarf, — während ſie die Ehe ihres ſacramentaliſchen Charakters beraubte und zu einem auflösbaren Inſtitut herabſetzte, die Ehe, welche ohne den Gnadenbeiſtand des heiligen Sacramentes für menſchliche Schultern zu ſchwer iſt, — während ſie dieſe Miſſethat an der eigenen und der fremden Seele als einen Fortſchritt pries, anſtatt ſie als einen kläglichen Fall zu beweinen; — erhob ſich dieſer Karl Borromäus, dieſer in Gold und Purpur gewiegte Jüngling, gegen den entſittlichenden Einfluß ihres Beiſpiels und zeigte der Welt in einleuchtendſter Praxis, was das ſei: ein Reformator. Dem heiligen Apoſtel Paulus ahmte er nach, der an die Korinther ſchrieb: „Ich züchtige meinen Leib und bändige ihn, damit ich nicht, indem ich Andern predige, ſelbſt verwerflich werde;“ und was dieſer Apoſtel von ſeinem Jünger Titus fordert, daß er ſich in Allem als ein Vorbild guter Werke darſtelle, — das fordert er von ſich ſelbſt. Er gab alle ſeine Pfründen und Penſionen theils in die Hände des Papſtes zurück, theils entſagte er ihnen zu Gunſten frommer Stiftungen. Den Erlös ſeines koſtbaren Hausgeräthes in Rom ſchenkte er armen Kirchen. Die Einnahme ſeines Fürſtenthumes Oira in Calabrien, die ſich jährlich auf 10,000 Dukaten belief, wurde der Erweiterung von Collegien zugewendet. Seine Einkünfte als Erzbiſchof von Mailand floſſen ungeſchmälert den ungeheueren Bedürfniſſen ſeiner Diöceſe zu und von ſeinen Familiengütern, die er von ſeinem

Oheim verwalten ließ, und die ungefähr 80,000 Thaler jährlich eintrugen, nahm er nur eine Rente von 20,000 Thalern, die ihm für ſeine Haushaltung, ſeine großartige Gaſtfreundſchaft und ſeine Almoſen durchaus nothwendig waren.

Mit großer Vorſicht wählte er diejenigen Perſonen aus, welche ſeine Hausgenoſſenſchaft bilden ſollten. Nur die zu den niedrigſten Verrichtungen beſtimmten Diener waren Laien; alle anderen gehörten dem geiſtlichen Stande entweder ſchon an oder wollten darin eintreten. Er richtete ſein Hausweſen ſowohl in zeitlicher als geiſtlicher Hinſicht muſterhaft ein, was nicht ſo ganz leicht war, da ſeine Vicarien, Officiale, geiſtliche Räthe und deren Diener zu ſeiner Hausgenoſſenſchaft gehörten, ſo daß ſich gegen hundert Perſonen unter ſeinem Dach befanden. Ein Propſt hatte die ganze Sorge des Hausweſens zu tragen; ein Vicar ſtand ihm zur Seite. Einem Präfecten lagen die geiſtlichen Bedürfniſſe des Hauſes ob. Zwei Prieſter waren Almoſenpfleger. Ein anderer war Präfect der Hoſpitalität und Alles, was die Fremden betraf, die ununterbrochen im erzbiſchöflichen Palaſte einkehrten, war ihm übertragen. Ein anderer war Krankenpfleger und er hatte für die Kranken des Hauſes zu ſorgen. Dann hielt ſich der heilige Erzbiſchof zwei Ermahner, die von hoher und ſtrenger Tugend ſein und ihn auf alle ſeine Fehler, Schwächen und Unvollkommenheiten aufmerkſam machen mußten. Unter ſeinen

Kämmerern wählte er zwei von lauterſter Frömmigkeit und machte ſie zu Zeugen all ſeiner Handlungen. Alle Prieſter waren verpflichtet, täglich die heilige Meſſe zu leſen und mindeſtens einmal in der Woche zu beichten. Die übrigen mußten es einmal im Monat thun und täglich dem heiligen Meßopfer beiwohnen. Wer zum Breviergebet verpflichtet war, erſchien jeden Morgen frühe im Vorzimmer des Cardinals, um mit ihm die Matutin und ſpäter zu den von der Kirche vorgeſchriebenen Stunden die übrigen Theile des Brevieres zu beten. Abends verſammelten ſich Alle ohne Ausnahme zur Gewiſſenserforſchung, Betrachtung und Nachtgebet in der Capelle des Palaſtes. Die Mahlzeiten waren gemeinſchaftlich, äußerſt einfach und, ſtets von erbaulicher Vorleſung begleitet. Zur Erholung kam man nach dem Abendeſſen in einem geräumigen Saale zu freundlichen, doch nie oberflächlichen Geſprächen zuſammen. Die Zuſammenkünfte in den beſonderen Wohn- und Schlafzimmern waren unterſagt und für den Empfang von Beſuchen beſondere Gemächer angewieſen.

Der Geiſt chriſtlicher Nächſtenliebe, der auf Geduld, Demuth, Selbſtverläugnung, Friedfertigkeit beruht und jede Bevorzugung des Einzelnen ausſchließt, wurde durch dieſe Eintracht des gemeinſamen Lebens gepflanzt und geweckt. Es wurde auch Niemand durch den Ernſt und die Stille dieſer Hausordnung abgeſchreckt, vielmehr drängte man ſich dazu in die Nähe des Cardinals zu kommen und irgendwie in ſeinen Dienſt zu treten; denn je mehr man mit ihm in Berührung kam und je näher man ſeiner Perſon ſtand, deſto mehr liebte, verehrte und bewunderte man ihn. Er befolgte nicht bloß die ſchlichte Einfachheit dieſer gemeinſchaftlichen Lebensweiſe; er ging nach und nach, aber ganz im Stillen, zu einer ſo vorſichtig geſteigerten Strenge über, daß ſein Körper ſie ertragen konnte und gehörig bei Kräften blieb, um einer Unmaſſe von Geſchäften, von Amtsverrichtungen, von Reiſen, von anſtrengenden geiſtigen Arbeiten zu genügen. Er hatte zuweilen heftige Anfälle von Katharr und von Fieber; aber ſie unterbrachen weder ſeine Thätigkeit noch ſeine Bußſtrenge. Er pflegte zu ſagen: „Wer ſich der Seelſorge gewidmet hat, muß mindeſtens drei Fieberanfälle aushalten, bevor er ſich zu Bett legt.“ Sein Lager beſtand aus einem Strohſack und einem Pfühl von Stroh, mit einer ärmlichen Wolldecke und Tüchern von grober ungebleichter Leinwand. Es war ſo kalt und dürftig, daß man ihm aus Geſundheitsrückſichten Vorſtellungen darüber machte. „Es erſcheint mir nicht kalt,“ entgegnete er, „denn wenn ich mich niederlege, iſt mein Körper kälter als mein Lager.“ Nie duldete er Feuer in ſeinem Zimmer, nicht im härteſten Winter, nicht bei ſeinen Viſitationsreiſen in den rauhen Thälern und Bergen desjenigen Theiles ſeiner Diöceſe, der auf dem Gebiete der Schweiz lag.

Bei ſeiner großen Neigung für das Studium der

Wiſſenſchaften und bei ſeiner Anſicht, daß man denſelben keine Zeit widmen dürfe, welche durch Amts- und Standespflichten in Anſpruch genommen ſei, wendete er regelmäßig vier bis fünf Stunden der Nacht dazu an. Da las er die heilige Schrift, die Kirchenväter, die Kirchengeſchichte; auch andere theologiſche, politiſche und geſchichtliche Werke, die ihm wiſſenswürdig erſchienen. Dabei übte er — und zwar bis zu ſeinem Ende — eine ungeheure Abtödtung, da er von Natur zum Schlaf geneigt war. Seine Freunde wußten es, fürchteten eine Ueberanſtrengung ſeiner Kräfte und Einer äußerte einmal, er glaube geleſen zu haben, daß irgend ein Kirchenvater ſogar ſage, der Menſch brauche ſieben Stunden Schlaf. Lächelnd entgegnete der Cardinal: „Das hat jener Kirchenvater gewiß nicht von den Biſchöfen behauptet.“ Mehr als eine Mahlzeit täglich genoß er nie. Anfangs nahm er ſie mit ſeinen Hausgenoſſen ein; als aber ſeine Faſten immer ſtrenger wurden und er — Sonntags ausgenommen — nur Waſſer und Brod, in der kirchlichen Faſtenzeit aber ſtatt des Brodes gedörrte Feigen oder Feldbohnen genoß: da aß er allein. Auch ſeine Sonntagsmahlzeiten waren der frugalſten Art, ohne Fleiſch, Wein, Butter und Eier. Nur in der Schweiz machte er zuweilen eine Ausnahme; da hatte er in kirchlichen Angelegenheiten mit proteſtantiſchen Behörden zu thun und er war manchmal gezwungen, an einem Gaſtmahl Theil zu nehmen. Um nun die derbe Völlerei dieſer Leute nicht allzuſehr zu beſchämen und ſie dadurch zu verſtimmen, pflegte er etwas Wein zu trinken. Eine Erholungszeit im Lauf des Tages, wie ſogar die Klöſter ſtrengſter Regel ſie haben, hatte er nie Als Jemand den Wunſch ausſprach, daß ein Garten bei dem Erzbiſchöflichen Palaſt ſein möge, entgegnete er ruhig: „Der angenehmſte Garten für einen Biſchof iſt die heilige Schrift.“ In den Vorzimmern, wo ſich fremde Perſonen wartend und die Diener aufhalten mußten, lagen Bücher erbaulichen und aſcetiſchen Inhaltes, damit Niemand durch leeres Geſchwätz oder durch Müſſiggang ſeine Zeit verliere. Der Cardinal erneuerte ſeine Kräfte an Leib und Seele durch das Gebet, das er bei jeder wichtigen Unternehmung verdoppelte und für deren glücklichen Ausgang er auch in den Klöſtern eifrig beten ließ.

Nachdem er in ſo gottſeliger Weiſe Alles geordnet hatte, was ſein Haus und ſeine Perſon betraf, und nachdem er ganz Mailand überzeugt hatte, daß er von keinem Menſchen eine Tugend verlange, die er nicht ſelbſt doppelt und dreifach übe, begann er die Vorſchriften in Ausübung zu bringen, welche das Concil von Trient jedem Biſchof zur Hebung des religiöſen Lebens und der kirchlichen Ordnung in ſeiner Diöceſe gegeben hat. Es iſt in dieſen Blättern ganz unmöglich, dem heiligen Cardinal auf allen Schritten zu folgen, die er in dieſer Beziehung that, und alle Maßregeln zu erwähnen, die er mit feinſter Umſicht, Mäßigung, Seelenkunde und energiſcher Gelaſſenheit und Beharrlichkeit ergriff und durchführte. Sie ſind ſo großartig und ſo umfaſſend, daß ſie nur in flüchtigen Umriſſen angedeutet werden können.

Das dringendſte Bedürfniß, dem zuerſt abgeholfen werden mußte, waren tüchtige, eifrige, gründlich gebildete, fromme Prieſter. Er ſtiftete demnach drei verſchiedene Seminare in Mailand ſelbſt, welche drei verſchiedenen Zwecken entſprachen. In dem erſten wurden junge Leute aufgenommen, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten und bereits die nöthigen Vorkenntniſſe erworben hatten, um die philoſophiſchen und theologiſchen Studien zu beginnen. In das zweite wurden junge Geiſtliche aufgenommen, die ihre Studien bereits beendigt hatten, die man aber noch nicht fähig für die Seelſorge hielt. Ihnen wurden beſonders theologiſche Vorleſungen und Auslegungen der heiligen Schrift und des römiſchen Katechismus gehalten. Fünfzig Alumnen fanden hier Aufnahme und hundertfünfzig in der erſten Anſtalt. Die dritte endlich war für ſolche Prieſter und Pfarrer beſtimmt, deren Unwiſſenheit und ſchlimmer Wandel ſie unfähig für ihre Amtsobliegenheiten machen mußte. Sie fanden hier Unterricht und Anleitung zu einem tugendhaften Leben, und wurden erſt dann entlaſſen, wenn ſie ſich die nöthigen Kenntniſſe erworben oder deutliche Kennzeichen der Beſſerung an den Tag gelegt hatten.

Dieſe drei Anſtalten genügten aber nicht, um den Mangel an Prieſtern überhaupt -- und den ebenſo ſchmerzlichen an frommen, unterrichteten Prieſtern, in der Diöceſe auszufüllen. Deßhalb eröffnete der Cardinal an drei verſchiedenen Orten drei Knabenſeminare, welche drei verſchiedene Schulclaſſen bildeten, ſo daß die kleinen Alumnen aus dem einen in das andere verſetzt wurden, bis ſie endlich in das große zu Mailand kamen. Wer ſich zur Aufnahme meldete, wurde von dem Cardinal ſelbſt — zuerſt über ſeinen Beruf und ſeine Neigungen und, wenn dieſe Prüfung befriedigend ausgefallen war, über ſeine Kenntniſſe examinirt. Stellte ſich der Beruf nicht klar heraus, ſo wurde der junge Menſch nicht zugelaſſen; mit Fehlern und Jugendübereilungen hatte aber der Cardinal die größte Nachſicht und Langmuth. Es war vielleicht eine beſondere Fügung Gottes, daß all ſeine Tugenden, in deren Ausübung er eine ſo bewunderswürdige Fertigkeit erlangte, nicht nur nicht aus ſeiner Natur entſprangen, ſondern ihm auch, trotz der täglichen Uebung, nicht zur Gewohnheit wurden. Bis zu ſeinem letzten Athemzug mußte er ſie durch Selbſtbeherrſchung erringen und ſein Leben war Tag für Tag ein Kampf gegen ſeine fehlerhafte Natur. Daher ſein großes Mitleid und ſeine unverwüſtliche Sanftmuth in der Behandlung menſchlicher Schwachheit.

Die Vorgeſetzten und die Lehrer an den Seminarien wählte er mit großer Vorſicht und Klugheit. Die Regeln für Hausordnung und Studienplan entwarf er ſelbſt und regelmäßig zweimal im Jahre, zuweilen auch öfter, nahm er eine genaue Viſitation der Häuſer und Prüfung der Alumnen vor. Der Beſtimmung des Tridentiniſchen Concils gemäß nahm er am liebſten arme Zöglinge auf, denen die Mittel gebrachen, anderswo ihre Studien zu machen; doch ſchloß er die Reichen, welche für ihren Unterhalt bezahlen konnten, nicht aus, weil er wünſchte, daß auch ſie die Diſciplin der Seminare erlernten. Seine Freude war am größten, wenn arme Knaben aus den Gebirgsgegenden von Graubündten, der Schweiz und Piemonts kamen. Dieſe zu tüchtigen Seelſorgern auszubilden und ſie dann in ihre unfreundliche, rauhe, arme Heimath zurückzuſenden. an welche ſich Andere ſchwer gewöhnten, und welche daher recht entblößt von geiſtlicher Pflege war, — welch eine Wonne für den Cardinal, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die verabſäumteſten Schäflein ſeiner Heerde reichlich mit den Heils- und Gnadenmitteln der Kirche zu verſehen. In dieſen Gebirgsgegenden war überdieß die Nachbarſchaft der calviniſtiſchen und zwingliſchen Irrlehren eine große Gefahr, welche ſich freilich auch ſchon in der ganzen Diöceſe, ſogar in Mailand ſelbſt, kund gegeben hatte. Um ſo größer mußte die Aufſicht der Pfarrer über die Gemeinden ſein, daß weder verdächtige Perſonen noch Bücher Eingang finden möchten. Ihr ſchärfſtes Augenmerk hatten ſie auf ſolche Leute zu richten, die einen Hauſirhandel trieben und ſich oftmals deſſen bedienten, um Büchlein (Tractätchen) zu verſchenken und zu verbreiten, welche häretiſche Grundſätze, abergläubiſche Gebräuche, ſogenannte Zauberkünſte, oder Anfeindung und Verwerfung der katholiſchen Glaubenslehren enthielten. Ueber die Vertheilung und Annahme ſolcher Tractätchen und anderer verdächtiger oder verbotener Bücher mußte ſogleich die Anzeige an die betreffende Behörde gemacht werden. Kein Schullehrer ward zum Amt zugelaſſen, der nicht das Tridentiniſche Glaubensbekenntniß abgelegt hatte und jeder wurde verpflichtet, ſeinen Zöglingen nur gute, glaubenstreue Bücher in die Hände zu liefern und ſie in den Grundſätzen der reinen katholiſchen Lehre zu unterrichten und zu erziehen.

VII.

Anfangs hatte der Cardinal Mühe, die genügende Zahl von Alumnen für ſeine verſchiedenen Seminarien zu finden. Wenn die Kirche mit ihrer heiligen Zucht in Verfall und viel Weltlichkeit hineingedrungen iſt, dann mangelt es faſt immer nicht bloß an tüchtigen, — ſondern überhaupt an Dienern des Heiligthums. Tritt ſie hingegen mit ihrer ernſten, weltabgeſchloſſenen Zucht auf, verlangt ſie von ihren Dienern die Würde, den ſittlichen Ernſt, die fromme Entſagung und den gottſeligen Wandel, welche dem Prieſter geziemen, der die hochheiligen Geheimniſſe des Glaubens zu feiern und in den

Fußſtapfen der Apoſtel zu wandeln hat: dann fehlt es nicht an Aſpiranten zum geiſtlichen Stande. Es iſt eine beachtenswerthe und troſtvolle Erſcheinung, daß ſich der prieſterliche Beruf in ſolchen Zeiten und ſolchen Ländern mehrt, wo die Anforderungen an ihn höher ſind und ſeine Verpflichtungen ſtrenger gefodert und pünktlicher beobachtet werden, während er ſich in dem Maße verringert, als die Kirche ihre Prieſter — ſei es durch Nachläſſigkeit der Oberhirten, ſei es durch unbefugte Einmiſchung der weltlichen Staatsgewalt, — lau und lax in Leben und Lehre fortvegetiren läßt. Der Menſch hat, beſonders in der Jugend, einen natürlichen Schwung zu hohen Dingen, der in ein übernatürliches Streben ſich verwandelt, wenn man ihm nur ein würdiges Ziel zeigt; — und das erhabenſte Ziel, das hienieden erreichbar iſt, iſt ein Prieſter nach dem Herzen Gottes.

Die Vernachläſſigung der Oberhirten, ſich einen tüchtigen, in der Seelſorge und im Predigtamt wohlbewanderten Klerus heranzubilden, hatte denn auch in der Diöceſe Mailand, wie überall, die traurige Folge, daß ſich die männliche Jugend vom geiſtlichen Stande entfernte, weil ſie ihn mißachtete und mißachtet ſah. Die durchgreifenden Maßregeln des Cardinals bildeten einen ſo plötzlichen und ungewohnten Gegenſatz zu dem ſchlaffen Herkommen, daß man ſich ſcheu von ſeinen Seminarien entfernt hielt; als man aber nach und nach erkannte, welch ein Geiſt heiliger Aſceſe in ihnen walte, mit welchem leuchtenden Beiſpiel der Cardinal vorangehe, mit welcher Liebe er ſie leite und verſorge, welche Früchte nach einigen Jahren auf dieſem Felde wuchſen, wo kürzlich noch Diſtel und Dorn wucherten: da änderte ſich die Geſinnung und der Zudrang wurde größer, als die Anſtalten ihn aufnehmen konnten.

Dennoch mußte ſich der Cardinal eingeſtehen, daß für die Gegenwart der Mangel an einer tüchtigen Pfarrgeiſtlichkeit ſchwer auf ſeiner Diöceſe laſte. Das Volk ſchmachtete in einer förmlichen religiöſen Hungersnoth, da ihm das Brod des ewigen Lebens weder durch die Predigt des Evangeliums noch durch die Ausſpendung der Sacramente in genügendem Maß geboten wurde. Deßhalb berief er eine bedeutende Zahl von Jeſuiten nach Mailand, die ſich durch brennende Sorgfalt für das Heil der Seelen auszeichneten. Theils übergab er ihnen die Leitung des großen Seminars, theils ließ er ſie predigen, Beicht hören, öffentliche Andachten halten, um allmälig wieder religiöſes Leben zu wecken und religiöſe Bedürfniſſe zu befriedigen. Auch der Congregation der Barnabiten, die er in Mailand vorfand, und die ſich ſehr vortheilhaft durch ihren frommen ernſten Eifer auszeichneten, bediente er ſich zu jenem Zweck.

Es waren aber die Menſchen zu ſehr in rohe Gleichgültigkeit und behagliche Sinnlichkeit verſunken, um ſofort die Mittel zu ihrer Beſſerung und Heiligung zu benutzen, welche der Cardinal ihnen darbot. Wie er dem Klerus gegenüber ſeine Erzbiſchöfliche Autorität geltend machen mußte, um den Mißbräuchen zu ſteuern und die Uebertretungen zu ſtrafen: ſo ſah er ſich auch genöthigt, für die Laien Geſetze und Verordnungen aufzufriſchen oder zu erlaſſen, welche Vielen die Augen öffneten über den Weg des Verderbens, den ſie wandelten; aber auch Manchen die Veranlaſſung gaben, gegen die Tyrannei des Cardinals zu ſchreien, ſeinen Eifer für die Kirchenreform als perſönlichen Ehrgeiz zu deuten, ihn als einen Menſchen ohne Verſtand und Urtheil oder als einen Scheinheiligen voll ſtolzer Anmaßung zu verſchreien. Jenes Kirchengebot, welches ſchon Papſt Innocenz III. als heilige Verpflichtung feſtgeſetzt hatte, daß jeder Gläubige in der öſterlichen Zeit die Sacramente der Buße und des Altars empfangen müſſe, wenn er beanſpruche, ein lebendiges Glied der katholiſchen Kirche zu ſein, — hatte ſchon der Generalvicar Ormanetti wieder in Anregung gebracht und die Verordnung erlaſſen: jeder Gläubige habe darüber ein Zeugniß ſeinem Pfarrer zu übergeben. Auf dieſe Weiſe war es möglich, in jeder Pfarrei die Unglücklichen zu entdecken, welche ſich von Gott abgewendet hatten und alle Mittel der chriſtlichen Liebe eines Seelſorgers für ſein verirrtes Schäflein anzuwenden, um es wieder zu gewinnen. Zwei der angeſehenſten Männer von Mailand, der Herzog von Seſſa und der Marquis Peſcara, waren ſo durchdrungen von der weiſen Zweckmäßigkeit dieſer Beſtimmung, daß ſie von ihrer großen, überaus zahlreichen Hausgenoſſenſchaft die Erfüllung derſelben verlangten und erklärten: wer ſich ihr entziehe, würde ſofort aus dem Dienſte entlaſſen.

Auf dieſe Weiſe war es dem Cardinal möglich, den Abgrund von Sittenverderbniß und Irreligioſität kennen zu lernen, worin ſeine Diöceſe verſunken war. Daß man ihn als einen fanatiſchen Eiferer zu verſchreien ſtrebte, erfüllte ihn mit tiefem Kummer, weil ſein günſtiger Einfluß auf die Seelen dadurch gelähmt und ſeine biſchöfliche Autorität beeinträchtigt werden konnte; allein er verließ ſich auf den Beiſtand Gottes, publicirte ein ſtrenges Edict gegen öffentliche Beleidigung der Sittlichkeit und erließ erneuerte Befehle über die Beobachtung der öſterlichen Communion, die Heiligung der Sonn- und Feſttage und die kirchlichen Faſtengebote, — lauter Dinge, uralt wie die Kirche ſelbſt, aber in Vergeſſenheit gerathen durch die Zuchtloſigkeit, welche, wie ein wüthender Wirbelwind, von Außen und Innen die Kirche beſtürmte. Perſönliche Beleidigungen und alle Schmach, die nur ihn ſelbſt traf, nahm er freudig mit dem geſchmäheten und verachteten Heiland an.

Es war aber bei Weitem nicht damit abgethan, Verordnungen zu erlaſſen und auf deren Vollziehung zu beſtehen; — er ſelbſt wollte ſich überzeugen, ob und wie ſie befolgt wurden, und deßhalb hielt er faſt ununterbrochen ſeine Viſitationen. Zweimal im Jahre durchreiſte er von einem Ende zum andern ſeine ganze Diöceſe, und es gab keine Stadt, keinen Flecken, kein Dorf, keinen Weiler, den er nicht beſucht, und keine Kirche, keine Kapelle, keine Schule, kein Kloſter, kein Hoſpital, keine Bruderſchaft, die er übergangen hätte. Mit welchen unerhörten Mühſalen dieſe Reiſen, die er aber für die allernützlichſten und nothwendigſten ſeiner Unternehmungen hielt, verknüpft waren, kann man ſich einigermaßen vorſtellen, wenn man bedenkt, daß er in der Ebene der Lombardei die glühendſte Hitze, in den Gebirgsgegenden die bitterſte Kälte auszuſtehen hatte und daß er immer zu Pferde reiſte, mit ſo geringem Gepäck, daß er ſelbſt und Jeder in ſeinem kleinen Gefolge ſeinen Mantelſack mit ſich führte. Im Gebirge war er oft genöthigt, ſein Pferd zu verlaſſen und unter Regengüſſen, Schneegeſtöber, Sturm und Ungewitter, den Alpenſtock in der Hand, Steigeiſen an den Schuhen, einen kleinen Ränzel auf dem Rücken — um ſeinem Diener keine Laſt aufzubürden, — ſeinen Weg fortzuſetzen. Denn es ging zuweilen in Thäler hinab und zu Höhen hinauf, bald über Glatteis, bald durch Waldbäche, wo man mehr auf Händen und Füßen kriechen mußte, als gehen, geſchweige reiten konnte. So kam er zuweilen nach Ortſchaften, wo noch nie ein Biſchof geſehen worden war. Ueberall zog er feierlich ein, nicht als hätte er für ſeine Perſon die armſelige Ehre eines feſtlichen Empfanges verlangt; aber um das Volk daran zu gewöhnen, in ihrem Oberhirten den Nachfolger der Apoſtel, den Geſandten Gottes, den Verkündiger des

Evangeliums zu begrüßen. Ohne ſich einen Augenblick auszuruhen, begab er ſich dann in die Kirche, betete das Sanctiſſimum an, predigte oder ertheilte den Segen und ging dann gleich an ſeine Viſitationsgeſchäfte. Nie nahm er Wohnung bei den wohlhabenderen oder angeſeheneren Leuten in einer Gemeinde; immer bei dem Pfarrer. Da herrſchte zuweilen ſo große Armuth, daß die Mahlzeit aus Milch und Kaſtanien, das Lager aus Stroh oder dürrem Laub beſtand, und das war ihm gerade recht. Bei den Pfarrern, die größere Einkünfte beſaßen, hatte er feſtgeſetzt, daß der Tiſch bei ſolcher Gelegenheit nie reichlicher, als mit Suppe und einem Gericht Fleiſch oder Gemüſe beſetzt werde; und dieſe Mahlzeit genoß dann ſeine Umgebung, während er ſelbſt in ſein Kämmerlein ſich zurückzog und mit Brod und Waſſer die geringen Anſprüche ſeines leiblichen Lebens befriedigte. In einem ſolchen armſeligen Kämmerlein mit einem ſchlechtverwahrten Fenſter und ohne Feuer bei ſcharfem Winterfroſt fand einer der Begleiter den heiligen Cardinal einſt in abgetragener dünner Soutane und wagte die Bitte, derſelbe möge ſich doch etwas wärmer kleiden. Allein der Cardinal erwiederte lächelnd: dieſer armſelige Rock wäre ſein perſönliches Eigenthum; die übrigen Gewänder gehörten dem Cardinal und er brauche ſie nur dann, wenn er öffentlich auftrete.

Mit dieſer heiteren freiwilligen Armuth verglichen, die ſich in der Vereinigung mit dem göttlichen Heiland ſo unſäglich reich findet, daß irdiſche Entbehrung ihr zur Wonne wird, — o wie nahm ſich dagegen die breite Sinnlichkeit jener deutſchen Irrlehrer aus, welche von ihrem Bierkrug unzertrennlich waren; und wie niedrig und lächerlich die winſelnde Klage der Prädicanten jener Zeit, daß ſie Weib und Kinder nicht gehörig ernähren könnten; — eine Klage, die ſich ſtets wiederholte und ihren Grund darin hatte, daß ſich das Volk durchaus nicht an die Familienväter gewöhnen konnte, welche für Geiſtliche gelten ſollten und daher auch nicht für deren Unterhalt ſorgen mochte. Gerade das Aergerniß, welches das Volk hieran nahm, beweiſt, wie nothwendig dem chriſtlichen Bewußtſein das Cölibat des Prieſters iſt und der Anſtoß, den der Prieſter gibt, wenn er ſich in ſeinem Wandel gegen die Sittenreinheit verfehlt, iſt ein glänzendes Zeugniß für die Heiligkeit, zu welcher er durch Gottes Gnade und treue Mitwirkung in ſeinem Stande berufen iſt.

Bei keiner Viſitation unterließ der Cardinal eine entſprechende Rede zu halten, welche den örtlichen Bedürfniſſen angepaßt war. Deßhalb mußten ihm die Pfarrer, die Kloſteroberen, die Vorſteher von Bruderſchaften ꝛc.ꝛc. die ſchwachen Seiten ihrer Gemeinden und Genoſſenſchaften angeben und danach richtete er dann ſeine Ermahnungen und Belehrungen praktiſch ein. Einzelne Perſonen, die irgendwie Anſtoß gaben, ließ er dann auch noch zu ſich rufen und ſuchte ſie mit Liebe zu Reue und

Buße zu bekehren. Die Ausſpendung des heiligſten Sacramentes des Altars war ſeine höchſte Wonne und wenn auch die Kirche überfüllt und die Volksmenge erdrückend war, — er ließ ſich nicht ablöſen bei der heiligen Verrichtung. Die Ausſpendung des Sacramentes der Firmung bildete gewöhnlich den Schluß einer Kirchenviſitation. Da ſeine Vorgänger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle gerade dieſe Ausſpendung in trauriger Nachläſſigkeit verſäumt hatten, ſo fanden ſich in den erſten Jahren Tauſende und Tauſende und unter ihnen viele Greiſe ein, welche dies Sacrament von ihm begehrten.

Die größte körperliche Anſtrengung war aber mit der Einweihung neuer Kirchen verbunden. Da nun ſehr viele ganz neu aufgeführt, andere aber erneuert und vergrößert, viele mit neuen Altären verſehen wurden, ſo kamen dieſe Einweihungen dermaßen häufig vor, daß auf einer Viſitationsreiſe von achtzehn Tagen einſt vierzehn neue Kirchen eingeweiht wurden. Dieſe heilige Handlung, welche dem in Brodesgeſtalt verborgenen Gott eine neue Stätte zwiſchen den Menſchenkindern weiht und einen neuen Tabernakel für ihn aufſchlägt, währte mit Inbegriff von Hochamt und Predigt mindeſtens ſechs Stunden und der heilige Cardinal bereitete ſich ſtets durch ein ſtrenges Faſten und durch Nachtwache mit Gebet darauf vor. Wie anſtrengend nun auch alle dieſe Verrichtungen waren, nie äußerte er die mindeſte körperliche Erſchöpfung. Die göttliche Liebe, die in ſeinem Herzen brannte, erhob ihn über jede Schwäche der Natur und führte ihm die Kräfte zu, die dem Urquell aller Gnaden entſtrömen und die ein reines Gefäß begehren, um ſich mit einer Fülle in daſſelbe zu ergießen, von welcher der erdenwärts gerichtete Sinn freilich keine Vorſtellung hat.

VIII.

Da unſer Heiliger mit vollem Bewußtſein des ihm übertragenen erhabenen Amtes und deſſen Verantwortlichkeit zu Werk ging, konnte ihm vielfacher Widerſtand nicht fehlen. Er hielt die geiſtliche Gerichtsbarkeit, die ihm als Erzbiſchof in gewiſſen Fällen zukam, mit großer Feſtigkeit aufrecht, ohne ſich durch das Geſchrei der weltlichen Behörden, er thue Eingriffe in ihr Recht, einſchüchtern zu laſſen und ohne die Beleidigungen zu beachten, die man ſich gegen ſeine Perſon zu Schulden kommen ließ. Er übertrug die Entſcheidung der fraglichen Angelegenheiten dem Papſte und fuhr gelaſſen in ſeinen Reformen, welche Klöſter und Stifter ſowohl wie die Weltgeiſtlichkeit trafen, und in Ausübung anderweitiger Conciliumsbeſchlüſſe von Trident fort.

Zu dieſen Beſchlüſſen gehörte es, daß jeder Biſchof alljährlich eine Synode ſeines Pfarrklerus, und jeder Erzbiſchof alle drei Jahre eine Synode der Biſchöfe, welche ſeine Kirchenprovinz bildeten, zuſammen zu rufen habe. Sie hatten den Zweck, die genaueſte Auskunft über die kirchlichen und religiöſen Verhältniſſe, Bedürfniſſe, Mißſtände, Unordnungen, welche in der betreffenden Diöceſe und Kirchenprovinz obwalteten, zu geben, worauf dann die Oberhirten die wohlerwogenen Mittel in Vorſchlag brachten, durch deren Anwendung und treue Befolgung den Mängeln abzuhelfen und das Gute zu vervollkommnen war. Der Cardinal Borromäus hatte die Ueberzeugung, daß es zur Wiederaufrichtung verfallener Kirchenzucht und Auffriſchung vergeſſener oder verabſäumter Satzungen, zur Beförderung eines würdigen Gottesdienſtes, zur Erhaltung der Glaubenslehre in ihrer vollen Reinheit, kurz zum Heil aller Gläubigen, der Prieſter wie der Laien, kein Mittel gebe, das anregender, wirkſamer und nachhaltiger ſei. Nachdem er alſo im Jahre 1567 eine äußerſt gründliche Viſitation ſeiner Diöceſe gehalten, einen Ueberblick über deren Vernachläſſigung bekommen und mit zuverläſſigen und erfahrenen Männern die Abhülfe der Uebelſtände erwogen hatte, berief er im Jahre 1568 ſeine erſte Diöceſanſynode nach Mailand.

Er hielt ſie mit größter Feierlichkeit und Andacht, denn ohne die Hülfe von Oben, ohne den Gnadenbeiſtand des heiligen Geiſtes, der die Gemüther für den Gehorſam, die Selbſtverläugnung, die Demuth willig machen muß, wäre alle Arbeit und Anſtrengung umſonſt geweſen. Am Tage der Eröffnung verfügte er ſich mit dem ganzen Klerus in Prozeſſion nach dem Dom, wo der

Cardinal mit einem Hochamt die Sitzung eröffnete. Nach demſelben ſorgte er dafür, daß die anweſenden Laien den Dom verließen. Alle Geiſtlichen — die Chor- und Stiftsherren, die Decane und Pfarrer, — nahmen ihre Plätze ein und er ſelbſt beſtieg die Kanzel und redete mit einer Freiheit, einer Liebe, einem Ernſte, einer Salbung, welche die Herzen ſeiner Zuhörer abwechſelnd rührten, zerknirſchten, hinriſſen und erhoben. Er war und er ſprach ſo erfüllt vom Feuer des heiligen Geiſtes, daß es in unbeſchreiblicher Weiſe aus ihm hervorſtrahlte und daß Niemand in den Glanz ſeines Angeſichtes blicken konnte, ohne das heiße Verlangen zu fühlen: O wär' ich wie er! — Drei Tage dauerte die Synode. Die Ermahnungen, Belehrungen und Verfügungen betrafen nicht nur die öffentlichen Zuſtände von Kirchen und Clerus, nicht bloß den äußeren Wandel und die innere Führung der Prieſter, ſondern erſtreckten ſich ſogar auf ihre Kleidung, ihr Benehmen, ihr Haar, ihre Tonſur und ähnliche Dinge, welche den oberflächlichen Leuten als unanſehnlich erſcheinen, während ſie doch im Einklang ſein ſollen mit der übernatürlichen Würde, welche der Prieſter nie aus den Augen ſetzen darf. Nach dem Schluß der Synode empfing der Cardinal im Beſondern jeden Geiſtlichen, der ihm noch Mittheilungen zu machen wünſchte, und gab jedem die Rathſchläge und Lehren, welche ihm perſönlich am heilſamſten waren. Faſt Keiner kehrte zu ſeiner Gemeinde zurück, der nicht von neuem

Eifer belebt und von dem feſten Vorſatz erfüllt geweſen wäre, ſich nach dem Beiſpiel des Erzbiſchofs aus allen Kräften der Seelſorge zu widmen.

Die Provinzialſynoden, die er alle drei Jahre mit ſeinen Suffraganbiſchöfen zu halten hatte, wurden mit noch größerer Feierlichkeit begangen. Er ſelbſt zog ſich einige Tage vorher in die Einſamkeit zurück, um ſeine Seele durch ſtille Sammlung vor Gott, anhaltendes Gebet und ſchwere demüthige Bußübungen mehr und mehr von jeder ſelbſtſüchtigen, eigenwilligen Regung abzulöſen und der Einſprache des heiligen Geiſtes würdig zu machen. In gewöhnlichen Zeiten gönnte er ſich vier Stunden Schlaf; in dieſer Zeit aber durchwachte er die ganzen Nächte im ernſten Nachdenken und andächtiger Betrachtung das bevorſtehende große Werk vor Gott erwägend. In einem Hirtenbrief ermahnte er das Volk, durch eifriges Gebet und den Empfang der heiligen Sacramente die göttliche Barmherzigkeit um einen recht glücklichen Erfolg dieſer Synode anzuflehen. Im Dom wurde das heiligſte Altarsſacrament im vierzigſtündigen Gebet zur öffentlichen Anbetung ausgeſetzt und von allen Pfarreien, allen Ordensgeiſtlichen, allen Capiteln der Reihe nach in Prozeſſion beſucht, — wo dann bei jeder Prozeſſion ein Prieſter eine paſſende geiſtliche Betrachtung hielt. Nichts verſäumte der Cardinal, um die innige Gemeinſchaft zu knüpfen, durch welche die geiſtliche Heerde mit ihrem Oberhirten, die Diöceſe mit ihrem

Biſchof verbunden ſein ſoll. Deren Heil — das war ſeine feſte Ueberzeugung, — gehe einzig und allein von der Frömmigkeit, der Sorgfalt, der Wachſamkeit, dem Tugendbeiſpiel der Biſchöfe aus; und wiederum ziehe das Gebet der Gläubigen dieſe übernatürlichen Gaben auf die Biſchöfe herab, ſo daß ſich die ſegenreichſte Wechſelwirkung zwiſchen Hirt und Heerde kund gebe und das ſo überaus heilbringende liebliche und erhabene Verhältniß eines Vaters zwiſchen ſeinen Kindern geiſtlicher und übernatürlicher Weiſe zuwege bringe.

Mit größter Umſicht und Genauigkeit richtete der Cardinal ſein Augenmerk auf Sitten und Wandel jedes ſeiner Suffraganbiſchöfe, auf deſſen Art ſeine Diöceſe zu verwalten und zu regieren, auf deſſen Verwendung der kirchlichen Einkünfte, auf deſſen Beobachtung der Beſchlüſſe von Trident, auf Noth- und Uebelſtände in den verſchiedenen Diöceſen. Dieſe Puncte beſprach und berieth er mit ihnen, feuerte auch ſie zu heiligem Eifer an, ließ es an keinem wirkſamen Mittel fehlen, um ſie für eine gründliche und aufrichtige Reform zu gewinnen und ſetzte dann mit ihnen diejenigen Decrete feſt, welche zur Ausübung in der ganzen Kirchenprovinz, deren Metropolit er war, kommen ſollten. Während der neunzehn Jahre ſeiner Reſidenz in Mailand brachte der heilige Cardinal es wirklich dahin, ſechs Provinzialſynoden zu halten, — was freilich einige ſeiner Suffraganbiſchöfe, beſonders Anfangs, etwas beſchwerlich fanden; aber er ließ ſich durch dergleichen Aeußerungen nicht im geringſten in der Ausübung der großartigen Aufgabe ſtören, welche das Tridentiniſche Concil, kraft ſeiner Vollmacht und Spruchgewalt, im Namen des heiligen Geiſtes den Vätern und Oberhirten der Kirche zur Herſtellung uralter heiliger Disciplin gemacht hatte. Unverwandten Auges und feſten Schrittes verfolgte er ſein Ziel: die Heiligung. Sich ſelbſt heiligen, ſein Volk heiligen; — nichts Anderes wollte er, aber das wollte er durchaus.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verfolgung dieſes Zieles ein unausgeſetzter Kreuzesweg voll Dornen und Martern war und auf tauſendfache Hemmniſſe, auch der roheſten und gemeinſten, der beleidigendſten und gewaltthätigſten A[illegible]ieß. Einige Frauenklöſter z. B., in denen die Ordensregel nur noch wenig Beachtung fand, widerſetzten ſich aus allen Kräften nicht bloß der Reform, ſondern ſogar der Viſitation des Cardinals. Sie ließen ihn wiſſen, daß ſie in Folge eines Privilegiums nur dem Generalobern ihres Ordens Rechenſchaft ſchuldeten und von der erzbiſchöflichen Gerichtsbarkeit ausgenommen wären. Allein er überwies ſie des Gegentheils, nahm die Viſitation vor, fand alle Bande des Gehorſams und der Ordnung in kläglichem Verfall, und ſo wenig guten Willen um ſie herzuſtellen, und eine ſo heftige Abneigung gegen ſeine Ermahnungen, daß er für den Augenblick nichts thun mochte, als mit völliger Theilnahmloſigkeit den Strom von Vorwürfen und Schmähungen verrauſchen zu laſſen, mit dem die Ordensfrauen ihn überſchütteten, — immer in der Hoffnung, ſie würden ſich nach und nach beruhigen und dann der Reform geneigter werden. Als dies aber nicht der Fall war und das Aergerniß fortdauerte, vertheilte er die widerſpenſtigen Ordensfrauen in andere Klöſter ihrer Regel, und beſetzte das ihre mit einer beſſer geordneten Genoſſenſchaft.

Weiter als dieſe Nonnen gingen in ihrer Widerſetzlichkeit die Chorherren des Stiftes Santa Maria della Scala in Mailand ſelbſt. Auch ſie gaben zu manchem Anſtoß Veranlaſſung; auch ſie hatten wenig Luſt, ihr zügelloſes Leben zu ändern; auch ſie ſchützten ein „Privilegium“ vor, das ſie der Jurisdiction des Cardinals entziehe und von ſeiner Viſitation befreie; auch ſie wurden des Gegentheils belehrt und zwar vom Papſt Pius V. ſelbſt, von dem der Cardinal die Sache unterſuchen und entſcheiden ließ. Als aber der Cardinal ihnen ſeine Viſitation ankündigen ließ, ſchloſſen ſie Thür und Thor, erklärten, daß Kirche und Capitel dem König von Spanien gehöre und daß der Erzbiſchof nichts darin zu thun habe. Indeſſen nahte ſich der Cardinal, der Sitte der Zeit gemäß im Pontificalſchmuck und auf einem weißen Maulthier reitend der Kirche. Ein Kleriker ritt ihm voran und trug ihm das erzbiſchöfliche Kreuz hoch emporgehoben vor. Andere folgten ihm zu Pferde. Die Chorherren rafften Geſindel aus der Nachbarſchaft zuſammen, das ſogar mit Feuergewehren bewaffnet war und unter dem wüthenden Geſchrei: „Spanien! Spanien!“ — als ob der Cardinal ein Rebell gegen die Rechte des Königs ſei, — warfen ſie ſich ihm entgegen, um ein Fortſchreiten gewaltſam zu hindern. Er ſtieg ſogleich vom Maulthier ab, ergriff das erzbiſchöfliche Kreuz und ſchritt ruhig dem großen Portal der Kirche von Santa Maria della Scala zu. Schwerter blitzten ihm entgegen, Hellebarden ſenkten ſich gegen ſeine Bruſt, Flintenſchüſſe wurden auf ihn abgefeuert, die Splitter vom Kreuz in ſeiner Rechten losriſſen. Er befand ſich in größter Lebensgefahr; aber gelaſſen ſchritt er vorwärts. Da warfen ſie in höchſter Wuth die Thürflügel des Portals vor ſeinen Augen dröhnend zu, ließen ihre Glocken läuten und verkündeten die Excommunication des Cardinals, weil er ihre Privilegien verletzt habe. Er begab ſich ſogleich in den Dom, wo er ſich in heißem Gebet vor Gott niederwarf. Dann excommunicirte er die aufrühreriſchen Chorherren, zeigte den Vorfall dem königlichen Statthalter und dem Senat an, und erſtattete darüber ſowohl dem Papſt, als auch dem König von Spanien nach Madrid einen ausführlichen Bericht.

Die weltlichen Behörden Mailands, immer geneigt, das Recht der geiſtlichen Gerichtsbarkeit als eine Beeinträchtigung der königlichen Macht, welche ſie vertraten, anzuſehen, — brachten dem Cardinal eine ſolche Maſſe von Verdrießlichkeiten zuwege, daß ſeine Freunde und Verwandten ihm riethen, nachgiebig zu ſein und nicht überall den Anſpruch an die geiſtliche Jurisdiction zu erheben Aber mit unerſchütterlicher Entſchiedenheit blieb er dabei, das Recht der Kirche um kein Haarbreit verkümmern zu laſſen, während er für ſeine Perſon nichts ſehnlicher wünſchte, als ſich von ſeinem hohen und ſchweren Amte in die ſtillſte Abgeſchiedenheit zurückziehen zu dürfen, und den Frieden ſo liebte, daß er oftmals bei den Zerwürfniſſen mit dem Statthalter oder dem Magiſtrat zu ſagen pflegte: „Bin ich ſchuld an dieſen Stürmen, ſo werfe man mich, wie den Jonas, über Bord und ins Meer.“ Indeſſen beſchwichtigte ſich allmälig der Sturm. Papſt Pius V. erließ mahnende und liebevolle Schreiben an Diejenigen, welche ſich gekränkt wähnten und ſchrieb unter Andern dem Senat von Mailand: „Durch nichts kann die weltliche Gewalt mehr befeſtigt werden, als durch das Anſehen, in welcher die geiſtliche Jurisdiction ſteht. Alles Dasjenige, was zur Befeſtigung der geiſtlichen Herrſchaft dient, trägt auch unmittelbar zur Sicherung und Kräftigung der weltlichen bei, da jene die einzig wahre Grundlage für dieſe iſt. Die Ehrfurcht, welche Fürſten und Magiſtratsperſonen den Prälaten der Kirche beweiſen, veranlaßt ihre Unterthanen und Untergebenen, auch ihnen treu und gehorſam zu ſein.“ Die Chorherren von Santa Maria della Scala kamen zur Erkenntniß, thaten öffentlich vor den Thüren des Domes dem Cardinal Abbitte, worauf er die Excommunication von ihnen zurücknahm und ſie wieder zur Kirchengemeinſchaft zuließ. Der Prieſter Barbeſta aber, der ſich erkühnt hatte, die Excommunication gegen ſeinen Oberhirten zu ſchleudern, war gemäß den Beſtimmungen der Kirchengeſetze gefänglich eingezogen und ſeine Sache ſollte gerichtlich unterſucht und entſchieden werden. Es fand ſich aber Niemand, der ſeine Vertheidigung übernehmen wollte. Der Cardinal ließ es zur öffentlichen Kunde kommen, daß man ihm durch die Vertheidigung Barbeſta's eine Gefälligkeit erweiſe. Umſonſt! Niemand hatte Mitleid mit dem bethörten Prieſter und es fand ſich Niemand — als der Cardinal ſelbſt. Er bat den Papſt um Gnade für Barbeſta, und als in Folge ſeiner Fürbitte dieſer nur mit der Verweiſung aus Mailand beſtraft wurde, hob der Cardinal auch dieſe leichte Strafe ſehr bald wieder auf.

IX.

Und doch gab es immer noch Verſtockte, welche unerſchüttert durch ſeine Entſchloſſenheit, ungerührt durch ſeine Milde, hartnäckig im Widerſtreben gegen ebenſo nothwendige als heilſame Maßregeln der Reform verblieben! Dazu gehörten ganz beſonders die Mönche aus dem Orden der Humiliaten. Dieſer Orden war ſehr in Verfall gerathen. In ſeinen 94 Klöſtern lebten nur 174 Mitglieder, — alſo nicht einmal Zwei in jedem Hauſe. Ohne Eifer im Dienſte der Seelen, verzehrten und verſchleuderten ſie ihre Einkünfte, welche ſie nur als Verwalter der Armen Chriſti beſitzen ſollten, und dachten nicht an dieſe heilige Verpflichtung. Jeder Orden hat in Rom einen Cardinal zum Protector, ſteht unter deſſen beſonderem Schutz und läßt vorzüglich ſeine Anliegen bei dem römiſchen Stuhl durch denſelben beſorgen und befürworten. Cardinal Borromäus war Protector der Humiliaten, die hauptſächlich nur in der Lombardei ſich angeſiedelt hatten. Kaum war er nach Mailand gekommen, als er ſich ihre Reform ſehr angelegen ſein ließ und wirklich nicht bloß ſtrengere Regeln über Zucht und Ordnung einführte, ſondern ſie auch aufrecht hielt. Da alle Verſuche, zu der früheren Zügelloſigkeit der Lebensweiſe zurückzukehren, an der Wachſamkeit und Entſchiedenheit des Cardinals ſcheiterten, verſchworen ſich drei Pröpſte des Ordens zu ſeinem Untergang, theilten ihre Abſicht auch einigen anderen Mitgliedern mit und fanden unter ihnen einen zweiten Judas, Namens Farina, der ſich von ſelbſt um den Preis von 40 Thalern zur Ausführung des Meuchelmordes bereit erklärte.

Nachdem er das Blutgeld verpraßt hatte, verſchaffte er ſich durch Raub zwei Piſtolen und wartete auf eine günſtige Gelegenheit. Dieſe fand ſich leicht. Der Cardinal verſammelte ſich mit ſeinen Hausgenoſſen jeden Abend, wenn der Engliſche Gruß geläutet wurde, in der Capelle ſeines Palaſtes, wo eine Stunde dem Gebet, der ſtillen Betrachtung und dem Pſalmengeſang gewidmet wurde. Wer von außerhalb dieſer Andacht beiwohnen wollte, hatte freien Zutritt, und es fanden ſich immer viele Leute aus der Stadt dabei ein. Am 27. October 1569 erſchien auch Farina mit frecher Bosheit an heiliger Stätte. Auf einem Betſchemel in der Mitte der Capelle vor dem Altar, den Rücken der Thüre zugewendet, kniet der Cardinal tief in Andacht verſunken, während der Chor die Troſtesworte des Heilandes an ſeine Jünger ſingt: „Non turbetur cor vestrum.“ Farina naht ſich ihm bis auf vier oder fünf Schritte und feuert die mit einer Kugel und ſtarkem Schrot geladene Piſtole gerade auf den Cardinal ab. Der Schuß mußte tödtlich ſein. Der Cardinal ſelbſt glaubte es, als er die Erſchütterung erhielt und der Schuß vor ſeinem Ohre fiel. In freudiger Hingebung opferte er Gott ſein Leben auf und erhob Blick und Hände gen Himmel. Es entſtand eine allgemeine Verwirrung; der Chorgeſang verſtummte; Einige wehklagten; Andere wollten fliehen; Alle hatten ſich erhoben; nur der Cardinal veränderte nicht ſeine Stellung und bat mit ſanft erhobener Stimme, Niemand möge die Capelle verlaſſen und Jeder ſeine Andacht fortſetzen. Alle begaben ſich auf ihre Plätze zurück und mit himmliſcher Seelenruhe und heiterem Antlitz blieb der Cardinal bis zum Schluſſe auf ſeinem Betſchemel knieen. Dann erhob er ſich und nun fand man, daß die Kugel, die ihn hatte durchbohren ſollen, nicht einmal ſeine Kleidung verletzt, nur einen ſchwarzen runden Fleck auf ſein Rochet gemacht hatte und dann zu ſeinen Füßen niedergerollt war. Ein Schrotkorn war durch ſeine Kleider bis auf die Haut gedrungen, aber ohne ſie zu verwunden, während doch andere Schrotkörner tief in Holzwerk und Mauer fuhren.

Eine heftige Erbitterung über die ruchloſe That und freudige Theilnahme über die wunderbare Rettung des Cardinals gab ſich in ganz Mailand kund. Der königliche Statthalter Herzog von Albuquerque eilte ſogleich in den erzbiſchöflichen Palaſt und bot dem Cardinal mit freundſchaftlichſter Sorgfalt alle möglichen Maßregeln der Sicherheit und der Nachforſchung an. Aber der Cardinal lehnte beides ab und ſagte, er habe dem Uebelthäter durchaus vergeben und wünſche keineswegs deſſen Beſtrafung. Da Niemand beleidigt ſei, als nur ſeine eigene Perſon und da Gott ſelbſt dieſe ſo wunderbar beſchützt habe, ſo finde er es genügend, den Unglücklichen der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Nachdem er freundlich und dankbar die zahlreichen Beileidsbeſuche empfangen hatte, brachte er in ſeiner Weiſe Gott ſeinen Dank dar, indem er mit dem ganzen Klerus der Stadt eine feierliche Proceſſion hielt, dann aber in die Karthauſe von Garignano ſich begab. In ſtiller Abgeſchiedenheit faßte er dort den Entſchluß, dies Leben, welches ihm durch eine ſo außerordentliche Fügung der göttlichen Gnade erhalten war, mit verdoppeltem Muth und erneuertem Eifer der Ehre Gottes und dem Heil der Seelen zu widmen. In einem ganz kurzen, einfachen Schreiben äußert er ſich gegen den Papſt über dies Ereigniß, indem er ſchreibt: „Heiligſter Vater! Der Prälat Ormanetti wird dasjenige, was ſich mit mir vor drei Tagen zutrug, zur Kunde Eurer Heiligkeit bringen. Obgleich dies Ereigniß Ihr lebhaftes Mißfallen erregen wird, ſo bin ich doch auch überzeugt, daß der Beweis von der ganz beſonderen Barmherzigkeit Gottes, die ſich auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe in demſelben geoffenbart hat, Ew. Heiligkeit die größte Freude verurſachen werde. Gewiß nicht meinetwegen hat die göttliche Gnade dieſes Wunder thun wollen, denn ich Unwürdiger konnte es ja nicht verdienen: ſondern aus Rückſicht für den heiligen Ort, an welchem das Verbrechen begangen werden ſollte, — oder des Amtes halber, das ich bekleide, — oder auch, um mir noch längere Friſt zur Buße zu laſſen, deren ich, wie mir wohl bewußt iſt, ſo dringend bedarf, — oder vielleicht auch anderer Urſachen halber, die wir in unſerer Beſchränktheit zu ergründen nicht im Stande ſind. Deßhalb glaube ich denn auch, daß dieſer Vorfall geeignet ſein dürfte, Ew. Heiligkeit mehr Freude als Mißfallen zu verurſachen. Was mich betrifft, ſo danke ich Gott für die von ihm empfangene ſeltene Wohlthat mit ganzer Inbrunſt des Herzens und hege die Hoffnung, daß dies Ereigniß zur Verherrlichung des göttlichen Namens beitragen werde." Wenn der Cardinal beſtürmt wurde, für ſeine Sicherheit einige Sorge zu tragen, ſo gab er lächelnd zur Antwort, die Gebete ſeiner gläubigen Heerde für ſeine Erhaltung beſchützten ihn mehr, als ein ganzes Regiment Soldaten.

Dieſe Begebenheit wendete dem Cardinal viele Gemüther zu, die ihm bisher nicht wohlwollten. Sie wurden erſchüttert, weil Gott ſo augenſcheinlich mit ihm war und ihre Gleichgültigkeit oder Widerſpenſtigkeit ging in Bewunderung und Ergebenheit über. König Philipp II. von Spanien befahl ſogleich dem Herzog von Albuquerque, in keiner Weiſe die Ausübung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit zu hemmen, die der Cardinal zum größten Vortheil der Kirche ſo weiſe handhabe, — und Alles aufzubieten, um das Verbrechen zu enthüllen. Pius V. ſchickte den Biſchof von Lodi als apoſtoliſchen Delegaten nach Mailand, um die Unterſuchungen über die Miſſethat anzuſtellen, obwohl der heilige Cardinal Alles aufgeboten hatte, um dieſe Sendung zu hintertreiben. Aber es lag dem Papſt am Herzen, ein ſolches Attentat nicht ungeſtraft begehen zu laſſen. Die Schuldigen wurden entdeckt, indem der eine Propſt, in der Hoffnung ſich zu retten, den Farina als den Meuchelmörder angab. Dieſer wurde vom Herzog von Savoyen, bei dem er in Kriegsdienſt getreten war, ausgeliefert, bekannte die That und nannte die drei Pröpſte als deren Anſtifter. Zum tiefſten Schmerz des Cardinals, der es weder an Bitten noch Fürſprache in Rom fehlen ließ, um Begnadigung zu erwirken, wurden alle vier durch die Degradation aus dem geiſtlichen Stande ausgeſtoßen und am 28. Juli 1571 hingerichtet. Bei der traurigen Ceremonie der Degradation, als ihnen das Ordenskleid vom Leibe geriſſen wurde, äußerten Alle, und beſonders Farina, die größte Reue; der Cardinal aber war in grenzenloſer Betrübniß aus Mailand geflohen und nach der Schweiz gegangen.

Dort ſetzte er es bei der zum größeren Theile proteſtantiſchen Tagſatzung durch, daß aus dem Canton Teſſin, der unter der geiſtlichen Gerichtsbarkeit von Mailand ſtand, proteſtantiſche Schullehrer entfernt wurden, die ſich unter dem Vorwand, ſchöne Wiſſenſchaften zu lehren, dort eingeſchlichen hatten. Ferner, daß kein proteſtantiſcher Landvogt über kirchliche und religiöſe Angelegenheiten in katholiſchen Ortſchaften zu entſcheiden habe; und endlich, daß es den Katholiken der italieniſchen Schweiz ausdrücklich verboten würde, ihre Söhne zur Erlernung eines Handwerkes oder der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, in einen proteſtantiſchen Canton zu ſchicken, da dies allzu leicht die Trübung des katholiſchen Glaubens zur Folge habe, der doch in ſeiner Reinheit von höherem Werth ſei, als alle weltlichen Kenntniſſe. Die proteſtantiſchen Mitglieder der Tagſatzung waren wenig geneigt, auf dieſe Anträge einzugehen; allein der Abgeordnete des Cardinals betrieb die Sache ſo geſchickt und einſichtsvoll, und die allgemeine Ehrfurcht vor dem heiligen Karl Borromäus war ſelbſt bei den Irrgläubigen ſo groß, daß die Anträge angenommen und ausgeführt wurden — zum höchſten Erſtaunen der Katholiken ſelbſt. Daß das Gift der falſchen Lehre nicht weiter vordrang, verdankte die Lombardei dem energiſchen Einſchreiten und der erhabenen Perſönlichkeit des Cardinals.

Er durchreiſte inzwiſchen die katholiſchen Cantone, deren Cardinal-Protector er ebenfalls war und ward überall mit grenzenloſem Jubel empfangen. Schaarenweiſe ſtrömte das Volk herbei und holte ihn in Proceſſion ein. Auch Proteſtanten kamen, um ihn zu ſehen und ſeinen Segen zu empfangen und laut verkündeten ſie, was er lehre und predige dürfe man, bei ſeiner Gottſeligkeit des Wandels, getroſt und ſicher glauben. In Unterwalden hielt er am Altar des ſeligen Nikolaus von der Flüe ein feierliches Hochamt und ſpendete einer zahlloſen Volksmenge die heilige Communion. In Einſiedeln, wo die liebe Mutter Gottes ſo gnädig iſt, ergoß ſich ſein Herz in glühenden Gebeten und Thränen. Von St. Gallen aus beſuchte er ſeine Schweſter Hortenſia, vermählte Gräfin von Altamps auf dem Stammhaus ihres Gemahls, Schloß Hohenems.

Als er nach Mailand zurück kam, fiel ihm eine ſchwere Sorge zu, denn in Folge einer höchſt kärglichen Aerndte brach in der ganzen Lombardei Hungersnoth aus. Nichts lag ihm jetzt ſo am Herzen, als daß nur Niemand in Mailand vor Hunger umkomme. Er ließ nicht nur ſeine gewöhnlichen Almoſen verdoppeln, ſondern auch Getreide, Reis und Hülſenfrüchte in Maſſen aufkaufen. Große Gefäße mit zubereitetem Gemüſe und Gerüſte mit Brod ſtanden täglich im Vorhof des erzbiſchöflichen Palaſtes in Bereitſchaft, und wer ſich hier meldete, erhielt für den Tag die erforderliche Nahrung. Gegen 3000 Arme empfingen täglich dieſe Wohlthat. Darüber wurde ſeine Caſſe leer; allein die Reichen und Wohlhabenden der Stadt ſtellten ihm auch von ihren Mitteln zur Verfügung, ſo daß wirklich, wie durch ein Wunder, kein Menſch den Hungertod ſtarb. Die großen Anſtrengungen, in denen er fortwährend lebte, zogen ihm im Frühling 1572 ein ſchleichendes Fieber zu, das mit einem hartnäckigen Katharr verbunden war und ihn mit Schwindſucht bedrohte. Da ging am 1. Mai Pius V. in die Ewigkeit und obgleich die Aerzte erklärten, daß der Cardinal unmöglich die weite Reiſe aushalten könne, beſann er ſich doch keinen Augenblick, ſeine Pflicht zu thun, zum Conclave nach Rom zu reiſen und das Seine zur Wahl eines würdigen Oberhauptes der Kirche beizutragen. Ein ſolches wurde ſchnell und einſtimmig gewählt in der Perſon des Cardinals Hugo Buoncompagni aus Bologna, der als Gregor XIII. große Erwartungen glänzend rechtfertigte. Mit raſtloſem Eifer und gründlicher Einſicht für das Wohl der Kirche bedacht, ging ſeine größte Sorgfalt dahin, Seminare und geiſtliche Bildungsanſtalten in und außerhalb Italiens hervorzurufen und durch ſie, im Geiſt des Tridentiniſchen Conciliums, ſowohl eine haltbare Vormauer gegen die Irrlehre, als eine dauernde Hebung der Kirchenzucht zu begründen. Auf dringendes Anſuchen des Papſtes mußte ſich der heilige Karl Borromäus entſchließen, ein halbes Jahr in Rom zu verweilen, wo ſein gottſeliges Leben eine wahre Predigt der evangeliſchen Vollkommenheit war. Seine Geſundheit hatte ſich in Rom von dem Augenblick an hergeſtellt, als er die ärztliche Behandlung aufhob.

Nach Mailand zurückgekehrt beſchäftigte er ſich mit der Gründung von zwei neuen, großartigen Inſtituten: ein Collegium für den jungen Adel war dazu beſtimmt, die Söhne vornehmer Familien für die höheren Stellen und Aemter zu erziehen und zu bilden, welche ihrer in der bürgerlichen Geſellſchaft warteten; — das andere wurde ein Jeſuitencollegium, das weſentlich die theologiſche Bildung des mailändiſchen Klerus förderte. Papſt Pius V. hatte in Folge des Attentates auf den Cardinal und anderer Anſtöße, welche die Humiliaten gaben, dieſen Orden aufgelöſt und der Cardinal die Erlaubniß erhalten, ihre liegenden Gründe zu anderweitigen kirchlichen Stiftungen zu verwenden. Die ehemalige Humiliaten-Propſtei Brera mit ihren Gebäuden und Gärten wurde in das Collegium der Jeſuiten verwandelt, während der Cardinal ihnen ſeine Abtei zu Arona, die er einſt als Knabe erhalten hatte, zum Noviziat anwies. Das Collegium der Brera genoß bald einen ſolchen Ruf, daß man es dem Collegium Romanum in Rom an die Seite ſtellte, welches als die vorzüglichſte geiſtliche Bildungsanſtalt der Chriſtenheit betrachtet werden kann, und von Papſt Gregor XIII. gegründet und der Leitung der Jeſuiten übergeben wurde. Der Cardinal berief auch den der Seelſorge gewidmeten, friſchen und eifrigen Orden der Theatiner nach Mailand, damit alle und jede Rebe des geiſtlichen Weinberges Pflege finden möge.

X.

Alle fünfundzwanzig Jahre pflegt die Kirche ein Jubiläum der ganzen Chriſtenheit zu feiern. Chriſtus hat ihr durch die Schlüſſelgewalt die Schätze ſeiner Gnade zur Obhut und Verwaltung anvertraut und während ſie täglich und ſtündlich auf dem ganzen Erdball, wo eine katholiſche Gemeinde iſt, durch ihre Prieſter die verſchiedenen Sacramente ſpenden läßt, deren Kraft und Wirkung jenem unermeßlichen und unerſchöpflichen Schatz der göttlichen Gnade entſtrömt, — eröffnet ſie der gläubigen Chriſtenheit ausnahmsweiſe zu gewiſſen Zeiten noch reichlicher den übernatürlichen Bronnen, den das heiligſte Blut Jeſu erfüllt, und gönnt allen Gläubigen, die guten Willens ſind, die erquickende Labung, ihre Seelen durch Buße und Gebet in dieſen Gnadenbächen zu reinigen und ſich ein paar Tröpflein vom Blut Jeſu

— und durch ſie die Nachlaſſung aller zeitlichen Strafen für ihre Sünden, zu erwerben. Wohl iſt es ein Jubiläum, eine Jubelzeit, eine Freudenzeit, wenn dem Menſchen die göttliche Genugthuung, welche der gekreuzigte Erlöſer für ihn geleiſtet hat, mit ſo überſchwänglicher Fülle dargeboten wird, daß ſeine geringen Bußübungen durch die Vereinigung mit den Leiden des Gottesſohnes, ihm einen vollkommenen Ablaß zuwenden und ihm folglich die ſüße Hoffnung gewähren, dereinſt die traurige Zeit im Fegfeuer abgekürzt zu ſehen und ſchneller zur ſeligen Anſchauung Gottes zu gelangen.

In frommer Würdigung dieſer Gnade begnügten ſich die ſpäteren Nachfolger des heiligen Petrus nicht damit, wie Bonifacius VIII. im Jahre 1300, nur am Anfange eines Jahrhunderts und nur in Rom ſelbſt, das Jubiläum zu feiern, das allen Pilgern einen vollkommenen Ablaß gewährte. Es wurde erſt alle fünfzig, dann alle fünfundzwanzig Jahre, und zwar in der ganzen Chriſtenheit, allen Gläubigen, welche ſich durch den Empfang der Sacramente der Buße und des Altars und durch die Erfüllung der übrigen frommen Bedingungen, reuig und zur Beſſerung entſchloſſen zeigten, jene Indulgenz zugeſagt. Obſchon der Cardinal Borromäus das Jubiläum auch in Mailand zu feiern hatte, beſchloß er doch als ein demüthiger Pilger nach Rom zu gehen und zugleich in ſeiner Stellung als Cardinal dem Papſt Gregor XIII. einige Vorſchläge zu machen, welche die möglichſt würdige Feier dieſer heiligen Zeit in Rom beabſichtigten. Dazu gehörte vor Allem die Errichtung wohlgeordneter und beaufſichtigter Pilgerherbergen und die Entfernung aller Frauensperſonen von ſchlechtem Lebenswandel aus Rom, damit nichts Unwürdiges und Unheiliges die feierliche, himmliſchen Dingen geweihte Zeit ſtöre. Tief im December, durch die verſchneiten und gefährlichen Gebirgswege der Apenninen, zog der heilige Karl Borromäus gen Rom und ließ ſich durch keine Ungunſt der rauhen Witterung abhalten, die berühmten Klöſter Camaldoli, Valombroſa und den durch St. Franziscus Seraphicus ſo berühmten Berg Alvernio auf dieſer mühſamen Pilgerfahrt zu beſuchen. In Rom richtete er ſein Haus, das bei ſeiner Kirche St. Praxedis lag, zur Pilgerherberge ein, und zog ſich dann in das Karthäuſerkloſter zurück, welches auf den Trümmern der Diocletianiſchen Bäder erbaut iſt, um ſich auf die würdige Gewinnung des Jubelablaſſes durch Gebet, Faſten, Nachtwachen und Kaſteiungen vorzubereiten.

Am 1. Januar 1575 begann die Gnadenzeit. Nichts war erbaulicher, als den heiligen Karl diejenigen Kirchen beſuchen zu ſehen, welche zu Gebetsſtätten beſtimmt waren. Barfuß, in Betrachtung verſenkt, wandelte er dahin, paarweiſe in demüthiger, geſammelter Haltung gingen ſeine Diener und Hausgenoſſen vor und hinter ihm her. Nichts ſah er, nichts hörte er, nichts erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Octavio Farneſe, Herzog von Parma, mit dem er ſehr befreundet war, begegnete ihm einmal und ſtieg aus dem Wagen, um ihn froh und ehrerbietig zu begrüßen; allein der Cardinal ging betend weiter. Ein anderes Mal traf er auf dem Wege zur Baſilika von St. Paul ſeine gottſelige Schweſter Anna, vermählte Fürſtin Colonna, mit ihrem Gemahl und ihrem Schwiegervater, die ebenfalls aus dem Wagen ſtiegen, um ihn zu grüßen; aber er wurde ihrer gar nicht anſichtig. Und ſo innig und aufrichtig war dieſe Verſenkung in Gott und dieſe Weltvergeſſenheit, daß Alle höchſt erbaut erklärten: jetzt hätten ſie gelernt, wie man die Stationskirchen beſuchen müſſe. Dieſe Entfremdung von allem Irdiſchen, dieſe einfache Demuth, dieſe Armſeligkeit ſeines Lebens, das in Gold und Purpur begonnen hatte, die elende, ſpärlichſte Koſt, die langen Nachtwachen — und im Gegenſatz dazu, ſeine überreichen Almoſen, zogen ihm die grenzenloſe Verehrung des Volkes zu. Alle betrachteten ihn als einen Heiligen! Ging er durch die Straßen, ſo fand überall ein großer Zulauf ſtatt. Man wollte ihn ſehen, ſeine Kleider berühren, ſeine Füße küſſen, ſeinen Segen empfangen, irgend eine Kleinigkeit haben, die er gebraucht oder beſeſſen hatte. Und während man ihn mit den höchſten Huldigungen umgab, bat er demüthig und flehentlich den Papſt, derſelbe möge die Erzdiöceſe Mailand durch einen apoſtoliſchen Viſitator bereiſen und viſitiren laſſen, damit er ſeinen Suffraganbiſchöfen dies Beiſpiel der Unterwerfung unter die kirchlichen Satzungen gebe und ſie geneigt mache, ſeine Viſitation der Kirchenprovinz, die ihm als Metropolit zukam, nicht übel aufzunehmen.

In Mailand ſelbſt eröffnete er nach ſeiner Heimkehr das Jubiläum durch ein vierzigſtündiges Gebet im Dom mit darauf folgender feierlicher, großartiger Prozeſſion. Die Capitel, die Pfarrgeiſtlichen, die Ordensmänner, die Bruderſchaften, alle mit brennenden Wachskerzen in den Händen, durchzogen die Stadt und flehten zu Gott um den Geiſt wahrer Buße. Das Jubiläum dauerte in Mailand acht Tage. Während der ganzen Zeit tönte das Glockengeläute in der ganzen Stadt faſt ununterbrochen und die Straßen wurden nicht leer von Andächtigen, welche von einer Stationskirche zur anderen wallfahrteten; viele von ihnen barfuß, in grober Kutte — und zwar Perſonen von hohem Adel. Auch Landgemeinden mit wehender Kreuzesfahne kamen in langen Zügen, Bußpſalmen ſingend, in die Stadt. Für ſie und für andere fremde Pilger hatte der Cardinal Herbergen eingerichtet, in denen etwa 6000 täglich Beköſtigung und Nachtlager fanden. Abends ging er in eine dieſer Herbergen, nahm eine Leinwandſchürze über den Cardinalspurpur, wuſch knieend die Füße der armen Landleute und bediente ſie bei Tiſch. Viele angeſehene Männer geiſtlichen und weltlichen Standes folgten ſeinem Beiſpiel und die Mailänder Damen thaten daſſelbe bei den Pilgerinnen.

Kaum war die Gnadenzeit vorüber, als Mailand von einer furchtbaren Heimſuchung betroffen wurde; Ende Juli 1576 brach die Peſt aus. Gleichzeitig auch das, was wo möglich ſie verdoppelte: eine furchtbare Angſt vor ihr. Der königliche Statthalter reiſte auf der Stelle ab, deßgleichen die Mehrzahl des Adels, des Magiſtrats, der Beamten, der Wohlhabenden; auch viele Geiſtliche. Das von namenloſem Entſetzen gefolterte Volk wurde dadurch mehr und mehr entmuthigt und ſchrie zum Cardinal, der eben vom Sterbebett des Biſchofs von Lodi nach Mailand heimkehrte: „Barmherzigkeit, o Herr!“ Er begab ſich ſofort in eines der Häuſer, wo ein Peſtfall ſich gezeigt hatte, ordnete die Abſperrung und andere nothwendige Maßregeln an und eilte mit heißen Thränenſtrömen in den Dom, Gott um Gnade für die Stadt anzuflehen. Diejenigen Magiſtratsperſonen, die noch in Mailand waren, eilten zu ihm und baten ihn, die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen, da ſie ſich unter dieſen Umſtänden weder ſolcher Laſt noch ſolcher Verantwortung gewachſen fühlten. Er übernahm es im Vertrauen auf Gott, machte ſein Teſtament, bereitete ſich auch geiſtlicher Weiſe auf ſein Ende vor und widmete ſich dann wie Jemand, der Tod und Leben in die Hand Gottes gelegt hat, Tag und Nacht der Sorge für das Volk. Mit heroiſcher Liebe ging er an den Dienſt der Peſtkranken. Ueberall ſah man ihn — im Palaſt des Reichen, in der Hütte des Armen; denn Reiche wie Arme verſchmachteten hülflos, weil die Furcht vor Anſteckung alle Bande der Liebe, der Treue, der Dankbarkeit, der Familie zerriß. Auch geiſtliche Hülfe und der Troſt der Sacramente fehlte ihnen, da ſich die meiſten Pfarrer in ihren Häuſern verſchloſſen hielten. Er wendete ſich an die Ordensmänner und ließ aus der Schweiz fromme kaltblütige und muthige Prieſter kommen, und mit dieſen und den Geiſtlichen ſeines Hauſes vertheilte er ſich in allen Quartieren der Stadt, um den Kranken einige Labung den Sterbenden die heiligen Sacramente zu ſpenden. Dies heldenhafte Benehmen wirkte ſo vortheilhaft auf die Weltgeiſtlichkeit, daß ſich alle Pfarrer entſchloſſen, nicht nur die Sacramente der Buße und des Altars, ſondern auch die letzte Oelung zu adminiſtriren, welche, wegen der unmittelbaren Berührung des verpeſteten Körpers, den gewiſſen Tod des Prieſters zu bereiten ſchien.

Der heilige Cardinal hatte aber auch für das leibliche Elend ſeines Volkes zu ſorgen, denn Handel und Wandel ſtockten, die Fabriken ſtanden ſtill, die Handwerker arbeiteten nicht, die Kaufläden waren geſchloſſen, Handarbeiter und Taglöhner fanden keine Beſchäftigung, entlaſſene Dienſtboten keine Stelle. Hülf- und rathlos, ohne Unterkunft, ohne Lebensnothdurft durchirrten jammernde, hungernde Menſchen die Stadt, die ſie auch nicht verlaſſen konnten, weil auswärts Niemand aufgenommen wurde, der aus dem verpeſteten Mailand kam. Der Cardinal ſorgte für Alle. Sein Hausgeräth war theils verkauft, theils in das Lazareth der Peſtkranken geſchickt; ſein Silberzeug in die Münze gewandert und zu Geld geſchlagen; ſeine Caſſe mit nichts gefüllt als mit Schuldverſchreibungen; — dennoch wußte er Ankäufe von Lebensmitteln zu machen und einen Theil der Hülfloſen in der Stadt ſelbſt zu ernähren, den andern aber in einem ungeheuern verödeten Palaſt außerhalb Mailands, unter Aufſicht der frommen opferwilligen Capuciner, unterzubringen.

Nun kam das Spätjahr mit ſeiner rauhen Witterung, mit Froſt und Kälte. Abermals ging der heilige Cardinal an eine Plünderung ſeines eigenen Hauſes und ließ Teppiche, Bettdecken und Tücher, Vorhänge, ja ſeine Cardinalsgewänder zu Kleidern für die Armen herrichten. Die Vertheilung dieſer Sachen übernahm er ſelbſt mit unſäglicher Freude, während er für ſich nicht den Strohſack behielt, auf dem er geſchlafen hatte und kaum ſo viel Kleider, um ſich nothdürftig vor Kälte zu ſchützen. Seine Armuth war ſo bitter, daß er eines Abends, als er todtmüde von ſeinen Werken der Barmherzigkeit heimkehrte, keinen Biſſen Brod und keinen Kreuzer im ganzen Palaſt vorfand. Er zog ſich ſchweigend zurück, um Gott ſeine Noth zu klagen. Da wurde die Niedergeſchlagenheit ſeiner Hausgenoſſen und ſein Gebet durch einen Mann unterbrochen, der von einem ungenannten Wohlthäter ein Geſchenk von 1000 Thalern brachte. Zuweilen mußte der Cardinal aber auch durch ſeinen Haushofmeiſter bei dem einen oder andern Bemittelten um ein geringes Darlehen für ſeine Haushaltung bitten laſſen.

Indeſſen kamen doch nach und nach die Menſchen zu einiger Beſinnung; der Magiſtrat organiſirte eine zweckmäßige Hülfe und beköſtigte zuweilen an einem einzigen Tage 60 bis 70,000 Menſchen. Außerhalb der ſechs Thore Mailands wurden ſechs große Gebäude von Brettern aufgeführt und zu Peſthoſpitälern eingerichtet. Tiefe Gräben umgaben ſie und Schildwachen ließen Niemand ohne Erlaubniß aus und ein, damit die Anſteckung möglichſt abgeſchnitten werde. In dieſen Spitälern wurde täglich die heilige Meſſe geleſen und Jeſuiten, Barnabiten, Theatiner und vor Allem die Capuciner wetteiferten im Dienſt der Kranken. Auch die Urſulinerinnen hatten ſich dem Cardinal zur Verfügung geſtellt und er übergab ihnen die kleinen Mädchen, welche ihre Eltern verloren hatten, zur Pflege und Erziehung. Er hatte auf offener Straße zum Volk von der Verpflichtung gepredigt, Barmherzigkeit auf alle Weiſe und in jeder Geſtalt zu üben, und das hatte dann die geſegnete Folge, daß nicht bloß Geldmittel reichlich zufloſſen, ſondern daß ſich die Nächſtenliebe in ſchönſter Blüte entfaltete und viele fromme Seelen beiderlei Geſchlechtes ſich als freiwillige Krankenwärter meldeten. Jeder empfing aus den Händen des Cardinals ein dunkles, weites, ſackähnliches Gewand, gleichſam die unſcheinbare Uniform zu dieſem Feldzug gegen den Tod, — und den Segen des heiligen Oberhirten, um alles Grauen der Natur bei dieſen unausſprechlich furchtbaren Schreckensſcenen zu überwinden.

Doch was auch jeder Einzelne leiſten mochte, — der Cardinal that mehr, als ſie Alle zuſammen. Täglich beſuchte er das Lazareth von St. Gregor und die ſechs Feldſpitäler, täglich durchwanderte er die Stadt, um überall nachzuſchauen, Aufſicht zu führen, zu retten, zu helfen, zu tröſten, zu ermahnen, zu ordnen, die Sacramente zu ſpenden. Unglückliche kleine Kinder, die von verpeſteten Müttern geboren waren, taufte er, ſammelte ſie unter Obhut einiger frommen Frauen, trieb mit unſäglicher Mühe Ammen, — und als dieſe nicht ausreichten, Ziegen zu ihrer Ernährung auf und rettete ſo eine große Menge der armen kleinen Geſchöpfe. Als er hörte, daß Perſonen geſtorben wären, die es verſäumt hatten, das Sacrament der Firmung zu empfangen, ließ er öffentlich bekannt machen, es möge ſich Jeder, der dies Sacrament zu empfangen begehre, andächtig darauf vorbereiten. Dann durchzog er in Pontificalkleidung die Straßen und ſpendete an den Hausthüren denjenigen Perſonen, welche in ihren Wohnungen Quarantäne hielten, die heilige Firmung, wobei ihm ſein treuer Freund und Begleiter, der Prälat Ludwig Moneta, aſſiſtirte. Später durchwanderte er zu gleichem Zweck ſämmtliche Hoſpitäler und endlich die verpeſteten Ortſchaften. In etwa hundert Ortſchaften ſeiner Diöceſe war die gräßliche Seuche ausgebrochen.

XI.

So lange in Mailand die volle Wucht der Obſorge für Alle und für Alles auf dem heil. Karl Borromäus laſtete, konnte er die Stadt nicht verlaſſen; als aber die Hülfleiſtungen geordnet und Dienſt und Pflege treuen und gewiſſenhaften Händen anvertraut waren, benutzte er dieſe Erleichterung, um alle verpeſtete Ortſchaften zu beſuchen und auch auf ſie ſeine thätige Liebe perſönlich auszudehnen. Wo er erſchien, wurde er wie ein Geſandter Gottes empfangen, wie ein Engel des Troſtes begrüßt. Aus ſeinem Zuſpruch, aus ſeinem Segen, ja aus ſeiner bloßen Anweſenheit ſchöpften Alle Muth und Standhaftigkeit. Niemand fühlte ſich verlaſſen, wenn er nur da war. Jedermann glaubte, die göttliche Hülfe ſei nahe, wenn er erſchien. Dieſe Reiſen waren mit grenzenloſen Beſchwerden für ihn verbunden, denn abgeſehen von allen Anſtrengungen, welche er durch den Beſuch bei den Kranken, durch Ermahnung der Geſunden, durch Anordnungen der Hülfsleiſtung auszuſtehen hatte, mußte er, um ſich nicht unnützer Weiſe der Anſteckung auszuſetzen und um nicht etwa ſelbſt die Peſt mitzutheilen, faſt immer ſich im Freien aufhalten. Meiſtens zu Pferde oder auf öffentlichem Platz auf einer Bank nahm er raſch ein karges Mahl ein und ſeine kurze nächtliche

Ruhe fand er auf einem großen Tiſche liegend. Ueberall mußte er diejenigen Plätze zu Gottesäckern einweihen, wo man die unglücklichen, an der Peſt Verſtorbenen eingeſcharrt hatte. Dies war meiſtens ſo übereilt geſchehen, daß nur wenig Erde die Leichen deckte, und da die Opfer in großer Zahl und mit großer Schnelligkeit fielen, ſo verbreiteten dieſe Plätze den allergräßlichſten Verweſungsgeruch. Aber friedlich und andächtig, als wandle er in Frühlingsluft unter lauter Roſen, verrichtete er mit ſorgſamſter Pünctlichkeit alle Ceremonien, welche zur Einweihung eines Gottesackers gehören. Es war ein Wunder, daß ihn die Peſt verſchonte! Auch glaubte man allgemein, daß er durch eine beſondere Gnade Gottes nicht angeſteckt werden könne.

Während ſich die reichen und vornehmen Bewohner Mailands in ihren reizenden Landhäuſern mit der größten Vorſicht abgeſperrt hatten, boten ſie doch Alles auf, um den Cardinal zu veranlaſſen, wenn er in eine benachbarte Ortſchaft kam, bei ihnen Einkehr zu nehmen. Er lehnte es immer ab, weil er faſt täglich in unmittelbare Berührung mit Peſtkranken kam, alſo möglicher Weiſe die Anſteckung in das gaſtfreundliche Haus bringen konnte: aber man pflegte ihm zu erwiedern, durch ihn werde Gott kein Uebel ſenden. Solche Herbergen waren den Begleitern des Cardinals immer ein ſehr willkommener Ruhepunkt, da ſie nicht im Stande waren, die ungeheuern Unbequemlichkeiten ſo gleichgültig hinzunehmen, wie er es im Feuer der grenzenloſeſten übernatürlichen Liebe und der vollkommenſten Abtödtung der Natur vermochte. Es wurde auch die Bemerkung gemacht, daß dieſe Gaſtfreundſchaft nie einen Peſtfall zur Folge hatte, obwohl der Cardinal, wie auch ſeine Begleitung, kein anderes Schutzmittel brauchte, als einen in Eſſig getauchten Schwamm, den eine hohle, feindurchlöcherte Kugel umſchloß, in der Hand zu tragen und mit größter Vorſicht bei den Peſtkranken oder in verpeſteten Orten alle Berührungen von Menſchen und Dingen zu meiden, welche nicht zu den biſchöflichen und prieſterlichen Verrichtungen gehörten. Was dieſe heiligen Amtshandlungen betraf, erklärte der Cardinal, müſſe man ein unbegrenztes Vertrauen auf den Schutz Gottes ſetzen; bei den übrigen aber ſei Vertrauen ohne Vorſicht — Vermeſſenheit.

Er bediente ſich aber auch dieſer Geißel Gottes, um bei ſeiner Heerde einen heilſamen, aus dem Abſcheu vor der Sünde entſpringenden Bußgeiſt zu wecken. In Predigten, die er an jedem Sonn- und Feſttag hielt, in andern gelegentlichen Reden, in Ermahnungen, geheimen Zurechtweiſungen — immer und überall kam er darauf zurück, daß die Sünde die undurchdringliche Mauer ſei, welche einerſeits das Gebet nicht zum Throne Gottes emporſteigen laſſe und welche andererſeits den Gnadenſtrom der überfließenden Fülle göttlicher Barmherzigkeit in ſeinem vollen Erguß hemme. Zu dem wahren und allein ächten Bußgeiſt, der alle inneren und äußeren Abtödtungen als Waffen gegen die Sünde, als Arzneien für die ſündenkranke Seele braucht, ſuchte der heilige Karl Borromäus ſein Volk heranzubilden und ihm wenigſtens klar zu machen, daß der erſte Schritt zu dieſem Bußgeiſte Erkenntniß der eigenen Sünde — nicht der fremden — und der aufrichtige Wille ſie zu verabſcheuen ſei. Die unglaubliche Neigung des Volkes zu Luſtbarkeiten aller Art hatte ein klägliches Sittenverderbniß zur Folge, da in all den Schmauſereien, Schauſpielen und ſchwelgeriſchen Feſten nach und nach jedes Verlangen nach edleren Freuden und höheren Genüſſen abſtirbt, während die Sinnlichkeit mehr und mehr auf dem niedrigen, ſchlammigen Boden des irdiſchen Wohlbehagens gehegt und gepflegt wird. Der heilige Cardinal begnügte ſich nicht damit, ſein Volk zur Buße und Abtödtung mit Worten zu ermahnen: er gab ein Beiſpiel des Fortſchrittes auf dem Wege der Vollkommenheit, das mit jedem Schritt und nach allen Richtungen hin immer ſtrahlender wurde. Noch kargere Koſt, noch kürzerer Schlaf, noch ſtrengere Geißelungen, noch längere Gebete, noch tiefere Betrachtungen — alles dies gab ſeinen Ermahnungen eine unvergleichliche Eindringlichkeit. Wer guten Willens war, Prieſter wie Laien, Männer wie Frauen — konnten dieſer himmliſchen Bredtſamkeit nicht widerſtehen und zahlreiche Bekehrungen und Lebensbeſſerungen erquickten das Herz des Oberhirten.

Mit dem Beginn des Jahres 1577 hörte die Peſt auf. Sie hatte während dieſer fünf Monate in der Stadt 17,000 Opfer, auf dem Lande 8000 gefordert; unter ihnen 120 Prieſter, welche ihren heiligen Berufspflichten treu geweſen waren. Welch ein Gegenſatz zu dem calviniſtiſchen Genf! Als dort die Peſt herrſchte, erklärten die mit Weib und Kind begabten Prädicanten einſtimmig: ſie hätten nicht die Kraft, die Kranken zu beſuchen. Und dabei blieb es! Niemand begehrte von ihnen die Hingebung, die aus übernatürlicher Liebe hervorgeht, denn Jeder fühlte, daß ſie ihre Herzen in der natürlichen Liebe begraben hatten und daß ſie, die in die Gefangenſchaft der Familie gerathen waren, ſich nicht mehr zu der himmliſchen Freiheit erheben konnten, aus welcher die opferwillige Hingebung an die ihnen anvertraute Heerde Jeſu Chriſti hervorgeht. Man ließ ſie in dem ſelbſtgewählten Kerker! Als ſich aber die Geiſtlichen Mailands aus menſchlicher Schwäche abſperrten und — wie Petrus — vor der Nachfolge des Heilandes ſich fürchteten, da wagte doch keiner zu ſagen, ihm fehle die Gnade, ſeine Pflicht zu erfüllen; und ihr heiliger Oberhirt ließ ſie auch nicht in ihrer Zaghaftigkeit verkommen. Er rüttelte ſie auf, ſtellte ihnen ſich ſelbſt und andere treue Prieſter als Muſter vor und gewann ſie zum Marterthum der chriſtlichen Liebe, welche die Glorie des katholiſchen Prieſters iſt.

An dieſem Marterthum fehlte es dem heiligen Karl

Borromäus nicht! Die Peſt war überſtanden; in feierlichen Proceſſionen und mit heißen Gebeten wurden dem barmherzigen Gott für die Entfernung dieſer Zuchtruthe Preis und Dank gebracht und barfuß wandelte der Cardinal durch Mailands ſchneebedeckte Straßen, theilte alle Andachtsübungen des Volkes und predigte wiederholt von den ewigen Erbarmniſſen Gottes und von dem einzigen Wege, der zur Verſöhnung mit ihm führt: von der Bekehrung des Herzens und Lebens. Dies Volk, dem Gott gleichſam zum zweiten Mal das Leben geſchenkt hatte; dieſe Stadt, die von ſo ſchwerer Heimſuchung, gegen welche kein menſchliches Mittel etwas vermochte, befreit worden war — mußten wohl zur Lebensbeſſerung geneigt ſein! Er beſchloß nach dem alten Ritus der Kirche die Häuſer der Stadt unter feierlichem Gebet und durch Beſprengung mit Weihwaſſer zu reinigen und einzuſegnen, und erließ in dieſer Abſicht einen Hirtenbrief, worin er zugleich das Volk aufforderte, das Herz durch den Empfang der heiligen Sacramente zu läutern und dann zur Reinigung der Häuſer weſentlich beizutragen, indem es einen andern gefährlichen Peſtſtoff aus denſelben entfernte, nämlich irreligiöſe Bücher, unſittliche Gemälde und dgl. mehr.

Im Pontifical-Ornat begab er ſich vom Dom nach ſeinem Palaſt und dann nach den benachbarten Domherrnhäuſern, wo er die Ceremonie ſelbſt verrichtete. Dann beſtieg er ein weißes Maulthier und ritt in großer

Feierlichkeit durch die Stadt, während jeder Pfarrer in des Cardinals Gegenwart die Häuſer ſeiner Pfarrei einſegnete. Mit endloſem Jubel begrüßten die Mailänder ihren heiligen Oberhirten im feſtlichen Schmuck, und gerührt und begeiſtert durch die fromme religiöſe Pracht, welche auf Bußgewand und Sack und Aſche folgte, wie die Gnade Gottes auf ſein Strafgericht: frohlockten ſie überall dem heiligen Oberhirten entgegen: „Vater des Vaterlandes! Retter und Befreier der Stadt!“

Aber Manche und unter ihnen auch manche königliche Beamte, wollten in dieſem Act der Reinigung der Häuſer einen Eingriff in die Rechte des Königs, und in der Entfernung anſtößiger Gegenſtände eine Beeinträchtigung des Eigenthumsrechtes der Beſitzer erblicken. Sie fanden für ihre Beſchwerden ein geneigtes Ohr bei dem Statthalter, der ſich beleidigt fühlte, weil ihm der Cardinal ſeine feige Flucht vorgeworfen hatte — und er widerſetzte ſich ſo entſchieden der Durchführung jener frommen Abſicht, daß ſich der Cardinal gezwungen ſah, die Benedicirung wieder einzuſtellen. Hiemit war es noch nicht genug. Mißvergnügt über heilſame Anordnungen, fromme Gebräuche und eindringliche Ermahnungen ſind immer Diejenigen, welche verblendet von Leidenſchaften und nicht geneigt ſind, ihr Leben nach der Sittenlehre zu ordnen, welche aus der Glaubenslehre entſpringt. Solche Leute gab es und gibt es immer, in allen Ständen und unter allen Claſſen. Heilige Geſinnung, die in heilige That übergeht und heiliges Streben zu wecken, zu fördern, zu beleben ſucht, iſt ihnen verhaßt, weil ſie ſich mit ihrem verkehrten und ſündigen Thun und Treiben dadurch verurtheilt fühlen, ohne es geſtehen zu wollen. Sie ſuchen alle Mittel hervor, um ſich der Vertreter und Urheber heiliger Geſinnung zu entledigen und ſo verbanden ſich denn viele Mißvergnügte mit dem Statthalter, um ihre gemeinſchaftlichen Klagen durch eine Deputation, die ein unruhiger Advocat anführte, dem Papſt vortragen zu laſſen.

Die Verbrechen, welche man dem heiligen Cardinal zur Laſt legte, waren folgende: er habe während der Peſtzeit, ohne Erlaubniß weltlicher Obrigkeit, Viſitatoren in ſeiner Diöceſe ausgeſendet; an Feſttagen Poſſenſpiele und Tänze verboten; die Abſolution einiger Gewiſſensfälle ſich reſervirt; ſieben Kirchthüren zumauern laſſen, um den Durchgang durch die Kirche unmöglich zu machen; die Plätze beider Geſchlechter in den Kirchen durch eine Scheidewand getrennt; den Frauen anbefohlen, nicht ohne Schleier bei dem Gottesdienſt zu erſcheinen; Sonn- und Feſttage allein zu Werken der Andacht und Frömmigkeit beſtimmt; neue Faſt- und Abſtinenz-, ſo wie auch neue Feiertage einführen wollen. Der Statthalter hatte ſich die größte Mühe gegeben und die eifrigſten Nachforſchungen angeſtellt, um den leiſeſten haltbaren Tadel über den Lebenswandel und die Handlungsweiſe des Cardinals aufzutreiben; doch umſonſt! er mußte ſich mit jenen Anklagepuncten begnügen.

Der heilige Vater ſtaunte nicht wenig über ſolche Anklagen in ſolcher Zeit. Er äußerte der Deputation ſein größtes Mißvergnügen über eine Undankbarkeit, welche die größten Wohlthaten ſchnöde mit Haß und Verfolgung vergelte und ſendete die Anklagepunkte dem Cardinal zu, — nicht damit er ſich darüber rechtfertige, ſondern damit er unterrichtet werde, in welcher Weiſe ſeine zärtlich geliebten Mailänder ſeine Liebe erwiederten und ſeine Opfer hinnahmen. Der Cardinal empfand nicht den mindeſten Groll gegen die Urheber und Theilnehmer dieſer Deputation, ſondern gab ſich nach ſeiner Gewohnheit alle Mühe, um aus dieſer Kränkung Vortheil für ſein Seelenheil zu ziehen. Nichts ſchmerzte ihn als die Wahrnehmung, daß der Zweck dieſer Widerſprüche gegen ſeine wohlberechtigten und wohlbegründeten Anordnungen kein anderer ſei, als der Zügelloſigkeit des ſittlichen Verderbens alle Schranken zu öffnen, Recht und Anſehen der Kirche zu zerſtören, das Heiligthum und den Gottesdienſt zu entweihen, tauſend Seelen in Unordnung, Verkehrtheit, Sünde und Laſter zu ſtürzen, — was denn neues Unheil und neue Zuchtruthen herbeiführen müſſe. Aber mit himmliſchem Heldenmuth verlor er nicht die Geduld und nicht die Beharrlichkeit. Er ſuchte mehr und mehr die überaus nothwendigen Reformen ein- und durchzuführen und verdoppelte ſeine Gebete und ſeine

Bußübungen für ſeine verſtockten Widerſacher. Dieſe Bußübungen wurden ſo ſtreng, daß der General-Vicar Caſtelli ihn bat, ſie zu mäßigen, mit dem Bemerken, die Peſt ſei ja längſt verſchwunden. Demüthig entgegnete der Heilige: „Allerdings! aber die Urſachen, welche dieſe Strafruthe Gottes auf uns herabzogen, dauern leider noch fort.“ Und ſo litt er, der treue Chriſtusjünger, freiwillig und liebend mit ſeinem Heiland für die Sünden der Welt.

XII.

Einer ſeiner lebhafteſten Wünſche war der, nach dem Vorbild des heiligen Kirchenvaters Auguſtinus und anderer großer Biſchöfe, die heilige und heilſame Sitte des gemeinſchaftlichen Lebens mit ſeinen Domherren in Mailand einzuführen. Er brannte vor Verlangen nach der Herſtellung dieſes alten Gebrauchs, der ſo erbaulich für die Gemeinde und ſo heiligend für die Kanoniker iſt, weil damit ein ungeheures Stück Weltlichkeit ſammt überflüſſigem irdiſchem Anhang aus ihrem Leben verſchwindet. Er verſammelte ſeine Domherren, ſtellte ihnen vor, daß gerade ſie unter dem ganzen Klerus am meiſten eines Sinnes mit ihrem Erzbiſchof ſein und am innigſten ihm anhängen müßten, und daß nichts ſo ſehr dieſe Einigkeit begründe und nach Außen darſtelle, als ein gemeinſames Leben, unter einem Dach, aus einer Kaſſe, nach einer Regel und Hausordnung. Aber es gibt im inneren Leben tauſend Stufen des Fortſchrittes und der heil. Karl Borromäus mußte mit großem Schmerz gewahr werden, daß die Mehrzahl ſeiner Domherren allzu feſt an eingewurzelten Gewohnheiten hingen, um zu ſeiner Höhe ſich erſchwingen zu können und auf ſeinen Plan einzugehen.

Da gab er denſelben in dieſer Form auf, entwarf ihn aber in neuer Geſtaltung, um den urſprünglichen Geiſt der Kirche wieder bei ſeinem Klerus zu beleben, und ſtiftete eine Congregation von Weltprieſtern, die er Oblaten (Dargebotene) von St. Ambroſius nannte. Sie waren dem Gehorſam des jedesmaligen Erzbiſchofs von Mailand unterworfen, legten in deſſen Hände die einfachen Gelübde ab, und ſtellten ſich ihm in Allem, was die Ehre Gottes und das Heil der Seelen betraf, ſo unbedingt und willenlos zur Verfügung, wie die Glieder dem Haupte dienen. War er nicht mit einer hinreichenden Zahl treuer, thätiger, opferwilliger Gehülfen verſehen, die nur ihn als Oberhaupt anerkannten, nur durch ihn und nur zum Beſten ſeiner Diöceſe über ſich beſtimmen ließen, ſo war ihm die gewiſſenhafte Ausführung der Tridentiner Concilsbeſchlüſſe unmöglich; — das erkannte der heil Karl Borromäus mehr und mehr. Zur Bildung und Erziehung der Jugend in zahlreichen Anſtalten, zur Aushülfe in plötzlich erledigten und beſchwerlichen Pfarreien, zur Unterſtützung der Seelſorger mit Predigten, Miſſionen, Belehrungen, Verwaltung der Sacramente, — brauchte er Männer, die ſich ohne Rückſicht auf Zeit und Ort, auf perſönliche Unluſt und Luſt, auf Drangſale und Annehmlichkeiten, für jedes Amt, das er ihnen anwies, ohne Widerrede ihm zur Verfügung ſtellten und die alle perſönlichen Intereſſen und ſelbſtſüchtige Neigungen bei Seite ließen, um ein gemeinſames Leben zu führen, in welchem der übernatürliche Menſch umſomehr an Kraft gewinnt, als der natürliche Menſch ſeine Kräfte der Gemeinſamkeit hingibt.

Lange Ueberlegung, heiße Gebete, reifliche Prüfung derjenigen Prieſter, deren Tugenden und Neigungen ſie für dieſe Congregation befähigten und die ſich ihm theils angeboten, theils ſeinen Vorſchlag freudig ergriffen hatten, gingen der Ausführung vorher. Als er endlich hoffen durfte, ein gottgefälliges Werk in gottgefälliger Weiſe in's Leben zu rufen, kaufte er ein Haus, das im Mittelpunkt der Stadt, neben der Kirche zum heiligen Grabe lag, die fleißig von den Gläubigen beſucht und eifrig bedient wurde von frommen Weltgeiſtlichen, welche letztere faſt Alle in die Congregation eintraten. Dieſe Kirche und dies Haus wies er ſeinen Oblaten an. Nach einer von ihm ſelbſt verfaßten Regel hatten ſie dort in der Weiſe zu leben und zu wirken, daß ein Theil der Mitglieder beſtändig dort reſidirte und ſich den kirchlichen Verrichtungen, den Studien und frommen Uebungen widmete, während der andere Theil, dem Lehr- und Seelſorgämter übertragen wurden, durch die ganze

Diöceſe verſtreut lebte. Damit in dieſen Letzteren der gemeinſchaftliche Geiſt und die brüderliche Liebe der Congregation aber nicht erlöſche, ordnete der heil. Karl Borromäus allmonatlich an verſchiedenen Orten der Diöceſe Verſammlungen für ſie an, wo Belehrungen und Beſprechungen über den Geiſt ihrer Regel und ihres Zweckes gehalten wurden. Papſt Gregor XIII. beſtätigte dieſe Oblaten, wies ihnen einige Einkünfte zu, die früher den Humiliaten gehört hatten und freute ſich der geſegneten Thätigkeit der jungen Congregation, die vom weſentlichſten Nutzen für die Erzdiöceſe Mailand war.

Der heilige Cardinal liebte ſeine Oblaten wie ſeine Kinder, nannte ſie auch ſo und ihr Haus — ſeinen Vergnügungsort. Er hatte ſich dort ein paar Zimmer eingerichtet, wohin er ſich zurückzog, wenn ſeine überhäuften Geſchäfte ihm dieſe Erholung geſtatteten. Da lebte er wie alle Mitglieder, demüthig, einfach, mit frommen Uebungen beſchäftigt. Beſonders zärtlich und eifrig pflegte er die Erkrankten, bediente ſie, betete mit ihnen und für ſie. Einſt fiel der Prieſter Johann Noppano in eine tödtliche Krankheit, an der alle ärztliche Hülfe ſcheiterte. Da flehte der heilige Karl ſo inbrünſtig um ſeine Erhaltung, daß es Gott gefiel, ihm wunderbarer Weiſe das Leben zu ſchenken. Als dies zu öffentlicher Kunde kam, äußerte eine vornehme Dame ihr Befremden gegen den Cardinal, daß ihm ein ſo ſchlichter Prieſter ſo erſtaunlich am Herzen liege. Ruhig gab der Heilige zur Antwort: „Sie wiſſen es nicht zu würdigen, welchen hohen Werth das Leben eines guten Prieſters hat.“ Von ſeiner brennenden Fürſorge für die in ihrem Glauben ſo ſehr gefährdete katholiſche Schweiz getrieben, gründete er denn auch bald das Helvetiſche Collegium in Mailand für junge Schweizer, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten. Die innere Leitung des Collegiums übergab er ſeinen Oblaten, während die Alumnen ihre Studien bei den Jeſuiten in der Brera machten.

Niemand war mehr als der heil. Karl Borromäus davon durchdrungen, daß frommes Gebet den Gnadenthau des göttlichen Segens auf ſeine ſo ausgebreitete, ſo thatenvolle Wirkſamkeit, auf die zahlreichen Inſtitute, welche er hervorrief, herabziehen müſſe. Er ſelbſt betete trotz des Uebermaßes von Arbeiten mit einer Inbrunſt, einem Eifer, einer Hingebung, einer Beharrlichkeit, einer Beſiegung der irdiſchen Natur, — als ob das Gebet ſein einziges Geſchäft ſei. Umſomehr wünſchte er ſich mit Gebetshülfe zu umgeben und endlich wurde ihm die unſägliche Freude zu Theil, ein Kloſter von Capuzineſſen in Mailand begründen zu können. Eine edle fromme Seele, die Gräfin Martha Piantani, führte ſeit Jahren mit einer Anzahl gottſeliger Jungfrauen und unter der Leitung der Barnabiten ein ungemein ſtrenges geiſtliches Leben in ihrem eigenen Hauſe. Alle wünſchten ſehnlichſt die Kloſtergelübde ablegen und der Regel der heiligen Clara folgen zu dürfen, welche ſie zu einem ſo abgetödteten und abgeſchiedenen Leben verpflichtete, daß man an vielen Orten Italiens ſolche Klöſter die der Lebendig Begrabenen (vive sepolte) nennt. Sie ſind zum immerwährenden ſchärfſten Faſten verpflichtet, ſchlafen auf Brettern in ihren Gewändern, kleiden ſich in den gröbſten Wollenſtoff, tragen rohe Sandalen an ihren Füßen, gehen um Mitternacht zum Chorgebet in die Kirche, brauchen häufig die Geißel und ſehen und ſprechen nie Perſonen von außerhalb, auch nicht die nächſten Verwandten.

Da zu einem ſo außergewöhnlichen, alles Menſchliche ſo weit überflügelnden Leben eine ungewöhnliche Berufsgnade gehört, ſo ließ es ſich der heilige Cardinal angelegen ſein, die frommen Poſtulantinnen genau zu prüfen, bevor er ſich entſchloß, ihnen die feierlichen Gelübde abzunehmen und ihr Haus den Geſetzen der Clauſur zu unterwerfen. Bald war Kloſter und Kirche gebaut und der heiligen Praxedis geweiht, welche dieſe dornengekrönten Bräute Chriſti aufnehmen ſollten, und freudiger, als jemals zu irdiſchen Feſten, zogen ſie zu der Stätte hin, welche die Welt ihr Grab nannte. Unter ihnen war eine Nichte des heiligen Cardinals, die Gräfin Corona Borromäi. Von jener Sehnſucht nach himmliſchen Dingen erfaßt, welche die Heiligen bildet, floh ſie allen Glanz und alle Glücksanſprüche, und betrat heldenmüthig den Weg höchſter Vollkommenheit, auf dem ihr heiliger Oheim ihr voran wandelte. Sie ſtarb nach wenigen Jahren, in der Blüthe der Jugend, an ſchmerzhafter Krankheit und im Rufe der Heiligkeit.

XIII.

Nichts iſt ergreifender und rührender, als Männer zu ſehen, die neugeſtaltend und organiſirend, mit überlegenem Scharfblick, mit ſtaatsmänniſcher Klugheit, mit durchdringendem und ſchaffendem Genie auf ihre Zeit wirken; die nicht bloß erkennen, was ihr Noth thue, ſondern auch dem Bedürfniß mit einer Abhülfe entgegenkommen, welche, auf ein wahrhaftes und folglich ſicheres Fundament gegründet, kein Abkommen für den Augenblick iſt; und die dann mit all' ihrer Einſicht, ihrer Weisheit, ihrem praktiſchen Talent, ihrem ſcharfen Verſtande jene Kindlichkeit des Gemüthes, jene Friſche und Tiefe des Glaubens verbinden, welche das eigenthümliche Gepräge der Kinder Gottes ausmacht.

So war der heil. Karl Borromäus. Jedermann weiß, daß die Kirche die Verehrung der Reliquien nicht befiehlt, nicht als ein Dogma lehrt, wohl aber als etwas Heilſames anräth. Demüthige und liebende Betrachtung der Ueberreſte jener großen Lieblinge Gottes, jener Heiligen, welche wie Sonnen die triumphirende Kirche des Himmels erleuchten, kann nur heilſam ſein für die Mitglieder der ſtreitenden Kirche auf Erden, die durch das Blut Jeſu und die heiligmachende Gnade ja ſo innig mit jenen gekrönten Seligen verbunden ſind, daß ſie kein größeres Verlangen haben können, als dereinſt zu deren Herrlichkeit verſammelt zu werden.

Auf dieſem Verlangen und auf der gläubigen Zuverſicht zu der Gemeinſchaft mit den Heiligen beruht die Andacht zu den Reliquien, die Anrufung der Heiligen, das Vertrauen auf deren Fürbitte. Davon wiſſen die Häretiker natürlich nichts, denn ſie haben ſich von der ſtreitenden Kirche getrennt und folglich auch die triumphirende verloren; — und in dem Maß, als der erkaltende Einfluß des Irrglaubens auf den katholiſchen Glauben Platz gewinnt, verliert der Katholik Liebe und Verehrung für das, was die Kirche anräth, ohne es zu befehlen, — was zuweilen für ihn die traurige Folge hat, daß er endlich ſogar ihre heiligen Lehren verachtet. Je tiefer aber dieſe göttlich offenbarten Lehren ſich in ein Gemüth einſenken, um deſto bereitwilliger wird es ſein, nicht bloß Dasjenige anzunehmen und zu befolgen, wozu es ſtreng verpflichtet iſt, ſondern auch das, was ihm nur angerathen wird.

Da nun der heil. Karl Borromäus dem unermeßlichen Reichthum und der unerſchöpflichen Fülle der von Chriſtus offenbarten und in der katholiſchen Kirche unter Obhut des heiligen Geiſtes niedergelegten Glaubenslehre in ſeinem weltabgetödteten Geiſt und gekreuzigtem Herzen die Stätte bereitet hatte, ſo erglühte er in heiliger Liebe für Alles, was dem Gleichgültigen und Lauen überflüſſig, ja leider! ſogar lächerlich erſcheint. Er unternahm eine Wallfahrt, um das heilige Leintuch betrachtend zu verehren, worin Chriſtus der Herr bei der Abnahme vom Kreuz eingehüllt und beſtattet worden war. Die Geſtalt des Gottesſohnes und ſeine Wundenmale hatten ſich darin abgedrückt und verkündeten ſeine Leiden und Schmerzen zur Erlöſung der Sünder. Im Beſitz des Hauſes Savoyen befand ſich ſeit mehr als hundert Jahren dieſe köſtliche Reliquie und in Turin wurde ſie aufbewahrt. Dorthin unternahm der heilige Karl Borromäus mit ſeinem Beichtvater Pater Franz Adorno und zwölf Begleitern zu Fuß und in Pilgerkleidern eine Wallfahrt. Im ſchönſten Gegenſatz zu ſeiner Selbſtentäußerung und Verdemüthigung leuchtete die grenzenloſe Freude auf, mit welcher Herzog Philibert Emanuel von Savoyen und ſein ganzes Land den heiligen Pilger begrüßten. Alle Ehrenbezeugungen, die der Herzog nur zu erſinnen vermochte, erwies er ihm und ehrte dadurch noch mehr ſich ſelbſt, als den Heiligen. Vor ſeiner Abreiſe mußte dieſer die jungen Prinzen ſegnen, welche der Herzog ihm in dieſer Abſicht zuführte, und freudig rief dann Philibert Emanuel aus: „Nun hoffe ich auf das Gedeihen meiner Angelegenheiten, da ein treuer Diener Gottes mich und meine Kinder geſegnet hat.“

In Mailand empfingen ihn neue und ſo große Mißhelligkeiten mit dem Statthalter, der nicht aufhörte, Verläumdern und ſchlechten Rathgebern ſein Ohr zu leihen, die beſten Abſichten des Cardinals zur Verbeſſerung öffentlicher Ordnung und Sittlichkeit zu durchkreuzen, und bei dem päpſtlichen Stuhl über ihn Klage zu führen, als erlaube er ſich in die bürgerliche Gerichtsbarkeit, kraft der geiſtlichen, Eingriffe zu machen, — daß der heilige Karl Borromäus ſich genöthigt ſah, ſeine Sache in Rom ſelbſt zu führen. Er nahm ſeinen Weg über Camaldoli, das ſtrenge Eremitenkloſter in der rauheſten Wildniß des Apennins, wo die Ordensbrüder nach dem Beiſpiele der Altväter in der ägyptiſchen Wüſte, jeder ſeine beſondere kleine Einſiedelei bewohnt und ſich dem Gebete, der Betrachtung und der Handarbeit widmet, während nur der Gottesdienſt die ganze Genoſſenſchaft verſammelt. Auf dem äußerſt gefährlichen und mühſamen Wege nach Camaldoli ſtürzte ein Begleiter des Cardinals mit ſammt ſeinem Pferde von dem ſchmalen Felſenpfade in einen jähen Abgrund. Der Cardinal hielt den jungen Kleriker für verloren und gab ihm im Augenblick des Sturzes ſeine Benediction; — und wunderbarer Weiſe blieb der Jüngling an einem geringen Vorſprung der ſteilen Felſenwand hängen und wurde gerettet, während das Pferd in die Tiefe ſtürzte.

In Camaldoli verſchloß er ſich drei Tage in einer Einſiedelei und flehte zu Gott, daß aus den Stürmen, welche die Welt und der Teufel gegen ihn anſtifteten, die erhabene Braut Chriſti, die heilige katholiſche Kirche, nur um ſo herrlicher hervorgehen möge. Sein Einzug in Rom glich einem Triumphzug. Cardinäle und Fürſten, Prälaten und Volk waren Demjenigen entgegen geeilt, der Allen als ein Wunder der himmliſchen Liebe, als ein Heiliger erſchien. Von der Milviſchen Brücke bis zur Porta del Popolo bedeckte eine dichtgedrängte Menſchenmenge die Straße, auf der er kommen mußte, empfing ſeinen Segen und bildete ihm ein ehrfurchtsvolles Geleite bis zu ſeiner Kirche St. Praxedis, die von Benedictinern bedient wurde, in deren Kloſter er Wohnung nahm. Papſt Gregor XIII. empfing ihn mit zärtlichem Wohlwollen in ſeiner Sommerreſidenz Frascati, behielt ihn acht Tage bei ſich, ging mit ihm alle Decrete und Verordnungen durch, die er erlaſſen hatte, ſowie alle Anklagen und Beſchwerden, welche ſeine Widerſacher dagegen erhoben, erkannte, daß dieſer apoſtoliſche Seelenhirt, trotz ſeines flammenden Eifers für ſeine Heerde, doch niemals die kirchlichen Satzungen überſchritten, noch die geiſtliche Gerichtsbarkeit weltlich mißbraucht habe, und beſtätigte all' ſeine Beſtimmungen.

Der ganze päpſtliche Hofhalt wurde ſo erbaut von dem himmliſchen Wandel des Cardinals, daß Jeder ſich ſcheute etwas zu ſagen oder zu thun, was ihm hätte mißfallen können. Die Cardinäle bewunderten in ihm das Muſter chriſtlicher Vollkommenheit, das ſie nachzuahmen hätten. Die Unzahl der Beſucher, die ſich maſſenhaft zu ihm drängten, wurden hingeriſſen durch die unausſprechliche Milde und Demuth, welche ſeine erhabene Tugend ſo liebenswürdig machten. Das Volk war entzückt, ihn bei allen öffentlichen Andachten, in allen größeren Kirchen, immer ohne Gepränge, immer verſenkt im Gebet zu ſehen. Wenn es bekannt wurde, in welcher Kirche er die Meſſe leſen oder das Hochamt feiern werde, ſo faßte der größte Raum die Menge nicht. Bei den Oratorianern zu Santa Maria in Navicella empfingen 6000 Andächtige an einem Tage die heilige Communion aus ſeiner Hand. In ſeiner Kirche von St. Praxedis predigte er ſehr häufig und ſie befindet ſich in einem ſehr abgelegenen Stadttheil auf dem Viminal. Trotzdem war ſie jedes Mal ſchon mehrere Stunden vor dem Beginn der Predigt überfüllt.

Auch ſeine Rückreiſe nach Mailand war ein langer Triumphzug. Seine Verhältniſſe machten ihm Beſuche bei verſchiedenen Fürſten zur Pflicht, bei dem Herzog von Medicis in Florenz, bei dem Herzog von Eſte in Ferrara, bei dem Dogen der Republik Venedig. Ueberall wurde er empfangen wie ein Geſandter Gottes; überall breitete er über das weltlichſte Treiben den Wiederſchein ſeiner Heiligkeit aus; überall zog er durch Wort und Beiſpiel und durch das Himmliſche, das mächtiger als jedes Wort aus ſeinem innerſten Weſen aufſtrahlte, die Menſchen zu himmliſchen Dingen hin, namentlich zur Verſöhnung mit Gott durch den Empfang der heiligen

Sacramente. So gelangte er nach Mailand, von Proceſſionen aller Ortſchaften umwogt, von feſtlichem Glockengeläut begrüßt, von Freudenthränen und Segenswünſchen ſeines glücklichen Volkes empfangen.

Aber der Statthalter theilte nicht die allgemeine Freude. Mit boshaftem Trotz hatte er für den erſten Faſtenſonntag ein poſſenhaftes Turnier von einer Compagnie verlarvter Soldaten angeordnet, die ihre heilloſe Frechheit auf dem Domplatz ſelbſt treiben mußten. Am frühen Morgen des erſten Faſtenſonntags begab ſich der heilige Cardinal in den Dom, verrichtete ſeine Gebete, hielt ein Pontificalamt, theilte dann die heilige Communion ununterbrochen bis vier Uhr Nachmittags aus, hielt darauf die Pontifical-Veſper und beſtieg endlich die Kanzel, um mit der vollen Feuerkraft ſeiner Seele von der Ehrfurcht zu predigen, die jeder Chriſt der heiligen Kirche und deren ſichtbarem Oberhaupt, dem Papſt, als Statthalter Jeſu Chriſti auf Erden ſchuldig ſei. Und während er ſo predigte und mit heiliger Rührung den Gläubigen, unter denen ſich die edle Gemahlin des Statthalters befand, den päpſtlichen Segen ertheilte, dröhnten die Hörner und Trompeten der Poſſenſpieler in die Thüren des Domes ſelbſt ſo heftig hinein, daß man kaum die Worte des Cardinals verſtehen konnte. Er aber ließ ſich weder in dieſer Amtsverrichtung ſtören, noch in einer anderen, welche darin beſtand, daß er am nächſten Tage, nach Berathſchlagung mit ſeinen Domherren, Räthen und Doctoren, die Urheber und Theilnehmer an Entheiligung der Sonn- und Feſttage in den Kirchenbann that, — eine Maßregel, mit der er längſt ſchon gedroht hatte.

Eine allgemeine Entrüſtung, die auch der Papſt theilte, ſo wie die Spanier, die ſich in Mailand aufhielten, äußerte ſich gegen den Statthalter, der ſo oft von allen Gutgeſinnten und namentlich von ſeiner vortrefflichen, frommen Gemahlin beſchworen worden war, die Feindſchaft gegen den Cardinal aufzugeben. Es war eine eigenthümliche Fügung, daß der Statthalter bald darauf erkrankte und nach einigen Wochen ſtarb. Seine Familie fand ihren beſten Troſt in der theilnehmenden, hilfreichen Liebe des Mannes, den er ſelbſt mit Beleidigungen überhäuft hatte. Der neue Statthalter, Prinz Karl von Aragonien, kam mit den gemeſſenſten Befehlen des Königs in vollkommenem Einverſtändniß mit dem heiligen Karl Borromäus zu handeln und ſogar in wichtigen Staatsangelegenheiten deſſen Rath einzuholen, ſo daß die letzten Lebensjahre des Heiligen nicht mehr durch dieſe traurigen Anfeindungen verbittert wurden, welche den ſchlimmſten Eindruck auf das Volk gemacht hatten. Denn nicht nur wurden die heilſamſten Maßregeln durchkreuzt und hintertrieben, ſondern es wurde auch der Geiſt der Unbotmäßigkeit gegen die heilige Kirche und des böswilligen Mißtrauens gegen ihre Diener von Oben herab ausgeſäet und genährt.

XIV.

Und es ging dem Ende zu — dies wunderbar ſchöne Leben, das Gott in ſeiner Kirche geweckt hatte, um der vielfach bethörten und vielfach verderbten Welt zu zeigen, was das ſei: ein Reformator. In einer immer geſteigerten Thätigkeit, Wirkſamkeit, Hingebung und Anſtrengung, welche ihren Urſprung in einer übernatürlichen Liebe zu Gott und zu den im Blute Jeſu erlöſten Seelen, und daher auch übernatürlichen Erfolg hatte, brachte der heilige Karl Borromäus ſeine letzten Jahre hin. Seine Synoden, ſeine Viſitationen, ſein Kampf gegen Irrlehre im fremden, und Sünde und Laſter im eigenen Hauſe, ſeine Gründung frommer und gelehrter Anſtalten bildeten eine Kette der heiligſten Werke der Nächſtenliebe, in denen er Leib und Leben verzehrte.

Er verſchaffte dem Capuzinerorden Eingang in die Schweiz und Gründung ihres erſten Kloſters zu Altdorf; und den Jeſuiten die Gründung von Collegien in Luzern und in Freiburg, weil er ſah, wie furchtbar zerrüttet und vergiftet die Katholiken der Schweiz, Klerus und Laien, durch den Einfluß von Calvin's und Zwingli's Lehren waren. In der Unſittlichkeit, dieſem gräßlichen Strom des Verderbens, ſchwamm Alles dahin und aus aller Herren Ländern flüchtete ſich der Abſchaum der Menſchheit, abtrünnige Prieſter, wortbrüchige Ordensleute, Sectirer und Alle, die durch den Abfall vom

Glauben zum Fall in Sünde und Verbrechen gekommen waren, Schwarzkünſtler, Wahrſager, Geiſterbeſchwörer, nach der Schweiz, — ſo daß wohl nirgends gute Beichtväter und eifrige Prediger ein ſo reiches Erntefeld, aber von Diſtel und Dorn überwuchert, vorfanden, als eben dort. Der heilige Karl machte mehrere Viſitationsreiſen in die zu ſeiner Erzdiöceſe gehörigen Schweizerthäler und Landſchaften. Ueberall erſchien er wie ein Engel, ſtrahlend von reinſter Lauterkeit, verklärt von himmliſcher Liebe, feſt in der Kraft, die der heilige Geiſt verleiht. Unſittliche Weltgeiſtliche ſuspendirte er ſogleich in ihrem Amte; unſittliche Ordensleute ermahnte er ſo dringend und erſchütternd zu Buße und Bekehrung, daß ſie ſich in ferne Klöſter verſetzen ließen, um ein neues Leben zu beginnen. Die Proteſtanten ſelbſt ſtaunten dieſen Mann, der nichts Irdiſches zu haben ſchien als die körperliche Erſcheinung, mit hoher Ehrfurcht an und im Meſolcinathal bekehrte ſich, von ſeinem Anblick und ſeiner Predigt bewogen, die ganze proteſtantiſche Ortſchaft Gardono.

Seine letzte Diöceſanſynode hielt er auf dem Krankenlager, was ihn aber nicht hinderte, mit größter Aufmerkſamkeit ihre Arbeiten und Verhandlungen zu leiten. Kaum geneſen, eilte er zu dem ſterbenden Biſchof von Brescia, ſeinem Suffragan, um ihm im Todeskampf beizuſtehen; dann zu dem Biſchof von Novara, um auch ihm dieſen letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Die göttliche Gnade in ihrer unermeßlichen Fülle waltete dermaßen in ihm, daß er die Anſtrengung dieſer plötzlichen ſchleunigen Reiſen gar nicht beachtete.

So kam der October des Jahres 1584 heran. Der heil. Karl Borromäus begab ſich alljährlich in eine ſtille Zurückgezogenheit, um einige Tage dem beſonders genauen Nachdenken über ſeinen Seelenzuſtand zu widmen, ſich durch eine Generalbeichte über das verfloſſene Jahr vom leiſeſten Makel zu reinigen und durch Reue, Buße und heilige Vorſätze zu erneuern und zu ſtärken. Das geſchah auch jetzt. Er ging auf den Monte Verallo, einen einſamen, aus der Mitte eines Thales aufſchießenden Berg, der mit kleinen Kapellen bebaut war, in denen das Leben und Leiden unſers Herrn Jeſus Chriſtus bildlich dargeſtellt und frommer Betrachtung geweiht war. Ein Kloſter krönte den Monte Verallo und die Ordensmänner verſahen den Dienſt der Seelen bei den zahlreichen Wallfahrern. Dort bereitete ſich der Heilige auf ſeinen Tod vor. Fünf Tage wendete er dazu an und verbrachte ſie in ſo glühenden Gebeten, daß die Zeit ihm zu kurz erſchien. Er geißelte ſich bis auf Blut und Wunden; er ruhte zwei Stunden der Nacht auf nackten Brettern; er genoß ganz wenig grobes ſchwarzes Brod und etwas Waſſer; er legte ſeine Beicht mit ſolcher Herzenszerknirſchung und unter ſolchen Thränenſtrömen ab, daß ſein Beichtvater, Pater Franz Adorno, ſelbſt darüber in Thränen zerfloß. Dabei ſtellte ſich ein Wechſelfieber mit ungeheurer Heftigkeit ein; aber er ließ ſich nicht in ſeinen frommen Uebungen ſtören, nahm jedoch etwas Brodſuppe zur Nahrung und etwas Stroh zum Lager, auch etwas mehr Schlaf, — weil Pater Adorno es ſo anrieth.

Am 29. October verließ er Monte Verallo, eröffnete ein neugegründetes Collegium zu Ascona, beſuchte ſeinen Vetter, den Grafen Renatus Borromäus auf ſeinem heimathlichen Schloß Arona und wurde ſo ſchwer krank, daß er zu Schiff auf dem Ticino nach Mailand reiſen und ſich dort in einer Sänfte aus dem Schiff nach dem Erzbiſchöflichen Palaſt tragen laſſen mußte. Die Aerzte verſammelten ſich um ſein Krankenlager; aber ſie erkannten bald, daß es ein Sterbebett ſei. Mit unendlicher Heiterkeit der Seele empfing er in Gegenwart ſeiner Verwandten und Freunde, ſeines Domkapitels und ſeiner Hausgenoſſen aus den Händen des Dompropſtes Fontana die heiligen Sterbeſacramente. Alle baten weinend um ſeinen Segen und mit ſchwacher Hand machte er das heilige Kreuzzeichen über ſie. Dann fiel er in einen ſtillen Todeskampf und den Blick unverwandt auf ein Cruzifix gerichtet, während ein ſeliges Lächeln um ſeine Lippen ſchwebte, gab er friedlich ſeine heilige Seele in die Hand ſeines Schöpfers zurück. Sein treuer Freund, der fromme, gelehrte Karl Bascape, Barnabitenordens, drückte ihm die Augen zu und das Trauergeläute des majeſtätiſchen Domes von Mailand verkündete der Stadt, daß ihr heiliger Erzbiſchof aus der Zeitlichkeit geſchieden ſei. Es war der 3. November 1584.

So ſtarb dieſer apoſtoliſche Mann, den die Kirche zu ihren größten Prieſtern und Lehrern mit Stolz und Freude zählt und deſſen Heiligſprechung im Jahre 1610 unter Papſt Paul V. erfolgte. Seine Beſtrebungen für die Kirche ſind die, welche man heutzutage mit einem gehäſſigen Nachdruck von allen Feinden der Kirche ultramontan nennen hört. Wörtlich überſetzt heißt dies: Jenſeits der Berge. Der Haß gegen die katholiſche Kirche mißbraucht es zu einem Feldgeſchrei gegen die ſogenannte Abhängigkeit von Rom, die in Wahrheit aber Einheit mit Rom, Einheit in der Glaubenslehre, Einheit in der Gottesanſtalt iſt, die Chriſtus für die ganze Menſchheit, bis zum Ende der Zeiten geſtiftet hat, als ſein göttlicher Mund ſprach: „Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ Wir können aus dem Leben des heil. Karl Borromäus demnach die ächte Bedeutung des Wortes ultramontan entnehmen und den lieben Gott bitten, der Kirche gar keine andere, als ultramontan geſinnte Biſchöfe zu ſenden, die durch Lehre und Beiſpiel den ganzen Clerus und die ganze Laienwelt mit dem unbedingteſten Ultramontanismus beſeelen, weil ultramontan ſein — Eins und daſſelbe iſt mit gut katholiſch ſein.

◆

Der heilige Vincenz von Paula.

In Acqs, einem Dörfchen des ſüdlichen Frankreichs, kam dieſer große Diener Gottes im Jahre 1576 am Oſterdienſtag auf die Welt. Seine Eltern waren brave Landleute, die auf ihrem kleinen Erbgute im Schweiße ihres Angeſichtes das Brod für ſich und ihre vier Söhne und zwei Töchter erarbeiten mußten. Alle Kinder gingen ihnen dabei fleißig zur Hand. Vincenz, der dritte Sohn, der aufgeweckten Geiſtes war, wurde zu verſchiedenen Dienſten gebraucht, wie ſie eben vorkamen, mußte die Schweine hüten, mußte das Mehl von der Mühle holen u. dgl. m. Alles that er pünktlich und ſorgfältig. Kam er von der Mühle zurück und begegnete ihm etwa ein Dürftiger, ſo erbarmte es den kleinen Vincenz ſehr, und er theilte von ſeinem Mehl mit. Dem Vater ſagte er es ſpäter, und der war auch immer damit zufrieden.

Als Vincenz zwölf Jahre alt war, hatte er ſich einen kleinen Schatz von etwa 36 kr. zuſammengeſpart, und den verſchenkte er auf Einmal an einen Armen, der große Noth litt. So mitleidig war Vincenz von Kindheit auf. Sein Vater kannte den Guardian des Franciscanerkloſters in dem benachbarten Städtchen Dax und dieſer ermunterte ihn dazu, den kleinen Vincenz ſtudiren und Geiſtlich werden zu laſſen, da der Knabe einen ſo fähigen Kopf, ein ſo liebes beſcheidenes Benehmen und ein ſo gutes Herz habe. Bei zwölf Jahren kam alſo Vincenz zu den guten Franciscanern, die ihn für ein jährliches Koſtgeld von 30 fl. aufnahmen, verpflegten und mit Sorgfalt unterrichteten. Er machte ſo treffliche Fortſchritte und war dabei ſo tadellos in ſeiner Aufführung, daß der Pater Guardian ihn ſchon nach vier Jahren als einen tüchtigen Hauslehrer empfehlen konnte, den der fromme Herr von Commet, ein angeſehener Rechtsanwalt in Dax, für ſeine Söhne ſuchte.

Vincenz nahm dankbar die Stelle an, unterrichtete die Commet'ſchen Kinder, ſetzte eifrig ſeine eigenen Studien fort und hing an Herrn von Commet wie ein guter Sohn. Dieſer hatte ſeinerſeits den Vincenz außerordentlich gern und rieth ihm dringend, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, als Vincenz bei zwanzig Jahren ſo weit in den Studien war, um ſich über die Standeswahl entſcheiden zu müſſen. Aus großer Demuth hätte ſich Vincenz, ohne dieſe Ermunterung, vielleicht nie dazu entſchloſſen; wenigſtens ſagte er oft in ſpäteren Jahren, wenn er nicht bereits Prieſter wäre, ſo würde er es jetzt, da er die volle Erkenntniß über dieſen heiligen Beruf hätte, nimmermehr werden.

Auf Gott vertrauend, der die frommen Entſchlüſſe ſegnet, ging Vincenz, arm wie er war, nachdem er die vier niederen Weihen empfangen hatte, nach Toulouſe, um Theologie zu ſtudiren. Sein guter Vater verkaufte ein Paar Ochſen, um ihn ein wenig unterſtützen zu können. Der brave und fromme Alte erlebte noch die Freude, ſeinen Vincenz zum Prieſter geweiht zu ſehen; dann ſtarb er, und Vincenz übernahm eine Lehrerſtelle an der Schule der Stadt Buzet. Da wirkte er mit ſo glücklichem Erfolge und erwarb ſich eine ſo hohe Achtung, daß viele Edelleute der Gegend ihre Söhne bei ihm in die Koſt gaben. Dies geſchah auch, als er ſpäter wieder nach Toulouſe zurückkehrte und öffentliche Vorleſungen an der Univerſität hielt. Fromme Eltern ſchätzten ſich und ihre Söhne glücklich, wenn Vincenz die ſtudirenden Jünglinge in ſeine Obhut nehmen wollte.

Sein ſtilles einfaches Leben wurde plötzlich in ſehr ungewöhnlicher Weiſe geſtört. Ein Gönner hatte ihm eine kleine Geldſumme vermacht, die er in Marſeille erheben mußte. Glücklich hatte Vincenz die Reiſe und das Geſchäft abgemacht und ſchickte ſich bereits zur Heimkehr an, als ein Edelmann aus Toulouſe ihm vorſchlug, mit ihm zu Waſſer bis Narbonne zu gehen — was allerdings die Reiſe ſehr abkürzte. Vincenz war es gern zufrieden. Sie ſegelten ab, und der Wind war ſo günſtig, daß der Schiffer hoffte, die Fahrt in einem Tage zurückzulegen. Aber damals war das Reiſen auf dem mittelländiſchen Meere nicht ſo ſicher wie heutzutage! An der Nordküſte von Afrika lagen die ſogenannten Raubſtaaten, Tunis, Algier und Tripolis, die von den muhamedaniſchen Barbaresken bewohnt waren — und unter ihren beſonderen Fürſten, welche Dey hießen, die Oberherrſchaft des Sultans zu Konſtantinopel anerkannten. Dieſe Raubſtaaten waren eine fürchterliche Plage, ſowohl für die europäiſche Schifffahrt im mittelländiſchen Meere, als auch für die Küſten-Landſtriche von Spanien, Frankreich, Italien, Sicilien und alle übrigen Inſeln. Denn die Barbaresken waren ungemein geſchickte und verwegene Seeleute, kaperten die Schiffe ſammt Bemannung und Fracht, fielen über wehrloſe Städte und Dörfer an den Küſten her, raubten ſie aus und ſchleppten die Einwohner fort, theils um ſie als Sklaven zu behalten oder zu verkaufen, theils um ſie gegen ſchweres Löſegeld frei zu geben. Viele tauſend Chriſten jedes Alters, Standes und Geſchlechtes ſchmachteten in den Kerkern oder in der Sklaverei der Barbaresken, bis ſie entweder ausgelöſt oder, vom Chriſtenthum abfallend, muſelmänniſch wurden. So gingen gar viele Seelen, welche die ungeheueren Drangſale der Gefangenſchaft nicht aushalten konnten und dem heiligen katholiſchen Glauben entſagten, auf ewig verloren, Das Fahrzeug, auf welchem Vincenz ſeine Seereiſe machte, wurde von drei Raubſchiffen der Barbaresken angefallen. Die Mannſchaft wehrte ſich tapfer; als aber der Steuermann und einige Andere getödtet und die Uebrigen verwundet waren, konnten ſie nicht länger Widerſtand leiſten, wurden in Ketten gelegt, ſchlecht verpflegt und endlich nach Tunis geführt. Unter ihnen befand ſich Vincenz, den ein Pfeilſchuß ſchwer verletzt hatte. Statt alſo mit ſeiner kleinen Baarſchaft wohlbehalten in Toulouſe anzulangen und dort ſeine theologiſchen Vorleſungen fortzuſetzen, gerieth er, elend, krank und beraubt in die Sklaverei nach Tunis. Es gehörte in den Plan Gottes, daß ſein Diener, der ſo viel für die Armen und Gefangenen wirken ſollte, aus eigener Erfahrung Armuth und Gefangenſchaft kennen lernen ſollte.

Vincenz mit ſeinen Leidensgefährten wurden an Ketten in der Stadt umher geführt und zur Schau geſtellt. Die Kaufluſtigen nahmen allerhand Unterſuchungen mit ihnen vor — wie man das jetzt noch immer auf den Sklavenmärkten des Orients ſieht. Sie mußten gehen, laufen, Laſten heben; man prüfte ihre Zähne und ihre Muskelkraft. Endlich kaufte ein Fiſcher den Vincenz; da dieſer aber auf dem Meer immer ſeekrank und daher unbrauchbar beim Fiſchfang war, ſo wurde er bald an einen Arzt verkauft, der ſich viel mit Chemie abgab, allerlei Quinteſſenzen bereitete und ſchon ſeit fünfzig Jahren nach der Kunſt forſchte, Gold zu machen. Er war ein gutmüthiger Greis, dem Vincenz im Laboratorium behülflich ſein mußte und der ſeinem Sklaven bald ſo gewogen war, daß er ihn zum Erben ſeines Vermögens machen wollte, wenn Vincenz vom heiligen Glauben abfiele. Eines Tages wurde der gute Alte aus ſeinem Laboratorium hinweg geriſſen: er ſollte nach Konſtantinopel kommen, zum Sultan Achmet, und Gold für ihn machen. Der Greis ſtarb vor Gram auf der Reiſe, und ſein Neffe verkaufte Vincenz an einen Renegaten, einen Edelmann aus Nizza, der vom Glauben abtrünnig geworden war und nun als Muhamedaner üppig und bequem mit drei Frauen auf dem Lande lebte.

Vincenz wurde als Gartenarbeiter gebraucht. Die türkiſchen Damen haben eine Menge von Sklavinnen, beſchäftigen ſich mit gar nichts und leiden deßhalb an beſtändiger Langeweile. So ging es auch der Frau des Renegaten, die eine Türkin war. Sie kam oft in den Garten, um ſich aus Neugier mit dem fremden Sklaven zu unterhalten und einmal fiel es ihr ein, ihm zu befehlen, Loblieder auf ſeinen Gott zu ſingen. Ihm traten die Thränen in's Auge, und er ſang den traurigen Pſalm der Kinder Israels in der Gefangenſchaft: „An den Flüſſen Babylons ſaßen wir und weinten, wenn wir an Sion gedachten.“ Und dann das Salve Regina, das ſo recht das Klagelied des Menſchen über ſeine Verbannung in das irdiſche Thränenthal iſt. Der guten

Türkin gefielen dieſe Geſänge und Alles, was Vincenz von Gott und der chriſtlichen Religion ſprach, dermaßen wohl, daß ſie Abends zu ihrem Manne ſagte, er habe ſehr Unrecht gethan, einen Glauben zu verlaſſen, von welchem der fränkiſche Sklave ihr ſo viel Schönes erzählt habe, und ſie werde gewiß im Paradies ihrer Väter keine ſüßere Freuden finden, als ſie bei den Lobliedern zu Ehren des Chriſtengottes empfunden habe. Der Renegat ging in ſich voll Reue, und ſagte zu Vincenz, wenn ſich eine Gelegenheit zur Flucht fände, wolle er mit ihm nach Frankreich oder Italien fliehen und Buße thun für ſeinen ſchmählichen Abfall.

Es währte zehn Monate, bis es dahin kam. Endlich aber führte der Renegat ſeinen Entſchluß aus, begab ſich mit Vincenz an den Strand, wo ein kleiner Nachen ſie erwartete, und in dieſem elenden Fahrzeuge wagten ſie ſich wirklich über das große mittelländiſche Meer und landeten wohlbehalten an derſelben franzöſiſchen Küſte, wo Vincenz 1 $^{1}/_{4}$ Jahre zuvor gefangen genommen worden war. Sie begaben ſich ſogleich nach der Stadt Avignon, die damals dem römiſchen Stuhle angehörte. Deßhalb hatte der Papſt dort einen Legaten, und dieſer nahm die feierliche und öffentliche reumüthige Abſchwörung des muhamedaniſchen Irrthums vom Renegaten zur freudigen Erbauung der Gläubigen an. Da der Legat bald darauf nach Rom reiſte, ſo nahm er Vincenz und den Renegaten mit, und während jener mit unausſprechlichen Tröſtungen das Andenken ſo vieler Martyrer und Heiligen in der Hauptſtadt der Chriſtenheit verehrte, that dieſer Buße und trat, um Gott in dem Nächſten zu dienen, in die Genoſſenſchaft der barmherzigen Brüder ein, welche die Kranken pflegen.

Vincenz, als ein Unterthan des Königs von Frankreich, wurde dem franzöſiſchen Botſchafter in Rom bekannt, und erwarb ſich deſſen Vertrauen in ſo hohem Grade, daß er mit einem geheimen mündlichen Auftrage nach Paris zu König Heinrich IV. geſchickt wurde. Dort nahm ihn die Königin Margarethe als Hausgeiſtlichen in ihre Dienſte. Vincenz erfüllte treu ſeine Verpflichtungen, beſuchte aber die Kranken im Spital der barmherzigen Brüder, in deren Nähe er wohnte, viel fleißiger als den königlichen Hof. Auf alle Menſchen, mochten ſie vornehm oder gering, reich oder arm ſein, machte er den Eindruck eines ſehr demüthigen, liebevollen, weiſen, wohlthätigen Mannes und frommen treuen Prieſters; dennoch traf ihn eine ganz gemeine Verläumdung. Er bewohnte ein und daſſelbe Zimmer mit einem Landsmanne, der ſich wegen Geſchäfte in Paris aufhalten mußte. Dieſem wurden 300 Thaler aus dem Schreibtiſche entwendet, und ohne Weiteres beſchuldigte er öffentlich und allenthalben Vincenz dieſes Diebſtahls. Niemand glaubte ihm, obzwar Vincenz nichts ſagte, als: „Gott weiß die Wahrheit;“ aber der Mann blieb doch heftig erbittert gegen ihn, bis man nach Jahren den Schuldigen entdeckte — und zwar in einem Apothekerlehrling, der Arznei gebracht und aus dem offenen Schreibtiſche den Geldbeutel entwendet hatte.

Es lebte damals in Paris ein ſehr frommer Prieſter, Pater Berulle, der die geiſtliche Genoſſenſchaft der Väter des Oratoriums in Frankreich eingeführt hatte und als deren Oberer ſie leitete. Er war ein vertrauter Freund von Vincenz, zugleich deſſen Beichtvater und Gewiſſensrath, und er trug ihm auf, proviſoriſch die Pfarre von Clichy anzunehmen, einem Dorf in der Gegend von Paris. Vincenz gab unverzüglich ſeine Stelle bei der Königin Margarethe auf, und ließ ſich wie ein willenloſes Werkzeug zu Allem brauchen, was dem Willen Gottes gemäß war; und dieſe Uebung im demüthigen Gehorſame zog auf all ſeine Werke Fülle von Segen herab. Auch in Clichy gab ſich das kund. Nur ein Jahr etwa wirkte er dort als Pfarrer; aber er war ein ſo heiliger Hirt, daß ſich die kleine Heerde in der kurzen Zeit mit ihm und durch ihn heiligte. Von ſeiner wunderſamen Gabe, die Herzen zu Liebeswerken und Almoſen zu bewegen, brach hier gleichſam das Morgenroth an, indem er die gänzlich verfallene und verarmte Kirche zu Clichy neu aufbaute und mit heiligen Gewändern und gottesdienſtlichen Geräthſchaften verſah, ohne Beihülfe der dürftigen Gemeinde, lediglich auf Koſten frommer Perſonen zu Paris.

Inzwiſchen hatte ſich ein ſehr reicher und angeſehener Mann, Graf Emmanuel von Gondy, an den Pater Berulle mit der Bitte gewendet: ihm einen Oratorianer als Hauskaplan und Erzieher ſeiner drei Söhne zu geben. Pater Berulle folgte einem höheren Rathſchluſſe, indem er Vincenz zu dieſem Platze berief und dieſer demüthige Diener Gottes ſtand keinen Augenblick an, aus dem öffentlichen Amte auszuſcheiden und die beſcheidene Stellung in einem Privathauſe anzunehmen. Graf und Gräfin Gondy waren des Glückes werth, Vincenz unter ihren Hausgenoſſen zu zählen. Als die Gräfin ihm ihre Söhne übergab, ſagte ſie zu ihm: „Ich hoffe und wünſche, daß Sie meine Kinder nicht zu großen Herren für die Welt — ſondern zu Heiligen für den Himmel erziehen.“ Der Graf und die Gräfin waren in ſeltener Weiſe gottesfürchtig, großmüthig, liebevoll, gewiſſenhaft; und die Gräfin beſonders von ſo zarter, reiner Frömmigkeit, daß ſie ihr Leben verzehrte in dem Verlangen, das Seelenheil des Nächſten zur Verherrlichung Gottes zu fördern. Der Nächſte war ihr aber nicht bloß der Gemahl, die Söhne, die Familie — nicht bloß die Hausgenoſſen und Dienerſchaft, ſondern alle Untergebenen und vorzüglich die Armen auf ihren großen und zahlreichen Beſitzungen. Gerade die Landleute, die bei ihren ſchweren Arbeiten oft ſo wenig geiſtlichen Troſt genießen, weil ſie das Evangelium und die Glaubenslehren nicht kennen, die ſie ſeit dem Schulbeſuch in ihrer Kindheit faſt vergeſſen haben, gerade das Landvolk lag der Gräfin beſonders am Herzen. Es befand ſich auch gerade damals in einem höchſt verwilderten Zuſtand.

In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war mehr und minder in ganz Europa ein entſetzlicher Abfall von der heiligen katholiſchen Kirche eingetreten. Unvollkommenheiten der Perſonen, der Zuſtände, hier ein Mißbrauch, dort eine Erſchlaffung der Kirchenzucht, da ein übergroßer weltlicher Beſitz — lauter Dinge, die freilich Uebelſtände und zu beſeitigen ſind, die aber nicht in Folge der katholiſchen Glaubenslehre, ſondern weil man ſie nicht immer und überall befolgte, eingetreten waren — dieſe Unvollkommenheiten boten den Vorwand zu jenem großen Abfall, der ſich ſelbſt Reformation, d. h. Wiederherſtellung der Kirche, nannte, und ſich von Anfang an in verſchiedene Secten ſpaltete, ſo daß jede Fraction nach ihrer Anſchauung die Lehren des Evangeliums handhabte. In Frankreich, wo Calvin die neue Secte ſtiftete, nannte ſie ſich mit großem Hochmuth: die reformirte Kirche. Eine ihrer Reformen ging darauf aus, die wildeſten und grauſamſten Kriege gegen Frankreichs Könige und Frankreichs Katholiken zu erheben, die katholiſche Kirche zu vernichten und mit Gewalt alle Staatsbürger reformirt zu machen. Sobald man dem Calvinismus ſeine Glaubensfreiheit geſtattete, benutzte er ſie, um, wo möglich, die katholiſche

Glaubensfreiheit zu unterdrücken. Je mehr Spielraum man ihm gönnte, deſto frecher und unduldſamer wurde er gegen die Katholiken. Die reformirten Prädicanten beſchloſſen im Jahr 1562 auf ihrer Synode zu Nimes, ſämmtliche katholiſche Kirchen dieſer Diöceſe niederzureißen. Eine gewiſſenloſe Politik ehrſüchtiger Männer benutzte dieſen Fanatismus für ihre Partei, und Bürgerkriege, die mit Unterbrechung 70 Jahre währten, hatten zur Zeit da Vincenz lebte, Frankreich verheert und das Volk in zwei feindliche Heere zerriſſen, die nicht ſelten leider! auf beiden Seiten ehrgeizigen Anführern und politiſchen Parteien dienten — hatten den ganzen Staatskörper von oben bis unten, in allen Gliedern, in allen Ständen, gründlich verderbt. Die ſchwerſten Sünden galten kaum als Beleidigungen Gottes, dermaßen waren Mord, Unzucht, Zweikampf, Entführungen ſchutzloſer Frauen und jede Art von wilder Ruchloſigkeit, ganz öffentlich und keineswegs von der allgemeinen Meinung gebrandmarkt, an der Tagesordnung. Bittere Feindſchaften, vererbter Haß, Familienzwietracht verdüſterten die Gemüther der Menſchen. Tiefe Sittenloſigkeit ſtörte das häusliche Glück; Betrügerei, Wucher und Raub den Handel und Wandel, Gottesläſterung und Aberglauben den Verkehr mit Gott. Wie konnte es auch anders ſein, da die Seelen ihre religiöſe Nahrung ſo ſehr entbehrten und vom Glaubensleben wie abgeſchnitten waren! Einen ſolchen Zuſtand kann kein Menſch aushalten; äußerlich lebt er zwar fort, aber innerlich verkommt er. Die Calviniſten hatten mit ihrem finſteren fanatiſchen Haſſe gegen die heilige katholiſche Kirche grenzenloſes Unheil geſtiftet. Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts waren 28 Diöceſen in Frankreich ohne Biſchöfe. In 35 Diöceſen hatte die Spendung der heiligen Sacramente aufgehört. 150 Domkirchen und Abteien waren in Flammen aufgegangen oder niedergeriſſen — verſteht ſich, nachdem ſie zuvor gründlich geplündert und ausgeraubt waren. Die Zahl der zerſtörten Pfarrkirchen und Klöſter übertrifft alle Vorſtellung: in vier Diöceſen des ſüdlichen Frankreichs beliefen ſie ſich auf 500; in einer einzigen Provinz des nördlichen Frankreichs auf 300. Zu Orthez, einer Stadt in den Pyrenäen, ließ ein calviniſcher Marſchall, Mongommery, 3000 Katholiken niedermetzeln, zwiſchen 2 und 300 Mönche aber mit verſchärfter Grauſamkeit theils lebendig begraben, theils in Brunnen ſtürzen — weil es jedoch zu langſam ging, die Uebrigen mit dem Schwerte umbringen. Dieſe Zuſtände muß man erwägen, um die berüchtigte Bartholomäusnacht richtig zu beurtheilen. Sie war ein abſcheuliches Blutbad auf katholiſcher Seite, hervorgerufen durch manches abſcheuliche Blutbad auf reformirter Seite. Aber die calviniſchen Verfolgungen und Ruchloſigkeiten zogen noch viel größere Uebelſtände für die heilige katholiſche Kirche nach ſich. Man floh den geiſtlichen Stand, man vernachläſſigte die theologiſchen Wiſſenſchaften; in einigen Diöceſen hörten überhaupt aus Mangel an Lehrern, an Schülern, an Geld und an Ausſichten alle Studien auf; in vielen ließ die Strenge geiſtlicher Diſciplin nach, verſchwand mehr und mehr und betrübte das katholiſche Volk durch das elendeſte, was es auf Erden gibt: ſchlechte, laſterhafte Prieſter. Um Paris herum, das ein wahrer Feuerbrand des böſen Beiſpiels und der Verſuchungen in dieſer Beziehung war, lag die Landgeiſtlichkeit und daher auch die Gemeinden in dem traurigſten Zuſtand der Verkommenheit. Waren die Pfarrer auch nicht grade von ſchlechtem Wandel, ſo waren ſie doch lau, gleichgültig, feig, ſchläfrig, unwiſſend, ſo daß das arme Volk weder Troſt, noch Belehrung, noch Ermunterung bei ihnen fand, in Gottentfremdung gerieth und aus einer Sünde in die andere fiel.

So lange die Bürgerkriege wütheten, konnte man dieſen Schaden im vollen Umfang nicht ermeſſen, ſo wie Niemand während einer Feuersbrunſt weiß, wie viel die ganze Stadt verloren hat. Das ganze Elend kommt dann erſt zum Vorſchein, wenn man es mit Ruhe überſieht und die Folgen gewahr wird. An den ſchlimmen unvermeidlichen Folgen jener Kriege lag Frankreich nun darnieder!

Graf und Gräfin Gondy brachten den größten Theil des Jahres auf ihren Gütern zu, die in verſchiedenen Provinzen lagen und thaten dort ſehr viel gute Werke.

Vincenz, der ſie immer auf dieſen Reiſen begleitete, trug durch ſeine Einſicht und ſeine Rathſchläge zu weiſer Eintheilung der Almoſen bei. Die armen Kranken, welche die Gräfin ſelbſt pflegte und bediente, beſuchte Vincenz fleißig, um ihre Seelen zu ſtärken und für die Wahrheiten des Heiles empfänglich zu machen. Mit großer Geduld und Liebe katechiſirte er Kinder und Erwachſene, wenn er die Genehmigung der Ortspfarrer dazu erhielt. Den Winter des Jahres 1616 brachte die Familie Gondy auf ihrem Schloß Folleville zu. Da ließ ein tödtlich erkrankter Landmann den frommen Herrn Vincenz — wie man ihn nannte — an ſein Sterbebett rufen, um ihm die heiligen Sacramente zu ſpenden. Der Landmann genoß eines vortrefflichen Rufes; — umſomehr erſchrak Vincenz, als es ihm aus der Beicht des Kranken klar wurde, daß deſſen Gewiſſenszuſtand ganz ungeordnet ſei. Deßhalb ſchlug er ihm eine Generalbeicht über ſein ganzes verfloſſenes Leben vor. Der Kranke ging um ſo bereitwilliger darauf ein, als Vincenz ihm bei der Gewiſſenserforſchung behülflich war. Gut vorbereitet, mit Erkenntniß ſeiner Beleidigungen Gottes und mit aufrichtiger Reue, empfing der Kranke nun das heilige Bußſacrament und verſpürte nach der Losſprechung eine ſo herzinnige Freude und Ruhe, daß er nicht genug Gott danken und preiſen konnte und zu allen Anweſenden ſagte, ohne dieſe Beicht wäre ſeine Seele auf ewig verloren geweſen. Gräfin Gondy, welche dem Kranken in ſeinen letzten Stunden liebreich beiſtand, entſetzte ſich über dies Bekenntniß. Wenn ein Mann von tadelloſem Ruf aus Leichtſinn und Unwiſſenheit in einem ſo gefährlichen Seelenzuſtand ſich befinden konnte, wie mochte es dann mit Anderen beſchaffen ſein! Die gottſelige Frau erſuchte Vincenz, einmal eine recht eindringliche Predigt zu halten über die Kennzeichen aufrichtiger Buße und über denjenigen Zuſtand der Seele, der durch die heilige Beicht auf Vergebung der Sünden hoffen dürfe. Dies geſchah am Feſte Pauli Bekehrung des Jahres 1617 in der Kirche zu Folleville und zwar mit einem ſolchen Segen, daß die meiſten Zuhörer eine Lebensbeicht abzulegen verlangten und daß Vincenz zwei Jeſuitenpater aus Amiens zur Aushülfe ſich erbitten mußte. So wurde die Beichte des Landmannes, der gute Gedanke der Gräfin und die Predigt des Vincenz zu dem Senfkörnlein, aus welchem ſich der Rieſenbaum der Volksmiſſionen, nämlich der Belehrungen im Chriſtenthum durch fremde Geiſtliche — ſo kräftig erhob, daß er jetzt ſeine Zweige mit ihren tauſend und aber tauſend Früchten der Gnade über die ganze katholiſche Welt ausbreitet. Solchen Segen legt Gott auf gute Werke, die nicht aus Selbſtſucht, ſondern zu ſeiner Ehre gethan werden!

Die gute Gräfin freute ſich dermaßen des Heiles, das ſo vielen Seelen widerfahren war, daß ſie auf der Stelle eine Stiftung von 8000 Gulden machte, damit eine Ordensgenoſſenſchaft dagegen die Verpflichtung übernehme, alljährlich Miſſionen auf den Gondy'ſchen Gütern zu halten und zwar in der Weiſe, daß ſie alle fünf Jahre die Runde gemacht hätten — daß folglich allen Gutsangehörigen alle fünf Jahre die Lehren des Evangeliums, ſammt ihrer Anwendung auf das ewige Heil des Menſchen, in gedrängter Zuſammenſtellung vorgetragen würden. Dieſe nämlichen Lehren werden freilich ebenfalls von den Pfarrern jeder Gemeinde gepredigt, jedoch vertheilt auf die ſämmtlichen Sonn- und Feſttage des Kirchenjahres und daher minder überſichtlich. In der Miſſion aber, die in einer Woche, höchſtens in zwei oder drei abgehalten wird, folgen ſie Schlag auf Schlag auf einander, ergreifen kräftiger die Seele, welche nicht Zeit hat, ihre Gleichgültigkeit dazwiſchen zu ſchieben, und thun ihre außerordentlichen Wirkungen gerade durch die gedrängte Kürze, mit welcher ſie das Evangelium, das Uebermaß der Liebe Gottes und der Undankbarkeit des Menſchen predigen.

Die gottſelige Gräfin Gondy bot übrigens ihre 8000 Gulden vergeblich verſchiedenen Ordensgenoſſenſchaften an; es gab damals noch keine, die ſich ausſchließlich dem Werke der Volksmiſſionen gewidmet hätten. Vincenz ſollte das Werkzeug ſein, durch welches Gott ſie in's Leben rufen wollte. Aber nicht ſie allein, ſondern noch viele andere große Werke. Er ſelbſt, der heilige Prieſter, der gute einfache Mann ahnte Das gar nicht. Er that immer nur gerade das Nächſte, was Gott ihm auftrug, und gab aufrichtig Gott die Ehre, wenn der Erfolg geſegnet war. Im Gondy'ſchen Hauſe hatte man eine ganz andere Meinung von Vincenz, als er von ſich ſelbſt in ſeiner Demuth hatte. Man bewies ihm unbegrenzte Verehrung, ſowohl die Herrſchaft als die Dienerſchaft. Er war der Rathgeber des Grafen, der Seelenführer der Gräfin, der Erzieher der Söhne, der Verwalter der Almoſen — und er war das Alles in möglichſt großer Vollkommenheit mit jener weiſen, ruhigen, milden Liebe, die nichts vor Augen hat, als den Willen Gottes zu erfüllen, und die nichts erſtrebt, als das Heil der Seelen für die Ewigkeit. Deßhalb ehrte man ihn wie einen Heiligen, wie den ſichtbaren Schutzengel des Hauſes. Dies war es nun eben, was ſeine Demuth beängſtigte. Er fürchtete die Schlingen des Satans, der durch Hochmuth die Engel aus dem Himmel riß. Er fürchtete ſich zu verweichlichen in dem fürſtlichen Glanz und Reichthum, der ihn umgab. Wohnung, Bedienung, Nahrung, Alles war nach ſeiner Meinung viel zu gut für ihn, den armen Bauernſohn, der die Schweine gehütet hatte. Ueberdies ſchien ihm, daß die Gondy'ſchen Söhne nunmehr Studien zu machen hätten, die er nicht zu leiten verſtehe. Dazu kam der Antrag, eine höchſt verwahrloſte Pfarrei zu übernehmen, die ſehr viel ſchwere Arbeit und ganz geringe Einkünfte verſprach und ihn deßhalb ſehr anlockte. Er überlegte das Für und Wider ſeiner Bedenklichkeiten mit ſeinem Gewiſſensrath, Pater Berulle, und da dieſer ſah, daß Vincenz kein heißeres Verlangen habe, als ſich den geiſtlichen Bedürfniſſen recht armer vernachläßigter Leute zu widmen, ſo glaubte er die Hand Gottes zu erkennen, die Vincenz nach Chatillon haben wollte, wo die eine Hälfte der Bevölkerung aus Calvinern und die andere aus ſchlechten Katholiken beſtand. Heimlich, um weder ſich noch ſeinen edlen Freunden das Herz ſchwer zu machen, floh Vincenz aus dem Gondy'ſchen Hauſe.

In Chatillon fand Vincenz ein weites Feld für ſeinen heiligen Eifer. Hier litt die Gemeinde nicht aus Mangel an Prieſtern, ſondern durch deren Untauglichkeit. Es waren ſechs Capläne dort, ſämmtlich von einem höchſt anſtößigen Wandel; aber kein Pfarrer. Vincenz legte als ſolcher die Hand muthig an den Pflug und die Axt an die Wurzel. Da er jene Geiſtliche nicht brauchen konnte, weil ſie in Mißachtung bei der beleidigten Gemeinde ſtanden: ſo erbat er ſich einen frommen Prieſter aus dem benachbarten Lyon, der ſich in der That entſchloß, Caplan eines Pfarrers zu werden, welcher ſelbſt für ſeinen Unterhalt auf die göttliche Vorſehung angewieſen war. Beide lebten bei einem Bürger der Stadt, deſſen ganzes Haus, wie geheiligt durch die zwei frommen Prieſter, eine neue Lebensweiſe mit gemeinſchaftlichem Gebet, täglichem Beſuche der heiligen Meſſen und geregelter Tagesordnung annahm. Vincenz und Caplan

Girard begnügten ſich mit ärmlicher Koſt, kehrten ſelbſt ihre Zimmer aus, machten ihre Betten ſelbſt, ſparten jeden Heller für arme Kranke und Dürftige, beſuchten die Pfarrkinder, um ihnen Theilnahme zu beweiſen und gute Rathſchläge zu geben, katechiſirten Große und Kleine, tröſteten die Sterbenden und predigten Allen.

Während Vincenz ganz Chatillon, Calviner wie Katholiken, in freudige Bewunderung des Lebens eines treuen Hirten ſeiner Heerde verſetzte und ihnen Stand, Beruf und Würde des Prieſters ächt und recht durch ſein Beiſpiel der Selbſtverleugnung vor Augen ſtellte, wendete er ſich in der Stille an die ſechs unglücklichen Geiſtlichen, die ein ſo böſes Beiſpiel und großes Aergerniß gaben. Gott verlieh ſeinen Worten Nachdruck. Sie gaben jeden anſtößigen Umgang auf; ſie beſuchten nicht mehr gemeine Poſſenſpiele; man traf ſie nicht mehr in den Schenken bei Würfelſpiel und Weinkrug; ſie bequemten ſich ſogar zu einer gemeinſchaftlichen Lebensweiſe, die Vincenz ihnen vorſchrieb; — genug, obwohl ein verhärtetes Prieſterherz mit am ſchwerſten aus der Verſtockung zu wecken iſt — weil es die größten Gnaden verſcherzt hat: — in dieſem glücklichen Fall wich die Härte vor der liebreichen Milde des guten Dieners Chriſti. Noch andere ungewöhnliche Bekehrungen legten Zeugniß für ſeine heilſame Gewalt über die Seelen ab.

Auf dem benachbarten Schloſſe Chandes lebte Graf

Rougemont, ein reicher und angeſehener Herr, von vielem Verſtande und manchen guten Eigenſchaften; aber ganz hingegeben dem Laſter jener Zeit: der Leidenſchaft für das Duell. Um der geringſten Urſache willen forderte er ſogleich die Leute heraus, und mit dem größten Gleichmuth brachte er ſie ums Leben oder verwundete ſie. Aus Neugier unterhielt er ſich einmal mit Vincenz. Aber nicht bloß Einmal. Graf Rougemont kam wieder und wieder, und ſiehe! auf die Unterredungen folgte eine Generalbeicht und auf dieſe eine ſo gründliche Abkehr von der Welt und Hingebung an Gott, daß ſein Schloß ein Hospital wurde, in welchem er ſelbſt die Kranken und Armen dem Leibe und der Seele nach verpflegte. Hätte Vincenz es ihm erlaubt, ſo würde er ſich zum Bettler gemacht, und Hab und Gut verſchenkt haben; denn er wunderte ſich ſehr, daß ein Chriſt Eigenthum beſitzen möge, da ja der Sohn Gottes ſo arm auf Erden geweſen ſei.

Ein anderer Fall machte wo möglich noch mehr Aufſehen. Zwei vornehme Damen, die ſehr bewundert und beliebt waren und ein ſehr glänzendes Leben voll Eitelkeit und Vergnügungsſucht führten, wurden ſo ergriffen, als ſie Vincenz predigen hörten, daß ſie noch am nämlichen Tage ihn beſuchten und ihm ihren Entſchluß mittheilten, ſich von der Welt zurückzuziehen. Gekräftigt durch ſeinen Zuſpruch, blieben ſie der Eingebung der Gnade treu, entzogen ſich allem Umgang mit Weltleuten und dienten Chriſto in den Armen, unbekümmert um Tadel und Hohn, der ihnen im reichen Maß zu Theil ward. Solche liebevolle, ſtarke Seelen wußte Vincenz für Gott und für die Plane der göttlichen Vorſehung zu gewinnen; und mit dieſen beiden Damen, denen ſich einige andere fromme, verſtändige Hausfrauen in Chatillon und in der Umgegend anſchloſſen, begann er den erſten wohlthätigen Frauenverein zu gründen, deſſen Beſtimmung es war, aus Liebe zu Gott den Armen Liebesdienſte zu erweiſen. Die geringeren beſtanden in leibliche Abhülfe ihrer Nöthen, die wichtigeren aber in chriſtlichem Einfluß auf ihr ganzes Leben. Wohlthätige Frauenvereine ſind jetzt wohl über die ganze katholiſche Welt verbreitet und unzählige Seelen, die ihnen angehören, haben an ihrem eigenen Heil und dem des Nächſten wacker gearbeitet und das Reich Gottes auf Erden vergrößern helfen. Und was war der erſte Urſprung des gottgefälligen Werkes? Wiederum die evangeliſche Predigt eines heiligen Prieſters und ein Strahl der Gnade in zwei Herzen, die guten Willens waren. Die Calviner ſtaunten dieſe Wunder an; denn wahrlich, es iſt kein größeres Wunder, leiblich Todte zum natürlichen Leben zu wecken, als geiſtig Todte zum Leben der Gnade! Sie ſahen leichtſinnige Prieſter zu ihrer Pflicht zurückgeführt; einen großen Herrn, der ſich zum Spitaldiener machte, und in ſeinem eigenen Schloß ſchlechter als der geringſte Arme lebte; angeſehene reiche Frauen, denen nichts mangelte, um in und mit der Welt glücklich zu ſein, und die alles Glück der Welt verließen, um ſich allem Elend der Welt zu opfern. Die Calviner ſahen das — und einige unter ihnen waren ſo verſtändig, dem Grunde dieſer ungewöhnlichen Erſcheinungen nachzufragen. Sie wendeten ſich an Vincenz, deſſen unbeſchreibliche Sanftmuth und Liebe auch ihnen Vertrauen einflößte. Durch ihn belehrt entdeckten ſie allmälig, daß nur der heilige katholiſche Glaube den Grund zur inneren Umwandlung, Beſſerung und Heiligung des Menſchen lege und legen könne, weil er allein den Menſchen über ſein richtiges Verhältniß zu Gott belehrt, denn er allein iſt zu dieſem Zweck vom Sohne Gottes offenbart worden. Viele Calviner, die es nur waren, weil ſie den katholiſchen Glauben nicht gekannt hatten, entſagten freudig der Irrlehre und kehrten in den Schooß der heiligen Kirche zurück.

Etwa ein halbes Jahr hatte Vincenz in Chatillon zugebracht und täglich guten Samen, dem Gott Gedeihen gab, auf einen Acker geſäet, welcher bis dahin nur Steine und Dornen trug. Er durfte hoffen, eine reiche Ernte zu halten und er freute ſich darauf zur Ehre Gottes. Plötzlich rief ihn ſein Gewiſſensrath, Pater Berulle, nach Paris in's Gondy'ſche Haus zurück. Graf Gondy war Generalintendant der königlichen Galeeren (Schiffe), — und die Geſchäfte ſeines Amtes veranlaßten ihn zu Reiſen in die franzöſiſchen Hafenſtädte. Er war im ſüdlichen Frankreich, als Vincenz ſein Haus verließ.

Dieſer ſchrieb ihm aus Chatillon, er bitte um ſeine Entlaſſung, weil er nicht länger tauglich ſei, der Erziehung der gräflichen Söhne vorzuſtehen. Der Graf, in ſchmerzlichſter Beſtürzung über dieſe unerwartete Eröffnung, ſchlug ſogleich den Weg ein, der am ſicherſten zum Ziele führte: er trug der Gräfin auf, ſich an Vater Berulle zu wenden und durch dieſen, wenn irgend möglich, Vincenz zur Rückkehr zu bewegen. Es könnten ja andere Lehrer den Söhnen Unterricht geben, wenn Vincenz nur die Oberleitung behalten wolle. „Und mir ſelbſt,“ ſchrieb Graf Gondy ſeiner Gemahlin — „mir ſelbſt iſt er unentbehrlich, denn ich habe gehofft, durch ſeine Führung erſt ein wahrhaft rechtſchaffener Mann zu werden.“ Die gute Gräfin war noch viel betrübter, als ihr Gemahl, theils weil ſie fürchtete, Vincenz müſſe in ihrem Hauſe auf eine ihr unbekannte Weiſe gekränkt worden ſein; theils weil ſie nun keine Miſſionen für ihre lieben Landleute auf ihren Beſitzungen bewerkſtelligen konnte. „Sind die Seelen von Joigny und Montmirail“ — ſo hießen zwei ihrer Güter — „nicht eben ſo gut mit dem Blute Jeſu erkauft, als die Seelen von Chatillon?“ ſo ſchrieb ſie an Vincenz. Der Erzbiſchof von Paris, der ein Bruder von Graf Gondy war, ſah auch ungern die Entfernung des frommen Prieſters. Ueberdas waren deſſen Freunde, deſſen geiſtliche Kinder, all' die Leute, denen er ſich irgendwie hülfreich erwieſen, all' die Seelen, deren Führung er übernommen hatte, dermaßen untröſtlich, daß Pater Berulle es am gerathenſten fand, ihn zurückzurufen. Vincenz mußte demnach ſeine geſegnete Wirkſamkeit zu Chatillon verlaſſen. Da ſein vortrefflicher Kaplan Girard ſein Nachfolger als Pfarrer wurde, ſo glaubte er in ſeiner Demuth, derſelbe werde ein beſſeres Werkzeug Gottes ſein, als er — und gelaſſen reiſte er nach Paris, Gott dankend, der ihm überall zeige, welche Wunden in der Kirche geheilt, welchem Elend in der Menſchheit abgeholfen werden müſſe. Tauſend Segenswünſche und Dankesthränen folgten ihm aus Chatillon.

Gerade zum Weihnachtsfeſte 1617 zog er wieder in's Gondy'ſche Haus, wo ein allgemeiner Jubel ihn begrüßte, und wo er jetzt Muße hatte, ſich unbeſchränkt einer apoſtoliſchen Thätigkeit hinzugeben. Er begann ſogleich das neue Jahr mit einer Volksmiſſion, und ſetzte dieſe fort in allen Bisthümern, deren Biſchöfe ſie genehmigten. Er ſuchte ſich einige verdienſtvolle Geiſtliche zu Gehülfen, namentlich für den Beichtſtuhl aus, da eine gründliche Reinigung der Seele der Hauptzweck der Miſſion und der Anfang einer aufrichtigen Bekehrung iſt. Ueberall ſuchte er wohlthätige Frauenvereine in Folge der Miſſionen zu gründen, weil die Seele durch Ausübung frommer Liebeswerke in Verbindung mit Dem, „der die Liebe iſt," tritt. Und überall fanden ſeine Aufforderungen Eingang. Kehrte er dazwiſchen nach Paris zurück, ſo ruhte er aus in einer neuen Thätigkeit. Die

Gefangenen weckten ſeine lebhafteſte Theilnahme, vorzüglich diejenigen ſchweren Verbrecher, die nach dem Gebrauche jener Zeit zu den Galeeren verdammt waren: — eine fürchterliche Strafe! ſie wurden in den unteren Räumen der Schiffe an die ſchweren Ruder geſchmiedet, die das Fahrzeug in Bewegung ſetzten und mit grauſamer Härte behandelt. Ehe ſie in die verſchiedenen Hafenſtädte geführt wurden — was man in der Weiſe bewerkſtelligte, daß man jede Abtheilung an eine lange gemeinſame Kette ſchmiedete, welche dann „die Kette von Breſt," oder „die Kette von Toulon" ꝛc. genannt wurde, — lagen ſie in einem ſehr feſten und ſtrengen Kerker beiſammen. Vincenz konnte ſich die Noth dieſer Unglückſeligſten nicht jammervoll genug vorſtellen. An der Seele gepeinigt durch Gewiſſensbiſſe, am Körper durch alle Plagen einer barbariſchen Haft, ſtand ihnen nichts bevor, als an der ſchrecklichen Kette von einem Ende Frankreichs zum andern getrieben — überall verachtet, gehöhnt, mißhandelt, von rohem Geſindel mit Unrath und Steinen geworfen zu werden, und endlich wie in einem ſchwimmenden Sarge, bei lebendigem Leibe in der Galeere begraben zu werden, deren Ruderbank eine Folterbank war. Graf Gondy als Generalintendant der Galeeren gab gern die von Vincenz begehrte Erlaubniß, das Gefängniß dieſer Armſeligen in Paris beſuchen zu dürfen. Er ſchauderte vor der Verwahrloſung, worin man ſie ſchmachten ließ. In unterirdiſchen Räumen, ohne Licht, ohne friſche Luft, ohne Beſchäftigung, elend genährt, kaum bekleidet, mit Ungeziefer bedeckt, jeder leiblichen Erleichterung und jedes geiſtlichen Troſtes beraubt — ſo fand er ſie. Und während ihm das Herz wehe that von ſolchem Uebermaß des menſchlichen Elendes, ſtaunten ſie, daß irgend Jemand Mitleid mit ihnen habe: ſo verſtoßen waren ſie aus dem Bereiche menſchlicher Barmherzigkeit.

Vincenz traf ſogleich mit Graf Gondy's Zuſtimmung und auf Koſten der milden Seelen, denen Gott Reichthum verliehen hatte und die ſich glücklich ſchätzten, dem treuen Verwalter der Angelegenheiten Gottes mit ihrem Reichthume zu dienen — andere Anſtalten, miethete eine ſichere und paſſende Behauſung und führte die Gefangenen aus ihren luftloſen Kellerlöchern in ein menſchliches Gefängniß, wo er ihnen jede Erleichterung zukommen ließ, welche die Verhältniſſe geſtatteten. Durch dieſe Theilnahme gewann er ihre Herzen, dann ihr Vertrauen; ſeine Liebe bahnte der göttlichen Liebe den Weg — und endlich hatte Vincenz den unſäglichen Troſt, daß die rohen und verwilderten Gewiſſen ihm zugänglich wurden und nach und nach das heilige Bußſacrament begehrten.

Dieſe Sache machte denn doch Aufſehen; man ſprach in ganz Paris davon; auch bei Hof. Die Welt iſt kalt und hart; allein wenn ſie gewahr wird, daß himmliſche Dinge in ihr vorgehen: ſo wacht ſie doch wohl einmal theilnehmend auf. König Ludwig XIII., ein frommer junger Herr, hörte mit Rührung, daß Vincenz täglich viele Stunden bei dieſen Ausgeſtoßenen der Menſchheit zubringe, ſie ermuntere und beruhige, die Kranken bediene, gleichgeſinnte Prieſter ihnen ſende, wenn andere Geſchäfte ihn riefen, und ſeinen Herzensfreund, den gottſeligen Prieſter Portail bewogen habe, Wohnung in ihrer Behauſung zu nehmen, um ihnen täglich die heilige Meſſe zu leſen. Auf Graf Gondy's Vorſchlag ernannte König Ludwig Vincenz zum erſten Geiſtlichen aller königlichen Galeeren; dadurch war ihm die Seelſorge ſämmtlicher Galeerenſklaven übergeben. Das war es gerade, was er wünſchte! er machte eine Reiſe nach Marſeille, dann nach Bordeaux, um für ſeine lieben Galeerenſklaven zweckmäßige Einrichtungen zu treffen und vor Allem — um für geiſtlichen Zuſpruch genügend zu ſorgen, der den jammervollſten Kerker und die härteſte Lage erträglich macht, weil er zu frommer Buße antreibt, welche die Läuterung im Fegfeuer abkürzt.

Die Gräfin Gondy war ſeit Jahren ſchon kränklich, allein es wohnte ein ſtarke Seele, ein feſter und beharrlicher Geiſt in ihrem hinfälligen Körper. Sie wollte, daß, ſo viel in ihrer Macht ſtand, den Armen das Evangelium gepredigt werde: dies war ihr Lieblingswunſch, ihr Verlangen, ihr Gebet. Es wurde ihr mehr und mehr klar, daß ſie zu dieſem Zweck keine Ordensgenoſſenſchaft nöthig habe, und daß einige Prieſter, die von apoſtoliſchem Geiſt beſeelt wären, die gemeinſchaftlich leben und ſich dem heiligen Geſchäft widmen wollen, ihrer Abſicht genügen würden. Sie ſah, daß die würdigſten Geiſtlichen von Paris Vincenz mit Freuden bei ſeinen Miſſionen unterſtützten, und ſie war überzeugt, er werde leicht eine kleine Geſellſchaft von Miſſionären verſammeln und bilden, wenn man ihnen Wohnung und Unterhalt ſichere. Sie zog den Grafen und den Erzbiſchof, ihren Schwager, zu Rath und Beide ſtimmten ihr bei. Die 8000 Gulden, welche ſie vor ſieben Jahren für die Stiftung des Miſſionswerkes beſtimmt hatte, lagen noch immer da. Nun wurde der ganze Plan vergrößert; die Miſſion ſollte eine ganz allgemeine Beſtimmung bekommen und nicht auf die Gondy'ſchen Herrſchaften beſchränkt bleiben; der Graf erhöhte das Capital auf 20,000 Gulden, und der Erzbiſchof gab ein altes, halbverfallenes, leerſtehendes Gebäude her. Dort ſollten die Miſſionsprieſter gemeinſchaftlich von den Einkünften des Capitals leben, wenn ſie nicht auf ihren Berufsreiſen wären, und Vincenz ſollte die Oberleitung der Geſellſchaft lebenslänglich führen. Mit innigſtem Dank gegen Gott gründeten Alle das fromme Werk: der Erzbiſchof, der Graf, die Gräfin, Vincenz, ſein Freund Portail und noch einige gleichgeſinnte Geiſtliche, die ſich zu Miſſionären beſtimmten. Und kaum war es begründet, kaum hatten ſich dieſe Männer für den apoſtoliſchen Beruf zuſammengefunden, ſo rief Gott die fromme Gräfin von dieſer Welt ab. Sie ſtarb im Jahre 1625 und im zweiundvierzigſten ihres Alters. Den Armen wurde das Evangelium gepredigt und das war allzeit ihr Verlangen geweſen und wurde nun, durch Gottes Gnade, ihr Werk! ſie ſtarb im ſeligen Frieden, wie ſo viel tauſend fromme Seelen vor ihr und nach ihr.

Der Graf betrauerte ſie unausſprechlich. Sein Haus war ihm verödet. Die Gräfin todt — Vincenz in ſeinem kleinen Collegium — die Söhne erwachſen und ihrem Beruf nachgehend: und er allein! Da legte er all ſeine Würden und Aemter nieder, denen er ſo thätig und eifrig vorgeſtanden hatte, weil ihm ſein Haus lieblich war und weil ſein Familienkreis ihn für all' ſeine Mühen entſchädigte. Der Pater Berulle, der inzwiſchen wegen ſeiner großen Verdienſte zum Cardinal ernannt worden und des Grafen vertrauter Freund war, nahm ihn auf in dem Hauſe ſeiner Genoſſenſchaft. Zwiſchen den Vätern des Oratoriums, in großer Stille und Zurückgezogenheit, verfloſſen die letzten fünfunddreißig Lebensjahre eines Mannes, der in der Welt ſo viel gegolten hatte. Solch ein Schritt war damals gar nicht ungewöhnlich, ſowohl von Männern als Frauen. Die Glaubenskraft war groß und verlieh eine Seelenſtärke, welche nothwendig iſt, um aus dem Glanz des Lebens in die Unſcheinbarkeit ſich zu begeben und um die Dunkelheit der Verhältniſſe zu wählen, wenn man vor und in der Welt leuchten könnte. Und dieſe

Glaubenskraft, die zu jedem Opfer befähigt, ging im ſiebenzehnten Jahrhundert mit ungewöhnlicher Herrlichkeit über all den traurigen Verſinſterungen und Unordnungen der vielfach betrübten Zeiten auf.

Vincenz verſtand es, dieſe Kraft für das Reich Gottes in Bewegung zu ſetzen. Als er ſeine Miſſionsgeſellſchaft begann, gab er ihr eine dreifache Beſtimmung, welche den Bedürfniſſen entſprach, die er in der Geiſtlichkeit und dem Volk kennen gelernt hatte: 1) ſollten die Mitglieder vor Allem an ihrer eigenen Vervollkommnung in der Weiſe arbeiten, daß ſie ſich bemühten, dem Beiſpiel Jeſu, welches er in Lehren und Werken gegeben hat, feurig nachzueifern; 2) ſollten ſie den Armen das Evangelium predigen, beſonders dem Landvolk, weil es am wenigſten Gelegenheit hat, Belehrungen zu hören; 3) ſollten ſie den Geiſtlichen behülflich ſein, in den Kenntniſſen und Tugenden ihres Standes Fortſchritte zu machen. Eine Prieſtergeſellſchaft mit dieſer dreifachen Beſtimmung fand ſo außerordentlich viel Anklang, Beifall und Theilnahme, daß ſie von allen Seiten gehoben wurde. Ausgezeichnet tüchtige und würdige Geiſtliche ſchloſſen ſich ihr an; der König beſtätigte ſie, erlaubte ihr Niederlaſſungen in ganz Frankreich, ſo wie das Recht, Vermächtniſſe und Gaben anzunehmen, Papſt Urban VIII. erhob ſie zu einer Ordensgenoſſenſchaft, welche den Namen Prieſter der Miſſion führen und von Vincenz eine Ordensregel erhalten ſolle; und die Chorherrn von St.

Lazarus ſchenkten ihm ihr großes Haus mit liegenden Gründen vor der Stadt — weil ſein kleines Collegium viel zu eng wurde. Nach dieſem Hauſe nannte man die Miſſionsprieſter auch Lazariſten. Einen ſolchen Aufſchwung hatte Vincenz in ſeiner Demuth nicht geahnt. Er ſagt von dem Anfang ſeines Werkes: „Wir gingen ſchlecht und recht, wohin uns die Biſchöfe ſchickten, um nach dem Beiſpiel des Sohnes Gottes den Armen das Evangelium zu predigen. Das thaten wir, Gott aber that, was Er von Ewigkeit her beſchloſſen hatte: Er verlieh unſeren Arbeiten einigen Segen. Gute Geiſtliche, die davon Zeuge waren, verbanden ſich nach und nach mit uns; ſo bildete ſich allmälig die Geſellſchaft. O mein Heiland! wer hätte je glauben können, daß ſie ſich ſo ausbreiten würde! Weder ich noch der gute Portail hatten ſolche Gedanken! deßhalb können wir das auch nicht für unſer Werk, für Menſchenwerk halten, woran kein Menſch dachte.“

Ueberall ſtiftete Vincenz in Folge ſeiner Miſſionen Vereine wohlthätiger Frauen, weil er ſie als ein kräftiges Mittel erkannt hatte, die Anregung, welche die Miſſion dem Glauben gegeben hatte, durch die Liebe in Ausübung zu bringen. Er gab ihnen beſtimmte Statuten, damit ſie in ſeinem Geiſte und mit ſeiner Abſicht wirken möchten, und da Statuten nicht genügen, wenn ſie nicht zuweilen durch das lebendige Wort friſch erklärt und beleuchtet werden: ſo ſchickte

Gott ſeinem treuen Diener eine Seele zu, wie er ſie für dieſen Zweck nöthig hatte. Das war Frau Louiſe Legras, eine gottſelige Wittwe von hellem Verſtand und von großmüthigem Herzen, die in Paris ganz für Liebeswerke lebte. Vier Jahre prüfte Vincenz ihre Einſicht, ihre Kraft, ihre Beharrlichkeit; dann erſt, im Jahre 1629, übergab er ihr die Vorſteherſchaft über ſämmtliche Vereine in Frankreich. Ein mühſeliges Geſchäft, dem ſie ſich mit heiligem Eifer unterzog. In Begleitung einiger anderer frommer Frauen mußte ſie viele Reiſen machen, um die kleinen Ortſchaften zu beſuchen, wo Miſſion geweſen war. Da gab ſie den Mitgliedern des Vereins Anweiſungen, Ermahnungen, Ermunterungen, erkundigte ſich nach ihren Bedürfniſſen, verſah ſie mit Arznei und mit Leinwand für die Kranken, beſuchte mit ihnen die Armen, katechiſirte auch wohl — wenn der Pfarrer es erlaubte — die jungen Mädchen der Gemeinde, unterhielt ſich mit den Schullehrerinnen und ſuchte zu bewirken, daß deren überall angeſtellt würden. Aus den Dörfern und kleinen Ortſchaften gingen dieſe Vereine allmälig auch in die Städte über, und im Jahre 1630 bildeten fünf fromme Freundinnen von Louiſe Legras den erſten derartigen Verein in Paris.

Ein Paar Jahre ging das ganz gut; aber es wird dem wankelmüthigen Menſchenſinn die Ausdauer dermaßen ſchwer, daß der heil. Apoſtel Paulus ausdrücklich ſagen muß: „Wer bis an's Ende beharrt, der wird ſelig." Die Vereine beſtanden aus Frauen, die ihr Haus, ihre Kinder, ihre Ehemänner, ihre Angelegenheiten und tauſenderlei weltliche Verpflichtungen zu berückſichtigen hatten. Im erſten Eifer ſchien es ihnen ſehr leicht, die neuen Pflichten mit den alten zu verbinden; bald aber ſchwer und immer ſchwerer; endlich unmöglich. Sie fingen an, ihre Dienſtmägde zu den Armen und Kranken mit milden Gaben zu ſenden. Das war nun ſo gar nicht im Sinne des heiligen Vincenz, der immer und überall zuerſt auf die Heiligung der eigenen Seele durch demüthige Liebeswerke — und dann auf die Seelſorge für die Pflegbefohlenen drang: daß Louiſe Legras auf Mittel ſann, ſeine Abſicht wirkſamer auszuführen. Sie nahm einige junge, geſunde, gottſelige Mädchen in ihr Haus, unterwies ſie in der leiblichen und geiſtlichen Krankenpflege, entflammte ſie zu heiliger Liebe, erleuchtete ſie mit chriſtlicher Weisheit, und bat Vincenz dann, ſich ihrer zu bedienen, wo er es für gut fände. Vincenz prüfte Alle und wählte aus der kleinen Schaar nur vier aus, die an Demuth, Frömmigkeit, Geſchicklichkeit und Vorſicht allen Uebrigen vorleuchteten. Und wiederum legte Gott die Fülle ſeiner Gnade auf den Liebesgedanken einer gottſeligen Frau!

Dieſe vier Mädchen, welche Louiſe Legras ſo ſorgfältig zum Dienſte Jeſu in ſeinen leidenden Gliedern, den armen Kranken, heranbildete — waren der Beginn jener großen, zahlreichen, gottgefälligen und weltberühmten Genoſſenſchaft der Barmherzigen Schweſtern, die jetzt nach 200 Jahren über den ganzen Erdboden verbreitet und in tauſend Verzweigungen die geiſtlichen Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen des heiligen Vincenz von Paul ſind. Denn ſo recht in ſeinem Geiſte, der für jedes menſchliche Elend ein Herz und eine Hülfe hatte, ſind ſie immer bei der Hand, ſobald irgend einem menſchlichen Elend gewehrt werden ſoll. Im Krankenhauſe, im Hoſpitale, im Gefängniſſe, in der Schule, im Lazareth, bei Waiſenkindern, bei kleinen Verbrechern, in Armenküchen, in Arbeitsſälen, in Irrenanſtalten — überall barmherzige Schweſtern! Und nicht an ihnen liegt's, daß ſie nicht noch weit mehr verbreitet ſind, daß nicht jede kleine Ortſchaft an ihrer ſegenvollen Thätigkeit ſich erbaut. Sie brauchen ſo wenig! ein armes Obdach, geringe Koſt; — aber dafür recht viel mühſelige Arbeit! Das iſt ihre Freude, ihre Erholung, ihr Lohn. Wir in Deutſchland fangen erſt eben an einzuſehen, wie nothwendig die barmherzige Schweſter gegenüber all dem Elende iſt, das ſich in der Menſchheit ſo breit macht; — und zwiſchen dem Einſehen und dem Hand an's Werk Legen iſt noch eine große Kluft. Viele äußere Hemmniſſe erſchweren die Sache allerdings ſehr; aber um ſo mehr wollen wir den lieben Gott um den Geiſt bitten, der alle Schwierigkeiten geduldig und ſtandhaft beſiegt, weil er vor nichts erſchrickt, was zur Ehre Gottes und zum Heile der

Seelen dient — und dem dient die Einführung der barmherzigen Schweſtern [1]).

Vincenz ſchickte nun ſeine Schweſtern bald in dieſes, bald in jenes Kirchſpiel von Paris zu armen Kranken, die in Keller- und Bodenräumen und vergeſſen ſchmachteten. Als die Aerzte ihre einſichtsvolle Krankenbehandlung — und die Geiſtlichen ihren demüthigen Seeleneifer — und die Kranken ihre unermüdliche, herzgewinnende Opferwilligkeit um die Wette lobten: da pries er mit gerührtem Herzen Gott, der im Schwachen ſo mächtig iſt; da beſchloß er mit aller Kraft eine Anſtalt zu pflegen, in welcher die heilige Liebe ſich ſo thätig erweiſt. Wohl leuchtete ihm bei der erhabenen Schönheit des Berufes auch deſſen Gefahr ein: die barmherzigen Schweſtern ſollten Kloſterfrauen ohne Clauſur ſein, ſollten die weltentfremdete Eingezogenheit der Or-

---

1) Es verſteht ſich, daß hier nicht bloß Diejenigen gemeint ſind, welche man in Deutſchland vorzugsweiſe „Barmherzige Schweſtern“ nennt, welche den beiden Congregationen des heil. Carl Borromäus und des heil. Vincenz von Paul angehören, und welche den Kranken und Armen in den Spitälern dienen. Die Schulſchweſtern, die armen Franciscaneſſen, die Niederbronner Schweſtern, die Mägde Chriſti, die Töchter der Vorſehung, die St. Joſephsſchweſtern und viele andere Genoſſenſchaften, deren Beruf es iſt, außerhalb der Clauſur, mitten unter dem Volke, geiſtliche und leibliche Werke der Barmherzigkeit zu üben, ſind ſämmtlich blühende Zweige des einen vom heiligen Vincenz gepflanzten und von Gott geſegneten Baumes.

densfrau mit der praktiſchen Tüchtigkeit und einſichtsvollen Thätigkeit einer weiſen Hausfrau — alſo zwei ganz entgegengeſetzte Standesgnaden — in ſich vereinigen; ſollten mit Rath und That den vielfachen leiblichen und geiſtlichen Nöthen der Armen, ihrer Unwiſſenheit, Trägheit, Verkommenheit zu Hülfe eilen und dadurch mit mannigfachem Sündenelend in Beziehung treten. Aber Das erſchreckte ihn nicht. Er kannte das menſchliche Herz genau genug, um zu wiſſen, daß es wundervoller Dinge fähig iſt, ſobald man es recht tief in die Liebe zu Gott einſenkt.

Auf dieſe Liebe richtete er die Regeln und Statuten hin, welche er der jungen Genoſſenſchaft gab. Und die zwei Jahrhunderte, welche verfloſſen ſind, ſeitdem Louiſe Legras und ihre vier Zöglinge ihm am Tage Mariä Verkündigung des Jahres 1634 das Gelübde ablegten: „Wie bisher, ſo ihr Lebenlang, den Armen zu dienen,“ die haben bewieſen, daß der heilige Vincenz die Seelengröße ſeiner geiſtlichen Töchter nicht überſchätzte. In Paris, in anderen Städten, auf dem Lande — überall regte ſich in den chriſtlichen Jungfrauen das Verlangen, in dieſe gebenedeite Genoſſenſchaft aufgenommen zu werden. Die erſten waren arme Mädchen, von geringer Herkunft; doch bald fühlten ſich alle Stände angeregt, und Töchter der vornehmſten Familien geſellten ſich zu den ſchlichten Landmädchen.

Vincenz fand in der Welt manchen Widerſpruch.

Man war nicht daran gewöhnt, den Ordensſchweſtern außerhalb der Klöſter einen Beruf angewieſen zu ſehen. Bis dahin pflegten ſie wohl Kranke, unterrichteten ſie wohl die Jugend — aber immer nur in gewiſſen ihnen übertragenen Hoſpitälern oder in dazu beſtimmten Räumen ihrer eigenen Klöſter. Man fand ſeine Neuerung verwegen; man ſtellte ihm vor, daß dieſen Schweſtern mehr Verſuchungen und Gefahren drohten, als ſämmtlichen Ordensfrauen. Darauf entgegnete Vincenz einfach: Wenn's nöthig wäre, würden ſie dafür auch mehr Tugend haben. Und deßhalb ſagt er ſo ſchön in den Statuten, die er ihnen gab: „Ihr Kloſter iſt das Haus der armen Kranken; ihre Zelle irgend ein armes oft nur gemiethetes Zimmer; ihre Kapelle die Pfarrkirche; ihr Kloſtergarten die Straßen der Stadt; ihre Clauſur der Gehorſam; ihr Sprachgitter die Furcht Gottes; ihr Schleier die heilige Eingezogenheit."

Inzwiſchen lernten die Biſchöfe mehr und mehr den heiligen Mann und ſeinen großen Einfluß auf die Gemüther kennen und ſchätzen und mehr und mehr ward es ihnen wünſchenswerth, ihren Klerus von ſeinem Geiſt beſeelt zu ſehen. Der Biſchof von Beauvais zuerſt trug ihm auf, mit den Klerikern, welche die Prieſterweihe empfangen ſollten, nach einer gewiſſen Anleitung geiſtliche Uebungen zu halten; und der Erzbiſchof von Paris traf die Verfügung, daß Alle, die ſich in ſeiner Diöceſe zur Prieſterweihe meldeten, zehn Tage lang geiſtliche

Uebungen im Hauſe von St. Lazarus unter der Leitung des heil. Vincenz und ſeiner Ordensgenoſſen zu machen hätten. Sechsmal im Jahre wurden in Paris die heiligen Weihen ertheilt; die Diöceſe war groß — folglich auch die Zahl der Kleriker — und ſo fehlte es dem Hauſe von St. Lazarus nicht an Gäſten. Das war dem heil. Vincenz höchſt erfreulich, und ſeine Freude ſtieg, als auch aus anderen Diöceſen junge Kleriker zu demſelben Zweck nach Paris und zu ihm geſchickt wurden! Das Haus von St. Lazarus war ja ſo groß! daß die Einrichtung desſelben der Räumlichkeit nicht entſprach, daß es an Betten, an Hausgeräth, an Allem fehlte, um die Gäſte zu bewirthen — kümmerte ihn gar nicht! Er hatte dafür zu ſorgen, daß dieſe jungen Männer, welche ſich dem erhabenſten Stande zu widmen begehrten, gut vorbereitet das Heiligthum betreten und den heiligſten Dienſt mit geheiligter Geſinnung verwalten möchten. Er arbeitete ja für Gott; die göttliche Vorſehung werde ſchon für das Uebrige ſorgen! Und das geſchah in reichem Maße.

Die Gräfin Gondy war nicht die einzige Frau in Paris, die ſich verpflichtet hielt, mit allen Gaben, die Gott ihr gegeben hatte — mit ihrem Vermögen, ihrem Geiſt, ihrem Herzen, ihrem Anſehen, ihrer Zeit — Gott zu dienen. Gerade in den höchſten Ständen gab es die gottſeligſten Frauen — Herzoginnen und Gräfinnen, die keinen anderen Gedanken hatten, als Gutes zu thun aus

Liebe zu Gott. Eine ſolche Frau war die Gräfin Maignelai, eine Schweſter des Erzbiſchofs von Paris und des Grafen Emmanuel von Gondy. In den wilden Unruhen der Bürgerkriege war ihr Gemahl ermordet worden. Sie benutzte die Freiheit ihres Wittwenſtandes und die Unabhängigkeit ihres Vermögens, um ein gutes Werk an das andere zu reihen. Sie hatte ſchon ein Haus geſtiftet und es nach der heil. Magdalena genannt, in welchem unglückliche, tiefgefallene Frauenzimmer eine Zuflucht fanden, um ſich beſſern und mit Gott verſöhnen zu können. Sie und die Präſidentin von Herſe nahmen ſich nun des Hauſes von St. Lazarus ſo kräftig an — theils indem ſie mit Hülfe anderer Damen für die Einrichtung ſorgten, theils indem ſie für die jedesmalige Zeit der Prieſter-Exercitien 1000 Francs zahlten, daß Vincenz aller Sorge enthoben und neugeſtärkt in ſeinem Gottvertrauen war.

Um den Samen, den dieſe geiſtlichen Uebungen nur ausſtreuen konnten, zu hegen und zu pflegen, und um das geiſtliche Leben im Prieſterſtande auf der Höhe ſeines Berufes zu halten, gründete Vincenz die Prieſter-Conferenzen, nämlich regelmäßige Zuſammenkünfte im Hauſe von St. Lazarus. Jeden Dienſtag verſammelten ſich daſelbſt die Geiſtlichen, und beſprachen ſich nach Maßgabe ihrer Anlagen und ihrer Erleuchtung über die Gegenſtände und die Pflichten ihres Berufes. Der milde, einfache, klare, reine Geiſt des heiligen Vincenz leitete die Verſammlungen, theilte ſich allmälig den Einzelnen mehr und mehr mit, war ſo anziehend, daß bald jeder fromme Geiſtliche in Paris Mitglied der Dienſtags-Conferenzen zu werden ſuchte, und wirkte ſo ungemein ſegensreich, daß der König, oder beſſer geſagt, ſein allmächtiger Miniſter, Cardinal Richelieu, ſie in's Auge faßte und Vincenz erſuchte, ihm in tiefſter Verſchwiegenheit diejenigen Geiſtlichen zu bezeichnen, die Vincenz am fähigſten halte, Biſchofsſitze einzunehmen. Vincenz that es mit heiliger Gewiſſenhaftigkeit und bemühte ſich um ſo eifriger, Alle und ganz beſonders die Empfohlenen in Einfalt und Demuth zu erhalten. Er hielt ihnen Vorträge über das Glück, unbeachtet von der Welt demüthige Pflichten zu üben und in dunkler Stille ſich der Seelſorge zu widmen. Er ließ ſie ſeine Lehren in Ausübung bringen, ſchickte ſie in Miſſionsgeſchäften bald auf's Land, bald in Spitäler, oder ließ ſie in den Gefängniſſen den Katechismus erklären. Alle gehorchten ihm freudig wie ihrem Vater und Oberen, als ob ſie ſämmtlich Lazariſten wären: ſolch Vertrauen hatten ſie zu ſeiner heiligen Weisheit; zu ſolcher Hingebung entflammte ſie der heilige Geiſt, der aus ihm ſprach.

Seine Lazariſten, die er getreu ihrer erſten Beſtimmung, der ländlichen Bevölkerung das Evangelium zu predigen, bildete — fanden nach und nach Eingang in verſchiedenen Diöceſen Frankreichs, bald auch in Italien. Der Erzbiſchof von Genua, Cardinal Durazzo, ein herrlicher, heiliger Oberhirt, berief die Lazariſten, um dem Volk Miſſionen, den Geiſtlichen Exercitien zu halten. Als er ſeine Prieſter zum erſten Mal zu dieſem Zweck in Genua verſammelte, ſahen ſie mit unausſprechlicher Erbauung und Rührung, daß ihr Cardinal-Erzbiſchof ſich zu ihnen geſellte und mit ihnen, unter der Leitung eines demüthigen Sohnes des demüthigen Vincenz, die geiſtlichen Uebungen durchmachte. Eine heilige Freude hatte Vincenz, als Papſt Urban VIII. im Jahre 1638 die Lazariſten nach Rom rief, ihnen ein Haus gab und ſie beauftragte, ihrem Beruf gemäß im Kirchenſtaat zu wirken. Da hielten ſie denn in der nächſten Umgebung von Rom Miſſionen ganz eigener Art.

Es iſt bekannt, daß die Gegend um Rom — der beträchtliche viele Stunden weite Landſtrich zwiſchen dem mittelländiſchen Meere und dem Albanergebirge — dem Feldbau und den Anſiedlungen der Menſchen durchaus ungünſtig iſt, weil der Erdboden ſchädliche Dünſte aushaucht, welche ſo böſe und unvertilgbare Fieber erzeugen, daß die Menſchen dieſen Boden nicht durchackern und ſich nicht auf ihm anbauen können. Es ſoll eine Folge der furchtbaren Kriege ſein, welche von der Völkerwanderung an, bis in's Mittelalter hinein, Jahrhunderte lang ihre Verheerungen um die ewige Stadt anrichteten. Daher kommt es, daß in der ganzen Umgegend Roms weit und breit kein Dorf, keine Ortſchaft zu finden iſt. Mit den Vorſtädten und Gartenhäuſern hören alle menſchlichen

Wohnungen auf. Dennoch iſt der Boden theilweiſe ſehr fruchtbar, aber nur an Gras und Futterkräutern. Er bietet ein ungeheures Weideland dar, und Hirten ziehen mit ihren Heerden, namentlich mit Ochſen, nach allen Richtungen durch die grünen graſigen Fluren. Hie und da erhebt ſich aus den unüberſehbaren Triften irgend ein altes, verfallenes Mauerwerk — ſei es ein heidniſcher Tempel aus altrömiſcher Zeit, oder ein Wartthurm aus dem Mittelalter; und die ſchönen hochgeſchwungenen Bogen alter zerſtörter Waſſerleitungen ſteigen wie rieſenhafte Brücken über das grüne ſtille Grasmeer auf. Dieſe ganze Gegend iſt weltberühmt unter dem Namen die römiſche Campagna, und Dichter, Maler und Reiſende aus allen Ländern und Völkern preiſen und feiern ihre eigenthümliche, ſchwermüthige Schönheit. Es iſt auch gewiß, daß es in ganz Europa keinen Punkt gibt, der ſich mit Rom und ſeiner Campagna vergleichen ließe.

Die guten Lazariſten kamen aber keineswegs dahin, um ſolche Vergleiche anzuſtellen, oder um die Schönheit der Landſchaft zu bewundern. Sie hatten ihr Auge gerichtet auf die armen Hirten, die ihre Viehheerden hier weideten und die wohl zu den verlaſſenſten Seelen gehören mochten. Dieſe Hirten lebten fern von allem menſchlichen Umgang immer allein, immer unter freiem Himmel, ohne Familie, ohne Beſchäftigung, ohne andere Gedanken als für ihre Heerden. Gegen Abend zogen ſie mit ihnen zu Hütten, die ſie aus Lehm und Stroh gebaut, oder die ſie in einem alten Gemäuer ſich eingerichtet hatten; da übernachtete denn eine kleine Truppe beiſammen. Für höhere Dinge waren ſie ganz gleichgültig; nicht aus Bosheit, aber weil ſie nichts mehr davon verſtanden; — denn in Kirchen kamen ſie nicht! die Heerden mußten ebenſo gut an Sonn- und Feiertagen wie an Werktagen geweidet werden! An dieſe armen Leute machten ſich die Lazariſten. Zuerſt unterhielten ſie ſich mit ihnen über gleichgültige Gegenſtände; dann, als ſie bekannt geworden waren, fragten ſie nach dem Katechismus — und als nun traurige Unwiſſenheit zum Vorſchein kam, wurde der Unterricht in der Weiſe gegeben, daß die frommen Miſſionäre ſich durch die weiten Fluren zerſtreuten und daß jeder ſich gegen Abend nach einer der Hütten begab, worin eine Hirtentruppe ihr Nachtquartier aufſchlug. Da wurde katechiſirt, Chriſtenlehre gehalten und Anleitung zu einer guten Beicht gegeben; — und wenn Alle ermüdet waren, ſo legte ſich der Miſſionär ſo gut wie die Hirten zum Schlaf auf dem kahlen Erdboden nieder. Der heilige Eifer wurde reich geſegnet, als dieſe armen verlaſſenen Menſchen mit großer Zerknirſchung und gereinigter Seele ihre öſterliche Andacht hielten.

Je mehr Vincenz that und wirkte, um ſo mehr erleuchtete Gott ihn über die Mängel und Bedürfniſſe der Menſchen und über die Mittel, um Hülfe zu leiſten. Er hätte nicht der vollkommene Prieſter ſein müſſen, der er war, wenn er nicht damit angefangen hätte, zuerſt ſich ſelbſt und den Prieſterſtand vom Geiſte des Evangeliums zu durchdringen. Dieſer Geiſt iſt für jeden Chriſten ein und derſelbe; er iſt es aber für den Prieſter im höheren Grade, im weiteren Umfang, denn er beginnt die Nachfolge Jeſu, die jedem Chriſten geboten iſt, von einem höheren Ausgangspunkt der Selbſtverleugnung aus Liebe zu Gott, indem er nicht einem Gebot, ſondern einem Rath des Evangeliums gehorcht. Bei dieſer Nachfolge Jeſu mußte Vincenz, der treue Jünger, zuerſt Diejenigen in's Auge faſſen, für die ſein göttlicher Meiſter ſo zärtlich beſorgt war, daß Er bei ſeinem gebenedeiten Wandel hienieden immer von ihnen umringt ſein wollte: die Armen, die Kranken, die Verlaſſenen, die Elenden, die Verachteten, die Gedrückten, die armen Sünder. Dies Gefolge des Jammers zieht dem Sohne Gottes überall nach; — deßhalb hielt Vincenz es für ſeine Pflicht, ihnen zuerſt zu dienen, und Gott gab ihm die Gnade, zu dieſem Zwecke einen geheiligten Prieſterſtand und geheiligte Genoſſenſchaften in's Leben zu rufen.

Nun ſah er ſich weiter um in der Welt. Da ſah er denn, daß viele, viele tauſend Menſchen im Leichtſinn dahin leben, nie zur Erkenntniß über ſich ſelbſt und ihre Beſtimmung kommen, nie an die Mittel denken, Gott wohlgefällig zu dienen, nie Einkehr nehmen in ihr eigenes Herz. Und er dachte, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, ſich zeitweiſe von aller geräuſchvollen, zerſtreuenden Geſchäftigkeit der Welt an einen paſſenden Ort auf einige Tage zurückzuziehen — und daſelbſt Anleitung zu finden, um ruhig über die ewigen Heilswahrheiten und über deren Anwendung auf das Leben nachzudenken: ſo möchte wohl manche Seele aus ihrem Schlummer oder ihrem Taumel erwachen und die Wege des Verderbens verlaſſen.

Deßhalb eröffnete Vincenz, mit Erlaubniß des Erzbiſchofes, das Haus von St. Lazarus für alle Perſonen männlichen Geſchlechtes ohne Ausnahme, welche in der Abgeſchiedenheit geiſtliche Uebungen zu machen wünſchten. Dies fand ungeheueren Anklang nah und fern; aus der Stadt und vom Lande fanden ſich Männer ein, Große des Reiches und Handwerker, Hofleute und Soldaten, Biſchöfe und Bauern, Gelehrte und Unwiſſende; auch Neugierige und auch Solche, die einmal acht Tage lang unentgeltlich eſſen und trinken wollten. So lange ein Winkelchen im Hauſe frei war, nahm Vincenz Jeden auf, beherbergte und beköſtigte Jeden und nannte ſein Haus, wegen der Verſchiedenheit der Gäſte, „Noe's Arche.“ Keiner brauchte einen Heller zu bezahlen; gab Einer beim Abſchied ein Geſchenk, ſo wurde es demüthig als ein Almoſen empfangen. Sieben- bis achthundert Gäſte nahm das St. Lazarushaus in dieſer Weiſe alljährlich auf, und überall, wo der Orden eine Niederlaſſung hatte, geſchah das Nämliche. Wer die geiſtlichen Uebungen machen wollte, mußte ſich der Hausordnung fügen und eine geregelte Lebensweiſe nach beſtimmten Stunden inne halten. Dieſe Ruhe und Gleichmäßigkeit begünſtigte ſtilles Nachdenken; da ſich aber die Mehrzahl der Gäſte in unbeſtimmte Träumereien oder gar in ſtumpfes Hinbrüten verloren haben würden: ſo gab ihnen Vincenz in einfachen, klaren Vorträgen die Punkte an, über welche ſie nachzudenken hätten — und dieſe Punkte betrafen nichts Anderes, als die ewige Beſtimmung des Menſchen und die Mittel und Wege, wie er dieſelbe erreichen und erfüllen könne.

Als ſich das Verlangen nach geiſtlichen Uebungen auch bei den Frauen von Paris regte, veranſtaltete die unermüdliche Louiſe Legras paſſende Unterkunft und Verpflegung in ihrer Behauſung und Vincenz ſorgte dann für einen frommen und einſichtsvollen Geiſtlichen. Aus dieſen Exercitien gingen viele Seelen neugekräftigt zur Ausführung guter Entſchlüſſe hervor.

Eine der edelſten war wohl Maria von Miramion, eine zwanzigjährige, reiche, ſchöne, adlige Wittwe, die in den geiſtlichen Uebungen des Jahres 1649 ſich ganz dem Dienſte Gottes in Liebeswerken aufopferte und am Ende des Jahrhunderts im Rufe der Heiligkeit ſtarb. Man hat berechnet, daß ſie aus eigenen Mitteln hundert Schulen gegründet hat und zweihundert Miſſionen halten ließ, während ſie zugleich verſchiedene Häuſer ſtiftete, in denen verwahrloſte Kinder erzogen und verkommene Frauenzimmer behütet wurden — und außerdem noch tauſend Werke der Barmherzigkeit übte und unterſtützte.

Eine andere Dame in ganz ähnlichen Verhältniſſen, Wittwe, jung und reich, war die gottſelige Frau von Pollalion, welche die fromme Genoſſenſchaft der Töchter der Vorſehung ſtiftete — und zwar zum unbedingten Dienſt der Armen, in jedem Werk, das ſich ihnen darbot. Noch eine ſolche Dame war die Herzogin von Aiguillon, der es wehe that, daß ihr Oheim, der Cardinal Richelieu, als Staatsminiſter ein beträchtliches Vermögen geſammelt hatte, welches ſie größtentheils erbte — aber nur, um es mit verſchwenderiſcher Großmuth mitzutheilen.

Und noch eine war Fräulein von Lamoignon, die ſo häufig die Mildthätigkeit der Königin für Liebeswerke in Anſpruch nahm — weil ihr eigenes großes Vermögen und das ihres Bruders nicht ausreichte — daß der Schatzmeiſter der Königin einmal ganz unmuthig ſagte: „Ihre Majeſtät würden wohl daran thun, die Einkünfte von Frankreich an Fräulein von Lamoignon für Almoſen anweiſen zu laſſen.“ Und noch eine war Renata von Grammont, aus dem Hauſe der Herzoge von Lothringen, die in der Tracht einer armen Dienſtmagd und unter dem Namen Renata Deborde ihre erlauchte Abkunft verſteckte, damit ihr Opfer nur nicht bewundert werden möge, als ſie ſich der Frau von Pollalion und deren Töchtern der Vorſehung anſchloß.

Alle dieſe durch Herz und Geiſt, durch Stand und Reichthum, durch Bildung und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Frauen — zu denen noch viele andere gehörten — umgaben den heil. Vincenz mit ihren lieblichen, erhabenen und ſtrahlenden Tugenden wie ein lebendiger Blumenkranz. Alle ſtanden zu ihm in jener tiefen, innigen Beziehung, die ſich zwiſchen einem Heiligen und ſolchen Seelen knüpft, welche ein glühendes Verlangen haben, heilig zu werden. Alle lehnten ſich an ihn und ſchöpften aus dem Einfluſſe und Beiſpiele ſeines liebevollen Herzens das kindliche Vertrauen auf Gott und den übernatürlichen Muth, den Alle haben müſſen, welche große Dinge für's Reich Gottes wirken ſollen. Dafür ſtellten ſie ihm denn auch ihre goldgefüllten Caſſen, ihre Schmuckkäſtchen mit Perlen und Juwelen und — was weit mehr iſt! — ihre unbeſiegbare Opferwilligkeit, ihre kluge Einſicht, ihre gewandte und unermüdliche Thätigkeit, ihre zärtliche Barmherzigkeit zur Verfügung, ſo daß Vincenz, wie mit hundert geſchickten Händen, nach allen Seiten und Richtungen hin arbeiten, wirken, ſchaffen, ordnen, helfen, retten konnte.

Das große Krankenhaus in Paris, das den lieblichen Namen „Herberge Gottes“ — (Hôtel-Dieu) — trägt und nicht weniger als 1000 Betten zählt, war nicht mit der größtmöglichen Ordnung und Sorgfalt gehalten. Eine jener gottſeligen Damen, die Präſidentin Gouſſault, klagte dies dem heil. Vincenz und bat ihn, den Uebelſtänden abzuhelfen. Aber Vincenz war immer vorſichtig und griff nie ein in fremde Angelegenheiten; deßhalb antwortete er, Das ſei nicht ſeine Sache, denn das Haus habe ja geiſtliche und weltliche Verſteher. Frau von Gouſſault ließ ſich nicht abſchrecken, ging zum Erzbiſchofe und trug ihm ihre Ueberzeugung, daß die Anſtalt durch Vincenz erneuert werden müſſe, ſo lebhaft vor, daß ſie ihren Oberhirten für den Gedanken gewann. Die Autorität der Biſchöfe, welche in unmittelbarer Folge von den Apoſteln auf ſie gelangt iſt — iſt jedem guten Katholiken ehrwürdig und heilig; folglich war ſie es auch einem ſo vollkommenen Katholiken wie Vincenz; und als Frau von Gouſſault, auf dieſe Autorität geſtützt, ſich abermals an ihn wendete, fand ſie Gehör. Er bat ſie, gleichgeſinnte Damen bei ſich zu verſammeln, trug ihnen dann den Plan vor, nach welchem ſie ſich in aller Demuth als freiwillige Krankenwärterinnen anzubieten — und gab ihnen eine Richtſchnur, nach welcher ſie ſich zu benehmen hätten. Maria von Miramion pflegte zu ſagen: „Der Weg zur Krankenpflege in's Spital iſt der Weg zum Himmel.“ Mit dieſer Geſinnung gingen alle Damen auf den Plan ein, der viel weniger Hinderniſſe fand, als Vincenz beſorgt hatte. Die Vorſteher des Hauſes und die Wärterinnen freuten ſich der Hülfe und Bereitwilligkeit der Damen, und allmälig kam die ganze Leitung der großartigen Anſtalt, zum größten Segen der Kranken, unter ihren Einfluß und ihre Hände.

Eine der Damen, welche dies gottgefällige Werk mit unausſprechlicher Sanftmuth und Hingebung betrieb, war eine tiefbetrübte Mutter, die Marquiſe von Fouquet. Ihr Sohn, ein Mann von ausgezeichnetem Verſtande und mit vielen guten Eigenſchaften begabt, war Finanzminiſter und führte ein ſehr weltliches, üppiges und keineswegs tadelloſes Leben. Die fromme Mutter beweinte ſeine Seele Tag und Nacht, ließ ſich nicht blenden und tröſten durch Glanz und Würden, und flehte zu Gott, ihn vor dem ewigen Verderben zu bewahren. Und der gute Gott erhörte ihr Gebet; ihr Sohn wurde ſpäter der Veruntreuung angeklagt, ſeiner hohen Stelle entſetzt und zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilt. Als die Marquiſe erfuhr, daß ihr Sohn in Ungnade gefallen ſei, warf ſie ſich auf die Knie und rief unter Thränenſtrömen: „Ich danke dir, mein Gott! Du weißt, wie ich dich angefleht habe um das Heil ſeiner Seele! ich danke dir, daß du ihn jetzt auf den Weg führeſt, auf dem er dazu gelangen kann.“ — Kann man ſich wundern, daß der Segen Gottes auf den Werken einer ſolchen Seele ruhte?

Die Töchter der Vorſehung, die Frau von Pollalion gegründet hatte und die mit gutem Erfolge wirkten, waren zu einer Genoſſenſchaft von dreißig Schweſtern geſtiegen, als die fromme Stifterin gewiſſe Satzungen für dieſelben ſchrieb und den Erzbiſchof bat, ſie zu genehmigen. Der Erzbiſchof gab dem heil. Vincenz den Auftrag, ſie zu prüfen, und als dieſer einen günſtigen Bericht darüber abſtattete, wurde er zum Superior der Genoſſenſchaft ernannt. Superior der Nonnen von Mariä Heimſuchung in Paris, die der heil. Franz von Sales in Savoyen geſtiftet — und die heil. Franziska von Chantal in Frankreich eingeführt hatte, war Vincenz längſt.

Nun erbarmte er ſich auch eines neuen und kleinen, von vielem Mißgeſchick verfolgten und doch ſehr heilſamen Inſtitutes, das den Zweck hatte, Schullehrerinnen zu bilden und Schule zu halten. Die Beſchützerin deſſelben, Frau von Villeneuve, ſtarb; die Wohlthäter traten zurück; man ſprach von Auflöſung. Da erhob Vincenz ſeine Stimme für dieſe „Töchter des Kreuzes," bewog die edle und fromme Frau von Traverſay, die Verlaſſenen in ihren Schutz zu nehmen, ertheilte ihnen Rath, Tröſtung, Fürſprache, ſorgte für einen klugen und gottſeligen geiſtlichen Vorſteher und hatte die große Freude, ſie zu einer geſegneten Wirkſamkeit aufblühen zu ſehen. Den Namen „Töchter des Kreuzes" behielten ſie gern.

Ein Fräulein Etang ſtiftete eine Anſtalt, in welcher 200 Waiſenmädchen unentgeltlich aufgenommen und erzogen wurden. Vincenz mußte die Statuten dazu machen. Einige fromme Mädchen hatten Luſt, zu Ehren der Schutzpatronin von Paris, der heiligen Genoveva eine Geſellſchaft für Liebeswerke zu bilden; Vincenz ermunterte ſie dazu. Wo etwas Gutes, etwas Gottgefälliges entſtand, Vincenz wurde dazu gezogen, wurde die Seele des Werkes, obgleich er ſich immer in den Schatten zu ſtellen und alles Licht auf Andere zu lenken ſuchte.

Eine Anſtalt, die ſeinem liebreichen Herzen manche Sorge machte, war die der Findelkinder. Jährlich wurden 3—400 dieſer kleinen unglücklichen Geſchöpfe von laſterhaften und leichtſinnigen Müttern in Paris ausgeſetzt. Polizeidiener ſammelten dieſe armen Kindlein auf und brachten ſie in ein dazu beſtimmtes Haus, wo ſie gepflegt und aufgezogen werden ſollten. Die Frau, welche an der Spitze der Anſtalt ſtand, hatte aber viel weniger das Wohl der armen Kleinen, als ihre eigene Bereicherung im Auge und beſaß ſo wenig Religion, daß ſie ſelbſt ganz unbefangen ſagte: ſie habe ſich nie darum bekümmert, ob die Kindlein getauft wären oder nicht, und auch nie Sorge getragen, daß ſie getauft würden. Bei einer ſolchen Gewiſſenloſigkeit kann man ſich nicht wundern, daß die Kinder vor Mangel und Elend faſt ſämmtlich als Säuglinge umkamen. Vincenz hörte herzzerreißende Dinge über die Findlinge, berief ſeine fromme Schaar und trug ihr auf, von dem Hauſe Kenntniß zu nehmen. Das geſchah ſogleich und die Damen fühlten ein tiefes Erbarmen mit den unglücklichen Kleinen. Da es unmöglich war, Alle in Obhut zu nehmen, ſo wählten ſie durch das Loos Zwölf aus, mietheten ein Local und übergaben ſie der Pflege der barmherzigen Schweſtern. Dies geſchah im Jahr 1638. Die Kinder gediehen, wurden friſch und geſund, und die Damen vergrößerten ihre kleine Anſtalt, indem ſie ein Kind nach dem andern — und zwar immer wie das Loos es entſchied — aus dem Findelhauſe nahmen. In einer allgemeinen Verſammlung des Jahres 1640 ſtellte Vincenz den Damen auf's Eindringlichſte vor, wie gut dieſe Kinder und wie ſchlimm jene für Zeit und Ewigkeit daran wären; und ſie faßten den hochherzigen Entſchluß, ſich der ſämmtlichen Findlinge zu erbarmen.

Dies war nun nichts Geringes, ein Haus zu verſorgen, in welches alljährlich mindeſtens 300 Säuglinge gebracht wurden, während die kleinen entwöhnten Kinder ebenfalls ſorgfältig verpflegt werden mußten. Man berechnete die Koſten auf etwa 40,000 Francs jährlich. Die Königin gab 12,000 Francs; die Damen mußten das Uebrige zuſammenſchießen. Es war eine Zeit des gräßlichſten Elendes in ganz Europa; der dreißigjährige Krieg wüthete, dieſer ſchauderhafte Krieg, der durch den Abfall vom alten Glauben hervorgerufen war, und den Religionshaß, Ehrgeiz und politiſche Intriguen gleichſam mit Gift und Galle nährten. Frankreich war im eigenen Lande dem Calvinismus durchaus nicht günſtig; allein es unterſtützte ihn ſehr unedler und ſchmählicher Weiſe aus allen Kräften in Deutſchland, getrieben von politiſcher Feindſchaft gegen Oeſterreich und Spanien. So hatte es denn einen äußeren Krieg zu führen, während im Lande ſelbſt, nach dem Tode König Ludwigs XIII. im Jahre 1643, heftige Unruhen gegen die Königin-Regentin gährten und endlich in Bürgerkriege ausbrachen. Das Elend des Volkes vermehrte die Zahl der Findlinge, indem nicht bloß das Laſter, ſondern auch Noth und Armuth unglückliche Mütter veranlaßten, ihre Kinder dem öffentlichen Mitleid auszuſetzen.

Bis zum Jahre 1648 hatten die Damen es möglich gemacht, die Anſtalt zu erhalten; nun aber glaubten ſie unter der Laſt erliegen zu müſſen, und da ſie ſich nicht verpflichtet hatten, dieſelbe für immer zu übernehmen, ſo gingen ſie in einer Verſammlung zu Rath, was nun geſchehen ſolle. Zuletzt nahm Vincenz das Wort und ſagte: „Nun wohlan, meine Damen, Sie haben dieſe kleinen Geſchöpfe aus chriſtlicher Barmherzigkeit an Kindesſtatt angenommen; Sie ſind deren Mütter geworden nach der Gnadenordnung, ſeitdem die Mutter nach der Ordnung der Natur ſie verließen. Jetzt ſoll es ſich entſcheiden, ob auch Sie nicht mehr ihre Mütter ſein — ob Sie ihre Richter werden wollen, Richter, die über Leben und Tod gebieten. Dieſe Kindlein werden leben, wenn Sie ſie behalten; werden ſterben, wenn Sie ſie aufgeben. Jetzt ſprechen Sie ihnen das Urtheil! Ich werde die Stimmen ſammeln, ob Sie noch länger Barmherzigkeit haben wollen oder nicht.“ Die Damen zerfloſſen in Thränen und ließen es nicht bei Thränen bewenden. Sie waren zuſammengekommen in der Abſicht, das Findelhaus aufzugeben; ſie gingen auseinander mit dem Entſchluß, es zu behalten. Es fanden ſich Mittel; es eröffneten ſich friſche Quellen der Wohlthätigkeit; man kaufte zwei Häuſer für ſie; die Königin legte den Grundſtein zu ihrer Kirche; barmherzige Schweſtern erhielten die Oberleitung der Anſtalt und führen ſie bis zur heutigen Stunde.

Während Frankreichs ränkevolle Politik ſich mit den proteſtantiſchen Sachſen und Schweden verband, einen ſchmachvollen Krieg gegen die heilige Kirche und den alten Glauben führte, welche von Oeſterreich, Bayern und Spanien feurig vertheidigt wurden — und dadurch alle Gräuel des Krieges in das Grenzland Lothringen zog, wurde Vincenz der Schutzengel dieſes gut katholiſchen und zuvor ſo blühenden und reichen Landes. Mit ſeiner ſchönen Hauptſtadt Nancy lag dies Herzogthum zwiſchen Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden und war durch dieſe Lage den Verheerungen der Feinde wie der Freunde preisgegeben. In langen Kriegen verwildert die Menſchheit durch Auflöſung der Ruhe, der Sicherheit, der bürgerlichen Ordnung, der Stockung von Handel und Wandel und aller Betriebſamkeit. Unthätig, arbeitslos, nothleidend, geängſtigt, ſitzt das arme Volk im Elende da und wird zermalmt von den Heeren der Feinde, wie der Bundesgenoſſen.

In Lothringen war es ſchrecklich! Krieg, Peſt, Hungersnoth wütheten um die Wette mit Raub, Brand, Sittenverderben und Grauſamkeit. Zu Tauſenden ſtarben die Menſchen dahin. Die Kranken blieben ungepflegt, die Leichen unbegraben. Da kamen die Wölfe aus dem Gebirge und machten die Todtengräber: ſie fraßen die Leichen! Dann wurden ſie dreiſt im verödeten Lande, fielen die Kinder an und die Weiber. Aber grimmiger als die Wölfe wurden Menſchen! Ein junger Mann in Nancy ſchlug ſeine Schweſter todt wegen eines Brodes. Aus einer verödeten Hütte kroch ein Kindlein hervor: halbverhungerte Knaben kamen aus dem Walde, fanden es am Wege, zerriſſen und fraßen es. Ja, man ſagt, es hätten ſich die Gräuel der Belagerung Jeruſalems erneuert und Mütter ihre Säuglinge verzehrt. — Vincenz zuerſt erhielt genaue Kunde von den namenloſen Nöthen Lothringens, denn ſeine Miſſionspriеſter hatten ein Haus in der Stadt Toul; und mit der Liebesthätigkeit, welche Vincenz ſeinen geiſtlichen Kindern einflößte, nahmen ſie ſich des jammervollen Volkes an, ſpeiſten und kleideten die Dürftigen, pflegten die Kranken, von denen ſie ſechzig der ärmſten bei ſich beherbergten, erbarmten ſich der verwundeten und oft ſo ſchlecht verſorgten Soldaten im Lazareth, ſpendeten Unterſtützung den verſchämten Armen, und erwieſen Wohlthaten aller Art den Dominicaner-Nonnen in zwei ganz mittelloſen Klöſtern; — und dies Alles nicht für Tage, Wochen, Monate; nein! während dreizehn Jahren! denn die Leidenszeit begann für Lothringen 1635 und endete erſt am Schluſſe des dreißigjährigen Krieges 1648.

Als Vincenz die jammervollen Nachrichten erhielt, fing er damit an, im Hauſe von St. Lazarus die mäßige Mahlzeit noch mäßiger einzurichten, den ſpärlichen Genuß des Tiſchweines auf die Hälfte zu beſchränken und das Weißbrod mit Schwarzbrod zu vertauſchen — was in Frankreich höchſt ungewöhnlich iſt. Er ſagte zu ſeinen Lazariſten: „Gott ſucht die Völker heim. Wir, ſeine Diener, müſſen zuerſt Buße thun, damit Er uns wieder das Angeſicht ſeiner Barmherzigkeit zuwende. Es iſt nicht genug für uns, am Altar zu weinen und zu flehen; wir müſſen ſuchen dem Volk auch durch unſere leiblichen Leiden zu Hülfe zu kommen.“ Mit Freuden ging die Genoſſenſchaft auf jede Abtödtung ein, und die Erſparniſſe wurden den Lothringern geſchickt. Aber ach! das war ein Tröpflein im Meere. Seine fromme Damenſchaar mußte reichlich beiſteuern, ſammeln, betteln. Er ſelbſt ging betteln; und wo? — an den Hof. Er bettelte bei der Königin von Frankreich für ein Land, das im Kriege gegen Frankreich, aber für die katholiſche Sache war. Das fühlte die mildreiche fromme Königin tief, denn ſie war eine Erzherzogin von Oeſterreich; ſie gab reichlich. Viel mehr aber gab die Herzogin von Aiguillon, um nach ihren Kräften gut zu machen, was Cardinal Richelieu, ihr Oheim, durch ſeine herrſchſüchtige Politik Schlimmes ſtiftete. Zwölf Miſſionsprieſter und einige Laienbrüder ſchickte Vincenz nun in verſchiedene lothringiſche Städte, um die Almoſen zu vertheilen, die er ihnen zukommen ließ, damit ſie wie die Lazariſten in Toul wirken und überdas noch für Unterkunft und Unterricht verwaiſter Kinder ſorgen und die Pflege der Peſtkranken, die von Allen geflohen wurden, übernehmen könnten. In den Städten war die Noth am größten, weil ſich die Landleute aus ihren verwüſteten Dörfern und unbebauten Feldern in Maſſen dahin flüchteten. Kinder, Weiber und Alte blieben aber oftmals auf dem Lande verlaſſen in ihren Hütten zurück, und, da Schaaren von Wölfen umherſchweiften, gierig nach Beute: ſo hatten ſie nur die Wahl, entweder zu verhungern — oder ſich der Gefahr auszuſetzen, von den Beſtien zerriſſen zu werden.

Dies Alles war noch nicht genug des Elendes, das die Miſſionsprieſter bekämpften, denen die rechtſchaffenen Pfarrer des Landes beiſtanden. Dieſe kannten die Verhältniſſe genauer und empfahlen ihrer beſonderen Fürſorge junge verwaiſte Mädchen, zum Theil aus angeſehenen Familien, die ſich in entſetzlichen Drangſalen, ohne Schutz, ohne Mittel, ohne Hülfe befanden. Was konnten aber die Miſſionsprieſter für dieſe Unglücklichen thun? — nichts weiter, als ſie dem heiligen Vincenz anempfehlen. Das hieß ſchon ſie retten! Er beſprach ſich mit ſeinen edlen Frauen, und ſie beſchloſſen einmüthig, alle junge rechtſchaffene Mädchen aller Stände, die ſich aus Lothringen nach Paris flüchten wollten, aufzunehmen und ſtandesmäßig zu verſorgen. Einem erfahrenen Miſſionär übertrug Vincenz das Geſchäft, die Flüchtlinginnen koſtenfrei nach Paris zu geleiten. Das war nicht auf ein Mal zu machen, ſondern in vielen Abtheilungen brachte er nach und nach 160 in Sicherheit. Louiſe Legras nahm ſie immer zuerſt auf; dann brachten die Damen ſie unter, als Geſellſchafterinnen, Kammermädchen, Köchinnen, Mägde — oder wozu ſie ſich eigneten. Eine beträchtliche Anzahl kleiner Waiſenknaben, die freilich nicht angemeldet waren, brachte der gute Miſſionspriester denn auch noch mit — und freudenvoll nahm Vincenz die armen ausgehungerten Bübchen im St. Lazarushauſe auf, verpflegte ſie, kleidete ſie und ſorgte, daß ſie ein Handwerk lernten oder in Dienſt kamen.

Ein anderer Miſſionspriester meldete dem heiligen Vincenz das entſetzliche Elend von vierzehn Benedictinerinnen, die in der ſtrengen Clauſur ihres Kloſters verſchloſſen, von aller Welt vergeſſen und im Elend faſt verſchmachtet waren. Was anfangen mit vierzehn Kloſterfrauen, die durch ihre Ordensregel an ſtrenge Clauſur gebunden waren? Vincenz hätte zagen können, wenn er, wie die Heiligen pflegen, nicht auf heilige Seelen gehofft hätte. Das waren die Gräfin von Chateauvieux und die Marquiſe von Baume. Mit ſeliger Freude brachten ſie den frommen Gedanken zur Ausführung, daß aus ſo vielem Leid und ſo ſchwerer Trübſal dem göttlichen Heiland eine Ehre erwachſen müſſe. Sie kauften ein Häuschen, richteten es ſtreng klöſterlich ein und übergaben es den Nonnen mit der vom Erzbiſchof genehmigten Verpflichtung der ununterbrochenen Anbetung des heiligen Sacramentes. Tag und Nacht ſich ablöſend, lag immer eine Ordensfrau, mit einem Strick um den Hals, auf den Knieen vor dem Tabernakel, in welchem ſich die göttliche Majeſtät unter der Geſtalt der Hoſtie aus Liebe zu den Menſchen verbirgt. Es war ein hoher Feſttag für den ganzen Kreis, dem die beiden Stifterinnen angehörten, als ſie die Benedictinerinnen in das Klöſterchen einführten. Die Königin nahm lebhaften Antheil an der Feier. Bei der Prozeſſion, welche das Hochwürdigſte Gut in die Kapelle einführte, ging ſie mit brennender Kerze allen Uebrigen voran und warf ſich zuerſt anbetend vor dem Altar auf den Boden.

Weil das Himmliſche und Höchſte in allen dieſen großmüthigen Seelen nicht untergegangen, ſondern die Triebfeder ihrer Handlungen war — darum ermüdeten ſie nicht bei ihren rieſenhaften guten Werken. Allmälig flüchtete halb Lothringen nach Paris; darunter Perſonen vom hohen Adel. Manche hatten nun zwar Geld und Juwelen mit auf die Flucht nehmen können, aber nicht hinreichend, um ihnen für die Dauer Subſiſtenzmittel zu gewähren. Trotz der größten Einſchränkung zehrte ſich die Baarſchaft auf, und die Dürftigkeit der geflüchteten lothringiſchen Edelleute wurde um ſo bitterer, als ſie ſich mehr ſchämten, ſie an den Tag kommen zu laſſen. Indeſſen war es nicht ſchwer, ihre Armuth zu durchſchauen, und ein wohlmeinender Herr ſetzte den heil. Vincenz davon in Kenntniß, da ihn Jedermann für den Almoſenpfleger Gottes anſah. „O mein Herr,“ antwortete Vincenz freudig, „wie bin ich Ihnen dankbar! ja gewiß, wir müſſen dieſen armen Edelleuten zu Hülfe kommen — eingedenk unſeres göttlichen Heilandes, der von ſo hoher Geburt und ſo arm war!“ Und es gelang ihm, eine Geſellſchaft von adeligen Herren zu vereinigen, an deren Spitze der vortreffliche Baron von Renty trat, die es ſich zur Aufgabe machte, um der Liebe Jeſu willen den geflüchteten lothringiſchen Adel zu unterſtützen. Das geſchah mit der größten Zartheit und mit einer Freigebigkeit, die acht Jahre lang fortgeſetzt werden mußte, und die endlich, nach dem Friedensſchluſſe, noch das Reiſegeld und die Koſten der erſten Einrichtung in der Heimath für dieſe Edelleute ſpendete.

Während dies Alles in Paris für die Lothringer geſchah, die dort Schutz ſuchten, fuhr Vincenz fort, in's Land ſelbſt Geld und andere Geſchenke zu ſenden. Der Laienbruder Matthäus mußte binnen zehn Jahren fünfzig Reiſen nach den verſchiedenen Miſſionshäuſern machen, um die Gaben den Miſſionsprieſtern abzuliefern, welche dieſe dann nach beſtem Gewiſſen vertheilten. An dieſen Spenden nahmen Theil 25 Städte, viele Klöſter, viele Landleute, viele verheerte Kirchen, die neu eingerichtet, mit Altargeräthſchaften und prieſterlicher Kleidung verſehen wurden. Gegen zwei Millionen Francs ſoll Bruder Matthäus überbracht haben. Niemand weiß die Summen genau! Vincenz ſammelte nur; er rechnete nicht. Auch andere Gaben gingen nach Lothringen. Als die Königin einmal gar kein Geld hatte, gab ſie die Teppiche aus ihren Zimmern her und das ſchwarze Tuch, womit das Trauergerüſt ihres verſtorbenen Gemahls bekleidet geweſen war. Das wurde Anderen ein Fingerzeig; und 14,000 Ellen Tuch in verſchiedenen Farben kamen nach Lothringen. Allgemein betrachtete man es als ein Wunder, daß Bruder Matthäus immer ganz glücklich mit ſeinen Gaben angelangt und nie, weder von Feinden noch von Räubern, geplündert worden ſei. Die Königin wünſchte dieſen Mann zu ſehen, der ſo ſichtlich unter dem Schutze des allmächtigen Gottes wandelte. Als er vor ihr erſchien, fragte ſie, wie er es angefangen habe, um ſeine Aufträge ſo glücklich zu vollziehen? Er ſagte einfach, das Gebet ſeines Vaters Vincenz habe ihm beigeſtanden. Seiner eigenen Unermüdlichkeit, ſeinem Muthe, ſeiner Vorſicht, ſeiner Hingebung ſchrieb der demüthige Laienbruder nicht den mindeſten Erfolg zu.

Eines iſt gewiß: es gehört eine ganze Kette von geheiligten Menſchen und von frommen Händen dazu, um bei ſo ſchweren Zeitläuften und Kriegen ſo außerordentliche Dinge für Feindesland zu thun. Aber gerade die ſchwere Zeit rief auch außerordentliche Menſchen hervor; und unter ihnen war eine Perſon, die Vincenz „ſeine rechte Hand" nannte, und die, vom flammenden Liebeseifer getrieben, ſo Unglaubliches leiſtete, daß man ganz verblüfft davon wird. Dies war eben die ſchon genannte Magdalena von Lamoignon, Tochter und Schweſter der beiden, durch Tugend, Frömmigkeit und Weisheit berühmten Parlamentspräſidenten dieſes Namens. Ihre Mutter war ein Muſter der chriſtlichen Vollkommenheit — wie Jemand ſagte, der ſich gut darauf verſtand, die Vollkommenheit zu beurtheilen — nämlich der heil. Franz von Sales. Magdalena hatte das Glück, als ſie fünf Jahre zählte, ihre erſte Beicht dieſem großen, liebenswürdigen Heiligen, der damals in Paris war, abzulegen und bei neun Jahren die heilige Erſtcommunion zu empfangen. Dann wuchs ſie heran, ſchön, geiſtreich und äußerſt anmuthig, ſo daß ſie allen Menſchen gefiel. Das war ihr aber höchſt gleichgültig! ſie wollte nur Gott gefallen. Sie verbarg ihre Schönheit in der dunkelſten, unſcheinbarſten Kleidung, erſchien nie in glänzenden Geſellſchaften und bei weltlichen Feſten, und verkroch ſich mit all ihrem Geiſte und all ihrer Liebenswürdigkeit in den elenden Behauſungen der Armen, denen ſie in ihren tauſend Nöthen mit engelhafter Selbſtverleugnung beiſtand.

Die Präſidentin von Lamoignon hatte einige Zimmer ihres prächtigen großen Hauſes dem heil. Vincenz zur Verfügung geſtellt, um darin die Verſammlungen der Damen zu halten, welche ihm zu Ausführung ſeiner Pläne der Barmherzigkeit in jeder Weiſe behülflich waren. In einem anderen Flügel ihres Hauſes hatte die gute Frau von Lamoignon ein kleines Spital eingerichtet. Da war ein Zimmer, wo die Armen geſpeiſt wurden; eins, was ganz voll Kleidungsſtücken, Leinwand und Betten war, die den Dürftigen geſchenkt wurden; eins, in welchem immer einige arme kranke Frauen Pflege fanden. Unter einem und demſelben Dache ſtreute Vincenz durch ſeine Ermahnungen und Vorträge den Samen der Barmherzigkeit aus, und trug dieſer Same zugleich hundertfältige Frucht. Durch ſolche Lehren, ſolch Beiſpiel und ſolche Thätigkeit angeeifert und beſeelt, hatte die ganze, große, weite, bunte Welt für Magdalena keinen anderen Reiz als den: Geld und Gut den lieben Armen Gottes zuzuwenden. So bereitwillig war ſie zu jedem Opfer, zu jedem Dienſte, zu jedem Geſchäft, daß der heil. Vincenz zu ſagen pflegte: „Mit ihr kann Niemand Schritt halten.“

Dieſe gottſelige Familie führte ein unbeſchreiblich zufriedenes Leben. Der alte Präſident und ſein Sohn hatten ihre innigſte Freude an Mutter und Tochter, und fanden deren Großmuth nie übel angewendet, obgleich ſie ſich, trotz eines ſehr beträchtlichen Einkommens, doch manchmal perſönlich einſchränken mußten. Die zweite Tochter war im Kloſter der Dominicanerinnen zu Paris, und brachte im beſchaulichen Leben und in einſamer Zelle dem lieben Gott daſſelbe vollkommene Opfer, das Magdalena im Elternhauſe und in weitverzweigter Thätigkeit ihm brachte. Im Jahre 1636 ſtarb der alte Präſident und ſein Sohn heirathete. Magdalena war jetzt 28 Jahre alt und begann nun erſt recht, ſich mit ihrer Mutter ihrer heiligen Neigung zu überlaſſen. Die großen Einkünfte beider Damen waren immer längſt im Voraus verſchwunden, ſo daß Herr von Lamoignon mit zärtlicher Aufmerkſamkeit heimlich Sorge trug für den Lebensbedarf der verehrten Mutter, der lieben Schweſter. Magdalena wendete ſich immer zuerſt bittend an ihn, wenn ihre Caſſe leer war — und nie ſchlug der fromme Bruder ihr Geſuch ab. Dann ſprach ſie ihre übrigen Verwandten an; dann ihre Freunde; dann die Bekannten. Fühlte ſie, daß ſie um Geld nicht mehr bitten könne, ſo bat ſie um Kleider, um Weißzeug, um Hausgeräth. Mit herzlicher Dankbarkeit nahm ſie Alles, auch das Geringſte an, denn ſie verſtand Alles zu verwenden. Sie war eine der eifrigſten Sammlerinnen für Lothringen und brachte zuweilen in einer Woche 5000 Francs zuſammen. Ueberdas trieb ſie ihre Freundinnen an, für Lothringen zu betteln, und bat ſie alle fromme Geiſtliche ihrer Bekanntſchaft, von der Kanzel herab für Lothringen Theilnahme zu erwecken.

Da ſie in alle gute Werke verwebt war, welche in Paris dem heil. Vincenz ihre Entſtehung verdankten, ſo könnte man glauben, Magdalena von Lamoignon ſei ſchon übermäßig durch dieſelben in Anſpruch genommen. Doch mit nichten! ihre Liebe ging über Paris, über Frankreich, über Lothringen weit hinaus. Wie Frau von Miramion und die Herzogin von Aiguillon unterſtützte auch ſie aus allen Kräften die Miſſionen in fremde Welttheile. Das Evangelium war damals ſchon in Aſien und Amerika gepredigt und hatte Eingang gefunden in Indien, China, Japan und Canada; allein die Glaubensboten erlagen den ungeheueren Anſtrengungen und den Verfolgungen der Götzendiener, ſo daß Miſſionäre entſendet werden mußten, um die jungen chriſtlichen Gemeinden zu pflegen und auszubreiten. Dann mußten Schulen, Kirchen, Spitäler gebaut und eingerichtet werden, und den Neubekehrten ſtanden dazu nicht immer die Geldmittel zu Gebot. Die auswärtigen Miſſionen waren alſo, wie ſie noch jetzt ſind, zu ihrer Erhaltung vielfach an Hülfe von Seiten der Glaubensbrüder in Europa angewieſen. Magdalena nahm ſich treu derſelben an und wenn Miſſionäre von Paris aus nach den fremden Welttheilen gingen, ſo verfehlte ſie nicht, dieſelben zu unterſtützen. Mit der Herzogin von Aiguillon zuſammen gründete ſie zu Quebeck in Canada ein Hoſpital für Kranke.

Alle Leiden der Menſchheit, die dem heil. Vincenz zu

Herzen gingen, fanden lebendigen Anklang bei Magdalena. Er war nicht umſonſt in ſeiner Jugend zwei Jahre lang Sklave der Barbaresken geweſen. Er hatte nicht vergeſſen, welchen Martern an Leib und Seele der Chriſt dort ausgeſetzt war, der ſeinen Glauben nicht verleugnen wollte, und der alle Tröſtungen der heiligen Kirche entbehren mußte, und doch ſich in der Kraft ſeiner guten Vorſätze erhalten ſollte. Schwere Arbeit, Mißhandlungen, Kerker, Krankheit, Tod — all dieſe Trübſale trafen die unglücklichen Chriſtenſklaven in den Raubſtaaten ohne irgend eine religiöſe Ermunterung. War es zu verwundern, daß Mancher abfiel? In Tunis ſchmachteten ungefähr 6000; in Algier gegen 20,000. Vincenz hatte im Jahre 1642 die Freude, zwei ſeiner Lazariſten nach Tunis — ſpäter einige nach Algier ſenden zu können. War es auch nicht möglich, all dieſe armen Chriſten loszukaufen, ſo konnten ſich die Miſſionsprieſter doch in jeder Weiſe ihres Elendes erbarmen, Fürſprache für ſie einlegen bei ihren Herrn oder bei dem Dey ſelbſt, die Loskaufung der Gefangenen gewiſſenhaft betreiben und den Zuſtand ihrer Seelen beſſern. Magdalena von Lamoignon war für dieſes Werk ſo eingenommen, daß ſie auf ihre Koſten ſiebenzig chriſtliche Sklaven loskaufen ließ.

Ueberall fing man an, die Lazariſten als Miſſionäre zu begehren. Sie mußten Miſſion halten im franzöſiſchen Heere, und die Glaubensboten verwandelten ſich in

Liebesboten, als eine furchtbare Seuche im Heere ausbrach und wüthete. Nun ſorgten ſie mit der nämlichen Sorgfalt für die Rettung der Leiber, als zuvor für die der Seelen. Eine andere und äußerſt ſchwierige Miſſion war die — am königlichen Hofe ſelbſt. Anfangs wurde ſie bitter angefeindet; doch bald bewirkte ſie große Bekehrungen. Denn dieſelben Frauen, welche hauptſächlich den Sturm erregt hatten, weil die Miſſionsprieſter auf der Kanzel unumwunden die Wahrheit ſagten und im Beichtſtuhle unerbittlich waren — dieſelben Frauen wurden größtentheils vom Geiſte der Buße ergriffen und zu einer gründlichen Beſſerung ihres Lebens bewogen.

Der gequälten unterdrückten Kirche von Irland, die ja noch bis zur heutigen Stunde unter dem eiſernen Joch des Proteſtantismus von England ſchmachtet — ſchickte Vincenz ſeine Miſſionsprieſter zur Aushülfe.

Auch nach der Inſel Corſica ſchickte er ſie, wo die Bevölkerung einer Leidenſchaft anhing, welche in ſolchem Maße wohl nirgends in Europa je geherrſcht hat. Dieſe Leidenſchaft war der Erbhaß, die Erbrache. Nicht nur, daß ſich die Corſicaner mit afrikaniſcher Hitze und Wildheit entzweiten und gleich wegen geringer Beleidigung mit Dolch und Meſſer ſich rächten — nicht nur, daß die Familien von zwei ſo verfeindeten Menſchen ebenfalls in Feindſchaft lebten: ſondern ſie ſuchten auch ſämmtlich Rache zu nehmen und vererbten ihren Haß auf Kinder, Enkel und Urenkel. Man hatte auf der Inſel Corſica ſeinen Erbfeind wie man ſein Erbgut hatte, und man betrachtete es als eine heilige Verpflichtung gegen die Vorfahren, dieſen Haß zu bewahren und ihn durch Rache an den Tag zu legen. Wegen der Feindſchaft von zwei Familien, für welche Andere Partei nahmen, lag nicht ſelten ein Dorf mit dem benachbarten Dorf in grimmiger Fehde; ja ſogar ein und derſelbe Ort war zuweilen in zwei feindliche Heere getheilt. Zur Abhülfe eines ſo ganz unchriſtlichen Zuſtandes ſollten Miſſionen gehalten werden. Vincenz ſchickte ſieben Lazariſten nach Genua, wo der fromme Erzbiſchof Cardinal Durazzo vier gottſelige Weltprieſter und ebenſoviel Ordensmänner ihnen zugeſellte. Alle ſchifften nach Corſica über. Die Miſſionäre fanden harte Arbeit und mußten ſie bei den corſicaniſchen Geiſtlichen beginnen, die eben ſo wild wie ihr Volk und eben ſo hitzig in ihre geerbten Familienfehden verwickelt waren. Statt alſo das hölliſche Feuer des Haſſes und der Rache zu dämpfen, fachten ſie es an. Wo ein Laſter im Schwange iſt, zieht es gleich auch andere nach ſich, und Habgier, Unſittlichkeit und Räubereien hatten überhand genommen. Einige Prieſter bekehrten ſich zuerſt, warfen ſich in der Kirche vor dem heiligen Sacramente auf ihr Angeſicht, und baten öffentlich Gott und den Nächſten um Vergebung. Daſſelbe that ein Domherr im Namen des ganzen Domcapitels. Dies machte großen Eindruck. Viele ſuchten die Verſöhnung mit Gott und den Brüdern.

Die ſchwierigſte Miſſion war im Innern der Inſel, im weitläufigen Thal von Niolo, das durch hohe wilde Berge eingeſchloſſen und faſt unzugänglich iſt. Hier lebte ein ganz beſonders verhärtetes Völkchen, das viele Mörder und Räuber unter ſich zählte und vom Chriſtenthum eigentlich nichts kannte, als die Taufe. Ein Miſſionär meldete dem heiligen Vincenz voll Betrübniß, daß von den 2000 Seelen, welche im Thale von Niolo lebten, kaum 100 die zehn Gebote und den Glauben gewußt hätten. Hier ging die Miſſion äußerſt langſam und ſtockend vorwärts. Den Unterricht in den Glaubenslehren hörten die Leute zwar ganz gern; ſo wie aber die Miſſionäre auf die Sittenlehren übergingen, ſo wie ſie von Vergebung der Beleidigungen und von chriſtlicher Liebe zu den Feinden ſprachen, verließen die Leute, theils unmuthig. theils höchſt empört, die Kirche. Je weniger ſie Gehör fanden, deſto mehr baten und flehten die Miſſionäre zu Gott um Erleuchtung dieſer unglücklichen Menſchen. Eines Tages war die Kirche ſtark beſucht, namentlich von Männern, die mit dem Schwert an der Seite und mit Dolch und Piſtolen im Gürtel finſter und trotzig da ſtanden, als ob es zum Kampf gehen ſolle. Der Miſſionär ſprach nun zu dieſen verſteinerten Herzen von der Verſöhnlichkeit, von der Feindesliebe des Gottesſohnes. Plötzlich hielt er ſein Crucifix empor und ſagte: „Der Gekreuzigte iſt für ſeine Kreuziger geſtorben — und wir wollten nicht unſeren Feinden von Herzen verzeihen? Wer an dieſen gekreuzigten Gott glaubt, muß verſöhnlich ſein, und wer mit ſeinen Feinden ſich verſöhnen will — der trete herzu und küſſe das Bild des liebevollen Erlöſers." Viele waren bewegt, Einige ſehr gerührt; dennoch hielt falſche Scham Alle zurück; aber Keiner verließ die Kirche. Tiefes Schweigen lag auf der ganzen Verſammlung. Da rief plötzlich ein frommer Franciscanerpater laut und wehmüthig aus: „O du Thal von Niolo! willſt du verflucht ſein von Gott und nicht die Gnaden annehmen, die Er zu deinem Heile durch dieſe Miſſionäre dir anbietet?" Da trat ein Pfarrer hervor, fiel auf die Kniee, begehrte das Crucifix zu küſſen, rief dann den Mörder ſeines Bruders heran und umarmte ihn mit Freudenthränen. Daſſelbe that ein Prieſter mit einem Manne, zu welchem er im erblichen Familienhaß ſtand. Und nun war das Eis gebrochen! Während anderthalb Stunden gab es in der Kirche — und ſpäter im ganzen Thale von Niolo nichts als Ausſöhnungen, Freudenthränen, Umarmungen — aus Liebe zu dem gekreuzigten Gott, deſſen Evangelium die geiſtlichen Söhne des heiligen Vincenz den Armen predigten.

So wirkte Vincenz in weiter Ferne, in fremden Ländern, bei fremden Völkern; denn was ſeine Miſſionäre wirkten — das wirkten ſie in ſeinem Geiſte, mit ſeinem Herzen; dazu wählte und bildete er ſie ſorgfältig heran. Und je ähnlicher ſie ihm wurden, deſto ähnlicher wurden ſie zugleich dem göttlichen Heiland, deſſen treuer Nachfolger Vincenz war.

Das Jahr 1648 machte durch den weſtphäliſchen Frieden dem Kriege ein Ende, der Europa während dreißig Jahren erſchüttert und auf lange, lange Zeit verſtört und verwüſtet hat. Dadurch wurde Vincenz der Sorge für Land und Volk von Lothringen enthoben; allein Frankreich ſelbſt bedurfte ſeiner nun deſto mehr — denn in demſelben Jahre brach ein Bürgerkrieg aus. Einige ehrgeizige Prinzen des königlichen Hauſes, mit einer Partei von perſönlichen Anhängern, von unruhigen Köpfen, von Mißvergnügten aller Art, erhuben einen Aufſtand gegen die Miniſter der Königin, welche für ihren minderjährigen Sohn Ludwig XIV. Regentin von Frankreich war. Unter den Empörern befand ſich der Coadjutor des Erzbiſchofes von Paris, Paul von Gondy, ein Sohn des Grafen Emmanuel. Hätte der Menſch nicht ſeinen freien Willen, um von den Gottesgaben einer frommen Erziehung und heiliger Beiſpiele den richtigen Gebrauch zu machen — und um die Anleitung zur Tugend, die er in ſeiner Jugend empfangen hat, auch im ſpäteren Leben feſtzuhalten: ſo müßte man billig ſtaunen, daß der Sohn ſolcher Eltern, der Zögling eines ſolchen Erziehers — ein ſchlechter Prieſter werden konnte. Aber Gott in ſeiner unausſprechlichen Gnade will den tugendhaften Menſchen belohnen, und um das zu können, muß der Menſch freiwillig für oder gegen die Tugend ſich entſcheiden. Paul von Gondy blieb nicht auf dem Wege, auf welchen er in ſeiner Kindheit geführt worden war. Er vergaß Beiſpiel und Lehren, vergaß ſeinen geiſtlichen Stand und die Würde, zu der er als Nachfolger ſeines Oheims, des Erzbiſchofs, beſtimmt war, miſchte ſich in alle Händel der Politik, in alle Intriguen der Welt, in alle Ränke des Hofes, und machte ſich zum Abgott des Pöbels, nachdem es ihm nicht gelungen war, Miniſter der Königin zu werden. Mit ihrem minderjährigen Sohn floh die Königin aus Paris; der Coadjutor und die Prinzen zogen hinein. Beide Theile hatten ihre Truppen; es kam zu Treffen; die Empörer riefen Spanien zu Hülfe, und Frankreich ſtand wieder unter der feurigen Zuchtruthe eines Bürgerkrieges, der zehn Jahre lang auf dem Volke laſtete.

Der heilige Greis war in großem Anſehen bei der Königin, die ihn ſeit einigen Jahren zum Mitglied des Staatsrathes in geiſtlichen Angelegenheiten ernannt hatte und gern ſeinen Rath hörte. Er wußte, daß ſie unter dem Einfluſſe des Staatsminiſters Cardinal Mazarin ſtehe, der ein Italiener war und gegen den, als einen fremden Eindringling, die Empörung der Prinzen hauptſächlich gerichtet war. Als die Königin aus Paris floh, verließ Vincenz ſeine Prieſter, ſeine Armen, ſein bedrängtes Haus von St. Lazarus, alle Werke, die ſeiner Anweſenheit ſo ſehr bedurften — um

Etwas zu thun, was Niemand gewagt hätte, der auf der Seite der Königin ſtand. Er drängte ſich unter tauſend Gefahren durch die verſchiedenen zuchtloſen Söldnertruppen nach St. Germain, wo das Hoflager war, und obgleich er es für wahrſcheinlich hielt, daß ihm dieſer Schritt die Verbannung zuziehen werde, erſchien er vor der Königin und flehte ſie in einer langen Unterredung an, barmherzig gegen das Land und verſöhnlich gegen die Prinzen zu ſein, und das Ihre beizutragen, damit ſich Mazarin von ſeiner Stelle als Miniſter zurückziehe. Dann ging der heilige Greis zum Miniſter ſelbſt und beſchwor ihn, ſich nicht durch Gewalt an der Spitze des Staates behaupten zu wollen. Wirklich verſammelte die Königin noch denſelben Abend den Staatsrath, um zu überlegen, ob es gerathen ſei, Mazarin zu entlaſſen. Aber Alle vertrauten ihm und mißtrauten den unruhigen und hitzigen Köpfen der Prinzen. Vincenz fand kein Gehör mit ſeinen Gründen; aber ſowohl die Königin, als Mazarin waren ſo überzeugt von der lauteren Abſicht des heiligen Greiſes, daß ſie ihm gewogen blieben wie zuvor. Nicht ſo der Pöbel von Paris! Vincenz hatte Feinde. Das iſt in der Ordnung, denn der Sohn Gottes hatte Feinde hienieden und hat ſie bis zu dieſer Stunde. Die Böſen ſind die Feinde der Heiligen. Seine Feinde ſtellten ihn in Paris als einen Verräther vor; man nahm das Haus von St. Lazarus mit allen Vorräthen in Beſchlag, und legte dann einen

Haufen von bewaffnetem Stadtvolk hinein. Dies Geſindel war 800 Mann ſtark und verübte ungeheueren Unfug, ſo daß es unter anderen die Stapel Brennholz im Hofe aus Muthwillen in Brand ſteckte. Nach drei Tagen wurde es freilich zurückgerufen; aber der Schaden war geſchehen.

Vincenz beſuchte inzwiſchen ſeine Miſſionshäuſer und ſeine barmherzigen Schweſtern in den Provinzen, um ſie zu ermuntern, mit feſtem Gottvertrauen die betrübten Zeiten auszuhalten und all ihre Kräfte der Linderung des Elendes von Feind und Freund zu widmen. Dies Elend war groß, namentlich in Paris, das vom königlichen Heer blockirt und dadurch von aller Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten war. Die Abweſenheit des heiligen Vincenz ſuchten ſeine frommen Helfershelferinnen nach Kräften zu erſetzen. Louiſe Legras verwandelte ihr Haus in eine Armenküche, wo Tag und Nacht gekocht und Brod gebacken wurde. Dann vertheilten ſich die barmherzigen Schweſtern durch ganz Paris und ſpeiſten 14,000 Arme täglich mit Suppe und Brod. Herr von Lamoignon hatte es möglich gemacht, für ſeine Mutter und Schweſter mit ſchwerem Gelde einen ſo beträchtlichen Getreidevorrath anzukaufen und in die Stadt zu ſchaffen, daß ſie Brod für ein Jahr gehabt hätten. Sie erkannten die liebende Fürſorge mit zärtlicher Dankbarkeit; — aber ſie waren nun einmal unverbeſſerlich in ihrer grenzenloſen Mildthätigkeit! Sie vertheilten den ganzen Vorrath in einem Tage. Sie hatten ihr Haus zu einer Zufluchtsſtätte für 800 arbeitsloſe Frauenzimmer gemacht, die ohne Brod und ohne Schutz waren und in Gefahr ſtanden umzukommen. Dieſe mußten ihnen behülflich ſein zu kochen und zu nähen für die Flüchtlinge vom Lande, die von den Truppen beraubt und geplündert in Schaaren nach Paris zogen, wo ſie nur die allgemeine Noth vergrößerten, anſtatt der ihren abzuhelfen. Täglich wurden 15,000 dieſer Unglücklichen von Magdalena von Lamoignon und von ihrer Mutter geſpeiſt. War dies Geſchäft abgethan, ſo belud Magdalena ſich ſelbſt und einige Diener mit anderen Vorräthen und eilte nach einem Hauſe, das ſie gemiethet und worin ſie einige Genoſſenſchaften von Kloſterfrauen untergebracht — die man aus ihren Klöſtern in der Umgegend von Paris verjagt hatte. Wie ſie das Alles möglich machte, woher ſie das Geld nahm, und den Muth und die Kraft: das läßt ſich nicht erklären! es iſt das Geheimniß der Heiligen; es iſt die Fortſetzung des Wunders der Brodvermehrung.

Sechs Monate dauerte die Sperre von Paris; darauf führte ein Sieg der königlichen Truppen die Königin in die Hauptſtadt zurück. Sie ließ ſogleich Vincenz heimberufen, der noch immer ſeine Miſſionshäuſer und ſeine barmherzigen Schweſtern auf ihren verſchiedenen Poſten beſuchte. Er trat nun die Rückkehr an, fiel aber in eine ſchwere Krankheit, weil die Mühſeligkeiten der Reiſe und die ſchlechte Koſt, welche er zu ſich nahm, ſeinen alten Körper zu heftig angriffen. Als der zeitweilige Vorſteher des St. Lazarushauſes dieſe Nachricht erhielt, ſchickte er ſogleich den Bruder Krankenwärter zu Vincenz. Dieſer hielt ſich in ſeiner Demuth unwürdig jeder Bemühung, erſchrak heftig, als der Bruder bei ihm erſchien, und ſagte, er verdiene das nicht. Dann glaubte er zu bemerken, daß der Bruder meine, er ſei nicht willkommen, und ſich betrübe. Da raffte der kranke Greis ſich auf, warf ſich dem Bruder zu Füßen und dankte ihm zärtlich für ſeine Güte. Vincenz war 73 Jahre alt, und gebrochen durch lange Kränklichkeit und beſtändige Anſtrengungen; dennoch genas er, blieb aber ſo ſchwach, daß er nicht mehr die Reiſeart der Männer in damaliger Zeit aushalten und reiten konnte. Die Herzogin von Aiguillon ſchickte ihm alſo einen Wagen mit Kutſcher und Pferden, und Vincenz bediente ſich deſſelben zur Reiſe; in Paris ſtellte er ihn aber ſogleich ihr zurück. Die Herzogin bat und flehete umſonſt, er möge ihn doch behalten, da ihm bei ſeiner Gebrechlichkeit ein Fuhrwerk nothwendig ſei. Vincenz fand es ſchrecklich übermüthig und üppig, Kutſcher, Pferde und Wagen zu ſeinem perſönlichen Gebrauche zu haben, und nur der ausdrückliche Befehl der Königin und des Erzbiſchofes beſtimmte ihn zur Annahme des Geſchenkes. Kutſcher und Pferde mußten in unbeſchäftigter Zwiſchenzeit mit dem Pflug arbeiten, und oftmals rief er betrübt: „Der

Sohn eines armen Bauern unterſteht ſich, in einer Kutſche zu fahren!“

Sein verwüſtetes Haus und ſeine beraubte Genoſſenſchaft fand er in kläglicher Armuth. Um dennoch Liebeswerke üben zu können, lebte er mit ihnen von Haferbrod und Bohnen. Die Armen, welche in der Nachbarſchaft ſeines Hauſes wohnten, beköſtigte er dreimal in der Woche. Etwa 800 empfingen dieſe Wohlthat. Die Kinder aber ſpeiſte er täglich Mittags und Abends, ließ ſie unterrichten, und that es ſelbſt, wenn er Zeit hatte.

Das Land um Paris hatte furchtbar gelitten; Gärten und Felder waren unbebaut, und die Menſchen von anſteckenden Seuchen heimgeſucht. In der Stadt Etampes ſahen ſie aus wie lebendige Leichen — dermaßen wütheten Hunger und Krankheiten. Vincenz verlegte eine kleine Truppe ſeiner Lazariſten nach Etampes, als nach ihrem Hauptquartier, von wo aus ſie ſich durch Flecken und Dörfer mit leiblichen und geiſtlichen Almoſen vertheilten. Zwei große Küchen wurden in Etampes ſelbſt — vier andere in den Ortſchaften rings umher eingerichtet und verſorgt; barmherzige Schweſtern verwalteten ſie und pflegten die Kranken. Die Miſſionäre halfen auch die verweſenden Leichname begraben, um die ſich Niemand bekümmerte. Fünf von ihnen und drei Schweſtern ſtarben als Opfer der heiligen Nächſtenliebe. „Die Glücklichen!“ rief Vincenz aus, „ſie fielen in einer gottgefälligen Schlacht!“ — Er ging in Paris faſt von

Haus zu Haus, und bat und flehte und bettelte und ſammelte. Wer hätte ihm etwas abſchlagen können? Täglich ſchickte er Karren voll Lebensmittel, Wein, Mehl in die Dorfſchaften, und viele wohlthätige Menſchen unterſtützten ihn nicht bloß, ſondern thaten ihrerſeits daſſelbe.

Zuerſt waren alle Augen auf die Drangſale in nächſter Nähe gerichtet; als dieſe nach und nach aufhörten, öffnete ſich die Ausſicht in die Ferne. Sie war grauenvoll! die Provinzen Picardie und Champagne litten übermenſchlich. Brod aus Gerſtenkleie und unreifes Obſt bildeten die Nahrung der Wohlhabenden; die Uebrigen verzehrten wilde Wurzeln, Eidechſen, Mäuſe. Die Kranken ſtarben haufenweiſe dahin, ungetröſtet, unverſehen, denn die meiſten Pfarrer ſtarben zuerſt oder lagen ſelbſt krank. In hundert Kirchen des Bisthums Laon hatte der Gottesdienſt aufgehört. Wo die Leute ſtarben — da blieben ſie liegen! die Luft war verpeſtet vom Verweſungsgeruch. In einer verödeten Hütte fand man einen Leichnam, der von Thieren halb aufgefreſſen war. In die Stadt St. Quintin, wo 8000 Einwohner Hungersnoth litten und 350 Kranke im Spital lagen, drängten ſich 400 vom Lande hinein und ſchrieen um Rettung. Aber die Bürger trieben die Hälfte wieder hinaus, die bald als Leichen an den Wegen lagen. Nach einigen Tagen, als die Hungersnoth ſtieg, beſchloſſen die Bürger, die anderen 200 kranken Landleute von der Stadtmauer herab zu ſtürzen. Da kam Hülfe — von wem anders, als von Vincenz?

Er hatte zuerſt nur gehört, in welcher Vernachläſſigung die verwundeten Soldaten in jenen Provinzen verſchmachteten. Er ging zur Frau von Herſé, bei der das Gold zu Liebeswerken ſo wenig verſiegte, als das Oelkrüglein der Wittwe von Sarepta. Sie gab ſo reichlich, daß er zwei Miſſionäre beritten machen und ihnen ein Packpferd mit Lebensmitteln nebſt 500 Francs mitgeben konnte. Die Miſſionäre naheten ſich kaum jenen unglücklichen Gegenden, ſo wurden ſie ſchon auf der Landſtraße von halbverhungerten Menſchen förmlich überfallen und geplündert. Sie ſuchten für ihre 500 Francs in den nächſten Städten Brod zu kaufen: aber da war nichts — denn die verheerten Aecker, die ausgeraubten Scheunen und Speicher waren ohne Getreide, und das verzweiflungsvolle Landvolk hatte kein Saatkorn, um die Felder zu beſtellen. Die beiden Miſſionäre ſchrieben troſtlos an Vincenz, das Elend ſei immens und erheiſche immenſe Hülfe.

Wo ſollte der heilige Greis ſie ſuchen? — bei ſeinen heiligen Frauen! Zur unſterblichen Ehre dieſer Frauen hielt ihre Liebe zu dem leidenden Jeſus Schritt mit der Liebe des heil. Vincenz, und ſie retteten viele, viele Tauſende an Leib und Leben und Seele. Auf der Stelle wurden ſechzehn Miſſionäre ausgerüſtet und mit Geld und Lebensmitteln reichlich verſehen. Zehn barmherzige

Schweſtern folgten ihnen mit Arznei und Leinwand nach. Monatlich ſchickte Vincenz ihnen die Almoſen, welche die Damen zuſammenbrachten und welche ſich auf 15 bis 30,000 Francs beliefen; — jahrelang! Ein beſonderer Miſſionsprieſter ſtand der Vertheilung der Almoſen vor und berichtete regelmäßig an Vincenz über jede Maßregel. Dieſer legte in den wöchentlichen Verſammlungen die Berichte den Damen vor — theils um ſie zu erfreuen, theils um ſie anzueifern. Mit unerſchöpflicher Barmherzigkeit dachten ſie an Alles. War in einer Ortſchaft dem größten Elend abgeholfen, ſo ermunterten ſie die Leute zur Arbeit, indem ſie Ackergeräthſchaften, Saatkorn und Handwerkszeug ſchickten.

Aber die Seelen durften nicht leer ausgehen — darum wurden die Kirchen auf ihre Koſten geſäubert, hergerichtet, mit Altargefäßen und prieſterlichen Gewändern verſehen. Sie zerſchnitten ihre Kleider von Sammt und Brocat zu Meßgewanden; ſie nahmen ihre koſtbaren genueſiſchen und venetianiſchen Spitzen — der Stolz der Damen jener Zeit — und beſetzten Alben und Altartücher damit. Sie richteten in ihren Häuſern Schneiderzimmer ein; — da wurde zugeſchnitten und genähet in allen Stoffen und Größen, für Männer, Frauen und Kinder, für Arme und Verarmte. Heiliger Wetteifer beſeelte Alle. Vincenz ſchrieb in dieſer Zeit einmal an die Herzogin von Aiguillon: „Welche Erndte für den Himmel in dieſen Tagen der Trübſal! Die Geburt des Gottesſohnes iſt

Einigen zum Fall gerathen und Anderen zur Erlöſung. So können wir auf gewiſſe Weiſe von dieſem Kriege ſagen, daß er Urſache der Verdammniß Vieler ſei, — aber daß Gott ihn auch brauchen werde als Mittel ſeiner Gnade und zur Rechtfertigung und ewigen Herrlichkeit vieler Anderer. Ich habe Grund zu hoffen, daß auch Sie, gnädige Herzogin, zu dieſen gehören werden und ich bitte Gott darum.“

Und dieſer wunderbare Greis, der ſeit mehr als dreißig Jahren der nährende und belebende Quell war, aus dem ſich ein Strom von Gnaden, von Segnungen, von Heiligkeit, von Tugenden, von Wohlthaten über Länder und Völker ergoß; — und der ſeinem Jahrhundert einen ſo wahrhaft himmliſchen Schwung der Barmherzigkeit gab, daß ſogar unſere herzensmatte und glaubensfroſtige Zeit noch davon zehrt: wie dachte er von ſich, was hielt er von ſich ſelbſt? — Wir wollen es von ihm ſelbſt hören! Es war im Jahre 1652, als er aus der Andacht ſeiner Morgenbetrachtung ſich erhob und zu ſeinen verſammelten Brüdern ſagte: „Ich lege euch von Neuem das Gebet um Frieden ans Herz. Beſtürmt Gott um Frieden. Bittet und fleht zu dem Allmächtigen um Frieden. Seht das Elend in ganz Europa und beſonders in unſerem Lande — und ſeht, wie der gemeine Mann, vorzüglich das Landvolk, ſo übermäßig zu leiden hat. O meine Brüder, welche Tugenden üben dieſe Leute! welch einen lebendigen und kindlichen Glauben haben ſie, wie unterwerfen ſie ſich den Fügungen Gottes, wie ſind ſie geduldig in ihrer furchtbaren Noth! ſie ſäen — und wiſſen nicht, ob ſie erndten werden; ſie haben geerndtet, und es wird ihnen geraubt. Sie leiden aber Alles, was Gott will und ſo lange Er es will. Ach, was ſind wir neben ihnen! Und ſie hungern, ſie darben, ſie verſchmachten — wir aber haben, was wir brauchen an Obdach, Kleidung, Nahrung. Wir ſollten nie unſer Refectorium betreten, ohne uns zu fragen, ob wir denn auch unſere Mahlzeit verdient haben. Wenn ich mich zu Tiſch ſetze, kann ich mich nicht der beſchämenden Frage erwehren: „Ach du Elender! haſt du denn auch das Brod verdient, welches du eſſen wirſt? — Mindeſtens, meine Brüder, wollen wir unſere Hände unabläſſig zum Gebete für unſere Armen erheben, wollen ihre Fürbitter bei der göttlichen Barmherzigkeit ſein und uns bemühen, ſelbſt mit Gefahr unſeres Lebens, ihnen alle Belehrungen und Tröſtungen des Glaubens zukommen zu laſſen."

Alt und immer älter wurde Vincenz; aber das war kein Grund für ihn, um ſich Ruhe zu gönnen. In ſeinem 78ſten Jahre ging er noch auf's Land, um Miſſionen zu halten, und ſchickte ſeine Lazariſten nach Polen, nach den hebridiſchen Eilanden im Norden, nach der Inſel Madagascar im Süden. Mit allen dieſen Miſſionären, von denen ihm jeder Einzelne wie ein Sohn am Herzen lag, blieb er im Briefwechſel und außerdem ſtand er mit der halben Welt in Correſpondenz. Wer etwas zur Ehre Gottes unternehmen wollte — oder Rath bedurfte — oder Hülfe in irgend einer Verlegenheit begehrte — der wendete ſich gewiß an Vincenz. Ein armer Schneiderburſche, der im St. Lazarushauſe gearbeitet hatte, ſchrieb ihm aus der Fremde und bat um hundert Nähnadeln. Vincenz ſchickte ſie ihm gleich.

Vincenz hatte Zeit für Alle und für Alles, für Kleines und Großes; denn während er den Schneiderburſchen erfreute, rief er das große allgemeine Hospital für die Bettler von Paris in's Leben. Ein Jahr zuvor hatte ein frommer Bürger von Paris die Stiftung eines kleinen Hospitals gemacht, in welchem zwanzig alte dürftige Frauen und ebenſoviel Männer Unterkunft finden ſollten. Die Anordnung des Ganzen überließ er dem heil. Vincenz, der zwei Häuschen kaufte, welche er durch eine Kapelle verband, ſie ſchlicht und zweckmäßig einrichtete, hierauf einen Miſſionspriester für den Gottesdienſt und barmherzige Schweſtern zur Beſorgung des Hausweſens und zur Bedienung der Gebrechlichen anſtellte — dann eine beſtimmte Tagesordnung entwarf, die von Jedermann beobachtet werden mußte und endlich vierzig alte Leute beiderlei Geſchlechts in die beiden Häuschen vertheilte. Es war im Jahre 1654, als Magdalena von Lamoignon, Maria von Miramion und einige andere Damen dies kleine Hospital, welches zum Namen Jeſu hieß, beſuchten. Mehr als an der Ordnung, Sauberkeit und Stille der Anſtalt, erfreuten ſie ſich an dem Geiſte frommer kindlicher Zufriedenheit, herzlicher Dankbarkeit gegen Gott, friedlicher Eintracht untereinander, welcher die Pfleglinge beſeelte. Andachtsübungen, leichte Arbeit und angemeſſene Beſchäftigung füllten abwechſelnd den Tag aus, und Alle genoſſen froh die Wohlthat ſorgenfreier Ruhe in ihren alten Tagen. Höchſt erbaut kehrten die Damen zurück — und da ſie ſich nie mit frommen Gefühlen begnügten, ſondern erſt zu guten Gedanken und dann zu guten Werken übergingen: ſo beſprachen ſie ſich über die Möglichkeit, ein Hospital für Bettler nach ähnlichen chriſtlichen Grundſätzen in's Leben zu rufen. Sie erkannten wohl das Rieſenhafte eines Unternehmens, welches Tauſende und zum Theil verkommene und ſchlechte Leute umfaſſen ſollte; aber Frau von Miramion ſagte: „Es wird gelingen, wenn Herr Vincenz es in ſeine Hand nehmen will.“ Herr Vincenz — („Monsieur Vincent“) — das war der ſchlichte einfache Name, mit dem allüberall der große Heilige des Jahrhunderts genannt wurde.

Auf der nächſten wöchentlichen Verſammlung legten ihm die Damen ihren Plan vor und verſprachen die Geldmittel zu ſchaffen; — denn ſie hatten ſich inzwiſchen mit den übrigen Vereinsdamen beſprochen und Alle waren für die Sache begeiſtert. Frau von Herſé verſprach ſogleich ein Geſchenk von 50,000 Francs; Maria von Miramion eine jährliche Rente von 3000 Francs; Andere nach ihren Mitteln; Magdalena von Lamoignon ſagte nicht weniger als 60,000 Thaler zu. Vincenz ließ die erſte Hitze verfliegen, um die Beharrlichkeit zu prüfen: ſie beſtand die Probe. Da machte er ſich an's Werk, welches jedoch ungeheuer viel Gegner und Schwierigkeiten fand, weil Manche behaupteten, es gäbe 40,000 Bettler in Paris und es ſei förmlich ſtaatsgefährlich, ſie unter einem Dache — zum Theile wider ihren Willen, zu vereinigen. Darüber verſtrichen zwei Jahre, ſo daß die Damen volle Muße hatten, ihren Eifer zu bewähren. Sie benutzten die Friſt, um ein allgemeines Intereſſe für die Sache anzuregen. Sie brachten 10,000 Hemden zuſammen, Betten, Kleider, Hausgeräth in demſelben Verhältniß. Die Königin gab ein großes weitläufiges Gebäude, welches unbenutzt war, die Salpêtrière, mit dem dazu gehörenden Felde her. Vincenz ſelbſt gab das alte Schloß Bicêtre, das ihm die Königin für ſein Findelhaus eingeräumt hatte, jedoch für den Zweck nicht paſſend war. Magdalena von Lamoignon dachte an ihre 60,000 Thaler. Wie hätte ſie wohl 60,000 Thaler zu verſchenken gehabt! nicht ſo viel Francs hatte ſie! ihr Reichthum beſtand nur noch in ihrem ungeheueren Talent für's Betteln. Sie ging zu ihrer außerordentlich reichen und ebenſo kargen Couſine, Frau von Büllion — und erzählte, beſchrieb und bat ſo lebhaft, ſo eindringlich, daß dies harte Herz weich wurde. „Wie viel würden Sie denn wohl brauchen,“ fragte Frau von Büllion. Magdalena, um das Eiſen zu ſchmieden, da es warm war, rief: „Ich möchte gleich 60,000 Thaler forttragen.“ — „Gut!“ ſagte Frau von Büllion, „Sie ſollen das Geld bekommen, wenn Sie ſelbſt es forttragen wollen.“ Wer war froher als Magdalena! Auf Einmal war es ihr unmöglich, die ganze Summe in ſchwerem Silbergeld zu tragen; ſie konnte nur etwas Weniges mitnehmen. Zu Hauſe machte ſie ſich einen langen ledernen Geldbeutel, den ſie unter ihrem Mantel als Gürtel um den Leib ſchlang und den ſie dann manches Mal leer forttrug und gefüllt heimbrachte. Als ſie ihre 60,000 Thaler beiſammen hatte und ſich herzlich bei ihrer Couſine bedankte, umarmte dieſe ſie gerührt und ſchenkte ihr noch 20,000 dazu. So unwiderſtehlich war ihr himmliſches Beiſpiel!

Endlich im Jahre 1657 waren alle Widerſprüche beſiegt und beide Häuſer eingerichtet und gegründet. Der junge König Ludwig XIV., das Parlament, die Polizeibehörde — alle gaben ihre Genehmigung und nun wurde von ſämmtlichen Kanzeln von Paris verkündet, daß am 7. März das allgemeine Hoſpital mit zwei Abtheilungen für Männer und Frauen, für alle Diejenigen ſich öffnen werde, die ſich nicht durch Arbeit ernähren könnten. Von demſelben Tage an wurde auch das öffentliche Betteln von der Polizei unterſagt — und urplötzlich war das Heer unverſchämter, zudringlicher Bettler verſchwunden, welche die Straßen von Paris bevölkerten und die Vorübergehenden fürchterlich beläſtigten. Es blieben nur etwa 5000 Nothleidende, die ſich wirklich nicht anders erhalten konnten, zurück — und dieſe kamen in das Hospital, obſchon viele von ihnen ihr Bettlerleben weit lieber fortgeſetzt hätten. Vincenz verabſcheute es, Zwangsmaßregeln mit der Wohlthätigkeit zu verbinden. Sein Vorſchlag war geweſen, nur die Bettler aufzunehmen, die ſich freiwillig melden würden, wie das im Hospital zum Namen Jeſu geſchah. Dadurch hätte auch das allgemeine Hospital mehr den Charakter einer erſehnten Zufluchtsſtätte bekommen — während es jetzt als eine Art von Gefängniß betrachtet wurde. Da ſich aber weltliche Behörden und Rückſichten in die Sache vielfach miſchten, ſo drang Vincenz mit ſeinen reinen und erhabenen Anſichten nicht durch, und ſeine Ordensgenoſſenſchaft lehnte nach reiflicher Ueberlegung den Antrag ab, die Vorſteherſchaft und Verwaltung des allgemeinen Hospitals zu übernehmen. Eines iſt gewiß: als vor etwa fünfzehn Jahren die Schreiberin dieſer Zeilen Bicêtre und die Salpêtrière beſuchte, herrſchte in ihnen keine Spur des Geiſtes, der alle Werke des heiligen Vincenz ſo lieblich macht. Da war weder Ruhe, noch Zufriedenheit, weder Sauberkeit, noch Ordnung. Wüſtes Geſindel, ergraut im Vagabundenleben, bevölkerte ſie und ſchien weit eher erbittert darüber, als dankbar dafür, ſich dort zu befinden. Und warum? — weil nicht die chriſtliche Barmherzigkeit, dieſe Stellvertreterin des allliebenden Gottes hienieden, ſie aufnahm, und weil deßhalb auch keine Dankbarkeit gegen einen geliebten Gott in ihnen erwachen konnte.

Abermals erbarmte ſich Vincenz eines unglücklichen Volkes. In England war König Karl I. um's Leben gebracht; England wurde eine Republik, und Cromwell beherrſchte ſie — tyranniſcher als je ein König. Seine grimmige Katholikenverfolgung zwang die Irländer, die von jeher gewaltig im Glauben waren, maſſenweiſe ihr ſchönes gemartertes Irland zu verlaſſen. Sie gingen nach Frankreich, wo alle waffenfähigen Männer in Kriegsdienſt traten, eigene Regimenter bildeten und ihren alten Ruhm der Tapferkeit glänzend bewährten. Aber die Greiſe, die Frauen, die Kinder, Wittwen und Waiſen, arm die einen, rath- und hülflos die anderen — was ſollte aus denen werden? — Man wies ihnen die Stadt Troyes in der Champagne an. Es war mitten im Winter. Elend bekleidet, zum Theil barfuß, gingen ſie über den Schnee, von Hunger, Kälte, Fieber und Ermüdung aufgerieben. Als eine Schaar von Geſpenſtern zogen ſie in Troyes ein, zum Grauen und Erbarmen aller Einwohner. Ein Theil ſtürzte beſinnungslos, leblos ſogar, auf den Gaſſen nieder; Andere fielen über Knochen her, welche die Hunde bereits abgenagt hatten.

Vincenz war immer der erſte, der Leidensnachrichten hörte, denn man wußte ja allgemein, daß er immer bereit zur Hülfe ſei; und ſo ſchickte er denn auch alsbald einen irländiſchen Miſſionspriester mit Geld nach Troyes ab, um den unglücklichen Irländern auch den Troſt zu bereiten, in ihrer Mutterſprache angeredet zu werden. Andere folgten mit Kleidungsſtücken und Linnenzeug. Sie trafen zweckmäßige Einrichtungen, brachten Weiber und Kinder im Hospitale unter, verſammelten die Waiſen in einem beſonderen Locale; die Kranken auch; und feuerten durch ihr Beiſpiel die Frauen von Troyes zur Nacheiferung an, ſo daß ſich dieſe bald mit hülfreicher Theilnahme der armen Fremdlinge erbarmten und ihre Lage erträglich machten.

Es grenzt an's Unglaubliche, wie weit der Ruf ſeiner Nächſtenliebe verbreitet war. Ein Völkchen, das unter den Cedern des Libanon ſeine Hütten aufgeſchlagen hat und durch ſeine Frömmigkeit. Arbeitſamkeit und Redlichkeit ſogar den Türken zur Achtung zwingt, der ſonſt alle Chriſten verachtet — die Maroniten waren ſehr bedrängt von einem türkiſchen Stattbalter. Sie flehten in Konſtantinopel um Abberufung dieſes barbariſchen Paſcha's; allein bei der türkiſchen Regierung ſetzt Niemand etwas durch ohne Geld — damals wie jetzt. Das harmloſe Völkchen mußte ohnehin ſo ſtarke Abgaben zahlen, daß es nicht möglich war, trotz Genügſamkeit und Fleiß die erforderliche Summe zuſammen zu bringen, und es ſchickte demnach einen frommen Kapuziner, Pater Sylveſter, zu den Glaubensbrüdern in Europa, um für ihren Zweck zu ſammeln. Er verließ bereitwillig ſein ſtilles Klöſterchen und den ſchönen, erhabenen Libanon, pilgerte zur ſyriſchen Küſte hinab, fuhr nach der Inſel Cypern herüber, fand dort einen franzöſiſchen Kauffahrer, beſtieg ihn und landete wohlbehalten in Marſeille. Nun war er in Frankreich, er, der Maronite! Alles war ihm fremd: Land, Volk, Sprache, Sitten, Lebensweiſe, Gebräuche. Er kannte das Alles gar nicht, verſtand es nicht, wußte von nichts.

Aber Eines verſtand er gerade ſo gut, als ob er ein geborener Franzoſe ſei: er machte ſich auf den Weg zum heiligen Vincenz und ſtellte ſich mit ſeinem Anliegen unter deſſen Schutz. Dieſem ſchien die Maßregel durchaus nicht weiſe, für die Abberufung eines ſchlechten Paſcha's Geld zu zahlen, da Niemand die Bürgſchaft gab, daß ein guter ihn erſetzen werde; allein er war dennoch freundlich bereit, dem frommen Pater Sylveſter zu dienen und empfahl ihn und ſein maronitiſches Völkchen in der allwöchentlichen Damenverſammlung. Nach einigen Tagen ſchickten die Damen dem Pater Wechſel auf 60,000 Francs zu und mit gerührtem Herzen Gott preiſend, reiſte er in ſein Morgenland zurück.

In der Provinz Burgund war die Quelle der heiligen Regina zugleich als Geſundbrunnen und als Wallfahrtsort berühmt. Ein frommer Bürger von Paris, Namens Desnoyers, war mit ſeiner Frau zum Gebrauche des Mineralwaſſers dort geweſen und beide kehrten zurück von langwierigen Uebeln befreit. Da ſie mit Schmerz geſehen hatten, wie wenig man für die armen Kranken und armen Pilger dort beſorgt ſei, faßten Beide den großmüthigen Entſchluß, am Geſundbrunnen ein Hospital zur Verpflegung der Kranken und zur Aufnahme der Pilger zu bauen, und ſich deren Dienſt zu widmen. Sünde und Laſter ſind anſteckend — ja! ſie ſind's für die ſündige Natur. Aber die himmliſchen Tugenden haben auch ihre Anziehungskraft und das Ehepaar fand in dem kleinen Kreiſe ſeiner Freunde einige Perſonen, welche ſich mit ihnen dem frommen Werke widmen wollten.

Wie aber es in Gang bringen? „Herr Vincenz, der Haushalter Gottes“ — wie ſie ihn nannten — ſollte ihnen behülflich ſein. Vincenz lobte ihre Liebe, prüfte ihren Muth, indem er ihnen nicht verhehlte, daß der verſtorbene gottſelige Freiherr von Renty unter günſtigeren Verhältniſſen dieſelbe Unternehmung nicht zu Stande gebracht habe, — und prüfte auch ihre Geduld, indem er ſie längere Zeit auf Gebet und ruhige Ueberlegung anwies. Nachdem ſie das gethan hatten und bei ihrem Entſchluß beharrten, lobte Vincenz ſie noch mehr und beſtärkte ſie in der Abſicht, kühn an die Grundlegung des Hospitals und zugleich an die Krankenpflege zu gehen. Gott werde ſchon ein Werk ſegnen, das in Seinem

Namen, wenn auch nur mit 10,000 Francs, begonnen ſey; — in dieſer geringen Summe beſtand ihr ganzes Vermögen. Sie reiſten freudig mit ſeinem Segen ab, holten die Genehmigung des Diöceſanbiſchofs ein und machten ſich an die zwiefache Aufgabe. Vorurtheile, Eiferſüchteleien, Neid legten ihnen ungeheuere Hinderniſſe in den Weg. Aber immer wenn ſie auf dem Puncte waren, die Sache aufzugeben, die ſo heftig angefeindet wurde, kam ihnen irgend ein Troſt vom heiligen Vincenz zu. Er verſchaffte ihnen Geld und theilnehmende Beſchützer; er leitete ſie mit ſeinem Rath und ſeiner Vorſicht. Er wendete den Blick der Königin auf das Unternehmen und ſie ſpendete reiche Gaben. Genug, nach anderthalb Jahren der Mühe und Anſtrengung wurde das Hoſpital zur heiligen Regina im Sommer 1660 für arme Wallfahrer und Kranke eröffnet. Es wurde nach und nach eine ſo bedeutende Anſtalt, daß es alljährlich gegen 400 Kranke und etwa 20,000 Pilger aufnahm, die von frommen Prieſtern und von barmherzigen Schweſtern bedient und gepflegt wurden, und die einen Gnadenort ſegneten, der ihnen Geneſung für Leib und Seele verſchafft hatte. Und was iſt aus dem Hoſpitale der heiligen Regina geworden? — wie ſo viele tauſend Stiftungen der chriſtlichen Liebe wurde es zertreten und zerſtört durch die gräßliche franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts.

Auch am längſten und ſchönſten Sommertage geht endlich die Sonne unter. Gott hatte dies wunderſchöne und gebenedeite Leben, das wie eine Sonne der Liebe erleuchtete und erwärmte, bis zur äußerſten Grenze geführt. Jetzt neigte es ſich zum Untergang. Von ſehr ſtarker Geſundheit war Vincenz nie geweſen, hatte mehrmals ſchwere Krankheiten gehabt und in Folge davon geſchwollene Füße bekommen, die ihm das Stehen und Gehen äußerſt unbequem machten. Das litt er ſeit Jahren, ohne es zu beachten, bewohnte eine ungeheizte Zelle, ſtand jeden Morgen um 4 Uhr auf, machte ſelbſt ſein Bett, ging in die Kirche, kniete in täglicher Betrachtung eine Stunde vor dem allerheiligſten Sacramente, brachte das heilige Meßopfer dar und begab ſich an ſeine unzählbaren, mühſeligen, ſorgenvollen, verantwortungsſchweren, vielſeitigen Arbeiten und Geſchäfte, welche ihn durch tauſend und aber tauſend Fäden mit der ganzen religiöſen, politiſchen und ſittlichen Welt ſeiner Zeit in Verbindung brachten.

Frankreichs Könige und Frankreichs Bettler — die Blüthe von Frankreichs edelſten Frauen und der Abſchaum von Frankreichs Bevölkerung, die Galeerenſklaven — Frankreichs Prieſterſtand, Ordensgenoſſenſchaften, Hofherren, Soldaten, Bürgersleute, Handwerks- und Bauersmann — das Findelkind an der Straßenecke und das Kind, welches einſt der große Boſſuet Biſchof von Meaux werden ſollte: Alle ſtanden unter ſeinem Einfluß; Alle empfingen nach ihrem Maß, ihren Fähigkeiten, ihrem guten Willen, ihrer Mitwirkung — einen Antheil an dem Geiſte des Evangeliums, den er weckte, und belebend und beſeelend wirkſam machte. Und weit über Frankreichs Grenzen ging dieſer Einfluß hinaus. Fremde Nationen und Inſeln in fremden Meeren wußten von ihm, ehrten und liebten ihn. Welch eine übernatürliche Geiſtesſtärke, welch eine Verabgründung der Seele in Gott gehört dazu, um ſich durch dieſe Millionen von Beziehungen zum Geſchöpfe nie vom Hinblicke auf den Schöpfer zerſtreuen zu laſſen! Aber gar nicht! Immer freundlich, immer geſammelt, immer gelaſſen, beſorgte er jede Sache, die erfreulichſte wie die unbequemſte und behandelte er jeden Menſchen, den edelſten, wie den verworfenſten. Er kannte keine Unruhe, keine Beſorgniß, keine Verwirrung, keine Abneigung, keine Vorliebe.

Da wird man nun meinen, er habe auch keine Verſuchungen gekannt. O weit gefehlt! er kannte ſie — und zwar die allerſchwerſten. Er war ſein Lebenlang von den heftigſten Verſuchungen gegen den heiligen Glauben beſtürmt. Er hatte das Glaubensbekenntniß aufgeſchrieben und trug es beſtändig auf ſeinem Herzen; und zuweilen legte er mitten in ſeiner Rede, in ſeinen Geſprächen die Hand aufs Herz, um ſchweigend zu betheuern, daß dies treue, liebende Herz nicht den troſtloſen Zweifeln des Verſtandes beiſtimmen wolle. O nein! ſeine Tugend war gerade ſo wie jede andere Tugend, ein Kampf des Willens an der Hand der Gnade gegen die ſündige Natur. Und auch ſein Körper diente ihm nicht ohne große Selbſtüberwindung; er wurde häufig gegen Abend von heftigem Fieber befallen, das ihn Nachts in ſtarken Schweiß verſetzte und ſehr abmattete. Allein es hielt ihn nie ab, um 4 Uhr aufzuſtehen — es ſei denn, daß der Arzt es verboten hätte. Das geſchah jedoch ſelten, denn nur in ganz gefährlichen Krankheiten rief er den Arzt.

Eine ſolche befiel ihn, als er achtzig Jahre zählte; da mußte er ſeine kalte Zelle mit einem geheizten Zimmer vertauſchen und zwei Monate daſſelbe hüten; konnte auch fortan nur am Stocke gehen und ſehr mühſam niederknieen. Zwei Jahre ſpäter gingen Geſchwüre um die Knöchel ſeiner geſchwollenen Füße anf und verurſachten ihm quälende Schmerzen, ohne ihn in ſeiner gewohnten Thätigkeit und Tagesordnung zu ſtören. Aber ſeit dem Anfange des Jahres 1659 durfte er das Haus von St. Lazarus nicht mehr verlaſſen. Doch begab er ſich noch längere Zeit auf Krücken geſtützt in die Kirche hinab, um das heilige Meßopfer darzubringen — bis endlich im Jahre ſeines Todes die alten kranken Beine den Dienſt gänzlich verſagten, ſo daß er nicht mehr die heiligſten Geheimniſſe feiern konnte. Täglich aber und bis zu ſeinem letzten Athemzuge wohnte er ihnen bei, indem er ſich mit unſäglicher Anſtrengung aus ſeinem Zimmer in die Kapelle für die Kranken ſchleppte.

Seinen unbehülflichen, gepeinigten Körper ertrug er mit derſelben freundlichen Geduld, mit der er jede andere Unbequemlichkeit hinnahm. Sein Herz blieb warm, ſein Geiſt hell, ſeine Thätigkeit ungelähmt. Freilich konnte er nicht mehr ausgehen; um ſo genauer unterwies er ſeine Stellvertreter. Die Geſchäfte des Hauſes, die Miſſionen, die Anſtalten, den Briefwechſel, die Oberleitung ſeiner Genoſſenſchaft — Alles führte er unermüdlich und liebevoll fort. Ueber ſeinen kläglichen Zuſtand ſprach er immer höchſt gleichgültig. Ueberfiel ihn der Schmerz gar zu heftig, ſo ſeufzte er zärtlich: „O mein Heiland!“ Einer von ſeinen jungen Prieſtern war im Zimmer, als der Bruder Krankenwärter die tiefen Wunden des ſeligen Greiſes verband, was immer mit heftiger Pein verbunden war. Von Mitleid hingeriſſen rief der junge Prieſter: „O wie ſind Ihre Leiden ſo betrübend!“ — Vincenz entgegnete: „Nennen Sie doch nicht das Werk Gottes und ſeine Anordnungen eines heilſamen Leidens für mich armen Sünder betrübend! Das iſt nicht die Sprache Jeſu Chriſti! Gott vergebe ſie Ihnen. Wir gehören ihm mehr an, als uns ſelbſt, und es iſt nur gerecht, daß der elende, ſtrafbare Sünder leide.“

Unwürdig des kärglichen Brodes, würdig der ſchwerſten Leiden — das war die Meinung, welche Vincenz am Rande des Grabes von ſich ſelbſt hatte. Nichts legte er ſeiner Genoſſenſchaft ſo an's Herz, als die Ablöſung von jeder Selbſtſucht und die vollkommene Hingebung in den Willen Gottes. Deßhalb ſuchte er ihr eine glühende Liebe für die heilige Armuth einzuflößen. Denn die aus Liebe zu Gott getragene Armuth — und nur die iſt geheiligt! — iſt der erſte Schritt zur Ablöſung des Menſchen von der Selbſtſucht; und da man im Reiche der Gnade ebenſowenig als auf dem Pfade des Verderbens bei dem erſten Schritt ſtehen bleibt, ſondern weiter gezogen und gedrängt wird: ſo iſt die Armuth die erſte Stufe auf der Himmelsleiter der Vollkommenheit. Vincenz liebte ſie zärtlich und ſagte oft: „In der Armuth iſt eine verborgene Gnade und Der iſt glücklich, der ſie zu finden weiß.“ Er bewies auch, daß er ſie liebe; er ſagte es nicht bloß. Man machte ihm ein Landgut ſtreitig, das der Beſitzer ihm gegen eine ſehr hohe Leibrente überlaſſen und das er ſehr verbeſſert hatte. Die Erben begehrten es ohne Entſchädigung zurück; es war ein Verluſt von 50,000 Francs. Erfahrene Rechtsgelehrte riethen ihm, die Sache vor Gericht zu bringen, und der Präſident des höchſten Gerichtshofes, Herr v. Lamoignon, war ſein Freund und Verehrer; allein Vincenz erachtete es nicht für ſchicklich, daß Liebhaber der Armuth ſich in Rechtshändel um Geld und Gut verwickelten und ließ ſein Recht fallen. „Unſere Geſellſchaft,“ pflegte er zu ſeinen jungen Prieſtern zu ſagen, „dürfte eher durch Reichthum als durch Armuth zu Grunde gehen.“

Für alle geiſtlichen Genoſſenſchaften verwendete er ſich, wenn's ihnen übel ging; für die ſeine nie. Für alle Nothleidende bat und bettelte er, ſo daß 24 Millionen Francs Almoſen durch ſeine Hände gegangen ſein ſollen; — für das Haus von St. Lazarus bat er nicht nur niemals, ſondern ſchlug ſogar Geſchenke aus. Ein Geiſtlicher wollte ihm 500 Thaler geben: Vincenz rieth ihm, ſie in's Hotel Dieu zu bringen, wo zweitauſend arme Kranke ſchmachteten. Ein reicher Gönner bot ihm zum Baue ſeiner Kirche 300,000 Francs an: Vincenz lehnte ſie ab aus Furcht, daß die Armen dadurch zu kurz kommen könnten. So abgelöſt war Vincenz nicht nur von ſich ſelbſt, ſondern auch von ſeinem Werke — und das will viel mehr ſagen; denn in die Anhänglichkeit an das eigene Werk webt ſich oft die allerfeinſte Selbſtſucht unter dem Schein des Guten hinein. Und man glaube nur nicht, daß das Haus St. Lazarus ſich im Wohlſtande befunden habe! Einſt ſollten die Exercitien vor der Prieſterweihe beginnen; da erklärte der Schaffner, er habe keinen Kreuzer für die alltäglichen Ausgaben, alſo viel weniger für die ungewöhnlichen. „Gott ſei gelobt für die herrliche Nachricht!“ rief Vincenz froh, „nun wird es ſich zeigen, ob wir Vertrauen auf Gott haben.“ Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Hülfe nicht ausblieb. Vincenz that ſeine Werke in Gott; daher that Gott die ſeinen in Vincenz. Auch auf dem Krankenbette ermahnte Vincenz ſeine Prieſter vor Allem zur apoſtoliſchen Armuth, die ſo recht das Kennzeichen eines Miſſionärs des Evangeliums ſei; jeder irdiſche Beſitz ziehe ihn von ſeiner heiligen Beſtimmung ab und nicht umſonſt habe Chriſtus ſeine Apoſtel mit einem Rock und ohne Schuh zur Bekehrung der Welt ausgeſendet.

Im Frühling des Jahres 1660 verlor Vincenz zwei Perſonen, die treu mit ihm die Mühe und Laſt des Lebens getragen hatten: ſeinen Freund Portail und Frau Louiſe Legras. Sie waren für ihn unerſetzlich! Portail war in allen Geſchäften und Verhältniſſen ſein Stellvertreter und Louiſe Legras die Seele der barmherzigen Schweſtern, welche ſich jetzt in und außerhalb Frankreich ſchon verbreitet hatten. Bis dieſe Lücken gefüllt waren, trug Vincenz allein die Laſt der Vorſteherſchaft über ſeine beiden Genoſſenſchaften. So kam der September heran. Da bemerkte man, daß er häufig in Schlummer falle. Er ſelbſt bemerkte es und ſagte lächelnd: „Nun wird ſich der Bruder des Schlafes bald einſtellen.“ Dennoch betete er täglich ſein Brevier und empfing täglich im heiligſten Opfer das Brod des ewigen Lebens. Auch noch Sonntag, den 26. September. Da ſank er aber zuſammen und man trug ihn in ſein Zimmer und ſetzte ihn in einen Lehnſtuhl. Er ſchlummerte viel. Wenn er wachte, ſprach er im innern Gebet ſtill und ſelig mit Gott; laut zu ſprechen vermochte er nicht mehr. Lächelnd und unſäglich freundlich blickte er zuweilen ſeine geiſtlichen Söhne an, die ſich mit zärtlicher Liebe zu ihm drängten. Am Abend empfing er die heilige Oelung und in der Nacht hörte er gern die Pſalme beten. Auf das: „Herr, eile mir zu Hülfe!“ ſetzte er immer richtig und verſtändlich hinzu: „Eile, Herr, mir beizuſtehen.“ Morgens um vier Uhr trat ſein theurer Freund Leprêtre, der eben geiſtliche Uebungen im Hauſe St. Lazarus hielt, ein und bat den heiligen Vincenz um ſeinen Segen für die ganze Genoſſenſchaft. Statt den Segen zu geben, ſprach der demüthige Greis: „Der unter euch das gute Werk angefangen hat“ . . . . — — er vermochte nicht auszureden. Seine himmliſche Seele floh dem Himmel zu und ſein todter Körper hatte das Anſehen eines Lebenden, der in ſüßen und lieblichen Empfindungen entſchlummert iſt. Es war den 27. September 1660. Er zählte vierundachtzig Jahre.

Gott zu verherrlichen durch die möglichſt vollkommene Erfüllung ſeines allerheiligſten Willens: dafür lebte Vincenz. Er lebte nicht für die Armen, oder für die Gefangenen, oder für die Miſſionen, oder für Hoſpitäler; o nein! ganz und gar nicht! er lebte für Gott — und das eben macht den ungeheuren Unterſchied zwiſchen einem Heiligen und deſſen Werken, und dem Thun und Treiben anderer Menſchen. Es gibt ja auch in der Welt Menſchen, die ſich für dieſe und ähnliche Zwecke ſehr intereſſiren. Sie machen ſich viel zu ſchaffen mit der Armenpflege, mit dem Gefängnißweſen, mit Wohlthätigkeitsanſtalten ꝛc. ꝛc. Sei es ihr Beruf, oder natürliches Mitleid, oder Thätigkeitsdrang — es gibt Leute, die ihr ganzes Leben damit ausfüllen. Woher kommt es nun, daß ihre Wirkſamkeit ſo unfruchtbar, oder — wenn auch irdiſch weit und breit ausgedehnt — doch ohne Blüthe und Frucht für das ewige Leben iſt?

Weil ſie nicht die Verherrlichung Gottes zum Ausgangspunkt und zum Endziel ihrer Arbeit machen. Nicht ſo Vincenz. Er ſah die Armen in Gott: wie arm war das Jeſukindchen in der Krippe! Er ſah die Gefangenen in Gott: wie elend war Chriſtus zergeißelt und verſchmachtend im Kerker! Er ſah die Kranken in Gott: Chriſtus war ja „der Mann der Schmerzen" vom Propheten genannt worden. Er ſah die geringen Leute in Gott: ach wie gering erſchien Jeſus in der Werkſtatt des Zimmermannes, dem Er „unterthan" war. Er ſah die Prieſter in Gott: in dem Hohenprieſter Chriſtus, der ihr Vorbild iſt. Er ſah die armen Sünder in Gott: denn der Sohn Gottes hat für ſie alle ſein bitteres Leiden ausgeſtanden. So gab es denn für Vincenz keine Seele, keinen Gegenſtand, kein Werk, keine Handlung, welche er abgelöſt von Gott betrachtet, behandelt, betrieben hätte.

Die Litanei vom ſüßen Namen Jeſu, die er täglich ſo zärtlich betete — in der lebte und webte er. Daß „Sein Name geheiligt werde" in der größtmöglichen Erweiterung ſeines Reiches hienieden, der heiligen Kirche; daß „Sein Wille geſchehe, wie im Himmel alſo auch auf

Erden“ in größtmöglicher Vollkommenheit, durch die Vereinigung aller Seelen in Liebe zu dem Erlöſer und zu den Miterlöſten: in dieſem Verlangen floſſen alle Wünſche, alles Streben, alle Anſtrengungen dieſes heiligen Dieners Gottes zuſammen. Das begehrte ſein Herz, das forderte ſein Verſtand, darnach ſchmachtete ſeine Seele, darin ging ſein ganzes Leben auf. Alſo Gott lieben — zuerſt und zuletzt und inzwiſchen: das iſt das Wort, welches die außerordentlichen, überſtrömenden Gnaden dieſes gebenedeiten Lebens erklärt; und der heilige Evangeliſt Johannes, welcher ſich beſſer als irgend Jemand darauf verſteht, von der heiligen Liebe zu reden, der deutet uns auch den inneren Zuſammenhang davon an, indem er in ſeinem erſten Sendſchreiben (Cap. 4, V. 16.) ſagt: „Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm.“ Gott aber iſt Anfang und Ende alles Guten, aller Vollkommenheit, aller Gnadenfülle; — alſo war Vincenz in Ihm am unerſchöpflichen Quell jeder höchſten Vollkommenheit; und Gott, der in Vincenz wirkte, machte ihn zu dem reinen und auserwählten Gefäß, welches der Welt den Strom des göttlichen Segens vermittelte.

* * *

Der heilige Franz Regis.

Es wird jetzt in Frankreich ein rieſengroßes Standbild der ſeligen Mutter Gottes angefertigt, welches im Innern des Landes, gleichſam in deſſen Herzen, aufgeſtellt werden ſoll. In der gebirgigen Landſchaft Velai, bei der Stadt le Puy (der Brunnen), die von hohen Bergen umringt iſt, will man auf einem der höchſten Berge das Muttergottesbild aufrichten. Nicht für Fremde oder Neugierige oder Reiſende oder Kunſtkenner, — die Alle ſehr ſelten in jene Gegend kommen, — ſondern nur ſo ganz einfach als „Unſere Liebe Frau von Frankreich" — und um ihr, der mächtigen Schutzherrin, die Ehre zu geben, die ihr gebührt und die ihr doch noch immer ſo vielfach verſagt wird.

In dieſer Stadt le Puy lebte vor etwa zweihundert Jahren ein Mann, der durch ſeine zärtliche Verehrung der ſeligſten Jungfrau Maria ein Wohlthäter der Menſchheit, ein Retter unzähliger Seelen, ein Heiliger der Kirche, ein Liebling Gottes geworden iſt. Denn weil er ſie, die Allerreinſte, über Alles liebte, ſo ſuchte er ihr durch die größtmögliche Herzensreinheit zu gefallen. Das reine Herz iſt aber die Stätte, in welcher Gott mit unausſprechlicher Liebe einkehrt, verbleibt und wirkt. In dieſer Vereinigung des Herzens mit Gott, in Gedanken, Worten und Werken, beſteht die Vollkommenheit des Menſchen, die Heiligkeit. Und ſo war die Verehrung der ſeligſten Jungfrau Maria der Ausgangspunkt der Vollkommenheit unſeres Heiligen. In den Augen der Welt war er übrigens ſehr wenig und nichts als ein armer Prieſter und Miſſionär jenes Ordens, der ſich mit ſo unbegrenzter, opferwilliger Liebe dem Heile der Seelen widmet: des Jeſuitenordens. Er war aber einer von den Armen im Geiſte, denen das Himmelreich vom göttlichen Heilande verſprochen iſt. Er machte ſich freiwillig arm aus unſäglicher Liebe zum armen Jeſus und zur armen Maria.

Auf Schloß Foncouvert im ſüdlichen Frankreich, am Tage des heiligen Martyrers und Biſchofes Ignatius von Antiochien, am 1. Februar des Jahres 1597, kam der heilige Franz Regis auf die Welt, und der Herr des Schloſſes war ſein Vater. Seine vortreffliche Mutter pflegte mit zärtlicher Sorgfalt die Keime alles Guten in dem Kinde und mit ſo glücklichem Erfolge, daß der kleine Franz frühe einen ſehr liebenswürdigen Charakter und eine große Neigung zu himmliſchen Dingen entwickelte, welche ſonſt dem Leichtſinne und der Zerſtreuheit der Kinder eher läſtig als lieb ſind. Jede Belehrung über den chriſtlichen Glauben erfaßte er mit unglaublicher Tiefe. Fünf Jahre mochte er alt ſein, — da ging er im Garten neben ſeiner Mutter. Wie denn Kinder manchmal wunderliche Einfälle haben, rief er plötzlich, ohne etwas dabei zu denken: „Ach, ich werde verdammt werden, liebe Mutter!“ Die edle Frau, deren inbrünſtiges Gebet es war, daß dies nicht der Fall ſein möge, erklärte ihm, die ewige Verdammniß ſei etwas ganz Entſetzliches, ſei nämlich die freiwillige Trennung der Seele von Gott durch die Sünde; und der kleine Franz begriff ſo gut dies maßloſe Unglück, daß er bleich und zitternd einer Ohnmacht nahe kam und in troſtloſe Thränen ausbrach.

Ein unſäglicher Abſcheu vor der geringſten Beleidigung Gottes blieb fortan ſeiner Seele eingeprägt; denn weder in der Zeit noch in der Ewigkeit wollte er von ſeinem Gott getrennt ſein. Die Eltern hatten ihm einen Hofmeiſter gegeben, der ein ſehr rechtſchaffener und wohlunterrichteter Mann, aber jähzornig und mürriſch war. Das ſanfte, zarte, liebende Gemüth des Knaben wurde durch deſſen rauhe Behandlung verwundet und eingeſchüchtert, denn er hatte die tiefſte Ehrfurcht vor ſeinem Erzieher und ſuchte in ſich ſelbſt die Veranlaſſung zu deſſen Jähzorn. Deßhalb klagte er auch nie über Härte und Strenge; aber die ſorgſame Mutter bemerkte mit Verwunderung, daß ihr Franz, trotz ſeiner vortrefflichen geiſtigen Anlagen, gar keine Fortſchritte im Lernen mache. Sie ſpürte dem Grunde nach, entdeckte ihn in der Verſchüchterung des Knaben, der an ſich verzagte, weil er nie ein freundliches Wort von ſeinem Hofmeiſter hörte und erſuchte nun dieſen, ſein Benehmen gegen Franz etwas zu ändern. Der gute Mann, der es nie böſe gemeint hatte, war höchlichſt erſtaunt und bemühte ſich fortan redlich, ſich nicht von ſeiner mürriſchen Laune beherrſchen zu laſſen. Franz lebte nun förmlich auf und war eben ſo gelehrig, friſch und munter zum Lernen, wie überhaupt zu allem Guten. Solch ein mürriſches und bärbeißiges Weſen zerknickt gleichſam die Seele eines gutgearteten Kindes und beſſert das böſe nicht.

Inzwiſchen eröffneten die Jeſuiten eine Schule in der Stadt Beziers. Da war der Zudrang groß und einer der erſten Schüler war Franz Regis. Mit Luſt und Liebe gab er ſich den Studien hin, — doch nicht ſo, daß ſie ihn ſeinen frommen Gewohnheiten und Neigungen entfremdet hätten. Er gab ſich im Gegentheil mit innigem Eifer dem Gebete hin und oft ſah man ihn in einer Muttergotteskapelle ſo verſunken in Andacht, daß Andere ganz andächtig dadurch geſtimmt wurden. Er kannte nur zwei Wege: den einen zur Kirche, den anderen zur Schule. Auf dieſen Wegen war er ſicher von ſeinem heiligen Schutzengel, den er nach der Mutter Gottes am herzlichſten verehrte, begleitet zu werden.

Seine Schulgefährten begannen zwar damit ihn zu verhöhnen; aber ſein Charakter war ſo edel und dabei ſo liebenswürdig, — ſo aufrichtig, gerecht und wahrhaft, ſo ſanft und gelind, und dabei ſo feſt, — daß ſie ihm gut ſein mußten. Dadurch übte er auf Manche einen ſehr heilſamen Einfluß und Sechs der Beſten ſchloſſen ſich ihm beſonders an, führten ein gemeinſchaftliches, geregeltes Leben mit ihm und gewöhnten ſich dadurch an Zucht und Ordnung in ihrem ganzen Thun und Treiben. Franz Regis war ihr Muſter, ihr Vorbild, und obſchon ſie an Jahren ihm gleich waren, verehrten ſie ihn wie einen Lehrer und Meiſter, denn nie hat irgend Einer ihn auf der geringſten läßlichen Sünde ertappt.

So gingen die Schuljahre vorüber. Franz Regis kehrte zu ſeinen Eltern zurück, um über ſeine Standeswahl ſich zu entſcheiden. Im Herzen war er entſchieden: nur das geiſtliche Leben hatte Reiz für ihn und zwar dasjenige, in welchem er nicht bloß für ſich die möglichſt hohe Stufe der Vollkommenheit erſtreben, — ſondern zugleich möglichſt viel andere Seelen auf demſelben Pfade zur ewigen Glückſeligkeit führen konnte. Als Miſſionär zu wirken, die heilige Lehre des Evangeliums den Unwiſſenden zu predigen, die Sünder zu bekehren, die Bekehrten zur Buße anzueifern, die Büßer zu heiligen: dahin fühlte er ſich durch die Liebe zu Gott und zum Nächſten gedrängt und dieſem Beruf glaubte er am Beſten durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft Jeſu nachzukommen. „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium" (Marc. 16, 15.), „und lehret alle Völker Alles halten, was Ich euch befohlen habe" (Matth. 28, 20.), — ſo ſprach vor ſeiner Himmelfahrt der göttliche Heiland zu ſeinen Apoſteln und ſtiftete auf dieſe Weiſe die lehrende Kirche, deren Amt und Beruf es ſeitdem iſt, den chriſtlichen Glauben, wie ihn die Apoſtel vom Sohne Gottes empfangen haben, über den ganzen Erdkreis auszubreiten. Dies heilige Lehramt darf nicht Jeder üben; — dazu gehört ſowohl der innere Beruf als die äußere Sendung. Wer nicht von apoſtoliſcher Liebe zum Kreuze und zu den Seelen entflammt iſt, wird kein tüchtiger Arbeiter im Weinberge des Herrn ſein, — und wer nicht von den Nachfolgern der Apoſtel, den Biſchöfen, als ein beauftragter Bote und Verkündiger der Glaubenslehre entſendet wird, gehört der lehrenden Kirche Chriſti überhaupt gar nicht an.

Es war damals eine traurige Zeit in ganz Europa, weil die Irrlehren des ſechzehnten Jahrhunderts weit und breit um ſich gegriffen und ſowohl ganze Länder und Völker, als auch einzelne Theile derſelben vom alten heiligen Glauben losgeriſſen hatten. Aus dieſem Zwieſpalt im Glauben folgte Unfriede im ganzen Leben und Weben der Menſchheit. Der wahre Glaube iſt das höchſte Gut, denn er gibt dem Menſchen die richtige Erkenntniß Gottes und ſeiner ſelbſt, — und darauf, und aus den richtigen Folgerungen, die aus dieſer Erkenntniß gezogen werden, beruht des Menſchen Tugend und Zufriedenheit hienieden und droben ſeine ewige Glückſeligkeit — und dieſe Zuverſicht gibt ihm Frieden. Nun hielten aber ſo viele beklagenswerthe, verblendete Menſchen die Irrlehren für Wahrheit, haßten und verfolgten den alten heiligen Glauben, ſuchten ihn zu verdrängen und auszurotten, und ſcheuten ſich nicht Bürgerkriege zu beginnen und die Waffen gegen ihre katholiſchen Landesfürſten zu erheben. Unter ſolchen Kriegen hatte Frankreich furchtbar gelitten; — nicht bloß durch den Abfall zur Lehre Calvins, ſondern auch weil die Katholiken durch den anſteckenden Geiſt der Unbotmäßigkeit und durch die Folgen der langen grauſamen Kriege vielfach in Verwilderung gefallen waren. Niedergebrannte und ausgeraubte Gotteshäuſer, zerſtörte und geplünderte Klöſter, verjagte Prieſter, mißhandelte Ordensleute raubten dem katholiſchen Volke in manchen Gegenden des ſüdlichen Frankreichs, namentlich auf dem Lande, ſeinen Gottesdienſt, ſein gewohntes religiöſes Leben. Es gab nicht mehr genug Geiſtliche, um hinreichend die heiligen Sacramente zu ſpenden, die Unwiſſenden zu belehren, die Einfältigen zu unterweiſen, den Kindern die Glaubenslehre beizubringen, in den Erwachſenen ſie aufzufriſchen; — ja, an manchen Orten konnte nicht einmal mehr das hochheilige Meßopfer, an dem alle Gnaden hängen, zum Troſte der Gläubigen dargebracht werden: ſo groß war der Mangel an Prieſtern. Manche waren dem Beiſpiele Calvins gefolgt und abgefallen, Andere waren träge, noch Andere verzagt geworden; die Aushülfe der Ordensmänner fehlte und der Nachwuchs an jungen Klerikern war gering, weil das ganze kirchliche Leben in Verwirrung gerathen war. Denn ſobald in einer friedlichen Familie ein Paar Brüder plötzlich aufſtehen und behaupten wollten, ſie allein wären die ächten Söhne ihres Vaters und die anderen Brüder wären es nicht: ſo würden dieſe billig in große Betrübniß und Unruhe über eine ſo frevelhafte und die Ehre der Mutter ſo kränkende Behauptung gerathen; der Eine würde vielleicht in Zweifel fallen, ob doch nicht etwas Wahres an der Sache ſei — der Andere würde heftig die geliebte Mutter vertheidigen — und kurz, Friede und Vertrauen wären gründlich für Alle geſtört. Etwas Aehnliches war geſchehen in der großen und glücklichen Familie Gottes, der katholiſchen Chriſtenheit, deren Mutter die heilige Kirche iſt: Glieder dieſer Familie waren aufgeſtanden und hatten ſich gegen die Mutter empört; da riſſen Mißtrauen und Zwiſt zwiſchen den Brüdern ganz folgerichtig ein und die treuen Kinder fühlten ſich eine Zeitlang entmuthigt, gelähmt und verſtört durch den ſchmerzlichen Frevel der verblendeten Brüder.

Aber ganz in der Stille bildete ſich die heilige Kirche in dieſem nämlichen ſechzehnten Jahrhundert die Werkzeuge heran, mit denen ſie den Abfall zu bekämpfen hoffte, — und das waren neue Orden; nämlich ſolche, deren Hauptbeſtimmung die Nachfolge in der Apoſtoliſchen Sendung, die Miſſion war. Miſſionäre alſo ſollten dieſe neuen Ordensmänner ſein, d. h. ſie ſollten ſich bemühen, wie die Apoſtel, das Evangelium in der ganzen Welt zu predigen. Sie ſollten in gänzlicher Armuth, in vollkommener Entſagung, unter tauſend Gefahren, zwiſchen Haß und Gleichgiltigkeit, Verfolgung und Hohn, über Länder und Meere, zu wilden und zu verwilderten Völkern, zu Heiden, Ungläubigen und Irrgläubigen, in üppige Städte, in armſelige Dörfer, zum Nord- und Südpol, wie zum Aequator ſich begeben und aus Liebe zu Gott und zu den Seelen den wahren Glauben verkündigen; — und dabei keine andere irdiſche Ausſicht vor Augen haben, als die: entweder im blutigen Marterthum umzukommen, oder von den unausſprechlichen Mühſalen dieſes Berufes langſam ſich aufreiben zu laſſen. Es iſt ein herrliches Zeugniß für das Walten der göttlichen Gnade im Menſchenherzen, daß ſich tauſend und tauſend Männer fanden, welche ſich dieſem Berufe mit grenzenloſer Liebe widmeten und bis zur Stunde widmen. Das beweiſt die Geſellſchaft Jeſu, der Jeſuitenorden. Schon vor ihm betrieben die Franciscaner und Dominicaner eifrig das Miſſionswerk — auch in anderen Welttheilen; ja noch früher waren die Benedictiner Miſſionäre im heidniſchen Europa. Mit ihm zugleich erhoben ſich die Lazariſten, die Kapuziner, nach ihm die Redemptoriſten und Andere zum Miſſionswerk; aber im ſechzehnten Jahrhundert waren es nun einmal die Jeſuiten, welche das Banner des Evangeliums in dem Kampfe für die reine Glaubenslehre, durch furchtbare Schlachten zu glorreichen Siegen, hoch vorantrugen. Männer und Jünglinge, deren Herz für hohe Dinge ſchlug und deren Geiſt einen anderen Tummelplatz begehrte, als den Kriegs- oder Hof- oder Weltdienſt, — ſtrömten dieſem Orden zu und Franz Regis verlangte dringend, ſich ihm anzuſchließen.

Es verging einige Zeit, bis er ſeine Eltern, namentlich ſeinen Vater, für ſeinen Entſchluß gewann. Da hütete er ſich denn ſorgſam vor einem kopfhängeriſchen Benehmen. Vielmehr lebte er auf Schloß Foncouvert wie ein munterer junger Edelmann, äußerte Wohlgefallen an der Jagd, begleitete freundlich ſeinen Vater, der ein leidenſchaftlicher Jäger war, durch Wald und Flur; — aber Nachts, wenn Alle ſchliefen, dann erhob ſich Franz Regis von ſeinem Lager und betete ſo inbrünſtig Stunde auf Stunde, und rief mit ſo viel Thränen den Beiſtand des heiligen Geiſtes an, und bat die liebe Mutter Gottes ſo flehentlich um ihre Fürſprache, daß ſeine Sache endlich den erſehnten Gang nahm. Die fromme Mutter war bereits gewonnen und nun gab auch der Vater ſeine Zuſtimmung.

Mit unbeſchreiblicher Freude trat Franz Regis bei achtzehn Jahren in das Noviziat der Jeſuiten zu Toulouſe und mit ſolcher Liebe brachte er ſich Gott zum Opfer dar, daß er damit anfing, womit Andere enden: er ließ nicht bloß Eltern, Vermögen, glänzende Ausſichten bereitwillig in der Welt zurück, ſondern auch die Selbſtſucht. Er betrachtete ſich fortan als das ausſchließliche und vollſtändige Eigenthum Gottes, das nichts zu wollen und zu thun habe, als den Willen Gottes zu erfüllen. Dieſer Wille ſprach ſich für ihn aus theils durch ſeine Obern, theils durch die Ordensregel. Daher befolgte er jedes Wort des Rectors und des Novizenmeiſters und jeden geringſten Punkt der Regel mit liebendem Gehorſam und mit heiterer Fügſamkeit. Um die übernatürliche Kraft zu einer ſo außerordentlichen und beharrlichen Selbſtverleugnung zu erringen, brauchte Franz Regis zwei Mittel: das Gebet und die heilige Communion. Er bat ſeine Oberen um Erlaubniß, dieſelbe recht oft empfangen zu dürfen, und jede Nacht vor einem ſolchen Wonnetag brachte er größtentheils in der Anbetung des allerheiligſten Altarsſacramentes zu. Das Gebet war ſeine Freude, ſein Labſal, ſeine Unterhaltung. Wenn die Novizen in den Erholungsſtunden mit einander ſprachen, ſo eilte Franz Regis in eine Kapelle und ſprach mit Jeſus, mit der allerſeligſten Jungfrau und mit ſeinem heiligen Schutzengel. Auf dieſe Weiſe lernte er mehr und mehr Gott lieben und ſich ſelbſt verachten, ſich Gott hingeben und ſich ſelbſt verlaſſen, in Gott eingehen und aus ſich herausgehen Keine Prüfung im Gehorſam war ihm ſchwer, keine Uebung in der Abtödtung hart. Er richtete ſeine Abſicht rein auf das Wohlgefallen Gottes und das machte ihm Alles ſüß. Ward ihm aufgetragen das Haus zu kehren, in der Küche zu helfen, bei Tiſch zu dienen, — oder im Spital von Toulouſe die Wunden der armen unheilbaren Kranken zu verbinden und ihre Betten zu machen: ſo that er dieſe Dinge, welche der hochmüthigen und ſinnlichen Natur ſo zuwider ſind, mit der herzlichen und freudigen Demuth, die eine Frucht der Abtödtung der Sinnlichkeit und des Hochmuthes aus Liebe zu Gott iſt.

Ein ſo vollkommener Noviz wie Franz Regis durfte unverzagt nach zweijähriger Probezeit die heiligen Ordensgelübde ablegen; denn das, wozu ſie verpflichten, Armuth, Reinheit, Gehorſam — hatte er ſo treu geübt, daß er wohl hoffen durfte, die Gnade der Beharrlichkeit bis zum Ende von Gott zu erlangen. Im Noviziat hatte Franz Regis die Tugenden ſtudirt; jetzt ſchickten ihn die Oberen in verſchiedene Collegien des Jeſuitenordens, um die Wiſſenſchaften zu ſtudiren. Das that er mit einer ſolchen Treue, gab ſich überdies mit ſolchem Eifer dem Gebete hin, übte mit ſolcher Liebesglut leibliche und geiſtige Bußwerke, daß man ihn „den Engel des Collegiums“ nannte, oder auch ſcherzweiſe „ſeinen eigenen Verfolger,“ weil er unerſättlich in Abtödtung und in Begier nach öffentlicher Verdemüthigung war. Mit dieſem Verlangen hielt ſein heißer Wunſch Schritt, ein

Verkündiger des Evangeliums, namentlich für das Landvolk zu werden, das damals — wie oben geſagt wurde — oft ſo bitter den Troſt entbehrte, über die Heilswahrheiten gründlich belehrt zu werden. Er fing damit an ſich die Erlaubniß zu erbitten, die Armen unterweiſen zu dürfen, die an gewiſſen Tagen im Collegium Almoſen erhielten. Das geſtattete man ihm gern. Und nun hielt er ihnen kleine Ermahnungen, die auf ihre Verhältniſſe paßten, z. B. wie ſie ſich durch Geduld, Demuth und Genügſamkeit mit dem Jeſukinde in der Krippe zu Bethlehem vereinigen und dadurch dem lieben Gott ſehr wohlgefällig machen könnten; oder: wie nicht jede Armuth, ſondern nur die aus Liebe zu Gott willig getragene Armuth eine Tugend ſei; — oder: wie ſie ſich zu Gott bekehren, aufrichtig Buße thun und eine recht gründliche Beicht ablegen müßten, und wie ſie die Beichte einzurichten hätten und dergleichen mehr. Die guten Leute waren dermaßen erfreut und erbaut durch dieſe kleinen Anreden, daß ſich nach und nach weit mehr Zuhörer als Arme einſtellten. An Sonn- und Feſttagen bekam Franz Regis die Erlaubniß, auf's Land zu gehen; da ſchellte er mit einem Glöckchen und wenn dann die Kinder neugierig herbeiſtrömten und ihn umringten, ſprach er ihnen liebevoll zu und erklärte ihnen die Anfangsgründe der chriſtlichen Lehre. Fanden ſich auch Erwachſene ein, ſo gab er ihnen Unterricht und Ermahnungen, die ihrer Faſſungskraft angemeſſener waren. In dieſer

Weiſe gelang es ihm, den Marktflecken Andance gänzlich umzugeſtalten. Das war ein verkommener Ort, voll Gott- und Sittenloſigkeit. Trunk, Würfelſpiel und Raufereien waren die Lieblingsbeſchäftigungen; Fluchen und Schwören, freche Reden und wüſte Lieder hörte man überall; die Unlauterkeit hielt man gar nicht mehr für eine Sünde. Aus dieſem Moraſte der Entſittlichung zog Franz Regis allmälig die unglücklichen Menſchen heraus, flößte ihnen Abſcheu vor der Sünde, Reue über ihre Miſſethaten, Verlangen nach der Ausſöhnung mit Gott durch die heiligen Sacramente ein, — die er übrigens nicht ſelbſt ihnen ſpenden konnte, da er noch nicht geiſtlich war. Seine tiefe und zarte Andacht zum allerheiligſten Altarsſacramente flößte ihm den Wunſch ein, dieſelbe möglichſt weit zu verbreiten. Deßhalb ſtiftete er eine Bruderſchaft, welche den Zweck der ewigen Anbetung dieſes wunderbaren Geheimniſſes der göttlichen Liebe hatte, und die Einführung dieſer Bruderſchaft in dem Marktflecken Andance war ein weſentliches Mittel zur Erneuerung des chriſtlichen Lebens, das dort wie todt war.

Nachdem Franz Regis ſich drei Jahre mit wiſſenſchaftlichen Studien beſchäftigt hatte, wurde er während ſieben Jahren als Lehrer bei drei verſchiedenen Jeſuitencollegien im ſüdlichen Frankreich angeſtellt. Mit heiliger Sorgfalt pflegte er nun die Geiſtes- und Seelenbildung der Zöglinge, ſuchte ihnen Liebe zur Tugend, zum Gebet, zum reinen Wandel — und einen feſten, kräftigen Glauben einzuflößen. Er liebte ſie wie ſeine Kinder und bewies es ihnen nicht bloß als ihr Lehrer und Meiſter, ſondern auch in ihren Krankheiten oder ſonſtigen kleinen Nöthen. Dafür hingen ihm die Zöglinge mit zärtlichem und ehrerbietigem Vertrauen an und gewannen Tugend und Gottesfurcht lieb, weil Franz Regis ſie ihnen ſo liebenswürdig durch ſein Beiſpiel machte. War einer der Zöglinge etwa auf böſem Wege, ſo fand Franz Regis kein Bußwerk zu ſchwer, um die Erbarmungen Gottes dem jungen Sünder zuzuwenden; und immer flehte er die Schutzengel der Knaben an, ihm beizuſtehen bei dem ſchwierigen Geſchäfte ihrer Erziehung. Dieſe gelang ihm denn auch unter himmliſchem Beiſtande meiſtens ſo gut, daß ſich faſt alle Jünglinge vortheilhaft auszeichneten, die Franz Regis gebildet hatte. So begnadet und ſegenvoll war ſein Leben — und doch ſehnte er ſich noch mehr zu thun für's Reich Gottes!

Wer mit Erfolg an der Beſſerung und Heiligung fremder Seelen arbeiten will, muß an ſich ſelbſt die Schule der Abtödtung durchmachen. Der Hauptzweck der Geſellſchaft Jeſu war und iſt, ſich bis zur gänzlichſten Selbſtentäußerung dem Heile der Seelen zu widmen, und deßhalb werden die Mitglieder von den Ordensobern gemäß der Ordensregel in unausgeſetzter Abtödtung geübt. Franz Regis hatte nun ſchon vor zehn Jahren die Gelübde abgelegt, ſich untadelhaft betragen; ihm brannte das Herz vor Verlangen nach dem Stande, in welchem er am beſten den Seelen dienen konnte, und dennoch hatte er bis jetzt nicht die Weiſung erhalten, Theologie zu ſtudiren, was unumgänglich nothwendig war, um die geiſtlichen Weihen zu empfangen. Soll der fromme Eifer nicht bloß die Regung eines warmen, gläubigen Gemüthes, ſondern eine übernatürliche Tugend werden, die nie erkaltet, nie ermüdet, nie ſelbſtſüchtig handelt: ſo muß er ſich nach dem göttlichen Willen leiten und zähmen, und von jeder Faſer des Eigenwillens ablöſen laſſen. Nach zehn Jahren erſt erhielt Franz Regis die Erlaubniß ſeiner Oberen, im Collegium zu Toulouſe die heilige Theologie, die Wiſſenſchaft von den göttlichen Dingen zu ſtudiren. Er that es mit der unbedingten frohen Hingebung, die ſeinen demüthigen Gehorſam ſo liebenswürdig machte; aber wie groß ſein Fleiß auch war und wie ſehr er ſich mit Kenntniſſen bereicherte, — die Wiſſenſchaft nahm darum nicht ſeinen Geiſt gefangen! Je mehr das Licht der Erkenntniß ſeinen Verſtand erleuchtete, deſto wärmer entflammte ſich ſein Herz für Den, der das Licht ſelbſt iſt; je mehr er ſich unterrichtete, deſto mehr vervollkommnete er ſich auch; und je mächtiger die Wiſſenſchaft von Gott ihn anzog, deſto inniger blieb er in der Gegenwart Gottes und in liebender Vereinigung mit ihm. Um ſich zu ſeinem lieben Beruf als Miſſionär, der ſo ungeheuer viel Mühſal mit ſich bringt, auch körperlich tüchtig zu machen, begann er ſeinen Leib auf's Strengſte zu behandeln, wobei ihm denn ſeine kräftige Natur und ſeine gute Geſundheit zu Hülfe kamen. Drei Stunden Schlaf mußten ihm genügen; — und zwar auf einem Brett und angekleidet, um gleich beim Erwachen ganz munter zu ſein. Die kälteſte, unfreundlichſte Zelle des Hauſes, das abgetragenſte Kleid, das trockenſte Brod, die übriggebliebenen Speiſen — das war es gerade, was er begehrte. Mit ihm durfte Niemand Sorge und Mühe haben; er war immer vergnügt, das Gebet gab ihm Kraft und Freude zu jeder Selbſtverleugnung. Die Hälfte der Nacht brachte er regelmäßig in der Hauskapelle zu, wo er ſeine Andacht zwiſchen dem heiligſten Sacramente und der ſeligſten Jungfrau Maria theilte. Ein Mitbruder ſetzte den Rector davon in Kenntniß und dieſer antwortete: „Wir wollen nicht die traulichen Geſpräche dieſes Engels mit Gott ſtören.“

Im Jahre 1630 ſah ſich endlich Franz Regis am Ziele ſeines Verlangens: er ſollte die heiligen Weihen empfangen. Nun aber erſchrak ſeine Demuth vor der Würde und Erhabenheit des Prieſterthumes und es entſpann ſich ein ſchwerer Kampf in ihm. Nicht die Schwere des Berufes ſchreckte ihn, ſondern nur ſeine vermeintliche Unwürdigkeit. Das Vertrauen auf Gott und die Liebe zum Nächſten beſiegten endlich ſeine Schwankungen. Als er zum erſten Mal die Feier des heiligſten Meßopfers beging, erſchien er allen Anweſenden wie ein verklärter Engel, der in die ſelige Anſchauung Gottes vertieft iſt. Die Obern beſtimmten ihn jetzt zum Miſſionär in Nordamerika bei den wilden Völkern der Huronen und Irokeſen — und Franz Regis frohlockte, denn er durfte wohl hoffen, dort das Marterthum zu finden. Allein der Ruf ſeiner Heiligkeit und der Wirkſamkeit ſeiner eindringlichen Reden war längſt zu jenen Biſchöfen gedrungen, in deren Diöceſen ſich Jeſuiten-Collegien befanden, wo Franz Regis gelernt oder gelehrt hatte. Dieſe frommen Oberhirten dachten an die Irokeſen und Huronen in ihrer eigenen Heerde und fanden es wünſchenswerth, daß Franz Regis zuerſt ſeine eigenen Landsleute wieder zu guten katholiſchen Chriſten mache. Gab es in Amerika Wilde, die das Evangelium nie gehört hatten — was ja freilich ſehr traurig iſt! — ſo gab es in der Heimath Verwilderte, die es vergeſſen hatten — und das iſt viel trauriger. Denn der Verluſt eines Schatzes iſt ſchmerzlicher, als ihn nie beſeſſen zu haben; der größte aller Schätze iſt die heiligmachende Gnade und ſie geht verloren dort, wo das Evangelium mit ſeiner Glaubens- und Sittenlehre vergeſſen wird. Die Oberen ſahen leicht ein, daß Franz Regis nicht über's Weltmeer zu gehen brauche, um ſeinen apoſtoliſchen Beruf zu üben, und da die Biſchöfe es wünſchten, wirkte er zehn Jahre lang als Miſſionär in den drei franzöſiſchen Provinzen Languedoc, Vivarais und Velai, die durch den Calvinismus und durch entſetzliche Kriege in die größten geiſtigen und leiblichen Nöthen gerathen waren.

Franz Regis entwarf nun gleichſam einen Schlachtplan gegen die Sünde, den Unglauben und die Unwiſſenheit: im Sommer bekämpfte er dieſe drei Seelenfeinde in den Städten, wo die Leute immer Zeit haben, wenn ſie nur ernſtlich wollen, Predigten und Chriſtenlehre zu beſuchen, während die Landleute gerade dann mit nothwendiger Feldarbeit ſo ſehr beſchäftigt ſind, daß ſie, außer am Sonntag, wenig an ihr Seelenheil denken können, da auf die ſchwere Arbeit große Ermüdung folgt. Aber im Winter, nachdem alle Früchte eingebracht ſind, hat der Landmann Zeit; und deßhalb wählte Franz Regis den Winter für ſeine Miſſionen auf dem Lande. Während er alſo die glühende Sommerhitze des ſüdlichen Frankreichs in den Städten aushielt, wanderte er durch Schnee und Regen, in Froſt und Sturm, über Berge und durch Waldbäche, bei einer Kälte, die ſeine Gefährten faſt erſtarren machte, unverdroſſen von einem Dorfe zum anderen — und zwar ſehr oft Nachts, weil die Tage für ſeine Geſchäfte nicht ausreichten. Seine Lebensweiſe auf dieſen Miſſionen war, nach dem Berichte ſeiner Gefährten, folgende: über drei Stunden ſchlief er nie, manchmal nur zwei, zuweilen eine einzige, denn er brauchte die Stunden der Nacht, um ſein Brevier zu beten und um ſich vorzubereiten auf Predigten und Belehrungen. In aller Frühe begab er ſich in den Beichtſtuhl, zwei und drei Mal des Tages predigte er; mit allen Leuten, die ſich guten Rath von ihm erbaten, ſprach er gründlich über ihre Anliegen; dann beſuchte er Kranke oder bemühte ſich für Nothleidende und für Wittwen und Waiſen zu wirken. An manchen Orten waren die Pfarrer mit in die allgemeine Verkommenheit verſunken, und andere waren eingeſchüchtert durch die Rohheit oder entmuthigt durch das Sittenverderbniß ihrer Gemeinden. Dieſer Hirten nahm Franz Regis ſich nicht minder feurig an, als der Heerde, weil der Pfarrer der Mittelpunkt und der Heerd des ganzen religiöſen Lebens der Gemeinde ſein ſoll. Täglich brachte Franz Regis das heilige Meßopfer dar; und wenn ſich an dem Orte, wo er ſich aufhalten mußte, weder Kirche noch Kapelle befand — und wenn er ſtundenlang deßhalb gehen mußte — dieſen Troſt verſagte er ſich nie. Hatte er das göttliche Verſöhnungsopfer gefeiert und dadurch Ströme von Gnaden auf ſich und auf die Welt herabgezogen, hatte ſein geliebter Heiland Einkehr bei ihm genommen, — dann war er ſtrahlend von übernatürlicher Freude und entflammt von übernatürlicher Kraft. Endlich gegen Abend genoß er denn auch ein Weniges, gewöhnlich etwas Milch und Brod, einen Apfel oder etwas Gemüſe; und dazu trank er Waſſer. Fleiſch und Wein, Eier und Butter hatte er ſich längſt abgewöhnt. Für ſeine Bedürfniſſe war alſo das ärmſte Dorf nicht zu arm.

Sein härenes Bußkleid legte er nie ab; in demſelben genoß er auf einer Bank oder auf dem Fußboden ausgeſtreckt, kurze nächtliche Ruhe. — Erwägt man ein ſolches Leben voll unſäglicher und faſt unerträglicher, freiwillig übernommener Beſchwerden etwas genau, — bedenkt man, daß die Weltmenſchen ihrer Freuden überdrüſſig werden und die Weltentſagenden nicht ihrer Leiden, ſo muß man billig voll Erſtaunen ſich fragen: „Aber welchen Werth muß nur die menſchliche Seele vor Gott haben, da ſich die Heiligen Gottes ſolcher Mühſal unterziehen, um ſie aus den Ketten der Sünde zu befreien?“ — Welchen Werth? — Den Werth des Blutes Jeſu.

Mit dem tiefſten Elend hatte Franz Regis natürlich das größte Erbarmen, und das tiefſte Elend iſt immer das ſelbſtverſchuldete, die Sünde. Die Gefängniſſe waren damals in einem kläglichen Zuſtande von Vernachläſſigung. Die unglücklichen Verbrecher und Miſſethäter litten am Leib und an der Seele mehr als ſich ausſprechen läßt, denn die geiſtlichen Orden, welche ſich dem Gefängnißweſen widmeten, waren erſt eben im Entſtehen und ſie ſind es ja, die überall und immer den Anſtoß geben zur Abhülfe oder zur Linderung der Nöthen der Menſchheit. Die Gefängniſſe waren eine Art von irdiſcher Hölle, wo ſich Leiden und Laſter zuſammen häuften. In Montpellier, wo er zuerſt Miſſion hielt, drang er in dieſe Stätten des Jammers ein, verſöhnte manch gequältes Gewiſſen mit Gott und brachte einen Verein von dreißig edlen Frauen zu Stande, welcher ſich der Kranken unter den Gefangenen erbarmte und doch wenigſtens für dieſe durch Lebensmittel, Lagerſtatt, Wäſche und Arznei zu ſorgen ſich verpflichtete. Franz Regis wanderte einmal mit zwei Bund Stroh beladen, die er zu einem ganz verlaſſenen Kranken trug, höchſt unbekümmert durch die Straßen von Montpellier. Die Kinder liefen bei dieſem Anblick zuſammen und ihm nach, und einige Perſonen meinten, der Pater mache ſich lächerlich. „Deſto beſſer!" ſprach er liebreich; „dem Nächſten dienen und dafür verachtet werden, iſt ein doppeltes Glück." Daß er ſich ſelbſt und ſeine Familie herabwürdige durch übergroße Herablaſſung gegen Arme und Elende — dieſen Vorwurf mußte er oftmals hören. Aber er antwortete immer ſehr gelaſſen: „Wer ſich ſcheut das zu thun, was der Herr und Meiſter gethan hat, verdient nicht deſſen Diener zu ſein, und wer die Verdemüthigung des Kreuzes flieht, iſt kein Jünger des Gekreuzigten."

An Demüthigungen aller Art fehlte es ihm übrigens nicht. Der Biſchof von Viviers hatte Franz Regis in ſeine vom Calvinismus verwüſtete Diöceſe gerufen und legte herzliche Liebe und Ehrerbietung für ihn an den Tag. Die einfachen und gottinnigen Predigten des frommen Miſſionärs, ſeine Auslegung der heiligen Schrift, ſeine Erklärungen der Glaubenslehren und der Dinge, die zum Heile der Seele erforderlich ſind, ſeine Ermahnungen zu gründlicher Bekehrung durch Beicht und Buße und zur Beharrlichkeit im Guten durch häufigen Empfang heiliger Communion — machten dort wie überall eine tiefe Wirkung auf jene Menſchen, die eines guten Willens waren und die mehr aus Leichtſinn und Unwiſſenheit, als aus Bosheit Gott beleidigten. Aber leider gab es dort auch ſolche, die an der Sünde hingen und die eine beſſere Ueberzeugung nicht in ſich aufkommen laſſen und eine genaue Kenntniß des wahren Glaubens und der Pflichten, zu denen er verbindet, nicht nehmen wollten. Dieſe Leute, denen die Religion die liebſte war, welche keine chriſtliche Tugend von ihnen forderte, — dieſe Leute, auf die ſo recht der Ausſpruch in heiliger Schrift paßt: „Sie haſſen das Licht, weil ihre Werke böſe ſind“ — erhoben ein lautes Geſchrei gegen den gottſeligen Miſſionär. „Der Pater iſt fanatiſch! er beunruhigt die Gemüther! er bringt Zwietracht in die Familien! er ſäet Haß aus! er ſtört den öffentlichen Frieden! er beängſtigt die Gewiſſen!“ ꝛc. ꝛc., all das wohlbekannte Geſchrei frechen Unglaubens. Es kam dem Biſchofe zu Ohren und er beſchützte und vertheidigte lebhaft den Miſſionär, der ja nur ſeine Schuldigkeit that, indem er die Glaubenswahrheit mit allen ihren Folgerungen predigte. Aber ſeine Gegner ſchrieen ſo laut, logen ſo unverſchämt, verleumdeten ſo boshaft, daß der Biſchof fürchtete, mehr Aergerniß als Erbauung hervorzurufen und die Ordensobern erſuchte, Franz Regis von der Miſſion zurückzuziehen. Demüthig wich der Diener Gottes vor dem Siege der Bosheit. Statt ſich zu vertheidigen, ſagte er einfach, als man ihn im Jeſuiten-Collegium zur Rede ſtellte: „Meine ſchwache Einſicht kann vielfach gefehlt haben; aber Gott weiß, daß ich nur Seine Ehre ſuchte.“ — Es kam auch vor, daß ſich arme Calviniſche in ihren Bedrängniſſen an Franz Regis wendeten, und um ſich ſeiner Hülfe deſto mehr zu vergewiſſern, ihm verſprachen, die Irrlehre zu verlaſſen. Da ja Gott alle Seelen für die Erkenntniß der ewigen Wahrheit geſchaffen hat, ſo hätte Franz Regis ſehr gegen die Nächſtenliebe gefehlt, wenn er in einem ſolchen Falle an der Aufrichtigkeit der Leute gezweifelt hätte. Er leiſtete ihnen nach Kräften jede Hülfe. Brauchten ſie ihn dann nicht mehr, ſo wollten ſie auch nichts mehr vom heiligen Glauben wiſſen, — und dann fehlte es dem Heiligen nie an Vorwürfen wegen ſeiner Leichtgläubigkeit. Er aber freute ſich, ihnen dennoch geholfen zu haben und ſagte nur: „Lügen ſie, ſo ſchaden ſie ihrer Seele, nicht der meinen.“ Uebrigens bewirkte er vielfache Bekehrungen unter jenen Calviniſchen, die nur vom Beiſpiele Anderer hingeriſſen oder durch Unwiſſenheit verleitet, in den Irrglauben gerathen waren.

Die größten Drangſale hatte Franz Regis auszuſtehen mit jenen Unglücklichen des weiblichen Geſchlechtes, die in einen ungeordneten Lebenswandel gerathen waren. Er, ein Verehrer der ſeligſten Jungfrau Maria, von Kindheit auf ein Liebhaber jungfräulicher Lauterkeit, — als Ordensmann zur zarteſten Pflege dieſer lieblichen Tugend verpflichtet, — als Prieſter dazu berufen, ſie auch in andere Seelen zu pflanzen, — er hatte in den Städten dieſen Gräuel der Entſittlichung vor Augen und kein Mittel, ihm zu wehren. Gott ſtand ihm bei, daß er in Montpellier eine Unterkunft für zwanzig dieſer unglücklichen Perſonen fand, denen er die Augen über ihr Elend in Zeit und Ewigkeit geöffnet hatte. Acht Monate erhielt er ſie durch die Almoſen, welche er für ſie ſammelte; acht Monate widmete er dieſen ſchwachen ſündenkranken Seelen die geduldigſte, liebevollſte, unverdroſſenſte geiſtliche Sorgfalt. Da ging ſein Aufenthalt in Montpellier zu Ende und da kam eine Weiſung ſeiner Oberen, vor ſeiner Abreiſe dieſe Perſonen zu entlaſſen, wenn ſich nicht in Montpellier geachtete Leute fänden, welche die Vorſteherſchaft des Hauſes übernehmen wollten. Es fand ſich Niemand! keine barmherzige Hand hielt die Aermſten vom abermaligen Sturze in den Abgrund zurück! Umſonſt alſo hatte er für ſie gewirkt! Umſonſt? — o nein! Das kann nur die Welt ſagen. Franz Regis dachte wie der erhabene Stifter ſeines Ordens, der große heilige Ignatius de Loyola, welcher zu ſagen pflegte: „Keine Mühe iſt zu groß, keine Arbeit zu ſchwer, keine Trübſal zu bitter, wenn dadurch eine einzige ſchwere Beleidigung göttlicher Majeſtät, eine einzige

Todſünde verhindert werden kann.“ — So haben alle Heiligen allzeit von der Sünde gedacht, und daß Franz Regis ſo dachte, das war jetzt ſein Troſt, als er aus Gehorſam das Haus auflöſ'te, welches ohne dieſe Maßregel nach ſeiner Abreiſe vermuthlich viel Aergerniß gegeben hätte. Uebrigens begann er unverdroſſen daſſelbe Werk gerade ſo oft, wie ſich ihm die Veranlaſſung dazu bot. Unſägliches hatte er dabei auszuſtehen, — zuerſt durch den Leichtſinn dieſer armſeligen Geſchöpfe, von denen nur die Minderzahl im Guten beharrte. Dann durch den Widerwillen der meiſten Menſchen gegen dies Werk der übernatürlichen Barmherzigkeit, das äußerlich ſo wenig lohnend iſt. Fand Franz Regis auch hie und da eine hochherzige Frau, die ſeine Bemühungen unterſtützte und eine Rettungsſtätte eröffnete, ſo hatte er bald all ſeine Beredtſamkeit nöthig, um ſie zur Geduld, zur Ausdauer, zur chriſtlichen Liebe zu ermuntern, weil ſie es ja mit der kläglichſten Entſittlichung zu thun hatte. Endlich waren des heiligen Mannes wüthende Gegner — laſterhafte Menſchen, Wüſtlinge. Satan raſet über jede gerettete und ſeinen Klauen entriſſene Seele — und ſo machen es auch ſeine Anhänger. Sie ſtellten mehrmals dem Leben des gottſeligen Mannes nach, ließen ihn einmal Nachts wie zu einem Sterbenden rufen, fielen mit Mordgewehren über ihn her, hatten dann aber ſo wenig den Muth ihn zu tödten, daß ſie ihn ehrerbietig zu ſeiner Behauſung zurück geleiteten. Drei verwegene

Jünglinge in le Puy gingen mit wilden Rachegedanken geradezu in's Jeſuiten-Collegium und begehrten den Pater Regis zu ſprechen. Er kam und ſagte liebreich: „Ihr wollt mir das Leben nehmen, meine Brüder. Aber das betrübt mich viel weniger, als der Zuſtand der Todſünde, worin ihr euch befindet.“ Sie waren beſchämt und verlegen; da zeigte er ihnen väterliche Zärtlichkeit, umarmte und ermunterte ſie und brachte es dahin, daß ſie ſich bekehrten. Ein anderer junger Menſch war heftig erzürnt, weil der Gegenſtand ſeiner unlauteren Leidenſchaft dem heiligen Bußprediger Gehör gegeben und ſich aus der Gegend entfernt hatte. Auf einem abgelegenen Platze im Walde lauerte der Jüngling, als Franz Regis von einer Miſſion nach le Puy zurückging, und vertrat ihm den Weg mit hochgeſchwungenem Meſſer. „Mein Bruder,“ ſprach Franz Regis furchtlos, „wenn du mein Blut begehrſt, ſo geb' ich es dir gern. Aber dürft' ich es doch zum Heile deiner Seele vergießen!“ Der junge Menſch fiel ihm reuig zu Füßen und führte fortan ein muſterhaftes Leben.

Andere aber mißhandelten den Heiligen, ſchlugen ihn mit Stöcken, traten ihn mit Füßen, hetzten die Gaſſenbuben auf, die ihn mit Unrath und Steinen warfen. Er nahm Alles geduldig hin. Ja, als ein Ruchloſer ihn durch den Straßenkoth geſchleift und geſchlagen hatte und deßhalb von Gerichtswegen belangt wurde, erklärte Franz Regis: er klage dieſen Mann nicht an, denn er halte ſich nicht für beleidigt. In le Puy wollte ein Trupp frecher Burſchen das Haus einer frommen Frau ſtürmen und niederreißen, die auf Zureden von Franz Regis ein Paar armſelige Perſonen zu ſich genommen hatte. Es blieb bei der Drohung, — allein die Frau war in Angſt und Schreck verſetzt und wollte ihre Schützlinge durchaus nicht länger behalten. — Auf dem Lande hatte Franz Regis nun zwar nicht Verfolgungen des Haſſes zu leiden, doch die Anſtrengungen ſeines Berufes waren dort über alle Maßen groß. Wohl war ſeine Geſundheit ſtark; wäre jedoch ſeine Liebe nicht ſtärker geweſen, ſo hätte jene unterliegen müſſen. Die winterlichen Wanderungen zu ſpäter Abend- und früher Morgenſtunde, im Finſtern, über die rauhen Bergpfade der Cevennen, die mit Glatteis überzogen, und durch die tiefen Schluchten, die voll Schnee waren, erfüllten ſeine Gefährten häufig mit großer Beſorgniß. Ihn nicht! Er wußte, daß ſein Beichtſtuhl ſchon belagert war! Langte er mit Tagesanbruch an, ſo wurde er mit Ehrfurcht empfangen, mit Jubel begrüßt und durchfroren und durchnäßt, wie er eben war, eilte er zum Beichtſtuhle und ſpendete Stunde auf Stunde das heilige Bußſacrament. Seine Tagesordnung war regelmäßig die oben angeführte — und ſo verlebte er zehn Jahre im Dienſte der Seelen.

Gegen Weihnachten 1640 wurde ihm eine Miſſion in dem Dorfe Louveſc, zehn Stunden von le Puy aufgetragen. Wenn er ſich in einem Jeſuiten-Collegium befand, ſo beichtete er gern täglich, um ſeine Seele möglichſt makellos zu bewahren. Jetzt fiel es aber dem Pater auf, dem er in le Puy zu beichten pflegte, daß er Generalbeicht ablegte und zwar eine ganz genaue über ſein ganzes Leben, in welcher aber ſein Beichtvater mit der größten Aufmerkſamkeit nichts fand, was er für gewiß eine freiwillige läßliche Sünde hätte nennen können. Dann machte ſich Franz Regis mit einem Gefährten auf den Weg nach Louvesc. Er konnte es aber nicht erreichen; denn es war der kürzeſte Tag des Jahres und es tobte ein heftiger Schneeſturm. Er mußte ſich entſchließen, für die Nacht eine Unterkunft zu nehmen, und zwar in einer verlaſſenen und verfallenen Heuſcheune; Menſchenwohnungen gab es in der Nähe nicht. Franz Regis bedauerte dies von Herzen, theils wegen ſeines Gefährten, der ohne Feuer, ohne Licht, ohne Labung eine klägliche Nacht verbringen mußte; theils wegen der guten Leute von Louvesc, die mit Ungeduld „den Heiligen" — wie ſie ihn kurzweg nannten — erwarteten. Für ſeine eigene Perſon war alles und jedes Ungemach ihm äußerſt gleichgiltig. „Mehr Leiden, o Gott, für deinen heiligen Namen!" das war ſein Stoßgebet, wenn es ihm am übelſten erging. Ueberdies war es ja die heilige Chriſtnacht, in welcher der Erlöſer der Welt in einem elenden Stalle geboren werden wollte, ſo daß ſich Franz Regis halbſelig freute, die Armuth des Jeſukindes zu theilen. Aber der ſchneidende Nordwind, der durch das verfallene Gebäude ſauſte, zog ihm ein empfindliches Seitenſtechen zu, was er ſo wenig beachtete, daß er, als er in der Frühe des heiligen Chriſtfeſtes in Louvesc ankam, ſogleich die Miſſion eröffnete, dreimal am Tage predigte, Beicht hörte und ſich keine Ruhe, viel weniger eine Pflege gönnte. Am Tage des heiligen Stephanus predigte er wieder dreimal. Da hatte das Fieber aber einen ſolchen Grad erreicht, daß er Abends im Beichtſtuhle ohnmächtig wurde und in das Pfarrhaus getragen werden mußte. Man rief ſchnell Aerzte herbei; doch ſein Zuſtand war rettungslos. Er wußte es. Er legte noch einmal ſeine Beicht ab und empfing ganz entflammt von göttlicher Liebe die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung. Alle Einwohner von Louvesc und der benachbarten Dorfſchaften ſchrieen und jammerten zu Gott um das Leben des Heiligen; der Pfarrer und die Aerzte pflegten ihn mit herzlicher Liebe. Vergebens! ſein Maß war voll und übervoll. Das Pfarrhaus war ſo ſchlicht und einfach, wie es auf einem armen kleinen Dorfe zu ſein pflegt. Dennoch fand Franz Regis es viel zu üppig. Er ſehnte ſich nach einer ächten und rechten Bethlehemitiſchen Herberge und bat den Pfarrer ſo lange und ſo inbrünſtig, bis dieſer nachgeben mußte und den heiligen Kranken in ſeinen Stall tragen ließ. Da brachte Franz Regis die letzten Tage des Chriſtmonates zu, ſehr leidend und körperlich ſehr gequält, aber überſtrömt von Gnaden und Liebesfreude. Das Crucifix kam nicht aus ſeinen Händen, mit zärtlicher Inbrunſt betrachtete und küßte er es unaufhörlich. Himmliſche Erſcheinungen der Mutter Gottes, des Jeſukindes, der Engelſchaaren, linderten ſeine Schmerzen. Am letzten Tage des Jahres ſagte er plötzlich zu ſeinem Gefährten: „Mein Vater, ich bin glückſelig, denn Maria kommt und öffnet mir den Himmel.“ Dann blickte er zärtlich auf das Crucifix und ſagte: „O mein Heiland, nimm auf meine Seele!“ Und mit dieſen Worten verſchied er im Frieden des Herrn. So ſtarb der ehemalige Erbe von Foncouvert. Das Schloß ſeiner Väter hat er verlaſſen aus Liebe zu Gott und den Seelen und um im Stalle von Louveſc zu ſterben: — ſo halten es die Heiligen mit der lebendigen Nachfolge Chriſti! Dies iſt der arme, demüthige, opferfrohe, ſeelengewinnende — und deshalb, nämlich um ſeiner hohen Tugend willen — vom Geiſt der Lüge ſo bitter gehaßte Jeſuit.

Unter dem Schutze und der Fürbitte des heiligen Franz Regis hat ſich in neueſter Zeit in Frankreich ein Verein gebildet, deſſen ausſchließlicher Zweck es iſt, einem gräßlichen Uebel der Zeit möglichſt abzuhelfen und die ſogenannten wilden Ehen in rechtmäßige und durch die Kirche geheiligte umzuwandeln. Es verſteht ſich, daß der Franz-Regis-Verein die Liebe, die Langmuth, die

Beharrlichkeit des Heiligen nöthig hat, um die Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe einigermaßen zu überwinden. Mit Gottes Gnade wirkt er ſegenreich und es iſt wohl Chriſtenpflicht, dann und wann mit einem andächtigen Vater Unſer vor dem allerheiligſten Sacramente ſeiner zu gedenken. Dasjenige Werk aber, welches dem heiligen Franz Regis vor Allem am Herzen lag und welches er nicht dauernd begründen konnte, die Rettung gefallener Perſonen, — beſchäftigte nach ſeinem Tode viele heilige Seelen in Frankreich und jetzt gibt es dort in den meiſten größeren Städten Häuſer, die ſich demſelben gewidmet haben, nämlich Klöſter vom Guten Hirten. Auch in le Puy iſt ein ſolches. Im Jahre 1852 befanden ſich 120 Perſonen darin, die ihre arme Seele retten wollten. Als der Monat Mai kam, der liebliche Marienmonat, den man in Frankreich gern recht feſtlich begeht, da wollten denn die Ordensfrauen ſowohl als ihre Schutzbefohlenen den Marienaltar der Kloſterkapelle ſchön ſchmücken; aber mittellos wie dieſe Klöſter ja ſind, ſollte die Ausſchmückung doch möglichſt wenig Geld koſten. Man berieth ſich hin und her, wie das zu machen ſei. Da ſchafften dieſe armen Perſonen Rath! wer von ihnen ſchönes Haar hatte, ſchnitt es ab — und da ſich aus Haaren kunſtreiche Blumen und Geflechte machen laſſen, ſo fertigten ſie für den Marienaltar aus dieſen Haaren einen Schmuck ganz eigenthümlicher Art, der alle Andächtigen, welche die Kapelle beſuchten, tief rührte und der die heilige Mutter Gottes mehr erfreut haben wird, als Kränze von Gold und Blumenſträuße von Edelſteinen. Und das mag wohl die Fürbitte des heiligen Franz Regis zuwege gebracht haben.

* * *

Zwei Schweſtern.

52,9

Zwei Schweſtern.

Eine Erzählung aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Maculatur!“

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1863.

P.o.germ. 549 th/1.2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

G

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Tieck's Vorleſungen 1
Jenſeits des Rheins 42
Eine glückliche Ehe 89
Chiara Stella 132
Die Schatten des Todes 170
Die Bildergallerie 200
Beginn eines Kreuzwegs 233
Fortuna's Tempel 261
Der Prophet Daniel 294
Die Sühne 330

Tieck's Vorleſungen.

Dresden 1839.

Eben ſchlägt es dreiviertel auf ſechs. Ein Wagen fährt raſch vor der „Stadt Wien“ vor. Kaum hat der Diener Zeit, den Schlag aufzureißen, ſo ſchnell und leicht ſpringt ein junges Mädchen heraus und eilt die Treppe hinauf, ohne ſich um ihre Begleiterin zu bekümmern. Dieſe, eine bejahrte Frau mit einer blauen Brille, ſieht ſich bedachtſam im Wagen um, hebt ein Taſchentuch auf, das am Boden liegt, ſucht in den vier Zipfeln ſo ſorgſam nach dem Namen, als ob ein Zweifel über denſelben beſtehen könne, ſeufzt kopfſchüttelnd:

„R. M. — ja freilich! Richenza Meerhaim!“ — faltet das Tuch zuſammen, öffnet ihre Arbeitstaſche, die ſchwerfällig in Stramin geſtickt und mit einem Stahlbügel geſchloſſen iſt, bringt darin das Tuch in Sicherheit, ſchaut bei der Gelegenheit nach, ob ſie auch all ihre Siebenſachen darin geborgen habe und verläßt endlich den Wagen, deſſen Schlag der Diener mit einer ungeduldigen Bewegung hinter ihr zuwarf.

Das junge Mädchen eilte inzwiſchen die Treppe zum erſten Stock hinauf, dann durch ein Vorzimmer, das auf ihren haſtigen Zug an der Schelle geöffnet wurde — und trat in den Salon. Gegen die Hitze und das grelle Licht des Sommernachmittags waren die Jalouſien geſchloſſen, ſo daß Stille, Kühle und ein heimliches Halbdunkel darin herrſchten. Auf einer Chaise longue ruhte in bequemer, halbliegender Stellung eine Dame mit einem Buch in der Hand. Sie las mit der größten Spannung und Aufmerkſamkeit und war ſo ganz der Gegenwart entrückt, daß ſie zuſammen ſchreckte und verſtört aufblickte, als das junge Mädchen im Ton des Vorwurfs ausrief:

„Aber Mama!“

„Was gibt es, Richenza? warum trittſt Du ſo ſtürmiſch ein?“ entgegnete die Mutter ebenfalls im Ton des Vorwurfs.

„Mein Gott, Mama, haſt Du denn vergeſſen, daß Tieck heute eine Tragödie von Shakſpeare vorleſen will und daß man pünktlich um ſechs Uhr bei ihm ſein muß! Nun iſt es aber bald ſechs Uhr und Du haſt noch nicht an Deine Toilette gedacht!“

„Wie iſt's möglich! ſchon ſo ſpät!“ rief die Mutter ſchreckenvoll, erhob ſich ſchnell und ging in ihr Zimmer. Richenza folgte ihr; aber ſie nahm zuvor das Buch vom Tiſch, in welches ſich die Mama ſo vertieft hatte, um dabei eine Vorleſung von Tieck zu vergeſſen. Das

Buch hieß „Indiana“. Es war aus einer der begabteſten Federn, welche Frankreich beſitzt. Der Schluß iſt ſo: In Verzweiflung über all die jammervollen Täuſchungen ihres Lebens reiſt die Heldin nach Amerika, um ſich in den Waſſerfall des Niagara zu ſtürzen. In Verzweiflung, weil die Heldin ſeine Liebe nie erwiedert hat, reiſt ihr Vetter mit ihr, um ſich ebenfalls in den Niagara zu ſtürzen. Als ſie nun beide am Niagara ſind und der entſcheidende Augenblick da iſt — ſinken ſie einander in die Arme und finden es gerathener, den Bund der Ehe als den Bund des Todes zu ſchließen. — So iſt es, buchſtäblich; aber nicht etwa als Pasquill auf Schwärmerei und Leidenſchaft, ſondern als höchſt edler Ausgang einer Tragödie der „unverſtandenen Herzen.“ Wie dem nun ſei — man ſchwärmte damals für die Indiana, wenn auch mit dem Vorbehalt, daß es durchaus kein Buch für junge Perſonen und im Grunde etwas gefährlich ſei. Richenza hatte das Buch geſpannt in die Hand genommen; doch gleichgültig, als ob ſie es kenne, legte ſie es auf den Tiſch zurück. Leider kannte ſie es! Es gab immer Augenblicke, wo ſie verſtohlen und im Fluge die Romane durchblättern konnte, welche ihre Mutter las.

Richenza blieb nicht im Zimmer ihrer Mutter; ſie ging hindurch und in ein zweites, deſſen geöffnetes Fenſter Licht und Luft einſtrömen ließ und einen ungemein freundlichen Blick auf den Garten der „Stadt

Wien", auf die Elbe, auf die Brühl'ſche Terraſſe, die Frauenkirche, das königliche Schloß und die Hofkirche gewährte. Der Mittelpunkt des heitern Bildes war ein junges Mädchen, das an einem mit den ſchönſten Blumen überſtreuten Tiſch ſaß und malte.

„Aber Euphroſyne!" rief Richenza im verſtärkten Unmuthston.

„Schau hier!" entgegnete Euphroſyne freundlich und reichte der Schweſter das Blatt, woran ſie malte. Es war eine wunderniedliche Aquarelle. Auf dem grauen Papier lagen ein Paar Gaisblattzweige, ſo friſch, ſo leicht, ſo duftig, ſo ganz der Natur abgelauſcht, daß Richenza beifällig ausrief:

„O allerliebſt! aber, Euphroſyne, Du haſt ja Urſpergs Blumenſtrauß auseinander geriſſen!"

„Ja," ſagte Euphroſyne immer mit ihrer heitern Unbefangenheit; — „ich habe mir die Blume herausgeholt, die mir am beſten gefällt und die ich für Urſperg gemalt habe: Jelängerjelieber."

„Nun laß Deinen Selam und eile Dich mit Deinem Anzug," ermahnte Richenza. „Wir müſſen zu Tieck; es iſt die höchſte Zeit."

„Mama erlaubt mir wohl, zu Hauſe zu bleiben, denn meine Blumen ſind noch nicht fertig und das Gaisblatt würde bis morgen welk ſein."

„Zu Hauſe bleiben, wenn Tieck den Shakſpeare vorlieſt!" rief Richenza empört; — „nein! das erlaubt Mama hoffentlich nicht. So etwas iſt unerhört!"

„Ach Gott!" ſagte Euphroſyne, „ich denke noch mit Schrecken an die Langeweile, die ich bei der letzten Vorleſung ausgeſtanden habe. Ich konnte nichts Luſtiges an den „luſtigen Weibern von Windſor" finden."

„War die Vorleſung ſeiner Novelle „Die Hexenprozeſſe" nicht ungeheuer intereſſant?"

„Immer viel zu lang! denn nachdem wir drei volle Stunden die Hände im Schooß, mäuschenſtill, unbeweglich dageſeſſen und zugehört hatten, war die Vorleſung für den Abend zu Ende, die Novelle aber kaum zur Hälfte; das kann ich unmöglich unterhaltend finden."

„Gleichviel, Roſine! Tieck's Vorleſungen ſind nun einmal von der ganzen gebildeten Welt als höchſt intereſſant anerkannt; es kommen Engländer und Amerikaner, um ſie zu hören; es ſind immer Fremde und häufig ausgezeichnete Perſönlichkeiten gegenwärtig; Tieck ſelbſt iſt eine europäiſche Berühmtheit — kurz, Du mußt Deinen Malerkram bei Seite legen! Habe ich doch die Gemäldegallerie und meine lieben „Söhne des Rubens" deshalb früher verlaſſen."

„Ja, Dich freuen dieſe Vorleſungen und mich langweilen ſie: das iſt ein großer Unterſchied!" ſagte Euphroſyne gelaſſen.

„Sie ſollen aber auch Dich freuen!" rief Richenza gebieteriſch.

„Was geht hier vor?“ fragte die Mutter, indem ſie die Thür öffnete. „Wie, Richenza? Du predigſt uns Eile und biſt ſelbſt noch in Deinem Malercoſtüm? Geſchwinde kleide Dich um!“

„Wegen Euphroſyne, die gar keinen Sinn für höhere Bildung und Literatur hat und heute Abend zu Hauſe bleiben will, habe ich mich aufgehalten, Mama,“ ſagte Richenza und begab ſich in ihr Zimmer, wo ſich, während ſie ihren Anzug wechſelte, die Duenna mit der blauen Brille einfand und ihr das verlorne Taſchentuch mit den Worten reichte:

„Hätte ich nur das Geld, welches all die Gegenſtände koſten, die Du verlierſt, Richenza, ſo beſäße ich ein hübſches Sümmchen. Vorgeſtern ein grüner Tafftfächer, geſtern ein Opernglas, heute ein Batiſttuch, geſtickt und mit Spitzen beſetzt — ſo geht das fort! am Ende wirſt Du Dich noch ſelbſt verlieren! Zum Glück bin ich da und gebe Acht.“

Richenza blickte ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln an, nahm ihr Tuch in Empfang und ſagte gleichmüthig:

„Vielen Dank, gute Lambert.“

Schön wie der Tag begab ſie ſich zu ihrer Mutter, der Euphroſyne inzwiſchen die Erlaubniß abgeſchmeichelt hatte, zu Hauſe bleiben und ſpäter mit der Lambert ſpazieren fahren zu dürfen. Während die Mutter mit der einen Tochter im geſtreckten Trabe fortfuhr, ſchaute die andere dem Wagen nach, der über die Brücke dem Altmarkt zurollte, und ließ ſich dann fröhlich wie ein Schmetterling bei ihren Blumen nieder.

In dem engen, dunkeln Hauſe eines Spezereihändlers am Altmarkt in Dresden bewohnte Tieck mit ſeiner Familie den erſten Stock und Kiſten voll Zucker und Ballen mit Kaffee ſtanden häufig im untern Hausgang und beengten den Weg zur Treppe. Oben beſchränkte ſich das ganze Empfangslocal Tieck's auf ein großes, höchſt einfach eingerichtetes Zimmer, wo ſeine Frau den Theetiſch verwaltete und ſeine beiden Töchter ihr dabei behülflich waren. In dieſer ſchlichten Weiſe empfing der berühmte Epigone der romantiſchen Schule ohne Unterſchied alle Perſonen, die bei ihm eingeführt waren oder wurden, und die ihn kennen zu lernen und ſeinen eigenthümlichen, genialiſchen Vorleſungen beizuwohnen wünſchten. Er — ein kleiner, mehr von der Gicht als von den Jahren gebeugter Mann, war ſchon im Spätherbſt des Lebens; aber in ſeinem ſchönen glänzenden braunen Auge lag etwas vom ewigen Frühling der Poeſie und ein angenehmes Lächeln, wohlwollend und zugleich klug, ſchwebte um ſeinen feinen Mund. Der ganze Kopf und alle Züge waren edel geſchnitten und im Ausdruck vermiſchte ſich auf ſehr intereſſante Weiſe der ſcharfe Kritiker und der Dichter des „Phantaſus“, welchem auch „die heilige Genoveva“ angehört. Es hieß eine Zeitlang, Tieck ſei katholiſch geworden. Dem war aber nicht ſo. Minder glücklich als ſein Freund Friedrich Schlegel, erfaßte er nur das beſeelende Element, welches von der katholiſchen Kirche auf die Kunſt übergeht; ſeine Phantaſie wurde durch den unendlichen Reichthum angeregt, den ſie in dieſer Richtung entwickelt; er war vertraut mit Spaniens ſo durch und durch katholiſcher Poeſie; auch mochte in ſeiner Bruſt das uralte Lied der Sehnſucht nach Glauben um ſo weniger verſtummen, als er ein glänzend begabter Geiſt war — glänzende Gaben ihre harmoniſche Einigung, ihren Frieden, ihre ſtille Verklärung nur im Licht des geoffenbarten Glaubens finden — und folglich ein ſolcher Geiſt gleichſam der Compaß iſt, der auf die ewige Wahrheit hinweiſt. Aber an ihrer Schwelle blieb er ſtehen. Seine älteſte Tochter Dorothea, die Gefährtin ſeiner Studien und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, ein ernſtes dunkelaugiges Mädchen von einer nach Außen hin faſt herben Abgeſchloſſenheit, war auf dem Wege des Wiſſens und Erkennens zum Glauben der Offenbarung gekommen und katholiſch geworden. Er ließ ſie gewähren; — ſie ſtarb mehrere Jahre vor ihm.

Außer einem kleinen Kern von Dresdner Freunden und Bewunderern, fanden ſich Fremde aus allen Weltgegenden, ſowohl geſellſchaftliche, literariſche, künſtleriſche Sommitäten, als Perſonen aus der eleganten Welt, und als Leute, die das Alles nicht waren, bei dieſen Vorleſungen ein. Weil jeder ſchon im Voraus als ein geſpannter Zuhörer kam und weil die wenigſten der Anweſenden ſich kannten, auch gar kein Verlangen hatten, einander kennen zu lernen — war das Geſpräch, während man den Thee nahm, gewöhnlich matt und einſylbig. Dies Zimmer war eine der wenigen auserwählten Stätten der Erde, auf welcher Alle lieber zuhören als ſprechen wollten. Zuweilen fiel wohl die Aeußerung: es ſei ſteif und langweilig bei Tieck; — ſie hatte ihren Grund in jener Spannung, welche keine Unterhaltung, die man ſonſt in Abendgeſellſchaften findet, aufkommen ließ. War der Thee beſeitigt, ſo wurde ein kleiner Tiſch mit zwei brennenden Kerzen in die Mitte des Zimmers geſtellt, Tieck nahm davor Platz und ſchlug ſein Buch auf, Jedermann ſetzte ſich, wo man eben einen Stuhl fand — und die Vorleſung begann, die gewiß ganz einzig in ihrer Art war. Denn mit einer äußerſt wohlklingenden Stimme, ganz einfach, und doch mit Nachdruck und Feinheit modulirt, aber ohne die mindeſte theatraliſche Declamation, las Tieck ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung ein ganzes langes Schauſpiel vor; — am häufigſten den Shakſpeare, aber auch deutſche und ſpaniſche Tragödien, mitunter ſogar kleine Poſſen in verſchiedenen deutſchen Dialecten und zuweilen eine ſeiner Novellen. Es war bewundernswürdig, wie er im Schauſpiel jede einzelne Perſon durch einen leichten

Wechſel von Ton und Stimme zu charakteriſiren wußte Doch läßt ſich nicht leugnen, daß ein gewiſſer Grad von Bildung, eine gewiſſe Bekanntſchaft, wenn nicht mit jedem einzelnen Stück, ſo doch mit dem Geiſt und dem Gang des Verfaſſers nothwendig waren, um mit Intereſſe der Vorleſung zu folgen; denn Tieck nannte die handelnden Perſonen nur dann, wenn ſie in Scene traten, aber nicht bei den wechſelnden Geſprächen. Redeten nun fünf, ſechs Perſonen zuſammen, ſo war es, wenn man das Stück gar nicht kannte, ziemlich ſchwer, an Tieck's Stimme allein jede Perſon zu erkennen. Ein ungeübtes Ohr verlor den Faden, gerieth in Verwirrung, haſchte rathlos nach dem Zuſammenhang, fand nicht mehr die gehörige Aufmerkſamkeit, um Bruchſtücke zu verbinden, und ergab ſich endlich in das Schickſal, den Wirrwar über ſich ergehen zu laſſen. So war es der armen Euphroſyne bei den luſtigen Weibern von Windſor gegangen und merkwürdiger Weiſe wurde Richenza an dieſem Abend von einem ähnlichen Schickſal ereilt, obſchon ſie den „Macbeth“, den Tieck meiſterhaft vorlas, recht gut kannte.

Als ſie mit ihrer Mutter bei Tieck eintrat, war der Thee vorüber, der Leſetiſch wurde aufgeſtellt und in der kleinen Bewegung, die dadurch entſtand, konnte Richenza einen raſchen, ſcharfen Blick durch das ganze Zimmer werfen. Dieſer Blick fand auch ſogleich ſeinen Gegenſtand und ſenkte ſich nun zu Boden. Aber Richenza verblieb in unüberwindlicher Zerſtreuung. Sie ſetzte ſich zu ihrer Mutter, ſie wendete ihr Auge kaum von Tieck ab, ſie ſchien mit geſpannter Aufmerkſamkeit jedem Wort zu lauſchen; aber ſie hörte nichts, ſie verſtand nichts, ſie dachte auch eigentlich nichts; ſie ruhte in der Gewißheit, daß Er da ſei. Dieſer Er war ein junger auffallend ſchöner Mann, der in einem ſchwarzen Sammtrock, den die Künſtler damals häufig trugen, und mit einem zierlichen Bärtchen über der Lippe und am Kinn, dem Bilde ſehr ähnlich war, das Vandyk von ſich ſelbſt gemalt hat. Der junge Mann hielt ſich hinter einer Gruppe von Herren am anderen Ende des Zimmers in äußerſter Entfernung von Richenza, doch ſo, daß er ſie immer ſehen konnte, und durch ſeine Vorhut geſchützt, war es ihm möglich, ganz unbemerkt ſie im Auge zu behalten.

Als ſie nach der Vorleſung mit ihrer Mutter das Zimmer verließ, ſtreifte ihr Blick wieder über den jungen Mann hin; aber ſie grüßte ihn nicht und er grüßte ſie nicht. Wie Schatten glitten ſie aneinander vorüber. Im Wagen ſagte Gräfin Meerhaim, indem ſie tief Athem holte, zu Richenza:

„Ach, welch ein Genuß! wie eine ungeheure tragiſche Viſion, ganz aus einem Guß, ganz ungeſtört durch jene Mangelhaftigkeit, die auf der Bühne durch die Mitwirkung ſo vieler Schauſpieler nicht zu überwinden iſt — entrollte ſich dieſe wunderbare Tragödie vor dem innern Auge. Manche Einzelheiten hatte ich zuvor nie ſo beachtet, z. B. daß die Hexen Macbeths geheimſte Gedanken — ſoll man ſagen errathen oder erwecken! und ihm den Gruß zurufen, der ſeiner ihm ſelbſt noch unklaren Seelenſtimmung entſpricht. Nein, ſo ſchön hat Tieck noch nie geleſen!“

„Ich wenigſtens habe mich noch nie ſo gut bei ihm unterhalten,“ ſagte Richenza lakoniſch.

In ihrer Wohnung angelangt, eilte Euphroſyne mit ihrem Brüderchen an der Hand der Mutter entgegen, die den Knaben zärtlich umarmte und liebkoſend ausrief:

„Mein Emanuel! ich habe Dich ja den halben Tag nicht geſehen! wo warſt Du? was haſt Du gethan und getrieben?“

Und das Kind erzählte, es habe den Nachmittag im Garten geſpielt und ſpäter eine Spazierfahrt mit Euphroſyne gemacht.

„Auf dem Wege nach Loſchwitz, Mama,“ ſetzte Euphroſyne hinzu. „Und denke Dir dies Glück: wir begegneten Urſperg, der von Pillnitz zurückkam. Freilich rollten die Wagen ſo ſchnell aneinander vorüber, daß wir uns nur im Fluge grüßen konnten; aber ich freute mich doch ſehr, daß er gerade auf dieſer Seite der Elbe ſeinen Rückweg nahm.“

„O zarte Sympathie der Seelen, die auf eine und dieſelbe ſtaubige Chauſſee führt!“ warf Richenza mit leichtem Spott hin.

„Laß Dich nur necken, Euphroſyne!" ſagte die Mutter liebreich. „Der Weg Deines Lebens wird mit Urſperg keine ſtaubige Chauſſee ſein."

Im harmloſen Geplauder mit ihren Kindern verbrachte Gräfin Meerhaim noch eine halbe Stunde. Dann entließ ſie dieſelben zur Nachtruhe, hüllte ſich in ihre Mantille, vergrub ſich in einen tiefen bequemen Lehnſtuhl, nahm den zweiten Theil der „Indiana" zur Hand und legte ihn nicht eher fort, als bis ſie das letzte Wort auf der letzten Seite geleſen hatte.

Gräfin Meerhaim war eine von den nicht ganz ſeltenen Frauen, die ihr Leben verträumen. Wohl hätten ihre Verhältniſſe, ihre Pflichten, ihre nichts weniger als glückliche Ehe ſie wecken können und ihr zeigen müſſen, daß ſie große Verantwortung — und gerade dieſe in's Auge zu faſſen habe. Aber ein Mangel an Energie des Characters, der leider ſehr häufig bei Frauen iſt, hinderte ſie klar zu erkennen, und das Erkannte feſtzuhalten und in's Werk zu ſetzen. Dieſer Mangel an Energie rührt daher, daß der Character — ſowohl die Fähigkeiten des Willens als des Verſtandes, deren Vereinigung den Character ausmacht — nicht auf und nach feſten Grundſätzen entwickelt wird. Grundſätze, die auf ewigen Geſetzen beruhen, vermögen ſogar einem von Natur ſchwachen oder durch die Sophiſtik der Leidenſchaften kränkelnden Character die Kraft zu geben, um die natürliche Schwäche und den Zauber der Leidenſchaft zu beſiegen, ſo daß ein Menſch, der ihrer Richtſchnur folgt, viel mehr den Anforderungen der höchſten Vernunft gemäß handelt, als ein anderer, der weit größere natürliche Gaben, aber nicht jene Geſetze hat, die mit einer göttlichen Autorität angethan ſind und deshalb ein Licht ohne Wechſel und ein Fundament ohne Wanken darbieten. Gräfin Meerhaim hatte aber, wie die Welt es nennt, „ſehr gute Grundſätze.“ Obſchon ſie ausgezeichnet ſchön und ſehr vernachläßigt von ihrem Gemahl war, hatte doch nie ein Atom ihren makelloſen Ruf befleckt und mit größter Zärtlichkeit hing ſie an ihren Kindern und ſorgte ſie für deren Erziehung. Sie genoß die allgemeinſte Achtung und eine gewiſſe Berühmtheit als vortreffliche Gattin und Mutter. Graf Meerhaim war ein leidenſchaftlicher Jäger und Pferdeliebhaber, der von einem Wettrennen zum andern, von einer Jagdpartie zur andern in Deutſchland, ja in Europa umherreiſte. Er hatte eine ſchöne Beſitzung in Schleſien am Fuß des Rieſengebirges; doch nur in den erſten Jahren ſeiner Ehe brachte er den Sommer dort zu. Jetzt erſchien er nur noch ganz unregelmäßig und flüchtig, meiſtens um nothwendige Geſchäfte abzumachen und um Geld zu holen; zuweilen auch, um ſeine Familie zu ſehen — womit er denn aber ebenfalls Brandſchatzungsverſuche bei ſeiner Frau verband. Hätte er auf ſeinem Gut Pferde gezogen und Wettrenner trainirt: ſo wäre das ein Band zwiſchen ihm und ſeiner Heimath geweſen; — aber nein! ſeine eigentliche Paſſion beſtand in den ungeheuern Wetten, die er bei den Pferderennen einging, die ihn in eine athemloſe Spannung verſetzten und ſtets zu neuer Emotion aufſtachelten. Trat einmal eine Pauſe der Pferderennen ein, ſo übte er ſie privatim mit ſeinen Freunden und Genoſſen, oder es nahm die Jagd ihn in Anſpruch — die Gemsjagd in Tirol, die Wildſchweinsjagd in Meklenburg, die Fuchsjagd in England, die Bärenjagd in Finnland, die Steinbocksjagd in den Pyrenäen. Es war eine ſolche Raſtloſigkeit in ihm, daß er, außer am Speiſe- oder Spieltiſch, keine Viertelſtunde auf demſelben Platz verharren konnte. Mußte er nothgedrungen länger im Zimmer bleiben, ſo ging er entweder auf und ab mit der nervoſen Unruhe der wilden Thiere im Käfig — oder er ſtellte die Möbel um, räumte Bücherſchränke aus und ein, durchwühlte den Schreib- und Arbeitstiſch ſeiner Frau. Die Geſelligkeit der eleganten Welt war ihm tödtlich verhaßt und nichts lieber, als das Leben im Club, beſonders mit Nimrods und Roſſebändigern. Daß dieſer Mann keine Frau glücklich machen, kein guter Hausherr und Familienvater ſein konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Zu ſeiner Entſchuldigung läßt ſich nur das Eine ſagen: er war das einzige Kind ſeiner Eltern, wurde ſehr verzogen, lernte nur gerade ſo viel, als ihm beliebte — alſo ſehr wenig — und heirathete auf den Wunſch ſeines bejahrten Vaters, der die Descendenz geſichert ſehen wollte, bei einundzwanzig Jahren das bildſchöne achtzehnjährige Mädchen, das ihm ſchon längſt heimlich beſtimmt war. In den erſten Jahren hatte er eine ziemlich lebhafte Neigung für ſeine Frau, welche aber, auf äußerem Wohlgefallen beruhend, ſchnell verflog und um ſo mehr, als das wilde gedankenloſe Treiben, dem er ſich hingab, Macht über ihn bekam und ihn ſeiner Familie entfremdete. Die Gräfin hatte Anfangs viele Thränen über ſeine Gleichgültigkeit vergoſſen; da aber auch ſie keine tiefe Neigung für ihn empfand und ebenſo wenig wie er, die Ehe im Geiſt des Chriſtenthums, als einen ſeelenveredelnden, gottgeheiligten Bund auffaßte, ſo tröſtete ſie ſich allmälig — bei ihren Kindern und ihrer Romanlectüre. Die Romane waren ihr ein Erſatz für alles Glück, das ſie im Leben nicht gefunden hatte. Sie erfüllten dermaßen ihre Phantaſie, daß ſie manchen Schmerz der Wirklichkeit dadurch minder empfand. Eine große Gnade war es, daß ſie durch die Leidenſchaft, Romane zu leſen, nie auf den Gedanken kam, der ſo nahe liegt, ſelbſt einen Roman leben zu wollen. Vielleicht war es die Mutterliebe, die ihr Schutzengel gegen dieſe Gefahr wurde; aber vor einer andern blieb ſie nicht bewahrt: ihr wurde das Leben auf dem Lande und ihre Häuslichkeit verhaßt. Die Erziehung der Kinder bot ihr den willkommenen Vorwand, den größten

Theil des Jahres in der Stadt zuzubringen; denn gegen Gouvernanten, die nach ihrer Meinung ſtets das Kind von der Mutter entfernten, hatte ſie eine entſchiedene Abneigung; einen Hofmeiſter oder ſonſtige Lehrer zu ſich in's Haus zu nehmen, wäre eine große Laſt geweſen, beſonders bei der häufigen Abweſenheit des Grafen. Da blieb nichts übrig, als in die Stadt zu gehen, wo jede Art von Unterricht leicht zu haben war und ein paar Sommermonate auf ihrem Gut als Vacanzen für die Kinder zu betrachten. So lebte ſie denn bald in Berlin, bald in Dresden, und zwar nie anders als im Gaſthof. Sie fand es außerordentlich angenehm, keine Haushaltung zu haben und durch keine triviale Beſchäftigungen von wichtigeren Intereſſen abgezogen zu werden. Der Kinder wegen das heimiſche, häusliche Leben zu pflegen — und um ſo mehr, als Graf Meerhaim ſchon eine ſo ſtarke Breſche darin machte: das fiel ihr gar nicht ein und ſie würde gelächelt haben zu der Behauptung, daß eine wohlgeordnete Häuslichkeit mit all ihren kleinen Sorgen und Verpflichtungen einen guten Theil der Erziehung, beſonders von Töchtern, ausmache und viel bildender ſei, als die tauſend Vorträge über Phyſik, Chemie, Aſtronomie, Architectur, Literatur ꝛc., welche damals für das weibliche Geſchlecht in Norddeutſchland an der Tagesordnung waren. Ein ungeordneter Drang nach Bildung und Wiſſen ging durch die Zeit, die matt aus Mangel an poſitivem Chriſtenthum und aufgeſtachelt durch Uebermaß von Kathederweisheit und unchriſtlicher Philoſophie war. Die Grundlinien von Wahrheit und Recht löſten ſich vor dieſen zerſetzenden Einflüſſen in Millionen Bruchſtücke von Wahrheiten und Rechten auf, die Jeder nach ſeiner Ein- und Anſicht für ſich in Anſpruch nahm und ausbeutete. Der furchtbare Mangel an einer allgültigen, objectiven, geiſtigen Autorität trat in kraſſeſter Weiſe zu Tage, indem ſich Jeder ſeinen Apoſtel der Offenbarung wählte. Das war für den Einen — Hegel; für den Andern — Göthe; für den Dritten — Schleiermacher; für den Vierten — das auftauchende Jung-Deutſchland; für den Fünften — das Haupt irgend eines pietiſtiſchen Conventikels; für den Sechſten — irgend ein Chef des Rationalismus; für den Siebenten — Heine, Börne und Conſorten; — und ſo ging das fort in's Unglaubliche. Jeder ſtellte ſeinen Mann, ſeinen Götzen als den unfehlbaren Apoſtel einer Offenbarung hin und Jeder bemühte ſich ganz kindlich, die Ausſprüche, Lehren und Behauptungen ſeines Apoſtels als Orakelſprüche einer höheren Weisheit aufzunehmen. Es war, als ob Jeder fühle, daß ein Prozeß des Zerfallens durch die Welt gehe, und daß man geſchwind eine Handvoll Atome an ſich reißen müſſe, um etwas zu haben, das ſo ausſehe wie feſter Boden. Wer in den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts jung war und eine nach Wahrheit dürſtende Seele hatte, der wird wohl wiſſen, welche Erdbeben er innerlich durchgemacht hat.

Gräfin Meerhaims älteſte Töchter waren erzogen und in die Welt getreten; zwei jüngere waren früh geſtorben; ihr einziger Sohn war ein fünfjähriges Kind. Ihn bedrohte das Schickſal ſeines Vaters, ſtatt erzogen — verzogen zu werden. Dennoch, trotz all ihrer Zärtlichkeit, vergaß Gräfin Meerhaim Sohn und Töchter zeitweiſe bei ihren Romanen und die Aufregungen, die ihr Mann äußerlich in dem Tumult ſeines wilden Lebens fand, genoß ſie innerlich mit großem Behagen in ihrer feinen eleganten Sphäre. Mit größter Befriedigung ſah ſie in Richenza die glänzendſten Gaben der Natur an der Sonne der Erziehung ſich entfalten, als ſie dieſelben in die Welt führte. Richenza war eine ſtrahlende Erſcheinung, voll Schönheit und beſiegendem Liebreiz und dabei ſo begabt mit Geiſt und Talent, als ob ſie häßlich geweſen wäre. Ihre Erſcheinung machte Epoche in Berlin. Es konnte nicht fehlen, daß ſie die junge Männerwelt electriſirte, um ſo mehr, da man wußte, daß Gräfin Meerhaim ein bedeutendes Vermögen beſaß, welches ſie mit unerſchütterlicher Ruhe gegen alle Eingriffe ihres Gemahls für ihre Kinder vertheidigte. Der junge Mann, der am entſchiedenſten ſeine Huldigung vor Richenza niederlegte und vor dem ſich alle Uebrigen zurückzogen, war ein Prinz aus einem regierenden Hauſe. Gräſin Meerhaim hatte durchaus kein Verlangen, ihre Töchter früh zu verheirathen und den herzlichen Wunſch, daß beide der Neigung ihres Herzens bei der Wahl eines Gatten folgen möchten; aber ſie ſetzte zugleich immer voraus, daß es eine hinſichtlich des Standes und Vermögens paſſende Partie ſein müſſe. Bei dieſem jungen Mann konnte von einer ehelichen Verbindung nur in morganatiſcher Weiſe, wenn überhaupt! die Rede ſein. Hingegen konnte ſeine Huldigung ihrer Tochter Nachtheil bringen, wenn ſich ſein Name an ihren Eintritt in die Welt knüpfte. Sie trat alſo mit einer Entſchiedenheit, die ihr nur in den allerwichtigſten Momenten zu Gebot ſtand, dieſem ſich anſpinnenden Verhältniß entgegen und kaum war der Carneval zu Ende — ſo daß ihre Abreiſe nichts Auffallendes hatte — reiſte ſie mindeſtens zwei Monate früher ab, als es ihr Plan geweſen war. Richenza war in Verzweiflung. Mochte Gräſin Meerhaim noch ſo ſtolz auf die Früchte ihrer guten Erziehung ſein, ſo blieb es dennoch wahr, daß Richenza dem Herzen und Charakter nach ſo gut wie keine Erziehung erhalten hatte. Auf die Entwickelung ihrer geiſtigen Anlagen war alle Sorgfalt verwendet; ſie konnte und wußte jetzt eine Menge Dinge, die ein reiches Maß von Fähigkeiten, viel Fleiß und viel Beharrlichkeit verriethen. Aber weil die Bildung ihres Characters nicht mit der ihres Geiſtes Schritt gehalten hatte, weil überhaupt dieſe ganze Bildung nur eine äußerliche war: ſo lag ihr Gemüth wie ein unbebautes Feld unter dieſem künſtlichen Blumenflor — und bei dem erſten Anſtoß brach eine ſo heftige Leidenſchaftlichkeit aus ihrem tiefſten Weſen hervor, eine ſo unbezähmte ſtolze, trotzige Selbſtſucht, daß Gräfin Meerhaim faſt davor zitterte. Denn mit welchen Mitteln ſollte ſie dieſe ungeregelten Anſprüche an Glück, an ſelbſtgewähltes und ſelbſtgeſchaffenes, bekämpfen? Der heiligende Einfluß des Evangeliums und der daraus entſpringenden Moral ſtand ihr nicht zu Gebot; ſie bewegte ſich im flachſten Rationalismus. Daher fiel ihr nichts Beſſeres ein, als vor der Hand, da Richenza jetzt nicht zugänglich für Eheſtandsgedanken ſein würde, deren unglückliche Neigung durch eine edle Leidenſchaft, wie Gräfin Meerhaim es nannte, zu überwinden. Richenza hatte gewiß nur eine ſehr geringe Herzensneigung für den jungen Prinzen; allein die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, welche in dieſem Verhältniß lagen, gaben zugleich ihrer Phantaſie und ihrer Eitelkeit reiche Nahrung. Ihr gefiel alles Ungewöhnliche, Ueberraſchende, ſie hatte Freude an Kampf, Widerſtand und mühſam errungene Siege. Ihr junger erfahrungsloſer Kopf malte ſich auch Leid und Trübſal als den gedämpften Roſenſchimmer der andern Seite des Glücks vor. Eine morganatiſche Ehe, welche ſie an die Stufen eines Thrones ſtellte, hätte den höchſten Reiz für ſie gehabt, und ſie war feſt überzeugt, daß es zu einer ſolchen Verbindung gekommen wäre. Daher betrachtete ſie die Mutter als die Zerſtörerin ihres Glückes und nahm ſich feſt vor, wenn es ſich je wieder um Glück handeln ſolle, anders zu Werk zu gehen, um zu demſelben zu gelangen. Einſtweilen ging ſie auf den Gedanken der Mutter ein, ſich ganz der Kunſt zu widmen und zwiſchen deren idealen Gebilden die unvollkommene Wirklichkeit zu vergeſſen.

Gräfin Meerhaim hatte ſich am Schluß jenes verhängnißvollen Carnevals nach Dresden begeben und Richenza, die ſehr viel Talent für bildende Kunſt hatte, warf ſich mit ihrem gewohnten feurigen Eifer, der immer in ihr erwachte, wenn es ein anſprechendes Ziel zu erreichen galt, auf die Oelmalerei. Sie machte enorme Fortſchritte, und weil ſie ſie machte, ſo fand ſie zugleich Sporn und Befriedigung darin. Den nächſten Winter wurde auch Euphroſyne in die Welt geführt und Gräfin Meerhaim hatte all ihre Ueberredungskunſt nöthig, um Richenza zu bewegen, ſich nicht von der Geſellſchaft auszuſchließen. Sie betrachtete die Kunſt nur als den momentanen Blitzableiter für die jugendliche Unruhe eines heißen Herzens; Richenza ſchien daraus die Leuchte ihres Lebens machen zu wollen; — das durfte nicht ſein! das wäre eine Verkümmerung dieſer ſchönen Exiſtenz geweſen. Richenza ging alſo in die Geſellſchaft und fand auch nach und nach Wohlgefallen daran, weil ſie, obgleich ſie ſtets eine gewiſſe abwehrende Haltung annahm, doch ſehr bewundert wurde und überall eine der Erſten unter den Gefeierten des Tages war. Der Weihrauch umnebelte aber nur ihre eine Richtung: ihr ſtolzes Selbſtgefühl ließ ſich auf ſeinen Wolken zu einer maßloſen Höhe emportragen, während andererſeits ihr Verſtand nicht gefangen wurde, ſondern mit ſcharfem kritiſchen Blick das ganze Treiben der eleganten Geſellſchaft muſterte — und verurtheilte. Scheinfreuden, Scheinglück, Scheinglanz, Scheintugend, lächelnde Bosheit, heimlicher Neid lagen hinter den ſchimmernden Decorationen von Flittern und Flor, von Kerzen und Blumenkränzen. Und da hinein ſoll auch ich? darin ſoll auch ich meine Befriedigung finden? fragte ſie ſich ſelbſt; — zwiſchen dieſen Puppen, die von der Convenienz, wie Marionetten am Schnürchen, gelenkt werden und die nichts Höheres kennen, als im Salon anderen Puppen den Kopf zu verdrehen — da ſoll auch mein Platz ſein? — Nimmermehr! ... Mein Vater hat wohl Recht, ſich von dieſem faden Tumult fern zu halten. Freilich hat er darin Unrecht, daß er einen brutalen Tumult ſtatt deſſen gewählt hat! Ich werde mich nimmermehr in dieſe niedrigen Kreiſe begeben. Das höchſte Recht des Menſchen, des denkenden Weſens, iſt ſeine Selbſtbeſtimmung — und meiner Eigenthümlichkeit, meinen Bedürfniſſen, meinen Forderungen gemäß muß ſich mein Leben geſtalten. In meinem Herzen iſt ein Schwung, der über dieſe Alltagswelt hinausgeht. — — Darin hatte ſie Recht. Aber ſie vergaß nur, daß nicht Phantaſie und Leidenſchaft ſich dieſen Schwung dienſtbar machen dürfen, und daß er nur dann zu einem hohen Ziele führt, wenn ein Wille ihn regelt und lenkt, der die himmliſche und ewige Beſtimmung des Menſchen in's Auge faßt. Je kälter Richenza nach Außen wurde, deſto mehr Glut ſchloß ſie in ihrem Innern ein und ſchweigend oder nur von Dingen redend, die nichts von ihrem Weſen offenbarten, ſtand ſie da wie eine ſchöne Sphynx, welche das Wort für das Räthſel ihres eigenen Lebens nicht zu finden verſtand.

Der vollkommenſte Gegenſatz zu der ernſten verſchloſſenen Richenza war die heitere, harmloſe, offenherzige Euphroſyne, die in kindlicher Unbefangenheit mit Allem zufrieden war, überall ſich unterhielt, an allen Menſchen und allen Dingen zuerſt die gute Seite ſah und eine minder reich, aber viel glücklicher begabte Natur als Richenza war. Bei den Naturanlagen blieb denn auch freilich ihre Entwickelung ſtehen. Die geringeren harmoniſchen Gaben der Einen ſowohl, als die großartigeren, chaotiſchen der Anderen, blieben unter Gräfin Meerhaims Hand durchaus auf dem Standpunkt der natürlichen Anlagen, denn vor lauter Bemühungen, ihre Töchter auf's Vortrefflichſte zu bilden, kam es ihr nie in den Sinn, chriſtliche Tugenden in ihnen zu entwickeln. Sie wähnte, ihr gutes Beiſpiel ſei hinreichend, um die Kinder moraliſch gut zu machen; das ſei die Hauptſache; mit ſeinen Fehlern habe dann Jeder zu kämpfen.

Es war ein junger Mann in der Geſellſchaft, deſſen ganzes Herz durch Euphroſynens Liebenswürdigkeit gefeſſelt wurde. Er hieß Bernhard von Urſperg. Er war zu Hauſe in den freundlichen Thälern des Schwarzwaldes, die theils von Felſen und Nadelholz, theils von Rebenhügeln und laubreichen Bergen eingerahmt, von Wieſen und Obſtbaumhainen ausgefüllt, von kleinen munteren Flüſſen belebt ſind. Wer kennt nicht das berühmteſte Exemplar derſelben, das Thal von Baden-Baden? Trotz aller Entſtellung, welche Luxus, Mode, Reiſeſucht und Spielwuth ſeiner urſprünglichen Phyſiognomie beigebracht haben, bleibt dennoch deſſen Natur-Scenerie unſäglich anmuthig. Dieſem ſüdweſtlichſten Winkel Deutſchlands, zwiſchen Neckar, Rhein und Bodenſee — dem alten Alemannien — deſſen geiſtiger Mittelpunkt der herrliche Münſter in Freiburg bildet, iſt der deutſche Character in ſeiner liebenswürdigſten Erſcheinung ausgeprägt und er trägt einen Stempel von Romantik, von Gemüth, von ernſter Kraft, von gefriedeter Ruhe, wie kaum anderswo in Deutſchland. In der Gegend war Urſperg zu Hauſe und nur vorübergehend in Norddeutſchland, da er ſeit einigen Jahren in der Diplomatie war, jedoch ohne die Abſicht, eine Carriere machen zu wollen. Sein Sinn, ſeine Neigung ſtand nach dem Landleben; — aber nicht, wie bei ſo Manchen, aus Trägheit, aus Mangel an Bildung und Wiſſen, aus Gleichgültigkeit gegen die großen und allgemeinen Intereſſen, ſondern weil er fand, daß die richtigſte Stellung und die einflußreichſte Wirkſamkeit für den Edelmann auf ſeinem Grundbeſitz ſei. Urſperg bewarb ſich um Euphroſyne. Gräfin Meerhaim war ganz damit einverſtanden und freute ſich ſehr, als Euphroſyne die Mittheilung der Mutter mit einem entſchiedenen:

„Der — oder Keiner!“ beantwortete.

„Baron Urſperg ſchreibt ferner, er ſei Katholik,“ ſagte Gräfin Meerhaim.

„Das thut ja nichts, Mama!“ rief Euphroſyne. „Der gute König und die liebenswürdige Königin ſind auch Katholiken!“

„Und er müſſe, als Haupt der Familie, dafür einſtehen,“ fuhr Gräfin Meerhaim fort, „daß ſie auch katholiſch bleibe.“

„O Mama!“ rief Euphroſyne mit unvergleichlicher Naivetät, „Du weißt, wie gern ich in die katholiſche Kirche gehe!“

„So wollen wir denn unſer Jawort an Urſperg geben?“ fragte lächelnd die Gräfin.

„Wenn Du geſinnt biſt wie ich, Mama — ja! Dem — oder Keinem.“

„Werde glücklich!“ ſagte Richenza bewegt, als Euphroſyne ihr dies frohe Ereigniß mittheilte.

Urſperg bat die Gräfin dringend, ihn nicht von ſeiner Braut zu trennen und ihren Sommeraufenthalt in Schleſien für dieſes Jahr aufzugeben. Richenza bat ebenfalls dringend darum. Ihr Lehrer fand es zur höchſten Ausbildung ihres Talentes durchaus nothwendig, daß ſie fortan in der Gemäldegallerie ihre Studien mache und einige Meiſterwerke copire, bevor ſie ſich in der eigenen Compoſition verſuche. Am erſten Mai wurde die Gallerie ſowohl für die copirenden und ſtudierenden Maler, als für den allgemeinen Beſuch auf ſechs Monate geöffnet. Richenza bat die Mutter, keine Unterbrechung ihrer Malerſtudien eintreten zu laſſen — und Gräfin Meerhaim erfüllte mit Freuden die Wünſche ihrer Kinder und blieb vor wie nach in der „Stadt Wien.“

Richenza verbrachte ihre Tage fortan in der Gemäldegallerie, wo ihre Erſcheinung unter den dort in großer Zahl arbeitenden Künſtlern ein ungeheures Aufſehen machte. Wer war dies wunderſchöne Mädchen, das täglich im eleganten Wagen mit einem Livreediener ankam und abgeholt wurde; neben deren Staffelei ſich die blaubebrillte Duenna mit klafterlanger Straminarbeit niederließ; die ſo manchen Beſuch bei ihrer Arbeit empfing und ſich ſo gar nicht dadurch ſtören ließ; um die zuweilen ein ganzer Kreis von Fremden ſchweigend ſtand und ſie bewunderte. War ſie eine zweite Angelica Kaufmann, von der man ſagte, „ein Engel habe ihr den Namen, die Geſtalt und den Pinſel gegeben?" War ſie eine Griechin, die Deutſchlands Kunſt ſtudieren und nach Hellas zurückbringen ſollte? War ſie eine ſpaniſche Infantin in der Verbannung? War ſie eine Königstochter im Incognito? — Etwas Extraordinäres mußte ſie ſein! und als man ſchnell genug erkundſchaftet hatte, wer ſie ſei und daß ſie auf der ſocialen Leiter keine Stufe neben einem Thron einnehme, blieb doch immer der Zauber ihrer herrlichen Erſcheinung und der Ernſt, womit ſie die Kunſt behandelte, etwas höchſt Seltenes. Ihr Lehrer gab ihr das liebliche Gemälde von Vandyk, „die Söhne des Rubens," zu copiren. Dann und wann erſchien er in der Gallerie, gab ihr einige Rathſchläge, lobte, tadelte; im Uebrigen verhielt ſich Richenza gerade ſo, wie alle anderen Maler in der Gallerie: ſie ſaß an ihrem beſonderen Fenſter, hatte ihre beiden Staffeleien — die eine mit dem Originalgemälde, die andere mit ihrer Copie — vor ſich; zur Linken ein kleines Tabouret mit allerhand Geräthſchaften; zur Rechten, etwas rückwärts, Madame Lambert mit ihrer Straminſtickerei. Madame Lambert war eine Emigrirte der erſten franzöſiſchen Revolution, Kammerfrau einer alten Herzogin, die in Carlsbad in ihren Armen ſtarb. Dort nahm die Mutter von Gräfin Meerhaim ſie auf und machte ſie zur Wärterin ihrer kleinen Kinder und, als dieſe heranwuchſen, zur Aufſeherin ihres Hausweſens. Da Gräfin Meerhaim bei ihrer Verheirathung ſehr jung, unerfahren und unpraktiſch war, ſo gab die Mutter ihr Madame Lambert mit, welche nun wieder die Aufſicht über Richenza und deren Geſchwiſter von der Wiege an erhielt und auch jetzt durch Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Hingebung ganz an ihrem Platz war. Aber was ſie nicht hatte, konnte ſie nicht geben! ſie ſtand mit ihrer Aufmerkſamkeit auf dem Standpunkt einer guten Kammerfrau, war muſterhaft für die phyſiſche Pflege und Erziehung der Kinder, auch geſchickt, um ihnen das Alphabet und das Einmaleins, kleine Lieder und muntere Spiele beizubringen; doch weiter gingen ihre Fähigkeiten nicht und über dieſen Umkreis hinaus nahm ſie nichts wahr und hatte ſie kein Urtheil. Gräfin Meerhaim ſetzte nicht blos ein unbedingtes Vertrauen in ihre gute Lambert, ſondern fand es auch unausſprechlich bequem, es zu können, verſicherte, daß ſie ihre Töchter weit ſicherer in deren Obhut, als bei einer hochgebildeten Gouvernante wiſſe, und machte auch wirklich Madame Lambert ſtets zu Richenza's und Euphroſynens Begleiterin, wenn ſie ſelbſt dies nicht ſein konnte oder mochte. So ſaß ſie denn mit ihrer Tapiſſerie auf der Gemäldegallerie neben Richenza, ſtickte eifrigſt die Fußkiſſen, die Teppiche, welche Gräfin Meerhaim an Wohlthätigkeitslotterien ſchenkte, ſchob manchmal ihre blaue Brille auf die Stirn hinauf, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie in der Farbenwahl nicht irre — und Richenza war ſo gut wie allein.

Richenza's Fenſter war das letzte in der Reihe; die Gallerie machte dort einen Winkel und ging in einen andern Flügel über. Im vorletzten Fenſter, alſo hinter ihr, wurde ebenfalls ein Vandyk'ſches Bild, Carl I. von England, copirt. Die Größe des Bildes machte ein Gerüſt nothwendig, auf dem der Maler bei ſeiner Arbeit ſtand. Von dieſer kleinen Warte blickte er auf Richenza herab. Freilich ſah er ſie nur im halben Profil, weil beide ihre Staffelei nach dem günſtigen Licht zu ſtellen hatten; aber er ſah ſie doch und ſie ſah ihn. Wenn ihr Profeſſor ſie beſuchte, ſo ermangelte er nie, ſich längere Zeit mit ihrem Nachbar zu unterhalten, aber nicht wie mit einem Schüler, ſondern verbindlich und anerkennend. Einmal hatte er auf Richenza's Bild die trockne, dürftige Carnation der Hände getadelt und hinzugeſetzt, wenn ſie ſich überzeugen wolle, daß Vandyk's Farbenton ſehr gut zu treffen ſei, ſo möge ſie nur einmal das Bild ihres Nachbars betrachten. Richenza folgte dem Wink des Profeſſors, ſtand auf und ging ſchüchtern mit ihm nach dem andern Fenſter, wo der junge Maler bereitwillig von ſeinem Gerüſt herabſtieg, um ihr Platz zu machen, als ſie mit beklommener Stimme fragte:

„Darf ich von Ihnen lernen?“

Sie ſagte nichts weiter, aber ſie hörte auf das, was er mit ihrem Profeſſor ſprach — und als ſie ihn ſchweigend grüßte und wieder zu ihrer Arbeit ging, da wußte ſie, daß er ein Belgier, aus Gallait's und de Bièfves großer Schule ſei und im Auftrag einer Brüſſeler Kunſthandlung in Dresden male. Seitdem grüßte ſie ihn immer, wenn ſie an ihm vorüber ging. Aber nur auf der Gallerie! Er war ihr begegnet, einmal auf der Terraſſe, einmal im großen Garten, wo ſie mit der Mutter, der Schweſter und Urſperg ſpazieren ging — und beide Male hatte ſie auf die andere Seite geblickt. Sie wollte ihn alſo nicht bemerken. Aber um ihm zu zeigen, daß ſie Gründe dafür habe, grüßte ſie ihn am andern Morgen um ſo freundlicher auf der Gallerie. Ihre Gründe waren die: ihre Phantaſie erträumte ſich einen Roman mit dieſem wunderbar intereſſanten Vandyk — wie ſie ihn bei ſich ſelbſt nannte — und wollte durchaus nicht durch einen Anprall an die Wirklichkeit denſelben der Zerſtörung Preis geben. Sie malte ſich ein unausſprechlich idealiſches Leben an der Seite eines ſolchen Künſtlers aus: ihr gemeinſames Streben, um Offenbarung der ewigen Schönheit feſtzuhalten und wiederzugeben; ihr feuriger Wetteifer auf der Bahn des Ruhms; den wonnevollen Triumph, eines Mannes Namen zu tragen, der in den Annalen der Kunſtgeſchichte glänze; das ſelige Loos einer Frau, die das öde, langweilige Salonleben aufgebe, um die geniale Exiſtenz eines ſolchen Mannes zu theilen und zu verſchönern, das frohlockende Opfer von Rang und Stand, welches für ein ſolches Glück zu bringen ſei. Solche Gedanken und Bilder umflochten wie wilde Ranken, die im Frühling aus dem treibenden Erdboden aufſprießen, ein unbewachtes, unbeſchirmtes, ungelichtetes Herz, das in der Jugend ſo leicht ein Chaos von unverſtandenen, ſtürmiſchen Beſtrebungen und Regungen iſt. Hätte ſich Richenza vertrauensvoll und aufrichtig hierüber ausgeſprochen, ſo wären ihre phantaſtiſchen Träumereien vielleicht ſchon dadurch entſchwunden, daß ſie ihnen beſtimmte Worte gab; und wenn das nicht, ſo hätte kluger Rath, Erfahrung und Ueberlegung ihr Licht und Schutz gegen die Macht der Finſterniß gewährt. Aber ſie war ein verſchloſſener Character und wurde es noch mehr, weil ſie ſich von ihrer Mutter nicht verſtanden ſah. Deshalb hielt ſie dieſelbe für ganz unfähig, auf ihre Eigenthümlichkeit einzugehen und ſich ſelbſt für berechtigt, ſich eine Zukunft nach eigenem Ermeſſen zu geſtalten. An ihren Vater dachte ſie noch viel weniger! hatte er ſich doch nie um Erziehung und Wohlfahrt ſeiner Kinder bekümmert! Eben war er auf dem Wege nach Berlin zu den Pferderennen, acht Tage in Dresden geweſen, um Urſperg kennen zu lernen — und dann auf Monate wieder zu verſchwinden. Richenza fühlte ſich unausſprechlich einſam und deshalb lebte ſie ſich immer tiefer, immer beſinnungsloſer mit den Gebilden ihrer Phantaſie ein, deren Mittelpunkt ein junger unbekannter Menſch war, der intereſſant ausſah und gut malte.

Eines Abends war ſie mit ihrer Mutter und dem kleinen Emanuel im Plauenſchen Grund ſpazieren gefahren, ohne Diener, weil Euphroſyne, von heftigem Kopfweh gequält, ihn fortgeſchickt hatte, um Orangenblüthwaſſer zu holen. Vor einem berauſchten Fuhrmann, deſſen Geſpann mit ihm durchging, wurden Gräfin Meerhaims Pferde ſcheu, nahmen Reißaus, ſchlugen über die Stränge, drängten den Wagen an den Chauſſeegraben. Er wäre umgeſtürzt, wenn nicht eine kräftige Hand den Pferden in die Zügel gefallen wäre, ſie zum Stillſtand gebracht und die Stränge wieder geordnet hätte. Auf den Angſtruf der Gräfin, ſie wolle ausſteigen und zu Fuß nach Hauſe zurückkehren, trat ein junger Mann an den Wagenſchlag, verſicherte, das ſei unnöthig und alle Gefahr vorüber, grüßte ehrerbietig und ſetzte ſeinen Weg nach der Villa Graſſi fort. Wie vom Blitz getroffen ſaß Richenza bei dieſem unerwarteten Auftreten des ſchönen Unbekannten da. Aber ſie verrieth ſich durch keinen Laut, keine Miene. Sie hielt es für ausgemacht, daß er ihnen Allen das Leben gerettet habe. Wie ſollte ſie ihm ihren Dank ausſprechen! aber ſo, daß es ein Geheimniß zwiſchen ihm und ihr bleibe! Sie ſann die halbe Nacht vergebens darüber nach. Als ſie am andern Morgen in der Gemäldegallerie zu ihrem Platz ging, war er nicht auf dem ſeinigen. Ihr war zu Muth, als falle ihr Herz in einen bodenloſen Abgrund und zitternd ſank ſie auf ihren Sitz vor der Staffelei. Da fiel ihr Blick auf ein zerknittertes, graues Stück Papier, das ganz unſcheinbar zwiſchen ihrem Malapparat ſteckte und das ſie geſtern Abend nicht dahin gelegt hatte. Während ſie zwiſchen ihren Geräthſchaften kramte, glättete ſie das Papier und las, was mit Bleiſtift in franzöſiſcher Sprache darauf geſchrieben war: „Wie glücklich iſt der, welcher der Herrin dienen darf. Wüßte er nur, wohin allabendlich ihre Wege gehen.“ — Das fragt er, um mich außerhalb der Gallerie zu ſehen, ſprach Richenza zu ſich ſelbſt, denn ein ſo glückliches Ereigniß, wie das geſtrige, kommt Einmal vor und nimmer wieder. Da nahten Schritte dem Nachbarfenſter. Er war es! Er beſtieg ſein Gerüſt. Richenza wendete ſich flüchtig nach ihm um und ihr Blick winkte ihm eine Genehmigung ſeines Wunſches zu. Sie verließ wie gewöhnlich ein paar Augenblicke vor ihm die Gallerie. Da eilte er, ein roſenfarbenes Bonbonpapier aufzunehmen, das neben ihrem Stuhle lag. Mit verſchnörkelten Pinſelſtrichen ſtand darauf: „Concert im großen Garten.“ Auf dieſe Weiſe erfuhr der junge Mann täglich den Ort, wo er, wenn auch nur aus der Ferne, Richenza ſehen konnte. Das eigentliche Geſellſchaftsleben, das in allen großen Städten mit dem

Eintritt der guten Jahreszeit aufhört, hatte ſich bereits aus den Salons zurückgezogen und ſie verödet; da ſich aber gerade im Sommer ſehr viel Fremde in Dresden befanden, theils durchreiſend, theils im längeren Aufenthalt: ſo fehlte es nie an eleganter Welt, die aber mit der gewiſſen Ungezwungenheit der Reiſenden lebte. Es war durchaus nicht gegen den guten Ton, die öffentlichen Concerte zu beſuchen, die an gewiſſen Tagen jeder Woche auf der Elbterraſſe, im großen Garten und in Findlaters Weinberg im Freien ſtattfanden und ſich dort an kleinen Tiſchen für kürzere oder längere Zeit niederzulaſſen. Sie erſetzten überreichlich den Salon, denn man hörte und ſah, man wurde geſehen und man hatte überdas die lieblichſten Naturbilder und freie Bewegung in friſcher Luft. Außerdem gibt es in Dresdens nächſter Umgebung eine Menge reizender Punkte, die zu kleinen Ausflügen locken und auf denen ſich immer Menſchen einfinden. In der Oper endlich, damals wohl die beſte in Deutſchland, war es immer — Dank dem alten engen Hauſe — gedrückt voll; — und ſo konnte der Unbekannte es möglich machen, ohne im Geringſten aufzufallen, der Anweiſung zu folgen, die Richenza ihm fortan gab. Als ſie einmal auf ihr gewöhnliches Bonbonpapier mit einer Stecknadel „Tieck“ bezeichnet hatte, war ihr Vandyk, wie ſie ihn in ihrem Sinn nannte, nicht dort; aber er ſorgte dafür, daß es zum zweiten Mal nicht umſonſt geſchehe, ließ ſich bei Tieck einführen, was für jeden anſtändigen Menſchen ſehr leicht war; und als Richenza nach einigen Wochen abermals die Loſung „Tieck“ gab — fand ſie richtig ihren Vandyk in der Vorleſung des Macbeth.

Der junge Mann war bezaubert von Richenza's blendender und reizender Erſcheinung, bezaubert auch durch den Eindruck, den er auf ſie machte. Die Empfänglichkeit für Schönheit, welche eng mit dem Kunſtſinn verbunden iſt, und in ſtraffen Zügeln gehalten werden muß, um auf richtigen Bahnen zu bleiben, wurde für ihn zur Tyrannin, deren Feſſeln er ſich entgegen drängte. Er ſchrieb ein Paar Seiten im höchſten Pathos über das ungeahnte namenloſe Glück der Sympathie — in der Kunſt, und verſteckte das Blatt dort, wo Richenza das erſte gefunden hatte und auch dieſes fand. Es war zu lang, um es auf der Stelle zu leſen. Sie nahm es mit. Als ſie am Nachmittag wieder kam, lag in ihrem Auge ein Ja, das er nur zu gut verſtand. Sie ſchrieb ihm nicht; aber er ſchrieb wieder und wieder — und ſie nahm es an. Immer feſter ließ ſie ſich von einem Netz umſpinnen, in welchem ſie gefangen zu werden wünſchte.

Der Sommer war vorüber, „Carl I. von England“ war vollendet. Der junge Künſtler wollte es nach Brüſſel ſchicken und dann ſelbſt abreiſen — „mit gebrochenem Herzen,“ wie er an Richenza ſchrieb und wie es ihm auch ſchien. Da kritzelte ſie die zwei Worte: „Nicht allein!“ und ließ ſie ihm zu Füßen fallen. Der entſcheidende Schritt war geſchehen. Richenza entwarf einen Plan, den ſie ſchriftlich ihrem jungen Vandyk mittheilte. Fortan erſchien er nur flüchtig in der Gemäldegallerie.

In nächſter Zeit ſollte Euphroſynens Vermählung ſtattfinden. Urſperg war auf drei Wochen nach ſeiner Heimath gereiſt, um Vorkehrungen zur Heimführung der Braut zu machen. Gräfin Meerhaim wollte auf ein paar Tage nach Leipzig gehen, um die letzten Einkäufe für Euphroſynens Ausſtattung zu machen; — damals war Leipzig der Sammelplatz der Pariſer Modenſendungen, die ſich von dort aus über Norddeutſchland ergoſſen und deshalb war eine Reiſe nach Leipzig äußerſt anziehend für Damen. Eine Reiſe war es, denn erſt mit dem Jahr 1835 begann Deutſchland ſich aus der verſchollenen Epoche zu erheben, die man voreiſenbahniſch nennen muß — wie man ja von einer noch früheren vorſündflutlich ſagt. Im Jahr des Heils 1835 wurde die erſte deutſche Eiſenbahn eröffnet und zwar in Bayern zwiſchen Nürnberg und Fürth. Aber es währte noch ein paar Jahre, bis man anderwärts dieſem Beiſpiel folgte. Von Dresden nach Leipzig fuhr man im eigenen Wagen mit Extrapoſt auf einer ſehr guten Chauſſee äußerſt bequem in einem Tage, wobei man weder früh aufzuſtehen, noch das Frühſtück in fliegender

Haſt zu verzehren brauchte. Der Wagen, der Poſtillon, die Pferde — Alles wartete. Man war Herr der Reiſe. Jetzt iſt man ihr Sklav.

Richenza bat um Erlaubniß, daheim zu bleiben, da es ſich ja nur um eine Expedition in Modemagazine handle, die ihr kein Vergnügen mache. Das wußte Gräfin Meerhaim: Richenza durfte mit Emanuel in Obhut der treuen Lambert bleiben. Gleich am erſten Vormittag bewog Richenza Madame Lambert, ſie nicht in die Gallerie zu begleiten, ſondern Emanuel zu hüten, der trotz eines heftigen Huſtens und trotz des Regens durchaus den Garten der „Stadt Wien“ wie gewöhnlich zum Tummelplatz ſeiner Spiele machen wollte. Madame Lambert ſah ein, daß ſie viel nothwendiger Emanuel als Richenza zu bewachen habe — und Richenza war allein in der Gallerie. Da ſprach ſie zum erſten Mal mit dem jungen Manne und erfuhr, daß er ſich William Saint-Clair nenne. Sie war wie Jemand, der entſchieden iſt, mit geſchloſſenen Augen den Todesſprung in die Tiefe zu thun. Aber dieſe Tiefe — nannte ſie ihr Glück. Am zweiten Morgen hatte Emanuel ein leichtes Schnupfenfieber, ſo daß in der That Madame Lambert ihn nicht verlaſſen konnte und Richenza fuhr abermals allein nach der Gemäldegallerie. Der Wagen, der ſie um Mittag abholen ſollte, kam leer zurück und der Diener brachte ein Billet von Richenza an Madame Lambert, in welchem mit Bleiſtift geſchrieben ſtand: „Warte nicht auf mich, gute Lambert. Die Tante nimmt mich mit nach Tharand.“ — Madame Lambert war vollkommen ruhig: Richenza war alſo mit einer Couſine von Gräfin Meerhaim nach Tharand gefahren! Als es acht Uhr Abends tief dunkel wurde und ein heftiges Unwetter ausbrach, Richenza aber nicht heimkehrte, wurde Madame Lambert freilich beſorgt; doch zum Glück traf ein Brief von Richenza an ihre Mutter ein. Madame Lambert dachte, es wäre wohl vernünftiger geweſen, wenn Richenza ihr geſchrieben hätte; denn jetzt mußte der Brief mindeſtens bis zum nächſten Abend uneröffnet auf Gräfin Meerhaim warten. Doch was war zu machen! Madame Lambert begab ſich zur Ruhe und ſchlief den Schlaf der Gerechten.

Am nächſten Morgen ſchickte ſie in aller Frühe den Diener in die Wohnung von Richenza's Tante mit der Frage, ob vielleicht die Damen die Nacht in Tharand geblieben wären. Er kam zurück mit der Antwort: das wiſſe man nicht, da die Chanoineſſe von Dresden abgereiſt ſei und erſt nächſten Sommer wiederkomme; ihre erſte Station ſei allerdings Tharand geweſen. Der Diener ſetzte hinzu:

„In der Wohnung der Chanoineſſe ſtanden Thür und Fenſter auf und die Hausleute richteten Alles her, weil morgen andere Herſchaften einziehen.“

So war denn keine Hoffnung! Die Chanoineſſe war fort — und über Tharand hinaus. Aber wo war Richenza? Gräßliche Angſt überfiel die unglückliche Madame Lambert. Zwanzig Mal ſtand ſie auf dem Punkt, den Brief zu öffnen, um ſich Gewißheit zu verſchaffen. Doch ſie wagte nicht, der Gräfin vorzugreifen und geheime Furcht vor dem Inhalt des Briefes ließ überdies eine Handlung nicht zu, welche durch die beſonderen Umſtände wohl zu entſchuldigen geweſen wäre. Bald mit hochklopfendem und bald mit verzagendem Herzen hielt ſie Nachſuchung unter Richenza's Sachen und fand zu ihrem grenzenloſeſten Entſetzen, daß ein gewiſſer großer Mantel fehlte, den Richenza im vorigen Winter getragen hatte und ein Käſtchen von grünem Saffian. In demſelben befand ſich ein vollſtändiger koſtbarer Schmuck von Amethyſten mit Diamanten eingefaßt, den Richenza vor einigen Jahren von ihrer verſtorbenen Großmutter geerbt hatte, mit der Beſtimmung, ihn an ihrem Hochzeitstage zu tragen. Und dieſer Schmuck fehlte jetzt!! Madame Lambert war einer Ohnmacht nahe. So verging der Tag. Der Abend kam; mit ihm die Gräfin und Euphroſyne. Ganz betäubt vor Seelenangſt reichte Madame Lambert der Gräfin Richenza's Brief und ohne die Handſchrift zu betrachten, ahnungslos, daß er von ihrer Tochter ſei, erbrach ihn die Gräfin und las:

„Geliebte Mutter, um Dir und mir ſchwere Kämpfe und bittere Stunden zu ſparen, folge ich diesmal, nach reiflicher Ueberlegung, dem Zug meines Herzens, der innern Stimme, welche mir das höchſte Lebensglück verheißen und mich einer ſeligen Zukunft zuführen. Frage nicht, forſche nicht, geliebte Mutter! mein Schickſal iſt entſchieden. Sobald der Schmidt von Gretna-Green uns auf ewig verbunden hat, ſollſt Du wieder Nachricht empfangen von Deiner Dich zärtlich liebenden Tochter Richenza."

„Die Unglückſelige! ſie iſt verloren!" ächzte die Gräfin und ſank beſinnungslos zuſammen.

Die ſchöne Richenza Meerhaim war und blieb verſchwunden. Euphroſyne Meerhaim wurde bald darauf in aller Stille mit Bernhard von Urſperg vermählt, und während ſie ihm in ſeine Heimath folgte, begab ſich ihre Mutter mit dem kleinen Emanuel auf ihr Schloß Crohnenberg in Schleſien.

* * *

Jenſeits des Rheins.

Straßburg 1840.

Wie ein Wartthurm, von dem ein unſichtbarer Wächter gen Oſten herabruft: Habt Acht! — ſo ſteigt der rieſenhafte Straßburger Münſter, weithin durch's Land ſichtbar, zum Himmel auf. Jener Wächter aber heißt der deutſche Genius. Uraltes, ächtdeutſches, allemanniſches Land iſt der Elſaß, ſind die Vogeſen mit ihren gebrochenen Burgen und den Ruinen ihrer zerfallenen Thürme und Mauern. Uralt, ächt deutſch iſt Straßburg, der Biſchofſitz, die freie Stadt des heiligen römiſchen Reichs. Uralt, ächt deutſch, iſt die Sprache des Volkes, die allemanniſche Mundart; ſind die Namen der Städte des Elſaß, der Dörfer und Weiler ſo gut, als die der Familien. Franzöſiſch iſt nichts, als die Eroberung und die nach dem franzöſiſchen Princip der Centraliſation dreſſirte Oberfläche der Erſcheinungen, die der Staat der bürgerlichen Gleichheit unter den verſchiedenſten Regierungsformen mit wahrem Fanatismus aufrecht hält. Unter der abſoluten

Monarchie ſo gut wie unter der abſoluten Guillotine, unter dem abſoluten Eroberer Napoleon ſo gut wie unter dem Königthum von Gottes Gnaden und dem Bürgerkönigthum, unter der Dictatur der Republik wie unter der Dictatur Louis Napoleons — iſt eine und dieſelbe Tendenz, nämlich die: von einem Punkt aus das Geſammtleben Frankreichs an einem Schnürchen in Bewegung zu ſetzen, zu überſehen und zu bewachen. Jenes Centrum iſt die Regierung oder der Regierende, und wie das Netz einer Spinne in äußerſt regelmäßigen Radien, breitet ſich dies Syſtem ſorgſam und vorſichtig über die Regierten bis zu den letzten möglichen Grenzen aus. Wäre nicht der franzöſiſche Character ungemein lebhaft und regſam — und beſäße er nicht das große und glückliche Talent, für ſeine Regſamkeit praktiſche Wege zu finden: ſo müßte das Volk längſt zur Mumie ausgetrocknet ſein. Aber nun ſetzt es ſeine Findigkeit und Thatkraft dem Bevormundungsſyſtem der Centraliſation, oft unbewußt, entgegen und ſtolzirt überdas ſehr gern mit ſeinem Gleichheitsprincip, in welchem es eine Verbriefung ſeiner hohen Menſchenwürde und das Monopol erblickt, die erſte Nation der Welt zu ſein. Mit der wunderſamen Gedankenloſigkeit, die überall, zu aller Zeit, unter allen Völkern, den großen Maſſen eigen iſt, wenn man ihnen für die Fragen, welche außerhalb ihres gewohnten Gedankenkreiſes liegen, ein hochtönendes Schlagwort hinwirſt, hat ſich denn auch der franzöſiſche Geiſt des Schlagwortes Freiheit! als eines naturwüchſigen Anhängſels der Gleichheit bemächtigt, und vergißt über dem Wort, das er hat, die Sache, die er nicht hat und nicht haben kann, ſo lange er in einem Staatsſyſtem exiſtirt, anſtatt in einem Staatsorganismus zu leben — denn nur in letzterem iſt die politiſche Freiheit möglich. Dank jener wunderſamen Gedankenloſigkeit hält ſich der Franzoſe für den Vorkämpfer der Freiheit und geht in ihrem Namen auf Eroberungen aus. Das Eroberte aber wird in die Staatsmaſchine der Centraliſation eingefügt — und das iſt denn auch dem grunddeutſchen Elſaß geſchehen. Und wann iſt das geſchehen? Damals, als nach dem gräßlichen Bruderkriege des 17. Jahrhunderts Deutſchland im Glauben zerriſſen, eine Spaltung erfuhr, wie ſie in der Weltgeſchichte in ſolchem Maß noch nicht vorgekommen iſt. Das iſt richtig und unleugbar, und die Geſchichte lehrt es: Abgefallene vom Glauben werden auch zu Apoſtaten der bürgerlichen Ordnung und Treue; aber ſo gründlich, ſo tief, ſo ſchneidend im Bruderhaß, ſo gierig nach fremdländiſcher Unterſtützung, um mit Hülfe fremdländiſcher Schwerter gegen den Bruderſtamm zu wüthen, hat ſich der Glaubensabfall nie gezeigt, als in jener unſeligen Zeit, wo Schweden und Frankreich, durch proteſtantiſche Fürſten dazu aufgefordert, ihre mordbrenneriſchen Raubzüge durch Deutſchland hielten. Furchtbare Warnung für ein uneiniges Deutſchland! Schon in den Kriegen des 16. Jahrhunderts war Aehnliches geſchehen. Der vom Glauben abgefallene Kurfürſt Moritz von Sachſen überließ die deutſchen Bisthümer Metz, Toul und Verdun reichsverrätheriſch und zu ſeiner ewigen Schmach an Frankreich. Und es iſt ſehr heilſam, wenn die Katholiken dergleichen Thatſachen nicht vergeſſen, da manche Proteſtanten ſich nicht entblöden zu behaupten, der Katholik habe kein Herz für Deutſchland, während Deuſchland nur groß war, ſo lange es katholiſch wat. Nun, Frankreich hatte im 16. wie im 17. Jahrhundert den Vortheil des grauenhaften Bruderkrieges, indem es einen deutſchen Landſtrich nach dem andern an ſich brachte. Das ſchöne Elſaß ging an Ludwig XIV. verloren. Aber Deutſchland iſt ſeitdem eine andere Niobe geworden, iſt verſteinert im Schmerz über ein unerhörtes Schickſal, ſtumpf und kalt für den deutſchen Bruder. Denn als im Anfang dieſes Jahrhunderts dem Eroberer Napoleon ſeine Beute wieder abgejagt wurde, da hätte man den Elſaß ebenſowohl von Frankreich ablöſen und mit Deutſchland vereinigen müſſen, wie man Pommern, die Eroberung Guſtav Adolfs, von Schweden ablöſte. Man hätte es thun müſſen, um eines der traurigſten Denkmale an Deutſchlands Bruderkriege zu vernichten, um jene in Blut und Schmach getauchte Erinnerung zu ſühnen und um nicht einen Bruderſtamm in der Botmäßigkeit des Erbfeindes von Deutſchlands Größe und Stärke zu laſſen. Man that es nicht. Gott weiß warum! Aber es iſt namenlos traurig, daß es jetzt immer in großen Augenblicken, in entſcheidenden Momenten ſo ausſieht, als hätten nicht alle deutſche Fürſten die Ehre und Größe Deutſchlands im Auge. „Habt Acht!“ ruft der unſichtbare Wächter von den Zinnen des Münſters gen Oſten. —

In dem kleinen Spezereiladen von Peter Sinkler zu Straßburg herrſchte die volle Thätigkeit, die einem Geſchäfte eigen iſt, welches durch Centimen in Flor kommt. Es müſſen täglich unzählige Menſchen ihren Pfennigtribut für Zucker und Kaffee, Syrup und Oel, Rauch- und Schnupftabak, in halben und viertel Pfunden gekauft, darbringen — es müſſen unzählige Worte gewechſelt, unzählige Redensarten vom Stapel gelaſſen, unzählige Verſicherungen gegeben und Betheuerungen gemacht werden, um denjenigen Regen von Pfennigen hervorzulocken, der in einem Silberbächlein von Francs zuſammenläuft. Aber Frau Sinkler verſtand die Sache und war ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe. Mit grenzenloſer Redefertigkeit entſtrömten ihren Lippen diejenigen Worte, welche der Käufer gern hört und bei denen „vortreffliche Waare“ und „unerhörte Billigkeit“ das Thema für tauſend Variationen abgeben mußten; — und mit derſelben Fingerfertigkeit war die viertel oder halbe Pfund-Düte gefüllt und lag rund und voll auf dem Ladentiſch. Niemand hatte lange zu warten, — was immer gefährlich iſt; denn er könnte, wenn's nicht ein alter ſicherer Kunde iſt, die Geduld verlieren und zum nächſten Laden um die Ecke der Straße gehen. Trotz ihrer großen Behendigkeit hätte Frau Sinkler doch nimmermehr allein alle Anſprüche befriedigen können; aber ihre älteſte Tochter ging ihr gewandt und thätig zur Hand; die zweite, obſchon ihr das Küchendepartement übertragen war, erſchien ebenfalls in den Pauſen ihres Amtes hinter dem Ladentiſch; und ſogar die jüngſte, die noch in die Schule ging, mußte, wenn es eben Noth that, im Geſchäft ſich tummeln. Der Vater, Herr Peter Sinkler, war ein ruhiger, bedachtſamer Mann, der die Buchführung und das Schreib- und Rechenweſen beſorgte und den Augenblick erſehnte, wo ſein jüngſter Sohn, der ebenfalls noch ſchulpflichtig war, ihn würde unterſtützen können. Ein älterer Sohn war aus unbezwinglicher Luſt Soldat geworden und noch ein anderer hatte zu Herrn Sinklers größtem Schmerz eine entſchiedene Abneigung gegen das väterliche Geſchäft und lernte die Buchhandlung.

Herr Sinkler bewohnte ſein eigenes Haus, das hoch, ſchmal und dunkel in einer keineswegs eleganten Straße lag. Es hatte neben der Hausthür nur ein Fenſter, das dem Laden gehörte und nach hinten ein Zimmer, in welchem Herr Sinkler an ſeinem Schreibtiſch hauſte. Eine finſtere ſteile Treppe führte zu drei anderen Stockwerken hinauf, die von der Familie bewohnt wurden. Mit der größten Pünktlichkeit hielt Herr Sinkler die allgemeine Hausordnung aufrecht. Jeden Morgen um fünf Uhr ging er mit dem älteren Sohn und einer von ſeinen Töchtern zur Meſſe in ſeine Pfarrkirche. Wenn er zurückkam, frühſtückte die Familie gemeinſchaftlich. Dann ging die Mutter mit der anderen Tochter in die Meſſe; die beiden jüngſten Kinder, bevor ſie in die Schule gingen; — und darauf begab ſich Jeder an ſein Tagewerk. Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gegeſſen; um ſieben Uhr zu Nacht. Dann wurde Feierabend gemacht, die Mühen und Arbeiten des Tages wurden bei Seite gelegt und im munteren Geplauder vergeſſen, bis um halb neun Uhr Herr Sinkler nichts weiter ſagte als:

„Sälmele!“

Alles verſtummte. Salome, die älteſte Tochter, ſtand auf, zündete die Kerze an, die nie auf dem Leuchter fehlte, welcher an dem Rahmen eines uralten Muttergottesbildes befeſtigt war. Herr Sinkler ſagte weiter, indem er ſeine ſchwarze Sammetkappe abnahm:

„Ein glückſeliges Sterbeſtündlein, ihr Kinder! Bäbbele, fang' an!“

Und Sälmele reichte an Bäbbele den alten vielgebrauchten Roſenkranz von braunen Kugeln, der ebenfalls am Rahmen des Muttergottesbildes ſeinen beſtimmten Platz hatte und von dem die Familientradition berichtete, er ſtamme aus dem heiligen Lande; wie? — das ſei im Lauf der Zeit vergeſſen. Barbara, das jüngſte Kind, kniete nieder, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und begann:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“

Und die ganze Familie betete auf den Knien den Roſenkranz, für den Herr Sinkler immer ſelbſt die Intention angab. So hatte er es von ſeinen Eltern gelernt. So hatte er mit ihnen gebetet von ſeiner Wiege an; und wohl erinnerte er ſich der Intention, die vor mehr als vierzig Jahren, während in Frankreich der Terrorismus der Revolution herrſchte, ſein Vater ihm, dem zehnjährigen Knaben gab: „Daß der Würgengel dieſe Nacht an unſerm Hauſe vorüber gehen möge.“ Denn häufig in der Nacht, wo die Flucht ſchwieriger und der Ueberfall unerwarteter war, erſchienen die Schreckensmänner und ſchleppten ihre Opfer, die beſten und tüchtigſten Bürger, in die Kerker und von dort auf die Guillotine. Aber wirklich verſchonte der Würgengel das Sinkler'ſche Haus, wo es ſeitdem nicht bloß ein frommer Gebrauch, ſondern ein Act der innigſten Pietät wurde, ſich allabendlich durch das Roſenkranzgebet dem Schutz der ſeligſten Jungfrau Maria zu empfehlen.

Der Sonntag brachte eine beſcheidene Abwechſelung, ein Ausruhen von aller Arbeit, unter dies Dach. Da ging man Vormittags in's Hochamt und Nachmittags in die Veſper; dann ſpazieren; immer gemeinſchaftlich. Im Winter, wo der Spaziergang zuweilen ganz und zuweilen ſehr abgekürzt ausfiel, machte man unter einander eine Partie Domino oder, wenn es recht munter hergehen ſollte und die Mutter bei beſonders guter Laune war, ein kleines Lotto, deſſen Ternen und Quinternen einen reichlichen Gewinn — von Stecknadeln brachte, welche Frau Sinkler zu dem Zweck lieferte. Die männlichen Familienglieder hatten ſich gegen dieſen Gewinn zur Wehr geſetzt und etwas Anderes begehrt, was auch ſie brauchen könnten — waren jedoch durch das ſchöne Geſchlecht überſtimmt, da Frau Sinkler wohl wußte, daß ſie unter allen Umſtänden ihren Töchtern Stecknadeln geben müſſe. Im Sommer gab es an zwei Sonntagen große Freudenfeſte: in der Pfingſtoctav und in der Octav von Mariä Himmelfahrt beſuchte man die Verwandtſchaft der Frau Sinkler, Landleute in der Gegend von Hagenau.

Außer dem Catechismus, Geſchäfts- und Schulbüchern kamen nur Gebetbücher in's Haus, unter denen Goffine's Auslegung der Evangelien den Ehrenplatz einnahm. Jeden Sonntag nach dem Frühſtück las Herr Sinkler das betreffende Evangelium ſammt der Auslegung laut vor, damit die Kinder deſto leichter der Predigt folgen könnten.

Sonſtige Bücher waren nicht ſowohl verbannt, als unbekannt. Niemand intereſſirte ſich für ſie.

In der Hinterſtube des zweiten Stockwerkes im Sinkler'ſchen Hauſe ſaß eine junge Frau neben der Wiege eines kleinen Kindes. Sie war das Bild der Schwermuth! ihre großen, dunkelbraunen Augen blickten ſtarr und traurig gradeaus; ihre Wimpern waren feucht von Thränen, um ihren ſchönen Mund ſchwebte ein beſtändiges Weinen; bleich und mager waren ihre feinen, edlen Züge, ihre kleinen Hände, die matt in ihrem Schooß lagen. Ihr Anzug war vernachläßigt; ſie trug ein blau und weißes Kattunkleid, das ſchlecht gemacht war, und ihr reiches braunes Haar legte ſich freilich in natürlichen, glänzenden Wellen um ihre weiße Stirn, war aber übrigens nur zuſammengewunden und von einem Kamm gehalten. Die Fenſter ihres Zimmers boten die allertrübſeligſte Ausſicht in einen Hof, der eng, tief, dunkel und feucht wie ein Brunnen war und nur die ſchwärzlichen, räucherigen Hintermauern der Nachbarhäuſer zeigte. Auf einem etwas niedrigeren Dach war neben der feuchten Regenrinne ein wenig grüngraues Moos gewachſen und ein Paar Sperlinge hatten ſich auf dieſem Teppich, zu Kugeln geballt, niedergelaſſen und hielten ſich ſtill, denn es regnete heftig. Klirrend ſchlugen die Tropfen an die Fenſterſcheiben und fielen eintönig auf die Pflaſterſteine des Hofes. Mit ſtarrer Traurigkeit ſah die junge Frau durch den Regen und die trüben Scheiben auf die Sperlinge und dachte: Ihr ſeid glücklich! wenn die Sonne wieder ſcheint, fliegt ihr davon. Aber ich! o ich! — Mit einer Geberde von Verzweiflung drückte ſie ihre Stirn auf ihre gerungenen Hände. Ein leichter Schritt flog die Stiegen hinauf. Man klopfte an die Thür und beſcheiden ohne einzutreten ſprach man freundlich:

„Richenza, willſt Du zum Eſſen kommen?“

„Ich danke, ich habe gar keinen Hunger,“ antwortete Richenza mit gepreßter Stimme.

Salome klopfte an die Thür des andern Zimmers in dieſem Stockwerk, das größer und der Straße zugewendet war, trat ein und ſagte:

„Wilhelm, laß Dich doch nicht immer zum Eſſen rufen! Du weißt ja die Stunde und kennſt des Vaters Pünktlichkeit.“

„Aber meine Farben trocknen ein und ich verliere Zeit, wenn ich jetzt fortgehe,“ erwiderte ein junger Mann, der vor einer Staffelei ſtand und malte. Es war Wilhelm Sinkler, der älteſte Sohn.

„Ach Gott, es gibt einen Sturm, wenn Ihr nicht kommt! merkt Euch das doch!“ ſagte die Schweſter, die in der größten Regelmäßigkeit der Lebensgewohnheiten auferzogen, gar nicht begriff, daß man nicht zur Mittagszeit von ſelbſt den Weg zum Eßtiſch finde.

Wilhelm ſeufzte, legte Pinſel und Palette fort, öffnete die Verbindungsthür der beiden Zimmer und ſagte:

„Laß uns gehen, liebe Richenza.“

Aber Richenza verneinte ſchweigend. Sprechen konnte ſie nicht; ihre Lippen zitterten krampfhaft von unterdrückten Thränen, die ſie ihrem Mann verbergen wollte. Um ſie dennoch fortzuführen, nahm er ihre Hand; ſie war eiskalt.

„Du machſt Dich krank, Richenza,“ ſprach er traurig.

„Ich werd' es … da unten,“ ſtammelte ſie. „Bitte, geh' allein, bitte, bitte!“

Er ging mit einem traurigen Blick auf Richenza und ſeinen kleinen Sohn. Sie ſank in ihr ſtumpfes Brüten zurück. Doch nicht lange. Ein raſcher, kräftiger Schritt kam über die Treppe und Frau Sinkler trat in das Zimmer ihrer Schwiegertochter. Sie war achtundvierzig Jahr alt, groß und kräftig gebaut, mit ausgeprägten Geſichtszügen und knochigen Gliedmaßen. Sie hatte ein klares ſcharfes Auge und ihr Ausdruck war — wenn ſie freundlich blickte und lächelte, ſehr wohlwollend, wenn ſie aber ernſt ausſah, hart und grob. Sie war eine kreuzbrave, arbeitſame, entſchloſſene Frau, bereit für ihren Glauben, ihren Mann und ihre Kinder zu leben und zu ſterben; aber ein Verſtändniß für das, was außerhalb ihres Horizontes lag, eine gewiſſe Zartheit der Empfindung und eine Menſchenkenntniß, die ſeiner geweſen wäre, als die, welche ſie zur Behandlung ihrer Kunden nöthig hatte, beſaß ſie nicht. Ihr Sprachton war laut und polternd, was der Elſaſſer Mundart nicht zur Verſchönerung diente. Wer ſie und ihr gutes Herz nicht kannte, durfte wohl etwas vor ihr erſchrecken. Richenza fuhr zuſammen und ſtand unwillkürlich auf, wie wenn ſie die Flucht ergreifen wolle, als Frau Sinkler erſchien.

„Ei, Renzele, was ſoll's denn gebe? warum kömmſcht denn nit zum Eſſe? fehlt's dem Bübele wo?“ fragte ſie mit krauſer Stirn.

Richenza murmelte ängſtlich eine Entſchuldigung: ſie habe Kopfſchmerz.

„Ah bah, Kopfſchmerz!“ rief Frau Sinkler in ihrem Elſaßer Deutſch, das noch ſchwerer zu ſchreiben, als zu leſen ſein würde; — „der vergeht nach dem Eſſen und vergінge er nicht, ſo hat das auch nichts zu bedeuten. Von Kopfſchmerz ſtirbt kein Menſch und wegen Kopfſchmerz die Hausordnung drunter und drüber zu werfen, — das iſt bei uns zu Lande nicht Mode. Alſo reſolvir' Dich und komm'!“

Statt zu folgen brach Richenza in krampfhaftes Weinen aus. Die beklommene Spannung, die ihr auf dem Herzen lag, wich nur, wenn ſie in Thränen ſich ergoß und auch dann wich ſie nur vorübergehend.

„Das iſt Alles die Folge des Nichtsthuns, der Arbeitsſcheu!“ ſagte Frau Sinkler ſtreng. „Da lernt man Grillen fangen; die ſteigen in den Kopf und beſchweren ihn! Da wird man ſich ſelbſt und Andern zur Laſt! Hat man denn auch nicht die gehörige Gottesfurcht, verſäumt man das Gebet, ſo iſt freilich nicht abzuſehen, wie der Menſch vor Gott, vor dem Nächſten und vor ſich ſelbſt beſtehen ſoll; denn es heißt: Bete und arbeite. Das iſt die Grundlage jedes rechtſchaffenen Lebens.“

So ſprechend verließ Frau Sinkler das Zimmer und ſchlug die Thür ſo kräftig hinter ſich zu, daß das Kind in der Wiege erſchreckt aus dem Schlaf auffuhr und Mutter und Sohn nun um die Wette weinten. Dahin war es gekommen mit der ſchönen, der klugen, der bewunderten Richenza Meerhaim.

Es war nun ein Jahr, ſeitdem ſie das Recht der Selbſtbeſtimmung für ſich in Anſpruch genommen — und faſt ein Jahr, ſeitdem ſie dieſe That in der Stille ihres Herzens tauſend Mal bereut hatte. Sie war damals ſo ſchnell, wie es zu jener Zeit möglich war, mit dem Eilwagen von Dresden zur belgiſchen Grenze gereiſt, wo Wilhelm Sinkler ſie mit einem Paß erwartete, den er für ſich und ſeine Frau hatte ausſtellen laſſen, und der nach London lautete. Dort hatte er einige Freunde und Studiengenoſſen, auf die er rechnete, um in ſeiner Kunſt für ſich und für Richenza Beſchäftigung zu finden, wenn dermaleinſt die Caſſe leer werden ſolle, die jetzt von ſeiner Seite mit dem

Gelde gefüllt war, das ihm die Brüſſeler Kunſthandlung für ſeinen Carl I. auszahlte. Richenza hatte ihren Juwelenſchmuck — von dem ſie aber bereits in Dresden ein Stück verkaufen mußte, weil ihre Baarſchaft nicht ausreichte, um die Koſten der weiten Reiſe zu beſtreiten. In London ſchöpfte ſie Athem. Ein Freund Sinklers — Freimaurer wie er — ſchaffte Rath, daß ein anderer Bruder Maurer, der Prediger bei einer der unzähligen Secten war, von denen es in London wimmelt, ohne Umſtände das Paar verbinde und ſo ward denn Richenza Meerhaim Wilhelm Sinklers Frau! Hätte ſie eine Ahnung gehabt von dem, was eine Gattin, eine Hausfrau, eine Mutter ſein ſoll, von dem erhabenen Beruf, der ihr ertheilt iſt, von den Opfern, die ihrer harren, von den Tugenden, die ſie entwickeln ſoll: ſie würde ſich vor ſich ſelbſt und über die Art und Weiſe entſetzt haben, womit ſie ihren neuen Stand antrat. Aber das lag ihr fern! unter dem unbeſchränkten Einfluß romanhafter, leidenſchaftlicher Phantaſien, ungeübt in der Selbſtbeherrſchung, ungebrochen im Willen, ungeneigt zur Entſagung, — ohne Gott und ohne Glauben, begann ſie den Eheſtand, deſſen Ernſt und deſſen Pflichten nur durch innige Frömmigkeit erleichtert und durch wahre Liebe gelichtet wird.

Aber ſie liebte. Ja, was iſt Liebe? — Ein großes Geheimniß, von dem ſich viel leichter ſagen läßt, was es nicht iſt, als was es iſt; ein Geheimniß der

Natur, das niedrig und elend, ein Geheimniß der Gnade, das heilig und ſelig machen kann. Liebe ohne Gnade iſt die bitterſte unter allen Früchten, die vom Baum des Lebens abgefallen, außerhalb der Paradieſesthür liegen. Liebe in der Gnade iſt ein Stern, der mit einem Umweg über den Calvarienberg in's Paradies zurückführt. Richenza liebte; — ja, aber wen liebte ſie? —

Wilhelm Sinkler war der älteſte Sohn des Herrn Peter Sinkler, Krämers in Straßburg. Von Kindheit auf hatte er ein ſtilles, ſinniges Weſen, ſo daß ſeine Eltern ſchon meinten, er werde gut zum Geiſtlichen taugen. Doch dazu fehlte ihm durchaus die Energie, die Entſchloſſenheit, über die Dornen des Lebens nicht nur, ſondern auch über deſſen Roſen, mit feſtem Schritt und weltverachtendem Blick hinwegzugehen. Er war von ſchwachem Character, weichlich und ſchwärmeriſch, wie das bei ſchwachen Characteren, die eine gewiſſe künſtleriſche oder poetiſche Begabung haben, oft der Fall iſt. Ihn lockte die Welt; — und nicht die, welche in ſeines Vaters Kramladen aus- und einging. Frau Sinkler hielt ihn für ſtupide, weil er ſich hinter dem Ladentiſch, wo er manchmal auf ihren Befehl ihren Platz vertreten ſollte, über alle Begriffe ungeſchickt benahm. Herr Sinkler ſchüttelte ſorgenvoll das Haupt: was ſollte aus dem Buben werden, der weder zum Geiſtlichen, noch zum Soldaten, noch zum Handwerk, noch zum Kaufmann Luſt hatte und der doch nicht — obſchon die Mutter es behauptete — auf den Kopf gefallen war! Er zog den Pfarrer und den Schullehrer zu Rath und beide gaben ihm die tröſtliche Verſicherung, daß es dem Wilhelm mit nichten an der nothwendigen Doſis von Intelligenz fehle, um mit der Zeit ein reſpectabler, ſeine Steuern pünktlich zahlender Staatsbürger zu werden. Auf welchem Wege? — das wußten Beide freilich auch nicht anzugeben.

Zu Wilhelms Glück kam der älteſte Bruder der Frau Sinkler gerade jetzt nach Straßburg. Als armer Fabrikarbeiter war er vor fünfundzwanzig Jahren nach Lüttich gegangen und durch ſeinen Fleiß, günſtige Umſtände und glückliche Conjuncturen gehoben, beſuchte er jetzt ſeine Heimath als ein gemachter Mann, war der Geſchäftscompagnon ſeines früheren Principals, beſchäftigte einige hundert Arbeiter in ſeiner Stahlfabrik und benahm ſich trotzdem ſehr brüderlich gegen ſeine Geſchwiſter. Jedes derſelben erhielt von ihm die Unterſtützung oder Hülfeleiſtung, die eben jedem am willkommenſten war. Als er auch der Frau Sinkler ſeine Dienſte anbot, wußte ſie ihn um weiter nichts zu bitten, als daß er ihren Wilhelm auf ein oder zwei Jahre mit nach Lüttich nehme; vielleicht werde der Bube in anderer Umgebung zur Beſinnung kommen. Herr Sinkler und ihr Bruder ſtimmten beide für dieſen Verſuch und mit ſtillen Thränen, aber doch heimlich erfreut, verließ Wilhelm das Vaterhaus. Als ob die Mutterliebe prophetiſch geweſen ſei, ging Frau Sinklers Wunſch in Erfüllung: Wilhelm kam zum Entſchluß über ſeinen Beruf. Freilich war dieſer von der Art, daß die arme Frau Sinkler voll namenloſen Entſetzen die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug, als ihr Mann ihr Wilhelms Brief vorlas; denn ihr wollte es vorkommen, als habe ſich ihr Sohn für's Vagabundenleben entſchloſſen, indem er Maler werden wolle. In der Mitte des Tages, ganz gegen ihre Gewohnheit und Ordnung, ließ ſie Laden und Kunden in Sälmele's Aufſicht, die erſt zwölf Jahre zählte, und eilte zum Pfarrer mit der ſchreckenvollen Neuigkeit.

„Aber, liebe Frau Sinkler," entgegnete der Pfarrer gelaſſen, „iſt's denn nicht der Maler, der die Bilder unſers göttlichen Erlöſers, der ſeligſten Jungfrau Maria und der lieben Heiligen malt? Es gibt Maler, mit denen Kaiſer und Könige freundſchaftlich umgehen, die Stern und Ordensband bekommen, und es gibt Maler, die von heiligmäßiger Frömmigkeit ſind, wie ich z. B. von Einem 1), deſſen Name mir nicht beifällt, geleſen habe, daß er die Mutter Gottes nie anders als auf ſeinen Knien liegend malte; und tadelte man dies oder das an ſeinen Bildern, ſo ſprach er demüthig: „Die Fehler kommen daher, weil ich nicht genug gebetet habe."

---

1) Fra Beato Angelico da Fieſole, Mönch des Dominicanerordens zu Florenz.

Daß er Maler wird, hindert den Wilhelm alſo nicht, ein frommer und tüchtiger Menſch zu werden. Im Gegentheil! ſeine Kunſt kann ſehr dazu beitragen, daß er ſich heiligt, den Nächſten erbaut und Gott verherrlicht.“

„Das klingt ganz ſchön und ganz gut, Herr Pfarrer,“ ſeufzte Frau Sinkler; „aber ſicherer wär' es doch, wenn er bei ſeinem Vater oder ſeinem Onkel die Buchführung lernte.“

„Ich behaupte nicht das Gegentheil, beſte Frau Sinkler,“ entgegnete der Pfarrer mit Langmuth, da ihm die Liebhaberei des ſchönen Geſchlechts für die „Aber“ bekannt war. „Ich ſage nur, daß Sie den Wilhelm nicht als einen verlornen Sohn betrachten dürfen!“

Herr Sinkler ſowohl als ſein Schwager waren ebenfalls nicht angenehm durch Wilhelms Entſchluß überraſcht; indeſſen meinte Jener, es ſei doch beſſer, als wenn Wilhelm in ſeiner Unluſt und Untauglichkeit für jede Beſchäftigung verblieben wäre und Dieſer beſchränkte ſich darauf, ſeiner Schweſter die pecuniäre Laſt von Wilhelms Fortbildung abzunehmen, ſchickte ihn anfangs in Lüttich auf die Schule, ſpäter nach Brüſſel auf die Kunſtſchule. Wilhelm entwickelte ein recht hübſches techniſches Talent, correcte Zeichnung, ſcharfen Blick und Geſchick für die Farbengebung; aber kein Funke von Genie durchblitzte es. Nie fühlte er ſich zum ſelbſtſtändigen Schaffen innerlich aufgefordert; nie drängten ſich ihm Bilder und Geſtalten durch die Seele, die mit einer Art von Naturnothwendigkeit ihn trieben, ſie durch ſeinen Pinſel auf die Leinewand zu bannen. Trug ihm der Lehrer auf, einen beſtimmten oder ſelbſtgewählten Gegenſtand frei zu behandeln: ſo gab ſich nie eine Spur von origineller Auffaſſung oder Darſtellung in ſeinem Bilde kund. Bei dergleichen Aufgaben trug er Dasjenige zuſammen, was er darüber ſtudirt, geſehen, gehört hatte, und reihte es ungelenk, froſtig und leblos auf. Sein Talent war copirend, nicht ſchöpferiſch und folglich nur zweiter Ordnung. Freilich war er noch ſehr jung, daher in ſich ſelbſt unentwickelt. Der ſchwache Funke ſchlägt zuweilen als Flamme auf, wenn er fort und fort im Bereich großartiger Kunſtgebilde bleibt, und ein langſam reifendes Genie überholt nicht ſelten ein frühreifes. Wilhelm kannte auch gar nicht die Seelenſtimmungen, die bei ſchöpferiſcher Originalität — wenigſtens in der Jugend — unausbleiblich ſind: dies Sinnen und Brüten über einen Gedanken, der ſich durch keine Form bändigen laſſen will, woraus eine gewiſſe Gleichgültigkeit für andere Intereſſen entſpringt; — dieſer feurige Eifer, womit das Werk begonnen wird, wenn Gedanke und Form klar und lebendig, wie die Minerva aus dem Haupt des Zeus, hervortritt; — dieſe auftauchenden Zweifel und Verzagtheiten während der Arbeit, die doch immer wieder durch den Sporn des Schöpfertriebes überwunden werden; — dieſe große

Entmuthigung, wenn das Werk vollendet und ach! wie fern von der Vollkommenheit iſt — Entmuthigung, die aber immer ein Gegengewicht in dem Verlangen findet, es das nächſte Mal ganz anders und viel beſſer zu machen. Das Alles kannte Wilhelm nicht. Dieſer ſtarke innere Wellenſchlag, der aus dem Ringen und Kämpfen des Genies mit dem Ballaſt des Materials und der irdiſchen Mangelhaftigkeit hervorgeht, berührte ihn nicht. Zufrieden begann er ſeine Arbeit und nicht unzufrieden vollendete er ſie. Er hatte wohl auch ſeine Träume, ſeine Schwärmereien, doch waren es mehr Spiegelbilder des Gemüths als der Intelligenz und des Genies, welche ſich kund gaben. Eine gewiſſe Idealiſirung des Still-Lebens im Vaterhauſe, nur mit anderen Umgebungen und mit edleren und poetiſcheren Geſtalten, ſchwebte ihm vor als das höchſte Ziel. Die beſte Mitgabe aus dem Vaterhauſe, ſeinen guten katholiſchen Glauben, hatte Wilhelm inſofern bewahrt, als er nur dieſen für den wahren Glauben hielt. Wenn unter ſeinen Kameraden und Genoſſen die Behauptung auftauchte, dieſe und jene Lehre ſei die wahre, ſo ſchwieg er dazu und dachte: Für euch mag das wahr ſein. Mit ſeinem Glauben hervorzutreten, ihn zu behaupten, zu vertheidigen, kam ihm nie in den Sinn. Er war eine durch und durch paſſive Natur. Daher geſchah es denn auch, daß er ängſtliche Rückſicht auf das Urtheil anderer Leute nahm und ſich von ihnen beeinfluſſen ließ, ohne es recht zu merken. Dieſe Leute, ſeine Kunſtgenoſſen, waren mit nichten lauter Tugendhelden, und die, welche es nicht waren, führten wie gewöhnlich das große Wort, um ſich ſelbſt zu betäuben und Andere zu bethören. Wilhelm glaubte ihnen nicht; doch aus Mangel an Entſchiedenheit und aus falſcher Scham — welche die verkehrteſte aller Verkehrtheiten iſt — handelte er doch zuweilen und zu ſeinem allergrößten Schaden ſo, als ob er ihnen glaube. So wurde er denn auch Freimaurer, obſchon die Kirche hundert und tauſend Mal die geheimen Geſellſchaften anathematiſirt hat. Er blieb natürlich in jenen alleräußerſten Vorhöfen, wo man von Humanitätsreden, brüderlichen Trinkſprüchen, menſchenfreundlichen Liedern, Collecten für Wittwen und Waiſen überfließt, und wo der Meiſter vom Stuhl ſelbſt keine Ahnung hat, daß im Tempel hinter und über ihm ganz andere Tendenzen verfolgt werden. Wilhelm, wie ſo viele unerfahrene und unbedachtſame junge Menſchen, ließ ſich fangen durch den Humanitätsköder, der immer am Angelhaken obenauf ſchwimmt, und fand es höchſt verſtändig, ſich einem Bruderbunde anzuſchließen, der ſtets bereit iſt, auf allen Punkten des Erdballs ſeinen Mitgliedern durch Rath und That beizuſtehen. Der Carbonarismus war von der Kirche verpönt wegen politiſch revolutionärer Umtriebe; der Illuminatenorden wegen kirchlich revolutionärer: das wußte Wilhelm; das ihm zu ſagen hatte man nicht ermangelt. Aber um's Himmelswillen! was gingen jene finſtern, verbrecheriſchen Tendenzen die harmloſen, edlen Freimaurer an? —

Als Wilhelm in der Dresdener Gemäldegallerie Richenza erblickte, dies ſchöne Mädchen, das ſich dem Studium und der Arbeit mit einer Beharrlichkeit hingab, die man ſelten bei Dilettantinnen findet, trat dieſe ganz ungewöhnliche blendende Erſcheinung wahrhaft blendend in ſein Leben hinein. Als ſie ihn bemerkte — als ſie von ihm bemerkt ſein wollte — als ſie froh war, daß es ihr gelang: da wallte ihm das Herz in zitternder, unſäglicher Freude auf. Seine Schüchternheit wurde durch ihre Entſchiedenheit überwunden: Richenza feſſelte, bezauberte, beherrſchte ihn. Wie einem höheren Weſen huldigte er ihr, folgte der Richtung, die ſie ihm gab und im Grunde war er es, der von ihr entführt wurde.

Dieſen Mann alſo, von ſchwachem Character, ohne feſte Grundſätze, ohne überlegenen Verſtand, ohne Stellung in der Welt und ohne Subſiſtenzmittel — liebte Richenza. Die Sympathie in der Kunſt war nach ihrer Meinung das Band, das ihre Herzen zu einander hingezogen hatte, und dies idealiſche Band ſollte denn auch auf immer ihrer Verbindung eine höhere Weihe geben. Hätte ſie mit dem vollen Ernſt des guten Willens das Schickſal an- und die Stellung eingenommen, welche ſie ſelbſt ſich erwählte: ſo hätten die gemeinſam getragenen Sorgen und Arbeiten gewiß ein Band gewebt, das dauerhafter war, als ihre künſtleriſchen Sympathien. Allein dazu wäre Entſagung, wäre Beſchränkung ihrer Anſprüche nach allen Seiten hin nöthig geweſen; und daran dachte ſie nicht. Sie verlangte Glück und Liebe. Sie machte mit ihrem Mann eine Reiſe durch England und Irland; dann ließen ſie ſich für den Winter in dem milden Clima von Devonſhire, in Torquay, dem Nizza von England, am Ufer des Meeres nieder. Da wollten ſie nun malen. Gern wären ſie nach London gegangen, noch lieber nach Italien; aber es fehlte das Geld zum Aufenthalt in einer großen Stadt und zu einer großen Reiſe. Torquay war nun aber gar nicht der Ort, wo ſie Mittel und Wege finden konnten, um die Kunſt zum Erwerbsmittel zu machen. Sie hätten ſich bemühen müſſen, im Auftrag von Privatleuten oder von Kunſthandlungen Gemälde zu copiren oder, wenn die Aufträge fehlten, es nach eigener Wahl zu thun und dann den Käufer zu ſuchen oder zu erwarten — und hätten deshalb in einer großen Stadt leben müſſen. Richenza aber ſagte:

„Lieber William!“ — denn unter ſeinem wirklichen Namen kannte ſie ihn gar nicht, da er denſelben allzu gewöhnlich gefunden und deshalb deſſen erſte Hälfte engliſirt und die zweite franzöſirt hatte; — „lieber William, wir wollen unſer häusliches Leben mit einer Idylle beginnen, ganz klein und traulich — und wollen in Torquay bleiben. Du bekommſt vielleicht aus London Beſtellungen durch Deine Freunde. Einſtweilen kannſt Du ja hier Studien nach der Natur machen.“

Er that es; allein das brachte kein Geld! — Richenza hatte gleich, nachdem ihr Ehebund geſchloſſen war, aus London an ihre Mutter geſchrieben und, ihr idealiſches Glück bis über die Wolken erhebend, jede Mittheilung über ihre reellen Verhältniſſe vermieden. Daraus ſchloß Gräfin Meerhaim ſehr richtig, daß Richenza nicht ganz durch dieſe Verhältniſſe befriedigt ſein müſſe — und das war ihr ſehr lieb. Sie nahm ſich vor, dieſelben in keiner Weiſe zu erleichtern. Sie hoffte, Richenza werde um ſo leichter nach einiger Zeit zur Beſinnung über ihren unwürdigen Schritt kommen und den Bund trennen, den nur jugendlicher Leichtſinn geſchloſſen, wenn ihr keine Theilnahme irgend einer Art zukomme. Ueberdas war ſie auf’s Tiefſte in ihrer Mutterliebe und in ihrem Stolz beleidigt, und da Richenza ſich ganz in ihrem Recht fühlte und nur ſehr obenhin die Mutter um Nachſicht und Vergebung anſprach: ſo blieb der Brief unbeantwortet. Das reizte aber Richenza’s Empfindlichkeit und Trotz. Nur eine chriſtliche Seele nimmt eine Demüthigung als heilſame Buße für eine Verſchlung an.

Wilhelms Freunde ſchrieben ihm, in London werde es möglich ſein, obſchon nicht leicht, ihm Arbeit zu verſchaffen; aber in Torquay ſei es unmöglich. Die Seaſon beginne nächſtens, ganz England ſtröme in London zuſammen: er möge auch kommen. Was war zu machen? Wilhelm hatte bereits Schulden in Torquay! Richenza überwand ihren Stolz und bat ihre Mutter um eine Unterſtützung. Gräfin Meerhaim ſchickte ihr durch einen Banquier hundert Pfund; doch ohne ſelbſt zu ſchreiben.

„Ein Almoſen!“ ſagte Richenza bitter.

Sie gingen nach London. Es war im Frühling. Richenza wäre viel lieber jetzt, da ſie wieder Geld hatte, in Torquay geblieben, als ſich in der Rieſenſtadt einzuſperren, die für den Unbemittelten ein ungeheurer Kerker iſt, welcher ihn in ſeinen vier Wänden abſchließt. Richenza hatte nur Geringſchätzung für die Genüſſe, die Freuden und Annehmlichkeiten der Welt, ſo lange ſie ihr zu Gebot ſtanden; jetzt ſchien es ihr unmöglich, nicht ab und an wenigſtens die italieniſche Oper zu beſuchen und eine Spazierfahrt auf's Land zu machen. Dazu mußte man denn auch anſtändig gekleidet ſein. Warum auch nicht? Wilhelm hatte Arbeit bekommen. Bei dem Allen ging das Geld zehnmal ſo ſchnell fort, als es einlief, und Richenza war ſehr fern davon, in dem Künſtlerleben, das ſie ſich ſo bezaubernd gedacht hatte, auch nur den kleinſten Reiz zu finden. Dazu ihre Einſamkeit, ihre Abgeſchiedenheit, eine ärmliche Wohnung, mangelhafte Bedienung, keinen Umgang, keine Unterhaltung, keine Bücher! Ihr Mann — beſtändig an der Staffelei und — wenn er es nicht war — doch nicht dazu geſchaffen, ſie ſehr zu unterhalten! Welche Exiſtenz für eine Perſon, die ſich immer ſehnte, in außergewöhnlichen Anregungen und Begebenheiten zu leben und die nicht die Pflicht anerkannte, jene Sehnſucht ihrem Lebensberuf zu unterwerfen. Sie machte ſich ebenfalls an die Malerei. Aber ach! welch ein Unterſchied — Dresden und London! Dort war ihre Erſcheinung auf der Bildergallerie täglich ein kleiner Triumph ihrer Eitelkeit; wo ſie eintrat, blickte man auf, wo ſie ging, blickte man ihr nach. War ſie nicht aufgelegt zur Arbeit, ſo legte ſie den Pinſel fort, ſuchte ihre Lieblingsbilder unter den Meiſterwerken auf, an denen jene Gallerie ſo reich iſt, und verbrachte manche Stunde mit deren Bewunderung, ſo daß bei der Arbeit auch ſchon die Erholung ihr geboten wurde. Hier ſollte ſie malen in dem leeren Zimmer, wo ihr Mann ſeine Staffelei und das Bild aufgeſtellt hatte, mit deſſen Copie er ſich fünfmal beſchäftigen ſollte: es war das Porträt eines guten alten Krämers der City, der ſeinen ſechs Kindern ein ſehr bedeutendes Vermögen hinterließ, wofür ſie ihm denn ſämmtlich in ihrem Prunkgemach einen Platz an der Wand im prächtigſten Goldrahmen zudachten. Eine dieſer Copien übernahm Richenza. Nach den allerliebſten, farbenreichen, geiſt- und lebenvollen „Söhnen des Rubens“, dieſen braven, dicken Londoner Spießbürger im ſchwarzen Frack mit weißer Halsbinde und einem ſo ſteifen Hemdkragen, daß ſeine feiſten braunrothen Wangen ſich darauf ſtützten — welch ein Contraſt! — Ein Bild meines Schickſals! ſeufzte Richenza; aus der Poeſie bin ich in die Proſa gerathen! — Ungekannt, unbemerkt, unbewundert, ohne Zerſtreuung und Erholung ſollte ſie in dieſem armſeligen Atelier die Kunſt als Broderwerb treiben. Für eine wahrhaft ſtarke Seele wäre dies ein Sporn geweſen; Richenza aber, die nur ſtark im Eigenwillen war, fand darin eine Ungerechtigkeit des Schickſals. Hatte ſie nicht freiwillig ſchon ſo manches Opfer gebracht, ſo manche Entſagung geübt? Warum denn noch mehr ihr aufbürden? Warum ihr den Bodenſatz des bittern Kelches zu trinken geben? — — Trotz ihrer Arbeiten fehlte es immer an Geld. Sie verſtand weder ſich einzurichten noch ſich einzuſchränken. Von der Leitung eines Hausweſens hatte ſie keine Ahnung. Sie machte alle Einkäufe, wie ſie es gewohnt war: gut — und dahert heuer; oder ſie machte ſie ſo billig, daß die Sachen nichts taugten und nicht gebraucht werden konnten.

Wilhelm ſah mit großer Betrübniß, wie Richenza litt. Er, der von ſeinem Oheim immer knapp gehalten und von Kindheit auf unverwöhnt, dabei mit dem Gedanken vertraut war, ſich ſein Brod ermalen zu müſſen und dies auch in Dresden ganz glücklich ausgeführt hatte, er fühlte ſich nicht gedrückt durch die Ebbe in der Caſſe und mit einem gewiſſen oberflächlichen Gleichmuth dachte er, es würden auch wieder beſſere Tage kommen. Aber er litt für Richenza, er gedachte der Opfer, die ſie ihm gebracht hatte, er liebte ſie wirklich. Da das Leben in London außerordentlich koſtſpielig war, und ihnen wenig Arbeit und gar keine Annehmlichkeit bot, ſo ſchrieb Wilhelm an jene Kunſthandlung in Brüſſel, die ihn faſt zwei Jahre in Dresden beſchäftigt hatte, ob ſie ihm keine Aufträge geben oder verſchaffen könne. Doch Andere hatten inzwiſchen ſeinen Platz eingenommen; die Antwort war verneinend.

„Willſt Du Dich nicht an Deine Mutter wenden?“ fragte er beklommen.

„Schon wieder betteln? — das kann ich nicht!“ erwiederte Richenza finſter.

Doch mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Der Sommer war vorüber. Richenza ſah ihrer Niederkunft entgegen. Ohne Freunde, ohne Pflege, ohne Geld konnte ſie unmöglich in London bleiben. Wilhelm ſchlug vor, zu ſeinen Eltern nach Straßburg zu gehen; ſie würden Richenza mit offenen Armen aufnehmen. Er hatte ihnen ſeine Verbindung mit der ſchönen liebenswürdigen Gräfin angezeigt, ohne ſich auf nähere Umſtände einzulaſſen. Der Vater antwortete: nach ſeinen Anſichten paßte ein Krämersſohn und Maler nicht gut zu einer Gräfin und deshalb könne er ſich nicht über dieſe Mittheilung freuen. Die Mutter ließ einen faſt unleſerlichen Brief vom Stapel laufen, denn ſie war nicht geübt in der edlen Schreibkunſt, und erklärte ihrem Sohn, daß ſie ſeine Heirath äußerſt unvernünftig nennen müſſe, es ſei denn, daß ſeine Frau ein großes Vermögen habe; denn mit ſeinem Malerpinſel könne er ſie nicht ſo halten, wie ſie das gewohnt ſei, und aus ihrer Unzufriedenheit werde kein Segen für die Ehe entſpringen. — Nach dieſen Aeußerungen war es wohl ſehr zweifelhaft, ob man das junge Paar mit offenen Armen aufnehmen werde. Allein es blieb keine Wahl. Wilhelm meldete ſich bei ſeinen Eltern an und ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er London und traf mit Richenza in Straßburg ein.

Keine Worte vermögen die allſeitige Ueberraſchung der erſten Begegnung zu ſchildern. Herr Sinkler war empört durch den dummen Streich dieſer Heirath, die ſeinem Sohn für's Leben in dieſer Frau eine Laſt aufbürdete; Frau Sinkler war empört, daß dieſe Laſt ihr und ihrem Hauſe aufgewälzt werden ſollte; Wilhelm war empört über den froſtigen Empfang, durch den die Eltern ihre Verſtimmung und Mißbilligung zu erkennen gaben; Richenza war empört über Alle und Alles. Wilhelm hatte ihr die Briefe ſeiner Eltern nie gezeigt, immer nur von dem patriarchaliſchen Leben geſprochen und die große Liebe und Einigkeit gerühmt, die in der Familie herrſchten; — hatte ihre traditionellen Gebräuche, ihre ernſte Sitte, ihre feſte einfache Lebensordnung geprieſen. Richenza's Phantaſie hatte ſich dies Bild mit den ſchönſten Farben, im gemüthlichen und kräftigen Styl eines Holbein ausgemalt, ſo daß ſie ſich ihren Schwiegervater ungefähr wie einen alten Fugger von Augsburg vorſtellte. Und nun dieſe namenloſe Enttäuſchung! ein Kramladen, von der Familie ſelbſt beſorgt! ein finſteres, enges Haus mit alten ſpärlichen Geräthſchaften und Möbeln! eine einzige Magd als Dienerſchaft! derbe gewöhnliche Koſt! — und nun dieſes breite elſaſſer Deutſch, dieſe laute Sprache, dies bäuriſche Benehmen! — Wilhelm hatte ſeine Mutter „ein Hirtenkind des Wasgaus“ genannt. Dieſe poetiſche Schäferin verwandelte ſich nun in eine kleinbürgerliche Krämersfrau. Auch nicht Saint-Clair, wie Wilhelm ſich nannte, indem er den deutſchen Namen franzöſiſch ausſprach, hießen dieſe Leute — ſondern Sinkler. Und er ſelbſt hieß nicht William, ſondern ganz proſaiſch Wilhelm! Wilhelm, der ſeit ſeinem fünfzehnten Jahr in Lüttich und Brüſſel war, hatte ſich dort die franzöſiſche Sprache vollkommen zu eigen gemacht; und da ſeinem Deutſch beſtändig etwas von der elſaſſer Mundart anklebte: ſo vermied er es zu reden und ſprach immer franzöſiſch mit Richenza. In Straßburg iſt die Sprache des guten Tons, der Geſellſchaft, der höheren Stände und Geſchäftswelt ebenfalls franzöſiſch. In den untern Claſſen iſt die Sprache gemiſcht, weil der Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung es nothwendig macht und ſolche Miſchung iſt ſtets für beide Sprachen unvortheilhaft. Nachdem ſich Richenza über das barbariſche Deutſch ihrer Schwiegereltern genugſam entſetzt hatte, entſetzte ſie ſich noch mehr über deren ohrzerreißendes Franzöſiſch. Aber ach! bald gab ſich ein Entſetzen ganz anderer Art auf jener Seite kund. Ohne das Tiſchgebet zu beten, ohne die Hände zu falten, ohne das heilige Kreuzzeichen zu machen, ſetzte ſich Richenza zum Nachteſſen. Wilhelm hatte aus Rückſicht für die Eltern wenigſtens das Letztere gethan; Richenza blieb während des Gebets ſtarr ſtehen; ſie hatte ſo etwas nie erlebt. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte ſich der Familie Sinkler. Hatte Wilhelm eine Gräfin geheirathet, ſo war das unvernünftig; hatte ſie kein Vermögen, ſo war ſein Schritte einfältig; hatte ſie aber auch keine Religion und keine Achtung vor deren frommen Gebräuchen: ſo konnte das unmöglich eine gottgefällige Ehe ſein. — Mit dem Glockenſchlag halb neun ſagte Herr Sinkler:

„Sälmele!“ und die Tochter ging an ihr allabendliches Geſchäft. Richenza bemerkte eine gewiſſe feierliche Stille und fragte geſpannt:

„Was wird vorgehen?“

„Wir beten den Roſenkranz,“ antwortete Herr Sinkler ernſt.

„Da will ich mich lieber vorher zurückziehen, denn ich verſtehe das nicht,“ ſagte ſie ängſtlich.

„Und Du, Wilhelm?“ fragte Herr Sinkler, als Wilhelm mit Richenza das Familienzimmer verließ.

„Ich bringe Richenza auf ihr Zimmer und komme wieder, Vater,“ antwortete der Sohn.

Er führte Richenza die ſteilen dunklen Stiegen hinan, ins dritte Stockwerk. Herr Sinkler zog ſeine Kappe ab und ſagte ernſt:

„Bäbbele, fang' an! .... Für Wilhelm und ſeine Frau.“

Frau Sinkler weinte große Thränen; die jungen Mädchen hatten Luſt dazu. Ein unheimliches Gefühl drückte Alle. Richenza aber, nachdem ſie das äußerſt ſchlichte Zimmer im dritten Stock erreicht hatte, fiel auf einen Stuhl und rief mit einem Ausdruck und einer Geberde, die an Verzweiflung grenzten:

„William, o William .... wohin ſind wir gerathen!“

Er ſuchte ſie zu tröſten, zu beruhigen; doch ſie wies ihn ab, ſie wollte ſich nicht tröſten laſſen; ſie wollte allein ſein. William ging bekümmert in's Familienzimmer zurück, wo eben das letzte Ave Maria gebetet war.

„Wilhelm, warum verſteht Deine Frau nicht den Roſenkranz zu beten?“ fragte Herr Sinkler.

„Weil ſie proteſtantiſch iſt, Vater!“ erwiderte Wilhelm.

Es ſind freilich ſehr viele Proteſtanten in Straßburg, ja, dieſe betrachten die Stadt recht als die feſte Burg des Calvinismus in Frankreich; aber das hat keinen andern Einfluß auf die Katholiken als den, ſie zu guten Katholiken zu machen. Sie leben in Frieden mit ihren reformirten Mitbürgern und in Beziehungen des Wohlwollens, ſo weit bürgerliche und geſellſchaftliche Pflichten es erfordern oder die chriſtliche Nächſtenliebe es gebietet; aber Familienverbindungen und Ehebündniſſe mit ihnen liebt man nicht. Und mit Recht! Der Katholik hält an der Unauflösbarkeit der Ehe für's ganze Leben feſt; der Akatholik nur ſo lange, als Neigung und Leidenſchaften ſich in ihr befriedigt fühlen. Ihm iſt die Scheidung und ein anderer Ehebund erlaubt. Man kennt nicht die Schwäche des menſchlichen Herzens, wenn man meint, dieſe bequeme Erlaubniß bleibe ohne Einfluß auf daſſelbe, wenn böſe Leidenſchaften es beſtürmen. Schon dadurch allein — und von allen andern Gnaden und Gnadenmitteln zu ſchweigen, die der akatholiſchen Ehe fehlen, iſt der Katholik immer im Nachtheil und ohne Garantie bei einem gemiſchten Ehebunde. Dann die Kindererziehung! dann das kirchliche Leben! dann das häusliche Leben! dann die geiſtige Gemeinſchaft in einem Glauben, welche die Seele, der Anker, der Regulator der Ehe iſt! — was wird daraus? wie ſteht es damit? wer iſt da maßgebend? —

Wenn der Blitz in das Sinkler'ſche Familienzimmer hineingefahren wäre, ſo hätte er keine größere Verſtörung anrichten können, als Wilhelms Erklärung.

Richenza war proteſtantiſch! Herr Sinkler ſagte im Ton eines ſo tiefen Schmerzes:

„Wilhelm! eine ſolche Tochter bringſt Du in mein Haus!“ —

daß Wilhelm darüber den heftigen Ausbruch ſeiner Mutter weniger empfand.

„Haſt Du denn auch Deinen Glauben verloren?“ fragte Sälmele wehmüthig.

„Das wollen wir gleich hören!“ rief Frau Sinkler ganz außer ſich. „Wilhelm, wer hat Euch copulirt?“

„Ein proteſtantiſcher Prediger,“ entgegnete er kleinlaut.

„Da hört Ihr es!“ rief ſie bleich und zitternd.

„Und was iſt über Eure Kinder beſtimmt worden?“ fuhr ſie in ihrem Examen fort.

„Nichts!“ entgegnete Wilhelm.

„Nichts!“ rief ſie; — „iſt es möglich, daß ein Katholik nicht daran denkt, ſeinen Kindern durch den wahren Glauben die Anwartſchaft auf das ewige Leben zu ſichern? . . . Nichts! . . . nun aber dann iſt, Gott ſei tauſendmal gelobt und gedankt! auch von proteſtantiſcher Seite nichts geſchehen und die Kinder bleiben unſerm heiligen Glauben. O Wilhelm! welchen Kummer bringſt Du unter unſer Dach!“ — —

Niemand auf Erden iſt ſchlimmer daran, als ein prinzipienloſer Gefühlsmenſch, wenn er in's Gedränge zwiſchen ſcharfgeprägte Charactere und Meinungen kommt, Keinem wehe thun, Jedem etwas Recht geben, Alles ausgleichen möchte. Ein ſolcher Gefühlsmenſch war Wilhelm. Er liebte Richenza mit Zärtlichkeit, Bewunderung und Dankbarkeit; denn da dieſe Menſchen eben ganz von dem Eindruck abhängen, den ihre Gefühle empfangen, ſo iſt ihr Selbſtgefühl — als dasjenige, welches ſo gern überall die erſte Rolle ſpielen möchte — meiſtens ſehr ſtark entwickelt und ſpricht ſich als Eitelkeit aus. Die größte Befriedigung ſeiner Eitelkeit hatte ihm Richenza's Liebe gegeben; das feſſelte ihn, ſo wie auch der Einfluß, den active Charactere über paſſive leicht gewinnen. Aber Wilhelm liebte auch ſeine Eltern, ſeine Geſchwiſter, das Vaterhaus ganz voll Jugenderinnerungen, die alten Gewohnheiten der Kindheit. Wie ſollte er es anfangen, um die widerſtrebenden Elemente, zwiſchen denen er ſich jetzt bewegte, beruhigend zu vereinen! ihm war zu Muth, als ob ihm hundert Centner auf die Schultern fielen, die er tragen ſollte und nicht konnte. Er ſagte etwas von Richenza's edlen und ſchönen Eigenſchaften.

„Wir tadeln nicht ſie, ſondern Dich,“ entgegnete Herr Sinkler.

„Nun ſie wird ſich ſchicken müſſen!“ ſetzte Frau Sinkler reſolut hinzu.

„Und wovon lebt Ihr?“ fragte der Vater.

„Wir lebten bis jetzt von meiner Arbeit und von Richenza's Geld.“

„Ihr lebtet — gut! Aber ich frage, wovon Ihr jetzt lebt?“

„Ich hoffe hier Beſchäftigung zu finden . . . und Richenza wird mir helfen; ſie malt ſehr ſchön.“

„Hat ſie kein beſtimmtes Einkommen?“

„Nein.“

„Hat ſie Vermögen zu erwarten?“

„Ich weiß nicht . . . . ich glaube wohl.“

„Wie kann man darüber in Zweifel ſein, Wilhelm! Unter allen Umſtänden iſt das verkehrt, aber vollends, wenn man ein Mädchen heirathet, das weder die Gewohnheit noch die Luſt haben wird, eine tüchtige, bürgerliche Hausfrau zu werden.“

„Und was wollt Ihr jetzt anfangen?“ fuhr Frau Sinkler haſtig zwiſchen die ruhige Redeweiſe ihres Mannes.

„Fortarbeiten;“ — entgegnete Wilhelm, „hier ſo lange, bis Richenza ihre ſchwere Stunde überwunden hat — und dann, wohin Gott uns führt.“

„Er führt nur die, welche ihm um ſeine Führung bitten,“ verſetzte Frau Sinkler ſcharf.

„Das thun wir auch, aber in unſerer Weiſe,“ erwiderte Wilhelm; „es braucht ja nicht durch Roſenkranz und Litaneien zu ſein.“

„O nein, lieber Wilhelm!“ ſagte Salome ſanft; „ſchon ein frommer Seufzer genügt, wie König David ſpricht: Ein gedemüthigtes und zerſchlagenes Herz wirſt du, o Gott, nicht verachten.“

Die Familie ging auseinander in einer Verſtörung, wie ſie unter dieſem Dach ſeit Menſchengedenken nicht vorgekommen war.

Und man blieb auch in der Verſtörung, denn jeden Augenblick ergab ſich irgend etwas, wodurch beide Theile entweder an die Kluft erinnert wurden, welche ſie trennte, oder etwas ſagten und thaten, was dieſe Kluft vergrößerte.

„Zu welcher Confeſſion gehörſt Du, Renzele?“ fragte Frau Sinkler in unbehaglicher Spannung ihre Schwiegertochter.

„Ich?“ erwiderte Richenza unſäglich befremdet über dieſe Frage; — „nun, ich gehöre zu den Alt-Lutheranern.“

„Alt-Lutheraner? — ei, Renzele, gibt es denn auch Neu-Lutheraner?“

Richenza wich der Antwort aus, indem ſie ſagte: „Ich bekümmere mich nicht um Secten.“

„Und was glaubt Ihr denn, Ihr Alt-Lutheraner?“

Richenza rief ſich den Unterricht in's Gedächtniß, den ſie von einem Prediger in Schleſien erhalten hatte, und ſagte:

„Wir glauben, daß wir durch die Verdienſte Chriſti ſelig werden.“

„Nun, das iſt ein guter Glaube,“ ſagte Frau Sinkler höchſt beifällig; „und was weiter, Renzele?“

„Und daß uns, wenn wir dieſen Glauben haben, keine Sünde ſchaden kann; denn die Verdienſte Chriſti, die unendlich viel größer ſind als unſere größten Sünden, werden uns zugerechnet und bedecken dieſe über und über."

„Das iſt nicht richtig, Renzele! Die Sünde ſchadet der Seele ganz fürchterlich, denn ſie raubt ihr die Ebenbildlichkeit Gottes und die heiligmachende Gnade."

Da Richenza hierauf nichts zu erwidern wußte, ſchwieg ſie und Frau Sinkler fragte:

„Wirſt Du hier in die Predigt der Reformirten gehen?"

„Gott behüte!" rief Richenza mit großem Widerwillen.

Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte ungefähr fünfzehn Jahre vor dieſer Zeit für gut befunden, eine Verſchmelzung der reformirten und der lutheriſchen Confeſſion in ſeinen Staaten zu verſuchen und dringend zu empfehlen. Man nannte dieſe Verſchmelzung die Union und ihr Erzeugniß: die evangeliſche Kirche. Aus dem königlichen Cabinet ging eine Art von Liturgie für dieſelbe hervor, die man Agende nannte — und Heinrich Heine, der damals in der Blüthe ſeiner Berühmtheit ſtand, ſchrieb von dieſer Agende: ſie ſei auf den Flügeln des rothen Adlerordens vierter Claſſe von einem Kirchthurm zum andern geflogen. Eine Minderzahl von lutheriſchen Predigern war aber auf keine Weiſe zu bewegen, dieſer Union, welche auf die hohle Grundlage der Gleichgültigkeit gegen jedes Dogma gebaut war, beizutreten. Sie hielten feſt an der Lehre Luthers, die nach ihrer Meinung nimmermehr mit der Lehre Calvins verſchmolzen werden könne und ließen ſich lieber ſuspendiren und abſetzen, als für ſich und ihre Gemeinden auf jenen Unionsverſuch einzugehen. In Schleſien wurden im Anfang der dreißiger Jahre verſchiedene dieſer unbeugſamen lutheriſchen Prediger abgeſetzt, weil ſie die königliche Reformation der lutheriſchen Reformation nicht anerkennen, ſondern bei dieſer Halt machen und in dieſer Beziehung keinen Fortſchritt wollten. Denn es war ihnen äußerſt einleuchtend, daß man mit dieſem prinzipienloſen Unionsſyſtem von Fortſchritt zu Fortſchritt in ein Meer des Indifferentismus gerathen müſſe, auf deſſen Oberfläche hie und da allenfalls eine chriſtliche Idee ankerlos umherſchwimmen könne, das aber für ein poſitives chriſtliches Dogma keinen Grund und Boden darbiete. Ein ſolcher Prediger hatte Richenza's religiöſen Unterricht beſorgt. Daraus folgte aber keineswegs, daß Richenza von der Wahrheit der lutheriſchen Lehre durchdrungen geweſen wäre, ſie als göttliche Offenbarung geglaubt hätte. Ein religiöſes, oder gar ein kirchliches Leben kannte Gräfin Meerhaim nicht: folglich blieb es auch ihren Kindern unbekannt. Der Glaube aber will gelebt ſein; wer ihn nur denkt und nicht lebt, der wird ihn aus den Gedanken verlieren, ſobald andere Bilder, Gegenſtände und Vorſtellungen ihm intereſſanter ſind; und das wird ſehr bald geſchehen! denn der zarte Thau der Gnade, durch den die himmliſche Blüthe des Glaubens ſich nährt, verſiegt ſchnell vor der irdiſchen Gluth natürlicher Neigungen und Leidenſchaften. Aber Richenza wollte ſich in dem Lutherthum, von dem ihre Seele nichts wußte, der Frau Sinkler gegenüber verſchanzen, um ſich auf jede Weiſe ſo fern wie möglich von der Schwiegermutter zu ſtellen, deren kleinbürgerliche Formen ihr widerwärtig waren und immer mehr wurden.

Schließlich beſuchte Richenza gar keinen Gottesdienſt. Bald war ſie leidend, bald der Weg zu weit, bald der Regen zu ſtark. Man ließ ſie gewähren. Als ſie aber auch ihren Mann zurückhalten wollte vom ſonntäglichen Gottesdienſt, ſagte Herr Sinkler in ſeiner wortkargen Art, welcher in wichtigen Angelegenheiten auch die wortreiche Gattin ſich fügte:

„Die Kirche befiehlt uns, dem ſonntäglichen Gottesdienſt beizuwohnen. Wer ihr nicht gehorcht, begeht eine ſchwere Sünde und unter meinem Dach dulde ich, wiſſentlich, eine ſchwere Sünde nicht. Wilhelm! . . . Punktum!“

Richenza hatte in dem Jahr ihrer Ehe niemals Gelegenheit gehabt, bei Wilhelm eine Beobachtung ſeiner Kirchengebote zu bemerken, und er war doch auch katholiſch — in dem Sinn nämlich, wie Alle, die nicht Juden oder Katholiken ſind, Proteſtanten ſind. Sie nannte alſo die Familie Sinkler unerträglich bigott und machte zuweilen ihrem Mann ſchneidende Vorwürfe, daß er ſich ſeine Gewiſſens- und Denkfreiheit rauben laſſe und auf die geiſterniedrigende Bigotterie eingehe. Sie hatte ſich um keinen proteſtantiſchen Prediger in Straßburg gekümmert. Dennoch weinte ſie heiße Thränen, als ihr kleiner Sohn in der katholiſchen Pfarrkirche getauft wurde. Der Name des Kindes hatte auch Stürme erregt. Richenza wollte ihn — zur Erinnerung an Meiſter Gottfrieds von Straßburg holdem Minneſang — Triſtan nennen. Frau Sinkler fragte, ob es einen Heiligen dieſes Namens gebe? ſie finde die Sinkler'ſchen Namen Peter Wilhelm oder Wilhelm Peter ganz unerläßlich. Herr Sinkler war auch dieſer Meinung. Wilhelm ſelbſt wünſchte ſeinen Sohn Rafael zu nennen. Endlich bekam das Kind alle vier Namen und wurde Triſtan genannt. Bis jetzt war Richenza in einer gewiſſen phyſiſchen und geiſtigen Spannung geweſen, welche nun zuſammenbrach. Sie verfiel in einen krankhaften, nervoſen Zuſtand, dem Product ihrer äußeren peinlichen Lage und ihrer inneren halt- und rathloſen Unbefriedigtheit. Sie war weder glücklich genug, um die Dornen ihrer Verhältniſſe zu verſchmerzen, noch gottergeben genug, um ſie geduldig hinzunehmen.

Herr Sinkler ließ eines Morgens Wilhelm in das untere Hinterſtübchen citiren, wo er, am Schreibtiſch ſitzend, diejenigen Angelegenheiten zu beſprechen pflegte, die er unter vier Augen abmachen wollte.

„Mein Sohn,“ hub er an, „Du biſt nunmehr ſeit ſechs Monaten mit Frau und Kind ein Gaſt im älterlichen Hauſe. Du haſt wenig Arbeit, folglich geringe Einnahmen; — ich weiß es. Darum habe ich mich bis jetzt auch mit den kleinen Sümmchen begnügt, die Du mir zuweilen eingehändigt haſt und die doch kaum, wenn ich rechnen wollte, den Miethzins für Eure Wohnung decken, — Koſt, Licht und Feuerung ganz bei Seite gelaſſen. Um nicht ungerecht gegen Deine unverſorgten Geſchwiſter zu ſein, ſcheint es mir um ſo billiger, daß die Familie Deiner Frau ſich jetzt Eurer annehme, als dieſe ſich durchaus nicht in unſere Art zurecht finden kann, noch will. Sie bringt Störung in's Haus und in unſere Lebensweiſe. Bei ihren Verwandten werdet Ihr vielleicht ſehr glücklich ſein, da Du Dich leichter zu ſchicken verſtehſt, als ſie.“

Mit möglichſter Schonung theilte Wilhelm dieſe Eröffnung an Richenza mit und bewog ſie, ſich an Gräfin Meerhaim zu wenden. Dieſe glaubte aus dem Ton tiefer Entmuthigung, der durch Richenza's Brief ging, ſchließen zu dürfen, daß der Moment gekommen ſei, den ſie lange vorausgeſehen habe. Deshalb beantwortete ſie dieſen Brief und zwar dahin:

Da Richenza zur Erkenntniß ihres thörichten Schrittes gekommen ſei und deſſen Bitterkeit fühle, ſo ſei ſie ganz bereit, ihr hilfreich die mütterliche Hand zu bieten. Sie werde mit Freuden Richenza und ihr Kind bei ſich aufnehmen und ſie in allen Rechten der Tochter belaſſen, vorausgeſetzt, daß dieſe ſich von ihrem Mann trenne und er jeden Anſpruch an ſie, als an ſeine Gattin aufgebe. Niemals werde ſie ihn als ihren Schwiegerſohn anerkennen; doch ſei ſie erbötig, ihm eine lebenslängliche Penſion zu zahlen, wenn er auf ihren Vorſchlag eingehe.

Richenza's ganzer Stolz empörte ſich gegen dieſe Zumuthung. Sie ſchrieb an Gräfin Meerhaim zurück: ſie ſei die glücklichſte der Frauen; ſie liebe ihren edlen, genialen William grenzenlos; ſie ſei gedrückt, weil er von der Welt nicht anerkannt und dadurch gezwungen werde, bei ſeiner Familie zu leben, zu der er ſich verhalte, wie der Schwan zum Hühnerhof; — und ſie würde lieber ſterben, als ihn verlaſſen.

Gräfin Meerhaim antwortete beleidigt: „Fern davon, ein ſolches Glück zu trennen, ſei es nunmehr ihre Ueberzeugung, daß Richenza ſich ganz und gar demſelben widmen müſſe. Daher werde ſie ihr Ein für alle Mal zehntauſend Thaler geben — was viel mehr ſei, als das Pflichttheil, das Richenza nach dem Tode der Mutter geſetzlich zu beanſpruchen habe — und damit möge ſie denn ihren Künſtlertraum fortträumen —

was ihr nicht ſchwer fallen werde, da ſie ihn ja ohne Zuſtimmung der Mutter begonnen habe. Aber unter keiner Bedingung werde je Herr Sinkler als ihr Schwiegerſohn ihre Schwelle betreten. Bis die Geldangelegenheit geordnet ſei, ſchicke ſie Nadelgeld für Richenza.“

Ein Wechſel auf 2000 Francs begleitete den Brief, der wie ein Schwert durch Richenza's Herz ging. Nun erſt, da das Vaterhaus ihr verſchloſſen und ſie eine Enterbte, Verſtoßene war, ſchien ſie über den Leichtſinn ihres Schrittes zur Beſinnung zu kommen.

„Jetzt habe ich nur Dich!“ ſprach ſie finſter zu Wilhelm. Doch allmälig fand ſie ihren Troſt darin, nunmehr ſelbſtſtändig leben und Straßburg verlaſſen zu können.

Ihre Schwiegereltern, die den inneren Zuſammenhang dieſer Angelegenheit weder kannten noch kennen ſollten, waren hocherfreut über eine für ihre Verhältniſſe glänzende Wendung der Dinge. Mit dieſer Mitgift ließen ſie ſich die vornehme Schwiegertochter gefallen. Richenza fand nun wieder ſolche Geſinnung unſäglich gemein, ohne zu bedenken, daß Leute, die im mühſamen Tagewerk ihr Brod verdienen, berechtigt ſind, von erwachſenen und ſelbſtſtändigen Kindern zu verlangen, daß ſie nicht die Familienſorgen vermehren.

„Eins!“ rief Frau Sinkler, als ſie in Richenza's Zimmer trat und ihr ſcharfes Auge über den Fußboden gleiten ließ. „Eins! zwei! und drei!“ — ſie bückte ſich dreimal und hob etwas auf, das ſie triumphirend in die Höhe hielt. „Schau', Renzele, drei Stecknadeln, die in unſere Lottocaſſe wandern! Da Du eine reiche Frau biſt, brauchſt Du auf dergleichen Dinge nicht zu achten. Mit unſereins iſt es anders! da heißt es: Wer den Heller nicht ehrt, iſt des Thalers nicht werth.“

Richenza legte lächelnd einen Brief Stecknadeln in Frau Sinklers Hand; denn es ſchmeichelte ihr, für eine reiche Frau zu gelten.

„Lohn's Gott!“ ſagte die Schwiegermutter — immer dankbar, auch für das Geringſte. „Wo werdet Ihr denn jetzt eine Wohnung nehmen?“

„In Paris!“ ſagte Richenza trocken.

„Hilf Gott!“ rief Frau Sinkler; „warum denn in dem Paris! Bleibe im Lande und nähre Dich redlich — iſt ein gutes Sprüchwort. Es iſt Euch doch in dem England wahrlich nicht ſo vortrefflich gegangen, daß Euch die Fremde locken könnte. Wilhelm würde hier nach und nach bekannt werden und mehr Arbeit finden. Von Eurem Capital habt Ihr einen Zuſchuß an jährlicher Rente, ſo daß Ihr leben könnt. In Paris iſt das Leben ſehr theuer.“

„Das mag ſein!“ entgegnete Richenza; „dafür hat man denn aber auch Genuß des Lebens und Anregung für Herz und Geiſt. Ueberdas ſagt mir die hieſige Luft nicht zu. Wenn die Geldſache abgethan iſt, geht's nach Paris, wozu ich mich unbeſchreiblich freue.“

Und wie ſie es wollte, ſo geſchah es auch. Nach einigen Monaten war die Familie Sinkler wieder allein in ihrem Hauſe. Richenza war ſo froh, es zu verlaſſen, daß ſie einen zärtlichen Abſchied nahm, während Wilhelm mit Thränen im Auge ſeinen Eltern für ihre Güte und Liebe dankte. Frau Sinkler ſagte ſpäter zu ihrer jüngſten Tochter:

„Komm, Bäbbele, hilf mir oben die Zimmer aufräumen.“

Und als ſie oben waren, lehnte ſie den Kopf an eine Staffelei und weinte bitterlich. Bäbbele ſchmiegte ſich an die Mutter und blickte mit ſtummer Theilnahme fragend zu ihr auf.

„Ach, Bäbbele!“ ſeufzte Frau Sinkler und bemeiſterte mühſam die ſtrömenden Thränen; — „ich muß ſo weinen um den Wilhelm! ... Das iſt keine Frau für ihn! .... Sei ſie reich und vornehm, was hilft's! — ſie iſt nicht katholiſch und ſie hat kein Herz für ihn.“

◆

Eine glückliche Ehe.

1840.

Auf einem reich belaubten Hügel, der ringsum frei, aber doch dem Höhenzug zwiſchen Baden-Baden und Freiburg ſo nahe liegt, daß er, aus der Entfernung geſehen, als ein Vorſprung deſſelben erſcheint, erhebt ſich das Schloß Kreuzbronn[1], das bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts ein Ciſtercienſerkloſter war. Es gehörte ſeitdem einem Mann, der durch den Ankauf ſehr reich geworden war und der es doch nicht bewohnen mochte. Ein breiter bequemer Fahrweg wand ſich ſpiralförmig unter einem Laubdach von Ahorn, Eſchen und Ulmen um den Hügel herum und führte zum Portal des Schloſſes, welches ein ſtattliches Viereck bildete, das einen innern Hof umgab. Der nördliche Flügel dieſes Vierecks war die Kloſterkirche, die im edlen, einfachen romaniſchen Styl angelegt und in dem der

---

1) Es iſt aber auf keiner — auch nicht auf der genaueſten Spezialkarte zu finden.

Renaiſſance vollendet war. Jedes Jahrhundert hatte in ſeiner Weiſe ſie geſchmückt. Litt darunter die Einheit des Styls, ſo ſprach ſich doch die Einheit der Liebe darin aus, die das theure Haus Gottes mit dem Schönſten verziert, was ihr in jeder Zeit zu Gebot ſteht. Das große Eingangsportal der Kirche befand ſich, von zwei Glockenthürmen überragt, neben dem des Schloſſes im weſtlichen Flügel. Dieſer und der ſüdliche waren zu einer großartigen herrſchaftlichen Wohnung angelegt, indem man die langen Gänge gelaſſen, aber die Zellen, durch Hinwegräumung der Zwiſchenwände, in Zimmer und Säle verwandelt hatte. In dem öſtlichen Flügel hatte man die Pfarrwohnung eingerichtet, ſo daß der Pfarrer unmittelbar neben der Kirche wohnte und aus ſeinem Zimmer in die Sacriſtei gehen konnte, die an der Epiſtelſeite des Hochaltars lag. Außerdem war dieſer Flügel von Wirthſchaftsbeamten bewohnt und verſchiedene Oekonomiegebäude lagen ihm gegenüber und bildeten einen Wirthſchaftshof, deſſen proſaiſche Nothwendigkeit beſcheiden hinter dem Hauptgebäude ſich verbarg. Vor dem ſüdlichen Flügel lief eine breite Terraſſe hin. Halb aufgemauert, halb von dem Felſen abgeſprengt, welcher den Kern des Hügels bildete, trug ſie einen Blumengarten, durch den ſich Kieswege ſchlängelten und an ihren beiden freien Ecken ſprangen zwei ſteinerne Erkerthürmchen hervor, durch deren offene Bogenfenſter man weit in's Land hinabſchaute, über lachende Fluren, die zu Rebgeländen anſtiegen, welche von Bergen, mit Laub- und Nadelholz dicht gekrönt, überragt wurden. Im Weſten blitzte hie und da wie ein Silberfunke in günſtiger Beleuchtung der Rhein auf und jenſeits der blauen, dämmernden, langgeſtreckten Vogeſen ging die Sonne unter. Im innern Schloßhof befand ſich das Monument, welches in alter Zeit dem Kloſter Entſtehung und Namen gegeben hatte. Unter einer mächtigen Linde ſtand ein uraltes ſteinernes Cruzifix, zu deſſen Füßen drei Röhren eine Fülle des friſcheſten, klarſten Waſſers in ein weites Becken goſſen. In dieſem Hof herrſchte beſtändig eine wunderſame Stille. Er wurde nur von den wenigen Leuten des Schloſſes betreten, die Trinkwaſſer holten; ſonſt kam Niemand dahin, und auf dem feinen Kies, mit dem er beſtreut war, hüpften ſorglos Tauben, Finken, Meiſen und Spatze umher. Kaum der Blick eines Menſchen fiel in dieſen ſtillen Raum! Auf der einen Seite befanden ſich die hohen Kirchenfenſter; auf zwei andern Seiten die Fenſter der langen Gänge, welche an den Gemächern des Schloſſes fortliefen. Auf der vierten Seite endlich hatte man ſämmtliche Gangfenſter zugemauert — bis auf ein einziges, und das gehörte der Zelle des Pater Smaragd in der Pfarrwohnung an. Als eine beſondere Vergünſtigung, welche mit ſeinem Leben aufhörte, hatte der Beſitzer von Kreuzbronn dem Pater Smaragd dies Fenſter geſtattet, als dieſer durch die

Säculariſation aufhörte, Prior von Kreuzbronn zu ſein und Pfarrer daſelbſt wurde. Beſitzer war der Baron Urſperg, ein unfreundlicher, harter, geiziger Mann, der — nachdem er aus Hoffahrt das Kloſter in ein Schloß verwandelt hatte, aus Geiz es weder bewohnte, noch einrichtete, ſondern ein ehemaliges Pächterhaus für ſich ausbaute, das am Fuß des Hügels, unterhalb der Terraſſe, in einem großen Baum- und Gemüſegarten lag. Sein älteſter Sohn, Bernhard Urſperg, bewohnte das Schloß ſeit einem Jahr mit Euphroſyne Meerhaim, und obſchon es noch die Spuren der Vernachläßigung eines Vierteljahrhunderts trug, ſo zog doch mit dem jungen Paar ſo viel Liebe, ſo viel Glück, ſo viel Freude, ſo viel Segen in das alte ernſte Gebäude ein, daß es davon ganz heiter wurde.

Bernhard Urſperg war ein ganz edler Menſch, von unbeugſamer Geradheit und frommer Milde, von klarer Intelligenz und thatkräftigem Willen. Er beſaß dieſe Vernunft und dieſe Tugend, weil ſeine Erziehung ihm den Beſitz ewiger Geſetze und die Gewohnheit gegeben hatte, gemäß denſelben zu leben. Erzogen war er von einer gottſeligen, leidenvollen Mutter und von den Jeſuiten zu Brieg in der Schweiz — in der heiligen Schule des Gehorſams, alſo im wahren Chriſtenthum. Dieſe Erziehung hatte ſeine Intelligenz zum Glauben gebildet, ſein Herz zur Liebe, ſeinen Willen zur freien Unterwerfung unter eine Autorität, die ihren Grund

und ihr Centrum in Gott hat, von dem jede rechtmäßige menſchliche Autorität ausgeht — des Fürſten, der Eltern, des Prieſters, des Lehrers und ſo fort durch alle Stufen der ſocialen Hierarchie in der chriſtlichen Geſellſchaft. Bernhard hatte gehorchen gelernt und ſomit das Fundament ſeiner ſittlichen Freiheit gelegt, denn die Unterwerfung unter göttliche Autorität, welche die Eſſenz der menſchlichen iſt, möge immerhin ein Joch und eine Kette genannt werden — aber es iſt das Joch, das Chriſtus getragen, und die Kette, durch die er uns an ſich gefeſſelt hat. Ihm unterworfen ſein, heißt frei ſein, denn ſein Dienſt ſchließt den Dienſt der Sünde aus.

Baron Urſperg hatte einen tiefen Haß gegen alles Himmliſche und Heilige, alſo auch und hauptſächlich gegen die Kirche, die Prieſter, die Ordensleute. Dieſer Haß entſprang bei ihm daraus, daß er ein Knecht ſeiner böſen Leidenſchaften war und die Schranken nicht dulden wollte, welche die chriſtliche Sittenlehre, durch den Mund der Kirche, der ſündigen Natur des Menſchen ſetzt. Nie würde er ſeine drei Söhne einem Jeſuiteninſtitut anvertraut haben; aber ſeine fromme Frau, — übrigens eine Heldin im Dulden und Schweigen — ſetzte dies durch, indem ſie erklärte, ſie ſelbſt wolle die Penſion ihrer Söhne bezahlen. Seine Liebe zum Gelde überwog ſeinen Haß der Jeſuiten. Er ließ die Knaben gehen und die Baronin, die ein ganz geringes Vermögen hatte, entſagte ihrem ſüßen Troſt des Almoſenſpendens und ihrer unſchuldigen Liebhaberei für ſchöne Blumen, um ihre Söhne von Männern erziehen zu laſſen, welche die Bildung der Seelen für's ewige Leben nicht über dem Unterricht, den Studien und der Bildung für die Welt vergaßen. Als Bernhard, der älteſte, auf die Univerſität ging, ſtarb die Baronin. Ihr ganzes Leben an der Seite ihres Mannes war ein ſtilles Hinwelken geweſen. Nach einigen Jahren hatten die Söhne den Schmerz, daß ihr bejahrter Vater zu einer zweiten Ehe ſchritt, und zwar mit Derjenigen, welche der armen Baronin jahrelang den bitterſten Kummer gemacht und eine furchtbare Herrſchaft über den Baron gewonnen hatte, und die als eine unbemittelte Couſine zur Führung des Haushaltes aufgenommen worden war. Der alte Baron wehrte ſich gegen dieſe zweite Ehe ſo ſehr er konnte; doch Fräulein Ulrikens zäher Wille überwand ihn und ſie wurde Das, wonach ſie fünfzehn Jahre mit allen Mitteln, die einem gewiſſenloſen Weibe zu Gebot ſtehen, geſtrebt hatte: Baronin Urſperg.

Der alte Baron freute ſich ſehr, als Bernhard ihm ſeine Verlobung mit Euphroſyne Meerhaim anzeigte. Das war denn doch ein Mädchen aus guter alter Familie und vermögend dazu! Keine ſo alberne Heirath, wie ſie ſein zweiter Sohn aus unſinniger Leidenſchaft, als Lieutenant von vierundzwanzig Jahren, mit einem blutjungen Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen geſchloſſen hatte, das übrigens ſchon im erſten Wochenbett geſtorben war. Er freute ſich auf die junge Schwiegertochter, zum großen Verdruß der Baronin, die eine Nebenbuhlerin in der Tyrannei, welche ſie über ihren Gatten übte, zu bekommen fürchtete.

„Sie ſoll unſer mürriſches Alter erheitern, die Euphroſyne,“ ſagte der alte Herr und rieb ſich mit boshaft ſtiller Freude die Hände, ſo daß alle Fingergelenke krachten; denn er wußte recht gut, wie bitter es ſeiner Ehehälfte war, unter die mürriſchen Alten gerechnet zu werden, da ſie zwanzig Jahre weniger zählte als er. Dergleichen Aeußerungen erlaubte er ſich aber nur in Gegenwart Anderer. Unter vier Augen mit ihr, gab er ſeinem beſtändigen Brummen und Murren nur unbeſtimmte Ausdrücke. Er glich einem alten biſſigen Kettenhund, der durch die Kette noch biſſiger wird; aber die Baronin fand nicht für gut, ſie zu lockern. Er war von der Gicht gekrümmt, zu Zeiten gelähmt. Sie pflegte ihn vortrefflich: das war ihre gute Seite. Leider nährte ſich dieſe Tugend auch durch die Herrſchſucht der Baronin, denn ſo lange der alte Herr lebte, war ſie die Herrin ſeiner Güter, ſpäter nur — eine Stiefmutter. Doch ſorgte ſie emſig und bei Zeiten dafür, daß, wenn auch dereinſt ihr Witthum karg ausfiele, ſie dennoch ein reichliches Einkommen habe. Sie ſah ſcheel zu der Beſtimmung des alten Herrn, Bernhard ſolle im Kreuzbronner Schloß wohnen und gewiſſe Ländereien deſſelben in Pacht nehmen und bewirthſchaften. Sie fand, daß ſich Bernhard wohl mit einem Nebengut begnügen könne. Doch der alte Baron erwiederte: Bernhard wolle das Schloß in gutem baulichen Zuſtand erhalten und damit ſei ihm, dem Vater, ſehr gedient, da er nicht gewillt ſei, auf ſeine alten Tage ſolche Verſchwendung zu treiben und das Schloß ſonſt verfalle.

Bernhard und Euphroſyne lebten jetzt ſeit einem Jahr in Kreuzbronn. Ihre Ehe war unter trüben und ſchmerzlichen Umſtänden geſchloſſen: zu Richenza's unſeligem Schritt kam noch der unerwartete Tod von Bernhards jüngerem Bruder, der am Nervenfieber ſtarb und einen dreijährigen mutterloſen Knaben ganz verwaiſt zurückließ.

„Willſt Du des kleinen Adrian Mutter ſein, Euphroſyne?“ fragte Bernhard traurig.

„O gewiß! o wie gern! er wird mir mein liebes Brüderchen Emanuel erſetzen!“ rief ſie in ihrer anmuthigen kindlichen Weiſe.

Bei ihrer erſten Ankunft wurde ſie feſtlich in Kreuzbronn empfangen, das ſeit ſeinem Beſtehen eine ſolche Feierlichkeit noch nicht erlebt hatte. Ehrenpforten, wehende Banner, Inſchriften, Blumen und Kränze bewillkommneten die junge Schloßfrau. Laubgewinde umgaben das Portal und der kleine Adrian ſollte unter dieſem Triumphbogen mit einem herrlichen Blumenſtrauß in der Hand ſtehen. Man hatte ihn weiß gekleidet und ihm einen Kranz von weißen Aſtern auf die blonden Löckchen geſetzt. Aber in dem allgemeinen Tumult vergaß man ihn und er vergaß ſeine Aufgabe, ſo daß er nicht auf ſeinem Platz war, als Euphroſyne aus dem Wagen ſtieg und an Bernhards Arm unter das Portal trat. Dafür fiel ihr Auge auf ein wunderliebliches Bild. Die ſinkende Abendſonne goß ihr Gold- und Roſenlicht durch das Portal in den innern Schloßhof, der davon erglühte wie von einem natürlichen bengaliſchen Feuer, das allen Gegenſtänden eine ſtrahlende Färbung verlieh. Das Laub der Linde blitzte wie Goldflitter zwiſchen Smaragden. Das Waſſer des Brunnens rann dahin wie aufgelöſte Diamanten. Das Kreuz von rothgrauem Sandſtein glühte in Purpur getaucht. Die Luft ſelbſt zitterte wie von goldenen Atomen, — wie das in klaren warmen Herbſttagen wohl geſchieht; — und mitten in dem glänzenden Duft ſtand das weiße Kind mit ſeinem Sternenkranz an das Brunnenbecken gelehnt und während Tauben gurrend zu ſeinen Füßen ſpielten, ſchaute es mit großen, ſtillen, ſeraphiſchen Augen dem ungewohnten Treiben zu — ein Engel, der aus der himmliſchen Glorie auf die Menſchenwelt herabblickt. Euphroſyne verließ Bernhards Arm und eilte mit zärtlicher Freude zu dem Knaben, der ihr nun ſeinen vergeſſenen Roſenſtrauß entgegenſtreckte. Sie warf einen Blick auf die Umgebung, auf das blutrothe Kreuz. Sie hatte die natürliche Frömmigkeit der reinen Seelen.

„O wie ſchön, daß ich Dich zu Füßen des Kreuzes finde!“ ſagte ſie halblaut, als ſie ſich zu Adrian herabneigte und ihn küßte. Dann nahm ſie ihn bei der Hand und ging mit ihm und Bernhard in ihre Gemächer.

Auf Euphroſynens große Herzensreinheit hatte Bernhard gerechnet, als er nach langer Ueberlegung und ſchweren Kämpfen ſeiner Neigung zu ihr folgte. Es ſchien ihm unmöglich, daß eine ſo lautere Seele ſich nicht willig von der Wahrheit der katholiſchen Glaubenslehre überzeugen laſſen ſolle, da nichts in ihr dieſer Wahrheit entgegenſtand, als ihre Unkenntniß derſelben. Weil er aber fürchtete, er könne einer natürlichen Liebe für Euphroſyne über Gebühr gefolgt ſein: ſo nahm er ſich vor, kein übernatürliches Mittel zu vernachläßigen, um ſie für den katholiſchen Glauben zu gewinnen. Nächſt dem Gebet war das beſte Mittel dies: er bemühte ſich, ſeine Pflichten auf's Vollkommenſte zu erfüllen und immer darauf hinzuweiſen, daß er aus ſeinem Glauben allein die Kraft zu dieſem Streben ſchöpfe. Er war der beſte Sohn, nicht blos für den grillenhaften Vater, ſondern auch für die widerwärtige Stiefmutter, deren Vergangenheit ihm doch nur allzugut bekannt war. Seine natürliche Anlage zu Härte und Schroffheit hatte ſich durch die lange, mühſelige Uebung der Selbſtbeherrſchung zu Kraft und Stärke abgeklärt, und weil er ſtark war, ſo konnte er tragen und ertragen, und Schonung haben für Alle. Euphroſyne ſtaunte ihn mehr und mehr an.

„Du biſt ein Mirakelmenſch, Bernhard!“ ſagte ſie; „immer thuſt Du das Allervollkommenſte, aber es ſieht immer ganz einfach aus.“

„An der Vollkommenheit fehlt leider ſo viel, daß ich das Wenige, was ich thue, recht anſpruchslos thun muß,“ entgegnete er lächelnd. — —

„Bernhard, wohin verſchwindeſt Du regelmäßig jeden Morgen eine halbe Stunde vor dem Frühſtück?“ hatte Euphroſyne halb ſchelmiſch, halb ſchüchtern in der erſten Zeit gefragt.

„Ich verſchwinde nicht,“ ſagte Bernhard lachend, „ich gehe nur in die Kirche zur Meſſe.“

„Jeden Morgen?“ fragte ſie verwundert.

„Täglich wird das heilige Opfer für uns dargebracht; — da iſt es doch wohl in der Ordnung, daß wir der erhabenen Feier beiwohnen und die Gnaden uns zuwenden, die von dort uns zuſtrömen, und die wir ſo nöthig haben für unſer Tagewerk; — nicht wahr, liebes Herz?“ ſprach er ſanft und innig.

„O gewiß!“ ſagte Euphroſyne kleinlaut.

Bernhard hatte ein kleines Oratorium im weſtlichen Flügel des Schloſſes, mit einem innern Fenſter, das in die Kirche ſelbſt ging, eingerichtet und angeordnet, daß ſich in demſelben alle Schloßbewohner, die nicht unumgänglich durch ihre Verrichtungen anderswo beſchäftigt waren, täglich vor dem Nachteſſen zum Abendgebet verſammelten. Das geſchah ſofort ganz regelmäßig und Bernhard ſelbſt ſprach das Abendgebet. Euphroſyne war immer gegenwärtig, und wenn ſie auch nicht mitbetete und nicht in den Anruf der Litaneien einſtimmte, ſo hörte ſie doch aufmerkſam zu und erbaute ſich aufrichtig an Bernhards ernſter Andacht.

Aber wohin begab ſich Bernhard dann? — Es waren nur einige Minuten — allein er brachte ſie weder in ſeinem Zimmer, noch in dem ihren, noch außerhalb des Schloſſes zu. Sie war verlegen, abermals neugierig zu fragen und hätte es doch für ihr Leben gern gewußt. Sie ſollte es erfahren! Adrian hatte ein leichtes Schnupfenfieber und lag im Bett. Euphroſyne ſaß neben ihm; ſie hatte die Kinderfrau zum Abendgebet fortgeſchickt. Ein grüner Schirm umgab das Licht; es war ſtill und heimlich im Zimmer und das Kind ſchien zu ſchlafen. Da erklang Bernhards Schritt draußen auf dem Gang und Adrian rief, indem er ſich lebhaft aufrichtete:

„Mama, ich muß aufſtehen! Papa kommt.“

Euphroſyne hielt dies für eine Fieberphantaſie und ſagte:

„Ruhig, Adrian! Papa will ſehen, wie es Dir geht.“

„Nein, nein!“ rief der Kleine, „wir beten jetzt.“

„Ah ſo!“ ſagte ſie halblaut und hüllte das Kind in einen Shawl. — Nun wußte ſie, wohin ſich Bernhard jeden Abend begab!

Bernhard war eingetreten. Freundlich nickte er Euphroſynen zu und kniete dann vor Adrians Lager nieder, der ſchon auf ſeinen Decken auf den Knien lag und auf ein Cruzifix mit jenem wunderbaren Ausdruck ſchaute, den Reynolds Pinſel dem Knaben Samuel gegeben hat, da er Nachts, Jehova's Stimme hörend, aufſprang und ehrfurchtsvoll auf ſeine Knie fiel — ein Ausdruck von erhabener Unſchuld. Bernhard betete mit dem Kinde das Vaterunſer, den Engliſchen Gruß, ein Gebetchen zum Kind Jeſu und eins zum Schutzengel. Euphroſyne war aufgeſtanden, um ihrem Mann Platz zu machen; aber unwillkürlich ſank ſie hinter ihm auf die Knie, als ſie auf die wunderbaren Worte lauſchte, welche, die Bedürfniſſe und die Bitten einer Welt zuſammenfaſſend, langſam und andächtig von dem Mann und dem Kinde geſprochen wurden. Leiſe ſprach ihre Seele ſie nach: „Dein Reich komme... Erlöſe uns vom Uebel... Mutter Gottes... bitte für uns arme Sünder...“ — O bitte auch für mich! bitte für mich! flüſterte ſie unter ſtrömenden Thränen, die ſanft wie Maienthau über ihr ſchönes Antlitz floſſen. — —

„Bernhard,“ ſagte ſie, nachdem Beide das Kind verlaſſen hatten; — „welche Lehre gibſt Du mir! was Du thuſt, hätte ich thun ſollen. Ach, das iſt die Sache der Mutter — und ich that es nicht!“

„Darum thue ich es in Deinem Namen,“ ſagte Bernhard mit einer Liebe in Wort und Blick, die nur Derjenige hat, der an das ſtellvertretende ewige Opfer glaubt und ſich in deſſen Kraft verſenkt.

„O!“ rief ſie ganz überwältigt von dem Himmliſchen, das in der Liebe eines Menſchenherzens ſein kann; — „ich will glauben, was Du glaubſt, um ſo gut zu werden, wie Du biſt.“

„Beſſer — hoff' ich!“ ſagte er zärtlich.

„Aber nun lehre mich Deinen Glauben, lieber Bernhard,“ rief ſie lebhaft.

„Der lernt ſich ganz leicht, wenn das Herz guten Willens iſt! Bitte Gott recht demüthig und recht beharrlich um die Gnade, glauben zu können — und Du wirſt glauben! Du wirſt in Deinem innerſten Gemüth eine Fähigkeit finden, welche die offenbarten religiöſen Wahrheiten erfaßt, umſchlingt, in's tiefſte geiſtige Leben hineinzieht, ſie zu eigen Dir macht, ohne ſie je zu erſchöpfen, und dann, von dieſem Kern aus, Blüthen und Früchte in's äußere Leben hineinwachſen läßt.“

Das begriff Euphroſyne nach und nach. Ihr Seelenleben war unentwickelt, weil es nicht unter der Sonne einer poſitiven Glaubenslehre ſich entfaltet hatte. Ihr Religionslehrer hatte ihr unbeſtimmmte, verſchwommene Gefühlsanſichten vom Glauben beigebracht, die nicht gerade ausreichten, um ihr zu zeigen, daß ſie mit ihnen auf den Triebſand wechſelnder Stimmungen gerathe und nicht die mindeſte Richtſchnur für's praktiſche Leben beſitze. Sie halfen ihr nicht ihre Fehler bekämpfen, nicht ihre natürliche Güte regeln. Sie gaben ihr nicht den feſten Standpunkt, von welchem aus die Beſtimmung des Menſchen einer Grundlinie folgt, die in die Ewigkeit hineinläuft. Sie öffneten ihr nicht jenen unendlichen Horizont für ihre Sehnſucht, ihre Gedanken, ihr Streben, der ſich zwiſchen der Seele und Gott aufthut, wenn die Glaubenswahrheiten wie unwandelbare Geſtirne in der ſonſt ſo unbeſtimmten Leere aufgehen.

Das wurde nun alles anders — und doch blieb ſie, was ſie war! Der zitternde Thautropfen ihrer Seele wurde nur zum lichten, feſten Kriſtall. Sie las, ſie ſprach mit Bernhard, ſie ließ ſich von Pater Smaragd unterrichten. Bisher hatte ſie ſich ein wenig vor ihm gefürchtet und nicht begreifen können, daß Bernhard ſich ſo gern mit ihm unterhalte. Er war ein hagerer, ſechs Fuß langer Mann, mit einem tiefgefurchten Antlitz, das durch breite, gerade, ſchwarze Augenbraunen auf den erſten Blick ſtreng erſchien. Die Gewohnheit der Contemplation und die heilige Asceſe gaben ihm dieſen allgemeinen, weltentfremdeten Ausdruck. Aber unter den finſtern Braunen lag ein Augenpaar ſo klar und ſo feurig, wie wenn die Abendſonne unter einer Stratuswolke untergeht — und dies Feuer war die unirdiſche Flamme, die über dem verkohlten Scheiterhaufen ſeines Ichs ſchwebte. Aber ſie brannte meiſtens nach Innen, vor dem Gekreuzigten und für ihn. Er kannte nichts Anderes als das Kreuz. Es genügte ihm. Bei ſiebzehn Jahren trat er in das Noviziat des damaligen Kloſters Kreuzbronn; bei vierundzwanzig wurde er Prieſter; bei dreiunddreißig ſchon Prior — weil er auf jeder Stufe des geiſtlichen Lebens immer der Vollkommenſten Einer war. Und als er nun eben Prior geworden und im Begriff war, mit ſeinen Brüdern die heilige Aſceſe des Ordenslebens, wie die großen Ordensſtifter ſie geübt und gewollt hatten, in Kreuzbronn friſch zu wecken und zu üben — da trat die ewig ſchmachvolle Säculariſation der geiſtlichen Güter in Deutſchland ein und die weltliche Macht bedeutete der Genoſſenſchaft, ſie habe auseinander zu gehen, es ſei jetzt aus und vorbei mit dem Kloſterunfug, mit dem mönchiſchen Unweſen. So lange Recht und Gerechtigkeit auf Erden gegolten haben, hat vielleicht nie eine ſo brutale, ſo maſſenhafte Ungerechtigkeit gegen Tauſende von wehrloſen Menſchen ſtattgefunden. Aber der giftige Haß gegen die Kirche, den die engliſchen Philoſophen, die franzöſiſchen Schriftſteller und die deutſchen Illuminaten und Freimaurer während des achtzehnten Jahrhunderts erregt und gepflegt hatten, verbunden mit dem politiſch-ſocialen Blutrauſch, der die Revolutions-Atmoſphäre Frankreichs auch nach Deutſchland hinüber trug — begehrte ſein Opfer: der Kirche ſollte ihr Herzblatt ausgebrochen werden — der Ordensſtand! vertrieben ſollte er aus ſeinen Klöſtern oder zum Ausſterben verurtheilt, auch hie und da dem Weltklerus eingereiht werden — bis die glückſelige Zeit komme, wo man auch dieſen ſäculariſiren und die kirchlichen Verrichtungen von reſpectabeln Familienvätern, eingeſchult im bureaukratiſchen Geſchäftsgang der alleinſeligmachenden Actenſchreiberei, beſorgen laſſen könne. Gegen brutale Vergewaltigung iſt die Kirche ſo wehrlos, wie Chriſtus gegen ſeine Henker! — Genug, Kreuzbronn wurde verkauft, die Kloſterkirche zur Pfarrkirche des Dorfes gemacht, das ſich um den Hügel, wie eine Heerde um den Hirten lagerte — und Pater Smaragd wurde auf ſein Anſuchen Pfarrer. So blieb er der Wächter des Heiligthums und unzertrennlich von den geliebten Mauern, in denen er ſich dem Dienſte des Gekreuzigten gewidmet hatte; — zugleich auch Seelenhirt! zwar nicht von ſeinen theuren Brüdern, die er auf die Pfade der höheren Vollkommenheit zu führen gedachte, aber doch von anderen Brüdern, die Gott ihm anvertraute und die zum Theil noch tief in Diſteln und Dornen der Verirrungen ſteckten. Der alte Baron hatte einen tiefen Widerwillen gegen Pater Smaragd, der ſo weit ging, daß er ſeiner erſten Frau, unter Androhung ſeines heftigſten Zornes verbot, ihn zum Beichtvater zu wählen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20856 / 043

Die alten Leute im Dorf wußten wohl, daß dies früher anders geweſen ſei; aber ſeine Familie wußte nichts davon, da dies vor ſeiner Verehelichung geweſen war. Bei ſeiner zweiten Frau konnte der Baron ganz ſicher ſein, daß ſie ſeine Antipathie gegen Pater Smaragd im gewiſſen Grade theile. Hingegen war er empört über die Ehrfurcht, die Bernhard ihm erwies, beſonders ſeitdem dieſer ſich im Schloß niedergelaſſen hatte. Als der Baron erfuhr, daß Bernhard zuweilen den Pater beſuche, ihn einlade und im freundſchaftlichen Verkehr mit ihm ſtehe, ſagte er eines Tages in ſeiner hämiſchen Weiſe zu Euphroſyne:

„Ich höre, daß bei Euch im Schloß der Wolf umgeht.“

„Wie ſo?“ fragte ſie verblüfft.

„Der alte Schleicher Smaragd geht ja bei Euch aus und ein.“

„Pater Smaragd . . . ein Schleicher!“ rief ſie. „Nun, wenn der nicht feſt genug auftritt, Papa, ſo thut es Niemand.“

„Comödie von Gradſinn, um Euch zu bethören — weiter nichts! Laß Dir geſagt ſein, daß er an nichts Anderes denkt, als Dir Deinen Glauben zu rauben.“

„Ach, lieber Papa,“ ſagte ſie ehrlich, „ich habe gar keinen Glauben, den man mir rauben könnte! Aber Du darfſt verſichert ſein, daß Pater Smaragd nie ein religiöſes Geſpräch mit mir angeknüpft hat.“

Das war auch ganz richtig! jetzt aber begann Euphroſyne ſolche Geſpräche mit Pater Smaragd anzuknüpfen und dabei faßte ſie ein ſolches Vertrauen zu ihm, daß ſie ihre frühere Scheu gar nicht begriff.

„Bernhard,“ ſagte ſie, „ich habe geleſen, daß man früher zum Troſt der Wanderer zuweilen mitten im Walde, in den Stamm eines großen alten Baumes ein Heiligenbild geſtellt habe. Wie ein ſolcher Baum kommt mir Pater Smaragd vor — hoch und ernſt, und drinnen das Abbild eines Heiligen.“

Bernhard freute ſich unausſprechlich über das Verſtändniß der göttlichen Glaubenswahrheiten und aller himmliſchen Dinge, das mehr und mehr wie ein geiſtiges Morgenroth in Euphroſyne aufging. Wenn ein reiner Spiegel der Sonne gegenüber geſtellt wird, ſo ſtrahlt er ſelbſt wie eine Sonne auf. Das Herz wird bald von den Strahlen des Glaubens durchleuchtet, wenn es nicht von Gedanken, Leidenſchaften und Vorſtellungen erfüllt iſt, die aus einer niederen Sphäre ſtammen und das Charakteriſtiſche haben, Zweifel gegen die Wahrheit der Offenbarung zu erregen und Schatten auf ſie zu werfen. Das reine Herz ſonnt ſich mit ſtiller Wonne in dem hellen Tag des Glaubens und iſt auch immer ein gelehriges Herz.

In der glorreichen Oſterzeit, wenn die Kirche durch die öſterliche Communion in allen ihren Gliedern ein allgemeines Auferſtehungsfeſt, ein Brautfeſt der Seelen in der innigſten Liebesgemeinſchaft mit dem göttlichen Heiland feiert — da war auch Euphroſynens Oſtertag, da empfing ſie zum Erſtenmal den Leib des Herrn im hochheiligen Altarsſacrament.

„Jetzt möchte ich ſterben!“ ſagte ſie ganz überwältigt von ſolcher Gnade zu Bernhard.

„Das ſollſt Du auch; — aber Dir ſelbſt und nicht der Erde,“ antwortete er mit thränenſchimmerndem Blick.

Dem alten Baron hatte man Euphroſynens Vorhaben nicht mitgetheilt. Bernhard kannte deſſen Geſinnung und nie berührte er dem Vater gegenüber religiöſe Fragen oder Dinge des höheren und inneren Lebens. Euphroſyne folgte dem Beiſpiel ihres Mannes. Jetzt aber fanden Beide es ſchicklich, ihm die vollendete Thatſache mitzutheilen.

„Was ſind denn das für Neuerungen?“ murrte er. „Da iſt der X. und der Z. Beide haben proteſtantiſche Frauen, doch Keine denkt daran, katholiſch zu werden.“

„Das müſſen wir abwarten,“ ſagte Euphroſyne.

„Bleibe doch Jeder bei ſeinem Glauben!“ rief er ſehr aufgebracht. „Der eine iſt nicht beſſer und nicht ſchlimmer als der andere! Ja, könnte einer beſſer ſein, ſo wär' es derjenige, bei dem der Prieſter am wenigſten Hokuspokus macht und bei dem es heißt: leben und leben laſſen.“

„Mein Gott!“ ſagte die Baronin, „wenn eine junge, ſchwärmeriſche Perſon in die Hände eines Fanatikers fällt, ſo iſt ein ſolcher Schritt erklärlich.“

„Ich bin nicht ſchwärmeriſch, Mama, und Bernhard iſt kein Fanatiker,“ verſicherte Euphroſyne.

„Du wirſt mir geſtatten, mein Urtheil abzugeben und nicht das Deine!“ ſagte die Baronin ſcharf.

„Wenn Bernhard kein Fanatiker iſt, ſo iſt es doppelt und dreifach der alte Heuchler, der Pfaff,“ rief der Baron dunkelroth vor Zorn. „Solch ein Pfaff iſt ganz dazu gemacht, einem die Kirche, den Glauben, ja Gott ſelbſt verhaßt zu machen.“

Euphroſyne ſtand auf, küßte ſchweigend die Hand des grimmigen Alten und verließ ſein Zimmer.

„Was ſoll das vorſtellen? warum läuft ſie fort?“ polterte er.

„Weil ſie nicht an dergleichen Expectorationen gewöhnt iſt, lieber Vater! ſie thun ihr allzu weh;“ — entgegnete Bernhard ruhig. „Ich bitte Dich aber ſehr, Deinen Zorn und Tadel in dieſer Sache nur auf mich zu wenden und Pater Smaragd aus dem Spiel zu laſſen, denn Du könnteſt Dich gegen ihn verſündigen.“

„Bah! bah! fällſt Du in den Predigerton? — Du weißt, wie ich den liebe!“

„Was weißt Du denn vom Predigerton? wann hörteſt Du eine Predigt?“ fragte Bernhard und ſeine Stimme klang wohl ſcherzend, aber tief traurig war ſein Blick.

„Haſt Recht, mein Sohn!“ entgegnete der Alte mit ſeinem häßlichen Lächeln; — „in dreißig Jahren vergißt ſich Manches.“

Bernhard ſchauderte innerlich. Er wußte wohl, daß ſein Vater ein todtes Glied der Kirche ſei; aber dies Seelenelend in ſo cyniſcher Weiſe ausſprechen zu hören — das war entſetzlich. Euphroſyne hatte dies Elend bis jetzt nicht erkannt. Nun aber würdigte ſie es in ſeinem ganzen Umfang.

„Bernhard!“ ſagte ſie ernſt, „das iſt ein Schatten auf unſerm Glück!“

Er legte ſanft einen Finger auf ihre Lippen und ſagte:

„Liebes Herz, davon wollen wir nie anders ſprechen, als zu Gott! — Man ſpricht ſich ſo leicht in eine Erregung hinein, die von der Sache auf die Perſon übergeht. Laß uns das vermeiden. Für ſolche Fälle gerade haben wir ja das Gebet, die fromme Fürbitte — und in ihr begegnen ſich unſere Seelen, was dieſen Punkt betrifft, inniger als in Worten.“

Sie küßte zärtlich ſeine Hand und rief:

„O Bernhard! jetzt, da ich glaube .... jetzt will ich auch lieben — und das werd' ich lernen im Gebet.“

Ihre Seele war wie eine Lerche, die frohlockend und ſingend aus der winterlichen Erdfurche zum heitern Frühlingshimmel auffliegt. Auch an Richenza dachte ſie mit viel innigerem Bedauern, weil ſie jetzt in der Sünde — die Gottesbeleidigung erkannte, die Verachtung der göttlichen Liebe, des göttlichen Gebots.

„Nie hab' ich früher dies Wort gehört, dies entſetzliche Wort: Gottesbeleidigung!“ ſagte ſie zu Bernhard: — „und wie nothwendig iſt es doch, daß ſich uns recht einpräge, wie jede unſerer Uebertretungen nicht dieſen oder jenen Menſchen nur kränkt, ſondern den Gott, der von allen Schätzen ſeiner herrlichen Schöpfung nichts für ſich begehrt, als das gehorſame Herz ſeiner Geſchöpfe. Ach, die arme Richenza! davon weiß auch ſie nichts!“ —

Von Richenza's Aufenthalt in Straßburg hatte Euphroſyne keine Ahnung. Die Nachforſchungen, die Gräfin Meerhaim in Dresden anſtellen ließ, bezeichneten den Maler Wilhelm Sinkler aus Brüſſel, denn von dort und dahin lautete ſein Paß. Dies hatte ſie von dem Director der Dresdener Gemälde-Gallerie und von Richenza's Profeſſor erfahren. Die Brüſſeler Kunſthandlung, für die er arbeitete, erwiderte auf ein nachfragendes Schreiben, er ſei mit ſeiner Frau nach Irland gereiſt; — und damit hörten alle Nachrichten, wenigſtens für Euphroſine auf, da Gräfin Meerhaim mit nervoſer Aufgeregtheit jede Erinnerung an Richenza von ſich wies. Richenza wußte wohl, daß Kreuzbronn nicht gar fern von Straßburg ſei und daß Euphroſyne auf den leiſeſten Wink zu ihr eilen werde. Allein ihre ſtolze Seele fühlte ſich viel zu gedemüthigt durch ihre Anmuth und durch die Umgebung der Familie Sinkler, um nicht tauſendmal lieber vor Euphroſyne zu fliehen, als ſie aufzuſuchen. Während die eine Schweſter, äußerlich troſt- und muthlos, innerlich ſtarr, im blindeſten Egoismus jedes Band zerriß, das ſie mit zwei Familien verknüpfte, ſuchte die andere ſich in die Eintracht der übernatürlichen Liebe mit Allen zu ſetzen, an die Gott ſie gewieſen hatte.

Das Gnadenjahr, wie Euphroſyne und Bernhard es nannten, war überreich an Gnaden: ehe es zu Ende ging, brachte es ihnen ein Töchterchen. Es wurde Grazia genannt. Der Name ſollte beſtändig an göttliche Gnade und an ewigen Dank erinnern.

„O Bernhard!“ ſagte Euphroſyne, „wir ſind zu glücklich! was wird nun kommen?“

„Was Gott will, liebes Herz!“ erwiderte Bernhard aus tiefſter Seele.

Aber es kam nichts, wodurch ihre Eintracht, ihre innige Zufriedenheit geſtört worden wäre. Freilich waren ihre äußeren Verhältniſſe nichts weniger als glänzend und Euphroſyne empfand recht oft, wie ſchwer es iſt, eine gute Hausfrau zu ſein, wenn man es mit beſchränkten Mitteln ſein ſoll. Freilich ließ ihre Stellung, dem alten Baron Urſperg gegenüber, recht viel zu wünſchen übrig, da an ein trauliches Familienleben mit ihm nicht zu denken war. Auf der andern Seite aber bewirkten gerade dieſe Umſtände, daß ſich Bernhard und Euphroſyne um ſo feſter an einander ſchloſſen und umſomehr ſich gewöhnten, ihr Glück in dem engen, aber geheiligten Kreiſe ihrer Ehe und ihrer Pflichten zu ſuchen; — und wer es da ſucht, der findet es auch. Und vollends dieſe Beiden, auf deren gegenſeitiger, zärtlicher Zuneigung ein ſo wunderſchöner Wiederſchein der göttlichen Liebe ruhte! Bernhard ſah in Euphroſyne über dem lieblichen Weibe, über der holden Mutter ſeiner Kinder — die Seele, die an ſeiner Hand in das Reich der Erlöſung eingegangen war; — und Euphroſyne ſah in Bernhard mehr als den Geliebten ihres Herzens, mehr als den Gemahl, dem ſie vertrauen, den ſie verehren konnte; denn neben dem irdiſchen Glück, das ſie auf ihn gründete, verdankte ſie ihm den Blick und den Weg zur ewigen Glückſeligkeit. Dieſe Empfindungen machten ihr Verhältniß ungemein zart und edel, und ganz ungeſucht nahm ihr Leben das Gepräge eines frommen Glückes an.

„Wer hätte je gedacht, daß das Schloß ein ſolches unſchuldiges Turteltaubenneſt werden würde!“ ſagte die Baronin Ulrike Urſperg einmal zu ihrem Mann.

„Wir beide hätten es freilich nicht dazu gemacht!“ entgegnete er mit ſeiner beſtändigen heimlich ſchadenfrohen Bereitwilligkeit, ſie zu kränken.

Sie ſah ihn an mit einem Blick, in welchem Haß und Verachtung zuſammenſchmolzen, Haß — wegen der Beleidigung, Verachtung — wegen des ohnmächtigen Grolls des alten Mannes, der gekrümmt und mit ſchweren erlahmenden Gliedern im Lehnſtuhl ſaß, und ſie ſagte eiskalt:

„Hätte ich nicht mehr Taubenſanftmuth, als Du mir zuzutrauen ſcheinſt, was würde aus Dir? wer pflegte Dich? wer führte Deine Geſchäfte? wer machte ſich zu Deinem Secretär, Deinem Verwalter, Deinem Arzt, Deiner barmherzigen Schweſter“ .... —

„Und wer ſtände dafür obenan in meinem Teſtament?“ unterbrach er ſie mit einem ſüßlichen Ton, der die Verhöhnung noch ſchärfer hervorhob. „Aber Du haſt Recht, Ulrikchen,“ ſetzte er ablenkend hinzu, „das Turteltaubenneſt da droben iſt drollig genug .... iſt aber doch immer beſſer, als wenn es noch das Schlangenneſt der früheren Zeiten wäre.“

„Nur iſt die Schlange noch da!“ warf ſie ein.

„Leider!“ murrte der Baron; — „er lebt ewig ... der Smaragd!“

„Ewig?“ fragte ſie ſpöttiſch; — „Smaragd iſt ja kaum ſo alt wie Du! man muß Anderen das gönnen, was man ſelbſt gern genießt.“

„Ja, ich genieße wahrlich mein Leben!“ rief der Baron mit einem ſo bittern, ſo ſchneidenden Hohnlachen, daß ein Grauen die Baronin überfiel. „Gefeſſelt an meine Gicht, gebunden an meinen Lehnſtuhl, geſchmiedet an meine Ulrike — kann es einen höheren Genuß des Lebens geben? Nein, ich möchte ihn beneiden, dieſen Schurken, dieſen Smaragd! kerngeſund iſt er, kerzengerade geht und ſteht er, Wind und Wetter ſchaden ihm nicht. Wenn ich ſo wäre, was würde ich dann noch für ein guter Jägersmann ſein! ... Er iſt freilich ein ſtupider Pfaff, der nichts verſteht von der edlen Jägerei.“

„Siehſt Du, daß Du es beſſer haſt!“ ſagte die Baronin. „Du kannſt Dir doch Freuden wünſchen, von angenehmen Erinnerungen zehren, an Deinem Reichthum Dich ergötzen, Dein Vermögen vermehren, was ein ächter, ein ſolider Genuß in allen Tagen iſt. Aber er! er hat ja nichts, was einem vernünftigen Menſchen im ſpätern Leben Troſt gewähren kann.“

Pater Smaragd gehörte allerdings zu jenen Menſchen, denen der heilige Apoſtel Paulus ſich ſelbſt zuzählte, als er ſagte: „Wir haben nichts und beſitzen Alles;“ — denn er beſaß das höchſte Gut — Gott; und in Gott — Alles. Pater Smaragd ſtand in ſeinem kleinen zellenhaften Zimmer am Fenſter und blickte ſinnend in den inneren Schloßhof. Er war in der Mitte der Sechzig mit ſchneeweißem Haar, mit einer ſo lichten, majeſtätiſchen Stirn, als hätten erhabene Gedanken ſie ſich ausgewölbt und mit ſchwarzen Augen, aus denen ein Etwas, wie der übernatürliche Glanz der ewigen Jugend leuchtete, wenn er ſie aufſchlug oder ſeinen Blick feſt auf einen Gegenſtand richtete. Das that er aber gewöhnlich nicht. In tiefer, weitgeſchnittener Höhle ruhte ſtill ſein Auge und ſchaute nach Innen oder über die Welt hinweg. Seine edlen, äußerſt beſtimmt geſchnittenen Züge waren durch die Jahre und durch die Mühen und Anſtrengungen ſeines Lebens ſcharf und hart ausgearbeitet; aber ein Ausdruck von unſäglichem Wohlwollen verbannte alle Strenge von ſeinem Antlitz und nur ehrfurchtgebietend, nicht furchterregend ſah er aus. Die Abendſonne des Dezembers füllte mit dem eigenthümlichen kupferrothen Licht des Winters ſeine Zelle, an deren Hinterwand die große Linde des Schloßhofes ein Schattengeflecht ihrer entlaubten Aeſte und Zweige tuſchte. Die Dohlen flogen mit eintönigem Gekrächz um die Wipfel der Linde und um die Thürme der Kirche, während im Hof Meiſen, Goldammern und Spatze umherhüpften, die Brodkrümchen aufpickten, die Pater Smaragd ihnen eben geſtreut hatte, und zum Brunnen flatterten, auf deſſen Rand ſie ſich ſetzten, zierlich ein Waſſertröpfchen mit ihrem kleinen Schnabel auffingen und dann wieder zwitſchernd und ſchwirrend davonflogen.

„Du gibſt ihnen ihre Speiſe zu rechter Zeit,“ ſagte Pater Smaragd halblaut mit den Worten des Pſalmenſängers und ſchaute dem Treiben dieſer kleinen Geſchöpfe ſo freundlich und theilnehmend zu, wie nur der es kann, der in den Naturweſen die wunderbare Hand des Schöpfers erkennt. Dann verließ er ſeine Zelle, die nebſt einem Schlafkämmerchen ſein Gemach bildete, öffnete die Thür der Küche und ſagte zu einem Mann, der dort nicht mit Kochen, ſondern mit Korbflechten beſchäftigt war:

„Amandus, zur Veſper.“

Amandus erhob ſich, brachte ſchnell ſeinen armen ländlichen Anzug in geziemende Ordnung und folgte dem Pater über eine kleine Wendeltreppe in die Sacriſtei und von dort in die Kirche, wo ſie in der langſam feierlichen Weiſe der erſten Benedictiner die Veſper beteten.

Amandus war das einzige Weſen, welches den Hausſtand des Paters bildete und ſeit einer Reihe von Jahren den Laienbruder erſetzte, der ſich in treuer Anhänglichkeit nicht von ſeinem ehemaligen Prior trennte, als derſelbe Pfarrer zu Kreuzbronn wurde. Aber als der Tod den guten Laienbruder abrief, trat Amandus, ein armer Waiſenknabe, an deſſen Stelle und übernahm, wie jener, die Geſchäfte des Kochs, des Dieners, des Botengängers, des Krankenwärters bei armen Leuten, womit er dann noch ſein beſonderes Handwerk, das Korbflechten, verband und mit großer Aufmerkſamkeit und Andacht das Breviergebet von Pater Smaragd erlernte. Sie lebten zuſammen wie jene Väter der Wüſte, wo häufig ein älterer Einſiedler einen jüngeren in ſeine Felſengrotte nahm, um kleine Dienſte von ihm zu empfangen und ihn anzuleiten im inneren Leben. Nie hatte ein weibliches Weſen die

Schwelle von Pater Smaragd's Gemach betreten. Er hielt ſtreng die Clauſur inne, die oberhalb ſeiner Treppe begann und ohne Ausnahme jede Frau ausſchloß. Am Fuß der Treppe, neben der Sacriſtei, hatte er in eine armſelige Kammer ein Crucifix gehängt und ein paar hölzerne Bänke geſtellt. Das nannte er ſein Sprachzimmer und da empfing er mit großer Freundlichkeit die Frauenwelt.

Nachdem Veſper und Complet gebetet waren, ertönte vor der äußeren Thür des Sprachzimmers ein beſcheidener Schellenzug, und als Pater Smaragd öffnete, trat der kleine Adrian mit ſeiner Wärterin ein und übergab ein Billet von Euphroſyne, das die dringende Bitte ausſprach, der Pater möge ſie am nämlichen Abend beſuchen. Er liebkoſte das zarte ſchöne Kind, verſprach zu kommen und ging zu einem Kranken hinab in's Dorf, deſſen erſte Häuſer ſchon am Abhang des Berges lagen. Nicht auf dem breiten, bequem gewundenen Fahrweg ging Pater Smaragd, ſondern auf der ſogenannten Kreuzwegstreppe, die ſteil und ſchnurgerade von der Kirche in's Dorf führte. Sonſt hatten ſich zu beiden Seiten derſelben, in regelmäßiger Entfernung von einander, die vierzehn Stationen des Kreuzwegs in Stein gehauen erhoben, und die alten Leute im Dorf ſprachen noch mit Liebe davon, wie ſchön ihr „Calvarienberg zu Kloſterszeiten" geweſen ſei. Als aber der Baron Urſperg an's Regiment kam, fand er, daß ſein Kunſtſinn beleidigt werde durch die ziemlich roh gearbeiteten und überdies verwitterten Bildſtöcke von Sandſtein — und ſein religiöſes Gefühl durch den Götzendienſt, den das verdummte, abergläubiſche Landvolk mit dieſen Steinblöcken treibe. Unter dem Vorgeben, in beſſeren Zeiten dieſe Mißgeſtalten nach und nach durch ſchöne Figuren zu erſetzen, verſchwanden allmälig die alten Stationsbilder, wurden zu Fundamenten und Mauern von Ochſen- und Pferdeſtällen verwendet und natürlich niemals erſetzt. Die ſchrecklichen Kriege und Umwälzungen, welche im Anfang des Jahrhunderts eine tauſendjährige Ordnung der Dinge in den Verhältniſſen Europa's über den Haufen warfen, gewöhnten nach und nach das katholiſche Volk an ſo viel Fremdartiges und entwöhnten es ſo ſehr von den traulich lebendigen Aeußerungen ſeines Glaubens, daß es auch in Kreuzbronn den Verluſt ſeines „Calvarienberges" verſchmerzte. Pater Smaragd aber behielt eine beſondere Andacht zu der Kreuzwegstreppe und niemals ging er ihre ausgetretenen und verſchobenen ſteinernen Stufen hinab und herauf, ohne die heiligen Geheimniſſe des bittern Leidens Jeſu mit gerührtem Herzen zu betrachten. Am ſtillen, ſpäten Abend, wenn im Dorf und im Schloß ſchon Ruhe eingekehrt war, wollte man häufig den Pater Smaragd bemerkt haben, der auf den Knien die ſteile Treppe erklimmte. An dieſem ſchönen Winterabend voll

Mondſchein und Sternenlicht, ohne Schnee und Froſt, verſagte er ſich gewiß nicht dieſe Freude.

Bernhard und Euphroſyne empfingen ihn ſpäter auf's Herzlichſte und Euphroſyne ſagte mit freudeſtrahlenden Augen:

„Hochwürdiger Pater, Sie müſſen uns jetzt Ihren allerbeſten Rath geben. Meine gute Mutter hat mir zum Chriſtfeſt ein Geldgeſchenk gemacht. Das möchte ich nun in meinem, in Bernhard's und in Grazia's Namen ſo anwenden, daß Viele davon eine Freude hätten. Was meinen Sie? . . . . ſoll ich es den Armen geben? und welchen Armen?"

„Den Armen im Geiſt, gnädige Baronin," ſagte Pater Smaragd nach kurzem Beſinnen.

„O mein Pater," rief Bernhard lachend, „zu Ihren Höhen erſchwingen wir uns nicht; wir wollen bei den materiell Armen bleiben."

„Wohlan auch ich, Herr Baron!" entgegnete Pater Smaragd mild; „aber auch der Aermſte der Armen lebt nicht vom Brod allein, ſondern vom Wort, das aus dem Munde des Herrn kommt. So ſteht's in heiliger Schrift. Mancher Arme iſt zwar arm an Brod, doch ärmer noch an Geduld, an Ergebung, an Gottvertrauen, denn er vernimmt nicht das Wort, das der Herr zu ihm ſpricht."

„Das dürfen Sie nicht ſagen, hochwürdiger Pater!" rief Euphroſyne ganz erregt von kindlichem

Eifer; „Sie lehren und predigen ja ſo wunderſchön!“

Ohne dieſe Einwendung zu beachten, ſprach er:

„Nimm dein Kreuz und folge mir nach! — Dies Wort iſt der Wegweiſer zum ewigen Leben. Dies Wort ſoll vor unſerm Auge ſchweben, in unſer Ohr klingen, unſer Herz erfüllen. Dies Wort ſoll nicht nur von der Kanzel gepredigt, im Gebetbuch geleſen werden, — nein! zu unſerm innerſten Bewußtſein, zum Regulator unſers ganzen Lebens ſoll es werden, mit uns verwachſen und verſchmelzen ſoll es, damit wir, durch das Kreuz und auf dem Kreuz vereint werden mit unſerm Gott, dem menſchgewordenen, dem leidenvollen, dem gekreuzigten. Dies Wort anſchaulich machen, vertraut machen, — o welch ein gutes Werk iſt das! und gar es beliebt machen — o welche Gnade! Es iſt nicht zu ſagen, wie viel Elend aus der Welt verſchwinden würde, wenn man dies Wort beherzigte.“

„Nun alſo?“ fragte Euphroſyne geſpannt; „was kann ich thun?“

„Sie können einen ſtummen, aber ſehr beliebten Prediger anſtellen, gnädige Baronin.“

„Ach!“ rief ſie munter, „ich glaube gern, daß ein ſtummer Prediger beliebt iſt! Er hält keine unbequeme Ermahnungen.“

„Damit wäre mir nicht gedient,“ ſagte Bernhard. „Ich mag gern die Ermahnung, ſei ſie bequem oder nicht. Es iſt in meiner Natur etwas ſo Laues, ſo Hinfälliges, daß ich, wenn ich hundert Schritt gegangen bin, ſchon den Sporn bedarf.“

„Und ich nach fünfzig Schritten!“ verſicherte Euphroſyne eifrig, damit Pater Smaragd nur nicht ihren geliebten Bernhard unterſchätze.

„So geht es uns Allen, gleichviel ob wir Freiherrn oder Bettler ſind,“ ſagte der Pater; „denn wir Alle ſind Seelen und haben als ſolche die nämlichen Bedürfniſſe. Mein ſtummer Prediger aber iſt doch äußerſt beredt, denn er beſteht in den Kreuzwegs-Stationen.“

Euphroſyne war erſt ſeit dem Frühling ein Kind der Kirche, alſo noch fremd in dem herrlichen Blumengarten, der aus dem katholiſchen Glaubensleben in Fülle erblüht. Sie erwiederte kleinlaut:

„Ich bin eine Unwiſſende, mein Pater, und kenne dieſe Stationen nicht.“

„Es iſt eine Lieblingsandacht des frommen Volkes, gnädige Baronin, unſern göttlichen Erlöſer in den letzten Stunden ſeines Leidens zu betrachten und ſeinem Marterwege auf Schritt und Tritt zu folgen, um aus dieſer Andacht die Kraft zu ſchöpfen, Dornen und Wunden, Trübſal und Bitterkeiten, an denen jedes Menſchenleben ſo reich iſt, in dem Sinn zu tragen, wie Jeſus ſie trug — aus übernatürlicher Liebe. Um dieſe Andacht eindringlicher zu machen, hat man in alten Zeiten, die ein tiefes Verſtändniß für ſeeliſche Bedürfniſſe beſaſſen, gewiſſe Momente aus dem bittern Leiden und Sterben bildlich dargeſtellt und ſie in einer Reihenfolge, von der Verurtheilung durch Pilatus an bis zum Begräbniß durch Joſeph von Arimathia — aufgerichtet. Gewöhnlich ſteigen dieſe Stationen, die man ſo nennt, weil man bei ihnen betend und betrachtend verweilt, einen Berg hinan, den eine beliebte Wallfahrtskirche krönt. Es hat fromme Männer gegeben, die eigens nach Jeruſalem gepilgert ſind, um die Entfernung der Stationen von einander, wie die fromme Tradition es aufbewahrte, nach Schritten abzumeſſen und danach in ihrer Heimath einen Calvarienberg oder ſonſt wo an heiliger Stätte, z. B. auf dem Kirchhof, einen Kreuzweg zu errichten. Die Andacht ſcheint durch heimkehrende Kreuzfahrer, die liebeglühend vom heiligen Grabe kamen, eingeführt zu ſein. Vielleicht beſtand ſie ſchon früher und wurde nur um ſo volksthümlicher, je mehr man durch die Kreuzzüge Kunde von Jeruſalem erhielt, und je größer das Verlangen wurde, das doch nur die Allerwenigſten befriedigen konnten, die heiligen Stätten mit eigenen Augen zu ſchauen. Als Kreuzbronn noch Kloſter war, hatten auch wir unſern Calvarienberg, ja das Kloſter ſtand auf demſelben und umfing ein Golgatha — das Cruzifix unter der Linde."

Eine namenloſe Wehmuth flog über ſein Antlitz und durch ſeine Stimme, als er hinzuſetzte:

„Ich vermiſſe nichts, denn ich habe ja meinem Calvaria treu bleiben dürfen; allein meine Armſeligkeit bedürfte ſo ſehr eines Hülfsprieſters, der das Volk beten, lieben und leiden lehrte — und das wären eben die Kreuzwegs-Stationen.“

Thränen zitterten an Euphroſynens Wimpern, als ſie fragte:

„Iſt es ſehr ſchwer, mein Vater, beten, lieben und leiden zu lernen?“

„Schauen Sie auf den Gekreuzigten, gnädige Baronin, und ſehen Sie, was es ihn gekoſtet hat, um vollkommen zu beten, vollkommen zu lieben, vollkommen zu leiden: ſein Herzblut! Es thut dem irdiſchen Menſchen immer weh und deshalb wird es ihm immer ſchwer, ſich bis auf's Blut zu verleugnen. Aber Gebet ohne Selbſtverleugnung — was iſt das? — Aeußere Angewöhnung oder Heuchelei. Liebe ohne Selbſtverleugnung — was iſt das? — Eigenliebe. Leiden ohne Selbſtverleugnung aber... das iſt etwas Entſetzliches, das zum Gipfel des ſtarren Hochmuths und in die Tiefe der Hölle treiben kann. Weil die Welt in dieſem Sinn leidet, darum leidet ſie furchtbar, denn ſie leidet ohne Gott... troſtlos und gottlos.“

„Ja!“ rief Bernhard, „der Calvarienberg iſt wahrhaftig ein guter Lehrmeiſter, den wir Alle recht nöthig haben, weil er uns fort und fort Bilder der heiligen Liebe, an der wir ſo arm ſind, vor's Auge ſtellt. Ich, Euphroſyne, ſtelle mich unter den Armen, die Du erfreuen willſt, obenan."

„Selig die Armen im Geiſt; ſie haben die Verheißung des Himmelreichs," ſagte Pater Smaragd und blickte liebevoll Bernhard an; während Euphroſyne fröhlich in die Hände klatſchte und rief:

„Alſo es bleibt dabei, mein Pater! wir machen aus der alten zerfallenden Kreuzwegstreppe eine Himmelsleiter."

„Nehmen Sie mich mit hinauf, gnädige Baronin," antwortete er demüthig.

Sie aber entfernte ſich leiſe, ging nach dem Zimmer, wo die kleine Grazia ſchlief, kniete neben ihr nieder und flüſterte zärtlich: „Kind meines Herzens, wenn Du nur auf Roſen in den Himmel kommſt, ſo will ich ſchon gern unter dem Kreuz und auf Dornen gehen lernen."

Die Baronin Ulrike war ſtets von Allem unterrichtet, was im Schloß geſchah. Es haben manche Perſonen die Neigung, Alles wiſſen zu wollen, was der Nächſte thut und treibt — und das Talent, es zu erfahren. Sie war eben neugierig — die gute Baronin. Freilich behauptete ſie, daß ſie dadurch Stoff zur Unterhaltung mit ihrem Gatten ſammele; — und das war richtig! allein dieſe Unterhaltung war ihr höchſt willkommen. So blieb ihr denn auch Euphroſynens Abſicht, die Stationen aufzurichten, nicht lange verborgen, und obſchon ſie wußte, daß ſich der alte Baron halbtodt ärgern werde — und obſchon nichts leichter war als ihm, der niemals ausging, die Sache zu verſchweigen, ſo ermangelte ſie doch nicht, ſie ihm mitzutheilen. Der alte Herr wüthete.

„Richtig! der Pfaff macht eine Betſchweſter aus ihr! nolens volens muß das kleine muntere Ding eine Kopfhängerin werden! Dazu verwendet ſie ihre paar Thälerchen! Wenn Gräfin Meerhaim ihr ein glänzendes Nadelgeld gäbe, wollt' ich nichts ſagen; aber ſie gibt eine Miſere — und das wirſt dies einfältige Ding nun gar in ſo unſinniger Weiſe fort. Hab' ich denn nicht die garſtigen Steinklötze im Fundament meiner Stallungen vermauern laſſen, damit Gottes Schöpfung nicht durch ſie verunſtaltet würde! — Und dieſer Bernhard! ſoll ich ihm nicht die Pachtung des Gutes wieder abnehmen? er ruinirt ja ſich und mich! — Aber kein anderer Pachter hält mir das Schloß in Ordnung!... im Gegentheil! es wird verwohnt und verwüſtet. Nun, was ſagſt denn Du dazu, Du, Ulrike! Du biſt doch ſonſt zungenfertig genug!“

„Ich ſage, daß Du Deine Herren Söhne kurz und knapp halten mußt, knapp und kurz!“

„Damit Dir am Ende Alles zufiele, nicht wahr?“ rief er mit zornigem Groll.

Da öffnete ſich die Thür und Euphroſyne trat ein — der lebendigſte Gegenſatz zu aller Köpfhängerei. Sie hatte ſich in einen ſchwarzen Sammetmantel eingehüllt und deſſen Capuze über den Kopf gezogen, ſo daß ihr feines blühendes Antlitz ganz allerliebſt friſch und anmuthig aus der Pelzeinfaſſung hervorſchaute. Phantaſievolle Maler haben zuweilen Arabesken gemalt, in welchen Amoretten allerhand Spiele und Vermummungen treiben, durch die ſie gerade recht reizend erſcheinen. Euphroſyne ſah aus wie eine Amorette, die ſich zum Scherz als Winter maskirt hätte. So trat ſie vor den grimmigen Alten und küßte ehrerbietig ſeine knochige, harte Hand, indem ſie ihm guten Morgen wünſchte.

„Setze Dich und höre zu!“ ſagte er barſch. „Ich habe geſtern etwas geleſen, das ich Dir erzählen will. Vor Mahomeds Zeit war zu Mecca in Arabien ein Tempel, genannt die Caaba, und in demſelben befand ſich der Fetiſch, den die Araber anbeteten. Dieſer Fetiſch war ein ſchwarzer Stein, von dem die Sage berichtete, er ſei rubinroth vom Himmel gefallen, aber die Sünden der Welt hätten ihn kohlenſchwarz gemacht. Jetzt ſage mir, welche Aehnlichkeit beſteht zwiſchen Dir und den alten vor-mohamedaniſchen Arabern?“

Euphroſyne lachte hell auf und ſagte: „Keine.“

„So will ich Dir den Punkt auf's I ſetzen!“ fuhr er immer heftiger fort: „Du beteſt, wie ſie, den Fetiſch eines Steinblocks an.“

„Liebes Väterchen,“ erwiederte Euphroſyne, ſchwankend zwiſchen Lachluſt und Erſtaunen, „ich höre zum erſten Mal in meinem Leben von dieſem wunderſamen ſchwarzen Stein; ich finde die Sage, die ſich an ihn knüpft, ſehr ſchön; aber von da bis zur Anbetung iſt eine Kluft, die kein vernünftiger Menſch, viel weniger ein Chriſt, überſpringen kann.“

„Und doch willſt Du eine ganze Sammlung von Steinblöcken machen, willſt ſie zu menſchlichen Figuren aushauen laſſen, die Du Chriſtus und Maria und ich weiß nicht wie! benennſt; — willſt ſie an der Bergtreppe öffentlich aufſtellen und den Scandal erneuern, den ich abgeſchafft habe, daß vernünftige Menſchen dieſe Figuren anbeten! Iſt das erhört im neunzehnten Jahrhundert? Iſt es unſinniger zu glauben, daß ein rother Stein ſchwarz wird, als daß ein Gott Menſch wird? Unſinniger, den ſchwarz gewordenen Stein um dieſes Wunders willen anzubeten, als eine Steinfigur, weil ſie ein gottmenſchliches Monſtrum vorſtellt? Biſt Du nicht in einer aufgeklärten Religion geboren und erzogen, der ſolchem mönchiſchen Aberglauben ſpinnefeind iſt, was denn freilich ihre einzige gute Seite iſt! warum denn läßt Du Dich von Bernhard bethören und vom Pfaffen beſchwatzen, an die Chriſtus-Sage zu glauben und katholiſch zu werden? Welcher vernünftige Menſch auf Erden glaubt denn überhaupt noch daran? Alte Weiber und dumme Jungen — ja! aber Männer von rationeller Bildung — nein! die haben mit dem Glauben abgethan! die wiſſen! die verachten Dich und alle Betſchweſterei — möge ſie von Männern oder Weibern getrieben werden!“

Er ſchwieg athemlos und überwältigt von Zorn. Seine Frau nickte ihm ſchweigend und wohlgefällig ihre Uebereinſtimmung zu. Euphroſyne hatte ſich aus ihrem Mantel herausgewickelt. Immer größer wurden ihre Augen, immer ernſter ihr Ausdruck. Aus der Amorette wurde eine Pſyche. Sie zog ein winziges Büchlein hervor, das ſie bei ſich trug, ſchlug ein Blatt auf und las mit ſanfter, feſter Stimme:

„Ich weiß, an wen ich geglaubt habe.“ Und dann ſetzte ſie hinzu, indem ſie unerſchrocken in das wilde Auge des Barons ſah:

„Das ſage ich mit dem Apoſtel Paulus, mein liebes Väterchen, und mit allen apoſtoliſchen Männern, allen Martyrern, Heiligen und Gläubigen der heiligen katholiſchen Kirche. Wenn mich Männer von rationeller Bildung deshalb verachten, ſo muß ich mir das gefallen laſſen, indem ich ſie und ihre Bildung von Herzen bedauere. Ich finde es für Zeit und Ewigkeit ſicherer, mit dem Apoſtel Paulus zu glauben, als mit den rationell Gebildeten zu wiſſen.“

„Wohl bekomm's!“ fuhr der Baron auf. „Aber ich ſage Dir, ich! daß ich den Unfug mit Deinen ſteinernen Puppen nicht dulden werde. Ich will ſie nicht auf meinem Grund und Boden — da bin ich der Herr, nicht Bernhard. Ich will ſie nicht für die Kirche — da bin ich der Patron, nicht Du. Punctum."

„Ich wette, Väterchen," ſagte Euphroſyne ſcherzend, „daß Du nichts dawider hätteſt, wenn wir die Statuen von Apoll und Diana aufſtellten."

„Als Geldverſchwendung könnte ich es nicht billigen," antwortete er beſänftigt. „Aber die Vernunft käme nicht dabei zu kurz, denn die Gebildeten erfreuen ſich an den ſchönen Geſtalten und das Volk wird nicht durch ſie verdummt, denn es weiß nichts von ihnen."

„Dafür wird es aber von den rationell Gebildeten verachtet, das arme Volk! es ſoll ja wiſſen — nicht wahr, Väterchen?" ſagte ſie ſchelmiſch und mit ihrem allerliebſten Lächeln, das den Baron einigermaßen entwaffnete.

„Du biſt eine kleine unzurechnungsfähige Marionette in den Händen Bernhards und des Pfaffen," ſagte er weniger barſch. „Mit Dir iſt gar nicht zu reden über rationelle Dinge. Aber Bernhard! den werd' ich vornehmen!"

Sie küßte ſeine Hand und begann Wunderdinge von Grazia und ihrer frühen Entwickelung zu erzählen, ſo daß der Baron bei ihrem muntern Geplauder ſeine Verſtimmung vergaß. Als er ſpäter allein mit ſeiner Frau war, die es nicht leiden konnte, wenn man andere Frauen lobte, ſagte er wohlwollend:

„Es iſt doch gar ein gutes Kind, das Roſinerl! Bernhard hat wahrhaftig das große Loos gezogen, denn ſie beſitzt zwei Eigenſchaften, die ein Ehemann gar nicht genug ſchätzen kann: ſie iſt fröhlich und ſie iſt treuherzig. Das verſüßt den ſchweren Stand der Ehe. Was meinſt Du?“

„Ich meine, daß ſie trotz aller Treuherzigkeit liſtig genug iſt,“ ſagte die Baronin ſcharf.

„Nun ja, Ulrikchen! welche Tochter Eva's wäre nicht etwas zur Liſt geneigt! aber ſie iſt es cum grano salis — und eigentlich nur ſo, um ſie ganz allerliebſt zu machen. Und das iſt und bleibt die Haupttugend einer Frau: das Allerliebſtſein.“

„Schade, daß dieſe hohe Tugend mit der Zeit abnimmt! Bei fünfzig Jahren iſt keine Frau allerliebſt,“ ſagte die Baronin kalt.

„Hm!“ murmelte er halb für ſich, „ich könnte mir doch vorſtellen, daß eine Frau, wie das Roſinerl, auch bei fünfzig Jahren ihrem Mann die Allerliebſte wäre.“

◆

Chiara Stella.

Rom 1847.

Es gibt viele Schmerzen im ſchmerzenreichen Leben. Keiner iſt größer, als wenn eine Seele mit ernüchtertem, enttäuſchtem Blick in ihre eigene Verwüſtung ſchaut.

Tiefe Stille ruhte auf den Pinienhainen der Villa Pamfili. Der Octobermorgen, der reine blaue Himmel, durchleuchtet vom Sonnenlicht, das mannigfache Grün der italieniſchen und nordiſchen Bäume, die in großartigen, maleriſchen Gruppen den gewellten Boden der Villa bedecken, der berühmte Blick auf den Weltdom der Peterskirche, die weite Ausſicht auf das wunderbar ſchöne Gebirg, von dem einſamen Soracte an, der gegen Norden wie ein Altar aus der Ebene emporſteigt, bis hinab zum Süden, wo ſich die Albanerberge an die celabreſiſchen ſchließen — Alles ſtimmte zuſammen wie ein harmoniſcher Accord und machte einen Eindruck von tiefem Frieden. Und der iſt etwas ſo Seltenes auf Erden, daß er ſogar in Naturſcenen nicht häufig gefunden wird. Damals war die Villa Pamfili noch nicht, wie jetzt, dem ſpazierenfahrenden Publikum geöffnet, alſo in dieſer Beziehung noch nicht die Nebenbuhlerin der Villa Borgheſe, der ſie jetzt an gewiſſen Tagen der Woche die ſchöne Welt zu Wagen und zu Pferd entführt; — man durfte nur zu Fuß ihre Haine durchwandern. Da ſie ziemlich entfernt vom Mittelpunkt der Stadt vor dem St. Pancratiusthor liegt und der Weg zu ihr bergan führt: ſo war ſie früher wenig beſucht und in den Morgenſtunden beſonders ganz einſam. Deshalb gerade mochten die beiden Perſonen, die in den langen Alleen von immergrünen Eichen wandelten, ſie aufgeſucht haben. Es war ein Mann und eine Frau. Beide ſchwiegen; aber ſie hatten lange mit einander geſprochen. Von dem Frieden, der in dieſen Elyſiumsgefilden herrſchte, waren ſie weit entfernt. Sie ſchwiegen; — nicht weil ſie ſich den Eindrücken der Natur hingaben, ſondern weil jedes Wort ihnen weh that. Es waren zwei Menſchen, die von trauriger Leidenſchaft zu einander geriſſen waren und nun nach unſäglichen Qualen und namenloſen Kämpfen erkannten, daß ſie in dieſem Verhältniß zu Grunde gingen und keine andere Rettung ſahen — als Trennung. Endlich blieb der junge Mann ſtehen und rief:

„Bleibt es bei dem letzten Wort?“

Schweigend bejahte ſie.

„Nicht ich ſpreche es aus! Das Zeugniß kann ich mir geben; — nicht ich!“

Sie bejahte abermals ſtumm, doch mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Wer von uns wird fortgehen?“ fragte er.

„Ich!“ ſagte ſie eiskalt und über ihr ſchönes Antlitz flog ein Ausdruck von unüberwindlicher Entſchloſſenheit.

Als er das ſah, rief er:

„Ich ſage aber Nein! zu Allem... Nein!“

„Das iſt jetzt zu ſpät,“ erwiederte ſie. „Die Todten werden nicht wieder lebendig. Mein Herz iſt todt und ich handele fortan ſo, wie dies todte Herz es mir eingibt. Ich gehe meinen Weg.“

„Aber nicht allein!“

„Allein! denn ich will allein ſein, ich, mit meinen Kindern,“ ſprach ſie und ſah ihm feſt in's Auge.

„Chiara Stella!“ rief er bittend.

„Ich heiße nicht mehr Chiara Stella,“ ſagte ſie; „Richenza heiß' ich... und unſere Wege trennen ſich, von heute an, von jetzt an. Lebewohl.“

Sie ging ſeitwärts aus der Allee heraus und auf den Raſen, um in die entlegenen Partien der Villa zu gelangen. Er wartete auf derſelben Stelle. Da ſie aber nicht nach ihm zurückblickte, eilte er ihr nach, trat ihr in den Weg und rief:

„Nein! ſo nicht! das iſt kein Lebewohl!“

„Iſt die Comödie noch nicht zu Ende geſpielt?“ ſagte ſie, immer in demſelben eiſigen Ton. „Meine Rolle iſt's! ich weiß kein Wort mehr zu ſagen als Lebewohl.“

Und abermals wendete ſie ſich von ihm ab und ging über den Raſen langſam fort. Wäre ſie eilig, unruhig gegangen, vielleicht wäre er ihr nochmals gefolgt; allein jetzt ſah er, daß ſie ihn nicht floh, wohl aber ihren Weg ging. Da ſchlug er die entgegengeſetzte Richtung ein, verließ mit raſchem Schritt die Villa und ſchwang ſich auf ſein Pferd, mit welchem ſein Jockey ihn vor dem Gitterthor erwartete. Als er aufgeſeſſen war, richtete er ſich plötzlich, faſt unwillkürlich, hoch auf in den Bügeln, indem er einen tiefen Athemzug that und ſeine Reitgerte nach allen vier Winden ſchwenkte, als ob er im Bewußtſein ſeiner Befreiung Beſitz nehmen wolle von der ganzen Welt; — dann ritt er der Stadt zu.

Sie blieb allein. Sie hatte es gewollt. Aber jetzt, da ſie es war, erſchauerte ſie. Sie umſchlang eine Pinie und lehnte ihre Stirn an den rauhen Stamm. Ihr Hut fiel zu Boden und eine Fülle von dunkelbraunen Locken ringelte ſich regellos um ihr ſchönes Antlitz, das von ganz eigenthümlicher, ergreifender Schönheit war. Sie ſah aus wie jenes wunderbare Bildwerk der antiken Kunſt, die Meduſa Rondanini, auf deren herrlichem Angeſicht die erſtarrenden Schatten des Todes ſich über das üppigſte Leben lagern. So ſtand ſie lange da, unbeweglich — und erſt, als die harte Rinde ihre Stirn verletzte, ließ ſie ſich am Fuß der Pinie im Graſe nieder und überdachte ihre Gegenwart, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft — und die Zukunft ihrer Kinder. O Gott! welche Bilder gingen da an dem Auge ihrer Seele vorüber! Acht Jahre waren es, ſeitdem ſie Wilhelm Sinklers Frau geworden. Ach! gab es in dieſen acht Jahren wohl acht glückliche Tage für ſie?... oder drei Tage?... oder einen einzigen Tag? — — Nicht einen gab es; nicht vierundzwanzig Stunden hinter einander war ſie im innerſten Herzen zufrieden mit ihrem Schickſal, mit ihrem Antheil am Leben geweſen. Immer war ein Dorn im Herzen, der es verletzte, aufſtachelte, unruhig machte, keine Zufriedenheit aufkommen ließ. Ein Traum folgte dem andern, eine Enttäuſchung der andern, eine Verzweiflung der andern. Jetzt war ſie ſiebenundzwanzig Jahre alt, die ſchönſte Jugendzeit dahin, das Herz leer, der Kopf wüſt, die Hand lahm; — und jetzt wollte ſie ein neues Leben beginnen! — — —

Gleich im Anfang ihrer Ehe in England hatte ſie ſich unglückſelig gefühlt, als ſie ihren Mann von der idealiſchen Höhe, auf welche ſie ihn ganz ohne ſein Zuthun erhoben, herabſinken und in ein alltägliches Menſchenkind ſich verwandeln ſah. Sie fand ihn ungebildet, langweilig, einſeitig, ohne Erziehung, unfähig ſie zu berathen, außer über Farbenmiſchung. Das war Alles ziemlich richtig, denn die Kunſt war für ihn ein Brodſtudium geweſen und nur damit hatte er ſich beſchäftigt und nie nach einem weiteren Horizont ausgeſchaut. Seine guten Eigenſchaften: beharrlicher Fleiß, wohlwollendes Naturel, große Liebe für ſie — brachte ſie gar nicht in Anſchlag. Er war in ihren Augen ein Mann, den ſie geringſchätzen mußte. Als die Schwierigkeiten ihrer pecuniären Lage eintraten und ſie ihre gedrückten Verhältniſſe mit den glänzenden und angenehmen verglich, die ihr als Gräfin Meerhaim erreichbar geweſen wären, fühlte ſie ſich noch viel unglückſeliger, und da ſie ſich immer ſchrankenlos ihrem Gefühl hingab: ſo wuchs es in Straßburg im Hauſe ihrer Schwiegereltern zu troſtloſer Verzweiflung an. Wie alle diejenigen Menſchen, die in hochmüthiger Verblendung nicht in ſich, ſondern in Außendingen und in anderen Menſchen den Grund ihres Mißbehagens ſuchen, glaubte ſie ſich gerettet, als ſie von Gräfin Meerhaim ihr Pflichttheil ausgezahlt bekam. Für dieſe erſte Lebensepoche war in Straßburg der Culminationspunkt ihres Elends geweſen. Sie ſtürzte ſich beſinnungslos einem neuen entgegen, als ſie nach Paris ging und ſich dort häuslich niederließ.

Paris war vor fünfundzwanzig Jahren bei Weitem nicht die luxuriöſe, vermögenverſchlingende Stadt, die es jetzt iſt, denn die wüthende Speculation und die Naſerei nach plötzlichem Reichthum begannen erſt unter Louis Philipps Bürgerkönigthum ihre Tollkrautblüthen zu treiben. Eine kleine unſcheinbare Exiſtenz hätte ſich bei Wilhelm Sinkler's Arbeitſamkeit, unterſtützt durch ein zwar geringes, doch regelmäßiges Einkommen, ſchon gründen laſſen. Seine beſcheidenen Anſprüche gingen auch keineswegs darüber hinaus und mit Freude und Zufriedenheit hätte er ſeine Pflichten innerhalb dieſer Sphäre erfüllt, wenn Richenza mit ihm übereingeſtimmt und ihm das lohnende Bewußtſein gegeben hätte, daß ſie durch ihn glücklich und mit ihrer beſcheidenen Lage ausgeſöhnt ſei. Aber Richenza und Beſchränkung — Richenza und Selbſtverleugnung — das waren unvereinbare Begriffe; — beſonders für ſie ſelbſt. Richenza war eine Perſon von nicht geringen Anlagen und nicht kleinen Fähigkeiten. Nach poſitiven Grundſätzen erzogen, gebildet und entwickelt hätte ſie etwas ſehr Ausgezeichnetes werden können. Aber über eine Seele, in der Gott nicht herrſcht, herrſcht Lucifer, ſei es in dieſer oder in jener Geſtalt. Sie war von einem Stolz, der ſich nicht mit den gewöhnlichen Siegen der Eitelkeit befriedigte, ſondern nach Ruhm, nach Größe, nach außerordentlichen Dingen verlangte. Sie wollte ſich ihr Leben, ihre Stellung ſchaffen, und zwar ſo, daß die Blicke der Welt auf ihr ruhten. Sie wähnte, als ſie Wilhelm Sinkler kennen lernte, die Verbindung mit ihm, einem Künſtler, werde ihr dazu verhelfen. Später, während ihrer trübſeligen Exiſtenz bei ihren Schwiegereltern, beſtand ihre liebſte Unterhaltung darin, ſich auszumalen, wie ſie es anzufangen habe, um recht berühmt zu werden, welche Laufbahn ſie wählen, ob ſie dichten, malen, ſchreiben ſolle. Sie bevölkerte ihr kleines finſteres Stübchen mit den glänzendſten Gebilden ihrer Phantaſie und die zauberhafteſten Genüſſe, die der Ehrgeiz, der Stolz, der Ruhmdurſt erträumten, zogen an den kahlen, dunkeln Wänden wie die Bilder einer Laterna magica hin. Natürlich wurde ſie durch die ununterbrochene Beſchäftigung mit dieſen Träumereien immer unzufriedener mit der Wirklichkeit und mit unſäglichem inneren Frohlocken begrüßte ſie die neue Aera, die in Paris für ſie beginnen ſollte. Ihr Mann fand Freunde aus Brüſſel in Paris und fand ſogleich Arbeit. Ja auch ihr bot man Arbeit an, und obſchon ihre hochfliegenden Pläne ihr alle Luſt am Copiren genommen hatten, ſo nahm ſie doch den Vorſchlag an, um ihren Pinſel nicht müßig zu laſſen und um noch klarer über ihre Laufbahn zu werden, und copirte das Gemälde eines jungen Mädchens, das mit einem Vogel ſpielt, von Greuze, welcher wegen ſeiner zarten, etwas weichlichen Frauen- und Kinderköpfe im vorigen Jahrhundert ſo beliebt in Frankreich war. Sechs bis acht ſolcher Bilder nach Greuze in ovalem Rahmen, ſollten ein Zimmer ſchmücken, das ein Kunſtliebhaber im eleganteſten Pompadour-Styl einrichten wollte. Ihr Mann hatte die übrigen Copien übernommen. Während Richenza's Finger mit großer Zartheit und Gewandtheit den Pinſel führten, arbeitete ihr Kopf raſtlos um ein Chaos von Gedanken, von Ideen, von Anſichten, von Empfindungen, das ſich mehr und mehr in ihr aufthürmte, zu entwirren und in eine beſtimmte Bahn zu lenken. Sie las ſehr viel und verbrachte halbe Nächte bei der Lectüre von Romanen, Kunſtgeſchichte und politiſchen Blättern. Sie hörte auch ſehr viel; denn Wilhelm's Freunde beſuchten ihn fleißig, brachten wiederum Freunde mit — und ſo ſah ſich Richenza von einem Kreiſe junger Männer umgeben, die alle Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſt und der Belletriſtik beſprachen. Das gab ihr denn Veranlaſſung zu immer neuen Studien. Sie wollte ihr eigenes Urtheil bilden — kein fremdes blind annehmen. Sie wollte bei den häufigen Discuſſionen wiſſen, wem ſie Recht geben ſolle, wem Unrecht. Daß ſie der Magnet ſei, und nicht ihr Mann, der die jungen Leute anziehe und feſthalte, war ihr ſehr bald klar — und ſie freute ſich deſſen; denn ſie brauchte Bewunderer und in dieſem Kreiſe war ſie unumſchränkte Königin. Grenzenlos war das Frohlocken, als Richenza eines Abends erklärte, ſie ernenne dieſe Herren zu ihrem Areopag, dem ſie einige Blätter zur Beurtheilung vorleſen wolle. Sie hatte vor einigen Wochen ein Paar Gedanken niedergeſchrieben um ſie beſtimmter und klarer zu faſſen, und ſiehe da! die Feder räumte ganz leicht den Damm hinweg, der bisher ihrem geiſtigen Arbeiten keinen Ausweg geſtattet hatte. Es war wie flüſſiges Metall, das dem Gluthofen entſtrömt und ſich in beſtimmte Formen gießen läßt. Sie ſchrieb weiter und weiter — bis das erſte Capitel eines Romans fertig war. Triumphirend ging ſie damit zu ihrem Mann und ſagte:

„William, ich wag' es! ich habe eine Bahn für meine innerſte Thätigkeit gefunden! ich muß ſelbſtſtändig auf meinem eigenthümlichen Gebiet ſchalten und walten. Ich werde verſuchen, einen Roman zu ſchreiben. Das Material liegt maſſenhaft in mir aufgeſpeichert. Dies iſt nur der Anfang; — höre!"

Er, der ſie immer wie ein Wunderweſen anſtaunte, bewunderte auch jetzt ſehr aufrichtig ihr Genie, beſtärkte ſie in ihrem Entſchluß, freute ſich in der Hoffnung, ſie fortan recht zufrieden zu ſehen und bezweifelte keinen Augenblick den glänzendſten Erfolg ihres Romans.

Richenza machte ſich mit unglaublichem Eifer an ihre Arbeit; ſie aß nicht, ſie ſchlief nicht, ſie malte nicht — ſie ſchrieb nur. Es war wie ein Fieber, das ihr nicht Ruh' noch Raſt ließ. Ein höheres Ziel im Auge zu haben, ihre Feder dem Dienſt der Wahrheit zu widmen — oder der Verherrlichung des Ewig-

Schönen — oder dem Kampf gegen eine verderbliche materialiſtiſche Richtung, die gerade damals glänzende Vertreter in der Belletriſtik hatte — das fiel ihr nicht ein. Für wahrhaft große Ideen war Richenza nicht zugänglich, denn ſie war zu erfüllt von ſich ſelbſt. Sie begehrte nur den Genuß, ſich auszuſprechen und dann ihr Werk wie eine Leuchtkugel über der erſtaunten Welt aufgehen zu laſſen und einen gefeierten Namen zu erringen. Kaum ſechs Wochen — und das Manuſcript war fertig. Mit unſäglicher Befriedigung legte ſie die Feder fort. Ihr war zu Sinn, als habe ſie Großes geleiſtet. Aber daß ihr jetzt nur die gebührende Huldigung zu Theil werde! Sie las alſo ihrem Areopag einige Blätter vor, die ſtürmiſchen Beifall fanden; dann mehr — und als der Beifall ſich ſteigerte, das ganze Werk, das freilich nur ein kleines Bändchen ausmachte. Bis zwei Uhr Nachts ſaßen ihre Zuhörer da und lauſchten geſpannt; denn Richenza war ſehr ſchön und ſah durch die innere Bewegung, die von dieſem erſten Schritt unzertrennlich war, ungemein intereſſant aus — was natürlich ihren erhabenen Areopag in Entzücken verſetzte, ſo daß er am Schluß der Vorleſung einſtimmig erklärte, Richenza ſei ein Genie und ihr Buch werde nicht bloß Aufſehen, ſondern Epoche in der Literatur machen. Da Richenza dies wünſchte, ſo glaubte ſie es, obſchon ſie bei anderen Beurtheilungen keineswegs immer mit dem Areopag übereinſtimmte. Es tauchte ſogar der blaſſe Wunſch in ihr auf, eine gediegene Kritik, die auf feiner, gründlicher Prüfung beruhe, zu finden; doch ſie tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß dieſe Kritik ihrem Buch folgen werde und ſie dieſelbe für die zweite Auflage benutzen könne. Jetzt handelte es ſich nur darum, das Manuſcript ſobald wie möglich drucken zu laſſen. Dies übernahmen ſofort einige junge Männer des Kreiſes. Sie waren mit einem Buchhändler befreundet, der Tagesliteratur verlegte und ſchrieben gewöhnlich ungeheuer pomphafte Ankündigungen und lobende Recenſionen der Werke, die bei ihm erſchienen. Sie gingen mit Richenza's Manuſcript zu ihm, betheuerten, es ſei etwas ganz Unerhörtes, noch nie Dageweſenes — was er ſchon aus dem Titel ſchließen könne — und das ihm Goldberge eintragen werde; ſie würden ein Concert von Lob- und Jubelpoſaunen anſtimmen, — auch über verſchiedene andere ſeiner Verlagsartikel; — ſei das Buch aber nicht binnen drei Wochen erſchienen, ſo würden ſie ſeine Firma durch ihre Katzenmuſik-Recenſionen zu Grunde richten. Auch einiges Honorar müſſe er zahlen, um die junge Muſe zu ermuthigen, die den Parnaß im Sturmſchritt erobere. Genug, ſie redeten ſo viel und ſo lange und ſo unſinnig — und kamen immer wieder auf den bezaubernden Titel zurück, daß der betäubte Mann in all' ihre Forderungen willigte. Dann lieferten ſie ihm das Manuſcript aus und er las nun den Titel: „Chiara Stella.“ Als ächtes Pariſer Kind war er ahnungslos über fremde Sprachen und der Titel kam ihm vor wie ein Abrakadabra. Doch ſeine Quälgeiſter bedeuteten ihm, „Chiara Stella“ ſei italieniſch, heiße überſetzt „lichter Stern“ und ſei zugleich der Name der Heldin des Romans.

Richenza frohlockte über den glücklichen Erfolg, der die Bemühungen ihrer beiden Beſchützer krönte; und noch mehr, als ihr der Eine am nächſten Abend das Blatt eines Journals brachte, welches ſagte: „Es iſt ein Buch unter der Preſſe und erſcheint in einigen Tagen bei X. X., welches das höchſte Intereſſe aller Menſchen, die nur einigermaßen auf Bildung Anſpruch machen, erregen wird. Wir können unmöglich die Fülle der Gedanken, den Reichthum der Phantaſie, die Friſche der Auffaſſung, die Originalität des Styls hervorheben. Wir müſſen uns begnügen zu ſagen, daß man — wie man bis jetzt von der Muſe der Dichtkunſt und der Muſe der Tragödie ſprach — nunmehr auch von der Muſe des Romans ſprechen darf, denn die Verfaſſerin von „Chiara Stella“ hat ſich als ſolche erwieſen.“ Freilich wollte es ihrem guten Geſchmack dünken, es ſtreife ein ſolches Lob an’s Lächerliche; allein ihr Mann wand ihr einen Lorbeerzweig, der ſich in ſeinem Studium vorfand, durch die braunen Locken und Richenza wurde jubelnd als Muſe proclamirt.

Endlich, nachdem die Anzeige in allen Journalen geſtanden, erſchien „Chiara Stella“ und wurde wirklich Anfangs ſtark gekauft. Doch bald legte die Kritik ſcharfen Proteſt gegen das Lob ein, mit dem Richenza's Anhänger verſchwenderiſch umgingen — und ſie hatte Recht. Das Buch war ſchlecht geſchrieben. Richenza's Mutterſprache war die Franzöſiſche nicht. Sie ſprach zwar immer mit ihrem Mann franzöſiſch, hörte und las nichts anderes, ſeitdem ſie in Paris war; doch eine Sprache kann dem Ohr und der Zunge geläufig ſein und genügt doch nicht den Anſprüchen, die man einer Feder auf dem Gebiet der Oeffentlichkeit ſtellt. Von deutſchen Wendungen, deutſcher Ausdrucksweiſe hatte ſich Richenza nicht frei gemacht. Die Kritik rieth alſo „der Muſe des Romans“ ganz einfach, franzöſiſch ſchreiben zu lernen. Ein Donnerſchlag für Richenza! jeder andere Tadel wäre ihr minder ſchmerzlich geweſen, als dieſer, der ſie auf die demüthigende Schulbank verwies. Ferner behauptete die Kritik — und hatte abermals recht! — Chiara Stella, die Heldin, ſei ein Nebelbild, ein weſenloſer Schatten, ohne innere Wahrheit und ohne ſympathiſchen Zuſammenhang mit Leid und Luſt und Kampf und Streben der Menſchheit, ſei eine Moſaik von Vortrefflichkeiten, die nicht in ihrem Weſen motivirt, ſondern von der Verfaſſerin ihr octroyirt wäre. Und endlich ſei das Buch gar kein Roman, denn ein ſolcher begehre Charakterzeichnungen, Seelenſchilderungen, die uralten und ewig neuen Spiegelungen der Leidenſchaften im Menſchenherzen. Dies ſei eine kleine Erzählung mit einigen anmuthigen Bildern und einigen feinen Bemerkungen; — weiter nichts. Das Buch wurde vergeſſen.

Und ſo hatte denn Chiara Stella entſchieden Fiasco gemacht! Richenza war im Stillen untröſtlich darüber; aber ſie verheimlichte ihren Kummer und gab ſich den Anſchein zu glauben, als ſtecke eine Cabale dahinter, die ſich mit der Zeit entſchleiern werde. Sie ließ nicht ab von ihren belletriſtiſchen Studien, ſie fing auch wieder an zu malen; aber ein namenloſes Ungenügen bemächtigte ſich ihrer und ließ ſie neue Eindrücke und Zerſtreuungen mit haſtigem Durſt aufſuchen. Unter dem Vorwand, daß das Schauſpiel ihre Sprachkenntniß ausbilde, verlangte ſie, mit ihrem Mann faſt jeden Abend in's Theater zu gehen, was ihn freilich ebenfalls außerordentlich unterhielt, nur leider ein ſehr koſtſpieliges Vergnügen war, denn Richenza begehrte auch einen zwar nicht koſtbaren, aber eleganten Anzug. Sie ſah wohl, daß ihre Caſſe dazu nicht ausreichte, aber ſie ſeufzte:

„Es iſt ſo ſchwer, ſich Alles zu verſagen.“

Trotz dem, daß ſie ſich ſo wenig wie möglich verſagte, wuchs ihre Unruhe, ihre Unzufriedenheit mit ihrem Schickſal mehr und mehr, denn ſo lange der Menſch nicht jeden Funken des höheren Lebens in ſich ausgelöſcht hat, dürſtet er nach himmliſchen Gütern und das irdiſche Treiben überſättigt ihn, ohne ſein Verlangen zu erfüllen.

„Nektar begehre ich im Kelch des Lebens,“ ſagte Richenza — „und ich finde nur ſchalen Wein. Iſt das denn wirklich mein trauriges Loos für immer? gibt es keine andere Beſtimmung für mich? ſoll ich ſtets wie ein gefangener Vogel mir die Flügel wund ſchlagen im Käfig, ſtatt zum Himmel aufzufliegen!“

Arme Richenza! Niemand antwortete ihr: Zum Himmel kann Deine Seele nur dann auffliegen, wenn Du ſuchſt, die Welt und Dein Ich Dir unter die Füße zu legen. Geh’ ein in die Schule des willigen Leidens; — das und nur das iſt der Weg zum Himmel.

Solche Worte hörte ſie aber nicht! die Menſchen, mit denen ſie lebte, ſprachen vom Recht der Selbſtbeſtimmung — nicht in Verbindung mit den heiligen Grundſätzen der chriſtlichen Glaubenslehre, welche dieſem Recht ein Fundament, ein Ziel und Schranken ſetzt — ſondern in Verbindung mit ſubjectiven Anſichten, die ſo leicht — oder mit Leidenſchaften, die immer irgend einen Götzen, nie Gott, im Auge haben. Oder ſie ſprachen von der Berechtigung des Genies, ſich in keine Feſſeln ſchlagen zu laſſen, welche hemmend auf die Entfaltung ſchlummernder Fähigkeiten wirkten; — oder von dem unvergleichlichen Aufſchwung, den die tropiſche Sonne einer mächtigen Leidenſchaft dem menſchlichen Weſen verleihe. In ihren Romanen, in ihren Schauſpielen, hörte Richenza dieſelbe Sprache: überall die Idealiſirung des Böſen und die Vergötterung des Satans — feiner oder gröber, verſchleiert oder nackt — je nachdem! aber überall für die Lüge eine Ehrenpforte und für die Sünde eine Glorie. So iſt die Welt. Darum gefällt ihr das.

Wie oft ſprach Richenza bei ſich ſelbſt: Ja! Das Leben hat ſeine Feſttage — und das ſind die großen Leidenſchaften. Warum geht für mich kein ſolcher Feſttag auf? — William? .... Nein! .... William war nicht der Gegenſtand einer Liebe, wie ich lieben könnte. Die Umſtände ließen ihn anders erſcheinen, als er wirklich iſt. Ich war unbeſonnen und täuſchte mich in ihm. Das rächt ſich nun! ... ich gehe zu Grunde am Ungenügen meiner Exiſtenz. Und dann ſeufzte ſie mit Tieck's „Schöner Magelone“:

„Gedenke mein! Laß nicht mein Leben
Als liebeleeren Traum verſchweben.“

Und Einer war, der an ſie dachte — aber ſie dachte nicht an ihn; und der ihr Antwort gab — aber ſie verſtand ihn nicht. Das war Gott. Er legte ein zweites Kind an ihr Herz. Richenza ſah darin weder eine Mahnung, noch eine Ermunterung. Sie ſchäkerte und ſpielte täglich ein Paar Augenblicke mit ihren Kindern, allein ſie füllten ihre Gedanken nicht aus, am wenigſten jetzt, wo eine gewiſſe nervoſe Abſpannung ſie in krankhaften Trübſinn verſetzte. Der arme Wilhelm war ſehr zu beklagen. Richenza gab ſich nicht mehr die Mühe, vor ihm zu verbergen, daß ſie ihre Ehe als ein großes Unglück betrachte und unfehlbar zu Grunde gehen müſſe, wenn ihr keine Rettung werde. Er fragte, was ſie darunter verſtehe. Sie erwiderte:

„Mehr Bewegung, mehr Anregung, mehr ſympathiſches Streben, größere Verhältniſſe. Ich erſticke in der furchtbaren Enge, die man in einer Stadt wie Paris leidet, wenn man nicht eine große ſociale Stellung einnimmt. Laß uns nach Rom gehen.“

Dagegen ſprach er ſich entſchieden aus. Es fehlte ihm in Paris nie an Arbeit, während ſie in Rom für den fremden, unbekannten Maler zweifelhaft ſein mußte. Er wollte nicht die Mittel zur Subſiſtenz ſeiner Familie verlieren. Er ſagte:

„Nimm Deine Kraft zuſammen! wozu haſt Du Deinen energiſchen Charakter!“

„Um energiſch zu leiden!“ entgegnete ſie tragiſch.

„O nein!“ erwiderte Wilhelm verſtändig; „um energiſch zu handeln! — Gib Dich nicht der Grillenfängerei hin! arbeite, male, ſchreibe! Bei Deinen Talenten brauchſt Du Dir nur ein wenig Mühe zu geben und etwas beharrlich zu ſein, ſo gelingt Dir Alles. Verſuche die freie Compoſition, wenn Du keine Freude am Copiren haſt — obſchon es mir einen großen Gemuß gewährt, vortreffliche Meiſter wiederzugeben und in ihre Schöpfungen ſo ganz einzugehen, daß ſie quaſi die unſrigen werden.“

„So demüthig bin ich nicht!“ ſagte ſie kurz, und in ihrem Herzen ſeufzte ſie das große Wort aller Frauen, die ihr ähnlich ſind: „Er verſteht mich nicht!“ — während Wilhelm ſie diesmal in der That außerordentlich gut verſtand und ihr das Mittel anrieth, das ihr helfen konnte — nämlich Arbeit. Das war aber kein Mittel für Richenza, die in großen Emotionen ſchwelgen wollte und deßhalb ſeufzte ſie: Er verſteht mich nicht. Richenza aber hatte nichts als Rom und das idealiſche Kunſtleben in Gedanken, das in Rom zu führen ſei. Einige Männer ihres Kreiſes waren dort geweſen; Einer ging eben jetzt zum zweiten Mal hin. Sie wurde nicht müde zu fragen und zu hören von dieſem wunderbaren Rom.

„Das iſt die Stadt der großen Schickſale,“ ſagte ſie. „Da kann man das Alltagsleben und das enge Einerlei der verkümmerten Exiſtenz vergeſſen. Da kann der verſchrumpfte Genius ſich entfalten, in friſcher Atmoſphäre aufathmen, ſchaffen und bilden. Da würde auch ich mit froher Zuverſicht wieder zum Pinſel und zur Feder greifen. Aber mein Mann iſt nicht für Rom zu gewinnen. Er zieht Paris vor, das doch hinſichtlich der Kunſt ein Krähwinkel gegen Rom iſt.“

„Ein Krähwinkel!“ rief Derjenige, der auf dem Wege nach Rom war, ein Bildhauer. „Glauben Sie denn, daß es in Rom wimmelt von der Venus von Milo und der Diana als Jägerin, die wir hier im Louvre haben? Nein, unſere Kleinodien dürfen ſie nicht unterſchätzen. Aber Ihr Mann iſt ein Barbar, wenn er nicht nach Rom will, und dafür ſtrafen Sie ihn und gehen Sie allein. Ich biete mich Ihnen zum Reiſemarſchall an.“

Richenza lächelte traurig über den Scherz; doch der Gedanke: Nach Rom! allein! blieb in ihrer Seele.

Drei Tage ſpäter trat der Bildhauer athemlos in Wilhelms Studium ein und rief:

„Auf, William! auf, nach Rom! rufe Deine Frau! hört die frohe Botſchaft.“

„Habe ich etwa irgendwo, ohne es zu ahnen, das große Loos gewonnen?“ fragte Wilhelm und malte ruhig fort.

„Gewiſſermaßen .... ja!“

„Und wie denn?“ fragte Richenza geſpannt.

„Herr von Clermont wünſcht die Copie von Rafaels Grablegung Chriſti aus der Gallerie Borgheſe zu haben. Wenn ich ſage: er wünſcht, ſo heißt das: er will. Er zahlt die Reiſe, den Aufenthalt, das Gemälde, Alles! Alles! denn er will. Seine Mutter nämlich möchte für ihre Grabkapelle im Schloß Clermont dies herrliche Bild haben — und da er ihr ſonſt wenig zu gefallen thut, ſo ſoll nun einmal dies durchaus geſchehen. Alſo melde Dich bei ihm, William! Du kennſt ihn ja! Du weißt, daß er entzückt iſt von Deinen Copien nach Greuze .... faſt ebenſo ſehr, als von meinem Borgheſiſchen Faun, der in ſeiner kleinen equiſiten Glyptothek einen Ehrenplatz einnimmt. Alſo William, auf, auf! Dein Glücksſtern ſtrahlt — nach Rom!"

„Nach Rom! nach Rom!" frohlockte Richenza.

Wilhelm machte unzählige Einwendungen; — ſie wurden alle überhört oder widerlegt. Betäubt von dem Drängen rief er endlich.

„Nun ſo bringt denn die Sache in Ordnung! ich habe keine Zeit zu verlieren. Ehe jedoch dies Bild nicht der Kunſthandlung abgeliefert iſt, die es beſtellt hat, verlaſſe ich Paris nicht!"

Richenza ging freudig auf dieſe Beſtimmung ein; und eine Stunde ſpäter befand ſie ſich in dem reizenden Salon à la Pompadour möblirt, dem acht Gemälde nach Greuze in ihrer anmuthigen Weichlichkeit vollkommen entſprachen — und Herr von Clermont ſaß ihr gegenüber. Sie erklärte ihm den Zweck ihres Beſuchs, die Bereitwilligkeit ihres Mannes, die Bedingungen, die er wegen ſeiner Familie machen müſſe, ſo ganz im Ton der guten Geſellſchaft und wie Jemand, der die beſte Erziehung genoß, daß Herr von Clermont es nicht über ſich gewann, eine Einwendung gegen ihre Bedingungen zu machen und gar nicht begriff, wie die Frau eines unbekannten Malers, der durch Copiren ſein Brod verdiente, ſo hoch über ihrer Lebensſphäre ſtehen könne. Die Sache wurde alſo ſchnell entſchieden und in Ordnung gebracht — und am andern Tage erwiederte Herr von Clermont den Beſuch dieſer Infantin im Incognito.

Clermont war ein Mann von einigen dreißig Jahren, ſehr ſchön, ſehr reich, ſehr geſcheut — und ſehr blaſirt; d. h. er hatte alle Gaben der Natur und des Glücks für ſelbſtſüchtige Zwecke und im Dienſt ſeiner Leidenſchaften und Launen mißbraucht. Seit mehr als zehn Jahren war er der unumſchränkte Beſitzer eines immenſen Vermögens, das ihm erlaubte, jede Laune zu befriedigen, die durch Gold zu erreichen war — und das geht weit in der Welt! Dadurch ſank er zu einer tiefen Entſittlichung herab und bekam eine niedrige Auffaſſung der Menſchen und des Lebens und eine gewiſſe Verachtung derſelben, welche verrieth, daß ihm das Höhere fremd geworden ſei. Seiner frommen Mutter, die nur den Fehler hatte, ihr einziges Kind, ihren Dagobert, zu vergöttern, machte er unſäglichen Kummer, weil er ſich mit der äußerſten Entſchiedenheit gegen jede eheliche Verbindung erklärte und wehrte, und weil ſie ſich über den Grund dieſer Abneigung je länger, deſto weniger täuſchen konnte.

Eines Tages erklärte Dagobert ſeiner Mutter, er gehe für den Winter nach Rom. Sie erwiderte lächelnd, binnen acht Wochen, höchſtens! hoffe ſie, ihn wieder in Paris zu umarmen. Er habe ja ſchon öfter Reiſeprojecte gemacht, aber nie länger als ein paar Monate außerhalb Paris leben können. Er lächelte, umarmte ſie, nahm Abſchied und reiſte nach Rom; Wilhelm Sinkler und ſeine Familie reiſten ebenfalls dahin. — — —

Vier Jahre ſpäter nahm Dagobert in der Villa Pamfili von Richenza Abſchied. — —

Er hatte eine jener wahnwitzigen Leidenſchaften, die zuweilen blaſirte, ſittenloſe Menſchen überfällt, für Richenza gefaßt, vielleicht deshalb, weil ſie anfangs nicht daran dachte, ihn zu feſſeln. Sie ſuchte anfangs wirklich geiſtigen Nutzen von Rom zu ziehen, die Kunſt zu ſtudiren und zu üben. Sie wollte ſich mehr als bisher in's Gleichgewicht ſetzen mit ihrer Lage und ihrer Beſtimmung. Aber was iſt menſchliches Wollen, wenn es nicht ſeinen Ausgangspunkt und Rückhalt im Anlehnen an Gott und ſeine Gnade findet? Ach! ein gutes Samenkörnchen, das der mindeſte Lufthauch verweht! Beſonders bei Richenza, die immer nur ſtoßweiſe von neuen Eindrücken und neuen Anregungen lebte und ihre Richtung den äußern Erſcheinungen — nie ihren Pflichten, nie dem Maßſtab moraliſcher Grundſätze, viel weniger des Glaubens entnahm. Daher ſtand ſie denn auch bald waffenlos Dagoberts Leidenſchaft gegenüber. Ihr Mann bemerkte lange nicht die Gefahr, in der Richenza ſchwebte. Er malte eines der ſchönſten Bilder Rafaels, oder wanderte in den unerſchöpflichen Kunſtſammlungen, oder zwiſchen den Ruinen einer untergegangenen Welt umher, ſo daß ſeine Gedanken und ſeine Phantaſie immer beſchäftigt, ſeine Zeit immer ausgefüllt war. Als er aber endlich klar in den Ruin ſeines Lebens ſah, konnte er dieſen Jammer nicht ertragen. Eines Abends kehrte er nicht heim von ſeiner gewöhnlichen Wanderung. Ein kleiner Knabe brachte einen Brief an Richenza. Darin ſtand:

„Wir ſind getrennt: Du weißt warum. Ich mache Dir keine Vorwürfe, denn Dein ferneres Schickſal wird meine Rache übernehmen. Wüßte ich, wohin ich gehe, ſo würde ich meine Kinder mit mir nehmen. Aber ich weiß es nicht. Mein größter Schmerz iſt — daß ich ſie bei Dir laſſen muß. Ich habe Dich unſäglich geliebt, aber Du haſt es nicht verdient! Dein Vermögen iſt bei dem Banquier Z. in Paris.“

Ihr war zu Muth, als müſſe ſie unter die Erde ſinken, weil der Mann, den ſie ſo ſehr geringſchätzte, ſo zu ihr ſprach und das Recht dazu hatte. Hätte ſie Wilhelms Aufenthalt gewußt, ſo wäre ſie im erſten Augenblick ihm nachgeeilt, hätte ihn fußfällig um Vergebung gebeten. Allein im zweiten Augenblick erwachte ſchon wieder ihr Hochmuth und ſie rief:

„Er hat mich verſtoßen: wohlan! ich bin frei!... frei wie die Luft und keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig.“

So macht es immer die ſündige Natur. Sie nennt frei ſein — den freiwilligen Sturz in den Abgrund; ſie nennt Glück — die Chimäre ihrer Leidenſchaft, die eine Verhöhnung der göttlichen Liebe iſt; ſie nennt Wahrheit — die Regel und den Schluß, welche ſie ihren böſen Leidenſchaften entnimmt; ſie nennt Recht — die Summe ihres ungezügelten egoiſtiſchen Strebens. Richenza war weder frei noch glücklich, weder in der Wahrheit noch im Recht; — und ſie fühlte es in ſtillen Stunden. Allein ſie betäubte ſich dagegen, und wenn die tiefe, unbeſiegbare Unruhe, dieſe Verrätherin einer Seele, welche außerhalb ihres Geleiſes iſt, — gar nicht zu beſchwichtigen war: ſo ſagte ſie:

Ja, ſo iſt's! Unvollkommenheit überall und daher auch überall Ungenügen. Ixion, der ſtatt der geliebten Göttin eine Wolke in ſeine Arme ſchließt — das iſt nun einmal Menſchenloos.

Aber es kam nicht in ihren ſtolzen Sinn, daß Dagobert ſo fühlen, ſo denken könne. Als dennoch dieſe Ahnung einmal in ihr zu dämmern begann, war ihr zu Muth, als werde ſie aus einem Nachen in's Weltmeer geſchleudert. Feſten Boden hatte ſie ja längſt nicht mehr unter den Füßen, aber in ihren feurigen Phantaſien hatte ſie, wie oft! verwegen behauptet, in dieſem Nachen werde ſie die untergegangenen Inſeln der Glückſeligkeit wieder entdecken, und der rauhe Boden der alten beſtaubten Erde ſei ihr zu ſchlecht, um ihn zu betreten. Aber jetzt! Ach, die ſeligen Inſeln ſollten auch für ſie untergegangen, auch von ihr unentdeckt bleiben! Sie hatte noch nicht ihren Zauber über Dagobert verloren; denn wenn ſie von Trennung ſprach, ſo wollte er lieber vom Leben laſſen, als von ihr. Aber dennoch war die Glut ſeiner Leidenſchaft erloſchen. Nur ein Flämmchen zuckte noch hie und da auf. Dann nur noch ein Funke — und graue Aſche griff mehr und mehr um ſich. Das Wort „Trennung“ war einmal ausgeſprochen. Es kehrte wieder; und ach! es kam der Tag, wo Dagobert es ausſprach und wo Richenza es nicht faſſen wollte. Momentan erſchütterte es ihn, dies ſtolze Weſen ſo zerbrochen zu ſehen, ſo faſſungslos bei dem Gedanken, ihn zu verlieren. Allein es änderte ihn nicht. Möge man eine Todeswunde auch mit feinſter Seide zunähen — es hilft nichts! der Tod iſt drinnen! So ſtand es mit ihnen. Dagobert brachte ſeine Huldigung einer andern Frau dar. Wußt' es Richenza? ſie ſah ihn Tage lang nicht bei ſich oder nur mit andern Perſonen. Es rang ſich ein Entſchluß, eine Entſcheidung durch ihre Seele, aber langſam. Sie kam einmal mit ihrem Sohn, der nun ſieben Jahre alt war, vom Forum zurück, wo ſie ihm von der Größe der untergegangenen römiſchen Welt und ihren herrlichen Tugenden erzählt hatte — von Brutus, der Cäſar, ſeinen Wohlthäter, mordete, weil dieſer nach tyranniſcher Herrſchaft ſtrebte; von Cato, der ſich ſelbſt entleibte, um nicht Roms Erniedrigung zu ſehen; von Arria, die ſich den Tod gab, um ihren Gatten zu ermuthigen, daſſelbe zu thun und ſich dadurch dem Tode von Henkershand zu entziehen. Der Knabe hörte ihr aufmerkſam zu. Er liebte ſeine Mutter grenzenlos. Jedes ihrer Worte war ein Feuerfunke, der zündend in ſeine junge Seele fiel. Plötzlich ſah er ſie an mit ſeinen ſchönen funkelnden Augen, ſein Mund bebte vor Zorn und er rief:

„So werde ich es auch machen! wenn ich groß bin, werde ich Dagobert tödten.“

„Triſtan! biſt Du wahnſinnig!“ rief ſie entſetzt.

„Ja! ihn tödten!“ wiederholte Triſtan; „denn ich habe Dich ſo lieb und er thut Dir weh. Ich will ſo werden, wie die alten Römer waren, weil Dir das gut gefällt.“

„Mir gefiele es aber weit mehr, wenn Du ein großer Maler würdeſt,“ ſagte Richenza ſchnell gefaßt. „Komm! ich zeige Dir ſchöne Gemälde.“

Das früh entwickelte Kind hatte ſchon Sinn und Talent für die Kunſt. Sie waren die Treppe hinaufgeſtiegen, die von dem Forum an den alten Mamertiniſchen Gefängniſſen vorüber zum Platz auf dem Capitol führt. Da bog Richenza zur Rechten ab, ſtieg eine andere Treppe hinauf und trat durch eine Seitenthür in die Kirche Ara Celi ein. Das iſt eine wunderbare Kirche, ganz voll von dem myſtiſchen Zauber, dem ſie ihren Namen, ihren Urſprung verdankt. Da ſtand der

Tempel des Capitoliniſchen Jupiters. Dahin berief der Kaiſer Auguſtus die Tiburtiniſche Sybille, um ſie zu fragen, ob es an der Zeit ſei, daß er vom römiſchen Volk als Gott ſich anbeten laſſe. Da zeigte ſie ihm die Weltzeit — und in einer Viſion ſah er ein hehres Weib, das auf einem Altar inmitten der Sonne ſtand und ein Kindlein auf den Armen trug; und die Sybille ſprach zum Kaiſer: „Sieh hier den Altar des eingeborenen Sohnes Gottes.“ Tief erſchüttert war Auguſtus. Die göttlichen Ehren lehnte er ab und auf der Stelle, wo er die Viſion hatte, ließ er einen Altar errichten mit der Inſchrift: „Ara primogeniti Dei.“ Daraus wurde im Lauf der Zeit Ara Celi, und lange ſchon ſtand dieſe Kirche in hoher Verehrung, als Papſt Innocenz IV. ſie im Jahr 1252 den Mindern Brüdern übergab. Der Franziscaner-General hat jetzt ſeinen Sitz im Kloſter von Ara Celi. Die letzte der zweiundzwanzig antiken Marmorſäulen, auf denen das Architrav des Mittelſchiffs der Kirche ruht, trägt die Inſchrift: „Aus dem Schlafgemach des Auguſtus;“ — eine friedliche Trophäe der Siege des eingebornen Gottesſohnes. Es iſt freilich überall ein horrender Einfall, — aber in Rom würde ihn doch Niemand haben können; nämlich Chriſtus für eine Mythe zu erklären. In Rom lebt und webt er. Da ſteht die Welt auf ihm. Wie der Apoſtel Thomas ſeine Hand in die Wundenmale des Heilands legte, ſo rührt man in

Rom die Denkmale der Erinnerung ſeines Lebens gleichſam mit der Hand an.

Richenza führte ihren Sohn nach der Capelle, welche Pinturicchios gottinniger Pinſel mit Fresken aus dem Leben des heil. Bernardin von Siena geſchmückt hat, Fresken, die man Viſionen aus einer höheren Welt nennen könnte. Tiefe Stille herrſchte in der Kirche; die Abendſonne durchfluthete ſie mit Licht. — Auf einem Altar im Seitenſchiff ſtand zwiſchen Kerzen ein kleines Reliquarium und mehrere Perſonen knieten vor dem Altar und beteten. Ein Franziscanerpater verließ ſeinen Beichtſtuhl, in welchem er einigen reumüthigen Seelen das Sacrament der Buße geſpendet hatte. Richenza trat an ihn heran und fragte, was ſich dort auf dem Altar befinde.

„Die Reliquien der heil. Margarita von Cortona, deren Feſttag heute iſt,“ ſagte der Pater.

„Aber ich bitte, wer war die heil. Margarita von Cortona?“

„Eine große Sünderin, die eine große Büßerin und endlich eine große Heilige wurde.“

„Und was hat ſie verbrochen, mein Pater, daß Sie eine große Sünderin ſie nennen?“

„Sie hat das Geſchöpf mehr geliebt als den Schöpfer, Signora,“ ſprach der Pater ernſt und ging durch die Kirche hindurch in ſein Kloſter.

Wie ſeltſam unlogiſch dieſe Katholiken doch ſind!

ſprach Richenza bei ſich ſelbſt. Heute iſt ein armes Weſen, das ſeinem Herzen folgt, eine entſetzliche Sünderin und morgen eine hochverehrte Heilige. Solcher Inconſequenz kann ſich nur der gedankenloſe blinde Glaube ſchuldig machen! — Sie bemerkte nicht, daß ſie gedankenlos die vermittelnde Stufe, die „große Büßerin“, d. h. die durch übernatürliche Reue und Liebe bekehrte Seele, überſprang. Genügt das Leid, um heilig zu werden, flüſterte ſie halblaut mit großer Bitterkeit, ſo bin ich auf gutem Wege dahin. Mein Leben iſt Leiden! — Sie trat mit Triſtan aus der Seitenthür heraus und ſchaute um ſich. Die Kirche von Ara Celi liegt mit ihrem Kloſter auf der Höhe des capitoliniſchen Berges, ein graues, plumpes, unförmliches Gebäude — ſo recht ein Bild des hohen Ordenslebens. Nach der Seite der Welt hin, äußerlich: nur Dürftigkeit, Vernachläßigung, Armuth; aber nach Innen, Gott zugekehrt: Reichthum, Schönheit, Gnade. Und was dies Bild mit ich weiß nicht welchem ſüßen, ſeligen Troſt vervollſtändigt — das iſt die Ausſicht, die man vor dieſer Seitenpforte hat. Ueber das Forum mit ſeinen antiken, zerfallenen Monumenten — über die Kuppel von St. Luca und den mittelalterlichen Glockenthurm von St. Francesca Romana — über den Cypreſſenhain des Paſſioniſtenkloſters auf Monte Celio, zu deſſen Füßen der Rieſenbau des Coliſeums wie ein beſiegter Titane liegt — breitet ſich im blauen Duftſchleier die römiſche Campagne aus, und das ſonnengebadete Sabinergebirg, in allen Farben der Iris ſchimmernd, ſteigt in der Ferne wie die lichten Höhen der Ewigkeit über der wechſelnden Zeit auf und mahnt an die Krone der Glorie, die jenſeits des Erdenlebens mit ſeinen Ruinen liegt.

Wie eingewurzelt blieb Richenza oben auf der Treppe ſtehen. Ein überirdiſcher Friede ſchwebte auf dieſem Bilde und löſte die Geierkralle, welche krampfhaft Richenza's Herz umſpannte. Sie zerfloß in Thränen, ſetzte ſich auf der Treppe nieder, zog Triſtan zu ſich heran und ſagte:

„Sieh, wie zauberſchön der Blick auf's Gebirg iſt! Wir wollen hier warten, bis die Purpurroſen drüben auf den Bergen — aſchgrau werden.“

Und mit ſeinen ſchönen fragenden Augen blickte der Knabe hinüber, als wolle er in ſeine Zukunft ſchauen. Ach! Richenza wußte nicht, wie ähnlich ſie in dieſem Augenblick der heil. Margarita von Cortona war! Hatte dieſe den Mann, den ſie ſündhaft liebte, in gräßlicher Ueberraſchung todt und als einen verweſenden Leichnam wieder gefunden: ſo fand Richenza, bei Lebesleben Dagoberts, die Liebe todt, gräßlich zerſtört. Margarita war auch ſiebenundzwanzig Jahre alt, hatte auch einen Sohn; und ſie nahm den Knaben bei der Hand, verließ die Stätte ihres ſündigen Lebens und ſprach mit dem verlornen Sohn in der Parabel:

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Und ſo energiſch, ſo ſelbſtverleugnend, ſo heldenmäßig für die göttliche Liebe gegen ſich ſelber kämpfend, ging ſie fortan auf den Dornen der rauheſten Buße, daß das Blut Jeſu all ſeine Kraft über ſie ausgoß und ſie aus dem Scheiterhaufen, den ſie ihrer irdiſchen Natur erbaute, als ein Phönix Seiner Liebe hervorgehen ließ. Aber dieſen Weg wandelt man nur im Blut Jeſu und in ſeiner Gnade. Stromaufwärts zu ſchwimmen, wenn man ſich ſtromabwärts hat treiben laſſen, — das bringt keine menſchliche Kraft zu Stande. Aber von der heiligenden Sühne im Blut Jeſu wußte Richenza nichts. Sie warf ſich mit erneuertem Eifer auf die Malerei, denn es begann ein gewiſſes Dämmerlicht in ihrem Chaos zu tagen. Lieben muß ich... und lieben will ich! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Aber keine falſche, keine verrätheriſche Liebe mehr! Meine Kinder will ich ausſchließlich lieben und ſo für ſie leben, daß ich ihnen zugleich Vater und Mutter ſein will. Vielleicht finde ich in dem beſtändigen Opfer eines ſolchen Lebens wahre Befriedigung und Ruhe! Ruhe! ach... nur ein wenig Ruhe! — Sie wohnte in der Via delle quattro Fontane, ganz nahe bei St. Maria Maggiore, in ſchöner einſamer Gegend. Sie ſah aus ihrem Fenſter nach der Villa Strozzi, wo einſt auch ein Ruheloſer gelebt hatte, ein Sohn der Stürme, ein großes Genie, das unter dieſen Lorbeerhecken und im Schatten dieſer Pinien keinen Frieden fand: Alfieri — durch deſſen Tragödien wie durch ſeinen ſchroffen Charakter immer ein Etwas wie zerriſſene Harfenſaiten klingt. — Oder ſie ging nach St. Onofrio, wo in der verwilderten Vigne, die dem Kloſter der Hieronymiten gehört, einige verfallene, ſteinerne Sitze amphitheatraliſch unter Cypreſſen am Hügel aufſteigen. Da ſetzte ſie ſich nieder und ihre Kinder ſpielten um ſie herum. Was Richenza herzog, war nicht die weltberühmte Anſicht der ewigen Stadt und der ganzen herrlichen Bergkette; nein! es war die Erinnerung an einen andern großen Ruheloſen des Geiſtes, deſſen tragiſches Schickſal auf dieſer Stätte zu Ende ging. Denn unter der Eiche neben dieſen Cypreſſen ſaß der ſterbende Taſſo und blickte nach dem Capitol hinüber, wo er mit dem Lorbeerkranz des Dichters gekrönt werden ſollte — und es nicht ward. Der Tod kam früher — und nur die Nachwelt krönte den edlen, anmuthigen Dichter, der in das verweichlichte Italien ſeiner Zeit, welches in heidniſchen Kunſtanſchauungen und materialiſtiſchen Kunſtſchöpfungen ſchwelgte, durch ſein „Befreites Jeruſalem“ chriſtlichen Sinn und ritterliche Ehre verherrlichte. Und von Taſſo gingen Richenza's Gedanken noch weiter in vergangene Jahrhunderte zurück und verweilten bei jenem Mann, der einſt im Kloſter zu Corvo in den Appeninen erſchien und der noch mehr von den ewigen Ungewittern in ſeiner eigenen Bruſt — als von den bürgerlichen Unruhen ſeiner Zeit umher getrieben wurde. An einen Pfeiler im Kreuzgang lehnte er ſich ſchweigend. Ein Mönch, dem ſeine würdevolle Haltung und ſeine tiefe Traurigkeit auffiel, trat an ihn heran und fragte mild: Was ſuchſt Du hier, mein Bruder? — und der Mann erwiederte: „La pace“ — und ging von dannen. Dieſer Mann war Dante, dies ungeheure Genie, dem für ſeine Gebilde die Erde zu eng — und Hölle, Purgatorium und Himmel der entſprechende Spielraum war. Was half es ihm! dachte Richenza; den Frieden hatte er nicht! Die größten Menſchen ſind die leidenreichſten — und vielleicht machte ihr Leiden ſie groß! —

Die Grablegung Chriſti, dies Gemälde, das William unvollendet zurückgelaſſen und das ſie Jahre lang zu ungebrauchtem Geräth verwieſen hatte, ſuchte ſie jetzt hervor, ſchickte es nach der Gallerie Borghese und malte es dort fertig. Da waren auch leidende Menſchen; — aber wie waren ſie ſo friedvoll in ihrem Schmerz. Und welch eine ſchöne Geſchichte hat dies ſchöne Bild! Donna Atalanta Baglioni zu Perugia ließ es im Jahr 1506 von Rafael für die Grabcapelle ihrer Familie malen. Sie war eine trauernde Mutter, denn ihr einziger Sohn, ihr einziges Kind, hatte heimtückiſch und verrätheriſch drei ſeiner Vettern in ſeinem eigenen Hauſe nach einer fröhlichen Hochzeitsfeier erſchlagen. Da verließ Donna Atalanta dies entſetzliche Haus und ihren Sohn — und vergab ihm nicht eher, als bis er den Meuchelmord am verwandten Blut in ſeinem eigenen Blut geſühnt und in der Fehde, welche in Folge dieſer Miſſethat ausbrach, den Tod gefunden hatte. Merkwürdige Zeit, wo große Verbrechen und erhabene Tugend hart aneinander grenzten — zuweilen ſogar in einem und demſelben Charakter; denn die Menſchen vergaßen wohl in ihren Leidenſchaften ihren Glauben, aber ſie verleugneten ihn nicht. Fielen ſie in Sünde, ſo beſchönigten ſie dieſelbe nicht — und begingen ſie mehr große Verbrechen, als heutzutage, ſo lebten ſie dafür weniger in großen Laſtern. Deshalb blieb ein feſter Punkt, gleichſam ein Fort in ihrer Seele, das ihnen die Möglichkeit gab, ſich zu ſammeln, wenn auch die Außenwerke vom Feinde genommen und beſetzt waren. —

Nachdem Clermont längere Zeit Richenza gar nicht geſehen und auch kein Zeichen von ihr empfangen hatte, daß ſie ihn zu ſehen wünſche, verwunderte er ſich über dieſe große Gleichgültigkeit, und als er eines Tages von Frascati, wo er den Sommer zubrachte, nach Rom kam, ging er zu ihr. Als er eintrat, ſagte ſie mit eiſigem Ton und Blick:

„Ah! ſind Sie wieder da! das iſt mir lieb. Ich habe mit Ihnen zu reden. Wenn ich bitten darf, morgen früh in der Villa Pamfili, denn jetzt muß ich nach der Gallerie Sciarra und den „Geigenſpieler“ vollenden und heut Abend erwarte ich Beſuch.“

„Darf auch ich erſcheinen?“ fragte er ſpitz.

„Recht gern,“ erwiderte ſie gleichgültig und nahm ihren Hut; „aber an ein Geſpräch iſt nicht zu denken.“

Beunruhigt und verletzt in dem Gefühl, das bei ihm jedes andere verſchlang: in ſeiner Eitelkeit — entfernte ſich Clermont und kam auch an dem Abend nicht wieder. Ja, er nahm ſich vor, in dem bevorſtehenden Geſpräch Chiara Stella, wie er ſie nannte — da ihr deutſcher Name ihm allzu barbariſch klang — zurück zu erobern, wenn auch nur — um ſie zu verlaſſen. Denn daß ſie eine fürchterliche Laſt für ihn ſei und ihn verhinderte, ſowohl in ſeine früheren gewohnten Gleiſe einzulenken, als auch die glänzende Heirath zu ſchließen, zu der ſeine Mutter ihn mehr denn je drängte — davon war er ganz durchdrungen und keineswegs geneigt, dieſen Hemmſchuh fortzuſchleppen. Nur wollte er ihr den Triumph nicht gönnen, ſich gefaßt und kalt von ihm zu trennen. Doch gerade dieſen Triumph begehrte Richenza's Stolz — und ſie errang ihn. Sie kannte Clermont zu gut, um nicht zu wiſſen, wie tief ihn ihre Gleichgültigkeit verletze — nicht weil er ein warmes Gefühl für ſie gehabt hätte, dem die Kälte weh thut, ſondern gerade, weil er ohne wahres Gefühl nur überall Nahrung für ſeine Eitelkeit ſuchte, Ihr Verhältniß war ſo reich an Bitterkeit, Jammer und Demüthigung geweſen — es war ein ſolcher Sturm von böſen Leidenſchaften, Mißtrauen und Eiferſucht, Haß und Neid durch ihre Seele gegangen, daß ſie für dieſe Verwüſtung Rache nehmen und wenigſtens ſo von Clermont ſich trennen wollte, wie es ihm am unangenehmſten war. Darum trat ſie ihm wohlgerüſtet entgegen, hörte allen ſeinen Betheuerungen von Ergebenheit und Anhänglichkeit mit der ruhigſten Nichtachtung zu und erklärte ihm endlich, ſie hätten ſich jetzt zum letzten Mal geſehen und Einer von beiden werde Rom verlaſſen. Da brauſte Clermont auf:

„Ich nicht, wahrhaftig! Es iſt ſehr möglich, daß meine gute Mutter, die ich ſeit vier Jahren nicht geſehen und ſchmählich vernachläßigt habe — in ihrer treuen Liebe zu mir dieſen Herbſt nach Rom kommt... und nicht allein!“

„Wahrſcheinlich in Begleitung einer Braut; nicht wahr?“ fragte Richenza unbefangen. „Nun, ich habe mich auch bereits für die Abreiſe entſchieden, meine Koffer gepackt, meinen Reiſepaß beſorgt... und bin ſomit ganz bereit, den Staub der ewigen Roma von meinen Füßen zu ſchütteln.“

„Ach! ich bin's zufrieden!“ brach Clermont aus; — „ſo iſt mir doch die Möglichkeit gegeben, wieder in geordnete Verhältniſſe zu kommen, die endlich für den vernünftigen Menſchen ein Bedürfniß ſind.“

„So denke ich auch,“ ſprach ſie gleichmüthig.

Das letzte Wort dieſes Geſprächs, das ſich kreuzte wie ſpitze Dolche, die dem Gegner weh thun ſollten, war jenes Lebewohl in der Villa Pamfili.

Am nächſten Morgen reiſte Richenza mit ihren Kindern nach Civita vecchia. Dort ſchiffte ſie ſich auf einem Dampfboot ein, das an den ſpaniſchen Küſtenſtädten die Scala machte — und ging nach Sevilla, wohin ſie, von Rom aus, Empfehlungsbriefe hatte.

Ueber Rom und den größten Theil von Europa brach nach einigen Monaten das tolle Jahr 1848 ein und Clermont, bezaubert von der bildſchönen reichen jungen Kreolin, welche ſeine Mutter ihm als Gattin zugeführt hatte, ging mit derſelben nach London, wo er hoffen durfte, die Roſenmonde ſeiner Ehe möglichſt wenig durch Revolution geſtört zu ſehen.

◆

Die Schatten des Todes.

1851.

Auch die Epochen der Weltgeſchichte haben ihre Todeswunden. Eine ſolche war für unſere Zeit das Jahr 1848. Aber nicht dadurch, daß es eintrat, ſondern dadurch, daß man die Wunde äußerlich ſchloß, ohne ihr das innere Gift zu entziehen. Jetzt iſt ſie zu einem Krebsſchaden ausgeartet, der mehr und mehr in Mark und Bein, in Hirn und Blut der Menſchheit ſich hineinfrißt. Dieſer Krebs heißt Gottentfremdung. Aus ihr entſpringt die Vorliebe für die Lüge, die Theilnahme für die Bosheit, die Begriffsverwirrung über Alles, was Recht und Pflicht iſt, der fürchterliche Mangel an Gewiſſenhaftigkeit, die Auflehnung gegen jedes Geſetz und alle Autorität und ganz beſonders die entſetzliche Verblendung gegen die göttliche Wahrheit des Chriſtenthums und deren Heilkraft. Der alte Spruch ſagt: Wer Gott verderben will, dem nimmt er vorher den Verſtand[1]). Demnach muß das Verderben nahe ſein; denn der Verſtand — Einſicht, Urtheil, klarer Blick in die Verhältniſſe und das, was Noth thut — iſt auf ein Minimum geſchwunden. Als im Jahr 1848 das Geſchwür aufbrach — was geſchah, um es zu heilen? — Kugeln und Bajonette hielt man für das gründlichſte Arcanum und die Conceſſion einiger ungerechten und verkehrten Anſprüche für Betäubungsmittel. Und doch war die Kirche aufgeſtanden oder vielmehr, ſie blieb ſtehen, als ein paniſcher Schreck Kronen und Throne, Rechte und Geſetze im alten Europa zu Boden krachte. Sie bot die rettende Hand, um die erſchütterten Verhältniſſe zu ordnen, zu beruhigen. Sie war bereit, das kommende Geſchlecht nach den Grundſätzen göttlicher Moral zu einer Freiheit heranzubilden, deren Carricatur die Revolution erſtrebt. Aber was geſchah? — Man organiſirte ſich wieder zum alten, centraliſirenden Polizeiſtaat; man ließ ſich den wohlthätigen Einfluß der Kirche gar gern gefallen, ſo lange ſie predigte von der Achtung, die man den bürgerlichen Autoritäten ſchuldig ſei, forderte ſie aber dieſelbe Achtung für die göttliche Autorität der Lehre und der Geſetze, welche ihr von Gott Selbſt übertragen iſt — ja, dann maß man mit anderem Maßſtab. Dann ließ man die falſche Wiſſenſchaft, die ſich von der Kirche verurtheilt weiß — und die Bureaukratie, welche die Selbſtverwaltungsanſprüche der Kirche beneidet — und die ſchlechte

---

[1]) Quam Deus vult perdere, prius dementat.

Preſſe, die aus dem ekelhaften Sumpf ihrer Gemeinheit heraus die hehre Braut Chriſti zu beſudeln trachtet — und die wahnwitzige Genußgier des Materialismus, der ſich in ſeinem Rennen nach Gold und nach Lüſten beeinträchtigt fühlt, weil die Kirche ihm Schranken zu ſetzen und Opfer zu entziehen ſtrebt: dies Alles ließ man wider die Kirche los, gab ihnen Spielraum für ihre Feindſeligkeit, beſchützte ihre Angriffe oder ignorirte ſie und vergaß, daß alle rechtmäßigen Autoritäten ſolidariſch ſind. Daß die falſche Wiſſenſchaft, die ſchlechte Preſſe und der Materialismus Vorkämpfer und Beförderer der Revolution ſind — daß, ſo lange die Welt ſteht, die Bureaukratie noch nie die Revolution in Schach gehalten, viel weniger ſie beſiegt hat — das vergaß man und aus Furcht vor angedrohter Revolution geräth man tiefer und immer tiefer in ihren Strudel. Entchriſtlichung — das iſt das Wort, welches die Zeit wie ein Brandmal an ihrer Stirn trägt und ſie wähnt, es ſei der Karfunkel, der nach jener alten Sage der Talisman der Weisheit iſt! Dagegen kämpft die Kirche jetzt wieder eine von ihren Rieſenſchlachten — und wird ſie erkämpfen, ja! aber auf welchen Trümmern! denn es iſt unmöglich, daß dasjenige, was eben jetzt ſtattfindet: dieſe wilde fanatiſche Empörung gegen die höchſte und göttlichſte aller Miſſionen, gegen die ſeelenrettende, nicht das Material eines furchtbaren Unterganges in ſich ſelber tragen und auch äußerlich zuſammentragen ſollte. Seelen zu retten! wer denkt daran? Als vor einigen Jahren ein kleiner glücklicher Judenknabe durch eine ganz unberechenbare Fügung in den Bund des Chriſtenthums aufgenommen wurde, da erbebte die entchriſtlichte Welt in Zorn und Entrüſtung. Warum? weil eine Seele durch das Sacrament der Taufe für das ewige Leben gerettet worden war. So tief war jene Welt vom Chriſtenthum abgefallen, ſo ganz hatte ſie ſich vom Verband der ewigen Wahrheit abgelöſt, daß ſie enthuſiaſtiſch das Banner des Judenthums ſchwang, um das chriſtliche Sacrament und deſſen Ausſpenderin, die Kirche, mit Füßen zu treten. Aber die Seelenretterin läßt ſich mißhandeln — ja! martern! — ja! aber nicht um's Leben bringen und eben ſo wenig von ihrer Beſtimmung ablenken; denn Chriſtus lebt in ihr. Darum iſt ſie jetzt die einzige Anſtalt auf Erden, die zukunftsgewiß und nicht von den Elementen des Todes überwuchert iſt. Indeſſen geht der Prozeß der Weltverweſung ſeinen Weg mit Rieſenſchritten neben ihr fort. —

Der alte Baron Urſperg lag auf dem Sterbebett ſchon ſeit Monaten. Er zählte ſechs und ſiebzig Jahre und litt ſeit fünfzehn Jahren die heftigſten körperlichen Peinen und Schmerzen, die ihn aufrieben und ihm das Daſein zur Qual machten. Allein noch immer zögerte der Tod. Bernhard und Euphroſyne hofften von Tag zu Tag, er werde endlich, endlich! die

Friſt benutzen, welche die ewige Barmherzigkeit ihm ſo ſichtlich gönnte, um ſich mit Gott zu verſöhnen. Aber nein! mehr und mehr verſteinerte ſich ſein Herz und die leiſeſte Andeutung ſeiner Pflicht, um als Chriſt zu ſterben, verſetzte ihn in Wuth. Bernhard hatte ihn auf den Knien mit dem heiligen Muth eines guten Sohnes beſchworen; Euphroſyne hatte mit den zärtlichſten Bitten gefleht, er möge ſich doch nicht dieſes höchſten Troſtes berauben; ſogar ſein Liebling, Grazia, war ihm zu Füßen gefallen mit der Bitte, dem göttlichen Heiland die Einkehr in ſein Herz nicht zu verwehren. Alles umſonſt! Bernhard und Euphroſyne wurden zürnend abgewieſen. Zu Grazia ſagte der wilde Greis:

„Kind, ſchwatze keinen Unſinn! — Iſt Dein göttlicher Heiland — Gott, ſo iſt er allmächtig und ſo kann er, wenn's ihm gefällt, zu jeder Stunde in mein Herz einkehren — wie Du Dich ausdrückſt. Thut er das aber nicht, ſo iſt es ein Zeichen entweder — daß er nicht allmächtig iſt oder daß es ihm nicht gefällt — und darum baſta mit Deinem Larifari!“

Die Baronin Ulrike war ganz dieſer Anſicht; auch Odo, der jüngſte Sohn des Barons. Sie nannten es eine unnütze Quälerei, den Kranken mit Gewiſſensſcrupeln zu beläſtigen, und Odo, der die Jurisprudenz ſtudirt hatte, Aſſeſſor war und ſich für die Incarnation der Weisheit hielt, meinte: man ſolle doch endlich den Uebergriffen der Prieſter in das Heiligthum der Gewiſſensfreiheit gebührende Schranken ſetzen.

„Aber Onkel!“ rief Grazia eifrig, „wer nicht chriſtlich ſtirbt, hat kein Recht auf ein chriſtliches Begräbniß.“

„Rabenkind!“ rief die Baronin entrüſtet; „iſt das Dein Dank für die Liebe Deines Großvaters!“

„Fräulein Naſeweis, willſt Du mich über das Recht belehren?“ fragte der Aſſeſſor ſpitz.

Täglich kam Pater Smaragd zu Bernhard, um nach dem Befinden des Barons zu fragen. Er ſelbſt war im Lauf der Jahre der geiſtliche Vater, der zärtlich geliebte und hochverehrte, für Bernhard und deſſen ganzes Haus geworden. Wie ein alter Patriarch, der die Würde des Prieſters und Oberhauptes in ſich vereinigt, ſtand er mitten im Kreiſe dieſer glücklichen Familie, genoß ihre Freuden, theilte ihre Sorgen, pflegte in ihnen und vertrat durch ſich ſelbſt die Richtung auf das Himmliſche. Viele lange ſelbſtloſe Schmerzen hatten die größte Feindin überwunden, die jeder Menſch in ſeinem Herzen hegt: die Selbſtliebe — und in dem Maß, als ſie erſtarb, lebte die Liebe zu Gott in ihm auf. Der Aſſeſſor nannte ihn: den extatiſchen Graukopf — und der Baron nannte ihn: den heuchleriſchen Pfaffen. Wenn Pater Smaragd das erfuhr, lächelte er. Und wenn Euphroſyne ihn nannte: Heiliger Vater meiner Seele! — ſo lächelte er auch. Feind und Freund störten ſeine Gelaſſenheit nicht. Pater Smaragd ging zu Bernhard. Das Schloß war im Lauf der Zeit ſehr einfach, aber ſehr bequem eingerichtet, ſo daß man merkte, wie lieb die Menſchen, die hier wohnten, ihr Haus und ihren Heerd hatten. Die Terraſſe hatte ſich in einen reizenden Blumengarten verwandelt; ihre ſteifen, zugeſtutzten Taxus-Pyramiden und ihre Rabatten mit Buxbaum eingefaßt, waren vor Gruppen blühender Geſträuche und vor Maſſen der verſchiedenſten Blumen und Gewächſe verſchwunden. Die offenen Bogen des einen Erkerthürmchens waren durch farbige Glasfenſter geſchloſſen, ſo daß das Innere jetzt, mit Gartenſtühlen und Tiſchen möblirt, ein niedliches Cabinet bildete, das Euphroſynens Lieblingsaufenthalt war. Da ſaß ſie auch jetzt, immer dieſelbe anmuthige Euphroſyne — obſchon ſie zwölf Jahre verheirathet war und das von den Frauen ſo ſehr gefürchtete dreißigſte Jahr überſchritten hatte — und ſtickte mit ihren weißen behenden Fingern ein Kinderkleid. Bernhard ſaß neben ihr, hatte ſeinen jüngſten zweijährigen Sohn auf dem Schooß und trieb tauſend Scherze mit ihm in einer Weiſe, die es ganz ungewiß ließ, ob das Kind oder der Vater ſich mehr dabei unterhielt. Zwei ältere Knaben raſten umher mit einem treuen Pudel, der die Wucht ihrer Zuneigung auszuhalten hatte. Auf dem Raſenplatz ſtanden ſchlank, blondlockig, zart wie Elfen, zwei heranwachſende Kinder und ſpielten ungemein gewandt über ein Beet voll duftender Levkoyen hinweg, Federball. Das waren Adrian und Grazia. Es war unmöglich, ein lieblicheres und fröhlicheres Familienbild zu ſehen, Alles ſo harmoniſch und ſo glücklich, ſo vertraulich und einfach geregelt: der Vater das Haupt und die Mutter das Herz, und Beide verſchmelzend in unſäglicher Liebe zu jedem Kinde. Pater Smaragd blieb einen Augenblick in der Thür ſtehen, die aus dem Saal auf die Terraſſe führte und betrachtete mit zärtlichem Wohlwollen das muntere Treiben. Als die Kinder ihn gewahr wurden, verließen ſie ihre Spiele, küßten ſeine Hand und Adrian führte ihn zum „Erker der Mama;“ dann kehrten ſie zu ihren Federbällen und ihrem Pudel zurück.

„Ach,“ ſagte Pater Smaragd zu Bernhard, „wenn man zu Ihnen kommt, iſt es wirklich, als fände man ein Stückchen vom Paradieſe wieder . . . . ein Stückchen Menſchenleben, wie Gott es gewollt hat.“

„Wo Kinder ſind, iſt das leicht,“ erwiderte Bernhard.

„O ja, wenn die Eltern es ſo auffaſſen,“ antwortete lächelnd Pater Smaragd — „und die Kinder in dieſem paradieſiſchen Sinne erziehen.“

„Unſere Kinder ſind gar fröhlich,“ ſagte Euphroſyne, und Bernhard ſetzte hinzu:

„Das erbten ſie von ihrer Mutter und das iſt ein köſtliches Erbe! denn aus fröhlichen Kindern werden ſtarke Menſchen. Aus dem Frohſinn, nicht aus dem Trübſinn, wächſt die Stärke hervor."

„Ja wohl," ſagte Pater Smaragd; „nur die frohen Herzen wiſſen, wenn's dazu kommt, recht zu leiden, ſo zu leiden, wie Gott will, daß wir leiden ſollen."

„Es ſteht ganz ſchlimm mit meinem Vater!" ſagte Bernhard plötzlich mit tiefem Kummer in Blick und Ton. „Nicht nur ſeine Glieder, auch ſeine Sprachorgane ſind gelähmt. Nur durch Blicke kann er ſich verſtändlich machen. Es iſt alſo zu ſpät, mein Pater! zu ſpät! Er ſtirbt — unverſöhnt! Das Leid will ſich durchaus nicht mit dem Frohſinn vertragen. Ich vergeſſe es momentan, aber ich verſchmerze es nicht. — Heute Nacht wache ich bei ihm. Es iſt vielleicht ſeine letzte Nacht hienieden."

„Es iſt furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" ſagte Pater Smaragd erſchüttert. „Darum wollen wir noch einen Verſuch machen .... den letzten. Sind Sie allein bei dem Kranken?"

„Allein; — denn die Mutter iſt ſeit einigen Tagen unwohl, mein Bruder durchwachte die vorige Nacht und den Dienſtboten gönne ich gern die Ruhe; ſie werden genug in Anſpruch genommen durch das lange, ſchwere Krankenlager."

„Wohlan! ich komme in dieſer Nacht!" ſagte Pater

Smaragd. „Vielleicht hat die göttliche Barmherzigkeit ihn dem Leibe nach in die Hilfloſigkeit eines unmündigen Kindes verſetzt, um ſeine Seele zu erweichen. Ich werde kommen, um mit ihm zu ſprechen .... oder zu ihm.“

„Gottes Fügung!“ rief Euphroſyne. „Die Mutter und Odo würden Sie nimmermehr zu dem Sterbenden gehen laſſen.“ — — —

„Adrian, Du ſpielſt ſo ſchlecht, daß die Sterne darüber vor Schreck vom Himmel fallen,“ ſagte Grazia neckend, warf ermüdet das Raquet weg und ſammelte Orangenblüthen auf, die der Abendwind von den duftenden Zweigen herabwehte. Dann lief ſie zum Erker und fragte: „Mama, iſt es noch nicht Zeit?“

„Geduld!“ antwortete Euphroſyne lächelnd; — „ich vergeſſe Dich nicht.“

„Was will Grazia?“ fragte Pater Smaragd.

„Bei der Großmutter die barmherzige Schweſter ſpielen,“ entgegnete Euphroſyne ſcherzend.

„Nicht ſpielen! — ſein!“ ſagte Grazia ernſthaft.

„Sie wacht bei der Großmutter,“ ſagte Bernhard.

„Das junge Kind!“ rief Pater Smaragd.

„Ja,“ ſagte Bernhard und ſtreichelte liebkoſend Grazia's glänzende Locken, „die Kinder müſſen ſich früh gewöhnen, mit allen Leiden und Freuden und Bekümmerniſſen

merniſſen der Eltern zu verwachſen. Daraus entſpringt der Familienſinn, das feſte Zuſammenhalten, die Gewohnheit des bereitwilligen Liebesdienſtes. Es iſt eine Verweichlichung der Kinder, ſie fern von allem Peinlichen zu halten, was in der Familie vorfällt. Sie ſollen mittragen."

„Grazia wird es nicht ſchwer haben, „ſetzte Euphroſyne erläuternd hinzu. „Die Großmutter fiebert ein wenig und ſchläft nicht gut, aber große Dienſtleiſtungen braucht ſie nicht."

„Möchteſt Du barmherzige Schweſter werden, Grazia?" fragte Pater Smaragd.

„Ja!" rief ſie und beſann ſich einen Augenblick; — „ja! ſo wie die heilige Eliſabeth von Thüringen es war."

„Du fliegſt hoch, Kind!" ſagte Pater Smaragd lächelnd.

„Fliege beharrlich!" ſetzte Bernhard hinzu.

Es ſchlug Mitternacht am Schloßthyrm. Tiefes Dunkel lag auf der Erde, tiefer Schlaf auf den müden Menſchen. Große laue Regentropfen fielen langſam aus den Wolken. Das Licht einer Laterne ſchimmerte durch die Bäume des Schloßberges, bald verſchwindend, bald auftauchend. Bernhard ſtand im Krankenzimmer am Fenſter und harrte. Als ſich das Licht dem Hauſe zuwendete, verließ er leiſe das Zimmer, ſchloß die

Hausthür auf und empfing Pater Smaragd, der auf den Arm ſeines getreuen Amandus geſtützt eintrat.

„Gott ſtehe Ihnen bei, mein Pater, und alle Engel und Heiligen,“ flüſterte Bernhard.

„Warte hier auf mich, Amandus, wache und bete .... und ringe mit dem Satan um dieſe Seele,“ ſprach der Pater, indem er Bernhard folgte.

Dieſer führte ihn in das Krankenzimmer, ſchloß leiſe eine Thür ab, die nach den Zimmern der Baronin führte und ſagte, indem er ſich entfernte:

„So! nun ſind wir ſicher! Niemand kann Sie hören oder ſtören .... und ich halte draußen Wache. Gott ſei mit Ihnen.“

Pater Smaragd blieb allein. Er ſah ſich um im Zimmer; — da er aber das nicht fand, was er ſuchte, zog er ſeinen Roſenkranz hervor, kniete nieder, küßte andächtig das Crucifix und betete ſtill. Dann erhob er ſich, ging zum Sterbelager, ſchlug den Vorhang ſanft zurück und ſagte unendlich mild:

„Ulrich!“

Baron Urſperg lag unbeweglich da, furchtbar abgezehrt, mit entſtelltem Antlitz, da die Schmerzen und der Schlaganfall, der ihn der Sprache beraubte, ſeine Züge verzerrt hatte. Aber in ſeinem hohlen, wilden Auge flammte noch Leben, wenn er es aufſchlug, ſogar noch Lebensluſt. Als er ſich von dieſer Stimme bei ſeinem Namen rufen hörte, zuckte ein Blitz über ſein Antlitz und ſchoß dann aus ſeinem Auge mit einem Blick des intenſivſten Haſſes hervor. Pater Smaragd ließ den Vorhang wieder fallen und ſagte:

„Ulrich! ich komme nicht, um Dich zu quälen. Du willſt mich nicht ſehen — es ſei! aber hören ſollſt Du mich. Kurz und einfach ſollſt Du die Geſchichte Deines Lebens hören, denn in wenigen Tagen wirſt Du vor dem Throne des Weltrichters darüber Rechenſchaft ablegen müſſen. Doch nicht wie der Ankläger, der am Throne Gottes uns Alle erwartet und alle unſere Miſſethaten aufzählt, will ich zu Dir ſprechen; ſondern vertheidigend, wie es dem geziemt, der das göttliche Sühnopfer im Blut Jeſu verwaltet und der Deine Seele retten möchte für's ewige Leben. Vielleicht finde ich dadurch den Weg zu Deinem Herzen."

Pater Smaragd ſetzte ſich neben dem Bett nieder und ſprach:

„Die Geſchichte iſt ſo: Es iſt ſchon lange über ein halbes Jahrhundert hinaus, da befanden ſich zwei Zöglinge in der Schule der Benedictiner zu Maria-Einſiedeln, die große Freundſchaft miteinander ſchloſſen. Der Eine war der Sohn eines Freiherrn und der Andere ein Bauernſohn — Beide aus dem Allgau. Später trennten ſich ihre Wege. Der Bauernſohn hatte das Glück, ſehr fromme Eltern zu beſitzen; ſie waren auch wohlhabend; ſie ließen ihn Theologie ſtudiren. Das that er gern. Als er aber mit ſeinen

Studien fertig und Prieſter war, gab es doch etwas, das er noch lieber that: Er wurde Ordensmann bei den Ciſtercienſern hier im Kloſter Kreuzbronn und da war er denn ganz glücklich. Dem armen jungen Baron ging es anders! er hatte keine gute Eltern. Sie waren verſchwenderiſch, leichtſinnig, lebten viel in Paris, wo der Terrorismus der Revolutionsmänner eben verſchwunden und durch eine grenzenloſe Zügelloſigkeit ohne religiöſe Schranken und ohne ſittlichen Halt erſetzt war. Er hatte in Einſiedeln zwar nur gute Beiſpiele geſehen; allein das ſchlimme, das ſeine Eltern ihm gaben, entſprach ſeiner Natur, die ſich ja in uns Allen mit Vorliebe zum Böſen neigt. Da er einen ungemein heftigen Character hatte, der leicht in Leidenſchaft gerieth, ſo fand er den Kampf wider ſich ſelbſt zu ſchwer und gab ſich den Verirrungen einer brauſenden, zügelloſen Jugend hin. Das mißfiel den Eltern. Statt ihm aber die rettende Hand zu reichen, zogen ſie in trauriger Verblendung ſie von ihm ab. Als er ſich ganz mittellos ſah, wurde er Soldat, beging aber ſehr bald im Jähzorn einen ſchweren Inſubordinationsfehler, ſollte ſtandgerichtlich erſchoſſen werden, entfloh durch ein Mirakel ſeiner Verwegenheit und Entſchloſſenheit über Dächer und Mauern, irrte umher, obdachlos, nahrungslos, dem tiefſten Elend preisgegeben, erinnerte ſich nun ſeines längſtvergeſſenen Jugendfreundes, der ihm ſeiner Zeit ſeinen Eintritt in den Ordensſtand mitgetheilt hatte — und erſchien eines Tages an der Kloſterpforte, einem Vagabunden ähnlicher als einem Freiherrn. Da klagte er denn nun ſeinem Jugendfreund ſeine ſchreckliche Noth; allein nicht den wahren Grund, aus dem ſie entſprungen war; ſo daß dieſer — der freilich ein gar einfältiges Menſchenkind war — einfach glaubte, der Hitzkopf habe ſich einige muthwillige Streiche zu Schulden kommen laſſen und endlich das Vergehen der Inſubordination, die ja bei den Soldaten härter geſtraft wird, als tauſend Todſünden. Das erbarmte ihn unſäglich und mit Erlaubniß des Priors geſchah es denn, daß der junge Baron als ein Verſtoßener und Heimathloſer in der Gaſtfreundſchaft des Kloſters aufgenommen und liebreich verpflegt wurde. Er ſchrieb nun an ſeine Eltern und bat ſie um Verzeihung und um Unterſtützung und verſprach alles Gute. Wären die Eltern in dieſem Augenblick mild und nachſichtig für ihn geweſen, ſo glaube ich, daß ſein Leben vielleicht eine gute Wendung genommen hätte. Aber leider! ſie waren es nicht! die Mutter antwortete ihm gar nicht und der Vater ſchrieb ihm, er ſei die Schmach der Familie, er entehre ihren Namen, er ſolle nach Amerika gehen oder Kloſterbruder werden; — doch niemals auf Unterſtützung rechnen, um ſo weniger, als die Eltern den Reſt ihres Vermögens auf Leibrenten gegeben hätten, um nur anſtändig leben zu können. Dieſe

Antwort erbitterte den jungen Baron fürchterlich. Er hatte genug des Elends in Europa genoſſen, um es nicht abermals in Amerika aufzuſuchen. Gut! rief er trotzig, ich werde Kloſterbruder! Ich weiß, daß es meinen Eltern bitter weh thut, wenn ihr uralter Name ausſtirbt; — es ſoll geſchehen! — Aber zugleich warf er ſich mit ſo großem Eifer auf ernſte Studien und in die Ordnung des Kloſterlebens, daß der Prior ihm nicht die Aufnahme in's Noviziat verſagen mochte. Der Freund, der einfältige Bauernſohn, frohlockte, dachte an die Bekehrungen des heil. Auguſtinus, des heil. Hieronymus Emilian, des heil. Johannes von Gott, des Abbé de Rancé und ſo vieler Anderer, die ſich aus dem Schiffbruch ihrer Jugend gerettet und zu hoher Tugend erſchwungen hatten, nachdem ſie der gefährlichen Welt Valet geſagt, — und trieb den jungen Baron mehr und mehr an, ſeinem Entſchluß treu zu bleiben, da er ja aus Erfahrung die unſägliche Nichtigkeit der Weltfreuden kenne. War er wirklich im Herzen der muſterhafte Novize, als den er ſich darſtellte — oder wußte er, wie es in der Welt ſtand und wie nah die Aufhebung der Klöſter ſei — oder wollte er eine Rolle ſpielen — oder gährten all' dieſe Motive, ihm ſelbſt nicht klar, in ſeinem Gemüth: das Alles kann Gott allein entſcheiden. Ich glaube, wenn die äußeren Verhältniſſe ruhig und geordnet geblieben wären, hätte er ein recht tüchtiger, wenn auch etwas unbequemer Ordensmann werden können. So aber brachten ihm die ſpäteren Umſtände Verſuchungen, denen er erlag. Einſtimmig wurde er vom Convent zur Profeß zugelaſſen und der ehrwürdige Prior ſprach hocherfreut: Warum ſollten wir, die wir ſo unvollkommen ſind, nicht einen Bruder aufnehmen, der vielleicht eifriger als wir nach Vollkommenheit ſtrebt. Dieſe Geſinnung theilten Alle. Bald darauf ſtarb der fromme Prior und die Wahl des neuen fiel auf den einfältigen Bauernſohn, den der liebe Gott dadurch in die Schule des Kreuzes nehmen wollte. Der Baron hatte aber geglaubt, weil er von altadliger Familie ſei, werde das Kloſter es ſich zur Ehre ſchätzen, ihn zum Prior zu wählen. Er hatte es ſehr gewünſcht und auch hie und da geäußert — was denn freilich Gründe genug gegen ihn waren. Allein der neue Prior hatte nichts dabei verſchuldet. Der hätte lieber den letzten Platz als den erſten eingenommen, weil er ſeine eigene Armſeligkeit gut kannte. Er beſchwor ſeine Brüder, ihn mit der Würde und Bürde der Vorſteherſchaft zu verſchonen. Aber dergleichen Wahlen ſtehen in Gottes Hand und folgen höheren Fügungen. Der Bruder Norbert, wie der Baron im Orden hieß, empfand darüber heftigen Groll gegen die Brüder und eine große Abneigung gegen den neuen Prior. Dieſer gab ſich zwar alle Mühe, den Jugendfreund, der jetzt ſein geiſtlicher Sohn geworden war, und dem er alſo verdoppelte Liebe ſchuldete, zu beſänftigen und ihn auf das Opfer der Eigenliebe und des Eigenwillens hinzuweiſen; aber leider! leider! gelang es ihm nicht. Und während der ganze Convent mit kindlicher Liebe an ihm hing, entfremdete ſich Bruder Norbert mehr und mehr von ihm. Das war ein bitterer Schmerz für den Prior. Als Buße für ſeine vielen Sünden bemühte er ſich, dies Kreuz zu tragen. Wenn der Bruder zum Gegner, der Freund zum Widerſacher, der Sohn zum Feinde wird; ſo geht das nicht ab ohne ſchwere Beleidigung Gottes — und das mußte nun der Prior in ſeinem eigenen Convent erleben! — Inzwiſchen hatte es ſchon lange in der Welt geheißen: Klöſter wären keine zeitgemäße Inſtitutionen mehr, ſie wären Schmarotzerpflanzen des bürgerlichen Lebens, ſie verzehrten die materiellen Kräfte des Volkes und thäten nichts für deſſen leibliche und geiſtige Wohlfahrt. Deshalb müſſe man ſie ausrotten mit Stumpf und Stiel. Und das müßten die Regierungen in ihrer zärtlichen, ſelbſtloſen Sorgfalt für das Glück ihrer Völker thun. Ohne eine ganz beſondere Zulaſſung Gottes, die in den Plan ſeiner unerforſchlichen Weisheit gehört, wäre es wohl nicht möglich geweſen, ein ſolches Werk der Ungerechtigkeit zu erſinnen und auszuführen. Man machte ſich alſo daran, eine Inſtitution, die ſo alt wie das Chriſtenthum ſelbſt iſt und von dieſem für auserwählte Seelen durchaus gefordert wird, von Grund aus zu zerſtören. Auch in Kreuzbronn erſchienen Commiſſäre der Regierung mit der Erklärung, Mönche und ein Kloſter wären nicht zeitgemäß; deshalb werde man jene bis zu ihrem Tode penſioniren, dieſes zu anderweitigen zeitgemäßen Zwecken verwenden, indem man ein Zucht- oder Irrenhaus daraus zu machen beabſichtige. Wo Vergewaltigung eintritt, muß ſich das Recht damit begnügen, gegen jene zu proteſtiren. Das geſchah mit höchſter Entſchiedenheit von Prior und Convent, und der Proteſt war ſo einſtimmig, daß ſogar Bruder Norbert ihn einlegte. Ueberhaupt war er in dieſer Zeit, zum höchſten Troſt des Priors, ganz umgewandelt, thatkräftig, theilnehmend, umſichtig, für das Wohl des Kloſters bedacht. Er half dem Prior die geweihten Altargefäße und gottesdienſtliches Geräth, Kelche, Monſtranzen, Lampen, Leuchter, auch koſtbare Paramente verbergen, damit ſie nicht in die Hände der Kirchenräuber fielen und für beſſere Zeiten aufbewahrt würden. Er ſprach immer die Hoffnung aus, daß man ſich doch vielleicht wieder klöſterlich werde einrichten können, und wenn die Troſtloſigkeit mancher Brüder dem Prior durch's Herz ging, richtete er ſich an Bruder Norberts Faſſung auf."

Pater Smaragd erhob ſich, ſchlug den Bettvorhang zurück, kniete neben dem Lager mit gefalteten Händen hin und ſagte flehend:

„Ulrich! wirf einen Blick zum Thron Gottes empor!... Erbarme Dich Deiner Seele!... Nur einen Blick der Reue, Ulrich!“... —

Aus den tiefen dunkeln Augenhöhlen des Kranken ſchoß ein Blick auf Pater Smaragd, als ob eine Viper ihr Gift ſpritze; — und dann ſchloſſen ſich die Augen. Mit namenloſer Traurigkeit nahm Pater Smaragd ſeinen Sitz wieder ein und fuhr fort:

Die Geſchichte iſt nicht zu Ende; höre weiter. Die Sache ging ihren Gang. Die Brüder mußten das Kloſter räumen; die Einen gingen hier-, die Anderen dorthin; ein Paar kehrten zu ihrer Familie zurück, ein Paar wurden Pfarrer und Hausgeiſtliche, ein Paar blieben beiſammen hier unten im Dorf in einem armſeligen Häuschen, das ſie ſich klöſterlich einrichteten, um vor wie nach Gott und den Seelen zu dienen. Es verſteht ſich, daß der Prior bei dieſen letzteren Brüdern blieb. Bruder Norbert that daſſelbe, allein er kam und ging, war für Alle äußerſt liebevoll, wußte Troſt zu verheißen und ſöhnte auch die mit ſich aus, die ihn früher ſcharf getadelt hatten. Er ſagte, er habe Verbindungen in der Welt angeknüpft, die eine glückliche Wendung der Dinge möglich machten. Eines Tages ſprach er zum Prior, es ſei nun gewiß, man wolle Kreuzbronn nicht zu einer Staatsanſtalt einrichten; denn das koſte Geld... und da man Geld brauche, wolle man es lieber verkaufen. Der Augenblick ſei alſo gekommen, wo der Convent, freilich nicht als ſolcher, ſondern auf den Namen irgend eines Mitgliedes, Kreuzbronn zurückkaufen — und dann mit gehörigen Vorſichtsmaßregeln daſelbſt fortleben könne. Der Prior erwiderte, da die Aufnahme von Novizen unterſagt ſei, ſo ſei das klöſterliche Leben nur gerade auf die Dauer des gegenwärtigen Convents beſchränkt. Durch den Ankauf von Kreuzbronn ſtürze man ſich nur in Schulden, die Niemand zahlen könne. Auch fehle es ihm durchaus an Geld. Bruder Norbert entgegnete:

„Kommt Zeit, kommt Rath. Es geht jetzt in der Welt durch den Napoleon Alles drunter und drüber. Man muß nur zu erobern verſtehen. Hat der kleine Artillerie-Lieutenant die Krone von Frankreich erobert und ſie noch gar in eine Kaiſerkrone verwandelt: warum ſollten dann die religiöſen Genoſſenſchaften nicht ihr gutes Recht wieder erobern und neue Wurzeln ſchlagen? Nur gehört dazu, daß man feſten Fuß auf eigenem Grund und Boden faſſe. Ich habe einen alten Verwandten gefunden, der mir eine Geldſumme vorſtreckt. Sie reicht freilich bei Weitem nicht aus. Es ließe ſich aber vielleicht durch die Verwandten der andern Brüder auch etwas aufbringen. Wir brauchen nicht Alles auf ein Mal zu zahlen. Wir wirthſchaften ſparſam, tragen nach und nach unſere Schulden ab und unſer liebes Kreuzbronn kommt nicht in fremde Hände.“

So ſprach er. Damals war gerade der Vater des Priors aus der Zeitlichkeit gegangen. Er hinterließ nur zwei Kinder: dieſen Sohn und eine jüngere Tochter, die nun mit der Mutter allein auf dem väterlichen Bauerngut lebte und ihm die Zinſen ſeines Erbtheils auszahlte. Das junge Mädchen war unverehlicht, ſchön und gut. Es hieß, ſie wolle in's Kloſter gehen. Der Prior kannte ſie nur aus früher Kindheit, da ſie zehn Jahre jünger als er — und er wenig im Elternhauſe geweſen war. Jetzt ſchrieb er ihr und bat ſie, ihm ſein Erbtheil auszuzahlen. Sein Freund, der die Sache mit ihr ordnen und die Summe in Empfang nehmen werde, möge ihr das Nähere mündlich mittheilen.“

Abermals kniete Pater Smaragd am Krankenbett nieder und ſprach mit bebender Stimme:

„Ulrich, geh' in Dich! rufe Gottes Barmherzigkeit an!... Die Geſchichte nimmt eine gräßliche Wendung!“

Und abermals ſchoß der Kranke einen Blick voll des tödtlichſten Haſſes auf den Pater. Nach einer angſtvollen Pauſe ſagte dieſer mild:

„Wohlan, Ulrich, meine Lippen ſollen ſich mit dieſem Gräuel nicht beflecken. Aber höre weiter. Während Bruder Norberts Abweſenheit wurde der Prior zum Pfarrer von Kreuzbronn ernannt, weil er es wünſchte und man dem guten Landvolk einen Gefallen thun wollte. Der Prior freute ſich unſäglich. Waren die Verhältniſſe auch ganz verändert, ſo konnte er doch die Seelſorge bei ſeiner lieben Heerde üben und in dem trauten Kloſter, bei der geliebten Kirche dauernd und ungeſtört ſeine Wohnſtatt aufſchlagen. Die Pfarrgeſchäfte nahmen ſeine Zeit ſehr in Anſpruch, ſo daß er nicht gar viel, oder wenigſtens ganz ohne Unruhe der Angelegenheiten gedachte, die Bruder Norbert ausführen wollte. Dieſer ſchrieb dem Prior in Jahresfriſt nur zweimal, um ſich Vollmachten auszubitten, die er auch erhielt. Von dem Erfolg ſeiner Bemühungen ſchrieb er nichts. Plötzlich hieß es in der Gegend, ein gewiſſer Baron Urſperg habe Kreuzbronn gekauft. Der nunmehrige Pfarrer war froh des Abſchluſſes der Sache und nur erſtaunt, daß Bruder Norbert weder perſönlich noch ſchriftlich Nachrichten darüber ertheilte. Die Zeit verging. Es kamen Leute nach Kreuzbronn, die im Namen ihres Herrn, des Baron Urſperg, Anordnungen daſelbſt machten, welche nur von dem Beſitzer ausgehen durften. Norbert kam nicht. Der Pfarrer ſchrieb ihm, Norbert antwortete nicht. Da ſchrieb der Pfarrer ſeiner Schweſter. Deren Pfarrer antwortete, die arme Veronica ſei verſchwunden, vielleicht mit dem Baron Urſperg, aber gewiß durch deſſen Schuld; und die Mutter liege vor Kummer und Gram auf dem Sterbebett — blutarm dazu, indem die bethörte Veronica dem Baron Urſperg, wie es den Anſchein habe, eine Schuldverſchreibung über die andere ausſtellte. Der unglückliche Pfarrer eilte nach ſeiner Heimath. Er fand die Mutter im Grabe und die Schweſter verſchollen, die früher das bravſte, frömmſte Mädchen geweſen war. Was lag ihm am Verluſt ſeines Vermögens einem ſolchen Schmerz gegenüber! Mit gebrochenem Herzen kehrte er nach Kreuzbronn zurück. Da war inzwiſchen der Baron Urſperg angelangt. Der Pfarrer ſchauderte... ging hin und ließ ſich bei ihm melden. Eintretend begrüßte er ihn als Bruder Norbert.

„Das bin ich nicht mehr!“ rief der Baron. „Nächſtens löſt der Papſt meine Gelübde. Ich kam ſchon deshalb ein.“

„Deine Gelübde ſind ewig und Du willſt ſie brechen?“ — war die Antwort.

„Was ſteht Ihnen zu Dienſten, Herr Pfarrer?“ unterbrach der Baron gleichgültig.

„Wo iſt mein kleines Vermögen geblieben?“ fragte der Pfarrer zitternd vor dem Abgrund, der ſich im Herzen ſeines Freundes vor ihm aufthat.

„Ihr Vermögen, Herr Pfarrer?“ lautete die Antwort. „Ei, haben wir denn je dergleichen Geſchäfte mit einander gemacht? Wo ſind denn Ihre Papiere, Ihre ſchriftlichen Documente?“

„Wo iſt meine Schweſter geblieben?“ fragte der Pfarrer ſtatt zu antworten.

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben,“ ſagte der Baron kalt und befremdet.

„Räuber! Meineidiger! Seelenmörder!“ rief der Pfarrer in einem Anfall von grenzenloſem Schmerz.

Da ſchellte der Baron und ſprach zum eintretenden Diener:

„Befreie Er mich von dem wahnwitzigen Mönch, der Hab' und Gut und Schweſter — und ich weiß nicht was Alles! von mir verlangt.“

Der Pfarrer ging und dabei blieb es; denn er überlegte, daß er dem Baron Urſperg auf gerichtlichem Wege nicht beikommen könne — erſtens, weil ihm Beweiſe fehlten; zweitens, weil es einem Mann von der Geſinnung des Barons auf einen falſchen Eid mehr nicht ankam. Wozu alſo einen Scandal zwiſchen zwei Ordensmännern in's Leben rufen! — Er ſchwieg... und legte Alles in Gottes Hand. Welche Mühe der Baron Urſperg ſich gab, um die Verſetzung des Pfarrers zu bewirken, brauche ich nicht zu erwähnen — und welche Verfolgung er heimlich jenem anthat, damit er freiwillig gehe, ebenfalls nicht. Aber es gelang nicht. Gott wollte den armen Pfarrer eben in Kreuzbronn haben! — Nach einigen Jahren vermählte ſich der Baron mit einer reichen Erbin, deren Vater ſich, wie es hieß, am Kauf von Kreuzbronn betheiligt hatte. Eidam und Schwiegervater geriethen aber bald in heftige Feindſchaft wegen des leidigen Mammons... und aus Groll gegen den Eidam vermählte ſich der Schwiegervater zum zweiten Mal und erfreute ſich einer zahlreichen

Nachkommenſchaft. Die Baronin Urſperg mußte es bitter empfinden, daß ſie keine Erbtochter blieb, ſondern — im beſten Fall, mit fünf kleinen Geſchwiſtern theilen, im ſchlimmſten, mit dem Pflichttheil ſich begnügen mußte. Das letztere trat wirklich ein und ſie wurde eine große Kreuzträgerin. Die Leidenſchaften geben dem Menſchenherzen eine tödtliche Härte gegen Andere.

Nach Jahren erſchien einſt ein blutjunger Menſch bei dem Baron. Armſelig gekleidet, ſcheu in Blick und Haltung, blaß und abgezehrt, flößte er zwar Mitleid, doch kein Vertrauen ein. Er hatte dringend begehrt, mit dem Baron allein zu reden; aber kaum hatte das Geſpräch fünf Minuten gedauert, ſo riß der Baron ein Fenſter auf und ſchrie in den Hof hinab:

„Heda! Hunde heraus! jagt mir den Spitzbuben fort!“

Und ſeine Hunde hetzten den jungen Menſchen vom Hof herunter.

Er floh zum Pfarrer ohne ſonderliches Befremden über die barbariſche Behandlung, gegen die er abgeſtumpft war. Ulrich, höre ihr Geſpräch! Der junge Burſche hielt ein ganz kleines Päckchen in der Hand und ſagte:

„Ich ſoll dies dem Herrn Pfarrer Haller von Kreuzbronn bringen.“

„Von wem, mein Sohn?“

„Von den Herren aus dem Zuchthauſe zu Bern.“

„Wie heißt Du, mein Sohn?“

„Amand Haller.“

Zitternd wickelte der Pfarrer das Päckchen auf. Eine ſilberne Kapſel in Form eines Medaillons lag darin. Sie umſchloß ein Bildchen der heiligen Mutter Gottes von Einſiedeln und auf dem Deckel ſtanden die Buchſtaben V. H. Der Pfarrer erkannte ſie ſogleich! Er hatte einſt dies kleine Medaillon ſeiner Schweſter Veronica geſchenkt. Außerdem lag ein feines Stückchen Papier in der Kapſel und darauf ſtand geſchrieben: „Erbarme Dich ſeiner.“ Der Pfarrer fragte angſtvoll:

„Wo lebt Deine Mutter?“

Da traten Thränen in Amands Augen und er ſagte traurig:

„Sie iſt geſtorben, während ich im Zuchthaus war. Sonſt lebte ſie in Muri bei Bern.“

„Hat ſie Dir dies geſchenkt?“

„Nein! — Als ſie im Sterben war, hat ſie dies Päckchen und noch ein anderes an die Herren im Zuchthaus geſchickt — und als meine Strafzeit um war, haben mir die Herren beide Päckchen gegeben und mir geſagt, ich möchte ſie an den Herrn Baron Urſperg und den Herrn Pfarrer Haller bringen; die würden für mich ſorgen. Der Herr Baron hat mich aber von ſeinen biſſigen Kötern vom Hof hetzen laſſen und das

Päckchen, das ich ihm brachte und worin nur Papiere waren, hat er ganz raſch geleſen und ganz zornig in's Feuer geworfen."

Der Pfarrer behielt den armen Amandus bei ſich, denn wer ſonſt auf Gottes weiter Erde hätte ſich des entlaſſenen Zuchthäuslers annehmen können und mögen. Nach und nach ſah er denn auch, daß der junge ſiebzehnjährige Menſch nicht rettungslos verkommen ſei. Seine Mutter hatte ſich in Gram, Reue und Arbeit aufgerieben, um ihr und ſein armes Leben zu friſten. Sie konnte den Buben nicht bewachen, nicht erziehen. Er gerieth an böſe Kameraden, die ihn von kleinen zu größeren Diebſtählen verlockten. So kam er auf zwei Jahre in's Zuchthaus. Das war der letzte Schmerz! ſie überlebte ihn nicht. Gott wird ihr ein barmherziger Richter geweſen ſein. Sie konnte fallen — denn ſie war Menſch; aber ſie gehörte zu den ſeltenen Seelen, die darüber einen untröſtlichen Reueſchmerz empfinden.

Und jetzt bin ich am Ende der Geſchichte. Jetzt habe ich die Skizze Deines Lebens in Dein Gedächtniß zurückgerufen. Jetzt bedenke, Ulrich von Urſperg, daß Du Bruder Norbert biſt und Gottesraub, Kirchenraub, Seelenmord begangen haſt! Fahre nicht hin in Deinen Sünden! Bekehre Dich freiwillig zu Gott dem Allbarmherzigen, bevor Du vor Gott dem Allgerechten unfreiwillig erſcheinen mußt. Nur ein frommer Gedanke, Ulrich..., nur ein frommer Blick!"

Langſam und müde ſchlug der Kranke die Augen auf. Pater Smaragd bog ſich zärtlich und angſtvoll zu ihm herab — aber er ſchrack zurück vor dem Blick voll unverſöhnlichem Haß, der ihm begegnete. Da ſeufzte er:

„Du willſt alſo ſterben, wie Du gelebt haſt?“

Mit äußerſter Anſtrengung ſeiner letzten Lebenskraft brachte der Baron ein „Ja!“ heraus, und als Pater Smaragd entſetzt zurückwich, vernahm er einen tiefen, unſäglich ſchmerzlichen Seufzer. Aber Niemand war im Zimmer. Er horchte. Ein ganz leiſes Wimmern ließ ſich hinter der verſchloſſenen Thür hören, die zu den innern Gemächern führte. Pater Smaragd ſchloß ſie vorſichtig auf und trat ein. Da lag Grazia auf den Knien, marmorbleich, ſtarr, eiskalt.

„Woher kommſt Du?“ flüſterte Pater Smaragd von tödtlichem Schreck ergriffen.

„Die Großmama hieß mich nach Mitternacht gehen und hier im Cabinet auf dem Sopha ſchlafen,“ ſagte Grazia leiſe und tonlos. „Ich konnte aber nicht ſchlafen, und da Sie dem Großvater ſagten, Sie wollten ihm eine Geſchichte erzählen, hörte ich zu. Anfangs verſtand ich ſie nicht recht... aber das Ende ſehr gut.“

„Schwerlich, liebes Kind!“ ſagte Pater Smaragd gefaßt und ſanft. „Was ich mit Deinem Großvater ſprach, betraf Gewiſſensſachen, die ein ſo junges Kind nicht verſtehen kann. Vergiß das Alles.“

Grazia wollte ſich von den Knien erheben, aber ſie ſank ohnmächtig zuſammen, Pater Smaragd legte ſie ſanft auf dem Sopha nieder, rieb ihre Schläfen mit Aether ein, den er leiſe aus dem Krankenzimmer holte, und flüſterte, als ſie wieder zum Bewußtſein kam:

„Schlaf ein, liebes Kind, und träume nicht ſo lebhaft.“

Sie küßte ſeine Hand und ſchloß müde ihre Augen. Da verließ Pater Smaragd das Cabinet, drehte leiſe den Schlüſſel wieder um, warf noch einen Blick voll tiefer Traurigkeit auf den Kranken und begab ſich zu Bernhard, der in namenloſer Unruhe im Vorſaal auf und nieder ging, während der ſtille Amandus den Roſenkranz betete.

„Umſonſt!“ ſagte Pater Smaragd ſanft.

„Umſonſt!“ ſeufzte Bernhard und verbarg ſein Geſicht in ſeinen Händen.

„O, Herr Pater,“ ſagte Amandus demüthig, „Gebet und gute Meinung ſind ja nie umſonſt! Sie werden ſchon irgend einer Seele zu gut kommen.“

Gegen Morgen hauchte der Kranke ſeinen Athem aus und ein Ausdruck von ſtarrem Trotz machte das Todtenantlitz zu einem erſchreckenden Anblick. Der böſe Menſch haßt Niemand ſo bitter und ſo unverſöhnlich, als einen Unſchuldigen, den er tödtlich gekränkt und beleidigt — und der ihm Alles vergeben hat.

◆

Die Bildergallerie.

Dresden 1852.

Wer kennt ſie nicht, dieſe herrliche Gemäldeſammlung, in welcher Meiſterwerke der italieniſchen Maler in einer Fülle und Schönheit prangen, die man kaum in Rom und Florenz findet. Auch andere Schulen ſind glänzend vertreten: Holbeins fromme Mutter Gottes — Ruysdaels ſo lebendige, ſo melancholiſche Landſchaften — ſind Sterne erſter Ordnung am Kunſthimmel. Aber die Italiener haben den eigenthümlichen Zauber, den überhaupt der Süden nun einmal hat: das intenſive Leben der Farbe. In ihr zittert der Sonnenſtrahl, rieſelt das Blut, ſchlägt das Herz. Es iſt, als verſtänden die Italiener in beſonderer Weiſe ihren Pinſel nicht nur in Farben, ſondern zugleich in Licht und Leben zu tauchen. Und da keine menſchliche Schöpfung je die Vollkommenheit erreicht und alle Vorzüge ihren Schatten mit ſich bringen: ſo iſt nicht zu leugnen, daß in manchen Gemälden großer italieniſcher Maler der Seelenausdruck hinter dem Farbenzauber zurückbleibt.

Vor Correggio's weltberühmte Gemälde der heiligen Nacht war ein hohes Malergerüſt aufgeführt, denn es wurde copirt. Ein junger Menſch ſtand auf demſelben, doch ohne zu malen; er betrachtete und prüfte die Copie. Unten an den Staffeln ſtand eine Frau in einem Kleide von ungebleichtem Percal, mit einer ſchwarzen Taftmantille und einem Strohhut mit blauem Schleier.

„Sind Sie fertig mit Ihrer Kritik?" fragte ſie hinauf und nahm ihren Hut ab.

„Laſſen Sie mir Zeit, beſte Madame Saint-Clair .... nur fünf Minuten Zeit!" war die Antwort.

„Wer läßt denn mir Zeit?" ſagte ſie und erſtieg das ſchmale Treppchen.

„Ich käme um, wenn ich ſo arbeitete, wie Sie," ſagte der Maler. „Aber Sie ſind wie Göthe's Stern, „ohne Raſt." —

„Gewohnheit der Arbeit!" entgegnete ſie lakoniſch. Allein ſie ſah aus wie Jemand, der überangeſtrengt von Arbeit iſt, ſo daß man ihr ſchönes Antlitz nicht ohne ein gewiſſes Bedauern betrachten konnte, ſo blaßgelb war ihre Farbe, ſo eingeſunken Schläfe und Wange, ſo dunkel das feine Geäder ihrer Augenhöhlen, das ihrem Auge einen tiefſchwermüthigen Character gab. Nur ihre Stirn war ſtolz und frei und ihr Haar, das ſie kurz abgeſchnitten trug — augenſcheinlich, um keine Zeit dabei zu verlieren — legte ſich in natürlichen Locken leicht und anmuthig um ihren Kopf. Sie war ſeit zwei Jahren in Dresden damit beſchäftigt, die vier großen Gemälde Correggio's, — die berühmteſten unter ſeinen Altarbildern — nach einander zu copiren. Niemand kannte ſie; Niemand kam zu ihr und ſie ging zu Niemand. Die unvermeidlichen Beziehungen, in welche ſie mit einigen Perſonen gerieth, die, wie ſie, in der Gallerie malten — wußte ſie auf der äußerſten Oberfläche zu halten, ſo daß ſich etwaige Geſpräche nur um die Kunſt und was auf ſie ſich bezog, bewegten. Das war denn auch jetzt der Fall bei dem jungen Maler, der eben auf ihrem Gerüſt ſtand. Er ſagte:

„Die Lichtvertheilung und der allmälige Uebergang in dämmernden Schatten iſt Ihnen ausgezeichnet gut gelungen! Das Kind liegt in dem Stroh wirklich wie ein Leuchtkäfer im Graſe.“

„Ein proſaiſcher Vergleich!“ ſprach ſie lächelnd.

„Ja,“ erwiderte er, „dieſe ganze Hirtengeſellſchaft, die ſo erſchrickt und ſich ſo verwundert und ſo gar nicht das Göttliche in dieſem Licht wahrnimmt, ſtimmt mich proſaiſch.“

„Finden Sie mehr Poeſie in der „Magdalena“, die Sie copiren?“

„Gewiß nicht!“ rief er; „da liegt ein kleines reizendes Perſönchen im Graſe und lieſt höchſt gelaſſen in einem großen Buch — iſt wunderlieblich anzuſchauen, hat aber ſo wenig von einer Magdalena, wie ich von Kaiſer Carl dem Großen. Correggio war eben kein Seelenmaler. Großen Affecten, hohen Empfindungen, inneren Stimmungen weiß er keinen Ausdruck zu geben. All ſeine Köpfe — Chriſtus, Madonna, Heilige, Engel — haben mit ganz wenigen Ausnahmen einen und denſelben übertriebenen, ſüßlich lächelnden Ausdruck. Und doch übt er einen großen Zauber durch ſeinen wunderbaren Farbenglanz und Schmelz. Seine Figuren ſehen ſo angenehm ſinnlich aus; — das gefällt immer, ſeiner Zeit wie der unſern."

Sie ſchob ihn ſanft zurück, nahm ihren Platz ein und ſagte:

„Vergebung! reden Sie nur fort — ich höre gern zu, allein ich muß malen."

„Wo machten Sie hauptſächlich Ihre Studien?" fragte er.

„Ich malte in London, Paris, Rom und Sevilla."

„Oho!" rief er überraſcht, „das ſind große Namen."

„Ja! ich malte überall, wo man mir Aufträge gab. Die Kunſt iſt auch ein Broderwerb."

„Copirten Sie Gemälde von Murillo?"

„Gewiß! ganz wunderbare Gemälde, in denen der Zauber des Lichtes und der Farbe nicht das Sinnlich-

Schöne, ſondern das Geiſtig-Schöne verherrlicht. Den Menſchen im Wiederſchein des Göttlichen, von Innen, von der Seele heraus, gleichſam erſtrahlen zu machen, das verſteht kein Maler ſo, wie Murillo. Der heilige Felix von Cantalicio, dem im Walde auf ſeinen mühſamen Wegen die Mutter Gottes erſcheint und ihm ihr Kind auf die Arme legt — und der heilige Franz von Aſſiſi, dem der Seraph die Wundenmale einſtrahlt — Beide ſind in Extaſe; aber wie verſchieden! wie freudeſelig jener und wie ſchmerzensſelig dieſer."

„Sind Sie katholiſch?" fragte der Maler.

„Gott behüte!" rief ſie. „Das konnte man zu Murillo's Zeit mit voller Aufrichtigkeit ſein und vielleicht ſogar werden. Aber in unſeren Tagen, hinter denen der Denkprozeß von mehr als drei Jahrhunderten liegt — kann man da aufrichtig katholiſch ſein? Aus Gewohnheit — ja. Aus Liebe zum Angeerbten — ja. Aber aus freier Wahl — nein!"

„Ich bin auch nicht katholiſch," erwiderte der Maler, „allein ich ertappe mich zuweilen auf der Frage: Warum iſt dieſer kleine Leuchtkäfer hier — er zeigte auf das Chriſtuskind in der Krippe — auf die Welt gekommen?"

„Darauf kann ich Ihnen, ohne katholiſch zu ſein, eine ganz orthodoxe Antwort geben: Um die Welt ſelig zu machen."

„Richtig! und da es eben ſo richtig iſt, daß der

Proteſtantismus die Welt ſeit dreihundert Jahren äußerſt unſelig macht: ſo will es mir oft ſcheinen, als würde ſie beſſer thun, wieder katholiſch zu werden, denn unter den Katholiken gibt es doch einige ſelige Menſchen, freudeſelig, ſchmerzensſelig — wie Sie von dem heiligen Felix und Franz von Aſſiſi ſagen; — aber bei den Proteſtanten iſt dieſe heilige Seligkeit Null; und finden Sie das nicht höchſt intereſſant und zugleich höchſt wünſchenswerth?“

„Jenes mehr als dieſes.“

„Und haben Sie nie darüber nachgedacht,“ fuhr der unermüdliche Frager fort, „weßhalb proteſtantiſche Prediger noch nie von einem Seraph die fünf Wunden des Gekreuzigten an ihrem Körper empfingen?“

„Pſychologiſche Fragen kann ich unmöglich bei der Arbeit erörtern,“ ſagte ſie abbrechend.

Er verließ das Gerüſt und ſetzte ſich an ſeine Staffelei, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: Dieſe Madame Saint-Clair macht mir den Eindruck einer Sphynx und das Räthſel — iſt ſie ſelbſt. —

Es war im September. Ganze Maſſen von Fremden, die aus den Bädern oder von Sommerausflügen heimkehrten, oder gen Süden zogen — ſtrömten durch Dresden und durch die Gemäldegallerie. Unter ihnen befanden ſich Bernhard und Euphroſyne. Sie waren in Carlsbad geweſen und jetzt zum Beſuch bei Gräfin Meerhaim.

Die Malerin auf ihrem hohen Gerüſt erbebte plötzlich vom Scheitel bis zur Sohle, als ſie Euphroſynens ſanfte Stimme und ihre Worte vernahm:

„Da ſind wir, Emanuel.“

Sie warf einen raſchen Blick herab. Da ſtand Euphroſyne und hatte ihre Hand auf die Schulter des jungen Malers gelegt. Mein Bruder! meine Schweſter! ſeufzte ſie leiſe und ihr Herz hob ſich wie auf Wellen bitterer Schmerzen; — ſo nahe bin ich ihnen und ſie kennen mich nicht! .... Aber Gott ſei gedankt, daß ſie mich nicht erkennen in meinem Elend — ſetzte ihr Stolz hinzu — die Demüthigung wäre unerträglich! Nein! nicht jetzt, nicht ſo ſollen ſie mich wiederfinden! — Auch Bernhard iſt da! .... wie er gut und edel ausſieht .... Und die Kinder? .... O, meine Kinder ſind aber ſchöner! ... In nichts Anderem kann ich mit Euphroſyne rivaliſiren, aber mit den Kindern beſieg' ich ihr Glück! —

Wegen des hohen Gerüſtes war es für den Beſchauer unmöglich, die heilige Nacht anders als in einzelnen Stücken, alſo ohne den Totaleindruck, der auf der Lichtglorie des Kindes beruht, wahrzunehmen. Bernhard und Euphroſyne kannten das Bild; Adrian und Grazia aber, welche die Eltern begleiteten, klagten leiſe, daß ſie nichts erkennen könnten.

„Ich verhelfe Euch dazu!“ ſagte Emanuel. „Ich kenne die Malerin ſehr gut.“

„Wer iſt ſie?“ fragte Euphroſyne.

„Eine Sphynx!“ entgegnete er.

Bernhard lachte.

„Ah,“ Du lachſt? ſagte Emanuel; — „nun! Du wirſt ſehen und mir dann Recht geben: ſie iſt der intereſſanteſte Kopf in der ganzen Gallerie.“

„Wird ſie uns Platz machen?“ fragte Grazia.

„Ob ſie wird! — Wenn ich mich auf's Bitten verlege, bin ich unwiderſtehlich.“

Während er die kleine Treppe erſtieg, ſagte Grazia zu Euphroſyne:

„Mama, findeſt Du nicht, daß Emanuel von Jahr zu Jahr unerträglicher wird?“

„Im Gegentheil!“ ſagte Euphroſyne; — „mich unterhält ſeine ſpaßhafte Weiſe.“

Emanuel kam zurück und ſagte:

„Nun, hatte ich nicht Recht mit meiner Unwiderſtehlichkeit? . . . Morgen, Grazia, kannſt Du den ganzen Vormittag vor dem Gemälde zubringen.“

„Morgen fahren wir nach der ſächſiſchen Schweiz,“ erwiderte ſie.

„Dafür kann ich nichts!“ ſagte Emanuel. „Kaum hatte ich an Madame Saint-Clair geſagt, daß einige Kunſtkenner das Bild zu ſehen wünſchten, entgegnete ſie höchſt verbindlich: Kunſtkenner begnügten ſich nicht gern mit flüchtigem Anſchauen; da ſie morgen verhindert ſei zu kommen, ſo ſtünde ihnen dann der ganze Vormittag zu ihren Studien vor dieſem Gemälde zu Gebot.“

„Machte ſich Madame Saint-Clair über Dich luſtig oder Du Dich über mich?“ fragte Grazia ſpitz.

„Kind, ich bin ja der ernſthafteſte Menſch von der Welt!“ ſagte Emanuel. „Iſt das nicht ein ungeheurer, ja beiſpielloſer Ernſt, wenn ein Student ſeine Univerſitätsferien benutzt, um die Malerkunſt zu ſtudiren? ſage ſtudiren! denn ſeit Wochen bin ich nun ſchon in der Gallerie eingebürgert und male, ohne die mindeſte Zerſtreuung zu ſuchen oder zu wünſchen. Ich habe wirklich große Anlage, um ein Karthäuſer zu werden — oder gar ein Angelico da Fieſole, d. h. ein Genie und ein Mönch.“

„Nur leider ſehr geringe zu einem vernünftigen Menſchen,“ ſagte Bernhard ſcherzend.

Beides war richtig. Emanuel hatte die glänzendſten Gaben; allein die zerriſſene, planloſe Erziehung, die Gräfin Meerhaim ihren Kindern gab und das ungeordnete windſchiefe Leben, das ſie mit ihnen führte, und das ſich um die Axe ihrer wechſelnden Empfindungen, Anſichten und Launen bewegte, verhinderten eine harmoniſche Entwickelung von Emanuels glücklichen Anlagen. Was den Character bildet und die Intelligenz trägt und hebt, iſt nicht dies oder jenes Wiſſen, ſondern die Prinzipien ſind es; die fundamentalen Wahrheiten zu beſitzen, die Grundurſache der Dinge zu kennen; und in der Gewohnheit der Principien, nach ihren großen unwandelbaren Geſetzen zu leben, zu denken, zu handeln: das entwickelt die Vernunft und bildet den Character. Auf dieſe Grundlage hatte Gräfin Meerhaim weder ihr eigenes Leben noch das ihrer Kinder aufgebaut; aber einen äußerſt glücklichen Einfall hatte ſie gehabt und das war der: Als die Aerzte ſie für mehrere Jahre in eine Kaltwaſſeranſtalt ſchickten, bat ſie Euphroſyne, den zehnjährigen Emanuel bei ſich in Kreuzbronn aufzunehmen, wo für Adrian ein tüchtiger und kenntnißreicher Erzieher gehalten wurde. Drei Jahre lebte Emanuel als Kind des Hauſes bei ſeiner Schweſter und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen, da ſich ſein Gemüth in der warmen und lichten Sphäre eines katholiſchen Familienlebens ungemein reich nud innig entfaltete und ein heilſames Gegengewicht für ſeinen kleinen unruhigen Kopf bildete. Bernhard und Euphroſyne hätten keine größere Freude gehabt, als Emanuel behalten und erziehen zu dürfen. Aber ach! als Gräfin Meerhaim geneſen war, kam ſie nach Kreuzbronn, brachte einen Engländer als Hofmeiſter mit und reiſte mit Emanuel auf ein Jahr nach Italien. Bernhard beſchwor ſie mit Bitten und Euphroſyne mit Thränen, den Knaben nicht aus dem ruhigen Kreiſe zu entführen, der augenſcheinlich ſo wohlthätig auf ihn wirke; Emanuel ſelbſt ſchmeichelte und weinte; — vergebens! Gräfin Meerhaim verſicherte, nicht länger ohne ihren Sohn leben zu können — und damit war die Sache abgemacht. Wie weiches Wachs für Eindrücke empfänglich, iſt das kindliche Gemüth und bildſam durch die Beiſpiele, die es vor Augen hat. Der engliſche Hofmeiſter war ein trockener, aber moraliſch guter und ſehr unterrichteter Mann, bei dem Emanuel tüchtig ſtudiren mußte und es ſehr gern that, theils weil er den Lehrer hoch achtete, theils weil er wißbegierig und von leichter Faſſungsgabe war. Mit ſeiner Mutter und den Perſonen ihrer Geſellſchaft fuhr er dann ſpazieren, beſuchte er Kunſtſammlungen und hiſtoriſche Monumente, intereſſirte ſich für Alles, ſprach über Alles und hörte ganz auf — Kind zu ſein, da er nur mit Erwachſenen umging. Einmal aus dieſer grünen Knospe herausgetrieben, kehrt nicht die Blume und nicht der Menſch zu ihr zurück. Emanuel liebte ſeine Mutter zärtlich; allein es fiel ihm nicht ein, ihr zu gehorchen, ſondern ſehr bald gehorchte ſie ihm, denn er war ihr Idol. Seinem Erzieher gehorchte er, d. h. beide überlegten mit einander nach den Grundſätzen der Moral — welche ein Sittengeſetz ohne chriſtliche Religion iſt — was in dieſem und jenem Fall das Beſſere ſei: und das that er denn. Seinen Vater, der ſich endlich in London niedergelaſſen hatte, um ſeiner Leidenſchaft für Pferderennen und Alles, was „sport“ war, zu genügen, beſuchte Emanuel, als er älter wurde, jedes Jahr; ritt und ſchoß, jagte und angelte mit ihm, doch ohne ſich zu dem Vater und deſſen Thun und Treiben hingezogen zu fühlen. Er hatte nur einen Zug im Herzen und der ging nach Kreuzbronn. Da fühlte er ſich nicht bloß zu Hauſe, ſondern als Kind des Hauſes. Dahin kam er immer jubelnd, das verließ er immer ungern. Dennoch kam er nur ſelten, denn ſeine Zeit zerſplitterte ſich zwiſchen London und Dresden und dem Sommeraufenthalt in Schleſien, zwiſchen sport hier und Studien da und Malerei und Muſik überall. Sein Erzieher begleitete ihn ſtets, wußte ihm in kluger Weiſe Freiheit zu geben und allmälig die Stelle eines älteren Freundes einzunehmen und trennte ſich erſt dann von ihm, als Emanuel auf die Univerſität Bonn ging. Ein halbes Jahr war er dort geweſen, als er in den Ferien nach Dresden kam, um dort zu malen und mit Bernhard und Euphroſyne bei Gräfin Meerhaim zuſammenzutreffen. Er war nun neunzehn Jahre alt, ein ſchöner, und intereſſanter Menſch; er wußte, er dachte, er konnte Manches; aber Beſtimmung, Weg und Ziel kannte er nicht.

Am Abend dieſes Tages gingen Bernhard und Emanuel Arm in Arm im großen Garten ſpazieren, während Gräfin Meerhaim und Euphroſyne mit mehreren Perſonen ihrer Bekanntſchaft in der Nähe des Muſikcorps Platz genommen hatten.

„Was iſt denn endlich Dein Lebensplan?“ fragte Bernhard nach langem Geſpräch Emanuel.

„Aber Du hörſt ja, daß ich keinen habe, noch haben kann!“ rief Emanuel. „Warum ſoll ich mich beſtimmen, wenn nichts mich beſtimmt? Ich ſtudire, um Kenntniſſe zu erwerben und zu erweitern; nicht um eine Brod- oder Fachwiſſenſchaft zu treiben. Etwas Jus, etwas Philoſophie, etwas Staatswiſſenſchaft — das genügt, da keine einzige der vier Facultäten mir zu einer Carriere behülflich ſein ſoll.“

„Willſt Du Soldat werden?“

„Ich, Soldat?“ rief Emanuel; — „ich, mit meinem Malerſinn mich verpuppen in die affröſe unmaleriſche Uniform! ich, mit meinem muſikaliſchen Sinn den ganzen Tag die Commandoworte kreiſchen! Nein, Soldat nach mittelalterlicher Art, wenn's zum Krieg kommt mit dem Türken oder dem Erbfeind — und wenn's zum Kampf kommt, Mann gegen Mann, Aug' in Auge, — dabei bin ich auf der Stelle! aber Soldat in Friedenszeit, zwanzig Jahr Lieutenant im ſtehenden Heer, eifrig beſchäftigt den Schnurrbart zu drehen — das Schickſal wünſch' ich meinem Todfeinde nicht.“

„Es wäre Dir doch außerordentlich zu wünſchen, daß Du Dich für irgend eine Laufbahn entſcheiden möchteſt — hauptſächlich um zu lernen, wie man ſich fügt, wie man ſich ein- und unterordnet, wie man ein angewieſenes Geſchäft ausführt, wie man pünktlich geringe Obliegenheiten vollzieht.“

„Aber, Bernhard, das iſt ja eine Uebung im Philiſterthum . . . und weiter nichts!“ unterbrach Emanuel.

„Bitte ſehr!“ ſagte Bernhard lächelnd; — „wenn dieſen kleinen und geringen Obliegenheiten keine andere Wichtigkeit beigelegt wird, als die, daß man bei ihrer Erfüllung ſchlicht und einfach ſeine Pflicht thut: ſo geräth man ſicher nicht in die geiſtige Kleinlichkeit, Verknorpelung und Urtheilsunfähigkeit des Philiſterthums.“

„Du warſt freilich auch einmal in einer Carriere, und noch dazu in derjenigen, deren Aufgabe es iſt, kleine Dinge wichtig — und eine Depeſche darüber zu machen, daß der König ſich dreimal die Naſe geſchneuzt hat, und daß die Königin in lichtblauen ſtatt in hochrothen Atlas gekleidet war; — und dennoch biſt Du kein Philiſter geworden, kein Verknorpelter noch Vornirter an Geiſt, Herz und Charakter; aber Du biſt nicht maßgebend, Bernhard! Du biſt eine Ausnahme. Es kommt mir immer vor, als hätteſt Du eine unſichtbare Richtſchnur, einen Compaß im Kopf; — und das hab' ich nicht. Ich muß mein Leben leben, ſo wie Du das Deine.“

„Was nennſt Du Dein und mein Leben?“

„Ein Leben gemäß unſeren verſchiedenen Gaben und Fähigkeiten, die ihre Berechtigung haben und geltend machen.“

„Die können uns Alle in verſchiedenen Richtungen auseinander führen, Emanuel, und ſind doch nur verſchiedene Lebensſtrahlungen. Denn der Kern des Lebens, die Beſtimmung unſeres Lebens iſt Eine; ... eine einzige für uns Alle: das Leben für Gott, im Kreiſe unſerer Pflicht und unſeres Berufs."

„Das glaube auch ich," ſagte Emanuel; „aber ich weiß mich nur nicht in dies Leben zu verſetzen. Als Diplomat, Advocat, Bureaucrat bin ich nicht brauchbar, denn ich habe keine Schreibfinger; und über den Wehrſtand hab' ich mich bereits ausgeſprochen. Ich ſehe alſo nichts vor mir, als die Laufbahn des Künſtlers."

„Lieber Emanuel," rief Bernhard, „das iſt für Dich keine Laufbahn, ſondern ein Irrweg. Du kannſt ein eminenter Dilettant werden, wenn Du das Genie dazu haſt, und das wünſche ich Dir herzlich. Aber Dich ausſchließlich der Kunſt zu widmen, wäre kein Glück, d. h. keine dauernde Befriedigung für Dich."

„Doch, doch!" rief Emanuel; — „welche Befriedigung mußten die alten großen Meiſter der Kunſt haben, deren Schöpfungen wir nach drei-, vierhundert Jahren anſtaunen — und die einen Kreis von Schülern, Freunden und Verehrern um ſich ſammelten, mit denen ſich die carriere-durſtigen Secretäre eines Geſandten und Aſſeſſoren eines Präſidenten nicht ſehr vortheilhaft meſſen können! Wenn Rafael durch die Straßen Roms wandelte, begleiteten ihn Cardinäle —

und eine glänzende Vermählung, oder der rothe Hut — kurz Alles, was der Ehrgeiz begehren kann, war für ihn in Ausſicht. Mit einer ſolchen Laufbahn wär' ich ſchon zufrieden."

„Rafael lebte in einer Zeit, wo die Kunſt ein großartiges Bildungsmittel war," entgegnete Bernhard. „Große Künſtler, mächtige Beſchützer der Kunſt, das Intereſſe für ſie, welches den Kunſtſinn bilden, befördern und verallgemeinern hilft, wirkten zuſammen, um ihr dieſen Einfluß zu geben. Er war ſo groß, daß ſelbſt das Handwerk von ihm beſeelt und gehoben wurde. Denke an Benvenuto Cellinis Goldſchmiedsarbeiten; denke an manche Steinmetz- und Holzſchneidearbeit, ja, an Kupfer- und Eiſenarbeit, wie ſich davon in Kirchen und bei kirchlichen Geräthſchaften noch Ueberbleibſel finden: wie phantaſiereich, lebendig und eigenthümlich iſt das gedacht und gemacht. Heutzutage iſt es gerade umgekehrt: nicht die Kunſt gibt dem Handwerk einen veredelnden Geiſt; ſondern das Handwerk, ja noch niedriger — die Fabrik, überwuchert die Kunſt. Dome werden nach Schablonen ausgemalt, Muttergottes-Statuen dutzendweiſe in dieſelbe Form gegoſſen, das Portrait millionenfach als Photographie angefertigt. Das verniedrigt den Kunſtgeſchmack. Man begnügt ſich mit Produkten, anſtatt ſelbſtſtändige Schöpfungen zu begehren — und das wirkt auch auf die Künſtler zurück. Ich ſage nicht, daß unſere Zeit nicht einige ausgezeichnete Künſtler habe; allein ich ſage, daß unzählige bei Rafaels Laufbahn zuerſt — die Fornarina im Sinne haben."

„Ah, die Fornarina und die Furcht vor ihr — das iſt der langen Rede kurzer Sinn!" ſagte Emanuel heiter. „Nein, Bernhard! über den Punkt ſei unbeſorgt! für das Geſchlecht der Fornarinen iſt mein Kunſtgeſchmack zu hoch. Was mein Ideal iſt, möchteſt Du wiſſen — nicht wahr? Nun ſieh! ſo eine hohe, edle, klare Freundſchaft, wie zwiſchen Michael-Angelo und Vittoria Colonna — das wäre mein Ideal. Uebrigens aber, lieber Bernhard, gehört für mich das Weib in das Heiligthum des Hauſes, gleichſam hinter Gitter und Schleier, aber nicht à la turque, ſondern im chriſtlichen Sinn, als ſtille verhüllte Prieſterin des häuslichen Heerdes und Glückes."

Schweigend drückte Bernhard Emanuels Hand. Da rief dieſer lachend:

„Bilde Dir nur nicht ein, daß ich die leiſeſte Neigung für den häuslichen Heerd beſitze — ausgenommen für den Deinen, Bernhard! Für mich ſelbſt muß ich ein Leben haben, das zwiſchen dem Karthäuſer und dem Vagabunden die gerechte Mitte hält."

„Auf dies Kunſtſtück bin ich neugierig!" entgegnete Bernhard lächelnd. „Aber es wird kühl — laß uns umkehren."

„Einen Augenblick noch!“ rief Emanuel. „Schau, da kommt uns geradesweges die Sphynx entgegen.“

„Wer?“ fragte Bernhard befremdet.

„Die Sphynx! die Sphynx! die Malerin der heiligen Nacht: Madame St. Clair!... und immer mit ihren zwei Kindern und ihrem blauen Schleier!“

Ein Schauer überlief Richenza, als ſie von fern Bernhard gewahr wurde. Sie fürchtete erkannt zu werden trotz des blauen Schleiers, der abendlichen Dämmerung und der Veränderung von dreizehn Jahren — und was für Jahre! Aber es war nicht möglich auszuweichen. Sie begann mit ihren Kindern lebhaft ſpaniſch zu ſprechen. So gingen ſie an einander vorüber und begrüßten ſich wie Fremde.

„Saheſt Du ihre Augen?“ fragte Emanuel.

„Wem iſt ſie ähnlich?“ fragte Bernhard ſinnend.

„Wem anders als der Sphinx!... oder vielleicht mit ihren Sternenaugen, die durch den dunkelblauen Schleier ſchimmern — der Nacht!“

„Vittoria Colonna?“ fragte Bernhard ſcherzend.

„Ja, wenn ich nur Michel-Angelo wäre!“ rief Emanuel.

Während der Abend die Familie bei Gräfin Meerhaim zuſammenführte und Scherz und Fröhlichkeit und munteres Geplauder kein Ende nehmen wollten, kehrte Richenza einſam in ihr armſeliges Zimmer zurück, das ſie im vierten Stock eines Hauſes auf der Pirnaſchen Gaſſe bewohnte. Sie war ganz allein. Ihre Kinder hatte ſie in Erziehungsanſtalten gegeben. Sie lebte in der äußerſten Beſchränktheit, um die Mittel für eine glänzende Erziehung der Kinder aufzubringen. Es war das Einzige, was ſie ihnen geben konnte. Später hoffte ſie glänzende Früchte derſelben zu ärnten. Irgend eine glückſtrahlende Zukunft der Kinder ſchwebte ihr unbeſtimmt, aber unabläſſig vor der Seele. Das hielt ſie aufrecht und gab ihr eine heroiſche Beharrlichkeit in dem namenlos mühſeligen Leben, welches ſie, ſeitdem ſie Rom verließ, erſt in Sevilla, dann ſeit zwei Jahren in Dresden führte. Mit einer Leidenſchaft, die ſich nur von Hoffnung nährte und vielleicht deshalb von Dauer war, hatte ſich Richenza in die Liebe zu ihren Kindern und das Opferleben für ihre Kinder hinein geworfen. Für ſich ſelbſt entſagte ſie allem Glück, aller Freude, allen Anſprüchen, allen Genüſſen — nur damit das Alles im verdoppelten Maß dereinſt den Kindern zu Theil werde. Sie wußte, daß ſie auf Nichts und auf Niemand rechnen und ruhen dürfe, als auf ihre eigene Kraft, und dies Selbſtbewußtſein war ihr Halt und ihr Troſt. Hab' ich gefehlt, ſagte ſie zuweilen in ihren Selbſtgeſprächen — nun wohlan! ſo leide ich dafür und trage die Folgen für mich und mache ſie gut für meine Kinder. Mehr kann kein Menſch auf Erden thun! — Zuweilen mochte wohl die

Ahnung in ihr aufdämmern, daß man, wenn nicht mehr, ſo doch anders leiden, anders tragen, anders gut machen könne — demüthiger, reuevoller, vollkommener. Allein dagegen bäumte ſich dann ihr ganzer Stolz auf. Meine Natur iſt ſtolz; Gott gab ſie mir — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. An Gott dachte ſie nur, um ſich über Alles zu rechtfertigen, da der Tod des Welterlöſers ja Alles gut machte. Es war die Anwendung der Lehre, die man ihr vom Chriſtenthum beigebracht hatte; freilich machte nicht der Glaube dieſe Anwendung bei ihr — denn dies himmliſche Band zwiſchen der Seele und Gott war längſt abgeſtorben in der Wildniß und Verfinſterung ihrer Leidenſchaften; — ſondern ein gewiſſer trotziger Stolz, der ſein Anrecht an der Rechtfertigung durch Chriſtus auch ohne Glauben behaupten wollte. Obgleich ſie mit ſtarrer Energie die Aufgabe verfolgte, die ſie ſich geſtellt hatte, gab es doch Augenblicke, in denen ſie, überwältigt von unausſprechlicher Muthloſigkeit, zuſammenbrach und Anwandlungen von Troſtloſigkeit hatte, die keine andere Grenzen kannte, als ihre körperliche Erſchöpfung. Wenn ſie eine halbe Nacht durchweint und durchwacht hatte, ſo gab die Ermüdung ihr eine natürliche Ruhe. Aber die übernatürliche Ruhe, die aus dem Gnadenleben quillt — ach! wie fern war ſie ihr. Sie kämpfte wie ein Menſch, der ohne Waffen einen gewaffneten Gegner zu beſiegen ſucht. Dieſer Gegner war ihre Lage, waren ihre Verhältniſſe. Ihr Kampf hätte Tugend und voll tiefer innerer Ruhe ſein können, wenn ſie ihn unter dem Kreuz geführt — wenn ſie begriffen hätte, daß der Schmerz und das Leid nichts Unglückſeliges ſind. Freilich iſt dies ein großes Geheimniß. Ja, es iſt im Grunde das Geheimniß — das eine große Geheimniß der ganzen Welt, das derſelben wie ein Räthſel vorſchwebt, deſſen Deutung ſie nicht findet und an das ſie ſich umſonſt mit tauſend falſchen Worten verſucht. Denn wie es das Geheimniß iſt, ſo gibt es auch nur das Wort, das eine, um es zu lichten, und das iſt das Kreuz, wenn es als Signatur göttlicher Liebe auf Leid und Schmerz gelegt wird; — — aber das fällt der Welt nicht ein!

An dieſem Abend war Richenza beſonders niedergeſchlagen und zugleich aufgeregt, und in unſäglicher Bitterkeit ergingen ſich ihre Gedanken. Der unerwartete Anblick ihrer Geſchwiſter führte ſie in ihre Vergangenheit zurück, die ſo glückverheißend geweſen war und zu einer ſo kummer- und ſorgenvollen Gegenwart ſich ausgeſtaltet hatte. Getrennt von ihrer Mutter — durch ihre Schuld, von ihrem Mann — durch ihre Schuld, von ihren Geſchwiſtern — in Folge ihrer Schuld, fühlte ſie ſich von allem Familienglück ausgeſchloſſen, von allem Troſt, aller Theilnahme, aller Stütze, welche in den warmen, einfachen, wohlthuenden Berührungen und Beziehungen des Familienkreiſes liegen. Aber ſie fühlte es zu ihrem Unglück nicht als ihre

— ſondern als fremde Schuld. Sie betrachtete ſich als eine Verſtoßene, eine Enterbte, und dieſe verkehrte Auffaſſung nährte ihre Erbitterung und machte ſie immer ſtarrer und ſtolzer. Beſonders richtete ſich ihre Bitterkeit gegen ihre Eltern. Wie hätte ſich auf dem Boden einer ſolchen Ehe das Weſen eines Kindes harmoniſch entfalten können! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Sah ich denn etwas Anderes als ein zerriſſenes Verhältniß, als egoiſtiſche Zuſtände? Hörte ich je das ermahnende Wort, den überlegten Rath eines Vaters? Stand ich je unter dem klaren Einfluß, den das innige Zuſammenwirken beider Eltern auf die Erziehung der Kindheit, auf die Lebensauffaſſung der Jugend üben muß? Empfand ich je die vorſichtige Leitung einer Mutter an meiner innerſten Seele? Wußte ſie je das Heiligthum von Liebe zu erſchließen, das in jedem jungen Herzen verborgen iſt? Nie! nein... ich darf es ſagen, nie hab' ich Derartiges geſehen, gehört, erfahren und empfunden. Aus dieſem Mangel hat mein ganzes Schickſal ſich geſtaltet und es iſt der Fluch, den ich jetzt auf meine armen Kinder übertrage. Sie wachſen heran... ausgeſchloſſen vom Glück und Segen des Familienlebens.

Sie hatte kein Licht angezündet. Der Mond ſchien hell in ihr Fenſter. Sie ſetzte ſich auf einen niedrigen Schemel, legte ihre gefalteten Hände um ihre Knie und blickte empor zu dem ſtillen, herbſtlich klaren Him=

mel, als wolle ſie ſich zu irgend einem unſichtbaren Haltpunkt hinaufheben, hinaufranken. Wenn ein Gott da oben iſt jenſeits der Sterne, ſprach ſie dann plötzlich in ſich ſelbſt zuſammenſinkend und gleichſam ermüdet von dem Blick, den ſie in eine leere Unendlichkeit geworfen hatte — wenn dort ein Gott iſt, ſo müſſen meine Kinder reich werden an Allem, was mir entzogen iſt. So ſaß ſie da, lange, lange, einſam mit der Trauer ihres Ichs; und der Schmerz und die Einſamkeit, welche ſonſt gute Lehrmeiſter für die ringende Seele und das ſchöpferiſche Genie ſind, prallten ab von ihrer in Selbſtſucht erſtarrten Natur wie die Welle von der Felſenwand — ohne ſie zu befruchten.

Euphroſyne war allein bei Gräfin Meerhaim, nachdem ſich die übrige Geſellſchaft ſchon zur Ruhe begeben hatte. Obgleich die Gräfin mit nervoſer Erregtheit jede Erinnerung an Richenza, jedes Geſpräch über ſie vermied: ſo hatte dennoch Euphroſyne das Eis gebrochen und unumwunden gefragt, ob es denn gar nicht möglich ſei, Richenza's Schickſal zu erfahren. Mit bebenden Lippen entgegnete Gräfin Meerhaim:

„Liebes Kind, muthe mir nur das nicht zu! ich kann den Gedanken an die Unglückliche nicht ertragen — viel weniger mich damit beſchäftigen.“

„Bei mir iſt es gerade umgekehrt, theure Mutter! Meine Gedanken beſchäftigen ſich viel und gern mit ihr. Ich bin ſo namenlos glücklich, daß ich auch unſere arme liebe Richenza in den Kreis meines Glückes hineinziehen möchte. Wüßte ich nur, wie es ihr geht! Wenn gut — welch ein Troſt für uns! und wenn übel — ach! wie wollten wir ſie tröſten! Bernhard iſt ſeit dem Tode ſeines Vaters ein reicher Mann. Richenza könnte mit einer ganzen Familie bei uns in Kreuzbronn leben... wenn ſie wollte und wenn wir ſie nur entdecken könnten, geliebte Mutter."

„Gutes Kind," ſagte Gräfin Meerhaim; „Richenza iſt nicht wie Du: ſie grollt und trotzt mit uns. In einer glücklichen Ehe und in guten Verhältniſſen iſt ſie aber ganz gewiß nicht. Wenn das wäre, hätte ſie ſich in irgend einer Weiſe ſicherlich uns genähert!"

„Um ſo mehr, geliebte Mutter, ſcheint es mir Pflicht, daß wir uns um ſie bekümmern! Kann man denn nicht an die Stadtvorſteher oder an die Polizei der Orte, wo Richenza gelebt hat, ſchreiben und Erkundigungen anſtellen?"

„Beſte Euphroſyne, das wäre ja etwas wie eine ſteckbriefliche Verfolgung!" rief Gräfin Meerhaim entſetzt.

„Oder in den Zeitungen einen Aufruf an ſie ergehen laſſen?" fuhr Euphroſyne, in ihre Gedanken verſenkt, fort.

„Genug, beſtes Kind! übergenug!... Einen ſolchen Scandal verträgt das Mutterherz nicht" — ſagte Gräfin Meerhaim entſchieden, tauchte ihr Taſchentuch in kölniſches Waſſer und legte es an ihre Schläfen.

„Biſt Du denn wirklich ganz ruhig über unſere arme Richenza?“ fragte Euphroſyne traurig.

„Ruhig über mein Benehmen gegen ſie — ja! über Richenza's Schickſal? — nein!... denn ich bin Mutter. Aber lieber ertrage ich dieſe Unruhe oder dränge ſie in den Hintergrund, als daß ich durch gerichtliche Nachforſchungen den Scandal erneuerte, über den jetzt ſeit dreizehn Jahren Gras gewachſen iſt.“

Während Gräfin Meerhaim ſo ſprach, bebten ihre Lippen dermaßen, daß ſie kaum die Worte mit erſtickter Stimme hervorbringen konnte und ſie zitterte an allen Gliedern.

„Verzeihe mir, geliebte Mutter,“ ſagte zärtlich Euphroſyne. „Ach, Dein Kummer, mein Glück und die tiefe Nacht um Richenza's Schickſal — was ſind das doch für ſchmerzliche Gegenſätze!“

Sie umarmte Gräfin Meerhaim und ging nach ihrem Zimmer. In einem Cabinet vor demſelben ſchlief Grazia. Als Euphroſyne deſſen Thür leiſe öffnete, war das ganze Cabinet voll Mondſchein und das ſchlafende Kind ruhte darin wie eine Perle in ſilberner Faſſung oder wie ein Genius, der auf Lilienblättern gebettet iſt. Euphroſyne löſchte das Licht aus, das ſie in der Hand hielt und kniete leiſe neben Grazia's Lager nieder. Mit unausſprechlicher Zärtlichkeit ruhte ihr Blick auf dem Antlitz des Kindes, das ihr und dem Monde zugekehrt und in der tiefen Ruhe der Unſchuld und des Schlafes einem Engel ähnlich war. Euphroſyne hätte es nie eingeſtanden — und vielleicht wußte ſie es auch nicht! — aber Grazia war in der Stille ihres Herzens ihr Liebling; oder, wenn das klingt wie eine leiſe Zurückſetzung der übrigen Kinder, ſo könnte man bezeichnender und richtiger ſagen: Grazia war das Kind, das ſie zuerſt und das ſie am längſten geliebt — das Kind, durch welches ſie die Mutterliebe kennen gelernt hatte — das Kind, durch welches ihr das unſägliche Glück, Bernhards Frau zu ſein, zum erſten Mal außerhalb ihres Herzens entgegentrat. Dazu kam, daß Grazia ganz und gar die Tochter ihres Vaters war, ganz ſeinen feſten Charakter, ſeine klare Entſchiedenheit, ſeinen energiſchen Willen hatte, auch ſein unbeſchreiblich gutes Lächeln, auch ſeine ſchwarzen Augenbraunen — kurz Alles, was ſie an Bernhard liebte. Jetzt freilich, da Grazia noch ſo jung war, traten auch die Fehler ihrer guten Eigenſchaften hervor: ſie konnte ſtolz ſein und ſchroff... vielleicht ſich ſelbſt überſchätzen!...

Einen Augenblick betrachtete Euphroſyne mit Wonne das liebe, liebliche Geſicht, das wie ein Maiglöckchen am Stengel etwas geſenkt war und mit der einen Wange auf der rechten Hand ruhte, während die Linke auf der Decke lag und ein kleines goldenes Cruzifix hielt, das an einem Roſenkranz von Lapis hing, den Grazia ſchon ſeit ihrem ſiebenten Jahr als Armband trug. Aber nur einen Augenblick verweilte Euphroſyne bei der Schönheit ihres Kindes; — dann faltete ſie die Hände, Thränen glänzten an ihren Wimpern und ſie ſprach leiſe: O mein himmliſcher Vater, mache ſie demüthig! wenn ſie demüthig wird, kann ſie eine Heilige werden!... Heilige ſie! — Dein Name werde geheiliget — durch ſie.... durch uns Alle. — —

Und derſelbe Mondenſchein fiel auf die beiden Schweſtern und derſelbe ewige Gott hörte, was ſie für ihre Kinder erfleheten.

Endlich erhob ſich Euphroſyne, küßte leiſe Grazia's Stirn und ging in ihr Zimmer. Sie erſchrack faſt, als ſie Bernhard dort fand. Er ſaß an einem Tiſch, ohne zu leſen oder zu ſchreiben, hatte den Arm auf den Tiſch und den Kopf auf die Hand geſtützt und war dermaßen in Gedanken vertieft, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkte. Sie ging zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Aber, lieber Bernhard, iſt das wohl recht, dem Arzt ſo ungehorſam zu ſein! Du ſollſt nicht lange wachen, ſollſt Dich recht ausruhen nach der angreifenden Carlsbader Cur!...“ —

„Ah! Euphroſyne!“ rief er, als ob er ſie zu ſeiner Ueberraſchung plötzlich erkenne. Dann ſtand er auf und ſagte in ſeinem gewöhnlichen Ton:

„Ich weiß nicht, ob das Carlsbad mir gut gethan hat. Ich fühle mich furchtbar angegriffen... wie gelähmt."

„Um ſo mehr mußt Du Dich ſchonen, lieber Bernhard... dann kommt die gute Wirkung gewiß ſpäter," ſagte ſie beruhigend. Aber das Herz that ihr weh, denn ihr fiel zum erſten Mal ſchneidend auf, daß Bernhard krank ausſehe. Das hatte ſie noch nie gefunden, obſchon ſeinetwegen ja die ganze Carlsbader Reiſe und zwar auf Anordnung ihres Hausarztes gemacht worden war. Allein eine Badecur iſt heutzutage etwas ſo Gewöhnliches, daß man dabei wohl an Verſtimmung der Nerven oder dieſes und jenes Organs — doch nicht eigentlich an Krankheit denkt. Und zuweilen ſind es die Allernächſten, die zu allerletzt daran denken.

Am andern Morgen machte die ganze Familie eine Fahrt nach der ſächſiſchen Schweiz. Bernhard fühlte ſich wohl, Euphroſyne beruhigt. Emanuel neckte Grazia; Grazia ärgerte ſich über ihn; Adrian lächelte über Beide und ſtiftete Frieden. Gräfin Meerhaim langweilte ſich ein wenig, weil ſie unzählige Male in der ſächſiſchen Schweiz geweſen war. An die Bildergallerie dachte Niemand. Aber Richenza dachte daran. Während acht Tagen blieb das Gerüſt vor Correggio's Nacht leer. Richenza opferte lieber ihre koſtbare Zeit, als noch einmal Bernhard und Euphroſyne zu begegnen. Wenn ſie nicht auf der Gallerie beſchäftigt war, malte ſie zu Hauſe. Sie hatte ein Gemälde eigener Compoſition begonnen: Deborah, die Prophetin, ihr Siegeslied ſingend. Vielleicht gelang es ihr, dadurch aus der untergeordneten Sphäre der copirenden Maler ſelbſtſtändig hervorzutreten. Es war gleichſam eine zweite Auflage von Chiara Stella; ein Mittel zum Zweck. Immer ſtrebte ſie höher hinauf! aber die eigentliche Höhe ihrer Beſtimmung kannte ſie nicht.

Mit ihrem Verſchwinden war Niemand weniger einverſtanden, als Emanuel. Bernhard war mit den Seinen zwei Tage nach dem Ausflug in die ſächſiſche Schweiz abgereiſt und Emanuel malte in der Bildergallerie fleißig an ſeiner „Magdalena...“ und doch zerſtreut. Wer war doch jener ungeheuer gelehrte Profeſſor, der eines Tages auf dem Catheder gänzlich aus dem Concept kam, weil ein Knopf am Rock eines armen Studenten fehlte — gerade der Knopf, auf welchen der Herr Profeſſor ſich gewöhnt hatte, ſeinen Blick zu richten, während er ſeine Vorleſung hielt; — ſo ſprachen Emanuels Gedanken. Kann ſo etwas einem deutſchen Profeſſor, der Incarnation menſchlicher Weisheit, die jede andere Weisheit überflüſſig macht, geſchehen — und gar um eines elenden abgeriſſenen Knopfes willen: ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich mich geniren ſollte, zu erklären, daß es mich nächſtens aus dem Concept bringen wird, die Sphynx nicht da oben auf ihrem Gerüſt malen zu ſehen.

Ehe aber dies „nächſtens“ eintrat, erſchien Richenza wieder, und als Emanuel ſie eines Morgens an ihrer Staffelei ſitzend fand, erſtieg er das Treppchen des Gerüſtes und ſagte fröhlich:

„Ah, da ſind Sie! Darf ich fragen, ob Sie Sich vielleicht in Ihrer Zurückgezogenheit mit der Löſung meiner tiefſinnigen Frage beſchäftigt haben?“

Richenza hatte Emanuel kaum angeſehen und nur mit einem Wink der Augen begrüßt. Jetzt aber blickte ſie über ihren Pinſel hinweg ihn an und ſagte höchſt erſtaunt:

„Ihre Frage?... Ihre tiefſinnige Frage? — Aber ich weiß ja kein Wort von irgend einer Frage!“

„Ich erlaubte mir, Sie vor acht Tagen zu fragen, weshalb es gleichſam unmöglich ſei, daß ein proteſtantiſcher Prediger die Wundenmale des heil. Franz von Aſſiſi empfange. Darauf entgegneten Sie: pſychologiſche Fragen könnten Sie nicht an der Staffelei erörtern; — und verſchwinden acht volle Tage!! — In ſechs Tagen ſchuf Gott die Welt. Sollten Sie nicht in acht Tagen meine Frage gelöſt haben?“

Richenza war ſchon wieder bei ihrer Arbeit und ſprach mit traurigem Lächeln:

„Ich habe es ſehr gern, wenn junge Leute munter und ſcherzhaft ſind... nur muß man mir nicht zumuthen, auf die Scherze einzugehen.“

„Ein Dichter ſagt — da ich ein ſchlechtes Gedächtniß habe, weiß ich nicht wer! — „Ernſt iſt das

Leben, heiter iſt die Kunſt.“ Sie üben die Kunſt — alſo müſſen Sie auch heiter ſein können.“

„O ja!“ ſagte Richenza, wie Jemand, den das Geſpräch unſäglich langweilt. Dann ſetzte ſie hinzu: „Wird denn Ihre Magdalena nie fertig?“

„O ja!“ entgegnete Emanuel gekränkt und verließ ſeinen Platz auf dem Gerüſt.

Das wollte Richenza. Es ging ihr, wie Allen, die von der Furcht vor irgend einer ihnen drohenden Enthüllung beherrſcht ſind: ſie fürchtete, von ihrer Familie erkannt zu werden, irgend etwas zu ſagen oder zu thun, wodurch ſie verriethe, daß ſie Richenza ſei. Emanuel würde ſie unter andern Umſtänden ſehr intereſſirt haben. Jetzt war das ein Grund mehr, um ihn in äußerſter Ferne zu halten. Sie wollte nicht, daß die Wunde ihres Herzens, ihres Lebens, von fremder Hand berührt, von fremdem Auge erſpäht werde. Das war nun einmal ihr trauriges Geheimniß — und mit keinem Menſchen wollte ſie es theilen; am allerwenigſten mit ihren Geſchwiſtern. Darum mied ſie alle Geſpräche. Es iſt leichter zu ſchweigen, als bei jedem Wort auf der Hut zu ſein. Und es ſchien ihr, als beobachte Emanuel ſie genau, was — nach ihrer Meinung — keinen andern Grund habe als den, daß er in ihr eine Schweſter ahne.

Doch davon war Emanuel weit entfernt. Er beobachtete ſie, weil ihre ganze Erſcheinung ſeine Phantaſie beſchäftigte. An Richenza dachte er nie. Er war ſechs Jahr alt, als ſie fortging. Sie lag außerhalb ſeines Horizonts: er vergaß ſie. Gräfin Meerhaim war darüber ſehr froh und Euphroſyne, die Emanuel mit halbmütterlichen Gefühlen liebte, konnte ſich in zarter Scheu nicht entſchließen, mit ihm von einem Ereigniß zu ſprechen, das auf ihre Schweſter, auf eine Frau, einen ſittlichen Schatten warf.

Emanuel war wohl etwas gekränkt durch die Art, wie Madame Saint-Clair ihn behandelte. Aber es war nun einmal ein Weſen, das ihn anzog und für das er Sympathie empfand, und deshalb knüpfte er immer wieder das Geſpräch an.

„Haben Sie nie eigene Compoſition verſucht?“ fragte er einmal.

„Doch!“ entgegnete Richenza; — „gerade jetzt beſchäftige ich mich in meiner freien Zeit damit.“

„Haben Sie denn freie Zeit?“

„Ja, die Stunden, wenn die Gallerie geſchloſſen iſt.“

„Wird man das Gemälde ſehen dürfen?“

„Vielleicht.“

Das genügte ihm. Er kannte das Haus, das ſie bewohnte, das ſchmale Haus, drei Fenſter breit, fünf Stockwerke hoch; er hatte ſie einmal dort am Fenſter geſehen. Er ging am nächſten Sonntag in das Haus und geradeweges zum vierten Stock hinauf. Allein ſo kräftig er auch ſchellte — Niemand öffnete ihm. Da ſchob er ſeine Karte in eine kleine Spalte zwiſchen der Thür und der Schwelle und ging mißmuthig fort.

Am andern Morgen ſaß er ſchon bei der Arbeit, als Madame Saint-Clair in den Saal trat. Statt zu ihrer Staffelei zu gehen, ging ſie zu Emanuel und ſagte mit ernſtem Blick und Ton:

„Ich fand geſtern Abend in meinem Zimmer eine Karte von Graf Emanuel Meerhaim. Sind Sie das?“

Er war aufgeſtanden und verbeugte ſich ſtumm.

„Herr Graf,“ ſagte ſie immer ſehr ernſt, „es wäre mir eine große Ehre, Sie bei mir zu ſehen; allein ich empfange Niemand. Ich arbeite immer und nur zuweilen bringe ich mit meinen Kindern einen Sonntag auf dem Lande zu — wie eben geſtern.“

„Sie hatten geſagt, man dürfe „vielleicht“ Ihr Gemälde ſehen: das gab mir Muth,“ ſagte er verwirrt.

„Ich habe Ihnen ja nur zu danken für Ihren Beſuch,“ ſetzte ſie freundlicher hinzu; „allein ich führe nun einmal ein Eremitenleben.“

Sie grüßte ihn und ging zu ihrer Staffelei. Emanuel war empfindlich gekränkt. Die Frauen ſind einzig! murmelte er für ſich; — die Eine nimmt es übel, wenn man ſie nicht beſucht, und die Andere, wenn man ſie beſucht! In keinem Stück gibt es bei ihnen eine Regel, die für Alle gültig wäre! Immer muß man ihre ſpecielle Laune kennen!... — Mir ſcheint, die Sphynx iſt in dieſen letzten Tagen etwas alt geworden.

* * *

Beginn eines Kreuzwegs.

Kreuzbronn. 1854.

Die Schloßkirche war ſchwarz ausgeſchlagen, der Katafalk ſtrahlte von Kerzen, denn die chriſtliche Trauer iſt immer vom himmliſchen Licht einer übernatürlichen Liebe und Hoffnung umgeben — und Pater Smaragd hielt die Exequien. Da knieten ſie Alle in tiefen Trauergewändern, Bernhard und Euphroſyne, Adrian und Grazia, und die Dienſtboten und die Dorfbewohner, und Alle beteten für die Seelen der Abgeſchiedenen, der beiden älteſten Söhne des Hauſes. Die fürchterliche Bräune befiel die herrlichen hoffnungsvollen Knaben und binnen achtundvierzig Stunden erlagen ſie der grauſamen Krankheit. Euphroſyne kniete da — ein Bild des Jammers, ſo bleich, ſo abgehärmt, ſo gebadet in Thränen. Und ach! dieſe Thränen und dieſer Gram galten nicht bloß ihren geliebten dahingeſchiedenen Söhnen. Ach, wie ſtarr und kalt kniete Bernhard an ihrer Seite. Das war nicht die äußerliche Starrheit, die zuweilen in Folge übergroßer Schmerzen, für die das Auge keine Thränen und der Mund keine Klage hat, eintritt. Das war nicht das bewußte Schweigen, worin ein Herz ſich verſchließt, um nicht dem Ungeſtüm ſeines Jammers Ausbruch zu geſtatten. O nein! o nein! dies war Gleichgültigkeit, Mangel an Theilnahme. Bernhard, der zärtlichſte Vater, der liebevollſte Gatte, kniete kalt neben den Särgen ſeiner beiden Söhne, neben ſeiner in Thränen aufgelöſten Frau! — Als die Särge in die Gruft unter der Kirche beigeſetzt werden ſollten, ſank Euphroſyne von Schmerz gebrochen zuſammen. Ihre Frauen führten ſie und ihr jüngſtes Kind, den fünfjährigen Bernardin hinweg: Adrian und Grazia geleiteten die geliebten Brüder zur letzten Ruheſtatt. Bernhard aber blieb auf ſeinem Betſtuhl knien, als ob nichts von Allem, was um ihn her vorging, ihn beträfe, in Beziehung zu ihm ſtehe. Er ſah doch leichenblaß aus, und trübe und tiefeingeſunken war ſein Auge! Adrian und Grazia kamen aus der Gruft zurück und gingen zu ihm. Als er ſeine Tochter, ſchön wie der Engel der Auferſtehung, vor ſich ſah und als ſie ſagte:

„Nun komm, lieber Vater! laß uns zu Mama gehen .... und ſie tröſten!“ —

Da kam ein Wechſel in ſeine lebloſen Züge. Zuerſt ein Blitz der Freude, als werde er ſich des Glückes, ſeine Tochter zu haben, bewußt. Aber als ob er ſich nun ſeines Verluſtes erinnere, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen. Er verbarg ſein Geſicht in beiden Händen, leiſe betend und weinend. Die Eisdecke ſchien von ſeinen Gefühlen hinweg gehaucht zu ſein. Nach einiger Zeit erhob er ſich, ſagte zu Adrian und Grazia, die neben ihm knieten:

„Kommt zur Mutter, liebe Kinder!“

Und ſie verließen die Kirche.

Pater Smaragd war bereits bei Euphroſyne. Sie weinte und wollte ſich nicht tröſten laſſen.

„O mein Pater!“ ſeufzte ſie, „die heilige Gottes-Mutter hat doch nur einen lieben Sohn verloren und ich verliere zwei Söhne auf Einmal! Hat denn der liebe Gott das ſchon je von einer Mutter verlangt?“

„Es iſt das erſte große Opfer, das Gott von Ihnen verlangt,“ ſagte der Pater ſanft, „und dennoch zählen Sie die Lämmlein, die Sie ihm darbringen?“

„Nein,“ erwiderte Euphroſyne und trocknete ihre Thränen; — „wenn ich denke, daß es die Lämmlein Gottes ſind, dann zähle ich ſie nicht! Aber meine Kinder .... ja, dann iſt's dem Mutterherzen zu viel.“

„Gott übt barmherzige Nachſicht mit der heftigen Empfindungsweiſe des Weibes,“ ſagte der Pater mild. „Auch große Heilige waren im erſten Augenblick übermannt von Schmerzen, wie der Ihrige. Wenn die heilige Paula eines ihrer Kinder verlor — und ſie verlor deren vier in blühender Jugend: ſo wollte ſie immer vor Gram mit jedem Kinde ſterben. Die heilige Emmelia war ſo gebeugt durch den Tod ihres Gatten, daß ſie ihm in's Grab nachgefolgt wäre, wäre nicht ihre Tochter, die junge heilige Macrina, ihr Troſt und Stütze geweſen. Und die heilige Eliſabeth lief bei der Todesnachricht ihres Gemahls wie irrſinnig laut weheklagend durch alle Räume der Wartburg. Und doch haben ſich dieſe troſtloſen Frauen geheiligt, indem ſie nach und nach ihren Schmerz Gott zum Opfer brachten. Das werden auch Sie thun. Glauben Sie etwa, daß das Glück allein eine Gnade von Gott iſt? O der Schmerz, der rechtgetragene, iſt es weit mehr, denn er iſt ein Dorn aus der blutigen Dornenkrone unſeres Herrn, während das Glück die Blume eines Kranzes iſt, den unſer Herr zwar gern den Menſchen gönnt, den er ſelbſt aber nie hinieden trug."

„Und ich habe ihn getragen, den Kranz des Glücks!" ſagte Euphroſyne und faltete fromm ihre Hände. „O mein Pater, wie reich, wie ſchön, wie ungeſtört war mein Glück! und wie lange hat es gewährt! Ach! — rief ſie plötzlich — welch Zuſammentreffen! Heute ſind es fünfzehn Jahr, ſeitdem ich meinen erſten Einzug in Kreuzbronn hielt und an demſelben Tage wurde ich achtzehn Jahr alt. So bin ich denn heute dreiunddreißig Jahr geworden."

„Das Alter unſers Herrn!" ſagte Pater Smaragd. „Sehen Sie, wie ſchön das iſt, gleichſam zu derſelben Zeit ein Stück ſeiner Paſſion mit ihm zu leiden, da er doch ſchon fünfzehn Jahr allein für Sie gelitten und Ihr Glück in ſeinem Blut geſegnet hat.“

„Ja, fünfzehn Jahr eines ungetrübten Familienlebens, das mich zur glücklichſten Frau und zur glücklichſten Mutter machte, und jeden Tag mit einer Freude ſegnete — ſo daß es mir manchmal leid war, ſchlafen zu müſſen, weil ich dadurch das Bewußtſein meines Glückes verlor: ja, die ſind es werth, daß ich jetzt im Leiden Buße thue für all den Undank und all die Gottvergeſſenheit, die ich mir in meinem Glück zu Schulden kommen ließ, — ſagte Euphroſyne tief bewegt, und ihre Thränen ſtrömten auf's Neue. „Möchte es nur Gott gefallen, daß Bernhards Zuſtand ſich beſſerte. Dieſe Hypochondrie .... oder was es ſonſt iſt, das ſo furchtbar lähmend auf ihm liegt — ſcheint ganz außerhalb aller ärztlichen Wiſſenſchaft zu liegen. Das erfüllt mich mit namenloſem Grauen — denn wenn ſie ſich ſteigerte“ ... —

„Laſſen Sie uns recht vertrauensvoll beten,“ unterbrach ſie Pater Smaragd mit unausſprechlichem Mitleid in Blick und Ton. „Es iſt nicht immer gut, ſich die ſchlimmſten Möglichkeiten vorzuſtellen, da jeder Tag ja ſeine eigene Sorge hat.“

„Finden Sie nicht, daß das Uebel zunimmt?“ fragte ſie ängſtlich. „Ich bin allzu befangen — bald in Sorgen und bald in Hoffnung, um ein klares Urtheil zu haben. Ich weiß nur das Eine: er iſt ſeit zwei Jahren, ſeit er in Carlsbad war, der alte Bernhard nicht mehr."

Bernhard's Eintritt mit Grazia und Adrian überhob Pater Smaragd einer Antwort. Euphroſyne lag auf einer Chaise longue. Sie ſtreckte ihrem Mann beide Hände entgegen, ſprachlos durch Thränen. Er ging raſch auf ſie zu, kniete neben ihr nieder, drückte ſie an ſein Herz und ſagte ganz mit ſeinem alten innigen Ausdruck:

„Gott hat ſie gegeben, Gott hat ſie genommen. Wir wollen ihn loben und preiſen in Ewigkeit. Nicht wahr, meine Euphroſyne?"

„In Ewigkeit!" ſagte ſie, ſchloß ſanft die Augen und legte den Kopf auf ſeine Schulter, faſt getröſtet, halb beruhigt, weil Bernhard der Alte war. Denn ſie liebte ihn grenzenlos und mehr, weit mehr als an jenem Tage, wo ſie vor fünfzehn Jahren an ſeiner Hand nach Kreuzbronn kam. Denn damals verhieß er ihr nur, ſie glücklich zu machen, und jetzt hatte er ſein Verſprechen erfüllt, indem Alles, was ſie von Glück auf Erden kannte, in ihm Wurzel hatte, von ihm ausging, mit ihm ſie verband.

Nachmittags kam der Hausarzt. Bernhard ſprach ſich ſehr zufrieden mit ſeinem Befinden aus und meinte, dieſe ſchwere Heimſuchung habe ihm vielleicht die Geneſung von ſeinem hypochondriſchen Zuſtand gebracht. Er wollte auch nichts mehr von der Reiſe nach Nizza wiſſen, welche der Arzt empfohlen hatte; — je enger der Kreis der Lieben, deſto weniger fühle man ſich in der Fremde heimiſch — ſagte er — und wenn Luftveränderung auf junge Menſchen und jugendliche Organiſationen einen günſtigen Einfluß haben möge, ſo ſei er mit ſeinen fünfundvierzig Jahren ein zu alter und knorriger Baum, um unter einem ſüdlichen Himmel friſch zu ergrünen. Der Arzt ſagte nur:

„Gut! wir wollen vierzehn Tage warten. Dann iſt der October zu Ende und dann werde ich mich entſcheiden.“

Euphroſyne war faſt unmuthig, daß der Arzt noch ſchwanken könne und daß er nicht auf der Stelle Bernhard für hergeſtellt erkläre: ſo wenig wollte ſie an die Möglichkeit eines Rückfalls glauben. In den erſten Tagen ſchien Bernhard wirklich ſeinen krankhaften Zuſtand ganz überwunden zu haben. Er ging an ſeine Geſchäfte, er beſprach ſich mit ſeinen Beamten; er war im Familienkreis liebevoller, theilnehmender, tröſtender denn je, ſo daß Alle fühlten, wie er ihr Ruhepfeiler ſei, der ſie trug, ſtützte und hob. Und Allen ſchien der Verluſt der Dahingeſchiedenen gemildert, weil ſie ſeitdem Bernhard zurückgewonnen hatten. Die feurige Grazia war ganz ergriffen von Dankbarkeit, und rief, indem ſie zärtlich die Thränen von den Wimpern ihrer Mutter küßte:

„Sieh, wie gut es iſt, daß wir zwei Engel haben, die am Throne Gottes für uns beten! ihrer Fürbitte verdanken wir des Vaters Geneſung. Jede Gnade wird durch ein Opfer erkauft, weil Chriſtus beide am Kreuz verbunden hat — ſagt Pater Smaragd.“

Aber ach! die ſchönen Tage waren nicht von Dauer. Wieder ſenkte ſich ein geheimnißvolles Etwas wie eine unſichtbare Wolke auf Bernhard; anfangs nur auf Minuten, dann länger und dann lange. Mitten im Geſpräch wurde er zerſtreut, verlor den Faden des Gedankenganges, brach ab, verſtummte, ſchien mit anderen Dingen beſchäftigt und gleichgültig gegen Alles, was ihn umgab. Oder er ſaß bei einer Arbeit, ſchreibend; plötzlich verſagte ihm — war es die Hand, war es das Gedächtniß? — den Dienſt, und in ein dumpfes Hinbrüten verloren, bewegte er zuweilen wohl noch die Feder, aber ohne zu ſchreiben — oder wenn er ſchrieb, ſo war es ohne Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden. Mit aller Kraft eines Mannes und aller Geduld eines Chriſten bekämpfte er dieſe Abſpannung der Nerven — wie man es nannte, um dem Leiden einen Namen zu geben. Es war ſichtbar, welche Gewalt er ſich anthat, um ſich aus der Apathie aufzuraffen, wie energiſch er die Lähmung abzuſchütteln ſuchte, die ſeine Sinne umſpann. Allein es war ein trauriger Kampf, denn mehr und mehr kam es zu Tage, daß ſein Wille ihm nicht gehorchte; und je mehr er ſelbſt gewahr wurde, gegen welchen Feind er ſich nicht vertheidigen könne, um deſto mehr verfiel er demſelben durch geſteigerte Entmuthigung oder durch nervoſe quälende Unruhe. Die vom Hausarzt feſtgeſetzte Friſt war noch nicht abgelaufen und ſchon hatte Bernhard ſelbſt den Tag der Abreiſe nach Nizza beſtimmt.

Mit tiefer Bekümmerniß bereiteten ſich die Seinen dazu vor. Euphroſyne wär nie von der Reiſemanie angeſteckt geweſen, die jetzt in der Welt graſſirt. In ihrem Hauſe fand ſie eine unausſprechliche Befriedigung; was ſollte ſie denn außerhalb ihres Hauſes noch ſuchen? Ueberdas wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, ohne ihre Kinder zu reiſen. Mit den Kindern und allem dazu gehörenden Perſonal — das war aber höchſt koſtſpielig und bis zum Tode des alten Baron Urſperg fehlten dazu alle Mittel. Die reiſeluſtige Gräfin Meerhaim kam häufig und gern nach Kreuzbronn; und ſo war denn keine Pflicht vorhanden, um das geliebte Haus zu verlaſſen. Die Reiſe nach Carlsbad und Dresden war die erſte geweſen, die Euphroſyne ſeit ihrer Verheirathung machte. Und wenn ſie ſich auch ganz gut dabei unterhielt, ſo war ſie doch ſeelenfroh, als ſie mit ihrer ganzen kleinen Caravane nach zwei Monaten wohlbehalten wieder im lieben Kreuzbronn anlangte. Während der beiden letzten Sommer hatte ſie Bernhard auf einige Wochen nach Gaſtein begleitet. Da aber die Cur ohne nachhaltige gute Wirkung blieb, ſo vermochte ſie aus der Luft- und Ortsveränderung jetzt nicht diejenige Hoffnung für den geliebten Kranken zu ſchöpfen, die ihr einen Troſt für die Trennung von Haus und Heimath, und von den Gräbern ihrer lieben Söhne geboten hätte.

Für Grazia aber war Kreuzbronn der Inbegriff alles Schönen und Angenehmen, was die Erde nur darbieten kann. Aufgewachſen und erzogen in der reinen, geſunden Atmoſphäre eines geheiligten Familienlebens, fern von all den gefährlichen Einflüſſen, welche als Verweichlichung, Eitelkeit und ſchiefe Bildung dem Contact mit der Welt entſtrömen und Kindern und jungen Gemüthern weit früher, als man zu glauben geneigt iſt, eine verkehrte Richtung geben — liebte Grazia mit ihrem unſchuldigen Herzen gerade das und nur das, woran Gott ſie gewieſen hatte: ihre Eltern, ihre Brüder, ihre Lehrer, ihre Armen, ihr Kreuzbronn mit all ſeinen Herrlichkeiten und Schönheiten, die ſo weit gingen, als der Horizont reichte. Geſpielinnen kannte ſie nicht, Freundinnen hatte ſie nie gehabt und auch nie weder entbehrt noch gewünſcht; nie hatten ſie ihre Gefühle launenhaft und ſelbſtſüchtig zerſplittert: darum liebte ſie denn auch das, was ſie liebte, mit der ganzen Energie eines ſtarken Herzens, welches den Mittelpunkt einer glühenden Seele bildet. Euphroſyne hatte früh erkannt, welche Gefahr ihrer Grazia drohe wegen dieſer Kraft zum Lieben und dieſer Glut im Lieben. Daher hatte ſie früh die junge ſchwungvolle Seele zu den himmliſchen Dingen angeleitet und hingewieſen und ihr keine Wonne, keine Freude, keine Befriedigung ſo lieblich und ſüß ausgemalt, als die Wonne des Opfers aus heiliger Liebe, aus Liebe zu Gott und zur Pflicht. Aber ein ſolches Wort von einer ſolchen Mutter wie Euphroſyne, die ſelbſt nie etwas anderes als ihre Pflicht geliebt hat, gleicht jenem geheimnißvollen Thautropfen, der in eine Perlenmuſchel fällt und ſich darin zur ächten Perle bildet. Kein Verhältniß war edler, ſeelenvoller, anmuthiger, als das zwiſchen Grazia und ihren Eltern. Es war ein Gemiſch von namenloſer Zärtlichkeit und von heiligem Ernſt auf Seiten der Eltern — und von unſäglicher Verehrung, unbedingtem Vertrauen, kindlichſter Hingebung auf Seiten Grazia's. Für ſie waren die Eltern eine Sonne, um die ſich ganz Kreuzbronn als ein Planetenſyſtem bewegte — und jetzt kam es ihr vor, als müßten dieſe Geſtirne untergehen und zerfallen, wenn die Sonne ſich von ihnen entferne.

Es war einer jener lieblichen Tage des Spätjahrs, die am Oberrhein nicht ſelten im October ſind. Im ſanften reinen Blau lächelt der Himmel, die Sonne ſcheint ſommerlich warm, die Grillen zirpen ſogar im Graſe, das noch grün und auf dem das Grummet eben gemäht iſt. Die Bäume färben und entlauben ſich; aber am Weinſtock werden die Trauben immer ſchwerer und klarer. Kein Windhauch regt ſich, kein Wölkchen zeigt ſich. Ueber der Ferne ſchwebt es wie ein ſilberiger Flor und ein eigenthümliches zartes Blau, ohne Beimiſchung der glühenden und wechſelnden Farben des Sommers, legt ſich über die Berge. Ein ſolcher Tag hat etwas ſüß Melancholiſches; es iſt wie ein Hinſterben im Frieden Gottes.

Die Kreuzwegstreppe war ſchon längſt wieder ein Calvarienberg geworden und die vierzehn Stationsbilder erhoben ſich rechts und links neben ihr. Dieſe Bilder von Terra cotta waren mit kleinen Niſchen überbaut, um die ſich wilder Wein und Clematis rankte. Grazia ſaß oben auf der Treppe vor der Station mit dem Veſperbilde. Sie hatte die Kreuzweg-Andacht verrichtet; ihr Trauerkleid und ihr trauriger Ausdruck ſtimmten damit überein. Sie hatte den Kopf zurück und an die Niſche gelehnt und den Hut abgenommen. Die rothbraunen Ranken des wilden Weins fielen auf ihr blondes Haar. Regungslos, wie träumend ſaß ſie da und flehte ohne Worte die heilige Gottesmutter an, ihr den Abſchied von Kreuzbronn zu erleichtern, da er ja zur Herſtellung ihres lieben Vaters nothwendig ſei. Sie ſchrack zuſammen, als plötzlich Adrian, vom Dorf herauskommend, vor ihr ſtand und fragte:

„Grazia, ſchläfſt Du?“

Aber ſie fragte zurück:

„Woher kommſt Du? haſt Du auch die Stationen gebetet? . . . . Aber wie ſiehſt Du blaß aus . . : . mein Gott! werde nur nicht krank, Adrian."

Adrian war ein ſchöner Jüngling, deſſen ſchmächtige, hochaufgeſchoſſene Geſtalt das Gepräge ſeiner achtzehn Jahre trug, während der gedankenvolle, ſinnige Ernſt, der ihm eigenthümlich und der Ausdruck ſeines inneren Weſens war, eine geiſtige Reiſe verrieth, die weit über ſein Alter hinausging. Dieſer Ernſt mochte ein Erbtheil ſeiner Eltern ſein, die er nie gekannt hatte — oder die Mitgiſt des Schickſals für das frühverwaiſte Kind. Gewiß iſt, daß Adrian nie die Liebe des treueſten Vaters, der zärtlichſten Mutter vermißte, ja, daß es ihm unmöglich war, ſich vorzuſtellen, wie man wirkliche Eltern mehr lieben und mehr von ihnen geliebt werden könne. Seine ganze Erziehung war mit der größten Sorgfalt geleitet und überwacht. Niemals brachte Bernhard es über ſich, den Knaben in ein Inſtitut zu geben. Er wußte Hofmeiſter und Lehrer zu finden und feſtzuhalten, die im Einverſtändniß mit ihm und nach ſeiner Anleitung Adrians geiſtige und ſittliche Bildung beſorgten. Das koſtete ihn manches pecuniäre Opfer, denn ſo lange der alte Baron lebte, war Adrian ein ganz unbemittelter Knabe, der erſt nach dem Tode des Großvaters in die Rechte ſeines verſtorbenen Vaters eintrat und nun ein bedeutendes Vermögen bekam; — aber Bernhard ſparte lieber bei Pferden und Wagen, als bei der

Erziehung ſeines Adrian. Sie trug ihm herrliche Früchte. Adrian war mit Recht ſein Stolz, Euphroſynen's Freude, ein Muſterbeiſpiel für die übrigen Kinder, die ſich nach ihm bildeten. Er ſollte jetzt auf der Univerſität Heidelberg ſeine Studien machen; aber der plötzliche Tod der beiden Knaben und die Ungewißheit über Bernhards Reiſe nach dem Süden hielten ihn noch immer in Kreuzbronn zurück.

Er ſetzte ſich neben Grazia auf die Treppenſtufen, ſtützte den Arm auf's Knie und den Kopf in die Hand und ſah zu Boden.

„Biſt Du krank, Adrian?“ fragte Grazia beklommen. „Warum biſt Du ſo blaß?“

„Ich war eben im Dorf bei dem alten Erhard,“ entgegnete Adrian. „Er ſtirbt in furchtbaren Qualen. Sein Gewimmer und der Jammer ſeiner Kinder iſt herzzerreißend. Man muß ihm den Tod wünſchen — und das iſt doch ſchrecklich! .... Vielleicht bin ich davon blaß geworden.“

Das war aber nicht der wahre Grund; — ſondern dieſer: Adrian wußte, daß ſich der Hausarzt bei dem alten penſionirten Diener ſeines Großvaters befinde und Adrian ging in's Dorf, um einmal unter vier Augen mit dem Arzt zu ſprechen.

„Ich begleite Sie, lieber Doctor,“ ſagte Adrian, als beide den Kranken verließen. Draußen nahm er des Doctors Arm unter den ſeinen und ſagte:

„Jetzt ſagen Sie mir, bitte, worin die Krankheit meines Vaters beſteht.“

Verblüfft ſah der Arzt ihn an und murmelte, um doch etwas zu ſagen:

„Nomina sunt odiosa.“

„Das weiß ich!“ entgegnete Adrian. „Aber dieſe Krankheit iſt ſo ſchrecklich, daß der ſchrecklichſte Name keine Verleumdung iſt.“

„Warum fragen Sie mich, lieber Adrian?“ ſagte der Arzt theilnehmend, denn er war ſeit Jahren der Hausfreund zu Kreuzbronn und hatte alle Kinder ſchon in der Wiege gekannt.

„Warum ich Sie frage?“ rief Adrian; — „o, das ſagen Sie nur, um mir auszuweichen! ich ſehe meinen Vater von einem Leiden befallen, das ihm mehr und mehr — und ohne daß man einen äußeren Krankheitsſtoff wahrnimmt — das Gedächtniß verſchleiert und die Thatkraft lähmt. Er vergißt das richtige Wort, das ihm auf der Zunge ſchwebte, und ſagt ein falſches oder verſtummt. Er vergißt den Weg, den er einſchlagen, den Gegenſtand, den er holen, die Anordnung, die er machen will — und thut etwas Verkehrtes. Er verfällt bald in eine Apathie, die ihn ſtundenlang ſtumpf gegen alle äußeren Eindrücke macht — und bald in eine nervoſe Raſtloſigkeit, die keinen Grund hat und keinen Gegenſtand findet, und ich ſollte nicht fragen, was das für eine ſchreckliche Krankheit iſt?“

„Aber dieſe Zuſtände gehen und kommen,“ ſagte der Doctor. „Es ſind Nervenaffectionen, die ganz verſchwinden können.“

„Auch ſich ſteigern können,“ ſagte Adrian traurig; — „und ſie ſteigern ſich. Vor zwei Jahren, als mein Vater nach Carlsbad ging, war ſein Leiden gleichſam nur eine Wolke; — jetzt hat ſich ein Gewölk faſt über den ganzen Horizont gelegt.“

„Nicht doch! nicht doch! Wie lebhaft und eingehend ſprach Ihr Vater noch geſtern Abend über unſere kirchlichen Angelegenheiten!“

„Ja, Herr Doctor, die ſind ihm nun einmal in Fleiſch und Blut übergegangen und von Jugend auf mit ſeinem Herzen verwachſen! Die Kirche iſt ganz gewiß das letzte, was er vergißt. Aber ein neues Ereigniß, oder etwas Unerwartetes — wie wenig berührt es ihn! wie gleichgültig läßt ihn der Tod meiner Brüder, ach! und wie hat er ſie geliebt! — Er hat noch gute Momente — ja! allein ſie werden ſelten und immer ſeltener .... und der ſchlimme Zuſtand tritt immer häufiger ein und dauert immer länger; muß das nicht endlich in eine gänzliche Verdunkelung des Geiſtes, in eine Lähmung aller Fähigkeiten ausarten? Und bei dieſer drohenden Gefahr ſoll er eine weite Reiſe antreten und mit meiner Mutter, meiner Schweſter und meinem kleinen Bruder in die Fremde gehen, ohne daß dieſe ganze ſchutzbedürftige Familie irgend

Jemand bei ſich hätte, der ihr beiſtände und für ſie ſorgte — denn ich ſoll ja in Heidelberg ſtudiren! Und darum eben frage ich Sie auf Ihr Gewiſſen: was iſt dies für eine Krankheit? Sie nimmt unaufhaltſam, und bis jetzt, langſam einen ſchlimmen Verlauf... das ſehe ich. Allein ich weiß nicht, ob nicht plötzlich eine gefährliche Wendung eintreten kann. Iſt das der Fall, ſo verlaſſe ich nicht um die Welt meine Eltern und begleite ſie nach Nizza... oder wohin es ſei.“

„Nein, lieber Adrian, eine plötzliche, gefährliche Wendung haben Sie durchaus nicht zu fürchten,“ entgegnete der Arzt, ganz froh, etwas ſagen zu können, das wie ein Troſt klang. „Dieſe traurigen Krankheiten haben einen langſamen Fortgang, machen zuweilen ſogar einen Stillſtand, wenn veränderte atmoſphäriſche Einflüſſe im Organismus das geſtörte Gleichgewicht des Nervenſyſtems herſtellen. Und eben das hoffe ich mit berechtigter Zuverſicht von der Reiſe für Ihren Vater.“

„Die Herſtellung des geſtörten Gleichgewichtes im Organismus — oder nur den Stillſtand der Krankheit?“ fragte Adrian.

„Man muß immer das Beſſere hoffen,“ ſagte der Doctor ausweichend.

„Ja! denn Gott kann Wunder thun!“ erwiderte Adrian. „Aber ich weiß nun, daß nach dem natürlichen Verlauf der Krankheit nichts Anderes zu hoffen iſt... als ein vorübergehender Stillſtand! Ich danke Ihnen, beſter Doctor. Ich bin ruhiger, ſeitdem ich dies weiß, und Sie können Sich darauf verlaſſen, daß ich gegen meine Mutter und Schweſter ſchweigen werde. Sie würden den Gedanken nicht ertragen, meinen Vater in Geiſtesſchwäche verſinken zu ſehen."

„Das hab' ich nicht geſagt!" rief der Doctor.

„Nein," ſagte Adrian traurig, „ich ziehe ſelbſt dieſen Schluß aus Ihren Worten und aus den Symptomen, die ich bei meinem Vater mit namenloſer Angſt beobachtet habe. Die Zerrüttung ſeines Nervenſyſtems berührt hauptſächlich ſein Gehirn. O, mein lieber, armer Vater!" rief er mit einem plötzlichen Ausbruch des Gefühls, das ſeine ganze Faſſung überwältigte.

„Ruhig, ruhig, liebſter Adrian!" ſagte der Arzt. „Krankheit iſt Krankheit und gehört zur leidenden Menſchheit ſo unzertrennlich, wie der Tod zum Leben. Ob nun Lunge oder Leber, Magen oder Gehirn erkranken — iſt im letzten Grunde einerlei."

„Sie haben Recht," ſagte Adrian ſanft, zerdrückte eine Thräne und trennte ſich vom Arzt. Allein die Spur ſchmerzlicher Bewegung blieb auf ſeinem bleichen Antlitz und trat noch mehr hervor, als er ſich neben Grazia ſetzte und unbeſtimmte Bilder der jammervollen Zukunft ſeines geliebten, verehrten Vaters vor ſeinem innern Auge auftauchten.

Grazia ſah ihn betrübt und ſchweigend lange an. „Ach, lieber Bruder," ſagte ſie endlich, „nie hätte ich gedacht, daß es auf Kreuzbronn ſo traurig wie jetzt hergehen könne. Alles betrübt mich jetzt — auch das Einfachſte! Sieh, wäre Papa geſund, unſere lieben Brüderchen am Leben und wir nicht genöthigt, nach dem Nizza zu gehen: ſo würde es mir wohl recht leid thun, daß Du nach Heidelberg mußt, allein ich würde denken, es ſei gut für Dich und Du kämeſt ja wieder in allen Vacanzen, auch in den ganz kurzen... denn Heidelberg ſei ja ſo nah! — Aber jetzt iſt mir zu Muth, als läge Heidelberg auf einem andern Planeten und der Abſchied von Dir wird mir ſchrecklich ſchwer.“

„Und mir!“ ſeufzte Adrian aus tiefſter Bruſt. „O dürfte ich Euch begleiten!“

„Das bringt Dich in den Studien allzuſehr zurück, meint Papa... und Du müßteſt nun lernen, ſelbſtſtändig außerhalb des Vaterhauſes zu werden.“

Adrian ſchwieg. Nach einer Weile nahm Grazia ſeine Hand und ſagte:

„Lieber Bruder, ach verſprich mir, daß Du Deine Selbſtſtändigkeit nicht in der Art gebrauchen wirſt, wie der arme Emanuel.“

„Gott wird mir beiſtehen, Grazia.“

„Wenn Mama auch noch Kummer durch Dich bekäme, ſo überlebte ſie es nicht. Ich kann gar nicht vergeſſen, mit welchem Ausdruck ſie neulich zu mir ſagte, als ſie einen Brief von Großmama bekommen hatte, der wohl traurige Nachrichten über Emanuel enthalten und zu uns geſprochen: Nimm Dein Kreuz und folge mir nach. Das möchte ich gern lernen und ich habe eben in dieſer Intention die Kreuzweg-Andacht gebetet, weil mir all' Augenblick zu Muth iſt, als möchte ich weit lieber das Kreuz abſchütteln, als tragen."

„Mir geht es auch ſo," ſagte Adrian; „aber das wäre ja feig und ſchwach, und wozu hätten wir unſern Glauben und deſſen Gnaden, wenn wir nicht muthig und kräftig werden wollten? Laſten zu tragen mit Gott — macht ſtark. Wie ſtark wir werden — das liegt in ſeiner Hand; aber tüchtig zu kämpfen liegt in der unſerigen. Bete nur recht für mich, Grazia! Zwiſchen dem vielen Böſen und Verkehrten in der Welt werd' ich es gar ſehr nöthig haben."

„Sieh, ſo werd' ich es machen!" ſagte ſie mit ihrer wieder auftauchenden muntern Lebhaftigkeit, warf einen Rebenzweig um Adrians Nacken und machte eine leichte Schlinge daraus.

Es war ein unbeſchreiblich anmuthiges Bild, dieſe beiden jugendlichen Weſen, bei denen die heitere Unſchuld der kaum verlaſſenen Kindheit vom Ernſt des Lebens angehaucht wurde. Das fand auch Pater Smaragd, der aus der Kirche kam und Erhard beſuchen wollte. Er blieb in einiger Entfernung hinter Adrian und Grazia ſtehen, ſah ihnen theilnehmend zu und fragte dann:

„Was treibt Ihr, liebe Kinder?"

„Hier wird ein Gefangener des heiligen Kreuzes gemacht!“ rief Grazia.

„So? machſt Du nur Andere dazu oder biſt Du es ſelbſt?“ fragte Pater Smaragd lächelnd.

„O, mein Pater,“ rief Grazia munter, „meine Gewiſſenserforſchung pflege ich beim Abendgebet, aber nicht unter der hellen Mittagsſonne zu machen, denn die würde mich zu ſehr beſchämen.“

Adrian ſtreifte die leichte Schlinge ab, ſtand auf, küßte die Hand des Greiſes und ſagte traurig:

„Sie bleiben nun ganz allein in dem verwaiſten Kreuzbronn, mein Pater, und wir Andern müſſen Alle fort — Alle, Alle fort!“

Ueberraſcht blickte Pater Smaragd Adrian an und ſagte gedankenvoll und langſam:

„Gott fügt es ſo, lieber Adrian! Wie gern ginge ich, wenn ich Euch Allen dadurch ein friedliches und glückliches Bleiben erkaufen könnte. Aber — Gottes Wege mit ſeinen Menſchen ſind nicht immer die, welche wir für ſie und für uns wählen würden. Stände uns die Wahl frei, ach, liebe Kinder! dann wüßte Pater Smaragd mit ſeinen achtundſiebzig Jahren, welcher Weg ihm der liebſte wäre. Aber der ſicherſte Weg iſt immer der Weg der Pflicht... der führt zum wahren Ziel... Jetzt aber will ich Erhard beſuchen.“

„Er iſt in einem kläglichen Zuſtand,“ ſagte Adrian, „kann weder leben noch ſterben, und obſchon ihm die

Schmerzen weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe laſſen, meint der Doctor, es könne noch lange Zeit vergehen, bis ſeine letzte Stunde kommt.“

„Wie viel Leid auf der Welt!“ rief Grazia; „denn was Einer leidet, leiden immer Alle mit, die zu ihm gehören!“

„Und das iſt Troſt im Leiden,“ ſagte Pater Smaragd, indem er die Treppe hinabſtieg. „Ein Strom der Liebe geht durch die leidende Menſchheit und führt ſie an das Herz unſers leidenden Heilands.“ — — —

Als Pater Smaragd ſpäter in ſeine Wohnung zurückkehrte, trat ihm der ſtille Amandus entgegen und ſagte:

„Der Herr Baron iſt drinnen ſchon ſeit einiger Zeit.“

Bernhard ſaß am offenen Fenſter mit verſchränkten Armen und ruhigem, gedankenvollen Blick. Er ſah leidend aus; aber dies Leiden hatte ihm zwar die friſche Farbe der Geſundheit rauben und ſein ſchwarzes Haar mit einzelnen Silberfäden vermiſchen — doch nicht ihm den Ausdruck von Geradheit, Wohlwollen und Zuverläſſigkeit nehmen können, der ihn ſo ſchön machte, daß man ihn in früheren Jahren ſchön fand, — was er, den Zügen nach, nicht war. Er war nur ſchön durch ſeinen ſchönen Ausdruck. Und den hatte er in dieſem Augenblick ganz und gar, nur rührend gedämpft durch eine ſanfte Trauer und durch ein wehmüthiges Lächeln, das ihm ſonſt nicht eigen war. Sein Auge ruhte auf dem innern Schloßhof, wo der Brunnen zu Füßen des Cruzifixes träumeriſch rieſelte und eine leiſe Luft durch die alte Linde ſtrich, ſo daß die Blätter, die zwar die Farbe des Sommers noch trugen, aber Saft und Kraft verloren hatten, im Hauch des Luftzuges mehr raſchelten als ſäuſelten, und dann plötzlich vom Zweige ſich löſten und hie und da dürr zu Boden fielen.

So wie Pater Smaragd eintrat, ſtand Bernhard auf und ſagte ſehr herzlich:

„Endlich, endlich! Sie glauben nicht, wie mich nach Ihnen verlangt, lieber Pater!... denn ich möchte eine Generalbeicht ablegen — eine ganz beſonders gute, ſo wie ich in meinem letzten Stündlein wünſchen würde, ſie abzulegen. Ich bitte, helfen Sie mir dabei.“

„Dazu bin ich ja immer mit Freuden bereit; aber — wird es Sie nicht ſehr angreifen?“

„Gleichviel, lieber Pater! ich habe verſchiedene Vorbereitungen für meine Reiſe gemacht, die ſich auf irdiſche Dinge beziehen; da will ich denn doch die himmliſchen nicht vergeſſen. Ueberdas finde ich vielleicht keinen deutſchen Prieſter in Nizza und zu einer Generalbeicht kann ich nun mal keine andere Sprache als mein liebes Deutſch brauchen. Mit dem lieben Gott und mit meiner Frau kann ich nicht franzöſiſch reden! Das muß in der Mutterſprache geſchehen, die ich in der Wiege — und in der ich beten lernte. Ueberdas weiß ich ja auch nicht, was Gott über mich beſchloſſen hat. Ich ahne es aber! mir ſcheint mein Kopf mehr und mehr zu einem Siebe zu werden, das die Gedanken nicht feſthalten und ordnen kann, um ſie zu ſichten, ſondern ſie wild umrollen und durchfallen läßt. Wer weiß, wie lange ich noch im Stande ſein werde, eine gültige Beicht abzulegen.“

Pater Smaragd machte eine verneinende Bewegung; aber Bernhard fuhr mit namenloſer Traurigkeit fort:

„So iſt's, mein Pater! wir wollen uns darüber nicht täuſchen, wir nicht. Mit meiner Frau und den Kindern ſpreche ich wohl manchmal von einer Hoffnung, die nur deshalb in mir glimmt, weil ich Menſch bin und der Menſch bis zum letzten Athemzug, ja gegen ſeinen Willen und ſeine Ueberzeugung, inſtinktmäßig hofft. Aber mir ahnt... es gehe bergab und kein Nizza und kein Gaſtein, nicht unſer Hochgebirg und nicht die Küſte der ſüdlichen Meere könnten das Uebel heben. Welche Kämpfe es mich gekoſtet hat, ohne Verzweiflung in die wachſende Verfinſterung meines innerſten Weſens zu blicken, ſprechen keine Worte aus!“

„Es iſt aber keine Verfinſterung Ihres innerſten Weſens, ſondern nur der äußern Sinne und Organe!“ rief Pater Smaragd. „Nur die Sünde verhängt Nacht und Tod über unſere Seele.“

„Wir ſind ſo daran gewöhnt, ein vernünftiges Handeln, das im Einklang mit unſerm Willen und Gedächtniß iſt, als das wahrhaft Menſchliche — oder wenigſtens das natürlich Menſchliche in uns zu bezeichnen, daß ich das Uebernatürliche durch meine Aeußerung ſicher nicht zu leugnen beabſichtigte. Ich hoffe wohl, daß Gottes Gnade mit mir ſein und bleiben werde, und daß, trotz der Ueberwucherung jener Organe, welche die Träger des Geiſtes ſind, durch irdiſch krankhafte Stoffe, ich ihm für's ewige Leben nicht verloren gehen kann, weil nur die Sünde uns von ihm trennt. Aber nach der Seite des Erdenlebens und aller menſchlichen Verhältniſſe tritt dennoch eine Verfinſterung ein, wenn Gedächtniß und Urtheil verſagen und wenn der Wille nicht gehorcht. Was iſt der Menſch ohne klares Bewußtſein?“

„Das Kind in der Wiege hat auch kein Bewußtſein und trägt doch das Ebenbild Gottes an ſich — vielleicht in größerer Vollkommenheit, als manches große Genie,“ ſagte Pater Smaragd, immer auf das Gnadenleben hinweiſend.

„Ja, ja, mein Pater,“ entgegnete Bernhard mit einem herzzerſchneidenden Lächeln, „das Kind iſt gerade ſo, wie es ſein ſoll: es ſoll ſich in's Bewußtſein hineinleben und jeder Tag, den es in ſeiner Wiege halbträumend zubringt, lichtet ſein Erkenntnißvermögen, bis es nach und nach dazu kommt, das Ebenbild Gottes, das es an ſeiner Seele trägt, zu entwickeln im ſelbſtſtändigen, freiwilligen Handeln. Wer aber im ſpätern Leben das Bewußtſein verliert, iſt aus dem Gleiſe der menſchlichen Beſtimmung, die ein freiwilliges und ſelbſtſtändiges Handeln iſt, herausgeſchleudert."

„Und Sie meinen gedächtnißſchwach und was weiß ich zu werden!" unterbrach ihn Pater Smaragd und ſuchte zu ſcherzen. „Und ich beſorgte gutmüthig, die Beicht könne Sie allzu ſehr angreifen! O ich merke wohl, daß es Ihnen nicht an Zurechnungsfähigkeit mangelt!"

„Für den Fall, mein Pater, daß ſie mir früher oder ſpäter mangeln ſollte, gebe ich Ihnen dies Papier in Verwahrung," ſagte Bernhard und legte einen verſiegelten Brief auf den Tiſch. „Ich weiß, daß ich krank bin und ahne, wohin die Krankheit ſich neigt. Sollte ich in Folge derſelben dereinſt meinen Verhältniſſen nicht mehr gewachſen ſein — und dieſen Zeitpunkt werden Sie leicht erkennen! — ſo geben Sie das Papier an meine Frau. Es enthält Anordnungen und Wünſche für dieſen Fall. Sollte ich früher aus dieſem Leben abgerufen werden: ſo verbrennen Sie es; denn für dieſen Fall iſt mein Teſtament gemacht, welches ungefähr daſſelbe enthält. Da man ein Teſtament aber nur im Fall des Todes öffnen kann: ſo mußte ich auch für andere Eventualitäten mein Haus beſtellen."

„Ich werde ja ſehr wahrſcheinlich vor Ihnen in die Ewigkeit gerufen werden,“ ſagte Pater Smaragd.

„Nun, dann geben Sie mir das Papier zurück,“ ſprach Bernhard; — „und jetzt laſſen Sie uns die größte und wichtigſte Angelegenheit in Ordnung bringen, mein lieber Pater.“

Acht Tage ſpäter war Kreuzbronn verödet, Bernhard mit den Seinen auf dem Wege nach Nizza, Adrian in Heidelberg und Pater Smaragd allein mit dem ſtillen Amandus.

◆

Fortuna's Tempel.

Paris. 1855.

In einer freundlichen Wohnung der Champs Elyſees ſaß ein Knabe in einem Zimmer, das ganz ausſah, wie das Studio eines Bildhauers — aber angepaßt der Figur eines fünfzehnjährigen Knaben. Da waren keine Statuen, keine Basreliefs in Marmor, Thon oder Gyps; wohl aber eine Menge Geräthe, das faſt ausſah wie phantaſtiſches Spielzeug, Vaſen, Schaalen, Griffe von Jagdmeſſern und Dolchen, Trinkhörner, Conſolen, Rahmen um Bilder und Spiegel — welche dieſer Knabe mit ungemein viel Geſchmack und Talent in Thon oder in farbigem Wachs formte. Er war in graue Leinwand gekleidet, ſaß rittlings auf einem Schemel, der ihm zugleich als Tiſch diente, knetete mit langen magern behenden Fingern an einem Klumpen von grünem Wachs und pfiff dabei geſchickt und präzis wie ein Dompfaff die Melodie von „Marlborough s'en va t' en guerre." Zuweilen unterbrach er ſich, betrachtete ſein Werk von allen Seiten, neigte billigend oder wiegte prüfend den Kopf, fuhr auch zuweilen unruhig und heftig mit dem Rücken der linken Hand über Stirn und Augen, und nahm dann Veränderungen mit ſeiner Arbeit vor, die er auch zuweilen mit einigen halblauten Bemerkungen begleitete und dann wieder in ſein Pfeifen überging. Er war ſo emſig, daß er kein Auge von ſeiner Arbeit wendete, obſchon ſie ein paar Stunden dauerte. Nur einmal flog ſein Blick nach der Uhr und er murmelte:

„Wäre ich doch fertig, bevor Mama heimkehrt!“

Er wurde es; — denn plötzlich ſprang er auf, ſtellte ſein Gebilde von grünem Wachs auf eine Conſole und rief mit lauter Stimme:

„Corpo di Baccho! mein Herr Herzog von Marlborough, dies Trinkgeſchirr wird den Schenktiſch Eurer Herrlichkeit zu Blenheim nicht verunzieren — mironton ton mirontaine.“

Hinter ihm öffnete ſich leiſe die Thür und ſeine Mutter blieb in derſelben ſtehen und betrachtete ihn zärtlich, bis er bei einer ſeiner Wendungen ihrer gewahr wurde. Da ſprang er ihr froh entgegen und frohlockte:

„Schau' her, Mama! das iſt doch gewiß gelungen! Styl Marlborough nenn' ich das! Etwas Perrücke — aber großartige, wolkenhafte, zopfloſe Perrücke, Mama! — Etwas genueſiſche Spitze und viel Commandoſtab des Helden: das muß in meinem Marlboroughſtyl verſchmelzen. Schau, durch das Heldenhafte unterſcheidet er ſich von ſeinem Zeitgenoſſen, dem Styl Régence — und von ſeinem Nachkommen, dem Pompadourſtyl. Ich aber, Mama, ich habe den Marlboroughſtyl erfunden, denn der Königin-Anna-Styl der Engländer unterſcheidet ſich himmelweit davon, iſt zwar pomphaft, aber nicht ſchwunghaft."

Und nun ſtellte er das Trinkgeſchirr auf ſeine Hand und ließ es ringsum von der Mutter beſchauen. Sie that es mit dem lebhafteſten Intereſſe, lobte dieſes Figürchen, tadelte jenes Emblem und ſagte endlich mit Befriedigung:

„Es iſt Dir gut gelungen, Triſtan! Du haſt äußerſt ſauber modellirt und biſt ein kleiner erfindungsreicher Kopf."

„Ja, das bin ich, Mama, und darum war es die höchſte Zeit, daß Du mich aus meinem langweiligen Inſtitut erlöſteſt und daß wir hieher gingen. Es gab freilich auch in Dresden ganz herrliche und belehrende Sammlungen zu beſuchen, aber hier iſt doch Alles im größeren Maßſtab, in reicherer Fülle — und dann iſt es ja unſchätzbar, daß wir den Herrn Gerbaud haben, der all meine Sachen nimmt und ausführen läßt und mich ſeinen kleinen Benvenuto Cellini nennt. So werde ich berühmt, Mama... und Du mit mir."

Es lag ein unbeſchreibliches Selbſtbewußtſein in der Art, wie Triſtan ſprach und ſich benahm. Nicht mit der gewöhnlichen Keckheit eines heranwachſenden Knaben ſchaute er um ſich, ſondern ſein Blick, ſeine Züge, ſeine Haltung, ſeine ganze Erſcheinung waren mit einem gewiſſen übermüthigen Selbſtgefühl geſtempelt, welches deutlich verrieth, daß er ſich ebenfalls für einen kleinen Benvenuto Cellini hielt — vielleicht ſogar für einen großen. Das bemerkte aber ſeine Mutter nicht. Sie blickte liebevoll in ſeine feurigen Augen und ſagte beiſtimmend:

„Du weißt, es iſt mein innigſter Wunſch, Dich zu einem berühmten Künſtler heranzubilden, Triſtan. Sei aber auch fleißig...“ —

„Und wie bin ich fleißig, Mama!“ unterbrach er ſie, ſprang nach einem Repoſitorium und nahm vorſichtig Etwas herunter, das wie ein Päckchen ausſah. Er ſchlug die Leinwand zurück und ſagte:

„Es iſt freilich noch nicht vollendet, allein Du ſiehſt doch ſchon, daß es der Griff eines Schwertes iſt, nicht wahr? Du ſiehſt die Bellona mit allen Attributen des Krieges — was mir viel Mühe gemacht hat. Ich bin gewiß fleißig!“

„Gewiß, lieber Triſtan! Du haſt einen ungewöhnlichen Fleiß, was Erfindung und Compoſition betrifft. Allein ich wünſchte, daß Du die techniſchen Studien der bildenden Kunſt nicht vernachläßigteſt und nicht beim Modelliren ſtehen bliebeſt.“

„Aber Mama!“ rief Triſtan ungeduldig, „gerade im Modelliren ſpricht ſich das Genie aus. Der Goldarbeiter, der mein Trinkgeſchirr im Marlboroughſtyl in Metall anfertigen wird, copirt nur, ſetzt nur zuſammen, iſt vielleicht ein ganz phantaſieloſer Menſch, der aber techniſche Fertigkeit beſitzt: das kann doch mein Fach nicht ſein ſollen!“

„Zur höheren Bildhauerkunſt ſollteſt Du trachten, Dich von der Bildnerkunſt zu erheben und Dich in ſpäteren Jahren mit großartigen, monumentalen Schöpfungen in Marmor befaſſen, Triſtan.“

Er hörte nicht darauf, betrachtete ſeinen Schwertgriff und ſagte:

„Bemerkſt Du, Mama, daß er einen ganz andern Charakter hat, als das Trinkgeſchirr . . . . . ernſter, trockener. Doch machte ich Beides zu gleicher Zeit; . . allein bei dem Schwert dachte ich mir, es ſolle dem Prinzen Eugen gehören — „Prinz Eugen, der edle Ritter.“ — —

Triſtan unterbrach ſich und pfiff äußerſt zierlich die bekannte Melodie dieſes Liedes, dann plauderte er weiter:

„Er war ein großer Held, der Prinz Eugen! allein ich habe eine Vorliebe für Marlborough, weil er ſo prächtig und ſo prachtliebend war und einer Königin diente, die ihn königlich belohnte. Das verſtehen die Frauen beſſer, nicht wahr, Mama? Prinz Eugen, der edle Ritter, hat nie von ſeinem Kaiſer ein

Blenheim geſchenkt bekommen. — Gehen wir heute zu Franconi?“ fragte er plötzlich. „Mein Gott, wenn ich nur jeden Abend in den Cirque olympique gehen und dieſe göttlichen Pferde- und Reiterkünſte ſehen könnte, ſo wäre ich der glücklichſte Menſch auf Erden! .... d. h. zuweilen müßte es abwechſeln mit einem recht ſchauerlichen Melodrama und einem recht prächtigen Ballet. Aber täglich Theater — das wäre meine Paſſion — und das gibt mir auch ungeheuer viel Ideen und plaſtiſche Motive.“

„Jetzt, bei den ſchönen Sommerabenden, mußt Du in's Freie, Triſtan.“

„O Mama, wenn ich reiten dürfte! .... Wann bekomme ich wohl ein Pferd? O ich ſage mit König Richard III.: „Ein Königreich für ein Pferd!“ — O Mama, hätte ich ein Pferd, alle Tage Theater und eine halbe Million extra — dann erſt wäre ich der glücklichſte Menſch auf Erden. Miron ton ton .... Gehen wir denn auf die halbe Million los? .... wie war heute das Geſchäft?“ — — —

Sieben Jahre hatte Richenza das Rieſenwerk durchgeführt, ſich ſelbſt und ihre beiden Kinder durch ihren geſchickten Pinſel zu erhalten. Für ihre eigene Perſon war ihr keine Entbehrung zu hart. Sie verſagte ſich nicht bloß jede, auch die geringſte Annehmlichkeit des Lebens, ſondern deſſen gewöhnlichſte Bequemlichkeit, während ſie ihre Kinder in zwei koſtſpieligen Inſtituten erziehen ließ, wo dieſelben ganz wie Kinder reicher Eltern gehalten wurden. In der Kleidung, in Vergnügungen, mit Taſchengeld, durch hundert überflüſſige Dinge, nahmen Triſtan und Stella reichlichen Antheil an der jetzt üblichen Verwöhnung der Jugend. Richenza trieb das ſo weit, daß ſie ſich ihren Kindern gegenüber der Dürftigkeit ſchämte, in der ſie lebte. Die Kinder ſollten nicht das niederdrückende Gefühl der Armuth kennen: das könnte ja ihren Frohſinn ſtören! oder es könnte ſie ihren Geſpielen gegenüber demüthigen! Nein! hinweg mit dem erbärmlichen Druck von den jungen Gemüthern! wie leicht würde er Neid, Bitterkeit, Eiferſucht, Verſtimmung nach ſich ziehen! Nein! der Horizont des Kindes ſei hell in jeder Beziehung, damit es fröhlich ſei; denn Frohſinn iſt das Lebenselement des Kindes. — Wohl iſt das wahr; aber macht die Verwöhnung fröhliche Kinder? —— Eines iſt gewiß: eine frohe Zukunft bereitet ſie ihnen nicht! — Richenza vermied es nach Möglichkeit, ihre Kinder bei ſich, in ihrer dürftigen Wohnung, zu ſehen. Gab es Vacanztage, ſo ging ſie mit ihnen auf weite Spaziergänge oder auf's Land, denn die Kinder hätten ja einen Widerwillen gegen die unfreundliche Behauſung bekommen müſſen und ihn am Ende gar auf das Zuſammenſein mit der Mutter übertragen! Längere Ferien traten aber nie für die Kinder ein; das hatte Richenza mit den Inſtituts-

Vorſtehern abgemacht, weil es mit ihren Arbeiten in der Gemäldegallerie unvereinbar geweſen wäre. Den Kindern fehlte es weder an Verſtand, noch Talent, noch Ehrgeiz: ſie lernten fleißig und wurden ihren Mitſchülern als Vorbild aufgeſtellt. Der Religionsunterricht war auch in den allgemeinen Schulplan aufgenommen und ſo wurde ihnen auch in dieſer Beziehung dasjenige beigebracht, was für den gebildeten Proteſtanten wiſſenswürdig iſt. Bei Triſtan trat aber eine Stockung im Lerneifer ein, als ſich ſein Talent für die bildende Kunſt mehr und mehr entfaltete. Seine Aufmerkſamkeit, ſeine Phantaſie, ſeine Thätigkeit waren in ſtets reger Spannung, aber — um auf eigenen Wegen zu gehen, während er alle Fähigkeit und beſonders allen guten Willen verlor, den Schulſtudien zu folgen. Wie ein Träumender ſaß er auf der Schulbank, ſeinen Gedanken nachhängend, denen er in den freien Stunden Formen gab und die zierlichſten Sächelchen in Wachs — ja, wenn dies ihm fehlte, in Brod knetete. So machte er einmal einen tellergroßen Schild mit einem Meduſenkopf in broncefarbigem Wachs, wodurch er dermaßen die beifällige Aufmerkſamkeit der Kunſtverſtändigen erregte, daß der Vorſteher ſeines Inſtitutes ſeiner Mutter rieth, ihn auf eine Kunſtakademie zu ſchicken.

Um dieſelbe Zeit war Richenza mit den Copien der vier großen Altargemälde von Correggio fertig geworden — aber zugleich am Ziel ihrer ſeit ſieben Jahren überangeſtrengten Kräfte angelangt. Die Nothwendigkeit, die ungeheure Arbeit vollenden zu müſſen, hatte ihren überreizten Nerven zuletzt förmlich Gewalt angethan, ſo daß ſie tödtlich erſchöpft zuſammenbrach und der Pinſel ihrer Hand entglitt, als ſie den letzten Strich an dem Gemälde des St. Sebaſtian that. Sie war ſo angegriffen, daß ſie einen Arzt zu Rath ziehen mußte, der ihr unumwunden erklärte, ſie ſetze ſich der Gefahr aus, in peinliche Nervenübel zu fallen, wenn ſie nicht vor der Hand jede Arbeit ruhen laſſe und jede phyſiſche und moraliſche Aufregung meide: — ein zwiefacher Rath, der ſchwer zu befolgen war, denn ohne Arbeit, wovon leben? Dieſe Frage brachte ja die größte aller Aufregungen mit ſich! Das Schickſal ſchien im Bunde mit dem Arzt zu ſein, denn das, was ſeit ſieben Jahren nicht gefehlt hatte, fehlte ihr jetzt: Richenza hatte keinen einzigen Auftrag und ihre „Debora“ war noch lange nicht vollendet. Was nun beginnen? Nach ſieben Jahren eines Lebens voll Opfer, Mühſal und Kummer, ohne Erholung, Troſt und Zerſtreuung, immer kämpfend für die materielle Exiſtenz, raſtlos, athemlos, handwerksmäßig, Tag aus Tag ein arbeitend, ohne je durch den Balſam eines höheren Glaubens, einer himmliſchen Hoffnung erfriſcht zu werden — ſtand Richenza jetzt am Rande eines Abgrundes: ohne Arbeit, ohne Kraft, von körperlichen Leiden zu Boden gedrückt. Dazu die Ausſicht, daß Triſtan nicht länger im Inſtitut bleiben dürfe, wenn er nicht ſeinen Beruf verfehlen, vielleicht ſeine ganze Zukunft gefährden wolle. Zwar konnte er ſeine Kunſtſtudien in Dresden machen; allein ſie mußte ihn dann in ihre Behauſung aufnehmen und ihn in ihre beſchränkte Lebensweiſe einführen, die ihm bis jetzt ganz fremd geblieben war. Welchen Eindruck werde das auf ihn machen? entmuthigend? verſtimmend? — Wohin Richenza ihre Gedanken richtete, überall traten ihr Aengſte und Nöthen entgegen.

Die vierzigtauſend Francs, mit denen einſt Gräfin Meerhaim die Anſprüche ihrer Tochter abgefertigt hatte, waren faſt bis auf die Hälfte herabgeſunken. Richenza durfte ſich aber das Zeugniß geben, daß nicht die letzten ſieben Jahre ihr kleines Vermögen geſchmälert hatten. Paris und Rom hatten es gethan. Sie beſaß jetzt nur noch zweiundzwanzigtauſend Francs, die bei einem Pariſer Banquier, den ſie lange kannte, ſicher ſtanden. In halbjährlichen Raten ſchickte er ihr die Zinſen ihres kleinen Kapitals. Es war wohl ſchon vorgekommen, daß ſie ihn gebeten hatte, ihr dieſe Zinſen früher zu ſenden, als ſie fällig waren, und immer war es geſchehen. Jetzt blieb ihr nichts Anderes übrig, als abermals nach dieſem Mittel zu greifen; denn das Weihnachtsfeſt nahte, und ſie mußte ja ihren Kindern die üblichen Geſchenke machen — dieſen armen Kindern, dieſen Enterbten des Glücks, denen auf der weiten Welt keine andere Freude, als durch ihre Mutter zu Theil wurde! wie hätte ſie ſo grauſam ſein können, ihnen die Weihnachtsgaben zu ſchmälern! . . . . von entziehen war ſchon gar keine Rede. Sie ſchrieb alſo nach Paris und bat den Banquier, ihr die halbjährlichen Zinſen ſchon jetzt, ſtatt am 1. Januar, zu ſenden. Sie erhielt umgehend die Antwort: dies geſchehe mit um ſo größerem Vergnügen, als man einen Theil ihres Vermögens in einer ſo glänzenden Speculation angelegt habe, daß es die fünf- und ſechsfachen Zinſen eintrage, welche man ihr hiemit überſende. Eine grenzenloſe Freude durchzitterte Richenza bei dieſer Nachricht vom Scheitel zur Sohle — denn ſie ſah Rettung. Sie ſchrieb auf der Stelle zurück und bat den Banquier, nicht bloß mit einem Theil, ſondern mit ihrem ganzen Vermögen Speculationen zu machen; denn wenn ſie jährlich ſtatt tauſend Francs — fünf bis ſechs tauſend bekommen könne, ſo ſei ſie das ſich ſelbſt und ihren Kindern ſchuldig. Der Banquier antwortete ihr freundlich und vorſichtig: Der Vortheil habe diesmal ſo auf der Hand gelegen, daß er eines glücklichen Erfolges beim Ankauf und Verkauf dieſer Papiere, und folglich ihrer Zuſtimmung ſicher geweſen ſei. Aber im Allgemeinen ſei es gefährlich, ſich mit einem kleinen Vermögen auf Speculation einzulaſſen, weil ein Mißgeſchick genüge, um einen vollſtändigen Ruin herbeizuführen — was bei großen Geldgeſchäften, wenn ſie nur mit einiger Klugheit behandelt würden, nicht leicht möglich ſei, indem ſich Gewinn und Verluſt nicht auf einen Punkt concentrirten. Für den Augenblick wolle er allenfalls ihren Wunſch erfüllen, doch nicht für immer dieſe Verantwortung übernehmen. Habe ſie Muth und Luſt zu ſolchen Dingen, ſo müſſe ſie ſich in Paris niederlaſſen. Da habe die Göttin Fortuna ihr Hoflager aufgeſchlagen, beherrſche von der Börſe aus alle fünf Welttheile und es ſei etwas ganz Gewöhnliches heutzutage, den Cultus dieſer Göttin eifrigſt von Damen geübt zu ſehen.

Ich gehe nach Paris! ich bin geborgen! ſprach Richenza mit großer Entſchiedenheit zu ſich ſelbſt. Mein Weg liegt ja ſo klar vor mir, daß weder Irrthum noch Zweifel obwalten können, denn in dem Augenblick, wo meine Arbeitskräfte verſagen, bietet ſich mir ein anderes, ein bequemeres Mittel, um für die Exiſtenz und Erziehung meiner Kinder zu ſorgen. Ich werde vorſichtig ſein, werde nicht allzukühn wagen .... aber ich ſchlage den bezeichneten Weg ein! .... — Es iſt ein ariſtokratiſches Vorurtheil, ſetzte ſie nach einer Pauſe ihr Selbſtgeſpräch mit großer Bitterkeit fort, daß man die Geldgeſchäfte und Speculationen dem Handelsſtande überlaſſen müſſe. Da es heutzutage zwar der Hoffart und dem Namen nach, aber nicht der Geſinnung und dem Weſen nach Ariſtokraten gibt, ſo ſchwindet dies Vorurtheil mehr und mehr — und mir, die ich längſt mit Allem gebrochen habe, was ariſtokratiſch iſt und heißt — mir ſtände es wahrhaft lächerlich an, wenn ich ein Bedenken tragen wollte, ob es für mich, und als Frau, paſſend ſei oder nicht. Für eine Mutter ſchickt ſich Alles, was mit ihrem Gewiſſen übereinſtimmt. Das meine hat geſprochen: nach Paris! .... Ueberdas iſt es mir eine moraliſche Erquickung, von dem hieſigen Aufenthalt erlöſt zu werden, der alle Wunden meiner Vergangenheit wieder und immer wieder aufreißt. Hier iſt der Punkt, wo mein Elend begann .... und wo ich täglich daran erinnert werde, daß meine reiche Mutter mich verſtoßen hat .... und mich mit meinen unſchuldigen Kindern darben läßt.

Ihre unſchuldigen Kinder! — das war der Idolencultus, dem ſich Richenza blind ergeben hatte. An Triſtan beſonders hing ſie mit abgöttiſcher Liebe. Er ſollte dereinſt Alles verwirklichen, was ſie für und von William geträumt hatte. Er war ein frühreifer Knabe, der ſchon als junges Kind, an ihrer Seite in Rom, einen gewiſſen Einblick in traurige Leidenſchaften bekam. Dies verwiſchte ſich ſpäter durch die Regelmäßigkeit ſeiner Studien und den naturwüchſigen Umgang mit ſeinen Kameraden im Inſtitut; allein es blieb ein Etwas in ſeinem innerſten Weſen, das außerhalb der Grenzen unbefangener Kindheit lag — ein

Durſt nach Ruhm und nach Glück, d. h. nach Genuß des Glückes, der ſich in dem Maß ſteigerte, als ſein Talent ſich entwickelte. Er war der ächte Sohn ſeiner Mutter: nur dann mit der Gegenwart und mit dem, was ſie bot, nicht unzufrieden, wenn er ausſchließlich von irgend einem Gedanken, einer Richtung, einer Neigung beherrſcht wurde, die er in irgend einer Weiſe zu verfolgen und zu verwirklichen ſuchte. Richenza nannte das genialiſch und Künſtlernatur. Statt ihn zu lehren, Maß zu halten und ihm dadurch ein Gegengewicht gegen ſeine Ueberſchwänglichkeit zu geben, ließ ſie ihm ſeinen Lauf und ſeufzte nur zuweilen: Er wird ſich früh genug die Flügel müde und matt ſchlagen! weßhalb ſollte ich ſie ſchon jetzt ihm zuſtutzen? — Die Wahrheit iſt, daß ſie es kaum mehr vermochte. Triſtan beherrſchte ſie, riß ſie fort — und dachte nicht daran, ihr zu gehorchen.

Jetzt waren ſie ſeit ſechs Monaten in Paris und höchſt zufrieden. Triſtan war mit guten Empfehlungsbriefen und mit ſeinem Meduſenſchild frohlockend angelangt, war überall ſehr freundlich und ermuthigend aufgenommen und fand in Herr Gerbaud, der eine große elegante Kunſthandlung beſaß, einen wohlwollenden Beſchützer, dem das große Talent des Knaben ſehr viel Intereſſe einflößte. Die Beſtellungen und Aufgaben, die Herr Gerbaud ihm machte, löſte Triſtan mit ungemeiner Leichtigkeit und Erfindungsgabe, genau im Styl der Epoche, die ihm angegeben wurde. Seine Mutter war ihm dabei von außerordentlicher Hülfe: ſie machte ihm Zeichnungen der verſchiedenen Style; ſie las ihm Kunſtgeſchichte und gewiſſe Abſchnitte der Weltgeſchichte in Bezug auf die Kunſt, auch Lebensbeſchreibungen großer Männer, berühmter Künſtler vor. Sie beſuchte mit ihm alle Sammlungen der Kunſt und des Kunſtfleißes, woran Paris ſo reich iſt, und half ihm, ſeinen Blick zu üben, indem er ſein Urtheil ſchärfte. So lebte und webte Triſtan in einer künſtleriſchen Atmoſphäre, deren natürlicher Ausfluß ſeine Arbeiten waren. Aber ein gewiſſes ſtrenges Studium unter einem Meiſter und in einer Schule war ihm zuwider. Er beſuchte zwar die Kunſtſchule, aber unregelmäßig und unaufmerkſam, ſo dringend ſeine Mutter ihn dazu ermahnen mochte.

„Ich bin ja in meinem Fach ein kleines Meiſterlein, Mama,“ ſagte er ſchmeichelnd und ſcherzend, „bin bei Dir in einer ſehr guten Schule — warum ſoll ich denn durchaus noch Geſell werden?“

Richenza tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß Triſtan bei reiferen Jahren zur Erkenntniß dieſer Nothwendigkeit kommen werde, ohne zu bedenken, daß es viel ſchwieriger iſt, ein verſäumtes theoretiſches oder techniſches Studium nachzuholen, als die ganze Fachwiſſenſchaft in ihren verſchiedenen Richtungen und Zweigen von Anfang an gleichmäßig zu ſtudiren.

Daß Triſtan den Anordnungen ſeiner Mutter, ihren Willen und ihre Einſicht ehrend, hätte gehorchen ſollen, fiel ihm nicht im Traum ein. „Schließlich iſt ſie ja immer mit mir zufrieden," dachte Triſtan, wenn ſein Gewiſſen ſich regte. Er liebte ſeine Mutter außerordentlich; aber nicht ſo ſehr, wie ſeinen eigenen Willen.

Richenza glaubte über Triſtans Beruf, Talent und Zukunft ſicher ſein zu können. Ihre zwölfjährige Tochter Stella brachte ſie wieder in eine elegante Erziehungsanſtalt; — und nun widmete ſie ſich mit dem größten Eifer einer Beſchäftigung, welche nur in einer moraliſch verzerrten Geſellſchaft in den Bereich einer Frau gelangen kann: ſie ſpielte an der Börſe. Wohl hatte ihr Banquier Recht zu ſchreiben: die Damen trieben eifrigſt den Cultus der Fortuna; — denn Richenza befand ſich keineswegs als die einzige ihres Geſchlechts im Tempel der Glücksgöttin — in der Börſe. Es kamen Frauen zu Wagen und zu Fuß, die ganz bewandert im Steigen und Fallen der verſchiedenen Papiere, im höheren oder rückgängigen Courſe, in den Gefahren und Vortheilen dieſer und jener Actien waren. Richenza, die von dem Allen noch keine Sylbe verſtand, ließ vor der Hand ihren Banquier ſchalten und walten, nahm fleißig Rückſprache mit ihm, und ſuchte nur in der babyloniſchen Verwirrung ſich zu orientiren, um ſpäter ihre Sache ſelbſt betreiben zu können. Sie wunderte ſich, daß dieſer Tumult einen Reiz zu üben vermöge; allein bald wunderte ſie ſich noch mehr, daß dieſer Reiz auch über ſie Einfluß gewinne und daß ſie anfange, mit lebhaftem Intereſſe das Sinken und Steigen der Courſe zu verfolgen und die Eventualitäten zu berechnen, welche dieſes oder jenes zur Folge haben müßten. Gewöhnlich hatte ſie falſch ſpeculirt. Dann war ſie unſäglich froh, daß es nur in Gedanken geſchehen ſei; allein es begann ſich der Wunſch in ihr zu regen, ihr guter Banquier möchte ſich in großartigere Speculationen einlaſſen und dazu auch ihr kleines Capital benutzen. Sie drang in ihn, es zu verſuchen, aber er lehnte es ab, denn er habe nicht das große und verwegene Speculationsgenie der Börſenkönige; um viel zu gewinnen, müſſe man Anfangs viel wagen, und dazu ſei er ſchon zu alt. Da bat ihn Richenza einmal, ihr ganzes Capital an eine gewiſſe Unternehmung zu ſetzen, die einen ungeheuren Gewinn in ganz kurzer Zeit verſpreche.

„Und wenn Sie Ihr ganzes Capital verlieren — was dann?“ fragte er mißbilligend.

„Sie haben geſagt, man müſſe Anfangs viel wagen, um viel zu gewinnen,“ entgegnete ſie.

„Ja!“ rief er; „wenn man ſchon reich iſt, ſo wagt man nur einen Theil ſeines Reichthums und kann reich bleiben, auch wenn man Verluſt leidet. Aber nie habe ich geſagt, daß es genüge, Alles zu wagen, um des Gewinnens ſicher zu ſein!“

„Ich ſehe jetzt tagtäglich Menſchen, die brillante Geſchäfte machen,“ erwiderte Richenza. „Das iſt anſteckend. Ich möchte auch Derartiges verſuchen und man ſagt, dieſe Speculation ſei unverlierbar.“

„Das ſagt man immer, um Capitalien zu bekommen!“ wendete er ein.

„Nun, ſollte die Speculation nicht brillant ausfallen — gut wird ſie immer ſein!“

„Das iſt noch ſehr die Frage!“ rief er.

„Doch, doch!“ entgegnete Richenza, „und genug! ich will diesmal auf eigenen Flügeln fliegen, und von den bewußten Papieren für meine zweiundzwanzigtauſend Francs nehmen. In vierzehn Tagen kann man beurtheilen, wie ſich die Sache ſtellt; — wenn ſchlimm, ſo verkaufe ich mit etwas Verluſt.“

„Beſte Madame Saint-Clair, wer kauft denn ſchlechte Papiere!“

„Es gibt immer Schwindler, die auf günſtigere Conjuncturen hoffen.“

Der Banquier dachte bei ſich ſelbſt, Richenza ſcheine von dieſem Schwindel befallen zu ſein. Er ſagte:

„Wohlan! Sie ſind Herr Ihres Vermögens; nicht ich. Daher habe ich auch nicht die mindeſte Verantwortlichkeit in dieſer Sache, die ich nun einmal höchſt unvorſichtig finde.“

Aber Richenza war angeſteckt, wie ſie ſelbſt ſagte, —

angeſteckt von jenen Miasmen des Zeitgeiſtes, welche das Golddurſtfieber erzeugen, jene Gier, reich zu werden, plötzlich, enorm, ohne Zuſammenhang mit irgend einer Leiſtung, gerade nur durch eine glückliche Chance; — angeſteckt von jener traurigen Leidenſchaft, die, wenn ſie ſich auf Karten und Würfel beſchränkt, der verderblichſten eine genannt — aber zu einer Berechtigung, ja einer Nothwendigkeit umgeſtempelt wird, ſobald man ſie im modernen Styl mit Papieren treibt.

Sie beharrte bei ihrem Willen. Der Ankauf geſchah. Der Banquier ſtellte ihr noch einmal vor, wie gut ihr kleines Capital ſtehe, wie viel Procent es regelmäßig eintrage.

„Es ſind immer nur Procente und kein Capital,“ antwortete ſie. „Ohne ein größeres Capital kommt man nicht vorwärts .... und überdas kann ich von jenen Procenten unmöglich mit zwei Kindern leben.“

Kaum war der Ankauf geſchehen, ſo entſetzte ſich Richenza dermaßen, daß ſie ihn gern mit tauſend Francs Verluſt ungeſchehen gemacht hätte. Welch ein Wahnwitz trieb mich dazu! ſprach ſie angſtvoll zu ſich ſelbſt. Wenn ich in nächſter Zeit eine Bettlerin wäre .... und die Kinder mit mir .... was dann? Ich kann immer ſterben, mein Leben iſt nicht ſo lieblich, daß es mich an die Erde feſſelte durch Hoffnung oder roſige Träume — allein die Kinder .... was würde aus ihnen .... bettelarm und ohne Mutter!

O wär' ich in Dresden geblieben, bei meinem mühſeligen Tagewerk! es war voll Anſtrengung, aber nicht ſo aufreibend, ſo ſinnverwirrend, wie dies Leben. — Doch nicht ich habe mir dies Leben gewählt, mein Schickſal drängte mich her, ich folgte nur der zwingenden Gewalt der Umſtände — und ich folge ihr noch jetzt .... denn mir bleibt keine Wahl. Die Kinder müſſen leben, müſſen erzogen werden: ich kann das weder mit meiner Arbeit leiſten, denn meine Geſundheit iſt gebrochen; noch mit meinem Einkommen, denn mein Vermögen iſt zu gering: folglich muß ich ſuchen, dieſes zu vergrößern — und folglich gebrauche ich ein ganz erlaubtes, wenn auch kühnes Mittel. Ich bin in meinem Recht .... nur freilich — ſetzte ſie mit tiefer Bitterkeit hinzu — habe ich vergeſſen in Anſchlag zu bringen, daß mich das Unglück verfolgt. — — Sie verfiel in den qualvollſten Zuſtand von nervoſer Unruhe, die ſich bis zur heftigſten Angſt ſteigerte, ſo daß ſie an allen Glidern zitterte, die Füße den Dienſt verſagten, das Herz krampfhaft ſchlug und Schweißtropfen auf ihrer Stirn ſtanden. Sie konnte nicht ſchlafen: entſetzliche Träume erſchreckten ſie. Dazwiſchen verfiel ſie in eine Art von Bewußtloſigkeit, ſah und hörte, ſprach und dachte wie hinter einem Flor. Triſtan ſagte oftmals während dieſer Zeit ganz bekümmert:

„Du biſt recht krank, Mama! Du lieſt mir nichts vor und ſiehſt gar nicht meine Arbeiten an. Was haſt Du?“

„Sorgen, liebes Kind! Sorgen!“ ſagte ſie und raffte ſich zuſammen, um mit Triſtan auszugehen, zu ſprechen und ſich ſelbſt der Wucht ihrer Gedanken zu entziehen. Ihr war zu Sinn, als ſolle das Todesloos über ſie geworfen werden. Zuweilen dachte ſie in grenzenloſer Abſpannung: Wäre es nur erſt gefallen! es iſt leichter zu ſterben, als den Verſtand zu verlieren... und dieſe Unentſchiedenheit, dieſe Erwartung, dieſe Spannung... machen mich wahnſinnig. —

Einmal ging ſie am Sonntag Abend an einer Kirche vorüber, in welche viele Menſchen eintraten. Sie blieb ſtehen und fragte ganz gedankenlos, nur um etwas Anderes zu hören, als die Schläge ihres Herzens und das Pulſiren ihrer Schläfen:

„Was gibt es denn hier?“

Ein junger Mann, der eben eintreten wollte, ſagte höflich:

„Gar nichts Ungewöhnliches! Es iſt die ſonntägliche Andacht der Erzbruderſchaft zum heiligen Herzen Mariä!“

„Und was geſchieht in der Andacht, mein Herr?“

„Es wird gebetet für die Bekehrung der armen Sünder.“

„Und wer ſind dieſe armen Sünder?“ fragte Richenza, denn ihr fiel ein, daß man in ihrer norddeutſchen Heimath Delinquenten, welche man zum Richtplatz führt, arme Sünder zu nennen pflegt.

„Das ſind wir Alle!“ erwiderte der junge Mann mit einem wundervollen Ausdruck von Demuth und Milde — und ging in die Kirche von Notre Dame des Victoires.

Sie aber floh weiter, ohne den himmliſchen Sinn ſeiner Worte zu verſtehen, und ſeufzte: Ja, wahrlich! ich bin ſo ein armer Sünder, der zum Richtplatz geſchleppt wird, ohne zu wiſſen, ob ihn Tod oder Gnade dort erwartet... und dies geſchieht mir, ohne daß ich ein Verbrechen begangen hätte! —

Richenza's Speculation glückte brillant. Ein unerwartet glänzender Erfolg belohnte ſie für die ausgeſtandene Pein. Dennoch war ihr erſter Gedanke: Einmal... und nie wieder! ich reibe mich in der Spannung dermaßen auf, daß ich kaum Kraft zur Freude habe. Indeſſen lautete der zweite Gedanke ſchon wieder ſo: Ich darf es nicht übertreiben, nicht Alles auf Einmal wagen! Allein es iſt doch etwas Großartiges, nach und nach zu einem bedeutenden Vermögen — und zwar auf die rechtmäßigſte Weiſe von der Welt — zu gelangen.

Sie theilte nun ihrem Sohn mit, was ſie gethan, was ſie gelitten, was ſie gewonnen habe. Er verſtand das natürlich nur ſo weit, als er verſtand, daß es angenehmer ſei, reich als arm zu ſein. Folglich dankte er ſeiner Mutter jubelnd für ihre zärtliche Vorſorge und bat ſie, doch ja recht große glückliche Speculationen zu machen. Richenza faßte dieſe ganz kindlich unverſtändige Bitte wieder als einen Wink des Schickſals auf, um der Fortuna nachzugehen. Je mehr ſie ſelbſt von ihrer neuen Richtung beherrſcht wurde, deſto mehr beſprach ſie dieſelbe mit Triſtan und flößte dem Knaben allmählig ein ſolches Intereſſe für den Cours der Staatspapiere und der verſchiedenen Actien ein, daß er mit geſpannter Theilnahme ihren Berichten folgte und ſich aus Ruhm und Reichthum das Ziel ſeiner Beſtimmung zuſammenſetzte.

Triſtan ging zuweilen in die ſehr intereſſante Kunſthandlung des Herrn Gerbaud, um die Kunſtſachen zu betrachten, die der Beſitzer mit viel Geſchmack und feiner Kenntniß zu ſammeln und dann zu ungeheuren Preiſen zu verkaufen verſtand. Er ſah da immer eine Menge Sachen, an denen er ſtudiren konnte. Herr Gerbaud hatte den lebhaften Knaben ſehr gern und richtete immer ermunternde, freundliche Worte an ihn, wenn er ſeiner anſichtig wurde. Eines Tages begab ſich Triſtan mit einem freudigen Siegesgefühl zu Herrn Gerbaud, denn er lieferte ſeinen Schwertgriff mit der Bellona ab. Er fand Herrn Gerbaud im Geſpräch mit einem andern Herrn und der Gegenſtand deſſelben war Triſtans Trinkgeſchirr, das er „im Marlboroughſtyl“ getauft hatte.

„Sieh da, Benvenuto, Benvenutino!“ ſagte Herr Gerbaud ſcherzend; — „Sie kommen heute zur guten Stunde mit Ihrer letzten Arbeit. Die vorletzte hat den ganzen Beifall dieſes Kenners — er deutete auf den andern Herrn — gefunden und zwar ſo ſehr, daß er das Trinkgeſchirr, welches ich von Chriſtofle machen ließ, in Silber angefertigt haben will.“

Triſtan erröthete vor Freude und warf einen raſchen und ſcharfen Blick auf den Herrn, als wolle er gründliche Kenntniß nehmen von einer Perſönlichkeit, die ſein Talent ſo zu ſchätzen wußte. Der Herr, ein junger eleganter Mann, mit einem feinen und geiſtvollen Geſicht, ſah den Knaben wohlwollend an und ſagte freundlich:

„Sie haben ein ganz enormes und originelles Talent, wie es nur äußerſt ſelten bei ſolcher Jugend getroffen wird. Aus Ihnen kann etwas Großes werden.“

„Wenn er ſtudirt, der junge Herr! ſtudirt! ſtudirt!“ rief Herr Gerbaud. „Aber er will nur mit ſeinen Inſpirationen ſich beſchäftigen, Herr Graf... will nur modelliren und die Ausführung Andern überlaſſen.“

„Da haben Sie Unrecht!“ ſagte der junge Mann. „Herr Gerbaud nannte Sie eben Benvenutino. Wollen Sie alſo dem Benvenuto Cellini nachfolgen, ſo müſſen Sie Sich auch mit der Technik der bildenden Kunſt beſchäftigen, denn er begnügte ſich nicht mit dem Modelliren, ſondern führte ſeine Erfindungen ſelbſt aus — mochte er nun ſeinen Perſeus in Bronce gießen oder für die ſchöne Portia Chigi eine Lilie von Diamanten faſſen."

„Ich bin noch zu jung, um mich für einen beſtimmten Zweig der bildenden Kunſt zu entſcheiden," erwiderte Triſtan etwas unmuthig.

„Zu jung?" ſagte der junge Mann lächelnd. „Aber bei ſechszehn Jahren machte Bernini zwei Marmorſtatuen, die nicht zu ſeinen ſchlechteſten gehören."

Statt zu antworten, und wie um zu zeigen, daß auch er etwas leiſte, enthüllte Triſtan ſeine Arbeit und ſagte zu Herrn Gerbaud:

„Ich hoffe, dies paßt für die Waffenſammlung, in welcher ſich ſchon der Jagdmeſſergriff von mir befindet."

„Nun, Herr Graf, was ſagen Sie dazu?" ſprach Herr Gerbaud wohlgefällig, „iſt das nicht eine äußerſt zierliche und kräftige Arbeit?"

Der Graf ſchwieg und betrachtete ſie genau. Triſtan zitterte vor Erwartung, denn er fühlte, daß es ſich hier um kein oberflächliches, gedankenloſes Lob handele, wie es ſo oft in's Blaue hineingeſpendet wird, ſo daß man nicht weiß, gilt es einer neuen Frühlingsmode, oder einer gaſtronomiſchen Compoſition oder einem genialen Kunſtwerk: dermaßen könnte es auf Alles paſſen und iſt daher nichtsſagend. Endlich brach der Graf das Schweigen:

„Gewiß eine zierliche und kräftige Arbeit — bis auf das Figürchen der Bellona! Sie iſt zu weich gehalten für eine Kriegsgöttin... und das ſpricht ſich, wie mir ſcheint, am meiſten in der Art aus, wie ſie das Schwert hält: mit gebogenem Arm. Straff muß der Arm ſein — das gibt der ganzen Geſtalt die nothwendige Energie.“

„Sie können Recht haben!“ ſagte Triſtan ſinnend. „Meiner Mutter iſt das nicht aufgefallen und doch iſt es ganz richtig: der Arm muß ſtraff ſein. Aber wie man das Schwert ſchwingt... weiß eben keine Frau. Darum danke ich Ihnen vielmal, Herr Graf, für Ihre Bemerkung.“

„Nur hüten Sie Sich jetzt, Ihrer Bellona einen Männerarm zu geben. Das wäre leichter... doch ſehr unſchön,“ ſagte der Graf.

„Zu ſolchen Unterſcheidungen gehören anatomiſche Studien auf der Kunſtſchule,“ bemerkte Herr Gerbaud.

„Ja,“ ſagte der Graf, „wer ſchaffen will, muß lernen. Sonſt läuft das Genie Gefahr, fratzenhaft zu werden.“

„Sind Sie ein Künſtler?“ fragte Triſtan mit ſeinem forſchenden Blick.

„Mit nichten!“ rief der Graf lachend; „ich bin ein verunglückter Dilettant.“

Zu gleicher Zeit rief Herr Gerbaud:

„Benvenutino, wo ſind Ihre Gedanken! Ein Künſtler! Läßt denn ein Künſtler eine ſolche Silberarbeit machen, wie Ihr Trinkgeſchirr?“

„Er thut mehr: er erfindet ſie!“ antwortete Triſtan ſtolz. „Für den Herrn Grafen konnte meine Frage unmöglich eine Beleidigung ſein; warum denn, Herr Gerbaud, wollen Sie mich kränken?“

„Ventre-saint-gris!“ ſagte der Graf mit leichtem Spott, „der junge Herr hat ein zartes Ehrgefühl.“

„Darf nur ein Graf das haben? und hat er es immer?“ fragte Triſtan trotzig und ſchneidend.

„Benvenutino, wir wollen gute Freunde bleiben!“ ſagte der Graf mit heiterm Wohlwollen. „Aendern Sie Ihre Bellona und bringen Sie ſie wieder her! Dann wollen wir weiter ſehen. Adieu.“ Er ging, wendete ſich dann um und fragte: „Aber wie heißen Sie denn eigentlich?“

„Triſtan Saint-Clair,“ erwiderte der Knabe, der froh zu ſeiner Mutter zurückkehrte und ihr mit Stolz ſein kleines Abentheuer erzählte, welches den guten Einfluß auf ihn hatte, ihn zum Beſuch der Kunſtſchule anzuſpornen. Wäre Triſtan in einer ernſten, vernünftigen Zucht geweſen, hätte ſeine Mutter verſtanden, ihn nicht bloß äußerlich zu bilden, ſondern innerlich, ſittlich zu entwickeln: ſo würde er allmählig ſeine Fehler eingeſehen und bekämpft — und ſich der Mühe unterzogen haben, die Keinem erſpart wird, der ſeine Beſtimmung erfüllen will, ſich ſelbſt zu beſiegen, um ſtark zu werden gegen das Böſe, das noch verlockender in uns als außer uns liegt; — denn es fehlte ihm nicht an jener Energie und Einſicht, welche, gut geleitet, zum guten Willen werden. Allein je nöthiger eine ſolche Leitung ihm wurde, deſto mehr fehlte ſie ihm; denn Richenza war auf eine furchtbare Bahn gerathen, die ſo abſchüſſig iſt und an ihrem Ziel eine ſo blendende Fata Morgana zeigt, daß, wer ſie betritt, die Herrſchaft über ſich ſelbſt und folglich jeden ſegensreichen Einfluß auf Andere verliert: Richenza wollte reich werden! Im Jubel über ihren erſten Gewinn vergaß ſie ſchnell die Todesängſte, welche ſie deshalb ausgeſtanden hatte; ja, ſie ſagte: Was thut's denn, ob ich ſie ausſtehe? Was thut's, ob ich dieſes leide oder jenes! Leiden iſt mein Antheil, ſo oder ſo! Werden aber nur meine Kinder reich, ſo frage ich nichts nach dem Leiden. Ich bin eine Martyrin der Mutterliebe.

Verkehrte Herzen ſtimmen ihr vielleicht bei; allein der heilige Auguſtinus berichtigt eine ſolche Auffaſſung, indem er ſpricht: „Nicht der Tod, ſondern die Sache, für die man ſtirbt, macht den Martyrer.“ Daſſelbe gilt auch vom Leiden. Wer durch und für ſeine Leidenſchaften leidet, indem er ſich ihnen hingibt, ſtatt ſie zu bekämpfen, iſt kein Martyrer — denn wo iſt ſeine Tugend? Die drei göttlichen Tugenden aber ſind die Signatur der Martyrer: in ihren Leiden gibt ihnen der Glaube die Ruhe eines übernatürlichen, in dem Willen Gottes wurzelnden Friedens; die Hoffnung — den Blick über die Welt hinweg auf das Strahlenmeer himmliſcher Verheißungen; die Liebe — jenen Wahlſpruch der heiligen Hildegard: „Ich leide gern“ — in der Vereinigung mit dem leidenden göttlichen Erlöſer. So leben und ſterben die Martyrer und die Heiligen. Denn auch dieſe ſind Martyrer, aber an der Seele. Doch Richenza lebte nicht ſo. Nicht auf Himmliſches und Ewiges richtete ſie den Blick, um eine Grundlage für das Glück ihrer Kinder zu gewinnen, ſondern auf den niedrigſten Götzen, an den die menſchliche Seele ſich verlieren kann: auf Geld! Götze bleibt Götze, bleibt immer im Herzen deſſen, der ihm huldigt, ein Feind Gottes; allein es gibt Stufen in dieſer Feindſchaft. Wird der Ruhmdurſt, oder die Liebe oder die Ehrſucht zum beherrſchenden Götzen eines Menſchen, ſo iſt es doch noch möglich, damit ein gewiſſes höheres Streben, gewiſſe ideale Träume zu verbinden, denn es iſt in ihnen, wenn auch ganz ſchwach, ein Etwas, das nicht der Gemeinheit angehört. Aber dem Götzen Gold gegenüber verſchwindet jede Spur von idealer Richtung, gibt ſich die Seele dem Niedrigſten hin, der geiſtloſen, reizloſen, lebloſen, ſtarren Materie — und im beſtändigen Zuſammenhang mit ihr durch Beſtrebung und vermehrten Beſitz verähnlicht ſich allmählig das Herz ſeinem Götzen und wird, gleich ihm, ein Klumpen von Erz und von Erde. Der Ehr- und Ruhmesdurſtige kann ernüchtert, der Liebende enttäuſcht werden; dadurch können ſie zur Beſinnung, zum Stillſtand, zur Umkehr kommen; tauſend Beiſpiele bezeugen es. Aber wer einmal zum Golde geſagt hat: Du ſollſt mein Gott ſein! — der ſagt ſich nicht wieder davon los. Er hat ſich in eine zu tiefe Erniedrigung begeben, um ſich wieder aufrichten zu können. Er hat ſich bei lebendigem Leibe in Erde begraben.

Aber an ſolche Dinge dachte Richenza nicht. Alle Leidenſchaft macht kurzſichtig, ja blind, weil ſie das Urtheil trübt und das Gewiſſen fälſcht. Richenza hatte nie anders als in und nach wechſelnden Leidenſchaften gelebt. Daher vermochte ſie Welt und Zeit und Menſchen und Leben nur ſtückweiſe und in der trügeriſchen Färbung ihrer Affecte aufzufaſſen. Daher fehlte ihr die Tiefe des Blickes und der Erkenntniß, die eine Folge des Beſitzes der ewigen Wahrheit iſt, denn die Wahrheit lehrt alle Dinge und alle Erſcheinungen nach ihrem wirklichen Werth anzuſchlagen. Richenza blieb auf der Oberfläche. Sie ſah eine Welt um ſich, die das Glück nach den Genüſſen maß, welche der Reichthum verſchafft; — da ihre Kinder in und mit der Welt leben ſollten, ſollten ſie folglich auch glücklich werden, wie die Welt es verſteht. Nach und nach kam es dahin, daß nicht ſie den Wunſch beſaß, reich zu werden, ſondern dieſer Wunſch beſaß ſie! Sie war ihm verfallen, ſie diente ihm, ſie unterwarf ſich ihm. Wenn dieſer Wunſch dereinſt ſich erfüllt, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, dann werde ich frei ſein! Und warum ſollte er nicht in Erfüllung gehen? Die Erde iſt eine Arena für reale Beſtrebungen, die idealen haben keinen Platz auf ihr... ich weiß es... mit meinem Herzblut habe ich dieſe Erfahrung bezahlt; deshalb wende ich mich den Realitäten zu. Es beglückt mich, daß Triſtan die Künſtlerlaufbahn betritt, aber... Reichthum wird ihm keinen Schaden bringen.

Richenza gerieth nicht urplötzlich in dieſe Richtung; dieſelbe war längſt in ihr vorbereitet durch die Verödung ihrer Seele, und als Richenza ſie einſchlug, tauchte noch ab und an ein Widerſtand dagegen in ihr auf. Sie fragte ſich, ob es nicht heilſamer für ſie und ihre Kinder ſei, in den beſcheidenen, unabhängigen Verhältniſſen zu bleiben, welche ihre erſte Speculation ihr geſichert hatte. Ja, ihr fiel ſogar ein Wort ein, das ihr recht bedeutungsvoll erſchien: „Klein, aber rein.“ Doch zum Unglück erinnerte ſie ſich, daß Herr Sinkler, ihr guter Schwiegervater, häufig dieſes Spruches ſich bediente und das war für Richenza genug, um es nicht zu thun. Ueberdas, mochten unſcheinbare Verhältniſſe heilſam ſein — lockend waren ſie nun einmal nicht! Und womit hätte Richenza einer Lockung zu Glanz und Glück widerſtehen können? — Wenn Triſtan ſchmeichelnd fragte:

„Wann bekomme ich ein Pferd, Mama? Sieh, wie ich arbeite... und wird meine Arbeit nicht gut bezahlt?“ —

ſo meinte Richenza, ſie ſei es dieſem ausgezeichneten Kinde nothwendigerweiſe ſchuldig, ſein frühes mühſames Ringen um eine ſelbſtſtändige Exiſtenz mit den Freuden und Unterhaltungen der Jugend zu belohnen, was denn freilich ohne fortgeſetzte glückliche Speculationen nicht möglich war. Manchmal fiel ihr Blick auf ihr unvollendetes Gemälde der „Deborah“, und der Gedanke ſtieg in ihr auf, es zu vollenden. Herr Gerbaud werde es gewiß ankaufen oder ihm einen Käufer finden. Hatte er ihr doch kürzlich den Vorſchlag gemacht, für einen Kunſtliebhaber in England Leſueurs Gemälde-Cyclus vom Leben des heiligen Bruno, in beliebiger Zeit, zu copiren. Gewiß ein annehmbarer Vorſchlag! Ohne Uebereilung und Anſtrengung eine edle Beſchäftigung, eine ſchöne Arbeit, ein reichliches Honorar! Richenza lehnte ihn ab unter dem Vorwand ihrer Migräne, die in einen tic douloureux übergehen könne, wenn ſie genöthigt ſei, ihre Aufmerkſamkeit auf einen Punkt zu fixiren. In Wahrheit hatte dieſe Gefahr nur in Dresden ſie bedroht und war längſt beſeitigt. Allein das frühere Uebermaß von Arbeit und ihre gegenwärtige Sinnes- und Gedankenrichtung wirkten zuſammen, um ihr einen förmlichen Widerwillen gegen eine ruhige, gleichmäßige Beſchäftigung zu geben. Auch wollte ſie ja immer ihre Deborah vollenden; — das ſelbſtſtändige Schaffen war doch intereſſanter und befriedigender, als das ewige Copiren! — und ſie fand ja nicht einmal Zeit, Luſt und Ruhe für die Deborah... wie viel weniger denn, ſelbſt wenn ihre Geſundheit es erlaubt hätte, für Leſueur! — So ſprach Richenza zu Herrn Gerbaud, der natürlich ihre Entſchuldigung äußerſt artig hinnahm, aber ſich doch im Stillen ungeheuer wunderte, mit welchen merkwürdigen Beſchäftigungen Madame Saint-Clair ihre Zeit ausfüllen müſſe, um einen ſo günſtigen Vorſchlag abzulehnen, der doch ganz ihrem Beruf gemäß ſei. Er ahnte nicht, daß ſie aus dem Tempel der Fortuna ihr Paradies gemacht habe. Wer mit intenſivſter Spannung der verführeriſchen blinden Göttin huldigt und folgt — was iſt dem die Kunſt, die Arbeit, eine Deborah, ein Leſueur mit ſeinem heiligen Bruno? — Schatten! Schatten! Schatten! — Wirklichkeit hat für ihn nur das Gold.

◆

Der Prophet Daniel.

Kreuzbronn. 1856.

Ein wüthender März-Schneeſturm tobte. Der ganze Dunſtkreis war zerſetzt in wirbelnde Flocken, die das Tageslicht verdunkelten, obſchon es hoher Mittag war. Eine dichte, blendendweiße Schneedecke lag im innern Schloßhof und wurde mit jedem Augenblick höher, ſo daß ſie faſt bis zum Rande der Brunnenſchaale ſtieg, in welche nur ſpärlich das halbgefrorene Waſſer aus dem Kruzifix rieſelte. Todtenſtille lag rings umher. Zuweilen verließ eine Dohle ihren unbehaglichen Platz auf den dickbeſchneiten Aeſten der Linde und flog krächzend zum Kirchthurm hinauf oder eine andere kam vorwitzig herab, ſuchte ſich auf einem geſchützten Zweige verſchüchtert zuſammen zu ballen und ſchüttelte einmal über das andere voll Entſetzen die Schneeflocken vom Gefieder. In Pater Smaragds ärmlichem Zimmer war es auch ganz ſtill. Die Wanduhr pickte eintönig und ein beſcheidenes Feuer kniſterte im Ofen. Er ſaß am Tiſch — immer derſelbe hohe, ernſte Greis, der, wenn auch ſeine Geſtalt mumienhaft vertrocknete und die Füße ihm nicht mehr erlaubten, im Winter auszugehen, um ſo mehr ſeine volle Geiſteskraft und alle Fähigkeiten ſeiner Sinnesorgane bewahrt hatte. Dem Körper nach — ſank er; dem Geiſte nach — ſtieg er. Von der ſtillen Höhe des Alters, der Einſamkeit und der Vereinigung mit Gott, ſchaute ſein tiefes Auge über alles Irdiſche hinweg und, wie Moſes vom Gipfel des Nebo in das Land der Verheißung — ſo nach ſeinem erſehnten „Lande der Lebendigen.“ Die prophetiſchen Bücher des Alten Bundes waren vor ihm aufgeſchlagen. Er las:

„Alles, Herr, was Du uns gethan, haſt Du im gerechten Gericht gethan; denn wir ſündigten vor Dir und folgten nicht Deinen Geboten; aber verherrliche Deinen Namen und handle mit uns nach der Fülle Deines Erbarmens.“ — (Daniel 3.) —

Zweimal las er dieſe Worte. Dann legte er die Linke über die Augen, ſchlug mit der Rechten an ſeine Bruſt und ſagte wiederholt: „Mea maxima culpa!“ in einem Ton der Reue und Zerknirſchung, als ob die Sünden der ganzen Welt ihn zu Boden drückten.

Da ſchellte es unten an der Thür ſeiner Wohnung. Ein leichter Schritt flog die Treppe hinauf. Der ſtille Amandus öffnete die Thür von Pater Smaragds Zimmer und ſagte:

„Fräulein Grazia.“

Wegen der Schwäche ſeiner Füße hatte Pater Smaragd für Grazia und ihre Mutter eine Ausnahme machen und ihnen die Erlaubniß geben müſſen, ſeine Clauſur zu überſchreiten, weil ſie die Gewohnheit traulicher Beſprechung mit ihm durchaus nicht aufgeben wollten — beſonders Grazia nicht, die ſeit ihrer frühſten Kindheit das Vorrecht gehabt hatte, bei Pater Smaragd wie ein Vögelchen aus- und einſchlüpfen zu dürfen. Er war alſo an ihre Beſuche gewöhnt.

„Aber bei dieſem Unwetter geht man doch nicht aus;“ — — wollte Pater Smaragd ſagen. Doch das Wort erſtarb auf ſeinen Lippen, als er einen Blick auf Grazia warf: ihr Blick, ihre Züge, ihre Haltung trugen das Gepräge des Entſetzens. Ihre ſchlanke, biegſame Geſtalt ſchwankte wie unter einer ungeheuern Laſt in's Zimmer hinein. Dicker Schnee lag auf ihrem ſchwarzen Sammthut und fiel in Tropfen auf ihr volles lockiges Haar; ein breiter Schneeſaum hing an ihrem Kleide; — ſie merkte es gar nicht. Sie ſank auf einen Stuhl und ſagte mit bebender, tonloſer Stimme:

„Gottesraub … Kirchenraub … Seelenmord! … Ulrich von Urſperg — iſt Bruder Norbert. Das ſind die Worte, genau dieſelben Worte, die ich in der Nacht, als mein Großvater ſtarb, von Ihnen hörte, Vater meiner Seele, — und ſie vergaß, weil ich ſie für einen Traum hielt. Aber ſie ſind wahr — wahr — fürchterlich wahr.“

Pater Smaragd faltete mit grenzenloſem Mitleid ſeine Hände und flüſterte leiſe: Herr! ſie wird das Opfer ſein! — Dann fragte er:

„Woher kommen Sie, liebe Grazia?“

„Von Erhard!“

„Ach, der Unſelige!“ rief Pater Smaragd erſchüttert; — „er wollte nicht beichten, er wies ſtandhaft den Vicar und mich zurück — und Ihnen vertraut er an, was ſeine Seele peinigt!“

„Gottes Fügung! Nun verſtehe ich Alles,“ ſagte ſie.

„Nein, Kind,“ entgegnete er ſanft; „die Geheimniſſe ſeiner Barmherzigkeit ſind nicht ſo leicht von uns armen Menſchen zu verſtehen.“

„O meine Mutter!“ rief Grazia mit herzzerreißender Klage; — „o meine geliebten Eltern, mein herrlicher Vater .... welcher Fluch laſtet auf Euch und auf Euren Kindern! Darum mußten meine drei Brüder ſterben! darum mußte Adrian in ſeinen traurigen Zuſtand gerathen! darum muß mein Vater ſo leiden .... und wir mit ihm!“

„Ruhig, Grazia!“ ſagte Pater Smaragd und auch ſeine Stimme bebte; — „erzählen Sie mir ruhig, was geſchehen iſt, was Erhard Ihnen geſagt hat.“

Sie nahm den Hut ab, ſtrich das Haar von der Stirn und bedeckte plötzlich ihr Geſicht mit beiden Händen, indem ſie ſagte:

„Mein Pater! ich kann keinem Menſchen mehr gerade in die Augen ſehen: ſo drückt mich die Schmach.“

„Denken Sie an unſern Herrn, wie er die Schmach der ganzen Welt gefühlt und getragen hat von Gethſemane bis Golgatha,“ erwiderte Pater Smaragd, und in ſeiner Stimme bebten Thränen.

Grazia ſammelte ſich ein paar Augenblicke und ſagte dann gefaßter:

„Sie wiſſen, mein Pater, wie erſtaunt wir waren, als wir aus Italien zurückkamen und Erhard noch immer zwiſchen Leben und Tod ſchwebend fanden. Die Leute meinten, er könne nicht ſterben, weil er etwas Schweres auf dem Herzen habe. Beichten wollte er auch nicht. Ich ging öfter zu ihm und ſprach zu ihm vom lieben Gott und den heiligen Sacramenten. Das hörte er an, zuweilen gern; dann nannte er mich einen Engel. Die Geiſtlichen aber wären keine Engel, ſagte er, und deßhalb wolle er auch nichts mit ihnen zu thun haben. Als ich heute zu ihm kam, ſchien er in der Agonie zu liegen. Namenloſe Qualen drückten ſich in ſeinen Zügen aus. Plötzlich hieß er Alle hinausgehen — nur mich nicht. Im Gegentheil! er klammerte ſich an meine Hand und ſagte, er müſſe mir etwas anvertrauen .... und dann wolle er beichten und in die ewige Ruhe eingehen. Ich war ſo froh über ſeinen Entſchluß, ſich mit dem lieben Gott auszuſöhnen, daß ich nicht um die Welt ſein Vertrauen hätte zurückweiſen mögen. — Vielleicht war das unvorſichtig?“ ſagte ſie ſchüchtern nach einer kleinen Pauſe. „Mein Pater, Vergebung! . . . es kam daher, daß ich nur an ſeine gerettete Seele dachte. — Erhard richtete ſich auf und erzählte mir beſonnen, kurz und klar Alles, was Sie in jener ſchauerlichen Nacht meinem unglücklichen Großvater weitläufiger erzählt hatten. Zuerſt meinte ich etwas Neues zu hören; allein es war, als ob jedes Wort den Schleier mehr und mehr zerreiße, den Gottes Erbarmen über mein Gedächtniß gelegt hatte. Ich beſann mich, wo, von wem ich das Alles ſchon hörte . . . . Ich beſann mich auf Sie und auf die Nacht des Todes . . . . allein das war ja nur ein Traum geweſen — oder auch kein Traum! . . . . denn ſolche Uebereinſtimmung zwiſchen einer geträumten und einer wirklichen Erzählung gibt es nicht. Erhard ſagte zum Schluß: Ich war damals ein junger, wilder Burſche, der an keinen Gott und keinen Teufel glaubte; denn als Kind tanzte ich um den Freiheitsbaum herum und um das Weibsbild Vernunft, das man in meiner Vaterſtadt Straßburg auf den Hochaltar im Münſter ſtellte. Das war keine Schule, in der man vom Unterſchied zwiſchen Himmel und Hölle etwas hört. Aber pfiffig genug war ich, und der Herr Baron brauchte Jemand der Art. Ich beſorgte den Verkauf des prächtigen Altargeräthes und der koſtbaren Paramente der hieſigen Kirche. Ich ging als Kammerdiener dem Herrn Baron voran hieher, und that und ſprach, als käme mein Herr aus einem andern Welttheil in dieſe Gegend. Dabei ſchaute ich ihm tiefer in die Karten, als ihm lieb war, und war zuweilen frech gegen ihn. Da er mir aber immer Geld gab — was ihm, wegen ſeines Geizes, Gott weiß wie ſauer wurde! — und mir ſpäter zur Ehe mit meiner guten braven Frau verhalf: ſo blieb ich ihm doch zugethan. Als er aber todt und ich alt war, — und als ich ſah, wie ein Unglück über das andere ſeine Nachkommen traf — wie zuerſt die beiden jungen Herren ſtarben — dann der Herr Baron ſo ſchwer erkrankte, zuletzt der unſchuldige Engel Bernardin umkam — wie jetzt der Baron Adrian von einem ſo großen Leiden befallen iſt — und wie ich ſeit zwei Jahren bei lebendigem Leibe in den Qualen der Verdammten liege: da dachte ich, es müſſe durchaus Jemand von der Familie erfahren, daß der ſchnöde Mammon all das Kreuz über ſie gebracht habe. Aber ich wußte nicht, wie das anfangen. Es that mir ungeheuer leid und ich ſchämte mich, weil ja Allerlei auch mich anging. Von den Geiſtlichen hatte ich ſeit Kindesbeinen eine ſchlechte Meinung — und erſt recht, weil der Herr Baron geiſtlich geweſen war! Wem ſollte ich es anvertrauen?... Endlich ſind Sie mir eingefallen, gnädiges Fräulein. Sie werden ſchon Mittel finden, den Zorn Gottes von Ihrem Hauſe abzuwenden. Sie ſind ja fromm und gut . . . und hängen nicht an dem ſchnöden Mammon. — — Erhard war ganz erſchöpft und legte ſich ruhig zurück, als wolle er ſterben. Ich verlor in meinem Jammer aber nicht die Beſinnung und fragte ihn geſchwind, ob ich jetzt nicht den Vicar rufen laſſen ſolle. Ganz freundlich gab er zur Antwort: „Sehr gern!“ Bis der Vicar kam, blieb ich bei Erhard und betete ihm die ſieben Bußpſalmen vor, die ihn ſehr rührten . . . . und jetzt wird wohl ſeine arme Seele mit Gottes Gnade ihr Gericht in der Ewigkeit beſtanden haben. Aber ich, mein Pater, ich weiß nun das entſetzliche Geheimniß: der größte Gräuel, den es auf Erden gibt . . . . iſt ein abgefallener Prieſter — und wir Unſelige, wir ſind ſeine Kinder!“

„Grazia!“ ſagte Pater Smaragd mit tonloſer Stimme, „bemeiſtern Sie Ihren Schmerz . . . . um meinetwillen! Ich war ja verblendet genug, um Ihrem armen Großvater die Thür des Heiligthums zu öffnen! ich trage einen Theil ſeiner Schuld — vielleicht den größten.“

„O mein heiliger Vater, lehren Sie mich zu lieben, wie Sie lieben!“ rief Grazia, kniete neben Pater Smaragd nieder und küßte ehrfurchtsvoll ſeine Hand. Dann erhob ſie ſich, nahm ihren Hut und ſagte beſinnungslos: „Aber was fange ich denn nun an? . . . . aber was ſage ich meiner Mutter? . . . O Gott, mußte es dahin mit uns kommen, daß ich den Zuſtand meines theuern Vaters für eine Gnade halten muß? .... Oder .... ſollte er etwas gewußt, etwas geahnt haben?“ — — —

„Nein!“ unterbrach ſie Pater Smaragd mit Entſchiedenheit; „nein! kein Schatten einer ſolchen Ahnung hat je den reinen Charakter Ihres Vaters getrübt! Er wußte nur das, was allgemein verbreitet wurde: ſein Vater ſei aus dem Noviziat der Ciſtercienſer ausgetreten und habe ſpäter die Kirche von Kreuzbronn vom Untergang gerettet, indem er ſie ſammt dem Kloſter dem Staat abgekauft, der alle Gebäude zu irgend einem Zweck habe niederreißen wollen. Daß Ihr Großvater nicht um ſeiner Tugend willen das Noviziat verlaſſen und den Ankauf gemacht habe — das freilich konnte ſich Ihr edler Vater wohl nicht verhehlen, wenn er darüber nachdachte; — allein er war ein viel zu guter Sohn, um an die Fehler ſeiner Eltern anders als im Gebet zu denken. Seien Sie darüber ruhig und ſchweigen Sie, wenigſtens vor der Hand, auch bei Ihrer Mutter. Sie erſparen ihr dadurch Kummer und Beunruhigung — und Sie ſind ein ſtarkes Mädchen, das den Schmerz allein, d. h. mit Gott allein, tragen lernen muß.“

„Das müſſen Sie mich lehren, Vater meiner Seele!“ ſprach Grazia zärtlich und kniete mit ſanften Thränen wieder neben dem Greiſe nieder. „Von Ihnen lerne ich am beſten den Wandel mit Gott.“

„O Kind! welcher Irrthum!“ ſagte Pater Smaragd; — „der beſte Lehrmeiſter iſt Er Selbſt und Er ſpricht zu uns Allen: „Wandle vor mir und ſei vollkommen.“

Grazia's Blick war auf die Stelle der heiligen Schrift gefallen, die Pater Smaragd vorhin geleſen hatte. Sie zog das Buch heran und las laut, immer knieend:

„Alles, Herr, was Du uns gethan, haſt Du im gerechten Gericht gethan; denn wir ſündigten vor Dir und folgten nicht Deinen Geboten; aber verherrliche Deinen Namen und handle mit uns nach der Fülle Deines Erbarmens.“ —— „Ach!“ ſeufzte ſie und ihre Stirn ſank auf das Blatt, „das müſſen wir ſagen.“

„Und ich!“ ſprach der Greis.

Sie ſtand auf, blickte umher und ſagte tief traurig:

„Wie hat ſich Alles verändert in dieſem einen Vormittag .... Alles um mich .... Alles in mir! — Mir iſt zu Muth, als ſei ich plötzlich uralt geworden. Was muß das ſein: Gott ſchwer zu beleidigen — wenn ſchon das Wiſſen einer ſolchen Beleidigung ſo unglücklich macht.“

„Es iſt der Verluſt des Paradieſes,“ ſprach der Greis ernſt.

Als Grazia ſich der Zimmerthür näherte, öffnete Amandus ihr dieſelbe von Außen. Sie blieb einen

Augenblick auf der Schwelle vor ihm ſtehen. Ein Sturm von Schmerz ging durch ihre Seele, ein Schmerz ohne beſtimmten Namen noch Gegenſtand. Dann bückte ſie ſich tief und raſch, küßte die rauhe Hand des verſteinerten Amandus und flog die Treppe hinab. Er ſeinerſeits floh voll Entſetzen in die Küche. Nachdem er ſich etwas von ſeinem Schreck erholt hatte, ging er zu Pater Smaragd hinein und ſagte ganz einfach:

„O ich bitte in Jeſu Namen, mein Pater, daß es Ihnen gefallen möchte, nie wieder eine ſolche Buße an Fräulein Grazia zu geben.“

Der Greis lächelte dem ſtillen Amandus freundlich zu — und dann herrſchte wieder tiefes Schweigen im Zimmer.

Von Außen aber wurde es unterbrochen durch die Töne eines Poſthorns. Ein Wagen mit vier Pferden arbeitete ſich mühſam den Berg hinauf und durch den Schnee, hielt endlich vor dem Schloßportal und Emanuel ſprang heraus.

Vor anderthalb Jahren hatte Bernhard ſeine Reiſe nach Italien angetreten. Sie lautete Anfangs nur auf ſechs Monate und nach Nizza. Aber als er einige Zeit dort zugebracht hatte und nun die gewiſſe Erregung nachließ, die mit der Ankunft in einem fremden Lande und dem Einfluß eines fremden Clima's verbunden iſt und die ihm wohlthat: da begehrte er einen andern Aufenthaltsort und behauptete mit ſteigender Ungeduld, Nizza ſei ihm nachtheilig, er wolle nach Genua. In Genua trat das Nämliche ein: auf vorübergehende Beſſerung folgte eine Verſchlimmerung des Leidens, welches einen abermaligen Wechſel des Aufenthaltes und die Reiſe nach Neapel zur Folge hatte. Dort rieth ein Arzt, Euphroſyne möge nicht unbedingt der nervoſen Raſtloſigkeit ihres Mannes nachgeben, was ſeinen Zuſtand nur verſchlimmere und dem guten Einfluß von Luft und Clima keinen Spielraum laſſe; ſie möge für den Reſt des Winters in Neapel bleiben und mit dem Beginn des Frühlings in Sorrent ſich niederlaſſen. Die wunderſchöne Natur, die Vereinigung von Gebirgs- und Meeresluft, vielleicht der Gebrauch von Seebädern: das Alles müſſe Zeit haben, um günſtig auf dieſen krankhaften Organismus zu wirken. Das war ihr einleuchtend. Euphroſyne befolgte den Rath des Arztes und mit dem Vorwand, daß ſie und Bernardin die Seebäder brauchen müßten, beſchwichtigte und feſſelte ſie ihren Mann in Sorrent.

Nun gibt es wohl wenig Punkte auf Erden, die ſchöner wären, als dies wunderſchöne Sorrent. Am Abhang des zerklüfteten Gebirgs, auf hohem, ſchroffen Ufer, welches die Meereswellen zu phantaſtiſchen, maleriſchen Grotten ausgehölt haben — liegt es mitten in einer Vegetation, die den Zauber des Südens und die Kraft des Nordens vereinigt. Oben auf den ſteilen Felſen, allen Stürmen der Höhen und des Meeres ausgeſetzt — die nordiſche Eiche; dann die Region der Mandel- und Aprikoſen- und anderer Obſtbäume, mit ihrem roſenfarbenen und weißen Blüthenſchnee; — dann die des Maulbeerbaumes, um den der Weinſtock ſich rankt und windet; — dann die Olivenhaine, deren blaſſes Laub einen ſilbergrünen Schleier über den blendenden Glanz des ſaphirfarbenen Himmels wirft — und endlich die Orangen- und Citronenhaine, mit Sternenblüthen, Sonnenfrüchten und berauſchendem Duft. Und da hinein geſtreut dunkle Cypreſſen, glühende Granaten- und Roſenbüſche, kleine Bäche, die ihren Criſtallfaden durch ganze Fluthen von grünem, wallenden Frauenhaar ziehen, welches ihr Felſenbett weich umhüllt; auf der Nordſeite eines Felſens ein dichter Teppich von Cyclamen, auf der Südſeite, ſpärlich durch Ritzen ſich drängend, die Caper mit ihrem heißen Vanille-Arom. Und nun, wenn das Auge geſättigt iſt von der Fülle, dem Reichthum, der Ueppigkeit der Erde — nun dieſer Blick auf das Meer, das einen weiten Golf bildet, um den ſich, wie ein Blumenkranz, die Küſte von Neapel, mit dem Veſuv zur Rechten und dem Vorgebirg Miſene zur Linken, bunt und heiter lagert, während in der Ferne die Inſeln Iſchia und Procida auftauchen und in der Nähe das ſchroffe Felſeneiland Capri wie eine dunkelblaue Criſtalliſation aus dem Meer aufragt. Dazu eine gemüthliche, fleißige, Seidenbau- und Webereien treibende Bevölkerung, von großer körperlicher Schönheit, mit einer äußerſt maleriſchen, mit dem Ganzen harmonirenden Frauentracht: das iſt Sorrent.

Aber von all der Schönheit geſundete Bernhard nicht mehr. Er bewohnte mit ſeiner Familie die freundliche Villa Rispoli, außerhalb der Stadt. Ihr Garten erſtreckt ſich bis zum ſchroffen Abfall des felſigen Ufers in's Meer. Auf dieſem Felſenvorſprung befinden ſich noch einige amphitheatraliſche ausgehauene Sitze. Ein Theater mag hier beſtanden haben in jener Zeit, als die römiſchen Cäſaren unter dem heitern Himmel von Parthenope einen erhöhten Reiz für ihre Freuden und Genüſſe ſuchten. Jetzt hat die Brandung allmählig den Felſen, und was er getragen haben möge, unterwaſchen und hinweggeſpült bis auf jene Ueberreſte. Hier pflegte Bernhard am frühen Morgen und in der Abendkühle zu ſitzen und mit ihm die Seinen. Aber ſelten und immer ſeltener trat in ſein Auge jener Blick des Verſtändniſſes, der da ausſpricht, daß die Seele ſich im Zuſammenhang mit der ſie umgebenden Schöpfung fühle. Leer und gläſern war ſein ſonſt ſo gemüthvoller klarer Blick geworden; leer ſchweifte er über die zauberſchönen Bilder fort; gläſern ſtarrte er auf irgend einen gleichgültigen Punkt hin. Nichts erweckte ihn aus ſeinem allmähligen Verſinken in Bewußtloſigkeit, als Euphroſynen's und Grazia's Stimme. Die erkannte er immer! zuweilen äußerte er es durch ein zärtliches Wort, zuweilen — wenn er das rechte Wort nicht traf, durch ein namenlos ſchwermüthiges Lächeln, oder durch einen Händedruck, oder durch ein Etwas, das Niemand ſonſt verſtand als ſie, und das ihnen genügte, um zu ſeufzen: Er kennt uns noch. Aber ſie verhehlten es ſich nicht: er ging bergab! und wenn ſeine nervoſe Raſtloſigkeit abnahm: ſo kam es daher, weil ſein Leben mehr und mehr in Lethargie verſank. Nach Jahresfriſt kehrten ſie nach Kreuzbronn zurück, ärmer an Hoffnung, reicher an Liebe,

Als Pater Smaragd Bernhard in dieſem Zuſtand ſah, ging ihm, dem abgetödteten Greiſe, ein niegefühlter Schmerz durch die Seele; und dennoch mußte er Gottes Barmherzigkeit preiſen, daß Bernhard im vorigen Jahr ſeine Rechnung für Zeit und Ewigkeit ſo gründlich vor Gott abgelegt habe. Da er aber nicht zweifeln konnte, daß jener Zeitpunkt gekommen ſei, von welchem damals Bernhard ſprach, ſo zögerte er nicht, jene Schrift Euphröſynen einzuhändigen und ihr die Umſtände mitzutheilen, unter denen er ſie von Bernhard erhalten hatte. Euphroſyne öffnete ſogleich den Brief und las ihn laut in Pater Smaragds Gegenwart. Sie hatte kein Geheimniß vor ihm und es war ihr ein großer Troſt, ſich wieder auf ſeinen Rath und Beiſtand ſtützen zu können.

„Das iſt von Gott!“ ſprach Pater Smaragd, nachdem Euphroſyne geleſen hatte.

„Ich muß erſt mit Adrian reden,“ ſagte ſie.

Adrian war gleich nach Kreuzbronn gekommen, um ſeine heimkehrenden Eltern zu begrüßen. Es war unmöglich, bei ſo großer Jugend mit dem Gepräge inneren Adels klarer geſtempelt zu ſein, als er. Vielleicht trat der Ernſt, dieſer Hauptzug ſeines Charakters, etwas zu überwiegend hervor; aber vielleicht war das nur ein Gegenſatz zu dem Leichtſinn, in deſſen Kreiſe er ſich bewegt hatte, ſeitdem er nach Heidelberg ging. Als Euphroſyne ihn zärtlich fragte, ob ſein Ernſt keine Verdüſterung ſeiner ſchönen Jugend ſei? — ſagte er:

„O nein! aber die Pflicht iſt etwas Heilig-Ernſtes und vor Allem muß ich mich mit Ernſt bemühen, in jeder Beziehung und nach allen Seiten hin meine Pflicht zu thun. Zuweilen koſtet das etwas Mühe, Mama,“ ſetzte er ſcherzend hinzu, „und von der Anſtrengung mag ich denn wohl bärbeißig genug ausſehen.“

Und ſie liebkoſte mit mütterlicher Freude, ihn ſo ſchön und ſo gut zu ſehen, ſeine Stirn, auf der dieſer ſinnige Ernſt thronte.

Nachdem ſie Bernhards Schreiben geleſen, begab ſich Euphroſyne in ihr Oratorium und betete dort lange vor dem Sanctiſſimum. Dann ging ſie nach ihrem Zimmer und ließ Adrian rufen, der mit Grazia bei dem Vater war. Als er eintrat, winkte ſie ihn zu ſich heran, ließ ihn neben ſich ſitzen und ſagte mit ihrer lieben Innigkeit:

„Mein Adrian, Du biſt zwar noch ſehr jung, allein ich muß Dir doch dieſe Papiere mittheilen und hören, ob Du mit dem Inhalt einverſtanden ſein könnteſt.“

„Was wünſcht mein guter Vater?“ ſagte Adrian, als er das Papier entfaltete und Bernhards Handſchrift erkannte.

„Lies nur, lieber Adrian!“ ſagte ſie — „und übereile Dich nicht mit der Antwort.“

Adrian las:

„Die Tage ſind gezählt, in denen es mir noch vergönnt iſt, als das Haupt und die Stütze einer Familie zu wirken und für die theuren Weſen, die Gott mir an's Herz gelegt hat, zu arbeiten, zu wachen und zu ſorgen. Ich hätte das Alles viel eifriger und viel vollkommener thun ſollen. Leider ſehe ich das erſt jetzt ein, da es zu ſpät iſt, um mich zu beſſern. Ich hoffe, meine Lieben verzeihen mir all' meine Nachläßigkeiten, denn ſie wiſſen, daß ich ſie trotzdem unausſprechlich geliebt und nichts im Auge und im Herzen gehabt habe, als ihr wahres Glück.

„Dieſe Liebe, die in mir fortleben wird, wenn auch die Wucht meines Leidens ihr keinen Ausdruck geſtatten ſollte, läßt mich hinſichtlich der Zukunft meiner geliebten Kinder Wünſche ausſprechen, deren Erfüllung mir weſentlich mit deren Glück zuſammenzuhängen ſcheint. Aber wohlverſtanden, es ſind nur Wünſche — keine Befehle, keine Anordnungen. Wie ich mich für meine Perſon gänzlich in den ewig anbetungswürdigen Willen Gottes ergebe, ſo auch, was dieſe Wünſche betrifft. Aus Leichtſinn oder Gleichgültigkeit werden meine Kinder ſie nicht unerfüllt laſſen: deſſen bin ich gewiß.

„Wir ſind immer eine ſehr einige und nach Außen hin ſehr abgeſchloſſene Familie geweſen und gerade darin haben wir unſer Glück gefunden. Je mehr die Welt ſich atomiſtiſch zerſetzt und in zuſammenhangsloſen, ja feindlichen Individuen auseinander geht, deſto mehr iſt es die Aufgabe der Familie, in ihrem Schooß die Elemente zu pflegen und zu bilden, die ein Gegengewicht gegen dieſen Zerſetzungsprozeß in die Wagſchale des ſocialen Lebens werfen. Dieſe Aufgabe erfüllt die Familie leider ſehr unvollkommen. Das ſieht man an den zahlloſen unpaſſenden und folglich unglücklichen Ehen, die geſchloſſen werden, und aus denen klar hervorgeht, daß die Menſchen, welche in ſolche Ehe treten, keine Ahnung von der Aufgabe haben, eine Familie zu gründen. Denn ſonſt könnten unmöglich in unſerm Stande die ſo häufigen Verbindungen mit Sängerinnen, Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, reichgewordenen und kaum getauften Juden und Jüdinnen ſtattfinden. Der Familienſinn beruht auf Familientradition. Bei heterogenen, von kläglichen

Leidenſchaften zuſammengewirbelten Elementen gibt es aber keine gemeinſame Tradition; denn ſie ſind von heute und werden vielleicht morgen nicht mehr ſein. Ich aber wünſche für meine geliebten Kinder, daß ſie das dauerhafte, ſtille, ruhige Glück, das bisher auf Kreuzbronn zu Hauſe war, fortſetzen mögen, indem Adrian und Grazia eine Verbindung ſchließen, die Gott ſegnen wolle. Ihre Charaktere ergänzen ſich ſchön; ihre Neigungen begegnen ſich; ſtarker Familienſinn und fromme Pflichttreue iſt in Beiden vorherrſchend: das ſind Bedingungen, unter denen zwei gute Menſchen ſehr glücklich werden können.

„In dieſem Fall würde ſich nichts für meine geliebte Frau verändern: ſie bliebe vereinigt mit Adrian und Grazia. Und mein armer kleiner Bernardin fände dann in Adrian das, was für Adrian geweſen zu ſein mein Stolz und meine Freude iſt: ein Vaterherz.“

Mit ruhiger Stimme, aber mit feucht ſchimmernden Augen hatte Adrian bis zu Ende geleſen. Da ſtand er auf, kniete vor Euphroſyne nieder, nahm ihre Hände in die ſeinen und ſagte:

„Und ſo wirſt Du denn zum zweiten Mal meine Mutter ſein?“

Sie ſchlang die Arme um ſeinen Nacken, küßte ſeine Stirn und ſagte mit dem Ausbruch reinſter Freude:

„O mein Gott! die Erfüllung dieſes geheimen Wunſches, den ich kaum wagte, meinem Mann je auszuſprechen, weil ich Alles einer höheren Fügung überlaſſen wollte, — tritt alſo wirklich ein! O, unter allen Umſtänden hätte es mich beglückt, mein Adrian!... aber jetzt um ſo mehr, als ich ſicher bin, Dich hier im Hauſe und auf dem Platz zu behalten, der — nur phyſiſch nicht leer iſt.“

„Aber ich muß meine Studien vollenden,“ ſagte Adrian, „und die üblichen Examina machen, denn ich weiß, es iſt des Vaters Wunſch.“

„Auch der meine!“ rief Euphroſyne. „Lerne, ſtudire, bereichere Dich mit allem Wiſſen und mit allen Kenntniſſen, die den Geiſt entwickeln und bilden; — aber ſei in zweifacher Weiſe der Sohn unſeres Hauſes und unſeres Herzens!“

„Und Grazia?“ fragte Adrian.

Ehe Euphroſyne antworten konnte, ſchlug Grazia die Vorhänge der Thür ein wenig auseinander, ſteckte ihren Kopf hindurch und fragte mit ihrer ſtrahlenden Heiterkeit, die auf der dunkeln Folie ihres Familienlebens troſtvoll wie ein Sonnenſtrahl zwiſchen Wolken war.

„Darf ich lauſchen?“ — Doch ſchnell ſetzte ſie mit verändertem Ton hinzu:

„Mama in Thränen?... Adrian nah’ daran?... O ſeid nicht traurig.... das Kreuz kommt von Gott;“

— und ſie kniete neben Adrian vor Euphroſyne nieder.

„Wir ſind nicht traurig,“ ſagte Euphroſyne gerührt. „Ich beſprach mit Adrian einen Wunſch Deines Vaters, meine Grazia... wobei auch Du ein Wort zu reden haſt.“

„O!“ rief Grazia, „was Papa wünſcht, das wünſcheſt Du — und was meine Eltern wünſchen, thue ich unbedingt.“

„Wohlan, Kind, wir wünſchen, daß Ihr Beide, Adrian und Du, dereinſt Euer Glück in Eurer ehelichen Verbindung finden möchtet.“

„Daran hab' ich nie gedacht,“ ſagte Grazia unbefangen. „Iſt es aber Gottes Wille, ſo werde aus meinem Bruder mein Herr und Gemahl.“

Adrian reichte ihr die Hand. Sie ſchlug ein.

„So bleibt es nun zwiſchen uns, Adrian!“ ſagte ſie.

Tags darauf ging er nach Heidelberg zurück. Euphroſyne hatte ihm vorgeſchlagen, eine andere Univerſität zu beſuchen. Allein er lehnte es ab.

„Wenigſtens noch für dies Semeſter,“ entgegnete Adrian; „denn von Heidelberg kann ich gar leicht ab und an herkommen und nach dem Vater ſehen.“

Zum Weihnachtsfeſt kam Adrian wieder nach Kreuzbronn. Die heilige Nacht warf ihren übernatürlichen

Freudenglanz auf all dieſe Seelen, in denen das übernatürliche Leben ſo ſtark war, daß ſie die wonnevolle Gnade dieſes göttlichen Myſteriums mit frohlockendem Herzen begrüßten. Die Kirche war feſtlich erleuchtet. Pater Smaragd las, als ob er von Engeln unſichtbar unterſtützt werde, die drei heiligen Meſſen des Feſtes. Grazia hatte mit einigen jungen Mädchen des Dorfes ſchöne Weihnachtslieder eingeübt. Arme Kinder erfreute ein reicher Chriſtbaum; alte Leute — paſſende Gaben. So weit Euphroſyne und Grazia es nur irgend vermochten, verbreiteten ſie Freude und feierlichen Glanz um dies lieblichſte aller Kirchenfeſte. Daß Adrian es mit ihnen beging, fromm, froh und innig, als habe er nie Kreuzbronn verlaſſen, machte Beide namenlos glücklich. Nebenbei plünderte Grazia ſeinen Geldbeutel bis auf den letzten Kreuzer. Er ſagte lachend:

„Um nach Heidelberg zurückzukommen, muß ich nun entweder betteln oder Schulden machen. Was iſt Dir lieber?“

„Betteln!“ ſagte ſie höchſt ernſthaft. „Der Bettler kann ein Heiliger ſein, wie der heilige Servulus und der ſelige Benedict Labre... und die heilige Eliſabeth war ja auch eine Zeitlang eine Bettlerin. Aber ein leichtſinniger Schuldenmacher iſt kein Heiliger!“

„Du paßt aber gar nicht für die Welt, Grazia!“ ſagte er gerührt.

„Drum bleib' ich auch fein ruhig in Kreuzbronn," erwiderte ſie gelaſſen.

Keinem von Beiden fiel es ein, die mindeſte Veränderung in ihr geſchwiſterliches Verhältniß treten zu laſſen. Grazia, die mit ihrer Lebhaftigkeit immer einen himmliſchen Maßſtab zu finden wußte, ſagte einmal:

„Adrian, weißt Du wohl, daß die heilige Eliſabeth und ihr Gemahl, Landgraf Ludwig von Thüringen, von Kindheit an ſo zuſammen aufgewachſen ſind, wie wir? Iſt das nicht ſchön? Mir gefällt es ſehr, daß wir ein ſo heiliges Beiſpiel haben."

„Ach!" rief Adrian mit einem Anflug von Schwermuth, „wie früh mußte doch Ludwig ſterben... und in welcher Trübſal Eliſabeth ſich heiligen!" —

„Glaubſt Du denn, daß man mir nichts dir nichts in die Heiligkeit hineinſpringt?" fragte ſie.

Der Neujahrstag des Jahres 1856 war der letzte vor Adrians Abreiſe von Kreuzbronn. Am Nachmittag machte er einen großen Spaziergang mit Bernardin, der ein außerordentlich lebhaftes Kind war und nie genug der Bewegung im Freien, trotz Wind und Wetter, finden konnte. Sie gingen in die Berge, die hinter dem Schloßhügel ſich erhoben. Der Vorwinter hatte ſchon viel Schnee und auch etwas Froſt gebracht; jetzt aber herrſchte gelindes Thauwetter, ſo daß die Luft angenehm und das Gehen auf der noch immer feſten

Schneedecke ganz leicht war. Seitdem Adrian wußte, daß Bernhard ihn zum Pflegevater Bernardins beſtimmt hatte, hing er mit beſonderer Zärtlichkeit an dem Knaben, der überhaupt, wie das bei dem Jüngſten in einer Familie häufig vorkommt, das Schooßkind Aller war. Er ſtreifte weit umher mit Bernardin, der immer noch weiter zu gehen begehrte. Die Winterlandſchaft war ſo ſchön! Aber es wurde früh Nacht und dunkelte ſchon, als ſie endlich die Rückkehr antraten. Auf gebahnten Wegen waren ſie überhaupt nicht gegangen; doch der Schnee trug ſie. Mit dem ſinkenden Abend trat ſehr ſtarkes Thauwetter ein. Der Schnee ſchmolz unter ihren Füßen, wurde zugleich glatt und weich, ſo daß ſie keinen feſten Tritt mehr hatten und langſam einen ziemlich ſteilen Abhang erklimmten.

„Bergab wird es leichter gehen, nicht wahr?“ fragte Bernardin müde und kleinlaut.

„Sei nur recht vorſichtig und folge mir Schritt vor Schritt,“ ſagte Adrian beruhigend. Aber ihm ſelbſt war nicht wohl zu Muth, denn man hatte im Herbſt einen Theil des Waldes gefällt und dadurch die Gegend verändert. Die Tannen fehlten, an denen Adrian gewohnt war, ſich zu orientiren, und je finſterer es wurde, deſto fremder und unbehaglicher war ihm die ganze Umgebung. Er rief ein paar Mal in’s Dunkel hinein, in der Hoffnung, daß Holzſchläger oder Kohlenbrenner um die Wege ſein könnten. Alles blieb ſtill.

Nur der Thauwind begann hohl zu gehen und die ſchweren Wolken löſten ſich in Regen, der auf dem Boden eine feuchte Glätte hervorrief, die jeden Schritt unſicher, ja gefährlich machte. Bernhardin fing an zu weinen vor Erſchöpfung und Angſt. Adrian zog ſeinen Paletot aus, hüllte den Knaben hinein, ſetzte ihn auf einen abgehauenen Baumſtamm und gebot ihm, ſich ganz ruhig zu verhalten; er wolle ſuchen, einen ſicheren Weg und die gerade Richtung heimwärts zu entdecken.

So lange Bernardin Adrians Schritte und deſſen ermunternden Zuruf in der Nähe hörte, blieb er auf ſeinem Platz und raſtete von ſeiner Ermüdung. Als aber Adrian ſich mehr und mehr entfernte, überfiel den Knaben in der dunkeln Bergeinſamkeit eine unnennbare Angſt. Er ſchrie ſo verzweiflungsvoll:

„Adrian, komm' zurück! ich ſterbe, Adrian!" daß ſich Adrian um ſo leichter zur Umkehr entſchloß, als er in der eingeſchlagenen Richtung immer tiefer in den Wald hinein gerieth und folglich von Kreuzbronn ſich entfernte.

„Ich ſterbe vor Angſt... ſo ganz allein in der Finſterniß und in der Kälte," ſagte Bernardin und umklammerte Adrian mit beiden Armen.

„Sei vernünftig, Bernardin! Entweder gehſt Du jetzt mit mir oder Du warteſt hier, wo Dir nicht das Mindeſte zuſtoßen kann, ganz ruhig auf meine Rückkehr und verſuchſt inzwiſchen ein kleines Feuer zu machen. Hier iſt mein Feuerzeug und trocknes Gezweig. Was willſt Du nun?“

„Hier warten und Feuer machen,“ ſagte Bernardin erfreut über den letzten Vorſchlag, den Adrian nur gemacht hatte, um dem Kinde eine Beſchäftigung zu geben, da der Boden, die Luft und das Reiſig viel zu feucht waren, um ein Feuer brennen zu laſſen.

„Nun verliere nicht die Geduld, wenn's auch langſam mit dem Feuermachen geht, Bernardin, denn ich komme erſt dann wieder, wenn ich mich zurecht zu finden weiß.“

„Kommſt Du aber auch gewiß wieder? Läßt Du mich nicht die ganze Nacht hier ſitzen?“ fragte Bernardin in Angſt zurückfallend, als ſich Adrian entfernte.

„In einer viertel oder halben Stunde bin ich wieder hier,“ ſagte Adrian. „Halte Dich ruhig auf dieſer Stelle und denke an Dein Feuer!“

Anfangs befolgte Bernardin dieſen Rath; allein die Zündhölzchen waren verbraucht, ohne daß das Reiſig Feuer gefangen hätte. Ihn fror, ihm wurde die Zeit fürchterlich lang. Kein Kind hat einen Begriff von der Zeit! Langweilt es ſich fünf Minuten, ſo ſcheint ihm das eine halbe Ewigkeit. Dazu die Finſterniß, der feine durchkältende Regen, der hohle ſüdliche Thauwind, das Waldesrauſchen auf den fernen Bergen! Ein namenloſes Grauen überfiel das Kind. In dem unſichern dämmernden Schneelicht erſchienen ihm die abgehauenen Baumſtumpfe wie unheimliche Thiere, wie geſpenſtiſche Zwerge, wie Ungeheuer, die ihm ein Leid anthun wollten. Nichts iſt leichter zu höchſter Angſt aufzuregen, als die Phantaſie eines Kindes — und es begann wieder ſein klägliches Rufen nach Adrian. Dieſer antwortete, wenn er den Ruf hörte, was nicht immer der Fall war, weil der Wind den Schall forttrug — und ging weiter und weiter, ſeinen Weg ſuchend. Plötzlich blieb er ſtehen und eine ſchwere Laſt fiel ihm vom Herzen, denn gerade vor ſich, abwärts, in der Ferne, ſah er mehrere Lichter nah beiſammen: das waren die Fenſter des Kreuzbronner Schloſſes! Tief und freudig athmete er auf; — da hörte er wieder Bernardins Ruf, aber ihm war, als komme der Schall diesmal von einer andern Stelle. Bernardin wird doch nicht ſeinen Platz verlaſſen haben und umherirren? Kaum flog dieſer unheimliche Gedanke durch Adrians Sinn, ſo trat er ohne zu ruhen den Rückweg eiligſt an, während er, ſo laut er konnte, den Ruf erwiderte. Da aber vernahm er einen gellenden kurzen Schrei — und dann nichts mehr. Iſt er ohnmächtig geworden? fragte ſich Adrian in heftiger Aufregung und eilte ſo raſch wie möglich durch aufgeweichten Schnee und Waldgeſtrüpp, über Baumwurzeln und Geſtein, auf den Platz zu, wo Bernardin ſein ſollte. Er fand auch ganz leicht den Baumſtamm, da er ſich über die

Lage von Kreuzbronn orientirt hatte und auf dieſem Bergabhang zu Hauſe war;... aber er fand nicht Bernardin.. und er hörte ihn auch nicht mehr. Eine gräßliche Angſt erfaßte Adrian. Wo war das Kind? Wo es ſuchen? Ihm ſchwindelte der Kopf und ſein Herz pochte, als wolle es die Bruſt zerſprengen. Da beſann er ſich auf die Richtung, aus welcher der letzte Ruf und dann der Schrei gekommen waren; — dahin wendete er ſich... aber mit unbeſchreiblicher Beklommenheit, denn dieſe Richtung führte an den Rand der Schlucht, die ein Waldbach, aus dem höheren Gebirge kommend, in den Bergabhang geriſſen hatte. Im Sommer ein allerliebſter murmelnder Bach, verwandelte er ſich durch Regen und Schnee in ein reißendes Wildwaſſer. Dahin richtete Adrian zagend ſeine Schritte — bald ausgleitend, bald über Baumwurzeln ſtrauchelnd, bald in aufgeweichte Schneehaufen ſinkend. Ab und an blieb er ſtehen und lauſchte; aber Bernardin war verſtummt. Als er der Schlucht näher kam, hörte er das Waſſer rauſchen. Plötzlich warf er ſich mit aller Kraft rückwärts, ſo daß er zu Boden fiel, denn er fühlte, daß ſeine Füße auf einen ſchlüpfrigen, mit leichtem Glatteis überzogenen Abhang gerathen waren, auf dem er ſich nicht halten konnte. Da iſt Bernardin hinabgeſtürzt! Das bedeutete ſein gellender Schrei! ächzte Adrian. Er beſann ſich. Sollte er vom Schloß Hülfe holen? Aber damit verging mindeſtens eine Stunde! — Sollte er allein die Rettung verſuchen? Konnte er ſie ermöglichen? Er faltete die Hände und erhob ſeine Seele zu Gott. In dieſer Stille hörte er durch das Rauſchen des Baches von unten kommend ein leiſes ſchmerzliches Stöhnen. Er iſt's! er lebt! ich muß ihn retten! mein Bernardin! ſchrie Adrian laut auf. — —

Vorſichtig verließ er ſeinen gefährlichen Platz und ging längs der Schlucht etwas abwärts auf eine alte Tanne zu, die er gut kannte, denn ein Theil ihrer unterwaſchenen Wurzeln lag frei an der Wand der Schlucht und oft hatte er ſich als Knabe ihrer bedient, um zum Bach herabzuklettern — freilich nie in ſolcher Jahres- und Tageszeit. Bei der Tanne angelangt, umfaßte er ſie, bog ſich über den Rand der Schlucht und rief Bernardin. Wieder antwortete ein leiſes Stöhnen, gerade unterhalb ſeines Standpunktes. „Das Waſſer hat Dich bis hieher fortgeriſſen? nicht wahr, Bernardin?" rief Adrian hinab, mehr um ein Wort von dem Kinde zu hören, als um ſich zu überzeugen, daß es dort liege. Er bekam aber keine andere Antwort, als leiſes Wimmern. Da begann er auf den Wurzeln der Tanne in die Schlucht hinabzuſteigen. Sie reichten aber bei Weitem nicht bis auf den Grund, nicht einmal bis an die Oberfläche des Waſſers, deſſen Tiefe er nicht beurtheilen konnte. Und doch mußte er auf dieſer Stelle hinab! Nachdem er an keiner Wurzel und keiner Wurzelfaſer mehr ſich halten konnte, klammerte er ſich mit den Händen und Knien an hie und da vorſpringendes Geſtein, und glitt und ſtieg und rutſchte mehr und mehr hinab, bis ſeine Füße die Oberfläche des Waſſers erreichten und endlich auf die Steine des Grundes ſich ſtellten. Das Waſſer ging ihm nur bis an die Knie und mit grenzenloſer Freude berührte er, als er ſich bückte und die Arme tappend ausſtreckte, Bernardins Geſicht, deſſen Kopf wider einen Felſenvorſprung — der Leib aber in Waſſer und Schnee lag. „Nun biſt Du gerettet, mein Bernardin!“ rief Adrian; „nun gib mir Deine Hand.“ Aber Bernardin rührte ſich nicht und wimmerte auch nicht mehr. Er iſt ohnmächtig! ſeufzte Adrian. Er hob das Kind auf und nahm es auf den Arm. Aber der ſtarre, unbewegliche Körper konnte ſich keine Hülfe geben und ſich nicht im Gleichgewicht halten. Adrian mußte ihn auf beide Arme nehmen. So trug er ihn, im Bett des Baches gehend, abwärts. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, denn er konnte nicht mit dieſer Laſt und gleichſam ohne Arme die Wände der Schlucht erklimmen. Aber es war ein ſchrecklicher Weg, denn der Bach ſchoß raſch abwärts und trieb ihn, während die durchdringende Kälte des Schneewaſſers ihn lähmte und der ſteinige unſichere Grund ihn jeden Augenblick ſtraucheln machte. Adrian fühlte, wie er müde und immer müder wurde, und wie ein eiſiger Froſt ihm durch

Mark und Bein kroch, während ſein Kopf fieberhaft glühte — und wie über ſeinen rechten Arm, auf welchem Bernardins Kopf lag, eine ſchauerlich warme Feuchtigkeit rieſelte. Da begann er um Hülfe zu rufen. Er ſchleppte ſich weiter mit ſeiner Laſt, deren Gewicht bei jedem Schritt ſchwerer wurde. Er ſpähte umher nach einem Ruhepunkt. Die Wände der Schlucht hatten ſich geſenkt. Auf der einen Seite hingen die Zweige eines Weidenbaumes ſo tief hinab, daß Adrian meinte, ſie erfaſſen und ſich an ihnen aus dem Bach auf feſten Boden ſchwingen zu können. Er legte den bewußtloſen Bernardin über ſeine linke Achſel und verſuchte, mit der rechten Hand die Zweige zu ergreifen. Es mißlang ein paar Mal. Dazwiſchen rief er immer angſtvoller um Hülfe und lauſchte geſpannt auf Antwort. Umſonſt. Der Bach rauſchte nur! Noch einmal mit höchſter Anſtrengung bemühte ſich Adrian die Zweige zu erfaſſen und ſich an ihnen aus dem Bach zu ſchwingen. Und es gelang. Allein der Schneeklumpen, auf den er am Ufer ſeine Füße ſtellte, war durchweicht, gab nach und ſtürzte in den Bach, ſo daß Adrian jetzt an den Weidenzweigen, die er zum Glück krampfhaft feſthielt, in freier Luft ſchwebte. Aber die Zweige bogen ſich und zugleich fühlte er, wie ſeine Hand allmählig erſtarrte und von ihnen abglitt. Brachen jene oder erlahmte dieſe, ſo ſtürzte er mit Bernardin in das ſteinige Bett des Baches zurück. Es ſauſte ihm vor den Ohren, vor den

Augen tanzten ihm Feuerfunken und im Gehirn pochte ein Hammer. Da hörte er ganz deutlich den Ruf: „Wo? wo?“ — „Hieher! hieher!“ ſchrie er und die Hoffnung gab ihm wieder etwas Kraft. „Hieher! aber ſchnell!“ — Und immer näher kam die tröſtende Stimme: „Nur Geduld... ich komme... Muth! Muth!... ich bin gleich da!“ — Adrians Kräfte verſagten. Sein erlahmter Arm und ſeine erſtarrte Hand zitterten. Mein Gott! ächzte er, rette das Kind! — Nicht einen Augenblick fiel es ihm ein, daß er ſich, ohne das Kind, ganz leicht retten konnte! Bernardin war ſein letzter klarer Gedanke; — ihm ſchien, es breche ein Licht über ihm an. — —

Eine Laterne war's! Der Mann, der ſie trug, ſprang entſchloſſen vom Ufer in den Bach und ſagte:

„Laſſen Sie den Knaben herabgleiten, ich fange ihn auf. Das macht Ihren linken Arm frei... Sie arbeiten Sich ſchon an den Zweigen fort... dicht am Baum, bei der Laterne, ſtehen Sie feſt... dann können Sie mir helfen.“

So geſchah es. Erſt, als er ſich auf feſtem Boden befand und im Licht der Laterne Bernardin auf dem Arm ſeines Retters geborgen neben ſich ſah, erſt da ſprach Adrian, wie aus tiefem Schlaf erwachend:

„Amandus!... woher zu ſo ſpäter Stunde?“

„Späte Stunde, Baron Adrian? Es wird ſieben Uhr ſein! Pater Smaragd hat mich in's obere Dörfchen zu armen Kranken mit einem Neujahrswunſch geſchickt... und da es ſehr finſter wurde, gaben mir die guten Leute die Laterne mit. Aber fort! fort! wir müſſen eilen, wenn Sie noch Kraft zum Laufen haben.“

„O,“ ſagte Adrian, „jetzt, da Bernardin gerettet iſt, fühle ich keine Ermüdung.“

Er nahm die Laterne, Amandus trug Bernardin; ſo eilten ſie nach Kreuzbronn. Schon im Dorf kamen ihnen Leute mit Laternen entgegen, die Euphroſyne, befremdet durch ihren überlangen Spaziergang im Finſtern, ausgeſchickt hatte. Die Leute entſetzten ſich über den Anblick, den Bernardin und Adrian boten: Beide waren mit Blut bedeckt und ſahen aus wie Leichen — nur mit dem Unterſchied, daß der eine ſich noch mühſam auf den Füßen hielt, während der andere ſtarr auf den Armen des Amandus hing.

„Auf's Schloß! auf's Schloß! geſchwind... und dann ein Reitknecht zum Doctor!“ ſagte Adrian — und zwei Männer nahmen dem erſchöpften Amandus ſeine traurige Bürde ab. Vor dem Schloß wurden die Ankömmlinge von den Dienern mit lauter Freude begrüßt, ſo daß Euphroſyne und Grazia dadurch deren Heimkehr erfuhren. Grazia eilte ihnen bis unter das Portal entgegen:

„Endlich! endlich!“ rief ſie; — aber das Wort erſtarb auf ihren Lippen bei dem ſchrecklichen Anblick, der ſich ihr in der hellen Beleuchtung von Lampen und Lichtern bot. Außer ſich vor Schmerz rief ſie: „Todt! Bernardin!... todt!“

„Nein!“ rief Adrian und ſank bewußtlos hin.

Es entſtand ein großer Tumult. Alle Dienſtboten liefen in der untern Halle zuſammen. Die Frauen weinten; die Männer redeten durcheinander; Grazia lag neben Bernardins entſeelter Hülle auf den Knien und weinte, daß es Steine hätte erbarmen können. Da kam Pater Smaragd mühſam auf Amandus geſtützt in die Halle und ſagte ruhig:

„Bringt doch Jeden in ſein Zimmer und erwärmt ihn!... Der arme kleine Bernardin iſt in das Bergwaſſer geſtürzt und Baron Adrian hat ihn gerettet. So erzählt Amandus, der ihnen zu Hülfe kam. Nur ſchnell den Arzt geholt!“

„Leben ſie denn noch?“ fragte Grazia und erhob ſich.

„Das hoffen wir!“ ſagte Pater Smaragd. Ach, er wußte wohl, daß ſich dieſe Hoffnung nur auf Adrian beziehe. Amandus hatte ihm geſagt, er habe den Kleinen ſchon entſeelt gefunden. „Nun zur Mutter, Grazia!... und gefaßt!“ ſetzte er hinzu.

„Nein,“ ſprach ſie beſonnen, „gehen Sie allein zu ihr und halten Sie ſie ein wenig auf. Ich will ſorgen, daß ſie Bernardin nicht in dieſem furchtbaren Zuſtand ſehe.“

Sie flog davon. Euphroſyne war bei Bernhard, ahnungslos. Sie hatte wohl den Lärm unten im Schloß gehört, aber ihn auf irgend ein kleines Abentheuer der verſpäteten Spaziergänger bezogen. Als ein Diener mit verſtörter Miene den Pater Smaragd meldete und dieſer zu ſo ungewohnter Stunde erſchien, erblaßte ſie und fragte:

„Darf ich mich über Ihr Kommen freuen, mein Pater?“

„Bernardin hat einen Unfall gehabt,“ ſagte er.

Das genügte ihr. Fort war ſie. Er blieb allein mit Bernhard, der ſtill an einem Schachbretttiſchchen ſaß und gedankenlos die Figuren aufſtellte. Er hatte ſonſt ſehr gern und ſehr gut Schach geſpielt; jetzt benahm er ſich wie ein unmündiges Kind, das aus dem erſten beſten Gegenſtand ſein Spielzeug macht. Eine erbarmenswerthe Erſcheinung! Pater Smaragd fragte nach ſeinem Befinden. Bernhard ſprach ein paar Worte ohne Zuſammenhang, allein in ſeinem Blick war etwas, als ob er den Pater wohl kenne. Dieſer ſchwieg nun und ſah den Kranken nur liebevoll an. So verſtehen wir uns beſſer! ſprach er wehmüthig zu ſich ſelbſt; — o armes Menſchengebilde, ſo gering und gebrechlich biſt Du, daß ein einziger, auf dein Gehirn drückender Blutstropfen genügt, um deinen phyſiſchen Organismus zu zerrütten und ihn unfähig zu machen, der Träger deines geiſtigen Weſens zu ſein. Dieſes verſchwindet unter der materiellen Verwüſtung, wie die Triebkraft der Natur unter der Schneedecke des Winters — für eine Zeit. Aber die Ewigkeit, o du armes Menſchengebilde, die Ewigkeit gehört dir dennoch... und deshalb biſt du nicht ſo arm und gering, wie es unter dieſer Erniedrigung des Staubes dem irdiſchen Sinn erſcheint. Dir gehört die Ewigkeit und du gehörſt ihr an, denn der menſchgewordene Gott der Offenbarung hat geſagt: „Ich bin das Brod des Lebens. Wer davon ißt, der wird leben in Ewigkeit.“ Guter Bernhard, für Dich bricht jenſeits des Grabes ein ſeliger Frühlingstag an. — — —

Der Arzt kam. Er fand Bernardin entſeelt; die Wunde am Hinterkopf hatte ihn getödtet. Adrian lag im Starrkrampf. Eine ſo traurige Nacht hatte noch Niemand auf Kreuzbronn erlebt. Es folgte ihr ein ebenſo trauriger Winter. Neben drei Särgen und zwiſchen zwei ſchwer Kranken ſtanden Euphroſyne und Grazia. Aber ſie ſtanden da unter dem Kreuz./ Jetzt, nach Erhards Bekenntniß, hatte Grazia noch ihr beſonderes, ihr ſchwerſtes Kreuz zu tragen.

◆

Die Sühne.

Kreuzbronn. 1856.

Emanuel war wieder da! Seit Jahren hatte er ſich nicht ſehen laſſen. Theilnehmend und liebevoll hatte er ſtets bei all den traurigen Ereigniſſen an Euphroſyne geſchrieben und ſich entſchuldigt, daß er nicht zu ihr eilen könne mit ſeinen Studien, Reiſen, Examina und all den Vorwänden, die ſich ſtets in Maſſe finden .... wenn man ſie ſucht. Unbewußt wollte er ebenſo ſehr in ſeinen eigenen Augen, als vor Euphroſyne ſich rechtfertigen. Die Welt hatte während dieſer Jahre die Hand auf Emanuel gelegt. Was die berührt — da bleibt ein Fleck. Und wie hätte ſie ihn nicht berühren ſollen, dieſen brillanten jungen Mann, voll Talent, voll Leidenſchaft und ohne feſte Grundſätze! das waren lauter gefährliche Anhaltspunkte. Er war nicht ohne Gemüth, nicht ohne Schwung der Gedanken und Gefühle, nicht ohne Sinn für alle hohen Intereſſen, welche der Theilnahme eines edlen und gebildeten Menſchen würdig ſind; aber dies Alles wankte und ſchwankte ohne Baſis, bruchſtückweiſe und ungeordnet, unter dem Hauch wechſelnder Einflüſſe in ihm hin und her. So war er aufgewachſen: ſo war er geblieben. Der Kern ſeiner Erziehung trug ihre Frucht Er war, was die große Mehrzahl der jungen Männer heutzutage iſt: characterlos und unſelbſtſtändig; — denn ſelbſtſtändig iſt man nur dann, wenn man die Fertigkeit ſich angeeignet hat, nach ewigen Principien zu urtheilen und zu handeln. Eine wilde Ungebundenheit des Lebens iſt genau der Gegenſatz zur Selbſtſtändigkeit. Da nun gerade dieſe willkürliche Ungebundenheit, die kein anderes Geſetz anerkennen will, als dasjenige, welches vom Ich dictirt wird — von der Leidenſchaft, dem Vorurtheil, der politiſchen oder Privat-Meinung, dem Vortheil des Ich's, mit einem Wort: von der kraſſeſten Selbſtſucht! — da nun gerade ſie das Lebenselement iſt, worin der größte Theil der Männerwelt heutzutage ſchwimmt und ſchwelgt: ſo entſpringt daraus der unerhörte und unerhört traurige Mangel an Characteren, der in der Gegenwart ſo kläglich zum Vorſchein kommt.

Emanuel hatte aber auch ſeine Vorzüge und war das, was nur die Minderzahl der jungen Leute iſt: ſehr angenehm im täglichen Leben, unterrichtet, von guten Manieren und talentvoll. Er betrachtete die Epoche, die hinter ihm lag, als durchaus abgeſchloſſen — als ob es keine Faden gäbe, welche die Gegenwart des

Menſchen mit ſeiner Vergangenheit und Zukunft mehr verbinden, als ihm lieb iſt, wenn er dieſe Faden nach allen vier Winden hin gedankenlos flattern läßt.

„Ich komme mit den Aequinoctial-Stürmen,“ ſagte er zu Euphroſyne; „aber in mir ſind ſie überwunden und ich bin nun im Gleichgewicht.“

„Womit?“ fragte Euphroſyne ſanft.

„Womit? ... aber, Roſinerl, wie Du nur fragſt ... womit? — Nun, mit mir ſelbſt.“

„Kind, das hat ja gar keinen beſtimmten Sinn!“ entgegnete ſie mit ihrem freundlichſten Ton und Blick. „Wenn Du geſagt hätteſt: im Gleichgewicht zwiſchen Streben und Pflicht, oder zwiſchen Willen und Erkenntniß“ ... —

„Nun ja, das meinte ich!“ rief Emanuel. „Wenn Du aber die Dinge ſo ungeheuer beſtimmt ausdrückſt, ſo machſt Du mir angſt und bange.“

„Warum denn?“

„Weil ich nicht genau weiß, ob ich es mit derſelben Entſchiedenheit ſo meine! .... Jemand hat geſagt — Gott weiß wer! aber es war ein verſtändnißvoller, die menſchliche Gebrechlichkeit würdigender Kopf: „Glissez, mortels! n'appuyez pas.“ Ueberhingleiten, fortſchlüpfen muß der Menſch, auch mit ſich ſelbſt und nicht ſo enorm auf den Grund gehen und ſehen und bohren.“

„Was gefällt Dir denn ſo an dieſer oberflächlichen Auffaſſung der Dinge in und außer uns?“

„Daß ich nicht allzu unzufrieden mit mir zu werden brauche,“ ſagte Emanuel aufrichtig.“

„Armer Emanuel,“ ſagte Euphroſyne liebreich.

Er lebte ſich in Kreuzbronn und mit deſſen Bewohnern ſo vollkommen ein, als ſei es ſeine wahre Heimath. Für Bernhard war jeder Beſuch und jeder Umgang wie nicht vorhanden. Da er nicht mehr Treppen ſteigen und ausfahren konnte, bezog er mit dem Beginn der beſſeren Jahreszeit Zimmer in dem untern Stockwerk des Schloſſes, aus denen er in einem Rollſtuhl auf die Terraſſe gebracht werden konnte. Dabei war Emanuel immer hülfreich, immer bereit, einen kleinen Dienſt zu leiſten. Die Geduld und Ergebung, die Euphroſyne und Grazia Bernhards Zuſtand entgegenſetzten, ging auch auf ihn über. Trauriger und aufregender war das Leid, das die Familie um Adrian trug; aber dafür war es auch mit Hoffnung gemiſcht. Seit jenem ſchmerzlichen Neujahrsabend überfiel ihn zu Zeiten ein Starrkrampf, der ihn in eine Bildſäule verwandelte und ihm, nach dieſer furchtbaren Anſpannung der Nerven, eine tödtliche Erſchöpfung zurückließ. Dieſer Zuſtand war zum erſten Mal eingetreten, als Adrian die Gewißheit von Bernardins Tod erfuhr. Bleich, ſtarr, ſtumm, unbeweglich und von Niemand zu bewegen, ſtand er in einer und derſelben

Stellung über eine Stunde wie eine Bildſäule neben der kleinen geliebten Leiche. Alle, die es ſahen, überfiel ein Grauen. Keiner hatte je ſo etwas erlebt. Der Arzt befahl, ihn ruhig ſtehen zu laſſen, bis der Krampf der überreizten Nerven von ſelbſt ſich löſe; dann müſſe man Mittel anwenden, um die Wiederkehr zu verhüten. Dennoch kehrte er wieder und in Folge der Schwäche, die er zurückließ, bemächtigte ſich eine tiefſchwermüthige Stimmung Adrians. Er betrachtete ſich als den unfreiwilligen Mörder Bernardins: durch ſeine Schuld ſei das Kind umgekommen. Und wenn man ihm ſagte, er habe ja gerade das Gegentheil — und Alles gethan, um Bernardin zu bewahren und zu retten, ſo gab er beſtändig zur Antwort:

„Ihr ſprecht ſo, um mich zu tröſten! aber Ihr wißt es anders. Ohne mich hätte Bernardin nie einen ſolchen Spaziergang gemacht. Alſo bin ich, wenigſtens indirect, die Veranlaſſung ſeines Todes."

Der Arzt fand es gerathen, ihn ſo bald wie möglich von Kreuzbronn zu entfernen. In Heidelberg, bei ſeinen Studien, unter anderen Umgebungen und in geſchickter ärztlicher Behandlung, werde die Elaſticität der Jugend leichter den Choc überwinden, den die Nerven bekommen hätten. Adrian ging nach Heidelberg und befolgte pünktlich die ärztlichen Vorſchriften. Allein bald ſchrieb einer ſeiner Freunde an Euphroſyne: es ſei gefährlich, ihn allein zu laſſen, da der Starrkrampf ihn zuweilen auf der Straße befalle. Euphroſyne ſchickte Bernhards bewährten und erfahrenen Kammerdiener nach Heidelberg, um Adrian ſo wenig wie möglich zu verlaſſen. Aber dies verſetzte Adrian in die tiefſte Niedergeſchlagenheit. Er ſei kein Unmündiger, der einen Aufſeher — kein Kranker, der eine beſtändige Pflege bedürfe; ſeine körperlichen Leiden wären geringe und für das, was er am Herzen leide, gebe es kein Heilmittel. Nach acht Tagen rief Euphroſyne den Kammerdiener zurück, der bei Bernhards Pflege für die Dauer nicht zu entbehren war. Ueberdas hatte Adrian während deſſen Anweſenheit kein einziges Mal den Krampf gehabt. Aber die liebevolle Euphroſyne entſchloß ſich zum erſten Mal in ihrem Leben zu einer Trennung von Bernhard, um zu verſuchen, ob ſie vielleicht durch Anregung ſeiner moraliſchen Kraft günſtig auf Adrian wirken könne. Sie ging nach Heidelberg und ließ ihn zu ſich in den Gaſthof rufen. Als er bei ihr eintrat, und ſie ganz allein fand, ohne Mann, ohne Kind, in der öden Elegance eines Gaſthofzimmers — warf er ſich in Thränen vor ihr nieder, legte den Kopf auf ihre Knie und ſagte ganz überwältigt:

„O Mama! ich kann es nicht ertragen, welche Verſtörung und Zerrüttung ich in Dein armes, vielgeprüftes Leben bringe! Aber erlaube mir, mit Dir nach Kreuzbronn zurückzugehen. Ich kann dort gerade ſo gut geſund werden wie hier — und auf jeden Fall ſind wir Alle beiſammen! — Dies Semeſter iſt ohnehin für mich verloren, da ich die Vorleſungen nicht pünktlich beſuchen kann.“

„Nun, ſo komm' mit mir, Du Sohn meiner Seele!“ erwiderte ſie zärtlich. „Aber vergiß mir nie, daß alles Leid, welches eine Mutter um ihr Kind trägt, ihre Liebe nur erhöht. Und je größer die Liebe, deſto größer das Glück. Es braucht ja nicht immer ein fröhliches Glück zu ſein, mein Adrian.“

Sie beſprach ſich noch mit ſeinem Arzt, der vor der Hand möglichſte geiſtige Ruhe und viel Bewegung im Freien anrieth, die zuweilen wirkſamer ſei, als alle andere Heilmittel, um das geſtörte Gleichgewicht des Nervenſyſtems wieder herzuſtellen. Später, im Lauf des Sommers, könne man vielleicht eine magnetiſche Cur verſuchen oder die Electricität anwenden, oder kaltes Waſſer. Adrian ſei kaum zwanzig Jahre alt, alſo noch nicht auf der Stufe ſeiner ganzen Kraftentwicklung. Erreiche er ſie, ſo ſei zu hoffen, daß ſie die Krankheit überwinden werde. Mit dieſer Hoffnung kehrten Euphroſyne und Adrian nach Kreuzbronn zurück und Emanuel fand ihn dort vor. Nichts war peinlicher, als Adrians Exiſtenz. Anhaltende geiſtige Arbeit war ihm unterſagt und doch ſollte er ſich beſchäftigen und zerſtreuen. Auf freie Luft und Bewegung war er angewieſen, aber er durfte weder reiten, noch allein ausgehen, aus Beſorgniß vor dem Krampfanfall, der ſich immer plötzlich und unberechenbar, zuweilen nicht ein Mal in acht Tagen und dann wieder ein paar Mal in einem Tage einſtellte. So war er nach allen Seiten gebunden und beſchränkt. Dazu die ſchwermüthige Stimmung, die ſtets ein krankes Nervenſyſtem zu begleiten pflegt. Nur fromme Reſignation konnte von ſeiner Seite dieſen Zuſtand ruhig tragen und von anderer Seite ihn ruhig tragen helfen. Das that Euphroſyne mit aller Liebe einer treuen Mutter und das that Grazia mit einer Hingebung, die außerhalb jedes natürlichen Antriebes lag. Zuerſt hatte ſie geſagt:

„Leben für Leben! Um Bernardin zu retten, iſt Adrian in ſeinen leidenden Zuſtand gerathen: dafür müſſen wir ihn nun zu retten ſuchen.“

Später, nachdem ſie das traurige Geheimniß erfahren hatte, das wie ein verborgener Gifttropfen auf dem Wurzelſtamm ihrer Familie lag — da bildete ſich in der Stille ihres tiefen reinen Herzens der Entſchluß aus, in der Kraft der Liebe zu ihrem göttlichen Erlöſer, dem ſchwerbeleidigten — durch Buße und Opfer die Schuld zu ſühnen und heilige Einſprechungen, wie nur die Gnade ſie Denen verleiht, welche der Gnade treu ſind — und Licht von Oben, das die Kinder der Welt nicht ſehen, arbeiteten an ihrer Seele.

Emanuel ſtellte ſeine Betrachtungen über Grazia an. Ein wunderſames Mädchen! .... ſo unberührt von der Welt, wie der Stern am blauen Himmel von Gasbeleuchtung! In alten Zeiten ſtellte ich mir das Weib als Prieſterin des häuslichen Heerdes vor. Eine äußerſt ideale Auffaſſung des ſchönen Geſchlechts, mit der die Millionen von lebendigen Puppen, die ſich zu Kleiderſtöcken ihrer Crinoline gemacht haben, wenig zufrieden ſein werden. Gleichviel! dieſe Sorte iſt mir odios .... ich kehre zu meiner ſublimen Auffaſſung zurück. Grazia rechtfertigt ſie ... — und bei alle dem halte ich es für gar nicht unmöglich, daß man ſich gründlich in ſie verlieben könne — oder beſſer geſagt: ſie lieben. All das frivole Gerede paßt nicht zu ihr; dazu iſt ſie manchmal zu kindlich und manchmal — zu erhaben. Was nur der Odo Urſperg hier will? Er macht mir den Effect, als wandle er auf Freiers Füßen um Grazia herum. Das wäre doch das Non plus ultra ſelbſtgefälliger Verblendung! der Actenſchreiber, der! Nun .... den wollt' ich ſchon mit einem Wink meines kleinen Fingers aus dem Sattel heben! — —

Emanuel hatte nicht falſch geſehen. Grazia war nach Bernardins Tode alleinige Erbin von Kreuzbronn: das genügte, um ſie in Odo Urſpergs Augen aus einem naſeweiſen Perſönchen in ein charmantes Mädchen zu verwandeln. Er war zehn Jahr jünger, als ſein Bruder Bernhard, hatte eine große Neigung zum Gelde von ſeinem Vater geerbt und von Jugend auf unter dem Einfluß ſeiner Stiefmutter geſtanden. Obſchon er daſſelbe Vermögen wie Bernhard beſaß und vortrefflich damit zu ſpeculiren verſtand: ſo wäre ihm eine reiche Partie doch ungemein erwünſcht geweſen. Vermöge ſeiner Liebe zur Sparſamkeit ließ er, ſo lange der alte Baron lebte, keine Heirathsgedanken in ſich aufkommen, weil er ſich wohlberechnend ſagte: wenn er ſelbſt dereinſt ein vermögender Mann ſei, könne er auch größere Anſprüche an goldene Vorzüge einer Gattin machen. Aber als er nun wohlhabend wurde, da wurde er auch wähleriſch. Jenes reiche Mädchen war doch gar zu garſtig! jenes allerliebſte Mädchen, o Jammer! war ganz unbemittelt. Die reiche Schönheit, die er ſuchte, wollte ſich nicht finden laſſen. Da trat Bernardins unerwarteter Tod ein. Nun war eine reiche junge Erbin auf Kreuzbronn zu finden! Wie gierig werden ſich die Bewerber dahin drängen! murmelte Odo — und ging dahin. Er kam alljährlich; aber im Sommer. Die argloſe Euphroſyne ſchob dieſen Beſuch im rauhen März auf ſeine Theilnahme. Für Grazia war er eine Reſpectsperſon, mit welcher ſie nicht ſehr ſympathiſirte, weil es bei tauſend Veranlaſſungen zum Vorſchein kam, daß Odo's Liebe zu Gott und dem Nächſten auf dem Gefrierpunkt ſtehe. Aber er war ihr Onkel und hatte ſomit Anſpruch auf ihr freundliches Benehmen.

Odo war höchſt mißmuthig, Emanuel in Kreuzbronn zu finden. Mußte mir denn der zuvorkommen! murmelte er. Emanuel aber fühlte inſtinktmäßig Odo's Abſichten und mit dem Inſtinkt der Rivalität quälte er ihn ſo viel wie möglich.

In einem ungemein behaglichen Zimmer ſaßen ſie beiſammen. Euphroſyne ſtickte ein Meßgewand, Grazia malte einen Strauß von Schneeglöckchen in Aquarell, Adrian las aus einem Roman von Fernan Caballero vor, aus der „Möwe,“ worin das ſpaniſche Volksleben ſo ungemein friſch und charaktervoll dargeſtellt iſt. Odo hatte zugehört — oder wenigſtens des Zuhörens ſich befliſſen, um über das Buch mitreden zu können, während er in ſeinem Sinn dachte: Gott, welche Zeitverſchwendung! was kümmert mich Fernan Caballero und ſeine Romane! mögen ſie grau oder blau ſein — welchen Einfluß haben ſie auf den Credit mobiliere ... auf induſtrielle Papiere .... auf die Penſionirung meines alten, lahmen, tauben Präſidenten ... auf die Uebergriffe der Clerikalen mit ihrem alten unſterblichen Erzbiſchof“ ... —

„Todt!“ ſagte Grazia theilnehmend.

„Wie ſo? woher weißt Du das?“ fragte Odo aus ſeinen Gedanken durch Grazia's Stimme aufgeſchreckt.

„Adrian las ja ſo eben, daß der Stier den Matador Pepe Vera in die Luft geſchleudert und ihm das Genick gebrochen habe,“ antwortete Grazia befremdet.

„Ja ſo! Pepe Vera .... richtig! Was ſo ein Romanſchreiber ſich doch Alles ausdenkt! ... — merkwürdig! und noch viel merkwürdiger, daß ſo ein Kauz den Anſpruch macht, man ſolle ſich für ſeine Pepe Vera's intereſſiren! doch am allermerkwürdigſten, daß er es bei manchen Menſchen wirklich zuwege bringt.“

„Zum Beiſpiel bei mir,“ ſagte Euphroſyne. „Es hat einen großen Reiz für mich, ein Stückchen Menſchenleben fein und wahr entwickelt zu ſehen.“

„Im Grunde iſt die Zeit doch zu koſtbar, um ſie mit der Betrachtung von Fictionen hinzubringen, beſte Euphroſyne,“ entgegnete Odo.

„Lieber Onkel,“ ſagte Adrian ſanft und traurig, „weil ich nicht anhaltend ernſte Lectüre vertrage, deßhalb wechſeln wir ab.“

„Und verlieren gar nicht unſere Zeit, ſondern ſind dabei ganz fleißig,“ ſagte Grazia.

„Mein Gott, ich habe ja gar nichts gegen Pepe Vera .... oder Fernan Caballero ... oder alle Romanſchreiber der Welt! ich ſage nur, dieſe Menſchenſorte iſt mir ungeheuer merkwürdig, weil ſie ſich mit ihren Fictionen Platz macht zwiſchen den Realitäten des Lebens! Dazu gehört gewiß ein extraordinäres Talent!“ ſagte Odo mit Eifer, um nicht allzu trocken und unpoetiſch zu erſcheinen.

Da trat Emanuel ein, verſenkte ſich in die Tiefe eines höchſt bequemen Lehnſtuhls und ſagte zu Odo:

„Onkelchen, es iſt doch urgemüthlich hier zu Kreuzbronn, im Winter wie im Sommer!“

„Einverſtanden!“ erwiderte mit ſüßſaurem Lächeln Odo, dem gar nichts daran lag, daß Emanuel es ſo urgemüthlich finde.

„Haſt Du Dir einen Stoß Acten mitgebracht, Onkelchen?“ fragte Emanuel.

„Nein!“ erwiderte Odo verſtimmt. „Aber ich möchte wiſſen, lieber Emanuel, weßhalb Du mir die Ehre erzeigſt, mich Onkel zu nennen? Ich bin Bernhard's, Du biſt Euphroſynen's Bruder; alſo ſind wir verſchwägert.“

„Richtig, lieber Onkel! aber Kindergewohnheit gibt man ſchwer auf. In früheren Jahren, als ich zu den Kindern des Hauſes gehörte, warſt Du für uns Alle der ernſte, reſpectable Onkel Odo — und die ſüße Gewohnheit, Dich ſo zu nennen, iſt mir geblieben.“

„Eigentlich müßten Grazia und Adrian Dich, lieber Emanuel, gerade ſo gut Onkel nennen, wie mich!“ verſetzte Odo.

„Behüte Gott!“ rief Grazia; — „nie wird mir das einfallen!“

„Dazu ſind wir zu gute Kameraden geweſen,“ ſagte Adrian lächelnd.

„Da ſiehſt Du, welche unausfüllbare, majeſtätiſche Kluft uns trennt, lieber Onkel,“ ſagte Emanuel mit ſo großem Ernſt, daß Odo mißmuthig das Thema fallen ließ und geduldig den Onkel hinnahm, um keine Erörterungen hervorzurufen, die jene Benennung noch empfindlicher für ihn machten. Emanuel gab ihm aber noch einen Stich durch's Herz, indem er hinzufügte:

„Ja, Onkelchen! ich bin dermaßen ein Kind des Hauſes, daß ich manchmal mein Schweſterchen — Mama nenne, wie in der alten ſchönen Zeit meines hieſigen Aufenthaltes.“

„Und ich habe für Dich viel mehr mütterliche als ſchweſterliche Liebe,“ ſagte Euphroſyne.

„Ich brauche ſie auch viel mehr!“ rief Emanuel.

Aber das iſt ja Alles ſchrecklich! dachte Odo; — iſt ein abgekarteter Plan zwiſchen Bruder und Schweſter, um die unbefangene Grazia dieſem windigen Emanuel Meerhaim in die Arme zu werfen und mit Kreuzbronn ſeine Schulden zu bezahlen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! .... Der alte Meerhaim lebt von Schulden; der Sohn macht es ihm nach; Mama Meerhaim hat genug zu thun, beide Herren nur einigermaßen flott zu halten: da wäre ja für die ganze Meerhaim'ſche Familie ein Goldfiſch, wie die Grazia, ein guter Fang. Und darauf arbeitet man hin .... das ſehe ich jetzt klar. Aber ich zerreiße dies Netz — und rette Grazia.

Gegen Abend ging Emanuel auf den Schnepfenzug. Da ſagte Odo:

„Es iſt herrliches Wetter! möchteſt Du nicht einen kleinen Spazierritt machen, Grazia?“

Grazia wurde wie ein Kind roth vor Freude, als ihre Mutter lebhaft ſagte:

„Gewiß, lieber Odo! ſie reitet ſo gern und hat jetzt ſo ſelten dies Vergnügen, weil ihr eine paſſende Begleitung fehlt.“

Odo ließ die Pferde ſatteln; Grazia kleidete ſich um. Als ſie im Reitanzug die Treppe hinab und in den Schloßhof kam, ſtarrte er ſie an, denn ſie kam ihm vor wie ein Weſen aus einer andern Welt. Ihre ſchlanke ätheriſche Geſtalt ſah in dem dunkeln ſchleppenden Gewande noch viel größer und feiner aus und unter dem ſchwarzen Hütchen, das ſie tief in die Stirn gedrückt hatte, lagen ihre lichten, ſchwarzbewimperten Augen, ganz eigenthümlich geheimnißvoll. Sie iſt aber ſchön! dachte er, ſchön wie .... wie! .... er beſann ſich umſonſt auf einen Vergleich. Emanuel hätte geſagt: „Wie ein Märchen.“ Und während ſich Odo beſann, ließ ſich der Reitknecht auf ein Knie nieder; Grazia ſtellte die Spitze ihres Fußes auf deſſen rechte Hand — und ſaß im Sattel; und Odo wüthete gegen ſich ſelbſt, daß er dieſen Ritterdienſt dem Reitknecht überlaſſen habe. Während ſie langſam den Schloßberg hinab ritten, fing er ein Geſpräch mit ihr an.

„Warum reiteſt Du nicht mit Emanuel aus?“

„Am Tage hab' ich nicht immer Zeit, lieber

Onkel, und um dieſe Stunde geht Emanuel gern auf den Schnepfenzug.“

„Er iſt alſo nicht ſehr liebenswürdig für Dich?“

„Doch, doch!... denn ich hab' es immer am liebſten, wenn er das thut, was ihm das Liebſte iſt.“

„Gute Grazia, welch ein trauriges Leben voll Entſagung aller Art führſt Du doch! Du biſt jetzt in dem Alter, wo man in die große Welt, an den Hof, auf Bälle, in's Theater geht — und Du....“ —

„Ich reite lieber!“

„Nun ja, auch das iſt unterhaltend; — allein Du entbehrſt doch allen Umgang mit Altersgenoſſen, mit angenehmen Leuten...“ —

„Nein, lieber Onkel, gar nicht! denn ich habe mir das nie gewünſcht.“

„Nun was wünſcheſt Du Dir denn eigentlich, Grazia?“

Sie waren am Fuß des Berges angelangt und Grazia rief:

„Einen tüchtigen train de chasse zu reiten — das wünſch' ich!“ — und ſie ſprengte von dannen. Er mußte ihr folgen und all ihre Evolutionen mitmachen. Bald ſetzte ſie ihr Pferd in Trab, bald ließ ſie es zierlich courbettiren. Sie ritt ſo recht zu ihrem Vergnügen, ohne im Entfernteſten an einen Bewunderer oder an ein Geſpräch zu denken. Odo ließ ſie lange gewähren. Dann aber ſagte er plötzlich:

„Grazia, es dämmert! Jetzt reiten wir im Schritt zurück" — und als ſie ſich in ruhige Bewegung geſetzt hatten, knüpfte er das abgebrochene Geſpräch wieder an:

„Du biſt mir eine Antwort ſchuldig, Grazia. Sprich, wünſcheſt Du nicht glücklich zu ſein?"

„Ja, lieber Onkel."

„Was verſtehſt Du unter glücklich ſein?"

„Mehr als ich ſagen kann, lieber Onkel."

„Und das ſagſt Du ſo ernſt?"

„Ich bin zuweilen ſehr ernſt, lieber Onkel."

Odo hätte ein Bedeutendes darum gegeben, wenn Grazia ihren Antworten nicht immer ihr höchſt freundliches „lieber Onkel" beigefügt hätte. Er ſchwieg eine Weile und ſuchte Worte. Da ſchlug eine Schwarzdroſſel ihren ſüßen melodiſchen kurzen Schlag.

„Horch! die Schwarzdroſſel... der liebliche Vogel!" rief Grazia entzückt. „Einſam ſitzt ſie im höchſten Wipfel der Bäume, als wolle ſie der untergegangenen Sonne nachſchauen — und ſingt ihr Abendlied. O wie ſchön iſt der Frühling!"

„Auch im Menſchenherzen!" ſagte Odo einſtimmend.

„Nennſt Du die Jugend ſo?" fragte Grazia.

„Mehr noch die Liebe," entgegnete er leiſe.

„Das iſt richtig!" ſprach ſie ernſt. „Wenn ich an all meine Lieben denke, ſo iſt es wohl, als hörte ich das Lied der Schwarzdroſſel in meinem Herzen... ein ſüßes Abendſonnenlied.“

„Es gibt noch eine andere Liebe, Grazia!“ — — ſagte Odo mit einiger Beklommenheit.

Grazia fuhr leicht zuſammen, als habe ein kalter Schauer ſie angeweht, und ſie ſagte raſch:

„Es wird plötzlich ſehr kühl!... Ich kenne jeden Stein auf dem Wege.., erlaube, lieber Onkel, daß ich ganz geſchwinde heimreite.“

Und im ſchnellſten Trabe ritt ſie von dannen. Der Reitknecht ſchoß wie ein Blitz ſeiner Herrin nach — und ehe er wußte, was er eigentlich thun ſolle, befand ſich Odo ganz verblüfft allein auf der Chauſſee. Grazia aber ſagte heimkehrend zu ihrer Mutter:

„Mama! ich wünſche nicht mehr mit Onkel Odo zu reiten. Er ſpricht von Liebe... das mißfällt mir.“

„Mir auch, mein Kind,“ entgegnete Euphroſyne gelaſſen — aber im Stillen höchſt verwundert über dieſen Einfall Odo's.

Emanuel, der nur von dem Spazierritt, aber nichts von deſſen Ausgang hörte, nahm ſich vor, an Odo Rache für dies Vergnügen zu nehmen. Später am Abend hub er an:

„Jetzt, da wir wieder ſo urgemüthlich beiſammen ſitzen, jetzt ſei doch ſo gut, lieber Onkel, und explizire mir einmal den Sinn von Eurem ſogenannten Kirchenconflict. So wie ich ihn bis jetzt verſtehe, beſteht er darin, daß Ihr Eurem Landesfürſten die katholiſche Mitra des Erzbiſchofs über ſeinen proteſtantiſchen Herzogshut ſtülpen wollt — und daß der Erzbiſchof quod non ſagt... wie das ſein Recht und ſeine Pflicht iſt. Es muß ſich aber durchaus anders verhalten. Denn was iſt weiſer auf Erden, als eine von Kammern und von Adreſſen abhängige Regierung? Dieſe kämpft gegen die Anſprüche des Erzbiſchofs — folglich muß er Unrecht haben: das iſt klar. Ich kann es nur nicht einſehen — und das demüthigt meinen armen Verſtand auf's Aeußerſte. Ich bitte, rette mich von dieſem Unbehagen und öffne meine Augen für das bureaucratiſche Recht."

„Das hieße einen Mohren weiß waſchen wollen," entgegnete Odo kalt — und ſchwankend zwiſchen ſeinem Haß gegen die Freiheit der Kirche und zwiſchen ſeiner Furcht, Emanuel wolle ſich in Grazia's Augen zu deren Vertheidiger machen. „Uebrigens ſollteſt Du wiſſen, daß das höchſte Geſetz eines Landes ſeine Verfaſſung iſt, und daß Alle, welche dieſem Geſetz ſich nicht unterwerfen, ſondern ihre eigenen Regierungsmaßregeln treffen wollen, dem Staat gefährlich, die bürgerliche Ordnung bedrohend — kurz, Revolutionäre ſind, gleichviel ob unter der Mitra oder dem Heckerhut."

„Aber, lieber Onkel, Du kannſt doch unmöglich im Ernſt behaupten, daß der Mann unter der Mitra Deinen Staat und Deine bürgerliche Ordnung bedroht! Er, d. h. jeder katholiſche Biſchof, reſpectirt die Verfaſſung und die Staatsbürgerpflicht in allen fünf Welttheilen, in Monarchien und Republiken, unter Autokraten und Demokraten. Freilich betrachtet ein ſolcher Mann die Verfaſſung eines Landes nur ſo lange als höchſtes Geſetz, als es ſich um bürgerliche Pflichten handelt. Vor und über ihr ſtehe ein Geſetz, das ſeine Gültigkeit und Anwendung ſeit achtzehnhundert Jahren habe: das Geſetz Gottes, das chriſtliche Geſetz, mit ſeiner Lehre und ſeiner Moral. Dies Geſetz ſei die Grundlage und der Inhalt der katholiſchen Kirche und aller Gewiſſen, die mit ihr im Verband des Glaubens ſeien. Eine ſo heilige Verbindung lege eine ſchwere Verantwortung auf Diejenigen, welche in der Kirche Amt und Auftrag hätten, den Gewiſſen die Grundlinien aller ihrer Pflichten zu ziehen — womit ſich ſelbſtverſtändlich eine Verfaſſung nicht abgibt — und deshalb beanſpruchten ſie diejenige Freiheit der Wahl ihrer Werkzeuge und der Beſtimmung ihrer Mittel, welche ſie in den Stand ſetze, ihrem erhabenen Amt und Auftrag zu entſprechen. So ſagt und dies begehrt jeder katholiſche Biſchof. Wo iſt da auch nur die leiſeſte Spur von Auflehnung gegen oder Eingriff in das Staatsregiment und die bürgerliche Ordnung!“

Hinter Odo’s kaltem unbeweglichen Ausdruck kochte der Groll, daß ſein Idol, der Staatsmechanismus und deſſen Räderwerk, die Büreaucratie, von der freien Lebensthätigkeit der Kirche beläſtigt werden ſollte; —

daß es der ſtupiden Menſchheit nicht genüge, von ſeinem Idol ihre Geſetze vorgeſchrieben und ihre Steuern ausgeſchrieben zu bekommen; nicht genüge, pflichtſchuldigſt zu gehorchen und zu zahlen; — daß es überhaupt dem Phantom Gewiſſen geſtattet ſein ſolle, mit Erlaſſen hoher Landesregierung nicht immer einverſtanden zu ſein und deren richtigen Tact bei der Bildung und Anſtellung kirchlicher Beamten zu bezweifeln. All ſein Groll machte ſich Luſt in der Aeußerung:

„Ah, ich verſtehe! Nicht umſonſt warſt Du öfter in Paris! Du biſt ein Affiliirter der Jeſuiten geworden... vielleicht ſogar ein verkappter Jeſuit!“

„Leider nein! Ich bin nicht Katholik, wie Du weißt!“ antwortete Emanuel.

„Dann iſt es doppelt unbegreiflich, weshalb Du Dich zur clericalen Partei hältſt.“

„Ich ſagte es Dir ja, Onkelchen: weil ich bei ihr das Recht ſehe und bei Euch, d. h. bei der Regierung — denn Du biſt ja Katholik! — das Unrecht.“

„Bleibe nur auf Deinem Standpunkt, Emanuel,“ unterbrach Euphroſyne das Geſpräch, das von beiden Seiten mit mehr Bitterkeit in dem Ton, als in den Worten geführt wurde.

„Nein, Emanuel, gehe weiter! Das Gefühl für Recht kann Dich zur Wahrheit führen, denn ſie iſt das Ur-Recht für alle Menſchen,“ ſagte Adrian.

„Wer Andere auffordert, die Religion ihrer Väter zu verlaſſen, blamirt ſich faſt eben ſo ſehr, als die, welche es thun!“ warf Odo ein.

Die jungen Leute ſchwiegen; aber Grazia wendete den Kopf von ihrer Arbeit zu Odo hin und ſagte:

„Nicht Vater, nicht Mutter können uns ſelig machen. Das kann nur die Wahrheit. Wenn jene im Irrthum waren und ich es erkenne und mich der Wahrheit zuwende — weshalb ſoll mich das blamiren, Onkel?“

„Weil es etwas Gehäſſiges hat, ſich zum Richter über Vater und Mutter aufzuwerfen und ſich klüger zu dünken als ſie.“

„Lieber Odo,“ nahm Euphroſyne ſanft das Wort, „Du vergißt wohl, daß ich Convertitin bin.“

Allerdings hatte weder Odo noch ſonſt Jemand daran gedacht. Die jungen Leute kannten ſie nicht anders als katholiſch — und ſie war überhaupt ſo innig und tief in das katholiſche Glaubensleben eingegangen, als ob ſie von der Wiege an darin geathmet hätte.

Das Geſpräch nahm eine andere Wendung, hauptſächlich deshalb, weil Emanuel mit ſeiner kleinen Rache zufrieden war und auf andere Gedanken kam. Er fühlte ſich unſäglich glücklich in Kreuzbronn, herausgeriſſen aus tauſend Verwirrungen, deren feſſelnder Zauber ihm jetzt vollkommen unbegreiflich war. Ihm war zu Sinn, als könne er ſein ganzes Leben, ohne die geringſte Veränderung zu begehren, hier zubringen:

dermaßen wohlthätig berührte ihn dieſe einfache, innige Häuslichkeit, in welcher ſo viel Kummer und Sorge mit einer ſo gottſeligen Hingebung getragen wurde, daß all dieſe Menſchen den Eindruck machten, als wandelten ſie auf lauter Roſen. Ungefähr vierzehn Tage blieb Emanuel in dieſer Stimmung, benahm ſich wie ein guter Sohn gegen Bernhard und Euphroſyne und wie ein guter Bruder gegen Adrian und Grazia; — aber mit Odo's Ankunft hörte dieſe Windſtille auf: denn Grazia trat jetzt in ein anderes Licht. Sie war nicht mehr das Kind, die Schweſter, ſondern ein wunderbar liebliches und edles Weſen, ganz dazu geſchaffen, um die holde Lebensgefährtin eines Mannes und der Mittelpunkt eines ſüßen Familienglücks zu ſein. Gewann er ihr Herz, ſo beſaß er mehr, als ihm die ganze Welt geben konnte, das fühlte er — und die reiche Erbin warf nicht eines Strohhalms Gewicht in Grazia's Schaale. Das Geſpräch am letzten Abend öffnete ihm eine ſtrahlende Perſpective, an die er nie gedacht hatte. Ich bekehre mich zu ihrer Kirche, zu ihrem Glauben! ſprach er zu ſich ſelbſt; denn das muß eine himmliſche Religion ſein, die eine Grazia gebildet hat! Einer ſo edlen Liebe widerſteht ſie nicht! und überhaupt... warum ſollte ſie mich nicht lieben?... Ihr Herz iſt frei... Niemand iſt mir zuvorgekommen — und ein freies junges Herz, o! das liebt gern... Weil es frei iſt, verſchenkt man es gerade mit Freuden.

Gewiß! Grazia's Herz war frei; — frei von jenen Träumereien, Phantaſien und Nebelgebilden, die ein kränkelndes — entweder verkümmertes oder überreiztes — Gefühlsleben verrathen und einer harmoniſchen Entwickelung des Characters ganz unausſprechlich im Wege ſind. Denn ſie ſind die Vorboten und Umriſſe jener Bilder, welche die Selbſtſucht, dies traurige Erbe aller Adamskinder, als Plan des Lebens entwirft, wenn das Leben anfängt aus dem engen Horizont der Kinderſtube in einen größeren und weiteren einzutreten. Auf dieſem Punkt, der um ſo gefährlicher, als der Schwung einer jungen Seele, die ſich ſelbſt nicht kennt und verſteht, höher und dem Idealen zugewendet iſt — und wo ſo leicht gerade dieſer ungeregelte Schwung zum Sturze führt: hatte Euphroſyne mit beſonderer Sorgfalt chriſtliche Ideale für Leben und Streben, für Richtung und Handlungsweiſe, vor Grazia's fragendem Blick und feurigen Herzen aufleuchten laſſen — und ihr die Ewige Liebe als das ächte und rechte Ziel jeder wahren Liebe gezeigt. Dieſe hohen Ideale duldeten keine paſſive Schwärmerei, ſondern trieben zu energiſcher Entfaltung der Thatkraft, zum Kampf wider die Selbſtſucht, zur Uebung in der Selbſtüberwindung an — doch nicht in der trocknen und hochmüthigen Weiſe der Stoa oder der Moral, ſondern beſeelt durch ſüße Chriſtusliebe und andächtige Liebe zum Kreuz. Grazia's Herz war frei — denn es begriff das Opfer und nahm es als ihr Antheil auf. Darum war es auch voll: — frei von irdiſchem, voll von himmliſchem Streben; und darum hatte es auch den heiligen Muth der Liebe. Sie fand kein Opfer zu groß, und keine Aufgabe zu hoch, wenn es dasjenige betraf, was die Welt nicht verſteht und nie verſtehen wird, denn eben dadurch iſt ſie Welt: — die Ehre Gottes, die Verherrlichung Gottes, die verſchmähte, tödtlich beleidigte Liebe Gottes.

Grazia beſaß nicht ein Talent, das ihr Anſpruch auf künſtleriſchen Dilettantismus gegeben hätte, aber eine Menge von kleinen Kunſtfertigkeiten, die ihren Geſchmack bildeten, ihre Zeit angenehm ausfüllten und dabei keine Laſt für die übrigen Familienglieder waren, wie das nothwendig eine Tochter iſt, die täglich ſechs Stunden auf dem Flügel ſpielt oder Solfeggien ſingt. Emanuel hatte ihr gleich nach ſeiner Ankunft angeboten, ihr einige Anweiſung in der Glasmalerei zu geben, die er mit großem Intereſſe bei Didron in Paris ſtudirt hatte. Grazia nahm dankbar den Vorſchlag an. Emanuel wollte ein Fenſter für Euphroſynens Cabinet malen: St. Bernhard vor der Mutter Gottes auf den Knien, und Grazia ſollte ſich an den Verzierungen des Bildes, den Wappen und Arabesken üben. Ein Ofen, worin das gemalte Glas gebrannt werden mußte, ließ ſich leicht herrichten und Emanuel beſorgte ſchnell alles für die Arbeit Nothwendige. In einem Zimmer neben Euphroſynens Cabinet hatte ſich Grazia mit ihrem kleinen Thun und Treiben eingerichtet: da malte ſie, da zeichnete ſie, da machte ſie Blumen; da ſtanden Schränke und Geſtelle, wie ſie für ihre verſchiedenen Vorräthe, Apparate und Werkzeuge es nöthig hatte. Uebrigens befanden ſich nur Tiſche und Stühle und einige Bücher darin. Hier pflegte Grazia den Vormittag zuzubringen. Als Emanuel zum erſten Mal dies Zimmer betrat, dachte er: Gott im Himmel, welche Einfachheit, welch ein Mangel an den allergewöhnlichſten Möbeln! Nicht ein einziger vernünftiger Stuhl!... Nein!... Grazia's Morgenzimmer — das klingt höchſt poetiſch, aber das iſt allzu proſaiſch!... Da werde ich mich nicht viel aufhalten. Welch ein Glück, daß die übrigen Zimmer nach den Geſetzen des Comforts und nicht nach denen der Aſceſe eingerichtet ſind! Dieſes erinnert wahrhaftig an die Clauſe von Pater Smaragd. — Doch ſehr bald vergaß Emanuel ſeinen eleganten Abſcheu vor einem Tiſch von Tannenholz und einem Rohrſtuhl, denn zwiſchen dieſen ſchlichten vier Wänden webte und waltete ein namenlos lieblicher Geiſt — eine jungfräuliche Seele.

„Nun iſt es mir klar, Grazia,“ ſagte er einmal, „Pſyche iſt im Olymp zu Hauſe — oder auf Erden, in Deinem Morgenzimmer.“

„Welche eigenthümliche Art ſich auszudrücken!“ ſagte ſie lachend.

„Zu ſolchen kleinen Hyperbeln nimmt man ſeine

Zuflucht, Grazia, wenn man nicht geradezu das ſagen darf, was man ſagen möchte.“

Aber während ſeiner Erklärung hatte ſie ſchon ſeine Hyperbel vergeſſen und erwiderte:

„Glaubſt Du wohl, daß ich Deinen St. Bernhards-Carton im Kleinen auf eine Elfenbeinplatte copiren könnte? Das gäbe ein reizendes Bildchen und ich möchte gern etwas recht Hübſches an Adrian ſchenken — nachträglich! An ſeinem Namenstag war er ſehr krank, ſo daß von nichts Feſtlichem die Rede ſein konnte.“

„Nicht Alles auf Einmal!“ entgegnete Emanuel, der ein ſolches Geſchenk höchſt überflüſſig fand. „Wir ſind jetzt bei der Glasmalerei und wollen vor der Hand dabei bleiben. Auf Elfenbein wird ganz anders gemalt!... Aber ſprich! habe ich auch einen Namenstag?“

„Gewiß! am 26. März feiert die Kirche das Gedächtniß des heiligen Martyrers Emanuel, und ſo lange Du als Kind hier warſt, wurde Dein Namenstag immer gefeiert und Dein Namenspatron für Dich angerufen — denn Du wurdeſt ganz wie ein katholiſches Kind behandelt. Ich weiß es noch... aber Du haſt das Alles vergeſſen!“

„Erzürnt es Dich?“ fragte er faſt traurig.

„O nein, lieber Emanuel! aber ich bedaure Dich ſo unausſprechlich.“

„Bete für mich, Grazia.“

„Meinſt Du, ich thäte das nicht? Traueſt Du mir eine ſolche Liebloſigkeit zu?"

„Betet Ihr denn für die Ketzer?"

„Gewiß, Emanuel! wir beten für ihre Bekehrung und für das Verſchwinden aller Ketzereien. Aber ich hoffe zu Gott, daß Du nur im Irrthum befangen und kein Ketzer biſt."

„Ich bin nicht Katholik," entgegnete er.

„Leider nein! Doch Du biſt nicht aus böſem Willen Akatholik, ſondern nur, weil Du durch Deine Geburt einer Secte angehörſt. Der entſchiedene Wille, die katholiſche Glaubenslehre nicht als die wahre anzuerkennen und das bewußte Sträuben gegen die richtige Erkenntniß: das iſt Ketzerei."

„Bete für mich!" wiederholte er. Ob es ihm darum zu thun ſei, die Gnade der Erkenntniß für ſich erflehen zu laſſen oder Grazia's Gedanken, auch in ihren frömmſten und innigſten Aſpirationen auf ſich zu lenken — darüber war Emanuel nicht im Klaren. Er ſehnte ſich nach — und träumte von einem glückſeligen Leben, in welches Grazia hineinſtrahlte, wie die Sonne in das Prisma, und ihm nebſt andern Seligkeiten auch Erkenntniß brachte. Von dem Ausruf des heiligen Auguſtinus: „Glückſeliges Leben iſt Freude an der Wahrheit;" — davon aber hatte Emanuels Seele kaum eine Ahnung.

Gewöhnlich war auch Adrian in Grazia's Morgenzimmer. Es ſtimmte ihn heiterer, in ihrer und Euphroſynens Geſellſchaft zu ſein. Er las und ſchrieb, und oft waren ſie alle Drei ſo tief in ihre Arbeiten verſunken, daß Keines ein Wort ſprach. Grazia und Adrian fanden das ganz in der Ordnung: denn die wahre Intimität läßt ungeſucht Schweigen wie Reden zu. Aber Emanuel wünſchte beſtändig, ſich mit Grazia zu unterhalten und zwar mit ihr allein. Zuweilen ging Adrian zu Pater Smaragd, zuweilen in's Freie. Emanuel nahm ſich vor, deſſen erſte Abweſenheit zu einem ernſten Geſpräch mit Grazia zu benutzen. Fragen über Lehren und Gebräuche der Kirche hatte er inzwiſchen öfter an ſie gerichtet, ſo daß ihr ſeine Eröffnungen, wenigſtens zum Theil, nicht allzu überraſchend ſein konnten. Als dieſer erſehnte einſame Morgen erſchien, verließ Emanuel ſeine Arbeit, ſetzte ſich Grazia gegenüber an den Tiſch, auf welchem ſie malte, ſo daß er ihr gerade in die Augen ſchaute und ſprach:

„Grazia, ich habe etwas Ernſtes mit Dir zu reden! Ich bitte Dich, laß Deine Arbeit etwas ruhen.“

Grazia konnte ſich eines leiſen Schrecks nicht erwehren, denn unwillkürlich fiel ihr, wie das zuweilen geſchieht, das Allerunwahrſcheinlichſte blos deshalb ein, weil ihre geheimſten Gedanken ſich damit beſchäftigten — nämlich ihr trauriges Familiengeheimniß. Emanuel deutete aber dieſe leichte Verwirrung anders und fügte hinzu:

„Sei ruhig! Es handelt ſich um mein Glück für Zeit und Ewigkeit.“

Das verſtand ſie. Sie legte ihre gefalteten Hände vor ſich auf den Tiſch und ſah mit freudiger Spannung Emanuel an, der jetzt wieder wünſchte, ſie möge doch lieber nicht ſo ganz unbefangen ſich verhalten.

„Grazia,“ hub er an, „ich habe nur einen Wunſch und das iſt der: hier auf Kreuzbronn zu bleiben. Ich habe freilich Studien gemacht, um in den Staatsdienſt eintreten zu können. Vielleicht habe ich genug gelernt, um eine Carriere zu machen. Aber ſie lockt mich nicht. Es iſt immer etwas Steifes, Gemaßregeltes, Vorſchriftsmäßiges damit verbunden, das mich abſtößt. Oder ich könnte aus der Malerei meinen Beruf machen — man hat mir geſagt, das Talent dazu fehle mir nicht — und mich an irgend einem Ort niederlaſſen, wo die Kunſt in Blüthe ſteht. Allein das iſt gefährlich für mich — ich bin kein guter Wirth, verſtehe ſchlecht mit dem Gelde zu ſchalten — komme in tauſendfache Berührung mit Menſchen, Geſinnungen und Beſtrebungen, die innerhalb der Künſtlerſphäre liegen, die aber... gemieden werden ſollten, was ungeheuer ſchwer iſt. Und ſo glaube ich denn, meinen Beruf hier in unſerm lieben Familienkreiſe erkannt zu haben. Deine Eltern ſind durch einen unerforſchlichen Rathſchluß Gottes ihrer Söhne beraubt, und obſchon Dein armer Vater am Leben iſt, ſo ſteht doch Deine Mutter mit

Dir vereinſamt in der Welt. Da wäre es nun auf jede Weiſe mein höchſtes Ziel, durch den heiligen Glauben das Band der Liebe noch feſter zu ziehen, das uns verbindet... wenn Du, Grazia, zu dieſer Verbindung... Ja ſprechen wollteſt."

Emanuels Stimme zitterte bei den letzten Worten dermaßen, daß Grazia ſie errathen mußte. Aber ſie errieth ſie. Bis zuletzt hatte ſie ihm geſpannt zugehört, ahnungslos, welche Wendung die Sache nehmen werde und immer erwartend, es handle ſich um ſeinen Uebertritt zur Kirche; aber nun verſtand ſie. Sie ſchlug erbleichend die Augen nieder und ſagte leiſe:

„Hätteſt Du doch mit meiner Mutter geredet."

Er hielt dies für eine ausweichende Bejahung und rief entzückt:

„O Grazia!"... —

„So würde ſie Dir geſagt haben," unterbrach ſie ihn, ohne die Augen aufzuſchlagen, „daß ich verlobt bin."

Beinah entſetzt vor Ueberraſchung ſtarrte er ſie an und entgegnete zweifelnd:

„Verlobt?... Du?... ich kann's nicht glauben! Das iſt ein Vorwand."

„Warum ſollte ich einen Vorwand brauchen?" ſagte ſie wieder gefaßt. „Ich bin mit Adrian verlobt."

„Mit Adrian? unmöglich! Das kann nicht ſein! Das iſt ein kindiſcher Einfall von Euch Beiden! Nie wird Deine Mutter das zugeben!“ rief Emanuel heftig, ſprang auf und ging aufgeregt hin und her.

„Wie ich Dir's ſage, ſo und nicht anders iſt es, Emanuel. Auf den ausdrücklichen, vor etwa zwei Jahren ausgeſprochenen Wunſch meines Vaters und zur innigſten Freude meiner Mutter bin ich ſeit dem vorigen November, als wir von der italieniſchen Reiſe heimkehrten, mit Adrian verlobt,“ ſagte Grazia beſtimmt.

„Das war, ehe Adrian von ſeinem ſchrecklichen Leiden befallen war!“ rief Emanuel.

Grazia ſah ihn an mit einem Blick, worin ein Anflug von Verachtung ſpielte und ſagte:

„So niedrig denkſt Du von mir, daß ich um eines äußern Unfalles willen mein Wort brechen könnte?“

„Nein, Grazia,“ ſagte Emanuel gefaßter; — „nein! aber Adrian wird Dir Dein Wort zurückgeben.“

Sie ſchwieg.

„Und das wirſt Du annehmen,“ fuhr er fort.

„Nie!“ ſprach ſie mit großer Beſtimmtheit.

„Deine Mutter wird es von Dir verlangen!“

„Nie!“ wiederholte ſie. „Adrian und ich — wir ſind verlobt und dabei bleibt es, Emanuel.“

„Liebſt Du ihn denn ſo ſehr, um Dich für Dein ganzes Leben an dies Elend zu feſſeln?“ rief er außer ſich.

„Ich liebe, was Gott will, das ich lieben ſoll.“

„Aber dies will Gott nicht, Grazia!“

„Lieber Emanuel,“ ſagte ſie mit hohem Ernſt, „nicht Du kannſt mir den Willen Gottes deuten.“

„Und für mich haſt Du keine Theilnahme? keinen Troſt? Ich lege Dir mein Leben, mein Herz, meine Seele zu Füßen... und Du ſiehſt kaum hin!“

„O Emanuel!“ rief ſie mit einem himmliſchen Lächeln, „Du wirſt unendlich glücklich werden, denn Du wirſt in die heilige Kirche eintreten und in ihr die Ewige Liebe finden, der Du Dein Leben, Dein Herz und Deine Seele getroſt zu Füße legen kannſt.“

„Mit nichten!“ entgegnete er hart. „Das wäre nur geſchehen durch die Verbindung mit Dir! Ich liebe Dich ſo ſehr, daß ich auch Deinen Glauben theilen wollte. Jetzt iſt's vorbei. Mit Dir . . . verliere ich Alles . . . auch den Glauben . . . vielleicht meine Seele, die Du retten könnteſt mit Deiner Liebe — die Du feſſeln könnteſt an Alles, was gut und edel und ſchön iſt — die mit Dir keine Aufgabe zu groß, zu hoch, zu ſchwer finden würde — die ohne Dich, ohne eine heilige und heiligende Liebe, in ich weiß nicht was für Bahnen gerathen kann . . . . wofür Du verantwortlich biſt! . . . Und deßhalb wird Gott auch dermaleinſt von Dir meine Seele fordern.“

Mit geſenktem Haupt hatte Grazia ihm zugehört. Dieſer Aufregung, dieſen Betheuerungen gegenüber ſchien es ihr, daß ſie Unrecht haben, daß Adrian leichter ohne ſie exiſtiren könne, als Emanuel, daß wenigſtens Adrians Seele nicht Schaden leiden werde ohne ſie. So bethörend iſt der Syrenengeſang der Leidenſchaft, daß auch das reinſte Herz davon verwirrt werden kann. Aber bei Emanuels letzten Worten beſann ſie ſich. Sie ſtand auf und ſprach ſanft und ruhig.

„Emanuel, wo iſt Dein Gewiſſen?“

Daß man auf eine Liebeserklärung mit dem Gewiſſen antworten könne, machte ihn ſprachlos. Er begriff es gar nicht. Er liebte ſie zwar um ihrer zarten Seelenreinheit willen — oder doch mit darum! — aber wenn dieſe Reinheit ſich anders ausſprach, als er es erwartete, ſo begriff er ſie nicht. Grazia wiederholte:

„Beſinne Dich, wo iſt Dein Gewiſſen? — Ich ſage Dir ich bin verlobt! — und Du antworteſt mir, wie ich es nicht hören darf. Ich weiſe Dich hin auf die Gnadenfülle der Liebe Gottes — und Du antworteſt mir mit einer Läſterung Gottes, der Deine Seele Dir ſelbſt, nicht mir, anvertraut hat und deßhalb auch nur von Dir Rechenſchaft über ſie verlangt. Biſt Du überzeugt — oder ſtrebſt Du nach der Ueberzeugung von der alleinſeligmachenden Wahrheit der katholiſchen Lehre: ſo iſt es gewiſſenlos gegen Gott, wenn ein äußerer Umſtand Dich von der Kirche zurückhält. Biſt Du aber nicht auf dem Wege der Ueberzeugung: ſo iſt es gewiſſenlos gegen Dich und mich, ſie zu heucheln, um deſto leichter ein äußeres Ziel zu erreichen. Vergib mir, Emanuel, daß ich ſo zu Dir ſpreche .... aber Du mußt zur Beſinnung kommen."

„O ſprich nicht von Vergebung!" rief er, ganz überwältigt von dieſer klaren Einfachheit; — „Du haſt ja Recht! Du ſiehſt beſſer und tiefer mit Deinem unſchuldigen, unbeſtechlichen Auge in meine Wildniß hinein, als ich ſelbſt! Verſchmähe nicht, mir hilfreich Deine Hand zu geben, Grazia! Ja .... es iſt wahr, ich liebe Dich über Alles! aber das kommt daher, weil ich an Dich glaube."

„Glaube an Gott!" ſagte ſie und machte eine Bewegung, um das Zimmer zu verlaſſen.

Er kam ihr zuvor und ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür.

„O weiſe mich nicht unbedingt fort!" bat er flehend. „Laß mir eine Hoffnung ... eine Ausſicht. Dein und Adrians Schickſal kann ſich wenden .... wird und muß ſich wenden, Grazia" ....

Ohne ein Wort zu ſagen trat Grazia auf ihn zu und berührte mit der Spitze ihres Fingers Emanuels erhobenen Arm. Die Berührung war ſo leicht, als habe ein Schmetterling ihn geſtreift: allein der Arm ſank herab, der Ausgang war frei und Grazia verſchwand. Emanuel ſchlug beide Hände vor's Geſicht und ſank auf einen Stuhl. Ihm war zu Muth wie einem müden Schwimmer, der ein heiteres, rettendes Ufer erreicht hat und ſich plötzlich durch einen Windſtoß unerwartet fortgetrieben fühlt.

Grazia ging zu ihrem Vater, bei dem ſie um dieſe Stunde Euphroſyne abzulöſen pflegte. Allein ſtatt ſich an ihren Arbeitstiſch zu ſetzen, umſchlang ſie die Mutter und zog ſie hinaus auf die Terraſſe, dem Erkerthürmchen zu, immer ſchweigend, aber ſo bewegt, daß Euphroſyne, ohne zu fragen, ihr folgte. Als Beide allein, ungeſehen und unbelauſcht waren, löſte ſich Grazia's Erregung in einen Strom von Thränen auf, und mit ihnen wich alles Schweigen und alle Zurückhaltung, die ſie bis jetzt aus zärtlicher Schonung für die Mutter beobachtet hatte und die, wie ſie jetzt fühlte, nicht durchzuführen waren und ſie vertraute Euphroſynen Emanuels Geſinnung, ihre ablehnende Antwort und das ſchauerliche Geheimniß an, das ihr zwei Mal, ohne ihr Zuthun, bekannt geworden war und das dann Pater Smaragd ihr beſtätigt hatte. Euphroſyne konnte nicht an der Wahrheit von Grazia's Mittheilung zweifeln. Ihr war zu Sinn, als ſehe ſie das Gottesurtheil für den Gottesraub vor ihren Augen vollzogen. Auf der Erbſchaft eines ſolchen Namens, eines ſolchen Vermögens, einer ſolchen Vergangenheit konnte kein Segen ruhen, deßhalb nahm die Hand Gottes das Geſchlecht hinweg! .... aber mit welcher Barmherzigkeit!

mit welcher Vaterliebe! .... Er rettete die Seelen und nahm das leibliche und irdiſche Leid milde als ſühnendes Opfer an.

„Und was nun, mein Kind .... mein Einziges?“ ſagte Euphroſyne müde von Thränen und lehnte ihre Stirn auf Grazia's Schulter, als fühle ſie, daß ſie hier eine Stütze habe.

„Laß uns zu Pater Smaragd gehen,“ erwiderte Grazia. „Ich habe Alles mit ihm und vor Gott überlegt, weil ich glaubte, Dir den Schmerz — wenigſtens bis nach dem Abſcheiden meines theuern Vaters — ſparen zu können. Aber dieſe Bewerbungen um meine Hand, die ſich wiederholen und in Zukunft wiederholen könnten — die muß man nicht bloß durch einen Entſchluß vor Gott, ſondern durch deſſen Ausführung — mit Entſchiedenheit abſchneiden.“

Sie gingen Arm in Arm zu Pater Smaragd und Grazia ſagte, indem ſie eintraten:

„Meine Mutter weiß Alles! — Sie fragt nun nach dem Ausweg aus dieſem Labyrinth von Trübſal. Ich bitte, mein Pater, theilen Sie ihr denjenigen mit, den mir der liebe Gott gezeigt hat und auf dem wir, durch ſeine Gnade, zu Ruhe und Frieden gelangen können.“

„Gnädige Baronin,“ ſagte Pater Smaragd mit erhabener Ruhe, die er auf der Grenze zweier Welten fand, „ich brauche Ihnen nicht die Verſicherung zu geden, daß nicht ich es bin, der Grazia's Plan entworfen hat. Ich habe nur Gott gebeten, ihr das zu eröffnen, was Ihm wohlgefällig iſt — und ein Ausdruck ſeines Wohlgefallens wird auch Ihre Billigung ſein. Grazia hat beſchloſſen, ſich dem jungfräulichen Stande zu widmen, um dereinſt frei über ihr Vermögen ſchalten und Kreuzbronn zu einer frommen Stiftung machen zu können. Sie will ſich aber nie von ihren geliebten Eltern und von dem hilfloſen Baron Adrian trennen, vorausgeſetzt, daß dieſer ihr die volle Freiheit ihrer Perſon und ihres Vermögens zuſagen werde. Dann wird ſie nach der Seite der Welt hin alle Pflichten des zärtlichen Kindes und der tugendhaften Gattin erfüllen; und nach der Seite des Himmels hin wird ſie ſein, was ſie immer war, eine Tochter Gottes und überdas — eine Braut Chriſti.“

Schweigend ſank Grazia ihrer Mutter zu Füßen — und ohne Worte und ohne Thränen legte Euphroſyne ihre Hände auf das ſchöne junge Haupt ihres einzigen Kindes.

Der Abend dieſes Tages wäre vielleicht nicht „urgemüthlich“ geweſen — wie Emanuel ſich ausdrückte — wenn nicht er ſelbſt für die Unterhaltung geſorgt hätte, indem er ſich am Flügel niederſetzte und bald phantaſirend, bald ſingend, bald melodramatiſch declamirend, ſeine innere Aufregung ſowohl, wie die Herſtreutheit und Schweigſamkeit Grazia's und Euphroſynen's verſteckte. Odo verhielt ſich beobachtend. Seit ſeinem Spazierritt mit Grazia fürchtete er, dieſer Goldfiſch werde ſeinem Netz entſchlüpfen; nur war zu ſeiner Freude nicht das leiſeſte Anzeichen vorhanden, daß Emanuel glücklicher ſei. Ja, an dieſem Abend wollte es ihm ſcheinen, als ſei Emanuels Lebhaftigkeit eine Maske für ſeine innere Verſtimmung. Und woher dieſe ſo plötzlich? ſollte ein niedliches Körbchen von den zarteſten Händen geſpendet ſein?

„Onkelchen!" rief der unverbeſſerliche Emanuel ihm zu; — „lieber Onkel, ſollteſt Du Dich wohl je auf den Boden der Romantik begeben und Uhland's Gedichte geleſen haben?"

„Gewiß! — o ich bin ſehr für romantiſche Poeſie," ſagte Odo mit dem trockenſten Ausdruck von der Welt, „nur vergeſſe ich ſehr leicht dieſe wohlklingenden Seifenblaſen."

„Wohlklingende Seifenblaſen! . . . . Braviſſimo, Onkel! für dieſen Zuwachs an poetiſchen Bildern muß Dir die holde Muſe der romantiſchen Dichtkunſt in eigener Perſon einen Kranz auf's Haupt drücken."

„Ich habe mich höchſt rationell ausgedrückt, mein guter Emanuel. Verſe ſind etwas Hohles, wie Seifenblaſen; allein ſie klingen gut. Nur eine oberflächliche Auffaſſung kann durch die Zuſammenſtellung allenfalls frappirt werden," ſagte Odo gereizt.

Statt zu antworten ſang Emanuel einige Tacte aus Mozarts Figaro: „Friede, Friede, du einzig Geliebte“ — und ſagte dann weiter:

„Ich komme auf Uhland zurück, den ich für Deutſchlands lieblichſten Dichter halte. Kennt Jemand in der Geſellſchaft „Der Wirthin Töchterlein?“

„Wenn Adrian hier wäre — er würde es gewiß kennen; er hat oft den Uhland in Händen,“ ſagte Grazia traurig; denn Adrian war ſehr leidend und daher nicht im Kreiſe der Famile.

„Damit hier alſo Niemand hinter Adrian zurückſtehe,“ erwiderte Emanuel bitter und ſcharf, „werde ich jetzt „der Wirthin Töchterlein“ zum Beſten geben und damit die Soirée musicale ſchließen.“

Und mit einem unvergleichlichen Zauber im Ton, in der Stimme, im wechſelnden Ausdruck, von friſcher Keckheit übergehend zur tiefſchmerzlichſten Innigkeit, ſang er:

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten ſie ein.
„Frau Wirthin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr ſchönes Töchterlein?“ —

„Mein Bier und Wein ſind hell und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“
Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der Erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:
„Ach, lebteſt Du noch, Du ſchöne Maid,
Ich würde Dich lieben von dieſer Zeit.“

Der Zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte ſich ab und weinte dazu:
„Ach, daß Du liegſt auf der Todtenbahr,
Ich hab' Dich geliebt ſo manches Jahr.“

Der Dritte hub ihn wieder ſogleich,
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:
„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut',
Dich werde ich lieben in Ewigkeit.“

Als der letzte Ton verhallt war, ſtand Emanuel auf und ſchloß den Flügel. Thränen rollten über Euphroſynens Wangen; Grazia's Augen ſchimmerten und leuchteten; Odo rief mit einem gewiſſen brutalen Beifall in die Hände klatſchend:

Da capo! Braviſſimo! .... da capo.“

„Nein, Onkelchen!“ erwiderte Emanuel, „ſo etwas ſingt man Einmal .... und nicht wieder.“

Als man auseinander ging, ergriff er die Hand Euphroſynens und hielt ſie zurück, indem er ſagte:

„Wird denn wirklich an eine Verbindung zwiſchen Grazia und Adrian gedacht?“

Sie bejahte ſchweigend.

„Weißt Du, daß er kataleptiſch iſt?“

„Er kann hergeſtellt werden.“

„Wer iſt je von der Katalepſie geheilt worden! . . . und wenn er es nicht wird — was dann?“

„Nie wird Grazia ihre Hand einem andern Mann geben: dies, lieber Emanuel, iſt gewiß, ſelbſt dann, wenn Adrian nicht hergeſtellt würde.“

„Und Du geſtatteſt eine ſolche Verbindung?“

„Grazia hofft und liebt,“ erwiderte ſie ausweichend mit dem ſanfteſten, traurigſten Lächeln.

„Aber das muß ja eine furchtbare Liebe ſein!“ rief er und drückte beide Hände vor ſeine Stirn.

„Eine übernatürliche iſt es gewiß.“

„Mit der — wird kein Menſchenherz glücklich!“

„Es kommt darauf an, worin das Menſchenherz das Glück ſucht. Durch Gottes Gnade kennt Grazia ein höheres, als den Tand der Gefühle.“

„Aber, Euphroſyne, Du biſt ja eine Mutter im ſpartaniſchen Styl!“

„Ich hoffe im chriſtlichen, lieber Emanuel! Grazia ſpricht: ſie habe ſich mit Adrian verlobt, als er der Troſt, der Stolz, die Stütze unſeres Hauſes und unſerer Herzen war; daß er dies Alles ohne ſeine Schuld nicht mehr ſei, ſei für ſie kein Grund, um ſich von ihm zu trennen“ . . . . —

„Für Dich, für die Mutter, iſt es ein Grund, ja, eine Nothwendigkeit, Beide zu trennen! Behaltet doch Adrian bei Euch als Sohn und Bruder — was er immer war.“

„Und wenn es Gott gefallen ſollte, mich aus dieſem Leben abzurufen, Emanuel — was dann? wer würde ſich dann Adrian's annehmen? Grazia iſt nicht ſeine Schweſter. Sie müßte dann gewiſſe Rückſichten nehmen, wodurch die zarte, innige Intimität, die zwiſchen Beiden herrſcht und die Adrians Erquickung iſt, leiden würde. Nur als ſeine Frau hat ſie das Recht, ſich ihm ganz zu widmen. Sie beanſprucht dies Recht . . . . und ich ſollte es ihr verwehren, weil es mit ernſten Pflichten verbunden iſt?“

„Aber Ihr ſeid ja ganz fanatiſch für Adrian eingenommen!“ rief Emanuel in Verzweiflung.

„Vergiß nicht, daß er, um unſern Bernardin zu retten, übermäßig ſich angeſtrengt hat und in Folge davon erkrankt iſt,“ ſagte ſie ernſt.

„Liebe, beſte Euphroſine, laß mich einen andern Vorſchlag Dir machen!“ rief plötzlich Emanuel. „Ich verſpreche Dir feierlich, wenn Grazia ſich entſchließt, mir ihre Hand zu geben, ſie nie von Adrian zu trennen, ihn immer als einen theuren Bruder an unſerer Seite zu haben.“

„Du vergißt, daß Grazia entſchloſſen iſt, ſich mit keinem andern Mann zu vermählen. Ginge ich aus der Welt oder Adrian: ſo würde ſie entweder hier auf Kreuzbronn ein klöſterliches Leben führen oder ſich in ein Kloſter zurückziehen.“

„In ein Kloſter!“ rief Emanuel wüthend, „dies herrliche Weſen ſoll Nonne werden? . . . . Nein! lieber todt! . . . . lieber Adrians Frau! . . . . lieber verzweifelnd über ihre Thorheit! . . . . nur nicht Nonne!“

„Und Du bildeſt Dir ein, Grazia zu lieben, mein armer Emanuel?“ fragte Euphroſyne.

„Ja, ſo liebt ein vernünftiger Menſch! lieber will ich dies göttliche Geſchöpf todt oder unglücklich — als wahnſinnig wiſſen.“ Nonne [illegible] . . . ist Wahnſinn!“

Euphroſyne legte beide Hände auf ſeine Schultern, blickte mild in ſein verſtörtes [illegible] und fragte:

„Emanuel, fällt es Dir denn nie ein, daß bei den großen und wichtigen Geſtaltungen unſeres Lebens — Einer iſt, der über unſere Willkür, unſere Leidenſchaften, unſere Neigungen das entſcheidende, regelnde Wort zu ſprechen hat . . . . und daß dieſer Eine — Gott iſt.“

„Und Du bildeſt Dir wohl gar ein, Deinen Gott zu lieben, wie Du Deine Tochter liebſt!“ rief Emanuel mit höhniſcher Bitterkeit.

„Ich liebe meine Tochter, wie ich meine Seele liebe,“ entgegnete Euphroſyne gelaſſen: „zuerſt und über Alles im Hinblick auf ihr ewiges Heil. Allein, wie jede Mutter, hab' auch ich tauſend Wünſche, tauſend Hoffnungen, tauſend ſüße Bilder, die ſich auf das irdiſche Glück meiner Grazia beziehen und die ich mit meinem Blut ihr erkaufen möchte; dies wirſt Du gewiß Liebe nennen. Ob ich aber Gott liebe? — das, mein Emanuel, iſt eine tiefe Frage und ich getraue mir nicht, ſie keck zu bejahen. Ich will Dir aber ſagen, was ein großer Dichter, der zugleich ein armer Kloſterbruder war 1), auf dieſe Frage vor fünfhundert Jahren geantwortet hat — und damals wie jetzt und wie künftig iſt die Antwort richtig. „Wenn ich Gott um eine Sache bitte, und er gewährt ſie nicht, und ich deſto mehr ihn liebe; — und wenn Gott das Gegentheil thut und ich zwei Mal mehr ihn liebe — dann habe ich die Signatur der heiligen Liebe Gottes.“

„Das iſt freilich eine Sorte von Liebe, welche unſere Welt in ihrer Axe umkehrt!“ ſagte Emanuel mit einem Anflug von Rührung. „Doch zu einem ſolchen Standpunkt erſchwingen wir uns nicht, wir Weltkinder. Alſo, theure Euphroſyne, lebe wohl! Morgen in aller Frühe reiſe ich ab.“

„Wohin, Emanuel?“ fragte ſie mit zärtlicher Beſorgniß.

„Zu unſerer Mutter,“ entgegnete er abwehrend.

„Du weißt, daß ſie in einigen Wochen herkommt!“

„Eben darum will ich vorher ſie beſuchen.“

---

1) Fra Jacopone da Todi, Franziscanerordens, Verfaſſer des „Stabat mater.“

„Und nachher?“

„O, nachher beginnt meine großartige Lebens-Epoche! Ich werde königlich preußiſcher Auscultator.“

„O Emanuel, mein Sohn! mein Bruder!“ bat ſie mit weicher Innigkeit, „denke an Deine Seele.“

„Wenn die Größe und Fülle meiner auscultatoriſchen Gedanken und Beſchäftigungen mich dazu kommen läßt — ſehr gern.“

Sie ſchwieg; aber ſo bittend ſah ſie ihn an, daß er ihr nicht zürnen konnte. Zärtlich umarmte er ſie — und in der frühen Morgendämmerung war er auf dem Wege zur nächſten Eiſenbahnſtation.

Vierzehn Tage ſpäter ſaßen Adrian und Grazia auf der Terraſſe. Ein liebliches Bild — die beiden ſchönen jugendlichen Weſen, er — das Bild der Schwermuth, ſie — des heitern Friedens, eingerahmt von den ſchwankenden, duftenden Zweigen des Cytiſus und des perſiſchen Flieders. Grazia war wie gewöhnlich in einfaches Weiß gekleidet, aber ſtatt der Blume, die ſie zuweilen mit anmuthiger Nachläßigkeit in ihr Haar ſteckte, trug ſie einen grünen Kranz.

„Sei nicht mehr traurig, Adrian,“ ſagte ſie. „Ob Du krank oder geſund biſt — uns trennt nichts; wir bleiben beiſammen, in Freude und Leid, in trüben und frohen Tagen.“

„Glaubſt Du an frohe Tage für uns, für Kreuzbronner Kinder?“

„Doch!“ antwortete ſie zuverſichtlich. „Wir haben uns entſchloſſen, die alte Schuld abzutragen und Gott zu geben, was ihm gehört. Das gibt uns Frieden — und Friede bringt frohe Tage mit ſich.“

„Könnteſt Du doch Deine Heiterkeit mit mir theilen!“ ſagte er ſchmerzlich.

„Vielleicht gelingt es mir nach und nach,“ erwiderte ſie liebreich. „Immer wird es meine größte Freude ſein, das Beſte, was ich habe, mit Dir zu theilen. Sieh! ich fange ſchon an.“

Und ſcherzend nahm ſie den Kranz aus dem Haar, theilte ihn und legte die eine Hälfte um Adrians zarte, krankhaft weiße Stirn, während ſie die andere wieder auf ihre Locken drückte.

„So!“ ſagte ſie und ſah ihn zufrieden an; „jetzt ſind wir Beide geſchmückt zum hohen Feſt unſeres Lebens.“

Vom Kirchthurm herab läutete die Glocke den Engliſchen Gruß. Beide erhoben ſich und falteten fromm die Hände. Grazia ſagte:

„Ave Maria!“

Zwei Schweſtern.

Zwei Schweſtern.

Eine Erzählung aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Excelsior!“

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Mutter und Sohn 1

Mutter und Tochter 44

Ein leeres Herz 75

Spieler 120

Erkennen und Bekennen 156

Grade und krumme Wege 210

Ein Fortſchritt 255

In pace 283

Die Rache 315

„Non serviam“ 338

Cataſtrophe 389

Ein Brief 409

Mutter und Sohn.

Baden-Baden. 1860.

Zwei junge Männer gingen Arm in Arm, rauchend und mit dem Ausdruck der tiefſten Langeweile, in der Umgebung des Curſaals hin und her. Sie gehörten zu jenen liebenswürdigen Pflanzen, welche ſich auf dem Boden einer in öden Materialismus verſunkenen Geſellſchaft entwickeln: ſie gefielen ſich darin, in allen Dingen den Indifferentismus zur Schau zu tragen und beſonders alles Edle, Gute, Schöne, ſowohl im Reich der Gedanken als der That, mit einem „Ah bah!“ abzufertigen. Sie glaubten — oder eigentlich: ſie ſuchten Andere glauben zu machen, daß ſie auf einer erſtaunlichen Höhe philoſophiſcher Ruhe und kaltblütigen Urtheils ſich befänden, die Welt abgeſchätzt und in ihrer Richtigkeit durchſchaut hätten, ſo daß ihnen das Recht zuſtehe, dieſelbe gründlich zu verachten. Wie wenig ſie aber auf der Höhe der wahren Welterkenntniß ſich befanden — und wie in ihrer Seele ſtatt des ruhigen, überlegenen Gleichmuths nur ſtumpfe Gleichgültigkeit zu Hauſe ſei, kam jeden Augenblick kläglich zum Vorſchein; denn gerade die Freuden und die Genüſſe der Welt, denen ſie ihren Stumpfſinn für jede edle Richtung verdankten, gerade dieſe waren ihnen zum Bedürfniß geworden. Der gewiſſe bezaubernde Rauſch, den dieſe Blendwerke über die erſte Jugend bei ihrem Eintritt in die gefährliche Welt verhängen können, dieſer Rauſch, der eine Art von Entſchuldigung mit ſich bringt, war freilich für Beide längſt verflogen. Doch ohne ſittliche Kraft, um ſich aus dem Schiffbruch zu retten, ließen ſie ſich treiben von den Windſtößen ihrer ungeregelten Neigungen und folgten ihnen wie Sklaven. Und dies uneingeſtandene, heimliche Bewußtſein ſchmählicher Knechtſchaft iſt es, woraus der verſchrobene Indifferentismus hervorgeht, der heutzutage in der jungen Männerwelt graſſirt: man dient einem böſen Herrn; — woher ſoll da Licht, Muth, Kraft, Freudigkeit in die Seele kommen? Und weil ſie fehlen, ſpricht man da, wo ſie in Andern aufleuchten, halb aus Neid, halb mit Hohn „Ah bah."

Der Jüngſte von Beiden machte einen beſonders traurigen, ja abſtoßenden Eindruck, ſo jung ſah er aus — und doch ſo alt, müde das Auge, ſcharfgegraben die Züge; dabei ein inſolenter Mund und ein pfiffiger Blick. Dennoch flog zuweilen ein Etwas wie der Schatten einer unſichtbaren Sonne über ſein Antlitz, gab ihm einen Ausdruck von Ernſt und Nachdenken und bewirkte, daß man ihn dann mitleidig betrachten konnte. Sein Gefährte war älter und viel unbedeutender. Er brach das Schweigen, als ein eleganter Wagen vorüberfuhr und ſagte:

„Deliciöſe Frau — dieſe Gräfin Urſperg.“

„Nicht deliciös und nicht Gräfin!“ ſagte der Jüngere.“

„Gräfin oder nicht, mir einerlei! Aber wunderſchön iſt ſie.“

„Ah, wunderſchön... das kann ſein! nur nicht deliciös! Deliciös gehört in eine ganz andere Kategorie.“

„Immer in die der ſchönen Frauen.“

„Mit nichten! Eine deliciöſe Frau braucht nicht ſchön zu ſein, aber ſie muß elegant ſein. Und zur Elegance gehören nicht blos Pariſer Toiletten und engliſche Pferde nebſt allem Zubehör in und außer dem Hauſe — ſondern die Elegante muß auch gefeiert, umringt, bewundert, tonangebend, geiſtvoll... mit einem leiſen Anflug von Inſolenz ſein. So componire ich die deliciöſe Frau.“

„Nun, componire ſie, Triſtan! Es wird vielleicht Dein Meiſterwerk, das im zarteſten Alabaſter und Bisquit auf allen Camintafeln prangen und Dich unſterblich machen wird.“

„Ich habe dieſe Beſchäftigung aufgegeben,“ erwiderte Triſtan; — „ſie nahm viel Zeit und brachte wenig Geld. Ohne viel Geld aber kann man nicht leben, d. h.

leben, wie wir es verſtehen: aus dem Vollen... und das iſt die Hauptſache, wenn man von Leben redet.“

„Freut mich, daß Du es kannſt! Paris iſt der Ort dafür und einige Wochen in Baden-Baden ſind auch nicht übel.“

„Du wirſt doch nicht behaupten wollen, es fehle Dir in Marſeille bei Deinem Onkel Millionär, der Dich mit verſchwenderiſcher Großmuth überſchüttet, an Lebensfreuden?“

„Das nicht. Allein ich ſage, Paris iſt einzig, um ſie auf's Höchſte raffinirt darzubieten. Seit vier Jahren ſitz' ich in Marſeille, bringe meinem Onkel, in Erwartung ſeiner Millionen, das Opfer als quasi Sohn und wirklicher Erbe bei ihm zu leben; aber auf die Dauer iſt es tödtlich langweilig. Ich bekam den Spleen, ich fragte den Arzt, ob ich nicht leberkrank ſei. Er ſagte, allerdings. Ich fragte, ob nicht die kräftige nordiſche Luft des Schwarzwaldes in Baden mir wohlthun werde. Er ſagte, allerdings. So kam ich her, freute mich, Dich hier zu treffen, werde aber doch bald nach Paris gehen und mich dort länger aufhalten.“

„Wenn Du viel Geld haſt, haſt Du Recht. Ohne das iſt Paris ein troſtloſer Ort — eine Qual des Tantalus bei Gasbeleuchtung. Rings um den Schmachtenden die ſüßeſten Früchte... aber unerreichbar. Denn all dieſe Herrlichkeiten koſten Geld, mein lieber Edmund, viel Geld.“

Kalt egoiſtiſch, wie Edmund im anticipirten Beſitz der Millionen ſeines Onkels war, fiel ihm doch der Ton auf, womit Triſtan immer auf das „viel Geld“ zurückkam und er fragte:

„Ebbe in der Caſſe?“

Ein leichtes Zucken der Oberlippe hätte verrathen können, daß dieſe Frage Triſtan unangenehm berühre. Ohne ſie zu beantworten, ſprach er weiter:

„Wenn ich bedenke, wie mir, als ich noch ein junges Bürſchlein war, tauſend Harpyen ihre Krallen des Neides, der Eiferſucht, der heißeſten und wildeſten Begierden in's Herz ſchlugen, ſo oft ich jene tantaliſchen Früchte gewahr wurde, oder ſie in meiner Nähe wußte und nicht erreichen konnte, weil mir Geld, Geld und immer Geld fehlte: ſo kann ich nicht umhin, es höchſt unpolitiſch zu finden, daß in einer und derſelben Stadt die höchſten Schwelgereien des Luxus und die üppigſten Genüſſe des Reichthums ſich gerade ſo vor dem Armen und Geringen, wie vor dem Millionär und dem hohen Würdenträger ausbreiten. Aug' iſt Auge — möge es einem Prinzen oder einem Taglöhner, einer Griſette oder einer Herzogin angehören. Durch das Auge ziehen Wünſche und Verlangen in die Menſchenbruſt ein: man will beſitzen und genießen, was ſich ſo unausſprechlich reizend darbietet — und nun plötzlich ſollen neun Zehntheil dieſer begierigen Augen, dieſer lechzenden Herzen ſich mit ihrem

Tantaluszuſtand begnügen, während ein Zehntheil ſchwelgt! Die Zumuthung iſt allzu ſtark! Auf die Dauer vermag der Arme eben ſo wenig als der Reiche ſeinen ſtets aufgereizten Gelüſten zu widerſtehen. Ja, er bekommt durch Neid und Mißgunſt einen neuen Stachel. So macht ſich eine Empörung gegen die Ungerechtigkeit der ſocialen Verhältniſſe und deren Umwälzung im Sinn und zum Vortheil der Darbenden — der Communismus von ſelbſt, wenn er ſich zur Zeit, aus Furcht vor der Polizei, auch ruhig verhält. Aber die Stunde wird kommen, wo er ſich mit dem leeren Anſchauen der Weltfreuden nicht begnügt — und das wird denn die Stunde einer ungeheuern ſocialen Revolution ſein und nicht die Armen, mein lieber Edmund, ſondern die Reichen haben ſie verſchuldet."

„Iſt es möglich!" rief Edmund. „Du vertiefſt Dich in ſociale Fragen?"

„Von Vertiefen iſt keine Rede," erwiderte Triſtan, „denn dieſe Fragen liegen auf der Hand, ſchweben in der Luft und drängen ſich ungerufen auf, da ſie ſogar, wie Du ſiehſt, aus unſerm freundſchaftlichen Geſpräch hervorgehen."

„In welchem Gaſthof wohnſt Du?" fragte Edmund abbrechend, wenig durch dieſe Wendung des Geſprächs erbaut, da er zu den Reichen und nicht zu den Darbenden gehörte. „Der meine läßt Manches zu wünſchen übrig."

„Ich wohne in der Stadt, in einem Privathauſe.“

„Seltſamer Geſchmack! Wird wohl einen Grund haben... nicht wahr?“

„Ich bin nicht allein hier,“ ſagte Triſtan mit einem kühlen Lächeln.

„Sieh, wie ich gut rathen kann! Aber nun geſchwind Deine Adreſſe, damit ich Dich morgen beſuchen könne.“

„Iſt nicht nöthig — wir ſehen uns hier.“

„Wie? begreifſt Du nicht mein Intereſſe...“ —

„Ich wünſchte, Du begriffeſt das meinige, welches darin beſteht, daß ich Dich lieber hier, als in meiner Wohnung ſehen möchte.“

„Hm! eiferſüchtig wie der Großtürk?... das, mein guter Triſtan, iſt noch eine gewiſſe Unerfahrenheit, die für mich bereits zu den überwundenen Standpunkten gehört, die ich aber bei Dir, um unſerer alten Freundſchaft willen, reſpectire. Sage mir aber, um wieder auf die ſchöne Frau von Urſperg zurückzukommen, ob Du ſie kennſt.“

„Ich kenne hier nur eine Schöne und die iſt mein Geheimniß!“ ſagte Triſtan. „Ich kenne aber ein wenig den Vetter von Frau von Urſperg.“

„Welchen Vetter?“

„Mein Gott, lieber Edmund, eine ſolche Frage iſt für mich ein überwundener Standpunkt und bringt mir einen hohen Begriff von Deiner unangetaſteten

Naivetät bei. Welcher Vetter! — weißt Du denn nicht, daß man in gewiſſen Verhältniſſen immer einen Vetter hat?“

„Du trauſt mir Allwiſſenheit zu,“ ſagte Edmund etwas gereizt durch Triſtans perſiflirenden Ton. „Geſtern komme ich zum erſten Mal im Leben nach Baden. Wie ſoll ich da mit den Verhältniſſen der hieſigen Frauenwelt bekannt ſein!“

„Alſo: den Vetter von Frau von Urſperg kenne ich ein wenig... aus früherer Zeit in Paris. Ich war ganz jung damals und im Beginn meiner Künſtlerlaufbahn. Da intereſſirte er ſich für mein Talent — und zwar mit Verſtändniß und richtigem Geſchmack. Jetzt bin ich ihm hier wieder begegnet — und es ſcheint mir, als habe er ſeine Kunſtkennerſchaft ſo gut an den Nagel gehängt, wie ich meine Kunſt. Graf Meerhaim heißt er — Emanuel Meerhaim.“

„Ich will wahrhaftig nicht unbeſcheiden fragen, Triſtan, allein ich wüßte doch gern, weshalb Du Deiner Kunſt Valet geſagt haſt. Ich meine, es müſſe ein großer Reiz in dieſen ſchöpferiſchen Spielen der Phantaſie liegen und eine angenehme Unterhaltung mit ihrer künſtleriſchen Ausführung verbunden ſein. Da nun das Leben unleugbar ſeine langweiligen, ja erzlangweiligen Momente hat, die ſich zu Stunden, Tagen, Wochen ausdehnen... oder eigentlich: da die Grundfärbung des Lebens Langeweile iſt, ſo würde ich mit beiden Händen nach einer Unterhaltung greifen, die Du wegwirfſt... wie ich dieſen Reſt einer Cigarre wegwerfe.“

„Mein Sohn, — „Life is dull as a twice-told tale“ — hat ſchon vor dreihundert Jahren ein immenſes Genie, ein ungeheurer Welt- und Menſchenkenner geſagt. Weshalb willſt Du... und weshalb ſoll ich es beſſer haben, wie ein Shakſpeare?“ — entgegnete Triſtan, ohne zu bedenken, daß der dramatiſche Dichter im Geiſt verſchiedener Rollen zu ſprechen hat. „Mit der Zeit wird man aller und jeder Unterhaltung und Beſchäftigung überdrüſſig, beſonders aber dann, wenn man gewiſſe, großartig ſpannende Realitäten kennen gelernt hat, neben denen ſich phantaſtiſche und künſtleriſche Beſtrebungen etwas kindiſch und abgeſchmackt ausnehmen, weil ſich mit dieſen nichts — mit jenen Alles... erreichen läßt.“

„Alles, Triſtan? wirklich Alles?“ rief Edmund. „Läßt ſich mit Deinen „ſpannenden Realitäten“ auch der Tod der Hydra Langeweile erreichen, die mich mit ihren tauſend Köpfen nicht ſowohl anziſcht, als angähnt!... Iſt das der Fall, ſo mußt Du aus Mitleid mit einem großen Theil der europäiſchen Menſchheit, die an Langeweile dahinſiecht, Deine Panacee verkündigen... und zwar mir, Deinem Freunde, zuerſt.“

Triſtan machte eine lebhafte Bewegung der Hand nach einer Richtung, aus welcher ein Wagen kam. Es war wieder Frau von Urſperg; aber diesmal nicht allein. Sie ſaß rückwärts in ihrer Caleſche, neben ihr ein junges Mädchen und ihr gegenüber ein bejahrter Herr mit weißem Haar und eine ältliche Dame.

„Wo iſt denn der Vetter?“ fragte Edmund in der Meinung, daß Triſtan neben ihm ſtehe. Er bekam aber keine Antwort, denn Triſtan war verſchwunden. Hm! murmelte Edmund überraſcht, wenn ſeine Panacee nichts Anderes ſein ſollte, als irgend ein großartiger Liebeshandel, ſo müßte ich das von meiner Seite wieder für einen überwundenen Standpunkt erklären. Aber er gibt ſich nicht aufrichtig hin... das iſt ſicher! Sagt mir nicht ſeine Wohnung, ſchweigt über ſeine unterbrochene Künſtlerlaufbahn, verſchwindet vor ſchönen Frauen... lauter Geheimniſſe!... Iſt aber gar nicht übel!... ihnen nachzuſpüren, ſchlägt meiner Feindin, der bewußten Hydra, wenigſtens einen ihrer gräßlich gähnenden Köpfe ab. Einſtweilen wollen wir ſehen, was der premier Paris im Siècle ſagt — wenn man ſich in dieſem teutoniſchen Schwarzwald ſchon zu der Höhe erſchwungen hat, Leſer für den Siècle zu finden — was aber zu hoffen iſt, da es hier von Franzoſen wimmelt, folglich franzöſiſche Einflüſſe, wie überall, die Oberhand haben und die ächt franzöſiſche Geſinnung ſich doch nur im Siècle ausſpricht... und wenn auch Monde und Correspondant darüber vor Aerger und Neid berſten möchten. — —

Triſtan, der dem Curſaal zugeeilt war, prallte auf der Schwelle gegen Jemand an, der eben herausſtrat und der ihn ohne Umſtände wieder unter den Arm nahm und erfreut ſagte:

„Endlich treffe ich Sie! da will ich dies glückliche Ungefähr benutzen und Ihnen meinen beſten Dank ſagen.“

„Wofür? weshalb?“ entgegnete Triſtan ungeduldig und zerſtreut auf Emanuel Meerhaims freundliche Anrede.

„Wiſſen Sie denn wirklich nicht, daß Ihre Couſine ſeit acht Tagen bei meinen Eltern iſt?“

„Ich ahnte nicht, Herr Graf, daß Sie mir dafür danken könnten.“

„Doch, lieber Saint-Clair! wir verdanken ja Ihrer Empfehlung dieſe kleine Préciosa, von der meine Eltern ganz entzückt ſind. Sie lieſt in drei, vier Sprachen bald Zeitungen und Romane, bald das Stud-Book und Flugſchriften über die weltliche Souverainetät des Papſtes vor; ſie verſteht ganz allerliebſt Lieder und Romanzen zu ſingen; ſie hat ein äußerſt einnehmendes, ja einſchmeichelndes Benehmen und einen ſo feinen Tact, daß ſie ſehr bald die gewiſſe Steifheit ablegen wird, die allen jungen Mädchen anklebt, welche ihre ganze Erziehung in einer Penſion erhielten, wo eine gewiſſe Schablonen-Dreſſur, der Maſſe wegen, unvermeidlich iſt. Endlich iſt ſie bildhübſch. Das gefällt immer und überall, beſonders aber alten Leuten.“

„Ich dachte, beſonders den jungen,“ entgegnete Triſtan lakoniſch.

„Nicht doch! junge Leute, die eine lebhafte Phantaſie haben, lieben nicht ſelten unſchöne ältere Frauen. Alte Männer aber haben eine entſchiedene Neigung für möglichſte Jugend und möglichſte Schönheit. Meine gute Mutter ſchwärmt um ſo mehr für dies allerliebſte Perſönchen, als es den phantaſtiſchen Namen Chiara Stella trägt — und wenn wir Uebrigen uns begnügen, ſie mit der letzten Hälfte deſſelben zu nennen: ſo verſäumt meine Mutter nie, ihren Namen, vollwichtig und klingend wie ein Cremnitzer Ducaten, ihr auszuzahlen.“

„Und wie gefällt die kleine Stella der Frau Baronin von Urſperg, die als Enkelin gewiß eine entſcheidende Stimme im Hauſe hat?“

„Ach, mein lieber Saint-Clair, zum Verſtändniß dieſer ſchweigenden Seele fehlt mir der Schlüſſel. Was ſie von den Menſchen denkt und nicht denkt, urtheilt und nicht urtheilt — ich weiß es nicht und Niemand weiß es! Aeußerlich iſt Alles in ein allgemeines, ſtilles Wohlwollen eingehüllt.“

„Iſt ſo etwas auf Erden möglich?“ rief Triſtan mit ſpöttiſchem Erſtaunen. „Eine ſchweigende Frau!... eine Frau ohne ausgeprägte Sympathien und Antipathien!... Welch ein Mirakel verbirgt dieſer Schwarzwald!“

„Wenn Sie noch Ihre ſchöne Kunſt übten, ſo würde ich Sie bitten, ein kleines Bild der Baronin Urſperg, ſei es eine Büſte oder ein Hautrelief, in Alabaſter zu machen. Es würde meine Mutter ſehr erfreuen und könnte dazu beitragen, Ihr Talent hier aufleuchten zu laſſen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ ſagte Triſtan kalt. „Das Portrait war eigentlich nie meine Sache, wie geſagt, ich fand in jeder Beziehung zu wenig meine Rechnung auf dem Wege der Kunſt. Die Künſtler wollten mich nicht als ebenbürtig anerkennen, weil meine Kunſtwerke nur nach Zollen, nicht nach Fuß und Klafter maßen; und der Geſchmack des großen Publikums iſt etwas ſo Rohes, ſo Wetterwendiſches, ſo Launenhaftes, daß er im Stande iſt, Figuren von Jean Goujon über Kautſchuk-Fratzen zu vergeſſen und tanzende Hunde Thorwaldſens Alexanderszug und den idealen Geſtalten eines Flaxman vorzuziehen. Je mehr die Kälte des Publikums für gewiſſe Zweige der Kunſt ſteigt, deſto mehr ſinken die Aufträge der Kunſthandlungen und das Honorar beſonders wird zu Null. Aber ohne Ruhm und ohne Gold zu ernten, wer mag da Künſtler ſein? ich nicht!“

„Sie ſind ſehr jung, um ſchon in den Lorbeerhainen des Ruhmes wandeln zu wollen,“ ſagte Emanuel lächelnd.

„Ja,“ ſagte Triſtan, „heutzutage lebt man raſch und deßhalb muß man früh anfangen: ſonſt kommt man zu kurz. Uebrigens ſpazieren nicht bloß Greiſe in Lorbeerhainen umher! wie jung ſtarb Rafael und wie hoch ſtand ſein Ruhm. Bernini hatte ſich ſchon bei ſechzehn Jahren berühmt gemacht — wie Sie Selbſt, Herr Graf, bei unſerer erſten Begegnung in Paris ermunternd mir ſagten — und will ihm auch die Nachwelt ſeine Lorbeerkränze ſchmälern .... immerhin! Er hat ſie getragen und ſich ihrer gefreut. Das iſt die Hauptſache für ihn. Ruhm über das Grab hinaus iſt nicht nach meinem Geſchmack, gibt mir weder Eifer noch Ermunterung. Iſt die Mitwelt mir nicht tributpflichtig mit Huldigung aller Art, ſo verlange ich auch keine von der Nachwelt.“

„Dann ſind Sie aber überhaupt nicht ruhmdurſtig,“ ſagte Emanuel; „denn es iſt das Charakteriſtiſche des Ruhmdurſtigen, daß ihm die Huldigung der Mitwelt nicht genügt und daß er in die Zukunft hineinleuchten, wirken, herrſchen will. Dann ſind Sie nur genußſüchtig.“

„Da können Sie Recht haben,“ ſagte Triſtan trocken. „Dennoch bin ich im Stande, viel zu entbehren, viel zu opfern .... und darin einen hohen Genuß zu finden, der freilich von der Hoffnung geſtützt und getragen wird.“

„Sie ſprechen plötzlich wie ein Myſtiker,“ rief Emanuel lachend. „Und doch kann ich nicht bei Ihnen vorausſetzen, daß die Myſtik des Glaubens oder der Liebe Sie beſeele.“

„So wird man verkannt,“ entgegnete Triſtan mit leichtem Achſelzucken und ſetzte dann abbrechend hinzu: „Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß die kleine Stella ſo nachſichtig in Ihrem Hauſe aufgenommen wurde. Es wird ein großer Troſt für meine Mutter ſein.“

„Vor Jahren in Dresden, wenn ich Sie Beide zuweilen mit Madame Saint-Clair ſpazieren gehen ſah, hielt ich die Kleine für Ihre Schweſter,“ ſagte Emanuel.

„So ſind wir auch aufgewachſen,“ entgegnete Triſtan.

„Und wo hält ſich Ihre Frau Mutter jetzt auf?“

„In Paris.“

„Immer mit Malerei beſchäftigt?“

„Sehr beſchäftigt; doch nicht in dem Fach.“

„Es ſcheint in Ihrer Familie üblich zu ſein, der Kunſt untreu zu werden und das iſt, was Madame Saint-Clair betrifft, höchſt undankbar,“ ſagte Emanuel verbindlich; „denn ihr hätte die Kunſt gewiß einen Lorbeerkranz gegeben.“

„Keineswegs!“ erwiderte Triſtan; „ſie gab ihr kranke Nerven, geſchwächte Augen und kaum das liebe Brod für uns Drei. Nein, die Künſtlerlaufbahn meiner Mutter iſt nicht lockend zur Nachfolge! ... — Aber ein Jugendfreund erwartet mich — alſo Vergebung.“

„Adieu, adieu, lieber Saint-Clair,“ ſagte freundlich Emanuel und ſetzte, als Triſtan ihn verließ, in Gedanken hinzu: Schade um den hübſchen, talentvollen Jungen! es hätte etwas Anderes aus ihm werden können, als der kleine, blaſirte Taugenichts, der er iſt.

Triſtan aber hielt ſeinerſeits Betrachtungen über Emanuel: Was ſich doch ein ſolcher Sohn des Glückes einbildet, um den Künſtler mit hohen Idealen von Ruhm und ähnlichen Vorſtellungen abſpeiſen zu wollen, während er bei dem feſtlichen Bankett des Lebens ſchwelgt! Meint er, man ſei weniger dafür empfänglich, weil man nicht mit einem wohlgefüllten Geldbeutel in der Hand auf die Welt kam — oder weil man von der Natur jenes Naphthaflämmchen, jenen Aethertropfen empfing, den man Talent, Genie, Phantaſie — und was weiß ich! nennt? — Fehlgeſchoſſen, mein Herr Graf! Für dies kleine Flämmchen, welches in der Bruſt da, oder im Gehirn, oder wo die Phyſiologen es hinverlegen mögen! wohnt, für dieſe Flamme iſt der Erdball nicht zu groß, um von ihm, ſo viel ſie vermag, zu zehren. Ohne ſie iſt es noch eher möglich, nur den Zuſchauer bei ihren Feſtgelagen abzugeben, mein Herr Graf! mit ihr — iſt es unmöglich, denn ſie begehrt Nahrung — und zwar andere, als an dem Schattenſpiel des Ruhmes und an botaniſchen Studien über den Lorbeer ſich zu ergötzen. Ich bin nun ein Mal, Gottlob! kein Schwärmer, ſondern durch und durch praktiſch, mit ganz beſtimmtem Zweck und Ziel: reich werden, um das Leben zu genießen. Und dazu muß mein Mittel mir verhelfen! .... Der Edmund iſt aber allzu ſtupide! hat Millionen — und langweilt ſich! unvernünftiges Subject! ..... Ich langweile mich, weil ich keine Millionen habe — und das iſt ſehr vernünftig, denn in der Welt wiegt Menſchenwürde und Menſchenglück nur nach dem Geldeswerth, und in der Welt leb' ich, weil ich auf der Welt bin und keine Karthäuſerneigungen habe. — — Mit dieſen Betrachtungen bewegte er ſich und verſchwand er in der bunten ſchillernden Menge, die ſich um das Herz von Baden, das große Geſellſchaftshaus, Curſal genannt, mit den verſchiedenen Tanz-, Speiſe-, Spiel-, Leſe- Unterhaltungsſälen, zuſammendrängte und in Gruppen auseinander ging. Aber er hörte nicht auf die Muſik, er blickte nicht auf die Frauenwelt, die ein wahres Pfauenrad von Luxus und Toiletten rauſchend und ſchillernd aufſchlug. Er ſprach mit Niemand; er ſchien Niemand zu kennen, und ihn kannte Niemand; in dieſer zuſammen gewirbelten Moſaik von Flittergold, Moder und Staub war er ein unbeachtetes Atom.

Triſtan betrat einen Saal, der glänzend erleuchtet war und in dem ſich viele Menſchen befanden. Trotzdem herrſchte eine eigenthümliche Stille darin, denn von allen dieſen Menſchen ſprach Keiner ein lautes Wort. Dennoch ließen ſich Töne vernehmen, ein

Murmeln, ein Geflüſter, ein metalliſches Klimpern, ein leiſes Rollen. Zwei große compacte Menſchenmaſſen ſtanden von einander getrennt feſt und beinahe unbeweglich mitten im Saal, die eine rechts, die andere links. Zuweilen löſte ſich ein Einzelner von der Maſſe ab und ging hinweg. Dann traten Andere heran. Einige blieben längere, Andere kürzere Zeit; noch Andere ſchienen in dem Boden Wurzel gefaßt zu haben. Manche hielten kleine Papierhefte in der Hand und Nadeln mit rothen und ſchwarzen Köpfen, die eine Bedeutung zu haben ſchienen, da ſie mit einer gewiſſen Ueberlegung durch das Papier geſteckt und zuweilen aufmerkſam betrachtet wurden. Auf den Sopha's rings an den Wänden ſaßen auch Perſonen, die einen ruhig, indifferent, beobachtend: gleichſam die Zuſchauer; die andern müde, abgeſpannt, unruhig, aufgeregt: die Theilnehmer. Erwartungsvolle, neugierige, geſpannte Blicke kreuzten ſich, ohne es zu bemerken, mit ſtarren, gläſernen, troſtloſen, habgierigen Blicken — mit Blicken, in denen brutale Begierde, zitternde Spannung, dämoniſche Freude, ſtumpfe Vernichtung, ohnmächtige Verzweiflung lag. Der Grund dieſer ſo ungewöhnlichen Affecte war das tonloſe Gemurmel, das ſich aus der Mitte der einen — und das leiſe Rollen, das ſich aus der Mitte der andern Gruppe vernehmen ließ. Dort hieß es: „Rouge a gagné, Noir a perdu.“ Hier rollte eine kleine Elfenbeinkugel in ein Becken, das von Zahlen und Buchſtaben umgeben war.

So wie Triſtan den Saal betrat, veränderte ſich ſein Geſicht, ſeine Haltung, ſein Ausdruck in ſolchem Grade, daß es war, als falle ein Maskenkleid von ihm ab. Kühne Erwartung, feurige Spannung gab ſeinem Auge Glanz, ſeinem Antlitz Energie, ſeinen Zügen friſches Leben. Wie ein arabiſches Pferd, das auf dem Weg durch die Wüſte vor Durſt verſchmachtend müde geworden iſt, aber nun eine Quelle wittert und all ſeine feurige Kraft zuſammenraffend auf ſie zurennt, als ob es keine Ermattung kenne: ſo eilte er zu dem Rouge- et Noir-Tiſch — und wie Jemand, der entweder ſehr viel Goldſtücke oder der nur ein einziges hat, nahm er einen Napoleon aus der Weſtentaſche und warf ihn auf Rouge. Er gewann; dann verlor er ... und gewann wieder. Das Spiel ging fort. Es nahm Triſtans Seele mit.

Waren auch die Männer bei Weitem in der Mehrzahl, ſo fehlte es doch nicht ganz an Frauen um dieſe entſetzlichen Spieltiſche. Der Anblick einer Frau auf einem ſolchen Platz erregt Schauder, weil er ſo widernatürlich iſt. Die Stellung des Mannes in der Welt, in der Familie weiſt ihn an, ja verlangt von ihm jene Thätigkeit, die auf Erwerb gerichtet iſt. Handel und Wandel, Gewerbe und Gewinn ſind auf dem großen Markt des Lebens ſein Fach, ſein Beruf — und man kann allenfalls das Spiel als eine Ausartung der Neigung zu gewagten Speculationen betrachten, da die

Neigung zu Wagniſſen wiederum mit Eigenſchaften zuſammenhängt, welche tief in des Mannes Natur begründet ſind. Aber keine Frau unter der Sonne hat in ihrer Natur auch nur die mindeſte Anlage, die in eine Neigung für gewagten Gelderwerb umſchlagen könnte. Sie hat vielmehr eine Abneigung dagegen, weil ihre Natur haushälteriſch iſt und ſie muß völlig mit ihrem natürlichen Weſen — von höherer Auffaſſung gar nicht zu reden! — gebrochen haben, um ſich auf die abſchüſſige Bahn gewagten Gelderwerbes zu begeben und öffentlich den Kampfplatz zu betreten, wo man um den Mammon ringt. Daher iſt es etwas Monſtroſes — eine Frau, die ſich dem Spiel ergeben hat! Der Mann hat es ſeiner gröberen — ich ſage nicht: ſtärkeren — Organiſation, in geiſtiger und körperlicher Beziehung, zu danken, daß er minder ſchnell und minder gründlich unter dem Einfluß böſer Leidenſchaften entartet, als die Frau. Er verträgt den Gifthauch beträchtlich länger als ſie. Aber ſie, deren unſäglich hohe und unſäglich zarte Beſtimmung es iſt, als Mutter in die innigſte und unmittelbarſte Lebensverbindung mit einer künftigen Generation zu treten, ſie iſt ſo durchdringend fein angelegt, daß ſie die Verſtörung und Zerrüttung, welche im Gefolge böſer Leidenſchaften ſind, durchaus nicht vertragen kann. Daher verfällt ſie ihnen ſklaviſcher, dient ihnen beſinnungsloſer, iſt ſchwerer von ihnen zu heilen.

Unter den Frauen, die am Roulette-Tiſch als bekannte Spielerinnen ſaßen — d. h. bekannt als Spielerinnen; denn außerdem kannte ſie Niemand — befand ſich eine, die weniger alt als die Uebrigen war und ſich durch beſſere Manieren auszeichnete. Dieſe Frau mußte in ihrer Jugend von großer Schönheit geweſen ſein. Ihre Züge waren noch edel geſchnitten, aber ſcharf und hart, entſtellt durch ein nervoſes Zucken, das zuweilen über ſie hinfuhr und durch ihre krankhaft gelbe Hautfarbe. Sie trug ihr ſchwarzes Haar in kurzen Locken, augenſcheinlich nur aus Gewohnheit oder um keine Zeit auf ihren Kopfputz zu verwenden, denn dieſe Locken, die früher ſehr anmuthig geweſen ſein mochten, waren jetzt mit vielen Silberfäden durchzogen und lagen unregelmäßig auf ihrer ſchönen breiten Stirn und den furchtbar eingeſunkenen Schläfen, deren bläuliches Geäder ſtark hervortrat. Sie war mit größter Nachläßigkeit — oder Armuth, in ein graues, ſtarkgetragenes Seidenkleid gekleidet und trug immer eine blaue Brille. Sie erſchien mit dem Beginn des Spieles, als ob das Wort des Bankhalters: „Faites votre jeu!“ ſie aus irgend einem verborgenen Winkel hervorrufe — und ſie verſchwand, wenn man den Spielſaal ſchloß. Uebrigens verſteht es ſich, daß kein Menſch dieſer Frau auch nur die mindeſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Sie war eine Spielerin!

An dieſem Abend aber ſpielte ſie nicht, obſchon ſie mit ganzer Aufmerkſamkeit bei dem Spiel war. Machte ſie Combinationen? ſtudirte ſie die tauſend Möglichkeiten eines glücklichen Kugelfalles? wollte ſie ergründen, ob nicht auf irgend eine Weiſe ein großer Gewinn ſich vorherſehen, ſich berechnen laſſe? Genug, ſie war und ſie blieb in jener erſten Reihe, die am Spieltiſch ſitzt, und es fiel ihr nicht ein, den Platz an Andere abzutreten, die hinter ihr ſtanden und ſich mit lebhafteſtem Eifer am Spiel betheiligten. Der Ausdruck ihrer Augen war hinter den ungewöhnlich großen, dunkelbauen Brillengläſern verborgen, welche ihrer Phyſiognomie etwas unheimlich Starres gaben. Um ihren Mund — dieſen Verräther der Empfindungen, auch wenn er ſchweigt! — lagen unverkennbar Züge des Grames, aber wie verſteinert. Dieſer Gram hatte keine Thränen und keinen Troſt. Es war ein gewitterſchwüler Juniabend; die zahlreichen Gasflammen, der drei- und vierfach gedrängte Menſchenkreis um den Tiſch machten die Hitze unerträglich. Die Atmoſphäre im Saal war wie geſchmolzenes Blei. Aber nicht der leiſeſte Anflug einer lebhafteren Farbe war in ihrem Geſicht wahrzunehmen: ſo unempfindlich war ſie gegen äußere Eindrücke. Sie wußte nicht, was um ſie her — nicht, was in der Nähe noch was in der Ferne vorging: die ganze Welt war ihr gleichgültig. Sie hatte kein anderes Intereſſe, als die kleine weiße Kugel zu verfolgen, wie ſie rollte, wie ſie fiel, wie das Gold auf dem grünen Tuchbezug des Tiſches ſo geſchwind und ſo leiſe mit den Spielharken hin und her geſchoben wurde. Aber auch dies Intereſſe ſprach ſich nicht, wie bei Triſtan, in hoffender Spannung aus, denn ſie hatte nichts zu hoffen, da ſie nicht ſpielte. Wie von einem Bann war ſie gefeſſelt. So vergingen Stunden, ohne daß ſie es bemerkte.

Die Bank wurde endlich für den Abend aufgehoben. Manches Herz war ſchwer, mancher Geldbeutel leicht geworden. Manches Gewiſſen regte ſich und manches verſtockte ſich. Die Menge rieſelte auseinander, dahin und dorthin. Auch die Frau im grauen Kleide ſuchte ihre Wohnung im entfernteſten und unanſehnlichſten Theil der Stadt auf. Leiſe trat ſie in das Haus und ſuchte vorſichtig, wie Jemand, der nicht bemerkt ſein will, die Treppe zu erreichen. Sie fuhr zuſammen, als ſich eine Thür öffnete und die Hausfrau mit einem Licht aus dem Zimmer auf den finſtern Gang trat, indem ſie ſagte:

„Ich werde hinaufleuchten; — der Herr Sohn iſt ſchon zurückgekommen.“

Die graue Frau holte tief Athem, ſtieg zwei enge, ſteile Treppen hinauf, ſchloß ihr Zimmer auf, zündete ihr Licht an dem der Hauswirthin an und wünſchte derſelben gute Nacht.

„Wäre Ihnen etwas gefällig?“ fragte dieſe.

Sie dankte — und blieb allein. Dann rief ſie mit gedämpfter Stimme:

„Triſtan, biſt Du da?“

Statt der Antwort trat aus dem Nebenzimmer Triſtan ein, mit der Cigarre zwiſchen den Lippen.

„Nun?“ fragte ſie.

„Ich habe die Hauswirthin bezahlt,“ ſagte er.

„Ich dachte es … denn ſie war höflich! Aber was weiter, Triſtan?“

„Weiter nichts, Mama!“ ſagte er eiſig.

Sie nahm die Brille ab, ſah ihn mit ihren großen, dunkeln, tief eingeſunkenen Augen faſt drohend an, ſchüttelte langſam den Kopf und ſagte:

„Das iſt nicht wahr, Triſtan.“

„Du zwingſt mich zur Unwahrheit,“ entgegnete er mit derſelben Kälte. „Schlaf wohl, Mama.“

Er wollte in ſein Zimmer gehen. Sie ſprang vom Stuhl auf und hielt ihn feſt am Arm.

„Triſtan!“ ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „wenn Du es ändern kannſt, ſo laß mich nicht in dieſer Qual.“

„Sie iſt das einzige Mittel, um Dich zu retten, Mama; denn Du haſt kein Glück und für uns Beide kann ich doch unmöglich gewinnen.“

„Ich thue es doch für uns Beide, ja, mehr für Dich als für mich — das weißt Du.“

„Ja, aber Du kannſt nichts mehr thun, Du haſt kein Glück mehr! drum höre auf zu ſpielen. Das iſt das Beſte, was Du für Dich und mich thun kannſt.

Du ſiehſt, ich thue ja auch das Beſte für Dich: ich trug Deine Schuld hier im Hauſe ab.“

„Hätteſt Du mir doch dies Geld gegeben! Tauſende hätte ich damit gewinnen können! Tauſende! ... auch für Dich.“

„Aber Du gewinnſt ſie nicht, Mama! halte Dich an dieſer Ueberzeugung.“

„Kind, Du ſprichſt Unſinn! wie kann man nur bei einer ſolchen Sache, die einzig und allein auf Glücksfall beruht, von Ueberzeugung reden!“

„So halte Dich an der Erfahrung, Mama. Die hat Dir genugſam bewieſen, daß ein Glücksfall Dich nicht trifft. Du gewinnſt noch ab und an ein paar hundert Francs, die mit Ach und Krach ausreichen, um die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu beſtreiten; ... und mir ſcheint, daß ſogar dieſe armſeligen Gewinne mehr und mehr ausbleiben.“

„Natürlich! — ſeit drei Tagen ſpiel’ ich nicht ... weil ich kein Geld habe. Es iſt fürchterlich, ſo da zu ſitzen, ſtundenlang, tagelang, unbeſchäftigt und unthätig, immer auf dieſe Goldquelle zu blicken, die ſich wechſelnd bald hierher, bald dorthin ergießt, für den Einen in Tropfen, für den Andern in Strömen... dabei immer zu denken; mit einem Goldſtück — ja mit einem armſeligen Silberſtück ließe ſich dieſer Strom mir zuwenden — — und dies elende Silberſtück nicht zu haben!“

„Ja! das kenn' ich! es iſt furchtbar!“ ſagte Triſtan.

„Nun! hab' ich Dich je in einer ſolchen Qual gelaſſen, wenn ich Mittel beſaß, um ihr abzuhelfen?“

„Nein!... aber Du hoffteſt auf mein Glück und ich hoffe nicht auf das Deine. Du dachteſt, ich könne uns Beide aus dem Abgrund ziehen — und ich denke, Du könnteſt uns Beide hinein reißen; das iſt ein großer Unterſchied, Mama. — Schau! hätteſt Du ſo viel Selbſtbeherrſchung, um das Spiel aufzugeben, ſo könnten wir ganz gute Geſchäfte machen. Ich brächte Dir jeden Abend einen Theil meines Gewinnes; Du legteſt ihn zurück, bis er zu einer beträchtlichen Summe aufgelaufen wäre — die ſetzte ich dann auf Rouge... und ließe ſie ſtehen, immerfort, immerfort, bis ich die Bank geſprengt hätte. Ha! dies Labſal! — Aber es wird mir nicht zu Theil, weil ich mich nicht auf Dich verlaſſen kann. Statt das Geld aufzubewahren, verſpielſt Du es bis zum letzten Kreuzer... und da ich das lieber ſelbſt thue, als von Dir thun laſſe: ſo gebe ich Dir nichts mehr in die Hände, ſondern zahle unſere drückendſten Schulden — wenn der Gewinn nicht allzu elend iſt.“

„Wie hoch war er denn heute? ſage mir wenigſtens das!“

„Ich hatte erſt Glück, dann horrendes Unglück;

zuletzt gewann Rouge wieder... aber da war mein Satz zu gering!“

„Weshalb klammerſt Du Dich ſo unſinnig an Rouge an!“ rief ſie aufgeregt. „Man muß die Umſtände beobachten und danach wechſeln.“

„Das mag für Roulette richtig ſein,“ erwiderte Triſtan lebhaft. „Bei Rouge et Noir, wo nur zwei Chancen ſind, iſt es aber falſch! da muß man feſt bei einer Farbe bleiben, weil es ja unmöglich iſt, daß ſie nicht zuweilen gewinne. Uebrigens hab' ich es auch ſchon mit Noir verſucht — denn womit würde man es nicht verſuchen, Mama! da iſt kein Teufel zu ſchwarz und keine Hölle zu roth. Was mir jetzt übrig bleibt, willſt Du wiſſen? Nun, ich denke dreißig bis vierzig Goldſtücke.“

„Vierzig Goldſtücke!“ rief ſie. „Oh, Triſtan, da wirſt Du Deiner Mutter drei oder vier geben!“

„Aber zum letzten Mal, Mama!“

„Gewiß! gewiß!... zum letzten Mal — wenn ich gewinne.“

Er legte hundert Franken in Gold auf den Tiſch.

„Ah, Sonnenaufgang!“ ſagte ſie mit einem langen Athemzug. „Ich kann wieder ſpielen, wieder hoffen... für Dich, mein Sohn... und für unſere arme Stella.“

„Was Stella betrifft, ſo kannſt Du ruhig ſein, Mama; ſie wird im Meerhaim'ſchen Hauſe auf Händen getragen. Graf Emanuel ſagte es mir vorhin.“

„Aber in welcher untergeordneten Stellung! Lectrice! iſt das ein Platz für ſie? habe ich ihr dazu eine ſo elegante Erziehung geben laſſen?“

„Warum denn nicht, Mama? der Platz iſt ganz gut — für den Anfang: ein nobles Haus, wohlhabende ältliche Leute, ein junger Graf. Iſt Stella wirklich ein geſcheutes Mädchen und nicht blos ein Papagei, der in vier Sprachen plappert, ſo wird ſie Gräfin Emanuel Meerhaim.“

Ein Freudenblitz erhellte den dunkeln Abgrund ihres Auges und ſie ſagte:

„Wie das ausruht… Hoffnung nach allen Seiten hin! und das dank' ich Dir, mein Herzensſohn.“

„Ja!“ ſagte Triſtan, „was aus dem Kunſtgenie geworden iſt, das ich nach dem Ausſpruch von Meiſtern und Kennern vor einigen Jahren geweſen ſein ſoll — das weiß ich nicht, denn es iſt ſicher, daß ich jetzt nicht einen Mops mit ſeinen Attributen und Emblemen zu Stande brächte. Aber Eines weiß ich: ich bin ein Genie im Hoffen — und das Genie bringt immer eine gewiſſe Kraft mit ſich, die auch auf ſeine Umgebung übergeht.“

Sprach er im Ernſt oder im Scherz, ſpottete er über ſich ſelbſt oder über Andere, glaubte er eine Sylbe von dem, was er ſagte — ſeine Mutter wußte es nicht, ja er ſelbſt wußte es nicht: ſo groß war das Chaos in ſeiner Seele, die zu einem herrlichen Bau angelegt, aber vor der Zeit eine Ruine war.

Seine Mutter war das an ihm gewohnt und hatte für ihn jene blinde Zärtlichkeit, die weiter nichts iſt als Egoismus in die Mutterliebe verpflanzt. Sie umarmte ihn, ſie dankte ihm, als ob er einen wichtigen Dienſt ihr geleiſtet habe. Sie bat ihn, ſich nicht in ſchlechte Geſellſchaft zu begeben, als wolle ſie ſich die Illuſion machen, daß dies nicht ſchon jetzt der Fall ſei.

„Das könnte wohl geſchehen,“ entgegnete Triſtan; „denn Edmund Sirey iſt gekommen und der kennt keine andere — trotz ſeiner Millionen in Hoffnung.“

„O weh, Edmund Sirey!“ rief ſie; — „deſſen Bekanntſchaft hat Dir kein Heil gebracht.“

„Sei ruhig, Mama! ſein Einfluß konnte ſchädlich ſein, bevor ich die Welt kannte. Jetzt nicht mehr... denn ich kenne ſie — und ihn. Auch ſchwöre ich Dir, daß nichts auf Erden mich außer Rouge et Noir wirklich intereſſirt und daß ich die Zeit, die ich nicht mit Spiel und deſſen ergreifenden Ereigniſſen ausfüllen kann, nur ſo ganz oberflächlich hinzuſchleppen ſuche. Da vermag kein Edmund mir zu ſchaden! Ueberdas iſt er dumm und ſtumpf geworden und hat gänzlich in meinen Augen jene Ueberlegenheit verloren, die ich an ihm bewunderte, als ich ein unerfahrener Knabe war. — Nun ſchlafe wohl, Mama, und gewinne uns mit Deinen hundert Franken ein Californien — aber nicht im Traum.“

Damit ging er in ſein Zimmer zurück.

Schlafen ſollte ſie? das klang ſo leicht! Ach! es war ſo ſchwer. — Der Rauch und Geruch der Cigarren erfüllte ihr kleines niedriges, dürftig eingerichtetes Zimmer, in welchem ſich nur die allernothwendigſten Möbel — von ihren eigenen Sachen aber nichts befand. Kleine Geräthſchaften, wie die Frauen ſie haben und lieben, zum Arbeiten, zum Schreiben, die tauſend Kleinigkeiten für kleine Gewohnheiten, ein Etui, ein Käſtchen, ein Buch, nichts der Art war in dieſem troſtlos öden Zimmer zu entdecken — wenn man nicht etwa die Nähnadel, die in der Seitenlehne des Sopha's ſteckte, als das Wahrzeichen, daß ein weibliches Weſen hier wohne, gelten ließ. Ein einziges Licht brannte auf einem Leuchter von rothem Blech, deſſen Lackirung ſehr beſchädigt war — und erleuchtete ſpärlich den mit Cigarrendunſt erfüllten Raum. Sie öffne[illegible] das Fenſter, um dieſe Atmoſphäre durch die reine kühle Nachtluft erneuern zu laſſen. Dann ſetzte ſie ſich an's Fenſter und ſtarrte hinaus in den weiten Sternenhimmel. Es mag ruhig ſein da oben, ſtill und kühl! dachte ſie. Es mag ſüß ſein, das zu genießen. Aber wer genießt es? — Der Körper modert im Grabe und die Seele?... — Iſt die Seele unſterblich und für ein ewiges Leben geſchaffen, ſo kann innerhalb der ſichtbaren Schöpfung kein Aufenthalt, auch nicht auf dem höchſten der Sterne, ihr zur Erquickung gereichen, denn immer und überall wird ſie ſich als eine Verbannte aus ihrer wahren Heimath fühlen; — das kann gar nicht anders ſein. Iſt ſie aber nicht unſterblich, hört ſie auf zu ſein, wie der Duft der Blume aufhört, wenn die Blume ſelbſt entblättert iſt — nun, dann hört ſo gut für ſie wie für den Körper die Wanderſchaft zu beſſeren Sternen auf und nur wir ſind es, wir armen Menſchen, die wir die Erfüllung unſeres Traumes von ununterbrochenem Glück—von Seligkeit... zu den Sternen hinauf verlegen.

Sie lehnte ihren Kopf an die Wand zurück und ſog die Nachtluft ein, bis ihre Nerven von der Stille und Kühle beſchwichtigt waren und ſie in einen leichten Schlummer fiel.

Welch ein Jammerbild — die ſchöne, die ſtolze, die bewunderte Richenza Meerhaim in dieſem Elend, in dieſer Vereinſamung, in dieſer Verſunkenheit! — Schritt vor Schritt war das gekommen. Je mehr ſie den ſchillernden Ringeln nachging, welche die alte Schlange ſo verlockend um die Welt geſchlungen hat, daß ſie einem Jeden gerade den Apfel der Verſuchung darbietet, der für ihn am gefährlichſten, weil am lockendſten iſt: deſto mehr wurde ſie von dieſen Ringeln umſchlungen und nach und nach ſo feſt umſpannt, ja umnetzt, daß Verſtand und Wille, überwältigt von der zwingenden Macht einer unbeherrſchten Leidenſchaft, ſich nur in derjenigen Richtung äußerten, wohin dieſe ſie drängte. Bei ihrer Liebe für ihre Kinder hatte die Schlange Richenza zu erfaſſen gewußt. Ungeordnet, wie ihr ganzes inneres Sein, war auch dieſe Liebe, denn Richenza hatte nicht ihr Herz auf Gott gerichtet, um es nach deſſen ewigen Geſetzen zu lenken. Sie hatte es den Geſchöpfen zugewendet. Sie hing an ihren Kindern mit ihrer ganzen natürlichen Liebe, alſo mit allen Tänſchungen, mit aller Schwäche, mit aller Selbſtſucht, mit aller Launenhaftigkeit, durch welche eine ſolche Liebe Dem, der ſo liebt, zuweilen noch gefährlicher wird als Dem, der ſo geliebt wird. Ohne Regel und Geſetz warf dieſe Liebe ihre krankhaft geſpannte Thätigkeit auf eine Bahn, deren Ziel ein Blendwerk war: das auf Geld begründete Glück ihrer Kinder. Zu der Mutterliebe hatte ſie ihr leeres Herz geflüchtet, um dieſe Leere auszufüllen und um Achtung vor ſich ſelbſt haben zu können; allein ſie verwechſelte den natürlichen Inſtinkt für das Wohl der Kinder, mit der himmliſchen, gottähnlichen Liebe für die übernatürliche Beſtimmung derſelben. Dennoch iſt die-Mutterliebe dermaßen mit der Vorſtellung von Opfern verwebt, daß man ſogar bei Andern, um wie viel mehr bei ſich ſelbſt, Entſchuldigung für Handlungsweiſen findet, welche ohne dieſen Grund auf Mißbilligung ſtoßen müßten und würden. Und ſo wähnte ſich Richenza in ihrem Thun und Treiben vollkommen im Recht durch ihre

Abſicht auf das, was ſie als die Wohlfahrt ihrer Kinder betrachtete. Zu ihrem Unheil ging es ihr anfangs ſehr glücklich durch Theilnahme an Unternehmungen, welche der ſpeculirende Geiſt der Zeit nicht blos aufzufinden, ſondern zu erfinden verſteht. Natürlich ſah ſie nie bis auf den Grund der Geſchäfte; dazu fehlte ihr alle Sachkenntniß, alle Uebung, alle Verbindungen, durch welche ſie eine Art von Controle über den Verlauf ihrer Angelegenheit hätte üben können. Sie war nur von dem Schwindel des plötzlichen und müheloſen Reichwerdenwollens befallen, den heutzutage Millionen mit ihr theilen — und ſie warf ſich beſinnungslos in den Ankauf von Papieren, immer den Augenblick berechnend, wo ſich dieſelben in ein ſolides Vermögen verwandeln würden. Dieſe Gedanken und Beſchäftigungen nahmen ſie ſo ganz in Anſpruch, daß ſie alles Andere darüber vergaß. Sie hatte nur noch einen halben Blick für Triſtan, der durch ſeine Kunſt mit jungen Leuten in Verbindung gekommen war, die den traurigſten Einfluß auf ihn übten. Voll Talent, Phantaſie und Lebhaftigkeit, war er ſehr geneigt, Alles zu unternehmen und zu verſuchen, was ihm Aufregung und Unterhaltung — gleichviel welcher Art! — zu verſprechen ſchien. Durch ſeine Arbeiten, die ihm bezahlt wurden, hatte er, trotz ſeiner großen Jugend, eine Art von geiſtiger und pecuniärer Unabhängigkeit, die er auch ſeiner Mutter gegenüber ganz rückſichtslos hervortreten ließ, ſo daß ſie in dem Maß, als ſie die Herrſchaft über ſich ſelbſt — auch mehr und mehr die über ihren Sohn verlor. War ihr Streben ausſchließlich auf die Güter dieſer Welt gerichtet — „Nun wohlan!“ ſagte Triſtan, „ich unterſtütze Dich darin!... für meine Bedürfniſſe brauchſt Du nicht zu ſorgen. Aber kleine Erholungen mit meinen Freunden in munterer Geſellſchaft, im Schauſpiel, bei Landpartien ſind mir durchaus nothwendig, wenn ſich bei angeſtrengter Arbeit nicht meine Ideen ſowohl, als meine Nerven erſchöpfen ſollen; — nicht wahr, Mama, ſo nothwendig wie die Luft, die ich athmen muß, um nicht zu erſticken. Das Geld, das ich dafür ausgebe, ſchaffe ich mir: alſo erſparſt Du es und kannſt eine Actie mehr kaufen. So haben wir Beide Vortheil: Du Deine Actien, ich mein Vergnügen.“

Sie verſuchte wohl zuweilen, Triſtans Intereſſe für die Kunſt aufzufriſchen und Gegenſtände zu beſprechen, die ihn zu ernſten, eifrigen Studien antreiben ſollten. Aber ach! nicht blos Triſtans Gedanken und Beſtrebungen, nein! auch ihre eigenen vererdeten und krochen allmälig im Staube; die ihren — im Staube des Goldes; die ſeinen — im Staube falſcher Freuden. Sie fand immer weniger in ſich den Ton und in ihm das Echo für ein edles Streben. Zuweilen blickte ſie mit bitterer Troſtloſigkeit auf die Verwüſtung, die „das Leben“ — wie man zu ſagen pflegt, ob in

Gedankenloſigkeit? ob aus höhnender Geringſchätzung dieſer heiligen Gabe? — in Triſtan anrichtete; denn dagegen iſt keine Mutter gleichgültig. Aber was konnte ſie thun? Rathlos wie ſie war, mußte ſie ihn hülflos in dem Strudel laſſen, der ihn Gott weiß in welche Abgründe ſtürzte. Sie klammerte ſich an die Hoffnung, auf Triſtans allzu frühe Berauſchung werde eine frühe Ernüchterung folgen — und der tobende Strom ſeiner Jugend werde ſich bald in feſten Ufern zur Ruhe begeben. Aber dieſer unbeſtimmte Troſt für die Zukunft verhehlte ihr nicht, wie dieſer Strom in der Gegenwart alles Gute und Schöne fortriß und Schlamm und Moder zurückließ. Die Arbeit wurde ihm läſtig; ernſtes Studium zuwider; Beharrlichkeit unmöglich. Große, ſchöne ſchöpferiſche Gedanken finden nur durch innere Sammlung und anhaltende Arbeit einen entſprechenden Ausdruck. Dazu iſt es nothwendig, daß der Geiſt ſich nicht von materiellen Eindrücken knechten laſſe, ſondern über ſie hinaufſteige; und daß die Phantaſie nicht an die ſinnlichen Bilder, die ihr dienen ſollen, wie dem Juwelier bunte Steine dienen, damit er eine Königskrone daraus fertige, — ſich verliere, oder gar mit ihnen in jene Sphäre verſinke, wo die Sinnlichkeit in Gemeinheit ausartet — und wo ein zerſplitterndes, zugleich nichtiges und brutales Vielerlei die Sammlung der höheren geiſtigen Kräfte, welche ſchaffend und beſeelend wirken, unmöglich macht. Um zu den höchſten, nur von Wenigen erklimmten Höhen der Kunſt ſich zu erſchwingen, iſt mehr noch nöthig. Da gilt daſſelbe Geſetz, wie bei dem Erklimmen der ſittlichen Höhe: da muß der Menſch über ſich ſelbſt und ſein Ich hinausgehen, um größer zu werden, als er durch daſſelbe iſt; — da muß er ſich ſelbſt mit ſeinen kleinen Eitelkeiten und kleinen Abſichten vergeſſen, um ſich frei hingeben zu können dem Gegenſtand eines hohen Cultus und einer heiligen Liebe; — da muß er Opfer bringen, ſeine Freuden, ſeine Mühen, ſeine Tage und Nächte: denn nur die Atmoſphäre des Opfers iſt die der ruhigen, langathmigen Begeiſterung. Wenn Michel-Angelo die gewaltigen Entwürfe ſeines Genies reifen wollte, verſchwand er wochenlang in ſeinem unſcheinbaren Häuschen, das er mit einem einzigen Diener einſam bewohnte, verbrachte täglich viele Stunden auf den Knien vor einem Cruzifix und dann ging er hinaus und wölbte die Kuppel von St. Peter und meißelte das göttliche Antlitz des Chriſtus in S. Maria Minerva — dieſe beiden Werke, von denen das eine an Großartigkeit und das andere an Schönheit in erſter Reihe unter den Werken von Menſchenhand ſtehen.

Wenn nun auch der geniale Funke in Triſtan nicht zu einer ſolchen leuchtenden Flamme wurde, ſo kannte Richenza doch allzu genau ſeine ungewöhnliche Begabung, um ihm nicht, ohne alle mütterliche Verblendung, eine ſchöne Laufbahn zu prophezeien. Und dieſe Laufbahn, die ſie ihm ebnen, erleichtern, ſorgen- und dornenlos machen wollte, — auf der er unbehindert von Mühſal und beklemmender Enge, in heiterem Frieden, zwiſchen blühenden Phantaſien und friſchen Schöpfungen ſeiner anmuthigen Kunſt wandeln ſollte — wie war ſie kaum begonnen und ſchon ſo ſchrecklich unterbrochen!... vielleicht verwüſtet für immer!

Das iſt das Schickſal der menſchlichen Berechnungen — ohne Gott.

Da Triſtan nur noch mit halben Gedanken bei ſeiner Arbeit war und ſich nie Zeit nahm, um ſie zu vollenden, ſo verloren ſie ihre Friſche, ihre Zierlichkeit, ihren eigenthümlichen Animo, blieben ſtumpf und characterlos. Es war natürlich, daß der Beifall ausblieb und mit ihm — die Beſtellungen. Je weniger er zu thun hatte, deſto ungebundener gab er ſich allen Zerſtreuungen hin, die ihn immer unfähiger zu ernſten Beſchäftigungen machten. Es geſchah genau das Gegentheil von dem, was er gewähnt und zu ſeiner Mutter geſagt hatte: ſeine Ergötzungen raubten ihm Ideen, anſtatt ihm neue zu bringen. So war er ohne Arbeit und folglich ohne Geld, und je leichter er jene entbehrte, um ſo ſchwerer dieſes. Seine Mutter mußte nachhelfen. Er nahm die Gewohnheit an, blindlings Geld auszugeben, gewiegt von der Sicherheit, daß ſie mit ihren Millionen, den geträumten! ihn nie im Stich laſſen werde. War Richenza auch weit von Millionen entfernt, ſo war ſie doch genug vom Glück begünſtigt, um bei mäßigen Anſprüchen befriedigt ſein und den unſichern Boden zu rechter Zeit verlaſſen zu können. Aber das war nicht in ihrem Sinn! ſie hatte den Plan gemacht, mit Stella glänzend in der Welt aufzutreten. Da nun die Mittel zum Glanz nicht vorhanden waren, mußte Stella auf's Neue zu einem Vorwand dienen: ſie war zu jung, um ſchon in der Welt zu erſcheinen; bis ſie ein etwas reiferes Alter habe, ſolle ſie in der Erziehungsanſtalt bleiben — und ſo lange wollte Richenza denn auch noch ihre Speculationen fortſetzen, dann aber aufhören.

Das Jahr 1857 jedoch kam dazwiſchen mit der furchtbaren Geldkriſis, welche coloſſale Vermögen ruinirte. Es ſtieß denn auch Richenza's Luftſchlöſſer um, und ſtatt ihr Vermögen zu vergrößern, ging ihr faſt Alles verloren, was ſie beſeſſen und gewonnen hatte. Sie wurde ärmer, als ſie je geweſen war. Sie litt Unausſprechliches, Namenloſes, denn ſie litt mit einer Bitterkeit, einer Verzweiflung, welche durch die äußere Unruhe der letzten Jahre in ihrem Herzen eingeſchläfert waren und jetzt durch dieſe Ereigniſſe wieder geweckt wurden und wie Schlangen an ihrer Seele nagten. Warum denn ihr wieder und immer wieder ſeit faſt zwanzig Jahren einen Kelch herber Enttäuſchung nach dem andern? Warum denn ihr die Siſyphus-Arbeit, den herabrollenden Felſen des Schickſals, der ſie z zermalmen drohte, immer wieder umſonſt hinauf z wälzen? — Die Antwort auf dieſe grollenden Frage war ſehr einfach: Du haſt ihn dir ausgewählt — de Kelch voll Täuſchungen; du haſt dich freiwillig unter de Felſen des Schickſals geſtellt. — Aber das verſtand ſi nicht. Sie ſah nur ihr Unglück, nicht ihre Schul Was nun anfangen: wovon leben — phyſiſche Weiſe; und wie leben — moraliſcher Weiſe! Für jen ſah ſie ſich ohne Mittel und für dieſe ohne Gegenſtan des Intereſſes und der Thätigkeit. An Triſtan hatt ſie in jener kummervollen Zeit nicht die mindeſte Stütze, denn ſtatt in die Kunſt — hatte er ſich in eine Kunſtreiterin verliebt. Zu ſeinem Glück merkte dieſe Amazonenkönigin, wie er ſie nannte, ſehr ſchnell, daß ſein Fonds gründlich gefallen waren — und ſie entließ ihn in Gnaden. Das brachte ihn etwas zur Beſinnung und auch er fing an zu fragen: Was nun? Arbeiten... mit dieſem Kopf, der wüſt von Orgien war — das war unmöglich! Eine Stelle annehmen? auch unmöglich! er hatte ja nichts gelernt! er konnte und wußte nichts von dem, was man in einem alltäglichen Beruf braucht. Ueberdas gibt es immer für eine Stelle hundert Aſpiranten. Eines Tages kam er aber freudeſtrahlend zu Richenza und rief:

„Alle Noth iſt zu Ende, Mama!“

„Haſt Du einen Schatz gefunden?“ fragte ſie.

„Ja, den größten: einen wahren Freund! — Laurent, der prächtige Junge, geht in die rheiniſchen Bäder, aus Neugier und um ſich ein paar Sommermonate von der Wintercampagne zu erholen, und ſtatt Alkohol-Punſch Mineralwaſſer zu genießen. Und ſtelle Dir vor! dieſer Vortreffliche will mich unentgeltlich mitnehmen als Geſellſchafts-Cavalier... um nicht in dem Deutſchland allein zu ſein, da er nicht eine Sylbe deutſch verſteht.“

„Laurent iſt ein gutmüthiger Menſch und reich genug,“ ſagte Richenza. „Allein er ſpielt ſtark.“

„Das iſt in den rheiniſchen Bädern ganz an der Tagesordnung, als ein honetter bürgerlicher Erwerbszweig... hat Laurent mir erzählt,“ entgegnete Triſtan. „Es gibt Wiesbadener Spielbank-Actien, gerade ſo gut wie Eiſenbahn- und Bergwerks- und ſonſtige Actien — und ehrſame Bürger von Wiesbaden fungiren als Croupiers an der Bank, ſagt Laurent. Dort iſt das Hazardſpiel in höchſt ſolider Weiſe organiſirt, und da Laurent nach und nach daran denkt — beſonders wenn er auf ärztlichen Befehl Mineralwaſſer vertilgen muß — ein ſolider Menſch zu werden: ſo paßt dieſe ſolide Spielbank zu Wiesbaden ganz in ſeinen Kram. Eigentlich ſoll er nach Ems... aber Wiesbaden und Ems wird wohl ungefähr daſſelbe ſein.“

Richenza hatte von dieſer Erörterung eigentlich nichts gehört, als das eine Wort: Wiesbadener Spielbankactien. Das verſprach ja eine ganz ſichere Speculation zu ſein, wenn auch nicht im großen Maßſtab. War aber nur erſt wieder ein Anknüpfungspunkt gefunden, ſo ließ ſich ſchon weiter manipuliren. Sie faßte den Entſchluß, Paris zu verlaſſen, da ſie in Triſtans Reiſe wieder einen günſtigen Wink der Vorſehung ſehen wollte. Was ſie noch zu eigen beſaß, veräußerte ſie, beruhigte ihre Mutterpflicht gegen Stella dadurch, daß ſie deren Penſion auf ein Jahr vorauszahlte, und folgte ihrem Sohn und ſeinem Freunde an den ſchönen Rhein.

Der Rhein! das iſt ein wunderſamer Strom; iſt einer von den ganz wenigen Strömen, die in der Weltgeſchichte einen ganz eigenthümlichen Klang haben. Der Jordan, der Tiber, der Rhein! welch ein Accord! Zwei Jahrtauſende der Menſchheit klingen darin. Vorher kann man Namen nennen: den Indus, den Nil; nachher — keinen, denn keiner hat eine weltgeſchichtliche Bedeutung. Der Rhein — das iſt der germaniſche Strom, die Pulsader Germaniens, wohin die germaniſchen Völker in ihren alten, großen Tagen gravitirten, wo ſie ihre Kaiſer hatten und ihr friſches, thatkräftiges, freies Leben, in kaiſerlichen Paläſten, in ſtolzen Burgen, in ernſten Abteien und Klöſtern, in mächtigen Städten, um herrliche Dome gelagert; dort war Reichthum und Kunſt, Handel und Gewerbfleiß zu Hauſe; — dort waren die Reichstage und die Kaiſerwahlen, und dort geſchahen all die großen Dinge, welche während eines Jahrtauſends Europa's Axe und Schwerpunkt bildeten. Der Rhein — das iſt der wunderſame, lockende Strom, der die Völker anzieht, und über den ſie gehen, hinüber, herüber; — aber nie anders, als mit gezogenem Schwert. Drum hat er neben großen und glänzenden — auch ſchlimme Tage zu allen Zeiten geſehen, Tage voll Krieg und Zerſtörung, voll Blut und Flammen. Und in dieſer ſeiner großen Geſchichte, die in Denkmalen und Erinnerungen lebt, vereint mit ſeiner lieblichen, romantiſchen Natur, beſteht ſein Zauber, wenn er, wie ein alter Magus, mit wiſſendem Blick und beredtem Munde die Fülle ſeiner Bilder vor unſerm geiſtigen und leiblichen Auge entrollt. Aber was kümmerten dieſe Bilder Richenza! aber was ging Völkerleben und Völkerfreiheit, was Kunſt und Romantik Richenza an! das war ihr Alles wie ein verſchollenes Kindermärchen. Es tauchten wohl einzelne Gedanken, abgeriſſene Momente aus jener Zeit in ihrem Gedächtniß auf, wo auch ſie ein lebhaftes Intereſſe für dergleichen Dinge gehabt hatte; allein ſie hatte Sinn und Verſtändniß dafür verloren. Eine Leidenſchaft läßt über Alles, was nicht ihren Gegenſtand betrifft, ein Leichentuch fallen.

Triſtan empfing ſie frohlockend in Wiesbaden.

„Mama, wir ſind in Jubilo! wir amüſiren uns königlich, Laurent und ich .... und werden nebenbei ſteinreich, denn wir ſpielen von früh bis ſpät, und ich .... mit horrendem Glück.“

„Hüte Dich, Triſtan! das Glück iſt falſch!“ Dies war die einzige Ermahnung, die Richenza ihrem Sohn gab, als ſie hörte, er ſpiele glücklich. — Er beachtete es auch nicht im mindeſten, ſondern fuhr fort:

„Ich kannte gar nicht das Rouletteſpiel, nahm ein Goldſtück von Laurent und warf es auf den Tiſch. Es fiel auf eine Nummer und nachdem die Kugel ihre Runde gemacht hatte, wurden mir 70 Goldſtücke ausgezahlt. Daß ein ſolches Debüt raſend ermuntert, kannſt Du Dir vorſtellen; aber kaum das ungeheure Intereſſe, welches man am Gang des Spieles nimmt. Dieſe Spannung, dieſe Erwartung, dieſe Enttäuſchung oder dieſe Freude bringen nicht nur einen immenſen Wechſel der heftigſten Emotionen zuwege, ſondern concentriren ihn in einer ganz kurzen Spanne Zeit. Bei Papierſpeculationen wird dieſe Spannung gleichſam verdünnt, weil ſie ſich durch Tage, Wochen, Monate hinzieht. Auch iſt's ſehr langweilig, immer nur Papiere vor Augen und in Händen zu haben. Aber hier, Mama, regnet's Gold, Schlag auf Schlag! Du darfſt nicht umſonſt nach dieſem Eldorado gekommen ſein — mußt gleich heute Abend Dein Glück verſuchen.“

Richenza that es. Dies trug ſich zu im Sommer 1858. Der Erfolg trat zwei Jahre ſpäter in Baden zu Tage.

* * *

Mutter und Tochter.

An jenem nämlichen Abend in Baden befanden ſich mehrere Perſonen im Salon eines Hauſes, das ein herrſchaftliches Gepräge und nicht die hohle Elegance der Miethwohnungen in einem Bade zur Schau trug. Es gehörte dem Baron Adrian Urſperg. Vor vier Jahren, bald nach ſeiner Vermählung mit Grazia, hatten ihn die Aerzte nach Baden geſchickt und die dortige Mineralquelle, Luft und Gegend als heilſam bezeichnet. Das Haus war eben damals neu gebaut; man bot es ihm zur Miethe an. Er kaufte es, denn irgendwo mußte er bei ſeinem leidenden Zuſtand einen feſten und bequemen Wohnſitz haben. Durch den außerordentlichen Zufluß von Fremden beſitzt Baden eine Menge von Annehmlichkeiten, die man nur in großen Städten zu finden pflegt, während die herrliche Umgebung zu ſchön iſt, um die Natur durch das ſtädtiſch-luxuriöſe Treiben ganz unterdrücken zu laſſen. Auch im Winter halten ſich viele Fremde dort auf, —

namentlich ſolche, die aus fernen Ländern gekommen ſind und die Cur wiederholen müſſen, ſo daß Baden ein Stadt-, Land- und Badeleben vereinigt, was für Adrian, den Reiſen beläſtigten, ſehr zweckmäßig war. Auf ſeine Geſundheit hatte jedoch der Aufenthalt nicht den geringſten günſtigen Einfluß. Der furchtbare Nervenkrampf, der plötzlich und ohne bemerkbare Veranlaſſung eintretend, den lebendigen Menſchen in eine unbewegliche Statue verwandelt und der die Folge einer übergroßen Erſchütterung des ganzen Nervenſyſtems iſt: die Katalepſie ließ ihre Beute nicht fahren. Die Aerzte hatten zu verſtehen gegeben, auf Geneſung ſei ebenſowenig zu hoffen, als für das Leben des Kranken zu fürchten; — er könne alt dabei werden. Er war jetzt in dem Alter von vierundzwanzig Jahren, wo die Jugend zugleich in ſchöner Blüthe und in friſcher Kraft ſteht; aber er hatte ein greiſenhaftes Anſehen. Seine lange Geſtalt war von mumienhafter Magerkeit, die Geſichtszüge welk, die Farbe abgeblaßt, der Blick ängſtlich und ſchwermüthig. Er ſchien ſich beſtändig vor der unheimlichen Gewalt zu fürchten, die ihn jeden Augenblick zu übermannen drohte. Ebenſo wie ſein Aeußeres hatte ſich ſein Charakter geändert: ſein ſinniger Ernſt war in grämlichen Trübſinn ausgeartet, ſeine ruhige Gelaſſenheit in Gleichgültigkeit, ſeine Feſtigkeit in kleinlichen Eigenſinn. Anhaltende geiſtige Beſchäftigung war ihm ſowohl unterſagt, als unmöglich; daher trat das Bedürfniß der Thätigkeit als abſpringende Unruhe hervor, die um ſo greller auffiel, als ſie mit lethargiſcher Abgeſpanntheit, welche ſeinen kataleptiſchen Anfällen folgte, abwechſelte.

An jenem Abend ging er mit fieberhafter Erregtheit im Salon hin und her, bald auf den Balcon, bald an ein Fenſter; dazwiſchen blieb er ſtehen und ſchien auf etwas zu horchen. Es hatte ſich nämlich das höchſt ungewöhnliche Ereigniß zugetragen, daß die Theeſtunde da war und daß Grazia fehlte. Eine ältere Dame, die leſend auf einer Chaise longue ruhte, bemerkte Adrians Unruhe über ihr Buch hinweg und ſagte freundlich:

„Der Zug wird ſich verſpätet haben, lieber Adrian. Wenn Du es wünſcheſt, kann ja Chiara Stella den Thee machen.“

„Mit nichten, mein Schatz! wir ſpielen Sechsundſechzig!“ ließ ſich eine tiefe, kräftige Männerſtimme vernehmen, die von einem alten Herrn herrührte, welcher eifrig mit einem jungen, bildhübſchen Mädchen Karten ſpielte; — und zu gleicher Zeit erwiderte Adrian:

„Tauſend Dank, Großmama! ſie wird ja gleich kommen .... ſie muß ja durchaus bald kommen;“ — und darauf ſetzte er ſeine unruhige Wanderung fort.

Die Dame machte ihre ſtillen Betrachtungen über die Herren der Schöpfung: Wie eigenſinnig der arme

Adrian iſt! .... Wie egoiſtiſch mein guter Mann iſt, nicht auf fünf Minuten ſein Kartenſpiel unterbrechen zu wollen! ... So ſind ſie Alle .... eigenſinnig und ſelbſtſüchtig .... ſogar in Romanen! daher finde ich auch bis zu dieſer Stunde keine Lectüre belehrender und bildender als Romane, denn man ſieht in ihnen, wie man ſich gegen dieſe Tyrannen zu benehmen .... oder nicht zu benehmen hat. — Sie ſeufzte und las weiter.

Gräfin Meerhaim war ſeit vier Jahren wieder mit ihrem Gemahl vereinigt. Ein heftiger Gichtanfall machte ſeinem Sportsman-Leben ein Ende. Mit dem Rennen, Reiten, Jagen war es aus und vorbei, denn Hände und Füße verſagten den Dienſt zu dergleichen heftigen Leibesübungen und zeitweiſe wurde er von heftigen Schmerzen geplagt. Der Aufenthalt in England wurde ihm zuwider, da er an den Dingen, die ihn dort gefeſſelt hatten, keinen Theil mehr nehmen konnte.

„Der Neid, daß Andere es können, verdirbt mir meine Laune, Doctor!“ ſprach er zu ſeinem Arzt. „Ich gehe nach dem Continent zurück .... und zu meiner Frau. Ha, ha, ha, Doctor! wenn wir in einem Zuſtand ſind, daß wir nicht mehr Arm und Bein rühren können — dann fällt uns die Frau ein, dann können wir ſie brauchen. Es iſt doch angenehmer, von ihren kleinen, weichen Katzenpfoten gepflegt zu werden, als von den grobknochigen Tatzen unſerer Diener.“

„Geſchmacksſache, Herr Graf!“ ſagte der Arzt, ein alter Junggeſell. „Ich meines Theils ziehe eine grobe ehrliche Tatze einer kleinen Katzenpfote vor. Aber ich will Sie nicht irre machen! gehen Sie nach dem Continent zurück und brauchen Sie Baden-Baden: das wird Ihnen wohl thun.“

Gräfin Meerhaim befand ſich in Kreuzbronn, als dieſer doppelte Plan auf Baden zur Sprache kam, den Euphroſyne ſogleich mit inniger Wärme ergriff, da er ihren lebhaften Wunſch, die Vereinigung ihrer Eltern, erfüllte und da durch dieſe für Grazia ein Schutz, ein Haltpunkt inmitten einer fremden Welt ſich darbot. Gräfin Meerhaim ſah wohl ein, daß ihre Neigungen und Gewohnheiten eine Abänderung durch das Zuſammenleben mit ihrem Mann erleiden würden; aber war es nun die Paſſivität ihrer Natur oder war es das erwachte Pflichtgefühl — genug, ſie erklärte ſich gegen ihren Mann vollkommen einverſtanden mit ſeiner Abſicht und empfing ihn in Baden in einer Wohnung, die ſie möglichſt im engliſchen Geſchmack eingerichtet hatte. Vielleicht wirkte auch Grazia's Beiſpiel auf ſie. Sie fand es unendlich rührend, daß Grazia dem lieben Gefährten ihrer Jugend das gegebene Wort hielt und ſich durch ſeine Kränklichkeit nicht berechtigt glaubte, es zurückzunehmen. Wozu Grazia ſich bei ſechzehn Jahren freiwillig entſchloß — durfte ſie, für die etwas Aehnliches eine Pflicht war, das zurückweiſen? — Von dem innerſten Geheimniß der Familie Urſperg und Grazia's Ehe hatte ſie keine Ahnung. Das blieb verborgen zwiſchen Pater Smaragd, Euphroſyne, Adrian und Grazia. Die beiden letzteren hatten in gültiger Form ein gerichtliches Document aufgeſetzt, worin Einer dem Andern im Fall des Todes ſein Vermögen vermachte, mit der Beſtimmung, daß nach Beider Ableben der ganze Beſitz jener Ordensgenoſſenſchaft übergeben werde, welche der geiſtliche Oberhirt am geeignetſten dazu erachte.

Graf Meerhaim war ein höchſt jovialer Mann, der ſich nicht leicht um ſeine gute Laune bringen ließ, da er entſchloſſen war, ſich ſein Lebenlang auf's Allerbeſte zu unterhalten, ohne viel zu fragen, ob auch Andern dieſe Unterhaltung genehm ſei. Er machte ſich höchſt unbefangen zur Axe der Welt, indem er nur das beachtete, was ihn irgendwie berührte. So hatte er Frau, Kinder, Vermögen, Heimath — Alles vergeſſen, ſo lange es galt, ſeiner wahnſinnigen Leidenſchaft nachzugehen. Jetzt aber, da ihm dieſes unmöglich war, verbrachte er ſeine Tage keineswegs in vergeblichem Bedauern vergangener Zeiten, ſondern nahm, was ihm die Gegenwart bot. Kam ein tüchtiger Gichtanfall, ſo brummte oder tobte er; war der Anfall vorüber, ſo ſtellte ſich auch ſeine gute Laune wieder ein. Er ſah gern Menſchen, gab gern kleine Diners, ſpielte gern L'hombre, Whiſt und Schach, und da dies lauter Neigungen ſind, die im vollkommenſten Gleichgewicht mit der Richtung der Welt ſich halten: ſo war denn auch die Welt entzückt von dieſem liebenswürdigen alten Mann, — und ſeinen guten Diners, die er immer ſelbſt, unter langen Berathſchlagungen mit ſeinem Koch, anordnete. Gräfin Meerhaim, die ſtets wie unter einem Zelt gelebt hatte, verſtand gar nichts von dergleichen Einrichtungen und war außerordentlich zufrieden, daß ihr Mann all die materiellen Mühen und Anordnungen auf ſich nahm und nichts von ihr begehrte, als in verbindlicher Weiſe die Wirthin zu machen.

Es war eine Ausnahme, daß das Ehepaar am Abend bei Grazia war; gewöhnlich war ſie bei den Großeltern. Aber heute erwartete ſie ihre Mutter und zwar nur auf vierundzwanzig Stunden, weil Euphroſyne ſich nie länger von Bernhard trennte; da wollten denn auch die Eltern die Tochter gleich bei ihrer Ankunft begrüßen. Endlich fuhr ein Wagen vor. Adrian ſchöpfte beruhigt Athem: ſie kam! — Die Thür flog auf. Emanuel trat ein.

„Warum kommſt denn Du heute gefahren?“ fragte Adrian getäuſcht und unmuthig.

„Weil es ein tropiſcher Abend und jeder Schritt eine Qual iſt!“ erwiderte Emanuel und begrüßte ſeine Eltern und Fräulein Stella Saint-Clair.

„Fräulein Stella wird eine perfecte Sechsundſechzigerin,“ ſagte Graf Meerhaim zu Emanuel.

„In fünfzig Jahren, Herr Graf,“ rief ſie, auf ihr Alter anſpielend, mit einem allerliebſten Lachen.

„In früheren Zeiten hieß dies Kartenſpiel nicht Sechsundſechzig, ſondern Mariage,“ ſagte Graf Meerhaim, gemäß der ſtereotypen Paſſion aller alten Herren, junge Mädchen mit dem Capitel vom Eheſtand in Verlegenheit zu ſetzen. „Da würden Sie denn wohl nicht die Ausſicht — in fünfzig Jahren! ſo erheiternd finden.“

„Warum nicht? es würde dann eine goldene Hochzeit daraus!“ ſagte ſie, ohne eine Spur von Verlegenheit.

„Bravo, kleine Stella!“ rief Graf Meerhaim entzückt; „mit Ihnen iſt gut ſcherzen.“

Emanuel ſaß ihr gegenüber und betrachtete dieſe reizende Erſcheinung, der die Mode des Tages — dies Begrabenſein in Wolken von Gaze oder Mouſſeline, aus denen eine zierliche Büſte und ein Kopf mit geziertem Haarputz auftaucht — ungemein vortheilhaft war. Sie ſah aus, als wäre ein Bild von Watteau oder Boucher lebendig geworden und aus dem Rahmen herausgetreten, ſchelmiſch, üppig, fein, mit den ſchönſten dunkelblauen Augen und mit den glänzendſten hellbraunen Locken um die blütenweiße Stirn.

„Endlich kommt ſie! endlich! endlich!“ rief Adrian, als wiederum ein Wagen vorfuhr. Diesmal war ſie es. Alle ſtanden auf und gingen ihr entgegen. Grazia trat mit ihrer Mutter ein. So wie Grazia erſchien, verſchwand Stella für Emanuel, denn Grazia war allerdings eine jener Frauen, neben denen viel ſchönere ausſehen wie Kammerzofen neben einer Königin. Vom Scheitel bis zur Sohle ſah ſie edel aus und dabei eigenthümlich intereſſant durch ihre ſchwarzen Augenbrauen und Wimpern bei blondem Haar und meerblauen Augen. Dies Gemiſch von Energie und Zartheit in ihrem Aeußern war der treue Ausdruck ihres Innern und gab ihr ein ſolches Gepräge von Einfachheit und Zartheit, daß Jeder einen wohlthuenden Eindruck von ihr empfing. Nur nicht Stella. Was findet er denn an dieſer langen, blonden, faden Deutſchen mit ihren Augen couleur d'eau chaud? fragte Stella heimlich ſich ſelbſt und drückte unmuthig ihre Fußſpitze auf das Parquet, während ihr Mund lächelte. — —

Euphroſyne war immer die liebliche, die ſeelenvolle Euphroſyne, die ſie in den Tagen ihres Glückes und ihrer Jugend geweſen war. Von dem Augenblick an, als in ihrem Herzen das wundervolle Licht des beſeligenden katholiſchen Glaubens aufging, hatte ſie ſich daran gewöhnt, ihr Leben in dieſem Lichte, immer im Zuſammenhang mit der ewigen Liebe und mit der Beſtimmung für ein ewiges Leben, zu betrachten. Mit ſeliger Freude ſtand ſie früher mitten in dem ſchönen Kranz ihres häuslichen Glückes und opferte ihn Gott auf — und wie eine Selige ſtand ſie jetzt da, als Gott das Opfer annahm, und als eine Blüthe nach der andern an dieſem Kranz ſich entblätterte oder verwelkte. Sie liebte die Hand, die ihr Leben regierte, zu kindlich, um ſich gegen deren Fügungen aufzulehnen und ſo wurde ſie weder kalt, noch trübſinnig, noch ſtarr, ſondern ſie wurde wie jener indiſche Baum, der Balſam träufelt, wenn man ihm ſeine Zweige raubt. In dem ſüßen, kühlen Schatten einer heiligen Gelaſſenheit entſtand aus den Wunden ihres Herzens kein Fieber und kein Gift.

Sie wurde von den Ihren mit wahrem Frohlocken empfangen. Alle meinten, nun ſei ihr Liebſtes da. Gräfin Meerhaim vergaß ihren Roman, Graf Meerhaim — Sechsundſechzig, Adrian ſeine Nervoſität, Emanuel — ſich ſelbſt; Grazia — hatte nichs zu vergeſſen. Froh ging der Abend hin. Für den nächſten Tag wurde ein Beiſammenſein von früh bis ſpät organiſirt. Dann trennte man ſich. Adrian hatte ſich nach ſeiner Gewohnheit früh zurückgezogen, da ſpäte Stunden ihn immer aufregten und noch kränker machten. Endlich führte Grazia ihre Mutter in das Zimmer, welches immer für ſie in Bereitſchaft und ſo vollkommen eingerichtet war, daß ſie Alles fand, was ſie in Kreuzbronn gelaſſen hatte; denn ſie ſollte hier gerade ſo zu Hauſe ſein, wie dort. Und als nun Mutter und Tochter allein beiſammen waren, da ging das fröhliche Geplauder des Abends in einen ernſten Ton über, den ſie nur im Zwiegeſpräch anſchlagen konnten, denn die Familie Meerhaim war proteſtantiſch und ſomit durch eine unausfüllbare Kluft — nicht von dem Leben in äußern Verhältniſſen, wohl aber von dem ganzen innern Leben der Urſpergs getrennt.

„Alſo er iſt in der Ewigkeit .... Pater Smaragd, der Vater, der Freund, der Führer unſerer Seelen!“

Welcher Meerhaim hätte dieſen Klageruf verſtanden, mit dem ſich Grazia an ihre Mutter wendete, ſobald ſie allein waren!

„Und wie ging er hinüber, der ſelige Greis?“ ſetzte ſie hinzu.

„In der vollkommenſten Vereinigung mit dem Herrn, dem er ſechzig Jahre in Glauben und Liebe gedient hat,“ ſagte Euphroſyne.

„So lebte er, ſo ſtarb er!“ rief Grazia in Thränen.

„Sechzig Jahr ein frommer Prieſter geweſen zu ſein; dem Heiland das Kreuz getragen zu haben, als ein freiwilliger Simon von Cyrene; die Bosheit und Ungerechtigkeit der Welt, die Wuth der Feinde, die Verrätherei der Freunde, die Verachtung des Hochmuths, die giftigen Angriffe des Unglaubens, die Verleumdungen der Lüge, — mit einem Wort: die volle Sündenwucht der gottentfremdeten Menſchheit an ſich ſelbſt erfahren zu haben: und Alles zu begraben in den Wunden Jeſu, und Alles zu verzeihen in der Liebe

Jeſu — o Kind, das gibt ein ſüßes Sterbeſtündlein!“ ſagte Euphroſyne.

„Hat er ſehr gelitten?“ fragte Grazia.

„Seit dem Winter war er vor allgemeiner Schwäche ſeines hohen Alters erblindet, konnte alſo weder die Meſſe leſen, noch ſein Brevier. Das fiel ihm hart. „Gott will mir zeigen, daß ich ein ganz unnützer Knecht bin,“ ſagte er mir an dem Tage, wo er zum erſten Mal in ſeinem Prieſterleben das heilige Opfer nicht darbringen konnte; — „und das iſt mir ſehr heilſam. Jede Entziehung iſt eine Gnade. Man ſoll dadurch lernen, mit Chriſtus arm und nackt am Kreuz zu hängen. Beten Sie nur recht für mich, damit ich es lerne und der liebe Gott mir nicht vergebens dieſe Gnade geſchickt habe,“ ſetzte er hinzu. Eigentlich krank war er nicht. Er litt nur durch die langſam fortſchreitende Hinfälligkeit des Leibes. Sein Geiſt blieb in ungetrübter Kraft und Klarheit. Sein Brevier betete er mit Amandus, wie er das ſeit langen Jahren gewohnt war — aber auswendig, anſtatt es zu leſen. Er war immer in Betrachtung der heiligen Lehren und der göttlichen Geheimniſſe verſenkt, ſo daß er ſich nie in ſtumpfes Hinbrüten verlor. Die Trübſale, welche die heilige Kirche in der Nähe und in der Ferne zu dulden hat — die Leiden unſers lieben heiligen Vaters und der Abfall ſchlechter Prieſter in Italien — boten ihm beſtändig eine Veranlaſſung, ſein Kreuz mit dem Kreuz unſeres Heilandes vereint für diejenigen armen Menſchen aufzuopfern, die in ſündhafter Blindheit Chriſtus in ſeiner Kirche verfolgen, mißhandeln und verrathen. Jeden Morgen, wenn ich bei ihm eintrat und nach ſeinem Befinden fragte, antwortete er: „Ich wünſche aufgelöſt und bei Chriſtus zu ſein.“ Gewöhnlich ſetzte er ſogleich hinzu: „Aber es ſteht geſchrieben: In der Geduld werdet ihr eure Seelen beſitzen. Ich warte gern, ſo lange es Gott gefällt, und leide gern, wenn es ſein anbetungswürdiger Wille iſt.“ Täglich brachte ihm der Pfarr-Verwalter die heilige Communion, die er nie anders, als auf den Knieen empfing. Er ſaß faſt immer in einem Lehnſtuhl und begab ſich nur auf ganz wenig Stunden zu Bett, weil er an Schlafloſigkeit litt. Auch darüber ſagte er gelaſſen: „Wenn die Ewigkeit ſo nah iſt, muß man nicht die kurze Zeit verſchlafen.“ Einmal fragte ich ihn, wie er die dunkeln, langen Nächte hinbringe? „Irdiſch dunkel ſind ja auch die Tage für mich,“ ſagte er lächelnd; „aber der Glaube hat ſeine eigenen, überirdiſchen Geſtirne.“ So verblieb er in einem himmliſchen Gleichmuth, ohne zu ahnen, daß derſelbe aus einer hohen Vollkommenheit ſeiner Seele hervorgehe. Der Frühling brachte nur die Veränderung, daß er mehr und mehr abnahm. Er fühlte es und ſetzte ſeinem Tode Epochen an. „Sollte ich wohl auf Himmelfahrt zu meinem Herrn gehen?“ fragte er Anfang Mai; und als das Feſt vorüber war, ſagte er: „Ob ich wohl noch das heilige Pfingſtfeſt erleben werde? Ach, wie klar ſehe ich jetzt ein, daß ich die Gaben des heiligen Geiſtes recht unvollkommen benutzt habe.“ Am Morgen des Frohnleichnamsfeſtes kam ich zu ihm. Da hatte er eben die heilige Communion empfangen und auf einem Altärchen, das Amandus immer zierlich herrichtete, brannten Kerzen und dufteten Roſen. Mir war, als ob hier noch die Engel weilten, die anbetend den euchariſtiſchen Gott umſchweben. Pater Smaragd richtete plötzlich ſein wachsbleiches Antlitz mit den tiefen dunkeln blinden Augen zum Himmel auf und ſagte: „Es kommt, glaub' ich, mein armes letztes Stündlein. Betet für mich um gnädiges Gericht.“ Wir begannen die Sterbegebete. Aber ganz bald ſagte er mit ſtillem Lächeln: „Komm, Herr Jeſu!“ lehnte ſich mit einem leiſen Seufzer zurück und wir hörten noch: „In manus tuas“... — Dann war Alles ſtill. Die Kerzen brannten, die Roſen dufteten, die kleinen Vögel ſangen in der Linde des Schloßhofes, der Brunnen rieſelte zu Füßen des Cruzifixes, ein namenloſer Friede lag auf dem Antlitz des Abgeſchiedenen und auch auf uns ging dieſer Friede über. Mir war, als ſei etwas Himmliſches an mir vorüber gegangen.“

„Hat mein armer Vater eine Ahnung von Pater Smaragds Abſcheiden?“ fragte Grazia beklommen.

Traurig und ſchweigend verneinte es Euphroſyne und fragte dann, indem ſie Grazia zärtlich umfaßte und ſich mit ihr in einen Erker ſetzte, um den die Zweige einer blühenden Akazie wehten:

„Nun aber ſprich Du!... Wie ſteht's mit Adrian?"

„Gerade ſo, wie Du ihn heute geſehen haſt, immer aufgeregt oder abgeſpannt; nie ruhig," entgegnete Grazia gelaſſen. „Die Nervenanfälle geben ihm eine gereizte Stimmung, ſo daß er zuweilen auffahrend, zuweilen mißmuthig iſt — der Arme! Er kann nichts dafür und er bittet mich manchmal in der rührendſten Weiſe um Verzeihung, wenn er fürchtet, mich durch Launen oder kleinliche Rechthaberei ein wenig gequält zu haben. Da ich weiß, daß ſein Nervenzuſtand das ſo mit ſich bringt, und daß ſein gutes Herz nicht den mindeſten Antheil an ſolchen kleinen Quälereien hat, ſo nehme ich ſie leicht, thue das, was ich zu thun habe, mit möglichſter Schonung ſeiner Launen — und ſo iſt er denn ſo wenig unglücklich, wie das bei ſeinem Zuſtand möglich iſt."

„Und wie geht es mit den Großeltern?"

„Ach!" rief Grazia, „das wird mir immer ſchwerer. Ach verzeih, Mama! wenn ich dieſe zwei Leben betrachte, muß ich immer denken: Was bleibt denn da übrig für die Ewigkeit?" —

„Sieh, wie Gott das Alles fügt!" ſagte Euphroſyne mild: „In Wellenbewegungen verläuft das Leben der Menſchheit und des Einzelnen. Es gibt aufſteigende und abſteigende Epochen in der Weltgeſchichte und in den Generationen. Warum ſie ſinken, warum ſie ſich wieder erheben, das iſt, im letzten Grunde, immer durch Abfall von der ewigen Wahrheit und ihren Geſetzen — und durch die Umkehr zu ihr; aber der Einzelne hat nicht immer allein im vollen Umfang die Schuld des Abfalls und noch weniger das Verdienſt der Umkehr. Da wirken tauſend Umſtände und Verhältniſſe, da knüpfen oder löſen ſich tauſend Faden, um hinauf- oder herabziehen zu helfen. Aber wer von der göttlichen Gnade nach Oben gezogen wird, Grazia, der muß ſich darauf verlegen, Vieles zu leiden und ſich liebend zu einem Brandopfer zu machen, das auch für Diejenigen dargebracht wird, die das Opfer vergeſſen haben. Sieh, wie gut Gott iſt, — ſieh, wie er uns liebt, — wenn er etwa Dich und mich zu einem ſolchen Brandopfer der Liebe auserwählt hätte! Das Opfer hat die Welt erlöſt und zum Opfer gehören Leiden. Darum ſagt die heilige Catharina von Siena: „Vom Anfang bis zum Ende der Welt hat unſer Herr gewollt und wird er wollen, daß nichts Großes geſchehe ohne viele Leiden.“ Und was iſt groß vor Gott, Kind? — Die Seelen! Alles Andere iſt Aſche und Moder, und nur inſoweit wichtig, als es am richtigen Platz höherem Zweck dient. Aber die Seelen, auch die elendeſten und verkommenſten, ſind getaucht in das Blut Jeſu: das iſt ihre Größe, ihr Werth, ihre Wichtigkeit vor Gott. Eine einzige Seele retten helfen, bekehren helfen, für ſie genugthun helfen, iſt größer, als den Erdball zu erobern und deshalb muß es mit manchen Leiden verknüpft ſein. Diejenigen, die nicht das ewig ſich erneuernde, ſtellvertretende göttliche Opfer zum Mittelpunkt ihres Glaubenslebens haben — ſei es durch Irrglauben, ſei es durch anderweitige Schuld — verſtehen auch nicht das Opfergeheimniß, das in der Buße, der Sühne, der Fürbitte, der ſtellvertretenden Liebe eines Menſchenherzens liegt. Aber wir verſtehen es! wir wiſſen, daß wir viel zu ſühnen und zu büßen haben — denn Familien ſind ſolidariſch! — Wie dankbar müſſen wir für dieſe Erkenntniß, für dieſen Willen ſein! O, in der Ewigkeit erſt wird es uns klar werden, wie dankbar!“

So ſprach ſie noch lange aus der Fülle ihres Herzens mit Grazia, die weniger als ihre Mutter durch Erfahrung in der Schule der heiligen Liebe geübt war und noch nicht wußte, wie geringe äußere, ſichtbare Erfolge das Himmliſche in der irdiſchen Welt hat. Aber ſie begriff — auch ohne zu wiſſen.

„Ich möchte Dir etwas zeigen, Mama,“ ſagte ſie ſchüchtern; — „aber ich ſage Dir vorher... Einwendungen darfſt Du nicht machen.“

„Das klingt ja ſehr ernſthaft!“ entgegnete Euphroſyne lächelnd. „Da könnte ich ja vielleicht meine mütterliche Autorität einbüßen.“

„Komm mit mir,“ erwiderte Grazia, den Arm ihrer Mutter nehmend: „komm' nach meinen Zimmern."

Sie gingen nach der andern Seite des Hauſes, die Grazia bewohnte. Es waren ein paar elegante, bequeme Zimmer, Euphroſynen wohlbekannt, in denen ſich nicht das mindeſte Merkwürdige befand. Das letzte hatte verſchiedene Tapetenthüren, welche große Wandſchränke verſchloſſen. Vor einer ſolchen Thür blieb Grazia ſtehen, zog einen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete. Es wird ein Capellchen ſein! dachte Euphroſyne. Grazia leuchtete ihr mit einer Kerze vor und ſie traten ein. Euphroſyne rief überraſcht:

„Eine Kloſterzelle, liebes Kind!"

So war es. Der kleine Raum mochte urſprünglich zu einem Ankleidecabinet beſtimmt geweſen ſein; jetzt war er zu einer Zelle in aller Dürftigkeit eingerichtet, mit einem Feldbett, zwei Strohſtühlen, einem Tiſch und einem Betſchemel vom geringſten Holz. Unter einem Strom von plötzlich ausbrechenden Thränen rief Grazia, indem ſie die Stirn auf die Schulter ihrer Mutter legte:

„Ja! ja! eine Zelle iſt's!... Die Zelle von Kreuzbronn, die mein unglückſeliger Großvater verlaſſen hat. Hier ſchlafe ich! hier bete ich! hieher flücht' ich mich, wenn mir das Herz manchmal ſchwer werden will! hier ſagt mir Alles, daß ich Grazia Urſperg heiße und wozu dieſer Name mich verbindet! hier bin ich, dem Willen nach, ſo arm wie ich ſein möchte, um nicht mehr die Wucht dieſes fürchterlichen Vermögens zu tragen, das ich jetzt nicht von mir werfen darf, weil Pater Smaragd uns ausdrücklich anbefahl, kein unnützes Aufſehen zu machen und meines unſchuldigen Vaters Namen zu ſchonen und zu bedenken, daß nicht blos der Fluch der Sünde, ſondern auch meines Vaters Tugenden: ſeine Thätigkeit, Einfachkeit, Mäßigkeit und Barmherzigkeit — auf dem Vermögen ruhten. Hier iſt mein wahrer Platz: mitten in der Welt die Zelle der Entſagung!' — Und ich wollte Dir doch ſagen, daß ich das einigermaßen begriffen habe, Mama."

Schweigend, zitternd vor Wehmuth und Wonne umarmte Euphroſyne ihre Tochter und beide knieten dicht aneinander geſchmiegt auf dem Betſchemel zu Füßen eines großen Cruzifixes nieder und beteten ein „De profundis." Dann ſagte Grazia:

„Niemand hat eine Ahnung von meiner Zelle, deren Schlüſſel ich immer bei mir trage."

„Aber Dein Kammermädchen?"

„Ja, Jeannette weiß es. Allein ſie hat mir bei den Wunden Jeſu verſprochen, mit Niemand, auch nicht mit Dir, Mama, davon zu reden; — und da ſie fromm iſt, hält ſie Wort."

Arm in Arm kehrten ſie nach Euphroſynens Zimmer zurück. Die kurze Mittſommernacht war faſt vorüber, und als ſie den Erker betraten, wehte die erſte Morgenluft erfriſchend ſie an; die Sterne erbleichten und die kleinen Vögel in der Akazie regten ſich und zirpten ſchlaftrunken.

„Wie kurz iſt die Nacht!“ rief Grazia überraſcht.

„Kurz wie das Leben, meine Grazia,“ ſagte Euphroſyne: „nur mit dem Unterſchied, daß auf die Lebensnacht ein ewiger Tag folgt. O, wie ſind wir glücklich... glauben, hoffen, lieben zu können!“

Sie trennten ſich und Euphroſyne blieb allein auf ihrem Platz im Erker und ſchaute mit ſtillen Augen auf die verſchwindenden Sterne. O Menſchenhoffnungen! o Herzenswünſche! ſeufzte ſie: ſo ſchwindet ihr, ſo ſeid ihr mir alle, alle entſchwunden. Auch nicht ein Wunſch iſt ſo erfüllt, wie ich es gehofft hatte! Es gibt Probleme, die Gott allein löſen kann und in dieſer Zuverſicht hab' ich meinen Frieden gefunden. Was beginnt aber gegenüber ſolchen Problemen der Menſch, der keinen Gott hat? — Der Morgenwind ſäuſelte durch die blühenden Akazienzweige und wehte Euphroſynen wie zum Morgengruß lieblichen Arom zu.

Und er fuhr auch über Richenza hin und weckte ſie aus ihrem leichten Schlummer am Fenſter. Sie erſchauerte, ſtand auf, langſam und ſchwer. Dann aber, als ob plötzlich das Bewußtſein in ihr erwache, warf ſie mit einer Geberde der Verzweiflung beide Hände vor ihr Geſicht und ächzte: Muß denn immer der Tag wieder kommen!... Oh! ich bin zu elend!... Da fiel ihr Blick auf ihre fünf Goldſtücke und ſie ſetzte hinzu: Nun aber heute kann ich ſpielen... und vielleicht Glück haben.

Am andern Morgen, lange bevor Gräfin Meerhaim ſichtbar war, begab ſich Euphroſyne zu ihrem Vater. Ihr Herz vergaß nichts und ſie war froh, in Graf Meerhaim Theilnahme für Richenza's Schickſal gefunden oder geweckt zu haben. Obſchon mit jedem Jahr die Hoffnung ſchwächer wurde, Richenza zu entdecken: ſo ließ doch Euphroſyne nicht nach, jeder Möglichkeit einer Entdeckung nachzuſpüren. Und dies war auch der Gegenſtand ihres Geſpräches mit Graf Meerhaim. Auf ihre Frage, ob nirgends Licht aufblitze, erwiderte er:

„Ich muß glauben, daß ſie nicht mehr am Leben iſt; denn es ſcheint mir unmöglich, daß ihr nicht eine einzige Anzeige zu Augen gekommen ſein ſollte, die ich von England aus in ſo viele engliſche und franzöſiſche Blätter ſetzen ließ."

„Alſo haſt Du ſchon in England nach ihr geſucht?" rief Euphroſyne freudig.

„Leider etwas ſpät!" ſagte er mit einem Anflug von Verlegenheit. „Es thut mir jetzt recht leid, in früheren Jahren die Sache ſo ganz Deiner Mutter überlaſſen zu haben, die nun einmal nicht den Muth hat, den Dingen, wie ſie ſind, in's Auge zu ſehen. Sehr leid iſt es mir — wahrhaftig! aber wir hätten doch nichts ändern können und es wäre immer ſo gekommen."

„Wie gekommen, beſter Vater?" fragte ſie.

„Ich will Dir eine Begebenheit erzählen, die ſich im letzten Winter meines Aufenthaltes in London zutrug. Sie iſt ſchauerlich genug; deshalb theilte ich ſie Dir bisher nicht mit — was um ſo überflüſſiger war, als die Nachforſchungen, die ich in Folge derſelben anſtellte, zu keinem Reſultat führten. In jenem Winter ritt ich einmal ohne Groom durch Piccadilly. Da fiel mir ein, daß ich einen Bekannten, den ich ſchon mehrmals umſonſt in ſeiner Wohnung aufgeſucht hatte, vielleicht in einem der Clubs von Piccadilly treffen würde. Ich hielt an und ſchaute mich nach Jemand um, der mein Pferd halten könne. In den Straßen von London fehlt es nirgends an armen, zu jedem Dienſt bereiten Leuten, und als ich mich anſchickte abzuſteigen, erſchien ſofort ein Mann und erbot ſich das Pferd zu halten. Ich warf ihm die Zügel zu und ging, ohne ihn zu beachten, in's Clubhaus, wo ich mich eine Stunde aufhielt. Als ich wieder herauskam, war es dunkel und kalt geworden, und da ich im Schein einer Gasflamme die ſchrecklich elende Geſtalt des Mannes bemerkte, dauerte er mich und ich gab ihm eine halbe Krone. „Herr!" ſagte er, „das iſt zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig." — „Mein Freund," erwiderte ich, „es iſt nicht an mir, für Ihr Leben zu ſorgen. Wenn Sie ſelbſt das nicht können, ſo gehen Sie in's Workhouſe." — „Daher komme ich!" ſagte er: „ich ſollte dort Wolle kartätſchen. Das hält meine Bruſt nicht aus. Ich bekam Blutſpeien... und heute früh verließ ich es... und hungere und friere ſeit heute früh." Während er ſprach, bemerkte ich, daß er allerdings wie eine wandelnde Leiche ausſah, aber auch, daß eine ſtarke Branntwein-Atmoſphäre ihn umgab und deshalb ſagte ich: „An Gin ſcheint es doch nicht gefehlt zu haben;" — und wollte ihm die Zügel abnehmen. Aber er hielt ſie feſt und ſagte plötzlich in ſchlechtem Deutſch: „Das habe ich mir angewöhnt, um all mein Leid mit Ihrer Tochter Richenza Meerhaim zu vergeſſen!"

„Barmherziger Gott!" ſchrie Euphroſyne auf.

„Mir war zu Muth, als hätte mich der Blitz getroffen," fuhr Graf Meerhaim fort, und ich rief: „Wer ſind Sie? und wo iſt Richenza Meerhaim?" — „Ich bin der Maler Wilhelm Sinkler und Richenza iſt meine Frau," erwiderte er; — „allein ſie hat mich ſeit vielen Jahren verlaſſen... um eines Andern willen... und nach und nach bin ich in's Elend und zum Gin gekommen, um mich zu betäuben gegen den Gram um ſie und um die Kinder und um mich ſelbſt." — „Aber wo iſt Richenza?" rief ich zitternd vor Spannung... —

„Das weiß ich nicht!“ antwortete er. „Im Jahr 1844 ließ ich ſie in Rom, ging nach Paris, dann nach Belgien, endlich hieher... und hörte nie wieder eine Sylbe von ihr.“ — Auf einmal fing er an zu huſten. Ein Strom von Blut ſchoß ſo heftig aus ſeinem Munde, daß er faſt erſtickte und taumelnd zu Boden ſtürzte. Ich rief um Hülfe. Conſtabler eilten herbei und ich beauftragte ſie, den Kranken in das nächſte Hoſpital zu ſchaffen. Man holte einen Wagen und fuhr ihn fort. Ich ritt langſam in einiger Entfernung nach. Als man am Hoſpital anlangte, war er eine Leiche. Kein Paß, kein Brief, kein Papier, nichts, gar nichts wurde bei ihm gefunden. Nichts erwies ſeine Identität mit dem Maler Wilhelm Sinkler. Aber er war es; darauf lebe und ſterbe ich. Deshalb ließ ich ſofort folgenden Aufruf durch alle größere Blätter gehen: Die Wittwe des in London verſtorbenen Malers W. S. wird gebeten, ihren dermaligen Aufenthaltsort dem Banquier Z. in London kund zu geben. — Das war ein halbes Jahr, bevor ich England verließ. So ſchnell, wie jetzt öffentliche Blätter über die Erdkugel fliegen, hätte ich binnen ſechs Monaten vom Aequator ſo gut wie vom Süd- und Nordpol Richenza's Antwort haben können. Allein ich erfuhr gar nichts. Als ich dann herkam und Du mich bateſt, einen Aufruf an die Frau Wilhelm Sinkler ergehen zu laſſen, that ich es, weil ja möglicher Weiſe — oder ſogar ſehr wahrſcheinlich Richenza nichts wußte vom Tode ihres elenden Mannes und weil vielleicht mein engliſcher und franzöſiſcher Aufruf, der nur die Initialen, nicht den ganzen Namen enthielt, nicht deutlich genug geweſen war. Aber da immer noch daſſelbe Stillſchweigen herrſcht, ſo müſſen wir wohl annehmen, daß ſie nicht mehr unter den Lebenden iſt.“

„O Gott!“ ſeufzte Euphroſyne, „wie mag ſie gelebt haben — und wie geſtorben ſein… unſere unglückliche Richenza! Ach und die armen Kinder, was wurde wohl aus denen!“

Graf Meerhaim zuckte ſchweigend die Achſeln. Daß Richenza oft genug jene Aufforderung geleſen und dabei im Herzen gedacht habe: Nein, jetzt nicht! Künftig… wenn es mir beſſer geht oder… in meiner Todesſtunde, meiner Kinder wegen: dann ſollen ſie von mir hören! — das fiel ihnen ebenſowenig ein, als daß Stella Saint-Clair Richenza's Tochter ſei.

Stella war, ihre erſte Kindheit abgerechnet, immer in Erziehungsanſtalten geweſen und dadurch ihrer Mutter, beſonders ſeitdem ſie Dresden verlaſſen hatten, ſehr entfremdet. Gerade in den Jahren, wo das Herz und der Verſtand eines jungen Mädchens ſich entwickeln und wo kein Auge ſo tief und ſo ſcharf als das der Mutter, drohende Gefahren erkennt und ſie zu beſeitigen ſucht, gerade damals ging Richenza nach Paris und ihr Leben nahm dort eine ſo ganz andere Wendung als in Dresden, daß der Umgang mit Stella faſt aufhörte. Dieſe fand ſich ſehr glücklich in einem höchſt eleganten, ganz auf die große Welt berechneten Inſtitut, und als Richenza ihren Pariſer Aufenthalt mit dem in den rheiniſchen Badeorten vertauſchte, war Stella recht froh, in Paris bleiben zu dürfen. Sie wußte, daß ihre Mutter das Koſtgeld auf ein Jahr für ſie voraus gezahlt hatte; daraus ſchloß ſie, daß die Mutter in Jahresfriſt wiederkehren, ſie aus der Anſtalt nehmen und — glänzend verheirathen werde, ſo glänzend, wie die Herzogin von X., die Gräfin Y. und der Banquier Z. ihre Töchter, welche mit Stella erzogen waren, verheirathet hatten. Als das Jahr um war, kam zu Stella's großem Kummer ein Brief ihrer Mutter, in welchem dieſe die Vorſteherin bat, Stella noch ſechs Monate zu behalten. Dann werde ſie ihre Tochter abholen und nachträglich das Koſtgeld zahlen. Aber nach Verlauf dieſer Friſt kam weder die Mutter, noch das Koſtgeld, ſondern nur ein Brief mit der Bitte um eine abermalige Friſt von ſechs Monaten. Stella gerieth ganz außer ſich; ſie war jetzt ſechszehn und ein halbes Jahr alt, ſie hatte alle Studiencurſe durchgemacht, ſie wußte ſich fertig, ſehnte ſich von ganzem Herzen in die Welt und fühlte ſich grenzenlos unglücklich zwiſchen einem Schwarm von Koſtſchülerinnen, die alle jünger waren als ſie. In dieſem Sinn ſchrieb ſowohl ſie als die Vorſteherin an Richenza: Beide wünſchten dringend ihren Austritt. Richenza ſchrieb einfach zurück: für den Augenblick habe ihr Vermögen derartige Unfälle erlitten, daß ſie gar nichts für ihre Tochter thun und am wenigſten ſie zu ſich nehmen könne, da ſie eine höchſt genirte Exiſtenz führe; und ob es nicht möglich ſei, daß Stella Lehrerin oder Aufſeherin im Inſtitut, mindeſtens für einige Zeit, werden könne. Stella war in Verzweiflung. Lehrerin im Inſtitut, ſie, die ſich ſchon im Geiſt als eine der reichſten und eleganteſten Frauen von Paris geſehen hatte! Lehrerin! gräßliche Zumuthung! was dachte, was träumte nur ihre Mutter, ein ſo rabenſchwarzes Schickſal ihr zu bereiten! Auch die Vorſteherin war in einiger Verzweiflung, denn ſie konnte ebenſowenig das hülfloſe junge Mädchen aus dem Inſtitut verſtoßen, als es in demſelben auf irgend einem Platz verwenden, weil es bei Stella durchaus an gutem Willen dazu fehlte. Und ſo verging die zweite Friſt. Da kam abermals ein Brief von Richenza. Sie ſchrieb ihrer Tochter:

„Mein geliebtes Kind, da die traurige Beſchränktheit meiner Vermögensumſtände noch immer fortdauert — was ich viel mehr für Dich, meine Stella, als für mich ſelbſt beklage: ſo ſehe ich mich genöthigt, Dir einen Platz vorzuſchlagen, auf dem Du Dich, wie ich hoffe, nicht unglücklich fühlen wirſt und wo Du ruhig abwarten kannſt, daß beſſere Tage für Deine vielgeprüfte Mutter eintreten. Du kommſt als Lectrice und Geſellſchafterin in ein gutes, wohlhabendes, angeſehenes Haus, zu Gräfin Meerhaim, einer Dame von etwa ſechszig Jahren, welche mit ihrem Gemahl in dem glänzenden, berühmten Curort Baden-Baden ſich niedergelaſſen hat. Töchter ſind nicht im Hauſe. Ein Sohn von etwa ſiebenundzwanzig Jahren kommt ab und an. Du findeſt alſo ganz einfache und leichte Verhältniſſe, in denen Du mühelos Alles leiſten kannſt, was man von Dir erwartet. Aber ein Punkt, meine Stella, wird Dir ſchwer werden... wenn auch Dir bei Weitem nicht ſo ſchwer als mir. Traurige Umſtände erheiſchen, daß auch ich in demſelben Baden lebe, wo Du leben wirſt, geliebtes Kind; und ſie zwingen mich, Dir zwei Dinge an's Herz zu legen. Erſtens: ich halte mich im tiefſten Incognito in Baden auf; Du darfſt nie zu mir kommen und nie Dir merken laſſen, daß ich Paris verlaſſen habe. Zweitens: da es möglich wäre, daß Du in Baden irgendwie mit Triſtan zuſammenträfeſt, und da dies einen gewiſſen vertraulichen Verkehr zwiſchen Euch zur Folge haben würde, den ich um vieler Gründe willen vor der Hand nicht wünſchen darf: ſo wirſt Du als meine Nichte und Pflegetochter in das Meerhaim'ſche Haus eingeführt. Dadurch iſt Dein Umgang mit Triſtan abgeſchnitten; denn es würde ſich nicht ſchicken, daß zwiſchen einem jungen Mädchen und ihrem Vetter die geringſte Intimität obwaltete. Um Dich in ſolcher Weiſe von Deiner Mutter und Deinem Bruder äußerlich zu trennen, geliebtes Kind, bringe ich harten und gebieteriſchen Umſtänden ein ſchweres Opfer, indem es mein einziges Glück und meine höchſte Wonne wäre, mit meinen Kindern vereinigt zu ſein und mich nie von ihnen zu trennen. Du haſt Einſicht genug, um aus der Schwere des Opfers auf die ernſte Nothwendigkeit jener Rückſichten zu ſchließen, welche mich dazu zwingen. Deshalb lege ich Dir die Beherzigung jener beiden Vorſchriften nicht weiter an's Herz. Deine Liebe zu mir wird Dich am beſten mahnen, ſie mit aller Vorſicht zu beobachten. Gott geleite Dich in Deine neuen Verhältniſſe! Hoffte ich nicht, daß ſie nur vorübergehend ſind und daß eine beſſere Zukunft uns erwartet: ſo würde ich erliegen unter der Laſt meines ſorgenvollen Lebens. Du aber, mein ſüßes Kind, betrete fröhlich Deine Laufbahn und überlaſſe allen Kummer Deiner Dich liebenden Mutter Richenza Saint-Clair. P. S. Vernichte alle Briefe, die Du etwa von mir beſitzeſt. — Das beigefügte Reiſegeld iſt von Triſtan."

Richenza hatte eine zwiefache Abſicht, indem ſie ihrer Tochter dieſe Verhaltungsregeln gab: ſie wollte vor Stella ihre klägliche Exiſtenz verbergen; und ſie wollte möglichſt für ihre Perſon jeden Verbindungsfaden mit dem Meerhaim'ſchen Hauſe, der zu einer Entdeckung hätte führen können, ſorgfältig abſchneiden. Daß Stella nie in den Spielſaal kommen werde, darauf durfte ſie zählen. Die Damen der guten Geſellſchaft gehen höchſtens einmal flüchtig hindurch — wenn ſie fremd in Baden ſind. Sind ſie aber da zu Hauſe, wie Gräfin Meerhaim es war: ſo hat der Spielſaal auch nicht mehr das Intereſſe des Fremdartigen oder Schauerlichen und man beſucht ihn nicht.

Stella war ſo glücklich, aus ihrem Inſtitut erlöſt zu werden, daß ihr alles Uebrige ganz willkommen war. Hatte ſie doch Mutter und Bruder ſeit vollen zwei Jahren nicht geſehen und nur höchſt ſpärlich ungenügende Kunde von ihnen erhalten! weßhalb ſollte ſie nicht noch einige Zeit ohne ſie leben können? .... und beſonders, wenn das irgend einen günſtigen Einfluß auf die Verhältniſſe ihrer Mutter haben könne? Genug, ſie verließ mit Freuden das Inſtitut, ja ſogar Paris — was ſie früher nicht für möglich gehalten hatte — und nahm ſich vor, im Meerhaim'ſchen Hauſe aus allen Kräften nach der Rolle einer Tochter des Hauſes zu ſtreben, indem ſie ſich dem bejahrten Ehepaar unentbehrlich machte, was nach ihrer Meinung nicht ſchwer ſein konnte. Und in der That, es gelang ihr überraſchend ſchnell. Sie begriff, daß die Menſchen ſich durch nichts ſo leicht gewinnen laſſen, als durch Schmeichelei — nicht ſowohl durch die grobe Schmeichelei der Worte, als durch die des Eingehens auf Geſchmack, Geſinnung, Anſichten und Neigungen Anderer.

Der heilige Auguſtinus ſagt: „Der gefällt Gott, dem Gott gefällt." Bei Stella konnte man ſagen: Sie gefiel allen Menſchen, weil ihr alle Menſchen ganz außerordentlich zu gefallen ſchienen; — dermaßen lebte ſie ſich in deren Eigenthümlichkeit hinein. Das kann ja eine große Tugend ſein; der Apoſtel Paulus ſuchte Allen — Alles zu werden, um Alle für Gott zu gewinnen. Bei Stella aber fehlte dieſer Beweggrund; an die Stelle Gottes trat ihr Ich: ſie wollte Alle für ſich gewinnen und deßhalb Allen gefallen: ſie ſchillerte ſtets in der Farbe Desjenigen, mit dem ſie eben zu thun hatte, und ging eben ſo auf die Scherze und Unterhaltungen des Grafen — als auf die Schwärmereien und Neigungen der Gräfin Meerhaim ein. Gern hätte ſie daſſelbe bei Emanuel gethan; allein ſie wußte nicht genau, was ihm denn eigentlich gefalle. Das war auch ſchwer, denn Emanuel ſelbſt wußte es nicht.

Ein leeres Herz.

Emanuel war ſeit einigen Monaten bei ſeinen Eltern, ohne Beſchäftigung, ohne Zweck, ohne Intereſſe. Eine ſolche Exiſtenz war in den Augen der pflichttreuen, opferwilligen Euphroſyne ebenſo gefährlich als ungenügend, während ſeine Eltern, die nur an das Angenehme ſeiner Anweſenheit dachten, gar keine Einwendung dagegen machten. Euphroſyne ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorübergeben, um hie und da ein gutes Wort zu ſagen, wenn ſie ahnte, daß es eine gute Aufnahme finden werde; und deßhalb nahm ſie auch einen einſamen Augenblick wahr, um ihren Bruder mit ihrer eigenthümlichen, herzgewinnenden Innigkeit zu fragen:

„Emanuel, was ſoll denn eigentlich aus Dir werden? — ſprich!“

Er ſaß neben ihr. Als ſie dieſe Frage that, ſprang er auf, ſtellte ſich vor ihr hin und rief:

„Was aus mir werden ſoll? Du fragſt noch? ... Schau mich an! Emanuel Meerhaim, fünf Fuß, eilf Zoll, zehn Linien, Haar — ſchwarz, Bart — ſchwarz, Augen — bezaubernd, Stirn — geiſtvoll, Mund — gutmüthig, Phyſiognomie — intereſſant! Und aus einem ſolchen Menſchen, der noch dazu im achtundzwanzigſten Jahr iſt, ſoll erſt etwas werden? Schweſterchen, Du verlangſt viel!" /

„Mit Deiner äußern Perſönlichkeit wäre ich ſchon zufrieden, wenn auch nicht ſo ſehr, wie Du ſelbſt," entgegnete ſie lächelnd. „Iſt aber dieſer fünf Fuß, eilf Zoll lange Emanuel Meerhaim wirklich ein ſo eminenter Menſch: ſo möchte ich mit ſchweſterlichem Stolz auf ſeinen Lebensplan ſchauen. Iſt der in Harmonie mit dem Geiſt und der Güte, die ſein Antlitz verſpricht?"

Emanuel ſetzte ſich wieder zu ihr und ſagte:

„Vor acht oder neun Jahren, in Dresden, fragte mich der gute Bernhard ungefähr ebenſo. Damals kannte ich noch nichts vom Leben, als meine jugendlichen Träume und meine Malerei. Zwiſchen Damals und Jetzt, zwiſchen Deiner und ſeiner Frage, liegt ein enormes Stück Welt mit ungeheuren Erfahrungen; trotzdem habe ich dieſelbe Antwort, wie damals, nämlich: keinen Lebensplan! — Wäre das Jahr 1859 nicht gekommen, ſo hätte ich mich vielleicht in die Staatsdienſtdreſſur eingeſchult, hätte die Tochter eines Präſidenten geheirathet, wäre Freimaurer geworden ꝛc. ꝛc. Ich hatte es ja ſchon bis zum Referendar gebracht, zur erſten Stufe einer ſchwindelnd hohen

Carriere. Aber! aber! das Jahr 59 machte ihr ein Ende. Denn das kannſt Du mir unmöglich zumuthen, einem Staat zu dienen, deſſen Gang und Richtung ich verabſcheue. Meiner Erziehung, die mich in ganz Deutſchland umhergewürfelt hat, habe ich ein großes Gut zu danken: ich habe deutſche Intereſſen, deutſche Sympathieen, ein Herz für Deutſchland, Liebe für Deutſchland. Ich könnte auch ein Herz für ein Partikular-Vaterland innerhalb Deutſchland haben und als Referendar in Berlin, wenn ich vor dem Brandenburger Thor ſtand und mir die Victoria auf ihrer Quadriga anſchaute, wie ſie aus Frankreich daher geſauſt kommt und vor den Linden Halt macht — nahm ich auch einen Anlauf zu dieſer patriotiſchen Liebe. Aber wenn ich dann nach dem andern Ende der Linden ſchaute, wo eine Statue von Friedrich II. ſteht: ſo ſank mir die Luſt dazu, denn dieſe preußiſche Größe hatte kein Herz für Deutſchland und hat dieſen Mangel ſeinem Preußen bis zur heutigen Stunde eingeimpft. Das kam in erſchreckender Weiſe im Jahr 1859 zu Tage! — Der Erbfeind bekämpft den Bruderſtaat, den Bundesgenoſſen; Deutſchland zittert in Kampfesluſt, um ihm beizuſtehen gegen den Erbfeind. Da erfindet die Friedericianiſche Tradition die Politik der freien Hand und die ſchleppende Mobilmachung der Armee, um ſcheinbar etwas zu thun und in Wahrheit Schlimmeres als nichts zu thun! Das gab denn meinen preußiſchen

Gefühlen den Todesſtoß. Ich zog ab — und bin nun ein freier deutſcher Mann."

„Lieber Emanuel!" rief Euphroſyne, „mit dieſer Sorte von freien Männern, die ſich in Baden umhertreiben, iſt dem armen Deutſchland nicht geholfen."

„Mein Gott!" rief er ungeduldig, „ſoll ich etwa Schaffner an einer Eiſenbahn, Kammerherr am Hof von Baduz oder Aufſeher in einer Fabrik werden! Grazia zieht auch immer zu Felde gegen mein dolce far niente. Weil Ihr Frauen ſchon in der Wiege anfangt, geſchmackloſe Meßgewänder zu ſticken und unpraktiſche Bettdecken zu häkeln und damit Euer Leben ausfüllt: ſo bildet Ihr Euch ein, etwas Aehnliches wäre auch für uns möglich. Aber ich ſage Dir: die Welt iſt jetzt ſo beſchaffen, daß man auf irgend eine Weiſe der Staatsmaſchine maſchinenmäßig dienen muß, oder aber iſolirt und beziehungslos daſteht, wenn man ſich nicht der revolutionären Bande anſchließen mag, die in den Kammern, in den Zeitungen, bei den Zweckeſſen, in den Bier- und Branntweinſchenken, bei Schuſter- und Schneider-Tagen, bei Schiller- und Göthe-Feſten das große Wort führt und durch deſſen Verlogenheit und Brutalität den friedfertigen deutſchen Michel terroriſirt; — und dazu bin ich zu ſehr Gentleman. Aber ſage mir, wo iſt eine Ueberzeugung, ein Princip, ein Character — ein Mann? Wahrhaftig, wäre unter der revolutionären Bande ein Mann, dem Ueberzeugung und Princip etwas Anderes wäre, als die wächſerne Naſe, die er rechts und links dreht, um ſeine ächte Phyſiognomie dahinter zu verbergen — wahrhaftig, ich könnte mich zu ihm halten, weil es denn doch ein Character wäre. Aber ſie ſind ja Alle hohl, Einer wie der Andere! Es ſagt ja Keiner ein Wort, das nicht, beim Licht beſehen, verdreht oder falſch, lügenhaft oder boshaft wäre; — und nichts weiter ſteckt hinter all dem Bombaſt à la Mirabeau oder à la Danton, als eine Eitelkeit, die ſich, wie der Froſch in der Fabel, bis zum Berſten aufbläht. Nichts ſteckt dahinter! Der Erſte ſtreichelt ſich den Bart, der Zweite den Bauch, der Dritte die Glatze und dann ſtellt er ſich vor ſeiner Partei auf die Schaubühne — die er die Weltbühne titulirt — ſei's in einer Kammer, ſei's in einer Kneipe, und tanzt ſein pas de deux mit dem Popanz Kleindeutſchland, Großdeutſchland, dem einigen Deutſchland, dem deutſchen Volk, dem Fortſchritt, wird raſend applaudirt, aber doch nicht zum hundertſten Theil ſo, wie die erſte beſte Comödiantin, iſt jedoch damit zufrieden, ſetzt ſeine Wühlereien gegen Alles, was beſteht, gegen Alles, wovor ein vernünftiger Menſch Reſpect hat, fort, ſtreichelt ſich abermals ſelbſtgefällig den Bart und behaglich den Bauch — und erlebt, daß die Fürſten, die Regierungen, die Großmächtigen ihm daſſelbe thun. Sage mir, wo es anders iſt! dahin gehe ich .... und wenn es zu den Hottentotten wäre!“

„Gott Dank und Dank und aber Dank!“ rief Euphroſyne, „bei uns iſt es anders.“

„Kind, ſei nicht wegen Bernhard verblendet über Dein kleines Partikular-Vaterländchen! Sollten in Baden ein paar Männer mehr vernünftig ſein, als anderswo, — was ich jedoch mit nichten glaube: ſo haben ſie deßhalb doch nicht mehr Einfluß auf den allgemeinen geſunden Menſchenverſtand. Im Gegentheil! Ihr zeichnet Euch ja recht aus durch den allerbrutalſten Liberalismus.“

„Wer ſpricht von Baden, lieber Emanuel! ich ſpreche von der heiligen katholiſchen Kirche,“ rief Euphroſyne. „Principien, Ueberzeugungen, Charactere willſt Du? ... In ihr findeſt Du das Alles! Sie iſt ſelbſt ein Princip, eine Grundlage — und zwar das der Weltordnung: auf ihr ruht die Welt, entwickelt ſich die Welt, ſchreitet fort zu einer Beſtimmung, deren letztes Ziel über die Erde hinausliegt. Nach dieſer Grundlage wird dereinſt die Welt gerichtet. Der ewige Gott hat ſie gelegt — und rebelliren die Menſchlein dagegen, indem ſie dies leugnen und verwerfen: ſo beweiſt das nur, daß ſie die Freiheit ihres Willens und Denkens mißbrauchen; — die Grundlage der Weltordnung bleibt unerſchüttert. Das iſt die Kirche. Und ſo lehrt ſie, wie ſie iſt: Ewiges; d. h. Wahrheit. Denn die Signatur der Wahrheit iſt Ewigkeit; die Lüge wechſelt. Die Lehren der ewigen Wahrheit aber, mein Emanuel, die geben und bilden Ueberzeugungen — und aus und an den tiefen, unerſchütterlichen, weltüberwindenden Ueberzeugungen entwickeln ſich Charactere. Willſt Du ein Beiſpiel? — Es leuchtet gerade jetzt über die Erde hin: es iſt der heilige Vater! in wunderbarer Großartigkeit findeſt Du bei ihm Princip, Ueberzeugung und Character — und da Du vorhin ſagteſt, zu einem ſolchen Mann, ſelbſt wenn er revolutionär und bei den Hottentotten wäre, wollteſt Du Dich halten: ſo wirſt Du Dich dem heiligen Vater um ſo leichter und lieber zuwenden, als er conſervativ im edelſten Sinn, conſervativ für die höchſten Güter der Menſchheit, conſervativ für Recht und Gerechtigkeit, für Ehre und Treue iſt. Die will er auf Erden erhalten; für die kämpft und leidet er. Dem Mann, mein Emanuel, kannſt Du mit Ehren dienen."

„Welch ein Unglück, daß der Mann gerade der Papſt iſt!" rief Emanuel. „Ich habe viel katholiſche Sympathien — aber vielleicht nur deßhalb, weil meine proteſtantiſchen Antipathien noch entſchiedener ſind. Doch — um dem Papſt zu dienen, . . . ſo weit bin ich noch nicht! Ueberdas iſt er nur ein Mann. Hat aber die katholiſche Kirche ewige Principien, bildet ſie unerſchütterliche Ueberzeugungen: ſo muß ſie überhaupt feſtere, edlere, ſelbſtloſere Charactere entwickeln. Und . . . . o weh! o weh! wo ſind die!"

„Wegen *eines* Mannes wollteſt Du zu der Revolution überlaufen," entgegnete Euphroſyne lächelnd; „iſt es in der Ordnung, daß Du von der Kirche mehr verlangſt? — ſtatt *eines* Mannes ... Männer? ... Nun wohlan, Emanuel, Männer von feſtem, geraden, ſelbſtloſen Character, fußend auf den ewigen Principien der Kirche, erfüllt von unerſchütterlichen Ueberzeugungen, redend und handelnd, wie dieſe es gebieten, findeſt Du in unſerm Episcopat. Ja, durch eine beſondere Gnade Gottes beſteht der Episcopat in unſeren Tagen faſt nur aus ſolchen Männern. Wer ſpricht denn heutzutag ein unerſchrockenes Wort gegen Alles aus, wovor die feigen Seelen zittern, möge es gegen John Bull's brutales „No-popery-Gebrüll ſein, oder gegen Italiens krankhaften Einheitsſchwindel, oder gegen Deutſchlands bureaukratiſche, abſolutiſtiſche, parlamentariſche Eingriffe in Rechte und Freiheit des Volkes — als eben der Episcopat. Wer hält in Frankreich den Autokraten par excellence in Schach? — Wer liefert aus allen dieſen Ländern Apoſtel in Amerika, Martyrer in Aſien? — Der Episcopat?"

„Ja, ja! allen Reſpect! Ich greife ihn gewiß nicht an und leſe immer mit höchſtem Vergnügen alle Schriften zur Vertheidigung des heiligen Stuhles oder ſonſtiger Rechte, die von Biſchöfen verfaßt wurden, weil ſie ungemein logiſch und conſequent zu ſein pflegen. Aber Biſchöfe ſind Prieſter — und Prieſter ſtehen außerhalb der Welt" .... —

„Verzeihe, Emanuel! ſie ſtehen dermaßen innerhalb der großen Weltkämpfe, daß deren ſchärfſte Streiche gegen ſie ſich richten, denn ſie ſind — nicht durch ihre Perſon, aber durch ihre übernatürliche Beſtimmung — Mittelpunkt des geiſtigen Geſammtlebens der Menſchheit inſoferne, als ſie Lehrer und Beſchirmer und Vertheidiger der ewigen Wahrheit ſind. Folglich iſt Niemand der Lüge ſo ſehr im Wege, als eben ſie."

„Ah! nun ſind wir auf dem wahren Punkt angelangt! nun ſteh' mir Rede. Du behaupteſt alſo, der katholiſche Episcopat ſei der Träger und Verkündiger einer höheren Weisheit" .... —

„Nämlich der offenbarten chriſtlichen Wahrheit, lieber Emanuel! Großmeiſter von Loge oder Venta ſprechen von höherer Weisheit."

„Laß mir doch meine Art, mich auszudrücken!" rief Emanuel ungeduldig. „Von offenbarter chriſtlicher Wahrheit kann nur der ſprechen, der an ſie glaubt! — Aber gleichviel! Weisheit iſt auch eine Frucht der Wahrheit! und ſo frage ich alſo: Warum haben Deine Träger und Vertreter der Wahrheit und Weisheit ſo wenig Einfluß auf das Volk in Maſſe? warum bilden ſie nicht ein großes, tugendhaftes Geſchlecht heran? warum durchleuchten ſie nicht mit dem Glanz eines unwandelbaren Lichtes den verfinſterten und verblendeten Sinn der Menge? . . . Sprich!“

„Weil ſich ſeit dreihundert Jahren der Geiſt der Staatsomnipotenz in ganz Europa befleißigt, das Volk dem Einfluß der Kirche wo möglich ganz zu entziehen, mindeſtens zu entfremden. Die Kirche ſoll den Kindern den Katechismus beibringen und den Erwachſenen Sonntags eine Predigt halten über die Vorzüge der Arbeitſamkeit, der Mäßigkeit, der Sparſamkeit, des ſchuldigen Reſpectes gegen die Obrigkeit; ſoll Taufen, Copulationen und Beerdigungen beſorgen und darüber Buch führen; — aber ſich beileibe weiter nicht um das religiöſe Leben und die geiſtige Bildung des Volkes kümmern: das Alles übernimmt der Staat! dazu beſoldet er ja ſeine Schullehrer, ſeine Profeſſoren, die das ohne alle Kirche vortrefflich verſtehen.“

„Du vergißt nur, liebſte Euphroſyne, daß dieſer Staat mit ſeinen Fürſten, Beamten und Lehrern ebenfalls katholiſch iſt — oder ſein kann. Warum geht er nicht Hand in Hand mit Deinen Trägern der Wahrheit?“

„Weil alle Menſchen ohne Ausnahme, der König wie der Bettler, ihren freien Willen gebrauchen oder mißbrauchen können, indem ſie ſich zur Wahrheit, mit allen ihren Conſequenzen, welche die Kirche lehrt — oder zur Lüge mit ihren Folgerungen, welche die Kirche nicht lehrt, halten. Wie aber die menſchliche Schwäche nur allzu oft wählt — ach! wir wiſſen es. Warum verzehrte Adam den verhängnißvollen verbotenen Apfel, während ihm alle Früchte des Gartens Eden zu Gebot ſtanden?"

„Weil er naſchhaft war . . . denk' ich?"

„Und weil ihm das Wort der Schlange gefiel: Wie Götter werdet ihr ſein! Sieh, in dieſen beiden Richtungen, der ſinnlichen, die lüſtern nach dem Verbotenen begehrt — und der geiſtigen, die ihrem Hochmuth keine Grenzen ſetzt, begegnet und umzingelt die alte Schlange täglich den Menſchen und ſpiegelt ihm vor, daß es erhabener und ehrenvoller ſei — wie Götter zu werden, als Kind Gottes zu ſein. Und was ſie dem Einzelnen vorſpiegelt und wodurch ſie ihn zu ihrem Sklaven macht, die Lüge! — ſie geht allmälig in eine allgemeine Geſinnung über, in Anſichten und Handlungen, in Wort und Schrift, in die ganze Auffaſſung des Lebens und in jede Beurtheilung der Dinge und der Erſcheinungen, ſo daß jeder Geiſt, der nicht mit übernatürlicher Kraft an den Glauben der Offenbarung und an die Lehren, die in ihm wurzeln, ſich klammert, bethört, umnebelt, verwildert, in das große Meer der Lüge ſtürzt und ſomit deſſen Wellenſchlag verſtärkt. Lieber Emanuel, Du wähnſt, die Kirche habe keinen guten, großen Einfluß auf die Maſſe des Volkes. O Gott! wenn ſie ihn nicht hätte, ſo wäre die Menſchheit längſt in Horden von Ismaels zerfallen, von dem die heilige Schrift ſagt: „Seine Hand gegen Alle und Aller

Hand wider ihn.“ Aber daß ihr Einfluß leider! unendlich viel zu klein iſt, das iſt nicht ihre Schuld, ſondern Derer, die ihr nicht gehorchen. Uebrigens mußt Du bedenken, daß er denn doch in vielen tauſend Seelen verborgen iſt, die im öffentlichen Leben nicht mitzählen“ . . . —

„Ja, ja! in dem frommen Geſchlecht!“

„Mit nichten, lieber Emanuel! Dazu gehören Tauſende von Männern, z. B. im Landvolk. Da kann eine ganze Gemeinde, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, in ſtiller, einfacher Frömmigkeit der Kirche, dem Glauben, dem Pfarrer anhangen; davon ſpricht ſelbſtverſtändlich kein Menſch. Aber ein einziges Individuum in dieſer Gemeinde, das etwa ungläubig und freimaureriſch und ſo weit gebildet iſt, daß es unorthographiſch ſchreiben kann, folglich zur Aufklärungs- und Fortſchrittspartei gehört, dies Individuum greift zur Feder und ſchreibt z. B. bei Gelegenheit einer Volksmiſſion in irgend eine ſchlechte Zeitung: „Es iſt im ganzen Ort nur ein Schrei der Entrüſtung über das Unzeitgemäße ꝛc. ꝛc.“ Und ſo ſtempelt dieſer Schrei, der allerdings nur einer iſt, in der Oeffentlichkeit eine ganze gutkatholiſche Gemeinde zu einer lichtfreundlichen um.“

„Das glaub' ich gern!“ rief Emanuel: „auf politiſchem Gebiet erlebt man täglich Aehnliches. Die Lügen der revolutionären Partei — denn Aufklärung, Fortſchritt, Liberalismus, Volksthümelei — ſind doch nur Papiermäntel um den Leib der Revolution, der zerſetzenden, deorganiſirenden Richtung! — dieſe Lügen, ſag' ich, könnten dem lieben Gott im Himmel ein X für ein U machen, wenn er nicht allwiſſend wäre! wie leichtes Spiel haben ſie alſo bei der immer oberflächlichen, kurzſichtigen, großen Maſſe! — Dennoch, mein Schweſterchen, bleib' ich dabei: es gibt allzu wenig ausgezeichnete Katholiken in der Welt."

„Beſonders in der Welt der Schreier," ſagte Euphroſyne lächelnd. „Aber ſei ruhig, ich ſtimme Dir in etwas bei. Die Katholiken haben nicht immer und nicht überall verſtanden, ihr höchſtes Kleinod, die Lehre ihrer Kirche, mit äußerſter Entſchiedenheit nach jeder Richtung, gegen jede Anfechtung zu vertheidigen. Sie haben vielfach traurig fraterniſirt mit dem Irr- und Unglauben. Das hat ſie gelähmt bis in's Herz hinein. Wer für die Vertheidigung der höchſten Güter kein Wort ſpricht, keine Hand hebt, wie ſollte der für geringere mit Energie und Ausdauer kämpfen können? Aber unſere Zeit nimmt eine Wendung, die mehr und mehr mit matter Lauheit bricht. In der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts betrachtete man die äußerſte Verſchwommenheit in Sachen des Glaubens und eine Art von Verflüchtigung der Religion als einen Aufſchwung des Geiſtes; in der letzten Hälfte erſcheint dies als ein tiefer Verfall — und wird immer mehr ſo erſcheinen, je mehr ſich die Katholiken zur Entſchiedenheit ſammeln, kräftigen und einen — und dann gewahr werden, welch eine Macht ſie beſitzen."

„Nun? . . . . welche Macht?" fragte Emanuel geſpannt.

„Die, um welche es ſich handelt: ewige Principien; — und folglich Compaß und Anker für Alles — für das politiſche und bürgerliche Leben; für eine neue Organiſation der ſocialen Verhältniſſe; für die Kunſt und die Wiſſenſchaft; — mit einem Wort, für Alles, was auferſtehen muß aus der allgemeinen Sündfluth.

Emanuel ſchwieg. Euphroſynens mildes Auge ruhte mit mütterlicher Theilnahme auf ihm. Grazia trat in den Salon. Er blickte zu ihr auf und fragte:

„Glaubſt Du auch, daß in etwaigen Sündfluthen ſittlicher, politiſcher, ſocialer Decompoſition die katholiſche Kirche immer ihren Ararat finden werde?"

„Gewiß! ihr Ararat iſt der Felſen Petri."

„Was ſeid Ihr für beneidenswerthe Geſchöpfe!" rief Emanuel; — „ob verblendet, ob prophetiſch, ich weiß es nicht. Aber beneidenswerth, — das weiß ich! — Die kleine Stella iſt eine Katholikin von anderm Schlag!" ſetzte er plötzlich abſpringend hinzu.

„Das bedaure ich," ſagte Euphroſyne.

Durch Grazia's Auge flog ein Schatten. Emanuel fuhr fort:

„Ja, heute Morgen, bei ich weiß nicht welchem

Frühſtücksgeſpräch, erklärte ſie zum höchſten Entzücken unſerer guten Mutter und zu Papa's Gaudium, ſie halte alle Religionen für gleich gut."

„Wer da ſagt gleich gut — wird bald ſagen gleich ſchlecht," erwiderte Euphroſyne ernſt; „denn bei ſolcher Geſinnung iſt Liebe für die Religion unmöglich und liebt man ſie nicht, ſo läßt man ſie bei nächſter Veranlaſſung fallen."

„Emanuel!" rief Grazia in ihrer feurigen Art, „wenn Du ſprichſt: Da ſind drei junge Mädchen; welche ſoll ich erwählen? ſie ſind alle drei ganz gut! — — liebſt Du dann Eine? — O nein! wenn Du Eine liebteſt, würdeſt Du ſprechen: Die! keine Andere! nur Die iſt für mich beſtimmt! — So iſt es auch mit der Religion. Müßt' ich denken, da ſind drei, vier, fünf, auch zehn, oder auch nur zwei, die mich auf dem Wege der Wahrheit zur ewigen Seligkeit führen, ſo könnte ich nicht eine mit begeiſterter Liebe lieben."

Ja, Eine!... die möchte ich lieben! dachte Emanuel bei ſich ſelbſt. Aber er ſagte es nicht und es war auch nicht die Religion, die er dabei im Sinn hatte.

Grazia war früh in den Ernſt des Lebens und das große Myſterium des Kreuzes eingeweiht. Unſäglich froh, unſchuldig und glücklich verlief ihre Kindheit in den ſchönſten und geſegnetſten Familienverhältniſſen. Allein die Krankheit ihres Vaters begann, als ſie noch, den Jahren nach, Kind war und ſogleich begann ſie, alle Sorgen und allen Kummer ihrer Mutter zu theilen und derſelben tröſtend und hülfreich zur Seite zu ſtehen. Je mehr ſchmerzliche Prüfungen über Euphroſyne kamen, deſto mehr fühlte ſich Grazia angetrieben, durch ihre Liebe und Zärtlichkeit der Mutter Alles zu erſetzen, was ſie nach und nach in ihren übrigen Kindern verlor. Das machte Grazia früh vertraut mit ernſten Gedanken, mit einem beſtimmten, kräftigen Streben, mit einer Geſinnung, die ſich leicht vom Niedern ab- und dem Höheren zuwendete und mit dem Bewußtſein, daß das Glück auf Erden nicht an der Vergänglichkeit hafte. Und als nun der ſchwerſte Schlag ſie traf und ſie das bittere Geheimniß entdeckte, das wie ein vergifteter Kern im innerſten Schooß ihrer Familie ruhte: da umfing ihre reine, energiſche, dem Idealen zuſtrebende Seele mit einem Tiefblick und einer Entſchloſſenheit, welche einen höheren Grund hatten, als jugendliche Begeiſterung — das Opfer aus Liebe: die Entſagung. Wie die heilige Catharina von Siena griff ſie freiwillig nach der Dornenkrone, obſchon ein Blumenkranz ihr nicht verboten geweſen wäre. Hätte ſie in dem abgeſchiedenen Kreuzbronn in den gewohnten Umgebungen und Verhältniſſen an der Seite ihrer Mutter bleiben dürfen, ſo hätte ſich vielleicht ihr ſpäteres Leben ebenſo friedlich, wenn auch nicht ſo fröhlich, wie ihre Kindheit, fortgeſponnen, und ihr das Opfer erleichtert. Aber ſie mußte heraus aus der geliebten ſtillen Heimath und mußte in die Welt. Denn ſo krank war Adrian nicht, wenigſtens nicht im Anfang und nicht andauernd, um ſich gänzlich von allem Umgang, von aller Geſellſchaft zurückzuziehen. Beſonders wünſchte er immer für Grazia etwas Zerſtreuung und Erholung, die ſich ihr ſo einfach im Hauſe ihrer Großeltern darbot; nur verſtand es ſich bei ihm von ſelbſt, daß er nicht dabei zu kurz kommen dürfe. Wenn er Grazia's Anweſenheit nicht entbehrte, war er ſehr zufrieden, ſie in guter Geſellſchaft zu wiſſen. Mochte ſie nun mit ihm oder ohne ihn in die Welt gehen — immer war ein Dorn für ſie dabei. Mit ihm — hatte ſie das für ein Frauenherz ſo namenlos demüthigende Gefühl, den Menſchen gegenüber nicht ſtolz ſein zu können auf den Gemahl, der nichts weiter als Mitleid einflößte; und ohne ihn — da war ſie allein, da konnte ſie ſich nicht unter den natürlichen Schutz des Mannes ſtellen, da war ihre Stellung vereinſamt. An ihren Großeltern hatte ſie äußerlich einen Halt und Gräfin Meerhaim unterrichtete ſie auf's Gründlichſte, wie ſie ihren Anzug für den Morgen und für den Abend, für den Winter und für den Sommer einzurichten — in welchen Abſtufungen ſie Beſuche zu machen und zu erwidern — welchen Umgang ſie zu pflegen, welchen ſie fallen zu laſſen, welchen ſie ganz und gar zu meiden habe. Dafür war Grazia ſehr dankbar und bei ihrem ſtarken

Familienſinn hätte ſie ſich gern aus ganzem Herzen ihrer Großmutter angeſchloſſen. Aber ſtatt einer innern feſten Grundlage, fand ſie bei Gräfin Meerhaim nur Triebſand, der von dem wechſelnden Luftzug der Gefühle hin und her geweht wurde und daher einen immer wechſelnden Standpunkt für Beurtheilung der Menſchen, der Ereigniſſe, der Erſcheinungen, der großen Fragen über Beſtimmung und Ziel abgab. Indeſſen — Gräfin Meerhaim kannte doch wenigſtens die Pflicht, wenn auch nur als Gefühlsſache, und erkannte an, daß man ſie nach Kräften zu erfüllen habe, ohne ſich jedoch zu bemühen, den Umfang dieſer Kräfte zu erweitern und ihren Nachdruck zu verſtärken; Graf Meerhaim aber beſaß auch das nicht. Der Begriff von Pflicht war ihm abhanden gekommen, in ſeinem Hauptſtreben ſich ein vergnügtes Daſein zu verſchaffen. Er gönnte ein ſolches auch Andern, inſofern das ſeine nicht dadurch beeinträchtigt wurde. Er hatte niemals Gräfin Meerhaims Empörung und Zorn über Richenza's Schritt begriffen, vielweniger getheilt. Er dachte ſo: Das arme Kind!... es hat ſich verliebt und dem Zug des Herzens nachgegeben... — das iſt ja ganz natürlich! Schlimm nur, daß dieſer Zug ſie zu einem armen Teufel führte! — Ich verzeihe ihr herzlich gern die Hintanſetzung meiner väterlichen Autorität... nur kann ich nichts für ſie thun... vor der Hand. — — Und dabei blieb es. Er hätte es ſehr gern geſehen, wenn Grazia eine lebhafte Neigung für weltliche Freuden an den Tag gelegt und ſich dem Tand der Eitelkeiten hingegeben hätte. Ja, es war ihm im Grunde nicht recht, daß ſie ſo wenig in dieſe Richtung einging und er hielt ihr zuweilen Ermahnungen in dieſem Sinn:

„Kind, genieße doch Dein junges Leben! Du glaubſt nicht, wie kurz die Jugend einer Frau iſt. Beherzige den Ausſpruch eines höchſt berühmten Blauſtrumpfes: Nach fünfundzwanzig Jahren wird ein Tag immer affröſer als der andere.“

„Das iſt ja eine furchtbare Prophezeihung!“ rief Grazia lachend.

„Frau von Staël hat ſo geſagt: Après vingt-cinq ans chaque jour vaut mieux que le lendemain, und darin hat ſie nicht unrecht, denn jeder Tag bringt mehr Leid;“ — bemerkte Gräfin Meerhaim.

„Ich kannte noch gar nicht Deine Ehrfurcht vor den Blauſtrümpfen, Großpapa!“ fuhr Grazia neckend fort.

„Kind, es gibt Blauſtrumpf und Blauſtrumpf. Die eine Sorte: grobe Wolle, dunkles gemeines Waſchblau, Umfang von Soldatenkamaſchen, Pfoten, die dazu paſſen. Die andere Sorte: weiche Seide, feines Gewebe, edles Ultramarin zum zarten Anhauch abgedämpft, ein ſchlanker Fuß, der hiezu paßt. Warum ſollte ich vor dieſer letzten Sorte keinen Reſpect haben?

Kluge Frauen ſind ſehr unterhaltend, meine Tochter. Und daß ſie Bücher ſchreiben? — mein Gott, es iſt ja Niemand gezwungen, ſie zu leſen, und ich ſehe durchaus nicht ein, warum die Männer das Privilegium haben ſollen, allen Unſinn, den ſie denken, drucken zu laſſen."

„Unſinn?" rief Gräfin Meerhaim empört: „die erhabenſte Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, die ſchöpferiſche, die geſtaltende — die nennſt Du Unſinn?"

„Lieber Schatz, Du weißt, ich disputire höchſt ungern," erwiderte Graf Meerhaim äußerſt gemüthlich — „und deshalb komm' ich auf mein erſtes Thema zurück und ſage, Grazia ſoll die Freuden der Welt genießen, ſo lange ſie jung iſt."

So waren ihre Großeltern: Grazia nahm ſie, wie ſie waren. In ihrer Empfindungsweiſe war nichts Kränkelndes, Verſtimmtes, Phantaſtiſches, und wenn ihr Herz den ſtarken Schlag und den großen Schwung hatte, der ſie befähigte, die Höhen des Lebens zu erklimmen: ſo hielt ſie das ganz einfach für ihre Beſtimmung, für ihre Aufgabe — und forderte nicht daſſelbe von Anderen. Daß und wie der Menſch die Schule des Leidens durchzumachen habe, ſah ſie mit den Augen des Glaubens im Erdenleben des göttlichen Erlöſers und mit leiblichen Augen an ihrer Mutter. Sie wunderte ſich alſo gar nicht, daß auch ſie zu leiden habe und litt ſo, wie Euphroſyne immer zu ihren Kindern ſagte, und wenn ſie auch ſo jung noch waren, daß ſie es kaum verſtanden: „Leide es, halte es aus, Gott zu Lieb!“ — Die Schule der Selbſtverleugnung, die ſie bei Adrian durchmachen mußte, war nicht leicht, am wenigſten für ſie, die klar, entſchieden und raſch im Erkennen, Wollen und Handeln war. Er war in Folge ſeines Nervenleidens, das immer wie das Schwert des Damokles über ihm ſchwebte, von peinlicher Ungewißheit und Aengſtlichkeit bei den gleichgültigſten Dingen und den unbedeutendſten, geringfügigſten Vorkommenheiten. Sollte er ausgehen oder ausfahren — den Mantel ablegen oder umnehmen — von dieſer Speiſe oder von jener eſſen — zwölf Minuten leſen oder nur zehn — das Alles beſprach er unter tauſend Schwankungen, nicht Einmal, ſondern täglich auf's Neue mit Grazia. Hundertmal forderte er den Rath, die Anſicht, die ſie ſchon hundertmal gegeben hatte. Aber theils vergaß er es und theils ſprach ſich ſeine nervoſe Aufregung dadurch aus. In der erſten Zeit war ihm ſein Zuſtand ganz klar; da hatte er innige Theilnahme und aufrichtige Dankbarkeit für Grazia's unermüdliche Geduld und für die zarte Rückſicht und Schonung, mit der ſie ihr Haus, ihr Leben, ihr ganzes Sein, in Bezug auf ihn und im Zuſammenhang mit ihm, ordnete und richtete. Dann ſagte er wohl mit Thränen im Auge:

„Arme Grazia, welch Opfer bringſt Du.“

Aber tröſtend und liebevoll entgegnete Grazia:

„Und Du biſt ein Opfer, Adrian! Die Hand Gottes nagelt Dich an's Kreuz. Laß uns nur ſo ſein, daß unſer Opfer Gott gefalle."

„Was würde wohl aus mir ohne Dich!" rief er. „Kreuzbronn paßt nicht für mich, hat keinen Arzt zur Stelle, iſt ſo abgeſchieden und ernſt — und all die Erinnerungen an unſere glückliche Vergangenheit thun mir ſo weh! da könnt' ich es auf die Dauer nicht aushalten. Wie könnt' ich aber in meinem kranken Zuſtand an einem fremden Ort allein mit Dienſtboten leben?"

„Sieh, wie gut Gott iſt, daß er uns zuſammengeführt hat!" ſagte ſie lieblich.

Im Lauf der Zeit und durch die tägliche Gewohnheit ſtumpfte ſich Adrians Dankbarkeit gegen Grazia ab. Er gewöhnte ſich dermaßen an ihr Daſein, ihre Fürſorge, ihr ſtilles Walten, daß er ſie nie in Anſchlag brachte, wenn er etwas wollte oder wünſchte — aber immer ſich voranſtellte, ſobald ſie einmal einen Wunſch äußerte. Dann ſagte er wohl:

„Grazia, es geht mir mit Dir, wie mit meinem Schutzengel: ich vergeſſe Euch;" — doch im Ganzen blieb die Sache dieſelbe, weil ſein Leiden blieb. Seine ewig vibrirenden Nerven verſetzten ihn in die qualvollſte Unruhe, welche der Starrkrampf vorübergehend bändigte, um einer ebenfalls vorübergehenden Lethargie

Platz zu machen, aus der dann wieder, wie ein geſcheuchtes Wild, die alte peinigende Unruhe auffuhr. Grazia gewöhnte ſich auch an Adrians Zuſtand. Wenigſtens machte er ihr nicht den beklemmenden Eindruck, den er in andern Perſonen hervorrief. Gräfin Meerhaim ſagte zuweilen ganz erſchöpft zum Grafen, wenn Adrian da geweſen war:

„Gott im Himmel, mir iſt immer zu Muth, als käme mit Adrian ein wilder Vogel aus Verſehen in den Salon geflogen und ſuche verzweiflungsvoll, gegen Fenſter und Spiegel anfliegend, wieder herauszukommen. Keine Minute auf demſelben Platz! keine Minute bei dem nämlichen Geſpräch! — Mein Kopf ſchwindelt! Wie hält Grazia das beſtändige Zuſammenſein mit ihm aus!“

„Grazia hat ſtarke Nerven,“ ſagte Graf Meerhaim trocken. „Im Uebrigen finde ich es die unſinnigſte Ehe, die je unter der Sonne geſchloſſen wurde.“

„Sie hat ihre ſublime Seite in Grazia's Treue.“

„Ach was ſublim! was treu! das ſind Nebenſachen!“

Da ſchlug Gräfin Meerhaim ihr Buch ſo energiſch zu und ſagte mit ſo großer Entſchiedenheit:

„Nein! das ſind große Hauptſachen!“ — daß Graf Meerhaim, als entſchiedener Gegner jeder ernſten Erörterung ohne practiſches Reſultat, für gut fand zu verſtummen, um bei guter Laune zu bleiben.

In der Geſellſchaft wußte man nicht recht, was man von Grazia halten ſolle. Eine originelle Erſcheinung, nannte man ſie; auch „Die Tochter der Wildniß;" ſogar einen Juwel, nur nicht gehörig nach allen Seiten geſchliffen. Letzteres war ganz richtig, denn das iſt überhaupt Niemand in der Jugend. Dazu dient das Leben mit ſeinen Kämpfen. Aber ihr vorſichtiges und tactvolles Benehmen fand um ſo größere Anerkennung, als es ein Contraſt zu ihrem lebhaften Character war. Sie ging nie ohne Gräfin Meerhaim in größere Geſellſchaften, blieb nie lange da, tanzte ſehr wenig. Das Schauſpiel beſuchte ſie nur mit Adrian, der aber ſelten länger als während eines Actes blieb; dann fortfuhr und zuweilen zum Schluß des Stückes wiederkam. Er bat ſie mitunter, ſie möge doch bleiben, wenn die Aufführung ſie intereſſire. Doch das geſchah nie.

„Nein!" ſagte ſie, als ſie eines Abends von einer ſolchen unterbrochenen Aufführung zu ihren Großeltern kam; — „ich gehe ja nur wegen Adrian, der zuweilen eine flüchtige Zerſtreuung dort findet. Allein bleiben im Theater, dieſer geſchminkten Scheinwelt gegenüber — das iſt furchtbar unheimlich! Mein Grauen überwiegt meine Neugier."

„Seltſame Perſon!" ſagte Graf Meerhaim. „Ein alter Kauz wie ich iſt blaſirt über Theatergenüſſe; aber junge Menſchen pflegen ungeheuern Spaß daran zu haben, weil die Darſtellung der Leidenſchaften neu und anziehend für ſie iſt. Warum iſt denn das nicht bei Dir der Fall?“

„O das iſt einfach! weil der liebe Gott immer in dieſen Stücken und ſehr oft bei Denen, welche ſo raſend gern den Darſtellungen beiwohnen, zu kurz kommt,“ ſagte Grazia höchſt unbefangen, obſchon mehrere Perſonen gegenwärtig waren, die vermuthlich Alle das Theater zu beſuchen pflegten. Gräfin Meerhaim wendete geſchwind das Geſpräch auf die künſtleriſche Seite der Bühne und deren hohe Vorzüge und veredelnde Einflüſſe — und ſprach mit ſolchem Feuer von Shakespears und Calderons erhabener Auffaſſung des Menſchen und ſeines Schickſals, die aus ihren Tragödien leuchte, als ob die gegenwärtige niedrige, ja gemeine Richtung der Bühne mit jener hohen und edlen eine andere Verbindung habe, als das Gerüſt von Latten und bemalter Leinwand, worauf die Schauſpiele dargeſtellt werden. Und nun war man wieder glücklich im Fahrwaſſer der hergebrachten Redensarten und ſchwamm darin weiter.

Als die Familie wieder allein war, ſagte Graf Meerhaim:

„Meine Tochter, Du verblüffſt die Leute! ich frage Dich nach dem Theater und Du antworteſt mit dem lieben Gott — das geht nicht an.“

„Hätte ich Dir denn einen falſchen Grund angeben ſollen, Großpapa? — Bedenke doch, wie das langweilig iſt; zehn Menſchen ſitzen zuſammen und Keiner ſpricht, was er denkt. Iſt das eine Unterhaltung, die ſich für Menſchen, für denkende Weſen, ſchickt?"

„Denkende Weſen? ſiehſt Du in allen Menſchen denkende Weſen, meine Tochter? — Da biſt Du wahrhaftig ungeheuer großmüthig."

„Sie ſind nach dem Ebenbild Gottes geſchaffen, folglich haben ſie ein geiſtiges Leben: folglich denken ſie, Großpapa."

„Kind!" ſagte Graf Meerhaim und ließ matt ſeine Hände ſinken: „nun wirſt Du koloſſal in Deinen Anſchauungen! Frau von Sömmerlich z. B. ein Ebenbild Gottes... dies geht über meinen Horizont."

Sobald Grazia bemerkte, daß ſie mit ihren Großeltern auf das Gebiet des übernatürlichen Lebens gerieth, das ihnen eine terra incognita war, — pflegte ſie mit einem Scherz das Geſpräch abzubrechen. Und das that ſie auch jetzt, indem ſie lachend ſagte:

„Beruhige Dich, Großpapa! ich habe ja keine Photographie gemeint!"

Und ſo war denn Grazia einſam — in ihrem Hauſe, bei ihren Nächſten und in der Welt. Sie fühlte wohl einen gewiſſen allgemeinen Mangel, doch ohne ſich Rechenſchaft darüber geben zu können, daß es Einſamkeit des Herzens ſei, weil ſie ſich bisher ganz und gar nicht um Bedürfniſſe des Herzens gekümmert hatte. Ihre Mutter war ihre Freundin und Vertraute

— und durch dieſe Freundſchaft wurden eine Menge Regungen des Herzens und Träume der Phantaſie entweder ganz ausgeſchloſſen oder im Keim erſtickt, welche durch Freundſchaften zwiſchen jungen Mädchen, in der Regel nicht zu ihrem Heil, hervorgerufen werden. Grazia's höchſter Wunſch ging dahin, daß ihre Mutter dereinſt mit ihr vereinigt leben werde. Da dieſer Fall aber nur nach dem Tode ihres armen Vaters eintreten konnte, ſo ſchwieg ſie darüber; auch vor ſich ſelbſt. Nach Kreuzbronn kam ſie wohl öfter, aber nur flüchtig, weil Adrian in ihrer Abweſenheit noch unruhiger als gewöhnlich war. Euphroſyne beſuchte ſelten ihre Tochter, denn Bernhard war in einem Zuſtand, der jeden Augenblick auf das letzte Erlöſchen ſeines phyſiſchen Lebens vorbereitete. Es war entſetzlich, welchen langen zähen Widerſtand ſeine eiſerne Organiſation der Ueberwucherung des Todes leiſtete.

So vergingen Jahre. Da kam Emanuel plötzlich mit der Erklärung zu ſeinen Eltern, die Welt ſei ihm ein Gräuel! die Carrieren in derſelben nicht minder; — ſein Genius breite wieder die Flügel aus, um etwaigen Staub abzuſchütteln. Er wolle fortan im Schooß ſeiner Familie für die Kunſt leben.

Man muß geſtehen, daß ſein Genius beträchtliche Anſtrengungen machen mußte, um freie Flügel zu bekommen; — denn ſie waren ſtark beſtaubt. Bei ſeiner Characterſchwäche hing er ſtets in ſeiner Lebensrichtung von den Perſonen ab, mit denen er eben lebte. Ohne es zu wollen, ja ohne es zu ahnen, ließ er ſich durch fremde Meinungen und Anſichten in ſeinem Denken und Handeln ſo lange beeinfluſſen, bis irgend ein Anprall von Außen oder ein innerer Paroxysmus ihn weckte und ihn gleichſam auf einen andern Planeten ſchleuderte. Hätte er vor Jahren Grazia gewinnen und in die ruhigen, geordneten Bahnen der Häuslichkeit und der Familie einlenken können: ſo hätte er damit vielleicht den Schwerpunkt gefunden, der ihm fehlte. Vielleicht auch nicht. Bei der unſäglichen Hinfälligkeit unſerer Natur darf man ja nie ſicher ſein, daß ein Menſch ſeinem beſſeren Selbſt treu bleibe. Aber am wenigſten Sicherheit in dieſer Beziehung geben die ſchwankenden, principienloſen Charactere, denn ſie thun nicht blos das Unrecht, welches ſie ſelbſt wollen, ſondern auch noch das, welches Andere wollen. Emanuel warf ſich in den Leichtſinn des Lebens, um ſich über Grazia's Verluſt zu betäuben — wie er es nannte; denn Arbeit und regelmäßige anſtrengende geiſtige Beſchäftigung einer Leidenſchaft als Damm entgegen zu ſetzen, wäre ihm nie eingefallen. Das hielt er von Hauſe aus für unmöglich. Deshalb war ihm auch ſeine Carriere höchſt gleichgültig. Er ſchob ſie nur immer als Entſchuldigung vor, indem er nicht Luſt hatte, die Einladungen ſeiner Eltern anzunehmen und ſie in Baden zu beſuchen.

Alle zwei Jahre pflegten dieſe einige Wochen auf ihrem Gut in Schleſien ſich aufzuhalten; und dieſe Zeit brachte Emanuel immer bei ihnen zu. Nach Baden kam er nicht. Mehr ſeiner ſelbſt als der Welt überdrüſſig — obſchon ſich ſein Groll nur gegen dieſe äußerte — traf ihn das Jahr 1859 und gab ihm den erwünſchten Anlaß, mit allen ſeinen Verhältniſſen zu brechen. Am liebſten hätte er den Feldzug Oeſtreichs gegen Piemont mitgemacht. Dank Preußens Politik der freien Hand, wurde aber ganz Deutſchland in der Spannung und Erwartung hingehalten, daß Oeſtreichs Bundesgenoſſen nicht würden auf ſich warten laſſen, da Piemont ſo ſchnell den ſeinen gefunden hatte. Und bis man hierüber enttäuſcht wurde, trat der Friede von Villafranca ein. Emanuel mußte ſeine Kriegsluſt aufgeben. Dafür aber reiſte er nach Italien und betrachtete in der Nähe das ſchauerliche Spiel, welches die Umſturzpartei hinter der Larve der Nationalität, unter dem Feldgeſchrei der Einheit Italiens und durch den Köder der Freiheit für niedrige Leidenſchaften — mit dem politiſchen Blödſinn und der moraliſchen Erbärmlichkeit der Halbgebildeten und mit den überrumpelten großen Maſſen treibt. Er hätte nicht nöthig gehabt, Deutſchland zu verlaſſen, um dieſe gräuliche Comödie zu ſtudiren. Er hätte in Deutſchland nur eine geringe Veränderung der Larve und des Feldgeſchreies und ganz denſelben Köder bei dem Treiben der Umſturzpartei, auch ganz den politiſchen Blödſinn und die moraliſche Erbärmlichkeit der Halbgebildeten gefunden — nur freilich noch nicht ſo, wie in Italien im vollen Tageslicht und im vollen Flor von Feuer und Blut. Troſtlos ging Emanuel nach Italien; troſtloſer kam er zurück. Er ſah nicht in der Tiefe der Ereigniſſe und im Hintergrund der Erſcheinungen die Hand Gottes, welche die Welt umpflügt, um Samenkörner ihr einzupflanzen, die auf ihrer von Selbſtſucht vertrockneten Oberfläche nicht gedeihen können und die dennoch zu einer großen herrlichen Ernte heranreifen ſollen. Er ſah nicht die Stigmaten des Kreuzes an der gekreuzigten Kirche und ihren Stellvertretern und Trägern hervortreten, zum ſprechenden Zeichen, daß in dieſem Kampf — Chriſtus und folglich eine übernatürliche Siegesgewißheit iſt. Er ſah nur die Lüge, den Verrath, die Käuflichkeit, die ſittliche Verkommenheit, die Gier nach Geld und Genuß; — aber die Vertretung der Wahrheit ſah er nicht. So fand er denn nur Gegenſtand und Veranlaſſung zum Haß; aber nichts, aber gar nichts für die Liebe. Und in dieſer Stimmung kam er zu ſeinen Eltern nach Baden.

Da ſah er Grazia wieder. Ihr edles Bild hatte ſich in ſeiner Erinnerung verſchleiert. Nun ſtand ſie auf einmal vor ihm, und ihm war, als reiche ſie ihm einen Spiegel, in dem er ſie — und ſich ſelbſt ſah. Das war ihm unbehaglich. Welt und Menſchen ſollten daran Schuld ſein, daß er ſeinen Frieden nicht gefunden; aber nicht er ſelbſt! Das iſt ja die troſtloſe und unſinnige Verkehrtheit, für das Böſe, das man thut, etwas Anderes verantwortlich zu machen, als das eigene böſe Herz mit ſeinen böſen Leidenſchaften und Neigungen! Es iſt das Characteriſtiſche der Welt, daß ſie von Sünde nichts weiß und durchaus nichts wiſſen will. Sünde — freiwillige Uebertretung des Willens Gottes — iſt ihr unbekannt, ſie kennt ſtatt deſſen nur Unglück oder Schwäche; zuweilen ſogar eine liebenswürdige Schwäche! — und verſperrt ſich durch dieſe falſche unwürdige Auffaſſung den Rettungsweg: Reue, Buße, Bekehrung, Verſöhnung mit Gott. Emanuel war ein Schooßkind der Welt: er machte es ſo, wie er es von ihr gelernt hatte. Es waren aber auch in ihm urſprünglich ſchöne Anlagen, edle Neigungen, Verſtändniß für höheres Streben. Es war nur Alles verwirrt und vermengt mit Irdiſchem, Selbſtſüchtigen und Eitlen — und doch ging ein Zug ſeiner Seele zu Grazia. Nichts Verweichlichtes war in ihr zu finden, nichts Geſchminktes, nichts kränklich Angekünſteltes. Aber auch nichts ſo gewiß Liebliches und Bezauberndes nach Frauenart. Das war ihm gerade recht! Welche Wohlthat, einmal einer Frau zu begegnen, in die ſich alltäglich zu verlieben keinem Menſchen einfallen wird! ſeufzte er. Sie nahm ihn auf mit einem ſchweſterlichen Herzen und da er mit ihr ernſter und vertraulicher ſich ausſprach, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war und dabei immer nur die edlen Saiten ſeines Weſens anklingen ließ: ſo fand ſie plötzlich einen Austauſch der Gedanken, ein lebendiges Intereſſe, ein theilnehmendes Verſtändniß in der Sphäre ihres innern Lebens, die ihr ſelbſt bis dahin verſchloſſen geweſen war. Emanuel hatte ſo viel geſehen, gehört, geleſen — und ſie ſo wenig; er kannte ſo viel — und ſie faſt nichts; — daß er dadurch eine Art von Uebergewicht über ſie hatte. Allein ſie ließ ſich nicht dadurch blenden. Den wahren Glauben hat er doch nicht! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: O, wenn er ihn fände! bis dahin iſt all ſein Wiſſen unvollkommen, ja vielleicht . . . unwahr!

Bis zu einer gewiſſen Stufe der geiſtigen Erhebung konnte Emanuel ihr wirklich folgen — in Gedanken verſteht ſich! Daraus ſchloß ſie, daß es auch bei der rechten Veranlaſſung im Handeln ſein werde. Da, wo das Poſitive des Chriſtenthums mit dem Offenbarungsglauben begann, hörte freilich ſeine entſchiedene Beiſtimmung auf; allein er folgte ihr dennoch mit ſeiner Sehnſucht, ſo daß ſich Grazia geiſtiger Weiſe mit Emanuel nie einſam, nie auf ſich ſelbſt zurückgewieſen fühlte. Nichts thut dem Menſchenherzen ſo wohl, als im unbefangenen traulichen Verkehr hohe Intereſſen pflegen zu können — und gibt es ein höheres, als Seelen zu gewinnen? Nie dachte Grazia daran, durch perſönlichen Einfluß Emanuel von der ewigen Wahrheit zu überzeugen, denn es ſchien ihr immer, als ſei ſie höchſt unwiſſend und er höchſt unterrichtet; allein ſie dachte, Gott könne ſie zum Werkzeug brauchen wollen, um Emanuels Willen in den Brennpunkt der göttlichen Gnade zu bringen.

Ja, Eine! die möchte ich lieben! dachte Emanuel; als Grazia vom Glauben ſprach. Er dachte an ſie, Grazia dachte an Gott.

„Nun Emanuel, werd' ich nichts aus Italien von Dir hören?“ fragte Euphroſyne, als ſie Alle nach dem Mittageſſen in Gräfin Meerhaims Salon verſammelt waren und mit ihnen auch Odo Urſperg, der zuweilen nach Baden kam mit der Hauptabſicht, zu ergründen, ob Adrian ein Teſtament — und welchen Inhalts — gemacht habe. Zu Grazia's Gunſten? Entſetzlich! Wurde ſie Wittwe, vermählte ſie ſich wieder, ſo ſchleppte ſie das Urſperg'ſche Vermögen in eine fremde Familie. Unausſprechlich quälte ihn dieſe Vorſtellung und die Unmöglichkeit, darüber klar zu werden.

„Nur nichts von Gemälden!“ rief der Graf ſeinem Sohn zu: „das iſt langweilig!“

„Und nichts von revolutionären Wühlereien,“ ſetzte die Gräfin hinzu: „das iſt empörend!“

„Und nichts von der franzöſiſchen Occupation,“ ſagte Grazia: „das iſt traurig.“

„Und Odo wird ſagen: Nur nichts von Aufhebung der Klöſter; — das iſt herzzerreißend!“ ſagte Emanuel boshaft.

„Alſo Deine Eindrücke! .... Kleine Bilder, lieber Emanuel!“ rief Euphroſyne.

„Kleine Bilder .... wohlan! ich bin ſo eine Art von Guckkaſtenmann. Schaut auf! — Stiller, ſüßer italieniſcher Mondſcheinabend zu Ende Octobers. Eine Weiche der Luft — wie Sammt, und eine Transparenz der Atmoſphäre — wie Criſtall. Es iſt neun Uhr. Ich komme eben von dem brutalen unruhigen Livorno an, nehme gleich am Eiſenbahnhof einen Cicerone und ſage: zum Dom! — während mein Diener mit dem Gepäck nach dem Gaſthof abzieht. Denn, wenn Ihr meint, ich reiſte ohne Bagage und ohne Diener: ſo irrt Ihr heftig. Das überlaſſe ich den Handwerksburſchen. Zum Dom alſo. Wir gehen und gehen, in die Stadt, durch die Stadt, aus der Stadt. Sie iſt eigenthümlich ſtill und einſam, ohne das Treiben, das gewöhnlich in italieniſchen Städten Abends auf den Straßen beginnt. Plötzlich bin ich wie auf freiem Felde und vor mir liegen vier Gebäude von weißem Marmor, welche dieſen Platz zu einem der intereſſanteſten in Italien — und folglich in der ganzen Welt machen. Denn dies iſt der Dom, der

Campanile, die Taufcapelle und das Campo santo zu Piſa. Der ernſte Dom mit der mächtig gewölbten Kuppel — und der Glockenthurm, der von neun Reihen ſäulengetragener Arcaden, deren Umfang aufwärts ſteigend ſich mindert, gebildet wird — und die Taufcapelle, die rund und zierlich wie ein ſchöner Deckel über ein weites Taufbecken geſetzt zu ſein ſcheint — und das Campo santo, dieſe Begräbnißſtätte, deren Boden aus mehreren Schiffsladungen Erde aus dem heiligen Lande beſteht, und die von einem Bogengang umgeben iſt, an deſſen Hinterwand ſich Fresken der altflorentiniſchen Meiſter befinden: dieſe vier Gebäude bilden zuſammen ein ſo wunderſam tiefſinniges Ganze, einen ſo vollkommenen Ausdruck für das höhere Leben eines Menſchen, eines Volkes, daß mich dieſe Lapidar-Poeſie wie ein großes Epos ergriff — und dies Epos nannte ich: die Menſchheit im Schutz der Kirche. Im Baptiſterium nahm ſie den Täufling in den Bund ihrer Kinder auf. Im Dom feierten der Jüngling und der Mann Freudenfeſte, Dankesfeſte, Feſte des Hauſes, Feſte des Vaterlandes — und die Glockenſtimme des Campanile verkündete dieſe Feſte, die zugleich dem Himmel und der Erde angehörten, weithin unter dem Himmel und über die Erde. Aber wenn ſie dumpf und traurig klang — dann deckte die heilige Erde des Campo santo den Sarg des Greiſes zu und im Schatten von Andrea Orgagnas göttlich majeſtätiſchem

Weltgericht ging er ſeinem Richter entgegen. Was braucht der Menſch mehr, um glücklich zu leben und friedlich zu ſterben? — — So! da habt Ihr ein Bild und einen Eindruck."

„Der Eindruck war gut, Emanuel!" rief Grazia.

„Ich wußte nichts von Deinem Uebertritt zum Katholicismus," ſagte Odo ſpitz.

„O, ich bin nicht katholiſch," erwiderte Emanuel ruhig: „ich ſpreche durchaus objectiv."

„Objectiv! nun dann möchte ich wiſſen, wie die eingefleiſchteſte katholiſche Auffaſſung ſich katholiſch ſubjectiver ausdrücken könnte."

„Das kümmert mich nicht," verſetzte Emanuel höchſt gelaſſen: „man hat Bilder und Eindrücke von mir verlangt und ich gab ein Bild und einen Eindruck."

„Noch eines, Emanuel!" ſagten die Damen.

„Halt! halt!" rief Graf Meerhaim, „ich muß erſt wiſſen, wie der ſchiefe Thurm in Piſa ausſieht."

„Wunderſchön!" erwiderte Emanuel: „denn dieſer Campanile von weißem Marmor, durch deſſen gewundene aufſteigende Bogengänge das Mondlicht ſcheint und der ſich in dem blauen Himmel badet, iſt eben auch der famoſe ſchiefe Thurm. Und ich muß zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß er mich freilich gar nicht erſchreckt hat, daß er mir aber noch beſſer gefallen würde, wenn er nicht nach einer Seite hinge.

Thürme und Menſchen müſſen nach meinem Geſchmack gerade ſein.“

„Das iſt ein guter Geſchmack,“ ſagte befriedigt der Graf, während die Gräfin ungeduldig rief:

„Ein Bild! ein Bild — Emanuel!“

„Alſo abermals aufgeſchaut, meine Damen und Herren! — Ein zweites Bild: Hochamt in der Sixtiniſchen Kapelle; Sonntagmorgen; der Papſt aſſiſtirt auf ſeinem Throne ſitzend; alle Cardinäle ſind gegenwärtig. Daß der Papa nichts von Gemälden hören will, iſt mir höchſt angenehm; denn ſonſt hätte ich alle Fresken der Kapelle beſchreiben müſſen. Jetzt begnüge ich mich zu ſagen: ſie ſind ergraut, buchſtäblich! Der Anhauch von drei Jahrhunderten, der Rauch der Kerzen und der Qualm der Menſchenmenge in einem, vergleichsweiſe, engen Raum, haben Decke und Wände mit einem ſchwärzlich grauen Ton überzogen, der mir einen froſtigen Eindruck machte. Deſto mehr betrachtete ich mir den Greis, den die katholiſche Chriſtenheit den heiligen Vater nennt. Wenn Heiligkeit — ruhen in Gott iſt, ſo iſt dieſe Benennung bei Pius IX. unſäglich bezeichnend. Es liegt ein Wohlwollen, ein Friede, eine Klarheit auf ſeinem Antlitz, als wandle er mit inniger Zufriedenheit auf lauter Roſen; — doch keineswegs wie ein ſchwärmeriſcher Träumer! Nein! er hat den feinen klugen Blick eines verſtändnißvollen italieniſchen Auges, welches ſich von einem deutſchen

Auge dadurch ſcharf unterſcheidet, daß es mehr wiſſend als denkend ausſieht; — und um ſeinen Mund liegt ein lächelnder Zug, der Freude an harmloſem Scherz verräth. Lauterſte Frömmigkeit, tiefſte Andacht ſind der Goldgrund dieſer erhabenen und wohlthuenden Geſtalt und treten bei kirchlichen Functionen in einfacher Würde hervor. Beſonders wenn er den Segen ertheilt, ſieht er demüthig wie ein Heiliger und liebevoll wie ein Vater aus. Ich war in ſeinen Anblick verloren und ganz verblüfft — erſtens, daß es einen ſolchen Mann auf Erden gibt; zweitens, daß er auf einem Thron ſitzt. Das brachte mir einen ungeheuer hohen Begriff von dem katholiſchen Prieſter und von dem Stuhl Petri bei.

Da ich den Inhalt eines Hochamtes nicht kenne, ſo hatte ich keine Aufmerkſamkeit dafür. Aber auf einmal fuhr ich faſt erſchreckt zuſammen, denn der Prieſter am Altar hatte „Credo" angeſtimmt, der Chor der Sänger ſang weiter und zu gleicher Zeit nahm der Papſt mit allen Cardinälen und Geiſtlichen dies Wort auf und ſie ſprachen mit einem Tone und einer Stimme Etwas, das ich nicht verſtand, den Worten nach, und das mir doch ungeheuer impoſant vorkam. Neben mir ſtand ein Pole, der ſein ſchönes, blitzendes Auge nicht von ſeinem Gebetbuch aufſchlug.

„Was bedeutet dies?" fragte ich ihn leiſe.

Er gab mir ſchweigend ſein Gebetbuch und deutete mit dem Finger auf die Stelle, die ich leſen ſollte. Ich las: „Credo in unum Deum" — es war das Glaubensbekenntniß der katholiſchen Kirche. Ich ſah mir die Männer an, die es einſtimmig und zugleich im Namen vieler Millionen ablegten; — lauter Männer über die Mitte des Lebens hinaus, meiſtens ergraut im Dienſt der Kirche; — Alle wiſſend und kennend die Welt und die Zeit und ihre Trübſal; und Alle einſtehend wie ein Mann für einen Glauben — und für eine Wahrheit und ein Recht, die aus ihm entſpringen und auf ihm beruhen. Das war unerhört majeſtätiſch! und um ſo mehr, als dieſer Glaube gehaßt, dieſe Wahrheit geläugnet, dieſes Recht unterdrückt wird von den desorganiſirenden Kräften, die jetzt in der Welt obenauf ſind, das große Wort führen, Europa's Großmächte in Schach halten — und wogegen dieſe Männer wehrlos ſind. Und wiederum dachte ich: Wer dies Credo aus tiefſter Seele laut bekennen kann, was braucht er mehr, um glücklich zu leben und friedlich zu ſterben. So: da iſt Bild und Eindruck."

„Höchſt ſonderbar — all Deine hyperkatholiſchen Anſchauungen!" brach Odo aus.

„Aber, beſter Odo," entgegnete Emanuel unbeſchreiblich gelaſſen, „ich ſpreche ja nicht von Lappland, ſondern von Italien — und der Ruhepfeiler von Italiens Größe, Schönheit und Glanz iſt die katholiſche Kirche. Ich faſſe ſie hiſtoriſch auf, ganz unparteiiſch, ganz objectiv, ganz leidenſchaftslos. Wie ſollte ich denn auf den Einfall kommen, ſie mit einer lappländiſchen — oder wenn Du lieber willſt . . . freimaureriſchen Anſchauungsweiſe zu betrachten. Wäre das nicht äußerſt ſubjectiv? . . . kleinlich, und windſchief dazu?"

„Ziehen Sie nur gegen Emanuel zu Felde, Odo!" rief Graf Meerhaim: „ich bin halb und halb ein Britiſcher und habe immer dafür gehalten, daß der Papſt der Antichriſt ſei. Nun kommt Emanuel und macht mich confus."

„Die geſcheuteſten Männer haben erklärt — namentlich wenn ſie aus Rom kamen, der Kirchenſtaat bedürfe der Reformen," ſagte Odo.

„Es iſt nicht der Mühe werth, ein geſcheuter Mann zu ſein, wenn man eine ſolche Trivialität zum Beſten geben will," ſagte Emanuel mit verbindlichem Lächeln zu Odo: „wo menſchliche Verhältniſſe ſind, braucht man im Lauf der Zeit Reformen."

„Und ſehr oft werden dieſe Reformen weit mehr von unruhigen Köpfen und Ehrgeizigen, als von den Verſtändigen begehrt. Das weiß man in England!" ſagte der Graf.

„Ach Gott!" ſeufzte die Gräfin, „wenn Ihr Euch darauf verlegt, England und den Kirchenſtaat zu reformiren — wo bleiben dann Emanuels Bilder?"

„Aufgeſchaut, meine Damen und Herren!“ rief Emanuel: „ein drittes Bild. Felſenwüſte im Sabinergebirg, unfern der neapolitaniſchen Grenze. Tief unten rauſcht der Teverone. Hoch oben ſchießen ſcharfe Felſenſpitzen von gelblichem Kalkſtein wie Kegel und Pyramiden kühn gen Himmel. In der Mitte am ſteilen Abhang — eine Moſaik von Felſengrotten, von Baulichkeiten aus Menſchenhand, von kleinen Plateau's und ſchmalen Wegen, die der Felſenwand abgewonnen, in Gärtchen und Höfchen verwandelt ſind. Das Ganze — eine Agglomeration von Capellen, Hallen, Zellen, Terraſſen, Treppen, Gängen, die über und unter, innerhalb und außerhalb der Felſen zuſammenhängen und das berühmte Kloſter Sacro Specco bei Subiaco bilden. Dies iſt die Wiege des Benedictinerordens, der Europa civiliſirt hat. In einer dieſer Höhlen lebte fern von allem Verkehr mit Welt und Menſchen drei Jahre lang der merkwürdige Jüngling St. Benedict, Stifter des Ordens — und dieſe heilige Grotte hat dem ſpäteren Kloſter den Namen gegeben. Ich war nur wegen der berühmten Naturſchönheit des Sabinergebirges nach Subiaco gegangen, fand aber im Gaſthof denſelben Polen, der mir in der Sixtiniſchen Kapelle ſein Gebetbuch gab, und der mit mehreren ſeiner Landsleute Empfehlungen an den Abt hatte. Er ſchlug mir vor, mit ihnen die beiden Klöſter Santa Scolaſtica und Sacro Specco zu beſuchen. Ich erwiderte ihm, er werde wohl bemerkt haben, daß ich nicht Katholik ſei. Verbindlich entgegnete er, er habe nur mein Intereſſe für den katholiſchen Ritus bemerkt. Ich ſchloß mich alſo dieſen Herren an — und ſo bin ich nach Sacro Specco gekommen. Es war im Februar, ſcharfe Luft, dämmernde Frühe, als wir von Subiaco aufbrachen. Die zarte Mondesſichel des letzten Viertels glitt an der lichtblauen Himmelskuppel zum Horizont herab, während wir etwa eine Stunde marſchirten und an St. Scolaſtica vorübergehend, zu Sacro Specco hinaufſtiegen. Wir wurden ſogleich in das Grottenlabyrinth eingeführt, und da meine Begleiter eine Meſſe zu hören wünſchten, in eine tiefdunkle Kapelle, die nur durch die Kerzen des Altars beleuchtet wurde. Ich blieb mir ſelbſt überlaſſen; Niemand bekümmerte ſich um mich; Niemand gab mir zu verſtehen, daß ich dies oder jenes mitzumachen habe. Das gefiel mir. Ich blieb alſo in der Kapelle hinter meinen Polen, die alle vier, ſo lange die Meſſe dauerte, mit unbeſchreiblicher Andacht und Sammlung auf dem Steinboden knieten. Darüber verſpürte ich eine Art von wehmüthigem Neid. Was muß das für eine Wonne ſein, dachte ich, etwas Anderes anzubeten — als ſich ſelbſt! wo kein Gottesdienſt iſt, tritt Fetiſchdienſt ein . . . und kein Idol iſt uns ſo nah und ſo unſäglich angenehm, als unſer liebes Ich. Aber ach! es treten leider Momente ein, wo die Selbſtanbetung auch dem beſten Willen nicht gelingt. Was hat man dann — wenn man nicht einen überweltlichen perſönlichen Gott hat? — Da war es, als ob die Stille, die Einſamkeit, die Nacht und das Geheimniß, welches am Altar vorging, einen feierlichen Chor wach gerufen hätte, ſo langſam und tief, ſo ruhend in der Betrachtung, ſo ehrfurchtsvoll bewußt ſtimmten die Mönche in einer andern Kapelle ihre Horen an und beteten die Prim. Nie habe ich die Nichtigkeit von Allem, was Zeit und zeitlich iſt, ſo tief empfunden, als bei dem Chorgebet dieſer Mönche. Es rollte dahin, wie über der Zeit, ohne Anfang, ohne Ende, denn von den vierundzwanzig Stunden des Tages füllt es ſieben aus, ſo daß es ſich wie ein wohlgeordnetes, raſtloſes Planetenſyſtem fort und fort um eine geiſtige Sonne mit majeſtätiſcher Würde bewegt. Wie ein edles, ehrwürdiges Geſchäft, wie eine heilige Aufgabe wird es behandelt und mit aller Würde dargebracht, welche einem frommen Opfer geziemt. Denn es iſt ein Opfer der Gedanken, der Herzen, der Geiſter — und ſoll ein Sühnopfer ſein für die Gedanken, die Herzen und die Geiſter, welche ſich nie zum Himmliſchen erſchwingen. — Bild und Eindruck! — baſta.“

„Zu wenig Bild und zu viel Eindruck!“ ſagte Euphroſyne lächelnd.

„Bravo, meine Tochter! das ſag' ich auch!“ rief Graf Meerhaim.

„Nicht doch!“ ſagte die Gräfin: „mir iſt es und gibt es ein höchſt anſchauliches Bild! ich meine auf altdeutſchen und altitalieniſchen Gemälden jene Engel in der himmliſchen Glorie zu ſehen, die ſo ungeheuer ernſthaft und andächtig ſingen und muſiciren.“

„Und damit ſetzen ohne Zweifel dieſe Engel im Benedictinerhabit Europa’s Civiliſation fort?“ fragte Odo empört.

„O nein,“ entgegnete Emanuel immer ſehr gelaſſen, wenn er Odo geärgert hatte; „nein! damit fangen ſie dieſelbe wieder an. Und um Dir vollends zu beweiſen, daß ſie auf der Höhe des Jahrhunderts ſind, ſetze ich hinzu, daß ſie in Santa Scolaſtica ihre Studien machen und eine Erziehungsanſtalt haben, in welcher ſich junge Leute aus allen Ländern des katholiſchen Europa’s befinden. In Sacro Specco iſt ihre Hochſchule der Asceſe.“

„Prophezeihen Sie nicht Ihrem Sohn, daß er katholiſch werden wird?“ fragte Odo entrüſtet den Grafen.

„Wenn ich mich darüber ärgern würde, ſo wäre das begreiflich. Warum aber Sie, — das verſtehe ich nicht!“ ſagte der Graf. „Was nun Emanuel betrifft, ſo gilt für ihn ein Sprichwort, das freilich nach all den italieniſchen Bildern ſehr gewöhnlich deutſch klingt: Es wird nicht ſo heiß gegeſſen wie gekocht.“

Emanuel lachte. Grazia konnte nicht anders als in der Stille ihren Großvater etwas trivial zu finden. Zu ihrer Mutter ſagte ſie ſpäter:

„Wie nah iſt Emanuel der ewigen Wahrheit!“

„Das ſcheint mir nicht!“ erwiderte Euphroſyne: „er faßt ihre poetiſche Seite mit der Phantaſie und dem Gefühl auf .... und das thut ihm wohl. Er fällt in Enthuſiasmus für Alles, was ihm ſchön erſcheint und was ihn anregt, denn er hat ein leeres Herz, der arme Emanuel! Aber nahe aus Ueberzeugung iſt er der Wahrheit nicht.“

Zum erſten Mal in ihrem Leben glaubte Grazia ihrer Mutter nicht.

Stella hatte während des ganzen Abends nur zugehört, nur beobachtet. Iſt er ſo begeiſtert katholiſch geſinnt — oder ſpricht er nur ſo .... vor ihr? — Dieſe Frage hatte für ſie ein ganz anderes Intereſſe, als die ſämmtlichen Schilderungen aus Italien, welche Stella nur deßhalb beachtete, weil Emanuel ſie machte. Stella war eine Kunſtpflanze, herangezogen auf künſtlichem Erdreich; und deßhalb ſtand ſie in Gedanken und Wünſchen, Verlangen und Intereſſen ſchon ganz in der Treibhaus-Atmoſphäre der Welt wie in einer heimiſchen Luft.

In der Frühe des nächſten Morgens kehrte Euphroſyne nach Kreuzbronn zurück. Alle lebten ihr gewohntes Leben fort.

* * *

Spieler.

„Aber, Frau Hellmig, da haben Sie ja eine unbehagliche Geſellſchaft im Hauſe!“ ſagte eine Niederbronner Schweſter, am Krankenbett eines jungen Mädchens ſitzend, zu deſſen Mutter, die ſich in weitläufige Klagen über häusliche Sorgen ergoſſen hatte.

„Ja freilich!“ erwiderte Frau Hellmig: „aber Gott allein kennt die Leute, wenn ſie kommen und Wohnung verlangen. Unſereins iſt auf das Vermiethen angewieſen, Schweſter, und lebt davon — mühſelig genug in ſchweren Zeiten, wie Krankenlager und unverſorgte Kinder ſie immer mit ſich bringen — von dem betrübten Wittwenſtand gar nicht zu reden.“

„Ein heiliger Wittwenſtand iſt ſehr gottgefällig, Frau Hellmig,“ ſagte die Schweſter ruhig.

„Ein heiliger Eheſtand iſt es auch,“ erwiderte Frau Hellmig unverzagt, „und ich werde mein Lebtag' nicht aufhören, meinen braven Mann zu beweinen, der weit beſſer, als ich, mit den Miethleuten fertig werden konnte. Denn nie wurde er ärgerlich und zornig, während mir bei all dem Verdruß, den man mit ihnen hat, recht leicht die Galle überläuft. Doch kann ich über die im erſten Stock nicht klagen, ſind ordentlich, häuslich, pünktlich im Bezahlen. Auch der zweite Stock iſt jetzt gut beſetzt. Allein die Dachſtubenleute ſind nicht, wie ſie ſein ſollten. Ich weiß gar nicht, wie und wo ſie frühſtücken! von mir laſſen ſie ſich weder Kaffee noch Thee beſorgen... wie das doch üblich iſt. Dann dies ſpäte Zuhauſekommen! Nacht für Nacht muß man die Hausthür aufſchließen!... ja, faſt immer zweimal, da ſie nicht miteinander heimzukehren pflegen. Und während der erſte und zweite Stock pünktlich jeden Samſtag ſeine Mieths- und Wochenrechnung zahlt, ſind die da oben immer im Rückſtand und in der Unregelmäßigkeit. Hätte ich doch nicht die Höflichkeit gehabt, ihnen die Dachſtuben anzubieten, als ich ihnen den zweiten Stock nahm! Ich dachte, ſie würden den Vorſchlag zurückweiſen, da die Stübchen ſehr gering ſind. Doch keineswegs! Beide ſagten, das ſei ihnen gerade recht, da ſie weiter nichts als zwei Schlafkämmerchen nöthig hätten — und ſo behielt ich ſie wider meinen Willen auf dem Halſe... und nach wie vor wird das bischen Miethzins nicht entrichtet."

„Sie ſollten im Grunde Gott dafür danken, Frau Hellmig," ſagte Schweſter Benigna; „denn Geld im Spiel gewonnen, iſt Blut- und Sündengeld."

„So?... Nun dann will ich auch meine Dachſtuben frei haben!“ rief Frau Hellmig entrüſtet über dieſe erhabene Zumuthung und klopfte rachgierig mit ihren von harter Arbeit gekrümmten Fingern vor Schweſter Benigne auf den Tiſch.

„Wo ſtecken Sie denn, Frau Hellmig! ich habe ja zweimal angepocht!“ ſagte eine kecke Stimme und Triſtan ſtand mitten im Zimmer.

„Jeſus Maria! was wollen Sie?... hier iſt eine ſchwer Kranke!“ rief Frau Hellmig erzürnt.

„Dies auf Abſchlag für unſere Prunkgemächer zahlen!“ entgegnete Triſtan, warf ein Zwanzigfrankenſtück auf den Tiſch und verſchwand wie ein Wirbelwind.

„Ah!... das iſt doch Etwas,“ ſagte Frau Hellwig beſänftigt und brachte ihr Goldſtück in Sicherheit.

„Wie heißt der junge Mann?“ fragte die Schweſter.

„Er hat keinen Chriſtennamen, Schweſter; — er heißt Triſtan Saint-Clair...“

„Triſtan!“ rief Schweſter Benigne. „Mein Gott! der Sohn meines armen Bruders Wilhelm hieß auch Triſtan!“

„Der Sohn Ihres Bruders mag immerhin Triſtan geheißen haben,“ ſagte Frau Hellmig belehrend; „allein ein Triſtan Sinkler iſt etwas Anderes als ein Triſtan Saint-Clair.“

„Gewiß, Frau Hellmig! aber mir war, als fände ich bekannte Züge in ſeinem Geſicht — etwas von meinem Bruder und etwas von meiner Schwägerin.... und nun dieſer Name, den man ſo ſelten hört! — Allein es gibt ja viele Millionen Menſchen auf der Welt! da kann es auch Aehnlichkeiten unter ihnen geben.“

Schweſter Benigna ſtand auf.

„Nun, Schweſter, wie finden Sie mein armes Kind?“ fragte Frau Hellwig leiſe und ängſtlich.

„Es iſt in einem ähnlichen Zuſtand, wie die Frau Marquiſe,“ ſagte die Schweſter ausweichend.

„Ach, eine ſchlimme Antwort, das!“ ſeufzte Frau Hellwig: „Sie ſagten ja, die Aerzte hätten die Frau Marquiſe aufgegeben.“

„Der liebe Gott kann immer noch ſeine Wunder thun... wenn es ihm gefällt.“

„Das wohl, Schweſter! Allein ich glaube, die Welt gefällt ihm ſo ſchlecht in unſern Tagen, daß er keine Wunder für ſie thun mag.“

„Nun dann ſchenkt er uns Ergebung in ſeinen heiligen Willen... und das iſt bei unſern verſtockten Herzen auch eine Art von Wunder.“

„Aber wie unhöflich bin ich!... Darf ich Ihnen nicht ein Schälchen Kaffee anbieten?“ rief Frau Hellwig, die nicht ſowohl unhöflich als äußerſt ſparſam war und den Vorſchlag machte, als die Schweſter aufbrach.

„Ich danke Ihnen! Wir genießen nur zu beſtimmten Stunden — und nie in fremden Häuſern etwas."

„O ja! in fremden Häuſern!" rief Frau Hellmig höchſt erbaut von dieſer Ordensregel: „aber dies Haus iſt ja kein fremdes für Sie. Haben wir uns bis jetzt nicht gekannt, ſo ſind wir doch blutsverwandt — da unſere Mütter Schweſtern waren. Nun, halten Sie es wie Sie wollen mit dem Kaffee;... aber ſchenken Sie mir bald wieder Ihren werthen Beſuch, Schweſter Benigna."

Seit vielen Jahren gehörte Salome Sinkler zur frommen Genoſſenſchaft der Töchter des göttlichen Erlöſers, die zu Niederbronn im Elſaß ihr Mutterhaus hat und ſich der Krankenpflege widmet. Als Pflegerin einer ſehr frommen jungen Frau, die an der Nervenzehrung dahinſiechte, war ſie jetzt nach Baden gekommen, wo ſie ihre Verwandte, die Frau Hellmig, hauptſächlich deshalb ſogleich beſucht hatte, weil deren älteſte Tochter hoffnungslos krank, gelähmt und in einem elenden Zuſtand war. Vielleicht konnte ſie da einen Dienſt leiſten oder einen Rath geben oder dem jungen Mädchen zu einem ſeligen Sterbſtündlein verhelfen — und zu allen dieſen Dingen war die gute Schweſter Benigna, wie Salome mit ihrem Kloſternamen hieß, immer bereit. Die Regel verpflichtete und das Herz ſtimmte ſie dazu. Sie war immer dieſelbe einfache, wohlwollende, fromme Seele, die ſie vor zwanzig Jahren geweſen war und Richenza würde ſich vielleicht jetzt leichter mit ihr ausgeſöhnt haben, denn ſie hieß nicht mehr ſo plebejiſch „das Sälmele“ — und hatte auch in Folge des klöſterlichen Anſtandes die plebejiſche Gewohnheit abgelegt, die Leute mit dem Elbogen anzuſtoßen, um ſie auf irgend etwas aufmerkſam zu machen. So waren beide Schwägerinnen, ohne es zu ahnen, nah bei einander und doch ſo fern wie vom Nord- zum Südpol. Die Eine fand ihr Heil und ihren Frieden im unſcheinbaren Opferleben; die Andere verlor Beides durch die troſtloſeſte, unfruchtbarſte aller Leidenſchaften.

Richenza ſpielte fort, theils unglücklich, theils unſinnig; denn wenn ſie einen etwas bedeutenderen Gewinn gemacht hatte, verfiel ſie ſogleich in ihren Speculationsſchwindel: ſie ſetzte die ganze Summe ſo, daß ein glänzender Gewinn möglich war, aber die Chance des Verluſtes natürlich nahe lag. Dann verlor ſie, behielt zuweilen nur ein paar Gulden übrig und legte ſie angſthaft bei Seite — nicht um ein Mittageſſen bezahlen, ſondern um am nächſten Morgen weiter ſpielen zu können.

Stella, als eine ächte Evastochter, war ſehr neugierig und wünſchte lebhaft, einmal in den Spielſaal zu gehen. Gräfin Meerhaim fand aber, daß dies durchaus nicht zum guten Ton gehöre und ging nicht darauf ein. Da wußte Stella den Grafen heimlich für ihren brennenden Wunſch zu gewinnen. Eines Abends, als die Gräfin mit Grazia Beſuche zu machen hatte und Emanuel bei einer großen Landpartie war, fuhr der Graf mit Stella nach dem Geſellſchaftshauſe und führte ſie in den Spielſaal.

„Wollen Sie einmal Ihr Glück in Roulette verſuchen?" fragte der Graf.

„Ach wie gern!" rief Stella.

Sie drängten ſich durch den dichten Menſchenring, der den Roulettetiſch umgab, bis in die erſte Reihe vor und der Graf ſagte zu Stella:

„So! hier iſt ein guter Platz! hier können Sie das Spiel betrachten und Sich überzeugen, daß es nicht ſo enorm anziehend iſt, wie Ihr kleiner Kopf ſich das einbildet."

Ein Stuhl wurde frei; Graf Meerhaim ſetzte ſich und warf ein paar Gulden auf den grünen Teppich. Stella ſtand neben ihm und ſah zu. Anfangs dem Spiel. — „Faites votre jeu." — „Le jeu est fait." — „Rien ne va plus." — Maſchinenmäßig, tonlos, ſprach der Bankhalter dieſe Worte der Einleitung. Dann rollte die kleine weiße Kugel, die Gewinn und Verluſt brachte, je nachdem ſie fiel; und ebenfalls mit maſchinenmäßiger Ruhe warfen die Croupiers das gewonnene Geld aus und ſtrichen das verlorene ein, während der Bankhalter ſchon wieder ſprach: „Faites votre jeu.“ — Bald aber wendete Stella ihre Aufmerkſamkeit den Spielern zu.

„Mein Gott! welche ſtarre, abgeſtumpfte Phyſionomien — der Bankhalter und die Croupiers!“ flüſterte ſie dem Grafen zu.

„Das will ich meinen!“ verſetzte der Graf: „die Leute ſind innerlich ausgebrannt und äußerlich ruinirtes Gemäuer!“

Es entſtand eine Bewegung um den Tiſch.

„Mais, mon ami!“ rief beinahe kreiſchend eine junge, ſehr elegante Dame mit einem reizenden Hütchen auf ſchönen ſchwarzen Locken.

„Sehen Sie, Stella! eine Familienſcene!“ ſagte der Graf. „Die Frau iſt ſiebenundzwanzig Jahr alt, ſteinreich, ruſſiſche Fürſtin, Mutter von drei Kindern — und verſpielt ihr und ihres Mannes Vermögen. Sehen Sie — eben führt der Fürſt ſie fort... faſt mit Gewalt. Zuweilen verſchwindet ſie aus ihrem Hauſe; Dienerſchaft, Kinder, Alle ſuchen ſie. Der arme Fürſt geht aber ſchnurſtracks in den Spielſaal; da iſt er ſicher, ſie zu finden.“

Niemand hatte ſich durch dieſen Zwiſchenfall ſtören laſſen. Was bekümmerten ſich Spieler um eine verwüſtete Ehe mehr oder weniger. Stella's Blick fiel auf einen bejahrten Mann mit ſpärlichem grauen Haar, das an ſeinen durchfurchten Wangen niederhing und der mit Augen voll namenloſer Verzweiflung ſeinem

Geldhäuflein nachſtierte, welches der Croupier eben für die Bank einzog. Der alte Mann erhob ſich; er bebte vom Kopf bis zu den Füßen und fuhr beſinnungslos mit beiden Händen in ſein graues Haar. Dann rang ſich ein dumpfes, ſtöhnendes Oh! rauh aus ſeiner Bruſt; er wich zurück und fiel taumelnd auf ein Sopha — ein Schiffbrüchiger, der im Strudel des Meeres verſank.

Neben ihm ſaß ein junger Menſch, deſſen Augen wie Kohlen glühten, während krampfhafte Spannung ſeinen Mund verzog und ſeine Geſichtsfarbe zwiſchen brennendem Roth und Aſchgrau wechſelte. Man ſah ihm an, daß er ein Neuling und aus Unbeſonnenheit in eine fürchterliche Gefahr gerathen war, daß er ſich retten, daß er durchaus ſein Geld wiedergewinnen wollte. Aber er gewann nicht. Er verlor Schlag auf Schlag. Zuletzt hatte er nur noch einen Gulden zu ſetzen, den niedrigſten Satz, den die Bank in Baden-Baden annimmt. Er verlor ihn. Nun konnte er gehen. Aber wohin! Wohin? Was nun? ſo ſchien die Todesangſt in ſeinem Blick zu fragen, während die Lippen ein gewiſſes leichtſinniges Lächeln zu erzwingen ſuchten, wie man das wohl thut, wenn man vor den Menſchen verbergen möchte, daß man grenzenlos elend iſt. Er hätte das aber nicht nöthig gehabt, denn Niemand beachtete ihn, außer Stella.

Ihr war unheimlich zu Muth zwiſchen all den Unglücksbildern. Sie wendete ſich nach der andern Seite des länglichen Roulette-Tiſches. Da zitterte ihr Herz und eine brennende Hitze überflog ihr Antlitz: ſie hatte ihre Mutter erkannt — ihre Mutter unter den Spielern! — Alſo deshalb das Geheimniß! deshalb die Vorſicht! Es war, als erleuchte ein Blitz ſie über die jammervolle Leidenſchaft ihrer Mutter.

„Wollen Sie nicht noch einmal ſetzen, Stella?“ fragte ſorglos Graf Meerhaim.

„Nein, ich danke, Herr Graf!“ antwortete ſie beklommen: „und wenn ich bitten darf, ſo gehen wir.“

„Aber zuvor müſſen Sie einen Blick auf das Rouge et Noir werfen,“ ſagte er, nahm ihren Arm und führte ſie an den andern Tiſch.

Stella’s Blick fiel aber nicht auf das Spiel, ſondern auf Triſtan, der mit der Ungezwungenheit eines gewiegten Spielers ohne alle fieberhafte Aufregung ſein Ronge verfolgte. Eben verlor er; doch das ſtörte nicht im mindeſten ſeine Zuverſicht. Er ſchlug eben ſeine Augen von den Karten auf, erkannte ſogleich ſeine Schweſter, grüßte ſie über den Tiſch herüber mit kecker Vertraulichkeit, ſtand plötzlich neben ihr und begrüßte den Grafen zu deſſen höchſtem Erſtaunen mit den Worten:

„Herr Graf von Meerhaim, nicht wahr? — ich habe die Ehre, Ihren Herrn Sohn, Graf Emanuel, ſeit Jahren zu kennen und erlaube mir daher, mich Ihnen vorzuſtellen als Triſtan Saint-Clair, quasi

Bruder von Fräulein Stella, die durch meine Vermittlung das Glück hat, in Ihrem Hauſe zu ſein.“

„So, ſo! ſehr erfreut... ſehr gütig,“ ſagte der Graf befremdet durch dieſe anmaßende Selbſtvorſtellung und Triſtans ganze Erſcheinung, die augenſcheinlich ein Gepräge von Verkommenheit trug.

„Du befindeſt Dich wie der Vogel im Hanfſamen, nicht wahr, Schweſterchen?“ ſagte Triſtan ganz unbefangen zu Stella: „da ich das eben jetzt nicht von mir behaupten kann...“ — —

„Mein Herr!“ unterbrach ihn Graf Meerhaim ſtreng, „mit ſolchen Anliegen beläſtigt man junge Damen nicht. Da Sie ohne Hut und Handſchuh ſich befinden, ſo ſchließe ich daraus, daß Sie hier zu Hauſe ſind — und deshalb wollen wir Sie in Ihrer Beſchäftigung nicht länger ſtören.“

Er grüßte kalt und höflich und entfernte ſich mit der entſetzten Stella, während ſich Triſtan auf dem Abſatz umkehrte, „Alter hochnaſiger Graukopf“ murmelte und ſich zum Roulette-Tiſch begab, wo er ſeiner Mutter ſo lange ſeine Bitten in's Ohr flüſterte, bis ſie ſich entſchloß, ihre Baarſchaft mit ihm zu theilen.

Kaum im Wagen, brach Stella in Thränen aus. Nach zweijähriger Trennung fand ſie Mutter und Bruder unerwartet ſo wieder und auf dem Spielgewinn beruhten alſo die glänzenden Hoffnungen, welche der letzte Brief der Mutter ausgeſprochen hatte! Dazu

Triſtans freches Benehmen! Stella fühlte ſich tödtlich beſchämt, gekränkt, betrübt, gedemüthigt — und nicht um die Welt hätte ſie verrathen mögen, daß ſie Mutter und Bruder im Spielſaal gefunden. Doch andererſeits, nachdem ſie ſich von ihrer ſchrecklichen Ueberraſchung etwas erholt hatte, war es ihr nicht unlieb, den Schlüſſel zum Leben ihrer Mutter gefunden zu haben. Daß dieſer Schlüſſel nur ein Fach öffnete und daß noch verſchiedene verborgen blieben, konnte ſie nicht ahnen.

Graf Meerhaim ſagte wohlwollend aber entſchieden:

„Fräulein Stella, ich erkläre Ihnen, daß Sie gar nichts Beſſeres thun können, als mit Ihrem quasi-Bruder, Vetter, oder was er ſei! gründlich zu brechen, denn das iſt ein kecker, leichtſinniger Patron.“

„Ach, wie hat er ſich verändert!“ ſeufzte Stella: „wie talentvoll war er! wie intereſſant ſah er aus!“

„Ja, gerade die werden die ſchlimmſten, wenn ſie nicht gut werden. Sie haben das Zeug dazu, um Tüchtiges zu leiſten; legen ſie ſich aber damit auf die verkehrte Seite, ſo werden ſie tüchtig verkehrt. Aber grämen Sie Sich nicht um den kleinen Taugenichts! Vielleicht beſſert ihn die Erfahrung.“

Als Gräfin Meerhaim nach Hauſe kam, legte Stella ihr in ſo allerliebſter Weiſe ihr Mea culpa vor und beſchrieb ſo lebendig die ruſſiſche Fürſtin, den Greis, den jungen unglücklichen Menſchen, daß ſich die Gräfin ſehr an dieſer Beobachtungsgabe ergötzte und um ſo bereitwilliger die kleine Ausſchreitung verzieh, als Stella verſicherte, ſie ſei für immer von ihrer Neugier geheilt. Der Begegnung mit Triſtan erwähnte ſie nicht; ſo daß ſich der Graf im Stillen höchlichſt über den Tact des jungen Mädchens verwunderte. Wie ſehr wäre ſeine Verwunderung geſtiegen, wenn er geahnt hätte, welche Entdeckung Stella auch ihm verſchweige!

Richenza hatte ihre Tochter und ihren Vater ſogleich am Roulettetiſch bemerkt und wie Schlangen, die ſich in einander wickeln und wimmeln, hatten die widerſprechendſten Empfindungen ihr Herz bewegt. Welche Demüthigung, welche Kränkung für eine Tochter und Mutter lag darin, auf dieſe Weiſe ihrem Vater und ihrem Kinde gegenüber zu ſtehen! Welch ein grollender Trotz gegen den Vater, der ſie ſo ganz vergeſſen konnte, rang mit der unwillkürlichen Selbſtverurtheilung, die in der furchtbaren Angſt lag, Stella werde ſich nicht beherrſchen können, werde kommen und ſich in ihre Arme werfen! Welche Beſchämung, von dem jungen Mädchen in ihrer wahren Geſtalt, als eine armſelige Spielerin entdeckt zu ſehen. Ach! und welcher ſchneidende Schmerz, als Stella's Selbſtbeherrſchung den Ausbruch kindlicher Zärtlichkeit überwog und als die unglückliche Mutter ihr Kind vor ihr ſich flüchten ſah. Und doch war in der ſchrecklichen Begegnung ein Troſt: Richenza ſah Stella an der Seite ihres Großvaters — und augenſcheinlich war er ſehr freundlich gegen ſie. Richenza folgte Beiden mit verſtohlenem Blick, und als ſie den Saal verließen, fiel ihr eine ſchwere Laſt von der Bruſt — während die Laſt, die ſie an ſich ſelbſt zu ſchleppen hatte, immer ſchwerer wurde, ſie immer mehr krümmte und zu Boden drückte, denn dieſe Laſt war ihr eigenes, an die Leidenſchaft gefeſſeltes Herz.

Die Hausthür wurde ihr, ſtatt wie gewöhnlich von Frau Hellmig, von deren Magd geöffnet und Richenza fragte nach dem Befinden der Kranken, was ſie gewöhnlich zu thun pflegte. Sie bekam keine Antwort. Als ſie die Frage wiederholte, bemerkte ſie, daß die Magd vor Schlaftrunkenheit wie beſinnungslos ſei und ſetzte hinzu:

„Sie ſind ja recht ermüdet.“

„Das will ich meinen,“ verſetzte die Magd mürriſch: „Arbeit vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend — und dann Nachtwache bei der Kranken . . . das iſt zu viel für den Menſchen.“

„Gehen Sie ſchlafen,“ ſagte Richenza, „ich wache recht gern bei der Kranken.“

„Ach, wollten Sie das thun? Gott vergelt's! ich thät' es ja gern, weil ich ſehe, daß Frau Hellmig umfällt vor Müdigkeit; aber ich kann nicht. Fünf Nächte hintereinander hat ſie gewacht und am Tage keinen Augenblick Ruhe. Heute ſchläft ſie."

„Gut, gut!" ſagte Richenza, „ich wache ſtatt Ihrer. Was hab' ich zu thun?"

„Nichts Schweres! zuweilen einen Kühltrank reichen, aber nur mit dem Löffel... und alle drei Stunden zwanzig Tropfen, welche die Schmerzen lindern und Schlaf geben ſollen. Ich wollte, ich könnte der Kranken *meinen* Schlaf geben. Was ſie zu wenig hat, hab' ich zu viel. Nu, Madame, lohn's Gott! — und um vier Uhr wecken Sie mich. Ich ſchlafe in der Kammer neben der Küchenthür."

Sie ging und Richenza ſetzte ſich am Krankenbett nieder und that, wie ihr geheißen war. Das junge Mädchen lag ganz ſtill, aber mit dem Ausdruck entſetzlicher Leiden in ihren von Schmerz verzerrten Zügen und bemerkte gar nicht, wer ſich bei ihr befinde; oder es war ihr gleichgültig — wie das bei anhaltender phyſiſcher Qual zuweilen geſchieht. Richenza verſank in dumpfes Hinbrüten, in das ſie gewöhnlich fiel, wenn die ſpannende Aufmerkſamkeit des Spieles die Kralle von ihr zurückzog. Klarer Gedanken war ſie nicht fähig. Ein Chaos von Bildern und Vorſtellungen, ohne Sinn, ohne Zuſammenhang, ähnlich den Träumen eines Fieberkranken, wälzte ſich durch ihre Seele, ſo wie ein Augenblick der Abſpannung eintrat. Keine Arbeit, kein Buch, keine Beſchäftigung feſſelte ihre

Aufmerkſamkeit. Das war Alles ſchaal im Vergleich zu den furchtbaren Intereſſen, welche ihr unſeliges Leben beherrſchten und verzehrten. All' die großen Fragen, welche jetzt die Welt bewegen, all' die heißen Kämpfe, welche die Welt erſchüttern, lagen ihr ſo fern wie auf einer andern Hemiſphäre, deren Sprache ſie nicht verſtand. Nur Eines verſtand ſie noch. Nur Eines überlebte den Untergang ihrer beſſeren Natur. Das war die Liebe zu ihrem Sohn; das war der verzweiflungsvolle Schmerz, ihn tiefer und immer tiefer ſinken zu ſehen; das waren die nagenden Gewiſſensbiſſe, Schuld an ſeinem Verderben zu ſein, ihn ſich ſelbſt überlaſſen, ihn durch ihr Beiſpiel verführt zu haben. Immer roher wurde er, immer ſtumpfer, immer brutaler. Oftmals kehrte er in tiefer Nacht berauſcht heim. Einmal — o Gott! einmal hatte er in dieſem Zuſtand ſie mißhandelt. O, was ſollte aus dem jungen Wüſtling werden? — Sie ächzte wie eine Sterbende, wenn eine dumpfe innere Stimme ihr zuraunte: Ein Verbrecher! — oder: Er ſtirbt früh! — Wozu dann alle ihre Anſtrengungen, ihre Qualen, ihre Kämpfe, ihre Aengſte, ihre eigene Zerſtörung, wenn das Alles, Alles ſcheitern ſollte an einem Gefängniß oder an einem Grabe! Auch das Spiel war nicht mehr für ſie, was es geweſen war: ein Mittel zum Zweck, ein Mittel, um reich zu werden, um ihren Kindern eine Exiſtenz zu gründen; denn ſie hoffte das nicht mehr, wenigſtens nicht immer und nicht in einer beſtimmten Form. Sie ſpielte, weil ſie ſich dazu getrieben fühlte durch eine Macht, die ihrem Willen nicht gehorchte, ſondern ihn beherrſchte und weil es ihr ſchien, als müſſe ſie in Blödſinn oder Verzweiflung verfallen, wenn dieſe ſtachelnde Aufregung ihr fehle. Dazwiſchen blitzte denn auch zuweilen ein Strahl von Hoffnung auf; aber er war matt wie die winterliche Abendſonne. Ihre seeliſchen Leiden wurden durch phyſiſche ſchrecklich geſteigert. Sie konnte nicht ſchlafen. In der Zeit ihrer Pariſer Speculationen, als ſie noch Vermögen beſaß und es durch unſinnige Wagſtücke vergrößern wollte, hatte ſie oft halbe und ganze Nächte in fiebernder Angſt mit Berechnungen und Combinationen hingebracht, um trügeriſche Sicherheit und die Unmöglichkeit eines Verluſtes darauf zu begründen. Und wenn ſie dann tödtlich abgemattet Ruhe ſuchte, ſo fand ſie keinen geſunden erquickenden Schlaf; denn ihr überreiztes Gehirn warf in ihre Träume die Spiegelbilder ihres Wachens hinein, und die Schreckniſſe der Verarmung und des Bettelſtabes — oder die wilde Freude über Millionen ſcheuchten ſie aus dem Schlummer auf. Seitdem ſie das Börſenſpiel mit dem Hazardſpiel vertauſchte, hatten freilich ihre großen Combinationen aufgehört, dafür trat aber die Aufregung jedes Tages, jeder Stunde ein und dieſe unausgeſetzte heftige Gemüthsbewegung, dies Verſunkenſein aller

Fähigkeiten in überreizte Spannung, zerrüttete furchtbar ihren ganzen Organismus. Sie hatte ſich dermaßen gewöhnt, von und für ihre Leidenſchaft zu leben und volle Befriedigung in ihr zu ſuchen, daß ſich das materielle Leben gleichſam dafür rächte und ſeine Unterſtützung verſagte. Die Sage jenes Vampyrs, der dem Menſchen heimlich ſein Blut [illegible]sſaugt und ihn in einen Schatten verwandelt, wurde bei Richenza zur Wahrheit: ihr Vampyr war ihre Leidenſchaft.

Nun ſaß ſie in dem ſchwülen Krankenzimmer bei dem grauen Licht einer Nachtlampe und horchte auf das qualvolle Aechzen eines jungen Geſchöpfes, das dem Tode verfallen war. Ach! war denn nicht auch ſie dem Tode verfallen? rang nicht auch ſie unter namenloſen Leiden ſich einem Augenblick entgegen, welcher der letzte war? Und dafür all dieſe Qualen, dieſe Martern, dieſe inneren Vernichtungen? — Ihr fiel ein, was die heilige Katharina von Genua über das Leben geſchrieben hat — und was ſie geleſen hatte in jener Zeit, als ſie noch wiſſensdurſtig war. Ein Menſch hat eine herrliche Beſitzung, ein Landgut mit allen Annehmlichkeiten von Gärten und Wäldern, von Wieſen und Feldern, die einem ſolchen Beſitzthum eigen ſind. Er genießt es, erfreut ſich daran, macht Pläne der Vergrößerung und Verſchönerung. Da erwacht er eines Morgens und findet mit Erſtaunen, daß ihm von ſeinem Beſitz nichts mehr gehört, als das

Schloß und der Park. Aber ſie ſind ſo ſchön, ſo geräumig, daß er ſich zufrieden gibt und ſich recht behaglich einrichtet. Doch eines Morgens bei ſeinem Erwachen iſt der Park verſchwunden und er auf ſein Schloß beſchränkt. Indeſſen, man kann in einem Schloß immer noch eine recht frohe Exiſtenz führen. Allein eines Morgens bemerkt er mit Entſetzen, daß ihm nur noch ein Saal im Schloß vergönnt iſt; und bald darauf nur noch ein ganz gewöhnliches Zimmer; dann eine enge Kammer — und endlich findet er ſich in einem licht- und luftloſen Raum: im Grabe. — Dieſe verſchiedenen Stationen macht der Menſch in ſeinem natürlichen Leben unabänderlich durch und wenn er kein übernatürliches Leben kennt, das ihm dieſe allmäligen Beraubungen im Licht des Glaubens, als Stufen ſeiner Befreiung zeigt: ſo muß er freilich entweder mit unausſprechlichem Grauen oder mit brutaler Gleichgültigkeit der Erfüllung ſeines Schickſals entgegen gehen. Dieſer Wechſel von Entſetzen und von Stumpfheit wogte durch Richenza's Seele, als ſie in wachen Träumen bei dem Krankenbett ſaß. Und dann fragte ſie ſich: Wenn ich auf einem ſolchen Schmerzenslager läge — wer würde bei mir ſein? — Ach! kein Kind! — Oder wenn Stella ſo darnieder läge? — Ach! keine Mutter! — —

Sie fuhr auf, denn es wurde heftig und wiederholt an der Hausthür geſchellt. Das war Triſtan. Sie nahm haſtig den Hausſchlüſſel, den die Magd auf den Tiſch gelegt hatte, zündete an der Nachtlampe eine Kerze an und eilte hinaus, während die Schelle in ununterbrochener Bewegung blieb.

„Triſtan, wozu der Lärm! Du verſtörſt das ganze Haus!“ ſagte Richenza, während ſie zitternd die Thür aufſchloß und ihn eintreten ließ.

Er war leichenblaß, etwas berauſcht, taumelnd, erkannte ſie aber und rief frech lachend:

„Sieh da, Mama! — Biſt Du Thürhüterin bei Frau Hellmig geworden? — Ein ehrenvoller, einträglicher Poſten! Ha, ha, ha!“

„Nimm das Licht und geh' hinauf — ich bitte Dich, Triſtan, vermeide den Lärm,“ ſagte die unglückliche Mutter dringend.

Statt zu gehen ſchlug Triſtan plötzlich ein unmäßiges Gelächter auf, das aber durch eine drohende Weiberſtimme übertönt wurde. Frau Hellmig, durch den Lärm geweckt, war ſchreckenvoll aufgeſprungen, hatte ſich in ihre Bettdecke gehüllt, erſchien im Hausflur hinter Richenza und rief mit zorniger Entrüſtung:

„Was iſt das für Geſindel, das in tiefer Nacht lärmend und trunken zu Hauſe kommt! ich dulde dergleichen nicht! ich will nur anſtändige Leute unter meinem Dach!“

„Werthe Frau! Sie ſind ſelbſt kein Ideal des Anſtandes in Ihrer Bettdeckenrobe!" unterbrach ſie Triſtan mit neuem Gelächter.

„Ich bitte Dich, ſchweige und geh, Triſtan!" flehte ſeine Mutter.

„Junger Laffe! was geht Sie meine Robe an!" rief Frau Hellmig mit friſcher Entrüſtung: „und Sie, Madame, wie kommen Sie zu meinem Hausſchlüſſel! wie können Sie Sich anmaßen, den Schlüſſel zu meinem Hauſe in der Nacht zu führen? ... weiß ich denn, wem Sie öffnen? weiß ich, was Sie im Schilde führen ſammt Ihrem ſaubern Herrn Sohn? — Mir den Schlüſſel! — So! — und nun machen Sie Sich eiligſt herauf und ſein Sie verſichert, daß dieß Ihre letzte Nacht unter meinem ehrlichen Dach iſt."

Mit majeſtätiſcher Geberde wies ſie nach der Treppe und Richenza, um der qualvollen Scene ein Ende zu machen, nahm ſchweigend den Arm ihres Sohnes und führte ihn die drei Stiegen hinauf in ſeine elende Dachkammer.

Mit ihm zu reden war in ſeinem Zuſtand unmöglich. Er faſelte fort:

„Erhabenes Weib! verblühte Schönheit! ſo muß die Judith ausgeſehen haben, als ſie liebevoll dem Holofernes das Haupt abſäbelte und einſackte. Sublime Idee! ächte Frauenidee! ... Es fragt ſich nur, was edler iſt — ſagt Prinz Hamlet .... glaub' ich! aber ich habe ſeine Frage vergeſſen .... ich frage Dich, Mama: Was iſt edler? einem Mann den Kopf zu verdrehen, oder abzuſchneiden? ... ich bin für's Abſchneiden! ich liebe das Tragiſche ... wofür biſt Du?

„O Triſtan! ... wie Du mich folterſt!“ ſtöhnte ſie.

„Fürchte nichts für mich, Mama!“ fuhr Triſtan fort, halb bewußt, halb berauſcht: „mein Kopf iſt gefeyt gegen jedes ſterbliche Weib. Ich habe meine Göttin Rouge, mein Morgenroth, mein Abendroth .... wogegen alle rothen Wangen grau — und alle rothen Lippen fahl ausſehen.“

Ach! das war kein Troſt, denn dieſe böſe Göttin hatte ihm ſo wenig Huld bewieſen, daß er, um ſich über ſein Unglück zu zerſtreuen, die Berauſchung ſuchte.

„Kann ich nicht mehr ſpielen, ſo mag ich nicht mehr leben,“ ſagte er ſchließlich, „Erſinne Mittel, um Geld zu ſchaffen, Mama. Wozu iſt Stella in einem reichen Hauſe? Wird man ihr kein Geld geben? — Gewiß! — Nun, ſo theile ſie mit uns.“

Er beruhigte ſich endlich ſo weit, daß er angekleidet auf's Bett ſank und einſchlief. Iſt dies denn noch etwas, das den Namen Menſchenleben verdient? fragte Richenza ſich ſelbſt in kalter Verzweiflung.

Am andern Morgen erſchien Frau Hellmig in aller Frühe bei Richenza und entſchuldigte ſich, da die Magd ihr Alles erklärt hatte.

„Es iſt ja ſehr gütig, daß Sie bei meinem armen Kinde wachen wollten,“ ſetzte ſie hinzu. „Aber ſehen

Sie, Madame, Ihr Sohn bringt mich ganz aus dem Häuſel. Den ſollten Sie beſſer in Zucht halten.“

„Wenn ich Ihnen damit dienen kann, zuweilen bei Ihrer Tochter zu wachen,“ ſagte Richenza, ohne auf Frau Hellmigs Ermahnung zu antworten: „ſo bin ich gern dazu bereit, denn ich leide an Schlafloſigkeit und freue mich immer, wenn es Nachts etwas für mich zu thun gibt.“

Eigentlich hatte Frau Hellmig Richenza erſuchen wollen, ſich eine andere Wohnung zu ſuchen; aber nach dieſem Vorſchlag unterließ ſie es — theils aus einem Gefühl von Dankbarkeit und theils, weil es eine große Erleichterung für ſie war, wenn Richenza einen Theil der Nachtwachen übernahm, denn ſie allein konnte es nicht durchführen und die Magd war dazu unbrauchbar.

„Wollten Sie das wirklich thun, Madame?“ ſagte ſie: „nun, das iſt ja ſehr brav von Ihnen, eine Familienmutter, die tauſend Sorgen und Arbeiten hat, ſo zu unterſtützen.“

„Ich bin ganz bereit, Frau Hellmig, und es koſtet mich gar kein Opfer.“

„Aber ſorgen Sie doch dafür, beſte Madame, daß Ihr Sohn nicht wie toll an der Schelle reißt, wenn er Nachts zu Hauſe kommt. Man denkt ja an Feuerlärm oder ſonſtiges Unglück .... und die Badegäſte mögen nicht durch ſolchen heilloſen Spectakel im Schlaf geſtört werden. Er iſt ja noch jung . . . er muß Raiſon annehmen.“

„Freilich, Frau Hellmig . . . gewiß, gewiß!“ ſtotterte Richenza.

Von jetzt an wachte ſie faſt jede Nacht bei der Kranken. Es war, als ob dieſer Liebesdienſt ihre nächtlichen Gedanken minder martervoll mache. Aber ihre Tage waren ſchrecklich! ſie lebte in bitterer Noth — und Triſtan auch.

Emanuel ſtand im Vorzimmer und gab dem Kammerdiener ſeines Vaters einige Befehle. Stella kam aus dem Salon und wollte durch das Vorzimmer nach ihrem Zimmer gehen. Da trat von außen ein Diener herein und überreichte ihr einen Brief, mit dem Bemerken, ein junger Menſch habe ihn ſo eben dem Portier gegeben und geſagt, er werde in einer Stunde die Antwort holen.

„Welch ein elegantes Billet!“ rief Emanuel ſcherzend, denn der Brief von grobem, grauen Papier, ungleich gebrochen und mit einer dicken Oblate geſiegelt, ſah auf dem Porzellanteller wie ein großer, häßlicher Fleck aus.

Aber Stella erröthete, nahm beſchämt den Brief und ging nicht nach ihrem Zimmer, ſondern in den Salon zurück, wo um dieſe Stunde Niemand war. In ihr Zimmer hätte Emanuel ihr nicht folgen dürfen;

aber der Salon war für Jedermann. Nach zwei Minuten trat Emanuel in den Salon. Stella hatte ihre Hände auf einen Tiſch und ihr Geſicht in ihre Hände gelegt und weinte.

„Was iſt Ihnen widerfahren!“ rief Emanuel beſtürzt.

„Ach ... leſen Sie den Brief ... ach! verzeihen Sie nur!“ ſagte Stella, ohne aufzuſchauen.

„Was hab' ich denn zu verzeihen!“ ſagte er befremdet, nahm den Brief und las:

„Schweſterchen! Dein alter Grau- und Murrkopf von Graf hat mich freilich ſehr angeſchnauzt, als ich mich erkühnte, Dich zu fragen, sorella mia, ob Du Dich nicht befändeſt wie der Vogel im Hanfſaamen. Verblüfft über ſolche Ungebührlichkeit, die wahrhaftig ſehr wenig gentlemanlike war, ließ ich den Nachſatz fallen; — ſpreche ihn aber heute, von Noth gedrängt, aus und ſage Dir, daß es mir geht wie dem Spatz auf dem Schneefeld — miſerabel. Vaya! Vaya, hija de mi alma! das Geldbeutelchen aufgemacht für Deinen Dich zärtlich liebenden hijo Triſtan.“

„Arme Stella!“ ſagte Emanuel mitleidig: „ja! das iſt wohl beweinenswerth! Es verſteht ſich, daß Sie nicht antworten. Ich werde es thun. Laſſen Sie Sich unter keiner Bedingung in Correſpondenz oder Geſpräch mit ihm ein. Schreibt er wieder, ſo geben Sie mir die Briefe. Und ſchweigen Sie gegen meine Eltern, denen Ihre Beziehung zu dem jungen Taugenichts unangenehm ſein würde.

Sie richtete ſich auf und ſah ihn mit ihren thränenfeuchten Augen dankbar an. Auch dafür war ſie ihm dankbar, daß ſie ein Geheimniß mit ihm theilte. Emanuel verließ den Salon, indem er bei ſich ſelbſt dachte: Wie ſchutzlos iſt doch ſolch ein armes, kleines Geſchöpf in der Welt! . . . . und welchen Gefahren ausgeſetzt . . . . beſonders wenn es ſo bildſchön wie die Stella iſt.

Als Triſtan, um ſeine Antwort zu holen, nach einiger Zeit bei dem Portier erſchien, ließ dieſer, wie ihm anbefohlen war, Emanuel benachrichtigen — und ſtatt eines Dieners mit einem Brief, kam Emanuel auf Triſtan zu und ſagte, indem er ihm ein Billet zeigte:

„Hier iſt die Antwort! laſſen Sie uns gehen.“

Sie verließen das Haus, und als ſie im Freien waren, ſagte Emanuel freundlich:

„Sie haben Fräulein Stella in Verlegenheit gebracht, Herr Saint-Clair; denn junge Mädchen haben immer einen großen Kram von Bändern und Blumen und tauſend Chiffons nöthig und daher wenig Geld. Ich fand ſie in Thränen, weil es ihr nicht möglich iſt, Ihren Wunſch zu erfüllen. Ich hingegen biete Ihnen ſehr gern ein kleines Darlehen an, das Sie mir in beſſeren Zeiten nach Belieben zurückgeben können.“

Er gab das Papier an Triſtan. Dieſer ergriff es haſtig und ſagte ohne die mindeſte Verlegenheit ſehr erfreut:

„Vielen Dank! ... Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie mir noch immer Ihre Theilnahme ſchenken.“

„Wie gern geſchieht das!“ rief Emanuel: „Ihr herrliches Talent hat mein ganzes Intereſſe geweckt. Geben Sie mir nur Gelegenheit, es Ihnen zu beweiſen, zeigen Sie mir einige Ihrer Compoſitionen, Ihrer Arbeiten. Es gelingt mir gewiß, Sie in einer Weiſe bekannt zu machen, die Ihnen pecuniären Vortheil bringt.“

„Das wäre mir äußerſt angenehm, denn pecuniam iſt gerade das, was mir fehlt,“ ſagte Triſtan höchſt ungenirt: „nur müſſen Sie weder Compoſitionen noch Arbeiten von mir erwarten, Herr Graf. Tempi passati! ſagen die Lateiner.“

„Und womit beſchäftigen Sie Sich denn hier?“

„O, ich componire allerdings... aber Berechnungen — und ich arbeite auch.... aber in Rouge et Noir! das iſt meine Beſchäftigung, Herr Graf. Spielen Sie nicht?“

„Nein!“ ſagte Emanuel ſehr trocken in Folge der unangenehmen Eröffnung.

„Kennen Sie gar nicht das Spiel?“

„Doch! und eben deßhalb ſpiele ich nicht.“

„Whiſt und L'hombre zu kennen und es nicht zu lieben — begreif' ich! Allein das Hazardſpiel zu kennen und es nicht ſo zu lieben, daß man ihm mit Leib und Leben verfällt — iſt unbegreiflich! Es gibt ja gar keine idealere Leidenſchaft, als das Spiel, denn man verfolgt und erſtrebt durchaus keine gemeine Freude, keinen ſinnlichen Genuß, nichts, deſſen man überdrüſſig werden könnte — ſondern eine Göttin, eine Idee, einen Traum: das Glück!" —

„Ja, das Glück in ſeiner gemeinſten Geſtalt — als Geldgewinn!" entgegnete Emanuel kalt.

„Als Gewinn freilich! . . . doch nicht um des Geldes willen."

„Möchten Sie mich überreden, daß es um der Ehre willen ſei?" fragte Emanuel ſcharf.

„Herr Graf," entgegnete Triſtan mit kaltblütiger Frechheit: „die Ehre iſt heutzutage ein Ding, das, wie die berühmte Dulcinea von Toboſo, nur von einem Don Quixote geliebt und bewundert werden kann. Die Welt aber theilt viel mehr des unſterblichen Sancho Panſa Anſichten über die Ehre und findet, gleich ihm, daß alle möglichen Irrfahrten und Kreuz- und Querzüge zu machen ſind, wenn man nur dafür ein hübſches Königreich auf der Inſel Barataria gewinnt — und ein ſolches Königreich iſt in unſeren materialiſtiſchen Tagen . . . . ein ſolider Geldſack. Wer den hat . . . . hat Ehre in Hülle und Fülle, ſo daß der ſchäbigſte Jude mit dem beſternten und betitelten großen Herrn in einer Reihe ſteht und der große Herr die Wege des ſchäbigſten Juden zum erhabenen Ziel: Geldſack — mit niederträchtigem Eifer einſchlägt."

„Ich habe keine Luſt, mich zum Verfechter der Ehre im Sinn der Welt unſerer Tage aufzuwerfen, weil ich allzu gut weiß, wie wurmſtichig ſie iſt," ſagte Emanuel. „Aber nur das Eine will ich Sie fragen: Denken Sie je an Ihre Zukunft?"

„Das vermeid' ich!" erwiderte Triſtan lakoniſch.

„Vor fünf Jahren, als ich Sie in Paris in der Kunſthandlung Gerbaud kennen lernte, vermieden Sie es nicht. Jetzt haben Sie Ihre Zukunft über Bord geworfen .... und gehen deßhalb in der Gegenwart zu Grunde, wenn Sie nicht energiſch mit Ihrer Leidenſchaft brechen."

„Aber wie kommen Sie dazu, mir Moralpredigten zu halten?" rief Triſtan trotzig; „etwa wegen Ihres Darlehens? ... ich wäre faſt verſucht, es Ihnen zurückzugeben, wenn ich es nur entbehren könnte! Um der Verſuchung zu entgehen — habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!" —

Und mit leichtem Gruß verließ er Emanuel. In einiger Entfernung ſchlug er das Papier auf; zwei Fünfundzwanzig-Gulden-Noten lagen darin. „Nicht viel! aber doch etwas!" murmelte er.

Wie ein ruheloſes Geſpenſt irrte ſeine Mutter in der Umgegend des Geſellſchaftshauſes auf der Promenade umher, wenn ſie kein Geld hatte und es nicht immer im Spielſaal, ohne zu ſpielen, aushalten konnte. Als Triſtan ſie erblickte, zog er ſie auf abgelegene Wege und ſagte:

„Eben hat mir das Glück ein mattes Lächeln zugewendet und ich habe mir vorgenommen, für den nächſten Tag zu ſorgen. Deßhalb, Mama, nimm dieſe fünfundzwanzig Gulden. Fünf Gulden ſind Dein, verwende ſie nach Deinem Belieben; allein zwanzig ſind mein. Ich vertraue ſie Deiner Mutterliebe an. Nimm ſie in Obhut, damit ich in dem Fall, daß ich heute Abend Unglück haben ſollte, doch morgen wieder ſpielen kann. Denn wenn ich mich ſo den ganzen Tag in dieſer gräßlichen Leere der Langweile, ohne Geld und Beſchäftigung, umhertreiben muß: ſo iſt mir zu Muth, als käm' ich um meine fünf Sinne."

Genau in demſelben Zuſtand war Richenza. Es ſchien ihr unmöglich, die Laſt des Daſeins länger zu tragen, ohne geiſtig oder leiblich zu erliegen.

„Kind, Du biſt mein Erlöſer!" rief ſie mit ſchauerlicher Freude.

„Fünf Gulden ſind Dein, Mama! merk' es Dir: fünf Gulden! — mehr nicht. Verbrauchſt Du mehr, ſo entwendeſt Du es mir."

„O Kind, dieſe fünf Gulden werden mich reich machen."

„Willſt Du Dir nicht lieber ein Kleid dafür kaufen? ſieh, wie Dein grauer Tafft verblaßt und verdrückt iſt."

„Gewiß, mein Sohn! ich muß nur erſt das Geld dazu beiſammen haben, dann kaufe ich mir einen grauen

Moire antique. Alſo muß ich . . . und werd' ich gewinnen. Komm' nur!"

Und Beide eilten in den Spielſaal. Richenza hatte wirklich Glück — und zwar ſo ſehr, daß ſie nicht nur Triſtans zwanzig Gulden, ſondern noch hundert andere mit dem feſten Vorſatz bei Seite legte, ihre Schulden zu bezahlen und einige Nothwendigkeiten anzuſchaffen. Triſtan kam ein paar Mal an den Roulette-Tiſch und fand ſie ſo ſehr vom Glück begünſtigt, daß ſie ihm, bei dem das Gegentheil geſchah, fünfzig Gulden gab. Plötzlich aber wendete ſich das Blatt. Richenza verlor mit einem Schlag ihren ganzen Gewinn, weil ſie ihn auf *eine* Nummer geſetzt hatte. Dann verlor ſie ihren Sparpfennig — die hundert Gulden; und endlich jene zwanzig von Triſtan ihr anvertrauten. Sie hatte ihm ja fünfzig geſchenkt! — Feuerfunken tanzten vor ihren Augen und das Sauſen des Sturmwindes brauſte vor ihrem Ohr, als ſie ſich ſpät vom Tiſch erhob und durch die Promenade ihrer Wohnung zuging. Auf einmal hörte ſie, daß Jemand hinter ihr herlaufe. Sie wollte die Allee verlaſſen und einen andern Weg einſchlagen; — da hörte ſie Triſtan, der mit unterdrückter Stimme athemlos rief:

„Einen Augenblick, Mama! warte! warte!"

Sie ſtand ſtill und fragte tonlos:

„Was willſt Du?"

„Meine zwanzig Gulden."

„Ich gab Dir fünfzig.“

„Ja, Du ſchenkteſt ſie mir. Aber ich will und muß jetzt die zwanzig haben, die ich Dir anvertraute, die Du mir aufheben ſollteſt.“

„Ich gab Dir fünfzig Gulden, alſo mehr als das Doppelte. Jetzt hab' ich nichts mehr.“

„Das iſt nicht wahr! Du haſt noch meine zwanzig Gulden .... und willſt morgen damit ſpielen.“

„Ich habe ſie nicht! — Sieh hier .... einige Kreuzer ſind meine Baarſchaft.“

„Ah, Du haſt ſie nicht!“ rief er wüthend, faßte ſie an beiden Schultern und ſchüttelte ſie heftig: „Du haſt mir alſo mein Geld geſtohlen, Du Rabenmutter, Du Erzſpielerin. Iſt dergleichen ſchon auf der Welt geſchehen! eine Mutter ſtiehlt ihrem Sohne ſein Geld, ſein eigenes Geld ... um es im Roulette zu verſpielen! Iſt das erhört!“

Er ſtieß ſie ſo heftig zurück, daß ſie gegen einen Baum taumelte. Da trat ein Polizeibeamter heran und fragte höflich, auf Richenza zeigend:

„Mein Herr, hat dieſe Frau Sie beſtohlen?“

„Wer ſind Sie? was wollen Sie?“ fuhr Triſtan ihn an: „laſſen Sie mich in Ruhe! ich unterhalte mich mit meiner Mutter; wer will mir das verbieten!“

„Mein Herr, es iſt polizeiwidrig, eine Unterhaltung in Beleidigung und thätliche Mißhandlung übergehen zu laſſen.“

„Nun, verklage mich meine Mutter bei der Polizei, wenn ſie das Herz dazu hat!“ donnerte Triſtan heraus, brach ſich Bahn durch die Neugierigen, welche ſich immer um ſolche Scenen einfinden, und lief in großen Sprüngen nach dem Spielſaal zurück.

„Das iſt ein ſauberes Früchtel!“ ſagte kopfſchüttelnd der Polizeibeamte: „eine Mutter ſo zu behandeln! Ja, ſehen Sie, Madame, wendete er ſich tröſtend zu Richenza, die ſich mit geſchloſſenen Augen halb ohnmächtig an den Baum lehnte: das iſt hier nun einmal ſo: das Spiel macht die jungen Leute wie raſend. Dafür iſt aber auch Baden im ſchönſten Flor und der erſte Badeort der Welt!“

Richenza raffte ſich auf und floh nach ihrer Behauſung, wo Frau Hellmig ſie mit Sehnſucht erwartete, um ſich zur Ruhe begeben zu können. Sie drang nicht mehr auf Bezahlung für die Dachkammern. Sie geſtand ſich ein, daß der Liebesdienſt der häufigen Nachtwachen die armſelige Wohnung wohl aufwiege. Als Richenza todtenbleich mit dem Ausdruck tiefſter Erſchöpfung und namenloſer Angſt eintrat, ſagte Frau Hellmig:

„Heute ſehen Sie aber ſo elend aus, Madame, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, Sie wachen zu laſſen.“

„Ja, ich bin elend,“ ſagte Richenza noch immer bebend vor Entſetzen und fuhr mit ihrer abgemagerten

Hand über ihre Stirn, auf welcher kalte Schweißtropfen perlten: „Frau Hellmig, ſehr elend bin ich... aber darum eben kann ich nicht ſchlafen. Gehen Sie nur ruhig zu Bett.“

„Nu, wie Sie wollen! Gott vergelt's! Setzen Sie Sich in dem Lehnſtuhl zurecht, Madame, vielleicht ruht Sie das aus.“

„Ja gewiß! der Lehnſtuhl ruht mich gewiß aus!“ erwiderte Richenza zitternd vor innerer Verzweiflung. Und nachdem Frau Hellmig ſie verlaſſen hatte, ſank ſie mit einem ſo wilden, ſchauerlichen Aechzen in ſich ſelbſt zuſammen, daß die Leidensſeufzer der Kranken mild dagegen klangen. Sie fürchtete ſich vor Triſtan. Die Leidenſchaft, das Unglück, die beſtändige übermenſchliche Spannung raubten ihm Beſinnung, Einſicht und Urtheil, brachten ihn außer ſich, verſetzten ihn in eine Raſerei, in welcher er ſeiner nicht mächtig war: das hatte ſie heute erlebt! Im berauſchten Zuſtande hatte er ſich wohl ſchon an ihr vergriffen, wenn ſie ihm irgendwie im Wege war; — aber nüchtern und mit Bewußtſein — und ſo ſchamlos auf offner Straße, vor den Leuten und der Polizei: das war zum erſten Mal geſchehen und das machte ihr einen Eindruck, als ob ſie nunmehr zu dem tiefſten Kreiſe der Verdammten hinabſteige. In einem ſolchen Wuthanfall war Triſtan fähig, ſie um's Leben zu bringen — und was würde dann aus ihm! Nach ſich ſelbſt fragte ſie gar nicht.

So ganz hatte ſie das Bewußtſein ihrer Menſchenwürde verloren, daß der Gedanke gar nicht in ihr aufſtieg: Und wenn du nun ſo in deinen Sünden dahinführſt... was würde aus dir? — Leidenſchaft und Inſtinkt, Spiel und Mutterliebe waren die Pole, zwiſchen denen Richenza's unſeliges Daſein ſich krampfhaft bewegte.

Als nach zwei Stunden die Hausſchelle klang, fuhr ſie mit nervoſem Zittern auf. Das war er! Aber in welcher Stimmung... in welchem Zuſtand! Der Athem wollte ihr ſtocken, als ſie der Hausthür zuwankte und aufſchloß. Triſtan flog herein und an ihren Hals, ſtrahlend, trunken vor Freude.

„Herzensmama, vergib mir!“ rief er frohlockend; — „ich bringe faſt tauſend Franken heim.“

„Wie iſt das möglich!“ fragte ſie geſpannt und in ihrem müden welken Antlitz fingen ihre großen, dunkeln Augen wieder an, unheimlich freudig aufzublitzen.

„Als ich nach dem Spielſaal zurücklief, rannte ich gegen einen Herrn an und, mit unglaublicher Geiſtesgegenwart dieſen Anprall benutzend, rief ich: Herr! geben Sie mir einen Gulden, ſonſt jag' ich mir eine Kugel durch den Kopf! Erſchreckt und verblüfft erfüllte er meinen Wunſch und machte ſich eilig aus dem Staube... ſo eilig, daß ich ihm nicht nachrufen konnte, ſein Gulden ſei ein Goldſtück... ha, ha, ha! und damit gewann ich Geld genug für Moire antique und für Alles, was das Herz wünſcht!“ — — —

Triſtan hatte alſo gebettelt!! Er bemerkte es gar nicht! Richenza aber fragte beklommen:

„Willſt Du nicht morgen dem Herrn ſeine zwanzig Franken zurückgeben?“

„Wenn ich ihn kennte — ſehr gern! da dies aber nicht der Fall iſt, muß er ſich mit dem erhabenen Gedanken tröſten, mir nicht Einmal durch einen Gulden, ſondern Zehnmal durch zehn Gulden das Leben gerettet zu haben... ha, ha, ha!“

Sie ſchwieg. Was war da auch zu ſagen und zu machen! Die Hauptſache genügte: Triſtan hatte Geld und um ſein Unrecht gegen ſie gut zu machen, war er großmüthig, theilte die Summe und gab ihr fünfhundert Franken. Sie war für die Mißhandlung bezahlt!

Erkennen und Bekennen.

Grazia empfing ein Telegramm aus Kreuzbronn: ihr Vater hatte ſtill ſeinen letzten Athemzug ausgehaucht. Sie wünſchte noch einmal ſeine entſeelte Hülle zu ſchauen, der feierlichen Beiſetzung beizuwohnen und ihrer Mutter zur Seite zu ſtehen. Adrian machte Schwierigkeiten ſie allein reiſen zu laſſen und noch größere, ſie zu begleiten. Er wehrte gern Bilder des Todes von ſich ab — wie das die Eigenheit mancher Kranken iſt; und er wollte ſich doch nicht gern von Grazia auf mehrere Tage trennen. Es war ihm unheimlich, allein mit ſeinen Dienſtboten zu bleiben. Er fürchtete immer, ſie verſtänden nicht ihn in ſeinen Anfällen richtig zu behandeln. Gräfin Meerhaim zerhieb dieſen gordiſchen Knoten durch ein Opfer, das für ſie nicht gering war. Sie ſagte:

„Lieber Adrian, es iſt klar, daß Grazia nach Kreuzbronn gehen muß als Tochter und nunmehrige Herrin. Biſt Du damit einverſtanden, ſo werde ich während ihrer Abweſenheit mein Quartier in Deinem Hauſe aufſchlagen, damit es minder den Character der Einſamkeit trage — und Emanuel begleitet Grazia auf der kurzen Fahrt. Dann iſt für Alles geſorgt.“

Adrian konnte nicht wohl den Vorſchlag der Großmutter ablehnen. Grazia warf ſich in ſchwarze Gewänder. Emanuel war bereit.

„Wann kommen Sie wieder, Graf Emanuel?“ flüſterte Stella heimlich und tiefbetrübt.

„Wahrſcheinlich binnen acht Tagen.“

Stella ſah aus, als habe ſie Luſt, in Thränen auszubrechen.

„Thut es Ihnen weh, daß ich fortgehe?“ fragte er überraſcht.

„Wie ſollte es nicht!“ ſagte Stella und ihre Thränen floſſen: „wenn Triſtan Ihre Abweſenheit benutzt und mir ſchreibt... was fang' ich an? wen hab' ich denn auf der weiten Welt, der ſich meiner ſo annimmt, wie Sie, Graf Emanuel?... Ich bin gewiß ein recht verlaſſenes, unglückliches Geſchöpf, um das kein Menſch auf Erden ſich bekümmert.“

Da dies eine ſehr richtige Bemerkung war, ſo ſprach Stella ſie im Ton der tiefſten Wahrheit und erſchütterte dermaßen Emanuel, daß er ſich heimlich fragte, ob Grazia denn ſeine Begleitung ſo nöthig habe, wie dies verlaſſene kleine Weſen ſeine Anweſenheit? Grazia werde ihm kaum danken; Stella — die innigſte Dankbarkeit empfinden. Ein Strahl von geſchmeichelter Eitelkeit genügte, um ihm Stella im Licht der tiefſten, zarteſten Gemüthlichkeit erſcheinen zu laſſen.

So war Emanuel! — Und ſo ſind die Emanuels.

Dies Geſpräch fand ſtatt auf einem kleinen Balkon vor dem Cabinet von Gräfin Meerhaim, die an ihrem Schreibtiſch ſaß und an Euphroſyne ſchrieb. Der Balkon war auf der einen Seite mit einem Gegitter von Rohr überwölbt, an dem ſich die prächtige Calliſteria in reicher Blüthenfülle emporrankte. Unter ihren roſenrothen Glocken ſaß Stella mit einem kleinen melancholiſchen Ausdruck, der zu ihrem reizenden Geſichtchen und der anmuthigen Umgebung einen lieblichen Contraſt bildete. Emanuel ſtand ihr gegenüber auf dem kleinen Balkon, der nur die Breite eines großen Fenſters hatte und war ſo ganz in die Betrachtung dieſes anziehenden Bildes verſunken, daß er auf Stella's Klage nichts erwiderte. Sie hatte aber ein Wort des Troſtes erwartet und fragte nach einer Pauſe:

„Iſt das nicht ſehr traurig, Graf Emanuel?"

„Das wäre freilich ſehr traurig," erwiderte Emanuel lebhaft: „aber ſo iſt es nicht! Bei uns ſind Sie nicht verlaſſen."

„Nicht verlaſſen... aber fremd," ſagte Stella wehmüthig.

„Emanuel!" rief Gräfin Meerhaim vom Schreibtiſch herüber, indem ſie den Brief ſiegelte: „hier ſind ein paar Zeilen an Euphroſyne; und nun laß uns zu Adrian gehen, damit Grazia den nächſten Eiſenbahnzug benutzen könne.“

Emanuel hatte auf den Ruf ſeiner Mutter den Balkon verlaſſen. Jetzt flog auch Stella leicht wie ein Schmetterling herein, kniete neben Gräfin Meerhaim nieder und ſagte zärtlich:

„Ach, wie leid iſt es mir, daß Sie nach einem andern Hauſe überſiedeln! Unſer Haus wird dadurch ganz verſtört, gnädige Gräfin!“

„Es iſt nicht zu ändern, mein kleiner lichter Stern,“ erwiderte die Gräfin mit freundlichem Liebkoſen. „Grazia muß nach Kreuzbronn.“

Dawider hätte Stella gewiß keine Einwendung gemacht! Grazia war die Einzige in der Familie, die ſich ganz unzugänglich gegen den Zauber hielt, der von Stella ausging. Es waren eben zwei antipathiſche Naturen, von denen die eine nur die ſchlichte gerade Linie und die andere nur die weiche geſchlängelte Linie kannte. Grazia's in tiefſter Glaubenskraft wurzelnde Seele kannte keinen höheren Wunſch, kein ſüßeres Glück, als die Verbreitung dieſes Glaubens. Wozu beten wir denn täglich „Dein Reich komme“ — wenn wir nicht die Vergrößerung und Kräftigung der Herrſchaft der ewigen Wahrheit dabei im Sinn haben? — ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt: und „Dein Name werde geheiliget" — wenn uns nicht die Kirche am Herzen liegt, die uns lehrt, wie dies geſchehen könne! Grazia mußte ſich eingeſtehen, daß für ihre Großeltern nur ein ſchwaches Hoffnungsfünkchen, für die ewige Wahrheit ſie zu gewinnen, in ihrem Herzen glimme; denn die Großeltern, beide alt geworden in ſelbſtgeſchaffenen Raiſonnements, hatten das Bedürfniß nach objectiver göttlicher Offenbarung in ſich abgeſtumpft, indem der Graf ſeine Anſchauungsweiſe „vernünftige religiöſe Ueberzeugung, die ihm genüge, weil ſie ſeinen geiſtigen Bedürfniſſen entſpreche" nannte; während die Gräfin behauptete: „Alle Confeſſionen zögen durch ihre Lehren gewiſſe Schranken, welche eine nach dem höchſten Ideal ſtrebende Seele abſtießen und beängſtigten. Ueber alle Confeſſionen hinaus exiſtire dies Ideal und alle Diejenigen, welche demſelben huldigten, ohne ſich viel um kirchliche Satzungen und confeſſionelle Dogmen zu kümmern, ſtänden auf der Höhe des ächten geiſtigen Lebens und bildeten eine Art von Gemeinſchaft der Heiligen in ſublimſter Weiſe und Richtung." Wäre die Gräfin Mann geweſen, ſo hätte ſie mit dieſen Anſichten einen perfecten Freimaurer abgegeben! Daß bei des Grafen eng beſchränktem — und bei der Gräfin ſchrankenlos entfeſſeltem Subjectivismus die Offenbarung ſchwer Eingang finden werde, verhehlte Grazia ſich nicht. Allein bei Emanuel ſchien es ihr um ſo leichter. Er hatte ja lebhafte katholiſche Sympathien, er war ja unzufrieden mit der Zeit und der Welt, mit der Menſchheit und mit ſich ſelbſt; da hielt es Grazia mit ihrer geraden Logik für unmöglich, daß ſich Emanuel nicht zu dem Licht und zu dem Anker hinwenden ſolle, von denen er ſo freimüthig bekannte, daß ſie ihm auf dem wogenden Lebensmeer Pharus und Ruhepunkt zu bieten ſchienen. Sie ließ aber nicht ſeine Characterſchwäche außer Acht und deshalb fürchtete ſie für ihn Stella's Einfluß; denn Stella war in religiöſen Fragen gerade ſo gleichgültig, wie ſie es bei ihrer Erziehung werden mußte. Daß ſie von einem katholiſchen Prieſter getauft werde, hatte ihr Vater angeordnet. Ihre erſte Kindheit brachte ſie in Rom und in Sevilla zu, ganz der Obhut einer engliſchen Wärterin überlaſſen, welche die Kirche und Alles, was von ihr ausging, dermaßen haßte, daß ſie ein Cruzifix — ein Idol nannte. In Dresden gab Richenza das Kind in eine proteſtantiſche Erziehungsanſtalt, in Paris aber in eine katholiſche, die einen großen Ruf hatte und ſehr elegant war, wobei ſie der Vorſteherin bemerkte, Stella dürfe ſich ihre Confeſſion wählen. Da alle Zöglinge des Inſtituts katholiſch — und die meiſten von ihnen vornehm und reich waren: ſo erklärte Stella ſogleich, daß ſie ſich zu dem Glauben ihrer beiden kleinen intimen Freundinnen, den Töchtern des Herzogs von P., bekenne; überdas ſei ſie durch ihre Taufe katholiſch und dadurch aller Wahl überhoben. Sie empfing alſo mit den übrigen Zöglingen katholiſchen Religionsunterricht und die Vorbereitung zu den heiligen Sacramenten der Buße, des Altars und der Firmung, und die Vorſteherin, die dies kleine eitle, leichte Herz wohl erkannte, ſuchte ſie daran zu gewöhnen, die Glaubenslehren in der Praxis zu üben. Aber auf Stella paßten jene Worte der Parabel: Die Vögel kamen und trugen die guten Samenkörner fort. Stella's leichte, ſinnliche, irdiſche, eitle Gedanken wirbelten raſt- und ruhelos durch ihren Kopf, beſchäftigten ihre Einbildungskraft, nahmen all ihre Wünſche für ſich ein und ließen ein tieferes Erkennen und Lieben der Glaubenslehren nicht aufkommen, folglich auch kein Streben, nach deren Richtſchnur zu leben. Bei einer ſolchen Geſinnung und im Meerhaim'ſchen Hauſe zwiſchen Proteſtanten lebend, welche ſie ſämmtlich für ſich zu gewinnen wünſchte, konnte Stella ſehr leicht jene Aeußerung machen, welche der Meerhaim'ſchen Familie ſo gut gefallen — Euphroſyne und Grazia aber erſchreckt hatte: ſie halte nicht eine Confeſſion für beſſer als die andere. Seitdem Stella Emanuels Sympathie für alles Katholiſche bemerkt hatte, war ſie vorſichtiger in ihren Aeußerungen, aber ihr gänzlicher religiöſer Indifferentismus war von einer ſo ernſtlich frommen Seele wie Grazia ſchnell erkannt, und folglich ein inniges Einverſtändniß zwiſchen ihnen Beiden unmöglich.

Grazia freute ſich, daß Emanuel ſie nach Kreuzbronn begleiten werde. Sie meinte, ſchon die Luft in dem lieben Kreuzbronn und bei ihrer Mutter ſei katholiſch und Emanuel, der ſo lange nicht dageweſen ſei, müſſe dort Rieſenſchritte in der Erkenntniß der Wahrheit machen. Emanuel aber wäre lieber in Baden geblieben, und als Grazia ihm ein paar freundliche Worte über ſeine Begleitung ſagte, entgegnete er mit einem Anflug von Verſtimmung:

„Ich meinte, ſie ſei Dir gleichgültig und daher im Grunde überflüſſig, wenn ſie nur dazu dienen ſoll, Adrian über Gefahren zu beruhigen, welche nicht exiſtiren.“

Stella zitterte vor verhaltener Freude, als ſie dies hörte und frohlockte heimlich: Er bleibt hier, er bleibt hier... meinetwegen! — Grazia aber ſagte gelaſſen:

„Lieber Emanuel, ich dachte, Du gingeſt wegen meiner Mutter nach Kreuzbronn.“

Daß ſie ſo einfach war und ſo beſtimmt, verſöhnte ihn wieder. Er gab lebhaft ſeine Zuſtimmung und nahm, um einige Grade abgekühlt, von Stella Abſchied, die er in ſeinem Sinn eine kleine reizende Comödiantin nannte. Dies war ſie nun freilich nicht, inſofern ſie nicht mit Ueberlegung ihre kleinen Scenen aufführte; aber der Inſtinct der Coketterie beherrſchte ihr ganzes Weſen und ließ ſie beſtändig eine kleine Rolle darſtellen, in der ſie ſich möglichſt vortheilhaft ausnahm.

Zärtlich und mit ſtiller Wehmuth empfing Euphroſyne ihre Tochter und ihren Bruder. Um Bernhard hatte ſie ſeit ſo manchem Jahr ſo viel Thränen vergoſſen, daß ſeine Befreiung aus dem dunkeln Kerker ſeines Leibes ihr nicht thränenwerth erſchien. Aber von tiefer Wehmuth war ſie dennoch erfüllt; denn er, mit dem und durch den ihr Glück begonnen hatte, er ſchloß nun die lange Reihe ihrer Verluſte. Ihn hatte ſie zuerſt geliebt, ihn zuletzt, dazwiſchen ſeine Kinder. Jetzt ging mit ihm ihr Herz, ihr Leben, ihre Thätigkeit, ihr Beruf zu Grabe. Sie war ſo ganz Bernhards Frau, daß ſie ſich fragte, was ſie denn nun anfangen ſolle? — aber nicht aus troſtloſer Entmuthigung, oder aus Widerſtreben gegen Gottes Fügung fragte ſie, ſondern ganz einfach, weil ihr ſchien, als habe ſie nun ihre Beſtimmung erfüllt.

„Da liegt nun mein ganzes Glück und Alles, was ich auf Erden geliebt habe!“ ſagte Euphroſyne, als ſie Grazia zu der entſeelten Hülle ihres Vaters führte. „O Kind, wie vergänglich iſt das Glück, wie umdornt die Liebe, wenn wir nur mit irdiſchem Auge ſie betrachten!“

Grazia war ungewöhnlich erſchüttert. Ihr kam Kreuzbronn ganz verändert — in einen großen Sarg verwandelt vor, der ihre drei Brüder, ihren Vater und Pater Smaragd umſchloß — und neben dem ihre Mutter, dieſe Turteltaubenſeele, mit ſüßer ſanfter

Klage wachte. Und dies verödete, ausgeſtorbene Kreuzbronn war jetzt ihr Eigenthum. Es war zwar auch der Wittwenſitz ihrer Mutter; doch Herrin von Kreuzbronn war ſie. Ueberdas war ſie reich, ſehr reich. Ihre Mutter hatte in aller Stille die Verwaltung vortrefflich beſorgt. Aber Grazia ſagte traurig zu ſich ſelbſt: So muß es ſein! ausſterben muß das Geſchlecht, ein Grab muß dieſe Stätte werden, ein großes Vermögen muß die alten ſchweren Schulden tilgen: dann iſt das Sühn- und Brandopfer dargebracht! — — — Aber wie eigenthümlich ſchwach iſt das Menſchenherz, wenn es ſo recht in den Brennpunkt der irdiſchen Güter hineinblickt, hineintritt! Jetzt, da Grazia die reiche Herrin von Kreuzbronn war, jetzt wollte es ihr ſcheinen, als habe ſie mit ihrem Leben der Entſagung ein allzu ſchweres Opfer darzubringen. Das war nur ein Hauch über den reinen Spiegel ihrer Seele, nur ein Nebelfleck an ihrem innern Himmel; aber er war da und mit ihm — der Kampf. Es ſchien, als habe bis jetzt ein Schleier für ſie jene „Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit“ bedeckt, die ſogar dem Welterlöſer als lockender Zauber vom Verſucher gezeigt wurden — und als ſei dieſer Schleier jetzt zerriſſen. Es iſt ſehr ſeltſam und doch ſehr gewiß; der reiche Menſch macht viel größere Anſprüche an Glück, als der nicht reiche; und zwar nicht etwa an jene Freuden und Genüſſe, die mit dem Reichthum in Verbindung ſtehen, ſondern auch an alles Glück, das ganz unabhängig davon iſt. Der Reiche verliert eben allzu ſchnell die Genügſamkeit. Grazia war ja längſt die Frau eines reichen Mannes, denn Adrians Vermögen war nicht geringer als Bernhards; allein er beſaß es und theilte es mit ihr. Jetzt trat ſie in einen ſelbſtſtändigen, unabhängigen Beſitz ein, der viele Anſprüche wecken und einige befriedigen konnte — und der doch nie aufhören durfte, ſie daran zu erinnern, daß ihr Leben ein Opfer ſei.

Am Abend des Tages, da Bernhards Exequien gehalten waren und er ſeine letzte Ruheſtatt bei ſeinen Söhnen in der Gruft der Kirche fand, ſaß Euphroſyne mit Grazia und Emanuel in dem Terraſſenthürmchen, das ihr Lieblingsplatz war — und ſie ſagte:

„Wie war das ſchön in alten Zeiten! da zog ſich die Wittwe, wenn ihre Kinder verſorgt waren, in ein Kloſter zurück. Die Eine trat in den Ordensſtand, die Andere lebte nach den evangeliſchen Räthen, die Dritte ſuchte nur die klöſterliche Einſamkeit. Sie ſagten der Welt und den weltlichen Angelegenheiten Valet und beſchäftigten ſich mit ihrem Seelenheil und den Dingen der Ewigkeit. Und hatten ſie im früheren Leben den Schöpfer über dem Geſchöpf vergeſſen, ſo vergaßen ſie nun die Menſchen bei Gott. Warum thun wir das nicht auch heutzutage? Warum ſchleppen wir uns in der Welt ohne Zweck, ohne Beruf umher?“

„O!“ rief Grazia und ſchlang ihren Arm um Euphroſynens Nacken: „wir thun das nicht, weil unſer Kind gar ſehr uns bedarf... Rath und That, Hülfe und Liebe nöthig hat.“

„Was wollteſt Du mit Deinem zärtlichen Herzen im Kloſter?“ fragte Emanuel, der wie ein Träumender in Kreuzbronn umherwandelte — in dieſem Kreuzbronn, wo er als Knabe und als Jüngling ſeine glücklichſten Tage verlebt hatte.

„Ach, Emanuel,“ ſagte Euphroſyne, „das Kloſter iſt ja die wahre Heimath der zärtlichen Herzen! da blüht die ſüße ſelige Chriſtusliebe auf den Höhen des innern Lebens, wie auf der höchſten Alpenſpitze jene ſammetzarte Blume Edelweiß, die niemals in den niedern Regionen zum Vorſchein kommt und die nur von den allerwenigſten Menſchen gekannt iſt.“

„Ich glaub' es!“ rief Grazia mit zitternder Stimme, „und ich glaube auch, daß die Blume Edelweiß gar ſchön in Deinem Herzen aufblühen würde! Aber, Mama, wenn Du das thun willſt, ſo warte!... warte... bis auch ich todt bin!... Und laß mich nicht ſo ſchrecklich allein! allein! allein!... in der troſt- und liebeloſen Welt.“

Nie hatte Euphroſyne den Ausbruch einer ſolchen Klage, den unwillkürlichen Aufſchrei eines vereinſamten Herzens, von Grazia gehört. Er ging ihr durch die Seele, die von unſäglichem Mitleid mit dieſem jungen

Weſen erfüllt wurde, das auf ſeinem Lebensweg, dem freigewählten, nur entfärbte und entblätterte Roſen fand und nun einmal vor dieſem Pfade zurückbebte.

„Nein, geliebtes Kind," ſagte ſie zärtlich, „mein armes Herz iſt der Blume Edelweiß nicht werth, denn die blühet nur da, wo kein Erdreich für eine andere mehr vorhanden iſt. Ich fragte ja nur, warum wir nicht handelten, wie in jenen Tagen, da ein ſtarker Glaube ſtarke Herzen ſchuf? — Ach, die Antwort gebe ich mir ſelbſt: Weil wir verweichlichte Herzen haben, weil wir uns fürchten vor ein paar Thränen — nicht in den eigenen, aber in geliebten Augen."

„Ah, Gott Dank für ſolche Herzen!" rief Grazia und bedeckte Euphroſynens Hände mit Küſſen und Thränen. „Das ſind die ſchönen Herzen! nicht wahr, Emanuel?... die wohlthuenden Herzen, die wir immer nöthig haben. Heroiſche brauchen wir nicht... oder doch nur ganz ſelten!"

Emanuel wollte das bekräftigen, aber Euphroſyne rief lebhaft:

„Täuſcht Euch nicht! wir brauchen ſie mehr denn je! Vielleicht nicht gerade in dieſer Form und Richtung — aber ſtarke Herzen, welche die Weltentſagung bis zum Heldenmuth treiben, ſind uns ein nothwendiges Gegengewicht gegen die feige und feile Weltvergötterung unſerer entnervten Charactere."

„Du wirſt bei Grazia leben, nicht wahr?“ fragte Emanuel abbrechend: „dann beſitzen wir Alle Dich.“

„Das verſteht ſich!“ ſagte Grazia.

„Später vielleicht!“ entgegnete Euphroſyne ſanft: „ich komme mir dermaßen verwachſen und verwebt mit Kreuzbronn vor, wie die Schnecke mit ihrem Hauſe — und faſſe noch nicht eine Exiſtenz, die mich davon trennen würde. Während des Trauerjahres verlaſſe ich es gewiß nicht. Und dann — ſetzte ſie lieblich lächelnd hinzu — dann hab' ich hier ja auch meine wichtige Stelle — als Gràzia's Verwalterin. Man geht nicht auf und davon — und läßt einen ſolchen Beſitz in der Obhut von Miethlingshänden.“

„Mir will immer ſcheinen,“ ſagte Grazia niedergeſchlagen, „als ſei jetzt die Hauptſache, daß Du zu mir kämſt. Alles Uebrige würde ſich ſchon machen laſſen.“

„Willſt Du mir nicht eine Zeit gönnen,“ fragte Euphroſyne ernſt, „in der ich mich ſammeln könne, um vor Gott einen Abſchluß zu machen mit meiner Vergangenheit, ihm Rechenſchaft darüber abzulegen, und mich bereit zu halten, alsdann Dasjenige zu thun, was ſein Wille mir als das Richtige beſtimmen wird? — Bringſt Du gar nicht für mich in Anſchlag den Schmerz der Trennung von Kreuzbronn und von der Gruft unſerer lieben Abgeſchiedenen?“

„O doch!“ rief Grazia; — „aber ich bin ſo daran gewöhnt, Dich in Opfern leben zu ſehen, daß ich unwillkürlich meine, ſie koſteten Dich nichts. Und um das zu lernen, möchte ich Dich gern immer neben mir haben."

„Ach Kind! nicht von dem, was neben Dir iſt, lernſt Du das Geheimniß der Opferliebe. Dazu mußt Du über Dich ſchauen, zum Kreuz hinauf."

„Das Beiſpiel thut viel;" ſagte Grazia beharrlich.

„Aber gibt es denn auf der Welt gar nichts Anderes, als Opfer!" brach Emanuel aus: „redet doch auch einmal von einem ſchönen, ruhigen, freudenvollen Glück! miſcht doch nicht in die Ausſicht auf Euer Beiſammenſein immer und ewig Eure Opferideen hinein! Es wäre ja entſetzlich, wenn es keinen glücklichen Zuſtand hienieden geben könnte, der ſich ohne Opfer denken ließe."

„Dann mußt Du Dich an das Thier halten," ſagte Euphroſyne: „der Menſch, d. h. der Chriſt, der übernatürliche Menſch, iſt aus dem Opfer geboren: die Erlöſung war das Ur-Opfer und der Chriſt kann und ſoll ſeinen Urſprung nicht verleugnen. Thut er das, ſo ſinkt er unter ſich ſelbſt herab. Es gibt Zeiten, ja ganze lange Epochen im Leben, wo das Glück uns umlächelt wie ein Frühlingstag, wo wir Alles beſitzen, was wir wünſchen, und wo wir, wenn uns etwas mangelt, mit der innern Glückesfülle die Lücke ſchließen oder über ſie hinwegſchauen. Wer hat eine ſolche Epoche mehr genoſſen, als ich? — Aber ein Diplom für künftige Opferloſigkeit haben wir dadurch nicht von Gott erhalten und ich begreife auch nicht, wie man ein ſolches wünſchen könnte.“

„Wie!“ rief Emanuel: „würdeſt Du nicht lieber hier zwiſchen Bernhard und Deinen blühenden Söhnen, als in Trauer und Einſamkeit ohne ſie leben?“

Zwei große Thränen fielen wie Perlen von Euphroſynens Wimpern, als ſie ſagte:

„Wenn ich wählen müßte, ſo würde ich Gott bitten, meine Wahl ſo zu lenken, daß ſie das träfe, was am Meiſten nach ſeinem Willen und zu ſeiner Verherrlichung wäre.“

„Wie, Euphroſyne?“ rief Emanuel faſt mit Entſetzen: „Du würdeſt nicht Dein Glück, das erlaubte, das geheiligte, das gottgefällige wählen? — Aber warum denn nicht?“

„Weil es etwas noch Gott Gefälligeres gibt, als es zu wählen, lieber Emanuel! nämlich: es zu entbehren, ſobald ich annehmen darf, daß mein Opfer mit dem göttlichen Willen übereinſtimmt.“

„Mit dieſer Theorie des Leidens werde ich mich nie befreunden! ſie iſt eine Erfindung des Fanatismus.“

„Chriſtus hat ſie erfunden, lieber Emanuel. Er hat gezeigt, daß heilige Leiden einen größeren Werth vor Gott haben, als erlaubte Freuden; — Er hat immer das

Allervollkommenſte gethan .... und ſein Erdenleben war nur eine lange Kette von Leiden."

„Chriſtus! ... nun ja, Chriſtus! ... Aber wer denkt denn daran, ſo zu handeln und zu leben, wie Chriſtus! Man glaubt an ihn, daß er der Gottmenſch, der Erlöſer iſt — und in dieſem Glauben beſteht die Erlöſung."

„Mit nichten, Emanuel, den Glauben haben auch die Verdammten, die Ewig-Unſeligen! Heißt es doch in heiliger Schrift: „Die Teufel glauben auch — und zittern!" — Glauben können ſie; lieben nicht. Und ohne Liebe keine Erlöſung. Die Liebe muß ihr Herz darbringen, damit es im Blut Jeſu umgeſtaltet werde nach ſeinem Bilde .... nach dem Bilde des Gekreuzigten und ihm zum Calvarienberg folge."

„Ah!" rief Emanuel plötzlich, als ob ihm ein Licht aufginge: „Du biſt aus Pater Smaragds myſtiſcher Kloſterſchule."

„Nein, lieber Emanuel, ich bin aus gar keiner andern Schule, als aus der, in welcher die kleinen katholiſchen Kinder den Katechismus lernen. Und der lehrt freilich viel einfacher und viel ſchöner, als ich mich ausgedrückt habe, aber doch das Nämliche; denn er ſagt: „Zur Erlangung der Seligkeit — und ſie iſt ja das Endziel der Erlöſung — genügt es nicht, daß wir an die göttliche Offenbarung glauben, ſondern wir müſſen auch die Gebote halten. Das Hauptgebot aber iſt: Gott über Alles zu lieben — und das Ziel dieſer Liebe iſt die Vereinigung mit Gott. Das iſt katholiſches Dogma. Uebrigens darfſt Du immerhin ſagen, dies ſei myſtiſch; denn alles Uebernatürliche iſt myſtiſch, d. h. geheimnißvoll und das Uebernatürliche muß der Kern einer Religion ſein, welche es ſich zur Aufgabe macht, den Menſchen mit Gott durch Gnade und Liebe und himmliſche Mittheilungen und Einflüſſe zu vereinigen: ſo iſt denn die Myſtik etwas ganz Berechtigtes und Wahrhaftes."

„Und das ſollen Eure Schulkinder verſtehen?" rief Emanuel und hielt ſeinen Kopf mit beiden Händen: „wenn ich Dich mit ſolcher Gemüthsruhe von dieſen Dingen reden höre, iſt mir, als hätte ich eine Schaukel im Gehirn und ich verſtehe gar nichts."

Grazia hatte ſich ſchweigend und in ſtiller Freude gehalten, daß das Geſpräch endlich dieſe Wendung genommen; jetzt ſagte ſie:

„Der heilige Anſelmus von Canterbury hat eine Antwort für Dich, Emanuel. Er ſpricht: Credo ut intelligam [1])."

Er ſah ſie an, ſah tief in ihr wunderſam lichtes und leuchtendes Auge und rief plötzlich abbrechend:

„Grazia! Du ſiehſt aus wie jene Königin einer berühmten Cour d'amour in der poetiſchen und ritter-

---

1) Ich glaube, damit ich verſtehen könne.

lichen Provence, als ſie noch Provence und nicht Département du Gard war: wie die Vicomtesse de Cette mit den meergrünen Augen — ſo ſiehſt Du aus."

„Ach, lieber Emanuel!" rief Grazia und faltete betrübt die Hände: denke doch an Deine Seele .... und nicht an grüne oder blaue Augen!"

Gerade das hatte aber Emanuel gethan. Er hatte, trotz des ernſten Geſprächs, Stella's dunkelblaues Auge mit Grazia's meerfarbenem verglichen, ohne ſich entſcheiden zu können, welches das ſchönere ſei. Das eine zog an, das andere zog empor. Aber, dachte er, wenn nur ein einziges Mal ein einziger Funke von Liebe in Grazia's Auge aufblitzen würde, ſo wäre es das ſchönere! — Und nun ſprach ſie von ſeiner Seele!

„Meine Seele," rief er, „will glücklich ſein. Ihr habt einen myſtiſchen Glauben und in Folge deſſelben ein myſtiſches Glück. Da ich aber jenen nicht theile, ſo kann ich mich zu dieſem nicht erſchwingen. Ich ſuche das Glück nicht in höheren Regionen, nicht in der Sphäre der Entſagung, des Opfers, des Leidens, ſondern im Beſitz der ſüßen Freuden, welche die menſchlichen Verhältniſſe und Beziehungen bieten."

„Und haſt Du es da gefunden?" fragte Grazia.

„Nein!" erwiderte Emanuel aufrichtig.

„Warum ſuchſt Du denn weiter in einer Richtung, von der Du weißt, daß ſie Dir das Erſehnte nicht gibt?"

„Ah, das ſind die Räthſel des Menſchenherzens!“ rief er: „es hofft . . . denn es iſt glückesdurſtig.“

„Armes Herz!“ ſagte Euphroſyne.

„Weil es ohne Glück iſt?“ fragte Emanuel.

„Nein! — ſondern weil es ohne Gott iſt und daher nicht weiß, wo es ſeinen Durſt befriedigen kann. Das Herz, Emanuel, muß einen Gott haben, und wär' es auch nur, damit es Jemand habe, den es lieben könne. Ewige Liebe: — die verlangt es! unwandelbare, wechſelloſe Liebe — die begehrt es! Und dieſe Sehnſucht hat Gott dem Menſchenherzen eingeprägt, weil er von all den Schätzen und Schönheiten ſeiner Schöpfung Nichts für ſich begehrt, als das Herz ſeiner Geſchöpfe. Dadurch begegnen ſich göttliche Anordnung und menſchliche Sehnſucht.“

„Aber es gibt einen Ruhepunkt für dieſe Sehnſucht — und der heißt glücklich ſein. Und Du ſelbſt, Euphroſyne, haſt ihn gefunden.“

„Ja,“ ſagte ſie, „weil ich zuerſt Gott fand. Denn das iſt nun einmal gewiß: in jedem Glück, das wir durch ein Geſchöpf und in ihm finden — iſt und bleibt ein Anhauch von Aſche und ein Tropfen von Vergänglichkeit. Nimm Gott hinweg, ſo wächſt der Anhauch zur Wolke an und der Tropfen — zum Meer; und das Herz findet Staub und Nichtigkeit, folglich Elend — gerade dort, wo es auf Glück gerechnet hatte. Iſt Gott da, ſo bleibt der Aſchenanflug und der bittere

Tropfen das, was jedes ſein ſoll: eine Mahnung, die vollkommene Liebe und das vollkommene Glück nicht auf Erden und nicht im Geſchöpf zu ſuchen und dann, Emanuel, wird man unausſprechlich glücklich, weil man dann das Geſchöpf gerade ſo liebt, wie Gott will, daß man es lieben ſoll.“

„Aber dieſe Sorte von Glück ſieht ja wieder frappant aus, wie Entſagung, wie Beſchränkung, die ich verabſcheue!“ rief Emanuel — und ſetzte dann hinzu: „Das ſind lauter Theorien. Würden die praktiſch durchgeführt, ſo müßten die Katholiken lauter Heilige ſein.“

„Es gibt doch auch, Gott Dank! Manche, die aufrichtig nach ihrer Heiligung ſtreben.“

„Wenn ſie aber dieſe Heiligung nicht erreichen, ſo ſehe ich keinen Unterſchied zwiſchen ihnen und uns anderen armen Sterblichen.“

„Iſt das keiner — es zu verſuchen? . . . O ich bitte Dich, verſuch' es einmal.“

„Nun ſoll ich ſogar verſuchen, ein Heiliger zu werden! Grazia ſagte doch wenigſtens nur, ich ſolle an meine Seele denken!“

„Grazia ſagte das erſte Wort und ich ſage das letzte — und Eines folgt aus dem Andern. Nicht von einem proclamirten und canoniſirten Heiligen hab' ich geſprochen, ſondern nur geſagt: verſuche Deine Heiligung, d. h. verſuche, Gott mit vollkommener Liebe zu lieben, indem Du Deinen Willen, bei großen und kleinen Dingen, in äußerer und innerer Hingebung, ganz und immer mit dem ſeinen verbindeſt: das iſt das Fundament und der Gipfel der Heiligkeit. Und da wir unſere kleinen Schulkinder mit unſerm Katechismus in der Hand dieſe Liebe als das Endziel des Menſchen lehren: ſo kann ich Dich, den unterrichteten, gebildeten, beleſenen Mann, doch unmöglich auf tiefere Stufen ſtellen.“

„Eines iſt gewiß!“ ſagte Emanuel nach einer Pauſe: „eine Religion, die unbedingt und allgemein gültig eine ſolche Lehre verkündigt, hat eine hohe Auffaſſung von menſchlichem Weſen und menſchlicher Beſtimmung. Aber was hilft's! ihre Anhänger ſind dennoch nicht beſſer, als die, welche ihr nicht anhängen.“

„Wir wollen dies in aller Demuth für uns arme Sünder nicht bloß gelten laſſen,“ entgegnete Euphroſyne, „ſondern ſogar ſagen, lieber Emanuel, daß es mit einem böſen Katholiken viel ſchlimmer ſteht, als mit einem böſen Akatholiken, weil Jener den wahren Glauben, die wahre Lehre und die wahren Sacramente hat, um ſich gegen die Sünde zu ſchützen — Dieſer aber das Alles entbehrt. Jedoch dürfen wir dabei nie vergeſſen und nie verſchweigen, daß die Stufe der chriſtlichen Vollkommenheit nur innerhalb der Kirche erreichbar iſt; nur ſie hat Heilige.“

„Gott allein prüft und durchſchaut Herz und Nieren,“ ſagte Emanuel mit leichtem Spott im Predigerton.

„Nur ſie hat Heilige,“ wiederholte Euphroſyne ruhig: „und ich kann Dir auch ſagen, warum. Aber“ —

„Kein aber! ich bitte Dich, rede!“

„Aber Du wirſt mich nicht verſtehen.“

„Sprich nur! ſprich!“ —

„Weil nur die Kirche ihren Kindern in euchariſtiſcher Speiſe den wahren Leib des Herrn in ſeiner Gottheit und Menſchheit — mittheilt und ihnen durch dies Mittel die Möglichkeit gibt, durch Gnade zu werden, was Chriſtus von Natur war — und was er von uns verlangt hat, als er ſprach: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.“

Wieder hielt Emanuel ſeinen Kopf mit beiden Händen feſt — und wieder ſagte Grazia:

„Credo ut intelligam, Emanuel.“

Längſt war die Sonne untergegangen, längſt das Abendroth verglommen. Wie ſilberne Schwäne im ſtillen, dunkeln See ſchwammen die Sterne am Nachthimmel herauf. Die blühenden Orangenbäume und große Büſche von Heliotrop tauchten die ganze Terraſſe in Wohlgeruch ein. Lindes Säuſeln überzitterte Blumen und Blätter. Etwas Süßgeheimnißvolles lebte und webte in dieſer zartverſchleierten Natur.

Alle ſchwiegen und hingen ihren Gedanken nach. Durch Emanuels Seele ging eine Flut von bitterer Trauer. Er ſprach ſo leichtſinnig, ja, er dachte zuweilen ſo leichtſinnig, weil er ſich ganz auf der Oberfläche des Daſeins hielt und halten wollte. Er fürchtete ſich, in die Tiefe zu blicken, weil er fühlte, daß ihm dann das Leben mit einem Ernſt entgegentreten werde, der viel Unbequemes, Läſtiges nach ſich ziehe, der keine Unentſchiedenheit dulde, der die Unthätigkeit verdamme, der dem phantaſtiſchen Spiel mit Gefühlen und der Abhängigkeit von Neigungen und Eindrücken des Augenblicks einen Damm ſetze. Denn in der Tiefe lagen die großen Fragen: Warum? Wozu? Wohin? — Er wollte ſie nicht beachten, denn wer auf Erden war im Stande, ſie zu löſen! wem auf Erden konnte er eine ſolche Autorität einräumen, die Löſung, als die unfehlbar richtige, als die einzig wahre anzunehmen! Und geſetzt, es gäbe eine ſolche Autorität und ſie wäre ihm erreichbar: ſo würde ſie ihm einen Theil ſeiner Freiheit abſordern und zwar den, an welchem er vor Allem hing, ohne ſich klar zu machen, daß das eine glückſelige Erlöſung von Sklaverei ſein würde; — eine Erlöſung von dem Mißbrauch, den er mit der Freiheit getrieben, als er ſein Ich zu ſeinem Idol machte. Und dazwiſchen tauchte der Schmerz auf, daß er in eine moraliſche Erſchlaffung hineingerathe, die jede höhere Kraft — erſt abſtumpfe, dann lähme, weil ſie keine große, anhaltende Spannung des Willens auf ein ſchwer zu erreichendes, erhabenes Ziel zulaſſe. Aber woher den Sporn nehmen, der wieder und immer wieder den Willen zu einer ſo mühſeligen Anſtrengung befeuerte? Die Antwort lag auch wieder in jener Tieſe, vor welcher ſich Emanuel fürchtete; denn die oberflächliche Antwort: Um mit mir ſelbſt zufriedener zu ſein, — mochte er ſich nicht geben, da die Selbſtzufriedenheit faſt immer eine große Täuſchung — und immer ein allzu geringer Lohn iſt. Aber auch ſein Schickſal klagte Emanuel an, das ihm nirgends ein Genügen geboten — und ihm gerade das verſagt habe, was ihm als das größte Glück einſt erſchienen war und gerade jetzt wieder erſchien: Grazia's Beſitz. Mit ihr und für ſie hätte auch er Opſer bringen können! Aber ſie hatte ihn zurückgewieſen, um ſich zu Adrians Krankenwärterin zu machen und die Erinnerung an ſeine Liebe in den Lethe getaucht; denn nie, nie, niemals kam auch nur die leiſeſte Spur zum Vorſchein, daß ſie das Gedächtniß daran bewahrt habe. Ach und ſie! mit dieſer Glaubenskraft . . . wie mußte ſie lieben können! dieſer himmliſchen Energie der Seele mußte eine himmliſche Energie des Herzens entſprechen. Aber ihr ganzes Weſen war wie von einem zarten Schleier des Schweigens umfloſſen. Dann dachte er weiter: Adrian, der arme Kranke, ſei ja nicht unſterblich — und ob Grazia wohl je daran gedacht habe und was weiter geſchehen könne?! —

Grazia hatte jetzt nur einen Gedanken für Emanuel, aber der füllte ihr Herz aus: Wie rettet man ſeine Seele! Kann der barmherzige Gott ſie in dieſer Verfinſterung laſſen? — Sie dachte, daß ſie ihr Leben ein glückſeliges nennen würde, wenn ſie auch nur ein Atom dazu beitragen könne, daß Emanuel zur Erkenntniß der Wahrheit gelange. Wohl hatte der Wunſch wie die Abſicht einen übernatürlichen Grund; aber Grazia umfaßte den Gedanken mit der ganzen Kraft und Neigung ihres Characters und ein großer Lehrer des innern Lebens ſagt: „Das Gute iſt nicht ganz gut mehr, wenn man es aus natürlicher Neigung thut." — Denn allzu leicht wirft ſich dieſe zur Herrin der übernatürlichen Abſicht auf — wenigſtens inſofern, daß ſie in die erſte Reihe ſich ſtellt. So wurde Emanuel der erſte und einzige Menſch, für den ſich Grazia aus voller und ganzer Seele intereſſirte. An Liebe, im engeren Sinn, dachte ſie nicht. Der ganze Zuſchnitt ihres Lebens hatte ihrem Herzen eine hohe und ernſte Richtung gegeben, die in Verbindung mit ihrem Glauben — welcher wie ein ätheriſches Oel ihr Weſen durchgeiſtete, — ſie ohne Theilnahme für ſolche Empfindungen und Sympathien gelaſſen hatte, die ſich nur allzu häufig unter einem hohen Namen in ſehr niedriger Sphäre der Selbſtliebe und der Phantaſie bewegen. Sie hatte ihr Herz Gott geſchenkt und Gott anverlobt: da war es ſicher! Dort geankert, konnte es alle Seelen und alle Pflichten, die Gott ihr zuwies, ruhig umfangen. Nur mußte ſie wachſam ſein, daß die goldene Ankerkette der heiligen Liebe nie gelockert, nie ein Ring von minder edlem Metall ihren Kettengliedern eingefügt werde. Es iſt immer ganz außerordentlich gefährlich, ſich gerade nur für einen Menſchen in excluſiver Weiſe — und ſei es auch in edelſter Abſicht! zu intereſſiren. Die gebrechliche menſchliche Natur geräth dadurch in tauſend Wirren und Verſuchungen, wenn ſie nicht mit unbeugſamer Strenge in beſtändiger Selbſtverleugnung ſich abtödtet.

Euphroſyne dachte auch an Emanuels Seelenrettung; allein ſie war geübter als Grazia in der Schule der geiſtigen Asceſe und vertrauter mit dem Widerſtand, den die Natur der Gnade — die Verblendung der Wahrheit leiſtet; — war abgetödteter in Hoffnungen und Wünſchen — und legte daher mehr Gewicht auf die ſtillverborgene Arbeit Gottes, als auf äußere Einwirkungen.

„O, was können wir nur für Emanuel thun, Mama?“ fragte Grazia ſpäter ihre Mutter, als beide allein waren.

„Beharrlich und ſehr demüthig für ihn beten,“ entgegnete Euphroſyne.

„Und weiter gar nichts?“

„Liebes Kind, das iſt das Höchſte — ja Alles! denn das iſt das einzige, wogegen er ſich nicht ſträuben kann. Jede andere Einwirkung veranlaßt zugleich eine gewiſſe Oppoſition, beſonders bei einem ſchwankenden Character, der beſtändig die Neigung hat — einerſeits ſich hinzugeben und andererſeits — nicht auszuharren. So iſt Emanuel! Eine Zeitlang war er begeiſtert für die Kunſt, wollte ſich ihr widmen, für ſie leben — und vergaß ſie — und zwar gänzlich! — in ſeinem unſinnigen Treiben auf der Univerſität und in einer gewiſſen umherſchwärmenden Exiſtenz, ohne Zweck, Ziel und Plan. Dann wollte er eine Carriere im Staatsdienſt machen. Ob das je ſein voller Ernſt war? — Gott weiß es! Gewiß iſt, daß er ſich mit Studien und Arbeiten nicht ſehr angeſtrengt hat, und daß in jene Zeit ein paar ganz unſterbliche zärtliche Leidenſchaften fielen, die beide nacheinander friedlich ſtarben. Nun iſt auch die ganze Epoche vorüber — und unſicherer, unkräftiger, unthätiger denn je, iſt er zu uns zurückgekehrt."

„Es hat ſich aber auch bisher Niemand mit Ernſt ſeiner angenommen, Mama!" rief Grazia. „Man hat ihn gehen laſſen. Die gute Großmutter hat, wenn auch ſeufzend, immer ſeine Schulden bezahlt, immer mit größter Zärtlichkeit ihn behandelt und dadurch all ſein Thun gut geheißen; — und jetzt ſind ſeine Eltern entzückt, daß er bei ihnen lebt und möchten ihn um keinen Preis miſſen. Doch trotz all der Verzärtelung — oder wegen derſelben! — iſt er nicht mit ſich ſelbſt zufrieden.

Das iſt doch ein ſehr gutes Zeichen. Das könnte doch der Moment werden, wo die Kirche mit ihrer erleuchtenden, wunderbar erhabenen und wunderbar ſcharfſinnigen Lehre ſich ſeiner bemeiſterte und ihn das höchſte Gut erkennen ließe, dem er ſich hingeben und bei dem er beharren müſſe.“

„Gewiß, geliebtes Kind, das könnte ſein und wir müſſen den lieben Gott darum bitten. Aber ich rathe Dir, ſei vorſichtig und laß nur himmliſche Motive auf Emanuel einwirken.“

Grazia verſprach es und bat ihre Mutter dafür zu ſorgen, daß ein Theil ihrer Einkünfte alljährlich zurückgelegt werde, um ein Capital zu bilden, das dereinſt, mitſammt Kreuzbronn, die alten Schulden tilgen ſolle.

„Ich brauche ja nicht viel,“ ſagte ſie; „ich lebe ja bereits mit Adrian im Ueberfluß. Für größere Almoſen die Mittel zu bekommen — das freut mich, aber ſonſt finde ich es nicht paſſend, einen großen Aufwand zu machen mit einem Vermögen, das mir nicht gebührt.“

Euphroſyne erinnerte ſie daran, daß Pater Smaragd oftmals auf dergleichen Aeußerungen geantwortet habe, es liege ja auch ein Segen auf dem Vermögen.

„Ja, das ſagte der heilige Greis,“ entgegnete Grazia; „aber ob er es nicht ſagte, weil die Sache ihn betraf, weil ſowohl er perſönlich, als auch ſein Orden dabei betheiligt war — das iſt mir nicht klar! Uebrigens wirſt Du Alles ſo vortrefflich einrichten, Mama, daß Niemand etwas von unſerm Capitaliſiren bemerkt. Adrian iſt in dieſem Punkt ganz mit mir einverſtanden.“ —

Verſchiedene Glieder des Dienſtperſonals wendeten ſich mit Bitten und Anliegen an Grazia, wie das bei einem ſolchen Wechſel der Verhältniſſe ſtattzufinden pflegt. Der Eine bat um Penſionirung, der Andere um Gehaltszulage, der Dritte um eine bequemere Stelle, der Vierte für ſeine Kinder. Grazia nahm alle Suppliken liebreich an; verwies aber die Leute an Euphroſyne, die über das Alles entſcheiden werde, weil ſie durchaus wollte, daß ihre Mutter die erſte Stelle in Kreuzbronn einnehmen und keine Beeinträchtigung ihrer Autorität erfahren ſolle.

Am andern Morgen beim Frühſtück ſagte Emanuel zu Grazia:

„Heute komme ich als Supplicant zu Dir.“

„Und für wen?“

„Für Dich ſelbſt — um ein anderes Reitpferd.“

„Daraus wird nichts! Lieſe Fiſcher iſt noch immer ſehr brauchbar. Seit ſieben Jahren reite ich ſie und immer haben wir uns gut vertragen.“

„Heißt Dein Reitpferd Lieſe Fiſcher?“

„Ja! haſt Du das nicht gewußt? oder gar .... es vergeſſen? etwas ſo Intereſſantes!“ ſagte ſie lachend.

„Wie kann eine Dame ihrem Reitpferd den unpoetiſchen, ja höchſt gemeinen Namen Lieſe Fiſcher geben!" rief Emanuel.

„Ich habe ſie als Lieſe Fiſcher von einem Mann, der Fiſcher hieß, bekommen und als Lieſe Fiſcher behalten," ſagte Grazia noch herzlicher lachend.

„Es iſt wahrhaftig unerträglich, den trivialen Namen von Dir ausſprechen zu hören: Lieſe Fiſcher!! Nun, ich kann Dir ſagen, daß Deine Leute im Pferdeſtall Deine Anhänglichkeit für Lieſe Fiſcher nicht theilen, ſondern ſagen, ſie wäre bockſteif, auf einem Auge erblindet, zwanzig Jahre alt — und verdiene das Gnadenbrod. Man hat auch ſchon ein anderes Pferd für Dich in petto, das jung, edel und vortrefflich zugeritten iſt."

„Nein, daraus wird nichts! ich bin ja ſo ſelten hier, daß es ſchade wäre, deßhalb ein ſchönes Reitpferd zu kaufen."

„Ich meinte, Du ſollteſt es nach Baden nehmen."

„Du weißt, daß ich in Baden nicht reite."

„Weißt Du das auch?" ſagte Emanuel zu Euphroſyne gewendet: „ſie reitet ſo gern, allein ſie behauptet, da ſie nicht in Adrians Begleitung reiten könne, ſei es paſſender, es zu unterlaſſen."

„Ich denke, ſie hat Recht," ſagte Euphroſyne.

„Aber wenn ich ſie begleite!"

„Nein, auch dann nicht!" ſagte Grazia. „Wie leicht ſchließt ſich bald dieſer Herr und bald jener an! Plötzlich würde ich einen ganzen Schwarm von Reitern um mich haben .... und das wäre mir höchſt läſtig. Ich reite nur dann gern, wenn ich allein — oder zu Zweien allein, wie ich es mit Adrian ſein würde — durch Flur und Wald ſtreifen kann; und dazu iſt meine verleumdete Lieſe Fiſcher, die weder blind noch zwanzig Jahr alt iſt, hier gut genug."

Emanuel war verſtimmt. Es kränkte ihn, daß Grazia für ihn keine Ausnahme machen wolle. Sie ſah ſo ſchön zu Pferde aus, ſo leicht, ſo ſicher, ſo vornehm! es wäre ein Triumph geweſen, in Baden an ihrer Seite zu ſein! ... und darum brachte ſie ihn mit ihren übertriebenen Begriffen von Schicklichkeit! Sein Ohr war zu zart, um den plebejiſchen Namen Lieſe Fiſcher für Grazia's Reitpferd vertragen zu können; aber für die Zartheit ihres Tactes und ihres Benehmens hatte er kein Ohr, ſobald dies mit ſeiner empfindlichen Eitelkeit in Berührung kam. In dieſem Punkt verdient er aber einige Entſchuldigung. Er war in der Geſellſchaft eine brillante und zugleich ſehr angenehme Erſcheinung. Da hatten es ſich denn die Damen dermaßen angelegen ſein laſſen, ihre Bewunderung ihm auszudrücken, daß er unwillkürlich die höchſte Meinung von ſich ſelbſt bekam und es für ſein Recht hielt, ſie Anderen vorzuſchreiben. Denn das durfte er doch nicht annehmen, daß ſo viele wohlerzogene, liebenswürdige, elegante Damen in ihrem Urtheil über ihn ſich irren ſollten!

Emanuels Verſtimmung ſtieg beträchtlich, als ein Wagen vor das Schloß fuhr und Odo Urſperg erſchien. Euphroſyne reichte ihm bewegt die Hand und Grazia ſagte:

„Ach, lieber Onkel, Du kommſt zu ſpät!“

„Wie ſo . . . . zu ſpät? ich wußte ja das Ableben Deines guten Vaters.“

„Zu ſpät für die Exequien und die Beiſetzung, die geſtern ſtattfanden.“

„Ich komme nur um Euch zu ſehen, ſagte Odo, „und um Dir, liebe Euphroſyne, meine geringen Dienſte für alle mögliche Eventualitäten anzubieten.“

Niemand verſtand ihn und Niemand ſpürte irgend eine Sympathie mit ſeiner Ankunft. Es war im Gegentheil ein gewiſſes ſtörendes Element in den kleinen Kreis gekommen, welches ſich dadurch äußerte, daß man nicht mehr ſo unbefangen über alle Verhältniſſe ſprach. Euphroſyne erkundigte ſich nach der Baronin Ulrike, die ſich nach dem Tode ihres Mannes in ihre Heimath am Bodenſee begeben und niemals Euphroſynens alljährlich wiederholter Einladung nach Kreuzbronn Folge geleiſtet hatte. Sie grollte, die Baronin Ulrike. Sie hatte gehofft, im Teſtament ihres Mannes mit einem bedeutenden Capital bedacht zu werden; ja, ſie wußte ſogar, daß ſie es ſei. Aber von einem Codicil, welches der boshafte Alte heimlich gemacht hatte, wußte ſie nichts; und grenzenlos war ihr Schreck, als es im Codicil hieß: nach reiflicher Erwägung ziehe der Baron vor, nur ſeine Nachkommen als Erben einzuſetzen und der Baronin ein Witthum zu beſtimmen. Obſchon es anſehnlich genug war, entſprach es doch nicht ihren Erwartungen und ſie ſchrieb dies Codicil dem Einfluß Bernhards zu — wiewohl ſie ſich heimlich eingeſtand, es entſpreche vielmehr dem hämiſchen Character des alten Barons. Genug, ſie zog ſich höchſt entrüſtet in ihre Heimath zurück — und Odo theilte einigermaßen ihre Entrüſtung. Denn ihm hatte ſie in der Stille zugeſagt, ihn dereinſt zu ihrem Erben einzuſetzen — und dieſe angenehme Ausſicht ſchloß ſich für ihn, als ihr kein Capital zufiel; denn was ſie von ihrer Jahresrente etwa erübrigen mochte, war ein Minimum ſeiner früheren Hoffnungen. So kam es, daß ſich Odo bei der väterlichen Erbſchaft ebenfalls für übervortheilt hielt, was ihm bei ſeiner großen Anhänglichkeit an irdiſche Güter einen beſtändigen Schmerz verurſachte.

Er ging jetzt nur oberflächlich auf Euphroſynens Fragen ein und bat ſie endlich um ein Zwiegeſpräch. Als ſie mit ihm den Frühſtückstiſch verließ, ſagte Emanuel zu Grazia:

„Was will nur der Odo? . . . Er ſieht ja feierlich wie ein Freiwerber aus. Am Ende bietet er Deiner Mutter ſeine Hand an.“

Odo aber ſetzte ſich im Zimmer Euphroſynens ihr gegenüber und begann:

„Die aufrichtigſte Theilnahme führt mich zu Dir! Du haſt an Bernhards Seite ein ſo kummervolles und mühſames Leben geführt und mit ſo liebender Aufopferung ihn gepflegt, daß alle Kronen der Welt zu gering wären, um Dich zu belohnen.“

„Ich hoffe, meine Schuldigkeit gethan zu haben,“ entgegnete ſie kalt.

„Und hat Bernhard das erkannt?“ fragte Odo.

„Bernhard hat mich mit der innigſten und treueſten Liebe geliebt und mir durch viele Jahre den ſchönſten Ausdruck und Beweis dieſer Liebe, Vertrauen und Achtung geſchenkt; — und ich glaube, daß ſeine Krankheit hierin nichts weiter geändert hat, als daß er den Ausdruck für ſeine Geſinnungen und Gefühle nicht wie ſonſt finden konnte.“

„Das bezweifle ich ja nicht.... mein Gott, davon iſt ja gar nicht die Rede! ich meinte nur, wie er Dir ſeinen Dank in pecuniärer Beziehung ausgedrückt und Dich in ſeinem Teſtament bedacht habe.“

„Gut!“ ſagte Euphroſyne eiskalt.

„Alſo Du biſt ganz frei geſtellt? Alſo Du kannſt ſchalten und walten mit Deinem Erbtheil? Alſo Du biſt nicht mit einer Jahresrente abgeſpeiſt, wie meine arme Mutter, die noch immer nicht dieſe Ungerechtigkeit verſchmerzen kann?“

„Beſter Odo,“ unterbrach ihn Euphroſyne, „ich habe geſagt, was ich zu ſagen für nöthig fand. Habe jetzt die Güte, mir mitzutheilen, was Dich eigentlich hergeführt hat und worin ich Dir dienen könnte.

„Wohlan! Du ſollſt es wiſſen, denn es betrifft unſere Familie und drückt mich ſeit Jahren.“

Euphroſyne bebte; denn ſie dachte, Odo wiſſe um das peinliche Geheimniß und wolle irgend ein Auskunftsmittel vorſchlagen. Odo fuhr fort:

„Es betrübt mich unſäglich, daß unſere Familie ausſtirbt.“

„Was hindert Dich, in den Eheſtand zu treten? der liebe Gott würde Dir vielleicht Nachkommenſchaft ſchenken,“ entgegnete Euphroſyne höchſt überraſcht.

„Was mich hindert . . . . iſt meine Liebe für Grazia.“

„Beſter Odo!“ rief Euphroſyne in einem Ton, der noch mehr Zweifel als Erſtaunen verrieth.

„In meiner erſten Jugend muß ich geſtehen, daß ich etwas blind gegen das Eheſtandsglück war. Mir fehlten theils die pecuniären Mittel und theils die Neigung. Aber ſeitdem Grazia erwachſen iſt, alſo ſeit fünf Jahren, hat ſie meine ganze Liebe gewonnen und gefeſſelt. Sie hat in einer Aufwallung von beklagenswerther Schwärmerei vorgezogen, ſich für Adrian aufzuopfern. Wie Du das geſtatten konnteſt, iſt unbegreiflich . . . . nicht mir allein, ſondern der ganzen

Welt. Um es begreifen zu können, denke ich Folgendes: Du haſt die Ueberzeugung — vielleicht auf ärztlichen Ausſpruch begründet — daß dem armen Adrian nur eine kurze Lebensfriſt gegönnt ſein dürfte. Mit Deinem zärtlichen Familienſinn haſt Du ihn für die wenigen Jahre in innigſter Verbindung mit der Familie und zwei Drittheile des Urſperg'ſchen Vermögens beiſammen behalten wollen, deren Beſitzerin, nach Adrians Tode, Grazia ſein würde. Nun iſt aber vernünftiger Weiſe anzunehmen, daß Grazia nicht die Abſicht haben werde, im Wittwenſtande zu bleiben. Ihre zweite Vermählung aber zieht das Erlöſchen der Familie und die Uebertragung des Vermögens der Urſperg in ein anderes Haus nach ſich. Um dieſer traurigen Eventualität vorzubeugen, die Deinem warmen Familienſinn tief ſchmerzlich ſein muß — weiß ich nur ein Mittel: ſage mir Deinen Schutz und Beiſtand für den Fall zu, daß Grazia's Hand frei wird. Ziehe die Vernunft zu Rath. Kreuzbronn bleibt dann für immer das, was es jetzt iſt: ganz Urſpergiſch und mit dem ganzen Vermögen vereinigt. Ich ſollte meinen, dieſer Plan müßte Deine Zuſtimmung haben."

„Wenn er mit dem Plan Gottes übereinſtimmte… gewiß, beſter Odo," antwortete Euphroſyne ruhig.

„Du biſt eine viel zu kluge Frau, um nicht zu wiſſen, daß man die Pläne Gottes etwas lenken, etwas in ihre heilſamſte Richtung bringen könne —

und daß ſeine Frauenhände dies am beſten vermögen."

„Aber, beſter Odo, Dein ganzer Plan beruht auf Grazia's Wittwenſtand; — folglich iſt er um ſo mehr verfrüht, als die Aerzte nicht ein kurzes Leben, ſondern ein langes für Adrian in Ausſicht ſtellen und als Grazia nicht im Entfernteſten an ſeinen Tod denkt, und ſich nur bemüht, ihm ſein Leben möglichſt leicht zu machen."

„Ah, Du weichſt mir aus," ſagte Odo mißtrauiſch: „Du haſt andere Prätendenten im Sinn!"

„Beſter Odo," rief Euphroſyne, „wie namenlos unzart, ja ſündhaft wäre es, wenn eine Mutter an die zweite Ehe ihrer Tochter denken wollte, ſo lange dieſe in der erſten lebt! Das brauche ich Dir doch nicht auseinander zu ſetzen."

„So gib mir wenigſtens Dein Wort, keinen andern Bewerber zu beſchützen."

„Das iſt nicht nöthig — denn ich habe Dir erklärt, daß ich die Sache ſelbſt verabſcheue."

„Sieh, wie Du mir ausweichſt! und ich weiß auch warum!" rief Odo mit geſteigertem Mißtrauen: „Du beſchützeſt die Bewerbung Deines Bruders, dieſes Leichtfußes und Sauſewindes, der katholiſche Sympathien äußert, um Euch zu gewinnen!"

„Ueber dieſe Furcht kann ich Dich vollſtändig beruhigen, beſter Odo. Wäre Grazia frei, ſo würde ich nie ihre Verbindung mit meinem Bruder wünſchen —

aus vielfachen Gründen, die aber unnütz anzuführen ſind, da Grazia nicht frei iſt. Uebrigens iſt es mir vollkommen unbegreiflich, wie Du Dein ganzes Lebensglück, Deinen Familienſtolz, die Fortdauer Deines Hauſes an einen ſo chimäriſchen Plan knüpfen magſt. Soll ich Dir einen Rath geben, ſo warte nicht länger, Dir ein häusliches Glück zu gründen; denn je älter Du wirſt, um deſto ſchwerer wird Dir die Wahl und der Entſchluß.“

„Du würdeſt nicht ſo reden, beſte Euphroſyne,“ ſagte Odo, „wenn Du wüßteſt, was das iſt — die Liebe.“

Hätte Odo nur ganz ehrlich geſagt: „Die Liebe zum Gelde“ — ſo würde Euphroſyne ihn ganz leicht verſtanden haben. Jetzt war ihr ſeine Leidenſchaft für Grazia räthſelhaft, denn ſie konnte es ſich nicht vorſtellen, daß Geiz und Habſucht in ſolchem Grade Odo beherrſchten, um ihn zu beſtimmen, ſein ganzes Leben in der unſichern Erwartung größerer Glücksgüter hinzubringen. Sie ſagte gelaſſen:

„Du thuſt mir leid, denn Du jagſt einer Chimäre nach — und verſündigſt Dich. Grazia iſt vermählt; folglich begreife ich nicht den Sinn unſeres Geſprächs, welches ſich darum dreht: wenn ſie es nicht wäre.“

„Aber geſetzt den Fall, Grazia ginge vor Adrian aus dem Leben,“ ſagte Odo abbrechend, „was würde dann aus Kreuzbronn?“

„Es würde Adrian zufallen.“

„Und wenn Adrian ohne Nachkommenſchaft aus der Zeitlichkeit ſcheidet?“

„Frage Adrian um ſeine Abſichten, beſter Odo, vielleicht theilt er ſie Dir mit.“

„Adrian iſt in dieſer Beziehung ein Buch mit ſieben Siegeln.“

„So wirſt Du es in der Ordnung finden, wenn auch ich es bin, nicht wahr?“

„Sollte Adrian wohl daran denken, ſeine Verwandten mütterlicherſeits zu begünſtigen?“ inquirirte Odo weiter.

„Er hat keine mütterliche Verwandte. Seine Mutter war eine Waiſe aus dem Elſaß, deren Familie theils in der franzöſiſchen Revolution, theils in den Napoleoniſchen Kriegen zu Grunde gegangen iſt.“

„Demnach wäre ich der einzige rechtmäßige Erbe!“ rief Odo freudeſtrahlend.

„Ich weiß nicht, ob der Oheim ein Recht hat, ſeinen Neffen zu beerben, ſobald es ſich weder um ein Majorat noch ein Lehn handelt,“ erwiderte Euphroſyne trocken.

„Tadelſt Du mich, wenn ich mich freue, daß Kreuzbronn, ſtatt in fremde Hände, in die meinen kommt?“ fragte er aufrichtig verwundert.

„Ich tadele nichts und lobe nichts, da wir bei Beurtheilung dieſer Sache auf verſchiedenem Standpunkt ſtehen; denn die Fälle, welche eintreten müßten, bevor

Du nach Deiner Meinung zum Beſitz von Kreuzbronn gelangteſt — thun mir weh.“

„Mein Gott, mir auch! . . . wer kann daran denken!“

„Der, welcher davon ſprechen kann,“ entgegnete ſie, ſtand auf und ſetzte hinzu: „Ich habe Grazia nur für einige Tage bei mir. Darum geize ich mit jedem Augenblick.“

„Das begreift ſich,“ ſagte Odo verbindlich. Er war mindeſtens über ſeine Furcht beruhigt, in Emanuel einen Nebenbuhler für künftige Zeiten, inſofern es Euphroſynens Gönnerſchaft betraf, zu finden.

Am Nachmittag wollte er wieder fort und pries die Eiſenbahn, die einen ſolchen flüchtigen Beſuch möglich mache/ Natürlich rief Emanuel ſogleich:

„Sie iſt aber doch affrös — die Eiſenbahn!... und ſtupid! Ein paar Millionen Ellen Eiſenbahnſchienen durch ganz Europa — müſſen die nicht ein garſtiges und dummes Anſehen geben.“

„Was! die Eiſenbahnbauten, die Viaducte, die Brücken, die Bahnhöfe... garſtig!“ rief Odo.

„Erzgarſtig! es ſind ja Alles nur Kartenhausbauten für eine Handvoll Jährchen garantirt. Bei einem großartigen Bau aber iſt es eine Hauptſache, daß er monumental ſei, und ſeiner Zeit und der Idee, die ihn geboren, gleichſam ein Stückchen Ewigkeit zum Denkmal ſetze.“

„Es gibt nichts Erhabeneres als die Idee, welche die Bauwerke der Eiſenbahn in ihren kühnen Conſtructionen ausdrücken!“ rief Odo: „Dieſe ſchwunghaften Bogen, die Ströme und Thäler überwölben — dieſe Tunnels, die Felſen durchbohren — dieſe Bahnen, die ſich um Gebirge hinauf- und herabſchlängeln — ſind ſie nicht der ganz natürliche Ausdruck eines ungeheuern Fortſchritts im Weltverkehr?“

„Weltverkehr!“ rief Emanuel achſelzuckend: „das iſt auch ſo ein Wort, welches von Hundert geſchrieen und von Neunundneunzig nicht verſtanden wird! Weltverkehr! Wenn Du ſagteſt: Fortſchritt zur Weltverkehrung — ja, dann würde ich Dir beiſtimmen. Soll es aber ein Fortſchritt ſein, wenn der Menſchheit die Annehmlichkeit geboten wird, vom Dampf umhergewirbelt zu werden, wie die Spreu vom Winde? — das geht über meine Begriffe! Denn wenn man mir ſagt, es würden dadurch raſch Ideen verbreitet und deshalb habe die Eiſenbahn eine civiliſirende Miſſion: ſo muß ich lachen, weil die modernen ſogenannten Ideen feindlich gegen alle Civiliſation ſind. Soll das Streben alle ſittlichen, politiſchen und ſocialen Grundlagen durch Lüge zu zerſtören und dann die entwürdigte menſchliche Geſellſchaft durch Säbelwirthſchaft und durch den Druck des Geldſacks erſt zu zerſtampfen und dann zu beherrſchen — als Verkörperung der Ideen, als Ideal aufgeſtellt werden: ſo lobe ich mir

Attila und Dſchingis-Chan als Verbreiter von Ideen! Nein, lieber Odo! der Materialismus, dem unſere ganze miſerable Epoche huldigt, dem dienen Deine geliebten Eiſenſchienenwege und den verbreiten ſie, indem ſie Genußſucht, Geldgier, Neugier, oberflächliches Wiſſen, Hang zu Zerſtreuung, Unzufriedenheit mit ruhigen Verhältniſſen befördert."

„Gerade dieſe materielle Seite, die Du mit Deiner gewohnten Uebertreibung hervorhebſt," fiel Odo ein, „hat doch glänzende Vortheile durch den ungeheuern Geldumſatz, den ſie mit ſich bringt und der dem Volk zu gut kommt."

„Nennſt Du die Actionäre, die Speculanten, die Millionäre, welche den Geldumſatz manipuliren, „das Volk" — ſo haſt Du Recht. Haſt Du aber die arbeitende, taglöhnernde Claſſe im Sinn, ſo haſt Du glänzend Unrecht! Die hat nicht im geringſten Vortheil von dem raſcheren und ſtärkeren Geldumſatz, der alle Lebensbedürfniſſe vertheuert — um ſo weniger, als ſie ſo gering wie möglich bezahlt wird, damit ſich die Millionäre nur recht ſchnell in Billionäre umwandeln."

„Das größte Unglück für die arbeitende Claſſe — keine Arbeit zu finden: tritt, Dank dem Eiſenſchienennetz, gar nicht mehr ein," ſagte Odo. „Es wird fort und fort daran gebaut und jeder Aſt treibt neue Zweige. Wer Arbeit ſucht, findet ſie. Und iſt die Bezahlung nicht ſplendid, ſo iſt es nun einmal der Welt

Lauf, daß der Gutsherr mehr hat als ſeine Ackerleute und der Fabrikbeſitzer mehr als ſeine Arbeiter."

„Was den Landmann betrifft, beſter Odo, ſo mag ſeine Exiſtenz immerhin ärmlich ſein, aber ſie iſt ſicher, unabhängig von Kriegen, Revolutionen, Geldkriſen, ungünſtigen Conjuncturen — denn Brod muß man immer haben und ſolglich immer das Feld beſtellen; und ich bedaure ſehr, daß der Wahn eines größeren und leichteren Gewinnes manche fleißige Hand der Feldarbeit entzieht, um ſie der precären Eiſenbahnarbeit zuzuführen; denn bei dieſer ſind Stockungen und Störungen, gerade durch Deinen hochgeprieſenen Weltverkehr, vorauszuſehen; bei jener nicht."

„Nun, für die nächſten fünfzig Jahre geben die Eiſenbahnen noch Arbeit genug."

„Und dann möge es immerhin heißen: Après nous le déluge! Wir haben dann unſer Gutes genoſſen und künftige Generationen mögen ſehen, wie ſie fertig werden!" rief Emanuel. „Sieh, dieſe craſſe Selbſtſucht, die nur an die Gegenwart denkt und keine andere Freigebigkeit als die eines blinden Optimismus kennt, um ſich nur recht in die Behaglichkeit hinein wühlen zu können: iſt ſo recht Frucht und Wurzel..." —

„Der Eiſenbahnen!" unterbrach ihn lautlachend Odo; — „denn ſie ſcheinen Dein Sündenbock zu ſein."

„Nein! des Materialismus,“ ſagte Emanuel ruhig. „Du hätteſt aber einen weit größeren Effect gemacht, beſter Odo, wenn Du gerufen hätteſt: des Concordats! da es jetzt Mode iſt, alles Mißliebige, was auf unſerm Erdball vorfällt, zu einem Kopf des tauſendköpfigen, von den Männern des Fortſchritts erfundenen Monſtrums Concordat zu machen. Doch, was rede ich da! Du, als guter Katholik, kannſt Dich ja nicht als deſſen Gegner geberden!... nicht einmal im Scherz.“

„Ich bin im Staatsdienſt,“ entgegnete Odo kühl: „da das Concordat die Rechte des Staates und des proteſtantiſchen Staatsoberhauptes antaſtet: ſo kann ich nicht anders als nach meinem Gewiſſen ein Gegner des Concordates zu ſein.“

„Aber Onkel!“ rief Grazia, „Du biſt viel länger ein Sohn der Kirche als ein Diener des Staats und verdankſt Deiner Mutter ungleich größere Güter als Deinem Herrn! Warum fühlſt Du Dich denn nicht auch im Gewiſſen verpflichtet, ihre Rechte, die ſchmählich gekränkten, zu vertheidigen? Und das wäre doch eines edlen Mannes um ſo würdiger, als ſie wehrlos iſt — während der Staat ſeine Beamten, ſeine Soldaten, ſeine Polizei — kurz, alle äußeren Mittel hat, um ſie zu unterdrücken. Ich geſtehe offen, mich befällt eine unausſprechliche Verachtung aller katholiſchen Männer, die mit ſo leeren Beſchuldigungen und pomphaften Worten heutzutage die mißhandelte Kirche angreifen und den präpotenten Staat zärtlich gegen ſie in Schutz nehmen! Umgekehrt — wäre das Richtige.“

„Liebe Grazia,“ entgegnete Odo gezwungen lächelnd, „Du zeigſt Dich als eine ächte Tochter dieſer ewig nach Deſpotie ſchmachtenden Kirche, indem Du keine Gewiſſensfreiheit einräumen willſt.“

„Verzeih, lieber Onkel!“ ſagte ſie: „aber nimmermehr kann das Gewiſſensfreiheit ſein, was uns veranlaßt das Niedere über das Höhere zu ſtellen... denn das iſt ein Zeichen von Knechtſchaft, von Gebundenſein an das Niedere, von Unfähigkeit, ſich zum Höheren zu erheben. Wer den Staatsbürger über den Chriſten ſtellt, hat ſeine Gewiſſensfreiheit kläglich an ſeine Leidenſchaften und Intereſſen verloren.“

„Es iſt erſtaunlich, welche Neigung die Damen zu Uebertreibungen haben!“ rief Odo mit ſüßſaurem Ton. „Man kann ſehr gut den Chriſten von den Ultramontanen trennen — und nur um dieſe letzte Richtung handelt es ſich bei den maßloſen Anſprüchen, welche heutzutage die Kirche erhebt und dadurch Conflicte aller Art hervorruft: mit den Regierungen, mit dem Zeitgeiſt, mit der Wiſſenſchaft, mit der Civiliſation...“ — —

„Und mit der Freimaurerei!“ fiel Emanuel ein; „oder eigentlich mit der Auffaſſung und dem Streben, welche die Freimaurerei in all dieſe Dinge hineinlegt. Aber gerade dieſer Conflict legt ein glänzendes Zeugniß — von höheren Charismen abgeſehen — für den prächtig geſunden Menſchenverſtand ab, der in der katholiſchen Kirche zu Hauſe iſt.... und in der übrigen Welt fehlt; denn nur durch deſſen Mangel iſt die lächerliche Devotion erklärlich, mit der man das Freimaurerweſen behandelt. Die Geheimbündlerei iſt ein freſſender Krebsſchaden an der menſchlichen Geſellſchaft. Sie unterwühlt alle Verhältniſſe. Sie zernagt an der Wurzel die Gewiſſensfreiheit, ſchiebt der leeren Stelle den Wechſelbalg eines willkürlichen Subjectivismus unter, macht die Menſchen dadurch zu Sklaven eigener und fremder Leidenſchaften, umnebelt ihren Verſtand, lähmt ihre ſittliche und befördert jede entſittlichende Kraft — beherrſcht die character- und gedankenloſe Welt und haßt mit giftigſtem Haß die einzige Macht, welche ihr dieſe Herrſchaft — und zwar mit Ausſicht auf Sieg — ſtreitig macht: die katholiſche Kirche mit ihrem unverwüſtlich lebendigen Glauben an göttliche Offenbarung, deren Trägerin ſie iſt. Schreit nur immerfort: Ultramontane! Clericale Partei! Prieſter-Clique! Schreit in eurer ſchlechten Preſſe! ſchreit in den Kammern, die Ihr anfüllt und die für Leute eures Schlages mit euren Wahlumtrieben erfunden ſind! ſchreit in den Schenken! ſchreit in Adreſſen! ſchreit bei Zweckeſſen und bei anderweitigen Demonſtrationen!... Aber, mein lieber Odo, all das Geſchrei iſt Lüge! Nicht gegen die Ultramontanen und nicht gegen die Clericalen richtet ſich dieſe Berſerkerwuth, denn jene Worte habt Ihr ja nur aufgebracht, um die Maſſen zu täuſchen. Ihr wüthet gegen die eine unzerſtörbare katholiſche Kirche."

„Emanuel!" rief Grazia mit namenloſer Freude: „wie mußt Du die Kirche lieben, da Du ihr Weſen ſo gut verſtehſt!"

„Der Geiſt der Kirche iſt weſentlich ein liebender Geiſt," erwiderte Emanuel: „und der thut mir wohl. Ich war vor Kurzem in Freiburg, um einmal recht genau und eingehend den Dom zu betrachten, dies Prachtwerk der katholiſchen Baukunſt, dies verſteinerte Spitzengewebe, das fromm, rein und kühn wie ein heiliger Gedanke zum Himmel aufſtrebt und dabei einen eigenthümlichen Zauber von Romantik hat. Nachdem ich meinen Zweck erreicht hatte und den Dom wieder verließ, betrachtete ich auch das äußere Portal und fand in deſſen Seitenwand ein paar Zeichen eingemeißelt, die ſo recht verkünden, wie die Kirche das Leben und Treiben des Volkes, von dem wir vorhin ſprachen, in Schutz nahm. Haſt Du es je bemerkt, Grazia? ... Nichts von Heiligenbild oder Crucifix oder ſonſtiger frommen Darſtellung! — Nein! die Länge der Elle und die Größe des Brodes iſt in den Quaderſtein eingehauen, iſt auf dieſem Platz gleichſam in den Schutz

Gottes geſtellt, damit Niemand ſein Gewiſſen beſchwere und zu knappes Maß und zu leichtes Gewicht gebe. Und da ſtaunte ich über die große Zartheit der Mahnung — und der Gewiſſen, an welche ſie ſich richtete. Heutzutage würde ſo etwas ganz umſonſt ſein und keinem Menſchen weder ein- noch auffallen; — und da dachte ich weiter, als dies gemeißelt worden, ſei die ganze Welt katholiſch geweſen und habe das verſtanden; und fragte mich, ob die Fortſchrittsideen, die auf der Eiſenbahn rutſchen, auch darauf berechnet wären, die Gewiſſen zu verfeinern; — und da gab ich mir die Antwort: Mit nichten! ſie befreien nicht nur von der Verfeinerung, ſondern möglichſt vom Gewiſſen ſelbſt. — Das iſt moderner Fortſchritt, Odo!"

„Lieber Emanuel," ſagte Odo, „wenn Du jetzt ſogar mittelalterlich-romantiſch wirſt, ſo iſt jede Ausſicht auf Verſtändigung zwiſchen uns geſchwunden, denn jene Zeit finſterer Rohheit iſt mir ein Gräuel."

„Du ziehſt die Brutalität, die ſich, wie jetzt, ungenirt am hellen Tageslicht zeigt, vor? Gut! das iſt Deine Sache und nicht davon ſprach ich! ich leugne gar nicht, daß in der Menſchheit aller Zeiten ein großes Stück von der Beſtie zu finden iſt; aber ich frage, wer behält das Edle, welches neben dem Beſtialiſchen in der Menſchheit liegt, liebevoller im Auge — und wer verſucht wirkſamer das eine zu bezwingen und das andere zu entwickeln: die Kirche — oder der

Weltverkehr ſammt freimaureriſchem Ideenfortſchritt zu allgemeiner Gottloſigkeit und Revolution?“

Grazia klatſchte frohlockend in die Hände und Odo entgegnete mit Hohn:

„Dies Ziel gibſt Du den Ideen der Gegenwart.“

„Den Ideen der Geheimbünde — ja! und die Erfahrung gibt mir Recht!“ rief Emanuel: „wo ſie die Oberhand gewinnen, tritt der Umſturz ein.“

„Bei Uebergangsperioden muß ſelbſtverſtändlich Alles zuſammenbrechen, was der untergehenden Epoche genügte, aber den Forderungen der aufgehenden nicht entſpricht.“

„Eines iſt mir über alle Maßen merkwürdig bei Euch fanatiſchen Staatsdienern und Staatsanbetern,“ ſagte Emanuel. „Ihr wollt Eurem Idol zu einer allumfaſſenden Macht verhelfen, auf deſſen Gipfel es ruhend throne, wie jene indiſche Gottheit mit tauſend Händen und Füßen, während Ihr im Schatten ſeiner Flügel die Staatsmaſchinerie leitet und ausflickt. Ihr werdet Freimaurer, Ihr huldigt dem Fortſchritt, Ihr ſchwärmt für die zerſtöreriſchen Ideen des Tages, Ihr verleugnet Euren Glauben und Eure Kirche — Alles das thut Ihr, damit ſich nur ja kein ſelbſtſtändiges Leben in den Körperſchaften äußere, die Euer Idol mit ſo pünktlicher Kaltblütigkeit regieren ſoll, als ob es nur das Einmaleins zu überhören hätte. Und dermaßen ſeid Ihr mit Blindheit geſchlagen, daß Ihr gar nicht merkt, mit welchen Leuten Ihr fraterniſirt, welche Tendenzen Ihr unterſtützt, da die Fortſchrittspartei ja eine entſchiedene Feindin der modernen Staatsomnipotenz iſt und Euch nur zu gewinnen ſucht, um in Euch — deren Stützen zu untergraben und dann in ihrer eigenen Omnipotenz zu ſchalten und zu walten. Du und Deine Geſinnungsgenoſſen Ihr werdet Euch erbärmlich zwiſchen zwei Stühle niederſetzen, wenn es vorbei ſein wird mit der Allmacht des bureaucratiſchen Polizeiſtaates, ſobald Eure Fortſchrittsfreunde gegen ihn und nicht gegen die Kirche ihre Mauerbrecher richten, und der Umſturz Euch hohnlachend angrinſt, den Ihr zärtlich beſchützt habt, ſo lange er das Fundament des Staates, die Kirche, angriff. Ihr ſeht das Gras wachſen, Ihr hört die Krebſe nieſen — aber das ſeht und hört Ihr nicht! Die Bureaucratie hat den Kopf verloren, wenn ſie mit dem Fortſchritt gemeinſchaftliche Sache macht — ergo, wird es ihr ſchlimm gehen.“

„Jetzt muß das Maß Deines Zornes erſchöpft ſein, da Du Dich bis auf das Gebiet der Prophezeihungen verſtiegen haſt,“ ſagte Odo bitter lachend; „es ſchlägt auch die Stunde, wo ich auf der Eiſenbahnſtation ſein muß. Aber eine Verſicherung will ich Dir ſchließlich geben. Wunderſt Du Dich, daß ich den Ideen der Gegenwart bis auf einen gewiſſen Grad huldige, ohne doch ein Umſturzmann ſein zu wollen: ſo wundere ich mich, daß Du für kirchlich-mittelalterliche Ideen ſchwärmſt, ohne Katholik ſein zu wollen.“

„Ah, ich will ſehr gern!“ rief Emanuel: „allein das hängt von einem höheren Willen ab.“

Odo nahm Abſchied. Euphroſyne, immer gütig, dankte ihm für ſeinen freundlichen Beſuch, der doch nicht ſehr freundlich gemeint war; und Odo fuhr fort. Grazia aber ſagte zu Emanuel, indem ſie bittend die Hände aufhob:

„Widerſtrebe nicht der Gnade! die ewige Wahrheit iſt Dir ſo nah gekommen!... Laß Dich gründlich unterrichten — und bekenne ſie.“

„Wenn nur nicht das Bekennen vom Erkennen durch eine ſo formidable Kluft getrennt wäre, daß ein Rieſenwille dazu gehört, um ſie zu überſpringen.“

„O ſei verſichert, daß die Gnade und die Belehrung Dir den nothwendigen Sporn dazu geben werden.“

„Willſt Du mich unterrichten?“ fragte er lebhaft.

„Nein,“ ſagte Grazia: „das muß ſyſtematiſch und gründlich geſchehen, inſofern es das Dogma betrifft. Das iſt die Sache eines Geiſtlichen.“

„Ich bin aber zu alt, um auf dieſe Weiſe in die Schule zu gehen!“ rief Emanuel: „nein! daraus wird nichts!“

„Wie?“ fragte ſie traurig: „ſcheueſt Du eine ſo kleine Mühe, um zu einem ſo großen Gut zu gelangen?“

„In dieſer ſteifen Form ſcheue ich ſie — ja! Aber bekehren laſſe ich mich gern. Gib mir paſſende Bücher, beantworte meine Fragen, löſe meine Zweifel. Bedenke, daß ich noch gar keinen Entſchluß gefaßt habe, gar nicht klar bin, was mir zu thun obliegt und, vermöge meiner Anſchauungsweiſe, gar keine Neigung habe, mich zu binden. Es iſt entſetzlich, ſo ein Wandelſtern zu ſein, wie ich, der regellos dahin fliegt, während Du, ſchöner Fixſtern, Deine ſichere Sphäre haſt — und wohl einmal umwölkt, aber nicht herausgeſchleudert werden kannſt."

„O," ſagte Grazia ſanft, „durch die Sünde können wir Alle aus unſerer Bahn geſchleudert werden."

„Die Sünde!" rief er überraſcht: „das iſt freilich etwas, woran man bei Dir nicht denkt!"

„Die Welt denkt überhaupt nicht an ſie und will auch gar nichts von Sünde wiſſen; darum hat ſie keine Furcht vor ihr und ſcheut ſich nicht zu ſündigen — und darum können wir alle Tage ſehen, was der Prophet klagend ausruft: Wie biſt du vom Himmel gefallen, ſchöner Morgenſtern!"

„Was nennſt Du Sünde?" fragte er nachdenkend.

„Alles, was mich von Gott und ſeiner Liebe trennt," ſagte Grazia.

„Das iſt eine himmliſche Definition!" rief er gerührt.

„Ich weiß keine andere," erwiderte ſie unbefangen.

So vergingen acht Tage in Kreuzbronn — ſchwer und doch ſüß für Grazia; denn mit ſtrengeren Zügen, als je zuvor, trat ihr die Entſagung entgegen, während die zarteſte Theilnahme, die das Menſchenherz bewegen kann: Liebe zu einer Seele — mit weichem Hauch ihr inneres Leben anwehte. Emanuel meinte wieder: wenn er nur in dieſer Weiſe immer auf Kreuzbronn fortleben könne, ſo ſei er ſtets angeregt und geiſtig beſchäftigt, nie gelangweilt und folglich führe er dann ein glückſeliges Leben; — höher gingen ſeine Begriffe von Glückſeligkeit noch nicht.

◆

Grade und krumme Wege.

Bei ihrer Rückkehr nach Baden wurden Grazia und Emanuel frohlockend empfangen. Alle hatten ſie ſehr vermißt. Adrian ſagte:

„Du biſt die Seele des Hauſes, Grazia! . . . Ohne Dich fällt es auseinander.“

„Seitdem ich acht Tage lang verſucht habe, Deinen Platz einzunehmen,“ ſagte Gräfin Meerhaim zu Grazia, „muß ich Dich und Deinen Heldenſinn wahrhaft bewundern, liebes Kind: ſo ſchwer finde ich Deine Aufgabe.“

Und Graf Meerhaim verſicherte, Stella habe freilich die Möglichkeit in Unterhaltungstalent und Aufmerkſamkeit geleiſtet, aber wenn Emanuel fehle mit ſeinen Paradoxen und Grazia mit ihrer kühnen Aufrichtigkeit, ſo ſei die Unterhaltung doch weniger munter und er habe nun einmal weiter nichts vom Leben, als Freude an einer muntern Umgebung; deßhalb werde er in Zukunft Euphroſyne nach Baden berufen, aber Niemand aus Baden nach Kreuzbronn ziehen laſſen.

Stella war ſtrahlend vor Freude, als ſie Emanuel wiederſah. Sie ſagte nichts, als er ihr die Hand zum Gruß bot und ſie ihm die ihre gab; allein ſie hatte auch gar keine Worte nöthig und Emanuel verſtand ſie vollkommen. Aber auch Grazia verſtand ſie. Behüte ihn, mein Gott! ſeufzte Grazia.

Graf Meerhaim hatte in ſeinem Hauſe die Sitte eingeführt, daß die Familie nach engliſcher Art ſchon zum erſten Frühſtück, um neun Uhr Morgens, ſich verſammelte; nach demſelben zog ſich Jeder in ſein Zimmer zurück. Die Gräfin, der dieſe Einrichtung höchſt läſtig war, weil ſie ſich nicht gern an beſtimmte Stunden band, fügte ſich mit aller Gelaſſenheit einer negativen Natur, die ſtets von fremdem Impuls beſtimmt wird — und floh gleich nach dem Frühſtück in ihr Schreibecabinet zu ihrer Correſpondenz und ihrer Lectüre. Graf Meerhaim las in ſeinem Zimmer engliſche Zeitungen, mit denen er Stella nicht langweilen wollte, weil er wohl wiſſe — ſagte er — daß ſo ein kleiner Mädchenkopf von Flor und Muſſelin für die Politik der „Times“ zu ſchwach ſei. Emanuel ging ſeiner Wege und Stella beſchäftigte ſich in ihrem Zimmer, wie ſie eben Luſt hatte. Am Tage nach Emanuels Ankunft hatte ſie aber Luſt mit ihm allein zu ſprechen, und deßhalb ging ſie, als ſie Alle nach dem Frühſtück das Speiſezimmer verließen, in den Salon, der in den Morgenſtunden verödet war. Emanuel verſtand das; er folgte ihr und fragte theilnehmend:

„Haben Sie etwas von Triſtan gehört?“

„Gehört nichts; — aber ich habe ihn flüchtig geſehen,“ erwiderte Stella.

„Mein Gott, weßhalb denn!“ rief Emanuel unmuthig: „hab' ich Sie nicht gebeten, es nicht zu thun? Er kann Sie in die peinlichſte Verlegenheit ſetzen.“

„Nein, nein, ſo war es nicht, Graf Emanuel!“ ſagte Stella eifrig: „ich werde gewiß nie etwas thun, was Sie mir abrathen. Ich habe Triſtan nur mehrmals hier am Hauſe vorübergehen ſehen, und immer machte er mir einen peinlichen Eindruck — ſo vernachläßigt war er in ſeiner Kleidung, ſeiner Haltung. Arm und frech! — das fiel mir ein. Einmal ſaß ich auf dem kleinen Balcon vor dem Schreibcabinet der Frau Gräfin; da wurde er mich gewahr und grüßte mich mit ſeiner vertraulichen Keckheit, die Sie kennen. Ich war ganz beſchämt und drückte mich tief in die kleine Laube hinein. Und das Alles thut mir ſo weh und beängſtigt mich unausſprechlich, denn es kann ja nicht immer ſo mit ihm fortgehen! Was wird denn eigentlich aus einem Spieler, Graf Emanuel?“

„Wir wollen hoffen, daß Triſtan ſich beſſert,“ ſagte Emanuel mitleidig. „Bei ſeiner Jugend und ſeinen Talenten iſt das nicht unmöglich. Könnte man nur

Einfluß auf ihn gewinnen und ihn beſtimmen, Baden zu verlaſſen.“

„Das hab' ich auch ſchon gedacht! ... Allein wer wird ſich damit befaſſen mögen! ... Nur Sie, Graf Emanuel, wären im Stande, ſich dieſe Laſt aufzubürden. Man müßte ſuchen, ihn für einen andern Aufenthalt zu gewinnen, für Wien, Berlin, und ihm dort Gönner und Beſchützer erwirken, die Arbeiten von ihm verlangen, damit ſein Müßiggang aufhörte. Meinen Sie nicht? Wäre das unmöglich?“

„Keineswegs! nur müßte Triſtan Luſt zu einer Veränderung ſeiner Exiſtenz haben.“

„Ach, ſollte er nicht mit beiden Händen nach Errettung aus dieſem Schlamm greifen? Haben Sie ihm je einen ſolchen Vorſchlag gemacht?“

„Arbeit und Empfehlungen habe ich ihm längſt angeboten. Er lehnte ſie ab. Vielleicht geräth er aber in ſo große Noth und Verlegenheit, daß ihm kein anderes Mittel bleibt, um ſich vor dem äußerſten Elend zu ſchützen, als einen ſolchen Vorſchlag anzunehmen. Bei ſeinem großen Leichtſinn und unter dem Joch ſeiner Leidenſchaft dürfen wir nicht erwarten, daß er ohne vorhergehende große Cataſtrophe ſeinen Irrweg verlaſſe. Er iſt auch wenig zugänglich für einen Rath oder den Ausdruck ernſter Theilnahme.“

„Auch Ihnen gegenüber?“ fragte Stella mit ſolcher

Verwunderung in ihren ſchönen Augen, daß Emanuel lächelnd ſagte:

„Es haben ſehr wenig Menſchen Vertrauen zu mir; — warum ſollte Triſtan es haben?“

„Ach,“ rief Stella, „nach Gründen müſſen Sie mich nicht fragen! ich empfinde nur — und da leihe ich unwillkürlich der ganzen Welt meine Empfindung: Vertrauen zu Ihnen zu haben . . . zu Ihrer Güte, Ihrem Wohlwollen, Ihrer Bereitwilligkeit, ſich Derjenigen anzunehmen, die ſchutzlos ſind — denn das Alles habe ich an mir ſelbſt erfahren.“

Sie ſprach mit einem ſolchen Gemiſch von Innigkeit und Wehmuth, daß Emanuels Herz davon getroffen wurde, ſo daß er lebhaft ſagte:

„Ach, für Sie intereſſirt man ſich doch in anderer Weiſe, als für den armen Triſtan. Mit ihm hat man Mitleid, Fräulein Stella! Ihnen gegenüber möchte man aber um Mitleid bitten.“

Da lachte ſie ſein und ſagte im muntern Ton:

„Nein, Graf Emanuel, wir wollen es beim Alten laſſen! ich habe viel lieber Vertrauen zu Ihnen, als Mitleid mit Ihnen — und ich denke, das muß auch Ihnen lieber ſein; denn Vertrauen — und wenn es auch nur von einer ſo ganz geringen, kleinen Perſon, wie ich bin, geſchenkt wird — iſt ſtets eine Ehre. Mitleid aber kann leicht etwas Demüthigendes haben. Ich ſehe lieber zu Ihnen hinauf als herab.“

Sie ſtand auf, verneigte ſich tief und verließ den Salon. Sie iſt aber klug! rief Emanuel in ſeinem Entzücken halblaut: klug, bildſchön und charmant — eine ſeltene Vereinigung von drei Vorzügen, von denen einer ſchon genügt, um das Weib bezaubernd zu machen. Ihr zu Gefallen muß ich ſuchen, irgend etwas für dieſen Taugenichts Triſtan zu thun. Im Spielſaal werde ich ihn wohl finden.

Triſtan hatte wieder einmal Alles bis auf den letzten Heller verſpielt. Er hatte mehrmals den Portier des Meerhaim'ſchen Hauſes gefragt, ob Emanuel zu ſprechen ſei; aber Emanuel war damals in Kreuzbronn. An Stella zu ſchreiben getraute Triſtan nach dem ſchlechten Erfolg ſeines erſten Briefes ſich nicht. Sie gibt mir nichts und zeigt vielleicht meinen Brief dem alten John Bull-Grafen — und der wäre wohl im Stande, ſich unangenehm zu machen — dachte Triſtan. Er vermuthete, daß ſeine Mutter noch einiges Geld habe, obſchon ſie es leugnete. Aber wo verwahrte ſie es? trug ſie es immer am Tage bei ſich? ſehr wahrſcheinlich. Aber Nachts — wo ließ ſie es? legte ſie es unter ihr Kopfkiſſen? — oder den Schlüſſel, der es verſchloß? Er ſah ſich in ihrer elenden Dachkammer um: da war ein einziges verſchließbares Möbel, eine alte, wackelnde Commode; deren Schlüſſel alſo behütete Nachts den Schatz! — Er fand ſeine Mutter grenzenlos habſüchtig und egoiſtiſch. Hatte er nicht oftmals ſeinen Gewinn mit ihr getheilt? Freilich . . . auch ſie hatte es gethan, aber im geringeren Maß, weil ſie weniger Glück hatte. Er wollte ſich daher für berechtigt halten, einen Theil ſeines Geldes zurückzunehmen, da Bitten und Forderungen unerfüllt blieben. Er mußte mit der Ausführung ſeines Vorhabens auf eine Nacht warten, die Richenza nicht bei der jungen Hellmig zubrachte. Jede Minute des Wartens erſchien ihm wie eine Ewigkeit, in welcher über ſein Heil oder Unheil entſchieden werde; denn in jeder Minute konnte ſeine Mutter das Wenige verlieren, was ſie noch beſaß. Es überfiel ihn bei dieſer Vorſtellung und in dieſer Spannung eine wüthende Ungeduld, ſo daß jeder Nerv an ihm bebte, jeder Pulsſchlag ein dumpfer, hörbarer Hammerſchlag in ſeinem Kopf und ſeiner Bruſt ward und die Aufregung ſeines Blutes wie Wellenſchlag in ſein Ohr dröhnte. Er ſtreifte umher . . . gedankenlos, beſinnungslos. Zuweilen lief er ſo raſch bergauf, bis ihm der Athem ausgehen wollte; oder er wälzte irgend einen ſchweren Stein fort — nur um dieſer innerlich tobenden Unruhe einen Ausweg zu geben. Zwei Nächte hintereinander blieb Richenza bei der Kranken. So mußte Triſtan drei Tage warten! Er ſah ſeine Mutter gar nicht während dieſer Zeit. Er konnte es im Spielſaal nicht aushalten, wenn er nicht ſpielen konnte. Einmal verſuchte er das Spiel ſeiner

Mutter, Gewinn oder Verluſt, zu beobachten; allein er hielt es nicht fünf Minuten aus — dermaßen raſte das Verlangen in ihm, ſelbſt zu pointiren. Welch eine unbarmherzige Mutter! dachte er, als er zähneknirſchend aus dem Saal ſtürzte: es heißt, eine Mutter hungere lieber, als daß ſie ihr Kind hungern ließe! ... Iſt nicht wahr! Meine Mutter läßt mich hungern, heißer als nach Brod ... und ſpielt unbekümmert um meine Verzweiflung vor meinen Augen fort! ... Iſt das Mutterart? — —

Ja, ihren letzten Biſſen Brod hätte Richenza ihrem Sohn gegeben: denn das betraf die natürliche Mutterliebe. Aber dieſe hörte auf, wo die Leidenſchaft begann: das wenige Geld, womit ſie ſpielte, wollte ſie ihm zum Spiel durchaus nicht geben. Vielleicht heilt es ihn von ſeiner traurigen Leidenſchaft, wenn ihm jedes Mittel entzogen wird, um ſie zu befriedigen, ſeufzte ſie, als wolle ſie ſich ſelbſt glauben machen, daß dies ihre Abſicht ſei. Aber ſie ſchlug ihm in Wahrheit nur deßhalb Geld ab, um den Genuß zu haben, es ſelbſt zu verſpielen. Er iſt ſo jung, dachte ſie, er kann noch andere Dinge unternehmen, andere Wege einſchlagen. Ich kann das nicht mehr. Meine Hoffnungen, meine Intereſſen laſſen ſich auf keinen andern Gegenſtand übertragen: dieſer eine entzündet ſie und löſcht ſie aus! — Aber weil ſie dies nur zu deutlich fühlte, hatte ſie über ihre eigene Entwürdigung Anfälle von ſo

äßlicher Verzweiflung, daß ihr das Tageslicht ver-
ßt war, wenn es ſie aus ihrem kurzen Fieberſchlum-
er weckte. Stille, kühle Ruhe in ewiger Nacht . . .
ß muß eine Seligkeit ſein! ächzte ſie in ſolchen
ugenblicken. Um ſicher zu ſein, wenigſtens auf kurze
it im Schlaf das Bewußtſein ihres Elends zu ver-
ren, hatte Richenza die Frau Hellmig um ein Weni-
s von dem Opiat der Kranken gebeten, und nahm
nige Tropfen in jenen Nächten, wo ſie nicht bei der
ranken blieb.

Dies geſchah auch an dem Abend, wo Triſtan ent-
hloſſen war, zu ſeinem Eigenthum, wie er es nannte,
a gelangen. Er wollte aber zuvor nochmals die
Bitte verſuchen. Er war früher als ſeine Mutter
eimgekehrt und als ſie in ihre Dachkammer trat, ſaß
Triſtan da. Sie fuhr zuſammen bei ſeinem Anblick.
Seine Augen blitzten unheimlich. Seine Lippen zuck-
en und auf ſeinen bleichen, eingeſunkenen Wangen
rannten zwei rothe Flecken.

„Biſt Du krank, Triſtan?“ fragte ſie.

„Ja,“ ſagte er mit trockener, heiſerer Stimme, „ich
habe Fieber — das Spielfieber, Mama! — Du kennſt
es . . . einigermaßen, doch nicht ganz. Denn Du ver-
magſt, auch wenn Du nicht ſpielſt, am Spieltiſch zu
bleiben, Combinationen für die Zukunft zu machen,
Chancen zu ſtudiren . . . lauter Dinge, die ich nicht
kann. Ich muß thätig ſein und ſelbſt ſpielen. Iſt

mir das unmöglich, ſo befällt mich im Spielſaal eine ſolche Wuth, daß ich den Erſten, Beſten todtſchlagen möchte, um mit deſſen Geld zu ſpielen. Drum lauf' ich hinaus. Aber draußen, Mama, verſchmachte ich!... da geht mir die Lebensluſt aus, da bin ich dem Erſticken oder dem Wahnſinn nahe . . . habe alſo die Güte mir etwas Geld mitzutheilen, Mama."

„Ich habe nichts!" ſagte Richenza finſter.

„Doch, Mama, Du haſt! ich ſehe Dich ja täglich ſpielen."

„Ja, mit ein paar armſeligen Gulden, die mir dienen mein Leben zu friſten."

„Nun ſo gib mir einen einzigen von dieſen Gulden."

„Nein, ich thue es nicht! Soll ich morgen Dein Mittageſſen bezahlen? ... Sehr gern! ... Doch das Spielgeld geb' ich Dir nicht."

„Ich will kein Mittageſſen! einen baaren Gulden will ich!"

„Nein, Triſtan! Gott will es nicht!"

„Gott will es nicht?" rief Triſtan mit höhniſchem Lachen. „Ah bah! das muß Dein Gott ſein! ... Denn mein Gott will es. Wie das drollig klingt, Dich von Gott ſprechen zu hören, Mama."

Und mit dieſem ſchneidenden, gellenden Lachen verließ Triſtan die Kammer ſeiner Mutter, begab ſich in die ſeine und ſchob den Riegel der Verbindungsthür zu. Richenza zitterte vor Furcht und Grauen — aber . . . ihre kleine Baarſchaft von zwanzig Gulden war gerettet und ruhte, wie Triſtan es geahnt hatte, Nachts unter ihrem Kopfkiſſen. Das Morphium gab ihr Schlaf.

Triſtan wartete ein paar Stunden, bis ſeine Mutter feſt eingeſchlafen war. Durch die dünne, in ihren Fugen klaffende Thür und in der Stille der Nacht konnte er jeden Athemzug hören. Als er ſich überzeugt hatte, daß Richenza ſchlafe, ſchob er vorſichtig den Riegel zurück und ſchlüpfte lautlos herein. Das Fenſter hatte weder Vorhänge noch Jalouſien, ſo daß die nächtliche Straßenbeleuchtung der Dachkammer hinreichende Dämmerung zukommen ließ, um ſeine Schritte ſicher zu leiten. Am Kopfende des Bettes ſtehend ſchob er vorſichtig ſeine Hand unter das Kopfkiſſen und erfaßte ſogleich die kleine Geldtaſche. Aber wie war ſie ſo fürchterlich leicht! der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn . . . . nicht weil er nahm, was nicht ſein war, ſondern weil er fürchtete, daß da nichts mehr zu nehmen ſei. Behende öffnete er das Täſchchen und fand vier dünne Papierchen darin. Er nahm überglücklich drei derſelben heraus und legte die Taſche auf ihren Platz zurück. Da erwachte Richenza plötzlich, hörte in der Schlaftrunkenheit des Morphiums Schritte, die ſich entfernten, einen Riegel, der ſich vorſchob und rief laut auf:

„O der Unſelige! er beſtiehlt ſeine Mutter!“

Aber das Morphium überwältigte ſie und ſie ſchlief wieder ein. Doch als dieſe Wirkung aufhörte und ſie ganz wach wurde, überzeugte ſie ſich ſogleich, daß kein böſer Traum ſie geängſtigt habe, denn in ihrer Geldtaſche lagen ſtatt zwanzig Gulden — nur fünf.

In den nächſten Tagen ſah ſie Triſtan immer von fern am Spieltiſch; übrigens blieb er dermaßen unſichtbar für ſie, daß er nicht einmal Abends zu Hauſe kam. Sie verſuchte zu denken, er ſei beſchämt über ſeine Handlung. Sah ſie ihn aber am andern Morgen am Spieltiſch, ſo mußte ſie vor ſich ſelbſt bekennen: Ach, er ſieht aus wie ein Menſch, den nichts mehr beſchämt. — Einmal kam Emanuel in den Spielſaal und ging zu Triſtan. Nach kurzem Geſpräch entfernte er ſich wieder. Richenza dachte ob ſie nicht vielleicht ihrem Bruder nacheilen, ihm ihr grenzenloſes Elend offenbaren, ſeine Vermittelung zwiſchen ihr und den Eltern anflehen ſolle? Er war gewiß liebreich, er ſprach ja ſo freundlich mit Triſtan! Aber nein! . . . Es war unmöglich, in dieſer Erniedrigung ſich zu erkennen zu geben, Mitleid zu erregen! Nein! ſagte ſie ſtarr und ſtolz, ich warte bis zu meiner Todesſtunde. Dann ſollen ſie Alle erfahren, wie nah Richenza ihnen war. Dem Tode gegenüber gibt es kein demüthigendes Mitleid mehr. Und wie lange dauert es, ſo bricht meine aufgeriebene Exiſtenz auf immer zuſammen! —

Triſtan war wieder auf eine Glücksader gerathen. Deßhalb hatte er zu Emanuel geſagt:

„Jetzt eben lächelt mir die ſchöne Göttin! da darf ich ſie nicht verlaſſen, um mit Ihnen das ernſte Geſpräch zu führen, das Sie mir vorſchlagen, Herr Graf. Wendet ſich Fortuna wieder von mir ab — was ich nicht fürchten will! — ſo ſtehe ich zu Dienſten.“

Dieſe Antwort brachte Emanuel an Stella, die unerſchöpflich in Vorſchlägen war, wie der arme Triſtan zu retten ſei; — und ſo machte es ſich, daß beide die Gewohnheit annahmen, ſich täglich am Vormittag im Salon zu treffen, wo denn in ihren Geſprächen ein Wort das andere gab und Stella tauſendfache Gelegenheit fand, Emanuel ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß ihm ſchien, es ſei ein ganz neuer Zauber mit dieſer Chiara Stella über ihn aufgegangen und daß ſeine Gedanken ſich ganz in ihrem Bann aufhielten. Grazia ſah er auch täglich, denn jeden Abend um neun Uhr, nachdem Adrian ſich zurückgezogen hatte, fuhr ſie zu ihren Großeltern und blieb ein paar Stunden bei ihnen. Daß aber in deren Gegenwart die Geſpräche von Kreuzbronn nicht fortgeſetzt werden konnten, verſtand ſich von ſelbſt. Er hätte wohl zu ihr gehen können — und Grazia erwartete es. Aber Emanuel war nervös wie ſeine Mutter: er konnte den armen Adrian nicht vertragen und mußte doch immer gewärtig ſein, ihn bei Grazia erſcheinen zu ſehen; daher beſuchte er ſie zu der allgemeinen Beſuchsſtunde, wo er auch andere Leute bei ihr fand. Die Hauptſache war eben die: das katholiſche Dogma intereſſirte ihn gar nicht und Stella ganz außerordentlich; da ſetzte es ihn denn in Verlegenheit, vor Grazia bekennen zu ſollen, daß ſeine katholiſche Begeiſterung vor der Hand — erloſchen ſei. Grazia empfand dieſe Veränderung mit tiefem Schmerz. Hat er Comödie geſpielt? fragte ſie ſich betrübt; aber weßhalb? aber für wen? und kann man denn ſo warm, ſo verſtändnißvoll für eine Sache ſprechen, ohne von deren Wahrheit überzeugt zu ſein? oder überzeugt ſein und doch nicht die Energie haben, mit vollkommener Entſchiedenheit und ohne Rückhalt auf die Seite der Ueberzeugung zu treten?

Ach ja, arme Grazia! gerade dies letztere iſt der Grund, weßhalb gar Manche in dieſer Beziehung auf halbem Wege ſtehen bleiben. Der Verſtand iſt gewonnen, aber der Wille nicht, denn der Wille des Menſchen iſt Eins und daſſelbe mit ſeiner Liebe — und die Liebe iſt ſehr oft einem ganz andern Gegenſtand zugewendet, als dem, den der Verſtand, als der Liebe würdig, anerkennt.

Eines Abends, als ſo viel Perſonen im Salon von Gräfin Meerhaim waren, daß keine allgemeine Unterhaltung ſtattfand, fragte Grazia Emanuel, ob er jetzt Zeit und Luſt habe, die Bücher zu leſen, die ſie für ihn zuſammengelegt habe.

„O!“ rief er, „wären wir in Kreuzbronn, ſo hätte ich ſie längſt geleſen!“

„Das glaub' ich auch!“ erwiderte Grazia: „zum Glück iſt ein Buch etwas, das man überall in die Hand nehmen kann.“

„Sehr richtig! — aber nicht überall leſen.“

„Emanuel!“ ſagte ſie — und ſchwieg, denn ſie fühlte Thränen in ihrer Stimme.

„Mein Gott!“ rief er, „wenn Du mit dieſem Ton Emanuel ſagſt, ſo bin ich bereit, hebräiſch zu lernen, um die Propheten des alten Bundes im Urtext zu ſtudiren.“

„Nein,“ ſagte ſie traurig, „auf dem Beweggrund würde keine Gnade liegen.“

„Du biſt zu vollkommen, Grazia!“ erwiderte Emanuel: „um auf uns gewöhnliche Menſchenkinder einzuwirken, muß man uns nehmen, wie wir ſind und auch kleine Motive in Anwendung bringen. Wenn Du durch eine einzige Inflexion Deiner Stimme mich zu etwas Gutem und Vernünftigen beſtimmen kannſt, weßhalb wollteſt Du das verſchmähen?“

„Weil ich fürchten würde, Du thäteſt es mir — aber nicht Gott zu Lieb', Emanuel — und da, wo es ſich um himmliſche Dinge handelt, kann die Abſicht nie rein genug ſein.“

„Die Frau Gräfin ſchicken der Frau Baronin dieſe ganz ausgezeichneten Feigen,“ ſagte plötzlich Stella, indem ſie mit einem Teller, auf dem Grazia's Lieblingsfrucht und ein Meſſer von Vermeille lag, vom Theetiſch zu Grazia herantrat.

Die Frau Gräfin hatte nicht daran gedacht, ihrer Enkelin die Feigen zu ſchicken, da ſie in lebhaftem Geſpräch mit den Perſonen war, die in ihrer Nähe ſaßen; allein Stella war erfindungsreich und dachte, daß Grazia eine Sendung ihrer Großmutter nicht zurückweiſen werde, was dann ihr Geſpräch mit Emanuel unterbreche; — und das hatte nach Stella's Anſicht lange genug gedauert. Grazia aber, als ob ſie die Liſt durchſchaut habe, dankte mit kühler Freundlichkeit.

„Dann werden Sie mir die ſchönen Feigen abnehmen, nicht wahr, Graf Emanuel?“ fragte Stella.

Auch er dankte; aber er ſtand auf, um ihr den Teller abzunehmen und ihn nach dem Theetiſch zurückzutragen. Das wollte Stella nicht leiden; ſie ließ den Teller nicht los — und ſo trugen ſie ihn Beide munter und lachend zurück — — und Emanuel war da, wo Stella ihn haben wollte: neben ihr, am Theetiſch. — Zufällig wendete er ſich um und ſein Blick fiel auf Grazia. Welch ein trauriger Ausdruck, dachte er betroffen: welch ein Schatten über ihrem Auge!

Im Lauf des Abends wollte er ihr ſich wieder nähern und das unterbrochene Geſpräch fortſetzen, denn die Richtung, in der ſie wandelte und auf die ſie ihn zu lenken ſuchte, war ihm keineswegs gleichgültig. Nicht ſtumpf war Emanuel — aber ſchwach und ſchwankend. Doch Grazia vermied ihn. Findet ſie mich zu frivol? dachte er; hat ſie die Unterbrechung durch Stella übel genommen? dieſe kleine Sirene iſt ihr überhaupt nicht ſympathiſch! — dies muß ich ergründen. Und am andern Tage ging Emanuel etwas vor der allgemeinen Beſuchsſtunde zu Grazia. Sie war noch nicht im Salon und man führte ihn in ihr Zimmer. Sie ſaß an einem Tiſch und malte. Das erinnerte ihn an frühere Jahre in Kreuzbronn, und als Grazia ihn freundlich und ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, willkommen hieß, rief er:

„Ah! hier wehen Heimathslüfte mich an! hier bin ich zu Hauſe! hier laß uns ſprechen von himmliſchen Dingen.“

„Du haſt Recht,“ erwiderte ſie, „im Salon ſollte man das nicht thun, wo man ſo leicht zerſtreut und betäubt wird. Aber ich that es geſtern aus Ungeduld, weil Du keine Fortſchritte machſt.“

„Ich will mich beſſern, Grazia, und will auch die Bücher leſen, die Du mir vorſchlägſt. Aber ſage mir, bitte Dein Urtheil über Stella.“

Bei dieſer ſo höchſt überraſchenden Wendung flog ein lichtes Roth über Grazia's Antlitz und im erſten Augenblick war ihre Stimme bewegt, als ſie zur Antwort gab:

„Sie iſt eine ſehr hübſche und kluge Perſon, voll

Aufmerkſamkeit für meine Großeltern, die ganz für ſie eingenommen ſind. Und das iſt ein ſchönes Lob."

„Ja, aber wie gefällt ſie Dir?"

„In Allem, was ihre Pflichten gegen meine Großeltern betrifft — ſehr gut."

„Und außerdem?"

„Jenes iſt die Hauptſache, lieber Emanuel. Doch nun laß mich fragen, warum Du mich dieſer kleinen Inquiſition unterwirfſt."

„Weil mir ſchon einige Male der Gedanke gekommen iſt, Stella mißfiele Dir."

„Es thäte mir leid, dazu Veranlaſſung gegeben zu haben."

„Mir auch! denn Ungerechtigkeit ſieht Dir nicht ähnlich, Grazia."

„Ungerechtigkeit!" rief ſie, legte ihren Pinſel fort und ſah Emanuel feſt an.

„Nun ja... halb und halb! Zwei ſo junge liebenswürdige Weſen, wie Ihr Beide, die ſich täglich in der Intimität ſehen und die durch die Intereſſen des Hauſes verbunden ſind, müßten ſich näher treten, ſich befreunden, ihre Gefühle austauſchen — und das, mein' ich, müßte von Dir ausgehen."

„Allerdings!" ſagte Grazia kalt; „allein ich habe nicht das Bedürfniß, Freundſchaften zu ſchließen, die auf Austauſch der Gefühle beruhen. Die Erfüllung meiner Pflichten nimmt mich, meine Zeit, meine Gedanken, meine Beſchäftigungen in Anſpruch — und der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen Stella trifft mich nicht, weil ich überhaupt weder Luſt noch Veranlaſſung habe, mit irgend Jemand ein enges Freundſchaftsbündniß einzugehen. Aber Emanuel, wozu all dies Gerede?“

„Wozu?“ rief er: „um Dich immer mehr kennen und bewundern zu lernen.“

Sie ſchüttelte ſanft den Kopf, indem ſie ſagte:

„Ich verſtehe Dich wohl nicht, Emanuel, aber mir ſcheint, Du gingeſt nicht gerade zu Werk in dem, was Du willſt und erſtrebſt.“

„Darin kannſt Du Recht haben.“

„Nun aber, wie lange ſoll dieſer Zuſtand währen, Emanuel! Der heil. Auguſtinus vor ſeiner Bekehrung war in einem ähnlichen und erzählt das ſehr lebendig, indem er ſagt, er ſei geweſen wie Jemand, der in den hellen Tag hineingeſchlafen habe; das Sonnenlicht habe ihm durch die Wimpern geſchienen; doch anſtatt ſich zu ermannen und aufzuſtehen, habe er im Halbwachen geſagt: Gleich! gleich!... Nur noch einen Augenblick! — Doch dieſer Augenblick nahm kein Ende — ſetzt er hinzu.“

„Dann habe ich ja etwas Aehnlichkeit mit einem Heiligen!“ rief Emanuel mit ſeinem abbrechenden Ton.

„Ja... vor der Bekehrung!“ verſetzte Grazia.

„Könnte ein Menſch auf Erden mich bekehren, ſo wäreſt Du es!“ rief er.

„Du ſagſt recht, „könnte“! das kann aber kein Menſch — und die Lehrer des innern Lebens ſagen, das ſei in der übernatürlichen Ordnung immer ein ähnliches Wunder, wie in der natürlichen die Erweckung eines Todten.“

„Aber ein Werkzeug in höherer Hand könnteſt Du doch ſein! Alſo ſei es! Alſo halte mich feſt. Du kannſt es. Ich habe nun einmal etwas Unbeſtimmtes im Character, im Wollen und Streben, weil ich nie etwas fand, das ich als das abſolut Rechte und Wahre anerkannt hätte. Mazzini hat einmal dem Miniſter Minghetti geſchrieben: „Das Recht iſt nichts weiter, als das Bewußtſein, Recht zu haben.“ So denkt die Welt. Das Recht modificirt Jeder nach ſeinen Neigungen, Bedürfniſſen, Leidenſchaften und Anſichten: was man thut, iſt recht, was man denkt, iſt richtig. Daran kann kein Character ſich entwickeln und ſtark werden! Man muß, wie Du, unter einer himmliſchen Aegide in die Welt hineintreten und kampfgeübt ſein. Das bildet den Character! Nicht ohne Schmerz ſpüre ich den Mangel. Alſo hilf mir, Grazia! ringe mich mir ſelbſt ab. Verſprich es mir.“

Er bot ihr über den Tiſch herüber die Hand und ſah ihr mit ernſter Bitte tief in's Auge.

„Nein, Emanuel,“ ſagte Grazia nach einer kleinen

Pauſe, in welcher ſie die Neigung, ſeine Bitte zu erfüllen, bezwang: „das kann ich nicht verſprechen, denn ich weiß nicht, was ich da übernehme und in welche Kämpfe ich gerathen könnte.“

„Und Du willſt meine Seele lieben!“ rief er ſchwankend zwiſchen Trauer und Bitterkeit.

Sie ſchwieg — aber es flog ein ganz leiſes Lächeln, deſſen wunderbare Anmuth ſie nicht ahnte, über ihr Antlitz. Nie hatte Emanuel dies Lächeln bei Grazia geſehen — denn ſie hatte nie ſo gelächelt. Sein Herz wallte in namenloſer Freude auf.

„Alſo doch, Grazia?“ fragte er ſanft.

„Weißt Du denn nicht, daß das eine Pflicht iſt?“ entgegnete ſie.

„Pflicht!“ rief Emanuel und ſprang heftig vom Stuhl auf: „Pflicht!... Wie kannſt Du etwas ſo Himmliſches, wie die Liebe zu einer Seele, zur Pflicht machen!“

„Die Pflicht iſt auch etwas Himmliſches, Emanuel! ſie iſt der goldene Faden, an dem unſer Daſein ankert... und der in der Hand Gottes ausläuft.“

„Die Pflicht!“ wiederholte er empört: „ſo wie ich das Wort Pflicht höre, ſehe ich im Geiſt eine Frau im Sommer des Lebens in einem Kleide von dunkelm Kattun, mit einer Schürze, an der ſich zwei enorme Taſchen befinden, die mit Strickſtrümpfen, Schlüſſelbunden, Nähzeugen und dergleichen Monſtroſitäten vollgeſtopft ſind.“

Grazia lachte und ſagte, indem ſie aufſtand:

„Ich finde, daß Du Dich einer großen Parteilichkeit für den dunkeln Kattun ſchuldig machſt, indem Du ihn als den Repräſentanten der Pflicht betrachteſt.“

„Wohin willſt Du?“ fragte Emanuel betroffen, da er ſah, daß Grazia ſich anſchickte, ihr Zimmer zu verlaſſen.

„In den Salon,“ entgegnete ſie. „Es iſt zwei Uhr: die Beſuchſtunde!“

„Ich bitte Dich, Grazia, warte doch hier, bis irgend ein langweiliger Beſuch wirklich im Salon erſcheint. Laß uns noch zuſammen plaudern.“

„Nein, nein!“ rief ſie heiter und unbefangen: „mit Leuten, die aus der Pflicht ſo etwas wie ein Aſchenbrödel und eine böſe Sieben machen... mit denen muß man nicht allzu lange plaudern.“

„Grazia, Du verdienteſt dunkeln Kattun zu tragen!“ rief Emanuel ärgerlich und doch entzückt.

„Ich rette die Ehre des Barège!“ entgegnete ſie munter und ging in den Salon, wohin Emanuel ihr nicht folgte, ſondern ſich in ſeine Gedanken vertiefte und mit ihnen einſame Wege und Stege ſuchte. O, wenn ſie wollte! wenn ſie wollte! — ſo lauteten ſeine ſtillen Selbſtgeſpräche — ich folgte ihr bis zum Ende der Welt und der Zeit!... Aber entwickeln muß ſie ihren Zauber... leuchten laſſen muß ſie die Holdſeligkeit ihres Weſens, wie es vorhin aufleuchtete in dem lieblich geheimnißvollen Lächeln! — Sie iſt anders, als Frauen zu ſein pflegen!... aber... weil ſie anders iſt, wird ſie auch anders wollen und wird immer als unerreichbares Geſtirn über mir ſchweben: das muß ich fürchten. Doch vielleicht könnte ich einlenken in jene Bahnen, die wirklich gebahnt und durch höhere Vernunft, Glauben und Principien beſtimmt und geregelt ſind, und auf welche ſie mich anweiſt. Was hält mich ab es zu thun? Die Furcht vor Opfern! — Ja, was opfere ich denn? — Ueberzeugungen! — Das klingt ſehr pomphaft und ſehr hohl. Ich bin ein Kind und ein Zögling meiner Zeit und meiner Welt... und bei denen ſieht es ſchwach aus mit Ueberzeugungen. Man ſchöpft täglich ſeine Ueberzeugung aus der Zeitung, die man lieſt und zwar mit ſolcher Inbrunſt lieſt, daß man all ihre Katzenbuckel bald nach Rechts, bald nach Links, heute vor dem Thron, morgen vor dem Willen des Volks, jetzt für und jetzt gegen das „Königreich Italien“ — ebenſo devot als ſtupide mitmacht. Die Zeitungen und ihre Leſer verdummen ſich gegenſeitig — gerade weil ſie ohne Ueberzeugungen ſind und ſich ewig im Spreuwirbel ihrer Stich- und Schlagworte und ihrer kleinen, engen, armſeligen Tendenzen bewegen. Eine Zeitung mit Principien von ewiger Gültigkeit ſuche ſich ein moderner Diogenes mit der Leuchte am hellen Tage... und deren Leſer detto. Mit ſolcher

Milch bin ich nicht aufgenährt worden: folglich ſind meine politiſchen Ueberzeugungen quasi Null. Da habe ich alſo nichts zu opfern. Religiöſe auch nicht. Im Gegentheil! diejenige Religion, die mir nach meinen Ideen und Beobachtungen als die beſte erſcheint, gerade die würde mir Ueberzeugungen geben, nicht nehmen. Aber nun kommt die große Frage: Will ich ehrlich und aufrichtig Ueberzeugungen, die auf Principien von ewiger Gültigkeit beruhen? Will ich ſie, ſo muß ich auch ihre Conſequenzen wollen! Und da liegt das Opfer, zu dem ich mich noch nicht ſtark genug fühle. Sind unſere Ueberzeugungen das, was ſie ſein ſollen: hohe, feſte, uneinnehmbare Punkte, auf die wir uns in der Schlacht des Lebens immer zurückziehen, auf denen wir uns ſammeln, beſinnen und friſch rüſten ſollen — ja, guter Gott, dann iſt es aus und vorbei, wenigſtens dem Willen nach... wie Grazia ſagt, mit Streifzügen, mit Marodiren und wie all die kleinen Expeditionen heißen, die man in einer principienloſen Welt mit höchſter Gemüthsruhe ſich ſelbſt und Andern geſtattet und doch ein Gentleman bleibt. Und das könnte ja unter Umſtänden zu einem formidabeln Opfer anſchwellen. Ueberzeugungen wälzen einen Berg von Pflicht zuſammen und die Pflicht — o Grazia, ich muß es dennoch behaupten! — iſt ein ſehr hausbackenes Mütterchen, in einem Kleide von ſehr dunkelm Kattun!... Sie iſt eben reizlos... und das gefällt nicht! —

Und doch! worin liegt denn Grazia's Zauber? — Gerade in der Einheit ihres Lebens, ihres Handelns, ihres Seins, ja ihrer äußern Erſcheinung... mit ihren Ueberzeugungen, welche ihr die Pflichterfüllung zur Gewiſſensſache machen. Solche Einheit entwickelt den Character, erleuchtet den Verſtand, bildet das Herz — und macht aus einem ſo armſeligen Geſchöpf, wie das Weib nun einmal iſt — ein Wunderweſen, dem man vertrauen kann. Sagt Grazia Ja, ſo meint ſie Ja; ſagt ſie Nein, ſo meint ſie Nein. Ich wüßte gern, wie viel Frauen in Baden, in Deutſchland, in Europa dies Mirakel zu Stande bringen... und ob wohl Stella zu ihnen gehört. Nun, man kann nicht Alle nach demſelben Maß meſſen! Stella iſt ein äußerſt ſchmiegſames und leicht ſich anſchmiegendes Weſen, das gerade dadurch mir näher ſteht. — — — Und, wie das ſo oft bei Emanuel der Fall war, er ſprang ab von ſeinem urſprünglichen Gedankengang, um leichtere Seitenwege einzuſchlagen.

Und Grazia? was dachte ſie? was für Selbſtgeſpräche führte ſie? — Grazia dachte ebenfalls: Ja, wenn ich wollte, wie ich nicht will: ſo könnte ich Emanuel ſo beherrſchen, daß er ſich von mir auf den Weg des Heils führen ließe. Aber mir würde das zum Unheil werden!... vielleicht auch ihm. Mein Pfad iſt mir vorgezeichnet: einſam iſt er, aber er führt zu Gott. In's Fegfeuer darf ich gehen, um Emanuels Seele zu retten... vielleicht bin ich ſchon darin! aber nicht in die Hölle. O Herr, führe mich nicht in Verſuchung! Laß mich nichts Anderes vor Augen haben, als daß in dieſer Sache, ſo wie immer, Dein ewig anbetungswürdiger Wille in größter Vollkommenheit in mir und durch mich erfüllt werde.

So ſprach Grazia auf den Knieen vor dem Cruzifix in ihrer kleinen verſchloſſenen Zelle und kämpfte da, allein vor dem Auge Gottes, den ſchweren Kampf eines Herzens, das ſich leiſe, ganz leiſe nur, zu einem andern Herzen neigen möchte — und es nicht darf und nicht will, aber immer die Neigung fühlt. Wie war das gekommen? — Ja, wer kann das erklären! Grazia bedauerte Emanuel wegen ſeiner Erziehung, wegen ſeines Characters, wegen der verkehrten Einflüſſe, die ihn umgaben. Sie hatte Mitleid mit ihm, weil ſie ſeine zerriſſene, unbefriedigte, mark- und zweckloſe Exiſtenz vor Augen ſah. Sie hoffte für ihn auf himmliſche Fügungen, da ſie neben all dem Leichtſinn ſeiner Natur doch ſo viel Schönes, ſo viel Sinn und Empfänglichkeit für das Wahre und Edle fand. So webten und rankten ſich Gedanken und Gefühle, deren Gegenſtand er war, mit Sorgen und Theilnahme verſchmolzen, in ihre Seele hinein. Doch das Alles iſt keine Erklärung — und ſo lange es Liebe und liebende Herzen auf Erden gibt, wird die Frage, warum ſie ſich zu einander neigen, immer unerklärt und ohne Antwort bleiben.

Am Abend dieſes Tages war Stella ſehr betroffen, daß ſich Emanuel ſo wenig mit ihr und ſo viel mit Grazia unterhielt. Der ganze Salon war voll Menſchen und das Geſchwirr der vielen Stimmen war betäubend; überdas hatte Stella den Theetiſch zu verwalten, an dem ſich immer einige Herren befanden, welche mit ihr Unterhaltung machten; dennoch wußte Stella ganz genau, wo Emanuel eben ſaß oder ſtand, und ſie meinte, durch all das Geräuſch hindurch den Ton ſeiner Stimme zu unterſcheiden. Ein paar Mal hörte ſie ihn lachen; da hätte ſie gern geweint — und ſie war ſo verſtimmt, daß ſie einem Herrn, der ſich bemühte, äußerſt liebenswürdig mit ihr zu ſein, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit höchſt kurze und ſchnippiſche Antworten gab. Auf einmal, als der Salon ſchon leer war, kam Emanuel an den Theetiſch, ſetzte ſich und ſagte ſcherzend:

„Ich bitte um eine Schaale Nectar, kleine Hebe.“

„Ich heiße nicht Hebe, ſondern Stella,“ ſagte ſie noch unter dem Einfluß ihrer Verſtimmung.

„Nun, wenn man in eine Göttin und obenein in die Göttin der ewigen Jugend verwandelt wird, ſo kann man ſich einen ſolchen Namenwechſel gefallen laſſen.“

„Gott!“ ſeufzte Stella, „wie langweilig ſind doch die Herren!“

„Da haben Sie Recht!“ rief Emanuel lachend;

„davon bin ich ſo durchdrungen, daß ich nie mit einem Herrn im Salon ſpreche.“

„Das iſt aber ſehr traurig für die Damen.“

„Iſt das Ihr Ernſt, Fräulein Stella?“

„Mein voller Ernſt... wenn Sie bei dem Ton der Fadaiſen beharren, Graf Emanuel.“

„Dies „wenn“ beruhigt mich, ſchöner Stern — wenn Sie dies nicht auch als Fadaiſe verdammen, während ich finde, daß es ſo à la Calderon klingt: — ſchöner Stern.“

„Ach, Sie ſcherzen und lachen, Graf Emanuel und ich bin traurig! da harmoniren wir heute nicht.“

„Was iſt geſchehen?“ fragte er in anderm Ton.

„O nichts!“ entgegnete ſie: „ich bin oft traurig, beſonders unter vielen Menſchen. Was ſoll ich unter ihnen anfangen? — Es iſt ein beklemmendes Gefühl, das Sie nicht kennen, elternlos, heimathlos, ſchutzlos zu ſein, ein Weſen, das zu Niemand gehört und dem Nichts gehört — das weder in der Gegenwart noch in der Zukunft irgend einen Anſpruch an das Schickſal machen darf, weil es ſo gewiß verſtoßen vom Schickſal iſt. Man muß ſich reſigniren, ich weiß das! aber es iſt ſchwer und fällt mir dann am ſchwerſten, wenn ich Andere in ſolchem großen Treiben ſo munter ſehe... wie Sie heute ſind, Graf Emanuel.“

„Aber wie oft hab' ich Ihnen geſagt und haben wir Alle Ihnen bewieſen, daß wir Sie betrachten als zur Familie gehörend! Gibt meine Mutter Ihnen jetzt nicht ſogar das trauliche Du... wie einer Tochter?"

„Ja!" ſagte Stella mit ſtrahlender Freude, „das macht mich unſäglich glücklich und ſtolz. Aber in dem großen Geſellſchaftstumult vergeſſe ich es und komme mir vor wie ein Blatt, das, einmal vom Zweige abgeriſſen, keinen Anhalt mehr findet und in der Welt umhergewirbelt wird."

„Ach," ſagte Emanuel, „wir Alle werden in der Welt und von ihr umhergewirbelt. Bald ſind es äußere Schickſale, bald innere; bei dem Einen thun es die Verhältniſſe, bei dem Andern der Character. Das iſt des Menſchen Beſtimmung."

„Doch nicht für Alle! Sehen Sie die Baronin Grazia. Welch ein gleichmäßiges friedliches Daſein. Sie lebt in dem Kreiſe, wo ſie geboren iſt — und wo ihre Wiege war, wird einſt ihr Grab ſein. Alle Welt huldigt ihr, verehrt ſie, liebt ſie. Kein Wunſch iſt ihr unerreichbar. Wie in Sammt eingewickelt geht ſie durch's Leben."

„O Kind!" unterbrach ſie Emanuel, „die Dornen in Grazia's Leben verſtehen Sie nicht! die ſtechen nach Innen."

Stella war im Stillen außer ſich, daß ſie, die Grazia's glückliches Schickſal hervorheben wollte, ſtatt deſſen eine ſolche Aeußerung Emanuels veranlaßt hatte. Da rief Gräfin Meerhaim:

„Emanuel! beſchreibe uns das Bild von Giotto, von dem Du mir heute morgen erzählt haſt! ich finde es ſo ſchön, daß man, um es zu ſehen, eigens nach Italien reiſen müßte — und da Gräfin Iſolde mir eben ſagt, ihre italieniſche Reiſe ſei für das Spätjahr entſchieden: ſo nimmt ſie vielleicht ihren Weg über Aſſiſi."

„Giotto's Fresken zu Aſſiſi in der Kirche, die zu Ehren des ſeraphiſchen Franziskus und über ſeinem Grabe erbaut iſt, ſind ſehr zerſtört, gnädige Gräfin," ſagte Emanuel, „und ich will nicht behaupten, daß Sie einen befriedigenden Totaleindruck empfangen werden. Aber ich finde etwas Bezauberndes in dieſem St. Franziskus, in dieſem Sohn des ſchwärmeriſchen Umbriens, das auch Perugino und Rafael und den Dichter des Stabat mater geboren hat; etwas Bezauberndes in der Liebe, womit Franziskus die Armuth zärtlicher umfing, als die Welt den Reichthum — und dieſen characteriſtiſchen Zug eben hat Giotto ſo ſchön hervorgehoben und hat damit das Grab dieſes Liebhabers der Armuth geſchmückt. In ſeinen feurigen Rhapſodien verherrlicht Franziskus die Liebe des Welterlöſers zur Armuth — wie er einen Stall zum Obdach, eine Krippe zur Wiege ſich wählte, wie er kein Haus und kein Eigenthum hatte, und wie er endlich mit drei Nägeln ſich behalf, um ſich an's Kreuz ſchlagen zu laſſen und in äußerſter Entblößung daran zu ſterben.

Dadurch hatte der König des Himmels das, was auf Erden am tiefſten verachtet wird, die Armuth — gleichſam zu ſeiner Braut erkoren. Und weil der Meiſter das gethan, that auch Franziskus, als frommer Schüler daſſelbe. Giotto nun, eingehend in die zärtliche, bilderreiche Phantaſie des ſeraphiſchen Franziskus, malte die Vermählung deſſelben mit der „Frau Armuth.“ Da wandelt ſie hin, die Armuth, bleich, aber wunderſchön, mit nacktem Fuß und im farbloſen, dürftigen Gewande, die Hunde bellen ſie an, die böſen Buben werfen ſie mit Steinen, die Kinder legen ihr Dornen auf den Weg und unter die Füße; doch mild und demüthig nimmt ſie all die Verachtung an, und wandelt weiter und ſchaut mit liebeſeligem Blick auf den Bräutigam, der ihr in ſtiller froher Demuth die Hand bietet. Und ſo iſt dies Bild nicht blos eine wunderſam ſchöne, tiefſinnige Poeſie, ſondern zugleich die einfachſte und wahrſte Lebens- und Seelenbeſchreibung des heiligen Franziskus.“

„Iſt das nicht hinreißend ſchön, liebe Gräfin?“ rief Gräfin Meerhaim begeiſtert aus.

„Vielleicht als poetiſche Auffaſſung,“ entgegnete Iſolde eiskalt: „ich liebe nicht dieſe Vergötterung der Armen, deren Neid, Habgier und Dünkel, deren Anmaßung und Unverſchämtheit den Reichen gegenüber dadurch nur geſteigert wird.“

„Zum Glück, Gräfin, haben unſere Proletarier keine Ahnung von Giotto's Freſken," entgegnete Emanuel etwas ſcharf: „freilich auch wenig Aehnlichkeit mit Franz von Aſſiſi... das muß ich zugeben."

„Solch ein excentriſcher Menſch," antwortete Iſolde trocken, „hat überhaupt mit Nichts und mit Niemand Aehnlichkeit."

„Doch!" ſagte Grazia: „mit Chriſtus, dem Gekreuzigten: und deshalb iſt Franz von Aſſiſi ein Heiliger — und deshalb iſt Giotto's Bild erhaben — und deshalb iſt die Armuth auf ewig geadelt. Aber die Armuth, von der es heißt in heiliger Schrift: „Selig die Armen im Geiſt, denn ihnen gehört das Himmelreich."

„Das iſt ſo recht etwas für unſere ſchwärmeriſche Grazia," ſagte Iſolde herablaſſend.

„Merkwürdig iſt es doch," nahm Emanuel wieder das Wort, „daß ſeit mehr als ſechshundert Jahren die zahlreiche Nachkommenſchaft des Franz von Aſſiſi freiwillig in ſeiner Armuth bleibt."

„Nein, das iſt gar nicht merkwürdig," ſagte weiſe ein Herr, der zum erſten Mal in ſeinem Leben den heil. Franziskus nennen hörte, aber die italieniſchen Namen bemerkte: „dieſe Tagediebe von Italienern mögen nicht arbeiten —. folglich bleiben ſie arm. Daß aber im Verlauf von ſechshundert Jahren auch nicht Einer es zu etwas gebracht hat — iſt ein Beweis, daß der Fluch Gottes auf dieſer faullenzenden Progenitur liegt."

„Sagteſt Du nicht eben: Selig die Armen an Geiſt?“ fragte Emanuel zu Grazia gewendet.

„Mein Sohn ſpricht von Ordensleuten!“ rief Gräfin Meerhaim dazwiſchen — etwas betroffen, daß Giotto's Gemälde in ihrem Salon fiasco gemacht hatte: „Ordensleute ſind arm.“

„Arm?“ entgegnete giftig der weiſe Herr, der auch ſehr fromm war: „arm thun ſie, reich ſind ſie!... dieſe Bettelmönche!“

„Ja!“ rief Grazia, reich an Mühen und Arbeiten, reich an innerem und äußerem Kreuz, reich an einer Kutte und an dürftigem Lebensunterhalt, reich an Glauben, Liebe und Barmherzigkeit . . . ja, ja! daran ſind ſie reich.“

„Die Geſchichte belehrt uns zur Genüge, was von ihrem Reichthum und von ihrer Armuth zu halten ſei,“ erwiderte giftig der weiſe und fromme Herr.

„Die Geſchichte?“ ſagte Grazia: „wahrſcheinlich wollen Sie ſagen: Ein Geſchichtsbuch — und haben dabei irgend ein glaubens- und kirchenfeindliches Werk im Sinn. Denn wenn Sie die Culturgeſchichte kennen würden, ſo würden Sie mir nicht widerſprechen — es ſei denn, daß Sie die Schuld von Einzelnen dem ganzen Stande aufbürden wollten — was aber der Gerechtigkeit widerſpricht.“

„Gnädige Baronin! wie können Sie, eine junge, edle Frau, einen Stand beſchützen, der ſo furchtbar viel Aergerniß gegeben hat. Klöſter waren ja von jeher bis zu dieſer Stunde wahre Brutneſter von Scandalen gemeinſter Art."

„Herr!" ... fuhr Emanuel auf. Aber Grazia legte die Hand auf Emanuels Arm und ſagte:

„Wenn von Scandal bei Ordensleuten die Rede ſein ſoll, ſo werde ich Ihnen einen ſolchen mittheilen, den Sie vielleicht noch nicht hörten. Wollen Sie ihn hören?"

„Ich bin auf Alles gerüſtet, gnädige Frau."

„Ein geiſtlicher Sprößling aus der großen gottſeligen, verehrungswürdigen Familie des heiligen Franz von Aſſiſi, der dritte Ordensgeneral der Capuziner, Bernardin Occhino, fiel ab vom heiligen Glauben und nahm die Irrlehre des ſechzehnten Jahrhunderts an." —

„Ein Weib detto" — ſetzte Emanuel hinzu.

Allgemeines Stillſchweigen. Grazia verließ ihren Platz, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte den Marſch aus der Norma. Der fromme, weiſe Herr verſchwand. Iſolde ſagte trocken zu Gräfin Meerhaim:

„Schwerlich werde ich nach Aſſiſi kommen, denn ich denke, mein Mann reiſt lieber über Marſeille und dann mit dem Dampfſchiff. Nicht wahr, lieber Felix?" Graf Felix war kein großer Redner und erregte immer ein gewiſſes Erſtaunen, wenn er ſich vernehmen ließ. In dem vorliegenden Fall konnte er aber beherzt das

Wort ergreifen und ſagen — wenn auch nicht genau ſo, wie Iſolde ſoufflirt hatte:

„Ich denke, meine Frau reiſt lieber mit dem Dampfſchiff über Marſeille, gnädige Gräfin.“

Iſolde erhob ſich raſch und zog ſich zurück mit ihrem geiſtreichen Gatten, der unter ihrem eiſernen Regiment immer gedankenloſer wurde. Er wußte ja zur Genüge, daß Iſolde Alles tadelte, was er denken, thun und ſagen mochte — und ſo begnügte er ſich — Nichts zu ſagen, zu thun und zu denken.

„Grazia,“ ſagte Graf Meerhaim, als ſie allein waren, „mir wird immer heiß und kalt, wenn Du in's Feuer gehſt.“

„Sorge nicht, lieber Großpapa! ich werde ſchon mich und meine Sache vertheidigen,“ ſagte ſie ruhig.

„Das weiß Gott!“ rief der alte Herr lachend: „Du biſt meine letzte Sorge! ich denke an die anderen Leute. Mit Gräfin Iſolde ſprichſt Du von Chriſtus und mit dem ſtockproteſtantiſchen Herr von Y. von der Häreſie des ſechzehnten Jahrhunderts und dem Scandal, ſich zu ihr zu bekennen, während wir Uebrigen, Iſolde ausgenommen, auch proteſtantiſch ſind.“

„Ich ſehe nicht ein, Großpapa, weßhalb im Salon ernſte und höhere Dinge nicht mit dem gebührenden Reſpect, ſondern mit oberflächlicher Frivolität oder mit Bosheit beſprochen werden ſollen. Nicht ich habe das Capitel von St. Franziscus zur Sprache gebracht;

— ich hüte mich vor dergleichen! Als es aber geſchah, habe ich mich ſo darüber ausgedrückt, wie es ſich ziemt für eine Katholikin — und wie leider Iſolde es nicht gethan hat. Dem Herrn von Y., der auf die Kleinodien meines Glaubens, auf das Leben nach den evangeliſchen Räthen, den Koth niederträchtiger Verleumdungen" ... —

„Beſtes Kind!" rief Gräfin Meerhaim: „er iſt ein höchſt reſpectabler Mann!"

„Mag ſein, Großmama! — aber ſeine Geſinnung iſt nicht reſpectabel!" ſagte Grazia und fuhr fort: — — „und boshafter Lüge werfen wollte, ... dem hab' ich ſo geantwortet, daß er für den Augenblick verſtummte. Nie werd' ich ſchweigen, wenn man auch nur ein Atom angreiſt, das zu meiner Kirche gehört, nie! und wenn alle Katholiken das thäten, alle ohne Ausnahme, wenn ſie jedes freche, unwahre, verleumderiſche Wort, das ihnen von Juden, Heiden, Akatholiken und Ungläubigen zugeſchleudert wird, auf der Stelle, gleichviel wo, furchtlos und entſchieden beantworteten: ſo würde die maßloſe Süffiſance ihrer Gegner etwas gedämpft werden — und das wäre ſehr heilſam für die ganze Welt, denn durch die Uebergriffe der unwiſſenden Anmaßung hauptſächlich wird ſie heutzutage bethört, beängſtigt und gräulich confus gemacht! — Ja, Großpapa, ich gehe weiter! ich behaupte, die Katholiken ſollten ſich nicht blos defenſiv verhalten, denn das gibt ihren Feinden den Schein des Rechts. Die urtheilsloſe große Maſſe denkt: den Katholiken werden immer und überall Vorwürfe gemacht: folglich müſſen ſie, wenn auch nicht alle, doch einige denſelben verdienen. Bis zur Frage: Wer macht die Vorwürfe? und in welcher Abſicht? ... erhebt ſich die Bornirtheit der Maſſe natürlich nicht! ſie hält ſich zu den Angreifenden und unterſtützt ſie mit ihrem Beifall. Wenn nun die Katholiken agreſſiv gegen Juden, Heiden, Irr- und Ungläubige verführen, ihnen überall entgegenträten und nachwieſen, daß ſie die wahren Fundamente für Glauben und Wiſſenſchaft, für den Staat und die Familie, für Recht und Sittlichkeit untergraben — und gar nicht anders können, als untergraben, ſelbſt wenn ſie es nicht wollten, weil ſie nicht für die ewige Wahrheit, die Chriſtus iſt, und folglich gegen ihn ſind: — dann würde ſich das Blatt wenden, indem man damit anfinge, die wahre Aufklärung, den wahren Fortſchritt, die wahre Freiheit feſtzuſtellen, bevor die große Maſſe durch alle Verfälſchungen der Glaubensgegner betäubt und verwirrt wird. Dann würden die ſchwachen, ſchüchternen Seelen, von denen es Legionen gibt, aus ihren Mauſelöchern hervorkriechen und Muth faſſen, ſich katholiſch zu zeigen; — und abermals Legionen von Hohl- und Flachköpfen würden ſich mit ihren trivialen, unwiſſenden Angriffen verkriechen."

„Nun, weßhalb verfahrt Ihr denn nicht agreſſiv?“ fragte der Graf, faſt wider ſeinen Willen theilnehmend.

„Weil wir über alle Begriffe die Tugend der Nächſtenliebe beſitzen und uns unſäglich viel von der octroyirten Gleichberechtigung der Confeſſionen gefallen laſſen, um nur den lieben Frieden nicht zu ſtören — eingedenk jenes Ausſpruchs des göttlichen Heilandes: Selig die Friedfertigen.“

„Früher lebte man wirklich im confeſſionellen Frieden,“ ſeufzte Gräfin Meerhaim, „ich habe ja mein ganzes Leben, in Schleſien, in Dresden, mit Menſchen zugebracht, von denen ich gar nicht wußte, ob ſie proteſtantiſch, ob katholiſch waren. Darum bekümmerte ſich Niemand! Geſpräche, bei denen dieſe Verſchiedenheit zu Tage gekommen wären, fielen gar nicht vor, weil ſie Niemand intereſſirten. Deßhalb eine Ehe nicht einzugehen, war undenkbar! Dein Vater that es ja auch, Grazia.“

„Aber mein Vater machte für alle ſeine Kinder die Bedingung: katholiſch!“

„Er that es! . . . Aber ſehr Viele thaten es nicht.“

„Die Zeit iſt in dieſer Beziehung anders geworden, liebe Großmama, der Glaube tritt mehr in den Vorgrund, wird beſtimmender in ſeinem Einfluß auf's Leben. Dazu haben wir ihn. Folglich iſt es jetzt beſſer als früher.“

„Aber es iſt und bleibt ſchrecklich, daß Du uns Alle zu Ketzern machſt!“

Grazia ſchwieg einen Augenblick und der traurige Ausdruck, der zuweilen wie der Verräther eines innern Schmerzes über ihr Antlitz flog, trat auch jetzt hervor, als ſie erwiderte:

„Es iſt ein namenloſer Kummer für mich, daß ſo Viele von Denen, welche mir die Nächſten und Liebſten ſind, nicht den wahren Glauben beſitzen. Das leugne ich nicht; denn wenn ich es leugnete, würde ich aufhören, Katholikin zu ſein, da die katholiſche Kirche nur einen wahren Glauben, aber unzählige Irrlehren kennt. Von Bernardin Occhino, dem Prieſter und Ordensmann, der die wahre und irrige Lehre genau kannte — oder kennen mußte — und genau wußte, was er that: von ihm habe ich geſagt, er ſei zur Häreſie des ſechzehnten Jahrhunderts abgefallen — denn es gab Häreſien in allen Jahrhunderten des Chriſtenthums. Aber die, welche in irgend einer Irrlehre außerhalb der Kirche geboren, unterrichtet und erzogen ſind — nennt der Katholik nicht Häretiker oder Ketzer.“

„Nun, wie denn?“

„Irrende Brüder.“

„Brüder, ohne den Zuſatz wäre beſſer.“

Grazia ſchwieg.

„Hältſt Du gar keinen Irrthum in Glaubenslehren für möglich, Mama?“ fragte Emanuel.

„Ich überlaſſe es dem lieben Gott, zu entſcheiden, was Wahrheit und was Irrthum iſt," ſagte die Gräfin.

„Nun, Mama! ſo macht es auch Grazia; — nur mit dem Unterſchied, daß ſie in ihrer Kirche das unfehlbare Lehramt beſitzt, welches an Gottes ſtatt und durch die Erleuchtung des heiligen Geiſtes autoriſirt iſt, über Wahrheit und Irrthum in Bezug auf die Glaubenslehren der Offenbarung zu entſcheiden. Grazia greift nicht vor; ſie folgt einer höheren Autorität."

„Ein ſolcher Gehorſam iſt Beſchränktheit!"

„Sage Beſchränkung, Mama, und Du haſt Recht! Freiwillige Beſchränkung des vagabondirenden Verſtandes, der träumenden Phantaſie, des eigenmächtigen Willens im Denken und Handeln — um einer göttlichen Norm zu folgen: ich geſtehe, ein ſolcher Gehorſam erſcheint mir als eine wunderbare Vollkommenheit des menſchlichen Willens."

„In keinem Fall gibt er das Recht, Anderen dieſe Beſchränktheit — wie ich nun einmal ſage! — aufzuwälzen."

„Willſt Du nicht die Berechtigung der Beſchränkung anerkennen, ſo mußt Du auch Reſpect haben vor den Ueberzeugungen der Wiedertäufer, die unlängſt nach dem Rummelsberger See bei Berlin und an den Rhein bei Worms zogen und ſich höchſt begeiſtert pêle-mêle in die Fluten ſtürzten, um dort das Sacrament der Taufe zu finden und als chriſtliche

Tritonen und Najaden aus dem Bade empor zu ſteigen.

„Charmante gottesdienſtliche Handlung!" rief lachend und höchſt beluſtigt Graf Meerhaim.

„Emanuel!" ſagte die Gräfin im Tone des Vorwurfs: „es ziehen ſich bei allen Menſchen ganz von ſelbſt Schranken dort, wo Sitte und Anſtand verletzt werden."

„Keineswegs, beſte Mama! der Katholik ſieht eine brutale Verletzung von Sitte, Anſtand und Schicklichkeit darin, daß der Prieſter beweibt ſei; — der Proteſtant nicht. Ich ſage dies nur beiſpielsweiſe, um darauf zurückzukommen, daß man logiſch kein Recht hat, irgendwo geiſtige Schranken für Ueberzeugungen zu ſetzen, wenn man nicht jene edle Beſchränkung anerkennt, die aus der freien Unterwerfung unter die gottgegebene Autorität der katholiſchen Kirche in Glaubensſachen hervorgeht. Dann und nur dann ſteht man ſicher, wie Grazia. Dann kann man zärtlich die Seelen lieben und doch mit äußerſter Entſchiedenheit, wenn es nöthig iſt, ſagen: „Ihr ſeid im Irrthum! — Dann kann man wahr ſein."

„Lohn's Gott, Emanuel!" rief Grazia in Thränen.

„Baſta! baſta!" ſagte Graf Meerhaim: „ſpare Deine Thränen, meine Tochter, und ereifert Euch doch nicht ſammt und ſonders in dieſem Disput um des Kaiſers Bart! Anſichten ſind eben Anſichten. Der

Eine hat ſie ſo und der Andere ſo. Was ſchadet das? Man kann ja nicht ewig einer und derſelben Meinung ſein. Der Erſte trinkt Wein, der Zweite Bier, der Dritte Waſſer. Wenn's Jedem ſchmeckt — wohl bekomm's! man darf auch dem Waſſertrinker ſeinen erbärmlichen Guſto nicht verleiden. Allons! allgemeine Verſöhnung! . . . Vertragt Euch."

Grazia eilte zu Gräfin Meerhaim, küßte ihre Hände und bat demüthig um Vergebung, dankte dann dem Grafen zärtlich für ſeine Nachſicht und fuhr zu Hauſe. Zu Emanuel, der ſie zu ihrem Wagen begleitete, ſagte ſie.

„Glaubſt Du das, was Du geſagt haſt?"

„Ich faſſe es," antwortete er.

„Gott helfe Dir weiter."

„Bete für mich, Grazia."

„Oh!" ſagte ſie.

Gräfin Meerhaim war aber nicht ganz verſöhnt. Sie hatte weder Verſtändniß noch Intereſſe für das Poſitive einer Glaubenslehre, hatte auch gar keine Kenntniß der confeſſionellen Unterſcheidungslehren. Aber eben wegen dieſes Mangels war es ihr unangenehm, daß darauf irgend ein Gewicht gelegt werden ſollte; — und beſonders, daß Emanuel es that — ihr Emanuel, den ſie für den Cultus aller großen und ſchönen Ideen, aller idealen Erſcheinungen auf allen Gebieten des Lebens . . . . erzogen hatte und der nun, unter Grazia's Einfluß, ſo einſeitig wurde! Vielleicht hätte ſie ihre Aufregung bei der Lectüre von Victor Hugo's „Misérables', vergeſſen, wenn nicht Stella geweſen wäre. Sie begleitete die Gräfin in ihr Schlafzimmer, bereitete ihr Zuckerwaſſer à la fleur d'orange und konnte in ihrer zarten Theilnahme die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die edle, vortreffliche Grazia ihrem Katholicismus jene übertriebene Färbung gebe, die man ultramontan nenne und die von aufgeklärten Katholiken mit nichten gebilligt werde.

„Solche Anſichten widerſprechen ja durchaus dem liebenden Herzen," ſagte ſie ſchließlich: „und wenn wir der Einſprache der Liebe nicht folgen dürfen, ſo werden wir kalt und hart."

Entzückt umarmte Gräfin Meerhaim ihre Chiara Stella, vergaß gänzlich, daß dieſe nur ein Echo der Phraſen war, die ſie täglich von der Gräfin hörte, zog ſie neben ſich nieder auf die Chaise longue und ſagte:

„Süßes Kind, ja! Du haſt die richtigen Anſichten r das liebende Herz bewegt ſich in einer Sphäre, zu welcher der Ultramontanismus ſich nicht erſchwingt. Mein größter Kummer iſt, daß ſich Emanuel auf Grazia's Seite ſtellte."

Dies war auch für Stella nicht bloß der größte, ſondern der einzige Kummer geweſen; aber ſie rief mit ſchöner Begeiſterung:

„Graf Emanuel iſt ein ſo ritterlicher Character, daß er für die Baronin Grazia eine Lanze brach, als er ſah, daß ſie unterliegen werde.“

„Aber gegen ſeine Mutter, meine ſüße Stella.“

„Das iſt freilich ein beklagenswerther Einfluß!“ flüſterte Stella ſo leiſe, als getraue ſie ſich nicht, dieſe Bemerkung zu machen.

„Alſo Du findeſt das auch, geliebtes Kind?“

„Kann darüber ein Zweifel ſein, gnädige Gräfin?“

„Mein Gott! wozu wird Grazia ihren Einfluß nicht anwenden wollen! Er muß katholiſch werden... mein armer Emanuel!“ jammerte die Gräfin.

„Natürlich! . . . aber das iſt nur der Anfang! die Baronin wird dann einen Bettelmönch aus ihm machen wollen, einen heiligen Franziscus . . . oder gar einen Jeſuiten.“

„Nein, Kind! ſo unſinnig iſt Emanuel nicht!“

„Das hoffe ich auch, gnädige Gräfin — aber ich bin feſt überzeugt, es wäre der ſeligſte Tag im Leben der Frau Baronin, wenn ſie es dahin bringen könnte.“

„Unbegreiflich, Kind! ganz unbegreiflich! — Wie kann Grazia wünſchen, ihn elend zu machen?“

„Das hängt zuſammen mit den übertriebenen Vorſtellungen, welche die Ultramontanen vom Ordensſtande und vom klöſterlichen Leben haben. Und da Graf Emanuel noch immer nicht vermählt iſt, ſo hat die Baronin einige Chance für ihre Abſicht. Wie ſchade, daß Graf Emanuel nicht vermählt iſt!“

„Seit Jahren iſt dies mein ſtummer Schmerz . . . und Du erräthſt ihn! — Geliebtes Kind, wie nah ſtehſt Du meinem Herzen.“

„Vermählt ſich Graf Emanuel, ſo iſt er dem Einfluß der Baronin Grazia entzogen — das iſt klar.“

„Aber unſäglich ſchwer, eine paſſende Frau für ihn zu finden,“ ſagte die Gräfin nachdenklich.

Da Stella dies gar nicht fand, ſo fand ſie es auch nicht nöthig, Gräfin Meerhaim bei dieſem Nachſinnen zu unterſtützen. Mit der weichen Anmuth und der ſchmeichleriſchen Zärtlichkeit eines Kätzchens tändelte ſie noch eine Weile um die Gräfin herum, bis dieſe ſie liebreich entließ — und ſie die Hoffnungen und Wünſche des Tages in die Träume der Nacht übertrug.

Grazia wachte noch lange in ihrem Kämmerlein und flehte bei den Wunden des Erlöſers, daß Emanuel zum Entſchluß kommen möge, durch den Eintritt in die Kirche Einheit und Uebereinſtimmung in ſein Leben zu bringen. Er ſchiffte zwiſchen Klippen — er ſah den rettenden Leuchtthurm — und er zögerte, gerade auf ihn hinzuſteuern.

* * *

Ein Fortſchritt.

Immer dunkler wurde es um Richenza und in ihr. Ein Wurm ſaß tief in ihrem innerſten Herzen und nagte, nagte, nagte — das war das Gewiſſen, welches in dem Maß wach wurde, als Richenza die Mittel verlor, es zu übertäuben. Und eine Kralle lag auf ihrer Bruſt und zerfleiſchte oder zermalmte ſie — das war die Verzweiflung der ſittlichen Ohnmacht.

Es war Nacht. Sie wachte bei der Kranken. Gerührt durch dieſen Liebesdienſt, begehrte Frau Hellwig ſchon längſt nicht nur keinen Miethzins von Richenza, ſondern verſah ſie auch manchmal mit geringen Lebensbedürfniſſen, die dann Richenza's Subſiſtenzmittel ausmachten; denn ihr Geld verſpielte ſie und litt lieber Hunger des Leibes, als Hunger der Leidenſchaft, weil ſie jenen vergaß, wenn ſie dieſen befriedigen konnte; aber nicht umgekehrt. Ein ſolcher Tyrann iſt die Leidenſchaft.

Sie wachte — allein mit ihren fürchterlichen Gedanken, die ſich wie ein Chaos von Atomen, ohne Anfang, ohne Ende, ohne Zuſammenhang, ohne Ziel, durch ihren Kopf wirbelten. Was hatte ſie aus ihrem Leben, aus dem Leben ihrer Kinder, ihres Sohnes, gemacht? Ja . . . was war das Leben? war es ein zufälliges Phänomen in Naturgebilden — oder war es eine geheimnißvolle Gabe, die eine höhere Beſtimmung umſchloß? — Wenn Zufall oder Naturnothwendigkeit: wie gräßlich dann dieſe Leiden, dieſe Qualen, dieſe Martern des Herzens, das umſonſt nach Glück verlangt! und wie könnte man denn überhaupt leiden und glücklich ſein wollen, wenn mit dem irdiſchen Phänomen von fünfzig, ſechzig Jahren . . . . Alles aus und vorbei wäre? — Ein Gebilde, das auf ſo niedriger Stufe ſteht, kann niedrige Begierden haben und nach ihrer Erfüllung ſtreben — aber Bedürfniſſe, Sehnſucht und Leiden des Herzens unmöglich fühlen. So wäre denn das Leben etwas anderes! wäre eine Gabe, die einen höheren Zweck hat, die irgend einem größeren Plan angehört und im Zuſammenhang mit einer geheimnißvollen Beſtimmung iſt, welche der Geber dieſer Gabe anordnete. Denn eine Gabe beſteht nur dadurch, daß ſie einen Geber und einen Empfänger hat und dieſer ſchuldet jenem Dankbarkeit und gewiſſenhafte Verwendung, weil er dadurch in ein abhängiges Verhältniß kommt. Dies Verhältniß offenbart, deutet und lichtet die Religion, und ſie lehrt, daß ein Gott ſei und der Menſch — ſein Geſchöpf; und daß es Pflicht des Geſchöpfes ſei, dem Herrn zu dienen und in den Plan Gottes einzugehen — durch Gehorſam; und daß auf dieſem Wege harte Kämpfe zu finden wären und viele Leiden, aber geſegnete Siege und ewiger Lohn. — Das lehrt die Religion. Dieſe Lehre kann der Menſch befolgen oder verwerfen. Verwirft er ſie, reißt er ſich los aus der göttlichen Ordnung, ſpricht er das uralte „non serviam“ des gefallenen Engels — was wird aus ihm? welchen Abgründen neigt er ſich zu? kann er ſich wieder empor arbeiten, wieder ſich einfügen in die höhere Ordnung? — — Solche Gedanken erhoben ſich in Richenza, aber verwirrt durch ihre Widerſprüche, verdunkelt durch ihre Leidenſchaften, zerriſſen durch ihre Verneinungen, in Frage geſtellt durch das eine Wort: Am Ende ſind alle Religions- und philoſophiſche Syſteme doch nur Menſchenmachwerk, und wenn es einen unerſchaffenen Geiſt gibt: ſo kann der geſchaffene ſich nicht zu deſſen Erkenntniß erſchwingen; — das iſt klar.

Freilich ſcheint das dem verblendeten Menſchen klar! Richenza vergaß nur in Anſchlag zu bringen, daß der unerſchaffene Geiſt, der dieſe Erkenntniß wollte, auch das Mittel dazu erfand. Er offenbarte ſich zuerſt in der Natur; und dann in überſchwänglicher Weiſe durch die Menſchwerdung Gottes.

Triſtan war an dieſem Abend — was nicht immer geſchah — zu Hauſe gekommen, halb trunken, halb ſtumpfſinnig, ein ſchauderhaftes Bild ſittlicher Verſunkenheit, ſo daß ein Grauen über ihr Herz kroch, als ſie ihn ſah — und überhaupt wenn ſein jammervolles Bild in ihren jammervollen Gedanken auftauchte. Ob es nicht beſſer und glücklicher für ihn geweſen wäre, wenn ich ausgeharrt hätte in der kleinen dunkeln Hinterſtube des Sinkler'ſchen Hauſes? fragte ſie ſich. Doch ſogleich machte ſich das „non serviam" Platz und ſie ſetzte hinzu: Mein Schickſal heißt zu Grunde gehen! Dort — wäre es bewußtlos geſchehen; jetzt geſchieht es mit Bewußtſein und nach langem Kampf. Wer verbürgt mir, daß Triſtans Schickſal dort eine beſſere Wendung genommen hätte? — Trotz dieſer falſchen Beruhigung verfiel ſie in eine angſthafte Aufregung, und um dieſe endlich zu beſchwichtigen, nahm ſie eine Doſis Morphium, welches immer für die Kranke vorhanden war. Richenza hoffte ein wenig ſchlafen zu können. Die Kranke lag ſtill in ihren Leiden, wie gewöhnlich; das ganze Haus war ruhig: nichts konnte geſchehen; ſie durfte es wagen; — und ſie entſchlief.

Aber Triſtan wachte. Vor Kurzem hatte er ein Geſpräch mit Emanuel gehabt und alle Vorſchläge abgelehnt, um ein anderes Leben zu beginnen. „Ich kann nicht mehr, denn mir iſt das Gehirn wie ausgebrannt!" erwiderte er. „Wenn Sie mir einen Klumpen Thon in die Hand legten und ſprächen: Nun arbeite! nun erfinde… irgend etwas! ich gebe dir tauſend Franken! — — ſo müßte ich antworten: Wäre ihnen Cœur-Dame oder Careau-König gefällig? denn ich ſehe nichts Anderes als Rouge, Rouge und abermals Rouge in mir und um mich her.“

„Aber Sie rennen ja Ihrem Verderben zu!“ rief Emanuel.

„Nein, das iſt keineswegs ausgemacht! wenn ich nur Geld habe, kann ich ja die Bank ſprengen;“ — ſagte Triſtan, wie ein Wahnwitziger auf ſeine fixe Idee zurückkommend.

Emanuel gab ihm Geld. Es war bald verſpielt. Jetzt hatte Triſtan gar nichts mehr und er wußte, daß auch ſeine Mutter gar nichts mehr hatte. In dieſer Nacht hatte er ſich zwar auf's Bett geworfen, aber der fieberhafte Schlummer wurde bald durch ein fieberndes Wachen geſtört. Er ſprang auf und begann in ſeiner Dachkammer zu ſuchen, ob da nicht irgendwo irgend ein Geldſtück verborgen oder verloren ſei — oder ob er nicht irgend etwas verkaufen und zu Geld machen könne. Er riß ſein Lager um und die Auszüge ſeiner zwei Tiſche auf. In dem einen, neben dem Bett, fand er drei Zündhölzchen — und in dem andern ein wenig Wäſche, das Allernothdürftigſte. Die darf ich nicht verkaufen, murmelte er zwiſchen den Zähnen; denn… wenn ich allzu bettelhaft ausſehe, darf ich nicht in den Spielſaal. Dann warf er ſich auf den Fußboden und unterſuchte, ob nicht in deſſen Ritzen Geld gefallen ſei. Umſonſt. Als ſich durchaus nichts Brauchbares entdecken ließ, begann er in der Kammer ſeiner Mutter dieſelbe gräßliche Unterſuchung. Sie führte zu demſelben Reſultat. Zwar ſtand da eine verſchloſſene Comode; allein deren armſeliger Inhalt war ihm nur zu gut bekannt, da ſeine Mutter ihm vor drei Tagen, als er ſie um Geld oder Geldeswerth beſtürmte, ihre erbärmlichen Habſeligkeiten gezeigt hatte. Dieſe waren ſeitdem eher vermindert als vermehrt. Alſo nichts! gar nichts! Die Schweißtropfen perlten ihm auf der bleichen Stirn, er war athemlos von dieſem wirren, verzweifelten, unſinnigen Suchen. Er blickte um ſich, als ob er die Wände hätte umreißen mögen, um nur etwas, etwas zu finden, womit er dieſen lechzenden Durſt des Spielfiebers hätte löſchen können. Aber nichts! Aber nichts! Er hielt es nicht aus in dieſen engen, niedrigen Dachkammern; ſie erſtickten ihn. Auch wollte er ſein Suchen noch nicht aufgeben. Vielleicht fand ſich etwas auf der Treppe — vielleicht hatte ſeine Mutter doch gewonnen. So kam er unten an. Die Thür des Krankenzimmers war nur angelehnt, um etwas friſche Luft einzulaſſen. Triſtan öffnete ſie vorſichtig. Der Thür gegenüber ſtand das Bett; um deſſen Kopfende waren grüne Vorhänge herabgelaſſen. Am Fußende ſaß ſeine Mutter in einem Lehnſtuhl, ihr leichenblaſſes Antlitz ihm zugewendet — und ſchlief.

Zwiſchen der Thür und dem Bett, in der Mitte des Zimmers, ſtand ein runder, mit einem grünen Teppich bedeckter Tiſch und darauf eine Nachtlampe mit einem Schirm, der ihr ſchwaches Licht nach dem Bett zu ganz verdunkelte, während die Gegenſtände, die auf dem Tiſch lagen, hinreichend beleuchtet waren, um ſie für den Krankendienſt benutzen zu können. Da ſtanden verſchiedene Arzeneigläſer, eine Taſſe mit einem ſilbernen Löffel — und da lag eine große altväteriſche ſilberne Taſchenuhr. Silber auf dem grünen Tiſch! — Wie ein Geyer auf ſeine Beute fiel Triſtans Blick auf dieſen Gegenſtand: Silber! — Das ſuchte er ja, das brauchte er ja! Zitternd und athemlos vor Begier ſtand er da. Sein Herz klopfte ſo furchtbar, daß er unwillkürlich dachte: Wenn ſie es nur nicht hören und davon erwachen! — Er lauſchte. Todtenſtille. Wohlan! ich borg' es! — Er ſchlich an den Tiſch heran. Er lauſchte wieder. Er hörte die gleichmäßigen Athemzüge ſeiner Mutter. Von der Kranken hörte er nichts; er wußte, daß ſie jetzt faſt immer in einem lethargiſchen Zuſtand ſich befinde. Das war beruhigend. Er ſtreckte die Hand nach der Uhr aus — und ließ ſie wieder ſinken. Da fiel ſein Blick auf das Zifferblatt. Halb vier Uhr! Bald wurde es Tag. Bald kam Frau Hellwig und löſte ſeine Mutter ab. Dieſe Gelegenheit fand ſich nie wieder. Ich borge die Uhr — auf einige Stunden nur... — Er nahm die Uhr. Seine Hand zitterte.

Welche unnütze Nervenaufregung! ich bringe ja Alles wieder! dachte Triſtan — und nahm auch den Löffel. Dann ſchlich er rückwärts und den Blick auf ſeine Mutter geheftet, zur Thür — und hinaus. Dort blieb er ſtehen, holte Athem und lauſchte wieder. Dieſelbe Stille. Er ſchlich in ſeine Dachkammer hinauf, ſchloß die Thür hinter ſich zu, verriegelte die Zwiſchenthür und legte ſeinen Raub auf's Bett: da klirrte das Metall nicht — denn er meinte immer, es ſei Jemand da, der jede ſeiner Bewegungen vernehme. Er riß ſein Fenſter auf, theils um Luft zu ſchöpfen, theils um zu hören, wann die Hausthür aufgeſchloſſen werde. In gräßlicher Spannung wartete er. Wenn ſeine Mutter oder Frau Hellwig Uhr und Löffel früher vermißten, als er das Haus verlaſſen konnte — wenn man Nachſuchung hielt... und bei ihm ſie fand... was dann? Feuerräder ſchwirrten vor ſeinen Augen. Wäre nur Edmund noch hier! dachte er: der hatte Piſtolen.

Die Nacht wich vor der grauen kalten Dämmerung. Dann kam der Tag mit lichtem Morgenroth, friſch und freundlich wie ein Kindergeſicht. Triſtan ſchloß unwillkürlich die Augen. Er mochte das Licht nicht ſehen. Nur ſo viel Zwielicht wollte er haben, um an ſein Werk zu gehen. Unten im Hauſe öffneten ſich Thüren. Man kam die Treppen herauf. Zu ihm? — Sein Herz ſtand ſtill. Nein! ... es war ſeine Mutter, die in ihr Zimmer zurückkehrte. Da hörte er, wie der ſchwere Schlüſſel in's Schloß der Hausthür geſteckt und zweimal umgedreht — dann, wie der Nachtriegel aufgeſchoben wurde. Jetzt war es Zeit. Er ſteckte Uhr und Löffel in ſeine Bruſttaſche und verließ mit der ſcheuen Vorſicht eines Wildes, das den Jäger fürchtet und ihm ſchleunigſt zu entrinnen ſucht, erſt ſein Zimmer, dann die verſchiedenen Stockwerke, endlich das Haus. Niemand begegnete ihm. Unten in der Küche hörte er Geräuſch. Es war aber nur die harmloſe, häusliche, knarrende Kaffeemühle. Es kam ihm ganz ſeltſam vor, daß ſich ein menſchliches Weſen damit zu befaſſen vermöge.

Auf der Gaſſe wich mehr und mehr ſeine erſtickende Beklommenheit. Er war ja auf dem Wege, Geld zu bekommen, zu gewinnen, Alles doppelt und dreifach zu erſtatten. Er begab ſich zu einem ihm wohlbekannten Juden, bei dem er nach und nach all ſeine Habſeligkeiten verſetzt und verkauft hatte. Der Jude war an dieſe Geſchäfte gewöhnt. Triſtan legte die Uhr hin und ſagte:

„Ein altes Erbſtück in meiner Familie.“

„Hab' ich Sie je gefragt?“ entgegnete der Jude.

„Ich ſag's, weil es mir ſchwer wird, ſie zu verſetzen,“ fuhr Triſtan wüthend auf.

„Gotts Wunder!“ antwortete der Jude mit ſchlecht verhehltem Hohn, „über meine Discretion wird der Herr rabbiat?“

Das Geſchäft war ſchnell abgemacht, Uhr und Löffel in des Juden — einiges Geld in Triſtans Hand. Kaum hatte er dies Geld: ſo verſchwanden Gewiſſensbiſſe, Unruhe und Furcht! Beſinnungslos verfiel er der Gewalt ſeiner Leidenſchaft. — —

Verwundert hatte Richenza die Verſtörung in ihrem Zimmer gefunden. Was hat er hier getrieben, der Unglückliche! dachte ſie: hat er im Rauſch dieſe Unordnung angeſtiftet? Jetzt wird er wohl ſchlafen! — — Sie ordnete ihr Lager, die wenigen Möbel, dann ihren dürftigen Anzug. Dann ſetzte ſie ſich matt nieder. Was nun anfangen?... heute, morgen, alle Tage — ohne Geld!... Sterben!... — Ein Schwindel kam über ſie, leiblich und geiſtig. Sie verfiel in dumpfes Hinbrüten. Eines blieb noch übrig: an Stella ſich wenden. Wie wenig auch das arme Kind zu thun vermochte — etwas war es doch! etwas, um... wieder ſpielen zu können.

Aus ihrem Hinbrüten wurde ſie aufgeſcheucht durch den Eintritt der Magd, welche in Frau Hellmigs Namen mit der Frage kam, ob Madame Saint-Clair die Taſchenuhr, die immer bei den Arzneigläſern liege, irgendwo anders hingelegt habe. Richenza verneinte es gleichgültig und die Magd entfernte ſich wieder. Nach einiger Zeit nahm Richenza ihren Hut. Der Spielſaal war ja auch für Die geöffnet, welche nicht ſpielten. Da erſchien Frau Hellmig ſelbſt und ſagte athemlos:

„Die Uhr iſt verſchwunden! Lag ſie nicht geſtern Abend, wie immer, auf dem Tiſch, Madame Saint-Clair?“.

„Gewiß!“ entgegnete Richenza: „als ich Ihrer Tochter ein paar Tropfen Mandelmilch gab, bemerkte ich, daß es ſechs Minuten vor Mitternacht ſei. So genau weiß ich, daß ſie auf dem Tiſch lag.“

„Womit gaben Sie ihr die Mandelmilch?“

„Mit dem dazu beſtimmten Löffel.“

„Nun... auch dieſer Löffel iſt verſchwunden.“

„Wie kann das ſein! Uhr und Löffel mußten ja entwendet ſein, um zu verſchwinden! Niemand betritt das Zimmer.“

„Wann kam Ihr Herr Sohn zu Hauſe?“

„Nach Mitternacht.“

„War er vielleicht bei Ihnen im Krankenzimmer?“

„Frau Hellmig!“ rief Richenza bebend.

„Ja, liebe Madame, ich kann nicht helfen! ich traue Ihrem Sohn nicht von hier bis zur Thür.“

„Mein Sohn hat das Krankenzimmer nicht betreten.“

„Alſo Sie ſagen, er habe das Krankenzimmer nicht betreten. Können Sie darauf einen Eid leiſten?“

„Gewiß!“ rief Richenza. Aber in demſelben Augenblick flog ihr der Gedanke durch den Sinn: Ich habe ja geſchlafen... Sollte es möglich geweſen ſein? —

Und ſie ſetzte hinzu: „Ich habe ihn nicht geſehen.“

„Aha! das lautet ſchon anders!“ ſagte Frau Hellmig zitternd vor verhaltenem Zorn.

„Was fällt Ihnen ein, Frau Hellmig?“ fragte Richenza ſtarr vor Entſetzen.

„Mir fällt ein, daß die Mutter vermuthlich den ſaubern Sohn nicht ſehen wollte, als er Taſchenuhr und Löffel einſackte.“

„Aber wie kommen Sie auf dieſen gräßlichen Gedanken?“

„Kennen Sie dies, Madame?“ rief Frau Hellmig mit Donnerſtimme und hielt zwiſchen der Spitze ihres Daumens und ihres Zeigefingers vor Richenza's ſchreckenvollen Augen — einen Rockknopf; — kennen Sie dies? — Dieſer Knopf lag dicht vor dem Tiſch, der Thür zu. In's Krankenzimmer kommt meines Wiſſens nie eine Mannsperſon, außer dem Arzt; ich laſſe ja nicht einmal meine Buben herein, um alle Störung zu vermeiden. Der Doctor war aber in drei Tagen nicht da und das können Sie mir glauben: ein Rockknopf liegt nicht unbemerkt drei Tage lang bei mir auf dem Fußboden. Ueberdas iſt der Doctor kein Mann, der ſeine Rockknöpfe verliert. In meinem Hauſe iſt ein einziges Subject, auf welches dies Signalement paßt — und das iſt Ihr Sohn. Der Knopf iſt ſein.“

Richenza vermochte nicht zu antworten. Sie ſank auf einen Stuhl. Sie hatte die Ueberzeugung, daß ſich Alles ſo verhalte, wie Frau Hellmig ſagte. Dieſe wiederholte, ingrimmig den Knopf ſchüttelnd:

„Iſt ſein! iſt ſein! — Aber wo iſt er, der Taugenichts? ſoll ich ihn durch die Polizei ſuchen laſſen? oder können Sie mir anderweitig zu meinem Eigenthum verhelfen?“

„Barmherzigkeit!“ ſtammelte Richenza und glitt vom Stuhl auf die Knie, indem ſie ihre Hände zu Frau Hellmig erhob. „Laſſen Sie mir ein wenig Zeit... nur dieſen Vormittag... oder dieſen Tag. Ich ſchaffe Ihnen Alles wieder . . . Alles! aber ich muß doch Zeit dazu haben.“

Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihre Lippen waren trocken wie Baumrinde, ihre Stimme ſo heiſer, daß ſie kaum zu verſtehen war.

„Bis heute Mittag... und auch das nur Ihretwegen! er kann mir ja entwiſchen!“ erwiderte Frau Hellmig.

„Es muß doch erſt erwieſen ſein, daß mein Sohn die That beging,“ ächzte Richenza.

„Ah, ſteht es ſo mit Ihnen, daß Sie zweifelhaft ſind!“ rief Frau Hellmig: „Nun, dann weiß ich ein probates Mittel, das uns ſchnell aufklären wird: ich zeige den Diebſtahl und meinen begründeten Verdacht auf der Polizei an.“

„Barmherzigkeit!“ ſeufzte Richenza.

„Die übe ich“ — ſagte Frau Hellmig mit hartem Ton, aber mit bebenden Lippen: „denn Sie dauern mich.... Sie, als Mutter. Lieber wollt' ich ja meine ſechs Kinder hundert Jahre auf dem Sterbebett haben, als an einem einzigen ſo etwas erleben. Aber ſo weit geht mein Mitleid nicht, um für einen laſterhaften jungen Taugenichts durch die Finger zu ſehen und mein Haus in übeln Ruf zu bringen und in Angſt vor Diebſtahl zu verſetzen“ — fuhr ſie barſch fort. „Ich warte bis zwei Uhr. Iſt dann nicht Alles wieder hier, ſo ſoll mir das Gericht dazu verhelfen.“

Sie verließ das Zimmer. Richenza raffte ſich auf, nahm Hut und Mantille und verſteckte ihre Hände, die keine Handſchuh hatten, unter derſelben. Dabei fiel ihr Blick auf den kleinen grünlichen Spiegel, und mit einem namenloſen Schauder trat ſie vor ihrem eigenen Bilde zurück... ſo entſtellt waren ihre Züge, ſo unheimlich ihr Ausdruck, ſo verſtört und ruinirt ihre ganze Erſcheinung. Wie alt biſt du denn? fragte ſie dies traurige Bild: Gerade vierzig Jahr! — Da gibt es Frauen, die noch ſchön ſind — und glücklich ſind! Aber einundzwanzig Jahre des Leidens, wie ich ſie verlebt habe, die zergraben die äußere Geſtalt wie das innere Weſen und bewirken, daß man keinem Alter mehr angehört. — Sie verließ ihre Wohnung und ſchlug den Weg nach dem Meerhaim'ſchen Hauſe ein, um Stella aufzuſuchen. Vor einundzwanzig Jahren, in der Blüthe der Jugend, der Schönheit, des übermüthigen Selbſtvertrauens hatte ſie ihre Mutter verlaſſen — und jetzt wollte ſie deren Schwelle überſchreiten, verſtohlen, heimlich, zur letzten Stufe der Geſellſchaft, zur Bettlerin herabgeſunken, zur Mutter eines... Spielers, ach! das war noch nicht das ſchlimmſte Wort!“ —

„Iſt Fräulein Saint-Clair zu ſprechen?“ fragte ſie den Portier.

„Sämmtliche Herrſchaften ſind vor einer halben Stunde nach Freiburg gefahren und kommen erſt heute Abend um neun Uhr zurück.“

Als wäre ihr das Todesurtheil geſprochen, keines Lautes, keines Gedankens mächtig, entfernte ſich Richenza. So troſtlos ſah ſie aus, daß der Portier ſagte:

„Wenn Sie ein Anliegen bei der Frau Gräfin haben, ſo kommen Sie morgen Vormittag um zehn Uhr wieder; dann iſt ſie allein und Fräulein Saint-Clair auch. Dann können Sie beide Damen ſprechen.“

Sie verneinte ſchweigend und ging. Morgen war es zu ſpät! Die beiden Damen, die ſie dann hätte ſprechen können... das war ihre Mutter und war ihre Tochter! — Eine Stimme in ihr hätte aufſchreien mögen vor unausſprechlichem Jammer — und eine anere Stimme hätte ausbrechen mögen in ein verzweif-ungsvolles Gelächter. Sie ging nach dem Spielſaal nd zum Rouge et Noir-Tiſch wie zum Schaffot; — enn wenn Triſtan da war — und verlor: ſo war lles verloren! Sie konnte ſich kaum überwinden auf-uſchauen und ihn zu ſuchen. Sie ſtarrte gedankenlos ie verſchiedenen Geldhaufen an, die vor den Poin-eurs lagen. Wenn das Triſtan wäre, vor dem die olbrolle lag! Sie ſchlug die Augen auf, um aus der olter der Ungewißheit zu kommen. Es war Triſtan n höchſter Aufgeregtheit mit flammendem Blick. Sie ing um den Tiſch, bog ſich über ſeine Stuhllehne und üſterte ihm zu:

„Auf ein Wort, Triſtan!... ein ernſtes.“

„Nicht jetzt! ich bin auf dem Wege, die Bank zu prengen!“ ſagte er, ohne ſie anzuſehen.

„Triſtan, wo iſt die Uhr?“ ſprach ſie langſam in ein Ohr.

Wüthend kehrte er ſich um und ſagte zwiſchen den Zähnen:

„Bei Jud Schickel! ſtör' mich doch nicht.“

„Gib mir Geld, Triſtan.“

Er that es. Richenza ging zum Juden und for-erte die Uhr zu kaufen oder auszulöſen, die ein junger Menſch heute früh ihm gebracht habe. Allein Jud Schickel that, als wiſſe er von nichts. Die fremde Frau konnte ja mit der Polizei zuſammenhängen! Nein, Gott bewahre! alte Kleider kaufte er; davon lebte er kümmerlich! Aber nie Sachen von Werth — und gar von jungen leichtſinnigen Leuten. Nie! Nie! — Richenza mochte bitten, flehen, mit der Polizei drohen, mit Geld klimpern — der Jude war und blieb unbeweglich. Die Zeit verſtrich. Richenza kehrte zu Triſtan zurück, deſſen Baarſchaft inzwiſchen ſehr geſchmolzen war, und raunte ihm in's Ohr:

„Wenn Frau Hellmig ihre ſilberne Taſchenuhr und ihren ſilbernen Löffel nicht um zwei Uhr hat: ſo zeigt ſie Dich auf der Polizei an. Der Jud gibt ſie mir nicht.“

„Verdammtes Schickſal!“ ſagte Triſtan zähneknirſchend: „ſeitdem Du mich geſtört haſt, Mama, wich mein Glück.“

Er ſtrich ſein Geld ein und fügte hinzu:

„Ich gehe zum Juden und hole die Sachen. Haſt Du denn aber nur zum Schein geſchlafen, Mama, und mich verrathen?... Das wäre doch ſtark!“

Er verließ den Saal und begab ſich zu Jud Schickel. Richenza taumelte zurück vor dieſer kaltblütigen Frechheit, die gar kein Gewicht auf ein Verbrechen legte. Sie fürchtete ſich, der Frau Hellmig unter die Augen zu treten, bevor dieſe wieder im Beſitz ihres Eigenthums ſei — und fürchtete, Triſtan werde vielleicht keine Luſt haben, es zurückzugeben. Sie eilte zum Juden. Aber der verſicherte, ſeiner Tactik gemäß, er wiſſe nichts weder von Triſtan noch von Taſchenuhren. Vielleicht iſt Alles ſchon glücklich abgemacht; dachte Richenza, ohne es eigentlich zu denken: — ich will zu Hauſe gehen und ihn dort ſprechen. Sie ſchlug den Weg nach ihrer Wohnung ein. Es war ſchon halb zwei Uhr. Sie meinte, jede Sekunde ſauſe hörbar an ihr vorüber. Als ſie ſich dem Hauſe näherte, ſah ſie von dem andern Ende der Straße Triſtan kommen, der ein rothes Käſtchen in der Hand hielt und ihr das von Ferne zeigte. An der Hausthür wartete ſie auf ihn und ſagte, als er kam:

„Gib her! ich ſtelle es zurück.“

„Willſt Du es thun, Mama? ich wollte es ſelbſt mit Entſchuldigung und Dank in dieſem netten Käſtchen abgeben. Es war ja nur geborgt.“

Ehe Richenza ihren Abſcheu ausſprechen konnte, wurde die Hausthür von Innen heftig geöffnet und Frau Hellmig erſchien zum Ausgehen gerüſtet.

„Nun, wie ſtehts!“ fuhr ſie Triſtan an, „bekomme ich meine Sachen oder nicht? Wenn nicht, ſo bin ich marſchfertig.“

Richenza zog ſie angſtvoll von der Thür und dem Vorplatz hinweg und in's Wohnzimmer hinein. Triſtan folgte kaltblütig.

„Beſte Frau Hellmig,“ hub er an, „ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Gefälligkeit und Nachſicht, und drücke dies nicht blos mit Worten, ſondern auch durch die That aus, indem ich Ihnen die Sachen, welche Ihr Haus mir auf unbeſtimmte Zeit lieh, in dieſem Käſtchen überreiche."

Sprachlos vor Erſtaunen vernahm Frau Hellmig dieſe Rede. Als aber Triſtan das Käſtchen, das ſie ihm nicht abnahm, auf einen Tiſch legte und Miene machte, das Zimmer zu verlaſſen, rief ſie in ſo gebieteriſchem Ton:

„Halt, junger Herr! ich habe mit Ihnen zu reden!" — daß Triſtan nicht wagte, von der Stelle zu gehen, denn Frau Hellmig war reſolut genug, ihn nöthigenfalls am Kragen zu halten. Sie öffnete das Käſtchen, nahm Uhr und Löffel heraus, erkannte ſie alsbald für ihr Eigenthum, ſchloß das leere Käſtchen wieder und warf es Triſtan vor die Füße, indem ſie mit ihrer dröhnenden Stimme rief:

„Wie kann Er ſich unterſtehen, einer rechtſchaffenen Frau gegenüber aus einem Verbrechen — einen Spaß zu machen."

„Beſte Frau Hellmig, es iſt kein Spaß!" entgegnete Triſtan etwas betroffen: „Sie haben meine Ehre gerettet!" ... — —

„Was ſchwatzt Er da von Ehre!" unterbrach ſie ihn mit zürnender Verachtung; „die iſt verloren! Möge der Diebſtahl der Polizei angezeigt werden oder nicht — die That iſt und bleibt ehrlos, und daß Er das nicht einſieht, iſt ein klarer Beweis, daß Er innerlich die Ehre verloren hat."

„Sie erwarten wohl gar, daß ich mich als armer Sünder vor Ihnen präſentire!" rief er ſpöttiſch.

„Nicht vor mir, aber vor Gott!"

„Gott?" entgegnete Triſtan: „Gott! . . . das iſt für mich eine unbekannte Größe!"

„Ein Gottesleugner unter meinem Dach!" rief Frau Hellmig; — und Richenza ſtieß einen unterdrückten Klageſchrei aus.

Da öffnete ſich die Thür zum Krankenzimmer; Schweſter Benigna trat in das Wohnzimmer und ſagte gelaſſen:

„Ruhig, um's Himmelswillen, ruhig! was geht hier vor? was ſagt der junge Herr?"

„Er ſagt, der große Gott wäre ihm unbekannt!" ſchrie Frau Hellmig außer ſich.

„Nicht ſo trivial hab' ich mich ausgedrückt," ſagte Triſtan übermüthig.

„Gleichviel!" rief Frau Hellmig: „nun weiß ich genug . . . nun hab' ich's ſatt. Verfüge Er ſich ſtante pede hinauf, packe Er ſeine Siebenſachen und die ſeiner Mutter zuſammen und verlaſſe Er ungeſäumt mit ihr mein Haus."

„Das wird für heute nicht möglich ſein," erwiderte er trotzig: „man findet nicht gleich ſolche Prachträume, wie wir hier bewohnen."

„Schweſter, hören Sie die Frechheit!“ ſagte Frau Hellmig ganz matt vor Gemüthsbewegung.

„Nein, nein, Frau Hellmig!“ ſagte Richenza tonlos: „wir gehen ... gleich.“

„Aber wohin willſt Du denn gehen, Mama?“ fragte Triſtan hart.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete ſie mit ſolcher Verzweiflung in Ton und Blick, daß Schweſter Benigna mitleidig ſagte:

„Für Madame Saint-Clair allein würde ich vielleicht ein vorläufiges Unterkommen finden.“

„Doch nicht etwa in einem Ihrer Klöſter!“ rief Triſtan. „Das mögen wir nicht! wir ſind Proteſtanten — und wollen es bleiben.“

„Das kann ich mir denken,“ entgegnete Schweſter Benigna mild. „Mein Vorſchlag iſt ſo: Zu der Wohnung der Frau Marquiſe gehört ein ganz abgelegenes und unbenutztes leeres Gartenzimmer. Die Frau Marquiſe iſt die Güte und Liebe ſelbſt, immer bereit zu helfen, barmherzig von Natur und noch barmherziger durch ihre großen körperlichen Leiden. Es wird ihr gewiß recht lieb ſein, wenn Madame Saint-Clair vor der Hand das Gartenzimmer bewohnt.“

„Wer iſt dieſe idealiſche Frau Marquiſe?“ fragte Triſtan hochmüthig. „Man muß wiſſen, von welchen Leuten man Gefälligkeiten annimmt.“

„Sie iſt eine Creolin, außerordentlich reich ... und

Gemahlin des außerordentlich reichen Marquis de Clermont.“

„Clermont!“ rief Triſtan in einem Ton, der alle drei Frauen zittern machte: „heißt er Dagobert?“

„Allerdings,“ ſagte Schweſter Benigna: „der Taufname des Herrn Marquis iſt Dagobert.“

„Dagobert von Clermont!“ rief Triſtan und machte in wilder Freude einen Luftſprung, ſo daß ſich Frau Hellmig hinter den Tiſch verſchanzte und auch Schweſter Benigna zu ſich zog, indem ſie ſagte:

„Nun wird er gar irrſinnig.“

„Triſtan! was fällt Dir ein!“ rief Richenza, wie von einem Blitzſtrahl aufgeſchnellt.

„Alles, Mama! Alles!... Wie wir über das Forum gingen ... in Rom, vor vierzehn Jahren ungefähr ... was wir ſprachen, ... wie wir ſaßen auf der Seitentreppe vor Ara Celi ... und auf das abendrothe Gebirg ſchauten und ... Alles! Jetzt gehe ich“ ... —

„Nein!“ rief Richenza — und mit ausgebreiteten Armen lag ſie auf den Knieen vor der Thür.

„Laß mich hinaus, Mama! ich muß zu ihm ... ich hab' es mir ſelbſt geſchworen, ſo wahr ich Triſtan Saint-Clair bin!“

„Der Schwur gilt nicht! Du biſt nicht Triſtan Saint-Clair ... Du biſt Triſtan Sinkler!“

„Sinkler!“ rief Frau Hellmig, und ſah ganz verwildert einer neuen unerwarten Scene zu, denn Schweſter Benigna verließ ihren Platz hinter dem Tiſch, eilte zu Richenza, kniete neben ihr nieder und ſagte mit himmliſcher Barmherzigkeit:

„O Richenza! dann bin ich ja Deine Schweſter ... die arme Salome Sinkler!“

Aber Richenza ſank bewußtlos zu Boden.

In einem ſehr eleganten Salon, zwiſchen einem wahren Boskett der ſchönſten Blumen, ſtand eine Chaise longue, auf welcher eine Dame ruhte, während ein Herr ſehr unruhig im Salon umher ging. Das war der Marquis und die Marquiſe von Clermont. Einen größeren Contraſt konnte man ſich nicht vorſtellen. Die Marquiſe war eine ſpaniſche Creolin, zart wie ein Kind, weich wie eine Blume, mit ſammtſchwarzem Aug' und Haar und mit der dunkeln und doch ſo feinen Farbe der Creolen. In eine Wolke von weißem Linon, Spitzen und Stickereien verhüllt, aus der nur ihr graziöſer Kopf und ihre kleinen Hände auftauchten, lag ſie da ſtill und friedlich, ein Bild der Reſignation: ſeit fünf Jahren war ſie an den Füßen gelähmt und litt mit unſäglicher Geduld die Schmerzen und Qualen dieſes Zuſtandes. Nichts war lieblicher, als der ſanfte, demüthige, unterwürfige Ausdruck ihres Lächelns und ihres Blickes, wenn ſie mit ihrem Mann ſprach: es war wie ein Frühlingslüſtchen, das um einen Felſen ſäuſelt. Schroff und hart ſtand der Marquis ihr gegenüber — das Urbild eines Menſchen, der ſtets böſen Leidenſchaften gedient — und von dieſem Dienſt nichts gewonnen hat, als den trockenſten Egoismus. Immer gereizt, immer verſtimmt, immer in nervoſer Aufregung, die keinen anderen Grund hatte, als ſeine innere Zerfallenheit, immer ſcharf im Ton und ſchneidend in den Manieren, zitterte die Marquiſe, wenn ſie nur ſeine Stimme, ja ſeinen Schritt hörte. Jetzt war der Marquis in der allerübelſten Laune. Die Aerzte hatten die größte Hoffnung gegeben, daß die Bäder von Baden den Zuſtand der Marquiſe wenn nicht heben, ſo doch beſſern würden; — und davon war jetzt, nach drei Monaten, keine Spur wahrzunehmen. Nun litt er zwar in keiner Weiſe durch ihre Kränklichkeit; nicht ſein Herz — denn das hatte die Fähigkeit für reine Gefühle längſt verloren; nicht ſein häusliches Leben — denn er hatte nie eine Häuslichkeit geſchätzt oder gewünſcht; nicht ſeine Freiheit — denn in den vierzehn Jahren ſeiner Ehe hatte er ſie nur als ein Spielwerk und eine Sklavin, ſich ſelbſt aber als den ungebundenen Herrn betrachtet; nicht ſeine pecuniären Verhältniſſe — denn ſie war reicher noch als er; aber der tiefe Groll, den ſolche in niedriger Selbſtſucht verkommene Charactere — heimlich gegen ſich ſelbſt und ausgeſprochen gegen Alles, was ſie nicht ſind, alſo gegen alles Gute hegen: dieſer Groll trat bei ihm am ſchärfſten gegen ſeine Frau hervor. Beſonders deshalb, weil ſie ſehr fromm war. Nun hatte er ſie freilich um Manches gebracht: um ihren kindlichen Frohſinn, um ihre Hoffnung auf Glück, um die Selbſtſtändigkeit, die der Frau gebührt; — nur nicht um ihre Frömmigkeit. Im Gegentheil! je mehr ſie ſich in andere Dinge demüthig fügte und reſignirte, deſto entſchiedener wurde ſie in dieſem einen Punkt. Das ſah er mit grenzenloſer Erbitterung. Sie gehorchte einem anderen Willen, als dem ſeinen in Allem, was ihre Seele betraf. Sie hatte einen Gott — und dieſer Gott war nicht er — und er wollte doch ſein Ich zur oberſten Gottheit machen, nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern für Alle, auf die er Einfluß hatte. Dem widerſetzte ſie ſich in aller Demuth.

„Wenn Du noch länger hier bleiben mußt, ſo will ich wenigſtens Deine affröſe Schweſter nicht länger vor Augen haben!“ rief der Marquis und blieb vor der Chaise longue ſtehen: „ſie ſoll fort.“

Die Marquiſe ſchlug langſam ihre großen ſchwarzen Wimpern auf und ſagte:

„Dann, lieber Dagobert, wird Deine Mutter die Güte haben, mir eine andere Schweſter zu ſchicken, denn ſie weiß, daß mir das nöthig iſt.“

„Nimm ſtatt ihrer noch eine Kammerfrau — noch zwei, noch drei!“

„Ich habe ja ſchon zwei Kammerfrauen.“

„Und die eleganteſten und geſchickteſten, die in Paris zu finden waren… hoff' ich!“

Sie neigte zuſtimmend ihr Haupt.

„Nun alſo!“ fuhr er auf, als ſie ſchwieg.

„Ich brauche Jemand, mit dem ich zuweilen von dem lieben Gott ſprechen kann,“ ſagte ſie mild.

„Dolores!“ rief er ingrimmig, „wirſt Du Dir nie dies unſinnige Gerede abgewöhnen?“

„Ich komme nie in eine Kirche, wohne nie der heiligen Meſſe bei, kann nie meinen Heiland im Tabernakel anbeten“ — ſagte Dolores, als habe ſie gar nicht ſeinen Einwurf gehört: „ich kann nicht einmal täglich eine Andacht leſen… ſo ſchwach ſind meine Nerven. Was ſollte aus mir werden, wenn ich in meiner Hülfloſigkeit nicht Jemand um mich hätte, der mir für ſolche Entbehrungen doch ein wenig Erſatz zu leiſten bemüht wäre.“

„Deine Kammerfrauen ſind gewiß beſſere Vorleſerinnen.“

„Dann brauche ich auch eine Perſon, die den Platz bei den Armen und Hülfsbedürftigen einnimmt, den ich nicht ausfüllen kann.“

„Dazu brauchſt du Geld — weiter nichts!“

„Und endlich iſt mir eine zuverläſſige Seele nöthig für meine Correſpondenz.“

„Ich wünſche nie, die Krähenfüße der Schweſter

Benigna entziffern zu müſſen! Mademoiſelle Eugénie hingegen ſchreibt einen ganz artigen Brief."

„Du ſiehſt alſo aus meinen Gründen, lieber Dagobert, daß ich — auch abgeſehen von der leiblichen Pflege — eine Schweſter nicht entbehren kann. Wünſcheſt Du aber anſtatt Benigna —"

„O!" rief er hohnlachend, „ob ſie Benigna oder Maligna heiße, darauf kommt mir's nicht an! Die Schweſter! die Schweſter! die will ich nicht. Nur nichts Kirchliches... nichts Klerikales! das iſt meine horreur! damit kannſt Du mich zum T—l jagen."

„Mit dieſem Abſcheu jagſt Du Dich ſelbſt dahin," ſagte ſie ſehr ſanft.

„Soll das witzig ſein?" fragte er; aber ſie ſchwieg. Da fuhr er fort: „Nun, ich gehe nach Paris, wenn Deine Maligna bei Dir bleibt."

„Lieber Dagobert, Du würdeſt nach Paris gehen, auch wenn ſie nicht bliebe... und dann wäre ich ja ganz verlaſſen."

„Mögteſt Du mich als barmherzigen Bruder agiren ſehen?"

„In andern Zeiten übten die tapferſten und edelſten Ritter der Chriſtenheit als barmherzige Brüder den Krankendienſt, lieber Dagobert! — Aber daß es mir nicht einfallen kann, Dich an mein trauriges Krankenlager zu feſſeln — das weißt Du längſt."

Dolores ſagte dies im demüthigen Ton eines Weſens, das durch Vernachläſſigung daran gewöhnt iſt, ſich ſelbſt gar nicht in Anſchlag zu bringen und das aus tiefer Frömmigkeit es auch gar nicht verlangt. Der Marquis erwiderte:

„Ich weiß, daß ich meine Freiheit Deiner Gleichgültigkeit zu danken habe. Ich gehe alſo in den nächſten Tagen nach Paris — und ich erwarte, daß mir bis dahin Deine Donna Maligna nicht unter die Augen komme.“

Er verließ den Salon. Als die Marquiſe allein war, zog ſie einen Roſenkranz hervor, küßte zärtlich das Crucifix und ſagte: O gebenedeite, ſchmerzhafte Mutter Gottes, haſt Du mir mit Deinem Namen1) einen gar guten Antheil an Deinen ſieben Schwertern geben wollen? O bitte für mich um Kraft ſie zu ertragen!

Sie ſchellte nach einiger Zeit. Mademoiſelle Eugénie erſchien und erwiderte auf die Frage, ob Schweſter Benigna zu Hauſe? — daß ſie eben gekommen ſei. Da ließ ſich die Marquiſe auf der Chaise longue in ihr Schlafzimmer rollen und die Schweſter zu ſich bitten.

---

1) Maria de los Dolores (Maria der Schmerzen). — Nach ſpaniſchem Gebrauch fällt bei den Namen zu Ehren der Mutter Gottes — Maria weg und der Zuname wird Name: Dolores, Mercedes, Conſolacion ꝛc.

In pace.

Emanuel las mit Verwunderung ein Billet. „Ihre guten Worte und Ermahnungen, Herr Graf, haben nach und nach doch den Weg zu meiner Vernunft gefunden und ich habe mich entſchloſſen, eine Arbeit zu verſuchen. Kann ich nicht erfinden, ſo bin ich doch im Stande, zu copiren. Einer meiner früheren Gönner wünſcht dringend die Anfertigung eines Stiletgriffs im Styl des Cinquecento. Ich weiß, daß ich einſt einen ſolchen für Sie anfertigte, Herr Graf, weil Sie damals beifällig ſagten — was ich nie vergeſſen habe! er ſei der ſchönen Hand einer Lucrezia Borgia würdig. Jetzt bitte ich Sie, mir das Stilet, oder wenigſtens den Griff ohne Klinge, auf einige Tage anzuvertrauen. Sie erzeigen mir dadurch nicht blos eine Gefälligkeit, ſondern eine Wohlthat, für die Ihnen ſtets dankbar ſein wird Triſtan St.-El."

„P. S. Ich bitte, hinterlegen ſie das Stilet verpackt und verſiegelt bei Ihrem Portier. Dort hole ich es ab, wann ich eben Zeit habe."

Wahrſcheinlich zwingt ihn die drückendſte Noth zur Arbeit, ſprach Emanuel zu ſich ſelbſt; nimmt er dieſe Wendung und beharrt er dabei, ſo kann er ſich retten. — Emanuel öffnete ein ſchönes alterthümliches Schränkchen mit kunſtvoller eingelegter Arbeit und zierlichem Schnitzwerk. Die Dinge, welche es enthielt, hoben ſich von der Rückwand von braunrothem Sammt ſehr vortheilhaft ab: es waren lauter ſchöne, zum Theil koſtbare und kunſtvolle Arbeiten in Elfenbein und edlem Metall oder Steinen: Bilder in Basrelief, in Niellen, in Moſaik, Schalen, Vaſen, Doſen, Büchereinbände, Dolche; — darunter auch Triſtan's Stilet, woran das Hauptmotiv eine Schlange war. Emanuel verſuchte, ob der Griff von der Klinge abgeſchraubt werden könne; aber ſie war eingelaſſen. Er ſteckte alſo das Stilet in eine Scheide von ſchwarzem Sammt, verpackte es und gab es dem Portier für Triſtan.

Dieſer hatte die Ohnmacht ſeiner Mutter benutzt, um das Haus der Frau Hellmig zu verlaſſen und Herrn von Clermont aufzuſuchen. Was er bei dieſem wollte, war ihm noch nicht klar. Bis er deſſen Wohnung erkundſchaftete, kamen ihm allerhand Gedanken. Sie beſchäftigten ihn dermaßen, daß er, obſchon er Geld hatte, ſich die Zeit nahm, das Billet an Emanuel zu ſchreiben. Da dieſer in Freiburg war, mußte Triſtan bis zum andern Morgen auf die Antwort warten. Dann ging er ſeinen gewohnten Gang in den Spielſaal und verlor faſt Alles, was er am Morgen gewonnen hatte. In Frau Hellmig's Haus ging er aber nicht zurück. Sie hat mir den Stuhl vor die Thür geſetzt, dieſe Virago! ſprach er zu ſich ſelbſt: mich quaſi fortgejagt!... alſo bleib' ich fort. Daß ſie die Mama behalten wird, dafür ſorgt ſchon die Schweſter, die ſich ja als eine wirkliche Schweſter meines Vaters zu erkennen gab,... eine überraſchende Enthüllung, wahrhaftig! mit ſolcher alten Ordensperſon verwandt zu ſein! Keine Ehre, nach der ich ſtrebe!... Aber bei der ganzen Geſchichte bin ich um meinen ehrlichen Namen gekommen — ha, ha, ha! Triſtan Sinkler?... Bringt die Veränderung etwas Erkleckliches ein, ſo bin ich Sinkler... das verſteht ſich! denn die Hauptperſon iſt und bleibt ja immer Triſtan.

Mit ſeiner Mutter ging es ſo, wie er ahnte. Schweſter Benigna erklärte in kurzen Worten der Frau Hellmig, Richenza ſei die Wittwe ihres Bruders Wilhelm — und Frau Hellmig werde doch jetzt nicht daran denken, ſie aus dem Hauſe zu ſtoßen. Ueberdas war es unmöglich, denn Richenza war aus ihrer Ohnmacht erwacht, um in Fieberphantaſien zu fallen.

„Ich glaube, eine ſchwere Krankheit iſt im Anmarſch," ſagte Schweſter Benigna. „Der Puls thut wohl hundertundzehn Schläge — und die Kräfte ſind ganz erſchöpft."

„Das muß wohl ſein bei einem ſolchen Leben, gute

Schweſter!“ erwiderte Frau Hellmig. „Keine geſunde Koſt im Magen, keine tüchtige Arbeit in der Hand, kein vernünftiger Gedanke im Kopf, kein ruhiger Schlaf zur Stärkung für Leib und Seele — nichts als Hunger und Kummer, ... die ſchlimmen Karten ... der ſchlimme Taugenichts von Sohn ... dabei müſſen die Kräfte ja mit aller Gewalt herabkommen.“

Beide führten Richenza nach ihrer Dachkammer und brachten ſie auf ihr Lager. Das heftigſte Fieber ſtellte ſich ein. Zum Glück kam der Arzt, der die junge Hellmig behandelte, um ſeine Patientin zu beſuchen. Schweſter Benigna führte ihn zu Richenza.

„Gänzliche Entkräftung!“ ſagte er: „das iſt merkwürdig! die Frau iſt ja nicht alt.“

Schweſter Benigna ſorgte für Alles, was die Kranke bedurfte und bat Frau Hellmig, die beiden Thüren des Zimmers zu verſchließen und den Schlüſſel zu behalten, damit Niemand die Kranke ſtöre. Sie glaubte, Triſtan werde kommen.

„Ach, für den Taugenichts kann die Mutter ſterben und verderben! vor Mitternacht kommt der nicht heim! Käme er aber heute, ſo würde ihm die Hausthür nicht geöffnet. Der Patron iſt mir allzu frech!“ ſagte Frau Hellmig.

Triſtan kam aber nicht und Richenza brachte die Nacht in der Unruhe und den Phantaſien eines heftigen Fiebers zu, das für ſie eine Wohlthat war, indem es einen Schleier über ihr Bewußtſein warf.

Als Triſtan am andern Morgen das Stilet bei dem Portier in Empfang nahm, hatte Emanuel ein ernſtes Geſpräch mit ſeinen Eltern. Sie drangen lebhaft auf ſeine Verheirathung. Gräfin Meerhaim, in romanhafter Angſt vor Grazia's vermeintlichem Plan, hatte dem Grafen anvertraut, daß Grazia zu den Ultramontanen gehöre, zu dieſer der Zahl nach geringen, aber durch Fanatismus furchtbaren Partei innerhalb der katholiſchen Kirche, die nichts im Auge habe, als Bekehrungen und möncdiſches Weſen.

„Der Papſt,“ ſagte ſie, „ſcheint für dieſe Partei der „Alte vom Berge“ zu ſein.“

„Was?“ rief der Graf lachend: „nun ſollen die Ultramontanen ſogar einen Aſſaſſinenſtaat bilden... oder nachbilden? — das iſt denn doch des Guten zu viel behauptet, lieber Schatz! Daß die geheimen Geſellſchaften den Dolch gut zu führen wiſſen und eine Art von Aſſaſſinenſtaat unter einem „Alten vom Berge“ bilden, der ihnen geheimnißvoll und gebieteriſch die Parole zu ihren Mordthaten und Mordanſchlägen ertheilt — das iſt bekannt; denn es liegen die Opfer ihrer Dolche vor. Solche Opfer ſind aber immer entweder ſogenannte Ultramontane oder ſolche, die der ultramontanen Sache günſtig waren. Dieſe Sache iſt aber keine andere, lieber Schatz, als die Vertheidigung und die Vertretung des Princips der Autorität und der daraus entſpringenden Rechte gegenüber der Revolution. Die Revolutionären wollen nun durchaus nicht ein Princip aufkommen laſſen, das, wenn es allgemein zur Geltung käme, ihnen und ihrem Treiben ein Ende machen würde; — darum haben ſie das Wort ultramontan erfunden, welches blinde Glaubensſklaverei bedeuten ſoll, um der ewig unmündigen großen Maſſe einen Abſcheu vor derjenigen politiſchen, religiöſen und ſocialen Richtung beizubringen, welche ſie ſo ſehr fürchten, weil ſie ſelbſt in entgegengeſetzter Richtung die allerblindeſten Sklaven ſind. Und es ſcheint, lieber Schatz, als gehörteſt Du zu dieſen Unmündigen.“

„Zeitlebens war mir Politik antipathiſch,“ ſagte Gräfin Meerhaim: „und nicht über ſie, ſondern über Emanuel habe ich mit Dir zu ſprechen.“

„Statt deſſen ſprachſt Du aber vom „Alten vom Berge!“ ſagte der Graf lachend. „Echt ultramontan müßte es heißen: der Alte jenſeits der Berge. Das wäre verblümt und doch klar — der Papſt. So nannten im vorigen Jahrhundert die Anhänger der vertriebenen Stuart’ſchen Königsfamilie den König Carl II. nie anders, als „Charlie over the water“ — ſo lange er in der Fremde war. Alſo ultramarin.“

„Lieber Meerhaim,“ ſagte die Gräfin bittend, „was hat das mit Emanuel zu thun, dem ich eine gute Frau wünſche."

„Eine gute Frau!" rief der Graf überraſcht; „damit bin ich ganz einverſtanden! konnte ich ahnen, daß es ſich darum handle! Freilich ... eine gute Frau iſt mein größter Wunſch für ihn. Doch was hat Grazia und ihr Ultramontanismus damit zu thun?"

„Ich fürchte ihren Einfluß! Er könnte katholiſch werden!"

„Das wäre kein Unglück! auch Euphroſyne iſt es geworden — und welche capitale Frau!"

„Ja! aber nach ihrer Verheirathung. Wird Emanuel es vorher: ſo könnte er Mönch werden."

„O Du Romanleſerin!" rief der Graf mit einem homeriſchen Gelächter: „Nein, ſo etwas fällt dieſem Sohn ſeines Vaters nicht ein! Wir wollen ihn aber ad coram nehmen."

Das geſchah. Emanuel erwiderte munter:

„Welch eine ſchnelle Sinnesänderung! bei Damen kennt man das... aber Du, lieber Vater!... Im Frühling kam ich her, Ihr empfingt mich mit offnen Armen, ich ſollte bei Euch bleiben. Kaum hab' ich mich eingerichtet, ſo ſeid Ihr meiner überdrüſſig und verbannt mich in den Eheſtand, für den ich gar nicht geſchaffen bin."

Gott im Himmel! dachte die Gräfin mit klopfendem Herzen, jetzt kommt es zur Sprache. Allein der Graf antwortete gelaſſen:

„Dafür iſt jeder vernünftige Menſch geſchaffen, mein lieber Emanuel und beſonders Du; — denn Du verflüchtigſt Dich und verſplitterſt Dein Leben, Deine Zeit, Dein Glück, wenn Du nicht im Hafen des Eheſtandes vor Anker gehſt. Dann läßt Du Dich in Crohnenberg nieder, wo es Dir an Beſchäftigung nicht fehlt — und wir leben abwechſelnd dort bei Dir und Du mit Deiner Frau hier bei uns.“

„Beſter Vater, ich habe ſchon ein paar Mal verſucht, mein Herz und meine Hand in Sicherheit zu bringen — und jederzeit iſt es mir mißlungen. Ich habe keinen Muth mehr!“

„O zaghafter Schäferjüngling!“ rief der Graf lachend, „nenn' uns nur die Königin Deines Herzens und wir beſorgen das Weitere. Für Emanuel Meerhaim findet ſich ſchon eine Frau.“

„Ja, wenn ſich nur Emanuel Meerhaim von einer Frau finden läßt!“ rief Emanuel launig.

„O Gott, Emanuel! wenn Du doch nicht mit den ernſthafteſten Dingen Scherz treiben wollteſt!“ ſeufzte die Gräfin; „Du ſiehſt, wie uns Deine Zukunft am Herzen liegt: alſo betrachte ſie doch mit ernſten Augen.“

„Ich thue das im höchſten Grade, liebe Mama,“ verſicherte Emanuel: „darum wünſche ich ein Weſen zu finden, das meine Sympathie in Anſpruch nimmt und zugleich eine ſo wahre Neigung zu mir hat, daß es ſich trotz meiner vielen Fehler nicht von mir wendet. Ich ſtehe nicht auf dem Punkt ſtoiſcher Gelaſſenheit und leider auch nicht kindlicher Unterwürfigkeit, um Fräulein A. oder Fräulein Z. unbedingt aus Eurer Hand anzunehmen. Es muß ſich etwas Zauber, etwas Liebe, etwas Süßgeheimnißvolles, etwas Ahnung von unausſprechlichem Glück um den Anfang eines ſolchen Verhältniſſes weben — ſo ein Frühlingsarom, wie er in der Natur der Blütenzeit vorausgeht — wenn ich den entſcheidenden Schritt thun ſoll.“

„Da haſt Du Recht!“ ſagte die Gräfin lebhaft: „ein Rechenexempel ſoll nicht die Grundlage Deiner Ehe ſein.“ —

Ein Diener trat mit verſtörter Miene ein und meldete, daß der Kammerdiener der Frau Baronin Urſperg etwas zu berichten habe.

„Sagen Sie nur gleich, ob der Baron noch lebt?“ rief der Graf dem Eintretenden entgegen: „denn ſo etwas wird wohl Ihre Botſchaft ſein.“

„Noch lebt er!“ war die Antwort, während die Gräfin nach ihrem Wagen rief und Emanuel davon eilte.

„Wie kam es? was geſchah dem Baron?“ fragte der Graf.

„Er hatte in letzter Zeit ſehr häufig die Anfälle, zuweilen mehrmals im Tage, ſo daß er ſich gar nicht erholen konnte. Aber er mochte nicht, daß man es bemerkte oder davon ſpräche. Frau Baronin mußte immer ſo gleichgültig wie möglich — nie unruhig oder beſorgt ausſehen. Heute war er recht wohl und heiter bei dem Frühſtück, und ſagte, er wolle um eilf Uhr ſpazieren fahren. Damit ſteht er auf und da ergreift ihn der Krampf. Er hatte noch die Serviette in der linken Hand — und ſo blieb er ſtehen, eine geſchlagene Stunde von neun bis zehn Uhr, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken — wie gräfliche Gnaden das an ihm kennen. Frau Baronin ſetzte ſich mit ihrer Arbeit neben ihn und ich ging ab und zu. Gewöhnlich kam er ja immer ganz langſam und allmälig zu Beſinnung und Bewegung; heute aber, als der Starrkrampf ſich zu löſen begann und die Frau Baronin aufſtand, um ihn nach ſeinem Zimmer zu führen, zuckt er auf einmal zuſammen, ſchwankt — und wäre rückwärts zu Boden geſtürzt, wenn ich nicht herzu geſprungen wäre, ihn gehalten und mit aller Macht unterſtützt hätte. Die Frau Baronin ſchellte alle Leute zuſammen, ſchickte ein Paar nach dem Geiſtlichen, dem Doctor und Chirurg aus und ließ von uns Andern den Herrn Baron nach ſeinem Zimmer tragen. Ein Chirurg war ſchnell da — und nun bin ich hier, um den Unfall gehorſamſt zu melden."

„Was ſagte denn der Chirurg, guter Marſchner?" fragte die Gräfin beklommen.

„Ich meine, er habe von einem Nervenſchlag geſprochen . . . doch nicht ganz beſtimmt. Vielleicht deshalb nicht, weil Frau Baronin außer ſich waren, denn der Herr Pfarrer war noch nicht erſchienen.“

„Iſt denn noch nicht angeſpannt, daß man zu ihr kann!“ rief der Graf ungeduldig: „gehen Sie nur zurück, Marſchner, und ſagen Sie, wir kämen gleich.“

Stella bemerkte in ihrem Zimmer eine gewiſſe Unruhe im Hauſe, die zu dieſer Stunde ganz ungewöhnlich war. Sie eilte zur Gräfin; ſie dachte, Jemand ſei erkrankt.

„Adrian iſt am Sterben, geliebtes Kind,“ ſagte die Gräfin — und ſetzte hinzu, als Stella leichenblaß wurde: „Ja, der plötzliche Tod hat etwas Grauenhaftes.“

„Entſetzlich!“ ſtammelte Stella, denn ſie dachte, daß Grazia nun Wittwe ſei und daß Gräfin Meerhaim jetzt vielleicht die paſſende Frau für Emanuel finden werde. „Darf ich mitfahren?“ fragte ſie, als der Wagen gemeldet wurde und die Gräfin freute ſich der warmen Theilnahme ihrer Chiara Stella. — —

Adrian war inzwiſchen zum Bewußtſein zurückgekehrt. Die Sprache wurde ihm ſchwer und noch ſchwerer die Bewegung ſeiner Glieder; allein ſeine Gedanken waren ganz klar und er verlangte ſelbſt die heiligen Sterbſacramente. Grazia pries die Barmherzigkeit Gottes. Der Geiſtliche war allein bei Adrian, als Emanuel in deſſen Vorzimmer trat, wo Grazia einſam auf den Knieen lag und betete, ohne ſich durch den Eintretenden ſtören zu laſſen. Adrians ganzes Leben ging an ihrer Seele vorüber und ſie durfte wohl hoffen, daß in demſelben kein Fleck dunkel genug ſei, um ihn lange der ſeligen Anſchauung Gottes zu berauben. In ſeiner Kindheit wie in ſeiner Jugend — ſtets war er ihr Vorbild geweſen: pflichttreu, opferwillig, edel, fromm und rein; — und wenn in den letzten Jahren kleine Eigenheiten an ihm hervortraten, ſo war das nur nervoſe Aufregung in Folge ſeiner Kränklichkeit; — ſein Wille blieb gut. Wurde ſie nun frei von kleinen Banden, die zuweilen drückend erſchienen, eben weil ſie auf Geringfügigkeiten laſteten: ſo verlor ſie dafür den unſchätzbaren Schild, der ſie nach der Seite der Welt hin unter einen äußern und ſichtbaren Schutz ſtellte — und ſie hatte genug von der Welt erfahren, um zu wiſſen, daß man ſich ihr gegenüber immer im Stande der Vertheidigung halten müſſe. Nun ſtand ſie allein, zwanzig Jahre alt, Beſitzerin eines großen Vermögens, Herrin von Kreuzbronn, mitten in einer Welt, welche dies Alles als höchſt wünſchenswerth betrachtet — während ſie über dies Alles hinweg zu ſehen hatte, wie über Dinge, die nicht ihr gehörten. Denn ihre Freiheit, ihre Jugend, ihr Vermögen — nichts gehörte ihr mehr an! Alles war geopfert, Alles war an's Kreuz genagelt, Alles war eingetaucht in das blutige Sühnopfer der göttlichen Liebe!

— Iſt das Opfer nicht allzu groß? fragte das Menſchenherz, das ſtets geneigt iſt, den Antheil Gottes ſo gering — und den Antheil des Ichs ſo reichlich wie möglich einzurichten. Aber die Stimme der Gnade antwortete: Nein! die Genugthuung darf nicht hinter der Schuld zurückſtehen und die Beleidigung Gottes nicht größer ſein, als die Liebe zu Gott. So ihn zu lieben, bis zum vollkommnen Opfer — das iſt eine Gnade, die der irdiſche Menſch, und die Welt, und Fleiſch und Blut nimmer verſtehen, immer bekämpfen, aber nie in der Seele beſiegen, die den Ruf: Folge mir nach! verſtanden hat! — — —

Emanuel wagte nicht, ſich zu regen, kaum zu athmen; er blieb an der Thür ſtehen und wartete. Ihm war zu Sinn, als könne dies Ereigniß den Horizont des unſäglichen Glückes, von dem er ſo eben zu ſeinen Eltern geſprochen hatte, vor ihm entſchleiern.

Der Geiſtliche öffnete die Thür von Adrians Zimmer. Grazia ſtand auf, ging hinein und winkte Emanuel freundlich zu, ihr zu folgen. Adrian ſprach nicht, aber mit ſeligem Lächeln blickte er Grazia an. Alle Wonnen der Erlöſung ſtralten in dieſem Lächeln. So verſtand es Grazia. Sie ſank neben ſeinem Lager auf die Knie und ſprach leiſe in ſein Ohr:

„Bruder meiner Seele! wenn Du in der Anſchauung Gottes ſelig ſein wirſt, ſo bitte für mich um ein ſo friedliches Sterbeſtündlein.“

Adrians liebevoller Blick ſagte Ja. Ein kleiner Altar wurde hereingetragen, die Kerzen angezündet, der Prieſter, bekleidet mit Chorrock und Stola, brachte die heilige Wegzehrung. Da kamen Graf und Gräfin Meerhaim."

„Grade recht, um ihn noch einmal zu ſehen," ſagte Grazia. Dann verſammelte ſich die ganze Dienerſchaft, um in anbetender Ehrfurcht den wunderbaren Augenblick zu feiern, wo ſich der König der Ewigkeit mit dem Gebilde des Staubes vereinigt, um eine Seele für das ewige Leben zu gewinnen. Alles lag auf den Knieen; auch Emanuel — deſſen Eltern ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen hatten. Das „Confiteor" wurde gebetet und Adrian empfing die heilige Euchariſtie. Dann lehnte er den Kopf auf die Kiſſen zurück und ſagte mit vernehmlicher Stimme:

„Mein Herr und mein Gott!" —

Da trat der Nervenſchlag wieder ein und mit einem leiſen Seufzer war er verſchieden.

Die Glocken läuteten eben das Ave Maria des Mittags und Grazia dachte unwillkürlich, daß ſie einſt zu derſelben Stunde ihren Brautkranz mit Adrian getheilt hatte. „Hebe Du mir jetzt meinen Antheil an Deiner himmliſchen Krone getreulich auf, Adrian" — flüſterte ſie ihm nach und der Geiſtliche begann die Gebete für die Verſtorbenen.

Das Haus, die Familie, die Aerzte — Alle waren durch die Plötzlichkeit des Ereigniſſes um ſo mehr betäubt; als Niemand an Adrians frühen Tod gedacht hatte. Jetzt mußten ſo viel traurige Dinge beſorgt werden und geſchehen! Natürlich ſollte Adrian ſeine letzte Ruheſtatt in der Gruft zu Kreuzbronn finden. Grazia wollte ihrer Mutter ein Telegramm ſchicken; aber Emanuel rief:

„Nein! laß mich gehen! Erfährt ſie es ein paar Stunden ſpäter, ſo kann ich ihr doch gleich die genaue Auskunft geben, die man bei ſolchen Ereigniſſen immer möglichſt ausführlich zu haben wünſcht. Morgen in aller Frühe ſind wir hier.“

Gräfin Meerhaim wollte Grazia bewegen, zu ihr über zu ſiedeln; aber Grazia dankte ihr.

„Ich bleibe bei Adrian ſo lange er in unſerm Hauſe iſt;“ ſagte ſie. „Ich habe keine Furcht vor den lieben Abgeſtorbenen und vor dem Traurigen, das der Tod mit ſich bringt . . . denn ich kenne das Alles aus ſchmerzlicher Erfahrung. Heute muß ich bei Adrian beten und wachen — und morgen kommt ja meine Mutter.“

„Kind,“ ſagte Graf Meerhaim nachdenklich: „Ihr umgebt die Todesſtunde mit wunderbar ergreifender Feier. Wenn's einmal mit mir zum Sterben kommt, ſo wünſche ich es genau ſo gehalten zu haben. Verſprich mir, daß es geſchehe.“

„Genau ſo?“ fragte Grazia, indem ſie die Hand ihres Großvaters küßte.

„Ja, meine Tochter, ganz genau.“

„Darum will ich Gott bitten,“ ſagte ſie innig.

„Wenn Gott ſich überhaupt damit befaßt, auf die Bitten der Menſchen zu hören, ſo erfüllt er gewiß die Deinen,“ ſagte der Graf.

In einem Winkel des Vorzimmers ſaß Stella und weinte, als ob ſie ſich in Thränen auflöſen wolle. Ihr war der Tod und die ernſten Bilder, die ihn umgaben, ſo wie die ernſten Gedanken, die er hervorruft, etwas Fremdes, Schauerliches. Sie hatte noch keinen Menſchen ſterben ſehen, noch bei keiner Leiche gebetet. Sie war erſchüttert von dem Ernſt des Lebens, das unwiderruflich ſo endet. Ueberdas war ſie hier von keinem Menſchen beachtet. Alle Blicke, alle Theilnahme, alle Worte richteten ſich auf das Sterbezimmer und auf Grazia. So wie das aber geſchah, ſo wie Stella bemerkte, daß ſie für gar Niemand die Hauptperſon ſei — wurde ſie ſchwermüthig und beweinte oder beklagte mehr und minder elegiſch ihr einſames Schickſal, ihre traurige Verlaſſenheit.

Emanuel ging raſch durch das Zimmer, um zur Eiſenbahn zu eilen. Stella ſah ihm ſo melancholiſch nach, daß er es bemerkte, umkehrte und zu ihr ging.

„Ja, der Tod iſt erſchütternd traurig!“ ſagte er.

„Nein! das Leben iſt es!“ rief Stella.

„Sie können Recht haben!“ entgegnete er und verließ das Zimmer.

Stella fühlte ſich ſo maßlos unglücklich, daß ſie daran dachte, das Meerhaimſche Haus zu verlaſſen und ſich zu ihrer Mutter zu flüchten. Ihr würde ich doch wohl das Liebſte ſein — wenn es nicht Triſtan wäre! ſprach ſie zu ſich ſelbſt mit der ganzen aufbrauſenden Leidenſchaft eines jungen Herzens, das lieben und geliebt ſein will und nicht weiß, wo es die wahre Liebe zu ſuchen hat. Aber ach! wie und wo lebte ihre Mutter? was that und trieb ſie? Ach! ſie wollte ja nicht ihre Tochter bei ſich haben! An ihren Bruder konnte ſie nun gar nicht denken ohne Furcht und Beſchämung. So darbte Stella an den natürlichſten Gefühlen, ohne irgend einen Erſatz in der Frömmigkeit, der Nächſtenliebe, der Ergebung und all den lieblichen Tugenden zu finden, die unter dem milden Schatten des Glaubens in einer Seele erblühen, wenn ſie durch das Schickſal oder die Verhältniſſe in die Einſamkeit des Herzens verbannt iſt. Stella hatte ihrer Neigung für Emanuel mit ſolcher Sicherheit ſich hingegeben, daß es nur den Anhauch der Eiferſucht bedurfte, um aus der Neigung eine Leidenſchaft zu machen.

Auf der Terraſſe zu Kreuzbronn ſtand Euphroſyne mit Amandus — Bruder Amandus, wie er gewöhn-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20857 / 044

lich genannt wurde, theils weil er ein ungemein frommes Mitglied des dritten Ordens des heil. Franziskus war, theils weil Pater Smaragd mit ſeinem liebegroßen Herzen ihm zuweilen, beſonders vor andern Leuten, dieſen Namen gegeben hatte. Das war ſein Erbtheil! Auch die kleine Wohnung hatte er geerbt. Längſt war ein Pfarrhaus unten im Dorf gebaut, als die Jahre und die Körperſchwäche von Pater Smaragd einen Pfarrverwalter nöthig machten. Mit frommer Andacht ließ Amandus die kleine Zelle gerade ſo, wie ſie bei dem Ableben von Pater Smaragd geweſen war; und von ihm mit Euphroſyne zuweilen ſprechen zu dürfen, war ein Freudenfeſt für Amandus. Er war nun auch ſchon ein bejahrter Mann, ſein Geſicht war durchfurcht, wie das gewöhnlich bei Leuten iſt, die nie irgend eine Sorgfalt auf ihren Körper wendeten, ſein dichtes Haar hing wie ſilbergraue Franzen an ſeinen Schläfen herab, aber ſein Ausdruck war kindlich und ſein Lächeln mild. Für Euphroſyne war der demüthige Amandus unſchätzbar, denn er beſaß noch ein drittes Erbtheil von Pater Smaragd, worauf ſie großen Werth legte: die genaueſte Kenntniß aller Armen, aller Hülfsbedürftigen, aller Krüppel, aller Wittwen und Waiſen zehn Stunden in der Runde. Er war ein lebendiges Regiſter für drei Generationen von Nothleidenden, die in Kreuzbronn Hülfe und Unterſtützung geſucht hatten. In ſolchen

Angelegenheiten beſprach ſich Euphroſyne häufig mit ihm, und da er eine kindliche Freude an Blumen hatte, ließ ſie ihn gewöhnlich auf die Terraſſe kommen, die der Gärtner immer mit den ſchönſten Blumen ſchmückte.

Ja, ja! ſprach Emanuel zu ſich ſelbſt, als er am Fuß des Kreuzbronner Schloßberges den Wagen verließ, der langſam die gewundene Chauſſee hinauffuhr, während er einen Fußſteig einſchlug, der durch das Dickicht ſteil und grade aufwärts führte: — Ja! in den großen Wendepunkten meines Lebens komme ich immer nach Kreuzbronn. Wird es jetzt zu einer glücklichen Wendung ſein? — —

Im Schloß angelangt gebot er den Dienern Schweigen und ſuchte Euphroſyne auf der Terraſſe auf, die während der guten Jahreszeit von je her das große trauliche Familienzimmer ohne Dach geweſen war. Er ging durch den Billardſaal, wo er ſo manche Partie mit Bernhard, mit Adrian, mit Grazia geſpielt hatte. Da fiel ſein Blick durch die offnen Fenſterthüren auf die Terraſſe. Er ſah Euphroſine in tiefen Trauerkleidern mit Amandus vor einem Geſtell mit Blumen ſtehen. Dieſer Gegenſatz auf dieſer Stelle: die fröhlichen Bilder ſeiner Kindheit und Jugend in der Vergangenheit — und in der Gegenwart nichts, als die ſtille ſchwarze Geſtalt, wie ein Grabmonument neben Blumen — ergriff ihn ſo, daß er, nervos wie er war, auf einen Stuhl ſank und nach Faſſung rang. Da hörte er, wie Amandus fragte:

„Und dieſe ſchöne blaue Blume, gnädige Frau Baronin, wie heißt ſie?“

„Das iſt die Achimenes, lieber Amandus,“ erwiderte Euphroſyne.

„Ach und hier die kleine krauſe braune?“

„Die Calzeolarie.“

„Achimenes und Calzeolarie! — Unterthänigſten Dank! — Woher kommen nur all die ſchönen neuen Blumen, gnädige Frau Baronin? In alten Zeiten gab es nur Lilien und Roſen, Nelken und Tulpen, im Spätjahr die Aſter .... und dann die wilden Blumen in Flur und Wald .... — Ob wohl der liebe Gott immer neue Blumen erſchafft? .... oder ob man ſie in fremden Ländern entdeckt — o das wüßte ich gern! — — Sieh! der Herr Graf Emanuel!“ unterbrach er ſich ſelbſt, als er ſich zufällig nach dem Saal wendete — und demüthig zog er ſich zurück.

„Lieber Emanuel! was führt Dich zu mir?“ rief Euphroſyne ihm entgegeneilend.

„Adrian!“ entgegnete er ſanft.

„Adrian?“ ſagte ſie langſam: „o ich verſtehe!“ und ſie fiel auf die Kniee und betete mit ſtillem Weinen ein „de profundis.“

Dann erzählte ihr Emanuel ausführlich alle Einzelheiten von Adrians letzten Stunden.

„Und ſo hab' ich auch ihn verloren ... meinen letzten Sohn, der zugleich mein erſter Sohn war," ſagte Euphroſyne: mein Sohn des Kreuzes — wie ich ihn nannte, als ich ihn vor einundzwanzig Jahren bei meiner Ankunft hier im Schloß zu Füßen des Cruzifixes mit ſeinem Sternenkranz von weißen Aſtern fand. O ja! Sohn des Kreuzes! für meinen Bernardin hat er ſich geopfert, ... der geliebte Adrian! — Er ruhe in Frieden. Aber Du ſiehſt angegriffen aus," ſetzte ſie theilnehmend hinzu: „was fehlt Dir, Emanuel?"

„Was mir fehlt? — Ja, wenn ich das wüßte! ... Vielleicht nichts .... vielleicht Alles!" erwiderte Emanuel, indem er ſich mit einem Ausdruck von Ermüdung, als liege die Weltkugel auf ſeinen Schultern, neben Euphroſyne ſetzte und ihre Hand nahm. „Sieh! mir iſt das Leben ſchwer .... und doch iſt das Leben nur ein Schatten. Sieh! als ich Dich vorhin mit dem ſtillen Amandus zwiſchen den Blumen ſtehen ſah und von Blumen reden hörte — Dich mit allen Wunden Deines Herzens, mit Deinen unerſetzlichen Verluſten, mit dem herben Kummer der Wittwe, die ihre Söhne in's Grab legt, mit der ſchmerzlichen Sorge um Dein einziges Kind, mit dieſer Kette von Unglück" ... : —

„Halt ein!" rief Euphroſyne. „Leiden hab' ich wohl viel im Leben gehabt! Kreuz — ja! Unglück — nein!"

„Was nennſt Du . . . Unglück?“

„Das Leiden ohne Gott.“

„Nenn' es wie Du willſt, Euphroſyne! genug, eine Kette von Schmerzen der verſchiedenſten Art hat Dich umſchlungen und doch geht dein Daſein ſo ruhig fort, daß ich vorhin an die ſeligen Schatten dachte, die in den Gefilden Elyſiums über Wieſen voll Asphodelos ſchweben, unbekümmert um die Wonnen des Olymps und die Qualen des Orkus. Und da kam mir dieſe ſchattenhafte Exiſtenz, die über Luſt und Leid dahinſtreift und Schmerz und Freude überdauert, ſo traummäßig vor, ſo indifferent, ſo über alle Maßen gering und nichtsbedeutend, daß ſie mir der Mühe des Lebens nicht werth ſchien.“

„Nun, ſo ganz ſchattenhaft iſt das Leben doch nicht, denn es hat ja eine himmliſche Beſtimmung — und die iſt etwas Weſenhaftes, Bleibendes!“ erwiderte Euphroſyne ſanft. „Betrachte nur einmal genau den ſtillen Amandus, der gewiß nach der Seite der Irdiſchkeit hin ſo gering iſt, wie man nur ſein kann: Ein Sohn der Sünde, das Kind einer unglücklichen Mutter, die ihn verwahrloste und eines noch viel unglücklicheren Vaters, der ihn verläugnete und verſtieß: — Du hörſt, Emanuel, was ich Unglück nenne! — ſo gerieth er auf böſe Wege, fiel in Verbrechen, fand ſeine Erziehung im Correctionshauſe, kam endlich durch Gottes ewige Barmherzigkeit vor vielen Jahren hieher zu Pater Smaragd — und wurde der arme Diener des armen Ordensmannes. Das Alles iſt ſo gering, daß die Welt es verachtet. Nun aber fiel in dieſe arme Seele zum erſten Mal der Strahl der heiligen Liebe und der Dieb, der Vagabonde, der entlaſſene Sträfling bekehrt ſich und wird ein friedlicher, treuer, ſtiller Amandus, der ſeit mehr als vierzig Jahren ganz verſenkt in ſüße Chriſtusliebe und fromme Nächſtenliebe lebt. Findeſt Du nun, Emanuel, daß Amandus und daß Pater Smaragd, der das Werkzeug dieſer Bekehrung war, ein ſchattenhaftes Leben haben?“

„Du ſiehſt immer die Dinge wie von Oben herab an,“ entgegnete Emanuel: „dann kann ich nicht mit Dir ſtreiten. Aber das, um was es ſich handelt im Leben, das, wohin das ganze Leben ringt und ſtrebt, das Glück ... das iſt ſchattenhaft; und erreicht man nicht dies eine große, vorwiegende, Alles beherrſchende Ziel: ſo ſag' ich nochmals: das Leben iſt miſerabel und nicht unſerer ſchrecklichen Anſtrengungen werth.“

„Es kommt nur darauf an, was man Glück nennt.“

„O, liebe Euphroſyne, nur keine ſublime Definition! Glück iſt — glücklich ſein! und weil ich das gern werden möchte ... bin ich heute hier. Vielleicht iſt es unpaſſend, dies mit der Todesbotſchaft zu verbinden, aber heute bin ich mit Dir allein, kann ungeſtört mit Dir reden, kann Dir das ſagen, was ich in dieſem Augenblick an Niemand ſagen mag: ich liebe Grazia! ich liebte ſie immer! Du weißt es! Vor vier und einem halben Jahr zog ſie mir Adrian vor. Ein Anderer wäre dadurch verletzt worden ... ich war es auch! ich will's nicht leugnen! Aber ſie iſt frei ... ich liebe ſie mehr, denn je ... alſo gib mir eine Hoffnung, die ich jetzt noch nicht von ihr erbitten kann — nur Hoffnung!"

„Ich kann es nicht," ſagte Euphroſyne traurig.

„Du willſt es nicht!" rief Emanuel — „weil ich nicht Katholik bin."

„Daran dachte ich um ſo weniger, als ich die Hoffnung habe, daß Du es wirſt. Aber Grazia gib auf."

„Ah!" rief er zürnend aufſpringend: „dann gib auch Du meine Bekehrung, meine Seele auf."

„Iſt denn Grazia ... Dein Gott?" fragte ſie ernſt.

„O Du weißt nicht, was Grazia für mich iſt!" ſagte er beſänftigt.

„Was ſie auch ſei — gib ſie auf, Emanuel."

„Wie Du das decretirſt!" ſagte er lächelnd. „Sieh, heute früh eröffneten unſere Eltern mir ihren Wunſch, ich möchte mich verheirathen, mich in Crohnenberg niederlaſſen; und gerade als ich ihnen auseinander ſetzte, was ich begehre, um den Bund der Ehe zu ſchließen, gerade da trat Marſchner mit der Todesnachricht ein. Es traf mich wie ein Blitz — Gott will es."

„Du biſt allzu haſtig, lieber Emanuel."

„Aber ſiehſt Du denn nicht," rief er, „daß Grazia jetzt der Gegenſtand von tauſend Bewerbungen ſein wird. O wie viel Männer werden ſich um die ſchöne, reiche Wittwe den Rang ablaufen wollen! Ich will mich nur unter Deinen Schutz ſtellen. Du biſt nicht bloß die Mutter — ſondern auch die vertrauteſte Freundin Deiner Tochter. Du kannſt ihr jederzeit ſagen, was ich jetzt noch nicht ſagen kann . . . und doch ſagen möchte" . . . —

„Emanuel, wenn ich Dir die Verſicherung gebe, daß Grazia fortan unvermählt leben und ſterben wird" . . . —

„So glaub' ich es nicht!" unterbrach er ſie; „Du haſt vielleicht andere Pläne mit ihr. Eine glänzendere Partie könnte Grazia machen — auch beanſpruchen; denn ich bin nichts und habe nichts . . . allein ich liebe ſie! Und wenn Du auch vergeſſen haſt oder nicht verſtehen willſt, was das iſt: lieben — ſie wird es vielleicht verſtehen."

„Wenn Du das glaubſt, ſo rede ſpäter mit ihr; aber ſei verſichert, daß Du Dir und ihr nur peinliche Beunruhigung bereiteſt."

„Ich glaube Alles, was Du ſagſt, Euphroſyne, nur das nicht! Grazia wird über meine Zukunft entſcheiden. Mit ihr — gehe ich aufwärts; ohne ſie — abwärts."

„Emanuel! ſpricht ſo ein Mann? Gibt es nichts

Höheres auf Erden, als das Lächeln eines Weibes? Der Mann ſoll die Stütze, der Rathgeber der Frau ſein — nicht umgekehrt.“

„Ja, in Allem, was die vernünftig-praktiſche Richtung betrifft; aber die ideale Richtung, den Schwung der Empfindung, die Feinheit und Tiefe des Gefühls, das intuitive Verſtändniß alles Guten, Schönen und Großen, die Zartheit und den Adel aller höheren Beziehungen: dieſe Richtung ſoll die Frau vertreten und pflegen. Und ſie kann es; — denn ſie ſteht ferner vom großen Tummelplatz des Lebens, auf welchem die niederen Intereſſen vorherrſchen — und deßhalb ferner von der Gemeinheit als der Mann. Ich ſage nicht, daß alle Frauen in dieſer Richtung ſich bewegen; — ach Gott, die allerwenigſten thun es nur! Aber eben deßwegen ſag' ich mit voller Ueberzeugung: mit Grazia gehe ich aufwärts, denn ſie iſt eine Erzengelnatur: ſie iſt ſtark und ſie iſt rein — und vielleicht hängen dieſe beiden Eigenſchaften enger zuſammen, als es der oberflächlichen Betrachtung ſcheint.“

„Wir wollen hoffen, daß Du eine andere Grazia finden werdeſt,“ ſagte Euphroſyne bewegt: „denn der Wunſch unſerer Eltern iſt ganz gerechtfertigt und das arme, vernachläßigte Crohnenberg möchte wohl einmal einen Herrn und ein Familienleben ſehen. So erfüllſt Du nach allen Seiten hin fremde Wünſche und eigene Pflichten — und das gewährt auf die Dauer viel mehr Glück, als einer chimäriſchen Leidenſchaft nachzujagen."

„Grazia hat doch nicht etwa Kloſtergedanken?" fragte Emanuel plötzlich.

„Durchaus nicht!" ſagte Euphroſyne.

„Nun, dann wollen wir ſehen, ob ich einer Chimäre nachjage!" rief er: „Grazia wird dem nicht widerſtehen können, was ich im Herzen habe."

„Rege Dich nur nicht ſo ſehr auf, mein armer Emanuel! Du könnteſt wieder, wie vor Jahren, in ich weiß nicht was für einen Gegenſatz ſtürzen, der mit einer ernſten Liebe doch nicht zu vereinbaren iſt. Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß ich nicht faſſe, wie Du von Grazia den Antrieb zu höheren Dingen verlangen — und ihn doch ſo wenig befolgen magſt."

„Das kommt daher, weil mein Herz nicht ruhig iſt; es ſucht und ſucht . . . und findet nicht. Hat es einmal ſeine Ruhe gefunden, ſo werde ich ganz gewiß an meine Seele denken — wie Grazia ſich ausdrückt."

„Gerade umgekehrt ſollteſt Du es machen! zuerſt ſollteſt Du daran denken, Deiner Seele den höchſten Schatz, der zugleich ihre heiligſte Berechtigung iſt: die Erkenntniß der ewigen Wahrheit zu erwerben; dann würde auch Dein Herz ſeine Ruhe finden; denn es iſt unruhig, weil es in den Feſſeln ſeiner Leidenſchaften liegt. Die Wahrheit aber macht es frei, indem ſie dieſe Ketten ſprengt."

„Sind denn die Katholiken lauter leidenſchaftloſe Engel?“ rief er aufgeregt und empfindlich.

„Sie ſind es nicht ... und ſollen es auch nicht ſein. Aber der wahre Katholik — oder wenn Du das lieber hörſt: der wahre Chriſt — ſoll ein kämpfender Menſch ſein.“

„Ah bah! Liebſte Schweſter, nichts iſt unfruchtbarer, als der Kampf gegen Leidenſchaften!“

„Haſt Du ihn ſchon verſucht?“

Emanuel verſtummte. Sie fuhr fort:

„So reden nur die, welche ihn nicht verſucht — oder wenigſtens nicht mit den rechten Waffen verſucht haben. Es liegen gerade auf keinem Kampf ſo große Gnaden, als auf dem gegen unſere eigenen Leidenſchaften.“

„Stille Seele, was weißt Du davon?“

„Davon weiß jedes Menſchenherz, lieber Emanuel; denn wir Alle ſind eben keine Engel. Aber im großen Maßſtab wiſſen wir es durch das Leben der Heiligen. Ihren Kämpfen und Triumphen nach Außen gehen ihre Kämpfe und Siege nach Innen vorher — oder zur Seite.“

„Ich wüßte gar nicht, weßhalb ich mich in ſolche Kämpfe begeben ſollte, mein Schweſterchen. Ich ſage Dir ja, daß ich verſchmachte vor Verlangen, glücklich zu ſein. Leidenſchaften ſind der Ausdruck dieſes Verlangens. Bin ich dereinſt am Ziel, habe ich mein Glück erreicht, hab' ich Grazia dem Schickſal abgerungen: ſo gibt es weiter nichts zu verlangen — und dann geht von ſelbſt die Leidenſchaft in ſelige Befriedigung über.“

„Lieber Emanuel, dieſe Theorie haſt Du erfunden, weil ſie Deiner Neigung und Stimmung eben zuſagt. In der Praxis iſt es anders — wenigſtens in der chriſtlichen, die denn auch freilich eine andere Theorie hat, denn ſie lehrt: die Leidenſchaften müßten durch den Willen gebändigt und durch die entgegengeſetzten Tugenden, unter dem Einfluß der Gnade überwunden werden. Nie wirſt Du ſie bemeiſtern, wenn Du ihr Ende von äußeren Umſtänden und Ereigniſſen abhängig machen willſt; wenn Du ſie als etwas betrachteſt, das die natürliche Folge einer Entbehrung iſt. Dieſe Theorie iſt verderbt und lügneriſch, wird aber heutzutage von Humanitätspredigern mit dem größten Eifer verbreitet. Sie rufen: Der Menſch ſtiehlt; — ja! aber er thut es nur, weil er arm iſt. Gebt ihm Geld, gebt ihm Brod — und er ſtiehlt nicht mehr. — Darauf antworten wir: Weit gefehlt! nicht Geld und Brod wird dieſer Dieb in Zukunft ſtehlen, aber des Nächſten Ehre und guten Namen, aber des Nächſten Weib — denn die Gelüſte der verderbten Natur ſind unerſättlich und wechſelnd.“

„Du haſt mir ſo eben in Amandus ein Beiſpiel gegeben, das Deiner jetzigen Behauptung widerſpricht. Er iſt elend . . . und ſtiehlt; — ſein Elend hört auf und er ſtiehlt nicht mehr und wird ein braver Menſch.“

„Ja, denn ſein Elend hört auf, indem er das ſiebente Gebot: Du ſollſt nicht ſtehlen — kennen und beherzigen lernt; — alſo, indem er in den Boden einer poſitiven Religion verſetzt und erzogen wird, welche ihm die Mittel an die Hand gibt, ſeinen böſen Hang zu bekämpfen. Und da zwiſchen allen Tugenden ein geheimnißvoller Zuſammenhang iſt — nämlich der, daß ſie ſämmtlich Blüthen der Gnade ſind: ſo iſt er nach und nach einer der frömmſten und opferwilligſten Menſchen geworden. Ebenſo beſteht auch zwiſchen den Untugenden ein Zuſammenhang, den ihr Urſprung aus der Sünde ſtiftet; — und hätte man ſich damit begnügt, Amandus mit Brod und Geld zu verſehen, ohne ſeine böſe Neigung durch die Religion zu bekämpfen: ſo wäre er — vielleicht auf einer andern Stufe das geblieben, was er war: ein unglücklicher, laſterhafter Menſch.“

„Zufolge Deiner Theorie vom Einfluß der zehn Gebote und überhaupt des poſitiven Chriſtenthums auf die Leidenſchaften“ — rief Emanuel höchſt beleidigt — „ſcheinſt Du es gar nicht für unmöglich zu halten, daß auch ich es noch zum Stehlen und Rauben bringen könnte.“

„Ich habe im Allgemeinen geſprochen,“ ſagte Euphroſyne ſanft; — „und ich nehme nichts zurück. Im Gegentheil! Wenn Deine Theorie, daß die Leidenſchaft befriedigt werden müſſe, um aufzuhören, bei einem

Menſchen die Oberhand hat: ſo ſehe ich durchaus nicht ein, was ihn von irgend einem Verbrechen, zu dem die Leidenſchaft ihn drängt, zurückhalten ſollte. Und was insbeſondere das Stehlen betrifft: ſo habe ich vorhin ſchon geſagt, daß es noch andere Dinge zu ſtehlen gibt, als gerade Geld."

Wieder verſtummte Emanuel einen Augenblick; dann rief er:

„Aber das macht doch einen enormen Unterſchied. Man bleibt ein Gentleman und wird kein gemeiner Verbrecher."

„Für die Welt macht es einen Unterſchied," ſagte Euphroſyne kalt: „Gott ſieht es anders an. Gott läßt die große Welterfindung eines Gentleman, hinter dem ſich oft viel Gemeines und Verbrecheriſches verbirgt — nicht gelten. Aber auch dies wirſt Du nicht begreifen, da Du von einer poſitiven Religion, die eine poſitive Sittenlehre hat, nichts hören willſt."

„Mein Gott!" rief Emanuel ablenkend, „wohin ſind wir gerathen! ich ſprach von Grazia und meiner Liebe — und jetzt ſind wir" ... —

„Bei dem Glauben, Emanuel! denn Glaube und Liebe dürfen nicht getrennt werden, wenn jener nicht todt und dieſe nicht vergänglich ſein ſoll."

„Und ſo bin ich denn umſonſt gekommen," ſagte er traurig.

„Nein!" rief ſie mit all ihrer Zärtlichkeit: „ich danke Dir, daß Du mir die Nachricht vom Tode meines armen Adrian gebracht haſt. Solch ein Telegramm iſt mir immer wie ein Dolchſtoß. Ueberdas kannſt Du mir Deinen Rath in einer Sache geben, die ſich leicht zum Prozeß ausſpinnen dürfte — und den wünſche ich zu vermeiden.“

Sie ging auf Geſchäfte über und Emanuel fand keine Möglichkeit, das erſte Geſpräch wieder anzuknüpfen, da Euphroſyne eine Menge von Anordnungen wegen Adrians Beiſetzung zu machen hatte. Am andern Morgen fuhr ſie mit Emanuel nach Baden.

„An einem Sarge trennten wir uns und an einem Sarge ſehen wir uns wieder,“ ſagte Grazia, indem ſie ihre Mutter zu Adrians entſeelter Hülle führte, welcher der Tod alle Spuren der Krankheit genommen und dafür die ernſte, harmoniſche Schönheit ſeiner erſten Jugend zurückgegeben hatte. Stiller Friede lag auf dem jungen, marmorbleichen Antlitz und ein Lächeln auf den Lippen, als ob die Seele unter freundlichen Eindrücken ihre Hülle verlaſſen habe — und die wunderbare Majeſtät des Todes überhauchte dieſe Hülle mit dem Abglanz einer höheren Welt, welche ſie dereinſt, verklärt, aufnehmen wird.

Euphroſyne und Grazia gingen am Nachmittag nach Kreuzbronn. Adrians Leiche folgte ihnen.

* * *

Die Rache.

Triſtan hatte einige Tage „geopfert," wie er es nannte, um das Haus und die Lebensgewohnheiten des Herrn von Clermont etwas zu ſtudiren — inſofern das von Außen möglich war. Darauf gründete er denn einen Plan, deſſen Niedrigkeit der ſittlichen Verkommenheit entſprach, in die er tief und immer tiefer verſank. Während dieſer Tage hatte er zweimal bei Frau Hellmigs Magd nach dem Befinden ſeiner Mutter ſich erkundigt und die Antwort erhalten: der Arzt habe für Jedermann ohne Ausnahme den Zutritt unterſagt, da die Kranke vor Allem der Ruhe bedürfe; und Schweſter Benigna pflege ſie. Damit gab ſich Triſtan zufrieden. Er trug der Magd auf, ſeiner Mutter gelegentlich in ſeinem Namen zu ſagen, es würden bald beſſere Tage für ſie kommen.

Herr von Clermont hatte gefrühſtückt und langweilte ſich ganz entſetzlich. Wie ſollte er die Zeit hinbringen? was denken, thun, treiben? ſollte er zu ſeiner

Frau gehen und ſie quälen? . . . aber um dieſe Stunde war ſie im Bade. Da nahm er ſeinen kleinen Wachtelhund bei den feinen, langhaarigen Ohren und zauſte ihn dermaßen, daß das Thierchen winſelte und ihn mit guten, klugen Augen ganz erbärmlich anſah. Verfl — Beſtie! geduldig wie meine Frau! rief er und ſchleuderte das Thierchen mit dem Fuß an's andere Ende des Zimmers, wo es ſich mit kläglichem Geheul hinter ein Sopha verkroch. Ein Diener trat ein und meldete den Herrn Triſtan, einen Künſtler.

„Was für ein Künſtler?"

„Das hat er nicht geſagt," entgegnete der Diener verlegen.

„So fragt man, Dummkopf! Wird Er das nie begreifen? wird Er immer in ſtupider Untauglichkeit verbleiben? — Fort! mir aus den Augen! . . . Nehm' Er Mylord mit und führe Er ihn ſpazieren: eine Stunde und drei Minuten; — marſch!"

„Zu Befehl . . . . halten zu Gnaden . . . . es iſt Niemand im Vorzimmer . . . John iſt mit der Frau Marquiſe ausgefahren!" ſtotterte der Diener.

„Nehm' Er Mylord und führe Er ihn eine Stunde und drei Minuten ſpazieren — ſag' ich! Ob ein Strohkopf wie Er im Vorzimmer ſitzt oder Niemand — das kommt auf daſſelbe heraus."

Zitternd zog der Diener den zitternden Mylord aus ſeinem Verſteck hervor, ſchob ſich mit dem winſelnden Hündchen auf dem Arm an der Wand fort und zur Thür hinaus und ließ mit dem Ausdruck tiefſter Beſchämung Triſtan eintreten; — denn dieſer mußte jedes Wort des Marquis vernommen haben. Triſtan aber war nicht wenig froh, ſie vernommen zu haben und trat mit großer Zuverſicht bei dem Marquis ein.

Herr von Clermont lag langausgeſtreckt in einem tiefen Lehnſtuhl, hob den Kopf etwas auf, fixirte Triſtan und ſagte in einer unausſprechlich inſolenten Weiſe:

„Künſtler?“ — Man konnte dieſem Ton deutlich die Frage „Bettler?“ anmerken.

„Zu dienen,“ ſagte Triſtan mit einer tiefen Verbeugung.

„Comödiant? Tänzer? was?“

„Bildender Künſtler.“

„Bildende Kunſt, wenn nicht erſter Ordnung, iſt Töpferarbeit, Gypsbäckerei.“

„Das ſag' ich auch, Herr Marquis.“

„Nun? Ihre Proben .... Ihre Arbeiten? Soll ich etwas kaufen, ſo muß ich es ſehen.“

„Nichts kaufen, Herr Marquis! nur mich gefälligſt in den Stand ſetzen, mit meinen Studien fortzufahren.“

„Schade, daß Sie keine Proben dieſer Studien bei Sich haben! Entſpricht Ihr Talent Ihrer Frechheit, ſo iſt es groß.“

„Ein Stück hab' ich bei mir."

„So zeigen Sie es in's — Kukuks's Namen! ich habe keine Zeit zu verlieren!"

„Ich ſage Ihnen, Herr Marquis, daß ich nicht wegen eines unbedeutenden Handels zu Ihnen gekommen bin."

„Sondern?"

„Sondern deßwegen — weil Sie mein Schuldner ſind?"

„Sind Sie bei Sinnen?" fragte der Marquis, indem er ſich langſam aufrichtete.

„O ich bitte, behalten Sie Ihren Platz! er iſt bequem um das zu hören, was ich Ew. Gnaden mitzutheilen habe," ſagte Triſtan ironiſch und pflanzte ſich vor dem Marquis auf.

„Ich bin wahrhaftig höchſt geſpannt darauf," ſagte der Marquis mit apathiſcher Gleichgültigkeit ſich zurücklehnend, obſchon er heimlich dachte, es ſei unangenehm, daß kein Diener im Vorzimmer ſei; denn er glaubte einen Geiſteskranken vor ſich zu haben und deßhalb behielt er ihn immer im Auge, ohne die mindeſte Unruhe zu verrathen. Triſtan ſagte mit namenloſer Frechheit:

„Alſo, mein Herr Marquis von Clermont, Sie haben mir meinen Vater geraubt."

„Ah ... wirklich? Habe ich ihn geſtohlen?"

„Das nicht — aber beſtohlen! Sein Glück, ſeine

Ehre, ſeine Familie haben Sie ihm geraubt und ihn dadurch veranlaßt, ſich von ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu trennen, die — während er in die weite Welt ging und verſchollen iſt — allmälig in's tiefſte Elend geſunken ſind."

Hollah! dachte der Marquis im Stillen, die Sache nimmt eine andere Wendung! vorſichtig aufgepaßt! Laut ſagte er:

„Mein beſter Herr! ſolche Behauptungen beweiſen erſtens gar nichts. Wenn Sie aber auch zweitens irgend einen Vorfall bewieſen, ſo werden Sie wohl die Welt genug kennen, um zu wiſſen, daß dergleichen Begebenheiten zu alltäglich ſind, um irgend einen Eindruck zu machen und daß es am wenigſten die Sache des Sohnes iſt, ſie aus der Vergeſſenheit an's Licht zu bringen."

„Es kommt darauf an, in welcher Abſicht man es thut! ich will meine Eltern rächen."

„Ah, wirklich? Nun das iſt aufrichtig geſprochen. Ich bitte, wer waren Ihre lieben Eltern?"

„Mein Vater hieß William Saint-Clair," ſagte Triſtan, beinahe aus der Faſſung gebracht durch eine Frechheit, welche die ſeine übertraf.

„Ah, Herr William Saint-Clair! richtig! ein geſchickter Maler! . . . und Madame Saint-Clair ungemein talentvoll! In Rom kannte ich ſie und erinnere mich jetzt dunkel, daß Herr Saint-Clair Rom früher verließ, um in Paris zu arbeiten. Aber ich bitte, wenn das in Folge eines ehelichen Zwiſtes geſchehen ſein ſollte — was Niemand behaupten kann! — was geht das mich an?“

„Ich ſagte es Ihnen.“

„Und ich lehne es ab.“

Triſtan knirſchte vor Wuth. Er hatte ſeinen Plan nach ſeiner Leidenſchaftlichkeit entworfen, ohne Clermont in Anſchlag zu bringen, auf deſſen Kaltblütigkeit er nicht gerechnet hatte. Ein heftiger Wortwechſel war hiemit unmöglich. Er ſagte finſter:

„Sie wünſchen eine Probe meiner Arbeit zu ſehen?“

„Nun ja! und ich will ſie kaufen um jeden Preis — denn darauf wird die ganze „Rache“ wohl abgeſehen ſein.“

Triſtan zitterte vor Zorn und Scham, ſich ſo errathen zu ſehen. Er ſprang zwei Schritte zurück und rief mit wildfunkelnden Augen:

„Es iſt ein Dolch, Herr Marquis! und ich fordere fünfundzwanzigtauſend Franken.“

„Ah bah!“ erwiderte Clermont im Ton nachläſſiger Verachtung.

„Fünfundzwanzigtauſend Franken!“ wiederholte Triſtan ingrimmig, zog das Stilet hervor und ließ es vor Clermonts Augen blitzen.

„Sie halten es zu hoch: ich kann die ſchöne Arbeit nicht bewundern,“ verſetzte eiſig der Marquis.

„Genug der Phraſen!“ rief Triſtan außer ſich. „Das Geld will ich.“

„Aber Sie ſind ja lächerlich mit Ihrer Forderung.“

„Ich will das Geld . . . und Sie ſehen, daß es in meiner Macht ſteht, Sie zu zwingen. Das Stilet iſt der Schlüſſel zu Ihrer Caſſe.“

„Ich habe keine ſolche Summe in meiner Caſſe.“

„Das dachte ich mir. Aber Sie werden hier einen Banquier haben, und deßhalb bitte ich Sie, dies Papier mit Ihrer Unterſchrift und Ihrem Siegel zu verſehen.“

„Darf ich dies Document leſen?“ fragte der Marquis ironiſch.

Triſtan zog aus ſeiner Bruſttaſche zwei Papiere, entfaltete ſie, ſteckte das eine wieder ein und gab das andere dem Marquis, der ihn ſcharf beobachtete und in ſeiner lakoniſchen Art fragte:

„In duplo?“

„Nein,“ ſagte Triſtan: „dies andere Papier war für den Fall aufgeſetzt, daß Sie das Geld in Ihrer Caſſe hätten.“

„Bravo! da iſt ja höchſt umſichtig für Alles geſorgt. Nun, wie lautet denn mein Document?“ — — Er entfaltete es und las:

„Ich, Endesunterſchriebener, weiſe den Banquier N. N. an, dem Herrn Triſtan Saint-Clair, Bildhauer, auf der Stelle die Summe von fünfundzwanzig tauſend Franken auszuzahlen, die ich ihm aus großem Intereſſe für ſeine Kunſt ſchenke.“ — Und Sie bilden Sich wirklich ein, daß ich die Narrheit haben werde, dieſe Brandſchatzung mir ſelbſt aufzulegen?“ fügte er hinzu.

„Gewiß, Herr Marquis; dafür bürgt mir mein Stilet,“ erwiderte Triſtan mit einer lebhaften Handbewegung: „und zwar ſogleich . . . damit nicht etwa Mylords Promenade von einer Stunde und drei Minuten früher als unſer Geſchäft beendigt ſei.“

Langſam erhob ſich der Marquis. Auch ſein Plan war gemacht. Er verſuchte einen Schritt gegen die Thür zu thun; aber Triſtan ließ es nicht zu; dann machte er eine raſche Bewegung nach dem Fenſter; aber mit einem Satz ſprang Triſtan dazwiſchen und ſagte:

„Ich bitte Euer Gnaden, meine Langmuth nicht zu ermüden, Sich ſofort an den Schreibtiſch zu ſetzen und die Zartheit anzuerkennen, mit der ich dies Document als eine freiwillige Schenkung ausgeſtellt habe.“

„Hätten Sie es etwa als einen Erſatz für die beſchädigte Familienehre ausſtellen wollen?“ fragte der Marquis mit ſchneidender Verachtung.

„Nein! aber als eine alte Schuld,“ entgegnete Triſtan frech.

Schweigend ſetzte ſich der Marquis an den Schreibtiſch, unterſchrieb ſeinen Namen und unterſiegelte mit ſeinem Wappen, während Triſtan mit dem Stilet Wache neben ihm hielt und jeden Federzug genau beobachtete. Dann ſtand der Marquis auf, gab das Papier an Triſtan und ſagte:

„Der Dolch iſt jetzt mein.“

„Doch nicht, Herr Marquis! Vorzeigen kann ich ihn, aber nicht verkaufen. Er gehört meinem intimen Freunde, dem Grafen Emanuel Meerhaim.“

„Wahrſcheinlich iſt der Graf Meerhaim gerade ſo Ihr Freund, wie ich Ihnen eine Schenkung von fünfundzwanzig tauſend Franken mache,“ ſagte der Marquis mit unbeſchreiblichem Hohn.

„Herr Marquis, ich will Ihre koſtbare Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen. Ich habe Ihre Schenkung verbrieft und verſiegelt — und ſomit habe ich die Ehre, mich Euer Gnaden zu empfehlen.“

Und mit einer tiefen Verbeugung verſchwand Triſtan. Im Vorzimmer war Niemand; allein auf der Treppe begegnete er der Marquiſe, die von zwei Dienern heraufgetragen wurde. Höflich grüßend ging er an ihr vorüber und dann eiligen Schrittes zu Clermonts Banquier.

Als der Marquis Bewegung im Vorzimmer hörte, ſchellte er und ſagte zu dem eintretenden John:

„Der Wagen ſoll warten. — Ankleiden! raſch!“

Mit ungewohnter Schnelligkeit machte er ſeine Toilette, fuhr zum Polizeidirector und theilte dem die ganze Begebenheit mit.

„Ich unterſchrieb, ich wagte mein Geld, damit man dieſen jungen, frechen Gauner, der den Leuten, mit einem Dolch in der Hand, auf's Zimmer rückt und ihre Unterſchrift erpreßt — gehörig beim Kragen nehmen und auf's Zuchthaus ſpediren könne. Ich hätte mich vielleicht gegen ihn wehren und das Papier nicht unterſchreiben können; aber dann wäre ſeine Gaunerei nicht ſo reif geweſen, wie jetzt, wo ich einen Eid darauf ablegen kann, daß meine Unterſchrift erpreßt war.“

Der Polizeidirector ließ ſogleich einige ſeiner Untergebenen kommen und fragte ſie, ob ſie einen jungen Gauner Namens Triſtan Saint-Clair kennten. Sie erwiderten: Nicht als Gauner, aber als Spieler und als ein Menſch von wüſtem Wandel. Und ob ſie ihn zu finden wüßten? — O ſehr leicht.

In Folge dieſes Geſprächs wurde Triſtan in dem Augenblick feſtgenommen, als er die Schwelle des Spielſaals betrat. Man fand Alles, was der Marquis angegeben hatte, bei ihm: Fünfundzwanzig tauſend Franken, den Dolch in einer Scheide von ſchwarzem Sammt und in der Bruſttaſche das zweite Papier mit der eventuellen Schenkung aus der Caſſe. Triſtan äußerte ſich höchſt beleidigt, das Geld gehöre ihm, ſei ihm geſchenkt; ein Document in den Händen des Banquiers N. beweiſe es. Alles umſonſt. Man führte ihn fort. Draußen hielt ein Wagen. Der Marquis ſaß darin und wartete. Als Triſtan erſchien, bog er ſich aus dem Schlage, ſagte zu deſſen Begleitern:

„Ganz richtig, das iſt der Gauner!“ und fuhr von dannen.

Triſtan hub drohend die geballte Fauſt wider ihn auf und ſagte zähnkniſchend:

„Der Schurke! — Aber ich habe doch ſeine Unterſchrift und ſein Siegel, die er nimmermehr verleugnen kann.“

Das Urſperg'ſche Haus war verödet, Adrian todt, Grazia fort; — und in Folge davon war es auch im Meerhaim'ſchen Hauſe ſehr ſtill, ſo lange die erſte tiefe Trauer währte. Die Gräfin benutzte das, um täglich mit Emanuel lange Geſpräche zu führen über die Pflicht, die Zeit nicht zu vergeuden, ſondern möglichſt bald den Entſchluß zu faſſen, zu dem ſeine Eltern ihn drängten. Nach Frauenart dachte ſie, durch vieles Reden ihn zu überzeugen. Er blieb bei ſeinem früheren Ausſpruch: er wolle lieben und geliebt werden — und dann heirathen.

„Nun, ſo ſchau' Dich um,“ ſagte die Gräfin; „es braucht ja nicht in Baden zu ſein. Dir ſteht Deutſchland offen.“

„Richtig! Deutſchland!“ rief Emanuel lachend: „das einige uneinige Deutſchland — wir einigen es zu unſerm Zweck.“

Gegen Abend brachte ein Diener der Gräfin ein Billet. Sie fand nur die zwei Worte:

Auf Wiederſehen, theure Mutter. Emanuel.

„Er iſt fort! er iſt fort, liebes Kind!“ frohlockte die Gräfin und umarmte Stella, die ihr eben vorlas.

„Wer? Graf Emanuel?“ fragte Stella ahnungsvoll.

„Fort iſt Emanuel... auf die Brautſchau! das muß ich gleich ſeinem Vater erzählen.“

Eiligſt verließ die Gräfin ihr Cabinet, ſo daß Stella, ihre Kraft zuſammenraffend, nach ihrem Zimmer flüchten konnte. Da ſank ſie betäubt auf ein Sopha und wünſchte zu ſterben. Sie erſchien nicht zur Theeſtunde und ließ ſich entſchuldigen mit dem Ausbruch einer heftigen Grippe.

„Seit Adrians Tod iſt ſie verändert,“ ſagte die Gräfin: „dies Ereigniß, der Anblick eines Sterbenden, einer Leiche, ſcheint ihre Nerven heftig erſchüttert zu haben.“

„Ich habe wohl bemerkt, daß ſie in der letzten Zeit ſowohl ihre friſche Farbe als ihre Munterkeit etwas verloren hatte,“ ſagte der Graf: „allein mit Adrians Tod brachte ich das nicht in Zuſammenhang.“

„Und womit ſonſt?“

„Mit nichts, lieber Schatz! Junge Mädchen haben zuweilen Launen. Die wirken auf den Humor — und der Humor auf das körperliche Befinden. Das geht vorüber.“

Dies friedliche Geſpräch erlitt eine ſehr unerwartete Störung, indem eine Gerichtsperſon, die den Grafen Emanuel zu ſprechen verlange, gemeldet wurde.

„Nach meinem Zimmer!“ ſagte der Graf, während die Gräfin zitternd rief:

„Gott im Himmel! ſollte er zu einer geheimen Geſellſchaft gehören... mit revolutionären Tendenzen und Umtrieben?...“ — —

„Kind!“ ſagte der Graf, indem er den Salon verließ, „auf geheime Geſellſchaften fahndet in unſerer Zeit kein Menſch! die ſind mit ihren revolutionären Umtrieben ſicher wie in Abrahams Schooß.“

Die Gerichtsperſon legte den Dolch vor und fragte, ob der Graf ihn als Eigenthum ſeines Sohns erkenne — was alsbald geſchah; und ob Graf Emanuel dieſen Dolch einem gewiſſen Triſtan Saint-Clair geſchenkt habe?

„Schwerlich!“ rief der Graf; — „das iſt ein inſolenter Patron, ein Spieler, ein Bettler! Doch genauen Beſcheid kann ich darüber nicht geben und mein Sohn iſt verreiſt. Hat man etwa dieſen Herrn Saint-Clair auf verbotenen Wegen ertappt?... es ſollte mich nicht wundern.“

„Er iſt gerichtlich eingezogen und das Weitere wird ſich ergeben,“ ſagte der Herr und zog ſich zurück.

So war denn Triſtan in Haft, Emanuel verſchwunden, Stella in Verzweiflung, Richenza im Nervenfieber.

Schweſter Benigna hatte die Marquiſe de Clermont von ihrem ſo höchſt unerwarteten Zuſammentreffen mit ihrer Schwägerin — und von deren unglücklichen Lebensumſtänden in Kenntniß geſetzt, und gebeten, ſo lange Richenza's Krankheit dauere, ſie täglich ein paar Mal beſuchen zu dürfen. Gern gewährte die milde Marquiſe dieſe Bitte.

„O die Arme!“ ſagte ſie: „in welchem Seelenzuſtand mag ſie ſich befinden! und wie hülflos iſt ſie in dieſer Beziehung. Gewiß bedürfte ihr Gewiſſen ebenſo ſehr eines Arztes als ihr leiblicher Zuſtand. Nun, liebe Schweſter, wir wollen einſtweilen für den letzteren Sorge tragen. Nehmen Sie eine Wärterin, damit die arme, ſchwer kranke Frau in ihrem Dachſtübchen nicht ſo verlaſſen ſei.“

Schweſter Benigna wollte danken.

„Nein!“ unterbrach ſie die Marquiſe: „keinen Dank! Ich hab' ein ſo grenzenloſes Erbarmen mit allen Verlaſſenen — beſonders wenn ſie noch gar Gott verlaſſen haben — daß es mir das Herz erleichtert, etwas für ſie zu thun.“

So wurde Richenza vortrefflich verpflegt. Von wem? durch wen — darüber war ſie ahnungslos, ſo lange das Fieber ihr die Beſinnung raubte. Aber nach neun Tagen ſtellte ſich das Bewußtſein allmälig wieder ein; nur das Gedächtniß noch nicht. Die ſchrecklichen Scenen, welche ihrer Krankheit vorhergingen, hatte ſie gänzlich vergeſſen, und für Niemand äußerte ſie ein Zeichen des Erkennens. Nur zuweilen fragte ſie, indem ſie aus ihrer Apathie plötzlich auffuhr:

„Wo iſt Triſtan?“ — aber die Wärterin wußte das nicht zu beantworten — und dann vergaß ſie ihre Frage.

„Haſt Du denn noch nichts von der Sache vernommen, die ganz Baden in Aufregung verſetzt, da Du mir noch immer kein Wort der Theilnahme äußerſt?“ ſagte der Marquis zu ſeiner Frau.

„Da ich nicht unter Menſchen komme, weiß ich nicht, was in der Welt vorgeht,“ gab ſie mit ihrer unverwüſtlichen Sanftmuth zur Antwort.

„In der Welt — das begreift ſich! Aber in Deinem Hauſe, unter Deinem Dach.“

„Und was iſt da vorgefallen?“

„Ein Mordanfall auf mich.“

Die arme Marquiſe ſank halb ohnmächtig zuſammen und war keines Wortes mächtig.

„Nun, ich lebe ja!“ ſetzte er barſch hinzu.

„O mein Gott, Dank Deiner Barmherzigkeit!“ ſagte ſie und faltete zitternd ihre kleinen Hände.

Daß ihr erſter Gedanke ein Gebet war, erfüllte ihn mit unausſprechlichem Ingrimm.

„Nicht Dein Gott — meine kaltblütige Klugheit hat mich beſchützt!“ rief er laut lachend.

„Mein Gott iſt Dein Gott.... und ſeine Hand iſt über Dir und mir, lieber Dagobert...“ —

„Genug! genug! genug!“ rief er, ſich die Ohren zuhaltend. „Ja! ein inſolentes Bürſchlein, ein Bildhauerlehrling, wagte das Attentat, mir mit dem Dolch in der Hand eine Geldſumme abzupreſſen. Aber er ſitzt gefangen und wird wohl nächſtens im Zuchthaus ſitzen... dieſer Monſieur Saint-Clair!“

„Saint-Clair!“ rief die Marquiſe mit neuem Entſetzen: „O die arme, arme Mutter!“

„Was weißt Du von der?“

„Nichts... als daß ſie hülfsbedürftig iſt.“

„Du unterſtützeſt alſo die Mutter eines Menſchen, der mich als Räuber und Mörder anfiel?“

„Ich unterſtütze eine kranke, verlaſſene Frau... und dann, lieber Dagobert, ſind die Mütter auch nicht immer Schuld an der Bosheit oder den Miſſethaten ihrer Kinder.“

„Das ſagſt Du, nicht wahr? um meine Mutter zu entſchuldigen,“ fragte er hämiſch.

„Deine liebe, vortreffliche Mutter bedarf keiner Entſchuldigung.“

„Nun! etwas mehr Ernſt und Entſchiedenheit in der Erziehung hätte nach meiner Meinung dem Sohn meiner Mutter nicht geſchadet. Doch jetzt iſt das zu ſpät!... — Ich erwarte alſo, daß Du Dich mit dieſer Madame Saint-Clair weiter nicht abgibſt.“

„Erwarte das nicht, lieber Dagobert! Das Gebot der heiligen Schrift: die linke Hand dürfe nicht wiſſen, was die rechte thut — findet hier ihre Anwendung.“

„Das Alles ſtiftet Deine Donna Maligna an!“ rief er zürnend.

„Ihr Beruf iſt ja die Barmherzigkeit,“ ſagte ſie.

„Auf anderer Leute Koſten iſt das ſehr leicht!“ rief er immer wilder.

„Die Barmherzigkeit beſteht nicht darin, daß man fremder Noth einiges Geld ſpendet, ſondern darin, daß man um der Wunden Jeſu willen ein Herz voll Erbarmen mit allen Leidenswunden des Nächſten habe — und die moraliſchen ſind nicht ſelten größer, als die materiellen.“

„Wenn Du predigſt, Dolores, biſt Du vollkommen unerträglich!“ brach er aus.

Dolores ſchwieg und lächelte. Sie antwortete nie, wenn Dagobert ſie beleidigte. Das war dieſem fürchterlich mit ſich ſelbſt zerfallenem Mann aber höchſt unangenehm. Böſe Geiſter ſpüren mit Widerwillen die

Nähe der Engel. Dagobert wollte den Ingrimm gegen alles Gute — dieſen giftigen Bodenſatz, den die Sünde in jedem von ihr beherrſchten Herzen zurückläßt — gern gegen alle Menſchen und die ganze Welt — am liebſten aber gegen das unſchuldige Weſen auslaſſen, welches ein Bild der reinſten Güte war. Einer Frau voll Launen und Uebermuth, voll Eitelkeit und Eigenſinn, die ihm mit Stolz und Trotz begegnet wäre, hätte er das Leben nicht ſchwer gemacht, weil er ſich mit ihr im Gleichgewicht gefühlt hätte; aber die lieblichſte Tugend mußte er quälen.

Als die Marquiſe ſpäter mit der Schweſter Benigna allein war, fragte ſie angſtvoll, warum die Schweſter ſie nicht hiervon in Kenntniß geſetzt habe und wie ſich die Sache denn eigentlich verhalte, denn der Marquis hatte ihr keine ausführliche Auskunft geben wollen. Die Schweſter that es, ganz zermalmt von Schmerz, den Sohn ihres Bruders als Verbrecher wieder gefunden zu haben./

„Was wird nun aus ihm!“ rief die Marquiſe: „das Leben kann man ihm nicht nehmen — das iſt gewiß. Vielleicht beſſert er ſich durch die Strafe und bekehrt ſich zu Gott.“

„Sich beſſern im Zuchthauſe... ach, gnädige Frau, das iſt ſchwer!“ ſeufzte Schweſter Benigna.

/„Kann man ihn denn nicht retten? ihn nach Aſien oder Amerika ſchicken?... oder irgend wohin, wo es keine Spielhöllen gibt! Er iſt ja ſo jung! er kann ſich gewiß noch beſſern, wenn ihm die Verſuchung fern bleibt und ſeine Leidenſchaft aus Mangel an Nahrung und unter heilſamen Einflüſſen abſtirbt.“

Schweſter Benigna zuckte traurig die Achſeln. Die Gerechtigkeit mußte ihren Weg gehen.

Wie ein junges wildes Thier litt Triſtan ſeine Haft. Er hatte ſich hinter der Unterſchrift des Marquis in Sicherheit gewähnt und jetzt ſollte ſie, weil erzwungen, nicht gültig ſein! und obſchon man ihm das Geld, woran kein Kreuzer fehlte, abgenommen hatte, ſollte er dennoch zur Rechenſchaft gezogen werden und vielleicht ſeine Freiheit einbüßen. Ja, ſchon jetzt hatte er ſie verloren, während der Marquis reich und frei umherging. O daß ich ihn niedergeſtochen hätte! dann wüßte ich doch, warum ich hier ſitzen muß. Wozu nahm ich den Dolch mit? wollte ich mich nicht rächen? all den Jammer rächen, den dieſer Menſch über uns gebracht hat?... Ja! — aber an’s Leben wollte ich ihm nicht... nur ihn einſchüchtern, ihn demüthigen, ihn beſiegen! — Es iſt mir nicht gelungen. Sogar, als er unterſchrieb, ſah er immer aus, als habe er mit ſeiner kalten Ironie das Spiel in der Hand. Und er hatte es! O das iſt um toll zu werden! — Aber man wird ... man muß mich frei ſprechen! Niemand leidet durch mich, als ich ganz allein. Und dafür wollte man mich noch extra ſtrafen! — das wäre eine curioſe Gerechtigkeit, das! — Frei muß ich werden... und bald!... Hier komm' ich um ohne Fortuna und Bacchus. O meine Götter, hab' ich euch nicht gehuldigt? O ſetzt doch für mich den Olymp in Bewegung... rettet mich...

Einmal fiel Triſtan voll unbändiger Wuth über ſeinen Wächter her, packte ihn bei der Bruſt und ſchleuderte ihn dermaßen gegen die Wand, daß der Menſch, um Hülfe ſchreiend, zu Boden ſtürzte. Da erſchienen zwei andere Wächter, und als Triſtan Miene machte, auch ſie anzufallen, zog man ihm die Zwangsjacke an, die ihn des Gebrauchs ſeiner Hände beraubte. Wie ein Raſender wälzte er ſich auf der Erde umher und zerſchlug ſich den Kopf gegen den Fußboden und die Wände, bis die Tobſucht in äußerſte Erſchöpfung überging. Dann weinte er und bat, man ſolle ihn laufen laſſen; er wolle gewiß nicht in Europa bleiben, ſondern ſich nach Auſtralien oder Californien hinbetteln. Nur frei wolle er ſein. — Entledigte man ihn der Zwangsjacke, ſo verfiel er wieder dem Paroxysmus der Fluchtverſuche. Er wollte den Mörtel und die Steine ſeines Fenſters löſen, damit er die Eiſenſtangen des Gitters herausheben und entfliehen könne. Er hatte aber keine Werkzeuge. Da zerbrach er eine Fenſterſcheibe und begann mit den Glasſcherben vorſichtig Kalk und Mörtel abzuſchaben. Das Blut lief ihm von den Händen herunter, nachdem er eine Nacht ſo gearbeitet hatte und die Glasſcherben zerbröckelten — aber nicht die Mauer. Am Morgen ſah der Wächter ſogleich, was vorgefallen war und drohte mit ſtrengerer Haft. Triſtan fiel vor ihm auf die Knie und bat, man möge ihn auf ſein Ehrenwort frei — oder entwiſchen laſſen. Der Wächter fragte mürriſch, ob Triſtan ihn für blödſinnig halte. Der elende junge Menſch ſagte:

„Nein! aber ich will nicht blödſinnig werden... und hier muß ich es werden... ganz allein, ohne Beſchäftigung, ohne Luft, ohne Bewegung — kurz: gefangen!! Das kann ich nicht aushalten. Ich bin gewohnt, mich zu beſchäftigen... wie es mir eben zuſagt. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich hier blödſinnig werden muß?“

„Warum nicht gar!“ ſagte der Mann gelaſſen: „das iſt hier noch nie geſchehen! Sie ſind ja erſt in Unterſuchung, können frei geſprochen werden...“ —

„Glauben Sie das?“

„Ich weiß nicht.“

„Wann beginnen die Aſſiſen?“

„Ich weiß nicht.“

„Kann meine Sache nicht gleich, nicht ſchnell, auch ohne Aſſiſen berichtigt werden?“

„Ich weiß nicht.“

„Bringen Sie mir Schreibgeräth,“ ſagte Triſtan mit einer Stimme, die vor ohnmächtiger Wuth heiſer war.

Er bekam Schreibgeräth. Aber wem wollte, wem ſollte er ſchreiben? und was? — Seiner Mutter?... Nein, das konnte er nicht!... theils aus Mitleid, theils aus Trotz. Er hatte eine natürliche Liebe zu ihr, aber keine Ehrfurcht, keine Achtung — und ſo wollte er ſich auch nicht demüthig vor ihr zeigen. Ueberdas war ſie auf keine Weiſe im Stande, ihm zu helfen. Wem alſo ſchreiben? Auf der weiten Welt hatte er keinen Freund, keinen Verwandten, keinen Rathgeber — gar Niemand! Kann denn aber ein Menſch ſo verlaſſen ſein, wie ich bin? ſprach er zu ſich ſelbſt: wo iſt mein Vater... warum hat mich mein Vater nicht erzogen?... Dann ſtände es ganz anders mit mir — dann hätte etwas aus mir werden können! Wär' ich nur frei — ich wollte dann alles Andere aufgeben, keine Karte anrühren — und meinen Vater ſuchen. Es iſt ja gräßlich, wenn man ſo elend iſt wie ich, keinen Vater zu haben, der einem beiſteht!... O dieſer Clermont!... warum ſtieß ich ihn nicht nieder! warum war ich durſtiger nach ſeinem Geld als nach ſeinem Blut! — Um meinen Vater hat er mich gebracht und jetzt bringt er mich um meine Freiheit... erſt vor die Aſſiſen... dann in ein Strafhaus... vielleicht auf viele Jahre.

Plötzlich raffte er ſich zuſammen, ſetzte ſich und ſchrieb an Emanuel. Allein der Brief wurde bogenlang und war ſo durchflochten mit Rückblicken auf die Vergangenheit und mit Beſchreibungen ſeines und ſeiner

Mutter Jammerleben, daß ihm ſelbſt davor graute, als er ihn überlas. Der Brief wurde zerriſſen und ein ganz kurzer geſchrieben, in welchem Triſtan nur bat, Emanuel mögte ihn in ſeiner Haft beſuchen; er ſei kein Mörder. Das habe er bei ſeinem erſten Verhör behauptet und das dürfe und werde er immer behaupten.

◆

„Non serviam."

Es war ein eigenthümlich ſtilles Leben und Weben auf Kreuzbronn. So mögen vor anderthalb Jahrtauſenden Paula und Euſtochium in Bethlehem, ſo Emelia und Macrina in Pontus an den platanenbeſchatteten Ufern des Iris gelebt haben, wie hier Euphroſyne und Grazia in der Eintracht und Innigkeit des Geiſtes und Herzens, der Intereſſen und Beſchäftigungen.

„Ja," ſagte Grazia, „hier werde ich meinen Frieden mehr und mehr finden."

„Im Kampf!" ſetzte Euproſyne hinzu.

„Darauf bin ich vorbereitet," erwiderte Grazia ernſt. „Was war hier urſprünglich — was wurde daraus — was erlebten wir — was ſoll hier werden? Das Alles ſoll nun in mir, nicht blos durch mich, ſeine Löſung finden. Da muß es Kämpfe geben, ſchwere und heiße Kämpfe .... und wenn Gott uns beiſteht, ſo iſt es ja ein Glück und eine Ehre, ſeine Sache zu führen ... auch gegen uns ſelbſt. Was fingen wir ſonſt mit dem Leben an?"

Sie war froh, dem weltlichen Leben entronnen zu ſein, das immer etwas Erſchlaffendes mit ſich bringt, wie es von dem oberflächlichen Treiben unzertrennlich iſt, wenn man in der vorherrſchenden Gewohnheit Kleider ſtatt Menſchen und Worte ſtatt Gedanken anzunehmen und gelten zu laſſen, fort und fort lebt. Die phyſiſche Atmoſphäre übt ihren Einfluß auf die Körper und die geiſtige auf den Geiſt — ganz unmerklich, ſo daß geraume Zeit vergehen kann, bis man den erlittenen Schaden gründlich wahrnimmt. Ja Manche — die ſich nie mit Wachſamkeit auf ſich ſelbſt abgegeben haben, nehmen ihn nie wahr.

Grazia's beſondere Theilnahme war auf Emanuel gerichtet; das verhehlte ſie ſich nicht. Ihr Ideal von Glück wäre es geweſen, ihn für den Glauben und die Kirche zu gewinnen und zu entflammen, ihn mit einer Frau vermählt zu ſehen, die ganz in ſeiner Richtung wäre, und dann mit ihnen — wenn auch zeitweiſe getrennt — eine Familie auszumachen, die durch treue Freundſchaft und gemeinſames Intereſſe für die höchſten Güter und die wichtigſten Fragen der Menſchheit innig verbunden geweſen wäre. So recht ein idealiſcher Glücksplan, wie die Jugend ihn erträumt und wie er phönixſelten in Erfüllung geht, weil er allzu oft auf der Baſis einer feinen Selbſtſucht ruht. Das hatte Grazia aber nicht erkannt und erſt allmählig ſollte ſie lernen, ein falſches Ideal aufzugeben.

Obſchon ſie froh über ihren gegenwärtigen Aufenthalt in Kreuzbronn war, ſo wünſchte ſie doch für den Winter nach Baden zu gehen, um Emanuel nicht ganz aus den Augen, nicht ganz ihren Einfluß auf ihn zu verlieren. Weil dieſer Einfluß nur äußerſt zart ſein und nur aus himmliſchen Motiven entſpringen durfte, mußte er da nicht ununterbrochen ſtattfinden, damit die Weltlichkeit mit ihrem ganzen Ballaſt von Rationalismus und Materialismus ihn nicht allzu ſehr beeinträchtige? So fragte ſich Grazia. Sie hoffte ihre Mutter jetzt um ſo leichter für dieſen Winteraufenthalt zu gewinnen, als ihre Großeltern mit der größten Entſchiedenheit auf ihrer Seite ſtehen würden.

Aber bei ihrer tiefen Frömmigkeit trennte ſie nie von ihrem Leben — das Kreuz und die Gnade; vergaß ſie nie, daß große Erhörungen erbetet und, ſo zu ſagen, erlitten werden ſollen. Weil ſie mit ihrem ungemein lebhaften Character ſehr leicht zu raſch und zu entſchieden wollte — auch das Gute! ſo bemühte ſie ſich deſto mehr, dieſen Willen in den Willen Gottes hinein zu ſchmiegen und mit großer Andacht nahm ſie ihre Zuflucht zum Gebet. Täglich beſuchte ſie die Stationen des Kreuzweges, die ihr ſeit ihrer Kindheit beſonders lieb waren, weil Pater Smaragd ſie häufig bei ſeinen Kreuzwegsgängen mitnahm und dann bei jeder Station ſo rührend von dem bittern Leiden des lieben Heilandes ſprach, daß ihr kleines heißes Herz in Wehmuth und Mitleid zerſchmolz.

Und mit ähnlichen Empfindungen ſtieg ſie eines Abends zur Calvarientreppe hinauf. Der Spätſommer ging zur Neige; der September brachte eine gewiſſe melancholiſche Ahnung in die Natur. Es iſt noch ſchön, noch warm, noch grün, noch blumenreich; aber hie und da entfärbt ſich das Laub, ſinkt ein Blatt vom Zweige; aber die Blumen treiben keine friſchen Knospen mehr und durch den warmen Sonnenſchein fühlt man einen kühlen Hauch hindurch. Es iſt eben vorbei mit der Jugend und Schönheit. Das Alter kommt, das Hinſterben, der Tod. So wird der Menſch alle Jahr gemahnt an die verrauſchende Zeit und an die Ewigkeit. Und der Menſch ſagt gleichgültig: Das Spätjahr kommt, die Abende werden kühl und lang! — Und er geht weiter in der Zeit. Wohl ihm, wenn er dabei an die Ewigkeit denkt.

In ihren tiefen Trauerkleidern erſtieg Grazia langſam die Stufen und vor jedem Bilde kniete ſie zu ſtiller Betrachtung nieder. Sie trug keinen Hut. Sie hatte einen langen ſchwarzen Schleier über den Kopf geworfen, ſo daß ihr lichtes, ſchönes Antlitz wie der Mond aus dunkeln Wolken, aus all den ſchwarzen Hüllen auftauchte. Oben an der Treppe ſtand Emanuel; aber um Grazia nicht zu ſtören, ſtand er hinter den Gebüſchen, welche jeden Bildſtock umgaben — und wartete. Als ſie aber oben anlangte, nahm ſie nicht den Weg zum Schloß. Sie ſetzte ſich zu Füßen des Vesperbildes auf der Treppe nieder — da, wo ſie einſt mit Adrian über das hohe Glück geſprochen hatte, ohne ſchwere Sünde aus dem Erdenleben zu ſcheiden. Da bemeiſterte Emanuel nicht länger ſeine Ungeduld.

„Grüß' Dich Gott,“ ſagte er ſanft und trat hervor.

„Emanuel! iſt etwas vorgefallen?“ rief ſie und erhob ſich ſchnell.

„Gar nichts! ich bin hier — auf der Durchreiſe. Mein Wagen hält unten am Schloßberg. Ich habe Dir nur zwei Worte zu ſagen,“ ſagte er abgebrochen.

Grazia wollte ihren Weg nach dem Schloß nehmen.

„Bleibe, ich bitte Dich!“ rief er; „ich habe keine Zeit, Deine Mutter zu ſehen.“

„Was haſt Du denn vor?“ fragte ſie freudig bewegt; denn ſie glaubte, Emanuel habe einen großen Entſchluß hinſichtlich ſeiner Bekehrung gefaßt.

„Wäreſt Du nur nicht in Trauer,“ ſagte er verlegen.

„O!“ rief Grazia in ihrer lebhaften Weiſe: „was thut's denn, ob ich trauere, wenn Du glücklich wirſt.“

„Du biſt mein Glück,“ ſagte er langſam.

Alles Blut aus Grazia's Herzen trat einen Augenblick in ihr Antlitz, dann erblaßte ſie, lehnte ſich an den Bildſtock und ſagte:

„Seit vier und einem halben Jahr kennſt Du meine Antwort.“

„Die Verhältniſſe ſind anders .... damals warſt Du ſchon mit Adrian verlobt.“

„Jetzt bin ich Wittwe — und bleibe es.“

„Wie lange? — o ſage mir, wie lange? — Ich warte gern, wenn ich hoffen darf! wie lange?“

„Immer.“

„Aus Liebe zu Adrian?“ rief er zürnend.

„Nein!“ ſagte ſie ernſt: „aus Liebe zu Gott.“

„Aber warum liebſt Du ihn ſo?“

„Das iſt mein Glück, Emanuel! ... und mein Geheimniß — wie ſich das für die Liebe ſchickt,“ erwiderte ſie, vollkommen gefaßt.

„Alſo Du giebſt meine Seele auf, Grazia?“

„Nie, o nie! was ich für Deine Seele thun kann, ſoll Dir nicht fehlen.“

„O Grazia! könnteſt Du denn nicht etwas weniger meine Seele .... und etwas mehr mich, wie ich nun einmal bin .... lieben?“

Grazia fühlte ihr Herz zittern bei dieſer bedenklichen Frage: Könnteſt Du? — Und es zitterte noch mehr, als ſie zur Antwort gab:

„Sei überzeugt, daß die Liebe zu Deiner Seele die beſte iſt, die ich für Dich habe.“

„Grazia! willſt Du mir verſprechen, daß Du immer im Wittwenſtande verbleiben willſt?“

„Nein, lieber Emanuel, nicht Dir! nicht Adrian! So etwas verſpreche ich einem Menſchen nicht.“

„Es wäre doch eine Art von Band zwiſchen Dir und mir.“

„Eben deßhalb! — Wir ſollen Beide frei ſein.“

„Meine Eltern dringen darauf, mich verheirathet zu ſehen . . . und ich — weil ich nie eine andere wahre Liebe gehabt habe, als zu Dir . . . ich hoffte, oder — ich hoffe eigentlich noch. Denn das ganze Leben würde ich weiß nicht was für ein harmoniſcher Akkord für unſere ganze Familie werden und vielleicht uns Alle Deiner geliebten Kirche zuführen, wenn meine Hoffnung erfüllt würde. Und ich meine, das müßte Dir wichtig ſein.“

„Wohl iſt es das! Wenn das aber im Plane Gottes liegt, ſo wird er ſchon ſeine Werkzeuge finden.“

„Grazia!“ ſagte Emanuel unausſprechlich traurig, „ſo wie jetzt, ſtehen wir uns nie wieder gegenüber! im ganzen, langen Leben — ſo, nie! Bedenk' es! Du wirfſt die Würfel nicht bloß über Dich. Auch mein Schickſal liegt in Deiner Hand. O bedenk' es! Ich verlange nicht von Dir, daß Du mich liebſt, wie ich Dich liebe; — das kann nicht ſein, denn Du biſt ſehr vollkommen und ich bin es nicht. Aber ich fühle, daß Du mich über meine Unvollkommenheit erheben — mich beſſer machen könnteſt, als ich bin und als ich je ohne Dich werden könnte. Und da mein' ich, ein Weſen wie Du, mit Deiner Liebe und Deinem Schwung zu den himmliſchen Dingen, dürfe nicht verſchmähen mir die Hand zu reichen, weil ich nichts ſo heiß, ſo innig wünſche, als mit Dir Schritt zu halten und über mich ſelbſt erhoben zu werden.“

Während Emanuel ſprach und mit jedem Wort ein Echo in Grazia's Herzen weckte, bat ſie Gott mit der ganzen Kraft ihres Willens, er möge ihr Ohr gegen dieſen Syrenengeſang verſchließen — und als Emanuel ſchwieg, antwortete ſie trauriger noch, als er:

„Du biſt über Dich ſelbſt im Irrthum, wenn Du glaubſt, daß Dein höchſter Wunſch der Durſt nach Vollkommenheit ſei. Wäre das der Fall, Emanuel, ſo würdeſt Du den Weg, der zu ihr führt, den Du kennſt und anerkennſt, mit Entſchiedenheit betreten und nicht, wie Du es jetzt thuſt, das Höhere von dem Geringeren abhängig machen.“

„Aber ſiehſt Du denn nicht, daß ich eine hülfreiche Hand nöthig habe!“ rief er.

„Gewiß! ich ſehe es, ich habe es immer geſehen. Aber ... wenn Deine Abſicht zuerſt und geradesweges auf das höchſte Gut gerichtet wäre, ſo würdeſt Du nicht darauf beſtehen, die hülfreiche Hand gerade in der Weiſe zu finden, wie Du es Dir ausgeſonnen haſt. Und darum fürchte ich, daß Du Dich täuſcheſt und ferner von der Wahrheit biſt, als Du Dir einbildeſt.“

„O Du unerbittliches ... Du unbeſtechliches Weſen!“ rief Emanuel: „wie ſoll ich es verſchmerzen, Dich geliebt zu haben.“

„Liebe Höheres! liebe Edleres! liebe das, was Du in Ewigkeit lieben kannſt,“ ſagte ſie.

„In Ewigkeit ... Dich!“ ſagte er vor Grazia niederknieend.

Sie trat raſch ein paar Stufen hinab, ſo daß Emanuel vor dem Vesperbild kniete. Da ſtand er auf und ſagte kalt:

„Wozu der Spott!“

„Wir verſtehen einander nicht!... Lebwohl, Emanuel!“ ſagte Grazia, mühſam ihre Thränen zurückhaltend, erſtieg die Treppe und ging dem Schloß zu. Er wollte ſie wieder zurückhalten, doch ſie ſagte entſchieden:

„Es iſt genug! Du weißt, was Du wiſſen wollteſt. Gott ſei mit Dir.“

Sie ging. Er blieb ſtehen, ſchwankend, wozu er ſich entſchließen ſollte. Plötzlich war er an ihrer Seite:

„Ich frage Dich noch einmal: wie lange?“

Sie blieb ſtehen, ſah ihn feſt an und ſagte:

„Immer! Bei den Wunden Jeſu ... immer.“

Da läutete das abendliche Ave Maria. Noch nie war es ſo ſüß, ſo himmliſch ihr erſchienen. Sie trat in die offene Kirche. Auf der Schwelle der Thür wendete ſie ſich nach Emanuel um. Er ſtand wie eingewurzelt und ſchaute ihr nach. Sie grüßte ihn mit der Hand und mit einem ſeligen Lächeln. Dann verſchwand ſie. Ihm war zu Muth, als ſei die Thür des Paradieſes vor ihm zugeſchlagen. Er flog den Schloßberg hinab. Unten hielt ſein Wagen. Er ſprang hinein und hieß den Kutſcher ſchnell zur Eiſenbahnſtation zurückfahren. Nach einer Weile bog er ſich aus dem Wagen. Der grüne Wald des Schloßberges lag ſchon im tiefen Schatten, während der letzte Schimmer des Tages und der aufgehende Mond auf dem Schloß und den beiden Thürmen der Kirche ruhten. Mit ſeinen abendlichen Lichtern tauchte das Schloß aus den dunkeln Waldeswogen wie ein gefriedetes Eiland auf — und mit einer Empfindung, als ob ihm das Herz zerſpringen wollte, ſeufzte Emanuel: Da iſt das Glück! — —

Zu ihrer Mutter ſagte Grazia nur:

„Emanuel war da!“ und Euphroſyne erwiderte:

„Gott ſei mit ihm und gebe ihm Licht und Kraft.“

Aber als Grazia am ſpäteren Abend allein in ihrem Zimmer war, öffnete ſie ihr Fenſter und ſchaute hinaus in die mondbeglänzte Nacht und die Welt kam ihr unausſprechlich weit und leer vor. Und leiſe in der Tiefe des Herzens fragte eine Stimme: „Könnteſt du?“ — und noch viel leiſer antwortete ſie: O ja, dich könnte ich lieben! — Aber mit der vollen Energie, welche nie dem entnervenden Druck einer böſen Leidenſchaft nachgegeben hat, richtete ſie wider ſich ſelbſt ſich auf und ſprach halblaut: Können?... was kann der Menſch nicht Alles!... er kann ſich ſtürzen in die ewigen Abgründe. Was er will — für Gott, mit Gott... das rettet ihn, das heiligt ihn.

Triſtans Brief traf Emanuel nicht. Er bekam den Beſcheid, Graf Meerhaim ſei auf unbeſtimmte Zeit verreiſt. Da wendete ſich der unglückliche Menſch an Stella, um durch ihre Vermittelung irgend einen Beſchützer zu finden. Er klammerte ſich an den Gedanken feſt, wenn er irgend eine geachtete und angeſehene Perſönlichkeit zum Fürſprecher habe, werde das Gericht glimpflicher mit ihm verfahren, nicht ihn feſtſetzen, nicht ihn einſperren. Das war ſein Schreckbild — eingeſperrt zu werden! ſeine Freiheit zu verlieren! Man laſſe mich entlaufen... oder man deportire mich nach Amerika zu den Hinterwäldlern!... ich will fünfzig Jahre dort bleiben und einen ganzen Urwald ausroden... nur nicht eingeſperrt werden — ſchrieb er an Stella.

Sein Attentat auf den Marquis Clermont wurde natürlich ſogleich das allgemeine Geſpräch von Baden. Es wurde auch im Meerhaim'ſchen Hauſe erzählt und beſprochen. Stella entging der Pein, dieſe Geſpräche hören zu müſſen; ſie war in Folge heftiger Gemüthsbewegung wirklich erkrankt und mußte das Zimmer hüten. Als einmal der Graf ſie in ihrer Abgeſchiedenheit aufſuchte, ſagte er:

„Denken Sie nur, wie unangenehm es mir war, ls geſtern Abend Jemand fragte, ob Sie, liebe Stella, nit dieſem ſaubern Saint-Clair bluts- oder namensverwandt wären? Ich ſagte namensverwandt — und das iſt ja richtig. Daß Sie auch etwas blutsverwandt ind, verſchwieg ich.“

Stella hatte nicht den Muth, dem Grafen zu ſagen, daß Triſtan ihr Bruder ſei. Sie fühlte ſich unendlich eſchämt, unendlich gedemüthigt, nach jeder Richtung, n jedem Gefühl. Ihre hochfliegenden Wünſche, ihre itlen Pläne gingen unter an der Wirklichkeit: Emanuel hatte nur das kühle Intereſſe des Mitleids für ſie und kehrte vermuthlich als Verlobter von ſeiner Reiſe heim; und während es eine Folter für ſie war, unter ſolchen Umſtänden im Meerhaim'ſchen Hauſe zu bleiben, war es ihr doch unmöglich, jetzt zu ihrer Mutter zu gehen, und die innigen Beziehungen zu offenbaren, in denen ſie zu dem jungen Verbrecher ſtehe. Gewiß würde auch dieſer Schritt höchlichſt von ihrer Mutter gemißbilligt werden, da dieſe ſich ja in ſo ungewöhnlicher Weiſe bemüht hatte, ihre Tochter in Baden vollkommen fern von ſich zu halten: mit dieſer Vorſtellung ſuchte ſie ſich zu beſchwichtigen. Allein die Beſorgniß um Triſtans Schickſal und Zukunft lag ihr immer wie Blei auf dem Herzen. Sie konnte nicht athmen, nicht ſchlafen, nicht eſſen, nicht vorleſen: ſowohl in der Ruhe als in der Bewegung hatte ſie die heftigſten Anfälle von Herzklopfen. Dieſer quälende

Zuſtand ſteigerte ſich, als ſie Triſtans Brief bekam. In Emanuels Abweſenheit war ſie völlig rathlos. Nur das war ihr klar, daß ſich außer ihm Niemand für Triſtan intereſſiren werde — und daß dies Intereſſe, auch bei Emanuel, unmöglich ſo weit gehen könne und dürfe, um Triſtans Richter dahin zu beſtimmen, ihn nach Amerika entlaufen zu laſſen. Da ſie ſo gar nichts Tröſtliches ihm zu ſagen wußte und ſich tödtlich beſchämt fühlte, die Schweſter eines ganz gemeinen Verbrechers zu ſein, antwortete ſie ihm nicht, und Triſtan, der ſich vor verzweiflungsvoller Ungeduld gar nicht zu faſſen noch zu laſſen wußte, kam nun in ſeiner äußerſten Troſtloſigkeit zu der Bitte, man möge die Ordensſchweſter, die bei der Marquiſe Clermont ſich aufhalte, in ſeinem Namen bitten, ihn zu beſuchen; ſie ſei die Schweſter ſeines Vaters und er fühle ſich krank zum ſterben; er wolle noch einmal irgend Jemand von den Seinigen ſehen. Die Gerichtsherren dachten, ein Einverſtändniß zwiſchen dieſen beiden Perſonen ſei nicht unmöglich und ſo wurde denn Schweſter Benigna zu einem Verhör beſchieden. Ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit Triſtan und deſſen Treiben ergab ſich leicht. Man ließ ſie zu ihm, und beauftragte ſie, dahin zu wirken, daß er ſich beruhige, denn ſeine Anfälle von Tobſucht wurden immer heftiger.

Als Schweſter Benigna bei Triſtan eintrat, hätte ſie, die doch in ihrem Beruf an manches Bild des Schreckens gewöhnt war, ſich faſt entſetzt, ſo wild fuhr er auf ſie zu, mit ſolchen fieberglühenden Augen ſah er ſie an, ſo durch und durch verſtört und unheimlich war ſeine ganze Erſcheinung.

„Alſo Sie ſind die Schweſter meines Vaters?“ — ſagte er haſtig und abgebrochen: „das iſt gut: dann werden Sie gern etwas für mich thun... und dann habe ich doch endlich einmal etwas davon, einen Vater gehabt zu haben. Haben Sie alſo die Güte, den Marquis Clermont zu bitten, er möge die Klage gegen Ihren Neffen zurücknehmen. Das kann er Ihnen aus Rückſicht für die Marquiſe, die Sie pflegen, unmöglich abſchlagen. Dann werde ich in Freiheit geſetzt und gehe nach Amerika... und dort will ich ein neues Leben anfangen. Nicht wahr, Sie thun das?“

„Ich will gern thun, was ich kann,“ verſetzte ausweichend Schweſter Benigna, die den Marquis genug kannte, um zu wiſſen, daß eine ſolche Bitte Triſtans Sache nur verſchlimmern und keinen andern Erfolg, als ihre augenblickliche Trennung von der Marquiſe haben würde.

„Wie kalt Sie mir antworten! [illegible] Ja, ja!... das ſagte meine Mutter mir immer: dieſe Frommen ſind kalte, liebloſe Herzen. Nun erleb' ich's — und zwar gleich zum erſten Mal, da ich mit ſo einer Ordensſchweſter zuſammen komme. Thun, was Sie können!

— Aber ich bin ja Ihr Neffe… bin eingeſperrt… ſoll Jahre lang eingeſperrt bleiben. Doch das iſt Ihnen gleichgültig — wenn Sie nur nicht eingeſperrt ſind.“

„Ich war ſechs Jahre in einem Strafhauſe,“ ſagte Schweſter Benigna mild, „und weiß wohl, daß es hart iſt, gefangen zu ſein.“

„Alſo haben Sie auch ſchon einmal gefangen geſeſſen?“ fragte er etwas erſtaunt.

„In anderer Weiſe! ja. In den Feſſeln Jeſu und um ſeiner Liebe willen war ich ſechs Jahr lang in einem Strafhauſe, das von Schweſtern bedient wird.“

„Ah, das iſt etwas Anderes! Sie waren alſo freiwillig da! ein curioſer Geſchmack, das!… aber was man freiwillig thut, iſt immer angenehm.“

„Dann möchte ich Ihnen rathen, daß Sie ebenfalls freiwillig ſich unterwerfen und Ihre Strafe als Buße annehmen.“

Er prallte drei Schritte zurück und ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Wuth:

„Was Buße! Mit dem Unſinn verſchonen Sie mich. Um Buße zu thun, bin ich noch nicht mürbe genug.“

„Das ſehe [illegible] leider!“ ſagte ſie ſanft.

„Oder vielmehr — dazu bin ich noch nicht Heuchler genug. Ich habe mich gerächt — und lange nicht genug! an einem Nichtswürdigen… und dafür ſoll ich Buße thun! ſind Sie bei Sinnen? Wiſſen Sie nicht, daß Brutus ſeinen Freund und Wohlthäter Cäſar umbrachte — oder wenigſtens umbringen half und ein ſehr großer Mann iſt? — Daß Virginia von ihrem Vater erdolcht wurde? — Daß Arria ſich ſelbſt erdolchte, um ihrem Mann den Muth zu geben, es auch zu thun? — Daß dies alle ſehr große und höchſt edle Menſchen ſind? — Und ich ſollte nicht einmal mit einem Dolch drohen dürfen?“

„Gewiß nicht! denn Sie ſind ein Chriſt.“

„Was Chriſt! ich bin ein Menſch!... und weil ich es bin, lechze ich nach Freiheit — denn für die Freiheit iſt der Menſch geſchaffen.“

„Ja, für die ſittliche Freiheit — und die beſteht in freiwilliger Unterwerfung unter eine rechtmäßige Autorität, aber nicht in ſündiger Leidenſchaftlichkeit und Empörung gegen die Gebote Gottes.“

„Was Gebote!... Andere haben in Bezug auf mich auch nicht die Gebote gehalten!“

„Das mag Sie entſchuldigen, aber nicht rechtfertigen.“

„Iſt mir auch einerlei! ich bin nun einmal ſo, wie mich Gott geſchaffen hat.“

„O nein, das ſind Sie nicht mehr,“ ſagte Schweſter Benigna traurig.

„Laſſen wir die langweiligen theologiſchen Spitzfindigkeiten bei Seite! ich habe mich nie damit befaßt und will es auch jetzt nicht thun. Mein Glaube iſt der, daß jeder Menſch ſein Leben nach ſeinem Character, ſeinen Anlagen leben muß und leben ſoll — und daß gerade darin ſeine Freiheit beſteht. Sie glauben etwas Anderes und Sie ſuchen Ihrem Glauben gemäß zu leben. Nun wohlan! verſchaffen Sie auch mir dieſe Möglichkeit! ich verlange ja weiter nichts! erwirken Sie, daß der Marquis ſeine Klage zurücknehme, damit ich der Haft entkomme."

„Und nach Ihrer Mutter fragen Sie gar nicht?" ſagte Schweſter Benigna, um ihn auf dem Wege der natürlichen Gefühle auf andere Gedanken zu bringen, da ſie wohl wußte, daß die Gerechtigkeit ihren Gang gehen werde, ſelbſt wenn der Marquis auf ſeine Anklage Verzicht leiſtete. Aber da kannte ſie Triſtan ſchlecht! —

„Erſt die Freiheit... dann alles Uebrige!" rief er. „Meine Mutter hat mir immer mit großer Bewunderung von der alten heroiſchen Römertugend der Lebensverachtung geſprochen.... und was meine Spielpaſſion betrifft — damit hat ſie mich angeſteckt. Wir ſind alſo in ſchönſter Harmonie — ſie und ich — wenn wir uns auch nicht ſehen. Retten kann ſie mich aber nicht — und darauf kommt jetzt Alles an. Nun alſo, ſchwören Sie mir, daß Sie mich retten wollen!"

„Wer kann ſo etwas ſchwören!" ſprach ſie ſanft. „Aber warum ſind Sie denn hier bei mir?"

„Weil Sie es wünſchten und weil ich hoffte, Ihnen in anderer Weiſe dienen zu können. Wegen irdiſcher Angelegenheiten müſſen Sie Sich nicht an ſo arme, einflußloſe Perſonen wenden."

„Ich habe nur dieſe eine Angelegenheit! Können Sie das denn gar nicht begreifen?"

„Nein, gar nicht! Sie haben eine unſterbliche Seele, für die Sie Ihrem Schöpfer Rechenſchaft ſchuldig ſind. Sie haben ein ſchweres Verbrechen begangen, indem Sie mit kalter Ueberlegung Betrug und Diebſtahl, ja Bedrohung eines Menſchenlebens verübten — und haben dadurch eine ſchwere Beleidigung Gottes auf Ihrem Gewiſſen. Und Sie fühlen gar keine Reue? gar kein Verlangen, Sich mit Gott zu verſöhnen? Gewiß, das iſt unbegreiflich.

„Erſt meine Freiheit! hernach — wollen wir Verſchiedenes überlegen und zu begreifen ſuchen."

„Gott iſt unendlich langmüthig . . . aber er läßt ſich nicht verſpotten," ſagte Schweſter Benigna ernſt.

„Was wollen Sie? ich bin kein Heuchler."

„Halten Sie alle Menſchen, die an Gott glauben, für Heuchler?"

„Ja, oder für Ignoranten."

„Aber, Sie Unglückſeliger! Sind Sie denn zwiſchen Heiden aufgewachſen?"

„Keineswegs! ich bin in einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt in Dresden in allen möglichen Wiſſenſchaften unterrichtet worden — auch in der Religion. Bin dort auch confirmirt worden — wenn Sie wiſſen, was das iſt — vor unſerer Abreiſe nach Paris, weil meine Mutter fand, daß ich dazu vernünftig genug ſei und daß ich in Paris andere Dinge ſtudiren müſſe. Ich bitte alſo recht ſehr, mich nicht mit den Südſee-Inſulanern auf eine und dieſelbe Stufe rohen Heidenthums zu ſtellen. Nur habe ich im Lauf der Zeit manche Kenntniſſe, die für meine Carriere als Künſtler überflüſſig waren, wieder vergeſſen, z. B. Mathematik, Religion, Latein u. dgl. mehr. — Dennoch iſt es möglich, daß ich ganz innerlichſt einen gewiſſen Glauben an einen Gott habe. Ja, es iſt mir ſogar höchſt wahrſcheinlich. Denn mein Glaube gibt mir ganz natürlich einen Maßſtab für den Glauben überhaupt. Daher finde ich denn alle Ihre und anderer Leute Glaubensüberſchwänglichkeiten entweder heuchleriſch oder ſtupide.“

„Denkt Ihre arme Mutter ebenſo?“

„Danach müſſen Sie Selbſt ſie fragen. Wir haben uns wenig über Gegenſtände unterhalten, die ſo ganz außerhalb des Ideenkreiſes lagen, in welchen die Kunſt uns wies ... ſpäter aber hatten wir keine Zeit und nicht die mindeſte Luſt dazu. — Aber das Alles gehört gar nicht zur Sache. Sie bringen dieſe Fragen nur au'ſs Tapet, um mich von meiner Lebensfrage abzuziehen. Ich will aber fortan kein anderes Wort mit Ihnen reden, als über meine Freilaſſung. Alles

Uebrige iſt leeres Geſchwätz, das ich nicht reden mag und nicht hören will.“

„Und nur darüber könnte ich mit Ihnen reden, denn alles Uebrige iſt mir fremd.“

„Dann fort mit Ihnen! fort! fort! ich kann keinen Menſchen vor Augen ſehen, der aus dieſem Raum heraus in die freie Welt, die freie Luft, die freie Natur hinaustritt und mich in der Haft läßt. Erwürgen möchte ich ihn… und an ſeiner Statt davon laufen. Alſo fort mit Ihnen! ich kann Sie nicht brauchen — ich habe mich in Ihnen geirrt.“

Tief niedergeſchlagen kehrte Schweſter Benigna zur Marquiſe zurück und theilte ihr das traurige Ergebniß ihres Beſuches mit, fragte auch, ob es gerathen ſein dürfe, eine Fürbitte bei dem Marquis einzulegen.

„Nur nicht von Ihrer Seite, gute Schweſter!“ rief die arme Marquiſe beängſtigt: „Sie kennen ja die nervoſe Reizbarkeit meines Mannes. Es iſt beſſer, daß er nicht erfahre, in welchem Verhältniß Sie zu dem unglücklichen Menſchen ſtehen. Ich will gern eine Fürbitte einlegen. aber ach! ich bin hoffnungslos.“

„Ich auch!“ ſagte Schweſter Benigna.

Richenza erholte ſich allmälig körperlich und geiſtig. Ihr Bewußtſein klärte ſich auf, ihr Gedächtniß kehrte zurück. Aber ach! alle Schreckniſſe, welche die Krankheit ihr verſchleiert hatte, traten wieder vor ihre Seele und die namenloſeſte Angſt um Triſtan quälte ſie. Frau Hellmig und die Wärterin antworteten auf ihre Fragen nach Triſtan nur: er habe im Anfang ihrer Krankheit zweimal nach ihr gefragt; ſeitdem nicht mehr; vielleicht ſei er abgereiſt; ſie hofften Richenza's Gedanken dadurch eine andere Richtung zu geben. Aber Richenza dachte: Wohin? Womit? Freilich wußte ſie, daß die Spielbanken manchmal ſolchen Menſchen das Reiſegeld zahlen, die ſich an der Bank ruinirt haben. Triſtan aber hatte kein Vermögen verſpielt, ſondern kam ſchon im Elend nach Baden; — warum ſollte die Bank großmüthig für ihn ſein? — Und wenn er abgereiſt wäre, hätte er es ihr gewiß mitgetheilt. War er in der letzten Zeit auch noch ſo ruchlos geweſen — von ſeiner Abreiſe würde er ſie in Kenntniß geſetzt haben. Nein! er war in Baden! er lebte fort wie ſonſt . . . aber die Mittel für das Spiel — wo fand er ſie? ach, wo? Dann fiel ihr der letzte Augenblick ein, wo ſie ihn in Frau Hellmig's Zimmer, bereit ſich auf Clermont zu ſtürzen, geſehen hatte. War das wirklich geſchehen? war irgend eine gräßliche That verübt worden? Dann, ja dann erklärte ſich Triſtans Unſichtbarkeit. Eiskalte Todesangſt überkroch ſie und verdunkelte ihr Auge. — — —

Schweſter Benigna kam nicht mehr, weil ſie ſehr gut bemerkte, daß Richenza durchaus nicht wünſche, in Verbindung mit ihr zu ſein. Denn Richenza's geiſtiger Stolz war ungebrochen: ſie ſah den Quell ihres Unglückes noch immer nicht in ſich, ſondern in dem unſchuldigen Sinkler'ſchen Hauſe, deſſen plebejiſcher Zuſchnitt ihr das Leben zum Ekel gemacht habe — und ihre ganze ſpätere Exiſtenz mußte es ſich gefallen laſſen, für den nothwendigen Gegenſatz gegen das Joch und die demuthigende Beſchränkung zu gelten, welche ſie dort ausgeſtanden habe. Alles, was ſie an jene Zeit erinnerte, war ihr in tiefſter Seele zuwider! wie ſehr mußte Schweſter Benigna es ſein, ſie, die mit ſolcher Großmuth in einem für Richenza ſo demüthigenden Moment, ſich ihr zu erkennen gegeben hatte, um ihr zu zeigen, daß ſie bereit ſei, Schmach und Kummer mit ihr zu theilen. Aber gerade dieſes, daß eine Sinkler ſie und ihren Sohn ſo recht im vollen materiellen und ſittlichen Elend geſehen hatte, war für Richenza eine unerträgliche Laſt. Während des bewußtloſen Stadiums ihrer Krankheit ahnte ſie nicht Schweſter Benigna's häufige Beſuche; doch, ſo wie ſie zur Beſinnung kam, bäumte ſie ſich gegen die freundliche Pflege ihrer Schwägerin auf. Bald verſicherte ſie, nun ſei ſie ganz hergeſtellt und bedürfe keiner Pflege mehr; bald — es ſtänden ihr jetzt die Mittel zu Gebot, für ſich ſelbſt zu ſorgen; der Arzt und die Wärterin wären ihr läſtig. So lange Richenza bettlägerig war, hatte Schweſter Benigna ein taubes Ohr für dergleichen Bemerkungen und begnügte ſich damit, ihre Beſuche zu vermindern und abzukürzen. Sie hatte mit Frau Hellmig die Sache ſo geordnet, daß dieſe alle Auslagen für Richenza's Pflege machte und daß Schweſter Benigna ſie aus der Caſſe vergütete, welche die Marquiſe ihr zur Verfügung ſtellte.

„Sie haben vor der Hand große Unkoſten durch mich, Schweſter Benigna," ſagte Richenza einmal: „aber es wird Ihnen Alles erſetzt werden."

„Nicht doch! ich ſelbſt habe ja nichts! ich kann nichts thun, als die Wohlthaten vertheilen, die Gott ſchickt," ſagte die gute Schweſter.

„Sie begreifen aber doch, hoffe ich, daß ich kein Almoſen annehmen kann."

„Ich bitte, nennen Sie es nicht ſo! nennen Sie es vielmehr eine Liebesgabe."

„Ah, nur keine Comödie, Schweſter Benigna. Die widert mich an!"

„In der Liebe Jeſu ſpielt man nicht Comödie," ſagte die Schweſter einfach.

Auf ſolche Aeußerungen wußte Richenza nichts zu antworten. Sie fand es aber höchſt anmaßend, daß ihr Benigna mit dieſen „klöſterlichen Phraſen" entgegentrete.

Nach einigen Tagen wurde der Arzt entlaſſen und die Wärterin nur auf eine Stunde Abends und Morgens angenommen. Da ſagte Schweſter Benigna zu Richenza:

„Sie ſind jetzt auf dem beſten Wege zur Geneſung und ich kann Ihnen keine weſentlichen Dienſte mehr leiſten. Da iſt es Ihnen vielleicht am liebſten, daß Sie mir ſagen laſſen, wann ich zu Ihnen kommen ſoll.“

„Ja,“ ſagte Richenza froh, wie von einer großen Laſt befreit: „ſo wollen wir es halten. In der Einſamkeit erhole ich mich am ſchnellſten und durch Frau Hellmig und meine Wärterin hören wir ja immer von einander.“

Daß ſie ſich durch dies letzte Wort auf eine und dieſelbe Stufe mit Schweſter Benigna ſtellte, war die größte Freundlichkeit, zu der ſie es in dieſen drei Wochen gebracht hatte. Die Schweſter aber ſagte, um ihr Fortbleiben nicht auffallend zu machen, ſchonungsvoll zu Frau Hellmig, gerade ſolche Kranke müßten in ihrer Reconvalescenz recht viel allein ſein und ſich recht langweilen; das ſei den Nerven äußerſt heilſam. Frau Hellmig hatte einen großen Reſpect vor Schweſter Benigna bekommen, ſeitdem ſie ſah, über welche Geldmittel dieſelbe verfügte. Daher ſchenkte ſie auch deren Worten gern Glauben und verſprach nach wie vor für Richenza zu ſorgen — während Richenza Frau Hellmig erſuchte, ihr für einige Zeit Credit zu geben. Ob ſie wieder an's Spiel ſich machen will? dachte Frau Hellmig bei ſich ſelbſt; das wäre doch gräßlich! aber es ſcheint, als ſetze ſie wieder ihre Hoffnungen darauf! —

Tag und Nacht dachte Richenza an Triſtan und an alle traurigen Möglichkeiten, die ihm widerfahren ſein konnten. Wie ſehr ſie an ihm hing, wurde ihr erſt jetzt recht klar. Wie elend ſich auch ihr Leben mit ihm zuletzt geſtaltet hatte — ſie liebte ihn um ſo zärtlicher, je größere Angſt ſie um ihn ausſtand und je weniger ſie ſich verhehlen konnte, daß ſie die Hauptſchuld an ſeinem Elend trage. Nach ihrer Art faßte ſie aber auch dies ſchief auf; ſie hatte keine Schuld; — ſie hatte nur ein tragiſches Schickſal — und dies Schickſal erfaßte nun das, was ſie am meiſten, am innigſten liebte .... ihren Sohn! und riß ihn hinab in die dunkle Tiefe. — Einmal war es ihr plötzlich, als fahre ein Blitzſtrahl durch die Finſterniß, die Triſtan umgab. Sie ſagte eines Morgens zu ihrer Wärterin, die pünktlich zweimal im Tage erſchien, ſie langweile ſich ſehr und würde gern Zeitungen leſen. Die neuen wären ſchwer zu bekommen; wenn ſie aber drei, vier Wochen alt wären, frage kein Menſch mehr nach ihnen. Am Abend brachte die harmloſe Perſon richtig ein ungeheures Packet Zeitungen mit, das ihr Sohn, der Kellner in einem Kaffeehauſe war, ihr gegeben hatte. Da fand Richenza den Aufſchluß, den ſie ſo lange vergebens geſucht hatte; da ſtand das Attentat Triſtans; da erfuhr ſie, wo Triſtan ſei.

Emanuel war ſeit drei Wochen ſpurlos verſchwunden. Seine Mutter wußte nicht, ob ſie ſich freuen oder beunruhigen ſolle. Sein Vater ſagte unmuthig:

„Er iſt nach gerade zu alt, um immer wieder in ſeinen phantaſtiſchen Unſinn zu verfallen. Gewiß macht er irgend eine extravagante Tour nach Cairo oder Algier und das muß doch nach gerade aufhören.“

„Mein Gott, warum denn nach Afrika?“ fragte die Gräſin.

„Wir müßten ja längſt Briefe von ihm haben, wenn er noch in Europa wäre, das jetzt durch die Eiſenbahn zu einem Lilliput-Welttheil zuſammengeſchrumpft iſt.“

Stella dachte in ihrem Sinn: O wär' er nur in Cairo oder Algier! — dort kann er nimmermehr eine Braut ſuchen! — Sie war auffallend verändert, ſtill, blaß, ſchweigſam, faſt traurig; aber voll zärtlichſter Aufmerkſamkeit und Rückſicht für den Grafen und die Gräſin, die jetzt, durch Grazia's Aufenthalt in Kreuzbronn und Emanuels Abweſenheit, Niemand von ihren Kindern in ihrer nächſten und täglichen Umgebung hatten und ſich deſto mehr an Stella anſchloſſen. Stella hatte nach einiger Ueberlegung erkannt, daß ihr gar nichts Anderes übrig bleibe, als im Meerhaimſchen Hauſe ſo viel wie möglich feſten Fuß zu faſſen — und wenn ſie auch aus Gram um Emanuel zu Grunde ginge. Denn hätte ihre Mutter auch nur das geringſte Verlangen nach ihr, ſo würde ſich das in dem Augenblick geäußert haben, wo Triſtans Cataſtrophe eintrat; — der Mutter alſo war ſie nicht willkommen. Und das Meerhaimſche Haus zu verlaſſen, um in ein anderes einzutreten, wäre Thorheit geweſen, weil ſich ſchwerlich eine zweite Stelle gefunden hätte, die ihr einen ſo töchterlichen Platz im Hauſe anwies. Gräfin Meerhaim behandelte Stella ganz wie ihr Kind, und wenn der Graf zuweilen zu ſeiner Frau ſagte:

„Du verwöhnſt die Kleine aber zu ſehr! ſie hat ja Toiletten wie eine Prinzeſſin:“ — ſo ſagte die Gräfin:

„Du thuſt es nicht weniger! was ſie nur anſieht, kaufſt Du für ſie und magſt ſie keinen Augenblick in Deiner Umgebung entbehren. Sie iſt nun einmal eine von den allerliebſten Perſonen, die von Gott geſchaffen ſind, um von Allen verwöhnt zu werden, die in ihre Nähe kommen.“

Es war begreiflich, daß Stella einen ſolchen Platz nicht übereilt verlaſſen wollte. Ueberdas blieb ihr hier immer die Hoffnung, Emanuel zu ſehen und in Verkehr mit ihm zu bleiben.

Auf den ſauſenden Flügeln der Aequinoctialſtürme zog das Spätjahr ein. Man machte die tägliche Spazierfahrt nicht mehr am Abend, ſondern am Nachmittag. Einmal, bei der Heimkehr, öffnete Emanuel ſeinen Eltern den Wagenſchlag. Ein Ausruf der

Freude begrüßte ihn. Stella ſollte zuerſt ausſteigen; Emanuel bot ihr die Hand. Ihre Hand zitterte ſo — und ſie ſah ſo überraſcht glücklich aus, daß er ganz überraſcht war.

„Wo warſt Du nur, Emanuel?“ ſagte die Gräfin.

„In Crohnenberg,“ erwiderte er.

Stella hörte nichts weiter. Ihr war zu Muth, als verwandele dies eine Wort die Erde in den Himmel. Sie floh in ihr Zimmer, fiel auf die Knie und mit einem Strom von Freudenthränen löste ſich von ihrem Herzen der Druck, der ſeit Wochen wie eine eiſerne Fauſt darauf lag.

„Nun erzähle, wo Du warſt,“ ſagte der Graf, als Emanuel allein mit ſeinen Eltern ſich befand.

„Da Du mir Crohnenberg als den künftigen Heerd meines Familienglücks angewieſen hatteſt, lieber Vater, ſo ging ich dahin, um zu ſehen, ob es ſich auch einigermaßen dazu eigne — und dann ging ich über Wien zurück.“

„Nun und weiter?“ fragte die Gräfin, durch die lakoniſche Antwort noch mehr geſpannt.

„Weiter hab' ich mich als Nimrod gegen die Repphühner von Crohnenberg gerirt. Ich war von je her ein ſchlechter Schütze, was mich oft geärgert hat .... Du weißt es, Papa. Da ich nun gerade mit der Repphuhnjagd in Crohnenberg eintraf, ſo beſchloß ich, mich in dieſer Branche des edlen Waidwerks zu vervollkommnen — und da ich mich leicht mit einer gewiſſen Paſſion in die Dinge vertiefe, die ich gerade treibe, ſo bekam ich denn auch eine kurze, aber höchſt unglückliche Paſſion für dieſe Jagd. Kein einziger dieſer vorſichtigen Vögel ließ ſich ſchießen.“

Der Graf lachte von ganzem Herzen. Die Gräfin ſagte etwas empfindlich:

„Iſt das eine paſſende Erwiderung auf den zärtlichen Wunſch Deiner Eltern, drei Wochen lang auf Repphühner zu ſchießen?“ ....

„Und ſie nicht einmal zu treffen!“ ſetzte der Graf lachend hinzu.

„Abends ſetzte ich mich dann hin und zeichnete Pläne, um das Schloß etwas bequemer einzurichten und Parkanlagen zu machen.“

„Nun, am Ende kommt doch noch die Braut zum Vorſchein!“ ſagte die Gräfin erheitert.

„Nein, Mama! darauf rechne nicht. Für mich muß eine Braut vom Himmel herunterfallen — ſie zu ſuchen verſteh' ich nicht. Bei mir wird das wahr, was der inſolente, aber geſcheidte, humoriſtiſche Jude Heinrich Heine vor dreißig, vierzig Jahren in ſeinen Liedern prophetiſch von mir geſagt hat — dieſer Heine, der nur ſeine Frechheit, aber nicht ſeinen Witz, auf die jetzigen Scribenten vom Stamm Israel und Stamm Juda vererbt hat. Denn ich glaube, daß die zehn Stämme, die bei der Gefangenſchaft in Ninive zwiſchen den Heiden verloren gegangen waren, ſich im neunzehnten Jahrhundert wieder gefunden und in Europa ein Stelldichein gegeben haben, um es mit der Feder und der Elle zu züchtigen, weil es allzu miſerabel geworden iſt, um mit dem Schwert gezüchtigt zu werden, wie das in ſtarken, kräftigen Zeiten geſchieht."

„Nun was hat denn Heinrich Heine von Dir prophezeiht?" fragte die Gräfin ungeduldig.

„Dieſer neue Jſaias hat von mir prophetiſch Folgendes geſprochen: „Es iſt immer die alte Geſchichte! Sie war liebenswürdig und er liebte ſie. Er aber, war nicht liebenswürdig und ſie liebte ihn nicht."

„Das iſt nicht Dein Ernſt!" rief ſie.

„Doch, Mama! ich kann mich nicht in die gehörige Harmonie mit dem ſchönen Geſchlecht ſetzen, weil ich, wie mir ſcheint, einige Eigenſchaften deſſelben beſitze."

„Und die wären?"

„Etwas Wankelmuth, etwas Eitelkeit, etwas Neigung für das Neue, das Phantaſtiſche, etwas Beweglichkeit der Empfindung, des Urtheils, etwas Beſtechlichkeit durch erſte oder äußere Eindrücke" . . . —

„Genug! genug! Dein Etwas, mein Sohn, wird etwas zu viel!"

„Nun alſo! das Uniſono iſt langweilig, reizlos. Conſone Töne bilden die großen Harmonien. Jch treffe ſie nicht. Daher bin ich bis jetzt — entweder meiner großen Paſſionen ganz von ſelbſt überdrüſſig geworden oder — ich fand kein Verſtändniß. Du ſiehſt, Mama, ich behandle die Sache mit philoſophiſcher Ruhe und daher mit Aufrichtigkeit. Mein Aufenthalt in Crohnenberg war mir dazu höchſt erſprießlich. Die Einſamkeit kühlt ab. Jetzt bin ich bereit, wenn Ihr es wünſcht, Crohnenberg nach meinen Plänen einzurichten — und iſt das gethan, ſo wird wohl, da die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, wie das Sprüchwort ſagt — der Himmel mich mit einer Frau verſorgen. Alle die phantaſtiſchen Forderungen von idealem Liebesglück, die ich vor einigen Wochen hier ausſprach, laſſe ich fallen. Crohnenberg hat mich ungemein rationell geſtimmt. Ich werde ein guter Landwirth und werfe mich auf die praktiſche Seite des Lebens. Die Forſtcultur intereſſirt mich außerordentlich. Wälder ſind gleichſam die Lungen des Bodens; man muß ſie pflegen und ſchonen, ſonſt wird er hektiſch. Auch ſehr einträglich iſt der Forſt . . . und kurz, ich niſte mich wie ein Adler in ſeinem Horſt auf Crohnenberg ein und betrachte mir die Welt und ihr Treiben aus der Ferne, was ihr, wie einer Dame, die über dreißig Jahre zählt, höchſt vortheilhaft iſt.“

Die Eltern ſtaunten nicht wenig über Emanuels plötzliche Begeiſterung für das Landleben und ahnten, daß ſich etwas Anderes dahinter befinde, als die Rephühner von Crohnenberg. Deßhalb ließen Beide dieſen Gegenſtand fallen und Graf Meerhaim ſagte:

„Stell' Dir vor, die kleine Stella war krank, ſieht noch elend aus . . . und Du wirſt ſie recht verändert finden."

Indem öffnete ſich die Thür und Stella trat ein, ſtrahlend, blühend, ſchwebend, — Stern und Roſe in einer Perſon.

„Was iſt Ihnen denn widerfahren?" fragte Graf Meerhaim ganz verblüfft, „Sie ſehen ja aus, als hätte man Ihnen eine Krone auf's Haupt geſetzt."

„Wie Sie nur fragen!" entgegnete Stella, auch ganz im frühern muntern Ton: „der verlorne Sohn hat ſich wieder eingefunden. Da iſt man froh; denn Sie ſind es, Herr Graf und die theure Gräfin."

„Nun . . . und das Herzklopfen? . . . und die Beklemmung der Bruſt? — Alles das iſt auf Einmal verſchwunden?"

„Ah!" rief Stella lachend, „das weiß ich nicht! ich werde vielleicht noch oft in meinem Leben Herzklopfen haben."

„Weshalb denn . . . zum Beiſpiel!"

„Zum Beiſpiel, wenn ich fürchten müßte, daß Sie mit mir unzufrieden wären."

„Nein, meine kleine Hexe," ſagte der Graf „das iſt nicht richtig! ein alter Kauz wie ich macht einer jungen Dame kein Herzklopfen mehr — ſelbſt dann nicht, wenn er einmal etwas poltert. Alſo ein anderes Beiſpiel."

„O Herr Graf, Sie verlangen zu viel! man kann doch nicht von jeder Veranlaſſung zum Herzklopfen reden.“

„Immer klug iſt die Kleine — klug wie ein Schlängelchen! — Nun, Stella, Niemand iſt froher als ich, wenn Sie Sich wieder ganz wohl befinden, denn Sie erheitern meine Augen und meine Tage,“ ſagte der Graf.

Stella war glückſelig. Sie hatte Emanuel kaum angeſchaut, keine Sylbe mit ihm geredet; doch er war da — und kam von Crohnenberg: was brauchte ſie mehr . . . vor der Hand! Emanuel aber fing an die Sache gründlich zu verſtehen.

Ihm war es in Crohnenberg wirklich ſo gegangen, wie er es ſeinen Eltern erzählt hatte. Nur verſchwieg er, daß er hingegangen ſei, um ſich in der Stille und Einſamkeit zu beruhigen über den Ruin ſeiner Hoffnungen und um für die Zukunft Entſchlüſſe zu faſſen, die ihm gewiſſe Pflichten, Beſchäftigungen und Verbindlichkeiten auflegten, welche ſeiner Nomaden-Exiſtenz ein Ende machen ſollten. Er hatte den Zauber erſchöpft, der ſich für die Jugend an eine ſolche knüpft; er hatte ſie von Kindheit auf geführt; darum lockte ihn jetzt der Gegenſatz: der feſte Wohnſitz, die ruhige Gleichförmigkeit. Das Verweilen an demſelben Ort, die Beſchäftigungen, die ſich auf ihn beziehen und die auf jede Weiſe für mich von großem Intereſſe ſind, werden mir gleichſam einen Anker bieten, an dem ich feſtliege, ſprach er zu ſich ſelbſt — und das gewiſſe ſtille Einerlei der Tage, das Leben in und mit der Natur, wird ſehr wohlthätig auf mich wirken und allmälig meine allzu bewegliche Phantaſie und Empfindungsweiſe in das richtige Gleichgewicht verſetzen. Das wird um ſo leichter ſein, als ich mit der Liebe jetzt gründlich gebrochen habe. Will man mich lieben — ſo laſſe ich es mir gefallen und mache dann eine Variation auf eine Hälfte des Heine'ſchen Thema's. Sie wird heißen: „Er war liebenswürdig und ſie liebte ihn.“ — Es iſt gut und ſieht ihr ähnlich, daß Grazia mir nicht den leiſeſten Hoffnungsſchimmer ließ. Ja, zuweilen will es mir vorkommen, als wären wir Beide doch nicht für einander geſchaffen geweſen. Die ſtarken Charactere ſind nicht immer biegſam — freilich auch vice versa. Nun vor der Hand ſoll mir das ganze weibliche Geſchlecht äußerſt indifferent ſein. Ich ziehe nach Crohnenberg und pflanze da meine Krautköpfe, wie weiland Kaiſer ... Aurelian? ... Diocletian? ... Genug ein römiſcher Kaiſer, dem die Herrſchaft über Menſchenköpfe zugeſtanden hatte, erfreute ſich unſchuldig an Kohlköpfen. Warum ſollte mir das nicht umſomehr gelingen, als ich nie über einen Menſchenkopf, nicht einmal über meinen eigenen, geherrſcht habe.

Jetzt beobachtete er Stella und fragte ſich heimlich, ob ſich vielleicht durch ſie jene Variation des Heine'-

ſchen Themas verwirkliche. Die ganze Gedankenrichtung, die Grazia ihm gegeben — die ganze übernatürliche Perſpective, welche ſie ſich bemüht hatte, ihm zu eröffnen, waren untergegangen — wie die Sternbilder der ſüdlichen Hemiſphäre auf der nördlichen nicht zu ſchauen ſind.

Am Abend kamen einige Perſonen zur Gräfin. Emanuel war ſehr munter und geſprächig; man unterhielt ſich vortrefflich und ging erſt gegen Mitternacht auseinander. Als die Gräfin in ihr Schlafzimmer ging, erfuhr ſie von ihrer Kammerfrau, daß um neun Uhr Abends eine Ordensſchweſter, welche die Kranken pflege, ſie zu ſprechen verlangt habe.

„So ſpät? das iſt ja ſeltſam!“ ſagte die Gräfin.

„Und noch ſeltſamer war es,“ ſetzte die Kammerfrau hinzu, „daß ein Diener in Livree dieſe Ordensſchweſter begleitete.“

„War ſie jung?... ſchön?... vielleicht eine vornehme Perſon?“ fragte die Gräfin, die ſchon einen ganzen Roman im Kopf fertig hatte.

„Ich kann's nicht ſagen. Nur der Portier hat ſie geſehen, für heute abgewieſen und auf morgen früh beſtellt.“

Es verſteht ſich, daß die Bitten der Marquiſe, die Anklage gegen Triſtan niederzuſchlagen, keinen andern Eindruck als den einer heftigeren Erbitterung auf den Marquis machten.

„Ganz widerſinnig iſt Deine Bitte!“ rief er. „Dies Verbrechen iſt ja nicht nur gegen mich, ſondern gegen die ganze menſchliche Vergeſellſchaftung begangen worden und iſt durch meine Anklage vor das öffentliche Forum der Juſtiz gebracht. Dieſe muß nicht bloß mich, ſondern die bürgerliche Geſellſchaft ſchützen, indem ſie das Verbrechen ſtraft. Und das würde ſie auch dann thun, wenn ich meine Anklage zurücknehmen wollte. Aber Deine Bitte iſt auch höchſt lieblos! Du willſt alſo andere Leute der Gefahr ausſetzen, von ſeinem Dolch bedroht, an ihrem Leben und Eigenthum gefährdet zu werden! Du willſt, daß er auf der Leiter der Verbrechen von einer Stufe zur andern herabſinke! Du willſt ihm nicht die heilſame Strafe gönnen, im Zuchthauſe ein paar Jahre über ſeinen Frevel nachzudenken! Du willſt nicht, daß ſtrenge Aufſicht, ſchmale Koſt und geſunde Arbeit die Bosheit aus ihm vertreibe!“

„Lieber Dagobert, ich wünſche ihm Alles, was zu ſeinem Heil iſt,“ entgegnete die ſanfte Marquiſe. „Nur dachte ich, er könne ſich bei ſeiner großen Jugend beſſern, ohne die entehrende Strafe des Zuchthauſes, wenn man ihm in einem andern Welttheil die Möglichkeit einer rechtſchaffenen Exiſtenz verſchaffte.“

„Politik war mit ſeinem Attentat nicht vermiſcht. Sonſt würde ich Deiner Anſicht beitreten und ihm möglichſt ſchnell zu einer neuen Exiſtenz im Pfefferlande, in Cayenne, verhelfen," ſagte der Marquis hohnlächelnd und ſetzte hinzu: „Wie kommſt Du aber auf den Einfall, Dich für dies Subject zu fanatiſiren?"

„Ich habe Mitleid mit ſeiner Jugend und mit ſeiner Mutter."

„Aber in welcher übertriebenen Weiſe! Es iſt doch wahrhaftig genug, wenn eine Frau, wie Du, ihr Geld zur Unterſtützung ſolcher Leute hergibt! wozu denn dieſe empfindſame Zärtlichkeit!"

„Solche Leute, lieber Dagobert, ſind vor Gott gerade ſolche Leute wie wir."

„Es ſei Dir überlaſſen, Dich mit ihnen in eine Linie zu ſtellen," ſagte der Marquis verächtlich. „Das hat weiter keine Folgen, als die, daß die Kluft zwiſchen Dir und mir immer tiefer wird."

Damit verließ er ſie. Ach, Dolores ſah nur zu deutlich, welche Kluft zwiſchen ihr und dem Marquis lag! —

Nach einigen Tagen ließ Triſtan wieder die Schweſter Benigna um einen Beſuch bitten. Mit betrübtem Herzen ging ſie zu ihm. Ach! dieſer verwilderte, verkommene, verbrecheriſche Jüngling war der Sohn ihres verſchollenen Bruders, der vielleicht in ähnlicher Weiſe zu Grunde gegangen war. Triſtan ſah noch viel elender und unheimlicher aus. Seine Augen waren tief eingeſunken und glühten wie ein paar Kohlen, die ſich in ihre dunkeln Höhlen hineingebrannt hatten. Seine

Stimme war rauh und heiſer, ſein Haar verwirrt, ſeine Farbe fieberhaft, und zuweilen flog ein Nervenzucken durch ſeinen ganzen Körper.

„Bringen Sie mir Freiheit?“ rief er der Schweſter Benigna entgegen: „Heute ſind es drei Wochen, daß man mich hier eingeſperrt hat. Wie lange ſoll das denn noch dauern? ... Sehen Sie denn nicht, daß ich hier umkomme?“ Sie faltete die Hände und ſagte bittend:

„O bringen Sie geduldig die Haft als Sühne für Ihre That dem lieben Gott zum Opfer.“

Triſtan brach in ein wildes, aber gezwungenes Lachen aus:

„Geduld! Sühne! Opfer! was das für Worte, für unerhörte, ſind! Ha, ha, ha!... In welchem Lexicon haben Sie denn die gefunden?“

„Im chriſtlichen,“ ſagte die Schweſter gelaſſen.

„Es bleibt mir alſo nur noch Eines übrig,“ rief er furchtbar aufgeregt: „die Flucht! Geben Sie mir Ihr Kleid, Ihren Schleier ... und bleiben Sie an meiner Statt hier zurück.“

„Das iſt unmöglich! Ihr Aufſeher wartet draußen, um mich zur Hausthür zurück zu begleiten. Er kennt Sie und mich genau“

„Man muß ihn für mich gewinnen, beſtechen ... Sie haben gewiß Geld bei Sich.“

„Ja, drei Gulden, die mir nicht gehören und die ich einer armen Familie zu bringen habe.“

„Drei Gulden nur? Nein!... damit kann man den Aufſeher nicht beſtechen!“ ächzte er.

„Man kann es überhaupt nicht — ach! verſuchen Sie Ihre Haft mit Ergebung zu tragen! ſie wird Ihnen leichter werden,“ bat ſie wehmüthig.

„Leicht oder ſchwer, gleichviel! ich will keine Haft! Lieber hacke man mir den Kopf ab, denn ich verliere ihn doch... im Wahnſinn.“

Schweſter Benigna ſchauderte, denn Triſtan ſah wohl aus, als ob ihm das begegnen könne. Sie nahm ſich zuſammen und ſagte ruhig:

„Denken Sie doch, ehe Sie ſo reden, an Ihre beklagenswerthe Mutter. Laſſen Sie ihr doch die Hoffnung, daß Sie nach überſtandener Strafzeit als ein neuer Menſch zu ihr zurückkehren.“

„Aber ich bin ja noch gar nicht verurtheilt! vielleicht werde ich freigeſprochen.“

„Wenn Sie das hoffen, ſo haben Sie ja einen Grund mehr zur Geduld.“

„Geduld! und das Fieber der Gefangenſchaft, der Durſt nach Freiheit tobt mir im Kopf, in der Bruſt, im Blut, im Pulsſchlag. Geduld!... und da unten im Curſaal hätte ich vielleicht in dieſen drei Wochen ein reicher, glücklicher, geachteter Mann werden können, während man mich jetzt zu den Verbrechern geſellen will! — Geduld!... das Wort iſt erfunden für Menſchen, denen es gut geht und die es noch beſſer haben möchten; aber nicht für ein Elend, wie das meine.“

„Es gibt ja Menſchen,“ ſagte Schweſter Benigna mild, „die durch ſchwere Krankheit auch ihrer Freiheit beraubt werden und zehn, zwanzig Jahre gelähmt im Bett liegen; — ſie haben Geduld. Und andere Menſchen gibt es, die wieder in anderer Weiſe durch bittere Armuth gleichſam ihre Freiheit verloren haben und lebenslänglich zu angeſtrengter Arbeit genöthigt ſind; — ſie haben Geduld. Und in der Geduld genießen ſie eine übernatürliche Freiheit, indem ſie ihren Willen mit dem ewig anbetungswürdigen Willen Gottes vereinigen und ſich bereiten, deſſen Fügungen anzunehmen und deſſen Heimſuchungen zu tragen.“

„Ich bin kein Katholik: alſo paßt Ihre Ermahnung nicht für mich.“

„Was ich geſagt habe, paßt für jeden Chriſten.“

„Ach! das iſt ja Alles Larifari! übernatürliche Freiheit... wer ſpricht von der!“

„So ſagen Sie chriſtliche Freiheit.“

„O das iſt mir aber Alles vollkommen einerlei!“ brach Triſtan aus. „Ich will meine ganz natürliche gewöhnliche Freiheit haben, die darin beſteht, thun und laſſen — kommen und gehen zu dürfen, wie ich es für gut finde. Alles Uebrige ſind Kinderpoſſen, und wenn Sie zu meiner gar nicht ſublimen, aber in der Praxis göttlich angenehmen Freiheit mir nicht verhelſen können: ſo danke ich fortan für Ihren Beſuch. Uebrigens kenne auch ich eine Art von Freiheit, die kein Menſch mir rauben kann.“

Und mit ſtolzer Handbewegung, als habe er eine Audienz an Schweſter Benigna ertheilt, deutete er ihr an, daß er allein ſein wolle.

„Haben Sie keinen Gruß, keinen Auftrag an Ihre Mutter?“ fragte die betrübte Schweſter Benigna: „ſie war ſehr krank, erholt ſich langſam...“ —

„Weshalb erhielten Sie ihr das Leben?“ rief er mit einem Ausdruck von namenloſer Verzweiflung. „Sehen Sie denn nicht, wie elend wir ſind... und daß unſer Elend keine andere Grenze als den Tod hat? Darum fürcht' ich ihn gar nicht — den Tod! und meine Mutter auch nicht. In der Beziehung haben wir ganz gleiche Geſinnungen — ganz ſo, wie die großen Menſchen des Alterthums ſie hatten. Gibt's keine Hoffnung mehr, ſo iſt das Leben eine Folter von jeder Minute und durch jeden Athemzug. Es iſt ſehr unrecht, daß Sie meiner Mutter das kühle Grab nicht gönnten, denn welche Hoffnung bliebe ihr, wenn ich im Zuchthauſe ſitze!“

„Daß Sie Sich zu Gott bekehren,“ ſagte Schweſter Benigna liebreich.

„Für dergleichen Schattenſpiele hat meine kluge Mutter ebenſowenig Sinn wie ich. Alſo... Adieu!“

Ihr traten die Thränen in die Augen, daß ſie ihn ſo gefunden hatte und ſo verlaſſen mußte. Sie empfahl dem Aufſeher, recht wachſam zu ſein und Triſtan mit Schonung zu behandeln.

„Mit Schonung kommt man nicht weit bei dem!“ ſagte der Mann; — „der iſt wie eine gefangene wilde Katze — möchte einem gleich an die Gurgel ſpringen, um das Weite zu ſuchen.“

Die Marquiſe ließ ſich von Schweſter Benigna genau erzählen, wie ſie Triſtan gefunden habe und erſchöpfte ſich in vergeblichen Combinationen, wie ſie ihm und ſeiner Mutter helfen könne.

„Es ſcheint, als habe das Unglück beide verſteinert, da ſie jedem religiöſen Troſt und jeder Liebe, die aus dem Glauben entſpringt, unzugänglich ſind,“ ſagte die Marquiſe.

Mehr als alles Unglück verſteinert das Unrecht ein Herz, wenn es ſich darin zurecht ſetzt wie in ſeinem Recht, und nie es bereuen, nie es abbüßen will. Das mochte die Marquiſe wohl heimlich denken, weil ſie es täglich an ihrem Mann vor Augen ſah, aber eben deshalb wagte ſie nicht, es auszuſprechen.

„Mir blutet das Herz bei dem armen jungen Menſchen!“ ſagte Schweſter Benigna: „man merkt ihm an, daß er in der ſchrecklichſten Verzweiflung iſt.“

„Zwanzig Jahr und Verzweiflung — welch ein furchtbarer Gegenſatz!“ ſagte die Marquiſe.

„Ach und doch ſo begreiflich! Nie iſt ſein Wille gebrochen worden, nie hat er ihn beherrſcht. Seine arme Mutter, ſelbſt ohne Gott und ohne Glauben, ließ ihn in der Wildniß ſeiner leidenſchaftlichen Natur, nicht aus Gleichgültigkeit, ſondern weil ſie nicht wußte, wie ſie ihn in heilſame Zucht hätte nehmen können. Steht nicht die elterliche Autorität als Stellvertreterin der göttlichen da, ſo haben die Eltern keinen wahren Grund und kein wirkliches Recht, Gehorſam zu fordern — und das merken die Kinder ſehr bald.“

„Der Unglaube haucht, ohne es zu beabſichtigen und zu ahnen, Stickſtoff aus, dem Alles erliegt, was unter ſeinen Einfluß geräth — und der Glaube... Luft des Lebens, des übernatürlichen Lebens, des ewigen Lebens,“ ſagte die Marquiſe.

„Und ſo wurde ſein Wille dem Böſen unterthan,“ fuhr die Schweſter fort, „und kannte kein anderes Geſetz als die Luſt der Leidenſchaft. Und jetzt auf einmal tritt ein fremdes Geſetz unerbittlich drohend ihm entgegen und raubt ihm Alles, indem es ihm die Willkühr entzieht. Nun wähnt er ſich nur von Ungerechtigkeit, Härte und Grauſamkeit einer ſtärkeren Willkühr umgeben und bäumt ſich gegen ſie auf, weil er die Hand Gottes, welche die Sünde ſtraft, nicht kennt. Was ſoll er beginnen?... Er fällt einer raſenden Verzweiflung anheim.“

Die Marquiſe erſchauerte. Sie dachte, daß es auch für den Marquis kein anderes Geſetz als das ſeiner

Willkühr gebe. Wenn ſich das dereinſt rächte — was war ſein Loos?

„Frau Hellmig,“ ſagte Richenza zu ihrer Hauswirthin, „ich weiß jetzt, wie es mit meinem Sohn ſteht. Ich habe Alles in dieſen Blättern, die mir die gute Frau Wailer verſchafft hat, geleſen — und da ich vor Schmerz und Entſetzen nicht geſtorben bin, ſo beginne ich an meine Unſterblichkeit zu glauben.“

„Haben Sie nicht immer an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt?“ fragte Frau Hellmig ganz verblüfft von Richenza's eiſigem Ton und ſeltſamer Redeweiſe.

„Sagen Sie mir lieber, ob Sie glauben, daß ich meinen Sohn beſuchen dürfe. Er iſt ja erſt in Unterſuchung; da wird man es wohl geſtatten.“

„Ich will Schweſter Benigna fragen. Die weiß das! ſie war zwei Mal bei ihm.“

„Weshalb denn das! ſie wird ihn doch nicht mit ihren bigotten Anſichten gequält haben!“ ſagte Richenza hochfahrend.

„Schweſter Benigna quält Niemand mit bigotten Anſichten — denn die hat ſie nicht! ſie iſt fromm!“ ſagte Frau Hellmig erzürnt. „Und übrigens hat Ihr Sohn ſie rufen laſſen. Sie drängt ſich wahrhaftig Keinem auf — und hat es auch nicht nöthig. Die Frau Marquiſe von Clermont, die ein wahrer Engel von

Schönheit und Güte iſt, ſieht Niemand lieber um ſich, als Schweſter Benigna.“

„Das iſt ſehr ſchmeichelhaft für den Marquis von Clermont. Aber was kümmern mich dieſe Leute. Ich wollte Sie bitten, beſte Frau Hellmig, mir täglich Ihr Zeitungsblatt zu erlauben. Ich finde doch ab und an irgend ein Wort über meinen Sohn.“

„Recht gern!“ ſagte Frau Hellmig: „ich komme zuweilen in vier, fünf Tagen nicht dazu es zu leſen. Sie ſollen es gleich ganz friſch erhalten.“

Im Fortgehen dachte ſie: Nun das muß ich geſtehen... wäre mein Sohn ein Zuchthauscandidat, ſo würde ich nicht ſo gefaßt ſein.

Richenza war aber nicht gefaßt. Sie war in ſtarrer Verzweiflung, die Hand in Hand mit gänzlicher Erſchlaffung ihrer moraliſchen Kraft ging. Sie konnte auch nicht mehr denken, nicht nachdenken über Triſtans und ihren eigenen Zuſtand in der Gegenwart, in der Zukunft. Sie litt ſtumpf, wie der Menſch eben leidet, der das übernatürliche Leben in ſich ertödtet hat.

Frau Hellmig ſchickte ein paar Zeitungsblätter herauf. Richenza nahm die neueſte Nummer und ihr Blick fiel auf die Worte: Der junge Saint-Clair iſt heute früh leblos in ſeinem Zimmer gefunden worden. Alle Bemühungen, ihn in's Leben zu rufen, waren vergeblich. Ein Gehirnſchlag hat ihn getroffen. — — — Mit einem dumpfen Stöhnen ſank Richenza zuſammen.

Triſtan war nicht mehr! Da war es aus und vorbei und ſie fiel in eine Lethargie aller Fähigkeiten, in der ſie nicht bemerkte, wie Stunde auf Stunde verging. Gegen Abend kam Frau Wailer mit Licht. Sie entſetzte ſich, denn Richenza richtete ſich wie eine wandelnde Leiche auf und ſagte:

„Wiſſen Sie es ſchon?... mein Sohn iſt todt... iſt umgekommen im Gefängniß. Frau Wailer, ſein Sie ſo gut Schweſter Benigna zu bitten mich heute noch zu beſuchen.“

Frau Wailer entfernte ſich weinend; Richenza weinte nicht. Sie ſprach halblaut: Wie ſagt Oreſt, als er den Hain der Göttin auf Tauris betritt? —

„Reiche mir aus Lethe's Wellen
„Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
„Bald iſt der Krampf des Lebens hinweggeſpült.“

— O ja... der Krampf des Lebens! — Mit Krampf beginnt es... und der reibt ſo auf, daß es mit Krampf endet. Das hat er wohl gewußt — der große Dichter. O mein Triſtan... Du haſt ihn überwunden... den Krampf des Lebens.

Sie ſetzte ſich und ſchrieb einige Worte. Dann nahm ſie vom Halſe eine Schnur, an der ein ganz kleines Beutelchen hing. Sie wickelte es ein, legte es zu dem beſchriebenen Papier und machte über Beides ein Couvert, das ſie adreſſirte und verſiegelte. — Dann ſtützte ſie den Kopf auf beide Hände, gedankenlos, empfindungslos. Nur zuweilen war ihr, als wolle der Kopf zerſpringen, das Herz ſtill ſtehen — und dann ſeufzte ſie: O mein Triſtan! — Und wie von einem furchtbaren Schwindel ergriffen, fiel ſie wieder in ſich ſelbſt zuſammen wie ein Häuflein Aſche, wenn die letzten Kohlen verglüht ſind...

Schweſter Benigna kam, bewegt und weich, Aug' und Herz voll Thränen. Allein das Wort der Theilnahme erſtarb auf ihren Lippen der ſtarren Kälte Richenza's gegenüber; vor dieſer Marmorſtatue verſtummte jeder Ausdruck von Schmerz, beſonders der, welcher an höheren Troſt ſich lehnte. Richenza aber bemerkte das gar nicht. Sie war ihr Lebenlang allein geweſen mit ihren Schmerzen, ihren Kämpfen, ihren Qualen; — ſie hatte allein alle Phaſen des Leidens durchgemacht und alle ertragen: ſo fiel es ihr denn jetzt gar nicht ein, aus ihrer Abgeſchloſſenheit herauszutreten. Sind die Faden abgeriſſen, welche das Menſchenherz an die Ewige Liebe knüpfen: ſo verſchrumpfen auch die, welche ihn mit dem Nächſten verbinden, während die natürliche Liebe zur Familie oder zu einem Familiengliede nicht ſelten in ein krankhaft übertriebenes Uebermaß ausartet.

„Wiſſen Sie, wie er geſtorben iſt?“ fragte Richenza mit tonloſer Stimme.

„An einem Gehirnſchlag, ſagt man,“ erwiderte Schweſter Benigna.

„Und was glauben Sie?“

„Warum ſollte ich etwas Anderes glauben? Er war in einem ſo furchtbar aufgeregten Zuſtand, ſeine Hände zitternd, ſeine Augen mit Blut unterlaufen, ſeine Lippen vertrocknet — dazu dieſe Paroxyſmen von ohnmächtiger Verzweiflung, daß ein Gehirnſchlag durchaus nicht dieſem Zuſtand widerſpricht.“

„Wie muß er gelitten haben, um ſo in drei Wochen aufgerieben zu ſein!“ rief Richenza.

„Gelitten hat er unausſprechlich,“ entgegnete Schweſter Benigna, „aber ſein Nervenſyſtem ſchien mir ſchon zuvor ſo gänzlich zerrüttet zu ſein, daß er wohl nicht mehr viel ertragen konnte.“

„Soll das ein Troſt für mich ſein?“ fragte Richenza ſcharf.

„Nur inſofern eine Beruhigung, als es Ihre Furcht vor einem... anderen Tod aufhebt.“

„Meine Furcht?“ ſagte Richenza mit eigenthümlicher Betonung. Nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Ich bitte Sie um die große Gefälligkeit, dieſen Brief hier morgen früh an die Adreſſe zu befördern und ſelbſt abzugeben.“

„Gräfin Meerhaim!“ rief Schweſter Benigna, einen Blick auf die Adreſſe werfend: „um Gotteswillen... iſt denn Gräfin Meerhaim in Baden!“

„Die halbe Welt iſt in Baden; — warum nicht Gräfin Meerhaim!“ antwortete Richenza mit einer abwehrenden Starrheit, die jeden Ausdruck des Gefühls hemmte.

„Soll ich den Brief nicht ſogleich jetzt, wenn ich Sie verlaſſe, abgeben?“

„Nein, ich bitte morgen. Es könnten in Folge desſelben Veränderungen eintreten, für die ein Unterſchied von zwölf Stunden nicht von Belang iſt. Ich danke Ihnen, daß Sie auch dieſe Mühe noch zu all der andern Mühe fügen wollen, die Sie mit mir gehabt haben.“

Schweſter Benigna ſah Richenza mit einem Blick voll ſo treuer, frommer Liebe an, daß Richenza in ungewöhnlich weichem Ton beifügte:

„Von ganzem Herzen danke ich Ihnen!... Und nun bitte ich Sie, meinen Auftrag nicht zu vergeſſen... wenn Sie morgen früh Zeit haben.“

„Zu allen Werken der Nächſtenliebe gibt mir die Frau Marquiſe immer Zeit.“

„Danken Sie auch der Marquiſe von Clermont für ihre Güte. Wie geſagt, ich glaube, es wird nun anders werden — nun, da ich in meinem Triſtan mein höchſtes Glück verloren habe. Alles... Alles litt ich für ihn, that ich für ihn! Alles umſonſt!“

Schweſter Benigna wagte nicht, das zu ſagen, was ſie dachte: O hätteſt du weniger für ihn gethan und mehr für ihn gebetet. Sie ſagte laut:

„Wir wollen jetzt recht für ihn beten — das iſt gewiß nicht umſonſt.“

„Wie ſo?“ fragte Richenza gleichgültig.

„Und noch weniger umſonſt iſt es,“ fuhr Schweſter Benigna fort, „wenn Sie Ihren Schmerz, Ihre Thränen, Ihr gebeugtes Mutterherz für ihn opfern — und das Alles an's Kreuz hängen, im Blut Jeſu baden und Ihr Opfer, vereint mit dem göttlichen Opfer am Kreuz, dem himmliſchen Vater für dieſe arme Seele darbringen.“

Aber ach! was wußte Richenza von dem ewigen Opfer, welches den Kern des ſtellvertretenden Amtes der Kirche und des innern Lebens jedes Gläubigen ausmacht! Das Opfer und ſeine ſühnende, aus dem Blut Jeſu geſchöpfte Kraft kann nur von Denen begriffen werden, welche den euchariſtiſchen Chriſtus beſitzen. Und wo kein Opfer, kann keine Fürbitte ſein; denn ſie iſt ein geiſtiges Opfer.

Richenza hörte gar nicht auf Schweſter Benigna. Ihr war, als ſchlage der Schall von unverſtandenen Worten aus weiter Ferne an ihr Ohr — und ſtatt aller Antwort ſprach ſie:

„Gute Nacht, Schweſter Benigna;“ — und reichte ihr die Hand, ſo daß die gute Schweſter, ganz beglückt durch dies Zeichen des Wohlwollens, woran Richenza ſie nicht gewöhnt hatte, ſich entfernte.

Sollte Gräfin Meerhaim Richenza's Mutter ſein? dachte ſie auf dem Heimweg. O, warum denn nicht gleich den Brief der Tochter ihr bringen! — Vielleicht iſt's eine Schweſter... eine Schwägerin!... — ich verſuch' es. — Sie fragte den Diener, den die Marquiſe ihr zur Begleitung gegeben hatte, ob er wiſſe, wo die Gräfin Meerhaim wohne. Er bejahte es und führte ſie dahin. Der Portier aber wies ſie ab und beſtellte ſie auf den anderen Morgen.

Richenza blieb allein. Sie holte tief Athem, als falle ihr eine ſchwere Laſt vom Herzen. „Bald iſt der Krampf des Lebens hinweggeſpült“ — ſagte ſie, ging zu einem Tiſch, worauf verſchiedene Medicamente ſtanden, und nahm eine kleine Schachtel, aus der ſie allabendlich, wegen ihrer marternden Schlafloſigkeit, ein paar Pillen zu nehmen pflegte. Jetzt aber leerte ſie die ganze Schachtel. Es waren Morphiumpillen. Nun iſt's geſchehen! ſagte ſie und ein unausſprechliches, namenloſes Entſetzen machte ſie beben vom Scheitel zur Sohle. Mein Gott, gehe nicht in's Gericht mit mir... ächzte ſie. Aber ſogleich ermannte ſie ſich: Porzia verſchlang glühende Kohlen, als Brutus nicht mehr war. Triſtan war mein Leben. Mit ihm hört es auf. O mein Triſtan. — — Sie entſchlief und erwachte nicht wieder. Aber die wahre Axe ihres Lebens hieß nicht Triſtan, ſondern „Non serviam.“

* * *

Cataſtrophe.

Gräfin Meerhaim legte die letzte Hand an ihren Morgenanzug, als ſchon die Schweſter Behigna ihr gemeldet wurde. Mit einer gewiſſen Spannung, die aber mehr die Perſon der Schweſter, als deren Anliegen betraf, ließ die Gräfin ſie in ihr Schreibcabinet führen; — war aber nicht wenig enttäuſcht, als ſie eintretend, ſtatt einer jugendlichen Schönheit, eine Perſon über die Vierzig hinaus, mit ganz gewöhnlichen Zügen vor ſich ſah. Schweſter Benigna bat einfach um Verzeihung wegen der frühen Beläſtigung und übergab das Schreiben. Die Gräfin, auf irgend eine Bittſchrift gefaßt, öffnete den Brief und las:

„Der Tod verſöhnt und löſcht jede Schuld gegen die Lebenden aus. Darum wage ich getroſt, meinen theuern Eltern meine Tochter Stella zu empfehlen. Sie und Triſtan ſind meine Kinder aus meiner höchſt unglücklichen Ehe mit dem Maler Wilhelm Sinkler von Straßburg, deſſen Schweſter dieſe Zeilen überbringt.

Triſtan iſt nicht mehr unter den Lebenden. Ich folge ihm. Mein Leben war ein einziger Jammerſchrei, den Niemand gehört hat. Jetzt verhallt er — im Grabe! Habe ich gefehlt, ſo habe ich dafür gelitten, wie der Menſch nur leiden kann. Jetzt aber kann ich nicht mehr. Die lange Folter, die jede Faſer meines Herzens zerriſſen hat, hat meine Kraft bis auf den letzten Blutstropfen erſchöpft. Ich bedarf der Ruhe. Und da es einen Erlöſer gibt, der Ruhe bringt, ſo flüchte ich zu ihm. Dieſer Erlöſer iſt der Tod. Das werden meine theuern Eltern begreifen und nicht länger zürnen ihrer armen Tochter Richenza."

Sprachlos im Sturm widerſtreitender Gefühle gab die Gräfin das Blatt an Schweſter Benigna, während ſie das Päckchen öffnete. Es enthielt Triſtans und Stella's Taufſchein aus Straßburg und Paris, und in dem kleinen Beutel befand ſich ein Stein und ein Zettel. Der Stein war ein Jaspis, auf der einen Seite mit dem Meerhaim'ſchen Wappen, auf der andern mit den Buchſtaben R. M. unter einer Grafenkrone geſtochen. Auf dem Zettel ſtanden die Worte: „Dieſer Jaspis, in Gold gefaßt, bildete ein Petſchaft, das mir meine Mutter am 1. Juli 1839 in Dresden ſchenkte. Das war der Tag, an dem ich neunzehn Jahr alt wurde und das Jahr, in dem mein Elend begann. Längſt hat mich bittere Noth gezwungen, die goldene Faſſung zu verkaufen. Doch den Stein ſelbſt bewahrte ich zu meiner Legitimation als Richenza Meerhaim ſorgſam auf und ſchicke ihn heute, den 30. September 1860, meiner theuern Mutter zu."

Wie eine Somnambule hatte die Gräfin dies Alles geleſen und betrachtet. Nun ſchien ſie zum Bewußtſein der Wirklichkeit zu erwachen und mit einem herzzerſchneidenden Ton rief ſie, indem ſie mit beiden Händen ihren Kopf hielt:

„Aber um Gottes Barmherzigkeit willen, wo iſt ſie denn?... warum kommt ſie nicht?... am 30. September hat ſie geſchrieben: das war geſtern... ſie iſt alſo in der Nähe... Aber warum weinen Sie denn ſo traurig? ſagte ſie heftig zu Schweſter Benigna, die bereits Richenza's Tod wußte und ſowohl über ihn als über Richenza's ſchauerlichen Brief bittere Thränen vergoß: ſie kann ja nicht ſo ſchnell geſtorben ſein! geſtern ſchrieb ſie mit dieſer feſten Hand... und heute früh todt? das iſt unmöglich! — Sagen Sie doch, daß ſo etwas unmöglich iſt."

„O könnt' ich es ſagen!" ſeufzte Schweſter Benigna.

Die Gräfin ſchellte und ließ Emanuel rufen. Ehe er kam, eilte ſie zu ihrem Mann, ſo daß Emanuel Schweſter Benigna allein fand. Dieſe benutzte das, um ihm vorbereitend zu ſagen, indem ſie Richenza's Adreſſe aufſchrieb:

„Gräfin Richenza Meerhaim iſt hier, aber ſterbend!... wohl gar todt!... ich eile zu ihr. Bereiten Sie die Eltern darauf vor!“

Und ehe er ſich beſinnen und fragen konnte, war ſie fort. Er wollte zu ſeinen Eltern; aber Stella trat raſch ein und fragte haſtig:

„Wiſſen Sie denn ſchon das traurige Schickſal des armen Triſtan?“

„Eben las ich voll Schreck ſeinen Tod,“ ſagte er in der Meinung, daß ſie bereits davon unterrichtet ſei.

„Todt? ach, das wußte ich noch nicht! ach, mein armer Bruder!“ rief Stella und ſank halb ohnmächtig auf einen Stuhl.

Da kam die Gräfin zurück in Thränen gebadet, umarmte Stella und ſagte zu Emanuel:

„Weiß ſie es ſchon!“

„Was denn? was?“ rief Emanuel betäubt.

„Daß Richenza ihre Mutter iſt.“

„Richenza... ihre Mutter!!“ rief er.

„Gewiß! meine Mutter heißt Richenza,“ ſagte Stella, ſich an die Gräfin ſchmiegend: „aber mein armer Bruder Triſtan iſt im Gefängniß geſtorben. Meine Mutter wollte mich nicht für ihre Tochter gelten laſſen, als ich hier in's Haus kam;... aber nun kann ich es nicht länger verbergen, weil meines Bruders Tod im Gefängniß mich allzu tief betrübt! Nun muß ich zu meiner Mutter.“

„Im Gefängniß? ... Kind, wer iſt denn Dein Bruder?“ fragte die Gräfin mit neuem Entſetzen.

„Triſtan Saint-Clair, der das Attentat auf den Marquis Clermont begangen hat.“

„Richenza's Sohn — ein Verbrecher!“ ſtammelte die Gräfin ſtarr vor Entſetzen.

„Richenza, Ihre Mutter, iſt meine älteſte Schweſter,“ ſagte Emanuel zu Stella.

Dieſe fiel der Gräfin zu Füßen und ſagte in Thränen gebadet:

„Ach, ſo wollen wir denn zu meiner armen Mutter gehen und ſie holen.“

„Sie iſt ja ſterbend ... vielleicht todt,“ ſagte Emanuel, der ſich an Schweſter Benigna's Auftrag erinnerte.

„Umſomehr,“ verſetzte die Gräfin; „Dein Vater macht ſich bereit, der Wagen kommt gleich.“

„Hier iſt die Adreſſe,“ ſagte Emanuel, gab ſeiner Mutter das Blatt und eilte zu Fuß nach dem bezeichneten Hauſe.

Dort herrſchte die größte Aufregung. Frau Wailler hatte Richenza ruhig wie eine Schlafende, aber entſeelt, auf ihrem Lager gefunden. Nirgends eine Unordnung — oder die Spur von etwas Gewaltſamen — oder von einer Vorbereitung — oder von einem Nachlaß. Sie hatte ſich niedergelegt, war eingeſchlafen und nicht wieder erwacht. Der Arzt, der ſie in ihrer Krankheit behandelt hatte und nun gerufen worden war, mochte etwas Anderes wiſſen und Schweſter Benigna es ahnen. Sonſt aber Niemand. Frau Hellmig ſagte zu Emanuel mit größter Aufregung und Beſtimmtheit.:

„Herr Graf dürfen es glauben: ſie iſt erſtickt an den Thränen, die ſie um ihren Taugenichts von Sohn nicht geweint hat. Als Frau Wailer geſtern Abend herunter kam und mir ſagte, Madame Saint-Clair wiſſe, daß ihr Sohn todt ſei — ich ſelbſt erfuhr es erſt auf dieſe Weiſe! — aber ſie weine nicht und ſehe nur aus wie eine lebendige Leiche, da ſagte ich: Frau Wailer, das iſt nicht gut! in ſolchem Fall muß man weinen, dazu hat man die Thränen! ſonſt drückt einem der Schmerz das Herz ab. — Ich ging dann gleich zu ihr hinauf und klopfte an. Aber ſie ſagte nicht herein. Und als ich die Thür leiſe öffnen wollte, war ſie von Innen verſchloſſen. Es beruhigte mich aber, daß ſie Schweſter Benigna rufen ließ — und ſo habe ich ſie denn nicht mehr geſehen. Was ich prophezeihte, iſt eingetroffen. Elend war ſie lange, ganz ſchlaflos; . . . dann die ſchwere Krankheit . . . nun Gram und Schreck! . . . das konnte ſie nicht mehr aushalten.“ —

Der Meerhaim'ſche Wagen fuhr vor. Stella flog die Treppen hinauf und warf ſich jammernd über die entſeelte Hülle ihrer Mutter. Emanuel ging ſeinen Eltern entgegen, um ihnen zu ſagen, daß Richenza bereits verſchieden ſei. Die Gräfin wollte es nicht glauben und eilte voran. Mühſelig die ſchlechten Treppen erklimmend, ſtumm und ernſt folgte der Graf langſam nach. Als die Gräfin eintrat und ihr Blick dies armſelige, dürftige Zimmer überflog und auf ihrer Tochter haften blieb, die in dieſem Elend, in dieſer Verlaſſenheit ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte, da ſenkte ſich eine ſchwarze Wolke über ihre Augen und beſinnungslos fiel ſie in Emanuels Arme. —

Die Wellen der Aufregung hatten ſich gelegt. Euphroſyne, durch ein Telegramm gerufen, hatte ihre Eltern ſogleich nach Kreuzbronn geführt, während Emanuel das Nöthige in Baden beſorgte und bei Schweſter Benigna genaue Auskunft über Richenza's Schickſal ſuchte. Aber Benigna, das Jahr in Straßburg ausgenommen, wußte nichts Genaues. Richenza hatte erſt mit ihrem Mann, dann allein, in verſchiedenen Ländern und Städten gelebt: darauf beſchränkte ſich die Kunde, die Wilhelm Sinkler ſeiner Familie hatte zukommen laſſen. Daß er ſelbſt in London vor fünf Jahren geſtorben ſei, hatte Schweſter Benigna erſt durch Graf Meerhaim erfahren. Und ſo wurden nur die äußeren Umriſſe von Richenza's Leben ihrer Familie bekannt, da Stella theils zu jung war, theils zu wenig mit ihrer Mutter gelebt hatte, um in all die inneren Wechſelfälle dieſer traurigen Exiſtenz blicken zu können.

Emanuel erzählte an Schweſter Benigna, wie er Richenza in Dresden oberflächlich unter ihrem franzöſirten Namen Saint-Clair gekannt und ſich unglaublich von ihr angezogen gefühlt habe, weil ſie eine ungemein intereſſante und talentvolle Erſcheinung geweſen ſei.

„Sie war ein Meteor, das ſich im Selbſtverbrennungsprozeß verzehrte,“ ſagte er.

Davon verſtand Schweſter Benigna nicht eine Sylbe. Sie ſagte einfach:

„Ihr Unglück war, daß ſie keine chriſtliche Erziehung bekommen hatte. Wo die Natur große Gaben verlieh, muß man die Gaben der Gnade beſonders aufmerkſam pflanzen und pflegen; — ſonſt behalten jene die Oberhand und ſtürzen in's Elend. Das iſt geſchehen bei der armen Richenza.“

Der Marquis ſagte zu ſeiner Frau:

„Nun, Dein Schützling iſt dem Arm der Gerechtigkeit durch den Tod entrückt. Er verfiel in eine Gehirnentzündung und ſtarb in vierundzwanzig Stunden. Statt des Zuchthauſes — das Grab! Freut Dich das?“

„Mich freut nichts Trauriges, lieber Dagobert ... umſoweniger in dieſem Fall, da die Mutter des jungen Saint-Clair, kaum geneſen von ſchwerer Krankheit und noch ſchwach an Leib und Seele, vor Gram und Schreck geſtorben iſt.“

„Ah bah! davon ſtirbt Niemand!"

„Genug — ſie iſt todt!"

„Todt! iſt es möglich? die ſüperbe Frau... todt!" rief der Marquis überraſcht. „Sie war der ſchönſten Eine und von großen Characteranlagen... aber von unerträglicher, hochmüthiger Leidenſchaftlichkeit."

„Ah, Du kannteſt ſie?" —

„Vor Jahren.. in Rom, wo ſie ſteinunglücklich war mit ihrem Pinſel von Mann... Alſo ſie iſt todt! ... Ja, ja!... ſo ſtirbt man! — —

Stella fand ſich ſehr leicht und ſehr glücklich in ihr neues Verhältniß hinein. Ihre Großeltern machten aus ihr ein Idol, das ſie mit all der Zärtlichkeit überſchütteten, die ſie etwa bei Richenza verſäumt hatten. Stella wurde der Mittelpunkt ihrer Gedanken und die Hauptperſon in der Familie. Stella hatte alſo einen Theil ihrer Wünſche erreicht und zweifelte jetzt keinen Augenblick an der Erfüllung ihres höchſten und liebſten Wunſches.

Kaum in Kreuzbronn angelangt, wo ſie Alle von Grazia mit treuherziger Liebe empfangen wurden, begann Stella ihre kleinen Machinationen, um den Aufenthalt daſelbſt möglichſt abzukürzen. Darüber waren Alle einverſtanden, daß vor der Hand Niemand von der Familie nach Baden gehen werde. Da ſagte Stella zu der Gräfin, wenn ſie mit ihr allein war:

„Aber wir werden doch nicht ſehr lange hier bleiben! nicht wahr, liebe Großmama? Hier käme Emanuel ſo recht unter Grazia's Einfluß. Und obgleich ich ihn — Gott weiß wie gern zwiſchen uns ſehe, iſt es mir doch ganz lieb, daß er in Baden bleiben mußte.“

„Glaubſt Du, daß Grazia noch immer ihren Plan mit Emanuel verfolge?“ fragte die Gräfin beſorgt.

„Ob ich es glaube! — Aber, liebe Großmama, die Ultramontanen haben ja gar keinen andern Gedanken, als die ganze Welt katholiſch zu machen. Das geben ſie nie auf. Sie warten auf ihre Zeit.“

Gräfin Meerhaim war inzwiſchen durch Grazia's liebevolle Theilnahme und durch den neuen Weg, den Emanuel eingeſchlagen hatte, wieder mit Grazia verſöhnt. Deshalb lieh ſie Stella's Befürchtungen nicht unbedingt ihr Ohr, ſondern ſagte:

„Dieſe Behauptung wird jetzt freilich von allen Proteſtanten und von allen Fortſchritts- und Freiheitsmännern aufgeſtellt — und ich bekenne Dir, daß ich dieſe Behauptung, gerade weil ſie aus ſolcher Quelle floß, nicht glaubte. Ueberdas fand ich ſie ſinnlos und das geiſtige Armuthszeugniß, welches man ſich den Katholiken gegenüber ausſtellte, verdroß mich. Iſt denn die akatholiſche Welt ein Steinblock, aus dem die katholiſche gleichſam eine katholiſche Statue machen könnte? Man macht ein paar Schuhe groß oder klein

— man macht ein Kleid kurz oder lang — aber man macht nicht einen Menſchen katholiſch oder proteſtantiſch. Wer es wird, der wird es, weil er will.“

„Liebe Großmama, wie dürfte ich mit Dir disputiren! das trauest Du mir gewiß nicht zu. Ich weiß nur, daß in dem katholiſchen Frankreich die gallicaniſche Kirche der römiſchen gegenüber ſteht. Die römiſche Kirche iſt der Mittelpunkt für Diejenigen, welche man in Deutſchland Ultramontane nennt, und daher weiß ich, daß man ſehr gut katholiſch ſein könne, ohne der extremen Richtung zu huldigen. Daß Grazia in derſelben befangen iſt, ſehen wir. Täglich geht ſie in die Meſſe, ſehr häufig zu den Sacramenten. Unverhohlen ſpricht ſie, es gebe eine alleinſeligmachende Kirche, das ſei die katholiſche. Nun, Du weißt ja wie ſie iſt, dieſe ſchöne fanatiſche Seele! Emanuel aber hat eine merkwürdige Anhänglichkeit an Grazia, an Kreuzbronn, an Alles, was hier geſchieht und wie es geſchieht. Es wäre alſo ganz widernatürlich, wenn Grazia's Tendenz keinen Einfluß auf ihn übte.“

Stella war ein ächtes Kind des Zeitgeiſtes: aus Dingen, welche ſie halb verſtand und welche Andere gar nicht verſtanden, machte ſie confuſe Schlagworte, die ihren perſönlichen Zwecken dienen mußten. Die Gräfin antwortete lebhaft aufgeregt durch Stella's unſinnige Erklärung:

„Was Emanuel betrifft, haſt Du vollkommen Recht!

und was Grazia's Richtung — ſo kannſt Du, als Katholikin, ſie am beſten beurtheilen. Deshalb denke ich wie Du, daß wir hier nicht allzu lange bleiben wollen."

Dem Grafen Meerhaim ſtellte Stella die Rückſichten auf ſeine Geſundheit, welche in dem Schwarzwald nothwendig leiden mußte, ſo eindringlich vor, als ob ſie ein Arzt ſei, der ſeinen Patienten für incurabel hält und ihn deshalb hundert Meilen weit wegſchicken möchte.

Der Graf fand, daß ihm ſein Aufenthalt in dem benachbarten Baden, auch im Winter, ſehr gut bekommen ſei; allein Stella behauptete, das Thal von Baden ſei noch nicht der eigentliche Schwarzwald und habe durch ſeine geſchützte Lage ein ſehr mildes Klima, während es hier oben auf dem Kreuzbronner Schloßberg gewiß ſchon im November kamtſchadaliſch kalt ſei.

„Es iſt ſchwer, nach dem Süden zu gehen," ſagte der Graf: „auf der einen Seite wird man von republikaniſchen Aufſtänden bedroht, auf der andern wird man annexirt, auf der dritten von Garibaldi's Banden überfallen — lauter Dinge, die mir verhaßter ſind, als die Novemberſtürme im Schwarzwald."

„Da iſt noch Spanien, das mir aus meiner früheſten Kindheit ganz wunderreizend vorſchwebt," ſagte Stella.

„Nein, liebes Kind," rief der Graf: „Spanien . . .

das ſind ſpaniſche Schlöſſer! — und für die bin ich zu alt.“

„Oder Meran;“ ſagte die Gräfin: „das milde Etſchthal! ſo etwas wie ein ſüdlicheres Baden — und doch noch ſo gewiß heimathlich — auch leicht zu erreichen.“

„Das iſt kein übler Gedanke,“ erwiderte der Graf; — „und im Sommer gehen wir nach Crohnenberg.“

Grazia bemühte ſich, ihren Großeltern den Aufenthalt in Kreuzbronn ſo angenehm wie möglich zu machen. Bei dem Grafen gelang es ihr. Er hatte überhaupt Grazia ſehr gern. Ihr grader Character, ihr einfaches Weſen ſagten ihm zu. Minder bei der Gräfin, welche allzu geneigt war, Menſchen und Dinge nur mit Stella's Augen anzuſehen. Stella und Grazia aber, obſchon ſo nahe Blutsverwandte, kamen ſich auch jetzt, dem Herzen nach, um keinen Strohhalm näher, als früher. Das kränkte die Gräfin. Sie ſagte zu Euphroſyne:

„Es iſt traurig, daß Grazia ſo wenig Gemüth hat. Welch ein Unterſchied zwiſchen meinen beiden Enkelinnen: Stella — ganz anſchmiegende, opferwillige Zärtlichkeit; Grazia . . . Kälte durchaus nicht . . . Nein! aber ein Mangel an Hingebung, an Ausdruck der Empfindungen! man weiß nie, ob man von ihr geliebt wird.“

„Ja, ja!“ ſagte Euphroſyne lächelnd; „ſie hat etwas von einer Cordelia.“

„Und wem theilſt Du die Rolle König Lears zu? Dir oder mir?“ fragte die Gräfin ſpitz.

„Keinem von uns, liebſte Mutter! ich ſage nur, daß dieſer gewiſſe zarte Schleier der Zurückhaltung über der Tiefe warmer und wahrer Empfindung Shakeſpeare's Cordelia und meine Grazia characteriſirt. Mir gefällt das. Es verräth ein jungfräuliches Herz.“

„Ein kindliches Herz, wie Stella es hat, iſt mir ſympathiſcher,“ ſagte die Gräfin.

„O wie glücklich bin ich,“ rief Euphroſyne, die Hand ihrer Mutter küſſend, „daß Du in Deiner Enkelin einen Erſatz für Deine Tochter gefunden und ſie gleichſam von ihr geerbt haſt.“

„Sprich davon nicht, liebes Kind!“ ſagte die Gräfin erbleichend. „Du haſt nicht den furchtbaren Eindruck empfangen, nach einundzwanzig Jahren eine Tochter wieder zu finden — als Leiche! und unter Umſtänden und Umgebungen, die es ſehr zweifelhaft machen, ob uns ihr Leben nicht ſchmerzlicher geweſen wäre, als ihr Tod es war.“ — —

Emanuel kam nicht nach Kreuzbronn. Er wollte nicht wieder in Grazia's Zauberkreis treten. Er ſchrieb ſeinen Eltern, er habe Einiges für Richenza zu beſorgen und ſie möchten ihm nur ihre weiteren Pläne ſchriftlich mittheilen. Er ließ Richenza und Triſtan neben einander beerdigen und den Stein, der dieſe Gräber deckte, mit dem deutſchen Namen Sinkler bezeichnen, ſo daß das traurige Saint-Clair, woran ſo bittere Erinnerungen hafteten, ſpurlos verſchwunden und mit Mutter und Sohn begraben war.

Als ſich Graf Meerhaim für den Winter in Meran entſchieden ausgeſprochen hatte, ging Emanuel ſeinen Eltern voraus, um ihnen eine paſſende Wohnung zu bereiten. Sie folgten ihm mit Stella und der von Stella ſo gefürchtete November ſah ſie bereits ſehr behaglich in dem ſchönen warmen Etſchthal, zu Füßen der ewigen Schnee-Pyramide des Ortles.

Auf Kreuzbronn herrſchte nun wieder das äußerlich ſtille, innerlich thätige und bewegte Leben, welches dort heimiſch geworden war durch Bernhard und Euphroſyne. Im weiten, weltumfaſſenden und weltdurchdringenden Bereich der Kirche gab es kein Intereſſe, das hier nicht Anklang, nicht Theilnahme, nicht praktiſche Beihülfe, nicht geiſtigen Eifer gefunden oder angefeuert hätte. Dies unendlich vielſeitige, wunderbar reiche Leben kann nur da gelebt werden, wo in der Kirche — Chriſtus lebt: Chriſtus mit ſeinen Leiden, Chriſtus mit ſeinen Lehren, Chriſtus mit ſeinen Gnaden, Chriſtus mit ſeinen Sacramenten, Chriſtus wahrhaft und weſenhaft mit der Fülle ſeiner Liebe. Und ein Funke dieſer Liebe genügt, um die Seele immer tiefer in die Wege des Glaubens einzuführen und um dem Herzen für alle Ewigkeit eine unvergängliche Nahrung zu gewähren. Die Glaubensſchwäche bezweifelt das, die Oberflächlichkeit belächelt das, der brutale Unglaube verwirft das. Welcher Beweis geht aus dieſer dreifachen Verneinung hervor? — Einfach der: daß Schwäche des Herzens, Leerheit des Verſtandes und rohe Selbſtſucht nicht im Stande ſind, auch nur annäherungsweiſe das Leben in und mit Chriſtus zu begreifen.

Gegen Weihnachten erhielt Euphroſyne folgenden Brief von ihrer Mutter aus Meran:

„Geliebtes Kind! Unſere innigſten Wünſche ſind erfüllt! Emanuel hat das Weſen gefunden, nach welchem er ſo lange geſucht, ſo heiß verlangt hat; — das Weſen, das mit unbegrenzter, anbetender Liebe an ihm hängt und dies Gefühl für ihn gehegt hat, lange bevor auf Erwiderung zu hoffen war. Ich brauche Dir nicht Stella zu nennen: Du erräthſt ſie. Mit wahrhaftem Heldenmuth hat das junge Geſchöpf gegen ſich ſelbſt gekämpft und die tiefſte Leidenſchaft beherrſcht, ſo lange für ſie, bei ihrer untergeordneten Stellung in unſerm Hauſe, kein glückliches Ziel zu erwarten war. Faſt wäre ſie an dieſer Liebe zu Grunde gegangen — ſo krank wurde ſie, ſo litt ſie. Damals ſahen wir das zwar, allein den Grund ahnten wir nicht. Jetzt, nachdem der große Umſchwung der Verhältniſſe ſie zur Tochter des Hauſes und zwar zu einer ſehr geliebten Tochter gemacht hat — jetzt brauchte ſie dies junge, feurige Herz nicht mehr vor ſich ſelbſt und vor uns zu verbergen. Emanuel iſt namenlos glücklich, ſo geliebt zu werden und wir ſind es für ihn, für Stella und für unſere arme Richenza, der gleichſam eine Genugthuung dadurch geleiſtet wird, daß ihre Tochter in eine noch innigere Beziehung zu uns tritt und aus unſerer Enkelin — unſere Tochter wird. Ein Zug von Stella's zarter Schmiegſamkeit hat mich unausſprechlich gerührt. Ganz von ſelbſt und ohne die mindeſte Aufforderung von unſerer Seite erklärte ſie: wenn Emanuel es wünſche, ſei ſie ganz bereit, proteſtantiſch zu werden, da ſie nun einmal nicht glaube, daß die katholiſche Kirche allein die wahre — und daß es ihr unerträglich ſei, nicht in jedem Gedanken mit ihm überein zu ſtimmen. Es entſpann ſich ein förmlicher Wettkampf edelmüthiger Geſinnung zwiſchen Stella und Emanuel, der mich mit Wonne erfüllte. Zwei Kinder zu haben, die ſo hoch über kleinlichen Vorurtheilen ſtehen, iſt der ſchönſte Triumph für ein Mutterherz. Stella bleibt katholiſch, weil wir Alle es wünſchten, indem ein ſchönes Beiſpiel von Toleranz dadurch gegeben wird. Zum Weihnachtsfeſt beſucht ein proteſtantiſcher Prediger einige proteſtantiſche Familien, die den Winter hier zubringen. Er wird Emanuels und Stella's

Herzensbund weihen — natürlich in aller Stille, weil wir ja noch in Trauerkleidern um unſere lieben Verſtorbenen ſind. Dies Jahr hat viele Gräber für uns geöffnet, mein theures Kind, und manchen Schmerz uns gebracht. Dafür ſchließt es mit einer wonnigen Freude, die gerade aus dem Schmerz uns erblüht iſt. Wie ſehr Dein treues Herz über das Glück Deines Bruders frohlocken wird, ſtelle ich mir lebhaft vor und hoffe, daß ſogar die ſtille Grazia darin einſtimmen werde.“ — — —

Euphroſyne hatte ihrer Tochter den Brief vorgeleſen. Nun ſetzte ſie hinzu:

„Dies iſt freilich das Traurigſte, das dem armen Emanuel begegnen konnte. Aber es war zu erwarten.“

„O ſchwaches Menſchenherz!“ ſagte Grazia mit namenloſer Wehmuth, aber weniger in Bezug auf Emanuel als auf ſich ſelbſt, da ja in ihrem Herzen eine Neigung für einen Mann von ſolchem Wankelmuth hatte aufdämmern wollen. „O liebſte Mutter! Dem iſt das Loos am lieblichſten gefallen, der ſein Glück nicht auf ein ſolches Herz baut! Armer Emanuel! Jetzt wird es ihm ſchwerer denn je werden, ſich zur vollen Erkenntniß der Wahrheit durchzuarbeiten.“

„Auf ſcharfen Dornen wird er ſie fortan ſuchen müſſen, das iſt gewiß!“ ſagte Euphroſyne tief betrübt.

„Aber vielleicht werden ihm die Dornen heilſamer ſein, als es bis jetzt die zerflatternden Blumen ſeines Lebens waren,“ ſetzte Grazia hinzu.

Am heiligen Weihnachtsabend ſchwamm die Kirche zu Kreuzbronn in einem Meer von Kerzenlicht, das ſeinen Glanzpunkt um die Krippe fand, die Amandus ſo lieblich, als hab' er es dem ſeraphiſchen heiligen Franziscus abgelauſcht, errichtet hatte. Alle Schloß- und Dorfbewohner, Jung und Alt, Groß und Klein, waren verſammelt und begrüßten mit den ſüßen Liedern der heiligen Nacht das Wonnefeſt unſerer Erlöſung. Seit Jahren war Grazia nicht an dieſem Tage in Kreuzbronn geweſen: jetzt feierte ſie ihn mit all der ſeligen Liebe, die in ihrem Herzen war. Und als ſie in der Mitternachtsmeſſe vor dem Altar kniete, auf dem die geheimnißvolle Fortſetzung der Incarnation im ewigen Opfer ſich vollzog, da ſtimmte ſie in das „Gloria in excelsis“ der himmliſchen Heerſchaaren ein und betete um Frieden für alle Menſchen, die guten Willens ſind und die Erinnerung an Emanuel ſtörte ihren tiefen Frieden nicht mehr.

Aber an jenem Abend trat Stella ſtrahlend in bräutlicher Schönheit vor ihren Spiegel, betrachtete aufmerkſam und wohlgefällig das reizende Bild, das ihr aus demſelben entgegenlächelte und ſprach ganz laut mit unſäglicher Befriedigung: Jetzt bin ich Gräfin Emanuel Meerhaim.

Ein Brief.

Graf Meerhaim an ſeinen Sohn.

Kreuzbronn, 3. Februar 1863.

Lieber Emanuel! Das Schreiben iſt juſt nicht meine Paſſion. Indeſſen muß ich mich doch daran machen, Dir eine gehörige Epiſtel zu ſchreiben, da alle Briefe Deiner Mutter mit ſchönen Redensarten beantwortet, jedoch ohne Erfolg geblieben ſind. Ich, mein lieber Sohn, ziehe jetzt die Fingerhandſchuh aus und ſchreibe in einem andern Styl, als Deine allzu nachſichtige Mutter: Wenn Ihr nicht bis zum 1. März Paris verlaßt und Euch auf den Weg nach Crohnenberg macht, ſo werden Eure Schulden nicht bezahlt und Ihr könnt dann ſehen, wie es ſich von der Luft leben läßt. Anderthalb Jahr ſitzt Ihr jetzt ſchon in dem Paris, weil Stella keine Luſt hatte, mit uns nach Crohnenberg zu gehen, ſondern ſich ihren Penſionsfreundinnen, ich weiß nicht was für Prinzeſſinnen! als elegante junge Frau zeigen wollte. Gegen eine Reiſe von vier oder ſechs Wochen nach Paris machten wir durchaus keine Einwendung; wohl aber, daß Ihr ſeit zwanzig Monaten dort lebt! und wie lebt!! — Bedenke, mein Sohn, daß Du bei dem unſinnigen Train, den Du führſt, von anderer Leute Geld lebſt; denn entweder bezahlt Deine Mutter Deine Schulden — und dann entziehſt Du ihr die Mittel, ſo zu leben, wie ſie es gewohnt iſt; oder ſie bezahlt ſie nicht — und dann lebſt Du die gemeine Exiſtenz des Schuldenmachers, ehrlos und verachtet. Leider hab' ich es in meiner Jugend auch ungefähr ſo gemacht! um deſto mehr kann ich Dich warnen, durch mein Beiſpiel und meine Erfahrung. Beſäße ich noch mein Vermögen, ſo würde ich es vielleicht für meine Pflicht halten, Deiner Verſchwendung kein ſo kurzes Ziel zu ſetzen. Da es ſich aber um das Vermögen Deiner Mutter handelt, ſo werde ich Deine Thorheit nicht länger begünſtigen. Wohl weiß ich, daß Stella die Hauptverſchwenderin iſt! 40,000 Franken für Spitzen — das iſt in Euren Verhältniſſen ein coloſſaler Wahnſinn. Ich weiß ebenfalls, daß Stella ein ſolides Pantoffelregiment zu führen verſteht; — allein das Alles macht mich nicht irre. Du biſt der Mann: an Dich wende und halte ich mich. Und zwar mit eiſerner Entſchiedenheit. Baſta.

Nun das abgemacht iſt, will ich mir meine Laune nicht länger verderben, ſondern von andern Dingen reden, die Dich intereſſiren werden. Wir ſind ſchon ſeit dem October hier bei Grazia. Dank den ungewöhnlichen Ausgaben die Du Deiner Mutter aufgewälzt haſt, reichte ihr Budget für den Winter zu keinem andern Aufenthalt als in Crohnenberg aus. Da hätten wir denn ganz einſamlich wie ein verlaſſenes Turteltaubenpaar ſitzen und nach ungeſtörter Herzensluſt Sechsundſechszig ſpielen können. Aber ſchau'! wer kommt? Grazia mit ihrer Mutter! — und ſie entführen uns richtig nach Kreuzbronn. Ich ſprach wohl einige Beſorgniß vor den Novemberſtürmen des Schwarzwaldes aus; allein ſie meinten, dieſe wären am heftigſten in Stella's Phantaſie geweſen, und nicht ſtärker in Kreuzbronn, als in Crohnenberg. Kurz, wir ſind hier, es geht uns vortrefflich und meine Rheumatismen ſind hier nicht ſtärker als ſonſtwo. Grazia iſt ein Engel: heiter, zufrieden, thätig, immer ſorgend für irgend Jemand, ſei es für ihren alten Großpapa, ſei es für ein armes Kind in ihrem Dorf und ihrer Schule, ſei es für Schulen, Kirchen, Miſſionen, in Aſien und Amerika. Für ſie gibt es auf Erden nur Eines: die katholiſche Kirche! aber dies Eine nimmt alles Uebrige in größter Vielſeitigkeit in ſich auf. Ich bekomme durch Grazia eine große Idee von — und einen großen Reſpect vor der katholiſchen Kirche, die überhaupt um ſo mehr im Preiſe bei mir ſteigt, als Alles was auf Erden gemein, boshaft und niederträchtig iſt, mit einem Wort: der ganze falſche hohle, lügneriſche Liberalismus unſerer armſeligen Zeit, bald verblümt, bald brutal gegen ſie geifert. Was dieſe Leute haſſen, muß groß und erhaben ſein — ſo ſchließe ich; — denn das Niedrige und Erbärmliche, ſowohl Individuen als Inſtitutionen, Ereigniſſe als Einrichtungen, findet regelmäßig lobende Protectoren in ihnen. Das habe ich mir früher nie klar gemacht. Aber um auf Grazia zurückzukommen! ſie iſt ganz entſchieden zu keiner zweiten Ehe zu ſchreiten und ſie kleidet ſich immer in die ſanfte Halbtrauer der Wittwe — was zugleich einen lieblichen Contraſt und eine ſchöne Einrahmung zu ihrer anmuthigen Jugend bildet. Es kommt viel Beſuch her, denn alle Welt, Männer und Frauen, ſind gern hier und finden die gaſtfreundlichſte Aufnahme. Auch Odo erſchien vor Kurzem — wie mir ſchien mit dem Wunſch, das Urſpergſche Vermögen zu vereinigen; denn bei ihm geht die Verbindung der Geldſäcke der Verbindung der Herzen voran — und da er noch nie den Geldſack gefunden hat, der gehörig mit dem ſeinen harmonirte: ſo iſt er auf beſtem Wege, als Hageſtolz und Geizhals zu verkümmern. In der Politik war er höchſt geſchlagen. Vor ein paar Jahren war er ein glühender Fortſchrittler gegen Alles und Jedes, was nicht die büreaukratiſche Staatsomnipotenz anbetete, alſo hauptſächlich gegen die katholiſche Kirche, die den Fortſchrittlern mehr als alles Andere im Wege iſt. Jetzt aber haben die Fortſchrittler Front gemacht nicht allein gegen die Kirche, ſondern auch gegen die kleinen Regierungen und wünſchen, Preußen möge dieſelben verſpeiſen, dann werde der Fortſchritt behaglich Preußen verſpeiſen. Auf dieſe Wendung war der gute Odo nicht gefaßt. Sie bringt ihn in das peinlichſte Dilemma. Bleibt er bei dem Fortſchritt, ſo glotzen ihn deſſen Ziele, Revolution und Republik an, die ihm ein Gräuel ſind; bleibt er nicht dabei, macht er retrograde Bewegungen, ſo weiß er nicht genau, was ihn anglotzt, vielleicht abermals Revolution! etwas Schreckliches gewiß. Er war ganz haltungslos. Das geſchieht heutzutage manchen Leuten, die ſich einbildeten, der Fortſchritt werde auf ihr Commando Halt oder Kehrt machen. Nivelliren und dann centraliſiren iſt die fixe Idee der Liberalen und da denkt denn Jeder von ihnen die Centraliſationsdrähte durch ſeine Hand laufen zu laſſen und iſt höchſt verblüfft, wenn eine ſtärkere Fauſt ſie ihm entreißt. — Welche Fauſt, d. h. welche Zuchtruthe Gottes in dem armen, verwirrten Deutſchland Ordnung ſtiften und auf Principien des Rechts und der Wahrheit ſie gründen werde, — das wüßt ich gern; und ich glaube, mancher Miniſter, Diplomat und wie alle die klugen Herren heißen! — wüßte es ebenfalls gern. Ich weiß nur das Eine: es gab eine Zeit, wo die Geſchichte des deutſchen Reiches die Geſchichte Europa's war; und in jener

Zeit war Deutſchland katholiſch und hatte einen Kaiſer.

Du kannſt Dir nicht vorſtellen, welche gute, gründliche und intereſſante Bücher ich hier finde; meiſtens Geſchichtswerke. Mir gehen dabei die Augen auf über manche Dinge bezüglich der Politik und der Religion, von denen ich mir bisher nichts träumen ließ; denn ich fange an, einzuſehen, daß wir ſeit mehr als dreihundert Jahren formidable an der Naſe herumgeführt worden ſind. Das finden viele Proteſtanten, beſonders gründliche Geſchichtsforſcher — und das iſt wichtig! — ebenfalls! Was nun die gelehrten Herren thun werden — wer kann das ſagen! Vielleicht machen ſie es wie Du, mein Sohn: bewundern das Licht, das ihnen aufgeht und bleiben auf der Schattenſeite. Ich werde es vermuthlich anders machen, denn ich war von je her ganz das, was ich war. Doch baſta. Es iſt beſſer, dergleichen Dinge zu thun, als zu beſprechen. Du weißt jetzt, wie es hier mit uns ſteht. Ich füge nur hinzu, daß Crohnenberg ſehr hübſch eingerichtet und für Euch in Bereitſchaft geſetzt iſt; — denn mit Paris iſt's aus und vorbei. Das merkt Euch! beſonders Du, Stella.

Nun Gott befohlen, mein Sohn. Ich bin und bleibe Dein Dich liebender Vater

Ottocar Meerhaim.

Eudoxia,
die Kaiſerin.

Ein Zeitgemälde
aus dem fünften Jahrhundert

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Als ich das Material für die beiden letzten Bände der „Bilder aus der Geſchichte der Kirche“ ſammelte und einige Schriften der großen heiligen Männer Chryſoſtomus, Hieronymus, Auguſtinus und einſchlagende hiſtoriſche Werke las, fiel mir der ungeheure Gegenſatz, der ſich zu ihrer Zeit nicht etwa zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum, ſondern innerhalb der chriſtlichen Kirche ſelbſt, herausſtellt — ſo lebhaft auf, daß ich mir vornahm, dieſe Erſcheinung zu einem Zeitgemälde in dem Rahmen einer Erzählung zu gruppiren. Die Hauptperſon ergab ſich von ſelbſt in der glänzenden, reichbegabten und doch ſo unheilvoll wirkenden Eudoxia. Und nicht nur wegen der Gegenſätze in ihrer eigenen Perſönlichkeit, ſondern weil Eudoxia die Richtung fortführte, die Kaiſer Conſtantin und Theodoſius leiſe eingeſchlagen hatten, nämlich: die innern Ange=

legenheiten der Kirche zu beeinfluſſen, Conzile zu berufen, Biſchofſtühle zu beſetzen, geiſtliche und kirchliche Fragen vor das weltliche Forum zu bringen. Was jene beiden großen Kaiſer mit äußerſter Vorſicht, ja nur von den Umſtänden dazu gedrängt thaten, die Schirmherrſchaft über die Kirche, die dem chriſtlichen Kaiſer gegen die Verfolgungen des Polytheismus und des Arianismus zuſtand, an eine Herrſchaft in ihr ſtreifen zu laſſen: das führte eine junge, ſtolze, leidenſchaftliche Frau weiter aus, das nahm Eudoxia als ihr Recht in Anſpruch.

Sie war, auf chriſtlichem Boden, der erſte Vertreter des Cäſaropapismus.

Aus welchen Gründen und mit welchem Erfolg — das zeigen die nachſtehenden Blätter.

Nichts in ihnen iſt, den Hauptzügen nach, erfunden; weder Perſonen, noch Charactere, noch Ereigniſſe. Nur gruppirt ſind ſie. Ein Paar unglückliche Mitglieder des Clerus, welche die Geſchichte nicht nennt, haben Namen bekommen. Gunild iſt freilich nicht hiſtoriſch. Aber es hat zu jeder Zeit zwiſchen dem Irr- und Unglauben und trotz der ſchädlichen Einflüſſe einer corrumpirten Geſellſchaft, gerade Herzen gegeben; alſo auch damals. Gunild iſt ein gerades Herz, folglich nicht durchaus ein Phantaſiegebilde.

Jetzt nur noch eine Bemerkung, die ſich hundertmal mir aufdrängte, während ich die „Eudoxia" ſchrieb.

Welch eine providentielle Fügung war es, daß die römiſchen Kaiſer nicht Rom zu ihrer Reſidenz machten, als ſie ſich zum Chriſtenthum bekehrten. Sie bauten Conſtantinopel, ſie blieben in Mailand, im fernen Trier, ſie zogen nach dem ſumpfumgebenen Ravenna — nicht nach Rom! Rom, der Mittelpunkt der geiſtlichen Welt, ſollte unberührt bleiben von jenen Einflüſſen, die von einem eitlen Thron untrennbar ſind und denen ſich das menſchliche Element in der Kirche dort wohl nicht mehr als zu Conſtantinopel hätte entziehen können. Und eben weil ſie ein menſchliches Element hat, die heilige Kirche, und weil Menſchen die Träger ihrer Heiligkeit ſind, bedarf ſie für dieſe Nachfolger der Apoſtel einer Freiſtatt, die nicht unter der Botmäßigkeit von Kaiſer und Königen ſteht. Conſtantinopel verfiel derſelben von Anbeginn. Die Folge war — trotz einzelner heiliger Patriarchen — eine irdiſch eitle Richtung. Aus dieſer entwickelte ſich Sektenweſen und Schisma, die Trennung der griechiſchen Kirche von Rom, die tödtlichſte, geiſtige und ſittliche Erſchlaffung und endlich der furchtbare Zuſammenſturz eines chriſtlichen Kaiſerreiches — vor dem türkiſchen Halbmond.

Seitdem die chriſtliche Kirche beſteht, war Rom ihre Freiſtatt. Diejenigen, welche verſuchten es ihren Sceptern botmäßig zu machen, gingen Einer nach dem Andern zu Grunde, und Rom ging, wie die Sonne, immer wieder auf. Es gibt Sonnenfinſterniſſe — ja! ihre Folge iſt — tiefer Schatten auf Erden.

Mainz, 29. November 1866.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Im Vorzimmer 1
Ein Kaiſer 15
Die Waiſe 35
Der Brautzug 44
Enttäuſchungen 58
Eutrop 69
Eudoxia's Kummer 80
Eine Botſchaft 100
Regierungsſorgen 109
Ein tiefer Fall 125
Das Aſyl 136
Natur und Gnade 151
Der goldene Mund 164
Freunde und Freunde 171
Vornehme Damen 188
Was man lieben ſoll 204
Eine Wallfahrt 218
Der Patriarch 231
Was die Welt Thorheit nennt 245

Im Vorzimmer.

Es war im Jahr des Heils 399.

Tiefe Stille herrſchte im Hebdomon-Pallaſt zu Conſtantinopel. Wer zu ſprechen hatte, ſprach mit gedämpfter Stimme; wer zu gehen hatte, ging mit behutſamem Schritt; wer irgend ein Geſchäft, eine Arbeit zu beſorgen hatte, verrichtete ſie ſo leiſe wie möglich. Eine gewiſſe Spannung, die Erwartung irgend eines Ereigniſſes, ſchien drückend auf allen Bewohnern des Kaiſerpallaſtes zu liegen.

In einem Saal, dem erſten von einer ganzen Reihe von Gemächern, ſaßen drei Männer in einem Winkel auf bequemen Polſtern beiſammen. Die Stille und die Langeweile hatten an ihnen ihr Werk gethan: der Eine ſchlief, der Andere war dem Einſchlafen nahe, der Dritte gähnte. Da wurde ein leiſer Schritt, aus den innern Gemächern kommend, hörbar. Dann wurde der ſchwere ſeidene

Vorhang, der die Thüröffnung ſchloß, nicht auseinander geſchoben, ſondern nur etwas aufgehoben und ein vierter Mann ſchlüpfte in den Saal.

„Amantius!“ rief der Gähnende mit unverkennbarer Freude ſo laut, daß die beiden Schlafenden entſetzt auffuhren und verſtörten Blicks um ſich ſchauten und daß Amantius mit der Hand ein Zeichen des Stillſchweigens machte.

„Nun, wie ſteht's? haſt Du ſie geſehen?“ fragte der Andere flüſternd.

„Ich — ſie geſehen!“ entgegnete Amantius lächelnd; „ich glaube, Du träumſt, Hylas! Sie will Niemand ſehen als zwei oder drei ihrer vertrauteſten Frauen, welche allein den Dienſt zu beſorgen haben.“

„Und wie lange wird dieſes währen, Amantius? Schweigend wird den unterirdiſchen Göttern geopfert. Mir ſcheint, unſer Opfer währe ungebührlich lange.“

„Hier gibt es keine unterirdiſchen Götter mehr, Hylas,“ entgegnete Amantius ernſt.

„Nein, ganz Recht! nur irdiſche Gottheiten; — aber mit denen kommt der Menſch zu kurz. Wenn Du nicht hier wäreſt, Amantius, ſollte auch meines Bleibens hier nicht ſein und ich würde dem Arſenius folgen.

„So bin ich hier zu Deinem Glück!“ ſagte

Amantius lächelnd. „Drei ſtille Tage ſind Dir ſchon unerträglich — und Du wollteſt Dich zu den ewig ſchweigenden Einſiedlern begeben? Nein, mein Hylas, der Beruf iſt nicht für Dich.“

„Auf ſolche Einfälle kommt man, wenn man ſich langweilt!“

„Ja, Du vielleicht! Arſenius iſt auf einem andern Wege zu ſeinem Entſchluß gekommen.“

„Und wie denn? kannteſt Du ihn? ich bitte Dich, erzähle! erzähle mir etwas Großes von Menſchen und Dingen; etwas, wonach man ſich ſtrecken könne. Ich fühle förmlich, wie ich verſchrumpfe. Alſo fang an: Arſenius war der Erzieher des erlauchten Cäſar-Auguſtus Arcadius....“ —

Bevor Amantius ſeine Erzählung aufnehmen konnte, wurde das Geflüſter des Hylas durch Bewegung und Geräuſch in den äußeren Vorſälen unterbrochen. Die vier Kämmerlinge erhoben ſich und eilten der äußern Thür zu, um Ruhe zu gebieten. Aber die Vorhänge rauſchten auseinander und eine ſtolze Frauengeſtalt erſchien auf der Schwelle. Sie war nicht mehr jung, aber mit Spuren von großer Schönheit, und ihr dunkles Auge hatte einen ſo gebieteriſchen Blick, als ſei ſie die Herrſcherin im Kaiſerpallaſt. Die Kämmerlinge wichen zu beiden Seiten zurück und verharrten wie Bildſäulen in ehrerbietiger Stellung, während die

Dame in ihrem ſchleppenden, faltenreichen Gewande vom feinſten weißen Wollenſtoff und in einem ähnlichen Mantel, an ihnen vorüberging wie ein Schatten an Schatten. Als aber einige andere Damen auf der Schwelle erſchienen, um der Erſtern zu folgen, trat Amantius ihnen einen Schritt entgegen, denn die Kämmerlinge hatten den Eingang der innern Gemächer zu hüten, und Amantius wußte, daß dieſer Eingang ſeit einigen Tagen für Jedermann geſchloſſen bleiben ſollte. War nun auch für die erſte Dame eine Ausnahme zu machen: ſo ſchien ihr Gefolge doch ganz unzuläſſig zu ſein; aber die Erſte wendete ſich um, als ſie ſich der Thür am andern Ende des Saales näherte und blitzſchnell, ohne daß Amantius oder ein anderer Kämmerling es hindern konnte, eilten zwei junge Mädchen der Gebieterin nach, überholten ſie, waren vor ihr an der Thür und ſchlugen den Vorhang auseinander, damit ſie bequem hindurchgehen könne.

„Ich nehme es auf mich,“ ſagte die Dame über die Schulter zu Amantius; — und der Vorhang fiel hinter ihr und ihren Begleiterinnen zuſammen.

Nachdem ihre Schritte verhallt waren und Alles in die frühere Stille zurückſank, ſagte Hylas:

„O wenn ſie doch nicht vorgelaſſen würde! wie ſollte dieſe Demüthigung mich freuen!“

„Einer Mutter iſt immer der Zutritt zur Tochter frei gegeben,“ ſagte Amantius.

„Einer Mutter — ja! aber ſie iſt nur die Pflegmutter unſerer erhabenen Herrin.“

„Sie hat jedoch alle Liebe und Sorgfalt einer Mutter für die erlauchte Eudoxia gehabt und das zarte, ſchöne, früh verwaiſte Fräulein wie eine eigene Tochter gehalten.“

„Wer kennt ihre Abſichten! vielleicht ſah ſie den Platz voraus, den die alleredelſte Eudoxia jetzt einnimmt.“

„Nein, Hylas,“ entgegnete Amantius ernſt, „hier iſt kein Boden für weitausſehende Plane. Und dieſer vollends würde damals für eine Unmöglichkeit gegolten haben.“

„Sie aber hat ihn möglich gemacht! es ſieht ihr ähnlich!“

„Du irrſt!... nicht ſie!“

„Sondern ... nun, wer denn? ſprich!“

„Eutrop.“

Hylas ſah ungläubig Amantius an; nach einer Pauſe ſagte er noch leiſer als bisher:

„Der Pallaſt, das Hoflager, ganz Conſtantinopel weiß, daß zwiſchen der alleredelſten Eudoxia und dem ... Eutrop keine Freundſchaft beſteht.“

„Dennoch iſt es ſo, wie ich ſage — und auch das weiß Conſtantinopel. Allein man ſpricht nicht mehr davon, weil der Conſul nicht beliebt iſt.“

„Nicht beliebt!“ rief Hylas mit ſpöttiſcher Geberde; — „nicht beliebt? Das iſt wahrlich eine wohlklingende Redeweiſe: nicht beliebt! Eutrop!“

Da er ſeine Stimme etwas erhoben hatte, ſo nahm der dritte Kämmerling das Wort und ſagte:

„O doch! ſehr beliebt bei ſeinen Freunden.“

„Er hat keine Freunde!“ entgegnete Hylas, „er hat nur Genoſſen und Creaturen.“

„Mag ſein! genug, ſie hängen ihm an und Leo der Wollhechler und Alexander der Wurſthändler, die durch ihn Oberſt der Reiterei und Rechner bei der Schatzkammer geworden ſind, ſchwören bei ihm.“

„Wäre ich Auguſtus, ſo ſollte all dies Gewürm bald verſchwinden!“ ſagte Hylas entrüſtet. „Nur muß ich ſtaunen, daß Eutrop nicht die Tochter des Wurſtkrämers auf den Thron beförderte. Das wäre viel mehr in ſeinem Sinn geweſen.“

„Es war damals eine ganz andere Conſtellation der Einflüſſe, der Rückſichten,“ entgegnete Amantius; „und dann geſchieht es auch zuweilen, daß ſich der beſte Rechner verrechnet und zwar — trotz aller Schlauheit, zu ſeinem Nachtheil.“

„Die Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes ſei geprieſen, wenn das auch einmal dem Conſul

Eutropius geſchehen iſt!“ ſagte Hylas. „Du biſt zu beneiden, Amantius, Du haſt eine Zeit gekannt, wo er noch nicht die Hauptperſon im morgenländiſchen Reich war.“

„Was Hauptperſon!“ ſagte der dritte Kämmerling beſtürzt. „Das iſt und bleibt der erhabene Auguſtus, unſer ewig ſiegreicher Gebieter Arcadius.“

Hylas ſchien etwas erwiedern zu wollen; allein Amantius ſagte gelaſſen:

„Du haſt ganz Recht, Theophan; Hylas läßt ſeiner Zunge ſo viel Freiheit, daß ſie zuweilen, gleichſam beſinnungslos, durchgeht. Was er auch ſagen möge — in ſeinen Augen iſt derjenige die Hauptperſon im morgenländiſchen Reich, der es für Dich, für mich, für uns Alle iſt: Arcadius Auguſtus. Und Du, Hylas, beneide mich nicht, weil ich ſchon andere Tage geſehen habe! Jeder Tag bringt ſeine Sorgen mit ſich.“

„Aber Du haſt ja auch die Tage des großen Theodoſius geſehen,“ erwiederte Hylas; „der trug wie der Rieſe Atlas die Welt mit ihren Sorgen und — was mehr noch iſt — der wußte ſie zu lindern. Erzähle uns doch etwas von ihm und von Aelia Flaccilla, der heiligmäßigen Kaiſerin, Deiner erſten Herrin; ſo etwas erfriſcht das Herz. Du biſt gewiß ſo fromm geworden, weil Du zu jenem

Hofſtaat gehörteſt. Das Beiſpiel von Oben thut gar viel, im Guten und Böſen.“

„Hätte ich das Beiſpiel und die Güte von Aelia Flaccilla benutzt, ſo hätte ich wohl frömmer werden können, als ich bin,“ entgegnete Amantius. „Mein Vater war ihr Freigelaſſener auf ihren Ländereien zu Tibur, wo die Aelier großen Grundbeſitz haben und wo Kaiſer Hadrian, der dieſem erlauchten Geſchlechte entſproß, eine prachtvolle Villa erbaute. Mein Vater blieb Verwalter dieſer Villa, obſchon Aelia Flaccilla ihm mit der Freiheit auch eine Geldſumme gab, die ihm eine unabhängige Exiſtenz ſicherte. Mich ließ ſie erziehen mit andern Kindern ihrer Diener und trug eifrig Sorge für unſern Unterricht im chriſtlichen Glauben. Da ich gelernt hatte, griechiſch zu ſprechen und zu ſchreiben — und da ihr, der Römerin, dieſe Sprache nicht geläufig war, als Kaiſer Gratian ihren Gemahl, den Grafen Theodoſius, den berühmten Feldherrn, zum Auguſtus (Kaiſer) des Morgenlandes ernannte: ſo nahm ſie mich unter ihre Dienerſchaft auf und ich hatte das Glück, der gottſeligen Frau meine geringen Dienſte widmen zu können und in ihr ein Weſen zu bewundern, das alle Eigenſchaften beſaß, um geliebt und verehrt zu werden. Fromm bis in's Herz hinein, ſuchte ſie nichts Anderes in all ihren Handlungen, als Gott zu dienen. Sie war von unbeugſamer Energie, wenn es ſich darum handelte, den katholiſchen Glauben irgendwie gegen den damals ſo mächtigen Arianismus zu vertreten — oder wenn ſie ihren von Natur aufbrauſenden Gemahl zurückhalten, aufklären, ihm die Wahrheit ſagen mußte, die er ſonſt ſchwerlich erfahren hätte. Wer ſie aber ſah am Bette der Kranken, in den Hütten des Elends, wo ſie ſelbſt pflegte, ſelbſt tröſtete, ſelbſt Hülfe leiſtete, der nahm nur ihre zarte Liebe, ihre holde, demüthige Freundlichkeit wahr."

„Daß ſolche Weſen ſterben müſſen!" ſagte Hylas theilnehmend.

„O gönne ihr die früh erlangte ewige Krone!" fuhr Amantius fort. „Sie ſtarb in jungen Jahren. Der Tod ihres einzigen Töchterleins, der kleinen Pulcheria, die ſie lange gepflegt hatte, immer mit der Hoffnung, welche ein Mutterherz bis zum letzten Athemzug feſthält, griff ihre Geſundheit heftig an. Wer den Trauerzug geſehen hat, der ſich vom Conſtantiniſchen Pallaſt nach der kaiſerlichen Gruft in der Apoſtelkirche bewegte und die goldene Tragbahre umgab, auf welcher wie ein Bild von Alabaſter das Kaiſerkind zu ſchlummern ſchien — wer die Trauer geſehen hat, die ſich über die ungeheure, wogende Volksmaſſe legte, ſo daß die tauſend Kerzen des Zuges gleichſam davon verdüſtert wurden: der begreift, welchen Eindruck die Kaiſerin davon empfangen mußte. Die Leibärzte riethen ihr, die erſchütterte Geſundheit durch den Gebrauch der warmen Heilquellen von Scotumin herzuſtellen. Sie begab ſich dahin; doch bald nahm ihr Leiden in der rauheren Bergluft von Thracien eine gefährliche Wendung und ſie kam nach Conſtantinopel — als Leiche zurück. Der ganzen Bevölkerung war zu Sinn, als ob die Sonne für immer untergegangen ſei.“

„Und Du?“

„Nun ich . . . ich blieb im Dienſte der gottſeligen Flaccilla.“

„Das heißt?“

„Ich ging in den Hofſtaat ihres älteſten Sohnes über, ſo wie ſie es angeordnet hatte, weil ſie in ihrer allzu großen Huld glaubte, meine Dienſte könnten dem jungen Kaiſer, der damals acht Jahre zählte, irgendwie nützlich ſein. Bei kaum ſechs Jahren hatte ihn Theodoſius ſchon zum Auguſtus erklärt und mit dem Purpur bekleidet und ſo war er denn ſchon damals Mitbeherrſcher des Morgenlandes. Konnte ich ihm auch nicht ſo nützlich ſein, wie ſeine erhabene Mutter vielleicht hoffte, ſo war er mir doch ſtets ein huldvoller Gebieter und reihte mich ſpäter dem Hofſtaat ſeiner Gemahlin ein.....“ —

„Die für Amantius in Flaccilla’s Fußſtapfen tritt!“ unterbrach ihn Theophan gezwungen verbindlich, denn die griechiſche Eitelkeit regte ſich dem Römer gegenüber.

„Sie thut wohl daran," erwiederte Hylas. „Zum Almoſenſpender verwendet ſie ihn. Das muß ein bewährter Mann ſein, der für ſich ſelbſt geringe Bedürfniſſe hat; — ſonſt könnte ihn die Luſt anwandeln, für ſich ſelbſt einige Spenden zu verwenden. Nun weiter in der Erzählung Deiner vergangenen Tage, Amantius, in denen ich wahrlich keine Sorgen wahrnehmen kann."

„Kennſt Du denn nur perſönliches Leid, o Du ſelbſtſüchtiger Hylas?" fragte Amantius halb ſcherzend und fuhr dann fort: „Der große Theodoſius vermählte ſich wieder mit der edlen Galla, Schweſter des Kaiſers Valentinian, dem er die Herrſchaft des Abendlandes bewahrt hatte. Da kam eines Tages die gräßliche Kunde: Valentinian, der herrliche Jüngling, ſei in Gallien ermordet — wie ſein älterer Bruder, Kaiſer Gratian, ermordet worden war: mächtige Feldherren ſtützten ſich auf die Gunſt des Heeres und ſtrebten nach dem Thron."

„Was muß das ſein: der Kaiſerthron — um zu ſolchen Verbrechen an der geheiligten Perſon der Kaiſer hinzureißen," ſagte Hylas nachdenkend.

„Für Theodoſius war der Thron der Sitz der Gerechtigkeit," entgegnete Amantius. „Aber ach! die Tage des großen Kaiſers waren gezählt und ſeine Kräfte vor der Zeit durch ungeheure Anſtrengungen aufgerieben. Kaum fünfzig Jahre alt, ſtarb er zu Mailand an der Waſſerſucht.“

„Der Tod und immer wieder der Tod, Schlag auf Schlag, für Kaiſer und für Bettler!“ ſagte Hylas, „nur mit dem Unterſchied, daß der Bettler nicht vor dem Mörder ſich zu fürchten braucht.“

„Wer iſt nun glücklicher?“ fragte Theophan, „der Bettler, der, von Niemand beneidet, in ſeinem Elend zu grauen Jahren kommt und ſo armſelig ſtirbt, wie er gelebt hat — oder ein Cäſar-Auguſtus, deſſen beneidetes Daſein inmitten ſeines Glanzes durch blutige Gewaltthat verkürzt wird?“

„Ich bin nicht für die extremen Richtungen,“ antwortete Hylas; „ſicheres Glück liegt in den Verhältniſſen, die nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig haben.“

„Sicheres Glück iſt unabhängig von den Verhältniſſen,“ ſagte Amantius. „Hochherzige Seelen ringen es Gott und ſich ſelbſt ab. Das kann ein Bettler — und kann ein Cäſar-Auguſtus thun.“

„Das iſt eine mühſame Sorte von Glück!“ ſagte Theophan. „Heiteren Lebensgenuß — und ſei er auch kurz nur, — den wünſche ich mir und blitzte mir dann auch plötzlich der Mordſtahl entgegen!“

„Biſt Du ein Chriſt?“ fragte Amantius ſanft.

„Nun, das verſteht ſich doch wohl!“ entgegnete

Theophan erſtaunt. „Wer wäre es nicht am Hoflager? . . . die Barbaren ausgenommen, die arianiſchen Gothen. Aber wir!“

Er ſprach das mit unbefangener Selbſtgefälligkeit. Da rief Hylas:

„Sie kommt zurück; — der Beſuch war kurz.“

Gleich darauf erſchien die ſtolze Dame wieder mit ihren Begleiterinnen im Saale der Kämmerlinge. Sie ſah mißvergnügt aus und die Falten ihres Mantels — den man heutzutage Shawl nennen würde — waren nicht mit jener Berechnung gelegt, die ihre Geſtalt am vortheilhafteſten zeichnete. Unzufriedene Gedanken erfüllten ſie. Sie ging durch den Saal der Kämmerlinge und durch zwei andere Säle, in welchen ſich Diener niederen Ranges befanden; und durch die Vorhalle der Leibwachen in den Säulengang, der einen inneren Hof umſchloß. Dort hatten ſich ihre Sänftenträger, ſechs kräftige Cappadozier, Alle von derſelben Größe und in Blau gekleidet, mit ihren übrigen Dienern an dem rauſchenden Springbrunnen gelagert, deſſen volle Waſſergarbe in ein weites Porphyrbecken zurückperlte. Als ſie erſchien, gerieth Alles in Bewegung und eilte dem Tragſeſſel der Herrin zu, der in Form eines Ruhebettes von Cedernholz mit zierlicher Einlegung von Elfenbein, mit ſeidnen Polſtern und von leichten Taftvorhängen umgeben ihrer harrte. Sie ließ ſich auf den Polſtern nieder, die Cappadozier hoben im Takt die Sänfte auf und trugen ſie gleichmäßigen elaſtiſchen Schrittes hügelauf, hügelab, durch das Straßengewirr, das ſich vom Hebdomonpallaſt bis zum Hafen wie ein Netz ausbreitete, bis endlich der ganze Zug in einem Pallaſt am Bosporus verſchwand.

Hylas hatte geſagt, als die Dame den Saal der Kämmerlinge verließ:

„Welch ein Uebermaß von Farben!"

„Marmorweiß, ein Purpurſaum — nennſt Du das farbig?" fragte Theophan.

„Die Farben, die den Gewändern fehlen, erblühen auf ihrem Antlitz als künſtlicher Frühling!"

„Warum ſollte eine Frau nicht dieſen falſchen Blumenflor pflegen," bemerkte Theophan gleichmüthig, „da ſogar der Conſul Eutropius ſich leidenſchaftlich damit abgibt und unter verſchiedener Schminke die Häßlichkeit ſeiner verfallenen Züge zu verbergen ſucht. Mit den Farben der Blumen ſuchen die Damen auch deren Arom zu verbinden. Bemerkſt Du nicht, welche Wolke von Wohlgeruch den Gewändern und dem Haare der Dame entſtrömte? iſt es nicht, als ob das ganze glückliche Arabien durch den Saal gezogen ſei?"

„Und das ſteinige dazu — wenn ich an den ſtrengen Ausdruck und das ſtolze Auge denke," erwiederte Hylas.

* * *

Ein Kaiſer.

Es war im letzten Jahr des vierten Jahrhunderts, das mit einem Kaiſer Conſtantin auf- und mit einem Kaiſer Theodoſius zur Neige ging. Jetzt hatte Kaiſer Arcadius, ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, den Traum der Herrſchaft über den morgenländiſchen Theil des römiſchen Reiches. Vom Adriatiſchen Meer bis zum Euphrat, von den Cataracten des Nils bis zur Donau gehorchten die Völker ſeinem Scepter, brachten die herrlichſten, die reichſten Länder, ihre Schätze, die Erzeugniſſe ihres Bodens, ihrer Cultur, ihres Gewerb- und Kunſtfleißes ihm dar. Der Orient war damals nicht das, was er unter Muhameds Söhnen, unter dem Halbmond und dem Koran, allmälig geworden iſt: eine Ruine, die mehr und mehr in einen Schutthaufen ſich verwandelt. Er ſtand im Höhepunkt ſeiner Blüte — und ſomit denn auch auf deſſen

Wendepunkt. Zwei Todfeinde hatte er: äußerlich — die barbariſchen Völkerſchaften, die ringsum aus dem Innern von drei Welttheilen, in Afrika, Aſien und Europa, ſeine Grenzen bedrängten; und innerlich das tiefe Sittenverderben, das Jahrtauſende des üppig verfeinerten, von keinem höheren Geſetz beſchränkten Heidenthums erzeugten und das durch das junge Chriſtenthum bis jetzt nur in Einzelnen, nicht in den Maſſen überwunden war.

Von dem erſten Todfeinde hatte Arcadius allerdings Kunde inſofern, als die nordiſchen Barbaren, die Gothen, ihn ſogar in ſeiner Reſidenzſtadt bedrängten. Den zweiten aber begünſtigte er in gewiſſer Weiſe, ohne es zu beabſichtigen, denn er nahm ihn auf in ſeinem Pallaſt und in ſeiner nächſten Nähe — in der Form der Günſtlingsherrſchaft! Es gab keine Gerechtigkeit mehr; Alles war käuflich — das Recht, das Amt, die Würden, die Auszeichnungen; Alles mußte dem Günſtling mit Gold und mit huldigender Schmeichelei bezahlt werden. Dadurch kam das Gemeine obenauf und das Tüchtige verſchwand, theils freiwillig, theils gezwungen, und die Erniedrigung der Charactere gab ſich durch untrügende Symptome kund: Geldgier, Luxus und Genußſucht waren die Idole, die ſo reichliche Opfer empfingen, als ob die alten Götzentempel nicht geſchloſſen wären. Doch war Arcadius kein böſer, nicht einmal ein leichtſinniger junger Mann. Er war mild und gütig, ſittenrein und fromm; allein er war von einer ſo grenzenloſen Characterſchwäche, daß er ſich nie zu einer ſelbſtſtändigen Handlung ermannen konnte und Lebenslang ein Unmündiger blieb, weniger aus Mangel an Verſtand, als an Willenskraft. Freilich iſt es ſchwer ein tüchtiger Mann zu werden, wenn man wie er ſchon in früher Kindheit Kaiſer des Morgenlandes war und als ſolcher behandelt wurde — behandelt mit jener abgöttiſchen Ehrfurcht, an welche ſich die Römer in einer Zeit gewöhnt hatten, da ſie vor den entſetzlichen Göttern Nero und Heliogabal zitterten und welche die Orientalen ihren Beherrſchern widmen. Schwer iſt's den Character zu ſtählen, wenn er nie auf Widerſtand ſtößt, ſchwer das Herz zu kräftigen, wenn nie ein göttlicher Bote in der Geſtalt von Schmerz und von Prüfung ihm naht. Das war fern gehalten von dem kleinen Kaiſer. Seine Mutter ſtarb ſo früh, daß ſeine Trauer nicht tief war. Die Grundlage eines feſten Glaubens an die Heilslehren des Chriſtenthums hatte ſie ihm beigebracht und er bewahrte ihn treu, aber unfruchtbar für ſein Leben. Sein Vater war jahrelang fern von Conſtantinopel, theils in Italien, theils in den Gothenkriegen. Sein Erzieher Arſenius, ein Mann von ausgezeichneten Gaben des Geiſtes und Characters, ſah ſich und ſeine Stellung gelähmt in Einfluß und Wirkſamkeit durch die Höflingsatmoſphäre, verließ den Hof und begab ſich zu den Einſiedlern Egyptens. So gerieth Arcadius in die Hände Derjenigen, die, anſtatt ihn zum Herrſcher zu bilden, kein anderes Ziel hatten, als ſtatt ſeiner zu herrſchen. Er ließ es ſich gefallen, ohne Gegenwehr, und ließ trotz ſeines milden Gemüths die größten Gräuel- und Frevelthaten geſchehen.

Jetzt war er von peinlichem Unbehagen gequält, denn die Spannung zwiſchen ſeiner Gemahlin und ſeinem Günſtling wuchs mehr und mehr, und er konnte nicht den einen Theil beſänftigen, ohne den andern zu erzürnen — eine entſetzliche Wahl! Er liebte mit aufrichtiger Zärtlichkeit die ſchöne Eudoxia und hielt den Eutropius für den treuſten Diener ſeines Reiches. Jetzt war ſie krank vor Gram, vor Zorn über die Beleidigungen, die der allmächtige Günſtling ihr zugefügt hatte, und ſie rächte ſich dafür an dem Kaiſer. Schon ſeit drei Tagen war ſie unſichtbar, auch für ihn! ſie hatte ihn anflehen laſſen, ihr eine kurze Friſt zu gönnen, um ſich von der Demüthigung zu erholen, die ihr neuerdings widerfahren war — und dieſe Zurückgezogenheit in ihre innerſten Gemächer, dieſer Kummer, dieſe Verſtimmung verſetzte den Kaiſer in Trauer und den ganzen Hofſtaat in Verſtörung.

Es war um die Zeit des Sonnenuntergangs im hohen Sommer. Arcadius wandelte in einer Säulenhalle auf der höchſten Terraſſe des Hebdomonpallaſtes auf und nieder. Dieſe Halle war nach Weſten geſchloſſen und die Wand war verdeckt durch rieſenhafte Käfige, die mit blühenden Gebüſchen abwechſelten, ſo daß die Vögel, die hinter dem zierlich geflochtenen Gitter gehalten wurden, zwiſchen Laub und Blumen ſangen und zwitſcherten. Nach Oſten war die Halle offen und von Säulen getragen, und gewährte eine Ausſicht von unvergleichlicher Schönheit auf die Stadt, das Land und das Meer. Der Hebdomon lag am äußerſten Ende von Conſtantinopel landwärts und auf der Höhe; der Conſtantiniſche Pallaſt am entgegengeſetzten Ende, ſeewärts, auf dem Punkt, wo der Bosporus in die Propontis mündet, und zwiſchen dieſen zwei Punkten die Stadt mit ihren Prachtbauten über Hügel gelagert, vom Meer umfangen. Jenſeits des Bosporus breitete ſich die blühende Küſte von Bythinien aus, mit Chalcedon im Vorgrund und im Hintergrund der Olymp mit ſeiner Pyramide von ewigem Schnee. Es war ein wunderbarer Reichthum der Natur in dieſem Bilde. Sie ſchien ihren vollen Schmuckkaſten mit all ihren Kleinodien umgeſtürzt zu haben; denn landwärts rauſchten die Eichenwälder von Thracien und die Platane und der Nußbaum breiteten ihr ſchönes Laub ſchattig über die Villen aus, die ſtundenweit um die Stadt verſtreut waren. Zwiſchen ihnen hindurch lief die große Heerſtraße nach Theſſalonich, wo die Kaiſer zuweilen ihre Reſidenz nahmen — und dann weiter gegen Weſten zum adriatiſchen Meer und dem Abendland zu.

Doch nicht dorthin blickte Arcadius. Er ſah vor ſich nieder, wie er langſam auf und ab ſchritt, und die ſtrahlende Abendſchönheit entlockte ihm kein Lächeln, keinen Blick. Und doch flammte die Schneeſpitze des bythiniſchen Olymps, angeglüht von der ſinkenden Sonne, wie ein Rubin zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend; und doch erglänzten die kleinen Eilande, die zerſtreut in der Propontis liegen, wie Edelſteine in einem ſilbernen Becken, und ſchienen durch ihre Anmuth die zahlloſen Nachen und Barken, die von Küſte zu Küſte glitten, gaſtlich zur Einkehr einzuladen. Allein dieſe ſchwebten raſtlos geſchäftig hinüber und herüber und kümmerten ſich um die ſeligen Inſeln ſo wenig wie Arcadius. Wenn ſein Auge zufällig nach Bythinien blickte, ſo bekam es einen noch trüberen Ausdruck; denn dort, in Kleinaſien, machte Tribigild, der Gothe, einen Aufſtand, einen Raubzug — und war Leo, der Feldherr, im Stande den Gothen zu beſiegen? Krieg und Krieg, im Pallaſt, im Reich, mit Freund und Feind! Er hatte wohl Recht bekümmert zu ſein, der arme Kaiſer! Ein Anderer hätte verſucht, aus dieſer Lage herauszukommen, hätte einen Schritt gethan, vielleicht einen gefährlichen, vielleicht einen verkehrten, aber wenigſtens einen Schritt! Das that Arcadius nicht. Er ließ ſeine Lage über ſich ergehen. Seine äußere Erſcheinung war durchaus nicht einnehmend. Unſchöne Züge bekommen zuweilen einen überraſchenden Zauber, wenn der Ausdruck eines geiſtigen Lebens ſie durchleuchtet; doch dieſes Licht ging in ſeinem Antlitz nicht auf, und nichts verſöhnte mit der Unregelmäßigkeit desſelben. Seine Geſtalt war klein und dürftig, ſeine Haltung ohne Würde. Nirgends eine Spur von der wohlwollenden Majeſtät ſeines Vaters, die zugleich Ehrfurcht und Vertrauen einflößte und ſomit den Kaiſer ſelbſt und Alle, die ſich ihm nahten, in die paſſende Stellung verſetzten. Arcadius trug eine Tunika von gelbweißer Seide mit leichter Goldſtickerei und purpurfarbne Halbſtiefel, dies beſondere Abzeichen der kaiſerlichen Würde, deſſen ſich Niemand außer ihm im ganzen Römerreich bedienen durfte. Ein Jahrtauſend ſpäter verriethen die Purpurſtiefel das Schickſal des letzten römiſchen Kaiſers des Morgenlandes. Bei der Erſtürmung Conſtantinopels durch die Türken fiel Conſtantin Paläolog und ein Haufen von Leichen umgab und bedeckte ihn. Als man ſpäter nach ihm ſuchte und ßige, eine gebieteriſch ſchöne, kühne Erſcheinung. Man hätte Vertrauen zu ihm faſſen können, wenn nicht ein Zug von abſtoßender Härte zuweilen wie eine Wetterwolke über ſein Antlitz geflogen wäre. Auch er war reich gekleidet in einer lichtgelben Tunika mit golddurchwirktem Saum und Gürtel, über die ein weiter weißer Mantel geworfen war. Goldene Buckeln in der Geſtalt von Löwenköpfen befeſtigten ſein Schwertgehänge und hielten ſeine braunen Halbſtiefel knapp zuſammen. Mit leichtem Schritt erſtieg er die Stufen und begrüßte den Kaiſer mit der üblichen Kniebeugung.

„Nun, Elpidius, wie ſtehen die Dinge?“ fragte Arcadius langſam und zweifelhaft.

„Die Nachrichten lauten verſchieden, mein Gebieter. Das phrygiſche Landvolk ſoll im vollen Aufſtande ſein. Ob aber für, ob wider die Gothen .... das weiß man nicht.“

„O dieſe Gothen! werde ich denn nie etwas Anderes hören, als von den Gothen!“ ſagte Arcadius mißmuthig. „Deine Angelegenheit meinte ich, Elpidius.“

„Meine Angelegenheit!“ rief dieſer und ein Zornblitz trat in ſein großes feuriges Auge; — „ſchau hinüber, mein Kaiſer! ... Der Olymp dort iſt ihr Bruder! er hat ihren Namen, ihre Schönheit, ihre unüberwindliche Eiſeskälte.“

„Doch fehlt die Aehnlichkeit in einem Punkt, Elpidius: der Olymp wird von der Sonne warm und roſig angeſtrahlt, während Olympia's Leben von Trübſal umringt iſt.“

„Sie kann es ändern ... mit einem einzigen Wort; aber ſie ſpricht es nicht aus! Iſt ſolch ein Starrſinn zu dulden bei einem Weibe? Wohin käme die Welt, wenn die Weiber ihren Willen immer durchſetzten!“

„Dahin, wohin Gott die Welt lenkt, mein Elpidius; denn am Ende kann der Menſch, Mann oder Weib, doch nicht weiter gehen, als Gott es zuläßt.“

„Innerhalb dieſer letzten Schranke iſt der Spielraum jedoch ſo groß, daß der Einzelne viel ſchaden oder viel nützen kann; und da ſollte ich meinen, o Herr, es ſei kein gutes Beiſpiel, das Olympia gibt; — ſie bietet Dir Trotz, Dir, dem Cäſar-Auguſtus.“

Arcadius bewegte verneinend das Haupt und entgegnete:

„Die Leidenſchaft verblendet Dich; Olympia iſt eine hochherzige Seele und kennt keinen Trotz. Ich weiß nicht wie es kam, daß ſie mir vorhin eingefallen iſt; ihretwegen hab' ich Dich rufen laſſen, Elpidius, denn .... ſie dauert mich. Glaubſt Du auf dieſem Wege zum Ziel zu kommen und ihre Einwilligung zu erzwingen?“

„Ich will es glauben!“ rief Elpidius.

„Das wäre vortrefflich, ja ein Tugendact, wenn es ſich um ein geheimnißvolles Dogma unſerer heiligen Kirche handelte,“ verſetzte Arcadius mit einem Anflug von Spott. „In dieſem Fall iſt jedoch der Wille nicht auf ſeinem Platz. Er iſt ein Uſurpator und ſollte der Ueberlegung, dem ruhigen Urtheil weichen. Meinſt Du nicht?“

„Ich meine,“ entgegnete Elpidius kalt, „daß Eutrop Deine Anſicht ausſprach, mein Gebieter, als er ſagte, Olympia gebe ein gefährliches Beiſpiel durch die Verſchleuderung ihres Vermögens an Kirchen, Prieſter, Nonnen und Mönche, Spitäler, Klöſter — und wie die Anſtalten heißen mögen, die früher ihr Einkommen verſchlangen. In unſern kriegeriſchen und unruhigen Zeiten gibt es viele Wittwen und viele Frauen, deren Söhne in Deinen Feldzügen, o Herr, das Leben verloren. Soll es dieſen erlaubt ſein, in Anwandlungen von trübſinniger Frömmigkeit ihr Vermögen gleichſam unfruchtbar zu machen, es dem Staat zu entziehen und durch übertriebene Almoſen zu vergeuden? Frauenköpfe ſind excentriſch. Zu ihrem eigenen Heil muß man ihnen Schranken ſetzen, ſie bewahren vor ſpäter Reue und nicht dulden, daß die Hilfsquellen des Reichs verſtopft und die Goldbäche abgegraben werden. War dies nicht Deine Anſicht, o Herr? . . . und wenn ſie es war — weßhalb iſt ſie es nicht mehr?“

„Sei es wie Du ſagſt, Elpidius!“ entgegnete der Kaiſer trübe; — „ich finde es hart für eine Frau wie Olympia, die immer durch die reinſte Tugend und den höchſten Edelſinn geglänzt hat, ſie wie eine Thörin unter Vormundſchaft zu ſtellen, ja, ſie ihrer perſönlichen Freiheit zu berauben.“

„Sie hat ſich ſchwer genug gegen Dich vergangen, mein hoher Herr, um dieſe Zurechtweiſung zu verdienen.“

„O, gegen mich!“ ſagte der Kaiſer mit einem Ton, der deutlich verrieth, daß er nicht daran gewöhnt ſei, darauf ein Gewicht zu legen.

„Gewiß, gegen Dich, mein Kaiſer! Du läßt Dich herab, meine Bewerbung bei ihr zu unterſtützen, Du legſt Dein mächtiges Fürwort für Deinen Vetter, für einen Mann, der ihr an Reichthum und Herkunft gleich ſteht, gnädig ein — und ſie verſchmäht mich . . . und in mir — Dich, den kaiſerlichen Willen. Wo Tauſende ſich geehrt gefühlt — wo abermals Tauſende der Majeſtät gehorcht hätten — da lehnt ſie ab.“

„Aber mit welcher Demuth!“

„O mein Kaiſer! wenn Du auf Worte Gewicht legen willſt, ſo mußt Du die Handlungen unterſagen!“ rief Elpidius; „denn allzu oft ſteht Wort und That im grellſten Widerſpruch und hinter der demüthigſten Rede verſteckt ſich der trotzigſte Sinn."

„Nicht bei Olympia, Elpidius! ſie hat ihre demüthige Geſinnung bewährt."

„Wie das?" fragte Elpidius geſpannt und ein Hoffnungsſchimmer ging in ſeinem Auge auf.

„Als ſie der Verwaltung ihres Vermögens und der Verfügung über ihre Einkünfte beraubt, bis zu ihrem dreißigſten Jahr unter die Vormundſchaft des Präfecten der Stadt geſtellt wurde — was that ſie da? haſt Du es vergeſſen?"

„Ich weiß nicht was Du im Sinn haſt, o Herr," entgegnete Elpidius unmuthig.

„Da ſchrieb mir Olympia und dankte mir für die Verwahrung ihrer Güter, weil ſie ſchon längſt gefürchtet habe, in Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit zu verfallen — wie das ſo leicht geſchehe, wenn man große Almoſen ſpende. — Genug, Elpidius, dieſe Frau kommt mir bewundernswerth vor . . . und ich ließ Dich rufen um zu fragen, ob Du irgend Hoffnung hätteſt zum Ziel zu gelangen; wenn aber nicht, ob es nicht verſtändiger und großmüthiger ſei, die Unterdrückung eines wehrloſen Weibes aufzugeben."

„Wie Du befiehlſt, mein Kaiſer!" antwortete Elpidius ſcheinbar ruhig. „Ob ich hoffe oder nicht, darauf kommt es durchaus nicht an, ſondern nur auf Deine Mißbilligung der Maßregel, die gegen Olympia bisher in Anwendung kam. Ich trete alſo vor meiner Bewerbung zurück — jedoch nur unter der Bedingung, daß Du die Gnade haben werdeſt, Deinen Willen gegen Eutrop kund zu geben, damit Olympia auch wirklich frei werde.“

„Ich betrachte die Sache etwas anders, Elpidius,“ ſagte Arcadius verlegen. „Deinetwegen iſt ſie angeregt worden; folglich muß von Dir der entgegengeſetzte Schritt ausgehen. Sei daher ſo gütig, an Eutrop mitzutheilen, Du wäreſt der undankbaren Bewerbung müde und wünſchteſt Olympia's Befreiung von der Vormundſchaft.“

„Hoher Herr!“ rief Elpidius, „wollte ich auch, um Deinem Wunſch nachzukommen, dieſe Unwahrheit ſagen, ſo wird Dir doch nicht unbekannt ſein, daß ſie nicht die mindeſte Berückſichtigung bei Eutrop finden würde. Er gehorcht nur Dir. Erſpare mir alſo die vergebliche Demüthigung anders zu ſprechen als ich denke, und rede Du Selbſt über dieſe Angelegenheit mit Eutrop.“

Der Blick des Kaiſers wurde noch trüber im Bewußtſein ſeiner Ohnmacht Eutrop gegenüber — und plötzlich abbrechend fragte er:

„Wie kommt es, daß die Nachrichten aus Phrygien ſo verſchieden lauten? Es iſt doch wahrlich nicht ſchwer zu ergründen, ob das Landvolk für oder gegen die Gothen ſich erhebt!“

„Die kaiſerlichen Sendboten kennen freilich den Stand der Dinge genau; allein es werden keine öffentliche Mittheilungen darüber gemacht — vielleicht um die Bevölkerung nicht aufzuregen.“

„Steht es ſo ſchlimm, Elpidius?“ fragte der Kaiſer lebhaft.

„Das wird mein hoher Herr beſſer als ich wiſſen; denn nicht zu mir kommen die Sendboten,“ erwiederte Elpidius kalt.

„Ich fürchte zuweilen,“ ſagte der Kaiſer befangen, „daß Leo der Mann nicht iſt, der es mit einem Tribigild aufnehmen könnte.“

„Dieſe Befürchtung iſt ziemlich allgemein,“ verſetzte Elpidius. „Nicht wegen ſeines Muthes und ſeiner Tapferkeit nennt man ihn den orientaliſchen Ajax; nur wegen ſeiner Leibeslänge und Stärke. Wo aber der moraliſche Muth fehlt, haben dieſe körperlichen Eigenſchaften kein Gewicht.“

„Es iſt genug, Elpidius, ich danke Dir . . . und ich bitte Dich, meinen Wunſch in Betreff Olympia's gründlich zu erwägen,“ ſagte Arcadius und machte eine grüßende Handbewegung, welche andeutete, daß er allein ſein wolle, und Elpidius entfernte ſich mit derſelben Ehrfurchtsbezeugung womit er gekommen war. Doch nur äußerlich war dieſe Ehrfurcht. In ſeinem Innern ſchätzte er Arcadius gering genug um zu glauben, daß Eutrop ihn in dieſe neue Richtung verſetzt habe und zwar aus eigennützigen Abſichten. Mich will er von Olympia entfernen, der ſchamloſe Günſtling," murmelte Elpidius, „und dann irgend ein Mittel finden, um ſie des Hochverraths oder eines andern beliebigen Verbrechens anzuklagen, welches, wenn nicht Todesſtrafe, ſo doch Verbannung und Verluſt des Vermögens nach ſich zieht — und dies Vermögen würde dann in den Rachen ſeiner Habgier fallen. Hat er es doch ebenſo mit Abundantius und Timaſius gemacht. Ich bin ihm im Wege bei dieſer Abſicht. Deshalb ſtiftet er den Kaiſer an, mich zu bewegen, daß ich freiwillig das Feld räume; ... denn wie käme Arcadius ſonſt auf dieſen Gedanken? . : . Nun gleichviel! möge er ihm von Eutrop beigebracht ſein oder nicht — ich gehe nicht darauf ein."

Arcadius ſetzte noch eine kleine Weile ſeinen Spaziergang fort. Nicht Eutrop hatte ihm ſeine milde Geſinnung für Olympia eingegeben, ſondern Eudoxia — aber indirecter Weiſe und ganz ohne ihre Abſicht. Die Art, wie ſie eine Kränkung erertrug, bildete einen ſo ſchreienden Gegenſatz mit Olympia's friedlich demüthiger Ergebung in eine unerhörte, andauernde Ungerechtigkeit, daß in Arcadius der Gedanke erwachte, er müſſe ſeine Schuld gegen Olympia ſühnen, um dadurch göttlichen Beiſtand zu ſeiner Verſöhnung mit Eudoxia zu gewinnen. Willenlos aber, wie er Eutrop gegenüber war, wünſchte er den allmächtigen Günſtling durch Elpidius umſtimmen zu laſſen. Weil er nicht daran gewöhnt war die Verhältniſſe und die Lage der Dinge in ihrer Wirklichkeit zu betrachten, ſondern zuweilen ſo, wie ſeine eigene Stimmung, — und gewöhnlich ſo, wie fremde Leidenſchaft es ihm eingab, hatte er gar kein Urtheil über das, was in jedem beſondern Fall zu erreichen ſei — und was nicht. Jetzt wünſchte er Olympia's Wiedereinſetzung in ihre Rechte und trotz aller Unwahrſcheinlichkeit vor dem Forum der Ueberlegung, erſchien ſie ihm bereits als ausgemachte Thatſache. Das erheiterte ihn, denn — ſeinem Gemüth nach — hätte er nie irgend ein Geſchöpf betrübt oder gekränkt. Er hob ſein geſenktes Haupt und blickte freier umher — und auf die herrliche Stadt, die ſich zu ſeinen Füßen lagerte. Ein Prachtbau drängte ſich an den andern. Kaiſer Conſtantin hatte in ſeiner Reſidenzſtadt mit Rom wetteifern, Rom überbieten und Alles leiſten wollen, was in Rom viele Jahrhunderte und viele Kaiſer geleiſtet hatten. Der Conſtantiniſche Palaſt war von märchenhaftem Reichthum, wie die Behauſung eines Geiſterkönigs. Das

Forum Conſtantins mit Gerichtsſälen und Säulenhallen umgeben, in denen ganze Reihen von Porphyr-Bildſäulen ſtanden, hatte als Mittelpunkt, ähnlich dem Forum Trajans zu Rom, eine prächtige Porphyrſäule mit vergoldeten Lorbeerkränzen um ihre Fugen, die Conſtantins vergoldetes Standbild hoch in die Lüfte erhob, und die jetzt, im Abendſonnenſchein wie ein Meteor erglänzte. In dem großen Hippodrom, wo die Wagenrennen ſtattfanden, waren die berühmteſten Kunſtſchätze aus den erſten Städten des Reiches aufgeſtellt. Rom allein hatte ſechszig ſeiner ſchönſten Marmorbilder abgeben müſſen; Alexandrien ſeinen ſchönſten Obelisk von roſenfarbenem Granit; Delphi — das Denkmal des Sieges bei Plataä: drei in einander gewundene Schlangen, deren Häupter den berühmten Delphiſchen Dreifuß trugen; Athen — das Meiſterwerk des Lyſippus, die vier Pferde von Bronce, die jetzt über dem Portal der St. Marcuskirche zu Venedig ſtehen. Große Aquaducte liefen mit ihren ſchönen Bogenſtellungen aus den wald- und quellenreichen Bergen von Thracien in die Stadt hinein und führten den zahlreichen und geſchmackvollen Brunnen friſches Waſſer in Fülle zu. Prächtige Bäder mit verſchwenderiſchem Luxus ausgeſtattet, waren Jedem, auch dem Geringſten, zugänglich; und aus den ungeheuern Speichern, welche die Kornkammer

Egyptens füllte, wurde dem Volk umſonſt das Getreide vertheilt. War Alles, was ſich auf materielles Wohlbehagen bezog, von kaiſerlicher Pracht, ſo wurde ſie doch noch von zwei Gotteshäuſern übertroffen, die Conſtantin zu Ehren der göttlichen menſchgewordenen Weisheit und der heiligen Zwölfboten gebaut hatte; die St. Sophia- und die Apoſtelkirche. In der letzteren ſtanden die Bildſäulen der Apoſtel von Porphyr — und zu ihren Füßen befand ſich die Kaiſergruft, die ſich auch für den Mächtigſten der Erde öffnet und unwiderruflich ſeinen Purpur in Staub verwandelt.

In dieſe dunkle Gruft war auch jener gewaltige Kaiſer eingegangen, wie ein Meteor in der Nacht verſchwindet. Arcadius blickte von dem ſtrahlenden Standbild im Circus nach der Apoſtelkirche. Auch ſeine Bildſäulen prangten in allen größeren Städten ſeines Reiches; auch ihn erwartete die Kaiſergruft. Auf welchem Wege ging er dahin? — Er wendete ſich ab und der Richtung zu nach dem goldnen Thor. Dies befand ſich landeinwärts, unfern des Hebdomons. Es öffnete ſich auf die große Heerſtraße, die nach den Abendländern führte. Durch dieſes Thor zogen die Kaiſer ein, wenn ſie von ihren Siegen heimkehrten, und bei einem Triumphzug des Theodoſius hatte man es mit Goldplatten bedeckt. Arcadius war noch nie ſiegesfreudig durch das goldne Thor gezogen und nur eine grauſige Erinnerung knüpfte ſich für ihn daran. Er ſchauderte in ſich zuſammen, verließ die Halle und begab ſich in ſeine Gemächer.

◆

Die Waiſe.

Der große Theodoſius wählte häufig ſeine Feldherren unter den Barbaren, wie die Römer ſagten; d. h. ſie waren von nicht-römiſcher Abſtammung, wenngleich ihre Nationen längſt dem Scepter der römiſchen Kaiſer unterworfen waren. Recht im Herzen eines der edelſten Stämme Germaniens, bei den Franken, befand ſich ſeit etwa hundert Jahren, und ſeitdem die Krone für eine Stirn zu ſchwer wurde, ein kaiſerliches Hoflager. Trier war ſeit den Conſtantinen die Reſidenz eines Auguſtus oder wenigſtens eines Cäſars — eines Mitregenten, — und an den lieblich romantiſchen, ächtdeutſchen Ufern der Moſel war, wie am leuchtenden Geſtade des Bosporus und wie in der fruchtbaren Ebene Lombardiens, ein Thron für die römiſche Weltherrſchaft aufgeſchlagen, und mit allem Pomp, allen Ränken, allen Intriguen, allen Gewaltthaten und allen Blutſtrömen umringt, welche damals deſſen unzertrennliche Beigabe ausmachten. Eine krankhaft üppige, ſchwelgeriſch grauſame Zeit, die ihre Luſt gehabt hatte an den Qualen der chriſtlichen Martyrer, an den Blutſpielen der Gladiatoren, an der zügelloſen Frechheit der heidniſchen Schaubühne, an der noch größeren Schamloſigkeit des heidniſchen Götterdienſtes — dieſe Zeit ging erſt eben und langſam unter und in dieſem Zerſetzungsprozeß, den ſie durch neue, kräftig auf ſie eindringende Elemente erlitt, hauchte ſie Miasmen aus, welche erſt nach Jahrhunderten allmälig überwältigt werden konnten. Die fremden Nationen, die mit der römiſchen Cultur und Hypercultur in Berührung kamen, verachteten ſie und wurden dennoch von einem brennenden Ehrgeiz geſtachelt, auf gleichem Fuß mit dieſen ſtolzen Römern zu ſtehen. — Die Rohheit kühner Eroberer gepaart mit der Sucht nach Herrſchaft und Reichthum — doch nicht ſelten auch gepaart mit großen Talenten, machte dieſe Barbaren gefährlich und gefürchtet, aber brauchbar und geſchickt, wenn ſie wie bei Theodoſius, den Herrn fanden, der ihnen die Zügel ſtraff hielt.

Einer ſeiner zahlreichen und tüchtigſten Feldherren war Bauto, ein Franke von edler Herkunft, der manchen glücklichen Feldzug an der Seite des Kaiſers gemacht hatte und demſelben unentbehrlich geworden war. Bauto vertauſchte die germaniſche Heimath mit dem Morgenlande. Er brachte Weib und Kind aus Trier nach Conſtantinopel, um die kurzen Friedenspauſen mit ihnen verleben zu können, denn der Sinn für häusliches Leben und Glück war ihm nicht untergegangen im Getümmel des Feldlagers und der Schlachten. Selbſt voll Geiſt und Bildung hatte er große Freude an der Begabung, die ſein einziges Kind von der Natur empfangen hatte. Eudoxia hieß die Kleine, die durch ihre Schönheit und ihren lebhaften Geiſt ſein Vaterherz entzückte. Es war ihm aber nicht vergönnt, dieſe Knospe zur Blüthe entfaltet zu ſehen. Er ſtarb im kräftigſten Mannesalter, nachdem er zuvor den Schmerz gehabt hatte, ſeine Frau zu verlieren, die ſich immer heim ſehnte nach den Nußbaumumſchatteten Ufern der Moſel. Er ſtarb nicht in der Schlacht, ſondern nach einem längeren Krankenlager. Es geſtattete ihm für die Erziehung und die Zukunft ſeiner Tochter zu ſorgen. Er übergab ſie einem andern Feldherrn des Theodoſius, ſeinem Freunde und Waffenbruder Promotus, der kinderlos war und dem Sterbenden verſprach, für Eudoxia, wie für eine eigene Tochter zu ſorgen. Da ſtarb Bauto beruhigt, und Eudoxia, die bei zehn Jahren ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimath war, kam in das glänzende Haus des Promotus und wurde dort mit offenen Armen empfangen. Promotus war römiſcher Conſul geweſen. Zur Erinnerung an Roms größte Zeiten, als die Liebe zum Vaterlande eine idealiſche war, welche ſeine Bürger zu Tugend und Hochſinn verpflichtete, hatte man den Schatten jener alten republikaniſchen Conſularen feſtgehalten, obſchon das römiſche Reich längſt nichts anderes war, als eine von glücklichen Feldherren despotiſch beherrſchte Monarchie. Alljährlich wählte der römiſche Senat zwei Conſuln — natürlich immer Perſönlichkeiten, die den Kaiſern nicht nur genehm, ſondern häufiger noch von ihnen beſtimmt waren, ſo daß auch ſchon Barbaren zu dieſer Ehre und Würde gelangt waren. Dies eine Jahr des Conſulates verlieh auf immer einer ganzen Familie Glanz und Anſehen, und konnte ſie mehrere Mitglieder aufzählen, welche dieſe Würde bekleidet hatten, ſo zählte ſie zu den erlauchten Geſchlechtern. Ließen ſich doch die Kaiſer ſelbſt wählen! doch mit dem Unterſchied, daß ihr Conſulat lebenslänglich und gleichſam ein Ober-Conſulat neben dem eigentlichen und gewöhnlichen war, das alljährlich wechſelte. Doch weder die kaiſerliche Gunſt, noch ſeine eigenen Verdienſte, noch ſeine glänzende Laufbahn verbürgten dem Promotus perſönliche Sicherheit; denn er hatte denjenigen Mann zum Feinde, der bei Theodoſius in ſo hoher Gunſt ſtand, daß er ihn, den Barbaren von geringer Herkunſt, zu den erſten Würden des Hofes und des Reichs beförderte und ihm die Regierung des Morgenlandes anvertraute, während er ſelbſt, Theodoſius, im Abendland ſein mußte und Arcadius noch unmündig war. Dieſer Günſtling und Emporkömmling hieß Rufinus und war ein Gallier von niedriger Geburt. Theodoſius hatte mit ſcharfem Blick deſſen Energie und Klugheit aus der Maſſe der untergeordneten Offiziere ſeines Heeres herausgefunden und ihn auf einen Platz geſtellt, der ſeinen Fähigkeiten angemeſſener war. Rufinus wurde der mächtige Staatskanzler zu Conſtantinopel. War Theodoſius dort, ſo zeigte Rufinus ſeine Lichtſeiten: Einſicht, Thatkraft, Muth und Scharfſinn — und das Alles in tiefſter Unterwürfigkeit vor dem kaiſerlichen Herrn, ſo daß dieſer, beſtochen und geblendet, ein unbedingtes Vertrauen zu den ausgezeichneten Eigenſchaften eines Mannes faßte, der mit ſolcher Begabung ſolche Ergebenheit verband. Deſſen Schattenſeiten blieben ihm aber verborgen, theils weil er nicht glauben wollte, was ihm von Rufinus Geldgier und Erpreſſungen zu Ohren kam, theils weil ſich Rufinus aus Furcht vor dem Kaiſer, beſonders wenn derſelbe in Coſtantinopel war, in Schranken hielt. Doch ſeine Habſucht machte ihn dem Volk verhaßt und ſein aufgeblaſener Hochmuth den Großen unerträglich. In einer Sitzung, welche die kaiſerlichen Räthe hielten, zu denen Promotus und Rufinus gehörten, betrug ſich dieſer mit ſo übermüthiger Nichtachtung fremder Anſicht, daß Promotus dem frechen Emporkömmling, von zorniger Verachtung hingeriſſen, einen Schlag in's Angeſicht gab. Rufinus ſchwieg zu dieſer Beleidigung; allein dies Schweigen war ein Todesurtheil für Promotus. Als ſich bald darauf in jenem Theil von Thracien, wo die Gothen ihre Anſiedelungen hatten, Unruhen zeigten und der Kaiſer den Promotus zu ihrer Bekämpfung ſchickte, ſorgte Rufinus dafür, daß er nicht heimkehre. In einem Hinterhalt wurde Promotus überfallen und erſchlagen.

So verlor Eudoxia nach ihrem Vater auch ihren Pflegevater. Doch deſſen Wittwe, Marſa, eine kluge, ſtolze, ränkevolle Frau, blieb ihr gerade ſo mütterlich geſinnt wie früher — und indem ſie ihr ganzes Haus mit demſelben fürſtlichen Glanz fortführte, der dem Reichthum, dem Anſehen und der Stellung ihres Gemahls entſprochen hatte, ſorgte ſie für Eudoxia's Erziehung und Ausbildung, als ob ſie geahnt hätte, welchen Plan die göttliche Vorſehung mit dieſem heranwachſenden, ſchönen Weſen habe. Eudoxia bekam eine gründliche Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſo daß ſie ſich in beiden mit Gewandtheit ausdrücken konnte — und gründliche Unterweiſung in den Lehren der chriſtlichen Religion, di· durch ihren tiefinnerlichen Zuſammenhang das Nachdenken wecken, während ſie durch ihren himmliſchen Inhalt den Geiſt erleuchten und das Herz göttlichen Einflüſſen zugänglich machen. Eudoxia beſaß alle Fähigkeiten, um ſich unter günſtigem Einfluß zu einem ſehr edlen Character zu entfalten. Aber der Unterricht iſt nur ein Theil der Erziehung. Der andere Theil iſt das Beiſpiel. Möge die Atmoſphäre, worin der Geiſt ſich bewegt, noch ſo fein ſein — weht aber in den Verhältniſſen, Geſinnungen und Beiſpielen der Umgebung eine ganz andere Luft: ſo wird dieſe allmälig die Oberhand gewinnen und die niederen Eigenſchaften auf Koſten der höheren pflegen und entwickeln.

Die Wittwe des Promotus kannte kein höheres Streben, als das: in der Welt zu glänzen; — durch Schönheit, durch Geiſt, durch Reichthum, durch Macht, durch Einfluß, durch Luxus glänzen — in erſter Reihe die Erſte ſein: dies war das Feld, worauf ſie ſich bewegte, war der Leitſtern, der ihr Leben regelte. Marſa war durchaus keine Frau, an der ein ſittlicher Tadel haftete; allein es wäre auch ebenſo unmöglich geweſen, ihr ein Lob zu ſpenden, welches ſich auf gediegene Eigenſchaften bezogen hätte. Sie brachte den größten Theil des Tages in ihrem Toilettenzimmer mit einem Schwarm von Dienerinnen zu, um die unermeßliche Menge von Erforderniſſen, welche ihre Toilette erheiſchte, anzuordnen, zu wählen, zu beſtimmen. Sobald vornehme Frauen öffentlich in der Stadt erſchienen, war ihr Kleid und Mantel weiß, mit einem goldgeſtickten Purpurſtreifen umſäumt. In farbigen Kleidern erſchienen öffentlich nur Frauen von niederm Stande und von mehr oder minder zweifelhaftem Ruf. Allein im Innern ihrer Häuſes, oder wenn ſie auf dem Lande lebten, rächten ſich die Damen durch alle Farben des Regenbogens an der edeln Einfachheit ihres offiziellen Anzugs. Das that auch Marſa. Sie wechſelte unaufhörlich ihre Kleider, ihren Kopfputz, ihren Schmuck, bevor ſie für den Tag ihre Wahl traf. Eine zweite Beſchäftigung war der Einkauf der Gegenſtände, die zur Ausſtattung ihrer Perſon und ihrer Gemächer gehörten. Die ſchwerſten Seidenſtoffe, die zarteſten Wollwebereien, Edelſteine und Perlen, koſtbare Eſſenzen, Salben und Räucherwerk, Gefäße, Schaalen, Käſtchen von edlem Material und in ſchönen Formen, auch Schönheitsmittel und verſchiedenfarbige Schminke: all dieſe Sachen waren unentbehrlich und waren der Gegenſtand endloſer Berathung und genauſter Ueberlegung. Kam nun der Beſuch von und bei andern Frauen hinzu, oder der Beſuch des Circus, oder auch wohl der einer Kirche, beſonders wenn Jemand predigte, der ein berühmter Redner war: ſo war der Tag mit den wichtigſten Geſchäften überfüllt und mit großer Selbſtzufriedenheit begab man ſich am Abend zur Ruhe.

So lebte Marſa; ſo lebten ihre beiden vertrauten Freundinnen Eugraphia, die Wittwe eines Großwürdenträgers des Hofes, und Caſtricia, Gemahlin des Feldherrn Saturnin. Sie gaben für die vornehme Frauenwelt von Conſtantinopel den Ton an, wetteiferten in Luxus, Pracht und Verſchwendung und thaten unendlichen Schaden, weil eine Menge Frauen ſich bemühten, es ihnen gleich zu thun, um ebenſo wie ſie bewundert und angeſtaunt zu werden.

Unter dieſen Einflüſſen wuchs Eudoxia zu einer blendenden Schönheit heran.

* * *

Der Brautzug.

Theodoſius war todt; ſeine Söhne Kaiſer; der Knabe Honorius im Abendland, der achtzehnjährige Jüngling Arcadius im Morgenland. Dieſem hatte Theodoſius den Rufin zum Rathgeber an die Seite geſtellt; aber Rufin war der eigentliche unumſchränkte Gebieter. Sein Ehrgeiz und ſeine Habſucht hatten nie Grenzen gehabt, nur ſie von Außen gefürchtet. Dem jungen Arcadius gegenüber fiel dieſe Furcht weg. Rufin ſtrebte nach dem Purpur, der ſchon manchen Emporkömmling in einen Cäſar-Auguſtus verwandelt hatte, und beabſichtigte die Vermählung ſeiner einzigen Tochter mit dem Kaiſer. Das ganze Morgenland ſeufzte unter ſeiner Bedrückung, ſeiner grauſamen Ungerechtigkeit, ſeinen Gelderpreſſungen, ſeinem tyranniſchen Verfahren gegen Alle, die ihm nicht in ſclaviſcher Unterwürfigkeit gehorchten. Aber — wie ein reißender Tiger dem Stich einer kleinen Schlange erliegt: ſo ging es dem gewaltigen Rufinus. Er war der Herr des Kaiſers; doch deſſen Günſtling war er nicht. Das war ein Freigelaſſener, ein Armenier, der jahrelang als Sclav in dem kaiſerlichen Marſtall als niedriger Knecht gedient hatte, dann in den Dienſt des Feldherrn Arinthäus kam und eine große Geſchicklichkeit im Kräuſeln des Haares entwickelte. Arinthäus ſchenkte ihn deshalb ſeiner Tochter, als dieſe ſich vermählte, und Eutrop, ſo hieß der Sclav, mußte nun das Haar ſeiner Gebieterin kämmen und in Locken legen. Doch ſie wurde ſeiner überdrüſſig, und da ihn wegen ſeiner Häßlichkeit und ſeines Alters Niemand mehr kaufen mogte, ſo gab ſie ihm die Freiheit — und überließ ihn der Armuth. Doch Eutrop fand einen Beſchützer an dem Feldherrn Abundantius, der ihn früher bei Arinthäus geſehen hatte und nun des Elenden ſich erbarmte, indem er ihn in den kaiſerlichen Palaſt zu geringen Dienſtleiſtungen empfahl. Jetzt fühlte ſich Eutrop auf ſeinem wahren Boden. In dieſem an Leib und Seele mißgeſtalteten Weſen brannte eine Eitelkeit, die nie ihre Befriedigung gefunden hatte und nun dieſe Möglichkeit vor ſich ſah. Er wußte ſich ſo zu drehen und zu wenden, zu gleiten und zu gleißen, daß er ſich in den unterſten Rang der perſönlichen Umgebung des Kaiſers Arcadius hinein ringelte und durch eine Aufmerkſamkeit, die jedem Wort, jedem Wink zuvorkam, es dahin brachte, von dem gutmüthigen, argloſen Jüngling bemerkt zu werden. Eutrop ſah ſein Spiel als gewonnen an. Er bat um die Gunſt, die Kleiderkammer zu verlaſſen, in welcher er bisher angeſtellt war, und den kaiſerlichen Leibdienern beigezählt zu werden — was Arcadius ihm gern gewährte. Nun hatte Eutrop feſten Fuß gefaßt, und in dieſem warmen Neſt der Gunſt des Kaiſers ſchwoll ſeine Eitelkeit in dem Maß auf, als er mehr und mehr das erlangte, was ſie begehrte — und was, anſtatt ſie zu befriedigen, ſie nur reizte.

Rufinus in ſeinem hochfahrenden Uebermuthe beachtete nicht die kleine Viper, die im Schatten des Thrones nach ihm züngelte, und ſchritt fort auf dem Wege rückſichtsloſer Gewaltthat, welche ihm den glühendſten Haß des ganzen Volkes, der Vornehmen wie der Geringen, der Armen wie der Reichen zuzog. Das kümmerte ihn nicht. Er war Präfect des Prätoriums zu Conſtantinopel geworden und bekleidete ſomit die höchſte Würde im Reich. Seine Mitſchuldigen, die ihre Aemter und Stellen von ihm erkauft hatten, bildeten eine ungeheuere Zahl von Anhängern, die ihn ſtützten und trugen. Ein Paar Monate nach dem Tode des

Theodoſius ſchien es ihm an der Zeit, die Vermählung des Arcadius mit ſeiner Tochter in's Werk zu ſetzen, und er ſuchte die Höflinge, die Alles von ihm zu hoffen wie zu fürchten hatten, für ſeine Abſicht zu gewinnen, damit der kaiſerliche Jüngling beſtimmt werde, ſeine Wahl auf Rufins Tochter zu lenken.

Die Höflinge gingen eifrigſt auf den Plan des mächtigen Mannes ein, und Arcadius hörte einen Chor der Bewunderung und des Lobes über die tauſend Vorzüge des jungen Fräuleins. Er hatte aber nicht die mindeſte Neigung weder für die Perſon, noch für die Verbindung; denn Sylvina gefiel ihm ebenſo wenig, als er ihren Vater liebte. Er hielt Rufinus für einen tüchtigen Staatsmann und hatte eine hohe Meinung von ſeinem Verſtand, doch nicht das Vertrauen, das die Jugend gern einem erfahrnen Freunde ſchenkt. Deshalb wünſchte er auch nicht Rufins Schwiegerſohn zu werden. Ueberdas hatte ihm Eutrop von einem andern jungen Fräulein erzählt, welches unvergleichlich an Schönheit und Geiſt — und das einzige Weſen ſei, das mit dem Kaiſer den Thron des Orients zu theilen verdiene. Durch tauſend Liſte und Beſtechungen und ohne irgend Jemand ſeine Abſicht ahnen zu laſſen, hatte Eutrop ſich ein Bild Eudoxia's zu verſchaffen gewußt. Er zeigte es dem Kaiſer. Arcadius war hingeriſſen von dieſer Schönheit, unter deren Zauber er vollſtändig gerieth.

Es fügte ſich, daß Rufin eben abweſend war, um perſönlich eine Miſſethat auszuführen. Nach Antiochien war er gereiſt, wo der edle Graf Lucian, Befehlshaber des Heeres in Syrien, nach den Grundſätzen von Pflicht und Gewiſſen handelte und gegen ungerechte Anſprüche taub, für Beſtechung unzugänglich war. Der Mann mußte aus dem Wege geſchafft werden! Kaum war Rufin Nachts in Antiochien angelangt, ſo ließ er den Grafen gefangen nehmen, vor ſeinen Richtſtuhl führen und ohne irgend eine Anklage dermaßen geißeln, daß er ſeinen Geiſt unter den Henkershänden aufgab. Die Stadt gerieth in heftige Aufregung über den Frevel. Um ihn zu ſühnen, ließ Rufin einen Säulengang bauen, der an Pracht alle Gebäude des prächtigen Antiochien übertraf. Dann reiſte er zurück und vernahm bei ſeiner Heimkehr mit großer Befriedigung, daß das Hoflager und die Stadt mit Zurüſtung zur kaiſerlichen Vermählungsfeier beſchäftigt ſei, die Arcadius plötzlich auf den 27. April angeſetzt habe. Der Name der künftigen Kaiſerin war unbekannt. Rufin mogte das wohl etwas ſeltſam finden. Seiner Gemahlin war nicht die leiſeſte Kunde von den Abſichten des

Kaiſers zugekommen und auch gegen ihn verharrte Arcadius in tiefem Schweigen. So weit ging ſchon Eutrop's Einfluß, der ſich an der gründlichen Niederlage des mächtigen Mannes weiden und ihm zeigen wollte, daß er einen glücklichen Nebenbuhler in der Herrſchaft über den Kaiſer bekommen habe. Dennoch kam kein Zweifel in Rufins ſtolzen Sinn. Er war ein ſtrenger Gatte und Vater, der es nicht zu ſchätzen wußte, daß alle Frauen ſeiner Familie, Gattin, Tochter und Schweſter, zu den edelſten weiblichen Weſen gehörten, die durch ein Leben voll Thränen, voll Gebet und voll Werke der Barmherzigkeit ſeine Frevel gut zu machen ſuchten. Sie gehörten in jenen Kreis ausgezeichneter Frauen, die damals in Conſtantinopel wie in Rom, im Herzen und im Leben wahrhaft durchdrungen vom Geiſt des chriſtlichen Glaubens, ganz idealiſche und deshalb unendlich tief wirkende Erſcheinungen in einer Zeit waren, wo die große Strömung mehr dem heidniſchen Materialismus als dem Chriſtenthum ſich zuneigte.

Rufinus befahl ſeiner Gemahlin, Sylvine ſo zu ſchmücken und ein ſolches Gefolge für ſie bereit zu halten, wie es ſich gezieme für die kaiſerliche Braut, welche die Abgeſandten des Kaiſers zu empfangen habe. Sylvine und ihre Mutter, und Sylvia, Rufins Schweſter, zitterten vor der Höhe, nach welcher Rufin trachtete; aber ſie gehorchten in demüthiger Unterwerfung ohne zu fragen oder zu klagen. Ueberdas war es etwas Undenkbares die Brautwerbung des Cäſar-Auguſtus abzulehnen.

Der beſtimmte Tag brach an; — ein ſo lieblicher Frühlingstag, wie er je dem Geſtade der Propontis gelächelt hatte. Land und Meer und Firmament ſtrahlten in Farbenpracht und verſchmolzen in Licht. Ganz Conſtantinopel war in feſtlicher Bewegung, Straßen und Plätze voll Neugieriger und von Chalcedon und der ganzen bythiniſchen Küſte ruderten überfüllte Nachen der Kaiſerſtadt zu. Um Rufins Pallaſt ſammelte ſich die Maſſe des Volkes und im Pallaſt Diejenigen, die es ſich angelegen ſein ließen, die Erſten zu ſein, um dem Schwiegervater des Kaiſers ihre Glückwünſche darzubringen, und zugleich mit dieſem Ausdruck ihrer Ergebenheit Wünſche für ihr eigenes Glück auszuſprechen. Im innern Hof und im Portikus, der ihn umgab, ſtanden Gruppen dieſer Unterthänigkeitsbefliſſenen, während Männer von höherem Rang, aber von derſelben niedrigen Geſinnung zu den Gemächern Zutritt hatten, jedoch nicht zu Rufins Perſon. Er wollte erſt dann unter ihnen erſcheinen, wenn er ihre Huldigungen entgegen nehmen konnte.

Nur zwei Perſonen im Pallaſt hatten ganz andere Gedanken und Gefühle als die Menge: Sylvine und ihre Mutter: In frommer Hingebung an den Willen Gottes, den Lenker der Schickſale, harrten auch ſie der Entſcheidung — doch ohne Unruhe, ohne Spannung und beſonders ohne frohe Hoffnung. Was Sylvine durch ihren Vater vom Kaiſer, vom Hoflager, von der Umgebung des Thrones gehört hatte, flößte ihr kein Vertrauen, keine Ehrfurcht ein, und der Glanz dieſer Vermählung konnte ihre edle Seele nicht blenden und nicht tröſten.

Vom Kaiſerpallaſt aus hatte ſich ein Zug in Bewegung geſetzt, den der Oberkämmerling anführte. Dies war Eutrop: der Stallknecht war zum Hofmarſchall geworden. Eine Schaar von prächtig gekleideten Edelknaben trug die kaiſerlichen Brautgeſchenke offen vor Aller Augen. Auf goldenen Schaalen lagen Schnüre von orientaliſchen Perlen, milchweiße und roſenrothe; — lagen Diamanten und Smaragden, ſeltene Gemmen, Juwelen in allen Farben, Geſchmeide für den Nacken, die Arme, das Haar, Ringe, Nadeln und Spangen — maſſenhaft. In zierlich gearbeiteten ſilbernen Käſtchen ſtanden Phiolen von egyptiſchem, röthlich ſchimmernden Alabaſter voll duftender Eſſenzen von fabelhaftem Werth, für die Kleider, das Haar, die Hände, und mit dem köſtlichſten Räucherwerk für die Zimmer. In größeren Kaſten wurden die

Stoffe getragen, von Seide, Wolle, Byſſus, geſtickt, durchwirkt, verziert, einfach, allen Launen des Geſchmacks und der Phantaſie genügend. Der Hofſtaat folgte, und eine Schaar der Leibwache geleitete die Brautgeſchenke und deren Träger. Alle waren der Ueberzeugung, welche die Unmaſſe der Schauluſtigen theilte, daß der Zug ſich zum Pallaſt Rufins begeben werde: ſo vollkommen hatte Eutrop ſein und des Kaiſers Geheimniß bewahrt. Aber man kam nicht ſo weit. Plötzlich ließ Eutrop vor dem Pallaſt der Wittwe des Promotus Halt machen, und ſtrahlend in ſeinen Feſtgewändern, in ſeiner Schadenfreude und ſeiner Schminke, gebot er dem Thürhüter das äußere Thor zu öffnen — und der Zug verſchwand vor den Augen der verblüfft gaffenden Volksmenge.

Rufin hörte ihn nahen, hörte das ſummende Gewoge, das dumpfe Getöſe von vielen tauſend Fußtritten. Auf Einmal ſtockte Alles. Was war geſchehen? — Wahrſcheinlich ein kleiner Unfall, der alsbald beſeitigt ſein würde. Aber nein! der Zug ſetzte ſich nicht wieder in Bewegung, kam nicht näher — und die Zeit verging. Das unermeßliche Freudejauchzen, das Eutrop begrüßte, als er ohne die Brautgeſchenke Marſa's Pallaſt verließ, löſte wie mit einem Donnerſchlag Rufins furchtbare Spannung. „Getäuſcht! betrogen!“ murmelte er zitternd vor Zorn. Aber er nahm ſich zuſammen, bemeiſterte den Ausdruck von Haß- und Rachegefühlen, die in ſeiner Bruſt kochten, ließ allen Ergebenheitsbeſliſſenen Muße, ſich leiſe zu entfernen, und begab ſich dann erſt mit ſeiner gewohnten ſtolzen Miene und Haltung zu ſeiner Gemahlin. Kein Diener wagte die Augen aufzuſchlagen, als Rufin durch die Vorhallen ſchritt. Es war, als fürchte Jeder von einem Blitzſtrahl getroffen zu werden. Aber er gab einige Befehle im gewöhnlichen ſtrengen und kalten Ton und Alle athmeten erleichtert auf, als ſei ein Ungewitter abgezogen, da er in den Gemächern ſeiner Frau verſchwand.

Dieſe hatte bereits durch ihre Frauen die ſchnell verbreitete Kunde erhalten, daß Eudoxia die auserwählte Kaiſerbraut ſei — und mit Freudenthränen ſank Sylvina in die Arme ihrer Mutter und dankte Gott mit gerührtem Herzen.

Da trat Rufinus ein und überraſcht von den Thränen ſeiner Tochter ſprach er finſter:

„Du weinſt? — Tröſte Dich! . . . Wir ſind noch nicht am Ende . . . . und Du ſollſt dennoch Auguſta werden.“

„O Herr . . . . ich bitte . . . nein“ . . . — ſtammelte Sylvine entſetzt und ihre Thränen ſtockten.

„Wer ſagt Nein, wenn ich Ja ſage,“ entgegnete Rufin in einem Ton, der wie Hammerſchlag klang.

„Ich habe nur ein Kind; dies Kind ſoll eine Krone tragen. Dies iſt mein unwiderruflicher Wille.“

Von den heftigſten entgegengeſetzten Gefühlen beſtürmt, wurde Sylvine bleich und immer bleicher und ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Rufin klatſchte in die Hände; eine Schaar von Dienerinnen ſtürzte herbei.

„Präge ihr ein,“ ſprach er eiskalt zu ſeiner Gemahlin, „daß der Wille des Vaters das Geſetz für die Tochter ſei. Wozu ſeid Ihr Chriſtinnen, wenn Ihr das nicht wißt!“

„Sie hat nicht gegen den Gehorſam gefehlt, Herr,“ entgegnete die Mutter bewegt und ſanft; — „und ſie wird auch ferner gehorchen. Habe nur Nachſicht mit dieſer vorübergehenden Schwäche, die eine Folge ungewohnter Aufregung ihres ſtillen Lebens iſt.“

„Weshalb führt ihr ein ſo ſtilles Leben, daß das geringſte Ereigniß Euch erſchüttert?“ fragte Rufin hart.

„Weil wir in der Zurückgezogenheit ſehr zufrieden ſind, Herr.“

„Haltet das, wie Ihr wollt. Aber Eines merke Dir: Sylvinens Beſtimmung iſt ein Thron. Dabei bleibt es.“ — —

Eine Aufregung anderer Art herrſchte in Marſa's Pallaſt. Mit grenzenloſer Ueberraſchung hatte

Eudoxia — mit grenzenloſer Befriedigung Marſa die kaiſerliche Botſchaft empfangen, die kaiſerlichen Geſchenke angenommen.

„Es iſt mir wie ein Märchen,“ ſagte Eudoxia, als ſie in dem Saal umherging, wo all die Herrlichkeiten aufgeſtellt waren.

„O nein, kein Märchen!“ rief eine von Eudoxia's dienenden Frauen, und hob mit beiden Händen eine Schaale auf, worin die ſchönſten orientaliſchen Perlen ſchimmerten.

„Kein Märchen!“ ſagte eine andere und entfaltete einen Purpurſtoff, durchwirkt mit goldenen Palmen.

„Kein Märchen!“ rief die Dritte frohlockend; „denn noch heute wirſt Du, o Herrin, Kaiſerin des Morgenlandes.“

„Freueſt Du Dich nicht?“ fragte eine Vierte. „Wenn mir ſo etwas widerführe, würde ich ganz außer mir vor Wonne und Entzücken ſein. Das biſt Du nicht.“

„Ich bin nicht mit Dir zu vergleichen, arme Aglaë,“ ſagte Eudoxia gelaſſen. „All dieſe Herrlichkeiten ſind ſchön, märchenhaft ſchön; aber freuen werde ich mich erſt dann, wenn ich Kaiſerin bin.“

„Und wenn das ganze morgenländiſche Reich huldigend zu Deinen Füßen liegt,“ ſagte Marſa, die in den Saal trat. „Ueber Edelſteine und koſtbare Stoffe freuen ſich die Niedriggeborne und Niedriggeſinnten. Ein Weſen wie Du, von edler Abkunſt und von hoher Sinnesart betrachtet die größten Schätze als etwas, das ihm mit Recht gebührt; — nicht als einen erſtaunlichen Glücksfall. Jetzt aber kommt Ihr Alle und laßt uns unſere Kaiſerin ſchmücken. Nur noch drei Stunden und der Brautzug erſcheint und führt ſie zur Vermählungsfeier nach der Sta. Sophia und dann in den Conſtantiniſchen Pallaſt.“

Marſa ſchloß Eudoxia zärtlich in ihre Arme, führte ſie in die inneren Gemächer und ſprach:

„Wahrlich, das hat Promotus, mein Gemahl, nicht geahnt, als er Dich, die Tochter ſeines edeln Freundes, in unſer Haus brachte, daß Du ihn an ſeinem Todfeind rächen würdeſt, indem Deine Schönheit Rufins ſtolzen und theuerſten Plan durchkreuzt und ſeine Tochter von dem Platz verdrängt, den ſeine Unverſchämtheit erſtrebte.“

„Das iſt nun etwas, das mich ſehr freut!“ rief Eudoxia. „Wie ich nichts dazu gethan habe, um in Deine mütterliche Obhut zu kommen: ſo habe ich auch jetzt nichts thun können, um den Mann, der Dir mit Recht tief verhaßt iſt, gründlich zu demüthigen. Es iſt Gott ſelbſt, der dieſe Vergeltung herbeigeführt hat — und nie werde ich es vergeſſen, daß Dein Haus der Weg war, auf dem ich zum Thron des Kaiſers Arcadius gegangen bin.“

Nach einigen Stunden ſtand Eudoxia im ſtrahlenden Brautſchmuck, den ihre Schönheit überſtrahlte, an der Seite des Kaiſers in der prachtvollen Sta. Sophia, und der Patriarch Nectarius vollzog den Ritus, der dem Ehebund den Segen der Kirche gibt. Rafinus, als der erſte Großwürdenträger des Reiches, durfte nicht fehlen bei der heiligen Ceremonie. Er war ein ungewöhnlich ſchöner Mann, und in ſeiner großen, majeſtätiſchen Geſtalt lag eine gebietende Würde. Mit ruhiger Haltung wohnte er der Ceremonie bei und nicht einen Augenblick verlor er ſeine ſtolze Faſſung, obſchon er wußte, daß er der Gegenſtand des Hohns, der Neugier und der Schadenfreude für all die Tauſende ſei, welche ſich in dem Gotteshauſe zuſammendrängten. Er wollte Keinem die Befriedigung gönnen zu glauben, daß er ſich durch irgend ein Ereigniß gedemüthigt fühlen könne. In der That war es auch nicht dieſe Empfindung, die in ihm vorherrſchte. Ein Character, wie der ſeine, hält ſich dabei nicht auf. Je mehr man ihn unterdrücken mögte, deſto mehr treibt man ſeinen verwegenen Hochmuth hervor.

◆

Enttäuſchungen.

Eudoxia war die Gemahlin des Kaiſers Arcadius. Die erſten Tage, die erſten Wochen vergingen in der Berauſchung, welche dieſe neuen Verhältniſſe für ihre ſechszehn Jahre hatten.. Dann aber fing ſie an, ſich in dieſen Verhältniſſen umzuſchauen, und das geſchah nicht, ohne einige Tropfen Wermuth in den Becher ihrer Freuden zu miſchen. Arcadius liebte ſie mit der ausſchließlichen Liebe, die keiner Zweiten gilt; deſſen war ſie ſich vollkommen bewußt und vollkommen entſchloſſen, ſich dieſe Liebe zu bewahren. Warum denn aber war ſie nur ſeine Gemahlin und nicht Kaiſerin? Es war noch ein Ueberreſt der heidniſchen Weltanſchauung, die, weil ihr der eine Gott fehlte, ſich dafür eine Art von Stellvertreter in dem Herrſcher ſchuf und ihm quaſigöttliche Attribute beilegte. Alle Macht, alle Würde war in ihm geſammelt. Von ihm ging ſie wie ein Abglanz aus und auf diejenigen über, denen er für gut fand, ſie zu verleihen. Des Kaiſers Sohn war nur dann Auguſtus — des Kaiſers Gemahlin nur dann Auguſta, wenn er ihnen dieſen Titel verlieh. Und Arcadius hatte ihn nicht an Eudoxia gegeben! ſie hieß nur „Epiphanestate," die Alleredelſte. Dies war ihr um ſo empfindlicher, als ſie erfahren hatte, daß die Kaiſerbrüder nach dem Tode des Theodoſius ihre kleine Stiefſchweſter Galla Placidia zur Auguſta ernannt hatten; und nun vermählt ſich der Kaiſer des Morgenlandes und gibt ſeiner Gemahlin dieſen Titel nicht! — Und warum nicht? — Wer hielt ihn davon ab? — Was konnte ihn hindern? —

Sie kannte noch nicht die Feſſeln, in welche ſein ſchwacher und träger Character ihn ſchlug. Hätte er ſeiner Neigung folgen dürfen, ſo wäre der Titel Auguſta Eudoxia's Morgengabe geweſen; aber das gab Eutrop nicht zu.

„Etwas Geduld, o du mächtigſter Kaiſer!" ſagte er ſchmeichelnd. „Laß der alleredelſten Eudoxia Zeit, Dir einen Sohn und Nachfolger zu ſchenken. Dann erſt wäre ſie in den Augen Deiner Völker würdig, Kaiſerin zu ſein."

„Aber ich würde ſie ſchon jetzt gern mit dem Titel Auguſta ſchmücken," entgegnete Arcadius mißmuthig.

„Der Kaiſer iſt es ſeinen Völkern, iſt es dem ganzen Reiche ſchuldig, uns mit Nachkommenſchaft, mit einem Sohne zu beglücken,“ ſagte Eutrop mit großer Ehrfurcht.

„Was hat das mit dem Titel der Kaiſerin zu thun!“ rief Arcadius.

„O Herr, ſehr viel!“ verſetzte Eutrop lächelnd. „Ein Sohn, ein Nachfolger, iſt ein Unterpfand künftiger Ruhe des Reichs, iſt eine Schutzwehr gegen freche Beſtrebungen ehrgeiziger Thronräuber, iſt ein Band gegenſeitiger Anhänglichkeit bis in die fernſte Zeit hinab, iſt gleichſam eine Nothwendigkeit neben dem Thron des erhabenſten Kaiſers. Hätte die alleredelſte Eudoxia nun das Unglück — denn man muß auch inmitten des Glücks an traurige Möglichkeiten denken! — nicht Mutter eines Thronfolgers zu werden: ſo würde ſie leichter in das Privatleben zurücktreten, wenn ſie noch nicht zur Auguſta ernannt wurde. Deshalb wäre dies glückſelige Ereigniß auf jeden Fall abzuwarten.“

„Du biſt unſinnig zu wähnen, daß irgend etwas mich beſtimmen könnte, Eudoxia zu verſtoßen!“ rief Arcadius erregt.

„Auch der unüberwindliche Kaiſer des römiſchen Reichs im Morgenlande hat ſeine Pflichten gegen dieſes Reich,“ ſagte Eutrop mit großem Pathos.

Und dieſes Wort „Pflicht“, das für ihn ein leerer Schall war, genügte dem frommen Sinne des Kaiſers, um Eutrops Rath bezüglich der Titelverleihung vor der Hand zu befolgen.

Eutrop aber dachte minder daran, ob Eudoxia Mutter eines Sohnes werden — als ob ſie in ſeiner Hand gefügig wie der Kaiſer ſein würde, den er mit großen Worten einſchüchterte.

Rufin war keinesweges geſonnen, ſeinem glücklichen Nebenbuhler freie Hand zu laſſen. Er dürſtete nach Rache, nach einer großartigen, durchgreifenden Rache. Nicht der Günſtling — ſondern der Kaiſer ſelbſt ſollte ſie fühlen. Er knüpfte bei den Gothen heimliches Einverſtändniß zur Empörung an. Sie bildeten unter Feldherren ihrer Nation beſondere Abtheilungen im kaiſerlichen Heere und waren dieſen Feldherren viel anhänglicher und ergebener, als dem Kaiſer. Durch ſie wollte Rufin zum Purpur gelangen.

Aber Eutrop war wachſam. Seine Späher verloren Rufin keinen Augenblick aus dem Geſicht und der Verrath, den dieſer am Kaiſer üben wollte, umringte und umſtrickte ihn ſelbſt. Der gothiſche Heerführer Gaïnas, mit dem Rufinus im Einverſtändniſſe zu ſein wähnte, fand es zweckmäßiger, für diesmal auf des Kaiſers Seite zu ſtehen und im Bunde mit Eutrop zu handeln.

Gaïnas führte die gothiſchen Truppen aus dem

Abendlande zurück, wo Theodoſius mit ihnen kurz vor ſeinem Tode die Empörer Arbogaſt und Eugenius beſiegt hatte. Es war in Conſtantinopel üblich, daß der Kaiſer ſeinem ſiegreich heimkehrenden Heere entgegen gehe. Das geſchah auch jetzt. Im feſtlichen Zuge begab Arcadius ſich vom Hebdomonpallaſt zum goldenen Thore. Sein Hofſtaat umringte ihn, der Präfect des Prätoriums ging ihm zur Seite, ſtolzer und majeſtätiſcher denn je, ſtrahlend von kühner froher Hoffnung, deren Erfüllung er ſicher erwartete.

Als die Begrüßung des Kaiſers vorüber war, drängte ſich Gaïnas mit ſeiner Leibwache an Rufinus heran. Dieſer glaubte, ſie wollten ihn zum Kaiſer ausrufen — aber Gaïnas gab den Seinen ein verabredetes Zeichen und ſie tödteten ihn zu den Füßen des entſetzten Kaiſers.

Ungeſtraft war der Mord geblieben, den Rufinus an dem edlen Grafen Lucian beging; ungeſtraft blieb Rufins Mord, da Eutrop und Gaïnas dem Kaiſer deſſen hochverrätheriſchen Plan darlegten und auf das freudejauchzende Volk deuteten, welches ſie als Befreier begrüßte und mit unbeſchreiblichem Jubel den Untergang des verhaßten Mannes feierte. Der Kaiſer war einen Augenblick heftig erſchüttert. Dieſer Verräther, dieſer Ermordete war derſelbe Rufinus, dem ſein großer Vater einſt die Vormundſchaft des Arcadius und die Regierung des Morgenlandes anvertraut hatte — und ein Grauen überfiel ihn vor den Wechſelfällen des Lebens und vor der Unzuverläſſigkeit der Menſchen. Aber der Eindruck ging vorüber, ohne ihn auf die Nothwendigkeit weiſer Vorſicht hinzuführen.

Rufins Wittwe war von Schmerz gebrochen, ihren Gatten ſo zu verlieren. Er war Chriſt, wie ſo viele am Hof es waren: weil der Kaiſer es war. Daß ſeine Geſinnungen und Handlungen nur allzuſehr das Chriſtenthum verleugneten, wußte ſie; — und nun hatte er, ganz erfüllt von dieſen Geſinnungen, den Tod gefunden! — Der Aufenthalt in Conſtantinopel, wo ſein Andenken mit Fluch beladen war, wurde ihr unerträglich. Sie bat den Kaiſer um Erlaubniß, ſich nach Jeruſalem begeben zu dürfen. Paläſtina übte damals einen namenloſen Zauber über alle ernſten Gemüther, alle denkenden Geiſter, alle frommen Seelen aus. Es war etwas in der Luft der Zeit, was furchtbare Stürme, welterſchütternde Cataſtrophen ankündigte. Einige glaubten an eine heidniſche Prophezeihung, daß im Jahre 399 das Chriſtenthum untergehen werde. Andere beängſtigte der Verfall des Scepters in den Händen von zwei Unmündigen. Noch Andere die Zerfallenheit des Reiches den barbariſchen Völkern gegenüber, die aus der Erde zu wachſen ſchienen, und wie eine unaufhaltſam ſteigende Meeresflut über die Grenzen des Reiches quollen. Und wieder Andere beängſtigten die Mißſtände, welche Sektengeiſt und Häreſie, kaiſerliche Einflüſſe und weltliche Elemente in die Kirche hineingebracht hatten. Es war Niemand ruhig als zwei Claſſen von Menſchen: die Oberflächlichen, die ſich im Weltgenuß verloren, und die glaubensſtarken Seelen, die ſich in der Hand Gottes und am Fuße des Kreuzes ſicher wußten. Dieſe Letzteren führte ein mächtiger Drang nach Paläſtina zu den heiligen Stätten, die durch das Leben und Sterben des göttlichen Erlöſers für immer geweiht ſind. Trotz der unſäglichen Mühſale der Seereiſen, machten nicht blos Männer, ſondern auch vornehme, verwöhnte Frauen die Pilgerfahrt nach Paläſtina, und Manche von ihnen, angegriffen von der Macht heiliger Erinnerungen und von dem Frieden ſtiller Abgeſchiedenheit, blieben für immer dort und entſagten der Welt für den Umgang mit Gott. Zu dieſen gehörte die Wittwe des Rufinus und ſeine Tochter. Sie gründeten in Jeruſalem ein Spital für arme kranke Pilger und widmeten ſich allen Werken der chriſtlichen Nächſtenliebe.

In Conſtantinopel aber hörte man bald auf, Rufins Tod zu bejubeln, als man merkte, welchen Nachfolger er bekommen habe. Rufinus war doch ein

Mann voll Verſtand und Energie, voll Muth und Geſchicklichkeit geweſen. Er begriff doch ſeine Stellung, wußte ſich zu benehmen und zu reden, wie es ſich ziemte, wenn er bei öffentlichen Handlungen erſchien. Er vertrat doch das kaiſerliche Anſehen, die Würde des Reiches. Aber Eutrop! Alle Schattenſeiten Rufins und keine einzige ſeiner Lichtſeiten waren in ihm zu finden. Man haßte ihn nicht nur wegen ſeiner Habgier, Ungerechtigkeit und Feilheit; man verachtete ihn auch wegen ſeiner brutalen Eitelkeit und gänzlichen Unfähigkeit zu dem ſchweren Geſchäft der Regierung des Reiches.

Niemand haßte ihn mehr, als Eudoxia. Trotz ihrer großen Jugend hatte ſie ſtarke Anwandlungen von Herrſcherlaunen. Sie ſelbſt hätte gern ſtatt Arcadius die Zügel der Regierung geführt. Sie fühlte ſich gedemüthigt für den Kaiſer, verletzt für den Gemahl, beleidigt für ſich, durch die unwürdige tyranniſche Herrſchaft des Günſtlings, der von einer Stufe der Ehren zur andern ſtieg und in dem Reichthum ſchwelgte, den er durch tauſend Frevel ſich erwarb. Eutrop ſah nur zu gut ein, daß ſein Anſehen in dem Augenblicke ſchwinden werde, wo Eudoxia vom Kaiſer zu den Regierungsgeſchäften zugelaſſen und ſomit zum Uebergewicht gelangen würde. Je mehr ſie dahin ſtrebte, deſto befliſſener war er, ſie zurückzudrängen. Sein ſtärkſtes Argument gegen jede Einmiſchung von ihrer Seite war: daß das Reich bei den ſchwierigen Zeitläuften, ringsum bedroht von kriegeriſchen, eroberungsdurſtigen Völkern, gar nicht genug tüchtige und muthige Männer an der Spitze haben könne. Dies war ganz richtig. Da er aber den Kaiſer Arcadius zu dem falſchen Schluß zu bringen wußte: Eutrop ſei der Mann, der jene Eigenſchaften genügend beſitze, ſo blieb der Günſtling feſt in ſeiner bevorzugten Stellung.

Um ſich nach einer andern Seite hin als Kaiſerin zu fühlen, lebte Eudoxia in grenzenloſer Verſchwendung. Was nur an koſtbaren Edelſteinen aufzutreiben war, wollte ſie, mußte ſie beſitzen. Es waren aber in Conſtantinopel manche Damen aus alten, reichen Familien, die außerordentlich ſchöne Diamanten beſaßen und gar nicht geneigt waren, ſich von Eudoxia verdunkeln zu laſſen. Sie wetteiferten lieber mit ihr und trieben ſie dadurch zu geſteigerter Verſchwendung. Die gönnte ihr Eutrop! So große Summen Eudoxia verlangen mogte — immer ſtellte er ſie ihr zur Verfügung, und ſo war ſie genöthigt, ihn, trotz ihrer Abneigung, nützlich zu finden. Aber ſie weinte zuweilen vor Zorn. So traf Marſa ſie einſt. Ein prächtiges Diadem von Diamanten lag funkelnd in einem zierlichen Käſtchen auf dem Tiſch und Eudoxia betrachtete es mit ſtrömenden Thränen.

„Du weinſt bei dem Anblicke dieſer Edelſteine!“ rief Marſa, nahm den herrlichen Schmuck aus dem Käſtchen und wollte ihn auf Eudoxia's blonde Lockenfülle legen. Doch dieſe machte eine abwehrende Bewegung und rief lebhaft erregt:

„Es iſt nicht das Diadem der Kaiſerin! . . . . alles Andere freut mich nicht!“

„Doch, meine Tochter, doch! gib der Vernunft Gehör,“ ſagte Marſa begütigend. „Jenes wird Dir mit der Zeit nicht fehlen. Freue Dich einſtweilen über dieſes. Es hat auch ſeinen Werth . . . . beſonders den: Deine ſchöne Stirn zu ſchmücken. Und ſieh nur, wie das gearbeitet und zuſammengeſetzt iſt: Roſen von Rubinen und die Blätter — Smaragd und das feine Gezweige — Diamanten! Das iſt etwas wunderbar Herrliches. Schau' nur her!“

Mit thränenfeuchten Augen betrachtete Eudoxia den Schmuck.

„Nun wollen wir ihn Dir anlegen!“ rief Marſa.

„Dann müßte das Haar anders geordnet werden . . . . und dazu bin ich nicht aufgelegt,“ entgegnete Eudoxia zögernd.

„Das wird Dich zerſtreuen, meine Tochter, und angenehme Zerſtreuung iſt Dir nothwendig,“ ſagte Marſa ſchmeichelnd. Und ohne Eudoxia's Antwort abzuwarten, klatſchte ſie in die Hände und berief einige dienende Frauen, beſonders die, deren Amt es war, den glänzend polirten Silberſpiegel der Herrin vorzuhalten.

Für einen Augenblick war Eudoxia getröſtet, denn ihr Stolz trat hinter ihrer befriedigten Eitelkeit zurück — um jedoch bald wieder die Oberhand zu gewinnen.

Dann kam Kummer anderer Art. Sie wurde Mutter einer Tochter — und dann abermals einer Tochter. Bei der Geburt des erſten Kindes hatte ſie gehofft, das Ziel ihrer Wünſche, den Titel Auguſta, zu erreichen. Aber nein! Arcadius — oder vielmehr Eutrop! — blieb unbeweglich; nur ließ er die Hoffnung durchſchimmern, daß dies bei der Geburt eines Sohnes geſchehen könne. Allein ſtatt des erſehnten Sohnes kam eine zweite Tochter auf die Welt. Eudoxia begrüßte ſie traurig und gedemüthigt. Sie ahnte nicht, daß auf dieſem Kinde — dem einzigen in der ganzen Nachkommenſchaft — der Geiſt des großen Theodoſius ruhen werde. Dies Kind war Pulcheria, die Heilige im Purpur. Doch es war kein Sohn! —

◆

Eutrop.

In dem Pallaſt des Patriarchen von Conſtantinopel befanden ſich in einem entlegenen, ſehr einfachen Zimmer zwei Geiſtliche. Der eine war jung; der andere hatte kein Alter. Die ſchmächtige, faſt gebrechliche Geſtalt, die feinen Züge, das dunkle tiefeingeſunkene Auge machten es ungewiß, ob Krankheit oder die Jahre ihn zum Greiſe gemacht. Wenn er ſchwieg, mußte man ihn für ungemein ſchwach und hinfällig halten. Wenn er ſprach, kam ein wunderbar kräftiges Leben in Blick und Ton, Ausdruck und Haltung. Jetzt ſprach er zu dem jungen Geiſtlichen, der in Ehrfurcht vor ihm ſtand:

„Gehe zu ihm, Serapion, und ſage ihm genau Alles, was ich Dir aufgetragen habe: ich ließ ihn bitten, anflehen, warnen, dies grauſame Geſetz zurückzunehmen. Er würde mir noch einſt ſelbſt für meine Bitte Dank ſagen; — wenn nicht jetzt, ſo doch gewiß in ſeiner Todesſtunde. Sag' ihm das."

„Ich werde es ſagen, heiliger Vater; aber zürne nicht dem Boten, wenn Deine Botſchaft kein Gehör finden ſollte," erwiederte Serapion.

„Sollte ich ſo ungerecht ſein, mein Sohn? Nein! der Erfolg ſteht bei Gott. Doch wir müſſen das unſere thun, um Unmenſchliches zu verhüten, ſo weit es in unſerer Macht ſteht."

Es war der Patriarch Johannes, mit dem Beinamen, der ſein gewöhnlicher Name geworden iſt — Chryſoſtomus, Goldmund, welcher ſeinen Diacon Serapion an den Conſul Eutrop ſendete. Denn dies Jahr, das letzte des Jahrhunderts, hatte der Welt die Ungeheuerlichkeit gebracht, einen Sclaven, der ſeine Jugend als Stallknecht und ſeine ſpätern Jahre als Haarkräusler verlebte, und der ſich nie anders als durch Untugenden auszeichnete, unter den Nachfolgern des Fabius und der Scipionen zu ſehen. In Rom wurde er aber nicht anerkannt. Der Senat verwarf ihn und die Annalen der Republik führten für dieſes Jahr nur einen Conſul, Mallius Theodorus, auf. Eutrop tröſtete ſich über dies Mißgeſchick. Für Conſtantinopel war er Conſul, ſeine Bildſäule prangte auf dem Forum und wurde, vervielfältigt durch Erzguß, in die Provinzen entſendet, und Rang und Würde eines Patrizius ſicherten ihm für die Zukunft eine hohe Stellung. Merkwürdiger Weiſe war Eutrop es geweſen, der den frommen Prieſter und berühmten Prediger Johannes Chryſoſtomus aus deſſen Vaterſtadt Antiochien auf den Patriarchenſitz berufen hatte. Der Ruf ſeines heiligen Wandels und ſeiner ſeltenen Geiſtesgaben war längſt nach Conſtantinopel gedrungen; das Volk verlangte ihn, der gutgeſinnte Theil des Clerus erſehnte ihn; Alle kamen überein, daß ein ſo hochbegabter Mann der Reſidenz zur Ehre und Zierde gereichen werde; und Eutrop, herzlich froh, ſich durch die Erfüllung eines allgemeinen Wunſches ſo leicht Dank erwerben zu können, hatte den Kaiſer vor etwa zwei Jahren unſchwer zu dieſer Berufung bewogen. Er rechnete auf die Art von Dankbarkeit, wie niedrige Seelen ſie verſtehen; nämlich auf blinde Ergebenheit. Der Patriarch dankte ihm nach der Art der großen Seelen: er ſagte ihm die Wahrheit. Der ganze Hof, die ganze Stadt haßte und fürchtete Eutrop — und unterwarf ſich ihm. Eudoxia haßte und fürchtete ihn, ohne ſich zu unterwerfen. Der Patriarch that nichts von dem Allen, ſondern ſuchte ihn vom Böſen zurückzuhalten, wo ſich ihm die Gelegenheit dazu bot. Er wußte, wie gefährlich die Weltluſt ſei, die von dieſem Throne der unumſchränkten Schwäche herabwehte; — wie hätte ein Eutrop ſich frei von Schwindel in ihr halten können!

Lange mußte Serapion warten, bis er dazu gelangte, Zutritt bei dem Conſul zu erhalten, der zugleich Staats-, Kriegs- und Haus-Miniſter war — drei Aemter, die jedes für ſich einen tüchtigen Mann erfordert hätten. Die Vorzimmer waren mit Menſchen überfüllt, welche ihr Dienſt, oder öffentliche Angelegenheiten, oder perſönliche Anliegen herführten. Möglichſt ſchnell, möglichſt reich zu werden: dies war der Leitſtern Derjenigen, die durch Eutrop ihr Glück zu machen ſuchten. Màn wurde es am leichteſten als Statthalter der Provinzen des Reiches, deren Bewohner wehrlos gegen die Erpreſſungen eines Proconſuls waren. Das wußten aber nicht nur die Aſpiranten; — das wußte auch Eutrop. Deshalb hatte er die römiſchen Provinzen vom Balkan bis zum Tigris wie ein Makler taxirt, und wer eine Statthalterſchaft erhalten wollte, mußte an Eutrop einen verhältnißmäßigen Preis zahlen. Er nahm Alles an! wer nicht mit Gold zahlte, konnte doch ſein Landhaus oder die Juwelen ſeiner Frau — verſteht ſich nur für die kleinen, minder einträglichen Prpvinzen, hergeben. Für den Reichthum Phrygiens, Syriens, Egyptens waren freilich ganz andere Summen nothwendig.

Ein ſolcher Bewerber wurde eben von dem allmächtigen Günſtling entlaſſen, deſſen breite, ſchwammige Geſtalt ſich in überladen reichen Gewändern höchſt unvortheilhaft ausnahm und an einen großen buntfarbigen Pilz erinnerte. Man hätte ſie lächerlich finden können, wenn nicht das Antlitz, das über ihr ſich erhob, abſchreckend geweſen wäre — mehr noch durch den Ausdruck von Gemeinheit, als durch die Häßlichkeit der Züge. Auf den fahlen Wangen lag glänzendes Roſenroth und die grauen Augenbraunen, mit ſchwarzer Farbe getränkt, ſtanden hart wie Stacheln über zwei Augen voll Hinterliſt und Bosheit.

„Du wirſt begreifen, mein werther Euſtathes, daß Dein Vorſchlag unannehmbar iſt,“ ſagte er geringſchätzend zu einem Manne von vornehmer Herkunft, der ſeine Vermögensumſtände zu verbeſſern ſuchte.

„Die Provinz iſt ſo klein!“ entgegnete der Bewerber.

„Iſt ſie für Deine Thätigkeit zu klein, ſo kann ich Dir Paphlagonien vorſchlagen,“ ſagte Eutrop hämiſch.

„Lydien iſt der Reſidenz des glorreichen Kaiſers näher .... und hat ein milderes Clima als das rauhe Paphlagonien, erlauchter Eutropius“ .... —

„Und hat zwei Goldgruben, die Städte Sardis und Smyrna, werther Euſtathes! Alle Provinzen Joniens, Bythinien, Lydien, Carien — alle! ſind wahrlich Juwelen des Reichs, die man nicht verſchleudern darf. Iſt es Dir alſo nicht genehm, dem Reichsſchatz Dein Landgütchen bei Cyzicus für die Statthalterſchaft von Lydien abzutreten: ſo muß ich ſehr bedauern, Deine Familienſorgen nicht erleichtern zu können."

Eutrop ſprach in ſo kaltem und harten Tone, daß der Bewerber einſah, hier ſei nichts Anderes mehr, als Ja oder Nein zu ſagen.

„So ſei es denn,!" ſprach er mit Ueberwindung. „Mein Landgut bei Cyzicus iſt das Letzte, das mir von meinem väterlichen Erbe übrig blieb, und es wird mir ſchwer, mich davon zu trennen. Auch ſind die Einkünfte nicht ſo gering, wie Du, erlauchter Eutropius, zu glauben ſcheinſt" .... —

„So begnüge Dich mit ihnen!" ſagte Eutrop hochfahrend.

„Das kann ich nicht; denn meine Frau braucht viel .... und ich muß an die Zukunft meiner Söhne denken. Ich nehme alſo Deinen Vorſchlag an."

„Und ich werde Dich benachrichtigen laſſen, wenn unſer Geſchäft zum Abſchluß kommen wird," entgegnete Eutrop und wendete ſich, unmerklich grüßend, vom künftigen Proconſul von Lydien ab.

Während dieſer ſich entfernte, meldete ein Diener, daß der Diacon Serapion ſchon ſeit drei Stunden mit einem Auftrag des Patriarchen auf eine Audienz warte. Froh ſeines guten Maklergeſchäfts, ließ Eutrop den Serapion vor, ging ihm entgegen und ſagte:

„Eine Botſchaft vom Patriarchen, unſerm heiligen Vater, iſt mir ſtets willkommen und würde allen andern vorgehen, wenn ich nicht wichtige Nachrichten vom Heer empfangen hätte. Ueberdies bin ich beſtändig mit Geſchäften beladen und von Bittſtellern gequält. Worin beſteht alſo die Botſchaft des frommen Johannes?“

„Er läßt Dich flehentlich bitten, erlauchter Herr, das Geſetz zurückzunehmen, welches das Aſylrecht der Kirche aufhebt.“

„Der Kaiſer hat es erlaſſen,“ erwiederte Eutrop eiſig; — „da iſt nichts zu ändern.“

„Deine Fürſprache vermag es,“ ſagte Serapion flehend.

„Es iſt eine nothwendige Maßregel. Dieſer Schutz für Verbrecher muß aufhören.“

„Ja, Herr! ... ſobald der Schutz für Unſchuldige, für Wittwen und Waiſen irgend eine andere Sicherſtellung gefunden hat. Aber in unſeren vielfach betrübten, wilden Zeiten, voll Feindſchaft und Verfolgungsſucht, iſt das Aſylrecht der Kirche eine namenloſe Barmherzigkeit; — nicht nur für den Verfolgten, ſondern auch für den Verfolger, indem er Zeit zur Ueberlegung bekommt, — nicht blos für den Schwachen, ſondern auch für den Starken gegen den noch Stärkeren.“

„All dieſer Lärm iſt ja nur durch Pentadia erhoben!“ rief Eutrop.

„Meinſt Du Pentadia, die edle Wittwe des Timaſius?“ fragte Serapion erſtaunt.

„Wen ſonſt? ſie haßt mich. Timaſius war ein Hochverräther“ .... —

„Das war er nicht! Balbus, dem er ſein volles Vertrauen ſchenkte, war ein Judas, ein falſcher Ankläger.“

„Großer Irrthum, Freund Serapion! was ich ſage, iſt das Richtige. Timaſius verdiente den Tod; er wurde aus großer Milde nur in eine Wüſte Afrika's verbannt ... wo er freilich umkam; denn man iſt dort nicht minder ſterblich als hier. Pentadia floh in eine Kirche ... lächerlich! ſie war ſo wenig bedroht, daß der erhabene Kaiſer das ganze Vermögen des Timaſius ihr ließ! Aber ſie haßt mich! ſie hat das Gerücht ausgeſprengt, ich weiß es! — ich ſei der Urheber des Geſetzes gegen das Aſylrecht; ich könne nicht verſchmerzen, daß ſie damals gerettet worden und im Beſitz des Vermögens geblieben ſei; ich wolle einen Riegel vorſchieben, damit dergleichen nicht wieder geſchehe. Ja, ja, Weiber ſind rachſüchtig.“

„Ich kann nicht leugnen, daß jene Gerüchte im Umlauf ſind, erlauchter Eutrop. Mehr noch! mein ehrwürdiger Vater Johannes hat mich ausdrücklich beauftragt, ſie Dir mitzutheilen, damit Du erfahren mögeſt, daß ſich die allgemeine Stimme ſcharf gegen das Geſetz ausſpricht. Allein die edle Pentadia hat gewiß nicht ſolche Gerüchte ausgeſtreut; denn ſie lebt nur für ihren Beruf, ſo daß Alles, was außerhalb ihrer Zelle, des Gotteshauſes und der Hütten der Armuth vorgeht, ſie nicht berührt.“

„Und der Patriarch wähnt, ich würde wegen jener Gerüchte das Geſetz aufheben?“ rief Eutrop höhniſch.

„Nein, Herr! ſondern wegen der chriſtlichen Barmherzigkeit,“ ſagte Serapion ruhig. „Schließe nicht die letzte Freiſtatt gegen einen Verfolgten ab.“

„Niemand wählt dieſe Zuflucht, der ſich nicht ſchuldig eines Verbrechens fühlt.“

„Iſt es ein Verbrechen, mächtige Feinde zu haben?“

„Du redeſt, als ob die Welt nur von Unſchuldigen und Unglücklichen bevölkert ſei.“

„Sie iſt es nicht, erlauchter Eutrop; aber gerade dieſen, und mögen ſie auch nur in der Minderzahl ſein, gebührt Rückſicht und Schutz — und ſelbſt der Verbrecher darf nicht in blinder Wuth hingemordet werden! ein leidenſchaftsloſer Richterſpruch überweiſe ihn der gerechten Strafe.“

„Jedes Wort in dieſer Sache iſt unnütz. Das Geſetz gegen das Aſylrecht der Kirche iſt gegeben und bekannt gemacht. Es wäre eine Verhöhnung der Geſetzgebung, wenn man es widerrufen wollte. Vermelde alſo dem ehrwürdigen Patriarchen meinen Reſpect und mein Bedauern.“

„O Herr! er hat mich beauftragt, fußfällig Dich um Gnade anzuflehen .... Dich zu erinnern, barmherzig zu ſein, damit Du dereinſt Barmherzigkeit finden mögeſt!“ rief Serapion.

„Ich bin ein viel zu guter Chriſt, mein ſehr frommer Serapion, um mich nicht mit Vertrauen vor meinen dereinſtigen Richter zu ſtellen,“ ſagte Eutrop mit Salbung, klatſchte in die Hände und fragte den eintretenden Diener: „Wer iſt an der Reihe zur Audienz?“

„Ein Bote vom Feldherrn, erlauchter Eutrop.“

„Und der wird mir nicht ſogleich gemeldet? und man läßt mich meine koſtbare Zeit vergeuden, um Klatſchereien anzuhören, die von alten Weibern ausgehen? ... Herein der Bote!“ —

Serapion hatte ſich zurückgezogen; aber er vernahm noch dieſen Ausbruch von Eutrops Zorn, und als er an dem Boten vom Kriegsſchauplatz vorüberging, bemerkte er deſſen verſtörte Miene, maß ſie der Furcht bei, vor dem zürnenden Machthaber erſcheinen zu müſſen und ſagte freundlich:

„Sei ruhig! das gilt mir, nicht Dir!“

„Ich glaub' es! meine Botſchaft wird ihn aber nicht beſänftigen,“ erwiederte leiſe der Mann und ging dahin, woher Serapion kam.

* * *

Eudoxia's Kummer.

Sie war allein in ihrem Zimmer. Sie ſaß auf einem niedrigen Ruhebett, hatte den Arm auf das Knie geſtützt, die Stirn auf die Hand und ſah ſtarr zu Boden. Eine leichte Bewegung der Fußſpitze verrieth zuweilen etwas Ungeduld; aber ſie ſaß da tief in ihre Gedanken verſunken, und all ihr Leben ſchien ſich nach Innen geſammelt zu haben. Sie war von wunderbarer Schönheit, die ſich eben zur vollkommenen Blüthe entfaltete. Alles ſtrahlte an ihr: das blaue Augenpaar, die weiche Fülle der blonden Locken, das Lächeln, der friſche Farbenſchmelz der Jugend, die hohe, ſchlanke Geſtalt. Poeten nannten ſie einen verkörperten Sonnenſtrahl. Und dieſe Schönheit hatte neben der Regelmäßigkeit eines Marmorbildes, den feinſten Ausdruck und die anmuthigſte Bewegung, eine gewinnende Freundlichkeit und eine gebietende Hoheit.

Es war, als ob ſie eben bei ſich ſelbſt all ihre Vorzüge überlegt habe, denn plötzlich richtete ſie ſich hoch auf, ſchüttelte ihre blonden Locken von der Stirn zurück und ſagte halblaut: Und ich bin nicht Kaiſerin!! — Sie erhob ſich von ihrem Sitz und wandelte durch das prächtige Gemach, deſſen Marmorwände mit ſeidenen Tapeten verhängt waren und deſſen Marmorfußboden ein perſiſcher Teppich bedeckte, ſo daß eine Koſtbarkeit die andere verbarg. Das Geſtell der Ruhebetten — die man heutzutage Chaiſelongue nennen würde — und der Seſſel war von Elfenbein und die Polſter waren bezogen mit ſchwerem, buntblumigen Seidenſtoff aus den berühmten Webereien von Damascus und Antiochien. Der Fuß der Tiſche war von Bronce, in den verſchiedenſten, geſchmackvollſten Formen; die Platte von ſeltenem Holz oder Marmor mit zierlicher Auslegung von Metall oder bunten Steinen. In durchbrochenen ſilbernen Rauchfäſſern glimmte fortwährend der Weihrauch und ſtieg in kleinen bläulichen, geſchlängelten Wölkchen, duftend im feinſten Arom, aus den Oeffnungen des Deckels. Auf einem Tiſch lag Eudoxia's Schreibgeräth: Tafeln von Wachs in verſchiedener Größe, die ſtatt des Papiers — goldene Griffel, die ſtatt der Feder dienten; auf einem andern Tiſch ſtanden Büchſen und Käſtchen mit Wohlgerüchen, um die Rauchfäſſer zu nähren.

Eudoxia war an all' die Pracht gewöhnt. Sie beachtete es nicht; viel weniger erfreute es ſie. Sie verſank wieder in ihre Gedanken, und in der lautloſen Stille, die ſie umgab, war nichts vernehmbar, als das leichte Rieſeln ihres lichtblauen Seidenkleides, das in weichen breiten Falten mit einem goldgeſtickten Saum über den Teppich ſchleifte. Zuweilen nahm ſie im Vorübergehen aus einem offenen Käſtchen ein Balſam- oder Storaxkügelchen und warf es in eines der Rauchfäſſer.

Die Zeit verging. Müde ließ ſich Eudoxia auf einen Seſſel ſinken und ſeufzte: Und ich bin nicht Kaiſerin!! — Dieſer Gedanke verſchlang jeden andern.

Da hob eins der Fräulein, die ſich beſtändig, unter einander abwechſelnd, in Eudoxia's Nähe befanden, den Thürvorhang auf und meldete:

„Amantius iſt zurückgekehrt.“

„Endlich!“ rief Eudoxia und als er eintrat und das Knie vor ihr beugte, ſetzte ſie hinzu: „Du biſt ſo lange ausgeblieben, als hätteſt Du große Mühe gehabt Dich zu verſtändigen.“

„Du riethest recht, hohe Herrin,“ entgegnete Amantius, während ſich Eudoxia auf ihrem Ruhebett niederließ und ihn erwartungsvoll anſah.

„Nun alſo?“ fragte ſie geſpannt.

„Dein Vorſchlag, Alleredelſte, iſt mit demüthigem Dank für Deine Theilnahme . . . abgelehnt.“

„Amantius!“ ſagte Eudoxia mit drohendem Ton, und ihr Auge wurde noch größer vor zürnender Ueberraſchung.

„Ich wagte es vorher zu ſagen, edelſte Herrin.“

„Aber warum? . . . aber das iſt ja ganz unbegreiflich! . . . Wirklich abgelehnt, Amantius?“

„Aeußerſt demüthig und äußerſt entſchieden.“

„Dann haſt Du meinen Auftrag ſchlecht ausgerichtet! . . . Und ich zählte auf Dich! und ich vertraute Dir! . . . und nicht einmal das bringſt Du zu Stande. Auf wen darf ich rechnen, wenn nicht auf Dich und Deine Treue!“

„Immer auf meine Treue, edle Herrin,“ ſagte Amantius mit tiefer Ehrfurcht und ließ ſich vor Eudoxia auf ein Knie nieder; „aber Du mußt mir in Gnaden vergeben, daß ich dieſen Widerſtand nicht zu brechen verſuchte.“

„Aber weshalb nicht . . . . wenn ich es will und wenn Du ein treuer Diener zu ſein behaupteſt!“ rief Eudoxia heftig. Dann ſetzte ſie raſch hinzu: „Erzähle den Hergang, damit ich ihn verſtehen könne.“

„Es währte ziemlich lange, bevor die edle Olympia mich vorließ,“ begann Amantius.

„Wurde ihr nicht geſagt, daß Du einen Auftrag von mir hätteſt?“ unterbrach ihn Eudoxia.

„Dir iſt vielleicht unbekannt, Allerедelſte, daß Olympia in ihrem Hauſe ein kleines Spital eingerichtet hat, wo ſie arme Kranke verpflegt. Einer derſelben lag in der Agonie und ſie wollte ihn nicht verlaſſen.“

„Ach! das war recht!“ rief Eudoxia beſänftigt.

„Ich hatte alle Zeit, mir das Haus in ſeiner jetzigen Einſamkeit und Stille zu betrachten, welches in früheren Jahren, als Aniſius Secundus es bewohnte, das glänzendſte in Conſtantinopel war,“ ſagte Amantius, „denn die edle Olympia hat kaum die nothwendigſte Dienerſchaft behalten können, ſo beſchränkt iſt ſie in ihren Einkünften. Um den Armen mehr geben zu können, ſchickte ſie faſt alle ihre Leute auf ihre Güter, wo deren Unterhalt weniger koſtet. Einſam war es im innern Hof und unter dem Portikus. Einſam in der Vorhalle. Hätte der grämliche Thürhüter an der äußern Pforte mir nicht geſagt, ich möge nur weiter und weiter gehen, ſo würde ich mich nicht getraut haben in dieſe Abgeſchiedenheit einzudringen. Nun betrat ich die Zimmer und hörte mit einer gewiſſen Befriedigung das Geklapper eines Webſtuhles, denn es verkündete die Nähe menſchlicher Weſen. Ich ging durch eine Reihe von Zimmern, welche andeuteten, daß ſie einſt prächtig eingerichtet waren, deren Wände von Cedernholz-Getäfel oder von Marmor die ſchönſten Incruſtationen zeigten, jetzt aber einen ſchneidenden Gegenſatz zu dem gänzlichen Mangel an Geräthſchaften, an Teppichen, an Vorhängen, bildeten. Endlich erreichte ich das Gemach mit dem Webſtuhl, an welchem eine ältere Frau beſchäftigt war, während ein junges Mädchen ein Kleidungsſtück von demſelben Wollenſtoff anfertigte, den jene webte. Ich mogte wohl mein Erſtaunen nicht unterdrücken, im Vorzimmer der Herrin ein Handwerk betrieben zu ſehen, welches man gewöhnlich in die letzten Räume der Dienerſchaft verlegt; denn nachdem die Weberin zu dem jungen Mädchen geſagt hatte:

„Geh, Theone, und melde den Kämmerling der alleredelſten Eudoxia;“ — wendete ſie ſich zu mir und ſprach wie Jemand, dem es ein Bedürfniß iſt, über ungewöhnliche Dinge ſein Herz auszuſchütten.

„Ja, ſo weit ſind wir gekommen! dahin hat es die Verfolgung gebracht! In den Räumen, wo Aniſius Secundus ein fürſtliches Leben führte, wo ſeine einzige Tochter und Erbin mit Nebridius ihrem Gemahl, ſo lebte, wie es ſich ziemt für den Abkömmling ſo großer Herren — herrſcht jetzt die Dürftigkeit, über welche Du mit Recht erſtaunſt, denn eine ſolche Behandlung einer vornehmen Frau hat Conſtantinopel noch nicht geſehen. Immer neue Quälereien, neue Chicanen! — Erſt das Vermögen unter fremde Verwaltung geſtellt .... dann die Einkünfte bis auf die Hälfte herabgeſetzt .... dann mehr und immer mehr beſchränkt, ſo daß, wie Du ſiehſt, die Einrichtung des Hauſes zu Geld gemacht werden mußte, da meine edle Gebieterin lieber alles Andere, als ihr kleines Spital aufgeben wollte .... und jetzt die Beſchränkung ihrer perſönlichen Freiheit, ſo daß ſie kein Gotteshaus beſuchen darf .... iſt das nicht über alle Maßen empörend?"

„Ja! über die Maßen!" rief Eudoxia. „Aber Derjenige, deſſen Frechheit vor der Gemahlin des Kaiſers nicht zurückſcheut, wird alle andere Frauen mißhandeln. Erzähle weiter."

„Ich fragte," fuhr Amantius fort, „wie die edle Olympia die Verfolgung ertrage."

„O Herr!" antwortete die gute Dienerin, „der irdiſchen Abſtammung nach iſt ſie eine Tochter großer und ſehr großer Herren, denn Olympia, die Königin von Perſien, war die Schweſter des Aniſius Secundus; — aber dem Geiſt nach iſt ſie eine Tochter Gottes, d. h. eine willige Kreuzträgerin. Aus Liebe zu ihm unterwirft ſie ſich mit großer Geduld jeder Trübſal, denn ſie ſagt, daß Gott ihr dieſe Prüfungen ſchicke und daß ſie ihr folglich heilſam ſein müßten. Außer den Bedrückungen des Conſuls Eutropius und den ebenſo peinlichen Bewerbungen des Feldherrn Elpidius — hat ſie auch noch den Tadel ihrer ganzen Verwandtſchaft zu ertragen. Alles macht ihr Vorwürfe, Alles dringt auf eine zweite Vermählung, Alles ſchilt ſie verkehrt, eigenwillig, thöricht, daß ſie lieber eine ausgeplünderte, mißhandelte Gefangene, als die Gemahlin des Elpidius ſein will."

„In der That .... das iſt merkwürdig!" unterbrach Eudoxia die Erzählung ihres Kämmerlings. „Ich wußte nicht, daß die Bedrückung auf der einen Seite und die Ergebung auf der andern ſo weit gehe. Um ſo unbegreiflicher iſt es aber, daß ſie meinen Vorſchlag ablehnt. Nun, kamſt Du endlich zu ihr?"

„Theone kehrte zurück," fuhr Amantius fort, „und brachte die Antwort ihrer Herrin, ich müſſe entweder warten bis dieſelbe das Sterbebett verlaſſen könne, oder an einem andern Tage wiederkommen. Ich wählte das Erſtere um ſo mehr, als beide Frauen mir ſagten, ein Todesfall ſei etwas Alltägliches in dem kleinen Spital, weil es die ſchwerſten Kranken aufnehme, bei deren Agonie die edle Olympia ſtets ausharre. Ich blieb alſo und hörte mit großer Theilnahme alles, was die gute Weberin von der edlen Olympia zu erzählen hatte — und das war nicht wenig, da ſie mit deren Mutter in das Haus des Aniſius Secundus gekommen war. Jedes Wort bezeugte, daß ein ganz himmliſcher Sinn, eine ganz ideale Richtung ſich früh in Olympia entwickelten, obſchon ihr Vater in der vollen Weltlichkeit des Heidenthums lebte und ſtarb — und ihre Mutter, die ſie früh verlor, erſt auf dem Todbett ſich taufen ließ.“

„Iſt es wahr, daß die Schweſter des abſcheulichen Rufinus Olympia erzog?“ fragte Eudoxia.

„Das nicht, alleredelſte Frau,“ entgegnete Amantius. „Nach der Erzählung meiner geſprächigen Weberin war Aniſius Secundus ein kluger, verſtändiger Mann, der es mit ſeinem Kinde wahrhaft gut meinte, und mit vielen frommen Chriſten, ſogar mit Biſchöfen, in Verbindung ſtand. Einen derſelben bat er um eine chriſtliche Frau, die im Stande ſei, bei der zweijährigen Olympia Mutterſtelle zu vertreten; und der Biſchof, gerührt von dieſem Vertrauen eines Heiden, gab ihm ſeine eigene Schweſter, Theodoſia, ein gottſeliges Weſen, in deren Obhut das Kind ſo ſicher wie am Mutterherzen geborgen war. Während hier in dieſen Gemächern, ſagte die Erzählerin, glänzende Gaſtmähler ſtatt fanden und Beſuche vornehmer Weltleute kein Ende nahmen, bewohnte Theodoſia mit der kleinen Olympia die ſtillen Zimmer im Hinterhof, den die Armen, die Krüppel, die Kranken, kurz das menſchliche Elend, betreten durfte und pflanzte Mitleid und thätiges Erbarmen mit ſo großem Jammer in die junge Seele. Rufins Schweſter, Sylvia, die ſich bei der Chriſtenverfolgung durch die Arianer zur Zeit des Kaiſer Valens heldenmüthig der Verfolgten angenommen, ſie beherbergt, verſteckt, gepflegt hatte — Sylvia war eine Freundin Theodoſiens; und ſo hatte Olympia auch deren Beiſpiel vor Augen."

„Daß ein Rufin und eine Sylvia Zweige eines und deſſelben Stammes ſein können!" rief Eudoxia.

„Wildling und edle Frucht, o Herrin!" ſagte Amantius.

„Er war doch Chriſt," entgegnete ſie.

„Wer war es nicht im Pallaſt des großen Theodoſius?" fragte Amantius. „Als ſich die Kaiſer zum Chriſtenthum bekannten, flutete die Strömung der Welt in die Kirche hinein und . . . . blieb Welt.

„Eutrop iſt Chriſt — warum nicht auch Rufin!" ſagte Eudoxia bitter. „Uebrigens wünſchte ich Olympia früher gekannt zu haben. Aber als Gemahlin des Nebridius beſuchte ſie nie Marſa's Haus."

Amantius überhörte die letzte Bemerkung und erzählte weiter.

„Meine Berichterſtatterin ſagte: Als Aniſius Secundus ſtarb, glaubten wir Alle, daß ſich die edle Olympia dem jungfräulichen Leben weihen werde; allein ihr Vormund Procopius, der damals Präſect von Conſtantinopel und bei Jedermann im höchſten Anſehen war, drang ſo lebhaft und mit ſo väterlicher Wärme und Autorität auf ihre Vermählung mit dem edeln vortrefflichen Nebridius, daß ſie ſich gegen den Gehorſam zu verfehlen fürchtete, wenn ſie ihren Willen dem ſeinen vorziehe. So ward ſie die Gemahlin des Nebridius; aber ach! . . . nach anderthalb Jahren — deſſen Wittwe. Und nun, da ſie frei und ihr eigener Herr war, hielt nichts mehr ſie zurück, ſich ausſchließlich der Liebe und dem Dienſt Jeſu Chriſti zu widmen, und bei achtzehn Jahren ſagte ſie auf ewig der Welt und ihren Freuden Lebewohl. Die drei erſten Jahre verſtrichen in Ruhe und Frieden, und ſie hatte kein anderes Kreuz als ihre zarte Geſundheit, welche durch das ungewohnte rauhe Leben, das ſie zu ihrer Abtödtung führte, ungemein litt und ſie häufig auf's Krankenlager warf. Aber in den letzten drei Jahren ſind die Kreuze auf ſie eingeſtürmt. Die fromme Theodoſia ſtarb ....

und Olympia iſt jetzt kaum etwas anderes, als eine arme Sclavin im Hauſe ihrer Väter."

„Welche Standhaftigkeit!" rief Eudoxia.

„Endlich kam eine Dienerin, die mich zur edlen Olympia geleitete," fuhr Amantius fort. „In einem ſehr einfach eingerichteten Zimmer empfing ſie mich" . . . —

„Wie ſieht ſie aus?" fragte Eudoxia geſpannt.

„Es ziemt mir nicht, meinen Blick auf die hohe Frau zu richten, um ihre Schönheit zu prüfen," ſagte Amantius ernſt. „Sie trug ein Kleid von dem groben, dunkelbraunen Wollenſtoff, den ich auf dem Webſtuhl geſehen hatte und den auch ihre Dienerinnen trugen — und gütig in Blick und Ton fragte ſie nach meiner Botſchaft. Ich richtete ſie aus . . . . genau ſo, wie Du ſie mir auftrugſt, alleredelſte Frau: Es müßten ſich alle Diejenigen vereinigen, die unter der grauſamen Bedrückung des Conſul Eutropius litten und einen gemeinſamen Schrei nach Gerechtigkeit zum Cäſar-Auguſtus erheben. Je lauter, je vielſtimmiger — deſto ſicherer - ſei der Sturz des böſen Günſtlings."

„Ruhig hörte die edle Olympia mir zu; aber als ich zu Ende war, antwortete ſie ſanft und feſt:

„Wenn es ſich nicht um mich handelte, wenn ich hoffen dürfte, irgend ein unterdrücktes Weſen zu retten, ſo würde ich nicht zögern die Gerechtigkeit des Cäſar-Auguſtus anzurufen. Doch für meine armſelige Perſon iſt mir das wirklich nicht möglich.“

„Findeſt Du es nicht erlaubt, der Ungerechtigkeit zu wehren, wenn wir es vermögen, gleichviel wo ſie uns begegnet?“ fragte ich.

„Wiſſen wir denn, ob das, was wir in Beziehung auf uns ungerecht nennen, nicht in der Hand Gottes eine höhere, eine verborgene Gerechtigkeit iſt?“ fragte ſie zurück.

„Ich ſchwieg einen Augenblick, weil ich auf eine ſo ſchlichte Demuth nicht zu antworten wußte; aber ich durfte deinen Auftrag ſo leicht nicht ablehnen laſſen und ſagte:

„Nun wohlan! Bei Deinem Hochſinn wird es Dir nicht ſchwer werden, Dich und Dein Geſchick aus den Augen zu verlieren. Klage über die Unbilden, welche Dich treffen, als ob ſie einer andern Perſon widerführen.“

„Das ſind Spitzfindigkeiten! ich bin gewöhnt, einfach zu Werk zu gehen,“ ſagte ſie gelaſſen.

„Ich will Dir nicht verhehlen,“ ſprach ich weiter, „daß die alleredelſte Eudoxia einen großen Werth auf Deine Zuſtimmung legt. Der Cäſar-Auguſtus kennt nicht im vollen Umfang die Mißhandlung, welche Du erduldeſt, und Niemand kann ihn darüber aufklären, als Du allein, weil Eutropius jedes andere Zeugniß Lüge und Verleumdung nennen würde. Erfährt er, was Eutrop ſich gegen etwas ſo Ehrwürdiges, wie eine edle, ſchutz- und wehrloſe Frau iſt, erlaubt, ſo wird ſich ſein ganzes Gemüth gegen den Günſtling empören und ſeinen Sturz ſichern.“

„Und womit wird er enden .... dieſer Sturz?“ fragte ſie.

„Das liegt in der Hand des Cäſar-Auguſtus, der großmüthig wie immer ſein wird,“ ſagte ich.

„Aber Eutropius hat Feinde,“ ſprach ſie weiter, „ja, die ganze Bevölkerung der Stadt .... des Reichs, mögt' ich ſagen, iſt ihm feindlich geſinnt .... die Einen haſſen, die Andern verachten ihn. Glaubſt Du, daß dieſer allgemeine Abſcheu nicht zu einem andern Reſultat drängen und die kaiſerliche Großmuth überfluten werde?“

Da ich dies ſehr beſtimmt glaube, ſo verſtummte ich abermals, und ſie ſagte ſanft und entſchieden:

„Du wirſt begreifen, daß ich daran keinen Theil haben mögte .... und das iſt der zweite Grund, weshalb ich auf den Vorſchlag der alleredelſten Eudoxia nicht eingehen kann.“

„Du biſt alſo entſchloſſen, in einer Gefangenſchaft zu verharren, welche Dir ſogar den Kirchenbeſuch verſagt, ſo lange es Eutrop gefällt?“ fragte ich, um ſie zu erregen.

„O nein!“ erwiederte ſie lächelnd, „wohl aber ſo lange es Gott gefällt.“

„Damit war denn freilich das letzte Wort in dieſer Sache geſagt. Sie trug mir auf, Dir ihren Dank für Deine Theilnahme zu Füßen zu legen und Dich zu bitten, Elpidius auf andere Gedanken zu bringen. „Nicht meinetwegen,“ ſetzte ſie hinzu, wie Jemand der niemals klagt, „ſondern ſeinetwegen.“ — Und dann entließ ſie mich.“

„Ich meine, Du hätteſt mehr ſagen, mehr auf ſie eindringen ſollen, Amantius,“ ſagte Eudoxia verſtimmt. „War das wirklich Euer ganzes Geſpräch, ſo war es von Deiner Seite ſehr dürftig.“

„Gern gebe ich das zu, o Herrin,“ ſagte Amantius, indem er ſich wieder auf ein Knie niederließ. „Aber was konnte ich einer Frau ſagen, welche in den einfachſten Worten mit ſchlagenden Gründen ſich ausſprach — und dabei in aller Freundlichkeit ſo erhaben ausſah, daß ich nicht ein Wort mehr wagte, als ſie geſtattete.“

„Es iſt gut, Amantius,“ entgegnete Eudoxia; „biſt Du auch nicht immer ſehr geſchickt, ſo biſt Du doch treu und kannſt ſchweigen. Es verſteht ſich, daß Du über dies Alles ſchweigſt. Uebrigens aber werde ich auch ohne Olympia zum Ziel kommen — und das ſoll mir deſto lieber ſein.“

„Herrin!“ ſagte Amantius noch immer knieend, „Du biſt nicht mit mir zufrieden und haſt Recht. Alſo ſtrafe mich“ .... —

„Du biſt ein Thor, meine Worte ſo ernſt zu nehmen,‘ unterbrach ihn Eudoxia. „Was vermagſt Du gegen eine fanatiſch fromme Frau!“

„Wenn Du mir erlauben wollteſt, eine Pilgerfahrt in’s heilige Land zu machen, ſo würde ich ſie im Geiſt der aufrichtigſten Buße antreten und vielleicht etwas gebeſſert zurückkehren.“

„Oder auch gar nicht zurückkehren, ſondern in Jeruſalem bleiben, bei den Mönchen am Oelberg — oder in Bethlehem im Kloſter des frommen und gelehrten Hieronymus .... und mit ihm die heiligen Schriften ſtudiren: das würde geſchehen!“ erwiederte Eudoxia freundlich. „Nein, Amantius, dieſe Erlaubniß gebe ich Dir nie .... Du weißt es! ich habe ſie Dir ſchon einmal verſagt. Den Gedanken gib alſo gründlich auf. Ob Du vor Gott nöthig haſt Dich zu beſſern, weiß ich nicht. Für mich genügt es, daß Du bleibſt wie Du biſt.“

„Alleredelſte Eudoxia,“ ſprach eine junge Stimme außerhalb des Thürvorhangs.

„Komm herein, Gunild .... was haſt Du zu melden?“ ſagte Eudoxia.

Ein junges ſchönes Mädchen von ungemein ſtolzer Haltung trat ein und ſprach mit fremdländiſchem Accent:

„Es iſt ein Bote meines Vaters gekommen, um zu fragen, wann Du befiehlſt den Feldherrn zu ſprechen.“

„Iſt Dein Vater in der Stadt?“ fragte Eudoxia erſtaunt.

„Ich weiß es nicht, Herrin,“ ſagte Gunild.

„Geh, Amantius, und frage Du ſelbſt den Boten,“ ſprach Eudoxia. „Sollte Gaïnas wirklich hier ſein, ſo komme er ſogleich; denn nur etwas ſehr Wichtiges könnte ihn beſtimmt haben, das Heer in Theſſalien zu verlaſſen.“

Amantius gehorchte.

„Komm her, Gunild,“ ſagte Eudoxia liebreich und ließ das junge Mädchen zu ihren Füßen auf einem Polſter ſitzen. „Sprich, wie ſteht es mit Dir?“

„Ich denke, recht gut,“ entgegnete Gunild.

„Haſt Du Dich entſchloſſen, Dich unterrichten zu laſſen?“

„Das doch nicht, meine Herrin.“

„Und Du wagſt zu ſagen, es ſtehe gut mit Dir, während Du ungehorſam und irrgläubig biſt,“ rief Eudoxia heftig.

„Wenn ich ſage gut, ſo verſtehe ich darunter feſt,“ erwiederte Gunild ruhig.

„Undankbares Herz!“ rief Eudoxia empört.

„Nein, ich bin nicht undankbar, o Herrin! aber ich kann nicht anders ſprechen, als ich denke. Und deshalb wollte ich Dich bitten … mich zu meinem Vater zurückzuſchicken.“

„Der Platz eines fünfzehnjährigen vornehmen Fräuleins iſt nicht im Feldlager, Gunild. Weil Dein Vater faſt immer im Dienſte des Cäſar-Auguſtus bei dem Heere ſein muß, habe ich Dich zu mir genommen und Du lebſt mit meinen Edeldamen. Was fehlt Dir hier?“

„Mein Volk und die Freiheit!“ rief Gunild.

„Kleine Barbarin!“ ſagte Eudoxia lächelnd.

„O laß mich fort!“ bat Gunild; „nicht in's Feldlager will ich … o nein! laß mich meine Heimath, die waldigen Ufer der Donau wiederſehen!“

Männerſchritte nahten. Amantius trat ein, öffnete den Vorhang und ſagte leiſe:

„Herrin, der Bote iſt er ſelbſt.“

Eine hohe Geſtalt in der Kleidung eines gemeinen Soldaten ſtand auf der Schwelle.

„Mein Vater!“ rief Gunild, ſprang auf und eilte auf ihn zu. Aber der Krieger machte eine abwehrende Bewegung und Eudoxia ſagte ſchnell:

„Geh' zu meinen Kindern, Gunild“ — und dentete auf eine Thür, welche dem großen Eingange gegenüber lag. Kaum hatte Gunild ſich entfernt, ſo winkte Eudoxia den Feldherrn der Gothen zu ſich heran und ſagte mit gedämpfter bewegter Stimme:

„Es muß ein großes Unheil oder ein großer Glücksfall ſein, der Dich ſo herführt, edler Gaïnas.“

„Leo iſt todt, edle Herrin,“ ſagte Gaïnas ruhig.

„Ha!“ rief Eudoxia mit unterdrückter Freude und lehnte ſich auf die Polſter zurück, als ob ihr eine ſchwere Wucht abgenommen ſei. Jetzt müſſen wir handeln! Weiß es der Cäſar-Auguſtus?“

Gaïnas zuckte ſchweigend die Schultern.

„Wie ſtarb der Elende?“ fragte ſie haſtig.

„Aus bleicher Furcht. Er ſetzte mit ſeiner Heeresabtheilung über den Hellespont und harrte rathlos und ſchreckenvoll, was Tribigild beginnen — ob er ſich nach Jonien oder nach Syrien wenden werde. In der Angſt der Unfähigkeit und der geſpannten Erwartung fand er den Tod. Jonien iſt ohne Zweifel eine leichte Beute Tribigilds.“

„Du wirſt es ſchützen, edler Gaïnas, wirſt Conſtantinopel und den Thron ſchirmen,“ entgegnete Eudoxia ſchmeichelnd.

„Den Cäſar-Auguſtus — ja! und Dich, hohe Herrin, mit Deinen Kindern — ja! Aber einen

Thron, auf deſſen Stufen Eutrop den Kaiſer ſpielt — nein!“ erwiederte der ſtolze Gothe. „Nachdem ich das morgenländiſche Reich von der grauſamen Bedrückung Rufins befreite, habe ich vier Jahre lang zuſehen müſſen, wie alle Ehren, Würden und Reichthümer des Staates auf Rufins erbärmlichen Nachfolger übergingen, während ich mißtrauiſch behandelt und karg belohnt, das blieb, was ich war — Feldherr der Gothen. So lange Eutrop am Ruder iſt, laſſe ich die Dinge gehen, wie ſie wollen. Möge Tribigild Jonien nehmen, möge er Conſtantinopel nehmen! Dann führe ich Dich und den Kaiſer zu meinem Heere nach Theſſalien .... da ſeid Ihr ſicher! Eutrop aber ſehe zu, wie er das Reich rette und Tribigild beſiege. Soll ich gegen Tribigild mich wenden, ſoll ich überhaupt handelnd auftreten: ſo muß Eutrop verſchwinden.“

„Er ſoll verſchwinden!“ ſagte Eudoxia entſchloſſen. „Es iſt genug der Schmach.“

* * *

Eine Botſchaft.

Das Gemach, in welchem Olympia den Amantius empfangen hatte, war nur ein Beſuchzimmer und nicht das, welches ſie bewohnte. Es war noch einigermaßen ſo eingerichtet, wie man es in der Welt gewohnt war, weil Olympia den Verwandten, die ſie zuweilen beſuchten, nicht zumuthen mogte, ihr Zimmer zu betreten, das ſtatt der Fußteppiche eine grobe Strohmatte — und ſtatt der bequem gepolſterten Seſſel und Ruhebetten, Stühle von geflochtenem Rohr hatte. Sie hatte ſich auf die äußerſte Nothdurft des Lebens beſchränkt, um im Stande zu ſein, wenigſtens das einzige Werk der Barmherzigkeit zu üben, das ihr in ihrer Beſchränkung und Gefangenſchaft noch möglich war: die Pflege einiger Kranken. Sie hatte in den Räumen, welche früher ein Theil ihrer Dienerſchaft bewohnte, ein kleines Spital eingerichtet und in deſſen Nähe lag ihr Zimmer.

Dahin kehrte Olympia zurück, nachdem ſie Amantius entlaſſen hatte. Sie nahm aus einem Kiſtchen feine Leinwand und nähte emſig daran, denn es waren Altartücher, die ſie an arme Kirchen verſchenkte. Früher gab ſie ihnen die reichſten Altargeräthſchaften; jetzt ſchlichtes Linnen; aber immer dieſelbe zärtliche Liebe.

Sie war eine ungemein edle und liebliche Erſcheinung. Von Kindheit an hatte ſie, mitten im Glanze der äußern Verhältniſſe, den Schmerz gekannt und das Kreuz getragen. Alles, woran ihr junges Herz ſich anlehnte — ſtarb dahin: die Mutter erſt; dann der Vater — um den ſie zweifach trauerte, weil ihm das Licht des Chriſtenthums nicht aufgegangen war; dann der Gemahl, dem ſie demüthig zugethan — weil er ihr Gemahl, und liebreich und gütig für ſie war; dann die treue Erzieherin ihrer Jugend: ſo daß ſie bei achtzehn Jahren vollkommen allein ſtand. Und nicht blos äußerlich! Die Welt begriff nicht dieſe junge Wittwe, die durch Schönheit und Reichthum glänzen konnte — und die allen Glanz verſchmähte. Die Welt hätte dieſe Zurückgezogenheit leichter begriffen, wenn ſie aus Olympia's untröſtlicher Trauer um Nebridius hervorgegangen wäre; — aber jetzt? Die

Welt iſt wie eine eitle Frau: ſie hält ſich für unübertrefflich ſchön und für unwiderſtehlich reizend; gibt Jemand ihr zu verſtehen, daß dem nicht ſo ſei, ſo ſpürt ſie einen Anflug von Empfindlichkeit — und zeigt es. Allein Olympia ließ ſich durch keine Mißbilligung, durch keinen directen und indirecten Tadel, durch keine Bitten und durch keine Vorwürfe von dem Wege abbringen, den ſie als den ihren erkannt hatte. Sie war ein zurückhaltender, entſchloſſener Character. Iſt ein ſolcher klar in ſich und über ſich: ſo ſteht er feſt und geht er weit. Olympia kannte genug die Welt und ihren bethörenden Einfluß, um nicht die gefährliche Stellung einer achtzehnjährigen, kinderloſen Wittwe einzuſehen; — kannte genug die Ueppigkeit des Lebens ſo vieler Frauen, um nicht den Rückſchluß auf ſich ſelbſt zu machen: was ihnen begegnet, kann auch mir begegnen, wenn ich nicht die Gefahren des Weges meide. Dabei blieb ſie. Aber nicht ſtarr; denn in ihrem Herzen war eine unausſprechliche Liebesfülle und in ihrer Seele eine ganz ideale Richtung, welche ihr andere Intereſſen, andere Freuden, andere Genüſſe, andere Ziele zeigten und anboten; — ſie liebte Chriſtus in ſeiner Kirche; ſie liebte die Kirche als das Paradies der erlöſten Menſchheit hienieden. Sie lebte für das, was ſie liebte. — So war Olympia — unter den herrlichen Frauen des chriſtlichen Alterthums der herrlichſten Eine; — kein Gebilde der Phantaſie.

Es dämmerte bereits in dem kleinen Gemach, das nach orientaliſcher Art kein anderes Licht empfing als durch die geöffnete Thür; denn Oberlichter hatten nur die großen Gemächer, die herrſchaftlichen Zimmer. Dieſe Thüre ging in einen engen, inneren Hof, der mit bunten, gebrannten Steinen gepflaſtert war, und in deſſen Mitte ein kleiner Springbrunnen plätſcherte. Olympia ließ das Linnentuch auf ihren Schooß ſinken und die Hände auf die Arbeit, und ihre ſchönen dunkeln Augen ruhten auf dem tanzenden Waſſerſtrahl mit einem Ausdruck von ſanfter Melancholie, dieſem Schatten, welche die Dinge des Lebens auf ihre Seele warfen. Sie vernahm nicht ein leichtes Geräuſch im Hof und plötzlich ſtand eine Frauengeſtalt in der Thür, die ihren Schleier zurückwarf und fragte:

„Biſt Du die edle Olympia?“

Theone folgte ihr auf dem Fuß und ſagte:

„Verzeih’, o Herrin! die Dame ließ ſich nicht abweiſen, obſchon ich ihr ſagte, es ſei nicht Deine Gewohnheit, zu ſo ſpäter Stunde Beſuch anzunehmen. Sie kam in geſchloſſener Sänfte“ .... —

„Bringe uns eine Lampe, Theone,“ ſagte Olympia; und dann zu der Fremden: „Wer biſt Du und was wünſcheſt Du von mir?“

„Ich bin von der alleredelſten Eudoxia zu Dir geſendet und heiße Gunild. Ich ſoll Dir ſagen, der Sturz des Mannes, der Dich quält, ſei unvermeidlich. Deine Klage bei dem Cäſar-Auguſtus würde ihn nicht ſtürzen; aber ſie würde mehr Gewicht haben, als manche andere."

„Wer biſt Du," fragte Olympia erſtaunt, „daß Du ſo jung noch und eine Fremde, wie Deine Sprache verräth, mit einer ſolchen Botſchaft des Vertrauens zu mir geſendet wirſt?"

„Da mein Vater in den Plan der edelſten Eudoxia eingeweiht iſt, ſchien es ihr paſſend, Niemand ſonſt, als ſeiner Tochter dieſen Auftrag zu geben. Mein Vater aber iſt Gaïnas, der Feldherr der gothiſchen Legion . . . . und fremd bin ich freilich ſehr in dieſem Lande und unter dieſem griechiſchen Volk."

„Armes Kind!" ſagte Olympia mitleidig.

„Nein, das nicht!" verſetzte Gunild ſtolz, „die Tochter meines Vaters iſt kein armes Kind. Du aber, Du ſcheinſt mir wohl recht arm zu ſein, denn Dein ſchöner Pallaſt iſt leer und verödet und dies Zimmer kaum bewohnbar für eine geringe Dienerin."

„Es geht mir wie Dir," entgegnete Olympia mit ſanftem Lächeln: „die Tochter meines Vaters iſt nicht arm."

Theone hatte eine Lampe von Thon gebracht und auf den Tiſch geſetzt.

„Ja,“ ſprach Gunild, „ich weiß, daß Du eigentlich ſehr reich biſt, denn am Hof ſpricht man oft von Dir, weil man Deine Vermählung mit Elpidius wünſcht. Doch für den Augenblick biſt Du doch ſehr arm! ... eine Lampe von Thon haben nur ganz arme Leute! und deshalb wirſt Du das Deine thun, nicht wahr? um Dich von Deinem Peiniger zu befreien.“

„Vor einigen Stunden habe ich dem Kämmerling Amantius meine Antwort gegeben,“ ſagte Olympia.

„Aber eine unbefriedigende, denn ſonſt wäre ich nicht hier!“ rief Gunild.

„Meinſt Du, daß die Geſinnung mit den Stunden wechſele?“ fragte Olympia.

Es erging Gunilden wie Amantius: ſie verſtummte. Nach einer Pauſe ſagte ſie zögernd:

„Aus meinem Auftrage zu ſchließen, könnte ſich Dein Standpunkt in dieſer Sache jetzt verändert haben.“

„Nicht weſentlich .... und deshalb bleibe ich bei meiner Antwort. Es werden genug und übergenug Klagen und Zeugen ſich erheben, deren Wort ebenſoviel gilt, als das meine.“

„Du biſt ſehr großmüthig,“ entgegnete Gunild fragend, ... „oder ſehr ſtolz.“

„Das weiß ich nicht,“ ſagte Olympia; „allein ich weiß, daß geſchrieben ſteht: Liebet die, welche euch haſſen und verfolgen; — und ich weiß“ … — aber ſie ſchwieg plötzlich.

„Warum ſchweigſt Du! laß mich Deine Gründe wiſſen!“ rief Gunild bittend.

„Du biſt Gothin …. folglich Arianerin?“ fragte Olympia.

„Gothin und Arianerin,“ ſagte Gunild ſtolz.

„So würdeſt Du den letzten Grund doch nicht verſtehen; denn die Chriſtusliebe, die den Verfolger nicht haßt, entſpringt aus dem Chriſtenglauben … — und den haſt Du nicht.“

„Den habe ich nicht,“ ſagte Gunild ernſt; „aber Eudoxia hat ihn …. und denkt und handelt doch ganz anders wie Du.“

„Ein Jeder von uns hat dereinſt über die eigenen Handlungen Rechenſchaft abzulegen …. nicht über fremde. Daher dürfen wir das, was Andere thun, ebenſowenig richten, als es unbedingt zu unſerer Richtſchnur machen,“ entgegnete Olympia mild. „Eudoxia thut das, was ſie verantworten zu können glaubt; deshalb wird ſie mir gern dieſelbe Freiheit der Ueberzeugung gönnen.“

„Ach! warum kommſt Du nie an den Hof?“ rief Gunild. „Verwandte von Dir gehen mit vielen andern Damen bei der Herrin aus und ein. Du aber erſcheinſt nie.“

„Ich führe ſeit dem Tode meines Gemahls das ſtille zurückgezogene Leben der Wittwe, wie es eben für mich ſich ſchickt. Ueberdas bin ich ſeit drei Jahren in der Ungnade des Cäſar-Auguſtus. Und endlich . . . wie würde ſich mein Kleid ausnehmen zwiſchen Euren goldgeſtickten Gewändern!"

„Seltſam . . . . aber ſchön!" rief Gunild. „Ich weiß nicht, wie es kommt . . . mir iſt zum Weinen, hier bei Dir."

„Das thut mir leid," ſagte Olympia freundlich.

„Mir nicht, edle Frau, mir nicht," entgegnete Gunild und ihre Augen ſchimmerten von Thränen. „Ich muß nun fort . . . . aber ich danke Dir."

„Wofür? Du haſt doch meine Antwort richtig verſtanden?" fragte Olympia.

„Ich danke Dir, daß Du biſt wie Du biſt," ſagte Gunild und ſah ſich ringsum das arme kleine Zimmer genau an. „In den goldenen Sälen des Hebdomon und des Conſtantiniſchen Pallaſtes werde ich Dich nie vergeſſen. Aber ſei unbeſorgt! Deine Antwort hab' ich gut verſtanden und werde ſie pünktlich ausrichten."

Sie ſtand auf und ging in den kleinen Hof. Olympia folgte ihr, um ſie zu dem Ausgange zu geleiten, der ſich durch einen Portikus, wo Theone wartete, dem Vorderbau anſchloß. Der Hof war hell vom Mondſchein, deſſen Licht die beweglichen

Waſſertropfen des Springbrunnens in bunte, zerſchmelzende Edelſteine verwandelte, während die Sterne groß und golden friedlich von ihrer ſtillen Höhe herabſchauten.

„Die Geſtirne ſind Deine Fackelträger und die Elemente Deine Candelaber,“ ſagte Gunild. „Lebewohl, Du ſelige Seele.“

Theone erſchien und mit ihr verſchwand Gunild. Olympia ging nicht in ihr Zimmer zurück, ſondern nach einer ſtillen Kammer, wo die Leiche Desjenigen ſtand, deſſen Todeskampf ſie getröſtet hatte. Da wachte ſie im Gebet für ihn, bis der Morgen graute und bis eine ihrer Frauen kam und ſie ablöſte.

* * *

Regierungsſorgen.

Eutrop hatte ſeinen Staatsrath verſammelt, der ebenſo rathlos wie er ſelbſt war, denn er beſtand aus Leuten, die ihm an Bildung, Einſicht und Herkunft gleich waren. Oſius, ein freigelaſſener ſpaniſcher Koch, ſtand in großer Gunſt bei dem Conſul; jetzt aber drückte Eutrop auch dieſem ſein Mißvergnügen aus, weil Oſius ſich beharrlich weigerte, an Leo's Stelle den Befehl jener Truppen zu übernehmen, welche Tribigilds kriegeriſchen Aufruhr beſiegen oder ihn wenigſtens auf Kleinaſien beſchränken ſollten.

„Dem Conſul geziemt es, an die Spitze des Heeres ſich zu ſtellen,“ behauptete Oſius. „So war es Sitte in der römiſchen Republik bis auf Bauton und Rufin, bis auf Promotus und Timaſius herab: Conſul und Feldherr gehören zuſammen und zeugen für Weisheit und Tapferkeit in einer Perſon.

Es wäre nicht klug, wenn Du, erlauchter Eutrop, in einem ſo bedenklichen Augenblicke Zweifel an Deiner Tapferkeit aufkommen laſſen wollteſt.“

„Albernes Gerede! wer würde wagen das auszuſprengen!“ erwiederte Eutrop mürriſch. „Daß ich unter ſo kritiſchen Verhältniſſen nicht die geheiligte Perſon des Cäſar-Auguſtus verlaſſen darf, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt, und es gehört Deine unerhörte Beſchränktheit dazu, um einen ſolchen Vorſchlag zu machen.“

„Muß denn aber Leo durchaus einen Nachfolger von hier aus haben?“ fragte Marcellus, ein anderer von Eutrops Günſtlingen. „Könnte man nicht die Truppen ruhig den Unterfeldherren überlaſſen .... oder einen derſelben zum Oberbefehlshaber machen?“

„Das wäre freilich am einfachſten .... wenn man nur vor Meuterei ſicher wäre, ſobald Einer das ganze Heer in die Hand bekommt,“ murmelte Eutrop. „Ein Oberbefehlshaber muß ein ganz zuverläſſiger Mann ſein. Wen weißt Du als ſolchen zu nennen .... außer Dich ſelbſt!“

„Wie wäre es, wenn man Leo's Tod hier verheimlichte und den Truppen den Befehl zugehen ließe, um jeden Preis Tribigilds Uebergang über den Hellespont zu wehren?“ fragte Oſius ſinnend.

„Den Befehl zu geben, wäre ſehr leicht,“ bemerkte Marcellus ſpöttiſch; „aber wer ſorgt dafür, daß ihn die Truppen ausführen — ohne Oberbefehlshaber!“

„Verheimlichen würde ich dennoch die Sache,“ ſagte Oſius; — „dem Cäſar-Auguſtus auf die einfachſte Weiſe .... indem man ſie ihm verſchweigt und etwaige andere Nachrichten Lügen nennt. Da Eudoxia ihm grollt, wird ihm ohnehin Niemand die Wahrheit mittheilen.“

„Aber dem Volk!“ rief Eutrop; — „es kommen täglich Hunderte von Nachen von Jonien herüber, wo Leo's Tod ohne Zweifel allbekannt iſt. Wie ſoll man verhindern, daß ſich die Nachricht in der Stadt verbreite, und die Bevölkerung in Schrecken ſetze! Könnte man gleich einen Oberbefehlshaber zum Heere entſenden, ſo wäre das die beſte Beruhigung — umſomehr, als die allgemeine Stimme unſerm vortrefflichen Leo nicht günſtig war .... ja ſogar ihn verhöhnte. Es würde alſo ganz leicht ſein, ſich durch ein Paar kleine glückliche Treffen in die Gunſt des Volkes zu ſetzen; .... aber Ihr Memmen fürchtet den Tribigild und das Feldlager und die Schlacht .... und Ihr zieht es vor, das Reich in Aufruhr und Meuterei untergehen zu laſſen.“

„Wir folgen Deinem Beiſpiel, Erlauchter,“ ſagte Marcellus mit tiefem Ernſt.

„Das Volk müßte mit andern Gedanken beſchäftigt, müßte durch irgend ein neues Schauſpiel im Circus oder im Theater zerſtreut werden," nahm Oſius wieder das Wort. „Auf die Weiſe vergißt es mit Freuden Leo, Tribigild und Alles, was Du willſt."

„Die Spiele koſten Geld .... und der Schatz iſt leer," murrte Eutrop.

„Ganz leer doch wohl nicht! ich ſprach Euſtathes. Er vertraute mir, daß er mit ſeinem herrlichen Landgute bei Cyzicus die Statthalterſchaft von Lydien erkauft habe."

„Ein Landgut in Jonien hat in dieſem Augenblicke ſo gut wie gar keinen Werth," entgegnete Eutrop mit Geringſchätzung.

„Freilich nicht um es zu verkaufen; aber Du kannſt es ja verpfänden. Es ſind reiche Juden aus Alexandrien hier. Verpfände ihnen das Landgut .... und nimm es ſpäter zurück, wenn die Juden heimkehren, und wenn ſie hier durch tauſend Kniffe und Ränke ſich dermaßen mit Gold gemäſtet haben, daß Du wahrlich nicht nöthig haſt, das Pfand auszulöſen."

Dieſer Vorſchlag hatte Eutrops ganzen Beifall, und heimlich beſchloß er ihn auszuführen — nicht für den öffentlichen Schatz, aber für ſeine Privatcaſſe. Er antwortete:

„Ich kann nicht ſo ſchnell ein neues lockendes Schauſpiel erſinden und darſtellen laſſen .... dazu gehören Vorbereitungen — und die Zeit drängt.“

„Ich weiß etwas, das wenig Vorbereitungen erheiſcht und ſehr lockend ſein wird!“ rief der Koch.

„Haſt Du vielleicht eine Speiſe erfunden, die aus Luſt zubereitet wird?“ fragte der Conſul.

„Ich würde ſämmtliche öffentliche Tänzerinnen der Stadt im großen Circus verſammeln und tanzen laſſen — was ſie wollen, wie ſie wollen .... und das Volk ſtürmt den Circus, iſt toll vor Freude und ſpricht von nichts Anderm.“

„Wie viel Tänzerinnen zählt die Stadt?“ fragte Eutrop.

„In Rom ſind dreitauſend,“ ſagte Marcellus. „Einer meiner Freunde, der von dort kam, wußte genau ihre Zahl anzugeben. Wir werden alſo doch wohl hier zweitauſend haben.“

„Was nur zweitauſend!“ rief Eutrop wüthend. „So weit ſtehen wir hinter Rom zurück? ... So wenig ſorgt man hier für dieſe ſo ungemein nützliche Claſſe von Geſchöpfen, die durch ihr bischen Singen und Springen die Menſchheit unterhalten und erheitern? ... Um ein Drittheil ſollte Rom uns übertreffen? ... Welche Schmach!“

„Vielleicht iſt Marcellus ungenau berichtet,“ ſagte Oſius begütigend. „Mögen es aber auch nur zweitauſend ſein und Du verſammelſt ſie alle im großen Circus — dazu die Flöten- und Zitherſpielerinnen ... auf mein Wort! der Circus iſt überfüllter, als bei dem beliebteſten Wagenrennen, denn ſo etwas wäre ganz neu!“

„Und wahrhaftig nicht übel!“ ſetzte Eutrop hinzu. „Nur müßte man die Ankündigung dieſes Schauſpiels in verſchleierten Ausdrücken machen.“

„Ha, du fürchteſt, der Präfect von Conſtantinopel werde im Namen der verletzten Sittlichkeit Einſprache thun?“

„Kaum — ſobald ich ihn von meiner Abſicht unterrichtete! Er wird dann ſicherlich nicht verſchmähen, ſich unter den Zuſchauern zu befinden; denn ſeine Gaſtmahle ſind ſtets durch ganze Banden von Tänzerinnen und Flötenſpielerinnen — und zwar von der ausgelaſſenſten Sorte — erheitert. Aber wenn der Goldmund es erführe .... wenn er ſeine Kanzel beſtiege .... das Volk warnte, fanatiſirte, die Zuſtände in Jonien enthüllte .... das könnte üble Folgen haben.“

„Dreiviertel der Bevölkerung läuft dennoch in den Circus!“ betheuerte Oſius.

„Wir wollen es verſuchen,“ verſetzte Eutrop. „Man kann ja ganz kurz ein neues Schauſpiel ankündigen. Das reizt vielleicht am Meiſten die Neugier .... und alle Spannung wendet ſich von

Tribigild und dem Kriegsſchauplatz ab und dem Circus zu.“

Während Eutrop ſeine Anſchläge machte, führten Andere die ihren aus. In früher Morgenſtunde wurde Gaïnas bei dem Kaiſer gemeldet. Arcadius war nicht wenig erſtaunt, ſeinen Feldherrn in Conſtantinopel und in der Tracht eines gemeinen Kriegers zu ſehen. Bevor er ſeiner Verwunderung Worte geben konnte, verfiel er in eine zweite, denn Gaïnas ſprach mit tiefer Niedergeſchlagenheit, indem er das Knie beugte.

„Heil Dir, o unüberwindlicher Kaiſer! und mögeſt Du es immer bleiben.“

„Bringſt Du mir unerfreuliche Nachrichten aus Thracien oder Theſſalien? .... Ueberſchwemmen die Horden der wilden Hunnen unſere Grenzen?“ fragte Arcadius wie Jemand, der bereits an dergleichen Nachrichten gewöhnt iſt.

„Thracien und Theſſalien ſind ruhig, denn ich bin dort,“ entgegnete Gaïnas, „und nicht von den Hunnen wird zunächſt Dein Thron bedroht.“

„Von Tribigild denn?“ fragte der Kaiſer ſchnell.

„Von Tribigild .... und ſehr ernſt.“

„Iſt Leo geſchlagen? Elpidius ſprach von ſchlimmen Gerüchten, die im Umlauf wären. Doch ſeitdem hörte ich nichts aus Jonien. Alſo rede.“

„Dein Heer in Jonien iſt geſchlagen, zerſprengt, vernichtet .... Leo iſt umgekommen ... Tribigild ſteht am Geſtade des Hellespont und bereitet ſich vor, nach Conſtantinopel überzuſchiffen."

„Und Du biſt hier," rief der Kaiſer. „Dir obliegt es, mit Deinem Heere die thraziſche Küſte des Hellespont ſammt Conſtantinopel vor Tribigilds Invaſion zu ſchützen! .... und in einem ſo gefährlichen Augenblicke wagſt Du das Heer zu verlaſſen und im Hebdomon zu erſcheinen."

„Ich wagte es," entgegnete Gaïnas kalt; „denn im Hebdomon muß man endlich einmal die Wahrheit hören. Um kein unnützes Aufſehen zu erregen, ſteht der Feldherr in der Tracht des gemeinen Kriegers vor Dir."

„Und wie lautet das, was Du Wahrheit nennſt?" fragte Arcadius beklommen.

„Tribigild iſt mein Landsmann und war mein Freund. Er hat noch jetzt Vertrauen zu mir. Er ließ mir durch eine ſichere und geheime Botſchaft ſagen, er ſei bereit, Frieden mit Dir zu machen und die ganze gothiſche Colonie, die jetzt den Aufſtand in Phrygien macht, zur Botmäßigkeit zurückzuführen .... um einen Preis und nur um den!"

„Und das wäre?"

„Der Kopf des Eutrop'" ſagte Gaïnas eiskalt.

Der Kaiſer fuhr zurück: „Den Kopf meines treuſten und geſchickteſten Dieners ſoll ich dem

Haß oder dem Neid eines Barbarenhäuptlings opfern?"

„Iſt der geſchickt, der einem kühnen Barbaren einen feigen Griechen gegenüber ſtellt?" fragte Gaïnas ſchneidend; — „und ſollte ſeine Treue ächter ſein? .... Derjenige iſt ein treuer Diener ſeines Kaiſers, der die Erniedrigung des Reichs nicht ertragen kann und ein Mittel vorſchlägt, um ihr Einhalt zu thun. Eutrops Bedrückungen, Eutrops Beſtechlichkeit ruft den Fluch des ganzen morgenländiſchen Reiches auf Deinen Zepter herab. Iſt das Treue?"

„Er iſt mir perſönlich treu," ſtotterte Arcadius.

„Wie ein Hund ... der er iſt," ſagte Gaïnas verächtlich, „und der nicht in Betracht kommen darf, wenn es ſich um die Sicherheit des Thrones, um den Frieden im Reich, um die Wohlfahrt Deiner Völker handelt."

„Du wirſt dieſe hohen Güter erobern, edler Gaïnas, und den Frieden mit Tribigild ſchließen, nachdem Du ihn beſiegteſt," ſagte Arcadius bittend.

„Nein, mein Kaiſer, das werde ich nicht thun," erwiederte Gaïnas immer mit derſelben eiskalten Entſchiedenheit. „Die Gothen ſollen ſich gegenſeitig morden, damit Eutrop unbehelligt fortfahre, das Reich zu verwüſten? Nein! das wird nimmermehr geſchehen. Es falle ſein ſchuld- und ſchmachbeladenes Haupt — und der Aufſtand in Phrygien iſt zu Ende; denn nicht gegen Dich, ſondern gegen Eutrops unerträgliche Bedrückung iſt er gerichtet. Ganze Landſchaften, ganze Provinzen ſaugt er aus, indem er alle Stellen, vom Proconſul an, dem Meiſtbietenden überträgt, der ſich dann ſchadlos zu halten weiß. Kann ein ſolcher Zuſtand von Niedertracht und Elend aufrecht gehalten werden? Kannſt Du es wünſchen, Du . . . der Kaiſer!“

„Nein, gewiß nicht . . . Recht und Gerechtigkeit ſoll über meine Völker herrſchen.“

„So beweiſe es und übe ſie, indem Du den größten Verbrecher in Deinen weiten Staaten nach Gebühr beſtrafſt. Fällt Eutrops Kopf, ſo iſt das ein Unterpfand Deiner kaiſerlichen Geſinnung und wir faſſen wieder Muth und Vertrauen.“

„Unmöglich!“ ſeufzte Arcadius; — „das kann nicht ſein. Eutrop hat ſeine Feinde . . . er wird verleumdet! ich kann nicht all das Böſe glauben, das Du von ihm ſagſt.“

Eine ungewöhnliche Bewegung gab ſich in den Vorgemächern kund. Gaïnas horchte einen Augenblick auf, dann erwiederte er:

„Mir willſt Du nicht glauben! Nun wohlan! ein anderer Mund wird mehr Beredſamkeit haben, als der des rauhen Gothen.“

„Was meinſt Du? . . . Was gibt es denn da?“

fragte Arcadius ganz betäubt von der ungewöhnlichen Unruhe.

Eudoxia trat ein.

Ein Freudenſtrahl belebte plötzlich das ſeelenloſe Antlitz des Kaiſers. Er rief:

„Eudoxia! ... Du biſt es ... und mit den Kindern! O ſei willkommen, geliebte Eudoxia ... warum weinſt Du? ... o weine nicht.“

Eudoxia ſtand da, blaß, das Auge voll Thränen. Auf dem Arm trug ſie ihre jüngſte Tochter Pulcheria, an der Hand hielt ſie die dreijährige Flaccilla. So kniete ſie vor Arcadius nieder und ſagte:

„Nicht weinen ſoll ich? Wohlan, erhabener Kaiſer, es ſteht bei Dir, meine Thränen zu trocknen.“

„Und wie, Eudoxia, wie? Sprich, was wünſcheſt Du ... es ſoll geſchehen!

„Eutrop muß fallen!“ ſagte ſie beſtimmt.

„Wirſt Du nun mir glauben, o Kaiſer?“ fragte Gaïnas grollend.

„Verlaſſ' uns!“ ſagte Arcadius.

„Nein, er bleibe!“ rief Eudoxia gebieteriſch. „Er darf Alles hören, denn er kann Alles beſtätigen, was ich gegen Eutrop zu ſagen habe.“

„Ja, der unſelige Eutrop! ... Gaïnas hat mir ſo eben gar viel Freventhaten von ihm aufgezählt. Doch was bekümmert Dich das! ... Er wird doch nicht gegen Dich gefehlt haben .... oder doch nicht ſo ſehr, um Dich in dieſen Zuſtand zu verſetzen."

„Wie!" rief Eudoxia, „die Schmach des Reichs, deſſen Beherrſcher mein Gemahl und Kaiſer iſt — die Verwünſchungen des Volkes, die auf ſein Haupt und auf das meiner unſchuldigen Kinder übergehen — ſollen mich nicht betrüben, nicht erſchüttern? ... Ich ſoll täglich ſehen, wie ein Elender mit der Krone verfährt, die der große Theodoſius trug und die mein kaiſerlicher Gemahl trägt, ohne blutige Thränen über ihre Erniedrigung zu weinen? ... Ich ſoll Zeuge ſein, wie dieſer Nichtswürdige mit Allen umgeht, welche die tiefſte Ehrfurcht verdienen, und nicht mich empören? .... Er hebt das uralte fromme Aſylrecht der Kirche auf und fügt dadurch dem Patriarchen — und in ihm allen guten Chriſten, bittere Kränkung und Kummer zu, denn er will nicht, daß es eine Stätte im Reich gebe, die vor ſeiner Gewaltthätigkeit beſchirme. Er verfolgt Frauen aus den edelſten Geſchlechtern, von reinſter Tugend, wie Pentadia und Olympia, um ihr Vermögen einzuziehen. Er hat eine Taxe für jede Stelle, für jedes Amt ... und wer am meiſten zahlt, iſt in ſeinen Augen der Würdigſte und Fähigſte ... Und das Alles ſoll mir gleichgültig ſein!"

Sie hatte ſich von den Knien erhoben und ſtand herrlich anzuſchauen in ihrer Schönheit, ihrem Zorn, ihren Thränen, vor dem erſchütterten Arcadius.

„Weine nicht, Eudoxia .... faſſe Dich, Geliebte,“ bat er bewegt. „Es ſoll anders werden .... aber beruhige Dich.“

„Nein!“ ſagte ſie, „ich will mich nicht beruhigen, ich habe lange genug geſchwiegen und ſchweigend gelitten. Jetzt will ich reden! Der Elende ſteht zwiſchen mir und meinem kaiſerlichen Gemahl“ ...

„Du irrſt, Eudoxia! in dieſem Punkte irrſt Du gewiß!“ rief Arcadius.

„Meinſt Du, ich wiſſe nicht, weshalb ich nicht Auguſta bin?“ fragte ſie langſam; und als Arcadius verlegen ſchwieg, ſetzte ſie hinzu: „Er ſteht zwiſchen Dir und mir! Dein Schweigen bekennt es ... und das ſoll mich weder bekümmern noch verletzen? O Arcadius! dann müßte ich kein Weib ſein! Du ... hätteſt längſt zur Auguſta mich gemacht, längſt Deine Gemahlin zur Kaiſerin, zur vollen kaiſerlichen Würde erhoben. Aber .... er will es nicht! er fürchtet mich und den Einfluß, den ich etwa gewinnen — die Einſicht, welche ich in die Verhältniſſe bekommen könnte — und deshalb unterbleibt es!“

„Noch heute ernenne ich Dich zur Auguſta!“ rief Arcadius immer bewegter.

„Nur dann werde ich freudig Dir danken, mein

Herr und Kaiſer, wenn Eutrop zuvor den Hebdomon, die Stadt, wo möglich das Reich verlaſſen hat. Für uns Beide iſt kein Platz mehr in dieſem Pallaſt und an Deiner Seite .... und das, womit er mich bedroht hat, werde ihm zu Theil.“

„Dich bedroht? was ſagſt Du da, Eudoxia!“ rief Arcadius ſehr aufgebracht. „Wer wagt es, meine Kaiſerin zu bedrohen! und wie? ... und womit?“

„O, Eutrop wagt Alles .... ungeſtraft,“ ſagte ſie bitter.

„Dies iſt zu viel! wie konnte er dies wagen?“

„Ich wollte darüber ſchweigen .... meine Lippen ſträubten ſich, es auszuſprechen, als ob eine glühende Kohle ſie berühren ſolle. Darum bat ich Dich, mir einige Tage vollkommner Einſamkeit zu gönnen. Faſſen und ſammeln wollte ich mich und die unerhörte Beleidigung im Stillen überwinden.“

„Was that er Dir? ſprich!“ rief Arcadius faſt ungeduldig.

„Mich freuen Edelſteine und allerhand Geſchmeide — ich geſtehe es. Das iſt Frauenart und Du haſt mich darin verwöhnt. Eutrop wußte es. Um ſich mir angenehm zu machen, brachte er mir zuweilen ſchöne Diamanten. Er mogte denken, ich ſei ein Kind, welches Spielzeug bedarf. So auch vor einigen Tagen. Die Diamanten waren herrlich. Ich ſagte, ich würde ſie zum Diadem zuſammenſetzen laſſen, das ich als Auguſta tragen wolle. Er antwortete: Nur die Mutter eines Thronerben darf dieſen Titel erwarten. Nein, rief ich, auch die Gemahlin des Kaiſers!“

„Du ſagteſt recht, Eudoxia!“ unterbrach ſie Arcadius. „Vor Allem ... die Gemahlin des Kaiſers.“

„Er aber .... der Freche! wagte mir zu erwiedern: Gemahlin des Kaiſers biſt Du durch mich! Nur durch mich kannſt Du Auguſta werden. Gefällt Dir das nicht, ſo bedenke, daß ich Dich auf den Thron erhob und Dich vom Throne ſtürzen kann. So ſprach er zu mir .... ſo ein Eutrop zu Eudoxia .... zu Deiner Gemahlin, zur Mutter Deiner Kinder! und nun frage ich Dich, o mein Kaiſer: darf ich eine ſolche Beleidigung ungeſtraft hingehen laſſen?“

Eudoxia war während dieſer Erzählung noch bleicher geworden; ihre Lippen bebten ſo, daß ſie kaum reden konnte und ihre Stimme klang tonlos und heiſer. Nun brach ihre letzte Faſſung zuſammen und mit einem Thränenſtrom ſank ſie in einen Seſſel. Als die kleinen Kinder ihre Mutter weinen ſahen, fingen auch ſie an, nach Kinderart, jämmerlich zu weinen, und Arcadius rief ganz außer ſich vor Schmerz über Eudoxia's Gram:

„Der Elende! ... Er ſoll herkommen! ... Er werde geſtraft, wie Du es verlangſt und wie es nur allzu gerecht iſt. Er werde auf ewig von unſerm Angeſicht verbannt und all ſeiner Titel, Würden, Aemter und Schätze beraubt .... er beſchließe ſein Leben dort, wohin er Beſſere, als er iſt, verbannt hat: in Colchis oder in einer Oaſe der lybiſchen Wüſte.“

„Heil Dir, o großer Kaiſer! das Reich iſt gerettet!“ rief Gaïnas triumphirend und verließ ſtürmiſch das Gemach, um auf der Stelle den Conſul rufen zu laſſen und im Pallaſt und in der Stadt die frohe Kunde von Eutrops Sturz zu verkünden, die mit größerem Jubel als hundert Siegesbotſchaften aufgenommen wurde und ſich blitzſchnell unter der ganzen Bevölkerung verbreitete.

Was keine vernünftige Vorſtellungen jemals erreicht hätten, das bewirkten Eudoxia's troſtloſe Thränen — Kaiſer Arcadius gab ſeinen Günſtling auf.

* * *

Ein tiefer Fall.

Eutrop folgte ahnungslos dem Kämmerling, der ihn zum Kaiſer rief. Etwas erſtaunt über die frühe Stunde, war ſie ihm doch ganz willkommen, weil er dem Kaiſer den Plan zu ſeinem öffentlichen Feſtſpiel mittheilen und dann die Vorbereitungen dazu ſchleunigſt machen wollte. Nach der Berathung des geſtrigen Abends hatte er mit ſeinen beiden Freunden eine ſchwelgeriſche Mahlzeit genoſſen und ſich in ſeinem Günſtlingsübermuth ſo blind eingeſponnen, daß er, wie der Vogel Strauß, auf eine allgemeine Blindheit ſeiner Feinde rechnete.

Die Bewegung in den Vorſälen des Kaiſers fiel ihm auf. Sollte Arcadius erkrankt ſein? vielleicht gefährlich? . . . vielleicht am Sterben? . . . — Seine Gedanken flogen weiter. Ein Sohn iſt hier nicht.... den Knaben Honorius beſchäftigt vollauf ſein Abendland. Warum nicht ich .... der Conſul, der

Patricius Eutrop — Cäſar-Auguſtus? Theuer erkaufen müßte ich es … denn all dieſe Augen betrachten mich mit Haß … aber wozu ſammelte ich meine Schätze? — — Dieſe Gedanken flogen ihm durch den Sinn, während er weiter ging und die Blicke der Diener und der Kämmerlinge mit Hohn und Verachtung ihm folgten. Plötzlich blieb er ſtehen, denn aus dem Gemach des Kaiſers trat Gaïnas ihm entgegen.

„Du hier?“ ſtammelte Eutrop erbleichend.

„Warum nicht?“ fragte der Gothe zurück, nahm Eutrops Arm, zog ihn heftig in das Zimmer hinein und rief dem Kaiſer zu:

„Hier iſt der Verräther, Cäſar-Auguſtus! Strafe ihn, wie er es verdient.“

Kreideweiß unter ſeiner Schminke, mit ſchlotternden Gliedern und mit Todesangſt im ſtarren Blick, fiel Eutrop auf die Knie, denn neben dem Kaiſer ſaß Eudoxia in lächelnder, roſiger Schönheit — und wie ein Blitz ſchoß es durch ſein Gehirn: ſie ſind verſöhnt …. Tribigild unterwirft ſich … ich falle.

„Elender!“ ſagte der Kaiſer finſter, „hier iſt Deine Verurtheilung. Nimm ſie und entferne Dich aus meiner Nähe.“

„Gnade! Erbarmen!“ ächzte Eutrop, ohne das Pergament mit der kaiſerlichen Unterſchrift zu nehmen.

„Lies es ihm vor, Gaïnas,“ ſagte der Kaiſer.

„Und öffne die Thüre, damit Alle, die draußen ſind, über die Gerechtigkeit des Kaiſers frohlocken,“ ſetzte Eudoxia hinzu.

Es geſchah, und alle Kämmerlinge drängten ſich ſo nahe wie möglich an die Schwelle, um zu hören und zu ſehen; — bis auf einen.

Gaïnas las mit erhobener Stimme die wenigen Worte, die Eudoxia aufgeſetzt und Arcadius unterſchrieben hatte.

„Der ehemalige Oberkämmerer, Conſul und Patrizius Eutrop iſt all ſeiner Aemter, Würden und Titel entſetzt, ſeiner Schätze beraubt und lebenslänglich an das fernſte Geſtade des ſchwarzen Meeres verbannt.“

Ein Jubelruf beantwortete dies Urtheil, während Eutrop ſich winſelnd auf den Knien zu Eudoxia wendete und ächzte:

„O Auguſta, Du Herrliche, rette mein Leben!“

Eudoxia wendete ſich verächtlich von ihm ab und Arcadius ſagte:

„Du hörteſt ja, daß Dir das Leben geſchenkt iſt, obſchon Du tauſendmal den Tod verdienſt.“

„Man wird mich morden!“ jammerte Eutrop.

Gaïnas flüſterte in Eudoxia's Ohr:

„Herrin, Du warſt zu mild.“

„Es ziemt mir zu ſtrafen, nicht zu verderben," entgegnete ſie ſtolz.

„Fort mit Dir aus meinem Angeſicht!" ſagte Arcadius. „Geh und nimm was Du nöthig haſt. Binnen zwei Stunden mußt Du reiſefertig ſein. Dann wird man Dich abholen."

„Und mich umbringen!" wimmerte Eutrop. Er kroch auf den Knien an Arcadius heran und ſtieß in gräßlicher Angſt kaum verſtändlich die Worte aus: „Erbarme Dich meiner . . . laß mich nicht umbringen."

„Dieſer Anblick foltert mich," rief Eudoxia. Sie klatſchte in die Hände, und durch das Gewühl der Höflinge, welche die Thüre belagerte, ohne das kaiſerliche Gemach zu betreten, machte Amantius ſich Platz und trat ein.

„Führe ihn fort, Amantius!" ſagte Eudoxia; „er iſt beſinnungslos vor Angſt. Stehe ihm bei, daß er reiſefertig werde."

Amantius hob Eutrop vom Boden auf und führte ihn, der willenlos folgte, aus dem Gemach. Schon im erſten Vorzimmer ſtürmte eine Flut von Schmähungen auf den Elenden ein. Aber je weiter er ſich vom Kaiſer entfernte und je mehr er in den Bereich der untern Dienerſchaft kam, deſto grimmiger wurden die Schmähungen, und Amantius hatte die größte Mühe, ihn vor rohen Mißhandlungen zu ſchützen.

Eutrop ſchien von dem Allen nichts zu ſehen, nichts zu hören, nichts zu fühlen. Die Todesangſt machte ihn unempfindlich und beſinnungslos. Amantius rief ununterbrochen in die wilden Drohungen, welche wüthende Geberden begleiteten, hinein:

„Im Namen der Kaiſerin .... Niemand rühre ihn an .... er geht in die Verbannung .... er verläßt die Stadt“ .... —

„Er geht und nimmt ſeine Schätze mit! Er geht und kommt wieder!... Das darf nicht ſein! ... Heraus mit dem Golde, das uns, das allen rechtſchaffenen Leuten abgepreßt iſt!... Das muß er mit dem Leben büßen .... Verbannung iſt keine Strafe für ſeine Frevel!“ — riefen zornige Stimmen.

„Im Namen der Kaiſerin ... hinweg von ihm!“ wiederholte Amantius, und geleitete den unglücklichen Oberkämmerer nach demjenigen Theil des Pallaſtes, den er bewohnte. Da ſagte Amantius:

„Nun biſt Du in Sicherheit. Schicke Dich an zur Reiſe bis Deine Wachen kommen und Dich abholen.“

„Ich .... in Sicherheit?“ rief Eutrop. „Siehſt Du denn nicht, wie verlaſſen ich bin! wo ſind meine Diener? wo ſind meine Freunde? ... nicht Einer iſt da! ... Und hörſt Du nicht da draußen das wilde Getöſe .... das Wuthgeſchrei des Pöbels, der nach meinem Blute lechzet.“

„Faſſe Dich! die Soldaten werden kommen und Dich ſchützen.“

„Die Soldaten .... mich ſchützen? ſie ſind von Gaïnas gegen mich aufgewiegelt. Sie werden mich überfallen wie wilde Thiere ... und mich erwürgen ... oder mich zerreißen und zerfleiſchen laſſen!“ ... —

„Unglückſeliger!“ ſagte Amantius erſchüttert von dieſer furchtbaren Angſt, um ein ſo elendes Leben: „denke an Gott!“

„Ha .... das will ich!“ rief plötzlich Eutrop, wie von einem Hoffnungsſtrahl belebt. „Gehab Dich wohl! ich danke Dir ... geh, verlaſſe mich ... ich will allein ſein ... geh, Amantius.“

Dieſer zögerte; es ſtieg eine Furcht in ihm auf. „Du wirſt doch nicht Dir das Leben nehmen?“ fragte er beſorgt.

„Ich ... mir das Leben nehmen? biſt Du wahnſinnig, um ſo zu fragen? ich will ja leben ... leben! in einer Wüſte Scythiens oder Lybiens ... aber leben, nur leben. Darum verlaß mich ... meine Augenblicke ſind koſtbar.“

„Gott ſei Dir gnädig,“ ſagte Amantius und entfernte ſich, um Eudoxia zu melden, daß ihr Befehl vollzogen ſei.

„Wünſche mir Glück!“ ſagte ſie freudeſtrahlend. „Der Kaiſer hat ſo eben alle Großwürdenträger berufen, um ihnen meine Ernennung zur Auguſta mitzutheilen. Jetzt bin ich Kaiſerin.“

Die Wuth des Volkes gegen den geſtürzten Günſtling wurde immer lauter. Maſſenhaft ſtürzte es nach dem Theater, dem Circus, dem Forum, wo Eutrop ſeine Bildſäulen aufgeſtellt hatte, um ſie zu Boden zu reißen, an Stricken durch die Straßen zu ſchleifen und zu zertrümmern. Andere Maſſen umdrängten das Thor, aus welchem die Prätorianer ihn zum Hafen führen würden. Noch andere warfen mit Steinen und Unrath nach den Mauern, die ihn umſchloſſen, und ſtießen Verwünſchungen gegen Denjenigen aus, vor dem ſie geſtern im Staube gekrochen waren — und der ſich bereits heimlich entfernt hatte.

Eutrop verlor keine Zeit. Er wuſch alle verſchiedenen Schminken von ſeinem fahlen Antlitz; er warf ſeine prächtigen Gewänder ab und bekleidete ſich mit denen eines Küchenjungen; er ſtreute Staub auf ſein Haar und beſudelte die Hände mit Ruß und Aſche. In fliegender Haſt vollführte er dieſe Umgeſtaltung. Niemand ſtörte ihn. Seine Diener waren geflohen oder geſellten ſich zu ſeinen Feinden. Unbemerkt entſchlüpfte er durch die Hinterhöfe des Pallaſtes und eilte durch ſtille abgelegene Gaſſen in die Stadt hinab, athemlos, angſthaſt, und doch zuweilen den Schritt mäßigend, um kein Aufſehen zu erregen. Aber Niemand beachtete ihn, und von all' den Leuten, an denen er vorüber eilte, hatte Keiner eine Ahnung, daß dieſer alte, verfallene, unſaubere Sclav — der Conſul Eutrop ſei.

Endlich war er ſeinem Ziele nahe. Wie ein gehetztes Wild ſchoß er über den großen Platz dahin — und in den Vorhof der Sta. Sophia hinein. Da prallte er gegen zwei Frauen an; und die eine rief erſchreckt:

„Eutrop!"

„Schweig' . . . aus Barmherzigkeit!" flüſterte er und eilte weiter, während die beiden Frauen ruhig den Vorhof verließen.

Draußen auf dem Platz aber richtete Diejenige, die ihn erkannt hatte, ihren Schritt nach dem Pallaſt des Patriarchen, indem ſie zu ihrer Gefährtin ſprach:

„Es iſt etwas Gewaltiges vorgefallen. Wir wollen den heiligen Vater von dieſer Begegnung in Kenntniß ſetzen, damit er ſeine Maßregeln nehme."

Die beiden Diaconiſſinnen Pentadia und Procla ließen ſich bei Chryſoſtomus melden und wurden ſogleich in ſein armes Zimmer geführt, das einer Kloſterzelle ähnlicher, als dem Gemach eines Kirchenfürſten war. Er ſaß und ſchrieb an einem großen Tiſch, worauf mehrere Bücherrollen, Pergamente und Wachstafeln lagen. Er grüßte die Frauen mit einem freundlichen Blick und ſchrieb einen Satz zu Ende. Dann erhob er ſich, und während ſie mit leichter Kniebeugung ſeine Hand küßten, fragte er liebreich nach ihrem Begehren.

„Ehrwürdiger Vater,“ ſprach Pentadia tiefbewegt, „die Kirche hat ihr Aſyl Demjenigen geöffnet, der ihr das Gnadenrecht entreißen wollte. Eutrop in Sclaventracht floh ſo eben dem Altar der Sta. Sophia zu, entſtellt und zitternd.“

„O göttliche Vorſehung!“ rief Chryſoſtomus, „wie wunderbar ſind deine Wege! .... Und Du erkannteſt ihn, Du Pentadia, der er denſelben Schutz nicht gönnen wollte?“

„Bis dahin ſchien er wirklich von Niemand erkannt zu ſein,“ erwiederte ſie; „aber das kann ja nicht lange währen.“

„Was iſt nur im Pallaſt vorgefallen, um dieſen Sturz zu bewirken?“ fragte Chryſoſtomus nachdenkend. „Nun, gleichviel! das Heiligthum wird ihn ſchützen.“

Einige Geiſtliche erſchienen jetzt und beſtätigten das große Ereigniß von Eutrops Sturz und Zuflucht

„Er iſt aus dem Hebdomon verkleidet entwiſcht," erzählte Serapion. „Als die Prätorianer kamen, um ihn zum Hafen zu führen und einzuſchiffen, war ſeine Wohnung leer. Sie ſtürmen jetzt durch die Stadt, um ihn zu ſuchen und das Volk iſt in raſender Aufregung. Hörſt Du das ferne Summen des tollen Bienenſchwarms? . . . und wie es näher kommt? . . . und noch näher? . . . Und dies tobende Geheul? . . . Sie ſind dem Elenden auf der Spur."

Pentadia und Procla erbleichten, als ſie die Ausbrüche der Wuth vernahmen, die auf dem großen Platz ſtatt fanden.

„Wartet ab, bis das Unwetter ſich legt und miſcht Euch jetzt nicht unter dieſe Menge," ſagte Chryſoſtomus zu den beiden Frauen. „Begebt Euch einſtweilen zu meinen Kranken, in mein Spitälchen. Dort könnt Ihr Liebesdienſte thun und darüber Eure Beängſtigung vergeſſen. Ich gehe in die Kirche."

„Deine Heiligkeit wird den Unſeligen retten, daß er nicht in ſeinen Sünden umkomme?" fragte Pentadia.

„Nicht ich, meine Tochter!" entgegnete Chryſoſtomus. „Bete Du für ihn, damit es Gott gefalle, Sein Heiligthum zu ſchützen und vor Gewaltthat zu bewahren."

Er begab ſich mit einigen Geiſtlichen durch die Höfe und Gänge, welche ſeine Wohnung mit dem Gotteshauſe verbanden, nach der Sta. Sophia.

Ein Diacon führte die Frauen nach einem entlegenen Theil des Pallaſtes, wo in einem freundlichen und geräumigen Zimmer einige unheilbar kranke Männer gebettet waren.

„Wir pflegen ſie," ſagte der Diacon; „aber der eifrigſte Krankenpfleger iſt Der, der ſich dies Spitälchen zu ſeiner Erholung eingerichtet hat und der zuweilen in nächtlicher Stunde hier wacht und betet, wenn die Laſt und Menge der Geſchäfte ihm am Tage keinen Beſuch geſtatteten. Hier hört Ihr nichts von dem Tumult ... und iſt er vorüber, ſo bringen wir Euch Kunde."

◆

Das Aſyl.

Es war ein Prachtbau, der Dom der Sta. Sophia, den Conſtantin mit verſchwenderiſchem Reichthum ausgeſtattet hatte. Die Thüren waren von Cedernholz, eingelegt mit Elfenbein und dem damals ſo hochgeſchätzten, ſeltenen Bernſtein; die Wände von weißem Marmor mit buntfarbig incruſtirten Arabesken. Der Marmorfußboden glänzte ſpiegelhell. Säulen von Porphyr, Alabaſter, Verde antico und roſenfarbenen egyptiſchen Granit, trugen die Gallerien unter der Kuppel. Nachenförmige ſilberne Lampen ſchwebten mit dem ewigen Licht unter dem kühnen Gewölbe, und ſilberne Candelaber in Form von Bäumen, trugen auf ihren Zweigen Sträuße von Wachskerzen. Aus dem Gitter des Lettners, der den Chor abſchloß, ſtiegen zwölf, mit Silber überzogene Säulen auf, und zwiſchen ihnen ſtanden zehn ſilberne Statuen, welche den göttlichen Erlöſer, ſeine heiligſte Mutter, die vier Evangeliſten und die vier großen Propheten darſtellten. Die Altarplatte war eine Maſſe von zerſtoßenen Edelſteinen mit Perlen und Gold zuſammengeſchmolzen, und um den ſilbernen Baldachin über dem Biſchofſtuhl wand ſich ein Kranz von goldenen Lilien, während der Baldachin über dem Ambo ein goldenes Kreuz trug, das hundert Pfund ſchwer und mit Diamanten und Perlen beſetzt war.

So war dieſe Kirche, der Stolz der Kaiſer und die Freude der Gläubigen, eine Kleinodienſammlung der Kunſt und die Krone von Conſtantinopel.

Aber an dieſem Tage hatte Niemand einen Blick für dieſe Herrlichkeit, obſchon die Kirche mit Menſchen überfüllt war. Alle Augen waren einem Gegenſtand zugewendet, der den vollkommenſten Contraſt bildete, mit Allem was ihn umgab.

Der erborgte Abglanz der Majeſtät war von ihm gewichen, und in ſeiner ganzen Häßlichkeit und Armſeligkeit, halbtodt vor Entſetzen, ſtand der elende Freigelaſſene am Altar und umfaßte krampfhaft eine Säule. In ſeinem unſaubern Anzug, mit ſeinen gemeinen Zügen und ſeiner rohen Feigheit, machte er ganz den Eindruck eines Sclaven, der ſich vor einer verdienten ſchweren Züchtigung fürchtet und der das Beil und die Stäbebündel, welche die Lictoren einſt vor ihm, wie vor jedem Conſul hertrugen, als ſeinen letzten Antheil ahnt.

Die Menge hatte ihn endlich aufgeſpürt und überfüllte ſchnell den weiten Dom. Aber ſie regte ſich nicht; ſie harrte geſpannt des Ausgangs. Das Aſylrecht war durch ein Geſetz aufgehoben, und der Verbrecher — oder der Unſchuldige! — durfte auf des Kaiſers Befehl von den Prätorianern vom Altar hinweggeriſſen werden. Würde dieſer Befehl kommen? würde er zum erſtenmal ſeine Anwendung für Denjenigen finden, der ihn veranlaßt hatte? was würde der Patriarch ſagen? thun? Dieſe Erwartung hielt Tauſende in fieberhafter Spannung.

Da klirrte es im Vorhof von Waffen, da dröhnte es von ſchweren Tritten. Die Prätorianer kamen alſo wirklich! Sie kamen näher; ſie betraten die Vorhalle .... und nun das Mittelſchiff der Kirche. Rückſichtslos drängten ſie ſich in die Menſchenmaſſe hinein, die keinen Raum hatte, um auszuweichen, aber lieber ſich zerquetſchen, als dies Schauſpiel fahren ließ. Vorwärts drängten ſich die Soldaten ihrer Beute zu und ſtießen mit den Speeren auf die Marmorquadern, damit man ihnen Platz mache. Eutrop blickte ſtarr auf die eiſerne Schlange, die ſich langſam auf ihn zu wälzte und deren grimmige Augen ihm den Tod verhießen. Er umklammerte die Säule, wie der Schiffbrüchige das Brett, auf welchem er über der unermeßlichen Tiefe des Ozeans ſchwimmt. Jeder Nerv ſeines Körpers bebte; das wildpochende Herz trieb ihm den Angſtſchweiß auf die Stirne und hemmte ſeine Athemzüge. Zuweilen ſtieß ſeine krampfig zugeſchnürte Kehle ein rauhes Röcheln aus und ein Krampf zuckte über ſeine verzerrten Züge. Es war ein grauſiger Anblick. Aber Niemand wurde zum Mitleid bewogen. Alles war gleichſam beſeſſen von Spannung auf den Ausgang dieſer Scene.

Da entſtand in einem Seitengang des Domes, aus welchem man in die Sacriſtei gelangte, eine leiſe Bewegung in der Menge, der das Geflüſter folgte: „Er kommt! ... er iſt's .... der Patriarch! Platz für ihn! ... Der goldene Mund wird reden.“ — Die Menge machte es möglich, ihm auszuweichen. Dadurch wurden die Prätorianer etwas zurückgeſchoben und ſtanden wie eingekeilt, während der Patriarch den Ambo beſtieg. Nun ſtand er oben, eine kleine, ſchwache Geſtalt, ein zartes, kränklich bleiches Antlitz, ein Bild der körperlichen Gebrechlichkeit; — aber trotz derſelden ſo muthig, wie es das gute Gewiſſen — und ſo gebietend, wie es das Bewußtſein iſt, höhere Rechte zu vertheidigen. Mit kräftiger und klangvoller Stimme befahl er den Soldaten ſich zurückzuziehen, der Menge ſich zu entfernen. Weder Gewaltthat, noch brutale Neugier dürfe die heilige Stätte entweihen. Gottes Barmherzigkeit ſtoße ein Geſetz zurück, das noch nie vollzogen ſei und auch in dieſem Fall nicht vollzogen werden dürfe.

Die Prätorianer zogen ſich zurück, als ob Chryſoſtomus ihr Befehlshaber ſei, dem ſie zu gehorchen hätten. Das Volk, ſchwankend zwiſchen Zuſtimmung und Groll, verlief ſich allmälig, um draußen ſeinen widerſtreitenden Empfindungen Luft zu machen. Eutrop war durch dieſen plötzlichen unverhofften Wechſel in ſeiner gefährlichen Lage, ganz ſtumpfſinnig und ohne Faſſungsvermögen. Er taumelte zu Boden und wurde ohnmächtig. Der Patriarch ließ ihn in eine Kammer führen, die zur Sacriſtei gehörte, und mit Wein erquicken.

„Der hat kein Martyrerblut in den Adern,“ ſagte ein junger Akolyth, der ihm Hülfe leiſtete.

„Er hat auch nicht die Sache der Martyrer zu vertreten,“ erwiederte ein Diacon. „Eigenliebe macht feig in Gefahr, denn ſie ſtützt ſich auf das gebrechliche Ich. Gläubige Gottesliebe macht muthig; ſie weiß wer ihr Helfer und Beſchirmer iſt.“

„Wie er da ſtand, der heilige Patriarch und die alte halbtodt gehetzte Beſtie gegen die blutgierige Meute mit nichts vertheidigte, als mit ſeinen Worten — ein göttlich troſtreicher Anblick!“ rief der Akolyth.

„Ja wohl, troſtreich!“ rief ein Anderer. „Ich dachte unwillkürlich an meine eigene arme Seele, wenn ſie dereinſt ihr Gericht zu beſtehen haben wird . . . und wenn die Teufel ſie grimmig anklagen und ihr Schutzengel ſie zu vertheidigen ſucht. Und ich that ein inbrünſtiges Stoßgebet, daß mein Gewiſſen dann beſſer beſchaffen ſein möge, als das von dieſem Unſeligen.“

Beherrſcht von dem Zauber, der von Chryſoſtomus ausging, waren Prätorianer und Volk ihm gewichen. Aber jene eilten zum Hebdomon und dieſes rottete ſich zuſammen und ſprach neben der Verehrung und Bewunderung des Patriarchen, den glühendſten Haß gegen den geſtürzten Günſtling aus. Kaum war Chryſoſtomus in ſeine Wohnung zurückgekehrt, als auch ſchon ein Bote des Kaiſers erſchien und ihn in den Hebdomon berief. Die Kunde verbreitete und vergrößerte ſich. Als Chryſoſtomus auf dem großen Platz vor der Sta. Sophia und ſeinem Pallaſt erſchien, umwogte ihn das Volk und wehklagte:

„Du biſt verhaftet, o Vater! . . . . Du gehſt in's Elend, ſtatt jenes Nichtswürdigen! . . . Deine Heiligkeit opfert ſich vergeblich für ihn auf . . . wir rächen Dich . . . und uns! — Liefere ihn dem gerechten Zorn des Kaiſers aus . . . . und rette Dich!“

Chryſoſtomus ſuchte Klagen und Zorn zu beſchwichtigen durch ein beruhigendes oder bittendes Wort — und eilte zum Kaiſer, den er höchſt aufgebracht fand, weil Gaïnas mit einer Empörung des ganzen Heeres gedroht hatte, wenn Eutrop entwiſche.

„Heiliger Vater!“ rief ihm Arcadius entgegen, „Du beſchützeſt den Verbrecher und gefährdeſt meinen Thron! . . . iſt das erlaubt?“

„Nur vor der blinden Wuth ſeiner blutdürſtigen Feinde ſchirmt den Unſeligen die Kirche — und das wird Deinen Thron, o mildreicher Kaiſer, eher befeſtigen, als beſchädigen,“ entgegnete der Patriarch ſanft und unerſchrocken.

„Du weißt, daß ſie dies Schutzrecht nicht mehr beſitzt.“

„Verzeih, o Herr, wenn ich dafür halte, daß dies Schutzrecht zu tief mit ihrem Weſen zuſammenhängt, um ihr verloren zu gehen.“

„Ein kaiſerliches Geſetz hat es ihr bereits entzogen — und ich denke nicht, daß Deine Heiligkeit ſich berufen wähnen wird, die Geſetze zu übertreten.“

„Dies Geſetz iſt von Demjenigen vorgeſchlagen, gegen den es heute angewendet werden ſoll, huldreicher Kaiſer. Sehr niedrige Leidenſchaften beſtimmten ihn dazu: er wollte edlerem Unglück, als das ſeine iſt, den rettenden Hafen ſperren. Als das Geſetz bekannt wurde, hat die öffentliche Meinung einen Schrei der Entrüſtung ausgeſtoßen — und bis zu dieſer Stunde iſt es nie angewendet worden. Die Ehrfurcht vor der Kirche verurtheilt es“ .... —

„Aber es beſteht, es iſt gültig, es hat meine Sanction!“ rief Arcadius; — „und auch Deine Heiligkeit hat ſich dem Geſetz zu unterwerfen.“

„Gewiß, huldreicher Kaiſer! Nur darf es nicht gegen mein Gewiſſen ſein, das einem höheren Gebot zu gehorchen hat. Ich darf heilige Rechte der Kirche nicht ſchmälern laſſen. Eine Stätte des Erbarmens zu ſein — das iſt ihr ganz eigenthümliches Recht. Das hat ſie von ihrem Stifter ganz unverlierbar geerbt. Eine Sünderin umfaßte ſeine göttlichen Füße und weinte — und ſtand auf und war eine Heilige.“

„Das iſt *ein* Fall, ehrwürdiger Vater!“

„Ja, *ein* Fall, den die Jahrhunderte des Chriſtenthums laut preiſen und der für ewig in der Kirche maßgebend iſt. Und wer kennt das, was im Verborgenen geſchieht! Sie will, ſie muß zu retten ſuchen ... wenn nicht das Leibesleben, ſo doch die unſterbliche Seele. Wird aber der Verbrecher in der Raſerei des Augenblicks, wenn er ein vor Angſt beſinnungsloſer Flüchtling iſt, ergriffen und hingemordet, ſo geht er an Leib und Seele zu Grunde und ſeine Verfolger ſtürzen ſich in ſchwere Sünde. Dies ſucht die Kirche zu verhüten; es iſt ihre Pflicht. Kann Deine Frömmigkeit ihr das zum Vorwurf machen? ... oder mir zum Vorwurf .... der ich doch nichts weiter als ihre Vollmacht übe? — Und jetzt haben wir nur einen Frevler im Auge. Aber denke an die Unſchuldigen, Kaiſer Arcadius! Denke daran, daß eine Frau, wie Pentadia, vom Altar hinweg geriſſen, nach Lybien verbannt und dort — Gott allein weiß wie! mit ihrem Gemahl umgekommen, untergegangen, verſchmachtet wäre, wenn das Aſylrecht nicht beſtanden hätte. Meinſt Du, daß ein ähnlicher Fall nicht hundertmal vorkommen könne? und Du ſollteſt nicht Gott danken, daß die Kirche der menſchlichen Leidenſchaft, die ſich nur allzu oft im Geſetz, wie ohne Geſetz geltend macht, einen heilſamen Riegel vorſchiebt, der nicht der Gerechtigkeit, ſondern der Ungerechtigkeit gilt?"

„Es geht nicht an Eutrops Leben, heiliger Vater," erwiederte Arcadius beſänftigt; — „nur verbannt, nur unſchädlich ſoll er werden."

„Stehſt Du für Deine Prätorianer ein, o mildeſter Kaiſer? für Gaïnas, den Todfeind Eutrops? für den aufgeregten Pöbel? — Gib dieſen ungeſtümen Elementen Friſt ſich zu beſinnen, ſich zu beruhigen — und dem armſeligen Eutrop Friſt, ſich der Hand Gottes, die ihn züchtigt, zu unterwerfen. Du willſt ja nur das Gute, das Richtige thun. Nun wohlan! ſo wolle, was Gott will: der will nicht den Tod des Sünders, ſondern, daß er ſich bekehre und lebe."

„Deine Heiligkeit weiß, daß ich nicht grauſam bin .... daß ich den Menſchen wohl will," erwiederte Arcadius; „aber Gaïnas verſichert, Eutrop müſſe fallen — und die Prätorianer verlangen es."

„Die Gerechtigkeit verlangt ſeine Entfernung," ſagte der Patriarch; — „ihr biſt Du Eutrops Verbannung ſchuldig! dem Gaïnas und ſeiner Rachſucht nicht — und den Prätorianern und ihrer Grauſamkeit auch nicht. Stelle ihrem Drängen und ihren Anforderungen Deine Milde, Deine Beſonnenheit, Deine Würde entgegen — und ſie werden verſtummen. Sie werden nicht wähnen, ihr Vorhaben ausführen zu dürfen, wenn Du, o großmüthiger Kaiſer, ihnen zeigſt, daß Du bereits einen Entſchluß gefaßt haſt."

„Deine Heiligkeit hat Recht! ſo will ich es machen!" rief Arcadius. „Man ſoll erfahren, daß ich der Gebieter bin. Aber bete für mich, ehrwürdiger Vater, damit ich Worte finde, um die wilde Rotte zu bändigen .... und ſei verſichert, daß das Geſetz gegen das Aſylrecht der Kirche aus den öffentlichen Urkunden vertilgt werden ſoll. Du haſt mich überzeugt, daß es gegen Gewaltthat und mißbrauchte Macht nothwendig iſt .... und ich danke Dir dafür."

Mit der liebenden Ehrerbietung eines Sohnes entließ Arcadius den Patriarchen, der mit ſtillen Dankgebeten zu ſeinen Begleitern zurückkehrte. Sie erwarteten ihn mit Spannung, die an Beſorgniß gränzte. Sie fürchteten für ihn mehr den Ingrimm der Prätorianer, als den Unwillen des Kaiſers, und ſie begrüßten ihn mit hoher Freude, als er wieder zwiſchen ihnen erſchien.

„Dein mildes Lächeln kündet uns einen guten Erfolg an, heiliger Vater," ſagte Serapion froh.

„Betet für den Kaiſer," erwiederte Chryſoſtomus. „Er gibt der Kirche ihr Aſylrecht wieder und rettet Eutrops Leben."

„Deine Heiligkeit gleicht dem fabelhaften Orpheus!" rief der Diacon Iſidor ganz begeiſtert. „Durch den Zauber ſeiner Leyer zähmte er die Thiere des Waldes und bewog er die Steine, ſich zu Mauern zuſammen zu fügen. Deine Worte beſänftigen in der Sta. Sophia die Prätorianer, und geben im Hebdomon dem Kaiſer Muth."

„Gib Gott die Ehre, mein Sohn, und bete für den Kaiſer,“ antwortete Chryſoſtomus und kehrte mit ſeinen Begleitern nach ſeiner Wohnung zurück, deren Thor von vielen Leuten umlagert war, die ſeine Heimkunft erwarten wollten. Als er erſchien, begrüßten ſie ihn mit frohlockendem Zuruf. Die hohe Heiligkeit ſeines Wandels, die Strengheit und Dürftigkeit ſeines häuslichen Lebens, ſeine grenzenloſe Barmherzigkeit für jede Noth, ſeine Liebe zu den Armen, der Feuereifer ſeiner Predigt, die ſorgliche Aufmerkſamkeit, die er dem Clerus und deſſen apoſtoliſchen Beruf zuwendete — Alles das machte ihn zum Abgott des Volkes und zum Vorbild der Vollkommenheit für diejenigen, denen es Ernſt war, ein chriſtliches Leben zu führen! Der Menſch iſt ſo beſchaffen: er ſucht eine Autorität für ſein Thun und Laſſen auch bei ganz äußerlichen und weltlichen Dingen; und er ſucht ſie in einer Region, die — auch im weltlichen Sinne — über ihm liegt, weil er dort mehr Einſicht vorausſetzt. Alle Geiſter, die in der breiten Weltſtrömung ſich bewegten, richteten ihre Blicke auf Arcadius und ſeinen Hof; alle, die ſich ihr zu entziehen ſuchten, auf Chryſoſtomus und ſein Beiſpiel. Und der gemeine Mann, der, wenn er nicht Pöbel iſt, das Herz auf dem rechten Fleck hat, fühlte ſehr richtig, daß der Patriarch ihm ein beſſerer Vater ſei, als der Kaiſer.

Dem zahlreichen Pöbel von Conſtantinopel hingegen war Chryſoſtomus, wie die Tugend dem Laſter und die Hoheit der Gemeinheit nun einmal iſt, gründlich verhaßt — und zu dieſem Pöbel gehörten auch Prieſter, auch Mönche. Das Conſtantiniſche Zeitalter machte das Kaiſerthum und chriſtlich ſtürzte das Heidenthum vom Thron. Damit begann eine neue Ordnung der Dinge, der Anſchauungen, der Prinzipien, die aber nicht verhindern konnte, daß daß Chriſtenthum vielfach nur eine Larve für das Heidenthum wurde. Nach einer Generation kam Kaiſer Julian der Apoſtat und Kaiſer Valens, der wüthende Arianer, und bei ihren Verfolgungen ergab ſich das, was unter ähnlichen Umſtänden immer geſchieht: die Gläubigen heiligten ſich mehr und mehr; die Oberflächlichen, die Ueberzeugungsloſen fielen vom Chriſtenthum ab, wurden heidniſch, wurden arianiſch, wie ſie Chriſten geworden waren, dem Beiſpiel der Herrſcher folgend. Das Theodoſiſche Zeitalter brachte abermals, und mit größerem Nachdruck und auf breiteren Grundlagen das Chriſtenthum auf den Thron; und abermals fluteten die Schleppenträger des kaiſerlichen Purpurs in die Kirche hinein, dem Namen nach — Chriſten, meiſtens erſt getauft im ſpätern Lebensalter; im Herzen — wenn nicht heidniſch genug, um die alten Götterbilder, ſo doch genug, um die Idole der eigenen Leidenſchaften anzubeten; folglich der chriſtlichen Asceſe wenig zugethan. Ein ſolcher Mann war der Vorgänger des Chryſoſtomus geweſen, der Senator Nectarius, den Theodoſius auf den Patriarchenſitz erhob, und der ſehr fern davon war, ſeinen Clerus in jene heilige Zucht zu nehmen, die Chryſoſtomus an ſich ſelbſt geübt, nachdem er ſeine erſte Laufbahn als Rechtsanwalt verlaſſen hatte, und die er unerläßlich für den Prieſter fand, der ſich die Welt unter die Füße legen ſoll. Er hatte alſo Feinde unter denen, welche ſeine Jünger ſein ſollten. Sie haßten ſein Licht, welches ihre Finſterniß beleuchtete und offenbarte.

Auch jetzt waren Einige von ihnen unter dem Volkshaufen vor ſeinem Pallaſt; nicht aus Theilnahme, ſondern ſpähend und ſpionirend im unbeſtimmten Drang der Bosheit, an der Tugend Böſes zu finden.

„Gott ſei gelobt.... Du biſt wieder da!“ rief das Volk dem Patriarchen entgegen. „Gott ſegne Deine Heiligkeit!... Er ſchenke tauſend Freuden Deiner gebenedeiten Seele.“

„Danket Gott und dem hochherzigen Kaiſer!“ ſprach Chryſoſtomus, indem er ſich unter dem Thore zurückwendete; — „das Geſetz gegen das Aſylrecht iſt zurückgenommen.“

Ein Jubelruf war die Antwort. Im Schirm der Kirche fühlte Jeder ſich geſichert.

„Vielleicht wird er ſelbſt noch dieſe Freiſtatt in Anſpruch nehmen müſſen,“ ſagte Florus zu Eugenius.

„Wenn der Haß gegen ihn zunimmt — dann gewiß!“ erwiederte dieſer.

Beide waren Geiſtliche, welche die heilige Strenge des Patriarchen verabſcheuten, weil ſie von ihr getroffen waren, ohne ſich zu bekehren.

◆

Natur und Gnade.

Es war Sonntag — der Tag des Herrn. An dem Tage empfand Olympia das Schmerzlichſte ihrer Gefangenſchaft: ſie war ausgeſchloſſen vom Gottesdienſte, ſie konnte der Feier der heiligſten Geheimniſſe nicht beiwohnen.

„O meine Herrin,“ ſagte Theone mitleidig, „wie betrübt es mich, einer Gnade theilhaft zu werden, welche Du entbehren mußt.“

„Betrübe Dich nicht, „entgegnete Olympia mild, „ich geſelle mich im Geiſte zu jenen Büßern, welchen die heilige Kirchenzucht den Beſuch des Gotteshauſes unterſagt, bis ſie ihre Bußzeit demüthig vollbracht haben.“

„Wir wiſſen aber, o Herrin, daß Dir ein anderer Platz gebührt!“ rief Theone.

„Ich weiß, daß der Platz, auf den Gott mich ſtellt, mir gebührt,“ ſagte Olympia.

„Ach! wollteſt Du doch mit uns Allen gehen! Wir ſind ja verſchleiert .... Niemand erkennt Dich! und wenn auch! Niemand würde Dich verrathen. O gehe mit uns und tröſte Deine Seele vor dem hochheiligen Opfer.“

„Du weißt, daß mein Haus von Spähern bewacht wird — daß ich bedroht bin, anſtatt Deines Vaters, eine Rotte von Prätorianern als Thürhüter und Wächter zu bekommen — daß ich freiwillig erklärt habe, mich der Gefangenſchaft durch mein Wort zu unterwerfen, um nicht Euch Alle und mich ſelbſt der Brutalität der Soldaten auszuſetzen: es iſt alſo vollkommen nutzlos, mir einen ſolchen Vorſchlag zu machen. Geh', Theone. Ich bleibe — und Gott wird mich tröſten.“

Einſam blieb ſie zurück. Sie beſuchte ihr Krankenzimmer, bediente die Leidenden und betete mit ihnen. Dann begab ſie ſich in ihr Zimmer und verſenkte ſich in fromme Betrachtung über die Gnade, um der heiligen Liebe willen in einer Gefangenſchaft zu ſein, welche der Seele ihre volle Freiheit läßt, während die äußerliche Freiheit nur allzu oft die Seele mit ſchweren Feſſeln belaſtet. Wie alle zarten, edlen Organiſationen hatte ſie einen lebhaften Sinn für die Schönheit der Natur. Aber keinem irdiſchen Zauber, von welcher Seite er auch kommen mogte, geſtattete ſie die geringſte Herrſchaft, und es vergingen Tage und Wochen und Monate, ohne daß ſie die Terraſſe betrat, die an der einen Seite ihres Hauſes unmittelbar über dem Meere lag und eine herrliche Ausſicht auf die Propontis gewährte. Zur Zeit ihres Vaters und ihres Gemahls war dieſe Terraſſe in einen anmuthigen Garten verwandelt geweſen voll blühender Geſträuche, Zierpflanzen und Springbrunnen, zwiſchen denen ſich zierliche Zelte mit bequemen Sitzen erhoben und Schutz gegen die Sonne und die Meerluft anboten. Das Alles war längſt verſchwunden und nichts war der Terraſſe geblieben, als das, was die Kunſt ihr nicht gegeben hatte, die Ausſicht auf das Meer — eine unvergängliche Schönheit.

Jetzt ging Olympia auf dieſe Terraſſe, lehnte ſich an die Bruſtwehr und ließ ihr ſchönes Auge über das Spiel der Wellen hinſchweifen. So iſt das Leben mit Gott, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; auf der Oberfläche immer bewegt, immer in raſtloſer Arbeit, in raſtloſer Sehnſucht; — in der Tiefe.... geheimnißvolle Ruhe. —

„Olympia! welch ein Wunder!" rief eine lebhafte Stimme, und eine Dame trat aus der Thür, die aus dem Saal auf die Terraſſe führte. „Ich ſtehe hier ſchon drei Minuten und während der ganzen Zeit biſt Du unbeſchäftigt! Du lieſt nicht in Deinen heiligen und gelehrten Schriften — Du pflegſt nicht Deine geliebten Krüppel — Du näheſt nicht Deine koſtbaren Stoffe .... o Wunder! Du biſt müßig wie unſereins."

„So wird man ertappt!" ſagte Olympia lächelnd. „Aber was führt Dich zu mir, theure Thaïs?"

„Sieh, wie ich Dich liebe!" rief Thaïs, eine hübſche junge Frau, nahverwandt mit Olympia; — „ich habe Deinetwegen heute den Gottesdienſt verſäumt."

„O das war kein Zeichen von Liebe, das mich freuen kann!" erwiederte Olympia.

„Undankbare!" ſagte Thaïs leichthin. „Ja! ich komme, um die Erſte zu ſein, welche Dir eine gute Nachricht bringt, denn ich bin überzeugt, daß Du in Deiner Abſperrung die große Neuigkeit von Eutrops Sturz noch nicht hörteſt."

„Ah ... es iſt alſo geſchehen!" rief Olympia eingedenk der Botſchaften Eudoxia's.

„Es überraſcht Dich nicht?" fragte Thaïs.

„Eine Stellung wie die ſeine, war allzu unſicher, als daß ſein Sturz ſehr überraſchen könnte."

„Nun, ſo wird er Dich doch wenigſtens freuen .... denn Deine Gefangenſchaft hört auf, weil Niemand mehr ein Intereſſe hat, Dich einzuſperren, um Deine Einkünfte, Dein Vermögen zu verſchlingen — und weil wir Alle, Deine Verwandten, und ich beſonders, Deine Geſpielin, in den Kaiſer dringen werden, Dir Deine volle Freiheit zu geben. Er ſoll ganz verwandelt ſein ... der Kaiſer! voll Muth! voll Beredtſamkeit! Die Prätorianer hätten geſtern faſt den Hebdomon geſtürmt. Sie ſchwangen die Speere und ſchrien, daß man ihnen Eutrop ausliefere, der ſich in die Sta. Sophia geflüchtet, und den der Patriarch beſchützt habe. Mein Mann hat die ganze Scene erlebt. Er war im Pallaſt. Er wollte ſeinen Augen und Ohren nicht trauen, als der Kaiſer ſagte, er wolle mit dieſem wüthenden Heere reden — und es auch wirklich that .... und ihnen die Verletzung des Aſylrechtes, die einen Mord zur Folge haben ſolle, als eine große Miſſethat ſchilderte, daß ſie ſchwankend wurden. Doch es genügte nicht, um ſie völlig umzuſtimmen. Da begann der Kaiſer zu weinen — und er vergoß ſo viel Thränen und bat ſo bewegt und ſo inbrünſtig, wie man gar nicht geglaubt hat, daß er, der immer ſo theilnahmlos erſcheint, fühlen und reden könne. Doch muß ich bemerken, daß der Patriarch vorher bei ihm war, dem natürlich ſehr viel an dem Aſylrecht liegen muß, und der daher den Kaiſer ſo in Feuer verſetzte. Genug, die Prätorianer zogen zum allgemeinen Erſtaunen beruhigt ab. Der Kaiſer ernannte Eudoxia, die hauptſächlich Eutrops Sturz bewirkt haben ſoll, zur Auguſta .... und der ganze Hebdomon ſchwamm in Glückſeligkeit. Ob das nun ſo bleiben wird, iſt eine andere Frage! aber Eines iſt gewiß: Eudoxia bekommt die Macht, die bisher Eutrop beſaß, in die Hand .... und wird ſie üben! Sie hat lange genug danach geſtrebt und ſchmerzlich darüber geſeufzt, nichts zu ſein, als die Gemahlin des Arcadius."

Olympia hörte gelaſſen dieſem Redeſtrom zu.

„Was wirſt Du nun thun?" fragte Thaïs geſpannt.

„Nichts Anderes, als was ich bisher gethan habe, nur ohne peinliche Beſchränkung," verſetzte Olympia.

„Du biſt unerträglich mit Deiner Manie, beſſer ſein zu wollen, als wir Uebrigen!" rief Thaïs. „Iſt ſie Dir denn in den ſechs Jahren Deines Wittwenſtandes nicht zuwider geworden?"

„Iſt es meine Lebensrichtung und Lebensweiſe, welche Du Manie nennſt, theure Thaïs, ſo muß ich Dir ganz einfach antworten: Nein! .... — und Dich fragen, ob Du nach acht Jahren des Eheſtandes deſſelben überdrüſſig biſt?"

„O das iſt etwas Anderes! ich habe einen vortrefflichen Mann, liebe Kinder, ein großes Vermögen, eine glänzende Stellung — ich bin ſehr glücklich und des Glücks wird man nie überdrüſſig.

Im Gegentheil! man mögte das Glück mehr und mehr erhöht ſehen. Aber Du, Olympia ... Du machſt Dich unglücklich, während Du glücklich ſein könnteſt — und deshalb mein' ich, daß Dir die trübſelige Grille im Wittwenſtande — und in welchem ernſten! — verbleiben zu wollen, vergangen ſein könnte. O wenn Du mit Elpidius Dich vermählen wollteſt — welche Freude für uns Alle, den Kaiſer und die Kaiſerin inbegriffen."

„Liebe Thaïs, man vermählt ſich nicht, um Andern ein Vergnügen zu machen, ſondern wenn es unſer Beruf iſt. Gott hat mir Nebridius, meinen Gemahl, genommen; — ein zweites Ehebündniß zu ſchließen, iſt nicht mein Beruf. Du weißt es, Ihr Alle wißt es, Ihr ſeht, daß keine Verfolgung meinen Entſchluß ändern konnte.... und jetzt, da ich ohne Zweifel meine Freiheit erhalte, ſollte dies plötzlich ohne irgend einen Grund geſchehen?"

„Der Grund iſt der, daß Niemand den Beruf hat, ſein ſchönes Leben zu vertrauern, und daß man darüber zur Einſicht kommen kann!" rief Thaïs. „Mein Gott! wie ſieht es hier aus!... Du armes Geſchöpf!.... Dieſe Terraſſe war ja früher ein kleines Paradies. Weißt Du noch, wie gern ich hier mit Dir ſpielte und wie wir uns hinter dem dichten Myrthengebüſch eine vor der andern verſteckten? — Und ſpäter die herrlichen Abende, wenn Nebridius die Terraſſe mit Fackeln erleuchten ließ und wir unter einem Zeltdach bequem gelagert, auf die herrliche Muſik lauſchten, die er drinnen im Saale aufgeſtellt hatte! .... Und dann, wenn wir des Zuhörens müde waren, gingen wir die Stiege dort hinab zur Grotte, wo die Barken lagen, und fuhren weit hinaus in die ſtille Propontis, über die ein langer zitternder Lichtſtreif ſich hinzog, der Wiederſchein dieſer Terraſſe. Olympia, wo iſt das Alles geblieben! Ziemt es ſich für die Tochter des Grafen Aniſius Secundus, in einer Ruine zu wohnen? Welche Verwüſtung! wir ſitzen auf dem Sockel, der ſonſt eine Blumenvaſe trug! .... Du wirſt es Deinen Freunden unmöglich machen, Dich zu beſuchen, da Du nicht von ihnen verlangen kannſt, auf einem Steinblocke Platz zu nehmen."

„Du haſt mich hier überraſcht, liebe Thaïs. In meinem Empfangzimmer findeſt Du einen bequemen Sitz," erwiederte Olympia ruhig.

„Nicht meinetwegen ſag' ich das, ſondern Deinetwegen," rief Thaïs unmuthig. „Du ſtellſt Dich außerhalb des Kreiſes, in dem Du geboren, für den Du erzogen biſt" .... —

„Das nicht!" unterbrach Olympia. „Meine unvergeßliche Freundin Theodoſia hat mich nicht für irgend einen begrenzten Lebenskreis .... ſondern vor

Allem für Gott erzogen, zu ſeinem Dienſte, zu ſeiner Liebe.“

„Nun das verſteht ſich!“ entgegnete Thaïs; „wir ſind ja Chriſten.... alſo dienen und lieben wir Gott ... nur nicht ausſchließlich. Dieſe Ausſchließlichkeit iſt es ja eben, die wir nicht an Dir billigen können. Von mir will ich nicht reden; — aber ſieh, wie fromm die Kaiſerin iſt, wie andächtig ſie am Gottesdienſte Theil nimmt und bei den kirchlichen Feſten erſcheint — wie bereitwillig ſie große Summen ſpendet für die Armen, für die Spitäler, für Bau und Einrichtung von Kirchen.“

„Gott lohn' es ihr,“ ſagte Olympia.

„Trotz dem liebt ſie Glanz und Pracht, fröhliche Unterhaltung, ſchöne Diamanten, Alles, woran wir Alle Freude haben. Willſt Du mehr thun, als die Kaiſerin?“

„Es fällt mir nicht ein, mit ihr zu wetteifern, liebe Thaïs,“ antwortete Olympia.

„Ach, ich habe einen großartigen Plan.... allein er iſt ohne Dich nicht auszuführen,“ ſeufzte Thaïs; „und er wäre doch zum Wohl von Tauſenden ... ja, des ganzen Reiches.“

„Sprichſt Du im Ernſt?“ fragte Olympia erſtaunt.

„Im höchſten Ernſt!“ betheuerte Thaïs. „Höre mich nur an. Ich ſetze den Fall Deiner Vermählung mit Elpidius. Dadurch wird Kaiſer Arcadius Dein Vetter und Du trittſt in die nächſte Beziehung zu ihm und zur Kaiſerin, und es kann nicht fehlen, daß Du auf Beide Einfluß gewinnſt. Dein Gemahl wird Präfect des Prätoriums, und da er tüchtige Leute in wichtigen Aemtern haben muß, wird der meine Präfect von Conſtantinopel. Dadurch und durch Dich, Olympia, käme auch ich in vielfache Beziehungen zu der Kaiſerin — und da wir an Jahren ihr nahe ſtehen, würde unſere Geſellſchaft ihr angenehmer ſein, als der Frauenkreis, den Marſa und deren Freundinnen um ſie bilden. Den Einfluß, den die hochmüthige Marſa jetzt auf ihre Pflegetochter hat, würden wir Beide allmälig ſchwächen und den unſern geltend machen, was ein großer Vortheil für den Hof und das Reich wäre, denn Marſa iſt habſüchtig und ehrgeizig, hat Günſtlinge, die ſie durch Eudoxia zu befördern ſuchte — ſchon jetzt, trotz Eutrop! — und die ihr dankbar ſein müſſen durch Aufmerkſamkeit, Huldigung und koſtbare Geſchenke. Es wäre eine ungeheure Wohlthat, wenn eine Veränderung in der intimen Geſellſchaft der Kaiſerin vorginge. Marſa iſt verhaßt.... am Hof und in der Stadt. Man würde die Frauen ſegnen, die ſie verdrängen ... und ich glaube, Olympia, daß es uns Beiden nicht ſehr ſchwer fallen dürfte. Wie die Verhältniſſe nun einmal ſind, wird

Eudoxia regieren, denn der Patriarch kann nicht fortwährend Wunder thun am Kaiſer! .... Da macht es ſich denn ganz von ſelbſt, daß wir von ihr zu Rath gezogen werden — und auf dieſe Weiſe käme die Reichsregierung dahin, wohin ſie kommen ſoll: in die Hände Deines und meines Gemahls. — Iſt das nicht eine großartige Idee? Mögteſt Du, um ſie zu verwirklichen, nicht Deine Träumereien aufgeben, die nur Deinen theuern Krüppeln zu gut kommen?"

„Und meiner Seele," erwiederte Olympia; — „die muß ich retten für das Reich Gottes. Mit der Regierung der Reiche dieſer Welt befaſſe ich mich nicht. Nicht mir hat Gott ſie anvertraut; nicht von mir wird er Rechenſchaft über ſie fordern."

„Ich wußte wohl, daß Deine beſchränkte Anſchauungsweiſe ſich nicht zu meinem Plane erheben könne," ſagte Thaïs geringſchätzend.

„Das freut mich, denn ich habe wirklich weder Urtheil noch Einſicht in die Schwierigkeiten der Staatsverwaltung," entgegnete Olympia liebreich. „Aber, theure Thaïs, Dein Plan hat etwas von einer Intrigue: Du willſt die Einen verdrängen, die Andern hinauf bringen. Hüte Dich! das iſt ein glatter, gefährlicher Boden."

„Ohne Deine Mithülfe kann ich ihn freilich nicht betreten — wenigſtens nicht jetzt ſchon. Und der Moment wäre doch ſo günſtig!“ ſeufzte Thaïs.

„Sollte Eutrop nicht eine Warnung ſein, gewiſſe Höhen nicht zu erklimmen?“ fragte Olympia.

„Eutrop! der niedriggeborene, verächtliche Freigelaſſene .... ein warnendes Beiſpiel für mich?!“ rief Thaïs mit einem Gemiſch von Entrüſtung und Staunen.

„Glaubſt Du ſicher zu ſein, weil Du hochgeboren biſt?“ verſetzte Olympia. „Verſuchungen zum Mißbrauch der Macht treten nicht blos an den Sclaven heran, ſondern überhaupt an den Menſchen.“

„Das weiß ich! ich höre wahrlich nicht umſonſt die Predigten des „goldenen Mundes.“ und deshalb iſt es doppelt empfindlich, mit einem Eutrop in eine Reihe geſtellt zu werden ... und zwar von einer nahen Verwandten und Jugendfreundin,“ ſagte Thaïs beleidigt. „Ich meine es ſo gut mit Dir — ich wünſche ſo innig, Dich glücklich zu ſehen an der Seite des vortrefflichen Elpidius, daß Du mein treues Herz nicht kränken ſollteſt.“

Olympia erſchöpfte ſich in Betheuerungen, daß ſie nicht die mindeſte beleidigende Abſicht gehabt habe.

„Wohlan!“ rief Thaïs, „das ſicherſte Mittel, um mich zu verſöhnen, iſt, daß Du Dich mit Elpidius vermählſt, dann vergebe ich Dir all Deine Extravaganzen.“

„Was würdeſt Du ſagen, wenn ich Dir vorſchlüge, Dich von Deinem Gemahl zu trennen und einen andern zu wählen?“ fragte Olympia.

„Daß Du den Verſtand verloren haſt!“ rief Thaïs.

„Nun! ſo wie Du für's Leben an den einen Gatten gebunden biſt, ſo habe ich mich Gott anverlobt,“ ſagte Olympia ruhig. „Ich hoffe, dieſe einfache Erklärung gibt Dir den Schlüſſel zu meiner Lebensrichtung und überzeugt Dich, daß jeder Antrag zu einer Vermählung eine ablehnende Antwort erhalten muß.“

„O Gott! ich ahnte es!“ rief Thaïs erbleichend; — „ach, Du Arme, was haſt Du gethan!“

„In die Arme Gottes hab' ich mich geworfen. Wen Der trägt, fährt wohl!“ — ſagte Olympia.

„O Du Beklagenswerthe!“ fuhr Thaïs mit aufrichtigem Mitleid fort, „Du haſt Dich nun gleichſam lebendig begraben und biſt kaum vierundzwanzig Jahre alt und könnteſt die Glücklichſte der Glücklichen ſein! o, das iſt aber ſchrecklich!“

So ſprachen ſie noch lange miteinander, die beiden jungen Frauen, deren Schickſal, als ſie damals ihre Kinderſpiele auf dieſer Terraſſe trieben, ſo ähnlich zu werden ſchien, und das jetzt in ſolcher Sternenweite auseinander ging.

Der goldene Mund.

Die Rückkehr von Olympia's Dienerinnen unterbrach das Geſpräch. Sie waren ſämmtlich höchſt aufgeregt, und diejenigen, welche den unmittelbaren Zutritt zu ihr hatten, wagten auf der Terraſſe zu erſcheinen, wo Olympia noch immer mit Thaïs ſich befand.

„Was gibt es . . . Elpis! Theone! was iſt Euch widerfahren?“ fragte Olympia befremdet.

„O Herrin . . . . verzeih uns!“ ſagte Elpis, „wir haben Wunderbares erlebt! erlaubſt Du, daß wir es erzählen?“

Olympia blickte fragend Thaïs an.

„Gewiß!“ rief dieſe; „ich bin ſchon ganz geſpannt.“

„So komm' in's Empfangzimmer,“ ſagte Olympia lächelnd. „Auf einem bequemen Ruhebett wirſt Du der Erzählung beſſer folgen können ... nicht wahr?“

„Du gute Seele! Du kennſt ſehr genau das Wohlbehagen des Lebens und entſagſt ihm dennoch,“ entgegnete Thaïs gerührt. „Und wie Du blaß biſt! ... Mögteſt Du nicht ein wenig Schminke brauchen? ... nur einen leiſen Anflug! Ach, Du haſt gewiß keine Schminke ... und ich vergaß, daß Niemand Dich ſieht, als Deine Kammerfrauen und Deine Krüppel.“

Mitleidig und mit dem Gefühl unſäglichen Wohlbehagens, daß nicht ſie der Gegenſtand eines ſolchen Mitleids ſein könne, ließ ſich Thaïs auf einem Ruhebett nieder und ſagte:

„Nun erzählt, Elpis ... Theone ... wer von Euch iſt die Wortführerin? Erzählt Eure wunderbare Begebenheit. Hat der Kaiſer die Gothen beſiegt?“ —

„Nein, hohe Frau! einen andern Sieg haben wir erlebt,“ ſagte Theone.

„Als wir zum Gottesdienſt nach der Sta. Sophia uns begaben,“ nahm Elpis das Wort, „ſtrömte das Volk dahin, als ob das Auferſtehungsfeſt gefeiert werden ſolle, nur nicht ſo andächtig, ſondern in heftiger Aufregung, redend, ſchreiend, ſo daß wir beängſtigt vorwärts eilten und froh waren, durch eine Nebenthür den Platz zu erreichen, der den Diaconiſſen eingeräumt iſt, und wo die edle Pentadia uns immer aufnimmt. Nimmermehr hätten wir durch die großen Eingangsthüren in die Baſilika gelangen können, dermaßen groß war das Gedränge um ſie her. Aber in den Schiffen ſtand die Menge unbeweglich, feſt zuſammengepreßt, und an den tauſend und tauſend Köpfen bewegte ſich nichts — als die Augen. Dabei herrſchte eine tiefe Stille, welche aber nicht die der Andacht war, denn mit Gebet ſchien man nicht ſich zu beſchäftigen. Ich wagte ſcheu umherzublicken; die Feier des hochheiligen Opfers hatte noch nicht begonnen. Und was erblicke ich!... den Conſul Eutrop am Altare ſeitwärts, eine Säule umfaſſend! ihn im Aſyl der Kirche! ihn geſtürzt, o Herrin, Deinen Peiniger! ihn, der Dich vom Gotteshauſe ausſchloß, in demſelben ... und in welchem erbarmungswerthen Aufzug! ich war ganz faſſungslos und wußte nicht, ob ich mich freuen oder mich entſetzen ſolle über dieſen Wechſel, dieſen Umſturz, dieſen Anblick. Da erſchien der heilige Patriarch und unter ſeinem Thronhimmel ſtehend, begann er zum Volk zu reden. O Herrin, hätteſt Du ihn gehört! wiedergeben kann ich ſeine Worte nicht — und wenn ich's könnte, ſo würden doch immer Ton, Geberden, Ausdruck ... mit einem Worte ſeine Seele darin fehlen. O Eitelkeit der Eitelkeiten! rief er aus, Alles iſt Eitelkeit! — Darüber ſprach er; das wendete er an, das malte er aus ... unter allen Umſtänden erſchütternd, aber jetzt, im Angeſicht desjenigen, der ſo furchtbar den Wechſel dieſer Eitelkeiten an ſich ſelbſt erfuhr und uns lebendig vor Augen ſtellte — jetzt ging das Alles durch Mark und Bein. Und als er Eutrop fragte, wo ſeine Schmeichler geblieben wären, und wo das Volk, das ihm im Theater und im Circus zugejauchzt hätte, weil er ungeheure Summen für die Spiele der Rennbahn und der Bühne vergeudete — und als er ſagte, in eine racheſchnaubende, blutgierige Rotte hätten ſie ſich verwandelt, und nur ſie, die er mit Füßen getreten, die heilige Kirche, nehme ſich erbarmend ſeiner an: o Herrin, da war es unmöglich, meine Thränen zurückzuhalten, und Vielen erging es wie mir. Ja, es bemächtigte ſich aller Anweſenden eine gewiſſe Rührung. Da ſagte der Patriarch weiter: Unverzagt in ihrer Barmherzigkeit trete die Kirche zwiſchen die Miſſethaten des Unglücklichen und den Zorn des Kaiſers, den Haß des Volkes, und bitte nach beiden Seiten hin, nicht dem Ingrimm und der Rache Raum zu geben und den gerechten Abſchen vor ſo vielen Freveln nicht durch Blutvergießen zu beflecken. Das hochheilige Opfer werde ſogleich dargebracht werden, für die Sünder wie für die Gerechten. Wer dabei mit aufrichtigem Herzen bitte: Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern — der könne unmöglich darauf ſinnen, den flehenden Flüchtling ſeiner Freiſtatt zu entreißen und ihn einem martervollen Tode preiszugeben. — Nun kam eine große innere Bewegung unter die Menge, Einige ſeufzten, Andere weinten ſtill und noch Andere laut. Manche verließen die Kirche, Manche fielen auf die Knie und Viele beteten. Die Spannung des Haſſes und Nachdurſtes war gelöſt, die allgemeine Stimmung geſänftigt; nur mitleidige Blicke fielen auf den Elenden, der noch immer zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankte — und die Feier der hochheiligen Geheimniſſe ſtieg aus all den Qualen der Erde verſöhnend zum Thron der ewigen Barmherzigkeit empor und ſenkte von dort ihren milden Gnadenthau in unſere Herzen. Ich dachte an Dich, o Herrin, und dachte, daß Du aus ganzer Seele Deinem Verfolger verzeihen würdeſt.“

„Aus ganzer Seele, gute Elpis!“ ſagte Olympia.

„Und was geſchah nun weiter?“ fragte Thaïs; — es iſt doch unmöglich, daß Eutrop lebenslang neben dem Altar der Sta. Sophia ſtehe.“

„Iſt er im Kirchenaſyl, ſo findet ſich innerhalb deſſen Umfanges leicht ein kleiner Raum, um ihn zu beherbergen,“ entgegnete Olympia. „Als Pentadia vor Eutrop flüchtete, begab ſie ſich auch zuerſt zum Altar und umfaßte jene Säule, welche ſo ſchön den Schutz für das Unglück ſinnbildet. Dann aber erhielt ſie eine kleine Zelle neben dem Gemach, wo die Diaconiſſen die weiblichen Catechumenen unterrichten und zum Empfange der heiligen Taufe vorbereiten; — und eine Diaconiſſin verſorgte ſie mit dem Nöthigen. Etwas Aehnliches wird ſich auch für Eutrop finden.“

„Es war ein heiliger Anblick,“ ſagte Theone, „wie die edle Pentadia gleich einem Marmorbilde ſcheinbar theilnahmlos da ſaß. Nur zuweilen löſte ſich eine große Thräne von ihren tiefgeſenkten Wimpern ab. Nur bei dem Wort des Patriarchen: Vergib uns unſere Schuld — bewegte ſie lautlos die Lippen, als ob ſie dies Gebet mit ihm ſpreche. Wenn Eutrop ſie hätte ſehen können, ſo hätte er ſich in Reue und Leid auflöſen müſſen.“

„Gutes Kind,“ ſagte Thaïs, „Eutrop hat ſo viel auf ſeinem Gewiſſen, daß er ſich mit der Reue über eine Unthat gar nicht befaſſen kann. Auch kann ich mir nicht vorſtellen, daß er ſo friedlich wie Pentadia ein Paar Monate im Kirchenaſyl verbleibe.“

„Wir hörten auf dem Heimweg von ſeiner Verbannung nach der Inſel Cypern ſprechen,“ ſagte Elpis.

„Nach Cypern!“ rief Thaïs lachend; — „dies Ungeheuer nach der Inſel der ſchönen Liebesgöttin mit ihren tauſend Tempeln! Eutrop in Amathunt.... welche Satyre!“

„Herrin! ein Kämmerer des Kaiſers!“ meldete eine Dienerin.

„Ah! er bringt Dir Deine Freiheit!“ rief Thaïs frohlockend mit Elpis und Theone.

„Erlauchte Olympia,“ ſagte der Kämmerer eintretend, „der erhabene Kaiſer ſpricht Dir ſein Wohlwollen aus und läßt Dir mittheilen, daß er dem Präfecten von Conſtantinopel befohlen habe, die Urkunde noch heute Dir zuzuſtellen, die ihn zu Deinem Vormund ernannte; denn der Kaiſer will, daß Du von Stund an zu voller Freiheit hinſichtlich Deiner Perſon, Deiner Güter, Deiner Einkünfte gelangeſt.“

„Ich danke dem Cäſar-Auguſtus für die Huld, ſogleich ſeiner Dienerin gedacht zu haben,“ erwiederte Olympia, „und ich werde Sorge tragen, mein Vermögen ſo zu verwenden, daß mein Herr und Kaiſer es nie bereuen ſoll, es mir zurückgegeben zu haben.“

„Was willſt Du nun damit anfangen?“ fragte Thaïs neugierig.

„Gott dienen,“ ſagte Olympia ſanft.

◆

Freunde und Freunde.

In den wildeſten Fieberphantaſien körperlich gequält, geiſtig zerrüttet, lag Eutrop in dem kleinen Zimmer, welches ihm zum Aufenthalt angewieſen war. Bald ſchoß ein Eisſtrom, bald ein Feuerbrand durch ſeine Adern nach ſeiner Bruſt und ſeinem Gehirn, als ob ſie ihm das Herz und den Kopf zerſprengen wollten. All ſeine Glieder bebten erſchüttert von Krämpfen, und aus ſeiner zugeſchnürten Kehle drang der Athemzug wie das verzweiflungsvolle Röcheln eines Sterbenden. Er war dunkelblau im Geſicht und die Augen traten aus ihren Höhlen. Man fürchtete einen Schlaganfall und die Krankenwärter, die um ihn beſchäftigt waren, wollten einen Arzt holen, um ihm eine Ader zu öffnen. Aber dagegen wehrte er ſich auf's Aeußerſte.

„Kein Arzt!“ ſchrie er mit erſtickter Stimme;

„der vergiftet mich.... der läßt mich verbluten.... oder liefert mich aus.“

Man wollte ihn beruhigen; aber er tobte nur noch mehr, daß er ſogar hier von Feinden umringt ſei und daß man ihn allein laſſen ſolle. Ließ man ihn allein, ſo ſchrie er um Hülfe und bat, man möge ihn vertheidigen gegen die Eindringlinge, die er in ſeinen Phantaſien ſah. Die Leute wußten ihm keine Erleichterung zu verſchaffen und riefen eine Diaconiſſin zu Hülfe. Wie in der altchriſtlichen Kirche die Armenpflege eine beſondere Obliegenheit der Diaconen war: ſo hatte ſie zu demſelben Zweck auch ihre Diaconiſſen, fromme Wittwen, welche dem Biſchof das Gelübde der Eheloſigkeit ablegten, um eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen ſich und der Welt zu ziehen und ſich ausſchließlich Chriſto in den bedürftigen Gliedern ſeiner Kirche zu widmen. Sie hatten der Kranken und Armen, der Wittwen und Waiſen, der weiblichen Catechumenen und Neubekehrten ſich anzunehmen, wie es für Jeden Noth that; alſo ein weites Feld für ihre Thätigkeit, das mit großer Liebe, großer Klugheit und großer Geduld bebaut werden mußte. Sie lebten in ihren Häuſern, die zuweilen Palläſte waren, und da ſie gewöhnlich verwaiſte junge Mädchen und fromme Wittwen — und auch ſolche Seelen bei ſich aufnahmen, welchen der Dienſt der heiligen Liebe ſüßer erſchien, als der Dienſt der Welt, ſo bildeten ſich um ſie kleine Genoſſenſchaften, deren Seele ſie waren und denen ſie die Anleitung zu einem gottſeligen Leben gaben.

Pentadia hatte Chryſoſtomus nach dem Tode ihres Gemahls gebeten, ſie als Diaconiſſin auf- und ihr Gelübde anzunehmen, und ſeit einem Jahr etwa lebte die edle ſchwer geprüfte Frau ausſchließlich ihrem Beruf, dem ſie ihr bedeutendes Vermögen widmete. An ſie dachte man immer zuerſt, wo Hülfe Noth that.

Als Pentadia erfuhr, wer ihrer bedürfe, flog ein leiſes Zittern über ihre Lippen. Sie rief eine Begleiterin und begab ſich mit ihr nach der Sta. Sophia.

Die Kirchen in der altchriſtlichen Zeit waren nicht die vereinzelten Gebäude, die mitten auf einem Platz einſam liegen, wie man das dieſſeits der Alpen kennt und beſonders ſchön findet. Sie hatten immer einen großen, regelmäßigen Vorhof, der mit einem Säulengang umgeben war — zuweilen auch zwei — und aus dem man, ohne das Gotteshaus ſelbſt zu betreten, zu der Wohnung der Geiſtlichen kam, an welche ſich dann die Herberge für Pilger und Reiſende, zuweilen ein Spital für Kranke, ſpäter auch Schulgebäude anſchloſſen. Dieſer Complex von Gebäuden und Höfen hieß die Sta. Sophia oder zu den Zwölf Apoſteln oder wie ihr Titel war; denn man ſtellte ſich die Kirche nicht als etwas Vereinzeltes, ſondern im innigſten Zuſammenhange mit dem ganzen Leben und Treiben und mit jeder Bedürftigkeit der Menſchheit vor und demgemäß richtete man ſie ein. Dieſer Auffaſſung entſprang auch das Aſylrecht. Eine uneinnehmbare Zufluchtsſtätte gegen Eingriffe der Geſetzloſigkeit und Willkür war in jener Zeit ein ſchreiendes Bedürfniß: am Altar des Herrn wurde ſie dargeboten; und da der Flüchtling nicht immer buchſtäblich am Altar verweilen konnte, mußte ein anderer Raum für ihn eröffnet werden.

Dahin ging Pentadia. Als ſie mit ihrer Begleiterin in Eutrops Zimmer trat, richtete er ſich etwas auf ſeinem Lager auf und ſtarrte ſie an. Dann packte er ſeinen Wärter krampfhaft am Arm und ächzte:

„Nun bin ich verloren!... ſie holt mich und liefert mich aus.“

„Du biſt krank an Leib und Seele, Eutrop,“ ſagte Pentadia mild, „ſonſt würdeſt Du nicht eine Diaconiſſin fürchten, welche Dir ihre Dienſte anbietet.“

„Biſt Du nicht die edle Pentadia?“ fragte er ſcheu.

„Ich bin Pentadia — aber auf meinen Namen kommt es nicht an, ſondern darauf, daß Du die geeigneten Mittel anwendeſt, um Dich herzuſtellen. Du biſt hier ſicher. Niemand denkt daran, Dich zu verderben. Gib alſo Dein irres Toben auf, das Dich in wilder Aufregung erhält, dann wirſt Du einen großen Schritt zu Deiner Geneſung gethan haben."

„Ich traue Dir nicht," ſagte Eutrop dumpf, „denn Du mußt mich haſſen und ſprichſt nur ſanft, um mich zu täuſchen, mich einzuſchläfern und mich im Schlaf den Prätorianern auszuliefern. Ich weiß, was man von den Menſchen zu halten hat."

Pentadia ſchwieg und ſah ihn mitleidig an, denn ſie dachte, daß da, wo kein Glaube an Gott iſt, ſelbſtverſtändlich auch kein Glaube an Tugend ſein könne.

„Sieh, wie ich Dich errathen habe!" rief Eutrop.

„Ich ſtreite nicht, um Dich nicht aufzuregen," erwiederte ſie gelaſſen.

Pentadia's Begleiterin hatte ein Getränk bereitet, das ſie Eutrop darbot.

„Iſt es kein Gift?" fragte er mißtrauiſch.

Statt der Antwort verſuchte ſie den Trank.

„O das Gift kann auf dem Grunde des Bechers ſein ... und Du haſt kaum gekoſtet." ſagte er.

„Unſeliger!" rief das junge Mädchen lebhaft; „wie kannſt Du uns für Mörderinnen halten!"

„Weißt Du denn nicht, daß ich den Timaſius in die Verbannung ſchickte? ... daß ſein einziger Sohn ihm freiwillig folgte ... und daß Beide im Elend umkamen? ... Daß ich auch Pentadia verfolgte, weil ich fürchtete, ſie werde ihr Vermögen nehmen und zu Timaſius nach Afrika ſich begeben!“

„O ja, das Alles iſt mir bekannt! Aber weißt Du denn nicht, daß Pentadia Chriſtin iſt?“

„Wir Alle ſind Chriſten .... aber das ändert uns Menſchen nicht,“ ſagte Eutrop gleichgültig. „Jeder von uns hat ſeine Leidenſchaften ... und folgt ihnen .... gleichviel ob er katholiſcher Chriſt oder Arianer oder Heide iſt. Meinen Leidenſchaften folgend, bin ich Conſul und Patrizius geworden. Ihren Leidenſchaften folgend, ſtürzen mich Eudoxia und Gaïnas. Warum ſollte nicht Rachedurſt Pentadia antreiben, mich zu vergiften?“

Pentadia gebot ihrer Begleiterin, die von einem ſolchen moraliſchen Cynismus heftig empört war, mit leichter Handbewegung Stillſchweigen und ſagte zu Eutrop:

„Du ſcheinſt etwas ruhiger geworden zu ſein, denn Du ſprichſt zuſammenhängend. Dies wünſchte ich — und da Du Deine Faſſung wieder gewonnen haſt, wirſt Du einſehen, daß es Dir gut iſt, ſie zu behaupten. Du haſt uns jetzt nicht mehr nöthig — alſo gehab Dich wohl.“

Sie grüßte ihn freundlich und verließ ihn mit ihrer Begleiterin. Eutrop ſprach mürriſch zum Wärter:

„Bemerkteſt Du ihre Empfindlichkeit, daß ich ſie für rachſüchtig halten konnte?“

„Nein!“ ſagte der Wärter; „ich bewunderte nur ihre Gelaſſenheit bei Deinen Schmähungen! wer hätte je geahnt, daß man in Pentadia eine Giftmiſcherin fürchten könne.“

„Wenn Du in meiner Haut ſteckteſt, würdeſt Du begreifen, daß man auf allerhand Aengſte kommt, ſobald das Gehirn wirbelt von einer ſolchen Flucht, einer ſolchen Verfolgung, einem ſolchen Blick in den Rachen des Todes.“

„Haſt Du dabei auch an den lieben Gott und Deine arme Seele gedacht?“ fragte der Wärter, ein ganz einfacher frommer Menſch.

„Was arme Seele!“ fuhr Eutrop ihn an; „Leib und Leben hatte ich zu retten; — da bleiben keine Gedanken für die Seele übrig.“

„Aber Leib und Leben gehen doch einmal zu Grunde; dann bleibt die Seele übrig einſam im Gericht vor Gott“ .... —

„Unſinn!“ unterbrach Eutrop; „ohne Leibesleben gibt's keine Seele.“

Der Diacon Serapion trat ein und erkundigte ſich nach dem Befinden des Kranken. Eutrop murmelte verdrießlich ein Paar unverſtändliche Worte. Er haßte die Diener der Kirche, wie das Laſter die Tugend haßt. Der Wärter aber ſagte:

„Aeußerlich iſt er ruhiger geworden; er tobt und heult nicht mehr. Doch ſtatt deſſen iſt er von ſtillem Irrſinn befallen. Er ſagte ſoeben ganz gelaſſen: Ohne Leibesleben gibt es keine Seele.“

Eutrop ſchlug ein gellendes Gelächter auf.

„Iſt er vielleicht vom böſen Geiſt beſeſſen?“ flüſterte der Wärter ganz leiſe dem Diacon zu.

„Vom Geiſt des Böſen, gewiß!“ antwortete Serapion ebenſo leiſe.

„Ich befinde mich beſſer,“ ſagte Eutrop plötzlich mit Ruhe; „ich wünſche allein zu ſein.“

Serapion wechſelte noch ein Paar Worte freundlicher Frage, die Eutrop kalt und kurz beantwortete, und dann verließ er mit dem Wärter das Zimmer.

„O Herr!“ ſagte dieſer ſchaudernd, „mir war, als hätte ich mit einem Verdammten zu thun.“

„Er lebt, alſo kann er ſich noch bekehren,“ entgegnete Serapion. „Vielleicht bringt ihn die Furcht vor dem Tode und die ſtille Abgeſchiedenheit zu ernſten Gedanken, die ſeine Bekehrung vorbereiten.“

Eutrops Gedanken gingen aber auf andern Wegen. Fieber und Krampfanfälle waren nur eine Folge der furchtbaren Aufregung und Spannung geweſen, ob Chryſoſtomus ihn, gegen ſein eigenes Geſetz, vertheidigen und ſchützen werde. Jetzt ſah er ſich für den Augenblick gerettet und, wie ein gehetztes Wild, das ſeinen verſteckten, unzugänglichen Schlupfwinkel erreicht hat, holte er Athem und ruhete aus.

Aber bald trat eine andere Unruhe ein: die des böſen Gewiſſens. Er glaubte an keine Aufrichtigkeit, keine Treue, kein Erbarmen, keinen Edelſinn, weil ihm das Alles fehlte. Er witterte überall Betrug und Hinterliſt, weil das ſein Element war. Er hielt Verrath und Lüge für die Richtſchnur des menſchlichen Verkehrs, der nur den eigenen Vortheil im Auge hat, weil er keinen andern Maßſtab kannte. Ueberdas hat das böſe Gewiſſen eine ihr eigenthümliche, ſcheue Unruhe: in ganz gleichgültigen Dingen, in einem Wort, einem Blick, einem Zuſammentreffen, in irgendeinem kleinen unerwarteten Ereigniſſe, ja in einem plötzlichen Geräuſch — ſieht es Verräther, erbebt und wird ohne äußeren Grund faſſungslos. In ſich ſelbſt hat es den Grund! So ging es Eutrop. Freilich ſah er ſich im Aſyl der Kirche, aber es ſchien ihm nicht ſicher genug, und er wünſchte ſich weit hinweg auf eine ſtille Inſel oder in das Menſchengewühl einer fernen großen Stadt, um dort unbekannt in Freiheit zu leben. Hier bin ich ja doch wie im Kerker, ſprach er zu ſich ſelbſt, und das günſtigſte Loos, das mich treffen kann... iſt Verbannung — und wohin? und unter welchen Umſtänden?.... Vielleicht nur ein Vorwand, um mich zu Tode zu quälen! — Wenn ich mich heimlich davon machte?.:.. Niemand hält es für möglich, daß ein Verfolgter freiwillig das Aſyl verlaſſe, folglich denkt kein Menſch an meine Flucht. Darin liegt eine Bürgſchaft, daß ich ſie wagen darf! — Die Stille, die Einſamkeit ertrag' ich nicht!... auch nicht die Menſchen, die ich hier zu ſehen bekomme mit ihrem hochtrabenden und abergläubiſchem Gerede!... Und was das für ein armſeliges Zimmer, für elendes Geräth iſt! — Und all meine Schätze ſollten verloren und ich genöthigt ſein, mein Alter in Dürftigkeit hinzubringen?.... Nein! fort von hier. Das Aſylrecht ſchirmt meine Flucht, indem es ſie äußerſt unwahrſcheinlich macht. Aber wohin?... Zu Oſius zuerſt.... er beſorgt einen Nachen und in der Stille der Nacht fahre ich über den Bosporus nach Chalcedon. Auf Oſius kann ich mich verlaſſen.... wir ſind ganz eines Sinnes! aber nur auf ihn. Fort von hier! Die Maus auf freiem Felde iſt beſſer daran, als die Maus in der Falle. Und ſiehe! eine anſtändige dunkle Kleidung hat man mir gebracht. Vortrefflich. Für einen Mönch wird man mich halten.... für einen Heiligen.... die Maske iſt gut!

— Wie peinigend dieſe Stille iſt! .... dahinter lauert Verrath .... man will mich einſchläfern — und vielleicht nicht blos figürlich, ſondern durch einen Schlaftrunk .... und mich wegſchaffen, ... ſo oder ſo! — Welchen Grund hätte auch wohl dieſer Patriarch, mich zu vertheidigen gegen Kaiſer und Volk? ... Keinen andern als den: Er will ſich bei dem Volk beliebt machen, indem er das Aſylrecht aufrecht hält, und er will dem Kaiſer imponiren, indem er ihm ſeine geiſtliche Macht zeigt..... und dann ihn gewinnen, indem er ihm den Gefallen thut, mich auszuliefern .... damit Arcadius Ruhe habe vor ſeinen Quälern, Eudoxia und Gaïnas. Das iſt die Abſicht des Patriarchen ... o, ich durchſchaue ihn .... ich kenne die Menſchen und den Werth ihrer Großmuth! — Und wenn Oſius mich verriethe? ... Nein! das thut er nicht! ... Er iſt nicht großmüthig, der! das kann man ihm wahrlich nicht nachſagen. Aber er verdankt mir Alles und iſt mir treu wie Gold. Hab' ich ihn doch vergoldet! .... — — Er lachte in ſich hinein und beſchloß ſich ruhig zu halten bis zum dunkeln Abend.

Er legte den dunkeln Leibrock an, den man ihm ſtatt ſeiner Verkleidung gegeben hatte; er nahm Speiſe und Trank zu ſich, zur größten Freude ſeines gutmüthigen Wärters, der ſie ihm brachte; er dankte dieſem ſogar für ſeine Sorgfalt und ſetzte hinzu, er hoffe gut zu ſchlafen, denn in der geſtrigen Nacht habe er vor nagender Angſt keinen Schlummer finden können; jetzt aber ſei er ruhig. Und damit entließ er ihn.

Eutrop war aber nicht ruhig. Je weiter der Tag vorrückte, je näher der Abend kam, deſto wilder wirbelten ſich widerſprechende Vorſtellungen über ſein Gehen und ſein Bleiben durch ſeinen Sinn. Pentadia hatte friedlich ein Paar Monate im Aſyl verlebt und die Entſcheidung ihres Schickſals darin abgewartet; — weshalb ſollte er nicht daſſelbe thun? — Aber welch ein Unterſchied! für Pentadia wirkten beim Kaiſer mächtige Freunde und Verwandte; für ihn . . . mächtige Feinde. Und dann haben die Frauen auch mehr Geduld und Ergebung . . . fügen ſich leichter in die Verhältniſſe, haben Thätigkeit und Bewegung minder nöthig. Aber ich . . . . ich komme um in der Paſſivität . . . . ich muß handeln! ich nehm' es auf mit den Gefahren, die mir draußen drohen.

Mit ſolchen Gedanken vergingen die Stunden. Der Abend kam. Bald hinausgedrängt, bald zurückgehalten, ohne Vertrauen auf Gott, ohne eine höhere Abſicht, ohne guten Vorſatz, ohne irgend eine Regung, die ſeinen Willen höher geſtellt hätte, als den Inſtinkt des Fuchſes, der vor der Meute flieht —

machte Eutrop plötzlich ſeinen Schwankungen ein Ende, indem er ſeinem Gemach und dem innern Hof entſchlich. Nun befand er ſich in dem Säulengang, der den großen Vorhof umſchloß. Der Platz war einſam. Zuweilen kamen ein Paar Perſonen, zuweilen Einzelne aus der Sta. Sophia und gingen ſchweigend durch den Hof dem großen Ausgange zu. Eutrop hätte ein Menſchengewühl lieber geſehen; die Menge und das abendliche Dunkel wären ein doppelter Schutz geweſen. Jetzt mußte er ſich auf die Dunkelheit allein verlaſſen. Ohne den Hof zu betreten, ging er durch den Portikus dem Ausgange zu. Als er ſich auf dem großen Platz vor demſelben ſah, erfaßte ihn ein Schwindel. Aber er ermannte ſich. Er erkannte den Pallaſt des Patriarchen, den Pallaſt des Senates; er war alſo ſeiner Sinne mächtig, und gemäßigten Schrittes begab er ſich zur Wohnung ſeines Freundes. Er wußte, daß er bei Oſius noch Zutritt finden würde, denn dieſer liebte muntere Geſellſchaft und nächtliche Gelage. Nur würde der Thürhüter ihn vielleicht fragen, was er wolle, wenn er ihn nicht erkenne. Wenn aber! . . . — Eutrop mogte nicht weiter denken. Ich muß es darauf ankommen laſſen, murmelte er für ſich.

Er gelangte ungefährdet zum Hauſe des Oſius und der Thürhüter öffnete es, als Eutrop anpochte.

Auch fragte er, wer ſo ſpät noch komme; war aber nicht darauf vorbereitet, daß Eutrop ſich glatt und gewandt wie eine Schlange einſchieben und an ihm vorüberſchießen werde. Er bekam keine Antwort; — aber er hob ſeine Fackel höher und ſah dem Eindringling nach, der ſo gut im Hauſe Beſcheid zu wiſſen ſchien, daß er Niemand fragte, wohin er ſich zu wenden habe, um den Herrn zu finden.

Es herrſchte eine ungewöhnliche Stille und Einſamkeit; Oſius hatte alſo keine Geſellſchaft bei ſich. Ein günſtiges Ungefähr! Deshalb war wohl auch die Dienerſchaft zur Ruhe gegangen. Eutrop gelangte ungeſtört und nur durch die Dunkelheit gehemmt, zu dem Zimmer ſeines Freundes — und trat ein. Da ſtand Oſius zwiſchen Kaſten und Truhen und Werthgegenſtänden und packte dieſe in jenen zuſammen. Ein furchtbarer Schreck durchzuckte ihn, als Eutrop vor ihm ſtand.

„Was willſt Du hier?“ rief er mit gepreßter Stimme; „ich kann Dich nicht ſchützen... fort mit Dir!“

„Ganz recht! ich will auch fort.... aber Du mußt mir dazu verhelfen,“ verſetzte Eutrop bittend.

„Das kann ich nicht — ich ſelbſt will fliehen, um nicht meiner Habe beraubt zu werden, weil ich für Deinen Anhänger gelte.“

„Da thut man Dir Unrecht,“ ſagte Eutrop höhniſch.

„Fort mit Dir! ich bin beſchäftigt ... ich habe all meine Dienſtboten weggejagt, damit ſie nicht um mich herum ſpioniren!" rief Oſius. „Ich gehe noch dieſe Nacht zu Schiff und kann mich um nichts bekümmern, als um mich ſelbſt und meine Sachen."

„O nimm mich mit!" rief Eutrop flehend; „laß mich Dein Diener ſein und rette mich! ... All dieſe Schätze verdankſt Du mir .... rette dafür mein nacktes Leben."

„Unmöglich! man würde Dich erkennen und wir Beide wären verloren. Fort mit Dir in das Aſyl der Kirche ... da biſt Du ſicher!"

„Da halt' ich's nicht aus! ... da lauert der Verrath auf mich .... da grinſet der Tod mich heimlich an!" rief Eutrop verzweifelnd. „Nimm mich mit .... laß mich für Deinen Diener gelten .... oder Dein Diener ſein: aber ſei barmherzig und nimm mich mit."

„Es iſt unmöglich, ſag' ich Dir! ... der Schiffsherr nimmt Dich nicht auf."

„Er muß .... wenn Du mich für Deinen Diener ausgibſt."

„Aber, Du Unſeliger, begreife doch die Unmöglichkeit: Du kannſt ja nicht die Reiſe nach Theſſalonich bezahlen .... viel weniger die nach Hiſpalis! es iſt ein ſpaniſches Schiff; ich gehe in meine Heimath."

„Erbarme Dich und zahle die Ueberfahrt für mich!“ wimmerte Eutrop, die Hände zu Oſius erhebend. „Sieh, in Spanien, wo man mich nicht kennt — in Hiſpalis der großen Stadt ... da wär' ich geborgen .... und gern will ich mich dann auf Lebenszeit zu Deinem Sclaven machen.“

„Wärſt Du zwanzig Jahre alt, ſo ließe der Vorſchlag ſich hören. Jetzt iſt er lächerlich.“

„Wohlan! ſo thue Einmal in Deinem Leben ein Werk der Barmherzigkeit und nimm mich mit!“ rief Eutrop, fiel vor Oſius nieder und umklammerte ſeine Knie.

„Fort mit Dir! Zurück in Dein Aſyl!“ rief Oſius wüthend. „Du raubſt meine koſtbare Zeit.... ich muß meine Sachen einpacken.“

„Was ſind das für Tritte?“ rief Eutrop, ſchnellte vom Boden auf und horchte.

„Es ſind meine Träger, welche dieſe Kaſten an Bord des Schiffes bringen ſollen,“ erwiederte Oſius. „Du ſiehſt, die Zeit drängt ... alſo geh'.“

Der Thürhüter trat ein und ſagte zu Oſius, indem er auf Eutrop deutete:

„Herr! Der da iſt Schuld an Deiner Flucht und Deiner Verſtörung. Ich habe ihn erkannt und die Wache gerufen. Hier iſt der Centurio.“

Mit einem dumpfen Röcheln ſtürzte Eutrop beſinnungslos zuſammen.

Der Hauptmann trat ein, winkte ſeinen Soldaten und befahl:

„Schleppt ihn hinaus!“ Dann wendete er ſich zu Oſius und ſagte: „Und Du gehſt mit! Alle Creaturen dieſes Elenden, die auf unerlaubte Weiſe große Vermögen geſammelt haben, werden derſelben beraubt und in Verbannung geſchickt. Du warſt der Aergſten Einer; folglich trifft Dich die gerechte Strafe.“

Kreideweiß, mit bebenden Lippen, wollte Oſius ſprechen. Die Stimme verſagte. Der Centurio winkte; zwei Prätorianer traten ein und nahmen Oſius in ihre Mitte. Dann kamen die Uebrigen, füllten die Kaſten mit den Werthgegenſtänden an, die umher lagen, durchſuchten das ganze Haus, um noch mehr zu finden, und zogen endlich mit ihren Gefangenen und ihrer Beute ab.

Der Thürhüter war anfangs ſtarr vor Entſetzen über das Unheil, das er angerichtet hatte. Nach einer Weile des Nachdenkens aber ſagte er gefaßt:

„Ich werde alſo allein nach Hiſpalis gehen und wenigſtens die Sachen, die ſchon auf dem Schiffe ſind, retten .... für mich — damit ſie in guten Händen bleiben.“

◆

Vornehme Damen.

Vier Jahre waren vergangen. Ein langer Zeitabſchnitt für das kurze Menſchenleben. In dieſer Zeit war Jeder vorwärts gegangen in ſeiner Richtung, zu ſeinen Zielen. Klar und ſcharf begränzt lag das Reich der Welt und das Reich Gottes ſich gegenüber. Dort war Eudoxia Königin; hier Olympia; — Jene als Auguſta und Beherrſcherin des Morgenlandes; — dieſe als Diaconiſſin.

Auch unter dem Clerus war derſelbe ſchneidende Gegenſatz. Der Boden von Conſtantinopel mit dem glänzenden Hof, mit dem Luxus und der ſchwelgeriſchen Pracht der Großwürdenträger; mit den Cabalen und Intriguen um Gunſt, Einfluß, Amt, Anſehen, Vermögen und wie die tauſend Ziele des Ehrgeizes heißen mögen! zu gewinnen; mit jener Erniedrigung der Charactere, die unfehlbar dort eintritt, wo in letzter Inſtanz — das Geld den Ausſchlag gibt und Geldgier die eigentlichſte Triebfeder jedes Strebens iſt: ein ſolcher Boden war der Entwickelung niedriger Leidenſchaften ſehr günſtig und ſein Einfluß erzeugte eine große moraliſche Kränklichkeit, der ſich nicht Alle, vielleicht nur Wenige ungefährdet ausſetzen durften.

Der Patriarch Johannes Chryſoſtomus vermogte es nur dadurch, daß er ſich gegen jene Einflüſſe ſtreng abſchloß. Nur wenn ein Geſchäft oder ein Anliegen es ihm zur Pflicht machte, oder wenn er gerufen wurde, erſchien er vor dem Kaiſer und der Kaiſerin; aber nie bei einem Feſtmahl, nie bei einem der hohen Beamten, nie bei deren Gelagen und Schmauſereien, die eine ſybaritiſche Luft durchwehte. Er wollte lieber für ungeſellig gelten, als an üppiger Geſelligkeit Theil nehmen. Er blieb in ſeiner Asceſe und in ſeiner Abgeſchiedenheit von Allem, was Luſtbarkeit war; dennoch aber in tauſendfachem Zuſammenhange mit den Menſchen durch die Wohlthaten, die er ihnen geiſtiger und leiblicher Weiſe mit unerſchöpflicher Freigebigkeit ſpendete. Ein Theil des Clerus hing feſt an ihm und folgte ſeinem Beiſpiele; ein anderer Theil ſchlug die entgegengeſetzte Richtung ein und war ihm feindlich.

Feindlich auch ſtanden manche Biſchöfe ihm gegenüber, die ſich in Privat- oder in Kirchenangelegenheiten in Conſtantinopel aufhielten, um am Hoflager perſönlich ihre Sache zu vertreten. Gerade das, was Chryſoſtomus verſchmähete, der Glanz des Patriarchenſitzes in der Kaiſerſtadt, lockte und blendete ſie, und da ſie in den hohen Kreiſen Gönner und Freunde hatten und zu haben ſuchten, ſtieg in Manchen von ihnen der Wunſch auf, jenen Sitz einzunehmen. Eudoxia liebte den Patriarchen nicht. Ihr Stolz, ihre Herrſchſucht hatten ſich mächtig entwickelt; ſeine Demuth, ſeine Selbſtverleugnung erſchienen ihr wie ein lebendiger, andauernder Vorwurf. Sie fürchtete ihn; theils, weil er inſofern eine Macht war, als das Volk mit gränzenloſer Verehrung an ihm hing; theils, weil er es für ſeine Pflicht hielt, bei vorkommender Veranlaſſung auch den Großen, auch der Auguſta, die Wahrheit zu ſagen. Deshalb bewies ſie ihm zuweilen große Ehrerbietung, wie ſie auch zuweilen Anwandlungen von großer Frömmigkeit hatte. Aber launenhaft und eigenwillig wie ſie war, ſprang ſie unter dem augenblicklichen Einfluß einer Stimmung, einer Leidenſchaft, von einem Gegenſatz zum andern über; — und zuweilen durfte der Patriarch nicht einmal vor ihr genannt werden.

Jetzt eben war ſie in höchſter Aufregung gegen ihn; — und nicht ſie allein, ſondern die ganze elegante Frauenwelt von Conſtantinopel. Einige dieſer Damen, die ſie täglich im vertrauten Kreiſe ſah, waren bei ihr, und die hübſche Thaïs, die in erſter

Reihe der Eleganten durch Luxus und Verſchwendung glänzte und eben dadurch ein Liebling der Kaiſerin war, ſagte:

„Wäre ich Auguſta: ſo würde ich dem goldenen Munde zur heilſamen Buße ewiges Stillſchweigen auferlegen.“

„Man kann nicht Alles, was man mögte,“ verſetzte Eudoxia.

„Wie das unzart iſt, ſich um den Anzug der Damen zu bekümmern,“ ſagte Eugraphia wegwerfend. „Das ſchickt ſich gar nicht für einen Patriarchen. Wäre er wirklich ſo heilig, wie er ſich den Anſchein gibt, ſo würde er von dem Schnitt unſerer Kleider nicht mehr als ein Blinder wiſſen.“

„Es iſt erniedrigend für die Sta. Sophia,“ rief die ſtolze Marſa, „daß in ihren Mauern gegen die Ueppigkeit der Frauentracht gepredigt wird. In einem ſolchen Dome darf nur von erhabenen Dingen gepredigt werden, von den heiligen Myſterien der Religion, oder gegen Secten und Häreſie. Dann hör' ich ihn gern, den Patriarchen! ... dann iſt er großartig ... ich laſſe ihm alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber er bleibe auf dem Gebiet der Lehre und das Leben überlaſſe er uns. Zu unſerm Leben gehört nun einmal Glanz und Luxus!“

„Wohin käme man mit dieſen aſcetiſchen Anſichten!“ rief Eudoxia. „Handel, Gewerbe, Kunſt, ja eine Menge von Handwerken würden durch ihre Anwendung zu Grunde gehen! Wir heben ſie, wir beſchützen ſie, wir rufen ihren Wohlſtand hervor; — iſt das Verſchwendung? — Kluge Anwendung des Vermögens iſt es! Ich lobe Euch Alle darum! Man kann in verſchiedener Weiſe die Glücksgüter vernünftig, d. h. ſo anwenden, daß ſie möglichſt Vielen zu gut kommen. Der Eine baut Palläſte, der Andere Kirchen. Dieſer ſpendet Almoſen, Jener ſorgt, daß die Kaufleute ihre koſtbarſten Stoffe, daß die Juwelenhändler ihre Diamanten verwerthen. Ich thue das Alles; .... aber nicht Jede von Euch kann das. Deshalb iſt es am paſſendſten, das zu wählen, was Euch am Nächſten und was ſo recht im Mittelpunkte des weiblichen Intereſſe liegt."

„Irre ich nicht, ſo predigte der Patriarch hauptſächlich gegen die Unſittlichkeit der Tracht und gegen die Eitelkeit, die den Körper zu einem Idol macht, welches mit Flittertand geſchmückt wird," ſagte eine ruhige Stimme.

„Ah, Gunild!" rief die Kaiſerin, „warſt Du in der Predigt des Patriarchen?"

„Ja," erwiederte Gunild. „Ich gehe zuweilen hin, weil Du es wünſcheſt, und mir geht es dabei ganz anders, als Marſa es findet: die Myſterien ſprechen mich nicht an; kommt er aber auf die Praxis des Lebens, ſo bewundere ich ihn."

„Gunild hat noch von ihrer gothiſchen Heimath her andere Ideen als wir," ſagte Thais mitleidig.

„Beſonders einen andern Glauben, denn ſie iſt nicht getauft," ſetzte Marſa ſcharf hinzu.

„Beides iſt richtig," erwiederte Gunild, „hält mich aber nicht ab den Mann zu bewundern, der muthig den Finger auf die Wunden der Zeit legt — auch wenn er ſie bei den Großen und Mächtigen findet. Er wies den tiefen innern Zuſammenhang dieſer Eitelkeiten mit einer Welt nach, die nur nach Gold, Vergnügen und Genuß jagt."

„Da thut er uns ſehr unrecht!" rief Marſa, „wir beſchäftigen uns mit ſehr ernſten Dingen,"

„Das ſollte ich meinen!" ſagte Eudoxia, und in ihren ſtrahlenden Augen ſprühten Funken des Zornes auf. „Ich bedarf der Erholung, der Erheiterung nach tauſend ernſten, ſchwierigen Geſchäften. Iſt das Vergnügungsſucht?"

„Herrin!" erwiederte Gunild ruhig; „der Patriarch hat nur eine Richtung bezeichnet — keine Perſonen; und ich gebe nur das wieder, was er geſagt hat."

„Er mögte uns Alle zu Ascetinnen machen und uns in irgend einer Wüſte oder Zelle einſperren!" ſagte Thais entrüſtet.

„Bei Dir würde er dies Wageſtück vielleicht verſuchen,“ entgegnete Eugraphia, die eine ſehr geringe Meinung vom Verſtande der ſchönen Thaïs hatte.

„Durch ſolche Predigten beſſert der Patriarch Niemand und thut ſich ſelbſt den größten Schaden, indem er ſich die Gemüther entfremdet. Mein Gott! ein Mann in ſeiner Stellung muß die Menſchen an ſich ziehen — auch wenn ſie nicht ſo vollkommen ſind, wie er es in ſeinem heiligen Eifer wünſchen mögte. Dieſe eiſerne Strenge ſtößt zurück,“ ſagte Eudoxia.

„Wie ganz anders predigte und benahm ſich Severian!“ rief Marſa.

„Ah, Severian!“ riefen die Damen im Chor.

„Hätte ſich der Biſchof von Gabala von ſeinem ſyriſchen Accent losmachen können,“ ſetzte Thaïs hinzu, „ſo wäre er der erſte Prediger aller vergangenen und kommenden Jahrhunderte. Aber es ſoll ja keine Vollkommenheit auf Erden geben!“

„Ja, Severian! das war ein anderer Mann!“ rief Eudoxia. „Mit dem war Verſtändniß möglich .... den konnte man um Rath fragen .... da prallte man nicht beſtändig gegen Grundſätze an, welche vielleicht für Einzelne taugen, aber unanwendbar in großen und verwickelten Lebensverhältniſſen ſind.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Gunild, „Chryſoſtomus hat hohe Ideale.“

„Uebertriebene Begriffe hat er und übertriebene Forderungen ſtellt er!“ rief Marſa. „Wie behandelt er den jungen Clerus!“ ... —

„Ah!“ unterbrach Eudoxia; „in dem Punkt billige ich ſein Verfahren! Er gibt ſtrenge Vorſchriften — und wer ſie übertritt, wird geſtraft .... mit Recht; denn leichtfertige und verbrecheriſche Prieſter untergraben bei der Maſſe des Volkes die Ehrfurcht vor der Religion und das Anſehen der Kirche — und das thut ungeheuern Schaden. Nein! über den Clerus wache und walte der Patriarch mit ſtrenger Zucht: das iſt ſein Amt, ſeine Pflicht. Aber um unſere Toilette bekümmere er ſich nicht.“

„Das hängt bei ihm Alles eng zuſammen,“ verſetzte Marſa. „Er iſt herrſchſüchtig im großen Styl. Kann er nicht Länder — ſo will er Seelen beherrſchen, vom Cäſar-Auguſtus an bis zu dem unbekannteſten Mönch in ärmſter Zelle. Gewiß iſt es gut, den Unordnungen im Clerus vorzubeugen; fallen ſie aber vor, ſo ſei man nachſichtig.“

„Der Anſicht bin ich durchaus nicht!“ rief Eudoxia.

„Auch der Prieſter iſt ein Menſch!“ ſagte Eugraphia ſo pathetiſch, als habe ſie eine ganz neue, nie gehörte Wahrheit gefunden.

„Eben darum werde er auch geſtraft wie ein anderer Menſch,“ verſetzte Eudoxia. „Es iſt ſehr weiſe von dem Patriarchen, daß er die Beſtrafung des Schuldigen übernimmt, wenn die weltliche Gerechtigkeit ihn nicht erreicht. Ich beklage aufrichtig, daß in Deiner Verwandtſchaft, Eugraphia, und bei einem Deiner Schützlinge, Marſa, ein ſolcher Fall vorgekommen iſt — aber ich kann nicht anders, als das Verfahren des Patriarchen billigen.“

„Ein ſo begabter Jüngling wie Eugenius hätte der Kirche zur Zierde gereicht, ſollte ich meinen,“ ſagte Eugraphia empfindlich.

„Wenn er ſich hätte beſſern wollen — ja!“ entgegnete die Kaiſerin. „Aber er wollte nicht. Er trotzte dem Patriarchen und trat mit Verleumdungen gegen ihn auf. Nein, gute Eugraphia, von Deinem armen Neffen laß uns ſchweigen. Er iſt noch aus der Schule des Patriarchen Nectarius, der auch mehr von einem römiſchen Senator, als von einem Biſchof hatte.“

„Und darin ſollte die hochherzige Auguſta keine Entſchuldigung für Eugenius ſehen?“ fragte Eugraphia.

„Doch! .... aber weder eine Rechtfertigung, noch ein Zeugniß für ſeinen Beruf. Der Patriarch hat ihm gegenüber ſeine Pflicht gethan.“

„Aber der Patriarch behauptet, daß er auch uns gegenüber Pflichten habe,“ ſagte Marſa. „Du hörteſt ſeine Predigt, Gunild .... Du wirſt es bezeugen. Er will uns Vorſchriften geben, wie ſeinem Clerus — nur auf einem andern Felde.“

„Er hat geſagt,“ erwiederte Gunild, „Gott habe ihn zum Wächter der Seelen beſtellt für Männer und Frauen, für Junge und Alte, für Reiche und Arme, für Vornehme und Geringe; und dies Amt zwinge ihn durch Warnung, Tadel, Rüge und Ermahnung, jeder Verkehrtheit ihren Spiegel vorzuhalten, damit ſie in ſich gehe und zum Beſſern wende!“

„Solche Anſicht iſt empörend,“ ſagte Marſa. „Von den Untugenden der Armen und Geringen darf man predigen, denn es gibt deren eine ſolche Menge, daß es Keinem einfällt, die Rüge auf dieſe oder jene Perſönlichkeit zu beziehen. Bei vornehmen Leuten iſt es etwas ganz Anderes! ihrer ſind, vergleichsweiſe, nur Wenige. Jedermann kennt ſie, kennt ihre Neigungen, ihre Liebhabereien, ihre Verhältniſſe, ihre Beſchäftigungen. Wird von ihren Untugenden gepredigt, ſo wird die große Maſſe nicht ermangeln Perſönlichkeiten zu nennen, welche dieſe und jene Rüge verdient hätten, und auf welche die ganze Predigt gemünzt geweſen ſei. Ich bin überzeugt, daß in ganz Conſtantinopel Alles mit einer Stimme ſchreit: Endlich einmal hat die Auguſta, haben die Damen ihrer Umgebung, die Wahrheit gehört bezüglich ihrer Verſchwendung und frechen Kleiderpracht! — Wozu das? wir kleiden uns dennoch wie es uns beliebt!"

. „Dieſer unbeſcheidene Eifer, der ſich in Dinge miſcht, welche außerhalb der Sphäre des Predigers liegen, darf nicht geduldet werden!" ſagte Eudoxia entrüſtet. „Der Patriarch nimmt ſich ohnehin die Freiheit, mir zuweilen wahrhaft beleidigende Vorſtellungen zu machen."

„O Du herrliche Auguſta!" rief Thaïs entzückt; „räche Dich und uns .... und laß ihm einen derben Verweis zukommen."

„Meine arme Thaïs," ſagte die Kaiſerin mitleidig, „Du ſollteſt wiſſen, daß man mit einem Patriarchen nicht wie mit einem Kämmerling umgeht. Es würde auch gar nichts fruchten! Er würde ſich auf Pflicht und Gewiſſen und ich weiß nicht was für hohe Dinge berufen .... und ſeine Predigten fortſetzen."

„Du willſt alſo ſeine Unbeſcheidenheit dulden?" fragte Thaïs ſtaunend.

„Man muß die Sache anders anfaſſen," ſagte

Eudoxia abbrechend. „Was gibt es Neues in der Stadt?“

Ehe aber noch dies Geſpräch in Fluß kam, wurde gemeldet, daß der Kaiſer nahe. Eudoxia entließ die Damen und ging ihrem Gemahl entgegen. Er trat ein, halb verſtimmt, halb verlegen, ſo daß Eudoxia ſogleich erkannte, daß die Sache die ihn beläſtige, ſich auf ſie beziehe. Sollte ihn die Predigt des Patriarchen verdrießen? .... hatte irgend einer ihrer Schützlinge eine Thorheit .... vielleicht gar ein Verbrechen begangen?

„Du ſiehſt bekümmert aus, geliebter Herr,“ ſagte ſie zärtlich; — „wie danke ich Dir, daß Du kommſt, um mir Deinen Kummer mitzutheilen.“

„Er betrifft Dich ſelbſt, Eudoxia,“ erwiederte der Kaiſer zögernd.

„Mich?“ rief ſie heiter; — „nun, das iſt gut! dann bin ich gewiß, ihn bald zu verſcheuchen; denn was es auch ſei — ich werde das Gegentheil von dem thun, was Dich betrübt.“

„Nein, Geliebte, nicht Du betrübſt mich,“ ſagte Arcadius, „Du biſt das Licht meiner Augen und die Freude meines Herzens. Aber ich hatte Briefe von meinem Bruder. Er iſt in Rom; er hat dort einen triumphirenden Einzug mit ungeheurem Gepränge gehalten, um die Römer zu beſänftigen, welche die Verlegung des Hoflagers von Mailand nach Ravenna mißbilligten. Unſere Schweſter Placidia und unſer Vetter Eucherius wandelten vor ſeinem Triumphwagen“ .... —

„Aber was kümmern mich die Schattenſpiele, die der Cäſar-Auguſtus des Abendlandes in Rom aufführt!“ rief Eudoxia. „Ich gönne ſie ihm gerade ſo gern, wie ich Dir, o Herr, wahre und wirkliche Triumphe wünſche.“

„Der Auguſtus des Abendlandes hat nicht Deine hochherzige Geſinnung. Du gönnſt ihm die Ehren, die ihm widerfahren .... er mißgönnt Dir die Deinen.“

„Ah! wie das?“ rief Eudoxia, und lichtes Roth flammte über ihr ſchönes ſtolzes Antlitz.

„Du weißt, es war bisher nicht gebräuchlich, die Bildſäulen der Kaiſerinnen ſo feierlich in die Provinzen zu ſchicken, wie die der Kaiſer. Manche Städte errichteten die Bildſäule einer Kaiſerin, wie Antiochien die meiner Mutter Flaccilla; aber die Ueberſendung der Bildſäule als kaiſerliches Geſchenk — und der feierliche Empfang derſelben durch die obrigkeitlichen Perſonen, ſo wie die öffentlichen Feſte, die bei der Errichtung ſtatt fanden, waren bis jetzt das Vorrecht der Kaiſer. Für Dich habe ich eine Ausnahme gemacht, weil Dein Geiſt und Deine Geſinnung kaiſerlich und folglich kaiſerlicher Ehren würdig ſind — und weil es mir eine Freude iſt, Alles mit Dir zu theilen, was Dich in den Augen des Volks erhöhet, da Du ja mit mir alle Sorgen der Herrſchaft theilſt. Dies Verfahren tadelt mein Bruder. Er findet es nicht weiſe, die äußere Kluft, die zwiſchen der Majeſtät des Cäſar-Auguſtus und der übrigen Menſchheit beſteht, durch ein weibliches Weſen überſchreiten zu laſſen. Die Völker könnten dadurch mißtrauiſch werden, ob nicht etwa Frauenhände das Staatsruder führten, was eine unerträgliche Demüthigung für das Reich ſei und die Ehrfurcht vor dem Kaiſer und dem Thron ſchwäche. Ehrgeizige Frauen könnten dies Vorrecht auf entſetzliche Weiſe mißbrauchen. Man könne nicht der einen Kaiſerin verſagen, was man der andern gewährt habe. Deine Nachfolgerinnen, ſo wie die abendländiſchen Kaiſerinnen, würden ſich von nun an alle auf Eudoxia berufen, um als ein Recht in Anſpruch zu nehmen, was nur der Ausfluß der Gunſt eines allzu zärtlichen Gemahls ſei. Du begreifſt, wie ſehr dieſe Mißbilligung mich verſtimmt.“

„Erlaube mir, Dir zu ſagen, geliebter Herr, daß Du darin Unrecht haſt,“ entgegnete Eudoxia lächelnd.

„Wer Dich kränkt, verwundet mein Herz,“ ſagte Arcadius.

„Das darf nicht ſein!“ rief ſie lebhaft. „Es kommt darauf an, von wem die Kränkung ausgeht .... und hier iſt es ja augenſcheinlich, daß Honorius ſchrieb, was Stilicho dictirte .... Stilicho .... oder Serena.“

„Meinſt Du?“ fragte Arcadius erheitert und ganz bereit, auf Eudoxia’s Anſicht einzugehen.

„Ich bin deſſen gewiß!“ ſagte ſie entſchieden. „Daß Stilicho den Kaiſer und das Reich des Abendlandes beherrſcht, weiß leider! die ganze Welt. Daß Serena, als Nichte des großen Theodoſius, einen ſtarken Familienſtolz hat und nicht ganz die Demüthigung verſchmerzen kann, nicht ſelbſt irgendwie Auguſta geworden, ſondern nur die Gemahlin des Vandalen Stilicho zu ſein; — daß ihre kühne Herrſchſucht von großem Einfluß auf Stilicho iſt . . . auch das weiß die Welt. Serena kann es nicht ertragen, daß Deine Liebe, mein Arcadius, mich auf eine Höhe ſtellt, zu welcher noch keine Kaiſerin erhoben wurde. Betrübe Dich alſo nicht. Honorius iſt nur ein Werkzeug, nur ein Name; — iſt zu ſchwach, um eine Mißgunſt zu ſpüren, die ſogar in die Zukunft hineinreicht. Nein! Serena regte Stilicho auf; Stilicho verabſcheut Alle, die ſich ſeiner Oberherrſchaft nicht unterwerfen — alſo ganz beſonders Dich und, da ich von meinem Kaiſer unzertrennlich bin, auch mich .... ſo wie all unſer Handeln und Thun. Er war's, der dem Kaiſer Honorius jenen Brief eingab. Von Deinem Bruder hätte die Mißbilligung Dich freilich mißſtimmen können; doch nimmermehr von dieſem Vandalen. Vergiß das Schreiben aus Rom .... und komm' mit mir. Der Abend iſt lieblich und lockt zu einer Waſſerfahrt. Die Kinder ſollen uns begleiten .... das wird Dich ganz erheitern — nicht wahr?"

Sie umſchlang ſeinen Arm und führte ihn fort.

◆

Was man lieben ſoll.

Von herrlichen Gärten umgeben, lag der Conſtantiniſche Pallaſt auf der äußerſten Landſpitze an der Mündung des Bosporus in die Propontis. Dichte immergrüne Lorbeerhecken umſäumten den Garten an der Waſſerſeite und herrliche Platanen und Sycomoren ſenkten ihre Zweige in den blauen Meeresſpiegel, während Pinie und Ceder ihr dunkles, ſchroffes Geäſt hoch und ſtolz über die friſche Belaubung der andern Bäume emporſtreckten. An verſchiedenen Stellen waren die Lorbeerhecken von breiten Marmortreppen unterbrochen, auf denen Statuen von Nymphen und Meergöttern ſtanden und deren Stufen zum Meer hinabführten, wo die Barken bequem anlegten.

Zu einer ſolchen Barke führte Eudoxia den Kaiſer. Sie war zierlich geſchnitzt und vergoldet. Teppiche bedeckten den Boden, Polſter von purpurfarbener Seide die Sitze. Ein breiter Baldachin von weißer Seide, den vergoldete Stäbe trugen, ſpannte ſich über den etwas erhöhten Hintertheil der Barke aus. Dort nahm der Kaiſer Platz und neben ihm Eudoxia, mit ihrer noch ganz kleinen Tochter Marina auf dem Schoß, während vier andere kleine Kinder, ein Knabe und drei Mädchen, ſich an ſie ſchmiegten. Sie ſah wunderſchön aus, ſtrahlend von Liebreiz und Glück. Das fand auch Arcadius. Sie hatte einen unwiderſtehlichen Zauber für ihn, und als die weißgekleideten Ruderer auf dem Vordertheil, taktmäßig und kräftig die Wellen zertheilten und die Barke dahinflog wie ein großer fabelhafter Waſſervogel, vergaß er alle Sorgen des Kaiſers und alle Bedrängniſſe des Reichs, während Eudoxia keineswegs vergaß, ſeine Stimmung ſo zu benutzen, wie es ihren Plänen günſtig war.

In andern Barken folgten die Damen der Kaiſerin und die Kämmerer. Unter ihnen befand ſich Amantius. Immer höher war er in Eudoxia's Gunſt geſtiegen, ſo daß ſie zum Oberkämmerer ihn gemacht hatte. Ausgeglichene Gegenſätze machen — abgeſehen ſogar von der ſittlichen Schönheit, die ihnen zu Grunde liegt — einen Character intereſſant, zuweilen groß. Unausgeglichene — machen ihn launenhaft, unzuverläſſig, unberechenbar, ſelbſt in ſeinen guten Neigungen. Letzteres war der Fall bei Eudoxia. Sie hatte eine hohe Achtung vor Amantius, weil ſie ſich eines Gefühls von Bewunderung ſeiner Uneigennützigkeit, ſeiner geraden Einfachheit, ſeiner Aufrichtigkeit um ſo weniger erwehren konnte, als ſie klug genug war um einzuſehen, wie ſehr dieſe Eigenſchaften den Perſonen ihrer Umgebung fehlten. Dafür hatten dieſe aber eine Eigenſchaft, von der Amantius nicht den kleinſten Anflug hatte und die ſie ebenfalls ſehr hoch ſchätzte: ſie verſtanden zu ſchmeicheln, mit Worten, mit Handlungen. Eudoxia ſchwelgte in dem Weihrauch, den man ihr, wie einem Götterbilde, darbrachte; ſie verlangte ihn ſo ſehr, daß ſie ihn als eine Beleidigung vermißte. Nur Amantius war davon ausgenommen. War ſie ſehr gut gelaunt, ſo durfte er ſogar eine leiſe Bemerkung wagen, die ſie von Niemand ſonſt, als etwa von Gunild, ohne Zorn hingenommen hätte.

Aber bei Gunild hatte es einen andern Grund. Gunild mit ihrem ſchroffen Character, unbeugſam, ja ſtörriſch, aber aufrichtig und wahr, imponirte ihr. Dieſe gerade, feſte Linie zwiſchen all' den verwickelten Schlangenwindungen des eigenen Lebens und der Welt, erſchien ihr ganz wunderbar. Dazu kam ihr lebhafter Wunſch, Gunild, die Arianerin, zum katholiſchen Glauben bekehrt zu ſehen; und endlich Theilnahme mit dem Schickſal des jungen Mädchens. Ein dankbares Gefühl für Gaïnas, der ihr eine mächtige Hülfe für Eutrops Sturz geweſen war, ſetzte ſich in zärtliche Theilnahme für ſeine verwaiſte Tochter um.

Gaïnas war nicht zufriedengeſtellt geweſen durch Eutrops Verbannung nach Cypern. Er drang auf die Hinrichtung des Armſeligen und ertrotzte ſie von Arcadius. Die Günſtlingsſtelle aber, die er ebenfalls zu ertrotzen verſuchte, war allzu feſt von Eudoxia eingenommen. Da ging ſein Ehrgeiz weiter. Der Purpur des Auguſtus ſchwebte ihm lockend vor. Er war Oberbefehlshaber der Armee und empörte ſich mit ihr in Bithynien. Aber der Aufruhr mißglückte. Ein Unterfeldherr blieb dem Kaiſer ergeben. Gaïnas wurde geſchlagen. Er floh nach Möſien, fiel dort den Hunnen in die Hände, welche die Gothen feindlich bedrängten — und wurde von ihnen um's Leben gebracht. Sein abgeſchnittenes Haupt ſchickten ſie nach Conſtantinopel, wo die Bevölkerung es jauchzend und mit Freudenfeſten empfing, denn er hatte einmal die Stadt von ſeinen Gothen plündern laſſen.

Gunild litt Namenloſes. Ihr Vater war ihr Abgott geweſen. Gothe ſein — und edel ſein, war in ihrer Vorſtellung gleichbedeutend. Darum hing ſie auch leidenſchaftlich an ihrem Volk und an deſſen Glauben. Der Arianismus mußte die wahre Religion ſein, denn es war die der Gothen: ſo folgerte ſie. Darum ſehnte ſie ſich von Conſtantinopel hinweg nach Theſſalien, an die waldigen Ufer der rauſchenden Donau, wo ſie doch nur die erſten Jahre ihrer Kindheit verlebt hatte. Dort wähnte ſie Alles zu finden, was ihrer nach dem Idealen verlangende Seele unbeſtimmt vorſchwebte. Aber die Empörung ihres Vaters machte ihren Träumen von unbedingter gothiſcher Vollkommenheit ein furchtbares Ende. Wie oft hatte ſie früher ſtolz geſagt, wenn die Römer und Griechen mit Verachtung von den „Barbaren“ ſprachen:

„Ein Barbar hat den Thron des morgenländiſchen Kaiſers, nach welchem Rufinus trachtete, dem Sohn des Theodoſius erhalten, und hat die Stufen des Thrones von dem unwürdigen Günſtling Eutrop befreit.“

Als aber ihr Vater die Hand nach dem Purpur ausſtreckte — da beweinte Gunild viel mehr ſeine That, als ſeinen Tod — da erkannte ſie, daß der Gothe denſelben Verſuchungen erliegen, denſelben Sturz thun könne, wie der Grieche, daß ihm weder ſein Arianismus, noch ſein gothiſches Blut das Patent der Vollkommenheit gebe —

und mit ſtiller Verzweiflung fragte ſie ſich: Was kann ich nun lieben? — was nun ehren?“

Sie verlangte jetzt nicht mehr nach den Niederlaſſungen der Gothen in Theſſalien zurückzugehen. Sie hielt es vielmehr für eine Ehrenſache, bei der Kaiſerin zu bleiben und die Treuloſigkeit ihres Vaters durch Ergebenheit gut zu machen. Da ſie aber auf keinem Punkte und in keiner Richtung mit ihrer Umgebung übereinſtimmend dachte und fühlte, und nichts hatte, woran ſie ſich halten und anranken konnte: ſo befand ſie ſich in einer Vereinzelung, deren Wucht zu Zeiten ihr junges Herz mit tiefer Melancholie erfüllte.

Eudoxia wünſchte ſehnlichſt, Gunild von der arianiſchen Irrlehre loszumachen, und ſagte ihr oft, der Arianismus ſei nicht das wahre, das vollkommene Chriſtenthum. Früher hatte Gunild dagegen behauptet, er ſei es! Das that ſie nicht mehr. Sie ſagte nun, der Arianismus und der Katholizismus wären beide gut, wenn man ſie gut anwendete. Und weiter nichts. Jede Annäherung an die Kirche wies ſie zurück, und um ſo mehr, als ſie eine tiefe Abneigung gegen den Patriarchen hatte. Denn als ihr Vater ein Gotteshaus für die Arianer innerhalb der Mauern von Conſtantinopel von Arcadius begehrte und dieſer es kaum abzuſchlagen wagte, war der Patriarch dazwiſchen getreten mit der Erklärung: der Kaiſer könne große Dienſte mit großen Belohnungen vergelten, doch nie mit der willkürlichen Aufhebung eines Geſetzes. Theodoſius habe allen Secten gottesdienſtliche Zuſammenkünfte in den Städten geſetzlich unterſagt, und es ſei kein Grund vorhanden, um für die Arianer eine Ausnahme zu machen. Dabei blieb es. Gunild wollte zuweilen in dieſer Verweigerung den Grund zu ihres Vaters Empörung ſehen; allein ihr gerader Sinn ſträubte ſich gegen eine ſolche Entſchuldigung, die keine war. Dennoch konnte ſie die Abneigung gegen Chryſoſtomus nicht überwinden, ohne jedoch an den Anfeindungen Theil zu nehmen, welche nur zu oft in der Umgebung der Kaiſerin gegen ihn laut wurden.

In dieſer Umgebung war Gunild ein fremdartiges unverſtandenes Element. Niemand begriff, weshalb ſie nicht fröhlich war, den Putz liebte, von der Kaiſerin Geſchmeide und Geſchenke aller Art, oder eine glänzende Vermählung ſich erſchmeichele. Eudoxia war ja freigebig für ihre Schützlinge, ihre Schmeichler und Freunde — wenn nicht mit Gold, was ſie ſelbſt im Uebermaß brauchte: ſo doch mit Stellen, mit Beförderungen, mit einträglichen Aemtern. Das wußte der ganze Hof; das benutzte jeder Einzelne für ſich ſelbſt und für ſeine Freunde und Schützlinge, ſo daß Eudoxia der Mittelpunkt eines ungeheuern Gewebes von Begünſtigungen war, das ſich über das ganze Reich verzweigte. Dabei fielen ſelbſtverſtändlich die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten vor. Es wurden unſchuldige Menſchen fälſchlich angeklagt und ohne gründliche Unterſuchung des Sachverhaltes ihres Vermögens beraubt, das Eudoxia an ſich nahm. Sie empfing gern koſtbares Geſchmeide zum Geſchenk als ein Zeichen huldigender Ehrfurcht; dafür war ſie dankbar, indem ſie den Schenkgebern Stellen anwies, welche ſie andern Männern nahm. Das Alles ſah und durchſchaute Gunild und fern hielt ſie ſich von dem Haſchen und Jagen nach Gütern, die keinen Reiz für ſie hatten. Eine Vermählung ſchlug ſie aus. Sie ſagte, ſie ſei zufrieden auf ihrem Platz.

Jetzt befand ſie ſich in derſelben Barke mit Amantius, der ein tiefes Mitleid mit dieſem jungen einſamen Weſen — aber ſelten Gelegenheit hatte, ſich ihr zu nähern. Er fragte ſie:

„Wirſt Du mit uns die Wallfahrt nach Drypia machen, edle Gunild?“

„Nur dann, wenn die Auguſta meine Begleitung begehrt,“ antwortete Gunild. „Da ſich aber ohne Zweifel Maſſen von Damen dazu drängen werden, ſo hoffe ich, daß ſie es nicht begehren wird. Aber ſage Du mir, ob Du die Lehre der Akademiker, daß keine Lehre unumſtößlich feſt ſtehe, kennſt.“

„Ich kann es nicht leugnen,“ verſetzte er lächelnd.

„Und ſpricht ſie Dich nicht an?“ fragte ſie weiter.

„Für philoſophiſche Probleme und ſophiſtiſche Axiome iſt ſie richtig; — da ich aber wenig Zeit habe, mich mit ſolchen Fragen zu beſchäftigen, ſo lege ich auf das Für und Wider keinen großen Werth.“

„Ich dachte, Du legteſt einen großen Werth auf die Erkenntniß der Wahrheit.“

„Ja,“ ſagte Amantius; „aber die abſolute Wahrheit liegt in einer andern Sphäre und wird vom Zweifel nur inſofern berührt, als er dazu dienen kann, ihre Unumſtößlichkeit klar zu machen.“

„Alſo Dich ſpricht die Lehre der Akademiker nicht an?“

„Ich ſollte meinen ... Dich ebenſo wenig, edle Gunild. Die vernünftige Seele begehrt Gewißheit. Sie kann im Zweifel ſein, wie der Wanderer auf einer Brücke, die über einen Abgrund auf ſichern Boden führt: ſie verbleibt nicht darauf.“

„Doch! wenn ſie Enttäuſchungen fürchtet! und wo wären die nicht!“ verſetzte Gunild.

„Das wäre ja feig,“ entgegnete er. „Das Leben iſt eine Kette von Enttäuſchungen über uns ſelbſt und über Andere.“

„O! das iſt aber entſetzlich traurig!“ rief Gunild und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Wie man es nimmt,“ entgegnete er ſanft. „Illuſionen ſind Feſſeln, die unſern Fuß — ſind Binden, die unſer Auge von der Wahrheit, oder vom Verlangen nach Wahrheit zurückhalten. Kann das traurig ſein, wenn eine ſolche Feſſel, eine ſolche Binde gelöſt wird?“

„Du ſprichſt wie Jemand, der keine Ideale in Staub zerfallen ſah!“ rief ſie.

„Sind unſere Ideale im Einklang mit der ewigen Wahrheit,“ verſetzte Amantius, „ſo zerfallen ſie nicht in Staub. Zerfallen ſie aber .... ſo waren es Illuſionen .... Träume ....“ —

„Die man geliebt hat!“ unterbrach Gunild ſchmerzlich.

„Was liebt man nicht, wenn man nicht weiß, was man lieben ſoll!“ entgegnete er.

„Und das ſcheint Niemand zu wiſſen — wenn man nach dem, woran die Menſchen ihr Herz hängen, urtheilen darf,“ erwiederte ſie gereizt.

„Das iſt richtig!“ ſagte Amantius ruhig.

Es war ein herrlicher Abend. Frühlingsluft durchathmete, Frühlingslicht durchſtrahlte die ganze Natur. Wie Blumenbeete ſtiegen die Ufer der Propontis aus den ſilberblauen Fluten auf. Zwiſchen ihnen, auf der Seite von Thracien, lag die prächtige Stadt, wie die ſchöne Sultanin eines morgenländiſchen Märchens, die ihre marmorweißen

Füße im Meere badet. Ueber ihnen, auf der Seite von Bythinien, ragte die Marmorpyramide des Olymp auf, wie ein Flüchtling, der von der ſchönen glänzenden Erde zum ſchöneren, glänzenderen Himmel ſtrebt. Aber Niemand beachtete das großartige Naturbild. Man plauderte, man lachte, man hatte tauſend Thorheiten zu ſagen, zu hören.

„Nur Du biſt ſchweigſam, Gunild,“ ſagte ein junges Hoffräulein, indem ſie ſich zurückwendete und ihre Hand auf Gunildens Schulter legte.

Dieſe ſaß ruhig auf einem niedrigen Polſter, hatte die Hände um die Knie geſchlungen und blickte träumeriſch in das abendliche Zauberbild.

„Woran denkſt Du nur, um ſo ſchweigſam zu ſein?“ ſetzte Aglaë hinzu.

„Ja, woran denkſt Du? ... Woran denkt die edle Gunild!“ riefen die Herren und Damen in der Barke.

„Ich dachte, daß ich gern wiſſen mögte, was der Menſch lieben ſoll,“ antwortete ſie.

„Was er lieben ſoll? — O, Vieles! — Nein, nicht Vieles ... aber viel! — Die Schönheit! — Das Gute! — Seine Freunde! — Auch ſeine Feinde ... wie das Evangelium ſpricht!“ — So riefen die Stimmen durcheinander und Aglaë fragte zuletzt:

„Genügt Dir das Alles ... oder etwas davon?“

Gunild bewegte verneinend ihr ſchönes Haupt.

„Sie iſt nicht zufrieden zu ſtellen,“ ſagte Aglaë zur übrigen Geſellſchaft ſich wendend; — „und ich finde es recht verkehrt, darüber ſo tief nachzudenken, was man lieben ſoll, denn es liegt ja in der Natur des Menſchen, daß er das liebt, was ihm liebenswürdig erſcheint.“

Und damit lenkte ſie das Geſpräch wieder in ſeine frivole Bahn zurück.

Die kaiſerliche Barke hatte das Zeichen zur Rückfahrt gegeben. Man näherte ſich dem Ufer. Da ſagte Amantius, der ebenſo ſchweigſam wie Gunild geblieben war:

„Erlaubſt Du auch mir, Dir auf Deine Frage eine Antwort zu geben?“

„Warum nicht?“ fragte ſie erſtaunt.

„Weil nicht ſelten das, was ich ſage, Dich zu verletzen ſcheint.“

„Sprich, ich bitte Dich!“ ſagte ſie erröthend.

„Du fragſt, was man lieben ſoll, edle Gunild. Ich antworte Dir: die ewige Liebe.“

„Wie ſüß das klingt: die ewige Liebe!“ erwiederte ſie. „Aber wer bürgt uns dafür, daß eine ſolche Liebe zu den Idealen gehöre und nicht zu den Illuſionen?“

„Die ewige Wahrheit.“

„Wer an einer ſolchen zweifelt, Amantius, braucht eine höhere Garantie.“

„Es gibt keine; .... aber ich kann mich anders ausdrücken und ſagen: Dieſe Bürgſchaft gibt Chriſtus, der Sohn Gottes, der die ewige Liebe und die ewige Wahrheit ſelbſt iſt.“

„Wenn ich das glaubte, wäre ich Katholikin, und Du weißt, daß ich Arianerin bin,“ verſetzte ſie kalt.

„Ich weiß es; allein ich ſehe keinen Grund darin, um Dir eine klare und einfache Antwort zu verſagen.“

„Wißt Ihr durch Euern Glauben mehr von der ewigen Liebe als wir — warum denn liebt ihr ſie nicht mehr als wir?“ rief Gunild. „Wenn wir die Welt betrachten, die uns umgibt, und die ſo ganz in Bewunderung und Genuß der Aeußerlichkeiten des Daſeins verſunken iſt, kann man da annehmen, daß ſie vom Licht der Wahrheit erleuchtet, von der Flamme der Liebe erwärmt ſei?“

„Sicher nicht. Aber dennoch ſind Wahrheit und Liebe in der Welt. Ihren Einfluß können ſie jedoch nur auf diejenigen üben, die ihr Herz nicht dagegen verſchließen oder betäuben. Sieh! dort in dem Hauſe, deſſen breite Terraſſe in’s Meer vorſpringt, wohnt eine Frau, die es verſtanden hat, die Welt ſich unter die Füße zu legen und all ihre Güter zu beſitzen, ohne ſie zu genießen .... um der ewigen Liebe willen.“

„Wer iſt dies Wunderweſen?“ fragte Gunild lebhaft.

„Es iſt Olympia,“ entgegnete Amantius.

„Olympia!“ ſagte Gunild gedehnt. „Vor einigen Jahren ſprach man von ihr und ihrem Hochſinn und ſie machte bei einer flüchtigen Zuſammenkunſt Eindruck auf mich. Doch jetzt gehört ſie zu den fanatiſchen Jüngerinnen des Patriarchen und man weiß nichts mehr von ihr.“

„In Deiner Umgebung nicht,“ entgegnete Amantius lächelnd, „aber Du kannſt verſichert ſein, daß man außerordentlich viel von ihr weiß.“

„Dieſe hochtrabenden Vollkommenheiten haben keine Anziehungskraft für mich,“ ſagte Gunild abbrechend.

Die Waſſerfahrt war beendet. Als Eudoxia an der Seite des Kaiſers dem Pallaſt zuging, rief ſie Amantius heran und ſagte:

„Begib Dich zum Patriarchen und frage ihn, ob die Wallfahrt nach Drypia nicht bald ſtattfindet. Mich verlangt danach.“

◆

Eine Wallfahrt.

Eudoxia beſaß große Neigung für eine gewiſſe äußere Frömmigkeit. Da ſie in der Glaubenslehre ſehr gut und feſt unterrichtet war, mußte ſie ſich eingeſtehen, daß nicht blos tauſend Handlungen, ſondern die ganze Richtung und Stimmung ihres Lebens derſelben nicht entſprächen. Um ſich in bequemer Weiſe von dieſem Stachel des Gewiſſens zu befreien, warf ſie ſich auf Aeußerlichkeiten, die ihren Neigungen zuſagten. Verſchwenderiſch in allen Dingen, war ſie es auch in Almoſen, die ſie mit vollen Händen an Arme, an Spitäler, zu Kirchenbauten und Einrichtungen ſpendete. Sie hielt darauf, daß kirchliche Feſte mit größtmöglichſter Pracht gefeiert wurden, denn ſie liebte Alles, was Pracht war. Die Theodoſianiſche Geſinnung eines tiefen Abſcheues gegen das Heidenthum war auch auf ſie übergegangen, und feurig ergriff ſie jede Veranlaſſung, um den

Cultus des Polytheismus zu unterdrücken. Bei der Geburt ihres Sohnes hatte ſie dem Kaiſer den Befehl abgeſchmeichelt, daß der Tempel des ſyriſchen Götzen Marnas zu Gaza zerſtört werde. Dieſe Zerſtörungen der alten Heiligthümer des Polytheismus regten zuweilen den heidniſchen Theil der Bevölkerung heftig auf, und noch kurz vorher war es in Alexandrien bei einer ſolchen Veranlaſſung zu blutigen Auftritten gekommen. Der Kaiſer hatte daher keine Luſt, etwas Aehnliches in Gaza hervorzurufen. Aber Eudoxia ordnete an, daß der Biſchof von Gaza ſeine Bittſchrift ihrem kleinen Sohne überreiche, als derſelbe, der gleich am erſten Tage ſeines Lebens zum Cäſar ernannt und folglich Mitregent war, zur Taufe getragen wurde. Der Kämmerer, der ihn trug, neigte das Köpfchen des Kindes, gleichſam bejahend, als man die Bittſchrift auf ſeine Purpurdecken legte — und Eudoxia bat den Kaiſer ſo inſtändig, den erſten Wunſch ſeines Sohnes zu erfüllen, daß er, wie immer, ihr nicht zu widerſtehen vermogte. Der Marnastempel fiel ohne Widerſtand ſeiner Verehrer, und Eudoxia ließ auf deſſen Stätte eine große prächtige Kirche erbauen, zu welcher ſie die Zeichnung ſchickte, die Koſten trug und ihr den Namen Baſilika Eudoxiana gab.

Durch dieſen frommen Eifer gewann Eudoxia das chriſtliche Volk für ſich. Es überſah leichter ihre Ungerechtigkeit und ihre Verſchwendung, und deshalb war ſie immer darauf bedacht, durch dieſe oder jene religiöſe Handlung die Anhänglichkeit des Volkes aufzufriſchen, beſonders dann, wenn ſie fürchten mußte, irgend einen übeln Eindruck gemacht zu haben. Das, was ſie über die letzten Predigten des Patriarchen vernahm, ſchien ihr bedenklich. Wie leicht konnte das Volk die Anwendung derſelben auf ſie machen! deshalb lag ihr Alles daran, ſich wieder in die Gunſt der chriſtlichen Bevölkerung von Conſtantinopel zu ſetzen.

Chryſoſtomus ließ ſich nicht durch Eudoxia blenden. Er war ihr gegenüber in der ſchwierigſten Stellung; denn er war genöthigt, ihr zuweilen directe Vorſtellungen über die Willkür und Ungerechtigkeit ihres Regiments zu machen, wenn Unterdrückte und Beraubte Hülfe und Schutz bei ihm ſuchten; — zuweilen indirect in ſeinen Predigten die furchtbaren Gebrechen der Zeit zu kennzeichnen, deren Chorführerin Eudoxia war; — zugleich aber mußte er Bedacht darauf nehmen, das Volk in der ſchuldigen Ehrfurcht vor der Auguſta zu erhalten. Auch hoffte er, daß ſie mit der Zeit zu beſſerer Einſicht über den Flittertand kommen werde, dem ſie jetzt huldigte, und ohne von der Reinheit ihrer Abſicht überzeugt zu ſein, begrüßte er doch jede gute Regung mit Freuden, weil er dachte, es könne möglicherweiſe der Vorbote einer wahrhaften, innern Bekehrung ſein.

Amantius entledigte ſich ſeines Auftrages und ſetzte hinzu, die Kaiſerin habe ſchon lange die Abſicht dieſer Wallfahrt ausgeſprochen, und er ſei glücklich, daß die Geſinnung ihrer Umgebung ſie auch jetzt nicht wankend mache.

„Das iſt allerdings eine große Gnade," ſagte der Patriarch. „Wie die Verhältniſſe nun einmal ſind, muß man der Auguſta, bei ihrer Jugend und ihrem leidenſchaftlichen Character, noch immer ſehr dankbar ſein, daß ſie ſo manches Verkehrte nicht thut."

„Deine Heiligkeit wird ohne Zweifel geſtaunt haben, daß einige Biſchöfe Joniens ſich mit Klagen hierher gewendet haben?" fragte Amantius ſchüchtern.

„Ich wußte es nicht," entgegnete der Patriarch ruhig.

„Das fürchtete ich," ſagte Amantius beklommen.

„Da ich aber nur zu gut weiß, welche Elemente, ſowohl im Episcopat als im niedern Clerus, wider mich ſind, ſo überraſcht es mich nicht, wenn ſie durch ſolche Schritte Zeugniß von dem Weltgeiſt ablegen, der in ihnen lebt," ſetzte Chryſoſtomus hinzu.

„Die ränkevolle Eugraphia wird Alles aufbieten, damit ihr Neffe Eugenius wieder zu Gnaden angenommen werde," ſagte Amantius.

„Welcher Biſchof mögte die Hand zu einem ſolchen Frevel bieten und dieſen Prieſter in das Heiligthum und zum Altardienſt des Herrn zurückführen!" rief Chryſoſtomus bewegt. „Eugraphia biete all' ihre Mittel auf: — das wird nicht gelingen!"

„O mein ehrwürdiger Vater," ſagte Amantius traurig, „Du haſt noch immer keine Vorſtellung, wie ſehr die Welt das Gemeine zu erhöhen und das Hohe zu erniedrigen ſucht."

„Barrabas wurde dem Herrn vorgezogen. Das geſchieht ſeitdem alle Tage — denn Welt bleibt Welt," entgegnete der Patriarch. „Aber wir finden doch nicht, daß die Hohenprieſter den Barrabas in ihre Reihen aufnahmen. Uebrigens mag Eugraphia ein Werkzeug ſein, deſſen ſich der Herr bedient, um uns mit Scorpionen zu geißeln. Nur getroſt, Amantius! die Züchtigung wird vielleicht nur mich allein treffen."

„Deſto ſchlimmer, o ehrwürdigſter Vater, denn Andere verdienen ſie!"

„Menſchliche Einſicht!" ſagte der Patriarch mit leichtem Achſelzucken. „Aber geh' und melde der Auguſta, daß Alles nach ihrem Wunſch angeordnet werden ſoll."

Drypia war eine Stadt, die ein Paar Stunden nordwärts von Conſtantinopel am Bosporus lag und eben den Bau einer Kirche vollendet hatte, welche dem heil. Apoſtel Thomas geweiht war. Deſſen Reliquien ſollten dahin übertragen werden, und zwar in nächtlicher Frühe, um die Tageshitze zu vermeiden.

Gegen Mitternacht begab ſich der Patriarch nach der Sophienkirche, um die Reliquien, welche dort aufbewahrt wurden, in Empfang zu nehmen und von dort aus die Prozeſſion anzutreten. Um Mitternacht erſchien die Kaiſerin mit ihrem ganzen Hofſtaat, aber ohne alles Gepränge und in züchtig einfacher Kleidung. Nur zur Verherrlichung des Heiligen ſollte diesmal die irdiſche Pracht dienen. Die Reliquien wurden in einer koſtbaren goldnen Kapſel getragen, über welche ein goldgeſtickter Schleier gehängt war. Als ſich die Prozeſſion in Bewegung ſetzte, faßte die Kaiſerin ein Ende dieſes Schleiers und legte ſo den ganzen Weg zu Fuß zurück. Es war eine herrliche Nacht. Die Geſtirne funkelten und ſpiegelten ſich in den ſtillen Wellen des Bosporus, an deſſen Ufer ſich die unabſehbare Prozeſſion mit unzähligen Lampen und Fackeln wie eine feurige Schlange feierlich langſam fortbewegte, abwechſelnd mit Gebeten, mit Hymnengeſang und mit Stillſchweigen. Eudoxia war ungemein andächtig. Die großartige Feier, die hehre Würde, welche die Kirche ihren feſtlichen Handlungen verleiht — die irdiſche Herrlichkeit im Dienſte des Göttlichen — die erhabene Schönheit der Nacht — Alles ſprach ſie an und gab ihr eine tiefgeſammelte Haltung und ernſte Gedanken. Wie verſchwindend flüchtig und matt war Glanz und Größe eines Cäſar-Auguſtus neben dem Glanz und der Größe eines heiligen Martyrers, für deſſen Aſche und zu deſſen Ehren ein Feſtzug ſtatt fand, der an Majeſtät den Triumphzug eines lebenden Kaiſers übertraf! — Während einige ihrer Damen vor Ermüdung zuſammenbrachen und kaum im Stande waren, Drypia zu erreichen, wo für die Kaiſerin und ihre Umgebung eine Unterkunft bereitet war, kannte Eudoxia keine Erſchöpfung, und nahm nur eine kurze Raſt, nach welcher ſie den Kaiſer empfing, der zum feierlichen Gottesdienſt des Tages nach Drypia kam. Er hatte gewünſcht, die Prozeſſion zu begleiten; doch Eudoxia machte ihm begreiflich, daß Wachen, Trabanten, Waffen und Alles, was zum Gefolge des Kaiſers gehörte, Störungen hervorrufen, namentlich das weibliche Geſchlecht zurückſchrecken könne; — und ſo kam er denn am andern Morgen. Auch er hatte ſich, wie Eudoxia, aller Pracht entäußert und Diadem und Purpurmantel — ohne welche er ſich ſonſt niemals öffentlich zeigte, — abgelegt, während die Leibwache ohne Schild und Lanze war; — Alles um anzudeuten, daß er als ein demüthig Bittender den Reliquien des heiligen Apoſtels nahe und deſſen mächtige Fürſprache anflehe.

Chryſoſtomus hatte eine große, aufrichtige Freude an der würdigen Haltung des Kaiſerpaares. In der Rede, die er nach dem Gottesdienſte an die verſammelten Tauſende hielt, ſagte er einige Worte, die Eudoxia entzückten. Er nannte ſie eine andere Mirjam, die voll Demuth und Glauben lobſingend den Zug der Kinder Iſraels angeführt habe.

Nicht ſie allein war von dieſem Lobe entzückt, ſondern die ganze ungeheure Volksmenge — und das war der Hauptgrund von Eudoxia's Freude. Das Volk frohlockte über ſeine herrliche Kaiſerin, welche vom gottſeligen Patriarchen ſo hoch geprieſen wurde. Die Kunde davon lief vor ihr her, und als ſie am Nachmittag in einer Sänfte und der Kaiſer zu Pferde nach Conſtantinopel zurückkehrte, wurden ſie mit ungeheurem Jubel begrüßt, und der frohlockende Zuruf, welcher „der gütigen, der frommen, der immerwährend glückſeligen Auguſta“ Heil wünſchte, nahm kein Ende.

Gunild hatte dem Feſt nicht beigewohnt. Die Arianer glaubten nicht an das Dogma vom Myſterium der Menſchwerdung Gottes; — folglich nicht an das übernatürliche Leben, das in Folge dieſes Aktes der göttlichen Liebe ſeinen Gnadeneinfluß auf die Seelen übt, die ihm entgegenkommen; — folglich auch nicht an die Heiligen, deren Leben ein Ausdruck jenes übernatürlichen Lebens iſt; — und folglich war ihnen die Verehrung der Kraft und der Liebe Gottes in den Heiligen etwas Unverſtändliches. Eudoxia veranlaßte niemals Gunild, wider ihren Willen an katholiſchen Feſten Theil zu nehmen; ſie ſtellte ihr die Wahl frei, wenn ſie auch zuweilen einen Wunſch ausſprach.

Jetzt eilte Gunild ihr entgegen und begrüßte ſie mit zärtlicher Verehrung.

„O wie ſchön iſt es doch,“ rief Gunild, „wenn eine Kaiſerin wie Du, Auguſta, ſo jung, ſo ſchön, ſo mächtig, ſo glücklich — ihrem ganzen Volk zur höchſten Erbauung dient und ihm das Beiſpiel der innigſten Frömmigkeit gibt.“

„Hörteſt Du ſchon davon?“ fragte Eudoxia ſehr fröhlich und ſank ermüdet auf ein Ruhebett.

„Seit einigen Stunden ſpricht man von nichts Anderem in der Stadt und im Pallaſt.“

„Das iſt gut! das freut mich!“ rief Eudoxia; — „nun predige der Patriarch, was er wolle.... vor der Hand iſt das unſchädlich gemacht, denn das Volk wird nicht ſo leicht vergeſſen, daß er mich heute Mirjam nannte!“

Betroffen ſtarrte Gunild die Kaiſerin an und ſagte niedergeſchlagen:

„Aber auf dem Grunde wird die fromme Andacht der Auguſta doch nicht beruht haben — denn das wäre ja keine Frömmigkeit mehr.“

„Gott allein ſieht in unſer Herz und ſichtet die Triebfedern unſerer Handlungen,“ erwiederte Eudoxia kalt und ſtolz. „Eine Kaiſerin hat dafür einen andern Maßſtab, als ein unbedeutendes junges Mädchen. In frommen Gefühlen zu ſchwelgen, iſt kindiſche Spielerei. Man muß dabei Höheres in's Auge faſſen . . . . wie ich es gethan habe. Ein gutes Beiſpiel zu geben, das launenhafte Volk in guter Stimmung für die Majeſtät des Thrones zu erhalten, iſt meine höchſte Pflicht.“

Gunild verſtummte. Sie fühlte, daß in der Anſicht der Kaiſerin Wahres und Falſches gemiſcht ſei, aber auch, daß Eudoxia gerade das Falſche überſchätze. Die Kaiſerin war verſtimmt und doppelt empfindlich nach all den Huldigungen, die ſie ſoeben genoſſen hatte. Sie entließ Gunild und berief ihre dienenden Frauen.

Als Gunild ſich entfernte, traf ſie in einem der Vorzimmer auf Amantius und Hylas.

„Habt Ihr auch die Comödie der Reliquienverehrung mitgemacht?“ fragte ſie ſchneidend und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, an ihnen vorüber.

„Wäre ſie nicht ſo ſchön,“ ſagte Hylas, „ſo würde ihr ſtolzer Ton mich verdrießen. Aber er ſteht ihr gut — dieſer Pallas Athene.“

„Findeſt Du das?“ entgegnete Amantius erſtaunt; — „ich meinestheils kann ſie nie ohne Mitleid hören und ſehen.“

„Nun, das iſt mir unbegreiflich!“ rief Hylas. „Sie hat ja einen wunderbaren Glücksſtern! Dieſe Tochter eines Verräthers wird gewiegt auf dem Schooße der Kaiſerin!“

„Das macht ſie nicht glücklich!“

„Nun, dann nenne ich ſie erſt recht Pallas Athene; denn nur die Götter können größere Anſprüche machen. Für uns arme Sterbliche, die wir nicht an olympiſche Freuden gewöhnt ſind, iſt Gunildens Loos ein ſehr glückliches. Mein Gott! welch Schickſal hat dagegen die arme Sylvine, die Tochter Rufins, eines andern Verräthers! Fern von der kaiſerlichen Reſidenz und deren bewegtem Leben, vertrauert ſie ihre Jugend in dem melancholiſchen Jeruſalem, ſieht nichts als Pilger und Mönche, hört nichts als Hymnen und Pſalmen, verkehrt mit Niemand, als mit jenen beiden Römerinnen, Melania und Paula, die ſich in der paläſtiniſchen Einöde begraben haben. Die arme Sylvine iſt zu beklagen — aber Gunild!!“ —

„Wahrſcheinlich iſt Sylvine glücklicher in ihrem

Herzen und zufriedener mit Gottes Führungen, als Gunild,“ erwiederte Amantius.

„Dann haben Beide einen ſeltſamen Geſchmack!“ rief Hylas. „Doch darüber iſt mit dem ſchönen Geſchlecht nicht zu ſtreiten. Es hat das Vorrecht, caprizios ſein zu dürfen. Welch einer unerhörten Caprice Opfer ſind wir nicht eben geweſen! uns da hinaus zu führen!“

„Es ſtand Dir frei, im Pallaſt zu bleiben! Die Auguſta hat Niemand befohlen, der Prozeſſion ſich anzuſchließen.“

„Wenn aber der ganze Hofſtaat und Alles, was in der Stadt zum Hof hält, ſich anſchließt: ſo kann ich doch unmöglich zurückbleiben, ohne für einen Arianer oder ſonſtigen Sectirer zu gelten, welche die Auguſta verabſcheut — ausgenommen bei der ſchönen Gunild.“

„Die Auguſta verabſcheut auch bei Gunild die falſche Lehre,“ antwortete Amantius. „Aber ſie hat Geduld mit dem jungen Mädchen und Hoffnung für deſſen Bekehrung.“

„Das ſind ja drei große Tugenden auf Einmal!“ rief Hylas lachend, „und deshalb wird es auch beſſer ſein, nicht von kleinen Capricen zu reden — nicht wahr, mein frommer Amantius? Aber ſage mir: glaubſt Du, daß die Prozeſſion nach Drypia einen dauernden Frieden begründet hat? .... Wäre das der Fall, ſo wollt' ich mich allenfalls tröſten über mein Opfer.“

„Guter Hylas.... was iſt von Dauer in menſchlichen Verhältniſſen!“ erwiederte Amantius. „Laß uns hoffen und beten.“

Der Patriarch.

Unter den bitterſten und unverſöhnlichſten Feinden des Patriarchen nahm Eugraphia, eine der Lieblingsdamen der Kaiſerin, den erſten Platz ein, denn ſie öffnete ihr Haus und ihr Ohr für Alle, die über Chryſoſtomus klagten oder ihn ſchmähten. Sie hatte von Anfang an einen entſchiedenen Widerwillen gehabt, ihn als den Nachfolger des Patriarchen Nectarius in Conſtantinopel zu ſehen. Nectarius war mit ihr verwandt und befreundet, ein glänzender Weltmann, der die Freuden des Lebens liebte und ſie auch Andern gönnte, gänzlich unfähig, ſeine hohen Pflichten zu erkennen und ebenſo ungeneigt, ſie zu erfüllen — ein trauriger Mißgriff des großen Theodoſius, der die Wahl ſeiner Feldherren beſſer zu treffen wußte, als die Ernennung des Prätors von Conſtantinopel zum Erzbiſchof. Während Nectarius ſiebzehn Jahre den

Hirtenſtab nur in der Hand hielt, nicht ihn führte, war ein Theil des Clerus verwildert und zuchtlos geworden. Ehrgeiz, Habſucht, Verlangen nach den Genüſſen der Welt, Vernachläſſigung der Standespflichten wurden nicht als etwas Ungehöriges betrachtet und behandelt. Gunſt und Geld verhalfen zu Biſchofſitzen, deren Metropolit Nectarius war. Die vornehme Welt, corrumpirt durch den Einfluß Rufins und Eutrops, war höchſt gleichgültig gegen die Zuchtloſigkeit des Clerus, mit dem ſie durch den Verfall der Sitten ſogar ſympathiſirte. Nur das Volk, der gemeine Mann, verabſcheute ihn, ſowohl die ſittenloſen Prieſter, als die umherſchweifenden Mönche, die ohne Erlaubniß und ohne Sendung ihr Kloſter verließen, aus Unruhe und Neugier ſich die Welt beſahen, und ſchon durch ihr vagabundenmäßiges Erſcheinen, zuweilen durch Schlimmeres noch, dem Volk tauſend Aergerniß gaben.

Eugraphia hatte keine Kinder und nur einen einzigen Neffen, den ſie mit abgöttiſcher Zärtlichkeit liebte und ihm ihr großes Vermögen zudachte. Sie ſchauderte bei dem Gedanken, daß Eugenius eine kriegeriſche Laufbahn antreten und in einem Feldzuge gegen die Barbaren umkommen könne. Sie erzog ihn ſo weichlich und verzärtelte ihn ſo ſehr, daß er ihr Grauen vor dem Waffenhandwerk aufrichtig theilte und, um nie darin verwickelt zu werden, bereitwillig auf ihren Gedanken einging, dem geiſtlichen Stande ſich zu widmen, um dereinſt der Nachfolger — wenn auch nicht der unmittelbare — ſeines Oheims Nectarius zu werden. Ob er den heiligen Beruf habe, danach fragten weder Eugraphia, noch Eugenius, noch der Patriarch — und Eugenius empfing die heiligen Weihen.

Aber nach dem Tode des Nectarius kam ein anderer Geiſt über den Clerus. Als ob ſie es geahnt habe, war Eugraphia entſchieden gegen die Wahl des Chryſoſtomus. Der Ruf von hoher Heiligkeit, der ihn ſchon damals in Antiochien umgab, war ihr zuwider. Was ſollte der fremde Prieſter aus der Provinz in der Kaiſerſtadt. Befreundet mit Theophilus dem Patriarchen von Alexandrien, einem Mann von ungemeſſenem Stolz und den der Ehrgeiz öfter als die Geſchäfte an das Hoflager führte, hätte Eugraphia ihn vor Allen gern als Nachfolger des Nectarius geſehen, und ſie ſelbſt und eine große Partei gab ſich unſägliche Mühe, es dahin zu bringen. Allein Eutrop war damals noch der unumſchränkte Machthaber und Eudoxia mit ihrem Anhang ohne Einfluß; und Eutrop hatte es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, dem Volk von Conſtantinopel dieſen Gefallen zu thun, der ihn nichts koſtete. Theophilus hatte endlich ſogar die Demüthigung, daß er dieſem armen, unſcheinbaren Prieſter aus Antiochien die Biſchofsweihe in der Sophienkirche ertheilen mußte. Eugraphia betrachtete ſeitdem den Chryſoſtomus als eine Creatur Eutrops, behauptete, er ſtecke mit demſelben unter einer Decke und verleumdete und verdächtigte all ſein Thun.

Später kamen noch perſönliche Gründe des Haſſes hinzu. Eugenius hatte die Prieſterweihe empfangen, ohne ſeinen Lebenswandel zu ändern. Chryſoſtomus, der großes Mitleid mit ſolchen unter ſchlaffer kirchlicher Disciplin verkommenen jungen Männern hatte, ſprach väterlich mild zu Eugenius und ſuchte ihm klar zu machen, daß der hehre Beruf des Prieſters vom natürlichen Menſchen Opfer erheiſche, welche die Gnade ihm vollbringen helfe. Da Eugenius aber nichts weniger als opferbereit war, erklärte ihm Chryſoſtomus, daß ein Prieſter von ſolchem Wandel und ſolcher Geſinnung die prieſterlichen Functionen ohne Sacrilegium nicht üben könne. Eugenius antwortete trotzig: er lege gar keinen Werth auf Ausübung jener Functionen; er habe es auf einen Biſchofſitz abgeſehen, und wenn ein ſolcher ſich für ihn finde, werde er ohne Zweifel durch zahl- und einflußreiche Gönner die Biſchofsweihe empfangen. Mit tiefem Schmerz und mit großer Beſtimmtheit erwiederte Chryſoſtomus, in ſeinem Metropolitanverbande werde dies verbrecheriſche Ereigniß nie eintreten. Eugenius wollte in dieſer Erklärung eine tödtliche Beleidigung ſehen; Eugraphia nicht minder — und eine Grauſamkeit dazu. Ihre Reden gegen den Patriarchen wurden immer giftiger, immer feindſeliger; Alles was weltlich geſinnt war, drängte ſich zu ihr. Ihr Haus wurde ein feindliches Lager, ein Heerd des Haſſes gegen Chryſoſtomus.

Einmal traf ſie im Vorzimmer der Kaiſerin mit ihm zuſammen. Er wußte zwar, daß ſie ihm übelgeſinnt ſei; aber den Umfang ihrer Feindſchaft kannte er nicht. Er begrüßte ſie mit Zuvorkommenheit und bat ſie, all ihren Einfluß aufzubieten, um Eugenius auf andere Wege zu bringen; vielleicht werde der Jüngling geneigter ſein, die Rathſchläge einer ſo edlen Matrone anzunehmen, als die ſeinen. Ueberhaupt könne er den Wunſch nicht unterdrücken, daß Eugraphia auf die ganze Frauenwelt der Stadt einen günſtigen Einfluß gewinnen möge, um dem unerhörten Luxus und dem Mangel an züchtiger Tracht Einhalt zu thun; denn er wiſſe wohl, wie einflußreich ſie ſei.

Hatte er Eugraphia zu beſänftigen geglaubt, indem er anerkannte, daß ſie den Ton angebe, ſo geſchah vielmehr das Gegentheil. Sie fühlte ſich nur beleidigt, daß der Patriarch ihr Rathſchläge geben wolle, wie ſie ihren Einfluß zu brauchen habe, und antwortete kurz und kalt, ſie ſei nicht die geeignete Perſon, um ſeine Aufträge auszuführen.

Chryſoſtomus bewies nicht nur gegen den niedern Clerus heilſame Strenge, indem er einige Unverbeſſerliche, zu denen Florus und Eugenius gehörten, von der Ausübung prieſterlicher Functionen ausſchloß, ſondern auch gegen diejenigen Biſchöfe, deren Metropolit der Patriarch von Conſtantinopel war. Bei einer Rundreiſe in Jonien kamen ihm ſo bittere Klagen über Gewaltthat und Ungerechtigkeit einiger Biſchöfe zu Ohren, die ihren Sitz durch Simonie erhalten hatten, daß er ſich genöthigt ſah, die Sache zu unterſuchen und in Folge des Ergebniſſes die Biſchöfe zu ſuspendiren. Dies brachte ein Heer von Feinden wider ihn auf.

Wer den Scepter des oſtrömiſchen Reiches führe und wie er geführt werde, war bekannt genug, um jeder ſchlechten Sache die Hoffnung zu geben, daß ſie zu gewinnen ſei: man mußte nur verſtehen, die Auguſta derſelben geneigt zu machen, ſei es direct, ſei es auf Umwegen durch ihre Günſtlinge. Indeſſen gab es einen Punkt, auf dem ſie bis jetzt den Patriarchen immer vertheidigt hatte: das war ſein Verfahren gegen den Clerus. Mogten noch ſo bittere Klagen über ihn geführt werden, mogten Marſa und Eugraphia wetteifern in der ſchärfſten Rüge ſeiner Strenge: Eudoxia blieb unerſchüttert und gab ihm Recht. Sie war zu klug, um nicht den Schaden zu würdigen, den ein zuchtloſer Clerus der Religion in den Augen des Volkes zufügt — und um nicht zu begreifen, daß ein Volk ohne Achtung vor der Religion auch bald ohne Achtung vor dem Thron ſein werde.

Der Patriarch war ihr angemeldet worden. Eudoxia zweifelte nicht, daß er komme um ihr für die Theilnahme an der Wallfahrt nach Drypia zu danken. Sie empfing ihn mit ihrer ganzen Anmuth und ſprach ihm ihre Freude aus, daß ſein Befinden durch die Anſtrengung jenes Tages nicht gelitten habe.

„Gott gibt Kraft, um das zu thun, was zu ſeiner Ehre iſt," entgegnete mild der Patriarch; „und phyſiſche Anſtrengung iſt nicht das Schwerſte, was er von uns verlangt."

„Ich ſtimme Deiner Heiligkeit vollkommen bei," ſagte Eudoxia. „Hohe Pflichten zu erfüllen, große Verantwortung zu übernehmen, iſt ungleich ſchwerer."

„Und eine ſolche ſchwere Pflicht führt mich heute zu der erhabenen Auguſta," erwiederte Chryſoſtomus.

„Was könnte das ſein, mein ehrwürdiger Vater? Deine Heiligkeit iſt ja gewiß im Voraus überzeugt, daß ich freudig jedem frommen Wunſche zuvorkommen werde," ſagte Eudoxia verbindlich.

„Dies huldreiche Wort tröſtet mich, erhabenſte Frau; denn ich komme als der Fürſprecher eines Verleumdeten, um Deine Gerechtigkeit anzurufen.“

„Empfange im Voraus meinen Dank, ehrwürdiger Vater. Die Majeſtät iſt ja nur deshalb auf Erden, um die Gerechtigkeit zu handhaben.“

„Namenloſen Troſt. ſchöpfe ich aus Deinen Worten, Du Erhabenſte. Laß mich alſo die Sache kurz zuſammenfaſſen. Der Proconſul von Cilicien hat den Tribun Nicator in Verdacht gebracht, im Einverſtändniß mit den Horden der beutegierigen Iſaurier zu ſein, die ihre räuberiſchen Einfälle bis jetzt in Armenien und Syrien, aber nie in Kleinaſien gemacht haben. Nicator, ſo hieß es, hätte den Iſauriern gegen reichliche Beſtechung die Zuſage gegeben, die Bergpäſſe von Cilicien unbeſetzt oder mindeſtens unvertheidigt zu laſſen. Auf dieſe Anklage hin iſt Nicator ohne Unterſuchung abgeſetzt, gefänglich eingezogen, ſeiner Güter beraubt worden — und die Verbannung ſchwebt jetzt über ſeinem ſchuldloſen Haupte.“

„Du biſt übel berichtet, ehrwürdiger Vater,“ unterbrach ihn Eudoxia mit mühſam unterdrücktem Zorn. „Nicators Sache iſt unterſucht und er iſt ſchuldig befunden.“

„Unterſucht — von ſeinem Ankläger!.... Schuldig befunden — von ſeinem Ankläger!... und ich muß hinzuſetzen: beraubt von ſeinem Ankläger: ſo, erhabenſte Kaiſerin, ſteht in Wahrheit Nicators Sache!“ verſetzte Chryſoſtomus ſanft und feſt.

„Und abermals biſt Du übel berichtet, ehrwürdiger Herr!“ rief Eudoxia mit beleidigtem Stolz; „nicht der Proconſul von Cilicien hat die Güter des Verräthers von Thron und Reich eingezogen und an ſich genommen; — das habe ich gethan, ich, die Auguſta! und dem kaiſerlichen Schatz gehören ſie mit Recht, als Sühne für ſeine Schuld.“

„Auf den Bericht des Proconſuls von Cilicien hin,“ entgegnete Chryſoſtomus mit ruhiger Milde, „konnte die Auguſta vielleicht nicht anders handeln; allein die Gerechtigkeit erheiſcht, daß das Verfahren des Proconſuls unterſucht werde. Ja;... nicht blos die Gerechtigkeit! der hohe Name der Kaiſerin, an dem kein Atom von Staub haften darf, erheiſcht es.“

Die flammende Röthe des Zornes auf Eudoxia's Wangen ging in Leichenbläſſe über:

„Deine Heiligkeit läßt ſich im frommen Eifer zu weit hinreißen,“ ſagte ſie mühſam gefaßt. „Mein Name ſteht hoch über jedem Unglimpf.“

„Weil dem ſo iſt, erhabenſte Kaiſerin, ſoll auch Niemand mit Recht ſagen dürfen, daß die Auguſta das Gut eines Unſchuldigen in ihre Hände nahm,“ verſetzte Chryſoſtomus bittend.

„Er iſt nicht unſchuldig! wie oft ſoll ich es wiederholen!“ rief Eudoxia mit ausbrechender Heftigkeit. „Die Sache iſt unterſucht und abgethan, das Vermögen in meiner Hand. Ich geſtehe, ich begreiſe Deine Heiligkeit nicht! .... Ich glaube, daß nie eine Kaiſerin großmüthiger als ich für die frommen Zwecke der Kirche geweſen iſt. Die Baſilika Eudoxiana, die auf den Trümmern des Marnastempels ſich erhebt, verſchlingt durch ihre Pracht ungeheure Summen. Sie iſt mein Werk. Der Bau, der den Tabernakel des wahren Gottes umgibt, ſoll herrlicher ſein, als je der Tempel des Götzenbildes war.“

„Ein kaiſerlicher Gedanke!“ ſagte Chryſoſtomus begütigend.

„Und das iſt nur ein Werk!“ fuhr ſie mit ſteigender Heftigkeit fort. „Ich unterſtütze aber unzählige kirchliche Werke, und noch nie hat Jemand in dieſer Beziehung eine Fehlbitte bei mir gethan. Ja, Alles, was nur entfernt zur erhöhten Andacht des Volkes, zu höherer Feierlichkeit frommer Ceremonien beitragen kann, findet mich geneigt mit vollen Händen zu ſpenden, ſo daß nicht einmal die Männerprozeſſionen am Abend jedes Samſtags ſo erbaulich feſtlich ſein würden, wie ſie jetzt ſind, wenn ich nicht die Kerzen, nicht die verſilberten Kruzifixe dazu ſchenkte. Ich ſehe mich genöthigt, Deine Heiligkeit zu erſuchen, all dieſe Werke, vom größten bis zum geringſten, vom Bau der Baſilika bis zu den Prozeſſionskerzen an Deinem Geiſte vorüberziehen zu laſſen — und dann mir zu ſagen, ob es möglich iſt, ſo viel zu thun, ohne über äußerſt beträchtliche Geldſummen zu verfügen. Es ſollte alſo Deine Heiligkeit ſich freuen, wenn ich in Beſitz von Geldern komme, die Niemand beſſer verwendet, als eben ich. Nicators Vermögen gebührt dem kaiſerlichen Schatz, gebührt alſo mir — weil er ein Verräther iſt.“

„Alles, was die erhabenſte Kaiſerin von ihren frommen Werken zu Ehren der Kirche und des Glaubens ſagt, erkenne ich mit Freude und Bewunderung an,“ erwiederte der Patriarch mit ſeiner milden Ruhe; — „und täglich ſteigt mein Gebet zu Gott empor, daß ſeine Barmherzigkeit die ihre tauſendfach lohnen wolle. Allein es kann ihm nicht wohlgefällig ſein, wenn Großmuth und Barmherzigkeit auf Koſten der Gerechtigkeit geübt werden. Nicators Schuld iſt nur durch den Proconſul von Cilicien behauptet worden; — der Proconſul iſt der Bruder der erlauchten Marſa, von der man weiß, daß ſie das volle Vertrauen der Auguſta beſitzt. Wie unendlich leicht kann da eine Parteilichkeit ſtatt finden! wie unendlich wichtig wäre es, öffentlich zu beweiſen, daß ſie nicht ſtatt fand. Ein Akt der Gerechtigkeit erbaut das chriſtliche Volk nicht minder, als ein Akt der Barmherzigkeit; ... gibt ihm vielleicht noch mehr Vertrauen zu ſeinem Herrſcher; denn die Gerechtigkeit iſt ein Gut, das Allen zu gut kommt, das Jeder in Anſpruch nimmt und worauf Jeder ein Anrecht hat. Deshalb laſſe die erhabenſte Kaiſerin in Nicators Sache frei die Gerechtigkeit walten und entſcheiden, und ſcheue ſich nicht, das Vermögen zurückzugeben, ſobald ſeine Unſchuld erwieſen iſt."

„Um der Kaiſerin ſolche Vorwürfe zu machen," ſagte Eudoxia leichenblaß vor Zorn, „ſcheinſt Du ſelbſt, ehrwürdiger Herr, nicht fern davon zu ſein, eine tödtliche Beleidigung der Majeſtät zu begehen, indem Du annimmſt, daß ich mit falſchen Zeugen im Einverſtändniß ſei. Um Dir eine nothwendige Schranke zu ſetzen .... entlaſſe ich Dich, und wiederhole, daß Nicators Sache abgethan iſt."

Schweigend zog ſich der Patriarch zurück und Eudoxia blieb in der furchtbarſten Aufregung allein. „Das iſt der Dank des hochmüthigen Prieſters für all meine Opfer .... für meine großmüthige Bereitwilligkeit zu frommen Werken!" ſprach ſie halblaut zu ſich ſelbſt, indem ſie mit unruhigen Schritten in ihrem Gemach auf und nieder ging und zuweilen nachdenkend ſtehen blieb .... „Er will ſich herausnehmen, meine Einkünfte zu überwachen! Er will Leute beſchützen, die verurtheilt ſind! Er will Leute verdächtigen, die mein volles Vertrauen beſitzen und verdienen!.... Und das Alles aus Herrſchſucht!... O welch ein niedriger Character.... beſonders bei einem Prieſter. Jetzt fange ich an, die bittern Klagen zu begreifen, die der Clerus wider ihn führt. Welche unerträgliche Laſt muß ein ſolcher Biſchof für ſeine Geiſtlichen ſein. Spürt er ſogar meinen Einkünften nach.... wie mag er auf Schritt und Tritt ihnen nachſpüren und jede ihrer Handlungen vor ſein Forum ziehen!... O die Beklagenswerthen! Es ſollte mich nicht wundern, wenn die Zahl ſeiner Gegner von Tag zu Tage zunähme, Partei bildete, mächtig würde.... ja übermächtig.... — Eugraphia hat Recht, ihn zu haſſen ... der Diacon Eugenius hat Recht, bittere Klage über ihn zu führen, denn er iſt ja von unerhörter Parteilichkeit und läßt ſich blind einnehmen von Leuten, die ihm ſchmeicheln, indem ſie um ſeine Fürſprache bitten. Und jene Biſchöfe Joniens, die er suspendirte, und deren Klage ich nicht einmal annehmen wollte in meinem Vertrauen zur Weisheit und Gerechtigkeit des Patriarchen — o, wie ſehr haben ſie Recht und wie ſehr habe ich ſie gekränkt!... Aber das ſoll anders werden....

ich laſſe ſeine Sache unterſuchen! . . . . Wie zudringlich begehrte er die Unterſuchung von Nicators Sache, die ein Mann wie der Proconſul von Cilicien, den ich ſeit meiner Kindheit kenne und ſchätze, verurtheilt hat!.... Nun wohlan! da er die Unterſuchungen ſo ſehr liebt, dieſer gerechte Patriarch . . . . ſo werden ſie ihm auch in eigener Sache willkommen ſein.... und — willkommen oder nicht! ſie ſollen ſtattfinden.“

Was die Welt Thorheit nennt.

Vorwärts auf der Bahn der Herrſchaft und Weltherrlichkeit war Eudoxia gegangen; vorwärts auf den ſtillen Wegen demüthiger Selbſtentäußerung — Olympia. Die Freiheit, die ſie nach Eutrops Sturz für ihre Perſon und ihr Vermögen wieder erhielt, benutzte ſie, um ſich mit heiligen Feſſeln an eine himmliſche Richtung zu binden und dadurch ihren unwiderruflichen Entſchluß auszudrücken, alle Kräfte und Gaben, mit welchen die Natur und die Gnade ſie überreich ausgeſtattet hatten, für Gott allein zu verwenden. Es genügte ihr nicht, dieſen Entſchluß im Stillen zu faſſen. Offenkundig ſollte er ſein, ein königliches Siegel unter der feierlichen Urkunde ihres Willens ſollte er ſein, damit Niemand in Zweifel über ihre Geſinnung bleiben könne. Kein Bewerber ſollte ſich hinfort ihr nahen und überhaupt keine Bewerbung von Seiten ihrer Verwandten oder des Kaiſers beſchützt werden. Den erſten Gebrauch, den ſie von ihrer Freiheit machte, war, daß ſie den Patriarchen bat, in ſeine Hände das Gelübde der ewigen Keuſchheit ablegen zu dürfen. Im Hinblicke auf die ſechs Jahre der ſchönſten Jugend, welche Olympia ſeit dem Tode ihres Gemahls in einem Opferleben hingebracht hatte, das mit der Strenge und Armuth des Kloſters wetteiferte, war der Patriarch nicht blos gern bereit, ihren Wunſch zu erfüllen, ſondern er that auch das, was Olympia in ihrer Demuth nie gewagt hätte zu erbitten: er machte ſie zu einer der Diaconiſſen von Conſtantinopel, deren Stand die Ehe ausſchloß. Olympia war glückſelig — ſowohl über den weiten Spielraum, den ihr Herz für ſeine heilige Liebe fand, als auch über die Kluft, die nunmehr zwiſchen ihr und der Weltlichkeit offenkundig vorlag. Der Patriarch hatte nichts Anderes gethan, als eine Seele ſo behandelt, wie ſie nach dem Maßſtab der ihr zu Theil gewordenen Gnade behandelt ſein wollte und mußte. Olympia's Verwandte aber und alle Diejenigen, die in Weltlichkeit verwickelt und voll Widerwillen gegen ein großes Beiſpiel waren — ſprachen nicht anders, als ob der Patriarch ein Verbrechen begangen habe, worunter ſie Alle zu leiden hätten. Von

Elpidius bis zur ſchönen Thaïs herab überhäuften ſie ihn mit Vorwürfen und erklärten ihn für einen Feind der ſchönſten und edelſten menſchlichen Verhältniſſe — für einen im Fanatismus ergrauten Asceten, der die ſchwärmeriſche Geiſtesrichtung einer jungen Frau überſchätze und thörichter Weiſe noch höher ſpanne — und prophezeiten ihm große Enttäuſchungen in Bezug auf Olympia, die ſich auf ihren künſtlichen Flügeln nicht würde halten können, und folglich unerhört unglücklich werden müſſe. Chryſoſtomus ließ dieſen Sturm über ſich dahinbrauſen. Was hätte er zu Menſchen ſagen ſollen, denen das Verſtändniß von Olympia's Beweggründen fehlte, und denen ihre Handlungsweiſe ein verſchloſſenes Buch, eine Schrift in unbekannter Sprache war! Er ſprach ein Paar milde, verſöhnende Worte, welche ſie kaum anhörten, und galt ihnen mehr denn je für einen wilden Fanatiker, der zum Unheil des oſtrömiſchen Reiches den Patriarchenſitz von Conſtantinopel einnehme.

Olympia's Leben bewies, wie richtig er ſie und ihre Kraft beurtheilt und auf welchen ihr entſprechenden Platz er ſie geſtellt habe. Das verſöhnte aber ſeine Gegner nicht, und da man keine neue Vorwürfe vorzubringen hatte und die alten abgenutzt waren: ſo hüllte man ſich in verachtendes Schweigen und ſuchte Olympia zu vergeſſen.

Dies war ihr gerade recht. Die Vorwürfe, die man ihr machte, bewieſen immer noch, daß man einen gewiſſen Werth darauf legte, ſie in Verbindung mit der Welt zu erhalten, während ſie nur wünſchte vergeſſen zu werden, weil man ſie geringſchätzte. Ihr Haus, ihre Einrichtung waren unverändert ſo wie damals, als ſie eine arme Gefangene in demſelben war; — nur mit dem Unterſchied, daß jetzt eine Menge von Menſchen bei ihr aus und ein gingen — lauter Menſchen, die irgend ein Anliegen hatten, Hülfe ſuchten, Unterſtützung begehrten, guten Rath erbaten, und die nicht blos aus der Stadt, ſondern aus dem ganzen oſt- und weſtrömiſchen Reich zu ihr kamen. Die immenſen Vermögen, welche in einzelnen Familien zu fabelhafter Größe ſich anſammelten, weil es einen allgemein vertheilten Wohlſtand in Folge der Verhältniſſe, die erſt eben anfingen, das Sclaventhum zu löſen, noch nicht geben konnte: riefen auf der einen Seite Ausgeburten von Luxus und Verſchwendung hervor und machten es auf der andern Seite möglich, daß dort, wo der chriſtliche Glaube das Leben durchſeelte, eine Großmuth in Verwendung des Reichthums eintreten konnte, die ihm entſprach. Olympia beſaß ein ſolches Vermögen. Ihre Güter in Syrien, Kleinaſien, Griechenland und Egypten waren ſo groß wie kleine Königreiche. Davon brauchte ſie für ſich ſelbſt nicht mehr, als um die Koſten für ihr geringes Kleid und ihre ſpärliche Nahrung zu beſtreiten. Ihre dienenden Frauen, deren ſie zur Zeit, als ihr Gemahl noch lebte, dreihundert im Hauſe und für ihre Perſon gehabt hatte, waren Freigelaſſene. Olympia hatte ihnen Allen mit der Freiheit eine Summe Geldes geſchenkt, welche ihnen Mittel bot, ſich zu verheirathen oder ſich ein ſelbſtändiges Fortkommen zu verſchaffen. Die Einen hatten dieſe Mittel benutzt; die Andern nur ſo lange, als Olympia's Gefangenſchaft währte, weil damals die Herrin nicht im Stande war, ihre Dienerinnen zu erhalten. Später ſtellten ſich Viele wieder bei ihr ein und baten um die Gunſt, unter ihrem Dache und in ihrer Nähe bleiben zu dürfen.

„Wollt Ihr fortan nicht mir, ſondern mit mir Gott dienen, in den Armen und Nothleidenden, unſern Brüdern — und wollt Ihr die ſtille Ordnung meines Hauſes und Lebens mit mir theilen: ſo dürft Ihr bleiben," entgegnete Olympia liebreich. „Aber prägt feſt in Euer Gemüth ein, daß Eure glänzenden Geſchicklichkeiten keine Anwendung bei mir finden. Cachemir-Webereien, Stickereien in Gold und Seide, elegante Kleidermacherinnen brauche ich nicht mehr. Auch keine Aufſeherinnen für meine Kleider und meinen Schmuck. Ihr müßt alſo von der Höhe Eurer Kunſtfertigkeit herabſteigen, grobe Stoffe weben und verarbeiten, Kranke pflegen, Dürftige beſuchen, einfache Speiſen bereiten und ſie den Armen austheilen. Könnt Ihr Euch dazu entſchließen: ſo bleibt bei mir — und Er, dem Ihr dies Liebesopfer bringt, wird dereinſt Euer großer Lohn ſein.“

„Ja, Herrin! bei Dir bleiben und von Dir lernen, wie wir Gott wohlgefällig dienen können — das möchten wir,“ ſagte Agatha, die geſchickteſte von allen, die nicht blos wahre Kunſtwerke von Stickereien, ſondern auch die Zeichnungen dazu machte. Da ſie nie irgend eine andere Arbeit verrichtet hatte, waren ihre Hände ungemein zart und weich, und ihre Gefährtinnen ſcherzten oft mit ihr über dieſe feinen Hände, um welche die Kaiſerin ſie beneiden könne. Auch Olympia ſagte lächelnd:

„Ich fürchte nur, daß Deine ſchöne Hand etwas leiden wird bei der rauheren Arbeit.“

„Und leidet nicht etwa Deine zarte Geſundheit?“ rief Agatha gerührt.

„O ich!“ ſagte Olympia gleichgültig; — „von mir darf nie die Rede ſein.“

So lebte ſie denn mit ihren ehemaligen Dienerinnen mehr als Mutter, denn als Herrin, in einer

Art von klöſterlicher Genoſſenſchaft, deren Beruf Werke der Nächſtenliebe im weiteſten Umfang waren.

Auch die größten Reichthümer können endlich erſchöpft werden, wenn man ſie verſchwendet. Olympia war verſchwenderiſch mit ihren Spenden, die nur zu häufig mißbraucht wurden. Der Patriarch erfuhr es und rieth ihr, etwas vorſichtiger zu ſein, nicht Leute zu unterſtützen, die offenkundig in Sünde und Laſtern lebten, und am wenigſten die umherſchweifenden Mönche, die nur zur Plage und zum Aergerniß des chriſtlichen Volkes ihre Klöſter verließen. Jeden Rath des Patriarchen befolgte Olympia dankbar, weil ſie für ihn von Ehrfurcht und Vertrauen, die ſich auf ſeine Einſicht und ſeine Gewiſſenhaftigkeit gründeten, wie eine fromme Tochter für einen verehrten Vater durchdrungen war. Sie wurde vorſichtiger und mäßiger in ihren Almoſen. Dieſe weiſe Beſchränkung machten Diejenigen, welche ſich unangenehm davon getroffen fühlten, dem Patriarchen abermals zum Verbrechen, indem ſie behaupteten, er wolle mit Olympia's Einkünften unumſchränkt ſchalten und walten. Und doch kam Alles, was dem Müßiggange entzogen wurde, der ächten Armuth zu gut! Täglich fanden ſich um die Mittagſtunde einige hundert Arme in einem Hinterhof des Pallaſtes ein, wo ſie Speiſe empfingen; und diejenige Frau, die einſt Olympia's Diamanten in Obhut hatte, ſorgte jetzt dafür, daß alle Näpfe und Schaalen den erwünſchten Inhalt bekämen. Agatha verwaltete die Apotheke und bereitete pünktlich und vorſichtig die Arzeneien. Zu gewiſſen Stunden des Tages beſuchte Olympia mit einigen Gefährtinnen die Hülfsbedürftigen in demjenigen Stadttheil, der ihr als Diaconiſſin zugewieſen war. Zu andern Stunden hatten die Nothleidenden Zutritt bei ihr, um ihre tauſend Bitten, Klagen und Wünſche vorzubringen. Dann wieder widmete ſie ſich den Unheilbarkranken, deren Zahl ſie im Spital ihres Pallaſtes verdreifacht hatte und deren Pflege einige beſonders fromme, gottinnige Seelen mit ihr theilten. Dieſe beſtändige Kreuzigung der Natur, und einer ſo feinorganiſirten, zarten Natur! durch Alles, was dem natürlichen Menſchen durch und durch zuwider iſt; — dieſes täglich und ſtündlich ſich erneuernde Opfer für alle Leiden, alles Elend, allen Jammer der Welt — dies große Schmerzensbild erhielt einen eigenthümlichen Zauber durch den Rahmen, der es umgab. Da war die Stadt und der Hof und das Leben in ihnen, ſo prunkvoll und üppig, ſo ſchwelgeriſch und blendend — und nur Glanz und Reiz, Lockung und Genuß, wohin das Auge ſich wendete — coloſſale Reichthümer, Ströme von Gold, feenhafte Naturſchönheit, Zuſammenfluß von Völkern, ausgezeichneten Perſönlichkeiten, großen Intereſſen. Und in dieſen Rahmen von Diamanten und Blumen ſtellte die Gnade eine junge, ſchöne, reiche Frau, die mit himmliſchem Heldenmuth den Berauſchungen der Weltherrlichkeit entſagte, weil ihre Seele höhere Ideale hatte.

Thörin! ſprach die Welt — und ſpricht ſie. Ja wohl, Thörin! aber ſelige Thörin des Kreuzes.

In ihre mühſame, erſchöpfende Thätigkeit brachte Olympia einen belebenden Hauch durch ihre Richtung nach Oben. Keine Beleidigung, keine Kränkung, keine bittere Erfahrung, kein Undank konnte den ſtillen Frieden ihrer Seele trüben. Nur auf einem Punkt war ſie verwundbar. Wie einem guten Kinde die Leiden der geliebten und verehrten Mutter tief zu Herzen gehen: ſo waren die Leiden der Kirche ein namenloſer Schmerz für Olympia. Wie Eugraphia mit Haß und Widerwillen — ſah Olympia mit Liebe und Frohlocken Chryſoſtomus in Conſtantinopel erſcheinen, denn ſie hoffte, er werde ſo manche Wunde heilen, die an dem myſtiſchen Leibe der Kirche blutete; — und im Verlauf der Zeit dankte ſie Gott, daß ihre Hoffnung glänzend in Erfüllung ging, obſchon ihr das ränkevolle Treiben ſeiner Gegner keineswegs verborgen war.

Ein Paar ſtille einſame Stunden hielt ſich Olympia täglich frei, um ſich geiſtig durch ernſte Lectüre zu erfriſchen und körperlich bei einfacher Handarbeit, welche geſammelte Betrachtung zuließ, auszuruhen. Die heilige Schrift und deren Ausleger waren ihre gewöhnliche Lectüre, denn Gebet und fromme Betrachtung machten ſie vertraut mit großen, erhabenen Gedanken. Die berühmten Biſchöfe und Kirchenſchriftſteller Gregor von Nazianz und Gregor von Nyſſa ſchrieben für ſie — dieſer eine Auslegung des Hohen Liedes; jener eine Schrift voll weiſer Rathſchläge bei dem Eintritt einer jungen Frau in die Ehe und in die Welt. Der Geiſt dieſer großen, heiligen Männer war nicht zu hoch für Olympia, und der Gegenſatz ihrer ſeltenen geiſtigen Vorzüge mit dem unſcheinbaren Leben, worin ſie dieſelben verſchleierte, erhöhte das Intereſſe der Zeitgenoſſen für die herrliche Frau.

Jetzt eben war Pentadia bei ihr, an der Olympia nicht blos eine Gefährtin als Diaconiſſin, ſondern eine gleichgeſinnte Freundin beſaß. Sie befanden ſich in dem kleinen, ärmlichen Zimmer, das Olympia im Pallaſt ihrer Väter bewohnte, und obſchon in lebhaftem Geſpräch, war ihre Hand doch mit Nadelwerk beſchäftigt.

„Hat ſich die Auguſta bis zu dem Punkt

gegen den Patriarchen einnehmen laſſen, daß ſie die Beſchwerden gern hört, welche der unkirchlich geſinnte Theil des hohen und niedern Clerus gegen ihn führt, ſo ſtehen uns ſchmerzliche Kämpfe bevor," ſagte Olympia; — „und ich fürchte ſie."

„Kampf iſt ja das Element der chriſtlichen Seele; und eine ſtets gewaffnete Heldin wie Du ſollte ihn fürchten?" entgegnete Pentadia.

„O ja, ja! ich fürchte ihn ſehr!" rief Olympia. „Ich fürchte die Wunden, welche viele, viele Seelen erhalten, wenn ſie ſchwach im Glauben werden ſollten. Unzählige Menſchen ſind ſo beſchaffen, daß ſie die Vollkommenheit, zu der ſie ſelbſt ſich nicht heranbilden können noch wollen, doch als ein nothwendiges Attribut bei Andern ſuchen und ſich verſtimmen laſſen gegen Chriſtenthum und Kirche, wenn ſie bei deren hervorragenden Trägern Fehler finden oder zu finden wähnen. Und abermals unzählige Menſchen ſtimmen ihr Urtheil über geiſtliche Dinge und kirchliche Angelegenheiten nach demjenigen Ton, den die Mächtigen der Welt angeben. All dieſe Schwäche und Verkehrtheit beſchädigt den myſtiſchen Leib des Herrn furchtbar — und das Haupt leidet immer von Neuem den Verrath des Judas und die Verleugnung des Petrus. O Pentadia! es gehört ein himmliſcher Starkmuth dazu, um mit ſtiller, ungebeugter Seele dieſe Wunden bluten... und den Kampf hereinbrechen zu ſehen, der ſie ſchlägt.“

„Aber dieſer Kampf beſteht ja immer, wenn auch minder offenkundig und allgemein,“ entgegnete Pentadia. „Weltliebe und Selbſtſucht ſind die gefährlichen Vipern, über denen jeder Fuß hinwegſchreiten muß, während ihr Gift nach jedem Herzen zielt. Da kann es denn nicht fehlen, daß hie und da Giftgeſchwüre aufbrechen und häßlich zum Vorſchein kommen. Allein die kranken Glieder geneſen auch wieder — und dann wird der Körper kräftiger, als er war, bevor er den ſchlimmen Stoff ausgeſchieden hatte.“

„Du biſt eine chriſtliche Heldin!“ rief Olympia.

„Ich habe die längere Erfahrung, die zwanzig Jahre, welche ich vor Dir voraus habe, geben,“ ſagte Pentadia ſanft. „Ich habe die ſchrecklichen Tage des Kaiſer Valens durchgemacht.... und ſie ſind vorüber.“

„Aber ſie müſſen furchtbar geweſen ſein!“

„Die Schrift ſpricht von dem „Sohn der Bosheit;“ — erwiederte Pentadia; — „ſo kam Kaiſer Valens mir vor. Das römiſche Reich iſt die Welt; — und die Welt hatte nur einen Kaiſer; — und dieſer Kaiſer war er; — und er war Arianer; — und als ſolcher maßte er ſich die Herrſchaft über die Kirche an und ſetzte nach Gutdünken Biſchöfe, Genoſſen oder Schmeichler ſeines Irrthums, in zahlloſen Kirchen des Morgenlandes ein. Hier in Conſtantinopel kam es ſo weit, daß die Katholiken nicht ein einziges Gotteshaus beſaßen; allein wir hielten an dem Worte feſt, welches damals der große Athanaſius zu den Katholiken von Alexandrien bei derſelben Veranlaſſung ſprach: „Seid getroſt! die Arianer haben die katholiſchen Kirchen, aber ihr habt den katholiſchen Glauben.“ Und ſiehe! der Sohn der Bosheit war ein ſterblicher Menſch, wie wir Alle! Theodoſius kam. Der Arianismus wich und ſank; die Kirche wurde gehoben und geſchützt, wie ſie das von einem chriſtlichen Kaiſer zu fordern hat. Aber ach! zugleich machte ſich ein gewiſſer kaiſerlicher Einfluß geltend, der dem Reiche Chriſti nicht förderlich iſt — und die Kämpfe, denen wir jetzt beklommen entgegen ſehen, ſind die Folge jener weltlichen Ueberflutung des geiſtlichen Gebietes. Die irdiſchen Elemente haben ſich darauf angeſiedelt und wollen nicht gutwillig den himmliſchen weichen.“

„Und um ihren Platz zu behaupten, werden ſie den Patriarchen zu kreuzigen ſuchen . . . . wenn auch nicht leiblicher Weiſe . . . . und vielleicht auch das!“ rief Olympia.

„Er hat die Martyrerſeele dazu,“ ſagte Pentadia, „und mehr als ihn beklage ich die Kaiſerin, wenn ſie wirklich den Gegnern freien Spielraum wider ihn läßt, denn ſie würde weit vom rechten Wege abkommen. Der Biſchof Severian von Gabala, dem ſie großes Vertrauen ſchenkt, würde es nur benutzen, um durch ſie auf den Patriarchenſitz zu gelangen."

„Und das hieße die Tage des Kaiſer Valens zurückführen," ſetzte Olympia hinzu, „wenn auch nicht gerade durch den Arianismus. Denn ohne dem Irrglauben zu huldigen, kann man doch in ſeine Fußſtapfen treten."

„Gott erleuchte die Kaiſerin! ihre Umgebung verwirrt ihr Urtheil, indem ſie ihre Einſicht durch tauſend Unwahrheiten verfinſtert. Jedes Wort der Rüge, das der Patriarch ſpricht, wird der Kaiſerin hinterbracht und ſo gedeutet, als ſei es unmittelbar gegen ſie geſprochen. Da ihr Gewiſſen ihr ſicher manchen Vorwurf macht, den ſie überhört, ſo reizt es ſie doppelt, daß ein Anderer ihr Vorwürfe machen will, ... und daß ſie, möge es ſeine Abſicht ſein oder nicht! möge ſie wollen oder nicht! — ſich tief getroffen fühlt."

„Ob Amantius noch in ihrer Gnade iſt?" fragte Olympia.

„Gewiß! er war vor einigen Tagen bei Nicarete, brachte ihr eine milde Gabe von der Kaiſerin und bat die fromme Jungfrau, für Eudoxia zu beten."

„O!“ rief Olympia, „Amantius und Nicarete ſind zwei gute Verbündete ihres heiligen Schutzengels; ſind perſonifizirt die thätige Liebe und die beſchauliche Liebe! So lange die Kaiſerin ihnen gewogen bleibt, wird ſie hoffentlich der Wahrheit zugänglich bleiben.“

„Da, wo nicht Grundſätze, ſondern Affecte und Leidenſchaften herrſchen, gibt es oft unbegreifliche Widerſprüche,“ erwiederte Pentadia.

„Aber was kann man denn eigentlich mit Grund dem Patriarchen vorwerfen? . . . . das iſt ſchwer zu begreifen!“ ſagte Olympia ſinnend.

„Was warfen die Arianer dem großen Athanaſius vor? . . . Nichts! — Aber er war ihnen im Wege und darum mußte er ihnen weichen.“

„Ja, das iſt's!“ ſagte Olympia; — „die Tragödie von Golgatha zieht ſich durch die ganze Geſchichte der Kirche hindurch. Was konnten die Phariſäer dem Herrn vorwerfen? . . . Nichts. Aber ſie haßten ihn, weil ihre Werke der Finſterniß ſein Licht fürchteten. O Pentadia! wie göttlich muß der chriſtliche Glaube ſein, der fort und fort Männer bildet, welche ſo gut, ſo groß, ſo heilig ſind, daß die Böſen, durch den characteriſtiſchen Haß der Sünde gegen die Tugend, ſich gedrängt fühlen, ſie zu haſſen.“

Eudoxia,

die Kaiſerin.

Ein Zeitgemälde
aus dem fünften Jahrhundert

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1866.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Das Ankleidezimmer	1
Dunkle Pläne	15
Prismafarben	28
Die Begegnung	43
Die Entführung	64
Eine Arianerin	70
Kleine Natter	85
Cabalen	95
Ein ſtarkes Herz	112
Die erſte Liebe	125
Die Verurtheilung	136
Ein Erdbeben und deſſen Folgen	151
Die Bildſäule	173
Der entſcheidende Schlag	187
Die Oſtervigilie	202
Die Feuersbrunſt	216
Im goldenen Kerker	229
Das Verhör	241
Die Folter	249
Die unumſchränkte Kaiſerin	263
In der Wüſte	264

Das Ankleidezimmer.

Eugraphia befand ſich in ihrem Ankleidezimmer. Ein Schwarm von Dienerinnen umringte ſie. Die meiſten von ihnen, und zwar die beſten und geſchickteſten — waren Sclavinnen; denn mit Talenten begabte Freigelaſſene wären nicht bei ihr geblieben. Deshalb gab Eugraphia nur den Ungeſchickteſten, den Kränklichen, den Alternden die Freiheit, d. h. ſie verſtieß ſie ins Elend, indem ſie ihnen nicht die genügenden Mittel zur Exiſtenz gab. Fehlten aber dieſe, ſo war das Geſchenk der Freiheit eine ſehr zweifelhafte Wohlthat, da die Sclaven in ihrem unmündigen Verhältniß keine Ahnung von vorſichtiger Selbſtſtändigkeit, ja meiſtens nicht einmal die Geſchicklichkeit hatten, die ihnen in der Freiheit nützlich geweſen wäre. Der Dienſt der Sclaven war etwas Maſchinenmäßiges, der heutzutag ein Analogon in dem Arbeiter findet, der die Maſchine bedient. Bei der zahlloſen Sclavenmenge in großen Häuſern, war für jede kleine Dienſtleiſtung ein Individuum beſtellt. Eine Sclavin hatte keine andere Aufgabe, als das ſilberne Waſchbecken zu halten, worin die Gebieterin die Hände wuſch. Eine andere that nichts weiter, als bei der Toilette den Spiegel vorzuhalten — was ein ſehr gefürchtetes Amt war. Der Spiegel war eine große, glänzend polirte Silberſcheibe, in welcher ſich aber doch nur ein kleiner Theil der Geſtalt abſpiegelte, ſo daß die Dienerin errathen mußte, wohin das Auge der Herrin ſich wenden würde, um dem Spiegel ſogleich die entſprechende Richtung zu geben. Mochte nun die Spiegelhalterin in ihrem Fach die geſchickteſte Perſon von der Welt ſein, ſo genügte das keineswegs, um ſie als mittelloſe Freigelaſſene vor dem Hungertod zu ſchützen.

Eugraphia's Spiegelhalterin hatte ein ſchweres Amt, denn die Herrin wurde täglich unzufriedener mit dem aufrichtigen Spiegel, der ſie zeigte wie ſie war und nicht wie ſie zu ſein wünſchte — und dafür mußte die arme Leonilla büßen. Das ſchreckliche Inſtrument, womit die vornehmen Römerinnen eigenhändig kleine Verſehen ſtraften, die bei dem Toilettendienſt vorfielen: die lange ſpitze goldne Haarnadel, deren Stich auf den bloßen Arm und

Nacken äußerſt empfindlich war, wurde zuweilen auch von Eugraphia gehandhabt.

Sie ſaß auf einem wunderſchönen Seſſel von Elfenbein mit Polſter von goldgelber, blumendurchwirkter Seide. Ihr Kopfputz war vollendet; — und ſehr geſchickt. Man konnte nicht entdecken wie viel falſches Haar ſich mit dem eigenen in dem vollen Lockenbau über der Stirn und in dem Flechtenknoten am Hinterkopf vermiſchte. Zarte Opale, in den Frühlingsfarben des Horizontes ſpielend, lagen wie Blumen vereinzelt in der braunen Lockenfülle. Eugraphia ſagte freundlich:

„Der Kopfputz gefällt mir ungemein . . . Du haſt Deine Sache vortrefflich gemacht, Julitta. Für dieſe Jahreszeit gibt es kein paſſenderes Geſchmeide als Opal, der für die Glut des Sommers und die Strenge des Winters zu dürftig wäre. Nun geſchwinde auch Ohrgehänge von Opal, Melitta!“

Julitta trat zurück, befriedigt von ihrem Werk und von dem Beifall der Herrin, und Melitta, die mit einem Blick ihr Bereich, den Schmuck, überflog, fand ſogleich die paſſenden Ohrgehänge und befeſtigte ſie mit gewandter Hand.

„Zoë!“ ſagte Eugraphia jetzt mit ſtrengem Ton.

Es entſtand eine gewiſſe Bewegung unter den Sclavinnen. Man fühlte die Nähe eines hochwichtigen Augenblickes. Zoë näherte ſich mit vier Gefährtinnen, welche jede einen ſilbernen Teller und auf demſelben Phiolen oder Doſen mit bunter Farbe, Pinſel, Schwämmchen, trugen. Die Mädchen hießen nach der Farbe, die ihnen anvertraut war: Cyane, Mela, Erythra, Leuke.

Zoë begann ihr Werk, das eine äußerſt leichte, feſte Hand und einen geübten Blick begehrte. Mit ganz lockern Baumwollflocken wurde zuerſt die weiße Schminke aufgetragen und zart vertheilt und eingerieben; — dann, mit noch größerer Vorſicht, die rothe.

„Es iſt zu viel roth,“ ſagte Eugraphia, die im Spiegel Zoë's Malerei verfolgte; — ich ſehe hektiſch aus . . . . abſcheulich! . . . die Backenknochen ſpringen hervor! . . . Willſt Du mich in ein Meduſenhaupt verwandeln?“

Zoë zuckte zuſammen, denn ſie hatte auf den linken Arm einen empfindlichen Stich bekommen, den Eugraphia ihr mit einer langen goldnen Haarnadel verſetzte.

„Aber mir ſcheint es Leonilla's Schuld zu ſein!“ fuhr Eugraphia ärgerlich fort. „Wie ſie den Spiegel hält, fällt ein Schatten darauf! . . . Unerträglich! . . . ich kann nicht ſehen, ob ſich das Roth nicht zu weit von der Wange nach dem Ohr hinzieht! . . . Ungeſchicktes Mädchen! . . . Und wie ſchlecht polirt iſt der Spiegel . . . . ganz grau ſehe ich aus.“

Leonilla ſtand unbeweglich wie eine Statue, hielt den Spiegel mit beiden Händen und gab ihm diejenige Wendung, die Eugraphia durch Blick oder Wort andeutete. Sie, wie all' ihre Gefährtinnen, waren viel zu ſehr an die übele Laune der Herrin bei der Toilette gewöhnt, um ſich über deren Vorwürfe zu betrüben. Es gehörte zum Dienſt ſie hinzunehmen. Nur die kleinen Nadelſtiche weckten hier und dort vorübergehend aus der Apathie.

Nun begann Zoë's Ausführung des Gemäldes mit ſeinen Pinſeln! Erythra's friſcher Carmin färbte die Lippen. Aus Cyanens Phiole wurde ein ungemein zartes, bläuliches Geäder an den Schläfen getuſcht, während Mela eine ſchwarze Eſſenz darreichte, mit welcher ein ganz feiner Strich am untern Rande der Augenlieder gezogen — und ein ſchwarzes Pulver, das den Wimpern und Augenbraunen beigebracht wurde. Dank dieſen gräulichen Mitteln, die nur ein roher, tiefgeſunkener Geſchmack „Schönheitsmittel“ nennen und wähnen konnte, ſah Eugraphia endlich wie ein Puppenkopf von Porzellan aus; die ſchönen Farben der Jugend waren ſämmtlich da — allein es fehlte ihnen der Pulsſchlag des Lebens.

Am andern Ende des geräumigen Ankleidezimmers ging inzwiſchen eine zweite Toilette vor ſich, nämlich die von Eugraphia's Lieblingshündchen.

Dies kleine Thier, einer Bologneſerart nicht unähnlich, wurde in wohlriechenden Eſſenzen gebadet, dann mit aromatiſchem Oel eingerieben und zuletzt mit Goldſtaub eingepudert, ſo daß es endlich auch einige Aehnlichkeit mit einem Kunſtproduct — und in dieſem Zuſtand den vollen Beifall der Herrin erhielt. Eine Gruppe von Sclavinnen war für den Toiletten- und ſonſtigen Dienſt des Thierchens beſtimmt, und Eugraphia wachte ſtreng darüber, daß nicht darin gefehlt werde. Natürlich wechſelten dergleichen Liebhabereien für das eine oder andere Thier, oder für eine Thiergattung ſehr ſchnell. Jetzt war eben das vergoldete Hündchen beliebt. Eugraphia warf zuweilen einen ſcharfen Blick von ihrem Spiegel auf jene Gruppe, um ſich zu überzeugen, daß der Liebling mit aller Zartheit behandelt werde.

„Eudora!“ rief ſie drohend, „vergiß nicht welch ein zartes Geſchöpf Du unter Deiner Hand haſt, und reibe das aromatiſche Oel recht leicht ein! — Hörtet Ihr ſchon, daß ſich die erlauchte Thaïs eine Zwergantilope aus dem innern Afrika ſchicken ließ?“

„Iſt das eine neue Hundeart?“ fragte Eudora.

„Nein! es iſt ein Thierchen wie ein winziges Reh mit zwei ſpitzigen Hörnern. Dieſe Hörner hat Thaïs vergolden und mit einem kleinen Reif von

Smaragden umgeben laſſen. Es ſieht ſehr zierlich aus . . . . doch kann ich eine ſolche Verſchwendung von Edelſteinen nicht billigen."

„Wäre es wenigſtens für ein Hündchen!" rief Eudora begeiſtert.

„Nein! auch da nicht!" ſagte Eugraphia ſtreng. „Was bleibt den Menſchen für ein Schmuck übrig, wenn die Thiere Juwelen tragen!"

„Du biſt immer voll Weisheit, erhabene Herrin," ſagte Eugenia, die Vorſteherin des Ankleidezimmers, die bei der Toilette nur gegenwärtig war, ohne Hand anzulegen und dadurch einen höheren Rang einnahm. „Nein! Edelſteine ſind nicht geſchaffen um von Thieren getragen zu werden."

„Und wenn ich meinen Hund mit einem Halsband von Rubinen ſchmücken will — was ſagſt Du dann, weiſe Eugenia?" fragte Eugraphia verächtlich.

„Dann ſage ich, daß meine erhabene Herrin beſondere Gründe dafür hat," erwiederte Eugenia.

„Du biſt die Weisheit ſelbſt, meine Tochter! nie um eine Antwort verlegen!" ſagte Eugraphia. „Die ſeltſamſte Liebhaberei für Thiere hat aber gewiß der Cäſar-Auguſtus des weſtrömiſchen Reiches. Rathet was es ſei! Jede von Euch darf ein Thier nennen. Eugenia, fang' an!"

Eugenia nannte den Elephanten und die Uebrigen nannten jede das Thier, das ſich nach ihrer Meinung für die Liebhaberei eines Kaiſers eignete. Doch keine traf das rechte und Eugraphia ſagte wichtig:

„Die Liebhaberei des unüberwindlichen Kaiſers Honorius iſt — das Huhn.“

Die Sclavinnen wußten nicht genau, wie ſie ſich zu verhalten, — ob ſie zu lächeln, zu ſtaunen, zu bewundern hätten. Deshalb trat ein großes Stillſchweigen ein.

„Bringe doch endlich Dein Geſchäft zu Ende, Zoë, und Du, Eudora, ſtarre mich nicht ſo neugierig an!“ rief Eugraphia ungeduldig über die ſclaviſche Geſinnung der armen Mädchen. „Nun, wie gefällt Dir das kaiſerliche Lieblingsthier, Eugenia?“

„Als etwas ganz Neues und Originelles gefällt es mir ſehr gut,“ entgegnete Eugenia ſchüchtern.

„Das will ich meinen!“ ſagte Eugraphia. „Der Hühnerhof des ewig glückſeligen Kaiſers zu Ravenna ſoll etwas Reizendes ſein, mit zierlichen Häuschen, mit Raſenplätzen, mit Waſſerbecken; das Ganze von einem Bronce-Gitter eingehegt und von Catalpen beſchattet — und wimmelnd von den verſchiedenſten und ſeltenſten Hühnern. Sogar aus Indien ſollen einige Arten gekommen ſein.“

„O wie allerliebſt! . . . . O wie munter und luſtig! . . . O der wahrhaft glückſelige Kaiſer Honorius! . . . . O dies kleine Hühner-Paradies!“ riefen die Mädchen in aufrichtigſter Bewunderung.

Die Thürhüterin, deren Amt es war, den Eingang des Ankleidezimmers zu bewachen und zu verhüten, daß ſich kein Lauſcher demſelben nahe, verließ ihren Poſten und ging hinaus, denn trotz der lärmenden Ausrufe hatte ſie nahende Schritte vernommen. Ehe noch der Begeiſterungsrauſch für den kaiſerlichen, den paradieſiſchen Hühnerhof ſich abgekühlt hatte, kam ſie zurück und meldete:

„Narciß fragt an, ob es der Erlauchten genehm ſei den erlauchten Eugenius zu ſprechen.“

„Gewiß! man führe ihn in den Morgenſaal!“ rief Eugraphia lebhaft. Beeilt Euch, Ihr Mädchen! meine Zeit iſt koſtbarer als die Eure! . . . — Und gebt mir ein roſenfarbenes Kleid von dem weichen perſiſchen Stoff! . . . das wird vortrefflich mit den Opalen harmoniren — nicht wahr, Eugenia?“

„Unvergleichlich!“ antwortete dieſe. „Mögten nur heute hundert Beſuche ſich einfinden, um dieſen einzigſchönen Anzug zu bewundern und zu beneiden.“

Aus einem breiten Kaſten von Sandelholz nahm die Kleiderwärterin das herrliche, nach dem feinſten Roſenöl duftende, roſenfarbene Kleid, und in wenig

Augenblicken war Eugraphia's Toilette vollendet. Sie rief:

„Eudor!“ — Das goldbepuderte Hündchen ſprang herbei, und von ihm gefolgt begab ſie ſich in ihr Empfangzimmer.

Kaum war ſie fort, ſo ſank Leonilla auf ein Ruhebett und ſeufzte:

„Ich kann nicht mehr! die Anſtrengung iſt zu groß! man kann nicht zwei Stunden wie eine Bildſäule ſtehen und den ſchweren Spiegel halten.“

„Ruhe Dich aus,“ entgegnete Eugenia kalt; bis heute Abend iſt die kleine Müdigkeit verſchwunden.“

„Könnte mir nicht ein anderes Amt zugewieſen werden, Eugenia?“ fragte Leonilla bittend.

„Aber Du kannſt ja kein anderes verwalten,“ erwiederte die Vorſteherin des Ankleidezimmers.

„Könnte ich nicht etwa mit Eudora tauſchen?“ fuhr Leonilla zu bitten fort.

„O ich danke für den Tauſch!“ rief Eudora empört. „Bei meinem Hündchen brauche ich keine Nadelſtiche zu fürchten ... das liebe Thier, das! Nein, ich bin ſehr zufrieden und gehe auf keinen Tauſch ein.“

„Du redeſt, als ob Du gefragt würdeſt,“ ſagte Eugenia kalt. „Sollte ein Wechſel nothwendig werden, ſo wird er eintreten. Für jetzt iſt er es nicht. Leonilla wird ſich leicht von ihrer Ermüdung erholen und dann froh ſein über die geringen Beſchwerden ihres Amtes. Die Weberinnen, die Näherinnen, die Stickerinnen, die den ganzen Tag bei der Arbeit ſitzen, dürften wohl allenfalls klagen. Aber die Spiegelhalterin!“

„Ah! ich behaupte, daß Jene es viel beſſer haben als ich!“ rief Leonilla.

„Du redeſt irr,“ ſagte Eugenia gleichgültig.

„Nein,“ fuhr Leonilla fort, „ich weiß was ich behaupte! ſie haben es beſſer — denn ſie bringen mit ihrer Arbeit etwas fertig: die Eine — einen Stoff; die Andere — ein Kleid; die Dritte — eine Verzierung. Sie ſehen, daß ſie etwas vor ſich bringen. Sie haben einige Abwechſelung bei ihrer Arbeit: Muſter, Stoff, Schnitt und Zeichnung ſind nicht immer dieſelben. Aber ich! .... in eine Bildſäule mit beweglichen Augen und Händen muß ich mich Tag für Tag einige Stunden verwandeln — und das iſt Alles!“

„Du vergißt, daß Du auch den Spiegel zu poliren haſt,“ warf Eugenia ein.

„Und daß wir Malerfarben auch kein ſehr intereſſantes Amt haben!“ rief Evane munter.

„In jedem Fall haben wir es doch beſſer, als die Dienerinnen von manchen andern Damen,“ ſagte Julitta, die Haarkräuslerin. „Wie würde Euch zu

Muth ſein, wenn Ihr unſaubere Kranke waſchen und kämmen, ihre Wunden verbinden müßtet? — wenn Ihr Körbe mit Lebensmitteln und Kleidungsſtücken in der Stadt umherzutragen und an arme Leute zu vertheilen hättet? — Das aber müſſen die Dienerinnen der erlauchten Frauen Pentadia und Olympia verrichten."

„Das iſt entſetzlich!" riefen Einige.

„Ich hörte aber, ſie thäten es freiwillig," ſagte Leuke.

„Vermuthlich ebenſo freiwillig, wie ich den Hund lieber waſche, als den Spiegel halte," rief Eudora.

„O nein! nicht ſo!" entgegnete Leuke. „Jene erlauchten Frauen haben ihren ſämmtlichen Dienerinnen die Freiheit und Mittel zur Exiſtenz geſchenkt. Es ſind aber manche Dienerinnen der Herrin ſo ergeben, daß ſie dieſelbe nicht verlaſſen, ſondern das rauhe Leben theilen wollen, welches dieſe führt. Nur unter dieſer Bedingung haben jene Erlauchten, ſowie auch die edle Jungfrau Nicarete, und die mauritaniſche Fürſtin Salviana — und vielleicht noch Andere — ihre Dienerinnen wieder aufgenommen. Da iſt alſo von keinem indirecten Zwang die Rede."

„O hätte ich die Freiheit und eine hübſche Summe Geld, ſo würde ich mich wahrlich nicht wieder hier einſtellen um Hunde oder Kranke zu waſchen!“ rief Eudora. „Ich würde mir ein Landhaus kaufen und einen Hühnerhof anlegen, wie Kaiſer Honorius.“

„Man muß in der That die Herrin ganz ungeheuer lieben, um mit ihr ſo zu leben, wie Pentadia und Olympia leben,“ ſagte Cyane.

„Nein!“ erwiederte Melitta, und ordnete das Geſchmeide in unzähligen Käſtchen, „man muß vor Allem Gott ſo lieben, wie dieſe heiligmäßigen Frauen ihn lieben.“

„Das iſt aber noch ſchwerer!“ rief Cyane.

„Genug des Geſchwätzes!“ ſagte Eugenia mit gehobener ſtarker Stimme. „Wer ſein Geſchäft im Ankleidezimmer abgethan hat, begebe ſich hinweg.“

Der Schwarm verſchwand — und nur Diejenigen blieben zurück, denen es oblag das Zimmer und die Sachen unter Eugenia's Aufſicht in Ordnung zu bringen.

Eugraphia's ſämmtliche Dienerſchaft beſtand aus Chriſten. Sie ſorgte dafür, daß dieſe Leute, die ja ſämmtlich ihr gehörten, das Sacrament der Taufe empfingen, wenn ſie erwachſen waren. Die Taufe der Kinder war damals nur ausnahmsweiſe, nur bei ſehr frommen Eltern gebräuchlich. Die Kaiſerin Eudoxia ſelbſt war erſt kurz vor ihrer Vermählung getauft worden. Sie hielt aber darauf, daß ihre Kinder in den erſten Lebenstagen das Sacrament der Gnade empfingen, wodurch ſie dem myſtiſchen Leib Chriſti eingegliedert wurden; denn mit ihrem ſcharfen und klaren Verſtande, dem ihr vortrefflicher Lehrer Panſophius die Glaubenswahrheiten gründlich dargelegt und entwickelt hatte, erfaßte ſie voll Entſchiedenheit die Heilsordnung und brachte ſie zur Anwendung, ſo lange ihre Leidenſchaften nicht dazwiſchen traten. Ihr Beiſpiel war maßgebend in weiteſten Kreiſen. Eugraphia würde niemals weder Polytheiſten noch Arianer unter ihrer Dienerſchaft geduldet haben, aber ſo wie bei ihr ſelbſt das Chriſtenthum eine äußere Form war, während der Weltgeiſt deſſen Weſen in ihr überflutete, ſo ſtand es auch mit ihren Untergebenen. Man empfing den vorbereitenden Unterricht, man wurde getauft, weil das zum Dienſt bei Eugraphia gehörte; doch von einem Leben, das nach chriſtlichen Grundſätzen geordnet wäre, war dann weiter nicht die Rede. Ausnahmsweiſe leuchtete zuweilen in einer Seele ein Gedanke auf, welcher das Bewußtſein einer übernatürlichen Beſtimmung verrieth.

◆

Dunkle Pläne.

Eugenius, der ſich jetzt bei ſeiner Tante Eugraphia befand, war ein junger Weltmann, der, wenn er eine entſprechende Erziehung erhalten, ſein Glück am Hof oder im Kriege gemacht hätte. Eugraphia's verkehrte Zärtlichkeit, die einen Biſchof aus ihm machen wollte, führte ſein Unglück herbei: er ſollte ohne Beruf Prieſter werden. Da weder er noch ſie eine klare Vorſtellung von dem geiſtlichen Beruf hatten, ſo faßten ſie die ungeiſtliche Richtung, die Eugenius einſchlug, nur als ein Anrecht der Jugend an ein ungebundenes Leben auf, und ſie nannten eine Geſinnung, welche in dieſer Beziehung nicht ihre Anſicht theilte, Thorheit und Ungerechtigkeit. Dennoch war Eugenius kein böſer Character. Es wäre ihm von ſelbſt nie eingefallen, an dem Patriarchen Rache zu nehmen, wenn er nicht ein Werkzeug in fremder Hand geweſen wäre.

Marſa hatte in Florus, dem Sohn einer ihrer Sclavinnen, Talent und einen geweckten Kopf erkennen wollen. Sie war Eugraphia's intime Freundin, was jedoch durchaus nicht eine gewiſſe Eiferſüchtelei und Nebenbuhlerſchaft ausſchloß. Es langweilte Marſa, daß Eugraphia ſo viel von ihrem immens talentvollen Neffen Eugenius ſprach, der ohne Zweifel einſt eine Säule der Kirche ſein werde; — und eines Tages erklärte ſie der ſtaunenden Eugraphia, ſie hege dieſelbe Hoffnungen für den äußerſt begabten Knaben Florus und ſie laſſe ihm daher eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben. In Wirklichkeit hatte Florus nur ganz mittelmäßige Talente; aber er war viel ehrgeiziger als Eugenius, und deshalb lernte er mehr, ohne jedoch mehr Liebe für ſeinen Beruf zu haben. Eugenius wollte Welt und Leben genießen; das wollte Florus auch, aber er wollte zugleich in der Welt und im Leben etwas gelten. Er ſchloß ſich eng an Eugenius an, indem er ihn mit einem Netz von Schmeicheleien ſo feſt umſpann, daß er ihm unentbehrlich wurde. Florus ſah deutlich, daß Eugenius, wenn auch nicht im geiſtlichen Stande, ſo doch durch ſeine vornehme Familie und durch die Ausſicht auf einen fürſtlichen Reichthum, eine glänzende Stellung in der Welt haben werde; und obſchon er ihm dieſe Glücksgaben gründlich beneidete, ſo hoffte er doch durch dieſen Freund und durch deſſen Verbindungen genug gehoben zu werden, um dereinſt in erſter Reihe eine Rolle zu ſpielen. Darum erheuchelte er eine lebhafte Freundſchaft für Eugenius und gewann dadurch auch Eugraphia's Gunſt, während Marſa ihm die ihre entzog, nachdem der Patriarch Johannes Chryſoſtomus erklärt hatte, der Lebenswandel dieſer beiden jungen Geiſtlichen mache es ihm zur Pflicht, ſie von der Kirchengemeinſchaft ſo lange auszuſchließen, bis ſie ſich aufrichtig bekehrten. Nahm Eugenius dieſe Erklärung mit frechem Leichtſinn auf, ſo beſchloß Florus hingegen an dem Patriarchen Rache zu nehmen. Er wurde Eugraphia's Vertrauter, und ſeine Freundſchaft mit Eugenius machte es ihm möglich, ohne Aufſehen zu erregen in ihrem Hauſe aus und ein zu gehen.

Als Eugraphia die beiden jungen Männer im Empfangzimmer fand, begab ſie ſich mit ihnen in ein Cabinet, das ſich nur für die intimſten Freunde öffnete. Da ließen ſie ſich nieder und Eugraphia fragte lebhaft zu Florus gewendet:

„Nun, wie weit ſind wir?“

Florus machte eine kleine Bewegung von Deferenz gegen Eugenius, um dieſem die Antwort zu überlaſſen, wobei ſein Auge aber nicht einen eigenthümlich lauernden Blick verlor; — und Eugenius ſagte ſelbſtzufrieden:

„So weit, daß das große Schauſpiel beginnen kann. Die ioniſchen Biſchöfe, welche der Patriarch der Simonie beſchuldigte und entſetzte, und welche ihre Klage dem Kaiſer einreichten, verlangen jetzt dringend ein Conzil der ganzen Kirche des oſtrömiſchen Reiches.“

„Das thaten ſie .... ich weiß es,“ ſagte Eugraphia ungeduldig. „Man iſt aber nicht ſicher, welchen Spruch ein ſolches Concil thun wird, und daher auch nicht eben eilig es zuſammen zu rufen.“

„Es hat ſich aber jetzt ein neuer Ankläger des Patriarchen gefunden, welcher ohne Zweifel der Sache einen guten Ausſchlag geben wird,“ entgegnete Eugenius.

„Und der wäre?“ fragte ſie zweifelnd.

„Theophilus, der Patriarch von Alexandrien!“ rief Eugenius triumphirend.

„Iſt das gewiß?“ fragte ſie geſpannt.

„Ganz gewiß, Erlauchteſte,“ nahm Florus das Wort. „Entſinnſt Du Dich der vier ägyptiſchen Mönche, die hier im vorigen Jahr durch ihre ungewöhnliche Leibeslänge einiges Aufſehen machten?“

„Allerdings! die Auguſta war ihnen geneigt und hielt ſie für ſehr fromm. Man hieß ſie „die langen Brüder.“ Sie klagten über Theophilus .... er habe ſie aus ihren Einſiedeleien verjagt, weil er ihnen, ich weiß nicht was für häretiſche Meinungen vorwerfe.“

„Genau ſo iſt es,“ erwiederte Florus. „Der Patriarch Chryſoſtomus erklärte die langen Brüder für rechtgläubig, und bat in einem Schreiben den Patriarch Theophilus den alten Männern die Heimkehr und den ungeſtörten Aufenthalt in ihrer Wüſte zu geſtatten. Dieſer aber hielt ſich für ebenſo befugt über die Mönche ſeiner Diözeſe zu entſcheiden wie Chryſoſtomus, blieb bei ſeinem Ausſpruch und unterſagte die Heimkehr. Troſtlos wendeten ſich die alten Fanatiker an die Auguſta, baten, weinten, fleheten; geberdeten ſich, als ob ſie nur in der Wüſte leben und beten könnten; betheuerten, der reine katholiſche Glaube ſei auch ihr Glaube — und machten der Auguſta den Kopf ſo warm, daß ſie an Theophilus ſchrieb: wenn er die langen Brüder häretiſcher Meinungen beſchuldige, ſo müſſe es mit ſeiner eigenen Rechtgläubigkeit wohl nicht ganz gut ſtehen. Er möge ablaſſen von ſeiner Verfolgungsſucht, die ganz Aegypten in Aufregung verſetze, oder gewärtig ſein, daß man ihn in Conſtantinopel zur Rechenſchaft ziehen werde.“

„Es iſt unbegreiflich, welchen Einfluß Chryſoſtomus auf die Auguſta hat!“ rief Eugraphia. „Er und kein Anderer hat ihr dies Schreiben eingegeben! Was er rechtgläubig nennt, iſt für ſie rechtgläubig!“

„Viele Klagen über des Patriarchen Theophilus Gewaltthat, Geiz und Verfolgungsſucht, waren von allen Seiten aus Aegypten bei der Auguſta eingelaufen," erwiederte Florus und ſein heimtückiſches Auge leuchtete auf. „Wir leben in einer eigenthümlichen Zeit, Erlauchteſte! Wir haben lauter heilige Biſchöfe . . . . aber ſie leben untereinander in Zwiſt und Zerwürfniß . . . und manche Prieſter und Laien führen bittere Klagen über die Oberhirten. Die Auguſta mogte wohl wiſſen, daß der Patriarch von Alexandrien auch zu dieſen eigenthümlich heiligen Biſchöfen gehöre. Genug, ſie ſchrieb ihm ernſt, ja ſtreng. Er aber antwortete nicht und änderte auch ſein Verfahren nicht."

„Es ziemt uns nicht, das Verfahren des ehrwürdigen Patriarchen von Alexandrien zu rügen," ſagte Eugraphia kalt. „Wir kennen nicht ſeine Beweggründe . . . . aber Jedermann weiß, wie glühend er den Polytheismus haßt und die Ausrottung des Götzendienſtes betreibt. Dabei können leicht einige Ausſchreitungen und Uebertreibungen vorkommen, die man ihm nicht zur Laſt legen darf."

Florus neigte zuſtimmend ſein Haupt und ſagte:

„Als die Biſchöfe Joniens ihre Klagſchrift gegen den Patriarchen von Conſtantinopel einreichten, führten mich beſondere Angelegenheiten nach Alexandrien. Ich nahm Anlaß dem ehrwürdigen Theophilus die hieſigen traurigen Verhältniſſe, die Unzufriedenheit der Biſchöfe, der Cleriker, des Hofes mit Chryſoſtomus zu ſchildern, und welche Wohlthat es ſein würde, wenn ein Conzil ſeine Eigenmächtigkeit, ſeinen Starrſinn, ſeine Härte, ſeine Neuerungen in der Disciplin, prüfen und verurtheilen wolle. Es fehle uns hier aber der gewichtige Mann, der ihm furchtlos und mit vollem Anſehen entgegen treten könne. Der ehrwürdige Theophilus antwortete: ſo lange die Augusta dem Patriarchen Chryſoſtomus blind ergeben ſei und ihn bei jeder Gelegenheit ſtütze und bevorzuge, würde ſich nie Jemand finden, um die undankbare Rolle eines Gegners zu übernehmen, denn man wiſſe ja vorher, daß man ſich die Feindſchaft der Kaiſerin zuziehe. Im Vertrauen auf deine hochherzige Geſinnung, Erlauchteſte, antwortete ich dem Patriarchen: Unparteiiſche und überlegene Geiſter, aus der nächſten Umgebung der Auguſta bemühten ſich unabläſſig, ihr ein richtiges Maaß der Würdigung des Patriarchen von Conſtantinopel beizubringen; — und er ſelbſt nehme ſowohl in ſeinen Predigten als in Privatgeſprächen einen ſo übermüthigen Ton gegen und über die Kaiſerin an, mache ihr ſo häufige und ſo heftige Vorwürfe, daß ſie ſich unmöglich einer ſo drückenden Vormundſchaft noch lange unterwerfen könne; denn die Beherrſcherin des oſtrömiſchen Reiches, die für ihre Handlungen keiner andern Richtſchnur und Schranke ſich unterwerfe, als der ihrer Einſicht, ſei nicht von dem Stoff, aus dem der Patriarch geiſtliche Sclavinnen mache. Da erwiederte der ehrwürdige Theophilus: „Wohlan, mein Sohn! ſobald dieſe Stunde ſchlägt, bin ich bereit zu kommen. Die Auguſta hat mich aufgefordert, meine Rechtgläubigkeit in Conſtantinopel zu beweiſen. Ich werde kommen und die Rechtgläubigkeit eines Andern prüfen." — — Dies, Erlauchteſte, iſt das Ergebniß meiner Reiſe nach Alexandrien."

„Und ein vortreffliches!" rief Eugenius. „Jetzt endlich kommt die Sache in Fluß."

„Es verſteht ſich," fuhr Florus mit großer Ehrerbietung fort, „daß Dir, Erlauchteſte, die Hauptſache zu bewirken übrig bleibt: die Kaiſerin muß das Concil zuſammen berufen, welches die abgeſetzten Biſchöfe begehren."

„Freilich iſt das ganz nothwendig . . . . mit Freuden erkenne ich es an," erwiederte Eugraphia nicht minder heimtückiſch als Florus. „Der fromme Patriarch Chryſoſtomus könnte möglicherweiſe in ſeinem heiligen Eifer nach vielen Seiten hin zu weit gegangen ſein: er entſetzt ſeine Suffraganbiſchöfe — er beſchützt häretiſche egyptiſche Mönche — er mißhandelt ſeine Cleriker: das Alles darf die kaiſerliche Majeſtät, deren erhabenſtes Attribut die Gerechtigkeit iſt, nicht ſo fortdauern laſſen.

Bei der ungewöhnlichen geiſtigen Lebhaftigkeit der Kaiſerin, nimmt ihr Charakter freilich etwas zu viel von dieſer Beweglichkeit an .... man iſt nie ſicher, ob ſie die Sache durchführen werde, die ſie angefangen hat. Aber der Verſuch muß gemacht werden. Fanatismus untergräbt das Chriſtenthum .... macht es verhaßt. Man muß den Fanatikern entgegentreten, gleichviel auf welcher Stufe der menſchlichen Geſellſchaft ſie ſich befinden. Und je höher ſie ſtehen, um deſto entſchiedener! Ein Paar armſelige egyptiſche Mönche, und wenn das Volk ſie auch tauſendmal als Heilige verehrt, ſind bei Weitem nicht ſo gefährlich als ein Patriarch, der ſie beſchützt."

„Und in Alles miſcht er ſich ein, dieſer fromme Chryſoſtomus!" rief Eugenius. „Wie empörend fand man es vor einigen Jahren, daß Eutrop die erlauchte Olympia unter Vormundſchaft ſtellte."

„Mit Recht!" unterbrach ihn Eugraphia zürnend. „An eine Frau unſeres Standes ließ der elende Sclav ſeinen Uebermuth aus!"

„Ganz wohl! ich bin fern davon es zu billigen," ſagte Eugenius ruhig. „Aber hat ſie es denn jetzt beſſer, dieſe Frau unſeres Standes? — Der Patriarch ſchreibt ihr vor, wem und wie ſie ihre Almoſen ſpenden ſoll. Sie war ja von verſchwenderiſcher Großmuth! .... aber das hat aufgehört.

Sie zieht Erkundigungen ein über die Leute, die ihre Hülfe in Anſpruch nehmen, und über die Weiſe, in welcher ihre Unterſtützungsgelder verwendet werden; und mißfällt ihr das: ſo gibt ſie nichts mehr."

„Dies iſt das erſte Zeichen von Vernunſt, das ich in der Handlungsweiſe der edlen Olympia wahrnehme," ſagte Eugraphia kalt lächelnd. „Iſt es in der That dem Einfluß des Patriarchen zuzuſchreiben, ſo hat ſie Urſache ihm ſehr dankbar zu ſein."

„Man nimmt es allgemein an," ſagte Florus, „denn es hieß ſonſt immer, es ſei der erlauchten Olympia unmöglich ein Bittgeſuch abzuſchlagen, beſonders dann, wenn man ſie im Namen Jeſu, oder um Chriſti Wunden willen anſpreche. Das iſt nun ganz vorbei! ich weiß Jemand, der mit einer ſolchen Redensart um Unterſtützung bat. Sie antwortete: „Mißbrauche nicht den heiligen Namen für unheilige Werke" — und gab ihm nichts."

„Hatte ſie es getroffen?" fragte Eugraphia ſchadenfroh.

„Ich glaube .... ja! aber man ſieht daraus, wie viel Kundſchafter ſie haben muß, die ſie wiederum nur durch den Patriarchen haben kann — da es ſeine Leidenſchaft iſt, ſich um Alles und Jedes zu kümmern. Viele Leute, für welche Olympia eine unerſchöpfliche Hülfsquelle war, ſind jetzt bittere Feinde des Patriarchen, der dieſe Ströme Goldes in andere Canäle leitet.“

„Alſo hat er auch Feinde im Volk?“ fragte Eugraphia.

„O ſehr viele .... unter dem verkommnen Theil des Volkes,“ entgegnete Eugenius unbefangen.

Florus preßte ſeine ſchmalen Lippen zuſammen, um ſeinen Unwillen über die unbeſonnene Aeußerung zu unterdrücken und ſagte dann:

„Dir iſt bekannt, Erlauchteſte, mit welchem unbändigen Eifer der fromme Patriarch gegen alle Schauſpiele ſich ausſpricht, mögen ſie auf der Bühne oder im Circus aufgeführt werden. Er ſieht in ihnen den Grund von ſittlicher Schlaffheit, geiſtigem Stumpfſinn, Entartung des Geſchmacks, von Gleichgültigkeit gegen die wahren, die höheren Intereſſen; — die Veranlaſſung zu Trägheit, ſinnlicher Zügelloſigkeit und ich weiß nicht was Alles! — Unaufhörlich predigt er dagegen und macht ſich dem Volk unerträglich, das nun einmal mit Leidenſchaft an den circenſiſchen Spielen hängt und über dem Circus zuweilen den Kirchenbeſuch verſäumt. Anſtatt nun mit dieſer unſchuldigen, ja ſo recht kindlichen Schwäche Nachſicht zu haben, wird er nicht müde, ſie als Sünde und Laſter darzuſtellen und mit tauſend Höllenſtrafen zu bedrohen.“

„Ohne Zweifel beſuchſt Du fleißig die Predigten in der Sophienkirche?“ fragte Eugraphia ſpöttiſch.

„Doch nicht, Erlauchteſte,“ erwiederte Florus kalt; — „wer eine Predigt des goldenen Mundes gehört hat, kennt ſie alle — umſomehr, als er zwanzig und dreißigmal über ein und daſſelbe Thema reden kann.“

„Welch eine Gabe der Rede und der Betrachtung muß der Patriarch haben, um zwanzig Predigten über das Verderbliche der circenſiſchen Spiele zu halten!“ rief Eugenius. „Nicht eine brächte ich zuſammen . . . ich!“

„Sehr natürlich, da Du von dieſem verderblichen Einfluß nicht überzeugt biſt,“ erwiederte Florus.

„O wie wahr iſt das!“ rief Eugenius vergnügt.

„Nur aus der Tiefe der Ueberzeugung ſtrömt die Fülle der Gedanken,“ ſagte Eugraphia. „Ich hoffe, Eugenius überraſcht uns dereinſt noch mit recht gediegenen, wenn auch nicht ſo wortreichen Predigten.“

Während er darüber nachdachte, ob er ſich wohl je zu einer ſolchen That erſchwingen werde, und gar keine Luſt verſpürte, ein ſolches Wagniß zu unternehmen, ſetzte Eugraphia ihr Geſpräch mit Florus fort und ging die Namen der Biſchöfe durch, die als Anhänger oder als Gegner des Patriarchen bekannt waren. Das Ergebniß dieſer Muſterung ſtellte heraus, daß Theophilus eine bedeutende Anzahl von Biſchöfen aus dem Patriarchat von Alexandrien nach Conſtantinopel mitnehmen müſſe, wenn die Widerſacher den Anhängern der Zahl nach gleichkommen ſollten.

* * *

Prismafarben.

Ohne ihren geheimen Rath von Damen zu befragen, hatte Eudoxia mit dem Kaiſer allein ihren Entſchluß gefaßt. Mehr und mehr wollte ſie Selbſtherrſcherin, Alleinherrſcherin ſein, nur ihrer Einſicht folgen, nur ihre Anſicht durchſetzen — und das gelang ihr am beſten, wenn ſie nur mit dem Kaiſer die Angelegenheiten beſprach, da ihre Meinung die ſeine beſtimmte. Die ſtolze Marſa bemerkte nur zu gut, wie bei Eudoxia die Kaiſerin hervor- und die Pflegetochter zurücktrat. Sie ſuchte deßhalb durch unbegrenzte Schmeichelei der Kaiſerin angenehm zu bleiben, und da die übrigen Damen in ihren Ton einſtimmten, weil ſie vorausſetzten, daß Marſa am Beſten wiſſen werde, was der Auguſta gefalle: ſo nahm Eudoxia nach und nach die Stellung eines angebeteten Götterbildes ein, das zwar nicht im Tempel, ſondern auf dem Thron ſtand, und von ewigen Weihrauchwolken umwogt wurde.

Amantius und Gunild waren die Einzigen, die nicht in dieſen Idolencultus verfielen und die Einzigen, von denen Eudoxia ihn auch nicht begehrte. Beide ſahen mit Kummer den gefährlichen Weg, den dieſer ſtolze Geiſt einſchlug; aber aus verſchiedenen Gründen. Amantius betrübte ſich Eudoxia's wegen, die ihre glänzende Begabung zu ihrem eigenen und zu Vieler Verderben anwendete. Gunild war traurig, weil ſie fühlte, wie ſich ihr Herz mehr und mehr von Eudoxia zurückzog; — und wenn es dereinſt der Auguſta ganz entfremdet ſein würde ... was dann? wen ſollte ſie dann lieben? dann verehren? — Gunild ſuchte mehr als ſonſt mit Amantius in Berührung zu kommen. Sie konnte ſich des Vertrauens zu ihm .... zu ihm allein am Hof — durchaus nicht erwehren, obſchon ſie wußte, daß es ſein lebhafter Wunſch ſei, ſie vom Arianismus zu bekehren, und obſchon ſie entſchloſſen war, ſich nicht bekehren zu laſſen. Aber ihr gerader Sinn ſuchte einen Punkt, wo er Aufrichtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit fände — und auf dem Punkt ſtand Amantius.

Eudoxia ſah dies ſehr gern. Sie hoffte, Amantius werde endlich doch einen entſcheidenden Einfluß auf Gunild gewinnen; — und ſie ſprach dieſe Hoffnung gegen ihn aus.

„Du mußt ſie nur nicht durch allzu hochfliegende Anſichten und Aeußerungen zurückſcheuchen,“ ſetzte ſie hinzu.

„Nicht zurückgeſcheucht vom hohen Flug, ſondern angezogen wird ſie — ſollt' ich meinen,“ entgegnete Amantius.

„Ja,“ ſagte die Kaiſerin lächelnd, „es darf nur nicht katholiſch ſein, nur nicht auf katholiſchen Principien beruhen. Der traurige Widerſpruchsgeiſt macht das Mädchen ſehr unglücklich. Ihre Seele jammert nach dem wahren Glauben . . . . und ihr Eigenſinn ſetzt ſich gegen ihn zur Wehr. Ich bitte Dich, komm' ihr mit Nachſicht entgegen und behandele ſie mit Langmuth. Trotz ſeiner Verrätherei, die er hinreichend mit dem Tode gebüßt hat, werd' ich Gunilden gegenüber nie vergeſſen, daß ihr Vater zweimal den erhabenſten Kaiſer Arcadius von demüthigender Günſtlingsherrſchaft befreite.“

„Du biſt hochherzig, o Auguſta,“ ſagte Amantius.

„So wenig bin ich daran gewöhnt, eine beifällige Aeußerung von Dir zu hören, daß mir dieſe wie ein glänzendes Lob erſcheint,“ ſagte Eudoxia freundlich.

„Die Auguſta weiß, daß ich mir ein ſolches nie erlauben würde,“ erwiederte Amantius ehrerbietig. „Gleichgeſtellte dürfen einander Lob ſpenden und der Hochgeſtellte darf es dem Untergebenen ertheilen; — aber umgekehrt — wird es leicht zur Schmeichelei.“

„Und doch iſt eben das Umgekehrte im Gebrauch.“

„O Herrin, die Welt hat viel Verkehrtes!“ ſagte Amantius gelaſſen.

„Ich gebe es zu. Allein die unvollkommene menſchliche Natur begehrt allerhand Verkehrtes und vermißt es mit Unbehagen.“

„Sollte das nicht eine Mahnung zum Streben nach Vollkommenheit ſein? iſt die menſchliche, in der Gnade wiedergeborene Natur nicht zu edel, um in jener Sphäre zu verbleiben, wo man Verkehrtes mit Unbehagen vermißt?“

„Sieh, zu welcher hohen Sphäre Du auffliegſt!“ ſagte Eudoxia. „Nimm Gunild mit hinauf. Es ſoll mich freuen, wenn es dir gelingt.“

Den Doppelgeiſt, den Eudoxia bei Gunild beklagte, nahm ſie in ſich ſelbſt nicht wahr. —

Als Eugraphia nach vielen leiſen Vorfragen die Frage nach der Einberufung eines Conzils anklingen ließ, war ſie nicht wenig überraſcht zu hören, daß der Kaiſer es bereits genehmigt habe.

„Wie groß wird die Freude des ehrwürdigen Patriarchen von Alexandrien ſein!“ rief ſie. „Er fühlte ſich namenlos gedrückt, weil das Licht Deiner Gnade für ihn erloſchen ſchien, ſeitdem im vorigen Jahr jene egyptiſchen Mönche, die langen Brüder, hier erſchienen“ . . . . —

„Hab’ ich ihn beleidigt?“ unterbrach Eudoxia lebhaft.

„Nur tief betrübt, erhabenſte Kaiſerin.“

„Er wird alſo die Einladung nicht ablehnen?“

„Er wird ſie mit Freuden annehmen, da ſie ihm die erſehnte Veranlaſſung bietet, ſich vor Dir über verſchiedene Beſchuldigungen zu rechtfertigen.“

„Ich könnte Dir antworten, daß ihm dieſe Rechtfertigung bisher nicht ſehr am Herzen lag; denn ich forderte ihn vor einem Jahr auf, am Hoflager zu erſcheinen und er kam nicht!“ ſagte Eudoxia kalt.

„Wolle bedenken . . . . die Laſt ſeiner Geſchäfte“ . . . . — —

„Ich will das ruhen laſſen,“ ſagte Eudoxia; „vielleicht ſchrieb ich ihm etwas ernſt.“

„So ernſt, daß Deine Ungnade ihn erſchreckte, erhabene Kaiſerin.“

„That ich ihm Unrecht, ſo will ich es gut machen und ihm eigenhändig eine freundliche Einladung ſchreiben; — was meinſt Du, Eugraphia?“

„Das wird ihn unausſprechlich beglücken und ihm den Standpunkt anweiſen, den er hier einzunehmen hat . . . . wenn Du ihm darüber einige Andeutungen machen wollteſt, o herrliche Kaiſerin."

„Ich geſtehe Dir, Eugraphia, daß nicht weniger als ſiebzig Klagepunkte gegen den ehrwürdigen Theophilus vorliegen. Er muß alſo auf ſeine Rechtfertigung ſinnen und ſich vor Allem mit den egyptiſchen Mönchen ausſöhnen, wenn er nicht das ganze fromme Volk von Conſtantinopel wider ſich aufbringen will."

„Iſt es möglich? . . . hängt das Volk ſo ſehr an dieſen langen Brüdern?"

„Die langen Brüder ſind nur die Wortführer der Schaar. Etwa fünfzig Greiſe begleiten ſie, Alle mit weißem Haar, mit verwitterten Zügen, barfuß, in dürftiger Tracht der Einſiedler, das Bild der ſtrengſten Abtödtung. In einem Nebengebäude der Anaſtaſienkirche hat der Patriarch Chryſoſtomus ihnen Wohnung angewieſen und die Sorge für ihren Unterhalt der Diaconiſſin Olympia übertragen, die keine große Unkoſten davon haben wird, denn die guten Einſiedler nehmen nichts zu ſich, als grüne Kräuter oder Bohnen, die in Waſſer aufgeweicht werden. Auch ſind ſie ununterbrochen fleißig mit Flechten von Strohmatten beſchäftigt, die ihnen das Volk mit wahrer Leidenſchaft abkauft und ſich dabei ihrem Gebet empfiehlt. Sie machen einen großen Eindruck von Frömmigkeit. Als ich die

Kirche beſuchte, als die Greiſe in der Sacriſtei mir zu Füßen fielen und betheuerten, ſie wären ſich keines frevelhaften Irrglaubens bewußt, war es mir unmöglich, ſie nicht um ihren Segen — und um ihr Gebet für den Kaiſer, für meine Kinder und das Reich zu bitten.“

„Deine Frömmigkeit und Dein Gebet, erhabenſte Auguſta, wird Gottes Segen auf Alles herabziehen, was Dir angehört und mit Dir in Verbindung ſteht!“ rief Eugraphia. „Das gibt mir Muth zu hoffen, daß die traurigen Verhältniſſe, welche der Patriarch von Conſtantinopel ſo unvorſichtig hervorgerufen hat, ihre Beilegung finden werden.“

„Dies eben iſt ja der Hauptzweck des Conzils. Die Klagen über den Patriarchen von Alexandrien treten nur ſo lange in den Vorgrund, bis wir den klugen, gewandten und energiſchen Mann hier haben.“

Nach dieſem Geſpräch mit der Kaiſerin, ſah Eugraphia frohlockend ihre kühnſten Wünſche im Geiſt erfüllt: Theophilus auf dem Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel, Eugenius auf einem Biſchofſitz in Thracien oder Jonien; Chryſoſtomus aber in irgend einem Kloſter zu Antiochien.

Mit dem Schiff, welches das Schreiben der Kaiſerin nach Alexandrien brachte, ſchickte Eugraphia den ränkevollen Florus hinüber, damit er ausführlicher und ſicherer, als ſie es in einem Brief zu thun wagte, den Theophilus vom Stand der Dinge unterrichte. Ehe er abreiſte, ſagte ſie ihm:

„Da Du mein volles Vertrauen beſitzeſt, muß ich Dir einen Gedanken mittheilen, den Du vielleicht durch einen zuverläſſigen Freund ausführen laſſen könnteſt. Es dürfte bei dem bevorſtehenden Conzil von Wichtigkeit ſein, genaue Kunde über die Vergangenheit des Patriarchen Chryſoſtomus zu haben. Er iſt aus Antiochien, er hat fünfzig Jahr dort gelebt, als Rechtsanwalt erſt, dann als Prieſter. Es wird alſo ſehr leicht ſein, das Leben zu durchforſchen, das er dort geführt hat. Nur muß es mit Vorſicht geſchehen.“

„Ich kenne Jemand, der ſich ganz für dieſen Auftrag eignet, erlauchte Eugraphia,“ erwiederte Florus ſehr erfreut.

„Und wer iſt dieſer Vertrauensmann?“ fragte ſie. „Er braucht nicht zu wiſſen, wer ſeine Reiſe nach Antiochien in's Werk ſetzt; aber ich muß wiſſen, wer er iſt, um ihn, ohne daß er es ahnt, überwachen zu laſſen.“

„Kluge Vorſicht kann nie ſchaden, Erlauchteſte. Wäre mir Dein Hochſinn nicht bekannt, ſo würde ich vielleicht zögern, Dir den Mann zu nennen.

Jetzt thue ich es dreiſt: es iſt der ſyriſche Mönch Iſaak, ein Unglücklicher, der in unerfahrner jugendlicher Schwärmerei den Kloſterberuf zu beſitzen glaubte, vielleicht auch ihn beſitzt, aber nicht dasjenige Kloſter finden kann, deſſen Disciplin der Ungebundenheit ſeines Geiſtes zuſagt, und das er auf ſeinen immerwährenden Reiſen ſucht.“

„Ich habe kein Vertrauen zu dieſen umherſchweifenden Mönchen. Es ſind gewöhnlich untaugliche, gewiſſenloſe Subjecte . . . . und unwillkürlich ſpürt man einen moraliſchen Widerwillen gegen einen entſprungenen Kloſterbruder.“

„Fern von mir, den Iſaak rechtfertigen oder Dir aufdringen zu wollen, Erlauchteſte! er iſt nur der Einzige, dem ich Deinen Auftrag anvertrauen möchte, da er ungemein rührig iſt, und das zu finden verſteht, was er ſucht.“

„Nur nicht ein ihm zuſagendes Kloſter!“ rief Eugraphia lachend.

„Ausnahmen gibt es immer, Erlauchteſte! Ueberdas hätte er vielleicht hier dies Kloſter gefunden, wenn nicht der ehrwürdige Chryſoſtomus ihn kurz und rauh abgewieſen und ihm erklärt hätte, er müſſe in ſein heimiſches Kloſter zurückkehren — und ihm dazu das nöthige Reiſegeld gab. Dies despotiſche Verfahren empörte den guten Iſaak.

Er blieb hier, um dem Patriarchen zu beweiſen, daß er nicht unter deſſen Botmäßigkeit ſtehe .... —“

„Und lebte von dem Reiſegelde ... nicht wahr?“ warf Eugraphia ein.

„Anfangs, ja! dann aber nahm ſich der vortreffliche Eugenius ſeiner an, beſonders ſeitdem die Diaconiſſin Olympia den Armen ſo ſchnöde abwies,“ entgegnete Florus.

„Ah! war das Iſaak!“ rief Eugraphia. „Genug! aus Allem was Du ſagſt geht dieſer Mönch als ein verächtliches Subject hervor, das aber für dieſen beſondern Zweck tauglich ſein wird, denn ich werde ihn reichlich bezahlen. Triff alſo die nöthige Anordnung mit ihm — und dann reiſet mit Gott, Du nach Alexandrien und er nach Antiochien, denn aus allen Weltgegenden müſſen wir Hülfstruppen werben gegen den Geiſt des Fanatismus, der uns hier zu erſticken droht.“ —

Derjenige, gegen den all dieſe Intriguen und Beſchuldigungen gerichtet waren, ging unbeirrt auf dem Pfade fort, den er ſich als ein Nachfolger des Guten Hirten vorgezeichnet hatte. All der Haß, all die Erbitterung berührte ihn gar nicht, — viel weniger kränkte ſie ihn. Wenn ſein treuer Diacon Serapion zuweilen ſeine Betrübniß über ſo viel Feindſeligkeit äußerte, ſagte der Patriarch mild:

„Sie gilt nicht eigentlich mir, ſondern dem Wahngebilde, das man ſich von mir macht.“

„Aber ſie trifft doch deine Heiligkeit,“ entgegnete der Diacon ſchmerzlich.

„Vielleicht gibt Gott mir die Gnade, ſie mit der Zeit zu überwinden, mein Sohn. In den furchtbaren Stürmen, welche die Welt durchbrauſen, verlieren gar manche Menſchen die chriſtlichen Grundſätze, auf denen ſie fußen und nach denen ſie handeln ſollen. Sie ſchwanken hin und her im Sturm, greifen betäubt bald nach dieſem und bald nach jenem Halt, ſchmiegen und fügen ſich in die Umſtände, und meinen, daß wir, denen der Herr die Leitung ſeiner Kirche anvertraut hat, daſſelbe thun müſſen. Iſt man einmal von den Prinzipien des Chriſtenthums abgewichen, ſo gerathen die Geiſter in eine unabſehbare Verwirrung, der Gott allein, zur Zeit die Er weiß und durch die Werkzeuge die Er kennt, Einhalt thun und ſie zur richtigen Einſicht zurückführen kann. Wir müſſen arbeiten, mein Sohn, wie es treuen Dienern eines unausſprechlich gütigen und großen Herrn geziemt — und allen Segen von Ihm erwarten, da wir durch uns ſelbſt ja nur unnütze Knechte ſind.“

So dachte Chryſoſtomus und wie er dachte — redete, lehrte und handelte er auch; ganz einfach, ganz ruhig, ganz unerſchütterlich.

„Du biſt zu heilig für unſere ſündige Welt, ehrwürdiger Vater!“ rief Serapion. „Um ſich zu rechtfertigen, ſucht ſie aus Deiner Heiligkeit — Verbrechen zu machen und .... darf ich es ſagen? zuweilen ſcheint mir, Du könnteſt ein wenig von Deiner Höhe Dich herablaſſen.“

„Und wann, mein Sohn?“ fragte Chryſoſtomus freundlich.

„Wenn Du etwa zuweilen bei den Feſtmahlen der großen Herren erſcheinen wollteſt, z. B. bei Optatus, dem Präfecten von Conſtantinopel. Oder wenn Du Dir zuweilen koſtbares Hausgeräth, Fußteppiche, feine Kleiderſtoffe anſchaffen wollteſt. Die Vornehmen klagen über Deinen ungeſelligen Stolz und die Kaufleute klagen über Deine Kargheit. Wäre es nicht gut, ſie zu beſchwichtigen?

„Wenn die Armen, die Gefangenen, die Kranken, die hülfloſen Wittwen und Waiſen über meine Kargheit klagen, dann will ich mich gern beſſern, guter Serapion,“ ſagte lächelnd der Patriarch. „Die Kaufleute laſſ' nur klagen; — ſie mögen ihren Vortheil bei Leuten ſuchen, denen nicht die Fürſorge für die leidenden Glieder des myſtiſchen Leibes Jeſu obliegt. Und die vornehmen Herren werden im Grunde recht froh ſein, daß ich nicht bei ihren Feſten erſcheine, denn weder mein Kleid noch mein Stand paßt dahin. Erinnere Dich, was der große Gregor von

Nazianz über dieſe Gelage ſchreibt; Chryſoſtomus nahm eine Buchrolle und las: „Hohe, ſchwellende „Polſter ſind uns nicht behaglich genug; es müſſen „prächtige ſeidene Decken über ſie ausgebreitet wer„den, damit wir uns nur ja recht weichlich zur „Mahlzeit lagern. Der Fußboden muß, ſtatt des „Teppichs, mit einer friſchen Moſaikarbeit von den „ſeltenſten Blumen künſtlich belegt — und der Tiſch „mit den zarteſten, koſtbarſten wohlriechenden Eſſen„zen beſprengt werden, damit wir deſto mehr in's „andere Geſchlecht ausarten. Knaben in den ſchön„ſten Feſtgewändern, mit fliegendem gekräuſelten „Haar und anderem weibiſchen Schmuck, müſſen in „einer Reihe ſtehen und uns mit breiten luftigen „Fächern Kühlung zuwehen oder uns zierlich mit „den Fingerſpitzen die Becher darbieten, während „Köche und Zuckerbäcker wetteifern, uns mit ihren „leckern Künſten faſt zu erſticken und die Tafel mit „Speiſen zu beſetzen, welche Erde, Luft und Waſſer „uns liefern." So war es vor vierundzwanzig Jahren in Conſtantinopel," ſetzte Chryſoſtomus hinzu, — „und ſo iſt es jetzt. Ziemt es der prieſterlichen Würde bei ſolchen Gelagen zu erſcheinen? .... Und wenn ich wirklich erſchiene, ſo würde man auch dann wieder etwas zu tadeln haben .... mein ſchlichtes Kleid .... die Mäßigkeit, an die ich mich in meinem früheren Einſiedlerleben gewöhnte. Wollte ich aber in allen dieſen Punkten nachgiebig ſein, um den Weltleuten zu gefallen — wohin käme ich dann, mein Sohn?“

„Du haſt immer Recht, heiliger Vater,“ ſagte Serapion traurig lächelnd. „Aber derſelbe Weltgeiſt, der den großen Gregor hinweg vom Patriarchenſitz zu Conſtantinopel nach ſeiner Vaterſtadt Nazianz trieb, ſammelt jetzt auch ſeine Heerſchaaren gegen Dich.“

„Und wenn er mich nach meiner Heimath triebe .... was wäre es weiter, als daß die ewige Weisheit ihre wunderbaren, unbekannten Pläne verfolgt.“

„Aber die Kirche, mein Vater!“ rief Serapion ſchmerzlich; — „aber der heilige Glaube!“

„Du wähnſt doch hoffentlich nicht, daß die Gnaden der welterlöſenden Paſſion an mein Verbleiben auf dieſem Platz geknüpft ſein könnten?“ fragte der Patriarch. „Der Leuchter kann von dieſer oder jener Stätte hinweg gerückt werden, wo es Tag war, kann Finſterniß eintreten; aber dann wird in andern Regionen der heilige Glaube aufleuchten, und mehr wird die Kirche gewinnen, als ſie verlor. O mein Sohn! muß der Herr denn auch zu Dir ſprechen: Du Kleingläubiger!“

Er hatte nicht gern, daß ſeine Prieſter ihn, oder ſich untereinander von ihren Befürchtungen unterhielten. Er fand das eine unnütze Zeitverſchwendung, eine Lähmung der friſchen Thätigkeit und er hörte nicht einen Augenblick auf, das Beiſpiel einer unermüdlichen Pflichterfüllung zu geben. Er predigte, er hielt anregende Conferenzen mit ſeinem Clerus, er beſuchte die Hoſpitäler, ſogar die Kerker, um die leibliche und geiſtliche Noth der Gefangenen zu lindern, er war zugänglich für Jeden, der irgendwie Hülfe und Troſt begehrte, er handhabte heilſame Strenge gegen unbußfertige Sünder, beſonders gegen pflichtvergeſſene Kloſterleute beiderlei Geſchlechts — und er verfuhr mit mildeſter Schonung gegen Alle, die eine aufrichtige Reue an den Tag legten. Weil er alſo ſeinem göttlichen Meiſter ſo ähnlich war, mußte ihm auch ein Antheil an deſſen Kreuz werden.

Die Begegnung.

Amantius kam eines Tages zu Gunild und bat ſie, zu der Diaconiſſin Pentadia ein junges Mädchen zu führen, das unter den Catechumenen aufgenommen zu werden wünſchte. Die Kaiſerin brauchte ihn häufig als Geheimſchreiber und nahm eben jetzt ſeine Dienſte in Anſpruch, während das junge Mädchen, ihrem böſen heidniſchen Vater entlaufen und voll Verlangen nach einem ſchützenden Unterkommen und nach chriſtlichem Unterricht war. Gunild war gern bereit das Mädchen zu geleiten; nur fragte ſie, ob es durchaus zur Diaconiſſin Pentadia gehen müſſe. Amantius verneinte es und ſetzte hinzu, die Wahl der Diaconiſſin ſtehe ihr frei.

„So werde ich die Kleine zu Olympia bringen; — denn dieſe kenne ich bereits,“ ſagte Gunild. „Schicke mir nur Deinen Schützling.“

„Ich habe ihn ſchon Deinen Frauen übergeben, edle

Gunild, da ich zu dieſem Liebeswerk Deiner Zuſtimmung im Voraus gewiß war,“ ſagte er.

„O könnten wir nur unſer ganzes Leben mit Liebeswerken ausfüllen — wie glücklich wären wir!“ rief Gunild.

„Zürne nicht, wenn ich ſchon wieder Dir widerſpreche,“ verſetzte Amantius.

„Vor namenloſem Erſtaunen komme ich nicht dazu mich zu erzürnen,“ antwortete ſie.

„Nicht die Erfüllung von Liebeswerken macht uns glücklich, edle Gunild, ſondern der Geiſt der Liebe, womit wir ſie verrichten. Und dieſer Geiſt ſtempelt dann die geringſte unſrer Handlungen zu einem Liebeswerk um.“

„Sehr wahr!“ rief ſie; — „man kann ja aus Langweile oder einmal zur Abwechſelung ein Liebeswerk verrichten, wie ich eben jetzt im Begriff bin es zu thun — und dann zerſtreut es uns nur, ohne uns eine wahre Befriedigung zu geben.“

„Du verleumdeſt Dich,“ ſagte er theilnehmend.

„Nein!“ erwiederte Gunild tief traurig; — „in mir iſt eine Wüſte! . . . und wenn alle Ströme der Welt ſich über ſie ergießen würden . . . . dennoch bliebe ſie eine Wüſte.“

Amantius wollte ſie unterbrechen.

„Ich weiß was Du ſagen willſt!“ rief ſie. „Meine Schuld ſoll es ſein, daß dem ſo iſt. Kann ſein! . . . .

Aber ich bin treu dem Glauben meiner Väter . . . . und Treue iſt auch eine Tugend."

„Gewiß! . . . . am rechten Platz und in rechter Weiſe. Wenn Deine Väter ſich von Gift ernährt hätten, würdeſt Du fortfahren es ſelbſt dann zu genießen, wenn Du fühlteſt wie Dein Körper dabei zu Grunde ginge, weil es die Sitte deiner Heimath iſt."

„Nein! Sobald ich die Ueberzeugung hätte, daß dieſe Nahrung Gift ſei — gewiß nicht!"

„Was würdeſt Du in dieſem Fall denken und thun?"

„Ich würde denken, daß es mir erlaubt ſein müſſe, von der Sitte meiner Väter abzuweichen — und ich würde mich nach geſunder Nahrung umſehen."

„Und weshalb thuſt Du nicht das für Deine unſterbliche Seele, was Du für Deinen hinfälligen Leib thun würdeſt? — Doch genug! mich ruft mein Dienſt zur Kaiſerin, während Du die arme Flora zu einer Diaconiſſin geleiten wirſt."

Gunild ließ Flora kommen, nachdem Amantius ſie verlaſſen hatte. Es erſchien ein ganz junges, ſehr ſchönes aber bleiches und ſchüchternes Mädchen, das ganz verwirrt Gunildens herrlicher Erſcheinung gegenüber ſtand und beklommen deren Fragen beantwortete. Gunild erfuhr, daß Flora die Tochter eines Wechslers ſei, bei dem die Liebe zum Gelde jede andere Liebe erſtickt habe. Münzen — das waren ſeine Götter! auch Flora ſollte ihnen huldigen, und um ſie dahin zu bringen, wollte er die höheren Regungen ihrer Seele abſtumpfen, tödten, indem er ſie zwang, an dem Cultus heidniſcher Gottheiten Theil zu nehmen, der heimlich, ſogar in Conſtantinopel noch ſtatt fand. Aber Flora ſträubte ſich dagegen. Das Chriſtenthum war nun einmal in der Welt, wie eine geiſtige Luftſtrömung, deren Einfluß jedem zu gut kam. Flora hatte keine Mutter mehr, und die alte Sclavin ihres Vaters war von ſeiner Geſinnung; — doch durch chriſtliche Nachbarn hatte ſie von einem himmliſchen Glauben ſprechen hören, deſſen Lehren und Verheißungen ihr wunderbar lieblich erſchienen, und trotz aller Mißhandlungen, die ſie von ihrem ergrimmten Vater zu leiden hatte, blieb ſie dabei, ſie wolle Chriſtin werden. Nur wußte ſie nicht wie. Die gute Nachbarin rieth ihr, ſich an Amantius zu wenden; der fromme Oberkämmerer, der bei der Kaiſerin und dem ganzen Hof in höchſter Achtung ſtehe, werde Flora beſchützen können. Und ſo kam ſie zu ihm, erfüllt von dem Verlangen Chriſtin zu werden.

„Und wenn du es ſein wirſt — was dann?“ fragte Gunild.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte Flora.

„Aber was wünſcheſt Du? was mögteſt Du gern?“ rief Gunild faſt ungeduldig.“

„Chriſtin werden,“ ſagte Flora ängſtlich.

„Das weiß ich, Kind, das weiß ich! Das Leben hört aber nicht auf weil Du Chriſtin wirſt, ſondern fängt dann erſt recht eigentlich an. Was ſoll dann aus Dir werden?“

„Ich weiß nicht!“ ſagte Flora; — „es iſt mir auch ganz gleichgültig! .... Ich will nur Chriſtin werden.“

„Dein Vater wird Dich verdammen und verabſcheuen, Dich verſtoßen, Dir ſeine Liebe und ſein Vermögen entziehen.“

„Ja, das wird er thun,“ ſagte Flora weinend; „aber ich will Chriſtin werden.“ — —

Gunild dachte bei ſich ſelbſt, daß ſie eine ſolche innere Entſchiedenheit mit allen äußern Herrlichkeiten, die ihr zu Gebot ſtanden, erkaufen würde. Sie geſtand es ſich nicht ein; aber ſie freute ſich, eine Veranlaſſung zu haben, um Olympia aufſuchen zu können und um Vergleiche anzuſtellen, ob ſie als Diaconiſſin dieſelbe ideale Erſcheinung ſein werde, die ſie vor vier Jahren an jenem Mondſchein-Abend geweſen war.

In unruhiger Spannung betrat ſie mit der ſtillen Flora Olympia's Pallaſt. Sie wurde in dasjenige Gemach geführt, wo Olympia Perſonen aus der Welt zu empfangen pflegte. Sie hätte aber lieber das kleine Zimmer mit dem engen Vorhof und dem Springbrunnen wiedergeſehen. Doch als Olympia eintrat, vergaß Gunild das Zimmer, den Pallaſt, die Umgebung und Alles — und ſagte nur, daß ſie einen Schützling von Amantius ihr zuzuführen habe: dann verſank ſie in Olympia's Anblick.

Dieſe war jetzt achtundzwanzig Jahr alt, und ihr rauhes Leben, verbunden mit ihrer ſehr zarten Geſundheit, hatten die Friſche der Jugend gänzlich von ihrem Antlitz abgeſtreiſt. Aber der reine Glanz ihres Auges, ihr ruhiger Blick, ihr mildes Lächeln und die unbeſchreiblich anmuthige Einfachheit ihres ganzen Weſens gaben ihr einen Ausdruck von Seelenfriſche, der einen viel höheren Zauber als die vergängliche Jugendblüte hatte, und der, verbunden mit ihren feinen Zügen und ihrer edeln Haltung, ſie zu einer ſehr ſchönen Frau machte. Neben den von Leidenſchaft aller Art aufgeregten — und von Eitelkeit und Gefallſucht entſtellten Schönheiten, welche Gunild zu ſehen gewohnt war, machte Olympia ihr den Eindruck des Sternenhimmels über einem Feuerwerk.

Olympia hatte ſie freundlich willkommen geheißen, und dann mit der Frage, was ſie wünſche, an Flora ſich gewendet:

„O gar nichts, als Chriſtin zu werden!“ war auch jetzt deren Antwort.

„Da haſt Du recht, mein Kind!“ entgegnete Olympia. „Der Wunſch iſt allumfaſſend für Zeit und Ewigkeit. Für wen der in Erfüllung geht, ſorge nicht weiter. Hat Gott ihm das Größte gegeben, wird Er es auch an dem Geringeren nicht fehlen laſſen.“

„O Herrin! . . . . wie gut biſt Du!“ rief Flora und ſank in Thränen ſchwimmend vor Olympia nieder.

„Nicht ich, mein armes Kind — . . . Gott iſt gut,“ ſagte Olympia liebreich. „Ich behalte Dich jetzt alſo hier. Du findeſt bei mir verſchiedene junge Mädchen, die den Unterricht in der chriſtlichen Glaubenslehre und, nach gehöriger Vorbereitung, die heilige Taufe zu empfangen wünſchen. Das ſind gleichgeſinnte Seelen, bei denen Du Dich hoffentlich zufrieden fühlen wirſt. Theone ſoll Dich ſogleich zu ihnen führen.“

Flora war ſo bewegt, daß ſie nur ein Paar Worte des Dankes gegen Gunild und Olympia ſtammeln konnte. Theone erſchien und führte ſie fort.

„Wie troſtreich iſt es, ein junges Weſen ſo erfüllt von Verlangen nach dem wahren Glauben zu ſehen, daß es ohne zu fragen, zu zweifeln, zu grübeln, geradeweges dem Ziel zugeht. Flora macht es wie jene drei weiſe, heilige Könige des Morgenlandes, denen der wunderbare Stern aufgegangen war. Flora's geheimnißvoller Stern iſt die Gnade."

Mit namenloſer innerer Freude, die ihr Antlitz verklärte, hatte Olympia dies geſagt. Gunild erwiederte mit einiger Kälte:

„Ich kann mich nicht ſo unbedingt über den guten Anfang freuen, da ich nicht weiß, ob der Fortgang ihm entſprechen werde."

„Das weiß Niemand als Gott allein, entgegnete Olympia; aber einſtweilen danken wir ihm und hoffen auf ihn — und das ſtimmt uns freudig."

„Man muß ſehr glückliche Erfahrungen im Reich der Bekehrungen gemacht haben, um immer ſo kräftig hoffen zu können," ſagte Gunild.

„O!" rief Olympia, „ich hoffe auf Gott, nicht auf die Menſchen; und eben deßhalb darf uns deren Gebrechlichkeit nicht zaghaft und mißtrauiſch machen."

„Aber wir leben mit den Menſchen!" ſagte Gunild.

„Doch gewiß auch mit Gott?" fragte Olympia lächelnd.

„Da du aus früher Zeit den Hof und das Hofleben kennſt, wirſt du begreifen, daß das eine hinter dem andern zurücktritt."

„Wie z. B. bei Amantius .... nicht wahr?"

„Meiſtens wohl gerade umgekehrt, verſetzte lächelnd Gunild; und eben weil es die größere Zahl iſt, ſo fällt ſie mehr in's Auge und wirkt mehr auf unſere Anſicht. Das geſchieht mir.“

„Hätten jene Könige des Morgenlandes gedacht wie Du, edle Gunild, ſo wären ſie höchſtens bis nach Jeruſalem gekommen und dort geblieben, weil ſich Niemand daſelbſt um Denjenigen bekümmerte, den ſie in dem armen Stall von Bethlehem fanden und anbeteten. Wer die Wege zum Himmel ſucht, darf ſich nicht nach den Leuten umſchauen, die auf den Wegen der Welt laufen.“

„Iſt das nicht Hochmuth?“ fragte Gunild.

„Verſteckt ſich nicht hinter dieſer Furcht vor dem Hochmuth eine gewiſſe leiſe Abneigung himmliſche Wege einzuſchlagen?“ fragte Olympia zurück.

„Du ſiehſt ſcharf, ſagte Gunild lächelnd, „und ich denke .... Du ſprichſt wahr. Weil Du aber die Wahrheit ſagſt, ſo zürne nicht, wenn ich Dich frage ob Du glücklich biſt.“

„Was nennſt Du Glück? .... Nennſt Du Vermögen, Anſehen, Geſundheit, Rang und Stand beſitzen — glücklich ſein?“

„Das ſind äußere Glücksgüter — aber kein Glück.“

„Nennſt Du die Verehrung und Bewunderung, welche die Welt — und auch die Edeln in ihr —

hohen Tugenden und ſeltenem Geiſt und großen Talenten darbringen — Glück?“

„Das iſt Glanz — aber kein Glück.“

„Nennſt Du die trauten Freuden des Familienlebens, den lieblichen Umgang zwiſchen Ehegatten, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen gleichgeſinnten Freunden — Glück?“

„Das iſt vergängliches Glück — aber nicht das Glück. Mit dem was ich unter Glück mir denke, beſäße ich etwas, das für Zeit und Ewigkeit genügt.“

„Verſtehſt Du es in dieſer Weiſe, ſo bin ich glücklich,“ erwiederte Olympia, und ließ mit tiefer Theilnahme ihren Blick auf Gunild ruhen.

„O Du ſeliges Weſen, das im Beſitz eines unverlierbaren Gutes ſich weiß!“ rief Gunild. „Das unverlierbare Gut muß das wahre, das ewige Gut ſein und uns ewig glücklich machen. O wie würde ich Dich beneiden .... wenn ich nicht die viel ſtärkere Neigung hätte, Dich zu lieben .... und um ſo mehr zu lieben, als ich darin recht viel verſäumt habe. Es mißfiel mir nämlich, daß Du Diaconiſſin geworden warſt. Fandeſt Du aber auf dem Wege das Glück .... o, dann biſt du ein Liebling Gottes und den will ich lieben.“

„Es iſt ſicherer Gott zu lieben, als ſeine Lieblinge,“ ſagte Olympia mild, um dieſen Sturm des Gefühls zu beruhigen. Dann erhob ſie ſich von ihrem Sitz.

„Wie? Du verläßt mich!“ rief Gunild überraſcht.

„Mich rufen meine Pflichten,“ erwiederte Olympia.

„Und haſt Du nie Zeit zum traulichen Geſpräch mit Deinen Freunden und mit Seelen, denen Du wohl thuſt?“

„Doch, zuweilen! aber nie ſehr lange.“

„Das ſcheint mir ein ſehr großes Opfer zu ſein!“

„Meinſt Du, man könne das höchſte Gut gewinnen, ohne diejenigen Opfer zu bringen, die der menſchlichen Natur ſchwer fallen — ſo irrſt Du. Das höchſte Gut iſt ein Gnadengut. Es weilt nicht im Herzen, das ſich an natürliche Freuden zerſplittert. Wer einen koſtbaren Diamant beſitzt, bewahrt ihn in einem beſondern feinen Käſtchen und nicht zwiſchen allerhand Hausgeräth auf.“

„Ich werde zu Dir kommen als Bettlerin . . . dann bin ich ſicher, täglich bei Dir Gehör zu finden,“ ſagte Gunild anmuthig.

Sie trennte ſich von Olympia mit einem Gefühl, als habe ſie einen großen Schatz gefunden, für den ſie Gott danken müſſe, und ohne ſich Rechenſchaft abzulegen, wie ſie zu dieſer Stimmung komme, befahl ſie den Sänftenträgern, ſie nach der Sophienkirche zu bringen. Zuweilen, um eine Predigt zu hören, ſeltener noch im Gefolge der Kaiſerin, nie aber um dort zu beten, hatte ſie je die herrliche Baſilica betreten. Als Arianerin vermied ſie die katholiſchen Gotteshäuſer. Aber heute war es ihr zu thun, um eine Stätte des Gebetes. Im großen Vorhof verließ ſie die Sänfte und betrat die Baſilica. Da ſchlug ſie ihren Schleier vom Geſicht zurück und kniete leiſe, dem Hochaltar zugewendet, an einer Säule nieder.

Es fehlte in der Sophienkirche zu keiner Stunde des Tages bis in den ſpäten Abend an Betenden. Zuweilen waren ſie ſehr zahlreich, zuweilen weniger. Niemand beachtete ihr Gehen und Kommen. Daher bemerkte auch Gunild nicht, daß ein junger Mann in einiger Entfernung ihr gegenüber ſtehen blieb, vorüberging, wiederkam, und während der ganzen Zeit, welche ſie im Gebet zubrachte, in ihrer Nähe verweilte; — kurze Pauſen abgerechnet. Dieſe füllte er damit aus, die Sänften im Vorhof zu muſtern. Es waren eben nur wenige. Er ließ ſich mit Gunilds Sänftenträgern herablaſſend in ein Geſpräch ein und erfuhr ſehr bald, daß das junge wunderſchöne Fräulein Niemand anders ſei als Gunild. Er meinte, nie eine herrlichere Schönheit erblickt zu haben. Als ſie endlich ſich erhob, fiel ihr Auge auf dieſen jungen Mann, der in ſo befremdender, unpaſſender Weiſe ſie anſtarrte. Mit einem ernſten, hohen Blick wendete ſie ſich ab, ließ den Schleier fallen, verließ die Sophienkirche und beſtieg ihre Sänfte. Der junge Mann folgte ihr von Weitem, und als die Sänftenträger den Weg nach dem Conſtantiniſchen Pallaſt einſchlugen, verſchwand er in einer andern Richtung und erſchien bald darauf in heftiger Aufregung in Eugraphia's Pallaſt.

Eugraphia war im Empfangſaal. Beſuche kamen und gingen. Plötzlich erſchien eine ihrer Geſellſchaftsdamen und flüſterte ihr in's Ohr, man habe ihr eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Eugraphia ſtand auf, entließ wie eine Königin alle Anweſenden und begab ſich in ihr Cabinet.

„Sind es gute oder ſchlimme Nachrichten aus Alexandrien . . . . oder aus Antiochien!" rief ſie eintretend, als ſie Eugenius mit unruhigen Schritten im Cabinet umhergehend fand.

„O, die kümmern mich nicht mehr!" rief Eugenius; „mein Schickſal hat eine Wendung genommen, die von jenen Fragen ganz unberührt bleibt."

„Was iſt Dir widerfahren?" fragte Eugraphia mit geſpannter Theilnahme.

„Wie eine Mutter haſt Du mich geliebt!" rief er, immer in derſelben Aufregung; — „o! ſtehe mir jetzt als Mutter bei und hilf mir mein Glück, mein wahres Glück begründen.“

„Gern von Herzen! . . . aber wie?“

„Du weißt, daß nur äußere Rückſichten mich beſtimmten, den geiſtlichen Stand zu wählen — und zwar in ſo jungen Jahren, daß ich weder mich ſelbſt noch Welt und Leben kannte. Als ich zur Erkenntniß darüber kam, ſah ich ſehr klar meinen verfehlten Beruf, da ich in mir nicht eine Ader vom Prieſter wahrnahm. Damals hätte ich noch zurücktreten können, wenn Du, wenn der Patriarch Nectarius mich gewarnt hätte. Ihr thatet es nicht. Im Gegentheil! ich empfing die niedern Weihen, und obſchon mein Oheim ſich genügend von meiner Untauglichkeit hätte überzeugen können, auch die höheren. Aber ſie änderten mich nicht. Ich verabſcheute den geiſtlichen Stand und Beruf, und lebte ſo, wie diejenigen zu leben pflegen, die ihn verabſcheuen. Ohne allen Zweifel konnte Chryſoſtomus nichts anderes thun, als das, was er gethan hat: mir die Ausübung heiliger Functionen unterſagen. — Dafür ſei er geprieſen! Denn jetzt bin ich feſt entſchloſſen, in den Laienſtand zurückzutreten und mich zu vermählen.“

Wie vom Blitz getroffen ſank Eugraphia zuſammen und ſtammelte tonlos:

„Unſeliger . . . das kann nicht ſein . . . Du biſt Prieſter und von Deinem Biſchof geweiht!“

„Nein! nur von meinem Oheim! als Biſchof hätte er nicht ſo handeln können!“

„Das ſind Spitzfindigkeiten . . . Du haſt die heiligen Weihen empfangen . . . der Laienſtand iſt Dir verſchloſſen. Faſſe Dich . . . . —“

„Ja! ich bin gefaßt! ich weiß, was ich will . . . . und ich bitte und beſchwöre Dich, daſſelbe zu wollen. Dein Einfluß iſt allmächtig. Beſtimme die Kaiſerin mir eine Dispenſe zu verſchaffen.“

„Unſeliger! wie wenig kennſt Du die Kaiſerin, wenn Du wähnſt, daß ſie zu einem ſolchen Sacrilegium die Hand bieten werde! . . . und wie wenig auch mich!“

„Ich kenne Deine zärtliche Mutterliebe. Damit iſt Alles geſagt. Meinſt Du denn, daß ich bisher glücklich war? . . . Dazu biſt Du zu klug. Nun! jetzt will ich in ehrenhafter Weiſe glücklich werden und mich vermählen.“

„Wo wäre das Weſen zu finden, das ſich in den Abgrund Deines Verderbens ſtürzen mögte?“ rief Eugraphia in Verzweiflung, denn ſie ſah im Geiſt Eudoxia's Zorn, den Triumph des Chryſoſtomus und Eugenius in Verbannung oder Haft.

„Höre mich ruhig an,“ ſagte Eugenius, „und dann handele für mich. Ich bin zuweilen in den

Gotteshäuſern . . . nicht um zu beten. Heute, eben jetzt, ſah ich in der Sophienkirche ein weibliches Weſen, das über mein Leben entſchieden hat, denn es ſetzt dem Elend deſſelben ein Ziel. Zufällig wendete ſie ihren Blick auf mich. Es war wie ein fallender Stern, der in mein Herz ſank. Nie hat ein Weib dieſen Eindruck auf mich gemacht . . . . nie! An ihr kann ich mich retten und ich will es.“

„Wer iſt ſie?“ fragte Eugraphia eiſig.

„Gunild, die Pflegetochter der Kaiſerin.“

„Sie iſt arianiſch.“

„Ha! deſto beſſer! ſo ſind all die Dispenſen überflüſſig . . . . ich werde Arianer.“

Eugraphia bebte vom Scheitel bis zur Sohle. Menſchen, die ihren böſen Leidenſchaften folgen, begreifen gar nicht, daß Andere andern böſen Leidenſchaften folgen können. Eugraphia lebte in Verrath der Kirche. Abfall von der Kirche war ihr unfaßlich.

„Zu dieſer ſchmachvollen Handlung wird es nicht kommen,“ ſagte ſie mit mühſam unterdrücktem Zorn, „da Gunild viel zu hochherzig iſt, um nicht den abgefallenen Geiſtlichen tief zu verachten.“

„Das wird ſie nicht. Iſt ſie Arianerin, ſo muß es ſie freuen, Jemand für ihre Secte zu gewinnen und doppelt freuen, wenn ſie dazu den Impuls gab.“

„Gunild hat einige glänzende Vorſchläge abgelehnt, welche die Kaiſerin ihr machte. Sie will unvermählt bleiben — und ich glaube nicht, daß ſie zu Gunſten eines zwiefachen Renegaten ihren Entſchluß aufgeben wird,“ ſagte Eugraphia verächtlich.

„O ſprich mit ihr! o ſage ihr, um was es ſich handelt!“ rief Eugenius in heftigſter Aufgeregtheit. Es iſt der Wendepunkt meines Lebens. Ich flehe Dich an, ich flehe ſie an: reicht mir die Hand! hebt mich über meinen gegenwärtigen qualvollen Zuſtand hinweg. Ich kann kein guter Prieſter ... und ich will kein ſchlechter ſein. Ich habe genug an meinem jetzigen Maß. Unter andern Bedingungen und Verhältniſſen kann ich mich aus dem Schlamm herausarbeiten; unter den jetzigen ... muß ich darin erſticken. Das mußt Du einſehen — auch die Kaiſerin. Das ſagt die einfachſte Klugheit. Alſo: entweder bekomme ich eine Dispenſe, um in den Laienſtand zu treten — oder ich werde arianiſch.“

„Keines von Beiden,“ ſagte Eugraphia ruhig. „Sei ein Mann, Eugenius, und nicht ein thörichter Knabe, der ſein Ziel aus den Augen verliert, durch den plötzlichen Anblick einer jungen Schönheit. Dir öffnet ſich eine glänzende Zukunft auf dem Wege und in dem Stande, den Du ſeit zehn Jahren gewählt haſt.“

„Mir graut vor einer glänzenden Zukunft, die ich mit Opfern erkaufen ſoll, welche ich weder bringen kann noch will.“

„Ich bitte Dich, Eugenius, nur keine Faſeleien. Du wirſt Dich allmälig mit Deinem Stande ausſöhnen, befreunden. Laſſe nur die Unruhe der Jugend verrauſchen. Du wirſt Geſchmack finden an den großen Angelegenheiten des Staates und der Kirche ... Du wirſt berufen werden ſie zu führen. Du ſiehſt ja, wie alle Verhältniſſe von Grund aus der Reorganiſation aus den Trümmern des Polytheismus und feſter Schranken — in der Kirche gegen das Sectenweſen und im Staat gegen die wachſende Uebermacht der barbariſchen Völker bedürfen. In ſolchen gewichtigen Zeiten ſind die Oberhirten der Kirche durch ihren Einfluß auf die geſammte chriſtliche Geſellſchaft zu hohen Dingen berufen. Iſt es Dir alſo Ernſt, Dein etwas leichtſinniges Leben aufzugeben, ſo wird ſich Dir ſehr bald eine Laufbahn eröffnen, die allen Anſprüchen des Ehrgeizes und der Thätigkeit genügt.“

„Ich verachte den Ehrgeiz und die Thätigkeit der Ränke und Intriguen!“ brach Eugenius heftig aus. „Das Alles konnte mich nur ſo lange beſchäftigen, als ich nichts Beſſeres kannte. Seitdem ich dieſe Gunild ſah ... iſt ein Schleier von meinem innern Auge genommen .... —“

„Und eine Binde über daſſelbe gelegt!“ unterbrach Eugraphia ſpöttiſch; — „glaube mir, mein armer Eugenius, Imperia war viel ſchöner.“

„Schweige von ihr!“ rief Eugenius außer ſich; — „ſie darf nicht genannt werden neben einem Weſen wie Gunild.“

„Doch warſt Du einſt ſehr für die ſchöne Imperia begeiſtert, armer Eugenius! Ich dächte, Du zögeſt daraus den Schluß, daß Dir noch ein halbes oder ganzes Dutzend von Schönheiten begegnen können, welche Dein allzu brennbares Herz in Flammen ſetzen werden; und daß es folglich ein Wahnſinn wäre, ſich um eines Weibes willen in Sacrilegium und Apoſtaſie zu ſtürzen. Nicht blos Dir ſelbſt .... auch unſrer Sache würdeſt Du ſchaden. So ſind die Geiſtlichen der Hofpartei! würden unſre Gegner ſchreien: Wie handelt Chryſoſtomus ſo weiſe, daß er eine ſtrenge Disciplin handhaben will! — Die Kaiſerin würde in maßloſen Zorn gerathen, Dich an die fernſte Küſte des Schwarzen Meeres verbannen — und Gunild bliebe Dir doch unerreichbar.“

„Meinſt Du?“ fragte er zerſtreut.

Eugraphia hoffte ihn ſchon halb bekehrt zu haben, und fuhr mit ihren Ermahnungen und Vorſtellungen um ſo lebhafter fort, als Eugenius immer einſylbiger wurde. Er aber hing ſeinen Gedanken nach. Er ſah, daß er in keiner Weiſe, ſo wie die Lage der Sache jetzt war, Hülfe und Beiſtand von Eugraphia zu erwarten hatte. Tritt aber eine überraſchende Wendung ein, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo wird ſie mich nicht verlaſſen; — darin kenne ich ſie! —

Als Eugraphia endlich ihre Gründe erſchöpft hatte, erwiederte Eugenius ſcheinbar ruhig, er wolle alles genau erwägen. Sie trennten ſich friedlich; doch waren Beide in ſtürmiſcher innerer Erregung. Kaum hatte Eugenius ſie verlaſſen, ſo ließ Eugraphia den Adonis rufen. Adonis erſchien, ein kleines bejahrtes Männchen, mit klugen vorſichtigen Augen, ihr älteſter und vertrauteſter Diener.

„Adonis!“ ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „ich gebe Dir den Auftrag, den erlauchten Eugenius ſo zu überwachen, daß Du ſeine Schritte und Wege genau kennſt — und daß er keine Ahnung davon habe. Ob Du ſelbſt es übernehmen — ob Du einen Andern damit betrauen willſt, gilt mir gleich. Aber es muß geſchehen. Es könnte ihm ſonſt großes Unheil widerfahren. Haſt Du mich begriffen?“

„Vollkommen, erlauchte Eugraphia, vollkommen. Ich ſelbſt kann dieſe Ueberwachung nicht übernehmen; ich bin dem erlauchten Eugenius eine allzu bekannte Figur. Adon, mein Enkel, ſoll es thun.“

„Der Knabe Adon!“ rief Eugraphia zweifelnd.

„Nimmt zu an Jahren und Verſtand, und hat den Vortheil, von dem erlauchten Eugenius ſicher nicht gekannt zu ſein. Er iſt gewandt wie eine Schlange, und wird nicht nur aus Gehorſam gegen Deinen Befehl, ſondern auch zu ſeinem eigenen Vergnügen — und das iſt höchſt wichtig bei einem Knaben von vierzehn Jahren — ſeinen Auftrag ausführen.“

„Du haſteſt mir für Adon,“ ſagte Eugraphia. „Er wird halbtodt geſchlagen, wenn er keine genaue Rechenſchaft ablegen kann.“

◆

Die Entführung.

Acht Tage waren vergangen; — für Eugraphia in namenloſer Spannung. Eugenius erſchien nur ein Paarmal und zur allgemeinen Beſuchſtunde bei ihr, während Adon berichtete, er warte täglich in der Sophienkirche auf Gunildens Erſcheinen, die zuweilen komme und zuweilen nicht; — und er ſpreche manchmal mit deren Sänftenträgern.

Gunild beſuchte faſt täglich Olympia, als eine Bettlerin „die um himmliſches Almoſen bettelt,“ — wie ſie zu Amantius ſagte. Die Kaiſerin ließ Gunild ihre volle Freiheit, denn das war das einzige Mittel, um deren Herz zu gewinnen. Eudoxia's Gedanken waren ganz eingenommen von dem bevorſtehenden Concil. Zuweilen konnte ſie einer heftigen Beklommenheit ſich nicht erwehren, wenn ſie an die möglichen Folgen deſſelben dachte. Dann ſprach ſie beſchwichtigend zu ſich ſelbſt: Das eigenmächtige

Verfahren des Theophilus gegen die egyptiſchen Mönche und des Chryſoſtomus gegen ſeine Suffragane und Cleriker muß unterſucht werden .... und erweiſen ſich die Anklagen als grundlos — nun, deſto beſſer! Man muß nur verhüten, daß keine böſen Leidenſchaften ſich einſchleichen. Geſchieht das, ſo löſt man es auf. Aber die Herren Patriarchen müſſen lernen, daß ſie trotz ihrer hohen Stellung und geiſtlichen Würde, nicht ungeſtraft die Geſetze der Gerechtigkeit verletzen dürfen. — —

So wie Marſa eine mildere Stimmung der Kaiſerin gegen Chryſoſtomus bemerkte, verfehlte ſie nicht der ſinkenden Flamme friſche Nahrung zu geben, indem ſie tauſend Verleumdungen, welche ſeine Gegner in Umlauf ſetzten, der Kaiſerin als erwieſene Thatſachen vortrug. Seitdem Chryſoſtomus den unſchuldigen Tribun Nicator gegen ihren Bruder, den Proconſul von Cilicien, ſogar der Kaiſerin gegenüber in Schutz genommen hatte, kannte ihr Groll keine Grenzen. Immer wußte ſie dieſe Sache der Kaiſerin ins Gedächtniß zu rufen, was in Verbindung mit all den übrigen Verleumdungen Eudoxia's Gereiztheit immer neu anfachte. —

Um die Stunde, wo Adon gewöhnlich ſeine Meldung zu machen pflegte, erſchien er auch diesmal mit Adonis vor Eugraphia, und ſeine freudeſtrahlenden Augen verkündeten eine ungewöhnliche Botſchaft, während ſein vernachläſſigter Anzug ganz gegen die Etiquette war, die man der Gebieterin ſchuldete. Allein ſie ſah darin nur ſeine Eilfertigkeit, die ihm nicht erlaubte den Anzug abzulegen, in welchem er ſich ſeit acht Tagen auf den Gaſſen von Conſtantinopel umhergetrieben hatte.

„Nun, welche Nachricht bringſt Du heute?“ fragte ſie geſpannt.

„Der erlauchte Eugenius hat das edle Fräulein Gunild entführt,“ antwortete er im triumphirenden Ton; — „aber ich weiß wo ſie iſt!“

Trotz ihrer Schminke erbleichte Eugraphia und ſank halbohnmächtig auf ihr Ruhebett.

„Rede! ... klar, kurz, deutlich!“ herrſchte ſie dem Knaben zu.

„Als die Sonne ſich zu neigen begann, ging ich wie gewöhnlich in den Vorhof der Sophienkirche, legte mich im Portikus hinter eine Säule und brauchte nicht lange zu warten, bis ich den erlauchten Eugenius durch den Vorhof in die Kirche gehen ſah. Geſtern war Fräulein Gunild nicht gekommen. Heute kam ſie, verließ die Sänfte und ging in die Kirche. Kaum war ſie drinnen, ſo kam der erlauchte Eugenius heraus, näherte ſich dem einen Sänftenträger, mit dem er ſchon einige Mal geſprochen hatte, und ging dann in die Kirche zurück. Es gingen ſo viel Leute hin und her durch den Vorhof, daß ich, hinter der Säule liegend, die Sänfte nicht genau im Auge behalten konnte. Ich ſtand auf, verließ den Portikus und trieb mich im Vorhof umher. Das war mein Glück. Denn auf einmal, als durch das Kommen und Gehen verſchiedener Sänften und durch viele Leute, die aus der Kirche kamen, ein Augenblick von unruhigem Gewoge entſtand, ſah ich jetzt genau, daß jener Sänftenträger, mit welchem der erlauchte Eugenius geſprochen hatte, ſeinen Arm hoch in die Luft erhob und dann plötzlich, ich weiß nicht wie! verſchwunden war mit ſeinen Gefährten, während eben ſo plötzlich ſechs andere Träger, genau wie die erſten gekleidet, bei der Sänfte ſtanden. Während ich nachdachte, was das zu bedeuten habe, kam der erlauchte Eugenius abermals aus der Kirche, überblickte ſcharf den Vorhof und ſah plötzlich ungemein vergnügt aus, als er den Wechſel der Sänftenträger wahrnahm. Aber ohne Wort oder Blick mit ihnen zu wechſeln, ging er in den Portikus und ſchritt dort auf und nieder, indem er oft unruhig nach der Kirche hinſah. Ich war auch unruhig, weil ich ihn, die Kirche und die Sänfte zugleich beobachten mußte. Zum Glück kam das edle Fräulein bald heraus, verſchleiert wie immer, beſtieg die Sänfte . . . und fort ging es im ſcharfen Schritt. Aber ich, ſpringend und laufend, und dazwiſchen auch wieder ganz langſam, folgte ihr nach, über große und kleine

Plätze, durch Gaſſen und Gäßchen, ſo daß ich mich recht wunderte, wie ungeheuer groß Conſtantinopel iſt. Zuweilen ſah ich zurück .... konnte aber nicht den erlauchten Eugenius gewahr werden. Endlich ſtand die Sänfte vor einem unſcheinbaren Hauſe, und als die Thür geöffnet wurde, verſchwand ſie in demſelben. Gerade gegenüber iſt der Laden eines Zuckerbäckers. Das war mir ſehr angenehm! ich kaufte mir ſüßes Backwerk, ſetzte mich auf der Gaſſe vor dem Laden nieder, ſchmauſte und behielt immer die Hausthüre drüben im Auge. Es dunkelte ſtark; — da kam endlich der erlauchte Eugenius im ſchnellſten Schritt, pochte haſtig und verſchwand gleichfalls im Hauſe. Nun wollte ich auf- und davonlaufen. Aber ich wurde einen Knaben meines Alters gewahr, der in einem ganz zerlumpten, unſaubern Anzug ſeitwärts ſtand und den Laden des Zuckerbäckers gierig anſtarrte. Schnell ſprang ich zu ihm hin, hielt ihm mein letztes Stück Backwerk vor und fragte:

„Mögteſt Du das eſſen?“

„Das will ich meinen!“ ſagte er.

„Gut! Du ſollſt es bekommen .... und dreimal mehr, ſagte ich; — doch nur unter der Bedingung, daß Du Dich neben der Hausthür da drüben niederſetzeſt, dort warteſt bis ich wiederkomme und mir dann erzählſt, wer aus- und eingegangen iſt. Willſt Du das thun?“

„Ich will es thun,“ ſagte er, „wenn ich ſo viel ſüßes Backwerk bekomme, daß ich mich einmal darin ſatt eſſen kann — denn das iſt ſchon lange mein größter Wunſch.“

„Abgemacht! Hier warte auf mich“ — ſagte ich, führte ihn auf ſeinen Poſten und gab ihm das Backwerk.

Ich ſtellte dieſe Wache aber hauptſächlich für mich auf. Denn wenn ich ſpät zurückkam und der Laden des Zuckerbäckers geſchloſſen und Alles dunkel war, hätte ich vielleicht nicht das rechte Haus gefunden. Der Knabe aber wird mich ſchon erkennen .... wegen des Backwerks. Ich war alſo ganz ſicher — und nun bin ich hier.“

„Brav, Adon! Du haſt Deine Sache gut gemacht,“ ſagte Eugraphia. „Laß Dir einen ganzen Korb voll ſüßem Backwerk geben. Aber ſei bereit, mich zu begleiten. Meine Sänfte, Adonis! ich will zum Stadtpräfecten. Mache aber die Beſtellung leiſe, damit Niemand im Hauſe es erfahre. Vielleicht läßt ſich die Sache in nächtlicher Stille beilegen, Dank Deiner Wachſamkeit, kleiner Adon.“

◆

Eine Arianerin.

Gunild glaubte ſich im Hauſe von Olympia's Freundin Nikarete zu befinden. Wenn die Großwürdenträger des Reiches durch Gold zu gewinnen ſind: ſo kann man ſich nicht wundern, daß Eugenius die Sänftenträger leicht gewann. Was er eigentlich beabſichtigte, war ihm ſelbſt nicht klar. Zunächſt wollte er Gunild ungeſtört ſprechen. Da Eugraphia ihm ihre Mitwirkung entſchieden verſagt und ſogar mit dem Zorn der Kaiſerin gedroht hatte: ſo ſah er ein, daß auf gewöhnliche Wege der Vermittlung nicht zu rechnen ſei, und daß er heimlich und vorſichtig nach ſeinem Ziel ſtreben müſſe. Es war eine Leidenſchaft in ihm erwacht, die er nie empfunden hatte. Ein Etwas wie edle Liebe dämmerte ihm auf, denn er fühlte ſeine Unwürdigkeit, und hätte gewünſcht ſich ihr zu entreißen. Allein ſeine innere Verwilderung war zu groß, zu gründlich, um eine Selbſterkenntniß aufkommen zu laſſen, die ihn in ſich und zur Selbſtverleugnung und Entſagung hätte führen müſſen. Er wollte nur in den äußern Verhältniſſen den Quell ſeines elenden Zuſtandes ſehen, und deshalb Alles über Bord werfen, was er äußere Verhältniſſe nannte und wozu er Stand und Glauben rechnete, weil er ſie als unweſentliche Aeußerlichkeiten von je her aufgefaßt und behandelt hatte. Da Gunild Arianerin war, bezweifelte er nicht, daß ſein Vorſchlag, zu ihrer Secte ſich zu bekennen einen tiefen Eindruck auf ſie machen werde. Freilich war dann nicht ſeines Bleibens in Conſtantinopel. Doch daran dachte er noch nicht. Zuerſt galt es Gunild zu ſprechen, zu gewinnen. Dieſe Möglichkeit herbeizuführen, die Mittel zu erſinnen, die Anſtalten zu treffen, Gunild zu ſehen, ſo oft ſie in die Sophienkirche kam: das verſchlang ſeine Gedanken, ſeine Handlungen, ſein Leben. Als Gunilds Sänftenträger ihm mittheilte, die Herrin wolle einen Beſuch bei Nikarete machen — als nun der Augenblick da war, wo der Wechſel der Träger geſchehen mußte — als er dann wirklich ſeine Leute neben ihrer Sänfte ſah: hätte er vor Freude jubeln mögen. Doch dieſe frohlockende Stimmung ſchwand, ihm ſelbſt unerklärlich, als die Entführung glücklich von ſtatten ging, Gunild arglos ihre Sänfte beſtieg und nach dem Hauſe gebracht wurde, deſſen Bewohner ihm ganz ergeben waren. Er beging dort zuweilen mit ſeinen Freunden Feſtgelage, welche die Oeffentlichkeit ſcheuten.

Eine ältere Frau kam Gunilden entgegen, und als dieſe bat, Nikarete ſprechen zu dürfen, ging ſie voran über einen kleinen Hof mit einem Springbrunnen, öffnete eine Thür und erſuchte Gunild einzutreten und zu warten. Der Hof, der plätſchernde Springbrunnen, das einfache Zimmer, in welchem eine Lampe brannte, erinnerten Gunild lebhaft an ihren erſten Beſuch bei Olympia und ſie verſank in ihre Gedanken. O! nur wiſſen, wo die wahre Kirche iſt . . . und ich gehöre ihr an . . . . bedingungslos! gerade ſo wie Flora ſagte: ich will Chriſtin werden! — Aber dieſe Gewißheit . . . . wo finde ich ſie! wer gibt ſie mir! . . . . — —

Aus ihrem Nachdenken erwachend kam es ihr vor, als laſſe ſich Nikarete lange erwarten, allzu lange. Gunild wollte das Zimmer verlaſſen, um Jemand zu finden, der Nikareten melde, daß ſie morgen zu früherer Stunde wiederkommen werde. Allein die Thür ließ ſich nicht öffnen: ſie war von außen verriegelt. Namenloſes Entſetzen ſchoß wie ein Eisſtrom durch ihre Adern. Sie pochte an die Thür, ſie rief ihre Sänftenträger herbei. Keine Antwort. Grabesſtille. Sie hörte nur den Schlag ihres Herzens. Was bedeutet das? . . . wo bin ich? . . . wer hat mich verrathen? .... und an wen? ſo fragte ſie ſich ſelbſt betäubt vor Schreck und ſank zitternd in einen Seſſel. Doch nach wenig Augenblicken hatte ſie ihre Faſſung wieder gewonnen. Sei es, was es wolle, ſprach ſie halblaut, wie um ſich zu überzeugen, daß ihre Stimme nicht bebe, ſei es Verrath, ſei es ein Mißverſtändniß .... ich muß meine ganze Geiſtesgegenwart ſammeln. Nur kaltblütiger Muth, der ſich durch keine Nichtswürdigkeit einſchüchtern läßt, kann mich aus dieſem Kerker befreien.

Ein raſcher Schritt nahte; der Riegel wurde zurückgeſchoben: Eugenius trat ein; Gunild erkannte ſogleich den jungen Mann aus der Sophienkirche. Aber ſie ſagte mit herablaſſender Huld:

„Bringſt Du mir Botſchaft von der edeln Nikarete? kann ich ſie noch heute ſehen? ... oder iſt es ihr genehm, daß ich morgen wiederkomme?“

Eugenius war ganz beſtürzt über dieſe unbefangenen Fragen. Er ſtotterte:

„Sie iſt nicht hier.“

„Dann ſei ſo gut, meine Sänftenträger zu benachrichtigen,“ ſagte Gunild, und ging ruhig der Thür zu.

Da trat Eugenius ihr in den Weg und rief:

„Nur ein Wort, edle Gunild!“

Sie ſah ihn kalt und befremdet an und ſagte:

„Ich bin nicht daran gewöhnt, im fremden Hauſe mit fremden Leuten zu reden.“

„Dies Haus iſt mein, edle Gunild.“

„Dein iſt dies Haus? Dann waltet hier ein großes Mißverſtändniß ob, welches ſich am Beſten dadurch löſt, daß ich es verlaſſe.“

„Nicht, bevor Du mir Gehör ſchenkteſt,“ ſagte Eugenius entſchieden.

„Ah .... Du haſt wahrſcheinlich eine Fürſprache bei der Kaiſerin nöthig,“ entgegnete ſie ruhig und nahm ihren Platz im Lehnſeſſel wieder ein; — aber Du wirſt begreifen, daß die Art, wie Du ſie zu erlangen ſuchſt, mich nicht geneigt machen kann, ſie zu übernehmen.“

„Allerdings bedarf ich einer Fürſprache, edle Gunild, doch nicht bei der Kaiſerin, ſondern bei Dir,“ entgegnete Eugenius, der ſich inzwiſchen auch geſammelt hatte.

„Wer biſt Du?“ fragte ſie ſcharf.

„Ich bin aus erlauchtem Geſchlechte und Prieſter der katholiſchen Kirche.“

„Prieſter der katholiſchen Kirche?“ rief ſie erfreut und mit verändertem Tone; — „Du gehörſt alſo zu Denen, welche Gott zu beſondern Werkzeugen ſeiner Gnade und Barmherzigkeit macht! ... Zu welchem edlen Werk ſoll ich, Herr, Dir behülflich ſein?“

„Zu dem edelſten, welches hienieden geübt werden kann: einen Menſchen vom Untergang zu retten.“

„Sprich! . . . ich bin bereit,“ ſagte ſie theilnehmend.

„Ein junger Mann iſt aus Unerfahrenheit und durch die verkehrten Anſichten ſeiner Verwandten in ein Verhältniß gekommen, das ſeiner Eigenthümlichkeit durchaus widerſpricht, ihn mit drückenden Ketten belaſtet und ihn auf Irrwege gerathen läßt, weil ihm das ſchwere Joch unerträglich iſt. Er fühlt ſich elend und ſtiftet Unheil. Jetzt iſt er zu dem Entſchluß gekommen, dies traurige Verhältniß zu löſen, um größerem Unheil vorzubeugen — und in ein neues einzutreten, von welchem die Erneuerung ſeines ſittlichen Lebens abhängt. Es ſtehen dieſem Entſchluß aber ungeheure Schwierigkeiten entgegen; doch würden ſie nicht unüberwindlich ſein, wenn Du ihn beſchützen und zur Ausführung helfen wollteſt.“

„Verſtehe ich Dich richtig,“ ſagte Gunild ernſt, „ſo hat jener junge Mann übereilt und überredet eine Ehe geſchloſſen, die ihn nicht glücklich macht. Nun will er ſein Weib verſtoßen und ſich anderweitig vermählen. Das iſt aber dem Chriſten nicht erlaubt. Das Sacrament der Ehe bindet für's Leben . . . . und ich begreife nicht, wie Du eine ſo ſchlechte Sache in Schutz nehmen magſt.“

„Weil es die meine iſt!“ rief Eugenius ſtürmiſch.

„Ah! Du biſt der junge Mann! Du biſt vermählt! . . . . und ich ſoll Dir behülflich ſein, Dein Weib zu verſtoßen! — Nur ein Wahnwitziger kann dieſe Zumuthung mir machen," ſagte Gunild eiskalt.

„Genug der Mißverſtändniſſe!" brach Eugenius leidenſchaftlich aus; — „wiſſe denn! nicht vermählt bin ich .... aber Prieſter zu meinem Fluch und Verderben. Darum bleibe ich es nicht, ich trete zurück in den weltlichen Stand. Als ich Dich zum Erſtenmal erblickte, faßte mich ein Grauen vor meiner Vergangenheit, und ich beſchloß, daß meine Zukunft anders werden ſolle .... anders durch Dich, edle Gunild! ich traute Dir den hohen Sinn zu, Deine Hand zu meiner Rettung zu bieten. Ich wagte zu hoffen, Du würdeſt nicht gleichgültig bleiben gegen Denjenigen, deſſen Weſen Du mächtig genug ergriffen haſt, um es in der Axe umzukehren; — Du würdeſt die Gnade der Kaiſerin in Anſpruch nehmen, um eine Dispenſe für mich zu erwirken, die mich in den Laienſtand zurückverſetzt; — Du würdeſt Dein Leben mit dem meinen verbinden und den Geretteten, auf deſſen Wegen Du wie eine Göttin erſchienen biſt, allmälig lieben .... — —"

„Genug!" rief Gunild gebieteriſch; „genug des Frevels! Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihn unſchuldiger Weiſe veranlaßt habe. Wäre ich mir eines Atoms, eines Hauches von Schuld bewußt: ſo würde ich lebenslang in ſtrengſter Buße die Miſſethat beweinen, Dich Deinem heiligen Beruf entfremdet zu haben. Jetzt beweine ich nur die Schmach, die Du Dir ſelbſt und mir anthuſt.“

Sie war aufgeſtanden, und ihr tiefblaues Auge blitzte drohend in dem erbleichten ſchönen Antlitz, und ein Strom von Thränen brach aus der Tiefe ihres Herzens. Als Eugenius ſie weinen ſah, faßte er neuen Muth. Er dachte: weint eine Frau, ſo will ſie getröſtet ſein und der Tröſter iſt immer willkommen. Er ſagte:

„Das Wort Schmach und Gunild paßt nicht zuſammen. Du haſt mich mißverſtanden .... ich ſagte nichts, was Dich außer Faſſung bringen konnte.“

Gunild trocknete raſch ihre Thränen und ſagte:

„Ein Auserwählter Gottes zum heiligſten Amt, ein Diener ſeiner Kirche, gebunden an ſie durch heilige Gelübde .... will dieſe brechen, weil er ein arianiſches Mädchen ſah: das überſteigt meine Faſſungskraft.“

„Ich bin von den prieſterlichen Funktionen ausgeſchloſſen!“ rief Eugenius grollend. „Das iſt ſchon ein Schritt zu meiner Freiheit.“

„O mit nichten! das beweiſt nur Deine Unbußfertigkeit, Deine Verſtockung im Frevel. Aber Prieſter biſt Du und Prieſter bleibſt Du, und die Welt iſt Dir verſchloſſen mit Allem, was ſie ihr Glück und ihre Freuden nennt.“

„Wohlan, edle Gunild!“ ſagte Eugenius ſchmeichelnd, „ich ſchlage, wenn Du es wünſcheſt, auch einen andern Weg ein .... einen Weg, auf dem ein ſehr großer Mann gegangen iſt.“

„Ich wünſche nichts, als daß Du zur Beſinnung über Dich ſelbſt kommen mögeſt,“ ſagte ſie.

„Wenn es zu große Schwierigkeiten haben .... oder der Auguſta Anſtoß geben ſollte, daß ich um eine Dispenſe nachſuche: ſo bin ich ganz bereit, dem Prieſter zu Alexandrien zu folgen, der die katholiſche Kirche verließ und die arianiſche gründete: ich würde Dein Glaubensgenoſſe — Arianer ... und als ſolcher fiele mein Joch von mir ab. Vereint uns aber derſelbe Glaube, ſo laß mich hoffen, daß die Liebe ... —“

„Schweige!“ rief ſie; — „Dein Glaube iſt Apoſtaſie und was Deine Liebe iſt .... vermag ich nicht zu nennen!“

„Apoſtaſie! edle Gunild, beſinne Dich! Nennſt Du denn Arius einen Apoſtaten?“

„Ich that es nicht .... bis jetzt!“ ſagte ſie dumpf.

„Und was Du an dem alexandriniſchen Prieſter billigſt, ja bewunderſt, — das mißbilligſt Du an mir? iſt das gerecht? Er verließ die alte Kirche, weil ihre Glaubenslehren ihm nicht zuſagten und ſtiftete eine neue, welche im vorigen Jahrhundert faſt die alte verdrängte .... und ich ſollte mich ihr nicht einfach anſchließen dürfen, ohne den Vorwurf der Apoſtaſie auf mich zu ziehen? Seit wann mißt die edle Gunild mit verſchiedenem Maß?“

Sprachlos ſtand ſie da. Ein furchtbarer Sturm kämpfte in ihrer Seele. Eugenius glaubte ihn zu ſeinen Gunſten deuten zu dürfen, beſonders als ſie plötzlich rief:

„Du haſt Recht! das muß aufhören.“

Er trat ihr einen Schritt näher, doch ſie herrſchte ihm zu:

„Hinweg aus meinem Angeſicht!“

„Du ſcheinſt zu vergeſſen, daß Du in meinem Hauſe biſt und in meiner Gewalt,“ ſagte er beleidigt und gereizt.

„In Deinem Hauſe — ja! in Deiner Gewalt — nein!“

„Aber wenn Du es wäreſt, ſo hätteſt Du auch dann keinen Grund zur Furcht,“ ſagte er begütigend.

„Furcht?“ fragte ſie befremdet; — „Dich ſollte ich fürchten, ich, die ich nie einen Menſchen gefürchtet habe? Ein Menſch wie Du, flößt mir keine Furcht ein.“

„Und wenn ich Dich als Gefangene hier feſthielte?“ fragte er ſcharf.

„Die Kaiſerin wird ſchnell erfahren, daß ich heute Abend nicht zurückgekommen bin, und wahrſcheinlich iſt ſchon jetzt dem Präfecten des Pallaſtes befohlen, nach mir zu forſchen," antwortete Gunild.

„Du mahnſt mich an den Flug der Zeit .... —"

„O!" rief ſie, „an die Ewigkeit mögt' ich Dich mahnen!"

„Alſo fühlſt Du doch Theilnahme für mich?"

„Wer einen Menſchen ſieht, der ſich ſelbſt einen Dolch ins Herz ſtoßen will, fühlt ein Gemiſch von Mitleid und Grauen mit dem Elenden: Du biſt ein ſolcher Mörder an Deiner Seele.

„Dein Mitleid genügt mir .... vor der Hand!" rief Eugenius frohlockend. „Dein Grauen wird ſchwinden, ſobald ich Dir Gelegenheit gebe, die Aufrichtigkeit meiner Bekehrung zum Arianismus zu beurtheilen. Ich mache mir dadurch große Feinde in der Welt und in meiner Familie — ich ſchneide mir eine glänzende Zukunft ab — doch was thut's, wenn ich nur Dich gewinne."

„Ein arianiſches Mädchen gilt Dir alſo mehr, als der ewige Gott, dem Du Dich geweiht haſt!" rief Gunild. „O was muß die katholiſche Kirche ſein, daß ſie ſo elende Diener haben — und dennoch ſo göttlich ſein und bleiben kann! .... Hinweg von mir, Du Renegat dieſes göttlichen Glaubens! ich verlange zur Stelle meine Freiheit."

Ein leiſes Geräuſch ließ ſich an der Thür vernehmen. Eugenius ging hinaus. Sein vertrauteſter Diener flüſterte ihm athemlos zu:

„Ich eile, Dich zu benachrichtigen, Herr, daß die erlauchte Eugraphia ſich zum Stadtpräfect begeben hat. Welch ein furchtbares Aufſehen würde es machen, Dich hier zu finden . . . . mit ihr.“

Eugenius beſann ſich einen Augenblick ehe er in das Zimmer zurückkehrte.

„Ich verlange auf der Stelle meine Freiheit!“ wiederholte Gunild, als er eintrat.

„Sie iſt Dir gewährt . . . aber nur unter der Bedingung, daß ich Dich wieder ſehen, wieder ſprechen werde.“

„Davor wolle Gott mich behüten! ich verlange die Freiheit bedingungslos.“

„Sieh, wie ich Dich verehre! Dein Wunſch iſt mir Befehl. Meine Sänftenträger harren Deiner.“

„Nein!“ ſagte ſie entſchieden, „ich traue Dir nicht. Ich gehe allein.“

„Das darf nicht ſein!“ rief er ſchreckenvoll. „Ich werde Dich ſicher geleiten laſſen. . . . . oder geleiten.“

„Begreifſt Du denn nicht, daß ich tauſendmal lieber allein — als in Deiner Geſellſchaft ſein will!“ rief ſie. „Unerhörteres als das, was ich hier geſehen, hier gehört habe, kann mir nirgends begegnen! Oeffne die Thür!“

Eugenius ſtand in qualvoller Unruhe vor ihr und wiederholte:

„Nimm meine Leute . . . ſie ſind bereit.“

„Ich will nichts von Dir . . . . aber ich will jetzt fort,“ ſagte ſie mit eiſernem Blick und Ton, und ging an ihm vorüber in den Hof und dem Ausgang zu. Er wagte nicht ſie zurückzuhalten, aber er folgte ihr und winkte dem Diener zu, ihr die Hausthür zu öffnen. Auf der Schwelle kehrte ſie ſich um und ſagte:

„Daß Niemand von Euch in meine Nähe komme! ich will meinen Weg ſchon finden.“

Dann trat ſie hinaus. Sie war nie allein auf der Straße geweſen, nie zur Abendſtunde, ſelbſt mit Begleitung auf der Straße. In dieſem abgelegenen Gäßchen herrſchte tiefe Stille. Die Bewohner waren Alle zur Ruhe gegangen. Sie wußte nicht, wo ſie ſich befand, wußte nicht, auf welchem Wege ſie zum Kaiſerpallaſt gelangen könne. Eine Bangigkeit ergriff ſie, die ihr den Athem raubte und ihren Fuß feſſelte. In ihrem weißen ſchleppenden Gewande ſtand ſie unbeweglich wie ein Marmorbild unter dem nächtlichen Sternenhimmel. Aber ihr Auge gewöhnte ſich an die Dämmerung, und ſie nahm neben der Thür kauernd ein kleines menſchliches Weſen, ein Kind, einen Knaben wahr.

„Weißt Du den Kaiſerpallaſt zu finden?“ fragte ſie freudig.

„O ja! aber ich habe Hunger und ſoll hier auf ſüßes Backwerk warten,“ ſagte er.

„Ich gebe Dir zehnmal mehr und einen ſchönen Leibrock dazu, wenn Du mich auf dem kürzeſten Wege zum Pallaſt führſt,“ rief ſie lebhaft.

„Komm'!“ ſagte der Knabe laconiſch und ſprang auf ſeine Füße.

„Gieb mir Deine Hand, Kind! ich ſehe nicht deutlich,“ ſagte Gunild, die den Knaben an ihrer Seite haben wollte.

„Komm' nur, ich bringe Dich ſicher hin — und auf dem nächſten Wege,“ verſetzte der Knabe, nahm Gunild bei der Hand und führte ſie fort.

Eugenius und ſein Vertrauter hatten lautlos gelauſcht auf dies Zwiegeſpräch. Eugenius war entſchloſſen geweſen, ihr von fern zu folgen. Als er aber die zuverſichtliche Verſicherung des Knaben hörte, ſchien es ihm beſſer zurückzubleiben. Er war ganz verſtört über dieſen unerwarteten Ausgang einer Zuſammenkunft, deren Ergebniß er ſo ganz anders geträumt hatte.

„Das iſt aber eine ſtolze Dame, eine muthige Dame, Herr!“ ſagte der Diener ganz verblüfft.

„Schweige mit Deinen albernen Bemerkungen und fort von hier!“ erwiederte Eugenius zornig.

Beide verließen das Haus durch ein Hinterpförtchen, welches die Thürhüterin ſorgfältig hinter ihnen verſchloß, und kehrten nach Eugraphia's Pallaſt zurück, in welchem Eugenius ſeine Wohnung hatte. Ihm war zu Sinn wie einem Feldherrn, der durch ſeine Schuld eine entſcheidende Schlacht verlor.

◆

Kleine Natter.

Kaum eine halbe Stunde, nachdem das Haus geräumt war, erſchien am obern Ende des Gäßchens ein Centurio mit ſeiner Truppe und mit Fackelträgern. Adon ging neben ihm.

„Iſt dies die Gaſſe?“ fragte der Centurio.

„Sie iſt's! nur herein . . . . wir ſind gleich dort!“ erwiederte der Knabe.

Heimlich dachte er: Das war ein kluger Gedanke den Wächter aufzuſtellen! Es nimmt ſich Alles ganz anders aus, wenn die Kaufläden und Werkſtätten geſchloſſen ſind . . . und wenn Fackeln die Beleuchtung ſo grell und den Schatten ſo tief machen. Aber wo iſt der Wächter? — —

Adon ſpäte rechts und links: Niemand war zu erſpähen. Aengſtlich lief er dem Zuge etwas voraus und ſuchte ſich zu orientiren. Das war unmöglich. Die Gaſſe war nur von gewerbtreibenden Leuten in kleinen unſcheinbaren Häuſern bewohnt, welche ſich aneinander reihten, und den Anblick einer von Thüren durchbrochenen Mauer gewährten. Denn das Alterthum, wie noch jetzt der Orient — d. h. der fernere, wie Damascus z. B. — kannte keine Häuſer, wie wir ſie bewohnen. Das Haus war ein Würfel von Mauerwerk mit einem innern Hof, auf welchen die Gemächer mündeten. Nach der Gaſſe zu war nichts als die Eingangsthür. Vor derſelben ſchlugen die Gewerbtreibenden ihren Kram auf, der nach Sonnenuntergang im Innern des Hauſes verſchwand. Der unglückliche Adon hatte alſo nicht das geringſte Merkzeichen. Er rannte verzweifelnd bis zum untern Ende der Gaſſe.

„Halt!“ donnerte ihm der Centurio nach; „willſt Du entwiſchen, weil Du uns gefoppt haſt!“

„Keines von Beiden!“ erwiederte der troſtloſe Adon, „ich ſuche nur den Zuckerbäcker und meinen Wachpoſten.“

„Dein Wachpoſten hat ſich davon gemacht; aber der Zuckerbäcker muß ja zu finden ſein,“ ſagte der Centurio und befahl ſeinen Leuten mit dem Schaft ihrer Speere gegen die erſte beſte Thür zu ſtoßen. Trotz des Lärms dauerte es geraume Zeit, bis eine Stimme drinnen fragte, was es draußen gebe.

„Wohnt ein Zuckerbäcker in der Nachbarſchaft?“ fragte der Centurio.

„Die erſte Thür links,“ war die Antwort.

„Dann iſt es hier!“ jubelte Adon und ſchoß wie ein Pfeil auf die Thür zu, welche der bezeichneten gegenüber lag. Die Truppe folgte ihm und das Anpochen begann auf's Neue mit dem Ruf vermiſcht: „Oeffne! öffne!“

Es währte nicht lange bis ſich eine ängſtliche Männerſtimme vernehmen ließ:

„Ich werde nicht öffnen! zieht ab, Ihr böſen Buben.“

„Der Präfect von Conſtantinopel ſchickt mich, den Centurio Martial, um Dein Haus zu durchſuchen. Oeffne freiwillig, oder ich laſſe die Thür einrennen.“

Die Riegel wurden zurückgeſchoben, die Truppe drang ein und warf einen bejahrten Mann auf die Seite, der kreiſchend vor Angſt ausrief:

„Ich bin ein armer Mann .... treibe mein elendes Geſchäft ohne Wucher“ ... —

„Wo iſt das Fräulein!“ donnerte der Centurio.

„Meinſt Du meine Tochter?“ ſchrie der Greis.

„Deine Tochter, alter Narr, kümmert uns nicht .... wir ſuchen ein Edelfräulein der Kaiſerin!“

„Suchet!“ ſagte der Alte höhniſch; „und mögt

Ihr ſie ſo gewiß finden, wie ich meine Tochter wiederfinde.“

Das Häuschen war bald durchſucht. Weder bei dem alten Wechsler, noch bei den Bewohnern des obern Stockwerks ergab ſich die Möglichkeit, daß Gunild hier verborgen ſein könne. Adon ſchlug ſich mit beiden Fäuſten wider die Stirn und zerraufte ſein Haar. Der Alte ſah ihn vergnügt an und ſagte:

„Es freut mich recht, daß andere Leute ebenſo in Verzweiflung ſind, wie ich es war, als meine Tochter verſchwand.“

„Altes Ungeheuer!“ ſchrie Adon.

„Alſo zwei Fräulein ſind verloren gegangen ſtatt einer!“ rief der Hauptmann lachend. Nun, weiter! Gibts noch mehr Zuckerbäcker in der Gaſſe, als den da drüben, Alter?“

„Ich bin ein armer Mann,“ antwortete er mürriſch; „ich gehe nicht auf den Wegen und Stegen der Leckermäuler“ .... —

„Schon recht!“ unterbrauch ihn der Centurio. „Voran mit Dir .... und zeige uns den nächſten Zuckerbäcker.“

„Was! ich ſoll in der Nacht mein Haus — mein armes Haus verlaſſen!“ ſchrie der Alte entſetzt.

„Wer arm iſt, pflegt keine Diebe zu fürchten! ... Alſo vorwärts mit Dir.“

„Ja, vorwärts mit Dir!“ rief Adon rachgierig.

„Soll ich ſtatt Deiner mitgehen?“ fragte eine alte Frau, die aus irgend einem dunkeln Winkel auftauchte, den Greis.

„Ja, begleite ſie, Apolline,“ ſeufzte er, „und kehre bald zurück, damit ich das Haus verſchließen könne. Ich bin ſo arm, daß ſie meine ganze Dienerſchaft ausmacht, ſprach er zum Centurio. Ich bitte Dich, entlaſſe ſie bald.“

„Unbeſorgt! . . . Dieſe Apolline gehört zu den Weſen, die ich keine Secunde über die Nothwendigkeit hinaus vor Augen zu haben wünſche. Und nun vorwärts.“

Apolline leitete den Zug zurück auf dem Wege, den er gekommen war, blieb dann ſtehen, deutete auf eine Thür und ſagte:

„Hier wohnt er.“

„Gibt es noch mehr in der Gaſſe?“ fragte der Centurio.

„Nein! nur dieſe zwei.“

„Nun, meine Bürſchlein, wo ſollen wir anklopfen? Hüte Dich, keine falſche Thür zu bezeichnen,“ ſprach der Centurio drohend zu dem zitternden Adon, der ängſtlich die Thür bezeichnete, die er für die richtige hielt und die es auch wirklich war.

Als ſie geöffnet wurde, ſtand eine anſtändig gekleidete Frau mit einer Lampe in der Hand auf dem Vorplatz, fragte befremdet aber ruhig nach dem Begehr und führte ſelbſt den Centurio umher, indem ſie erzählte, daß ſie mit ihren vier Söhnen das Haus bewohne, und daß ſie auch einigen Freunden ihrer Söhne Obdach gebe, lauter brave Leute, die ſich durch ihrer Hände Arbeit ernährten. Sie ſelbſt habe einſt beſſere Tage geſehen, ſei jetzt aber auf ihre guten Söhne angewieſen, die ihr das Leben ſo bequem wie möglich zu machen ſuchten. All' dieſe braven Leute und Söhne ſchliefen in den obern Räumen, und ſtarrten, verwundert auffahrend aus dem Schlaf der Gerechten, den ſpäten Beſuch halb im Traum an.

Die Runde war gemacht, nichts Verdächtiges gefunden. Die Frau öffnete noch ein unteres Zimmer. Es war leer und der Centurio ging vorüber, nachdem er einen flüchtigen Blick hineingeworfen hatte. Adon aber ſprang ins Zimmer hinein, hob den Kopf hoch auf, that einen langen Athemzug und rief frohlockend:

„Hier iſt ſie geweſen!“

Der Centurio kehrte raſch zurück und befahl den Fackelträgern jeden Winkel des Zimmers zu durchleuchten, ob irgendwo ein verborgener Raum ſei.

„O weh! .... fort mit den Fackeln!“ rief Adon.

„Närriſcher Knabe! wie ſoll man ſie denn im Finſtern ſuchen und finden.“

„Ob ſie noch hier iſt, weiß ich nicht,“ ſagte Adon, „aber ſie war hier. Als ich eintrat ſpürte ich den Wohlgeruch, den die Damen zu tragen pflegen und der mir faſt ſo lieblich iſt als Zuckerwerk auf meiner Zunge. Jetzt freilich hat der Qualm der Fackeln den ſüßen Duft verdrängt.

„Du haſt ein feines Näschen, mein Kind,“ ſagte die Frau mit freundlichem Lächeln, „aber doch nicht fein genug. Einer meiner Söhne iſt Gärtner. Wir haben Blumen in dem Zimmer gehabt, Blumen von köſtlichem Wohlgeruch, die heute Abend abgeholt wurden, um einen Feſtſaal zu zieren.“

„Und genug — ſie iſt nicht da! und Du böſer Bube haſt gewagt uns zu äffen!“ ſagte der Centurio in ſolchem Zorn, daß Adon vor Schreck auf die Knie fiel und um Gnade flehte.

„Wer hätte ſolche Bosheit bei einem ſo jungen Kinde vermuthet!“ ſagte die freundliche Frau.

„Böſe Hexe! ſie war doch hier!“ ſchrie Adon, kreideweiß vor Wuth auf ſie zuſpringend.

Die Frau zuckte mitleidig die Achſeln und ſagte: „Das Kind iſt augenſcheinlich in Verzweiflung; — man muß Nachſicht mit ihm haben.“

„Fort!“ befahl der Centurio. Der Trupp ſetzte ſich in Bewegung, verließ das Haus und riß den troſtloſen Adon mit ſich fort.

Kleine kluge Natter! ſprach die Frau zu ſich ſelbſt, als ſie ſorgfältig die Eingangsthür verriegelte. Vor der Spürnaſe eines ſolchen Buben muß man ſich mehr hüten, als vor einer Prätorianertruppe.

Der kleine treuloſe Wachpoſten, der Adons Mißgeſchick verſchuldet hatte, führte inzwiſchen Gunild nach dem Conſtantiniſchen Pallaſt. Aber ſie war in einem entfernten Stadttheil, zu Fuß, zu ſpäter Stunde: der Weg ſchien ſich endlos vor ihr auszudehnen. Zuweilen ſtieg der Gedanke in ihr auf, der Knabe könne ſie abſichtlich irre führen. Sie hatte von nächtlicher Unſicherheit der Gaſſen gehört . . . . — Aber ſie wagte nicht zu fragen, theils um ihrem Führer kein Mißtrauen zu zeigen, theils um nicht die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden noch mehr auf ſich zu ziehen, als ohnehin geſchah. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Erſcheinung mehr bemerkt wurde, als ihr lieb war.

„Laß ſie reden — und komm' nur! wir ſind bald da!“ ſagte der Knabe gleichgültig.

Doch dies „bald“ nahm kein Ende! Als ſie aber dem Kaiſerpallaſt nah und näher kamen, als die Umgebung ihrem Auge vertrauter wurde, als ſie hier eine Säulenhalle erkannte, dort das Haus der ſchönen Thaïs mit den reichen corinthiſchen Pilaſtern — und als endlich der Pallaſt ſelbſt vor ihr lag, erleuchtet durch die Fackelgarben, die an ſeinen Eingängen und neben den Poſten der Prätorianerwachen brannten: da hob ſich ihr Herz im heißen Dankgebet zu Gott empor. Es wich das lähmende Gefühl von Unheimlichkeit, das immer neben ihr hergeſchlichen war; und in dem Maß, als ihr Herz ſich erleichtert fühlte, wurde auch ihr Schritt leicht und ihr Gang kräftig.

„Schau! da ſind wir!“ ſagte der Knabe zufrieden; „hab' ich Dich nicht gut und ſicher geführt?“

„O ſo gut, daß ich es Dir nie vergeſſen werde!“ antwortete ſie tiefgerührt. „Und jetzt folge Du mir,“ ſagte ſie, als ſie den äußern Hof des Pallaſtes betrat. Im innern Hof wurde ſie ſchon von einigen Dienern erkannt und freudig begrüßt, und Einer lief voraus, um den Kämmerlingen der Kaiſerin die erfreuliche Kunde zu bringen. Hylas flog ihr entgegen und rief:

„Ich bitte die edle Gunild die Auguſta ſogleich von der peinlichen Sorge zu befreien, in welcher ſie ſeit drei Stunden ſchwebt. Denn als Du eine Stunde nach Sonnenuntergang nicht heimgekehrt warſt, entſetzten ſich Deine dienenden Frauen über dies unerhörte Ereigniß und verkündeten es wehklagend im Pallaſt. So wie die Auguſta es erfuhr, ſendete ſie Boten zu den erlauchten Frauen Olympia und Pentadia. Die Erſtere ließ ſagen, Du habeſt Dich zu Nicarete begeben; doch in deren Hauſe wußte man nichts von Dir. Jetzt durchſtreifen Boten in allen Richtungen die Stadt, um Dich zu ſuchen .... — Aber wo war die edle Gunild?“ ſetzte er mit befremdetem Blick auf ihren kleinen armſeligen Begleiter hinzu.

Sie hörte erſchöpft dem Strom ſeiner Worte zu und eilte zur Kaiſerin. Hylas riß den Thürvorhang auf und meldete ihr Erſcheinen.

Als Eudoxia Gunild erblickte mit fiebernder Röthe auf den Wangen, mit müden Augen und abgeſpannten Zügen, mit halbaufgelöſtem Haar, mit beſtaubtem Saum des Gewandes, rief ſie ihr angſtvoll entgegen:

„Gunild! .... wo warſt Du?“

„Ich weiß es nicht!“ ſeufzte Gunild und ſank ohnmächtig zu Eudoxia's Füßen zuſammen.

◆

Cabalen.

Mit außerordentlichem Gepränge, umgeben von achtundzwanzig egyptiſchen Biſchöfen und mit einem zahlreichen Gefolge von Clerikern und von Dienern, zog der Patriarch Theophilus in Conſtantinopel ein. Biſchof Severian von Gabala, der bewunderte Prediger, der Liebling der Damenwelt des Hoflagers — und drei andere Biſchöfe Kleinaſiens hatten ſich ihm angeſchloſſen. Alexandriniſche Matroſen, deren Schiffe Getreide nach Conſtantinopel gebracht hatten, empfingen ihn im Hafen mit ſtürmiſchem Jubel, gaben ihm das Geleit und fügten zu dem Glanz ſeines Einzugs den Anſchein von Popularität. Das Volk ſtaunte dieſe Pracht, dieſe Weltherrlichkeit eines Patriarchen an; es war derſelben entwöhnt durch Chryſoſtomus.

Dieſer hatte alle Biſchöfe, welche ſich zum Conzil einfinden würden, eingeladen, ſeine Gäſte zu ſein und im Pallaſt des Patriarchats, ſo wie in den Nebengebäuden der Sophien- und der Apoſtelkirche die für ſie bereiteten Wohnungen einzunehmen. Allein die ganze Partei lehnte es ab. Eugraphia hatte ihre prächtige und geräumige Villa am Bosporus dem Patriarchen Theophilus zur Verfügung geſtellt. Dort richtete er ſich mit ſeinen Biſchöfen ein. Jede Gemeinſchaft mit Chryſoſtomus ſchlug er aus. Seinen erſten Beſuch machte er dem Kaiſerpaar; den zweiten — bei Eugraphia: damit war ſeine Stellung klar gezeichnet.

Der gutmüthige Kaiſer, dem Zerwürfniſſe innerhalb der Kirche ſehr peinlich waren, empfing Theophilus freundlich und ſagte:

„Ich hoffe, das kleine Wölkchen, welches ſich zwiſchen Deine Heiligkeit und die egyptiſche Mönche gelagert hat, wird ſich leicht zerſtreuen. Ich betrachte es wenigſtens als ein günſtiges Zeichen, daß unſer ehrwürdiger Vater Chryſoſtomus nicht als Richter in dieſer Unterſuchung auftreten will. Die Kirchengeſetze, ſpricht er, beſtimmen, daß ein Biſchof nur in ſeiner Provinz gerichtet werden dürfe. Die Sache wird alſo vor ein weltliches Forum kommen, das ihr nicht ſchaden wird.“

„Du ſiehſt aus meinem Kommen, erhabener Auguſtus,“ ſagte der Patriarch mit kaltem Stolz, „daß ich kein Gericht auf Erden ſcheue, möge es ein weltliches oder geiſtliches, in meiner eigenen oder in einer fremden Kirchenprovinz ſein. Handelt es ſich darum, die Gerechtigkeit der Sache eines Metropoliten zu beweiſen — und kann dieſer Beweis nur am kaiſerlichen Hoflager, außerhalb ſeiner Kirchenprovinz, klar geführt werden: ſo müſſen nach meiner Anſicht, die Canones etwas zurücktreten.“

„Es iſt ſehr edel, daß Du ſo denkſt, ehrwürdiger Theophilus,“ ſagte der Kaiſer, den dieſer hohe Ton verlegen machte; „denn Du hätteſt Dich ja auf die Canones ſtützen können, um nicht hier zu erſcheinen. Allein es iſt auch nicht minder edel, daß unſer ehrwürdiger Chryſoſtomus ſich in dieſem Fall auf die Canones beruft. Bei einer ſolchen Geſinnung kann die Ausgleichung zwiſchen Dir und Deinen Mönchen nicht ſchwer ſein — und ich hoffe, das Conzil, welches durch das Mißvergnügen einiger Biſchöfe mit unſerm Patriarchen veranlaßt wurde, wird denſelben Geiſt bereitwilliger Verſöhnlichkeit bewähren.“

„Gewiß! ſobald Schuld und Unſchuld ſich herausſtellten,“ entgegnete Theophilus immer in einem Ton, der den Kaiſer einſchüchterte.

Bei der Kaiſerin hingegen war er die Demuth ſelbſt. Da wußte er nicht genug Worte zu finden, um ſich unter ihren Schutz zu ſtellen und auf ihre

Huld zu bauen. Da war der Schatten ihres Thrones ſeine Freiſtatt gegen ſeine Feinde und ihr kaiſerlicher Purpur die Aegide der Kirche. Da war ſie berufen mit ihrer zarten reinen Hand das Maß abzuwägen, das den Biſchöfen zukomme in Ausübung ihres Amtes. Da war die Auguſta mit ihrem Geiſt und ihrem Character ganz dazu geſchaffen, unumſchränkte Gebieterin der Welt und Mittelpunkt des Univerſums zu ſein. Das klang freilich anders, als die ernſten Ermahnungen des Chryſoſtomus! —

Dann kam Biſchof Severian zur Kaiſerin. Predigen konnte er nicht, da es ſich nicht ziemte, ohne Genehmigung des Patriarchen die Kanzel in Conſtantinopel zu beſteigen. Dafür aber hielt er ihr in ungezwungener Weiſe die angenehmſten, erbaulichſten Vorträge: er lobte diejenigen Tugenden, zu denen Eudoxia natürliche Anlagen oder Neigung hatte — und von den übrigen ſchwieg er. Ihre Zärtlichkeit für ihre Kinder, ihre Wohlthätigkeit, ihr Eifer für Glauben und Kirche, boten ihm ein unerſchöpfliches Thema, um darauf Variationen der liebenswürdigſten Art auszuſpinnen. Sehr beleſen in der heiligen Schrift, wie er war, wußte er ſie mit großer Rednergabe auszulegen — und dieſem Grundſtoff webte er dann mit ſeltener Gewandtheit ſein Lob und ſeine Bewunderung, bald direct bald indirect, wie eine köſtliche Stickerei ein.

Eudoxia war entzückt von dieſem ſeinen hochgebildeten Geiſt. Ihre Damen waren es noch mehr; deren Anhang und Umgebung abermals mehr, damit nur Niemand das Unglück habe, nicht auf dem Höhepunkt der Begeiſterung zu ſtehen. So ſchwamm das ganze Hoflager in Entzücken über Severian — und Kaiſer Arcadius ſchwamm mit.

„Welche Comödie!“ ſagte Eugraphia eines Tages zu Florus, der mehr und mehr ihr Vertrauter wurde; — „ich würde ſie nimmer mitmachen, wenn es nicht eine Art von Demonſtration gegen den goldenen Mund wäre, dieſen honigfließenden Mund überſchwenglich zu bewundern.“

„Ich bewundere Dich, Erlauchteſte, wie Du verſtehſt in das oberflächliche Treiben ernſte Gedanken zu legen,“ erwiederte Florus, der bei Eugraphia Severians Rolle bei der Kaiſerin nachahmte.

„Wann aber wird der Mönch Iſaak aus Antiochien heimkehren?“ fragte ſie ungeduldig. „Die Quellen müſſen dort entweder überreichlich — oder unſäglich ſparſam fließen, um ihn ſo lange feſtzuhalten.“

„Ich bekenne Dir, Erlauchteſte, daß Iſaak längſt zurückkehrte .... doch ohne Erfolg.“

„Dann war er ungeſchickt oder böswillig!“ rief Eugraphia zürnend.

„Doch nicht, Erlauchte! an ſeinem guten Willen iſt gar nicht zu zweifeln und zum Spion iſt er geboren. Aber es fehlte das Material.“

„An einem Ort, wo Chryſoſtomus fünfzig Jahr lebte, ſollte man nicht einen Flecken in ſeinem Wandel, ſeinem Character finden .... mit gutem Willen, verſteht ſich .... Florus, das glaub' ich in Ewigkeit nicht!“

Florus zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Wie!“ fuhr ſie fort, „er hätte ſeine Studien gemacht ohne Leichtfertigkeit! .... wäre Rechtsanwalt geweſen, ohne Beſtechlichkeit! .... Prieſter, ohne Ehrgeiz, ohne Herrſchſucht, ohne eine der Eigenſchaften, die ihn als Patriarchen unerträglich .... ja verhaßt machen! Aber ſo ſprich doch! iſt denn das möglich?“

„Er hat es möglich gemacht, Erlauchteſte. Sein Andenken wird in Antiochien ebenſo verehrt und geſegnet, wie ſeine Gegenwart daſelbſt, ſein Walten und Wirken es wurde. Wahrlich ein trauriges, aber ſchlagendes Beiſpiel von menſchlicher Schwachheit! In untergeordneter Stellung ſtreifte er an das Ideal der Vollkommenheit — und als er auf die Höhen des Lebens hinaustritt, vermag er den Glanz dieſer neuen Stellung nicht zu ertragen und die Vollkommenheit ſchwindet täglich mehr — ein neuer Icarus, dem die Sonnennähe die wächſernen Flügel ſchmilzt.“

„Sehr poetiſch aufgefaßt, guter Florus .... aber dennoch ſehr verdrießlich für uns,“ erwiederte Eugraphia verſtimmt. „Wohlan! ſo müſſen wir uns anderweitig zu helfen ſuchen. Der ehrwürdige Theophilus betreibt ſeine Sache meiſterhaft.“

„Ja!“ rief Florus begeiſtert, „die ganze Stadt iſt für ihn eingenommen, durch ihn geblendet, vom Präfecten des Pallaſtes an, bis zum Sackträger am Hafenplatz. Noch nie hat Jemand ſo ſchnell, in ſo kurzer Zeit eine ſo große Partei zu gewinnen gewußt. Seine Gaſtmahle entzücken die vornehmen Leute, ſein Gold, das er mit vollen Händen für den geringſten Dienſt .... ja, auch ohne einen ſolchen ſpendet, entzückt das Volk. Dabei weiß er überall das Paſſendſte zu ſagen: hier eine Schmeichelei, dort ein Lob, da ein Verſprechen. Ich wünſchte, Du könnteſt ihn in der Oeffentlichkeit ſehen, Erlauchteſte! es würde Dir eine große Befriedigung ſein, wie dieſer Mann die Menſchen zu beherrſchen verſteht.“

„Wenn er Schmeichelei und Gold geſchickt zu handhaben weiß, ſo wundert mich ſein Erfolg nicht,“ ſagte Eugraphia kalt. „Dies ſind die Hebel, mit denen man die Welt aus ihren Angeln hebt.“

„Du vergißt den dritten Hebel,“ ſagte Florus kriechend — „freilich den ſeltenſten, Erlauchte, und der nur wenigen zu Gebot ſteht: die hohe Klugheit, das Genie des Herrſchens.“

„Wie die Auguſta es beſitzt!“ unterbrach ſie; allein ihr wohlwollendes Lächeln verrieth, wie zugänglich ſie dem erſten Hebel ſei. „Haſt Du Eugenius geſehen? ſetzte ſie hinzu; — er iſt in einem ganz unbegreiflichen Zuſtand. Anſtatt froh zu ſein, daß ſein wahnwitziger Streich nicht bekannt wurde, wüthet er und iſt in dieſem wichtigen Augenblick unbrauchbar für die große Sache.“

„Die ſchwere Krankheit der edlen Gunild iſt ihm ſehr zu Herzen gegangen; mehr als das aber eine Nachricht, die ich freilich nicht verbürgen kann.“

„Und die wäre?“

„Es verlautet durch ihre Umgebung, ihre dienenden Frauen, ſie beabſichtige, ſich der katholiſchen Kirche anzuſchließen.“

„Vorzimmergeſchwätz, guter Florus! Du weißt mit welcher Mutterliebe ich an Eugenius hänge; aber zu glauben, daß dies Zuſammentreffen mit ihm Gunild günſtig für die Kirche geſtimmt habe — das geht über meine Faſſungskraft. Sie wird im Fieber geredet haben — und die Dienſtfertigkeit der Zofen ſchwatzt das, was die Kaiſerin gern hört. Gunild wird ſich nur noch mehr zurückgeſtoßen fühlen.“

„Möglich! aber dies Vorzimmergeſchwätz reicht hin, um Eugenius in tolle Verzweiflung zu verſetzen. Er hat ſich in dem Gedanken feſtgerannt, arianiſch zu werden, und eine Vermählung mit der edlen Gunild möglich zu machen.“

„Man muß recht eifrig beten,“ ſagte Eugraphia ſalbungsvoll, „daß der heil. Geiſt Gunild erleuchte und in die Kirche einführe. Ich wünſche das nicht blos für ihr Seelenheil, ſondern auch damit mein armer Eugenius wieder zur Vernunft komme, denn ihr Uebertritt würde ihm gründlich jede Hoffnung rauben.“ —

Die Unterſuchung, welche gegen den Patriarchen Theophilus eingeleitet worden war, ergab trotz ſeiner Beſtechungen, die Unſchuld der egyptiſchen Mönche an häretiſchem Aufruhr und Empörung gegen die geiſtliche Obrigkeit. Die Kaiſerin, welche ſich nun einmal für dieſe frommen Männer intereſſirte, war ſo froh, deren Unſchuld anerkannt und Theophilus ganz bereit zu ſehen, ſich mit ihnen auszuſöhnen, und ihrer Rückkehr nach Egypten nichts in den Weg zu legen, daß Theophilus nun in ihren Augen über alle Anklagen gerechtfertigt war, welche ſich ſo zahlreich gegen ihn erhoben hatten. Er ging triumphirend aus der Unterſuchung hervor, weil Niemand mit dem Mann unzufrieden zu ſein wagte, mit welchem die Kaiſerin zufrieden war. Chryſoſtomus freute ſich des Friedens zwiſchen dem Patriarchen und den Mönchen. Uebrigens kümmerte er ſich nicht um die weitere Unterſuchung. Sternenweite trennte ſein Leben, ſeine Richtung, ſein Wirken, ſein Ziel von Theophilus und beide Patriarchen lebten in Conſtantinopel wie auf zwei verſchiedenen Planeten, von denen der eine zur Sonne des Hofes gravitirte, der andere zur Sonne des ewigen Lebens.

Der Mönch Iſaak war nicht im Stande geweſen, auch nur ein gewichtiges Zeugniß gegen Chryſoſtomus in Antiochien aufzutreiben. Daraus zog Theophilus den Schluß, man dürfe nicht wähleriſch in den Anklagepunkten ſein. Er nahm alſo was ſich darbot und aus welcher Hand es ſich darbot. Unter dem Clerus war mehr als ein Judas. Bei Eugraphia wurden dieſe Aktenſtücke geprüft, über welche auch Marſa zuweilen ihr Gutachten abgab.

„Bei dieſer hochwichtigen Angelegenheit muß man äußerſt vorſichtig zu Werke gehen," ſagte Theophilus mit großer Würde zu Eugraphia. „Da du, meine Tochter, den Boden von Conſtantinopel genauer kennſt als ich und meine Mitbiſchöfe aus fernen Ländern, ſo iſt uns Deine Anſicht in gewiſſer Beziehung maßgebend . . . . ſo wie auch die Deiner Freundin, der erlauchten Marſa."

„Deiner Aufforderung folgend, ehrwürdiger Vater," erwiederte Eugraphia, „bin ich mit ihr übereingekommen, daß die Anklage auf einen tadelnswerthen Lebenswandel beinah lächerlich erſcheinen würde. Seine Jugend iſt von keinem derartigen Flecken getrübt, — wie die genaueſten Nachforſchungen zu Antiochien ergeben haben. Hier aber lebt er ſeit ſieben Jahren mit gebrochener Geſundheit, in einer Asceſe, die ihn zum Heiligen machen müßte, wenn ſie nicht ſeinem Character jene Bitterkeit, Härte und Schroffheit gegeben hätte, die ihn zu einer Geißel der Menſchheit macht. Alle Anklagen, welche ſich auf kalte, unerbittliche, ſchonungsloſe Gewaltthätigkeit beziehen, ſind hingegen aufrecht zu halten.

Theophilus machte ein Paar Anmerkungen bei den Schriften, die er in Händen hatte. Dann ſagte er:

„Die Anklage auf Verletzung der Canones, iſt vollkommen begründet. Darüber ſind wir Biſchöfe einig. Er hat Männer von den Biſchofsſitzen ſuspendirt, bei denen der Frevel der Simonie nicht erwieſen war . . . . denn ſie leugnen ihn! Aber, meine Tochter, wie ſteht es mit der Anklage auf Hochverrath? iſt ihm dergleichen überhaupt zuzutrauen? kann man jene Aeußerung über die Kaiſerin als Hochverrath betrachten? und iſt es gewiß oder nur wahrſcheinlich, daß er ſie gemacht hat?"

„Gemacht hat er ſie . . . . das iſt gewiß, ehrwürdiger Herr!" rief Eugraphia. „Der junge Prieſter Florus, den meine Freundin Marſa erziehen ließ und für den ich mich ſeiner großen Begabung wegen ſehr intereſſire" . . . . —

„Meinſt Du, ich hätte dieſen ausgezeichneten jungen Mann, der ſchon zweimal in Alexandrien war, vergeſſen: ſo irrſt Du ſehr!“ ſagte der Patriarch freundlich. „Aber ſprich weiter.“

„Nun! Florus, über welchen Du ſo huldvoll Dich äußerſt, iſt ein Opfer der Verfolgungsſucht des Patriarchen, der ihm gewiſſe jugendliche Fehltritte, ſtatt ſie mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, ſchonungslos vorwirft.“

„Meine Tochter!“ ſagte Theophilus mit hoher Miene, „die Erhabenheit des geiſtlichen Standes erfordert einen reinen, einen heiligen Wandel. Wo der fehlt, iſt der Beruf zweifelhaft und der Einfluß auf das Volk ein ſchlimmer; denn es lernt den Prieſter verachten; — entweder als Wüſtling, oder als Scheinheiligen. Und nicht nur um uns ſelbſt, ſondern zugleich um das Volk zu heiligen, ſind wir Prieſter da. Ich denke, daß Du vollkommen mit mir übereinſtimmſt und nur ſagen wollteſt, daß die Theorie in aller Strenge aufgeſtellt — doch in praktiſcher Durchführung gemildert auftreten müſſe. Ich bitte, fahre fort.“

„Dieſer Florus alſo beſucht mit großer Pünktlichkeit die Predigten des Chryſoſtomus,“ nahm Eugraphia wieder das Wort, nachdem ſie eine Verbeugung, welche Zuſtimmung ausdrückte, gegen Theophilus gemacht hatte. „Florus hörte die Predigt, die er vor Kurzem in der Sophienkirche hielt, und in welcher er die Kaiſerin mit der Jeſabel verglich.“

„Da Florus es hörte, ſo will ich es nicht bezweifeln. Nur ſcheint mir die Anklage auf Hochverrath noch nicht dadurch begründet.“

„Wie, mein ehrwürdiger Vater! wer die kaiſerliche Majeſtät von hehrer Stätte aus vor allem Volk ſo ungeheuer beſchimpft, der ſollte kein Hochverräther ſein!“ rief Eugraphia. „Wir in Conſtantinopel betrachten es ſo, und die Auguſta würde nicht wenig ſtaunen, wenn ſie erführe, daß Du dieſe Auffaſſung nicht theilſt.“

„Das ſagte ich nicht,“ entgegnete Theophilus, indem er gelaſſen eine Anmerkung ſchrieb. „Dein Eifer iſt ſehr erfreulich und tröſtend, meine Tochter.“

„Die Anhänger des Chryſoſtomus behaupten zwar,“ fuhr Eugraphia beruhigt fort, „ſeine Predigten würden nicht blos durch falſche Auslegungen, ſondern ſogar durch lügenhafte Zuſätze entſtellt; aber ſprich, ehrwürdigſter Herr, ich bitte Dich .... wer käme wohl auf den tollen Einfall, unſere erhabene, herrliche Kaiſerin mit der Jeſabel zu vergleichen? .... So etwas kann nur der finſtere Menſchenhaß eines fanatiſchen Asceten erfinden. Ich verlaſſe mich auf Florus als auf einen Ohrenzeugen.“

„Ich glaube, daß wir jetzt genug Material in Händen haben," ſagte Theophilus ſehr befriedigt, „um einen Mann vom Patriarchenſitz zu entfernen, der ſeiner Stellung keine Ehre macht. Es iſt ja faſt nur ein Schrei der Entrüſtung gegen ihn."

„Ehrwürdigſter Vater!" entgegnete Eugraphia bedenklich, „der Hof und die allentſcheidenden Majeſtäten, ſo wie ein Theil des Volkes und des Clerus, der Theil, den Du kennſt — iſt gegen ihn; allein wir dürfen uns nicht darüber täuſchen, daß die große Mehrheit des Clerus und die überwiegende Maſſe des Volkes für ihn iſt. Ich überlaſſe Deiner Weisheit diejenigen Maßregeln zu treffen, welche Deinen Plan ſicher ſtellen."

„Ich begebe mich von hier zum Kaiſer und werde ihm den Vorſchlag machen, das Conzil nicht in der Reſidenz zuſammentreten zu laſſen," ſagte Theophilus.

„Ha! . . . wie Deine Weisheit das Richtige zu treffen weiß!" rief Eugraphia hocherfreut.

„Du meinſt alſo, ich dürfe der Zuſtimmung der Kaiſerin ſicher genug ſein, um dem Kaiſer dieſen Vorſchlag zu machen?" fragte er.

„Ganz ſicher, ehrwürdiger Vater! nur mögte ich Dich bitten nicht zu zögern. Was heute iſt, dürfte vielleicht morgen nicht mehr ſein. Die erhabene Kaiſerin iſt jung und lebhaft. Ihre Empfindungen wechſeln, und reißen ihre Anſichten, ihr Urtheil in den Wechſel hinein. Vor einigen Wochen hatte mein Neffe Eugenius, der Arme! das Unglück, einen tollen Jugendſtreich zu begehen, der ſich freilich für den Aſpiranten zu einem Biſchofsſitz nicht geziemt. Da war die Kaiſerin außer ſich vor Unwillen, pries die Strenge des Patriarchen gegen leichtſinnige Cleriker, und war auf dem Punkt, ſich mit ihm zu verſöhnen. Zum Glück — hätte ich faſt geſagt! — kam die Predigt von der Jeſabel dazwiſchen . . . . und ſchleuderte ſie weit vom Patriarchen zurück. Und in der Stimmung iſt ſie jetzt!“

„Wie beklagenswerth, wenn der Menſch und beſonders der Machthaber, unter dem Einfluß der Leidenſchaften ſteht und handelt!“ ſagte Theophilus ſalbungsvoll — und begab ſich zum Kaiſer.

Nicht durch Gunild — denn dieſe kannte Eugenius nicht — ſondern durch Eugraphia hatte Eudoxia erfahren, wer die Entführung bewerkſtelligte. Eugraphia fand es zweckmäßig, ſich ſogleich der Kaiſerin zu Füßen zu werfen und ſie anzuflehen, keine Unterſuchung zu veranſtalten, da Eugenius ja augenſcheinlich durch eine wahnſinnige Leidenſchaft in einen unzurechnungsfähigen Zuſtand verſetzt worden ſei. Gunild vereinigte ihre Bitten mit denen Eugraphia's; — nicht aus Mitleid mit Eugenius, ſondern weil ſie nicht ihren Namen in Verbindung mit dieſem Frevel genannt wiſſen wollte. Das begriff die Kaiſerin, und aus Schonung für Gunild verſchonte ſie Eugenius. Man ſprach nicht mehr von der Sache und beklagte nur Gunild, von der es hieß, daß ſie in Folge heftiger Gemüthsbewegung, die mit ihrem Eintritt in die katholiſche Kirche zuſammenhänge, ſchwer erkrankt ſei. Wenn die Kaiſerin aber auch Schonung übte, ſo neigte ſich doch ihr Sinn einer heilſamen Strenge zu, und ſie ſprach einmal ohne beſondere Veranlaſſung das Lob des Chryſoſtomus aus, weil er ein ſo hohes Gewicht auf den reinen Wandel des Clerus lege, daß ihn keine Rückſicht abhalte, das Gegentheil zu ſtrafen. Dies war genug für ſeine Widerſacher, um ſchleunigſt den Vergleich mit der Jeſabel in Umlauf zu ſetzen. Die Kaiſerin hatte blindes Vertrauen zu ihnen. Sie weinte vor Zorn; aber es fiel ihr nicht ein, ſich bei Unparteiiſchen zu erkundigen, wie ſich die Sache verhalte. Sie ſah in dem Patriarchen ihren erbitterten perſönlichen Feind. Der Kaiſer, der nur mit ihren Augen ſah, fühlte ſich in ihr aufs Tiefſte beleidigt, und ſeine ganze Umgebung war eifrig bemüht ſeinen matten Unwillen zu einer kräftigen Aeußerung aufzuſtacheln. Amantius hatte verſucht die Kaiſerin zu enttäuſchen, ihr zu erklären, daß der Patriarch ein Bild aus dem alten Teſtament entnommen habe, um die

Ruchloſigkeit einer entwürdigten Seele zu bezeichnen, — wie er das hundertmal gethan. Sie befahl ihm zu ſchweigen, da er ein blinder Parteigänger des Chryſoſtomus ſei. Die Stimme der Wahrheit mußte verſtummen. Die Lüge triumphirte.

Theophilus fand Verhältniſſe vor, die ſeinem Anſchlag ſo günſtig wie möglich waren. Er ſetzte dem Kaiſer auseinander, daß das Conzil nicht in Conſtantinopel gehalten werden dürfe. Chryſoſtomus habe fanatiſche Anhänger, die ſich ohne Zweifel den Beſchlüſſen widerſetzen würden, wenn ſie ihnen mißfielen; das könne Unruhe geben; er ſelbſt könne nicht einſtehen für die hitzigen Köpfe der Matroſen aus Alexandrien, die in Maſſe anweſend und wiederum ihrem Patriarchen treu ergeben wären. Die kaiſerliche Reſidenz müſſe ſicher ſein vor jeder Unruhe. Er bitte den Kaiſer, das Conzil nach Chalcedon zu berufen, das auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus, Conſtantinopel gegenüber lag. Wie ſich erwarten ließ, ſprach ſich Arcadius ganz einverſtanden mit dieſem Vorſchlag aus.

* * *

Ein ſtarkes Herz.

Um Chryſoſtomus hatten ſich inzwiſchen vierzig Biſchöfe verſammelt, welche den Theophilus und ſein ränkevolles Treiben verabſcheuten. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er laut äußerte, das Conzil habe keinen andern Zweck, als den, Chryſoſtomus abzuſetzen, ſo daß ſich eine große Spannung aller Gemüther bemächtigte und ſich im Kaiſerpallaſt wie im Pallaſt des Patriarchen und durch alle Schichten des Volkes bis zum Hafen herab kund gab.

Der Befehl des Kaiſers, daß das Conzil in Chalcedon unter dem Vorſitz des Theophilus zu halten ſei, hatte jene vierzig Biſchöfe tief gekränkt, da Chryſoſtomus ihr Patriarch war. Die Wunde, welche in ihm der Kirche Gottes geſchlagen werden ſollte, empfanden ſie mit heißem Schmerz, und feſt entſchloſſen waren ſie, den Kampf und die Gefahr mit ihm zu beſtehen. Das Unrecht, das ihm widerfuhr, drückte ſie mehr als ihn. Er blieb in dem unzerſtörbaren Frieden der vollkommenſten Willensvereinigung mit dem Willen Gottes.

Eine Dame war ihm gemeldet worden, welche dringend wünſche, ihn zu ſprechen. Obſchon die Arbeiten ſich drängten, konnte er ſich nicht entſchließen ſie abzuweiſen. So wie ſie eintrat, kniete ſie an der Thür nieder, ſchlug ihren Schleier zurück, hob die Hände zu ihm auf und ſagte:

„Ich bin die Tochter des unglücklichen arianiſchen Feldherrn Gaïnas und bitte Deine Heiligkeit, mich unter die Catechumenen aufzunehmen — und dann bitte ich Dich um Vergebung, denn ich habe früher manche grollende Aeußerung über Dich gemacht, zu welcher mich nichts Anderes veranlaßte, als meine eigene Verkehrtheit.“

„Gott ſegne Deinen Entſchluß,“ ſagte der Patriarch freudig. „Du kehrſt in einem ſtürmiſchen Augenblick zur heiligen Arche zurück; — daher freut Dein Schritt mich doppelt, denn er zeugt für einen feſten Glauben. Eine zweifelnde Seele würde jetzt kaum ihn wagen.“

„Ich zweifle nicht mehr,“ ſagte Gunild ruhig.

„Welch gebenedeites Werkzeug in Gottes Hand hat Dir dieſe Gnade vermittelt? . . . war es die gottſelige Olympia? war es der fromme Amantius?

Beide haben mir ihre Hoffnungen und Wünſche für Dich anvertraut.“

„Heiliger Vater!“ ſagte Gunild mit tiefem Ernſt, „ich habe ein ſtarres Herz, das von Frühlingslüften nicht erſchüttert wird. Nicht den himmliſchen Seelen war es gegeben mich zu gewinnen, ſondern einem Menſchen, der auf dem Punkt des Abfalls von der katholiſchen Kirche war, um ſeinen Leidenſchaften nachzugehen — und dieſer Menſch war ein katholiſcher Geiſtlicher.“

Chryſoſtomus warf einen prüfenden Blick auf Gunild und entgegnete:

„Eine ſolche Erfahrung pflegt von der Kirche zurückzuſtoßen.“

„Ja! . . . . die Kleingläubigen!“ ſagte ſie gelaſſen.

Eine namenloſe Freude verklärte ſein Antlitz, während Gunild fortfuhr:

„Dieſer Unſelige berief ſich zur Rechtfertigung ſeines Abfalls auf den Arius. Er fand es unbillig, daß ich an ihm eine Handlungsweiſe verabſcheue, die ich an dem Prieſter von Alexandrien genug bewundere, um in deſſen Secte zu verbleiben. Das traf mich mitten in's Herz hinein. Ein Blitz der Gnade riß mir die Binde von meinem geiſtigen Auge hinweg, ſo daß ich den Unterſchied zwiſchen Secten und der Kirche Gottes deutlich erkannte; jene entſpringen aus menſchlichem Wahn; dieſe iſt geboren aus der einen, ewig unwandelbaren und folglich göttlichen Wahrheit. Und weil ſie das iſt: ſo kann ſie auch, unberührt in ihrem Weſen ertragen, wenn Länder und Völker, ja .... wenn ihre eigenen Prieſter, von böſer Leidenſchaft verblendet, von Selbſtliebe hingeriſſen, von Hochmuth bethört, ſie verlaſſen — vorgeblich, um Beſſeres zu finden oder gar zu ſtiften. Ein morſcher Aſt, ein wurmſtichiges Blatt fällt mit ihnen vom ewig grünenden Baum der Kirche ab. In ſeinem Schatten will ich meine Ruhe finden, mein Zelt aufſchlagen für die Ewigkeit."

„Mit dieſer Geſinnung biſt Du gleichſam geſchaffen für unſere Tage, in denen mannigfache Verwirrung und geiſtliche Trübſale herrſchen, welche dem Kleinmuth zum Aergerniß oder zur Verzagtheit gereichen," antwortete Chryſoſtomus. „Wer auf das menſchliche Element in der Kirche ſein Vertrauen ſetzt, ſtützt ſich auf ein zerſplitterndes Rohr. Du ſtützeſt Dich auf das göttliche, — auf die Verheißung des Herrn, die nimmer trügt und nimmer in Splitter geht! o meine Tochter, Du fährſt wohl."

„Ja," ſagte Gunild bewegt, „ich fahre wohl, aber mich jammert unſäglich mein armes, mein edles gothiſches Volk, das ſo ſchmählich um den wahren Glauben durch den Biſchof Ulfilas gebracht wurde.“

„Weißt Du auch das?“ fragte er lächelnd.

„Deine Heiligkeit wähne nicht, daß ich nur vom Sturm der Gefühle in den Hafen der Kirche mich treiben laſſe!“ rief Gunild. „Ich habe die letzte Zeit gut benutzt, um mich, ſo viel ich konnte, über Manches aufzuklären — und da hat mir der vortreffliche Amantius ſehr geholfen. Ich weiß jetzt, daß katholiſche Glaubensboten meinem Volk die Lehre des Heils brachten, daß die Gothen urſprünglich katholiſch waren und daß ſie erſt dann ariaͤniſch wurden, als der Biſchof Ulfilas um der Fleiſchtöpfe Egyptens willen den Glauben verrieth. Bis dahin hatten wir Bekenner und Martyrer, und ein Biſchof der Gothen unterſchrieb das Glaubensbekenntniß zu Nicäa, das ein Anathema der arianiſchen Lehre ausſprach. Dies weiß ich jetzt und preiſe Gottes Gnade. Fünfzig Jahre ſpäter wurden die Gothen in Möſien von den Hunnen ſo gedrängt, daß ſie im Norden der Donau den Boden unter den Füßen verloren. Sie ſchickten den Biſchof Ulfilas an Kaiſer Valens mit der Bitte, die Donau überſchreiten und in deren ſüdlichem Uferlande, Theſſalien, Niederlaſſungen gründen zu dürfen. Der Kaiſer erlaubte es unter der Bedingung, daß ſich die Gothen zum Arianismus bekehrten, den er das wahre Chriſtenthum nannte. Ulfilas ging die Bedingung ein und wirkte mit brennendem Eifer für ihre Erfüllung. Er ſtand in hohem Anſehen bei den Gothen; er hat die Buchſtaben für unſre Sprache erfunden und überſetzte die heiligen Schriften ins Gothiſche. Man verehrte ihn als einen ſehr gelehrten und klugen Mann, der ohne Zweifel ſicher ſein werde, daß der Arianismus dem Glaubensbekenntniß von Nicäa vorzuziehen ſei.... und nach und nach wurde das ganze gothiſche Volk, Chriſten und Götzendiener, arianiſch. Und ſo weiß ich denn, daß auch da wieder ein Apoſtat ſteht, den ſeine Anhänger für einen großen Mann halten, als ob die Ueberſetzung der heiligen Schriften den Verluſt des heiligen Glaubens aufwiegen könnte, während jene doch gar kein Gewicht haben, wenn ſie nicht nach Maßſtab und Richtſchnur der katholiſchen Kirche ausgelegt werden. Das Alles weiß ich .... aber dieſe allein richtige Auslegung hoffe ich im Unterricht der Catechumenen zu erhalten, und ich bitte Deine Heiligkeit auf den Knien, mich bei ihnen einſchreiben zu laſſen."

„Dies iſt ein Wunſch, der immer von Neuem die zärtliche Mutter, die Kirche, mit Wonne erfüllt," ſagte Chryſoſtomus. „Und wenn Tauſende und Zehntauſende ihr zuſtrömen, ſo iſt jeder Einzelne ihr ſo willkommen, als ob er der Einzige wäre. Du kennſt Olympia," ſetzte er hinzu, „wende Dich an ſie; ihr iſt das übertragen, als Diaconiſſin, was den Unterricht der weiblichen Catechumenen betrifft. Der heilige Geiſt erleuchte Dich und führe Dich in alle Wahrheit ein. Und bete für die Kirche, o Tochter, und für uns Prieſter, ihre unwürdigen Diener, damit wir das Läuterungsfeuer der Trübſal zu ihrer Verherrlichung und zu unſerm Heil beſtehen."

Schwimmend in Freudenthränen ſank ſie ihm zu Füßen. Er ſegnete ſie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und entließ ſie. Gunild begab ſich zu Olympia, die ſie ſeit jenem verhängnißvollen Abend der Entführung nicht ſah.

Olympia vergaß bei Gunilds Erzählung einen Augenblick die bangen Beſorgniſſe, die ſie mit allen Gläubigen um das Schickſal des Patriarchen hegte.

„O ſo wollen wir freudig uns bekränzen, wie zu heiligen Feſten," rief ſie, Gunild umarmend, „daß Deine Seele vom Untergang ſich rettet, der jetzt ſo Manche bedroht."

„Dies iſt meine Zeit!" ſagte Gunild. „Die Gegenſätze müſſen ſcharf ſich ſcheiden, damit ich klar ſehen könne. Menſchliche Schwäche iſt überall zu finden; Gebrechlichkeit iſt die Signatur des Staubgebornen, bei Arianern, bei Katholiken, bei andern

Secten, die ich nicht kenne. Aber Martyrer und Heilige ſind nur in der katholiſchen Kirche; und weil ſie es ſind, werden ſie angefeindet von der Bosheit und der Lüge, welche die himmliſche Lehre und das himmliſche Beiſpiel haſſen und zu vernichten ſuchen. Dadurch iſt die Kirche ein ewiger Calvarienberg. In ſeiner Nähe aber liegt die Grotte der Auferſtehung.“

„Nur nicht immer hienieden!“ ſagte Olympia; „da ſind Beide oft weit getrennt.“

„Genug, daß wir im Glauben die ewige Auferſtehung der Kirche auch im Hienieden ſehen!“ rief Gunild. „Ueber die Paar Tage oder Jahre unſers Lebens müſſen wir dabei freilich hinwegſchauen. Aber was iſt denn auch das .... unſer Leben! das kurze, das arme, das geringe!“ .... —

„Nicht ſo ganz gering doch!“ ſagte Olympia lächelnd, „es iſt ein wunderbares Gut .... das Leben: in der Zeit geboren, durch ihre Qualen und Kämpfe und Drangſale mühſam ſich ringend .... erſchöpft es ſich nicht in den Wonnen der Ewigkeit.“ — —

Die Kaiſerin nahm ziemlich kühl Gunilds Eröffnung auf, die ſie zu anderer Zeit frohlockend begrüßt hätte. In dieſem launenhaften Character hing Alles von augenblicklicher Stimmung ab, und ein Ereigniß, das ſie ſeit Jahren erſehnt hatte, ging unter in der fiebernden Spannung, womit ſie nach Chalcedon hinüberblickte.

Theophilus hatte ſich dort in einem Pallaſt niedergelaſſen, den einſt Rufinus nebſt einer Kirche und einem Mönchskloſter in der Vorſtadt zur Eiche äußerſt prächtig und in ſehr ſchöner Lage erbaut hatte. Dahin berief er die Biſchöfe ſeiner Partei. Da waren ſie ganz ſicher vor einer gefürchteten Aufregung des gläubigen Volkes in der Kaiſerſtadt, denn der Bosporus lag dazwiſchen; — und ſicher auch jeder Art von Unterſtützung, da der Biſchof von Chalcedon zu den eifrigſten Gegnern des Chryſoſtomus gehörte.

In dieſer Geſellſchaft von Männern, die größtentheils die Anklage gegen Chryſoſtomus verfaßt hatten, alſo Kläger, Partei und Richter zugleich waren — und zu denen ſich feige und unwürdige Mitglieder des Clerus von Conſtantinopel als Zeugen wider ihren Patriarchen geſellten, ließ Theophilus die Anklagepunkte vorleſen, die er mit Eugraphia berathen und mit Severian und andern Biſchöfen weitläufig dargeſtellt hatte. Auf den Hochverrath wurde ein beſonderer Nachdruck gelegt. Dies verbreitete ſich bald, nicht nur in Chalcedon, ſondern auch in Conſtantinopel. Es hieß, Chryſoſtomus verdiene enthauptet zu werden. Die Kunde drang auch in den Patriarchalpallaſt und erfüllte die dort verſammelten Biſchöfe mit Zorn über die Ungerechtigkeit, mit Kummer über die Möglichkeit eines ſolchen Attentates. Alle waren um ihn geſchaart, voll Theilnahme und Liebe, und er tröſtete ſie voll heiterer Ruhe, indem er ſagte, nicht mit ihm habe die katholiſche Wahrheit angefangen und nicht mit ihm werde ſie untergehen. Keines Frevels fühle er ſich ſchuldig, der mit Entſetzung oder Tod geſtraft zu werden verdiene. „Uebrigens aber“ — ſetzte er mit den Worten des großen Apoſtels hinzu — „iſt Chriſtus mein Leben und ſterben mein Gewinn.“ Manche baten auch um ſeinen Rath für den Fall, daß ein Gegen-Patriarch eingeſetzt würde. Er rieth ihnen, bis an die äußerſte Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen, um ein Schisma zu vermeiden und bei ihren Kirchen zu verbleiben, damit nicht auch ihren Heerden ſtatt guter Hirten — Miethlinge vorgeſetzt würden.

Ein junger Cleriker unterbrach die ernſten und doch ſo traulichen Geſpräche, und meldete zwei egyptiſche Biſchöfe, welche eine Botſchaft der Verſammlung zu Chalcedon an Chryſoſtomus auszurichten hätten. Er empfing ſie im großen Saal ſeines Pallaſtes, umringt von den vierzig Biſchöfen, welche der Kaiſer berufen hatte, um die Anklage gegen Theophilus zu prüfen. Doch das machte keinen Eindruck auf die Sendlinge; ſie wußten, auf weſſen Arm ſie ſich ſtützen durften und ließen eine Vorladung vorleſen, die Chryſoſtomus und ſeinen Diacon Serapion vor das Concil an der Eiche berief. Der laute Unwille der Verſammlung verſtummte nur, als Chryſoſtomus ruhig erwiederte:

„Ich weiß nicht, daß Jemand Grund hat, mich anzuklagen. Iſt es aber Gottes Wille, daß ich die Grundſätze, die mein Leben und meine Handlungen regeln, von erleuchteten Männern der Kirche prüfen laſſe, ſo bin ich bereit, mich vor den Biſchöfen an der Eiche, ja vor einem Concilium von Biſchöfen der ganzen Welt zu ſtellen; aber unter der Bedingung, daß meine erklärten Feinde davon ausgeſchloſſen werden, denn meine Ankläger dürfen nicht meine Richter ſein. Ich nenne zuerſt Theophilus und Severian. Ihre Feindſeligkeit gegen mich iſt ſo allbekannt, daß auf den Theatern davon geſungen wird. Schließt ſie aus als Richter — und ich bin bereit. Doch nur dann. Eine andere Antwort erwartet nie von mir.“

Wiederum erſchien ein Cleriker und meldete beſtürzt einen kaiſerlichen Geheimſchreiber. Dieſer überbrachte an Chryſoſtomus den Befehl des Auguſtus, ſich vor ſeinen Richtern an der Eiche zu ſtellen. Der Patriarch gab dem Geheimſchreiber die nämliche Antwort, die er den zwei Abgeordneten gegeben hatte, und während der Eine in den Conſtantiniſchen Pallaſt und die Andern nach Chalcedon zurückkehrten, begab er ſich in die Sophienkirche.

Maſſenhaft waren dort die Gläubigen verſammelt und beteten für ihren Patriarchen, für ſein Leben, für ſein Verbleiben auf ſeinem Sitz, für Ausgleichung des traurigen Zwieſpaltes. Als er auf der Kanzel erſchien, brach ein troſtloſes Weinen aus. Man hob flehend die Hände auf und breitete die Arme aus, wie um ihn feſtzuhalten, denn man glaubte, er wolle Abſchied nehmen. Er aber wollte nur die Aufregung beſchwichtigen und in Ergebung umſtimmen.

„Die Wogen gehen hoch und die Brandung tobt,“ ſagte er, „wir aber fürchten den Untergang nicht, denn wir ſtehen auf einem Felſen. Wüthe das Meer; — der Felſen bleibt unbewegt! Steige die Flut; — das Schifflein Jeſu Chriſti zerſchellt nicht! Was ſollen wir fürchten? Etwa Verbannung? Aber die Erde iſt des Herrn mit Allem was in ihr iſt. Oder Armuth? Aber wir haben nichts in die Welt gebracht und offenbar iſt auch, daß wir nichts heraus bringen können. Oder etwa den Tod? .... O meine Lieben, Chriſtus iſt mein Leben und ſterben mein Gewinn. Möge die Flut, möge die Tiefe, möge der Zorn der Welt mir drohen, — das iſt mir Alles nichtiger, als Spinnengewebe. Ich ſage: Herr, dein Wille geſchehe. Das iſt mein Felſen und mein Anker. Will Gott, daß ich hier ſei, ſo ſag' ich ihm Dank. Will er an einem andern Ort mich haben, ſo dank' ich ihm dort.“ — —

Während er ſo ſprach, ſchien Alles beruhigt zu ſein. Man ſah ihn, man hörte ihn, man war getröſtet durch den Klang ſeiner Stimme, den Blick ſeines Auges; man ruhte an ihm, wie Kinder an dem Vater. Er hätte Tag und Nacht fortreden können und niemand hätte die Kirche verlaſſen. Ja, man wünſchte, daß er es thun möge, denn innerhalb der heiligen Mauern war er ihnen ſicher.

Als er die Kanzel verlaſſen wollte, erhub ſich laute Wehklage. Er verſprach, am folgenden Tage wieder zu ihnen reden zu wollen. Da ließ man ihn gehen. Aber die Sophienkirche wurde in jener Nacht nicht leer von Betenden.

◆

Die erſte Liebe.

Gunildens Bekehrung war das allgemeine Geſpräch am Hof und in der Stadt. Der wahre Glaube war in Aller Augen, ſogar für die, deren Werke ihm widerſprachen, ein unſchätzbares Kleinod. Man mußte rettungslos dem Laſter verfallen ſein, um ihn nicht als ſolches aufzufaſſen. Dann freilich war man ſo gleichgültig gegen ihn, wie gegen den Polytheismus, den Arianismus und überhaupt gegen alle und jede Religionsform. Aber zu dieſer tiefſten Stufe geiſtiger Entartung ſanken die Wenigſten herab. Sogar Eugraphia begrüßte dies Ereigniß freudig, wie es einer guten Katholikin, für die ſie ſich hielt, geziemte; denn ſie hing ja feſt an den Glaubenslehren und vergaß nur die Pflichten mit ihnen in Einklang zu bringen.

Anders Eugenius. Seine von der Luſt der Welt abgemattete Seele, die immer unter dem

Sturm der wechſelnden Leidenſchaften ſich gebeugt hatte, konnte nicht mehr, nicht einmal mit den Gedanken, viel weniger mit dem Willen, den wahren Glauben als das höchſte Gnadengut erfaſſen. Er ſah in Gunildens Entſchluß nur eine unausfüllbare Kluft zwiſchen ihm und ihr. Daß ſie gerade in dieſem Augenblick den Arianismns verließ, bewies ihm deutlich, daß die Hoffnung geſcheitert ſei, die er an ihn knüpfte. Nie hatte er andre Leidenſchaften gekannt, als ſolche, die in niedrigen Sphären zu befriedigen waren. Als ob das Etwas, das ſich im Menſchen gegen die eigene Erniedrigung ſträubt, ſich hätte rächen wollen, verfiel er einer Leidenſchaft, die nur ein in der Gnade erſtarkter Wille hätte überwinden können. Für Eugenius war ſie nicht nur unbefriedigbar, ſondern auch unüberwindlich. Wie es ſich erwarten ließ, trieb ſie ihn an zum Haß gegen alles, war ihr im Wege war. Das war hauptſächlich die katholiſche Kirche. Chryſoſtomus war deren Repräſentant, und ohne den mindeſten Grund dafür zu haben, nahm Eugenius an, daß Chryſoſtomus der Urheber von Gunilds Bekehrung ſei. Da niemand den wahren Sachverhalt kannte, den Gunild nur dem Patriarchen und Olympia anvertraut hatte: ſo konnte auch niemand Eugenius eines andern belehren. Das verſetzte ihn in die geeignetſte Stimmung, um gegen den Patriarchen zu arbeiten. Der Erzprieſter von Conſtantinopel, Arſacius, war ein Bruder des Nectarius, und folglich Eugraphia's Vetter und Oheim des Eugenius. Er war ein hochbetagter, ſchwacher Greis, ganz beherrſcht von Eugraphia und daher ganz der Partei des Theophilus zugethan. Eugenius ſchloß ſich eng ihm an, begleitete ihn in die Verſammlung an der Eiche und unterſtützte ſeine Anklage des Chryſoſtomus, die auf gewaltthätige und eigenmächtige Reform des Clerus lautete. Während der Verhandlungen fuhr er beſtändig zwiſchen Chalcedon und Conſtantinopel hin und her, um Eugraphia von dem Stand der Dinge zu unterrichten — und durch ſie die Kaiſerin. Eugraphia aber benutzte dieſe Veranlaſſung, um Eugenius ſelbſt vor der Kaiſerin erſcheinen und ihr ſeine Mittheilungen machen zu laſſen. Nie hätte Eudoxia dem Eugenius ſonſt dieſe Gunſt geſtattet; — aber in dem zuverläſſigen Sendboten überſah ſie den pflichtvergeſſenen Prieſter. Er ſah in dieſer unerwarteten glücklichen Wendung nur die beſeligende Möglichkeit Gunild zu begegnen, obſchon ihm Eugraphia wiederholte, daß die Kaiſerin durchaus ſeine ganze Vergangenheit begraben wiſſen — und nur unter dieſer Bedingung ſie vergeſſen wolle.

Gunild war bei der Kaiſerin. Eugenius wurde gemeldet und trat ein. Gleichſam mit dem Inſtinkt der Treue in ihrer muthigen Seele, als müſſe ſie die Auguſta vor einer großen Gefahr ſchützen, ſprang Gunild von ihrem Sitz zu Eudoxia's Füßen auf, und ſtellte ſich zwiſchen dieſelbe und Eugenius. Aber die Kaiſerin ſagte mit kühlem Lächeln:

„Du darfſt Dich entfernen; ich will allein ſein."

Gunild gehorchte. Ihr war zu Sinn, als ſtoße ihr Eudoxia einen Dolch in's Herz. Sie hatte ſich noch immer darüber zu täuſchen geſucht, daß alle Ränke und Machinationen gegen Chryſoſtomus in der Feindſeligkeit der Kaiſerin ihren günſtigen Boden gefunden und auf ihm fußend ihre Macht und Ausbreitung gewonnen hatten. War es aber mit der Kaiſerin dahin gekommen, daß ſie Eugenius zu Gnaden aufnahm, mit Eugenius die Maßregeln beſprach, welche die Verſammlung an der Eiche gegen den Patriarchen ergriff: ſo mußte ſich Gunild geſtehen, daß Eudoxia, wenn nicht die Spitze, ſo doch die Grundlage des Complottes bilde. Gunild liebte die Kaiſerin, die ihr, nach wie vor dem Verrath des Gaïnas, eine großmüthige Freundin, ein mütterlicher Schutz geweſen war; — ſie ſchuldete ihr die größte Dankbarkeit für die Nachſicht und Geduld, die Eudoxia ſtets gegen ihr ſchroffes, zuweilen ſtörriges Weſen geübt hatte. Sie bewunderte die natürlichen Gaben und Anlagen der Kaiſerin und hoffte von ſpäteren Tagen, deren ſchönere Entwickelung. All' ihre Mißgriffe, falſchen Schritte und fehlerhaften Handlungen ſchrieb Gunild bisher einerſeits der verkehrten Stellung der Kaiſerin dem Kaiſer gegenüber — andrerſeits dem ſchlimmen Einfluß einer von tauſend Leidenſchaften bewegten Umgebung zu. War aber Eudoxia bereits auf den Punkt gekommen, daß ſie ſich mit einem Eugenius gegen Chryſoſtomus, mit dem Niedrigſten gegen das Edelſte, thatſächlich und überlegt verband; ſo war keine Illuſion mehr möglich: die kaiſerliche Macht, welche das erhabene Amt erhalten hat, die Kirche Gottes zu beſchützen, legte Hand an, um ſie aufs Tiefſte zu beſchädigen. Wohin mußte das führen! wie ſollte das enden! welch Unheil wurde frevelhaft hervorgerufen! — —

Nachdem die Kaiſerin von Eugenius die ablehnende Antwort des Chryſoſtomus auf die Vorladung an der Eiche zu erſcheinen, vernommen und das Weitere mit ihm beſprochen hatte, entließ ſie ihn huldvoll, und freudetrunken, weil er endlich Gunild wenigſtens geſehen, eilte er nach Chalcedon zurück. Wie ſein Nachen auf den weichen Wellen des Bosporus, wiegten ſich neuerwachte Hoffnungen auf der Huld der Kaiſerin, die er im vollen Maß zu verdienen ſich vornahm. War ſie ihm günſtig, ſo war Gunild doch noch vielleicht zu erringen — und dieſer Preis jeder Mühe werth.

Die Kaiſerin ließ Gunild zurückrufen und ſagte mit einem Anflug von Verlegenheit:

„Es thut mir leid, daß Du den Eugenius hier angetroffen haſt.“

„Mir auch .... aber nicht meinetwegen,“ entgegnete Gunild und kniete vor Eudoxia nieder.

Dieſe erhob ſich ein wenig von ihrem Ruhebett, ſah Gunild ſcharf an und ſagte:

„Noch nicht getauft und ſchon, was die Keckheit der Zunge betrifft, eine Jüngerin des Chryſoſtomus?“

„Dem Verlangen nach bin ich getauft .... und daher bin ich vor Allem ein Kind der Kirche,“ entgegnete Gunild.

„Als Kind der Kirche ſollteſt Du vor Allem demüthig werden,“ verſetzte Eudoxia.

„Wohl haſt Du Recht! aber ich flehe Dich an zu glauben, daß kein frecher Uebermuth, ſondern tiefe Seelenangſt mir jenes Wort entlockte.“

„Du biſt immer etwas übertrieben in Deiner Anſchauungsweiſe,“ ſagte die Kaiſerin im ſanfteren Ton. „Das Kind der Kirche verhält ſich ruhig bei einem äußern Wechſel in deren Regiment.“

„Gewiß! ... ſobald die göttliche Vorſehung ihn anordnet.“

„Oder ihn zuläßt,“ ergänzte die Kaiſerin.

„Die Auguſta weiß, welch ein ungeheurer Unterſchied das iſt! die göttliche Vorſehung läßt zu, daß Unkraut zwiſchen dem Waizen wachſe; allein ſie verlangt nicht von uns, daß wir das Unkraut ſo hoch ſchätzen als den Waizen und noch weniger, daß wir ihn ausraufen, damit jenes beſſer gedeihe. Mir ſcheint, man bemühe ſich jetzt, in der Kirche das Unkraut hoch aufſprießen zu laſſen — und das kann ihre Kinder nur mit unausſprechlichem Kummer erfüllen.“

„In der Ewigkeit wird der Herr Unkraut und Waizen ſichten und richten,“ ſagte die Kaiſerin. „In der Zeit müſſen wir nach unſerm Gewiſſen handeln, um zwiſchen ihnen zu wählen.“

„Mächtige Auguſta!“ rief Gunild, „wenn der Patriarch Chryſoſtomus und der Prieſter Eugenius in zwei feindlichen Heerlagern ſich befinden, kann das Gewiſſen dann zweifelhaft ſein, zu wem es ſich halten ſolle?“

„Du biſt nicht conſequent, Gunild!“ ſagte die Kaiſerin ſpöttiſch; — „Du biſt zu der Kirche übergegangen, zu welcher ſich Eugenius bekennt.“

„Ja! trotzdem — nicht weil er ihr angehört! Ich denke, wo ſolches Unkraut die heilige Lehre und das Leben der Heiligen ſeit vierhundert Jahren nicht erſticken konnte — da muß die wahre Kirche ſein. Daher wird mich jetzt ein ganzes Heer von Leuten wie Eugenius, nicht vom Eintritt in die Kirche zurückhalten — denn ſie befinden ſich in ihr ja nur als Unkraut.“

„Sieh, Du wahre Jüngerin eines zelotiſchen Meiſters, wie Du gleich ihm die ſchroffe Verdammung im Munde führſt!“ rief Eudoxia zürnend.

„Doch nicht!“ erwiederte Gunild gelaſſen, „ich weiß, daß dies Gleichniß, ſo wie ich es anwendete, unvollkommen iſt. Der Menſch iſt keine willenloſe Pflanze: er kann ſich bekehren und Millionen haben ſich bekehrt; — warum alſo auch nicht Eugenius? .... Aber dann weiß ich auch, daß mein Meiſter kein Zelot, wohl aber der liebende Jünger jenes göttlichen Meiſters iſt, der aus Liebe zu uns armen Sündern ſterben wollte, und der die Böſen dennoch mit der ewigen Verdammung bedroht.“

„Es freut mich, Gunild, daß Du die chriſtliche Lehre in Deinem ernſten Gemüth aufgenommen haſt. Hüte Dich aber, den äußern Ereigniſſen in der Kirche zu viel Gewicht beizulegen; ſie berühren ihr inneres Weſen nicht,“ ſagte Eudoxia.

„Herrin, ich wage nicht, Dir zu widerſprechen .... allein der göttliche Meiſter thut es, denn er ſagt, daß nur der gute Hirt ſeine Heerde gegen Wölfe vertheidigt, während der Miethling flieht. Es gibt alſo äußere Ereigniſſe, gegen die man ſich zur Wehr ſetzen muß, weil man nicht weiß, ob nicht ihr Einfluß auch das innere Weſen der Kirche beſchädigt.

Stelle Dir den Eugenius, der für ein arianiſches Mädchen Arianer werden wollte, auf einem Biſchofsſitz vor. Würde er im Stande ſein, das Evangelium, das er ſelbſt ſchnöde verrathen wollte, ſiegreich gegen Secten, gegen Heiden und Juden, gegen Eingriffe der kaiſerlichen Macht zu vertheidigen? Gewiß nicht. Einem ſo unſeligen Ereigniß müßte man alſo das größte Gewicht beilegen und es zu verhindern ſuchen, beſonders dann .... o fromme und mächtige Auguſta, wenn der Patriarchenſtuhl zu Conſtantinopel von einem ähnlichen bedroht wäre.“

Sie hob flehend die Hände zu Eudoxia auf, die mit einem Gemiſch von Zorn und Mitleid auf ſie herab ſah und nach einer Pauſe ſagte:

„Du meinſt es ehrlich, deshalb verzeihe ich Deiner Keckheit, welche der Kaiſerin des oſtrömiſchen Reichs ungefragt gute Rathſchläge zu geben ſich erdreiſtet. Sei überzeugt, daß es ihr daran nicht fehlt. Und was die Beſetzung des Patriarchenſtuhles von Conſtantinopel betrifft, ſo werden darüber die ehrwürdigen Biſchöfe in dem Concil an der Eiche entſcheiden. Da ſich die Auguſta in dieſem Punkt weder zu urtheilen noch zu handeln erlaubt, ſo wirſt Du hoffentlich, was das Urtheil betrifft, ihrem Beiſpiel folgen.“

„O, daß Du handelteſt, herrliche Kaiſerin!“

rief Gunild flehend: ſo handelteſt, wie es ſich für Deine große Seele, Deinen überlegenen Geiſt ziemt.“

„Gunild ſchmeichelt um mich zu beſtechen!“ warf Eudoxia ein.“

„Nein, Herrin! ſie erinnert Dich an die Gaben, die Gott Dir verlieh, damit Du durch ſie ſein Reich ausbreiteſt und ſeinen Namen verherrlichſt. Du kannſt es, wenn Du ihnen, und mit ihnen — Gott treu ſein und von menſchlichen Einflüſſen Dich frei machen willſt“ . . . —

„Um Deinen Inſpirationen zu folgen, nicht wahr?“ ſagte Eudoxia ſchneidend.

„Ich wäre die Letzte, um ſo etwas zu denken,“ entgegnete Gunild ruhig.

„Du biſt jetzt im vollen Erſtlingseifer der Bekehrung, glüheſt nach dem Empfang der Taufe, jammerſt, daß Du bis zur heiligen Nacht der Auferſtehung des Herrn Deine Ungeduld beherrſchen mußt. In dieſem Zuſtand der Sehnſucht und Erwartung der höchſten Gnade iſt eine geiſtige Aufregung recht natürlich, und ebenſo natürlich die Neigung, die Kirche im Roſenlicht der Vollkommenheit zu ſehen. Es ſind die Tage der erſten Liebe, der bräutlichen Liebe; . . . da wird Alles nach deren Maßſtab beurtheilt und das verworfen, was ihm nicht entſpricht. Später kommen auch andere Tage. Da begehrt die Vernunft ihr Recht. Da legt die Weltklugheit Proteſt ein gegen dieſes und jenes. Auch für Dich wird dieſe Zeit kommen, und dann wirſt Du mich beſſer verſtehen, als jetzt. Wie ſehr ich Dir zugethan bin, erkenne daraus, daß ich Dich unter den Perſonen meiner nächſten Umgebung behalte, trotz Deiner Verwegenheit, und ſie auf Rechnung Deines kühnen Gothenherzens bringe.“

Sie entließ Gunild, weil andere Geſchäfte ſie in Anſpruch nahmen, und Gunild ſeufzte in ihrem Herzen: O Herr! laß mich nie abweichen von meiner erſten Liebe.

* * *

Die Verurtheilung.

Theophilus wollte durchaus Chryſoſtomus in ſeine Gewalt bekommen; das würde die Entſetzung zur vollendeten Thatſache gemacht haben, und vor einer ſolchen beugte ſich damals wie jetzt der Sclavenſinn, d. h. der Sinn, dem Gewalt ſtatt Recht gilt. Theophilus ſandte eine zweite Vorladung an Chryſoſtomus, doch, nicht durch Biſchöfe, ſondern um ihn empfindlicher zu kränken, durch Eugenius und Florus. Beide hatten ſich dazu gedrängt, dieſe Botſchaft zu überbringen und Arſacius befürwortete ihr Verlangen um Chryſoſtomus zu demüthigen. Und ſo erſchienen denn wirklich die beiden unſeligen Prieſter als Sendboten ſeiner Feinde vor ihm. Chryſoſtomus ſagte ruhig, er habe ſchon geſtern ſeine Antwort gegeben. Da er es aber unſchicklich fand, durch ſolche Boten in eine Berührung mit der Verſammlung an der Eiche zu treten, hingegen dieſer bis zuletzt ſeine demüthige und verſöhnliche Geſinnung ausſprechen wollte, ſo bat er zwei ehrwürdige Biſchöfe des Concils, ſich nach Chalcedon zu begeben und dort die Bedingungen zu wiederholen, unter denen er daſelbſt erſcheinen wolle. Florus und Eugenius ergrimmten nur noch mehr über die ruhige Würde, womit der Patriarch über ihre Perſönlichkeit hinweg ſah. Während Florus ſich zu Eugraphia begab, eilte Eugenius zu Theophilus zurück und berichtete, der hochmüthige Starrſinn des Chryſoſtomus ſei nicht zu beugen: er weigere ſich zu erſcheinen. Als bald nachher die beiden Biſchöfe zur Vermittelung anlangten, gab Theophilus ihnen kein Gehör. Außer ſich vor Zorn über die Vereitelung ſeiner Abſicht, ließ er ſie in die Bande ſchlagen, die für Chryſoſtomus beſtimmt waren. Arſacius, Severian und andere bittere Feinde deſſelben, drangen nun darauf, ihm das Urtheil zu ſprechen, und zu gleicher Zeit brachte ein Schnellruderer einen kaiſerlichen Laufer über den Bosporus, der den Befehl einſchärfte, den Schluß der Angelegenheit zu beſchleunigen, damit die Aufregung im Volke nicht ſteige.

Wegen ſeiner Weigerung, ſich vor das Gericht ſeiner offenbaren Feinde zu ſtellen, beſchuldigten die Männer an der Eiche den Chryſoſtomus des Ungehorſams gegen ſeine kirchlichen Vorgeſetzten und erklärten ihn unwürdig, den Patriarchenſtuhl einzunehmen. Der früheren Anklagepunkte wurde nicht mehr gedacht; ſie waren jetzt überflüſſig. In dem Schreiben an den Kaiſer aber, welches ihm die Entſetzung des Chryſoſtomus anzeigte, kam man auf den Hochverrath zurück und bat um das Todesurtheil dieſes großen Frevlers, welches zu ſprechen nicht das Amt der Biſchöfe ſei. An den Clerus von Conſtantinopel und an die fremden, anweſenden Biſchöfe ergingen Schreiben mit der Kunde des gefällten Urtheils.

Chryſoſtomus hatte den Tag damit zugebracht, die Gläubigen zu tröſten, zu beruhigen. Bald ſtand er auf der Kanzel in der Sophienkirche, von Tauſenden umringt, und ſprach von der Verachtung der Welt und ihrer vergänglichen Freuden und Trübſale — und von den Wonnen des ewigen Lebens nach einem treuen Kampf. Bald war er in der Sacriſtei, um einzelnen Perſonen gute Rathſchläge und Ermahnungen zu geben, die ſie vielleicht zum letzten Mal von ihm vernahmen. Dann ging er in ſeinen Pallaſt zurück, weil eine ganze Welt von Armen, von Hülfloſen, von Bedrängten nach ihm ſchrie. Und dann in die Spitäler, weil die Einen nicht geneſen und die Andern nicht ſterben wollten, ohne ſeinen Segen noch Einmal empfangen zu haben. Allen ſprach er fromme Ergebung zu, indem er ihren Blick von der Unruhe der Zeit auf den ewigen Frieden hinwies.

Die Aufregung im Kaiſerpallaſt war in anderer Weiſe ungeheuer groß. Eugraphia hatte die Kaiſerin veranlaßt, den Laufer nach Chalcedon mit dem Befehl der Beſchleunigung zu ſenden. Arſacius hielt den Laufer zurück, bis das Urtheil gefällt war, und theilte es dann in zwei Zeilen an Eugraphia — und dieſe der Kaiſerin mit. Eudoxia war alſo früher davon unterrichtet, als Arcadius. Jetzt, da ſie die Entſcheidung in ihrer Hand hatte — denn was ſie ihm anrieth, that er! — jetzt entſetzte ſie ſich.

„Todesſtrafe? .... Nein, nimmermehr!“ rief ſie.

„Es wäre vielleicht am weiſeſten,“ ſagte Eugraphia, „denn ein Zwieſpalt wie der gegenwärtige, ſchließt ſich am leichteſten über einem Grabe. Aber das Gefühl widerſtrebt der Klugheit.“

„Verbannung in eine Kloſterzelle von Antiochien macht ihn unſchädlich ohne ihn elend zu machen, und erwirbt Dir, herrliche Auguſta, den nicht zu verſchmähenden Ruf großer Milde,“ ſagte Marſa, die ſich auch bei der Kaiſerin eingefunden hatte.

„Dieſe Milde wäre aber eine Beleidigung für das Concil an der Eiche!“ rief Eugraphia. „Die Strenge, die Chryſoſtomus gegen Andere geübt hat, fühle er ſelbſt! Verbannung — ja! doch nicht in ſeine erſte und zweite Heimath: Antiochien und

Kloſterzelle — ſondern in die fernſte Oaſe Lybiens.“

„Es iſt eine fürchterliche Aufgabe hier das Richtige zu treffen! .... Man muß auch Andere hören!“ ſagte Eudoxia in großer Beängſtigung.

„Das wird die Sache nicht klarer machen!“ rief Marſa unwillig.

„Und den Entſchluß erſchweren,“ ſetzte Eugraphia hinzu.

Aber die Kaiſerin klatſchte in die Hände und ſagte zu dem eintretenden Hoffräulein:

„Geh, Aglaë und führe mir Gunild her.“

„Sie iſt ſeit heute früh bei der Diaconiſſin Olympia, herrliche Auguſta. Befiehlſt Du, daß ich ſie von dort abrufe?“

„Nein ... das währt zu lange,“ ſagte die Kaiſerin ganz abgemattet. „So will ich denn den Oberkämmerer ſprechen.“

Aglaë entfernte ſich und Marſa ſagte:

„Bei der bekannten Geſinnung des Oberkämmerers dürfte ſich die Auguſta, wie mir ſcheint, dies aufregende Geſpräch erſparen.“

Eugraphia ſchwieg und dachte bei ſich ſelbſt: Der Widerſpruch des Oberkämmerers wird eine beſſere Wirkung haben, als unſer Zuſpruch. Ich kenne ſie!

Amantius erſchien leichenblaß und tiefbewegt.

„Ha! . . . Du weißt ſchon Alles!“ rief Eudoxia.

„Nur das, was die ganze Stadt weiß,“ ſagte er.

„Und das wäre?“ fragte ſie mühſam.

„Daß das Schwert des Henkers über dem geweihten, heiligen Haupt des Patriarchen ſchwebt.“

„Nein! ſo weit iſt es nicht gekommen!“ rief ſie.

„Noch nicht! aber ſeine Feinde ſtreben dahin .... und die allgemeine Stimme nennt ſie mächtig.“

„Die Kaiſerin iſt mächtiger,“ ſagte ſie ſtolz.

„O daß ſie ſich in ihrer vollen Macht zeige! nie hätte ſie eine edlere Sache beſchützt,“ ſagte er.

„Dieſer Meinung ſind freilich nicht Alle,“ entgegnete Eudoxia abgekühlt.

Mit tiefer Ehrfurcht in Haltung und Ton ſagte er:

„Die Auguſta hat Recht: es ſind nur die, welche ſowohl den Patriarchen als ſeine Gegner genau kennen.“

Marſa und Eugraphia hatten ſich in einige Entfernung von der Kaiſerin zurückgezogen. Marſa zitterte vor Zorn und war immer auf dem Punkt, gegen Amantius loszubrechen. Doch Eugraphia flüſterte ihr in's Ohr:

„Schweige! er wird ſchon ſelbſt die „edelſte Sache“ verderben.“

„Deine Anhänglichkeit an Chryſoſtomus iſt mir bekannt, Amantius, und ich nehme Dich, wie Du nun einmal biſt,“ ſagte die Kaiſerin. „Deshalb fällt es mir nicht entfernt ein, Dich zu fragen, wo in dieſer Sache das Recht liegt, wo das Unrecht; — darüber bedarf ich keiner Aufklärung. Allein ich mögte wiſſen, welchen Eindruck die Ausführung eines ſtrengen Urtheils auf das gläubige Volk machen würde.“

„Ohne Zweifel einen unausſprechlich ſchmerzlichen,“ erwiederte Amantius. „Aber, glückſelige Auguſta! biſt Du im Klaren darüber, wo das Recht liegt: ſo kann von der Vollziehung eines ſtrengen Urtheils in Bezug auf Chryſoſtomus doch wohl nicht die Rede ſein.“

In dem Maß, als ſich Eudoxia's Auge verdüſterte, lichteten ſich die Blicke der beiden Damen.

„Wo eine Anklage auf Hochverrath vorliegt,“ rief die Kaiſerin, „da iſt es mindeſtens etwas voreilig, übereifrige Bürgſchaft zu leiſten.“

„O daß die Auguſta meine Bürgſchaft annehmen wollte!“ rief Amantius. „Ich ließe mein Haupt zum Unterpfand, daß die Anklage auf Hochverrath keinen Grund hat. Der Patriarch iſt treu ſeinem Gott, treu ſeiner Kirche, treu ſeiner Heerde — wie könnte er denn treulos gegen ſeinen Kaiſer ſein! ſein ganzes langes pflichttreues Leben widerſpricht dieſer Beſchuldigung.“

„Er hat eine große natürliche Lebhaftigkeit, wie es heißt . . . . denn im Geſpräch mit ihm, bemerkt man ſie nicht,“ ſagte die Kaiſerin; „und dieſe Leidenſchaftlichkeit reißt ihn zu Antipathien hin, deren Ausdruck er nicht bemeiſtern kann. In dieſer Beziehung hat er ſich ſo viel zu Schulden kommen laſſen, daß es treuen Anhängern der Majeſtät verletzend, ja höchſt beleidigend erſcheinen mußte — und ſpräche es nicht für Dich, daß Du ſeit langen Jahren dem Kaiſerhaus ergeben biſt, ſo könnte Deine blinde Befangenheit mich zweifelhaft machen über Deine eigene Geſinnung.“

„Der Knecht iſt nicht über den Herrn,“ erwiederte Amantius demüthig. „Hegt die Auguſta Zweifel an der Treue des Patriarchen, ſo darf ich nicht klagen, wenn mir daſſelbe widerfährt.“

„Ich kenne dieſen Stolz, der ſich Demuth nennt,“ rief Eudoxia zürnend. „So ſpricht Chryſoſtomus, ſo Gunild, ſo ſprichſt Du.“

„So ſpricht der Jünger, der — in welchen Verhältniſſen er ſich befinde — ſich bemüht, ein Nachfolger ſeines göttlichen Meiſters zu ſein,“ erwiederte Amantius ruhig.

„Genug!“ rief Eudoxia äußerſt aufgeregt. „Ich kenne dieſe hohlen Redensarten! . . . Einen Fingerzeig, ein lichtendes Wort erwartete ich von Dir, von Deiner Erfahrung . . . . vergebens! Dein Glaubensbekenntniß verlange ich nicht zu hören.“

Sie wendete ſich von ihm ab und zu den Damen. Amantius zog ſich tief bekümmert zurück. Im Vorzimmer eilte ihm Hylas entgegen und reichte ihm ein Schreiben. Amantius warf einen ſchmerzlichen Blick darauf, begab ſich wieder in das Gemach der Kaiſerin und bot es ihr auf den Knieen ſchweigend dar.

„Ha! vom Concil! nicht wahr?“ ſagte ſie erbleichend.

„Von Chalcedon,“ ſagte er ruhig; für ihn war die Verſammlung an der Eiche kein rechtmäßiges Concil. Aber was konnte er der Kaiſerin in ihrem aufgeregten Zuſtand noch weiter ſagen! Leidenſchaftliche Bewegung übertäubte jede Einſprache der Vernunft und der Religion. Nachdem er ſich entfernt hatte, blieb ſie unbeweglich auf ihrem Sitz mit dem ungeöffneten Schreiben in der Hand.

„Bemerkteſt Du ſeinen frechen Proteſt gegen das Concil?“ flüſterte Eugraphia heimlich in Marſa's Ohr.

Aber Marſa gab keine Antwort und beobachtete geſpannt die Kaiſerin.

Plötzlich erhob ſich Eudoxia, fuhr mit der Hand über ihre bleiche Stirn und ſagte entſchloſſen:

„Welche Thorheit, mich ſo abzuquälen! der Kaiſer hat zu entſcheiden . . . nicht ich. Ich bringe ihm das Urtheil, das in dieſem Schreiben ausgeſprochen iſt und überlaſſe es ſeiner Weisheit herauszufinden, ob er ſtrafen müſſe oder begnadigen könne. Oh, wie erleichert dieſer Entſchluß mein Herz.“

„Iſt er aber würdig der Auguſta!“ rief Marſa, die ihren hochfahrenden Sinn nie verleugnen konnte. Eugraphia jedoch ſagte kalt:

„Der erhabene Kaiſer wird nur das Prinzip der Liebe vertreten; deshalb unterſtütze die herrliche Auguſta die Forderungen der Gerechtigkeit.“

„Das ſoll geſchehen, Eugraphia!“ rief Eudoxia und eilte zu ihrem Gemahl.

Wie zu erwarten war, entſetzte ſich Arcadius höchlichſt über die Anklage auf Hochverrath und ſagte mit einer ſehr luciden Einſicht:

„Der Leichtſinn, womit eine ſo ſchwere Anklage ohne irgend eine genügende Begründung gegen den Patriarchen geſchleudert wird, macht es ſehr wahrſcheinlich, daß auch die übrigen Beſchuldigungen nicht ſtichhaltig ſein werden. Ich beſtätige deshalb das Urtheil nicht und ſtimme dem Verlangen des Chryſoſtomus bei, daß ſeine Gegner ſich nur als Ankläger, nicht als Richter, in dem Conzil befinden dürfen, das ſeine Sache prüfen ſoll.“

„Gewiß, geliebter Herr! ein Todesurtheil zu fällen wäre ſündhaft und Verbannung wäre grauſam,“ ſagte Eudoxia in der lieblichen Weiſe, mit der ſie ſich ſtets gegen Arcadius benahm. „Hingegen will mir ſcheinen, als ob ſo ausgezeichnete Männer wie der Patriarch von Alexandrien, wie Biſchof Severian von Gabala und wie unſer alter ehrwürdiger Arſacius, der Erzprieſter von Conſtantinopel, einige Berückſichtigung ihrer Anſicht, welche ſich in dieſem Urtheil ausſpricht, verdienen. Sollte Deine Gerechtigkeitsliebe anderer Meinung ſein?"

„O nein! ſicher nicht!" ſagte Arcadius ſchon ganz unſicher durch dieſen Einwurf.

„Man müßte ihnen aber nur in der mildeſten Form beiſtimmen — nicht wahr?"

„In der allermildeſten! . . . und ſogar das wird mir ſchwer!" ſeufzte Arcadius.

„O Du ächter Sohn einer heiligmäſſigen Mutter!" rief Eudoxia ſchmeichelnd. „Man weiß ja, daß die ſelige Flaccilla den großen Theodoſius immer für die allergrößte Milde zu ſtimmen ſuchte! — Und gewiß, geliebter Herr, ſie iſt hier durchaus nothwendig; denn auch das gläubige Volk verdient Schonung ſeiner — wenn auch übertriebenen, doch frommen Gefühle für den Patriarchen."

„Auch damit bin ich durchaus einverſtanden. Nur ſehe ich nicht, was zwiſchen all dieſen Rückſichten uns zu thun übrig bleibt."

„Was dem Auguſtus zu thun geziemt, wäre etwa dieſes: einfach die Entſetzung des Chryſoſtomus zu beſtätigen, ohne auf irgend eine Anklage einzugehen.“

„Und wenn er ganz unſchuldig wäre!“ rief der Kaiſer beunruhigt.

„Das iſt er wohl nicht,“ ſagte Eudoxia mit ihrem anmuthigſten Lächeln. „Ein großer Theil ſeines Clerus — allerdings der minder ascetiſche — iſt ihm gründlich abhold. Das ſpricht entweder für Mangel an Nachſicht und Schonung .... und dann iſt Chryſoſtomus nicht unſchuldig; — oder für Mangel an der nothwendigen Geſchicklichkeit, die Menſchen zu nehmen und zu brauchen, wie die gebrechliche Nachkommenſchaft Adams nun einmal iſt: und das bewieſe dann ſeine Unfähigkeit für die hohe Würde, die er bekleidet. Laß uns das Letztere annehmen, geliebter Herr! das kränkt nicht im Geringſten ſeinen Character und macht ſeine friedliche Entfernung nothwendig. Denn ſein Einfluß auf den Clerus iſt kein heilſamer. Wer zu viel von den Menſchen verlangt, macht ſie ungeneigt das zu leiſten, was ſie bei geringeren Anforderungen etwa noch leiſten würden. Es iſt traurig, daß es ſo iſt; ... aber die ſchwache menſchliche Natur bringt es mit ſich: ſie mag ſich nicht überſpannen laſſen.“

Arcadius ſah der ſchönen Sachwalterin der menſchlichen Schwachheit in das ſtrahlende Auge und auf die roſigen Lippen — und war überzeugt von der Richtigkeit ihrer Anſichten.

„Aber was wird aus dem Patriarchen, wenn ich ſeine Entſetzung beſtätige?“ fragte beklommen ſein erſterbendes Gewiſſen.

„Gönne ihm ſeine volle Freiheit — und wie der Waldvogel, der fröhlich ſeinem Käfig entſchlüpft, flieht Chryſoſtomus in die geweihte Einſamkeit eines Kloſters oder einer anachoretiſchen Wüſtengrotte.“

Und wirklich! ohne auf die Hochverrathsklage einzugehen, beſtätigte Kaiſer Arcadius das Urtheil der Entſetzung, welches die Verſammlung an der Eiche geſprochen hatte und ließ es ſogleich dem Patriarchen verkündigen, mit dem Befehl, die Stadt augenblicklich zu verlaſſen.

Dieſer hatte wieder zu den verſammelten Gläubigen in der Sophienkirche geſprochen und ſie ermahnt, den Pilgerzuſtand des Menſchen hienieden ſtets im Auge zu behalten und ſich nicht von zeitlichen Dingen an die Welt feſſeln zu laſſen. Es war gegen Abend. Ermüdet von der ununterbrochenen Anſtrengung des Tages hatte ſich Chryſoſtomus in ſein ärmliches Zimmer begeben, um in der Stille und Einſamkeit ſein Herz vor Gott zu ſammeln und auf deſſen heiligſten Willen zu richten.

Da erſchallte draußen eine ungeheure Wehklage. Der Diacon Serapion trat verſtört ein, fiel dem Patriarchen zu Füßen und ſagte zitternd:

„Der Jammer des Volkes verkündet Dir, o heiliger Vater, daß der kaiſerliche Beamte kommt um" . . . — Serapions Stimme brach in Thränen.

„Um mich in Freiheit zu ſetzen," entgegnete Chryſoſtomus. „Wir wollen ihn geziemend als den Boten einer großen Gnade empfangen."

Eine Menge Cleriker folgten Serapion auf dem Fuß und umringten den Patriarchen, und das Volk war kaum von Erſtürmung des Pallaſtes zurückzuhalten. Der Beamte erſchrack vor dieſer Aufregung, denn das Volk umwogte ihn, wie ein tobendes Meer. Da erſchien Serapion, vom Patriarchen geſendet, in dem Getümmel und führte ihn in den Pallaſt ein, wo Chryſoſtomus, umringt von dem getreuen Theil des Clerus und von den fremden Biſchöfen, ihn in dem großen Saal erwartete. Der Beamte verkündete das Urtheil und deſſen Beſtätigung. Chryſoſtomus hörte es ruhig an und erwiederte, er könne nur einem rechtmäßigen Conzil gehorchen, und ein kaiſerlicher Befehl genüge nicht, um ihn von ſeiner Kirche zu trennen.

Der Beamte entfernte ſich — und alsbald erſchien eine Prätorianertruppe, umringte den Patriarchen mit großer Ehrerbietung und geleitete ihn durch die vor Schmerz verſtummte Volksmenge hindurch und von ihr gefolgt zum Hafen, wo er, auf einem Fahrzeug eingeſchifft, allen Blicken entſchwand. Was wurde aus ihm? — Wohin brachte man ihn? — Dieſe bangen Fragen der Ungewißheit blieben ohne Antwort und die abendliche Dunkelheit legte ſich über den Bosporus.

◆

Ein Erdbeben und deſſen Folgen.

Den Tag ausgenommen, da Arcadius ſie zur Auguſta machte, hatte Eudoxia nie die Sonne mit größerer Befriedigung ſinken ſehen, denn es waren zwei Tage großen Triumphes. Der eine verkündete ihren Sieg über das Böſe, der andere über das Gute, welche ihr, jedes auf ſeine Weiſe, im Wege waren. Chryſoſtomus war entfernt und zwar auf eine ſo milde, ſchonende Art, daß Eudoxia Luſt hatte ſich einzubilden, ſie thue ein gutes Werk, denn es geſchehe dem kränklichen Mann dadurch eine Wohlthat, die ihn ſeinen Feinden entrücke und den Wonnen der Abgeſchiedenheit zurückgebe. Damit hatte ſie auch die Gewiſſensangſt des Kaiſers beſchwichtigt. Eugraphia und Marſa waren keineswegs mit dieſer halben Maßregel zufrieden, nach ihrer Anſicht mußte Entſetzung und Verbannung Hand in Hand gehen; nur am Caucaſus oder in Lybiens Wüſte verhallte jeder mögliche Anſpruch an Wiedereinſetzung. Die Unzufriedenheit ihrer Rathgeberinnen beglückte die Kaiſerin. Es war ein Zeugniß für ihre Milde.

Gunild hatte den Tag bei Olympia zugebracht, und mit ihr und gleich ihr die Traurigen zu tröſten und die Aufgeregten zu beruhigen verſucht, die mit dem Patriarchen den Stab ihres Glaubens und die Stütze ihres materiellen Daſeins verloren, und die nun maſſenhaft zu Olympia, dieſer Tröſterin der Betrübten, flüchteten. Obſchon der Schlag, den die Kirche empfing, Olympia mitten in's Herz hinein traf, blieb ſie muthig der Verzweiflung des Volkes gegenüber und ſuchte nur die verzagten und empörten Gemüther über die räthſelhaften Geſchicke hinweg zu deren Lenker zu erheben. Ihr Mitleid, ihr Rath, ihre Hülfe wurden ſo ununterbrochen in Anſpruch genommen, daß ihr perſönlicher Schmerz gar nicht aufkommen konnte.

Deſto mehr fühlte ihn Gunild — für Olympia und für ſich ſelbſt. Sie war noch nicht geübt im Leiden. Sie kannte zwar perſönlichen Kummer und den Schmerz, inſofern er ſie ſelbſt betraf — und war das auch kein unedles Leid, ſo war es doch auch kein ſolches, welches ſich dem göttlichen Leiden am Kreuz anſchloß. Das ſollte ſie nun lernen. Eine Tochter des Kreuzes ſollte ſie werden, und mit gefriedeter Seele im Glauben ruhend, ſollte ſie ſehen, wie die phariſäiſche Lüge die Gerechtigkeit kreuzigte.

Als die Kunde von der Wegführung des Patriarchen kam, ſtieß Gunild einen unterdrückten Schrei aus und Olympia ſagte:

„Es iſt vollbracht.“

„Lebewohl!“ rief Gunild und warf ſich in Olympia's Arme; — „ich gehe jetzt, aber ich komme wieder und bleibe bei Dir. Ich kann nicht länger dort weilen, wo die Lüge Schutz findet.“

„Die ewige Liebe lenke Dein Herz und Deine Schritte,“ erwiederte Olympia.

Als die Kaiſerin Gunilds Rückkehr erfuhr, ließ ſie ſie kommen, war ſehr freundlich, pries die milde Löſung der verwirrten Zuſtände, lobte die Weisheit des Biſchofs Severian, die Frömmigkeit des Erzprieſters Arſacius, bewunderte die hohe Einſicht des Kaiſers und fragte endlich, da ſie hoffte, Gunild wenn nicht überzeugt, ſo doch betäubt zu haben, was ſie über die Ereigniſſe des Tages gehört habe.

„Nichts als Jammer und Klagen,“ erwiederte Gunild.

„Welche Unvernunft!“ rief Eudoxia; — „aber Du? Du wirſt anders denken?“

Gunild ſchwieg und verneigte ſich tief.

„Iſt das Zuſtimmung?“ fragte Eudoxia.

„Es iſt die ſtumme Bitte ſchweigen zu dürfen.“

„Undankbare — die mich betrübt! Unverſtändige — die mich verkennt!“ rief die Kaiſerin zürnend; — „ich bin doch neugierig zu wiſſen, was Du in Deinem trotzigen Kopf für Gedanken wider mich hegſt. Rede!“

„Ich denke nur an jenes Wort, das der Herr ſprach, als ſeine Feinde ihn in Bande legten und fortführten; da ſprach er: Dies iſt eure Stunde und die Gewalt der Finſterniß.“

„Zu den Gottesmördern geſellſt Du mich!“ rief die Kaiſerin mit bitterm Lachen. „Dann bin ich eine ſchlechte Geſellſchaft für Dich! Du kannſt Dich entfernen.“ —

Eudoxia blieb allein. Werde ich denn nie einen Tag ungetrübter Befriedigung haben? fragte ſie erregt ſich ſelbſt. Muß immer eine Hand bereit ſein, mir Galle in den Becher zu träufeln, aus welchem ich Labung zu trinken hoffte? — Thörichte Gunild! . . . In der Gewalt finſtrer Mächte ſoll ich ſein? . . . unter deren Einfluß handeln? . . . während ich ſie Alle, die guten wie die böſen, beherrſche! — — — Da war es ihr, als frage eine ganz leiſe, aber ganz verſtändliche Stimme in ihr: Alle? Auch die in dir? —

Sie war mit ſich ſelbſt gleichſam unter vier Augen traulich allein, und in ihr Gewiſſen hineinſchauend, gab ſie ſich ſelbſt die Antwort: Nein! . . . aber welcher Menſch auf Erden dürfte Ja ſagen! — Und damit beruhigte ſie ſich. Statt auf hohe Ideale zu blicken und ihnen nachzuſtreben, blickte ſie lieber auf die Unvollkommenheit, um ſich zu rechtfertigen. —

Es war ſpät geworden. Bevor ſie zur Ruhe ſich begab, wollte ſie ihr Herz erfriſchen. Sie ging zu ihren Kindern, die längſt im tiefen Schlaf lagen; aber in dem Zimmer eines jeden Kindes durchwachte eine Dienerin bei Lampenlicht die Nacht. Die Kaiſerin verweilte lange bei ihrem vierjährigen Sohn, der ſich friedlich in ein Leben hineinträumte, das ihn fünfzig Jahre auf den Thron der Cäſaren ſetzen ſollte. Länger noch bei ſeiner älteren Schweſter Pulcheria, dem reichbegabteſten der Kaiſerkinder, an welcher mit der äußern Schönheit des großen Theodoſius ſchon jetzt die Vorboten ſeines Geiſtes ſich kund gaben. Dann bei Flaccilla, der Aelteſten von Allen, deren ſchwächliche Geſundheit immer Befürchtungen eines frühen Todes veranlaßte. Endlich ging ſie zu den beiden Jüngſten, Arcadia und Marina; — und all ihren Ehrgeiz, ihre Selbſtſucht, ihre ſtolzen hochfliegenden Pläne gingen ihr für ein Paar Augenblicke in der zärtlichen Sorge unter, womit jedes Mutterherz der verhüllten Zukunft ihrer Kinder entgegenſchlägt.

In ihr Schlafgemach zurückgekehrt, wollte ſie eben ihre dienenden Frauen rufen, als ein urplötzliches Getöſe wie rollender Donner und Sturmesheulen ſie erſchreckte. Sie horchte auf, was das ſei; — und als ſie ſo regungslos daſtand, wie man zu ſtehen pflegt, wenn man geſpannt aufhorcht, ſpürte ſie deutlich eine leiſe wellenförmige Bewegung des Bodens unter ihren Füßen, und der rollende, heulende Donnerſchlag erfolgte zum zweiten Mal.

„Ein Erdbeben!“ rief Eudoxia entſetzt, und zugleich ſtürzten ihre Frauen herein und wehklagten: „Ein Erdbeben! . . . Rette Dich! . . . Fort aus der Stadt! . . . Gott züchtigt ſie!“

„Schweigt und beruhigt Euch!“ rief Eudoxia gebietend. „Der Kaiſer wird befehlen was zu thun ſei.“

Als ſie ihr Schlafzimmer verließ, fand ſie bereits in den andern Gemächern einen Theil des Hofſtaates verwirrt, rathlos. Aber dies allgemeine Entſetzen gab der Kaiſerin Faſſung und ſie ſagte: „Beruhigt Euch! es war nur ein vorübergehender Erdſtoß — kein Erdbeben.“

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo wiederholte ſich die unheimliche Bewegung des Fußbodens und der Kaiſer trat ein. Schreckensbleich eilte er auf Eudoxia zu, ſchloß ſie in ſeine Arme und rief:

„Wo ſind die Kinder? Bringt ſie in Sicherheit!“

„Wo iſt Sicherheit bei einem Erdbeben?“ flüſterte ſie in ſein Ohr.

Das ſchauerliche Getöſe brach von Neuem aus. Doch nein! dies war etwas Anderes! dies hob und ſenkte ſich wie ein wildes, wirres Geſchrei von menſchlichen Stimmen. Die Gemächer überfüllten ſich. Der ganze Hofſtaat drängte ſich um das Kaiſerpaar. Boten kamen mit furchtbaren Nachrichten: der Hebdomon ſei eingeſtürzt — eine Feuersbrunſt wüthe am Hafen — die ſteigenden Fluten des Bosporus bedrohten die untere Stadt — das Volk ſei in Verzweiflung. — —

Die Erſcheinung des Optatus, Präfekt von Conſtantinopel, machte den falſchen Nachrichten ein Ende; — aber durch eine richtige, die nicht minder beunruhigend war. Das Volk war in heftigſter Gährung. Aus ſeiner dumpfen Trauer über die Entführung des Patriarchen durch das Erdbeben aufgerüttelt, ſah es in demſelben ein Strafgericht Gottes. Ein wüthendes Handgemenge, das Blut und Menſchenleben koſtete, hatte ſchon am Hafen mit den egyptiſchen Matroſen, den Landsleuten und Anhangern des Theophilus, ſtatt gefunden und war gewaltſam durch die Prätorianer unterdrückt worden. Jetzt aber wälzte ſich dieſe ungeheure, tobende Menge gegen den Conſtantiniſchen Pallaſt. Was war zu thun?

ſollten die Prätorianer abermals einſchreiten und die Aufregung in Blut erſticken?

Während des Berichtes des Optatus war die Menge bis zum Vorhof des Pallaſtes gelangt und wäre in ihrer Verzweiflung noch weiter gegangen, hätte man nicht die Thore geſchloſſen und bewacht. Um deſto heftiger rief es nach Chryſoſtomus und drohte der Kaiſerin mit dem Zorn Gottes. „Eudoxia haßte ihn! — Eudoxia verbannte ihn! — Wegen Eudoxia kommt das Erdbeben über uns! — Gib uns den heiligen Vater wieder, Kaiſer Arcadius! — Ruf' ihn zurück und ſei geſegnet mit Deinen Kindern! — Gottes Fluch über Eudoxia!“

Mit den Schreckniſſen des Erdbebens allein hätte Eudoxia's Muth es aufgenommen. Aber in Verbindung mit dem Aufruhr des Volkes und mit der Deutung, welche die verſtörte Menge dem Naturereigniß gab, war es zu viel. Ihr Gewiſſen verſetzte ſie in Furcht; ſie wagte nicht, die Prätorianer wider das Volk zu ſenden und entdeckte keinen Ausweg, um all dem Unheil zu entrinnen, — als ihre Demüthigung. Mit einem Strom von Thränen warf ſie ſich dem Kaiſer zu Füßen und beſchwor ihn ſo dringend im Namen ſeiner Wohlfahrt und der öffentlichen Sicherheit um die Rückkehr des Patriarchen, als ob Arcadius nicht mit Freuden ihre Bitte erfüllen würde. Kaum war die Gewährung über ſeine Lippen, ſo verbreitete ſie ſich blitzſchnell im Pallaſt, im Vorhof, auf den Gaſſen und Plätzen. Der frommen, der weiſen, der gütigen, der glückſeligen Auguſta wurden ſo viel Heil- und Segenswünſche zugerufen, daß ſie mit der Beweglichkeit ihrer Gefühle in ſympathiſche Stimmung für das Volk überging, das ſie mit einem einzigen Wort ſo unermeßlich beglückt und begeiſtert hatte. Sie theilte plötzlich das Intereſſe des Volkes für den Ausgewieſenen. Sie ſchrieb ihm ſelbſt und ſprach ihm in den lebhafteſten Ausdrücken ihre Freude aus, daß der Kaiſer die Beſtätigung des Urtheils widerrufe und daß ſie glücklich ſei, ihm dieſe Kunde zu geben.

Aber wo war er? — Die Bemannung des Fahrzeugs hatte den Befehl erhalten, ihn zur Küſte von Bithynien hinüber zu führen und dort abzuſetzen. Sie hatte ihn pünktlich erfüllt, und war dann ihrer eigentlichen Beſtimmung nach Nicomedien gefolgt. Der Bosporus bedeckte ſich alſo mit zahlloſen Barken, unter denen ſich die Schnellruderer der Kaiſerin mit ihren Kämmerlingen hervorthaten, und flogen nach Bithynien herüber. Die Ufer von Aſien und Europa wurden mit tauſend Fackeln beleuchtet, um die Nachforſchung zu erleichtern. Fern vom Ufer konnte er unmöglich ſein! die Nacht und ſeine Kränklichkeit mußten ſeine Schritte hemmen. — — —

In einem freundlichen Landhauſe an dem kleinen Meerbuſen von Nicomedien lebte die Schweſter des Diacons Serapion mit ihrem Gatten ein glückliches chriſtliches Familienleben. Chryſoſtomus wußte es, kannte aber weder die Lage des Hauſes, noch Chariton und ihren Mann. Als der Schiffer ihm erklärte, am einſamen Ufer müſſe er ihn ans Land ſetzen, denn nach Nicomedien oder einer andern Stadt dürfe er ihn, des großen Aufſehens wegen, nicht bringen, erwiederte Chryſoſtomus ruhig, er möge thun, was ihm befohlen ſei. So ſtand der Patriarch denn nach wenig Augenblicken einſam unter dem Sternenhimmel am Ufer, während das Fahrzeug mit ſeinen weißen Segeln tiefer in den Meerbuſen hineinfuhr und durch die dunkeln Fluten einen leuchtenden Streif, wie eine ſilberne Schleppe, hinter ſich her zog. Eine Gruppe von Platanen unweit ſeines Landungsplatzes ſchien dem Patriarchen etwas Schutz gegen die nächtliche Kühle zu bieten, welche ſeine angegriffene Bruſt nicht vertrug. Dort angelangt erkannte er, daß die Bäume am Fuß eines ſanften, gartenmäßig gepflegten Abhanges lagen, was die Nähe einer Villa verrieth. Langſam aufwärts ſteigend, kam er bald zu dem Thor und klopfte an. Auf die Frage, wer zu ſo ſpäter Stunde Einlaß begehre, ſagte er, ein Pilger bitte um Herberge für die Nacht. Da wurde das Thor geöffnet und Chryſoſtomus trat ein. Kaum hatte der Thorwart einen Blick im grellen Licht ſeiner Fackel auf ihn geworfen, ſo fiel er auf die Knie und rief mit Entſetzen:

„Heiliger Vater! . . . woher kommſt Du? was iſt Dir widerfahren?“

„Kannſt Du mir ein Ruheplätzchen für dieſe Nacht anweiſen, ſo wäre ich Dir ſehr dankbar,“ ſagte der Patriarch freundlich.

O, nicht ich — mein Herr und meine Herrin werden glücklich ſein, Dich zu beherbergen. Deine Heiligkeit befindet ſich bei der Schweſter des Diacon Serapion — und als ich dieſem einſt Botſchaft von ihr zu bringen hatte, ſah ich Dich in Conſtantinopel.“ —

Mit namenloſer Freude und Wehmuth begrüßte Chariton und ihr Mann den Patriarchen. Nur in wenig Worten konnte er ihnen die Ereigniſſe mittheilen, die ihn zu einem obdachloſen Ausgeſtoßenen machten; denn ſeine Kräfte waren erſchöpft, und wie eine liebende Tochter ſorgte Chariton dafür, daß er Ruhe und Stärkung finde. Dann ſenkte ſich die Stille der Nacht über das friedliche Haus.

Gegen Morgen trat neue Unruhe ein. Briſon, ein Kämmerling der Kaiſerin, und gerade der, dem ſie ihr Schreiben anvertraut hatte, kam und fragte nach dem Patriarchen. Der Thorwart fürchtete Verrath und gab unbeſtimmte Antwort. Dadurch wurde Briſon aber aufmerkſam und verlangte im

Namen der Kaiſerin mit dem Hausherrn zu ſprechen. Fröhliche Stimmen verkündeten dem Patriarchen bald hernach ein günſtiges Ereigniß. Sollte Serapion mir gefolgt ſein? fragte er ſich. Da erſchien Briſon und überreichte ihm das kaiſerliche Schreiben, das er mit traurigem Erſtaunen las, denn Eudoxia ſchrieb: „Ich bitte Deine Heiligkeit überzeugt zu ſein, daß ich von all' dieſen ſchmählichen Vorfällen nichts gewußt habe. Ich bin unſchuldig an Deinem Blut. Boshafte Menſchen haben dies Complot gegen Dich geſtiftet. Gott iſt Zeuge der Thränen, die ich ihm als Sühnopfer darbringe. Ewig werde ich eingedenk ſein, daß Deine frommen Hände meine Kinder getauft haben. Ich flehe um Deine Rückkehr.“ Chryſoſtomus mußte Folge leiſten. Schnellruderer brachten die Nachricht, daß er gefunden ſei, daß er komme, nach Conſtantinopel. Ein grenzenloſer Freudenrauſch war deren Folge. Voreilig war Biſchof Severian von Chalcedon gekommen, hatte die Kanzel der Sophienkirche beſtiegen, um den Gläubigen in einer leidenſchaftlichen Predigt begreiflich zu machen, daß Chryſoſtomus die Entſetzung durch ſeinen Stolz verdient habe. Aber man unterbrach ihn mit heftigem Unwillen, man rief laut und flehend zu Gott um die Rückkehr des Patriarchen, und als auch hieher endlich die Kunde drang er komme, waren in einem

Augenblick die weiten Hallen ſtill und öde: Alles eilte ihm entgegen. Der Bosporus wimmelte von Nachen. Bei ſeiner Mündung in die Propontis drängten ſie ſich dermaßen, daß man trockenen Fußes von Europa nach Aſien hätte gehen können. Als man ihn gewahr wurde, den kleinen gebeugten Mann mit dem ſeinen, kränklich zarten Antlitz, brach der Sturm des Jubels rauſchend aus und man wollte ihn zur Stadt hinführen. Aber Chryſoſtomus weigerte ſich, gleichſam durch einen Volksauflauf ſeinen Sitz einzunehmen. Er landete in einer Villa der Kaiſerin und verlangte ein rechtmäßiges Conzil, das all' dieſe Verwirrungen ſchlichte und richte. Darauf ſchickte ihm der Kaiſer einen Geheimſchreiber mit der Zuſage des Conzils; nur möge der Patriarch ſeine Rückkehr nicht verzögern, weil das Volk ſonſt den guten Willen des Kaiſers beargwohne.

Inzwiſchen hatten ſich die fremden Biſchöfe um ihn verſammelt. Von ihnen geleitet, umwogt vom Volk, das brennende Kerzen trug und frohe Hymnen ſang, begab ſich Chryſoſtomus in die Apoſtelkirche und ertheilte der Menge ſeinen Segen. Doch damit nicht zufrieden, entließ ſie ihn nicht; ſie wollte ihn hören, — lieber ihn hören, als beiwohnen den Spielen im Circus, die zur Feier des Tages gegeben wurden. Er mußte ihrem Verlangen genügen und einige Worte ſprechen:

* * *

„Gott Dank für Alles!“ das ſagte ich ſcheidend, das ſag' ich heimkehrend, das hab' ich in meiner Abweſenheit geſagt, das werde ich immer ſagen. Die äußern Umſtände ſind verſchieden; aber alle ſind Fügungen, Schickungen, Zulaſſungen Gottes. Deshalb müſſen wir mit gleichmäßig ſtiller Seele immer ihm danken für ſeine väterliche Vorſehung. Seht, wie gütig er eben jetzt in Sturm und Ungewitter für uns Alle war. Der Feind, der uns ſchaden wollte, hat uns genützt. Unſer Eifer iſt neu entzündet, unſere Liebe friſch entflammt. Von den Meinen wollte man mich trennen — und mit verdoppelter Treue hängen ſie mir an. Es werden circenſiſche Spiele begangen — und Niemand beſucht ſie — und Alle ſtrömen der Kirche zu. Das iſt das Werk des Herrn, der menſchliche Verkehrtheit zur Verherrlichung ſeines armſeligen Dieners wendet. Erhebt alſo Eure Stimmen im einmüthigen Danke zu Gott. Dies Gebet, dies Zeugniß Eurer Liebe, iſt für mich glorreicher als ein Diadem. Die heiligen Apoſtel, deren Kirche ich zuerſt betreten wollte, lehren uns durch ihr Beiſpiel, daß dem Leidenden ewige Kronen aufbewahrt ſind.“

Wie bezaubert hing Alles an ſeinem Antlitz, an ſeinen Lippen, an ſeinen Worten. Er hatte nun einmal dieſe geheimnißvolle Macht, die einzelnen großen Männern zur Verſtärkung ihrer Wirkſamkeit gegeben wurde und die Keiner ſich erringen, Keiner nachahmen kann. Je nach dem Boden, auf welchem ſie ſtehen und wirken, heißt dieſer Zauber bei den Einen Genie, bei den Andern Gnade. Bei den Heiligen fällt Beides zuſammen.

Die Kaiſerin war ſtrahlend vor Freude und Zufriedenheit; — der Kaiſer war es — in ihrem Wiederſchein. Auch der ganze Hofſtaat; — ausgenommen die entſchiedenen Feinde des Chryſoſtomus. Dieſe hielten ſich zurück .... und warteten. Weder Eugraphia noch Marſa, Eugenius vollends gar nicht, ließen ſich im Pallaſt ſehen.

„Mir iſt, als hätte ich den Traum einer ſchrecklichen Cabale geträumt und ſei nun erwacht,“ ſagte Eudoxia zu Amantius. „In jenem unheimlichen Traum, deſſen finſtere Gewalt mich umſpann, fürchte ich ungerecht gegen Dich geweſen zu ſein, Amantius .... und gegen Gunild. Und ich weiß doch, daß Ihr mir treu ſeid und es wahrhaft gut mit mir meint. Aber ich war unzurechnungsfähig.“

„Du biſt ſo huldreich und ſo gnädig,“ erwiederte Amantius, „daß ich die Frage nicht unterdrücken kann: iſt es eine Entſchuldigung für den Chriſten, für einen Herrſcher über die halbe Welt, durch verblendende Leidenſchaften unzurechnungsfähig geworden zu ſein .... und in dieſer Gemüthsverfaſſung gehandelt zu haben?“

„Vielleicht nicht .... allein ich habe keine andere," ſagte Eudoxia lächelnd. „Und nun begib Dich zum Patriarchen und ſage ihm, ich hätte heiße Thränen über ſein Exil und die verwaiſte Kirche geweint und keine Ruhe gefunden. Jetzt aber, nach der Rückkehr des guten Hirten zu ſeiner Heerde, ſei ich ruhig für Leben und Tod."

Gunild ſtand mit ihrer geraden Seele dem in tauſend Farben ſchillernden Character der Kaiſerin wie einem ungelöſten Räthſel gegenüber und ein gewiſſes Mitleid mit ſo großer ſittlicher Schwäche ſtimmte ſie freilich zur Nachſicht, ließ aber keine andere Hochachtung als die, welche der Stellung gebührte, in ihr aufkommen. Ihr eigener Platz genügte Gunilden nicht und doch wollte es ihr durchaus nicht klar werden, wo ſie einen andern finden könne. Der Eheſtand hatte nie den mindeſten Reiz für ſie gehabt, obſchon die Kaiſerin ihr mehrmals glänzende Vorſchläge machte.

„Mir mißfällt das Wort: Er ſoll dein Herr ſein," erwiederte ſie ablehnend.

Eben ſo ſehr mißfiel ihr aber auch die Vorſtellung, daß ſie in der Ehe der Herr ſein könne. Nur ſprach ſie dies Mißfallen nicht gegen die Kaiſerin aus. Dieſe glaubte jetzt, Gunild werde ſich nach ihrer Taufe einer frommen Genoſſenſchaft anſchließen wollen und ſich entweder bei Nicarete dem beſchaulichen Leben oder bei Olympia dem thätigen Leben im Dienſte des Herrn widmen — vielleicht ſogar dem Zug vieler frommen Seelen nach einem Kloſter in Paläſtina folgen. Aber Gunild hatte keinen Plan.

„Wenn ich im heiligen Sacrament der Taufe von meinen Sünden gereinigt ſein — und die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe empfangen werde, dann hoffe ich mit erleuchtetem Auge zu erkennen, in welcher Weiſe ich meinem Erlöſer dienen ſoll.“

So ſprach ſie zur Kaiſerin und zu Olympia und Beide billigten dieſen Entſchluß. Als Gunild die Kaiſerin jetzt ſo günſtig für den Patriarchen geſtimmt ſah, machte ſie es wie Amantius und wagte einige leiſe Vorſtellungen gegen den Einfluß ſeiner Feinde.

„Nicht blos ſeinetwegen,“ ſetzte ſie hinzu, „obſchon es ein namenloſes Unheil iſt, wenn ein ſolcher Hirt verhindert wird, ſeine Heerde auf die beſte Weide zu führen; — ſondern auch Deinetwegen, erhabenſte Auguſta, weil es Dich in Berührung mit Leuten von niedrigſter Geſinnung.... mit einem Eugenius bringt, der vor Dir nicht einmal genannt werden ſollte.“

„Du haſt Recht, Gunild,“ erwiederte Eudoxia. „Nur iſt es unausſprechlich ſchwer, die Richtigkeit der Anſichten von Freund und Feind zu entwirren, beſonders dann, wenn man geneigt iſt, mit Lebhaftigkeit einer Partei beizutreten.“

„Iſt das kaiſerlich?“ fragte Gunild ſanft.

„Es iſt menſchlich!“ verſetzte Eudoxia. „Was übrigens dieſen Eugenius betrifft, ſo würde ich ihm mit Freuden einen Aufenthalt außerhalb Conſtantinopel, in einem ſtrengen Kloſter anweiſen, wenn ich nicht Mitleid mit der armen Eugraphia hätte. Sie liebt ihn wie ihr eigenes Kind; ſie hegt noch immer die beſten Hoffnungen für ihn. Da ſie nun den Intereſſen des Thrones und meiner Perſon bis zu unbegränzter Opferwilligkeit ergeben iſt: ſo kann ich ihr unmöglich das Herzeleid anthun, dieſen armſeligen Eugenius zu verbannen. Indeſſen will ich in Zukunft keine Dienſte von ihm annehmen, die ihm Zutritt zu mir gewähren. Das ſteht feſt.“

Dem Kaiſer war es aufrichtig darum zu thun, eine dauernde Ausſöhnung mit Chryſoſtomus herzuſtellen. Er ſchlug der Kaiſerin vor, am andern Tage der Predigt beizuwohnen, welche der Patriarch in der Apoſtelkirche halten wollte; dies würde dem Volk zur größten Befriedigung gereichen, dem Patriarchen eine ſchuldige Genugthuung geben, die fremden Biſchöfe, ſeine Anhänger, verſöhnen — und endlich dem Theophilus, der noch immer an der Eiche tagte, die Augen öffnen über ſein mißlungenes Complot. Freudig nahm die Kaiſerin den Vorſchlag an. Es lag ihr ſehr viel daran, vor der großen Maſſe der Gläubigen als höchſt fromm zu erſcheinen. Sie erkannte die Stütze, die der Thron in der Frömmigkeit des Herrſchers findet, wenn ſich Herrſcher und Volk begegnen in der gläubigen Andacht und demüthigen Ehrfurcht, welche das Chriſtenthum für ſeine Lehren und ſeinen Cultus ohne Unterſchied von Kaiſern und Bettlern verlangt. Je mehr ſie nun den äußern Vortheil auffaßte, deſto lebhafter wünſchte ſie ihn zu genießen. Der Wunſch, dereinſt im Andenken ihrer Kinder jene Glorie von Frömmigkeit zu tragen, in welcher die Kaiſerin Flaccilla den ihren erſchien, war eine zweite Triebfeder Eudoxia's. Nur ſchlug ſie dazu nicht Flaccilla's Richtung ein. Flaccilla's Leben und Weſen war beſeelt und durchleuchtet von aufrichtiger Frömmigkeit. Eudoxia legte die Frömmigkeit bei großen Gelegenheiten an, wie einen blendenden Diamantenſchmuck.

Genug, ſie erſchien mit dem Kaiſer in der Apoſtelkirche. Die Verſtimmung gegen den Hof war groß und allgemein. Man hörte ja nur von deſſen Prunk und Luxus, Habſucht und Ungerechtigkeit, Intriguen und Beſtechungen; — aber nichts von ehrenvollen Thaten, noch von Dingen, die ein

Reich kräftig, ein Volk groß machen. Alle, die den Sinn für einen beſſern Zuſtand und das Verlangen danach bewahrten, hatten ſich an Chryſoſtomus angeſchloſſen, weil es ihnen unmöglich ſchien, daß der Einfluß dieſes hohen und reinen Geiſtes nicht allmälig zur Geltung kommen und die unlautern Elemente überwinden werde. Auch die untern Claſſen, das geringe Volk, hing noch inniger vielleicht an Chryſoſtomus, denn es fand in ihm einen liebenden Vater, der für all' ſeine Kinder, mogten ſie reich oder arm ſein, hoch oder niedrig ſtehen, daſſelbe Herz hatte. Es betrachtete ſeine Entſetzung als eine Cabale der Großen, welche dem Patriarchen dieſe Anhänglichkeit des Volkes beneidete, und mißtrauiſch blickte es auf den Hof und auf Alles, was von dort ausging.

Chryſoſtomus, immer bereit den Frieden auszubreiten, den er in ſeiner Seele trug, ſprach von den Vorfällen der verfloſſenen Tage nur, um die Huld des Kaiſerpaares dankbar hervorzuheben und vorzugsweiſe die Theilnahme der Kaiſerin, weil man ſie ihr am wenigſten zutraute. Er zählte alle ihre Bemühungen auf, um ihn ſuchen zu laſſen, ihren huldvollen Brief, die Begrüßung, die ſie durch Amantius ihm zu Theil werden ließ, und ſagte, eine ſolche Theilnahme hätten die Herrſcher gewöhnlich nur für Kriege und für An=

gelegenheiten des Staates, aber nicht für die der Kirche.

Das Volk, ganz entzückt ein ſolches Herrſcherpaar, eine ſolche Kaiſerin zu beſitzen und den geliebten Patriarchen wieder reden zu hören, brach in eine Art von freudiger Raſerei aus und in Jubel und Beifallsbezeugungen, die kein Ende nehmen wollten. Eudoxia war freudeſtrahlend und hochbeglückt. Chryſoſtomus aber benutzte ihre günſtige Stimmung nur ſo weit, um den Kaiſer zu bitten, daß er ſowohl, als die Verſammlung an der Eiche, durch ein rechtmäßiges Conzil gerichtet werde; und Arcadius verſprach ein ſolches auszuſchreiben.

Florus war der Bote, der all' dieſe Nachrichten einſammelte und nach Chalcedon brachte. Theophilus bebte vor Zorn.

„An der Armſeligkeit eines Weibes, das ſich über einen Erdſtoß entſetzt, geht dieſe wichtige Sache zu Grunde!“ rief er. „Welch ein Elend mit Weibern verhandeln, auf Weiber Rückſicht nehmen zu müſſen, und welch hundertfaches Elend von einem Weibe abhängig zu ſein!“

„Die Weiber in Weiberkleidern ſind nicht immer die ſchlimmſten, ehrwürdiger Herr,“ ſagte Florus gelaſſen. „Man muß Geduld haben und unverdroſſen wieder das Werk beginnen, wie die Spinne ihr zehnmal zerriſſenes Gewebe zehnmal wieder anfängt.“

„Ich kann durch meine perſönliche Anweſenheit weder hier noch in Conſtantinopel unter den gegenwärtigen Umſtänden nützlich ſein,“ entgegnete Theophilus. „Da ſie aber in Alexandrien höchſt nothwendig geworden iſt, ſo kehre ich noch dieſe Nacht dahin zurück. Ich bitte Dich, die erlauchte Eugraphia hiervon in Kenntniß zu ſetzen. Sie wird begreifen, daß ich nicht bei ihr erſcheinen kann, weil ich am Hof nicht erſcheinen will. Vielleicht gelingt es ihr, und Dir, und Allen, die unſere Anſicht über Chryſoſtomus theilen, einen Faden in die Hand zu bekommen, durch welchen ſich eben dieſe Anſicht wiederum in das neue Conzil hineinſpinnen ließe. Dieſe Vorarbeiten müßt Ihr hier machen .... dann werde ich zu jeder Hülfleiſtung bereit ſein.“

Prunkend und prahlend im feierlichen Aufzug war Theophilus gekommen, unbemerkt und gedemüthigt reiſte er ab. Einige egyptiſche Biſchöfe begleiteten ihn; andere folgten ihm; die Verſammlung an der Eiche löſte ſich auf, indem ihre Mitglieder bei Nacht und Nebel entwichen. Nur Biſchof Severian erſchien wieder in Conſtantinopel, geſtützt auf die Gewogenheit der Kaiſerin.

* * *

Die Bildſäule.

Der intime Kreis von Damen war bald darauf um Eudoxia verſammelt.

„Herrlichſte Auguſta," fragte Thaïs, „ich hörte Deine ſilberne Bildſäule ſei vollendet — und wunderſchön. Wann wird ſie aufgeſtellt? . . . und wo?"

„Sie ſoll nächſtens auf dem großen Platz zwiſchen der Sophienkirche und dem Senatspallaſt aufgerichtet werden und zwar auf einer prachtvollen Säule von Porphyr, die ich aus Alexandrien kommen ließ, wo ſie am Eingang des Serapistempels ſtand," erwiederte Eudoxia.

„O herrlich!" rief Thaïs; — „der Gott mußte fallen, damit die Göttin erhoben werde."

„Welch' ein ſchönes Sinnbild Deiner Siege über die Idole des Polytheismus," ſagte Caſtricia.

„Und wie vortrefflich iſt der Platz gewählt," bemerkte Marſa, „ſo recht inmitten des großen

Volksgewoge und ſeiner wichtigſten Intereſſen. Im Senatspallaſt verhandelt man die Dinge der Welt — in der Kirche die heiligen und himmliſchen Dinge — und das Bild der Kaiſerin repräſentirt die großartige Wachſamkeit, welche Beide mit ihrer Beſtimmung und in ihrer Wirkſamkeit im Auge behält."

„Wie beneidenswerth ſind wir, eine ſolche Auguſta zu beſitzen!" rief Eugraphia begeiſtert.

„Ich habe befohlen," ſagte Eudoxia, „daß bei Aufſtellung dieſer Statue die üblichen Feſte verdreifacht werden. Es hat den Auguſtus ungemein gekränkt, daß Kaiſer Honorius die Entſendung meiner Bildſäule in die Provinzen, als einer Ehre, die nur den Kaiſern gebühre, zu tadeln ſich erlaubte — und eben deshalb ſollen gerade hier die Feſtlichkeiten Alles übertreffen, was das Volk in dieſer Beziehung kennt."

„Grauſamer Kaiſer Honorius, der das Glück und die Ehre den Provinzen mißgönnt, Dich, o herrlichſte Auguſta, im Bilde zu verehren!" rief Thaïs entrüſtet.

„Ich muß dem guten Volk von Conſtantinopel dieſe Freude machen," ſagte die Kaiſerin; „es iſt mir ſo ergeben, ſo anhänglich, und beweiſt es mir durch einen ſolchen Sturm des Beifalls, wenn es meiner anſichtig wird, daß ich mich gedrungen fühle, ihm diejenige Freude zu bereiten, für die es am meiſten empfänglich iſt.“

„Wie nur das Gerücht entſtanden ſein mag, der Patriarch habe dieſe Feſte unterſagt?“ fragte Caſtricia.

„Du hörſt, die Auguſta hat ſie befohlen,“ entgegnete Eugraphia eifrig; „folglich könnte nur der Geiſt des Widerſpruchs ein ſo lächerliches Gerücht in Umlauf ſetzen.“

„Eben deshalb frage ich,“ erwiederte Caſtricia, „denn in Umlauf iſt es bereits geſetzt.“

„Und was ſpricht man denn eigentlich?“ fragte Eudoxia verſtimmt.

„Der Patriarch finde dieſe Art von Feſten unpaſſend für ein chriſtliches Volk und wolle ſie abſchaffen,“ verſetzte Caſtricia.

„Daſſelbe hörte auch ich,“ bemerkte Marſa gleichgültig, „legte aber nicht das leiſeſte Gewicht darauf, da man ja zur Genüge ſeine aſcetiſche Geſinnung kennt und ſich daher nicht wundert, wenn lächerliche Gerüchte über ihn ausgeſtreut werden.“

„Es iſt aber unerträglich,“ rief Eudoxia höchſt verſtimmt, „daß dieſe Gerüchte immer eine gewiſſe Spitze . . . oder Färbung — wie ſoll ich ſagen? — gegen mich haben.“

„Wäre ich Kaiſerin, ſollte mich das nicht bekümmern,“ rief Thaïs harmlos. „Es iſt ja ganz natürlich, daß der Patriarch, ein alter kränklicher frommer Prieſter, zuweilen andere Anſichten hat, als die junge ſchöne weltbeherrſchende, weltbeſiegende Auguſta."

„So ſchweige er über ſeine Anſichten!" rief Eudoxia ungeduldig.

„Das würde freilich geziemender ſein," antwortete Thaïs beſtürzt.

„Vielleicht thut man ihm Unrecht," nahm Eudoxia mit mehr Faſſung das Wort. „Es hat ja Niemand einen ſichern Gewährsmann zu nennen — und auf Volksgeſchwätz iſt nichts zu geben."

„Man muß dem Geſchwätz bis auf den Grund nachſpüren, um es zu widerlegen," ſagte Eugraphia.

„Das wünſche ich eben!" ſagte Eudoxia lebhaft, „es wird Dir gewiß gelingen zu erfahren, wer es zuerſt ausgeſprengt hat — und weiß ich das, ſo weiß ich genug."

Chryſoſtomus war das einzige menſchliche Weſen, das der Kaiſerin imponirte. Allen andern fühlte ſie ſich überlegen, ob mit Recht oder mit Unrecht — gleichviel! ſie behandelte alle andern mit dem Gefühl der Ueberlegenheit. Ihn nicht. Gern hätte ſie es gethan; aber ſie brachte es nicht dahin. Sie mogte reden und handeln, wie ſie wollte — in tiefſter Seele konnte ſie das Gefühl von Inferiorität nicht los werden, wenn ſie ſich in Gedanken dem

Patriarchen gegenüber ſtellte. Es war ein beſtändiger Dorn, der ihren Stolz verletzte und reizte. Waren ihre Beziehungen zum Patriarchen freundlicher Art, ſo beſchwichtigte ſie dieſen Hochmuth einigermaßen durch die Betrachtung, daß die Ueberlegenheit eines heiligmäßigen Mannes keine Kränkung ſei; wurde ſie aber gegen ihn verſtimmt: ſo ſchien es ihr zuweilen unmöglich, in ihrer Reſidenzſtadt einen Mann zu dulden, der nicht von ſeinem Patriarchenſtuhl herab vor ihrem Willen auf die Knie fiel. In letzter Zeit waren die Beziehungen ſehr freundlich geweſen. Chryſoſtomus mied mit ſorgſamſter Schonung ihrer Schwächen, ſo weit es möglich war, jeden Anſtoß, den Eudoxia an ſeinen Worten oder an ſeinem Thun und Laſſen hätte nehmen können. Sie glaubte, daß ſie ihn für ſich gewonnen habe, weil eigentlich ſie es geweſen war, die ihn auf ſeinen Sitz zurückrief. Sie hielt ſeine weiſe Schonung, welche hauptſächlich den Frieden der Kirche im Auge hatte, für Dankbarkeit — während ſie im geheimſten Winkel ihrer Seele ihm Dank wußte, daß er den Groll des Volkes von ihr ab- und deſſen Liebe ihr zuwendete. In ruhigen Zeiten ertrug ſie auch das, obſchon das Bewußtſein, Dank zu ſchulden, einem Character wie dem ihren peinlich iſt; — doch in unruhigen Zeiten wurde es ihr zur quälenden Laſt und nur, um nie durch den

Anblick des Patriarchen an dieſelbe gemahnt zu werden, hätte ſie ſchon ſeine Entfernung gewünſcht. Für hochmüthige Seelen iſt es unerträglich zu denken, daß Gott etwas Beſſeres, Höheres, Vollkommneres ſchuf als ſie, und unbegreiflich, weshalb er es hatte thun können.

Da die Kaiſerin/~~Eugraphia~~ erſucht hatte, ihr nicht mehr den Eugenius als Boten mit geheimen Aufträgen zu ſchicken, weil ſich Gunild dadurch verletzt fühle: ſo ſchickte Eugraphia ihr jetzt den Florus, um die nöthige Auskunft über das Gerücht zu geben, welches ſie ſo ſehr verdroß. Die Kaiſerin wußte, mit wem ſie es zu thun habe, allein ſie hielt Florus für ein ſehr brauchbares Werkzeug und ließ ſich deshalb ſeine Dienſte, wenigſtens indirect, und ſein Erſcheinen vor ihr gefallen. Aber ſie fragte mit Schärfe:

„Nun? hat man entdeckt, ob das Gerücht unter einer Eiche oder einer Platane erſonnen wurde?“

„Ich habe nur zu melden, erhabenſte Auguſta, daß das bewußte Gerücht kein Gerücht iſt, ſondern auf einer Thatſache beruht,“ erwiederte Florus ehrfurchtsvoll.

„Beweiſe es,“ ſagte ſie kurz.

„Der Patriarch war bei Optatus und erſuchte ihn, der als Präfect der Stadt die Feſte anzuordnen hat, dieſem heidniſchen Unweſen entgegen zu treten.“

„Wirklich? .... bei Optatus ſelbſt?“ fragte ſie zweifelnd.

„Bei Optatus ſelbſt!“ wiederholte Florus mit Zuverſicht. „Die erlauchte Eugraphia glaubte aus verſchiedenen Anzeichen ſchließen zu dürfen, daß das Gerücht aus dem Pallaſt des Präfecten komme. Da dies nun im höchſten Grade unwahrſcheinlich war, ſo ſendete ſie mich mit der einfachen Frage zu Optatus, wie ſich die Sache verhalte, und er gab mir die einfache Auskunft, welche ich ſo eben der erhabenſten Auguſta hinterbrachte. Selbſtverſtändlich ſetzte er hinzu, daß er im Hinblick auf Deine Befehle das Erſuchen des Patriarchen abgelehnt und darüber geſchwiegen habe, um nicht das Volk aufzuregen, das mit Leidenſchaft dieſe Feſtlichkeiten liebe und erwarte.“

„Optatus hat verſtändig gehandelt,“ ſagte Eudoxia mit mühſam unterdrücktem Zorn. „Geh' und ſage ihm, ich verdoppele die Summe, welche ich für die Feſte beſtimmt hätte und er möge ſie demgemäß einrichten.“

„Das wird ihn unendlich beglücken, und freudig wird er das Volk auf die Munifizenz der herrlichſten Auguſta aufmerkſam machen.“

„Und ſage ihm ferner, er möge die Aufſtellung der Statue beſchleunigen. Sie iſt ein köſtliches Kunſtwerk, das in Verbindung mit der prächtigen

Porphyrſäule, dem Volk zur Befriedigung, der Stadt zum Schmuck gereichen wird.“

Sie entließ Florus und blieb in einem namenloſen Zorn gegen Chryſoſtomus zurück, der in ihren Augen ein Majeſtätsverbrecher wurde und im Einverſtändniß mit Kaiſer Honorius auf ihre Demüthigung vor allem Volk ſann. Chryſoſtomus hatte weiter nichts gethan, als den Präfecten Optatus erſucht, die Feſtlichkeiten nicht an kirchlichen Feſttagen zu begehen und ſie nicht vor der Thür der Sophienkirche zu veranſtalten — zwei Dinge, die in der Hand des Präfecten lagen und die Kaiſerin gar nicht berührten. Im tiefſten Vertrauen hatte der Patriarch ſeine Bitte geſtellt, um zu vermeiden, daß ſie nicht zu irgend einer Verdächtigung Anlaß gebe. Optatus aber, ein geheimer Verbündeter Eugraphia's, theilte ihr eiligſt das Anſinnen des Chryſoſtomus mit; und aus ihrem Hauſe ſtammte jenes Gerücht, über welches Florus jetzt der Kaiſerin ein ſo helles — falſches Licht anzündete.

Sie ging zum Kaiſer, ſie weinte über die Doppelzüngigkeit des Patriarchen, der Ergebenheit heuchele, während er ſie zu erniedrigen trachte; — über die Demüthigung, welche der Majeſtät widerfahre; — über das Einverſtändniß mit Kaiſer Honorius, nämlich mit Stilicho und Serena; — über ihr eigenes trauriges Schickſal, das ihr in ihrer eigenen Reſidenz einen ſo unerbittlichen und mächtigen Feind ihres Ruhmes, ihres Glücks, ihres Friedens geſetzt habe; — und ſchloß mit der Betheuerung: ſie ſelbſt und ganz Conſtantinopel könnten unmöglich zu dauernder Ruhe gelangen, ſo lange Chryſoſtomus auf dem Patriarchenſtuhl ſitzend, ſeine Ränke ſpinne, — ein Schluß, mit welchem Kaiſer Arcadius vollkommen einverſtanden war und der die Folge hatte, daß zu der Kirchenverſammlung, die Chryſoſtomus wünſchte, abermals ſeine entſchiedenen Gegner von der Eiche eingeladen wurden.

Nur nahm man ſich vor, jetzt ſolche Maßregeln zu treffen, daß die Entſetzung zur vollendeten Thatſache werde.

Inzwiſchen fand die Errichtung der Statue mit ganz ungewöhnlichem Gepränge ſtatt. Feſtzüge von Tänzern und Sängern in prächtigen Kleidern führten kunſtvolle Reigen um die Säule auf und ſangen Lieder zu Ehren der „göttlichen Auguſta,“ wie das zu heidniſcher Zeit üblich geweſen war, aber das chriſtliche Gefühl beleidigte. Dann aber folgten Vergnügungen anderer Art. Schamloſe Poſſenreißer, unſittliche Schauſpiele, zügelloſe Tänze, ſtürzten das Volk in einen Rauſch wilder Ausgelaſſenheit, den die Schmauſereien und die Zechgelage noch erhöhten. Die rohe Sinnlichkeit fand ihr volles Behagen. Während drei Tagen und Abends bei Fackel- und Lampenbeleuchtung, ſchwelgten Auge, Ohr und Zunge in ihren entſprechenden Genüſſen. Speiſe und Trank wurden maſſenhaft geſpendet; Muſik und Geſang verſtummten nicht; die Späſſe der Poſſenreißer, die niedrigen Bühnenſpiele hörten nicht auf. Das Alles geſchah zu Ehren der Kaiſerin, zu Füßen ihrer Bildſäule, die auf den Unfug und das Getümmel herabſah; zugleich aber auch in nächſter Nähe der Sophienkirche. Das wüſte Getöſe ſtörte die Feier des Gottesdienſtes, das Gebet der Andächtigen. Das Gedränge der Volksmaſſe, die Frechheit der Lieder, Tänze und Schauſpiele, hielt vom Beſuch der Kirche Viele zurück, die nicht den Muth hatten dies Babel zu durchdringen, während Andere den Verlockungen folgten und neugierig zum Poſſenreißer ſtatt zum Gottesdienſt gingen.

An einem dieſer Tage beſtieg Chryſoſtomus die Kanzel; denn wenn tauſend Stimmen zum Böſen lockten, ſollte wenigſtens eine Stimme ſich dagegen erheben. Er ſprach über die unendliche Nichtigkeit dieſer Feſte und über die unendliche Gefahr, in ihren wüſten Berauſchungen Gott zu beleidigen. Dann hob er mit heiligem Freimuth das Bedenkliche hervor, ſolche Feſte zu veranlaſſen und ungeheuere Summen für ſie zu verſchwenden.

Als Eugraphia und Marſa der Kaiſerin ihren

Bericht über das Entzücken und die Dankbarkeit des Volkes abſtatteten, ſagte Marſa mit großer Beſtimmtheit:

„Herrliche Auguſta! bei der begeiſterten Stimmung des Volkes für ſeine Kaiſerin, iſt es ganz nothwendig, daß nunmehr ein entſcheidender Schritt geſchehe.“

„Inwiefern?“ fragte Eudoxia; — „ich habe von meinem guten Volk nichts weiter zu verlangen, als daß es mir zugethan ſei und meinen Anordnungen ſich füge.“

„Das wird es gern thun, wenn es nicht fort und fort gegen Dich aufgeſtachelt wird,“ ſagte Marſa.

„Iſt ſchon wieder etwas vorgefallen?“ fragte Eudoxia mit krauſer Stirn.

„Das Aergſte, was durch Worte ausgedrückt werden kann.“

„Ich frage nicht, wer hat — aber ich frage, was iſt geſprochen,“ ſagte Eudoxia befehlend.

„Meine Lippen weigern ſich es auszuſprechen,“ entgegnete Marſa.

„Es muß ſein!“ rief Eudoxia.

„Sprich du,“ ſagte Marſa zu Eugraphia, „ich finde keine Worte.“

„Nun alſo?“ wendete ſich Eudoxia in heftigſter Spannung an dieſe; — „was hat er geſagt. Ich bin auf Alles vorbereitet.“

„In aſcetiſcher Entrüſtung über die laute Freude des Volkes hat er geſagt, — auf der Kanzel der Sophienkirche geſagt: Herodias tanzt und begehrt das Haupt des Johannes.“

„Das iſt einfach ein Satz aus der heil. Schrift,“ entgegnete Eudoxia befremdet. „Ich kann darin keine Beleidigung ſehen .... nicht einmal irgend eine Anſpielung.“

„Wie gütig Du biſt, herrlichſte Auguſta, ſagte Eugraphia im Ton der Bewunderung. Allerdings dürfte man ja annehmen, er habe durch dies Beiſpiel nur zeigen wollen, wie die Augenluſt zu großen Verbrechen verführen könne. Allein die Auslegung, die er dem Bilde gab, war der Art, daß all' ſeine Zuhörer — und ſie zählten nach Tauſenden! — von der Ueberzeugung durchdrungen waren, er meine, eine neue Herodias bethöre blendend den Kaiſer und das Volk, um der allgemeinen Zuſtimmung ſicher zu ſein, wenn ſie das Haupt eines andern Johannes fordere.“

„Und dies hat einen ſo ungeheuern Eindruck gemacht,“ ſetzte Marſa hinzu, „daß die Kinder auf der Gaſſe ſingen: Herodias tanzt und verlangt das Haupt des Johannes; — daß die Sclavinnen am Webſtuhl es ſingen .... und fragt man ſie nach der Bedeutung und ſind ſie ſicher nicht verrathen zu werden: ſo flüſtern ſie den erhabenen Namen der Auguſta.“

„Das Maß iſt voll!" rief Eugraphia. „So hat noch nie ein Patriarch gegen die Majeſtät gehandelt."

„Ja! das Maß iſt voll!" wiederholte Eudoxia mit ſchneidender Kälte. „Jetzt wird man anders handeln, wenn der entſcheidende Augenblick kommt."

Es war ihre Abſicht, den Biſchof Severian auf den Patriarchenſitz zu erheben. Aber ſo ſehr die Damen auch ſeine liebenswürdige Beredſamkeit und ſein weltfeines Benehmen bewunderten, ſo erklärten ſie doch, dieſe Ernennung werde keinen Beifall finden. Severian ſei abermals ein Fremder, aus einer kleinen ſyriſchen Stadt, dem Volk von Conſtantinopel ganz unbekannt, nur am Hof beliebt. Man müſſe fürchten, daß ſich die Geiſtlichkeit beleidigt von ihm zurückziehen werde, da ſie verlangen könne, daß man aus ihren Reihen den Patriarchen wähle — und zwar den greiſen verdienſtvollen Erzprieſter Arſacius, den damals Eutrop höchſt kränkender Weiſe hinter Chryſoſtomus geſtellt habe.

Die Kaiſerin fand im Stillen, daß der Widerſpruch etwas Unerträgliches ſei, möge er von Feind oder Freund ausgehen. Um aber die Schwierigkeiten nicht noch mehr zu häufen und im Hinblick auf die achtzig Jahre des Arſacius, bequemte ſie ſich dazu, ihn vorläufig zum unmittel-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20858 / 045

baren Nachfolger des Chryſoſtomus zu beſtimmen. Sie wies die Damen an, in dieſer Richtung die Gemüther bearbeiten zu laſſen, und ſiegesgewiß gingen dieſe mit friſchem Muth an ein Werk, das ſie ſchon ſo lange, doch nicht mit gleichmäßig entſchiedener Zuſtimmung der Kaiſerin betrieben hatten.

◆

Der entſcheidende Schlag.

Eine große Menge von Biſchöfen hatte ſich auf das Ausſchreiben des Kaiſers eingefunden, um die Frage zu unterſuchen, ob Chryſoſtomus einer Schuld überführt werden könne, die ſeine Entſetzung rechtfertige. Theophilus, gedemüthigt durch ſeine erſte Niederlage, fürchtete eine zweite, kam nicht, ſchickte aber andere Biſchöfe, die er hinterliſtig gegen Chryſoſtomus einnahm. Dennoch ſchien die Zahl ſeiner Anhänger die ſeiner Gegner zu überwiegen.

Da führte Eudoxia ihren großen Schlag: Man befand ſich in der Charwoche des Jahres 404. Der Kaiſer hatte die fromme Gewohnheit, am Oſtertage ſeine Andacht mit allem Volk in der Sophienkirche zu feiern, wo der Patriarch celebrirte. Jetzt ließ er ihm ſagen, er werde nicht kommen, weil es dem Kaiſer nicht gezieme, ſich zur Kirchengemeinſchaft eines Biſchofs zu halten, der entſetzt ſei und ſich noch nicht über vielfache Anklagen gerechtfertigt habe.

Dies war die Loſung zum Ausbruch der offnen Feindſeligkeiten. Die Erklärung des Kaiſers, immer ſo gewichtig, noch gewichtiger in ſeiner Reſidenzſtadt und unter den obwaltenden Verhältniſſen — erſchreckte die ängſtlichen Gemüther und beſtimmte die ſchwankenden dergeſtalt, daß manche Biſchöfe, die ſich bisjetzt zu Chryſoſtomus hielten, ihn verließen. Die Zeiten des Kaiſers Valens waren noch nicht fern genug, um nicht Manchen an die Schreckniſſe der Verfolgung und Verbannung der Biſchöfe, der Verlaſſenheit der Gemeinden zu erinnern. Unverholen wurde ausgeſprochen, daß die Kaiſerin entſchloſſen ſei, den Stuhl des Patriarchen anders zu beſetzen. Wolle man Frieden mit der Kaiſerin haben, müſſe man nachgiebig ſein und umſomehr, da der Einzelne gar nichts, weder an der Sache, noch an ihrer Entſcheidung zu Ungunſten des Chryſoſtomus, ändern könne. Noch Andere, Männer von beſter, frömmſter Geſinnung, waren dem Netz von Ränken, von Lügen, von Entſtellungen, das ſie umſpann, nicht gewachſen; ſie durchſchauten es nicht, ſie wurden betäubt von der Aufregung, die ſie umtobte — und folgten der Strömung. Zweiundvierzig Biſchöfe hielten wiederum treu und feſt zu Chryſoſtomus, erkannten das Winkel-Conzil an der Eiche nicht an, folglich auch nicht die Rechtmäßigkeit ſeiner Entſetzung und ebenſowenig die Behauptung, daß er ein Eindringling ſei. Allein die Mehrzahl wurde fortgeriſſen durch die Heftigkeit ſeiner Gegner, beſtätigte die Entſetzung und zeigte dies Urtheil dem Kaiſer an mit dem Erſuchen, es verkündigen zu laſſen.

Arcadius that es. Er wußte, daß kein Atom von Schuld an Chryſoſtomus hafte — daß man ihn nur deshalb ſo ſchleunig entſetze, weil man verzweifle, den geringſten Makel an ihm zu finden; aber Eudoxia wollte es — und er that es. Das warnende Bild, das Chryſoſtomus in der Herodias aufgeſtellt hatte, machte Eudoxia zur Wirklichkeit: nicht ihr Tanz — doch ihr Lächeln oder ihre Thränen waren maßgebend für die Handlungsweiſe des Kaiſers. Er mußte jetzt den letzten Schritt thun — und ihn grauete davor.

„Die Milde iſt die Glorie der Macht," ſprach Biſchof Severian zum Kaiſer; „allein feſte Entſchiedenheit bis zur äußerſten Grenze für das Recht, iſt die Baſis der Macht und die Grundlage iſt ihr nothwendiger als die Glorie. Es wolle Dir jetzt gefallen, o glückſeligſter Auguſtus, den verurtheilten abgeſetzten Chryſoſtomus von ſeiner Cathedralkirche und aus Deiner Reſidenzſtadt zu entfernen."

„Nur dadurch wird der Urtheilsſpruch vollzogen," ſetzte Biſchof Antiochus von Ptolemaïs hinzu; „und die Würde des Conzils müßte darunter leiden, wenn Du, o frommſter Auguſtus, die Vollziehung verzögern wollteſt.“

„Abgeſehen davon,“ nahm Biſchof Akazius von Beröa das Wort, „daß das Volk von Conſtantinopel in wachſender Aufregung, theils für, theils gegen Johannes Chryſoſtomus iſt, und leicht zu aufſtändiger Bewegung verführt werden kann.“

„Und daß die Heerde ebenſowenig ohne einen treuen Hirten — als unter der Führung eines treuloſen bleiben darf,“ ſagte Eudoxia, um dem Geſuch der Biſchöfe ihr Gewicht beizulegen.

„Alles was Ihr ſagt, meine ehrwürdigen Väter, iſt an ſich richtig und zu erwägen,“ antwortete der Kaiſer; — dennoch will ſich mein Gewiſſen nicht überzeugen laſſen, daß es auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden ſei.“

„Die rechtmäßigen Richter des Chryſoſtomus haben das Geſetz über ihn befragt und wenden das Geſetz auf ihn an. Welche Einſprache könnte das zarteſte Gewiſſen noch erheben?“ fragte Severian.

„Iſt es nicht äußerſt großartig, das Gewiſſen dem Geſetz zu unterwerfen?“ fragte Antiochus.

„Es iſt dies ein ſo ungewöhnlich wichtiger Fall,“ erwiederte der Kaiſer, „theils wegen der hohen Würde, die Chryſoſtomus als der Erſte nach dem

Oberhaupt der Kirche zu Rom einnimmt; — theils wegen der hohen Tugend, die ihn während fünfzig Jahren ausgezeichnet hat und ihn auch hier in den Augen der Gläubigen zu einem Heiligen macht: — daß die höchſte Vorſicht nothwendig iſt.“

„Willſt Du uns, o Herr, zu den Ungläubigen zählen,“ fragte Eudoxia lächelnd, „weil wir nicht den Chryſoſtomus für einen Heiligen, nicht für das Ideal der reinſten und höchſten Tugend halten?“

„Das iſt nicht meine Meinung,“ entgegnete Arcadius verwirrt. „Aber eine ſolche Entſetzung gibt immer ein ungeheures Aergerniß und ein ſchlechtes Beiſpiel für die Zukunft.“

„Wir nehmen alle Folgen auf uns, unüberwindlicher Auguſtus,“ ſagte Severian.

„Das thun wir auch!“ riefen die beiden andern Biſchöfe.

„Jetzt wird Dein zartes Gemüth beruhigt ſein — nicht wahr, geliebteſter Herr?“ fragte Eudoxia.

„Ich wage nicht länger mich der Entſcheidung der ehrwürdigen Väter zu widerſetzen,“ ſagte Arcadius. „Ich unterwerfe mich, obſchon ich nicht vollkommen überzeugt bin.“

„So iſt nun einmal die arme menſchliche Natur beſchaffen,“ ſagte Biſchof Severian mitleidig: „nur ein ſtarker Willensact unterwirft ſie. Deshalb iſt die Abtödtung in dieſer Richtung eine ſo große, weil ſo mühſame Tugend.“

Der Sieg war gewonnen. Arcadius ſchickte dem Patriarchen den Befehl zu, die Sophienkirche zu verlaſſen und ſich vor dem Oſterfeſt aus der Stadt zu entfernen. Der Patriarch erwiederte: Gott habe ihm dieſe Kirche anvertraut, um für das Heil der Seelen in ihr zu wirken; er dürfe ſie nicht verlaſſen. Die Stadt aber gehöre dem Kaiſer. Wolle dieſer ihn nicht dulden, ſo möge er ihn hinausjagen.

„Du ſiehſt, geliebteſter Herr,“ ſagte Eudoxia, „der Patriarch iſt auf ſeine Entfernung vorbereitet; alſo zögere nicht.“

Aber noch immer zögerte der Kaiſer und traf halbe Maßregeln. Er befahl einem Centurio der Leibwache, den Chryſoſtomus im Patriarchalpallaſt ſo zu hüten, daß er nicht die Kirche betrete.

Nun entſtand eine ungeheure Aufregung unter den Gläubigen; ſie ſahen, daß man ihnen wirklich den Patriarchen entreißen wolle, und gerade zum Oſterfeſt, wo er an dreitauſend Catechumenen das Sacrament der Taufe ſpenden ſollte. Unmuth und Troſtloſigkeit bemächtigte ſich der Gemüther. Man konnte und wollte nicht glauben, daß Chryſoſtomus ſeinen Gegnern erliegen müſſe. Alle Gotteshäuſer waren überfüllt, um die ewige Gerechtigkeit zum Schutz des Gerechten mit Gebet und Thränen anzuflehen.

So wurde es Charfreitag. Der Kaiſer und die Kaiſerin begaben ſich zum Gebet in die Kirche der heiligen Martyrer. Dort hatten ſich die zweiundvierzig Biſchöfe verſammelt, die immer treu zu Chryſoſtomus und zur Wahrheit hielten. Sie waren entſchloſſen, öffentlich vor allem Volk, am heiligen Tage und auf heiliger Stätte, den Verſuch zu machen, eine furchtbare Gewaltthat zu hindern. Dem Volk war dieſe Kunde zugekommen. Es strömte jener Kirche zu. Als Arcadius und Eudoxia erſchienen, fanden ſie den ganzen Vorhof und den Portikus, der ihn umgab, überfüllt mit Menſchen, welche ihnen wehklagend und bittend die Hände entgegenſtreckten, anſtatt ſie mit frohlockendem Zuruf zu begrüßen. In der Vorhalle aber ſtanden die Biſchöfe, lauter ehrwürdige, fromme Männer, und der milde Elpidius von Laodicea führte das Wort und beſchwor den Kaiſer, ſich der Kirche Jeſu Chriſti zu erbarmen, der trauernden Heerde den Oberhirten wiederzugeben, und nicht die Weihe des hehren Feſtes ſo furchtbar zu verſtören. Der Kaiſer ſchwieg beängſtigt. Die Kaiſerin ſah unzufrieden aus, würdigte den Biſchof keiner Antwort und machte eine ungeduldige Bewegung. Da trat der greiſe Biſchof Paul von Pontus zu ihr heran und ſagte dringend:

„Fürchte Gott und erbarme Dich Deiner Kinder. Ein ungerechtes Urtheil bringt kein Heil.“

Sie wendete ſich unwillig von ihm ab und ging ſchweigend und ohne Gruß an den Biſchöfen vorüber. Der Kaiſer folgte ihr. Voll Trauer und Sorge entfernten ſich die Biſchöfe; voll ängſtlicher Spannung das Volk. —

Eudoxia kehrte unmuthig und verſtimmt von dem Kirchenbeſuch zurück, hegte nur Gedanken des Zorns, nicht der Verſöhnung, und fand es ungelegen, daß gerade Gunild erſchien und um Gehör bat.

„Wie bleich Du ausſiehſt,“ ſagte Eudoxia, „Du biſt unwohl . . . . begib Dich zur Ruhe.“

„Mir iſt wohl,“ verſetzte Gunild, „und der Ruhe bedarf ich nicht. Ich komme auch nur, um zum letzten Mal vor der erhabenen Auguſta zu erſcheinen.“

„Wie ſo?“ rief Eudoxia; — „willſt Du Dich denn gleich nach Deiner Taufe in ein Kloſter begeben?“

„Das doch nicht ohne vorhergegangene Prüfung.“

„Wohin denn willſt Du gehen, Gunild?“

„Zur Diaconiſſin Olympia, hohe Herrin?“

„Zur glühenden Anhängerin des Chryſoſtomus?“

„Zu ihr.“

„Dieſer Schritt in dieſem Augenblick iſt undankbar und beleidigend für mich!“ rief Eudoxia erzürnt. „Du weißt, wie ich erſehnt habe, Dich im Bund der Chriſten aufgenommen zu ſehen — und jetzt, da es geſchieht, verläßt Du mich, die ich ſeit

Jahren als Mutter und Freundin für Dich ſorgte und Dich liebte und unerſchöpfliche Nachſicht mit Deinem ſchroffen Weſen hatte — und gehſt zu einer Fremden! Gingeſt Du in eine klöſterliche Genoſſenſchaft, ſo würde ich das gern geſtatten und vorausſetzen, es ſei ein himmliſcher Ruf an Deine Seele ergangen; aber zu Olympia und ohne alle Veranlaſſung — das gebe ich nicht zu."

„Eine zwingende Veranlaſſung treibt mich von Dir fort," ſagte Gunild beklommen.

„Die Pflicht der Dankbarkeit ſollte ſtärker ſein," erwiederte Eudoxia.

„Unmöglich!" rief Gunild; — „Du weißt es ja: ich bin aus einem Stück. Wo mein Herz iſt, da bin ich ganz. Mein Herz gehört der Kirche an, der Kirche, die Johannes Chryſoſtomus im Namen und an der Stelle Jeſu Chriſti leitet. Bei der Kirche will ich bleiben und zu ihren Anhängern mich halten . . . . folglich muß ich Dich verlaſſen, erhabene Herrin, denn im Kaiſerpallaſt erkennt man nicht mehr den Patriarchen als rechtmäßigen Oberhirten an."

„Wer hat denn Dir offenbart, daß er der rechtmäßige Oberhirt ſei?" fragte Eudoxia ſchneidend.

„Das haben ſeine Feinde gethan, Herrin."

„Du faſelſt, armes Kind," ſagte Eudoxia verächtlich.

„Ein ſchlechter Prieſter öffnete mir den Weg zur Kirche,“ entgegnete Gunild ruhig. „Ich dachte: eine Kirche müſſe auf göttlichem Fundament ruhen, die durch ſolche Diener nicht zu Grunde gerichtet werde. Jetzt ſehe ich wiederum Geiſtliche, theils jenem ähnlich, theils freilich auch nicht, aber doch verwickelt in Weltlichkeit, mit Weltleuten und Weltfrauen, als heftige Gegner des Patriarchen auftreten; und ich ſchließe daraus, daß auch er, wie die Kirche, auf einem unerſchütterlichen Fundament ſtehe. Und deshalb hänge ich ſo feſt ihm an, wie Olympia, wie Amantius, wie die zweiundvierzig getreuen Biſchöfe, wie der fromme Theil des Clerus und wie die große Maſſe des gläubigen Volkes.“

„Aber Amantius verläßt mich deshalb nicht .... Volk und Clerus empören ſich deshalb nicht gegen mich .... gegen den Kaiſer!“ rief Eudoxia.

„Auch ich empöre mich nicht,“ entgegnete Gunild. „Die Herrin fragte und ich habe einfach geantwortet. Was Amantius betrifft, ſo iſt er ergraut im Chriſtenthum und ſteht feſt. Ich aber muß meinen jungen Glauben von einem Boden hinwegflüchten, den ein Schisma bedroht.“

„Und die Schuld an dieſem Unheil trägt in Deinen Augen .... Niemand anders als die Kaiſerin?“ fragte Eudoxia ſcharf.

„Dies entſcheide jenes Auge, das in's Verborgene ſieht; — ich beſchuldige Niemand und das Reich der Welt iſt ja im beſtändigen Kampf mit dem Reich Gottes.“

„Aber der Einzelne kann ſich ſo und anders ausſprechen!“ rief Eudoxia. „Ich, die Kaiſerin, habe mich ausgeſprochen und Du — ein Weſen, das mir Alles verdankt! Du trittſt als ächte Tochter eines Verräthers zu meinen Feinden über! . . . Geh! . . . . ich könnte Dich verbannen nach Theſſalien, Deiner rauhen Heimath; . . . . aber ich bin großmüthig bis zum Ende! ich verbanne Dich nur von meinem Angeſicht! ich will zu vergeſſen ſuchen, daß Du den Augenblick, den ich erſehnt habe und ſegnen mögte, mit ſo ſchwarzem Undank befleckſt, daß ich mich mit bitterm Schmerz von ihm abwenden muß.“

„Nein! . . . o nein!“ rief Gunild und ſank der Kaiſerin zu Füßen, „ich bin nicht undankbar . . . nicht unwerth Deiner Huld. Könnte ich mit dem Opfer meines Lebens die Verhältniſſe ändern — o Herrin, ich würde es mit Wonne bringen. Aber ſo wie ſie jetzt ſtehen — muß ich mich zu dem heiligen Greiſe halten, welcher der Oberhirt der Kirche iſt, zu der ich mich nun bekenne.“

„Die Kirche bleibt unveränderlich dieſelbe, gleichviel welchen Namen ein Biſchof führt,“ ſagte die Kaiſerin.

„In ihren Dogmen und ihren Sacramenten — ja. Was deren Auslegung und Anwendung betrifft — nein!“ rief Gunild, immer zu Füßen der Kaiſerin. „Es iſt nicht gleichgültig, ob der Hirt ſich bemüht, ſeine Heerde zu den Weiden des ewigen Lebens zu führen, oder ob er ſie in der Wildniß der Welt umherirren läßt.“

„Du wirſt mir zutrauen, daß ich mehr Einſicht habe, als Du über die Eigenſchaften, die einem Patriarchen nothwendig ſind! Ueber Chryſoſtomus haben zwei Concile den Stab gebrochen. Mein Gewiſſen iſt ruhig.“

„Auch das meine,“ ſagte Gunild tiefſtraurig.

„Mögeſt Du es nie bereuen,“ ſagte Eudoxia kalt und wendete ſich ab.

„O laß mich erſt Dir danken!“ rief Gunild und ergriff den Saum von Eudoxia's Gewand; — „danken für alle Huld, alle Liebe, alle Nachſicht dieſer Jahre! Danken .... für jedes gute Wort, jeden freundlichen Blick, jedes Zeichen des Wohlwollens! Danken .... für Deine mütterliche Sorgfalt, für Deinen kaiſerlichen Schutz!“ ... —

„Spare Deine Worte,“ unterbrach Eudoxia; „ſie haben keinen Sinn in einem Augenblick, wo Deine Handlungsweiſe — Undank iſt.“

Und mit einer raſchen Bewegung machte ſie ſich los und verließ das Gemach. Gunild erhob ſich in Thränen und begab ſich nach ihrem Zimmer, wo Amantius ſie erwartete.

„Du nahmſt Abſchied?“ fragte er theilnehmend.

„O, es war kein Abſchied!“ rief ſie: „es war ein Verbannungsurtheil ... der Geſinnung nach! O, das Bekenntniß des wahren Glaubens fordert ſchwere Opfer. Als Arianerin wäre ich Lebenslang im Pallaſt der Kaiſer, ein Schooßkind der Kaiſerin geblieben. Als Chriſtin hab' ich keine andere Stätte, als die, welche die Barmherzigkeit mir anbietet.“

„Dadurch bewährt ſich der Ernſt Deines Glaubens,“ erwiederte Amantius. „Du bekennſt Dich zur Nachfolge Desjenigen, der auf Erden keine Stelle hatte, die er ſein eigen nennen durfte. Jetzt kannſt Du ſie thatſächlich üben bei Deinem erſten Schritt in die Kirche hinein. Wer das Kreuz erfaßt, erfaßt das Opfer — in doppelter Beziehung: das Opfer des Gottmenſchen und das Opfer des natürlichen Menſchen. Hängt Chriſtus für Dich am Kreuz — wohlan, edle Gunild, ſo hänge Du Dich an ihn.“

Sie trocknete ihre Thränen und fragte:

„Du biſt ſo treu und bleibſt doch hier?“

„Man kennt mich als unerſchütterlich durch irgend eine weltliche Rückſicht und meine unbedingte Anhänglichkeit an den Patriarchen. Niemand wird den leiſeſten Verſuch machen, mich umzuſtimmen. Wer weiß aber, ob nicht hier mit der Zeit eine Umſtimmung eintritt.“

„Ah — Du hoffſt!“ rief ſie überraſcht.

[illegible]

„Die Hoffnung iſt eine chriſtliche Tugend,“ erwiederte Amantius; „ſie iſt die Tochter des feſten Glaubens und der heiligen Liebe.“

„Hoffſt Du für die Kaiſerin oder für den Patriarchen?“ fragte ſie dringend.

„Ich hoffe auf Martyrer,“ ſagte Amantius.

„Wohlan!“ rief ſie, „ſo wollen wir mit ihm ſterben.“

„O nicht Du, edle Gunild! Dein junges Leben iſt nicht reif für das Marterthum,“ ſprach Amantius ſanft und traurig. „Aber es iſt Alles vorbereitet zu einem entſcheidenden, furchtbaren Schlag. Die Feinde des Patriarchen haben Truppen in die Stadt gezogen, auf die ſie ſich hinlänglich verlaſſen können, um keinen Volksauflauf zu fürchten — und ich glaube, daß der Augenblick gekommen iſt, wo der Patriarch ſagen wird, wie Chriſtus der Herr ſagte, als er in ſein bitteres Leiden einging: Dies iſt Eure Stunde und die Gewalt der Finſterniß. Er wird ihr unterliegen! Für Dich aber naht eine andere Stunde — eine lichte, eine ſelige. In der Oſter-Nacht wirſt Du das Bad der Wiedergeburt empfangen und für dieſe Gnade vermag weder ich noch irgend eine menſchliche Zunge Dir den geziemenden Glückwunſch zu ſagen.“

Eine himmliſche Freude verklärte Gunildens trauriges Auge.

„Ja!“ ſagte ſie, „meine Seele wird reingebadet im Blut Jeſu.“

Die Oſtervigilie.

Die altchriſtliche Kirche feierte keines ihrer Feſte höher, als das der Auferſtehung. War ſie doch das Siegel auf der Urkunde des Erlöſungswerkes. Die Vorfeier, welche heutzutage auf den Morgen des Charſamſtages mit jenen Abänderungen des Ritus verlegt iſt, die dadurch bedingt ſind, daß die Taufe der Catechumenen wegfällt, weil die Kindertaufe allgemein eingeführt iſt: jene Vorfeier — nämlich die Weihe des neuen Feuers, der Oſterkerze und des Taufwaſſers — fand damals in der Oſternacht unter allgemeiner Betheiligung der Gläubigen ſtatt.

Dann herrſchte zuerſt tiefes Dunkel im Gotteshauſe. Alle Kerzen waren ausgelöſcht; in keiner Lampe flimmerte das ewige Licht. Lag ja Chriſtus im Grabe! bedeckten ja die Schatten des Todes die ſündige, zagende Welt! zitterte das Menſchenherz ja noch im bangen Zweifel und im Bewußtſein der Schuld! Die Bußpſalme einſtimmig und gedämpft gebetet, waren der Ausdruck dieſer Gefühle.

Aber das Grab iſt geſprengt; das Feuer der Liebe iſt hell entflammt und will brennen. Die Pforte des Gotteshauſes öffnet ſich und eine Kerze, die außerhalb deſſelben am neuen Feuer angezündet wurde, wird in feierlicher Prozeſſion hineingetragen und mit dem dreifachen Anruf: „Licht Chriſti!“ demüthig froh begrüßt. Die gedrückte Stimmung hebt und die bange Spannung löſt ſich.

Das Licht der Welt iſt nicht untergegangen. Die göttliche Liebe beſiegt den Tod und lebt und wirkt fortan auch in dieſer Aſchenwelt und hinter ihren Staubesſchleiern. Die Oſterkerze iſt ihr Symbol; ſie wird angezündet, ſie brennt, — und mit namenloſem Entzücken bricht nun ein Lobgeſang aus, der alle Engel im Himmel und alle Menſchen auf Erden zuſammenruft, um den Triumph der göttlichen Liebe zu feiern.

Doch das Ziel dieſer Liebe iſt der geheimnißvolle Bund des Gottmenſchen mit der entſühnten, der geheiligten Menſchheit, welcher ſich in Seinem Blut durch die Sacramente der Taufe und der Eucharistie vollzieht. Die Catechumenen wandeln in langen Reihen zur Taufkapelle, nacheinander, erſt die Frauen, dann die Männer; zuweilen ſind es Schaaren von Tauſenden. Nach der heiligen Handlung empfangen ſie das weiße Gewand der Neophyten und das Brod des ewigen Lebens.

Dieſe wunderbarſchöne, geheimnißvollſelige Feier füllte die Oſternacht aus und ging dann in das Jubelfeſt des Oſtertages über.

Die Spannung in Conſtantinopel war ſo groß, daß die Andacht, womit die Gläubigen dem hehren Feſt der Auferſtehung entgegen gingen, durch die heftigſte Beſorgniß getrübt wurde. Man erzählte ſich, daß der Kaiſer am Morgen des Charſamſtags in der Sophienkirche erſchienen ſei, und als er den Patriarchen darin getroffen, ihm habe befehlen laſſen, ſich zu entfernen. Aber Chryſoſtomus verweigerte es. Welche Höhe mußte die Macht und der Haß ſeiner Widerſacher erreicht haben — ſo ſchloß man — da der Kaiſer nun den Befehl gab, den einige Perſonen des Gefolges ſogleich ausführten, den Patriarchen zu umringen und in ſeinen Pallaſt zu geleiten. Würde dieſer nun doch wagen, die feierlichen Handlungen zu vollziehen ? und wenn er den Muth dazu habe — werde man wagen ihn darin zu ſtören ?

Die Diaconiſſen Olympia, Pentadia und Procla hatten gewußt, ihren Catechumenen einen ſo tiefen Buß- und Andachtsgeiſt einzuflößen, daß ſie mit frommer Ruhe der Vigilie entgegen gingen und die

Schreckensgerüchte, die auch zu ihren Ohren kamen, nicht beachteten.

„Ich will Chriſtin werden,“ ſagte Flora; — „die Umſtände, unter denen ich es werde, ſind mir gleichgültig.“

Gunild ſeufzte und beneidete faſt das ſtille Mädchen, dem die ganze äußere Welt todt war. Sie hatte dieſen Abſchluß nicht ganz machen können. Die Welt iſt mächtig! Lebt man auch nur in ihr und nicht mit ihr, ſo genügt das ſchon, um die vollkommene Freiheit in leichte Feſſeln zu ſchlagen. Aber es war nur flüchtiges Gewölk, das über die Sonne ihrer Glaubensfreude dahinzog, und ihr Wille wendete ſich ab von den Erinnerungen an ihren Vater, an ihr Volk, an die Kaiſerin und von allen Gedanken an die Gefahren der Kirche und an ihre eigene tiefe Verlaſſenheit. Einſam war ich ja immer, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und heimathlos habe ich mich gefühlt, ſo lange ich überhaupt eines Gefühles fähig war. Kommt nun auch noch die äußere Verlaſſenheit hinzu: ſo macht es der Herr aller Gnaden mir leicht und immer leichter, Ihm allein anzuhangen und Ihm auf dem Wege zu folgen, den Er für mich erwählen, auf den Er meinen Fuß ſtellen und leiten wird. — —

Auf die allgemeine Erregung Conſtantinopels hatte Eugenius ſeinerſeits einen Plan gebaut, um

Gunild zu entführen. Es war nicht ſchwer, einen Tumult unter irgend einem Vorwand zu veranlaſſen. Die Widerſacher des Patriarchen hatten dafür geſorgt, daß neugeworbene thraziſche Soldaten nach Conſtantinopel und unter einen Führer ihrer Partei kämen. Dieſer hieß Lucius und war ein Freund des Eugenius, alſo ſehr bereit, ihm hülfreiche Hand zu leiſten. Eugenius hielt die Oſtervigilie für den geeigneten Augenblick zur Ausführung ſeines Planes. Er ſtellte ſeinem alten Oheim, dem Erzprieſter Arſacius die Nothwendigkeit vor, endlich einmal die Sache zu beendigen und nicht länger den kläglichen Zwitterzuſtand dauern zu laſſen, der durch das Verharren des abgeſetzten Patriarchen auf ſeinem Stuhl, unfehlbar zu einem Schisma führen müſſe. Da dieſer trotzige Chryſoſtomus dem Befehl des Kaiſers nicht gehorchen wolle und erklärt habe, nur Gewalt könne ihn von ſeiner Kirche trennen: ſo müſſe man Gewalt brauchen und ihn möglichſt bald aus der Stadt bringen.

„Ganz gut .... aber wohin? hat die Auguſta ſich ſchon darüber ausgeſprochen?“ fragte Arſacius.

„So viel ich weiß, will ſie ihn nach Klein-Armenien verbannen.“

„An den Fuß des Tauriſchen Gebirges? Nun wahrlich! das iſt ein trauriger Verbannungsort!“

„Nicht für den Liebhaber des asceticiſchen Lebens,“ verſetzte Eugenius höhniſch. „Er findet dort willkommene Gelegenheit zur Abtödtung. Du aber, ehrwürdigſter Herr, biſt als Erzprieſter von Conſtantinopel und als der wahre Inhaber des Patriarchenſtuhles verpflichtet, zur Ausführung der kaiſerlichen Befehle zu ſchreiten.“

„Du haſt Recht, mein Sohn, aber die Befehle wechſeln zuweilen.“

„Um ſo mehr müſſen die jetzigen ſchnell vollführt werden,“ ſagte Eugenius dringend.

„Und wenn man mein Verfahren heute zwar weiſe — morgen aber ein Attentat nennt?“ fragte der Greis beſorgt.

„So iſt die That geſchehen — und das iſt die Hauptſache.“

„Sie kann mich aber um den Patriarchenſitz bringen, mein Sohn!“ ſprach Arſacius bedenklich. „Dem Wankelmuth der Auguſta iſt nichts unmöglich.“

„Ich bitte Dich, ehrwürdigſter Vater, erwäge das, was ich Dir jetzt im tiefſten Vertrauen ſagen muß,“ ſprach Eugenius nachdrücklich. „Biſchof Severian von Gabala ſteht in hoher Gunſt bei der Kaiſerin.“

„Das weiß ich,“ verſetzte Arſacius, „und er verdient ſie . . . . denn er iſt durch Muth und Beharrlichkeit eine Stütze der Gutgeſinnten, an deren Spitze die erhabene Kaiſerin ſteht.“

„Aber weißt Du auch, ehrwürdiger Herr, daß die erhabene Kaiſerin nichts ſehnlicher verlangt, als den Biſchof Severian zum Nachfolger des Chryſoſtomus zu machen?“

„Ich hörte es, mein Sohn, und ich wiederhole Dir, daß ich den Biſchof von Gabala wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften hochſchätze und die Verehrung theile, welche die herrliche Auguſta ihm beweiſt. Doch nie wird ſie jenen Schritt wagen.“

„Ich mögte das Wagniß kennen, vor dem die Auguſta zurückſchreckt, wenn ſie in der Laune iſt, es durchzuführen!“ rief Eugenius ungeduldig.

„Nie wird ſie wagen, einen Biſchof, der ſeine ſyriſche Mundart nicht abgelegt hat, zum Prediger in der St. Sophia zu beſtellen,“ ſagte Arſacius mit Nachdruck und Wichtigkeit.

„Ehrwürdiger Herr!“ rief Eugenius in höchſter Ungeduld, „iſt Biſchof Severian unſer Patriarch, ſo führt er die Staatsgeſchäfte, anſtatt zu predigen. Und jetzt erlaube mir, Dir kurz und klar zu ſagen, daß ſowohl er als die Auguſta in Deinem Zaudern ein Gemiſch von Schwäche des Alters und Characters, von Vorliebe für Chryſoſtomus, von Mangel an Ergebenheit gegen den Cäſar = Auguſtus“ .... —

„Mangel an Ergebenheit gegen den Cäſar-Auguſtus!“ ſtammelte Arſacius ſchreckenvoll.

„Ja, ſogar gegen die Auguſta ſelbſt, ſehen wollen“ — ſagte Eugenius.

„Aber, mein Sohn, weßhalb ſagſt Du mir das nicht gleich!“ rief Arſacius entſetzt. „Du redeſt und redeſt .... und läßt die Hauptſache bei Seite. Jener fürchterliche, zerſchmetternde Argwohn der Kaiſerin ſoll auf der Stelle durch die That widerlegt werden. Geh zu unſerm Freunde Anthemius, laß Dir den Befehl geben, der die Thracier zu Deiner Verfügung ſtellt und dann thue das Geeignete ſchleunigſt. Und nun fort! fort! daß jener Verdacht mich nicht mehr treffen könne.“

Heimlich frohlockend eilte Eugenius zum Präfekten des Pallaſtes und erfreute ihn durch die Kunde, daß mit der Gefangennehmung des Chryſoſtomus nicht zu zaudern ſei, da die heiligen Handlungen des Oſterfeſtes unmöglich durch einen abgeſetzten Patriarchen gefeiert werden dürften.

„Gib mir dazu die Thracier, erlauchter Herr,“ ſagte Eugenius zum Schluß. „Sie ſind Fremdlinge und meiſtens dem Polytheismus zugethan — folglich ohne Sympathie weder für das Volk, noch für den Patriarchen.“

„Da Du weißt, was Du zu thun haſt,“ erwiederte Anthemius, „ſo verwende die Thracier unter dem Hauptmann Lucius dazu. Sie ſind aber eine wilde, rohe Truppe und ich hoffe, Du verhüteſt alles unnütze Blutvergießen.“

„Kein Tropfen Blut ſoll vergoſſen werden!“ rief Eugenius. „Wir erreichen ohne das unſern Zweck.“ —

Es war drei Stunden nach Mitternacht und die Sophienkirche überfüllt von Andächtigen. Die Oſterkerze war bereits entzündet; Prieſter wechſelten ſich ab im lauten Pſalmengebet und die Gläubigen ſtimmten ein. Die Taufe der weiblichen Catechumenen mußte nächſtens zu Ende gehen, denn im hohen Chor machten die Diaconen ſchon die Vorbereitungen zur Ausſpendung der heiligen Communion. Mit frommer Rührung erwartete man den Einzug dieſer glückſeligen weißen Schaar, die von dem einen Sacramente zum andern ging. Da entſtand eine gewiſſe Unruhe in der Menge. Die Neophyten kommen! dachte Mancher. Aber das Gemurmel ging in Getöſe über. Dröhnende Schritte, klirrende Waffen wurden gehört, erſt im Vorhof, dann in der Vorhalle; und ſtürmiſch drangen die thraziſchen Soldaten in das Gotteshaus. Es entſtand gränzenloſe Verwirrung unter den Andächtigen. Die Einen wollten fliehen, die Andern bleiben, noch Andere ſich in den Kapellen verbergen. Laute Wehklage, leiſes Wimmern, banges Angſtgeſchrei miſchte ſich mit den Flüchen und Verwünſchungen der Thracier, die mit blankem Schwert und gefällter Lanze auf die Menge eindrangen, um ſich Platz zu verſchaffen, und diejenigen zu Boden ſtießen, welche nicht im Stande waren auszuweichen. Gräßliche Scenen ereigneten ſich in dem wirren Getümmel. Blutende, Verwundete, Ohnmächtige hemmten die Schritte der Fliehenden, während Mütter ihre Kinder, Männer ihre Frauen zu ſchützen ſuchten. Immer vorwärts drängten die Soldaten; ſie ſtürmten den Chor, nahmen Prieſter und Diaconen gefangen, weil möglicherweiſe Chryſoſtomus, den ſie nicht kannten, ſich zwiſchen jenen befinden konnte. Dann riſſen ſie den Tabernakel auf und die goldenen Gefäße heraus — als willkommene Beute.

Ein anderer Soldatentrupp hatte ſeinen Weg zur Taufcapelle genommen. Lucius führte ihn ſelbſt an, denn es war glaublich, daß Chryſoſtomus hier ſein werde und Lucius wollte ihn nicht in die rohen Fäuſte ſeiner Thracier fallen laſſen. Neben Lucius ging ein junger Soldat, der Waffen und Kriegertracht ungeſchickt trug und mehr da zu ſein ſchien, um Anleitungen zu geben, als um ſie auszuführen.

Die Taufe der weiblichen Catechumenen war vollzogen, als der Tumult ausbrach. Bereit ſich in die Kirche zu begeben, flüchteten ſie nun Alle in die Taufcapelle und in die Räume zurück, wo ſie ſich auf die heilige Handlung vorbereitet hatten, und inſtinktmäßig, wie wehrloſe Lämmer, die bei ihrem Hirten Schutz ſuchen, drängten ſie ſich um den Patriarchen. Von der andern Seite kamen die männlichen Catechumenen herbei, die bis jetzt in beſondern Sälen im Gebet verharrt waren. Als ſie die eindringenden Soldaten gewahr wurden, warfen ſie ſich ihnen entgegen, um ſie durch Ueberzahl zu bewältigen und von den Frauen und Prieſtern zurückzuhalten. Aber die Soldaten brauchten ihre Waffen; da floß Blut .... und floß in das Waſſer der Taufe. Bei dieſem grauenhaften Anblick warfen ſich einige Prieſter und Diaconen zwiſchen die Bewaffneten und die Waffenloſen, um ſie auseinander zu reißen; — auch ſie wurden verwundet und die Soldaten ſuchten zu Chryſoſtomus zu gelangen, der, von einer compacten Maſſe von Geiſtlichen und von verſchleierten Frauen umgeben, im Hintergrund der Capelle ſtand.

„Der iſt's! ... der Kleine mit der Mitra! ... greift ihn!“ rief Lucius ſeiner Truppe zu.

Urplötzlich verſchwand die Mitra vom Haupte des Patriarchen. Eine leichte Frauenhand nahm ſie hinweg.

„Das iſt ſie! das that ſie!“ rief der junge Soldat neben Lucius.

„Wer? was?“ fragte dieſer.

„Ergreift den Patriarchen ... den Verräther! den Excommunicirten!“ rief der junge Soldat und ſuchte wüthend ſich Bahn zu brechen, um jene große ſchlanke Frauengeſtalt zu erreichen, die ruhig und feſtverſchleiert hinter Chryſoſtomus ſtand. Er kannte dieſe ſtolze Ruhe, dieſe königliche Haltung, dieſe Geiſtesgegenwart. Nur ſie im Auge behaltend, machte er ſich Platz, von mehreren Soldaten gefolgt, die mit dem Schaft ihrer Speere die Frauen zur Seite und zu Boden ſtießen. Er ſah nur ſie in dem toſenden Gedränge. Er ſah nicht, daß ein Soldat im grimmigen Zornesrauſch einen heftigen Schwertſtreich gegen den Patriarchen führte — nicht, daß ſich ein Weib dieſem Streich entgegenwarf und ihn auffing — nicht, daß es mit leiſem Aechzen zuſammen knickte; — wohl aber, daß die ſchlanke Frauengeſtalt ſich vorwärts bog, wie um Chryſoſtomus zu ſchützen oder die Hinſinkende aufzufangen. In dieſem Augenblick hatte Lucius den Patriarchen erreicht und der verkleidete Eugenius ſeine Beute. Er riß ſie hinweg, nahm ſie auf die Arme, eilte mit ihr durch einen Seitenausgang in einen innern Hof der Sophienkirche und ſetzte ſie, die vor Schreck betäubt war, in eine verſchloſſene Sänfte, deren Träger dort ſeiner harrten.

„Fort! eilt Euch!“ herrſchte er ihnen zu. „Sie iſt jetzt beſinnungslos! Daß Phöbe ihr diene wie einer Königin ... aber ſtreng ſie bewache.“

Die Sänfte entfernte ſich und Eugenius kehrte in das entweihete Gotteshaus zurück, um ſich zu überzeugen, daß Lucius den Patriarchen in Gewahrſam genommen habe.

Das war geſchehen — und nun, da ſich die Soldaten entfernt hatten, entwirrte ſich die Menſchenmaſſe. Einige beſonnene Geiſtliche führten die männlichen Catechumenen in die Thermen des Kaiſers Conſtantius, wo ſie an dieſen anderthalbtauſend Männern und Jünglingen die feierliche Taufhandlung vollzogen. Die Verwundeten wurden aus der Kirche getragen, das Blut aufgewaſchen, zerbrochenes Geräth, abgeriſſene Fetzen von Gewändern fortgeſchafft. Eugenius ſchauderte unwillkürlich vor dieſem Gräuel der Verwüſtung auf heiliger Stätte. Da kam aus der Taufcapelle eine Frauenſchaar, in deren Mitte vier von ihnen ein großes Linnentuch und auf demſelben eine verhüllte entſeelte Geſtalt trugen. Eugenius wendete ſich ab. Gräßlich, wenn ein Weib wirklich umgekommen ſein ſollte! murmelte er; ... aber weshalb wich man nicht aus! Wir hatten ja Niemand im Auge als ihn und ſie! — Der traurige Zug verſchwand.

„Das arme Kind!“ hörte Eugenius ſagen.

„Beklagt ſie nicht,“ ſprach eine andere Stimme.

„Aus dem Leben geſchieden in der leuchtenden Reinheit der Taufgnade — o! beklagt dieſe gebenedeite Seele nicht!“

„Wer mag es ſein? ob ſie noch jung iſt?“

„Sie iſt fünfzehn Jahre alt, heißt Flora und iſt die Tochter eines böſen geizigen Wucherers, des Geldwechslers Dioskor, meines Nachbars.“

„Daß eine ſolche weiße Lilie in ſolchem Sumpf erblühen kann!“

„Das haben wir freilich jener Lilie zu verdanken, die unter den Dornen wuchs — dem Urbild der Jungfräulichkeit.“

Eugenius ſtürmte hinaus. Eine Stimme in ihm ſprach fort und fort: Du trägſt die Schuld dieſes Todes ... du haſt alle dieſe Gräuelthaten angeſtiftet ... Aber für ſie.

* * *

Die Feuersbrunſt.

Im Conſtantiniſchen Pallaſt erfuhr man nichts von den Vorfällen der Nacht. Nur am frühen Morgen erſchien der Erzprieſter Arſacius vor dem Kaiſer mit dem dringenden Geſuch, die Feier des Oſterfeſtes durch den ſchismatiſchen Chryſoſtomus durch deſſen Verbannungsdecret zu hintertreiben. Gern hätte der Kaiſer die Ausfertigung noch verzögert und er ſchwankte — wie immer. Da ſprach Eudoxia:

„Hätteſt Du Selbſt, erhabener Kaiſer, nicht geſtern gleichſam ihm in's Angeſicht den Befehl ertheilt, daß man ihn aus der Sophienkirche führe: ſo wäre heute eine Verzögerung zwar weder heilſam noch weiſe, aber doch denkbar, während ſie mir unter den gegenwärtigen Umſtänden ganz unmöglich erſcheint. Haſt Du dem Chryſoſtomus — und aus guten Gründen! — die Kirche unterſagt, ſo mußt Du ihm auch die Stadt verbieten und zwar auf immer; denn nur der Kirche wegen iſt er in der Stadt. Das fromme Volk darf nicht ohne Oberhirten bleiben, und der ehrwürdige Arſacius könnte einſtweilen als Erzprieſter functioniren, bis er die Biſchofsweihe empfängt, die ihn auf den erledigten Patriarchenſtuhl hebt.“

Schweigend nahm der Kaiſer den Schreibſtift, unterzeichnete das Dekret und gab es dem Geheimſchreiber Patricius, der ſogleich dem Patriarchalpallaſt zueilte. Die Thracier hüteten ſämmtliche Aus- und Eingänge, um einen etwaigen Fluchtverſuch zu hintertreiben. Im Pallaſt ſelbſt herrſchte aber vollkommene Ruhe, und Patricius fand Chryſoſtomus in ernſten Geſprächen mit zwei Biſchöfen Joniens, ſeinen Freunden und Sinnesgenoſſen. Patricius war ein Höfling, wie ſie eben im Conſtantiniſchen Pallaſt beliebt waren; doch die einfache Würde des Patriarchen ſchüchterte ihn unwillkürlich dermaßen ein, daß er mit großer Ehrerbietung die Urkunde überreichte und ein Paar verwirrte Worte des Bedauerns ſtammelte. Chryſoſtomus las das Verbannungsurtheil, reichte die Schrift dem Biſchof Eulyſius, damit auch er ſie leſe, und ſagte gelaſſen zu Patricius:

„Ich bitte Dich den erhabenen Cäſar-Auguſtus benachrichtigen zu wollen, daß ich auf der Stelle dies Haus und — nachdem ich in der Kirche Abſchied von meinem Clerus genommen — auch die Stadt verlaſſen, nach Bithynien mich einſchiffen und dann gen Kukuſus in Klein-Armenien ziehen werde. Dort wie hier ſoll es mir eine heilige Pflicht ſein, Gnade und Segen für ihn und für ſein ganzes Haus zu erflehen."

„O, beklagt mich nicht!" ſagte er, nachdem Patricius ſich entfernt hatte, zu den beiden Biſchöfen, die den Ausdruck ihrer Trauer nicht unterdrücken konnten. „Meint Ihr, ehrwürdige Brüder, ich könne das Opfer der Hingebung an den Willen Gottes nur an den Ufern des Bosporus und nicht im Tauriſchen Gebirge vollbringen? Wäre das der Fall, ſo dürftet Ihr Euch meinetwegen betrüben; aber Gott Dank! ſo iſt es nicht! Kommt nun und helft mir, daß der nothgedrungene Abſchied ein friedlicher und kurzer ſei."

Im Vorgemach eilte ihm Serapion in Thränen gebadet entgegen. Nach den Vorfällen der Nacht war man auf dieſen Ausgang, den das Erſcheinen des kaiſerlichen Geheimſchreibers beſtätigte, vorbereitet; daher bedurfte es für Niemand einer Erklärung, und viele Biſchöfe und Prieſter harrten ſchon in den weiten Räumen der Sacriſtei, um von Chryſoſtomus Abſchied zu nehmen. Alle waren tiefbewegt, denn Alle wußten, daß mit ihm der gute Geiſt von hinnen ziehe und ein böſer Geiſt einkehre. Auch er ſelbſt konnte ſeiner Bewegung kaum Herr werden im Hinblick auf die theure Heerde, die er einem Miethling und reißenden Wölfen überlaſſen mußte. Mit wenigen Worten empfahl er alle Anweſenden Gott und ſich ihrem Gebet, und begab ſich dann mit Thränen im Auge in ein Nebengemach, wo einige fromme edle Frauen auf ſeinen letzten Segen warteten. Zu den Diaconiſſen Pentadia, Procla und Olympia hatte ſich Salviana geſellt, die mauretaniſche Fürſtentochter, die am Hof des Arcadius und mit ihm verwandt, dem Weltleben fremd und eine Freundin der Heiligen war. Sie ſanken vor ihm nieder, umfaßten und küßten ſeine Füße und den Saum ſeines Kleides, aber Keine war eines Wortes mächtig. Alle waren ſprachlos vor Schmerz.

„Seid getroſt!“ ſagte er mild; — „das irdiſche Blendwerk habt Ihr Euch unter die Füße gelegt — und Ihr konntet wähnen, fortan ein ruhiges und vergnügtes Leben hienieden zu führen? Wie wäre das möglich? Wie wolltet Ihr denn die Herrlichſte der Tugenden, Geduld in der Trübſal, üben und dereinſt ihren Lohn empfangen, wenn Ihr ein Leben ohne Leiden führtet. Wie ſich das Gold im Feuer bewährt, ſo das goldene Gemüth im Feuer harter Prüfungen. Alſo weint nicht um mich und nicht um Euch; — wohl aber um die, welche großes Unheil angerichtet haben. Beharret treu im Dienſt der Kirche und ſeid einem andern Biſchof — vorausgeſetzt, daß er in rechtmäßiger Weiſe das heilige Amt antrete, — ſo ergeben wie mir.“

Er gab ihnen ſeinen Segen und verließ ſie ſchnell, um noch einen Augenblick in der Kirche zu beten. Dann entfernte er ſich durch eine Nebenthür und der Hauptmann Lucius mit einigen Thraciern geleitete ihn und die beiden joniſchen Biſchöfe, die ihn nicht verlaſſen wollten, raſch und ſtill zum Hafen, wo eine Barke ihn aufnahm und nach Bithynien führte. Er ſah den Bosporus und die Kaiſerſtadt nie wieder und ſtarb bald in den Mühſalen der Verbannung. Seine Freunde und Anhänger aber flohen aus der Kirche, die ihren Biſchof verloren hatte, und baten Gott, ſein Strafgericht für ſolche Unthat abzukürzen.

Um neun Uhr Vormittags begab ſich Arſacius mit Severian und einem ebenſo glänzenden als zahlreichen Gefolge nach der Sta. Sophia, um den feierlichen Gottesdienſt des Oſtertages zu halten und das Kaiſerpaar, welches demſelben beiwohnen wollte, zu erwarten. Aber Grabesſtille herrſchte im Vorhof! keine Seele war zu erblicken, und als man die Thüren des Gotteshauſes öffnen wollte, fand man ſie von Innen verriegelt, als ob den Eindringlingen der Zutritt gewehrt werden ſolle. Die Einen wollten die Thüren mit Gewalt ſprengen, die Andern verſuchten ſie mit Vorſicht zu öffnen.

„Du mußt durch den nördlichen Hof und durch die kleine Thür der Sacriſtei, die, wenn auch verſchloſſen, doch leicht zu öffnen ſein wird, in das Innere zu gelangen ſuchen,“ ſagte Arſacius zu Florus, „und dann die große Pforte uns öffnen. Du kennſt ja hier die Wege. Nimm einige Leute mit Dir und trage Sorge, daß nichts beſchädigt werde.“

Florus enteilte, um den Befehl des Erzprieſters auszuführen, und dieſer wandelte mit Severian in der Vorhalle auf und nieder und ſprach gegen dieſen ſein Erſtaunen über die merkwürdige Verödung aus.

„Sie ſcheint mir leicht zu erklären,“ ſagte Severian mit kühlem Lächeln. „In der Nacht iſt das Volk daraus vertrieben, in der Frühe Chryſoſtomus: wer ſollte hier ſein?“

„Was wird der Auguſtus ſagen, der die nächtlichen Vorfälle nicht kennt, wenn er das Gotteshaus ſo menſchenleer findet!“ klagte Arſacius. „Wird er nicht meinen, daß alle Frömmigkeit mit Chryſoſtomus verſchwunden iſt! Könnten die Thracier nicht wieder einiges Volk hineinjagen?“

„Vielleicht wohl, ehrwürdiger Herr. Doch muß ich Dir ſagen, daß das andächtige Volk in ungeheuern Schaaren, die viele Tauſende zählen, von den Prieſtern des Chryſoſtomus auf's Land geführt wurde, um bei der Feſtfeier nicht mit uns in Berührung zu gerathen. Sie ſcheinen zum Schisma entſchloſſen zu ſein und Dich nicht anerkennen zu wollen."

„O, die Rebellen! gegen Kaiſer und Kirche wollen ſie ſich auflehnen!" rief Arſacius entrüſtet und hob die Arme zum Himmel auf, als ob er dort Schutz und Zeugen gegen ſolchen Frevel anrufen wolle.

Severians Antwort unterblieb, denn das Gefolge brach plötzlich in einen ſo furchtbaren Schrei aus, daß der Biſchof und der Erzprieſter entſetzt aufſchauten. Die große Eingangsthür war ſo eben haſtig von Innen geöffnet und weit aufgeriſſen worden. Florus und ſeine Begleiter ſtürzten leichenblaß heraus und in die Vorhalle. Der Chor der Kirche ſtand in lichten Flammen.

„Feuer in der Sta. Sophia!" von Mund zu Mund flog der Schreckensruf.

„Die Ungeheuer!" rief Severian.

„Waren ſie es ... die Rebellen?" fragte Arſacius.

„Wer ſonſt!" rief Florus.

„Zum Auguſtus!" gebot Severian. „Dieſer mordbrenneriſche, ſchismatiſche, unbotmäßige Clerus und ſonſtiger Anhang des Chryſoſtomus ſoll ſeine gebührende Strafe finden.“

„Meine Cathedrale geht in Flammen auf!“ rief Arſacius zitternd vor Zorn und Schreck.

Severian riß ihn zum Conſtantiniſchen Pallaſt hin, während von allen Seiten Menſchen zuſammenſtrömten, ſowohl um löſchen und retten zu helfen, als um die Neugier zu befriedigen. Wie iſt das Feuer entſtanden? fragte Einer den Andern.

„Es iſt vom Himmel gefallen, um den Gräuel dieſer Nacht zu rächen,“ ſagte ein bejahrter Mann.

„Nein!“ rief ein Anderer, „es iſt aus dem Erdboden hervorgebrochen, um die Entweihung der Sta. Sophia durch den Arſacius zu verhindern, ſo wie zu Jeruſalem Feuerflammen aus den Schutthaufen ſchlugen, als Kaiſer Julian der Abtrünnige den alten Tempel wieder aufbauen wollte.“

„Du ſiehſt mir ganz ſo aus, als hätteſt Du es angelegt, um Rache zu nehmen für die Verbannung Deines excommunicirten Patriarchen,“ ſagte ein frecher Matroſe.

„Was weiß der Egypter von unſerm Patriarchen! — Der ſeinige iſt freilich mit Schimpf und Schande von hier abgezogen! — Gerade der iſt an Allem Schuld!“ riefen grimmige Stimmen.

„Schwatzt keinen Unſinn und rauft Euch nicht,“ ſagte ein verſtändig ausſehender Mann. „Eine

Fackel, die im Chorſtuhl umgeſtürzt — eine Kerze, die auf eine Buchrolle gefallen iſt, hat wahrſcheinlich den Brand verurſacht. Vergrößert nicht das Unheil durch Zank und Zwietracht."

Aber dieſe einfache und wahrſcheinliche Erklärung genügte nicht der Aufregung des Augenblickes. Der eine Theil wollte eine übernatürliche Strafe Gottes — der andere einen Frevel darin ſehen.

„So ſind dieſe Frommen, dieſe Andächtigen, dieſe Asceten, dieſe Heiligen!" ſchloß Biſchof Severian ſeinen Bericht vor dem Kaiſerpaar: „Gold auf den Lippen, Gift im Herzen, Miſſethaten in der Hand."

„Der Frevel werde auf's Strengſte unterſucht und geſtraft," erwiederte Kaiſer Arcadius. „Der Präfect von Conſtantinopel beginne ſogleich die Unterſuchung und ziehe diejenigen ein, auf welche Verdacht fällt. Ihr, meine ehrwürdigen Väter, werdet es dem Optatus an Eurer Unterſtützung nicht fehlen laſſen. Beſonders hoffe ich es von Dir, ehrwürdigſter Arſacius. Die Unbilde, welche einer Cathedralkirche widerfährt, berührt zunächſt ihren Biſchof."

„Du ſiehſt, ehrwürdiger Vater, daß der mildeſte Kaiſer in ſeiner gerechten Entrüſtung jugendlichen Eifer von Deinem grauen Haupt begehrt," ſetzte mit einer gewiſſen Schärfe Eudoxia hinzu. Sie konnte es nicht verſchmerzen, daß Arſacius vor Severian den Patriarchenſtuhl beſtieg.

Der Erzprieſter betheuerte, ſein Eifer bedürfe keiner Ermunterung und aus dem kaiſerlichen Pallaſt begab er ſich zu Optatus und entwarf mit ihm die Liſte der Verdächtigen — meiſtens Geiſtliche und Frauen — die auch ſogleich verhaftet wurden. Die Feuersbrunſt bot ein Mittel, um ſich derjenigen Perſonen zu bemächtigen, von denen man vorausſetzen konnte, daß ſie ſich nie zur Kirchengemeinſchaft des neuen Patriarchen halten würden und deren Beiſpiel und Einfluß auf das Volk man fürchtete. In erſter Reihe ſtand Olympia.

Zum ſterben erſchöpft und traurig kniete ſie mit einigen ihrer Frauen neben Flora's ſchöner entſeelter Hülle. Aber nur mühſam ſprach ſie die Gebete, die ſonſt ſo innig von ihren Lippen floſſen und zuweilen verſtummte ſie vor Schmerz und Ermattung. Herr, erbarme dich unſer! Herr, gehe nicht mit uns in's Gericht! — dies waren ihre einzigen klaren Gedanken. Endlich fühlte ſie ſich der Ohnmacht ſo nahe, daß ſie ſich erhob und in den Hof ging um Luft zu ſchöpfen. Da ſtanden Theone und Elpis mit dem Rücken ihr zugekehrt, und Elpis ſagte troſtlos:

„Wer von uns ſoll die Schreckensbotſchaft ihr mittheilen?“

„Du ſollſt es thun, gute Elpis,“ ſagte Olympia.

Die Mädchen wendeten erſchreckt ſich zu ihr um und Elpis ſagte beklommen:

„Eine Feuersbrunſt hat die Sta. Sophia ergriffen, ſie inwendig ausgebrannt, ihre Nebengebäude in Aſche gelegt und iſt jetzt, vom heftigen Winde getrieben, auf den Pallaſt des Senates übergeſprungen.“

„Sind Menſchen verunglückt?“ fragte Olympia.

„Das nicht, Herrin!“

„So wollen wir in dem Unglück die Barmherzigkeit Gottes preiſen, gute Elpis.“

Elpis ſchwieg niedergeſchlagen und Theone ſeufzte:

„O Herrin .... noch etwas Anderes bekümmert uns .... aber Du mußt es wiſſen“ .... —

„So rede, Kind! ich kann heute Alles ertragen,“ ſprach Olympia; — aber ſie ſah geiſterhaft blaß aus, und ein leiſes Zittern durchbebte zuweilen ihre Geſtalt.

„Die edle Gunild iſt nicht mit uns heimgekehrt,“ erwiederte Theone.

„Hätte ſie Flora's Schickſal getheilt, ſo würdet Ihr ſie zurückgebracht haben, nicht wahr?“ ſagte Olympia und ihr Auge füllte ſich mit Thränen.

„Das hätten wir!“ riefen Beide und Theone ſetzte hinzu:

„Nein, todt iſt ſie nicht, die edle Gunild!“

„Dann wird ſie ſich mit den Neophyten einer andern Diaconiſſin entfernt haben," ſagte Olympia.

„Auch das nicht, Herrin."

„Nun was geſchah ihr?" rief Olympia beängſtigt.

„Als ein Soldat mit gezücktem Schwert auf unſern heiligen Vater Chryſoſtomus ſich ſtürzte, nahm Elpis das Wort; — als Flora ſich der Waffe entgegenwarf und den tödtlichen Stich ins Herz hinein bekam, da ſprang ein anderer Soldat auf die edle Gunild zu, riß ſie in ſeine Arme und trug ſie hinweg. Ich befand mich am andern Ende der Tauf-Capelle und ſah den zweifachen Vorgang, wie in einem Blitz ſo hell und ſo flüchtig. Hernach habe ich nicht wieder der edlen Gunild gedacht und nur jetzt, als Theone mich nach ihr fragte, fiel mir die Scene wieder ein."

„Haſt Du gewiß einen Soldaten geſehen?"

„So gewiß, Herrin, wie ich jetzt Dich ſehe."

„Dann ſei getroſt! die Thracier waren geſendet, um unſern heiligen Vater und das andächtige Volk aus der Sta. Sophia zu vertreiben, und ſie haben nur inſofern wehrloſe Frauen mißhandelt, als dieſe ihnen im Wege waren. An eine Entführung iſt alſo nicht zu denken. Aber die Auguſta wird ſich Gunildens erinnert und den Befehl gegeben haben, ſie aus dem gräßlichen Getümmel in Sicherheit zu bringen."

„Wo iſt mein Kerker?“

„Welch ein Irrthum .... hohe Herrin,“ ſagte die Frau.

„Wohlan, ſo öffne mir die Pforte des Hauſes, damit ich mich entfernen könne.“

„Entfernen? hohe Herrin, kaum eingetreten darfſt Du Dich nicht entfernen, bevor Du etwas geruht haſt.“

„Genug! ich bin im Kerker und ich weiß es.“

Phöbe ging ein Paar Schritte voraus und öffnete die Thür eines Zimmers, das glänzend beleuchtet und eingerichtet war.

„Sieht ein Kerker ſo aus?“ fragte ſie; — „gibt es etwas, o Herrin, was Du hier vermiſſen könnteſt?“

„Nichts, als meine Freiheit,“ ſagte Gunild.

Phöbe überhörte dies Wort und ſprach weiter:

„Nimm Platz auf dieſem bequemen Ruhebett. Befiehlſt Du eine kleine Labung? auf jenem Tiſch ſind Früchte, Wein, Zucker- und Backwerk. Befiehlſt Du Dich umzukleiden? .... hier ſind gar ſchöne, geſchmackvolle Gewänder“ .... —

„Wie heißt Du?“ unterbrach ſie Gunild.

„Phöbe, Dir zu dienen, hohe Herrin.“

„Dein Dienſt wird darin beſtehen, Phöbe, daß Du mich allein läßt und nur auf meiñ Begehren erſcheinſt. Ich bitte, verlaſſe mich jetzt.“

Phöbe entfernte ſich und ſprach zu ſich ſelbſt:

Wie einer Königin ihr zu dienen: ſo befiehlt der erlauchte Eugenius. Ob ſie aus königlichem Geſchlechte iſt? —

Gunild blieb allein und ihr Auge richtete ſich mit namenloſer Wemuth bald auf den mit Speiſen beſetzten Tiſch, bald auf die ſchönen Gewänder und ſie dachte: Zu einem himmliſchen Mahl ſollte ich heute gelangen; aber meine Lippen und mein Herz ſind vielleicht nicht würdig, es zu koſten. Das liegt in Deiner Hand, o Herr! Doch das Kleid der Gnade, das ich heute empfing, mit keinem andern zu vertauſchen — das ſteht bei mir! — —

Die Thür öffnete ſich. Eugenius in den weißen Soldatenmantel gehüllt trat ein. Gunild wendete ruhig ihr ſchönes Haupt zu ihm hin und ſagte kalt:

„Wozu die Verkleidung! ich kenne Dich und ich erwartete Dich.“

Eugenius ließ den Mantel fallen und ſagte mit immer geſteigerter Aufregung:

„Vor einigen Monaten hab' ich dich angefleht und beſchworen meine Seele zu retten, indem Du mitleidig die Hand mir reichteſt, um Feſſeln ſprengen zu helfen, unter denen meine Kraft erliegt. Bei ſchönen Seelen geht das Mitleid nicht ſelten in Liebe über.... und Deine Seele iſt wunderſchön! ſo wähnte ich. Aber Du warſt ohne Barmherzigkeit! Du haſt mich lieblos in den Abgrund zurück gedrängt, dem ich mich entwinden wollte; — Du biſt Katholikin geworden, um meinen Anſchluß an den Arianismus unnütz zu machen; — Du haſt bei der Kaiſerin kein entſchuldigendes, viel weniger ein begütigendes Wort für mich gehabt; — Du haſt in allen Stücken gehandelt, als ob ein Menſch, der Dich unbegreiflicher Weiſe mehr und mehr bis zum Wahnſinn liebt, gar nicht für Dich auf der Welt ſei. Sprich! . . . . iſt es nicht ſo?“

„So iſt es,“ ſagte Gunild.

„Und was ſagſt Du zu Deiner Entſchuldigung?“

„Nichts!“ erwiederte ſie.

„Jetzt ſind Deine Verhältniſſe ſehr verändert; Du biſt nicht mehr das Schooßkind der Kaiſerin, der Liebling des Glücks. Niemand denkt an Dich im Pallaſt der Cäſaren. Ob du lebſt oder ſtirbſt — Niemand fragt nach Dir. Alles iſt anders . . . . nur nicht meine Liebe.“

„Deſto ſchlimmer für Dich,“ ſprach Gunild.

„Oder für Dich!“ rief Eugenius.

Gunild antwortete nicht.

„Warum ſchweigſt Du?“ brach er heftig aus; — „iſt es Haß . . . . Verachtung . . . . oder überlegſt Du?“

„Nichts von dem Allen iſt es. Aber ich ſchweige, weil ich auf ſolche Fragen dem Prieſter Eugenius nichts zu ſagen habe.“

„Nenne mich nicht Prieſter! ich will's nicht ſein. Ich zähle auf eine Dispenſe vom Patriarchen Arſacius.“

Heißer Schmerz durchbebte Gunild, als ſie dieſen Namen hörte; doch ſchnell gefaßt erwiederte ſie:

„Er wird ſie Dir nicht geben, wird Dich nicht dem raſenden Wolf Deiner Leidenſchaft überlaſſen. Ob es Dir zum Heil oder zum Fluch iſt — ob die Krone des Lebens oder der Antheil der Verworfenen Dich erwartet, weiß Gott allein. Aber Du biſt Prieſter und Du bleibſt Prieſter — das weiß ich. Es kann alſo zwiſchen uns nur das Band beſtehen, welches alle Glieder der Kirche zu einer großen Einheit verbindet. An ein anderes zu denken wäre ſchon ein Sacrilegium. Deshalb ſchweige ich und ich hoffe .... auch Du wirſt ſchweigen.“

„Gut!“ ſagte Eugenius, „ich werde ſchweigen, ſobald ich Dir meinen Entſchluß mitgetheilt habe. Dein Leben bleibt mit dem meinen verbunden. Ich gebe Dich nicht auf. Bei Allem, was ich in dieſer letzten Zeit gethan habe, warſt Du mein Gedanke, warſt Du mein Ziel. Wenig würde es mich kümmern, ob der Greis auf dem Patriarchenſtuhl Chryſoſtomus oder Arſacius heißt, wenn der eine ſich nicht bemüht hätte, eine Kluft zwiſchen uns zu reißen, die der andere ausfüllen wird. Alſo präge feſt in Dein Gemüth, daß Du von mir gleichſam erkauft biſt durch alle Martern, die ich Deinetwegen ertragen habe, und wähne nicht in Deinem ſtolzen Sinn, daß Du mich verſchmähen könnteſt. Das Loos des Weibes iſt Unterwerfung; — es wird auch das Deine ſein.“

Er ſchwieg und blickte ſie erwartungsvoll an. Gunild ſchlug ihre ſtrahlenden Augen ſo ruhig auf, als habe ſie von Allem was er ſprach, keine Sylbe verſtanden, und nur der Ausdruck eiſiger Verachtung begegnete ſeinem geſpannten Blick.

„Ha!“ murmelte er dumpf, „ich werde dieſen Trotz brechen.“

Gunild lächelte. Mit einer wüthenden Bewegung griff Eugenius nach ſeinem kurzen Schwert, das er an der Seite trug und rief außer ſich:

„Es wäre eine Labſal dich zu tödten . . . und Du verdienſt es hundertfach. Doch das wäre Dir vielleicht willkommen und deshalb ſollſt Du nicht ſterben. Nein! aber foltern werd' ich Dich, wie Du mich gefoltert haſt, bis Du umgeſtimmt biſt.“

Gunild war wieder in ihre kalte Gleichgültigkeit verſunken und beachtete Eugenius ſo wenig, als ob er ein weſenloſer Schatten ſei. Nur als er ſie plötzlich verließ, athmete ſie tief auf: die Luft war wieder rein.

Was dachte, was hoffte ſie? — ſie wußte es nicht, oder wußte wenigſtens keine Worte dafür zu finden. Aber was dachte, was hoffte Eugenius? — auch er wußte es nicht. Eine Welt von Leidenſchaften kochte in ſeinem Herzen, brauſte in ſeinem Gehirn. Gunild hatte Macht über ihn und er hatte höchſtens Gewalt über ſie. Das demüthigte ihn namenlos; — er wollte ſich dafür rächen; — aber nicht aus Haß, ſondern aus Liebe; — aber aus einer Liebe, die etwas von der Bitterkeit des Haſſes hatte. O Widerſprüche des verirrten Herzens!

Während er die Soldatentracht abwarf und ſeine gewöhnliche Kleidung wieder anlegte, meldete ein Diener, daß Florus dringend wünſche ihn zu ſprechen. Halb unwillig über eine Störung, die ihn aus ſeinem Gedankengange riß, ließ Eugenius ihn eintreten.

„Was ſeh' ich! Du biſt finſter wie die Nacht!“ rief Florus. „Iſt Dein Handſtreich mißlungen, während der unſere glänzend gelang?“

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte Eugenius kurz.

„Folgendes, erlauchter Eugenius,“ ſagte Florus geſchmeidig einen andern Ton anſtimmend: „die Sta. Sophia ſteht in Flammen; auf den Anhängern des Chryſoſtomus ruht der Verdacht der Brandſtiftung; ſie werden jetzt verhaftet — theils um verhört zu werden, theils um dem alten Arſacius Ruhe zu ſchaffen vor ihren Intriguen. Man will ſie mit einiger Strenge behandeln, in der Hoffnung ſie dadurch ſo mürbe zu machen, daß ſie ſich dem Unabänderlichen fügen. Weißt Du nun etwa Jemand zu nennen, der auf die Liſte der Verdächtigen zu ſetzen wäre?"

„Ja!" ſprach Eugenius finſter: „Gunild!"

Florus fuhr zurück. „Gunild, die Gothin?" fragte er zweifelnd.

„Ja, ſie! Gerade ſie!" erwiederte Eugenius aufgeregt. „Ich hörte einſt, unter den gothiſchen Weibern gebe es Zauberinnen, die ſich einen geheimnißvollen Einfluß zu verſchaffen wüßten, durch Sprüche, durch Zeichen, und ich weiß nicht was! denen ihr Opfer nicht entrinnen könne. Gunild iſt eine ſolche Zauberin."

„Ich glaube Du träumſt, edler Eugenius," ſagte Florus gränzenlos erſtaunt.

„Wäre ſie das aber auch nicht," fuhr Eugenius fort, „ſo iſt ſie doch eine glühende Anhängerin des Chryſoſtomus, und gehört zu denjenigen, welche durch ſtrenge Haft eingeſchüchtert und in ihrem Trotz gebrochen werden müſſen."

„Vortrefflich!" rief Florus; „alle Jünger dieſes Mannes ſcheinen ſeine Halsſtarrigkeit geerbt zu haben; und da bekanntermaßen der Schüler nicht über dem Meiſter iſt: ſo ſollen dieſe Schüler und Schülerinnen in gewiſſem Grade ſein Loos theilen."

„Ich gönne es ihm und ihnen!“ erwiederte Eugenius. „Doch ihr darf kein Leid geſchehen! . . . . Einſame, ſtrenge Haft genügt.“

„O ſie wird ſich in vortrefflicher Geſellſchaft befinden,“ antwortete Florus, „und den ganzen heiligen Anhang Serapion, Tigrius, Euthemius und die Diaconiſſen beiſammen treffen! ich ſchicke eine Soldatenwache her. Du kannſt dann die Zauberin fortführen laſſen, wann Du willſt.“

Florus entfernte ſich wieder und dachte im Gehen — denn der Unglaube iſt abergläubig: — ob ſie nicht wirklich eine Zauberin iſt, dieſe ſchöne Barbarin?

Dann beauftragte er den Hauptmann Lucius, ein Paar Thracier nach dem Hauſe des Eugenius zu ſchicken — und begab ſich zu Eugraphia.

Sie verließ ſo eben ihr Ankleidezimmer, indem ſie zu ihren Sclavinnen ſagte:

„Daß ich heute nichts Anderes ſehe, als frohe Geſichter! Es iſt ein großer Freudentag. Der böſe Patriarch hat Conſtantinopel verlaſſen müſſen. Eine Verſchwörung ſeiner Anhänger iſt entdeckt worden. Man wollte den Cäſarenpallaſt gerade ſo in Brand ſtecken, wie die Sta. Sophia. Doch die göttliche Vorſehung wacht und vereitelt die ſchlimmen Anſchläge; — alſo freut Euch.“

„Mir iſt Freud' und Leid ſo einerlei, daß ich ſie gar nicht unterſcheiden kann,“ ſeufzte Leonilla, nachdem Eugraphia fort war.

„Alles was die Herrin ſagte, klang ſo gräßlich, daß ich mich noch gar nicht recht freue,“ bemerkte Cyane.

„Der wahre Freudentag iſt freilich heute das heilige Oſterfeſt,“ ſagte Melitta.

„Nur kein unnützes Geſchwätz!“ rief die Aufſeherin Eugenia. Diejenigen unter Euch, deren Geſchäft abgethan iſt, mögen ſich bereit machen, den Gottesdienſt zu beſuchen und die Uebrigen gehen an ihre Arbeit.“

Die Heerde gehorchte und zerſtreute ſich.

„Nun ſind wir am Ziel, guter Florus!“ rief Eugraphia triumphirend ihm entgegen. „Nun iſt weiter nichts nöthig als die Partei, die ihr Haupt verloren hat, völlig unſchädlich zu machen.“

„Der edle Optatus beſorgt dies Werk, Erlauchteſte. Die Einen werden verbannt, den Andern wird ihr Vermögen entzogen, noch Andere erleiden Körperſtrafen. In welche Cathegorie würde nach Deiner Anſicht die edle Gunild gehören?“

„In alle .... wenn es möglich wäre!“ rief Eugraphia zornglühend. „Sie iſt wie ein böſer Dämon in das Leben meines armen Eugenius getreten. Sie hat ſeinen jugendlichen Leichtſinn — von dem ich ihn nicht freiſprechen will! — in finſtere Leidenſchaft verwandelt. Sie wird noch größeres Verderben über ihn bringen.“

„Und er fühlt das, Erlauchteſte,“ ſetzte Florus hinzu. „Ich ſprach ihn ſo eben. Er nannte Gunild eine Zauberin, die ihn umſtrickt habe."

„Ja ja! es iſt etwas Dämoniſches in ihr! kalt und glatt wie eine Schlange hatte ſie ja auch die Auguſta blind für ſich eingenommen, und nur ſie ſelbſt hat durch ihre Undankbarkeit den Bann gehoben, der in Beziehung zu ihr, auf Eudoxia lag. Den Zauberbann des Eugenius wird ſie ſelbſt nicht ſprengen. Das müſſen wir thun. Gehe ſchleunigſt zu Optatus und ſage ihm in meinem Namen: Gunild, die Tochter eines Verräthers, von dem Kaiſerpaar mit Wohlthaten überhäuft, ſei dennoch zur Partei des Chryſoſtomus übergegangen und ſei ſchmählicher Zauberkünſte ſtark verdächtig. Sie müſſe unſchädlich gemacht — geſtraft und verbannt werden — ſie müſſe verſchwinden .... in einer Wüſte .... ich weiß nicht wie, Florus" .... —

„Der Präfect Optatus wird es wiſſen," unterbrach Florus ſie kalt. „Er kennt ja derartige Fälle."

„Wohlan, ſo eile zu ihm und ſtelle ihm die Sache ſo dringend vor, wie ich ſelbſt es thun würde, wenn mich nicht der Gottesdienſt in die Apoſtelkirche riefe, wo das Kaiſerpaar heute erſcheinen wird. — Der arme Eugenius wird Dir und mir für dieſen Schritt Dank wiſſen ... mit der Zeit. Uebe alſo Freundſchaftspflicht und hilf mir ihn zu befreien von dieſer dämoniſchen Gunild. Mein

Dank für Deine treuen, Deine unſchätzbaren Dienſte, wird nicht hinter ihnen zurückbleiben, und Auszeichnung, Gold, Stellung — Alles, was ein hochfliegender Geiſt wünſchen kann, Alles ſoll Dir werden, wenn es Dir gelingt, Eugenius von ſeiner unſinnigen Leidenſchaft, d. h. von deren Gegenſtand zu erlöſen. Die Liebe iſt ein Gefühl, das den Menſchen nicht finſter und elend, ſondern froh und zufrieden machen ſoll. Thut ſie das nicht, ſo taugt ſie nichts."

„Weiſe — und fromm zugleich, erlauchte Eugraphia!" ſagte Florus mit Ton und Geberde tiefſter Bewunderung. „Eugenius iſt wie verwirrt im Geiſt: das kann nur die Frucht dämoniſcher Einflüſſe ſein — und Optatus wird dieſem Frevel die gebührende Strafe nicht fehlen laſſen. Ich eile zu ihm." —

Er ging. Eugraphia ſah ihm nach und ſprach zu ſich ſelbſt: Ein brauchbares Subject in Zeiten, wo die Intrigue thätig ſein muß, wie das eben jetzt der Fall iſt; — aber nicht bequem, wenn Ruhe und Ordnung die Oberhand bekommen. Solche Spürhundsnatur muß man an der Leine behalten; ſonſt erſpürt ſie allerhand was ungelegen iſt und was man gar nicht zu wiſſen begehrt. Könnte man ihm doch zu einem entfernten Biſchofsſitz verhelfen .... in Meſopotamien oder Lybien! .... ich fürchte nur, er wird Conſtantinopel nicht verlaſſen wollen. — —

* * *

Das Verhör.

Florus brauchte dem Präfecten Optatus keine Strenge gegen die Anhänger des Chryſoſtomus einzuſchärfen, denn dieſer übte ſie mit Wonne von ſelbſt und begann auf der Stelle die Verhaftungen und Verhöre. Er ſtempelte die Anhänglichkeit an Glauben und Kirche zum Majeſtätsverbrechen, zu ſträflicher Auflehnung gegen den Willen des Kaiſers oder zum gemeinen Verbrechen der Brandſtiftung aus Haß gegen Arſacius um, je nachdem es ihm bei den verſchiedenen Perſönlichkeiten, die er zur Verantwortung zog, eben paſſend erſchien. In ihnen Allen aber verfolgte und ſtrafte er mit beſonderm Behagen ihre Glaubenstreue und Glaubenskraft; denn es iſt von Anfang an der glorreiche Vorzug des katholiſchen Glaubens geweſen, einerſeits — Liebe bis zum Marterthum einzuflößen, andrerſeits — alles Schlechte und Gemeine, alle Bosheit und Niedrigkeit gegen ſich zu erregen. Weil er nicht der

Knecht der Welt iſt, ſondern ihr Herr und Geſetzgeber, und weil ſie das nicht anerkennen will — darum haßt ihn die ſündentrunkene Welt.

Der greiſe Prieſter Tigrius, der Diacon Serapion, der junge Lector Euthemius waren bereits grauenvoll mit Feuer und Eiſen gefoltert. Es war bekannt, daß Chryſoſtomus ihnen wegen ihrer hohen Tugend und ſeltenen Gaben beſonders gewogen war. Deshalb wäre es wünſchenswerth geweſen, ſie zu Ueberläufern in's Lager des Arſacius zu machen. Aber keine Qual erſchütterte ſie. Euthemius gab in den furchtbaren Leiden ſeinen Geiſt auf, indem er ſeine Unſchuld an jedem Verbrechen, und zugleich ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit an der Kirchengemeinſchaft mit Chryſoſtomus betheuerte. Serapion und Tigrius wurden in einen finſtern Kerker geworfen, welchen bald noch mehr Leidensgenoſſen anfüllten, die man ſämmtlich hülflos in ihren Wunden leben oder ſterben ließ.

Darauf begann Pentadia's Verhör. Es trat ein Zeuge wider ſie auf mit der Behauptung, ſie habe den Tumult in der Taufcapelle benutzt, um in den Chor zu ſchleichen und das Feuer anzulegen. Dieſer Zeuge war ein junges Mädchen, das Pentadia mit Wohlthaten überhäuſt hatte, um es aus den umſtrickenden Schlingen der Welt zu retten — und das nicht genug guten Willen beſaß, um ſich retten zu laſſen. Es wollte ſogleich die Taufe empfangen, weil die Catechumenen ſie empfingen. Pentadia durfte das nicht gewähren. Die Unglückliche ſah in dem nothwendigen Aufſchub — eine Kränkung und trat rachluſtig als falſcher Zeuge auf. Einige Begleiterinnen Pentadia's widerſprachen mit äußerſter Entſchiedenheit, da ſie fortwährend Pentadia umgeben hatten. Da befahl der Präfect, ſie der Reihe nach auf der Folter zu befragen. Die Folterbank war ein Brett, das auf zwei Böcken lag; am untern Ende befand ſich eine Kurbel, am obern ein ſtarker Pfahl. Der Leidende wurde auf das Brett ausgeſtreckt; die Arme band man ihm über dem Kopf an dem Pfahl zuſammen; der Strick, der die Füße band, lief in der Kurbel; drehte man dieſe, ſo wurde der Körper mehr und mehr gereckt und in die Länge gezogen, bis endlich die Glieder aus den Gelenken ſprangen, die Sehnen riſſen und die Wirbel brachen.

Vier von Pentadia's Begleiterinnen wurden vor ihren Augen gefoltert. Man nahm ihnen Mantel, Schleier und Schuhe ab, man ſtreckte ſie in ihrem weißen Gewande wie Leichen auf dem gräßlichen Brett aus, man befeſtigte Hände und Füße: — dann wurde die Kurbel gedreht. Ein leiſes Wimmern begann, ging über in herzzerreißenden Jammer, in Schrei der Todesangſt; — und wenn ſie dann befragt wurden, blieb Eine wie die Andere bei der Wahrheit. Die unglückliche Pentadia ſtand daneben, ſtarr vor Schmerz. Der Präfect ſagte:

„Was biſt Du für ein böſes Weib, Du fromme Frau, daß dies Gewinſel Dich nicht dazu bringt, die Wahrheit zu geſtehen und Deinen Frevel zu bekennen.“

„Ich bin bereit zur Folter und zum Tode zu gehen,“ ſagte Pentadia tonlos; „denn das kann Gottes Wille ſein. Die Lüge aber iſt nie ſein Wille. Ich kann nicht lügen.“ — —

Während dieſe Gräuelſcenen ihren Fortgang hatten, war Phöbe wieder bei Gunild erſchienen und ſagte in ihrer kriechenden zudringlichen Weiſe:

„Herrin, Du biſt an Bedienung gewöhnt; gönne mir doch das Glück, die Stelle Deiner Sclavinnen einzunehmen und Deine Befehle auszuführen.“

„Ich bin nicht Deine Herrin — von Bedienung hab' ich mich entwöhnt und im fremden Hauſe gebe ich keine Befehle — um ſo weniger, als dies Haus ein Gefängniß iſt,“ antwortete Gunild ruhig.

„Wenigſtens iſt es ein goldenes Gefängniß, edle Herrin! ... Und ſei es was immer — man muß leben, Speiſe und Trank genießen, der Ruhe pflegen“.... —

„So laß mich in Ruhe!“ unterbrach Gunild.

„Wäre ich nur ſicher, daß Du ruhen wollteſt! Du bedarfſt es, Du ſiehſt müde aus.“

„Du machſt mich müde, arme Phöbe!“ ſagte Gunild erſchöpft. „Sei verſichert, daß die Zeit meiner Ruhe ſchon kommen wird — nur nicht in dieſem Hauſe — und deshalb muß ich all Deine Anerbietungen ablehnen.“

Ehe Phöbe antworten konnte, entſtand ein ungewöhnliches Getöſe im Hauſe. Eugenius trat ein und ſie verſchwand. Er ſtellte ſich vor Gunild hin und betrachtete ſchweigend erſt ſie, dann die Gegenſtände im Zimmer, bis er endlich ſagte:

„Du nennſt dieſe Wohnung einen Kerker, Du nimmſt keine Labung an, keine Bedienung — was iſt Deine Abſicht dabei? — Rede! .... Dein ſtörriges Schweigen könnte mich zu einem Ausbruch von Raſerei treiben.“

„Ich habe nicht nöthig, Dich von meinen Entſchlüſſen in Kenntniß zu ſetzen,“ ſagte ſie gelaſſen. „Was mein Schweigen betrifft, ſo weißt Du, daß ich und warum ich es geziemend finde. Störrig iſt es nicht.“

„Du willſt alſo dabei beharren?“

„Dir gegenüber — ja.“

„Und Du willſt eben ſo beharrlich behaupten, Du wäreſt hier im Gefängniß?“

„Bin ich es etwa nicht?“ fragte ſie zurück.

„Wohlan! es wird ſich jetzt wirklich ein Gefängniß für Dich öffnen: da wirſt Du einſam, ohne

Labung, ohne Bedienung, ohne Lagerſtatt Deine Tage zubringen“ ....

„Wenn ich ſicher bin, Dich nicht dort zu ſehen, ſo wünſche ich ſogleich dahin geführt zu werden,“ ſagte Gunild lebhaft von ihrem Sitz ſich erhebend.

Eugenius warf einen unbeſchreiblichen Blick auf ſie und fragte:

„So groß iſt Dein Haß?“

„Es iſt kein Haß,“ entgegnete ſie.

„Oder Dein Abſcheu .... Deine Verachtung?“

„Ich habe nicht nöthig, Dir meine Gefühle zu erklären. Richte Dich nach meiner Handlungsweiſe. Du ſiehſt zur Genüge, daß ich fort von hier, fort aus Deiner Geſellſchaft will.“

„Dein Wille geſchehe,“ ſagte Eugenius mit namenloſem Ingrimm; — „aber wiſſe, nicht als eine Unſchuldige gehſt Du in den Kerker! Du biſt ſchwerer Verbrechen angeklagt.“

„Von wem?“ rief Gunild mit einer Aufwallung von Stolz.

„Von mir!“ erwiederte Eugenius eiſig. „Und wiſſe, es wird Dir nichts helfen, daß Du Dich vertheidigſt durch die Behauptung, verſchmähte Liebe mache mich zu Deinem Ankläger.“

„Sei unbeſorgt!“ antwortete Gunild ruhig. „Um mich gründlich zu vertheidigen und den wahren Sachverhalt darzulegen, müßte Dein Name über meine Lippen kommen, müßte ich Deine Schmach, die Schmach eines Prieſters, der um einer Arianerin willen vom katholiſchen Glauben abfallen wollte, offenbaren — und das werde ich nie thun."

„Gunild!" rief Eugenius, „Dir gegenüber muß die Liebe ſtets jedes andere Gefühl beſiegen, weil Du ein überirdiſch herrliches Weſen biſt. Sei deshalb barmherzig und rette mich!"

Er wollte ihre Hand ergreifen. Gunild ſchleuderte die ſeine zurück und rief empört:

„Unſeliger! wirſt Du denn nie begreifen, daß ich die prieſterliche Würde auch in dem Tiefgefallenen noch ehre, während er mir unausſprechlichen Abſchen einflößt und mich mit Grauſen erfüllt!"

„So wollen wir denn verſuchen, dies Grauſen im Kerker zu dämpfen," ſagte Eugenius, öffnete die Thür und wies auf die Thracier, die vor derſelben warteten.

Schweigend ging Gunild an ihm vorüber aus dem Zimmer, und als ſie Stricke in den Händen der Soldaten bemerkte, reichte ſie gelaſſen ihre Hände dar, ließ ſie binden und folgte der Wache.

Starr vor Verwunderung ſah Phöbe dieſem ihr unbegreiflichen Schauſpiel zu. Die Königin iſt in ein Lamm verwandelt! flüſterte ſie halblaut vor ſich hin; — aber man wird doch dies Lamm nicht zu einem Opferlamm machen?

„Was kümmert das Dich!“ ſprach eine heiſere Stimme hinter ihr. Als ſie ſich erſchreckt umwendete, ſah ſie ihren Herrn, der bleich und mit entſtellten Zügen ſich zuſammen raffte und das Haus verließ.

Er folgte von fern Gunilden, um zu ſehen, was aus ihr werde und erfuhr im Gerichtshof, daß das Verhör für heute geſchloſſen ſei, weil man nicht den ganzen Oſtertag peinigen und martern wolle. Die Angeklagten waren ſämmtlich im Kerker. Auch Olympia — deren Verhör am nächſten Morgen ſtatt finden ſollte. Dann wollte man auch Gunild verhören, die ſich jetzt in einſamer Haft befand.

Dies war Alles ſo, wie Eugenius es wünſchte. Er ſuchte zu hoffen, daß Gunildens Muth und Kraft durch den Kerker gebrochen werden könne. Wenn aber nicht — was dann? fragte er ſich ſelbſt. Und wo er ging und ſtand, fragte ein Etwas in ihm: Was dann? . . . . Was dann? . . . . —

Die Folter.

Von allen dieſen Vorgängen hatte Arcadius wiederum keine Ahnung. Er hatte mit der Kaiſerin, dem ganzen Hofſtaat und Allen, die ſich zur kaiſerlichen Partei hielten, dem Gottesdienſt in der Apoſtelkirche beigewohnt. Die Feuersbrunſt, welche das Innere der Sophienkirche, einige Nebengebäude und den Pallaſt des Senates zerſtört hatte, war gelöſcht und man ſagte ihm, man werde mit der Zeit die Brandſtifter ohne Zweifel entdecken und beſtrafen. Chryſoſtomus war friedlich nach Bythinien geführt; — Alles war geordnet, — weshalb hätte er ſich beunruhigen ſollen! Der Frühlingstag war ſo ſchön. Es ſchwebte das erſte zarte Grün wie ein Florſchleier um die herrlichen Kaſtanien- und Platanenwälder, die ſich landwärts um Conſtantinopel ausbreiteten und die Fluren, die Hügel glänzten im Schmuck der friſchen Vegetation und im unvergleichlichen Farbenſpiel der Frühlingsbeleuchtung des Südens.

„Die Natur feiert heute auch ihr Auferſtehungsfeſt, erhabenſter Herr; wollen wir uns nicht deſſen freuen?“ ſagte Eudoxia, immer bereit den Gemahl zu zerſtreuen. Und er, immer bereit ſich durch ſie zerſtreuen zu laſſen, willigte gern in die Luſtfahrt ein.

Der Kaiſer im purpurfarbenen mit goldenem phantaſtiſchen Thiergeſtalten durchwirkten Seidenkleide, und die Kaiſerin in ihrem ſchneeweißen mit Gold und Purpur geſäumten Gewändern, nahmen Platz in einem Wagen, den zwei blendendweiße Maulthiere feierlich langſam zogen. Der Wagen war von koſtbarem Holz, reich eingelegt mit Gold und ſeltenen Steinen. Rothſeidene Vorhänge bildeten einen Thronhimmel über dem Sitz; den Boden bedeckte ein perſiſcher Teppich; das Geſchirr der Maulthiere glänzte von Goldplättchen. Bewegte ſich dies Fuhrwerk in der Sonne und unter grünen Bäumen, ſo nahm es ſich aus wie ein Gebilde der Zauberei. Von einem reich gekleideten Gefolge und den Soldaten der Leibwache umgeben, fuhr das Kaiſerpaar durch das goldene Thor in Thraciens grünes Hügelland hinein. Auf einem hohen Punkt, der einen weiten Blick auf die Propontis und den bythiniſchen Olymp gewährte, machte man Halt, um die wunderſchöne Ausſicht zu genießen. Aber ein eigenthümlicher Anblick zog die Augen des Kaiſers auf ſich. Er gewahrte in einem ſchmalen Thal zwiſchen zwei Hügeln ein weißes Feld.

„Was iſt das, Anthemius?“ ſprach er zu dem Präfecten des Pallaſtes. Das ſind keine Zelte .... denn es bewegt ſich! ſollte es eine ungeheure Heerde von Schwänen ſein?“

„Wollte Gott, es wären Schwäne,“ erhabenſter Auguſtus!“ entgegnete Anthemius tief erſeufzend; „dann würde es nicht die herrliche Landſchaft verunzieren; dann würde Dein frommes Auge nicht dadurch betrübt. Nein! nicht Schwäne ſind es .... ſondern eine abſcheuliche Secte iſt es, die ſich den Namen der Reinen gibt und hier ihre Verſammlungen hält, da in der Stadt, Dank der Frömmigkeit des großen Theodoſius, gottesdienſtliche Zuſammenkünfte den Ketzern unterſagt ſind.“

„Wird denn die Kirche Gottes nie von dem häretiſchen Unweſen befreit werden!“ ſagte Kaiſer Arcadius tief betrübt. „Dieſer Anblick genügt, um die Lieblichkeit der Landſchaft zu entſtellen, zu beflecken.... denn er beleidigt die göttliche Majeſtät.“

Und niedergeſchlagen befahl er die Rückfahrt anzutreten, auf der es die Kaiſerin nicht dahin brachte, ihn zu erheitern.

Kaum in ihren Gemächern angelangt, ließ ſie den Präfecten des Pallaſtes entbieten.

„Ich liebe nicht, daß man den Kaiſer unnützer Weiſe mißſtimme, Anthemius," ſagte ſie finſter. „Warum ließeſt Du ihn nicht bei dem unſchuldigen Gedanken einer Rieſenheerde von Schwänen?"

„Weil ich fürchtete, o göttliche Kaiſerin, der Cäſar-Auguſtus könne weiter forſchen und fragen und die Wahrheit erfahren."

„Es war alſo keine ketzeriſche Secte?"

„Es waren über zweitauſend Neophyten in ihren weißen Taufgewändern, die ſich mit einigen Prieſtern in jenes entlegene Thal geflüchtet haben, theils um der Haft und dem Verhör wegen der Brandſtiftung zu entgehen, theils um dem abendlichen Gottesdienſt ungeſtört beizuwohnen."

„Die Neophyten dieſer Nacht ſind allerdings als Anhänger des Chryſoſtomus der Sectirerei ſehr nahe," entgegnete Eudoxia beruhigt; „und es war unter dieſen Umſtänden beſſer, es ſo zu machen, wie Du gethan haſt. Ich bin zufrieden."

Anthemius erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung und zog ſich im Herzen erleichtert zurück. Man fing an die Auguſta ungemein zu fürchten.

Es wurde Nacht, tiefe Nacht in dem engen Kerker, in dem Pentadia und Olympia mit ihren Gefährtinnen ſich befanden, tiefe Nacht in dem großen, weiten, wüſten Raum, den man Gunilden angewieſen hatte. Während Jene keinen Platz fanden, um ſich Alle zugleich auf dem Boden niederzulegen oder zu ſetzen, und dieſen armſeligen Ruheplatz den Opfern der Folter und der zarten, kränklichen Olympia überließen, befand ſich Gunild wie in einer Felſenwüſte, wo Niemand bei ihr war, als das häßliche Gethier, das an ſolchen feuchten, finſtern, grottenhaften Orten zu hauſen pflegt: Kröten und Molche, Ratten und Spinnen. Jene hatten den Schmerz, beiſammen zu ſein ohne einander Erleichterung verſchaffen zu können; Gunild war allem Schauder der äußerſten Verlaſſenheit preisgegeben. Aber die reinen Seelen ſind die ſtarken Seelen. Keine von Allen verzagte und Jede machte ſich bereit, auf größere Leiden.

Mitternacht war vorüber. Gunild war äußerſt ermüdet in Folge der Oſtervigilie und der gewaltigen Gemüthsbewegungen des Oſtertages. Sie war erſchöpft aus Mangel an Speiſe und gequält von brennendem Durſt. Sie ſank matt auf dem rauhen, moderfeuchten Boden nieder; aber ſie konnte keine Ruhe finden, denn das widerliche Gewürm kroch über ſie hinweg, wenn ſie ſo da lag und der Ekel ſchreckte ſie dann wieder auf. Da faltete ſie ihre Hände und ſprach:

„O Du, dem ich heute meine erlöſte Seele anverlobt habe, willſt Du Deine Braut auf dem rauhen Pfade führen, den Du hienieden gewandelt biſt — ſoll ſie, wie Du, in der Wüſte ſein, bei den

Thieren — wie Du, Hunger leiden; — ſoll ihr, wie Dir, der Verſucher nahen — o ſo gib auch, daß ſie ihn überwinde und daß die Engel kommen — nicht um ihr zu dienen, wie ſie Dir gedient haben: wohl aber, um ihr Kraft und Stärke zu verleihen.“ — —

Ein hartes Licht berührte unſanft ihre Augen. Die Wache erſchien mit Fackeln und rief ſie zum Verhör vor Optatus, der das Werk der Finſterniß in nächtlicher Stunde zu Ende bringen wollte. Vor ſeinem Richtſtuhl ſtand bereits Olympia.

„Warum haſt Du das Feuer angelegt?“ fragte er ſie kurz und ſcharf.

„Du kennſt mein Leben,“ erwiederte Olympia. „Wer viel Geld auf Kirchenbauten verwendet, wird wohl nicht Kirchen niederbrennen.“

„Ja, zur Genüge kenne ich Dein Leben!“ ſagte Optatus ingrimmig.

„Wohlan! findeſt Du etwas Verbrecheriſches darin,“ antwortete ſie gelaſſen, „ſo werde mein Ankläger und laß einen Andern richten.“

Da erſchien Gunild zwiſchen den Schergen, ſo bleich, ſo ſtill, ſo ſchön in ihrer Ruhe, wie eine Selige, welche die Welt ſchon überwunden hat. Elpis ſtieß einen unterdrückten Schrei aus, Olympia wankte, aber ſchnell gefaßt breitete ſie ihr die Arme entgegen und rief:

„O, Gott ſei geprieſen, daß Dein erſter Schritt in die Kirche hinein Dir die Ehre eines ſolchen Bekenntniſſes verleiht.“

„Sagſt Du das im Ernſt?“ fragte Optatus höhniſch.

„Ich ſpreche nie anders als ich denke,“ ſagte Olympia.

„Und ſie ſpricht zugleich aus meiner Seele,“ ſetzte Gunild hinzu.

„Gut!“ ſagte Optatus, „die erlauchte Olympia wird alſo Zeuge des Bekenntniſſes der edlen Gunild ſein. Wiſſe alſo,“ wendete er ſich an dieſe, „Du biſt nicht der Brandſtiftung angeklagt, ſondern eines noch viel gräßlicheren Verbrechens, das mit Deiner ſcheinheiligen Miene und Deinem prahleriſchen Chriſtenthum nicht zuſammenpaßt: nämlich der Zauberei.“

Mit namenloſem Erſtaunen ſchaute Gunild zum Präfecten auf.

„Ja, ſpiele nur die Verwunderte! man kennt Dich!“ rief er, „Du biſt angeklagt, böſen Zauber geübt zu haben.“

„Ich? ... ich?“ — ſagte Gunild betäubt; — „das verſtehe ich nicht.“

„Du wirſt mich ſogleich verſtehen! Du biſt angeklagt, dem Neffen der erlauchten Eugraphia, dem jungen Prieſter Eugenius einen Liebestrank gegeben zu haben.“

„Oh! .... gräßlich!“ rief Gunild mit verſagender Stimme und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz.

„Sieh, wie ſchnell Du überführt biſt. Deine Beſchämung iſt ein Bekenntniß,“ ſagte Optatus.

„Ich bin nur beſchämt, der Gegenſtand einer ſolchen Anklage zu ſein,“ ſagte Gunild.

„Der Stolz iſt bei Dir übel angebracht.“

„Da haſt Du Recht,“ erwiederte ſie und ein himmliſches Lächeln trat in ihr Auge und ihr Antlitz.

Olympia hatte Gunild noch nicht nach der Taufe geſehen. Ganz verklärt ſchien ſie ihr und Alles, was bisher noch hart und ſchroff in ihr geweſen war, hinweggeſchmolzen im Sonnenlicht der Gnade.

„So lächeln die Seligen!“ flüſterte Elpis in Olympia's Ohr.

„Alſo geſtehſt Du Dein Verbrechen ein?“ fragte Optatus.

„Ich beging es nicht.“

„Wenn Du leugneſt, muß ich Dich auf der Folter zum Geſtändniß bringen.“

„Ich beging es nicht.“

Auf einen Wink des Präfecten traten die Schergen an ſie heran.

„Barmherzigkeit, Optatus!“ rief Olympia überwältigt von Schmerz und Entſetzen.

„Für Dich würdeſt Du dies Wort auf dieſer Stelle nie ausſprechen, geliebte Olympia,“ ſagte Gunild ſanft. „O laß mich in Deiner Seele da ſtehen, wo Du ſelbſt ſtehſt.“

Sie wies die Schergen zurück und legte ſelbſt ihren Schleier, ihren Mantel, ihre Schuhe ab. Ein Theil ihres reichen goldbraunen Haares war aufgelöſt; ſie faßte es zuſammen und wand es um den Kopf, ſo daß ihr ſchönes bleiches Haupt wie eine Perle in goldener Faſſung lag.

Wieder winkte Optatus den Schergen und wieder wies Gunild ſie zurück. In ihrem weißen ſchleppenden Gewande ging ſie gelaſſen zu der gräßlichen Folterbank. Vor derſelben wendete ſie ſich zu Olympia und ſagte:

„Er, der Unglückſelige, der mir das irdiſche Paradies, die Kirche, geöffnet hat, öffnet mir heute das himmliſche Paradies. Möge mein Leiden ſeiner armen Seele zum Heil werden. Und nun auf Wiederſehen, geliebte Olympia, in den ewigen Freuden.“

„Gehſt Du denn wirklich hinweg!“ rief Olympia.

„Ich glaube — ja! . . . Eine Seele ſchreit zu mir um Rettung. Hienieden konnte ich ſie nicht retten . . . . Vielleicht finde ich Erhörung, wenn ich am Thron Gottes für ſie bitte.“

„So gehe hin, Du ſüßes Opferlamm,“ ſagte Olympia gefaßt. Aber ſie lehnte ſich zitternd auf Theonens Arm.

„Du redeſt irr, ſchon jetzt aus Furcht, und ſollſt doch die Wahrheit bekennen! Eile Dich alſo, wenn

Du nicht willſt, daß man Dir helfe!“ rief Optatus ungeduldig.

Gunild legte ſich auf der Folterbank nieder und ſagte:

„In Deine heiligen fünf Wunden befehle ich mich, o Herr.“

Die Henker thaten ihr Werk. Sie banden Gunildens Hände und Füße und legten um ihren Hals eine Schlinge, die an den Pfahl geknüpft wurde und bei gewöhnlichen Fällen nicht in Anwendung kam. Aber Optatus hatte den Wink verſtanden, den Eugraphia in Betreff Gunildens ihm geben ließ. Als Alles fertig war fragte der Präfect Optatus:

„Bekennſt Du, daß Du böſe Zauberkünſte getrieben haſt?“

„Ich that es nicht,“ antwortete Gunild klar und entſchieden.

Und die Henker thaten weiter ihr Werk. —

„Stehe ihr bei — o Herr . . . gekreuzigter“ . . . . betete Olympia.

Tiefe Stille trat ein.

„Genug!“ gebot Optatus den Henkern. Dann fragte er: „Bekennſt Du jetzt?“

Tiefe Stille wie zuvor.

„Sie iſt bewußtlos — nehmt ſie herab!“ ſagte der Präfect kalt.

Die Henker löſten Gunilds Bande, und einer von ihnen hob ſie auf ſeinen Armen vom Folterbett ab. Ihr Haupt, ihre Glieder, hingen ſchlaff herab. Er legte ſie auf der Erde vor dem Präfecten nieder und ſagte:

„Herr . . . . ſie iſt todt.“

„Das Opferlamm iſt erwürgt,“ flüſterte Elpis tonlos.

„Und iſt verherrlicht im ewigen Frieden,“ ſagte Olympia, die eine übernatürliche Faſſung gewonnen hatte, und zu Optatus ſich wendend fragte: „Du wirſt erlauben, daß ich die entſeelte Hülle hinwegnehme und beſtatte?“

„Nimm ſie!“ ſagte er hart. „Dein eigenes Urtheil wirſt Du ſpäter hören.“

Er verließ den Richtſtuhl. Die Tochter eines Verräthers — ſie ſelbſt Verrätherin an der Huld der Auguſta — fand ihren Lohn! ſprach er finſter zu ſich ſelbſt, um den Schrei ſeines Gewiſſens zu übertäuben.

Er ſuchte die Ruhe, aber er fand ſie nicht auf ſeinem Lager. Da erhob er ſich wieder und beſchäftigte ſich damit, die verſchiedenen Urtheilsſprüche der Angeklagten abzufaſſen.

Am frühen Morgen meldete ein Diener den erlauchten Eugenius.

„Er komme!“ ſagte der Präfect; „aber es werden ſich fünf bis ſechs Mann Wache an der Thür aufſtellen und bei dem leiſeſten Ruf eintreten.“

Der Diener entfernte ſich und Eugenius erſchien — dermaßen entſtellt, daß Optatus rief:

„Du ſcheinſt ſehr krank zu ſein! . . . Nimm Platz. Womit kann ich Dir dienen?“

„Mit einer Antwort!“ ſagte Eugenius und blieb vor dem Präfecten ſtehen. „Ich war im Gerichtspallaſt und erfuhr dort, daß der Lector Euthemius, eine Dienerin der Pentadia und Gunild, die edle Gothin — in Folge der Folterung das Leben verloren hätten. Iſt das wahr?“

„Von Pentadia's Dienerin wußte ich es noch nicht. Mit Gunild und Euthemius verhält es ſich ſo,“ antwortete Optatus ruhig.

„So fahre zur Hölle!“ ſchrie Eugenius und ſtürzte ſich mit einem kurzen Schwert, das er unter dem Mantel hielt, auf Optatus.

Dieſer aber hatte jede Bewegung des Eugenius im Auge behalten, war dem Stoß ausgewichen und rief die Wache herein, während Eugenius von der Gewalt des Stoßes fortgeriſſen, zu Boden taumelte.

„Bindet ihn und führt ihn fort: er iſt raſend,“ ſagte Optatus kaltblütig zur Wache. — —

Einige Stunden ſpäter erſchien Biſchof Severian bei der Kaiſerin.

„Dein Erſcheinen, mein ehrwürdiger Vater, bringt mir immer etwas Gutes,“ ſagte ſie verbindlich. „Was wird es heute ſein?“

„Es iſt die Nachricht, o göttliche Auguſta, daß das Verhör der Angeklagten, in Bezug auf die Feuersbrunſt geſchloſſen iſt und nichts Beſtimmtes ergeben hat. Doch ſind der Prieſter Tigrius und der Diacon Serapion aus Conſtantinopel verbannt worden, nicht ſowohl wegen der Brandſtiftung, als wegen ihres tollen, aufrühreriſchen Fanatismus für Chryſoſtomus.“

„Ha — das lobe ich! ja, ich bin ſehr zufrieden mit Optatus.“

„Du wirſt es noch mehr ſein, mildreiche Auguſta, wenn Du erfährſt, daß er für die angeklagten Frauen äußerſt ſchonend war. Die Diaconiſſen Pentadia und Olympia ſind mit der Warnung entlaſſen, ſich der neuen kirchlichen Ordnung zu fügen, widrigenfalls ſie mit Geldbußen und Verbannung geſtraft werden müßten. Jetzt muß man ihnen Zeit laſſen ſich zu faſſen, denn beide ſind ſehr gebeugt durch den Tod von drei jungen Neophytinnen?“

„Drei Neophytinnen? und junge Mädchen? wie traurig! . . . aber wie kam das?“ rief theilnehmend Eudoxia.

„Die eine kam im furchtbaren Gedränge um, bei der Gefangennehmung des Chryſoſtomus. Die zweite war von äußerſt ſchwacher Geſundheit: ſie ſtarb im Gefängniß. Und die dritte“ . . . —

„Und die dritte?“ wiederholte Eudoxia geſpannt, weil der Biſchof ſchwieg.

„Kein Sieg ohne Opfer! kein Triumph ohne Kreuz!“ erwiederte er. „Du liebteſt ſie — dieſe dritte; doch Du hatteſt ſie ſchon verloren — durch ihren Undank.“

„Gunild … todt!“ rief Eudoxia voll Entſetzen; — „todt, dies kräftige ſchöne Leben! wie war das möglich!“

„Die geiſtige Aufregung der letzten Tage überwältigte ihre leiblichen Kräfte. Von einem heftigen Fieber verzehrt, redete ſie irr im Verhör — und bald darauf machte ein Nervenſchlag ihrem Leben ein Ende. Ohne Klage hauchte ſie ihre Seele aus.“

„O Gunild — Du einzige Gunild! . . . ich habe in dir ein namenloſes Kleinod verloren!“ klagte Eudoxia in Thränen.

„Du hatteſt ſie ſchon vor ihrem Tode verloren, o Herrin und Tochter. Bedenke das! Faſſe die ganze Cataſtrophe in ihrem Zuſammenhang auf: in Folge derſelben iſt Gunild geſtorben und biſt Du unumſchränkte Kaiſerin des morgenländiſchen Reiches geworden.“

„Du ſprichſt recht, mein ehrwürdiger Vater,“ ſagte Eudoxia und trocknete ihre Thränen. „Nicht weinen will ich, ſondern frohlocken, denn erſt ſeitdem der Mann fort iſt, iſt die Kirche von einem Tyrannen befreit und bin ich wahrhaft Kaiſerin, die Niemand zu fürchten braucht.“

* * *

Die unumſchränkte Kaiſerin.

In demſelben Jahr 404 am 6. Oktober herrſchte tiefe Stille im Hebdomon-Pallaſt. Sie war todt, die ſchöne, ſtolze, mächtige Kaiſerin Eudoxia, todt bei vierundzwanzig Jahren, geſtorben in ſchweren Leiden ihres ſechſten Wochenbettes. Auf dem Höhepunkt ihres Strebens angelangt, fand ſie ein unerwartetes, frühes Grab.

In der Wüſte.

Nach langen Jahren, als die Ueberreſte des Chryſoſtomus ſchon durch die Kinder von Arcadius und Eudoxia feierlich nach Conſtantinopel übertragen waren, als ſein Name und Andenken ſchon unter den Heiligen glänzten, als Olympia längſt wie ein ſtiller Stern am Horizont der Zeit unbemerkt hinab geſunken war, um in einer beſſeren Welt als leuchtendes Geſtirn aufzugehen — da lebte in der egyptiſchen Thebaïs ein grauer gewaltiger Büßer. Er hieß Eugenius.

* * *

Das

Buch der Kloſtergründungen

nach der reformirten Carmeliter-Regel

von der

heiligen Tereſa von Jeſus.

Nach der neueſten Originalausgabe des Don Vicente de la Fuente,
Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Madrid, aus dem
Spaniſchen überſetzt

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1868.

[illegible]
[illegible]
[illegible] 513

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Einleitung.

In dem Buch ihres Lebens hat die heilige Tereſa ihr Leben bis zu dem Zeitpunkt geführt, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche war und im St. Joſephskloſter zu Avila nach der erſten ſtrengen Carmeliterregel lebte. Dieſe Beſchreibung ihres Lebens faßt hauptſächlich deſſen innere, deſſen zu Gott hingewendete Seite in's Auge. Sehr natürlich. Sie lebte zu ſehr in und mit Gott, um nicht Alles in Beziehung auf ihn zu erfaſſen und ihn als die Hauptperſon in ihrem Leben zu betrachten — nicht ſich ſelbſt. Wir in unſerer Unvollkommenheit möchten zuweilen wünſchen, daß ſie ohne ihre himmliſche Richtung aufzugeben, doch etwas mehr von ſich ſelbſt geſprochen hätte. Dies thut ſie in dem „Buch der Kloſtergründungen," weil diesmal der Gegenſtand es mit ſich bringt. Sie tritt auf im äußeren Leben und in vielfachen Beziehungen zu den verſchiedenſten Perſonen, zu Geiſtlichen und Weltleuten, zu Vornehmen und Geringen, zu Reichen und Armen. Don Philipps allmächtiger Günſtling, Ruy Gomez — und Andrada, der dürftige junge Menſch in ſeinem elenden Anzug; der leichtfertige junge Edelmann Bernard de Mendoza und der rechtſchaffene, nur etwas ſchwierige Kaufmann Ramirez; — unzählige Frauen auf allen Stufen der Geſellſchaft, die vornehmſten, die frömmſten; — unzählige Prieſter und Ordensmänner: mit dieſen Allen kommt ſie in Verbindung; dieſe Alle greifen auf irgend eine

Weiſe in ihre Aufgabe ein; dieſe Alle muß ſie zu behandeln verſtehen, damit ihr großes Werk, die Reform des Carmels, gefördert werde.

Es war die Zeit der großen Reformen in der Kirche. Die Beſchlüſſe des Concils von Trient riefen ſie hervor, indem dieſelben nicht nur das alte katholiſche Dogma über verſchiedene Punkte klärten und feſtſetzten, die von den Neuerern, ſei es geleugnet, ſei es entſtellt wurden; ſondern auch indem ſie in der Handhabung der kirchlichen Disciplin die Zügel ſchärfer anzogen und dem ganzen geiſtlichen Stand, Welt- und Ordensprieſtern, vom Biſchof an bis zum letzten Mönch herab, die Vorſchriften erneuerten und auf deren Ausführung drangen, welche geeignet waren, gerade dieſem, für die ganze Chriſtenheit wichtigſten Stande, die Vollkommenheit zu geben, die ihn befähigt zugleich Vorbild und Bildner der Laienwelt zu ſein. Selbſtverſtändlich nahmen auch die Frauenklöſter an dieſer Herſtellung der Kirchenzucht Theil. In der Kirche iſt eine Seite ihres Lebens den Menſchen anheimgegeben, welche die Träger ihrer großen Ideen, ihrer erhabenen Lehren ſind. Aber eben weil dieſe Träger Menſchen — alſo dem allgemeinen Geſetz der Schwachheit, der Hinfälligkeit unterworfen ſind, welches auf allen in der Erbſünde Geborenen laſtet: ſo bedürfen ſie einer beſtändigen Anregung, bald des Spornes und bald des Zügels, um von demjenigen Geiſt beſeelt zu bleiben, der ihnen die heilige Kraft gibt fort und fort nach der Verwirklichung der großen Ideen zu ſtreben, die ſie vertreten und einleuchtend machen ſollen. In Zeiten der Begeiſterung, welche die Neuheit der Idee, oder die überwältigende Perſönlichkeit welche ſie wachrief, oder Widerſtand und Verfolgung von Außen zu erzeugen pflegen, ſind die Träger der Ideen im großen Ganzen ihrer Aufgabe gewachſen. Allein es treten in der Geſchichte der Menſchheit wie des einzelnen Menſchen Zeiten ein, wo das, was man mühſam und mit Opfern errungen hat, gleichſam alltäglich wird, weil es nunmehr in das ruhige Geleiſe des Lebens eingefügt einen ungeſtörten Schritt geht. Da kommt es denn, daß der Menſch der Schwere ſeiner Natur folgt, die ihn immer abwärts zieht, daß er „abfällt von ſeiner erſten Liebe“ und lau wird. Und was dem Einen geſchieht, kann Vielen zugleich, kann ganzen Ständen, ganzen Genoſſenſchaften geſchehen: ſie werden lau, gleichgültig; ſie fallen in einen gewiſſen, bald geiſtigen und bald ſittlichen Marasmus, und in demſelben entarten ſie nach und nach. Dann müſſen Reformen eintreten, welche die hohe Idee ſowohl, als die Geſetze nach denen ſie ausgeführt werden ſoll, wieder auffriſchen, damit die verzärtelte Natur und der verweltlichte Sinn befähigt werden ſich unter das Joch einer heilig-ſtrengen Zucht zu ſchmiegen und durch ſie jene Seelenſtärke zu erlangen, welche nothwendig iſt um ſtandhaft eine unweltliche Richtung, ein Leben des Opfers und der Entſagung inne zu halten. Dieſe Reformen haben nie in der Kirche gefehlt; zuweilen betrafen ſie den ganzen Baum, zuweilen einzelne Zweige deſſelben. Der heilige Geiſt weiß ſeine Werkzeuge zu finden. Bald waren es die oecumeniſchen Concile, die einen Läuterungsprozeß anregten und die Mittel angaben um ihn auszuführen; bald waren es hochbegnadigte Perſönlichkeiten, welche dieſe von der Kirche genehmigten Mittel in Erinnerung und friſche Anwendung brachten. Ein ſolches Werkzeug war die heilige Tereſa.

Das Kloſterleben iſt nicht und war nie die Erfindung irgend eines unbeſchäftigten, ſchwärmeriſchen Geiſtes. Es wurzelt ganz und gar im Evangelium und in den Rathſchlägen der Vollkommenheit, welche dieſes ertheilt. Es hat jederzeit ein Hauptziel: Heiligung der Seele, die ſich dieſem Leben widmet; — aber es hat nach Außen hin und in ſeinem Einfluß auf die Welt verſchiedene Zwecke, welche den Bedürfniſſen, den Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Epochen entſprechen. Das gilt für Männer- und für Frauenklöſter. Jetzt habe ich nur die letzteren im Auge.

Als die heiligen Frauen Paula, Melania, Macrina und wie ſie weiter heißen mochten, dieſe ſchönen, großen Seelen, ihre Klöſter eröffneten, da galt es das Weib, das vom Polytheismus zertretene, entwürdigte, unglückſelige Weib zum Bewußtſein über die Wiedergeburt zu bringen, die das Chriſtenthum dem unterdrückten Geſchlecht verlieh; da mußte ſich das Weib auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung erſt wieder beſinnen und unter heiligenden Einflüſſen ſammeln, um dann durch Gebet, Beiſpiel und Belehrung auf die jüngere Generation zu wirken, damit die Gattin, die Mutter ihren Platz in der neuen Ordnung der Dinge, in der chriſtlichen Geſellſchaft einnehmen könne. In ganzen Schaaren, maſſenhaft, ſuchte die chriſtliche Frau, die chriſtliche Jungfrau die heilige Ruhe des Kloſters auf, um unberührt von den Orgien des erſterbenden Polytheismus und von dem Zuſammenſturz der alten ſocialen Ordnung, das ſtrenge, ernſte Leben zu führen, das einen ſchneidenden Gegenſatz zu Allem bildete, was bisher im Leben des Weibes wünſchenswerth erſchienen war. Einem wahnwitzigen Luxus gegenüber — die äußerſte Armuth; ſchrankenloſen Gelüſten — herbe Abtödtung des Erlaubten; der Gewohnheit des Befehlens — demüthiges Dienen; dem üppigen Ueberfluß — Mangel am Nothwendigen; der Begierde nach Zerſtreuung — die gleichmäßigſte Einförmigkeit; dem trägſten Müßiggang — unermüdliche ſchlichte Arbeitſamkeit: dieſes Bild, dieſes Vorbild ſtellten die Frauenklöſter des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts in der jungen, chriſtlichen, vom Polytheismus umgebenen und vielfach bedroheten Welt auf. In der heißen, fieberhaften Atmoſphäre wilder Leidenſchaften, tobender Kämpfe, lagen ſie da wie klare, kühle, ſtille Seen, die den Seelen das Bad der Reinigung darboten.

Ein Paar Jahrhunderte ſpäter und eine neue Weltzeit trat ein. — Der Umſturz war erfolgt, das Römerreich zertrümmert, der Polytheismus verſchwunden, die antike Welt untergegangen. Das hatte die Völkerwanderung vollbracht, die ſich erſt vorſichtig, langſam, vereinzelt, dann immer kühner, reißender, gewaltſamer aus den unbekannten Regionen des Oſtens und Nordens heranwälzte und die endlich wie eine Sündflut unwiderſtehlich vernichtend und unwiderruflich zerſtörend über dem Römerreich ſtehen blieb. Je nachdem das Chriſtenthum Eingang bei dieſen Völkern fand, traten allmälig aus der Sündflut der Barbarei gleichſam Inſeln der chriſtlichen Cultur hervor und der Ausgangs- und Mittelpunkt derſelben in Gallien, in Britanien, in Deutſchland waren Klöſter. Von dem ungeheuern Einfluß den die Männerklöſter auf Bildung, Geſittung, bürgerliche Ordnung hatten erzählt die Geſchichte bis zum heutigen Tage — und nie zu viel. Aber nicht minder einflußreich und, wenn minder nach außen, dann um ſo tiefer in Mark und Blut eindringend, war die Wirkſamkeit der Frauenklöſter. Die göttliche Vorſehung fügte es damals ſo, daß Frauen die im äußeren Leben hoch und groß über der Menge ſtanden, zugleich hoch in der Tugend und groß an Geiſt und Seele, Königinnen, Fürſtinnen, die edelſten Töchter des Landes waren und daß ſie nicht blos Klöſter gründeten, ſondern in ſie eintraten, man kann faſt ſagen ſie bevölkerten. Dies gilt ganz beſonders von den angelſächſiſchen Kloſterfrauen, die ſich ihre eigene ernſte Bildung und die Erziehung der weiblichen Jugend zur Aufgabe machten und ſelbſtverſtändlich den größten Einfluß auf die ganze Geſittung der Zeit gewannen. Der rauhe, rohe, in Krieg und Kampf verwickelte, von brutalen Leidenſchaften beherrſchte Mann, fand in der klöſterlich erzogenen Jungfrau die reine Tugend, die zarte Sitte, die fromme Klugheit der chriſtlichen Gattin und gelang es der einzelnen auch nicht gleich und nicht immer ihn zu ſich zu erheben: ſo war doch der Geſammteinfluß, namentlich auf und durch die Kinder, ein gewaltiger. Berühmt durch ſeine gelehrten Frauen, die lateiniſch laſen, ſchrieben, dichteten, durch eine Ethelberge, Eathburge, Hildelith, Juſtine, war Kloſter Berking an der Themſe. In Gallien war das Heiligthum des Landes das Kloſter zum heiligen Kreuz in Poitiers, wo die gottſelige Königin Radegunde, vom Thron herabgeſtiegen, mit vier Königstöchtern ihren Verwandten und einer großen Zahl edler Jungfrauen ein heiliges und heiligendes Leben führte. Auf ihren Antrieb dichtete ihr Geheimſchreiber Fortunatus, ſpäter Biſchof von Tours, die Kirchenhymne „Vexilla Regis“, welche die Kirche alljährlich am Donnerſtag in der Charwoche ſingt. Dies war zu derſelben Zeit, als die gräßliche Königin Fredegunde Gallien mit Blut überſchwemmte. Der verwüſtenden Furie gegenüber ſtand eine ſühnende Heilige. Radegunde ſtarb im Jahr 587. Eine andere fränkiſche Königin, Bathilde, der es nicht vergönnt war vom Thron in's Kloſter zu gehen, gründete das berühmte Kloſter Chelles für Erziehung der weiblichen Jugend und die noch viel berühmtere Abtei Corbie. Dahin rief ſie die gelehrteſten Männer der Zeit, die Corbie allmälig zu einer Hochſchule der Wiſſenſchaft und nicht blos für Gallien machten. Als im achten Jahrhundert der heil. Bonifacius das Apoſtolat für Deutſchland übernahm, rief er aus ſeiner angelſächſiſchen Heimat ſich Hilfe herbei — Hilfe aus Frauenklöſtern. Bugga, Abtiſſin von Thanet erwirkt ihm reichliche Unterſtützung für ſeine Miſſion. Eadburge, Abtiſſin von Winburn, ſchickt ihm Kleidungsſtücke für ſich, ſeine Gefährten, ſeine Armen, ſchickt ihm Exemplare der heiligen Schriften, welche ſie ſelbſt oder die Feder ihrer Kloſterfrauen abgeſchrieben hat. Mit dieſer Abtiſſin iſt er im beſtändigen Briefwechſel über ſeine Arbeiten und ſeine Mühſale, denn nach dem Papſt gab es Niemand, der mehr für das Gelingen ſeines Werkes glühete und that, als Eadburge — bis zu der Zeit, wo ſeine Verwandte, die berühmte heil. Lioba Kloſter Winburn in Weſſex verließ und ihr Apoſtolat in Deutſchland begann. Sie war ein Wunder des Wiſſens. Seit ihrer Kindheit im Kloſter, ſeit ihrer Jugend Gott geweiht, hatte ſie ihre hohe geiſtige Begabung den ernſten Studien gewidmet, der Theologie und Philoſophie, dem canoniſchen und bürgerlichen Recht, den Naturwiſſenſchaften, der Literatur. Dabei war ſie auch ein Wunder von Demuth und Reinheit, und ſowohl wegen ihres Wiſſens als wegen ihrer Tugend ſtaunten die Zeitgenoſſen ſie an. Sie gründete das erſte deutſche Nonnenkloſter zu Tauberbiſchofsheim, das ſich mit allem Eifer der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend, namentlich von vornehmer Herkunft widmete, weil dieſe dereinſt wieder auf einen größeren Kreis Einfluß hatte. Doch ein Kloſter genügte nicht dem Bedürfniß und nicht dem Eifer. Lioba gründete deren ſehr viele um auf den verſchiedenſten Punkten für Deutſchlands Bekehrung und Bildung zu wirken. Die beiden ausgezeichnetſten Kloſterfrauen unter den Gefährtinnen, welche ſie ſich in Winburn wählte, war die heil. Walburg, welche Abtiſſin zu Heidesheim, und die heil. Thekla, die Abtiſſin zu Kitzingen wurde. Beide unterſtützten mit frommem Eifer das ſegensreiche Werk. Als der heil. Bonifacius vor ſeiner letzten Reiſe nach Friesland, wo er am 5. Juni 755 den Martertod fand, in Mainz von der heil. Lioba Abſchied nahm, übertrug er ihr die Aufſicht und Obhut über ſämmtliche deutſche Nonnenklöſter. Sie ſtarb im Jahr 772. Deutſchland, das ſo viel Gewicht legt auf ſeine Liebe für die Wiſſenſchaften, auf ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Bildung, hat gänzlich die merkwürdige Frau vergeſſen, die aus England herüber kam, um den deutſchen Frauen Glauben, Bildung und Sitte zu bringen und dem Kloſterleben jene ernſte geiſtige Richtung zu geben, die ſich Jahrhunderte nach ihrem Tode darin erhielt, wovon Hathumod und Roswida[1]), Nonnen im ſächſiſchen Kloſter Gandersheim, bekannte Beiſpiele ſind. Hathumod war die Schweſter des Herzogs Heinrich des Erlauchten, die Gründerin und erſte Abtiſſin des berühmten Stiftes. Unter ihr und ihren Nachfolgerinnen Gerberge und Chriſtiana wurde es ein Mittelpunkt für gelehrte Studien und Roswida, die erſte deutſche Schriftſtellerin, lebte und ſchrieb in Gandersheim. Aus den Klöſtern ging der Sinn für ernſtes Wiſſen auf die Frauen in der Welt über und ſpiegelt ſich in den beiden Kaiſerinnen Mathilde und Adelheid, in der Herzogin Hedwig, der Wittwe Burkards von Schwaben ab; und bedenkt man, wie mächtig das Beiſpiel iſt, das von hochſtehenden Perſönlichkeiten gegeben wird, ſo läßt ſich ganz ſicher annehmen, daß ſich dieſe Einwirkung nicht auf die Fürſtinnen beſchränkte, nicht bei ihnen

---

1) Helena von Roſſow, † 984.

ſtehen blieb. Genug, in jener Epoche des frühen Mittelalters, waren Klöſter wiederum der Ausdruck eines ungeheuern Bedürfniſſes, und zugleich deſſen Abhilfe: ſie waren Leuchtthürme, welche die Wildniß der Welt überragten und über deren Unwetter, Stürme und Wirrſale das milde geiſtige Licht ausgoſſen, das dieſe frommen, gedankenvollen Frauen pflegten.

Eine neue Weltzeit trat ein: die Menſchheit war bekehrt und katholiſch. Der Mittelpunkt dieſer Welt war Chriſtus im hochheiligen Sacrament, der Gottmenſch angebetet auf allen Altären der Chriſtenheit. Ihm wurden Hymnen gedichtet, Dome gebaut, Bilder gemalt, Lieder geſungen, Feſte gefeiert, Dienſte der Liebe geweiht, Opfer jeder Art dargebracht. Er war unzertrennlich vom Leben des Einzelnen, von der Ordnung des Ganzen. Er war der anerkannt gegenwärtige, myſtiſch verhüllte Herr und König dieſer Welt. Sie beſtand freilich aus Menſchen, und Menſchen ſind voll Sünde, Leidenſchaft und Hinfälligkeit und ſie erliegen dem Böſen, wenn ſie nicht mit gottgegebener Gnadenkraft es bekämpfen und ſie vergeſſen den Herrn, wenn die böſe Luſt reizt und verlockt. Es gab allzeit große Siege des Böſen und große Niederlagen des Guten, trotz Dombauten, Hymnengeſang und Opfermuth; aber andererſeits gab es Seelen, und zwar Seelen in Menge, die mit frohlockender Liebe ſich herandrängten, um für jene Niederlagen genug zu thun, für jene Triumphe zu büßen; die das ſtellvertretende Opfer, welches die Kirche täglich feiert, innig genug erfaßten, um ſich mit ihrem ganzen Weſen ihm anzuſchließen und ſich zu verſenken in das verborgene Leben Jeſu im hochheiligſten Sacrament. Dieſe Seelen bevölkerten die Klöſter und ihre Liebe, ihre Fürbitte, ihr Gebet war eine mächtige Hilfe für diejenigen, welche die heiße Schlacht des bewegten Lebens zu beſtehen hatten. Ja, mochten Manche fahnenflüchtig geworden, im Sturm der Leidenſchaft zum Feind übergelaufen ſein — das Gebet der Liebe, das Opfer der Liebe kam auch ihnen zu gut: es gab in der Welt Bekehrungen großer Sünder, denn es gab in den Klöſtern heilige Seelen. Wunderſam fein und zart war ihr Gemüthsleben entwickelt und das Sinnenleben in demſelben Maß abgetödtet. Viſionen, Ekſtaſen, Offenbarungen ſind nichts Seltenes; traulich verkehrt die Seele mit Gott. Sie ringt und rankt ſich zu ihm hinauf mit all' ihren geläuterten Kräften. Es iſt ein Verkehr bald voll kindlicher Einfalt, bald voll hohem Schwung, je nach der individuellen Gemüthsſtimmung, welche die Grundlage deſſelben bildet. Dieſe Richtung iſt nicht etwa nur in einem Kloſter zu Hauſe, beſchränkt ſich nicht auf einzelne wenige Nonnen; nein! es iſt eben der Kloſtergeiſt der Epoche, der ſich denn freilich zu ſeiner höchſten Schönheit nur in einzelnen Seelen entfaltet, in einer Hildegard, einer Eliſabeth von Schönau, einer Maria von Oignies, einer Gertrud von Altenberg. In jener Epoche war das Kloſter ein Altar, auf welchem ein beſtändiges Brandopfer der Liebe flammte. Man könnte ſagen, das Kloſterleben habe damit ſeinen Höhepunkt erreicht, habe den dreifachen Weg zurückgelegt, auf den die Lehrer des innern Lebens die Seele hinweiſen, die von der niedrigſten Stufe zur höchſten Vollkommenheit ſtrebt: ſie beginnt mit dem Weg der Reinigung, ſie ſchreitet fort auf dem Wege der Erleuchtung, ſie betritt endlich den Weg der Vereinigung, der die beiden erſten in ſich ſchließt. Selbſtverſtändlich ſind aber weder die Grenzen noch die Eigenthümlichkeiten dieſer Epochen ſo beſtimmt abgeſchnitten und von einander getrennt, wie das trockene Wort ſie feſtſetzt. Sie haben Uebergänge und Berührungspunkte; ſie haben ihre Schwankungen, ſie ſteigen und ſinken. In dieſer dritten Epoche, wo das übernatürliche Seelenleben ſo ungemein geſteigert und ſo unwiderſtehlich anziehend war, konnte man wohl das Bedenken haben: Läßt in dieſen Klöſtern mit ihren zahlreichen Genoſſenſchaften der begeiſterte Schwung nach — was dann mit ihnen? was dann mit dieſer außerordentlichen Menge von Nonnen, die nicht mehr auf der Höhe des innern Lebens ſtehen, wie ihre Vorgängerinnen und dennoch die Klöſter füllen, weil das Kloſter nun einmal ganz unzertrennlich von einer katholiſchen Lebensauffaſſung iſt, welche eine Verſchiedenheit des Berufs anerkennt; doch aber dieſen Beruf geprüft wiſſen will.

Und wieder trat eine neue Weltzeit ein: die Menſchheit war nicht mehr durchgehend katholiſch! Chriſtus im allerheiligſten Sacrament wurde geläſtert, verachtet, entehrt, mit Füßen getreten. Seine Tabernakel ſtanden in vielen Ländern verödet, ſeine Altäre entweiht, ſeine Kirchen zerſtört: die Gräuel der Verwüſtung waren im Heiligthum. Dies war die Zeit der heiligen Tereſa und ihrer Reform des Carmeliterordens. Das Kloſter der Menſchwerdung zu Avila war tadellos; aber es folgte der gemilderten Regel und hatte einhundert und fünfzig Nonnen. Dieſe Regel ſchrieb keine ſtrenge Clauſur vor; die Nonnen beſuchten mit Erlaubniß der Obern oder auf deren Wunſch ihre Familien, Verwandten und Freunde. Tereſa ſelbſt pflegt ihren kranken Vater, ihren kranken Schwager, reiſt zu ihrer verwittweten Schweſter und einer anderen trauernden Wittwe und lebt, wie ſie ſelbſt ſagt, großentheils außerhalb des Kloſters. Im Kloſter ſelbſt waren die Sprachzimmer förmlich Salons, in welchen die Nonnen vom Morgen bis zum Abend Beſuch von Herren und Damen empfingen und ſich vortrefflich unterhielten. Auch war es den Nonnen nicht nur geſtattet ſich gegenſeitig in ihren Zellen zu beſuchen, ſondern es war auch ihren weltlichen Freundinnen dieſer Zutritt erlaubt. Sie führten alſo ein recht gemüthliches Leben, ſo daß man verſucht wird zu fragen, weshalb ſie nicht lieber ganz in der Welt geblieben ſind; und daß man recht gut begreift, wie ſich die heilige Tereſa in dem großen angenehmen Hauſe in ihrem freundlichen Zimmer, mit ihren zahlreichen Freundinnen und mit dem häufigen Beſuch im Sprachzimmer recht zufrieden fühlte — bis es ihr klar wurde, daß dies kein Leben ſei wie es ſich gezieme für Bräute des Gekreuzigten und vollends zu einer Zeit, wo er von Millionen auf's Neue gekreuzigt wurde und wo Millionen Seelen vom Satan verblendet in's ewige Verderben hineinrasten. Dieſer zwiefache Schmerz: Chriſtus im allerheiligſten Sacrament von den Altären verjagt und der Untergang ſo vieler, vieler Seelen, zieht ſich wie ein Trauerflor durch ihre ſeraphiſche reine Liebe zum Herrn. Dieſer Schmerz über ſeine ſo furchtbar verachtete Liebe forderte ſie auf, die Begeiſterung für ein heldenmüthiges Opferleben anzuregen und daſſelbe mit einigen wenigen auserwählten Seelen zu beginnen. Es ſollte ein Leben der ſtrengſten Entſagung und der beſtändigen Kreuzigung des natürlichen Menſchen ſein, damit der übernatürliche ein Abbild des göttlichen Meiſters und ein lebendiger Proteſt gegen die Behauptung der Neuerer werde: es ſei dem Menſchen zu ſchwer auf das Irdiſche zu verzichten. In dieſem Sinn, mit dieſer Abſicht gründete ſie ihre Klöſter nach der urſprünglichen Regel zu Stätten des Gebets und des Opfers — lauter Oelberge, lauter Calvarienberge. Daß ſie Anklang fanden beweiſt eben „das Buch der Kloſtergründungen.“

Uebrigens ließ ſich auch das Kloſter der Menſchwerdung zu Avila trotz ſeiner einhundert und fünfzig Nonnen von der heiligen Tereſa reformiren, als ſie dieſen Auftrag mild und klug vollzog. Ueberhaupt regte ſich den Glaubensneuerungen gegenüber der alte katholiſche Geiſt mächtig und wirkſam in den Klöſtern, — nicht blos in Spanien, auch in den Ländern, wo die neue Lehre die Oberhand bekam. Gab es meineidige Prieſter, heirathsluſtige Mönche und Nonnen in England, in Deutſchland, überall, ſo darf man nur nicht glauben, daß es in dem Maße der Fall war, wie die Neuerer berichten. Denn wenn ſie in ihren Chroniken erzählen, dieſes und jenes Kloſter habe die neue Lehre angenommen, dieſes und jenes Stift habe ſich zum reinen Evangelium bekehrt, ſo iſt das folgendermaßen zu verſtehen: das Stifts- und Kloſtergut wurde von den Fürſten eingezogen, die dem reinen Evangelium huldigten, den Mönchen und Nonnen wurde die Aufnahme von Novizen unterſagt und die Stiftsherren bekamen Einſchub von häretiſchen Prädicanten. Zuweilen fand man dieſe Art und Weiſe nicht erfolgreich genug für die Verkündigung des lautern Wort Gottes und dann jagte man einfach die Kloſterbewohner hinaus. Von der ſchauderhaften Gewiſſenloſigkeit, womit man gegen wehrloſe Nonnen verfuhr, iſt es beſſer zu ſchweigen. Und welche Heldenſeelen gab es unter ihnen! Zu einer Zeit, wo die Männer feig und niedrig vor äußern Erfolgen krochen und äußern Vortheilen ihren Glauben opferten, blieben ihre Töchter, ihre Schweſtern bei dem alten Glauben, der alten Ehre, der alten Treue. In Stift Walddorf, Benedictinerordens, war Gräfin Margarethe von Naſſau-Idſtein Abtiſſin und ihre Schweſter Anna Priorin. Ihr Bruder, Graf Balthaſar, hatte ſich früh zu einer der neuen Lehren bekannt. Er ſparte kein Mittel, um ſeine Schweſtern und das Stift zum Abfall zu bewegen, aber Liſt, Ueberredung, Verlockung waren vergeblich. Er nimmt ihnen ihre Ordenstracht; ſeufzend legen ſie weltliche Kleider an, doch weltlicher Sinn bleibt ihnen fern. Er ſchickt ihnen einen der neuen Prediger; ſie weiſen ihn und ſeine häretiſchen Lehren zurück. Er nimmt ihnen den katholiſchen Prieſter; da wandern ſie wenigſtens einmal im Jahr nach einem katholiſchen Nachbarort, betend, barfuß, mühſelig, um ſich durch den Empfang der heiligen Sacramente zu ſtärken. So lebten ſie über dreißig Jahre und keine einzige Nonne war zum Abfall zu bewegen. Um das Jahr 1559 ſtarben ſie aus. Glücklicher als Stift Walddorf war Kloſter Altenberg bei Wetzlar, das die gottſelige Gertrud, die jüngſte Tochter der heiligen Eliſabeth von Thüringen im dreizehnten Jahrhundert nach der Regel des heiligen Bernhard geſtiftet und das ſie über fünfzig Jahre als Abtiſſin regiert hatte. Agnes Gräfin von Solms war Abtiſſin als die Religionswirren ausbrachen und als ihr Bruder auf dieſelben geſtützt den reichen Kloſterbeſitz an ſich reißen wollte. Sie aber leiſtete mit unbeugſamer Feſtigkeit Widerſtand auf weltlichem Gebiet ſowohl als auf dem des Glaubens. Nach ihrem Tode, im Jahre 1531, wurden die Grafen von Solms lutheriſch und erneuerten ihre Angriffe auf Kloſter Altenberg. Doch die neue Abtiſſin, die hochſinnige, glaubensſtarke Maria von Rollshauſen ſchlug nach allen Seiten hin den Feind zurück und es gelang der Häreſie nicht einer einzigen Nonne habhaft zu werden. Vielmehr bemüheten ſich Alle auf dem Wege der Vollkommenheit Fortſchritte zu machen und neben Heiligung der Seele auch nach geiſtiger Bildung zu ſtreben. Die meiſten Chorſchweſtern verſtanden die lateiniſche Sprache, laſen die Kirchenväter, laſen die heilige Schrift und übten das, was ſie in derſelben laſen. Auf Maria von Rollshauſen, die 1559 ſtarb, folgte die Abtiſſin Maria Schenk von Schweinsberg, die einundzwanzig Jahre für den Beſtand ihres Kloſters gegen häretiſche Habgier und Zudringlichkeit zu kämpfen hatte. Aber dieſe langen, ſchweren Kämpfe hilfloſer Frauen für das höchſte Gut, den wahren Glauben, zog ganz außergewöhnliche Gnaden auf Kloſter Altenberg herab. Unter der hochgebildeten Abtiſſin Dorothea von Dübelsheim (1580—1602) ſtand das geiſtige Leben auf ſolcher Höhe und in ſolcher Blüte, daß mehrere Nonnen zur höchſten Stufe des betrachtenden Gebets, zu heiligen Entzückungen und zu klarer Einſicht in verborgene Dinge der Zeit und der Ewigkeit erhoben wurden. Eine der berühmteſten Ekſtatiſchen war die Priorin Sophie von Mauchenheim, immer verſenkt in die Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jeſu; dann Barbara Bildſchnitzer aus Butzbach und Apollonia Schenk, die zum alten Glauben zurückgekehrte Tochter proteſtantiſcher Eltern. Sie Alle ſagten die Gräuel des nahen dreißigjährigen Krieges vorher und brachten ſich durch Abtödtung und geduldiges Leiden dem Herrn als Opfer dar, um die furchtbaren Gefahren für Leib und Seele von den Kindern der Kirche abzuwenden. Während des ganzen dreißigjährigen Krieges war Catharina von Ders († 1655) Abtiſſin von Altenberg, eine Heldenſeele, die achtzehn Mal ihr Kloſter geplündert und beſchädigt — aber keine einzige ihrer Nonnen ſchwach im Glauben, keine einzige gekränkt in ihrer jungfräulichen Würde ſah. Sie konnte ſagen: „Alles habe ich verloren, nur nicht meine Standhaftigkeit, nicht meine Ausdauer, nicht meine mir anvertrauten Jungfrauen, welche mit unverſehrter Reinheit des Glaubens und der Liebe Chriſti durch alle Wirrſale der Häreſie und des Krieges hindurch gedrungen ſind 1).“ — Während anderthalb Jahr-

---

1) Dies Alles und noch viel mehr iſt zu leſen in dem äußerſt in-

hunderten eine ſolche ununterbrochene Reihe von Frauen zu ſehen, die unter ſo andauernden Drangſalen in einem und demſelben Geiſt glaubten, handelten, kämpften und litten — iſt ſogar für den natürlichen Blick ein Schauſpiel von ſeltener Großartigkeit und zeugt dafür, daß der Geiſt, der ſie beſeelte, nicht von dieſer Welt war. Vom Proteſtantismus umgeben, aber ungebrochen im Glauben und unerkaltet in Werken der Barmherzigkeit, beſtand Kloſter Altenberg bis zum Jahre 1803. Da wurde es aufgehoben, denn da machten die deutſchen Fürſten einen gewaltigen Raubzug gegen das Kirchengut; — ſie nannten ihn Säculariſation.

Die heilige Tereſa ſtand alſo nicht allein in ihrem Streben, der Genußſucht der Welt die Weltentſagung und ihrer Unbotmäßigkeit den Gehorſam gegenüber zu ſtellen, und dies ganz unausrottbare Streben des katholiſchen Geiſtes, dieſe Strömung nach dem Kloſterleben hat ſich in den drei Jahrhunderten, die ſeit ihrem Tode verfloſſen ſind, nicht vertilgen laſſen. Mochte ſie vom Unglauben verhöhnt, vom Irrglauben geläſtert werden, mochte die Revolution von unten ſie verfolgen, die Revolution von oben ſie unterdrücken, mochten und mögen die Mächte der Welt gegen ſie wüthen: ſie iſt da und ſie bleibt da, bald als glimmender Funke, bald als helle Flamme. Immer nimmt ſie mit der demüthigen Geſchmeidigkeit der opferwilligen Liebe jene Form an, durch welche ſie den religiöſen Bedürfniſſen der Epoche dienen, Lücken ausfüllen, Wunden heilen, Genugthuung bieten kann. Die Weltzeit hat ſich in dieſen dreihundert Jahren nicht verändert. Wie in den Tagen

---

tereſſanten Aufſatz von Beda Weber: Die Reformation in Naſſau; ein meiſterhaftes Zeitbild, in ſeinen „Cartons.“

der heiligen Tereſa iſt die Menſchheit nicht mehr katholiſch, iſt Chriſtus im allerheiligſten Sacrament von Altären verbannt, die ihm gehören. Was übrigens in und mit der Menſchheit vorgegangen iſt, ob ſie Eiſenbahnen, Papiergeld, Hinterladungsgewehre, Telegramme und Photographien beſitzt, ob ſie in Monarchien oder in Republiken gedeiht oder verfällt, iſt dagegen von keinem Belang. Sie hat die erhabene Beſtimmung das höchſte Wunder der wunderreichen Liebe Gottes anzubeten und viele Millionen thun es nicht!! — nicht etwa aus Unwiſſenheit, wie Juden, Heiden, Muhamedaner; ſondern weil ſie einer Lehre anhängen, welche dies Wunder leugnet — was denn ſelbſtverſtändlich die Folge hatte, daß nach und nach alles Uebernatürliche, endlich auch Chriſtus ſelbſt als Gottmenſch geleugnet wurde. Denn das Wunder der Liebe, das ihn aus dem Schooß des ewigen Vaters in die Krippe von Bethlehem brachte, findet ſeine Vervollſtändigung in dem Wunder ſeiner euchariſtiſchen Gegenwart. Es beſtehen alſo alle Veranlaſſungen fort, welche das Herz der heiligen Tereſa mit Schmerz, mit Trauer, mit dem glühenden Verlangen erfüllten, ein wenig genugzuthun für dieſen Mangel an Glauben und mit liebereicher Freude Opfer zu bringen, die ſich dem ewigen, dem göttlichen, ach! ſchnöde verachteten Opfer des Gottmenſchen anſchließen. Sie riefen denn auch in der That im ſiebzehnten Jahrhundert einen herrlichen Aufſchwung des Kloſterlebens in Frankreich hauptſächlich durch den heiligen Franz von Sales und den heiligen Vinzenz von Paul hervor. Es blühten die Klöſter der Heimſuchung, der Carmeliter-Barfüßerinnen auf, dieſe um ſich dem Gebet, jene um ſich der Erziehung des weiblichen Geſchlechts zu widmen. Es rückte die heilige Schaar der Töchter der Barmherzigkeit unter ihrem Anführer St. Vinzenz von Paul aus, der dieſe himmliſche Erfindung gemacht hatte, um mit ihr das Elend, die Noth, den tauſendfachen Jammer langer Kriegszeiten zu bekämpfen. Man ſah in ihr mit Staunen und Bewunderung, was man noch nie geſehen hatte — und was daher anfangs lebhaften Widerſpruch hervorrief — man ſah Nonnen, die auf der Gaſſe, auf Reiſen, in fremden Häuſern ihrem Beruf nachgingen und die gleichmäßig bereit waren als Schullehrerinnen, als Krankenpflegerinnen, als Gefängnißwärterinnen dem Herrn in ſeinen bedürftigen Gliedern zu dienen. Auf derſelben Grundlage und für dieſelben Zwecke bildeten ſich fort und fort neue Genoſſenſchaften, deren fromme Thätigkeit freilich durch die Revolution von 1789 verſtört und unterbrochen wurde, die aber nach einem Menſchenalter friſch und kräftig wieder auf ihrem Platz waren und ſind.

Während dieſer Zeit laſteten Blutgeſetze auf der katholiſchen Kirche in Großbritanien. Nur ſterben durfte dort der Katholik, nicht leben. Darum waren Martyrer die einzige katholiſche Lebensäußerung in England. Aber ſeitdem vor ein Paar Menſchenaltern die Blutgeſetze aufgehoben wurden und ſeitdem in neueſter Zeit Pius IX. die hierarchiſche Ordnung dort einführte und Biſchofsſitze errichtete, ſteigt und ſteigt die friſche, bewegte Flut des katholiſchen Lebens, wie ein gewaltſam unterdrückter Springquell aus der Tiefe an's Tageslicht und Englands Erde trägt ſo erſtaunlich viel Frauenklöſter, daß man ſich fragen muß ob dies nicht dem Segen und der Fürbitte der großen angelſächſiſchen Kloſterfrauen zuzuſchreiben iſt.

Und Deutſchland? — Vernichtender als Blutgeſetze laſtete die Glaubensſpaltung mit ihren traurigen Folgen, mit dem unermeßlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges, des Weſtphäliſchen Friedens, des Abſolutismus der Fürſten auf dem armen Deutſchland. Blutgeſetze rufen eine gewiſſe Energie des Widerſtandes wach, welche die Glaubenskraft nach Innen concentrirt, bis ſie zu rechter Zeit nach Außen hervortreten kann. Aber Glaubensſpaltung in einem und demſelben Volk, in einer und derſelben großen Familie, lähmt das Herz, das einen ſo widernatürlichen Zuſtand nicht faſſen und nicht zu ſeinem ſtarken geſunden Schlag kommen kann, weil das Herz eines Bruders hier, einer Schweſter dort, für ganz andere Intereſſen ſchlägt, während es ſich doch handelt um Für oder Wider die ewige Wahrheit. Es iſt recht begreiflich, daß das katholiſche Deutſchland gewiſſermaßen erlahmt, erſtarrt war unter der Wucht eines ſo unerhörten Schmerzes und da das Neue, wenn es mit einer gewiſſen kecken Anmaßung auftritt, dem Altbeſtehenden gegenüber den Anſchein von Ueberlegenheit anzunehmen und geltend zu machen pflegt: ſo iſt es ebenfalls erklärlich — obgleich nicht zu rechtfertigen — daß das katholiſche Deutſchland manche Anſichten aus dem fremden Lager annahm, z. B. über Erziehung, Aufklärung, Ehe. Man gab katholiſche Grundſätze auf, um ſich den akatholiſchen anzupaſſen. Man gerieth in den erbärmlichen Humanitätsſchwindel, der nur eine fade geſchminkte Larve der religiöſen Gleichgültigkeit iſt. Man ſchloß Ehen mit Akatholiken, man benutzte akatholiſche Studienanſtalten, man fand im Kloſterleben einen Widerſpruch gegen die Aufklärung — bis denn die göttliche Vorſehung Ereigniſſe ſchickte, vor denen die Erſchlaffung auf dem Gebiet des Glaubens weichen mußte. Eines dieſer Ereigniſſe war die Verhaftung des Erzbiſchofs Clemens Auguſt von Cöln, weil er die Vorſchriften der katholiſchen Kirche über gemiſchte Ehen höher hielt als die preußiſchen Geſetze über dieſen Punkt. Man ſah nun ein, daß man auf dem Wege geweſen war die katholiſche Familie aufzugeben, das katholiſche Familienleben zu verlieren und daß ohne daſſelbe auch kein Kloſterleben gedeihen könne. Das andere Ereigniß war das Jahr 1848, als die Biſchöfe Deutſchlands in Würzburg die Freiheit der Kirche verlangten und — wenigſtens theilweiſe — gemäß dieſer Forderung verfuhren.

Wie Schwalben Vorboten des Frühlings ſind, ſo iſt die Gründung von Klöſtern und von klöſterlichen Genoſſenſchaften ſeit den erſten Zeiten des Chriſtenthums ein ſicheres Zeichen, daß Frühlingsluft in der Kirche weht, daß ſie im Aufſteigen iſt. Seit dem Jahr 1848 hat das Kloſterleben im weſtlichen Deutſchland einen außerordentlich großen Aufſchwung genommen; denn es iſt keine Diözeſe in welcher ſich nicht mindeſtens eine neue weibliche Genoſſenſchaft gebildet hätte, die nun ſämmtlich in friſcher Jugendkraft betend und arbeitend thätig ſind. Gewiß zeigt ſich auch in anderen Gegenden Deutſchlands dieſelbe tröſtliche Erſcheinung, die nur aus einer großen Fülle von Glauben und Liebe hervorgeht. Es iſt ja nicht blos das junge Mädchen, das ſeelenſtark genug iſt um allen Freuden der Erde in einem Alter zu entſagen, wo die Welt ſo lockende Reize hat; es gehört ja auch ein Vater, eine Mutter, eine ganze Familie dazu, die dem lieben Gott das Opfer bringt und die zuweilen den allgemeinen Liebling ziehen laſſen muß, zuweilen die Lilie und die Perle des ganzen Kreiſes, zuweilen ſogar die einzige Tochter hergeben muß. So wächſt das Kloſterleben recht aus der katholiſchen Gemüthstiefe und Glaubenskraft heraus, legt Zeugniß ab für den unerſchöpflichen Brunnen der Gnaden, den die Kirche im Auftrag Chriſti zu ſchirmen hat und führt im Namen der Liebe und des Lichtes einen zwar unblutigen aber gewaltigen Kampf gegen die Mächte der Finſterniß und des Verderbens, die allzeit und tauſendgeſtaltig das Reich Gottes bedrohen; einen Kampf deſſen Löſung nicht hienieden und deſſen Krone in der Ewigkeit iſt.

Mainz am Feſte der Verklärung Chriſti,
den 6. Auguſt 1868.

Ida Hahn.

Inhaltsverzeichniß

des Buches der Kloſtergründungen.

Seite
Einleitung . . . .
Vorwort der heiligen Tereſa III
Erſtes Kapitel. Erſte Anfänge der Gründung des Kloſters von St. Joſeph vom Carmel zu Medina del Campo 1
Zweites Kapitel. Wie unſer Pater General nach Avila kam und was darauf folgte 5
Drittes Kapitel. Wie die Verhandlungen über die Gründung des St. Joſephkloſters zu Medina del Campo anfingen . . . 11
Viertes Kapitel. Von einigen Gnaden, die der Herr den Nonnen gegeben hat. Rathſchläge wie die Priorinnen ſich dabei zu verhalten haben 16
Fünftes Kapitel. Rathſchläge über Gebet und Offenbarungen. Auch von Denjenigen zu beherzigen, die ſich dem thätigen Leben widmen müſſen 27
Sechſtes Kapitel. Von dem Schaden, den das innere Leben nehmen kann, wenn man die geiſtigen Anregungen nicht gehörig erkennt. Von dem Verlangen nach der häufigen Communion und von den Täuſchungen, die dabei vorkommen können. Wichtige Dinge für die Priorinnen unſerer Häuſer 33
Siebentes Kapitel. Ueber ſchwermüthige Charaktere. Beſonders wichtig für Vorgeſetzte 45
Achtes Kapitel. Einige Rathſchläge über Viſionen und Offenbarungen 60
Neuntes Kapitel. Abreiſe von Medina del Campo nach Malagon. Gründung des St. Joſephkloſters daſelbſt . . . 68
Zehntes Kapitel. Gründung zu Valladolid. Das Kloſter wird genannt von der unbefleckten Empfängniß Unſerer Lieben Frau vom Carmel 74
Eilftes Kapitel. Wie Donna Caſilda de Padilla ihren heiligen Entſchluß ausführte in's Kloſter zu gehen 77
Zwölftes Kapitel. Leben und Tod einer Nonne deſſelben Kloſters,

Seite

Namens Beatrix von der Menſchwerdung, die ſo vollkommen und deren Tod ſo merkwürdig war, daß ihr Gedächtniß bewahrt werden ſoll 95

Dreizehntes Kapitel. Wie und von wem das erſte Kloſter ſtrenger Obſervanz der Carmeliter-Barfüßer gegründet wird . . . 102

Vierzehntes Kapitel. Gründung des erſten Kloſters der Carmeliter-Barfüßer zu Durvelo. Welche vollkommene Lebensweiſe ſie zur Ehre Gottes führen 107

Fünfzehntes Kapitel. Von der Gründung des Kloſters zu Ehren des heiligen Joſeph in Toledo, 1568 114

Sechszehntes Kapitel. Was ſich im St. Joſephskloſter zu Toledo zur Ehre Gottes zugetragen hat 125

Siebenzehntes Kapitel. Von der Gründung eines Nonnen- und eines Mönchskloſters zu Paſtrana, 1569 130

Achtzehntes Kapitel. Gründung des St. Joſephkloſters zu Salamanca, 1570. Wichtige Rathſchläge für Priorinnen . . 140

Neunzehntes Kapitel. Fortſetzung von der Gründung des St. Joſephkloſters in Salamanca 150

Zwanzigſtes Kapitel. Gründung des Kloſters von Mariä Verkündigung in Alba de Tormes, 1571 158

Einundzwanzigſtes Kapitel. Gründung des Kloſters zu Ehren des heiligen Joſeph, am Feſt des Heiligen, in Segovia, 1574 . 168

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Gründung des St. Joſephkloſters zu Beas am Tage des heiligen Mathias, 1575 174

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Gründung des St. Joſephkloſters in Sevilla, 1575 188

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung der Gründung in Sevilla 196

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung der Gründung. Ankauf eines Hauſes 207

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Von der erſten Nonne, die in das St. Joſephskloſter zu Sevilla eintrat 214

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Gründung des Kloſters zum heiligen Joſeph in Caravaca, am Neujahrstag 1576 . . . 224

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Gründung in Villanueva de la Jara 238

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Gründung des St. Joſephkloſters in Palencia 263

Dreißigſtes Kapitel. Gründung des Kloſters zur allerheiligſten Dreifaltigkeit in Soria, 1581 280

Einunddreißigſtes Kapitel. Gründung des St. Joſephkloſters in Burgos 289

Inhaltsverzeichniß

des Buches der geiſtlichen Berichte.

Seite

Einleitung 323

Erſter Bericht. An den gottſeligen Petrus de Alcantara, über ihre Gebetsweiſe und ihren Seelenzuſtand, aus dem Kloſter der Menſchwerdung zu Avila, im Jahr 1560 329

Zweiter Bericht. An einen ihrer Beichtväter über ihren Seelenzuſtand, aus dem Kloſter der Menſchwerdung. 1562 . . 342

Dritter Bericht. Ueber verſchiedene große Gnaden aus den Jahren 1568—71 350

Vierter Bericht. Von den Gnaden die ihr der Herr in Salamanca zu Ende der Faſtenzeit des Jahres 1571 erwies 361

Fünfter Bericht. Aufzeichnungen aus dem innern Leben . . . 366

Sechſter Bericht. Ueber das Gelübde des Gehorſams, das ſie dem Pater Gratian im Jahr 1575 ablegte 373

Siebenter Bericht. Ueber diejenigen frommen Männer mit denen ſie in geiſtlicher Verbindung geweſen iſt und über Manches aus ihrem Leben. An Pater Rodrigo Alvarez S. J. 1575. 378

Achter Bericht. An denſelben Pater Rodrigo Alvarez über verſchiedene Abſtufungen des höheren inneren Gebets . . . 390

Neunter Bericht. Ueber verſchiedene geiſtige Gnaden, die ſie in Toledo und Avila in den Jahren 1576—77 empfing . . 401

Zehnter Bericht. Ueber die Offenbarung in Avila in Betreff des Ordens, im Jahr 1579 412

Das Buch der Kloſtergründungen

nach der reformirten Carmeliter-Regel

von der heiligen Tereſa von Jeſus.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Chronologiſche Reihenfolge der Kloſtergründungen.

1562. Gründung des St. Joſephkloſters in Avila, am 24. Auguſt. („Leben" der Heiligen).

1567. Gründung in Medina del Campo, am 15. Auguſt. — (Kapitel 3.)

1568. Gründung in Malagon, am Palmſonntag. — (Kapitel 9.)

Gründung in Valladolid, am 15. Auguſt. — (Kapitel 10.)

Gründung des erſten Kloſters von Barfüßer-Carmelitern durch den heiligen Johannes vom Kreuz, in Durvelo am erſten Sonntag im Advent. — (Kapitel 13.)

1569. Gründung in Toledo, am 13. Mai. — (Kapitel 15.)

Gründung in Paſtrana, am 9. Juli. — (Kapitel 17.)

Gründung des zweiten Männerkloſters, ebenfalls in Paſtrana. — (Kapitel 17.)

1570. Gründung in Salamanca, am 1. November. — (Kapitel 18.)

1571. Gründung in Alba de Tormes, am 25. Januar. — (Kapitel 20.)

1574. Gründung in Segovia, am 19. März. — (Kapitel 21.)

1575. Gründung in Veas, am 25. Februar. — (Kapitel 22.)

Gründung in Sevilla, am Dreifaltigkeitsſonntag. — (Kapitel 23.)

1576. Gründung in Caravaca, am Neujahrstag. — (Kapitel 27.)

1580. Gründung in Villanueva de la Jara, am 25. Februar. — (Kapitel 28.)

Gründung in Palencia, gegen Ende deſſelben Jahres. — (Kapitel 29.)

1581. Gründung in Soria, am 3. Juni. — (Kapitel 30.)

1582. Gründung in Burgos, am 19. April. — (Kapitel 31 u. f.)

Die Gründung in Granada geſchah in demſelben Jahr durch die ehrwürdige Anna von Jeſus.

Bei Lebzeiten der heiligen Tereſa ſind alſo ſiebzehn Klöſter von Carmeliter-Barfüßerinnen geſtiftet worden. Von den Männerklöſtern gibt ſie nur jene beiden zu Durvelo und Paſtrana an. Bei ihrem Tode waren es fünfzehn.

Vorwort der heil. Tereſa.

Aus meinen Erfahrungen und aus vielen Büchern habe ich den großen Vortheil erkannt, den die Seele aus dem Gehorſam zieht. Mit dieſer Tugend macht man Fortſchritte in allen übrigen Tugenden. Mit ihr gründen wir uns in aufrichtiger Demuth; durch ſie finden wir Beruhigung in jener Furcht, die uns Sterblichen heilſam iſt, damit wir im irdiſchen Leben nicht abweichen vom Pfade zum Himmel; in ihr liegt der Friede, dieſes Kleinod aller Seelen, die Gott wohlgefällig zu ſein wünſchen. Wer ſich wahrhaft dem heiligen Gehorſam hingegeben und die Fähigkeiten ſeines Geiſtes ihm unterworfen hat; — wer in der Welt dem Rath ſeines Beichtvaters und im Kloſter ſeinem Vorgeſetzten folgt; — den quält der böſe Feind nicht mehr mit ſeinen unaufhörlichen Beunruhigungen, weil er einſieht, daß ein ſolcher Verſuch ihm mehr Verluſt als Gewinn bringt. Auch die heftigen Bewegungen unſerer Natur, die immer nach der Befriedigung des Eigenwillens ſtreben und die Vernunft ihren Begierden unterwerfen, werden allmälig durch den Gehorſam gedämpft, der uns in's Gedächtniß ruft, daß wir entſchloſſen ſind keinen anderen Willen als den Willen Gottes zu haben, und zwar ſo, wie Derjenige ihn erkennt, den wir uns als Stellvertreter Gottes wählten.

Weil mich der Herr in ſeiner großen Gnade über das Kleinod dieſer Tugend erleuchtet hat, habe ich mich bemüht ſie zu üben, nur leider ſehr feig und unvollkommen. Oftmals freilich rührte meine Feigheit von der Erkenntniß meiner Schwächen her: ich fühlte mich zu armſelig, um gewiſſe Dinge zu vollbringen, die mir befohlen wurden. Möge der göttliche Meiſter das erſetzen, was mir mangelt um das Werk auszuführen, womit ich jetzt beauftragt bin.

In demſelben Jahre 1562, wo das St. Joſephskloſter zu Avila gegründet wurde, und ich mich daſelbſt befand, befahl mir Pater Garcia de Toledo, Dominicanerordens, damals mein Beichtvater, die Geſchichte der Gründung jenes Kloſters aufzuſchreiben, ſowie noch andere Dinge, die man leſen wird, wenn dieſe Schrift an's Tageslicht kommt. Seitdem ſind eilf Jahre verfloſſen, und ich befinde mich jetzt im Jahr 1573 in Salamanca. Mein Beichtvater iſt der Rector der Geſellſchaft Jeſu, Pater Doctor Ripalda. Er hat das Buch der erſten Kloſtergründung geleſen und findet, es könne zur Verherrlichung Gottes gereichen, wenn ich jetzt die ſieben anderen Kloſtergründungen beſchreiben wollte, welche ſeitdem durch Gottes Gnade ſtattfanden, ſowie auch die Anfänge der Männerklöſter unſeres Ordens. Ich habe alſo dieſen Auftrag von ihm bekommen; aber es ſchien mir unmöglich denſelben zu erfüllen. Ich habe ſo viel Geſchäfte zu beſorgen, ſo viel Briefe zu ſchreiben, ſo viel ernſte Obliegenheiten zu verrichten, ſo viel Befehle meiner Oberen auszuführen; — das Bewußtſein meiner Armſeligkeit drückt mich ſo ſehr; meine Geſundheit iſt ſo ſchlecht, daß ich die gewöhnlichen Arbeiten, die meiner elenden Natur entſprechen, oftmals ſchon unerträglich ſchwer finde; — ich konnte alſo nichts weiter thun, als mich Gottes Gnade anbefehlen. Da ſprach der Herr zu mir: „Tochter, der Gehorſam gibt Kraft.“ Möge es ihm gefallen, daß dem ſo ſei! Möge er mir beiſtehen, damit es mir gelinge zu ſeiner Ehre von den Gnaden zu reden, die er unſerem Orden bei dieſen Gründungen erwieſen hat. Man kann ſich darauf verlaſſen, daß ich Alles ohne Uebertreibung der Wahrheit gemäß, ſo gut ich es verſtehe, erzählen werde. Um Alles in der Welt möchte ich, ſelbſt bei der unbedeutendſten Sache, mich einer Unwahrheit nicht ſchuldig machen. Jetzt aber, da ich nur ſchreibe um Gottes Erbarmungen zu verherrlichen, würde ſie mir ſchwer auf dem Gewiſſen liegen, denn es wäre ein Betrug in himmliſchen Dingen und ein Mißbrauch der koſtbaren Zeit; ja, es wäre ein großer Verrath, denn anſtatt Gott zu preiſen, würde ich ihn beleidigen. Er halte ſeine Hand über mir, damit mir nicht dies Unglück widerfahre.

Ich werde von jeder Gründung im Beſonderen reden und zwar ſo kurz ich kann. Aber mein Styl iſt ſo ſchwerfällig, daß ich fürchte, trotz aller Mühe Andere und mich ſelbſt ſehr zu ermüden. Ich hoffe, meine Töchter werden das aus Liebe zu mir überſehen; ihnen bleibt ja dieſe Schrift nach meinem Tode. Ich ſuche in derſelben nicht mein Vergnügen, nicht meine Ehre, ſondern einzig und allein die Verherrlichung Gottes; deshalb flehe ich ihn an nicht zu erlauben, daß der Leſer mir ein Lob ſpende oder das Gelingen meiner Unternehmung mir zuſchreibe, denn das wäre ganz gegen alle Wahrheit. Vielmehr bitte der Leſer den Herrn, daß er mir die ſchlechte Anwendung ſo großer Gnaden vergebe. Meine Töchter haben viel mehr Veranlaſſung in tauſend Dingen über mich zu klagen, als mich zu loben für das Geringe, das ich geleiſtet habe. Der göttlichen Güte ſei Preis und Dank von uns Allen, meine Töchter, für die Fülle der Erbarmungen, die ſie über uns ausgeſchüttet hat. Ein Ave Maria erbitte ich mir um der Liebe Gottes willen von jedem Leſer, damit ich deſto eher aus dem Fegfeuer befreit werde und zur ſeligen Anſchauung Jeſu Chriſte unſeres Herrn gelange, der da lebt und regiert mit dem Vater und dem heiligen Geiſt in alle Ewigkeit. Amen.

Da ich ein ſehr ſchlechtes Gedächtniß habe, fürchte ich manche wichtige Sache vergeſſen und manche unwichtige, die füglich hätte wegbleiben können, erzählt zu haben; das Alles hängt auch mit meinem Mangel an Geiſt, an Bildung und an Muße zuſammen. Es iſt mir auch empfohlen worden, gelegentlich Einiges zu ſagen über das Gebet und über die Irrthümer, in welche man dabei gerathen kann, damit man ſich vor ihnen hüte. In Allem, was ich ſage, unterwerfe ich mich dem Ausſpruch der heiligen Römiſchen Kirche, und bevor die Schrift in Euere Hände kommt, meine Schweſtern und Töchter, iſt es mein Wille, daß Männer von Wiſſenſchaft und von Erfahrung im geiſtigen Leben ſie leſen.

Ich beginne im Namen des Herrn und mit dem Beiſtand ſeiner glorreichen Mutter, deren Kleid ich, wenn auch unwürdig, trage, und meines glorreichen Vaters und Herrn, des heiligen Joſeph, in deſſen Haus ich mich befinde, da dies Kloſter der Carmeliter-Barfüßerinnen ihm gewidmet iſt, und deſſen Fürbitte ſo lange ich lebe mir Troſt und Hülfe gewährte.

Im Jahr 1573, am Tage des heil. Ludwig, Königs von Frankreich, den 25. Auguſt.

Gott ſei gelobt.

Jeſus Maria.

Erſte Anfänge zur Gründung des Kloſters von St. Joſeph vom Carmel zu Medina del Campo.

Erſtes Kapitel.

Anlaß, wodurch es zur Verhandlung über jene Gründung und die folgenden kam.

Nach der Gründung von St. Joſeph zu Avila blieb ich dort fünf Jahre, welche, wie mir jetzt ſcheint, die ruhigſten meines Lebens waren, und nach deren friedlicher Stille meine Seele ſchon oft verlangt hat. Es traten damals einige fromme junge Mädchen bei uns ein, welche, nach den äußeren Zeichen der Kleiderpracht zu urtheilen, von Weltſinn beherrſcht und gefeſſelt erſcheinen konnten. Doch ſchnell zog ſie der Herr aus dieſen Eitelkeiten heraus, führte ſie in ſein Haus und erhob ſie zu einer Vollkommenheit, die meine Unvollkommenheit ſehr beſchämte. Bald waren wir unſerer Dreizehn, die feſtgeſetzte Zahl, die in keinem Kloſter überſchritten werden ſoll, und ich war ganz glücklich unter ſo reinen, frommen Seelen, die keine andere Sorge kannten als die, unſerem Herrn zu dienen und ihn zu preiſen. Er ſchickte uns alles Nothwendige, ohne daß wir darum baten, und blieb es einmal aus, was äußerſt ſelten geſchah, ſo war die Freude dieſer guten Seelen nur um ſo größer. Ich dankte inbrünſtig dem göttlichen Meiſter, ſo hohe Tugenden in ihnen zu finden, beſonders die der gänzlichen

Sorgloſigkeit in Allem, was nicht ſeinen Dienſt betraf. Obſchon ich die Vorgeſetzte war, erinnere ich mich doch nicht, meine Gedanken jemals mit der Sorge um die Nothdurft des Lebens beſchäftigt zu haben. Ich hatte die feſte Zuverſicht, der Herr werde es Denjenigen an Nichts fehlen laſſen, die kein anderes Verlangen kannten, als ihm zu gefallen. Hatten wir einmal nicht hinreichende Lebensmittel, ſo beſtimmte ich das Vorhandene Denen, welche es am Meiſten bedurften; aber Keine von ihnen wollte zugeben, daß ſie es mehr als jede Andere bedürfe. Sie rührten es nicht an bis der gütige Herr für Alle etwas ſchickte.

Die Tugend des Gehorſams ſchätze ich auf's Höchſte, obſchon ich ſie wenig geübt habe, bis dieſe Dienerinnen Gottes mich darin unterwieſen. Wäre ich tugendhafter, ſo hätte ich mehr von ihnen lernen können, denn ich muß ſagen, daß ich in dieſer Beziehung Außerordentliches bei ihnen geſehen habe. Eben fällt mir ein Beiſpiel unter vielen ein. Wir hatten eines Tages im Refectorium eine Speiſe von Gurken bekommen. Mir fiel eine ſehr kleine und inwendig verfaulte zu. Ich rief abſichtlich eine der geſcheidteſten und talentvollſten Schweſtern[1]), und ſagte ihr, um ihren Gehorſam zu prüfen, ſie möge dieſe Gurke in unſerem Gärtchen einpflanzen. Sie fragte mich, ob ſie die Gurke ſenkrecht oder quer in die Erde zu legen habe. Ich ſagte, quer; darauf ging ſie hin und that es auf der Stelle, ohne daran zu denken, daß die Gurke vertrocknen müſſe. Dem Gehorſam im Dienſte Chriſti gab ſie ihr natürliches Urtheil gefangen und er ließ ſie glauben das Richtige getroffen zu haben. Zuweilen gab ich einer Schweſter ſechs bis ſieben verſchiedene

---

1) Maria vom heil. Johannes Baptiſt.

Aemter, und ohne ein Wort zu ſagen nahm ſie dieſelben ruhig an, weil ſie es für möglich hielt ihnen vorzuſtehen.

Wir hatten einen Brunnen mit ſehr ungeſundem Waſſer, wie Diejenigen verſicherten, die es verſtanden, und der ſo tief war, daß man das Waſſer auch ſchwer ablaufen laſſen konnte. Ich berief Sachverſtändige um dem Uebel abzuhelfen. Sie lachten mich aus, daß ich ſo ganz vergeblich das Geld wegwerfen wolle. Ich ſagte dies den Schweſtern und fragte ſie um ihre Meinung. Die Eine ſagte: „Es muß verſucht werden. Unſer Herr ſchickt uns jetzt Leute, die uns das Waſſer von außen zutragen, und er muß dafür ſorgen, daß wir ihnen zu eſſen geben können. Da es ihm viel billiger zu ſtehen kommt, uns das Waſſer im Hauſe zu geben, ſo wird er es ſchon thun.“ Ich bewunderte die große Zuverſicht und Entſchloſſenheit, womit die Schweſter ſprach und faßte darauf hin, gegen die Anſicht der Brunnenmeiſter, denſelben Beſchluß. Man verſuchte Röhren zu legen und der Herr war ſo gütig, daß wir in der That eine Quelle vortrefflichen Trinkwaſſers und in hinreichender Menge in dem Brunnen fanden. Ich halte dies nicht für ein Wunder. In der Beziehung könnte ich andere Dinge anführen. Ich ſage es nur wegen des feſten Glaubens der Schweſtern und weil Alles ſich ſo verhielt, wie ich erzählt habe. Es iſt auch nicht mein Hauptzweck die Nonnen dieſes Kloſters zu loben, die bis zur Stunde durch Gottes Gnade auf demſelben Wege beharrlich wandeln. Sonſt könnte ich noch Manches der Art ſchreiben. Aber es wäre zu lang, obſchon nicht ohne Nutzen, weil ſolche Beiſpiele zur Nachahmung ermuntern. Sollte aber dem Herrn damit gedient ſein, daß ſie im Gedächtniß erhalten werden: ſo können unſere Vorgeſetzten die Priorinnen beauftragen ſie aufzuſchreiben.

Ich Armſelige befand mich alſo zwiſchen dieſen Engelſeelen, die ich nicht anders nennen kann, weil Alle mir ihre Fehler, auch die geringſten und innerlichen, nicht verheimlichten und weil die Gnaden, die heiligen Begierden und die Ueberwindung des natürlichen Menſchen, die der Herr ihnen gab, über die Maßen groß waren. Die Einſamkeit war ihre Wonne. Nie wurden ſie es überdrüſſig allein zu ſein. Sie geſtanden mir, daß jeder Beſuch, ſogar von ihren Brüdern, ihnen zur Laſt falle und diejenige, die ſich am längſten in einer unſerer kleinen Einſiedeleien aufhalten durfte, fühlte ſich überglücklich. Betrachtete ich den heiligen Muth dieſer Seelen und den Hochſinn, den Gott ihnen gab, Alles für ihn in einem Maß zu thun und zu leiden, das nur ſelten bei Frauen angetroffen wird: ſo dachte ich gar oft, daß der Herr ihnen in irgend einer großen Abſicht ſolche Schätze anvertraue. Doch hatte ich keine Ahnung von dem, was ſpäter geſchah und hätte ſie auch nicht haben können, weil die Sache damals unmöglich ſchien.

Inzwiſchen fühlte ich mein Verlangen mehr und mehr wachſen, zum Heil einiger Seelen etwas beitragen zu können. Ich kam mir oftmals vor wie Jemand, der große Koſtbarkeiten beſitzt, der ſehnlichſt wünſcht, daß ſie der ganzen Welt zu Theil werden möchten und dem die Hände gebunden ſind, ſo daß er ſie nicht vertheilen kann. In dieſer Gebundenheit befand ſich meine Seele und mir ſchien, daß ich die großen Gnaden, die der Herr mir in jenen Jahren erwies, recht ſchlecht anwendete. Doch ließ ich nicht nach ihn mit meinen armen Gebeten zu beſtürmen, und ermunterte die Schweſtern dazu, die Verherrlichung der Kirche und das Heil der Seelen zu ihrem dringendſten Gebetsanliegen zu machen. Dieſer Eifer erfüllte ſie ſo ſehr, daß Alle, die Gelegenheit hatten mit ihnen zu ſprechen, höchſt erbaut davon waren, und daß auch mein Verlangen ſich daran entflammte.

So vergingen über vier Jahre. Da beſuchte mich ein großer Diener Gottes, der Franziscanerpater Alphons Maldonado, welcher dieſelben heißen Wünſche für das Heil der Seelen hatte und welcher ſie auch ausführen konnte, ein Glück um das ich ihn ſehr beneidete. Er kam kürzlich aus Indien zurück und erzählte uns von den vielen Millionen Seelen, die dort zu Grunde gingen, weil ſie die chriſtliche Lehre nicht kannten. Nachdem er uns dann in einer Predigt zur Buße angefeuert hatte, verließ er uns wieder. Ich blieb ſo troſtlos über den Untergang dieſer Millionen von Seelen zurück, daß ich ganz außer mir war. Mit tauſend Thränen begab ich mich in eine Einſiedelei und flehte unſeren Herrn an, er möge mir das Mittel anzeigen, wodurch ich einige Seelen für ſeinen Dienſt gewinnen könne, da ihm der Teufel eine ſolche Menge raube, und er möge mein armes Gebet dazu benutzen, weil ich ja nichts Anderes hätte. Ich beneidete unausſprechlich Diejenigen, die ſich aus Liebe zu Gott einem ſolchen Beruf, und wenn er ihnen auch tauſendmal den Tod brachte, widmen konnten. Laſen wir in den Leben der Heiligen, daß ſie Seelen bekehrten, ſo erbaute, rührte und entflammte das viel mehr meine Andacht, als die Martern, die ſie litten. Dies iſt nun einmal der Zug, den der Herr mir gegeben hat. Ich meine, daß eine Seele, die unſer Gebet und unſer Bemühen, von ſeiner Gnade unterſtützt, für ſein Reich gewonnen hat, ihm mehr freuen müſſe, als alles Uebrige, womit wir ihm dienen könnten.

In dieſem großen Schmerz verblieb ich. Da erſchien mir eines Abends im Gebet der Herr in gewohnter Weiſe.

Er war unendlich liebreich und ſprach um mich zu tröſten: „Warte ein wenig, meine Tochter, du wirſt große Dinge ſehen.“ Dieſe Worte prägten ſich ſo feſt in mein Herz, daß ſie mir gar nicht aus dem Sinn kamen, und obſchon ich, trotz alles Nachdenkens, ihre Meinung und die Art und Weiſe ihrer Erfüllung nicht enträthſeln konnte, ſo gaben ſie mir doch großen Troſt und große Zuverſicht zu ihrer Verheißung. So vergingen etwa ſechs Monate. Dann geſchah, was ich nun erzählen werde.

Zweites Kapitel.

Wie unſer Pater General nach Avila kam und was darauf folgte.

Unſere Ordensgenerale haben immer in Rom reſidirt und keiner iſt je nach Spanien gekommen. Es ſchien alſo ein Ding der Unmöglichkeit zu ſein, daß er jetzt kommen werde. Aber für unſeren Herrn gibt es keine Unmöglichkeit. Er wollte, daß das geſchehe, was nie geſchehen war: und es geſchah. Als mir dieſe Nachricht zukam, freute ſie mich ſehr wenig, weil das Haus von St. Joſeph zu Avila nicht unter dem Orden ſtand — wie ich das in dem Gründungsbericht erzählt habe. Ich fürchtete alſo zwei Fälle; erſtens, daß der Pater General, der nicht die näheren Umſtände wußte, mit Recht unzufrieden mit mir ſein werde; zweitens, daß er mir befehlen könne in das Kloſter der Menſchwerdung, welches der gemilderten Regel folgt, zurückzukehren. Dieſer Befehl würde mich aus vielen Gründen, die ich nicht zu entwickeln brauche, untröſtlich gemacht haben. Schon ein Grund genügt: ich hätte dort nicht die Strenge der erſten Regel befolgen und nicht unter hundertfünfzig Schweſtern die Ruhe und Sammlung finden können, die ich in einem Hauſe mit dreizehn Schweſtern fand. Aber der Herr machte alles beſſer, als ich dachte! Der Pater General iſt ein ſo guter Diener Gottes, ſo vorſichtig, ſo erleuchtet, daß er mein Verfahren billigte und mir auch übrigens keine Unzufriedenheit zeigte. Er hieß

Johannes Baptiſt Rubeo von Ravenna und genoß mit Recht ſehr großes Anſehen im Orden.

Nach ſeiner Ankunft in Avila ſorgte ich dafür, daß er St. Joſeph beſuche und der Biſchof fand es angemeſſen, daß er ſo empfangen werde, wie wir den Biſchof ſelbſt empfingen. Ich legte ihm ſogleich mit aller Aufrichtigkeit und Einfachheit Rechenſchaft über meine Handlungsweiſe ab; — denn das thue ich nun einmal immer meinen Vorgeſetzten gegenüber, möge darauf folgen was da wolle. Sie ſind die Stellvertreter Gottes und meine Seele würde keine Ruhe finden, wenn ich mit ihnen und mit den Beichtvätern nicht ganz offenherzig wäre. Außerdem gab ich ihm Rechenſchaft faſt von meinem ganzen, ach leider! ſo fehlervollen Leben. Er tröſtete mich ſehr und verſicherte, daß er mir nie befehlen werde, St. Joſeph zu verlaſſen. Er war auch erfreut über unſere Lebensweiſe, die ein Bild, wenn auch nur ein unvollkommenes, der erſten Anfänge unſeres Ordens gab, da die alte Regel in ihrer ganzen Strenge befolgt wurde, während unter allen Klöſtern des Carmels nicht ein einziges war, das nicht die gemilderte Regel angenommen hätte. Auch mein Wunſch und Entſchluß der alten Regel mehr Ausbreitung zu verſchaffen, erfreute ihn. Er gab mir ausgedehnte Vollmachten, um auf dieſelbe noch mehr Klöſter zu gründen, und ſie enthielten Cenſuren für jeden Provinzial, der mir darin nicht freie Hand laſſen wolle. Ich hatte ihn nicht darum gebeten; allein er entnahm aus meiner Gebetsweiſe meine heißen Wünſche, zur Bekehrung und zum innern Fortſchritt der Seelen ein Weniges beizutragen.

Nicht ich brachte den Ordensgeneral zu dieſem Entſchluß. Ein ſolcher Verſuch von meiner Seite wäre mir als Thorheit erſchienen. Ich ſah allzudeutlich, daß ein ſo armſeliges

Weiblein wie ich, nichts Großes vermag. Wird aber die Sehnſucht Gott zu lieben und dem Glauben zu dienen ein flammendes Verlangen der Seele: ſo macht ſie das möglich, was der natürlichen Vernunft unmöglich iſt. Als ich den lebhaften Wunſch des ehrwürdigen Ordensgenerals wahrnahm, daß ich noch mehr Klöſter nach der ſtrengen Regel gründen möge, ſo meinte ich ſie ſchon gegründet zu ſehen. Die Worte aber, die der Herr zu mir geſprochen hatte, fingen nun an mir verſtändlich zu werden. Es that mir ſehr leid, daß unſer Pater General bald darauf nach Rom zurückkehrte. Ich hatte eine kindliche Liebe zu ihm gefaßt, und mir ſchien, ich würde recht verlaſſen zurückbleiben. Er ſeinerſeits bewies mir das größte Wohlwollen, und ſo oft ſeine Beſchäftigungen es erlaubten, kam er und ſprach zu uns über geiſtliche Dinge, wie Jemand, dem Gott große Gnaden gewährt, ſo daß es für uns ein ungemeiner Troſt war ihm zuzuhören.

Bevor er abreiſte, bat ihn der Herr Biſchof, Don Antonio de Mendoza, der jedes Streben nach Vollkommenheit im Dienſte Gottes gern fördert, er möge die Erlaubniß gewähren, daß in ſeinem Bisthum Avila einige Klöſter für Barfüßer der erſten Regel gegründet würden. Auch andere Perſonen baten ihn darum. Er hätte es gern geſtattet; allein er fand Widerſpruch im Orden ſelbſt, und um die ganze Ordensprovinz nicht in Aufregung zu bringen, unterblieb es damals.

Einige Tage nach ſeiner Abreiſe überlegte ich die dringende Nothwendigkeit, neben Nonnenklöſtern auch Mönchsklöſter derſelben Regel zu haben, umſomehr als nur ſo wenig Carmeliter in der Provinz von Caſtilien ſich befanden, daß ſie faſt auszuſterben ſchienen. Ich empfahl mein

Unternehmen dringend unſerem Herrn und ſchrieb dem Pater General einen Brief nach Valencia, worin ich ihn ſo flehentlich wie möglich um jene Erlaubniß bat. Ich ſtellte ihm vor, daß dies Werk ſehr zur Ehre Gottes gereichen werde, daß etwaige Schwierigkeiten nicht davon zurückſchrecken dürften und daß es der ſeligſten Jungfrau Maria — für die er eine beſondere Verehrung hatte — ſehr willkommen ſei. Ohne Zweifel hat ſie die Sache ſo ſchnell erledigt, denn kaum war ihm mein Brief in Valencia zugekommen, ſo ſchickte er mir von dort die Vollmacht zu, zwei Klöſter von Barfüßer-Carmelitern nach der alten Ordensregel zu gründen. Damit die Sache im Orden keinen Widerſpruch finde, knüpfte er die Ausführung an die Zuſtimmung ſowohl des gegenwärtigen Provinzials, als auch an die ſeines Vorgängers im Amt, und die war ſchwer zu erlangen. Aber die Hauptſache war gewonnen, und ſo ſchöpfte ich Hoffnung, daß der Herr nun auch das Uebrige thun werde. Und ſo war es auch. Der Herr Biſchof hatte die Gnade, die Angelegenheit als ſeine eigene zu betreiben und ſo kamen wir ſchnell zum erwünſchten Ziel.

Freute mich die Erlaubniß ſehr, ſo hegte ich doch andererſeits große Beſorgniß; denn ich kannte in unſerer Provinz weder einen Ordensmann noch einen Weltgeiſtlichen, welcher ſich auf die Unternehmung eines ſolchen Werkes einlaſſen möchte. Mir blieb nichts übrig, als unſeren Herrn dringend anzuflehen, die geeignete Perſönlichkeit aufzufinden. Ich hatte auch weder ein Haus für meinen Zweck, noch wußte ich, wie ich eines bekommen werde. Es war gar nichts da, als eine arme Barfüßer-Nonne, reich an Vollmachten und frommen Wünſchen, aber in die Unmöglichkeit verſetzt, ſie auszuführen, weil ihr alle und jede Hülfe, ausgenommen die des göttlichen Meiſters, fehlte. Dennoch wurde meine Seele nicht muthlos. Hatte der Herr das Eine gegeben, konnte er auch das Andere geben. Deshab ſchien mir nichts unmöglich und ich machte mich an's Werk.

O großer Gott! wie zeigteſt Du Deine Macht, indem Du einem ſolchen Würmchen eine ſolche Kühnheit verlieheſt! und wie kommt es, daß die, welche Dich lieben, ſo wenig große Dinge für Dich thun! O Herr, das iſt die Schuld unſeres Kleinmuths, unſerer Feigheit. Vor lauter menſchlichen Rückſichten und Aengſten kommen wir zu keinem Entſchluß. Aber mit ſolchen Werkzeugen kannſt Du, o Herr, Deine Wunder der Liebe, Deine Großthaten, nicht ausführen. Niemand iſt doch bereitwilliger Gaben zu ſpenden, als Du, wenn nur Jemand da iſt, um ſie in Empfang zu nehmen, und Niemand belohnt ſo überſchwenglich einen geleiſteten Dienſt als Du. Möchte es Dir gefallen, daß ich etwas zu Deiner Ehre thue — und keine allzu genaue Rechenſchaft über die großen Gnaden ablegen müſſe, die ich bereits von Dir empfangen habe.

Drittes Kapitel.

Wie die Verhandlungen über die Gründung des St. Joſephskloſters zu Medina del Campo anfingen.

Mitten in meinen Sorgen fiel mir ein, die Patres der Geſellſchaft Jeſu zu Hülfe zu nehmen, mit denen ich viele Jahre — wie ich das bei Gelegenheit der erſten Kloſtergründung ſchon ſagte — wegen meiner Seelenangelegenheiten in Verbindung ſtand und für die ich ſeitdem große Ehrfurcht habe. Da ſie in Medina del Campo ſehr angeſehen und beliebt waren, ſchrieb ich dem dortigen Rektor, was unſer Pater General mir erlaubt habe. Dieſer Rektor des Collegiums war zufällig derſelbe Pater, dem ich jahrelang gebeichtet hatte — wie ich auch das ſchon ſagte, doch ohne ihn damals zu nennen. Er hieß Balthaſar Alvarez und iſt in dieſem Augenblick Provinzial[1]). Er antwortete mir, daß er und die übrigen Patres mich aus allen Kräften bei der Ausbreitung meines Werkes unterſtützen würden. Und in der That gaben ſie ſich viel Mühe um die Erlaubniß zur Stiftung eines auf Armuth gegründeten Kloſters von der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit zu erlangen. Da dies überall mit großen Schwierigkeiten verknüpft iſt, ſo währten die Verhandlungen einige Zeit.

---

[1] Das Leben dieſes großen Geiſtesmannes wurde von ſeinem Landsmann, Ordensgenoſſen und Geiſtesverwandten Ludwig de Ponte beſchrieben und iſt auch in's Deutſche überſetzt.

Doch nachdem ich die Erlaubniß erhalten hatte, fehlte mir auch dort ein Haus, und ich beſaß keinen Pfennig um eins zu kaufen. Wer ſollte mir Credit geben, wer Bürgſchaft leiſten für mich arme Pilgerin, wenn nicht der Herr ſich meiner annahm? Und ſiehe, er that es! Er fügte es, daß ein ſehr frommes Fräulein, welches ich nicht in St. Joſeph hatte aufnehmen können, weil die Zahl der Schweſtern vollſtändig war, von einer neuen Kloſtergründung hörte und mit der Bitte zu mir kam, ich möge ſie in Medina eintreten laſſen. Dies Fräulein beſaß ein Paar Pfennige, äußerſt wenig, bei Weitem nicht hinreichend um ein Haus zu kaufen, jedoch genügend um eines zu miethen und die Reiſekoſten zu beſtreiten. Mit dieſen geringen Mitteln verließen wir Avila, ich, zwei Nonnen aus St. Joſeph und vier aus dem Kloſter der Menſchwerdung, jenem Kloſter der gemilderten Regel, in welchem ich lebte, bevor St. Joſeph gegründet war. Unſer Kloſtercaplan, Pater Julian de Avila begleitete uns. Er war ein frommer Diener Gottes, ein Mann des Gebets, ſehr abgelöſt von den Dingen der Welt. Der Herr hatte ihm daſſelbe Verlangen wie mir gegeben; daher war er mir eine große Hülfe, wie man ſpäter ſehen wird.

Als man in Avila unſeren Reiſeplan erfuhr, erhub ſich ein allgemeines Schmähen. Die Einen ſagten, ich müſſe wahnſinnig ſein; die Anderen hofften, es werde nicht zu ſolcher Thorheit kommen. Auch dem Biſchof erſchien es recht verkehrt, wie er mir ſpäter geſagt hat. Damals aber gab er mir weder etwas der Art zu verſtehen, noch ſuchte er meine Reiſe zu verhindern, denn er war mir ſo gewogen, daß er mich nicht betrüben mochte. Meine Freunde hingegen ſchwiegen nicht; aber ich beachtete es wenig, weil mir ſehr leicht ſchien, was ihnen zweifelhaft vorkam und weil ich mich von dem Fehlſchlagen meines Planes nicht überzeugen konnte. Bevor wir von Avila abreiſten, hatte ich ſchon unſerem Ordensprior in Medina geſchrieben und ihn gebeten uns ein Haus zu kaufen. Er hieß Pater Antonio de Heredia und lebte dort in dem Carmeliterkloſter St. Anna. Es traf ſich, daß eine Dame, die ihm ſehr ergeben war, ein vortrefflich gelegenes Haus beſaß, welches aber, bis auf ein einziges Zimmer, ganz verfallen war. Sie verſprach ihm es verkaufen zu wollen und zwar ohne andere Bürgſchaft als ſein Wort. Hätte ſie eine andere gefordert, ſo wäre es übel für uns geweſen und der Handel nicht zum Abſchluß gekommen. Jetzt aber ging Alles nach göttlicher Fügung. Ein Haus hatten wir alſo; nur war es dermaßen verfallen, daß wir ein zweites miethen mußten bis jenes hergeſtellt ſei, und das währte lange.

Die erſte Tagereiſe ermüdete uns ſehr, weil wir ſchlechtes Fuhrwerk hatten. Bevor wir gegen Abend Arevalo erreichten, kam uns ein Geiſtlicher entgegen, den ich gut kannte und ſagte mir, er habe uns Nachtquartier bei einigen frommen Frauen beſorgt. Heimlich ſetzte er hinzu, da wir unſer Haus in Medina nicht ſogleich beziehen könnten, würde ich vielleicht einen Prozeß bekommen, weil das gemiethete Haus neben einem Auguſtinerkloſter liege und dieſe Patres uns nicht in ihrer Nähe haben wollten. O mein Gott! wenn Du Muth gibſt, ſo entmuthigt kein Widerſpruch! Meine Zuverſicht erſtarkte; denn da der Teufel anfing Schwierigkeiten gegen uns zu erheben: ſo dachte ich, daß man vielleicht in unſerem Kloſter dem Herrn recht eifrig dienen werde. Doch bat ich den geiſtlichen Herrn, vor meinen Gefährtinnen darüber zu ſchweigen, um ſie nicht zu beunruhigen, beſonders zwei aus der Menſchwerdung; die Uebrigen waren ganz bereit alle Mühſale mit mir zu theilen. Die eine jener zwei Nonnen war Unterpriorin ihres Kloſters und man verbot ihr den Austritt. Beide ſtammten aus guten Häuſern und begleiteten mich gegen den Willen ihrer Verwandten, die in meinem Unternehmen nur Thorheit ſahen. Später erkannte ich, daß man, nach menſchlicher Anſicht, Grund genug dazu haben konnte. Will aber der Herr, daß ich ein Kloſter gründe, ſo kommt mir nie der leiſeſte Gedanke das Werk zu unterlaſſen, bis es vollbracht iſt. Hinterdrein fallen mir freilich eine Menge Schwierigkeiten ein.

Nachdem wir im Nachtquartier angelangt waren, erfuhr ich, daß in Arevalo ein Pater Dominicaner, ein ſehr guter Diener Gottes, ſich eben jetzt befinde. Während ich mich im St. Joſephskloſter befand, hatte ich oft bei ihm gebeichtet und da ich bei dem Bericht über jene Kloſtergründung viel von ſeiner hohen Tugend geſprochen habe, ſo will ich jetzt nur ſeinen Namen nennen; er hieß Pater Magiſter Domingo Bannez. Er war voll ebenſo hoher Wiſſenſchaft als Einſicht. Deshalb ließ ich mich von ihm leiten und deshalb fand er auch mein Unternehmen nicht allzu ſchwierig; denn je mehr man Erkenntniß von Gott hat, um deſto leichter findet man es zu ſeiner Ehre zu arbeiten. Er kannte auch manche Gnade, die der Herr mir erwieſen hatte, und da er wußte, wie es bei der Gründung von St. Joſeph zugegangen war, ſo ſchien ihm auch ferner Alles ausführbar. Es war mir ein großer Troſt ihn wiederzuſehen. Ich hatte die Ueberzeugung, daß ſein Rath das Richtige treffen werde. Im Geheimen theilte ich ihm die ſchlimme Nachricht mit. Er meinte, man würde die Sache ganz leicht mit den Auguſtinern in Ordnung bringen; aber das hätte eine Zögerung verurſacht, die mir ſehr peinlich geweſen wäre, weil ich nicht wußte, wo ich inzwiſchen mit meinen vielen Nonnen Unterkunft finden ſollte. Endlich entſchloß ich mich, ihnen Allen meine Verlegenheit mitzutheilen und die Nacht verging uns in banger Sorge.

Glücklicherweiſe kam uns am anderen Morgen unſer Ordensprior Pater Antonio de Heredia nach Arevalo entgegen und verſicherte, das Haus, das ich kaufen wolle, ſei bewohnbar und habe eine kleine Vorhalle, die man durch Teppiche und Vorhänge zu einem Kirchlein einrichten könne. Dies war entſcheidend; ich wenigſtens fand es vortrefflich. Die größtmögliche Eile ſagte uns am meiſten zu, theils weil wir ungern lange außerhalb unſeres Kloſters waren, theils auch weil ich allerhand Widerwärtigkeiten fürchtete, wie ich davon ein warnendes Beiſpiel an der erſten Kloſtergründung hatte. Ich wünſchte alſo von dem Hauſe in Medina Beſitz zu nehmen, bevor unſere Abſicht dort bekannt ſei und ich entſchloß mich um ſo leichter dazu, als Pater Bannez damit einverſtanden war. Wir kamen in Medina del Campo am Vorabend von Mariä Himmelfahrt um Mitternacht an. Bei dem Kloſter von St. Anna verließen wir unſere Wagen und gingen zu Fuß nach unſerem Hauſe, um in der Nachbarſchaft kein Aufſehen zu machen. Zu derſelben Stunde trieb man die Stiere in die Stadt, da am anderen Tage ein Stiergefecht ſtattfinden ſollte. Der liebe Gott behütete uns, daß wir keinem dieſer böſen Thiere begegneten. Ich war ſo erfüllt von dem, was ich im Sinn hatte, daß alles Uebrige mir gleichgiltig war. Der Herr nahm uns in ſeine Obhut, da er wußte, daß unſer Wille einzig und allein auf ſeinen Dienſt gerichtet ſei. Endlich erreichten wir das Haus.

Der innere Hof kam mir zwar ſehr verfallen vor, aber doch nicht ſo ſehr, wie es ſich am hellen Tage zeigte. Der Herr mußte den guten Pater Antonio förmlich blind gemacht haben, um nicht zu ſehen, daß hier kein Platz für das Hochwürdigſte Gut ſei. Dann betrachtete ich die Vorhalle. Sie war voll Sand und Staub, die Wände ohne Tünche, man ſah die kahlen Ziegeln. Mit unſeren Paar Teppichen reichten wir nicht weit. Ich war rathlos. Daß hier kein Altar errichtet werden könne, leuchtete mir ein. Aber es gefiel dem Herrn, daß die Sache ſchnell zu Stande komme. Die gute Dame, der das Haus gehörte, hatte ihrem Haushofmeiſter befohlen uns Alles zu geben, was wir wünſchen würden und ſo brachte er denn eine Menge von Teppichen und einen ganzen Bettvorhang von hellblauem Damaſt herbei. Bei dem Anblick dieſer vortrefflichen Zurüſtungen dankten wir Gott und hatten jetzt weiter nichts nöthig, als Nägel. Zu dieſer Stunde konnte man keine kaufen und wegen der kurzen Sommernacht hatten wir keine Zeit zu verlieren. Wir ſuchten im Hauſe an den Wänden herum und fanden, was wir brauchten. Nun ging es an die Arbeit. Die Einen befeſtigten die Teppiche ringsum in der Vorhalle, wir Anderen reinigten den Fußboden, und wir waren ſo fleißig, daß mit Tagesanbruch der Altar fertig daſtand, ein Glöcklein im Hausgang geläutet wurde und die heilige Meſſe begann. Es geſchah kein Unfall; das heiligſte Sacrament wurde ausgeſtellt. Dies genügte, um Beſitz von dem Klöſterchen zu nehmen. Durch die Spalten einer Thür, dem Altar gegenüber, wohnten wir der h. Meſſe bei; einen beſſeren Platz hatten wir nicht. Ich war ſehr glücklich. Es iſt mir ein unausſprechlicher Troſt ein Kirchlein mehr mit dem hochheiligen Sacrament zu ſehen. Doch meine Freude währte nicht lange, denn als ich mich nach der Meſſe einem Fenſter näherte, ſah ich im innern Hof die Hinterwand der Vorhalle zuſammengeſtürzt auf dem Erdboden liegen und erkannte, daß mancher Tag vergehen werde, bevor wir den Bau vollenden würden.

O mein Gott! als ich den König des Himmels und der Erde ſo zu ſagen auf der Straße ſah und zwar in unſerer gefährlichen Zeit, welche dieſe Lutheraner durch Verachtung des allerheiligſten Sacraments ſo ſchlimm gemacht haben, o welche Angſt beklemmte mein Herz. Nun ſtiegen auch alle Schwierigkeiten vor mir auf, die man mir vorhergeſagt hatte und die mir jetzt erſt klar wurden. Es ſchien mir unmöglich bei meinem Unternehmen zu beharren; denn gerade ſo, wie ich vorher Alles leicht fand, weil ich nur auf den Willen Gottes ſchaute: trat jetzt eine ſo heftige Verſuchung ein, daß mir war, als hätte ich niemals ſeine Gnade erfahren. Nur meine Niedrigkeit und Unmacht ſtanden mir vor Augen. Welche armſelige Stütze war ich für ein ſolches Werk! welchen glücklichen Erfolg durfte ich erwarten? Wäre ich allein geweſen, hätte ich es leichter ertragen; aber meine Gefährtinnen in das Kloſter zurückbringen zu müſſen, das ſie unter dem ſtärkſten Widerſpruch verlaſſen hatten, war mir ein unerträglicher Gedanke. Mißglückte mir überdas dieſer erſte Anfang, ſo fürchtete ich ſpäter keine Gelegenheit mehr zu haben, um das zu thun, was der Herr von mir zu verlangen ſchien. Hiezu kam eine andere Furcht und nicht die kleinſte: nämlich ob es nicht Täuſchung geweſen ſei, was ich im Gebet vernommen hatte. Meine Angſt vom böſen Feind betrogen zu ſein, war namenlos.

O mein Gott, wie leidet die Seele, wenn Du ſie im Leiden laſſen willſt! Wahrlich! wenn ich an dieſe Qualen zurückdenke und an alle, die ich bei den Kloſtergründungen ausgeſtanden habe: ſo können die körperlichen Anſtrengungen, obſchon ſie groß genug waren, damit gar nicht in Vergleich kommen. So ſehr dieſe Qualen mich ängſtigten, ſagte ich meinen Gefährtinnen doch nicht das Mindeſte davon, weil ich ſie nicht betrüben wollte. In dieſer innern Unruhe blieb ich bis gegen Abend. Da ſchickte mir der Rector einen Pater von der Geſellſchaft Jeſu, der mir wieder Muth und Troſt zuſprach, obgleich ich mit ihm keineswegs von meinen Seelenleiden redete, ſondern nur von der Unannehmlichkeit in dieſem verfallenen Hauſe mit dem allerheiligſten Sacramente gleichſam auf der Straße zu ſitzen.

Ich begann nun eifrigſt ein Haus zu ſuchen, das wir um jeden Preis miethen und in das wir überſiedeln wollten, bis das unſerige bewohnbar gemacht ſei. Inzwiſchen tröſteten mich die vielen andächtigen Leute auch etwas, die in unſer Kirchlein kamen und die durch Gottes Barmherzigkeit keinen Anſtoß an unſerer ſchlechten Einrichtung nahmen; denn ich war immer gewärtig, daß man uns, wegen derſelben, das Hochwürdigſte Gut nehmen werde. Jetzt wundere ich mich, daß Niemand ſie bemerkte und daß ich kindiſch genug ſein konnte zu glauben, es ſei aus und vorbei mit unſerem Kloſter, wenn man uns nicht das allerheiligſte Sacrament laſſe.

So viel Mühe man ſich auch gab, fand man doch in der ganzen Stadt kein Haus, das wir hätten miethen können. Ich brachte meine Tage und noch mehr meine Nächte in Aengſten zu, denn obſchon ich beſtändig Männer beſtellt hatte, welche das Sanctiſſimum zu bewachen hatten, ſo kam mir doch häufig die Furcht, ſie könnten eingeſchlafen ſein. Ich ſtand alſo mehrmals in der Nacht auf und ſchaute durch ein Fenſter, von wo aus ich ſie bei dem ſchönſten Mondſchein genau beobachten konnte. In dieſer ganzen Zeit nahm der andächtige Zudrang nicht nur nicht ab, ſondern es ſchien ſogar die Leute zu rühren, daß unſer Herr in dieſer armſeligen Vorhalle eine Stätte fand. Er ſelbſt aber, der König in Ewigkeit, der nicht müde wird ſich für uns zu erniedrigen, er ſchien gar keine Luſt zu haben ſeinen Platz zu verlaſſen. Endlich nach acht Tagen nahm ein Kaufmann, der ein ſehr ſchönes Haus beſaß, ſich unſerer Noth an. Er ſchlug uns vor, den obern Stock zu beziehen, wo wir wie im eigenen Hauſe leben könnten und überließ uns einen großen, mit Vergoldungen gezierten Saal, den wir als Capelle benutzten. Eine vortreffliche Frau und große Dienerin Gottes, Donna Helena de Quiroga, die das benachbarte Haus bewohnte, verſprach mir, uns bei der Einrichtung der Capelle zu helfen, damit wir recht bald das allerheiligſte Sacrament aufbewahren könnten. Da wir die Clauſur beobachteten, verſorgte ſie uns mit allem Nothwendigen. Auch von anderen Perſonen erhielten wir reichliche Almoſen an Lebensmitteln; aber jene edle Frau blieb unſere größte Wohlthäterin.

So kamen wir denn allmälig zur Ruhe in unſerer ſtillen Abgeſchloſſenheit und konnten ungeſtört die Tagzeiten beten, während der gute Pater Prior von St. Anna mit unſerem Hauſe recht viel Mühe hatte. Es währte zwei Monate, bis es hergeſtellt war; dann aber konnten wir es ganz bequem einige Jahre bewohnen, bis es dem Herrn gefiel es zu vergrößern.

Während meine Sorgen in dieſer Richtung aufhörten, dauerten ſie in Beziehung auf die Männerklöſter fort, denn ich kannte Niemand, der mir dabei hätte helfen können.

In dieſer Rathloſigkeit beſchloß ich dem Pater Prior im Vertrauen meine Abſicht mitzutheilen, um zu hören, was ſeine Meinung ſei. Ich that es und war nicht wenig erſtaunt zu vernehmen, daß er mit unbeſchreiblicher Freude verſprach, er werde der Erſte ſein, der die Reform annehme. Ich hielt es für Scherz und ſagte es ihm. Ein frommer Mönch war er freilich immer geweſen, ſehr geſammelt und einſichtsvoll, ein Freund der Abgeſchiedenheit und der Wiſſenſchaft; aber ich hielt ihn für zu weichen Gemüths und zu ſchwacher Geſundheit, um die von der reformirten Regel geforderte Strenge beobachten zu können. Er hingegen gab mir die Verſicherung, daß der Herr ihn längſt zu einem ſtrengeren Leben berufe, ſo daß er entſchloſſen ſei zu den Carthäuſern zu gehen, ja ſogar ſchon die Zuſage der Aufnahme habe. Es freute mich dies zu hören, doch genügte es mir mit nichten. Ich erſuchte ihn ſich Zeit zu laſſen und ſich inzwiſchen in den Dingen zu üben, welche die Reform verlange. Dies that er und ſo verging ein Jahr, das ihm gar viel Trübſal und Verfolgungen brachte, als ob der Herr ihn recht erproben wolle. Er trug ſie aber mit ſo großer Tugend und machte ſolche Fortſchritte, daß ich nicht genug Gott dafür danken konnte, denn der Herr Selbſt ſchien ihn ja zum großen Werk vorzubereiten.

Bald darauf kam ein ganz junger Carmelit, der in Salamanca ſtudirte, als Begleiter eines anderen Paters nach Medina, und dieſer erzählte mir ſo viel von der außerordentlich ſtrengen Lebensweiſe, die jener führte, daß ich Gottes Gnade pries. Er hieß Johannes vom Kreuz[1]). Er kam zu mir und wir hatten eine Unterredung, die mich ungemein befriedigte. Ich erfuhr, daß auch er beabſichtige zu den Carthäuſern zu gehen. Da theilte ich ihm mein Vorhaben mit und bat ihn ſehr mit dem ſeinen zu warten, bis der Herr uns ein Kloſter gebe. Es ſei eine große Gnade, wenn er in ſeinem Orden bleiben, aber nach einer ſtrengeren Regel leben und eifriger im Dienſt des Herrn ſein könne. Er gab mir ſein Wort darauf, doch unter der Bedingung, daß ſich mein Vorhaben nicht allzu ſehr in die Länge ziehe. Mit meinen zwei Patres für den Anfang, hoffte ich gewonnenes Spiel zu haben, obſchon ich noch immer nicht ganz beruhigt über den Beruf des Priors war. Deshalb, und auch weil ich nicht wußte, wo und wie ich beginnen ſollte, wartete ich noch etwas mit der Ausführung.

---

[1]) Das Leben dieſes Heiligen iſt öfters beſchrieben. Seine Schriften ſind neuerdings von Jocham überſetzt.

Mehr und mehr ſtieg das Anſehen der Nonnen bei dem Volk von Medina. Es hatte große Ehrfurcht vor ihnen und ich denke, mit Recht; denn keine von ihnen begehrte etwas Anderes, als am meiſten dem Herrn zu dienen. Alle lebten in derſelben Weiſe und nach denſelben Regeln und Conſtitutionen, wie das St Joſephskloſter von Avila. Allmälig rief der Herr einige Seelen in ſein Haus. Sie wurden eingekleidet und empfingen ſo große Gnaden von dem himmliſchen Bräutigam, daß es mich in Erſtaunen ſetzte. Er ſei daher geprieſen in Ewigkeit. Amen. Denn er iſt immer bereit uns ſeine Liebe zu ſchenken, wenn wir ihn nur lieben wollen.

Viertes Kapitel.

Von einigen Gnaden, die der Herr den Nonnen gegeben hat. Rathſchläge an die Priorinnen, wie ſie ſich dabei zu verhalten haben.

Ich weiß nicht, wie lange mich der Herr am Leben und mir Muße zum ſchreiben läßt. Da ich jetzt ein wenig Zeit habe, will ich, bevor ich meine Erzählung fortſetze, den Priorinnen einige Rathſchläge ertheilen, welche ſie aufmerkſam machen werden, wie ſie die Nonnen zum größten Vortheil der Seelen, aber keineswegs nach deren natürlicher Neigung zu führen haben.

Ich bemerke, daß, als man mir auftrug die Kloſtergründungen zu beſchreiben, außer der erſten von St. Joſeph zu Avila, von der ich zu ihrer Zeit ſchon geſchrieben habe, ſieben andere ſtattgefunden hatten. Alba de Tormes war die letzte derſelben. Hätten meine Vorgeſetzten mich nicht durch andere Dinge gehemmt, ſo würden es noch mehr ſein. Da ſich vor meinen Augen das geiſtliche Leben der Klöſter in dieſen Jahren ſehr entwickelt hat, ſo erkenne ich die Nothwendigkeit mich darüber auszuſprechen. Wollte Gott, daß es mir ſo vollkommen gelingen möge, wie ich das Bedürfniß einſehe!

Wo im innern Leben keine Täuſchungen ſtattfinden, muß der Geiſt furchtlos ſein. Wenn wir mit reinem Gewiſſen und im Gehorſam wandeln, wird der Herr nie geſtatten, daß der böſe Feind uns in einer ſolchen Weiſe verſuche, daß die Seele durch den Betrug verloren gehen könne; — viel eher wird der böſe Feind ſelbſt der Betrogene ſein. Nach meiner Ueberzeugung ſcheint er uns viel weniger, als unſere Phantaſie, unſere krankhaften Einbildungen — beſonders bei einem melancholiſchen Temperament — uns ſchaden. Die Natur des Weibes iſt ſchwach und unſere Eigenliebe ungemein fein. Ich habe eine Menge Leute gekannt, Männer, viel Frauen und ganz beſonders Nonnen jener Klöſter, bei denen ich ganz deutlich ſah, wie oft ſie über ſich ſelbſt ſich täuſchten ohne es zu wollen. Wohl glaube ich, daß ſich der Teufel einmiſchte, um ſein böſes Spiel zu treiben; aber unter allen dieſen Perſonen habe ich nicht eine einzige gefunden, von welcher der Herr in ſeiner Barmherzigkeit die Hand abgezogen hätte. Ohne Zweifel wollte er ſie durch ſolche Erfahrungen aufmerkſam machen, damit ſie gewarnt aus der Prüfung hervorgingen.

Vermuthlich um unſerer Sünden willen hält die Welt das betrachtende Gebet und das Streben nach Vollkommenheit für ſehr überflüſſig. Deshalb muß ich dies ſagen. Denn wenn man ſich ſchon jetzt fürchtet dieſe Wege einzuſchlagen, auf denen man doch keine Gefahr entdecken kann, was würde erſt geſchehen, wenn ich ſagte, es gibt Gefahren im innern Leben. Und doch iſt's die Wahrheit, ſie ſind da. Darum müſſen wir hienieden lebenslang in der Furcht des Herrn wandeln und ihn bitten uns zu erleuchten und nicht zu verlaſſen. Wenn alſo für Einige die Gefahr geringer iſt, ſo iſt es ganz gewiß für diejenigen, die am Meiſten dahin gelangen an Gott zu denken und ihr Leben zu vervollkommnen.

O Herr! wir ſehen ja, daß Du uns hundertmal aus Gefahren retteſt, in welche wir uns gegen Deinen Willen begeden und wir ſollten fürchten, daß Du uns nicht beſchirmteſt, wenn unſer Wandel kein anderes Ziel als Dein göttliches Wohlgefallen hat? Nein! das glaube ich nimmermehr! Es kann ſein, daß Du nach Deinen verborgenen Rathſchlüſſen zuläſſeſt, daß uns auf den Wegen des innern Lebens unerwartete Dinge begegnen; aber niemals bringt Gutes böſe Früchte.

Dies alſo ſoll uns dazu dienen, auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts zu gehen, um dem göttlichen Bräutigam mehr und mehr zu gefallen, und um ſo ſchneller zur Vereinigung mit ihm zu gelangen. Nicht Feigheit ſollen wir daraus ſchöpfen, ſondern Eifer, um auf den rauhen Pfaden dieſes Lebens mit Starkmuth zu wandeln; denn nur ſo erreichen wir allendlich, wenn wir demüthig bleiben, durch Gottes Barmherzigkeit jene himmliſche Stadt Jeruſalem, wo Alles uns gleichgültig ſein wird, was wir gelitten haben und wo es uns wie ein Nichts erſcheint verglichen mit dem Genuß der ewigen Freuden.

Als ſich die kleinen Taubenhäuslein der ſeligſten Jungfrau, unſerer Herrin und Mutter, immer mehr bevölkerten, begann der überhimmliſche König ſeine Macht zu zeigen an dieſen ſchwachen und ihrer Natur nach ſo hinfälligen Geſchöpfen, indem er ihnen jene Kraft eines heiligen Verlangens und jene Entäußerung von Anhänglichkeit an alles Geſchaffene gab, wodurch die gereinigte Seele am meiſten zur Vereinigung mit ihrem Schöpfer vorbereitet wird. Es iſt kaum nöthig dies zu bemerken, denn wenn die innere Freiheit von den Feſſeln der Welt eine wahrhafte iſt: ſo ſcheint es mir unmöglich, daß ſolche Seelen ſich nicht genugſam hüten den Herrn zu beleidigen. All ihre Uebungen und Handlungen bezogen ſich lediglich auf ihn und deshalb ſchien auch er ſich unter ihnen zu gefallen. Dies habe ich damals erlebt; ich bezeuge nur die Wahrheit. Sollten diejenigen, die nach uns kommen und dies leſen werden, es in unſeren Häuſern anders finden: ſo möge ſie das mit heilſamer Furcht erfüllen und nicht falle es ihnen ein dies den veränderten Zeiten zuzuſchreiben. Um von Gott große Gnaden zu erhalten, iſt es immer die rechte Zeit für die, welche ſich bemühen ihm treu zu dienen. Statt deſſen mögen ſie genau zuſchauen, woran es fehle und den Fehler verbeſſern.

Ich habe ſchon mehrmals die Aeußerung gehört, der Herr habe den Ordensſtiftern beſonders große Gnaden verliehen, weil dieſe unſere heiligen Vorfahren die geiſtige Grundlage für uns Andere zu bilden hätten. Es mag ſein. Dennoch müſſen wir immer bedenken, daß wir wiederum für die Nachkommen den Grund zu legen haben. Wenn wir alſo feſt an dem Beiſpiel der Vorfahren uns halten, und wenn diejenigen, die nach uns kommen werden, eben ſo feſt unſerem Beiſpiel folgen: ſo muß der geiſtige Bau in ſeiner urſprünglichen Stärke verbleiben. Bin ich hingegen böſe genug, um durch meine Fehler und Nachläſſigkeiten den Bau verfallen zu laſſen: ſo habe ich keinen Nutzen von der Heiligkeit meiner Vorfahren. Es iſt ferner klar, daß die, welche ſich dem Kloſterleben widmen, ihre Vorgeſetzten und ihre Umgebung mehr zum Vorbild ſich wählen, als jene Verſtorbenen, die vor grauen Jahren gelebt haben. Es wäre ein wunderlicher Einfall, wenn ich meine Unvollkommenheit daher leiten wollte, daß ich nicht zu den Ordensſtiftern gehöre, anſtatt den ungeheuern Unterſchied in's Auge zu faſſen, der zwiſchen meinem armſeligen Leben und den hohen Tugenden jener begnadigten Diener Gottes beſteht.

O mein Gott! was ſind das für verkehrte Entſchuldigungen, für freiwillige Täuſchungen! Es handelt ſich ja nicht um die Ordensſtifter, um dieſe Auserwählten, denen der Herr zu ihrem großen Werke die entſprechenden Gnaden gab, ſondern um uns. Ich, mein Gott, ich bereue ſchmerzlich voll Fehler und unnütz in Deinem Dienſt zu ſein; allein ich weiß nur zu gut, daß es meine eigene Schuld iſt, wenn Du mir nicht die Gnaden gewährſt, die Du in früheren Zeiten gewährt haſt; — und bitter und mit vielen Thränen muß ich mein Leben beweinen, wenn ich es mit dem Deiner Auserwählten vergleiche. Ich habe die Frucht ihrer Arbeit verloren und nicht Dich darf ich deshalb anklagen. Ueberhaupt ſollen wir nicht klagen; — ſondern ſobald wir wahrnehmen, daß in unſerem Orden eine gewiſſe Erſchlaffung eintritt, ſollen wir uns bemühen der Grundſtein zu werden, auf welchem der Bau ſich von Neuem feſt erhebt. Und zu einem ſolchen Unternehmen wirſt Du, o Herr, Deine Hülfe nimmermehr verſagen.

Doch zurück zu dem Gegenſtand, von dem ich ſprach und von dem ich weit abgeſchweift bin. Es waren alſo die Gnaden, die der Herr unſeren Klöſtern erwies, ſo groß, daß er kaum einer der Schweſtern nur die Gabe der Betrachtung verlieh, die übrigen Alle aber zur vollkommnen Beſchauung erhob. Einige führte er noch weiter bis zu Ekſtaſen und Entzückungen — und wieder Anderen gab er Gnaden anderer Art, gab ihnen Offenbarungen und Einblicke in himmliſche Dinge, aus denen das Uebernatürliche hervorleuchtete. Wir haben jetzt kein Kloſter, in welchem ſich nicht wenigſtens eine, aber auch zwei und drei Schweſtern befinden, welche der Herr zu der höchſten Stufe des Gebets erhebt. Ich weiß ſehr gut, daß die Heiligkeit nicht in Entzückungen beſteht und es iſt durchaus nicht meine Abſicht die Schweſtern nur deswegen zu loben; aber ich möchte zu verſtehen geben, daß meine Rathſchläge nicht ohne guten Grund ſind.

Fünftes Kapitel.

Rathſchläge über Gebet und Offenbarungen. Zu beherzigen auch für Diejenigen, die ſich dem thätigen Leben widmen müſſen.

Es kommt mir nicht in den Sinn zu glauben, daß meine Bemerkungen umfaſſend und genau genug ſein könnten, um als unfehlbare Richtſchnur zu gelten. Das wäre ſehr thöricht in ſo ſchwierigen Dingen. Es gibt aber im inneren Leben ſehr viel verſchiedene Wege, und ſo kann ich doch für eine oder die andere Seele das Paſſende ſagen. Wer mich nicht verſteht muß einfach denken, daß er auf einem anderen Wege gehe; und nütze ich keiner Seele, ſo wird der Herr mit meinem guten Willen vorlieb nehmen, denn er weiß, daß ich zwar nicht Alles an mir ſelbſt erfahren, aber doch an anderen Seelen beobachtet habe.

Zuerſt will ich ſagen, ſo gut ich es mit meiner geringen Einſicht kann, worin das Weſentliche der vollkommenen Betrachtung beſteht; denn ich habe Perſonen gekannt, welche das größte Gewicht auf die Uebung des Verſtandes legten. Konnten ſie ihre Gedanken, wenngleich mit großer Anſtrengung, feſt und lange auf Gott richten, ſo wähnten ſie ſchon auf einer ſehr hohen Stufe des inneren Gebetes zu ſtehen. Wurden ſie endlich abgerufen und mit nothwendiger Arbeit beſchäftigt: ſo waren ſie untröſtlich und wähnten die Frucht des Gebetes zu verlieren. Einſichtsvolle Männer fallen nicht in ſolchen Irrthum und ich habe nur Einen gekannt, dem dies geſchah. Aber eben deshalb iſt es nothwendig, uns Frauen ebenfalls über dieſen Punkt aufzuklären.

Gewiß! es iſt eine große Gnade von Gott, wenn man in der Betrachtung ſeiner Werke und ſeiner Herrlichkeit immer verharren kann und es iſt gut ſich darin zu üben. Doch begreiflicherweiſe ſteht nicht jeder Einbildungskraft wegen ihrer natürlichen Anlage eine ſolche Beharrlichkeit zu Gebot, während alle Seelen fähig ſind Gott zu lieben. Und im Lieben beſteht die Vollkommenheit; nicht im Denken. Ich habe ſchon früher die Urſachen zu den Verirrungen unſerer Einbildungskraft angegeben; nicht alle, denn das wäre kaum möglich! aber einige doch und deshalb ſchweige ich jetzt über ſie. Nur möchte ich begreiflich machen, daß die Seele nicht eins iſt mit den Gedanken, und daß nicht dieſe ihren Willen beſtimmen ſollen. Es wäre für ſie ein großes Unglück an dieſe Klippe zu ſtoßen, denn das Maß ihrer Liebe, nicht die Menge ihrer Gedanken, gibt das Maß ihres Fortſchritts an. Und wenn man fragt: Wie mache ich mir dieſe Liebe zu eigen? — ſo ſage ich: Indem die Seele ſich entſchließt für Gott allein zu handeln und zu leiden und dieſen Entſchluß durchführt, ſo wie ſich die Gelegenheit dazu bietet.

Freilich wird dieſer Entſchluß auch in derjenigen Seele reifen, die viel an Gott denkt, an das was er iſt, was wir ſind, was wir ihm zu danken haben; und dieſe Art der Betrachtung iſt nicht blos ſehr verdienſtlich, ſondern auch für Anfänger ſehr paſſend. Allein ſie müſſen einſehen lernen, daß es zugleich ein Mittel ſein ſoll, um im Gehorſam und im Dienſt des Nächſten, wie die chriſtliche Liebe befiehlt, ſich zu üben. Bietet ſich ihnen eine ſolche Veranlaſſung dar: ſo müſſen ſie ſich entſchließen, derſelben jene Zeit zu opfern, die wir ja Alle ſo gern im Gebetsverkehr mit dem Herrn zubringen und der darin beſteht, daß wir uns ganz in ihn verſenken und uns der Gaben erfreuen, die Er uns ſpendet. Geben wir dieſen ſüßen Verkehr für Werke des Gehorſams oder der Nächſtenliebe auf, ſo erfreut das den Herrn, denn wir thun es ſeinetwegen — wie er ſelbſt es uns geſagt hat: „Was ihr einem der Geringſten gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ In Allem was den Gehorſam betrifft, wird der Herr nicht wünſchen, daß man einen anderen Weg einſchlage, als den, worauf er ſelbſt gewandelt iſt, „gehorſam bis zum Tode.“ Iſt dies aber richtig, woher kommt denn der Mißmuth, der ſich gewöhnlich kund gibt, wenn man nicht die längſte Zeit des Tages in der Einſamkeit und in Gott verſenkt zugebracht hat, ſondern abgerufen und mit anderen Dingen beſchäftigt wurde? Aus zwei Gründen, mein ich. Der erſte und hauptſächlichſte iſt die Eigenliebe, die ſich auch hier ganz fein einmiſcht und nicht die Erkenntniß zuläßt, daß man mehr ſich ſelbſt zu gefallen, als das Wohlgefallen Gottes ſucht. Denn das iſt klar; beginnt eine Seele zu koſten „wie ſüß der Herr iſt“, ſo iſt es mehr nach ihrem Sinn, daß auch der Leib ohne Arbeit ruhe, und mit ihr genieße.

O wie ganz anders iſt die Liebe derjenigen beſchaffen, die den Herrn und ſein höchſtes Verlangen kennen. Wie wenig Ruhe mögen ſie ſich gönnen, wenn ſie ſehen, daß ſie ein Geringes dazu beitragen können, damit eine einzige Seele Fortſchritte mache und Gott mehr lieben lerne, oder indem ſie ihr einen guten Rath ertheilen oder ſie aus einer Gefahr erretten! Wie wenig würde ſie in einer eigenſüchtigen Ruhe — ruhen können! Und iſt es ihnen unmöglich durch Werke Hilfe zu leiſten, ſo beſtürmen ſie den Herrn mit ihren Gebeten für die tauſend Seelen, welche ſie mit unſäglichem Schmerz auf dem Pfade des ewigen Verderbens wandeln ſehen. Sie geben gern ihre ſtillen Wonnen auf, weil ſie nicht die eigene Befriedigung, ſondern mehr und mehr begehren in den Willen und die Wünſche des Herrn einzugehen.

Wie mit der Nächſtenliebe iſt es auch mit dem Gehorſam. Es wäre ſeltſam, daß wir, wenn Gott deutlich eine gewiſſe Arbeit von uns fordert, dennoch im Gebet verweilen wollten, weil es uns mehr zuſagt. Ein wunderlicher Fortſchritt in der Liebe zu Gott wäre es, wollten wir ihm gleichſam die Hände binden, damit er uns nicht auf einen anderen Weg führe, als auf den, welcher uns am meiſten zuſagt.

Dieſe Wahrheit habe ich theils durch den Umgang mit anderen Perſonen, theils durch Erfahrung an mir ſelbſt erkannt. Ich war ſehr betrübt wenig Zeit zum Gebet zu haben und beklagte ungemein diejenigen, die ich im Gehorſam mit tauſend Arbeiten und Geſchäften belaſtet ſah. Oftmals dachte ich und ſagte es ihnen auch, es ſei nicht möglich, in einem ſolchen Tumult ihr geiſtiges Leben zu pflegen — was ſie damals freilich auch ſehr wenig thaten. Aber, o Herr! wie ganz anders ſind doch Deine Wege als unſere Gedanken! Von einer Seele, die feſt entſchloſſen iſt nur Dich zu lieben und die ihren ganzen Willen in Deine Hände niedergelegt hat, begehrſt Du nichts Anderes, als daß ſie gehorche, eifrig Dir zu dienen ſtrebe und nur Deine Ehre zu fördern wünſche. Sie braucht ſich keine Wege zu ſuchen und zu wählen, denn Du thuſt es für ſie und ihr Wille folgt dem Deinigen, während Du, o Herr, Sorge trägſt ſie ihrer größeren Vollkommenheit zuzuführen. Haben die Vorgeſetzten auch nicht immer den Fortſchritt der Seele im Auge, ſondern müſſen ſie zugleich die nothwendigen Geſchäfte des Hauſes beſorgen laſſen, ſo vergißt Du, mein Gott, ihn nie. Du führſt die Seele ſo, und ordneſt die irdiſchen Dinge, welche ſie zu verrichten hat, dermaßen, daß ſie ohne zu wiſſen wie, im Leben des Geiſtes ſich ſehr vervollkommnet, wenn ſie den Anordnungen der Obern treu, aus Liebe zu Dir, gehorcht und ſpäter ſelbſt über ihren Fortſchritt ſtaunt.

So erging es einer Perſönlichkeit mit der ich mich kürzlich unterhalten habe. Der Gehorſam hat dieſe Seele etwa fünfzehn Jahre lang mit Arbeit in Aemtern und Verwaltungsgeſchäften dermaßen belaſtet, daß ſie ſich nicht entſinnt, in der ganzen Zeit einen Tag der Ruhe für ſich gehabt zu haben. Sie konnte mit beſtem Willen nichts weiter thun, als täglich einige Augenblicke dem Gebet widmen und ſich ein reines Gewiſſen bewahren. Jch kenne wenig Seelen, die treuer im Gehorſam wären, und eben deshalb wurden ihr ſo viele Geſchäfte auſerlegt. Aber der Herr hat es ihr reichlich vergolten; denn ohne das Wie unter dieſen Umſtänden zu begreifen, befindet ſie ſich in jener köſtlichen, wünſchenswerthen Freiheit des Geiſtes, welche den Vollkommenſten eigen iſt, und in welcher die einzige Glückſeligkeit beſteht, nach welcher man in dieſem ſterblichen Leben ſich ſehnen ſoll. Denn ſie begehrt nichts und beſitzt Alles. Sie wünſcht nicht und fürchtet nicht die Dinge der Erde; keine Mühe verſtört ſie, kein Vergnügen rührt ſie; nichts kann ihr den Frieden rauben, weil nichts ſie von Gott trennen kann. Da es für ſie nur einen Schmerz gibt, die Furcht nämlich ſeine Liebe je zu verlieren: ſo iſt die ganze Welt für ſie, als ob ſie nicht da wäre, denn ſie bietet nichts was ihr Befriedigung geben oder nehmen könnte.

O glückſeliger Gehorſam, der mitten in den Zerſtreuungen, die er mit ſich bringt, zu ſolcher geiſtigen Höhe erhebt! Und dieſe Seele iſt nicht vereinzelt. Jch kenne andere ähnliche Fälle.

brechen. Merket wohl auf und ihr werdet einſehen, daß ich Recht habe. Eines iſt klar: die höchſte Vollkommenheit beſteht nicht darin ſüße Tröſtungen zu genießen, Entzückungen und erhabene Viſionen zu haben, die Gabe der Prophezeihung zu beſitzen, ſondern darin: unſeren Willen mit dem Willen Gottes dermaßen gleichförmig zu machen, daß wir Alles was er will, ſogleich von ganzem Herzen auch wollen und Bitteres und Süßes mit gleichmäßiger Freudigkeit umfaſſen, ſobald wir erkannt haben, daß es der Wille unſeres göttlichen Meiſters iſt. Freilich iſt dies außerordentlich ſchwer — nicht gerade es zu thun; aber es freudig zu thun in Dingen, die durch und durch unſerem Willen entgegen ſind und unſeren natürlichen Neigungen widerſprechen. Und daher iſt es ganz richtig: die vollkommene Liebe nur hat Kraft genug, um uns die eigene Befriedigung vergeſſen und uns nur nach dem Wohlgefallen des himmliſchen Bräutigams verlangen zu laſſen. Mögen unſere Mühſale dann auch noch ſo groß ſein — ſtellen ſie Ihn zufrieden, ſo erſcheinen ſie uns ſüß. So lieben die Seelen, die unter Verfolgungen, Schmach und Trübſal jenes hohe Ziel erreichten.

Dies iſt allzu bekannt und gewiß, um mich länger dabei aufzuhalten. Ich wollte nur klar machen weshalb, nach meiner Anſicht, der Gehorſam das beſte und förderlichſte Mittel iſt, um zu jener glückſeligen Gemüthsverfaſſung zu gelangen. Denn nicht eher werden wir die vollkommene Herrſchaft über unſeren Willen und deſſen gänzliche Hingebung an Gott erreichen, als bis wir ihn der Vernunft unterworfen haben; und der wahre Weg um uns darin zu üben, iſt eben der Gehorſam. Mit den guten Gründen, die unſere Natur und unſere Eigenheit uns angeben, würden wir jenes Ziel nimmermehr erreichen, denn hundertmal wird uns die Anforderung der höchſten Vernunft als unvernünftig erſcheinen, wenn wir in unſerer Eigenliebe nicht Luſt haben ſie zu erfüllen.

Wie viel könnte ich nicht ſagen über die Anſtrengungen, die der Teufel, die Welt und unſere Sinnlichkeit macht, damit wir nie ſiegreich aus dieſem inneren Streit hervorgehen! allein ich will lieber ſogleich das wahre Heilmittel nennen. Wie man in einem ſehr zweifelhaften Prozeß einen Schiedsrichter wählt, dem beide Parteien, des Streites überdrüſſig, ſich unterwerfen wollen: ſo muß auch die Seele ſich einen Schiedsrichter wählen, ſei es ein geiſtlicher Vorgeſetzter oder ein Beichtvater — und dabei den feſten Entſchluß faſſen, nicht mehr an ihren Prozeß zu denken, ſondern ſich dem Urtheil zu fügen im feſten Vertrauen auf jenen Ausſpruch des Herrn: „Wer euch hört, der hört mich.“ Damit hat ſie ihren eigenen Willen abgedankt und dem Herrn gefällt dieſe demüthige Unterwerfung ungemein. Und wahrlich mit Recht! denn durch ſie machen wir ihn thatſächlich zum Herrn des freien Willens, den er uns gegeben hat. Er wird uns vielfach üben in dieſer Unterwerfung, bald durch mühſame Arbeiten, bald durch inneren Zweifel, die ſich gegen das Urtheil unſeres Schiedsrichters in uns erheben; und es gibt einen heißen Kampf bis wir uns überwunden und die Befehle unſerer Vorgeſetzten willig angenommen haben. Aber endlich, bald mit größerer Mühe und bald mit geringerer, kommen wir doch dahin, und unſer gütiger Herr leiſtet uns dabei ſo kräftigen Beiſtand, daß er uns zum Herrn über unſeren Willen und unſere Vernunft macht, die wir aus Liebe Ihm unterworfen hatten.

Beſitzen wir aber in Wahrheit die Herrſchaft über uns ſelbſt, dann können wir uns unbeſchränkt dem Dienſte Gottes widmen, dann können wir ihm einen ganz geläuterten

Willen darbringen, damit er ihn mit dem ſeinen verſchmelze und ihn anflehen, das Feuer ſeiner Liebe vom Himmel herab zu ſenden und unſer Opfer zu entzünden, damit in dieſen Flammen Alles verzehrt werde, was ihm mißfallen könnte. Denn wir haben nicht zur Befriedigung unſerer Eigenliebe, ſondern unter bitteren Leiden und Kämpfen das Opfer auf den Altar gelegt und es von der Erde losgeriſſen mit aller Kraft, die uns zu Gebot ſtand.

Es iſt klar, daß Niemand geben kann, was er nicht hat. Glaubt mir, wenn ich wiederhole, daß es kein beſſeres Mittel gibt, um den Schatz des geläuterten, mit Gott vereinigten Willens zu heben, als zu graben und immer tiefer zu graben in den dunkeln Schacht des Gehorſams. Je mehr wir eindringen, deſto mehr finden wir ihn. Je mehr wir uns unterwerfen und unſeren Willen von dem unſerer Vorgeſetzten abhängig machen, deſto mehr gelangen wir zu freier Herrſchaft über ihn, ſo daß wir ihn allmälig in den Willen Gottes umbilden. Seht, meine Schweſtern, ob nicht das Opfer euerer Neigung zur Einſamkeit reichlich belohnt wird! Ich verſichere euch, die Entbehrung der Einſamkeit iſt nicht Schuld daran, daß ihr nicht in der Seelenſtimmung ſeid, um zu jener wahrhaften Vereinigung, von der ich geſprochen habe, zu gelangen, und die in nichts Anderem beſteht, als in der Gleichförmigkeit unſeres Willens mit dem Willen Gottes. Dies iſt die Vereinigung, die ich für mich erſehne und euch Allen wünſche: — aber nicht gewiſſe ſüße Entzückungen, denen man auch dieſen Namen gibt. Sie können ſpäter ebenfalls ſtattfinden; wer aber aus ſolchen Ekſtaſen mit viel Eigenwillen und wenig Neigung zum Gehorſam wieder zu ſich kommt, der war meiner Meinung nach, nicht ſowohl in der Vereinigung mit Gott, als in der mit ſeiner Eigenliebe. Möge ich im Dienſt des göttlichen Meiſters treu das üben, was er mich ſo deutlich erkennen läßt! —

Der zweite Grund des Mißvergnügens, welches ſich kund gibt, wenn wir unſere Einſamkeit verlaſſen ſollen, entſpringt wie mir ſcheint daraus, daß wir in ihr weniger Veranlaſſungen haben Gott zu beleidigen, obſchon einige uns nimmer fehlen. Können wir nun auch in der Abgeſchiedenheit weder den Verſucher noch uns ſelbſt los werden: ſo lebt die Seele doch ein ſtilleres, reineres Leben, und iſt ſie ſorgſam bemüht, jede Beleidigung Gottes zu meiden, ſo findet ſie einen unausſprechlichen Troſt darin, dem Straucheln ſeltener ausgeſetzt zu ſein. Dieſer Grund, um nach der Abgeſchiedenheit zu verlangen, iſt mir viel einleuchtender, als die Begier im ungeſtörten Verkehr mit Gott ſeinen Troſt und ſeine Lieblichkeit zu genießen.

Seid verſichert, meine Töchter, daß ſich die Liebe zu Gott mehr inmitten der Thätigkeit, als in einem ſtillen Winkelchen offenbaren kann. Deshalb machen wir mit ihr unvergleichlich mehr Fortſchritte, ſollten wir auch mehr Unvollkommenheiten, ſogar kleine Fehltritte uns zu Schulden kommen laſſen. Doch verſteht es ſich, daß ihr meine Vorausſetzung: der Gehorſam und die Nächſtenliebe weiſe euch die Thätigkeit an — nicht aus den Augen verliert. Ohne dieſe Triebfedern iſt freilich die Einſamkeit weit vorzuziehen. Ja, wir ſollen überhaupt immer nach ihr verlangen und ich behaupte ſogar, daß dieſe Sehnſucht beſtändig wach iſt in den Seelen, die Gott wahrhaft lieben.

Was nun den Gewinn betrifft, den wir vom thätigen Leben haben: ſo beſteht er darin, daß wir erkennen, was wir ſind und wie weit unſere Tugend ausreicht. Eine Perſon, die beſtändig in der Abgeſchiedenheit lebt, ſei in ihren eigenen Augen noch ſo heilig, dennoch weiß ſie nicht, und hat auch kein Mittel um es zu erfahren, ob ſie demüthig und geduldig iſt. Wie ſoll ein Mann ſeine Tapferkeit kennen ohne in einer Schlacht geweſen zu ſein? Der heil. Petrus hielt ſich für ſehr muthig, und ſeht was er in der Verſuchung war! Aber er erhob ſich von ſeinem Fall, ſetzte fortan ſein ganzes Vertrauen auf Gott allein und litt ſpäter das glorreiche MartertHum, das wir Alle kennen.

O mein Gott, wenn wir doch die Größe unſeres Elends ermeſſen wollten! ohne dieſe Einſicht bedrohen uns überall Gefahren und deshalb iſt es uns ungemein heilſam, wenn man uns Dinge befiehlt, durch die wir zur Erkenntniß unſerer Erbärmlichkeit kommen. Ich halte einen Tag demüthiger Selbſterkenntniß, der uns unzählige Kämpfe und Leiden gekoſtet hat, für eine größere Barmherzigkeit Gottes, als manche Tage voll ungeſtörter Betrachtung; — um ſo mehr, als der wahrhaft Liebende überall liebt und beſtändig des Geliebten gedenkt. Es wäre ſehr hart, wenn man ſich dem Gebet nur auf einem ſtillen Plätzchen hingeben könnte! Freilich kann es im thätigen Leben nicht ſtundenlang geübt werden; aber, o Herr, wie mächtig iſt nicht ein Seufzer aus tiefſter Seele über den Schmerz in der irdiſchen Verbannung leben und an Anderes denken zu müſſen, als an Dich allein!

Auf dieſe Weiſe kommt es zum Vorſchein, daß wir Sclavinnen des Herrn ſind, die aus Liebe zu ihm durch ihren eigenen Willen an die Tugend des Gehorſams verkauft wurden; denn wir ſind ſeinetwegen bereit, die Süßigkeit des Verkehrs mit Gott aufzugeben. Aber das iſt nichts, wenn wir bedenken, daß Er aus Gehorſam den Schooß ſeines Vaters verließ und zu uns kam und zu unſerem Sclaven ſich machte! Wie ſollen wir dieſe Erbarmung vergelten? wie Ihm dienen, der zuerſt uns gedient hat? — —

Bei allen unſeren im Gehorſam und in der Nächſtenliebe vollführten Werken, dürfen wir aber nicht gedankenlos ſein, ſondern unſere Seele muß ſich häufig innerlich zu Gott hinwenden. Thut ſie das bei all ihren Geſchäften, ſo wird ſie darin eine große Hilfe finden und zu ihrem Fortſchritt nicht lange Stunden des Gebetes nöthig haben, denn ihre Stimmung wird ſo günſtig ſein, daß ſich der Affect der Liebe leichter in wenig Augenblicken, als durch andauernde Betrachtung in ihr entzündet. — Gottes Hand gebe uns alles Gute. Er ſei geprieſen für immer und ewig.

Sechſtes Kapitel.

Von dem Schaden, den das innere Leben leiden kann, wenn man nicht die geiſtigen Anregungen gehörig erkennt. Von dem Verlangen der Seele nach der häufigen Communion und den Täuſchungen, die dabei vorkommen können. Wichtige Dinge für die Priorinnen unſerer Häuſer.

Ich habe mich bemüht gründlich zu erforſchen, woher eine gewiſſe übermäßig fromme Verſunkenheit kommen möge, die ich bei einigen Perſonen beobachtet habe, denen der Herr große Gnaden im Gebet erzeigt und die ihrerſeits nichts unterlaſſen, um ſich in einer Stimmung zu erhalten, welche dieſer Gnaden nicht unwürdig iſt. Es iſt hier nicht von den Entzückungen die Rede, in denen Gott eine Seele zu ſich emporhebt. Ich habe ſchon anderswo darüber geſchrieben, und es wäre überflüſſig auf dieſen Zuſtand zurückzukommen. Ich bemerke nur, daß wir der wirklichen Entzückung nicht zu widerſtehen vermögen, wenn wir es auch im vollen Ernſt verſuchen und daß die höhere Kraft, die uns der Herrſchaft über uns ſelbſt beraubt, nur kurze Zeit anhält.

Meiſtens tritt jene Erſtarrung der Seele ein, wenn ſie das Gebet der Ruhe begonnen hat und gleichſam in geiſtigen Schlummer geſunken iſt. Weiß ſie ſich in dieſem Zuſtand nicht recht zu benehmen, ſo läuft ſie Gefahr viel Zeit und Geiſteskraft durch ihre Schuld zu verlieren und wenig Verdienſt davon zu haben.

Ich möchte mich ſo gern recht klar ausdrücken. Allein der Gegenſtand iſt dermaßen ſchwierig, daß ich nicht weiß, ob es mir gelingen wird. Aber ich weiß, daß die Seelen, die ſich auf jenem Irrwege befinden, mich verſtehen werden, wenn ſie mich verſtehen wollen. Ich kenne einige — und wirklich von ſeltener Tugend — die ſieben bis acht Stunden hintereinander in tiefer Verſunkenheit verbleiben und das für eine Entzückung halten. Jede fromme Uebung verſetzt ſie darin, weil ſie ſich ſogleich ihr hingeben, in dem Wahn, ſie dürften nicht dem Zug zum Himmliſchen widerſtehen. Die Folge dieſes Verfahrens müßte eine allmälige Aufzehrung aller Kräfte oder der Irrſinn ſein. Deshalb iſt ein Heilmittel nothwendig.

Ich erkläre mir dieſen Zuſtand folgendermaßen. Unſere Natur iſt allem Lieblichen ſo geneigt, daß ſie ſich vollkommen den ſüßen Empfindungen hingibt, wenn der Herr beginnt geiſtige Lieblichkeit ſie koſten zu laſſen; ſie möchte durch nichts in der Welt geſtört werden, um nichts in der Welt ſie verlieren; und ſie hat Recht, denn wahrlich, die Welt bietet nichts, was mit dieſem ſüßen Genuß zu vergleichen wäre. Iſt nun aber die Perſon, der ſolches widerfährt, nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit ſchwach begabt und von einer gewiſſen Schwerfälligkeit der Einbildungskraft: ſo wird ſie von einer Vorſtellung, die im Gebet ſie ergreift, gleichſam gefangen: ſie bleibt daran haften, ohne den Geiſt wieder ablenken zu wollen. Sie gleicht dann jenen Leuten, die in der Welt von irgend einem Gegenſtand ſo heftig ergriffen werden, daß ſie ihn anſtarren ohne zu bemerken, was ſie thun; — oder jenen trägen Leuten, die ſo langſam ſprechen, daß ſie zu vergeſſen ſcheinen, was ſie ſagen wollen. Gemäß ihrem Charakter, ihrer Anlagen und dem Grad ihrer Schwachheit, wird dies mehr oder minder bei ihr zutreffen. Kommt eine ſchwermüthige Richtung dazu — ach, in wie viel angenehme Täuſchungen verwickelt ſie ſich! — Aber auch ohne alle Melancholie, über welche ich ſpäter etwas ſagen will, tritt das ein, was ich bemerkt habe, ſowohl bei jenen Perſonen, als auch bei ſolchen, welche durch Bußübungen aufgerieben ſind; ſie beginnen die Süßigkeit der heiligen Liebe zu koſten und geben ſich widerſtandslos dieſer fühlbaren Wonne hin. Meiner Meinung nach würden ſie dem Herrn einen kräftigeren Liebesbeweis geben, wenn ſie, wie das auf dieſer Stufe des Gebetes noch möglich iſt, nicht in ſolche Erſtarrung fallen wollten. Gleichwie man aus körperlicher Schwäche ohnmächtig wird und weder reden noch ſich bewegen kann, ſo ergeht es dieſen ſchwachen Charakteren: leiſten ſie nicht rechtzeitig Widerſtand, ſo bezwingt der Geiſt den Leib und unterdrückt ihn.

Jetzt könnte man fragen: Welcher Unterſchied beſteht dann aber zwiſchen dieſem Zuſtand und einer wirklichen Entzückung, wenn der äußere Anſchein der nämliche iſt? Darauf ſage ich: Nur dem Anſchein nach ſind ſie dieſelben; im Weſen aber ſehr verſchieden. Die Entzückung oder Vereinigung aller Kräfte der Seele mit Gott, iſt von kurzer Dauer, gibt ihr eine außerordentliche innere Erleuchtung, bringt noch andere große Wirkungen mit ſich, läßt dem Verſtande nicht die mindeſte Thätigkeit, während der Wille vom Herrn Selbſt bewegt wird. Anders iſt es hier. Möge der Leib auch unbeweglich ſein — Verſtand, Gedächtniß und Wille haben ihre Freiheit. Aber in ihrer Thätigkeit ſind dieſe Kräfte ungeordnet, weil ſie an einer vereinzelten Vorſtellung hängen bleiben, wenn dieſe einen ſtarken Eindruck auf ſie machte.

Ich finde dieſen Zuſtand nicht vortheilhaft für die Seele, gehe er auch urſprünglich aus einem guten Streben hervor. Man könnte die Zeit wohl beſſer im Dienſt des Herrn, als in dieſer langen Betäubung hinbringen, und mehr Verdienſte gewinnen durch häufige Acte, um den Willen zur Liebe Gottes anzufeuern, als durch das Verharren in Unthätigkeit. Ich rathe allen unſeren Priorinnen mit möglichſter Sorgfalt darüber zu wachen, daß ſich nicht dieſe langen Erſtarrungen bei uns einſchleichen, die nichts anderes bewirken, als den Geiſteskräften, ja den Sinnen ihre Energie zu rauben, ſo daß ſie der Seele nicht mehr gehorchen. Dadurch aber geht für dieſe alle Frucht verloren, welche ſie aus dem demüthigen Beſtreben durch Gehorſam dem Herrn zu gefallen, ziehen könnte. Bemerkt man, daß ſie aus phyſiſcher Erſchöpfung entſpringen, ſo müſſen die Faſten und Bußübungen, die nicht zur Regel gehören, unterſagt werden. Ja, es kann der Fall eintreten, daß auch ſolche mit gutem Gewiſſen zu unterbrechen ſind. Ferner muß man der Nonne irgend ein Geſchäft im Kloſter zuweiſen, um ſie zu zerſtreuen.

Es gibt Andere, die nicht in dieſe Art von Ohnmacht verſinken, deren Einbildungskraft aber im betrachtenden Gebet, und gerade von den erhabenſten Wahrheiten, dermaßen ergriffen wird, daß ſie wie außer ſich gerathen. Am Meiſten iſt dies der Fall, wenn ſie vom Herrn außergewöhnliche Gnaden empfingen oder eine Viſion hatten. Der Eindruck iſt dann ſo ſtark, daß ſie beſtändig zu ſehen meinen, was ſie doch nur Einmal ſahen. Bemerkt man, daß dieſe ſtarke Ergriffenheit von einem Gedanken mehrere Tage anhält, ſo muß man den Gegenſtand der Betrachtung wechſeln. Das bringt keinen Nachtheil. Man beſchäftigt ſich ja immer mit göttlichen Wahrheiten und die eine iſt nicht minder geeignet als die andere, um dieſen Zweck zu erfüllen. Von der erhabenen Betrachtung Gottes in ſeiner Majeſtät ruht die Seele aus in der Betrachtung der Wunder der Schöpfung und der Allmacht des Schöpfers.

O armſelige menſchliche Natur! in welch' Elend biſt du durch die Sünde gerathen! Selbſt in unſerem guten Streben müſſen wir Maß halten, damit unſere Geſundheit nicht zu Grunde gehe und uns hindere unſer Ziel zu erreichen. Daher iſt es für alle Menſchen höchſt nothwendig, beſonders aber für jene, deren Verſtand und Phantaſie nicht ſtark iſt, ſich ſelbſt genau zu kennen. Mit dieſer richtigen Erkenntniß werden ſie dem Herrn um ſo beſſer dienen. Hat ſich alſo eine Perſon ſo ſehr vertieft in ein Geheimniß des bittern Leidens oder der himmliſchen Glorie oder was es eben ſei, daß ſie tagelang an nichts Anderes denken und nicht es aus dem Sinn bringen kann: ſo betrachte ſie das als eine ernſte Mahnung ſich zu zerſtreuen. Thut ſie es nicht, ſo wird es ihr ſpäter zum größten Schaden gereichen und ſie wird einſehen, daß dieſe übermäßig heftigen Eindrücke, wie ich geſagt habe, die Folge von Körperſchwäche waren oder was viel ſchlimmer iſt, — von krankhafter Schwäche der Einbildungskraft. In letzterem Fall würde ſie dem Irren gleichen, der die Herrſchaft über ſich ſelbſt verloren hat, weil ein Gedanke ihn ſo ganz beherrſcht, daß weder ſein Wille noch Vernunftgründe ihn davon abbringen können. Ihr Irrſinn würde freilich nicht ganz ohne Süßigkeit ſein; käme aber eine gewiſſe Neigung zur Schwermuth hinzu, ſo würde ſie dennoch in großer Gefahr ſchweben.

Dieſe ganze Art und Weiſe kann ich nicht gut heißen.

Die Seele iſt mit der Fähigkeit begabt Gott ſelbſt zu genießen und ſich zu ihm, dem Unendlichen, zu erheben. Hindern alſo jene Urſachen der leiblichen oder geiſtigen Schwäche ſie nicht daran, weshalb denn wollte ſie ſich an die einſeitige Betrachtung eines ſeiner Attribute oder eines Glaubensgeheimniſſes gefangen geben, da ſie doch eine zahlloſe Menge erhabener Wahrheiten betrachten könnte? Es iſt ganz gewiß, je gründlicher und allſeitiger man dieſe zu betrachten ſucht, deſto mehr entdeckt man Gottes Allvollkommenheit und Majeſtät.

Ich behaupte nicht, daß man in einer Stunde, ja nicht einmal im Lauf eines Tages, über verſchiedene Gegenſtände die Betrachtung machen ſolle; denn da würde man keinen einzigen wirklich überdenken. Die Sache iſt ſo ſchwierig, daß ich ſehr wünſche nicht mißverſtanden zu werden, ſondern daß man ſich den Sinn meiner Worte genau merke. Das Verſtändniß dieſes Kapitels iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß mich die Mühe es zu ſchreiben nicht gereut. Dafür hoffe ich aber auch, es werde Andere nicht gereuen es oftmals zu leſen, wenn ſie es bei der erſten Leſung nicht verſtanden haben. Beſonders hoffe ich es von unſeren Priorinnen und Novizenmeiſterinnen, welche die Schweſtern auf dem Wege des Gebetes zu leiten haben. Gehen ſie in dieſem Punkte nicht von Anfang an mit großer Aufmerkſamkeit zu Werk, ſo werden ſie ſehen, wie lange es dauert bis ſie jene Schwachheiten beſeitigen können. Wollte ich Alles niederſchreiben, was darüber zu meiner Kenntniß kam, ſo würde man einſehen, daß ich Recht habe das größte Gewicht darauf zu legen. Ich will nur ein Beiſpiel anführen; daran laſſen ſich die übrigen abmeſſen.

In einem unſerer Klöſter befinden ſich eine Chor- und eine Laienſchweſter, die Beide ſehr weit im innern Gebet, wie auch in der Abtödtung, der Demuth und in allen Tugenden ſind. Der Herr hat ihnen ſeltene Gnaden erwieſen, hat ihnen ſogar Offenbarungen ſeiner Herrlichkeit gegönnt, und ſie ſind der Welt ſo entfremdet und ſo erfüllt von ſeiner Liebe, daß es uns, bei genaueſter Prüfung nicht ſchien, als ob ſie, ſo weit die menſchliche Schwachheit es erlaubt, etwas unterließen, um ſo ungewöhnlichen Gnaden zu entſprechen. Ich rede ſo ausführlich von ihrer Tugend, damit diejenigen, die minder vollkommen ſind, umſomehr auf der Hut ſein mögen. Beide Nonnen wurden mehr und mehr vom heftigſten Verlangen nach der Vereinigung mit unſerem Herrn ergriffen. Nur die Communion, ſo ſchien es ihnen, vermochte ſie etwas zu beruhigen, und ſie wußten von ihren Beichtvätern die Erlaubniß der häufigen Communion zu erhalten. Statt der Beruhigung trat nun aber ein ſo ungeordnetes Verlangen ein, daß ſie meinten, ſie müßten ſterben, wenn ſie nicht täglich communizirten. Den glühenden Wünſchen dieſer Seelen mochten die Beichtväter — obſchon der eine ein großer Geiſtesmann war — dieſen Troſt nicht verſagen und jetzt kam es bei der Einen dahin, daß ſie in eine Art von Todesangſt verfiel und täglich in aller Frühe communiziren mußte, um nur, nach ihrer Meinung, leben zu können. Dies war aber durchaus keine Heuchelei. Nicht um Alles in der Welt würden beide Nonnen eine Unwahrheit geſagt haben. Ich war nicht in jenem Kloſter; aber die Priorin ſchrieb mir den ganzen Vorgang, wie ſie die Nonnen nicht beruhigen könne und wie die Beichtväter zur Nachgiebigkeit riethen; Gott gab mir die Gnade die Sache ſogleich zu durchſchauen; aber ich ſchwieg, aus Furcht mich zu täuſchen, bis ich an Ort und Stelle ſei. Konnte ich das

Verfahren nicht gut heißen, ſo mochte ich es doch auch nicht tadeln ohne gewichtige Gründe anzugeben.

Ich reiſte hin. Kaum hatte ich mit dem einen Beichtvater geredet, der ebenſo demüthig als erleuchtet war, ſo ſtimmte er mir bei. Bei dem Andern aber, der im Geiſtesleben viel weniger vorgeſchritten war, gelang es mir durchaus nicht. Zum Glück hatte ich nicht die Verpflichtung Rückſicht auf ihn nehmen zu müſſen. Darauf redete ich mit den Schweſtern und gab ihnen ſo viel Gründe an, daß ich meinte, ſie müßten einſehen können, wie ihre Furcht ohne die tägliche Communion ſterben zu müſſen, eine leere Einbildung ſei. Sie hatte ſich aber ſo ganz ihrer bemächtigt, daß meine Gründe ſie keineswegs eines Andern überzeugten. Ich legte alſo die vernünftigen Gründe bei Seite und ſagte ihnen, ich ſei von demſelben Verlangen nach der täglichen Communion verzehrt wie ſie; ich würde dieſelbe aber nur mit der ganzen Kloſtergemeinde empfangen, damit beide Schweſtern meinem Beiſpiel folgten. Müßten wir dann alle Drei ſterben, dann ſei das viel beſſer, als wenn ſich die Gewohnheit Ausnahmen zu machen in ein Kloſter einſchliche, wo ſo viele Seelen den lieben Gott eben ſo ſehr liebten als wir und daher auch das Nämliche zu thun wünſchten.

Das Uebel hatte aber einen ſolchen Grad in ihnen erreicht und der böſe Feind mochte wohl auch dabei im Spiel ſein, genug ſie waren wirklich wie in Agonie. Ich jedoch zeigte die größte Strenge. Je weniger ſie geneigt waren im Gehorſam ſich zu unterwerfen, immer vorſchützend ſie könnten nun einmal nicht: deſto deutlicher erkannte ich, daß das Alles nur eine heftige Verſuchung ſei. Der Tag ging für die Schweſtern mit großen Kämpfen vorüber, der nächſte aber ſchon etwas leichter, und ſo beſſerte ſich ihr Zuſtand allmälig dermaßen, daß ſie es ganz gut ertragen konnten, mich allein communiziren zu ſehen — was ich aus Schonung für ſie übrigens nicht gethan, wenn man mir es nicht befohlen hätte. Bald darauf kamen ſie ſelbſt zur Erkenntniß, daß es eine ſchwere Verſuchung und äußerſt heilſam geweſen ſei, ihr entgegen zu treten bevor ſie um ſich griff — um ſo mehr als das Kloſter, aber nicht durch die Schuld der Nonnen, in allerhand Mißverſtändniſſe mit den Obern gerieth, welche dergleichen Ausnahmen weder gut geheißen noch geduldet haben würden.

Ich könnte noch manche ähnliche Fälle erzählen, will mich aber auf einen beſchränken, der ſich in einem Kloſter von Bernardinerinnen zutrug. Dort lebte eine Nonne nicht minder tugendhaft, als unſere Schweſtern. Durch ſtrenge Bußübungen und Faſten wurde ſie körperlich ſo hinfällig, daß ſie ſowohl nach der Communion, als auch wenn ſie ſich in andächtiges Gebet verſenkt hatte, in Ohnmacht ſank und acht bis neun Stunden darin verblieb. Sie ſelbſt und ihr ganzes Kloſter hielt dies für eine Entzückung. Es trug ſich ſo oft zu, daß es Veranlaſſung zu großen Uebelſtänden hätte werden können, und der Ruf dieſer Entzückungen erfüllte die ganze Stadt. Es that mir leid, es zu hören, denn der liebe Gott hatte mir die Gnade gegeben, das Wahre der Sache zu erkennen und ich fürchtete ſie könne ſchlimm ausfallen. Der Beichtvater dieſer Nonne hatte viel Vertrauen zu mir und ſprach mit mir über ihren Zuſtand. Ich antwortete ihm, daß, ſo weit ich es beurtheilen könne, in dieſen Ohnmachten nur Zeitverſchwendung, aber keine Entzückung wahrzunehmen ſei; man möge ihr die Faſten und Bußübungen unterſagen und ſie zu zerſtreuen ſuchen. Dies geſchah und ſie unterwarf ſich bereitwillig im Gehorſam.

Seitdem nahmen ihre Kräfte allmälig zu und ſie vergaß ihre Entzückungen. Wären es aber die echten und wahren geweſen: ſo hätte kein ſolches Mittel — ſondern Gott allein ihnen ein Ende machen können. Die Macht des Geiſtes, der uns entrückt, iſt zu gewaltig, um ihr mit unſeren menſchlichen Kräften zu widerſtehen und während ſie, wie ich ſchon ſagte, große Wirkungen in der Seele zurückläßt, gehen die falſchen Ekſtaſen an der Seele vorüber, als ob ſie gar nicht ſtattgefunden hätten und matten nur den Körper ab.

Hiemit will ich ſagen, daß uns Alles verdächtig ſein ſoll, was unſere Vernunft ſo feſſelt, daß ſie dieſelbe unſerer Herrſchaft entzieht, weil wir auf ſolchem Wege nimmermehr Freiheit des Geiſtes gewinnen. Ein Zeichen dieſer wahren Freiheit iſt: in allen Dingen Gott zu finden, bei allen Dingen ſeiner zu gedenken. Alles Uebrige iſt Sclaverei des Geiſtes und abgeſehen vom Schaden, den ſie dem Körper thut, hindert ſie den Fortſchritt der Seele, wie es etwa bei einem Reiſenden der Fall iſt, der auf ſeinem Wege in einen Sumpf oder Moraſt gerathen würde und nun nicht mehr vorwärts könnte. Freilich iſt es mit der Seele doch auch anders; ſie muß, um vorwärts zu kommen, nicht blos gehen, ſondern auch fliegen.

Wenn alſo einige Nonnen ſich dermaßen in Gott verſunken wähnen und ſagen, daß ſie ſich nicht losreißen und nicht zerſtreuen können, ſo darf man ſie einen Tag, auch drei, auch acht Tage gewähren laſſen, weil eine ſchwache Natur wohl ſo lange Zeit braucht, um ſich von geiſtiger Erſchütterung zu erholen. Dauert es aber länger, ſo müſſen die bezeichneten Heilmittel angewendet werden. Zum Glück iſt in dem Zuſtand keine Sünde, ja, er mag verdienſtlich ſein; aber er hat die Gefahren, die ich andeutete und mehr noch als dieſe.

Was die häufige Communion betrifft, ſo wäre es übel, wenn ſich eine gottliebende Seele in dieſem Punkte nicht dem Beichtvater oder der Priorin unterwerfen wollte, und wenn ſie ſich auch recht troſtlos über die Entziehung fühlt. Hierin wie in allem Andern muß ſie abgetödtet werden und muß ſie einſehen lernen, daß es ihr heilſamer iſt, den eigenen Willen aufzugeben, als Tröſtungen zu genießen. Wie leicht ſchleicht ſich nicht eine gewiſſe Selbſtſucht dabei ein! iſt es doch mir ſelbſt geſchehen! Mehrmals, wenn ich die Communion empfangen und die heilige Hoſtie faſt noch unverſehrt auf den Lippen hatte, habe ich, wenn ich die Schweſtern communiziren ſah, gewünſcht abermals communiziren zu können. Das fiel mir oft ein und damals fand ich nichts Verwerfliches darin. Später erkannte ich aber, daß dies Verlangen mehr aus Eigenliebe als aus Liebe zu Gott entſpringe und daß die Süßigkeit, die man bei der Communion zu fühlen pflegt, mich beſonders anzog. Denn wäre es geweſen, um den Herrn in meinem Herzen zu beſitzen: ſo beſaß ich ihn ja; — oder um das Gebot zu befolgen, daß wir die heilige Communion empfangen ſollen: ſo hatte ich es ja ſchon befolgt; — oder um die Gnaden zu empfangen, die das allerheiligſte Sacrament uns bringt: ſo hatte ich ſie ja empfangen. Genug, ich kam zur klaren Erkenntniß, daß dies Alles nichts weiter, als ſelbſtſüchtiges Verlangen nach fühlbarem Troſt ſei.

Dabei fällt mir folgende Begebenheit ein. In einer Stadt, wo unſer Orden ein Haus hatte, in welchem ich mich damals befand, lebte eine Frau, die von aller Welt eine große Dienerin Gottes genannt wurde und die es hätte ſein ſollen, indem ſie täglich communizirte. Aber ſie that es bald in dieſer und bald in jener Kirche und hatte keinen beſtimmten Beichtvater. Ich, die ſie kannte, bemerkte das ungern.

Ich hätte viel mehr gewünſcht, ſie gehorſam unter einer beſtimmten Führung, als täglich communizirend zu wiſſen. Sie lebte in ihrem eigenen Hauſe und gerade ſo, glaube ich, wie es ihr gefiel; und da ſie gut war, wird auch ihre Lebensweiſe gut geweſen ſein. Zuweilen machte ich ihr dieſe und jene kleine Bemerkung, die ſie aber wenig beachtete, was ich ihr nicht verargen konnte, da ſie viel beſſer war als ich, obſchon ich glaube, daß ich in dem einen Punkte nicht Unrecht hatte. Als der gottſelige Petrus de Alcantara in jene Stadt kam, brachte ich ein Geſpräch zwiſchen ihm und der Dame zuwege, war aber wenig zufrieden mit den Mittheilungen, die ſie ihm machte. Es mochte daher kommen, daß unſere elende Natur nur mit denjenigen ganz zufrieden iſt, die eines Weges mit uns gehen, denn ich glaube, dieſe Frau hatte in einem Jahre dem Herrn beſſer gedient und mehr Bußübungen verrichtet, als ich in zehn Jahren. Nun endlich verfiel ſie in eine Krankheit, an der ſie ſpäter ſtarb, und ſchleunigſt bewerkſtelligte ſie, daß man in ihrem Hauſe täglich die Meſſe leſe und ihr die heilige Communion ſpende. Es war eine ſehr langwierige Krankheit. Der fromme Geiſtliche, der ſehr häufig jene Meſſe zu leſen hatte, wurde eines Tages zweifelhaft, ob es erlaubt ſei, ihr täglich im eigenen Hauſe das allerheiligſte Sacrament zu reichen. Vielleicht war dies eine Verſuchung des böſen Feindes, denn die Kranke befand ſich am letzten Tage ihres Lebens. Als ſie am Schluß der Meſſe gewahr wurde, daß ſie nicht den Leib des Herrn empfangen werde, gerieth ſie in ſolchen Zorn und ſprach ihn ſo heftig gegen den Diener Gottes aus, daß dieſer voll Bekümmerniß zu mir kam und es mir klagte. Es that mir ungemein leid, denn irre ich nicht, ſo ſtarb ſie gleich nachher und ich weiß nicht, ob ſie Zeit hatte, ſich mit Gott zu verſöhnen. Aus dieſem Vorfall erſah ich die Gefahr, dem eigenen Willen zu folgen, beſonders bei einer ſo hochwichtigen Handlung. Wer ſich ſo häufig mit dem Herrn vereinigt, muß tief durchdrungen von der eigenen Unwürdigkeit ſein und einſehen, daß er es nicht nach Belieben thun darf. Der Gehorſam gegen die Oberen, die es anordnen, muß erſetzen, was uns an der Würdigkeit fehlt — und das wird ſehr viel ſein! — um uns mit dieſer erhabenſten Majeſtät zu vereinigen. Jener guten Frau war die Gelegenheit geboten ſich tief zu demüthigen und vielleicht größere Verdienſte zu ſammeln, als durch die heilige Communion. Sie hätte nicht dem Geiſtlichen zürnen, ſondern annehmen müſſen, daß der Herr in Anbetracht der großen Unwürdigkeit ihrer elenden Seele es ſo angeordnet habe, um nicht in dieſer ſchlechten Herberge einzugehen. So machte es eine andere Perſon 1)), welche die Erlaubniß der häufigen Communion hatte und welcher dennoch weiſe Beichtväter ſie zuweilen entzogen. Wohl empfand ſie die ſchmerzliche Entbehrung; doch andererſeits verlangte ſie mehr die Ehre Gottes als ihre eigene und ſie dankte ihm, daß er ihrem Beichtvater offenbart habe, welche unwürdige Wohnung ihre Seele für einen ſo großen Herrn ſei. Mit ſolchen Betrachtungen gehorchte ſie in großer Seelenruhe, wenn auch mit zärtlichem und liebendem Bedauern, und nicht um die Welt hätte ſie gegen den Gehorſam handeln mögen.

Glaubt mir! hält unſere ſogenannte Liebe zu Gott unſere Leidenſchaften nicht davon zurück, ihn zu beleidigen und den Frieden unſerer Seele zu ſtören, ſo daß wir nicht im Stande

---

1) Dieſe andere Perſon war die Heilige ſelbſt.

ſind die Stimme der Vernunft zu hören: dann iſt das nur eine ſelbſtſüchtige Liebe. Dann wird auch der böſe Feind nicht ſchlafen. Dann wird er in dem Augenblick uns verſuchen, wo er hofft uns den größten Schaden zuzufügen, wie er das bei jener armen Frau that. Ich geſtehe, ihr Beiſpiel erſchreckte mich ſehr. Ich will nicht fürchten, daß ihre Seele verloren ging, denn Gottes Gnade iſt gar ſo groß; aber die Verſuchung trat in einen gefährlichen Augenblick ein.

Ich habe dies geſagt, um die Priorinnen an Vorſicht zu mahnen und die Schweſtern aufmerkſam zu machen ſich mit Furcht und Zittern zu prüfen, in welcher Weiſe ſie ſich vorbereiten, um das Sacrament der höchſten Huld zu empfangen. Iſt ihr größter Wunſch Gott zu gefallen, ſo wiſſen ſie ja, daß ihm der „Gehorſam beſſer gefällt als Opfer.“ Dann iſt ihr Verdienſt um ſo größer und die Beunruhigung nicht am Platz, wenn ihnen die Communion verſagt wird. Ich begehre nicht, daß ſie nicht in aller Demuth ſich darüber betrüben dürften, denn ich weiß wohl, daß nicht Alle zu jener Stufe der Vollkommenheit gelangt ſind, wo man keine andere Freude kennt, als den Willen Gottes zu erfüllen. Allein ich ſage: wäre ihr Wille recht abgelöſt von der Selbſtſucht, ſo würden ſie keine Betrübniß empfinden, ſondern nur ſich freuen, dem Herrn ihre gänzliche Unterwürfigkeit durch ein ſo koſtbares Opfer beweiſen zu können, und in tiefer Demuth mit der geiſtlichen Communion zufrieden ſein. Weil es jedoch für die Anfänger eine große Gnade Gottes iſt, recht heißes Verlangen nach dem allerheiligſten Sacrament zu haben: ſo tadele ich ſie mit nichten, wenn ſie einen zärtlichen Schmerz, den die Vollkommneren nicht mehr fühlen, über die Verſagung empfinden; nur müſſen ſie in Ruhe und Demuth bleiben. Tritt eine gewiſſe Leidenſchaftlichkeit ein, ſpüren ſie eine Anwandlung von Unzufriedenheit mit der Priorin oder dem Beichtvater: ſo ſind das deutliche Zeichen einer Verſuchung. Sollte ſich jemals Eine erkühnen, trotz des Verbotes des Beichtvaters zu communiziren, ſo möchte ich des Verdienſtes einer ſolchen Communion nicht theilhaft werden. In ſo heiligen Dingen dürfen wir nicht unſere eigenen Richter ſein. Das kommt denen zu, welchen die Schlüſſel gegeben ſind, um zu binden und zu löſen. Wollte der Herr uns über dieſe hochwichtigen Angelegenheiten das nöthige Licht und die Barmherzigkeit gewähren, daß wir die Gnaden, die er uns verleiht, nicht mißbrauchen und ihn irgendwie betrüben.

Siebentes Kapitel.

Ueber die ſchwermüthigen Charaktere. Beſonders wichtig für die Vorgeſetzten.

Unſere Schweſtern im St. Joſephskloſter zu Salamanca, wo ich eben dieſes ſchreibe, haben mich ſehr gebeten zu ſagen, wie man ſich mit den trübſinnigen Charakteren verhalten müſſe. Wir hüten uns zwar ſorgfältigſt, Perſonen dieſes Charakters aufzunehmen; allein derſelbe weiß ſich ſo geſchickt zu verhüllen, daß wir ihn oftmals erſt dann entdecken, wenn es zu ſpät iſt. Mir ſcheint, ich hätte ſchon eine kleine Schrift über dieſen Gegenſtand verfaßt; doch ich weiß es nicht gewiß. Iſt dem Herrn damit gedient, ſo wiederhole ich hier, was ich darin geſagt habe. Ja, hundertmal würde ich das Nämliche ſchreiben, wenn einer Seele zu irgend einem Fortſchritt dadurch zu helfen wäre.

Da die Schwermuth durch mancherlei Liſt ihre Launen durchzuſetzen ſucht, ſo muß man ſie genau kennen lernen, um ſolche Charaktere gehörig zu ziehen und zu bilden und den Nachtheil zu verhindern, den ſie für Andere haben könnten. Auch bemerke ich erſtens, daß ſie nicht Alle dieſelben Schwierigkeiten darbieten. Vereinigt ſich die Schwermuth mit einem demüthigen Sinn, einer ſanften Gemüthsart und beſonders mit einem guten Verſtand: ſo wird ein ſolcher Charakter ſeine

Leiden für ſich behalten und nicht Andere damit beläſtigen. Zweitens bemerke ich, daß es Stufen des Trübſinns gibt. Zuweilen bedient ſich der böſe Feind dieſer Stimmung — deſſen bin ich gewiß! — um einer Seele Fallſtricke zu legen und iſt ſie nicht ſehr wachſam, ſo wird ſie gefangen; denn da die Hauptwirkung des Trübſinns iſt: die vernünftige Einſicht zu verdunkeln, was vermögen dann nicht die Leidenſchaften in ſolcher Seelennacht! Wo keine Vernunft mehr, da iſt eine Art von Irrſinn! Freilich ſind die Schwermüthigen nicht ſo weit; — aber nur um ſo mühſamer zu behandeln. Es iſt eine faſt unerträgliche Aufgabe, mit Perſonen, die ſich unvernünftig betragen, doch wie mit vernünftigen Geſchöpfen umgehen zu müſſen. Sind ſie ganz vom Trübſinn beherrſcht, ſo muß man großes Mitleid mit ihnen haben; ſie ſchaden nicht. Um ſie zu ziehen gibt es nur ein Mittel: die Furcht; — und dies muß auch dort angewendet werden, wo ſich die erſten Spuren des Uebels, wenn auch nur als ſchwache Sproſſen des gefährlichen Stammes zeigen. Bleiben alſo vernünftige Vorſtellungen fruchtlos: ſo müſſen die Priorinnen die Bußen unſerer Conſtitutionen verhängen und die widerſtrebenden Geiſter mit ſo feſter Hand regieren, daß dieſe die Unmöglichkeit einſehen in irgend etwas ihren Launen folgen zu können. Dürften ſie hoffen, durch ihre Klagen und durch die Ausbrüche von Verzweiflung, zu denen der böſe Feind ſie antreibt, ihren Willen durchzuſetzen, ſo wären ſie verloren und eine einzige Schweſter könnte ein ganzes Kloſter in Aufregung bringen. Gerade weil ſie durch ihre Schwachheit nicht im Stande iſt ſich gegen die Liſt des Teufels zu vertheidigen, muß die Priorin ſie mit der größten Wachſamkeit leiten, was das äußere Benehmen ſowohl als das innere Leben betrifft. Je mehr die Vernunft bei der Einen verfinſtert iſt, deſto heller ſei ſie bei der Anderen, und der Geiſt der Finſterniß, der die Seelenkrankheit zu benutzen ſucht, wird nicht zur Herrſchaft gelangen.

Zuweilen nimmt der Trübſinn ſo überhand, daß er die Vernunft ganz unterdrückt; dann iſt man, wie die wirklich Irren, nicht zurechnungsfähig bezüglich der Ungereimtheiten, die man ſpricht oder begeht. Bei den Perſonen aber, deren Vernunft bald verdüſtert und bald ganz licht iſt, würde es höchſt gefährlich ſein, ſie in ſchlimmen Zeiten ihrer Laune nachgehen zu laſſen, weil ſie das für gute Zeiten gleichfalls in Anſpruch nehmen möchten. Vor dieſer Schlinge des böſen Feindes muß man ſie bewahren. Sehen wir genau zu, ſo finden wir in dieſen Perſonen eine ſtarke Neigung Alles zu thun, wozu ſie Luſt haben, Alles zu ſagen, was ihnen durch den Sinn fährt, die Fehler Anderer zu ſehen und die eigenen zu bemänteln, Alles zu genießen, was nach ihrem Geſchmack iſt. Ohne innere Kraft zum Widerſtand und mit unabgetödteten Leidenſchaften, die alle ihre Befriedigung verlangen: was würde aus ihnen, wenn ſie nicht eine weiſe Führung fänden?

Ich wiederhole, daß ich viele Perſonen dieſes Charakters gekannt und behandelt und kein anderes Heilmittel gefunden habe, als ſie in jeder Beziehung zur Unterwerfung zu bringen. Reichen Worte nicht hin, ſo müſſen Strafen kommen; und genügen die kleinen nicht, ſo dürfen es auch größere ſein. Beſſert ein Monat der Haft ſie nicht, ſo gebe man ihnen drei oder vier Monate. Dieſe Strenge iſt die größte Barmherzigkeit für ihre Seele. Ich wiederhole es, weil es überaus wichtig iſt es einzuſehen. Zuweilen ſind ſie allerdings ſo wenig zurechnungsfähig, wie der entſchiedene Irrſinn es iſt; oft aber haben ſie Vernunft genug, um ſündigen zu können und ihre Seele in Gefahr zu bringen. Dieſe hört erſt dann auf, wenn die Vernunft ganz erloſchen und die Herrſchaft über ihre Worte und Handlungen ihnen ganz geraubt iſt. Es iſt alſo eine große Barmherzigkeit Gottes ſie zur Unterwerfung unter die Priorin zu vermögen; nur da liegt ihre Rettung. Ich bitte Jede, die einen ſolchen Charakter hat und dies leſen wird um der Liebe Gottes willen zu bedenken, daß vielleicht ihre ewige Seligkeit auf dem Spiel ſteht.

Ich kenne Perſonen, die faſt gänzlich der vernünftigen Einſicht beraubt, aber ſo demüthig und ſo beſorgt vor der geringſten Beleidigung Gottes ſind, daß ſie, obgleich ſie in der Stille zuweilen in Thränen ſchwimmen, doch pünktlich Alles thun, was ihnen befohlen wird und ihr Leiden nicht weiter beachten. Dies iſt ein bitteres Martertbum, das einen reichen Lohn zu erwarten hat. Solche Seelen ſtehen hienieden ihr Fegfeuer aus und werden es nicht im Jenſeits haben. Wer ſich aber in ſeiner Schwermuth nicht freiwillig unterwirft, werde dazu von der Priorin gezwungen, welche ſich durchaus nicht von einem verkehrten Mitleid beſtimmen laſſen darf, wodurch die Kranke in ihrem elenden Zuſtand verbliebe und alle übrigen Schweſtern in Verwirrung kommen könnten. Denn ſie kennen nicht den Seelenzuſtand der Schwermüthigen, ſie erſcheint ihnen ganz geſund; und vermöge der Armſeligkeit unſerer Natur würde bald eine jede ſich einbilden ſchwermüthig zu ſein, um mit derſelben Nachſicht behandelt zu werden. Der böſe Feind würde das ſicher benutzen, um eine ſolche Verwüſtung anzurichten, daß es ſchwer wäre dem Uebel Einhalt zu thun, wenn man endlich zur Erkenntniß deſſelben käme. Es iſt ganz nothwendig, daß die Priorin keine Nachſicht mit dem Ungehorſam habe. Widerſetzt ſich ihr die Schwermüthige, macht ſie beleidigende Aeußerungen gegen die Schweſtern, ſo werde ſie beſtraft wie eine Geſunde und man laſſe ihr nicht tauſend ähnliche Dinge ohne Weiteres hingehen.

Es ſcheint vielleicht ungerecht, eine Kranke ſo ſtreng zu behandeln, wie eine Geſunde. Dann wäre es aber auch ungerecht die Wahnſinnigen zu binden und einzuſperren und ihnen nicht zu erlauben Andere um's Leben zu bringen. Man glaube meiner Erfahrung: ich verſuchte allerhand Mittel; aber nur dieſes wirkte. Läßt die Priorin aus verkehrter Nachſicht dieſer Art von Kranken einige Freiheit, ſo werden dieſe nach und nach ganz unerträglich werden und zugleich alle übrigen aus der Ordnung bringen. Iſt es aber recht und verſtändig die Tobſüchtigen zu binden und zu züchtigen, damit ſie Niemand umbringen, weshalb ſollte es das Gegentheil ſein, wenn man die Seelen vor dem Mißbrauch der Freiheit zu ſchützen ſucht? Und wahrlich! die Schwermuth iſt recht häufig keine Krankheit, ſondern entſpringt aus einer ſtolzen, unbeugſamen und unabgetödteten Natur. Ich habe bemerkt, daß Einige ſich ſehr gut in der Gegenwart einer Perſon beherrſchen konnten, die ihnen Furcht einflößte. Warum ſollten ſie es nicht aus Gottesfurcht können? Der böſe Feind, fürchte ich, ſucht unter dem Schein dieſer Krankheit manche Seele zu bethören, denn ſie erſcheint jetzt häufiger als ſonſt und Eigenwille und Ungehorſam werden Schwermuth genannt. Ich bin deshalb der Meinung, daß man in unſeren Häuſern und in Klöſtern überhaupt, dies Wort gar nicht anders ausſpreche, als um eine ſchwere Krankheit damit zu bezeichnen, denn es reizt, wie mir ſcheint, zu einer gewiſſen Unbotmäßigkeit auf. Die Krankheit aber werde als eine ſehr gefährliche betrachtet und behandelt, und zuweilen wird es nöthig ſein die Schwermüthige im Krankenzimmer zu halten und ihr Arznei zu geben. Kehrt ſie dann aber in die Gemeinſchaft der Schweſtern zurück: ſo präge ſie feſt ſich ein, daß ſie gehorſam und demüthig wie alle Uebrigen ſein müſſe und nicht ihr Leiden vorſchützen dürfe um es nicht zu ſein. Weshalb — das ſagte ich bereits und könnte noch mehr Gründe ſagen.

Die Priorinnen müſſen mit den Schwermüthigen, doch ſo daß dieſe es nicht bemerken, als wahre Mütter mit der größten Liebe verfahren und Mittel ſuchen, um deren Zuſtand zu erleichtern. Ich ſcheine in Widerſpruch mit mir ſelbſt zu gerathen, da ich bis jetzt geſagt habe, ſie müßten mit Strenge behandelt werden; doch ich wiederhole, man laſſe ſie nur nicht merken, daß man ſie ſchone. Sie müſſen die Ueberzeugung gewinnen, daß der Gehorſam ihrem Eigenwillen eine unüberwindliche Schranke ſetzt, und daß Empörung wider dieſelbe ihnen nur den allergrößten Schaden thun könnte. Bemerkt die Priorin aber, daß ſie auf Widerſetzlichkeit ſtoßen würde, weil die Kranken nicht Kraft genug zur Selbſtüberwindung haben: ſo iſt es beſſer, ihnen nichts zu befehlen, ſondern ſie, wo möglich, dahin zu bringen, daß ſie aus Liebe gehorchen. Dies iſt das beſte Mittel um ſie allmälig zur Unterwerfung zu führen und es pflegt dann zu gelingen, wenn man ihnen durch Worte und durch Handlungen eine recht große Liebe beweiſt. Man vergeſſe auch nicht, ſie fleißig in den Aemtern des Hauſes zu beſchäftigen, damit ſie keine Zeit für ihre Einbildungen, die der Quell ihres Uebels ſind, übrig behalten. Werden ſie ihr Amt auch nicht gerade vortrefflich verwalten, ſo wird man doch kleine Nachtheile gern ertragen, wenn man der großen gedenkt, die man durch ihre Rückfälle ertragen müßte. Ich halte dies für den zweckmäßigſten Ableiter. Auch muß man ihnen nicht oft und nicht lange Zeit zum Gebet laſſen, ſogar die gewöhnliche für ſie abkürzen. Da ſie meiſtens kein großes Maß von Verſtand beſitzen, würden ſie ſich bei der Betrachtung doch nur mit ihren Einfällen und Gelüſten beſchäftigen und keine Frucht daraus ziehen. Sie dürfen auch nur ſelten Faſtenſpeiſen eſſen und überhaupt nicht ſo anhaltend faſten, wie die Uebrigen.

Meine zahlreichen Rathſchläge über dieſen Punkt mögen um ſo übertriebener erſcheinen, als ich über andere Uebel ſchweige, deren es doch ſo große in unſerem elenden Leben und namentlich bei unſerem ſchwachen Frauengeſchlecht gibt. Mich beſtimmten zwei Gründe. Erſtens: die Perſonen, die mit Schwermuth behaftet ſind, ſcheinen geſund zu ſein und wollen auch gar nicht für krank gelten. Da man ſie weder wie Fieberkranke im Bett halten, noch den Arzt zu Hilfe rufen kann, ſo muß die Priorin ihr Arzt ſein und ſie ſehr ſorgfältig pflegen; denn für ihr inneres Leben iſt ihr Leiden viel gefährlicher, als ein ſchweres Krankenlager für ihr Leibesleben. Zweitens: bei anderen Krankheiten wird man wieder geſund oder man ſtirbt. Von dieſer ſtirbt man nicht und wird man erſtaunlich ſelten wieder hergeſtellt. Zuweilen verlieren ſolche Kranke gänzlich den Verſtand, was denn ein Tod iſt, der ein ganzes Haus in Todesangſt verſetzen kann. Diejenigen, die bei Vernunft bleiben, haben einen harten Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen durch ihre Traurigkeit, ihre Einbildungen, ihre Scrupel, und können alſo auch große Verdienſte ſammeln. Wollten ſie ſich entſchließen dies Alles nicht als Verſuchung, ſondern einfach als Wirkung ihrer Krankheit zu betrachten und kein Gewicht darauf zu legen, ſo würden ſie große Erleichterungen ſpüren. Ich habe das innigſte Mitleiden mit ihnen und alle Schweſtern werden es haben und werden ſuchen den Zuſtand der Leidenden, ohne daß dieſe es bemerken, zu erleichtern; — denn der Herr könnte ja auch uns dies Leiden ſchicken.

Wollte Gott ich hätte die Mittel richtig angegeben, die gegen dies große Uebel anzuwenden ſind.

Achtes Kapitel.

Einige Rathſchläge über Viſionen und Offenbarungen.

Viſionen und Offenbarungen nennen zu hören, ſetzt ſchon manche Leute in Schreck. Ich weiß nicht warum es ihnen ſo gefährlich ſcheint, wenn Gott eine Seele auf dieſem Wege zu ſich ziehen will und ich begreife nicht den Grund dieſes großen Entſetzens. Ich will heute nicht über die wahren und die trügeriſchen Viſionen ſprechen und nicht über die Merkmale, die mir erleuchtete Männer angegeben haben, um ſie zu unterſcheiden; ſondern nur darüber, wie ſich eine Seele unter ſolchen Umſtänden zu benehmen habe, da ſie wenig Beichtväter finden wird, die ihr nicht Angſt machen werden. Er wird viel weniger erſchrecken, wenn wir ihm ſagen, der böſe Feind habe uns in tauſend Verſuchungen geführt, unſinnige und unanſtändige Dinge uns vorgeſtellt, den Geiſt der Gottesläſterung in uns geweckt: als wenn wir ihm ſagen, daß ein Engel uns erſchienen ſei und mit uns geſprochen habe, oder daß gar unſer gekreuzigter Herr Jeſus Chriſtus uns erſchienen ſei.

Ich will auch nicht über die Kennzeichen der wahren Offenbarungen, die von Gott kommen, ſprechen; denn man erkennt ſie ſchon an dem großen Nutzen, den die Seele daraus ſchöpft. Ich rede nur von jenen Erſcheinungen, in welchen der Geiſt der Finſterniß die Geſtalt

Jeſu Chriſti und der Heiligen annimmt, um uns irre zu führen. Und da ſage ich: Unſer Herr und Heiland wird nie zulaſſen und nie dem Feinde die Macht verleihen, irgend Jemand durch dergleichen Geſtalten zu betrügen — es ſei denn durch eigene Schuld und daß man betrogen ſein wolle. Und ich ſage weiter, daß ſich Niemand täuſchen laſſen wird, der demüthig iſt. Darum brauchen wir in ſolchem Fall nicht in Entſetzen zu gerathen. Am Beſten iſt es dem Herrn zu vertrauen, und aus dergleichen Dingen nur die Veranlaſſung zu nehmen, um ihn deſto mehr zu loben und zu preiſen.

Ich kenne eine Perſon, die wegen ihrer Erſcheinungen ſehr von ihren Beichtvätern gequält wurde. Durch die heilſamen Wirkungen und guten Werke, welche auf dieſe Erſcheinungen folgten, wurde es ſpäter denen, die dergleichen überhaupt verſtehen konnten, einleuchtend, daß ſie von Gott kamen. Aber es wurde ihr befohlen, jedes Mal, wenn ſie in einer Viſion das Bild des Heilandes ſah, ſich zu bekreuzen und dann eine Geberde der Verachtung zu machen[1]. Später ſprach ſie einmal mit dem ſehr gelehrten Dominicaner, Pater Domingo Bannez darüber. Seine Meinung war, dies ſei nicht richtig; denn da, wo wir das Bild unſeres Herrn gewahr würden, müßten wir es verehren — und habe auch der Teufel ſelbſt es gemalt, der ein großer Maler ſei und der in dieſem Fall uns ganz gegen ſeinen Willen nütze, wenn er uns ſo lebhaft ein Cruzifix oder ein anderes frommes Bild vor die Augen ſtelle, daß es in unſer Herz gegraben werde. Dieſe Anſicht gefiel mir ſehr. Sehen wir ein ſchönes Gemälde und wiſſen wir auch, daß es ein ſchlechter Menſch malte, ſo bewundern wir es dennoch und laſſen uns durch die Schlechtigkeit des Malers nicht in unſerer Andacht ſtören. Nicht an der Viſion liegt es, daß ſie einen guten oder ſchlimmen Eindruck mache, ſondern an demjenigen, der ſie ſieht. Iſt er demüthig, ſo wird ſie ihm nützen und wenn ſie vom Teufel käme. Iſt er nicht demüthig, wird ſie ihm ſchaden und käme ſie von Gott. Wer durch eine unverdiente Gnade nicht demüthig ſondern hochmüthig wird, gleicht der Spinne, welche das was ſie verzehrt in Gift verwandelt, der Demüthige aber der Biene, die Honig daraus macht.

---

[1] Im neunundzwanzigſten Kapitel ihres Lebens erzählt die Heilige, daß ſie es war, welche dieſen Befehl bekam.

Ich will mich deutlicher erklären. Wenn unſer Herr in ſeiner namenloſen Gnade ſich einer Seele darſtellen, oder eines ſeiner Geheimniſſe ihr enthüllen oder irgend ein anderes Zeichen ſeiner Huld geben will, damit ſie deſto mehr ihn erkenne und liebe — und dieſe Seele nun, anſtatt ſich im Bewußtſein ihrer Niedrigkeit zu verdemüthigen, ſich für heilig hält und vermeint, es ſei die Belohnung für irgend ein gutes Werk, das ſie gethan hat: ſo iſt es klar, daß ſie das große Gut, das ihr zugedacht iſt, in etwas Schlimmes verwandelt, wie die Spinne. Iſt es aber der alte Lügengeiſt, der die Erſcheinungen bewirkt um zum Hochmuth zu verlocken, und die Seele verſenkt ſich in Demuth, weil ſie glaubt die Erſcheinungen kämen von Gott, und weil ſie ſich ſolcher Gnade ſehr unwürdig weiß: — und iſt ſie dann umſomehr bemüht dem Herrn zu dienen, fühlt ſie umſomehr ſich unwürdig die Brodkrümchen zu eſſen, die vom Tiſch der heiligen Seelen fallen, die mit ſolchen Viſionen begnadigt zu werden pflegen; beſtrebt ſie ſich umſomehr eifriger in den Bußübungen, andächtiger im Gebet, vollkommener im Gehorſam, vorſichtiger zu ſein um den Herrn nicht zu beleidigen, der ihrer Armſeligkeit ſo hohe Gunſt gewährte — wie ſie vermeint — o dann ſage ich aus tiefſter Ueberzeugung: einer ſolchen Seele ſchaden die Vorſpiegelungen des Lügengeiſtes nicht und er wird ſie ſchwerlich wiederholen.

Vernimmt man bei dergleichen Viſionen Worte, Befehle, Weiſſagungen: ſo muß man ſie einem vorſichtigen und weiſen Beichtvater offenbaren und nur das thun und das glauben, was er über dieſe Dinge ſagen wird. Am Beſten wäre es, der Priorin Alles mitzutheilen, damit dieſe den paſſenden Beichtvater wähle. Wollte man aber demſelben nicht gehorchen, nicht ſich von ihm führen laſſen: ſo ſei man feſt überzeugt, daß entweder der Geiſt der Lüge oder ein furchtbar hoher Grad von Schwermuth die Viſionen hervorrief. Angenommen ſogar, daß der Beichtvater das Richtige nicht treffe, die Seele trifft es mehr, wenn ſie in Demuth ihm folgt, als wenn ſie dasjenige thäte, was ein Engel Gottes ihr ſagt. Denn der göttliche Meiſter wird entweder dem Beichtvater das nöthige Licht geben oder die Sache zum Heil der Seele wenden. Nie iſt der Gehorſam gefährlich, während der Ungehorſam ſehr viel Klippen und Gefahren mit ſich bringt.

Wir dürfen nie vergeſſen, daß die Natur ſehr ſchwach iſt, beſonders im Frauengeſchlecht, und daß dieſe Schwäche ſtark hervortritt im Gebet. Daher iſt es ganz nothwendig, nicht jedes kleine Spiel unſerer Phantaſie für eine himmliſche Erſcheinung — hingegen die Ueberzeugung ſehr feſt zu halten, daß ſich eine ſolche ſchon zu erkennen geben werde. Wo eine Neigung zur Schwermuth vorherrſcht, iſt Vorſicht doppelt nothwendig. Ich habe in dieſer Beziehung merkwürdige Spielereien der Phantaſie erlebt und mich höchlichſt verwundert, wie man ſolche Täuſchung für Wahrheit nehmen und das ſehen könne, was man doch nicht ſieht.

Ein ſehr geachteter Geiſtlicher ſprach mir einſt von einer Frau, deren Beichtvater er war und die ihm geſagt hatte, die Mutter Gottes beſuche ſie häufig, ſetze ſich auf ihr Bett, unterrichte ſie über dies und das, ſage ihr zukünftige Dinge und bleibe länger als eine Stunde bei ihr. Da unter vielem Unſinn Einiges zutraf, ſo hielt er Alles für wahr. Ich ſah ſogleich wie ſich die Sache verhielt, wagte aber nicht es zu ſagen. Wir leben in einer Welt, wo wir Rückſicht auf das, was die Leute von uns denken könnten, nehmen müſſen, damit unſere Worte gut aufgenommen werden. Ich rieth ihm, die Erfüllung der Weiſſagungen abzuwarten, neue Fragen zu ſtellen und ſich genau nach dem Lebenswandel dieſer Frau zu erkundigen. Und ſiehe da! es kam zum Vorſchein, daß alles Einbildung eines verwirrten Kopfes war. Ich könnte noch Manches ſagen um zu zeigen, wie man ſolche Dinge prüfen müſſe. Die Seele darf nicht ſogleich an die Wahrheit ihrer Viſionen glauben. Sie laſſe ſich Zeit, ſie werde ſich ſelbſt recht klar, bevor ſie mit dem Beichtvater darüber ſpricht, denn ſonſt könnte ſie ihn täuſchen ohne es zu wollen, weil er, wenn er dieſe Dinge nicht aus Erfahrung kennt, möge er noch ſo gelehrt ſein, ſie nicht verſtehen wird. Vor einigen Jahren wurden ſehr unterrichtete und erleuchtete Männer in ähnlicher Sache vollkommen durch einen Viſionär getäuſcht. Endlich beſprach er ſich mit einer Perſon, welche durch Gottes Gnade dieſe Erfahrung hatte. Sie erkannte deutlich die Illuſionen der Geiſtesverwirrung. Man glaubte ihr damals aber nicht und verheimlichte die Sache, bis der Herr ſelbſt ſie aufdeckte. Die Perſon aber, die das Wahre zuerſt erkannte, hatte viel zu leiden, weil man ihr keinen Glauben ſchenkte.

Dies ſind die Urſachen, weshalb jede Schweſter der Priorin eine klare Rechenſchaft über ihre Gebetsweiſe abzulegen hat. Dieſe verfahre ihrerſeits mit Umſicht, berückſichtige die natürlichen Anlagen und die Tugenden jeder Schweſter, ſetze den Beichtvater davon in Kenntniß, damit er die Seelen um deſto beſſer verſtehe, und wähle zu rechter Zeit einen anderen, wenn der ordentliche Beichtvater keine Erfahrung in ungewöhnlichen Zuſtänden hat. Auch muß ſie verhüten, daß etwas davon außerhalb des Kloſters bekannt werde, möge man auch die Gewißheit haben, daß es wunderbare Gnaden Gottes ſind. Sogar der Beichtvater braucht nichts zu wiſſen, wenn er nicht einſichtsvoll genug iſt um verſchwiegen zu ſein. Das Schweigen über dieſen Gegenſtand iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß auch die Schweſtern nicht untereinander davon reden ſollen. Nur die Priorin muß Alles wiſſen und Alles aufmerkſam anhören. Sie bemühe ſich, denjenigen Schweſtern, die ſich durch Demuth, Abtödtung und Gehorſam auszeichnen, den Vorzug vor denjenigen zu geben, welche der Herr auf den übernatürlichen Wegen des Gebets zu ſich zieht, ſelbſt dann, wenn dieſe letzteren auch alle jene Tugenden beſitzen. Sind ſie wirklich vom Geiſt Gottes erfüllt, ſo werden ſie ſich in Demuth der Zurückſetzung freuen. Das Benehmen der Priorin ſchadet ihnen nicht und ermuntert die Uebrigen, die, weil ſie nicht dahin gelangen können, wohin Gottes Wille ganz allein führt, ſich um ſo mehr anſtrengen werden die obengenannten Tugenden zu erlangen. Freilich ſind auch dieſe eine Gnade Gottes, allein es ſteht bei uns ſie erwerben zu wollen und ſie ſind im Kloſterleben unendlich koſtbar. Der Allmächtige wolle ſie uns geben. Wenn wir mit Gebet und mit feſtem Vertrauen auf ſeine Barmherzigkeit beharrlich ſie zu üben trachten, ſo wird ſeine Gnade ſie keiner von uns verſagen.

Neuntes Kapitel.

Abreiſe von Medina del Campo nach Malagon. Gründung des Kloſters von St. Joſeph daſelbſt.

Wie weit bin ich von meinem Vorhaben abgeſchweift! Doch vielleicht waren meine Rathſchläge einigen Seelen nützlicher, als die Beſchreibung der Kloſtergründungen ſelbſt.

So war ich denn im St. Joſephskloſter zu Medina del Campo und ſah zu meinem größten Troſt die Schweſtern daſelbſt Schritt halten mit denen im St. Joſephskloſter zu Avila, in Befolgung der Regel ſowohl, als in der ſchweſterlichen Eintracht und im Gebetseifer. Unſer gütiger Herr ſorgte für Alles: für das Haus, für die nothwendige Einrichtung der Capelle und für die Schweſtern. Einige der Novizen ſchienen in Wahrheit ſeine Auserwählten und Grundſteine des neuen Baues zu ſein. Von dem guten Anfang hängt der gute Fortſchritt ab. Auf dem Weg, den die erſten Schweſtern einſchlagen, wandeln die ſpäteren weiter.

Bei der Erzählung, wie zu Avila das St. Joſephskloſter gegründet wurde, habe ich weitläufig von meinem Aufenthalt in Toledo geſprochen, wohin ich mich auf Befehl meiner Obern zur Schweſter des Herzogs von Medina-Celi[1]) begeben mußte. Dieſe Dame ſchenkte mir ſeitdem ihre beſondere Freundſchaft, die für ſie ein Mittel der Anregung wurde um das auszuführen, was ſie jetzt that. So macht es der Herr oftmals bei Angelegenheiten, die uns geringfügig erſcheinen, weil uns die Zukunft verhüllt iſt. Kaum erfuhr jene Dame, daß ich die Erlaubniß habe Klöſter zu gründen: ſo drang ſie lebhaft in mich, es in ihrer Stadt Malagon zu thun. Ich wünſchte das aber gar nicht, denn der Ort war ſo klein, daß das Haus, um ſich zu erhalten, nothwendigerweiſe feſte Einkünfte haben mußte, deren abgeſagte Feindin ich war.

---

[1] Donna Luiſa de la Cerda, Wittwe von Arias Pardo und Herrin von Malagon.

Doch überlegte ich die Sache mit meinem Beichtvater und einigen Theologen. Sie ſtimmten mir nicht bei und erklärten mir, da das Concil von Trient Klöſter mit feſten Einkünſten geſtatte: ſo ſei kein Grund vorhanden um meiner perſönlichen Anſicht zu folgen, und eine Kloſtergründung abzulehnen, welche doch ſehr zur Ehre Gottes gereichen könne. Da die bringenden Bitten der Dame die Anſicht dieſer Herren unterſtützte: ſo mußte ich nachgeben und ſie ſetzte eine hinreichende Rente für das Kloſter feſt. Denn ſo liebe ich es: entweder müſſen unſere Häuſer ganz arm ſein oder ſo viel Einkünfte beſitzen, daß die Exiſtenz der Nonnen geſichert iſt und ſie nicht nöthig haben, irgend jemand mit ihrer Bedürftigkeit zu beläſtigen. Aber ich drang mit äußerſter Entſchiedenheit darauf, daß keine der Nonnen das Geringſte zu eigen beſitze, damit ſie unſere Conſtitutionen gerade ſo hielten, wie unſere übrigen auf Armuth gegründeten Häuſer.

Nachdem die nöthigen Urkunden ausgeſtellt waren, ließ ich einige Schweſtern aus Avila kommen und wir reiſten ſämmtlich mit der Dame nach Malagon. Das Haus welches wir dort bewohnen ſollten, war jedoch noch nicht zu unſerem Empfang eingerichtet, und ſo wurde uns über acht Tage Herberge im Schloß gegeben. Aber am Palmſonntag des Jahres 1568 erſchien eine feierliche Prozeſſion der Bewohner des Ortes, die uns in unſeren weißen Mänteln und ſchwarz verſchleiert, nach der Stadtkirche geleitete. Dort wurde eine Predigt gehalten, und nach derſelben zogen wir mit dem Sanctiſſimum in unſer Kloſter, zu großer Erbauung der ganzen Einwohnerſchaft.

Ein Paar Tage war ich bei den Schweſtern geweſen, als mir der Herr im Gebet nach der Communion zu verſtehen gab, daß man ihm in dieſem Hauſe ſehr treu dienen werde. Im Ganzen blieb ich nur etwa zwei Monate dort; denn ich fühlte mich im Geiſt angetrieben eine Kloſtergründung in Valladolid zu machen — und zwar aus folgendem Grunde.

Zehntes Kapitel.

Gründung zu Valladolid. Das Kloſter wird genannt von der Empfängniß U. L. Frau vom Carmel.

Vier oder fünf Monate, bevor ich ich das St. Joſephskloſter zu Malagon gründete, kam in Medina del Campo ein vornehmer junger Herr[1]) zu mir und ſagte, wenn ich in Valladolid ein Kloſter zu gründen geneigt ſei, wolle er mir mit Freuden ein Haus mit einem ſchönen Garten in einem großen Weingut, welches er daſelbſt beſitze, auf der Stelle ſchenken und ich könne ſogleich das einträgliche Gut in Beſitz nehmen. Es war von großem Werth und ich nahm das Geſchenk an, obſchon ich nicht große Luſt hatte das Kloſter an einem Ort zu gründen, der eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Aber ich überlegte, daß wir vielleicht das Haus mit einem anderen vertauſchen könnten, und da mir das Geſchenk ſo liebreich geboten wurde, wollte ich nicht das gute Werk des frommen jungen Herrn ſtören.

Etwa zwei Monate ſpäter wurde er plötzlich von einer ſo ſchweren Krankheit befallen, daß er ſogleich die Sprache verlor und nicht mehr beichten konnte. Nur durch Zeichen drückte er aus, wie ſehr er Gott um Verzeihung bitte. Bald darauf ſtarb er in weiter Ferne von dem Ort, wo ich mich

---

1) Don Bernardin de Mendoza, Bruder des Biſchofs von Avila.

befand. Der Herr gab mir zu verſtehen, das Seelenheil des jungen Mannes ſei ſehr ungewiß geweſen; doch habe er Erbarmen mit demſelben gehabt in Betracht des Dienſtes, der durch das Geſchenk des Hauſes der Mutter Gottes in ihrem Orden geleiſtet ſei. Indeſſen werde die Seele im Purgatorium verbleiben, bis die erſte Meſſe in dem neuen Kloſter geleſen ſei; nach derſelben werde ſie in Freiheit geſetzt werden.

Seitdem ſtanden mir die ſchweren Leiden dieſer armen Seele immer vor Augen, und obgleich ich lebhaft wünſchte in Toledo eine Gründung zu machen, ließ ich ſie doch für den Augenblick ruhen, um in möglichſter Eile die Gründung in Valladolid vorzunehmen. Doch ging es damit nicht ſo raſch. Ich war Priorin des St. Joſephkloſters zu Avila und mußte mich dort, nach meiner Abreiſe von Malagon, ziemlich lange aufhalten; dann auch noch in Medina del Campo. Dort, im Gebet, ſagte mir der Herr, ich möge eilen, denn jene Seele leide viel. Nun machte ich mich entſchieden an's Werk, und obwohl mir manches Nothwendige fehlte, erreichte ich doch Valladolid am Tage des heil. Laurentius. Beim Anblick des Hauſes wurde ich recht betrübt, denn es wäre ungereimt geweſen, daraus ein Kloſter für Nonnen zu machen. War die Umgebung, wegen des ſchönen Gartens auch äußerſt angenehm, ſo war der Aufenthalt ſelbſt, durch die Lage am niederen Ufer des Fluſſes, doch ſehr ungeſund und nur mit großen Unkoſten hätte man dem abhelfen können.

Müde von der Reiſe angelangt, mußten wir ſogleich zur Meſſe nach einem Carmeliterkloſter am Eingange der Stadt gehen. Der Weg war ſo weit, daß meine Niedergeſchlagenheit noch zunahm. Aber ich ſchwieg, um meine Gefährtinnen nicht zu entmuthigen, und trotz meiner Schwachheit hielt ich mich im Glauben feſt an die Worte des Herrn und hoffte, daß er dennoch alles auf's Beſte einrichten werde.

Ich ließ Handwerker kommen, Zwiſchenwände ſetzen, damit wir unſere einzelnen Zellen hätten, und das Nothwendigſte wurde in Ordnung gebracht. Zwei Geiſtliche begleiteten uns, Julian de Avila, den ich ſchon früher genannt habe, und einer von jenen beiden Carmelitern, der ſich bereit erklärt hatte, zur Reform überzugehen[1]. Dieſer beobachtete unſere Lebensweiſe und Einrichtung; Jener bemühte ſich von der geiſtlichen Behörde die canoniſche Erlaubniß zur Gründung zu erhalten, für welche man uns bis jetzt nur im Allgemeinen Hoffnung gegeben hatte. Trotz ſeiner Bemühungen ging das doch nicht raſch. Der Sonntag kam und die Erlaubniß war noch nicht da. Indeſſen geſtattete man uns, die Meſſe in derjenigen Räumlichkeit leſen zu laſſen, die wir zur Kloſterkirche beſtimmten. Das geſchah.

Ich dachte nicht, daß die Zuſage des Herrn in Betreff jener Seele ſich ſchon bei dieſer Meſſe erfüllen werde. Ich hatte ſie auf jene erſte Meſſe bezogen, bei welcher man das Sanctiſſimum in unſeren Tabernakel ſetzen werde. Als ich zum Empfang der Communion ging und der Prieſter mit dem allerheiligſten Sacrament ſich mir näherte, ſah ich plötzlich neben demſelben den jungen Edelmann mit frohem, ſtrahlenden Antlitz, der mir mit gefalteten Händen ſeinen Dank ausdrückte für das, was ich an ihm gethan, um ihn aus dem Fegfeuer zu erlöſen; — und dann ging dieſe Seele in den Himmel ein. Ich bekenne, daß ich ſehr überraſcht war, als ich zum Erſtenmal ihrer Rettung verſichert wurde. Ich fürchtete mit großem Kummer, daß ſie recht weit davon entfernt ſei, und daß die Lebensweiſe des Verſtorbenen eines anderen Todes bedurft hätte um ihn mit Gott auszuſöhnen, denn er that freilich manches gute Werk, war gleichwohl ſtark in Weltlichkeiten verwickelt. Doch iſt es auch wieder wahr, daß er zu einigen unſerer Schweſtern geſagt hatte, er beſchäftige ſich viel mit Gedanken an den Tod. Es iſt wunderbar, welch' Wohlgefallen der Herr an jedem Dienſt hat, den man zur Ehre ſeiner heiligſten Mutter leiſtet, und mit welcher unſäglichen Barmherzigkeit er ihn belohnt! — Er ſei gelobt und gebenedeit, er, der unſere niedrigen Werke erhöht und ihre Geringfügigkeit vergilt mit dem ewigen Leben.

---

[1] Johannes vom Kreuz.

Als der Tag der Himmelfahrt Mariä, am 15. Auguſt des Jahres 1568 kam, nahmen wir Beſitz von unſerem neuen Kloſter. Aber wir blieben nicht lange dort, denn wir wurden faſt Alle krank. Eine vornehme Frau in Valladolid erkannte, daß wir in dieſem Hauſe nur mit der größten Schwierigkeit leben könnten, theils wegen der ungeſunden Lage, theils wegen der Entfernung von der Stadt, aus welcher uns der Unterhalt durch Almoſen zufließen ſollte. Sie ſchlug uns vor, dies Haus ihr zu überlaſſen, ſie wolle uns dafür ein anderes kaufen. Und in der That gab ſie uns nicht nur ein Haus von viel größerem Werth, ſondern auch bis zu dieſer Stunde alle nothwendigen Lebensbedürfniſſe — und ſie wird damit fortfahren bis zu ihrem Tode. Dieſe Dame war Donna Maria de Mendoza, Gemahlin des Comthur Cobos und Mutter des Marquis de Camaraſa. Sie war von ſeltener Frömmigkeit, und die unerſchöpfliche Fülle ihrer Almoſen verkündete ihren mildreichen Sinn. Als Schweſter des Biſchofs von Avila hatte ſie mich ſchon früher gekannt, mich ſehr unterſtützt bei der Gründung des erſten Kloſters und in Allem, was das Wohl des Ordens betraf und mir ſtets die größte Freundſchaft bewieſen, die ſie auch jetzt wieder an den Tag legte.

Am Tage des heil. Blaſius überſiedelten wir mit einer großen Prozeſſion und zu höchſter Erbauung der Bevölkerung in unſer neues Haus. Weil der Herr demſelben große Gnaden erzeigt, hat es auch nicht die allgemeine fromme Theilnahme verloren. Er hat Seelen hineingeführt, deren Heiligkeit dereinſt zu Tage kommen wird, damit der Herr verherrlicht werde, der ſeinen Geſchöpfen ſo große Gnaden und ſeinen Werken ſo große Liebe zuwendet.

Ich will nun erzählen, wie ein ganz junges Mädchen hier eintrat, das eine ſeltene Weltverachtung an den Tag legte, damit diejenigen in ſich gehen, welche die Welt ſo ſehr lieben und damit junge Perſonen, denen der Herr fromme Eingebungen und eine gute Richtung verleiht, aus dieſem Beiſpiel lernen, wie man ſie auszuführen hat.

In Valladolid lebte eine Dame, die mit dem Adelantado[1] von Caſtilien vermählt geweſen, Schweſter des Grafen von Buendia war und Donna Maria de Acunna hieß. Sie wurde ſehr jung Wittwe, hatte einen Sohn und zwei Töchter, und begann nun ein ſo heiliges Leben zu führen und ihre Kinder in ſolcher Vollkommenheit zu erziehen, daß Gott ſo gnädig war, ſie für ſich zu verlangen. Ich irrte aber! ſie hatte drei Töchter. Die älteſte wollte ſich nicht verehelichen, ſondern das erbauliche Leben ihrer Mutter führen. Die zweite wurde ſehr früh Nonne. Der Sohn war noch ſehr jung, als er ſchon die Nichtigkeit der Welt erkannte, den Zug nach Oben ſtark genug fühlte, um ſich dem Ordensleben zu widmen, und ſich durch nichts in dieſem Entſchluß ſtören ließ. Seine Mutter freute ſich unausſprechlich darüber und half ihm gewiß recht ſehr durch ihre Fürbitte bei dem Herrn; doch durfte ſie ihre Freude nicht äußern, weil die Verwandten dagegen waren. Doch wenn der Schöpfer eine Seele zu ſich zieht, ſo können die Geſchöpfe ſie nicht zurückhalten. Das geſchah auch in dieſem Fall. Drei Jahre lang verſuchte man auf jede Weiſe den jungen Menſchen von ſeinem Vorſatz abzubringen. Umſonſt. Er trat in die Geſellſchaft Jeſu ein. Der Beichtvater ſeiner frommen Mutter erzählte mir, ſie habe ihm geſagt, keine Freude ihres Lebens habe ihr Herz ſo beglückt, als der Tag, an dem ihr Sohn Profeß ablegte. O Herr! welche große Barmherzigkeit erweiſeſt Du den Kindern, die von ihren Eltern ſo wahrhaft geliebt werden, daß dieſe für ſie nur die himmliſchen Güter, nur die Schätze der ſeligen Ewigkeit verlangen! Und wie traurig iſt jene Verkehrtheit und Verblendung der Welt, welche ſo manche Eltern beſtimmt, ihre Ehre darin zu ſetzen, daß in ihren Familien die armſeligen Würden und die nichtigen Güter der Erde dauernd erhalten werden. Man beſitzt ja nicht wirklich das, was früher oder ſpäter zu Ende geht; und alles Irdiſche geht zu Ende, möge es noch ſo lange dauern. Wie kann man es denn ſo übermäßig ſchätzen, um auf Koſten der armen Kinder eine jämmerliche Eitelkeit zu befriedigen, um mit großer Frechheit dem lieben Gott Seelen zu entreißen, die er für ſich allein haben will und die er zu ſich einladet. Handelte es ſich auch nicht um Schmälerung der ewigen Seligkeit, ſo iſt es doch ſchon etwas Großes im Kloſter befreit zu ſein von den läſtigen Anforderungen und den drückenden Geſetzen der Welt. Oeffne ihnen die Augen, o mein Gott! erleuchte ſie über die Liebe, die ſie ihren Kindern ſchuldig ſind, damit ſie nicht ein ſo großes Uebel thun und nicht deren Vorwürfe einſt vor Deinem Antlitz bei dem letzten Gericht hinnehmen müſſen; denn alsdann werden ſie, mögen ſie wollen oder nicht, den wahren Werth aller Dinge erkennen.

---

[1] Höchſte Magiſtratsperſon.

Don Antonio de Padilla — ſo hieß der Sohn jener vortrefflichen Mutter — war etwa ſiebzehn Jahre alt, als er ſich durch Gottes Barmherzigkeit aus der Welt zurückzog. Er wäre, wie ſein Vater, Adelantado von Caſtilien geworden und hätte die Grafſchaft Buendia von ſeinem kinderloſen Oheim geerbt. Jetzt fielen alle Familiengüter ſeiner älteſten Schweſter, der Donna Luiſa de Padilla zu. Es würde mich zu weit führen, wollte ich Alles erzählen, was der junge Herr von ſeinen Verwandten zu leiden hatte, bis er zur Ausführung ſeines Entſchluſſes kam. Man wird es ſich leicht vorſtellen, wenn man bedenkt, welchen Werth die Großen der Welt darauf legen einen Nachfolger ihres Hauſes zu haben. O Du Sohn des ewigen Vaters! O Du Herr Jeſus Chriſtus, wahrer König des Weltalls! was haſt denn Du in der Welt zurückgelaſſen, was Deine Nachkommen erben könnten? was haſt denn Du, o Herr, noch weiter beſeſſen, als Arbeit, Schmerz und Schmach und endlich den rauhen Balken, auf dem Du die Todesangſt ausgeſtanden haſt! O Herr, wollen wir wirklich Deine Kinder ſein und nicht auf unſere Erbſchaft verzichten: ſo ziemt es ſich nicht vor dem Leiden zu fliehen. Dein Wappen ſind Deine fünf Wunden; — und das, meine Töchter, muß auch das unſerige ſein, wenn wir ſein Reich erben wollen; denn nicht in Ruhe und Freude, nicht durch Vermögen und Anſehen wird das gewonnen, was er mit all ſeinem Blut erkauft hat. O ihr vornehmen Leute, thut euere Augen auf um der Liebe Gottes willen, und ſchaut einmal die wahren Ritter Jeſu Chriſti, die wahren Fürſten ſeiner Kirche an, einen Petrus, einen Paulus und dann fragt euch, ob ſie die Wege gingen, auf denen ihr geht! Glaubt ihr etwa, es gebe für euch andere Wege? O, glaubt das nur nicht! der Herr zeigt es euch ja deutlich durch das Beiſpiel der jungen Leute, von denen eben jetzt die Rede iſt. Mehrmals habe ich Don Antonio geſehen und geſprochen und ſtets äußerte er den Wunſch, noch mehr zu beſitzen, um noch mehr für Gott hingeben zu können. Glückſeliges Geſchwiſterpaar, ſo ungewöhnlich begnadigt zu ſein, um in einem Alter, wo die Welt gar mächtig ihre Kinder beherrſcht, gründlich ſie zu verachten! Er ſei gebenedeit, der euch ſolche Liebe erwies!

Die Familiengüter fielen alſo Don Antonios älteſter Schweſter zu. Aber ſiehe da! ſie ſchätzte ſie eben ſo wenig wie ihr Bruder. Seit ihrer Kindheit hatte ſie mit ſolcher Innigkeit dem Gebete, dieſer Schule des Lichts in Betreff der ewigen Wahrheit, ſich hingegeben, daß ihre erleuchtete Seele all die Herrlichkeit gering achtete. O großer Gott! wie Viele hätten Arbeit, Sorgen, Proceſſe nicht geſcheut, ja Ehre und Leben gewagt, um zu einer ſolchen Erbſchaft zu gelangen! Sie aber hatte zu leiden, um dem Erbe entſagen zu dürfen. So iſt die Welt! ſie zeigt ſich uns in ihrer ganzen Verkehrtheit; doch wir ſind blind und ſehen es nicht. Mit unſäglicher Freude befreite ſich Donna Luiſa von Vermögen und Gütern, und überließ das ganze reiche Erbe ihrer kleinen Schweſter, Donna Caſilda, die zehn bis eilf Jahre alt war, denn die andere Schweſter war todt. Damit nur nicht der arme Name untergehe, beſchloſſen die Verwandten das junge Kind mit ihrem Oheim, dem Bruder ihres Vaters, zu vermählen und nachdem die päpſtliche Dispenſe eingetroffen war, wurde die Verlobung gefeiert.

Aber der Herr ließ nicht zu, daß die Tochter einer ſolchen Mutter und die Schweſter von zwei ſo vollkommenen Seelen in der Weltlichkeit verſtrickt bleibe. Zwar begann ſie mit Vergnügen die Kleider und den Schmuck zu tragen, welche der unerfahrnen Jugend gefallen; doch kaum war das Kind zwei Monate verlobt, als der Herr ein neues Licht in ihrer Seele aufgehen ließ; nur verſtand ſie es damals noch nicht. Sie empfand für ihren Verlobten eine Neigung, die weit über ihre Jahre hinaus ging. Hatte ſie nun den Tag in großer Zufriedenheit mit ihm verlebt, ſo verfiel ſie in eine unausſprechliche Traurigkeit, weil dieſer Tag zu Ende ſei und weil ſo alle Tage zu Ende gehen würden. O Herr! wie groß iſt Deine Gnade! aus dem Vergnügen, welches dies Kind bei den vergänglichen Freuden der Welt genoß, wurde ihr deren Nichtigkeit klar und ſie begann ſie zu verabſcheuen. Es bemächtigte ſich ihrer die tiefſte Traurigkeit, die ſie ihrem Verlobten nicht verhehlen konnte. Doch ebenſo wenig konnte ſie ihm deren Grund angeben, als er mit Fragen in ſie drang, denn ſie wußte ihn ja ſelbſt nicht. Um dieſe Zeit mußte ihr Verlobter eine Reiſe antreten, die ihn weit von Valladolid entfernte. Die Trennung that ihr ſehr weh, weil ſie ihn ſo lieb hatte. Doch bald gab der Herr ihr zu verſtehen, der wahre Grund ihrer Traurigkeit beſtehe darin, daß ihre Seele beginne ſich den Dingen der Ewigkeit zuzuwenden. Sie begann über ihren Bruder und über ihre Schweſtern nachzudenken, die ſämmtlich den ſichern Theil gewählt und ſie in den Gefahren der Welt allein zurückgelaſſen hatten. Dies betrübte ſie um ſo mehr, als ihr Schickſal ihr unabänderlich ſchien. Sie wußte damals noch nicht, was ſie ſpäter erfuhr, daß ſie ihre Verlobung auflöſen und Nonne werden könne. Auch hinderte die Liebe, die ſie für ihren Verlobten empfand, ſie daran, einen ſolchen Entſchluß zu faſſen und ihre Tage verfloſſen in großen Seelenleiden. Er aber, der allmächtige Herr, der ſie zur Braut verlangte, nahm ihr nach und nach dieſe Liebe aus dem Herzen und befeſtigte ſie in dem Verlangen, der Welt zu entſagen. Sie hatte keinen anderen Grund als den, für ihr Seelenheil zu ſorgen und die zweckmäßigſten Mittel dafür anzuwenden; denn ſie fürchtete, wenn ſie ſich ſo ſehr in weltliche Verhältniſſe einlaſſe, könne ſie leicht die Dinge der Ewigkeit darüber vergeſſen. In ſo zarter Jugend flößte der Herr ihr die Weisheit ein, nichts zu erſehnen als das, was ohne Ende iſt. Glückſelige Seele, die ſo früh von der Verblendung ſich losmachte, in welcher ſo manche Greiſe verbleiben! — Sobald ſie ihr Herz frei von der Neigung zu einem Geſchöpf fühlte, faßte ſie den Entſchluß es einzig und allein Gott hinzugeben. Bis jetzt hatte ſie darüber geſchwiegen; nun theilte ſie ihn ihrer Schweſter mit. Donna Luiſa behandelte die Sache als eine Kinderei, ſuchte Donna Caſilda davon abzubringen und ſagte ihr, ſie könne ſich ja in der Ehe heiligen. „Warum haſt du ihr denn entſagt?“ fragte das ſelige Kind. Die Zeit verging; ihr Wunſch wurde immer glühender — und doch wagte ſie nicht ihn ihrer Mutter mitzutheilen — ihrer Mutter, deren inbrünſtiges Gebet vielleicht den Kampf in der Seele der Tochter hervorrief.

Eilftes Kapitel.

Wie Donna Caſilda de Padilla ihren heiligen Entſchluß ausführte in's Kloſter zu gehen.

Zu jener Zeit wurde die Laienſchweſter Stephania von den Apoſteln in unſerem Kloſter zu Valladolid eingekleidet. Vielleicht erzähle ich auch einmal deren Berufung; denn obſchon ſie von geringer Herkunft und nur die Tochter eines Ackersmannes war, erhob ſie der Herr durch ſeine großen Gnaden ſo ſehr, daß man zur Verherrlichung ſeiner göttlichen Majeſtät ihr Andenken bewahren muß. Zum Feſt dieſer Einkleidung kam auch die Vielgeliebte des Herrn, Donna Caſilda, mit ihrer Großmutter, die zugleich die Mutter ihres Verlobten war. Sie hatte ſeitdem eine außerordentliche Vorliebe für unſer Kloſter. Es ſchien ihr, die Nonnen, die nur in geringer Zahl und ganz arm darin lebten, müßten dem Herrn beſonders gut dienen. Aber noch immer war ſie nicht ganz entſchloſſen die Kette der Liebe zu löſen, welche ſie an den Verlobten band und feſthielt. Doch fing ſie an ernſte Gewiſſenserforſchung über ſich ſelbſt anzuſtellen. Seit ihrer Verlobung widmete ſie nicht mehr täglich eine beſtimmte Zeit der Betrachtung, obwohl ihre fromme, vortreffliche Mutter ſie und ihre Geſchwiſter daran gewöhnt hatte. Von ihrem ſiebenten Jahre an führte ſie die Kinder zu einer gewiſſen Stunde in ihr Oratorium und leitete ſie an zur Betrachtung des bittern Leidens unſeres Herrn. Das heilige Bußſacrament mußten ſie gleichfalls öfters empfangen. Mit einem Wort: ſie hatte keinen anderen Wunſch, als ihre Kinder für Gott zu erziehen. Aus ihrem Munde hörte ich, daß ſie täglich dieſe Kinder ihm aufgeopfert, täglich ihn gebeten habe, ſie aus den Weltlichkeiten herauszuführen, deren Fallſtricke und deren Nichtigkeit ſie ſo klar erkannt hatte. O! Wenn dieſe Kinder einmal die ewigen Freuden genießen und bedenken werden, daß ihre Mutter ſie ihnen verſchaffte — wie werden ſie ihr danken! und wie wird das die Seligkeit dieſer Mutter erhöhen! Und welch einen furchtbaren Gegenſatz wird das Schickſal jener Eltern bilden, die ihre Kinder nicht für Gott erzogen, dem ſie doch mehr gehören, als ihnen — wenn ſie ſich dereinſt in der Hölle zuſammenfinden, ſich gegenſeitig verfluchen und verzweifeln werden in Ewigkeit! — —

Nun! als Donna Caſilda bei ihrer Gewiſſenserforſchung entdeckte, daß ſie ſogar den Roſenkranz ungern bete, wurde ſie bange, es könne immer ſchlimmer mit ihr werden. Hingegen hoffte ſie durch den Eintritt in unſer Kloſter die Heiligung ihrer Seele bewirken zu können. Da faßte ſie in der Stille ihren Entſchluß, der in unerwarteter Weiſe zur Ausführung kam. Sie beſuchte einmal die Nonnen mit ihrer Mutter und ihrer Schweſter. Ich weiß nicht durch welche Veranlaſſung ihnen erlaubt wurde die Clauſur zu überſchreiten. Als Donna Caſilda ſich innerhalb derſelben befand, erklärte ſie der Mutter und Schweſter, die keine Ahnung von dieſem Schritt hatten, ſie werde im Kloſter bleiben. Sie bat mit ſo viel Thränen und mit ſo eindringlichen Vorſtellungen, man möge ſie nicht zwingen in die Welt zurückzukehren, daß ſie Alle in die äußerſte Verwunderung verſetzte. Die Mutter, zwar froh im Herzen, war doch keineswegs geſonnen Caſilda ſchon jetzt im Kloſter zu laſſen, weil ſie fürchtete, der Verlobte und die Verwandten würden ihr vorwerfen, ſie habe das Kind überredet. Die Priorin war derſelben Anſicht, fand auch Caſilda zu jung, um ohne längere Prüfung an ihren Beruf glauben zu können. Es währte vom Morgen bis zum Abend, bevor man Donna Caſilda vermögen konnte das Kloſter zu verlaſſen. Da wurde ihr Beichtvater gerufen und der Pater Domingo Bannez, welcher der meine war, wenn ich mich in Valladolid aufhielt; damals aber war ich abweſend. Pater Bannez erkannte ſogleich, daß der Geiſt Gottes Donna Caſilda führe. Er redete ihr ſo gottſelig zu, und verſprach ihr ſo feſt zum Eintritt in's Kloſter ihr behülflich zu ſein, daß ſie ſich für diesmal entſchloß es wieder zu verlaſſen, hauptſächlich um ihrer Mutter keine Unannehmlichkeit zuzuziehen. Pater Bannez hatte ſpäter durch die Verwandten Manches zu leiden, weil er Caſildas Vorhaben kräftig in Schutz nahm; aber ächte Geiſtesmänner müſſen ſo handeln: finden ſie eine Seele, die Gott zu ſich zieht, ſo iſt es ihre Pflicht ſie auf dieſem Wege zu unterſtützen und ſich dabei über die menſchlichen Rückſichten zu erheben. Caſilda machte ſo große Fortſchritte auf ihrem Wege und ſprach das Verlangen ihrer Seele ſo glühend aus, daß die Mutter nicht umhin konnte den nächſten Verwandten dieſe Veränderung mitzutheilen; — doch im Geheimen, damit vor der Hand der Verlobte nichts erfahre. Die Verwandten nannten Caſildas Abſicht — Kinderei, und ſagten, ſie ſei zu jung für einen ſolchen Entſchluß. Sie zählte allerdings noch nicht zwölf Jahre. Darauf antwortete Caſilda: „Ihr findet mich nicht zu jung, um mich zu vermählen und um in die Welt zu gehen — und ich ſollte zu jung ſein, um mich dem lieben Gott zu ſchenken?“ — Und ſo ſagte ſie noch andere Dinge, die deutlich verriethen, daß ein höherer Geiſt als der ihre aus ihr ſpreche. Die Sache blieb nicht geheim und man ſetzte den Verlobten davon in Kenntniß. Als Caſilda dies erfuhr, ſchien es ihr unmöglich ſeine Rückkehr abzuwarten. Am Tage der Unbefleckten Empfängniß war ſie bei ihrer Großmutter, die ihre Schwiegermutter werden ſollte und die nichts von dem Geheimniß wußte. Caſilda bat um Erlaubniß eine kleine Spazierfahrt mit ihrer Gouvernante machen zu dürfen. Die Großmutter gewährte ihr gern dies kleine Vergnügen und befahl den Wagen anzuſpannen und einigen Dienern ſie zu begleiten. Caſilda gab dem einen etwas Geld und beauftragte ihn, dafür einige Bündel Rebholz zu kaufen und mit denſelben an der Pforte des Carmeliterkloſters ſie zu erwarten. Dann fuhr ſie fort, dahin, dorthin; endlich nach dem Kloſter. Sie ließ halten und durch einen Diener die Pförtnerin um ein Glas Waſſer bitten ohne zu ſagen für wen. Man ſagte ihr, ſie werde es bekommen. Da ſtieg ſie eilig aus und ging zur Kloſterpforte, wo ſie die Rebholzbündel liegen ſah. Ohne das Glas Waſſer an der Winde anzunehmen, bat ſie, es möge Jemand kommen, um das Holz zu holen. Kaum öffnete ſich die Pforte ein wenig, ſo ſtürzte Caſilda in's Kloſter, lief auf ein Muttergottesbild zu, umſchlang es mit beiden Armen und bat die Priorin mit heißen Thränen ſie nicht fortzuſchicken. Inzwiſchen pochten die Diener tobend und ſchreiend an die Kloſterpforte. Caſilda ging zum Sprachgitter, ermahnte die Leute ſich zu beruhigen und trug ihnen auf ihrer Mutter zu ſagen, ſie ſei jetzt im

Kloſter und werde darin bleiben. Die Frauen ihrer Begleitung waren auch herbei geeilt, klagten und weinten. Aber das Alles machte keinen Eindruck auf Caſilda. Kaum empfing die Großmutter dieſe Nachricht, als ſie ſogleich nach dem Kloſter ſich begab. Doch ganz umſonſt! weder ſie, noch ein Oheim, noch endlich der Verlobte ſelbſt, der oft und dringend mit Caſilda am Sprachgitter redete — Niemand ſtimmte ſie um. Man quälte ſie nur und befeſtigte ſie in ihrem Vorhaben. Nach vielen Klagen ſagte der Verlobte ihr einmal: ſie könne durch große Almoſen dem Herrn beſſer dienen, als im Kloſter. Caſilda erwiderte: er möge ſelbſt ſie ſpenden und auf ſeine übrigen Vorſtellungen antwortete ſie: vor Allem ſei ſie verpflichtet ihre Seele zu retten; ſie erkenne ihre Schwäche, die in den Gefahren der Welt einer ſolchen Aufgabe nicht gewachſen ſei; er dürfe ſich nicht über ſie beklagen, denn nur für Gott habe ſie ihn verlaſſen und das ſei wahrlich keine Beleidigung. Als ſie bemerkte, daß keine Antwort ihn zufrieden ſtelle, erhob ſie ſich und ließ ihn am Sprachgitter allein. Alles, was er geſagt hatte, machte ihr keinen Eindruck als nur den, daß er ihr immer gleichgültiger wurde. Verleihet Gott einer Seele das Licht ſeiner Wahrheit, ſo ſind die Verſuchungen und Fallſtricke des böſen Feindes ihr ſehr behülflich zu ihrem Fortſchritt, denn der Herr ſelbſt ſtreitet im Kampf für ſie. Und ſo war es auch bei dieſem jungen Kinde: ein höherer Geiſt ſchien alle Antworten ihr einzugeben. Der Verlobte und die Verwandten ſahen ein, daß Donna Caſilda nicht gutwillig das Kloſter verlaſſen werde; ſie wollten alſo Gewalt anwenden und erſchienen mit einem königlichen Befehl, der ihre Auslieferung gebot. Man mußte gehorchen. Vom Tage der Unbefleckten Empfängniß bis zum Tage der Unſchuldigen Kinder, wo man ſie hinweg führte, war ſie im Kloſter geweſen ohne das Kleid zu tragen, beobachtete jedoch alle Vorſchriften ſo genau und machte alle klöſterlichen Uebungen mit ſo unſäglicher Freude, als ob ſie es trage. An jenem Tage erſchienen die Verwandten mit Gerichtsperſonen und führten ſie fort, indem ſie unter Thränenſtrömen ſagte, es ſei grauſam ſie ſo zu quälen und es werde zu nichts führen. Man brachte ſie zuerſt in das Haus eines Edelmanns, wo ihr von allen Seiten, von Geiſtlichen und von Weltlichen, in's Gewiſſen geredet wurde. Die Einen warfen ihr den kindiſchen Einfall vor, die Anderen verſuchten ihr Freude an Reichthum und Glanz beizubringen. Es iſt nicht zu ſagen, welche Kämpfe ſie zu beſtehen hatte und wie ſie jeden Angriff überwand. All ihre Gegner waren ſtarr vor Erſtaunen über die Dinge, die ſie zu ſagen wußte. Des Streites überdrüßig brachte man ſie in das Haus ihrer Mutter, um ſie dort zu prüfen. Die Mutter war von all dieſem Tumult etwas ermüdet, unterſtützte die Tochter mit nichten, ja, ſchien ſogar gegen deren Vorhaben zu ſein. Vielleicht war es nur, um ſie deſto ſchärfer zu prüfen; wenigſtens hat ſie mir dies ſpäter geſagt und ſie iſt zu fromm, um nicht für jedes Wort Glauben zu verdienen; allein das Kind verſtand das noch nicht. Dazu kam ein Beichtvater, welcher ihrem Vorhaben durchaus entgegen war, ſo daß ſie Niemand hatte als Gott und ein Kammerfräulein ihrer Mutter, bei denen ſie ihr Herz erleichtern konnte. In dieſen Mühſalen und Kämpfen verging die Zeit bis ſie ihr zwölftes Jahr zurückgelegt hatte. Da erfuhr ſie, daß ihre Verwandten, die ſie nicht länger hindern konnten Nonne zu werden, die Abſicht hatten ſie in das Kloſter zu bringen, worin ſich ihre Schweſter befand, weil es einer minder ſtrengen Regel folgte. Nun entſchloß ſie ſich dieſe Abſicht zu vereiteln und durch welch Mittel es auch ſei, zu ihrem Ziel zu gelangen. Eines Morgens war ſie mit ihrer Mutter in die Meſſe gegangen. Nach derſelben ſah ſie, wie die Mutter ſich in einen Beichtſtuhl begab. Caſilda bat ihre Gouvernante zu einem der Patres zu gehen und ihn zu erſuchen eine Meſſe für ſie zu leſen. Kaum war die Gouvernante in der Sacriſtei, als Caſilda, die ſich jetzt unbeobachtet wußte, ihre Ueberſchuhe in den Ermel ſteckte, ihr Kleid feſt zuſammennahm, die Kirche verließ und mit äußerſter Geſchwindigkeit dem ſehr entfernten Carmeliter-Kloſter zulief. Die Gouvernante kam zurück, fand Caſilda nicht, eilte ihr nach, ſah ſie auch in der Ferne und rief einem Manne zu ſie feſtzuhalten. Er that es aber nicht und ſagte ſpäter aus, er habe ſich wie gelähmt gefühlt. Caſilda erreichte das Kloſter, ließ die äußere Pforte öffnen und hinter ſich ſchließen und die Priorin rufen. Als die Gouvernante bald darauf erſchien, war Caſilda bereits innerhalb der Clauſur, wo man ſie denn auch ſogleich einkleidete und damit die Kämpfe beendete, die ſie für den Herrn beſtehen mußte. Er fing alsbald an ſolche Treue mit den reichſten geiſtigen Gaben zu lohnen — und ſie begann ihm zu dienen mit der größten Freudigkeit, der tiefſten Demuth und einer gänzlichen Losſchälung von allen Geſchöpfen. Er ſei gelobt in alle Ewigkeit, daß er ihr, die ſo viel Geſchmack an ſchönen und reichen Kleidern fand, ſo große Zufriedenheit in dem armen, groben Ordenshabit ſchenkte, welches aber keineswegs ihre ſeltene Schönheit und die natürliche Anmuth verbarg, womit der Herr ſie nicht minder reich, als mit dem liebenswürdigſten Geiſt und Charakter ausgeſtattet hatte. Niemand konnte ſie ſehen, ohne ſich angetrieben zu fühlen Gott zu danken. Möge er viele Seelen finden, die ſeinem Ruf mit ſolcher Treue folgen[1])!

---

1) Und trotz dem Allen — ſo berichtet der ſpaniſche Herausgeber — legte dieſe Nonne nach einigen Jahren den Habit der Carmeliter-Barfüßerinnen ab. Ob ihr die Ordensregel zu ſtreng ſchien, als der erſte Eifer nachließ; — ob ſie den dringenden Vorſtellungen ihrer Verwandten Gehör gab: genug, ſie ging nach Burgos und trat bei den Franziscanerinnen ein. Dort ſtarb ſie; — aber nicht ohne ihre Unbeſtändigkeit zu beweinen.

Zwölftes Kapitel.

Leben und Tod einer Nonne deſſelben Kloſters, Namens Beatrix von der Menſchwerdung, die ſo vollkommen und ihr Tod ſo merkwürdig war, daß ihr Gedächtniß bewahrt werden ſoll.

Donna Beatrix Onnez, eine Verwandte von Donna Caſilda, trat einige Jahre früher als dieſe in unſer Kloſter zu Valladolid ein. Ihre Seele war ſo ſchön, daß Alle, — Nonnen und Priorin — voll ſtaunender Bewunderung das Werk des Herrn in dieſen hohen Tugenden erkannten und verſicherten, ſie hätten niemals etwas an ihr bemerkt, das man Unvollkommenheit nennen könne und niemals anders ſie geſehen, als in einer ſtillen Freudigkeit, die der Ausdruck ihres ungetrübten Seelenfriedens war. Sie hielt das Stillſchweigen in der Vollkommenheit, ſo daß es niemals weder wie Mißmuth noch wie Zwang erſchien. Niemals ſagte ſie ein tadelnswerthes Wort, niemals hörte man ſie über irgend etwas ſtreiten, niemals entſchuldigte ſie ſich, obſchon die Priorin ihr zuweilen, um ſie abzutödten, Dinge vorwarf, die ſie nicht gethan hatte, wie das in unſeren Häuſern üblich iſt. Niemals klagte ſie weder über eine Schweſter noch über eine Sache. In welchem Amt man ſie beſchäftigte, niemals verletzte ſie irgend Jemand durch eine Miene oder ein Wort. Niemals veranlaßte ihr Benehmen den mindeſten Zweifel an ihrer Vollkommenheit und ſogar im Capitel fand man keine Verfehlung ihr vorzuwerfen, obſchon man dort auch die unbedeutendſten Dinge zur Sprache bringt. Unter allen Umſtänden blieb ſie innerlich und äußerlich im größten Gleichmuth und zwar deshalb, weil der Gedanke an die Ewigkeit und daß Gott uns für ſie geſchaffen und beſtimmt habe, ſie nie verließ. Deshalb war auch immer das Lob Gottes, als der Ausdruck namenloſer Dankbarkeit, auf ihren Lippen. Mit einem Wort: ihr ganzes Leben war ein ununterbrochenes Gebet.

Was den Gehorſam betraf, ließ ſie ſich nicht nur nichts zu Schulden kommen, ſondern gehorchte jedem Befehl ſchnell und pünktlich mit großer Freude. Sehr groß war auch ihre Nächſtenliebe. Sie pflegte zu ſagen: für jeden Menſchen würde ſie ſich gern in tauſend Stücke zerſchlagen laſſen, wenn ſie um dieſen Preis ſeine Seele retten und ihm die Wonne erkaufen könne, dereinſt zur ſeligen Anſchauung ſeines Bruders Jeſus Chriſtus — ſo nannte ſie unſeren Herrn — zu gelangen. In ihren ſchweren Leiden, die ſie durch lange Krankheiten und grauſame Schmerzen auszuſtehen hatte, war ſie froh und zufrieden, als ob ſie den ſüßeſten Genuß darin fände. Wahrſcheinlich gab ihr der Herr auch geheime geiſtige Freuden, denn ohne ſie wäre es nicht möglich geweſen ſo heiter zu bleiben.

Es waren damals in Valladolid einige große Miſſethäter zum Feuertode verurtheilt. Sie mochte wiſſen, daß ſich ihre Seelen in einem elenden Zuſtand befanden. Dies betrübte ſie ſo unausſprechlich, daß ſie ſich tief traurig an den Herrn wendete und ihn inſtändigſt um die Rettung dieſer Seelen beſchwor. Zum Erſatz dafür, oder als Preis der Erhörung — ich erinnere mich nicht genau ihrer Worte — erbot ſie ſich lebenslang alle Mühſale und Leiden anzunehmen, die ſie zu ertragen im Stande ſei. In der folgenden Nacht hatte ſie den erſten Fieberanfall und ſeitdem blieb ſie leidend bis zu ihrem Tode. Aber die Verbrecher ſtarben verſöhnt mit Gott, ſo daß es ſcheint der Herr habe ihr Gebet erhört. Es bildete ſich jetzt ein inneres Geſchwür bei ihr aus, wodurch ſie furchtbare Schmerzen litt; aber die Geduld, womit ſie litt, bewies ihre beſtändige Vereinigung mit Gott. Die Arzneien, die man anwendete, trafen nicht den Sitz des Uebels und vermehrten nur ihre Pein ſtatt ſie zu lindern; und das dauerte ſo lange bis endlich das Geſchwür von ſelbſt aufging und das Uebel ſomit beſeitigt wurde. Sie verlangte aber viel zu heiß nach Leiden, um ſich mit ſo wenigem zu begnügen! Als ſie an einem Feſttage des heiligen Kreuzes eine Predigt über das Leiden hörte, entzündete ſich ihr Verlangen danach ſo heftig, daß ſie ſich entfernte und unter Thränenſtrömen auf ihr Lager hinſank. Den Schweſtern, die ihr nacheilten und beſorgt fragten, ob ſie krank geworden ſei, ſagte ſie nur, ſie möchten Gott bitten ihr recht viel Leiden zu ſchicken: nur dann könne ſie ganz glücklich ſein.

Der Priorin theilte ſie Alles mit, was in ihrer Seele vorging und fand darin eine große Beruhigung. Während der ganzen Dauer ihrer Krankheit fiel ſie Keinem durch Ungeduld zur Laſt und ihr Gehorſam gegen die Krankenwärterin war ſo groß, daß ſie ohne deren Erlaubniß keinen Tropfen Waſſer trank. Daß betende Seelen ſich Leiden wünſchen, wenn ſie keine haben, iſt etwas ſehr Gewöhnliches; allein ſehr ſelten iſt es, ſie im Uebermaß zu haben und ſich ihrer zu freuen. Die Krankheit wurde zu heftig um lange zu währen. Unter den furchtbarſten Schmerzen bildete ſich im Halſe ein Geſchwür, welches ſie hinderte, irgend etwas hinunter zu ſchlucken. Zu der Priorin, welche ihr Troſt und geduldigen Muth bei ihren Leiden zuſprechen wollte, ſagte ſie in Gegenwart einiger Schweſtern, ihre Schmerzen thäten ihr nicht weh und nicht um Alles in der Welt würde ſie ihren Zuſtand mit der Geſundheit der geſündeſten Schweſter vertauſchen. So innig hielt ſie die Gegenwart des Herrn feſt, für deſſen Liebe ſie litt, daß ſie den Schweſtern die Größe ihrer Qual zu verheimlichen ſuchte und nur wenn dieſe übermäßig wurde, hörte man ſie ein ganz wenig klagen. In ihren eigenen Augen war ſie das ſchlimmſte Geſchöpf auf Erden und daher in jeder Beziehung von äußerſter Demuth. Deshalb übte ſie ſo ſtrenge Abtödtungen; deshalb ſprach ſie ſo gern und ſo freudig von den Tugenden Anderer; deshalb wußte ſie ſich mit ſo großer Geſchicklichkeit Alles zu verſagen, was eine Erholung geweſen wäre, daß man ſie ſehr genau beobachten mußte, um es zu erkennen. Sie ſchien gar nicht mehr mit den Geſchöpfen zu leben und zu verkehren, — ſo wenig wurde ſie von äußeren Vorfällen berührt. Wie die Dinge auch gehen mochten, immer verblieb ſie in Frieden und niemals hat Jemand ſie beunruhigt geſehen. Eine Schweſter ſagte ihr einmal, ſie gleiche jenen ſehr ehrenwerthen Leuten, die lieber vor Hunger ſterben, als Fremden ihre Dürftigkeit offenbaren wollten. Denn die Schweſtern konnten ſich nicht überzeugen, daß ſie nicht Manches mühſam finde, obſchon ſie gleichgültig ſchien.

Bei all ihren Arbeiten und in all ihren Aemtern hatte ſie nur das eine Ziel vor Augen: den himmliſchen Lohn nicht zu verlieren. Deshalb ſagte ſie zu den Schweſtern: „Das Geringſte was aus Liebe zu Gott gethan wird, hat einen unſchätzbaren Werth. Wir ſollten nicht unſere Augen aufſchlagen, als in dieſer Abſicht und einzig um ihm wohlgefällig zu ſein.“ Da ſie ſich niemals um Dinge bekümmerte, welche ſie nicht zu erreichen hatte: ſo ſah ſie auch niemals die Fehler Anderer, ſondern nur ihre eigenen. Nichts war ihr peinlicher, als etwas Gutes von ſich ſagen zu hören; um keiner Schweſter dieſe Pein zu verurſachen, lobte ſie nie Jemand in deſſen Gegenwart.

Niemals begehrte ſie eine Erholung: ſie ging nicht in den Garten; ſie ergötzte ſich nicht an irgend einer kleinen unſchuldigen Sache. Sie pflegte zu ſagen, es ſei ſehr unartig Erleichterung von Schmerzen zu ſuchen, die der Herr ihr ſende; daher bat ſie auch nie um etwas, mit Allem was man ihr gab, war ſie zufrieden und zuweilen ſagte ſie, es würde ihr ein wahres Kreuz ſein, in etwas Anderem Troſt zu finden, als in Gott. Ich habe über ſie ſämmtliche Schweſtern des Kloſters zu Valladolid befragt; einſtimmig verſicherten ſie, nichts als die Anzeichen der größten Vollkommenheit in dieſer Seele wahrgenommen zu haben.

Als die Zeit nahete, wo unſer Herr ſie zu ſich nehmen wollte, vermehrten ſich ihre Schmerzen und es kamen ſo mannigfache Leiden über ſie, daß die Schweſtern zu ihr gingen um ſich an der Freudigkeit zu erbauen, womit ſie ihre Qualen ertrug und um Gott für eine ſolche Gnade zu preiſen. Der Caplan, welcher Beichtvater jenes Kloſters und ein ſehr guter Diener Gottes iſt, kannte ihren Seelenzuſtand aus ihren Beichten, hielt ſie für eine Heilige und wünſchte ſehnlichſt bei ihrem Tode zugegen zu ſein. Gott gewährte ihm die Erfüllung ſeines Wunſches. Sie hatte bereits die heilige Oelung empfangen, war jedoch von ſo klarem Bewußtſein, daß man den Caplan rief, damit er, wenn es in dieſer Nacht nöthig ſein ſolle, ſie mit Gott verſöhne und ihr im Sterben beiſtehe. Etwas vor neun Uhr und eine Viertelſtunde vor ihrem Tode, als ſämmtliche Schweſtern mit dem Caplan bei ihr waren, hörten plötzlich all ihre Schmerzen auf. Eine heitere Freude trat in ihr Antlitz, das zu ſtrahlen ſchien und ruhig ſchlug ſie die Augen auf und ſchaute nach Oben, als ob ſie etwas wunderbar Schönes gewahr werde, denn zwei Mal ſah man ſie lächeln. Alle Anweſenden empfanden eine ſo innige Geiſtesfreudigkeit und einen ſo ſüßen Troſt, daß ſie nur ſagen konnten, ſie hätten gemeint ſich unter den Seligen zu befinden. Mit dieſer Freudigkeit und mit dieſem Blick zum Himmel verſchied ſie und blieb lieblich wie ein Engel anzuſehen. Nach unſerem Glauben und nach ihrem Leben dürfen wir hoffen, daß der Herr ſie alsbald zu ſich nahm, als Lohn für ihr unendliches Verlangen hienieden um ſeiner Liebe willen zu leiden.

Der Caplan hat vielen Perſonen geſagt, er könne betheuern, einen ſüßen und kräftigen Wohlgeruch in dem Augenblick geſpürt zu haben, als man die Leiche in die Gruft hinabließ. Die Schweſter Sacriſtanin betheuert ihrerſeits, die Wachskerzen welche bei der Beſtattung brannten, wären um nichts herabgebrannt. Von Gottes Allmacht kann man Alles erwarten. Ich ſprach über dieſe Dinge mit einem Pater von der Geſellſchaft Jeſu, der während einiger Jahre ihr Beichtvater und Seelenführer geweſen war. Er fand es nicht außerordentlich und wunderte ſich nicht, denn er ſagte, er wiſſe in welcher Vereinigung mit Gott ihre Seele geweſen ſei.

O meine Töchter! möge es unſerem himmliſchen König gefallen uns dem Beiſpiel einer ſolchen Schweſter und anderer, die ihr ähnlich ſind, folgen zu laſſen! Er hat deren noch mehr in unſere Häuſer geführt und ich werde vielleicht etwas über ſie mittheilen, damit diejenigen, die in Lauheit gefallen ſind, ſich bemühen ihnen nachzufolgen und damit Alle den Herrn loben und preiſen, deſſen Macht und Gnade in uns ſchwachen Weiblein erſtrahlt.

Dreizehntes Kapitel.

Wie und von wem das erſte Kloſter ſtrenger Obſervanz der Barfüßer-Carmeliter gegründet wird. — 1568.

Bevor ich zur Kloſtergründung nach Valladolid reiſte, hatte ich alſo ſchon mit Pater Antonio de Heredia, damals Carmeliter-Prior des St. Annakloſters zu Medina del Campo und mit Pater Johannes vom Kreuz abgemacht, daß ſie, wie ich bereits geſagt habe, die Erſten ſein würden um die ſtrenge Regel der Barfüßer anzunehmen, wenn ſich je ein ſolches Kloſter gründen ließe. Mit den beiden Patres war ich zufrieden; allein ich wußte kein Mittel um zu einem Hauſe zu gelangen. So blieb mir nichts übrig, als dringend unſer Anliegen dem Herrn zu empfehlen. In dem Jahr, welches ſeitdem verfloſſen war, hatte der Herr den Pater Antonio durch vielfache Drangſale geprüft und er hatte die Prüfung in großer Vollkommenheit beſtanden. Für Pater Johannes vom Kreuz war keine Probe nöthig, denn obſchon er unter der gemilderten Regel lebte, hatte er doch ſtets hoher Vollkommenheit ſich befleißigt.

Der Herr hatte mir die Hauptſache gegeben, nämlich fromme Mönche, um den Anfang zu machen; jetzt gefiel es ihm auch für das Uebrige zu ſorgen. Don Rafael Mexia, ein Edelmann zu Avila, den ich gar nicht kannte, hatte, ich weiß nicht wie, gehört, daß ich ein Kloſter für Barfüßer-

Carmeliter zu gründen wünſche, kam zu mir und bot mir ein Haus an, das in einem Dörfchen von etwa zwanzig Feuerſtellen[1]) lag und das von einem Pächter bewohnt wurde, der ſeine dortigen Grundſtücke gepachtet hatte. Ich dachte mir gleich, was das für ein Haus ſein werde; aber ich dankte Gott und ſprach dem Don Rafael die lebhafteſte Erkenntlichkeit aus. Er ſagte mir, das Haus liege auf dem geraden Wege von Medina del Campo; wenn ich zur Kloſtergründung nach Valladolid reiſe, möge ich es mir anſehen. Ich verſprach ihm es zu thun und that es auch, als ich mich im Junius auf die Reiſe machte mit einer Gefährtin und mit Pater Julian, dem Caplan des St. Joſephkloſters zu Avila, der uns auf ſolchen Reiſen zu begleiten pflegte. In der Frühe reiſten wir ab, wußten aber den Weg nicht genau und verirrten uns, was um ſo leichter geſchah, als das kleine Dörfchen den Leuten unbekannt war, die wir befragten. Es war ein mühſeliger Tag; die Sonne brannte wie Feuer und wenn wir unſer Ziel erreicht zu haben hofften, mußten wir umkehren und waren weit davon entfernt. Die Unbequemlichkeit und die Ermüdung jenes Tages ſind mir unvergeßlich. Endlich, kurz vor Einbruch der Nacht, erreichten wir das Haus. Wir traten ein und fanden es in einem ſo übermäßig unſaubern Zuſtand und dermaßen mit Schnittern überfüllt, daß wir nicht darin zu übernachten wagten. Aber ich betrachtete mir das Gebäude, das unſer Kloſter werden ſollte. Es beſtand aus einem geräumigen Vorplatz, einem Zimmer, einer Bodenkammer und einer kleinen Küche und mir ſchien, daß ſich aus dem Vorplatz die Capelle, aus der Bodenkammer der Chor, aus dem Zimmer das Dormitorium machen laſſe. Meine Gefährtin konnte ſich nicht vorſtellen, daß ich dies ernſtlich meine, obſchon ſie eine große Freundin der Abtödtung und viel vollkommener als ich war. Sie ſagte: „Meine Mutter, habe man den eifrigſten Bußgeiſt — hier wird Niemand aushalten können! ich meine, Ihr ſolltet dieſen Plan aufgeben.“ Pater Julian theilte die Anſicht meiner Gefährtin, widerſprach mir aber nicht, als ich bei der meinigen blieb. Dann gingen wir in die Dorfkirche und brachten die Nacht dort zu und ich geſtehe, daß wir wegen unſerer großen Ermüdung ſie lieber nicht durchwacht hätten.

---

[1]) Duruelo.

Kaum in Medina angelangt, ſprach ich ſogleich mit Pater Antonio de Heredia, ſagte ihm den Sachverhalt und fragte ihn, ob er den Muth habe, einige Zeit in jenem Ort auszuharren. Die Hauptſache ſei, den Anfang zu machen und es ſei außer Zweifel, daß der Herr uns dann bald zu Hilfe kommen werde. Alles ſtand mir deutlich vor Augen, was der Herr für uns thun würde und ſchien mir ſo gewiß wie jetzt, da ich die Dinge wirklich ſehe. Nur hat er mehr gethan, als ich damals ſah; denn jetzt, da ich dies ſchreibe, haben wir durch ſeine Gnade zehn Barfüßerklöſter. Ferner ſagte ich an Pater Antonio, ich glaube nicht, daß uns der Pater Provinzial — weder der frühere noch der jetzige — die Erlaubniß geben würde, die wir zur Gründung bedurften, wenn wir unſer Leben nach der ſtrengen Regel in einem ſehr bequemen Hauſe beginnen wollten, während er ſie für ein Kloſter in jenem Dörfchen und in jenem Hauſe nicht verweigern werde. Und endlich ſagte ich, wir hätten keine Wahl. Der liebe Gott gab dem Pater Antonio mehr Muth als mir. Er ſagte, er ſei bereit nicht blos dort, ſondern in einem Stall zu leben, und Pater Johannes vom Kreuz ſprach ſich in derſelben Weiſe aus. Jetzt hatten wir nichts weiter nöthig, als die Erlaubniß der beiden Provinziale einzuholen, denn an dieſe Bedingung hatte der Pater General, wie ich früher ſagte, ſeine Gewährung geknüpft. Ich hoffte auf Gott um ſie zu erlangen und bat den Pater Antonio ſein Möglichſtes zu thun um einige Almoſen zuſammenzubringen und das Haus in Stand zu ſetzen, während ich mit Pater Johannes vom Kreuz zur obenerwähnten Gründung nach Valladolid ging. Da wir dort einige Tage Handwerker im Hauſe hatten um es einzurichten und folglich die Clauſur nicht beobachten konnten, hatte ich Zeit und Gelegenheit dieſen Pater von unſerer ganzen Lebensordnung in Kenntniß zu ſetzen, denn ich wünſchte, daß er genau unterrichtet ſei von unſerer Regel, unſeren Bußübungen, von dem Geiſt, der unter den Schweſtern und in den Erholungsſtunden herrſcht, die wir immer gemeinſchaftlich zubringen. Dieſe Erholung iſt ſo eingerichtet, daß ſie nur dazu dient, den Schweſtern Anleitung zur Erkenntniß ihrer kleinen Mängel zu geben und ihnen ein kurzes Ausruhen von der Strenge der Regel zu geſtatten. Der Pater iſt ſo gut, daß ich mehr von ihm hätte lernen können, als er von mir. Das that ich aber nicht. Ich war nur darauf bedacht, ihn recht gründlich in das Leben nach unſerer alten, urſprünglichen Regel einzuführen.

Durch Gottes Fügung traf ich in Valladolid den Pater Alonzo Gonzalez, eben jenen Provinzial, deſſen Zuſtimmung ich einzuholen hatte. Er war ſehr alt, gut und wohlwollend. Ich ſagte ihm ſo viel über die Rechenſchaft, die er werde vor Gott ablegen müſſen, wenn er ein ſo gutes Werk ſtören würde, und der Herr, der es durchſetzen wollte, ſtimmte ihn ſo günſtig, daß er halb gewonnen ſchien. Als nun Donna Maria del Mendoza und ihr Bruder, der Biſchof von Avila, ſpäter nach Valladolid kamen, die beide immer uns beſchützt und begünſtigt haben, ſo war er bald ganz gewonnen. Ja, ſie erwirkten auch die Erlaubniß des Pater Angelus de Salazar, des früheren Provinzials, den ich mehr fürchtete, als den gegenwärtigen. Es fügte ſich damals ſo, daß Pater Salazar die Fürſprache von Donna Maria de Mendoza in irgend einem Anliegen ſehr nöthig hatte und ich glaube, dies förderte unſere Sache ſehr. Wäre das aber auch nicht geweſen, ſo hätte der Herr das Herz des Provinzials ebenſo rühren können, wie er das Herz des Pater Generals gerührt hatte, welcher der Sache durchaus nicht geneigt geweſen war. O großer Gott! wie viel habe ich bei ſolchen Unterhandlungen erlebt, was unmöglich ſchien und was unſer himmliſcher König mit der größten Leichtigkeit möglich machte! Und wie beſchämt bin ich, das Alles erlebt zu haben und doch nicht beſſer zu ſein, als ich bin! Ich verzage indem ich es niederſchreibe und ich wünſchte, der Herr verliehe aller Welt die Einſicht, daß bei dergleichen Werken die Menſchen faſt nichts thun können. Er allein hat Alles gemacht und nur er konnte das Werk aus ſo geringen Anfängen zu der Ausdehnung führen, die es jetzt erreicht hat. Sein Name ſei geprieſen in Ewigkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Gründung des erſten Kloſters der Barfüßer-Carmeliter. Welche vollkommene Lebensweiſe zur Ehre Gottes dort geführt wird.

Mit der Genehmigung der beiden Provinziale ſchien mir Alles abgemacht zu ſein. Es wurde beſtimmt, daß ſich Pater Johannes vom Kreuz nach dem neuen Hauſe begeben und es einigermaßen bewohnbar machen ſolle. Ich trieb zur möglichſten Eile an, aus Furcht es könne ein Hinderniß eintreten. Er reiſte alſo ab. Pater Antonio hatte inzwiſchen einige Almoſen für die nothwendigſte Einrichtung geſammelt und wir thaten daſſelbe, brachten aber wenig genug zuſammen. Er kam von Medina nach Valladolid um mir ſeine Schätze mit größter Zufriedenheit zu zeigen. Sie waren äußerſt gering; nur mit Uhren war er gut verſehen: er hatte fünf bekommen, was mich ſehr ergötzte, während er verſicherte, ſie wären vortrefflich, um die Tagesordnung gleich bei ſeiner Ankunft im Kloſter danach einrichten zu können. Was die übrige Einrichtung betraf, ſo glaube ich, daß er kaum ein Lager hatte. Obſchon er und Pater Johannes vom Kreuz ſich viel Mühe gaben um das Haus ſchnell in Stand zu ſetzen, verzögerte es ſich doch ſehr — aus Mangel an Geld. Endlich war es fertig und Pater Antonio legte ſein Priorat nieder und ſeine Profeß auf die urſprüngliche Regel ab. Man hatte ihm gerathen ſie erſt zu verſuchen; aber er wollte nicht. Er zog ab nach ſeinem Häuschen in Durvelo mit der größten Freude von der Welt. Pater Johannes vom Kreuz erwartete ihn dort. Er ſagte mir ſpäter, bei dem Anblick des armen Dörfleins habe eine namenloſe Wonne ſeine Seele überſtrömt. In dieſer Abgeſchiedenheit meinte er gründlich mit der Welt gebrochen und Alles für Gott verlaſſen zu haben. Sowohl er als ſein Gefährte fand das Haus gar nicht unbequem; Beiden kam es wie ein reizender Aufenthalt vor. O mein Gott! wie wenig thut die Größe der Gebäude und ein gewiſſer äußerer Glanz für unſere Zufriedenheit! Um der Liebe Gottes willen bitte ich euch, meine Schweſtern, meine Väter, ſeid vorſichtig in dieſem Punkt, und mäßigt die Größe und die Pracht eurer Bauwerke. Haltet euch immer unſere wahren Ordensſtifter vor Augen, die Heiligen, die unſere Väter ſind, und laßt uns nie vergeſſen, daß ſie auf dem Wege der Armuth und Demuth zur ſeligen Anſchauung Gottes gelangt ſind.

Ich kann verſichern, daß ich mehr geiſtiges Leben, ſogar mehr geiſtige Fröhlichkeit dort gefunden habe, wo der Leib ſeine Bequemlichkeit entbehrt, als wo er ſie genießt. Sei unſer Haus noch ſo geräumig, was nützt es uns, da wir doch nur eine Zelle bewohnen! Und ſei dieſe auch noch ſo groß und ſchön eingerichtet, — was haben wir davon, da wir ja nicht in ihr umher gehen und ihre Wände betrachten! Wir wollen nie vergeſſen, daß wir ein Haus nicht für immer, ſondern nur für die kurze Zeit unſeres Lebens bewohnen und daß wir, je weniger wir hienieden beſitzen, um ſo reichlicher die Ewigkeit genießen werden, deren himmliſche Wohnungen uns angewieſen werden je nach der Liebe, womit wir dem Leben unſeres ſüßen Jeſus nachgefolgt ſind. O wie ſüß wird uns dann alles Schwere erſcheinen! Ich ſage dies, weil Armuth und Einfachheit die Grundlagen ſind, auf welche die urſprüngliche Regel Unſerer Lieben Frau vom Carmel zurückzuführen iſt. Sie wird uns nicht zu ſchwer ſein, da ſie es ja auch nicht den heiligen Stiftern des Ordens war, zu deren Nachfolge wir verpflichtet ſind. Gelingt uns das wegen unſerer Schwachheit auch nicht in allen Dingen: ſo ſollen wir es wenigſtens dann thun, wenn Leben und Geſundheit nicht den mindeſten Schaden leiden. Wir müſſen dies ſorgfältig beobachten, dann hat die Entbehrung ihre Süßigkeit, wie wir das bei den zwei Patres ſehen. Entſchließen wir uns ſie zu ertragen, und die kleinen Leiden auszuhalten, die im Beginn ſtattfinden, ſo iſt ſchon die Hauptſchwierigkeit überwunden.

Am erſten Adventsſonntag des Jahres 1568 — oder am zweiten; ich weiß es nicht genau — wurde die erſte Meſſe in dieſem kleinen Stall von Bethlehem geleſen. In der nächſten Faſte, als ich zur Kloſtergründung nach Toledo reiſte, führte mich mein Weg wieder nach Durvelo. Ich kam in der Frühe an und fand den Pater Antonio von Jeſus, — wie er jetzt genannt wurde — der mit dem fröhlichſten Geſicht von der Welt, welches ihm übrigens immer eigen iſt, den Eingang zum Kirchlein mit einem Beſen reinfegte. „Was iſt das, mein Pater?“ fragte ich; „wo bleibt das Anſehen vor der Welt?“ — „Verwünſcht ſei die Zeit, wo ich darauf Werth legte!“ antwortete er aus vollem Herzen. Ich betrat das Kirchlein und ſtaunte über den Geiſt hoher Andacht, der darin waltete. Und nicht mir allein ging es ſo! Zwei Kaufleute aus Medina, Freunde von mir, die mich auf der Reiſe begleiteten, waren ſo ergriffen von dem was ſie ſahen, daß ſie nichts anderes thaten, als weinen. Wie viel Cruzifixe überall! wie viel Todtenköpfe! Nie werde ich ein kleines Kreuz über dem Weihwaſſerbecken vergeſſen! es war nur von geringem Holz und das Bild unſeres Herrn war von Papier darauf geklebt; allein es ſtimmte mehr zur Andacht, als manches Cruzifix von koſtbarem Material. Aus der Bodenkammer war der Chor geworden, der ſich hinten in der Mitte der Capelle erhob. Die Patres beteten dort ihre Tagzeiten und man konnte bequem der Meſſe beiwohnen. Nur war der Eingang ſo niedrig, daß man ſich ſehr bücken mußte um den Chor zu betreten. An ſeinen beiden Seiten hatte er das, was die Patres ihre Einſiedeleien nannten: winzige Räume, worin man nur ſitzen oder liegen konnte, wenn man ſich nicht am Dach den Kopf ſtoßen wollte. Die Patres hatten darin ſtatt des Polſters einen Stein und ſtatt der Decke — Heu; aber wieder ihre Cruzifixe und Todtenköpfe und durch ein Fenſterlein den Blick auf den Altar. Ich erfuhr, daß ſie nach der Mette nicht bis zur Prim zur Ruhe gingen, ſondern ſich in ihre Einſiedeleien verfügten und ſo tief in die heilige Betrachtung ſich verſenkten, daß ſie zuweilen mit Schnee bedeckt zur Prim erſchienen und es gar nicht bemerkten. Sie beteten das Officium mit einem Pater von der gemilderten Obſervanz, der ſich zu ihnen geſellt hatte, doch ohne den Habit der Barfüßer anzunehmen, weil er ſehr kränklich war und mit einem jungen Mönch, der noch nicht die heiligen Weihen empfangen.

Sie predigten in vielen benachbarten Ortſchaften, wo es den Leuten an Unterricht in der Glaubenslehre fehlte, weil in der ganzen Gegend keine Klöſter waren. Es freute mich unbeſchreiblich, daß unſer Häuschen dieſem traurigen Mangel abhalf und daß die Patres in ſo kurzer Zeit ſchon einen ſolchen Ruf von Frömmigkeit erlangt hatten. Aber ſie gingen auch anderthalb und zwei Meilen weit um zu predigen, und zwar barfuß über Schnee und Eis, denn erſt ſpäter wurde ihnen befohlen, Sandalen zu tragen; — und nach der Predigt hörten ſie Beicht und ſpät Abends kamen ſie erſt in ihr Klöſterchen zurück und genoſſen ihre Mahlzeit ſeelenfroh, mochte ſie ſein wie ſie wollte. An Lebensmitteln fehlte es ihnen übrigens nicht; die umliegenden Ortſchaften verſorgten ſie reichlicher, als es nöthig geweſen wäre, und die Edelleute, die in jenen Orten lebten und bei den Patres beichteten, boten ihnen bequemere Häuſer in einer beſſeren Gegend an. Einer dieſer Herren hieß Don Louis de las Cincovillas. Er hatte eine Kirche bauen laſſen für ein Mutter-Gottes-Bild, das der Verehrung der Gläubigen wohl werth war. Der Vater von Don Louis hatte es an deſſen Mutter oder Großmutter aus Flandern durch einen Kaufmann geſchickt, hielt es viele Jahre in hohen Ehren und befahl in ſeiner Todesſtunde, daß man es zu einem Altarblatt mache. Das geſchah. Es iſt das ſchönſte, das ich je geſehen habe und viele Leute ſind meiner Meinung. Auf den Wunſch des Don Louis begab ſich Pater Antonius nach Mancera; — ſo hieß der Ort, wo ſich die Kirche mit dem Bilde befand; — und ſiehe! er fand es ſo wunderbar ſchön und andächtig, daß er den Vorſchlag annahm, das Kloſter dorthin zu verlegen. Ich ſtimmte ihm bei, obſchon es dort an Trinkwaſſer fehlte und jede Nachgrabung fehlgeſchlagen hatte. Don Louis ließ ein kleines Kloſter bauen, wie es ſich für Barfüßer paßte, gab ihnen die kirchlichen Ornamente und richtete Alles höchſt zweckmäßig ein.

Ich will aber doch ſagen, wie der Herr ihnen in wunderbarer Weiſe Waſſer gab. Pater Antonius, der Prior, war einmal nach dem Abendeſſen mit den Brüdern im Kreuzgang und man ſprach über den drückenden Waſſermangel. Plötzlich ſtand der Prior auf, ging nach einer anderen Seite des Kreuzgangs, machte mit dem Stabe, den er in der Hand hielt, auf einer Stelle das Zeichen des Kreuzes, wenn ich nicht irre, und ſagte: „Jetzt grabet hier.“ Es geſchah. Kaum hatte man begonnen, ſo brach eine ſolche Maſſe des beſten Trinkwaſſers hervor, daß der Brunnen, den man grub, gar nicht zu erſchöpfen und ſehr ſchwer trocken zu legen iſt, wenn man ihn reinigen muß. Er genügt dem Waſſerbedarf des ganzen Kloſters. Später legten die Patres einen Garten an, umgaben ihn mit einer Mauer und fingen an nach Waſſer zu graben. Sie ſcheuten keine Koſten und legten einen Ziehbrunnen an; doch umſonſt! bis zu dieſer Stunde fanden ſie nichts.

Nun aber das Häuschen in Durvelo! Vor wenig Monaten unbewohnbar, war es jetzt durch die Patres von einem Geiſt erfüllt, der mich in jeder Beziehung erbaute, denn ich war Zeuge ihrer Lebensweiſe, ihrer Abtödtungen, ihrer Gebete, des guten Beiſpiels das ſie gaben. Ein Edelmann aus der Nachbarſchaft, den ich kannte, beſuchte mich mit ſeiner Frau, und beide fanden kein Ende mir zu erzählen, in welchem Ruf von Heiligkeit die Patres ſtänden und welche Wohlthat ſie für die Bevölkerung der ganzen Gegend wären. Mit namenloſer Seelenfreude dankte ich dem Herrn für dieſe Gnade, denn ich ſah darin den Anfang zu einer großen Verbeſſerung des Ordens im Dienſt des Herrn. Möge es unſerem himmliſchen König gefallen meine Hoffnungen zu erfüllen und das Werk ſo fortzuführen, wie es begonnen hat! Die Kaufleute, meine Begleiter, ſagten mir, daß ſie um Alles in der Welt nicht das Glück aufgeben möchten, dies Klöſterchen geſehen zu haben. Welche Macht hat doch die Gottſeligkeit! Der Anblick frommer Armuth erfreute dieſe Männer mehr und tröſtete mehr ihre Seelen, als all ihre Reichthümer!

Nachdem die Patres und ich einige Punkte beſprochen hatten, bat ich ſie ganz beſonders, ſchwach und unvollkommen wie ich bin, die Strenge ihrer Bußübungen, die ungemein groß war, zu mäßigen. Es hatte mich ſo viel Gebete, ſo viel glühende Bitten gekoſtet, bis der Herr mir Männer ſchickte, welche fähig waren das Werk der Erneuerung zu beginnen; — ich ſah einen ſo guten Anfang gemacht, daß ich fürchtete, der böſe Feind ſuche meine Hoffnungen zu vernichten, indem er durch übertriebene Strenge der Lebensweiſe die Patres aufreibe. Armſelig und kleingläubig wie ich war, erkannte ich nicht, daß Gott ſie führe und auch weiter führen werde. Sie aber hatten den Glauben und die Kraft, welche mir fehlten, legten wenig Gewicht auf meine Worte und verblieben bei ihrer Weiſe. Darauf reiſte ich ab, unausſprechlich getröſtet und dennoch dankte ich dem Herrn für dieſe große Gnade lange nicht ſo, wie ich es hätte thun müſſen. Möge es dem himmliſchen König in ſeiner unermeßlichen Huld gefallen mich würdig zu machen, ihm ein wenig zu dienen für Alles, was er mir gewährt hat — Amen; denn ich erkannte ſehr gut, daß dies ein größerer Gnadenerweis ſei als die Gründung von Frauenklöſtern.

Fünfzehntes Kapitel.

Von der Gründung des Kloſters zu Ehren des heil. Joſeph in Toledo, im Jahre 1568.

In Toledo lebte ein ſehr geachteter Mann, ein guter Diener Gottes, Kaufmann ſeines Gewerbes, ehrlich und brav. Nie hatte er ſich verehelichen wollen. Sein Wandel war eines Chriſten würdig und vermehrte er in erlaubter Weiſe ſein Vermögen, ſo geſchah es, um ein Werk zu thun, das dem Herrn recht wohlgefällig ſei. Ehe es dazu kam, ergriff ihn ſeine Todeskrankheit. Er hieß Martin Ramirez. Pater Paul Hernandez, von der Geſellſchaft Jeſu, der mein Beichtvater war, als ich mich wegen der Gründung in Malagon zu Toledo aufhielt, wünſchte außerordentlich ein Kloſter unſeres Ordens daſelbſt zu haben. Er begab ſich zu Martin Ramirez, der die Abſicht hatte in einer gewiſſen Pfarrei der Stadt einige Capellen und Caplaneien zu ſtiften, und ſchlug demſelben vor, dies Werk zur größern Ehre Gottes einem Kloſter zuzuwenden, wo die geſtifteten Jahresfeſte und alle übrigen Beſtimmungen eben ſo pünktlich innegehalten würden, wie in einer Pfarrkirche. Der Kranke war zu angegriffen, um die Sache verhandeln zu können. Er gab ſie gänzlich in die Hände ſeines Bruders Alfons Alvarez Ramirez und ging bald darauf in die Ewigkeit.

Er konnte nicht beſſer wählen, denn Alfons Ramirez war ein äußerſt umſichtiger Mann, voll Gottesfurcht und barmherziger Nächſtenliebe, alles Vertrauens würdig. Dies Zeugniß kann ich ihm der Wahrheit gemäß ausſtellen, da ich gar mancherlei mit ihm zu verhandeln hatte.

Als Martin Ramirez ſtarb, machte ich eben die Gründung in Valladolid. Pater Paul Hernandez und Alfons Alvarez Ramirez ſchrieben mir ſogleich, zeigten mir die Ausſicht auf eine Kloſtergründung in Toledo an, und riethen mir für den Fall, daß ich die Stiftung annehmen wolle, in möglichſter Eile zu kommen. So wie alſo das Haus in Valladolid eingerichtet war, reiſte ich ſchleunigſt nach Toledo, kam dort am Vorabend von Mariä Verkündigung an und ſtieg ab bei Donna Luiſa de la Cerda, der Stifterin des Kloſters zu Malagon, bei der ich ſchon mehrmals gewohnt hatte. Da ſie mich ſehr gern hat, empfing ſie mich mit großer Freude und gab mir und meinen Gefährtinnen, zwei guten Dienerinnen Gottes aus dem St. Joſephskloſter zu Avila, wie ſie es immer zu thun pflegte, ein ſtilles, abgeſondertes Gemach, wo wir in klöſterlicher Abgeſchiedenheit und Sammlung uns aufhielten. Ich trat ſogleich in Unterhandlung mit Alfons Alvarez Ramirez und ſeinem Schwiegerſohn, Diego Ortiz. Dieſer letztere war ein vortrefflicher Mann und gut bewandert in der Theologie, beſtand aber viel mehr auf ſeine Meinung und war minder leicht zur richtigen Anſicht zu bringen, als der Schwiegervater. Sie begannen damit mir verſchiedene Bedingungen zu ſtellen, die ich annehmbar fand. Während unſerer Verhandlungen ſuchte man ein paſſendes Haus, für den Anfang, zu miethen. Trotz aller Mühe fand man nichts Paſſendes. Ebenſowenig wollte es mir gelingen die nothwendige Genehmigung von dem Verwalter der Diöceſe zu erlangen, da der erzbiſchöfliche Stuhl unbeſetzt war1). Vergebens waren die Bitten von Donna Luiſa; vergebens die Vorſtellungen von Don Pedro Manrique, Sohn des Adelantado von Caſtilien und Canonicus der Cathedrale von Toledo. Dieſer vortreffliche Herr war ein großer Diener Gottes und iſt es auch jetzt, denn er trat einige Jahre ſpäter, trotz ſeiner ſehr ſchwachen Geſundheit in die Geſellſchaft Jeſu ein. Wegen ſeines Verſtandes und ſeiner Tüchtigkeit galt er viel in Toledo; aber trotz deſſen erlangte er nicht die

---

1) Der erzbiſchöfliche Stuhl war inſofern unbeſetzt, als ſich der Erzbiſchof Don Bartolomeo Carranza de Miranda in Haft des Inquiſitionsgerichtes zu Valladolid befand. Dieſer ausgezeichnete Mann war Dominicaner und Profeſſor der Theologie zu Valladolid. Kaiſer Carl V., der ihn wegen ſeines Wiſſens und ſeiner Beredſamkeit ſchätzte, veranlaßte, daß Carranza bei dem Concil von Trient erſchien. Dann wurde er Provinzial ſeines Ordens in Spanien und vertrauter Rathgeber von Philipp II. Er ging nach England, als dieſer ſich mit der Königin Maria vermählte und predigte in London mit Feuereifer über das heilige Meßopfer. Philipp II. erhob ihn im Jahre 1558 auf den erledigten Erzbiſchofsſitz von Toledo. Aber Carranzas Feinde wußten ſo liſtig die Rechtgläubigkeit des berühmten Mannes zu verdächtigen, daß er kaum ſeinen Sitz eingenommen hatte, als König Philipp ihn zu Valladolid verhaften und vor das Inquiſitionsgericht ſtellen ließ. Zur großen Entrüſtung der Väter zu Trient, die an ſeiner Rechtgläubigkeit nicht zweifelten, zog ſich ſein Prozeß in die Länge und im Jahre 1567 wurde er nach Rom geſchickt. Dort ſprach man ihn frei von häretiſchen Lehren, hielt ihn aber von ſeinem Biſchofsſitz zurück, ſo daß er in Rom ſtarb, 1576. Als Kaiſer Carl V. am 21. Septbr. 1558 ſtarb, eilte Carranza als Primas von Spanien nach dem Kloſter St. Juſt und ertheilte dem Sterbenden die heilige Wegzehrung. Von der großen Aufregung der Geiſter auf dem Gebiet des Glaubens zu jener Zeit legt das zwiefache Märchen Zeugniß ab, welches aus dieſem durchaus paſſenden Umſtand abgeleitet wurde: Einige verbreiteten die Sage, der große Kaiſer ſei dem Lutherthum hold; Andere, er habe den Primas rufen laſſen, um ihm Vorwürfe über ſeine häretiſchen Anſichten zu machen.

Anmerkung der Ueberſetzerin.

Genehmigung. Hatte er auch den Adminiſtrator etwas geneigter geſtimmt: ſo waren die Mitglieder des Capitels doch immer dagegen. Andererſeits kam es zwiſchen Alfons Alvarez Ramirez und mir durchaus nicht zum Abſchluß, weil er die Einmiſchung des Schwiegerſohns geſtattete; und ſo kam es denn endlich zwiſchen uns zum Bruch. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte. Nur wegen dieſer Sache war ich nach Toledo gekommen. Reiſte ich ab ohne das Kloſter gegründet zu haben, ſo ſah ich wohl, welchen übeln Eindruck das machen werde. Mehr als alles Uebrige ſchmerzte mich aber die Verſagung der Erlaubniß, denn mir ſchien, wenn ich ſie nur hätte, würde ich ſogleich ein Kloſter beginnen und der Herr werde dann das Weitere thun — wie ſchon ſo oft an anderen Orten. Ich entſchloß mich alſo ſelbſt mit dem Adminiſtrator zu reden, denn zwei Monate waren fruchtlos vergangen und mit jedem Tage ſchwand die Hoffnung auf Erfolg mehr und mehr. Ich ging alſo in eine Kirche neben ſeinem Hauſe und ließ ihn erſuchen ſich in die Sacriſtei zu begeben, um mit mir zu ſprechen. Als ich mit ihm allein war, ſagte ich ihm, es ſei doch erſtaunlich, daß einige Frauen nach Toledo kamen, um in ſtrenger Clauſur ein rauhes Leben zu führen und nur mit ihrem Seelenheil ſich zu beſchäftigen — und daß Perſonen, die das Alles nicht thäten, ſondern in lauter Wohlbehagen lebten, ein Werk nicht zulaſſen wollten, das dem Herrn doch ſehr wohlgefällig ſei. Ich führte noch andere gute Gründe an und ſprach mit einer Kühnheit, die Gott mir eingab, denn ſie machte einen ſolchen Eindruck auf ſein Herz, daß er mich nicht verließ ohne mir die Genehmigung ertheilt zu haben. Ganz beglückt ging ich hinweg. Mir war als hätte ich nun Alles, was ich brauchte. Im Grunde hatte ich nichts, als drei bis vier Dukaten und damit kaufte ich ſogleich zwei Bilder für unſeren Altar, der ſo ganz ſchmucklos war, zwei Strohſäcke und eine wollene Bettdecke. Von einem Hauſe war ſeit dem Bruch mit Alfons Alvarez Ramirez nicht die Rede. Nur ein Kaufmann, der mir ſehr wohl wollte, hatte mir geſagt, ich möge ganz ruhig ſein, er werde mir ſchon ein Haus auffinden; aber leider wurde er krank. Er war ein ſehr rechtſchaffener Mann aus meiner Vaterſtadt, unverehelicht, lebte ganz für gute Werke, beſonders für Unterſtützung der Gefangenen, und hieß Alfons de Avila.

Kurz vor meiner Ankunft in Toledo war ein ſehr frommer Franziscaner, Bruder Martin vom Kreuz, einige Zeit dort geweſen. Als er abreiſte, trug er einem jungen Menſchen auf, der bei ihm beichtete, Alles zu thun, was ich von ihm verlangen würde. Der Jüngling hieß Andrada und war herzlich arm. Als ich in einer Kirche die Meſſe gehört hatte, nahete er ſich mir, theilte mir den Auftrag mit, den der gottſelige Franziscaner ihm gegeben hatte und verſicherte, daß er Alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, für mich thun werde; nur könne er freilich mit nichts Anderem dienen, als mit ſeiner Perſon. Ich dankte ihm vielmals; aber der Beiſtand, den der heilige Mann uns ſchickte, ergötzte mich ungemein, und meine Gefährtinnen noch mehr, weil in der That Andradas Anzug nicht für den Verkehr mit Barfüßerinnen gemacht ſchien.

Als ich nun da ſaß mit meiner Erlaubniß, ohne zu wiſſen, wie ich die Sache angreifen ſolle, ohne eine Seele, die mir helfen könne ein paſſendes Haus zu ſuchen, fiel mir der junge Menſch ein, den Bruder Martin vom Kreuz mir zugeſchickt hatte und ich ſagte es meinen Gefährtinnen. Sie lachten mich aus und baten, ich möge mich nicht mit ihm einlaſſen, denn es würde unſere Verlegenheit gar zu offenkundig machen. Aber ich hörte nicht darauf, ſondern weil er mir von einem ſo frommen Diener Gottes und in einer gewiſſen geheimnißvollen Weiſe geſchickt war, dachte ich, er könne doch wohl zu brauchen ſein — und ließ ihn rufen. Nachdem ich ihm tiefes Schweigen eingeſchärft hatte, ſagte ich ihm wie die Sache ſtehe und bat ihn mir ein Haus zu ſuchen. Für den Miethzins werde Jemand gut ſagen. Ich hatte dabei den guten Alfons de Avila im Sinn, der mir ſo ungelegen erkrankt war. Andrada erwiderte, nichts ſei leichter und er werde ein Haus ſuchen. Am andern Morgen in aller Frühe, als ich in der Jeſuitenkirche die Meſſe gehört hatte, kommt Andrada, ſagt er habe ein Haus, er habe die Schlüſſel bei ſich, es ſei ganz in der Nähe, wir möchten es uns anſehen. Wir thaten es und fanden es ſo paſſend, daß wir faſt ein Jahr darin blieben.

So oft ich dieſe Gründung betrachte, ſtaune ich über die Wege Gottes. Zwei bis drei Monate haben angeſehene, reiche Leute die Stadt umgekehrt, um ein paſſendes Haus zu ſuchen und fanden es ſo wenig, als ob es überhaupt keine Häuſer in Toledo gebe. Da kommt dieſer junge Menſch, der nichts iſt als ſehr arm, und es gefällt dem Herrn, daß er ſogleich ein Haus finde. Wir hätten ohne irgend eine Mühe durch Alfons Alvarez die Gründung machen können; allein ſie mußte ſich zerſchlagen, weil der Herr wollte, daß ſie in Armuth und Sorgen zu Stande komme.

Da uns das Haus gefiel, entſchloß ich mich ſogleich es in Beſitz zu nehmen, bevor die Sache bekannt und irgend eine Störung möglich werde und Andrada erſchien bald darauf mit der Nachricht, daß es noch an dem nämlichen Tage ganz zu unſerer Verfügung ſtehe und wir unſer Hausgeräth hinſchicken könnten. Ich ſagte, das ſei bald geſchehen, denn wir beſäßen nichts als zwei Strohſäcke und eine Wolldecke. Er hätte ſich darüber wohl verwundern können und meinen Gefährtinnen war es leid, daß ich mich ſo offenherzig gegen ihn ausgeſprochen hatte, weil ſie fürchteten unſere Armuth werde ihn abſchrecken uns ferner Hülfe zu leiſten. Daran hatte ich nicht gedacht und ihm fiel ſo etwas auch gar nicht ein, denn Derjenige, der ihm zuerſt den guten Willen gab uns zu dienen, ließ ihn das Werk auch zu Ende bringen. Er führte Handwerker herbei, half uns bei der Einrichtung und war nicht minder thätig, als wir. Dann borgten wir die nothwendigen Ornamente zur Feier der heiligen Meſſe, und am Abend nahmen wir Beſitz von unſerem Kloſter, begleitet von einem Notar und bei dem Klang eines Glöckchens von der Art, wie man es bei der Wandlung zu brauchen pflegt — denn wir beſaßen keine andere. Wir brachten die ganze Nacht mit der Einrichtung der Capelle zu, und vermieden ſorgfältig jedes Geräuſch, denn es ergab ſich kein anderer Raum für die Capelle, als ein Saal, zu dem man nur durch ein Nebenhäuschen eingehen konnte. Dieſes hing durch einen ganz kleinen innern Hof mit dem Haupthauſe zuſammen und wir hatten es ebenfalls von der Beſitzerin gemiethet, ohne aber den Frauen, die es bewohnten, dieſe Veränderung mitzutheilen aus Beſorgniß, ſie könnten durch Schwätzereien Hinderniſſe herbeiführen. Mit Tagesanbruch war Alles bereit und nun wurde die Thür in der Zwiſchenwand geöffnet, die nur von Lehm war. Die Frauen ſchliefen noch als die Schläge erſchallten. Voll Entſetzen ſtanden ſie auf und wir hatten viel Mühe ſie zu beſänftigen. Aber die Stunde der Meſſe kam und als ſie ſahen, was hier vorging, ſchwand ihr Unmuth und der Herr ſtimmte ſie ganz freundlich.

In der gewiſſen Einſeitigkeit, die Gott zuweilen zuläßt, damit der Anfang eines Werkes gemacht werde, hatte ich an verſchiedene Uebelſtände nicht gedacht. Zuerſt war es die Beſitzerin des Hauſes, die Frau eines Majoratsherrn, die uns viel Ungelegenheit verurſachte, weil ſie nicht eine Kirche in ihrem Hauſe haben wollte. Wir verſprachen ihr endlich das Haus zu kaufen und gut zu bezahlen, wenn es uns darin gefalle und damit gab ſie ſich denn Gott ſei gedankt zufrieden. Eine andere Unannehmlichkeit war der große Unwille der Mitglieder des erzbiſchöflichen Raths, als ſie vernahmen, daß das Kloſter gegen ihre Erlaubniß gegründet ſei. Der Adminiſtrator, deſſen Genehmigung ich hatte, war verreiſt; ſie begaben ſich alſo zu einem der angeſehenſten Geiſtlichen in Toledo, dem ich glücklicherweiſe ſchon Alles anvertraut, was ſich zugetragen hatte und beklagten ſich höchſt empört über die Kühnheit eines Weibleins, welches gegen ihren Willen in Toledo ein Kloſter gegründet habe. Der geiſtliche Herr that als wiſſe er es nicht, ſuchte nur ſie zu beruhigen, verſicherte, ich hätte ſchon an anderen Orten Kloſtergründungen gemacht und werde gewiß genügende Urkunden zu dieſer Befugniß haben. Trotz deſſen ſchickten ſie mir nach einigen Tagen das Verbot zu, die Meſſe im Kloſter leſen zu laſſen, bis ich ihnen eine genügende Autoriſation vorgelegt habe. Ich antwortete äußerſt ſanftmüthig: ich ſei freilich nicht dazu verpflichtet ihrem Befehl zu gehorchen, wolle es aber gern thun. Dann bat ich Don Pedro Manrique, den Edelmann, den ich ſchon genannt habe, er möge ſo gütig ſein mit den Herren zu reden und ihnen meine Vollmachten vorzulegen. Er that es und glich die Sache aus, indem er ſagte, ſie ſei nun einmal geſchehen; und damit hörte dieſe Plage auf.

Wir waren nun in unſerem Kloſter mit unſeren zwei Strohſäcken, unſerer Bettdecke und weiter nichts. Am erſten Tage hatten wir kein Spähnchen Holz, um auch nur eine Sardelle zu röſten. Ich weiß nicht wem der Herr den Gedanken eingab, einen kleinen Holzbündel in unſere Capelle zu legen, der uns aus der Noth half. Es iſt kalt in Toledo, beſonders in der Nacht. Wir hatten nur eine Bettdecke, aber wir breiteten unſere groben Wollmäntel über uns aus, die uns ſchon oft gute Dienſte leiſteten, und ſchützten uns auf dieſe Weiſe. Es ſcheint unglaublich, aus dem Hauſe der Donna Luiſa de la Cerda, die mich ſo lieb hatte, in eine ſolche Armuth zu gerathen. Ich weiß keinen anderen Grund, als den, daß es dem Herrn gefiel uns die Vortheile aus Erfahrung erkennen zu laſſen, die jene Tugend mit ſich bringt. Ich bat Donna Luiſa um nichts, weil ich es haſſe irgend Jemand zur Laſt zu fallen; und ſie dachte zufällig nicht daran; wir waren ihr ja ſchon für viel größere Gaben verpflichtet. Genug, dieſe Armuth war eine große Wohlthat für uns. Wir waren ſo voll innerm Troſt und voll Freudigkeit, daß ich wieder und immer wieder der Gnadengabe gedenke, die Gott in der Armuth verborgen hat. Bei unſerem großen Mangel blieben wir faſt beſtändig in ſüße Betrachtung verſenkt. Aber ach! es wurde bald anders! Nach einigen Tagen ſchickte uns Alfons Ramirez Vorräthe und Andere folgten ſeinem Beiſpiel, ſo daß wir viel mehr erhielten, als wir wünſchten. Mich überfiel dabei eine ſolche Traurigkeit, als raube man mir eine Menge goldner Kleinodien und ließe mich in Dürftigkeit zurück. Meine Gefährtinnen fühlten denſelben Kummer über unſere Trennung von der lieben Armuth. Als ich ſie niedergeſchlagen ſah, bat ich ſie mir zu ſagen, was ihnen fehle. „Wie ſollten wir nicht betrübt ſein, Mutter!“ ſprachen ſie; „wir ſind ja nicht mehr arm.“

Seitdem wuchs mein Verlangen recht arm zu ſein immer mehr und mir wurde die Gnade zu Theil, alle zeitlichen Güter, und was immer mit ihnen zuſammenhängt, äußerſt gering zu ſchätzen; denn ich hatte erfahren, wie in der Entbehrung des Irdiſchen die Seele gedeiht und welche Ruhe und Befriedigung ſie darin findet.

Zu der Zeit als ich mit Alfons Ramirez über die Kloſtergründung verhandelte, tadelten mich viele Perſonen, daß ich ihm den Titel des Stifters anbiete, da er keineswegs aus einem vornehmen Hauſe, ja nicht einmal von Adel war; ſie meinten, in einer ſo großen Stadt wie Toledo würden ſich dazu ſchon Leute von erlauchtem Geſchlecht finden laſſen. Dies Gerede machte mir keinen Eindruck, da ich Gott ſei Dank! die Tugend immer höher geſchätzt habe, als die adlige Abkunft und Alfons Ramirez überdas einer ſehr geachteten Familie des Handelsſtandes angehörte. Dem Adminiſtrator hatte man aber ſo viel darüber geſagt, daß er in ſeiner Genehmigung die Bedingung ſtellte: ich müſſe dieſe Gründung ebenſo wie meine früheren machen.

Nun war ſie gemacht. Ohne Beihülfe von Alfons Ramirez war das Kloſter in’s Leben getreten, der Stiftungstitel konnte nicht mehr zur Sprache kommen und jetzt knüpfte er wieder Verhandlungen an. Ich befand mich in einiger Verlegenheit, denn eine ſehr vornehme Perſon wünſchte die größte Capelle unſerer Kirche als Familiengruft zu erhalten, während ich ſie an Alfons Ramirez unter der Bedingung geben wollte, daß er ſich nicht im mindeſten um die Angelegenheiten des Kloſters bekümmere — wie das jetzt auch in der That der Fall iſt. Ich ſchwankte alſo etwas und die Verſchiedenheit der Meinungen machte mich unſicher. Da gefiel es dem Herrn mir Licht zu geben und eine Stimme ſprach zu mir: „Wie wenig werden am Tage des Gerichtes die großen Namen und die großen Beſitzungen vor mir gelten.“ Und der Herr gab mir einen ſtrengen Verweis, daß ich Anſichten in Betracht gezogen habe, welche durchaus ungeziemend wären, wenn man ſich die Welt unter die Füße legen wolle.

Ich war äußerſt beſchämt über dieſen Vorwurf und entſchloß mich ſogleich die Sache in der Weiſe abzuthun, daß ich an Alfons Ramirez die große Capelle gab. Und niemals habe ich es bereut; denn wir haben geſehen, daß es uns unmöglich geweſen wäre ohne ſeine Hülfe das Haus zu kaufen, worin wir uns jetzt befinden. Es iſt eines der ſchönſten in Toledo und koſtete zwölftauſend Ducaten. Die zahlreichen Meſſen, die bei uns geleſen und die vielen Feſte, die gefeiert werden, erbauen die Nonnen und die ganze Stadt ungemein. Hätte ich der oberflächlichen Anſicht der Welt mich gefügt, ſo hätten wir nimmermehr eine ſo bequeme Niederlaſſung gefunden und denjenigen betrübt, der uns dieſe außerordentliche Wohlthat ſo liebreich erzeigt hat.

Sechszehntes Kapitel.

Was ſich im St. Joſephskloſter zu Toledo zur Ehre Gottes zugetragen hat.

Es ſcheint mir paſſend etwas von einigen Nonnen zu ſagen, die ſich bemüht haben dem Herrn hier zu dienen. Solche Beiſpiele ermuntern in ſpäteren Tagen immer zur Nachahmung. Bevor wir unſer Haus kauften, trat ſchon die Schweſter Anna von der Mutter Gottes bei uns ein. Sie war vierzig Jahre alt und hatte ihr ganzes Leben mit der Uebung aller chriſtlichen Tugenden hingebracht. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und reich; ſie hätte ſich die Genüſſe und die Freuden der Welt leicht verſchaffen können; allein ſie wählte die Armuth und die Abhängigkeit des Ordenslebens und bat mich um Aufnahme. Ich ſah zwar, daß ſie recht kränklich, aber eine gute und entſchloſſene Seele ſei: Das ſchien mir ein vortrefflicher Anfang für unſer Kloſter und ich nahm ſie auf. Es gefiel dem Herrn ihr bei der ſtrengen Beobachtung der Regel mehr Geſundheit zu ſchenken, als ſie je in der Freiheit und Bequemlichkeit des eigenen Hauſes genoſſen hatte. Weshalb ich ſie anführe und was mir hohe Achtung vor ihr einflößte, iſt dies: bevor ſie Profeß ablegte, ſchenkte ſie ihr ganzes Vermögen — und es war groß! — dem Hauſe als Almoſen. Das war mir peinlich; ich verſagte meine Zuſtimmung und ſtellte ihr vor, daß ſie möglicherweiſe es bereuen — vielleicht auch nicht zur Profeß von uns zugelaſſen werde; und was ſie dann ohne Vermögen beginnen wolle. So ſprach ich und zeigte auf die möglichen Folgen hin, aus zwei Gründen; zuerſt, um zu verhindern, daß ſie nicht leichtſinnig einer Verſuchung Gehör gebe; zweitens, um ihre Weltentſagung bis auf den Grund zu prüfen; denn wäre ſie nicht bei uns geblieben, ſo hätten wir ihr Vermögen ihr zurückgegeben. Sie antwortete mir: könne ſie nicht im Kloſter bleiben, ſo werde ſie Gott zu Lieb' ihr Brod betteln, und dabei blieb ſie. Sie hat ſehr zufrieden und in guter Geſundheit im Kloſter gelebt.

Die Uebungen des Gehorſams und der Abtödtung wurden im größten Umfang geübt. Ich hatte Gelegenheit mehrmals zu beobachten, daß die Nonnen Alles, was die Priorin ſagte — und wenn es auch ganz abſichtslos war — ſogleich ausführten. Sie ſtanden einmal zuſammen im Garten vor einer Waſſerpfütze und die Priorin ſagte zu der Schweſter, die ſich gerade neben ihr befand: Was würde geſchehen, wenn ich eine Nonne heißen würde in dies Waſſer zu ſpringen? Kaum hatte ſie gefragt, ſo war die Schweſter auch ſchon darin und ſo durchnäßt, daß ſie ihre Kleider wechſeln mußte. Ein anderes Mal erlebte ich Folgendes: Es war der Beichttag der Schweſtern. Diejenige, die an der Reihe war und die nur darauf wartete, daß ihre Vorgängerin den Beichtſtuhl verlaſſe, um hineinzugehen, wendete ſich in dieſem Augenblick mit irgend einer Bemerkung an die Priorin. Dieſe ſagte, das ſei die Weiſe nicht, um ſich zu ſammeln; es ſei beſſer den Kopf in den Brunnen zu ſtecken und ſo an ſeine Sünden zu denken. Die Schweſter meinte ſie müſſe ſich nun in den Brunnen ſtürzen und eilte von dannen. Zum Glück lief man ihr nach und hielt ſie zurück; ſonſt hätte ſie es gethan in dem Wahn: dem lieben Gott den größten Dienſt von der Welt zu leiſten. Da ſich noch ähnliche Züge in dem großen Eifer der Abtödtung ereigneten, mußte man ihn mäßigen. Gelehrte Geiſtliche mußten erklären, in welchen Fällen man zu gehorchen habe, denn einige Schweſtern hielten ſo zäh an irgend einem Wort, daß ihre Seelen eher Schaden als Gewinn von ſolchem Gehorſam gehabt hätten, wäre nicht ihre Abſicht gut geweſen. Was ich von dem frommen Eifer dieſes Kloſters ſage, gilt auch für alle anderen. In allen habe ich ähnliche Fälle erlebt, und wäre ich nicht ſelbſt dabei im Spiel, ſo könnte ich Manches erzählen, wodurch der Herr in ſeinen Dienerinnen gelobt und geprieſen würde.

Während ich im Kloſter zu Toledo war, wurde eine Schweſter von ihrer Todeskrankheit befallen. Sie empfing die Sterbeſacramente und wurde nach der heiligen Oelung mit ſo unnennbarer Wonne überſtrömt, daß wir mit ihr redeten, als ſei ſie ſchon in einer anderen Welt und ſie baten, ſie möge im Himmel bei Gott und den Heiligen, zu denen wir eine beſondere Andacht hatten, unſere Fürſprecherin ſein. Kurz bevor ſie ihren Geiſt aufgab ging ich zu unſerem Herrn und flehte ihn vor dem Sanctiſſimum an, ihr einen ſeligen Tod zu ſchenken. Als ich zu der Sterbenden zurückkam, ſah ich den Herrn am Kopfende ihres Lagers in der Mitte deſſelben ſtehen. Er hatte die Arme etwas ausgebreitet, als ob er ſie beſchützen wolle und er ſprach zu mir, ich möge ſicher ſein, daß er in dieſer Weiſe alle ſterbenden Nonnen unſerer Klöſter beſchützen werde und daß ſie keine Verſuchungen in der Todesſtunde zu fürchten hätten. Ich war ganz verſenkt in den namenloſen Troſt dieſer Verheißung; dann aber näherte ich mich der Sterbenden, um ihr ein Paar Worte der Ermuthigung zu ſagen. Da ſprach ſie: „O Mutter! welche große Dinge werde ich ſehen!“ Und ſo ſtarb ſie wie ein Engel. Ich habe noch einige andere Schweſtern hier ſterben ſehen, und immer war es mit einem Frieden, in einer Stille, wie das Ruhegebet und die Entzückung ſie verleihen, ohne irgend ein Zeichen von beängſtigenden Verſuchungen. So hoffe ich denn, daß Gottes Güte uns Allen dieſe Barmherzigkeit erzeigen werde, um der Verdienſte ſeines Sohnes und der glorreichen Jungfrau willen, deren Kleid wir tragen. Deshalb, meine Töchter, müſſen wir uns aber auch bemühen, wahre Carmeliten zu ſein, denn die Lebensreiſe iſt gar kurz! Wüßten wir, welche Aengſte manche Sterbende ausſtehen, weil der böſe Feind ſie gerade dann mit allerhand Spitzfindigkeiten und Blendwerk verſucht, ſo würden wir erſt recht die Gnade unſeres Herrn zu ſchätzen wiſſen.

Ich will euch ein Beiſpiel von dieſen Verſuchungen erzählen, das mir eben einfällt und einen Mann betrifft, den ich gut gekannt habe, denn er war entfernt mit meiner Familie verwandt. Er war ein großer Spieler und hatte nicht allzuviel gelernt. In ſeiner Todeskrankheit benutzte der Teufel dieſe Leidenſchaft und dieſe Unwiſſenheit und täuſchte ihn mit der Vorſpiegelung, daß Reue und gute Vorſätze in der Sterbeſtunde ihm nichts helfen würden. Dieſen Gedanken hielt der Arme ſo feſt, daß er zwar die bitterſte Reue und tiefes Leid über ſein ſündhaftes Leben empfand, aber auf keine Weiſe und durch keine Vorſtellung zum Beichten zu bringen war. Er blieb bei der Behauptung, die Beicht ſei für ihn ganz unnütz, denn er wiſſe, daß er ja doch verdammt ſei. Sein Beichtvater, ein gelehrter Dominicaner, bekämpfte dieſe irrige Anſicht mit tauſend Gründen; aber umſonſt! der Geiſt der Lüge gab dem Kranken ebenſo viel Scheingründe für dieſelbe ein. So vergingen einige Tage. Während der Zeit wird der Beichtvater, von anderen Perſonen unterſtützt, ohne Zweifel viel für ihn gebetet haben, denn auf einmal hatte der Herr Erbarmen mit ihm. Sein Beichtvater war wieder bei ihm, denn ſeine Krankheit, ein heftiges Seitenſtechen, nahm mehr und mehr zu. Gewiß hatte der Pater noch ſtärkere Gründe vorgebracht, aber ebenſo gewiß hätten ſie nichts gefruchtet, wenn nicht Gottes Gnade das Herz des Kranken gerührt hätte; plötzlich, als ob ihm nichts fehle und als der Beichtvater kaum angefangen hatte ihn zu ermahnen, ſetzte er ſich aufrecht im Bett und ſprach: „Sie ſagen alſo, daß die Beicht meiner Seele nützlich ſein werde? Wohlan, mein Pater, ich will beichten.“ Nun ließ er einen Notar kommen und in Gegenwart mehrerer Perſonen, die er zu Zeugen nahm, legte er feierlich den Eid ab nie mehr zu ſpielen und eine Beſſerung ſeines Lebens vorzunehmen, wenn der Herr ihn noch nicht abrufe. Dann beichtete er und empfing mit ſo frommer Andacht die Sacramente, daß wir, auf unſere Glaubenslehre geſtützt, die Rettung ſeiner Seele hoffen dürfen. Gott gebe, meine Schweſtern, daß wir als wahre Töchter der Jungfrau Maria leben und treu unſere Gelübde halten, damit der Herr uns die Gnade gebe, die er uns verſprochen hat. Amen.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Gründung eines Nonnen- und eines Mönchskloſters zu Paſtrana.
1569.

Nachdem wir unſer Haus in Toledo bezogen hatten, worin wir faſt ein Jahr blieben, vergingen vierzehn Tage mit deſſen Einrichtung. Das Kirchlein mußte hergeſtellt, die Gitter eingeſetzt, alles Erforderliche in Ordnung gebracht werden. Endlich, an der Vigilie des heiligen Pfingſtfeſtes war Alles fertig und ich recht müde von all der Arbeit mit den verſchiedenen Handwerkern. Als wir uns am Pfingſttage im Refectorium zur Mahlzeit niederließen, erfüllte mich der Gedanke mit dem ſüßeſten Troſt, daß jetzt die Arbeit überſtanden ſei und ich mich während der Feſttage ſo recht bei dem Herrn ausruhen könne. Meine Seele ſchwamm in Wonne; ich konnte kaum eſſen. Ach! ich verdiente ſolche Seligkeit nicht. Man meldete mir die Ankunft eines Dieners der Prinzeſſin Eboli, Gemahlin von Ruy Gomez de Silva, die ihn ſchickte um mich ſogleich abzuholen. Sie hatte ſchon längſt mit mir über die Gründung eines Kloſters zu Paſtrana verhandelt, aber ich dachte nicht, daß es ſo bald geſchehen werde. Es that mir leid das Kloſter in Toledo ſchon jetzt zu verlaſſen, weil es erſt eben und unter ſo manchen Schwierigkeiten in's Leben trat. Es ſchien mir recht bedenklich unter dieſen Umſtänden nach Paſtrana zu reiſen und ich erklärte dem Mann ganz entſchieden, ich könne jetzt nicht. Er antwortete, die Prinzeſſin ſei bereits, und nur deshalb nach Paſtrana gereiſt; ich würde ſie beleidigen, wenn ich nicht käme. Ich glaubte das nicht, dachte nicht im Geringſten an meine Abreiſe, und ſchickte ihn fort mit dem Bedeuten, er möge zu Mittag eſſen, ich würde inzwiſchen der Prinzeſſin ſchreiben. Er war ein braver Mann und ließ meine Gründe gelten; aber ungern.

Die Nonnen, die für das Kloſter in Toledo beſtimmt waren, langten erſt eben an; ich ſah nicht ein, wie ich ſo bald ſie verlaſſen könne und ich begab mich vor das Sanctiſſimum, damit der Herr mir beiſtehe der Prinzeſſin auf eine Weiſe zu ſchreiben, welche ſie nicht übel nehmen könne. Das wäre vielleicht von ſchlimmen Folgen für uns geweſen, namentlich in Betreff der Reform der Mönchsklöſter, die erſt im Entſtehen war. Ruy Gomez galt ſo viel bei dem König und in ganz Spanien, daß ſeine Gunſt nicht gering zu ſchätzen war. Ich erinnere mich nicht, ob mir das Alles damals einfiel; aber ich weiß ſehr gut, daß ich die Prinzeſſin nicht beleidigen wollte. Ich begab mich vor das Sanctiſſimum und bat den Herrn mir anzugeben, in welcher Weiſe ich der Prinzeſſin ſchreiben ſolle; da wurde mir vom Herrn geſagt ich müſſe gehen, es handle ſich nicht blos um eine Kloſtergründung, ich müſſe die Ordensregel und die Conſtitutionen mitnehmen. Als ich dies vernahm und doch gegründete Urſache hatte nicht nach Paſtrana zu gehen, hielt ich mich für verpflichtet mich, wie ich das in ähnlichen Fällen immer thue, nach dem Rath meines Beichtvaters zu richten. Ich ließ ihn alſo zu mir bitten und trug ihm die Sache vor, jedoch ohne ihm zu ſagen, was ich im Gebet vernommen. Durch dies Verfahren bleibe ich immer in großer

Ruhe. Ich begnüge mich den Herrn zu bitten, die natürliche Einſicht meiner Beichtväter mit übernatürlichem Licht zu erleuchten; und wie er will, daß die Sache geſchehe oder nicht, ſo gibt er es ihnen ein. Dies habe ich oftmals erfahren und ſo kam es auch jetzt. Nachdem der Beichtvater Alles erwogen hatte, entſchied er für meine Abreiſe, und nun war auch ich entſchieden. Am Pfingſtmontag verließ ich Toledo.

Unſer Weg ging über Madrid. Ich ſtieg mit meinen Gefährtinnen in einem Kloſter von Franziscanerinnen, bei der großen Dienerin Gottes ab, die es geſtiftet hatte und darin lebte. Dies war Donna Leonora Mascarennas, früher Hofmeiſterin des Königs, die mich ſchon bei ähnlichen Reiſen immer ſehr huldreich aufgenommen hatte. Sie ſagte mir, ſie freue ſich ganz beſonders meiner Ankunft, denn ſie beherberge eben jetzt einen Einſiedler, der lebhaft wünſche mich kennen zu lernen, weil er finde, daß die Lebensweiſe, die er mit ſeinen Gefährten führe, große Aehnlichkeit mit der Carmeliterregel habe. Ich dachte ſogleich wie vortrefflich es wäre, wenn er ſich zu unſeren zwei Barfüßern geſelle, und ich bat Donna Leonora uns ein Geſpräch zu vermitteln, was denn auch geſchah. Sie hatte ihm ein ganz entlegenes, abgeſchloſſenes Gemach gegeben, wo er mit einem jungen Bruder wohnte, der äußerſt unerfahren in weltlichen Angelegenheiten, aber ein gar frommer Diener Gottes war und Frater Johannes de la Miſeria hieß. Der Einſiedler kam alſo zu mir und ich erfuhr unter anderem, daß er die Abſicht habe nach Rom zu reiſen.

Ehe ich fortfahre, will ich erzählen, was ich von dieſem Pater Mariano von St. Benedict weiß. Er war ein Italiener von Geburt, voll Geiſt und Gelehrſamkeit, von Brauchbarkeit in allen Geſchäften und hieß in der Welt Mariano de Azaro. Die Königin von Polen machte ihn zum Intendanten ihres Hauſes. Er hatte niemals Neigung für den Eheſtand und genoß eine Commende von St. Johannes von Jeruſalem. Plötzlich aber erging der Ruf des Herrn an ihn, Alles zu verlaſſen und mehr für das Heil ſeiner Seele zu ſorgen. Nun kam manche Trübſal über ihn. Einmal gerieth er in Verdacht der Mitſchuldige bei einem Morde zu ſein und zwei Jahre hielt man ihn im Gefängniß. Er wollte keinen Advocaten zu ſeiner Vertheidigung haben, ſondern nur auf Gott und deſſen Gerechtigkeit vertrauen. Zwei falſche Zeugen behaupteten, er habe ſie für den Mord gedungen. Nun ging es ihnen wie den Greiſen, welche Suſanna beſchuldigten. Sie wurden einzeln befragt, wo er ſich damals befunden habe — und der Eine ſagte, er habe auf einem Bett geſeſſen; der Andere, er habe im Fenſter geſtanden. Endlich mußten ſie ſich als Verleumder bekennen und Pater Mariano verſicherte, es habe ihn viel Geld gekoſtet, ſie von der verdienten Strafe zu befreien. Der Eine fiel ihm ſelbſt ſpäter in die Hände, ſo daß er eine Unterſuchung gegen ihn einleiten mußte; aber auch da entzog er ihn der ſtrafenden Gerechtigkeit.

Dieſe und andere ſchöne Tugenden, zu denen auch große Lauterkeit und Keuſchheit und Abneigung gegen den Verkehr mit Frauen gehörten, zogen ihm das Wohlgefallen des Herrn zu, der ihn im Licht ſeiner Gnade die Nichtigkeit der Welt erkennen ließ und ihm das Verlangen gab aus ihr zu ſcheiden und in der Einſamkeit zu leben. Er fing an ſich Kenntniß der verſchiedenen Orden zu verſchaffen um zu prüfen, ob er in einen derſelben eintreten ſolle; fand aber in keinem einzigen, wie er mir ſagte, das — was mit dem innerſten Zug ſeiner Seele übereinſtimmte. Endlich hörte er, daß in der Gegend von Sevilla einige Einſiedler in dem wüſten Landſtrich Tardon unter der Leitung eines ſehr frommen Mannes, der Pater Mathäus hieß, vereinigt und doch abgeſchieden lebten. Ihre Zellen waren kleine von einander getrennte Hütten; ein Jeder genoß für ſich allein ſeine dürftige Mahlzeit; auch das Breviergebet fand nicht gemeinſchaftlich ſtatt; nur die Meſſe führte Alle in einem Oratorium zuſammen. Einkünfte hatten ſie ebenſowenig, als ſie Almoſen begehrten oder empfingen; ſie erhielten ſich durch Arbeit ihrer Hände in großer Armuth. Als mir Pater Mariano dies Alles beſchrieb, war mir, als lebten unſere alten Väter vom Carmel vor mir auf. Acht Jahre lebte er in dieſer Weiſe mit den Einſiedlern. Nun aber kam das heilige Conzil von Trient und befahl, daß ſämmtliche Einſiedler in irgend einen Orden eintreten ſollten. Da beſchloß Pater Mariano nach Rom zu gehen und die Erlaubniß zu erwirken, daß man die Einſiedler von Tardon in ihrer Wüſte laſſe; und auf dieſer Reiſe war er eben jetzt begriffen.

Nachdem er mir ſein ganzes Einſiedlerleben beſchrieben hatte, zeigte ich ihm unſere urſprüngliche Ordensregel und ſagte, er brauche ſich nicht ſo viel Mühe zu geben, er könne im Carmel genau ſo fortleben wie bisher, beſonders was die Handarbeit betreffe, für die er ſo große Neigung habe. Denn er ſagte, die Welt ginge zu Grunde an der Habſucht und reiche Ordensleute würden nicht geachtet. Da ich in dieſem Punkt ganz ſeiner Anſicht war, ſo verſtändigten wir uns auch im Uebrigen leicht und vollſtändig. Ich gab ihm verſchiedene Gründe an, weshalb er als Carmeliter-Barfüßer dem lieben Gott gar wohlgefällig dienen könne und er antwortete, er wolle es in der folgenden Nacht überlegen.

Als ich ihn faſt entſchloſſen ſah, verſtand ich, daß es dieſes ſei, was ich im Gebet vernommen hatte: ich ginge wegen einer wichtigeren Sache, als der Gründung eines Nonnenkloſters fort, und ich empfand eine außerordentlich große Freude bei dem Gedanken, daß durch Pater Mariano's Eintritt in unſeren Orden Gott und dem Carmel ein weſentlicher Dienſt geleiſtet werde. Der himmliſche König, der ihn zu ſich zog, ſtimmte ihn in der folgenden Nacht ſo ganz für meinen Vorſchlag, daß er ſchon am anderen Tage erklärte, er ſei vollkommen dafür entſchieden. Er konnte ſich gar nicht genug über ſeine ſchnelle Umſtimmung wundern, noch darüber, daß es durch eine Frau geſchehen ſei. Dieſe letzten Worte wiederholte er ein Paarmal, als ob ich die Urſache dieſer Umſtimmung ſei, während es der Herr allein iſt, der die Herzen bewegt. Wie merkwürdig ſind Seine Wege! Jahrelang war dieſer Mann unentſchloſſen über einen beſtimmten, feſten Beruf; der, worin er damals lebte, band ihn nicht, denn man legte in demſelben keine Gelübde und kein bindendes Verſprechen ab; man lebte nur gemeinſchaftlich in Abgeſchiedenheit. Und jetzt zeigt ihm der Herr ganz plötzlich den Stand, worin er ihn haben will und daß Er ihn nöthig habe, um das angefangene Werk auszubreiten. Er iſt uns ſchon jetzt ſehr hilfreich geweſen und hat gar manche Mühſale deswegen ertragen. Aus dem Widerſpruch zu ſchließen, der ſich jetzt gegen die Herſtellung der urſprünglichen Regel erhebt, wird er aber noch viel mehr leiden müſſen bevor die Reform durchdringt, obſchon er andererſeits durch ſeinen Geiſt, ſeine Gewandtheit, ſein muſterhaftes Leben, bei Perſonen die uns lieben und beſchützen, in großer Gunſt ſteht.

Pater Mariano ſagte mir ferner, daß ihm Ruy Gomez gerade bei Paſtrana, wohin ich reiſte, einen paſſenden Platz geſchenkt habe um Einſiedeleien einzurichten; und daß er jetzt entſchloſſen ſei, ein Kloſter unſeres Ordens daraus zu machen und daſelbſt den Habit zu nehmen. Ich dankte ihm herzlich und pries Gottes Gnade, denn unſer hochwürdigſter Pater General hatte mir Vollmacht gegeben, zwei Männerklöſter zu gründen, von denen bis jetzt erſt eines beſtand. Schleunigſt ſchickte ich einen Boten an die beiden Patres, deren Genehmigung mir nothwendig war, an den gegenwärtigen Provinzial nämlich und an den, welcher vor ihm das Amt bekleidet hatte, und bat ſie dringend um ihre Zuſtimmung. Auch ſchrieb ich an unſeren Gönner, Don Alvaro de Mendoza, Biſchof von Avila, daß er meine Bitte unterſtütze. Gott gab ihnen eine vollkommene Willfährigkeit. Sie dachten vermuthlich, ein Kloſter in ſo abgelegener Gegend werde der gemilderten Regel keinen Abbruch thun. Pater Mariano gab mir ſein Wort nach Paſtrana zu gehen, ſo wie der Erlaubnißſchein gekommen ſei, und in größter Zufriedenheit ſetzte ich nun meine Reiſe dahin fort.

Ruy Gomez und ſeine Gemahlin empfingen uns mit großer Freundlichkeit. Wir bekamen abgeſonderte Zimmer, in denen wir viel länger bleiben mußten, als ich gedacht hatte, denn das Haus, welches die Prinzeſſin uns beſtimmte, war viel zu klein. Sie ließ es faſt ganz niederreißen und größer aufbauen; nur einige Wände blieben ſtehen.

Drei Monate mußte ich in Paſtrana verweilen. Es war eine ſchwere Zeit, denn die Prinzeſſin wünſchte verſchiedene Dinge, die nicht in Uebereinſtimmung mit unſerer Ordensregel waren. Lieber als ſo etwas zu gewähren, hätte ich die ganze Gründung aufgegeben und wäre abgereiſt. Aber der Klugheit des Prinzen Ruy-Gomez leuchteten meine Gründe ein und er ſtimmte endlich auch ſeine Gemahlin um. In einigen unbedeutenden Dingen gab ich nach um das gute Vernehmen nicht zu ſtören, denn es lag mir unendlich mehr daran, das Mönchskloſter, als das der Nonnen zu gründen. Wie viel wichtiger es in der That war, zeigte ſich ſpäter.

Pater Mariano und ſein Gefährte kamen nach Paſtrana ſo wie die Genehmigung der beiden Provinziale eintraf. Der Prinz und die Prinzeſſin waren ganz damit zufrieden, aus der Einſiedelei die ſie geſchenkt hatten, ein Kloſter für einſiedleriſche Barfüßer-Carmeliter zu machen. Nun berief ich auch den Pater Antonius von Jeſus aus Mancera, damit er das neue Kloſter nach der Regel beginne, und bis er kam, beſchäftigte ich mich mit der Anfertigung der Habite und Mäntel, und that Alles was in meinen Kräften ſtand um die Einkleidung zu beſchleunigen. Um dieſe Zeit verlangte ich einige Nonnen aus Medina del Campo, denn nur zwei begleiteten mich. Pater Balthaſar, Carmelit der gemilderten Obſervanz, ein vortrefflicher Prediger, ein Mann nicht alt, nicht jung, ſo in mittleren Jahren, befand ſich eben damals in Medina. Kaum hörte er von dieſem neuen Kloſter, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt: er begleitete die Nonnen nach Paſtrana um dort Barfüßer zu werden — und wurde es. Er war ſo klar und entſchieden über ſeinen Schritt, daß ich gleich nach unſerem erſten Geſpräch nur Gott danken und loben konnte. Er war es, der dem Pater Mariano und ſeinem Gefährten den Habit der Laienbrüder gab. Obſchon ich ſehr wünſchte, Pater Mariano möge als Chorbruder eintreten, war er nicht dahin zu bringen. Aus Demuth wollte er der Letzte von Allen ſein, und erſt ſpäter bewog ihn der Befehl unſeres Pater Generals die Prieſterweihe zu empfangen. So wie Pater Antonius von Jeſus anlangte und das Kloſter eröffnete, traten auch Novizen ein, von denen Einige ſolche Fortſchritte im geiſtlichen Leben machten, daß, wenn es Gott gefällt, Jemand ihre Tugenden beſchreiben wird, der es beſſer verſteht als ich; denn ich bekenne, daß meine Fähigkeit nicht dazu ausreicht.

Was das Nonnenkloſter betrifft, ſo kam es zu gleicher Zeit und zur größten Zufriedenheit des Prinzen und ſeiner Gemahlin zu Stande. Die Prinzeſſin ließ es den Nonnen an nichts fehlen und behandelte ſie mit großer Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit bis zum Tode von Ruy-Gomez. Da wurde alles anders! nur der Allwiſſende weiß warum! War es eine Verſuchung des Teufels, war es eine unerforſchliche Zulaſſung Gottes — genug, die Prinzeſſin ließ ſich in erſter Aufregung ihres leidenſchaftlichen Schmerzes als Nonne einkleiden[1]. Bei ihrer großen Verzweiflung war es leicht zu begreifen, daß ſie den klöſterlichen Uebungen innerhalb einer ſtrengen Clauſur, an die ſie nicht gewöhnt war, keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Wegen der ſtrengen Vorſchriften des heiligen Conzils von Trient durfte die Priorin ihr aber nicht die Freiheit geſtatten, die ſie begehrte. Genug, die Prinzeſſin faßte einen Widerwillen gegen die Priorin, die Nonnen und das Kloſter, und obſchon ſie bald darauf das Kleid ablegte und wieder im Schloß lebte, ſo blieb ihr das Alles unausſtehlich. Die armen Nonnen lebten in einer beſtändigen Beunruhigung. Da that ich denn Alles was ich konnte, um bei unſeren Obern die Erlaubniß zu erwirken, daß das Kloſter in Paſtrana aufgegeben und nach Segovia verpflanzt werde — was denn auch ſpäter geſchah. Dahin begaben ſich die Nonnen, indem ſie alles zurückließen, was die Prinzeſſin ihnen geſchenkt hatte. Die Novizen aber, die ſie auf deren Befehl ohne Ausſtattung aufnehmen mußten, führten ſie mit ſich nach Segovia; auch die Betten und einiges Hausgeräth, was ſie ſelbſt angeſchafft hatten. Die Einwohner von Paſtrana waren troſtlos über ihre Abreiſe. Ich aber hatte die größte Freude von der Welt ſie in Ruhe zu wiſſen. Meine genaueſten Nachforſchungen ergaben, daß ſie nicht durch ihre Schuld die Ungunſt der Prinzeſſin ſich zugezogen — und daß ſie mit derſelben Ehrfurcht, nach wie vor der Einkleidung, ſie behandelt hatten. Bewirkte alſo der große Schmerz der Prinzeſſin die Veränderung ihres Sinnes, ſo wurde die eigentliche Schuld doch allgemein einer Kammerfrau zugeſchrieben, die ſie mit in das Kloſter genommen hatte. Genug, der Herr ließ es ſo zu. Er wird gefunden haben, daß hier kein paſſender Ort für ein Kloſter ſei. Seine Fügungen gehen hoch hinaus über unſere Einſicht. Ich für mich hätte mich dieſer Gründung nie erdreiſtet; ich folgte nur dem Rath gelehrter, frommer Männer.

---

[1] Als die Priorin die Abſicht der Prinzeſſin erfuhr, rief ſie: „Die Prinzeſſin Nonne? dann iſt's aus mit dem Kloſter!“

Achtzehntes Kapitel.

Gründung des St. Joſephkloſters zu Salamanca, 1570. Einige wichtige Rathſchläge für Priorinnen.

Nachdem die beiden Klöſter in Paſtrana gegründet waren, kehrte ich für einige Monate nach Toledo zurück, kaufte das große Haus von dem ich geſprochen habe und ſetzte Alles in Stand und Ordnung. Da ſchrieb mir der Rector der Geſellſchaft Jeſu in Salamanca, es ſei wünſchenswerth, dort ein Kloſter unſeres Ordens zu haben; und gab mir die Gründe dafür an. Sie leuchteten mir zwar ein; allein es war in Salamanca wenig auf Unterſtützung zu rechnen; wie konnte ich alſo eine Kloſtergründung auf Armuth zu machen wagen! Indeſſen iſt Avila auch arm und nie hat uns etwas gemangelt. Ja, ich glaube, Gott wird ſeine treuen Dienerinnen nie Mangel leiden laſſen. Ueberdas ſind immer nur Wenige in unſeren Klöſtern, ſie helfen ſich durch mit Handarbeit, Ordnung herrſcht in allen Dingen: das überlegte ich und entſchloß mich für Salamanca. Ich ging von Toledo nach Avila und kam von dort aus bei dem Biſchof von Salamanca um die Genehmigung ein. Er gab ſie gern und gleich, denn der Pater Rector hatte ihm ein Nonnenkloſter unſeres Ordens als ein ſehr gottgefälliges Werk empfohlen. Die Sache ſchien mir ſo leicht, daß ich mit dieſer Erlaubniß die Gründung als abgemacht betrachtete. Ich bat eine Dame meiner Bekanntſchaft in Salamanca mir ſogleich ein Haus zu miethen. Dies war aber ſchwierig genug, weil es nicht die eigentliche Miethzeit war. Indeſſen fand ſich doch ein Haus, welches freilich noch Studenten bewohnten; doch kam man mit ihnen überein, daß ſie es verlaſſen würden, ſo wie die neuen Miether einträfen. Wer das ſei, wußten ſie nicht, denn bis zur Beſitznahme hielt ich auf ſtrenges Geheimniß, weil ich Erfahrungen in Menge über argliſtige Verſuche des böſen Feindes, um eine ſolche Gründung zu verhindern, gemacht hatte. Der Herr ließ das damals nicht zu, weil Er die Gründung wollte. Seitdem aber haben wir ſo viel Nöthen und Widerwärtigkeiten ausgeſtanden, und ſie ſind nach Jahren, da ich dieſes ſchreibe, noch ſogar nicht beſeitigt, daß ich glaube, der Teufel kann das Haus nicht leiden, weil darin dem lieben Gott recht treu gedient wird.

Als ich die Genehmigung des Biſchofs hatte und eines Hauſes in Salamanca gewiß war, reiſte ich dahin ab, der Güte Gottes allein vertrauend, denn ich hatte dort Niemand, der mir bei der Einrichtung des Hauſes irgendwie behilflich ſein konnte. Ich nahm nur eine Gefährtin mit um weniger Aufſehen zu machen; ich fand es beſſer, die Nonnen erſt nach der Beſitznahme des Kloſters kommen zu laſſen. Die Mühe, die ich in Medina del Campo hatte, um mit vielen Schweſtern eine Unterkunft zu finden, war mir ein warnendes Beiſpiel. Gab es jetzt Ungemach, ſo ertrug ich es allein mit der einen Nonne, die mir als Begleiterin unentbehrlich war. Am Vorabend von Aller-Heiligen langten wir an, nachdem wir den Tag vorher bis in die Nacht hinein bei großer Kälte unterwegs waren und ich mich in unſerem Nachtquartier recht krank fühlte.

Ich will hier nicht die Mühſeligkeiten verzeichnen, die ich auf meinen Reiſen von der Hitze, von der Kälte, von den ſchlechten Wegen auszuſtehen hatte. Ein Paarmal ſchneite es den ganzen Tag; unzählige Mal verirrten wir uns. Dazu kam mein vielfaches Uebelbefinden, meine häufigen Fieberanfälle; denn ich habe, Gott ſei Dank, immer eine ſchwache Geſundheit gehabt, ſo daß ich augenſcheinlich ſah, wie der Herr mir bei gewiſſen Veranlaſſungen die nothwendigen Kräfte gab. Wie oft fühlte ich mich ſo krank, daß ich meinte, ich könne nichts anderes thun, als mich in meiner Zelle in's Bett zu legen und den Herrn bat, er möge mich nicht Dinge thun heißen, die ich nicht leiſten könne. Darauf aber kam ich, wenn auch mit einiger Anſtrengung, zu Kräften, und der Eifer und die Thätigkeit, die Er mir verlieh, bewirkten, daß ich mich ſelbſt vergaß. So weit ich mich entſinne, habe ich niemals aus Furcht vor Beſchwerlichkeiten eine Gründung unterlaſſen, obſchon mir Reiſen, und namentlich lange Reiſen, äußerſt zuwider ſind. So wie ich ſie aber antrete, erſcheint mir Alles gering im Vergleich mit der Ehre Gott zu dienen und mit dem Glück, ein Haus zu gründen, wo ſein Name geprieſen und wo Er im allerheiligſten Sacrament angebetet werden ſoll. Es gewährt mir namenloſen Troſt eine Kirche mehr auf Erden zu ſehen, vorzüglich dann, wenn ich an all' die Kirchen denke, welche dieſe Lutheraner zerſtört haben; und ich weiß nicht, welche Mühe, und wäre es auch die größte der Welt, man fürchten könnte, wenn der Chriſtenheit um dieſen Preis ein ſo unſchätzbares Gut zuzuwenden iſt. Freilich vergeſſen gar Viele die wunderbare Gnade, daß Jeſus Chriſtus, wahrer Gott und wahrer Menſch, im allerheiligſten Sacrament an ſo vielen Stätten gegenwärtig iſt; aber ſie muß unſer ſüßeſter Troſt ſein.

Mein Herz ſtrömt von Wonne über, wenn ich im Chor der Kloſterkirche das Lob des Herrn von reinen Seelen ſingen höre. Auch bei anderen Veranlaſſungen: bei dem Anblick ihres Gehorſams z. B., ihrer Zufriedenheit in der ſtrengen Abgeſchiedenheit der Clauſur, ihrer Freude an der Abtödtung. Je mehr Gnade die Priorin vom Herrn empfängt um ihre Nonnen abzutödten, deſto froher ſind ſie, ſo daß jene eher müde wird ihnen dergleichen Uebungen vorzuſchlagen, als ſie müde werden, dieſelben auszuführen. In dieſem Punkt hört ihr Verlangen nimmer auf.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, will ich einige Bemerkungen machen, die mir eben bei der Abtödtung einfallen und die ich ſpäter vergeſſen könnte. Ich hoffe, meine Töchter, daß die Priorinnen ſie benutzen werden.

Die Vorgeſetzte iſt gern geneigt ihre Nonnen denjenigen Tugenden und Gaben gemäß zu leiten, welche ſie ſelbſt beſitzt. Iſt eine Priorin ſehr abgetödtet, ſo erſcheint ihr Alles ganz leicht was ſie befiehlt um den Eigenwillen ſchmiegſam zu machen; und doch würde ſelbſt ihr Manches vielleicht ſchwer fallen. Da müſſen wir uns nun genau die Regel merken, niemals Andern das zu befehlen, was für uns ſelbſt hart iſt. Eine andere Priorin beſitzt in hohem Grade den Geiſt der Andacht; da möchte ſie denn, daß Alle ihren Zug zum Gebet hätten. Aber Vorſicht iſt von höchſter Wichtigkeit für Vorgeſetzte, namentlich in unſeren Häuſern, weil die Priorinnen gehalten ſind, genauere Rechenſchaft als irgendwo über das Innere und Aeußere ihrer Nonnen abzulegen. Sie müſſen ſich feſt einprägen, daß der Herr die Seelen auf verſchiedenen Wegen zu ihrem Ziel führt und daß man ſie nicht zur Priorin machte, um den Weg nach ihrem Geſchmack zu wählen, ſondern um ihre Nonnen gemäß den Regeln und Conſtitutionen unſeres Ordens zu leiten — möge dies auch mit großer Selbſtüberwindung und großer Abtödtung eigener Anſichten, von ihrer Seite geſchehen.

In einem unſerer Klöſter fand ich einſt eine Priorin, die eine beſondere Vorliebe für Bußübungen hatte und ſie allen Schweſtern beizubringen ſuchte. Zuweilen nahm die ganze Genoſſenſchaft auf Einmal die Disciplin, während die ſieben Bußpſalmen und verſchiedene Orationen gebetet wurden. Noch mehr ſolcher Uebungen ließ ſie machen. Nicht beſſer iſt es, wenn die Priorin einen ſtarken Zug zur Betrachtung hat und deshalb veranlaßt, daß die ganze Genoſſenſchaft, außer der Zeit, welche die Regel dafür anſetzt, nach der Mette ſich in Betrachtung verſenke, anſtatt ſchlafen zu gehen, was viel weiſer wäre. Durch eine ſo vorherrſchende Neigung übermüdet ſie ihre Nonnen; aber dieſe Lämmerheerde der Mutter Gottes ſchweigt und gehorcht. Das erfüllt mich förmlich mit Ehrfurcht und Beſchämung und zuweilen wird es mir eine Verſuchung zur Unzufriedenheit. Die Schweſtern ſehen den Fehler der Priorin nicht ein; in Gott verſenkt gehen ſie ihren Weg. Aber ich ſehe ihn, ich fürchte für ihre Geſundheit, ich wünſchte, man möge ſich mit Befolgung der Regel begnügen, die ſchon ſchwer genug iſt, und bei allem Uebrigen mit großer Schonung vorgehen, beſonders in Rückſicht vermehrter Bußübungen. Um der Liebe Gottes willen bitte ich alle Priorinnen, dieſem ſo wichtigen Punkt ihre ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken und die Befähigung jeder Nonne genau zu beobachten und ſich zu merken. Thun ſie das nicht, ſo werden ſie die Seelen, die ſie auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts bringen ſollen, in Unruhe und Verwirrung ſtürzen und ihnen großen Schaden thun. Vor Allem müſſen ſie ſich feſt einprägen, daß Strengheiten, welche ſie der Regel hinzufügen, die Nonnen durchaus nicht verpflichten, ſondern nur ganz freiwillig zu üben ſind. Freilich iſt recht viel Abtödtung nöthig, bis die Seele zu innerer Freiheit und hoher Vollkommenheit gelangt; aber dies iſt nicht plötzlich zu erzwingen, ſondern geht langſam, nach und nach vor ſich, wenn jede Nonne gemäß ihrem Charakter, ihren natürlichen Anlagen und dem Verſtand, den Gott ihr gibt, geführt und unterſtützt wird. Eine Priorin meint vielleicht, die Rückſicht auf Verſtandesanlagen ſei überflüſſig. Darin irrt ſie aber. Es gibt Seelen, die mit der Zeit vielleicht ſehr heilig werden, die aber große Mühe haben ſich ſowohl den Geiſt unſerer Regel, als auch das Weſen der Vollkommenheit klar zu machen. Sie werden nicht wiſſen, wann ſie ſich entſchuldigen müſſen und wann nicht; ſie werden kleine Vorſchriften nicht erfüllen, weil ſie deren hohe Wichtigkeit nicht begreifen, ja ſogar — was ſchlimmer iſt! — weil ſie darin eine Kleinlichkeit ſehen. Hätten ſie das richtige Verſtändniß, würden ſie es vielleicht gern thun. Eines unſerer Häuſer liefert mir ein Beiſpiel. Es befindet ſich dort eine Nonne, die, ſo weit ich es beurtheilen kann, eine der treueſten Dienerinnen Gottes und von ihm mit großen Gnaden, mit dem Geiſt der Buße und der Demuth ausgeſtattet iſt. Nun, dieſe vortreffliche Nonne bringt es nicht dahin gewiſſe Punkte unſerer Conſtitutionen richtig aufzufaſſen. Sie findet es z. B. gegen die Nächſtenliebe, im Capitel die Verfehlungen anzugeben, die man bei den Nonnen bemerkt hat und meint, man dürfe nichts gegen die Schweſtern ſagen. Und dergleichen mehr könnte ich von Einigen anführen, die doch in anderen Dingen große Vorzüge vor Jenen hatten, welche die Regel gründlich kannten.

Ferner darf die Priorin nicht wähnen, ſie könne leicht und ſchnell die Seelen verſtehen. Das iſt die Sache Gottes, der die Herzen durchſchaut. Aber ſie bemühe ſich, jede Seele auf dem Wege, auf den Gott ſie geſtellt hat, vorwärts zu bringen und darauf zu achten, daß Keine ſich gegen den Gehorſam und gegen die wichtigſten Punkte unſerer Regel und Conſtitutionen verfehle. Diejenige Jungfrau, welche ſich von den Eilftauſend abſonderte und verbarg, wurde auch eine heilige Martyrin und litt vielleicht mehr als die übrigen, als ſie ſich ſpäter, ganz allein, zum Marterthum ſtellte. Um auf die Abtödtung zurückzukommen, bemerke ich noch Eines. Die Priorin befiehlt zuweilen etwas, das an ſich leicht iſt, der Nonne aber, welche ſie abtödten will, ſo ſchwer fällt, daß dieſelbe zwar gehorcht, aber gereizt und beunruhigt wird: in dieſem Fall wäre es beſſer ihr nicht einen ſolchen Befehl zu geben. Hieraus entnehme die Priorin, daß ſich dieſe Nonne nicht mit Gewalt in die Vollkommenheit verſetzen läßt, daß man langmüthig und Schritt vor Schritt mit ihr gehen müſſe, je nachdem die Gnade Gottes in ihr wirke. Sie kann eine ſehr gute Nonne ſein ohne den Grad von Vollkommenheit zu erreichen, zu dem man ſie anſpornt und dann werden dieſe übertriebenen Verſuche nur dazu dienen ſie in Verwirrung und ihr Herz in Traurigkeit zu verſetzen — was ein entſetzliches Uebel wäre. Hat man Geduld mit ihr, ſo wird ſie ſehen, wie ſich die übrigen Schweſtern in ſolchem Fall benehmen und wird es allmälig machen wie ſie. Das habe ich oft bemerkt. Thäte ſie es aber auch nicht — nun, ſo wird ſie ſelig werden können auch ohne die eine Tugend, zu der man ſie zwingen möchte. Ich weiß eine Schweſter, die ihr Leben lang ungemein tugendhaft war, ſeit Jahren ſchon in der großmüthigſten Weiſe dem Herrn dient; aber ſie hat gewiſſe Unvollkommenheiten, gewiſſe Gefühle, die ſie nicht immer beherrſchen kann. Sie weiß es, ſie klagt es mir, ſie betrübt ſich darüber. Ich kenne ſie genau und denke, Gott laſſe ſie in dieſe kleinen Fehler fallen — an denen keine Spur von Sünde iſt — damit ſie ſich demüthige und ſich nicht für vollkommen halte. Während alſo die Einen große Abtödtung bereitwillig annehmen, ja, um deſto mehr ſich freuen, je größer ſie ſind, weil der Herr ihnen die Seelenſtärke gibt ihren Willen zu unterwerfen: ſo gibt es andere, welche auch die geringſte nicht leiden können. Wollte man ſie ihnen aufzwingen, ſo hieße das auf die Schultern eines Kindes zwei Säcke voll Getreide laden. Nicht nur könnte es ſie nicht tragen, es würde unter ihnen zuſammenbrechen und zu Boden fallen. Nun aber verzeiht mir, meine Töchter, ihr lieben Priorinnen, daß ich über Dinge, die ich bei Einzelnen wahrgenommen habe, ſo weitläufig geworden bin.

Und doch muß ich euch noch einen anderen wichtigen Rath geben. Befehlt nie unter dem Vorwand den Gehorſam zu prüfen, irgend etwas das Sünde, nicht einmal läßliche Sünde iſt. Ich weiß, daß Dinge befohlen ſind, die, wenn man ſie gethan hätte, ſchwere Sünde geweſen wären. Vielleicht hätte die Unwiſſenheit der Schweſter, die gehorchte, ſie entſchuldigt; aber nicht die Priorin, da ſie weiß, daß Alles was ſie ſagt, ſogleich in's Werk geſetzt wird. Die Nonnen hören und leſen, was die heiligen Einſiedler in der Wüſte gethan und wie ſie gehorcht haben; da meinen ſie denn, es ſei Alles recht, was ihnen befohlen wird oder wenigſtens es ſei ihre Pflicht immer zu gehorchen. Sie müſſen aber wiſſen, daß eine Sache, die, ohne Befehl vollzogen ſchwere Sünde wäre, nicht vollzogen werden darf, wenn ſie auch befohlen werden ſollte; — ausgenommen, daß man ihnen den Beſuch der Meſſe oder einen kirchlichen

Faſttag oder dergleichen mehr, unterſagte, weil die Priorin für ein ſolches Verbot gute Gründe haben kann. Aber einem Befehl ſich in den Brunnen zu ſtürzen und ähnlichen, können ſie nicht gehorchen ohne ſchwere Sünde, denn keine von ihnen darf ſich einbilden, daß Gott für ſie Wunder thun werde, wie er es für die Heiligen gethan hat. Uebrigens aber gibt es eine Menge Dinge an denen ſich der Gehorſam üben kann und ich lobe ihn, ſobald er nicht mit den angedeuteten Gefahren verbunden iſt. Eine Schweſter im Kloſter zu Malagon bat einmal die Priorin um Erlaubniß, die Diſciplin brauchen zu dürfen. Sie mochte ſchon öfter vergebens gebeten haben, denn die Priorin ſagte nur: „Laſſen Sie mich!“ und ſetzte hinzu, als die Schweſter in ſie drang: „Gehen Sie, gehen Sie!“ — Mit großer Einfalt begann die Nonne zu gehen und ging ſtundenlang auf und nieder. Eine andere Nonne fragte ſie, was dies zu bedeuten habe. Sie antwortete, es ſei ihr befohlen. Man läutete zur Mette und als die Priorin den Platz der Schweſter im Chor leer ſah, fragte ſie nach ihr und die andere Schweſter erzählte nun, was jene ihr antwortete. Die Priorinnen müſſen alſo äußerſt vorſichtig in ihren Aeußerungen gegen Seelen ſein, die eine ſolche Neigung zum Gehorſam haben. Eine andere Schweſter zeigte einmal ihrer Priorin einen großen Wurm und fragte, ob er nicht allerliebſt ſei. Die Priorin machte ſich über ſie luſtig und antwortete: „Gewiß! eſſen Sie ihn!“ Sogleich eilte die Schweſter in die Küche und röſtete ihn ganz ſchön. Die Köchin fragte, was ſie mit dem geröſteten Wurm anfangen wolle. Sie wolle ihn eſſen, ſagte ſie; und ſie würde es gethan und vielleicht ihrer Geſundheit geſchadet haben, während die Priorin nicht entfernt an ſo etwas dachte.

Da ich eine beſondere Ehrfurcht vor der Tugend des Gehorſams habe, ſo freut es mich unausſprechlich dies gewiſſe Uebermaß in unſeren Häuſern zu finden. Ich habe darum auch Alles was ich konnte gethan, um ihn recht tief in die Gemüther zu pflanzen. Doch wenig würde mein Bemühen fruchten, wenn nicht der Herr in ſeiner unergründlichen Barmherzigkeit im Allgemeinen ihnen den Gnadenzug zum Gehorſam verliehe. Möge es ihm gefallen ſie in dieſer Tugend mehr und mehr zu vervollkommnen.

Neunzehntes Kapitel.

Fortſetzung der Gründung des St. Joſephkloſters in Salamanca.

Ich bin weit abgeſchweift von meinem Bericht! Es kommt daher, daß ich nicht unterlaſſen kann wichtige Punkte, über welche der Herr mir durch Erfahrung Licht gab, warnend zu beſprechen. Ich würde es unrecht finden es nicht zu thun. Möge nur das, was ich darüber denke und ſage, nicht unrichtig ſein.

Tragt alſo Sorge euch immer von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern berathen zu laſſen, meine Töchter, denn ſie werden euch den Weg der Vollkommenheit mit Vorſicht und Wahrhaftigkeit vorzeichnen. Wollen die Priorinnen ihrem Amt genügend vorſtehen: ſo müſſen wohlunterrichtete Männer ihre Beichtväter ſein; ſie könnten ſonſt Gefahr laufen, allerlei Fehler für Acte der Heiligkeit anzuſehen. Auch dürfen ſie nichts verſäumen, um den Nonnen ebenfalls erleuchtete Beichtväter zu verſchaffen.

Nun alſo! am Vorabend von Allerheiligen, im Jahre 1570, gegen Mittag, langten wir in Salamanca an. Kaum war ich im Gaſthof abgeſtiegen, ſo ließ ich einen braven Mann rufen, dem ich den Auftrag gegeben hatte, unſer gemiethetes Haus für unſere Ankunft von den ſeitherigen Bewohnern frei zu machen. Er hieß Nicolas Gutierrez, war ein ſehr frommer Mann und hatte zum Lohn für ſeinen tugendhaften Wandel vom Herrn die Gnade eines unzerſtörbaren Friedens inmitten aller Trübſal des Lebens erhalten. Er war ſehr reich geweſen und ſehr arm geworden; und trug mit heiterm Gleichmuth Armuth wie Reichthum. Für dieſe Gründung hat er mit großer Hingebung und unermüdlichem guten Willen gearbeitet. Als er kam ſagte er mir, das Haus ſei mit nichten geräumt; er habe die Studenten nicht dahin bringen können. Ich ſtellte ihm vor, wie wichtig es ſei, daß man es uns auf der Stelle einräume, bevor meine Ankunft in der Stadt bekannt werde; denn auch diesmal, wie immer, fürchtete ich Hinderniſſe. Darauf begab ſich Nicolas Gutierrez zum Beſitzer des Hauſes und machte ſo viele und ſo dringende Vorſtellungen, daß die Studenten genöthigt wurden noch denſelben Nachmittag auszuziehen[1]. Es war ſpät am Abend, als wir einzogen und es war das erſte Kloſter, das ich in Beſitz nahm ohne das Hochwürdigſte Gut darin aufzuſtellen. Ich hatte nämlich früher geglaubt dies ſei nothwendig, um ein Kloſter zu eröffnen, aber inzwiſchen das Gegentheil erfahren, was mir jetzt ſehr lieb war, denn die Studenten hatten nicht ſehr auf Sauberkeit geſehen und das Haus in einem Zuſtand gelaſſen, der uns während der Nacht genug Arbeit gab.

Am anderen Morgen wurde die erſte Meſſe geleſen und ſomit das Kloſter gegründet. Dann ſorgte ich dafür, einige Nonnen aus Medina del Campo kommen zu laſſen. Einſtweilen war ich ganz allein mit meiner Gefährtin, Maria vom heiligen Sacrament, die älter als ich und eine ganz vortreffliche Nonne war. Aber noch jetzt wandelt mich die Luſt zu lachen an, wenn ich an die Angſt denke, welche ſie damals ausſtand. Das Haus war ſehr groß und wüſt und hatte eine Menge von Dachkammern. Nun konnte meine Gefährtin den Gedanken nicht loswerden, daß einer der Studenten, die wir durch die Vertreibung aus dem Hauſe geärgert hätten, ſich darin verſteckt habe, um uns zu erſchrecken. Gewiß iſt es, daß ein ſolcher Verſteck ihm ſehr leicht geweſen wäre. Wir ſchloſſen uns in einem Zimmer ein, wo wir unſere Lagerſtatt hatten, nämlich ein Paar Bund Stroh. Es iſt immer das Erſte, was ich zur Einrichtung des Hauſes zu kaufen pflege, denn damit iſt für das Lager geſorgt. Unter zwei Wolldecken, die man uns borgte, ſchliefen wir dieſe Nacht. Am anderen Morgen ſchickten unſere Nachbarinnen, Nonnen der heil. Iſabella, noch mehr Decken für die Schweſtern, die wir erwarteten und fügten auch Lebensmittel hinzu. Wir hatten gefürchtet ſie zu beläſtigen; aber ohne Grund. So lange wir dies Haus bewohnten hatten ſie alle mögliche Gefälligkeit für uns und gaben uns reichliche Almoſen. — Als meine Gefährtin ſich mit mir feſt eingeſchloſſen ſah, beruhigte ſie ſich etwas über die Studenten, doch ohne die Furcht vor unbeſtimmten Gefahren zu verlieren. Wahrſcheinlich gab der böſe Feind ihr dieſe Aengſtlichkeit ein, um auch mich zu beunruhigen, was bei den Anwandlungen von körperlicher Schwäche, denen ich unterworfen bin, nicht ſchwer geweſen wäre. Genug, ſie ſah jeden Augenblick ganz beängſtigt bald dahin, bald dorthin. Ich fragte ſie, was es denn zu ſehen gebe, da Niemand herein könne. Sie antwortete: „Ich denke nur daran, was Sie thun würden, wenn ich jetzt ſtürbe — Sie, meine Mutter, allein mit mir.“

---

[1] Einer derſelben war Don Juan Moriz, ſpäter Biſchof von Barbaſtro.

Wäre das geſchehen, ſo hätte ich mich allerdings in großer Verlegenheit befunden und der Gedanke an dieſe Möglichkeit gab mir eine Anwandlung von Furcht, weil Leichen, ſelbſt wenn ich nicht mit ihnen allein bin, mir immer einen peinlichen Eindruck, wenn auch nicht den der Furcht, machen. Dies unbeſtimmte Gefühl von Bangigkeit wurde genährt durch das verdoppelte Geläute aller Glocken; denn es war die Nacht vor Allerſeelen. Aber ich beſann mich, daß der böſe Feind, wenn er uns nicht Furcht einjagen, doch andere ſchlimme Streiche ſpielen und uns durch läppiſche Kindereien in unſeren guten Gedanken ſtören kann. Deshalb antwortete ich: „Sollte das geſchehen, was Sie ſagen, Schweſter, ſo werde ich ſehen, was ich zu thun habe. Jetzt aber laſſen Sie mich ſchlafen.“ Da wir zwei ſehr ſchlechte Nächte gehabt hatten, ſo vertrieb der Schlaf ſehr bald die Furcht und die Ankunft der übrigen Nonnen, die am anderen Tage erfolgte, befreite uns auf immer von ihr.

Drei bis vier Jahre diente dies Haus uns als Kloſter. Ich aber mußte es viel früher verlaſſen, weil ich den Befehl bekam mich nach Avila in das Kloſter der Menſchwerdung zu begeben. Aus freiem Willen würde ich eine neue Gründung nie eher verlaſſen, als bis das Haus eingerichtet und zweckmäßig geordnet iſt. Gott gibt mir darin eine große Gnade, daß es meine Freude iſt die erſte Arbeit zu thun und Alles, was die Ruhe und Bequemlichkeit der Nonnen betrifft, bis in's Kleinſte ſo zu beſorgen, als ob ich mein ganzes Leben in dieſem Kloſter zuzubringen hätte. Iſt mir eine ſolche Einrichtung recht gelungen, ſo bin ich ſehr froh. Daher that es mir weh die Schweſtern von Salamanca verlaſſen zu müſſen, während ſie Manches zu entbehren hatten; — nicht, was den Lebensunterhalt betrifft: für den ſorgte ich von dem Ort aus, wohin ich mich begab, weil das Haus in einem viel zu entlegenen Stadttheil lag, um ſich durch Almoſen der Einwohner von Salamanca erhalten zu können; — aber ſie wurden krank, denn das Haus war feucht, ſehr kalt, ſehr verfallen und dabei ſo groß, daß ſie es unmöglich herſtellen konnten. Endlich aber, und das war das Traurigſte: ſie beſaßen nicht das Sanctiſſimum — eine bittere Entbehrung für Nonnen in ſtrenger Clauſur. Doch konnte ich nicht genug Gott danken für die Art, wie ſie das Alles aufnahmen und in ſtiller Zufriedenheit ertrugen. Einige ſagten mir, es würde ihnen als eine große Unvollkommenheit erſcheinen, ein anderes Haus zu wünſchen und ſie würden ganz glücklich in dem ihren ſein, wenn ſie nur das Sanctiſſimum beſäßen. Endlich wurde der Vorgeſetzte, dem ich zu gehorchen hatte, von der Vollkommenheit und den Entbehrungen der Schweſtern zum Mitleid bewogen. Er befahl mir das Kloſter der Menſchwerdung zu verlaſſen und wieder nach Salamanca zu reiſen. Die Schweſtern hatten ſchon mit einem Edelmann aus der Stadt wegen ſeines Hauſes verhandelt, das recht paſſend war: nur durfte es nicht ohne Genehmigung des Königs verkauft werden, weil es zu einem Majorat gehörte. Doch in der Erwartung dieſer Erlaubniß geſtattete der Edelmann ſchon jetzt den nothwendigen Ausbau, deſſen Koſten ſich auf tauſend Dukaten beliefen. Ich erſuchte meinen oftgenannten Reiſebegleiter, Pater Julian de Avila, mit mir nach Salamanca zu gehen und gleich nach unſerer Ankunft machten wir uns auf und nahmen das Gebäude in Augenſchein. Durch lange Erfahrung und vielfache Uebung in dieſen Dingen, ſehe ich gleich, was zu thun iſt. Wir waren im Auguſt. Ich ſetzte auf der Stelle alle Handwerker in Bewegung, um bis zum St. Michaelstage einziehen zu können, denn das iſt die Zeit, wo man in Salamanca Häuſer miethet. Da wir unſer altes Haus nicht wieder auf ein Jahr gemiethet hatten, ſo war es von anderen Leuten genommen und dieſe drängten uns ſehr zum Auszug. Doch war das neue Haus erſt ſehr mangelhaft eingerichtet und die Wände unſeres Kirchleins waren kaum geweißt. Der frühere Beſitzer war verreiſt. Perſonen, die uns günſtig geſinnt waren, tadelten unſeren übereilten Einzug. Drängt aber die Nothwendigkeit, ſo ſind Rathſchläge, welche nicht zugleich Hülfsmittel angeben, etwas unbrauchbar. Am Vorabend des St. Michaelstages, in der Morgendämmerung fand unſere Ueberſiedelung ſtatt. Es war ſchon bekannt gemacht, daß am Tage des Erzengels die Ausſtellung des Sanctiſſimums und eine Predigt in unſerer Kloſterkirche ſtattfinden würde. Wir hatten alſo nicht viel Zeit, um unſere Sachen aus dem alten Hauſe in das neue bringen zu laſſen und die Kirche einzurichten. Dazu kam noch, daß der liebe Gott am Nachmittag einen furchtbaren Regen ſchickte, der nicht blos unſerem Sachentransport ſehr hinderlich war, ſondern auch unſere Capelle überſchwemmte. Sie war neu und haſtig gebaut und mit einem ſo ſchlechten Dach gedeckt, daß es faſt überall hineinregnete. Ich fand mich ſelbſt an jenem Tage höchſt unvollkommen, meine Töchter. Die Feierlichkeit war bekannt gemacht; ich wußte mir nicht zu helfen. obſchon wir uns abarbeiteten und faſt klagend ſagte ich dem Herrn, er möge mir entweder nicht dergleichen Werke befehlen oder mir in dieſen Nöthen beiſtehen. Der gute Nicolas Gutierrez blieb in ſeinem Gleichmuth als ſei dieſe Widerwärtigkeit gar nichts, und ſagte mir äußerſt ſanftmüthig, Gott werde helfen, ich möge unbeſorgt ſein. Und ſo geſchah es. Am St. Michaelstag, zur Stunde da die Andächtigen ſich verſammelten, begann die Sonne zu ſcheinen. Das rührte mich außerordentlich. Wie war der fromme Mann ſo weiſe geweſen dem Herrn zu vertrauen und wie unweiſe ich mit meinen Sorgen!

Der Zudrang des Volkes war groß, die Muſik ſchön, das Sanctiſſimum wurde mit glänzender Feierlichkeit ausgeſetzt. Das Haus hatte eine vortreffliche Lage, daher fing man erſt jetzt an, ſich um unſer Kloſter zu bekümmern und es fleißig und andächtig zu beſuchen. Zu unſeren größten Gönnern zählten wir Donna Maria Pimentel, Gräfin von Monterey und Donna Mariana, Gemahlin des Corregidors von Salamanca.

Damit unſere Freude über den Beſitz des Stanctiſſimums gedämpft werde, erſchien am anderen Tage der ehemalige Beſitzer des Hauſes in ſo übler Laune, daß ich nichts mit ihm anzufangen wußte. Ich ſtellte ihm vor, wir hätten Alles erfüllt, was mit ihm abgemacht worden ſei: — er nahm keine Vernunft an! Andere Perſonen redeten mit ihm; da beſänftigte er ſich ein wenig, aber es dauerte nicht lange. Ich entſchloß mich nun zu dem Vorſchlag, ihm ſein Haus zurück zu geben; doch damit war ihm wenig gedient: er wollte auf der Stelle die ganze Kaufſumme ausgezahlt haben. Eigentlich war es ſeine Frau, der das Haus gehörte und die in den Verkauf gewilligt hatte, um ihren beiden Töchtern eine Mitgift zu geben. In ihrem Namen war um die Erlaubniß des Königs nachgeſucht und ſie wünſchte in den Beſitz des Geldes zu kommen. Genug, die Sache ſteht jetzt ſo, daß der Kaufcontract nach mehr als drei Jahren noch nicht abgeſchloſſen iſt und ich nicht weiß, ob das Kloſter in dieſem Hauſe verbleiben wird. Ich weiß nur, daß in keinem der Klöſter, die bis jetzt mit Gottes Beiſtand nach der urſprünglichen Regel gegründet wurden, ſo viel Widerwärtigkeiten über die Nonnen kamen. Zum Glück ſind ſie durch Gottes Gnade ſo fromm, daß ſie Alles mit Freudigkeit tragen. Möge der Herr ſie auf dieſem Wege weiter führen. Es kommt ja nichts darauf an, ein bequemes Haus zu beſitzen oder nicht. Hingegen muß es uns lieb ſein in einem Hauſe zu wohnen, aus dem man uns herauswerfen kann, weil uns das an den Herrn der Welt erinnert, der auch auf Erden keines beſaß. Sehr oft iſt es uns geſchehen, und der Bericht dieſer Gründungen zeigt es, unter einem fremden Dach zu wohnen; allein ich habe nie bemerkt, daß dies einer Nonne unangenehm ſei. Ich bitte unſeren himmliſchen König, er möge uns in ſeiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit in die ewigen Wohnungen gelangen laſſen. Amen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Gründung des Kloſters der Verkündigung Mariä in Alba de Tormes. 1571.

Kaum zwei Monate nachdem ich am Feſt Allerheiligen von dem Hauſe in Salamanca Beſitz genommen hatte, wurde ich von dem Rentmeiſter des Herzogs von Alba und ſeiner Frau dringend gebeten, in ihrer Stadt ein Kloſter zu gründen. Ich hatte gar keine Luſt dazu, weil der Ort zu klein war, um durch Almoſen die Nonnen zu erhalten, ſie mußten alſo feſte Einkünfte haben, was nun einmal gegen meine Neigung war. Mein Beichtvater, Pater Domingo Bannez, den ich bereits nannte, hielt ſich damals in Salamanca auf, machte mir Vorwürfe und ſagte, ich verſtände die Sache nicht: das Concil von Trient geſtatte Einkünfte, folglich ſei es verkehrt ein Kloſter mit Einkünften nicht gründen zu wollen, denn nichts hindere die Nonnen dennoch arm und ſehr vollkommen zu ſein. Bevor ich weiter gehe, will ich ſagen, wer die Stifterin war und wie der Herr ſie dazu machte.

Jeſus.

Tereſa de Layz, Stifterin des Kloſters der Verkündigung in Alba de Tormes, war die Tochter vornehmer Eltern von altadligem Geſchlecht und reinem Blut[1]. Da ihr Vermögen nicht ihrem Stande entſprach, nahmen ſie ihren Wohnſitz in dem Dorf Tordillos, zwei Meilen von Alba. Es iſt ſehr zu beklagen, daß man ſich durch ſo ganz weltliche und eitle Gründe beſtimmen läßt, in ſolchen kleinen Ortſchaften zu leben, wo man den Unterricht in der chriſtlichen Lehre und in vielen anderen Dingen, die ein Mittel ſind, um die Seelen zu erleuchten, nicht vollkommen haben kann. Aber man entſchließt ſich lieber dazu, als dem Punkt der Punkte nicht zu genügen, den man Standesehre nennt. Nachdem ſchon vier Töchter da waren, kam Tereſa de Lavz auf die Welt und wurde mit großer Betrübniß von den Eltern empfangen, weil ſie eben kein Sohn war. Man möchte weinen über die kurzſichtigen Sterblichen! ſie wiſſen ſo gar nicht, was zu ihrem Heil iſt, kennen ſo gar nicht die Fügungen Gottes, ſcheinen ſo gar nicht zu ahnen, welchen Segen Töchter und welchen Unſegen Söhne bringen können, und wollen dies Alles doch ſo wenig dem Allmächtigen und Allwiſſenden überlaſſen, der ihnen die Kinder gibt, daß ſie ſich gerade dann betrüben, wenn ſie ſich freuen ſollten. Der Glaube ſchläft in ihnen; darum erheben ſie ſich nicht zu der Betrachtung, daß es Gottes Anordnungen ſind, nicht zu dem Entſchluß in ſeine Hände ſich zu legen. Und während ſie in dieſem Punkt blind

---

[1] Limpia sangre, sangre azul — reines Blut, blaues Blut — bedeutete eine Familie, die ſich nie mit Abkömmlingen von Juden und

---

Mauren vermiſcht hatte. Weil bei dieſen die Reinheit des Glaubens oft zweifelhaft war und weil der Spanier den reinen katholiſchen Glauben über Alles ſchätzte, legte er hohen Werth auf die Abkunft von blauem Blut. Man konnte von altadligem Geſchlecht und nicht von blauem oder reinem Blut ſein; deshalb führt die heilige Tereſa beides an. In Venedig, zur Zeit der Republik, hatte das blaue Blut — sangue blue — eine ähnliche Bedeutung, die aber mehr auf einer ariſtokratiſchen als einer religiöſen Idee beruhte.

Anmerkung der Ueberſetzerin.

ſind, iſt es auch noch eine beklagenswerthe Unwiſſenheit, nicht einzuſehen, wie gänzlich unnütz ſolche Betrübniß iſt. O mein Gott! wie ganz anders werden wir unſere verkehrten Wünſche an jenem Tage beurtheilen, wo uns über alle Dinge das wahre Licht aufgehen wird! Wie mancher Vater wird ſich dann um ſeiner Söhne willen in der Hölle, wie manche Mutter wegen ihrer Töchter im Himmel ſehen!

Eine Sache machten ſie gut, dieſe Eltern: ſie ließen das Kind gleich nach der Geburt von einem Prieſter taufen; dann aber lag ihnen wenig am Leben des kleinen Mädchens und am dritten Tage ließen ſie es ganz allein vom Morgen bis zum Abend und Niemand bekümmerte ſich um das arme Geſchöpf. Endlich kam die Wärterin zurück, hörte den Vorfall, eilte zu ſehen, ob das Kind nicht geſtorben ſei und einige Perſonen, welche die Mutter beſuchten, folgten ihr und waren Zeugen von dem, was ich jetzt berichten werde. Die Wärterin, in Thränen ſchwimmend, nahm die Kleine in die Arme und rief ganz empört über die Grauſamkeit: „Du armes Kindchen! biſt du denn keine Chriſtenſeele?“ — Da hob die Kleine den Kopf auf und ſprach: „Ja, ich bin es!“ — und dann ſprach ſie nichts weiter bis zu der Zeit, wo die Kinder anfangen zu ſprechen. Alle die dies hörten entſetzten ſich; die Mutter aber begann ſie zu lieben und zu pflegen und ſagte oftmals, ſie wünſche zu erleben, was Gott dereinſt aus der Kleinen machen werde. Sie gab ihr und den anderen Töchtern eine ſehr chriſtliche Erziehung und leitete ſie zu allem Guten an.

Als ſie erwachſen war, wünſchten die Eltern ſie zu vermählen; ſie aber wünſchte es nicht und lehnte es ab. Doch da ſie erfuhr, daß Franz Velasquez ſie begehre, war ſie gleich bereit, obſchon ſie ihn nie geſehen hatte, und wurde mit ihm vermählt. Der Herr fügte es ſo, damit Beide zuſammen das gute Werk dieſer Kloſterſtiftung ausführten. Franz Velasquez war ein ebenſo tugendhafter als reicher Mann, der ſeine Frau zärtlich liebte und in allen Dingen that, was ihr gefiel; — und das mit Recht. Denn alle guten Eigenſchaften, die man von einer Gattin verlangt, gab ihr Gott in der Vollkommenheit. Sie ſtand ihrem Hauſe mit Sorgfalt und Einſicht vor und vereinigte mit großer Güte die reinſte Tugend. Ihr Mann war in Alba de Tormes zu Hauſe und das junge Ehepaar ließ ſich dort nieder. Aber der Aufenthalt wurde unleidlich für Tereſa. Franz Velasquez mußte einem jungen Edelmann vom Gefolge des Herzogs eine Wohnung in ſeinem Hauſe einräumen. Tereſa war jung und ſchön; ſie merkte, daß der junge Edelmann ihr nachſtelle und da ſie ſehr fromm war fürchtete ſie der böſe Feind könne ſich einmiſchen und ihr Gefahr bereiten; und ohne ihrem Mann zu ſagen weshalb, bat ſie ihn nur dringend, an einem anderen Ort ſich niederzulaſſen. Er that es. Sie gingen nach Salamanca und lebten dort ſehr zufrieden, im reichen Beſitz der Güter dieſer Welt, da Franz Velasquez ein ſehr angeſehenes Amt bekleidete. Sie hatten nur einen Kummer: Gott gab ihnen keine Kinder. Die fromme Frau war unermüdlich in Gebet und Andacht um dieſen Segen zu erhalten. Sie bat den Herrn um nichts Anderes, als um Nachkommen, damit dieſe, nach ihrem Tode, die Gnade des ewigen Königs verherrlichten. Sie mochte nicht ſterben ohne Kinder zu hinterlaſſen, die das Lob Gottes fortſetzten, das auf ihren Lippen verſtummte. Oft ſagte ſie mir, dies ſei das einzige Ziel ihrer Wünſche geweſen und ich — wenn ich ſehe ihre chriſtlichen Tugenden, ihre große Wahrhaftigkeit, ihr Verlangen Gott zu gefallen, ihm allzeit durch gute Werke zu dienen — ich muß den Herrn für eine ſolche Seele loben und preiſen.

Jahre vergingen mit dieſem Wunſch, den ſie dem heil. Andreas empfahl, von welchem es heißt, daß er bei ſolchen Anliegen anzurufen ſei. Auch zu anderen Andachten nahm ſie ihre Zuflucht: immer vergebens. Da hörte ſie einſt in der Nacht aus dem Schlaf erwachend eine Stimme, die zu ihr ſprach: „Verlange nicht Kinder zu haben; es wäre deine Verdammung.“ Sie war entſetzt und verwundert; allein ihr Wunſch blieb derſelbe und da ſie ihn in reiner Abſicht hegte, begriff ſie nicht, wie ſie ſich deswegen die Verdammniß zuziehen könne, und fuhr fort den lieben Gott mit ihren Bitten und den heil. Andreas um ſeine Fürſprache zu beſtürmen. Eines Tages hatte ſie — ob ſchlafend oder wachend wußte ſie nicht — eine Viſion, deren Folgen bewieſen, daß ſie von Gott komme. Ihr war als ſtehe ſie auf dem Gang eines Hauſes und ſchaue in den innern Hof auf einen Brunnen herab, den eine grüne Wieſe mit vielen blendendweißen, wunderbar ſchönen Blumen umgab. Neben dem Brunnen erſchien ihr der heil. Andreas mit einem ſo ehrwürdigen, ſchönen Antlitz, daß er ungemein tröſtlich anzuſchauen war, und ſprach zu ihr: „Dies ſind andere Kinder, als die, welche du begehrſt.“ Sie hätte dieſe Viſion immer vor Augen haben mögen, weil ſie ihre Seele von Wonne überſtrömt fühlte; aber das Bild verſchwand ſchnell und ließ nur die Gewißheit in ihr zurück, daß ſie den heil. Andreas geſehen — und nach Gottes Willen ein Kloſter zu ſtiften habe. Die Eigenſchaften dieſer Viſion beweiſen, daß ſie weder ein Spiel der Phantaſie noch ein Blendwerk des Lügengeiſtes war, denn ſie war zugleich geiſtig und ſichtbar dem inneren Auge. Daß ſie kein Spiel der Phantaſie war, geht aus dem erſten gewaltigen Eindruck hervor, den ſie machte; denn von dem Augenblick an wünſchte ſich Tereſa de Layz keine Kinder mehr, blieb in ihrem Herzen feſt verſichert, es ſei nun einmal nicht der Wille Gottes und hörte auf ihn darum zu bitten. Der zweite Eindruck, den die Viſion machte, bewies eben ſo klar, daß ſie nicht dem Geiſt der Finſterniß entſtamme, denn aus ſeiner Anregung kann nicht ein ſo gutes Werk hervorgehen, wie die Stiftung eines Kloſters iſt, worin dem Herrn treu gedient wird; die Viſion endlich ging dieſer Stiftung um ſechs Jahre vorher, und die Zukunft zu wiſſen iſt ihm nicht gegeben.

Aeußerſt ergriffen von ihrer Viſion theilte die fromme Frau ſie ſogleich dem Gemahl mit und bat ihn ein Nonnenkloſter zu ſtiften, da es nun doch einmal nicht Gottes Wille ſei ihnen Kinder zu ſchenken. Voll Liebe für ſie und fromm wie er war, ging Franz Velasquez mit Freuden auf ihren Vorſchlag ein und Beide begannen ſchon die Wahl des Ortes zu überlegen. Sie wünſchte die Stiftung in ihrem Geburtsort zu machen; er aber fand dabei unüberſteigliche Schwierigkeiten. Während ſie mit dieſem Plan ſich beſchäftigten, berief die Herzogin von Alba den Franz Velasquez zu ſich und ſchlug ihm vor in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren und ihr Geſchäftsführer zu werden. Seine Stelle in Salamanca war viel einträglicher; gleichwohl ſagte ihm der Antrag der Herzogin zu und er nahm ihn an. Seine Frau betrübte ſich außerordentlich als ſie dies erfuhr, theils weil ſie Alba de Tormes verabſcheute, theils weil ihr der Aufenthalt in Salamanca viel mehr zuſagte. Ihr Mann gab ihr die Verſicherung, ſie würden ein Haus für ſich bewohnen und keine Miether aufnehmen. Das beruhigte ſie etwas, doch blieb ſie niedergeſchlagen. Nachdem Franz Velasquez ein Haus gekauft hatte, reiſten ſie nach Alba de Tormes; Tereſa mit ſchwerem Herzen. Und es wurde noch ſchwerer, als ſie ihr Haus betrat, denn es war freilich gut gelegen und ſehr geräumig, aber ſchlecht eingerichtet. Sie brachte eine traurige Nacht in ihrem neuen Wohnort zu. Kaum betrat ſie aber am nächſten Morgen den innern Hof, ſo wurde ſie ſeitwärts den Brunnen gewahr, neben dem ſie den heil. Andreas geſehen hatte und die ganze frühere Viſion trat ihr wieder entgegen, obſchon ſie in Wirklichkeit nur den Ort, — aber den Heiligen, die Wieſe und die Blumen nur im Bilde ſah, das ſich ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte. Schnell gefaßt nach einer augenblicklichen Verwirrung, entſchloß ſie ſich eben hier ein Kloſter zu bauen und ihr Wunſch an einem andern Ort zu leben, machte einer vollkommenen Zufriedenheit und Ruhe Platz. Sie kaufte nun, im Einverſtändniß mit ihrem Mann, einige benachbarte Häuſer und hatte bald ein genügendes Grundſtück. Die ſchwierige Seite der Angelegenheit war aber die Frage, welchem Orden das Kloſter zu übergeben ſei, denn ſie wünſchte eine ſtrenge Clauſur und einen nicht ſehr zahlreichen Convent. Es wurden zwei Religioſen von verſchiedenen Orden zu Rath gezogen, zwei fromme, unterrichtete Männer. Ihre Anſicht ging dahin, es ſei beſſer andere gute Werke zu thun, denn die meiſten Nonnen wären mit ihrem Stande unzufrieden, und dergleichen Dinge mehr, die ihnen vermuthlich der Lügengeiſt eingab, um die Kloſterſtiftung zu hintertreiben. Tereſa Lanz ließ ſich ebenfalls durch ihn verſtören; die Gründe die man ihr gab, ſchienen ihr gewichtig genug um den Plan aufzugeben. Sie beſprach ſich mit ihrem Mann. Auch er war der Meinung, man müſſe ein Werk aufgeben, das von zwei ſo ausgezeichneten

Ordensleuten mißbilligt werde, alſo wohl nicht zur Ehre Gottes ſei — und ſie kamen nun auf folgenden Gedanken: Tereſa hatte einen Neffen den ſie ſehr liebte. Er war ein vortrefflicher junger Mann, der Sohn einer ihrer Schweſtern. Er ſollte eine Nichte von Franz Velasquez heirathen; ſie wollten ihm den größten Theil ihres Vermögens geben und mit dem Reſt zum Heil ihrer Seelen Gutes thun.

Mit dieſem Entſchluß waren ſie ſehr zufrieden. Nicht aber der Herr! der wollte etwas Anderes zur Ausführung gebracht haben. Nach kaum vierzehn Tagen wurde der junge Mann ſchwer krank und bald darauf nahm ihn der Herr zu ſich. Mit tiefem Schmerz betrachtete ſich Tereſa Layz als die Urſache ſeines Todes. Sie fürchtete, es ſei die Strafe dafür, daß ſie von dem Willen Gottes abgewichen ſei und dem Neffen ihr Vermögen beſtimmt habe. Sie dachte an die Strafe, die den Propheten Jonas traf, weil er Gott nicht gehorchte, und ſchmerzlich empfand ſie die Züchtigung, welche ſie durch den Verluſt des geliebten Neffen getroffen hatte. Von dem Augenblick an war ſie mit ihrem Mann unwiderruflich für die Kloſterſtiftung entſchieden; nur wußte ſie nicht wie ſie zu machen ſei, denn während die Sache ganz klar vor ihrer Seele ſchwebte, ſchien ſie allen Perſonen lächerlich, mit denen ſie darüber ſprach. Auch ihrem Beichtvater, einem ſehr gelehrten und ſehr geachteten Franziskaner.

Während Tereſa Layz mehr und mehr verzagte, mußte ihr Beichtvater verreiſen. Der Herr führte ihn nach einer Stadt, wo er ſehr viel von den Klöſtern unſerer lieben Frau vom Carmel hörte, deren Gründung damals begann. Er zog möglichſt genaue Erkundigungen über ſie ein und als er nach Alba zurückkam, erklärte er an Tereſa Layz, er habe das gefunden, was ſie wünſche und ſuche und ſie möge übe das Nähere mit mir verhandeln. Sie that es und es koſtete einige Mühe bis wir zum Abſchluß kamen; denn ich verlange durchaus, daß Klöſter die mit Einkünften geſtiftet werden, den Nonnen die Nothdurft des Lebens für Speiſe und Trank, für Kleidung, für ſorgfältige Krankenpflege ſo reichlich gewähren, daß ſie weder Verwandte noch ſonſt Jemand um Unterſtützung zu bitten brauchen. Aus dem Mangel an Lebensunterhalt gehen eine Menge von Uebelſtänden hervor. Niemals fehlen mir Muth und Vertrauen um Klöſter auf Armuth und Almoſen zu gründen, weil ich die feſte Zuverſicht habe, Gott werde es ihnen an nichts fehlen laſſen. Um ſie aber auf Einkünfte und noch gar auf geringe Einkünfte zu gründen — da bin ich zaghaft und unterließe es lieber. Endlich verſtändigten wir uns doch. Franz Velasquez und Tereſe Layz ſetzten eine Rente feſt, die den Bedürfniſſen des Kloſters genügte. Dann verließen ſie ihr Haus, übergaben es uns und bezogen ein anderes, das recht unbequem war — ein Opfer, das ich ihnen hoch anrechne. Am Tage der Bekehrung des heil. Apoſtel Paulus, im Jahr 1571, wurde das Sanctiſſimum in unſere Capelle gebracht und ſomit war die Gründung zur Ehre und zum Lobe Gottes in Alba de Tormes geſchehen, und ich meine, der Herr habe dort recht gute Dienerinnen. Ich flehe ihn an, ſie in ſeiner Gnade zu erhalten.

Ich habe angefangen manches Erbauliche von den Schweſtern in den neugegründeten Klöſtern zu erzählen. Ich habe dabei gedacht einerſeits — bevor man dies leſen werde, würden ſie nicht mehr unter den Lebenden ſein; andererſeits, es könne unſere Nachfolgerinnen aneifern ebenſo fortzuſchreiten, wie die Erſten begonnen haben. Seitdem iſt mir aber eingefallen, daß Andere dieſe Aufgabe beſſer und ausführlicher löſen können, weil ſie von der Furcht frei ſind, die mich nie verläßt: daß man nämlich glauben könne, ich ſei bei den Dingen betheiligt, die ich erzähle. Deshalb habe ich von Manchem geſchwiegen, was übernatürlich war und was von Augenzeugen als Wunder angeſehen wurde; — ſo wie auch von den Gnaden, die der Herr ſichtlich einigen betenden Seelen erwies.

Was die Jahreszahl der Gründungen betrifft, ſo fürchte ich, mich zuweilen geirrt zu haben, obſchon ich mir die größte Mühe gebe darin recht pünktlich zu ſein. Ich gebe die Zeit an, wie mein Gedächtniß ſie aufbewahrt, und da die Sache nicht wichtig iſt, ſo kann man ſie ſpäter berichtigen für den Fall, daß ſich eine Verſchiedenheit in der Zeitrechnung findet.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Gründung des Kloſters zu Ehren des heil. Joſeph in Segovia, am Tage des Heiligen, im Jahre 1574.

Ich habe erzählt, wie mir Pater Petrus Fernandez, apoſtoliſcher Commiſſarius, den Befehl gab, mich auf drei Jahre in das Kloſter zur Menſchwerdung in Avila zu verfügen, als die Gründung der Klöſter in Salamanca und Alba eben gemacht war; und wie er ſich ſpäter von den Verlegenheiten der Schweſtern in Salamanca überzeugte und mir die Rückkehr befahl, um unſer Kloſter in ein eigenes Haus zu überſiedeln. Als ich nun eines Tages daſelbſt im Gebet war, befahl mir der Herr eine Gründung in Segovia. Sie ſchien mir unmöglich; erſtens konnte ich ohne Erlaubniß nicht fortgehen und Pater Petrus Fernandez hatte mir deutlich zu verſtehen gegeben, er wünſche nicht, daß ich noch mehr Klöſter gründe; zweitens waren die drei Jahre im Kloſter der Menſchwerdung nicht abgelaufen; ich hatte alſo Gründe genug um die Sache nicht zu wünſchen. Während ich darüber nachdachte, befahl mir der Herr dem Pater Fernandez zu ſchreiben, der ſeine Einwilligung geben werde. Pater Fernandez befand ſich eben auch in Salamanca. Ich ſchrieb ihm: er wiſſe daß unſer ehrwürdiger Pater General mich angewieſen habe, keine Kloſtergründung abzulehnen; der

Biſchof und die Einwohner von Segovia wünſchten ein Haus unſeres Ordens; er möge jetzt entſcheiden ob ich es zu gründen habe oder nicht; ich mache ihm dieſe Anzeige um meinem Gewiſſen zu genügen, und mit großer Ruhe würde ich ſeiner Entſcheidung Folge leiſten; doch glaube ich, daß die Gründung im Plane Gottes ſei. So etwa ſchrieb ich — und alsbald ſtellte ſich der Wille Gottes heraus, denn der apoſtoliſche Commiſſarius ſprach ſich ſogleich dafür aus und gab mir zu meinem größten Erſtaunen ſeine Genehmigung, denn ich hatte nicht vergeſſen, wie er ſich früher über dieſen Punkt äußerte. Von Salamanca aus ſorgte ich dafür, daß man uns ein Haus in Segovia miethe. Die Erfahrungen in Toledo und Valladolid hatten mich belehrt. Ich fand es aus verſchiedenen Urſachen beſſer zuerſt das Kloſter, gleichviel ob in einem unbequemen Hauſe, zu eröffnen und ſpäter ein eigenes Haus zu ſuchen. Die Haupturſache war — ich hatte für einen Kauf kein Geld; war aber nur erſt die Beſitznahme des Kloſters erfolgt, ſo vertraute ich dem Herrn, er werde Fürſorge treffen und uns ein recht paſſendes Haus finden laſſen. In Segovia lebte eine vornehme Frau, Wittwe eines Majoratsherrn, die Donna Anna de Ximena hieß und die mich ſchon in Avila beſucht hatte. Sie war eine ſehr große Dienerin Gottes und ihr Sinn ſtand von Jugend auf nach dem Kloſter. Kaum war das zu Segovia gegründet, ſo trat ſie mit ihrer frommen Tochter in daſſelbe ein, denn Beide hatten immer ganz zurückgezogen und für Gott allein gelebt; und ſo wenig ſie früher in ihrem Ehe- und Wittwenſtande glücklich geweſen war, um ſo größere Zufriedenheit gab ihr jetzt der Herr im Ordensſtande. Dieſe vortreffliche Frau war es alſo, die ein Haus für uns nahm, es mit Allem verſorgte was wir brauchten und die auch unſere Capelle einrichtete, ſo daß wir wenig Arbeit vorfanden. Damit aber keine Gründung ohne Mühſal geſchehe, reiſte ich nach Segovia mit einem ſtarken Fieber, mit Uebelkeiten und andern körperlichen Leiden, zu welchen ſich eine entſetzliche Trockenheit der Seele und eine tiefe geiſtige Nacht geſellten. Das währte ununterbrochen drei Monate, und während des halben Jahres, das ich in Segovia zubrachte, genoß ich keinen geſunden Tag. Obſchon ich die Genehmigung des Biſchofs und der Obrigkeit hatte, wollte ich doch in aller Stille am Vorabend des St. Joſephstages zu ſpäter Stunde in die Stadt kommen und ließ dann gleich am andern Morgen das Sanctiſſimum einſetzen. Denn es war ſchon recht lange her, ſeitdem ich die biſchöfliche Erlaubniß erhielt. Ich war damals im Kloſter der Menſchwerdung zu Avila, hatte einen anderen Vorgeſetzten als unſeren Pater General und konnte unmöglich ſogleich die Gründung machen. Auch beſaß ich die Genehmigung des Biſchofs von Segovia nur mündlich. So hatte es ihm gefallen ſie einem Edelmann, dem Andreas de Ximena, für uns zu geben. Dieſer hatte nicht daran gedacht ſie ſchriftlich zu begehren und auch mir ſchien das überflüſſig. Allein ich war ſehr im Irrthum! Als der Adminiſtrator der Diözeſe die Beſitznahme des Kloſters erfuhr, kam er ſogleich äußerſt unzufrieden zu mir, verbot uns für die Zukunft die Meſſe in unſerer Capelle und wollte ſogar denjenigen Barfüßermönch einſperren laſſen, der ſie geleſen hatte[1]. Mit Pater Julian de Avila und einem anderen Diener Gottes, der Antonio Gaytan hieß, begleitete er mich.

Dieſer Letztere war ein Edelmann aus Alba de Tormes, der einige Jahre in der Welt lebte und den der Herr ſo kräftig an ſich zog, daß er ſeitdem an nichts weiter dachte, als durch jedes Werk Gott zu dienen und ſich die Welt gründlich unter die Füße zu legen. Ich habe ihn genannt, weil er mir bei ſpäteren Gründungen ſehr geholfen und überhaupt außerordentlich viel für uns gearbeitet hat. Wollte ich ſeine Tugenden aufzählen, ſo fände ich nicht leicht ein Ende. Was ich für unſere Verhältniſſe vorzugsweiſe an ihm ſchätzte, war ſeine Abtödtung. Er war bereitwilliger und thätiger, als irgend einer von den Dienern, die uns begleiteten. Auch ein Mann des Gebets war er, und Gott gab ihm die große Gnade, daß Alles, was Andern widerwärtig geweſen wäre, ihm leicht wurde und ihn zufrieden ſtellte. Darum übernahm er auch ſo viel Mühſal bei unſeren Gründungen. Augenſcheinlich berief Gott ihn dazu und den Pater Julian de Avila, der uns bei dem erſten Kloſter ſo hilfreich war. Da mir der Herr ſolche Reiſegefährten gab, iſt es kein Wunder wenn meine Unternehmungen einen glücklichen Erfolg hatten. Unterwegs ſprachen ſie nur von Gott, und nicht blos unſere Leute, ſondern auch Leute, die uns begegneten, ſuchten ſie in paſſender Weiſe zu belehren. Ihr ganzer Wandel war ein ununterbrochener Dienſt unſeres himmliſchen Königs.

---

[1] Pater Johannes vom Kreuz.

Es geziemt ſich, meine Töchter, daß diejenigen von Euch, welche dieſen Bericht leſen werden, auch erfahren, was wir dieſen Männern ſchuldig ſind, die ohne irgend ein perſönliches Intereſſe dabei zu haben, es ſich ſo große Mühe koſten ließen, Euch das Glück zu verſchaffen, das Ihr in unſeren Klöſtern genießt. Seid ihnen dankbar und empfehlt ſie dem Herrn in Euren Gebeten. Wüßtet Ihr wie viele ſchwere Tage und ſauere Nächte, wie viele Widerwärtigkeiten aller Art ſie auf dieſen Reiſen ausgeſtanden haben: ſo würdet Ihr es gewiß mit Freuden thun.

Der General-Vicar verließ uns nicht ohne an die Thür unſerer Capelle einen Polizeidiener geſtellt zu haben; warum? — Das weiß ich nicht; aber es erſchreckte etwas meine Gefährten. Mich, gar nicht! Was nach der Beſitznahme auch vorfallen möge beunruhigt mich wenig, doch bevor ſie geſchehen iſt habe ich Furcht. Ich ließ einige Perſonen zu mir bitten, die zu den angeſehenſten der Stadt gehörten und mit einer der Schweſtern, welche mich begleiteten, verwandt waren, und erſuchte ſie mit dem General-Vicar zu reden und ihm zu ſagen, ich hätte die biſchöfliche Genehmigung. Er wußte es ganz gut; nur verdroß es ihn, nicht um die ſeinige erſucht zu ſein — wie er mir ſpäter ſelbſt geſtanden hat. Ich glaube indeſſen, das hätte noch mehr Weitläufigkeiten herbeigeführt. Endlich beſänftigte er ſich ſo weit uns im Kloſter zu laſſen; allein er nahm uns das Sanctiſſimum. In dieſer Lage blieben wir einige Monate bis wir ein paſſendes Haus fanden und kauften, aber mit demſelben auch verſchiedene Prozeſſe. Wir hatten ſchon einen mit den Franziskanern, wegen des Ankaufs eines Nachbarhauſes; jetzt kam ein zweiter dazu gegen die Väter de Mercede[1]) und ein dritter gegen das Capitel, weil es Zinſen von dieſem Haus beanſpruchte. O Jeſus! welche Qual in ſo viel Streitigkeiten verwickelt zu ſein! Schien die Sache beendet, ſo fing ſie von Neuem an, denn neue Schwierigkeiten tauchten auf und es genügte nicht, daß wir zahlten, was man verlangte. Dies klingt wie gar nichts, ſo wie ich es erzähle; aber es durchzumachen war höchſt peinlich. Ein Neffe

---

1) Dieſer Orden war vom heiligen Petrus Nolaskus im Jahr 1220 geſtiftet um chriſtliche Gefangene aus den Ketten der Mauren und Türken loszukaufen und war unter den Schutz Mariä der Gnadenreichen — Maria de Mercede — geſtellt.

des Biſchofs, der Canonicus der Cathedrale und Decan des Capitels war, und ein großer Diener Gottes, der Lizenziat Herrera, ſtand uns mit allen Kräften bei. Endlich wurde der Prozeß gegen das Capitel durch Zahlung einer beträchtlichen Summe beigelegt, während der mit den Vätern de Mercede fortdauerte. Wir mußten deshalb in großer Heimlichkeit ein Paar Tage vor St. Michaelstag in unſer neues Haus überſiedeln. Als dies aber geſchehen war, fand die Gegenpartei für gut ſich um eine gewiſſe Summe mit uns zu vergleichen. Das Unangenehmſte in allen dieſen Verdrießlichkeiten beſtand für mich darin, daß die drei Jahre meines Amtes als Priorin in der Menſchwerdung faſt abgelaufen waren und daß ich durchaus dahin zurückkehren mußte. Kaum acht Tage hatte ich noch vor mir. Aber nun gab der liebe Gott Gnade. Die Geſchäfte entwirrten und die Zwiſtigkeiten ſchlichteten ſich; wir waren mit aller Welt in Frieden und drei Tage ſpäter machte ich mich auf den Weg nach Avila und in mein Kloſter der Menſchwerdung. Der Name des Herrn ſei gebenedeit von mir und von allen ſeinen Geſchöpfen! Er hat große Barmherzigkeit an mir gethan Amen.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Gründung des St. Joſephkloſters zu Beas am St. Mathiastage 1575.

Während ich mich auf Befehl im Kloſter zu Salamanca aufhielt, kam ein Bote aus Beas, brachte mir Schreiben des Pfarrers und einer vornehmen Dame und anderer Perſonen aus jener Stadt, die mich ſämmtlich einluden ein Kloſter bei ihnen zu gründen; ich brauche nur zu kommen, denn ſie hätten ſchon ein Haus und alles Nöthige.

Ich zog Erkundigungen über die Stadt bei dem Boten ein. Er lobte ſie ſehr und mit Recht; denn die Gegend iſt ſchön und das Clima angenehm. Aber es ſchien mir nicht vernünftig auf den Vorſchlag einzugehen, theils wegen der großen Entfernung von Salamanca; hauptſächlich aber, weil ich zu einer Fundation die Genehmigung des Apoſtoliſchen Commiſſars brauchte, und weil ich ihn als einen Feind — oder wenigſtens keinen Freund derſelben kannte. Ich wollte alſo die Einladung dahin beantworten, ich könne nichts Beſtimmtes ſagen. Bei längerem Nachdenken ſchien es mir aber nicht gerathen, die Sache dem Apoſtoliſchen Commiſſar zu verſchweigen, umſomehr, als er ſich in Salamanca befand, denn unſer ehrwürdiger Pater General hatte mir befohlen keine Gründung abzulehnen. Ich ſchickte ihm alſo die Briefe aus Beas und die Frömmigkeit, die ſich in ihnen ausſprach, erbaute ihn dermaßen, daß er mir ſagen ließ, ich möge dieſe vortrefflichen Leute nicht durch eine ablehnende Antwort betrüben; er geſtatte die Gründung; aber der Ritterorden von St. Jacob, dem die Stadt Beas gehöre, müſſe ſie ebenfalls genehmigen und ich könne verſichert ſein, daß dies nicht geſchehen werde. Er wiſſe andere Orden, die ſich ſeit Jahren ſchon an die Comthure von St. Jacob mit einem ähnlichen Geſuch gewendet, aber nie eine günſtige Antwort erhalten hätten. Wie oft muß ich hieran denken! Was der Herr will, das geſchieht, auch wenn der Menſch es nicht will. Ja, ohne es zu ahnen wird er ein Werkzeug Gottes, wie das in dieſem Fall Pater Magiſter Petrus Fernandez, der Apoſtoliſche Commiſſär, wurde. Die Comthure gaben ihre Einwilligung und folglich durfte er die ſeine nicht verſagen. Es war alſo der Gründung nichts im Wege.

Jeſus!

Das Kloſter in Beas wurde am St. Mathiastage 1575 dem gebenedeiten St. Joſeph geweiht und ich will erzählen, Gott zur Ehre und zum Lobe, wie dieſe Gründung entſtand. In Beas lebte ein Edelmann aus großem Hauſe und von großem Vermögen, der Roderich de Sandoval hieß. Er war mit Donna Catharina Godinez vermählt. Unter den Kindern, die der Herr ihm gab, waren zwei Töchter. Die älteſte nannte man Donna Catharina Godinez, die jüngere Donna Maria de Sandoval. Sie ſtifteten dies Kloſter. Donna Catharina war vierzehn Jahre alt, als der Herr ſie berief. Bis dahin fiel es ihr nicht ein der Welt zu entſagen. Sie hatte eine ſo hohe Meinung von ſich, daß alle Heirathsvorſchläge, die man ihr durch ihren Vater machte, ihr viel zu gering ſchienen.

Eines Morgens befand ſie ſich in ihrem Zimmer, welches neben dem ihres Vaters lag, der noch nicht aufgeſtanden war. Sie dachte über einen Heirathsantrag nach, der Allen ſehr glänzend und ehrenvoll erſchien — nur aber nicht ihr. Sie ſprach zu ſich ſelbſt: „Wie wenig verlangt doch mein Vater für mich! wenn ich mich nur mit einem Majoratsherrn vermähle, ſo iſt er zufrieden! ich aber meine, daß ich den Glanz eines Geſchlechtes begründen müßte.“ Sie hatte überhaupt keine große Neigung für den Eheſtand; ſie fand es erniedrigend ſich in eine ſolche Unterwürfigkeit zu begeben. Woher dieſer Stolz komme, wußte ſie nicht. Doch der Herr wußte es und auch das Mittel, um ſie zu heilen; — gebenedeit ſei ſeine Barmherzigkeit. In ihre Gedanken verſenkt fiel Catharina's Blick auf ein Cruzifix, das in ihrem Zimmer hing, und ſie las den Titel des Kreuzes. Urplötzlich ergriff der Herr ſie in ihrem innerſten Weſen. Ein überwältigendes Licht drang in ihre Seele, als ob die Sonne in ein finſteres Gemach eindringe, und in dieſem Licht ſah ſie die Wahrheit, ſah ſie den Herrn mit Blut überſtrömt in namenloſen Qualen und unausſprechlicher Demuth am Kreuz hängen, ſah ſie ſich ſelbſt auf einem ganz anderen Wege wandeln, auf dem Wege des Stolzes. Dies betrachtete ſie eine Weile und darauf gab ihr der Herr eine übernatürliche Einſicht: eine tiefe Erkenntniß ihres Elends, einen heißen Wunſch von der ganzen Welt gering geſchätzt zu werden, ein glühendes Verlangen für Gott zu leiden, wie die Martyrer gelitten hatten und eine tiefe Demuth mit heiligem Haß ihrer ſelbſt. Wäre es ohne Beleidigung Gottes möglich geweſen: ſo hätte ſie gewünſcht eine Verbrecherin zu ſein, um allgemein verabſcheut zu werden, und mit dieſem Abſcheu vor ſich ſelbſt erwachte auch der feurige Bußgeiſt in ihr, den ſie ſpäter in's Werk ſetzte. Sogleich gelobte ſie Keuſchheit und Armuth und fühlte dabei einen ſolchen Zug zum Gehorſam, daß ſie mit Freuden in's Land der Mauren ſich hätte führen laſſen, um dort als Sclavin zu dienen.

Daß dies Alles eine ganz übernatürliche Gnade Gottes war, beweiſt Catharina's Beharrlichkeit in dieſen Tugenden, von denen ich ſpäter, zu Lob und Ehre Gottes, reden werde. O Herr! ſei gebenedeit in Ewigkeit, daß Du in einem Augenblick die Seelen zerſchmettern und wieder aufrichten kannſt! Welch ein großes Geheimniß iſt das! Wie die Apoſtel Dich fragten, als Du den Blinden heilteſt, ob ſeine Eltern geſündigt hätten weil er blindgeboren war: ſo möchte ich Dich fragen, wer hat in dieſem Fall dieſe übernatürliche Gnade verdient? Catharina nicht; denn ihre Gedanken waren fern von Dir, als Du ſie ihr gewährteſt. O Herr, Deine Rathſchläge ſind tief! Du weißt was Du thuſt, und ich weiß nicht was ich ſage, Deinen unergründlichen Werken und Wegen gegenüber. Sei gebenedeit in Ewigkeit, Du, deſſen Macht über alles Maß hinausgeht. Ach, was ſollte aus mir werden, wenn das nicht wäre! Aber ich frage, ob nicht Catharina's Bekehrung, wenigſtens zum Theil, eine Belohnung iſt, welche Du in Deiner namenloſen Güte, ihrer ſo wahrhaft chriſtlichen Mutter ertheilteſt und ihr den Troſt gönnteſt, zwei Töchter auf dem Wege hoher Vollkommenheit wandeln zu ſehen. Ich denke zuweilen, daß Du denen die Dich lieben, ſolche Gnaden — und die beſte Gabe gibſt, Dir dienen zu können.

Catharina wurde aus ihrer Betrachtung durch einen ſo furchtbaren Lärm über ihren Kopf aufgeſchreckt, daß ſie meinte das Haus ſtürze ein. Der Lärm ſchien von oben herab dem

Winkel der Wand zu folgen, worauf ein entſetzliches Gebrüll ſich vernehmen ließ. Catharinens Vater, der im Nebenzimmer ſchlief, fuhr ſchreckenvoll auf, warf haſtig ſeinen Schlafrock über, ſtürzte bleich und zitternd mit dem Degen in der Hand in das Zimmer ſeiner Tochter und fragte, was es hier gebe? Sie antwortete, ſie habe nichts geſehen. Er ging in ein zweites Zimmer, fand auch dort nichts, kam zurück und ſagte Catharinen ſie möge zu ihrer Mutter gehen, während er ſelbſt dieſer erzählte, was er gehört habe und ihr empfahl die Tochter nicht zu verlaſſen. Hieraus läßt ſich ſchließen, in welchen Zorn der böſe Feind geräth, wenn ſich ſeiner Macht eine Seele entwindet, die er ſchon für gewonnen hält. Aber es wundert mich nicht. Er iſt ja ein ſo abgeſagter Widerſacher unſeres wahren Glückes, daß er wohl in Wuth gerathen und wohl es äußern mag, wenn unſer mildeſter Herr einen ſolchen Reichthum von Gnaden über eine Seele ausgießt, daß ſie wiederum anderen Seelen, auf die er ſchon rechnete, von ihren Gnadenſchätzen mittheilen kann. Denn ich glaube, unſer Herr erweiſt niemals eine ſolche Fülle der Barmherzigkeit einer Seele, ohne daß ſie auch Anderen zu gut kommen. Ueber dieſen ganzen Vorfall ſchwieg Catharina; aber ſie wurde von einem unausſprechlichen Verlangen nach dem Kloſterleben ergriffen und bat ihre Eltern oftmals es ihr zu gönnen; allein ſie ſchlugen es immer ab.

So vergingen drei Jahre mit vergeblichen Bitten, mit langen und eifrigen Gebeten und mit vielen, ſtrengen Abtödtungen, die der Herr ihr eingab. Die Heirathsanträge dauerten fort, und da ſie ihr ungemein läſtig waren, ſuchte Catharina ſich zu entſtellen, um dadurch die Freier abzuſchrecken. Sie ging häufig in den Hof, benetzte am Brunnen mit Waſſer ihr Geſicht und ließ es dann von der heißen Sonne beſcheinen. Als ſie ſah, daß ſie bei den Eltern nichts ausrichtete, theilte ſie der Mutter, die ohne den Vater leicht gewonnen wäre, ihr Vorhaben mit, und am Tage des heil. Joſeph legte ſie ihre ſtandesmäßige Kleidung ab und eine ganz geringe an, und ging in dieſer Tracht in die Meſſe. Sie wollte dadurch zeigen, daß ihr die Welt nichts mehr ſei und daß ſie dieſe Tracht, in der Jedermann ſie geſehen hatte, fortan beibehalten werde. Das that ſie auch und der Vater ließ es hingehen.

Die Eltern hatten ihr die Führung des Hausweſens übergeben; ſie mußte alſo den Dienſtboten Befehle ertheilen. Dies war ihr aber ſo peinlich, daß ſie die Stunde kaum erwarten konnte, da die Dienerinnen ſchliefen, um ihnen die Füße zu küſſen, als Abbitte für die Dienſte die ſie ihr leiſteten und deren ſie ſich ganz unwürdig fand. Ihre Eltern wußten ſie den ganzen Tag zu beſchäftigen; deshalb widmete Catharina die Zeit des Schlafes dem Gebet und ſchlief ſo außerordentlich wenig, daß eine übernatürliche Kraft ſie ſtärken mußte, um ſolche Entbehrung ertragen zu können. Dabei nahm ſie ſtarke Geißelungen und ſo ſtrenge Bußübungen vor, daß ſie während einer ganzen Faſtenzeit ein Panzerhemd ihres Vaters auf dem bloßen Leibe trug, denn ſie hatte keinen geiſtlichen Führer und ſprach mit Niemand über ihre Abtödtungen. Aus einem abgelegenen Kämmerchen hatte ſie die Stätte ihres Gebetes gemacht. Dort verſenkte ſie ſich oftmals von Abends zehn Uhr bis zum Tagesanbruch in heilige Betrachtung ohne den Flug der Zeit zu bemerken, und überwand durch dieſen frommen Eifer den Teufel und ſeine Anfechtungen.

Vier Jahre vergingen in dieſen Uebungen; da begann der Herr ſie ſchwerer zu prüfen: er ſchickte ihr große und ſehr ſchmerzliche Krankheiten. Sie hatte ein beſtändiges Fieber, die Waſſerſucht und Herzleiden; endlich kam der Bruſtkrebs dazu, der ihr ausgeſchnitten werden mußte. Dieſe Leiden währten ſiebzehn Jahre, in denen ſie wenig geſunde Tage hatte.

Fünf Jahre nach ihrer Bekehrung ſtarb ihr Vater. Ein Jahr nach demſelben war ihre vierzehnjährige Schweſter Maria ihrem Beiſpiel gefolgt, hatte allem weltlichen Schmuck, den ſie ſehr liebte, entſagt und gleichfalls eine geringe Kleidung angelegt und ſich dem Gebet gewidmet. Die Mutter unterſtützte auf jede Weiſe die Richtung ihrer Töchter und war ganz damit einverſtanden, daß ſie ein Werk unternahmen, welches höchſt lobenswerth, aber freilich ganz unter ihrem Stande war: ſie unterrichteten kleine Mädchen in Handarbeiten und Leſen, ohne irgend einen perſönlichen Vortheil, nur um Gelegenheit zu haben ihnen gründlichen Unterricht in der chriſtlichen Lehre und Anweiſung und Liebe zum Gebet zu geben. Dies hatte den beſten Erfolg bei einer Menge von kleinen Mädchen, bei denen man noch jetzt die gute Wirkung jenes Unterrichts, den ſie in ihrer Kindheit genoſſen, verſpürt. Aber es währte nicht lange, ſo wußte der böſe Feind das vortreffliche Werk zu hintertreiben. Er gab den Eltern den verkehrten Gedanken ein, es ſei ſchimpflich ihre Kinder unentgeltlich unterrichten zu laſſen. Dies, verbunden mit Catharina's zunehmender Kränklichkeit, führte den Schluß der Schule herbei.

Fünf Jahre nach dem Tode des Vaters ſtarb auch die Mutter, und Donna Catharina wollte jetzt ihren lange gehegten Wunſch ausführen und ſogleich Nonne werden. Es gab aber kein Kloſter in Beas. Ihre Verwandten riethen ihr ein ſolches in ihrer Vaterſtadt zu ſtiften, da ſie und ihre Schweſter ein dazu hinreichendes Vermögen beſaßen. Sie war gern bereit in dieſer Weiſe Gott zu dienen; da aber die Stadt Beas eine Comthurei des Ordens von St. Jacob war, mußte man die Genehmigung des Ordens-Rathes einholen und trotz der Dringlichkeit womit man die Sache betrieb, trotz der Ausgaben die man nicht ſcheute, wäre nach vollen vier Jahren gar nichts erreicht worden, hätte man ſich nicht mit einer Bittſchrift an den König gewendet. Während jener vier Jahre und Angeſichts ſo außerordentlicher Schwierigkeiten, ſtellten die Verwandten der Donna Catharina vor, es ſei unſinnig dieſen Plan zu verfolgen, ſie müſſe ihn aufgeben, kein Kloſter werde ihr den Eintritt als Nonne gewähren, da ſie ja beſtändig durch ſchwere Krankheiten an's Bett gefeſſelt ſei. Sie antwortete, wenn der Herr ihr binnen eines Monats die Geſundheit ſchenke, ſo würden ſie wohl einſehen, daß ihr Plan ſein Wille ſei, und dann werde ſie ſelbſt nach Madrid gehen, und die Sache am Hof durchſetzen. Als ſie ſo ſprach, war ſie ſeit acht Monaten bettlägerig, ſeit ſechs Monaten gelähmt und ſeit acht Jahren ſchon von ununterbrochenem Fieber gequält. Dazu kamen furchtbare Leiden durch Gicht und Iſchiatik, durch Zehrung und Waſſerſucht, und ein ſolcher Brand in der Leber, daß das Feuer ihre Leibwäſche verſengte und daß man auf ihren Decken die Glut ſpüren konnte. Dies ſcheint ſo unglaublich, daß ich bei dem Arzt, welcher ſie damals behandelte, Erkundigungen einzog und welcher über dieſen Zuſtand nicht weniger erſtaunt war, als alle Anderen.

So befand ſich alſo Donna Catharina. Auf einmal, bei der Vesper von St. Sebaſtian, an einem Samſtag, gab ihr der Herr die vollkommenſte Geſundheit; und wie ſie auch es zu verbergen ſuchte, Jedermann ſah, daß ein Wunder an ihr geſchehen war. Sie erzählte, ſie ſei von einem ſo heftigen inneren Zittern befallen worden, daß ihre Schweſter geglaubt habe, ſie ſei am Sterben; dann aber ſpürte ſie eine ſo vollkommene Erneuerung der Lebenskräfte, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr kannte und darauf war ſie hergeſtellt. Was ſie bei dieſer Geneſung am meiſten freute, war die Möglichkeit, die Kloſterſache nun ſelbſt betreiben zu können, aber durchaus nicht das Aufhören ihrer Leiden; denn von dem erſten Augenblick an, da der Ruf Gottes an ſie erging, faßte ſie einen ſo tiefen Abſcheu vor ſich ſelbſt, daß ihr alle Leiden gering erſchienen. Ja, ſie hatte ein ſo gewaltiges Verlangen nach ihnen, daß ſie Gott bitten konnte, er möge ihr noch mehr Prüfungen ſchicken. Und er ververachtete nicht dieſen aufrichtigen Wunſch ihres Herzens. Während der acht Jahre ihrer ſchweren Krankheit wurde ſie fünfhundertmal zur Ader gelaſſen und ſo viel geſchröpft, daß ihr Leib die Male zeigt. Zwanzigmal machte man ihr Operationen in der Seite, wo ſie einen heftigen Schmerz hatte und die Aerzte ſtreuten Salz in die Wunden, weil ſie ſagten, dies ſei das beſte Mittel um die böſen Säfte herauszuziehen. Das Bewunderungswürdigſte hiebei war die Freude, mit der ſie der Anwendung dieſer Mittel entgegen ſah. Kam die feſtgeſetzte Stunde, ſo konnte ſie kaum die Ankunft der Aerzte erwarten, und ohne die mindeſte Bangigkeit ermunterte ſie dieſelben ſich an's Werk zu machen — namentlich bei den ſchärfſten Aetzungen, die gegen den Bruſtkrebs und andere Uebel oftmals angewendet werden mußten. Sie ſagte, ihr Verlangen nach ſolchen großen Qualen rühre von dem Wunſch her zu prüfen, ob ihre Sehnſucht nach dem Marterthum ächt und wahr ſei.

Als ſie ſich plötzlich vollkommen hergeſtellt ſah, verlangte ſie von ihrem Beichtvater und ihrem Arzt die Genehmigung nach einem anderen Orte reiſen zu dürfen, um der Luftveränderung ihre Geneſung zuſchreiben zu können. Aber keiner von Beiden geſtattete es. Die Aerzte in Beas verkündeten ſelbſt dieſe wunderbare Geneſung, denn ſie hatten längſt Donna Catharina für unheilbar lungenſüchtig erklärt, wegen des verdorbenen Blutes, welches ſie auswarf. Sie blieb noch drei Tage im Bett, immer in der Abſicht ihre Geneſung zu verhehlen; aber es half nichts. So wie früher ihren kranken Zuſtand, mußte man jetzt ihre vollkommene Geſundheit bemerken. Sie ſagte mir, ſie habe im Monat Auguſt des vorigen Jahres den Herrn einmal ſehr dringend gebeten, ihr entweder den heißen Wunſch zu nehmen Nonne zu werden und ein Kloſter zu ſtiften — oder ihr die Mittel zur Erfüllung dieſes Wunſches zu gewähren; und darauf die entſchiedene Verſicherung erhalten: ſie werde gerade zu rechter Zeit geſund werden, um in der Faſte die nothwendige Genehmigung einzuholen. Sie ſagte mir ferner, gerade in jener Zeit hätten ſich ihre Leiden verdoppelt, aber ſie habe doch nie die Hoffnung auf jene Zuſage des Herrn verloren. Schon früher hatte ſie zweimal die heilige Oelung empfangen und das eine Mal war ſie ihrem Ende, ſcheinbar, ſo nah, daß der Arzt meinte, man brauche nicht den Prieſter zu rufen, ſie werde vorher ſterben; — und auch da bewahrte ſie die feſte Zuverſicht, nur als Nonne werde der Herr ſie ſterben laſſen. Nachdem ihre Brüder und Verwandten Augenzeugen des Wunders waren, das die Gnade des Herrn an ihr that, widerſetzten ſie ſich nicht ihrer Reiſe nach Madrid; nur hielten ſie dieſen Schritt für fruchtlos. In der That war Donna Catharina drei Monat ohne Erfolg am Hof, bis ſie ſich entſchloß, ihr Geſuch unmittelbar an den König zu richten. So wie dieſer erfuhr, daß es ſich um Stiftung eines Kloſters von Carmeliter-Barfüßerinnen handele, befahl er ſogleich die Genehmigung auszufertigen.

Donna Catharina mußte wohl die ganze Sache mit Gott betrieben haben, der das durchſetzt, was ihm gefällt, denn unſere Obern genehmigten die Kloſtergründung zu Beas, obſchon die jährliche Rente gering und der Ort ſehr entlegen war. Zu Anfang der Faſtenzeit des Jahres 1575 kamen die Nonnen nach Beas und wurden von den Einwohnern freudig und feſtlich in großer Prozeſſion eingeholt. Es war ein Jubeltag für Alt und Jung. Am Tage des heil. Apoſtel Mathias geſchah die Beſitznahme des Kloſters. Es wurde genannt St. Joſeph vom Erlöſer.

An demſelben Tage wurden beide Schweſtern eingekleidet, und die Geſundheit von Donna Catharina wurde immer kräftiger. Ihre Demuth, ihr Gehorſam, ihr Verlangen nach Geringſchätzung und Verachtung, beweiſen klar wie aufrichtig ihr Wunſch war, im Orden dem Herrn zu dienen. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit! —

Unter anderm was ſie mir aus ihrem früheren Leben erzählte, war auch folgendes. Sie ging eines Abends zur Ruhe mit dem lebhaften Wunſch den vollkommenſten Orden zu kennen, den es auf Erden gebe, um darin Nonne zu werden. Dies ereignete ſich vor etwa zwanzig Jahren, als es noch gar keine Klöſter von Carmeliter-Barfüßerinnen gab. Catharina entſchlief und ſah im Traum, wie ſie auf einem ſchmalen, ſteilen und ſehr gefährlichen Pfade wandele, der zu beiden Seiten tiefe Abgründe hatte. Ein Barfüßermönch trat auf ſie zu und ſprach: „Komm' mit mir, Schweſter." Und er führte ſie in ein Haus, das von dem Licht der Kerzen erleuchtet war, welche eine große Zahl von Nonnen in Händen trugen. Catharina fragte, welchem Orden ſie angehörten. Sie ſchwiegen alle, ſchlugen ihre Schleier zurück und zeigten ein heiteres, lächelndes Antlitz. Die Priorin nahm Catharina bei der Hand, ſprach: Hier will ich dich haben, meine Tochter! — und ließ ſie die Regeln und Conſtitutionen des Ordens leſen. Catharina erwachte mit einem Wonnegefühl als ſei ſie im Himmel geweſen und ſchrieb ſogleich das auf, was ihr von jener Regel im Gedächtniß geblieben war. Sie ſagte mir, ſie habe in den Nonnen von Beas und im Laienbruder Johannes de Miſeria, der nach Beas kam, als ich mich dort befand, ſogleich die Geſtalten ihres Traumes erkannt. Damals aber ſprach ſie lange Zeit mit niemand darüber, nicht einmal mit ihrem Beichtvater; und als ſie es ſpäter that, wußte Keiner ihr etwas von jenem Orden zu ſagen.

Nach Jahren kam ein Pater der Geſellſchaft Jeſu nach Beas, der die Wünſche ihrer Seele kannte. Sie zeigte ihm das, was ſie nach der Regel ihres Traumes aufgeſchrieben hatte und ſetzte hinzu: wenn ſie dieſen Orden fände, werde ſie zufrieden ſein und in ihn eintreten. Er wußte von unſeren Klöſtern, ſagte ihr, dies ſei die Regel Unſerer Lieben Frau vom Carmel und erzählte ihr im allgemeinen von dem Leben in jenen Häuſern, die ich gründete. Darauf hin ſchrieb ſie mir durch einen Boten, wie ich das bereits erzählt habe. Als man ihr meine Antwort brachte, war ſie ſo krank, daß ihr Beichtvater ihr rieth die Sache aufzugeben, denn wenn ſie in ihrem jetzigen Zuſtand in einem Kloſter wäre, ſo würde das ein Grund ſein um ſie fortzuſchicken; um wie viel weniger alſo werde irgend ein Kloſter ſie aufnehmen. Tief betrübt und in großen Aengſten wendete ſich Catharina zu Gott und ſeufzte: „O mein Herr und Heiland, ich weiß durch den Glauben, daß Du allmächtig biſt! wohlan denn, Du Leben meiner Seele, nimm mir meine Wünſche oder gewähre mir ihre Erfüllung.“ So ſprach ſie mit großem Vertrauen und bat zugleich die Mutter Gottes bei ihrem großen Schmerz, als ſie ihren Sohn todt in den Armen hielt, ihre Fürſprecherin zu ſein. Da vernahm ſie eine innere Stimme, welche ſprach: Glaube und hoffe. Ich bin der Allmächtige. Du wirſt geſund werden. So viel Krankheiten, ſo viel tödtliche Uebel haben dich nicht getödtet, weil ich es nicht wollte. Es wird mir leicht ſein dich geſund zu machen. — Dieſe Worte wurden mit ſolcher Kraft und Sicherheit geſprochen, daß Catharina nicht an der Erfüllung ihres Wunſches zweifeln konnte, obſchon ihre Leiden ſich vermehrten bis zu jenem Tag, wo der Herr ſie heilte. Da dieſe Begebenheiten allerdings ſehr unglaublich ſind, und da ich ſehr unvollkommen bin und ſie ſchwer glauben konnte, habe ich mich bei Catharina's Arzt, bei ihren Verwandten, bei anderen Perſonen im Hauſe und in der Stadt genau erkundigt, um mich zu vergewiſſern, daß nichts übertrieben ward.

Jetzt iſt Catharina eine ſehr gute Nonne, zwar von zarter Geſundheit, doch im Stande die Regel zu halten; dabei ſo heiter, ſo demüthig, daß wir nicht müde werden Gott dafür zu danken. Ohne irgend eine Bedingung ſchenkten beide Schweſtern ihr ganzes Vermögen dem Orden. Sie hätten nichts zurückfordern können, wenn wir ſie auch nicht aufgenommen hätten. Catharina iſt ſo ganz von ihren Verwandten und von der Erde abgelöſt, daß ſie nichts ſehnlicher wünſcht, als in ein fernes Land geſchickt zu werden. Sie hat ſchon öfter die Vorgeſetzten dringend darum gebeten; allein ihr Gehorſam bewirkt, daß ſie ſich überall zufrieden fühlt. Im Gehorſam auch hat ſie den ſchwarzen Schleier der Chorſchweſtern genommen; ſie wollte durchaus Laienſchweſter werden, bis ich ihr ſchrieb, es ſei ſehr verkehrt einen anderen Willen als den des Pater Provinzials zu haben; damit ſammele man ſich keine Verdienſte; und Anderes mehr; Alles im ſtrengen Ton. Das beglückt ſie; dann iſt ſie zu Allem bereit, und auch damals gab ſie ſogleich den Wunſch ihrer Demuth auf. Ich ſehe nichts in dieſer Seele, wodurch ſie nicht Gott und dem Nächſten angenehm ſein könnte. Möge es dem Herrn gefallen ſie an der Hand zu führen und ihre Tugenden zu vermehren, damit die Gnaden, die er ihr verlieh, ſeinen Dienſt verherrlichen und ſeine Ehre vermehren.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Gründung des Kloſters von St. Joſeph zum Carmel in Sevilla, 1575.

Während ich mich in Beas aufhielt und die Erlaubniß des Ordens-Rathes zu einer Gründung in Caravaca erwartete, beſuchte mich Pater Hieronymus Gratian von der Mutter Gottes, der erſt vor wenigen Jahren in unſeren Orden eingetreten war, ein Mann von großen theologiſchen Kenntniſſen, von ſeltenem Verſtande und eben ſo ſeltener Beſcheidenheit; dabei geſchmückt mit vielen ſchönen Tugenden, die er von Jugend auf geübt hatte: kurz, ein Auserwählter der Mutter Gottes, um die urſprüngliche Regel ihres Ordens herzuſtellen. Freilich war er, als er in Alcala ſtudirte, weit von dem Gedanken entfernt Carmelit zu werden; aber das Kloſterleben zog ihn ſehr an. Doch ſeine Eltern waren entſchieden dagegen; ſie hatten große Hoffnungen für ihn wegen ſeiner Talente, und wegen der Gunſt, welche der König ſeinem Vater ſchenkte. Dieſer wünſchte lebhaft, Gratian möge die Rechtswiſſenſchaft ſtudiren, doch der Sohn, obſchon er damals außerordentlich jung war, errang durch heiße Thränen die Erlaubniß Theologie ſtudiren zu dürfen. Als er den Doctorgrad erlangt hatte, wünſchte er in die Geſellſchaft Jeſu einzutreten. Man war bereit ihn aufzunehmen; doch ich weiß nicht was für

Umſtände machten eine Verzögerung von einigen Tagen nothwendig.

Das bequeme Leben, das er in der Welt führte, erzählte er mir, quälte ihn anſtatt ihn zu freuen, weil er fürchtete, das ſei nicht der rechte Weg zum Himmel; und immer widmete er dem Gebet mehrere Stunden, und immer wußte er ſich die innere Sammlung und die höchſte Sittenreinheit zu bewahren.

Um dieſe Zeit trat ſein großer Freund, ein Doctor der Theologie wie er, der im Orden den Namen Bruder Johannes von Jeſu erhielt, als Mönch bei unſeren Barfüßern zu Paſtrana ein. Ich weiß nicht ob ein Brief dieſes Bruders über die Erhabenheit und das Alterthum unſeres Ordens oder eine andere Urſache ihm eine ſolche Theilnahme für denſelben einflößten, daß er mit unglaublichem Vergnügen Alles las, was ſich auf ihn bezog und was große Schriftſteller von ihm anführten. Er machte ſich zuweilen Vorwürfe darüber andere Studien zu vernachläſſigen, weil ihn dieſe ſo unwiderſtehlich feſſelten, daß er ſogar ſeine Erholungsſtunden damit ausfüllte. O Weisheit, o Allmacht Gottes! was hilft es ſeinem Willen zu widerſtehen! Der Herr, der unſer Ordenswerk wollte und begann, ſah wie ſehr es eines ſolchen Mannes bedurfte. Ich danke ihm tauſendmal für dieſe Gnade. Hätte ich unſern himmliſchen König gebeten uns Jemand zu ſchicken, der in unſerer urſprünglichen Regel Alles auf's Allerbeſte zu ordnen verſtehe, ſo hätte ich nie um ſo viel bitten können, wie er uns in Pater Gratian gegeben hat. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit.

Noch immer lag ihm der Gedanke ganz fern Carmelit zu werden, als man ihn bat nach Paſtrana zu reiſen und mit der Priorin unſeres Hauſes, das damals noch nicht nach Segovia überſiedelt war, wegen des Eintritts einer

Nonne zu verhandeln. Wie wählt die göttliche Weisheit ihre Mittel! hätte Gratian nach Paſtrana gehen wollen um den Carmeliterhabit zu nehmen, ſo würden wahrſcheinlich ſo Viele ſeinen Entſchluß bekämpft haben, daß er vielleicht nie zur Ausführung gekommen wäre. Aber unſere Herrin, die ſeligſte Jungfrau Maria, die er mit innigſter Andacht verehrt, wollte ihn dafür belohnen, indem ſie ihm das Kleid ihres Ordens gab und ich glaube, ſie war nicht nur ſeine Vermittlerin bei Gott um ihm dieſe Gnade zu gewähren, ſondern ſie veranlaßte auch ſeine große Theilnahme für den Orden; denn es iſt die Art dieſer glorreichen Jungfrau, denen die ihr zu dienen verlangen, die Mittel und Wege dazu anzugeben und ihre Huld Allen zuzuwenden, die ſich ihrem Schutz empfehlen. Noch als Knabe, in Madrid, beſuchte Gratian häufig ein Bild der Mutter Gottes, ich weiß nicht in welcher Kirche. Er hatte die zärtlichſte Andacht zu ihr, nannte ſie ſeine Vielgeliebte und regelmäßig fand man ihn bei ihr. Dieſer zarten Liebe entſprang die große Lauterkeit, in welcher er ſtets gewandelt iſt und ein heißes Verlangen dem Heil der Seelen zu dienen; denn er ſagt, oft ſei es ihm vorgekommen, als wären ihre Augen müde von Thränen über alle Beleidigungen ihres Sohnes. Ein tiefer Schmerz über die Sünden der Welt geſellte ſich zu jenem Verlangen und ließ ihn bereitwillig die größten Mühſale tragen, wenn er hoffen konnte dadurch den Seelen zu dienen. Dies habe ich bei vielfachen Gelegenheiten mit eigenen Augen geſehen.

So führte ihn die allerſeligſte Jungfrau nach Paſtrana, ihn gleichſam täuſchend mit dem Wahn, für eine Nonne den Habit zu begehren, während er ſelbſt ihn empfangen ſollte. O Geheimniſſe Gottes! ohne Wunſch und Zuthun von unſerer Seite, fügt ſich Alles zu unſerem Heil! wie überreich wurden dieſer Seele ihre guten Werke, ihr gutes Beiſpiel, ihr frommes Verlangen der Mutter Gottes zu dienen, vergolten! einer ſolchen Geſinnung gibt unſer himmliſcher König immer einen glänzenden Lohn! In Paſtrana ſprach er mit der Priorin über die Aufnahme der Nonne; ſie aber ſprach mit dem Herrn über ſeine Aufnahme. Pater Gratian hat nämlich die Gnade von Gott, daß er außerordentlich angenehm iſt, ſo daß faſt Alle, die mit ihm in Verkehr treten, ungemein für ihn eingenommen ſind. Auch die Mönche und Nonnen, deren Vorgeſetzter er iſt, lieben ihn außerordentlich. Gleichwohl läßt er keinen Fehler ungeſtraft hingehen, weil die Reinheit des Ordensgeiſtes ſein höchſtes Ziel iſt; allein er ſtraft mit ſo lieblicher Milde, daß Niemand über ihn klagen kann.

Der Priorin von Paſtrana ging es alſo wie allen Uebrigen, und ſie wünſchte lebhaft dieſen ausgezeichneten Mann in unſerem Orden zu ſehen. Sie ſagte es den Schweſtern und forderte ſie auf Gott zu bitten, ihn nicht ohne den Habit fortgehen zu laſſen, weil ſolche Männer äußerſt nöthig für die Entwicklung des Ordens wären und wir damals gar wenige, vielleicht Niemand hatten, der mit ihm zu vergleichen geweſen wäre. Jene Priorin iſt eine große Dienerin Gottes und ich meine, ihr Gebet allein würde ſchon Erhörung gefunden haben; um wie viel mehr in der Vereinigung mit ſo vielen guten Seelen. Jede von ihnen ließ ſich die Sache eiſrigſt angelegen ſein und beſtürmte den Herrn mit Faſten, mit Bußübungen, mit beſtändigem Gebet um dieſe Gnade. Sie wurde gewährt. Pater Gratian beſuchte unſer Mönchskloſter in Paſtrana. Die ſtrenge Regel, die Sammlung, womit die Brüder Gott dienten, der Gedanke, daß dieſer Orden der allerſeligſten Jungfrau geweiht ſei, welcher auch er ſich zu weihen verlangte: Alles drängte ſein Herz zu dem Entſchluß, nicht in die Welt zurückzukehren. Freilich ſtellte ihm der böſe Feind Schwierigkeiten vor; namentlich den Kummer ſeiner Eltern, die ihn zärtlich liebten und von ihm Unterſtützung für das Fortkommen ſeiner zahlreichen Geſchwiſter hofften. Aber er warf dieſe Sorge auf Gott, für den er Alles verließ, und entſchloß ſich in den Orden einzutreten und ſogleich um die Einkleidung zu bitten. Mit allgemeiner Freude gab man ihm den Habit. Die Priorin und die Nonnen hörten namentlich nicht auf Gott zu loben und zu preiſen, der ſo gnädig ihr Gebet erhörte. Darauf machte er ſein Probejahr mit der Demuth des geringſten Novizen durch. Ein Beiſpiel wird genügen um zu beweiſen, wie ſeine Tugend damals geprüft wurde. Der Prior war verreiſt. Zu ſeinem Stellvertreter hatte man einen ganz jungen Mönch ohne Kenntniſſe, ohne Umſicht, ohne Talent für die Seelenleitung gemacht, dem auch jede Erfahrung fehlte, da er ein Neuling im Orden war. In ganz übertriebener Weiſe führte er das Kloſter und legte er Bußübungen auf. So oft ich daran denke wundere ich mich, wie die Mönche, wie beſonders Pater Gratian ſich ihm unterwerfen konnten. Es gehörte ein Geiſt hoher Vollkommenheit dazu, den Gott allein geben kann, um ſo etwas zu erlangen. Später hat man erkannt, daß der junge Stellvertreter melancholiſchen Gemüthes war und überall, ſchon als Untergebener, viel Mühe veranlaßte; um wie viel mehr als Vorgeſetzter! was wird man nicht durch ſeine Launen gelitten haben! übrigens iſt er ein guter Mönch. Zuweilen läßt Gott ſolche Fehlgriffe in der Wahl der Vorgeſetzten zu, um die Tugend des Gehorſams in denen zu prüfen, die ihn lieben. So wird es auch hier geweſen ſein, und zum Lohn dafür wird Gott dem Pater Gratian — der im Orden Pater Hieronymus von der Mutter Gottes hieß — jene ungewöhnliche Erleuchtung in allen Dingen gegeben haben, welche den Gehorſam betreffen und jene Fähigkeit ſie den Untergebenen begreiflich zu machen. Man lehrt leicht das, was man von Anfang an ſelbſt geübt hat. Damit ihm in keiner Richtung die Erfahrung fehle, die zu einer weiſen Leitung durchaus nöthig iſt, wurde er drei Monate vor ſeiner Profeß von den ſtärkſten Verſuchungen befallen. Aber er, der ein tüchtiger Heerführer der Kinder der Jungfrau Maria werden ſollte, er wehrte ſich tapfer und drängte ihn der böſe Feind den Habit auszuziehen: ſo antwortete er darauf mit dem Verſprechen es nicht auszuziehen und die Gelübde abzulegen. Er gab mir eine Schrift, welche er in jenem Sturm der Verſuchungen ſchrieb und ich las ſie mit aufrichtiger Bewunderung, denn es ſpricht ſich in ihr der Starkmuth aus, den Gott ihm gab.

Es mag auffallen, daß mir Pater Gratian ſo viel über ſeine Seele geſagt hat, ja mehr, als er je zu ſonſt Jemand, ſeine Beichtväter nicht ausgenommen, ſagte. Ich denke mir, der Herr, der in ſeinen Creaturen gelobt ſein will, hat es ſo angeordnet, damit ich es hier aufzeichne. Pater Gratian mochte ſo offen zu mir ſprechen, weil er aus meinem vorgerückten Alter und aus Allem, was er von mir gehört hatte, ſchloß, daß ich einige Erfahrung beſitze. Zuweilen ſprachen wir von anderen Dingen, die ihn aber in ſein Inneres zurückführten und dann theilte er mir Manches mit, wovon ich das Wenigſte niederſchreibe, um nicht allzu weitläufig zu werden. Ja, ich beſchränke mich ſehr, damit, wenn dieſe Schrift in ſeine Hände fallen ſollte, ſeine Demuth nicht verſetzt werde. Es ſcheint mir jedoch eine Pflicht zu ſein, demjenigen ein gutes Andenken zu bewahren, der für die Wiederherſtellung der urſprünglichen Regel ſo viel gethan hat. Er hat freilich die Reform nicht angefangen, allein er kam zu einer Zeit, wo ich oftmals ihren Anfang tief bedauert haben würde, wenn mich nicht mein feſtes Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit geſtärkt und mir Hoffnung auf einen guten Fortgang gegeben hätte. Ich ſage dies nur in Beziehung auf die Mönchsklöſter. Die Nonnenklöſter ſind Gott ſei gedankt bis jetzt immer gut gegangen; und jene gingen auch nicht ſchlecht, aber ſie trugen den Keim eines frühen Verfalls in ſich, weil ſie keine Ordensprovinz für ſich bildeten, ſondern von den Carmelitern der gemilderten Regel regiert wurden. Pater Antonius von Jeſus, der die Reform anfing und der ſehr befähigt geweſen wäre die Leitung der Ordenshäuſer der unbeſchuhten Carmeliter zu übernehmen, erhielt ſie aber nicht. Auch beſaßen ſie noch nicht die Conſtitutionen, die unſer hochwürdiger Pater General gegeben hatte, ſondern jedes Haus richtete ſich nach Belieben ein. Die Einen fanden dieſes zweckmäßig und die Anderen jenes, ſo gab es manche Mißſtände bevor die Barfüßer-Carmeliter ſich ſelbſt regierten und ihre Conſtitutionen erhielten. Ich habe vielen Kummer ihretwegen gehabt. Dieſem Elend alſo half der liebe Gott ab durch den Pater Hieronymus von der Mutter Gottes, denn er wurde zum Apoſtoliſchen Commiſſarius ernannt, er bekam die Klöſter der Carmeliter-Barfüßer und Barfüßerinnen zu regieren und er verfaßte die Conſtitutionen für ſeine Mönche, gemäß der apoſtoliſchen Vollmacht, die ihm ertheilt worden war und mit all der Geiſteskraft, die ihm der Herr verliehen hatte. Uns betrafen dieſe Conſtitutionen nicht; wir hatten die unſeren längſt vom Pater General erhalten. Als er zum

Erſtenmal die Mönchsklöſter beſuchte, ordnete und regelte er Alles mit ſolcher Weisheit und Einſicht, daß der Herr ihm augenſcheinlich beiſtand und die Mutter Gottes ihm, als ihrem Auserwählten, zum Heil des Ordens über alle Schwierigkeiten hinweg half. Ich flehe ſie an, ſeine Fürſprecherin bei ihrem Sohn zu bleiben, damit ihm die Gnade werde, Fortſchritte zu machen im Dienſt des Herrn. Amen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Kloſtergründung in Sevilla.

Bevor Pater Hieronymus Gratian mich in Beas beſuchte, hatten wir zwar einige Briefe gewechſelt, doch nicht uns geſehen. Da man mir ſo viel Gutes von ihm geſagt hatte, freute ich mich unausſprechlich, als ich ſeine Ankunft erfuhr, denn ich wünſchte ſehnlichſt ſeine Bekanntſchaft zu machen. Meine Freude wuchs je länger ich mit ihm ſprach. Er übertraf meine Erwartungen ſo ſehr, daß mir ſchien, die Perſonen, die ihn am meiſten lobten, hätten ihn doch nur ſehr wenig gekannt. Gleich nach unſerer erſten Unterredung ſchwanden all meine Sorgen, denn der Herr zeigte mir alles Gute, das der Orden dieſem Pater verdanken werde. Ich verlebte einige Tage in ſo namenlos freudigem Troſt, daß ich über mich ſelbſt ſtaunte. Damals war Pater Gratian nur Apoſtoliſcher Viſitator für die Ordensprovinz Andaluſien; aber noch während ſeiner Anweſenheit in Beas, berief ihn der päpſtliche Nuntius nach Madrid, um ihm gleichfalls die Barfüßer- und Barfüßerinnenklöſter der Provinz von Caſtilien zu übergeben. Dieſe Nachricht verſetzte mich in eine ſolche geiſtige Freude, daß ich den ganzen Tag Gott lobte und dankte und gar nichts Anderes thun mochte.

Damals traf auch die Genehmigung zu einer Kloſtergründung in Caravaca ein, jedoch nicht in der Form, wie ich ſie verlangt hatte. Ich ſchrieb alſo den Stifterinnen, ich könne mich durchaus nicht auf eine Gründung einlaſſen, wenn nicht all' meine Bedingungen genehmigt würden; und ſo ging die Sache wieder an den Hof. Mir kam es vor, als werde ſie ſich ſehr in die Länge ziehen und ich ſehnte mich nach Caſtilien zurück. Ich beſprach die Angelegenheit mit Pater Gratian, der als apoſtoliſcher Viſitator für die Provinz von Andaluſien in Veas mein Vorgeſetzter war, ohne deſſen Erlaubniß ich nichts unternehmen durfte. Er war der Anſicht, die Gründung von Caravaca werde nimmermehr ſtattfinden, wenn ich ſie nicht jetzt betreiben wolle; auch ſchien ihm der Augenblick günſtig und gottgefällig zu einer Gründung in Sevilla, denn reiche Leute, die im Stande waren ſogleich ein Haus zu geben, hatten ſich ſchon bei ihm darum beworben und der Erzbiſchof begünſtigte den Orden ſo ſehr, daß ihm ohne Zweifel mit einer Kloſtergründung wahrhaft ein Dienſt geſchehen werde: folglich habe ſie gar keine Schwierigkeiten. Es wurde alſo abgemacht, daß ich mit der Priorin und den Nonnen, die urſprünglich für Caravaca beſtimmt waren, nach Sevilla zu reiſen habe. Bis dahin hatte ich aus verſchiedenen Gründen immer mit großer Beſtimmtheit Gründungen in Andaluſien abgelehnt und das wäre auch bei Veas geſchehen, wenn ich gewußt hätte, daß es zur andaluſiſchen Provinz gehöre. Mein Irrthum rührte daher, weil es auf Caſtiliens Erde liegt, die Landesgrenze erſt vier oder fünf Meilen jenſeits Veas beginnt, die Stadt ſelbſt aber andaluſiſch iſt. Obſchon ich auch jetzt einige recht triftige Urſachen hatte, um nicht nach Sevilla zu gehen und obſchon mir eine andere Gründung ſehr im Sinn lag:

ſo unterwarf ich mich doch ſogleich der Beſtimmung meines Oberen; denn der Herr hat mir die Gnade gegeben, die Anſichten der Vorgeſetzten immer als die richtigſten zu betrachten.

Da die Zeit der großen Hitze heranrückte, machten wir ſogleich unſere Reiſevorbereitungen und während der apoſtoliſche Commiſſar dem Befehl des Nuntius folgend nach Madrid reiſte, begab ich mich nach Sevilla mit den Nonnen und meinen treuen Reiſegefährten Julian de Avila, Antonius Gaytan und einem Pater von den Barfüßern. Unſere Art zu reiſen war immer dieſelbe. Wir hatten geſchloſſene Wagen; kamen wir im Gaſthof an, ſo nahmen wir das erſte beſte Zimmer, wie es ſich eben fand, für uns. Eine Schweſter nahm an der Thür Alles in Empfang, was uns nöthig war, ſo daß von unſerer männlichen Reiſegeſellſchaft Niemand unſere Schwelle überſchritt. Da wir an Feſttagen nicht reiſten, eilten wir uns ſehr und kamen am Donnerſtag vor dem Dreifaltigkeitsſonntag in Sevilla an. Wir hatten ungemein gelitten durch die furchtbare Hitze. Die Sonne brannte dermaßen auf unſere geſchloſſenen Wagen, daß man etwas Fegfeuer in ihnen ausſtand, meine lieben Schweſtern. Aber mit einigen Gedanken theils an die Hölle, theils an das Glück etwas für Gott zu thun und zu leiden, verblieben meine Gefährtinnen heiter und zufrieden. Dieſe ſechs Schweſtern waren Seelen, mit denen ich mich getraut hätte in's Türkenreich zu gehen, denn ſie hätten die Kraft gehabt, oder beſſer geſagt, Gott hätte ihnen die Kraft gegeben für ihn den Martertod zu leiden. Leiden für ihn: das war der Gegenſtand ihrer Wünſche, ihrer Geſpräche und mit dieſer Geſinnung übten ſie ſich im Gebet und in allen Abtödtungen.

Da dieſe Schweſtern ſich in weiter Ferne niederlaſſen ſollten, hatte ich freilich ſolche ausgewählt, die mir dazu am geeignetſten ſchienen. Sie hatten in der That recht viel Seelenkraft nöthig wegen all der Trübſal, die ihrer harrte und von der ich nur das wenigſte ſagen kann, um bei Niemand anzuſtoßen.

Am Tage vor dem Pfingſtfeſt hatten die guten Schweſtern einen heftigen Schreck, denn der Herr ſchickte mir einen Fieberanfall wie ich ihn in meinem ganzen Leben nicht ſtärker gehabt habe. Griff das Uebel nicht um ſich, ſo kam es wohl daher weil Gott ihm Einhalt that, gerührt durch das Bitten und Jammern der Schweſtern. Das Fieber betäubte mich bis zur Lethargie. Man beſprengte mein Geſicht mit Waſſer, welches aber dermaßen von der Hitze erwärmt war, daß es mich gar nicht erfriſchte. Nun hört, in welchem elenden Wirthshaus wir uns in dieſer Noth befanden. Wir hatten eine Bodenkammer, ohne Fenſter, unmittelbar unter dem Dach. Oeffnete man die Thür, ſo prallte die volle Sonne hinein, die Sonne von Andaluſien, die ihr euch viel glühender als die von Caſtilien vorſtellen müßt. Man legte mich auf ein Bett, das mich wünſchen ließ auf der Erde zu liegen — ſo unbequem war es, ganz hoch auf der einen Seite, ganz niedrig auf der anderen und durch und durch wie mit ſcharfen Steinen gepolſtert. Es war ſchwer ſich darin nur halten zu können. In geſunden Tagen erträgt man dergleichen recht gern, aber die Krankheit macht es mühſam. Endlich fand ich es beſſer aufzuſtehen und abzureiſen, da mir die Sonne im freien Felde erträglicher ſchien, als in dieſer Dachkammer. O die Unſeligen, die einſt in der Hölle leiden und ohne Wechſel in Ewigkeit leiden werden! denn ſchon eine Abwechſelung im Leiden iſt Erleichterung. Es iſt mir ſchon geſchehen, daß ich heftige Schmerzen an einer Stelle hatte; und als ſie ebenſo heftig, doch auf einer anderen Stelle eintraten, war mir die Veränderung ſchon eine Erleichterung. So auch jetzt. Uebrigens entſinne ich mich nicht, daß jener Unfall mir damals läſtig geweſen wäre. Er betrübte die Schweſtern viel mehr als mich und er dauerte in ſeiner ganzen Heftigkeit auch nur einen Tag.

Zwei Tage vorher ereignete ſich etwas, das uns nicht wenig erſchreckte. Wir mußten mit unſeren Wagen in einer Fähre über den Guadalquivir ſetzen, was wegen der Strömung nicht auf der Stelle möglich war, wo man das Seil geſpannt hatte. Etwas konnte man ſich deſſelben freilich bedienen; aber ich weiß nicht wie es kam, plötzlich entglitt es den Fährleuten und wir trieben im Wagen auf der Fähre ohne Seil und ohne Ruder ſtromab. Ich hatte mehr Mitleid mit dem troſtloſen Fährmann als mit uns und wir begannen mit lauter Stimme zu beten. Zum Glück wurde unſere Noth von einem Edelmann bemerkt, deſſen Schloß am Ufer lag und der uns einige Männer ſchickte, um das Seil wiederzufinden. Alle halfen und ſuchten es zu halten; auch unſere Patres. Allein die Strömung war zu heftig! ſie riß uns hinweg. Einige ſtürzten zu Boden und wir ſchwammen dahin. Niemals werde ich den Sohn des Fährmanns vergeſſen, einen Knaben von zehn bis eilf Jahren. Es war ſo erbaulich wie dieſes Kind den Kummer und die Anſtrengungen ſeines Vaters theilte, daß ich nicht umhin konnte Gott dafür zu danken. Unſer himmliſcher König, der jede Mühſeligkeit lindert, machte auch dieſer ganz bald ein Ende, denn die Fähre trieb auf eine Sandbank, die auf der einen Seite ziemlich frei von Waſſer war; man konnte alſo Hilfe ſchaffen. Inzwiſchen war es finſter geworden, wir kannten die Wege nicht und wären rathlos geweſen, hätte uns nicht einer der Männer vom Schloß als Führer gedient. Ich wollte eigentlich nicht dieſe geringfügigen Dinge erwähnen, da ich über größere Unannehmlichkeiten ſchweige, die uns auf Reiſen zugeſtoßen ſind; ich bin gewiß recht langweilig durch meine Weitſchweifigkeit.

Viel peinlicher war mir, was ſich am Tage nach dem Pfingſtfeſt ereignete. Wir hatten lange vor der Morgendämmerung uns auf den Weg gemacht, um in aller Frühe Cordova zu erreichen und dort unbemerkt eine Meſſe zu hören. Man hatte uns eine Kirche jenſeits der Brücke als abgelegen und wenig beſucht empfohlen. Als wir nun an das Brückenthor kamen, hieß es: ohne Erlaubniß des Gouverneurs werde es nicht ſo früh für Wagen geöffnet. Man mußte ſie alſo holen und da er noch nicht aufgeſtanden war, dauerte es zwei Stunden bis ſie kam. Viele Leute verſammelten ſich um unſere Wagen, neugierig zu erfahren, wer wohl darin ſei. Aber ſie konnten uns in den gut geſchloſſenen Wagen nicht gewahr werden. Endlich kam die Erlaubniß. Aber nun ſtellte es ſich heraus, daß unſere Wagen zu breit waren für die Einfahrt in's Brückenthor; man mußte etwas abſägen oder ich weiß nicht was mit ihnen vornehmen. Und als wir nun endlich die Kirche erreichten, wo Pater Julian de Avila die Meſſe leſen wollte, war ſie mit Menſchen überfüllt, denn ſie war, was wir nicht wußten, dem heiligen Geiſt geweiht und man feierte in ihr ein großes Feſt mit Hochamt und Predigt. Als ich die Menſchenmaſſe gewahr wurde, erſchrack ich und es wollte mir beſſer ſcheinen, lieber keine Meſſe zu hören und weiter zu reiſen, als in dieſen Tumult zu gerathen. Pater Julian war aber nicht dieſer Meinung und da er Theolog iſt, fügten wir uns derſelben, wenngleich meine übrigen Gefährten ſich meiner Anſicht zuneigten. Wir hätten aber ſehr Unrecht gethan ihr zu folgen und ich glaube auch nicht, daß ich ſie durchzuſetzen wünſchte. In der Nähe der Kirche verließen wir die Wagen. Niemand konnte uns in's Geſicht ſehen, weil wir öffentlich nie anders als mit großen herabgelaſſenen Schleiern erſchienen. Allein der Anblick dieſer Schleier, unſerer groben Mäntel von weißer Serſche, unſerer Sandalen — genügte vollkommen, um dieſe ganze Menſchenmaſſe in Aufregung zu bringen — und uns nicht minder. Ich verdanke dieſem großen Schreck, daß mich das Fieber plötzlich und gänzlich verließ. Bei unſerem Eintritt in die Kirche kam uns ein anſtändiger Mann entgegen und machte uns Platz im Gedränge. Ich bat ihn dringend uns in irgend eine Capelle zu führen. Er that es, ſchloß die Thür ab und blieb in der Nähe, um uns ſpäter aus der Kirche heraus zu geleiten. Einige Tage darauf reiſte er nach Sevilla und ſagte zu einem Pater unſeres Ordens, er meine der liebe Gott habe ihn für dies Werk der Barmherzigkeit belohnt und ihm die Erbſchaft eines großen Landgutes zugewendet, an die er gar nicht gedacht habe. Dieſe ganze Begebenheit mag euch ſehr unbedeutend erſcheinen, meine Töchter, allein ich bekenne, daß ſie für mich eine der ſchwerſten Abtödtungen war, denn die Aufregung der Leute war ſo groß, als ob die für ein Stiergefecht beſtimmten Stiere in die Kirche eingedrungen wären. Ich erſehnte den Augenblick, wo wir ſie verlaſſen konnten, und nach unſerer Meſſe, ohne den Schluß des Feſtes abzuwarten, entfernten wir uns und fanden keine andere Stätte, um ein wenig auszuruhen, als unter einem Brückenbogen.

In Sevilla ſtiegen wir in einem Hauſe ab, das ich durch Pater Mariano hatte miethen laſſen. Ich dachte nicht anders, als daß unſere Sache einen eben ſo ſchnellen als günſtigen Verlauf haben werde, weil der Erzbiſchof ein großer Gönner der Carmeliter-Barfüßer war und mir ſchon mehrmals ſehr liebreich geſchrieben hatte[1]. Trotz deſſen mußte uns von ihm, auf Gottes Zulaſſung, recht viel Mühſeligkeit kommen. Er iſt ein entſchiedener Gegner der auf Armuth gegründeten Nonnenklöſter und er hat dafür ſeine Gründe. Das war unſer Unglück oder, beſſer geſagt, unſer Glück, um die Gründung zu Stande zu bringen! denn hätte ich das in Beas gewußt, ſo wäre ich nie nach Sevilla gereiſt. Pater Gratian und Pater Mariano, beide in der feſten Ueberzeugung, daß meine Ankunft dem Erzbiſchof höchſt genehm ſein und ihm ein wahrer Dienſt damit geſchehen werde, hatten nicht nöthig gefunden ſeine Erlaubniß einzuholen. Es mochte ein Irrthum ſein; aber ſie hielten die Sache für gewiß. Bei allen Gründungen iſt meine erſte Sorge die Genehmigung des Ordinariates, wie das heilige Concil von Trient es vorſchreibt; bei dieſer Gründung glaubte ich, der Erzbiſchof habe ſie nicht nur gern genehmigt, ſondern er betrachte ſie als einen großen Dienſt, der ihm geleiſtet werde. Später iſt das auch in der That geſchehen; anfangs aber wollte der Herr, daß auch dieſe Gründung, wie alle übrigen, mir mancherlei Kreuz bringen ſolle.

Als wir in unſerem gemietheten Hauſe waren, wollte ich es in gewohnter Weiſe in Beſitz nehmen und das Offizium beten. Da begann aber Pater Mariano, der in Se-

---

1) Er hieß Don Chriſtoph de Rozas y Sandoval und hatte die Ankunft der Heiligen in Sevilla nur gewünſcht, um einige Nonnenklöſter der Stadt in beſſere Verfaſſung zu bringen. Er war bei dem Concil von Trient geweſen und war ebenſo eifrig im Punkte der Gerichtsbarkeit und Disciplin, als barmherzig für die Armen. Er ſtarb 1580.

villa lebte, mir allerhand Schwierigkeiten zu machen, denn um mich nicht zu betrüben wollte er mir nicht einfach den Sachverhalt ſagen. Aus ſeinen höchſt mangelhaften Gründen erkannte ich jedoch ſogleich, woran es fehle, nämlich an der Genehmigung. Nun geſtand er es ein und ſetzte hinzu, es ſcheine ihm gerathen das Kloſter mit Einkünften zu gründen und mehr dergleichen, was ich vergeſſen habe. Endlich erfuhr ich den Hauptpunkt: der Erzbiſchof, ein großer Diener Gottes, war nicht für die Gründung neuer Frauenklöſter und hatte weder in früheren Jahren als Biſchof von Cordova noch jetzt in Sevilla, jemals ſeine Erlaubniß gegeben; auch jetzt werde er es nicht thun; am wenigſten für ein armes Kloſter. Das hieß in dieſem Fall, die Gründung müſſe unterbleiben! In einer ſo reichen Stadt wie Sevilla hätte ich es ſehr unrecht gefunden, ſelbſt wenn ich die Mittel dazu gehabt hätte, ein Kloſter mit Einkünften zu gründen; ich that es nur in armen kleinen Orten, wo es unmöglich war durch Almoſen das Daſein zu friſten. Uebrigens hatte ich keinen Heller mehr von meinem Reiſegelde. Wir beſaßen gar nichts als den Habit, den wir trugen, ein Paar Röcke und Hauben und die groben Leinwandbezüge, die unſere Wagen bedeckt hatten. Ja, wir konnten nicht einmal die Rückreiſe unſerer Begleiter zahlen. Ein Freund, den Antonius Gaytan in Sevilla hatte, lieh ihm das nöthige Geld und Pater Mariano ſuchte ſich etwas zu verſchaffen, um unſer Haus einzurichten. Da es uns aber nicht gehörte, war eigentlich nichts darin zu machen.

Nach vielen Bitten und Vorſtellungen des Pater Mariano ertheilte ſchließlich der Erzbiſchof die Erlaubniß, am Dreifaltigkeitsſonntag uns die erſte Meſſe leſen zu laſſen; verband jedoch das Verbot damit, Glocken zu läuten, ſogar ſie zu beſitzen. Allein wir hatten ſie ſchon aufgehängt. In dieſem Zuſtand verblieben wir über vierzehn Tage. Wäre nicht die Rückſicht auf den Pater Commiſſarius und den Pater Mariano geweſen, ſo hätte ich mich mit Freuden entſchloſſen nach Veas zurückzugehen und meine Nonnen zur Gründung in Caravaca zu verwenden. Jene Tage in Sevilla wurden mir äußerſt ſchwer. Ich meine, ſie hätten über einen Monat gedauert; doch iſt mein Gedächtniß zu ſchwach, um dies zu behaupten. Gewiß iſt es, daß mir die Abreiſe viel leichter geweſen wäre, als unter dieſen Umſtänden das Bleiben. Pater Mariano erlaubte mir durchaus nicht dem Erzbiſchof zu ſchreiben. Er hielt es für zweckmäßiger ihn nach und nach und mit Hilfe des Pater Commiſſarius zu gewinnen, der wegen unſerer Angelegenheit mehrmals aus Madrid dem Erzbiſchof ſchrieb.

Bei all den Sorgen beruhigte es mich doch ſehr, daß wir pünktlich und gemeinſchaftlich unſer Offizium beteten und daß die erſte Meſſe mit Genehmigung des Erzbiſchofs von einem ſeiner Hausgeiſtlichen geleſen worden war. Auch ließ er mir zuweilen ſagen, durch verſchiedene Perſonen, die er mir ſchickte, er werde mich nächſtens beſuchen. Ich ſah alſo deutlich, daß mir nichts übrig bleibe, als mich mit meinem Kummer ganz ruhig zu verhalten. Uebrigens galt meine Bekümmerniß weder mir noch meinen Nonnen, ſondern dem Pater Commiſſarius, der mich nach Sevilla geſchickt hatte und dem es ein großer Schmerz geweſen wenn die Gründung mißlungen wäre, wozu aller Anſchein vorhanden war. Inzwiſchen hatten mich einige Patres aus dem Kloſter der beſchuhten Carmeliter in Sevilla beſucht und gefragt, kraft welcher Vollmacht ich ein Barfüßerkloſter gründen wolle. Ich zeigte ihnen die Urkunde unſeres hochwürdigen Paters General und ſie beruhigten ſich dabei. Ich glaube, es wäre nicht ſo leicht geſchehen, wenn ſie die Geſinnung des Erzbiſchofs gekannt hätten. Doch Niemand kannte ſie. Alle Welt glaubte, die Gründung habe ſeinen vollen Beifall. Endlich und endlich führte ihn der liebe Gott zu uns und ich konnte ihm vorſtellen, wie ungünſtig ſein Verhalten für uns ſei. Da ließ er ſich erweichen, und ſagte mir, es ſolle Alles geſchehen, was und wie ich es wünſche. Seitdem hat er uns bei jeder Gelegenheit Huld und Gnade erwieſen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Gründung. Ankauf eines Hauſes.

Wer würde wohl glauben, daß ich in der großen, reichen Stadt Sevilla weniger Unterſtützung finden würde, als irgendwo. Sie war ſo gering, daß es mir manchmal nicht verſtändig ſchien in einem ſolchen Ort ein Kloſter zu gründen. Nie in meinem Leben bin ich ſo kleinmüthig und ſo feig geweſen wie damals. Ich weiß nicht, liegt es am Klima oder iſt es wahr, was ich immer gehört habe, daß die böſen Geiſter in den ſüdlichen Ländern durch Zulaſſung Gottes mit heftigeren Verſuchungen die Menſchen anfallen; genug ich fühlte mich ſo gedrückt, daß ich mich ſelbſt nicht kannte. Hatte mich auch das Vertrauen nicht verlaſſen, das ich immer in Gott ſetze, ſo war doch meine Stimmung ganz anders, als ſie zu ſein pflegt unter ähnlichen Verhältniſſen. Ich denke, der Herr zog ein wenig ſeine Hand von mir zurück, um mir zu zeigen, daß die Energie, die ich ſonſt wohl gehabt hatte, nicht aus meiner eigenen Kraft entſprungen ſei.

Das ging ſo fort bis kurz vor der heiligen Faſtenzeit. Wir hatten kein Haus, wir hatten kein Geld, wir hatten Niemand, der für uns, wie in anderen Städten, Bürgſchaft geleiſtet hätte. Diejenigen, welche den Pater Commiſſarius dringend gebeten hatten den Orden nach Sevilla zu bringen, weil ſie eintreten wollten, fanden ihn jetzt zu ſtreng, um ihren Entſchluß auszuführen. Nur Eine von ihnen trat wirklich bei uns ein und ich werde ſpäter von ihr ſprechen. Ueberdies rief man mich aus Andaluſien wegen anderer Angelegenheiten zurück. Es that mir ungemein leid die Nonnen ohne eigenes Haus verlaſſen zu müſſen; aber es war nicht zu ändern. Die hilfreichen Seelen, die ich ſonſt überall durch Gottes Fürſorge bei meinen Gründungen gefunden hatte, fehlten mir hier.

Da fügte es Gott, daß einer meiner Brüder, Lorenzo de Cepeda, nach vierunddreißigjähriger Abweſenheit aus Indien heimkehrte und daß es ihm viel weher noch als mir that, die Nonnen ohne ein eigenes Haus zu ſehen. Er unterſtützte uns ſehr und half uns ganz beſonders bei dem Ankauf des jetzigen Hauſes. Ich meinerſeits beſtürmte den Herrn mit Bitten, er möge mich nicht abreiſen laſſen ohne ein Haus gefunden zu haben und ich ermunterte die Schweſtern ihn recht dringend anzuflehen und auch den glorreichen heiligen Joſeph zu bitten; und mit unſeren Gebeten und Prozeſſionen zu Ehren der Mutter Gottes waren wir unermüdlich. Im Vertrauen zu allen dieſen Gebeten und zu meinem Bruder, den ich feſt entſchloſſen ſah uns zu helfen, knüpfte ich Unterhandlungen über den Ankauf verſchiedener Häuſer an; doch jedesmal, ſtatt zum Abſchluß zu kommen, zerſchlug ſich die Sache. Da war ich eines Tages im Gebet und bat den Herrn, er möge doch ſeinen Bräuten, die ſo lebhaft wünſchten ihm treu zu dienen, ein Haus verſchaffen. Und er ſprach zu mir: „Ich habe euch erhört, überlaßt euch mir.“ Nun war ich zufrieden; ich rechnete ſicher auf ein Haus und es fand ſich. Zuerſt hinderte der Herr einen Kauf, der allen Anderen ſehr annehmbar ſchien, weil das Haus in guter Gegend lag. Es war aber ſo alt und verfallen, daß wir nur gerade den Platz gekauft und ihn faſt eben ſo theuer bezahlt hätten wie unſer jetziges Haus. Ich war nicht ſehr mit dieſem Handel zufrieden; er ſchien mir nicht mit dem letzten Wort übereinzuſtimmen, das ich im Gebet vom Herrn vernommen hatte und das mir, wie ich meinte, ein gutes Haus verhieß. Der Handel war indeſſen ſchon ſo weit gediehen um den Kaufcontrakt aufzuſetzen. Plötzlich fügte es Gott, daß der Beſitzer, der uns ſein verfallenes Haus zu einem ungeheuern Preiſe überließ, ſelbſt ein Hinderniß vorbrachte um den Contrakt zu unterzeichnen. Es unterblieb und wir konnten jetzt ohne irgend eine Verſchuldung von unſerer Seite zu unſerem größten Glück den Handel abbrechen, denn die Nonnen hätten auf Lebenszeit zu thun gehabt um das Haus bewohnbar zu machen, was immer — und beſonders mit geringen Geldmitteln, — eine drückende Laſt iſt.

Gleich nach unſerer Ankunft in Sevilla nahm ſich ein ſehr guter Diener Gottes, der Prieſter Garcia Alvarez, treulich unſerer an. Er war hoch geachtet in der ganzen Stadt, weil er nur für gute Werke lebte. Hätte er Vermögen beſeſſen, ſo würde uns nichts gemangelt haben. Als er erfuhr, daß wir keinen Geiſtlichen hatten um uns die Meſſe zu leſen, kam er täglich zu dieſem Zweck, obſchon er ſehr fern von uns wohnte und die Hitze übermäßig war. Er hatte auch ſehr von jenem Kauf abgerathen und uns täglich wiederholt, welche Thorheit es ſei, ein ſo verfallenes Haus ſo theuer zu bezahlen. Als wir es endlich Alle einſahen, ging er mit meinem Bruder zur Beſichtigung desjenigen Hauſes, das wir nun inne haben. Sie kamen höchſt befriedigt, und mit vollem Recht, zurück; der Herr gab ſeinen Segen dazu, und in zwei, drei Tagen war der Kaufcontrakt gemacht. Indeſſen konnten wir es nicht ſogleich beziehen. Einerſeits hatten die Miether keine Luſt es zu verlaſſen, andererſeits kamen die Pater Franziskaner, unſere künftigen Nachbarn, und erſuchten uns dringend, doch ja da zu bleiben, wo wir wären. Der Contrakt war abgeſchloſſen; ſonſt hätte ich Gott gedankt die Sache aufgeben zu können, denn jetzt ſchien es, als hätten wir ſechstauſend Ducaten ausgegeben um ein Haus zu kaufen, das wir nicht beziehen konnten. Doch die Priorin[1]) war entgegengeſetzter Meinung. Sie dankte Gott, daß die Sache nicht rückgängig zu machen ſei und bewies bei dieſer Veranlaſſung, wie bei vielen anderen, daß ſie mit weit mehr Muth und Gottvertrauen und mit viel höherer Tugend ausgerüſtet ſei, als ich. Wir warteten einen vollen Monat mit unſerer Ueberſiedelung. Endlich machte der liebe Gott unſerer Aengſtlichkeit ein Ende und wir begaben uns in unſer eigenes Haus — die Priorin, ich und zwei Nonnen zuerſt; aber in der Nacht, damit die Franziskaner früher nichts von unſerer Ankunft hören und ſehen möchten, als bis die Beſitznahme erfolgt ſei. Unterwegs erſchreckten uns unſere Begleiter; denn wenn ſie Schatten ſahen, ſo meinten ſie es wären Franziskaner. In der Morgendämmerung las der gute Garcia Alvarez, der uns begleitet hatte, die erſte Meſſe und ſomit waren wir unſerer Sorgen ledig.

Mein Jeſus, was habe ich nicht ausgeſtanden bei dieſen Beſitznahmen! Schwebt man in ſolchen Aengſten, wenn man nicht das mindeſte Böſe thut, ſondern im Dienſt des Herrn handelt, wie müſſen dann diejenigen ſich ängſtigen, die auf böſen Wegen gehen und Gott und den Nächſten beleidigen! ich begreife nicht, welchen Gewinn oder Genuß ſie mit einem ſolchen Gegengewicht haben können.

---

1) Maria vom heiligen Joſeph, für welche die Heilige eine große Liebe hatte.

Der Kaufcontrakt war in großer Eile aufgeſetzt; ſo fand ſich denn ein Irrthum darin, ſehr zum Schaden des Kloſters, und der meinem Bruder, welcher unſer Bürge war, viel Ungelegenheit machte. Deshalb war er an jenem Tage nicht bei uns. Er hatte ſich auf einige Zeit verbergen müſſen, weil man ihn als einen Fremdling betrachtete und ihn einſperren wollte. Das brachte ihn und uns in tauſend Verlegenheiten, bis er eine gewiſſe Summe gab, die man denn als genügende Bürgſchaft gelten ließ. Dann ging Alles gut; nur mußten wir eine Zeit lang einen Proceß führen, damit es uns nie an Mühſeligkeiten fehle. Mein Bruder ſorgte noch immer für unſeren Unterhalt, wie er es ſchon lange zuvor gethan hatte. Er beaufſichtigte den ganzen Tag die Handwerker, die unſer Haus paſſend einrichteten, während wir in einigen Zimmern des Erdgeſchoſſes abgeſchloſſen lebten. Weil es ein ganz gewöhnliches Haus war, ließ man es in der Stadt nicht für ein Kloſter gelten und die Almoſen waren höchſt ſpärlich. Nur ein heiliger Greis nahm ſich unſerer an, ein großer Diener Gottes, der Prior der Carthauſe de las Cuevas, aus Avila gebürtig und aus dem Hauſe der Pantojas war. Gott gab ihm eine große Liebe zu unſerem Kloſter in's Herz, die mit unſerer Ankunft in Sevilla begann, durch tauſend Wohlthaten ſich äußerte und, wie ich hoffe, erſt mit ſeinem Leben enden wird. Dieſem heiligen Greiſe verdanken wir viel und mit Abſicht ſchreibe ich es hier nieder; denn es iſt billig, meine Schweſtern, daß wir für unſere Wohlthäter, mögen ſie unter den Lebenden oder den Todten ſein, mit großer Dankbarkeit beten. Vergeßt es alſo nicht ihr, die ihr dies leſen werdet.

Mein ſchlechtes Gedächtniß in ſolchen Dingen macht mich leicht irr und es kommt ja auch nicht auf ein Paar

Tage mehr oder weniger an; — aber ich meine, wir hätten über einen Monat auf dieſe Weiſe verlebt. Wir brauchten uns um gar nichts zu bekümmern, mein Bruder leitete alle Arbeiten, ließ aus verſchiedenen Zimmern eine Capelle machen und die übrigen Räume zweckmäßig eintheilen.

Da nun Alles fertig war, wünſchte ich die Uebertragung des allerheiligſten Sacramentes in unſere Capelle möge in aller Stille geſchehen, weil ich Niemand kränken mag, wenn ich es irgend vermeiden kann. Ich ſprach alſo meinen Wunſch gegen Pater Garcia Alvarez aus und er überlegte ihn mit dem Carthäuſer-Prior ſo theilnehmend, als ob es ihre eigene Sache und nicht die unſerige wäre. Sie fanden aber beide, das Kloſter müſſe endlich in Sevilla bekannt werden und deshalb die Uebertragung mit großer Feierlichkeit geſchehen. Sie begaben ſich zum Erzbiſchof um ihm die Sache vorzutragen, und es wurde beſchloſſen, das Hochwürdigſte Gut in feierlicher Prozeſſion aus einer Pfarrkirche nach unſerer Capelle zu geleiten. Der Erzbiſchof befahl, daß ſich der Clerus und verſchiedene Bruderſchaften an der Prozeſſion zu betheiligen hätten und daß die Straßen geſchmückt würden.

Der gute Garcia Alvarez ſchmückte unſere Capelle und ihre Altäre außerordentlich hübſch; auch den innern Hof, der zu ihr führte und der als Kreuzgang gelten konnte, wußte er allerliebſt und mit ganz beſondern Erfindungen zu verzieren. Eine derſelben war ein Springbrunnen von Orangenblütewaſſer. Wir erfuhren es erſt ſpäter und ſeine große Theilnahme rührte und erbaute uns ungemein. Die ganze Anordnung unſeres Feſtes war glänzend feierlich, der Schmuck der Straßen ſo reich, die Muſik ſo vortrefflich, daß wir namenlos beglückt waren. Der heilige Carthäuſer-Prior ſagte mir, er habe nie etwas Aehnliches in Sevilla erlebt; der Herr ſcheine ein beſonderes Wohlgefallen an unſerem Werk zu haben. Er begleitete ſelbſt das Sanctiſſimum in der Prozeſſion, was er ſonſt nicht zu thun pflegte, und in Gegenwart einer ungeheuern Menſchenmenge ſetzte der Erzbiſchof das allerheiligſte Sacrament in unſerer Capelle aus. Auf einmal ſeht ihr, meine Töchter, wie die ganze Stadt jene armen Barfüßerinnen ehrt, die bis dahin ſo überſehen waren, daß man es kaum der Mühe werth hielt ihnen ein Glas Waſſer zu reichen, obgleich es im Quadalquivir genug Waſſer gibt.

Einen Vorfall muß ich bemerken, weil er Allen die ihn erlebten höchſt wunderbar vorkam. Nach der Prozeſſion gab es unzählige Böllerſchüſſe und ſtiegen unzählige Raketen auf. Die Leute hatten ihre Freude daran und ſo ging es fort bis zum Abend. Da, ich weiß nicht wie, fing ein Päckchen Pulver Feuer, welches ein Mann trug. Eine große Flamme ſchlug auf, bis zur Höhe des Bogenganges, der unſeren innern Hof umgab und der mit Drappirung von gelbem und rothen Tafft verziert war. Jedermann glaubte der Mann werde getödtet und der Tafft in Aſche verwandelt ſein. Aber keines von beiden! Wunderbar iſt's, daß die Steine unter dem Tafft ganz ſchwarz vom Rauch waren, während ſich am Tafft ſelbſt keine Spur von Rauch und Feuer zeigte. Dies erregte allgemeines Erſtaunen, während die Nonnen Gott dankten, denn ſie hatten kein Geld um den Tafft zu erſetzen. Ich denke mir, der böſe Feind war unzufrieden ein neues Gotteshaus und deſſen feſtliche Einweihung zu ſehen, und ſuchte ſich etwas dafür zu rächen; — unſer göttlicher König gab es aber nicht zu. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit. Amen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Etwas über die erſte Nonne, die in das St. Joſephskloſter zu Sevilla eintrat.

Ihr könnt euch vorſtellen, meine Töchter, wie groß unſer Troſt an jenem Freudentage war. Was mich betrifft kann ich ſagen daß er unbeſchreiblich groß war. Ich ſah die Schweſtern in einem vortrefflichen, gut gelegenen Hauſe; das Kloſter war in der Stadt bekannt; einige Novizen hatten eine Mitgift gebracht, welche größtentheils den Hauskauf bezahlte. Traten noch ſo viel Nonnen ein um die Zahl voll zu machen und brachten ſie auch nur wenig mit, ſo war man ſchuldenfrei. Ueber Alles freuten mich aber die Mühſeligkeiten, die ich ausgeſtanden hatte. Jetzt wäre mir etwas Ruhe ganz erwünſcht geweſen; aber am Sonntag vor Pfingſten im Jahr 1576 fand unſer Feſt ſtatt und gleich am folgenden Montag mußte ich Sevilla verlaſſen, denn es trat die große Hitze ein und ich wollte nicht während des Pfingſtfeſtes unterwegs ſein, ſondern es in Malagon feiern, wo ich mich ohnehin ein Paar Tage aufzuhalten hatte. Ich mußte alſo meine Reiſe ſehr beeilen. Ja, Gott wollte mir nicht erlauben eine einzige Meſſe in unſerer Capelle zu hören! Unſere Trennung verminderte die Zufriedenheit der Nonnen beträchtlich, und ſchmerzte ſie um ſo mehr, als wir ein ganzes Jahr unzählige Mühſeligkeiten zuſammen ertragen hatten, von denen ich, wie geſagt, nur die geringeren hier erwähnte[1]. Die erſte meiner Kloſtergründungen zu Avila ausgenommen, die ohne Vergleich bleibt, weil meine Leiden größtentheils innerer Art waren, hat mir die zu Sevilla am meiſten Kreuz gebracht. Möge dem Herrn immer ſo treu gedient werden in dieſem Hauſe, wie ich es hoffe — dann zähle ich mein Leid für nichts. Er hat dort gute Seelen verſammelt. Von den großen Tugenden der fünf Nonnen, welche ich nach Sevilla führte, hab' ich ſchon ein Wort, wenn auch nur ein ſehr flüchtiges, geſagt und die neu Eintretenden wetteiferten mit jenen. Jetzt will ich euch, meine Töchter, Einiges von unſerer erſten Novize in Sevilla erzählen, was euch freuen wird.

Dies junge Fräulein hat ſehr chriſtliche Eltern, die aus den Bergen von Burgos ſtammen. Als ſie kaum ſieben Jahre zählte, erbat ihre Tante, die kinderlos war, die Kleine von der Mutter, nahm ſie zu ſich und bewies ihr natürlich viel Liebe und Zärtlichkeit. Einige Dienerinnen dieſer Dame hatten aber, bevor die Kleine in's Haus kam, mit der Hoffnung ſich geſchmeichelt dereinſt ihre Herrin zu beerben und ſie ſahen ein, das Vermögen werde ihnen entgehen, wenn die Tante eine große Liebe für die Nichte faßte. Sie kamen alſo unter ſich zu einem Entſchluß überein, den nur der Teufel ihnen eingeben konnte: ſie beſchuldigten das Kind, es habe die Tante um's Leben bringen wollen und es habe in dieſer Abſicht der einen Dienerin Geld gegeben um Sublimat zu kaufen. Sie ſagten es ihrer Herrin und da alle drei es betheuerten, glaubte ihnen nicht nur die Tante, ſondern auch die ſehr tugendhafte Mutter der Kleinen, die in der Meinung eine kleine Verbrecherin erzogen zu haben, ſie wieder in's Haus nahm.

---

[1] Die Heilige und das ganze Kloſter hatten viel zu leiden durch ganz fabelhafte Verleumdungen. Man erzählte, die Novizen würden an Händen und Füßen gebunden von den Nonnen gegeißelt; und man ging ſo weit, ſie bei der Inquiſition anzugeben. Der Prozeß ward wirklich eingeleitet und Zeugen wurden verhört. Die Heilige mußte täglich erwarten vor Gericht geführt zu werden; allein die Prüfung ſtellte den Ungrund der Anklagen heraus. — Ferner hatte man dem Kloſter einen Beichtvater gegeben, der nicht ſehr erfahren, und dabei ungemein ängſtlich in Kleinigkeiten war. — Ein ſehr geachtetes Fräulein trat in dem neugeſtifteten Kloſter ein und nach einigen Monaten wieder aus — was denn auch manche üble Nachrede hervorrief. Ein Mann von hohem Anſehen, der ſehr viel in Sevilla galt, rief dieſen ganzen Sturm gegen die Heilige hervor. Ribera. Vida. Lib. III. et IV.

Anmerkung der Ueberſetzerin.

Beatrix von der Mutter Gottes — ſo heißt ſie mit ihrem Kloſternamen — ſagte mir, ſie ſei während eines ganzen Jahres täglich mit Ruthen gepeitſcht, auf jede Weiſe gequält und gezwungen worden auf dem harten Fußboden zu ſchlafen, um ihre vermeintliche Miſſethat einzugeſtehen. Umſonſt verſicherte die Kleine das Gegentheil und daß ſie gar nicht wiſſe, was das ſei, Sublimat; das verſchlimmerte nur die Sache und man hielt ſie für verſtockt im Böſen. Die arme Mutter betrübte ſich unſäglich über ein Kind, das ſo eigenſinnig leugnete, ſo gar keine Reue zeigte und folglich nicht zu beſſern war. Es iſt erſtaunlich, daß das Kind nicht Alles zugab um ſich von dieſen Qualen zu befreien; da es aber unſchuldig war, ſo gab ihm Gott die Gnade bei der Wahrheit zu bleiben. Ja, er wollte, daß dieſe Unſchuld endlich erkannt werde. Zwei jener Frauen fielen in ſo ſchwere Krankheit, daß ſie förmlich im Fieber raſeten, die Tante ſowohl wie die Kleine um Verzeihung bitten ließen und endlich, auf dem Todbett, ihre Miſſethat bekannten. Die dritte Frau that daſſelbe, als ſie im Wochenbett zum ſterben kam.

Alle Drei kamen in großen Qualen um, zur Strafe für die Leiden, welche ſie über das unſchuldige Kind gebracht hatten. Die Mutter, die ſeitdem Beatrix Nonne war, ſich ſehr grämte ſie ſo mißhandelt zu haben, erzählte mir mehr noch als Beatrix ſelbſt, von den Martern, die ſie dem Kinde angethan; und da ſie fromm und aufrichtig iſt, muß ich ihr glauben. Es iſt eine beſondere Zulaſſung Gottes, daß ſie, eine gute Chriſtin und Mutter dieſer einzigen und heißgeliebten Tochter, dennoch deren Henker wurde.

Als die Kleine zwölf Jahre zählte, las ſie in dem Leben der heil. Anna, daß deren Mutter Emerentiana häufig die frommen Einſiedler des Berges Carmel beſuchte. Daraus ſchöpfte Beatrix eine ſolche Liebe für den Orden Unſerer Lieben Frau vom Carmel, daß ſie dem Herrn verſprach als Nonne einzutreten und ihm ſogleich das Gelübde der ewigen Keuſchheit ablegte. Der Herr und ſeine heiligſte Mutter gaben ihr ganz beſondere Gnaden und einen unbeſchreiblichen Zug zur Einſamkeit und zum Gebet. Sie wäre gern auf der Stelle Nonne geworden, wagte aber nicht es den Eltern zu ſagen und wußte auch nicht, merkwürdiger Weiſe! wo ſie den Orden finden könne, denn es beſtand in Sevilla ein Kloſter der beſchuhten Carmeliten, von welchem Beatrix aber erſt dann etwas hörte, als ihr ſchon die Kunde von den Barfüßerinnen ſeit Jahren zugekommen war.

Sie war von vielen Kindern das einzige und das wenigſtgeliebte den Eltern geblieben. Alle übrigen ſtarben. Ihr letzter Bruder, der ſich in ihrer Leidenszeit ihrer angenommen und ihre Unſchuld behauptet hatte, auch der ſtarb. Nun war ſie erwachſen und die Eltern wünſchten ſie in den Eheſtand treten zu ſehen. In der Vorausſetzung, daß auch ſie nichts Anderes wünſche, ſchlugen ſie ihr eine vortheilhafte Heirath vor; doch Beatrix antwortete, das Gelübde der ewigen Keuſchheit binde ſie und keine Macht auf Erden werde ſie vermögen es zu brechen, denn ſie ziehe den Tod vor.

Ob der Teufel ſie verblendete, ob Gott es zuließ um Beatrix zur Martyrin zu machen, genug, die Eltern wähnten, ſie wolle ſich nicht verehelichen, weil ſie ſich in ein böſes Verhältniß eingelaſſen habe. Ueberdas hatten ſie dem Freier ihr Wort gegeben und fürchteten ihn zu kränken. Dies Alles zuſammen verſetzte ſie in heftigen Unwillen. Sie behandelten Beatrix mit ſolcher Grauſamkeit, verhängten ſo furchtbare Mißhandlungen über ſie, daß ſie mehrmals dem Tode nah war und wie durch ein Wunder mit dem Leben davon kam. Aber Gott wollte ſie erhalten. Gegen alle Erwartung ſtarb ſie nicht, mußte aber in Folge der ſchrecklichen Mißhandlungen drei Monate das Bett hüten ohne ſich bewegen zu können. Sie erzählte mir, ſie habe zuletzt ihre Leiden kaum mehr empfunden, weil der Herr ihr das Marterthum der heil. Agnes in's Gedächtniß gerufen. Sie habe ſich nur gefreut etwas für ihn zu leiden und brachte ſich ihm gern zum Opfer dar.

Es iſt unbegreiflich wie eine Mutter, die ihre Tochter nie verließ, und wie ein äußerſt umſichtiger Vater ſolchen böſen Verdacht auf das junge Mädchen werfen konnten, beſonders wenn man bedenkt, daß ſie das unſchuldigſte Leben führte, von der zarteſten Sittſamkeit und ſo barmherzig für die Armen war, daß ſie ihnen Alles gab, worüber ſie verfügen durfte. Wenn aber der Herr einer Seele die Gnade zuwenden will für ihn zu leiden, ſo weiß er ſchon die Mittel zu finden. Nach einigen Jahren öffnete er den Eltern die Augen über die ſeltene Tugend ihrer Tochter. Nun verwandelten ſich die Mißhandlungen in Liebkoſungen und mochte ſie noch ſo viel Almoſen zu ſpenden wünſchen — was ſie begehrte bekam ſie. Doch ihr Verlangen nach dem Kloſterleben wurde durch die Veränderung ihrer Verhältniſſe nicht gedämpft und voll Trauer und Sehnſucht, wie ſie ſagte, lebte ſie fort.

Dreizehn oder vierzehn Jahre bevor Pater Gratian nach Sevilla kam und als noch Niemand an die Carmeliter-Barfüßerinnen dachte, war Beatrix eines Tages bei ihren Eltern, die eben Beſuch von zwei Damen aus der Nachbarſchaft hatten. Da trat ein Pater unſeres Ordens in's Zimmer, im Habit von grober Serſche, unbeſchuht, wie ſie jetzt gehen. Er ſah mit ſeinem langen Bart, der weiß wie von Silberfaden war, ſehr alt und ſehr ehrwürdig aus und ſein Antlitz war dabei noch jugendlich friſch. Er begann etwas in einer Sprache zu reden, die Niemand verſtand; dann ſegnete er Beatrix dreimal mit dem Zeichen des Kreuzes, ſagte: „Beatrix, Gott ſtärke dich!“ — und ging von dannen. Alle waren unbeweglich vor Erſtaunen in ſeiner Gegenwart geweſen; nun fuhren ſie auf und fragten Beatrix wer das ſei. Sie wußte es nicht und meinte, der Vater werde ihn kennen. Die Verwunderung ſtieg auf's Höchſte, man eilte ſchleunig dem Greiſe nach, man ſuchte ihn überall; aber er war verſchwunden. Beatrix fühlte ſich durch dieſe Erſcheinung namenlos getröſtet und alle Uebrigen zweifelten nicht im mindeſten, daß dies ein Bote Gottes geweſen ſei und begannen Beatrix ſehr hoch zu ſchätzen. Darauf vergingen etwa vierzehn Jahre. Während derſelben diente ſie dem Herrn treu und geduldig und bat ihn täglich ihr Verlangen zu erfüllen.

Die lange vergebliche Erwartung betrübte ſie tief. Eines Tages ging ſie nach ihrer Pfarrkirche in der Vorſtadt Triana, wo ihre Eltern wohnten, um eine Predigt zu hören ohne zu wiſſen wer ſie halten werde. Es war Pater Gratian, der inzwiſchen nach Sevilla gekommen war. Er bekam den Segen bevor er die Kanzel beſtieg und Beatrix gewahrte ihn im Carmeliter-Habit und unbeſchuht, genau ſo wie ſie den Greis geſehen hatte; nur Alter und Antlitz waren verſchieden, denn Pater Gratian zählte damals kaum dreißig Jahre. Ihre Freude war ſo groß, daß ſie faſt ohnmächtig wurde. Wohl hatte ſie von einem neu errichteten Männerkloſter in Triana gehört, aber nichts von Carmeliter-Barfüßern. Von dieſem Tage an wünſchte ſie vor Allem dem Pater Gratian zu beichten. Aber ſie war ſehr ſchön, ſie war ſiebenundzwanzig Jahre alt, und der kluge und äußerſt vorſichtige Pater Gratian wünſchte durchaus nicht hübſche junge Damen zu Beichtkindern zu haben. Daher ſcheiterten ihre Verſuche wenigſtens zwölfmal. Sie wurde muthlos, denn auch ſie war ſehr zurückhaltend und wußte ſich nicht mehr zu helfen. Eines Tages weinte ſie ſo bitterlich in der Kirche, wo Pater Gratian eben im Beichtſtuhl war, daß eine gute Dame ſie fragte, was ihr fehle. Sie antwortete einfach, ſie habe gar oft ſchon verſucht den Pater Gratian zu beichten; aber vergebens. Da nahm die gute Dame ſie bei der Hand, führte ſie zum Pater und bat ihn, auch dies Fräulein anzuhören; und ſo kam Beatrix endlich dazu ihm eine Generalbeicht abzulegen. Als er den Einblick in dieſe reiche, ſchöne Seele bekam, war er hocherfreut, tröſtete ſie und ſagte, es kämen vielleicht Carmeliter-Barfüßerinnen nach Sevilla und dann wolle er für ihre Aufnahme ſogleich ſorgen. Und das geſchah. Er bezeichnete mir Beatrix als diejenige Novize, die man getroſt aufnehmen könne, weil ihr Seelenzuſtand zu den ſchönſten Hoffnungen berechtige und er ſetzte ſie von unſerer Ankunft in Kenntniß, aber ſehr heimlich, damit die Eltern nichts erfahren möchten, die der Tochter den Eintritt nicht erlauben würden. Doch Beatrix ſollte endlich zum Ziel kommen. Sie ging immer zur Beicht nach der Carmeliterkirche, die ziemlich weit von ihrem Hauſe war und da ihre Mutter dort nicht beichtete, begleiteten ſie ein Paar Kammerfrauen. Mit ihren Beichten verband Beatrix reichliche Almoſen, die ſie bald in ihrem eigenen Namen, bald im Namen der Eltern dem Kloſter ſpendete. Zum Feſt der allerheiligſten Dreifaltigkeit hatte ſie mit einer ſehr gottſeligen Frau abgemacht, daß ſie mit einander gehen wollten. Beatrix ſagte dies den Kammerfrauen. Da jene Frau in ganz Sevilla durch tauſend gute Werke als eine ſehr fromme Dienerin Gottes bekannt war, ſo ließen die Kammerfrauen ſie allein gehen. Schnell warf Beatrix ihre ſtandesmäßige Kleidung ab und zog einen Rock und Mantel von ſo grobem Wollenzeug an, daß ich nicht begreifen würde, wie ſie in den ſchweren Gewändern ſich bewegen konnte, wenn ich nicht wüßte, wie leicht die innere Freudigkeit jede äußere Laſt macht. Sie fürchtete weiter nichts, als Bekannten zu begegnen, welche ſie in dieſem veränderten Anzug mit Befremden ſehen und aufhalten möchten. Was thut nicht die Liebe zu Gott! alle weltliche Ehre ließ Beatrix bei Seite und dachte an weiter nichts, als nur von Niemand in ihrem Plan durchkreuzt zu werden. Wir öffneten ihr geſchwind die Pforte und ich ließ ſogleich der Mutter ſagen, Beatrix ſei bei uns. Die Mutter kam und war im erſten Augenblick ganz außer ſich. Doch bald faßte ſie ſich, ſagte, ſie erkenne die große Gnade, die Gott ihrer Tochter erzeige und, obſchon von Herzen betrübt, kam es doch nicht bei ihr, wie bei manchen anderen Müttern, zu Ausbrüchen der Verzweiflung. Sie wurde ruhig und hat uns ſeitdem mit großen Almoſen unterſtützt.

Die Braut Jeſu Chriſti aber genoß beſeligt ihr Glück. Sie war ſo demüthig und ſo dienſtwillig, daß wir Mühe hatten ihr den Beſen aus der Hand zu bringen. Nachdem ſie im Elternhauſe ſehr verwöhnt worden, war jetzt Arbeit ihre einzige Erholung. Die innere Zufriedenheit machte ſie auch körperlich ſtark und kräftig und als die Eltern dies ſahen, freuten ſie ſich Beatrix bei uns zu wiſſen.

Keine Freude ohne Leid. Zwei bis drei Monate vor ihrer Profeß, wurde ſie von den heftigſten Verſuchungen beſtürmt. Sie war freilich entſchloſſen die Gelübde abzulegen, allein es ſchien ihr etwas Entſetzliches ſich ſo zu binden. Sie vergaß alle Qualen, die ſie ſo manches Jahr ausgeſtanden hatte um das Gut zu erringen, das ſie jetzt beſaß und der ewige Feind alles Guten peinigte ſie dermaßen, daß ſie es kaum ertragen konnte. Aber ſie nahm ſich mit übernatürlicher Kraft zuſammen und beſiegte ihn durch den hochherzigen Entſchluß, mitten in ihren Leiden die Gelübde abzulegen. Der Herr ſchien nur auf dieſe Probe ihrer Seelenſtärke gewartet zu haben: drei Tage vor der Profeß ſuchte er ſie heim mit himmliſchen Tröſtungen und der Geiſt der Finſterniß ergriff vor ihm die Flucht. Beatrix ſchien in dieſen drei Tagen ganz außer ſich vor Wonne zu ſein; und wohl mit Recht! ihr war große Gnade widerfahren. Bald darauf ſtarb ihr Vater; ihre Mutter aber trat bei uns ein und gab uns ihr ganzes Vermögen. Unſäglich iſt das Glück, das Mutter und Tochter genießen; die Treue, womit ſie Demjenigen dienen, dem ſie ihr Glück verdanken; und das erbauliche Beiſpiel, das ſie allen anderen Nonnen geben.

Es verging kein Jahr und ein anderes Fräulein kam zu uns, gleichſalls gegen den Willen der Eltern. So bevölkert der Herr unſer Haus mit Seelen, die über Alles wünſchen ihm zu dienen und denen die Regel nicht zu hart, die Clauſur nicht zu ſtreng erſcheint. Er ſei allzeit gelobt und gebenedeit in Ewigkeit. Amen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Gründung des Kloſters zum heiligen Joſeph in Caravaca, am Neujahrstag 1576.

Als ich im St. Joſephskloſter zu Avila war und mich bereit machte zur Kloſtergründung nach Beas zu reiſen, ſchickte mir eine Dame aus Caravaca, Namens Donna Catharina de Otalora, einen eigenen Boten und ſchrieb mir: ſie habe drei Fräulein aus der Stadt bei ſich aufgenommen, die nach einer Predigt eines Jeſuitenpaters den Entſchluß gefaßt, ſo lange bei ihr zu bleiben, bis ſie in Caravaca ein Kloſter von Carmeliter-Barfüßerinnen geſtiftet hätten, wozu ſie hinreichendes Vermögen beſäßen. Donna Catharina war mit ihnen einverſtanden und wollte das Unternehmen fördern. Die drei Fräulein gehörten den erſten Familien der Stadt an. Die eine war die Tochter des Don Rodrigo de Moya, eines ebenſo klugen als frommen Edelmanns. Sie hatten genaue Kenntniß von den Gnaden Gottes bei unſeren Kloſtergründungen und genug Vermögen um zuſammen ein Kloſter zu ſtiften. Die Patres der Geſellſchaft Jeſu, die uns immer günſtig und hilfreich geweſen ſind, hatten ihnen Auskunft gegeben.

Der Wunſch und der Eifer dieſer Seelen, die in ſo weiter Ferne den Orden Unſerer Lieben Frau aufſuchten, erbaute mich ſehr und weckte den Wunſch in mir, ihnen zu ihrem frommen Verlangen zu verhelfen. Da ich erfuhr, daß Caravaca nicht gar weit von Beas ſei, nahm ich mehr Nonnen mit, als ich für ein Kloſter nöthig hatte, denn aus dem Brief ſchloß ich, daß ich die Gründung ſogleich nach der zu Beas würde unternehmen können.

Aber der Herr hatte es anders beſchloſſen und mein Plan wurde durchkreuzt, wie ich das bei der Gründung in Sevilla erzählt habe. Die Genehmigung des Ordens-Raths verzögerte ſich und ſo konnte ich die Sache nicht ſo ſchnell ausführen, wie es in meiner Abſicht lag. Um der Wahrheit treu zu bleiben muß ich geſtehen, daß mir die Luſt zur Gründung in Caravaca etwas verging, als meine Erkundigungen in Beas ergaben, daß jene Stadt ganz außer dem Wege liege und daß die Straße dahin unbeſchreiblich ſchlecht ſei. Die Obern, die von Zeit zu Zeit unſere Klöſter beſuchen müſſen, hätten alſo äußerſt beſchwerliche Reiſen nach Caravaca gehabt. Da ich aber ſchon einige Hoffnungen gegeben hatte, bat ich den Pater Julian de Avila und Antonius Gaytan hinzureiſen, an Ort und Stelle die Sache zu erwägen und, wenn es ihnen beſſer ſcheine, mein Wort zurückzunehmen. Sie reiſten hin und fanden Donna Catharina, welche die Hauptperſon bei der Angelegenheit geweſen war, ganz verändert und äußerſt lau, die drei Fräulein aber ſehr dafür eingenommen. Sie lebten noch immer im Hauſe der Donna Catharina für ſich und abgeſchloſſen, wie in einem Kloſter; und ſie waren ſo begeiſtert für die Sache — beſonders jene beiden, die eintraten — daß ſie auch jene beiden Männer dafür zu begeiſtern wußten und ſie nicht eher abreiſen ließen, als bis die nothwendigen Formalitäten erfüllt waren, die einer Kloſtergründung vorhergehen müſſen. Höchſt zufrieden, ſowohl mit der Geſinnung der jungen Fräulein, als mit der Schönheit und dem Reichthum des Landes, kamen Pater Julian de Avila und Antonius Gaytan nach Beas zurück und wurden nicht fertig mit dem Lobe von Caravaca, aber auch nicht mit Klagen über die abſcheulichen Wege. Da ich ſah, daß die Sache ſo gut wie abgemacht war, ich aber auf die Genehmigung des Ordens-Rathes zu warten hatte, ſchickte ich abermals den guten Antonius Gaytan nach Caravaca, der ſich aus Freundſchaft für mich allen Mühſeligkeiten unterzog. Er und Pater Julian waren ſo für dieſe Gründung eingenommen, daß ich in Wahrheit ſagen kann: wir haben ſie ihnen zu verdanken. Hätten ſie nicht die Reiſen gemacht und das Nöthige beſorgt, wäre ſie ſchwerlich zu Stande gekommen, denn ich hatte keine beſondere Neigung ſie zu machen. Ich gab an Antonius Gaytan den Auftrag, Gitter und Dreher in derjenigen Behauſung anbringen zu laſſen, wo wir einſtweilen das Kloſter eröffnen und die Nonnen unterbringen würden, bis wir ein paſſendes eigenes Haus gefunden hätten. Er beſorgte Alles ſehr pünktlich und zwar in dem Hauſe von Rodrigo de Moya, dem Vater einer der drei Fräulein, der uns mit Freuden einen Flügel einräumte. Nachdem die Genehmigung eingetroffen war, wäre ich gern auf der Stelle nach Caravaca gereiſt; allein es ging aus derſelben hervor, daß das Kloſter den Ordens-Comthuren von St. Jacob unterworfen ſein ſolle, was ich nicht zugeben konnte. Die Nonnen gehörten zum Orden Unſerer Lieben Frau vom Carmel und durften folglich nicht unter dem Gehorſam fremder Ordens-Oberen ſtehen. Es ging alſo ein neues Bittſchreiben an den Ordens-Rath ab. Vermuthlich wäre es ebenſowenig berückſichtigt worden wie das für Beas, hätte ich mich nicht entſchloſſen, unſerem regierenden König Don Philipp zu ſchreiben. Er iſt ein großer Freund und Gönner aller Ordensleute, die genau an ihre Gelübde ſich halten. Er hatte Kenntniß von unſeren Klöſtern; er wußte, daß wir nach der urſprünglichen Regel lebten; er iſt uns immer ſehr huldreich geweſen und befahl ſogleich, daß die Genehmigung in der Weiſe wie ich ſie wünſche, auszufertigen ſei. Ich bitte euch recht ſehr, meine Töchter, fahrt beharrlich fort für Se. Majeſtät in der Weiſe zu beten, die jetzt bei uns üblich iſt. In der Zwiſchenzeit befahl mir Pater Hieronymus Gratian von der Mutter Gottes, der damals Provinzial war, wie er es auch jetzt iſt, nach Sevilla zu reiſen. So mußten denn die drei armen Fräulein, die mir im Februar ihren Boten nach Avila geſchickt hatten, bis zum Neujahrstag des folgenden Jahres in ihrer Einſamkeit warten. Da langte denn nun freilich die Genehmigung an; allein ich war im fernen Sevilla und hatte dort zu viel Arbeit mit der Gründung, um ſie zu verlaſſen und die in Caravaca vorzunehmen. Das betrübte die Fräulein ſehr; ſie ſchrieben mir oft und ſprachen mir ihren Kummer aus. Es that auch mir ſehr leid und ich fand es nicht recht ſie noch länger hinzuhalten. Nach Caravaca zu reiſen war mir aber unmöglich; und ſo beſtimmte denn Pater Gratian, als Apoſtoliſcher Viſitator, daß die Nonnen, die für Caravaca beſtimmt und in Malagon geblieben waren, die Gründung ohne mich machen ſollten.

Ich ſorgte für eine Priorin, zu deren Tauglichkeit ich das größte Vertrauen hatte, weil ſie viel tüchtiger iſt als ich; und mit allem Bedarf verſehen reiſten ſie in Begleitung von zwei unſerer Patres Barfüßern ab; denn Pater Julian und Antonius Gaytan waren ſchon vor längerer Zeit heimgekehrt und ich konnte ihnen unmöglich zumuthen, die Begleitung der Nonnen zu übernehmen und die weite Reiſe in der rauhen Jahreszeit, es war Ende Dezember, abermals zu machen. Genug, die Nonnen langten wohlbehalten an, und wurden mit großer Freude von der ganzen Stadt — mit der allergrößten jedoch von den Fräulein, empfangen. Zwei von ihnen nahmen ſogleich den Habit, nachdem die Kloſtergründung durch Einſetzung des allerheiligſten Sacramentes am Tage des ſüßen Namens Jeſu geſchehen war. Die dritte, welche Anlage zur Schwermuth hatte, erſchrack vor der Clauſur, vor der ſtrengen Abgeſchiedenheit, vor den Bußübungen und zog ſich in das Haus ihrer Schweſter zurück[1]). Jetzt betrachtet einmal die Wege Gottes, meine Töchter! Wie ſehr ſind wir verpflichtet ihm zu dienen, da er uns die Beharrlichkeit gegeben hat, unſere Gelübde abzulegen und für immer im Hauſe Gottes die Töchter Unſerer Lieben Frau ſein zu wollen. Jenes Fräulein diente durch ihre Neigung zum Ordensſtande und mit ihrem Vermögen ſeinen Abſichten; und in dem Augenblick, wo ſie ihr erſehntes Glück hätte genießen können, fehlte ihr die Seelenſtärke und ſie ließ ſich in einem Anfall von Trübſinn von ihrem Entſchluß zurückſcheuchen. Wie oft, meine Töchter, werfen wir die Schuld unſerer Unvollkommenheiten und unſerer Unbeſtändigkeit auf unſere trübe Stimmung!

Möge es dem Herrn gefallen uns die Fülle ſeiner Gnade zu ſchenken, damit wir mehr und mehr in ſeinem Dienſt fortſchreiten; dann wird nichts auf Erden uns feſſeln können. Möge er uns Alle beſchützen und begnadigen, damit nicht durch unſere Armſeligkeit das große Werk der Reform

---

1) So war es wirklich, als die Heilige dies ſchrieb. Später aber faßte das Fräulein Muth und trat dennoch in den Orden ein.

zu Grunde gehe, das er durch uns elende Weiblein hat beginnen laſſen. In ſeinem Namen flehe ich euch an, meine Schweſtern und meine Töchter, laßt nicht ab ihn darum zu bitten. Möchte jede Nonne, die ſich uns anſchließt, ſich vorſtellen, als ob mit ihr die urſprüngliche Regel des Ordens Unſerer Lieben Frau in's Leben trete und daß ſie in keiner Beziehung der geringſten Erſchlaffung nachgeben dürfe. Bedenkt immer, daß kleine Nachläſſigkeiten den allergrößten die Thür öffnen und daß dann die Welt eindringt, ohne daß ihr es bemerkt. Erinnert euch ſtets der Armuth und der Mühſeligkeiten, womit dasjenige entſtanden iſt, was ihr jetzt in ſüßer Ruhe genießt. Vor Allem aber haltet feſt im Auge, auf welche Weiſe unſere Häuſer gegründet ſind. Größtentheils haben Menſchen dabei das Allerwenigſte und die mächtige Hand Gottes das Allermeiſte gethan. Es iſt aber ſeine Art Werke die er begann zu ihrem Ziel zu führen, vorausgeſetzt, daß wir uns nicht dabei vordrängen. Woher meint ihr, daß mir die Kraft zu ſo großen Unternehmungen gekommen ſei? ich war ein armſeliges Nönnchen, im Gehorſam gebunden, hatte keinen Heller und hatte Niemand der mich begünſtigte oder beſchützte; denn der Bruder, der mir bei der Gründung in Sevilla behilflich war, und das Vermögen, den guten Willen und das Herz dazu hatte, der war in Indien. Oder meint ihr, man hätte mir Gunſt und Ehren erwieſen, weil ich von edlem Geſchlecht bin? Nein, meine Töchter, je genauer ihr es betrachtet, deſto klarer werdet ihr einſehen, daß die Hand Gottes das Werk ausführte und daß es unſere heilige Pflicht iſt, es unverſehrt zu erhalten und ſollte es uns Ruhe, Ehre, Leben, Alles was uns theuer iſt koſten. Leben iſt: in einer Weiſe leben, wo man den Tod und die Wechſelfälle des Daſeins nicht fürchtet, ſondern eine gleichmäßige Zufriedenheit genießt. Dieſes Leben führt ihr jetzt; dieſes höchſte Glück beſitzt ihr. Eure Armuth drückt euch nicht: ihr verlangt ſie. Euer Friede, der innere wie der äußere, iſt mit nichts zu vergleichen, durch nichts zu ſtören. In eurer Hand liegt es, ſo friedlich zu leben und zu ſterben, wie ihr geſehen habt, daß man in unſeren Häuſern ſtirbt. Aber ihr müßt Gott bitten ſein Werk fortzuſetzen. Ihr dürft nicht euerer Kraft vertrauen. Stützt euch auf ihn — und er verſagt euch nicht ſeine Barmherzigkeit. Haltet euch feſt an ihm mit Zuverſicht und Muth — und ihr fahret wohl, denn er iſt ein Liebhaber der großmüthigen Seelen. Fürchtet niemals, daß euch etwas fehlen könne. Weiſet nie Perſonen zurück, die Nonne werden wollen, wenn ſie reich an Tugenden, aber arm an Glücksgütern ſind. Stellen ſie euch zufrieden durch ihre Seelenſtimmung und ihre Fähigkeiten, wollen ſie eintreten um Gott vollkommener zu dienen, nicht um ſich aus einer elenden Lage zu befreien: ſo nehmt ſie auf. Gott wird in irgend einer Weiſe es euch doppelt vergelten. In dieſem Punkt habe ich eine lange Erfahrung für mich. Gott weiß, daß ich niemals eine Seele, mit der ich übrigens zufrieden war, zurückgewieſen habe, weil irdiſches Gut ihr mangelte. Dies bezeugen die vielen Nonnen, die ich nur um Gotteswillen aufnahm, wie ihr alle wißt. Ja, ich kann verſichern, daß ich mit geringerer Freude diejenigen aufnahm, die eine reiche Mitgabe brachten, als die, welche ich aus Liebe zu Gott aufnahm. Bei jenen ſpürte ich eine gewiſſe Furcht; bei dieſen eine Wonne des Geiſtes, die ſich in Freudenthränen auflöſte. Dies iſt die reine Wahrheit. Und damals hatten wir noch keine Häuſer und keine Möglichkeit ſie zu kaufen. Aber Gott half. Warum ſollten wir jetzt anders handeln, da unſere Klöſter gegründet ſind? Glaubt mir, meine Töchter: durch den Wahn etwas zu gewinnen, würdet ihr nur verlieren. Tritt eine Novize ein, die Vermögen beſitzt und keine Verpflichtungen hat, ſo iſt es paſſend, daß ſie es, nicht den Verwandten, die es nicht nöthig haben, ſondern dem Kloſter als Almoſen gebe. Ja ich bekenne, ich würde einen Mangel an Liebe darin ſehen, wenn ſie anders handelte. Aber haltet ſtreng darauf, daß Jede über ihr Vermögen nur nach dem Rath gelehrter einſichtsvoller Männer und zur größeren Ehre Gottes verfüge. Es wäre ſehr unrecht irgend etwas in einer anderen Abſicht von ihnen zu begehren. Es iſt viel vortheilhafter für uns, wenn ſie mit ihrem Vermögen in größter Vollkommenheit nach dem Willen Gottes ſchalten, als wenn ſie uns die größte Mitgabe bringen; denn wir haben ja keinen anderen Zweck und nur dazu gab uns der Herr eine Stätte, daß ſeiner göttlichen Majeſtät in Allem und durch Alles gedient werde. Und ſo böſe und armſelig ich auch ſei, muß ich doch zur Ehre ſeines Namens und zum Troſt euerer Seelen hinſichtlich dieſer Kloſtergründungen ſagen: nie habe ich ſie betrieben, nie das Geringſte verſucht oder unternommen, was nicht in jener Abſicht geſchehen wäre. Nicht um Alles in der Welt hätte ich die kleinſte Sache ohne den Willen Gottes thun mögen und deshalb habe ich auch nie anders, als nach dem Rath meiner Beichtväter gehandelt, ſeitdem mir dieſe Gründungen obliegen und meine Beichtväter waren, wie ihr wißt, hocherleuchtete Männer, ebenſo gelehrt als fromm und tugendhaft. Ich entſinne mich nicht jemals den Gedanken gehabt zu haben, ohne ihren Rath handeln zu können. Ich kann mich geirrt, ich kann manches Verkehrte gethan haben; meine Unvollkommenheiten ſind ohne Zahl: der Herr weiß es, der gerechte Richter, dem ich es verdanke, daß ich ſo über mich ſpreche, wie ich mich kenne. Deshalb ſehe ich klar ein, daß nicht meine Kraft ausreichte um dieſe Werke zu thun. Gott wollte ſie, und um ſeiner Sache willen hat er mich begünſtigt und begnadigt. Ich ſage euch dies, meine Töchter, damit ihr um ſo beſſer einſeht, wie viel ihr ihm ſchuldig ſeid — und damit ihr wiſſen möget, daß bis zu dieſer Stunde unſere Klöſter für Niemand nachtheilig geweſen ſind. Gebenedeit ſei Er in ſeinem Werk und in der Liebeshilfe, die er uns durch manche gute Seelen geſchickt hat. Möge uns der Herr fort und fort beſchützen und begnadigen, damit wir dankbar bleiben für ſeine namenloſe Huld. Amen.

Ihr habt geſehen, meine Töchter, daß die Kloſtergründungen nicht ohne Mühe ſtattfanden, wenn ich auch nur Weniges darüber ſchrieb, weil ein ausführlicher Bericht mich ſehr ermüdet haben würde. Die Wege waren ſchlecht, wir verirrten uns, wir hatten Waſſersnoth und Schneefall und zu dem Allen kam meine ſchwache Geſundheit. Ich weiß nicht ob ich erzählte, daß ich auf unſerem erſten Reiſetage von Malagon nach Beas von einem heftigen Fieber und verſchiedenen anderen Leiden dermaßen gepeinigt wurde, daß mir die lange Reiſe in dieſem Zuſtand unmöglich ſchien. Da fiel mir Vater Elias ein, wie er vor der Jeſabel floh und ich ſprach mit ihm zu Gott: „Herr, wie ſoll ich es aushalten ſo viel zu leiden? Sieh doch auf mich!“ — Es iſt wahr, als der Herr mich ſo ſchwach ſah, verließen mich plötzlich Fieber und ſowohl innere als äußere Leiden. Denke ich daran zurück, ſo glaube ich, daß ich meine Geneſung dem Eintritt eines Geiſtlichen, der ein großer Diener Gottes war, verdankte. Das ſei dahin geſtellt; genug, ich genas, und war ich geſund, ſo ertrug ich mit Freuden jede körperliche

Anſtrengung. Auch der nothwendige Verkehr mit ſo verſchiedenartigen Perſonen in ſo verſchiedenen Orten, war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Und endlich war die Trennung von meinen Schweſtern und Töchtern, wenn ich von einer Kloſtergründung zur anderen reiſte, kein geringes Kreuz, weil ihr ja wißt, wie ich euch liebe. Ich kann nicht ſagen welchen Schmerz ihr Kummer und ihre Thränen mir verurſachten, beſonders bei dem Gedanken, daß ich ſie vielleicht nie wieder ſehen würde. Sie ſind von allen Dingen der Welt abgelöſt, nur nicht von mir. Dieſe Gnade gab Gott ihnen nicht und vielleicht hat er das zu meiner Qual zugelaſſen, denn auch ich bin es nicht von ihnen. Ich gab mir zwar die größte Mühe es ihnen nicht zu zeigen, ja ich machte ihnen ſogar Vorwürfe; aber es half nichts! Ihre große Liebe zu mir, die ſich in tauſend Gelegenheiten bewährt hat, brach immer wieder hervor.

Ihr wißt auch wie es mit dieſen Kloſtergründungen ging. Ich machte ſie nicht blos mit der Genehmigung, ſondern auf den ausdrücklichen Befehl unſeres ehrwürdigen Pater General. Mehr noch! ſo wie ein neues Haus entſtand, ſchrieb er mir und drückte mir ſeine außerordentliche Zufriedenheit darüber aus. Meine größte Ermunterung bei den unzähligen Mühſalen, die ich durchzumachen hatte, war eben die Freude, die er empfand; denn mir ſchien, ich diene dem Herrn, indem ich meinen Vorgeſetzten zufrieden ſtellte, für den ich überdies die kindlichſte Liebe habe. War es nun, daß der Herr mich in der Ruhe haben wollte oder wurde es dem Teufel unerträglich ſo viel neue Gotteshäuſer entſtehen zu ſehen — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß unſer Pater General nicht Schuld daran iſt; denn ich ſchrieb ihm vor einigen Jahren und bat ihn mir zu befehlen, daß ich keine Gründungen mehr mache; worauf er mir antwortete, er wünſche genau das Gegentheil, nämlich, daß ich mehr Klöſter gründen möge, als ich Haare auf dem Kopf habe. Genug, vor meiner Abreiſe von Sevilla hielt man ein General-Capitel, auf welchem man die Ausbreitung unſeres Ordens keineswegs als einen Dienſt betrachtete. Vielmehr ſchickten mir die Definitoren1) den Befehl zu, keine neue Gründung zu machen, und mir ein Kloſter zu wählen, das ich fortan unter keiner Bedingung verlaſſen dürfe. Das hieß mich gefangen halten, denn es gibt keine Nonne, die nicht auf Befehl des Provinzials im Dienſt und zum Nutzen des Ordens aus einem Kloſter in das andere geſchickt werden könne. Das Uebelſte und was mir bitter leid that war, daß unſer Pater General mit mir unzufrieden war, ganz ohne Grund, und weil leidenſchaftliche Perſonen ihn falſch berichtet hatten. Außerdem wurden mir in ſehr wichtigen Sachen noch zwei falſche Zeugniſſe aufgebürdet.

Ich ſage euch, meine Schweſtern, damit ihr Gottes Barmherzigkeit und den Schutz erkennt, die er Allen gewährt, welche ihm zu dienen verlangen, ich ſage euch, daß dieſe falſchen Anklagen mich durchaus nicht betrübten, ſondern mir eine ſo unausſprechliche Freude machten, daß ich mich gar nicht faſſen konnte und mich gar nicht mehr wunderte, weshalb der König David vor der Arche Gottes getanzt habe; denn ich hätte damals nichts Anderes thun mögen, weil der innere Jubel einen Ausweg ſuchte. Ich weiß nicht woher dies Frohlocken mir kam; ich hatte es nie ſo empfunden, obſchon ich manches Mal Vorwürfe und Widerſpruch habe hinnehmen müſſen, und jetzt war wenigſtens die eine

---

1) Die vier erſten Bevollmächtigten dieſes Ordens.

der Anklagen, die man gegen mich erhob, ſchwerer Art[1]). Was das Verbot der Kloſtergründungen betrifft, wäre nicht das Mißvergnügen unſeres ehrwürdigen Pater Generals damit verbunden geweſen, ſo hätte ich eine große Erleichterung darin geſehen, da ich ſchon oftmals gewünſcht habe, das Ende meines Lebens in ſtiller Ruhe hinzubringen. Das dachten diejenigen freilich nicht, die mir dieſen Dienſt leiſteten. Mochten ſie auch eine gute Abſicht dabei haben, ſo meinten ſie doch, es ſei für mich das Schwerſte von der Welt. Obſchon ich zuweilen ſchon Anwandlungen von Freudigkeit gehabt hatte, wenn mir die Menſchen — in guter Abſicht dieſe, und mit anderen Zwecken jene — allerhand Kreuz durch ihr Thun und ihr Gerede zuwege brachten; ſo erinnere ich mich doch nicht jemals eine ſolche Wonne über Widerwärtigkeiten empfunden zu haben. Ich geſtehe, zu anderer Zeit würde eines von den drei Dingen, die jetzt zugleich über mich kamen, Trübſal für mich geweſen ſein. Ich glaube meine Freude kam daher, daß ich dachte: ich müſſe dem Schöpfer recht wohlgefällig ſein, weil die Geſchöpfe mir in ſolcher Weiſe vergalten. Denn dies halte ich feſt: es iſt ein großer Irrthum in den irdiſchen Dingen und in dem menſchlichen Lobe Zufriedenheit finden zu wollen; denn das Alles iſt dem Wechſel unterworfen. Dieſelbe Sache wird heute gut genannt und morgen ſchlecht, und was man jetzt lobt, wird bald getadelt. Gebenedeit ſeieſt Du, mein Gott und mein Herr, der Du in Ewigkeit unwandelbar biſt. Amen. Wer Dir dienet bis zum Ende, wird ohne Ende leben in Deiner Ewigkeit.

---

1) Aus der Art und Weiſe, wie ſie mit ihrem Bruder die Rückreiſe von Sevilla gemacht habe, machte man ihr einen Vorwurf. Don Lorenzo de Cepeda war ein reicher Mann und reiſte wie ein ſolcher zu reiſen pflegt.

Ich begann meine Kloſtergründungen auf Befehl des Pater Ripalda zu ſchreiben, der damals Rector des Jeſuiten-Collegiums zu Salamanca und mein Beichtvater war, wie ich das im Vorwort geſagt habe. Ich ſchrieb alſo im Jahr 1573, als ich mich dort im St. Joſephskloſter befand, einige auf und wollte ſie nicht weiter fortſetzen, theils weil ich außerordentlich viele andere Beſchäftigungen habe, theils weil Pater Ripalda inzwiſchen Salamanca verließ, theils endlich, weil mir das Schreiben gar viel Mühe und Arbeit macht. Indeſſen hielt ich doch die Zeit für gut angewendet, weil ich einem Befehl gehorchend ſchrieb. Der Apoſtoliſche Commiſſarius Pater Hieronymus Gratian von der Mutter Gottes, war aber nicht meiner Anſicht; er befahl mir weiter zu ſchreiben. Da es mit meinem Gehorſam übel ausſieht, ſtellte ich ihm verſchiedene Gründe vor, die mir dawider einfielen: wie wenig Muße ich hätte, und wie ſchwer meine übrigen Verpflichtungen mir eine ſolche Aufgabe machten. Er blieb bei ſeinem Befehl und ſagte nur, ich möge nach und nach, und wie ich eben Zeit hätte, die Schrift vollenden. Ich habe alſo gehorcht. Ich unterwerfe ſie den Sachverſtändigen, damit ſie das aus ihr ſtreichen, was ich ſchlecht geſagt habe. Vielleicht wird es eben das ſein, was mir am Beſten ſcheint. Heute am Vorabend von St. Eugenius, den 14. November 1576, habe ich ſie beendigt zu Toledo im St. Joſephskloſter, wo ich mich jetzt aufhalte, zufolge des Befehls vom Apoſtoliſchen Commiſſarius Pater Gratian von der Mutter Gottes, Provinzial der Carmeliter-Barfüßer und Barfüßerinnen und Viſitator der Carmeliter von der gemilderten Regel in Andaluſien, zum Lobe und zur Ehre unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, der regiert und regieren wird in alle Ewigkeit. Amen.

Um der Liebe Gottes willen bitte ich alle Brüder und alle Schweſtern, welche dieſe Schrift leſen werden, daß ſie mich dringend der Barmherzigkeit des Herrn empfehlen, damit er mich in Gnaden aus den Peinen des Fegfeuers, das ich verdient haben könnte, befreie und mir ſeine ſelige Anſchauung gewähre. So lange ich lebe, werdet ihr dieſe Schrift nicht ſehen. Möge ſie mir aber nach meinem Tode — wenn man ſie euch zu leſen geſtattet — jene Belohnung eintragen, die ich gewiß verdient habe durch die Mühe, welche das Schreiben mir macht, und durch meinen innigen Wunſch euch etwas zum Troſt eurer Seelen zu ſagen.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Gründung in Villanueva de la Jara.

Nach der Kloſtergründung zu Sevilla trat eine vierjährige Unterbrechung ein, weil ein großer Schlag gegen die Carmeliter-Barfüßer und Barfüßerinnen geführt wurde und ihre große Verfolgung begann. Sie hatten wohl ſchon manche ausgeſtanden, doch bis zu dieſem Grade war es nie gekommen. Jetzt ſtand die Reform am Rande des Untergangs. Es zeigte ſich die volle Wuth des Teufels gegen den Beginn eines heiligen Werkes und die volle Gnade des Herrn um das zu beſchirmen, was er begonnen hatte, denn die Reform ging nicht zu Grunde. Die Barfüßer hatten ſehr viel zu leiden, beſonders die Kloſtervorſteher, durch die ſchweren Beſchuldigungen, welche faſt alle beſchuhten Carmeliter gegen ſie erhoben. Unſer ehrwürdiger Pater General, der ſo heilig iſt und der zu jeder Gründung ſeine Erlaubniß gegeben hatte, außer zu der in Avila, welche die erſte und vom Papſte ſelbſt erlaubt war, wurde durch verkehrte Vorſtellungen dermaßen gegen uns eingenommen, daß er durchaus nichts mehr von Barfüßerklöſtern hören wollte, obſchon er den Barfüßerinnen immer wohlgeneigt blieb. Da ich nun dazu beigetragen hatte auch die Zahl jener Männerklöſter zu vermehren: ſo drängte man ihn dazu mir ſein Wohlwollen zu entziehen. Ich habe manchen Kummer wegen meiner Klöſter gehabt; dieſer aber übertraf jeden anderen. Es war mir bitterer als der Tod, einerſeits: von einem Werk abzulaſſen, zu welchem all' meine Beichtväter, hocherleuchtete Männer, mich aufforderten und ermahnten, und in welchem ich ganz deutlich den Willen Gottes und den Aufſchwung unſeres Ordens ſah; andererſeits: in Widerſpruch mit meinem Vorgeſetzten zu gerathen, den ich, auch außer der Verpflichtung ihm zu gehorchen, zärtlich liebte und ihm vielen Dank ſchuldig war. So ſehr ich aber wünſchte ihn zufrieden zu ſtellen, war mir das doch ganz unmöglich, denn wir hatten Apoſtoliſche Viſitatoren, denen wir gehorchen mußten. Damals ſtarb auch der Nuntius des Papſtes[1], ein ſehr heiliger Mann, der nach Vollkommenheit ſtrebte und deshalb die Barfüßer hoch ſchätzte. Um uns im Leiden zu üben, ſchickte der Herr einen anderen Nuntius, einen Verwandten des Papſtes, ohne Zweifel einen Diener Gottes; allein er begann ſogleich damit die Partei der Beſchuhten entſchieden zu begünſtigen. Gemäß den Berichten, die er über uns erhalten hatte, ging er ganz auf die Anſicht ein, daß ſich die Barfüßer nicht weiter ausbreiten dürften und mit äußerſter Strenge fing er an gegen ſie einzuſchreiten. Diejenigen von denen er Widerſtand befürchtete, ließ er gefangen halten oder ſchickte ſie in Verbannung.

Am meiſten zu leiden hatten Pater Antonius von Jeſus, welcher der erſte Mönch in unſerem erſten Kloſter war;

---

[1] Mſgr. Nicolaus Ormaneto, einer der ausgezeichnetſten Prälaten jener Zeit, General-Vicar des heiligen Carl Borromäus, bevor dieſer ſeine Reſidenz in Mailand nahm. Sein Nachfolger als Nuntius war Mſgr. Philipp Sega, der mit dem Cardinal-Protector der beſchuhten Carmeliter verwandt war. Dieſer Protector war der Cardinal Buoncompagni, ein Neffe von Papſt Gregor XIII.

Pater Hieronymus Gratian, welchen der vorige Nuntius zum Apoſtoliſchen Viſitator der gemilderten Regel ernannt hatte und auf welchem hauptſächlich die Ungnade jetzt laſtete[1]; und Pater Marian vom heil. Benedict. Bei Gelegenheit der früheren Kloſtergründungen habe ich geſagt, wer und was dieſe Patres waren. Unter Androhung ſchwerer Strafe befahl ihnen der Nuntius ſich fortan jeder Einmiſchung in die Geſchäfte des Ordens zu enthalten. Andere verdienſtvolle Patres wurden ebenfalls geſtraft, doch minder ſtreng. Augenſcheinlich kam dies Alles von Gott, war dies Alles eine göttliche Zulaſſung um ein größeres Gut zu erlangen, nämlich um die hohe Tugend dieſer Patres noch heller aufleuchten zu laſſen — wie das in der Folge geſchah. Ferner ernannte der Nuntius zum Viſitator unſerer Mönchs- und Nonnenklöſter einen Pater von der gemilderten Regel. Dieſe Maßregel wäre für uns ein ſchweres Kreuz geweſen, wenn die Dinge bei uns geſtanden hätten, wie er es ſich einbildete. Auch jetzt verhängte ſie manche Drangſale über uns. Doch das können diejenigen beſchreiben, die es beſſer verſtehen als ich! ich würde es überhaupt nicht erwähnen, wenn ich nicht wünſchte, daß die Nonnen, welche auf uns folgen werden, ſich tief von ihrer Verpflichtung durchdringen möchten, auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts zu gehen, den ihre Vorgängerinnen ihnen ſo mühſam eröffnet und geebnet haben. Einige von dieſen litten ungemein in jener Zeit der Trübſal durch arge Beſchuldigungen und das ſchmerzte mich viel mehr als mein eigenes Leid, das mit einer gewiſſen Süßigkeit verbunden war. Ich betrachtete mich als die Veranlaſſung des ganzen Ungewitters und hätte gewünſcht in's Meer geworfen zu werden, wie Jonas, damit der Sturm aufhöre. Aber gelobt ſei Gott, der Beſchirmer der Wahrheit! Unſere Sache wendete ſich, als Don Philipp, unſer katholiſcher König, ſie erfuhr. Er kannte die Ordensregel und die Lebensweiſe unſerer Barfüßer; er nahm ſich unſerer an; er ließ nicht den Nuntius allein über uns zu Gericht ſitzen, ſondern ordnete ihm vier verſtändige Aſſeſſoren bei, ehrenwerthe Männer, von denen drei Ordensleute waren, und die jetzt mit dem Nuntius über uns Recht ſprechen mußten. Einer von ihnen war Pater Petrus Fernandez, ein Mann von ungemein heiligem Leben, ſehr gelehrt und ſehr klug. Er war Apoſtoliſcher Commiſſar und Viſitator der beſchuhten und unbeſchuhten Carmeliter der Ordensprovinz von Caſtilien geweſen, und wußte genau wie die einen und die anderen lebten; und wir wünſchten ja gar nichts weiter, als daß man eben dies wiſſen möge. Sobald ich erfuhr, daß der König ihn ernannt habe, betrachtete ich unſere Sache als gerettet, wie ſie es denn auch wirklich durch die Barmherzigkeit Gottes iſt. Möge es zur Ehre und Verherrlichung unſeres göttlichen Königs dienen! Hätte er nicht den König Don Philipp zu ſeinem Werkzeug gemacht und dieſer ſich nicht in's Mittel gelegt: ſo würden die Bemühungen vieler großen Herren und vieler Biſchöfe, den Nuntius vom wahren Sachverhalt ſchleunigſt zu unterrichten nichts gefruchtet haben.

---

[1] Mſgr. Ormaneto hatte vom Papſt den Befehl bekommen, für die Carmeliter der gemilderten Regel beiderlei Geſchlechts einen außerordentlichen Viſitator aufzuſtellen. Seine Wahl fiel auf Pater Gratian, der die Inſpection zuerſt über die Provinz Andaluſien, dann auch über Caſtilien bekam. Weiſe und liebevoll verwaltete er ſein Amt; allein die Beſchuhten fühlten ſich gekränkt dem jungen Mann, dem Neuerer und Barfüßer gehorchen zu müſſen und als ein Nuntius kam, der ihre Regel begünſtigte, brach der Sturm gegen die Barfüßer aus.

Es iſt alſo unſere heilige Pflicht, meine Schweſtern, in unſeren Gebeten den König dringend dem Herrn zu empfehlen, ſowie überhaupt Alle, welche mit ihm die Sache Gottes und Unſerer Lieben Frau beſchirmt haben. Ich kann euch das nicht oft genug wiederholen. Es wäre uns ohne ihn unmöglich geweſen unſere Kloſtergründungen fortzuſetzen, denn wir konnten nichts weiter thun, als unſere Gebete und Bußübungen ohne Unterlaß Gott aufzuopfern und ihn anzuflehen, unſerer Sache einen glücklichen Fortgang zu geben, wenn ſie zu ſeiner Ehre ſei.

Dieſe große Trübſal, die ich nur ganz in der Kürze erwähne, mag euch, meine Schweſtern, nur gering erſcheinen; aber wir litten lange und ſchwer durch ſie. Sie begann ſchon im Jahre 1576, als ich mich auf der Rückreiſe von Sevilla in Toledo aufhielt. Dort erhielt ich auch durch einen Geiſtlichen Briefe vom Municipalrath von Villanueva de la Jara, der mit mir über ein Kloſter zu verhandeln wünſchte, in welches neun junge Mädchen eintreten wollten. Dieſe lebten ſeit einigen Jahren gemeinſam in einem Häuschen, das ſich neben einer Capelle der heil. Anna befand, und erbauten durch ihre Geiſtesſammlung und ihren gottſeligen Wandel dermaßen die ganze Stadt, daß alle Einwohner ſie verehrten und bereit waren, ihr Verlangen in ein Kloſter zu gehen zu unterſtützen. Auch der Stadtpfarrer, Auguſtin de Ervias, Doctor der Theologie, ein ebenſo gelehrter als frommer Mann, ſchrieb mir, um aus allen Kräften das gottgefällige Werk zu befürworten. Ich aber hatte vier Gründe, die mir wichtig genug ſchienen, um nicht auf den Vorſchlag einzugehen. Erſtens: die große Zahl der Aſpirantinnen, die jahrelang auf ihre Weiſe gelebt hatten und es äußerſt ſchwierig finden würden, ſich der unſeren zu fügen. Zweitens: der Mangel an Unterſtützung; denn in einer Stadt von etwa tauſend Häuſern ſind nicht viel Almoſen zu erwarten und die Verſicherung des Munizipalrathes für den Unterhalt der Nonnen ſorgen zu wollen, bürgte mir nicht für künftige Zeiten. Drittens: der Mangel eines Hauſes; und viertens: die Entfernung von allen unſeren anderen Klöſtern. Ueberdas hatte ich nie die Aſpirantinnen geſehen, hörte zwar ſehr viel Gutes von ihnen, konnte aber nicht daraus entnehmen, ob ſie diejenigen Fähigkeiten beſaßen, die wir bei unſeren Nonnen beanſpruchen müſſen. Dies Alles zuſammen machte mich geneigt den Vorſchlag entſchieden abzulehnen. Doch nach meiner Gewohnheit ſprach ich zuvor darüber mit meinem Beichtvater, Doctor Velasquez, Canonicus und Profeſſor der Theologie zu Toledo, ein Mann voll hoher Wiſſenſchaft und Tugend, jetzt Biſchof von Osma. Er las die Briefe, er überlegte den Vorſchlag und erklärte, er weiſe ihn nicht ab und ich müſſe günſtig antworten; denn wenn Gott ſo viele Herzen in einem Sinn und zu einem Zweck vereinige, ſo müſſe man annehmen, daß deren Ziel ihm wohlgefällig ſei. Alſo ſchrieb ich nach Villanueva nicht ganz zuſagend und nicht ganz ablehnend, und ſo blieb es bis zum Jahre 1580. Man fuhr fort mich zu bitten und verſchiedene Perſonen legten Fürſprache bei mir ein; doch das Unternehmen ſchien mir allzu verwegen um es entſchieden in Ausſicht zu ſtellen.

Pater Antonius von Jeſus war in das Kloſter von Unſerer Lieben Frauen Hilfe, drei Meilen von Villanueva, verbannt worden. Er ging oft in die Stadt, um zu predigen. Daſſelbe that auch der vortreffliche Prior des Kloſters, der fromme Pater Gabriel von der Himmelfahrt, ein gar guter Diener Gottes. Beide Patres waren ſehr befreundet mit dem Dr. Ervias und lernten durch ihn die gottſelige Schweſterſchaft kennen. Höchſt erbaut durch deren Streben nach Vollkommenheit und durch die Bitten des Dr. Ervias und der ganzen Stadt dazu aufgefordert, verſprachen ſie, die Sache wie ihre eigene zu betreiben und begannen mir mit großer Wärme darüber zu ſchreiben. Ich war damals im St. Joſephskloſter zu Malagon, das über ſechsundzwanzig Meilen von Villanueva entfernt iſt. Dies hielt aber den Pater Gabriel nicht ab die Reiſe nach Malagon zu machen, um die Angelegenheit mit mir zu beſprechen und mir zu berichten, was für ſie zu erwarten ſei. Die Zuſage des Dr. Ervias, dem Kloſter eine Rente von dreihundert Ducaten aus ſeinem Benefizium zu ſichern — wozu er in Rom um Erlaubniß bitten werde — bot mir keine genügende Sicherheit, weil es erſt nach der Kloſtergründung feſtgeſetzt werden ſollte; ſonſt allerdings hätte jene Rente und das kleine Vermögen der Schweſterſchaft zu ihrem Lebensunterhalt genügt. Ich ſagte alſo meine Gründe gegen die Sache, die mir ſehr triftig ſchienen, dem Pater Prior und bat ihn, ſie doch recht reiflich mit Pater Antonius zu erwägen; ich müßte die Entſcheidung auf ihr Gewiſſen legen, denn ich könnte nicht anders, als die Unternehmung unreif finden. Nach ſeiner Abreiſe fiel mir ein, er könne in ſeinem Eifer für die Sache vielleicht unſeren Obern, Pater Angelus de Salazar, für ſie gewinnen; ich ſchrieb alſo dieſem in größter Eile und flehte ihn an, unter keiner Bedingung, wegen dieſer und jener Gründe, ſeine Genehmigung zu geben. Dies hätte ich nicht zu thun brauchen, antwortete mir Pater Angelus, denn ohne meiner Zuſtimmung gewiß zu ſein, würde er nie ſeine Erlaubniß geben.

Ueber ſechs Wochen vergingen und ich dachte die Verhandlung ſei abgebrochen. Da erſchien ein Bote aus Villanueva mit einem Schreiben des Munizipalrathes, der ſich verpflichtete für den Lebensunterhalt der Nonnen zu ſorgen; mit einem Schreiben des Dr. Ervias, der ſeine Zuſage wiederholte; und mit Briefen von den beiden ehrwürdigen Patres, welche mir die Gründung auf's Allerdringendſte empfahlen. Ich ſchwebte in großer Unſchlüſſigkeit. Ich ſah keine feſtgeſtellte Einkünfte, denn allgemeine Verſicherungen geben noch keine Gewißheit; hauptſächlich aber hatte ich eine ſehr große Furcht, dieſe neun Aſpirantinnen würden ſich nicht mit uns verſchmelzen, ſondern eine Partei bilden, wie das unter ſolchen Umſtänden zu geſchehen pflegt. Später ſah ich ein, der böſe Feind habe mich damals ſo kleinmüthig gemacht, daß ich mein Vertrauen auf Gott und meinen Muth faſt ganz verlor. Aber die Gebete jener gebenedeiten Seelen trugen endlich den Sieg davon.

Es war ja immer mein Verlangen ein Werkzeug zu ſein, um dem Herrn Seelen zuzuführen, die ihn liebten und lobten. Deshalb hatte ich auch nie mit voller Entſchiedenheit die Sache abgelehnt, weil dadurch vielleicht der Weg der Vollkommenheit verlaſſen worden wäre, auf dem jene Aſpirantinnen zu wandeln begehrten. In meiner Unſchlüſſigkeit nun empfahl ich ſie, wie ich oftmals thue, eines Tages dem Herrn nach der heiligen Communion. Da hörte ich den ernſten Vorwurf: „Mit welchen Schätzen man bis jetzt gegründet habe? dies neue Haus müſſe gegründet werden; es ſei zu Seiner Verherrlichung und zum Heil der Seelen.“ — Welche Macht liegt in einem ſolchen Wort! es erleuchtet zugleich den Verſtand, um die Wahrheit aufzunehmen, und ſtimmt den Willen, um ſie in's Werk zu ſetzen! So ging es mir. Ich nahm mit Freuden die Gründung an und bereute ſehr, ſo lange gezögert zu haben und ſo feſt bei menſchlichen Gründen beharrt zu ſein, da ich doch ſchon ſo oft erfuhr, wie der Herr über alle menſchliche Einſicht hinaus für unſeren heiligen Orden gewirkt hat. Entſchloſſen wie ich nun zu der Gründung war, ſchien es mir am Beſten, die für Villanueva beſtimmten Nonnen ſelbſt dahin zu bringen, obſchon ſich die Natur etwas dagegen ſträubte, denn ich war recht krank in Malagon angekommen. Aber der Dienſt des Königs der Ewigkeit geht allem Anderen vor. Ich ſchrieb unſerem Obern und bat ihn mir das zu befehlen, was er für das Beſte halte. Er ſchickte mir die Erlaubniß zur Gründung und den Befehl, ſie ſofort zu machen und mit den Nonnen, die ich dazu geeignet fände, nach Villanueva zu reiſen. Dieſe Wahl wurde mir recht ſchwer, wegen der großen Zahl von Schweſtern, die wir dort aufzunehmen hatten. Ich empfahl meine Wahl dringend dem Herrn und nahm zwei Nonnen aus dem St. Joſephskloſter in Toledo — die eine als Priorin; und zwei andere aus dem Kloſter in Malagon — die eine als Unterpriorin. Da wir den Herrn mit vielen Bitten beſtürmt hatten, fiel die Wahl gut aus. Er mußte uns kräftiger denn je beiſtehen, weil in den Kloſtergründungen, welche unſere Nonnen allein beginnen, viel weniger Schwierigkeiten zu überwinden ſind.

Unſere Begleiter waren Pater Antonius von Jeſus und Pater Prior Gabriel von der Himmelfahrt. Die Stadt Villanueva hatte ſie uns zu dieſem Zweck geſchickt. Wir verließen Malagon am 13. Februar 1580, am Samſtag vor Quadrageſima. Gott gab uns herrliches Wetter und mir ſo vortreffliche Geſundheit, daß mir ſchien, ich ſei niemals krank geweſen. Ich war darüber ganz außer mir vor Erſtaunen. Ich ſah ſo recht, wie nothwendig es iſt nicht auf unſere körperliche und geiſtige Schwäche oder auf äußere Hinderniſſe zu ſehen, wenn es ſich darum handelt dem Herrn zu dienen; denn er iſt mächtig genug den Schwachen ſtark und den Kranken geſund zu machen. Und thut er es nicht, ſo wird es beſſer für unſere Seelen ſein. Darum nur immer den Blick auf ſeinen Willen, ſeine Ehre, ſeine Verherrlichung gerichtet, dann vergeſſen wir uns ſelbſt. Denn wozu haben wir Geſundheit und Leben, wenn nicht um es hinzugeben für unſeren großen König und Herrn? O meine Schweſtern, glaubt nur feſt: der Schritt iſt ſicher, der für ihn geſchieht. Meine große Unvollkommenheit und meine Schwäche haben mir oft — leider muß ich es bekennen! — Furcht und Zweifel eingegeben. Aber ſeitdem der Herr mir den Habit der Barfüßerinnen gab, und ſchon einige Jahre vorher hat er mir aus übergroßer Barmherzigkeit die Gnade verliehen, ſolche Verſuchungen immer zu überwinden und mich kühn auf den Weg zu werfen, auf dem ich glaubte ihm die größten Dienſte leiſten zu können, und wenn ſich mir auch tauſend Schwierigkeiten darboten. Dabei war es mir immer äußerſt klar, wie gering mein Antheil an meiner Handlungsweiſe ſei; allein der Herr begehrt ja nur den Entſchluß unſeres guten Willens, um dann Selbſt Alles zu thun. Er ſei gelobt und gebenedeit in Ewigkeit. Amen.

Die Patres, die uns begleiteten, hatten abgemacht, daß wir uns nach dem Kloſter von Unſerer Lieben Frauen Hilfe, drei Meilen von Villanueva begeben und dort ſo lange uns aufhalten ſollten, bis in der Stadt unſere bevorſtehende Ankunft gemeldet ſei. Wir folgten gern und in Allem den Anordnungen der Patres. Das Kloſter liegt ganz abgeſchieden in einer höchſt lieblichen einſamen Gegend. Als wir uns demſelben näherten, kamen uns die Mönche im geordneten Zuge entgegen, um ihren Prior zu empfangen. Unbeſchuht, mit ihren armen groben weißen Mänteln, machten ſie einen höchſt erbaulichen Eindruck auf Alle, während ſie mich auf's Tiefſte rührten. Ich meinte in die Blütenzeit unſeres Ordens, zwiſchen unſere erſten gottſeligen Väter verſetzt zu ſein und ein Feld voll weißer duftender Blumen vor mir zu ſehen. Und ich glaube, daß ſie dies vor Gott wirklich ſind, weil ſie ihm mit treuem Eifer dienen. Sie zogen in die Kirche und ſangen das Te Deum mit ſanft abgetödteten Stimmen. Der Eingang zur Kirche iſt unterirdiſch, wie durch eine Grotte, welche an die unſeres Vaters Elias erinnert. Dies Alles erfüllte mich mit ſo namenloſer innerer Wonne, daß ſie die Mühen einer auch noch längeren Reiſe überreichlich vergolten hätte. Doch bald machte auch der Schmerz ſich geltend, denn die heilige Seele, durch welche der Herr dies Kloſter gegründet hatte, war nicht mehr unter den Lebenden. Lebhaft hatte ich gewünſcht ſie zu ſehen, aber ich verdiente es nicht.

Ich denke es wird nicht überflüſſig ſein hier etwas von ihrem Leben und von den Wegen zu erzählen, auf denen der Herr ſie zur Gründung dieſes Kloſters führte, das ſo vielen Seelen in der ganzen Umgegend vom größten Nutzen geweſen iſt. Auch wünſche ich, meine Schweſtern, euch das Bußleben dieſer Heiligen vorzuſtellen, damit ihr erkennt, wie wenig das unſerige ihm ähnlich iſt und damit es uns einen neuen Eifer gebe, dem Herrn zu dienen. Warum ſollten wir hinter ihr zurückbleiben? wir ſind nicht aus ſo erlauchtem Hauſe, ſind nicht in ſolchen Verwöhnungen aufgewachſen. Freilich kommt auf die Geburt allein nichts an; ſie aber wurde gemäß ihrer Geburt erzogen und ſie war Donna Catharina de Cordona, aus dem Hauſe der Herzoge dieſes Namens. In den letzten Briefen, die ſie an mich richtete, unterſchrieb ſie ſich nur: „die Sünderin." Von ihrem Leden, ſchon bevor der Herr ihr die größten Gnaden erwies, iſt viel Schönes und Ungewöhnliches zu erzählen, und das werden ihre Lebensbeſchreiber thun; ich beſchränke mich darauf, zu euerer Kenntniß, meine Schweſtern, zu bringen, was glaubwürdige Perſonen, die ſie gekannt, mir über ſie mitgetheilt haben.

In der großen Welt und am Hofe lebend, wachte Catharina ſtets mit der größten Sorgfalt über ihre Seele und übte ſich in ſtrengen Abtödtungen. Mehr und mehr wuchs ihre Sehnſucht, in tiefer Abgeſchiedenheit einzig und ungeſtört für Gott zu leben und in Bußwerken ſich ihm aufzuopfern. Sie redete mit ihren Beichtvätern über dieſe Sehnſucht, doch keiner ging darauf ein. Die Welt läßt es nicht fehlen an weltlicher Klugheit und hat faſt ganz die wunderbaren Gnaden vergeſſen, welche der Herr jenen Heiligen erzeigte, die in den Wüſten ihm dienten; — deshalb wundre ich mich gar nicht, wenn Catharina de Cordona ihr thöricht erſchien. Aber einem aufrichtigen Verlangen kommt Gott zu Hilfe und führt es zum Ziel: Catharina fand endlich in dem Franziskanerpater Franz de Torres, den Beichtvater, den der Herr für ſie beſtimmt hatte. Ich kenne dieſen Pater ſehr gut und halte ihn für einen Heiligen. Er lebt ſeit vielen Jahren, mitten in großen Verfolgungen, glühend von Buß- und Gebetseifer. Er kannte die Gnaden, welche Gott denen erweiſt, welche ſich bemühen ſie zu empfangen und deshalb ſagte er Catharinen, ſie möge nicht länger ſäumen dem Ruf des Herrn zu folgen. Waren dies nicht ſeine Worte, ſo war es doch der Sinn; und ſie verſtand ihn und ſetzte ihn in's Werk.

Sie entdeckte ihre Abſicht keinem Menſchen außer einem frommen Einſiedler zu Alcala und bat ihn um Beiſtand und Verſchwiegenheit. Er geleitete ſie in die Gegend, wo jetzt das Kloſter von Unſerer Lieben Frauen Hilfe liegt. Dort fand ſie eine kleine Felſenhöhle, in welcher ſie kaum aufrecht ſtehen konnte; dort verließ ſie der Einſiedler und ſie blieb allein. Meine Schweſtern! welche Liebe gehört dazu! Sie dachte an nichts Irdiſches mehr, nicht an Nahrung, nicht an Gefahren, nicht an die Schande, die ihr Verſchwinden ihr vielleicht zuziehen werde! Welche himmliſche Trunkenheit mußte dieſe heilige Seele erfüllen, die ganz verſenkt in die Liebe zu dem himmliſchen Bräutigam, ſo gründlich mit der Welt brach und deren Freuden floh! Seht, meine Schweſtern; wie ſie mit einem Schlag die ganze Welt beſiegte! Ihr habt freilich dasſelbe gethan, als ihr in dieſen heiligen Orden eintratet und dem Herrn das Opfer eueres Willens und euerer tiefen Abgeſchloſſenheit darbrachtet. Aber iſt nicht in einigen von uns die Glut der erſten Tage etwas erloſchen — ſind nicht einige von uns wieder etwas in die Sclaverei der Eigenliebe gerathen? — ich weiß es nicht! — Unſer göttlicher Meiſter gebe, daß dem nicht ſo ſei! Sind wir dem Beiſpiel dieſer Heiligen in der Flucht aus der Welt gefolgt, ſo laßt uns auch ihr inneres Leben nachahmen.

Man hat mir außerordentliche Dinge von ihrer ſtrengen Lebensweiſe erzählt und man kann wohl annehmen, daß ſie mit ihrer Begier nach Bußübungen, in ihrer jahrelangen Einſamkeit und ohne einen geiſtlichen Führer ihren Leib grauſam kaſteit haben, und daß man von dieſen Kaſteiungen nur das Wenigſte wiſſen werde. Ich werde nur das erzählen, was einige Perſonen und unter anderen die Nonnen aus dem St. Joſephskloſter zu Toledo aus ihrem eigenen Munde hörten. Dieſe Nonnen beſuchte ſie zuweilen, behandelte ſie wie Schweſtern und ſprach mit ihnen, und überhaupt mit Jedermann, ganz einfach, aufrichtig und äußerſt demüthig. Sie wußte wohl, daß ſie aus ſich ſelbſt nichts vermochte; daher war ſie von jedem Eigendünkel weit entfernt und freute ſich nur deshalb von den Gnaden zu reden, die ihr der Herr erwies, damit ſein Name durch ſie geprieſen und verherrlicht werde. Für diejenigen, die minder vorgeſchritten im innern Leben ſind, wäre dies nicht ohne Gefahr; es könnte ſich Eigenlob einmiſchen. Das habe ich aber nie von ihr gehört. Ihr gerader Sinn und ihre heilige Einfachheit werden ſie davor bewahrt haben.

Sie erzählte alſo, ſie habe acht Jahre in ihrer Felſenhöhle gelebt und ſich lange Zeit nur von wilden Kräutern und Wurzeln ernährt, nachdem die drei Brode verzehrt waren, die ihr Begleiter ihr gelaſſen hatte. Dann entdeckte ein kleiner Hirt ihre Einſiedelei und trug ihr Brod zu oder Mehl, wovon ſie auf Kohlen Brödchen röſtete und jeden dritten Tag eines genoß. Es iſt gewiß und die Patres von Unſerer Lieben Frauen Hilfe haben es mit Augen geſehen, daß ſie zu der Zeit, wo ſie mit der Kloſterſtiftung ſich beſchäftigte und ſchon ſehr ſchwach und aufgerieben war, zuweilen genöthigt wurde eine Sardelle oder dergleichen zu genießen, und daß es ihr mehr ſchlecht als gut bekam. Daß ſie jemals Wein getrunken, hörte ich nicht. Mit einer ſchweren eiſernen Kette geißelte ſie ſich anderthalb Stunden, zuweilen zwei Stunden. Ihre Bußgürtel waren ſo rauh, daß eine Frau, die von einer Pilgerfahrt heimkehrend eine Nacht bei ihr zubrachte und ſich ſchlafend ſtellte, mir erzählte, ſie habe geſehen wie die Heilige den blutigen Bußgürtel abgenommen und gereinigt habe. Mehr als durch dieſe Strengheiten litt ſie aber durch die Anfälle der böſen Geiſter. Sie erſchienen ihr, wie ſie den Nonnen ſagte, zuweilen als gewaltige Bullenbeißer, die ihr auf die Schultern ſprangen und zuweilen in der Geſtalt von Schlangen. Doch welche Erſcheinungen ſie auch haben mochte, ſie fürchtete ſich nicht. Auch nachdem das Kloſter gebaut war blieb ſie Tag und Nacht in ihrer Höhle und verließ ſie nur, um dem Gottesdienſt beizuwohnen. Bevor es gebaut war, hörte ſie die Meſſe in dem nur eine Viertelmeile entfernten Kloſter des Ordens de Mercede und legte den Weg dahin zuweilen auf den Knien zurück. Ihre Kleider waren von grobem Wollenzeug und hatten den Schnitt einer Einſiedlerkutte, ſo daß ſie für einen Mann gehalten wurde. Nachdem ſie einige Jahre in tiefſter Einſamkeit gelebt hatte, wollte der Herr, daß man aufmerkſam auf ſie werde. Die Leute begannen ihr große Ehrfurcht zu beweiſen und in Menge ſie aufzuſuchen und mild und liebreich redete ſie mit ihnen. Mit der Zeit wuchs der Zudrang mehr und mehr. Wer ein Paar Worte mit ihr ſprechen konnte, fühlte ſich hochbeglückt; ſie aber wurde davon ſo ermüdet, daß ſie ſagte, man bringe ſie um's Leben. An manchen Tagen kamen die Andächtigen in ganzen Wagenzügen gefahren. Nachdem das Kloſter gebaut war, kamen die Mönche Catharinen zu Hilfe gegen den Zudrang und ließen ſie auf einen erhöhten Platz treten, wo ſie der Menge den Segen gab. Das ſtellte die Leute zufrieden und ſie zogen ſich zurück. Catharina wurde von einer ſchweren Krankheit befallen, nachdem ſie acht Jahre in ihrer Höhle, welche ihre frommen Beſucher inzwiſchen etwas erweitert hatten, zugebracht hatte. Sie war dem Tode nah, konnte ſich aber nicht entſchließen ihre rauhe Einſiedelei zu verlaſſen.

Damals ſtieg zuerſt der Wunſch in ihr auf, ein Mönchskloſter auf dieſer Stätte zu gründen. Sie zögerte jedoch mit der Ausführung, weil ſie über den Orden unſchlüſſig war. Als ſie eines Tages im Gebet vor einem Cruzifix war, welches ſie immer bei ſich trug, zeigte ihr der Herr einen weißen Mantel und gab ihr zu verſtehen, die unbeſchuhten Carmeliter wären der Orden, den ſie ſuche. Sie hatte niemals von deſſen Exiſtenz etwas gehört und er beſaß dazumal auch nur die beiden Klöſter von Mancera und Paſtrana. Nun aber zog ſie Erkundigungen darüber ein und als ſie von dem Kloſter in Paſtrana Kunde erhielt, reiſte ſie ſogleich dahin, denn von früherer Zeit her war ſie ſehr befreundet mit der Prinzeſſin von Eboli, Gemahlin des Prinzen Ruy Gomez, dem Paſtrana gehörte. Ihr Entſchluß ein Kloſter zu ſtiften ſtand feſt und ſie ſelbſt ließ ſich in der Kloſterkirche zu Paſtrana, die dem heiligen Petrus gewidmet iſt, den Habit Unſerer Lieben Frau vom Carmel geben. Doch verband ſie damit keineswegs die Abſicht Nonne zu werden; das war nicht ihr Beruf. Sie hätte dann im Gehorſam von dem Wege der tiefen Einſamkeit und der äußerſten Bußſtrenge ablaſſen müſſen, auf welchem der Herr ſie zu ſich zog.

In Gegenwart aller unſerer Mönche empfing ſie alſo den Habit. Unter jenen befand ſich der Pater Mariano, von dem ich bei der Kloſtergründung zu Paſtrana geſprochen habe. Er ſagte mir, er habe während der Feierlichkeit eine Entzückung gehabt, die ihm im Geiſt das Marterthum verſchiedener Mönche und Nonnen zeigte; die Einen wurden enthauptet, den Andern Arme und Beine abgeſchlagen. Pater Mariano iſt nicht der Mann, um dergleichen zu ſagen ohne es geſehen zu haben, auch iſt ſein Geiſt nicht an Viſionen und Ekſtaſen gewöhnt, weil das nicht der Weg iſt, auf dem Gott ihn führt. Laßt uns aber den Herrn bitten, meine Schweſtern, damit jene Viſion für uns zur Wahrheit werde und daß unſerer Zeit eine ſolche Gnade und uns das Glück beſchieden ſei zu jenen Martyrern zu gehören.

Von Paſtrana aus fing die ſelige Catharina de Cardona an für die Stiftung ihres Kloſters thätig zu ſein und deshalb begab ſie ſich zuerſt nach Madrid an den Hof. Es war keine geringe Qual für ſie, wieder in einem Kreiſe erſcheinen zu müſſen, den ſie ſo freudig verlaſſen hatte und wo ſie denn auch jetzt auf allerhand Widerſpruch und Mühſal ſtieß. Ueberdas war ſie, ſo wie ſie einen Schritt aus dem Hauſe that, vom Volk umringt, dort wie überall. Man ging ſo weit von ihrem Habit und Mantel Läppchen abzuſchneiden. Sie ging damals auch nach Toledo und hielt ſich dort bei unſeren Schweſtern auf. Dieſe betheuerten mir Alle, es ſei ein unvergleichlicher Wohlgeruch, wie von Reliquien, von ihr, von Ihrem Kleide, ihrem Gürtel ausgegangen, den man um ſo mehr geſpürt, je mehr man ſich ihr genähert habe, obſchon dies vermöge des groben Stoffes und der außerordentlichen Hitze keineswegs natürlich geweſen ſei. Aus großer Ehrfurcht und um Gottes Gnade in ihr zu preiſen, gaben die Schweſtern an Catharina einen neuen Habit und bewahrten den alten andächtig auf. Ich bin von ihnen überzeugt, daß ſie mir nichts als die lauterſte Wahrheit erzählt haben.

Am Hof ſowohl als von anderer Seite bekam Catharina hinlängliche Geldmittel für ihren Kloſterbau und als ſie die nothwendigen Autoriſationen beiſammen hatte, verließ ſie Madrid und begann ihr Werk. Die Kloſterkirche wurde auf ihrer Grotte erbaut und eine andere Höhle in einiger Entfernung mit einem gewölbten Grabe für ſie eingerichtet, wo ſie faſt beſtändig ſich aufhielt. Aber ihr Leben ging zu Ende etwa fünf und ein halbes Jahr nach der Kloſterſtiftung, im Jahre 1577. Bedenkt man die unerhörte Strenge ihrer Lebensweiſe, ſo muß man es ganz übernatürlich finden, daß ſie es ſo lange aushalten konnte. Die letzte Ehre wurde ihr mit größter Feierlichkeit erwieſen; denn ein Edelmann, der ſie ungemein verehrte, Don Juan de Leon, trug gern die Koſten der Beſtattung. In einer Capelle der Mutter Gottes, welche Catharina mit zärtlichſter Andacht liebte, wurde ſie beigeſetzt, bis ſie dereinſt in eine größere Kirche übertragen werden kann, wie es ſich ziemt zur Ehre ihrer gebenedeiten Ueberreſte. Im Kloſter hat man die größte Andacht zu ihr, und ihr Geiſt ſcheint noch immer dort und in der Umgegend und beſonders in jener erſten, einſamen Felſenhöhle heiligend zu weilen. Ich hörte dort, ſie ſei ſo ermüdet und ſo betrübt über die Menſchenmenge geweſen, die ſich zu ihr drängte, daß ſie nach einer Gegend ziehen wollte, wo Niemand ſie kenne. Sie ſchickte alſo zu dem Einſiedler, ihrem erſten Begleiter, daß er komme und ſie abhole; aber er war ſchon todt. Und der Herr, deſſen Wille es war, hier ein Kloſter Unſerer Lieben Frau zu haben, wo man ihm treu diene, geſtattete ihr nicht, ſich zuvor zu entfernen. Die Mönche ſind ungemein tüchtige Männer, denen man die Zufriedenheit anſieht in Abgeſchiedenheit von der Welt zu leben, beſonders dem Prior, den der Herr aus allem Wohlbehagen des Lebens herausführte und ihm unſeren armen Habit, aber den überreichen Lohn der geiſtigen Freudigkeit gab. Da die ſelige Catharina von vielen vornehmen Perſonen geſchätzt wurde, hatte man die Kirche mit reichen Geſchenken ausgeſtattet, und die Mönche, die uns mit liebevollſter Gaſtfreundſchaft behandelten, theilten uns auch Einiges von ihrem Vorrath an Paramenten für das Kloſter mit, deſſen Gründung ich beabſichtigte. Der Aufenthalt bei ihnen war mir eine unausſprechliche Seelenerquickung, zugleich aber eine Demüthigung, die noch jetzt fortdauert, denn ich ſah beſtändig dieſe große Büßerin vor mir. Sie war ein Weib wie ich, in größerer Weichlichkeit erzogen als ich, bei Weitem eine ſo große Sünderin als ich, ſo daß in dieſer Beziehung kein Vergleich zwiſchen uns möglich iſt. Ich hatte auch in mancher Hinſicht viel größere Gnaden vom Herrn empfangen, unter welchen die allergrößte iſt, daß ich noch nicht in der Hölle bin, wie meine ſchweren Sünden es verdienen; — und wie wenig büßte ich! Der Gedanke tröſtet mich wohl etwas, daß ich fortan mich beſſern wolle; aber doch nicht ſehr, weil ich mein ganzes Leben mit guten Vorſätzen hinbringe, aber die guten Werke unterlaſſe. Gottes Barmherzigkeit ſtehe mir bei, der ich um ſeines heiligſten Sohnes willen immer vertraut habe — und Unſere Liebe Frau, deren Kleid ich durch Gottes Güte trage. Er gab mir eines Tages nach der Communion in jener heiligen Kirche eine große Entzückung, die mich ganz über mich ſelbſt erhob. Während derſelben hatte ich die geiſtige Viſion der Seligen in einem verklärten Leibe, von Engeln umgeben und ſie ſagte mir, ich ſolle das Werk der Kloſtergründungen unermüdlich fortſetzen. Auch noch Anderes, was ich jedoch nicht hier verzeichnen will. Ich erkannte, obſchon ſie es nicht ſagte, daß ſie mir mit ihrer Fürbitte bei dem Herrn hilfreich ſei. Ein unausſprechlicher Troſt und ein herzliches Verlangen zu arbeiten und zu leiden blieb in mir zurück, und ich hoffe von Gottes

Güte, daß ich mit ſo kräftiger Gebetshilfe im Stande ſein werde, ihm ein wenig zu dienen. Ihr aber, meine Schweſtern, könnt hieraus entnehmen, daß die Trübſal jener Seligen zu Ende ging und daß ihre Glorie ohne Ende iſt. Wir wollen uns alſo um der Liebe Gottes willen auf's Aeußerſte anſtrengen dieſer gebenedeiten Schweſter nachzuſtreben. Wir wollen lernen uns ſelbſt zu haſſen, wie ſie ſich ſelbſt gehaßt hat, und in dieſer Weiſe unſeren Lebensweg zurücklegen, der ja ſo kurz iſt und auf dem Alles ſo ſchnell vorübergeht.

Am erſten Faſtenſonntag 1580, der das Feſt des heil. Barbacian und Vorabend von Petri Stuhlfeier war, zogen wir in Villanueva de la Jara ein und am nämlichen Tage, zur Stunde des Hochamts, wurde das Sanctiſſimum in der St. Annenkirche eingeſetzt. Der ganze Magiſtrat, Doctor Ervias, andere angeſehene Leute, kamen uns vor der Stadt entgegen, empfingen und brachten uns zuerſt unter Glockengeläut und unter den größten Freudenbezeugungen des Volkes nach der Pfarrkirche. Dort ſtiegen wir ab. So wie wir eintraten begann das Te Deum, das von den Chorſängern und der Orgel abwechſelnd vorgetragen wurde. Nach dem Schluß wurde das Sanctiſſimum auf eine Tragbahre geſtellt und ein Mutter-Gottes-Bild auf eine andere, und mit Kreuzen und Fahnen begann die Prozeſſion nach der ziemlich entfernten St. Annenkirche. Es war ungemein feierlich. Wir gingen in unſeren weißen Mänteln mit herabgelaſſenem Schleier, in der Mitte zunächſt des Sanctiſſimums. Dann kamen unſere Brüder, die Barfüßer, die ſich zahlreich aus ihrem Kloſter eingeſtellt hatten, und die Franziskaner, die in der Stadt ein Kloſter beſaßen. Auch ein Dominikaner, der ſich gerade in Villanueva befand, war dabei und es freute mich, wenn auch nur vereinzelt, den weißen Habit zu ſehen.

Wegen der großen Entfernung hatte man verſchiedene Altäre errichtet, wo die Prozeſſion anhielt und einige Verſe zu Ehren des Ordens Unſerer Lieben Frau vom Carmel ſang. Es erbaute uns ungemein dieſe Loblieder zu Ehren des großen Gottes zu hören, der da vor uns hergetragen wurde, und zu ſehen, wie man Seinetwegen ſieben arme kleine Barfüßerinnen ſo herzlich ehrte. Bei alle dem fühlte ich mich ſehr beſchämt eine derſelben zu ſein; denn ich dachte, wenn man mich behandeln würde wie ich es verdiente, ſo würde man mich nicht unter ihnen dulden.

Ich habe euch ſo weitläufig über die Ehren berichtet, die man hier dem Habit der Mutter Gottes erwies, damit ihr, meine Schweſtern, dem Herrn dafür dankt und ihn dringend bittet, das Haus möge treu ihm dienen. Ich meinestheils bin froher und berichte mit größerem Vergnügen, wenn eine Gründung mit Widerwärtigkeit und Mühſal beginnt. Es iſt wahr, jene Schweſtern, die ſeit faſt ſechs Jahren in der Einſiedelei der heil. Anna zuſammen lebten, hatten ſchon recht viel Mühſeligkeiten ausgeſtanden. Sie verdienten ihren dürftigen Unterhalt durch Handarbeit und baten nie irgend Jemand um Almoſen, denn ſie wollten nicht, daß man ſage, ſie hätten ſich von der Welt zurückgezogen um ſich verſorgen zu laſſen. So führten ſie denn mit langen Faſten, bei geringer Nahrung, mit ſchlechten Lagerſtätten, in einem ſo engen Häuschen, daß die ſtrenge Clauſur ſchon eine große Buße war, ein außerordentlich armes und mühſames Leben. Aber ihr größtes Anliegen war immer ihr heißer Wunſch nach dem Carmeliterhabit geweſen. Er verließ ſie nicht bei Tag, nicht bei Nacht und wurde ihnen förmlich zur Pein, weil ihnen manchmal ſchien, er ſei zu groß um erfüllt zu werden; aber ſie ließen nicht ab mit heißen Gebeten und Thränenſtrömen Gott um dieſe Gnade zu bitten. Traf ein neues Hinderniß ein, ſo betrübten ſie ſich auf's Aeußerſte und vermehrten ihre Bußübungen. Von dem Erlös ihrer Handarbeit ſparten ſie ſich am Munde das Geld ab um die Boten zu bezahlen, die ſie mir ſchickten; und um Denjenigen kleine Geſchenke zu machen, ſo weit die Armuth es erlaubte, die ihnen etwa zur Erreichung ihres Zieles behilflich ſein könnten. Nachdem ich mit ihnen gelebt und ihre Heiligkeit erkannt habe, iſt es mir ſehr klar, daß ihre Thränen und Gebete ihnen unſeren Orden eröffnet haben, und deshalb halte ich ihre Seelen für einen weit größeren Schatz, als wenn ſie beträchtliche Einkünfte gehabt hätten, und deshalb hoffe ich auch, daß das Haus gut vorwärts kommen werde.

Als wir zuerſt ihr Haus betraten, empfingen ſie uns an der Thür mit Freudenthränen, für deren Aufrichtigkeit ihre große Tugend bürgte, denn mit herzlicher Demuth, mit Gehorſam und Heiterkeit unterwarfen ſie ſich der Priorin und den Nonnen, die für dieſe Gründung beſtimmt waren, und thaten was ſie konnten um uns gefällig zu ſein. Nur ſchwebten ſie in Sorge, ihre Armuth und die Enge ihres Hauſes könne uns von der Kloſtergründung abſchrecken. Jede von ihnen trug das Kleid, das ſie bei ihrem erſten Eintritt in das Haus getragen hatte. Es war ſehr anſtändig, doch faſt dürftig. Eine gemeinſame Tracht hatten ſie nicht annehmen wollen, weil ſie auf den Ordenshabit hofften. Faſt Alle waren ſchwach und abgezehrt in Folge ihres rauhen Lebens. Seit ihrem Zuſammenſein war keine von ihnen Vorſteherin geweſen, ſondern in ſeltener Eintracht hatte jede gearbeitet was und ſo viel ſie konnte. War es nothwendig, ſo beſorgten die zwei Aelteſten weltliche Geſchäfte; die übrigen ſprachen nie mit irgend Jemand und wünſchten es auch nicht. Die Pforte ihres Häuschens hatte keinen Schlüſſel, nur einen ſtarken Riegel. Keine von ihnen durfte ſich derſelben nahen, die Aelteſte von Allen ausgenommen, die Rede und Antwort gab. Sie ſchliefen ſehr wenig um Zeit für Arbeit und Gebet zu gewinnen. Dem letzteren widmeten ſie täglich beſtimmte Stunden und an Feſttagen faſt den ganzen Tag. Nach den Schriften des Bruders Louis de Granada und des Bruders Petrus de Alcantara richteten ſie ihr inneres Leben ein. Sie beteten das Officium ſo gut ſie konnten aus ungleichmäßigen Brevieren, welche ſie zum Theil von Geiſtlichen bekommen hatten, die ihr altes römiſches Brevier nicht mehr brauchten[1]), zum Theil wo anders her. Da nur eine von ihnen das Brevier gut zu leſen verſtand, die übrigen aber ziemlich ſchlecht: ſo währte es manche Stunde bis ſie alle Tagzeiten gebetet hatten. Sie verrichteten dies in einem Raum, wo man ſie von Außen nicht hören konnte. Gott wird ihre Mühe und ihren guten Willen haben gelten laſſen, denn wenig richtig werden ſie geleſen haben. Als Pater Antonius von Jeſus ihre Leitung übernahm, ließ er ſie nicht mehr das Brevier, ſondern nur das Marianiſche Officium beten. Alle handelten in größter Einmüthigkeit, als ob ſie unter Vorgeſetzten ſtänden. Sie backten ſogar ihr Brod ſelbſt und hatten dazu einen eigenen Backofen in ihrem Häuschen. Je näher ich ſie kennen lernte, deſto mehr mußte ich dem Herrn für ſolche Seelen danken und deſto mehr mich freuen, daß ich gekommen ſei. Um ihnen Troſt und Ruhe

---

1) In Folge der Verordnung des Conzils von Trient begann damals eine Reform der Meßbücher und Breviere, um eine möglichſt genaue Uebereinſtimmung in der ganzen Kirche zu erzielen.

zu gewähren, hätte ich bereitwillig allerhand Nöthen auf mich genommen. Diejenigen Schweſtern, welche in dem neuen Kloſter blieben, ſagten mir, in den erſten Tagen hätten ſie den Verkehr mit neun Fremden allerdings ſchwer gefunden; je näher ſie aber deren große Vollkommenheit kennen lernten, um ſo mehr ſchätzten ſie dieſe ſeltenen Seelen und liebten ſie, und blieben freudig mit ihnen vereint in Villanueva. Heiligkeit und Tugend vermögen unſäglich viel. Doch muß ich der Wahrheit gemäß ſagen, daß dieſe Schweſtern, wenn ſie auch die ſchwerſten Widerwärtigkeiten gefunden, ſie doch mit Gottes Gnade gern getragen hätten, weil es ihr heißeſtes Verlangen war, in ſeinem Dienſt zu leiden. Sollte je eine Schweſter dies Verlangen nicht ſpüren, ſo halte ſie ſich nicht für eine ächte Barfüßerin; denn nicht Ruhe, ſondern Leiden — das muß unſer Wunſch ſein, damit wir in etwas unſerm himmliſchen Bräutigam uns gleichförmig machen. Dazu gebe Er uns ſeine Gnade. Amen.

Die Einſiedelei zur heil. Anna, welche in unſer Kloſter verwandelt wurde, entſtand auf folgende Weiſe. In Villanueva lebte ein Geiſtlicher, der aus Zamora gebürtig, ein ſehr tugendhafter frommer Mann, und eine Zeitlang im Carmeliterorden geweſen war. Er hieß Diego de Guadalajara und hatte eine beſondere Andacht zur glorreichen heiligen Mutter Anna. Um deren Verehrung zu verbreiten, baute er neben ſeinem Hauſe eine Capelle, die ihr geweiht und wo Meſſe geleſen wurde. Damit nicht zufrieden, reiſte er nach Rom und erwirkte dort zahlreiche Abläſſe für dies Sanctuarium. Als er ſtarb beſtimmte er in ſeinem Teſtament, daß ſein Haus und ſein ganzes Vermögen zur Gründung eines Kloſters für Carmeliternonnen verwendet werden ſolle; laſſe ſich das nicht ſogleich bewerkſtelligen, ſo ſei ein Caplan zu halten, der einige Meſſen wöchentlich im Sanctuarium leſe: dieſe Verbindlichkeit falle aber weg, ſobald das Kloſter gegründet ſei. So blieb die Sache über zwanzig Jahre. Die neun frommen Jungfrauen bewohnten nun das Haus des Teſtators, aus deſſen Vermögen ein anderes Haus für den Caplan gekauft und eine Caplanei geſtiftet wurde. Jetzt wird der Caplan freilich Haus und Einkünfte dem Kloſter überlaſſen: aber ſie ſind gering, denn das Vermögen hat ſich im Lauf der Zeit ſehr vermindert. Allein Gottes Barmherzigkeit iſt groß und wird hoffentlich das Haus der glorreichen Mutter Anna niemals verlaſſen. Gebe Er die Gnade, daß ihm ſtets treu darin gedient werde und ſei Er gelobt und gebenedeit von allen Creaturen in Ewigkeit. Amen.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Gründung des St. Joſephkloſters zu Palencia.

Kaum hatte ich die Gründung in Villanueva de la Jara beendet, ſo befahlen mir die Vorgeſetzten nach Valladolid zu gehen, weil der Biſchof von Palencia ein Kloſter wünſche. Dieſer Biſchof war Don Alvaro de Mendoza, der inzwiſchen vom biſchöflichen Stuhl in Avila auf den in Palencia übergegangen war. Er hatte unſer erſtes Kloſter genehmigt und beſchützt und die Ordensreform in allen Stücken begünſtigt; jetzt gab ihm der Herr den Wunſch ein, auch in Palencia ein Kloſter von Barfüßerinnen zu beſitzen. Als ich in Valladolid ankam, befiel mich eine ſo ſchwere Krankheit, daß man ſie für tödtlich hielt. Ich erholte mich zwar und die Priorin unſeres Kloſters in Valladolid, welche die Gründung in Palencia ſehr wünſchte, redete mir kräftig zu: aber ich hatte weder Luſt, noch Muth, noch Zuverſicht zu dieſer Unternehmung und konnte mich nicht dazu entſchließen. Ueberdas wußte ich auch nicht die Sache anzufangen, denn auf Armuth ſollte das Kloſter gegründet ſein und man ſagte mir doch, ich dürfe nicht auf hinreichende Almoſen für Nonnen zählen, weil der Ort ſelbſt ſehr arm ſei.

Seit einem Jahr beinahe beſchäftigte ich mich mit dieſer Gründung und mit der in Burgos und niemals hatte ich große Schwierigkeiten dabei gefunden. Jetzt aber, und obſchon ich nur in dieſer Abſicht nach Valladolid gekommen war, drängten ſie ſich mir in Menge auf. Ich weiß nicht, ob es aus Schwäche nach einer ſchweren Krankheit — oder ob es der böſe Feind war, der mich verhindern wollte etwas Gutes zu ſtiften. Ach, wie oft ſchon habe ich mich verwundert und betrübt und bei dem Herrn beklagt über den gar großen Antheil, den unſere arme Seele an den Leiden unſeres Körpers nimmt, ſo daß ſie mehr den Bedürfniſſen ſeiner Schwäche, als ihren eigenen Geſetzen zu folgen ſcheint. Ich wüßte nicht, welch Kreuz des Lebens ſchwerer wäre, wenn ſich nicht der Geiſt über dieſe leiblichen Feſſeln erſchwingen kann. Denn krank ſein und große Schmerzen ausſtehen iſt zwar mühſelig, aber ich achte das für nichts, wenn die Seele dabei friſch und hoch bleibt und Gott dankt, weil ſeine Hand die Prüfung ſchickt. Aber Schmerzen leiden und gar nichts thun können — das iſt ein entſetzliches Kreuz, namentlich für eine Seele, die keinen größeren Wunſch hat, als auf jedes Ausruhen, möge es innerlich oder äußerlich ſein, zu verzichten, um ſich gänzlich dem Dienſt ihres großen Gottes zu widmen. Bei einem ſolchen Kreuz gibt es kein anderes Mittel, als ſich mit demüthiger Erkenntniß der eigenen Armſeligkeit geduldig dem Willen Gottes zu unterwerfen, der Alles nach ſeinem Wohlgefallen ordnen und führen wird. In dieſem kläglichen Zuſtand befand ich mich damals. Obſchon auf dem Wege der Geneſung, war meine Körperſchwäche ſo groß, daß ich gänzlich das Gottvertrauen verloren hatte, welches Er mir bei den Anfängen einer Kloſtergründung zu geben pflegte. Mir ſchien Alles unmöglich! Ein großer Troſt wäre mir damals eine Seele geweſen, die mich gehoben und gekräftigt hätte; aber die Einen halfen mir nur mit Befürchtungen und die ſchwachen Hoffnungen, welche die Anderen mir gaben, genügten meinem Kleinmuth nicht.

Da kam einer meiner früheren Beichtväter, Pater Ripalda von der Geſellſchaft Jeſu nach Valladolid. Dieſen großen Diener Gottes bat ich, mir als Stellvertreter Gottes zu ſagen, was ich thun ſolle. Er fing damit an mich ſehr anzufeuern und ſagte, meine Feigheit rühre von meinem Alter her. Ich wußte aber wohl, daß dem nicht ſo ſei; ich bin jetzt noch älter und bin nicht feig. Ich glaube, daß auch er es wußte; allein er wollte mir einen Vorwurf darüber machen und mich nicht glauben laſſen, meine Entmuthigung rühre von Gott her. Ich hatte freilich für die Gründungen in Palencia und Burgos, die zu gleicher Zeit im Werk waren, nicht die mindeſten Hilfsmittel; doch dieſer Mangel konnte ebenfalls nicht der Grund meiner Niedergeſchlagenheit ſein, da es ja die gewöhnliche Weiſe war, in welcher ich meine Klöſter begann. Pater Ripalda erklärte mir ſchließlich, ich dürfe von keiner dieſer Gründungen abſtehen. Daſſelbe hatte mir kurz vorher Pater Balthaſar Alvarez, Provinzial der Geſellſchaft Jeſu, in Toledo geſagt. Damals war ich bei Geſundheit und dann fehlte mir nie der Muth zu einer Unternehmung. So dringend mir aber Pater Ripalda jetzt auch die Sache vorſtellte, kam ich doch mit nichten zum Entſchluß, weil der böſe Feind oder die Krankheit mich verzagt machten, und der gute Rath fruchtete nicht. Die Priorin von Valladolid war voll Eifer für Palencia und trieb mich an; da ſie mich aber ſo ſehr kleinmüthig ſah, wurde ſie es mit mir. Endlich aber faßte ich Feuer! — doch nicht durch gute Rathſchläge und nicht auf Antrieb der Diener Gottes. Daraus iſt der Schluß zu ziehen, daß ich bei dieſen Gründungen meiſtentheils nichts thue, und daß ſie das Werk des Allmächtigen ſind.

Ich war eines Tages nach der Communion ganz in Zweifel verſenkt und unſchlüſſig über das Rechte, und flehte den Herrn an mir Licht zu geben, damit ich in Allem ſeinen Willen erfülle; — denn der Kleinmuth hatte dies Verlangen nie in meiner Seele geſchwächt. Da ſprach der Herr zu mir im Ton des Vorwurfs: „Was fürchteſt du? Wann habe ich dich verlaſſen? Ich bin, der ich war. Mache die beiden Gründungen." — O großer Gott! wie ſo ganz anders klingt dein Wort, als das menſchliche! Ich war auf der Stelle ſo ermuthigt und ſo entſchloſſen, daß die ganze Welt mir ganz vergeblich mit Widerſtand hätte entgegentreten können. Ich machte mich gleich an's Werk und der Herr ſchickte mir die Hilfsmittel. Zwei Nonnen, die ich aufnahm, kauften ein Haus in Palencia und obgleich man mir wiederholte, es ſei unmöglich von milden Gaben in dem armen kleinen Ort zu leben, ſo war das, als ſei mir nichts geſagt. Gott wollte die Gründung; mit Einkünften ſie zu machen war unmöglich; folglich mußte ſeine göttliche Vorſehung für das Weitere ſorgen. Ich war noch nicht vollſtändig geneſen und das Wetter ſehr ſchlecht, aber ich entſchloß mich nach Palencia zu gehen und reiſte von Valladolid am Tage der unſchuldigen Kindlein im Jahr 1580 ab. Das Haus, welches wir zuerſt bewohnen ſollten, hatte ein Edelmann, der es bis zum Johannistermin des folgenden Jahres gemiethet, uns überlaſſen, während er an einem anderen Ort lebte. Ich meldete einem Canonicus von Palencia unſere Ankunft. Freilich war mir dieſer Herr nicht bekannt, doch einer ſeiner Freunde ermunterte mich dazu durch die Verſicherung, er ſei ein ſehr guter Diener Gottes. So nahm ich an, daß er uns ſehr viel Hilfe leiſten werde, weil ja der Herr, der meine geringen Kräfte hinlänglich kenne, uns bei allen übrigen Fundationen irgend Jemand zu Hilfe geſchickt habe. Ich erſuchte alſo den Canonicus in aller Stille zu bewirken, daß die Leute, welche noch im Hauſe wohnten, es verließen, ohne aber zu erfahren, weshalb. Hatten auch einige angeſehene Perſonen der Stadt guten Willen, und der Biſchof den allerbeſten für uns gezeigt: ſo fand ich es doch ſtets am ſicherſten, unſere Ankunft möglichſt geheim zu halten.

Der Canonicus Reinoſo — ſo hieß der Herr, dem ich ſchrieb — machte ſeine Sache vortrefflich. Nicht nur war das Haus frei und in Ordnung, ſondern auch für Betten hatte er geſorgt und für reichliche Erquickung, die wir freilich bedurften, da die Kälte heftig und der eine Reiſetag äußerſt unbequem durch einen ſo ſtarken Nebel war, daß wir einander kaum erkennen konnten. Es gab trotzdem nicht viel Ruhe für uns, weil wir ein Zimmer einzurichten hatten, worin am nächſten Morgen die Meſſe zu leſen ſei, bevor ſich die Nachricht von unſerer Ankunft verbreitet habe. Dies iſt, wie ich aus Erfahrung lernte, die beſte Weiſe um eine Kloſtergründung zu beginnen. Denn ſo wie die Sache viel hin und her beſprochen wird, miſcht ſich der Teufel mit tauſend Hinderniſſen ein; und kann er auch nichts hintertreiben, ſo kann er doch Alles verſtören. Am anderen Morgen alſo, bei Tagesanbruch las der fromme Geiſtliche Porras, der uns begleitete, die erſte Meſſe, und ein anderer Diener Gottes, Auguſtin de Vittoria, eine zweite. Dieſer war ein großer Freund der Nonnen zu Valladolid, hatte mir Geld geliehen um das Haus einzurichten und ſich auf der Reiſe ſehr hilfreich erwieſen.

Fünf Nonnen begleiteten mich, und unter ihnen eine

Laienſchweſter[1]), die aber eine ſo große Dienerin Gottes iſt, daß ſie mehr als manche Andere leiſten kann. Seit Jahren ſchon verläßt ſie mich nicht. In der erſten Nacht ſchlieſen wir alſo recht wenig, obſchon wir ſehr müde durch die ſchlechten, von Regengüſſen verdorbenen Wege waren. Ich wünſchte aber lebhaft gleich am erſten Tage das Kloſter zu gründen, weil es in unſerem Orden das Feſt und Offizium des Königs David war, den ich ſehr verehre. An demſelben Vormittag ließ ich dem hochwürdigſten Biſchof, der uns noch nicht erwartete, unſere Ankunft anzeigen. Er kam ſogleich und empfing uns mit derſelben großen Liebe, die er uns ſtets bewieſen hat. Er verſprach das Kloſter mit dem nothwendigen Brod zu verſorgen und befahl ſeinem Haushofmeiſter uns noch andere Dinge zu liefern. Er iſt einer der größten Wohlthäter unſeres Ordens; wer alſo die Geſchichte unſerer Kloſtergründungen lieſt, iſt verpflichtet, ihn, möge er unter den Lebenden oder Todten ſein, dringend dem Herrn zu empfehlen. Um der Liebe Gottes willen fordere ich Alle dazu auf. Die ganze Einwohnerſchaft nahm einen ſo großen, ſo allgemeinen freudigen Antheil an unſerer Niederlaſſung, wie ich das höchſt ſelten erlebt habe. Es gab nicht *eine* Widerrede. Man wußte, daß der Biſchof, der ungemein geliebt iſt, ſie gewünſcht habe und das war allerdings ein Hauptgrund; allein das Volk von Palencia iſt überhaupt vom beſten und edelſten Sinn, der mir je vorkam; und deshalb freue ich mich täglich mehr über dieſe Kloſtergründung.

Da uns das Haus nicht zu eigen gehörte, fingen wir alsbald an uns nach einem anderen, das zu kaufen ſei, umzuſehen. Wir hätten zwar auch dasjenige kaufen können, was wir jetzt bewohnten; allein es war ſchlecht gelegen. Die Kaufſumme hoffte ich, mindeſtens zum Theil, aus der Mitgabe der Nonnen, die ich für dies Kloſter beſtimmte, beſtreiten zu können. War ſie an ſich nicht bedeutend, ſo war ſie es doch für die Verhältniſſe; aber nimmermehr wären wir zum Ziel gekommen, hätte Gott uns nicht zwei wahre Freunde geſchickt, nämlich den vortrefflichen Canonicus Reinoſo und deſſen Freund, den liebreichen und geiſtvollen Canonicus Salinas. Sie nahmen ſich unſerer Sache mit einem Eifer an, als ob es ihre eigene wäre — ja, mehr ſogar! und nie iſt er für unſer Kloſter erkaltet.

---

[1]) Anna vom heiligen Bartholomäus, ſeit dem Jahr 1580 die beſtändige Gefährtin der Heiligen, in deren Armen ſie auch ſtarb.

Es gab in Palencia eine Capelle oder Einſiedelei, genannt zur Mutter Gottes an der Straße. Dies Capellchen wurde in der Stadt und der Umgegend außerordentlich verehrt und in Maſſe vom Volk beſucht. Se. biſchöflichen Gnaden und Alle, die uns Theilnahme ſchenkten, fanden es zweckmäßig, daß wir uns neben jener Capelle niederließen und deshalb zwei ganz nah gelegene kleine Häuſer kauften, die für uns groß genug ſein würden. Die Capelle gehörte theils dem Domcapitel, theils einer Bruderſchaft und die Unterhandlungen begannen nun nach zwei Seiten hin. Das Capitel trat uns ſogleich all' ſeine Rechte auf dieſelbe ab. Mit der Bruderſchaft ſich zu verſtändigen war etwas ſchwieriger; aber auch ſie gab nach, denn ich wiederhole, es iſt das wohlwollendſte Volk, das mir in meinem ganzen Leben vorgekommen iſt. Als die Beſitzer der beiden Häuſer erfuhren, daß wir Luſt hätten ſie zu kaufen, forderten ſie eine höhere Summe, was ich ihnen gar nicht verdenke. Ich ſah mir die Häuſer an; ſie gefielen aber mir und meinen Begleitern viel zu wenig um ſie zu kaufen. Später erkannten wir, wie der böſe Feind ſich in's Spiel gemiſcht habe, der uns dort nicht wollte. Die beiden Domherren fanden überdas, die Häuſer wären zwar inmitten der Stadt und des Verkehrs, doch allzu fern von der Domkirche gelegen. Genug, wir kamen ſämmtlich darin überein, daß dieſer Kauf höchſt unpaſſend für uns ſei und daß man ein anderes Haus ſuchen müſſe. Die beiden Domherren begannen nun ſo ſorgfältige und eifrige Nachforſchungen, daß ich nicht genug Gott dafür danken konnte. Endlich glaubten ſie ein paſſendes Haus gefunden zu haben, das einem gewiſſen Tamayo gehörte. Es war zum Theil ſo eingerichtet, daß es uns zuſagte, aber zu klein, und obſchon uns auch ein Nebenhaus angeboten wurde, waren beide zuſammen doch nicht von der Art, um zu einem bequemen Kloſter umgeſchaffen zu werden. Es lag neben dem Hauſe des Don Suero de Vega, eines angeſehenen Mannes, der uns ſehr begünſtigte und mit anderen Perſonen jenes Stadtviertels lebhaft wünſchte, uns in der Nachbarſchaft zu haben. Da man es mir ſehr lobte, wünſchte ich den Handel abzuſchließen; die Domherren aber beſtanden darauf, ich müſſe es zuvor anſehen. Ich hatte aber großes Vertrauen zu ihnen und großen Widerwillen in der Stadt umherzugehen, und weigerte mich lange, bis ich endlich nachgeben mußte. Ich ging zuerſt nach den zwei Häuſern neben dem Kirchlein der Mutter Gottes an der Straße; nicht in der Abſicht ſie zu kaufen, ſondern um dem anderen Hauseigenthümer zu zeigen, daß wir die Wahl hätten; denn wie geſagt, ſie ſchienen mir und meinen Begleiterinnen außerordentlich ſchlecht zu ſein. Wie das möglich war begreife ich noch jetzt nicht! — Mit dem Entſchluß das andere Haus zu kaufen, begaben wir uns dahin. Es hatte die größten Uebelſtände, denen gar nicht abzuhelfen war, denn um eine Capelle, und nicht einmal eine große, zu bekommen, mußten gerade die Räume benutzt werden, die wir am paſſendſten bewohnt hätten. Doch wir ſahen darüber hinweg: ſo ſeltſam handelt man, wenn man im Voraus ſeinen Entſchluß gefaßt hat! nicht ich allein war damals das Opfer dieſer Befangenheit; ſie lehrte mich aber immer weniger mir ſelbſt vertrauen. Wir entſchloſſen uns alſo auf die ſehr hohe Forderung des Tamayo einzugehen und ihm in dieſer Abſicht zu ſchreiben, da er in der Nähe der Stadt lebte.

Mein langes Verweilen bei dieſem Hauskauf mag unbegreiflich ſcheinen; doch ſchließlich wird es ſich zeigen, welche Anſtrengungen der böſe Feind machte, um uns von dem Mutter-Gottes-Kirchlein fern zu halten. Jetzt noch erſchreckt es mich nur daran zu denken. Es ſchien alſo Alles abgemacht zu ſein. Tags darauf, während der Meſſe, überfiel mich eine große Angſt ob ich auch das Richtige getroffen habe und ein ſolches Unbehagen, daß ich faſt während der ganzen Meſſe nicht zur inneren Ruhe kam. Kaum hatte ich das heilige Sacrament empfangen, ſo vernahm ich die Worte: „Dieſes paßt für dich.“ Und damit ſtand auch ſchon mein Entſchluß feſt, Tamayo's Haus aufzugeben und das andere zu nehmen. Bei einigem Nachdenken wollte es mir jedoch unverſtändig erſcheinen, eine Sache abzubrechen, welche denjenigen äußerſt wünſchenswerth vorkam, die ſich ſo ſehr damit bemüht hatten. Da ſprach der Herr: „Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich dort beleidigt werde; dies bringt große Abhilfe.“ Der Gedanke an eine Täuſchung flog mir durch den Sinn, obſchon ich es nicht glauben konnte, weil ich aus der Wirkung auf meine Seele den göttlichen Geiſt erkannte. Da ſprach er: „Ich bin es“; — und ſogleich verſchwand jede Beängſtigung und ich blieb in großer Ruhe. Wie ich aber das rückgängig machen ſollte, was ich angeſtiftet hatte, wußte ich durchaus nicht. Ich hatte durch meine Beſchreibung der zwei kleinen Häuſer den Schweſtern einen wahren Abſcheu davor beigebracht und ihnen erklärt, nicht um die Welt wolle ich dort das Kloſter gründen. Und doch war dies nur meine geringſte Sorge, weil ich von ihrer Bereitwilligkeit mit all' meinem Thun zufrieden zu ſein, überzeugt war. Dies konnte ich aber nicht bei den Uebrigen, die jenen Kauf wünſchten, vorausſetzen und ich mußte fürchten, ihnen durch den plötzlichen Wechſel meiner Anſicht leichtſinnig und wankelmüthig zu erſcheinen, — zwei Dinge die ich verabſcheue. Indeſſen hielten dieſe Erwägungen mich keinen Augenblick von dem Vorſatz ab, mich bei dem Mutter-Gottes-Kirchlein niederzulaſſen. Ich dachte ſchon gar nicht mehr an die Unbequemlichkeiten dieſer Niederlaſſung, denn wenn durch die Anweſenheit der Nonnen eine einzige läßliche Sünde verhindert werden konnte, ſo war der Preis ſicher nicht zu hoch um alle möglichen Unbequemlichkeiten hinzunehmen. Damit würde jede Schweſter einverſtanden geweſen ſein, hätte ſie gewußt, was ich wußte. Ich griff alſo zu folgendem Mittel: ich beichtete dem Canonicus Reinoſo, der mir in dieſer Angelegenheit ſo hilfreich war. Bis jetzt hatte ich ihm noch nicht geiſtige Dinge dieſer Art mitgetheilt, weil ſich keine Veranlaſſung dazu bot; jetzt entſchloß ich mich unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit dazu, weil es meine Gewohnheit iſt dem Rath des Beichtvaters, als dem ſicherſten Wegweiſer, auch in ſolchen Fällen zu folgen. Es wäre mir äußerſt peinlich geweſen, anders zu handeln, als der Herr es beſtimmt hatte: deshalb hoffte ich, er werde auch jetzt das thun, was er in ſeiner Allmacht ſchon mehrmals gethan, nämlich die Anſicht des Beichtvaters ſo umſtimmen, daß ſie ſeinem heiligſten Willen entſpreche. Genug, ich begann damit ihm zu ſagen, wie der Herr ſich gar oft ſchon gewürdigt habe mich zu unterweiſen und wie bisher ſtets aus den Folgen zu erkennen geweſen, daß es eine Eingebung ſeines Geiſtes ſei; dann ſagte ich ihm was jetzt vorgefallen, aber auch daß ich entſchloſſen ſei dem Rath des Beichtvaters zu folgen, möge es mir auch noch ſo ſchwer werden. Ob zwar noch jung iſt Canonicus Reinoſo doch ein Mann des guten Rathes, voll Einſicht und hoher Frömmigkeit. Er ſah welch' Aufſehen die Sache in der Stadt machen werde, doch rieth er mir nicht, das zu unterlaſſen was der Herr von mir verlangte. In meinem feſten Vertrauen auf Gottes Beiſtand ſagte ich, wir wollten nichts entſcheiden vor der Rückkehr unſeres Boten und der Canonicus war damit einverſtanden. Und ſiehe da! Tamayo, dem wir jede Forderung gewährt hatten, forderte plötzlich dreihundert Ducaten mehr, was ganz unſinnig war, da die erſte Summe ſchon übermäßig das Haus bezahlte. Wir ſahen hierin eine Fügung Gottes, denn es lag dem Beſitzer daran ſein Haus gut zu verkaufen, und nachdem dies geſchehen, war es eine Thorheit noch mehr zu verlangen. Nun bot er uns den willkommenen Vorwand, daß man nimmer mit ihm zum Abſchluß komme, um den Handel zu brechen. Wäre es uns Ernſt darum geweſen, ſo iſt es klar, daß die dreihundert Ducaten uns nicht abgehalten hätten ein Haus zu kaufen, welches ein paſſendes Kloſter abgegeben hätte.

Meinen Beichtvater bat ich ſich nicht darum zu bekümmern, was die Leute von mir ſagen würden, und ſeinem Freunde mitzutheilen, ich ſei feſt entſchloſſen um jeden Preis, möge es gut oder ſchlecht ſein, das Haus neben dem Kirchlein zu kauſen. Da der Canonicus Salinas außerordentlich geſcheut iſt, ſo glaube ich daß er den Grund meiner plötzlichen Umſtimmung ahnte; denn er machte mir nicht die leiſeſte Bemerkung darüber.

Wir ſehen jetzt Alle mit Erſtaunen die großen Schattenſeiten von Tamayos Haus und die großen Vorzüge des unſerigen ein. Der größte Vorzug iſt freilich, daß darin dem Herrn und ſeiner glorreichen Mutter treu gedient und daß manche Beleidigung Gottes verhindert wird. Denn da das Kirchlein bis in die Nacht hinein geöffnet, ſehr beſucht und ohne Aufſicht war, mochte darin Manches vorfallen, was dem Teufel wohlgefiel. Wir ſind jetzt ſehr glücklich dergleichen Gelegenheiten abgeſchnitten und ſomit dasjenige gethan zu haben, was unſerer Lieben Frau und Mutter wohlgefällt. Nur beklage ich, daß es nicht ſogleich geſchah. Aber der böſe Feind verblendete uns. Wir haben jetzt tauſend Vorzüge in dieſem Hauſe entdeckt, die wir vergeblich in manchem andern ſuchen würden. Ferner iſt die Bevölkerung überglücklich ihren Wunſch erfüllt und uns gerade hier zu ſehen. Mit einem Wort, Jedermann iſt mit dieſer Niederlaſſung zufrieden. Gebenedeit in Ewigkeit ſei Derjenige, der mir Licht in dieſer Sache gab, und immer gibt, ſobald ich etwas Gutes thue; denn wie gering bei mir Talent und Einſicht ſind — darüber ſtaune ich täglich mehr. Ich ſage dies keineswegs aus Demuth, ſondern weil der Herr will, daß es mir und Andern klar werde, wer dieſe Werke thut. Wie Er jenem Blinden mit ein wenig Koth die Augen öffnete: ſo gibt Er mir Licht, damit ich in meiner Blindheit nicht blind handele. Bei dieſer Angelegenheit war es mir beſonders nöthig und ſo oft ich daran denke, danke ich auf's Neue Gott dafür, obſchon ich nicht einmal das gehörig verſtehe. Ich weiß wirklich nicht, weshalb Er mich duldet und preiſe ſein gränzenloſes Erbarmen. Amen.

Unſere beiden frommen Freunde der ſeligſten Jungfrau beeilten ſich nun die zwei Häuſer neben dem Kirchlein zu kaufen und einzurichten. Sie hatten dabei manche Verdrießlichkeit, wie der Herr ſie eben für Alle zuläßt, welche uns bei unſeren Kloſtergründungen Hilfe leiſten. Ich allein thue nichts, wie ich ſchon geſagt habe und nicht müde werden darf zu ſagen, weil es die Wahrheit iſt. Und nicht blos bemühten ſich jene vortrefflichen Männer um die Einrichtung des Hauſes, ſondern ſie borgten mir auch das Geld um dieſe Ausgaben zu decken und leiſteten Bürgſchaft für mich. Dies war mir um ſo erfreulicher, als ich an anderen Orten oft mit großer Schwierigkeit und für geringere Summen einen Bürgen gefunden hatte. Freilich habe ich mich nie darüber wundern können, denn man mußte ein unbegränztes Vertrauen zu Gott haben, weil ich ja keinen Kreuzer beſaß. Er hat übrigens mir die große Gnade gewährt, daß unſere Bürgen niemals durch uns ihr Geld verloren. Aber die Beſitzer der beiden Häuſer wollten ſich nicht mit der Bürgſchaft der Domherren begnügen. Dieſe begaben ſich alſo zum General-Vicar und begegneten ihm wie er auf einem Maulthier ausritt. Er fragte ſie, wohin ſie gingen und ſie trugen ihm ihre Bitte vor. „Gott ſtehe mir bei!“ rief er lachend; „iſt das die Art um meine Bürgſchaft für eine ſolche Summe zu begehren?“ Und auf ſeinem Maulthier ſitzend unterſchrieb er ſogleich. Dieſe Bereitwilligkeit iſt für unſere Zeit etwas ſehr Merkwürdiges. Er hieß Don Prudencio, wie man mir ſagte, und war ſo überaus gütig für uns, daß wir ihm ewige Dankbarkeit ſchuldig ſind. Ueberhaupt kann ich nicht genug die Güte und Barmherzigkeit loben, die ich im Einzelnen wie im Allgemeinen in Palencia gefunden habe. Ich glaubte in die Tage der älteſten Kirche verſetzt zu ſein, von denen die Welt jetzt wenig weiß. Als man erfuhr, daß wir keine Einkünfte hätten, übernahmen die Einwohner nicht nur den Unterhalt des Kloſters, ſondern verſicherten, ſie betrachteten gerade dies als eine beſondere Gnade Gottes. Im Licht des Glaubens betrachtet hatten ſie vollkommen Recht; denn durch ihre Mitwirkung eine Kirche mehr mit dem allerheiligſten Sacrament in der Stadt zu beſitzen, iſt etwas Großes. Es ſei in Ewigkeit gebenedeit. Amen. Jetzt ſieht man wie nothwendig unſer Kloſter eben hier war, denn die zahlreichen Nachtwachen, die man in dem einſamen Kirchlein hielt, und die nicht blos andächtige Seelen dahinzogen, ſind nun abgeſchafft. Das Bild der Mutter Gottes war auch in ſehr unpaſſender Weiſe aufgeſtellt; jetzt ſteht es in einer Capelle, welche Don Alvaro de Mendoza, der Biſchof, zu dieſem Zweck bauen ließ, ſo daß nach und nach immer mehr zu Ehren der allerſeligſten Jungfrau und zum Lobe ihres göttlichen Sohnes geſchieht, der geprieſen ſei in Ewigkeit. Amen. Amen.

Nachdem die Häuſer ſo weit eingerichtet waren um die Nonnen aufzunehmen, wünſchte der Biſchof, daß unſere Ueberſiedelung mit großer Feierlichkeit ſtattfinde. Er beſtimmte dafür einen Tag in der Fronleichnams-Octav und kam ſelbſt von Valladolid herüber um mit dem Capitel, vielen Ordensleuten und faſt allen Einwohnern von Palencia eine große Prozeſſion zu bilden, welcher wir uns im weißen Mantel, mit geſenktem Schleier, mit einer Kerze in der Hand anſchloſſen. Unter herrlicher Muſikbegleitung zog ſie zuerſt von unſerer bisherigen Wohnung nach einer Pfarrkirche in der Nähe unſeres Kloſters. Dort fanden wir das verehrte Mutter-Gottesbild und mit demſelben und mit dem allerheiligſten Sacrament zogen wir nun nach unſerer Kirche, wo das Sanctiſſimum ſehr feierlich und unter großer allgemeiner Andacht eingeſetzt wurde. Wir Nonnen waren ſehr zahlreich, weil diejenigen, die ich zur Kloſtergründung von Soria berufen hatte, auch dabei waren. Ich glaube der Herr wurde an jenem Tage in Palencia aufrichtig gelobt und geprieſen. Möge das allzeit geſchehen und von allen Creaturen. Amen.

Während meines Aufenthaltes in Palencia gab Gott die Gnade, daß die Trennung der beſchuhten und der unbeſchuhten Carmeliter endlich ſtatt fand und jeder Zweig ſeine eigene Provinz bildete. Damit war denn unſer heißer Wunſch nach Frieden und Ruhe erfüllt. Wie ſchon früher einmal hatten wir auch dieſes der Huld unſeres katholiſchen Königs Don Philipp zu verdanken, denn er bewirkte zu dieſem Zweck in Rom die Ausfertigung eines weitläuftigen Breves. Der ehrwürdige Pater Juan de las Cuevas, Dominikanerordens, damals Prior in Talavera, ein Mann ſo einſichtsvoll und ſo heilig, wie es ſich für dergleichen Verhandlungen geziemt, wurde ſowohl in Rom als vom König beauftragt ein Capitel nach Alcala zu berufen, deſſen Koſten Seine Majeſtät beſtreiten wollte und welches, auf ſeinen Befehl die Univerſität beſtens förderte. Es fand im Kloſter des heil. Cyrillus, welches die Barfüßer in Alcala beſitzen, friedlich und einträchtig ſtatt und Pater Hieronymus Gratian von der Mutter Gottes wurde als Provinzial gewählt. Die Patres werden nicht ermangeln Alles aufzuzeichnen, was ſich dabei zutrug; deshalb brauche ich es nicht zu thun. Ich erwähne nur dieſe Angelegenheit, weil ſie während meines Aufenthaltes in Palencia durch Gottes Gnade und zur Ehre ſeiner glorreichen Mutter, unſerer Herrin, der Patronin des Ordens, ihren Abſchluß fand. Es war für mich die größte

Freude und die höchſte Befriedigung meines Lebens. Wie viel Trübſal, Verfolgungen und Mühſeligkeiten ich deshalb ſeit fünfundzwanzig Jahren ausgeſtanden habe, iſt gar nicht zu ſagen und weiß Gott allein. Dieſe Angelegenheit zum günſtigen Ausgang geführt zu ſehen, überſtrömte mein Herz mit einer Wonne, welche nur der verſtehen wird, der meine Drangſale kennt. Ich wünſchte die ganze Welt möge den Herrn lobpreiſen und unſerem frommen König Don Philipp danken, der das Werkzeug in Gottes Hand war, um uns den Frieden zu geben. Ohne ihn wäre unſere Sache verloren geweſen in dem großen Sturm, den der böſe Feind gegen ſie anregte.

Jetzt ſind wir Alle in Frieden, beſchuhte und Barfüßer-Carmeliter, und nichts auf der Welt hindert uns unſerem Herrn zu dienen. Darum beeilt euch es zu thun, meine Brüder und Schweſtern, da unſer großer Gott euere Gebete erhört hat, denn ihr ſeid Augenzeugen der Gnaden die er uns erwies und der Drangſale aus denen er uns befreite. Diejenigen aber, die nach uns kommen und ihren Weg geebnet finden werden, dürfen um der Liebe Gottes willen in keinem Pünktchen vom Streben nach Vollkommenheit ablaſſen. Man ſage nicht von ihnen, wie von manchem andern Orden: ihr Anfang war lobenswerth. Wie ſie anfingen müſſen ſie fortſchreiten, vom Guten zum Beſſern. Sie müſſen ſtets bedenken, daß der Teufel mit kleinen Dingen ein Loch bohrt, durch welches nach und nach die allergrößten Ungehörigkeiten eindringen. Sie dürfen niemals ſagen: Hierauf kommt nichts an; oder: Dies iſt übertrieben. Nein, meine Töchter, Alles iſt wichtig was unſeren innern Fortſchritt hemmt. Alſo bitte ich euch um der Liebe Gottes willen eingedenk zu ſein, wie ſchnell das Leben zu Ende geht, welche Gnade der Herr uns erzeigte, indem er uns in dieſen Orden verſetzte, und welche ſchwere Strafe diejenige verdienen würde, die eine Abweichung von der erſten Strenge einführte. Wie viel Heilige haben wir im Himmel, die unſer Ordenskleid trugen! Alſo müſſen wir unſern Urſprung und unſere Abſtammung von heiligen Propheten beſtändig vor Augen haben und kühn den heiligen Entſchluß faſſen ihnen ähnlich zu werden mit Gottes Gnade. Die Schlacht des Lebens iſt kurz, meine Töchter, und der Siegespreis währt ewig. Alle irdiſchen Dinge ſind Nichts! Wir wollen ſie verachten und nur damit uns beſchäftigen, was uns unſerem wahren Ziel näher bringt, nämlich Dem zu dienen und Den zu lieben, bei dem wir leben werden in Ewigkeit. Amen. Gott ſei gelobt.

Dreißigſtes Kapitel.

Jeſus!

Gründung des Kloſters zur allerheiligſten Dreifaltigkeit in Soria im Jahr 1581.

Während ich mich mit der Gründung in Palencia beſchäftigte, bekam ich ein Schreiben des Biſchofs von Osma, den ich früher in Toledo als Doctor Velasquez, Canonicus und Theologal an der Cathedrale gekannt hatte. Ich war damals von manchen Seelenängſten heimgeſucht, und da ich wußte welch ein erleuchteter und gottſeliger Mann er ſei, drang ich mit Bitten in ihn die Führung meiner Seele zu übernehmen und meine Beichten zu hören. Obſchon er ſehr beſchäftigt war, gab er doch um Gottes willen und weil er meine Nöthen erkannte, mit einem Wohlwollen mir Gehör, das mich in Erſtaunen ſetzte, und während meines ziemlich langen Aufenthaltes in Toledo beichtete ich bei ihm. Meiner Gewohnheit gemäß vertraute ich ihm den ganzen Zuſtand meiner Seele und ſeine Rathſchläge waren mir ſo vortheilhaft, daß ſeitdem meine Aengſtlichkeit zu weichen begann. Dazu kam denn freilich noch etwas Anderes, das ich hier nicht weiter erwähnen will. Er beruhigte mich hauptſächlich mit Ausſprüchen aus den heiligen Schriften, die ſtets den größten Eindruck auf mich machen, wenn ich, wie bei ihm, die Gewißheit habe, daß er die gründlichſte Kenntniß derſelben mit einem tugendhaften Leben verbindet. Jenen Brief nun ſchrieb er mir aus Soria, wo er ſich damals aufhielt. Er ſagte mir, eine Dame in Soria deren Beichtvater er ſei, habe ihm den Wunſch ausgeſprochen ein Carmeliternonnenkloſter zu ſtiften; er ſei damit einverſtanden und habe der Dame zugeſagt mich zu dieſer Gründung einzuladen; ich dürfe ſie ihm nicht abſchlagen und ſolle ihn benachrichtigen, wann ſie mir paſſend ſei, damit er mich abholen laſſen könne. Dies erfreute mich ungemein, denn abgeſehen von der günſtigen Kloſtergründung, hatte ich jetzt eine Gelegenheit ihn zu ſehen und mit ihm über mein Inneres zu ſprechen, was ich lebhaft wünſchte in dankbarer Erinnerung an ſeine früheren geiſtlichen Wohlthaten.

Die betreffende Dame hieß Donna Beatrix de Navarra y Beamonte, ſtammte von den Königen von Navarra ab, war die Tochter des Don Franziscus aus dem erlauchten Geſchlecht der Beamonte, Wittwe, ohne Kinder und ſehr reich. Längſt ſchon war es ihr Wunſch ein Nonnenkloſter zu ſtiften. Als ſie vom Biſchof die Exiſtenz der Carmeliter-Barfüßerinnen vernahm, war ſie ſo erfreut, daß ſie ihn zu eiligſter Ausführung ihres Planes antrieb. Sie iſt von ſanftem Charakter, großmüthig, bußfertig, eine wahre Dienerin Gottes. Sie beſaß in Soria ein großes, gut gebautes und gut gelegenes Haus. Sie verſprach es uns zu geben nebſt der ganzen Einrichtung und einem beſtändigen Jahrgeld von fünfhundert Ducaten. Der Biſchof erbot ſich uns eine ſehr gute, gewölbte Kirche zu geben, die neben dem Hauſe lag und vermittelſt eines kleinen Ganges leicht damit zu verbinden war. Er konnte dies thun; denn die Pfarrei, welcher die Kirche gehörte, war arm und wurde nun in eine der zahlreichen Kirchen der Stadt verlegt. Dies Alles theilte der Biſchof mir in ſeinem Schreiben mit. Ich beſprach den Vorſchlag mit dem Pater Provinzial, der ſich in Palencia aufhielt und er und all unſere Freunde riethen mir, da die Gründung in Palencia beendet ſei, dem Biſchof zu antworten, ich ſei bereit nach Soria zu reiſen. Dies machte mir, der oben erwähnten Gründe wegen, das größte Vergnügen.

Donna Beatrix verlangte mehr Nonnen als gewöhnlich. Ich ließ alſo ſieben kommen. Dazu eine Laienſchweſter, meine Begleiterin und ich. Der Biſchof ſchickte uns ſchleunigſt einen Mann, der unſere Reiſe zu ordnen hatte. Ferner berief ich zu unſerer Begleitung zwei Barfüßer-Patres, deren einer Pater Nicolaus von Jeſu Maria hieß — ein ausgezeichneter Mann, gebürtig aus Genua[1]. Irre ich nicht, ſo nahm er bei vierzig Jahren den Habit; oder wenigſtens iſt er jetzt ſo alt und er trägt ihn noch nicht lange; aber in kurzer Zeit hat er ſolche Fortſchritte gemacht, daß er ſo recht als ein Auserwählter des Herrn erſcheint, um den Orden in den ſchweren Tagen der Verfolgung zu unterſtützen, während die übrigen Barfüßer, die uns hätten Hilfe leiſtend zur Seite ſtehen können, entweder verbannt oder gefangen waren. Ihn aber beachtete man nicht, weil er erſt kürzlich eingetreten war und kein Ordensamt bekleidete. Der Herr richtete das ſo ein, damit einer dieſer Helfer in der Noth bleibe. Mit einer ſolchen Vorſicht hielt er ſich in Madrid im Kloſter der beſchuhten Carmeliter auf und ſo geſchickt wußte er ſeine Schritte zu Gunſten der Barfüßer zu verheimlichen, daß man keinen Verdacht auf ihn warf und ihn gewähren ließ. Ich war damals im St. Joſephskloſter zu Avila und wechſelte häufig über unſere Ordensangelegenheiten Briefe mit ihm, welche ihm ſehr tröſtlich waren. Hieraus läßt ſich auf die großen Nöthen des Ordens ſchließen: weil ihm ſeine tüchtigen Männer fehlten, gab man etwas auf mich. Während jener betrübten Zeiten hatte ich gar oft Gelegenheit die große Umſicht und Vollkommenheit des Pater Nicolaus zu bewundern; deshalb habe ich ihn ſehr lieb im Herrn und halte ſehr viel auf ihn in unſerem Orden.

---

[1] Pater Doria, der ſpäter erſter General des Ordens in Spanien wurde.

Er alſo und ein Begleiter reiſte mit uns nach Soria. Die Reiſe war gar nicht mühſam, denn der Mann, den uns der Biſchof geſchickt hatte, wählte gute Wirthshäuſer und verſorgte uns reichlich mit Allem. Ueberdas war der Biſchof ſo geliebt, daß man uns in der Diözeſe Osma überall herzlich empfing, als man erfuhr, daß er uns gerufen habe. Das Wetter war ſchön, die Tagereiſen klein, der Weg gut; das machte die Reiſe angenehm. Doch am allerangenehmſten war es mir ſo viel Gutes von dem heiligen Biſchof zu hören. Am Tage der Fronleichnams-Oktav communizirten wir in einem Flecken, den wir Abends zuvor erreicht hatten. Wir aßen auch dort zu Mittag, denn wir konnten nicht an demſelben Tage nach Soria gelangen; und da wir für die nächſte Nacht keine Herberge fanden, verbrachten wir ſie in einer Kirche, was uns nicht unlieb war, weil wir in der Frühe des nächſten Morgens die Meſſe hören konnten. Gegen fünf Uhr Abends kamen wir nach Soria. Der heilige Biſchof ſtand in einem Fenſter ſeines Hauſes und gab uns ſeinen Segen, als wir vorüberfuhren. Das machte mich glücklich, denn der Segen kam von einem Biſchof und einem Heiligen.

Unſere Gönnerin Donna Beatrix erwartete uns an der Thür des Hauſes, das ſie uns beſtimmt hatte, und wir ſehnten uns es zu erreichen wegen der Volksmenge, die uns umgab. Freilich iſt dies nichts Neues für uns, denn da die Welt gar neugierig iſt, verſammeln ſich überall Menſchenmaſſen wo wir erſcheinen. Ohne unſere herabgelaſſenen Schleier wäre das ganz unausſtehlich, aber mit ihnen iſt es zu ertragen. Donna Beatrix hatte einen großen Saal ſehr ſchön zu einer proviſoriſchen Capelle einrichten laſſen, die uns ſo lange dienen ſollte, bis der kleine Durchgang nach der Kirche, welche der Biſchof uns gab, hergeſtellt ſei; und am andern Tage, dem Feſt unſers heiligen Vaters Eliſäus, hörten wir dort die Meſſe. Für Alles was wir brauchten ſorgte reichlich Donna Beatrix und in einem abgeſchloſſenen Gemach lebten wir ſtill und geſammelt bis zum Feſt der Verklärung Chriſti. Da war Alles fertig und da wurde die erſte Meſſe in der Kirche ſehr feierlich und unter großem Zulauf geleſen. Ein Pater der Geſellſchaft Jeſu hielt die Predigt. Der Biſchof war ſchon abgereiſt, weil er keinen Tag, ja keine Stunde ohne Arbeit verbrachte, obgleich er kränklich und vor Kurzem auf einem Auge erblindet war. Es betrübte mich ſehr, daß er, der ſo eifrig im Dienſt des Herrn war, ſein Augenlicht verlieren ſolle. Gott wird wiſſen warum und wird ſeinem Diener noch größere Verdienſte zuwenden, und deſſen Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen noch mehr prüfen wollen. Denn der Biſchof verrichtete ſeine Berufsgeſchäfte wie zuvor und ſagte mir, dieſer Verluſt habe ihn nicht mehr betrübt, als wenn ein anderer ihn gehabt hätte und er denke zuweilen, er würde ſich auch nicht über eine gänzliche Erblindung betrüben; denn von allen Geſchäften zurückgezogen würde er dann in einer Einſiedelei nur mit Gott ſich beſchäftigen. Dies war ſein Verlangen ſchon bevor er Biſchof war. Oftmals ſprach er mit mir darüber und ſchien einmal faſt entſchloſſen zu ſein Alles zu verlaſſen und ſeinen Entſchluß auszuführen. Ich konnte ihm nicht beiſtimmen, denn mir ſchien, er werde der Kirche Gottes recht nützlich ſein und deshalb wünſchte ich ihm die Stellung, die er jetzt einnimmt. Doch eine große Furcht überfiel mich an dem Tage, da er mir ſagen ließ man habe ihn zum Biſchof gewählt. Die Laſt, die er nunmehr zu tragen hatte, kam mir ungeheuer vor. Beſorgt und unruhig ging ich in den Chor um ihn Gott zu empfehlen, aber ein Wort dieſes milden Herrn, das mir ſagte, der Biſchof werde ein getreuer Diener ſein, gab mir auf der Stelle meine Ruhe zurück. Wie wahr hat er dies Wort gemacht! Trotz ſeines Augenleidens, trotz anderer ſehr peinlicher Leiden, trotz ſeiner vielfachen Amtsgeſchäfte, faſtet er wöchentlich vier Tage und verbindet noch andere Bußübungen damit. Sein Tiſch iſt immer höchſt einfach. Seine Viſitationsreiſen macht er zu Fuß, zum Verdruß ſeiner Diener, die es mir oft geklagt haben. Sie müſſen ſehr tugendhaft ſein, ſonſt leidet er ſie nicht in ſeinem Hauſe. Wichtige Geſchäfte läßt er faſt gar nicht durch ſeine General-Vicare beſorgen; ich glaube ſie gehen alle durch ſeine Hand. In den zwei erſten Jahren ſeines Episcopates wurden ſchwere falſche Anklagen gegen ihn vorgebracht. Ich ſtaunte über dieſe Art von Verfolgung, da ich ſeine Rechtlichkeit und Unbeſtechlichkeit des Urtheils kannte. Das hat nun aufgehört und die Vollkommenheit womit er ſeine Diözeſe regiert und ſeine hohe Tugend, haben die Verleumdungen kraftlos gemacht, die man am Hof wider ihn ausſtreute. Seine Feinde ſind beſiegt und er thut denen Gutes, von denen er weiß, daß ſie ihm Böſes thaten; denn er iſt ein Mann des Gebetes und ſei er noch ſo überhäuft mit Arbeit — er findet Zeit um die Betrachtung zu üben.

Es mag übertrieben ſcheinen wie viel ich von dieſem Heiligen ſpreche und doch habe ich nicht genug geſagt. Auch ſollen wir zu unſerem Troſt nie vergeſſen, weder in der Gegenwart noch in der Zukunft, daß wir hauptſächlich ihm die Gründung des Kloſters zur allerheiligſten Dreifaltigkeit in Soria verdanken. Er gab uns die Kirche und weil er uns keine Einkünfte geben konnte, beſtimmte er Donna Beatrix dazu es zu thun. Dieſe vortreffliche Frau iſt ſehr fromm und führt ein höchſt muſterhaftes, bußfertiges Leben.

Kaum hatten wir unſere Kirche in Beſitz genommen und Alles eingerichtet, was zur Clauſur erforderlich iſt, ſo mußte ich nach dem St. Joſephskloſter in Avila zurückkehren. Ich reiſte alſo in der heißeſten Jahreszeit ab und fand Wege, die für Wagen ungemein gefährlich waren. Ein Geiſtlicher Namens Ribera, Präbendar der Kirche zu Palencia, der mir in Soria bei unſerem kleinen Bau und bei allen übrigen Einrichtungen ſehr nützlich geweſen war, begleitete mich. Er war ſchon unſer Reiſegefährte ſeit Palencia, weil er in Soria Geſchäfte hatte, und ſeitdem bewies er uns ſo viel Wohlwollen, daß wir ihn dem Herrn als einen Wohlthäter des Ordens empfehlen. Pater Nicolaus von Jeſu Maria war nach der Ausfertigung der Stiftungsurkunde ſogleich abgereiſt, weil man anderwärts dringend ſeiner bedurfte[1]). Aber ich verlangte keinen zweiten Reiſegefährten für mich und meine Begleiterin, weil die Sorgfalt des vortrefflichen

---

1) Pater Doria ging im Auftrag des Königs nach Rom um die Angelegenheiten des Ordens genau zu regeln.

Ribera mir vollkommen genügte und da ich mich unterwegs immer um ſo beſſer befinde, je größer die Stille iſt, die mich umgibt. Auf dieſer Reiſe büßte ich für die angenehme Reiſe von Palencia nach Soria, denn unſer Wagenführer kannte zwar den Weg von Soria nach Segovia, aber nur den für Reiter, nicht die Fahrſtraße, und ſo fuhr er uns denn auf Wegen, die uns nöthigten häufig auszuſteigen, weil der Wagen über ſteilen, tiefen Abgründen ſchwebte. Nahmen wir Führer, ſo gingen ſie mit uns ſo lange der Weg gut war; bevor er ſchlimm wurde erklärten ſie aber ſie hätten andere Dinge zu thun und ließen uns im Stich. Unzählige Mal liefen wir Gefahr umzuwerfen und da uns die Lage der Wirthshäuſer auf dieſem Wege nicht bekannt war, fuhren wir nicht ſelten während der heißeſten Tagesſtunden ohne eines zu finden. Oft verirrten wir uns, weil man uns irrigen Beſcheid gab und mußten wieder umkehren. Dies Alles that mir ſehr leid für unſeren Reiſegefährten. Er aber war ſo feſt gewurzelt in der Tugend der Geduld, daß ihn dies Ungemach zu meinem größten Erſtaunen gar nicht zu berühren ſchien. Wer dieſe Tugend beſitzt, dem pflegen die Gelegenheiten ſie zu üben nicht zu mangeln. Gott ſei dafür gedankt! und auch dafür, daß er uns über die ſchlimmen Wege hinweghalf.

Wir erreichten das St. Joſephskloſter in Segovia am Vorabend vor St. Bartholomäusfeſt. Die Schweſtern erwarteten uns mit Ungeduld und Beſorgniß, weil die Wege unſere Ankunft verzögerten, und nahmen uns mit großer Liebe auf. Ueber acht Tage ruhte ich bei ihnen aus. Gibt mir Gott eine kleine Mühe, ſo belohnt er ſie auch gleich. Die Gründung in Soria war ſo leicht geweſen, daß ein ſchlechter Weg nicht dagegen in Betracht kommt. Ich kehrte ſehr zufrieden zurück, denn das neue Kloſter ſchien mir ein Boden zu ſein, von welchem man mit Gottes Gnade gute Früchte erwarten dürfe. Möge dem Herrn dort immer treu gedient werden. Er ſei von allen Creaturen in Ewigkeit gelobt und gebenedeit. Amen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Gründung des St. Joſephkloſters in Burgos.

Seit mehr als ſechs Jahren wünſchten einige Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu ein Kloſter unſeres Ordens in Burgos zu haben. Es waren gelehrte, geiſtvolle, erfahrene Männer; ſie glaubten ein ſolches Kloſter werde dem Dienſt des Herrn ſehr förderlich ſein und die Gründe, die ſie mir dafür angaben, bewogen mich ihren Wünſchen beizuſtimmen; doch hatte ich ſie wegen der ſchwierigen Verhältniſſe des Ordens und wegen anderer Gründungen bis jetzt nicht erfüllen können. Im Jahre 1580 war ich in Valladolid, als der Erzbiſchof von Burgos durchreiſte, der ſeinen Sitz auf den Canariſchen Inſeln verließ, um den in Burgos einzunehmen[1]. Ich bat Don Alvaro de Mendoza, Biſchof von Palencia — (zu deſſen Diözeſe Valladolid gehört) — daß er mir vom Erzbiſchof die Erlaubniß erwirke in Burgos ein Kloſter zu gründen. Don Alvaro, von dem ich ſchon ſo oft ſagte, daß er unſeren Orden von ſeiner Entſtehung an beſchützt und begünſtigt, und deſſen Angelegenheiten wie ſeine eigenen betrieben habe, war beſonders geneigt diejenigen Kloſtergründungen zu fördern, die ich ihm empfahl.

---

[1] Er hieß Don Chriſtoph de Vela.

Er antwortete mir, er ſei gern bereit um die Genehmigung zu bitten, denn da er wiſſe, daß man in unſeren Häuſern recht eifrig dem Herrn diene, freue er ſich zu deren Verbreitung etwas beizutragen. Der Erzbiſchof wollte nicht in Valladolid einziehen; er blieb im nahegelegenen Hieronymitenkloſter, wo der Biſchof von Palencia ihn feſtlich empfing und bewirthete, und wo die Ceremonie der Ueberreichung des Palliums ſtattfand. Dort auch bat er für mich um die Erlaubniß in Burgos ein Haus zu gründen. Der Erzbiſchof gewährte ſie gern und ſagte, er kenne mich und kenne dieſe Klöſter, denn es ſei ein ſolches in ſeiner Geburtsſtadt; daher wiſſe er, daß man in ihnen recht treu Gott diene und er habe ſchon gewünſcht ſie auf die Canariſchen Inſeln zu verpflanzen. Der Biſchof von Palencia ſetzte hinzu: die Erlaubniß ſei mir gewiß und ſei mit Vergnügen gegeben; — freilich nicht ſchriftlich; aber das Concil von Trient begehre das auch nicht, ſondern nur eine mündliche Genehmigung. Ich durfte alſo annehmen, daß ſie erfolgt ſei.

In meinem Bericht über die Gründung in Palenzia erzählte ich ſchon, wie abgeneigt gegen alle Gründungen ich damals war, weil ich kaum anfing von einer tödtlichen Krankheit mich zu erholen. Die Urſache dieſer großen Abneigung war mir unbekannt, denn gewöhnlich bin ich unter allen Umſtänden bereit dem Herrn zu dienen und was die Schwierigkeiten betrifft, ſo hatte ich ſchon viel größere nicht geſcheut. Jetzt da ich die Folgen weiß, glaube ich, daß mich der böſe Feind entmuthigen wollte. Der Herr aber, der meine Armſeligkeit kennt, kommt mir bei Gründungen, die mir einige Mühe machen, jedesmal mit Wort und That zu Hilfe; und ſo war es auch damals. Bei denjenigen, die mir leicht werden, habe ich häufig bemerkt, daß der göttliche Meiſter mir nichts ſagt. Was mich erwartete wußte er, deshalb fing er an mir Muth zu machen. Dank ſei ihm für dieſes Erbarmen. Damals alſo waren die Gründungen von Palencia und Burgos in Ausſicht und er ſprach zu mir im Ton des Vorwurfs: „Was fürchteſt du? wann habe ich dich verlaſſen? Ich bin immer Derſelbe. Unternimm beide Gründungen.“ Ich habe ſchon geſagt, wie dieſe Worte mich belebten und wie urplötzlich meine Feigheit entwich: ein ſicheres Zeichen, daß ſie nicht mit meiner Krankheit oder meinem Alter zuſammenhing. Ich begann auf der Stelle mich mit beiden Gründungen zu beſchäftigen. Es ſchien mir zweckmäßiger mit der in Palencia anzufangen, erſtens weil ſie die nähere war; zweitens wegen der rauhen Jahreszeit und des kalten Klimas von Burgos; endlich, weil es mir ſehr am Herzen lag den vortrefflichen Biſchof von Palencia zufrieden zu ſtellen. Da mir während meines Aufenthaltes in Palencia die Gründung in Soria angetragen wurde, wo Alles bereit war, um ſie auf der Stelle zu beginnen, ſo fand ich es beſſer die Gründung in Burgos abermals zu verſchieben, bis die in Soria gemacht ſei und da der Biſchof von Palencia meiner Anſicht war, bat ich ihn, dem Erzbiſchof von Burgos den Zuſammenhang der Sache auf's Genaueſte mitzutheilen, was er denn auch ſelbſt ſchicklich fand. So wie ich nach Soria gegangen war, ſchickte der Biſchof nur zu jenem Zweck den Canonicus Juan Alonſo an den Erzbiſchof, welcher die Angelegenheit mit demſelben beſprach und dann ſehr freundlich mir ſchrieb, er wünſche von ganzem Herzen meine Ankunft. An Seine Gnaden von Palencia ſchrieb er: dieſe Sache zu ordnen wolle er ihm überlaſſen; ich müſſe, ſo wie ich nach Burgos käme, die Genehmigung der Stadt erwerben; werde dieſe verſagt, ſo ſei er freilich nicht dadurch gebunden; dann aber müſſe das Kloſter mit Einkünften gegründet werden. Er ſei Augenzeuge der erſten Kloſtergründung in Avila und des darauf folgenden ſtürmiſchen Widerſpruchs geweſen; er kenne Burgos — und um ähnlichen Unruhen zuvor zu kommen mache er dieſe Mittheilung.

Der Biſchof ließ mir alſo ſagen, die Sache ſei entſchieden und ich ſolle nach Burgos gehen, da der Erzbiſchof es verlange, und er hatte ganz Recht ſie ſo zu betrachten. Mir aber kam es vor, als ob der Erzbiſchof doch nicht ſo ganz entſchieden ſei. Deshalb ſchrieb ich ihm ſehr dankbar für ſeine huldreiche Geſinnung doch mit einigem Bedenken gegen den Willen der Stadt ein Kloſter zu gründen und Seine Gnaden mit ihr in Streitigkeit zu verwickeln. Ich ſah vorher, welche ſchwache Stütze er ſein werde, wenn unſer Plan auf Hinderniſſe ſtoße und daß dieſe in reichlichem Maß ſtattfinden würden, weil bei dergleichen Dingen tauſend verſchiedene Anſichten ſich geltend zu machen pflegen. Dem Biſchof von Palencia ſchrieb ich ebenfalls und bat ihn, die Sache vor der Hand ruhen zu laſſen, da die Jahreszeit zu vorgerückt und meine Kränklichkeit zu groß ſei, um mich in jenes rauhe Klima zu begeben. Ueber meine Zweifel in Bezug auf den Erzbiſchof ſchwieg ich, denn die beiden Herren waren Freunde und er war ſchon unzufrieden genug, daß jener Schwierigkeiten in einer Sache mache, die er anfangs lebhaft gewünſcht habe. Da meine Rückkehr in's St. Joſephskloſter zu Avila aus verſchiedenen Gründen äußerſt nothwendig war, begab ich mich von Soria dahin und dachte einſtweilen an keine Gründung zu Burgos.

In dieſer Stadt lebte eine fromme Wittwe, aus Biscaya gebürtig, Namens Catharina de Toloſa, deren Vortrefflichkeit ich nicht genug loben kann. Sie beſaß alle Tugenden: Barmherzigkeit, Seelenſtärke, den Geiſt des Gebets und der Buße, einen ſcharfen Verſtand. Zwei ihrer Töchter waren ſeit etwa vier Jahren Nonnen in unſerem Kloſter zu Valladolid und für zwei andere Töchter wartete ſie bis die Gründung zu Palencia gemacht ſei; denn bevor ich abreiſte brachte ſie mir dieſelben. Alle vier, erzogen von ſolcher Mutter, ſind wahre Engel. Sie ſtattete ſie mit einer reichen Mitgabe aus und gewährte das Erforderliche mit vollen Händen, da ſie eben ſo begütert als großmüthig iſt. Während meiner Anweſenheit in Palencia hielt ich die Gründung in Burgos für gewiß, weil ich die Erlaubniß des Erzbiſchofs hatte und bat alſo Donna Catharina mir einſtweilen ein Haus zu miethen und Gitter und Dreher anbringen zu laſſen, damit dort die Beſitznahme vor ſich gehe. Die Koſten wollte ich tragen, um ihr durch nichts läſtig zu ſein und ich erſuchte ſie nur mir das nöthige Geld vorzuſtrecken. Sie wünſchte lebhaft dieſe Gründung und empfand ſo ſchmerzlich den Aufſchub, daß ſie die Sache, trotz meiner Abreiſe nach Avila, nicht ruhen ließ, und da es ſich darum handelte die Genehmigung der Stadt Burgos zu erwirken, fing ſie an deshalb die nöthigen Schritte zu thun ohne es mir zu ſagen. Zwei angeſehene Frauen der Stadt, große Dienerinnen Gottes, Mutter und Tochter, waren Donna Catharina's Nachbarinnen und theilten deren Wünſche. Die Mutter hieß Donna Maria Manrique. Sie hatte einen Sohn, Don Alonzo de Santo Domingo Manrique, der Schöff war. Sie und ihre Tochter Donna Catharina drangen in ihn, ſich für die Kloſtergründung bei dem Magiſtrat zu verwenden. Er beſprach ſich mit Catharina de Toloſa und fragte nach der Bürgſchaft, die für den Unterhalt des Kloſters geleiſtet werde; denn ohne dieſe ſei vom Magiſtrat nichts zu erlangen. Sie antwortete, ſie wolle uns ein Haus — wenn es uns fehlen ſollte — geben und für unſere Lebensbedürfniſſe ſorgen. Darauf wurde eine Bittſchrift eingereicht, die ſie mit ihrem Namen unterzeichnete. Don Alonzo entledigte ſich ſo vortrefflich ſeines Auftrags, daß er die Genehmigung ſämmtlicher Schöffen erlangte und ſie ſchriftlich dem Erzbiſchof vorlegen konnte. Nun ſchrieb mir Catharina de Toloſa, die Verhandlungen hätten einen günſtigen Verlauf. Ich legte kein Gewicht darauf, weil ich allzugut weiß, wie ungern eine Stadt ein auf Armuth gegründetes Kloſter zuläßt. Da es mir nicht entfernt einfiel, daß ſie ſich ſo großmüthig für uns verpflichten werde, dachte ich, die Verhandlungen würden nicht ſo bald zu Ende gehen.

Eines Tages empfahl ich ſie in der Octav des heil. Martinus recht dringend dem Herrn und überlegte, was zu thun ſei, wenn ſie jetzt zum Abſchluß kämen; denn es ſchien mir unmöglich, jetzt nach Burgos zu gehen, in dieſer Jahreszeit und bei meiner Kränklichkeit, welche durch die Kälte ſo ſehr vermehrt wird. Es wäre verwegen eine ſo lange Reiſe anzutreten, da ich erſt eben die mühſelige von Soria nach Avila gemacht hatte. Auch war es mir nicht wahrſcheinlich, daß mich der Pater Provinzial reiſen laſſe und endlich konnte ja auch die Priorin von Palencia die Gründung übernehmen, wenn die Sache wirklich reif ſei. In dieſe Gedanken vertieft und ſehr entſchloſſen nicht zu reiſen, ſprach der Herr folgende Worte zu mir, denen ich entnahm, daß die Genehmigung erfolgt ſei. „Fürchte nicht die Kälte. Die wahre Wärme bin ich. Der Teufel ſetzt ſeine ganze Kraft daran, jene Gründung zu verhindern. Setze du die deine mit meiner Hilfe daran, damit ſie gelinge. Und gehe du ſelbſt dahin. Es wird gut ſein.“ Dies veränderte gänzlich meine Anſicht. Trotz des Widerwillens, den die Natur oftmals gegen das Leiden empfindet, wankt doch nimmermehr mein Entſchluß, für dieſen großen Gott Alles zu leiden. Und ich ſagte Ihm alſo, er ſolle keine Rückſicht auf das Sträuben meiner elenden Natur nehmen, ſondern nur befehlen, wie ich ihm zu dienen habe; mit ſeiner Gnade werde es geſchehen. — Ich fürchtete bei dieſer Reiſe viel weniger Kälte und Schnee, als meine ſchlechte Geſundheit. Hätte ich mich wohl befunden, ſo hätte ich mir aus allem Anderen nichts gemacht. Aus einem kränkelnden Zuſtand bin ich während der Gründung zu Burgos gar nicht herausgekommen; die Kälte war aber ſo gering oder ich habe ſie ſo wenig empfunden, daß ich in Wahrheit ſagen kann, es ſei in Toledo nicht anders geweſen. Der Herr hat ſein Wort in dieſer Beziehung treu gehalten.

Nach einigen Tagen trafen Briefe von Catharina de Toloſa und ihrer Freundin ein; ſie ſchickten mir die Genehmigung der Stadt und trieben mich zu ſchleuniger Abreiſe an, damit nicht etwa ein Hinderniß ſich erhebe. Denn außer den beſchuhten Carmelitern, die ſchon länger in dieſer Abſicht dort waren, hatten ſich eben jetzt auch Baſilianer und Victoriner um die Erlaubniß zur Niederlaſſung beworben. Mochte es uns auch einige Schwierigkeiten bringen, daß ſich ſo viel Orden auf Einmal an demſelben Ort niederließen, ſo dankte ich doch dem Herrn für die ſchöne chriſtliche Geſinnung einer Stadt, die nicht mehr in ihrer alten reichen Blüte war und doch dieſe verſchiedenen Klöſter wohlwollend genehmigte. Ich hatte immer den großen Wohlthätigkeitsſinn in Burgos loben hören, doch ohne eine Vorſtellung zu haben, wie weit er gehe. Die Einen begünſtigten dieſen Orden und die Anderen jenen; aber der Erzbiſchof fürchtete Nachtheil für Alle, namentlich für die ſchon beſtehenden Mendicantenklöſter, die ſich nicht ohne Mühe erhielten und die ihm vielleicht dieſe Beſorgniß einflößten und er verbot jede neue Niederlaſſung. Möglicherweiſe war es auch der böſe Feind, der ſolche Befürchtungen erregte um das Gute zu ſtören, welches an jenen Orten geſchieht, wo der Herr viel Klöſter gründet und wo ſeine Allmacht ſie erhält, mögen ſie in geringer oder in großer Zahl vorhanden ſein.

Gern wäre ich den dringenden Einladungen jener beiden heiligen Frauen ſogleich gefolgt; doch hielten mich einige Geſchäfte in Avila zurück. Es lag mir nicht weniger als ihnen daran, einen günſtigen Zeitpunkt eifrig zu benutzen, denn die Worte, die der Herr zu mir ſprach, deuteten große Hinderniſſe an. Woher und von wem dieſe kommen konnten, ahnte ich nicht, da Catharina de Toloſa mir ſchrieb, ihr Haus ſei bereit für die Beſitznahme und da ich die Genehmigung der Stadt und des Erzbiſchofs beſaß. Daß ich die Gründung machen werde, dafür bürgte mir das Wort des Herrn; aber es verhieß auch eben ſo gewiß den Widerſtand des böſen Feindes. Ich wendete mich an den Pater Provinzial, um ihn zu fragen, was er von der Gründung in Burgos halte. Bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, wie viel Licht Gott den Vorgeſetzten gibt, denn der Provinzial war mit meiner Abreiſe einverſtanden, fragte aber zugleich, ob ich die ſchriftliche Genehmigung des Erzbiſchofs habe. Ich antwortete, man habe mir aus Burgos geſchrieben, die Verhandlungen wären beendet, die Genehmigung der Stadt erlangt und vom Erzbiſchof gutgeheißen, der überdas immer für unſere Sache geweſen ſei; und ſo könne man nicht an der Gründung zweifeln.

Pater Provinzial wollte uns auf dieſer Reiſe begleiten, theils weil er, nachdem er den Advent gepredigt, keine dringende Geſchäfte hatte; theils um das Kloſter in Soria, das er ſeit der Gründung nicht ſah, auf einem kleinen Umweg zu beſuchen; theils endlich um bei dem ſchlechten Weg und Wetter etwas für mich zu ſorgen, weil ich alt und krank war und er einigen Werth auf mein Leben legte. Dies war gewiß eine Fügung Gottes; denn die Regenſtröme und der Zuſtand der Straße nöthigten oftmals ihn und ſeine Gefährten den rechten Weg zu ſuchen und die Wagen aus dem Moraſt ziehen zu helfen. Es gehörte große Kühnheit dazu, von Palencia nach Burgos zu reiſen. Zwar hatte der Herr mir geſagt, wir ſollten ohne Furcht weiter reiſen, Er werde mit uns ſein; aber ich theilte dies dem Pater Provinzial damals nicht mit, ſondern es tröſtete mich im Stillen bei den Nöthen und Gefahren, die wir ausſtanden. Namentlich in der Nähe von Burgos auf einem Punkt, den man die Brücken nennt, war die Gefahr groß. In Folge der ungeheuren Regengüſſe ſtand das Land unter Waſſer, das an einigen Stellen auch die Brücken überſchwemmte. Man konnte ſie in dieſem See nicht entdecken und man wußte doch, daß man rechts und links in die Tiefe ſtürzte, wenn man ſie verfehlte. Es war verwegen in dieſer Jahreszeit und beſonders im Wagen hier zu reiſen; denn ſtürzte er um, ſo war man verloren und der eine ſchwebte ſchon in dieſer Gefahr. Ehe wir zu dieſer Stelle kamen, nahmen wir einen Führer, der die Gegend genau kannte; aber ſie war doch ſehr gefährlich.

Und welche Wirthshäuſer fanden wir, da wir wegen der entſetzlichen Wege die gewöhnlichen Tagereiſen nicht inne halten konnten! Sehr häufig verſanken die Räder ſo tief in den Straßenkoth, daß man vor jeden Wagen ſämmtliche Maulthiere ſpannen und ſo einen nach dem anderen herausziehen mußte. Die Patres hatten umſomehr Mühe, als unſere Fuhrleute jung und unerfahren waren. Es beruhigte mich ſehr mit dem Pater Provinzial zu reiſen. Er ſorgte für Alles mit einer Gelaſſenheit, welche durch keine Mühſeligkeit ſich verſtören ließ, und erleichterte dieſe ſo ſehr, daß ſie faſt geringfügig erſchienen. Nur bei den Brücken, als er in dieſe Welt von Waſſer ohne Weg und ohne Nachen hineinfuhr, konnte er ſich einer leichten Beklommenheit nicht erwehren. Ich ſelbſt, obſchon vom Herrn getröſtet, fürchtete mich; man kann ſich alſo die Furcht meiner Gefährtinnen vorſtellen! Es waren ihrer ſieben; zwei ſollten mit mir zurückkehren, fünf in Burgos bleiben; und von dieſen waren vier Chorſchweſtern und eine Laienſchweſter. Ich glaube noch nicht geſagt zu haben, daß der Pater Provinzial Hieronymus Gratian von der Mutter Gottes hieß, deſſen ich ſchon mehrmals erwähnte. Ich machte die Reiſe mit einem heftigen Halsübel, das mich in Valladolid befiel und mit einem ſtarken Fieber, das mich keinen Augenblick verließ. Die Schmerzen waren zu groß, um mich die Annehmlichkeiten des Weges ſo recht genießen zu laſſen. Ich leide noch jetzt, Ende Juni, an dieſem Uebel. Hat es von ſeiner Heftigkeit verloren, ſo iſt es doch immer noch recht peinlich. Am Ziel unſerer Reiſe angelangt, waren meine Gefährtinnen ſehr vergnügt und freuten ſich von den überſtandenen Gefahren ſprechen zu können.

Nach dieſen ſchlechten Wegen und nachdem wir vor der Stadt abermals durch großes Waſſer gekommen waren, erreichten wir Burgos am Tage nach Pauli Bekehrung, den

26. Januar. Pater Provinzial führte uns zuerſt zum heiligen Cruzifixus[1]), um dem Herrn unſere Sache zu empfehlen und um die Abenddämmerung zu erwarten; denn es war noch lichter Tag. Er beabſichtigte die Gründung baldmöglichſt vorzunehmen. Ich hatte verſchiedene Briefe bei mir, ſowohl vom Canonicus Salinas, der hier wie in Palencia kräftig uns unterſtützte, als auch von anderen angeſehenen Perſonen. Sie empfahlen uns und unſere Angelegenheit dringend und freundlich ihren Verwandten und Freunden, und dieſe Alle beſuchten mich gleich am anderen Tage. Auch die Mitglieder des Magiſtrats beſuchten mich, bereuten durchaus nicht ihre Zuſage, freuten ſich hingegen meiner Ankunft und verſicherten mich ihres Wohlwollens. Da unſere einzige Beſorgniß nur der Magiſtrat geweſen war, ſo hielten wir unſeren Weg für vollkommen geebnet. Zu der guten Catharina de Toloſa gingen wir aus der Kirche des Crucifixus unter ſtrömendem Regen und bei ſinkendem Abend. Wir wollten unſere Ankunft ſogleich dem Erzbiſchof anzeigen und ihn um Erlaubniß bitten am nächſten Morgen die Meſſe in unſerem Hauſe leſen zu laſſen, wie wir das gern zu thun pflegen; aber wegen des Regens unterblieb es. Die vortreffliche Catharina ſorgte auf's Beſte für uns und wir konnten uns in dieſer Nacht von unſerer Ermüdung ausruhen. Ich aber litt viel, denn um meine naſſen Kleider zu trocknen, hatte ich ein großes Feuer in meinem Zimmer anzünden laſſen und trotz des guten Camins wurde ich davon ſo unwohl, daß ich am anderen Tage nicht den Kopf aufrichten konnte. Liegend mußte ich

---

1) In der Auguſtinerkirche zu Burgos wird der berühmte „Santo Christo“ hoch verehrt.

durch ein kleines Gitterfenſter, das man verhängt hatte, mit den Perſonen ſprechen, die zu mir kamen und ſo mühſam das auch für mich war, konnte ich es nicht ändern, weil es unſere Angelegenheit betraf. In der Frühe des anderen Morgens begab ſich Pater Provinzial zum Erzbiſchof, um ſich deſſen Segen auszubitten, da wir glaubten es werde damit abgemacht ſein. Statt deſſen fand er Seine Gnaden ſo unzufrieden und verſtimmt über unſere Ankunft ohne ſeine Genehmigung, als ob er nicht mir ſelbſt befohlen hätte zu kommen und als ob er überhaupt gar nichts von unſerer Abſicht wiſſe; und mit höchſtem Verdruß äußerte er ſich gegen den Pater über mich. Zwar mußte er zugeben, daß er mir den Befehl zur Reiſe nach Burgos gegeben; doch ſei es nur in der Meinung geſchehen, um Verhandlungen anzuknüpfen; aber ſogleich mit den vielen Nonnen einzurücken — vor dieſer Laſt wolle Gott ihn bewahren. Der Provinzial erwiderte: Da wir, ſeinem Verlangen gemäß, die Genehmigung der Stadt erbeten und erhalten hätten — und da der Biſchof von Palencia auf meine Anfrage geſagt, Sr. erzbiſchöflichen Gnaden wünſche eine Kloſtergründung und wir möchten uns alſo nach Burgos begeben: ſo hätten wir uns ſeiner vollen Zuſtimmung verſichert gehalten. Aber das half gar nichts. Hätte nicht der Herr ein Kloſter in Burgos gewollt und unſer Kommen zugelaſſen, ſo wäre nimmermehr die Gründung geſchehen; denn ſpäter geſtand der Erzbiſchof, daß er, wenn wir um die Genehmigung bei ihm eingekommen wären, ſie verweigert haben würde. Jetzt entließ er den Pater Provinzial mit der Erklärung: beſäßen wir kein eigenes Haus und keine feſte Einkünfte, ſo erlaube er unter keiner Bedingung unſere Niederlaſſung in Burgos und jedenfalls thäten wir am

Beſten uns wieder von dannen zu machen. In der That! Weg und Wetter luden dazu ein! O mein Gott! eines iſt gewiß: leiſten wir Dir irgend einen Dienſt, ſo belohnſt Du uns ſogleich dafür durch ein großes Kreuz. Welch ein koſtbarer Gewinn wäre das für die Seelen, die Dich in Wahrheit lieben, wenn wir deſſen erſtaunlichen Werth auf der Stelle zu ſchätzen wüßten. Aber damals ſehnten wir uns durchaus nicht nach dieſem Gewinn. Es ſchien uns unmöglich den Willen des Erzbiſchofs zu erfüllen, denn er hatte noch überdas geäußert: die Geldſumme, welche für den Ankauf eines Hauſes und die Sicherſtellung der Einkünfte nothwendig wären, dürften nicht der Mitgabe der in Burgos etwa eintretenden Nonnen entnommen werden. Mit einer ſolchen Beſchränkung in unſeren Zeiten ſchien die Sache verloren. Ich aber trug in mir die Gewißheit Alles gehe, wie es gehen ſolle: der Teufel ſuche das Werk zu ſtören und Gott werde es zum glücklichen Ausgang führen. Der Provinzial theilte mir mit großer Ruhe und ſehr freundlich die Antwort des Erzbiſchofs mit. Der Herr ließ keine Verſtimmung gegen mich in ihm aufkommen, obſchon ich ſeinen Rath nicht befolgt hatte eine ſchriftliche Genehmigung einzuholen.

Die Freunde und Verwandten des Canonicus Sallnas beſuchten mich und waren der Anſicht, ich müſſe vom Erzbiſchof die Erlaubniß erbitten, daß im Hauſe die Meſſe geleſen werde, weil es für uns Barfüßerinnen mühſam und unpaſſend ſei durch den tiefen Straßenſchmutz zu gehen. Auch traf es ſich ſo glücklich, daß ein ſehr anſtändiger Saal in unſerem Hauſe den Jeſuiten, als ſie zuerſt nach Burgos kamen, zehn Jahre lang zur Capelle gedient hatte. Es ſchien uns alſo recht paſſend in dieſem Hauſe den Anfang mit der Kloſtergründung zu machen und abzuwarten bis ſich ein guter Kauf darbiete. Zwei Domherren legten dem Erzbiſchof unſere Supplik vor; doch er lehnte ſie ab und das, was man endlich von ihm erlangte, war nur die Erlaubniß, in unſerer jetzigen Wohnung die Kloſtergründung zu beginnen, ſobald wir geſicherte Einkünfte hätten; und auch dies nur unter der Bedingung, daß wir ein eigenes Haus kauften und Bürgen fänden, welche für die Erfüllung dieſer Bedingung einſtänden. Dieſe fanden ſich leicht, indem die Freunde des Canonicus Salinas ſich dazu anboten, während Catharina de Toloſa bereit war uns ein feſtes Einkommen zu ſichern. Aber mit all dem Für und Wider vergingen über drei Wochen und während derſelben hörten wir nur an Feſttagen in aller Frühe die Meſſe. Ich war immer fieberkrank und recht leidend. Catharina de Toloſa pflegte mich liebevoll und ſorgte ſo aufmerkſam für uns Alle, indem ſie uns ruhige Zimmer und den Tiſch gab, als ob ſie unſere Mutter ſei; — und das währte einen ganzen Monat. Pater Provinzial wohnte mit ſeinen Begleitern bei einem alten Freunde und Studiengenoſſen, dem Doctor Manſo, Domherrn und Theologal an der Cathedrale von Burgos. Er war ziemlich mißvergnügt über dieſe Verzögerung, wollte uns aber doch nicht verlaſſen.

Als endlich die Sache der Bürgen und des Einkommens ſo weit war, ſagte der Erzbiſchof, wir möchten ſie mit dem Generalvicar abſchließen. Doch ſiehe da! der böſe Feind miſchte ſich ein. Nach unſerer Anſicht und nach den Verhandlungen eines Monats mit dem Erzbiſchof waren alle Hinderniſſe beſeitigt; doch zu unſerem grenzenloſen Erſtaunen erhielten wir ein Schreiben vom Generalvicar, worin er ſagte, die Genehmigung könne nicht eher erfolgen bis wir ein eigenes Haus hätten, denn unſere jetzige Wohnung ſei feucht und liege in einer allzu geräuſchvollen Straße. Auch wegen der Sicherheit unſerer Einkünfte und dergleichen Dinge mehr, machte er ich weiß nicht was für Schwierigkeiten und es war, als ob alle Unterhandlungen erſt eben anfingen, als ob das Haus vor Allem dem Erzbiſchof genehm ſein müſſe und als ob wir nichts weiter zu thun hätten, als über die Gründung zu ſprechen.

Wir waren höchſt betroffen über dieſe Wendung der Dinge und nicht minder Pater Provinzial. Um ein Haus zu kaufen, das ſich für ein Kloſter eignet, dazu muß man Zeit haben und es wurde ſchon jetzt ihm und uns ſehr ſchwer, daß wir zur Meſſe über die Straße gehen mußten, obſchon wir ſie in einer geſchloſſenen Capelle, wo Niemand uns ſah, hörten und die Kirche ſelbſt nicht entfernt war. Ich glaube er hätte uns damals gern abreiſen ſehen. Aber das konnte ich nicht, denn ich gedachte des Befehls, den der Herr mir gegeben, an ſeiner ſtatt die Gründung zu machen. Folglich kam ſie mir allzu ſicher vor, um mich über irgend einen Zwiſchenfall zu betrüben. Nur that mir Pater Provinzial ſehr leid, und daß er die mühſame Reiſe mit uns machte. Ich wußte noch nicht, von welchem großen Nutzen uns ſeine Freunde ſein ſollten, wie es ſich gleich zeigen wird. In dieſer allgemeinen Betrübniß, die ich nur wegen meiner Gefährtinnen und hauptſächlich wegen des Provinzials mitempfand, vernahm ich plötzlich, ohne im Gebet zu ſein, die Worte des Herrn: „Harre aus, Tereſa!“ Das gab mir neuen Muth und ich drang in den Provinzial, er möge uns verlaſſen, abreiſen und, da die Faſtenzeit nahe war, dahin gehen, wo man ihn für die Faſtenpredigten erwartete. Der Herr beſtimmte ihn meinem Rath zu folgen.

Vor ſeiner Abreiſe wußte er durch ſeine Freunde zu bewerkſtelligen, daß man uns im Hospital der unbefleckten Empfängniß eine Wohnung einräume. Dort hatten wir die tägliche Meſſe und das Sanctiſſimum. Dies freute ihn ſehr, aber es koſtete ihn nicht wenig Mühe bis es ſo weit kam. Denn eine Wittwe, die eine ſehr gute Wohnung im Hospital gemiethet und die Abſicht hatte, ſie erſt in einem halben Jahre zu beziehen, wollte ſie uns nicht nur nicht für dieſe Zeit abtreten, ſondern ſie war auch ſehr ungehalten, daß man uns hoch oben unter dem Dach Zimmer gebe, wovon eines mit ihrer Wohnung zuſammenhing. Es genügte ihr nicht die Verbindungsthür zu verſchließen: ſie ließ inwendig große Riegel anlegen. Eine andere Unannehmlichkeit ſchickte uns der Herr, um durch Prüfungen unſere Verdienſte zu mehren. Die Bruderſchaft des Hospitals kam auf den gänzlichſt unbegründeten Gedanken, wir wollten uns daſſelbe zueignen. Pater Provinzial und ich mußten alſo vor einem Notar das Verſprechen geben, die Wohnung im Hospital auf der Stelle zu verlaſſen, ſobald man uns dazu auffordere. Dies war mir ſehr unangenehm; ich fürchtete, wir würden bei dem erſten Einfall der Wittwe abziehen müſſen, denn ſie war reich und von angeſehener Familie. Aber der Provinzial, einſichtsvoller als ich, fand es beſſer zu thun, was man verlange, damit wir die Wohnung bekämen. Sie beſtand nur aus zwei Zimmern und einer Küche. Allein der Verwalter des Hospitals, Ferdinand de Matanza, ein großer Diener Gottes, gab zwei andere dazu, die als Sprachzimmer dienten. Er that ſehr viel für die Armen, ſpendete große Almoſen und gönnte auch uns Antheil daran. Der Oberpoſtmeiſter, Franz de Cuevas, der viel auf das Hospital hielt, war auch unſer

Wohlthäter und nahm ſich bei jeder Veranlaſſung unſerer an.

Ich nenne dieſe unſere erſten Beſchützer abſichtlich, damit ſich die Nonnen, jetzt und in Zukunft derſelben im Gebet erinnern. Dieſen Dank ſchulden ſie in beſonderer Weiſe den Stiftern unſerer Klöſter. Daß Catharina de Toloſa die Stifterin ſei, lag nicht in meiner Abſicht; nicht einmal in meinen leiſeſten Gedanken. Aber ihr frommes Leben machte ſie vor Gott dieſer Gnade würdig. Er fügte die Dinge ſo, daß ihr dieſer Titel nicht zu verſagen iſt. Sie hat unſer Haus bezahlt, das wir ohne ſie nimmer bekommen hätten, und wie ſie litt bei den Ausflüchten des Erzbiſchofs, iſt nicht zu beſchreiben. Der Gedanke, daß vielleicht die Gründung nicht geſchehen werde, machte ihr bitteren Kummer und keinen Augenblick iſt ſie müde geworden uns Wohlthaten zu erweiſen. Obgleich das Hoſpital ſehr fern von ihrem Hauſe lag, beſuchte ſie uns faſt alle Tage mit großer Herzlichkeit und obſchon ſie allerlei Gerede darüber hören mußte, welches eine weniger ſtarke Seele abgeſchreckt hätte, ſchickte ſie uns alle Lebensbedürfniſſe. Ihre Drangſale gingen mir ſehr zu Herzen. Meiſtens ſchwieg ſie darüber, doch zuweilen vermochte ſie es nicht, namentlich wenn es ihr Gewiſſen beunruhigte; denn dies war ſo zart, daß trotz mancher Veranlaſſung zur Bitterkeit, die ihr manche Perſonen gaben, ich nie eine Sylbe von ihr hörte, welche im mindeſten Gott beleidigt hätte. Man ſagte ihr, ſie gehe auf dem Wege zur Hölle, weil ſie Kinder habe und doch dies und jenes für uns thue. Sie that aber nichts ohne kenntnißreiche Männer befragt zu haben und hätte ſie es auch nicht gethan, ſo würde ich doch um die ganze Welt nicht etwas von ihr angenommen haben, was ihr zu geben nicht erlaubt war, und wäre auch dadurch die Gründung nicht von einem Kloſter, ſondern von tauſend Klöſtern unterblieben. Da der ganze Zuſammenhang dieſer Angelegenheit Allen verborgen war, ſo wundere ich mich nicht, daß ſie viel Gerede veranlaßte. Catharina antwortete auf alle Einwürfe mit einer Klugheit, die ihr eigen iſt und es war recht augenfällig, wie Gott ihr die Gnade gab die Einen zufrieden zu ſtellen, die Anderen zu ertragen und Alles mit Hochherzigkeit zu überwinden. Wie ſehr übertrifft der Muth der Diener Gottes für große Dinge den Muth der Großen der Welt für ihre Angelegenheiten! Bei Catharina vereinigte ſich beides, denn ſie war auch von ſehr edler Abkunft.

Nachdem uns der Pater Provinzial im Hoſpital untergebracht ſah, wo wir täglich die Meſſe hatten, und die Clauſur beobachten konnten, entſchloß er ſich nach Valladolid zu reiſen, wo er die Faſtenpredigten zu halten hatte. Er ging mit ſchwerem Herzen fort, weil der Erzbiſchof nicht die leiſeſte Hoffnung für die Kloſtergründung gab. Ich ſuchte ihn freilich zu ermuthigen; doch vergebens, denn ſeine Freunde waren noch viel verzagter als er und hatten in der That ihre Gründe dafür, die ich nicht zu erwähnen brauche. Das machte ihn vollends mißtrauiſch und ſo reiſte er ab. Für mich war dies eine große Erleichterung, weil ſein Kummer mir am meiſten zu Herzen ging. Er empfahl uns dringend ein Haus zu kaufen. Wahrlich eine ſchwere Aufgabe! Bis jetzt war troß aller Nachforſchungen kein geeignetes gefunden. Unſere treuen, vorſorglichen Freunde, eben ſo wie die vom Pater Provinzial, kamen in der Anſicht überein, die Sache dem Erzbiſchof gegenüber ſo lange gänzlich fallen zu laſſen, bis wir ein eigenes Haus beſäßen. Se. Gnaden ſagten noch immer, er wünſche die Kloſtergründung mehr als irgend Jemand, und da er ein guter Chriſt iſt, der nur die Wahrheit ſagen wird, ſo glaube ich ihm. Nur kam es in ſeiner Handlungsweiſe nicht zum Vorſchein, denn er begehrte Dinge, die wir unmöglich leiſten konnten. Vielleicht trieb der böſe Feind hierin ſein Spiel. Aber wie ſehr, o Herr, tritt Deine Allmacht uns entgegen! denn aus ſeinen Anſchlägen um die Gründung zu hintertreiben, ließeſt Du ihren glücklichen Ausgang hervorgehen. Sei dafür geprieſen in Ewigkeit!

Wir waren im Hoſpital vom Vorabend des St. Mathias- bis zum Vorabend des St. Joſephtages und verhandelten über den Ankauf dieſes und jenes Hauſes; aber es waren bei einem jeden ſo viel Uebelſtände, daß es nicht dazu kam. Man ſprach mir endlich von dem Hauſe eines Edelmanns, das zu verkaufen ſei. Es war ſchon von den übrigen Orden, die ebenfalls Häuſer ſuchten, in Augenſchein genommen, hatte ihnen aber durch Gottes Fügung nicht gefallen, was jetzt die Einen bedauern und die Andern bereuen. Zwei Perſonen empfahlen mir das Haus; ſo manche aber verwarfen es, daß ich den Gedanken daran fallen ließ. Eines Tages ſagte mir der Lizenziat Aguiar, ein vertrauter Freund des Provinzials, er habe eifrig nach Häuſern geſpäht und einige recht aufmerkſam beſehen; es finde ſich aber kein paſſendes in der ganzen Stadt. Da unſere Hoffnung auf ein gutes Haus keine Ausſicht auf Erfüllung hatte, fiel mir jenes Haus des Edelmanns ein und ich dachte, wir wollten es in dieſer äußerſten Noth kaufen um die Kloſtergründung zu machen, und es dann mit der Zeit wieder verkaufen. Ich ſagte dies dem Lizenziaten Aguiar und bat ihn um die Gefälligkeit es gelegentlich zu beſehen. Der Gedanke ſchien ihm nicht übel und da er das Haus nicht kannte, entſchloß er ſich auf der Stelle es in Augenſchein zu nehmen, obwohl der Tag recht rauh und ſtürmiſch war. Die Miethleute, welche durchaus nicht den Verkauf des Hauſes wünſchten, hatten nicht die mindeſte Luſt es ihm zu zeigen; das Wenige aber was er gewahr werden konnte, und die gute Lage, befriedigte ihn dermaßen, daß wir uns entſchloſſen über den Ankauf zu unterhandeln. Der Edelmann, dem das Haus gehörte, lebte nicht in Burgos und hatte einem vortrefflichen Geiſtlichen die nöthige Vollmacht gegeben um es zu verkaufen. Dieſem gab der gütige Gott den Wunſch ein, wir möchten es erſtehen, und ſo ging er denn ganz einfach mit uns zu Werk. Es wurde abgemacht, ich ſelbſt müſſe es beſehen. Es gefiel mir über die Maßen. Hätte ich das Doppelte der Summe geben müſſen, die man verlangte, ich hätte es gekauft. Und es wäre nicht zu viel geweſen; denn zwei Jahre vorher hatte man dem Beſitzer die doppelte Summe geboten; aber damals wollte er es nicht hergeben. Am anderen Tage kam der Geiſtliche mit dem Lizenziaten Aguiar zu mir. Als dieſer hörte was man fordere, fand er den Preis ſo gering, daß er den Handel auf der Stelle abſchließen wollte. Andere Freunde aber hatten mir geſagt, man verlange fünfhundert Ducaten zu viel. Ich theilte ihm dies mit; denn obwohl wir Beide die Kaufſumme äußerſt gering fanden, war ich doch bedenklich, weil ſie mit Ordensgeldern zu zahlen war. Am Vorabend des St. Joſephtages, Morgens vor der Meſſe, fand die erſte Unterhandlung ſtatt und ich ſchlug vor, ſie nach der Meſſe fortzuſetzen und abzuſchließen. Der Lizenziat, ein ſehr einſichtsvoller Mann, begriff, daß wir Gefahr liefen entweder das Haus theurer zu bezahlen oder es gar nicht zu bekommen, wenn wir nicht die Sache abmachten, bevor ſie ruchbar werde; deshalb drängte er zur

Eile und nahm dem Geiſtlichen das Verſprechen ab, ſich nach der Meſſe wieder einzuſtellen. Wir aber gingen und empfahlen inbrünſtig die Sache dem Herrn. Da ſprach Er zu mir: „Hält das Geld dich zurück?“ — und ich ſchloß daraus, es werde Alles gut gehen. Die Nonnen hatten den heil. Joſeph ſehr gebeten, uns zu ſeinem Tage ein Haus zu ſchaffen. Unwahrſcheinlich wie dies ſein mochte, wollte er dennoch ihre Bitte erfüllen. Sie trieben mich Alle zum Abſchluß an und er fand nach der Meſſe ſtatt. Der Lizenziat traf vor der Thür durch Gottes Fügung einen Notar, führte ihn herein, ſagte mir es ſei keine Zeit zu verlieren, ließ Zeugen rufen, den Saal verſchließen — damit Niemand ahne, was darinnen vorgehe — und den Contrakt in gehöriger Form aufſetzen und unterzeichnen. Dank dem Eifer und der Einſicht dieſes trefflichen Freundes, war der Handel abgeſchloſſen.

Als er in der Stadt bekannt wurde, wunderte man ſich über die geringe Summe, warf dem Geiſtlichen vor, er habe das Haus verſchleudert, und von allen Seiten meldeten ſich Käufer mit der Behauptung, der Handel ſei betrügeriſch und müſſe rückgängig werden. Der gute Geiſtliche hatte viel zu leiden. Kaum aber hatte er dem Beſitzer des Hauſes die Anzeige gemacht, als dieſer, der wie auch ſeine Frau, von adeligem Geſchlecht war, ſeine große Freude ausdrückte, ſein Haus in ein Kloſter verwandelt zu wiſſen und ſich mit Allem einverſtanden erklärte, wie er denn auch freilich nichts Beſſeres thun konnte. Er unterſchrieb am anderen Tage den Contrakt und wir zahlten ſogleich den dritten Theil der Kaufſumme aus. Dies, und einige nicht vorher beſtimmte Vortheile zu Gunſten des Verkäufers, erbat der vortreffliche Geiſtliche, dem wir nichts abſchlagen konnten. Dieſer lange Bericht über einen Hauskauf mag recht überflüſſig erſcheinen. Diejenigen aber, die den Verlauf unſerer Angelegenheit in der Nähe beobachteten, waren geneigt etwas Wunderbares darin zu ſehen, ſowohl bezüglich des geringen Preiſes, als auch der Verblendung jener Ordensleute, welche das Haus nicht paſſend für ein Kloſter fanden. Jetzt ſah alle Welt es mit anderen Augen an, als ob es nie zuvor in Burgos geſehen wäre und diejenigen wurden getadelt und thöricht genannt, die es verſchmäht hatten. Dies war nicht nur von Nonnen geſchehen, die ein Haus ſuchten, ſondern auch von einer reichen Perſon, welche ein Kloſter ſtiften wollte, und von zwei Ordensgenoſſenſchaften, von denen die eine ihr Haus durch eine Feuersbrunſt verloren, die andere ſich erſt vor Kurzem gebildet hatte. Alle Perſonen, die früher das Haus beſahen und verſchmähten, bereuen es jetzt bitter. Aus dem allgemeinen Aufſehen, das die Sache machte, erkannten wir ſo recht die Nothwendigkeit des geheimen und thätigen Betreibens derſelben durch den guten Lizenziaten. Wir können in Wahrheit ſagen, daß wir nächſt Gott — ihm das Haus verdanken. Ein klarer Verſtand iſt unter allen Umſtänden höchſt vortheilhaft. Der Lizenziat beſitzt ihn im ſeltenen Maß und da ihm Gott den guten Willen gab uns damit zu dienen, war es ihm leicht das Werk durchzuführen. Ueber einen Monat noch hat er ſich damit beſchäftigt, es für unſere Bedürfniſſe mit möglichſt geringen Koſten einrichten zu laſſen. Alles wurde ſo vortrefflich ausgeführt, als ob der Herr das Haus für ſich ſelbſt haben wolle, und es kam mir wie ein Traum vor, dieſe ſchnelle und gründliche Verwandlung in ein Kloſter zu ſehen. Der Herr hat uns wahrlich die vergangene Mühe reich vergolten, denn der Garten, das Waſſer, die Lage, laſſen nichts zu wünſchen übrig. In Ewigkeit ſei er geprieſen. Amen.

Der Erzbiſchof wurde ſogleich von unſerem Hauskauf unterrichtet, und freute ſich ungemein darüber, weil er ihn ſehr mit Recht ſeiner Hartnäckigkeit zuſchrieb. Ich ſchrieb ihm, ich fühle mich glücklich ihn zufrieden geſtellt zu haben und ich würde mit möglichſter Eile das Haus für uns in Ordnung bringen laſſen, damit er dann das Maß ſeiner Huld voll machen könne. Ich ſchrieb ihm dies Alles ſo ſchnell wie möglich, denn ich hatte gehört, man wolle vor unſerer Ueberſiedelung ich weiß nicht was für Urkunden von uns begehren. Deshalb bezogen wir auch ſchleunigſt einige Zimmer in unſerem Hauſe, obgleich die Miether es noch nicht verlaſſen hatten und einige Zeit verging bis es geſchah. Sofort erfuhr ich, der Erzbiſchof ſei hierüber ſehr verſtimmt. Ich ſuchte ihn zu beſänftigen ſo gut ich konnte, und da er ſehr gut iſt, ging die Verſtimmung ſchnell vorüber. Aber ſie trat unmittelbar darauf über unſere Gitter und Dreher wieder ein, weil er darin eine Eigenmächtigkeit von meiner Seite wahrzunehmen glaubte. Ich ſchrieb ihm, dies ſei nicht der Fall; ich hätte nur das gethan, was man in allen Klöſtern mit Clauſur thue und hätte nicht einmal gewagt, ohne Erlaubniß ein Kreuz über der Pforte anzubringen, was die Wahrheit war. Jetzt bewies er uns ſehr viel perſönliches Wohlwollen, aber die erſehnte Genehmigung blieb aus.

Einmal beſuchte er uns, das Haus gefiel ihm ſehr, er war ungemein huldvoll, er gab uns ſogar, zwar nicht die Genehmigung, doch einige Hoffnung. Inzwiſchen war mit Catharina de Toloſa ich weiß nicht was für ein Contrakt abzuſchließen, für den man die Mißbilligung des Erzbiſchofs fürchtete. Allein der Doctor Manſo, jener andere Freund des Pater Provinzial, war zugleich ſehr mit Seine Gnaden befreundet, verlor uns nicht aus den Augen und erinnerte ihn bei jeder paſſenden Gelegenheit an unſere Bitte. Es that dem guten Doctor ſehr leid uns wieder in die Meſſe gehen zu ſehen wie zuvor. Wir hatten eine Hauscapelle in welcher für die Hausherren früher die Meſſe geleſen wurde. Alle Theologen waren der Meinung, dies dürfe auch für uns geſchehen; nur der Erzbiſchof, der ein ebenſo guter Theolog iſt, war es nicht, und wir müſſen als Grund dafür annehmen, daß der Herr uns dieſe Mühe mit Abſicht zuwendete. Nur an Sonn- und Feſttagen begaben wir uns in eine, zum Glück nah gelegene Kirche um die Meſſe zu hören. Mir wurde das gar nicht ſchwer; aber eine der Nonnen zitterte, ſo wie ſie den Fuß auf die Straße ſetzte. Dieſer Zuſtand dauerte länger als einen Monat, nämlich ſeit dem Tage da wir das Haus bezogen, bis zu dem Tage, wo das Kloſter gegründet wurde.

Es gab tauſend Schwierigkeiten bei der Vollziehung des Kaufcontraktes; bald begnügte man ſich mit Bürgen und bald begehrte man baares Geld. Wir waren geplagt; — doch weniger durch die Schuld des Erzbiſchofs, als durch den General-Vicar, der uns ſcharf den Krieg machte. Endlich führte der Herr auch ihn auf einen anderen Weg; denn ſonſt wären wir wohl nie zum Friedensſchluß gekommen. Was Catharina de Toloſa in dieſer Zeit litt, iſt gar nicht zu ſagen! ich ſtaunte über ihre Geduld und über die Unermüdlichkeit ihrer Sorgfalt für uns. Die ganze Einrichtung des Hauſes, Betten und Alles was wir außerdem nöthig hatten, kam von ihr und hätte ſie es nicht vorräthig gehabt, ſo würde ſie es für uns angeſchafft haben. Andere Wohlthäterinnen und Stifterinnen unſerer Klöſter gaben uns ein größeres Vermögen, doch Keine hat den zehnten Theil ihres Kummers getragen, und doch ſchien ihr das Alles gar nichts im Vergleich zu ihrem Wunſch das Kloſter gegründet zu ſehen. Hätte ſie keine Kinder gehabt, würde ſie uns ihr ganzes Vermögen geſchenkt haben.

Endlich, da ich der Sache kein Ende ſah, ſchrieb ich dem Biſchof von Palencia und flehte ihn an, dem Erzbiſchof zu ſchreiben, über den er ſehr ungehalten war, weil er deſſen Benehmen gegen uns als eine perſönliche Beleidigung betrachtete, während dieſer zu unſerer höchſten Verwunderung niemals glaubte, uns irgend ein Unrecht zu thun. Ich erſuchte alſo den Biſchof, dem Erzbiſchof vorzuſtellen, daß wir ein Haus gekauft und ſeine Weiſungen befolgt hätten und daß es nun an ihm ſei das Seine zu thun. Darauf ſchickte mir der Biſchof einen offenen Brief für den Erzbiſchof, der in einer Weiſe geſchrieben war, welche unſere Sache zu Grunde gerichtet hätte; deshalb wollte mein Beichtvater und Rathgeber, Doctor Manſo, ihn auch nicht abgegeben wiſſen, denn bei der größten Höflichkeit enthielt er doch gewiſſe Wahrheiten, die, bei dem Charakter des Erzbiſchofs, ihn außerordentlich verſtimmen mußten, um ſo mehr als er es ſchon durch gewiſſe Dinge war, die ihm der Biſchof hatte ſagen laſſen, obſchon ſie große Freunde waren. Ließ er ſelbſt mir doch ſogar eines Tages ſagen, der Tod des Herrn habe Feinde zu Freunden gemacht; ich aber ſtifte Feindſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Freunde. Ich antwortete nur: daraus könne er entnehmen wer ich ſei. Doch ſcheint mir, daß ich mit äußerſter Sorgfalt zu Werke ging um in keiner Weiſe ſeine Unzufriedenheit zu erregen. Ich wendete mich alſo abermals an den Biſchof von Palencia mit dem Erſuchen, mir einen anderen, recht freundſchaftlichen Brief für den Erzbiſchof zu ſchicken und mit den triftigſten Gründen, die ich nur finden konnte, ſtellte ich ihm vor, wie gottgefällig dieſer Dienſt ſein werde. Er erfüllte meine Bitte, aber es wurde ihm ſchwer; und nur der Gedanke, daß es zur Ehre Gottes ſei und daß er mir einen Gefallen erweiſe — was er allzeit gern gethan hat — vermochte ihn dazu. Er ſchrieb mir, nichts von Allem was er für unſeren Orden gethan, ſei ihm ſo ſchwer gefallen, wie dieſer Brief. Genug, das Schreiben war wie ich es wünſchte, und wurde ſchleunigſt durch Doctor Manſo dem Erzbiſchof überreicht, der uns jetzt plötzlich ſeine Genehmigung ertheilte und dem guten Ferdinand de Matanza den Auftrag gab uns dieſe Nachricht zu verkünden. Er that es mit Freuden. Gerade an dieſem Tage waren die Schweſtern entmuthigter denn je, und die gute Catharina de Toloſa ganz untröſtlich. Ich ſelbſt hatte in der vergangenen Nacht all' meine Zuverſicht verloren. Es war, als ob der Herr unſere tiefſte Niedergeſchlagenheit abwarten wolle, um uns eine große Freude zu gewähren. Sein Name ſei gelobt und gebenedeit in alle Ewigkeit. Amen.

Doctor Manſo erhielt die Erlaubniß am anderen Tage die Meſſe bei uns zu leſen und uns das Sanctiſſimum zu bringen. Er alſo las die erſte heilige Meſſe und der Pater Prior von St. Paul, Dominikanerordens — dem wir großen Dank ſchuldig ſind, wie auch der Geſellſchaft Jeſu — hielt ein feierliches Hochamt, zu welchem ſich ein ſchöner Muſikchor uneingeladen einfand. Die ganze Stadt theilte die große Zufriedenheit unſerer Freunde. Man hatte uns ſehr beklagt und das Verfahren des Erzbiſchofs ſo ſehr mißbilligt, daß mancher Tadel, der mir über ihn zu Ohren kam, mir weher that als das, was ich durch ihn litt. Die unbeſchreibliche Freude der guten Catharina de Toloſa und der Schweſtern war höchſt erbaulich. Ich ſprach zum Herrn: „O mein Gott! dieſe deine Dienerinnen verlangen ja nichts anderes als Dir zu dienen und lebenslang für Dich hier in Gefangenſchaft zu weilen.“ Wer es nicht ſelbſt empfand, wird nie die Wonne begreifen, welche wir empfinden, wenn ein Kloſter gegründet iſt und die Clauſur uns von allen Weltleuten trennt. So lieb wir ſie haben mögen — nichts iſt ſüßer für uns, als die Einſamkeit mit Gott. Fiſche, die das Netz aus dem Fluß gezogen hat, können nicht leben außerhalb des Waſſers. So ergeht es den Seelen, die an den Strömen des lebendigen Waſſers ihres göttlichen Bräutigams weilen. Werden ſie hinweggeführt, breitet ſich vor ihnen das Netz der Dinge dieſer Welt aus, ſo iſt ihr Leben kein wahres Leben, bis ſie wieder in ihre Heimat zurückkehren. Dies habe ich bei all' unſeren Schweſtern gefunden. Hingegen hat mir auch die Erfahrung gezeigt, daß Nonnen, welche lebhaft wünſchen ihre Abgeſchiedenheit zu verlaſſen und häufig mit Weltleuten zu verkehren, ſehr befürchten müſſen, daß ſie nie das Waſſer des Lebens gekoſtet haben, wovon der Herr zur Samariterin ſpricht, und daß ſich der göttliche Bräutigam vor ihnen verbergen werde, und zwar mit vollem Recht, weil es ihnen nicht genügt bei ihm zu ſein. Dies Unglück hat zwei traurige Urſachen: entweder wählten ſie nicht ihren Stand einzig aus Liebe zu Gott, oder ſie begreifen nicht nach der Standeswahl die Gnade, die ihnen der Herr bewies indem er ſie zu ſeinen Bräuten machte, und ſie von der Unterwerfung unter einen ſterblichen Menſchen befreite, bei dem ſie nicht ſelten einen frühen Tod und leider Gottes! auch zuweilen den Tod der Seele finden. O Du wahrer Gott und wahrer Menſch, Du göttlicher Bräutigam! wie kann man dieſe Gnade gering ſchätzen! O meine Schweſtern, wir wollen ihm danken, daß er ſie uns gewährte. Wir wollen nicht ermüden im Lobpreis dieſes großen Königs, dieſes mächtigen Herrn, der uns ein Reich bereitet, das ohne Ende und das der Lohn iſt für geringe, mit tauſend Tröſtungen vermiſchte, morgen vorübergehende Leiden. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit. Amen. Amen.

Einige Tage nach der Kloſtergründung ſchien es dem Pater Provinzial und mir, daß die Rente, die Catharina de Toloſa uns zugeſichert hatte, Unannehmlichkeiten für ſie und einen Prozeß für uns zur Folge haben könne. Wir zogen vor, unſer Vertrauen auf Gott allein zu ſetzen, als Kummer und Ungelegenheit ihr zu machen. Deshalb vereinigten wir Alle uns darüber mit Erlaubniß des Pater Provinzials vor einem Notar auf jene Schenkung zu verzichten und ihr die Urkunde darüber zurück zu geben. Dies geſchah im tiefſten Geheimniß, damit der Erzbiſchof nichts erfahre. Er würde dies Verfahren ſehr mißbilligt haben, obgleich es unſerem Hauſe allein Nachtheil brachte. Denn weiß man, daß ein Kloſter auf Armuth gegründet wurde, ſo hat es keine Noth, alle Welt kommt zu Hilfe. Hier aber glaubte man es mit Einkünften verſehen, und da es ſie nicht beſaß, ſo lief es allerdings Gefahr Mangel zu leiden, wenigſtens vor der Hand. Für ſpätere Zeit hat Catharina de Toloſa Abhilfe gefunden und zwar folgendermaßen: Zwei ihrer Töchter legten in dieſem Jahr Profeß ab im Kloſter der Barfüßerinnen zu Palencia und entſagten ihrem Erbtheil zu Gunſten ihrer Mutter. Dieſe Akte wurde annullirt und in eine Schenkung für das Kloſter in Burgos verwandelt. Einer dritten Tochter, die bei uns den Habit nehmen wollte, gab ſie das väterliche Erbe, welches ſo viel beträgt wie die Rente, die ſie uns beſtimmt hatte. Jetzt iſt nur der Uebelſtand, daß wir erſt nach ihrem Tode zum Genuß dieſer Vermächtniſſe gelangen werden. Aber ich hoffe, man werde hier keinen Mangel leiden. Der Herr hat immer für Almoſen in den auf Armuth gegründeten Häuſern geſorgt; er wird hier entweder auch Almoſengeber erwecken oder in anderer Weiſe für den Unterhalt der Nonnen ſorgen. Da aber noch niemals ein Kloſter in dieſer Weiſe gegründet ward, bat ich den Herrn zuweilen, nicht zu vergeſſen, daß er es ſo gewollt habe und folglich Anordnungen treffen müſſe, um den Schweſtern ihre Lebensbedürfniſſe zu ſichern. Ich wollte auch nicht eher abreiſen, bis eine Nonne bei uns eingetreten ſei. Als ich einſt nach der Communion darüber nachdachte, ſprach der Herr zu mir: „Was zweifelſt du? die Sache iſt abgemacht. Du kannſt gehen.“ Dadurch gab er mir die Erhörung meiner Bitte zu verſtehen und ich war von nun an ſo unbeſorgt, als ob das Haus die größte Rente beſäße. Nun dachte ich auch ſogleich an meine Abreiſe von Burgos, denn das Kloſter iſt ſo ganz nach meinem Sinn, daß ich dort nur Troſt finde, während ich vielleicht in einem anderen Kloſter mehr Arbeit und folglich mehr Gelegenheit habe mich zu vervollkommnen.

Der Erzbiſchof und der Biſchof von Palencia ſind jetzt die beſten Freunde. Jener hat uns großes Wohlwollen gezeigt und hat der Tochter von Catharina de Toloſa und einem anderen Fräulein den Habit gegeben. Einige andere Perſonen ſind uns freundlich und hilfreich geneigt und ſo wird denn der Herr ſeine Bräute nicht leiden laſſen, wenn ſie ihm dienen, wie ſie dazu verpflichtet ſind. Dieſe Gnade gewähre er ihnen in ſeiner unermeßlichen Huld und Barmherzigkeit.

Jeſus!

Es ſcheint mir paſſend hier zu erwähnen, wie unſer erſtes Kloſter von St. Joſeph zu Avila, deſſen Gründung ich anderswo erzählt habe, aus der biſchöflichen Jurisdiction unter die des Ordens kam.

Don Alvaro de Mendoza, Biſchof von Palencia, war damals Biſchof von Avila und unſer größter Beſchützer. Als wir uns unter ſeine Obedienz ſtellten, ſagte mir der Herr, dies ſei das Richtige. Und ſo war es auch; denn bei allen Hinderniſſen, die dem Orden entgegentraten und in tauſend ſchwierigen Fällen hatten wir an ihm unſere größte Stütze. Nie gab er zu, daß ein Geiſtlicher die regelmäßigen Viſitationen im Kloſter mache und nichts geſchah in demſelben als das, was ich mit ſeiner Bewilligung eingeführt hatte. Etwa ſiebzehn Jahre vergingen auf dieſe Weiſe und ich dachte an keine Veränderung des Verhältniſſes. Dann aber nahm er den Biſchofſtuhl von Palencia ein und während ich mich damals im Kloſter zu Toledo aufhielt, ſagte mir der Herr, es ſei nunmehr an der Zeit, daß ſich die Nonnen von St. Joſeph unter den Gehorſam des Ordens ſtellten und ich müſſe das bewerkſtelligen; wo nicht, werde ſich ſehr bald Nachläſſigkeit bei ihnen einſchleichen. Dieſe Worte, ſo ganz im Widerſpruch mit jenen, die ich früher vernommen, verſetzten mich in große Unentſchloſſenheit bis ich mit meinem Beichtvater, dem jetzigen Biſchof von Osma, einem großen Theologen, darüber ſprach. Er ſagte mir, dies dürfe mich nicht beunruhigen, denn zu einer Zeit ſei das Eine nöthig und zu anderer Zeit das Andere, wie ſich das bei tauſend Veranlaſſungen deutlich herausſtellt; — und es ſcheine ihm zweckmäßiger das Haus zu Avila mit den übrigen Klöſtern zu vereinigen, als es außerhalb des Verbandes allein zu laſſen. Ich ging alſo nach Avila um die Sache zu ordnen. Der Biſchof war aber ganz anderer Anſicht und durchaus gegen die Veränderung. Ich ſtellte ihm vor, wie nothwendig dieſelbe für das Seelenheil der Nonnen ſei, denen er ſeine Gewogenheit ſchenke. Da er ſehr erleuchtet iſt und Gott uns beiſtand, erwog er meine Gründe, fand ſelbſt noch andere und beſſere, und entſchloß ſich zur Erfüllung meiner Bitte, obſchon einige Geiſtliche ihm davon abriethen. Auch die Zuſtimmung der Nonnen war nothwendig. Manchen von ihnen wurde dieſer Wechſel außerordentlich ſchwer, doch aus Liebe zu mir gaben ſie meinen Gründen nach. Den tiefſten Eindruck machte ihnen dieſer: Da der Biſchof, dem der Orden ſo viel verdanke, und dem ich mit ſo großer Liebe ergeben ſei, Avila verlaſſe: ſo würde ich mich nicht mehr viel bei ihnen aufhalten, wenn ſie außerhalb der Verbindung mit den übrigen Ordenshäuſern blieben. Dieſe wichtige Angelegenheit kam alſo zu einem günſtigen Abſchluß und die Folge hat den Nonnen und allen Uebrigen bewieſen, daß es ſich in der That um die Erhaltung des Kloſters gehandelt hat. Lob und Dank dem Herrn, der ſo liebreich für Alles ſorgt, was ſeine Dienerinnen betrifft! Er ſei gebenedeit in Ewigkeit. Amen.

Das Buch der geiſtlichen Berichte

an ihre Beichtväter

von der heil. Tereſa von Jeſus.

Einleitung.

„Das Buch der geiſtlichen Berichte“ iſt eine kleine Sammlung von Aufzeichnungen, welche die heilige Tereſa an verſchiedene Geiſtesmänner und Beichtväter auf deren Wunſch richtet und welche ihren Seelenzuſtand, ihre Gebetsweiſe, ihre Offenbarungen betreffen. Der ſpaniſche Herausgeber, Don Vicente de la Fuente, hat dieſe kleinen Aufſätze zum erſten Male vollſtändig zuſammengeſtellt und geordnet. Früher wurden einzelne Bruchſtücke als „Nachtrag“ zu ihrem „Leben“ gegeben.

Im dritten Bericht beziehen ſich einige Viſionen auf ihre Miſſion im Kloſter der Menſchwerdung zu Avila, an welche ſie mit ſchwerem Herzen ging. Papſt Pius V. hatte über die verſchiedenen Orden in Spanien außerordentliche Viſitatoren aufgeſtellt und über die Carmeliter, beſchuhte und Barfüßer, den ausgezeichneten Dominicaner Pater Magiſter Pedro Fernandez. Anfangs gegen die heilige Tereſa eingenommen, weil die Carmeliter der gemilderten Regel ihr ein eigenmächtiges Vorgehen vorwarfen, lernte er ſie kennen und ihren geraden Sinn, ihren edeln Charakter hochſchätzen. Er verordnete, daß alle Nonnen, die von der gemilderten Regel zu der urſprünglichen ſtrengen übergehen wollten, jener öffentlich und vor Zeugen mündlich und ſchriftlich entſagen mußten. Die heilige Tereſa war die Erſte, welche dieſer Verordnung nachkam, am 3. Juli 1571. Folglich hatte ſie nicht mehr die geringſte Verpflichtung gegen das Kloſter von der Menſchwerdung, denn ſie war nun durch Autoriſation des heiligen Stuhles, den Pater Fernandez vertrat, Carmeliter-Barfüßerin. Ueberdas hatte ſie ſchon ſeit 1564 durch ein Breve des Nuntius, Monſignor Ormanetta, die Erlaubniß, mit Bewilligung ihres Provinzials im St. Joſephskloſter zu leben. Aber das Kloſter der Menſchwerdung war ſehr zurückgekommen, war ſo arm, daß es ſeinen Nonnen nicht mehr den Lebensunterhalt geben konnte und daß man davon ſprach, ihnen ſämmtlich Dispenſe zu ertheilen zu ihren Familien zurückzukehren. Dieſer bittere Mangel zog manche Unordnung nach ſich und ſtörte die Sammlung und die Ruhe des Kloſters. Pater Fernandez ſah keine Abhilfe — es ſei denn, daß die heilige Tereſa Priorin werde. Er berieth ſich klug und vorſichtig in einem Capitel mit den Carmelitern von der gemilderten Regel und ſie theilten ſeine Anſicht und ſtimmten dafür, daß er als Apoſtoliſcher Viſitator die Heilige zur Priorin ernenne. Dies machte ihr großen Kummer, theils weil ſie Sorgen und Arbeit genug in ihren neugegründeten Klöſtern hatte, theils weil ſie wußte, daß die Nonnen der Menſchwerdung, denen das Recht zuſtand eine Priorin zu wählen, in der Mehrheit empört über dieſe Ernennung ſein würden. Dies war denn auch dermaßen der Fall, daß ein förmlicher Aufruhr im Kloſter entſtand, als der Provinzial die Heilige einführen wollte. Edelleute und andere Perſonen aus der Stadt nahmen Partei für die aufgeregten Nonnen mit denen ſie verwandt oder befreundet waren und beſtärkten ſie in ihrem Widerſtand. Da rief der Provinzial den ganzen Convent im Chor zuſammen und las ihnen das Ernennungsdecret vor. Jetzt waren die frömmſten und demüthigſten Nonnen bereit zu gehorchen; ſie nahmen ein Cruzifix um mit demſelben ihrer neuen Priorin entgegen zu gehen und ſie feierlich zu empfangen. Die andere Partei wollte dies nicht leiden. Die Einen ſangen Te deum laudamus; die Anderen weinten, wehklagten und ſchrieen. Der Provinzial und die Mönche führten trotz des Tumultes die heilige Tereſa in's Kloſter und ſie benahm ſich ſo mild und leutſelig, daß man ſich entſchloß ſie aufzunehmen. Gleich das Erſte was ſie that und was den Nonnen ungemein gefiel, war, daß ſie auf den Sitz der Priorin im Chor ein Mutter-Gottesbild ſtellte und die Schlüſſel des Hauſes ihm zu Füßen legte, um dadurch anzudeuten, daß das Kloſter nicht von ihr, ſondern von der Mutter Gottes zu regieren ſei. Und ſo benahm ſie ſich in allen Stücken mit einer Demuth und einer Klugheit, welche allmälig auch ihre heftigſten Gegnerinnen beſiegten und einen ſolchen Geiſt der Abtödtung, der Sammlung und des Gebetes weckten, daß ſchon in der nächſten Faſtenzeit das Kloſter der Menſchwerdung durch ſeine Bußübungen mit den Klöſtern der Barfüßerinnen wetteiferte. Einen kräftigen Beiſtand leiſtete ihr der heilige Johannes vom Kreuz, den ſie, nebſt einem zweiten Barfüßer Carmeliter, zum Beichtvater der Nonnen nach Avila berief. Auch die zeitlichen Verhältniſſe des Kloſters verbeſſerten ſich mehr und mehr unter ihrer umſichtigen Fürſorge. Gott gab denn auch ſeinen Segen dazu und niemals ſeitdem hat es den Nonnen an der Nothdurft des Lebens gefehlt[1]).

Im vierten Bericht ſpricht die heilige Tereſa von einem

---

[1]) Ribera „Vida“.

Liedchen, welches ſie in Ekſtaſe verſetzt habe. Don Vicente ſagt in einer Note, er habe ein Paar Jahre nach dieſem Liede geforſcht und geſucht, bis er es in einem Manuſcript gefunden, das den Titel führt „Garten des Carmels“ und das die Tradition als ein Büchlein bezeichnet, welches die Nonne Iſabella von Jeſus abgeſchrieben und benutzt habe. Dieſe Nonne war damals Novize in Salamanca, hieß Iſabella de Ximena, war gebürtig aus Segovia und die Tochter einer ſehr frommen Mutter, die das Kloſter der Barfüßerinnen in Segovia ſtiftete und in daſſelbe eintrat. Die Heilige hatte Mutter und Tochter ſehr gern. Iſabella war die Sängerin jenes Liedchens, wie ſie ſelbſt dem Pater Ribera erzählte. Sie ſetzte hinzu: Die Heilige pflegte ſpäter, wenn ſie in's Kloſter von Salamanca kam, zu ihr zu ſagen: „Komm' her, meine Tochter, ſinge mir dein Liedchen.“ Es beginnt „Veante mis ojos“ und ich habe verſucht es im Versmaß und in der Reimweiſe des Originals zu überſetzen. Die Aſſonanzen mußten wegfallen, weil unſere Sprache nicht ſo außerordentlich reich an Vocalen am Ende der Worte iſt, wie die ſpaniſche.

Erſchaut Dich mein Auge,
O Jeſus Du Süßer,
Erſchaut Dich mein Auge,
Wie gern würd' ich ſterben.

Ja lieblich erquicken
Uns Roſen und Nelken,
Doch Dich zu erblicken
Iſt Glück ohn' verwelken,
Der Engel Entzücken
Du Nazareth's Blume,
Erſchaut Dich mein Auge,
Wie gern würd' ich ſterben.

Nicht wünſch' ich mir Freuden!
Iſt Jeſus mir ferne
So gibt es nur Leiden,
Doch leide ich gerne;
Denn nichts kann mich ſcheiden
Von Ihm, den ich liebe,
Erſchaut ihn mein Auge,
O Jeſus, den Süßen.

Erſchaut Dich mein Auge,
O Jeſus, Du Süßer,
Erſchaut Dich mein Auge,
Wie gern werd' ich ſterben.

Im fünften Bericht befindet ſich die berühmte Viſion von der hochheiligſten Dreifaltigkeit. Was die einzelnen abgeriſſenen Sätze in dieſem Bericht betrifft, ſo iſt Don Vicente der Anſicht, daß es etwa Punkte ſein könnten, über welche man die heilige Tereſa befragt habe oder über welche ſie ſpäter ſchreiben wollte.

Im ſiebenten Bericht gibt die Heilige einen kurzen Umriß ihres Lebens und die Aufzählung ihrer berühmteſten Beichtväter und Seelenführer.

Im achten Bericht ſucht ſie unendlich feine Schattirungen in den ekſtatiſchen Zuſtänden auseinander zu ſetzen und gewiſſe Steigerungen derſelben zu beſtimmen und zu benennen. Der heilige Auguſtinus ſagte, nachdem er ſeiner Liebe für das höchſte Gut Worte verliehen hatte: „Gebt mir einen Liebenden und er wird mich verſtehen.“ Daſſelbe könnte auch die heilige Tereſa ſagen. Indeſſen — möge zum vollen Verſtändniß ihres übernatürlichen geiſtigen Aufflugs auch die übernatürliche Liebe ihres ſeraphiſchen Herzens gehören: ſo beſitzt ſie doch die Gabe ſich klar auszudrücken in einem Grade, der es möglich macht ihrer Erklärung zu folgen. Und um ſo lieber folgt man derſelben, als man ſicher iſt auf keine Phantaſterei zu ſtoßen. Darüber gibt ſie ſich ſelbſt ganz unbewußt in dieſem nämlichen Bericht ein ſo ſchönes Zeugniß durch die Antwort, die ſie dem Pater Rodrigo Alvarez auf ſeine Frage nach dem irdiſchen Paradieſe ertheilt.

Das Buch der Berichte iſt eine Vervollſtändigung ihres innern Lebens und zugleich ein neuer Strahl der wunderbaren Liebe, die ſich aus dem Herzen Gottes in das Herz ſeines Geſchöpfes ergießt.

Berichte
der heiligen Tereſa von Jeſus.

Erſter Bericht.

An den gottſeligen Petrus von Alcantara, Gründer der Franziskaner-Barfüßer. Ueber ihre Gebetsweiſe und ihren Seelenzuſtand. Aus dem Kloſter der Menſchwerdung zu Avila, im Jahr 1560.

Jeſus.

Meine gegenwärtige Gebetsweiſe iſt folgende. Selten kann ich bei der Betrachtung die Thätigkeit des Verſtandes in Anwendung bringen; denn die Sammlung meiner Seele tritt ſo ſchnell ein und verſetzt ſie ſo bald in Ruhe und in Entzückung, daß ſie nicht Zeit hat von den Kräften des Geiſtes Gebrauch zu machen und daß die Sinne ebenfalls den Dienſt verſagen.

Zuweilen denke ich gar nicht an himmliſche Dinge, bin mit andern Sachen beſchäftigt, halte es für unmöglich, trotz der größten Anſtrengung, mich der Betrachtung hinzugeben, weil die geiſtige Trockenheit und die körperlichen Leiden zu groß ſind, und plötzlich werde ich vom Aufflug des Geiſtes überwältigt in Ekſtaſe verſetzt und mit allen vortrefflichen Wirkungen erfüllt, welche ſie mit ſich bringt. Und das Alles geſchieht mir ich weiß nicht wie! ich habe keine Viſion, ich habe keine Stimme gehört; es iſt als ginge mir die Seele aus, während ich andererſeits doch erkenne, welchen Fortſchritt ſie eben dadurch macht. Wollte ich mich ein ganzes Jahr angeſtrengt bemühen, ſo brächte ich ſie doch nicht ſo vorwärts.

Zuweilen werde ich bis zur Vernichtung von ſtürmiſcher Sehnſucht nach Gott ergriffen. Ich meine ich müſſe ſterben und mit äußerſter Heftigkeit rufe und ſchreie ich zu Gott. Ich kann nicht ſitzen bleiben, peinliche Angſt befällt mich, und dieſe Qual, die ohne mein Zuthun eintritt, iſt ſo eigenartig, daß die Seele nimmer wünſchen kann davon erlöſt zu werden, ſo lange ſie hienieden weilen muß. Denn dieſe ganze Qual richtet ſich eben auf den Wunſch nicht zu leben und folglich kann das Leben mir kein Heilmittel bringen. Es gibt nur eines, das zur Anſchauung Gottes verhilft, das iſt der Tod; aber wählen darf ich ihn nicht. In dieſem Zuſtand vermeint meine Seele, es würden Alle unausſprechlich ſüß getröſtet, nur ſie nicht; Alle fänden das Heilmittel für ihre Leiden, nur ſie nicht. Es iſt eine namenloſe Qual und es wäre unmöglich daß ſie je aufhörte, wenn der Herr ihr nicht durch eine Entzückung ein Ende machte. Da beſänftigt ſich der Sturm; da ſenkt ſich Ruhe und Frieden in die Seele — ſei es, daß ſie etwas geſchaut hat, wonach ſie ſchmachtete, ſei es daß ſie Tröſtliches vernahm.

Zuweilen überfällt mich ein Sturm des Verlangens Gott zu dienen und des Schmerzes, weil ich ſo wenig zu ſeinem Dienſt tauge. Dann iſt mir, als würde ich jede erdenkbare Schwierigkeit, jede Trübſal, ja Marter und Tod, leicht ertragen. Dies iſt nicht die Frucht der Ueberlegung; ein Augenblick genügt um mich in dieſe Stimmung zu verſetzen und woher der Muth mir kommt, weiß ich nicht. Ich möchte in die Welt hinausrufen und ihr erklären wie wichtig es iſt, ſich nicht mit Geringem und Niedrigen zu begnügen und wie groß das Gut iſt, das Gott uns geben wird, wenn wir uns ihm zur Verfügung ſtellen. Das Verlangen wird ſo übermächtig, daß es mich ganz vernichtet, weil mir ſcheint, ich wünſchte etwas, das ich nicht kann. Der Körper, mein' ich, halte mich zurück dem Herrn ſo zu dienen wie es meinem Stande ziemt. Wäre ich des Körpers ledig, ſo würden meine Kräfte ausreichen um Beſſeres zu leiſten; aber mich ſo ganz unfähig zu ſehen irgend etwas für Gott zu thun — das iſt ein Schmerz, den ich nicht beſchreiben kann; aber er löſt ſich auf in eine tiefe Sammlung voll ſüßem, himmliſchen Troſt.

Es kommt auch vor, wenn dieſe Angſt Gott beſſer zu dienen mich überfällt, daß ich Bußwerke zu üben verlange und es nicht vermag. Sie würden mich ſehr beleben und erfriſchen, obſchon ſie wegen meiner Körperſchwäche nicht der Rede werth ſein können. Folgte ich aber meinen Wünſchen, ſo glaube ich, daß ich ſie übermäßig üben würde.

Manchmal iſt es mir ein großer Schmerz Niemand zu haben mit dem ich reden könnte, und vor Betrübniß weine ich bitterlich. Es iſt eine große Qual ſich allein zu fühlen. Zuweilen aber iſt mir die Einſamkeit gar tröſtlich, ſelbſt dann, wenn ich ſie nicht zum beten oder leſen benutze, und die Unterhaltung gar drückend, namentlich mit Verwandten, ſo daß ich ſie wie eine Laſt trage. Doch nehme ich alle Unterhaltungen aus, welche Dinge des innern Lebens und des Gebets beſprechen; ſie tröſten und erfreuen mich, obſchon ich ihrer auch manchmal überdrüſſig werde. Dann möchte ich Niemand mehr ſehen und mich nach irgendeinem abgeſchiedenen Ort begeben. Doch das geſchieht ſelten und alle Geſpräche die mein Gewiſſen, meinen Seelenzuſtand betreffen, pflegen mir immer tröſtlich zu ſein.

Dann wieder bekümmert es mich ſehr, daß ich eſſen und ſchlafen — und einſehen muß, wie ich das Alles weniger als irgend Jemand, zu entbehren im Stande bin. Ich thue es um Gott zu dienen und opfere es ihm auf. Der Einſamkeit werde ich nicht müde und die Zeit ſcheint mir immer zu kurz; namentlich zum beten. Auch zum leſen wünſche ich immer recht viel Zeit zu haben; leſen iſt von jeher mein großes Vergnügen geweſen. Aber ich leſe gar wenig! nehme ich das Buch zur Hand, ſo tritt alsbald tiefe Sammlung ein und die Lectüre geht in Betrachtung über. Ich komme alſo ſelten dazu, weil ich auch recht viele Beſchäftigungen habe. Sie ſind freilich gut, allein ſie geben mir nicht die Befriedigung, die das Leſen mir gewähren würde. Daher verlange ich beſtändig mehr Zeit zu haben, und da dieſer Wunſch nicht erfüllt wird, genügt mir all mein Thun nicht.

Meinen innern Fortſchritt und meine höheren Beſtrebungen hat mir der Herr gegeben, nachdem er mir das Ruhegebet und die Entzückungen gab. Ich bin ſeitdem ſo viel beſſer geworden, daß ich mir in der Vergangenheit wie ein Abgrund von Bosheit vorkomme. Eben dieſe Entzückungen haben mich zu den Entſchlüſſen gebracht, die ich jetzt aufzeichnen werde, und ich behaupte, daß wenn ich etwas Gutes habe, ſo kommt es mir von dort.

Feſt ſteht mein Entſchluß Gott nie durch eine läßliche Sünde zu beleidigen und lieber tauſendmal zu ſterben, als ſie zu erkennen und dennoch ſie zu begehen. Feſt mein Entſchluß, um keine Schätze der Welt eine Sache aufzugeben, die ich für die vollkommenere halte, die zur größeren Ehre Gottes gereicht und die mein Seelenführer billigt, wenn ſie mir auch ſchwer fällt. Thäte ich das Gegentheil, ſo meine ich, ich könnte nicht mehr die Stirn haben, Gott den Herrn um irgend etwas zu bitten oder das betrachtende Gebet zu üben. Freilich miſchen ſich Fehler und Unvollkommenheiten in all dieſe Dinge. Ferner ſteht feſt der Entſchluß dem Beichtvater zu gehorchen, wenn auch unvollkommen. Sehe ich, daß er eine Sache wünſcht, oder verſtehe ich ſeinen Befehl, ſo thue ich es. Thäte ich es nicht, ſo würde ich das für einen großen Mißgriff von meiner Seite halten.

Ferner ſteht der Entſchluß feſt arm zu ſein; aber auch der iſt noch mit Unvollkommenheit gemiſcht. Doch meine ich, daß ich, wenn ich auch ein großes Vermögen beſäße, nie eine perſönliche Rente annehmen, nie heimlich Geld für meinen eigenen Gebrauch haben, nie etwas begehren würde; nur das Nothwendige wünſche ich mir. Dennoch weiß ich mich ſehr ſchwach in dieſer Tugend; denn wenn ich auch weder eine Rente noch irgend etwas für meinen Gebrauch wünſche, ſo hätte ich es doch gern um es Andern zu geben.

Faſt alle meine Viſionen haben zu meinet Vervollkommnung beigetragen, wenn ſie nicht etwa Täuſchungen des böſen Feindes waren. Die Entſcheidung hierüber überlaſſe ich meinen Beichtvätern.

Sehe ich ſchöne Dinge, reiche Fluren, Bäche, duftende Blumen, höre ich Muſik: ſo möchte ich das Alles lieber nicht ſehen und ich verliere alle Luſt dazu, weil der Unterſchied mit meinem innern Schauen ſo ſehr groß iſt. Daher kommt es, daß ich wenig auf ſolche Dinge achte, und daß ſie mir, einen erſten Eindruck ausgenommen, nicht im Sinn haften. Es ſcheint mir doch Alles nur Kehricht zu ſein.

Muß ich mit Weltleuten verkehren, wie ich das nicht vermeiden kann, und unterhalte ich mich mit ihnen in oberflächlicher Weiſe, oder rede ich mit ihnen von höheren Dingen, aber lange und oft, und iſt es nicht ganz nothwendig: ſo wird es mir gar ſchwer und ich muß mich recht anſtrengen.

Luſtbarkeiten und weltliche Unterhaltungen, die ich ehedem ſehr liebte, ſind mir unerträglich und ich mag nichts davon wiſſen.

Dieſe Sehnſucht Gott zu lieben, zu dienen, zu ſchauen, iſt nicht von Betrachtungen begleitet, wie ich ſie früher mit großer Andacht und vielen Thränen zu machen pflegte, ſondern von einer ſo übermäßigen innern Liebesglut, daß ich wiederholen muß, es würde ſich das Leben ſchnell darin verzehren, wenn nicht Gott der Seele zu Hilfe käme mit einer Ekſtaſe, welche ihr Verlangen etwas ſtillt.

Perſonen, die hohe Vorſätze haben, große Fortſchritte machen, ſehr abgetödtet und ſehr muthig ſind, liebe ich ſehr. Gern verkehre ich mit ihnen und ich meine, ſie helfen mir vorwärts zu kommen. Zaghafte Perſonen, die ängſtlich auch bei ſolchen Dingen zu Werk gehen, welche man vernünftiger Weiſe thun darf, beklemmen mich und ich rufe zu Gott und zu den Heiligen, daß doch Dinge unternommen werden möchten, die uns in Erſtaunen verſetzen. Ich ſage das nicht zum Scherz, denn ich glaube, daß Gott immer der Seele beiſteht, die ſich aus Liebe zu ihm an hohe Dinge wagt und nie den verläßt, der Ihm allein vertraut. Da möchte ich denn gern Seelen finden, welche ſich auf dieſen Glauben ſtützten und die Sorge für Speiſe und Kleidung dem Herrn überließen.

Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, daß Gott dasjenige für uns thun ſoll, was uns zu thun gebührt; in dieſer Weiſe ſorgt er nicht für uns. Aber nur nicht ängſtlich ſein; ich meine, nicht uns ſelbſt Sorgen machen. Nachdem er mir dieſe Freiheit gegeben hat, befinde ich mich ſehr wohl dabei und ſo viel ich kann vergeſſe ich meine perſönlichen Sorgen. Seit einem Jahr etwa iſt dies geſchehen.

Zur Selbſtgefälligkeit — Gott ſei geprieſen, daß ich es einſehe! — habe ich nicht den mindeſten Grund. Allzudeutlich ſehe ich, daß Gott mir ſeine Gaben ohne mein Zuthun verleiht. Er läßt mich immer zuvor mein Elend fühlen; deshalb kann mir der Gedanke nicht einfallen, durch mich die großen Wahrheiten zu erkennen, die ſich mir auf Einmal darſtellen.

Spreche ich von dieſen Dingen, die ſich vor wenig Tagen zutrugen, ſo meine ich es ſei von einer anderen Perſon die Rede. Früher kam es mir beängſtigend vor, daß man dergleichen von mir wiſſe; jetzt aber ſehe ich ein, daß ich deshalb um nichts beſſer bin. Es ſteht hingegen ſchlimmer mit mir, da ſo viel Gnaden mich ſo wenig vorwärts bringen. Ja, genau betrachtet mein ich, es gebe in der ganzen Welt kein böſeres Geſchöpf als mich. Ich empfange für Alles was ich thue nichts als Gnaden und da die Tugenden Anderer mir weit verdienſtlicher erſcheinen, ſo denke ich, der Herr werde ihnen dereinſt auf Einmal den Lohn reichen, den Er mir hienieden gibt. Ich flehe ihn an, er möge mich nicht in dieſem Leben belohnen; aber Gott führt nun einmal mich ſchwaches, erbärmliches Geſchöpf dieſen Weg.

Weder im Gebet noch in der Betrachtung iſt es mir möglich, wenn ich es nur etwas erwäge, Gott um Ruhe zu bitten oder ſie zu wünſchen, weil ich ſehe, daß Er auf Erden nie ohne Trübſal lebte. Dann bitte ich ihn auch um Trübſal, doch zuvor um die Gnade ſie zu ertragen.

Aehnliche Dinge und andere von viel höherer Vollkommenheit, prägen ſich mir im betrachtenden Gebet ein, ſo daß ich oft ſtarr vor Erſtaunen bin, ſo erhabene Wahrheiten ſo klar einſehen zu können. Daneben erſcheinen mir denn freilich die Dinge der Welt ganz kindiſch und ich muß mich anſtrengen um mir zu vergegenwärtigen, wie ich ehemals über ſie gedacht habe. Jetzt kommt es mir wie eine Thorheit vor um Trübſal oder Tod ſich zu grämen, wenigſtens wenn der Gram anhaltend oder wenn die Liebe zu Verwandten und Freunden es iſt. Denke ich daran wie ich war und wie ich zu empfinden pflegte, ſo verfahre ich ſehr wachſam mit mir.

Bemerke ich bei irgend Jemand etwas, das offenbar wie Sünde ausſieht, ſo kann ich mich nicht entſchließen zu glauben, daß man Gott beleidigt habe. Ich halte mich ſehr wenig oder gar nicht bei einem ſolchen Gedanken auf und gebe ihm erſt dann Raum, wenn ich die Sache ſicher weiß. Mir ſcheint alle Welt bemühe ſich nicht minder eifrig als ich Gott zu dienen. Es iſt eine große Gnade, daß ich mich nie bei einer böſen Handlung aufhalte, wenn ſie mir ſpäter wieder einfällt; erinnere ich mich ihrer, ſo erblicke ich immer zugleich etwas Gutes in der Perſon, welche ſie beging. Im Allgemeinen betrübt mich dergleichen nicht. Die Ketzereien aber betrüben mich ganz außerordentlich ſo oft ich an ſie denke, und mir ſcheint, nur ſie können einen wahrhaften Schmerz hervorrufen. Indeſſen ſchmerzt es mich doch auch, wenn Jemand das betrachtende Gebet geübt hat und es aufgibt. Doch währt dieſe Betrübniß nicht lange, weil ich mich nicht dabei aufhalte.

Etwas gebeſſert, doch mit nichten ganz, habe ich mich hinſichtlich meiner Neigung für alles Zierliche. In dieſem Punkt bin ich keineswegs immer abgetödtet; — zuweilen aber doch.

So wie ich es hier beſchrieben habe, iſt der gewöhnliche Zuſtand meiner Seele, nach meinem Ermeſſen. Meine Gedanken ſind anhaltend auf Gott gerichtet. Muß ich mich, wie geſagt, gegen mein Verlangen mit anderen Dingen beſchäftigen, ſo laſſe ich mich nicht durch ſie ſtören, es ſei denn, daß ich über wichtige Geſchäfte zu verhandeln habe. Doch dieſe nehmen, Gott ſei Dank, nur zeitweiſe meine Gedanken ein und ſind auch nicht häufig.

Ich habe Zeiten, die freilich nur ſelten eintreten, die aber doch drei, vier, auch fünf Tage währen, da meine ich, alles Gute, jeder Eifer, auch die Betrachtungsgabe, ſogar das Gedächtniß habe mich verlaſſen, denn ich kann mich bemühen ſo viel ich will, ich finde nichts Gutes in mir. Mein Leben kommt mir wie ein Traum vor, wie Etwas, deſſen ich mich nicht entſinne. Meine körperlichen Leiden quälen mich. Meine Gedanken ſind dermaßen verſtört, daß mir das Verſtändniß von Gott und göttlichen Dingen fehlt und daß ich nicht weiß, nach welchem Geſetz ich lebe. Dann verſtehe ich nicht, was ich leſe. Dann komme ich mir ganz voll Fehler vor und ohne irgend eine Neigung zur Tugend und der große Eifer, den ich für ſie zu haben pflege, ruht ſo ganz, daß mir ſcheint, ich könne der geringſten Verſuchung, dem leiſeſten Tadel der Welt nicht widerſtehen. Dann meine ich, ich taugte zu nichts, ich würde in unnütze Dinge verwickelt, ich täuſchte Alle, die etwas auf mich hielten. Das macht mich traurig und ich möchte mich in der Einſamkeit verbergen, wo mich Niemand ſieht; aber nicht aus Tugend, ſondern aus Kleinmuth; und mit Allen, die mir widerſprechen, möchte ich zanken. Dieſen Sturm habe ich in meinem Gemüth zu beſtehen und es iſt eine Gnade von Gott, daß ich Ihn während deſſelben nicht mehr als gewöhnlich beleidige. Auch bitte ich Ihn nicht mich aus dieſem Zuſtand zu befreien, ſondern nur, daß Er mich an ſeiner Hand halte, damit ich Ihn nicht beleidige, ſondern mich von ganzem Herzen ſeinem Willen gleichförmig mache, wenn es Ihm gefallen ſollte den Zuſtand beſtändig dauern zu laſſen. Erkenne ich, daß Er mich nicht beſtändig darin haben will, ſo iſt das eine große Barmherzigkeit.

Es iſt erſtaunlich, wie ein einziges Wort, wie ich ſie zu hören pflege, oder eine Viſion, oder eine kurze Geiſtesſammlung, die nicht länger als ein Ave Maria dauert, oder eine Communion, dieſen Zuſtand ändern, Leib und Seele geſund und ruhig machen, den Verſtand lichten und mir meine ganze Kraft, mein ganzes Streben, wiederbringen. Seit mehr als einem halben Jahre mache ich die Erfahrung, daß ich ſehr oft nach der Communion und zuweilen nach einer Ekſtaſe, eine merkliche Beſſerung meines körperlichen Befindens ſpüre, welche manchmal drei Stunden und darüber, manchmal den ganzen Tag währt. Ich halte dies nicht für Täuſchung, denn ich habe es erfahren und genau beachtet. Daher fürchte ich keine Krankheit, wenn die Ekſtaſe eintritt. Aber wahr iſt es: bei der Betrachtung, wie ich früher ſie machte, ſpürte ich keine Beſſerung.

Alle dieſe Dinge befeſtigen mich in dem Glauben, daß Gott ſie mir gibt. Ich weiß wer ich war; ich ging dem Abgrund zu, in welchem ich ſehr bald untergegangen wäre; meine Seele ſtaunt über dieſe Veränderung, ſie begreift nicht woher Tugenden ihr kommen, mit denen ſie ſich ſelbſt nicht erkennt. Sie ſind ihr gegeben; ſie hat nicht durch

Mühe und Arbeit ſie verdient: davon bin ich wahrhaft und feſt überzeugt. Ich täuſche mich nicht. Ich weiß, daß mich Gott durch dieſe Mittel nicht blos zu ſeinem Dienſt hin-, ſondern aus der Hölle herausgezogen hat; und meine Beichtväter, denen ich Alles geſagt habe, wiſſen es auch.

Finde ich Jemand, der etwas Gutes von mir weiß, ſo möchte ich ihn über mein Leben aufklären, denn ich ſetze meine Ehre darin, daß der Herr gelobt und geprieſen werde; aus allem Uebrigen mache ich mir nichts. Er weiß das auch. Ich müßte ſehr verblendet ſein, wollte ich mich meinetwegen bei Ehren, Leben, Ruhm oder irgend einem Gut des Leibes oder der Seele aufhalten; ich wünſche und begehre nichts Vortheilhaftes für mich, nur die Verherrlichung Gottes. Ich glaube nicht, daß der Geiſt der Finſterniß alle dieſe Mittel anwenden würde, um meine Seele zu gewinnen, da er ſie doch verderben will; ich halte ihn nicht für ſo einfältig. Wohl habe ich um meiner Sünden willen verdient in Täuſchungen zu gerathen; doch glaube ich nicht, daß Gott die Gebete von ſo vielen guten Seelen verachten würde, die ſeit mehr als zwei Jahren für mich aufgeopfert werden und die keinen anderen Zweck haben, als daß wir von ihm die Erkenntniß erbitten möchten, ob mein Weg zu ſeiner Ehre gereicht — und wenn nicht, daß Er die Gnade habe mich auf einen anderen zu führen. Der göttliche Meiſter würde gewiß nicht dieſe Dinge fort und fort dauern laſſen, wenn ſie nicht ſein Werk wären. Wohl ſteigen manchmal Beſorgniſſe in dieſer Beziehung in mir auf, weil ich meine Bosheit kenne; doch die Anſichten vieler heiligmäßigen Männer beruhigen mich. Bin ich aber im Gebet, oder verſinken all meine Gedanken ſtill in Gott, denn dürften alle heilige und gelehrte Männer der Welt zuſammentreten und mir alle erdenkbaren Qualen anthun, ſie würden mich nicht glauben machen, ſo gern ich ihnen auch glaubte, daß dies das Werk des böſen Feindes ſei; ich könnte es nicht glauben. Dringt man ſehr auf mich ein, und bedenke ich wer dieſe Männer ſind, ſo fürchte ich mich, denn ich meine ſie müßten die Wahrheit erkennen, ich aber, die Böſe und Unvollkommene, müſſe in Irrthum befangen ſein. Aber bei dem erſten Wort, der kürzeſten Entzückung, der flüchtigſten Viſion ſtürzt Alles über den Haufen, was ſie mir geſagt haben. Ich kann nicht anders! ich glaube es iſt das Werk Gottes.

Gewiß darf man denken der böſe Feind miſche ſich zuweilen ein. Das iſt richtig; ich habe es erfahren und geſagt, aber auch die verſchiedene Wirkung angegeben. Wer hierin Erfahrung hat, wird ſich ſchwerlich täuſchen laſſen. Bei dem Allen aber ſage ich, daß ich um keinen Preis in dieſer Sache etwas thun würde, ſobald es meinem Seelenführer ſcheint, es ſei nicht zur größeren Ehre Gottes. Nie habe ich etwas Anderes vernommen, als daß es mir gezieme nichts zu verſchweigen und zu gehorchen. Wegen meiner Fehler empfange ich Vorwürfe und zwar ſolche, die mir das Herz zerſchneiden. Auch Rathſchläge bekomme ich, je nachdem Sachen, die ich zu thun habe, mir gefährlich ſind oder ſein könnten. Dies iſt mir ſehr vortheilhaft geweſen, denn es hat mir meine vergangenen Sünden und meine Reue über ſie oftmals in Erinnerung gebracht.

Ich habe mich ſehr gebeſſert; dennoch iſt es gewiß, daß mir, wenn ich aus dem Gebet komme, meine Tugenden ſehr gering ſcheinen und ich zahlreiche Unvollkommenheiten, geringen Fortſchritt und manches Böſe wahrnehme. Vielleicht ſind mir überhaupt die Tugenden nicht klar, vielleicht bin ich in Irrthum befangen. Indeſſen iſt die Veränderung, die mit mir vorgegangen, allbekannt und deshalb halte ich auch Alles für wahr, was ich geſagt habe, und ich ſage Alles, wovon ich meine, daß ich es als Wahrheit erkannte. Dies ſind die Vollkommenheiten, die der Herr in meiner böſen, unvollkommenen Seele gewirkt hat. Ich überlaſſe nun die Beurtheilung der Einſicht Euerer Hochwürden, denn Sie kennen jetzt meine ganze Seele.

Zweiter Bericht.

An einen ihrer Beichtväter über ihren Seelenzuſtand. Aus dem Kloſter der Menſchwerdung. 1562.

Jeſus!

Ich meine ich hätte vor einem Jahre oder früher, über denſelben Gegenſtand geſchrieben. Seitdem hat mich Gott an der Hand geführt und ich bin nicht ſchlimmer geworden; im Gegentheil beſſer in manchen Stücken, die ich aufzählen werde. Der Herr ſei gebenedeit für Alles.

Die Viſionen und Offenbarungen haben nicht aufgehört, ſind aber viel erhabener geworden. Der Herr hat mir eine Weiſe der Betrachtung angegeben, die mir ſehr förderlich iſt und mir mehr Muth und Freiheit gibt, um mich kräftiger von den Dingen dieſes Lebens abzulöſen. Die Ekſtaſen haben zugenommen. Sie treten zuweilen mit einer allzu großen Heftigkeit ein, um ſie äußerlich beherrſchen zu können, und ſo werden ſie denn von Anderen wahrgenommen. Ich ſuche freilich mit großer Anſtrengung gleich Anfangs zu widerſtehen, allein es iſt nicht immer möglich. Bin ich mit Anderen zuſammen und kann ich ſie nicht verbergen, ſo gebe ich zu verſtehen es ſei eine Ohnmacht, weil man weiß, daß ich ein Herzleiden habe.

Was die Armuth betrifft, hat mir Gott große Gnaden gegeben, denn ich wünſche nur das Nothwendige zu haben und auch das nur durch Almoſen. Deshalb habe ich das allergrößte Verlangen mich in Verhältniſſen zu befinden, wo man nur von Almoſen lebt. Mir ſcheint der Rath Jeſu Chriſti und mein Gelübde werde in geringerer Vollkommenheit an einem Ort befolgt, wo ich ſicher bin, daß Nahrung und Kleidung mir nimmer fehlen werden, als dort, wo kein feſtes Einkommen iſt und wo folglich die Lebensbedürfniſſe auch einmal fehlen können. Das Gut, das man durch wahre Armuth gewinnt, ſcheint mir ungemein groß zu ſein und ich möchte es nicht gern verlieren. Ich glaube feſt Gottes Beiſtand fehlt nimmer denen, die ihm dienen und noch nie habe ich gezweifelt, er werde zu irgend einer Zeit ſeinem Wort treulos ſein. Daher kann ich mich nicht vom Gegentheil überzeugen und nicht in Sorgen gerathen. Der Rath Vieler, auf feſtes Einkommen zu halten, betrübt mich ſehr und ich wende mich ſtill zu Gott hin.

Ich habe auch viel mehr Mitleid mit den Armen als früher. Ihre Noth iſt mir ein bitterer Kummer und mein Verlangen ihnen zu helfen iſt ſo groß, daß ich ihnen die Kleider, die ich trage, geben möchte. Ich habe keinen Ekel davor mich mit ihnen abzugeben und ich ſehe deutlich, daß dies eine beſondere Gabe Gottes iſt; denn Almoſen habe ich zwar früher Ihm zu Liebe gegeben, doch natürliches Mitleid hatte ich nicht. In dieſem Punkte habe ich mich ſehr gebeſſert.

Auch in dem Punkte, was die Leute von mir ſagen, obſchon es ſcharfer Tadel und ſehr zu meinem Nachtheil iſt, habe ich mich beträchtlich gebeſſert. Ich nehme es hin, als ob ich ſtumpfſinnig wäre; und zuweilen, ja faſt immer, ſcheint mir ſie hätten Recht. Ich fühle es ſo wenig, daß es mir zu gering ſcheint, um Gott aufgeopfert zu werden. Ich weiß aus Erfahrung, es iſt meiner Seele heilſam und thut ihr wohl. Daher ſpüre ich auch gegen Niemand ein feindſeliges Gefühl, ſobald ich mich zum Gebet begebe. Höre ich ſolches Gerede, ſo iſt es mir im erſten Augenblick ein wenig zuwider, doch ohne Unruhe und Aufregung. Ja, wenn ich die Leute ſehe, ſo thun ſie mir leid. Bei mir ſelbſt aber denke ich, die Bitterkeiten dieſes Lebens wären zu geringfügig, um ſie ſehr zu empfinden, denn ich ſtelle mir vor, ich wäre im Traum und erwachend fände ich, daß Alles nicht wahr ſei.

Gott hat mir nicht nur eine größere innere Freiheit, ſondern auch ein größeres Verlangen nach Einſamkeit und mehr Förderung durch ſie vermittelſt der Viſionen verliehen, und mir zu verſtehen gegeben, was die Hauptſache ſei. Freunde, Freundinnen, Verwandte — Alles ſei geringer und müſſe zurückſtehen; ſo kommt es denn, daß mich der Verkehr mit der Verwandtſchaft recht ermüdet. Sei es aber um nur ein klein wenig mehr Gott zu dienen, ſo verlaſſe ich Alles gern und leicht und finde unter allen Umſtänden meinen Frieden.

Manche Dinge, die mir im betrachtenden Gebet angerathen wurden, haben ſich als ſehr richtig herausgeſtellt. Von der Seite Gottes empfing ich Gnaden, die mich ſehr förderten; allein um Ihm zu dienen that ich von meiner Seite nur Böſes hinzu. Es hat ſich ſo gemacht, daß ich gar viel Annehmlichkeiten genieße, was mich oftmals ſehr bekümmert. Gering iſt die Abtödtung und groß die Ehre, die man mir ſehr gegen meinen Willen erzeigt. Genug, ich lebe ein höchſt bequemes Leben und kein entſagendes. Gott wolle helfen! Er kann es.

So weit hatte ich bis vor etwa neun Monaten geſchrieben[1]. Ich habe mich ſeitdem nicht von Gottes Gnaden abgewendet, ſondern ſogar neue empfangen: viel mehr innere Freiheit, wie mir ſcheint. Bis jetzt glaubte ich noch immer menſchliche Hilfe nöthig zu haben und ich hatte Vertrauen zur Unterſtützung von Seiten der Welt. Doch jetzt ſehe ich ganz klar, daß das Alles wie ein Zahnſtocher von trockenem Rosmarinholz iſt, untauglich zur ſichern Stütze, zerſplitternd unter einer geringen Laſt von Widerſpruch oder Tadel. Das wahre Mittel um nicht zuſammen zu brechen beſteht darin, ich habe es erfahren! ſich an's Kreuz zu lehnen und dem zu vertrauen, der ſich kreuzigen ließ. In Ihm habe ich den wahren Freund gefunden und durch Ihn habe ich eine ſolche Sicherheit erlangt, daß ich der ganzen Welt, wenn ſie gegen mich wäre, widerſtehen würde, vorausgeſetzt Gott wäre für mich.

Ich war eine große Freundin meiner Freunde; doch ſeitdem jene Wahrheit mir einleuchtend iſt, hat ſich das ganz geändert. Ihr Umgang ermüdet mich zuweilen, ausgenommen mit denen, die ſich meiner Seele annehmen oder denen ich förderlich ſein kann; mit jenen, weil ſie Geduld mit mir haben und mit dieſen, weil ſie ſehr geneigt ſind Alles zu glauben, was ich ihnen von der Richtigkeit der ganzen Welt ſage.

In den zahlreichen Verfolgungen, Widerſprüchen und Trübſalen dieſer letzten Monate, hat Gott mir unüberwindlichen Muth gegeben, der mit meinen Drangſalen wuchs und mich des Leidens nicht müde werden ließ. Und ich weiß nicht wie es zugeht: denen, die Böſes von mir ſagen, zürne ich nicht nur nicht, ſondern ich ſpüre eine neue Liebe für ſie. Das wird wohl Gott ſo fügen.

---

[1] Den folgenden Theil des „Berichts“ ſchrieb die Heilige, als ſie ſich bei Donna Luiſa de la Cerda in Toledo, kurz vor der Eröffnung des St. Joſephkloſters zu Avila aufhielt und. wegen ihrer Reform manches Kreuz hatte.

Wünſche ich eine Sache, ſo wünſche ich ſie meiner Natur nach mit Ungeſtüm. Jetzt ſind meine Wünſche ſo geſänftigt, daß ich, wenn ſie in Erfüllung gehen, kaum weiß ob ich mich freue. Ausgenommen in Sachen, die das Gebet betreffen, ſind Leid und Freude ſo gemäßigt, daß ich tagelang ganz ſtumpf dafür bin.

Ich hatte und habe zuweilen ein ſtürmiſches Verlangen nach Bußwerken in ſolchem Grade, daß ich, wenn ich ſie übe, ſie kaum fühle und ſie oft, ja faſt immer, als einen beſondern Genuß betrachte. Wegen meiner großen Kränklichkeit kann ich hierin nur wenig leiſten.

Ein großer Schmerz iſt es mir, und eben jetzt ein ganz übermäßiger, daß mein Lebensunterhalt geſichert iſt. Beſonders bitter empfinde ich ihn im Gebet. Er muß dann äußerſt heftig ſein, denn er macht mich weinen und laut klagen faſt ohne daß ich es merke, was gegen meine Art und Weiſe iſt. In ſchwerer Trübſal entſinne ich mich nicht es gethan zu haben. Ich habe in dieſen Dingen nichts von Frauenart; mein Herz iſt ſtark.

Größer als früher iſt mein Verlangen, Gott möge gewiſſe Perſönlichkeiten, die ihm in großer Entſagung dienen, ſo ganz ergreifen, vorzüglich wenn es gelehrte Männer ſind, daß ſie bei nichts Irdiſchem verweilen; denn ich ſehe ja, wie das Alles nur Tand iſt. Zugleich ſehe ich auch die großen Nöthen der Kirche, die mir dermaßen zu Herzen gehen, daß es mir ganz lächerlich ſcheint um etwas Anderes zu trauern; — und da eine einzige ſehr vollkommene Perſönlichkeit ihr durch wahren Liebeseifer für die Sache Gottes weit förderlicher iſt, als eine Menge von Perſonen durch Lauheit: ſo empfehle ich jene dringend dem Herrn.

In Glaubensſachen finde ich mich ſehr erſtarkt. Gegen alle Lutheraner der Welt könnte ich auftreten, ich allein, und ſie ihres Irrthums überführen. Daß ſo viele Seelen zu Grunde gehen iſt mir ein grenzenloſer Gram. Gott hat den Fortſchritt vieler Seelen durch meine Vermittelung bewerkſtelligen wollen und meine eigene Seele wächſt durch ſeine Gnade täglich in der Liebe zu ihm — das iſt mir ganz klar.

Mit aller Mühe könnte ich es doch nimmermehr zur Selbſtgefälligkeit bringen, noch mir ſelbſt meine Tugenden zuſchreiben, denn bis vor Kurzem war ich viele Jahre herzlich arm daran, und jetzt thue ich meinerſeits nichts, als Gnaden empfangen ohne zu dienen, wie das erbärmlichſte Ding von der Welt. Zuweilen ſtelle ich eine Betrachtung darüber an, wie alle Anderen Fortſchritte machen, nur ich nicht; ich tauge zu nichts. Dies iſt wahrlich keine Demuth, nur Wahrheit. Ich kenne meinen Mangel an Fortſchritt ſo genau, daß ich mich oftmals mit dem Gedanken quäle, ich könne in Täuſchungen befangen ſein. Daher bezweifle ich nicht im Mindeſten, daß mir die Offenbarungen und Entzückungen ohne mein Zuthun zu Theil werden, daß ich mich zu ihnen verhalte wie ein Stück Holz und daß ſie es ſind, die meine Vervollkommnung bewirken. Dies gibt mir Sicherheit und Ruhe. Ich lege mich in die Arme Gottes und beruhige mich mit meinem Verlangen, welches ja kein anderes Ziel kennt, als für Ihn Alles aufzugeben und zu ſterben — komme was da wolle.

Ich habe Tage, wo mir tauſendmal das einfällt, was der heilige Apoſtel Paulus ſagt, obſchon es ſicherlich mit mir nicht ſo ſteht, wie mit ihm. Mir ſcheint nicht ich bin es, die da lebt, redet, will, ſondern ein Anderer in mir regiert mich und meine Kräfte. Dann bin ich wie außer mir und das Leben iſt mir eine unerträgliche Pein. Das größte Opfer, welches ich dann dem Herrn darbringen kann, iſt der Entſchluß aus Liebe zu Ihm leben zu wollen, denn dieſe Trennung iſt eine unvergleichliche Marter. Die größten Verfolgungen und Drangſale möchte ich dann ausſtehen; nicht um mich zu vervollkommnen, nur um zu leiden und alle Qualen, die es auf Erden gibt, würde ich gern annehmen, um nur ein ganz geringes Verdienſt mir zu ſammeln, d. h. um Seinen Willen beſſer zu erfüllen.

Alle Dinge, die ich ſchon vor zwei Jahren im Gebet geſchaut und gehört habe, ſind in Erfüllung gegangen. Ich ſehe und vernehme ſo Vieles von der Größe Gottes und wie weit ſie reicht, daß, wenn ich an ſie zu denken verſuche, der Verſtand mir gleichſam den Dienſt verſagt, wie bei Dingen, die weit über ſeine Faſſungskraft gehen — und die Geiſtesſammlung eintritt.

Ich ſtaune zuweilen, wie Gott mich davor bewahrt ihn zu beleidigen, mit welcher Sorgfalt Er mich behütet, während ich ſo ſehr nachläſſig darin bin. Denn in mir war ehemals ein Meer von Sünde und Bosheit und mir ſcheint, ich war nicht genug Herrin meines Willens, um ſie zu meiden. Und damit man eben Gottes Allmacht recht deutlich gewahr werde, wünſchte ich, man möge mich genau kennen. Gott ſei gelobt in Ewigkeit. Amen.

Jeſus!

Dieſer Bericht iſt nicht von mir geſchrieben. Die Hauptſache ſagte ich meinem Beichtvater und ohne etwas hinweg zu nehmen oder hinzu zu fügen, ſetzte er ihn auf. Er iſt ſehr geiſtvoll und ein tüchtiger Theolog, mit dem ich alle Angelegenheiten meiner Seele beſpreche, und er beſpricht ſie dann wiederum mit anderen Geiſtesmännern, unter denen ſich auch der Vater Mancio befand. Sie haben ſämmtlich gefunden, daß Alles im Einklang mit der heiligen Schrift ſei. Das beruhigt mich; denn ſo lange mich Gott dieſen Weg führt, weiß ich wohl wie nothwendig es iſt, in nichts mir ſelbſt zu vertrauen. Ich habe es auch immer ſo gehalten, obgleich es mir ſehr peinlich war. Hochwürden dürfen nicht vergeſſen, daß ich dringend bitte dies Alles wie unter dem Beichtſiegel geſagt zu betrachten. Amen.

Dritter Bericht.

Ueber verſchiedene große Gnaden aus den Jahren 1568—71.

Ich befand mich im Kloſter zu Toledo. Einige Perſonen riethen mir, ich möge nicht die Kloſtercapelle einem Mann zum Familienbegräbniß geben, der nicht von Adel ſei. Da ſprach der Herr zu mir: „Große Thorheit wäre es, o Tochter, dieſen Geſetzen der Welt zu gehorchen. Blicke auf mich; ich war arm und von ihr verachtet. Wähnſt du, daß die Großen der Welt auch in meinen Augen groß ſind? werdet ihr etwa nach euerer hohen Abkunft geſchätzt oder nach eueren Tugenden?“

Am zweiten Tage in der Faſte, im St. Joſephskloſter zu Malagon, hatte ich nach der Communion eine der bildweiſen Erſcheinungen, unſeres Herrn Jeſus Chriſtus wie ich ſie zu haben pflege. Als ich ihn anſchaute bemerkte ich, daß er rund um das Haupt, da wo der Dornenkranz ihn verwundet hatte, ſtatt deſſelben eine ſtrahlende Krone trug. Da ich eine beſondere Andacht zu dieſem Geheimniß ſeines Leidens habe, fand ich hierin großen Troſt. Ich überdachte, wie ſcharf die Qual ſo vieler Wunden geweſen ſein müſſe und empfand darüber heißen Schmerz. Da ſagte der Herr, ich möge ihn nicht ſo ſehr um dieſe Wunden bemitleiden, als um jene, die man ihm fortwährend in Menge beibringe. Ich fragte, ob ich etwas thun könne, um es zu verhindern? ich ſei zu Allem bereit. Er antwortete: es ſei jetzt nicht die Zeit der Ruhe. Ich möge mich alſo beeilen mit den neuen Klöſtern; denn bei den Seelen, welche ſie bevölkern würden, wolle Er ausruhen. Ich möge ſo viel Klöſter gründen, als man nur immer verlange, denn Manche dienten ihm gar übel, weil ſie nicht dieſe Zuflucht hätten. Und die Klöſter in kleinen Ortſchaften ſollten genau ſo ſein wie dieſes zu Malagon. Habe man denſelben Eifer, ſo könne man gleichmäßig in ihnen dieſelben Verdienſte ſammeln. Ich möge Sorge tragen, daß Alle unter die Leitung des nämlichen Vorgeſetzten kämen und darauf halten, daß der innere Friede nicht verloren gehe wegen der Sorge um die Nothdurft des Lebens. Er werde Beiſtand leiſten, damit nichts fehle. Den Kranken ſei eine ganz vorzügliche Sorgfalt zuzuwenden. Obere, die den Kranken nicht pflegten und erfreuten, glichen den Freunden Job's und brächten die Seele in Gefahr die Geduld zu verlieren, während Er, der Herr, die Geißel der Krankheit zum Heil der Seele ſchicke. Und ich möge die Gründung dieſer Häuſer beſchreiben. — Ich dachte bei mir ſelbſt, wie doch gar nichts in Medina vorgefallen ſei und ich gar nichts über dieſe Gründung zu ſagen wiſſe. Da ſagte Er mir: Was verlangſt du mehr, als zu wiſſen, daß ſie wunderbar geweſen iſt? — Als ob Er ſagen wolle, gegen alle Wahrſcheinlichkeit habe Er allein ſie bewerkſtelligt. Da faßte ich den Entſchluß das Werk zu beginnen.

Einmal überdachte ich den Rathſchlag, den der Herr mir gegeben hatte, als ich ein Blendwerk des böſen Geiſtes fürchtete und mir nicht zu helfen wußte und Ihn zu Hilfe rief und Er ſprach: — er iſt es nicht; zu rechter Zeit werde ich dich warnen.

Einmal dachte ich an die viel größere Lauterkeit, in der man leben könne, wenn man ſich von allen Geſchäften fern halte; und wie ich Schaden nehmen und in tauſend Fehler fallen müſſe, wenn ich mich mit ihnen befaſſe; da hörte ich die Worte: „Es kann nicht anders ſein, meine Tochter. Sorge du nur für eine reine Abſicht, eine gänzliche Ablöſung von allen Dingen und dann blicke auf mich, damit dein Thun gleichförmig mit dem meinen werde.“

Ein anderes Mal dachte ich darüber nach, weshalb ich jetzt faſt niemals mehr Ekſtaſen in Gegenwart Anderer habe; — und vernahm die Antwort: „Es iſt nicht mehr nöthig. Für meinen Zweck ſtehſt du jetzt hoch genug in Anſehen; wir müſſen jetzt die Schwachheit der Böswilligen berückſichtigen.“

Am Dienſtag nach der Himmelfahrt des Herrn verblieb ich nach der Communion eine Zeitlang im Gebet, doch mit Mühe, denn ich war ſo zerſtreut, daß ich keinen Gedanken feſthalten konnte. Als ich nun bei dem Herrn über unſere erbärmliche Natur klagte, begann meine Seele mehr und mehr zu erglühen und deutlich fühlte ich in mir die Gegenwart der hochheiligſten Dreifaltigkeit. Es war eine rein geiſtige Viſion. Durch eine Darſtellungsweiſe, die gleichſam ein Vorbild der Wahrheit iſt, und durch die meiner Niedrigkeit das Verſtändniß möglich war, ſah ich wie ein Gott in drei Perſonen iſt. Und dieſe drei göttlichen Perſonen ſah ich deutlich von einander unterſchieden in meiner Seele und ſie ſprachen zuſammen zu mir: „Von dieſem Tage an wirſt du dich in drei Dingen vervollkommnen, womit wir dich begnadet: in der heiligen Liebe, in der Freude im Leiden und in der geſteigerten Liebesglut deiner Seele.“ Und ich hörte den Herrn die Worte ſagen: „Bei der Seele, die im Stande der Gnade iſt, verbleiben die drei göttlichen Perſonen.“ Darauf dankte ich dem Herrn für dieſe übermäßige

Huld, deren ich mich ganz unwürdig fühlte, denn Tags zuvor waren alle meine Sünden in meinem Gedächtniß aufgewacht und ich hatte ſie mit tiefem Schmerz bereut. Deshalb ſprach ich kummervoll zum Herrn: „Da Du ſolche Gnaden mir beſtimmt hatteſt, weshalb denn haſt Du Deine Hand von mir zurückgezogen und meine arge Treuloſigkeit zugelaſſen?“ — Ganz klar gewahrte ich, wie unendlich viel der Herr ſeit meiner früheſten Kindheit gethan und welche kräftige Mittel er angewendet hat um mich an ſich zu ziehen, und wie das Alles nicht fruchtete; und daraus erkannte ich wiederum ganz klar die übermäßige Liebe Gottes, die immer bereit iſt uns Alles zu verzeihen, ſobald wir uns nur Ihm zuwenden wollen — und die für mich größer als für jeden Anderen iſt, aus tauſend Gründen. Die Viſion der Dreiperſönlichkeit Gottes blieb meiner Seele ſo gewaltig eingeprägt, daß ich, wenn dies andauernd wäre, nie aus der Ekſtaſe über dieſe göttliche Geſellſchaft herauskommen würde. Noch andere Dinge und Worte kamen damals vor; doch es iſt unnöthig ſie zu berichten.

Nicht lange zuvor ging ich einmal zur Communion und während die heilige Hoſtie noch im Ciborium ſich befand, ſah ich eine Taube mit rauſchenden Flügeln über ihr ſchweben. Dies ergriff mich ſo heftig, daß ich kaum die heilige Hoſtie zu genießen vermochte, weil die Entzückung eintrat. Es geſchah im St. Joſephskloſter zu Avila und der Pater Franzisco Salcedo reichte mir das heiligſte Sacrament. Als ich ein anderes Mal die Meſſe hörte, ſah ich den Herrn verklärt in der Hoſtie und er ſagte mir, das Opfer dieſes Prieſters ſei ihm angenehm.

Einſt hörte ich die Worte: „Die Zeit wird kommen, wo viele Wunder in dieſer Kirche geſchehen werden und man wird ſie nennen: die heilige Kirche.“ Es war in St. Joſeph zu Avila, im Jahr 1571.

Die Viſion der drei göttlichen Perſonen, von der ich vorhin ſprach, iſt bis heute, wo wir den Gedächtnißtag des heil. Apoſtel Paulus feiern, faſt immer in meiner Seele gegenwärtig. Da ich nun aber einen ganz beſonderen Zug zum einſamen göttlichen Heiland habe, ſo macht es mir immer eine kleine Störung drei Perſonen zu ſehen, obſchon ich ſehr gut weiß, daß es Ein Gott iſt. Heute überdachte ich das; da ſprach der Herr zu mir: „ich ſei im Irrthum, wenn ich mir geiſtige Dinge gleichwie körperliche vorſtellen wolle; ich müſſe den großen Unterſchied begreifen, ſo wie auch die Fähigkeit der Seele zum höchſten Genuß.“ Da ſtellte ſich mir gleichſam das Bild eines Schwammes vor, der das Waſſer einſaugt, ſo daß es mit ihm einen Körper bildet; und mir kam meine Seele überfüllt von der Gottheit vor und als ob ſie in gewiſſer Weiſe die göttliche Dreiperſönlichkeit umfange und genieße. Und ich vernahm die Worte: „Gib dir keine Mühe mich in dich zu verſchließen; aber ſchließe du dich in mich ein.“ Und mir war als ſehe ich, wie aus dem Innerſten meiner Seele heraus die drei göttlichen Perſonen ſich allem Erſchaffenen mittheilten, nirgends fehlten, aber dennoch bei mir weilten.

Einige Tage ſpäter überlegte ich, ob man nicht ſehr Recht habe mich zu tadeln, weil ich wegen Kloſtergründungen die Clauſur verließe, und ob ich nicht beſſer thäte mich ganz dem Gebet zu widmen. Da vernahm ich die Worte: „Im irdiſchen Leben beſteht die Vollkommenheit nicht darin meine Liebe zu genießen, ſondern darin, meinen Willen zu thun.“ Man hatte mir vor Kurzem geſagt und auch ſchon früher hatte ich es gehört, was St. Paulus von der klöſterlichen

Abgeſchloſſenheit der Frauen ſage, das ſei der Wille Gottes. Darauf vernahm ich die Worte: „Sage ihnen, daß ſie nicht bei einem Punkt der Schrift ſich aufhalten, ſondern auch andere in's Auge faſſen ſollen. Und frage ſie, ob ſie mir etwa die Hände binden wollen?“ —

Am Tage nach der Octav von Mariä Heimſuchung befand ich mich in einer Einſiedelei unſeres Carmels und dachte an einen meiner Brüder, deſſen Seelenheil damals in großer Gefahr ſchwebte. Ich empfahl ihn dringend der Barmherzigkeit Gottes und ſprach zum Herrn — ob in Gedanken oder mit Worten, weiß ich nicht: „Herr! wenn ich Deinen Bruder in ſolcher Gefahr wüßte, was thäte ich nicht um ihn zu retten!“ Der Herr antwortete mir: „O Kind, mein Kind! die Nonnen der Menſchwerdung ſind meine Schweſtern, und du zögerſt! Faſſe Muth! Bedenke, daß es mein Wille iſt! So ſchwer wie du dir die Sache vorſtellſt iſt ſie nicht. Du fürchteſt, die anderen Klöſter möchten dadurch zu kurz kommen; allein ich ſage dir, es gibt einen allſeitigen Gewinn. Sträube dich nicht länger. Ich bin es, der Macht hat.“

Einmal dachte ich an die ungeheuern Bußwerke von Donna Catharina de Cardona und an das Verlangen, das der Herr einſt in mir geweckt hatte etwas Aehnliches zu thun. Ja, ich hätte vielleicht mehr thun können; doch im Gehorſam gegen meine Beichtväter unterließ ich es. Als ich nun weiter dachte, ob es nicht beſſer ſei, ihnen fortan in dieſem Punkt nicht zu gehorchen, ſprach der Herr: „Das nicht, mein Kind. Du gehſt auf einem guten, ſicheren Wege. Du bewunderſt alle jene Bußübungen, doch ich ſchätze deinen Gehorſam höher.

In einer erhabenen, rein geiſtigen Viſion ſchaute ich einmal, wie ſich die hochheiligſte Dreifaltigkeit in einer Seele aufhalte, die im Stand der Gnade ſei, und wie ſie der Seele eine Macht verleihe, welche dieſe zur Herrin der ganzen Welt mache. Da wurden mir die Worte des Hohen Liedes erklärt: „Mein Geliebter komme in ſeinen Garten und eſſe die Frucht ſeiner Aepfel.“ Und endlich ſchaute ich eine Seele im Stand der Todſünde. Völlig kraftlos iſt ſie, wie Jemand der an Händen und Füßen gefeſſelt, mit verbundenen Augen in tiefer Finſterniß liegt und nicht ſehen, nicht gehen, nicht hören kann, ſo ſehr er ſich auch danach ſehnt. Ich empfand ein ſolches Mitleid mit dieſen unglücklichen Seelen, daß die ſchwerſte Arbeit mir leicht ſein würde, wenn ich nur eine einzige retten könnte. Ich habe dies Alles nur ſchwach beſchreiben können. Wer es aber ſah, wie ich es geſehen habe, der wird unmöglich ein ſo erhabenes Gut verlieren und ein ſolches Elend ſich zuziehen wollen.

Einmal war ich recht niedergedrückt wegen der Ordensreform. Da ſprach der Herr zu mir: „Thue das, was in deiner Kraft ſteht, überlaſſe dich mir und beunruhige dich über nichts. Genieße das Gut, das dir gegeben ward; es iſt ſehr groß. Mein Vater hat ſein Wohlgefallen an dir und der heilige Geiſt liebt dich.“

„Immer begehrſt du Leiden und immer weiſeſt du ſie zurück! Ich aber ordene die Dinge in Uebereinſtimmung mit deinem Willen an, den ich kenne, doch nicht ſo, wie deine Sinnlichkeit und deine Schwäche es begehren. Gib dir Mühe; dann wirſt du ſehen, wie ich dir helfe. Ich will, daß du deine Krone gewinnſt. Du wirſt noch erleben, wie es mit dem Orden der Jungfrau vorwärts geht.“ Dies ſagte mir der Herr Mitte Februar 1571.

Im erſten Jahr als ich Priorin war, während der Vesper von St. Sebaſtian, als man das „Salve Regina“ begann, ſah ich um den Chorſtuhl der Priorin, auf den wir ein Mutter-Gottes-Bild geſtellt haben, eine große Schaar von Engeln ſchweben, die ſich auf daſſelbe herabließen. Aber nicht das Bild ſah ich, ſondern die Mutter Gottes ſelbſt. Sie ſchien mir etwas dem Gemälde zu gleichen, welches die Gräfin[1] mir geſchenkt hat; allein ich konnte ſie nur flüchtig und undeutlich ſehen, denn es trat ſchnell die Entzückung ein. Ueber und zwiſchen den Chorſtühlen und um die Betpulte ſah ich eine große Menge von Engeln ſchweben, aber geſtaltlos, in geiſtiger Viſion und ſo blieb es während des Salve Regina. Dann ſprach die Mutter Gottes zu mir: „Du haſt wohlgethan, dieſen Platz für mich frei zu laſſen. Ich werde hier gegenwärtig ſein um die Loblieder zu hören, die man meinem Sohn ſingt, und ich werde ſie ihm darbringen.“ Dann verſank meine Seele in Gebet und hatte eine Viſion der hochheiligſten Dreifaltigkeit; und mir ſchien, die Perſon des Vaters ziehe mich zu ſich und ſage mir liebliche Worte, um mir auszudrücken wie theuer ich ihm ſei. Unter anderm ſprach er: „Ich habe dich meinem Sohn und dem heiligen Geiſt und dieſer Jungfrau geſchenkt. Was kannſt du Mir geben?“

In der Octav des heiligen Geiſtes gewährte mir der Herr eine große Gnade und ließ mich hoffen, es werde mit dieſem Hauſe, nämlich mit dieſen Seelen, beſſer werden.

Am Tage der heil. Magdalena beſtärkte mich der Herr in einer Gnade, die er mir in Toledo erwieſen hatte, indem er mich in Abweſenheit einer gewiſſen Perſon ſtatt ihrer wählte.

---

[1] Maria de Velasco, Gräfin Oſorno.

Als ich im zweiten Jahr Priorin in der Menſchwerdung war, in der Octav von St. Martin, communizirte ich und ſah, wie Pater Johannes vom Kreuz, der mich mit dem heiligſten Sacrament ſpeiſte, zuvor die heilige Hoſtie theilte um ſie einer anderen Nonne zu reichen. Da es nicht an Hoſtien fehlte, ſo dachte ich, er wolle mich abtödten, weil ich ihm geſagt hatte, ich möchte gern recht große Hoſtien, obſchon ich wußte, daß groß oder klein ganz gleichgiltig und der Herr auch in dem mindeſten Theilchen vollkommen enthalten ſei. Da ſprach Er zu mir: „Fürchte nichts, mein Kind! Niemand iſt im Stande dich von mir zu trennen.“ Als wolle Er mir zu verſtehen geben, daß ich kein Gewicht darauf legen ſolle.

Darauf ſchaute ich ihn in bildweiſer Viſion, aber ſehr innerlich, und er reichte mir ſeine rechte Hand und ſprach: „Sieh den Nagel! Er ſei dir ein Zeichen, daß du von heute an meine Braut biſt. Bisher haſt du es noch nicht verdient. Fortan aber wirſt du Sorge tragen für meine Verherrlichung, nicht nur, weil ich dein Schöpfer, dein König und dein Gott bin, ſondern weil du wahrhaft meine Braut biſt. Fortan iſt meine Ehre die deine, und deine Ehre die meine.“ Dieſe Gnade machte mir einen ſo gewaltigen Eindruck, daß ich ganz außer mir gerieth und wie von Sinnen den Herrn bat, entweder möge er mir ein größeres Herz geben oder mich mit dieſen Gnaden verſchonen, denn gewiß ſei meine Natur zu niedrig um dergleichen zu ertragen. Und ich blieb den ganzen Tag in einer Betäubung. Seitdem habe ich einen großen Fortſchritt darin gemacht, daß es mich viel tiefer beſchämt und betrübt, ſolcher Gnaden ſo unwürdig zu ſein.

Eines Tages ſprach der Herr zu mir: „Meinſt du, Kind, es ſei ein Verdienſt — zu genießen? Nein. Arbeiten, leiden, lieben, das iſt verdienſtlich. Du haſt nicht gehört, daß St. Paulus öfter als Einmal den Vorgeſchmack der himmliſchen Freuden genoß, wohl aber, daß er ſehr oft und viel zu leiden hatte. Betrachte mein Leben: wie iſt es leidenvoll und nur auf dem Tabor hörteſt du von meiner Seligkeit. Siehſt du meine Mutter, die mich auf ihren Armen trug, ſo wähne nur nicht, daß ſie dies Glück ohne große Schmerzen genoß. Seitdem ſie Simeons Worte vernahm, erleuchtete mein Vater ſie über die Leiden, die meiner harrten. Die großen Heiligen, die von Gott geführt in der Wüſte lebten und ſchwere Bußwerke übten, in welchen Schlachten kämpften ſie gegen den Teufel und gegen ſich ſelbſt, und doch waren ſie oft lange, lange Zeit ohne irgend einen geiſtlichen Troſt. Glaube mir, Kind: wen mein Vater am meiſten liebt, dem ſchickt er die größten Leiden; ſie geben das Maß ſeiner Liebe an. Und wie kann ich dir meine Liebe beſſer beweiſen, als wenn ich das für dich begehre, was ich für mich gewählt habe? Schau' an dieſe Wunden: ſo weit werden deine Schmerzen niemals gehen. Der Weg der Leiden iſt der Weg der Wahrheit. Begreifſt du das, ſo wirſt du mit mir all' die verlorenen Kinder der Welt beweinen, deren Wünſche, deren Gedanken und deren Streben einem ganz entgegengeſetzten Ziel zugewendet ſind." — Als ich an dieſem Tage die Betrachtung begann, ſchien es mir unmöglich ſie wegen heftigem Kopfweh fortzuſetzen. Nun ſagte der Herr: „Du ſiehſt hierdurch den Werth des Leidens. Deine Geſundheit erlaubte dir nicht mit mir zu ſprechen: da ſprach ich zu Dir und tröſtete dich." Meine Ekſtaſe dauerte gewiß faſt anderthalb Stunden und während der Zeit ſagte Er mir dies Alles und noch mehr, und ich blieb immer in der größten Sammlung. Ich wußte nichts von mir und fühlte mich nur von einer Seligkeit überſtrömt, die keinen Namen hat. Hernach war mein Kopfweh zu meinem Erſtaunen gänzlich verſchwunden und ich hatte eine glühende Sehnſucht nach Leiden. Da ſagte mir der Herr, ich möge mir die Worte feſt in's Gedächtniß einprägen, die Er zu ſeinen Apoſteln geſprochen habe: „Der Knecht iſt nicht über den Herrn.“

Vierter Bericht.

Von den Gnaden die ihr der Herr in Salamanca, zu Ende der Faſtenzeit des Jahres 1571 erwies.

Geſtern war ich den ganzen Tag in großer Verlaſſenheit. Obſchon ich communizirte, weil es Oſtertag war, machte es mir doch keinen Eindruck. Abends war ich mit den Schweſtern zuſammen und es wurde ein Liedchen geſungen, welches den Schmerz ausdrückt fern von Gott leben zu müſſen. Da ich nun ſchon dieſen Schmerz litt, ſo ergriff mich das Liedchen dermaßen, daß meine Hände ſchon ganz ſtarr wurden und kein Widerſtand half. Denn in derſelben Weiſe, wie ich durch Uebermaß der Wonne in Ekſtaſe gerathe, wird meine Seele durch Uebermaß der Schmerzen in Entzückung verſetzt, was ich bis heute nicht wußte. Einige Tage zuvor hatte ich gemeint, daß der gewaltige Aufflug des Geiſtes nicht mehr ſo wie früher eintrete. Jetzt geſchah es wieder und ich glaube die Urſache richtig angegeben zu haben; doch weiß ich nicht ob es der Fall iſt. Aber es iſt gewiß, daß der Schmerz nicht die Höhe erreichte um mich aus mir ſelbſt heraus zu drängen; er war nur dermaßen meiner Empfindung unerträglich, daß er mich zwang zuweilen laut aufzuſchreien. Jetzt aber hat er ſich bis zum Höhepunkt der Herzdurchbohrung geſteigert und jetzt verſtehe ich auch beſſer, was die Mutter Gottes empfand, denn wie geſagt, bisher wußte ich nicht was das ſei Herzdurchbohrung. Mein ganzer Körper iſt ſo erſchüttert und meine Hände ſind ſo voll Schmerzen und wie verrenkt, daß ich heute mit großer Mühe ſchreibe. Wenn Euere Hochwürden mich ſehen, werden Sie mir ſagen, ob ich mich täuſche, oder ob ich mit Recht ſagen darf, die Entzückung ſei die Folge eines Uebermaßes von Schmerz geweſen.

Er dauerte bis heute Morgen. Da hatte ich im Gebet eine hohe Ekſtaſe. Mir war, als habe mich der Herr mir ſelbſt enthoben und mit dem Vater vereint und Er ſprach zu Ihm: „Dieſe, die Du mir gegeben haſt, gebe ich Dir.“ Und er zog mich an ſich. Dies iſt kein Spiel der Phantaſie; es war eine Wirklichkeit voll unausſprechlicher geiſtiger Zartheit. Er ſagte mir noch ein Paar Worte, deren ich mich nicht entſinne; unter anderm, er wolle mir gnädig ſein. Eine Weile blieb er bei mir.

Als Euere Hochwürden mich geſtern ſo ſchnell verließen, war ich eine Zeitlang gedrückt und traurig, obſchon ich mich mit dem Gedanken hätte tröſten können, daß Hochwürden viel wichtigere und nothwendigere Geſchäfte haben. Ich blieb in der Deſolation. Dann empfand ich einige Gewiſſensunruhe. Ich meine nämlich, ich hänge an keinem Geſchöpf auf Erden und jetzt fürchtete ich dieſe innere Freiheit zu verlieren. Geſtern Abend beunruhigten mich dieſe Gedanken und heute antwortete mir der Herr auf ſie und ſprach: „Wundere dich nicht darüber. Ebenſo wie die Menſchen einander ihre ſinnlichen Freuden mitzutheilen wünſchen, wünſcht auch die Seele, wenn ſie jemand hat, der ſie verſteht, ihm ihre Leiden und Freuden mitzutheilen und hat ſie niemand: ſo wird ſie traurig.“ Ferner ſagte Er: „Jetzt ſteht es gut mit dir; deine Werke gefallen mir.“ Er weilte noch länger und da ich mich entſann einmal an Euere Hochwürden geſagt zu haben, dieſe Viſionen wären von kurzer Dauer, ſo belehrte er mich und ſprach: „Sie ſind von den bildweiſen verſchieden. Aber über Gnadenerweiſe gibt es keine beſtimmte Regel, denn wie es ſich eben paßt, ſo richte ich ſie ein.“

Einmal nach der Communion meine ich ganz deutlich den Herrn neben mir geſehen zu haben. Er ſprach mir zärtlich ſüßen Troſt zu und ſagte unter anderm: „Ich bin es, Kind, ich bin bei dir, gib mir deine Hände;“ und mir war, als nehme er ſie und lege ſie auf ſeine Seite und Er ſprach: „Betrachte dieſe Wunden. Ich bin immer bei dir. Das kurze Leben geht ſchnell vorüber.“ Dann ſagte Er noch Einiges, woraus ich entnahm, daß er nach ſeiner Himmelfahrt niemals anders zur Erde herabgeſtiegen ſei um ſich den Menſchen mitzutheilen, als im allerheiligſten Sacrament. Ferner ſagte Er mir, nach der Auferſtehung ſei er der allerſeligſten Jungfrau erſchienen, die es gar ſehr bedurft habe; denn ſie ſei dermaßen von Schmerz vernichtet geweſen, daß ſie ſich nicht ſogleich habe ſammeln können, um dieſe Wonne zu genießen. Er ſei lange bei ihr geblieben, denn ſie habe des Troſtes bedurft. Dies machte mir meinen eigenen herzdurchbohrenden Schmerz verſtändlich, wenn er auch anders war. Wie groß mag der Unſerer Lieben Frau geweſen ſein.

Am Palmſonntag bei der Communion gerieth ich plötzlich in ſo große Entzückung, daß ich die heilige Hoſtie nicht genießen konnte. Als ich ein wenig zu mir ſelbſt kam, lag ſie noch auf meinen Lippen und mir ſchien, mein Mund ſei ganz voll Blut, ja ſogar mein Geſicht, mein Körper, ſei damit überſtrömt und dies Blut fließe ſo eben aus den Wunden des Gekreuzigten. Es war ganz heiß, ich fühlte es mit unausſprechlicher Süßigkeit und der Herr ſprach zu mir: „Ich will mein Blut dir zu gut kommen laſſen, mein Kind, fürchte nicht, daß dir jemals meine Erbarmungen fehlen könnten. Mit großen Schmerzen habe ich mein Blut vergoſſen und du genießeſt es mit großer Wonne: ſieh, wie reichlich ich dir die Freude vergolten habe, die du heute mir machſt.“ Dies ſagte Er, weil ich ſeit mehr als dreißig Jahren am Palmſonntag communizirte — wenn ich konnte — und meine Seele zu ſchmücken ſuchte um einen ſo großen Herrn zu beherbergen; denn es ſchien mir ſehr unfreundlich von den Juden, ihn nach einem ſo feſtlichen Empfang ſo weit zum Eſſen weggehen zu laſſen und ich zählte darauf, daß Er bei mir bleiben werde — freilich in elender Herberge, wie ich jetzt wohl ſehe. So machte ich meine kindiſchen Betrachtungen; doch der Herr ließ ſie gelten. Dies iſt eine der Viſionen, die ich ſelbſt für ganz ſicher halte, und ſo hat mir die Communion dieſe große Gnade eingetragen.

Zuvor war ich etwa drei Tage in der großen Angſt geweſen, die mich bald mehr und bald weniger quält, weil ich von Gott getrennt bin. Sie war ganz unerträglich und hatte mich ſehr müde gemacht. Es war zu ſpät für die Collation. Um durch meine körperlichen Leiden nicht ganz ſchwach zu werden, hätte ich ſie früher nehmen müſſen. Jetzt konnte ich nichts genießen; doch that ich mir Gewalt an und nahm Brod um es zu eſſen. Da erſchien mir Chriſtus, brach das Brod, legte es mir in den Mund und ſprach: „Leide wie du kannſt, meine Tochter. Es thut mir weh dich leiden zu ſehen, aber es iſt dir jetzt eben heilſam.“ Da war ich der Qual enthoben und getröſtet; denn ich glaube, daß Er in Wahrheit dieſen und den nächſten Tag bei mir blieb; und ſo war denn für diesmal meine Sehnſucht geſtillt. Daß Er ſagte: „es thut mir weh“ — machte Alles gut, denn ich hatte gemeint, es könne Ihm nichts weh thun.

Fünfter Bericht.

Aufzeichnungen aus dem inneren Leben.

Ueber den beängſtigenden Gedanken, ob man in der Gnade ſei. Weshalb biſt Du traurig, du elende Sünderin? bin ich nicht dein Gott? ſiehſt du nicht, wie ſchlimm man mich auf Erden behandelt hat? wenn du mich liebſt, warum trauerſt du denn nicht um mich? Das Licht, mein Kind, iſt ſehr verſchieden von der Finſterniß. Ich bin treu. Niemand geht zu Grunde ohne es zu wiſſen. Wer ſich aber durch ſüße innere Genüſſe für ſicher hält, der täuſcht ſich ſehr. Das Zeugniß des guten Gewiſſens gibt die wahre Sicherheit. Aber Niemand wähne, daß er aus eigener Kraft im Licht wandele. Das hängt von meiner Gnade ab; von ihm ſelbſt eben ſo wenig, als er verhindern kann, daß es täglich Abend werde. Das beſte Mittel um im Licht zu verbleiben iſt dieſes: die Seele erkenne, daß ſie dies nicht durch ſich, ſondern nur durch mich vermöge; denn ſei ſie auch im Licht, und ich ziehe mich nur einen Augenblick zurück, ſo wird es Nacht. Die wahre Demuth einer Seele beſteht in der Erkenntniß deſſen, was ſie kann und was ich kann. Unterlaſſe nicht meine Rathſchläge aufzuſchreiben, damit ſie dir nicht aus dem Gedächtniß kommen. Du verlangſt die Rathſchläge der Menſchen ſchriftlich zu beſitzen; warum hältſt du es denn für Zeitverluſt die meinigen aufzuzeichnen? die Zeit wird kommen, wo du ſie ſehr nöthig haben wirſt.

Wie Er mir zu verſtehen gab, was die Vereinigung ſei. Wähne nicht, mein Kind, daß die Vereinigung darin beſtehe, mit mir verbunden zu ſein. Dies ſind auch ſolche Seelen, welche mich beleidigen, obſchon ſie es nicht wünſchen. Die ſüßen Wonnen der Vereinigung, und hätten ſie die höchſte Stufe erreicht und obſchon ich ſie gewähre, dienen nicht zum Fortſchritt der Seelen, wenn ſie nicht in der Gnade ſind. — Als ich dies vernahm, trat ein mächtiger Aufflug des Geiſtes bei mir ein. Und der Herr gab mir zu verſtehen, was das ſei, der Geiſt und in welchem Zuſtand ſich die Seele dann befinde, und den Sinn der Worte des Magnificat: „Exultavit spiritus meus“; und daß der Geiſt mächtiger, erhabener ſei als der Wille.

Was die Vereinigung betrifft, ſo erfuhr ich darüber Folgendes: Es müſſe ein ganz lauterer, den Dingen der Erde entfremdeter Geiſt ſein, in welchem nichts Irdiſches, nichts was dem Willen Gottes zuwider iſt, haftet; er müſſe einen Geiſt und einen Willen mit dem göttlichen bilden und in der vollkommenſten Selbſtentäußerung nur auf Gott gerichtet ſein; er dürfe keine Spur von Eigenliebe, noch von Liebe zu irgend einem geſchaffenen Weſen haben. Und ich dachte: wenn das Vereinigung iſt, und da meine Seele dieſen Entſchluß beſtändig feſthält, ſo kann man wohl ſagen, daß ſie ſich immer im Gebet der Vereinigung befinde. Ja, die Wahrheit zu ſagen, ſie kann es ohne daſſelbe nicht lange aushalten. Mir kam der Gedanke, man könne ſehr gerecht ſein, große Fortſchritte machen, viel Verdienſte ſammeln, aber dennoch dürfe man nicht ſagen, die Seele ſei zu der Vereinigung gelangt, die im beſchaulichen Gebet ſtattfindet. Darauf antwortete eine Stimme, doch ohne Worte: „Die Staubwolke des Elends, der Fehler und der Unvollkommenheiten, die uns ankleben, ſei ſo groß und ſo verfinſternd, daß es nicht möglich wäre zu jener Lauterkeit des Geiſtes zu gelangen, welche die Bedingung ſeiner Vereinigung mit Gott iſt, wenn er nicht aus ſich ſelbſt herausgehend über den irdiſchen Jammer erhoben würde.“ — Da dachte ich: muß unſer Wille und unſer Geiſt in jener Verfaſſung ſein um zur Vereinigung mit Gott zu kommen: ſo iſt es nicht möglich, daß ſie für denjenigen eintrete, der nicht im Stande der Gnade iſt. Es ſcheint mir alſo äußerſt ſchwierig zu entſcheiden, ob die Vereinigung mit Gott ſtattfinde, da wir, ohne eine ganz beſondere Gnade, nicht einmal wiſſen, ob wir in der Gnade ſind oder nicht.

Ich bitte Euere Hochwürden mir zu ſchreiben, was Ihre Anſicht und ob die meine verkehrt iſt und mir dies Blatt zurück zu ſenden.

Ich hatte geleſen, es ſei eine Unvollkommenheit auf ſchöne Gemälde Werth zu legen; deshalb wollte ich nicht mehr eines, das ich beſaß, in meiner Zelle behalten. Schon früher hatte ich es in Uebereinſtimmung mit der Armuth gefunden, nur Bilder von Papier zu haben; jetzt vollends wollte ich keine andere leiden. Da hörte ich ganz unerwartet den Herrn zu mir ſprechen: „Dies iſt keine weiſe Abtödtung. Was iſt beſſer, Armuth oder Liebe? die Liebe iſt das Beſſere. Alles was die Liebe weckt, das pflege, das entziehe deinen Nonnen nicht. Uebertriebene Verzierungen und Ausſchmückungen der Gemälde tadelt das Buch; nicht die Gemälde ſelbſt. Der böſe Feind weiß den Lutheranern alle Mittel zu entziehen, die ihre Liebe beleben könnte; deshalb gerathen ſie in's Verderben. Meine Gläubigen müſſen jetzt mehr denn je genau das Gegentheil von Allem thun, was jene thun.“ — Ferner erfuhr ich, daß ich Unſerer Lieben Frau und dem heil. Joſeph zur dankbarſten Verehrung verpflichtet ſei, denn mehrmals wenn ich ſchon am Rande des ewigen Abgrundes ſchwebte, habe ihre Fürbitte Gott bewogen mir ſeine Huld nicht zu entziehen.

Am Tage nach St. Matthäus war ich in der inneren Stimmung in der ich zu ſein pflege, nachdem ich die Viſion der hochheiligſten Dreifaltigkeit hatte. Da dieſe bei der Seele weilt, die ſich im Stand der Gnade befindet, ſo gewährte ſie mir in einer nur ihr bekannten Art, daß ich ſie ganz deutlich in bildweiſer Viſion ſchaute. Schon mehrmals hatte ſie ſich mir in geiſtiger Viſion zu erkennen gegeben; doch nach einigen Tagen haftete nicht mehr ein ſo vollkommen klares Bild in meinem Gedächtniß, wie das iſt, wovon ich jetzt ſpreche. Es ſtimmt ganz und gar damit überein, was ich früher von gelehrten Männern darüber gehört habe, jedoch ohne es damals ſo gründlich wie jetzt zu verſtehen. Doch habe ich es immer ohne Rückhalt geglaubt, denn Verſuchungen gegen den Glauben hatte ich nie.

Unwiſſende Seelen meinen, es verhalte ſich mit den drei göttlichen Perſonen ſo, wie man zuweilen die hochheiligſte Dreifaltigkeit gemalt ſieht: nämlich ein Leib und drei Angeſichte; und das verſetzt in ein ſolches Erſtaunen und ſcheint eine ſo unmögliche Sache, daß man gar nicht daran denken kann. Der Verſtand verwirrt ſich, fürchtet in Zweifel an der Wahrheit der Lehre zu gerathen und verliert große Vortheile.

Das was ſich mir dargeſtellt hat, ſind drei von einander unterſchiedene Perſonen, die man jede für ſich ſehen und mit einer jeden ſprechen kann. Und ich meine, nur weil der Sohn Menſch geworden iſt, erkennen wir dieſe Wahrheit. Dieſe drei Perſonen kennen ſich, lieben ſich, theilen ſich einander mit. Iſt aber eine jede für ſich, warum ſagen wir, warum glauben wir, daß alle Drei ein Weſen ſind; — was eine ſo unumſtößliche Wahrheit iſt, daß ich bereit wäre tauſendmal für ſie zu ſterben. Deshalb, weil in dieſen drei Perſonen nur ein Wille, nur eine Macht, nur eine Herrſcherkraft iſt. Die Eine vermag nichts ohne die andere. Für alle unzählige Creaturen gibt es nur einen Schöpfer. Könnte der Sohn ohne den Vater nur eine Ameiſe ſchaffen? Nein. Sie ſind mit dem heiligen Geiſt ein und dieſelbe Kraft, ein allmächtiger Gott, eine Majeſtät in drei Perſonen. Könnte jemand den Vater lieben, ohne den Sohn und den heiligen Geiſt zu lieben? Nein. Wer das Wohlgefallen einer der drei Perſonen beſitzt, der iſt ihnen Allen wohlgefällig und wer Eine beleidigt, mißfällt den Andern. Könnte der Vater ſein ohne den Sohn und den heiligen Geiſt? Nein. Denn es iſt ja eben eine Weſenheit, die ſich nicht trennen läßt, ſo daß Drei ſind, wo Einer iſt. Aber wie werden wir gewahr, daß es drei verſchiedene Perſonen ſind? und warum erfolgte nur die Menſchwerdung des Sohnes, aber nicht die des Vaters und des heiligen Geiſtes? — Dies weiß ich nicht; die Theologen werden es wiſſen. Ich weiß nur, daß an dieſem wunderbaren Werk Drei ſich betheiligten; über das Wie denke ich wenig nach, weil meine Gedanken ſchnell zu dem Schluß kommen: Gott iſt der Allmächtige; Er hat es gewollt, folglich hat er die Macht gehabt das zu thun was Er wollte. Und während ich ſo denke, wird mein Glaube immer feſter und meine Andacht immer größer. Er ſei gebenedeit in Ewigkeit. Amen.

Hätte der Herr mir nicht alle dieſe Gnaden erwieſen, ſo meine ich, ich hätte nie den Muth zu manchen meiner Unternehmungen und nicht die Seelenſtärke gehabt, um alle damit verknüpften Mühſale, Widerreden und verkehrte Urtheile zu ertragen. Nachdem ich meine Kloſtergründungen begonnen hatte, verließen mich alle Aengſte, die mich früher ſo ſehr quälten, bezüglich der Wahrheit meiner Offenbarungen. Mich überkam eine unerſchütterliche Gewißheit, daß Gott ſie mir ſchicke und damit wagte ich mich kühn an ſchwierige Dinge. Jedoch immer im Gehorſam und nie ohne Unterweiſung; denn das war mir einleuchtend: gefiel es dem Herrn dieſen Orden auf die urſprüngliche Regel zurückzuführen und ſich in ſeinen Erbarmungen dazu meiner als Werkzeug zu bedienen: ſo mußte Er hinzu thun, was mir fehlte, nämlich Alles. Nur dann konnte das Ziel erreicht werden, und ſeine Größe erſchien um ſo majeſtätiſcher durch die Erbärmlichkeit ſeines Werkzeuges.

In der Beicht ſoll man von ſeinen Fehlern und Sünden, nicht von ſeinen Tugenden reden, auch nicht von Sachen des Gebets, es ſei denn, daß man Jemand habe, bei dem man ſicher iſt ſolche Dinge verſtändig behandelt zu ſehen. Dies muß die Priorin prüfen und für die Nonne, die ihre Seelenbedürfniſſe ihr mitgetheilt hat, das Paſſende wählen. Wer hierin unerfahren iſt, kann keinen guten Rath geben und auf ihn iſt anzuwenden, was Caſſian ſagt: „er gleicht dem, der nie geſehen noch gehört hat, daß Menſchen ſchwimmen können. Sieht er alſo Leute in den Fluß ſpringen, ſo meint er, ſie müßten ſämmtlich ertrinken.“

Warum wollte der Herr, daß Joſeph ſein Traumbild ſeinen Brüdern erzähle, da dieſe Mittheilung dem Joſeph doch ſo theuer zu ſtehen kam?

Um ſeiner vielen Sünden willen verbreitete Antiochus einen ſo abſcheulichen Geruch, daß er ſich ſelbſt und Allen, die zu ihm kamen, unausſtehlich war.

Ob die Zaghaftigkeit, welche die Seele empfindet, wenn es dem Herrn gefällt ihr eine große Gnade zu erweiſen, Ehrfurcht iſt, die der Geiſt ihr eingibt, wie jenen vierundzwanzig Greiſen, von denen die Schrift ſpricht?

Wie iſt es zu verſtehen, was die Schrift ſagt, daß ein Engel die Gebete wie Weihrauch dem Herrn darbringt und opfert, wenn alle geiſtigen Kräfte gebunden ſind, welche der Seele in Erinnerung bringen ſollen, daß ſie gewiſſe Anliegen Gott zu empfehlen hat?

Ohne Erkenntniß der Sünde ſündigt man nicht. Darum ließ der Herr nicht jenen König mit dem Weibe Abrahams ſündigen; denn er meinte es ſei die Schweſter, nicht die Frau.

Sechſter Bericht.

Ueber das Gelübde des Gehorſams, das ſie dem Pater Gratian im Jahr 1575 ablegte.

Im Monat April des Jahres 1575 befand ich mich in dem neugegründeten Kloſter zu Beas, als auch der Pater Magiſter Hieronymus Gratian von der Mutter Gottes dahin kam. Ich beichtete ein paar Mal bei ihm, obſchon ich dort andere Beichtväter hatte, aber es ſchien mir gut, ihn zum Führer zu haben. Eines Tages beim Eſſen und ohne alle Vorbereitung, ſammelte ſich plötzlich meine Seele zum Aufflug des Geiſtes, ſo daß ich kaum Zeit hatte zu denken, es werde eine Ekſtaſe eintreten. Und in der That wurde ich zur Vereinigung erhoben, die wie gewöhnlich nur eine kurze Zeit währte und blitzähnlich war. Mir ſchien der Herr Jeſus Chriſtus nahe ſich mir in der Geſtalt in der er ſich gewöhnlich mir zeigt, und zu ſeiner Rechten befinde ſich Pater Gratián. Der Herr nahm deſſen rechte Hand, dann die meine, legte ſie zuſammen und ſprach zu mir: ich möge lebenslang dieſem als ſeinem Stellvertreter folgen, und es müſſe zwiſchen uns beiden in allen Dingen Uebereinſtimmung herrſchen; dies ſei nothwendig. Ich fühlte eine ſo tiefe Beruhigung, daß ich ganz ſicher war, es ſei eine Eingebung Gottes; aber ich leiſtete ihr furchtbaren Widerſtand, denn ich dachte an zwei Beichtväter, die ich lange gehabt hatte, denen ich gern folgte, denen ich große Dankbarkeit ſchuldete und die ich, namentlich den einen, ſehr liebte. Andrerſeits mußte ich mir ſagen, eine Viſion von ſolcher Klarheit und Wirkung könne unmöglich ein Spiel der Einbildung geweſen ſein. Ueberdas wiederholte der Herr noch zweimal ſeinen Befehl mit andern Worten: ich dürfe nichts fürchten, Er wolle es. Als ich entſchieden den Willen des Herrn erkannte, entſchloß ich mich endlich dazu jener Leitung lebenslänglich mich zu unterwerfen. Obſchon ich mit Geiſtesmännern von hoher Vollkommenheit und großem Wiſſen, die mit äußerſter Sorgfalt meiner Seele ſich annahmen, in Verbindung geweſen, war ich doch ein ſolches Bündniß nie eingegangen. Doch hatte ich wohl gehört, daß man es thue, um der Veränderlichkeit des Sinnes vorzubeugen, und von mehreren Perſonen, die dies bei ihren Beichtvätern gethan, hatte ich vernommen, es würde mir gewiß ebenſo zuſagen, wie es ihnen zuſagte.

Mit meinem Entſchluß kehrten Friede und Freude ſo reichlich bei mir ein, daß ich ſtaunte, und ſie als eine Beſiegelung des göttlichen Willens betrachtete, weil die Einflüſſe des Lügengeiſtes der Seele nicht ſo troſtreich ſein können. Wenn ich nur daran denke, lobe ich den Herrn. Der Pſalmenvers: „Posuit fines suos in pacem“ fällt mir ein und ich möchte mich auflöſen in Preis und Dank.

Etwa einen Monat ſpäter, am Pfingſtmontag, war ich auf der Reiſe nach Sevilla zu einer Kloſtergründung. Wir hörten die Meſſe in einem Bethäuschen in Ecija und blieben dort während der Mittagshitze, und ich zog mich von meinen Begleiterinnen zurück und ging allein in die Sacriſtei. Da fiel mir eine große Gnade ein, die mir der Heilige Geiſt einmal zur Vesper des Pfingſtfeſtes erwieſen hatte und zugleich erwachte mein lebhafter Wunſch, Ihm einen recht vorzüglichen Dienſt zu erweiſen. Aber ich fand nichts: Alles was ich hätte thun können, war ſchon gethan, oder wenigſtens beſchloſſen, und wenn gethan, ſo war es höchſt mangelhaft. Nun überlegte ich, daß ich freilich das Gelübde des Gehorſams ſchon gemacht habe, daß es ſich aber in größerer Vollkommenheit machen laſſe und daß es dem heiligen Geiſt vielleicht genehm wäre, wenn ich meinen Vorſatz auf der Stelle ausführte, dem Pater Hieronymus Gratian Gehorſam zu geloben. Einerſeits kam mir dies ganz leicht vor, da ich ja entſchloſſen war es zu thun; andrerſeits unerhört ſchwer. Denn den Ordensobern, denen man Gehorſam verſpricht, erſchließt man nicht ſein Innerſtes; auch wechſeln ſie, und kann man ſich nicht mit dem Einen verſtändigen, ſo doch mit dem Andern. Der Gedanke, Zeit meines Lebens ohne irgend welche äußere und innere Freiheit verharren zu müſſen, bedrückte mich unausſprechlich und ich hatte durchaus keine Luſt darauf einzugehen. Und doch beſchämte mich dieſer Widerſtand meines Willens ſehr. Ich ſah ja deutlich, daß ſich mir etwas darbiete, was ich aus Liebe zu Gott thun könne; thäte ich es nicht, ſo fiele ein ſchlimmes Licht auf meinen Entſchluß Ihm treu zu dienen. Genug, ich fühlte mich von Schwierigkeiten dermaßen bedrängt, daß mir in meinem ganzen Leben nichts ſo ſchwer geworden iſt, ausgenommen Eines; und das war nicht mein Profeß, ſondern wie ich das Haus meines Vaters verließ um in's Kloſter zu gehen. Ich vergaß meinen eigenen Willen, vergaß die Vortheile meines Vorſatzes und hatte vielmehr die große Furcht — zu meinem eigenen Erſtaunen ſei es geſagt — ob die Sache auch in der That wohlgefällig vor Gott ſei. Die böſe Natur, die ſtets eine Freundin der

Freiheit iſt, miſchte ſich denn auch in die Angelegenheit, obſchon ich ſeit Jahren keinen Geſchmack mehr an der Freiheit finde. Etwas anders aber kam es mir vor, ihr durch ein Gelübde zu entſagen und das iſt denn auch ganz richtig. Endlich, nach einem langen und mühſamen Kampf, gab mir der Herr wieder Ruhe durch die Vorſtellung, die Sache ſei um ſo beſſer, als ſie mir ſchwer falle; da ich das Verſprechen zu Ehren des heiligen Geiſtes ablege, ſei derſelbe verpflichtet dem Seelenführer Licht zu geben, damit dieſer mich erleuchte; und der Herr habe ihn mir ja ſelbſt zugeführt. Nun warf ich mich auf die Kniee und verſprach zu Ehren des heiligen Geiſtes während meines ganzen Lebens das zu thun, was immer dieſer Führer mich heißen werde, vorausgeſetzt daß es nicht gegen Gottes Gebote und nicht gegen die Verpflichtungen ſei, die ich meinen Ordensobern ſchuldig bin. Der Herr machte mich aufmerkſam, es beziehe ſich nicht auf geringfügige Dinge, wie wenn ich in einer Sache zudringlich bitten wollte, und er mir ſage, ich möge ſie fallen laſſen und ohne Sorge ſein, und ich dennoch wieder bitten würde. Es handele ſich nicht um Kleinigkeiten, die man thue ohne ſie zu beachten. Von dem was meine Sünden und Fehler und mein inneres Leben betreffe, dürfe ich ihm wiſſentlich nichts verheimlichen — und das iſt freilich viel mehr, als was man den Ordensobern ſchuldig iſt — und mit einem Wort: ich müſſe ihn als den Stellvertreter Gottes für mein inneres und äußeres Leben betrachten. Ich weiß nicht, ob dem wirklich ſo iſt; aber mir ſchien ich hätte etwas Großes zu Ehren des heiligen Geiſtes gethan, oder wenigſtens ſo viel, wie ich irgend thun konnte; freilich nur etwas Geringes im Vergleich zu Allem, was ich Ihm ſchuldig bin.

Jetzt preiſe ich Gott, der mich zu Jemand führte, dem ich aus ganzer Seele vertraue und dem der große König auch große Gnaden geben wird, wie das meine feſte Ueberzeugung iſt. Ich bin froh und zufrieden von mir ſelbſt befreit zu ſein, und anſtatt mich durch Unterwerfung gefeſſelt zu fühlen, was ich ſehr fürchtete, fühle ich mich in größerer Freiheit. Der Herr ſei geprieſen in Ewigkeit.

Siebenter Bericht.

Ueber dieſenigen frommen Männer mit denen ſie in geiſtlicher Verbindung geweſen iſt und über Manches aus ihrem Leben. An Pater Rodrigo Alvarez, S. J., im Jahr 1575.

Dieſe Nonne trägt ſeit vierzig Jahren den Habit und ſie begann ſogleich damit, ein paar Mal täglich die Geheimniſſe des bittern Leidens unſers Herrn Jeſus und ihre eigenen Sünden zu betrachten. Sie dachte dabei nicht an etwas Uebernatürliches, ſondern an ſolche Dinge, bei denen ſie den Schluß machen konnte, wie ſchnell Alles zu Ende geht, oder an die Größe Gottes und die Liebe, die er für uns hat, und die beide aus der ganzen Schöpfung uns entgegentreten.

Dies vermehrte ſehr ihr Verlangen Ihm zu dienen. Furcht vor ihm hat ſie nie gekannt; in keinem Fall hat Furcht ſie gefördert. Immer hatte ſie ein heißes Verlangen Gott mehr geliebt und ſeine Verherrlichung mehr verbreitet zu ſehen. Darum betete ſie; für ſich ſelbſt erbat ſie nichts. Sie meinte, ſie werde nur wenig im Purgatorium zu leiden haben, wenn ihr Gebet, ſei es auch noch ſo wenig, die Ehre Gottes fördern helfe.

Auf dieſe Weiſe brachte ſie zweiundzwanzig Jahre in der größten Trockenheit zu; doch niemals kam es ihr in den Sinn etwas Höheres zu wünſchen. Sie ſchätzte ſich ſo gering, daß ſie meinte, ſie verdiene kaum an Gott zu denken und es ſei ſchon eine große Gnade, wenn ſeine erhabene Majeſtät ſie vor ſeinem Angeſichte dulde, ſei es mündlich betend, ſei es gute Bücher leſend.

Nach etwa achtzehn Jahren begannen die Verhandlungen über das erſte Kloſter der Carmeliter-Barfüßerinnen, das ſie in Avila gründete; und ich meine, drei Jahre zuvor begann ſie zuweilen innere Stimmen zu hören, innere Offenbarungen und Viſionen zu haben, die ſie mit den Augen der Seele ſchaute. Nie hat ſie mit leiblichem Auge und Ohr irgend etwas geſehen oder gehört. Zweimal freilich hörte ſie ſprechen: aber ſie verſtand nichts davon. Wenn ſie eine innere Viſion hatte, ſo dauerte die Vorſtellung meiſtens nicht länger als ein Blitz; ſie blieb ihr aber ſo feſt eingeprägt und machte ihr einen ſo ſtarken Eindruck, als habe ſie Alles mit leiblichem Auge geſchaut; ja noch ſtärker.

Ihrer Natur nach ſchüchtern, war ſie damals ſo ängſtlich, daß ſie manchmal kaum wagte am hellen Tage allein im Zimmer zu ſein und immer teufliſches Blendwerk befürchtete. Da ſie aber die Viſionen nicht verhindern konnte, ſo viel Mühe ſie ſich auch gab, wurde ſie ſehr traurig und fing an ſich mit Lehrern des geiſtlichen Lebens von der Geſellſchaft Jeſu zu beſprechen. Dazu gehörten der Pater Araoz, Commiſſarius der Geſellſchaft, der nach Avila kam; Pater Franzisco, der Herzog von Gandia geweſen war und mit dem ſie zweimal ſich beſprach; Pater Gil Gonzalez, jetzt in Rom, damals Provinzial; der jetzige Provinzial von Caſtilien, aber nur ſelten; Pater Baltaſar Alvarez, der während ſechs Jahren ihr Beichtvater war und jetzt Rector in Salamanca iſt; der jetzige Rector in Cuenca, Pater Salazar; und der von Segovia, Pater Santander; und der von Burgos, der Ripalda hieß, und der ihr nicht gewogen war, weil er mancherlei von jenen Dingen gehört hatte, bis er ſie ſpäter kennen lernte; und in Toledo Dr. Paul Hernandez, Conſultor am Inquiſitionsgericht; Dr. Gutierrez, der damals Rector in Salamanca war, als ſie ihn ſprach; und einige andere Patres der Geſellſchaft Jeſu, welche ſie als Geiſtesmänner hatte nennen hören und die ſich in den Städten aufhielten, wo ſie Kloſtergründungen machte.

Mit dem heiligen Mann, Pater Petro de Alcantara, Franziscaner-Barfüßer, war ſie viel in Verbindung. Er verhalf ihr am meiſten zu der Einſicht, daß kein Blendwerk ſie täuſche. Ueber ſechs Jahre hatte ſie ſchwere Prüfungen zu beſtehen, wie das weitläufig beſchrieben worden iſt. Aber je mehr Prüfungen, deſto häufiger wurden, trotz ihrer Thränen und Aengſte, ihre Entzückungen, wenn ſie auch nicht den höchſten Grad der Ekſtaſe erreichten.

Unzählige heilige Meſſen und Gebete wurden aufgeopfert, damit der Herr ſie auf einen andern Weg führe; denn ſobald ſie nicht im Gebet ſich befand, ſchwebte ſie in übermäßiger Angſt vor Täuſchung, obſchon ſie in allen Dingen, die ihre Seele betrafen, einen großen Unterſchied, nämlich einen bedeutenden Fortſchritt, und gar keine Selbſtgefälligkeit und keinen Stolz, nicht einmal die Verſuchung dazu, wahrnahm. Hingegen fühlte ſie ſich beſchämt und bemerkte ſie, daß Andere darum wußten, ſo verdroß es ſie. Niemals ſprach ſie darüber außer mit ihren Beichtvätern oder mit Perſonen, von denen ſie Belehrung erwarten konnte, und auch das war ihr ſo peinlich, als ob es ſchwere Sünden wären, die ſie zu bekennen habe. Sie meinte immer man werde ſich über ſie luſtig machen und in dieſen Zuſtänden weibiſche Einbildungen erkennen, welche ſie doch ſelbſt ſtets verabſcheut hatte.

Ungefähr dreizehn Jahre nachdem das St. Joſephskloſter gegründet und ſie aus ihrem erſten Kloſter dahin überſiedelt war, kam ein Biſchof nach Avila, der jetzt Biſchof von Salamanca iſt, Soto heißt und der, ich weiß nicht ob in Toledo oder in Sevilla, Inquiſitor geweſen war. Sie machte es möglich mit ihm zu reden und ihm einen Bericht über ihren Seelenzuſtand abzulegen, um mehr und mehr Sicherheit zu gewinnen. Er ſagte ihr, dieſe Dinge gehörten durchaus nicht vor ſein Gericht, denn ſo weit er ſie verſtehen und beurtheilen könne, werde ſie ja immer feſter im katholiſchen Glauben; und dieſen unerſchütterlichen Glauben hat ſie immer gehabt, ſo wie auch ein heißes Verlangen nach der Verherrlichung Gottes und dem Heil der Seelen, ſo daß ſie ſich für eine einzige Seele hundertmal hätte umbringen laſſen.

Da er ſie ſo abgeängſtigt ſah, rieth er ihr ſie möge ihr Leben mit allen Umſtänden, ohne etwas auszulaſſen, aufſchreiben und dem Magiſter Juan de Avila ſchicken. Was dieſer im Gebet erfahrene Mann ihr antworten werde, dabei ſolle ſie ſich beruhigen. Sie that es und ſchrieb ihr Leben und ihre Sünden auf und er antwortete ihr ungemein troſtreich und beruhigend. Dieſer Bericht war der Art, daß alle gelehrten Männer, die ihn ſahen und die meine Beichtväter ſind, ihn ſehr fördernd fanden durch manche Rathſchläge in Sachen des innern Lebens und ihr befahlen es abzuſchreiben und ein zweites Büchlein für ihre Töchter — denn ſie war Priorin — zu verfaſſen und ihnen darin noch vollſtändiger Rathſchläge zu ertheilen[1]).

Trotz deſſen konnte ſie ſich zeitweiſe nicht der Angſt erwehren, daß ſie ſo gut wie andere geiſtliche Perſonen, von Blendwerk getäuſcht werden könne. Sie ſagte alſo ihrem Beichtvater, wenn er es genehmige, wolle ſie ſich mit einigen berühmten Gelehrten beſprechen, obſchon dieſe dem Gebet nicht beſonders ergeben waren; denn ſie wollte weiter gar nichts wiſſen, als das Eine: ob das, was ihr widerfahre, im Einklang mit der heiligen Schrift ſei. Zuweilen tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken: wenn ſie auch um ihrer Sünden willen verdient habe betrogen zu werden, ſo würde der Herr doch gewiß nicht erlauben, daß ſo viele vortreffliche Männer, die ſehnlichſt wünſchten ihr Licht zu geben, der Täuſchung anheimfielen.

---

[1]) Dies Buch hieß: Der Weg der Vollkommenheit.

In dieſer Abſicht alſo begann ſie mit den Vätern vom Orden des glorwürdigen heiligen Dominicus, bei denen ſie ſchon früher gebeichtet hatte, ſich zu beſprechen; d. h. nicht bei dieſen Männern, aber bei Männern dieſes Ordens hatte ſie gebeichtet. Mit jenen iſt ſie ſeitdem in Verbindung geblieben. Bei Pater Vincenz Barron beichtete ſie anderthalb Jahre in Toledo, wo er damals Conſultor des Inquiſitionsgerichts war. Ein großer Gelehrter, mit dem ſie vor Jahren ſchon von dieſen Dingen geſprochen und der ſie ſehr beruhigt hatte, wie auch die Patres der Geſellſchaft Jeſu, die ich nannte. Einſtimmig ſagte man ihr, wenn ſie Gott nicht beleidige und wenn ſie ihre Unwürdigkeit erkenne, weshalb die Angſt? Dann Pater Pedro Ibannez, damals Lector in Avila. Bei dem Pater Magiſter Domingo Bannes, der jetzt Regens des Collegiums von St. Gregorio in Valladolid iſt, beichtete ſie ſechs Jahre und immer blieb ſie im brieflichen Verkehr mit ihm, wenn ſie Anliegen hatte. Dann Magiſter Chaves. Dann Pater Magiſter Bartolome de Medina, Profeſſor zu Salamanca; ſie wußte, daß dieſer ſehr übel auf ſie zu ſprechen ſei, weil er Manches von dieſen Dingen gehört hatte. Sie dachte, da er keine gute Meinung von ihr habe, werde er ihr beſſer als irgend jemand ſagen, ob ſie in Täuſchung befangen ſei. Dies trug ſich vor etwa zwei Jahren zu. Sie beichtete bei ihm, ſo lange ſie ſich dort aufhielt und gab ihm genau Rechenſchaft von Allem was ſich während der Zeit zutrug. Damit er es deſto beſſer verſtehe, zeigte ſie ihm, was ſie geſchrieben hatte und er beruhigte ſie ebenſo, ja noch mehr wie die Anderen auch, und ſchenkte ihr ſeine ganze Freundſchaft.

Als ſie die Kloſtergründung in Valladolid machte, beichtete ſie bei Pater Philipp de Meneſes, der damals Rector des Collegiums von St. Gregorio war. Er war zuvor einmal nach Avila gereiſt, nur um ſie zu ſprechen, aus reinſter Nächſtenliebe; denn er hatte von ihr gehört und wollte wiſſen, wie es mit ihr ſtehe. War ſie eine Getäuſchte, ſo wollte er ſie aufklären. War ſie es nicht, ſo wollte er ſie vertheidigen, wenn er ſie tadeln hörte. Er wurde ganz von der Wahrheit überzeugt.

Mit einem Dominicaner-Provinzial Namens Salinas, der im geiſtigen Leben ſehr hoch ſtand, verkehrte ſie viel; auch mit dem Prior des St. Thomaskloſters zu Avila und mit dem Lector Diego de Yangues in Segovia.

Unter dieſen Dominicaner-Patres waren einige ſehr eifrig den Gebetsübungen ergeben; vielleicht alle. Auch andere noch hat ſie befragt, die ſie in den verſchiedenen Städten traf, wohin ſie ſich wegen der Kloſtergründungen begeben mußte; denn ihre Beſorgniß währte viele Jahre. Alle wünſchten die Wahrheit an den Tag zu bringen und prüften ſie ſtreng und dadurch haben ſie Gewißheit erlangt und ihr gegeben. Immer wünſchte ſie ſich ihren Befehlen zu unterwerfen. Konnte ſie nicht immer gehorchen, wenn es übernatürliche Dinge betraf, ſo betrübte ſie ſich ſehr. Ihr Gebet und das ihrer Nonnen richtet ſich beſtändig mit großem Eifer auf die Vermehrung des Glaubens. Deshalb, ſo wie auch zum Heil ihres Ordens, wurde das erſte Kloſter nach der urſprünglichen Regel geſtiftet. Sie ſagt, ſollten dieſe außergewöhnlichen Dinge ſie jemals in Widerſpruch mit dem katholiſchen Glauben und den Geboten Gottes verſetzen, ſo brauche ſie nicht Gelehrte zu befragen und ſich prüfen zu laſſen; ſie würde dann auf der Stelle erkennen, daß der Geiſt der Finſterniß ſie täuſche. Sie hat nie etwas gethan um im Gebet Ekſtaſen zu haben. Befahlen ihr die Beichtväter vielmehr dem Aufflug des Geiſtes Widerſtand zu leiſten, ſo gehorchte ſie bereitwillig und theilte ihnen treulich Alles mit. Niemals war ſie von dem göttlichen Urſprung ihrer Viſionen überzeugt genug um ihn zu beſchwören, es ſei denn, daß man ihr geſagt habe, ſie dürfe es; aber die großen Wirkungen und die großen Gnaden, die von ihnen ausgingen, machten ihr ſtets den Eindruck, als rührten ſie vom Geiſt Gottes her. Stets hat ſie mehr nach Tugenden, als nach allem Uebrigen verlangt und ſtets hat ſie bei ihren Nonnen darauf gedrungen und ihnen eingeprägt: wer am demüthigſten ſei und am meiſten abgetödtet, der ſtehe am höchſten im inneren Leben.

Alles was ſie geſagt und geſchrieben, hat ſie dem Pater Magiſter Domingo Bannes mitgetheilt, der jetzt in Valladolid iſt. Mit ihm ſtand und ſteht ſie am meiſten in Verbindung. Er hat dem Inquiſitionsgericht in Madrid ihre Schriften vorgelegt; ſie unterwirft ſich in ihnen unbedingt der katholiſchen Glaubenslehre und der römiſchen Kirche. Niemand hat eine Schuld an ihr gefunden, denn die übernatürlichen Dinge liegen nicht in der Gewalt des Menſchen und Unmögliches verlangt Gott nicht.

Die Sache wurde ſo bekannt, weil ſie in ihrer Aengſtlichkeit an gar viele Geiſtesmänner ſich wendete und die Einen es den Andern ſagten. Ein Unfall der einer ihrer Schriften zuſtieß, verbreitete den Inhalt noch mehr. Alles das war ihr Kreuz und Qual und koſtete unzählige Thränen, hatte aber, wie ſie ſagt, keinen Grund in der Demuth, ſondern eben in jener Aengſtlichkeit. Dieſe Marter ſchien eine beſondere Zulaſſung des Herrn zu ſein; denn während der Eine noch Schlimmeres ſagte, als die Andern geſagt hatten, ſagte er bald darauf lauter Gutes.

Sie fürchtete außerordentlich ſich einem Führer zu unterwerfen, der dieſe Dinge für göttliche Eingebung hielt, denn ſie meinte, der böſe Feind verblende ſie nun alle beide. Wen ſie im Zweifel ſah, dem vertraute ſie ihre Seele am liebſten an, obſchon es ihr ſehr weh that, wenn man um ſie zu prüfen die ganze Sache verächtlich behandelte. Denn Einiges ſchien ja ſelbſt den Zweiflern Gottes Werk zu ſein. Daher wollte ſie, daß man ebenſowenig Alles verdamme, als Alles gut heiße. Daß ſich der Irrthum einſchleichen könne begriff ſie leicht, und eben wegen dieſer Gefahr konnte ſie nicht zu feſter Zuverſicht gelangen.

Ihr hauptſächliches Streben ging dahin, auf keine Weiſe Gott zu beleidigen und immer gehorſam zu ſein. Durch dieſe beiden Mittel hoffte ſie mit Gottes Gnade den Fallſtricken des böſen Feindes zu entgehen.

Seitdem das Uebernatürliche ihr ſo nahe kam, neigte ihr Geiſt dahin, immer das Vollkommenſte zu wählen und ein heißes Verlangen nach Leiden verließ ſie faſt nie. In den ſchweren Verfolgungen, die ſie trafen, fühlte ſie ſich immer getröſtet, immer voll Sehnſucht nach Armuth und Abgeſchiedenheit, voll beſonderer Liebe für ihre Verfolger und voll glühender Wünſche dieſe Stätte der Verbannung zu verlaſſen um Gott zu ſchauen. Dieſe und ähnliche Wirkungen gaben ihr allmälig etwas Ruhe, weil ihr ſchien, ſolche Tugenden könnten unmöglich unter dem Einfluß eines böſen Geiſtes erwachen. Das ſagten auch die Seelenführer; zwar nicht um ihr alle Furcht zu nehmen, aber um ſie nicht allzu traurig zu machen.

Niemals wandelte ihren Geiſt die Neigung an, etwas zu verheimlichen oder nicht zu gehorchen.

Mit leiblichen Augen hat ſie, wie ſchon geſagt, nie eine Viſion geſchaut, ſondern in ſo geiſtiger, unirdiſcher Weiſe, daß ſie in der erſten Zeit zuweilen dachte, es ſei ein Spiel der Phantaſie; zuweilen aber konnte ſie es nicht denken. Die Viſionen waren nicht andauernd, traten meiſtentheils ein, wenn ſie ſich in großer Trübſal befand. So einmal, da ſie einige Tage in unerträglicher innerer Qual und Seelenangſt geſchwebt hatte, ob etwa der Teufel ſie bethöre; was Alles weitläufig in ihrem Lebensbericht ſteht, ſo wie auch ihre Sünden, die man zur Genüge kennt, und vieles Andere. Dieſe ſchreckliche Seelenangſt beraubte ſie jeder Zuverſicht.

Als ſie ſich nun in einer namenloſen Traurigkeit befand, genügte das Wort, das ſie innerlich vernahm: „Ich bin es, fürchte nichts" — um ihre Seele ſogleich in eine ebenſo namenloſe Ruhe, voll Muth und Vertrauen zu verſetzen. Wie das zuging iſt nicht zu begreifen; aber weder Beichtväter noch gelehrte Männer hätten ihr durch tauſend Worte den Frieden und die Beruhigung geben können, welche dies eine Wort ihr gab. Und ſo geſchah es noch öfter: Viſionen gaben ihr Kraft. Ohne dieſelben hätte ſie nimmermehr die großen Drangſale, den vielfachen Widerſpruch, die unzähligen Krankheiten ertragen können, die ſie zu leiden hatte und noch immer leidet, wenngleich in geringerem Grade. Ohne irgend ein Leiden iſt ſie nie; bald mehr und bald minder. Schmerz iſt ihr etwas Alltägliches und Kränklichkeit quält ſie ſehr ſeitdem ſie Nonne iſt, namentlich dann, wenn ſie etwas eifrig dem Herrn zu dienen ſucht. Die Gnaden, die Er ihr erweiſt haften nicht in ihrem Gedächtniß, obſchon ſie ſich recht oft dieſelben vorſtellt; aber ſie kann ſich nun einmal nicht ſo bei ihnen aufhalten, wie bei ihren Sünden. Dieſe Erinnerung peinigt ſie faſt unabläſſig, wie ein übelriechender Unrath.

Eben dieſe Sünden und das Bewußtſein dem Herrn gar wenig gedient zu haben, wird der Grund ſein, weshalb ſie nie Verſuchungen zur Selbſtgefälligkeit hatte. Nie miſchte ſie in Dinge des Geiſtes andere Dinge ein, die nicht ganz lauter und keuſch geweſen wären; ja es ſcheint, ſie könne neben den übernatürlichen Dingen nichts Anderes in ihrem Geiſt beherbergen. Um ihren Leib bekümmert ſie ſich gar nicht, denkt nie an ihn, verwendet ihn ganz zum Dienſt Gottes.

Sie meidet ſorgfältig jede Beleidigung des Herrn unſeres Gottes und ſucht in allen Stücken ſeinen Willen zu thun. Darauf richtet ſie beſtändig ihr Gebet hin und dazu iſt ſie ſo feſt entſchloſſen, daß wenn ihre Beichtväter ihr auch ſagten, ſie könne dem Herrn durch andere Dinge einen größeren Dienſt erweiſen: ſo würde ſie es nicht thun, mit Gottes Gnade, und nicht von ihrem Streben ablaſſen. Sie hat das feſte Vertrauen, daß die göttliche Majeſtät denen beiſteht, die entſchloſſen ſind nichts zu verlangen als ihr zu dienen, um ſie zu verherrlichen. Im Vergleich damit, erſcheint ihr eigener Fortſchritt ihr ſo gering, als ob er gar nicht beſtehe; wenigſtens beurtheilt ſie ſelbſt es ſo und ihre Beichtväter ſagen das nämliche.

Hiemit iſt über ſie die reinſte Wahrheit geſagt. Man prüfe ſie und man befrage diejenigen, die ſeit zwanzig Jahren bis zum heutigen Tage in dieſer Beziehung mit ihr in Verbindung ſind. Gewöhnlich iſt ihre Seele darauf gerichtet Gott zu loben und zu preiſen, und ſie würde wünſchen, daß die ganze Welt dies erführe, wenn ihr dies perſönlich auch recht peinlich iſt. Daher ſtammt ihr heiſſes Verlangen nach dem Heil der Seelen und ihre klare Erkenntniß ſowohl von der Koſtbarkeit der unvergänglichen Güter, als von der Niedrigkeit alles Irdiſchen; daher auch ihre Geringſchätzung deſſen, was die Welt bietet.

Euere Hochwürden wollen die Beſchaffenheit meiner Viſionen wiſſen: ſie ſind nicht in Bildern und deshalb ſchaue ich ſie weder innerlich noch äußerlich. Aber ohne ſie zu ſehen erkenne ich ſie in größter Deutlichkeit und weiß was ſie vorſtellen, ohne Vorſtellung einer beſonderen Sache. Es iſt ungefähr ſo, als ob eine Perſon wiſſe, daß eine andere neben ihr ſtehe, und deſſen ganz gewiß ſei, obſchon ſie dieſelbe in der Finſterniß nicht gewahr werde. Aber der Vergleich taugt nicht. Man kann ja ein Geräuſch hören, oder zuvor etwas geſehen haben, oder die Perſon ſchon kennen! Hier — nichts von dem Allen. Ohne Wort, ohne inneres noch äußeres Zeichen weiß die Seele ganz beſtimmt Wer es iſt, von Wem es kommt und zuweilen, was es bedeutet. Nur das Wie und Weshalb weiß ſie nicht. Aber ſo verhält es ſich; und das weiß derjenige, bei dem es andauernd iſt. Iſt die Viſion vorüber und möchte man ſie zurückrufen, ſo geht das nicht. Man wird alsbald gewahr, daß es eine Einbildung, keine Darſtellung iſt, und daß dieſe, wie alle übernatürlichen Dinge, nicht von uns abhängt. Weil der, dem Gott dieſe Gnaden ſchenkt, einſieht, daß es eben Gaben ſind, die man ſich ſelbſt weder verleihen noch entziehen kann, ſo denkt er deshalb nicht beſſer von ſich, ja, er demüthigt ſich nur um ſo mehr vor Gott und ſeine Liebe wächſt und ſein Verlangen dieſem mächtigen Herrn zu dienen, nimmt zu. Er vermag zu thun, was wir hienieden nimmermehr begreifen, denn es gibt viele Dinge, die auch die gelehrteſten Leute nicht verſtehen. Gebenedeit für immer und ewig ſei Er, der dieſe Gaben gibt. Amen.

Achter Bericht.

An denſelben Pater Rodrigo Alvarez über verſchiedene Stufen des höheren inneren Gebets.

Jeſus!

Alle dieſe Dinge des innerſten Geiſteslebens ſind äußerſt ſchwer in verſtändlicher Weiſe zu beſchreiben, umſomehr als ſie in äußerſter Schnelligkeit vorübergehen. Nur der Gehorſam kann bewirken, daß man das Richtige treffe. Aber gleichviel ob ich verwirrt rede; man hat ſchon viel in der Art von mir gehört. Ich bitte aber Euere Hochwürden feſt überzeugt zu ſein, daß es nicht meine Abſicht iſt dieſe Sache als unumſtößlich gewiß und richtig hinzuſtellen; denn ich kann irren. Betheuern kann ich jedoch, daß ich nichts ſagen werde, was ich nicht oft- und vielmals an mir ſelbſt erfahren habe. In wie weit es falſch oder richtig iſt, werden Hochwürden ſchon ſehen und mich darüber aufklären.

Mir ſcheint, es wird Euere Hochwürden Geſchmack dafür beibringen, wenn ich von den erſten Anfängen der übernatürlichen Gnaden zu ſprechen beginne, die in Andacht, Thränen, Süßigkeit und Meditationen beſtehen und die wir uns mit Gottes Hilfe erwerben können.

Uebernatürlich nenne ich dasjenige Gebet, zu welchem ſich die Seele durch keine Anſtrengung, durch keinen Eifer zu erſchwingen vermag; ſich dazu bereiten, ja, das vermag ſie und das ſoll ſie mit großem Fleiß thun. Das erſte Gebet, das ich, nach meiner Erfahrung übernatürlich nenne, iſt eine innere Sammlung, welche der Seele fühlbar iſt. Sie ſcheint andere Sinne, als die äußeren erhalten zu haben und ſich vor deren Aufruhr flüchten zu wollen. Zuweilen läßt ſie dieſelben hinter ſich zurück. Mit geſchloſſenen Augen, ohne zu ſehen noch zu hören, verlangt ſie nichts, als ſich allein mit Gott zu beſchäftigen. Empfindung und Thätigkeit der Seelenkräfte gehen hier nicht unter; ſie wachen, aber ſie beſchäftigen ſich mit Gott. Wem der Herr dies gegeben hat, wird es leicht verſtehen; wem nicht — ziemlich ſchwer, und nur durch viele Erklärungen und Vergleiche gelingt es ihm.

Aus dieſer Sammlung geht zuweilen eine Ruhe, ein innerer Friede hervor, von ſolcher Süßigkeit, daß die Seele meint, jetzt fehle ihr nichts mehr. Schon das Sprechen iſt ihr zuwider, ich meine das Sprechen bei dem mündlichen Gebet, und das Betrachten. Sie möchte nichts weiter, als nur lieben. Dies dauert kürzere oder längere Zeit.

Aus dieſem Gebet pflegt das hervorzugehen, was man den Schlaf der Seelenkräfte nennt. Sie ſind nicht ſo gebunden oder aufgehoben, daß man es ſchon Entzückung oder Vereinigung nennen könnte.

Zuweilen erkennt die Seele ungemein deutlich — d. h. es ſcheint ihr deutlich — daß ſie mit dem Willen allein in der Vereinigung mit Gott iſt. Dieſer iſt ganz in Gott verſenkt und ſo fühlt ſie, wie ihr die Kraft fehlt, etwas Anderes zu wollen und zu thun. Die beiden anderen Seelenkräfte behalten indeſſen ihre Freiheit um im Dienſte des Herrn zu wirken, ſo daß hier Maria und Martha vereinigt ſind. Ich habe Pater Franciſco Borja gefragt, ob dies auch möglich ſei, denn ich kam mir ſelbſt ganz verdummt vor, und er ſagte mir es geſchehe ſehr häufig.

Tritt aber die Vereinigung ein, ſo iſt es freilich ganz anders, weil alle drei Seelenkräfte außer Thätigkeit geſetzt ſind und der Verſtand wie betäubt iſt. Der Wille liebt; aber er weiß nicht ob er liebt und was er thut, wenigſtens weiß er es nicht deutlich genug, um es ausdrücken zu können. Das Gedächtniß, meine ich, iſt ganz verſchwunden und mit ihm ſind es die Gedanken. Auch die Sinne ſind nicht wach; ſie kommen mir wie verloren vor, damit die Seele vollſtändiger dem ſüßeſten Genuß ſich hingeben könne. Dieſer Zuſtand währt nicht lange und geht ſchnell vorüber. Welch ein unſchätzbares Gut dieſe Gnade iſt, läßt ſich aus dem Fortſchritt ermeſſen, den die Seele in allen Tugenden, namentlich in der Demuth macht. Aber obſchon ſie ſich der Seele kund gibt, kann dieſe doch nicht verſtehen und nicht ſagen, was das eigentliche Weſen dieſer Gnade iſt. Ich halte die Vereinigung, die wahrhafte, für die größte der großen Gnaden, die unſer Herr auf den Weg des höheren Geiſteslebens gelegt hat.

Entzückt ſein und über ſich ſelbſt erhoben ſein, iſt nach meiner Meinung daſſelbe; ich aber ziehe vor das Letztere zu ſagen, weil Manche über das Wort Entzückung erſchrecken. Man kann auch in Wahrheit die Vereinigung als ein Ueberſichſelbſtſein betrachten und ſie ſo nennen. Der Unterſchied zwiſchen ihr und der Entzückung beſteht darin, daß dieſe länger währt und ſich auch äußerlich mehr kund gibt. Man kann nicht ſprechen, nicht die Augen öffnen, denn dies würde den Wonnegenuß abkürzen; und trägt ſich auch das nämliche bei der Vereinigung zu, ſo tritt es doch hier mit größerer Gewalt ein. Die natürliche Wärme ſchwindet und iſt die Entzückung groß — denn in allen dieſen Gebetsweiſen gibt es Abſtufungen — ich ſage iſt ſie groß, ſo werden die Hände eiskalt und ſtarr geſtreckt wie Holz und der Körper bleibt in der Stellung, die er hatte als ſie eintrat, ſei es auf den Füßen, ſei es auf den Knien. Die Seele ſcheint in der Ueberfülle der wonnereichen Beſchauung, die der Herr ihr gewährt, zu vergeſſen, daß ſie den Körper zu beleben hat und überläßt ihn ſeiner Hilfloſigkeit. Hält der Zuſtand lange an, ſo haben die Nerven Empfindung.

In der Entzückung läßt der Herr, wie mir ſcheint, die Seele mehr zur Einſicht ihrer Wonne kommen, als in der Vereinigung und gewöhnlich enthüllt die göttliche Majeſtät etwas von ihren Geheimniſſen vor ihr. Dies iſt von der ſtärkſten Wirkung auf die Seele und ſie geräth in gänzliche Selbſtvergeſſenheit durch ihr unbegrenztes Verlangen, daß der Herr, der allmächtige Gott, von jedem Geſchöpf erkannt und gelobt werde. Es iſt kaum möglich, daß ſolche Anſchauung der Seele nicht die klare Erkenntniß geben ſollte, wie unvermögend, wie elend, wie undankbar ſie vor Demjenigen iſt, deſſen Huld ihr ſo maßloſe Gnaden ſchenkt. Das Wonnegefühl iſt übermächtig und mit nichts Irdiſchem zu vergleichen; bliebe es der Erinnerung in voller Lebhaftigkeit gegenwärtig, ſo würde man einen beſtändigen Ekel gegen die Freuden der Erde haben. Geringſchätzung derſelben tritt immer ein.

Zwiſchen der Entzückung und der Ekſtaſe iſt wiederum ein Unterſchied. In jener erſtirbt man allmälig für die äußeren Dinge; die Sinne ſchwinden hin und man lebt in Gott. Dieſe hingegen tritt auf einen einzigen Wink ein, den die göttliche Majeſtät der innerſten Seele gibt; und mit der äußerſten Geſchwindigkeit iſt ſie über ſich ſelbſt hinaufgeriſſen, als ob ſie ſich vom Leibe trennen ſolle. Darum braucht ſie anfangs Muth, um ſich in die Arme Gottes zu werfen und ſich führen zu laſſen, wohin es Ihm beliebt. Sie muß den feſten Entſchluß gefaßt haben für Ihn zu ſterben, bevor die göttliche Majeſtät ſie dort in Frieden eingehen läßt, wohin ſie getragen wird; — (ich ſage getragen, für diejenigen, welche hohe Dinge verſtehen) — denn anfangs weiß das arme Seelchen gar nicht, was das zu bedeuten hat. Aber die Tugenden erſtarken. Da ſich die Kraft Gottes mehr zu erkennen gibt, wächſt auch kräftiger das Verlangen nach Ihm, die Liebe zu Ihm, die heilige Furcht vor Ihm. Wir thun nichts dazu; Er hebt und trägt die Seele, deren Herr Er iſt. Sie aber verſinkt in bittere Reue Ihn beleidigt zu haben, in maßloſes Staunen über eine ſolche Frechheit gegenüber einer ſolchen Majeſtät, in heißes Verlangen, daß Niemand ihn beleidigen, daß jegliches Geſchöpf Ihn preiſen möge. Und daraus erwachen auch die glühenden Wünſche nach Rettung der Seelen und nach dem Glück dazu mithelfen und beitragen zu können, daß das Lob Gottes erſchalle, wie es ſich geziemt.

Der *Aufflug des Geiſtes* iſt ein ich weiß nicht was, das aus dem Innerſten der Seele ſich erhebt. Ich entſinne mich einen Vergleich gemacht zu haben, der da ſteht, wo ich weitläufig alle verſchiedenen Gebetsweiſen und andere Dinge beſprach[1]). Hochwürden werden ſchon wiſſen wo; ich vergeſſe gleich Alles; mein Gedächtniß iſt ſo ſchlecht. Geiſt und Seele ſind eins und daſſelbe, nach meiner Meinung, ſind wie ein Feuer, das, wenn es ſtark iſt, bereit iſt in Flammen aufzuſchlagen. Die Seele hat die Fähigkeit vor Gott ſich zu entzünden, wie das Feuer, und als Flamme ſich hoch zu erheben, ohne ſich aber von dem Feuer das unten bleibt, zu trennen und ohne daß dieſe aufſteigende Flamme etwas An-

---

1) Im 20. und 21. Kapitel ihres „Lebens.“

deres wäre, als Feuer. Die Seele ſcheint aus ſich ſelbſt ein feinſtes, geiſtiges Weſen zu erzeugen, das leicht zu ihrem Höhepunkt aufſteigt und ſich in der Richtung bewegt, die Gott ihr angibt. Deutlicher kann ich es nicht erklären und mir ſcheint, der Herr wolle nicht einen anderen Vergleich mich finden laſſen. Ich meine auch es ſei leicht zu verſtehen und ich weiß, daß das Aufſteigen nicht zu hemmen iſt.

Dies Vögelchen des Geiſtes entflieht dem Elend des Fleiſches, dem Kerker dieſes Leibes, überläßt ihn ſich ſelbſt, damit es ſich deſto mehr in die Gabe des Herrn vertiefen könne; und die Seele erkennt dieſe Gabe als etwas ſo überaus Zartes und Köſtliches, daß ſie an keine Täuſchung glauben kann, ſo lange der Genuß währt. Später tritt die Beſorgniß ein, weil derjenige, der die Gnaden empfängt, ſich allzu unvollkommen weiß, um nicht mit begründetem Recht zu zittern; obſchon in tiefſter Seele Gewißheit und Zuverſicht fortleben; jedoch nicht in einem ſolchen Grade, um nicht auf der Hut gegen jedes mögliche Blendwerk zu ſein.

Anſturm nenne ich ein Verlangen, welches zuweilen oder eigentlich beſtändig, dann in der Seele erwacht, wenn ſie ohne vorhergehende Betrachtung, plötzlich ihrer Trennung von Gott ſich erinnert oder ein Wort hört, das darauf hinweiſt. Dieſe Erinnerung iſt ſo ergreifend und zuweilen ſo übermächtig, daß die Seele in einem Nu wie geiſtesverwirrt erſcheint. Es iſt wie wenn ſie ganz plötzlich eine unerwartete, ſehr ſchmerzliche Nachricht empfängt, die durch einen erſchütternden Schreck den Gang ihrer Gedanken unterbricht und doch ſie tröſtet, denn ſie iſt ganz in ſich vertieft. Nur tritt hier der Unterſchied ein, daß die Seele weiß, der Grund ihres Schmerzes ſei ein ſolcher, für den man mit Freuden ſterben könne. Aber Alles was ſie dann fühlt iſt nichts als Schmerz.

Es ſcheint der Herr wolle ihr nicht geſtatten aus ihrem Daſein irgend einen Troſt zu ſchöpfen, wolle ihr hingegen das Bewußtſein nehmen, es ſei ſein Wille, daß ſie lebe. Sie fühlt ſich in einer Deſolation, einer Hilfloſigkeit ohne Gleichen; die ganze Welt iſt ihr zur Laſt; allen Geſchöpfen iſt ſie entfremdet; nichts verlangt ſie, als bei ihrem Schöpfer zu ſein, und dies iſt unmöglich, ſie ſieht es ein, ohne zu ſterben. Tödten aber darf ſie ſich nicht; und ſo ſtirbt ſie dermaßen hin im Verlangen nach dem Tode, daß wirklich Lebensgefahr eintritt und daß ſie ſich zwiſchen Himmel und Erde ſchweben ſieht ohne zu wiſſen, was aus ihr werden ſoll. Allmälig gibt ihr dann Gott eine leiſe Kunde von Sich, damit ſie gewahre, welch ein namenloſes Gut ſie verloren hat. Dieſer Zuſtand iſt ſo außergewöhnlich, daß es auf Erden nichts gibt, wenigſtens ſo weit meine Erfahrung geht, gar nichts, was einen Vergleich aushielte. Es genügt zu ſagen, daß eine halbſtündige Dauer den Körper ſo verrenkt und die Gebeine ſo gebrochen zurückläßt, daß man die allerheftigſten Schmerzen leidet und nicht Herr ſeiner Hand iſt, um ſchreiben zu können.

Man ſpürt dies aber erſt, wenn der Anſturm vorüber iſt. Im Innern empfindet man zwar, jedoch nicht dieſe großen Qualen; auch die Sinne ſind frei: man kann reden und ſehen; gehen aber nicht; der gewaltige Sturm der Liebe lähmt. Wollte man dieſen Zuſtand mit dem Leben erkaufen, es wäre ganz vergeblich. Gott allein gibt ihn und ſein guter Einfluß auf die Seele iſt ungemein ſtark. Von den Gelehrten ſagt der Eine dies darüber und der Andere jenes, doch keiner verwirft ihn. Pater Magiſter de Avila ſchrieb mir, es ſei etwas ſehr Gutes. Im Ganzen ſagen das Alle. Die Seele erkennt darin eine große Gnade des Herrn, die, wenn ſie häufiger eintreten, das Leben abkürzen würde.

Der gewöhnliche Anſturm äußert ſich durch ein glühendes, zärtliches, in Thränen ſich auflöſendes Verlangen Gott zu dienen und aus der irdiſchen Verbannung zu entfliehen. Die Seele iſt aber frei genug, um die Betrachtung anzuſtellen, daß ihr Leben der Wille Gottes ſei; damit tröſtet ſie ſich. Sie opfert Ihm auf die Marter leben zu müſſen und fleht Ihn an, es möge wenigſtens zu ſeiner Ehre ſein. Damit geht es vorüber.

Eine andere ziemlich gewöhnliche Gebetsweiſe iſt eine gewiſſe Verwundung der Seele, welche ihr eine Empfindung gibt, als ob ſie ſelbſt oder das Herz von einem Pfeil durchbohrt werde. Der Schmerz iſt ſo groß, daß er ihr Klagen erpreßt — und ſo ſüß, daß ſie ihn nimmer verlieren möchte. Er iſt aber kein Schmerz der Sinne, wie auch die Wunde keine materielle und auch nicht leiblich fühlbar, ſondern tief im Innern der Seele iſt. Weil man aber die Sache nur durch Vergleiche verſtändlich machen kann, muß man dergleichen plumpe Worte brauchen; ich weiß es wenigſtens nicht anders auszudrücken. Und darum ſind auch eigentlich dieſe Dinge weder zu beſchreiben noch zu ſagen, denn es iſt ja doch unmöglich ſie zu verſtehen, ausgenommen man kenne ſie aus Erfahrung und wiſſe, woher dieſer Schmerz ſtammt. Denn gründlich verſchieden von irdiſchen Schmerzen ſind die geiſtigen. Ich habe hieraus gelernt wie die Seelen in der Hölle und im Fegfeuer leiden und wie man ihre ſinnlich fühlbaren Qualen zu verſtehen habe.

Zuweilen ſcheint es, dieſe Wunde der Liebe breche in der Tiefe der Seele auf. Ihre Wirkungen ſind gewaltig. Doch der Herr allein verleiht ſie. Keine Anſtrengung ruft ſie hervor und kein Widerſtand unterdrückt ſie, wenn es Ihm gefällt ſie hervorzurufen. Sie gibt eine Sehnſucht nach Gott, viel zarter, viel glühender als Worte ſie ausdrücken können. Da ſich die Seele gefeſſelt und zurückgehalten fühlt, Gott zu genießen ſo wie ſie möchte: ſo bekommt ſie einen Abſcheu gegen den Körper, der ihr wie eine dicke Mauer erſcheint, wie ein Hinderniß, damit ſie nicht der Wonnen ſich erfreue, denen ſie ſich ohne die ſtörende Leiblichkeit hingeben würde. Dann erkennt ſie die ſchwere Beſchädigung, die wir durch die Sünde Adams erlitten, da wir durch ſie dieſe Freiheit verloren haben.

Dieſe Gebetsweiſe tritt vor den Entzückungen und vor dem gewaltigen Anſturm ein, die ich beſprach. Ich vergaß zu ſagen, daß dieſer letztere faſt immer in Entzückung ſich auflöſt und in einen ſeligen Genuß, durch den der Herr die Seele tröſtet und ſie ermuthigt für Ihn zu leben.

Alles, was ich hier geſagt habe, kann aus vielfachen Gründen, die zu weitläufig anzuführen ſind, kein Spiel der Phantaſie ſein. Ob es etwas Gutes oder etwas Schlimmes iſt, das weiß der Herr. Mir ſcheint, die vortheilhaften Wirkungen auf die Seele ſind unleugbar.

So klar ſehe ich die verſchiedenen Perſonen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, wie ich geſtern ſah, daß Euere Hochwürden mit dem Pater Provinzial ſprachen; nur mit dem Unterſchied, daß ich eigentlich nicht ſehe und nicht höre, wie ich das bereits Euere Hochwürden mitgetheilt habe. Doch ohne irgend etwas mit den Augen der Seele zu erblicken, habe ich darüber eine unerſchütterliche Gewißheit und verſchwindet mir dieſe Vorſtellung, ſo ſehe ich, daß ſie verſchwunden iſt. Wie? — das weiß ich nicht; doch ſo viel weiß ich gewiß, daß ſie keine Einbildung iſt. Denn wollte ich mich hernach auch noch ſo ſehr abquälen ſie zurückzurufen — wie ich das ſchon verſucht habe — ich vermag es nicht. So iſt es mit Allem, was in dies Gebiet einſchlägt, ſo weit ich es verſtehe, und da ich es ſeit ſo vielen Jahren beobachtet habe, kann ich es wohl mit dieſer Beſtimmtheit ſagen. Wahr iſt es, und ich mache Euere Hochwürden darauf aufmerkſam, daß ich nur von derjenigen Perſon, die immer zu mir ſpricht, behaupte zu wiſſen, wer ſie ſei. Von den übrigen behaupte ich es nicht ſo entſchieden. Wohl weiß ich, daß eine gewiſſe Perſon niemals mit mir geſprochen hat. Der Grund iſt mir unbekannt und ich halte mich nie dabei auf mehr von Gott zu erbitten, als er mir geben will; ich würde ſogleich die Fallſtricke des Satans fürchten, die mich umgarnen könnten, wenn ich um etwas bitten wollte.

Die vornehmſte Perſon erſchien mir nur ein paar Mal; ich entſinne mich deſſen nicht ganz genau und wage nicht zu behaupten, daß ſie es geweſen ſei. Hochwürden wiſſen ja, wo dies Alles viel weitläufiger als hier, obſchon kaum mit denſelben Worten, beſchrieben ſteht. Auf wunderbare Weiſe gibt ſich die Verſchiedenheit der drei göttlichen Perſonen kund, während die Seele ſie deutlich als den einen Gott erkennt. Ich entſinne mich nicht, daß unſer Herr anders als in ſeiner heiligſten Menſchheit zu mir geſprochen habe, und ich ſage, ich dürfe dreiſt behaupten, dies ſei keine Einbildung.

Was Hochwürden von einem gewiſſen Waſſer ſagen, weiß ich nicht und ebenſowenig, wo das irdiſche Paradies lag. Ich wiederhole Ihnen: das, was der Herr mir zu verſtehen gibt, verſtehe ich, weil es unmöglich wäre, es nicht zu verſtehen. Allein die göttliche Majeſtät bitten mir dies oder jenes zu ſagen, nein, das that ich nie. Ich würde dann ſogleich meine Einbildungen und die Täuſchungen des Lügengeiſtes fürchten. Niemals, Gott ſei Dank, ſuchte ich durch das Wiſſen meine Neugier zu befriedigen und es iſt mir gleichgültig, wenn ich mehr weiß. Ich habe genug dadurch gelitten, daß ich, ohne es zu verlangen, dieſe Dinge verſtand. Ich denke, es war ein Mittel, welches der Herr zur Rettung meiner Seele anwenden mußte, als er mich auf ſo böſem Wege ſah. Gute Seelen haben es nicht nöthig, um der göttlichen Majeſtät zu dienen.

Noch einer anderen Art des Gebetes entſinne ich mich; ſie geht derjenigen vorher, von der ich zuerſt ſprach. Sie gibt das Gefühl der Gegenwart Gottes, aber keineswegs durch irgend ein Schauen, jedes Mal und ſo oft man ſich der göttlichen Majeſtät, ſei es auch durch mündliches Gebet, dringend empfiehlt. In Zeiten geiſtiger Trockenheit wird es jedoch nicht geſchehen. Möge Er Erbarmen mit mir haben, damit ich nicht durch meine Schuld ſo viele Gnaden verliere.

Neunter Bericht.

Ueber verſchiedene geiſtige Gnaden, die ſie in Toledo und Avila in den Jahren 1576—77 empfing.

In der Stadt, wo ich mich eben jetzt aufhalte, fand ich einen Beichtvater[1], der mir großes Wohlwollen in der Leitung meiner Seele bewies; aber nachdem er ſie übernommen hatte, machte es ſich ſo, daß er es nicht ausführte. Eines Abends im Gebet dachte ich darüber nach wie er ſo ſehr mir fehle; da erkannte ich, daß er durch den Willen Gottes zurückgehalten werde, weil es mir beſſer ſei meine Seelenleitung einem anderen Geiſtesmann dieſer Stadt anzuvertrauen. Das that mir ſehr leid. Ich ſollte mich alſo wieder an einen neuen Beichtvater gewöhnen, der mich vielleicht nicht verſtehen, ſondern beunruhigen werde, während ich den jetzigen ſehr liebte, weil er ungemein gütig für mich war. Auch ſchien mir der neue ſchon deshalb nicht paſſend zu ſein, weil er mit Geſchäften überhäuft war; doch muß ich ſagen, daß ich ihn nie ohne eine gewiſſe geiſtige Freude ſah oder predigen hörte. Da ſprach der Herr: „Ich werde bewirken, daß er dich höre und verſtehe. Sprich ohne Rückhalt mit ihm; es wird dir wohl thun bei deinen Mühſeligkeiten.“

---

[1] Pater Diego de Yepes, Hieronymit, ſpäter Biſchof von Tarazona und ihr Lebensbeſchreiber.

Ich denke, Er ſagte dies letztere, weil ich damals gar traurig wegen meiner Trennung von Gott war. Weiter ſagte der Herr: „Er kenne all' meine Leiden; ſie dürften aber nicht aufhören ſo lange ich in der Verbannung auf Erden lebe; es ſei Alles zu meinem Beſten.“ Er tröſtete mich ſehr. Und genug, der andere ſehr gelehrte und heilige Mann[1]) wurde mein Beichtvater, fand Zeit und Ruhe, um ſich mit mir zu beſchäftigen und gab mir friſchen Muth.

Einmal am Tage Mariä Opferung empfahl ich dem Herrn dringend eine Perſönlichkeit, deren Heiligung mein heißer Wunſch war. Unvereinbar mit der Vollkommenheit wollte es mir ſcheinen, daß er Einkünfte und ſeine Freiheit genieße und ich dachte an ſeine ſchwache Geſundheit, während er ſo viele kranke Seelen geſund mache. Da vernahm ich: „Er dient mir gut; aber es iſt eine große Sache mir zu folgen von Allem entblößt, ſo wie ich mich auf das Kreuz gelegt habe. Sage ihm, er ſolle auf mich vertrauen.“ Dies Letztere galt mir, weil ich gemeint hatte, er könne wegen ſeiner ſchwachen Geſundheit keine große Abtödtung ertragen.

Als ich einmal recht betrübt war Fleiſch eſſen zu müſſen und gar keine Bußwerke üben zu dürfen, vernahm ich: „Häufig liegt dieſem Wunſch mehr Eigenliebe zum Grunde, als Verlangen Buße zu thun.“

Einmal war ich außerordentlich traurig über meine Beleidigung Gottes; da ſprach Er: „Alle deine Sünden ſind vor mir, als ob ſie nie geweſen wären. Aber nimm dich zuſammen für die Zukunft, denn deine Mühſale ſind nicht zu Ende.“

Einmal fühlte ich im Gebet meine Seele dermaßen in

---

1) Dr. Velaſquez, Domherr zu Toledo, ſpäter Erzbiſchof von Santiago.

Gott verſunken und verabgründet, daß ihr die Welt untergegangen war. Da wurde mir der Sinn jenes Verſes im Magnificat „et exultavit spiritus meus in Deo“ ſo eindringlich klar, daß ich ihn nimmer vergeſſen werde.

Einmal dachte ich daran, daß man darauf beſtehe dies Kloſter der Barfüßerinnen aufzuheben und werde dieſe Abſicht in's Werk geſetzt, ſo würden nach und nach wohl auch unſere anderen Klöſter aufgelöſt werden. Da vernahm ich: „Man ſtrebt dahin, allein es wird nicht geſchehen, ſondern ganz das Gegentheil.“

Einmal in tiefer Sammlung empfahl ich Eliſeo[1] dem Herrn. Da vernahm ich: „Er iſt mein guter Sohn; ich werde ihn nicht hilflos laſſen.“ Oder etwas Aehnliches. Ich erinnere mich nicht genau der letzten Worte.

Eines Tages ſprach ich mit einer Perſon, die viel geopfert hatte, um dem Ruf Gottes zu folgen. Da fiel mir ein, daß ich Ihm nie ein Opfer gebracht, in keiner Sache Ihm nach Pflicht und Schuldigkeit gedient und doch unzählige Gnaden von Ihm empfangen habe; und das ſtimmte mich unſäglich traurig. Da ſprach der Herr zu mir: „Du weißt, welche Verbindung zwiſchen dir und mir beſteht; deshalb iſt das, was mein iſt auch dein; deshalb gebe ich dir alle Leiden und alle Mühſeligkeiten, die ich ausgeſtanden habe und deshalb kannſt du ſie als dein Eigenthum von meinem Vater verlangen.“ Wohl wußte ich, daß wir Theil haben an dieſen Verdienſten; aber die Liebe, mit der dieſe Gnade mir in ganz unbeſchreiblicher Weiſe ausgeſprochen wurde, machte ſie zu etwas ganz Beſonderem, und mir war, als ſei ich zur Herrin eines großen Reiches gemacht. Der ewige Vater, ſo ſchien es mir, beſtätigte dies und ſeitdem betrachte ich das bittere Leiden des Herrn als mein eigenſtes Eigenthum und ſchöpfe daraus Muth und Zuverſicht.

---

[1] So nannte ſie in ihren Briefen den Pater Hieronymus Gratian während der Verfolgung, welche die unbeſchuhten Carmeliter in den Jahren 1576—77—78 zu leiden hatten.

Am Tage der heil. Magdalena betrachtete ich die Worte, die mir der Herr einſt über dieſe Heilige geſagt hatte und die Liebe, die ich ihnen zufolge, Ihm ſchuldig ſei. Daraus entſprang der heiße Wunſch ihr nachzuahmen und der Herr erzeigte mir die große Gnade mir zu ſagen: „Beſtrebe dich von jetzt an beſſer mir zu dienen, als bisher.“ Dieſe Mahnung gab mir das Verlangen nicht ſo bald zu ſterben, damit ich Zeit hätte ihr nachzukommen und den feſten Vorſatz gern zu leiden.

Einmal wurde es mir ſo klar, wie die Gegenwart des Herrn in der Seele und in allen Geſchöpfen zu verſtehen ſei, daß mir der Vergleich mit einem Schwamm einfiel, der das Waſſer einſaugt.

Meine Brüder beſuchten mich. Dem Einen bin ich großen Dank ſchuldig [1]); deshalb war ich viel mit ihm zuſammen und beſprach ſeinen Seelenzuſtand und ſeine Lage, was mich betrübte und ermüdete. Aber mir ſchien, ich ſei dazu verpflichtet und opferte es dem Herrn auf. Da fiel mir ein, daß es in unſeren Conſtitutionen heiße, wir ſollten uns möglichſt fern von den Verwandten halten und ich dachte nach, ob ich das thun ſolle. Und der Herr ſprach zu mir: „Nein, mein Kind. Euere Lebensregeln ſollen mit meinem Geſetz übereinſtimmen.“ Die Abſicht der Conſtitutionen iſt allerdings nur die, daß wir uns nicht an unſere Verwandten anklammern ſollen. Mich hat der häufige Verkehr mit ihnen ermüdet und zerſtreut.

---

[1]) Don Lorenzo de Cepeda hatte ihr eine beträchtliche Geldſumme zur Kloſtergründung in Sevilla geſchenkt, und ſie hatte ſeine geiſtliche Führung übernommen, welcher er pünktlich gehorchte.

Ich weiß nicht, wie ich mich darüber ausdrücken ſoll, was mir am Tage des heil. Auguſtinus nach der Communion geſchah. Es war eine ganz geiſtige, ſchnell entſchwindende Viſion, die mir zeigte, wie die göttlichen Perſonen der allerheiligſten Dreifaltigkeit Eins in ihrem Weſen und meiner Seele aufgeprägt ſind. Es war eine ſo merkwürdige Vorſtellung und von einem ſo wunderbaren Licht beſtrahlt, daß ſie mir einen ganz anderen Eindruck machte, als den, welchen ich durch den Glauben empfange. Seitdem denke ich an die drei göttlichen Perſonen nie ohne zu verſtehen, daß ſie in der Weiſe dreieinig ſind, wie ich es geſchaut habe. Wie aber von dieſen Dreieinen nur der Sohn allein Menſch wurde, das gab mir der Herr durch die Worte zu verſtehen: „Wie ein Weſen, ſo drei Perſonen.“ — Dies gehört zu jener unbegreiflichen Größe Gottes, die uns eine ſtets neue Sehnſucht gibt, die Seele möge die Feſſeln des Leibes abſchütteln, welche ſie am Schauen dieſer Herrlichkeit verhindern. Ein einziger ſolcher Augenblick fördert die Seele ohne daß ſie es bemerkt weit mehr, als viele Jahre der Betrachtung.

Am Tage Mariä Geburt bin ich immer beſonders froh. Ich meine es wäre gut, an dieſem Tage die Gelübde zu erneuern. Während ich dies zu thun verlangte, hatte ich eine erleuchtende (illuminativa) Viſion; mir ſchien, ich legte die Gelübde in die Hände der allerſeligſten Jungfrau ab und ſie empfinge ſie gern. Während einiger Tage blieb mir die Viſion, ſie ſtehe zu meiner Linken. — Nach einer Communion meinte ich in Wahrheit, meine Seele werde Eins mit dem allerheiligſten Leib des Herrn, deſſen Gegenwart ſich mir darſtellte, und es machte mir einen ſtarken, kräftig fördernden Eindruck.

Einmal überlegte ich, ob man mir wohl befehlen werde ein gewiſſes Kloſter zu reformiren, was mir recht peinlich ſein würde. Da vernahm ich: „Was fürchteſt du? kannſt du denn mehr verlieren, als dein Leben? und haſt du es mir nicht tauſendmal geopfert? Ich werde euch beiſtehen.“ Dies fand während meines Gebetes ſtatt und gab meiner Seele Frieden.

Ich wünſchte einmal dem Herrn einen Dienſt erweiſen zu können, dachte aber das könne doch nur ein ganz geringer ſein und ſprach bei mir ſelbſt: „Warum, o Herr, begehrſt Du Werke von mir“? — „Um deinen guten Willen zu ſehen, mein Kind,“ ſprach Er.

Der Herr gab mir einmal Licht in einer Sache, die ich ſehr zu verſtehen wünſchte. Bald darauf vergaß ich ſie ſo ganz, daß ich mich gar nicht mehr des Gegenſtandes erinnern konnte. Als ich darüber nachſann, vernahm ich: „Du weißt, daß ich zuweilen mit dir ſpreche; ſchreibe es auf. Hilft es dir nichts, ſo kann es doch Andern helfen.“ Nun dachte ich, daß ich um meiner Sünden willen Andern nützlich ſein, aber ſelbſt verloren gehen möge; aber da ſprach Er: „Fürchte nichts.“

Mit der erhabenen Geſellſchaft, die ich immer gegenwärtig in meiner Seele habe, war ich einmal in Geiſtesſammlung verſetzt; und dieſe Gegenwart des lebendigen Gottes erinnerte mich an den Ausruf des heil. Petrus: „Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ denn gerade ſo war Er in meiner Seele. Dies iſt nicht wie andere Viſionen; denn es gibt dem Glauben eine ſolche Feſtigkeit, daß der Zweifel an der Gegenwart der allerheiligſten Dreifaltigkeit in unſerer Seele, ſowohl in ihrer Kraft, als in ihrer Weſenheit, unmöglich iſt. Es iſt ein ungeheurer Vortheil dieſe Wahrheit zu erkennen. Als ich erſtaunt über die Maßen war, die göttliche Majeſtät mit etwas ſo Geringem, wie meine Seele iſt, vereinigt zu ſehen, vernahm ich die Worte: „Nicht gering iſt ſie, denn ſie iſt geſchaffen nach meinem Bilde.“ Und noch mehr wurde mir geſagt von der Urſache, warum Gott ſein Wohlgefallen mehr habe an den Seelen, als an anderen Geſchöpfen, und ich verſtand es damals ganz leicht. Es iſt aber zu geiſtig um es in Worten auszudrücken.

Ich war einmal recht niedergeſchlagen über die Drangſale, die unſer Vater litt und konnte mich gar nicht beruhigen. Da trug ich eines Tages nach der Communion dem Herrn die flehende Bitte vor, Er möge mich nicht von demjenigen trennen, den Er mir zugeführt habe; — und vernahm die Worte: „Sei ohne Furcht[1]).“

Die Gegenwart der drei göttlichen Perſonen, des wahren, des lebendigen Gottes in meiner Seele, wurde mir einmal durch eine Erleuchtung gezeigt, die keinen Zweifel aufkommen ließ. Die Dinge, die ich damals hörte, weiß ich aber nachträglich nicht zu ſagen. Unter andern erklärten ſie, weshalb nur die Perſon des göttlichen Sohnes, und nicht die beiden andern, einen menſchlichen Leib angenommen habe. Aber wie geſagt, ich weiß mich nicht darüber auszudrücken, weil dies Alles dermaßen im Innerſten der Seele vorgeht, daß ich die Art, wie der Geiſt darüber zum Verſtändniß

---

1) Dieſe und ähnliche Stellen beziehen ſich auf Pater Hieronymus Gratian, dem Provinzial der Carmeliter-Barfüßerinnen, und auf die Verfolgungen, die er ſammt den reformirten Klöſtern litt und die zu Ende des Jahres 1575 anfingen.

kommt, mit einer Perſon vergleichen möchte, die im Schlummer oder im Halbſchlaf das verſteht, was geredet wird. Während ich einmal darüber nachdachte, wie peinlich doch ein Leben ſei, das uns des Glückes beraube, beſtändig in dieſer wundervollen Geſellſchaft uns aufzuhalten, und ich bei mir ſelbſt ſprach: Herr, gib mir ein Mittel, damit ich dies Leben verlaſſen könne; — da ſagte Er: „Bedenke, Kind, daß du mir nach dieſem Leben nicht mehr ſo dienen kannſt, wie jetzt. Nimm deine Speiſe für mich, nimm deinen Schlaf für mich; Alles was du thuſt thue ſo für mich, als ob nicht du lebteſt, ſondern Ich in dir, wie St. Paulus ſpricht.“

Nach der Communion wurde mir einmal gezeigt, wie der ewige Vater den hochheiligen Leib Chriſti in unſerer Seele empfange. Ich ſah und verſtand die Gegenwart der göttlichen Perſonen und wie angenehm das Opfer des Sohnes iſt, an welchem der Vater ſeine Freude und ſein Wohlgefallen auch hier auf Erden hat; denn deſſen Gottheit iſt in unſerer Seele nicht von ſeiner Menſchheit getrennt, und das eben macht ſie dem Vater ſo wohlgefällig und bringt uns ſo große Gnaden. Auch wurde mir erklärt, Gott empfange gleichmäßig das heilige Opfer von einem mit ſchwerer Sünde beladenen Prieſter; die Mittheilung der Gnaden aber finde für dieſen nicht ſtatt, wie für die Seele desjenigen, der im Stande der Gnade ſei. Die Kraft des Einfluſſes, welcher aus der Darbringung des Opfers und aus der Annahme des Vaters hervorgeht, iſt mit nichten gemindert; wohl aber gehemmt durch die Schuld desjenigen, auf den er wirken ſoll. Es iſt nicht die Schuld der Sonne, wenn in ihrem Licht das Pech nicht ſo erſtrahlt, wie der Kriſtall. Ich kann mich jetzt ſchon beſſer verſtändlich machen; es iſt wichtig zu wiſſen, welche große Geheimniſſe im Innern der

Seele bei der Communion vorgehen und ſehr zu beklagen, daß unſer Leib ſie uns nicht recht genießen läßt.

In der Oktav von Aller-Heiligen hatte ich zwei oder drei entſetzlich ſchwere Tage, theils durch die Erinnerung an meine großen Sünden, theils aus Furcht vor Verfolgung. Sie gründete ſich darauf, daß ſich viele Zeugniſſe wider uns erhoben, und daß mir aller Muth fehlte, den ich ſonſt zu haben pflege, um für die Sache Gottes zu leiden. Alle Mühe die ich mir gab um Akte der Ermuthigung zu machen, Alles was ich mir von dem Vortheil eines ſolchen Leidens vorhielt — Alles war vergeblich: die Angſt wollte mich nicht verlaſſen. Es war ein harter Kampf. Da fiel mir ein Brief meines guten Vaters in die Hand, worin er ſchreibt, St. Paulus ſage, Gott laſſe nicht zu, daß wir ſtärker verſucht würden, als wir es ertragen könnten. Dies tröſtete mich recht ſehr, doch nicht hinreichend, denn an einem anderen Tage ſtellte ſich wieder tiefe Traurigkeit ein, weil er mir fehlte, weil ich niemand habe, auf den ich mich in dieſen Drangſalen ſtützen kann und weil mir ſchien, ich lebte in der äußerſten Verlaſſenheit. Die Ueberzeugung, daß kein Menſch ſonſt mich aufrichten kann und daß er ſo lange ſchon abweſend iſt, vermehrte meine Niedergeſchlagenheit.

Darauf las ich eines Abends etwas, das St. Paulus geſagt hatte, und das begann mich zu tröſten. Ich ſammelte mich ein wenig in dem Gedanken, wie der Herr ſich mir ſo deutlich dargeſtellt habe, daß ich in voller Aufrichtigkeit glauben mußte, Er ſei es, der lebendige Gott. Da hatte ich innerlichſt in mir eine geiſtige Viſion und von der Seite meines Herzens her ſchien eine Stimme zu ſprechen: „Hier bin ich! aber ich will du ſollſt einſehen, wie wenig du vermagſt ohne mich.“ Nun war ich ruhig und alle Aengſte wichen. An demſelben Abend hatte ich während der Mette eine ſo lebhafte geiſtige Viſion, daß ſie an die bildweiſe ſtreifte. Der Herr ſelbſt ruhte in meinen Armen, auf jene Weiſe wie man Unſere Frau der ſieben Schmerzen zu malen pflegt. Dieſe Viſion erſchreckte mich ſehr, denn ſie war ſo deutlich und ſo nah, daß ich ein Trugbild fürchtete. Er ſprach: „Staune nicht hierüber! die Vereinigung meines Vaters mit deiner Seele iſt ohne Vergleich viel inniger.“ Dieſe Viſion iſt mir bis jetzt gegenwärtig geblieben und was der Herr ſagte, über einen Monat; jetzt höre ich es nicht mehr.

Eines Abends war ich ſehr beſorgt, weil ich gar lange nichts von meinem guten Vater hörte. Ueberdas war er leidend, als er mir zuletzt ſchrieb, wenn auch nicht ſo, wie ihn das Uebel zum erſten Mal und dann nie wieder mit ſolcher Heftigkeit ergriff; dennoch war die Beſorgniß dem Gebet hinderlich. Plötzlich ſah ich, nicht in der Einbildung ſondern in meinem Innern ein helles Licht, welches mir zeigte, wie er des Weges kam, fröhlich und mit ſtrahlendem Antlitz. Eben dies Licht verklärte ihn und da ich im Himmel nie ein anderes, als ein ſtrahlendes Antlitz ſah, ſo meine ich, der Wiederſchein des Lichtes, das von unſerm Herrn ausgeht, gebe ihnen Allen dieſen Glanz. Dazu vernahm ich die Worte: „Sage ihm, daß er ſich furchtlos an's Werk mache. Der Sieg iſt ſein.“

Am Tage nach ſeiner Ankunft war ich im Gebet und dankte Gott für ſeine zahlloſen Erbarmungen; da ſprach Er: „Habe ich nicht immer das gethan, was du von mir erbeten haſt, Kind?“

Am Tage als man das Breve einreichte, war ich in der äußerſten Spannung. Sie verſtörte mich dermaßen, daß ich nicht einmal mündlich beten konnte, um ſo weniger als man mir geſagt hatte, unſer Vater ſei in großer Bedrängniß; man wolle ihn nicht frei laſſen und es gebe einen wahren Aufruhr. Da hörte ich die Worte: „O du kleingläubiges Weib! beruhige dich, es geht Alles ſehr gut.“ Es war am Tage Mariä Opferung im Jahr 1575. Ich nahm mir vor, wenn die ſeligſte Jungfrau von ihrem Sohn erlange, daß unſer Vater und wir Alle frei würden von dieſen beſchuhten Mönchen: ſo wolle ich ſie bitten zu befehlen, daß dieſes Feſt in allen unſeren Klöſtern der unbeſchuhten Carmeliter, unter allen Umſtänden mit größter Feierlichkeit begangen werde. Als ich mir dies vornahm, entſann ich mich nicht, ob man auf dieſe Viſion ein Feſt gründen könne. Jetzt da ich das kleine Heft überleſe, denke ich daran, daß es wohl ein Feſt geben müſſe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zehnter Bericht.

Ueber die Offenbarung in Avila im Jahr 1579, in Betreff des Ordens.

Ich war im St. Joſephskloſter zu Avila in der Einſiedelei von Nazareth am Vorabend des Pfingſtfeſtes. Die Betrachtung der außerordentlich großen Gnade, die unſer Herr mir vor etwa zwanzig Jahren an dieſem Tage erwies, gab mir einen ſo feurigen Anſturm des Geiſtes, daß ich mir ſelbſt entrückt wurde. In dieſem Zuſtand der tiefſten Sammlung ſagte mir der Herr Folgendes: Ich möge den unbeſchuhten Carmeliterpatres in ſeinem Namen anempfehlen vier Dinge zu beobachten. So lange dies geſchehe, würde der Orden mehr und mehr wachſen und blühen; beobachte man ſie nicht mehr, ſo ſei es ein Zeichen, daß er in Verfall gerathe und von ſeiner Grundlage abweiche. Erſtens: Alle Oberen müſſen gleichmäßig im Regiment verfahren. Zweitens: Häuſer darf man haben ſo viel wie verlangt werden, doch in jedem Hauſe dürfen nur wenig Mönche ſein. Drittens: Ihr Verkehr mit Weltlichen ſei, zum Heil ihrer Seelen, gering. Viertens: Sie ſollen mehr durch Werke als durch Worte belehren. Dies war im Jahr 1579. Und weil es ſo wichtig iſt, unterſchreibe ich es mit meinem Namen.

Tereſa von Jeſus.

Die Erbin von Cronenſtein.

Die

Erbin von Cronenſtein.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„O amare! o ire!
„O sibi perire!
„O ad Deum pervenire."
Alter Spruch.

Erſter Band.

[illegible] erſche Bibliothek [illegible]

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1868.

P. o. germ. 1944 1/1

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Frühlingsleben.

Verſchiedene Seifenblaſen 8
Die Kinderwelt 28
Haus Herzog 50
Wahl des Berufs 77
Verlobt und vermählt 102
Ein irrender Ritter 138
Die Würfel fallen 168

Sommertage.

Eine Bombe in's Haus 215
Nach zwei Jahren 239
Das Herz ein Abgrund 294
Ein tiefer Fall 330
Gewitterwolken 362
Der Einſiedler von St. Iſidoro 392

Frühlingsleben.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Verſchiedene Seifenblaſen.

Zu den anmuthigſten Gegenden Deutſchlands gehören die Flußgebiete der großen und kleinen Nebenflüſſe des Rheins. Welch einen lieblichen Wechſel von idylliſchen und romantiſchen Bildern, die ſich bei jeder Windung des Fluſſes neu entfalten oder geſtalten, bieten die Ufer der Moſel, der Lahn, des Neckars, der Murg, der Kinzig — um von Vielen nur Einige zu nennen. Es ſind nicht die großen, majeſtätiſchen Schönheiten des Hochgebirgs und eines gewaltigen Stromes; ſie überwältigen nicht den Blick, ſie erwecken nicht ein gewiſſes ehrfurchtsvolles Staunen, aber ſie erheitern und lachen das Auge an und ſchmeicheln ſich durch ihre Lieblichkeit in's Herz hinein. Sie ſind tief gemüthlich, alſo ächt deutſch.

An einem ſolchen Nebenfluß des Rheins, doch nicht an der Mündung, ſondern eine Tagereiſe aufwärts, liegt das alterthümliche Städtchen X. von etwa 5000 Einwohnern. Es liegt im Schooß der bewaldeten Hügel, welche im Halbkreis vom Ufer zurücktreten, als ob die Natur gerade hier eine Anſiedelung der Menſchen haben wollte. Eine alte ehrwürdige Kirche romaniſchen Urſprungs, freilich in ſpäteren Jahrhunderten um- und ausgebaut, bildet den Mittelpunkt der Stadt, ſo daß von ihr, wie Faden von einem Knäuel, die unregelmäßigen Gaſſen auslaufen, deren letzte Häuſer einerſeits an die Hügel ſich lehnen und mit ihren Gärtchen in ſie hinauf klettern, andererſeits am Ufer ſich lagern. Dieſen letzteren könnten die Ueberſchwemmungen gefährlich werden, welche der Eisgang und anhaltende Regenzeiten mit ſich bringen; allein das Ufer iſt ziemlich hoch und feſt und ſelten tritt ein ſolches gefürchtetes Ereigniß ein. Die Einwohner ſind fleißig und betriebſam, doch nicht nach Eiſenbahnbetriebſamkeit bemeſſen. Ihr Betrieb bewegt ſich um das, was die Natur ihnen bietet: auf den ſonnigen, ſüdweſtlichen Hügeln gedeiht der Wein, wenn auch nicht ſo wie an der Moſel und im Rheingau, in den ſchmalen Streifen der Ebene das Obſt und alle Höhen krönt der kräftige Wald. Einige Holzhändler, bei denen ſich das Geſchäft vom Vater auf den Sohn vererbt hat, ſind im Lauf der Zeit wohlhabend geworden und beſchäftigen Holzfäller und Holzflößer; den Beſitzern der Schneide- und Sägemühlen fehlt es auch nicht an Arbeit, folglich nicht an Erwerb, während es den Weinbauern nicht ſo leicht wurde auf einen grünen Zweig zu kommen, wie das die Cultur des edeln Weinſtocks, der trotz ſeines Adels oder vielleicht wegen deſſelben, etwas launenhaft iſt, nun einmal mit ſich bringt. Aber auch die Wohlhabenden ſpürten gar kein Verlangen nach Luxus und Mode. Häuſer im Eiſenbahnſtyl mit Säulen wie Stricknadeln, die einen Balkon von Eiſenblech tragen, waren unbekannt. Hingegen gab es noch gar manche Häuſer, deren Giebel von Fachwerk, durch die Zeit geſchwärzt, der Straße zugekehrt war und manche, bei denen das obere Stockwerk über dem untern vorſprang, ſogar mit einer nicht unmerklichen Senkung oder Ausbiegung. Das Alles machte aber durchaus keinen finſtern Eindruck; es ſah ernſt und einfach aus im Gegenſatz zu der lachenden Natur, wie ein gedankenvolles Auge in einem jugendlichen Antlitz.

Unmittelbar vor der Stadt ſpaltete ſich die Chauſſee: der eine Arm verwandelte ſich in ziemlich holpriges Straßenpflaſter, der andere führte in bequemen Windungen bergan. Jener mündete in einer ſchmalen Gaſſe von X., dieſer machte Halt vor dem alten epheuumſchlungenen Thorbogen von Schloß Cronenſtein und der Wanderer machte auch Halt und betrachtete mit Intereſſe dieſen einzigen Ueberreſt der alten Veſte. Wie eine mächtige Ehrenpforte wölbte ſich der Bogen, der ehemals nur die äußere

Einfahrt in's Thor geweſen war. Am Kragſtein war das Wappen der Schloßherren, die Krone, in kräftiger Steinmetzarbeit gemeißelt, und an beiden Pfeilern ſtand in einer Niſche, halb verſchleiert von Epheuranken, das Steinbild eines geharniſchten Ritters. Die Thorflügel waren ausgehoben. Das Eiſengitter, welches zur Nachtzeit das Thor ſchloß, reichte nur bis zu deſſen halber Höhe und war am Tage immer geöffnet, ſo daß auch Fremde unbehelligt in den Schloßhof eintreten konnten. Nur durften ſie nicht erſchrecken vor dem wüthenden Gebell eines wachſamen Hofhundes, der an der Kette in ſeiner Hütte lag und jeden Schritt eines fremden Fußes innerhalb des Hofes unerbittlich verkündigte.

Dieſer Hof hatte von dem ehemaligen Schloßhof nichts weiter als die unregelmäßige Form, wie die obere Fläche des Hügels ſie bedingte. Er war mit gelbem Kies beſtreut; in der Mitte war ein Raſenplatz, um welchen Orangenbäume in großen grünen Kübeln ſtanden. Links vom Thor lag das Wohnhaus, ein anſehnliches geräumiges Gebäude aus neuer Zeit; dem Thor gegenüber, ein Glashaus voll ſeltener Gewächſe, das ſich auf einer Seite an das Wohnhaus und auf der anderen an die Capelle anſchloß, die den Platz einnahm, wo einſt der Lug ins Land, der hohe Wartthurm ſtand: hart am Rande, wo die Fläche des Hügels ſchroff und plötzlich in rauhen Felſenblöcken abfiel; eine vortreffliche Lage, die den Fluß auf- und abwärts, die Chauſſee, die Stadt und das jenſeitige Ufer beherrſchte, jetzt freilich nur als ſchöner Ausſichtspunkt und ohne alle krieger'ſche Beſtimmung. Die Capelle war augenſcheinlich neu, ſehr zierlich im gothiſchen Styl gebaut, mit ſchlanken Spitzbogenfenſtern und der geheimnißvollen Roſe über der Eingangsthür. Von der Capelle zog ſich die alte Mauer, ihrer Zinnen und Thürme beraubt und zur geringen Höhe einer Bruſtwehr abgetragen, der Fläche des Hügels folgend, nach dem Thor hin. Rechts von demſelben weitete ſie ſich unter einer Gruppe uralter Linden um eine Art von Felſenaltan aus, der Gartentiſche, Bänke und Stühle trug und von welchem man unmittelbar in die Stadt hinabſchaute.

Auf dieſem Altan ging es im Frühling des Jahres 185— ſehr munter her. Vier Kinder und ein junges Mädchen, alle mit weißen Thonpfeifen bewaffnet, waren beſchäftigt Seifenblaſen zu machen. Die Kinder, mit der beweglichen Unruhe ihres Alters, ließen ſich nicht Zeit weder die Seifenblaſen recht groß werden zu laſſen, noch ſie langſam von ihren Pfeifen abzulöſen, frohlockten aber deſto mehr, wenn der Pfeife des jungen Mädchens eine kleine Weltkugel bunt und zitternd entſchwebte.

„Die fliegt mit den Vögeln um die Wette! —

O wenn ſie doch in den Himmel hineinflöge! — Ja, zu den Engeln! — Nein, zum lieben Gott! — O weh! nun iſt ſie geplatzt!" ſo jubelten die Kinder.

„Zum lieben Gott kommt man nicht ſo mir nichts dir nichts!" rief das junge Mädchen, fröhlich wie ihre kleine Geſellſchaft.

„Und für den Himmel ſind Seifenblaſen auch nicht ſchön genug," ſagte ein Kind.

„Warum nicht, Rees?" fragte das junge Mädchen.

„Weil ſie platzen," entgegnete die Kleine.

„Ganz recht, Rees! im Himmel iſt Alles ſchön, weil Alles ewig dauert."

„Aber über die Stadt könnten doch die Seifenblaſen hinwegfliegen und die Kreuzſchweſtern von uns grüßen," meinte ein Kind.

„Verſucht es, hübſch langſam und vorſichtig, ſo wie ich es mache," ſagte das junge Mädchen.

Ging man durch die Stadt hindurch, ſo führte auch dort ein Arm der Chauſſee zu einer kleinen Anhöhe hinauf, während die große Straße dem Ufer des Fluſſes folgte. Auf dieſem Hügel, der beträchtlich niedriger als der war, welcher Cronenſtein trug, lag ein altes Franziskanerklöſterchen, aus welchem die frommen Patres vor jenem Sturm entweichen mußten, der im Anfang dieſes Jahrhunderts ſo viel Klöſter verödete. Es wurde verkauft an einen reichen Herrn aus der Fremde, der es zum Sommeraufenthalt benutzen wollte. Er fand aber den Ausbau zu koſtſpielig und die Gegend zu einſam und verkaufte es an einen Mann, der es in ein Gaſthaus, eine Weinwirthſchaft, einen Vergnügungsort verwandeln wollte. Dazu war aber das alte Kloſter um ſo weniger geeignet, als die Bewohner der Stadt X. nicht um Alles in der Welt auf der entweihten Stätte ihr Schöpplein getrunken und ihre Pfeife geraucht hätten. Zwei Wirthe gingen nach einander zu Grunde und die Gebäulichkeiten verfielen mehr und mehr. Endlich kaufte die Stadt für ein Paar hundert Gulden die Ruine in der Abſicht ſie niederzureißen und das Baumaterial anderweitig zu verwenden. Nun aber trat der Herr von Cronenſtein als Käufer auf, zahlte der Stadt das Doppelte von dem, was ſie gezahlt hatte, baute das Gemäuer um und aus für eine neue Beſtimmung, richtete es zweckmäßig zu einer Anſtalt der Barmherzigkeit für hülfloſe alte Leute und für Kranke ein, und berief die Schweſtern vom Kreuz, um derſelben vorzuſtehen. Seit fünf Jahren war nun wieder auf dem Franziszi-Bergl klöſterliches Leben, d. h. Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Chriſtusliebe eingebürgert, und die Leute, die am Fuß deſſelben wohnten, konnten wieder, wie einſt ihre Eltern und Großeltern in St. Franziszi-Capelle zur heiligen Meſſe gehen; — nämlich Werktags. Am Sonntag ging man ſelbſtverſtändlich zu Hochamt und Predigt in die Pfarrkirche. Mit der geſchmeidigen Dehnbarkeit und Bereitwilligkeit ſolcher Anſtalten zu allen Liebeswerken, hatten die Kreuzſchweſtern auch einige verwaiſte Kinder aufgenommen und zur Belohnung für deren Wohlverhalten, hatte Floreſtine von Cronenſtein ſie an dieſem Sonntag Nachmittag abgeholt und vom Franzisziberg auf den Schloßberg geführt, wo ſie die Kinderherzen mit Erdbeeren und mit Seifenblaſen königlich glücklich machte, — ſie ſelbſt die Glücklichſte von Allen.

Sie war ahnungslos, daß eben jetzt ihr Vater ein ernſtes Geſpräch führte, deſſen Gegenſtand ſie war.

Herr von Cronenſtein, zehn Jahre älter als das Jahrhundert, war eine ehrfurchtgebietende Erſcheinung, groß von Geſtalt, aufrecht in der Haltung, voll ruhiger Würde im Benehmen. Dies, verbunden mit ſeinen feſt ausgeprägten, von den Jahren ſcharf gegrabenen Zügen, hätte ihm vielleicht einen gewiſſen ſtrengen Ausdruck gegeben, wenn nicht der Blick ſeines großen grauen Auges von liebreicher Güte geſtrahlt hätte. Um ſeine Lippen ſpielte manchmal ein leichter ſarkaſtiſcher Zug, der ſich aber auch in Wohlwollen auflöſte und mehr dem Humor als dem Spott angehörte. Er machte den Eindruck eines Mannes, zu welchem ein gerades Herz Vertrauen faſſen und auf welchen der Schwache, der Rath- und Hülfloſe ſich ſtützen durfte.

In ſeiner Jugend machte er die deutſchen Freiheitskriege gegen den erſten Napoleon mit, nachdem er eben ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte. Dann übergab ihm ſein Vater ein Gut, das er am Niederrhein beſaß und Juſtus von Cronenſtein vermählte ſich ganz nach Neigung, ja zu ſehr nach ihr; denn die große gegenſeitige Liebe, womit die Ehe begann, verflüchtigte ſich ſehr bald in dem Herzen der jungen Frau, die kaum achtzehn Jahre zählte und in Folge einer mangelhaften Erziehung und ihrer oberflächlichen flatterhaften Natur, das Leben als eine Kette von lauter Freuden betrachten wollte und in jeder Pflicht eine Beeinträchtigung dieſes vermeintlichen Rechtes ſah. Eine tiefe Kluft trennte dieſe beiden Naturen, von denen die eine für Ideale und die andere nach Affecten zu leben ſuchte und dies wurde Beiden immer deutlicher, je mehr der flimmernde Schleier von ihren Augen fiel, womit die Leidenſchaft ſie verblendet hatte. Er hätte dieſe Entzauberung mit Starkmuth getragen; ſie aber war deſſen ganz unfähig und fühlte ſich namenlos unglücklich. Als ſie einſt einen Beſuch bei ihren Eltern machte, erklärte ſie denſelben, ſie werde nicht zu ihrem Mann zurückkehren, ſondern bei ihnen bleiben. Die ſchwachen Eltern, die ſtets die einzige Tochter verzärtelt hatten, unterſtützten ſie auch jetzt in ihrer Verkehrtheit und keine Bitten, keine Vorſtellungen, keine Vernunftgründe ihres Mannes überwanden ihren Eigenſinn: ſie blieb.

Aber auch jetzt noch verlor er nicht die Geduld, nicht die Hoffnung, dieſe beiden Tugenden der ſtarken Seelen. Sie war ſo jung, ſo launenhaft! ſie konnte mit der Zeit zur Selbſterkenntniß kommen. Er wartete. Er trug gelaſſen das drückende Verhältniß, das ſein Haus verödete und ihm in der Geſellſchaft eine peinliche Stellung gab, und von Zeit zu Zeit verſuchte er theils mit ihr, theils mit den Eltern eine Verſtändigung, um ſie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Es war Alles vergeblich! hingegen entfernte ſie ſich nur immer mehr von ihrer Pflicht.

Als ihm hierüber kein Zweifel bleiben konnte, wurde ihm der Aufenthalt auf ſeinem Gut unerträglich und er verlangte nach einer anderen Thätigkeit. Es war eben die Zeit, wo in Italien der Carbonarismus mit ſeiner Maulwurfsarbeit aus der Finſterniß an's Licht zu treten und im Königreich Neapel zu revolutioniren begann. Oeſterreich, das damals die herrliche Stellung in Italien hatte, jeden Zoll italiſchen Bodens gegen die Umtriebe der Revolution zu ſchützen, ſchickte ſogleich eine Armee nach Neapel; und bei ihr nahm Juſtus von Cronenſtein Dienſte. So war er möglichſt fern von der traurigen Heimath und im Kampf gegen ein Werk der Finſterniß, das ſeinen geraden Sinn empörte.

Er blieb eine Reihe von Jahren in militäriſchen Dienſten in Italien, doch nicht als Standgaſt der Kaffeehäuſer und der Oper, ſondern mit ernſten Studien beſchäftigt und hochgeachtet von Allen, mit denen er in Berührung kam. Seine Frau war inzwiſchen geſtorben; aber er ſpürte keine Neigung einen anderen Ehebund zu ſchließen, obgleich ſein alter Vater ihn unabläſſig mit Bitten beſtürmte. Er fand es allzu ſchwer unter dem Zelt des Soldaten einen häuslichen Heerd aufzubauen, und zu ſeinem Ideal von der Ehe gehörte durchaus eine feſte trauliche Häuslichkeit.

Endlich ſtarb ſein Vater hochbejahrt und er mußte das Erbe antreten. Faſt wie ein Fremder kam er nach Cronenſtein, denn ſeit ſeiner Kindheit war er nie anders als zum Beſuch dort geweſen und ohne ſich je um die Geſchäfte und Verhältniſſe zu bekümmern, weil der Vater das nicht gern ſah. Mit dem rheiniſchen Gut durfte Juſtus ſchalten und walten, doch mit Cronenſtein ſich nicht befaſſen. Er fand ein viel größeres Vermögen als er erwartet hatte; aber auch Manches zu ändern, zu ordnen, zu verbeſſern. Das weckte ſeine Theilnahme. Er war ein aktiver Charakter, der ſich für das intereſſirte, was im Bereich ſeiner Thätigkeit lag, und ſie erſtreckte ſich weit, doch nie ins Schrankenloſe. Nachdem er feſten Fuß in ſeiner neuen Stellung gefaßt hatte, hielt er Umſchau unter den Töchtern des Landes, um den immer zurückgedrängten Wunſch ſeines Herzens nach einer glücklichen Häuslichkeit zu befriedigen.

Seine Wahl fiel auf ein junges Mädchen von ſo tiefem Gemüth, ſo hellem Geiſt, ſo einfacher Frömmigkeit, daß er in ihr Alles vereinigt fand, was ihm im Weibe liebenswürdig ſchien. Sie war ſchön, ſie zählte kaum die Hälfte ſeiner Jahre, ihre Eltern waren angeſehen und reich; es fehlte ihr nicht an Bewerbern; ſie wählte ihn.

Gab es je eine glückliche Ehe, ſo war es dieſe. Und dennoch fiel ein Schatten auf ſie: Frau von Cronenſtein hatte eine ſehr zarte Geſundheit. Es war ein Etwas in ihr, an ihr, das ihr ſelbſt unbewußt ihrem Manne beſtändig zuzuflüſtern ſchien: jedes Glück iſt hienieden ein vergängliches Gut. Um ſo mehr trug er ſie auf Händen und ſuchte ihr das Leben leicht und lieblich zu machen. Sie ließ ſich tragen, mit zärtlichſter Dankbarkeit, mit grenzenloſem Vertrauen. Sie fühlte ſich nicht gedrückt durch dieſe körperlich ſchwache Organiſation. Für Cronenſteins Grenzen reichten ihr Kräfte aus; das genügte ihr; über den Kreis ihrer häuslichen Freuden und Pflichten gingen ihre Wünſche nicht.

Sie hatten nur ein Kind. Das war Floreſtine; und als Floreſtine zehn Jahre alt war, ſtarb Frau von Cronenſtein leicht und ſchnell an einem Bruſtfieber. Ein Schmerz, für den er keinen Namen hatte, zerriß das Herz ihres Mannes; aber er trug ihn, wie er alle Schmerzen und Freuden des Lebens getragen hatte: er trug ihn mit Gott. Gott, der liebende, zärtliche Gott der Offenbarung, das war ſein beſter Freund, mit dem er Alles abmachte.

Jetzt war Floreſtine achtzehn Jahre alt. Ihr Vater dachte nicht daran ſie ſo früh zu vermählen und noch viel weniger dachte ſie daran. Ihr Leben war ein windſtiller Frühlingsgarten und der Horizont ihres Glückes reichte nicht weiter, als der Blick, den ſie vom Schloßberg in die liebliche Umgegend warf. Andere aber dachten daran, daß Floreſtine von Cronenſtein ein gar liebliches Mädchen und eine Erbtochter ſei; und eben jetzt war ihr Vater im Geſpräch mit einem jungen Mann, welcher der Anſicht zu ſein ſchien, daß man ſich allenfalls bei achtzehn Jahren vermählen könne.

Beide ſaßen einander gegenüber in Herr von Cronenſteins Zimmer und bildeten einen auffallenden Contraſt, der ganz unabhängig von dem gewöhnlichen zwiſchen Jugend und Alter war. Liebreiches Wohlwollen ſprach aus jedem Blick und Wort des bejahrten Mannes, während der junge Mann verwirrt und mißmuthig ausſah. Beide hatten ein Paar Augenblicke geſchwiegen; jetzt ſagte Herr von Cronenſtein:

„Ich gebe Ihnen nochmals mein Wort, lieber Baron, daß ich gar nichts gegen Ihre Bewerbung haben würde. Sie nehmen keine hervorragende Stellung ein: das ſchadet nichts! auch in einer untergeordneten kann man ſich als tüchtiger Mann bewähren. Sie haben kein Vermögen: auch das ſchadet nichts, es können nicht alle Menſchen reich ſein. Allein erſtens weiß ich noch gar nicht ob es der Wille Gottes iſt, daß ſich meine Tochter vereheliche und zweitens“ . . . . —

„Hätte ich ahnen können“ . . . . — unterbrach ihn der Baron.

„Da gibt es nichts zu ahnen!“ — unterbrach ihn ſeinerſeits Herr von Cronenſtein mit großer Beſtimmtheit; — „da haben wir ein ganz klares entſchiedenes Wiſſen durch das Gebot Gottes, welches uns ſagt, daß der Sonntag der Tag des Herrn und zu heiligen ſei, und durch das Gebot der Kirche, die uns die Erläuterung gibt, wie wir dieſe Heiligung verſtehen ſollen. Und zweitens — um auf meine Gründe zurückzukommen — wird meine

Tochter, wenn ſie für den Eheſtand beſtimmt iſt, nur mit einem Katholiken ſich vermählen.“

„Sie wiſſen ſo gut wie ich, Herr von Cronenſtein, daß ich der Sohn einer ganz katholiſchen Familie bin!“ rief der junge Mann empfindlich.

„Ja ja! ich weiß, daß Sie der Sohn Ihres Vaters ſind, und das erklärt Vieles,“ erwiderte Herr von Cronenſtein lächelnd.

„Und man kann doch wahrhaftig ein ſehr guter Katholik ſein und einmal eine Meſſe am Sonntag verſäumen!“

„Ja, unter gewiſſen Umſtänden, die aber bei Ihnen nicht ſtatt gefunden haben. Es ſtand Ihnen jeder andere Tag frei und Sie wählen ſich den Sonntag aus zu einer Fahrt, von der Sie die wichtigſten Folgen für Ihre ganze Zukunft erwarten und zu der Sie recht dringend um Gottes Segen hätten bitten ſollen. Statt deſſen ſetzen Sie ſich um ſechs Uhr früh in den Wagen, bevor es bei Ihnen eine Meſſe gab, kommen hier an, nachdem der Gottesdienſt vorüber iſt, denn eine Eilf-Uhr-Meſſe exiſtirt hier nicht; — und veranlaſſen Ihren Kutſcher zu derſelben Verſäumniß.“

„Vielleicht auch meine Pferde?“ fragte der Baron giftig.

Herr von Cronenſtein ſah ihn mit unbeſchreiblichem Mitleid an und ſagte:

„Sie wünſchten meine Gewächshäuſer zu ſehen, lieber Baron. Wäre es Ihnen jetzt gefällig? ich fürchte es könnte ſonſt zu ſpät für Ihre Heimfahrt werden.“

Er ſtand auf, ſchellte, befahl dem Diener den Wagen des Herrn Baron anſpannen zu laſſen und lud dieſen durch eine Handbewegung zum Gang durch die Glashäuſer ein. Aber mit dem Ausdruck unbehaglichſter Verlegenheit ſtotterte der Baron einige Worte der Entſchuldigung, er habe einen Gang in der Stadt zu machen und der Wagen ſolle ihn auf der Chauſſee erwarten.

„Ganz wie es Ihnen beliebt,“ ſagte Herr von Cronenſtein, reichte ihm freundlich die Hand, in welche der Baron drei Fingerſpitzen legte, und geleitete ihn aus dem Hauſe über den Hof dem Thore zu. Dabei rief er:

„Flore! der Baron will ſich Dir empfehlen.“

Auf den Ruf des Vaters kehrte ſie ſich um, verließ raſch den Altan, verneigte ſich anmuthig vor dem Baron und ſagte:

„Sie werden eine liebliche Heimfahrt haben.“

Das war dem Baron durchaus nicht einleuchtend, und mit dem Gefühl einer gewaltigen Niederlage eilte er den Schloßberg hinab und auf die Chauſſee, wo nicht ſein Wagen ihn, ſondern er ſeinen Wagen erwartete. Herr von Cronenſtein ſah ihm einen Augenblick nach; dann ſprach er zu ſich ſelbſt: Und ſolch ein Mann will eine Ehe ſchließen! — und dann zu ſeiner Tochter:

„Komm' Flore! wir wollen die Kinder nach Franziszibergl zurückführen.“

„Aber auf dem langen Wege! nicht wahr mein Väterchen?“ ſagte Floreſtine ſchmeichelnd.

„Er iſt zu weit für die Kinder,“ verſetzte er.

„Nees! Zenzl!“ rief Flore, „legt jetzt die Pfeifen bei Seite, kommt her und ſprecht: Iſt der lange Weg nach Franziszibergl zu weit für Euch?“

„Nein nein!“ riefen die Kinder; „der lange Weg iſt der ſchönſte.“

Das war er auch. Der kurze Weg führte freilich geradesweges dahin, aber durch die enge, ſchlecht gepflaſterte ſogenannte Hauptſtraße; der lange hingegen folgte dem Halbkreis, den die Stadt machte, und lief außerhalb derſelben und etwas höher gelegen als ſie, am Abhang der Hügel bald zwiſchen Gebüſch, bald unter herrlichen Kaſtanienbäumen um ſie herum. Herr von Cronenſtein hatte ihn parkmäßig angelegt, mit ſeinem Schloßgarten, der eigentlich nur ein gelichteter Kaſtanienwald war, in Verbindung gebracht und ihn zu einem ſehr angenehmen Spazierweg gemacht, von welchem hie und da ſchmale Fußſteige links in die Gärtchen und Höfe der Stadt hinabliefen, rechts zu den Hügeln hinauf ſich ſchlängelten.

„Nun, Flore, was haſt Du den ganzen Tag gethan und getrieben?“ fragte Herr von Cronenſtein, nachdem ſich die Geſellſchaft, die Kinder voran, in Bewegung geſetzt und Floreſtine ſich an ſeinen Arm gehängt hatte.

„Nichts als Seifenblaſen gemacht!“ rief ſie lachend.

„Das war Nachmittags, Flore; aber Vormittags? ich habe Dich ja faſt den ganzen Tag nicht geſehen, denn als ich vom Gottesdienſt zurück kam fand ich den Baron.“

„Auch am Vormittag habe ich eben nichts gethan, mein Väterchen, aber doch etwas gehört. Ich beſuchte nach dem Amt Fränz Herzog, die krank iſt. Sie ſagte mir, an ihrer Krankheit ſei nur der Kummer Schuld, den ihre Eltern ihr machten.“

Herr von Cronenſtein blieb ſtehen, ſah ſeine Tochter feſt an und fragte:

„Iſt Fränz Herzog närriſch geworden?“

„Es ging mir wie Dir, Väterchen,“ ſagte ſie lächelnd; „ich war ganz verblüfft; wir kennen ja die guten Herzogs! Endlich, nachdem ſie viel geredet, geklagt und geweint hatte, rückte ſie deutlich mit der Sprache heraus: ein Doctor wünſcht nämlich ſie zu heirathen und ſie ihn, allein die Eltern wünſchen das durchaus nicht.“

„Ein Doctor? es hat ſich hier ja kein neuer Arzt niedergelaſſen,“ bemerkte Herr von Cronenſtein.

„Er iſt auch nicht hier. Fränz hat ihn kennen gelernt, als ſie vierzehn Tage bei ihrer Schweſter zum Beſuch war. Er möchte ſich aber ſehr gern hier niederlaſſen.“

„Und das Alles hat er in den vierzehn Tagen mit ihr abgemacht!“ rief Herr von Cronenſtein. „Nun, närriſch mag Fränz Herzog nicht ſein! aber verkehrt iſt ſie gewiß.“

„Höre nur weiter, Väterchen! Es ſcheint alſo, ſie habe ſich mit dem Doctor verſtändigt und ihre Schweſter ſei ſehr für die Sache eingenommen geweſen; denn Fränz ſagte, ſie ſei überglücklich heimgekehrt, habe ihren Eltern Alles mitgetheilt was ſich zugetragen und ſei wie vom Blitz zerſchmettert, daß Vater und Mutter aus einem Munde geſagt hätten, ſie wollten keinen Habenichts aus der Fremde zum Schwiegerſohn. Fränz verſicherte, für dieſen Mann würde ſie durch Feuer und Waſſer gehen und vor Gram ſterben, wenn die Eltern bei ihrem Nein beharrten.“

„Wie kommt Dir denn das Alles vor, was Du von der Fränz gehört haſt?“ fragte der Vater.

„Ich verſtehe es nicht,“ ſagte ſie unbefangen.

„Was haſt Du ihr denn geantwortet?“

„Ich bat ſie, den lieben Gott recht demüthig um Erleuchtung anzuflehen.“

„Das war verſtändig! darüber muß Fränz Herzog zur Erkenntniß kommen: mit dem Mann, dem ſie durch die Ehe auf ewig verbunden iſt, ſoll die Frau durch Feuer und Waſſer, d. h. durch alle Prüfungen des Lebens gehen; aber für einen fremden Mann und noch dazu gegen den Willen der Eltern — das ziemt ſich nicht für die chriſtliche Jungfrau."

„Das verſtehe ich! o mein Väterchen, Alles was Du ſagſt verſtehe ich ſo gut!" rief Floreſtine freudig und ſah dankbar mit ihren leuchtenden Augen zu dem Vater auf.

Ein leiſes Weinen unterbrach das Geſpräch. Die Kinder waren mitten auf dem Wege ſtehen geblieben und die größeren ſahen beſtürzt aus.

„Was iſt Euch geſchehen?" rief Floreſtine.

„O nichts!" ſagte die Theres; „aber die Kleine iſt müde und kann nicht weiter."

„Habe ich es nicht prophezeiht!" ſagte Herr von Cronenſtein freundlich, nahm die Kleine auf den Arm und raſchen Schrittes ging es nach dem Franziszibergl, wo Schweſter Notburge ihm das ſchlafende Kind abnahm und ſagte:

„Euer Gnaden kommen hier an wie St. Chriſtophorus mit dem Jeſukindchen."

Floreſtine aber bat:

„Jetzt, Väterchen, gehen wir heim über den Kamm der Hügel, nicht wahr? Es iſt nirgends ſchöner als auf den Höhen, und von Oben herab betrachtet nimmt ſich die Welt am Beſten aus.“

„Darin haſt Du Recht, Flore; thue es nur immer,“ entgegnete der Vater und ſchlug einen Fußſteig ein, der in ziemlich ſteilen Windungen aufwärts führte. Floreſtine ſchien eine Erläuterung der letzten Worte zu erwarten; da er aber ſchwieg, fragte ſie nicht und folgte ihm.

Die Sonne ſtand ſchon ſo tief, daß ſie das Laub von unten wie mit tauſend Lampen zu einer großen Illumination der Natur beleuchtete und das Auge blendete, das ſich verlocken ließ in ihren heißen Stralenball zu ſchauen. Als Vater und Tochter den Kamm des Hügels erreichten, war ſie dem Untergange ſo nah, daß ſie ſtralenlos auf dem Saum des Horizontes lag, ein müdes Glutauge, bereit ſich zu ſchließen.

„Gute Nacht, du ſchöne Sonne!“ rief Floreſtine und warf ihr auf der Fingerſpitze einen Kuß zu.

Der Abendhimmel brannte in roſigen Flammen und leuchtete die Bergſpitzen an; aber auf dem Thal lag ſchon Dämmerung und in der Stadt blickte ſchon hie und da ein Licht hinter den Fenſtern. Tiefes Schweigen herrſchte in der ganzen Natur; kein Blatt regte ſich am Baum; längſt hatten die Vögel ihre Neſter aufgeſucht; verſchwunden waren die Mücken, die munter im Abendſonnenlicht tanzten. Aus den

Dörfern drüben jenſeits des Fluſſes hörte man ab und an einen wachſamen Hund bellen oder eine Kuh brüllen. Doch das ſtörte durchaus nicht die Stille; es ging in ihr unter.

„O welch ein Friede!“ ſagte Floreſtine und ſchmiegte ſich wieder an den Arm ihres Vaters; „man kann ſich gar nicht vorſtellen, daß es Zank und Streit und Krieg gibt! Ich denke mir, ſo wie hier oben muß es geweſen ſein, als der liebe Gott im Garten Eden wandelte und mit den erſten Menſchen gütig ſprach.“

„Und doch waren es dieſe erſten Menſchen, die all’ den Unfrieden in die Welt gebracht haben, zu welchem jetzt jeder Menſch ſeinen Theil beiträgt, denn er iſt, ſeiner gefallenen Natur nach, friedenlos und findet nur dann den Frieden wieder, wenn er ſich von ihr losſagt — wenigſtens dem Willen nach. Deshalb, Floreſtine, ſuche nicht den Frieden in äußeren Dingen, Umſtänden, Verhältniſſen. Stifte ihn in Dir, mache aus Deinem Herzen einen Garten Eden, in welchem Du der Schlange der Selbſtſucht den Kopf zertrittſt, und dann wird der liebe Gott auch mit Dir ſprechen.“

„Aber freuen muß ich mich doch über ein ſo wunderſchönes Naturbild,“ entgegnete ſie; „und ich kann mir gar nichts Herrlicheres denken.“

„O Kind,“ ſagte Herr von Cronenſtein und ließ mit tiefer Liebe ſein Auge auf ihr ruhen, „Tauſendmal ſchöner iſt eine Seele im Stande der Gnade.“

„Ja, mein Väterchen, da haſt Du Recht, o Recht wie immer!“ rief Floreſtine und ein Freudenblitz verklärte ihr Auge, wie das zu geſchehen pflegte, wenn ein ſchöner Gedanke, ein edles Gefühl ſie bewegte. „O ja! die herrlichſten Naturbilder der ganzen Erde ſind dürftig und unſchön im Vergleich mit einer Seele, die das Abbild der Herrlichkeit Gottes iſt. Ach, könnten wir nur ihre Schönheit ſehen, ſo würde alles Irdiſchſchöne ſeinen Zauber verlieren.“

„Dann wäre der Glaube keine Tugend, Floreſtine! Der Teufel zeigte einſt unſerem Erlöſer „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit,“ wie die heilige Schrift beſagt. Er zeigt ſie auch uns und nur in der Stärke unſeres Glaubens vermögen wir ſie zurückzuweiſen, oftmals nur nach ſchwerem Kampf. Aber Eines iſt gewiß: wer ſie zurückweiſt, dem dienen die Engel, das heißt, dem geben ſie himmliſchen Muth, himmliſche Kraft, himmliſchen Troſt, denn er hat ſich zum Nachfolger ihres und ſeines Gottes gemacht.“

Floreſtine drückte die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und ſagte:

„Hätte Dich doch die arme Fränz Herzog gehört! es paßt Alles ſo gut auf ſie.“

„Ihre Eltern werden ihr ungefähr daſſelbe ſagen,“ meinte Herr von Cronenſtein.

„Aber nicht in derſelben Weiſe, Väterchen! der alte Herzog iſt etwas jähzornig und die Mutter ſchwimmt gleich in Thränen; — das ſtumpft die Fränz ab.“

„Kind! wer für Ermahnungen ein Ohr haben will, der nimmt ſie auf, gleichviel von wem; und wer es nicht haben will, zu dem redet auch ein Heiliger umſonſt. Bete für die Fränz und verkehre ſo wenig wie möglich mit ihr. Beſonders aber wehre entſchieden jeden Vertrauenserguß ab, gleichviel ob ſie es übel nimmt oder nicht. Haſt Du mich verſtanden?“

„Vollkommen, lieber Vater, vollkommen. Aber ſieh, wie reizend das iſt!“ rief Floreſtine.

Sie traten eben aus einem Gebüſch heraus und ſtanden auf einer Lichtung oberhalb des Schloßberges. Das Schloß und die Capelle lagen zu ihren Füßen und die einzelnen erleuchteten Fenſter blinkten wie Johanniskäfer durch das dunkle Grün der Bäume.

„Nein, ſie iſt zu reizend, unſere Capelle!“ fuhr Floreſtine fort. Dieſe Spitzbogenfenſter, dieſe Fenſterroſe von innen erleuchtet, nimmt ſich das nicht aus, als ſei ein Sternbild vom Himmel auf die Erde gefallen?“

„Daß ſie erleuchtet iſt mahnt uns, daß wir uns verſpätet haben,“ ſagte Herr von Cronenſtein; „komm' geſchwind herab.“

„O noch einen Augenblick!“ bat ſie; „Franz Seraph vertritt Dich beim Nachtgebet.“

„Aber wer vertritt mich beim lieben Gott?“ fragte er lächelnd.

„Mein Schutzengel! der weiß, daß Du Dich Deinem Töchterlein zu Lieb verſpätet haſt.“

„Mein Töchterlein hat die Vertretung ihres Schutzengels ſo nöthig, daß ich ihn wahrhaftig nicht in Anſpruch nehmen will,“ ſagte Herr von Cronenſtein lachend. „Und nun hinab, Flore.“

In fünf Minuten gingen ſie den ſcharfen Zickzack des Fußpfades hinab, und als es vom Kirchthurm neun Uhr ſchlug, traten ſie in die Capelle, in der ſich die Schloßbewohner zum Nachtgebet verſammelt hatten. Franz Seraph kniete ſchon auf dem Betſtuhl in der Mitte der Capelle. Er ſtand auf und Herr von Cronenſtein nahm dieſen Platz ein und begann mit lauter Stimme und tiefer Andacht das Abendgebet.

Die Kinderwelt.

Die verſtorbene Frau von Cronenſtein hatte eine Schweſter, welche ebenſo unglücklich in ihrer Ehe, als ſie ſelbſt glücklich war. Frau von Strahl war mit einem Mann vermählt, der, ohne eigentlich böſe zu ſein, ihr den größten Kummer machte, denn er war ein Verſchwender. Wo ſein Geld blieb, wußte Niemand und er ſelbſt am wenigſten; es lief ihm durch die Finger wie Waſſer, ohne daß er oder irgend Jemand einen wirklichen Genuß davon hatte. Er war von einer Alles verſchlingenden Neuerungsſucht beſeſſen. Sein Haus, ſeine Einrichtung, ſeine Pferde — Alles wurde mindeſtens Einmal im Jahre neu gekauft und dann wieder verkauft. An keinem Laden, an keinem Schaufenſter ging er vorüber, ohne nicht irgend eine Sache — und natürlich immer die überflüſſigſte von der Welt! — zu erſtehen. Seine arme Frau wußte gar nicht all' den Tand unterzubringen, den er in's Haus ſchleppte, während er ihr keine Ruhe ließ, um ſich behaglich einzurichten. Vermögen hatte er nicht; von ſeinem Majorsgehalt ſollte die Familie leben. Aber dieſer Gehalt verflüchtigte ſich in Pfeifenköpfen, in Reitpeitſchen, in Spieluhren, in Lampen, in Porzellanfiguren, in tauſend und tauſend Spielereien, während die großen Einkäufe durch Schuldenmachen beſtritten wurden und der Unterhalt der Familie lediglich den Schwiegereltern zufiel. Dieſe waren empört über den Major von Strahl, aber mit der Zeit auch ungehalten über ihre Tochter, der ſie Charakterſchwäche und allzugroße Nachgiebigkeit vorwarfen, ſo daß dieſe ein recht gedrücktes und gramvolles Leben führte. Da ſtarb ihr Vater und ſie kam in den Beſitz eines recht hübſchen Vermögens. Aber was war das in der Hand ihres Mannes! Er bezahlte nun einen Theil ſeiner Schulden und auf das, was übrig blieb, machte er neue Schulden. Plötzlich machte ein Nervenſchlag ſeinem Leben ein Ende und Frau von Strahl bekam jetzt zum Erſtenmal nach einer fünfzehnjährigen Ehe einen klaren Blick in die grenzenloſe Verwirrung ihrer Verhältniſſe. Sie bat ihren Schwager Cronenſtein, die Vormundſchaft ihrer beiden Kinder zu übernehmen und ihr Vermögen zu ordnen. Er that es bereitwillig; leider ſtellte es ſich gar bald heraus, wie ſehr dies Vermögen zuſammengeſchmolzen ſei und in welcher Beſchränkung ſie leben müſſe. Sie war mit Allem zufrieden, wenn ſie nur in Ruhe leben und ihre Kinder friedlich erziehen könne. Herr von Cronenſtein ſchlug ihr nun vor, ſich in ſeinem Städtchen niederzulaſſen. Da war ſie in nächſter Nähe bei ihrer Schweſter und ihm; da war das materielle Leben äußerſt billig; da gab es für ſie keine geſellſchaftlichen Verpflichtungen; und ſchließlich fand ſie da ein gutes Gymnaſium, das früher von den Franziskanern geleitet worden war und bei dem einige von ihnen als Lehrer blieben, nachdem man ihr Kloſter aufgehoben hatte. Die Patres waren jetzt freilich ausgeſtorben, aber das Gymnaſium beſtand fort, weil die Herrn von Cronenſtein es in den Zeiten des Reichs, als ſie auch Herrn der Stadt waren, fundirt hatten, und zwar ſo weiſe, daß der Fond ihrer Familie wieder zufiel, ſobald es vom Staat aufgehoben wurde.

Frau von Strahl ſchätzte ſich glücklich, einen verſtändigen Rathgeber zu haben und ihm folgen zu können. Eine kleine Wohnung mit freundlicher Ausſicht auf den Fluß, in einem ganz von Reben umſponnenen, in einem Rebengarten liegenden Hauſe, wurde von Herrn von Cronenſtein für ſie eingerichtet und ſie überſiedelte nach X. Seitdem ſie das Vaterhaus verlaſſen hatte, fand ſie hier ihre erſten glücklichen Tage, und auf dem Schloß wie in der Stadt war Alles voll Theilnahme und Liebe für die Frau Majorin, wie man ſie nannte, und für ihre ſchönen Kinder.

Die junge Gertraud von Strahl verdiente allerdings in jeder Beziehung „ſchön“ genannt zu werden; ſie war es an Leib und Seele. Als ob ein Himmelsbewohner unter den Menſchen wandele, ſo war ihr Leben, und ihr ganzer Sinn war auf das Himmliſche gerichtet. Von der Erde verlangte ſie nichts als ein Kloſter, um darin Gott zu dienen. Ihre Mutter war ganz damit einverſtanden, hatte zu viel gelitten unter dem Druck des Lebens und auf deſſen Nachtſeite, um nicht mit Freuden zu ſehen, daß Gertraud ihr Glück in einer anderen Sphäre ſuche; nur einige Jahre ſollte ſie noch warten, damit ihre Geſundheit ſich ganz befeſtige. Gertraud wartete gern, denn ſie liebte zärtlich die Mutter und Franz Seraph, den jüngeren Bruder, der eines Alters mit Floreſtine war.

So vergingen zwei unbeſchreiblich glückliche Jahre für Eltern und Kinder, voll Liebe, voll Frohſinn, voll Hoffnung, voll Zufriedenheit. Und damit war denn auch das Maß des Glücks für beide Familien erſchöpft: Frau von Cronenſtein ſtarb. Am Tage, wo das Requiem unter Thränenſtrömen aller Anweſenden in der Pfarrkirche ſtattfand, legte ſich Gertraud, und nach acht Tagen wurde auch für ſie das Requiem gefeiert. Der tiefſte Schmerz wohnte im Schloß und im rebenumſponnenen Häuschen. Da wie dort war es, als habe man das Tageslicht ausgelöſcht. Allein der Schmerz iſt in Kinderſeelen zwar heftig, doch zu einer langen Trauer wird er nicht; die Beweglichkeit des Kinderherzens gibt das nicht zu. Franz Seraph und Floreſtine hielten ſich zu einander, und wenn ſie auch manchmal zuſammen weinten und oft von der Mutter und der Gertraud ſprachen: ſo regte ſich doch das Bedürfniß in ihnen, kindliche Fröhlichkeit, Spiele und Scherze zu theilen. Franz Seraph beſuchte das Gymnaſium; all' ſeine Freiſtunden brachte er im Schloſſe zu. Seine Mutter ſchickte ihn ſelbſt hinauf, denn ſie fühlte ſich unfähig, ſich mit dem Knaben zu beſchäftigen. So kam es, daß ſie immer allein und in ihren Gram verſunken war.

Herr von Cronenſtein hatte inzwiſchen keinen geringen Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen. Der Gedanke, ein weibliches Weſen gleichſam an die Stelle ſeiner geliebten Abgeſchiedenen zu ſetzen, war ihm über alle Maßen ſchmerzlich, und doch ſchien es ihm durchaus nothwendig wegen Floreſtine. Er getraute ſich nicht, ſie ohne weibliche Hülfe — wenigſtens nicht ohne weibliches Beiſpiel — zu erziehen, und da war ihm Niemand näher, als Frau von Strahl; auch Niemand lieber, denn er kannte ſie genau mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen. Andererſeits hätte eine Fremde ihn weniger an ſeinen Verluſt erinnert. Allein er ſchauderte vor dem Gedanken zurück, einer Perſon, die er kaum kenne, ſein Kind anzuvertrauen und beſtändig neben ſich und dem Kinde eine Fremde zu ſehen. Endlich hatte er auch großes Mitleid mit Frau von Strahl in ihrer Vereinſamung. Genug, er faßte ſeinen Entſchluß vor Gott, und im trüben Spätjahr, als ſchwere Novembernebel aus dem Tage eine lange Dämmerung machten, ging er zu ſeiner Schwägerin und bat ſie, fortan ihren Wohnſitz bei ihm zu nehmen und ein mütterliches Auge für Floreſtine zu haben. Er hatte ſagen wollen: ein mütterliches Herz; allein er brachte dies Wort nicht über ſeine Lippen; es verwandelte ſich in Auge.

Frau von Strahl kam ſeinem Wunſch nicht entgegen. Sie liebte die kleinen engen Räume, in denen ſich Gertraud bewegt hatte; ſie liebte den Blick in's Gärtchen hinab, wo Gertraud ſo gern die Blumen begoß, ſo gern in der Weinlaube ſaß und las oder arbeitete. Dieſe ſüßen Erinnerungen traten ihr im Schloß nicht entgegen. Ueberdas liebte ſie die Stille, die Ruhe; und Floreſtine war ein ſehr lebhaftes Kind und im Schloß herrſchte eine ſtete Bewegung, nicht ſowohl durch geſellſchaftlichen Verkehr — obſchon auch dieſer nicht ausgeſchloſſen war — als durch tauſend Beziehungen, die Herr von Cronenſtein zu den Menſchen hatte. Die ganze

Stadt wendete ſich an ihn mit ihren Anliegen und Frau von Strahl wußte, wie ſehr auch ihre ſelige Schweſter dadurch in Anſpruch genommen war. Der Gedanke dies Alles übernehmen zu ſollen, erſchreckte ſie und ſie ſagte es ganz einfach ihrem Schwager.

„Ja, Sie werden ſich vielfach überwinden müſſen, ich verkenne es nicht;“ ſagte er mit ſeiner gewohnten freundlichen Milde; „allein ich glaube, gerade das wird Ihnen mit der Zeit wohlthun. Unſere Schmerzen haben wir und behalten wir; ſie ſind aber kein Grund, um uns das Gute zurückweiſen zu laſſen, das wir in einer neuen Richtung, die Gottes Barmherzigkeit uns darbietet, etwa thun können. Koſtet es uns einige Mühe, müſſen wir einige ſüße Gewohnheiten opfern, um dieſe neue Richtung einzuſchlagen, nun, deſto beſſer, liebe Schwägerin! auf jedem Opfer ruht ein beſonderer Segen.“

„Aber die Verantwortung!“ wendete ſie ein. „Floreſtine iſt ſchwer zu erziehen, denn ſie iſt ganz ungewöhnlich begabt. Charaktervoll wie ihr Vater, ſeelenvoll wie ihre Mutter, erhielt ſie überdas von der Natur eine Glut der Empfindung, einen Schwung des Gefühls, die mich oft zittern machen.“

„Ja, ſo iſt's!“ entgegnete Herr von Cronenſtein. „Daraus geht hervor, wie nothwendig für ihre Erziehung ein gelinde dämpfender weiblicher Einfluß iſt.“

„Wäre es nicht am Beſten, ſie nach einiger Zeit in ein Kloſter zu geben?"

„Nun und nimmer!" rief er lebhaft. „Der entſprechende Boden für die zarte Menſchenpflanze iſt das Vaterhaus — und mögen dort auch rauhe Lüfte wehen, wie das der Fall iſt für meine mutterloſe Floreſtine: ſo iſt das heimiſche Erdreich, trotz ſeiner Unvollkommenheiten, ihr doch zuträglicher, als ein fremdes. Hier hat ſie doch wenigſtens ihren Vater! Es iſt möglich, daß er ihre Erziehung einſeitig leitet. Ich glaube aber nicht, daß dies minder dort geſchieht, wo ihr zugleich Vater und Mutter fehlen. Nein, liebe Schwägerin, über die häusliche Erziehung geht keine andere, und ein Erziehungsinſtitut, ſei es von Kloſter- oder von Weltleuten geleitet, iſt immer nur ein Surrogat — wenigſtens was Mädchen betrifft."

„O lieber Schwager!" ſeufzte ſie beklommen, „ich fürchte mich in meiner Armſeligkeit vor neuen Pflichten. Ich bin vierzig Jahre alt und habe ein gar mühſames, thränenreiches Leben hinter mir, das lähmt die elaſtiſche Energie, die zu neuen Entſchlüſſen, zu neuer That geſchickt macht."

„Umſomehr wird Gott Ihnen beiſtehen, wenn Sie ein Liebeswerk übernehmen," ſagte Herr von Cronenſtein ermuthigend. „Aber ich will Sie nicht quälen," ſetzte er liebreich hinzu. „Ueberlegen Sie, beten Sie — und dann werden Sie mir die Antwort ſagen, die Gott Ihnen eingibt.“

Ein kleiner haſtiger Schritt kam die Stiege hinauf. Ein feiner Knabe, mit einem Ränzel voll Bücher und Hefte auf dem Rücken, trat ein, ſtreifte behende die Laſt ab, umarmte die Mutter und küßte Herrn von Cronenſtein's Hand, indem er ſagte:

„Guten Morgen, Onkel. Schön daß Du hier biſt! die Mutter iſt ſo viel allein.“

Frau von Strahl zog ihn liebkoſend an ſich und ſagte:

„Sprich, Franz Seraph, was möchteſt Du lieber: hier unten wohnen, oder auf dem Schloßberg bei dem Onkel?“

„O, viel lieber bei dem Onkel — aber mit Dir! das verſteht ſich.“

„Und warum ziehſt Du das vor, mein Sohn?“

Franz Seraph ſah ſeine Mutter zärtlich und traurig an und ſagte:

„Dann wären wir Uebriggebliebenen doch alle beiſammen.“

Frau von Strahl brach in Thränen aus. Herr von Cronenſtein ſtand lebhaft auf, drückte einen Kuß auf Franz Seraph's Stirn und verließ das Zimmer, indem er mit zitternder Stimme ſagte:

„Alſo Sie überlegen es, liebe Schwägerin.“

Ihre Entſcheidung fiel ſo aus, wie es ſich nach dieſem kleinen Auftritt erwarten ließ. Nach wenigen Tagen wurden im Schloß einige freundliche Zimmer für die Frau Majorin in Bereitſchaft geſetzt und bevor der erſte Schnee fiel, hatte ſie ſich ſchon ganz eingewohnt. Franz Seraph noch früher.

Das Haus, deſſen oberes Stockwerk ſie bis dahin inne hatte, gehörte dem Holzhändler Herzog, der das Erdgeſchoß ſeiner alten Mutter überließ, während er mit ſeiner Familie ein größeres Haus bewohnte, das bequemer für ſein Geſchäft am Fluß lag. Durch die Beſuche, die ſeine Kinder bei der Großmutter machten, wurden ſie mit den Kindern der Majorin bekannt, und blieben ſich auch die Töchter ziemlich fern, weil Gertraud keinen Umgang wünſchte: ſo ſchloſſen ſich die Knaben deſto feſter an einander. Telesphor Herzog wurde Franz Seraph's Spiel- und Schulkamerad, und dieſer liebte ihn ſo ſehr, daß er nicht darüber in's Klare kommen konnte, wer ihm lieber ſei — Floreſtine oder Telesphor. Durch Franz Seraph's Ueberſiedelung auf den Schloßberg zog auch Telesphor gewiſſermaßen mit hinauf, wenigſtens als täglicher Gaſt. Herr von Cronenſtein ſah das ſehr gern. Er kannte und ſchätzte die Familie Herzog, welche ſchon ſeit ein Paar Generationen als Holzhändler in der Stadt anſäſſig und eben ſo brav als fromm und einfach war. Telesphor, in einem Alter mit Franz Seraph, war ihm an geiſtiger und leiblicher Kraft überlegen, faßte leichter auf, arbeitete ſchneller, war der Erſte beim Laufen, Ringen und Springen. Dadurch hatte Franz Seraph einen Cameraden, der ihm mit gutem Beiſpiel vorleuchtete und zum Wetteifer anſpornte, was für dieſe weiche Natur nothwendig war. Die Dritte im Bunde war Floreſtine, die mit den Knaben wie mit Brüdern verkehrte, Franz Seraph in Schutz nahm, wenn ihn Telesphor allzu herriſch behandelte, und Telesphor vertheidigte, wenn Herr von Cronenſtein ſein etwas anmaßendes Weſen rügte.

Raſch flogen die Jahre der Kindheit dahin, dieſe Jahre, die niemand weniger ſchätzt als das Kind ſelbſt. Es trägt in ſeiner jungen Seele gleichſam gebundene Flügel, und hat das unbeſtimmte Bewußtſein, daß ſie ſich jenſeits der Grenzen der Kindheit entfalten werden. Dadurch wird es beſtändig vorwärts getrieben, mehr aus Inſtinkt als aus freier Wahl. Ein glückliches Gegengewicht bildet die Fähigkeit des Kindes, ſich ganz der Gegenwart hinzugeben und ihre Freuden ſo gründlich zu genießen, als ob es kein Morgen gebe. Je reiner die Kinderſeele iſt, deſto mehr Freuden hat ſie und deſto glücklicher fühlt ſie ſich, weil das Abhängigkeitsverhältniß, welches nach allen Seiten hin das Kind beſchränkt, ſie nicht drückt.

Dieſe Kinder waren ſehr glücklich, ohne daß ſie — oder beſſer geſagt, weil ſie keine beſonders veranſtaltete Freuden hatten. Aber dieſe fanden ſich ganz von ſelbſt.

Gab es etwas Herrlicheres als den Winter? Schlittenfahrten, Schlittſchuhlaufen, Schneemänner machen — ganz blau gefroren nach Hauſe kommen und ſich dann ſo angenehm erwärmen, ehe es zum Eſſen ging; und Abends, wenn die Schulaufgaben und Arbeiten gemacht waren, dann zuſammen zu rücken und Herrn von Cronenſtein erzählen zu hören von ſeinen Reiſen, ſeinen Feldzügen, ſeinen Schlachten, von den großen Hauptſtädten Europa's und ihren Sehenswürdigkeiten, welch' unverſiegbarer Quell' des Vergnügens! Und der Advent — die Erwartung des gnadenreichen Jeſukindes! Und das heilige Weihnachtsfeſt mit dem ſtralenden Chriſtbaum und ſeinen Herrlichkeiten, mit der Mitternachtsmeſſe in der glänzend beleuchteten Capelle, mit den Böllerſchüſſen, die Herr von Cronenſtein nach der Meſſe abfeuern ließ, um die Geburt des Königs der Ewigkeit in der heiligen Nacht ſo zu feiern, wie man Königskinder begrüßt, wenn ſie auf die Welt kommen; ach! und mit der Krippe! und was für eine Krippe! Herr von Cronenſtein hatte das Glashaus mit Blumen, Gewächſen und Zierpflanzen aller Art für ſeine Frau gebaut. Aus ihrem Zimmer betrat ſie es und, hindurchgehend, konnte ſie auf der anderen Seite durch ein ſchmales Pförtchen die Capelle betreten. In der Mitte des Glashauſes war ein kleiner Saal eingerichtet, durch deſſen Glaswände man rechts und links in die Abtheilungen der Blumen blickte, ohne von deren ſtarken Duft oder von der heißen Luft, welche manche dieſer Gewächſe nöthig haben, beläſtigt zu werden. Während der Weihnachtszeit wurde in dieſem kleinen Saal das Krippchen zwiſchen künſtlichen Felſen voll Moos und Schlingpflanzen aufgeſtellt und jeden Abend eine halbe Stunde erleuchtet. Dann kamen die Schulkinder aus der Stadt, truppweiſe abwechſelnd, denn der Raum war beſchränkt, und auch Erwachſene fehlten nicht, — und ſo wie ſie in das Thor eintraten, ſchimmerte ihnen durch den dunkeln Winterabend das helle, bunte, liebliche Bild entgegen. Die breite Glasthür öffnete ſich und mit immer neuer Ueberraſchung ſahen ſie die Geſtalten, die dem Kinderauge ſo lieb und vertraut ſind: das Jeſukind mit Maria und Joſeph, mit Ochs und Eſelein im Stall, die jubilirenden Engel, die anbetenden Hirten mit ihren Heerden rings umher. Auf Epiphanie kam eine zweite Gruppe hinzu: die heiligen drei Könige; und auf Lichtmeß die dritte: die Darſtellung im Tempel mit dem Greis Simeon und Anna. Dann hatte die Darſtellung ihren Höhepunkt erreicht und verſchwand. Die Felsblöcke wurden demolirt, die Figuren gut verpackt, die Blumen und Gebüſche an ihre Plätze verſetzt. Sollten am Tage nach Lichtmeß noch ein Paar neugierige Kinder aus der Stadt kommen, ſo war das Glashaus finſter, der Schloßhof mit ſeinen mächtigen entlaubten Linden und mit der Capelle erſchien ihnen unheimlich, und ohne das Thor zu überſchreiten kehrten ſie um und rannten eiligſt in die Stadt zurück.

Das war der Winter! ſchöner konnte es im Frühling unmöglich ſein! — aber ſchön war es doch, daß die Tage länger wurden, daß es nicht mehr ſo grimmig kalt war, daß die junge Saat ſo keck mit ihrem friſchen Grün hervorſproßte, daß Fink und Lerche ihren lieblichen Schlag vernehmen ließen, daß der Kukuk ſo unermüdlich bei ſeinem eintönigen Ruf verblieb, daß es in Garten und Feld lebendig wurde von fleißig arbeitenden Menſchen und auf dem Fluß von ſtromab ſchwimmenden Holzflößen, daß die ernſte Paſſionswoche und das heilige Oſterfeſt ganz und gar in der Stadtpfarrkirche gefeiert wurde, und daß dann aber, im Monat Mai, die Capelle ſo recht zu Ehren kam, denn es wurde jeden Abend eine Andacht zu Ehren der Mutter Gottes in ihr gehalten, die ſo viel Anklang fand, daß ſie zuweilen überfüllt und der halbe

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von
3-598-51062-4
FNr. 20859 / 046

Schloßhof voll andächtiger Leute aus der Stadt, ja voll Leute vom anderen Ufer war.

Der Sommer wurde eingeführt durch die Prozeſſion des heiligen Fronleichnamsfeſtes, durch welche der Herr ſeinen Triumphzug hält auf Erden und ihr mit ſeinem Segen ihre Schönheit, ihre Fülle, ihren Reichthum verleiht — ein beſonders liebliches und für die Kinder unbeſchreiblich feſtliches Feſt, das ſich aus den Mauern des Gotteshauſes, als ob dieſes den Jubel nicht faſſen könne, mit ſeinen Kerzen, ſeinen fliegenden Bannern, ſeinen Weihrauchwolken, ſeinen Blumenkränzen, ſeinen Hymnen, wie ein Freudenſtrom in die Natur hinausdrängt, um ihr die neue Epiphania des Herrn zu verkündigen. Ja, der Sommer war eine herrliche Zeit! und welche Spaziergänge wurden da gemacht! welche Ausflüge in die Berge und Wälder! zuweilen nach einem Wallfahrtsort, zuweilen nach einem ſchönen Ausſichtspunkt, zuweilen auch nur, um die Wonne des Umherſtreifens zu genießen. Häufig waren dieſe köſtlichen Wanderungen nicht, denn die Schule durfte unter keiner Bedingung und überhaupt nie eine Pflicht wegen eines Vergnügens verſäumt werden, und nicht an jedem Sonntag wollte es ſich ſo machen. Sagte aber Herr von Cronenſtein an einem Montag oder Dienſtag:

„Nächſten Sonntag, will's Gott und das Wetter, ziehen wir in's Weite," — ſo brach lauter Jubel aus und man genoß während der ganzen Woche die Vorfreude der Freude. Freilich auch manche ſchwere Sorge über aufſteigende Wolken, drohende Gewitter, Veränderung des Wetters. Blieb es aber ſchön, ſo wurden Sonntag Morgen blecherne Botaniſirbüchſen mit Mundvorrath gefüllt, und nach dem Gottesdienſt hing Jeder die ſeine über die Schulter und fort zogen die Glücklichen, als ob ſie ein Königreich in Beſitz zu nehmen hätten.

Dann kam der Herbſt; da gab es wieder ganz herrliche Dinge. Die Trauben reiften! Auf der Waldwieſe des Hohen Bühls ſelbſtgeröſtete Kartoffeln zu verzehren war ein großes Vergnügen, mochten ſie auch noch ſo ſchwarz gebrannt ſein; aber ein Streifzug nach einem Weinberg, mit der Erlaubniß ſich dort gütlich zu thun, war auch nicht zu verachten. Dann wurde ein Dohnenſtrich angelegt und man lief ihn täglich ein paarmal auf und ab, um zu ſehen, ob nicht Krammtsvögel ſich in den Schlingen gefangen hätten, und um die kleinen Gehenkten abzulöſen und in der Küche abzuliefern. Hieran betheiligte ſich Floreſtine aber nicht. War es ihr möglich, ſo lief ſie in aller Frühe durch den Dohnenſtrich, um die Vögel zu befreien in denen noch Leben war oder die ſich nur mit dem Fuß in der Schlinge verwickelt hatten. Sie liebte

Alles was Leben hatte, freute ſich an jedem Leben und gönnte ihm ſeine Freuden. Der kirchliche Mittelpunkt dieſer Jahreszeit war der Tag Aller-Seelen mit ſeiner geheiligten Wehmuth, ſeinen himmliſchen Hoffnungen, ſeiner übernatürlichen Liebe. In der Stadtpfarrkirche befand ſich die Cronenſtein'ſche Familiengruft; ſie war aber überfüllt und Juſtus von Cronenſtein ließ, als ſein Vater geſtorben war, unter der Capelle auf dem Schloßberg eine Gruft anlegen und die Capelle ſelbſt im ſchönen gothiſchen Styl umbauen. So wurde ſie in jeder Beziehung das ſchönſte Denkmal für den Verſtorbenen. Jetzt ruhte auch Floreſtinen's Mutter da. Der Aller-Seelen-Tag wurde immer mit der größten Feierlichkeit begangen. Herr von Cronenſtein ließ aus einem zwölf Stunden entfernten Kloſter Capuziner-Patres kommen, die dem Schloßcaplan bei dem Seelenamt aſſiſtirten und Meſſen in der Capelle laſen. Am Nachmittag predigte einer von ihnen, gewöhnlich im Schloßhof auf einer improviſirten Kanzel, wenn die Capelle die Andächtigen nicht faßte, und verſtand der Prediger nur einigermaßen zum Herzen zu ſprechen, ſo gab ſich die Rührung und Erbauung der Zuhörer durch Thränen und Seufzer kund. Für die Kinder war es immer ein beſonders hehrer Tag, voll tiefem Ernſt und doch ſo lieblich. Mitten aus einem Meer von Kerzenlicht erhob ſich der düſtere Katafalk, und das weite ſchwarze Grabtuch, das ihn bedeckte, war mit Silberflocken geſtickt, als ob Thränen es überrieſelten: Bilder eines verklärten Schmerzes. Dazu die erhabenen Gebete der Kirche und die Majeſtät des „Dies irae“ und dieſe fremden Patres, die ſo weither gekommen waren, um für die armen Seelen Meſſe zu leſen und zu beten! und dieſe ganze ſtille, leidende, hoffende, unſichtbare Welt der Seelen ſelbſt, die ihnen ſo nahe kam und die ſie doch nicht faſſen konnten! es war Alles wie ein ſchönes Geheimniß, das ſie auf ihre Weiſe löſten. Am Abend eines ſolchen Tages warf ſich Floreſtine in die Arme ihres Vaters und jubelte:

„Heute iſt das Fegfeuer gewiß ganz leer geworden und alle arme Seelen ſind zum lieben Gott gekommen.“

„Wenn es nur nicht gleich wieder ſo voll würde!“ ſagte Franz Seraph theilnehmend.

„Ja, mit jedem Secundenſchlag ſtirbt ein Menſch auf dem Erdball,“ ſetzte Telesphor hinzu.

„Nun, ein Jahr müſſen ſie freilich warten,“ ſagte Floreſtine beruhigend; „aber dann beten wir ſie wieder ſammt und ſonders heraus.“

„Und es kommen ja auch manche Abgeſtorbene in die Hölle, vielleicht recht Viele,“ meinte Telesphor.

„Wie kannſt Du etwas ſo furchtbar Trauriges denken, Teles!“ rief ſie empört. „Um in die Hölle zu kommen, muß man doch ſehr böſe ſein! Nicht wahr, Väterchen, es kommen nur ganz wenig unglückliche Menſchen in die Hölle?“

„Das iſt eines von den Geheimniſſen Gottes, welches uns die Ewigkeit entſchleiern wird,“ erwiderte Herr von Cronenſtein. „Wir wollen nicht darüber grübeln und nur den lieben Gott recht demüthig bitten, daß er uns die Gnade gebe, nicht in die Hölle zu kommen.“

Floreſtine bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, ſchüttelte heftig den Kopf und rief:

„O! wenn einer von uns in die Hölle käme ... nicht zu Gott käme .... es wäre zu ſchrecklich! .... ich könnte es nicht aushalten.“

„Du kommſt gewiß zum lieben Gott,“ ſagte Franz Seraph zärtlich.

„Und wenn ich Dich nicht dort fände .... und Teles nicht!“ rief ſie, und Thränen erſtickten ihre Stimme.

„Wißt Ihr, warum man bei allen Begräbniſſen ſo gern Capuziner hat?“ fragte Herr von Cronenſtein, um das aufregende Geſpräch zu unterbrechen.

„Nein! bitte, erzähle es!“ riefen die Kinder.

„Das heilige Grab unſeres Erlöſers war im ſiebenten Jahrhundert mit Jeruſalem und ganz Paläſtina von den kriegeriſchen Muhamedanern erobert worden und blieb unangefochten in deren Beſitz, bis im eilften Jahrhundert die ganze Chriſtenheit in Europa ſich erhob und das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen begehrte. Kaiſer und Könige ſammelten ihre Heere, Fürſten und Herrn ihre Mannen. Alle trugen ein rothes Kreuz auf der Bruſt zum Zeichen, daß ſie Leib und Leben dem gekreuzigten Heiland weihten; — und ſo zogen ſie aus über Land und Meer ins Morgenland. Jeruſalem wurde von den Kreuzfahrern erobert, ganz Paläſtina mit Bethlehem und Nazareth und allen ſeinen heiligen Stätten kam in die Hände der Chriſten zurück, ja ſie eroberten auch angrenzende Länder. Aber der urſprüngliche Geiſt der Kreuzzüge wich größtentheils von ihnen. Es wurden im Morgenland Königreiche und Fürſtenthümer gegründet, die den Herrn mehr am Herzen lagen als das heilige Grab. Neid, Haß und Zwietracht brachen unter ihnen aus. Die Einigkeit verſchwand; Jeder ſorgte für ſich. Das wußten die Muhamedaner zu benutzen und ſie eroberten wieder Jeruſalem und das heilige Land. Inzwiſchen hatte aber der heilige Franziskus Seraphikus ſeinen Orden geſtiftet, Franziskaner waren ins Morgenland gepilgert, um die Bekehrung der Ungläubigen zu verſuchen und hatten ſich ein Klöſterchen gebaut hart neben der prächtigen Kirche, die das heilige Grab unſeres Erlöſers umſchließt. Nach und nach entwichen alle Chriſten aus Jeruſalem und Paläſtina, ſogar die herrlichen Johanniter-Ritter, die freilich auf anderem Boden ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen fortſetzten — und keine Chriſtenſeele blieb zur Hut des heiligen Grabes unter den Muſelmännern, als die armen Franziskaner. Und ſie haben bei ihm ausgehalten bis zur heutigen Stunde und ſind unter manchem Leid und Ungemach treue Wächter geweſen. So kam es, daß man überall gern die lieben Todten der Obhut der Franziskaner anvertraute, denn Capuziner ſind Franziskaner nach der erſten ſtrengen Regel. In Italien und Spanien ſind bei ihren Klöſtern Gottesacker angelegt; die Obhut der Kaiſergruft in Wien iſt den Capuzinern übergeben, und wir ſuchen wenigſtens Capuziner bei unſeren Begräbniſſen und bei Trauerfeierlichkeiten für die Abgeſtorbenen zu haben; denn wir wiſſen wie fromm dieſe Männer ſind und daß das Gebet des Frommen von Gott gern erhört wird."

„Franz Seraph!" rief Floreſtine, möchteſt Du nicht Capuziner werden? Du biſt fromm und der heilige Franziskus iſt Dein Schutzpatron und es iſt etwas ſo Erhabenes."

„Ich habe lieber mit den Lebendigen zu thun als mit den Todten," ſagte Franz Seraph.

„Ich würde gern etwas Erhabenes," meinte Telesphor, „wenn ich nur den Beruf hätte."

„Das iſt weiſe, mein Sohn!" rief Herr von Cronenſtein herzlich lachend; „ohne Beruf laſſe dich nicht auf Erhabenes ein."

Haus Herzog.

Das Haus des Holzhändlers Herzog lag in der Hauptſtraße der Stadt X. am Fluß, ein ſehr einfaches Bürgerhaus, an welches ein großer Holzplatz ſtieß, wo das Holz in Borden, Bohlen, Stangen, Scheiten regelrecht aufgeſchichtet und zuſammengeſtellt war, das eine in Schuppen, die es vor der Feuchtigkeit ſchützten, das andere im Freien und dem Luftzug ausgeſetzt — jedes ſo, wie die Art es verlangte. Betrat man das Haus, ſo lag zur Rechten das große, vierfenſterige Wohnzimmer, das allerdings geräumig ſein mußte, da es die Beſtimmung hatte zugleich auch Eßzimmer und Comptoir zu ſein. Es nahm die Tiefe des Hauſes ein und hatte zwei Fenſter nach der Gaſſe und zwei gegenüber nach dem Hof. Zwiſchen den beiden letzteren ſtand der Schreibpult des Hausherrn, an den beiden erſten ſtanden die Nähtiſche der Töchter. In der Mitte des Zimmers der große viereckige Eßtiſch, an der langen Wand ein ſehr feſt gepolſterter, mehr dauerhafter als bequemer Sopha, ein gewaltiger Ofen, der zu verkünden ſchien, daß es hier an Brennmaterial nicht fehle, und eine ſchöne Commode von Nußbaum mit buntem Holz eingelegt und mit Meſſingbeſchlägen. Auf derſelben, unter einem Glasſturz ein Cruzifix, zwiſchen zwei auf Lichtmeß geweihten Kerzen. An der Wand über dem Cruzifix hing in einem ſchwarzen Rahmen der ſchöne alte Müller'ſche Kupferſtich der Sixtiniſchen Madonna; und eine kleine einfache Conſole über dem Sopha, trug die ſtattliche ſchwerfällige, aber ſehr ſolide Uhr mit kräftigem Pendelſchlag. Dem Sopha gegenüber ſtand ein großer Schrank, deſſen obere Hälfte Glasthüren, die untere Schubfächer hatte und der Kaffee- und Tiſchgeſchirr aufbewahrte. Dann kam die Thür; neben derſelben hing ein Weihwaſſerbecken von Zinn; auf der anderen Seite war ein kleines Fenſter, das, wie die vier großen, einen blendendweißen Vorhang hatte. Es ging auf den Hausflur, ſo daß Niemand das Haus betreten konnte, ohne alsbald vom Wohnzimmer aus geſehen zu werden. Auf den Fenſterbrettern nach der Gaſſe zu ſtanden Reſeda, Geranien und Monatsroſen in irdenen Töpfen, und über den beiden Nähtiſchen hingen verſchiedene Heiligenbildchen und Käfige von grünem Draht; der eine beherbergte einen Kanarienvogel und der andere einen Gimpel. Nach dem Hof zu waren die Fenſter frei, damit der Hausherr einen freien Blick auf Alles was dort vorging werfen konnte. Nur ein Barometer hing in dem einen.

Dem Raum, den das Wohnzimmer auf der rechten Seite der Hausthür einnahm, entſprach ein eben ſo großer auf der linken Seite. Nur bildete er nicht ein Gemach, ſondern zwei Räumlichkeiten: nach der Gaſſe zu ein Zimmer, das ſich nur ſelten bei großen Feſten oder für hochgeehrten Beſuch öffnete und nach dem Hof zu die Küche, die einen Seitenausgang in einen Nebenhof hatte, der für wirthſchaftliche Zwecke beſtimmt und voll Geflügel war. Eine Treppe hoch lagen die Schlafzimmer und ein freundliches Gaſtzimmer für Geſchäftsfreunde. Die Manſardenſtuben aber waren vollſtändig durch die Schränke und Truhen, die Kaſten und Koffer der Frau Herzog ausgefüllt.

In dieſem Hauſe lebte die Familie Herzog arbeitſam und fromm, einfach und zufrieden. Von ſechs Kindern war der älteſte Sohn in blühender Jugend geſtorben, ein unvergeßlicher Schmerz für die Eltern, wenngleich mit gefaßter Ergebung in den Willen Gottes getragen. Vier Töchter waren am Leben und ein Sohn, der jüngſte von Allen, Telesphor, der allgemeine Liebling, ein ſchöner, friſcher, talentvoller Knabe.

Als er fünfzehn Jahre alt war und eine gewiſſe

Reife des Verſtandes zeigte, ſagte ſein Vater eines Tages zu ihm:

„Wenn Du heute Nachmittag mit Deinen Schularbeiten fertig ſein wirſt, Teles, ſo gehe nicht auf's Schloß, ſondern komm' zu mir; ich habe ein vernünftiges Wort mit Dir zu reden.“

„Ja, ſehr gern, Vater!“ ſagte Telesphor und ſprang hinauf in ſein Stübchen, das nicht viel größer als ein Vogelbauer war und wo er ſeine Penſa mit einer Aufmerkſamkeit und Gewandtheit ausarbeitete, die ihm das Lob ſeiner Lehrer erwarb und ihn zu einem der hoffnungsvollſten Schüler machte.

Als er in's Wohnzimmer zurückkam, fand er ſeinen Vater allein, doch nicht am Schreibpult, ſondern auf und ab gehend und große Rauchwolken aus ſeiner Tabakspfeife blaſend. Frau Herzog und ihre beiden noch ledigen Töchter waren in den obern Regionen des Hauſes beſchäftigt, denn die Afra war Braut und da gab es unendlich viel Arbeit für die Ausſtattung.

„Da bin ich wieder, Vater!“ ſagte Telesphor munter; denn er war ſich bewußt ſeine Aufgaben gut gemacht zu haben.

„Höre, Teles,“ nahm der Vater das Wort, „es iſt jetzt die höchſte Zeit für Dich den Anfang zu machen, um etwas Tüchtiges zu werden. Ich habe bis jetzt alle Urſache mit Dir zufrieden zu ſein; Du haſt brav gelernt und das iſt gut, das weckt auf. Nun aber wollen wir uns an das Praktiſche machen, Latein und Griechiſch aufgeben und die Buchführung und die Geſchäfts-Correſpondenz lernen. Denn das brauchſt Du ganz nothwendig und angeflogen kommt es Dir nicht; es will gelernt ſein. Das Geſchäft geht gut; ich bin über die Sechszig; deshalb denke ich, wenn die nächſten Ferien beginnen, Dich vom Gymnaſium zu nehmen und Dich anzulernen."

„Lieber Vater," ſagte Telesphor, „Du meinſt es ja ſo gut mit mir, alſo wirſt Du mich gewiß auf dem Gymnaſium laſſen, denn ich habe gar keine Luſt mich mit dem Holzhandel abzugeben."

„Thorheit und Unverſtand!" ſagte Herr Herzog mißmuthig. „Dein Großvater hat das Geſchäft ſchon von ſeinem Vater geerbt.... freilich war es ſehr gering! er hat es aber in die Höhe gebracht mit Gottes Beiſtand und viel ſaurer Mühe und Arbeit. So hat es auch Dein Vater fortgeſetzt und ſo ſollſt Du es dermaleinſt auch treiben, ſollſt allezeit Gott vor Augen, friſchen Muth im Herzen und eine arbeitſame Hand haben. Die Geſchäftskenntniß und die Liebe zur Arbeit, die ſich nicht ſcheut das Ding ſelbſt anzupacken und es in die Ordnung zu rücken — die kommen erſt dann, wenn man ſich mit ihnen befaßt. Haſt Du keine Luſt für das Geſchäft, das

Deine Väter mit Ehren getrieben haben, ſo freut mich das nicht und ich ſehe daraus, daß es die allerhöchſte Zeit iſt Dich aus der Schule zu nehmen, damit Du Dich eingewöhnſt.“

„Aber, lieber Vater, mein Sinn ſteht nun einmal auf's Studiren und nicht auf die Kaufmannſchaft,“ erwiderte Telesphor beſtimmt.

„Mein Bub',“ entgegnete Herr Herzog, „ich rathe Dir, ſolche Gedanken fahren zu laſſen. Deine Freundſchaft mit Franz Seraph bringt ſie zuwege. Weil Franz Seraph ſtudiren will, meinſt Du es ſei auch Dein Fach.“

„Franz Seraph will nicht ſtudiren, Vater.“

„Nicht? was will er denn?.... Soldat werden?“

„Gott bewahre, Vater! Maler will er werden.“

Herzog lachte hell auf, zauste wohlwollend die braunen Locken ſeines Sohnes und ſagte:

„Teles, Ihr ſeid zwei närriſche Buben, Du und der Franz Seraph! den Einen hindert nichts am Studiren, aber er will lieber Schildereien machen; und der andere will lieber ſtudiren, als in ein vortreffliches Geſchäft eintreten. Aber das iſt ja baarer kindiſcher Unverſtand ſeinen Beruf ſo zu verkennen und Ihr werdet Euch Beide beſinnen. Franz Seraph bleibt bei der Grammatik und Du lernſt die Buchführung.“

„Verzeih' mir, Vater, ſo ſteht es nicht mit uns und ganz gewiß nicht mit mir,“ entgegnete Telesphor. „Mein Entſchluß iſt gefaßt: ich ſtudire und werde geiſtlich.“

„Teles!“ rief Herzog auf's Höchſte überraſcht, trat zwei Schritte zurück, um den Sohn gehörig in's Auge zu faſſen, wiegte bedenklich den Kopf und ſagte: „Das wäre freilich eine große Gnade, aber ich kann nicht an ſie glauben.“

„Warum nicht, lieber Vater? Gott gibt die Gnade, wem Er will.“

„Warum nicht? das will ich Dir ſagen, Teles! Den Demüthigen giebt Gott Gnade, ſpricht die heilige Schrift. Du biſt in manchen Stücken recht brav und Deine Eltern und Lehrer müſſen Dich loben, aber demüthig, mein Teles, biſt Du nicht, ſondern eher hochfahrend und oben hinaus.“

Telesphor erröthete bis zur Stirn und erwiderte:

„Ich weiß es, lieber Vater! der Herr Schloßcaplan hat mich oft auf dieſen Fehler aufmerkſam gemacht und mein Gewiſſen thut es alle Tage; aber ich kann werden, was ich nicht bin. Davon gibt es tauſend Beiſpiele im Leben der Heiligen und der frommen Prieſter. Der Herr Pfarrer ſoll in ſeiner Jugend jähzornig über die Maßen geweſen ſein; — wer bemerkt das jetzt! — Die Liebe zu meinem Beruf wird mir helfen meine Fehler zu überwinden, wenn ich um Gottes Beiſtand bitte und mich auf ihn verlaſſe.“

„Der Schreck iſt mir in die Knie gefahren,“ ſagte Herzog und ſetzte ſich auf den Sopha, was ganz gegen ſeine Gewohnheit war, während Telesphor vor ihm ſtehen blieb. Nach einigem Stillſchweigen ſprach er:

„Wir wollen vor der Hand nicht über die Sache reden, mein Sohn. Ich hätte eher den Einſturz des Himmels erwartet, als dies. Ich muß überlegen.... muß mit Deinem Beichtvater und mit Herrn von Cronenſtein Rückſprache nehmen“... —

„O, die werden ſich Beide ganz ungeheuer freuen!“ rief Telesphor. „Bei jeder Veranlaſſung preist Herr von Cronenſtein den geiſtlichen Stand und ſpricht, einen höheren Beruf gebe es nicht.“

Herzog zauste ein wenig, wie er zu thun pflegte, die Locken des Sohnes und erwiderte:

„Das bezweifelt kein vernünftiger Menſch, Du närriſcher Bub’! ob Du aber für den hohen Beruf tüchtig biſt — das iſt die Frage.“

Er ſtand raſch auf und ſetzte hinzu:

„Genug für jetzt! Du haſt Zeit Dich zu beſinnen bis die Schulferien anfangen. Dann ſprechen wir wieder darüber. Bis dahin aber ſchweigſt Du.... auch gegen die Mutter, damit ſie nicht beunruhigt werde.... ſie hat jetzt viel für die Afra zu thun.

Und nun darfſt Du auf den Schloßberg laufen. Die arme Frau Majorin! welchen Kummer wird ſie haben!.... O Ihr Kinder! wie große Sorge macht Ihr Euren Eltern!“

„Aber Vater, wir haben ja nichts Böſes im Sinn, Franz Seraph und ich,“ erwiderte Telesphor etwas niedergeſchlagen.

„Nein, Teles! es kann jedoch etwas ſehr Verkehrtes ſein, das zum Unheil führt.... und wie ſchwer iſt es, das Richtige zu finden, was Gott will! Bete, mein Sohn, damit wir dieſen heiligen Willen erkennen und thun.“

Als Telesphor das Wohnzimmer verlaſſen wollte, trat Frau Herzog mit ihren Töchtern ein. Alle drei trugen große Leinwandballen, die in der Vorrathskammer ausgeſucht und zu verſchiedenen Zwecken zugeſchnitten worden waren und jetzt verarbeitet werden ſollten.

„Nun theilt Euch in der Arbeit, Ihr Mädchen,“ ſagte Frau Herzog, als ſämmtliche Leinwand auf dem Eßtiſch abgelagert war, „und dann legt jede von Euch den Theil, der ihr zufällt, in ein Fach der Commode. Iſt es genäht, ſo bringen wir es hinauf und neue Arbeit herunter.“

„Ich nehme die Hand- und Tiſchtücher mit dem Gerſtenkorn-Muſter,“ ſagte Afra; „denn das Gänſeaug-Muſter iſt etwas feiner und das näht die Fränz wohl lieber.“

„Mir iſt es einerlei,“ antwortete Franziska, „denn Freude macht mir die ganze Näherei nicht.“

„Wie iſt das möglich, Fränz! kann die Tochter ihrer Mutter ſo aus der Art ſchlagen!“ rief Frau Herzog, die eine ungemein thätige Hausfrau war und alle Zweige des Hausweſens nicht blos ſehr emſig, ſondern auch mit großem Vergnügen und großer Geſchicklichkeit betrieb.

„Wenn die Fränz einſt ſo für ſich arbeiten wird, wie ſie jetzt für mich arbeitet: ſo wird ihr die Näherei ſchon Vergnügen machen,“ ſagte Afra ſcherzend.

„Vielleicht.... wenn es lauter Damaſt-Tiſch- und Handtücher ſind,“ erwiderte Franziska.

„Glaubſt Du, daß ein Prinz Dich heimführen wird?“ fragte Frau Herzog. „Bei uns kommen Damaſt-Handtücher nie vor und ein Damaſt-Tiſchgedeck höchſtens bei Primiz- oder Hochzeitsſchmauß.“

„Da wird es alſo auch für mich aufgelegt!“ rief Telesphor, der über der Primiz das Schweigen vergaß.

Herr Herzog hatte ſich dermaßen daran gewöhnt die weiblichen Familienglieder um ſich herum ſprechen zu hören, daß ihn dies ſo wenig ſtörte, wie der ſchmetternde Geſang des Canarienvogels und der Radetzki-Marſch, deſſen erſte Takte der Gimpel mit unermüdlicher Beharrlichkeit pfiff. Als er aber die Stimme ſeines Sohnes plötzlich in dieſem Geſpräch vernahm, horchte er unwillkürlich auf und hörte deſſen Ausruf. Er wendete ſich ruhig um und ſah Telesphor feſt an, worauf dieſer raſch nach ſeiner Mütze griff, Adieu rief und in zwei Sätzen auf der Gaſſe war.

„Was fuhr dem Buben durch den Sinn?“ ſagte Frau Herzog befremdet.

Franziska hatte ſeine Aeußerung nicht beachtet, deſto mehr die der Mutter und ſie ſagte:

„Es iſt nicht nöthig Prinzeſſin zu werden, um ſchöne feine Hauswäſche zu haben; dazu braucht man nur reich zu ſein, und da der Vater unermeßlich reich iſt, ſo kann er ſchon ſeine Töchter wie Prinzeſſinnen ausſtatten.“

„Iſt der Vater unermeßlich reich, Mutter?“ fragte Afra neugierig, während Frau Herzog ganz verblüfft über dieſen Einfall ihrer Tochter den Kopf ſchüttelte. Ehe ſie antworten konnte rief ihr Mann mit einer ſolchen Donnerſtimme „Fränz!“ daß die drei Frauen zuſammenſchreckten, umſomehr als ſie in ſeine Einmiſchung in ihre Geſpräche gar nicht mehr gewöhnt waren.

Aufgeregt durch ſein Geſpräch mit Telesphor war er heute zerſtreut bei der Arbeit. Er hatte ſich auf ſeinem Drehſtuhl vom Pult ab- und in's Zimmer hinein gewendet und die Brille, die er beim Schreiben nöthig hatte, auf die Stirn geſchoben, ſo daß ſeine lebhaften Augen ungehemmt ihre Zornesblitze auf Franziska ſchleudern konnten. Dann rief er noch einmal: „Fränz!“ und ſetzte dann ſeine jähzornige Natur bemeiſternd gelaſſen hinzu:

„Wer hat Dir das geſagt?“

„Die Agathe,“ antwortete ſie kleinlaut.

„Und wie kommt die Agathe dazu ſolchen Unſinn mit Dir zu reden.“

„Ein Handlungsreiſender, der in der Poſt gewohnt hat, ſagte es ihr und ſie erzählte es mir wieder.“

„Ein Handlungsreiſender.... ſo ſo!“ ſagte Herr Herzog beruhigt. „Und worauf reiſte er?“

„Auf Kaffee und Zucker.“

„Hat ſie von ihm genommen?“

„Ziemlich viel.“

„Iſt ſie mit dem Handel zufrieden?“

„Nicht beſonders.“

„Da ſiehſt Du, Fränz, wie die Sache zuſammenhängt; merke es Dir. Ein Handlungsreiſender muß ſuchen ſeine Waare abzuſetzen, d. h. er muß die Leute geneigt machen ſie zu kaufen. Dazu genügt nicht immer, daß er ſeine Waare preiſt; er muß auch hie und da ein Wörtchen ſagen, das dem Käufer gut im Ohr klingt. Bei der Agathe hat er gedacht, die Frau Poſthalterin habe im Jahr ihre

Centner Kaffee und Zucker nöthig und es ſei ihr vielleicht lieb zu hören, daß man auswärts ihren Vater für einen Millionär halte. Und richtig! es iſt ihr lieb geweſen! ſie hat tüchtig gekauft und hat ſein Gewäſch behalten. So iſt ſie zweimal angeführt und das freut mich in dieſem Fall von Herzen. Ich bin nicht reich; mein Vermögen ſteckt in meinem Geſchäft. Wird das gut geführt, leben wir ſo, wie es ſich für Bürgersleute in unſerer Stadt ſchickt, ſo habe ich genug des Gottesſegens für mich und meine Kinder. Willſt Du aber die Prinzeſſin ſpielen, Fränz, ſo gibt es dafür keinen Kreuzer, meine Tochter. Ja… wäre ich ſo unermeßlich reich, wie Narren es Euch und ſich in den Kopf ſetzen, dennoch bliebe es in meinem Hauſe bei der alten Art — und bei den Handtüchern mit Gerſtenkorn-Muſter. Punktum. Jetzt macht Euch an die Arbeit, fleißig und munter wie es ſich für brave Mädchen ſchickt.“

Er ſtand auf, nahm die Brille ab, verſchloß ſeinen Schreibpult und ging in den Holzhof. Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo ſagte Franziska im weinerlichen Ton:

„Aber, Mutter, iſt es denn ein Verbrechen zu glauben, daß der Vater reich iſt?“

„Nein, Fränz,“ antwortete Frau Herzog gelaſſen, „es iſt kein Verbrechen; allein es iſt ſehr verkehrt ſich deshalb mit kindiſcher Eitelkeit aufzublaſen.

Du weißt, daß der Vater Hoffart nicht duldet und ich begreife nicht wie Du dazu kommſt, da Du weder bei Deinen Eltern noch bei Deinen drei Schweſtern hochmüthiges Weſen gewahr wirſt."

„Es können nicht alle Menſchen gleiche Geſinnung haben," wendete Franziska ein.

„Fromme und vernünftige Geſinnungen ſollen alle Menſchen haben und ſie werden ſie haben, wenn ſie den lieben Gott inſtändig darum bitten. Ich rathe Dir dies Mittel an, Fränz!" ſagte Frau Herzog, und dann zu Afra ſich wendend: „Haſt Du Alles durchgezählt?"

„Ja Mutter! es iſt ganz richtig: acht Dutzend Handtücher und vier Tiſchtücher jedes mit ſechs Servietten."

„Nun, das iſt vor der Hand Arbeit genug," ſagte Frau Herzog befriedigt, hing ihren Schlüſſelkorb an den Arm und ging in die Küche, während ſich Afra und Franziska an ihre Nähtiſche ſetzten.

Die vier Herzogstöchter, wie man ſie ſcherzweiſe in der Stadt nannte, waren ſehr hübſche Mädchen und die beiden älteſten ſchon ſeit Jahren gute, verſtändige Frauen und Mütter, die in glücklicher Ehe lebten. Die Agathe hatte den Poſthalter geheirathet und die Apollonie den Doctor Hellmut, den Sohn des alten Doctor Hellmut, der faſt in der ganzen Stadt Arzt und Hausfreund war, und ſeinem Sohn nach und nach die Praxis übertrug, die ihm beſchwerlich zu werden anfing. Afra war mit einem Gymnaſiallehrer verlobt, der auch ein Kind der Stadt war, ſo daß die ganze Verwandtſchaft und Freundſchaft der Familie Herzog, mit allen ihren Leiden und Freuden, Sorgen und Beſtrebungen, auf dem kleinen Fleck Erde zwiſchen dem Schloßberg und dem Franziszibergl beiſammen war. Alle paßten zu einander, fügten und ſchickten ſich in einander, ſo daß große Einigkeit und Zufriedenheit unter ihnen herrſchte. Nur Franziska die jüngſte Tochter, war anders. Es gibt zuweilen in den Familien ſolche Ausnahmen, von denen man ſich gar nicht erklären kann, wie ſie dahin kommen, denn ſie ſind unter denſelben Verhältniſſen erzogen und aufgewachſen und haben ſich doch ganz verſchieden entwickelt. Der einfache, heitere Sinn, die Liebe zur Häuslichkeit, der emſige Fleiß, die Bereitwilligkeit ſich unterzuordnen, dieſe ſchönen in ſchlichter Frömmigkeit wurzelnden Tugenden, die Franziska's Schweſtern auszeichneten, beſaß ſie nicht, ja ſie wünſchte auch gar nicht ſie zu beſitzen. Sie wünſchte ſich glänzende Vorzüge: Talente, Bildung, allerhand feine Geſchicklichkeiten. Die Idee von dem großen Vermögen ihres Vaters ſaß feſt in ihrem Kopf lange bevor Agathe jene Aeußerung des Handlungsreiſenden ſcherzend ihr mitgetheilt hatte. Schon von ihren Schulgefährtinnen hörte ſie es vor Jahren. Und dann erlebte ſie es ja, ſah es mit eigenen Augen! Alle gemeinnützigen Anſtalten, alle wohlthätigen Werke unterſtützte und förderte er in der Stadt. Allen Vereinen für große Zwecke der Kirche trat er bei. Allen Sammlungen für Kirchenbauten, für Krankenhäuſer, für Hoſpitäler in der Nähe und Ferne gab er ſeinen Beitrag. Alle Bettler bekamen an ſeiner Thüre ihren Kreuzer und ein Stück Brod; alle Armen wurden unterſtützt. Wer dies Alles zu thun vermochte, mußte nach Franziska's Begriffen unermeßlich reich ſein. Sie hätte auch denken können, unermeßlich barmherzig; aber das fiel ihr nicht ein. Sie dachte, wer ſo viel Geld für Andere habe, müſſe tauſendmal mehr für ſich haben; denn ſie hätte es ſo gehalten. Alſo: der Vater war reich, ſie war hübſch, ſehr hübſch, wie der Spiegel ihr ſehr verſtändlich ſagte; — und jetzt mußte dies hübſche reiche Mädchen an einem herrlichen Sommernachmittag am Nähtiſch ſitzen und Handtücher ſäumen, Schlingen annähen, Namen einzeichnen. Ihre Thränen floſſen ſtill auf die ſchreckliche Arbeit, während Afra mit heller Stimme ſang: „Da gang i an's Brünneli“ und der Canarienvogel gellend accompagnirte. Plötzlich ſprang Franziska auf, hielt ſich beide Ohren zu und rief:

„Es iſt nicht auszuhalten, Afra!“

„Was?“ fragte Afra verwundert.

„Der Lärm, den Ihr macht, Du und Dein dummer Vogel!“

„Nennſt Du das Lärm?“ ſagte Afra lachend; „wir nennen es ſingen — ich und mein Mätzchen.“

Franziska aber warf ein Handtuch über Mätzchens Käfig, ſo daß es verſtummte und ſagte unmuthig:

„Ich begreife nicht weshalb Du ſo ungeheuer luſtig biſt, weil Du Braut biſt.“

„Ich bin gar nicht ungeheuer luſtig,“ erwiderte Afra. „Ich bin von je her munter geweſen und bleibe es auch als Braut, obſchon ich jetzt viel ernſtere Gedanken habe als ſonſt.“

„Das merkt man Dir wahrhaftig nicht an!“

„Iſt auch gar nicht nöthig, Fränz! wer A geſagt hat muß B ſagen! habe ich mich für die Ehe entſchloſſen, ſo bringt dieſer Entſchluß es mit ſich, daß ich mich ihren Verpflichtungen unterwerfe und ihre Verantwortlichkeit übernehme. Das iſt zuweilen ſchwer; ich ſehe es ja an der Mutter und den Schweſtern . . . . und es kann wohl nachdenklich ſtimmen, aber es gehört nun einmal zum Eheſtand und meine muntere Laune laß' ich mir nicht trüben.“

„Mich könnte eine ſolche Heirath, mit der Ausſicht lebenslang in dieſem Neſt ſitzen zu bleiben, nicht glücklich machen!“ rief Franziska wegwerfend.

„Worin beſteht denn Dein Glück,“ fragte Afra, „wenn Du es nicht darin finden kannſt, mit einem Mann, den Du gern haſt, in der Vaterſtadt bei Eltern und Geſchwiſtern zu leben?“

„Schau, Afra, ganz genau weiß ich es nicht,“ ſagte Franziska nach einer Pauſe des Nachdenkens, „aber es iſt hier Alles ſo gewöhnlich, ſo einförmig, man kennt alle Leute aus- und inwendig; das langweilt mich, und langweilte ich mich nie, ſo wäre das ſchon Glück. Beſonders glücklich würde es mich machen eine ſehr vornehme Frau zu werden.“

„Wie die Frau Majorin?“

„Afra, was fällt Dir ein! Majorin!! .... Das iſt gar nichts .... eine Majorin! Nein, Generalin, Gräfin — wenigſtens! Wäre es unmöglich, daß ich Fürſtin würde?“

„O nein!“ erwiderte Afra, „ſogar Kaiſerin kannſt Du werden.“

„Wie das?“ rief Franziska überraſcht.

„Nun ja, im Irrenhaus,“ ſagte Afra kaltblütig.

Beide Schweſtern verſtummten und Franziska flog an ihren Nähtiſch zurück, denn der Schritt des Vaters ließ ſich im Hausflur hören. Er rief im Vorübergehen in die Küche hinein:

„Frau! ich gehe aus! daß Du es weißt, wenn irgend Jemand nach mir fragen ſollte.“

Dann ging er in das Prunkgemach, wo, weil es völlig unbenutzt war, ſein guter brauner Rock hing und ſein Hut lag. Er warf ſich in Gala und verließ das Haus zu ungewöhnlicher Stunde zum Erſtaunen der Seinen.

Herr von Cronenſtein war nicht weniger erſtaunt, als ihm Herr Herzog gemeldet wurde; keineswegs über den Beſuch, doch über die Stunde. Sonntags nach dem Gottesdienſt machte Herr Herzog ſeine Beſuche; trat irgend ein beſonderer Fall ein, ſo kam er am Werktag nach dem Nachteſſen; aber um fünf Uhr Nachmittags — das war noch nie geſchehen. Deshalb rief ihm Herr von Cronenſtein auch entgegen:

„Welch eine Extra-Neuigkeit bringen Sie mir, lieber Herr Herzog! es wird doch eine gute ſein?“

„Mein Teles will geiſtlich werden, was meinen Euer Gnaden dazu?“ ſagte Herzog ohne weitere Einleitung. „Sie kennen den Buben ſo genau wie ich ihn kenne; rathen Sie mir, was ſoll ich thun.“

„Da gibt es wenig für einen Vater zu thun. Der Sohn muß ſich bewähren.“

„Das wäre ſchon recht! . . . . aber mein Geſchäft! mein Geſchäft!“ ſagte Herzog und ſtützte ſorgenvoll die Stirne in die aufgeſtemmte Hand.

„Sie wiſſen nicht wie man an dem Geſchäft hängt . . . . an der Firma. Sehen Sie, wie alt ich bin weiß ich nicht genau; im Kirchenbuch ſteht's. Aber daß ich runde fünfzig Jahre im Geſchäft bin, das weiß ich ſo ſicher wie das Vater Unſer. Fünfzig Jahre der Arbeit und Sorge machen die Sache theuer und werth für mich und die Meinen. Manches Gebet, mancher Stoßſeufzer, mancher Schweißtropfen hängt an ihr und hat ſie aufbauen helfen — und nun ſoll ſie zu Grunde gehen oder in andere Hände kommen! Mein Fidelis iſt todt! ja, wenn der lebte, ſo hätte er ſchon Weib und Kind und die Firma wäre geſichert! Fidelis Herzog: das vererbte ſich von Vater auf Sohn. Oder hätte wenigſtens eine von meinen Töchtern einen Mann geheirathet, der in's Geſchäft eintreten könnte. Aber nein! ſie verſtehen vom Holzhandel ſo wenig wie die Krähe vom Sonntag. Meine ganze Hoffnung ſtand auf dem Teles, dem klugen, gewandten Buben, und ſiehe da! er macht ſie zu Schanden . . . . und doch darf ich ihm nicht zürnen, wenn er wirklich Beruf zum geiſtlichen Stande hat. Bis wir aber darüber im Klaren ſind, vergeht die Zeit und der Herr über Leben und Tod kann mich abrufen, ohne daß ich im Stande geweſen wäre mir einen Aſſocie oder einen Käufer zu ſuchen; denn ich muß doch abwarten ob mein Bub' bei dem Studiren bleibt oder nicht, ehe ich einen ſolchen Schritt thue.“

So ſchüttete er ſein betrübtes Herz aus und Herr von Cronenſtein hörte theilnehmend zu und antwortete tröſtend:

„Ich bin ungefähr in derſelben Lage wie Sie, lieber Herr Herzog: auch mein Name ſtirbt mit mir, denn meine Tochter wird dereinſt den Namen ihres Gatten führen, wird ihm folgen, wer weiß wohin! und was dann aus dieſem lieben Fleckchen Erde wird, für den auch ich, wie meine Väter, gewirkt und gearbeitet habe, wer kann das ſagen. Ich denke, Gott läßt das zu, damit wir uns nicht zu feſt an dieſe zeitlichen Dinge anklammern, denn ein Stückchen Welt ſind ſie und bleiben ſie und die Welt ſucht beſtändig ſich in unſerem Herzen breit zu machen; das iſt ſo ihre Art. Aber Gott hat nur unſeren Seelen die Verheißung des ewigen Lebens gegeben — nicht unſerem Namen. Grämen Sie ſich nicht! vielleicht übernimmt Ihr Sohn noch Ihr Geſchäft; vielleicht wird es Ihr vierter Schwiegerſohn dereinſt thun. Allein Sie müſſen ſich einige Jahre in Geduld faſſen“ . . . . —

„Einige Jahre!“ rief Herzog ſchwankend zwiſchen Entrüſtung und Schreck. „Einige Wochen Bedenkzeit hab' ich dem Buben gegeben . . . . Jahre nicht!“

„In vier Wochen wird Teles ſeinen Entſchluß ſchwerlich ändern; in vier Jahren wäre es eher möglich,“ verſetzte Herr von Cronenſtein ruhig. „Der Jüngling betrachtet den geiſtlichen Beruf mit anderem Auge als der Knabe, der noch nicht ahnt, was die Welt bieten kann und was das heißt: ihr entſagen. Greifen Sie nicht in die Wege ein, auf denen Gott die Seele Ihres Sohnes führt. Laſſen Sie ihn ruhig auf dem Gymnaſium, damit er eine Maturitätsprüfung gut beſtehen könne. Iſt das der Fall, ſo ſtehen ihm manche Wege zu ſeinem Fortkommen in der Welt offen. Wählt er dann den geiſtlichen Stand, ſo werden Sie Gott loben und preiſen für ſolche Gnade; und wählt er ihn nicht, ſo werden Sie Gott danken, daß Sie Ihrem Sohn Zeit ließen mit ſich ſelbſt auf's Reine zu kommen.“

„Heilige Geduld, verlaß' mich nicht während dieſer drei Jahre!“ ſeufzte Herzog.

„Vier Jahre!“ berichtigte lächelnd Herr von Cronenſtein, „vier volle Jahre und die vier Wochen, die zwiſchen heute und dem Anfang der Schulferien liegen; dann hat Teleſphor das Gymnaſium durchgemacht, wenn er ſo fleißig bleibt wie bisher. Auf vier Jahre müſſen Sie Ihre Geduld rüſten.“

„O wenn der Teles ein frommer Prieſter würde!“ ſeufzte Herzog aus tiefſter Bruſt und faltete die

Hände, „dann ſollte es mir wahrlich nicht leid ſein vier Jahre Geduld gehabt zu haben. Und dann, nicht wahr, würden Herr von Cronenſtein ihm die Schloß-Caplanei geben. Mit der Zeit könnte er Stadtpfarrer werden — wir behielten ihn auf dieſe Weiſe immer bei uns . . . . und was das Geſchäft betrifft, ſo wäre es ja möglich, daß ein vierter Tochtermann dafür taugte. Gott gebe zu Allem ſeinen Segen.

Er ſtand auf und ſagte herzlich:

„Es geht doch nichts darüber ſeine Sorgen einem verſtändigen Mann mitzutheilen. Eure Gnaden haben mich in eine ganz andere Stimmung verſetzt. Gott vergelt's.“

„Wir haben ſchon Manches mit einander durchgemacht und das gibt gegenſeitiges Vertrauen, erwiderte Herr von Cronenſtein: das Hungerjahr 47, das tolle Jahr 48 — da lernt man ſich kennen.“

„Und auch an den Gräbern,“ ſetzte Herzog hinzu.

Mit treuherzigem Händedruck trennten ſie ſich.

Als es während der Schulferien zur Sprache kam, daß Telesphor fortſtudiren und geiſtlich werden wolle, fand das allgemeinen Beifall und lebhafte Theilnahme in der Familie, wie in der Stadt. Man wünſchte den Eltern Glück und Niemand zweifelte, daß Teles Herzog dereinſt den Herrn Stadtpfarrer erſetzen werde. Nur Franziska ſchien wenig erbaut von ſeinem Entſchluß und dieſer Ausſicht. Bei den Eltern wagte ſie nicht ihre Gedanken auszuſprechen, aber der guten Afra ſchenkte ſie ihr volles Vertrauen. Sie war ſtets beſonders empört, wenn ſie bei der Handarbeit ſaß, weil ihr dieſe beſonders gemein und verächtlich vorkam; und ſo rief ſie denn auch, als ſie allein im Wohnzimmer waren:

„Teles geiſtlich! .... darüber ſoll ich mich freuen? .... das thue ich nun und nimmer! Es iſt ja ungefähr als ob ich Nonne würde. Ich ließe mich aber lieber lebendig begraben, als Nonne zu werden. Wie ſollte ich mich denn über den armen Teles freuen!“

„Will ihn der liebe Gott in ſeinem beſonderen Dienſt haben, ſo iſt das ein ehrenvolles Glück — und was verlangſt Du mehr?“ ſagte Afra.

„Ehrenvoll!“ rief Franziska, „iſt das ehrenvoll Caplan und Pfarrer zu werden? ſie haben keine Orden, kein großes Einkommen; ſie müſſen ſich erſchrecklich viel mit geringen Leuten abgeben und mit den Schulkindern plagen. Das kommt mir nicht ehrenvoll vor.“

„Anderen Leuten deſto mehr, Fränz! Kam doch die Frau Majorin expreß zur Mutter, um ihr Glück zu wünſchen zu der Ehre und Freude, die ihr widerfahre und unſerer ganzen Familie.“

„Wenn Teles Biſchof wird, Afra, und hier einzieht unter Ehrenpforten und Glockenläuten und Böllerſchüſſen, zwiſchen bekränzten Häuſern, fliegenden Fahnen und weißgekleideten Mädchen mit Blumen im Haar — ja, dann will auch ich mich freuen, denn dann ſehe ich, daß ihm große Ehre widerfährt.“

„Fränz, Du biſt ein arges Weltkind! laß nur den Vater nicht Dein närriſches Geſchwätz hören.“

Franziska warf einen raſchen Blick nach dem kleinen Fenſter um zu ſehen, ob ſich Jemand im Hausflur befinde und ſagte dann:

„Es hört uns Niemand! . . . . Aber ich weiß gar nicht was ich anfangen werde, wenn Du aus dem Hauſe biſt, Afra.“

„Ich bleibe ja in der Stadt, Fränz, und die iſt nicht ſo groß, daß wir nicht zu einander kommen könnten.“

„Ach, Du weißt ja wie der Vater iſt! in der Frühe wird in die Meſſe gegangen und dann kein Schritt über die Gaſſe gethan bis nach dem Nachteſſen . . . . und auch das nicht täglich! und käme ich auch am Abend zu Dir, ſo kann ich mich doch nicht ausſprechen, weil Dein Mann dabei ſitzt.“

„Ich weiß gar nicht, Fränz, was Du beſtändig auszuſprechen haſt! Nichts iſt Dir recht was im Hauſe geſchieht, Alles weißt Du beſſer, Alles würdeſt Du anders machen, obſchon Du die Jüngſte biſt! ich glaube es wird Dir recht heilſam ſein, wenn Du Dich nicht mehr darüber ausſprechen kannſt — denn das iſt bei Dir doch nichts weiter als räſonniren .... Damit ſpricht man ſich immer mehr in die Unzufriedenheit hinein, ſagt der Vater — und die Mutter ſagt, wir müßten uns bei Zeiten daran gewöhnen, Manches das uns weh thut in der Stille mit dem lieben Gott abzumachen, denn in der Ehe ſei das Schweigen nothwendig, um den häuslichen Frieden zu erhalten."

„Ich habe kein Verlangen nach der Ehe, Afra, aber nach einer Freundin, die mich verſteht, denn Du verſtehſt mich eigentlich gar nicht."

„Doch, doch! ich verſtehe Dich ſehr gut, denn ich ſuche ja Dir den Kopf zurecht zu ſetzen," erwiderte Afra lachend: „würde ich Dir und Deinem Geſchwätz Recht geben, ſo müßte ich eben ſo konfus ſein, wie Du. Aber Du ſprächeſt dann ſicherlich: Wie die Afra mich verſteht!"

„Ich laſſe mir wirklich ſehr viel von Dir gefallen," ſagte Franziska: „allein ich bin nun einmal ſo beſchaffen, daß ich mich über Alles und Jedes ausſprechen muß und ich habe ja Niemand als Dich! Bei den Eltern wage ich es nicht; der Vater iſt ſogleich mit einem Verweis bei der Hand und hat keine Zeit .... und die Mutter, die zuweilen Zeit hat, gibt mir nur gute Lehren und iſt nie meiner Anſicht.“

Afra lachte hell auf und erwiderte:

„Daraus kannſt Du erkennen, wie Deine Anſichten beſchaffen ſind. Sei doch geſcheut, Fränz! Du hältſt Dich für klug; nun, dann begreife doch, daß die Eltern mit ihrer langen Erfahrung eine beſſere Einſicht haben müſſen, wie Du und ich.“

Dies leuchtete der Franziska aber gar nicht ein. Mußte die Vernunft auch ihre Zuſtimmung geben, ſo weigerte ſich ihre Eigenliebe deſto entſchiedener. Sie war das Element der Oppoſition im Hauſe.

Wahl des Berufs.

Während ſich Telesphor mit friſcher Entſchiedenheit ſeinen Beruf wählte, hatte Franz Seraph den ſchüchternen Verſuch gemacht den ſeinen zu erklären, erreichte aber nichts damit, als ſeine Mutter tief zu betrüben und ſeinen Onkel, der ſich ſo ſelten aufregen ließ, faſt in Zorn zu verſetzen. Sein Talent für bildende Künſte war nicht zu leugnen. Er hatte keinen anderen Zeichnen-Unterricht als den allgemeinen im Gymnaſium, und knetete doch die zierlichſten Figürchen in Thon und zeichnete was ſein Auge ſah. Aber das war ſehr gut als ein ſchönes Talent, wie eben Andere Talent für Muſik oder für Poeſie haben; doch mit nichten gut als Lebensberuf. Frau von Strahl ſchauderte bei dem Gedanken, ihren Sohn in ein ſogenanntes Künſtlerleben, in ein wüſtes, ungeordnetes Thun und Treiben, das gar leicht in Unſittlichkeit überging, verwickelt zu ſehen, und Herr von Cronenſtein begriff nicht, wie Franz Seraph ſich aus dieſem Talent einen Beruf, eine Lebensaufgabe machen wollte. Ein Genie erſter Ordnung in irgend einem künſtleriſchen Fach zu ſein und in dem entſprechenden Kreiſe der Thätigkeit Befriedigung zu finden, das begriff er.

„Aber," ſetzte er hinzu, „ein Genie zweiter oder dritter oder zehnter Ordnung zu ſein, das iſt etwas ganz Unglückſeliges, denn es macht den Anſpruch erſter Ordnung zu ſein und iſt überhaupt kein Genie mehr. Großartige Originalität in Anſchauung und Erfindung, Schwung zu mächtigen Conceptionen, Beharrlichkeit in der Ausführung derſelben: das iſt Genie und darin gibt es keine Stufen."

„Könnte ich nicht ein Genie erſter Ordnung ſein, lieber Onkel?" fragte Franz Seraph ſchüchtern.

„Die ſind ſparſam in der Welt geſäet, mein Sohn!" ſagte Herr von Cronenſtein. „Geh' in Conzerte, geh' durch die langen Säle einer Kunſtausſtellung: da hörſt Du ein unendliches Trillern, da ſiehſt Du einen unermeßlichen Aufwand von bunten Farben — doch geniale Schöpfungen hörſt und ſiehſt Du nicht. Kann der kleine Franz Seraph ſich einbilden, er ſei im Stande ſie hervorzubringen?"

„Und wie unſicher — denn von ihren Gefahren will ich lieber gar nicht reden, weil Du ſie nicht ahnſt! — iſt eine ſolche Laufbahn!" ſagte Frau von Strahl: „Du haſt ein ſehr geringes Vermögen, Du biſt ganz darauf angewieſen einen

Beruf zu wählen, welcher Dir mit der Zeit Brod gibt; bei dem künſtleriſchen haſt Du die allergeringſte Ausſicht dazu, kannſt alt und grau werden, bis man Deinen Namen rühmlich nennt — und ſo lange der unbekannt iſt, kümmert ſich keine Seele um Deine Arbeiten."

An alle dieſe Dinge hatte der arme Franz Seraph nie gedacht. Auch an Widerſetzlichkeit dachte ſein nachgiebiges Gemüth nicht.

„Nun gut," ſagte er ſanft, „ich will werden, was Du willſt, liebe Mutter, aber in meinen Freiſtunden werde ich meine Figürchen machen."

„Franz Seraph!" ſagte Herr von Cronenſtein, „wir wollen es mit Dir halten, wie es mit Telesphor gehalten wird: Du abſolvirſt das Gymnaſium, verläßt es nach einer guten Maturitätsprüfung — nicht, wenn Du durchfällſt! — und dann wollen wir ſehen, wozu Du am Beſten taugſt. Die Grundlage einer allgemeinen Bildung iſt Dir, wie jedem Jüngling, ſehr nöthig, und wärſt Du auch ein Genie erſter Ordnung, ja Raphael und Michel-Angelo in einer Perſon."

Franz Seraph war dieſes Ausſpruchs ſehr froh. Mit der elaſtiſchen Behendigkeit der Jugend ſprang er im Geiſt über die paar Jahre der Prüfung hinweg und nahm Beſitz von der Zukunft wie er ſie träumte. Arm in Arm mit Telesphor ſtreiften

Beide in ihren freien Stunden gern allein umher und unterhielten ſich über ihren Beruf und ihre Pläne. Floreſtine war vereinſamt.

„Lieber Schwager,“ ſagte Frau von Strahl eines Tages, „wäre es nicht jetzt an der Zeit das Opfer zu bringen und Flore auf ein Jahr oder zwei in eine klöſterliche Erziehungsanſtalt zu geben?“

„Warum meinen Sie das?“ fragte Herr von Cronenſtein.

„Damit ſie einigen Umgang mit jungen Mädchen habe. Sie iſt wirklich recht einſam. Franz Seraph und Telesphor, ihre treuen Geſpielen, halten ſich jetzt fern von ihr, wie das in dieſem Uebergangsalter von der Kindheit zur Jugend zu geſchehen pflegt. Knabe und Mädchen trennen ſich, treten ſich zuweilen ſchroff gegenüber, bis ſich nach einigen Jahren das richtige Gleichgewicht von ſelbſt herſtellt. Genug, Flore iſt ganz auf ſich und auf uns beſchränkt, und bei fünfzehn Jahren wünſcht man zuweilen auch fünfzehnjährige Sympathien.“

„Die unbeſtimmten Wünſche der Jugend ſind nicht immer das, was ich berückſichtigen möchte,“ erwiderte Herr von Cronenſtein. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß Flore ſich in einer Bande von fünfzig, ſechzig, hundert jungen Mädchen ihres Alters ſympathiſch berührt fühlen werde; und wie viel Schaden kann ihre Seele nehmen! wie viel

Eitelkeit wird ihr in die Augen fallen! Eitelkeit iſt das Erbübel ihres Geſchlechts, das gerade in der erblühenden Jugend ein treibendes Erdreich findet; wo eine ſolche Maſſe von jungen Perſonen beiſammen iſt, muß der Stoff dazu überreichlich ſein! Beſſer iſt's, Flore bleibt in ihrer Einſamkeit."

„Oder nehmen Sie eine junge talentvolle Dame in's Haus, die, halb Lehrerin und halb Geſellſchafterin, mit Flore muſizirt oder zeichnet oder engliſch ſpricht, und ein jugendlicher Umgang für ſie iſt."

„Liebe Schwägerin, ein ſolcher Umgang hat ſeine großen Bedenken, denn dieſe junge Dame müßte doch etwas älter als Flore ſein und würde alſo ſchon andere Vorſtellungen von der Welt und andere Anſprüche haben, als mein kindliches Kind. Das kann zu einer Art von Freundſchaft, zu allerhand kleinen confidenziellen Mittheilungen führen, die ich nicht für Flore wünſchenswerth finde."

„So nehmen Sie Franziska Herzog in's Haus," ſagte Frau von Strahl, unermüdlich in Vorſchlägen: „Telesphor iſt ja auch halb und halb Hausgenoſſe."

„Welch ein Unterſchied! Telesphor und Franz Seraph ſind von Kindheit auf Schul- und Spielkameraden und daraus iſt ihre Freundſchaft erwachſen; ſie theilen ihre Arbeits- und ihre Erholungsſtunden. Die Franziska hingegen, die über-das zwei Jahre älter iſt als Flore, hätte hier gar nichts zu thun, als mit ihr zu ſchwatzen, da man ihr unmöglich vorſchlagen kann den Unterricht zu theilen, den Flore noch zu nehmen hat. Auch würden die Eltern ſie ſchwerlich hergeben, da ſie, wenn ſie einige Jahre Geſellſchaftsfräulein war, ſich ihrer Häuslichkeit entfremdet fühlen könnte.“

„Sie haben ſo entſetzlich gründliche Gründe, daß ich verſtummen muß, lieber Schwager. Aber ich weiß aus eigener Erfahrung wie peinlich eine ſolche Vereinzelung iſt. Meine beiden älteren Schweſtern heiratheten zu gleicher Zeit als ich ſechszehn Jahre — und als meine jüngſte Schweſter, Ihre Frau, kaum zehn Jahre alt war. Die Einſamkeit meiner Jugend hat mich trotz aller Liebe meiner Eltern ſehr gedrückt und mich zu ſehr nach Innen gekehrt, weil ich gegen Niemand die Geſinnungen und Empfindungen ausſprechen konnte, die dem jugendlichen Alter eigen ſind und für die es jene Theilnahme verlangt, die es nur bei Altersgenoſſen findet.“

„Ich muß wiederum ſagen, welch ein Unterſchied, liebe Schwägerin! Sie hatten an Ihren Schweſtern Freundinnen und Gefährtinnen, und beide verließen zu gleicher Zeit das Vaterhaus; da mußten Sie freilich eine große Leere fühlen! aber dies iſt nicht der Fall bei Flore; ſie lebt fort, wie ſie immer gelebt hat.... nur daß die Kinderſpiele mit den Knaben aufgehört haben, für welche aber auch ihr Intereſſe ganz von ſelbſt verſchwunden iſt. Indeſſen lege ich doch zu viel Gewicht auf Ihre Anſicht, um nicht über ein richtiges Mittel nachzudenken, welches verhindert, daß uns die Flore melancholiſch wird.“ —

Teleſphor und Franz Seraph benutzten die Schulferien hauptſächlich, um auf die Jagd zu gehen, die beide trotz des geiſtlichen und des Künſtler-Berufs ſehr liebten. Als ſie eines Tages nach dem Frühſtück abzogen, ſagte Herr von Cronenſtein:

„Flore, dieſe Nimrodsfreuden theilen wir nicht! die ſind nicht für einen alten Mann und ein junges Mädchen. Aber ich habe mir etwas ausgedacht, was Dich und mich unterhalten ſoll.“

„O, ich unterhalte mich immer,“ erwiderte Flore.

„Dies wird aber ein beſonders großes Vergnügen werden,“ ſagte er lächelnd. „Ich will Dir Unterricht geben.“

„Schön! aber worin?“ rief ſie.

„Komm', ich zeige es Dir!“

„Im Hof?“ fragte ſie erſtaunt, als der Vater ſie hinausführte.

Da ſtand ein allerliebſter Apfelſchimmel, nicht zu groß, nicht zu klein, mit einem Damenſattel und Herr von Cronenſtein ſagte:

„Sieh, der gehört Dir und Du ſollſt bei mir reiten lernen. In Deinem Zimmer wirſt Du einen Reitanzug finden und der Unterricht kann gleich beginnen.“

Sprachlos vor Freude umarmte Floreſtine ihren Vater, der ihren Lieblingswunſch endlich erfüllte und flog auf ihr Zimmer, um ſich umzukleiden. Ihr Vater ſagte inzwiſchen ganz froh zu Frau von Strahl:

„Was ſagen Sie zu meiner Rohheit? ich bilde mir ein, daß Flore durch dies Pferdchen mehr Unterhaltung und Vergnügen haben wird, als durch ein Geſellſchaftsfräulein.“

„Sie können Recht haben,“ antwortete ſie lächelnd: „aber etwas mehr Ausbildung ihrer Talente durch geſchickte Lehrerinnen könnte der Flore nicht ſchaden, obgleich der wiſſenſchaftliche Unterricht vortrefflich iſt, den die Lehrer des Gymnaſiums ihr geben. Doch für Sprachen und Muſik wünſche ich eine Lehrerin in's Haus — wenn auch nicht als Geſellſchafterin.“

„Kommt Zeit kommt Rath,“ ſagte Herr von Cronenſtein gelaſſen.

Als Franz Seraph und Telesphor zum Erſtenmale Floreſtine zu Pferde ſahen, rief jener:

„Welch eine niedliche Statuette wäre zu machen aus Dir und Deinem Pferd, Flore! Es iſt nur zu ſchwer für mich.... beſonders das Pferd. Aber zeichnen werde ich Euch und Dir einen Falken auf die Hand ſetzen; dann biſt Du ein perfectes, romantiſches Burgfräulein.“

„Romantiſch und Burg laſſe ich bei Seite,“ ſagte Telesphor; „aber das Fräulein bleibt — und deshalb werde ich von jetzt an nicht mehr Flore und Du ſagen, ſondern Sie und Fräulein Floreſtine.“

Sie war im Hof umhergeritten ohne zu beachten was geſprochen wurde. Herr von Cronenſtein aber ſagte zu Telesphor:

„Du haſt Recht, Teles! ein zurückhaltendes Benehmen im Verkehr mit jungen Mädchen iſt immer tactvoll und jedem Jüngling zu rathen.“

Ein ſolches Lob beglückte Telesphor, und Floreſtine, durch ihren Vater von ſeinem Vorhaben in Kenntniß geſetzt, ging mit ihrer einfachen Unbefangenheit darauf ein und ſagte:

„Das iſt ja ganz natürlich.... beſonders weil er geiſtlich werden will. Als Caplan könnte er mich ja doch nicht Du nennen.“

Floreſtine ritt nie durch die Stadt.

„Alle Leute würden an's Fenſter ſtürzen,“ ſagte ſie lachend, „und die Kinder auf der Gaſſe mir nachlaufen und mich für eine Kunſtreiterin halten. Das Steinpflaſter iſt auch gar zu ſchlecht für Hymeras feine Hufen. Ich ziehe den langen Weg vor, wenn ich zum Franziszibergl oder auf die Chauſſee auf der andern Seite der Stadt will.“

So kam es, daß Franziska Herzog nach Jahresfriſt noch nicht Floreſtine zu Pferd geſehen hatte. Afra war verheirathet als Franziska eines Nachmittags ganz aufgeregt in ihr Zimmer trat und ausrief:

„O Afra! könnte ich ſo glücklich ſein... zehn Jahre meines Lebens gebe ich drum!“

„Für was denn, Fränz?“

„Ein Pferd zu haben!“

„Schade, daß der Poſthalter ſchon die Agathe geehelicht hat,“ ſagte Afra mit harmloſem Spott: „er wäre ein Mann für Dich, denn er hat Pferde.“

„Nenne doch ſeine elenden Klepper nicht ſo! das ſind Gäule! gemeine Thiere! ich meine ein Reitpferd, einen Apfelſchimmel, ... nein, Afra, das iſt zu ſchön!“

„Ach ſo! Du biſt Fräulein Floreſtine begegnet! Nun ſprich, wie ſah ſie aus?“

„Ich brachte zwei Flaſchen Wein auf's Franziszibergl. Schweſter Notburge ließ ſchon vor ein paar Tagen darum bitten und der Vater vergaß es. Heute beim Mittageſſen fiel es ihm ein und da mußte ich denn gleich hinauf. Nachdem ich meine Commiſſion gemacht hatte und vom Bergl herabkam, höre ich Pferdegetrappel auf der Chauſſee, und als ich unten bin ſehe ich Floreſtine im dunkelbraunen langen Tuchkleid, mit einer violetten Cravatte und einem ſchwarzen Hut und mit einer Gerte in der Hand im raſchen Trabe daherkommen. Hinter ihr der Claus, der alte Reitknecht. Ich beſann mich ob ich ſtehen bleiben ſolle.... es ſah ſo neugierig aus. Zum Glück war ich die Weinflaſchen los! ich hatte ſie zwar in meine Arbeitstaſche geſteckt, aber ihre langen Hälſe guckten doch ſo fatal daraus hervor. Mit den Weinflaſchen wäre ich ſchwerlich ſtehen geblieben, denn was hätte ich für eine alberne Figur geſpielt und was hätte Floreſtine wohl gedacht!“

„Sie hätte gedacht,“ rief Afra ungeduldig, „daß Du den Kreuzſchweſtern Wein für ihre Kranken bringſt, und da ſie ihnen häufig dies und jenes ſelbſt zuträgt, ſo hätte ſie das von Dir gar nicht albern gefunden.“

„Thut ſie das, ſo geſchieht es zu ihrem Vergnügen, denn ſie könnte ihre Dienſtboten ſchicken. Thue ich es, ſo bin ich gleichſam Dienſtbote der Eltern: Bedenke den Unterſchied, Afra.“

„Wer hindert Dich Dir auch ein Vergnügen daraus zu machen, Fränz?“

Franziska überhörte die Frage und fuhr fort:

„Ich blieb alſo ſtehen. Als ſie mich gewahr wurde lenkte ſie das Apfelſchimmelchen nach meiner Seite hinüber, ritt langſam an mich heran, hielt dann und ſagte: Sieh da! guten Tag, liebe Fränz! wie geht's? gut? Dann fragte ſie, ob der alte Veit da oben ſchon die Sterbſacramente empfangen habe; und als ich das natürlich nicht wußte, ſagte ſie, ſie wolle ſelbſt nachfragen, nickte mir freundlich zu und ritt langſam zum Bergl hinauf, ſo daß ich ſie recht genau betrachten konnte — und nun den kleinen Umweg machte um Dir dies zu erzählen. Meinſt Du nicht, daß ich mich im Reitkleide auf einem Apfelſchimmel eben ſo gut ausnehmen würde wie Floreſtine?"

„Möglich! ich habe nie daran gedacht," entgegnete Afra gleichgültig.

„Warum hat ſie nun den Vorzug?.... Es gibt doch große Ungerechtigkeiten auf der Welt!" ſagte Franziska unwillig.

„Fängſt Du Hader mit dem lieben Gott an?" rief Afra lachend.

„Ach, der liebe Gott! der bekümmert ſich darum gar nicht," erwiderte Franziska wegwerfend. „Der hat das große Weltregiment.... hält Sonne, Mond und Sterne in Ordnung.... aber ob die Franziska oder die Floreſtine auf einem Apfelſchimmel reitet — das iſt ihm einerlei! das ordnet er nicht an, das kommt von weltlichen Einrichtungen her."

„Fränz!" ſagte Afra ernſt und mißbilligend, „in der Chriſtenlehre und in der Predigt wird uns ja immer geſagt, daß die göttliche Vorſehung jedes Haar auf unſerem Haupte zählt, die Lilien auf dem Felde kleidet, jeden Sperling weiß, der vom Dach fällt: dies und nichts Anderes haſt Du gehört von Kindesbeinen an — wie kannſt Du denn ſo gewiß gottlos reden!“

„Ja, ich höre das freilich oft genug.... ich kann es nur nicht recht glauben,“ erwiderte Franziska.

„Daran iſt Deine ſchreckliche Eitelkeit Schuld,“ ſagte Afra. „Deine eitlen Gedanken ſind die Vögel der Parabel, die beſtändig das gute Samenkorn aus Deinem Herzen wegpicken. Verſcheuche ſie! dann bleibt das Samenkorn im Herzen und trägt gute Früchte — zu denen vor Allem der tröſtliche Glaube an die liebende Vorſehung unſeres himmliſchen Vaters gehört.“

„Du biſt viel beſſer als ich,“ ſagte Franziska mit Thränen im Auge: „Du biſt auch viel glücklicher — und dann iſt es leicht, beſſer zu ſein.“

„Wie Du nun wieder redeſt, Fränz! freilich bin ich glücklicher wie Du, denn ich bin immer zufrieden geweſen und Du warſt immer unzufrieden. Und was hindert Dich zufrieden zu ſein? — wiederum Deine Eitelkeit. Du denkſt allzeit an das, was andere Leute mehr haben als Du; denke doch an die vielen, vielen Tauſende, die weit weniger haben als Du; — oder denke an die, welche aus Liebe zu Gott Allem entſagt haben, wie z. B. Schweſter Notburge. Sie iſt die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns in einer großen Stadt, ſollte einen wohlhabenden jungen Mann heirathen, der ſie ſehr gern hatte, und ließ die Welt im Stich um Kreuzſchweſter zu werden."

„Das iſt ja etwas ganz Anderes!" rief Franziska ungeduldig.

„Es iſt ein Beiſpiel, daß man zufrieden ſein kann, wenn man arm iſt und nichts Großes vorſtellt," antwortete Afra gelaſſen.

Wäre deren Mann nicht dazu gekommen, ſo hätte Franziska nicht ſo ſchnell das Geſpräch abgebrochen. Nur vor Afra offenbarte ſie ihre Geſinnungen; die übrigen Mitglieder der Familie imponirten ihr theils und theils mochte ſie keine Zurechtweiſungen hören, die ihr im reichen Maß geworden wären.

„Ich muß nun heimgehen," ſagte ſie nach flüchtiger Begrüßung.

„Warum ſo eilig?" fragte ihr Schwager.

„Seitdem Afra nicht mehr im Hauſe iſt habe ich gar viel zu thun," erwiderte ſie, „muß zuweilen den Leuten Red' und Antwort ſtehen, die in Geſchäftsſachen kommen, wenn der Vater im Holzhof und die Mutter in den Vorrathskammern iſt."

„So übt man ſich allmälig ein,“ ſagte lächelnd der Schwager.

„Nimmermehr!“ rief ſie aufgebracht: „ich verabſcheue Alles was Geſchäft iſt und befaſſe mich nur damit, weil der Vater es verlangt.“

„Gutes Kind!“ erwiderte der Schwager, „ich will Dir herzlich wünſchen, daß Du Dich im ſpätern Leben nie mit Dingen zu befaſſen brauchſt, die mühſamer ſind, als das Geſchäft des Vaters.“

„Das wird meine Sorge ſein!“ rief Franziska ſchnippiſch und verließ das Zimmer mit kühlem Gruß.

„Ich wünſchte eben nicht der Glückliche zu ſein, dem die Fränz einſt ihre Huld zuwenden wird,“ ſagte der Schwager herzlich lachend.

„Du lachſt, aber mir iſt zum weinen,“ verſetzte Afra: „wo will das hinaus!“

„Hinaus, Weibl? — Da biſt Du im Irrthum! Hinein, in den heiligen Eheſtand hinein! der hat ſchon manchen Querkopf zur Vernunft gebracht, zuweilen durch einen verſtändigen Mann, zuweilen durch mancherlei Kreuz.“

„Ach, die Fränz iſt ein ganz apartes Ding! ſie nimmt nicht ſo leicht einen verſtändigen Mann.“

„Für den lieben Gott iſt kein Menſch dermaßen apart, daß er ihm die Bäume in den Himmel wachſen ließe, Weibl. Gräme Dich nicht um die Fränz.... ſie wird ſich ſchon machen.“

Dieſe Prophezeihung erfüllte ſich vor der Hand durchaus nicht. Statt ſich „zu machen,“ wie ihr wohlmeinender Schwager ſich ausdrückte, machte ſie ihren Eltern großen Kummer und erregte die Unzufriedenheit ihrer ſämmtlichen Schweſtern und Schwäger und die Mißbilligung der ganzen Verwandtſchaft und Freundſchaft.

Ein Schwiegerſohn, der ſein Geſchäftsführer, ſein Aſſocie, dereinſt ſein Nachfolger ſei: das war der lebhafte Wunſch des alten Herzogs, je mehr Telesphor bei ſeinem Vorhaben zu bleiben ſchien und ſich ruhig und entſchieden darüber ausſprach. Der Vater begann vorſichtig Umfrage bei ſeinen Geſchäftsfreunden nach deren erwachſenen Söhnen zu halten, vorſichtig Andeutungen ſeiner Wünſche und Pläne zu machen, ſo jedoch, daß er und ſeine Tochter durch den etwaigen Beſuch eines jungen Mannes, der in Handelsgeſchäften nach X. komme, durchaus nicht gebunden ſei.

„Saperlot, Jörg! das wäre was für uns!“ ſagte der alte Kühn in Z. zu ſeinem Sohn, nachdem er Herzogs Brief geleſen, wieder geleſen und drei Tage ſtillſchweigend und nachrechnend überdacht hatte. Jetzt platzte die Bombe. „Da! lies den Brief bedachtſam, Jörgl.“

Jörgl las ihn bedachtſam, faltete ihn bedachtſam wieder und gab ihn zurück.

„Nu was ſagſt Du, Jörg?“ fragte der Vater. „Ich in Deiner Stelle wäre dem Geſchäft juſt nicht feind.“

„Und dem Mädel, Vater?“ fragte Jörg phlegmatiſch.

„Saperlot! dem kann man nicht feind ſein, wenn man zwei Augen im Kopf hat. Seit drei Jahren ſah ich ſie nicht und ſie hatte dazumal kaum die Kinderſchuh ausgetreten; aber es war ein Blitzmädel mit rabenſchwarzen Augen und Haaren und kirſchrothen Lippen.“

„Mir wäre eine Hieſige ſchon lieber, Vater.“

„Welche denn?“ fuhr der Alte auf.

„Ich meine nur ſo, Vater, eine Hieſige wäre mir lieber, als eine aus der Fremde.“

„Eine Hieſige kannſt Du immer noch bekommen, Jörg, wenn's in X. ſchief gehen ſollte. Drum ſchau Dir mal erſt die Fränz Herzog an. Seit fünfundzwanzig Jahren machen wir mit dem Alten Geſchäfte, und ſein Geſchäft ſteht gut, darauf verlaß Dich. Es wäre ſo übel nicht, wenn Du Dich in's warme Neſt hineinheirathen könnteſt.“

„Wir wollen's probiren, Vater!“ ſagte Jörg gleichmüthig.

Der alte Kühn ſchrieb zurück, ſein Sohn werde nächſten Samſtag „in Geſchäften“ kommen und den

Sonntag in X. bleiben, da man an dem Tage ja doch nicht reiſen könne.

„Frau!“ ſagte Herzog, „wenn's Gottes Wille wäre, daß der junge Kühn und die Fränz ſich leiden könnten und ein Paar würden — das ſollte mich freuen, denn er iſt der einzige Sohn eines kreuzbraven Mannes, der es gut verſtanden hat ſein Geſchäft in die Höhe zu bringen. Ich brauche Hülfe. Ich bin nicht mehr das was ich war; aber ich bin auch noch nicht ſo weit, daß ich mich ganz zur Ruhe ſetzen müßte. Mit einem tüchtigen Schwiegerſohn wäre mir geholfen.“

„Und vielleicht auch der Fränz,“ erwiderte Frau Herzog: „denn das iſt klar, ſie hat das Elternhaus nicht ſo gern, wie ihre Schweſtern es hatten.“

„Gott wolle Alles zum Beſten lenken und wir wollen ihn darum bitten,“ ſagte Herzog.

Beim Nachteſſen erwähnte er der Ankunft des Georg Kühn und ſetzte hinzu, es freue ihn, den Sohn ſeines alten Freundes kennen zu lernen.

„Ob er wohl auch immer, wie ſein Vater, bei jedem dritten Wort Saperlot ſagt,“ bemerkte Franziska.

Herzog wollte aufbrauſen, nahm ſich aber zuſammen und ſagte:

„Du hätteſt beſſer gethan Dir manches Verſtändige zu merken, was er geſagt hat.“

„O Vater,“ erwiderte ſie, durch ſeine Ruhe dreiſt gemacht, „ſo weit ich mich deſſen entſinne, war er und Alles was er vorbrachte ganz erſchrecklich bäuriſch.“

Herzog legte Meſſer und Gabel nieder, ſah ſeine Tochter mit dem Zornesblick an, der ſie zittern machte und fragte:

„Kommt Dir Dein Vater nicht auch erſchrecklich bäuriſch vor?“

„Fränz, Du haſt nicht Oel und Eſſig hereingebracht. Geſchwind, hole es! wie ſoll ich denn Salat machen!“ unterbrach Frau Herzog den erzürnten Vater; und Franziska ſtand auf, ging hinaus und blieb ſo lange in der Küche bis die Aufregung des Vaters ſich gelegt haben mochte. Als ſie wieder in's Zimmer kam und Oel und Eſſig brachte, ſprachen die Eltern ganz gemüthlich mit einander. Sie war aber ſchlau und dachte bei ſich ſelbſt:

Der Georg Kühn kommt meinetwegen; aber daraus wird nichts!

Und ſo geſchah es. Er kam und Franziska benahm ſich ſo hochfahrend, ſo wegwerfend, ſo ſpöttiſch, daß ſie ihm den unangenehmſten Eindruck machte und von irgend einer Anfrage ſeiner Seite gar nicht die Rede war. Der Frau Herzog hatte er gut gefallen, weil er ſich im Hochamt, Predigt und Vesper ſehr andächtig benahm; dem Herrn Herzog ſchon minder, denn er war gar ſchläfrig und verließ ſich in allen Stücken blind auf ſeinen Vater, ohne irgend ein Urtheil; der übrigen Familie gar nicht — eben wegen ſeiner ſchläfrigen Unbeholfenheit; aber Alle tadelten Franziska und der Vater ſagte ſtreng:

„Ich bitte mir aus, Fränz, daß ein ſolches Benehmen Deinerſeits nicht mehr vorkommt, und daß Du höflich biſt gegen meine Gäſte und Freunde."

„Aber Vater, die jungen Männer ſind ſo eingebildet!" wendete ſie ein.

„Das kam dieſer ehrlichen Haut gar nicht in den Sinn," erwiderte Herzog: „und ſollte einer ſich etwas einbilden wollen, ſo geht das Dich gar nichts an. Du biſt von der freundlichen Höflichkeit, die ſich für ein braves Mädchen im Hauſe ihrer Eltern ſchickt. Verſtanden? — Punktum."

Georg Kühn kehrte gelaſſen nach Z. zurück.

„Nu Jörgl! kommſt du als Bräutigam heim — he? Saperlot!" ſagte der alte Kühn.

„Nein, Vater! ſo einem naſeweiſen Ding wie dem da in X. bin ich ſpinnefeind. Eine von unſeren Hieſigen wäre mir ſchon lieber."

Der Alte runzelte die Stirn: „Hätteſt Deine Sache beſſer machen ſollen, Jörg! der Strich durch die Rechnung gefällt mir nicht. Aber ich ſeh' ſchon, daß Du juſt kein Saperlöter biſt und daß ich für Dich den Brautwerber machen muß — he?"

„Das könnte nicht ſchaden, Vater! aber es muß eine Hieſige ſein," ſagte Jörg.

Herzog war nicht der Mann, der einen Plan, welchen er für verſtändig und gut hielt, deshalb aufgab, weil die Ausführung einmal mißglückt war. Er knüpfte im Gegentheil ſogleich einen neuen Faden an, und diesmal, wie es ſchien, mit mehr Glück. Der junge Mann, der jetzt „in Geſchäften" nach X. kam, war gut erzogen, gewandt, von einnehmendem Aeußern, dabei kundig des Geſchäftes und ein ehrenhafter Charakter. Er ſchlug ſeinen Sitz im Gaſthof zur Poſt auf und machte verſchiedene kleine Geſchäftsreiſen, von denen er immer wieder nach X. zurückkehrte. Er kam oft in das Herzog'ſche Haus und fand Franziska ſehr ſchön und ſehr liebenswürdig. Sie bemerkte es und war heiter und freundlich, denn auch er gefiel ihr. Er hatte nur ein geringes Vermögen; deshalb und weil ſein Herz dabei im Spiel war und ihn ſchüchtern machte, getraute er ſich nicht ohne Weiteres als Bewerber aufzutreten. Er fragte die Poſthalterin, was ſie dazu meine. Sie hatte den beſcheidenen, artigen jungen Mann gern, fand die Heirath ſehr paſſend und rieth ihm, ſich einfach und offen an den Vater zu wenden. Der alte Herzog nahm den Antrag ſehr wohlwollend auf und erwiderte:

„Lieber Herr, ich wüßte gar nicht was mich mehr freuen könnte, als Sie zum Schwiegerſohn zu bekommen; denn Sie ſind ein rechtſchaffener junger Mann, und den Mangel an Vermögen erſetzt reichlich Ihre Thätigkeit und Ihre Brauchbarkeit im Geſchäft. Meinen Segen haben Sie; aber Sie müſſen ſelbſt mit meiner Tochter ſich verſtändigen. So wie ich die Fränz kenne wird ihr das lieber ſein und Sie ſicherer zum Ziel führen."

Herr Birger ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und der Zuſtimmung des Vaters froh, hielt er ſeine Wünſche und ſeine Gefühle nicht vor Franziska zurück. Sie hörte das gern, gab aber keine beſtimmte Antwort.

„Was ſoll das eigentlich heißen, Fränz!" ſagte eines Tages die Poſthalterin, und ſetzte ſich zu der Schweſter an den Nähtiſch: „warum ſagſt Du nicht deutlich Ja oder Nein zu Birger. Es iſt gar nicht ſchön von Dir, ihn ſo in Zweifel zu laſſen, denn Du ſiehſt ja, daß er Dich täglich lieber hat. Wie gern die Eltern Eure Verbindung ſehen würden, weißt Du ebenfalls. Was ſoll alſo Dein Zaudern vorſtellen?"

„Ich muß mich prüfen, Agathe!" erwiderte Franziska mit erheuchelter Schüchternheit.

„Das iſt nicht wahr! ich kenne Dich! Du haſt bei Dir ſelbſt ſchon Deine Entſcheidung getroffen!" rief Agathe.

„Da Du allwiſſend zu ſein ſcheinſt, ſo ſage mir doch wie," entgegnete Franziska ſpöttiſch.

„Das kann ich freilich nicht," verſetzte Agathe; „aber ich kann Dir ſagen, es macht Dir Freude zu ſehen, wie gern Birger Dich hat und wie geſpannt er auf Dein Jawort iſt. Um ihn in dieſer Spannung zu erhalten und ſie zu ſteigern — deshalb zögerſt Du! nicht um Dich zu prüfen. O ich kenne Dich!"

„Ich habe nie an Birger geſagt, daß ich ihn beſonders gern hätte," erwiderte Franziska.

„Du haſt ihm aber durch Dein ganzes Benehmen gezeigt, daß es Dir lieb iſt, wenn er Dich gern und zwar beſonders gern hat!" rief Agathe. „O ſchäme Dich, Fränz! ſo handelt kein rechtſchaffenes Mädchen!"

„Wie Du nun biſt, Agathe! gleich Feuer und Flamme gegen die arme kleine Fränz! ganz wie der Vater!" ſagte Franziska empfindlich. „Birger kann unmöglich erwarten, daß ich mich ihm ſogleich in die Arme werfe."

„Fränz, wäreſt Du nicht ein junges, verkehrtes Ding, das ſich beſſern kann, ſo wünſchte ich Dir .... Du würdeſt eine alte Jungfer!" rief Agathe zürnend, ſtand auf und verließ das Zimmer.

Ob Birger über mich geklagt hat? murmelte Franziska für ſich. Wie ſie eingebildet ſind, dieſe Männer! gleich ſoll man ihnen ganz beglückt das

Jawort geben! .... Aber der Vater hat ja geſagt, es ginge mich nichts an, was ſie ſich einbildeten. Nun ... ich bin freundlich gegen Birger! ...

Sie trieb noch eine Weile ihr Spiel mit ihm, aber ſo, daß ihre ganze Familie überzeugt war, ſie könne nicht zurücktreten. Endlich forderte er mit großem Ernſt eine Erklärung; falle ſie ungünſtig aus, ſo ſei es höchſte Zeit, daß er abreiſe; günſtig — daß er ſeine bisherigen Verhältniſſe löſe und ſich hier niederlaſſe, um die mit Herrn Herzog anzuknüpfen.“

„Ah, Sie wollen ſich hier niederlaſſen!“ ſagte Franziska gedehnt. „Dieſe Abſicht macht es mir ſehr leicht, Ihren Antrag abzulehnen; denn es ſtand von jeher feſt bei mir, nicht hier zu bleiben.“

Sprachlos vor Erſtaunen ſtarrte er ſie an und ſagte endlich:

„Würden Sie mir denn in meine Heimat folgen?“

„Nein, Herr Birger,“ ſagte Franziska eiſig: „mein Vater wünſcht mich zu verehelichen; ich aber wünſche ledig zu bleiben — vor der Hand.“

Ohne eine Sylbe zu erwidern, entfernte ſich Birger und theilte dem alten Herzog Franziska's Antworten mit. Ganz gegen ſeine Gewohnheit wurde der alte Mann nicht zornig. Er ſagte niedergeſchlagen und mit bebender Stimme:

„Reiſen Sie mit Gott, lieber Birger. Sie verdienen ein beſſeres Weib als die Fränz. Rechnen Sie es mir nicht an, daß Ihnen dies durch meine Tochter widerfahren iſt. Ich leide mehr als Sie darunter, denn Sie haben noch tauſend ſchöne Hoffnungen, und ich habe keine mehr. Dies iſt ein Nagel zu meinem Sarge.“

Nicht nur der Vater, ſondern die ganze Familie war empört über Franziska’s Benehmen. Sie hörte kalt und ſtarr die Flut von Vorwürfen an, die von allen Seiten auf ſie einſtürmte und wiederholte beſtändig:

„Heirathe ich je, ſo thue ich das für mich, nicht für Andere.“

Verlobt und vermählt.

Afra lebte nicht mehr in X. Ihr Mann, ein tüchtiger Mathematiker, war nach zwei Jahren an das Gymnaſium einer größeren Stadt berufen worden. Die Trennung von der Heimat und den Ihren that ihr bitter weh; aber als gute Ehefrau wäre ſie ihrem Mann bereitwillig zum Nord- oder Südpol gefolgt; alſo blieb ſie auch jetzt gefaßt und ſuchte ſich in ihrem neuen Wohnort ſo einzurichten, daß ihrem Mann ſeine Häuslichkeit lieb ſei. Sie lebte eingezogen wie eine Schnecke, fleißig wie eine Ameiſe, fröhlich wie eine Lerche, und theilte ihre Sorgfalt zwiſchen ihrem Haushalt, ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter. Das Kind erkrankte plötzlich an der Bräune. Da bei dieſer gefährlichen Krankheit ſchnellſte Hülfe nothwendig iſt, ſo betrachtete Afra es als eine beſondere Gnade Gottes, daß ihr Dienſtmädchen ſagte, es wohne ein Arzt in der oberen Etage des Hauſes, während ihr Mann ſich ankleidete, um mitten in der Nacht einen Doctor zu ſuchen. Er ging eilig hinauf und las unter dem Schellenzug an einer Thür: Dr. Rabener, practiſcher Arzt. Dem bekümmerten Vater fiel dadurch ein Stein vom Herzen; und als bald darauf Dr. Rabener erſchien und wohlwollend fragte, ob man ſeine Hülfe nöthig habe? ſchien dem Profeſſor Stark das Leben ſeines Töchterchens gerettet zu ſein. Und es wurde in der That gerettet, ſo daß die beglückten Eltern von der innigſten Dankbarkeit für Dr. Rabener erfüllt waren.

„Gott behüte, daß je einer von uns erkrankt,“ ſagte Afra: „geſchieht es aber, ſo iſt es ein Troſt, dieſen freundlichen, ſorgſamen, theilnehmenden Doctor im Hauſe zu haben.“

Sie ſelbſt ſollte ſeine Hülfe zuerſt in Anſpruch nehmen. In Folge eines unglücklichen Wochenbettes wurde ſie leidend und kränkelte. Für ihre Perſon hatte ſie eine gewiſſe Abneigung gegen ärztliche Mittel, die ſie faſt mit allen kräftigen Naturen theilt, welche ſich auf ihre geſunde Organiſation zu verlaſſen pflegen; allein ihr Mann fand das unter dieſen Umſtänden bedenklich und beſtand darauf, Dr. Rabener zu Rath zu ziehen. So kam denn dieſer mehr und mehr, ja oft zu ihnen und war dem Ehepaar ſtets willkommen, auch wenn er nicht gerade als Arzt kam, denn er war der beſte Menſch auf Gottes Erdboden, dem nichts am Herzen lag als Nächſtenliebe und Wohlthätigkeit, und der unvergleichlich, wie Afra meinte, darüber zu ſprechen wußte. Ueberdas floß er von Theilnahme für ſeine Patienten über, nicht nur für ihre körperlichen Leiden, ſondern für Alles, was ſie intereſſirte; — und ſo kannte er denn bald die Familie Herzog ſo genau, als habe er ſein ganzes Leben in X. zugebracht. Eines Tages fand er Afra in Thränen. Auf ſeine theilnehmende Frage, was ihr widerfahren ſei, erzählte ſie ihm den Kummer, den ihre Schweſter Franziska der Familie mache. Sie ſei nicht zufrieden bei den Eltern und lehne doch aus Launenhaftigkeit die beſten Heirathsanträge ab; der Vater altere ſichtlich; die Mutter ſei ſorgenvoll wegen Mann und Tochter — und eine trübſinnige Stimmung, verbunden mit Unwillen über Franziska, verſtöre die Familie, ausgenommen Telesphor, der bei ſeinen Studien Alles vergeſſe und die Enkel, die noch von nichts wüßten. So hatte die älteſte Schweſter, die Doctorin Hellmut, geſchrieben; auf ſie könne man ſich verlaſſen, denn ſie ſei ruhig und bedachtſam, und übertreibe nicht, wie das der Agathe zuweilen geſchehe.

„Wäre es nicht gut, dieſe peinliche Verſtimmung zu heben?“ fragte Dr. Rabener, nachdem er aufmerkſam zugehört hatte.

„Gewiß, Herr Doctor! aber wer vermag das!“ rief Afra und trocknete ihre Thränen.

„Das vermögen Sie ganz leicht, Frau Profeſſorin.“

Ungläubig und doch geſpannt ſah ſie ihn an.

„Ja, ganz leicht!“ wiederholte er zuverſichtlich: „Sie laſſen Ihre Schweſter auf einige Zeit herkommen. Der Groll ſchwindet, wenn man deſſen Gegenſtand nicht immer vor Augen hat. Die Eltern werden ſich beruhigen, die Verwandten werden vergeſſen, das junge Fräulein wird hier auf beſſere Gedanken kommen und deren Anweſenheit wird auf Sie die beſte Wirkung haben, denn Sie hängen ungemein an Ihrer Heimat und Ihrer Familie und werden die Trennung weniger fühlen, wenn Ihre Schweſter hier iſt.“

„Wenn das eine Fügung Gottes wäre!“ ſagte Afra ſinnend und faltete die Hände. „Denken Sie nur! meine Schweſter ſchreibt auch noch, daß ihr Schwiegervater, der alte Dr. Hellmut, in’s Bad gehen müſſe und mich auf ſeiner Durchreiſe hier beſuchen werde. Wenn er die Fränz mitbrächte! das wäre die einzige Möglichkeit, wie mein Vater zur Einwilligung zu beſtimmen wäre.“

„Sehen Sie, wie gut ſich das macht! der alte Dr. Hellmut bringt ſie hin und her.“

„Wenn nur der Vater es erlaubt . . . die Fränz kommt mit Freuden."

„Es werden ſich gewiß einige Ihrer Verwandten für dieſen Plan intereſſiren und die Bitten unterſtützen, die Sie Ihrem Vater an's Herz legen."

„Ich will ihn gleich meiner Schweſter Hellmut mittheilen, ſobald ich mit meinem Mann Rückſprache nahm," ſagte Afra. „Iſt Apollonie mit ihrem Mann und ihrem Schwiegervater dafür, ſo ſetzen ſie die Sache durch, denn ſie gelten am meiſten bei den Eltern."

Profeſſor Stark war minder entzückt von dem ganzen Plan, als Afra.

„Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, die Fränz hier wochenlang zu haben, Weibl, denn Du weißt, ſie iſt mir nicht ſehr hold. Wir wollen abwarten, was Apollonie dazu ſagt."

„Der Meinung bin ich auch; aber Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß die Fränz hier anders ſein wird, als in X."

Die Doctorin Hellmut faßte den Vorſchlag ſehr lebhaft auf; es war ein leichtes, einfaches Mittel, um von der allgemeinen Verſtimmung abzulenken, und den bleiernen Druck, der auf dem Elternhauſe lag, zu heben. Ihr Schwiegervater war gern bereit, Franziska unter ſeinen Schutz zu nehmen, da es ſich ja nur um eine zwölfſtündige Fahrt im Eilwagen handelte.

Nachdem Apollonie den Eltern die Sache vorgetragen hatte, ſagte Herzog:

„Wenn es wirklich zum Beſten der Fränz iſt, wie Du meinſt, Lonchen, ſo will ich es erlauben. Ob es zu ihrem Beſten iſt, weiß ich nicht. Weißt Du es, Frau?“

Sie wiegte bedenklich den Kopf, während er fortfuhr:

„Es iſt ſchmerzlich, wenn Eltern ſo wenig Beſcheid wiſſen mit ihrem Kinde, wie wir mit der Fränz. Da ſie aber nach ihren Launen handelt, auf welche Niemand gefaßt ſein kann: ſo kann auch Niemand mit ihr Beſcheid wiſſen. Vielleicht iſt es ihr gut, einmal unſere ehrliche Afra wiederzuſehen; vielleicht gefällt ihr die große Stadt aber auch dermaßen, daß ſie noch viel unzufriedener heimkehrt.“

„Gott bewahre!“ ſagte Frau Herzog, „das wollen wir nicht fürchten! dann wäre es ſchon beſſer ſie bliebe hier.“

„Afra muß ihr recht in's Gewiſſen reden,“ ſagte die Doctorin, „ſie iſt am offenſten gegen Afra.“

„Nun, in Gottes Namen,“ ſagte der Vater, „ich will ja nur das Beſte des Kindes.“

Bei dem Nachteſſen pflegte Herzog die Familienangelegenheiten zu beſprechen. Die Sorgen und

Arbeiten des Tages waren abgethan und er beſchäftigte ſich dann gern mit anderen Dingen. Auch jetzt ſagte er während des Nachteſſens:

„Höre, Fränz, die Afra befindet ſich nicht zum Beſten; ſie hätte Dich gern auf einige Wochen bei ſich. Gingeſt Du gern zu ihr?“

„O mit Freuden!“ rief Franziska lebhaft.

„So halte Dich bereit. Am erſten Mai reiſt der alte Hellmut in's Bad, bringt Dich zur Afra, und holt Dich nach drei Wochen wieder bei ihr ab.“

„Vater .... Mutter! iſt das wirklich wahr!“ rief Franziska ſchwankend zwiſchen Freude und Zweifel.

„Warum ſollte es nicht wahr ſein, Fränz?“

„O es wäre zu ſchön! .... es würde mich zu ſehr freuen!“

„Nun ſo freue Dich nach Herzensluſt,“ ſagte Frau Herzog, „denn es bleibt dabei: am erſten Mai reiſeſt Du zur Afra.“

Franziska war ſelig. Die Vorſtellung beglückte ſie, eine Reiſe zu machen und ſich in einer großen Stadt einige Wochen aufzuhalten. Was würde ſie da nicht ſehen und hören, erleben und erfahren! ſie träumte von Wunderdingen, die da geſchehen müßten.

„Ach Gott!“ ſagte Agathe ungeduldig, „bilde Dir nur keinen Unſinn ein! die Leutchen gehen dort juſt ſo auf zwei Beinen wie hier.“

„Und bedenke,“ ſetzte die Doctorin Hellmut hinzu,

„daß Du wohl nicht viel aus dem Hauſe kommen wirſt; denn Afra iſt leidend und ihr Mann iſt ſehr beſchäftigt, da er auch Privatunterricht gibt.“

„Gleichviel!“ rief Franziska, „ich komme doch endlich einmal aus dieſem Krähwinkel heraus!“

„Suche nur geſcheuter wiederzukommen, als Du fortgehſt,“ erwiderte Agathe ärgerlich.

„Und rede nicht ſo verletzend, Fränz!“ ſagte die ſanfte Doctorin. „Du weißt, daß der Vater ſein Städtchen gerade ſo liebt, wie der ſtolzeſte Bürger von Hamburg oder Frankfurt ſeine Vaterſtadt liebt; — Du weißt, daß er im Stillen noch immer hofft, durch Dich einen Nachfolger für ſein Geſchäft und für ſeine Firma zu bekommen: alſo laß doch die kränkenden Reden fahren.“

„Ich will eben nicht den Vater in ſeiner ſtillen Hoffnung beſtärken, denn ich bin des Holzhandels ſatt und überſatt!“ ſagte Franziska ſchneidend.

„Thörichtes Mädchen!“ zürnte Agathe; aber Apollonie ſchwieg, um den Trotz der Schweſter nicht herauszufordern.

Franziska langte wohlbehalten bei Afra an und fühlte ſich ſo zufrieden, daß ihr Benehmen, ihre Laune, der Ausdruck ihres Geſichts, ihre Redeweiſe, — ganz verändert, ganz anmuthig waren. Der gute Profeſſor Stark ſagte am erſten Abend zu Afra:

„Welche vortheilhafte Veränderung iſt mit der

Fränz vorgegangen! in der That unglaublich! jeẞt ſieht man erſt, welch' ein ſchönes Mädchen ſie iſt."

„Wenn ſie ſich nur recht glücklich hier fühlt, damit ſie auch ſo bleibe," erwiderte Afra beſorgt.

Aber Franziska fühlte ſich ganz außerordentlich glücklich; nicht durch den Aufenthalt in der großen Stadt, von der ſie bei der häuslichen Lebensweiſe ihrer Schweſter wenig zu ſehen bekam, aber durch den Umgang mit Dr. Rabener.

„O Afra! was iſt das für ein intereſſanter Mann!" ſagte ſie ganz begeiſtert; „dem könnte man tagelang mit Vergnügen zuhören!"

„Er iſt aber kein Prinz, kein General .... nicht einmal ein Graf," erwiderte Afra ſcherzend.

„Neben ihm verſchwinden alle Prinzen, Afra! — und hörteſt Du nicht wie er ſagte, mit den ſogenannten höheren Ständen wäre es heutzutage aus und verbei! ſie wären verrottet, ohne Geiſt, ohne Charakter, ohne Verſtändniß für unſere große Zeit der conſtitutionellen Regierungen, welche die Tüchtigkeit des Mannes zur Geltung und in Anſchlag brächten. Was bis jeẞt höherer Stand geweſen ſei, gehe reißend bergab und zu Grabe, und der Staatsbürger komme zur Höhe."

„Hat er das Alles geſagt?" fragte Afra verwundert.

„Freilich! ich wäre aus mir ſelbſt nicht im

Stande, die Worte für ſolche große Gedanken zu finden, obſchon manche ſeiner Gedanken in meiner Seele gleichſam geſchlafen haben und nun durch ihn geweckt werden.“

„Wenn er über dergleichen ſehr hohe Dinge ſpricht,“ ſagte Afra, „ſo verſtehe ich ihn nicht immer, denn mir fehlen dazu manche Kenntniſſe; allein wenn er von den Verpflichtungen ſpricht, welche die Nächſtenliebe uns auflegt, ſo bin ich ganz ergriffen.“

„Du mußt aber Humanität ſagen, Afra, nicht Nächſtenliebe.“

„Rabener ſagt, es ſei Eines und Daſſelbe.“

„Eben deshalb, Afra! Humanität klingt viel gebildeter. Von der Nächſtenliebe kann man in jeder Predigt hören.“

„Du biſt und bleibſt ein curioſes Mädchen, Fränz. Aber ich muß Dir geſtehen, daß ich am liebſten ſo ſpreche, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, und das iſt ehrliches Deutſch.“

„Und ich ſo, wie ich Dr. Rabener reden höre.“

Dr. Rabener bemerkte ſogleich den ungeheuern Eindruck, den er auf Franziska machte und auf den er es abgeſehen hatte. Eine gute Heirath zu machen, wäre ihm höchſt erwünſcht geweſen. Daß Afra einen bejahrten wohlhabenden Vater und eine junge hübſche Schweſter habe, erfuhr er bald; daß ſeine Niederlaſſung in X. vortheilhaft genug werden könne, war auch ziemlich wahrſcheinlich, denn der alte Dr. Hellmut war nicht unſterblich und mit dem jungen trat man in die Schranken. Daß aber Franziska ſo ſchön ſei und ſich ſo ſchnell für ihn begeiſtern werde, konnte er nicht ahnen. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit ungemein, und dieſe trieb ihn an, das ſchöne Mädchen mehr und mehr für ſich einzunehmen. Als kaum vierzehn Tage verfloſſen waren, hörte er plötzlich auf bei Afra zu erſcheinen. Der erſte Tag erregte ein gewiſſes Befremden; doch Afra glaubte, daß zahlreiche Patienten den Doctor in Anſpruch genommen hätten. Der zweite Tag verging für Franziska in ängſtlicher Spannung und für Afra mit ſteigendem Befremden. Als aber Dr. Rabener auch am dritten Tage nicht erſchien, konnte Franziska ihre fieberhafte Aufregung nicht verbergen; ſie ſprach kein Wort und ſah leichenblaß aus.

„Rabener muß krank oder verreist ſein,“ ſagte Afra zu ihrem Mann.

„Keines von beiden; er ſtreifte heute Nachmittag eiligſt an mir vorüber. Er wird wohl Abhaltungen haben um nicht zu kommen,“ ſagte Profeſſor Stark gleichmüthig.

Franziska dachte das auch; allein was konnten das für Abhaltungen ſein? wußte er denn nicht, wie weh er ihr thue?

In der Frühe des vierten Tages faßte Afra ihren Entſchluß: ſie ſchickte ihr Dienſtmädchen hinauf und ließ Dr. Rabener zu ſich bitten. Er kam verlegen und befangen, blickte raſch im Zimmer umher und ſchien beruhigt Athem zu ſchöpfen, da er Afra allein fand.

„Haben wir Sie beleidigt, Herr Doctor?“ fragte ſie unbefangen ihm entgegen.

„O Gott nein! .... wie können Sie das denken .... und warum?“ antwortete er verwirrt.

„Warum? Weil Sie ſich drei volle Tage nicht bei uns ſehen ließen.“

„Haben Sie das bemerkt?“ fragte er geſpannt.

„Aber wie Sie thun, Doctor!“ ſagte die einfache Afra faſt unwillig.

„Nun!“ rief er aufgeregt, „ich will Ihnen mein Geheimniß anvertrauen: ich liebe Ihre Schweſter, und da ich nicht weiß, weder wie ſie für mich geſinnt iſt, noch ob Ihre Eltern unſere Verbindung gern ſehen werden, ſo habe ich es am Beſten gefunden unſeren Umgang abzubrechen — mit welchen Gefühlen, nach welchem Kampf .... das kann ich nicht mit Worten ausdrücken.“

„Das iſt ſehr brav von Ihnen,“ entgegnete Afra harmlos; „aber ich glaube, Sie können ſich über beide Punkte beruhigen. Mir ſcheint, meine Schweſter hat eine große Bewunderung für Sie und meine Eltern wünſchen hauptſächlich das Glück ihrer Kinder.“

„Aber Ihre Schweſter kann ganz andere Anſprüche machen bei ihrer wundervollen Schönheit und ihrer Ausſicht auf Vermögen. Ich habe ihr keine andere Exiſtenz zu bieten, als die, welche auf meiner Praxis beruht.“

„Es können ja nicht alle Leute reich ſein,“ ſagte Afra tröſtend; „meine beiden Schwäger ſind zwar in ſehr guter Lage; aber mein Mann und ich . . . wir müſſen uns nach der Decke ſtrecken, und ein geſchickter Arzt, wie Sie, hat immer gute Ausſichten.“

„Alſo ich darf hoffen! ich darf dies Glück in's Auge faſſen!“ rief er.

Afra beſann ſich auf ihre Antwort, weil ſie die Geſinnung der Eltern nicht zu verbürgen wagte, wenn ſie auch über Franziska außer Zweifel war. Aber war es Zufall oder hatte Franziska Rabener's Stimme gehört, ſie trat in's Zimmer und ein helles Roth der Freude überflog ihr bleiches Antlitz, da ſie ihn erblickte. Er wendete ſich nun raſch an ſie und fragte innig:

„Darf ich auf das höchſte Glück hoffen? Würden Sie wirklich die Meine werden wollen?“

„Ja!“ ſagte Franziska entſchieden.

„Nur nicht zu haſtig!“ warf Afra mit einiger

Beklommenheit dazwiſchen: „wir wollen abwarten ob auch die Eltern Ja ſagen.

„Alſo noch immer quälende Ungewißheit!“ rief Rabener.

„Nicht doch!“ erwiderte Franziska: „ich bin feſt entſchloſſen, bei meinem Ja zu bleiben. Sind wir einig, ſo kann uns Niemand trennen.“ — Dabei blieb ſie.

Profeſſor Stark war mit dieſer Verlobung äußerſt unzufrieden und ſagte zu Afra:

„Weibl! Du haſt einen dummen Streich gemacht! daß ſich zwei junge Leute in einander vergaffen, kommt täglich in der Welt vor; aber ſie trennen ſich und vergeſſen einander wieder — das kommt zum Glück auch vor. In einigen Tagen zieht die Fränz wieder ab und hätte in ſechs Monaten den guten Doctor vergeſſen. Wer heißt Dich ihn tribuliren, bis er mit der Sprache herausrückt! .... Ich dulde keine Liebſchaft in meinem Hauſe.“

„Gott bewahre! eine Liebſchaft!“ ſagte Afra beinah weinend: „es iſt ein ganz ernſthaftes Eheverſprechen.“

„Und wenn die Eltern dagegen ſind und aus der Ehe nichts wird, Weibl .... was iſt es dann?“

„Aber warum ſollten die Eltern dagegen ſein? Rabener iſt, was Hellmut iſt.“

„Ja! aber unter ganz anderen Verhältniſſen.

So ein wildfremder Schwiegerſohn wird den Eltern nicht behagen.“

„Wildfremd! er iſt ja unſer Arzt, unſer Hausgenoſſe, unſer Freund!“ rief Afra.

„Ich ſage nichts gegen Rabeners Perſönlichkeit, Weibl! nur wüßte ich gern, ob ſeine Finanzen ihm erlauben einen Hausſtand zu gründen — und gar mit der Fränz, die immer hoch hinaus will.“

„O, das iſt ganz vorbei! ſie hat Rabener ſo gern und iſt ſo für ihn eingenommen, daß kein Fürſt und kein Prinz ihm den Rang ſtreitig machen kann. Wie er es hat, wie er es liebt: ſo iſt es ihr recht.“

Franziska war überglücklich. Sie ſtellte ſchon ihre ganze Zukunft in Uebereinſtimmung mit Rabener feſt. Er erklärte ihr, es ſei ihm unmöglich hier, wo ſo viele Aerzte ihm Concurrenz machten, einen Hausſtand zu gründen; daher werde er ſich in X. niederlaſſen, da Hellmut Vater und Sohn unmöglich ausreichen könnten, wenn einmal Cholera, Typhus oder andere anſteckende Krankheiten herrſchten. Anfangs werde er zwar Mühe haben Praxis zu finden; nehme er aber ſeinen Wohnſitz in X., ſo lebte er doch in demſelben Ort mit ihr und könne ſie beſtändig ſehen.

Franziska hätte ſich viel lieber in der großen Stadt niedergelaſſen; allein der Gedanke einer langen Trennung von Rabener war ihr unerträglich, und überdas mußte ja Krähwinkel zum Paradieſe werden, wenn er darin weilte. In dieſer Stimmung kehrte ſie mit dem alten Doctor Hellmut nach X. zurück und verſetzte ihre Mutter in die höchſte Beſtürzung, indem ſie ſich derſelben als Rabeners Braut in die Arme warf und ſie bat, ihre Fürſprecherin bei dem Vater zu ſein.

„Sagen werde ich es ihm ſogleich, das verſteht ſich! aber billigen und in Schutz nehmen kann ich Dein Verfahren nicht,“ ſagte Frau Herzog; „eine gute Tochter handelt nicht ſo.“

Sie trug die Sache aber doch ſo ſchonend wie möglich für Franziska dem Vater vor, und hielt mit deren greller Beſtimmtheit zurück.

„Ganz wie ich es vorherſagte,“ antwortete Herzog ſehr verſtimmt: „verkehrt ging die Fränz hin, verkehrter kommt ſie zurück. In Liebeleien dürfen ſich aber unſere Töchter nicht einlaſſen. Hat dieſer Doctor ſein Brod, ſo werbe er in geziemender Weiſe um die Fränz und eheliche ſie; hat er es nicht, ſo wird die Sache kurz und gut abgeſchnitten. Er hat es nicht, wie ſie Dir eingeſtanden hat; folglich hört die ganze Geſchichte auf. Sage das der Fränz und daß ich kein Wort mehr davon hören will. Punktum.“

Franziska war außer ſich über dieſen Beſcheid. Trotz der Bitten ihrer Mutter ſich wenigſtens vorher zu faſſen und zu ſammeln, ſtürmte ſie zu ihrem Vater, erklärte ihm, daß ſie dem Doctor Rabener ihr Wort gegeben, und daß Niemand das Recht habe ſie zum Wortbruch zu zwingen; ſie ſei deſſen Braut und wolle ſeine Frau werden; ſie brauche nur zu warten bis ſie einundzwanzig Jahre zähle: dann ſei ſie mündig und frei in ihrer Wahl.

„Was muß das für ein Wicht ſein,“ ſagte Herzog verächtlich, „der eine Tochter in dieſen Zuſtand der Empörung gegen ihre Eltern verſetzt! Hätte er Etwas, wäre er Etwas, ſo könnte man ihn allenfalls entſchuldigen und ſagen, er biete ihr ja die Lage an, auf die ſie Anſpruch machen könne; aber nichts zu haben, weder Vermögen, noch Gehalt, noch feſte Stellung — und dennoch ſich in eine Familie eindrängen zu wollen, indem man einer Tochter den Kopf verdreht: das iſt gemein gedacht und gemein gehandelt, und einen ſolchen Wicht will ich nicht zum Schwiegerſohn. Dabei bleibt es. Punktum.“

Franziska hatte eine Anwandlung von Nervenzufällen, was aber den Vater ſehr wenig rührte.

„Gieße ihr ein Glas Waſſer in's Geſicht, ſo kommt ſie auf der Stelle zu ſich,“ ſagte er gleichgültig zu ſeiner beängſtigten Frau und verließ das Zimmer.

Frau Herzog wußte gar nicht, wie ſie dieſe rebelliſche Tochter behandeln ſolle; ſie machte ihr Vorwürfe, ſie weinte vor Bekümmerniß, ſie drang in ſie mit Bitten und Vernunftgründen. Aber Franziska blieb unbewegt und erklärte nur, ſie werde lieber ſterben als von Rabener laſſen. Dies ſagte ſie nicht nur den Eltern, den Schweſtern, dem Pfarrer, den Schwägern — Allen die ſich bemühten ſie auf andere Gedanken zu bringen, ſondern auch an Floreſtine, welche die ganze Begebenheit, als etwas ſehr Merkwürdiges, ihrem Vater mittheilte.

„Sehen Sie, wie gut es war, daß ich die Franziska nicht zur Geſellſchafterin meiner Flore machte,“ ſagte Herr von Cronenſtein zu Frau von Strahl.

„Dann wäre dieſe ganze einfältige Geſchichte überhaupt nicht vorgefallen und es wäre alſo auch für Franziska ein Glück geweſen!“ ſagte ſie.

„Dieſe Geſchichte freilich nicht, doch ſehr wahrſcheinlich irgend eine andere,“ verſetzte er. „Ein junges Mädchen, das ſo ſchnell und ſo unbeſonnen ein Verhältniß anknüpft und ſo halsſtarrig dabei bleibt — dem iſt nicht zu trauen! in dem ſteckt etwas, das ich weit von Floreſtine zu entfernen wünſche: der Geiſt der ſ. g. Emancipation, die ja weiter nichts iſt, als eine Herabwürdigung des Weibes unter das Caudiniſche Joch gemeiner Leidenſchaft.“

„Hat der Beſuch am letzten Sonntag Sie nicht ſehr daran erinnert, daß nun bald für Floreſtine die Zeit kommt, wo auch ſie eine Wahl treffen wird, die über das Glück oder das Unglück ihres Lebens entſcheidet?“ fragte Frau von Strahl.

„Wie ſollte ich nicht!“ entgegnete Herr von Cronenſtein mit tiefer Wehmuth: „täglich denke ich daran, und täglich — ich geſtehe es Ihnen! bebe ich vor dem Gedanken zurück. Wenn dieſe Perle in eine Hand fiele, die ihren Werth nicht zu ſchätzen wüßte!“

Frau von Strahl ſeufzte, denn ſie dachte an ihre Ehe und ſagte:

„Meine Gertraud hatte freilich den beſſeren Theil erwählt.“

„Das hatte ſie!“ rief er mit Wärme: „und wäre das Floreſtinens Beruf, ſo würde ich ſie und mich glücklich preiſen. Ja, der Gedanke, daß hier ein Kloſter entſtehen, daß dereinſt über meinem .... über unſerem Grabe das fromme Gebet nimmer aufhören würde, wäre mir unſäglich ſüß. All unſer Hab' und Gut liegt ja ſtets in Gottes Hand und gehört ihm; jetzt aber, da meine Familie ausſtirbt, mein Name erliſcht, mein Wappenſchild zerbrochen in mein Grab gelegt wird; jetzt wäre es mir eine Wonne mein letztes Vermächtniß zu Gunſten Gottes zu machen und ihm direct, ihm ausſchließlich mein Kind und Alles, was ich beſitze zu weihen. Doch daran iſt nicht zu denken, weil Flore nicht daran denkt.“

„Es iſt mir ſchon oft aufgefallen, daß ſie mit ihrer frommen, reinen, lichten Seele ſo gar nicht daran denkt,“ ſagte Frau von Strahl, und da ſie einem beſorgten Blick ihres Schwagers begegnete, fügte ſie raſch hinzu: „Sein Sie ganz ruhig! ich ſuche nicht Flore zu beeinfluſſen! ich ſehe aber aus unſeren traulichen Geſprächen, wie ſie geſinnt iſt und ich beſtätige, daß das Kloſter nicht ihr Beruf iſt.“

So drehte ſich in zwei Familien die höchſte Theilnahme um die Zukunft einer Tochter. Während aber der eine Vater ſeine Wünſche — und zwar die edelſten, die das Vaterherz haben kann, gar nicht in Anſchlag brachte, wollte der andere noch immer nicht von den ſeinen laſſen; am wenigſten jetzt, wo die Ankunft des jungen Guldman mit einer gewiſſen Spannung von der ganzen Stadt erwartet wurde.

Der Vater Guldman betrieb auch ein Holzgeſchäft in X. und befand ſich wohl dabei. Er hatte einen Bruder, deſſen ſpeculativer Kopf ſich in den kleinen Verhältniſſen einer Landſtadt beengt fühlte und der nach Amerika ging, um dort ſein Glück zu ſuchen. Er fand es inſofern, als er ein großes Vermögen erwarb. Einen Erben hatte er aber nicht; ſeine Ehe blieb kinderlos. Vor etwa zehn Jahren ſchrieb er ſeinem Bruder, dieſer möge ihm ſeinen Sohn nach Amerika ſchicken; er wolle den Neffen zum Aſſocie und dereinſt zu ſeinem Erben machen. Der alte Guldman ſchickte mit Freuden den jungen Menſchen nach New-York, nicht ahnend, daß dies eine Trennung für's Leben ſei; denn es verging Jahr um Jahr, aber Vincenz kam nicht wieder. Nun war vor ſechs Monaten der alte Guldman in X. geſtorben und man wußte nicht was aus dem Geſchäft werden ſolle. Einſtweilen führte es die Wittwe. Bald hieß es, der Vincenz werde kommen und ſeine Mutter nach Amerika abholen; bald, er werde ſich in Hamburg oder Bremen niederlaſſen; bald, ſein Kommen ſei ganz ungewiß. Auf einmal hieß es, er komme nächſtens, er ſei ſchon in London.

Es war dem alten Herzog unmöglich ſich des Gedankens zu erwehren, dies ſei der Mann für ſeine Fränz, und nach ſeinem Maßſtab ſchien ihm das Geſchäft Guldman und Herzog großartig genug, um die Thätigkeit des Amerikaners auszufüllen, ſo daß er gar nicht nach Bremen oder Hamburg zu gehen brauche, um glückliche Speculationen zu machen. Und nun verſtörte Franziska's Thorheit ſeine Hoffnungen! er konnte ſeinen Unwillen gar nicht bemeiſtern, verſicherte bei jeder Veranlaſſung

— und oftmals auch ohne ſie! — er werde nie die unſinnige Heirath zugeben, und reizte ſie nur um ſo mehr zum Eigenwillen auf.

Selbſtverſtändlich war Vincenz Guldman Gegenſtand des Stadtgeſprächs. Franziska nahm aber nie anders Theil daran, als um dies allgemeine Intereſſe für einen Geldſack lächerlich und verächtlich zu machen.

„Ich begreiſe Euch gar nicht!“ ſagte ſie, als ſie einmal mit Agathe bei der Doctorin Hellmut war: „ich ſehe nichts Intereſſantes darin, daß dieſer Guldman herkommt.“

„Es iſt doch ein ſeltenes Schickſal,“ erwiderte Apollonie, „tief aus unſerem Deuſchland heraus nach Amerika gerufen zu werden und nach zehn Jahren ſteinreich zurückzukehren.“

„Weil er einen ſteinreichen Onkel hat!“ rief Franziska wegwerfend. „Hätte er den Reichthum erworben, errungen — ja! das würde auch mich intereſſiren! aber jetzt legt der Reichthum kein Zeugniß ab für ſeine Tüchtigkeit, ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter, und das iſt das Einzige, was ich am Mann ſchätze.“

„Du würdeſt Dich doch ſehr glücklich fühlen, wenn Dr. Rabener plötzlich einen Onkel in Amerika beerbte!“ rief Agathe ungeduldig: „ſprich nicht ſo von oben herab vom Reichthum, Fränz! man glaubt Dir's doch nicht."

„Das Verfahren des Vaters würde mich zur Freude über ein ſolches Ereigniß zwingen, doch nicht Rabeners wegen," antwortete ſie hochfahrend. „Der Mann iſt mehr werth, als alle amerikaniſche Millionenmänner zuſammengenommen."

„Nun, es iſt recht gut, daß Du nicht als Prätendentin für dieſen Millionenmann auftrittſt, Fränzchen," ſagte die Doctorin freundlich ſcherzend, „denn ich höre, daß ſchon einige Mütter und Töchter ihr Netz nach dieſem Goldfiſch auswerfen wollen."

„Das kann ich mir vorſtellen!" ſagte ſie verächtlich.

Trotz dem, und ganz heimlich, war auch ſie geſpannt auf die Ankunft des Amerikaners. Endlich kam er. Als eine Poſtkaleſche mit Poſtpferden beſpannt vor dem beſcheidenen Hauſe der Frau Guldman hielt, entſtand ein kleiner Auflauf, den die Neugier veranlaßte, in der Gaſſe, ja faſt im Städtchen. Franziska ſaß im Fenſter, als er vorüberfuhr. Wie viel angenehmer das doch iſt, als in dem ſchrecklichen Eilwagen eingepfercht zu ſitzen! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Bei Allem was ſie ſah und hörte, warf ſie einen Seitenblick auf ſich ſelbſt, der ihre Unzufriedenheit mit ihren Verhältniſſen verrieth.

Vincenz Guldman erſchien und verſchwand wie ein Meteor. Mit amerikaniſcher Entſchiedenheit hatte er zuvor genau überlegt, was er thun wolle, und nun führte er es mit einer Schnelligkeit aus, welche ſeine langſam überlegenden Mitbürger gar nicht faſſen konnten. Er ging zum alten Herzog, deſſen Gewohnheit er kannte ſtundenlang im Holzhof ſich aufzuhalten. Er ging geradesweges durch das Haus durch und ohne Vorrede oder Einleitung fragte er, ob Herzog etwa Luſt habe das Guldman'ſche Geſchäft mit dem ſeinen zu vereinigen; wenn nicht, ſo laſſe er es eingehen, und für dieſen Fall ſei der Holzvorrath nach Z. verkauft. Er ſelbſt gehe nach New-York zurück.

Dem alten Herzog fiel das Herz vor die Füße, als dieſer letzte Anker ſeiner Hoffnung von den Wellen des Lebens zerbrochen wurde. Er lehnte den Ankauf ab; für wen ſollte er ſich mit Arbeit überladen — wem das vergrößerte Geſchäft hinterlaſſen?

„Das zu wiſſen iſt Ihre Sache, Sir! ich kann es nicht wiſſen!“ entgegnete Guldman, empfahl ſich und ſauste wieder über den Flur durch das Haus auf die Gaſſe hinaus, ſo daß Frau Herzog, die mit einem Knix unter die Küchenthür trat, völlig unbeachtet blieb.

„Gott bewahre!“ ſagte ſie zu ihrem Mann, welcher verſucht hatte ſeinem Beſuch das Geleit zu geben, aber zur Hofthür eintrat, als jener durch die Thür nach der Gaſſe verſchwand: „iſt das amerikaniſche Mode, wie ein Wirbelwind durch fremde Häuſer zu fegen, ſo lobe ich mir deutſche Art mit guten Tag und guten Weg.“

„Ja, Frau! wenn man ſo alt wird wie wir — da gefällt einem Manches in der Welt nicht mehr,“ ſagte er niedergeſchlagen und kehrte in ſeinen Holzhof zurück.

Mochte nun auch Vincenz Guldman nicht ſehr gemüthlich und nicht ſehr höflich ſein, und war das ſchöne Geſchlecht in X. nicht ſehr von ihm erbaut, ſo war er doch ſehr gut für ſeine Mutter und für ſeine beiden Schweſtern geweſen und hatte ſie in ſehr bequeme Verhältniſſe verſetzt, ſo daß man dennoch mit ihm zufrieden war, als er plötzlich wieder aus X. verſchwand. Er hatte ferner dem Bürgermeiſter eine hübſche Summe für die Armen der Stadt zugeſtellt, auf Franzisʒibergl eine Stiftung für vier Krankenbetten, vier Waiſenkinder und vier alte hülfsbedürftige Greiſe gemacht und endlich dem Stadtpfarrer eine Geldſumme eingehändigt, um Schulſchweſtern nach X. zu berufen. Man ſprach alſo nach ſeiner Abreiſe wo möglich noch mehr von ihm als vor ſeiner Ankunft. Deshalb ſagte auch Franziska ganz ungeduldig:

„Ich bin krank von dem Gerede über Vincenz Guldman! Wann wird es aufhören?“

„O es iſt ja ſo ſchön, von einem Menſchen nur Gutes zu vernehmen, daß ich beſtändig zuhören möchte,“ ſagte die Doctorin Hellmut.

„Er läßt ein paar Brocken ſeines Reichthums hier zurück; — iſt das etwas Großes?“ fragte ſie.

„Nichts Großes, aber etwas Gutes!“ rief Agathe: „und er thut es mit Ueberlegung und denkt an jede Art von Bedürftigkeit.“

„Das iſt allerdings recht human,“ ſagte Franziska kühl.

„Human?“ rief Agathe: „human! ſinnloſes Wort! Chriſtlich iſt es, Fränz!“

„Und daß er die Schulſchweſtern hier eingeführt haben will — nennſt Du das auch chriſtlich, arme Agathe?“ fragte Franziska mitleidig.

„Wie denn ſonſt?“ fragte Apollonie und Agathe höchlichſt verwundert.

„Es iſt bigot! er will Euere Töchter von Betſchweſtern zu Betſchweſtern erziehen laſſen.“

„Aha!“ rief Agathe erzürnt: „dieſe Anſichten bringt Dir der Doctor Rabener in ſeinen zahlreichen Briefen bei.“

„Was weißt Du von ſeinen Briefen?“ fragte Franziska erröthend.

„Ich weiß, daß Afra nicht ſehr ſchreibeluſtig iſt und daß dennoch zweimal wöchentlich Briefe an Dich einlaufen, deren Adreſſe ſie geſchrieben hat — doch ſchwerlich den Inhalt.“

„So ſpionirt man um mich herum!“ rief Franziska beleidigt.

„Das iſt kein Spioniren! mein Mann hat die Poſt und die Briefe gehen durch ſeine Hand.“

„Und warum ſollte ich nicht an Doctor Rabener ſchreiben?“ rief Franziska: „ich bin ſeine Braut, und Verlobte ſtehen im Briefwechſel.“

„Möchten ſeine Briefe nur nicht ſo verkehrte Anſichten ausſprechen,“ nahm die Doctorin das Wort: „denn aus Dir ſelbſt kommen ſie nicht.“

„Doch! doch!“ erwiderte Franziska eifrig: „es ſind immer in mir Gedanken geweſen, die mit ſeinen Anſichten übereinſtimmen.“

„Dergleichen Gedanken ſteigen wohl einmal in jedem von uns auf; aber man ſchlägt ſie ſich aus dem Sinn, man bekämpft ſie, denn es ſind Verſuchungen“ . . . . —

„So heißt es! ſo wird gepredigt!“ unterbrach Franziska: „das iſt aber grundfalſch! ſolche Gedanken ſind die Frucht eines ſelbſtändigen Geiſtes . . . . eines Geiſtes, der ſich mündig fühlt“ . . . . —

„Und der deshalb nachplappert, was ihm ein Doctor Rabener, vorſchwatzt!“ ſagte Agathe: „ein

Doctor Rabener, der vielleicht Jude, Proteſtant, Türke oder Heide iſt.“

„Um ſein Glaubensbekenntniß habe ich mich nicht bekümmert,“ ſagte Franziska gleichgültig: „doch zu Deiner Beruhigung wiſſe, daß er Katholik iſt.“

„O weh!“ rief Agathe: „ein Katholik, der die Werthſchätzung des Ordensſtandes Bigotterie und Ordensfrauen Betſchweſtern nennt, der chriſtlichen Liebe aber nicht einmal die Bezeichnung chriſtlich gönnt — o weh! o weh! da wäre mir der Jud oder Türk ſchon lieber; denn die wiſſen nichts vom Chriſtenthum! aber ſo ein ſchlechter Katholik verachtet es.“

„Er iſt ein aufgeklärter Katholik,“ ſagte Franziska mit großer Ruhe.

„Mein Gott, Fränz,“ ſagte die Doctorin traurig, „wie kannſt Du auf das Gerede dieſes Mannes ein ſolches Gewicht legen!“

„Ihr legt ja ein eben ſo großes Gewicht auf das, was die Geiſtlichen ſagen,“ antwortete ſie.

„Mit Recht! denn der Geiſtliche iſt mit dem Lehramt beauftragt.“

„Dies Amt kann Jeder übernehmen, der den Geiſt dazu hat!“ rief Franziska.

„Dann lehrt Jeder in ſeinem Namen und ſeinen eigenen Geiſt,“ erwiderte die Doctorin, „während der Geiſtliche den Auftrag von ſeinem Biſchof bekommt, die Lehre der Kirche zu verkündigen und im Namen Jeſu Chriſti zu ſprechen.“

„Sieh!“ ſagte Agathe und zählte es an den erhobenen Fingern auf: „will Dein Doctor Rabener aus ſich ſelbſt das Recht haben Religion lehren, ſo leugnet er erſtens die Kirche. Wer das thut, leugnet zweitens den, der ſie geſtiftet hat; — und wer Chriſtus leugnet, der leugnet drittens die heilige Dreifaltigkeit: alſo Gott! folglich iſt Dein Doctor Rabener ein Gottesleugner.“

„Gott bewahre,“ ſagte Franziska, welche gegen dieſe Logik nichts einzuwenden wußte: „er iſt ein herrlicher Mann.“

„Herrlich hin! herrlich her!“ rief Agathe: „er iſt kein Chriſt. Punktum — wie der Vater ſagt.“

Da Franziska noch nicht in die Chriſtus-Mythe eingeweiht war, konnte ſie auch noch nicht gehörig die chriſtlichen Dogmen bekämpfen und ſo begnügte ſie ſich mit der Antwort:

„Ihr verſteht ihn nicht.“

Sie nahm ſich aber vor, Dr. Rabener um eine ausführliche und genaue Belehrung zu bitten, welche die Catechismus-Weisheit ihrer Schweſtern gründlich widerlege — eine Sache, die ſie in ihrer Befangenheit für ſehr leicht hielt.

Das Geſpräch der Schweſtern wurde unterbrochen, indem die älteſte Tochter der Doctorin verſtört in's

Zimmer ſtürzte, ihrer Mutter um den Hals fiel und ſtammelte:

„Der Großvater iſt todt.“

Alle eilten erſchreckt in den Garten, wo er in der Laube ſaß und dem Spiel der Kinder zuſah. Aber er war zuſammengeſunken und ſein Blick ſtarr. Die Kinder drängten ſich ſcheu und beklommen an die Mutter. Die größeren wurden entſendet um den Vater zu ſuchen, der auf dem Rundgang bei ſeinen Kranken war. Bis er kam hatte ſich der alte Doctor ſo weit erholt, um bei voller Beſinnung zu ſein und ſein nahes Ende zu fühlen. Er ließ ſeine ſämmtlichen Kinder und Enkel und ſeine guten alten Freunde, den Stadtpfarrer, Herrn von Cronenſtein und Herzog rufen, nahm von ihnen Allen Abſchied, als ginge er auf eine Reiſe, deren Endziel ſie ſämmtlich ganz bald erreichen würden, empfing andächtig die Sterbeſacramente und entſchlief in Frieden.

Sehr wahrſcheinlich war Franziska Herzog die einzige Perſon in der Stadt, die mit dieſem Todesfall zufrieden war. Ja, ſie hatte Luſt, dem Doctor Rabener eine prophetiſche Gabe zuzuſchreiben, weil er vor drei Monaten ſagte, der alte Dr. Hellmut ſei nicht unſterblich. Dieſe höchſt merkwürdige Weisſagung war nun eingetroffen und ſomit in kürzeſter Friſt der glückſelige Fall, daß Rabener ſich in X. mit Ausſicht auf bedeutende Praxis niederlaſſen konnte.

Sie ſchrieb ihm ſogleich und verſicherte, wenn auch ihr Schwager Hellmut Kreisarzt wie ſein Vater würde und einige von deſſen Patienten erbte, ſo würden ſich doch gewiß Viele dem neuen Licht zuwenden; er möge getroſt kommen. Rabener antwortete, er werde kommen.

Nach einiger Zeit erfuhr die Stadt X. zu ihrem größten Erſtaunen, nicht Doctor Hellmut ſei Kreisarzt geworden, ſondern es werde ein Dr. Rabener als ſolcher hergeſchickt — und ſogar mit dem Titel Medizinalrath! es mußte alſo wohl ein ſehr tüchtiger Mann ſein, und man kam darin überein, daß ein ſolcher der Stadt Noth thue. Bevor die Kunde allgemein wurde, hatte Franziska ſie mit unbeſchreiblichem Triumph ihren Eltern mitgetheilt. Der Habenichts, der wildfremde Menſch, war alſo ein Herr Medizinalrath, und deſſen Bewerbung war gewiß ſo ehrenvoll wie möglich. In demſelben Sinn ſchrieb Afra den Eltern. Sie war nun einmal für Rabener eingenommen und folglich nach Frauenart, oder richtiger — nach menſchlich-natürlicher Art, blind und taub für das, was gegen ihn zu ſprechen ſchien. Sie fand die Heirath vortrefflich und war ſtolz auf den künftigen Schwager.

Ihr Mann hatte zwar geſagt:

„Weibl, verbrenn' Dir nicht die Finger mit dieſer Geſchichte. Vielleicht bereuſt Du es, daß Du der Fränz ſo viel Kohlen zum Liebesfeuer zuträgſt.“

„Die arme Fränz! ſie muß doch Jemand haben, der ſich ihrer annimmt,“ meinte Afra.

„Das ſcheint mir nicht nöthig, Weibl, ſie ficht ihre Sache ſchon allein durch, und mir wär' es lieber, wenn Du Dich nicht hinein miſchteſt. Denn ſollte es wahr ſein, was ich gehört habe, ſo würde der Vater außer ſich gerathen.“

„Was haſt Du denn gehört?“ fragte Afra.

„Rabener ſei Freimaurer.“

Afra erſchrak, faßte ſich aber ſchnell und ſagte: „Entweder iſt das nicht wahr — nun, dann iſt's leeres Geſchwätz; oder es iſt wahr — nun, dann gibt es vortreffliche Menſchen unter den Freimaurern. Aber die Sache ſoll bald klar werden! ich frage ihn.“

„Das laß nur bleiben! er würde nicht mit der Wahrheit herausrücken, da er Deine Familie genug kennt um zu wiſſen, daß ſie Bedenken tragen würde, einen Freimaurer aufzunehmen.“

Afra ſchwieg und dachte das Ihre. Nach einigen Tagen kam ſie freudeſtralend zu ihrem Mann.

„Jetzt kann ich Dir genaue Auskunft über Rabener geben,“ ſagte ſie: „Ja ja! Du brauchſt mich nicht ſo erſtaunt anzuſchauen! Ehrlich währt am längſten. Ich habe ihn ehrlich gefragt, zu welcher geheimen Geſellſchaft er eigentlich gehöre. Er antwortete: Haben Sie nie von dem Vinzenz-Verein gehört? —

Wie ſollte ich nicht! gab ich zur Antwort; aber das iſt keine geheime, ſondern eine ganz bekannte, von der Kirche gutgeheißene und empfohlene Geſellſchaft, deren Statuten Jedermann leſen kann. — Es gibt verſchiedene Geſellſchaften, welche die edlen Zwecke des Vinzenz-Vereins verfolgen, ſagte er, und die ſich beſtreben, Wohlfahrt, Glück und Bildung im ausgedehnteſten Maß unter den Menſchen zu verbreiten. Wenn eine ſolche Geſellſchaft ſich auf den Ausſpruch des Evangeliums ſtützt, daß die rechte Hand nicht wiſſen ſoll, was die linke thut — und in ſtiller Verborgenheit wirkt, ſo zieht mich das weit mehr an, als die gedruckten Jahresberichte und die öffentlichen Verſammlungen anderer Vereine. Man ſollte uns wenigſtens unſere Unſcheinbarkeit gönnen. So hat er geſprochen.“

„Und die genaue Auskunft .... wo bleibt ſie?“ fragte Profeſſor Stark.

„Ich ſage Dir ja, er gehört zu einem Verein, der ganz in der Stille und ohne Prahlerei für das Glück der Menſchheit wirkt,“ erwiderte Afra und betonte jedes Wort um es eindringlicher zu machen.

„Du biſt ein herzensgutes Weibl .... aber ein Genie in der Menſchenkenntniß biſt Du nicht!“ ſagte Profeſſor Stark lachend und ſetzte ſich an ſeinen Arbeitstiſch.

Afra dachte bei ſich ſelbſt: So ein guter Mann!

.... aber das will er doch nicht zugeben, daß ich mehr Menſchenkenntniß habe als er! .... Nun, jeder hat ſeine kleinen Schwächen! .... — —

Was konnte der alte Herzog gegen dieſe Heirath ſagen, als Medizinalrath Rabener in X. erſchien und ſogleich um Franziska warb? Er gab ſeine Einwilligung und ſuchte ſich in ein gutes Vernehmen mit dem künftigen Schwiegerſohn zu ſetzen, wie er das für ſeine Pflicht hielt. Es wurde ihm aber ſchwer, weil ihre Anſichten grundverſchieden waren, wenn auch Rabener den Schwiegereltern gegenüber ſehr zurückhaltend ſich äußerte. Sie konnten es nicht zu einem gemüthlichen Ton mit ihm bringen. Am wenigſten konnte es Telesphor, der ſich ſcharf abgeſtoßen fühlte und jeden Augenblick mit Rabener in Streit gerieth. Als dieſer einmal bei den Eltern zu Mittag aß, fragte Telesphor:

„Herr Medizinalrath, wie heißt der chineſiſche Buchſtabe, den Sie ſtatt des heiligen Kreuzzeichens vor dem Eſſen zu machen pflegen?“

„Richten Sie Ihre Studien auch auf das Chineſiſche?“ fragte Rabener zurück; „ich meine, für Ihren Beruf genüge Küchenlatein.“

„Wenn Sie Horaz und Virgil ſo tituliren wollen, ſteht es Ihnen frei.“

„Reſpect vor denen! obſchon die claſſiſchen Studien in unſeren Tagen Zeitverſchwendung ſind und anderen nützlicheren Wiſſenſchaften weichen ſollten. Horaz und Virgil huldigen wenigſtens einer vernünftigen Lebensphiloſophie. Nein! Ich hatte Ihre Kirchenväter im Sinn.“

„Sie müſſen ſich ſchon dazu bequemen, ſie auch als die Ihren anzuerkennen, wenn Sie Katholik ſind — obſchon ich gern glaube, daß der Sohn dieſen Vätern fremd blieb.“

„Wer nicht geiſtlich werden will, braucht ſich gewiß nicht um die Kirchenväter zu bekümmern,“ warf Franziska ein.

„Und wer ſich nicht um ſie bekümmert, weiß auch nichts von ihrem Küchenlatein, ein Ausdruck, den man ohnehin nicht auf die Kirchenväter, ſondern auf einige Schriftſteller des frühen Mittelalters anwendet.“

Ueber jede Abfertigung Rabener's durch Telesphor freute ſich der Vater; fand der umgekehrte Fall ſtatt, ſo freute ſich Franziska. Frau Herzog ſchwankte zwiſchen Beiden hin und her, fand Telesphor ſehr unhöflich und Rabener's Sprechweiſe auf Schrauben geſtellt, hielt es jedoch für Pflicht der mütterlichen und der Nächſtenliebe, den Letzteren häufig in Schutz zu nehmen, weil ihre Tochter Apollonie ihm nicht hold war, wegen der Zurückſetzung, die ſeinetwegen Dr. Hellmut erfahren hatte, und weil ihre Tochter Agathe ihn ganz einfach verabſcheute wegen der unchriſtlichen Anſichten, die Franziska von ihm einſog. Um die Mutter nicht zu beängſtigen, verſchwieg aber Agathe dieſen Grund, und ließ es ſich lieber gefallen, für ungerecht zu gelten. Wer die Familie Herzog vor zehn Jahren gekannt hatte und ſie jetzt wiederſah, mußte über die Veränderung ſtaunen, da an die Stelle herzlicher Eintracht und gemüthlicher Unbefangenheit Spannung und Verſtimmung getreten war.

Im Spätjahr wurde Franziska die glückliche Gattin des Medizinalraths Rabener und bezog mit ihm das Häuschen im Weingarten, das die verſtorbene Großmutter bewohnt hatte und das er „unſere Cottage“ nannte.

Ein irrender Ritter.

Floreſtine kam von einem Gut ihres Vaters zurück geritten, das auf dem entgegengeſetzten Abhang der Hügel lag. Sie hatte einen Weg eingeſchlagen, den man genau kennen mußte, um auf ihm nach Cronenſtein zu gelangen, denn viele Wald- und Feldwege durchkreuzten ihn und konnten leicht irre führen. Sie aber kannte jeden Fußſteig in dieſer Gegend, und ritt ſorglos auf dem Kamm des Höhenzuges über das bräunliche Moos und das dürre Gras fort, das den Pfad überwucherte. Plötzlich wendete ſie ſich nach dem Reitknecht um und fragte:

„Wer kommt uns denn da entgegen, Claus?“

„Es wird ein Jäger ſein, gnädiges Fräulein.“

„Es iſt ja ein Reiter, Claus! wenn es nur kein Bote iſt, der mir geſchickt wird! ſeit dem Tode des alten Doctor Hellmut habe ich zuweilen ſolche Gedanken.“

„Die müſſen gnädiges Fräulein nicht haben,“

ſagte Claus: „und dies iſt auch kein Bote, ſondern ein Herr, denn das Pferd iſt gut.“

Während Floreſtine nachdachte, wie der Reiter am ſpäten Nachmittag bei fallendem Nebel hierher komme, ritt dieſer an ſie heran, grüßte und ſagte:

„Ich habe meinen Weg verloren, indem ich ihn abzukürzen dachte. Würden Sie die Gnade haben mir anzugeben, wie ich nach X. komme?“

„Claus, kann man den Weg nach X. genau und ſicher angeben?“ ſagte Floreſtine zum Reitknecht.

„Nein, gnädiges Fräulein! das heißt Ja! .... ich kann ihn genau angeben; aber dann würde der Herr erſt recht confus werden, beſonders weil der Nebel immer dichter wird.“

„So wenden Sie Ihr Pferd, denn Sie kehren X. den Rücken zu,“ ſagte Floreſtine zu dem Fremden: „ich bringe Sie auf den rechten Weg.“

Er warf einen raſchen Blick auf ſie, that wie ſie geheißen hatte und ſagte:

„Man muß hier ſehr zu Hauſe ſein, um bei dieſem Nebel einen Spazierritt in den bewaldeten Hügeln zu machen.“

„O ich bin hier zu Hauſe!“ erwiderte ſie lächelnd.

„Alſo wird mir die Ehre zu Theil, durch Fräulein von Cronenſtein auf den rechten Weg geführt zu werden?“ fragte er ehrerbietig.

„Ja,“ ſagte ſie unbefangen; „aber wir müſſen uns in Trab ſetzen. Es dunkelt ſtark. Halten Sie ſich auf dem ſchmalen Pfad nur immer hinter mir.“

Im ſcharfen Trab ritten ſie eine Viertelſtunde ſchweigend fort. Da machte Floreſtine plötzlich Halt und ſagte:

„So! jetzt ſind wir auf einem großen Fahrweg. Folgen Sie demſelben. Er führt Sie allmälig bergab um den Schloßberg herum und nach X. Gott befohlen.“

Sie ritt quer über den Fahrweg hinüber und in den Park hinein. Da rief ſie den Reitknecht, ſprang vom Pferde, nahm ihr Reitkleid zuſammen und lief geſchwind auf dem ſteilſten und kürzeſten Wege, auf dem ſie nur langſam hätte reiten können, zum Schloß hinab, denn der Nebel ballte ſich mehr und mehr zuſammen und ihr Vater hätte beſorgt werden können.

Im Laufe des Sommers machte Herr von Cronenſtein alljährlich längere Beſuche bei ſeinen Verwandten und bei den Schweſtern ſeiner Frau. Vier bis fünf Wochen dauerte die kleine Reiſe, zu der ſich Floreſtine immer ſehr freute, weil das Leben mit den Tanten, Couſinen und Vettern ihr gefiel, beſonders wenn dieſe zum Gegenbeſuch nach Cronenſtein kamen. Der letzte Sommer war vorzüglich munter und belebt geweſen und Floreſtine hatte durch ihre Fröhlichkeit, ihre heitere Laune weſentlich dazu beigetragen. Sie hatte auch junge Männer, die nicht zur Familie gehörten, kennen gelernt, und es hätte wohl gern der Eine oder der Andere ihr ſeine Huldigung dargebracht; allein ſie ſchien dafür ganz unempfänglich zu ſein. Die eine Tante hatte eine ſehr gute Heirath für ſie im Sinn und ſprach darüber mit Herrn von Cronenſtein, indem ſie die Beſorgniß nicht verhehlte, ſeine Anforderungen an einen Schwiegerſohn gingen zu weit.

„Ich ſtelle gar keine Anforderungen,“ antwortete er ruhig; „daß er ein braver Menſch ſei und daß er meiner Tochter gefalle, werden Sie gewiß nicht zu hoch geſpannt nennen.“

„Indirect ſtellen Sie hohe Anforderungen,“ entgegnete ſie lächelnd, „denn Flore hat hohe Ideale von der Ehe und die verdankt ſie Ihnen.“

„Wünſchen Sie, daß es anders wäre? kann ich ihr etwas Einfacheres ſagen, als das, was die Kirche lehrt: in der Ehe ſollen zwei Seelen ſich heiligen? Iſt es meine Schuld, daß dies Allereinfachſte zugleich das Erhabenſte iſt?“

„Das Alles muß ich freilich verneinen, beſter Schwager. Dennoch fürchte ich eine gewiſſe Exaltation bei Flore.“

„Was hat ſie denn geſagt oder gethan?“ fragte Herr von Cronenſtein geſpannt.

„Das will ich Ihnen ſagen. Sie hatte vorgeſtern viel mit Alfred Verden getanzt und geſprochen. Darauf ſagt Amelie ſcherzend: Flore, mit meinem Schwager ließe ſich allenfalls durch's Leben tanzen. Was meinſt Du? — Flore antwortet ganz ernſt: Das Leben iſt kein Tanz, und ich habe noch nie bei einem meiner Tänzer gedacht, daß ich mit ihm durch's Leben gehen könne."

„Iſt das exaltirt?" fragte Cronenſtein lächelnd.

„Hören Sie nur weiter! — Alſo bei einem Andern haſt Du es gedacht? geſteh' es nur, Flore, ſagt Amelie in ihrer muntern Weiſe. — Nein, antwortet Flore ganz ruhig, ich habe es überhaupt noch nie gedacht. Um das zu denken, müßte ich eine unbeſchreiblich hohe Achtung und Verehrung für den Mann haben. — Amelie war ganz beſtürzt als ſie mir dieſe Aeußerung mittheilte und ſetzte hinzu: ſie fürchte, Flore werde aus lauter Reſpekt vor dem Eheſtand einen Greis heirathen wollen, während Amelie ſehr wünſcht, es möchte eine Verbindung zwiſchen Flore und ihrem Schwager zu Stande kommen. Dafür bin ich aber nicht! mein Schwiegerſohn Verden iſt ein ganz anderer Mann, als der etwas beſchränkte Alfred. Eben darum meint Amelie, Alfred müſſe eine geſcheute Frau haben; — das thäte mir aber Leid für Flore! Ich bleibe dabei: Oswald von Lauingen wäre der Mann und die

Partie für ſie, wenn ſie nicht ganz übertriebene Anſprüche macht.“

Herr von Cronenſtein ließ den Redeſtrom ſeiner Schwägerin vorüberrauſchen und ſagte dann freundlich mit einem Anflug von Wehmuth:

„Gott lohne Ihnen die Liebe, die Sie meiner mutterloſen Flore ſchenken. Wie es jetzt mit ihr ſteht, will ich Ihnen ſagen: ſie hat ein ganz freies, friſches Herz; ſie liebt Gott, ihren Vater, ihre Verwandten, alles Gute und Edle. Unter den Menſchen liebt ſie am Meiſten ihren Vater, und da ſie ihn auch am Meiſten verehrt, ſo verſchmilzt Liebe und Verehrung für ſie zu etwas Unzertrennlichem. Was aber weiter daraus wird, müſſen wir Gott anheimſtellen! Flore kann einen Mann wählen, den ſie vor Allem hochachtet und verehrt; es kann aber auch ihr Herz ſo tief getroffen werden, daß ſie annimmt, mit ihrer Liebe müſſe Verehrung Hand in Hand gehen — denn das Menſchenherz iſt geneigt ſich zu täuſchen. Wir wollen ſie aber nicht aus ihrer Exaltation — wie Sie ſagen, oder aus ihrer Ruhe — wie ich ſage, herausdrängen. Je friedlicher ihr junges Herz bleibt, deſto kräftiger wird es für das ſpätere Leben. Was Oswald von Lauingen betrifft, ſo hätte ich ihn gern hier geſehen, und ich ſtimme mit Ihnen darin überein, daß die äußeren Verhältniſſe paſſend ſind. Doch das genügt nicht zur Begründung einer glücklichen Ehe.

Dabei blieb es: Amelie verſuchte noch ein Paarmal ein Wörtchen zu Gunſten ihres Schwagers fallen zu laſſen — ganz vergeblich! — und Oswald von Lauingen kam nicht. Baron Frankenhauſen, Cronenſteins Schwager, war Oswald's Vormund geweſen und ſeitdem in freundſchaftlicher Beziehung zu ihm geblieben; Cronenſtein aber hatte ihn ſeit Jahren nicht bei ſeinem Schwager getroffen, wohl aber früher viel Bedenkliches über den jungen Mann gehört.

Floreſtine kehrte ſehr befriedigt von ihrer Rundreiſe heim, wußte der Majorin unendlich viel Liebes und Angenehmes von ſämmtlichen Verwandten zu erzählen, worüber ſich dieſe ſehr freute — und war dann wieder ſo ganz eingewohnt in ihr gleichförmiges Leben auf Cronenſtein, als habe ſie ihren Schloßberg nie verlaſſen.

Während ſie an jenem Nachmittag ausgeritten war, erhielt ihr Vater einen Brief von der Baronin Frankenhauſen, die ihm ſchrieb:

„Lieber Schwager! Lauingen iſt hier und beklagt ungemein Sie verfehlt zu haben. Da Sie meine und meines Mannes intime Beziehungen zu ihm kennen, und da ich Ihre Gaſtfreundſchaft kenne, ſo ſchlug ich ihm zum Troſt vor, er möge nach Cronenſtein gehen, ich wolle ihn anmelden und könne ihm eine freundliche Aufnahme zuſagen. Doch weiter nichts. Sie verſtehen mich. Er nahm gern meinen Vorſchlag an und wird ganz bald bei Ihnen erſcheinen, denn mein lieber Mann liegt mit einer heftigen Grippe zu Bett und iſt folglich in einer Laune, welche nur die Gattin zu ertragen vermag. Gott befohlen, lieber Schwager. Mit tauſend herzlichen Grüßen an meine Schweſter und Flore — Franz Seraph nicht zu vergeſſen! verbleibe ich" ꝛc.

„Offenbar kommt er wegen Flore," ſagte Frau von Strahl und gab ihrem Schwager den Brief zurück.

„Wo ſie nur bleibt bei dieſem Nebel," ſagte Herr von Cronenſtein, und ging beunruhigt an's Fenſter: „man ſieht ja nicht fünf Schritt weit."

Seine innere Unruhe galt aber im Grunde nicht ihrer Abweſenheit, ſondern einer unbeſtimmten Vorſtellung, daß dieſer Beſuch über Floreſtinen's Zukunft entſcheiden könne; — aber wie? Er dachte an die beiden Looſe, die er gezogen hatte, an das ſchwarze und das weiße, an die ſchweren Pflichten, die langen Schmerzen, das flüchtige Glück, an die unerhörte Energie, mit welcher der Wille in Uebereinſtimmung mit der Pflicht zu halten war, an den Einfluß, den die Welt auf die Jugend hat, ohne daß dieſe ſich deſſen deutlich bewußt wird. Sie muß ihre

Kämpfe kämpfen, dachte er; und wenn auch da das unerbittliche „Aber wie?“ auftauchte, ſo dachte er entſchloſſen: Mit Gottes Gnade.

Die Lichter brannten ſchon, als Floreſtine eintrat und ihrem Vater Rechenſchaft ablegte über den Auftrag, den er ihr für den Verwalter gegeben. Dann ſetzte ſie hinzu:

„Mit ſeiner Frau beſuchte ich darauf die Nähſchule, wo ich mich etwas zu lange aufhielt und dann krönte ich meinen thatenvollen Tag dadurch, daß ich einen irrenden Ritter auf den richtigen Weg brachte.“

„Einen Ritter?“ fragte Frau von Strahl erſtaunt.

„Wenigſtens einen verirrten Reiter, Täntchen,“ ſagte ſie lachend.

„Wer war denn das, Flore?“

„Gott kennt ihn! ich nicht! Er wollte nach X. und irrte im Nebel oben auf dem Kamm der Hügel umher. Ich ließ ihn hinter mir her reiten und brachte ihn an den Fahrweg oberhalb des Parks. Da löste ſich unſer Verhältniß indem wir uns trennten. Daß ich Fräulein von Cronenſtein ſei errieth der Ritter gleich.“

„Treibt ſich denn hier verdächtiges Geſindel umher?“ fragte Frau von Strahl.

„Aber, Täntchen, was fällt Dir ein?“ rief

Floreſtine lachend: „würdigſt Du mein intereſſantes Abenteuer — und noch dazu das erſte, das mir in meinem Leben begegnet! — ſo herab! O mit nichten! geſindelhaft ſah mein irrender Ritter gar nicht aus .... gar nicht wie ein Wild- oder Pferdedieb oder ſonſt ein verdächtiges Individuum.“

Sie lachte ſo herzlich, daß Herr von Cronenſtein lächelnd ſagte:

„Du überhörſt die Tiſchglocke, Flore.“

Eine halbe Stunde vor dem Mittageſſen, das in den Wintermonaten um ſechs Uhr Abends ſtattſand, wurden ein Paar Schläge mit einer gewiſſen Glocke gegeben, damit Jeder bereit ſei, wenn es zu Tiſch gehen ſolle, denn Herr von Cronenſtein liebte die äußerſte Pünktlichkeit. Flore verſchwand, um ſich umzukleiden. Ihr Vater ſah der anmuthigen Geſtalt nach und ſagte:

„Ohne Zweifel theile ich die Verblendung aller Eltern — aber Flore kommt mir wunderlieblich vor; nicht blos hier, wo ſie allein iſt, ſondern auch zwiſchen andern jungen Frauen und Mädchen. Amelie Verden iſt eine ausgezeichnet hübſche Frau, aber Flore gefiele mir beſſer, wenn ſie auch nicht meine Tochter wäre.“

„Der Herr Graf von Lauingen wünſcht ſeine Aufwartung zu machen,“ meldete ein Diener, denn eben war ein Wagen in den Schloßhof gefahren.

Herr von Cronenſtein ging ihm entgegen, Frau von Strahl empfing ihn freundlich, ſie hatte ihn früher oft bei ihrer Schweſter geſehen; ſo trat denn der Graf als ein alter Bekannter in's Haus. Er hatte noch gerade Zeit ſeinen Reiſeanzug vor dem Speiſen zu wechſeln und war wieder im Salon, als Floreſtine eintrat. Ihr Vater ſagte: „Graf Lauingen“ — und ſie verneigte ſich.

„Wir begegneten uns vorhin, gnädiges Fräulein,“ nahm Lauingen das Wort, „und ich habe es Ihrer Güte zu danken, daß ich überhaupt hier bin.“

„Ah! ſind Sie es! ich erkannte Sie nicht gleich im Lampenlicht,“ erwiderte Floreſtine freundlich; „jetzt iſt es mir doppelt lieb Sie auf den richtigen Weg gebracht zu haben, Herr Graf, da er Sie zu uns führte.“

„Alſo Sie waren der irrende Ritter!“ rief Herr von Cronenſtein lachend.

„O Väterchen!“ ſagte Floreſtine bittend.

„Aber um's Himmelswillen, Graf, haben Sie denn einen Doppelgänger?“ rief Frau von Strahl, „der Eine ſitzt zu Pferd und der Andere im Wagen?“

Franz Seraph und Telesphor traten ein, wurden dem Grafen genannt und man ging in's Speiſezimmer. Frau von Strahl war aber entſchloſſen dies Räthſel zu löſen, wofür ihr Floreſtine im

Stillen höchſt dankbar war und ſie kam auf ihre Frage zurück, indem ſie ſagte:

„Haben wir denn wirklich einen Doppelgänger vor uns?“

„Das wäre freilich etwas höchſt Merkwürdiges,“ entgegnete der Graf lächelnd, „allein ich darf dies geheimnißvolle Intereſſe nicht für mich in Anſpruch nehmen. Ich ließ mir von Frankenhauſen ein Pferd geben, weil heute der Morgen wunderſchön war, um durch die Berge nach der Waldraſt und von dort hieher zu reiten. Der Fahrweg dahin iſt ſehr lang, wie ich hörte und die letzte Stunde nur mit Ochſenvorſpann zu machen; deshalb zog ich den Ritt vor und ſchickte meinen Wagen direct her. Bis zur Waldraſt ging es vortrefflich. Als ich wieder fortritt hätte ich einen Führer nehmen ſollen, weil ich der Gegend unkundig bin. Ich dachte aber, es könne nicht ſchwer ſein dies Flußgebiet zu finden und ohne den Nebel hätte ich es vielleicht gefunden. Genug ich verirrte mich gründlich, konnte mich nicht nach den Himmelsgegenden orientiren und danke es der Dazwiſchenkunft des Fräuleins, daß ich jetzt hier bin. Unten am Schloßberg traf ich mit meinem Wagen zuſammen. Ich verließ das müde Pferd und ſtieg ein; — ſo endet dieſe Begebenheit äußerſt proſaiſch.“

„Sie waren alſo ein verirrter Pilger, der von

Maria-Waldraſt kam," ſagte Floreſtine, „das finde ich gar nicht proſaiſch. Aber wie hat ſie Ihnen denn gefallen, unſere liebe Waldraſt?"

„Wallfahrtsſtätten gefallen mir immer," erwiderte Lauingen, „ſie machen mir den Eindruck von tiefem Frieden."

„Die Waldraſt hat im Spätjahr etwas Schwermüthiges," ſagte Frau von Strahl, „wie ſie ſo einſam da liegt auf ihrer rauhen Höhe im dunkeln Föhrenwald, während weiter abwärts die kahlen Bäume des Laubholzes mit ihren dürren Aeſten hinaufragen."

„Das iſt doch ſchön!" ſagte Teleſphor: „ich denke dabei immer an einen Dornenkranz, der ſich um's Herz legt."

„O das gefällt mir!" rief Floreſtine.

„Die Natur hat im Spätjahr immer etwas Schwermüthiges," ſagte Lauingen, „denn ſie ſtirbt ab und den Gedanken und den Anblick ertragen wir ſchwer. An einem Grabe leuchten höhere Hoffnungen vor uns auf; aber ein hinwelkendes Leben, deſſen Kräfte man mehr und mehr abſterben ſieht — das macht traurig! dies habe ich heute auf der Waldraſt aber nicht empfunden. Auf einer Wallfahrtsſtätte gibt es ja immer himmliſchen Troſt und himmliſche Verheißungen."

„Ich bedauere ſtets von Neuem,“ ſagte Herr von Cronenſtein, „daß auf der letzten, ſteilen Steigung nicht die vierzehn Leidensſtationen errichtet ſind.“

„Nun, Väterchen, das Vergnügen ſie zu errichten hätteſt Du doch längſt Dir und uns bereiten können,“ ſagte Flore.

„O,“ ſagte Telesphor bittend, „erſt die Leidensſtationen zum Franzisziberg! hinauf.“

„Ja, ja! erſt muß Franzisziberg! ſeinen Kreuzweg bekommen, denn Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte — und dann die Waldraſt!“ rief Floreſtine.

„Aber Onkel, es müſſen ſchöne Stationsbilder ſein und nicht die abſcheulichen bunten, ſtarren Holz- oder Gypsfiguren, die jetzt Mode ſind. Lieber nichts, als etwas ſo Unſchönes.“

„Sie hören, daß es mir an Petitionen nicht fehlt und daß man mir ſogar vorſchreibt, in welcher Weiſe ich ſie zu berückſichtigen habe,“ ſagte Herr von Cronenſtein lachend zu Lauingen und dieſer fragte:

„Was iſt denn das, Franzisziberg!?“

„Eine liebliche Schöpfung meines Vaters! morgen führen wir Sie hin!“ ſagte Floreſtine lebhaft — und wurde plötzlich etwas verlegen, weil ſie nicht wußte, ob der Graf beabſichtige den folgenden Tag auf Cronenſtein zu bleiben. Sie hätte gerne ihre halbe Einladung zurückgenommen. Ihr Vater kam ihr zu Hülfe und ſagte gütig:

„Meine Tochter iſt etwas zu ſehr für das eingenommen, was ihr alter Vater thut und was für Sie, lieber Graf, gar kein Intereſſe hat.“

Was wird er nun antworten? dachte Floreſtine unwillkürlich. Er antwortete unbefangen:

„Warum ſollte ich mich nicht für etwas Gutes intereſſiren? ſieht man es häufig genug in der Welt, um dagegen gleichgültig zu werden?“

„Nun gut! dann zeigen wir Ihnen Franziszibergl,“ ſagte Herr von Cronenſtein.

Floreſtine empfand eine ſtille Freude, daß der Vater die Sache ſo gut gewendet habe.

Nach dem Eſſen ging man in den Salon zurück. Die Poſt war gekommen; Frau von Strahl las ihre Briefe; Herr von Cronenſtein knüpfte mit dem Grafen ein politiſches Geſpräch an; Franz Seraph kritzelte mit einem kleinen Bleiſtift die erſte Kreuzweg-Station auf den zerriſſenen Umſchlag eines Briefes; Floreſtine beſorgte das Kaffeegeſchäft und erkundigte ſich bei Telesphor nach Franziska und deren Mann.

„Ich ſehe ſie faſt gar nicht,“ gab er zur Antwort. „Den Tag hindurch ſtudire ich, Mittags bin ich bei den Eltern, Abends hier.“

„Und nie bei den Schweſtern?“ fragte Floreſtine mit leiſem Vorwurf im Ton.

„Doch! zuweilen — wenn es ſich ſo macht! Zu Apollonie gehe ich gerne, denn ſie lebt ſtill und gemüthlich mit Mann und Kindern. Bei Agathe kommt man nie zur Ruhe und ſie ſelbſt auch nicht. Sie und ihr Mann ſind überflutet von Arbeit. Taucht ſie aber einmal aus dieſer Sündflut von Geſchäften auf, um Athem zu ſchöpfen; ſo findet man immer ihr gerades Herz und ihren geſunden Verſtand wieder — die manche Andere in dem Tumult von ſechs kleinen Kindern, von Knechten, Mägden, Gäſten, Reiſenden, verlieren könnte. Doch bei der Fränz iſt weder ein ſtill gemüthliches, noch ein thätiges Leben, ſondern ein unerträglich geſpreiztes, hohles Weſen. Sie ſitzt zwiſchen Büchern, von denen ſie nicht den zehnten Theil verſteht .... um ſich zu bilden, wie ſie ſagt, und um den geiſtigen Anforderungen ihres Mannes zu genügen — und er hält ſich ſtundenlang bei ſeinen wenigen Kranken auf, um den Leuten, die ihn nie zu Hauſe treffen, weiß zu machen, daß er eine ungeheure Praxis habe. Sehe ich ſie dennoch einmal, ſo zanken wir uns regelmäßig.“

„Das iſt aber gar nicht ſchön!“ ſagte Floreſtine: „Bedenken Sie doch wie viel Geduld der Prieſter haben und wie große Nachſicht er üben muß und betrachten Sie dies als eine Vorübung für Ihren Beruf.“

„Wenn ich mit Rabeners zuſammen war,“ fuhr Telesphor fort ohne die Ermahnung zu beachten,

„werde ich immer verſtimmt, fühle ich mich immer unangenehm, ja feindlich berührt“ .... —

„Aber Telesphor!“ ſagte Floreſtine, „was ſind das für Reden .... über Geſchwiſter!“

„Kann ich mein Gefühl ändern?“ rief er: „gerade ſo wie ich mich hier oben, ich möge wollen oder nicht, in meinem innerſten Weſen wohlthuend berührt fühle — fühle ich mich abgeſtoßen durch Rabener .... und durch ſeine Frau, die ſein Echo iſt. Und wenn Sie etwa meinen, ich ſolle Beide zu gewinnen ſuchen durch Milde und Liebe: ſo antworte ich Ihnen, ſie wollen nicht gewonnen ſein, ſondern uns Andere für Ihre Anſichten gewinnen, die einzig und allein dem falſchen Fortſchritte der Zeit huldigen.“

„Und was ſind das für Anſichten?“ fragte Floreſtine geſpannt.

„Den Kern derſelben kann ich Ihnen mit zwei Worten ſagen, wenn Sie mir verſprechen wollen nicht vor Schreck aufzuſchreien,“ antwortete er lachend.

„Auf die Gefahr hin nur heraus damit!“ rief ſie: „ich bin nicht nervenſchwach.“

„Der Kern iſt: Haß gegen jede Autorität auf Erden, die ihren Urſprung im Chriſtenthum hat. Haß gegen die Autorität, die in der chriſtlichen Familie, der chriſtlichen Schule, dem chriſtlichen Staat herrſcht oder herrſchen ſoll. Grundhaß gegen die Autorität der heiligen Kirche, weil ſich jede andere Autorität auf ſie ſtützt, an ſie anlehnt, von ihr geſchirmt wird. Glauben Sie ja nicht, daß ich übertreibe! Der Herr Rector hat mich vor meinem Schwager gewarnt und mir dies Alles geſagt; er wird wohl wiſſen warum. Heutzutage, ſagte er, geht der Teufel nicht umher wie ein brüllender Löwe; denn wäre das der Fall, ſo würde man ihm weiſe aus dem Wege gehen. Er geht herum mit dem Sirenengeſang der ſchmeichelnden Lüge und uns bleibt nichts übrig, als dem Beiſpiel des vielgereisten Odyſſeus zu folgen und uns an den Maſt unſeres Schiffleins zu binden, damit wir in kluger Entfernung von den bethörenden, falſchen Sirenen bleiben."

„Das iſt aber ſehr traurig," verſetzte Floreſtine: „Wahr wird es wohl ſein, denn der Rector ſpricht nicht unbedachtſam und dann freilich iſt es gut, daß Sie wenig mit Rabeners verkehren. Aber die arme Fränz thut mir von Herzen leid. Was halten denn Ihre Eltern davon."

„Der Vater ſchweigt und grämt ſich im Stillen. Um die Mutter ſcharwenzelt Rabener herum; und da die arme Fränz ihr beſtändig wiederholt, wie glücklich ſie ſei und wie herrlich ihr Mann: ſo gibt ſie ſich mit dem Glück ihrer Tochter und der Aufmerkſamkeit ihres Schwiegerſohnes zufrieden .... die gute Mutter."

„Ja, die Lüge iſt die Königin der Zeit in unſeren öffentlichen Verhältniſſen,“ ſagte Herr von Cronenſtein in Folge ſeines Geſprächs zu Graf Lauingen.

„Wir wollen ihr eine Krone aufſetzen!“ rief Franz Seraph und entwarf in wenig Strichen einen Frauenkopf mit einem falſchen, hämiſchen Ausdruck.

„Welche Krone wollen Sie ihr denn geben um die Lüge zu charakteriſiren?“ fragte Lauingen.

„Einen Augenblick Geduld!“ bat Franz Seraph und zeichnete emſig. Nach einer Weile legte er ſein Blatt mitten auf den Tiſch und ſagte:

„Könige ſind Sieger — und Sieger tragen Lorbeerkränze. Dieſe Königin trägt auch einen Lorbeerkranz, aber von Papier. Jedes Blatt iſt ein Papier durch das ſie lügt und ſiegt.“

Er hatte auf alle Blätter die Benennungen derjenigen Zeitungen und Journale geſchrieben, die in der ſchlechten Preſſe glänzen.

„Was ſteht aber hier!“ rief Lauingen lachend: da muß ich opponiren, denn das greift in mein Gebiet über und gehört nicht zur Preſſe.“

„Nun, was ſteht da!“ ſagte Frau von Strahl.

„Diplomatiſche Depeſchen,“ las der Graf.

„Bravo, Franz Seraph!“ ſagte Herr von Cronenſtein: „Durch Indiscretion ſowohl als durch die Mittheilungen der Blau-, Grün- und Gelbbücher verfallen auch diplomatiſche Depeſchen der Preſſe.“

„Ich bin auch ſchon durch das Nachbarblatt getröſtet,“ verſetzte Lauingen, „denn da leſe ich „Thronreden.“

„Franz Seraph! verfalle nicht in Majeſtätsverbrechen!“ ſagte Herr von Cronenſtein und drohte ihm ſcherzhaft mit erhobenem Finger.

„Wie angenehm iſt ein ſolches Talent und wie erheitert es das Familienleben,“ bemerkte Lauingen.

„Gewiß!“ entgegnete Cronenſtein; „nur muß man nicht einen allzu hohen Werth darauf legen und darin eine Lebensaufgabe ſehen wollen.“

Franz Seraph erröthete und ſchwieg. Er erfüllte pünktlich die Bedingungen, die der Onkel ihm vor Jahren geſtellt hatte; allein er war feſt entſchloſſen ſeinem Beruf zu folgen.

„Franz Seraph ſingt auch ſehr hübſch und nur nach dem Gehör, er kennt keine Note,“ ſagte Floreſtine zu Lauingen, um ihren Vetter die Bemerkung des Vaters verſchmerzen zu laſſen.

„Darf ich Sie begleiten?“ ſagte Lauingen zu Franz Seraph, ſtand auf und ſetzte ſich an den Flügel.

Er ſchlug ein paar Akkorde an. Es war der perlende, goldene Ton, den nur eine Meiſterhand dieſem Inſtrument entlocken kann. Alle horchten auf; die junge Welt umſtand den Flügel, Frau von Strahl ließ ihre Häkelarbeit ruhen, Herr von Cronenſtein legte die Arme übereinander und blickte auf Floreſtine. Sie hatte ſich mit beiden Armen auf die Rücklehne eines Fauteuils geſtützt und ſtand etwas vorgebogen und den ſchönen Kopf etwas vorgeneigt lauſchend da, während ſich reine unbefangene Freude in ihrem Lächeln malte.

„Nun, was wollen Sie ſingen?“ ſagte Lauingen zu Franz Seraph gewendet und machte einen Schlußakkord.

„O nichts! nichts!“ rief dieſer: „ſpielen Sie nur weiter.“

„Bitte, ſpielen Sie weiter,“ ſagte Floreſtine, „denn ſo etwas bekommen wir hier nicht zu hören.“

Lauingen ſpielte eine der ſchwerſten Fugen von Bach ohne Noten; dann verließ er den Flügel. Cronenſtein ſagte:

„Was Sie vorhin über Franz Seraph äußerten: ſein Talent erheitere den Familienkreis, — das paßt in höherem Grade auf das Ihre, Graf. Ihre Zuhörer ſind, wie Sie bemerken werden, verſtummt vor Bewunderung und ich will ihnen nicht zumuthen heute Muſik zu machen, wie es ſonſt jeden Abend geſchieht, denn der Unterſchied wäre gar zu demüthigend.“

„Nein, Väterchen, ſo leicht ſind wir nicht zu demüthigen! Jeder macht es, ſo gut er es kann!“ rief Floreſtine, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte und ſang, von Franz Seraph ſecundirt: „Marlborough s'en va't en guerre, Mironton ton ton mirontaine.“ Sie ſang mit ihrer friſchen reinen Stimme ſo munter, ſo launig, daß zuletzt Alle von dem Scherz angeſteckt wurden und mitſangen „Mironton ton ton mirontaine,“ ſogar Frau von Strahl.

Um neun Uhr wurde der Thee gebracht und um halb zehn Uhr ertönte die Glocke der Capelle.

„Das Abendgebet!“ ſagte Herr von Cronenſtein und erhob ſich.

Zu gleicher Zeit trat ein Diener mit einer Lampe ein und meldete:

„Es regnet ſtark.“

„Alſo durch das Glashaus,“ ſagte Herr von Cronenſtein, und zu Lauingen ſich wendend ſetzte er hinzu: „Wer auf der Waldraſt war, wird auch wohl auf unſere Weiſe und mit uns den Tag beſchließen.“

Lauingen verbeugte ſich zuſtimmend. Man ging aus dem Salon durch das Bibliothekzimmer, der Diener mit der Lampe voran, in das Glashaus, und hindurch zu einem Pförtchen, das in die Sacriſtei mündete, durch welche man die Capelle betrat. Sie war beleuchtet. Jeder nahm ſein gewohntes Plätzchen ein und Herr von Cronenſtein betete das Abendgebet, das etwa zwanzig Minuten dauerte. Nach demſelben kehrte man in den Salon zurück wie man gekommen war und wünſchte einan=

der gute Nacht. Um zehn Uhr waren die Lampen im Salon ausgelöſcht, aber die verſchiedenen Zimmer beleuchtet und Telesphor klopfte an die Thür des Herzog'ſchen Hauſes, welche der Vater ſelbſt ihm öffnete:

Herr von Cronenſtein begleitete ſeinen Gaſt in das für ihn beſtimmte Zimmer; da ſagte Lauingen:

„Welch ein idealiſches Leben führt man auf Cronenſtein! Wollen Sie mir geſtatten es einige Tage zu genießen?“

„Sehr gern! aber es iſt einförmig; das dürfen Sie nicht anders erwarten. Unſere Geſellſchaft beſteht im Winter darin, daß zuweilen die geiſtlichen Herrn oder die Gymnaſiallehrer bei uns ſpeiſen. Im Sommer hingegen haben wir viel Beſuch.“

„Der iſt mir ganz gleichgültig und durchaus kein Bedürfniß,“ verſicherte Lauingen. „Geſellſchaft gibt es ja überall; aber wie ſelten findet man Zutritt in einen wahrhaft gemüthlichen Familienkreis. Ja, in der großen Welt hat man kaum Zeit dazu: man wird beſtändig von hohlen Rückſichten und künſtlichen Pflichten auf der Oberfläche fortgewirbelt und in Aeußerlichkeiten feſtgehalten, ſo daß auf die Länge das Herz verkümmert und der Geiſt verkrüppelt.“

„Wohlan, lieber Graf, bleiben Sie hier,“ ſagte Cronenſtein. „Morgen um halb acht Uhr iſt die heilige Meſſe und dann das Frühſtück.“

Lauingen blieb drei Tage und meinte er ſei hier zu Hauſe. Am Vorabend ſeiner Abreiſe ſagte er zu Herr von Cronenſtein:

„Wie gern käme ich wieder! aber ich will aufrichtig ſein: ich käme nur in dem Falle wieder, daß ich die Hoffnung hätte.... Ihr Sohn zu werden.“

Cronenſtein ſah ihn mit einem Blick an, als ob er ſein innerſtes Weſen erforſchen wolle und verſetzte:

„Bevor ich Ihnen antworte, muß ich eine Frage thun, die Sie mir als Chriſt beantworten werden. Ich weiß, daß Sie in Ihrer erſten Jugend eine heftige traurige Leidenſchaft hatten, die Ihrer Mutter tauſend Thränen und Ihrem Vormund ſchwere Sorgen gekoſtet hat: wie ſteht es mit ihr? iſt ſie überwunden?“

„Sie iſt es,“ entgegnete Lauingen ruhig: „jene klägliche Epoche war zwiſchen meinem zwanzigſten und vierundzwanzigſten Jahr. Seitdem ſind ſieben Jahr verfloſſen und die Zeit im Bunde mit Vernunft und Willenskraft haben ſie ausgelöſcht.“

„Ich glaube Ihnen, denn es ſtimmt mit den Ausſagen Frankenhauſens und mit den Erkundigungen überein, die ich da und dort einzog. Und dennoch, lieber Graf .... ich kann es nicht verhehlen .... dennoch zittere ich bei dem Gedanken Ihnen mein Kind, mein einziges, anzuvertrauen.“

„Ich habe es verdient," erwiderte Lauingen ſanft und ernſt: „und eben deshalb frage ich Sie, ob ich einige Hoffnung habe; — denn, wenn ich ſie nicht habe, ſo komme ich nicht wieder."

„Das begreife ich, lieber Graf, und gegen meine Bedenken ſpricht ja auch eine Stimme für Sie, die mir ſagt, daß meine Tochter vielleicht nie einen Gatten finden wird, der nicht vom Netze irgend einer traurigen Leidenſchaft umgarnt geweſen wäre."

„Sie ſind alſo nicht mein entſchiedener Gegner!" rief Lauingen mit dringender Bitte.

„Durchaus nicht .... ſobald Flore Ihnen geneigt iſt. Ob ſie es ſein wird, weiß ich nicht. Wenn ich ihr ſagte, daß ich dieſe oder irgend eine andere Verbindung für ſie wünſche, ſo glaube ich, daß ſie jetzt mit ihrem ruhigen Herzen darauf eingehen würde. Aber ein ſolcher Wunſch liegt mir fern. Ich greife nicht gern unmittelbar in Lebensgeſtaltungen ein, bei denen man doch ſehr auf die Fügungen Gottes zu achten und zu vertrauen hat. Ich werde mich ganz parteilos verhalten. Bis jetzt hat Flore nicht die leiſeſte Neigung für den Eheſtand gezeigt und in einem jungen Mann nichts anderes geſehen, als einen artigen Geſellſchafter. Sieht ſie in Ihnen einen Lebensgefährten, ſo habe ich nichts dawider. Aber auf eine Eroberung im Sturm werden Sie verzichten müſſen."

„Ich ja habe nur um Hoffnung gebeten und bin dankbar und glücklich, daß Sie nicht ſie mir verſagen. Allein ich muß noch eine zweite Bitte ausſprechen; und das iſt die: meine Vergangenheit — oder vielmehr einen Punkt in meiner Vergangenheit .... nie vor ihr zu enthüllen.“

„Das iſt gern gewährt, lieber Graf. Sie geben mir ja das Wort eines Chriſten, daß die Sache längſt abgeſtorben iſt; weshalb ſollte ich meine Tochter gleichſam durch ein Geſpenſt beunruhigen.“

Beim Abſchied ſagte Lauingen zu Floreſtine:

„Ihr Herr Vater hat mir erlaubt zum Weihnachtsfeſt wiederzukommen. Werden Sie auch ein Chriſtgeſchenk für mich haben?“

„O gewiß! .... wüßte ich nur was Ihnen Vergnügen machen könnte!“ ſagte ſie lieblich: „vielleicht fällt mir bis dahin etwas Hübſches ein .... und überdas hat man ja auch unter dem Chriſtbaum und bei der Krippe an der geringſten Gabe Freude.“

„Möchte Ihnen doch das Rechte einfallen!“ ſagte Lauingen.

„Haben Sie denn wirklich Wünſche?“ fragte Flore höchſt befremdet.

„Verſetzeſt Du Graf Lauingen bei lebendigem Leibe unter die Seligen, Florette?“ fragte Herr von Cronenſtein lachend: „nur die Seligen haben keine Wünſche mehr.“

„O ich hatte nur Chriſtbaumwünſche im Sinn," antwortete ſie unbefangen.

Lauingen reiste ab voll froher Hoffnungen und mit der Zuverſicht auf dies Weſen das Glück ſeines Lebens zu gründen .... wenn es zu gewinnen ſei. Auf Cronenſtein war nicht weiter die Rede von ihm.

Nach etwa vierzehn Tagen befand ſich unter den Briefen, die Abends auf dem Tiſche lagen, auch ein Brief an Floreſtine. Das war immer ein kleines Ereigniß, da ſie eine ſehr geringe Correſpondenz hatte. Sie öffnete raſch den Brief und rief erfreut:

„Ah! von Amelie Verden!"

„Nun, was ſchreibt Amelie?" fragte Frau von Strahl, nachdem Floreſtine den Brief geleſen und ohne eine Sylbe zu äußern in die Taſche geſteckt hatte.

„Dies und das, Täntchen!" erwiderte Flore mit einem Anflug von Mißmuth.

„Das iſt lakoniſch!" rief Franz Seraph.

„Und geheimnißvoll," ſetzte Telesphor hinzu, während Frau von Strahl befremdet von ihrer Arbeit aufblickte.

„Amelie wünſcht ein Stickmuſter zu haben, das ſie bei mir ſah," ſagte Floreſtine wieder gefaßt, „und empfiehlt ſich Dir beſtens. Sie iſt geſund und munter, und Mann und Kinder ſind es auch."

Vor der Hand blieb es bei dieſer Auskunft. Als aber am ſpätern Abend Jeder auf ſeinem Zimmer war, öffnete Floreſtine leiſe die Thür zwiſchen dem ihren und dem ihrer Tante, hielt ihren Brief in der Hand, trat ein und umarmte weinend Frau von Strahl. Furchtbar erſchreckt rief dieſe:

„Liebes Kind! .... iſt in der Familie ein Unglück geſchehen?“

„Nein nein, Tante! .... Aber lies bitte das Poſtſcriptum in Amelie's Brief.“

Frau von Strahl las:

„P. S. Ich höre, daß Lauingen ganz begeiſtert „von Cronenſtein und ſeinen Bewohnern und Be„wohnerinnen zurückgekehrt iſt und nächſtens wie„der hingeht. Ich werde alſo wohl mit meinem „Glückwunſch zum neuen Jahre noch einen anderen „für Dich, meine Florette, verbinden und Dich, „wenn ich Dich wiederſehe, als Gräfin von Lauin„gen begrüßen können.“

„Iſt das nicht entſetzlich unangenehm, Tante!“ rief Floreſtine und trocknete ihre Thränen: „im Grunde müßte ich aber nicht weinen, ſondern nur ärgerlich ſein.“

„Keines von beiden, liebes Kind! Alles was Amelie ſchreibt, beruht auf den zwei Worten „ich höre.“ Was wird nicht in der Welt geſchwatzt, wovon keine Sylbe wahr iſt! — beſonders dann, wenn ein junger Mann ein Haus beſucht, wo junge Mädchen ſind.“

„Es iſt aber doch ſehr unangenehm, ſehr ſtörend und macht mich verlegen, daß die Menſchen gleich an eine Heirath denken, Tante. Auf die Weiſe kann man ja gar nicht unbefangen mit einem jungen Mann umgehen. Man muß immer denken: Jetzt werden die Leute ſagen, das gibt eine Heirath! — Und ich finde es ſo einfältig, bei jedem jungen Mann vorauszuſetzen, daß er mir gegenüber Heirathsgedanken habe.“

„Das wäre wirklich ſehr einfältig, Flore! Nein! laß Dich nicht durch ſolche kleine Neckereien beunruhigen. Wahr an der Sache iſt dies: Cronenſtein hat dem Grafen Lauingen gefallen.“

„Und wem könnte es nicht gefallen!“ warf Floreſtine ein.

„Deshalb kommt er wieder,“ fuhr Frau von Strahl fort. „Ob er überhaupt die Abſicht hat ſich zu verehelichen, weiß ich nicht. Hat er ſie aber, ſo wird ſeine Wahl ſchwerlich auf ein kleines Landfräulein wie Du biſt, fallen — ſondern auf eine junge Dame aus der großen Welt in der er lebt. Und für die große Welt biſt Du nicht erzogen.... das ſiehſt Du gewiß ein.“

„Ja, das ſehe ich ein,“ ſagte Floreſtine beruhigt.

„Nun geh' ſchlafen, meine Florette, und laſſ'

Dir künftig nicht ſo leicht Deinen Frieden rauben," ſagte Frau von Strahl und küßte zärtlich ihre Stirn.

Herr von Cronenſtein antwortete ſeiner Schwägerin, als ſie ihm dies kleine Ereigniß mittheilte:

„Was Gott will, wird Er fügen. Es iſt nichts gegen Lauingen zu ſagen, da er die Leidenſchaft ſeiner früheren Jahre beſiegt hat. Möge Flore das wählen, was zum Heil ihrer Seele gereicht."

Die Würfel fallen.

Das Weihnachtsfeſt war gekommen — dies wundervolle Feſt, das durch ſeinen himmliſchen Inhalt und lieblichen Gegenſtand die chriſtliche Welt auf ein paar Stunden in einen Tempel des Lichts verwandelt, wo Glaube und Liebe, Friede und Freude eine ganz ſelige, ganz einzige Feier begehen.

Oswald von Lauingen war auf Cronenſtein. Er meinte, daß er zum Erſtenmal das Verſtändniß des Chriſtfeſtes ſo recht genieße, denn Floreſtine zog ihn in die Sphäre ihrer Anbetung, ihres Jubels, ihres Glückes hinein. Er meinte in Floreſtine habe der Lobgeſang der Engel: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden" — einen Körper bekommen. Aber das Alles, ſo lieblich es ſein mochte, genügte ihm nicht. Nicht das was ſie that, was ſie ſprach, was ſie gab, entzückte ihn, ſondern das was ſie war und wie ſie war, und er nahm ſich feſt vor Cronenſtein nicht zu verlaſſen ohne eine Entſcheidung über ſeine Zukunft zu haben. Zuweilen ſchien ihm, daß ſich Floreſtinens Herz ganz leiſe ihm zuneige und zuweilen fand er, ſie lege nur anmuthige Traulichkeit gegen einen Gaſt ihres Vaters an den Tag.

Herr von Cronenſtein hatte ſeiner Capelle das Chriſtgeſchenk einer ſehr ſchönen kleinen Orgel gemacht und Floreſtine wünſchte nun den Vater durch ein ſchönes Muſikſtück zu überraſchen.

„Bitte, helfen Sie uns,“ ſagte ſie zu Lauingen; „wir möchten gern am Sylveſterabend das Tedeum von Haße in der Capelle ſingen.“

„Ein kühnes Unternehmen! woher nehmen Sie die Pauken und Trompeten?“

„Die laſſen wir bei Seite. Es iſt einmal in der Stadtpfarrkirche von jungen Leuten geſungen worden, die einen Geſangverein haben, wozu auch Franz Seraph und Telesphor gehören. Einige der beſten und ſicherſten Sänger wählen wir aus, und wenn Sie ſo gut wären uns einzuüben, ſo würde Alles vortrefflich gehen.“

„Ich habe nur leider nie die Orgel geſpielt.“

„O, das iſt auch nicht nöthig! Sie üben uns am Flügel ein und am Sylveſterabend, wenn die Andacht in der Stadtpfarrkirche zu Ende iſt, kommt der Organiſt herauf, der mein Muſiklehrer iſt und der das Tedeum von Haße kennt, weil er es damals begleitet hat und übernimmt die Orgel. Er hat aber nicht Zeit, um uns einzuüben."

„So will ich es verſuchen," ſagte Lauingen, „vorausgeſetzt, daß die Stimmen nicht allzu rebelliſch ſind."

„O, wir ſind ſehr fügſam," ſagte ſie munter.

„Und wo ſingen wir? im Salon hört Herr von Cronenſtein ja jeden Ton."

„Ich habe in meinem Zimmer auch einen Flügel, der freilich älter und nicht ſo gut wie der im Salon — aber zu unſerem Zweck ſehr gut iſt."

Zu Herr von Cronenſtein ſagte ſie ſchmeichelnd:

„Väterchen! Du wirſt in dieſen Tagen ein gewiſſes melodiſches — oder auch unmelodiſches Ohrenſauſen haben. Da es aber mit dem Neujahrstag verſchwindet, ſo wirſt Du es nicht beachten .... nicht wahr?"

„Sei unbeſorgt," antwortete er liebreich; „ich werde blind, taub und Alles ſein, was noch weiter erforderlich iſt."

Lauingen freute ſich ungemein auf die Proben, weil ſie an Floreſtinens Flügel ſtatt finden ſollten und er dadurch Gelegenheit bekam ihr Zimmer und deſſen Einrichtung zu ſehen. Mehr und minder ſpiegelt ſich der Geiſt des Bewohners, ſein Gedankenkreis, ſeine Lieblingsbeſchäftigungen, ſeine Gewohnheiten, in ſeinem Zimmer ab. Als die jungen Leute zur erſten Probe beiſammen waren, kam Franz Seraph zum Grafen und lud ihn ein ſeine Capellmeiſterrolle anzutreten. Lauingen folgte ihm freudig; aber groß war ſeine Enttäuſchung, als ihm auf der Schwelle Floreſtine entgegentrat und ſagte:

„Wie gefällt Ihnen unſer improviſirter Conzertſaal?“

Sie befanden ſich in einem geräumigen, ſtattlichen Zimmer mit Möbeln und Vorhängen von blauem Damaſt, mit einem rieſenhaften Spiegel in Goldrahmen und mit einigen Tiſchen, deren Marmorplatte auf vergoldetem Fuß lag. Der Flügel ſtand in der Mitte des Zimmers. Grenzenlos erſtaunt ſagte Lauingen:

„Und dies iſt Ihr Zimmer?“

„O nein!“ rief ſie: „mein Zimmer liegt über dem meines Vaters! dies iſt ein kleiner Salon für hohe Gäſte .... und da die heilige Muſik auch ein hoher Gaſt iſt, ſo ließ ich meinen Flügel hier aufſtellen. Wenn ihn der Transport nur nicht verſtimmt hat!“

Nicht der Flügel, aber der Graf war etwas verſtimmt. Er rieb die Hände und ſagte:

„Es iſt hier froſtig, wie in allen unbewohnten Räumen — das macht die Finger ſteif.“

„Sehen Sie nur wie luſtig die Flamme im Ofen brennt,“ ſagte Floreſtine tröſtend: „und ſind wir erſt ſämmtlich im Feuer der Begeiſterung, ſo wird es warm genug ſein."

Dabei blieb es. Das Tedeum wurde eingeübt und am Sylveſterabend nach dem Nachtgebet in der Capelle, wenn auch nicht in großer Vollkommenheit, doch mit großer Andacht und Freude geſungen. Herr von Cronenſtein war ſehr fröhlich, nahm den Organiſt und alle Sänger in's Schloß hinüber und ſprach den jungen Leuten ſeine Freude aus, daß ſie in ſo edler Weiſe ihre Mußeſtunden ausfüllten.

Am Neujahrsmorgen, als Kinder, Schwiegerſöhne und Enkel im Herzog'ſchen Hauſe nach deſſen altem Gebrauch zum Frühſtück verſammelt waren, ſagte Doctor Rabener zu Telesphor:

„Was gab es denn geſtern Abend da oben? Es war ja ein förmlicher Tumult den Berg hinauf und herab."

„Wir ſangen in der Capelle zur neuen Orgel und es kamen viele Leute herauf, um ſich zu erbauen. Hernach gingen wir Sänger in's Schloß und tranken Punſch — und um eilf Uhr waren wir zu Hauſe:" ſo berichtete Telesphor mit äußerſter Trockenheit.

„Herr von Cronenſtein will ſich wohl bei den jungen Männern populär machen?" fragte Rabener.

„Das hat er nicht nöthig, denn er iſt es ſchon,“ antwortete Doctor Hellmut.

„Und zwar bei den Jungen und den Alten,“ ſetzte der Poſthalter hinzu: „die Stadt verdankt ihm viel. Wo etwas Gemeinnütziges im Werke iſt, da iſt er dabei und ſteht mit dem Gelde obenan. Und wie manchem Bürger hat er heimlich aus der Noth geholfen! wie manchem Familienvater mit Rath und That beigeſtanden! Ihm hauptſächlich iſt es zuzuſchreiben, daß es hier im tollen Jahr 48 ſo ruhig blieb.“

„Ja,“ ſagte Agathe mit einem gewiſſen freudigen Stolz, „dem Herrn von Cronenſtein, meinem ſeligen Schwiegervater, der dazumal Bürgermeiſter war, und unſerem lieben Vater — dieſen drei Männern hat die Stadt es zu verdanken, daß es hier nicht auch drunter und drüber ging. Denn ein paar Taugenichtſe, die das große Wort führen und räſonniren wollten, gab es auch hier; — auch hier dieſen und jenen, dem es das Ohr kitzelte ſolche Reden zu hören; — auch hier waren auf einmal fremde gewaltige Bärte und Schlapphüte zu ſehen, deren Beſitzer Volksverſammlungen beriefen. Aber bei dieſen Volksverſammlungen erſchienen auch die drei braven Männer, ſprachen chriſtlichvernünftig und ließen den Unſinn nicht aufkommen.“

„Du vergißt den alten Dr. Hellmut,“ ſagte Herzog.

„Und den Herrn Stadtpfarrer,“ ſagte Apollonie.

„Genug, ich ſehe ſchon, daß all' dieſe vortrefflichen Herren, zu denen auch Herr von Cronenſtein gehört, ſich gegen jene Bewegung der Geiſter ſtemmten,“ ſagte Rabener.

„Es war eine Bewegung der Mäuler, nicht der Geiſter,“ verſetzte der alte Herzog gelaſſen.

Der Poſthalter, Agathe und Telesphor lachten hell auf und Rabener erwiderte ſpöttiſch:

„Ich bin neugierig zu erfahren, wie Sie den Leuten Gedanken und Ideen beibringen wollen, ohne ſie ihnen durch Worte mitzutheilen. Die Schrift wirkt viel langſamer und auf die große Maſſe nur ganz allmälig.“

„Das verſteht ſich, daß man reden muß, wenn man etwas zu ſagen hat — und man kann etwas ſagen, wenn man das Ding verſteht, wovon die Rede iſt. Ich möchte aber wohl wiſſen, ob je das heilige römiſche Reich ein unpraktiſcheres Gerede gehört hat, als das, welches man in den Jahren 48 und 49 von Stapel ließ. Hohle Worte, freche Worte, auch gottesläſterliche Worte genug; aber keine Wahrheit darin — und folglich Faſelei. Das habe ich ausdrücken wollen.“

„Gehen Sie nicht auf's Schloß zur Gratulation?“ fragte Doctor Hellmut.

„Gewiß, gewiß . . . . es war mir geſtern unmöglich," erwiderte Herzog: „ich gehe gleich nach dem Amt hinauf . . . . und es läutet auch ſchon zur Kirche."

Die Enkel meinten, es könne unmöglich ſchon ſo ſpät ſein; ſie hätten gern die Frühſtücksſtunde am Neujahrsmorgen bei den Großeltern in's Unbegrenzte ausgedehnt, aber die Glocken der Stadtpfarrkirche erhoben ihre Stimme ſo vernehmlich, daß jeder Widerſpruch verſtummte.

„Wird der Graf, der jetzt da oben iſt, die Floreſtine heirathen?" ſagte Franziska zu Telesphor.

„Das weiß ich nicht," entgegnete er,

„Aber man hört und ſieht doch etwas!" rief ſie ungeduldig.

„Ich nicht! wäre es aber der Fall, ſo würde ich es nicht ſagen."

„Sieh wie boshaft Du biſt," antwortete Franziska empfindlich: „Du übſt Dich wohl ſchon jetzt auf die Verſchwiegenheit ein, um ſpäter das Beichtſiegel nicht zu verletzen."

„Was das betrifft — ſo gehört es zu den Standesgnaden," ſagte Telesphor.

„Es muß ſehr angenehm ſein die Beicht ſchöner junger Damen zu hören," bemerkte Rabener.

Telesphor wollte auffahren, nahm ſich aber zuſammen, ſchwieg und ſuchte ſeinen Hut.

„Denn es kann ja nichts Lieblicheres geben, als der Einblick in unſchuldige Seelen," ſetzte Rabener hinzu.

„Und nichts Widerlicheres als der Blick in eine böſe Seele," erwiderte Telesphor und eilte hinaus.

Herr von Cronenſtein war mit Floreſtine und Lauingen in der Bibliothek, wo ſie ein Kupferwerk über alte Kirchen betrachteten, als man ihm meldete Herr Herzog wünſche ihn zu ſprechen. Er ſtand auf und ging in ſein Zimmer. Floreſtine wollte weiter beſehen und ein Blatt umſchlagen; da legte Lauingen die Hand darauf und ſagte lebhaft:

„Am Neujahrstag wünſcht man einander Glück; aber Sie können es mir geben .... durch ein Wort. Ich liebe Sie! — was antworten Sie mir?"

Sie ſah ihm tief in's Auge und fragte:

„Iſt das wirklich wahr?"

„Warum zweifeln Sie?" rief er.

„Wir paſſen nicht für einander oder vielmehr, ich paſſe nicht für Ihre große Welt."

„Die große Welt iſt, in der Nähe betrachtet und von einem großen Herzen beurtheilt, etwas ganz Gleichgültiges, das man hinnimmt wie den Wechſel von Tag und Nacht. Wenn das Ihr einziges Bedenken iſt" .... —

„Was ſagt mein Vater?" unterbrach ſie ihn.

„Er iſt mit mir einverſtanden für den Fall, daß Sie es ſind. Sind Sie es?"

„Ich muß mich beſinnen,“ ſagte ſie ſanft.

„Beſinnen? aber worauf beſinnen? iſt es Ihnen denn nie eingefallen, daß ich Sie liebe?“

„Doch! zuweilen,“ erwiderte ſie.

„Nie eingefallen, daß auch Sie mich lieben könnten?“

Ein leichtes Roth überflog ihr ſchönes Antlitz, aber ſie faßte ſich und erwiderte:

„Ja . . . . auch das iſt mir eingefallen.“

„Floreſtine! mehr verlange ich ja nicht!“ rief Lauingen frohlockend und wollte ihre Hand nehmen.

„Aber ich!“ ſagte ſie und erhob ſich: „ich muß mich beſinnen, muß mir ſelbſt klar werden, muß wiſſen was Gott von mir verlangt.“

„Wozu das Alles . . . . wenn Sie mich lieben können,“ ſagte er traurig.

„Weil ich einen ſo hochwichtigen, unwiderruflichen Schritt mit voller innerer Freiheit und nicht in der Ueberraſchung eines lebhaften Eindrucks thun will. Und jetzt muß ich vor allen Dingen mit meinem Vater ſprechen.“

„Er iſt jetzt nicht für Sie zu ſprechen . . . . o bleiben Sie hier!“ bat Lauingen.

„Nein nein nein!“ rief ſie, und leicht wie ein Vogel flog ſie aus der Bibliothek, die Treppe hinauf, zu Frau von Strahl, warf ſich in ihre Arme und rief:

„Tante! Amelie Verden hatte ganz Recht: er liebt mich!“

„Und was thuſt Du, Floreſtine?“

„Ich werde ihn lieben, wenn Gott es will .... und darüber muß ich nachdenken in aller Ruhe.“

Daſſelbe ſagte ſie auch ihrem Vater, als dieſer ſie rufen ließ um zu hören, welche Antwort ſie dem Grafen gegeben — da dieſer ſich unbeſtimmt darüber geäußert habe. Mit hohem Ernſt ſetzte ſie hinzu:

„In Deiner Gegenwart, lieber Vater, möchte ich mit dem Grafen reden. Aber Du mußt auf meiner Seite ſtehen .... nicht wahr?“

„Ich hoffe es mit gutem Gewiſſen zu können,“ entgegnete er liebreich.

Zum Speiſen kamen einige Herrn aus der Stadt und Floreſtine war heiter und liebenswürdig wie gewöhnlich. Nachdem ſie ihr Amt am Kaffeetiſch verwaltet hatte, verſchwand ſie aber und kam den ganzen Abend nicht zum Vorſchein.

„Wo iſt nur Flore?“ fragte Franz Seraph ſeine Mutter.

„Sie iſt beſchäftigt,“ antwortete Frau von Strahl.

„Mit einer ſcherzhaften Ueberraſchung etwa?“

„Vielleicht!“ ſagte ſie lächelnd.

Doch die Ueberraſchung blieb aus und Flore auch.

Als ſie auch nicht zum Thee erſchien, konnte Lauingen ſeiner Unruhe nicht Herr werden und er fragte:

„Iſt Fräulein Floreſtine unwohl?“

„Ich denke nicht,“ ſagte Herr von Cronenſtein ruhig.

„Soll ich ſie ſuchen?“ rief Franz Seraph.

„Laßt ſie! wir finden ſie ſchon,“ ſagte Frau von Strahl.

Und man fand ſie denn auch in der Capelle, wo ſie auf den Knieen lag in einen Pelz gehüllt — ein Zeichen, daß ſie ungewöhnlich lange dort weilte. Als man nach dem Nachtgebet auseinander gehen wollte, hielt ſie ihren Vater am Arm feſt, der ſeinerſeits dem Grafen ein Zeichen machte zu bleiben, während Franz Seraph und Telesphor den Salon verließen und Frau von Strahl wieder mit ihrer Arbeit ihren Platz einnahm, aber die Häkelnadel ruhen ließ, denn Floreſtine ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung bebte, zu Lauingen:

„Ich bin Ihnen noch eine Antwort ſchuldig und ich will ſie geben, ſo gut ich kann. Vielleicht iſt ſie ſehr ungeſchickt; das müſſen Sie gütig verzeihen, denn ich bin unerfahren in dieſen Dingen.“

Lauingen lächelte. Das ermuthigte ſie und ihre Befangenheit ſchwand mehr und mehr je länger ſie ſprach.

„Sehen Sie .... ich bin ſehr glücklich und mein Leben iſt das ſüßeſte, das ich mir denken kann. Auch ſehr jung bin ich .... im Februar werde ich neunzehn Jahr. So kommt es denn, daß ich nie daran gedacht habe, etwas Anderes ſein zu wollen, als das was ich bin: die Tochter meines Vaters. Aber ich weiß, daß dies nicht immer ſo bleibt, daß Gott auch die Erfüllung anderer Pflichten verlangt und daß ich eine Standeswahl werde treffen müſſen. Seit heute Vormittag weiß ich, daß ich ſie ſchon jetzt treffen muß. Ich bitte Sie alſo, mir drei Monate Friſt zu gewähren, damit ich mich mit dem Gedanken an die Ehe und an die Pflichten, die ſie auferlegt, bekannt mache. Wer in den Ordensſtand tritt, beſteht ein Poſtulat und ein Noviziat, die zuweilen jahrelang dauern, um den Beruf zu prüfen und feſtzuſtellen; — und wie ſicher iſt doch die Ordensjungfrau! ſie verlobt ſich Gott an, der ewigen Liebe. Unwandelbar wie der Schöpfer iſt das Geſchöpf nicht, und doch ſoll ich mit einem Menſchen einen unzertrennlichen Bund eingehen: das iſt ja ein ganz ungeheures Unternehmen! — ich muß wiſſen, ob ich dazu fähig bin. Mich zu einem ſolchen Schritt drängen laſſen oder hinreißen laſſen — das thue ich nicht. Drei Monate müſſen Sie mir gewähren, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch Sie während derſelben Ihre volle Freiheit haben“ .... —

Lauingen machte eine verneinende Bewegung und wollte ſie unterbrechen, allein Floreſtine fuhr fort —

„Und daß Sie durch nichts gebunden ſind. Dies habe ich heute Abend mit dem lieben Gott in der Capelle überlegt. In drei Monaten wird Ihnen mein Vater ſchreiben .... und Sie werden ihm ſchreiben, nicht wahr? wenn Sie Ihre Geſinnung ändern.“

„Ich bin mit Allem einverſtanden, was Sie wünſchen, was Sie wollen .... nur nicht mit dieſen drei ſchrecklichen Monaten der Erwartung, der Spannung!“ rief Lauingen. „Ich bitte Sie, Herr von Cronenſtein .... gnädige Frau .... legen Sie ein gutes Wort für mich ein.“

„Wären zwei Monate nicht genügend, Flore?“ fragte Frau von Strahl.

„Täntchen!“ ſagte Floreſtine mit ihrem gewöhnlichen, allerliebſt ſchelmiſchen Ton, „ſoll ich denn bei mir ſelbſt in Verdacht kommen, daß die Ehre, die Graf Lauingen einem kleinen unbedeutenden Landfräulein, wie ich bin, erzeigt, mich berauſcht? — Gewiß! es iſt eine Ehre, weil es ein Beweis des höchſten Vertrauens iſt,“ ſetzte ſie ernſt hinzu, an den Grafen ſich wendend: „und wie hoch ich ſie zu ſchätzen weiß zeige ich dadurch, daß ich ſie nicht blindlings annehme. Was ich Ihnen vorgeſtellt habe, das muß ſchon ſo bleiben: eine Friſt von drei Monaten mit voller Freiheit auf beiden Seiten. So — und nicht anders."

„Lieber Graf," ſagte Cronenſtein, „ich kann nur beiſtimmen; ſo — und nicht anders."

Floreſtine ſah Lauingen erwartungsvoll an und dieſer ſagte mit einiger Ueberwindung:

„Nun wohlan! in drei Monaten alſo."

„Gott vergelt's!" rief Floreſtine und verſchwand aus dem Salon.

„Viel Beſonnenheit, aber wenig Liebe!" ſagte Lauingen etwas verſtimmt.

Frau von Strahl legte ſanft die Hand auf ſeinen Arm und ſagte:

„Lieber Graf! Mangel an Beſonnenheit iſt der Fehler unzähliger Frauen, die ſich vom Affect beſtimmen laſſen und nach den Eindrücken des Augenblicks handeln. Wohin käme die lebhafte Floreſtine, wenn ihr nicht die Beſonnenheit, die gewiſſenhafte Ueberlegung vor Gott, zur heiligen Pflicht gemacht wäre!"

„Aber wird die Beſonnenheit nicht das ſchwache Fünkchen einer aufkeimenden Neigung erſticken?"

„Im Gegentheil! iſt es eine wahrhafte Neigung, ſo wird erſt dann der Funke zur Flamme werden. Iſt es aber keine: ſo erſtirbt das Fünkchen in der windſtillen Luft der gewiſſenhaften Ueberlegung —

und das wäre dann zu Ihrem und zu Floreſtinen's Heil.“

„Hätte ich vor einigen vierzig Jahren ſo gehandelt, wie heute Floreſtine, welchen namenloſen Kummer, welche Seelenkämpfe, welche verſtörte Jahre hätte ich mir ſelbſt und einer anderen Seele erſpart,“ nahm Herr von Cronenſtein das Wort, der bisher in ſeine Gedanken verſunken, ein ſtummer Zuhörer geweſen war: „Gottes Gnade hat mein ſpäteres Leben mit unverdientem Glück geſegnet; aber ich rannte blind in das Verderben meiner erſten traurigen Ehe hinein. Wie Floreſtine es macht ſo iſt es gut, ſo und nicht anders.“

„O ich bewundere Floreſtine!“ rief Lauingen: „ich bewundere, ich verehre, ich liebe ſie! aber eben deshalb wünſche ich, daß in ihrem Herzen eine Stimme zu meinen Gunſten ſpräche.“

„Haben Sie dieſe Stimme nicht vernommen,“ fragte Cronenſtein, „als Floreſtine Ihnen heute Vormittag geſtand, ſie habe wohl flüchtig gedacht, daß ſie Sie lieben könnte? — und jetzt eben nicht vernommen, als ſie Ihnen zurief: Vergelt's Gott! Können Sie von einem edlen jungen Mädchen mehr erwarten?“

„Sie haben Recht und Floreſtine hat Recht,“ erwiderte Lauingen: „da aber meine Liebe ſtärker iſt als die ihre, ſo wird unwillkürlich mein Herz beklemmt und beſorgt. Ich kam im Spätjahr mit hochgeſpannten Erwartungen her. Ich hatte ſo viel von ihr gehört durch Gräfin Verden, durch Frankenhauſen, daß mir war, als kenne ich ſie ſeit Jahren; aber dennoch — wie überraſchend, welche neue Erſcheinung war ſie mir! Bezaubernde weibliche Weſen gibt es; .... ja leider nur zu viel! allein unbewußt zu bezaubern, wie Floreſtine, das iſt Wenigen gegeben. Ich bin gefeſſelt und deshalb wünſche ich mit heißer Sehnſucht ſie zu feſſeln! .... dieſe drei Monate der Ungewißheit peinigen mich.“

„Es iſt begreiflich, aber nicht zu ändern, beſter Graf,“ erwiderte Cronenſtein, „und ich bitte Sie zu bedenken, welche Feſſeln das Weib auf ſich nimmt, und welch' ein Opfer es dadurch zu bringen hat, daß es ſich feſſeln läßt! ihre Perſon, ihre Freiheit, ihren Willen, ihre ſchöne Jugendblüte, ihre Geſundheit, ihr Leben ſogar — Alles das muß die Frau bereit ſein zu opfern, wenn ſie in die Ehe tritt; und iſt ihr das auch nicht ganz klar, und ſchwebt ein Schleiergewebe von Liebe und Glück vor ihrem Auge und verhüllt ihr den vollen Umfang ihres Opfers — ſie ahnt es doch! das heißt, diejenige ahnt es, die begriffen hat, daß das Leben eine Schule der Heiligung voll ſchwieriger, oft räthſelhafter, ſtets geheimnißvoller Aufgaben iſt. Daran denkt freilich die große Maſſe nicht! die verliebt ſich und heirathet, ſucht eine Verſorgung und heirathet, will in der Welt glänzen und heirathet. Nirgends tritt mir die Barmherzigkeit Gottes ſo lebendig entgegen, als darin, daß er manche Ehe nicht ſo unglücklich werden läßt, als ſie nach dem blinden Leichtſinn, womit ſie geſchloſſen wurde, eigentlich werden müßte. Wenn Floreſtine nicht mit beiden Füßen zugleich in ein neues Verhältniß hineinſpringt — wenn ſie nicht urplötzlich durch das Wort Heirath beſeligt iſt — wenn ſie, ſehr wahrſcheinlich, im Fall der Zuſage, keine jubilirende Braut ſein wird: ſo ſei Ihnen das ein Zeichen, lieber Graf, daß ſie die Ehe hoch und die Liebe ernſt nimmt.“

Er ſtand auf und drückte herzlich Lauingen's Hand, während Frau von Strahl zu dieſem ſagte: „Ich hoffe, es fällt Ihnen ein liebliches Loos zu.“

Sie gingen auseinander. Als Frau von Strahl allein in ihrem Zimmer war, dachte ſie Floreſtine könne vielleicht unruhig oder bewegt ſein, oder ſich in's Gebet vertiefen; genug, ſie wollte ſie an dieſem aufregenden Tage noch einmal ſehen. Sie betrat Floreſtinen's Zimmer; es war finſter und ſtill. Sie trat zurück, nahm ihre Lampe und ging wieder hinein und in den Alcoven, wo Floreſtine ſchlief. Es ſchien ihr gar nicht anders möglich, als daß Floreſtine noch wachen müſſe. Aber keineswegs! ſie ſchlief; — und Frau von Strahl dachte an das alte Sprüchwort: „Wer gut ſchläft, wacht gut.“ Sie wendete ſich um fortzugehen; da fiel ein Lichtſtreif unter dem Schirm der Lampe auf Floreſtinen’s Antlitz. Sie ſchlug die Augen groß auf, ſagte freundlich

„Täntchen!“ — und fiel wieder in Schlaf zurück.

Am nächſten Tage reiſte Lauingen ab. Er war mit Herrn von Cronenſtein überein gekommen, daß man auf beiden Seiten tiefes Stillſchweigen beobachten wolle. Falle Floreſtinen’s Entſcheidung bejahend aus, ſo ſolle die Vermählung im Mai ſtattfinden.

„Denn der Brautſtand iſt ein odioſer Zuſtand,“ ſagte Herr von Cronenſtein; „es iſt, als wolle man ſich auf eine lange weite Reiſe begeben, zu der man ſich ſo freut, daß man mit Ungeduld die Abfahrt erwartet und im eigenen Hauſe nicht mehr recht zu Hauſe iſt. Dann aber iſt es auch noch der Augenblick, wo man ſich leicht in allerhand Täuſchungen verwickelt.“

Lauingen war mit dieſer Beſtimmung ſehr zufrieden. Zu Floreſtine ſagte er nur:

„Auf Wiederſehen?“

Sie ſah ihn bittend an, als wünſche ſie daß er ſchweige und ſagte:

„Gott mit Ihnen! Gott befohlen!“

Als ſein Wagen aus dem Hof gefahren war, ging ſie wieder in die Capelle.

Es war ein ernſter Winter. Alles was ſie ſelbſt und Alles was ihr Vater an Lauingen geſagt hatte, ging durch ihre Seele, trat an ſie mit der Frage heran: Willſt du das? Kannſt du das? — Und ſie ſelbſt ſtellte dann die Frage: Vermag ich das? Bald an den Vater, bald an die Tante, bald an den Schloßgeiſtlichen, den treuen Berather ihres Gewiſſens ſeit ihrer Kindheit. Einmal ſagte ſie zu dieſem:

„Ich komme mir vor, wie die Tochter Jephta's. Als ſie erfuhr, daß ſie ſterben müſſe, ging ſie in die Bergeinſamkeit und beweinte ihre Jugend.“

„Wenn Ihnen dieſe Ehe den Eindruck macht, als gingen Sie in den Tod, ſo dürfen Sie nicht ſie ſchließen,“ ſagte der Geiſtliche beſtimmt.

„Nein, ſo meine ich es nicht,“ erwiderte ſie: „aber ich meine die Vorbereitung auf's Leben ſei eben ſo ernſt, wie die auf den Tod, und von meiner fröhlichen, ſorgloſen Jugend müſſe ich Abſchied nehmen, wenn ich in die Ehe trete.“

„Von der ſorgloſen — ja! von der fröhlichen — nein!“ entgegnete er lachend: „es wäre ja ſinnlos, neue Pflichten grämlich zu erfüllen, während Sie die alten munter und fröhlich erfüllt haben.“

„Meinem Vater zu gehorchen iſt mir nur in meiner Kindheit manchmal ſchwer geworden; ſpäter nie. Aber einem Mann zu gehorchen, mit dem ich auf gleichem Fuß ſtehe — hochwürdiger Herr, das wird mir ſchwer werden.“

„Ich glaube es gern! allein vergeſſen Sie nicht, daß Ihnen dabei, wie bei allen ſchweren Pflichten, die Standesgnaden mächtig zu Hülfe kommen, die das heilige Sacrament der Ehe mit ſich bringt.“

„Da haben Sie Recht .... wie immer!“ rief ſie ermuthigt: „ich denke bei der ganzen Sache zu viel an mich und zu wenig an den lieben Gott.“

Ein anderes Mal ſagte ſie zu Frau von Strahl:

„Tante, ich denke auch darüber nach, ob es nicht gut für mich wäre, lebenslänglich unvermählt zu bleiben. Die Unabhängigkeit ſpricht mich ſo ſehr an und die Vorſtellung, hier, wo ich geboren bin, zu leben und zu ſterben, iſt mir ganz lieblich. Freilich iſt ſie immer in Verbindung mit dem Vater und Dir — denn ohne Euch wäre Cronenſtein unvollkommen.“

„Und wie bald kann dieſer Fall eintreten! Dein Vater iſt bejahrt; um ihn dreht ſich Deine ganze Exiſtenz, Flore! in welcher Einſamkeit würdeſt Du ſein ohne ihn! Du haſt nicht Bruder, nicht Schweſter; von den übrigen Verwandten lebt Niemand in Deiner Nähe. Werde ich abgerufen, ſo biſt Du vollkommen allein — und dann hat die Unabhängigkeit einen Beigeſchmack von Verlaſſenheit, welche das weibliche Herz gar ſchwer erträgt. Auch würden Dir dann beſtimmte ernſte Pflichten fehlen. Nur die hätteſt Du zu erfüllen, welche die allgemeine Nächſtenliebe von der Chriſtin fordert. Auch eine Thätigkeit würde Dir fehlen, ein Wirkungskreis, kurz Alles was nöthig iſt, um nicht aus dem Daſein eine unerträgliche Laſt zu machen. Willſt Du unvermählt bleiben, ſo thue das, was meine Gertraud thun wollte: tritt in den Ordensſtand."

„Nein, Tante, das kann ich nicht," entgegnete Floreſtine mit großer Beſtimmtheit, „das iſt mir nie in den Sinn gekommen. Ich weiß, daß er der vollkommenere Stand iſt; aber auch, daß man in einem anderen Stande Gott in der Vollkommenheit dienen kann und daß der Kloſterberuf ſo gut wie der zum Prieſterthum eine beſondere Gnade iſt. Die Abhängigkeit des Kloſterlebens, die ſich ſtündlich kund gibt, würde mich drücken. Schweſter Notburge meint, ich ſei nicht dazu beſtimmt."

„Haſt Du Dich mit Schweſter Notburge bereits beſprochen?" fragte Frau von Strahl.

„Ja gewiß, Tante, denn ich habe mir vorgenommen, ſo gewiſſenhaft wie möglich zu erforſchen, auf welchem Wege ich mich nach dem Willen Gottes heiligen ſoll. Nach Allem, was ich höre und was ich überdenke, beginne ich zu glauben, daß es der Eheſtand ſein wird.“

„Das wird Graf Lauingen ſehr beglücken und Du wirſt eine gute Gattin ſein.“

„Aber Eines erſchreckt mich über die Maßen, Tante!“ ſagte Floreſtine ernſt; „ich werde dann einen Menſchen mehr lieben, als meinen Vater, als meinen edeln, herrlichen, frommen Vater!“

„Du wirſt ihn anders lieben, Flore.“

„Ja, auch anders; aber mehr, Tante! denn wenn ich dann eine Wahl zu treffen habe, ſo halte ich zum Gatten, nicht zum Vater.“

Frau von Strahl dachte bei ſich ſelbſt: Armes Kind! möge die Liebe und nicht das ſtrenge Pflichtgebot deine Wahl in einem ſolchen Fall beſtimmen. — Sie ſagte aber:

„Das verſteht ſich, das iſt die Pflicht der Gattin. Doch ich rathe Dir, Flore, Dich nicht in Vorſtellungen zu vertiefen, die Dich beunruhigen könnten und die — wir wollen es hoffen! nie eintreten werden. Der Gemahl und der Vater werden ohne Zweifel verſchiedene Anſichten und Meinungen über dieſen und jenen Punkt haben und demgemäß handeln; aber eine ſolche Verſchiedenheit, daß Dein Herz darüber in Zwieſpalt gerathen könnte, wollen wir nicht befürchten.“

Floreſtine drückte beide Hände an ihre Stirn und rief:

„O wären dieſe drei Monate vorüber!“

„Biſt Du innerlich klar und entſchieden, ſo hängt es lediglich von Dir ab, ſie abzukürzen.“

Floreſtine machte eine verneinende Bewegung und antwortete ſanft:

„Die Tochter Jephta's, Tante! — Der Herr Schloßcaplan wollte nichts von dem Vergleich wiſſen .... aber es iſt doch Etwas daran und deshalb bleibt ſie noch ein wenig in ihrer Bergeinſamkeit.“

„Seltſames Mädchen! ſo heiter ſonſt und jetzt ſo ernſt, da es ſich doch nur um Dein Glück, um eine Ehe aus Neigung handelt!“

„Ich weiß nicht wie es kommt,“ ſagte Floreſtine, „aber das Glück und die Liebe ſehen mich mit unbeſchreiblich ernſten Augen an.“ — —

Nicht für Floreſtine allein war es ein ernſter Winter, ſondern auch für Franz Seraph und Telesphor. Beide ſollten im Frühling ihre Maturitätsprüfung beſtehen und von dieſer ſollte es abhängen, ob ſich der Weg zu ihrem Ziel ihnen erſchließe. Telesphor war ſeiner Sache ziemlich gewiß und zählte auf eine glänzende Prüfung; Franz Seraph hoffte auf eine mittelmäßig gute, die den Onkel aber doch befriedigen werde. Und dann zogen ſie fort, auf die Univerſität der Eine und der Andere auf die Kunſtakademie — Beide voll Hoffnung und friſcher Zuverſicht. Sie arbeiteten mit großem Eifer und angeſtrengtem Fleiß, und manche Abendſtunde mußte geopfert werden, welche ſonſt durch Muſik oder trauliches Geſpräch ausgefüllt wurde. Das bemerkten Herr von Cronenſtein und Frau von Strahl nur zu gut, und mit ſchwerem Herzen blickten ſie auf die nächſte Zukunft, welche die Kinder entführen und in alle Welt zerſtreuen, und ſie, die Alten, in großer Vereinſamung zurücklaſſen werde. Denn Herr von Cronenſtein zweifelte nicht an Floreſtinen's zuſagender Antwort. Hätte ſie nicht eine leiſe Vorliebe für Laningen empfunden, ſo hätte ihr entſchiedenes Nein nicht auf ſich warten laſſen. Es freute ihn, daß ſie mit ihrem entſchiedenen Ja zurückhaltender war.

„Aber ſie wird es ausſprechen,“ ſagte er zu Frau von Strahl, wenn dieſe mitunter Zweifel erhob. —

Doctor Rabener und ſeine Frau verlebten dieſen Winter wie einen langen Roſenmond! Sie vergötterte ihren Mann als ein Ideal von Geiſt, Bildung und Wiſſen, und er ließ ſich vergöttern und begann feſten Fuß in X. zu faſſen.

Eines Tages kam die Frau Bürgermeiſterin zur Doctorin Hellmut, ihrer Jugendfreundin, und ſagte im Ton hoher Wichtigkeit:

„Lonchen, ich habe mit Dir zu reden. Sorge dafür, daß wir nicht geſtört werden.“

„Die Kinder ſind in der Schule und mein Mann iſt auf's Land gefahren. Du haſt alſo keine Störung zu befürchten, liebes Bärbchen,“ entgegnete die Doktorin freundlich wie immer.

„Lonchen, wir ſind ja alte Freundinnen, und deshalb wirſt du gewiß das, was ich Dir zu ſagen habe, nicht übel nehmen.“

„Nein, ſicher nicht! rede getroſt!“

„Sieh', Lonchen, mein Mann hat ſich mit dem Medizinalrath ſehr befreundet. Er iſt ein ſo kluger, ſo feiner, ſo ausgezeichneter Mann .... der Medizinalrath nämlich, daß mein Mann findet, er müſſe als Bürgermeiſter ihn etwas protegiren, und deshalb ſind wir .... iſt er entſchloſſen, ihn zu unſerem Hausarzt zu machen, unbeſchadet ſeiner alten Freundſchaft für Hellmut, der eine ſo ausgebreitete Praxis hat, daß er den Ausfall eines Hauſes gar nicht bemerkt, während es für den Medizinalrath wichtig iſt und ihn gut empfiehlt, im erſten Hauſe der Stadt Arzt zu ſein.“

„Die Wahl eines Arztes iſt Sache des Vertrauens,“ ſagte Apollonie mit leiſer Empfindlichkeit. „Hat Euch Rabener ohne irgend einen Beleg für ſeine Geſchicklichkeit mehr Vertrauen eingeflößt, als mein Mann, der Euere Kinder im Scharlachfieber mal wöchentlich zuſammenkommt, einmal bei Dir und einmal bei ihr, um Rabener vorleſen zu hören; aber mir ſcheint, daß man nicht Vorleſer, Hausfreund und Arzt in einer Perſon zu ſein braucht,“ antwortete Apollonie ruhig; „habt Ihr aber mehr Vertrauen zu Rabener, ſo nehmt ihn! wir beneiden Niemand.“

„Willſt Du nicht auch in unſer Kränzchen eintreten, Lonchen?“ fragte die Bürgermeiſterin; „wüßteſt Du wie intereſſant dieſe Vorleſungen ſind, Du thäteſt es gleich.“

„Was leſ't Ihr denn?“

„Trauerſpiele von Shakespear, Göthe's Fauſt, naturhiſtoriſche Abhandlungen — das wechſelt ab.“

„Und wie lange leſ't Ihr?“

„Montag und Donnerstag Abend von ſechs bis neun Uhr — und dann eſſen wir zu Nacht und beſprechen das, was wir geleſen haben.“

„Ich wundere mich, Bärbchen, daß Dein Mann ſo viel Vergnügen daran findet.“

„Die Trauerſpiele liebt er nicht .... dann geht er fort und kommt zum Nachteſſen wieder; — aber das Naturhiſtoriſche intereſſirt ihn ſehr. Er freute ſich außerordentlich zu erfahren, daß nach den Berechnungen der Gelehrten die Welt nicht 6000 Jahr alt iſt, wie man das in der Schule lernt, ſondern vielleicht 60,000 — kurz, unzählige Jahre alt iſt.“

„Und weshalb freute ihn das ſo ſehr?“

„Weil es des Menſchen würdig iſt die Wahrheit zu wiſſen,“ ſagte die Bürgermeiſterin ganz ernſthaft.

„Alſo wäre das, was man in der Schule lehrt und lernt eine Lüge? .... eine Fabel?“

„Ja, liebes Lonchen, mit der Schule hat es eine eigene Bewandniß.“

„Mit der Schule? Bärbchen, ich bitte Dich, laß doch Dein Wichtigthun fallen! Du, ich, wir Alle ſind in die Schule gegangen und wiſſen ſehr gut, daß es gar keine Bewandniß mit ihr hat.“

„Nun, ſo höre wie es mit ihr ſteht!“ verſetzte die Bürgermeiſterin in belehrendem Ton: „in der Schule wird das gelehrt, was der Pfarrer will, und das iſt natürlich ſo einſeitig wie ſich das von einem Prieſter erwarten läßt, der nichts kennt als ſeine Kirche. Weil nach Berechnungen, die ſich auf die Bibel ſtützen, die Welt etwa 6000 Jahre beſtehen ſoll — deshalb darf in den Schulen nichts Anderes gelehrt werden. Aber es iſt ja ſonnenklar, daß dieſe Erdrevolutionen mit dem Mammuth und den Pfahlbauten und den egyptiſchen Königen und den verſteinerten Menſchen in Mexico glaub' ich oder da ſo herum, ... daß das Alles mehr Zeit nöthig hat als 6000 Jahre.“

„Gutes Bärbchen,“ ſagte die Doctorin mitleidig, „laß Dir doch nichts von Rabener weiß machen.

Wer die Kirche und die heilige Schrift geringſchätzt, der hat keinen Boden unter den Füßen und ſpricht und lehrt was ihm einfällt. Dies iſt für mich ſonnenklar und ich ſehe durchaus nicht ein, weshalb ich glauben ſoll, daß Geiſtliche einſeitiger ſind als Rabener und ſeine Bücher. Was Deinen Vorſchlag betrifft an Eurem Kränzchen Theil zu nehmen, ſo danke ich Dir herzlich; — ich kann nicht meine Kinder zwei ganze Abende in jeder Woche ſich ſelbſt überlaſſen und ich habe es gern, daß mich mein Mann findet, wenn er Abends nach Hauſe kommt.“

„Du biſt eine gute Seele, Lonchen, aber auf Geiſt und Bildung ſollteſt Du etwas mehr Werth legen, beſonders weil Du das Glück haſt den geiſtreichen, hochgebildeten Medizinalrath in Deiner Verwandtſchaft zu haben.“

„Wir ſind ſo einfach erzogen, ſo ſchlecht und recht zu guten Hausfrauen gebildet und leben Gott ſei Dank in ſo zufriedener Ehe, daß wir glauben, wir hätten gerade den Geiſt und die Bildung, die uns Noth thut. Dabei verkennen wir keineswegs, daß ſie anderen Verhältniſſen nicht genügt. Aber was gehen mich, was gehen Agathe und Afra andere Verhältniſſe an? Wir wollen keine andere als die, welche uns der liebe Gott angewieſen hat und wir wollen für ſie paſſen. Die Fränz wollte immer höher hinaus.“

„Deshalb hat ſie auch dieſen ausgezeichneten Mann bekommen, mit dem ſich kein Mann in X. meſſen kann!" rief die Bürgermeiſterin.

„Ich glaube nicht, daß Deine Anſicht allgemein iſt," erwiderte Apollonie mit großer Kälte: „ich theile ſie ganz entſchieden nicht."

„Hoffentlich nehmt Ihr die Sache wegen des Arztes nicht übel," ſagte die Bürgermeiſterin und erhob ſich: „Du wirſt eingeſehen haben, daß ſie ſich nicht ändern ließ."

„Vollkommen!" erwiderte lächelnd die Doctorin Hellmut.

„Abgemacht!" ſprach in einem auffallend kurzen Ton die Frau Bürgermeiſterin zum Herrn Bürgermeiſter, nachdem ſie ihn zum Verdruß ſeiner Kunden dem Laden entführt und in's Wohnzimmer gezogen hatte: „Abgemacht! Hellmut iſt abgeſchüttelt, der Medizinalrath iſt unſer Arzt!"

„Schön, ſehr ſchön, Bärbchen! Gott gebe, daß wir ihn nicht nöthig haben .... als Doctor mein' ich," erwiderte der Herr Bürgermeiſter, der keinen Blick von dem kleinen Fenſter verwendete, das aus dem Zimmer in den Laden führte, damit er ſeine harrenden Kunden bewachen und nöthigenfalls hinausſchießen könne, wenn Einer ſich ungeduldig entfernen wolle.

„Jetzt mußt Du ihn aber auch bei anderen Leuten empfehlen," ſprach die gebieteriſche Ehehälfte: „Du haſt tauſendfache Gelegenheit dazu in Deinem Club, in Deinem Laden, beſonders in Deinen Sitzungen. Dein Wort gilt etwas. Die Regierung hat dieſen ausgezeichneten Mann hieher geſchickt; alſo mußt Du begreifen, daß es Deine Pflicht iſt ſie zu unterſtützen und für ihn zu wirken."

„Schön, Bärbchen, ſehr" .... — rief der Bürgermeiſter und fuhr zur Thür hinaus, denn ſein wachſames Auge hatte eine bedenkliche Bewegung im Laden bemerkt und er wollte nicht ſeine Kunden entwiſchen laſſen.

Er hatte ein großes Materialgeſchäft, das ſehr in Flor war, das aber durch den vielfachen Detailverkauf ſcharfe Aufſicht und unermüdliche Thätigkeit erheiſchte. Dies war ganz ſein Fach; dies verſtand er, dies liebte er, dafür hatte er Einſicht und Eifer. Da man dieſe guten Eigenſchaften ſehr in X. zu ſchätzen wußte, da er von achtbarer Familie und ziemlich wohlhabend, ſeine Frau aber eine Schweſter des reichen Amerikaners Vinzenz Guldman war, ſo hatte man ihn vor etwa einem Jahr zum Bürgermeiſter gewählt. Das war er alſo jetzt; doch Meiſter in ſeinem Hauſe war er nicht: das war ſeine Frau und das hatte der Medizinalrath Rabener ſehr gut begriffen.

So ging der Winter vorüber. Die Stürme, die ſein Scheiden zu begleiten pflegen, hatten ſich ausgetobt und der Südweſtwind hatte allen Schnee geſchmolzen. Die Wald-Anemonen wagten ſich mit ihrem zarten Blau aus der rauhen Erde hervor. Der Storch ſtand klappernd auf ſeinem alten Neſt, die Schnepfe zog und die Lerche tirilirte ihr altes, ihr immmer neues Frühlingslied. Um die Hügel ſchwebte ein leichter Duft und ein wechſelndes Farbenſpiel lag auf den Höhen. Der Fluß rauſchte hoch in ſeinem Uferbett dahin und alle Bäche rieſelten voll und kräftig. Von der ganzen Natur war der eiſige Druck des Winters hinweggenommen, dieſer Druck, der ihr den Schein der Erſtarrung gibt, damit ſich auf ihrem innern Heerd die Glut und die Kraft eines neuen Lebens ſammeln und dann ſeine Fülle in die Adern der ganzen Schöpfung gießen könne.

An einem herrlichen Morgen trat Floreſtine in Herr von Cronenſteins Zimmer, kniete neben ihm nieder und fragte indem ſie ſeine Hand ergriff und küßte:

„Väterchen! wird es Dir nicht allzuſchwer werden die Flore zu entbehren?“

Er wußte, daß es ſo kommen werde. Er hatte es ſich ſelbſt immer geſagt, immer wiederholt. Und dennoch als jetzt der entſcheidende Würfel fiel, meinte er einen Stich durch das Herz zu empfinden und er mußte ſich zuſammen nehmen, um ſeine innere Bewegung vor ſeiner Tochter zu verbergen.

Er beantwortete ihre Frage nicht, ſondern ſagte:

„Alſo endlich! — ich hatte ſchon vorgeſtern einen Brief von Lauingen, der mich bittet Dich an das Ende der Friſt zu erinnern.“

„Hat er das gethan?“ rief ſie froh erröthend: „alſo iſt er ganz feſt geblieben, ganz entſchieden! Nun, lieber Vater, antworte ihm bitte, auch ich ſei entſchieden: er möge kommen.“

„Gott ſegne Dich, meine Flore!“ ſagte Herr von Cronenſtein und machte das heilige Kreuzzeichen auf ihrer Stirn.

Sie faltete die Hände und ſagte ernſt und bewegt:

„Vater! iſt das Kreuz immer die Signatur des Glücks?“

„Immer, Kind, immer! das wahre Glück iſt etwas Himmliſches und das Himmliſche iſt nicht vom Kreuz zu trennen. Das Kreuz iſt der Schleifſtein, der den wahren Diamant des Glücks polirt und zurechtſchneidet, damit er lichtſtralend und werthvoll werde. Liegt auf Deinem Glück nicht ein höherer Schimmer, als der, den angenehme äußere Verhältniſſe geben — ſpiegelt ſich in ihm kein höheres Licht, als das einer gegenſeitigen Neigung ab: ſo befindet ſich dieſer Diamant noch in ſeinem rohen Zuſtand und nicht ſo, wie Gott ihn haben will. Da kommt denn das Kreuz, bald innerlich, bald äußerlich, zuweilen anhaltend, zuweilen in Pauſen, heute mit Nadelſtichen, morgen mit Dolchſtichen, um den Edelſtein aus ſeiner Erdenhülle herauszuſchleifen; und da unſer Leben hienieden keinen anderen Zweck hat, als unſere Seele Gott wohlgefällig zu machen, indem ſie ſich ihm verähnlicht und da dies nur durch das Kreuz zu Stande gebracht wird, ſo haben wir gar keine Urſache es zu ſcheuen.“

„Ich war bisher ſo unausſprechlich zufrieden, erwiderte Flore, daß ich es auch gern bleiben möchte, mir ein mühſames Leben gar nicht vorſtellen kann und gar nicht weiß, wie ich mich darin benehmen werde.“

„Du warſt zufrieden, weil Du ein liebes gutes Kind biſt. Der Menſch iſt aber nicht dazu beſtimmt ein Kind und in kindlichen Verhältniſſen zu bleiben. Andere Pflichten erwarten ihn und ſein Herz iſt ſo beſchaffen, daß es in deren Erfüllung große Zufriedenheit findet. Du mußt nur immer die Seele mehr als die irdiſche Wohlfahrt und die Ewigkeit mehr als die Zeit im Auge haben — dann wirſt Du Dich unter allen Umſtänden richtig benehmen und ſo, wie es ſich für die chriſtliche Gattin ziemt.“

„Und wird mir irgend etwas recht ſchwer, ſo ſag' ich es Dir — und mein Väterchen hilft mir,“ ſagte Floreſtine ſchmeichelnd.

„Reden iſt Silber, ſchweigen iſt Gold; das wirſt Du auch noch lernen,“ antwortete Herr von Cronenſtein freundlich: „jetzt will ich an Lauingen ſchreiben. Du aber, Florette, freue Dich, daß Gott Dir die Gnade gab mit ruhigem Herzen einen hochwichtigen Entſchluß zu faſſen und danke ihm dafür.“

Lauingen ließ nicht auf ſich warten. Er hatte dieſe Monate theils in der Reſidenz zugebracht, wo ſeine Mutter lebte, theils auf dem Lande, wo er gern gewiſſe Einrichtungen getroffen hätte, die er im Hauſe machen mußte, wenn eine junge Frau hineinzog. Aber in ſeiner Ungewißheit über Floreſtinens Geſinnung mochte er nicht mit Dingen ſich beſchäftigen, die im engſten Zuſammenhang mit ihr ſtanden; — und ſo war denn ſeine Exiſtenz äußerſt unbehaglich. Die Mutter ſuchte häufig das Geſpräch auf ſeine Verehelichung zu bringen, nannte dies und jenes junge Mädchen, nannte ſogar Floreſtine von Cronenſtein ohne ſie zu kennen; allein Oswald verhielt ſich vollkommen theilnahmlos. Deſto größer war ihre frohe Ueberraſchung, als er mit Cronenſteins Brief in der Hand bei ihr eintrat und ſie von der ganzen Sache in Kenntniß ſetzte. Eine Stunde ſpäter reiſte er ab.

Herr von Cronenſtein empfing ihn ſehr herzlich, Frau von Strahl ſehr bewegt, Floreſtine mit ſchüchterner Freundlichkeit. Die Verlobung rief faſt einſtimmig Theilnahme hervor und die ganze Verwandtſchaft wurde zur Vermählung eingeladen.

„Aber, liebe Tante,“ ſchrieb Amelie Verden an Frau von Strahl, „wie willſt Du denn in vier „Wochen und noch dazu von Cronenſtein aus! die „ganze Einrichtung der Toilette beſorgen! Dies iſt „eine ſchreckliche Idee des guten Onkels! eine ganz „unpraktiſche! Ein Brautſtand muß lang genug ſein „um der Mama Zeit zu laſſen eine vollſtändige Aus„ſtattung con amore zu machen, nicht über Hals und „Kopf, wodurch das Vergnügen an der Sache ge„ſchmälert wird — wie das jetzt bei Dir der Fall „iſt. Wenn ich Dir behülflich ſein kann, ſo gib mir „Deine Aufträge. Ich beſorge ſie gern und gut.“

Frau von Strahl beruhigte Amelie Verden mit der Verſicherung, daß das Nothwendigſte aus Paris kommen werde und daß ſich Floreſtine ſpäter Alles was ihr noch fehle nach ihrem Geſchmack anſchaffen könne „und dabei wird Dein guter Rath, liebe „Amelie, ihr ohne Zweifel ſehr willkommen ſein,“ ſetzte Frau von Strahl hinzu: „bis jetzt iſt ſie noch „etwas gleichgültig gegen die Anforderungen der „Mode und dabei iſt ſie ſo wunderſchön, daß ſie „tragen kann was ſie will — ſie ſieht immer „lieblich aus. Das findet auch Lauingen. Ihm „ſcheint es gar keine ſchreckliche Idee den Brautſtand „auf vier Wochen zu beſchränken und mir auch

„nicht. Man pflegt zu ſagen, die Verlobten müßten „ſich kennen lernen. Das iſt eine leere Redensart. „Ehe man ſich verlobt ſollten beide Theile Jeder ſich „ſelbſt genau kennen lernen; nach der Verlobung hat man „nicht mehr ein unbefangenes Urtheil über den Anderen „und wird leicht irre geführt. Das gründliche gegenſeitige ſich kennen lernen kommt doch erſt im Eheſtand.“

Seitdem ihr Schickſal unwiderruflich war, gab es für Floreſtine keine Schwankungen mehr. Sie war wieder im vollen Gleichgewicht, unbefangen und heiter. Aber zuweilen, wenn ihr Blick auf ihren Vater fiel, oder auf die Capelle mit der Gruft ihrer Mutter, oder wenn irgend etwas ſie an die Trennung von Cronenſtein erinnerte, wurden Blick, Lächeln und Worte tief wehmüthig.

Es war der 1. Mai. Sie ſaß auf dem Felſen-Altan unter den knospenden Linden im Schloßhof mit einer kleinen Arbeit in der Hand, die aber oft ruhete, weil der Blick auf die Landſchaft ſo lieblich war. Sie war allein. Lauingen war auf ſeinem Gut um Anordnungen für ihren Empfang zu machen. Er ſollte morgen mit ſeiner Mutter kommen. Morgen auch die Hochzeitsgäſte und am 4. Mai ſollte die Vermählung ſtattfinden. Telesphor und Franz Seraph kamen Arm in Arm den Weg von der Stadt herauf. Als ſie in’s Thor traten, ſprang Floreſtine auf, lief ihnen entgegen und ſagte:

„O ſetzt Euch ein wenig zu mir! Es iſt das letzte Mal in unſerem Leben, daß wir ſo beiſammen ſind.“

„Ja!“ ſagte Telesphor und ſein herrliches Auge leuchtete auf: „ſo .... zum letzten Mal! wir geben jetzt alle Drei dem Gegenſtand einer ausſchließlichen Liebe die Hand, Sie — einem Gemahl, Franz Seraph der Kunſt, ich der heiligen Theologie — und das führt unſere Wege weit auseinander.“

„Aeußerlich — ſehr weit!“ ſagte Franz Seraph, „innerlich nicht; wir haben ja ein und daſſelbe Ziel, und um das zu erreichen muß der übernatürliche Gang unſeres Lebens wenigſtens auf derſelben Grundlage ruhen: durch Gottes Gnade zu Gott.“

„Was wäre es denn, daß wir, die wir jetzt das Vaterhaus verlaſſen, uns nun auch für's Leben trennten, wenn wir uns nur im ewigen Vaterhauſe zuſammenfinden,“ ſagte Telesphor.

„Nein!“ rief Floreſtine, „mit der Trennung für's Leben bin ich gar nicht einverſtanden! Die Geſpielen meiner Kindheit, die Gefährten meiner Jugend, die Genoſſen all' meiner Freuden, verlange ich wieder zu ſehen. Ich bin nicht ſo opfermüthig wie Sie, Telesphor, und ich denke, wir werden uns hier, wo wir alle Drei zu Hauſe ſind, auch von Zeit zu Zeit wieder zuſammenfinden.

„Das iſt ja wahrſcheinlich,“ ſagte Telesphor, „aber wir finden uns wieder ganz anders wie jetzt.

Eine vornehme Dame werden Sie und Franz Seraph ein Künſtler .... werde ich dann noch dazu paſſen?"

„Wir werden uns bemühen, ſo fromm zu ſein, daß wir immer zu Dir paſſen," ſagte Franz Seraph.

„Wie hieß der Maler, der die Mutter Gottes auf den Knieen zu malen pflegte, Franz Seraph?" fragte Floreſtine.

„Es war der Dominikanermönch Angelico da Fieſole," antwortete er.

„Ein ſolcher Angelico mußt Du werden, Franz Seraph, Du biſt fromm genug dazu," ſagte ſie.

„Ich habe kein Talent für die Malerei; das iſt mir ſchon jetzt ganz klar: nicht die Farbe iſt mein Gebiet .... leider. Der Maler bringt es am leichteſten zu etwas in der Welt .... und die Kunſt geht nach Brod, ſagt das Sprüchwort."

„Es würde dem Vater ſehr weh thun dies zu hören, Franz Seraph."

„Das weiß ich, Florette und darum ſag' ich es ihm nicht .... aber wahr bleibt es doch und der Gedanke eine ſelbſtändige, unabhängige Exiſtenz zu erringen, hat für den Mann etwas Begeiſterndes, das ihm über die Trockenheit der vorbereitenden Studien hinweghilft und ihm die nothwendige Beharrlichkeit gibt um Tüchtiges leiſten zu können. Mit dem Mittelmäßigen würde ich mich ungern begnügen."

„Ich auch!“ rief Telesphor, „ich möchte ein ganz ausgezeichneter Lehrer der heiligen Wiſſenſchaft werden und Tauſende um meinen Lehrſtuhl verſammeln, wie einſt Thomas von Aquin und Albertus Magnus in Cöln, und ihnen die ewige Wahrheit in's Gewiſſen donnern.“

„O welch erhabener Beruf!“ ſagte Floreſtine, „wie lauter und hoch muß die Seele ſein, die ſich ihm widmet! denn wenn ſie es nicht iſt, wenn ſie eitel und ſelbſtgefällig auf ihrer geiſtigen Höhe wird, wie gefährlich iſt dann der ſchöne Beruf.“

„Ja wohl! dann macht er Irrlehrer.“

„Gott behüte!“ rief Floreſtine. „O ſein Sie nicht zu kühn in Ihren Wünſchen, Telesphor! Es iſt zwar ſchön vor tauſend und tauſend Augen das Licht der göttlichen Wahrheit zu entzünden, allein ich wünſchte, daß die Bewunderung, die aus dieſen tauſend Augen ſtralt, Ihnen verborgen bliebe, wenn Sie je ſie wecken ſollten.“

„O nein!“ ſagte er ſinnend: „der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Sie müſſen mir den Lohn gönnen wahrzunehmen, daß ich Andere für die göttliche Wahrheit begeiſtere.“

„Gewiß, das ſollen Sie wahrnehmen! aber dadurch, daß Sie die Seelen retten, beſſern, zum Streben nach Vollkommenheit antreiben, heiligen; — doch nicht durch die Bewunderung, die man Ihnen zollt,“ erwiderte Floreſtine eifrig.

„Wäre ich nur erſt ſo weit!“ rief Telesphor: „das bischen Bewunderung würde ich ſchon aushalten, um ſo leichter, als Gegner und Widerſacher dem Bewunderten nie fehlen und ihn allezeit erinnern, wie unvollkommen irdiſche Triumphe ſind.“

„Aber wir reden immer von uns und unſerer Zukunft und gar nicht von der Deinen, Florette!“ ſagte Franz Seraph: „und ſie wird doch gewiß reich und ſchön ſein .... wie Du ſelbſt biſt. Du kannſt eine große Rolle in der Welt ſpielen und uns beide, Deine alten Spielkameraden, protegiren.“

„Das Alles ſieht mir gar nicht ähnlich, Franz Seraph! Meine Zukunft wird meiner Vergangenheit ähnlich ſein, hoffe ich .... wird ſein wie dieſer Fluß, ſtill und bewegt.“

Floreſtine ſchwieg und blickte träumeriſch in die Landſchaft hinaus. Alle Hügel waren roſig angehaucht vom Duft des Frühlings, worin die Stralen der Abendſonne zitternd ſpielten, und durch das erſte zarte Grün der Wieſen und Fluren, wand ſich, wie ein ſilberner Saum am Feſtgewande, der Fluß mit ſeinen rieſelnden Wellen. Woher kam er? wohin ging er? in ſeinen anmuthigen Windungen folgte er den vorſpringenden oder zurücktretenden Hügeln, die ſeinen Lauf zu ſchirmen ſchienen und ſeine ferneren Wege verbargen.

Die Glocke der Capelle verkündete die Andachtſtunde der himmliſchen Königin des Mai. Floreſtine lehnte ſich auf der Bank zurück, legte die Hand über die Augen und ſagte mit einer von Thränen erſtickten Stimme:

„O meine ſeligen Tage von Cronenſtein! .... wie weh iſt mir, daß ich mich von euch trenne!“ ....—

„Aber Du thuſt es ja gern,“ ſagte Franz Seraph tröſtend und nahm liebreich ihre Hand.

Sie drückte die ſeine und erwiderte ſanft:

„Ja gewiß! ich thue es gern, obſchon es mir das Herz zerreißt. Was muß die Liebe ſein, wenn ſie ſtärker iſt, als ein ſo ſtarkes Gefühl! .... Das beängſtigt mich zuweilen, Franz Seraph .... und ich rathe Dir, beſinne Dich zwei- und dreimal, wenn ſie je an Dein Herz klopft und Einlaß begehrt, ob Du ihr öffnen ſollſt, denn .... wer ſo gebieteriſch iſt, der legt auch Opfer auf. Biſt Du opferwillig?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Franz Seraph ruhig: „Gott gebe mir die Gnade es zu ſein, ſobald er es verlangt.“

„Beſſer iſt es auf Einmal und aus freiem Entſchluß ein vollkommenes Opfer zu bringen,“ ſagte

Teleſphor, „als es ſtückweiſe ſich abverlangen zu laſſen.“

„Gott macht es bei dem Einen ſo und bei dem Anderen anders — und wie Er es macht, ſo iſt es für Jeden am Beſten,“ antwortete Franz Seraph, der ſich nicht mehr, wie früher, der Anſicht ſeines Freundes gegenüber ſchweigend verhielt, jedoch nie aus ſeiner ſanftmüthigen Weiſe heraustrat.

Es kamen Leute von der Stadt herauf und vom jenſeitigen Ufer ſtießen ein paar kleine Nachen ab, die mit Menſchen gefüllt waren. Sie wollten der Marien-Andacht beiwohnen.

„Nun!“ ſagte Floreſtine, die ſich wieder gefaßt hatte: „die Maienkönigin ſoll allzeit die höchſte Gebieterin unſeres Herzens ſein . . . . dann ſteht es geborgen unter ihrem Lilien-Zepter.“

„Ja! das ſoll ſie ſein!“ ſprachen beide Jünglinge.

Floreſtine reichte ihnen die Hand. Der Schloßcaplan erſchien, die Kerzen wurden in der Capelle angezündet, die Andächtigen kamen in den Schloßhof, viele von ihnen mit dem Roſenkranz in der Hand. Auf die Capelle zuſchreitend, grüßten ſie freundlich die drei jungen Leute unter den Linden. Als endlich Herr von Cronenſtein und Frau von Strahl aus dem Schloß kamen, ging Floreſtine mit ihnen in die Capelle und die Jünglinge folgten. Es wurde der ſacramentaliſche Segen gegeben.

Als Floreſtine mit ihrem übervollen Herzen auf den Knieen lag vor dem König der Ewigkeit, ſeufzte ſie: O Herr! lieben will ich ihn und lieben ſoll ich ihn mehr denn Alles, was ich bisher geliebt habe .... lieben bis zu jedem Opfer und bis in den Tod. Aber Herr! .... gib mir die Gnade, daß es eine Liebe frei von Selbſtſucht ſei, eine Liebe, die mich deinem Herzen näher bringe und die ſeiner und meiner unſterblichen Seele zum Heil gereiche. — — —

Vier Wochen ſpäter war Schloß Cronenſtein verödet und der Schloßherr und Frau von Strahl vereinſamt. Sie ſaßen gern auf Floreſtinens Lieblingsplatz unter den Linden und ſprachen von den fernen Kindern. Eines Abends kam der alte Herzog herauf, fand ſie dort und ſagte:

„Ich wollte doch einmal fragen, wie es dem Herrn von Cronenſtein ſeit der Abreiſe der Frau Gräfin geht?“

„Ungefähr wie Ihnen, alter Freund! ſehen Sie wie die Blüten fallen? der Frühling iſt vorüber,“ antwortete Cronenſtein mit tiefer Wehmuth.

Sommertage.

Eine Bombe in's Haus.

Zwei Jahre waren verfloſſen, als der Bürgermeiſter und der Stadtpfarrer von X. im Hauſe des erſteren ein lebhaftes Geſpräch führten; — wenigſtens lebhaft von Seiten des Pfarrers.

„Sehen Sie, Herr Bürgermeiſter, ſo macht ſich Alles ganz vortrefflich, ſo recht von Gott gefügt. Ich habe endlich die Zuſicherung von einer weiblichen Ordensgenoſſenſchaft bekommen, daß man uns bis zum Oktober, wenn das neue Schuljahr beginnt, vier Schulſchweſtern geben kann und will. Herr Herzog iſt ganz bereit mir das kleine Haus ſeiner ſeligen Mutter zu einem annehmbaren Preiſe zu überlaſſen und Geduld zu haben, wenn das Stiftungscapital nicht ſogleich die Kaufſumme decken würde, weil ich einige Gelder zur nothwendigen Einrichtung verwenden muß. Genug, ich kaufe das Haus, richte unten zwei große Schulzimmer ein; oben iſt Alles gut im Stande — und die Nönnchen ziehen ein.“

„Herzog wird doch nicht ſeinen Schwiegerſohn aus dem Hauſe jagen!“ brummte der Bürgermeiſter.

„Gott bewahre! davon kann ja keine Rede ſein! Aber der Medizinalrath Rabener will hier Bürger werden und ein Haus kaufen.“

„Hm .... ſo? ... ja ... vielleicht!“ ſagte der Bürgermeiſter mürriſch: „er ſollte doch wohnen bleiben, wo er jetzt für einen Spottpreis wohnt.“

„Das wünſche ich durchaus nicht, Herr Bürgermeiſter,“ ſagte der Pfarrer. „Ich kann das Haus nicht kaufen, worauf Dr. Rabener reflectirt; es iſt zu theuer. Seit drei Jahren — denn drei Jahre ſind es, ſeitdem mir Herr Guldman das Capital für dieſe Stiftung übergab — hat ſich nichts Paſſendes gefunden. Jetzt trifft die Gelegenheit zum günſtigen Hauskauf mit der Gewißheit Schulſchweſtern bekommen zu können zuſammen und es fehlt weiter nichts, als die Conceſſion der Stadt, daß die Schweſtern hier ein Inſtitut eröffnen dürfen.“

„Die Stadt iſt gar nicht geneigt, Herr Pfarrer, die Schulſchweſtern hier einziehen zu laſſen,“ ſagte der Bürgermeiſter kurz.

„Ein großer Irrthum!“ erwiderte der Pfarrer gelaſſen: „man wird in der Stadt die Schulſchweſtern mit Freuden begrüßen, da manche Eltern für ihre Töchter allerhand Unterricht wünſchen, den die Volksſchule nicht gibt, und ebenſowenig unſere alten Schule haltenden Fräulein; — und vom Lande haben ſich ſchon vier Familien bei mir gemeldet, die ihre Töchter bei den Schweſtern in Penſion geben wollen. Das Inſtitut iſt alſo durchaus keine Laſt, ſondern ein Vortheil für die Stadt."

„Es iſt aber nicht blos der materielle Vortheil in Betracht zu ziehen, ſondern auch die geiſtige Strömung," ſagte der Bürgermeiſter mit wichtiger Miene.

„Die geiſtige Strömung?" widerholte der Pfarrer lächelnd: „wo ſtrömt hier der Geiſt, Herr Bürgermeiſter?"

„Allmälig bricht ſich auch hier der Zeitgeiſt Bahn und der iſt nun einmal den Orden und Klöſtern, den frommen Genoſſenſchaften und Bruderſchaften nicht hold, Herr Pfarrer."

„Daß eine gewiſſe Partei ihnen nicht hold iſt, weiß ich allerdings und das weiß ich auch, daß ſich dieſe Partei die Vertreterin des Zeitgeiſtes nennt. Aber der Geiſt des katholiſchen Volkes iſt den Orden geneigt. Wir haben es hier mit einer ganz katholiſchen Bevölkerung zu thun, auf ihre Wünſche und Bedürfniſſe haben wir Rückſicht zu nehmen, die Umſtände ſind ſo günſtig wie möglich — was gehen uns die Zeitgeiſtler an?"

„Man kommt auf ganz andere Gedanken, Herr Pfarrer, wenn man mit Leuten umgeht, die neue Anſichten haben, welche man nicht zu widerlegen weiß und welche auch ſehr vernünftig ſind — und ich will Ihnen ganz einfach ſagen, daß ſolche Gedanken mich ſehr beſchäftigen. Eines iſt mir ganz klar: wir dürfen nicht unſere Kinder von Mönchen und Nonnen erziehen und unterrichten laſſen, denn dieſe haben ja gerade die Finſterniß über das berüchtigte Mittelalter gebracht. Meine Frau und ich .... wir würden das bei unſeren Kindern unter keiner Bedingung zugeben, folglich halte ich es für meine Pflicht andere Eltern davon zurückzuhalten."

„Ich glaube, Herr Bürgermeiſter, Sie dehnen den Begriff Ihrer Pflicht etwas zu weit aus," ſagte der Pfarrer trocken. „Leuten gegenüber, welche Religion, Gewiſſen und Vernunft haben, welchen alſo die Freiheit in ihrer Handlungsweiſe zuſteht, geht die Pflicht der chriſtlichen Nächſtenliebe nicht weiter, als bis zur Warnung in bedenklichen und zweifelhaften Fällen. Kommt Ihnen alſo dieſe Sache bedenklich vor, ſo warnen Sie immerhin. Aber die Befugniß ſie zu hintertreiben ſteht Ihnen nicht zu."

„Sie ſollten froh ſein, Herr Pfarrer, wenn es mit Ihren Schulſchweſtern hier nichts wird, denn ſie würden wahrlich nicht, nach gewohnter Art der Kloſterleute, hier ſitzen wie der Vogel im Hanfſamen. Es haben ſich ganz andere Perſonen um die Conceſſion zur Gründung eines Inſtitutes dahier beworben und kommen die her, ſo mögen Ihre Nonnen nur abziehen, oder hier am Hungertuch nagen."

„Ich denke es wird keines von beiden geſchehen, Herr Bürgermeiſter, ſelbſt dann nicht, wenn Sie Ihre Töchter in das Inſtitut der Schützlinge des Medizinalraths Rabener ſchicken ſollten.“

„Woher wiſſen Sie, daß es ſeine Schützlinge ſind?“

„So eben erfahre ich es durch Sie,“ ſagte der Pfarrer ruhig lächelnd. „Uebrigens gehört kein großer Scharfſinn dazu um es zu errathen. Die Anſichten des Dr. Rabener ſind bekannt: er haßt die katholiſche Kirche, ihre Lehren, ihre Inſtitutionen, ihre Lebensäußerungen“ . . . . —

„Sie irren,“ unterbrach der Bürgermeiſter, „Sie irren gänzlich! Dr. Rabener haßt nicht die katholiſche Kirche; nur ihre Auswüchſe! nur die Ultramontanen!“

„Ja, ihre Blüten nennt er Auswüchſe: das weiß ich.“

„Er will nur volle Freiheit für alle Religionen.“

„Ausgenommen für die katholiſche, da er deren freie Entfaltung haſſenswerthe Auswüchſe nennt.“

„Aber, Herr Pfarrer, Sie verdrehen mir ja die Worte im Munde!“ rief der Bürgermeiſter zornig: „Sie legen Alles falſch aus.“

„Ich denke logiſch und folgere die Geſinnungen aus den Handlungen. Auf leere Worte gebe ich nicht viel. Ich habe die Ueberzeugung, daß ihm die Stiftung des Herrn Guldman keine Freude macht“ . . . . —

„Und er könnte ſie doch hintertreiben, wenigſtens aufhalten, wenn er im kleinen Herzog'ſchen Hauſe bliebe!“ rief plötzlich der Bürgermeiſter höchſt aufgebracht: „allein er will durchaus Hausbeſitzer werden. Er meint, erſt dann habe der Bürger das rechte Anſehen. Aber ſein jetziges Häuschen will er nicht kaufen, iſt ihm zu unanſehnlich. Vielleicht gibt es ihm auch der Alte nicht, weil er weiß, daß der Herr Schwiegerſohn die Kaufſumme in der eigenen Taſche behalten würde. Im Geldpunkt verſteht der Alte keinen Spaß — was ſehr zu loben iſt, wenn man fünf Kinder hat. Doch ich habe auch fünf Kinder und ein ſechstes iſt auf dem Wege.“

„Ah ſo!“ ſagte der Pfarrer, „nun begreife ich! Sie ſollen dem Medizinalrath die Kaufſumme für das Webler'ſche Haus vorſtrecken und haben keine Luſt dazu. Da kreuzen ſich freilich unſere Wünſche! Sie möchten, daß er im Herzog'ſchen Hauſe bliebe; ich möchte, daß er ginge; denn geht er nicht, ſo habe ich keine Unterkunft für die Schulſchweſtern.“

„Ach, Herr Pfarrer! man hat doch nichts als Mühe und Sorgen im Leben!“ ſeufzte der Bürgermeiſter.

„Nun nun! Herr Bürgermeiſter, ich meine Ihr

Leben wäre nicht allzu mühſam. Geſund, im kräftigen Mannesalter, mit hübſchen Kindern und mit zeitlichen Gütern geſegnet, müſſen Sie dem lieben Gott täglich und ſtündlich für ſo viel Gnade danken und nicht über die Sorgen ſeufzen, die nun einmal nicht zu vermeiden ſind auf unſerer irdiſchen Pilgerfahrt.“

„Sie haben gut reden .... Sie wiſſen nicht wo mich der Schuh drückt.“

„Das weiß ich ſehr gut,“ erwiderte der Pfarrer: „Sie beſchäftigen ſich zu viel mit den „neuen Gedanken.“ Früher beſorgten Sie Ihr Amt nach Pflicht und Gewiſſen; jetzt, d. h. ſeit etwa drei Jahren, wollen Sie es auch mit den „neuen Gedanken“ in Einklang bringen und da dies nicht immer möglich iſt, fühlen Sie ſich beunruhigt. Ich rathe Ihnen dieſe Gedanken über Bord zu werfen und wieder in das Fahrwaſſer des ſchlichten katholiſchen Chriſtenthums einzulenken. Das wird Ihre Sorgen beträchtlich mindern.“

„Das iſt Alles ganz richtig, Herr Pfarrer. Ich kann ſie aber nicht los werden! ſie ſind da, wie im Sommer die Stube voll Fliegen iſt, und ſie ſummen und brummen mir unaufhörlich vor den Ohren. Das macht mir den Kopf ganz wirr. Und jetzt dieſer Hauskauf .... jetzt dieſe Schulſchweſtern .... jetzt dies neue Inſtitut, wo meine Mädel engliſch lernen ſollen . . . . der Kuckuck bringe das Alles in Ordnung!“

„Nun, Herr Bürgermeiſter, ich habe Ihnen meine Abſicht klar und deutlich ausgeſprochen: ich kaufe das kleine Herzog'ſche Haus, ſobald es frei wird, damit die Stiftung Ihres vortrefflichen Schwagers endlich in's Leben trete.“

„Er hätte auch etwas Beſſeres thun können, mein vortrefflicher Schwager, als eine ſolche mittelalterliche Stiftung zu machen!“ brummte der Bürgermeiſter in ſeinem mißmuthigen Ton.

„Das arme Mittelalter iſt hieran ganz unſchuldig,“ verſetzte der Pfarrer: „Herr Guldman hat gewiß in ſeinem ganzen Leben nicht an das europäiſche Mittelalter gedacht. Er kam zu mir, brachte mir die Gelder in guten Werthpapieren, die jetzt freilich etwas gefallen ſind, und ſprach: Wir in Amerika“ . . . .

„Richtig!“ unterbrach der Bürgermeiſter mißmuthig: „ſo ſprach er immer: Wir Katholiken in Amerika . . . . wir freie Männer in Amerika . . . . als ob das Alles etwas ganz Apartes wäre in dem Amerika. Es verdroß uns ſehr, meine Frau und mich. Er iſt ja ein ehrlicher Deutſcher, der Vinzenz, ein X.er . . . . was prahlt er denn ſo mit dem Amerika.“

„So war nun einmal ſeine Redeweiſe,“ entgegnete der Pfarrer ſanftmüthig: „wir halten viel auf Ordensleute,“ ſagte Herr Guldman, „beſonders bei Schulen; denn ſie leiſten mehr als Weltliche, weil ſie keine Zerſtreuungen haben; ſie brauchen weniger und ſie legen einen feſten religiöſen Grund in’s Herz der Kinder. Dies alſo war Herrn Guldmans Geſinnung. — Ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen ſeine Stiftung, ſo weit es von mir abhängt, auch nur um einen Tag zu verſchieben.“

Damit empfahl ſich der Pfarrer und der Bürgermeiſter, nachdem er einige Mal vor ſich hin gemurrt hatte: Verwünſchte Geſchichte! .... dummer Einfall! — beruhigte ſich nach und nach, indem er ſich in die ungeheueren Rauchwolken ſeiner Tabakspfeife verſenkte, in ihrer Verhüllung die ganze Welt vergaß und den heroiſchen Entſchluß faßte, dem Medizinalrath die Kaufſumme für das Webler’ſche Haus zu verſagen. Unglücklicher Weiſe gab es aber eine Frau Bürgermeiſterin, die ganz anderer Meinung war. Dr. Rabener hatte ihren geringen Verſtand und ihre bedeutende Eitelkeit zu benutzen gewußt, um ſie durch ſchmeichelhafte Huldigung zu blenden und zu ſeiner unbedingten Anhängerin zu machen. Sie ſah mit ſeinen Augen, ſie ſprach mit ſeinen Worten, ſie urtheilte nach ſeinen Anſichten. Dieſe Begeiſterung hatte für ihn ſehr glückliche Folgen. Bei jedem Beſuch, bei jedem Kränzchen, an jedem Kaffeetiſch, ergoß ſie ſich in

Lob ſeiner ärztlichen Geſchicklichkeit, ſeiner Theilnahme, ſeines günſtigen Einfluſſes auf kranke Kinder, welche gegen Arzeneien rebellirten, ſeiner unermüdlichen Sorgfalt, ſeiner Gabe zu beruhigen und zu tröſten. Wunderdinge wußte ſie von der Art zu erzählen, wie er Schnupfen und Huſten behandele und gab es ſchwere Krankheiten, ſo war er erſt recht unvergleichlich! er ſchien ein Univerſalmittel gegen den Tod erfunden zu haben. Und bei dieſer ungeheueren Geſchicklichkeit dies Wohlwollen für die leidende Menſchheit, dies Mitleid mit armen Kranken, die er ſehr ſorgfältig unentgeltlich behandelte! Die Damen des Kaffee-Kränzchens machten ſich zwar im Stillen etwas luſtig über dieſen Schwall von Lobeserhebungen, allein er that dennoch ſeine Wirkung: er machte ſie neugierig — und aus Neugier ließ Manche den Wunderdoctor rufen, wenn die Kinder vom Huſten geplagt wurden oder wenn ſie ſelbſt Zahnweh hatten. Da es gegen Zahnweh und Huſten kein radicales Mittel gibt, ſo wollten ſie die Geſchicklichkeit des Medizinalraths auf die höchſte Probe ſtellen. Mogte er ſich nun im ärztlichen Fach bewähren oder nicht, ſo lernten ſie doch ganz ſicher ſein Talent kennen ſich beliebt zu machen: wer ihn Einmal hatte rufen laſſen, der behielt ihn. In der Regel wird der Ruf eines Arztes durch Frauen begründet. Theils iſt ihre Geſundheit zarter und gefährdeter, als die der Männer, theils haben ſie mehr Zeit um krank zu ſein, theils haben ſie die Hauptſorge für die Kinder. Iſt eine Frau für ſich und die kleine Familie mit dem Arzt zufrieden, ſo iſt es der Mann gewöhnlich auch, und in X. war es nicht anders. Dr. Hellmut verlor die Praxis bei den meiſten Honoratioren und Medizinalrath Rabener bekam ſie.

Franziska triumphirte. Dieſen ausgezeichneten Mann hatte die Stadt X. ihr zu verdanken! die Liebe zu ihr hatte Rabener hergezogen, hatte ihn bewogen, ſich in dieſe kleinen Verhältniſſe zu begeben, während er in den größten hätte glänzen können. Sie trug ihr Stumpfnäschen noch einmal ſo hoch wie früher und verlor dadurch beträchtlich an ihrer Schönheit; — denn dies Näschen, verbunden mit lebhaften Farben und dunkeln Augen und Haar, gab ihr von jeher etwas Uebermüthiges, Keckes, das keine Steigerung vertrug. Jetzt aber ſah Franziska aus, als wolle ſie die ganze Welt herausfordern, und da ihr Benehmen dieſem Ausdruck entſprach, fand man ſie eben ſo unerträglich, wie man ihren Mann liebenswürdig fand — und ſagte irgend Jemand, ſie ſei doch eigentlich eine hübſche Frau: ſo wunderte man ſich, weil ſie ſo gar nicht weder hübſch ausſah noch hübſch anſah.

„Es geht Dir wie dem Eulenſpiegel,“ ſagte

Agathe, welche ſich immer bemühte, Franziska von ihren Höhen auf die ebenen Wege von X. herabzuziehen.

„Was das wieder für ein Vergleich iſt!“ verſetzte Franziska achſelzuckend.

„Ein ſehr paſſender: Niemand mochte ihn, allein er machte es auch darnach,“ ſagte Agathe.

„Eine ſehr ſchweſterliche Geſinnung!“ warf Franziska hin.

„Nicht von mir red' ich, ſondern von den Leuten; das verſteht ſich.“

„Die Leute mögen mich nicht, weil ich die gute Stadt X. behandele, wie das was ſie iſt: wie einen Hühnerhof,“ erwiderte Franziska kalt.

Eine ſolche Antwort verdroß Agathe ſehr und nicht ſelten geriethen Beide in ſcharfen Wortwechſel. War das nun auch nicht der Fall zwiſchen Franziska und ihren Eltern und der Doctorin Hellmut, ſo gab es doch durchaus kein trauliches Familienverhältniß zwiſchen ihnen. Nur bei der Mutter klagte Franziska über die Kälte des Vaters und über die Parteilichkeit der Schweſtern gegen ihren herrlichen Mann, und die gute Frau Herzog ſuchte ſie zu beruhigen und den Frieden zu erhalten.

„Liebe Fränz,“ ſagte ſie, „der Vater iſt ein alter Mann, über Siebenzig. Er hält feſt an ſeinen Anſichten, mit denen er es ehrenhaft zu weißen Haaren gebracht hat. Die neuen Anſichten Deines Mannes ſind ihm zuwider; das iſt nicht zu ändern. Und Deine Schweſtern? .... Nun, Agathen's Art kennſt Du: ſie nimmt kein Blatt vor den Mund und ſpricht zu Jedermann wie ſie denkt; alſo auch zu Dir: das darfſt Du nicht übel nehmen. Die gute Apollonie aber beleidigt gewiß keinen Menſchen ... alſo auch Dich nicht."

„Wäre nur Afra hier!" erwiderte Franziska, „dann hätte ich doch eine Schweſter bei mir, die mich verſteht."

„Als ſie hier war, hatteſt Du auch genug über ſie zu klagen."

„O das hat ſich ganz geändert, Mutter, ſeitdem ſie ſolche Verehrung für meinen Mann hat."

Der alte Herzog war jetzt verſtimmter denn je über den Schwiegerſohn wegen des Hauskaufs.

„Es iſt purer Hochmuth!" ſagte er zu Allen, die es hören wollten; „mein kleines Haus iſt gut und groß genug für ihn. Da hat meine Mutter ſelig fünfundzwanzig Jahr als Wittwe gewohnt und im obern Stockwerk die Frau Majorin mit ihren Kindern zwei Jahr. Ich laſſe ihm das Haus für einen Spottpreis von Miethzins .... und nun will er das Webler'ſche kaufen — eines der größten in der Stadt! .... Meinetwegen! hat er Geld, ſo kaufe er. Ich aber gebe ihm das Geld nicht! ich kann es nicht aus dem Geſchäft herausziehen .... und thäte ich es dennoch, ſo müßte ich wenigſtens meiner Zinſen ſicher ſein — und wer ſichert mir die von ihm?“

Rabener war freilich anfangs ſehr zufrieden mit ſeiner „Cottage“ geweſen; jetzt aber nannte er ſie „alte, baufällige Barracke,“ die ſehr unbequem am äußerſten Ende der Stadt liege, da doch der Arzt in deren Mittelpunkt wohnen müſſe. Er fand es ſeiner Stellung angemeſſen, ein eigenes Haus zu beſitzen und fühlte ſich höchlichſt beleidigt durch ſeinen Schwiegervater, der ihm einfach ſagte:

„Wollen Sie ſich ein Haus kaufen, ſo verdienen und erſparen Sie das Geld dazu: ſo habe ich es gemacht.“

Empört über dieſe Antwort ging Franziska zu ihrem Vater und machte ihm lebhafte Vorwürfe. Ganz gegen ſeine Gewohnheit blieb er gelaſſen und antwortete ruhig:

„Ich habe einen Rudel von Enkeln, die ſämmtlich dereinſt mein bischen ſauer Erworbenes brauchen können. Darum ſetze ich es auf Nummer Sicher.“

„Aber ein Theil davon fällt doch auch einſt mir zu!“ rief Franziska ſtürmiſch; „gib ihn mir doch jetzt heraus!“

„Betrage Dich ſo, daß dieſer Theil nicht zum

Pflichttheil einſchmilzt," erwiderte Herzog kalt, aber tief verletzt; „kein gutes Kind denkt daran, den Vater bei ſeinen Lebzeiten beerben zu wollen."

Nicht minder empört als Rabener und Franziska war die Frau Bürgermeiſterin.

„Denke Dir!" ſagte ſie zu ihrem Mann, „der alte Herzog will nicht die Kaufſumme für das Webler'ſche Haus dem Medizinalrath vorſtrecken! der Böotier, der!"

„Böotier, Bärbchen? .... was iſt das Böotier?" fragte der Bürgermeiſter unbefangen.

„Ach was! ich weiß es auch nicht .... wahrſcheinlich ein Geizhalz oder ſo etwas!" verſetzte Bärbchen ungeduldig: „der Medizinalrath ſagte ſo. Aber das thut nichts zur Sache! Du mußt ihm zu Hülfe kommen — natürlich mit meinem Vermögen."

„Wem? .... ich?" fragte er verblüfft.

„Wem ſonſt als dem Medizinalrath."

„Du biſt närriſch geworden, Bärbe!" ſagte der Bürgermeiſter äußerſt mißmuthig: „wer bürgt uns für die Zinſen?"

„Das liegt in Deiner Hand. Du brauchſt nur zu ſagen, daß Du ſeine ärztlichen Bemühungen als Zinſen des Capitals berechnen wollteſt."

„Jetzt ſehe ich, daß Du reif für's Irrenhaus biſt, Bärbe! mit den Zinſen von 10,000 fl. ärztliche

Bemühungen zahlen, während wir — Gott ſei Dank! nie krank ſind .... dies geht mir denn doch über das Bohnenſtroh! .... Solche Reden verbitte ich mir, Bärbe! Ein für Allemal: ich verbitte ſie mir."

Und mit höchſter Entrüſtung verließ er das Zimmer und begab ſich in ſeinen Laden, wo ſeine Aufregung ſich legte, weil er einem alten Weibchen drei Loth Kaffee und ſechs Loth Cichorien ſorgſam abwog.

Aber mit jener im Zorn abgegebenen Erklärung war das Maß ſeiner Energie zum Widerſtand erſchöpft — und das wußte Bärbchen ſehr genau. Nannte er ſie „Bärbe," ſo ſchwieg ſie und ließ ihm Zeit, ſich abzukühlen und ſich die Bombe zu betrachten, die ſie ihm vor die Füße geſchleudert hatte. Dann aber nahm ſie ihr Thema wieder auf und ſpielte es in allen Tonarten ſo beharrlich, daß er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nichts Anderes hörte, als Variationen deſſelben Liedes. Dadurch gewöhnte er ſich an einen Gedanken, den ſie ausführen wollte, wie an etwas Unvermeidliches, wenn auch ſehr Unangenehmes — und endlich geſchah ihr Wille. Deshalb klagte auch der Bürgermeiſter dem Pfarrer: Niemand wiſſe, wo ihn der Schuh drücke. Dies war aber ein Irrthum; denn Niemand war darüber im Zweifel. Die ganze Sache wurde dem Bürgermeiſter noch widerwärtiger, weil jetzt auch der Pfarrer mit ſeinen Nonnen kam, während die Erziehungsanſtalt für junge Mädchen, die unter Rabener's Schutz nach X. zu verpflanzen war, ſich nach deſſen Wunſch im kleinen Herzog'ſchen Hauſe niederlaſſen ſollte. In einem kleinen Städtchen findet man ſchwer Wohnungen wie man ſie wünſcht; und das ſtand feſt: hatte der alte Herzog die Wahl, ſein Haus an den Pfarrer zur Anſiedlung für Schulſchweſtern zu verkaufen — oder an eine fremde Inſtituts-Vorſteherin zu vermiethen: ſo gab er es dem Pfarrer; daran zweifelte der Bürgermeiſter keinen Augenblick. Und wo war dann das Inſtitut unterzubringen, in welchem die Töchter des Bürgermeiſters engliſch lernen ſollten? Und kam es überhaupt nicht nach X., wo ſollten ſie dann engliſch lernen? — und daß ſie englich lernten, war nun einmal das Fundament ſeiner Erziehungsmethode, war ſeine fixe Idee von höchſter Bildung.

„Unſere Mädel ſollen keine Xer Gänſe bleiben,“ ſagte er verbindlich zu ſeiner Frau; „denn es wäre gar nicht unmöglich, daß ſie ſich nach Amerika verheiratheten .... wegen ihres reichen Onkels. Dann könnten ſie doch gehörig dort auftreten und es mit den amerikaniſchen Weibsleuten aufnehmen und zeigen, was das iſt: deutſche Bildung.“

In alle dieſe ſich durchkreuzenden Pläne flog plötzlich eine ganz andere Bombe hinein, welche X. in allgemeine Beſtürzung verſetzte; — die Nachricht nämlich, daß Telesphor Herzog nicht geiſtlich werde. Wie ein Lauffeuer ging es durch das Städtchen und, ſelbſtverſtändlich, nicht blos die Thatſache, ſondern auch ihre Ausſchmückungen und ihre möglichen und unmöglichen Gründe.

„Er will unter die Schauſpieler gehen,“ hieß es. — „Gott bewahre! ſo gottlos iſt er doch nicht! ein Philoſoph will er werden.“ — „Ein Philoſoph? hm! was treibt denn der für ein Geſchäft?“ — „Ein Philoſoph iſt ein Gelehrter.“ — „Auch nicht übel! je gelehrter, deſto verkehrter — pflegt man zu ſagen.“ — „Er will Reiſen machen, der Teles.“ — „Wenn's im Geſchäft ſeines Vaters iſt, ſo lob' ich ihn.“ — „Er denkt an kein Geſchäft! reiſen will er, um die Welt zu ſehen.“ — „Wer hätte je gedacht, daß der Teles Herzog ſo herabkommen würde! geiſtlich wollte er werden und jetzt geräth er in eine Art von Zigeunerleben mit ſeinem die Welt ſehen wollen.“ — „Und das Schlimmſte iſt, daß er eine Theatermamſell entführt hat und mit ihr umherzieht.“ — „Der Teles mit einer Theatermamſell! iſt das möglich!“ — „Auch nicht übel! Jugend kennt keine Tugend, pflegt man zu ſagen.“ — „Die armen Eltern!“ — „Daß ſo brave Leute ſolchen Kummer durch den einzigen Sohn haben müſſen!“ — So ſtrömte das Gerede fort, bei den Männern im Clubb, bei den Frauen im Kaffeekränzchen, bei den Mägden am

Brunnen. Sogar die Kinder in der Schule ſprachen von der Neuigkeit des Tages, weil Apolloniens und Agathens Kinder geſagt hatten, der Onkel werde nicht geiſtlich und nun ſei es nichts mit der Primiz, zu der ſie ſich doch ſo ſehr gefreut hatten. Die Thatſache alſo ſtand feſt; allein den Grund kannte Niemand. Telesphor hatte ſeinen Eltern geſchrieben:

„Liebe Eltern!

„Nachdem ich mich zwei Jahre den theologiſchen „Studien gewidmet habe, ſehe ich deutlich, daß ich „keinen Beruf zum geiſtlichen Stande habe. Es thut „mir recht leid, daß dieſe Erklärung Euch betrüben „wird, liebe Eltern; allein es iſt nun einmal nicht „zu ändern, und ich bitte Euch herzlich mir nicht „böſe zu ſein. Da ich ſchon zwei Jahre ſtudirt „habe, wird es mir ganz leicht mich auf ein anderes Fach zu verlegen, vielleicht auf die Medizin, „vielleicht auf einen ſpeziellen Zweig der Naturwiſſenſchaften, vielleicht auf Belletriſtik. Daß ich „in den nächſten Vacanzen, ſo leid es mir auch iſt, „nicht nach X. kommen werde, findet Ihr gewiß „ganz in der Ordnung, liebe Eltern. Es würde „ein gewiſſes unangenehmes Aufſehen machen und „eine Menge von Fragen hervorrufen, auf die es „keine Antwort gibt. Mit der Hoffnung, daß dieſer „Brief Euch geſund und wohlauf findet, und mit

„Grüßen an meine Schweſtern und Schwäger, ver„bleibe ich, liebe Eltern, Euer gehorſamſter Sohn „Telesphor."

Die Eltern waren wie vom Blitz getroffen, ſtarr vor Schreck über dieſe Eröffnung. Hätte Telesphor ſie vor zwei Jahren gemacht, würde es ſie vielleicht kaum überraſcht, den Vater vielleicht gefreut haben. Aber jetzt, nach zwei Jahren der Studien, alles Geld, alle Zeit, alle Mühe gleichſam in's Waſſer geworfen zu haben — dies überſtieg ihre Faſſungskraft.

„Es war eine Finte von dem Buben!" rief der alte Herzog zornig; „er wollte nicht in's Geſchäft und er ſchwatzte mir meine Zuſtimmung zum Studiren unter dem Vorwand ab, er wolle geiſtlich werden."

„Nein nein!" ſagte Frau Herzog mit Thränen im Auge, „eine Finte war es nicht; es war ihm Ernſt damit. Was iſt ihm nur widerfahren, dem armen Teles! .... Wenn er wenigſtens im Spätſommer herkäme, damit man Beſcheid wüßte!"

„Er kommt nicht, weil er kein gutes Gewiſſen hat!" ſagte der Alte entrüſtet; „dahinter ſteckt etwas Schlimmes, Frau .... und ich will Dir auch ſagen, was: ein Weibsbild!"

Frau Herzog brach in lautes Weinen aus.

„Nimmer kann ich das glauben,“ rief ſie mit erſtickter Stimme: „das war nie ſeine Art .... wir haben ihn ja bis in ſein zwanzigſtes Jahr unter unſeren Augen gehabt ..... er war gut und brav“ .... —

„Bis er in die Welt hinaus kam!“ unterbrach der Vater; „Du kennſt nicht die Welt da draußen mit ihren Künſten und ihren Verführungen .... und er kannte ſie auch nicht. Mir aber iſt es ganz klar, daß er keinen guten Grund hat um nicht geiſtlich zu werden, denn hätte er ihn, ſo würde er wiſſen, was er eigentlich will .... und das weiß er nicht.“

„Mann, ich bitte Dich um der heiligen fünf Wunden willen, ſchweige gegen Alle über Deine Befürchtungen,“ ſagte die betrübte Mutter; „laſſ' Niemand etwas merken — nicht die Töchter, nicht den Herrn Pfarrer, nicht den Herrn von Cronenſtein. Sprich nur zu Allen: der Teles wird nicht geiſtlich — und Punktum.“

„Sei ruhig, Frau!“ verſetzte Herzog tieftraurig, „über meine Lippen ſoll nichts kommen gegen unſeren einzigen Sohn.“

Am ſtillen Abend ſetzte er ſich hin und ſchrieb:

„Lieber Teles! Dein Schreiben vom 5. huj. habe „erhalten und hat es uns, Deine Mutter und mich,

„ſehr betroffen. Wir hielten Dich fähig, einen
„männlichen Entſchluß mit Gottes Gnaden durchzu-
„führen. Aber Du gibſt ihn auf, ohne einen feſten
„Plan für Deine Zukunft gemacht zu haben. Das
„iſt ein Zeichen von großer Verwirrung im Ge-
„müth, und das iſt etwas ſehr Schlimmes, denn
„es führt zum Allerſchlimmſten, es führt zum Bö-
„ſen, es führt zur Sünde. Daß Du Gott vor
„Augen hatteſt, als Du Deinen Entſchluß fallen
„ließeſt, will ich hoffen, allein ich glaube es nicht.
„Ich glaube, Du haſt das Paradies verlaſſen und
„eine Eva iſt Schuld daran. Habe wenigſtens Gott
„vor Augen bei Deinem neuen Lebensplan und
„lerne etwas Tüchtiges, um Dir Dein Brod er-
„werben zu können. Denn das ſage ich Dir: mit
„meinem Tode erliſcht mein Geſchäft; dann wird
„Alles verkauft; kommen 50,000 fl. heraus, ſo iſt
„das ein großer Segen Gottes für Jemand, der
„mit 5000 fl. anfing; werden aber 50,000 fl. ge-
„theilt zwiſchen Mutter und fünf Kindern: ſo iſt
„das ganz genügend für Deine Schweſtern, inſo-
„fern ſie brave Männer haben, die an Arbeit ge-
„wöhnt ſind; Du aber mußt auch etwas Rechtes
„zu treiben verſtehen, wie dieſe Männer, ſonſt iſt
„es nicht genügend für Dich. Man verſteht nicht
„mehr, d. h. man hat keine Luſt mehr, ſich ſo zu
„behelfen und einzuſchränken wie zu meiner Zeit.

„Man will nicht mit Sparſamkeit es zu etwas „bringen, ſondern mit Dampf und per Eiſenbahn. „Ueberlege dies Alles, bitte Gott um Gnade und „handele darnach. Deine Mutter grüßt Dich und „betet für Dich, und wir wünſchen, daß Du in der „Vacanz uns beſuchſt. Dein treuer Vater Fidelis „Herzog.“

Die Doctorin Hellmut weinte mit der Mutter über die unerwartete Nachricht. Die Poſthalterin zürnte und ſagte:

„Dann hätte der einfältige Bub' auch hier bleiben und in's Geſchäft des Vaters eintreten können.“

„Dem Teles ſind endlich die Augen aufgegangen,“ ſagte Franziska, „mein Mann hat es ihm im vorigen Sommer, als er in den Vacanzen hier war, prophezeiht.“

„Auf das, was Dein Mann ſagte, Fränz, hat der Teles nie gehört!“ rief Agathe erbittert.

„Doch, doch! im vorigen Jahre recht ſehr,“ verſetzte Franziska triumphirend.

Als ſie ihrem Mann die Kunde brachte, rief er froh:

„Lange habe ich keine ſolche Freude gehabt! nun kann der prächtige Junge doch ſein Leben genießen und ein nützliches Mitglied der menſchlichen

Geſellſchaft werden! Der iſt nicht von der Natur geſchaffen, um in der Soutane zu verkümmern!“

„Was wird er aber nun anfangen?“ fragte Franziska.

„Gleichviel, Fränzchen! es iſt ein Prieſter weniger.“

Nach zwei Jahren.

In einem ſehr beſcheidenen Zimmer in einer entlegenen Straße der Reſidenz ſaß ein junger Mann tief in Gedanken verſunken. Er ſtützte den Arm auf das Fenſterbrett und den Kopf auf die Hand und ſah in's Weite, ohne irgend etwas zu ſehen. Er hatte ein feines, ungemein edles Geſicht, ein ernſtes Auge, eine klare Stirn, hinter der gute und ſchöne Gedanken zu wohnen ſchienen. Er ſah aus wie ein Menſch, der in Frieden mit Gott und mit ſich ſelbſt hätte ſein können. Aber er kämpfte dennoch einen gewaltigen Kampf, — nur in der Stille, nach ſeiner Art. Dieſer Jüngling war Franz Seraph von Strahl, der ſeit zwei Jahren in der Reſidenz lebte und dort die Kunſtakademie beſuchte.

Aus dem ſtillen, einfachen, ruhigen Leben von Cronenſtein fühlte er ſich wie auf einen anderen Planeten verſetzt, als er zuerſt herkam und nun der ganze aufregende, ungeahnte, bunte, betäubende Tumult der Außenwelt mit tauſend glänzenden Bildern und tauſend anmuthigen Stimmen auf ihn eindrang. Er war kein Charakter, welcher bereit iſt, ſich in jeden Kampf zu ſtürzen, weil er in ſich eine feurige Kraft ſpürt, die ihm die Gewißheit des Sieges zu verbürgen ſcheint. Er war ſchüchtern und nachgiebig; aber weil er es war und weil er immer fürchten mußte durch ſeine Nachgiebigkeit ſeine Stellung zu verlieren, ſo war er ſehr zurückhaltend gegen alles Neue, alles Fremde. Mit dieſer Zurückhaltung ſeines Urtheils, ſeines Herzens, ſeines ganzen Weſens ſtützte er ſich auf die tiefe Religioſität, die auf Cronenſtein zu Hauſe war und die jetzt ſein ſchirmender Schild wurde. Mit dem Maßſtab, den ſie ihm bot, maß er die Erſcheinungen des Lebens, welches ihn rauſchend umwogte — und oft, ſehr oft fand er das, was man um ihn her als ſchön und herrlich pries, niedrig und häßlich. Er blieb einſam; aber das war ihm gerade recht. Er wollte mit anhaltendem Fleiß alle Vorſtudien machen, um dann mit einer gediegenen Grundlage des Wiſſens und Könnens, möglichſt bald nach Rom zu gehen. Sein Onkel hatte ihm Empfehlungen an einige Profeſſoren der Kunſtakademie verſchafft und die Herren waren freundlich für ihn, weil er ein ungewöhnliches Talent für die bildende Kunſt beſaß und weil er ihr Wohlwollen niemals für etwas Anderes in Anſpruch nahm, als um möglichſt viel zu lernen. Seine

Studiengenoſſen nannten ihn den „Ariſtokraten.“ Seine Seele war allerdings ſehr ariſtokratiſch, d. h. das Beſte herrſchte in ihr; aber ariſtokratiſch im Sinn jener Spötter war er durchaus nicht. Die Spötterei verlor ſich auch nach und nach, wenigſtens bei denjenigen, die ihn länger kannten, denn Niemand war gefälliger und dienſtfertiger gegen Jedermann als dieſer Ariſtokrat und Niemand beſcheidener und anſpruchloſer im Verkehr, als eben er. Nur in einem Punkt war er von unerſchütterlicher Strenge und das war, wenn ihm das Böſe, gleichviel in welcher Geſtalt und unter welcher Larve entgegentrat. Dann war dieſer zarte und ſchüchterne Menſch von Eis und von Eiſen. Manche verwunderten ſich über ihn, Einzelne bewunderten ihn, Vielen erſchien er einfältig. Das berührte ihn gar nicht. Er ging ſeinen Weg; aber das war der breite nicht, der zu den ewigen Abgründen führt. „O ſchöner Seraph!“ hörte er einſt flüſtern von einer ſüßen Stimme und von lieblichen Lippen. „Nicht Seraph — Erzengel Michael!“ entgegnete er und der ſchöne Mund verſtummte.

Oswald und Floreſtine von Lauingen brachten alljährlich ein paar Wintermonate in der Reſidenz zu, wo die Anweſenheit des Grafen auch außerdem durch die Sitzungen der Kammern zuweilen nothwendig war. Jene Wintermonate führten auch

Herr von Cronenſtein und Frau von Strahl zu ihren Kindern. Das war für dieſe, und namentlich für Franz Seraph, immer ein trauter Nachklang der ſchönen, unvergeßlichen, erſten Jugendtage. Wenn auch unter ganz anderen Verhältniſſen tauchte ſein Herz dann wieder im Familienleben unter, wie in einem linden und ſtärkenden Bade; und er hatte die große Befriedigung, daß ſeine Mutter und ſein Onkel vollkommen mit ſeiner Künſtlerlaufbahn ausgeſöhnt waren, als ſie in dieſem zweiten Jahr im Frühling nach Cronenſtein heimkehrten. Jetzt noch ein Jahr — und dann zog er gen Rom!

So war denn Alles erlangt, was er je gehofft, geträumt hatte — und dennoch Kampf? und dennoch innerer Zwieſpalt? Flog der himmliſche Zugvogel in der Bruſt ſo hoch und ſo weit, daß er keine Ruheſtatt finden konnte? — Es iſt eine ganze Welt im Menſchenherzen, die Jeder erſt nach und nach in ſich kennen lernt. Mancher, der ſich auf der einen Hemiſphäre ſchon ganz friedlich eingebürgert hat, wird auf die andere verſetzt; und Mancher, der da gemeint hat die alte Welt genüge ihm, fühlt ſich getrieben zur Entdeckung einer neuen auszuziehen. Dem Einen gehen ungeahnte Vulkane in der Tiefe ſeines Weſens auf und dem Andern — ungeahnte Sternbilder. Sah Franz Seraph ein lichtes Geſtirn oder ein verſtörendes Irrlicht? — Er wußte es nicht.

Man klopfte an ſeine Thür und gleichgültig, ohne ſeine Stellung zu verändern, ſprach er „Herein!“ Aber der Eintretende blieb in der geöffneten Thür ſtehen, betrachtete ihn einen Augenblick und ſagte dann:

„Franz Seraph!“ —

Faſt erſchreckt fuhr Franz Seraph aus ſeinem Sinnen auf, denn bei ſeinem Namen nannte ihn Niemand, ſeitdem die Seinen fort waren. Aber in der nächſten Secunde lag er in Telesphor's Armen.

„Woher kommſt Du? was führt Dich her und aus Deinem Semeſter heraus?“ — rief er freudig: „o, nun wird Alles hell!“

„Meinſt Du?“ ſagte Telesphor.

Beide faßten ſich gegenſeitig in's Auge und es ſchien Jedem, als ſei mit dem Andern in dieſen zwei Jahren eine große Veränderung vorgegangen und wieder fragte Franz Seraph:

„Aber ſprich .... was führt Dich her? was willſt Du hier? .... Es wird doch keinen traurigen Grund haben?“ .... —

„Im Gegentheil! einen ſehr glücklichen .... oder wenigſtens glückverheißenden Grund! doch er wird Dich befremden .... zuerſt — bevor Du Alles weißt.“

„Gleichviel! ſprich nur.“

„Ich werde nicht geiſtlich,“ ſagte Telesphor kurz und kalt.

Franz Seraph prallte zurück, erblaßte und fragte mit gepreßter Stimme:

„Nicht geiſtlich? und weshalb nicht?“

„Es iſt nicht mein Beruf und ich bin froh dies erkannt zu haben.“

„Haſt Du es wirklich erkannt, Teles? ohne Leidenſchaft erkannt? ohne“ .... —

„Genug, es iſt ſo!“ unterbrach Telesphor, „und meine Eltern ſind bereits unterrichtet; — ſind etwas überraſcht, wie auch Du es biſt, obwohl mir ſcheint, daß Du mich begreifen müßteſt.“

„Vielleicht, ſobald ich den innern Zuſammenhang dieſes Schrittes mit Deiner Geſinnung kennen werde,“ verſetzte Franz Seraph.

„Du ſollſt ihn kennen lernen — nur jetzt nicht, nur heute nicht. Sprich mir von Dir! was modellirſt Du? haſt Du Freude an Deinem Studium? machſt Du Fortſchritte? wirſt Du etwas Tüchtiges leiſten?“

Telesphor warf dieſe Fragen haſtig und abgebrochen hin, mit einem Ton, als wären ſeine Gedanken tauſend Meilen entfernt von ſeinen Worten. Dies ſchien auch Franz Seraph zu finden, der den Freund ruhig beobachtete und ſagte:

„Mir geht es gut! während des ganzen Winters waren meine Mutter, mein Onkel und Floreſtine mit ihrem Mann hier."

„Iſt Floreſtine glücklich in ihrer Ehe?"

„Sehr glücklich — beſonders jetzt, da ſie ihr erſtes Kind erwartet."

So ſprachen ſie von Dieſem und Jenem; doch Keiner von Beiden war mit ganzem Herzen dabei. Franz Seraph beobachtete eine gewiſſe Zurückhaltung und Telesphor war innerlich zu aufgeregt. Doch ſagte er, daß er bereits eine Wohnung habe und entſchloſſen ſei die Arzneiwiſſenſchaften zu ſtudiren.

„Mit ihnen bin ich wenigſtens ſicher der Menſchheit nützlich zu ſein," ſetzte er hinzu.

„Warſt Du deſſen nicht gewiß im geiſtlichen Stande?" fragte Franz Seraph.

„Nein, denn er war nicht mein Beruf. Um der Menſchheit zu nützen muß man mit ganzer Seele das ſein, was man ſein ſoll; dann kann man mit Beharrlichkeit die Pflichten eines oft ſchweren, oft trockenen Berufs erfüllen. Zweifelt man aber an ihm oder an ſich, ſo iſt die Schwungkraft gebrochen und man ſchleppt ſich mühſelig hin."

„Das iſt ſehr wahr!" verſetzte Franz Seraph.

„Ich war zu unerfahren, zu jung, zu fremd im Leben und in mir ſelbſt, um den unwiderruflichen Entſchluß zu faſſen geiſtlich zu werden, als ich X.

verließ. Im Lauf dieſer zwei Jahre bin ich klar und klug geworden.“

„Und biſt Du jetzt glücklich? .... ich meine ruhig in Deiner Seele?“

„Ruhig in meiner Seele? .... Nein, Franz Seraph, das bin ich nicht! .... allein das hat einen anderen Grund. — Du ſollſt Alles erfahren! Lebe wohl.“

Er ſtürmte fort, die Stiegen hinab, zum Hauſe hinaus, die Straße entlang; da verſchwand er vor Franz Seraphs Blicken, der ihm vom Fenſter aus nachſchaute und nicht wußte, ob er ſich über das Zuſammentreffen mit dem geliebten Jugendfreund freuen oder betrüben ſollte.

Die Tage vergingen. Telesphor kam nicht wieder. Franz Seraph nahm ſich vor bei den Univerſitätspedellen Erkundigungen einzuziehen, ob ſich Telesphor habe immatriculiren laſſen, um dadurch auf deſſen Spur zu kommen.

An einem herrlichen Sommerabend fuhr Franz Seraph mit ſeiner Couſine Amelie Verden und deren Mann in dem großen Park ſpazieren, der eine Zierde der Reſidenz war. Der Sommer hatte die vornehme Welt aus der Stadt getrieben, und nur diejenigen Familien mußten in ihrer Schwüle ausharren, wo Ehemänner durch amtliche Stellung und wo Söhne durch den Schulbeſuch gefeſſelt waren. Amelie Verden hatte dies Schickſal, das ſie jedoch mit großer Heiterkeit ertrug, denn ſie beſaß das Talent alle Dinge ſo leicht wie möglich zu nehmen, um ſich nicht das arme kurze Leben zu verbittern — wie ſie ſagte. Weil die ſchöne Welt abweſend war, gab es faſt keine Wagen im Park und in deſſen entlegenen Theilen, die ziemlich weit von der Stadt entfernt waren, gab es auch kaum Spaziergänger.

„Wäre es nicht ſo erquickend friſch unter den herrlichen Bäumen, ſo könnte man es in dieſer Einſamkeit, in dieſem verzauberten Walde, den kein menſchlicher Fuß betritt, gar nicht aushalten,“ ſagte Amelie.

„Der Zauberbann iſt gebrochen,“ ſagte Graf Verden, „drei Perſonen kommen uns entgegen und .... irre ich nicht, ſo iſt dabei die kleine Liſa Rink.“

„Liſa Rink!“ riefen Amelie und Franz Seraph und wendeten ſich nach der Seite hin, die Graf Verden im Wagen einnahm.

„Gewiß! ſie iſt es!“ ſagte Amelie; „aber ſchau’ Franz Seraph! ihr Begleiter iſt ja Dein Jugendfreund von Cronenſtein.“

„Der .... und Liſa Rink!“ rief Franz Seraph ungläubig. Er ſaß ſeiner Couſine gegenüber und bog ſich nun ſo weit aus dem Wagen, daß er den Spaziergängern gerade in’s Geſicht ſah. Dieſe waren inzwiſchen ganz nahe gekommen. Er konnte nicht zweifeln; — es war Teleſphor.

Und auch Telesphor erkannte ihn, erkannte Graf und Gräfin Verden, denn er grüßte als ſie an ihm und den Damen vorüberfuhren.

„Für einen Studioſus der Theologie ſcheint mir Liſa Rink ein gefährlicher Umgang zu ſein,“ ſagte Graf Verden lächelnd zu Franz Seraph, während Amelie hinzuſetzte:

„Sie iſt wirklich ein reizendes Weſen! haſt Du ſie noch nicht geſehen, Franz Seraph?“

„Nein!“ erwiderte er betäubt.

„Aber doch von ihr gehört?“ fragte ſie weiter.

„Ja.“

„Ach, Du guter Menſch!“ ſagte Amelie mitleidig, „Du biſt ganz erſtarrt über Deinen Theologen. Da ſiehſt Du wie leichtſinnig die Welt iſt! — Ich mache Dir folgenden Vorſchlag: Du gehſt mit uns in das Vorſtadt-Theater, wenn Liſa Rink eine ihrer Hauptrollen gibt — vorausgeſetzt, daß wir Billete bekommen. Es iſt recht angenehm, dies kleine Theater, weil im hohen Sommer die beſten Schauſpieler der großen Bühne abweſend ſind und der Director hat einen guten Griff gemacht, daß er eben jetzt die Liſa Rink entdeckt hat .... denn etwas Schauſpiel muß man zuweilen haben — das iſt jetzt ein allgemein menſchliches Bedürfniß. Darum mußt Du auch nicht über Deinen Freund Dich entſetzen.“

„Ich entſetze mich nicht,“ ſagte Franz Seraph wieder gefaßt, „ich wundere mich nur.“

„Wenn Du Liſa Rink ſehen wirſt, ſo nimmt Deine Verwunderung beträchtlich ab — wenn ſie nicht ganz aufhört. Dein Freund kann doch noch ein ſehr guter Geiſtlicher werden.“

„Das bezweifele ich nicht .... wenn er es werden will,“ erwiderte Franz Seraph.

„Auf jeden Fall handelſt Du klüger, wenn Du Dich möglichſt fern von dieſer und von jeder anderen Liſa Rink hältſt,“ ſagte Graf Verden.

„Aber auf der Bühne muß er ſie ſehen!“ verſetzte Amelie dringend: „die Freude muß man doch der Jugend laſſen, Du geſtrenger Cato.“

„Das Theater macht mir wenig Freude,“ ſagte Franz Seraph: „gewöhnlich iſt es eine Carricatur, oft eine Uebertreibung, nie eine Idealiſirung der Wirklichkeit — einzelne große Tragödien ausgenommen, die ich aber lieber leſe als dargeſtellt ſehe, weil ſich in jede Aufführung etwas Fratzenhaftes miſcht.“

Amelie klopfte ihn mit ihrem großen grünen Fächer zierlich auf die Finger und ſagte:

„Langweile mich nicht mit Deinen Idealen. Sie machen aus dem Leben eine lange Enttäuſchung.“

„Wenn man ſie auf jedem Schritt und Tritt finden will, ſo haſt Du Recht,“ erwiderte er; „will man ſie aber erſtreben und verwirklichen im eigenen Sein und Thun, ſo ſind ſie es doch nur, die dem Leben ſeine wahre Bedeutung geben, denn unſere Ideale ſind, gleichviel auf welchem Gebiet, unſere lebendigen und lebentreibenden Ideen von der Vollkommenheit.“

„Du biſt eine Künſtlerſeele, Franz Seraph, Du mußt ſie haben.“

„Nein, Amelie! ich muß Ideale haben, weil ich eine Menſchenſeele bin, die den Typus des höchſten Ideals an ſich trägt .... wenn auch verwiſcht und entſtellt. Ohne himmliſche Ideen, nach deren Verwirklichung ich zu ſtreben habe, wäre mir das Leben unerträglich, denn worauf ſollte ich dann dieſe unſtillbare, dieſe namenloſe Sehnſucht richten, die in meiner Bruſt, wie ein Königsadler in der Gefangenſchaft, die Flügel regt und zur Höhe ſtrebt! Gebe ich ihn frei, dieſen Aar .... und ſteigt er dann nicht auf zu den Höhen der Ideale: ſo ſchießt er herab auf gemeine Atzung.“

„Ich bin neugierig Dich in zehn Jahren reden zu hören, Franz Seraph,“ ſagte Amelie: „Du biſt jetzt ſo recht in der Blütezeit aller Hoffnungen, aller Erwartungen, aller Illuſionen — und da meinſt Du denn, unſer Erdball ſei ein Thonklumpen aus dem Deine Hand ein Götterbild machen könne, wie Du das als Bildhauer zu thun pflegſt. Aber glaube mir! ſie iſt ſtarr und ſpröde dieſe alte graue Erde und ich fürchte ſehr, daß ſie Deiner Hand, wie ſo mancher anderen, nicht ſich fügt.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte er lachend: „aber zum Glück beginnen meine Ideale bei mir ſelbſt.“

„Du biſt unverbeſſerlich!“ verſetzte ſie mit einem leiſen Anflug von Langweile: „allein es bleibt dabei Du mußt mit uns Liſa Rink ſehen.“

„Das wird in der That ganz nothwendig ſein,“ ſagte Graf Verden trocken: „Du ſtändeſt ſonſt nicht auf der Höhe des Jahrhunderts, Franz Seraph, und die Damen würden an Deinem Künſtlerberuf zweifeln, wenn Du nicht das Verlangen hätteſt dieſe bezaubernde Künſtlerin zu ſehen.“

„Gut! es bleibt dabei!“ entgegnete Franz Seraph, der wieder in Zerſtreuung fiel um zu ergründen, wie Telesphor an die Seite von Liſa Rink komme. Es gelang ihm aber nicht.

In der Frühe des anderen Morgens war er eben im Begriff ſein Zimmer zu verlaſſen, als Telesphor wie im Sturmwind hereinbrauste und ſagte:

„Du haſt mich geſtern geſehen .... ich will Dir Alles erzählen .... ich wollte täglich zu Dir kommen, fand aber keine Zeit! jetzt hör' mich an.“

„Sogleich!“ erwiderte Franz Seraph; — „nur gehe ich zuvor in eine Meſſe, denn ich bin bei meinem Cronenſtein'ſchen Gebrauch geblieben mit ihr den Tag zu beginnen."

„Du kannſt es ſpäter thun, wenn ich fertig bin!" ſagte Teleſphor ungeduldig: „jetzt bin ich hier um mit Dir zu ſprechen."

„Es wird Dir nicht ſchaden, wenn Du zuvor auch ein Wort mit dem lieben Gott ſprichſt," ſagte Franz Seraph ſanftmüthig, und ohne weitere Erörterung nahm er Teleſphor unter den Arm und führte ihn in die benachbarte Kirche.

„Hörſt Du nicht täglich die heilige Meſſe?" fragte er unterwegs.

„Nein .... ich habe keine Zeit," erwiderte Teleſphor mit einiger Ueberwindung: „es iſt ja auch keine Verpflichtung."

„Glaubſt Du noch das, was Du früher geglaubt haſt, Teles?" fragte Franz Seraph.

„Alles wohl nicht mehr .... aber die Hauptſache doch — und vielleicht auch Alles."

Franz Seraph ſchwieg und dachte bei ſich ſelbſt, ob etwa der Verſtand ſeines Freundes gelitten habe. Während der ganzen Meſſe kniete Teleſphor neben ihm und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen ohne ſich zu regen noch zu bewegen. War er in Schmerz verſunken, in Gebet, in Nachdenken? — —

Schweigend kehrten ſie zurück und Franz Seraph ſagte:

„Nun rede und erleichtere Dein Herz, denn ich ſehe wohl, daß es Dir fürchterlich ſchwer iſt.“

„O warum hab' ich die Heimat verlaſſen!“ brach Telesphor ſtürmiſch aus: „warum blieb ich nicht auf dem Holzhof meines Vaters und führte ſein Geſchäft fort, wie er es ſo ſehr wünſchte! Dann wäre ich jetzt ruhig und zufrieden!“

„Du glaubteſt einen anderen Beruf zu haben,“ verſetzte Franz Seraph: „haſt Du ihn nicht, ſo kehre heim. Dein Vater wird Dich mit Freuden empfangen.“

„Schwerlich .... wenn er erfährt, daß ich ihm als Tochter Liſa Rink in's Haus bringen will!“ rief Telesphor.

„O Du Armer! haſt Du dem Geſang der Sirenen gelauſcht?“ fragte Franz Seraph mit tiefer Wehmuth.

„Es kann auch die Stimme eines Engels geweſen ſein — und das iſt es, was ich glaube, was ich feſt glaube,“ entgegnete Telesphor mit großer Beſtimmtheit: „denn wenn ich das nicht glaubte, wenn es das Werk des Teufels wäre, um mich meinem Entſchluß untreu und mich elend zu machen: ſo fahre die Welt zur Hölle! Doch, wie geſagt, das kann und will ich nicht glauben. Nun aber höre die Geſchichte der zwei Jahre ſeitdem unſer glückliches Leben in der Heimat zu Ende ging.

„Ich kam nach Y. mit der größten Begeiſterung für meinen Beruf und mit dem regſten Eifer für meine Studien. Ich fand ein paar ausgezeichnete Profeſſoren, bei denen die gründlichſte Wiſſenſchaft durch tiefen Geiſt belebt und durch tiefen Glauben verklärt wurde. Die Dogmatik baute ſich vor mir auf wie ein erhabener Dom, in welchem ſich alle architektoniſchen Glieder nach geheimnißvollen und doch lichten Geſetzen zuſammenfügen, um in der Spitze des Kreuzes auszulaufen. All' meine Gedanken waren darauf gerichtet mehr und mehr in das Verſtändniß dieſes wunderbaren Zuſammenhanges und aller einzelnen Theile einzudringen. Ich lebte wie in einer Geiſterwelt. Keine Arbeit ermüdete mich; keine Anſtrengung fiel mir ſchwer. Die Abwechſelung, welche ich in den verſchiedenen Zweigen des großen Baumes der Theologie fand, genügte mir zur Erholung. Ich ging nur mit drei oder vier jungen Leuten um, die ebenſo eifrig als ich der Wiſſenſchaft ſich widmeten. Ein gemeinſchaftlicher Spaziergang, auf welchem wir dieſe und jene Frage erörterten oder uns gegenſeitig zu unſerem hohen Beruf ermunterten — das war unſer Genuß. Der frühe Morgen und der ſpäte Abend traf mich bei den Studien und täglich bat ich Gott in der heiligen Meſſe, daß er meine Mühe und Arbeit ſegnen und mich zu einem tüchtigen Prieſter machen wolle. Ich war feſt überzeugt, daß meine ganzen Univerſitätsſtudien denſelben regelmäßigen Verlauf haben würden. Ich irrte ſehr. Meine Ruhe und Zufriedenheit währten nicht viel länger als das erſte Semeſter. Warum läßt uns Gott nicht im Paradieſe, Franz Seraph? warum zerrt er unſere Seele heraus? die meine war in Frieden und begehrte nichts als dieſen Frieden. Aber ſie ſollte ihn verlieren." —

„Sie ſollte ihn als eine Tugend beſitzen, nicht als einen Zuſtand," unterbrach ihn Franz Seraph: „ſie ſollte ihn erkämpfen, im Kampf ſich bewähren und den Siegespreis erhalten."

„Schweige, ich bitte Dich!" rief Telesphor, „ich weiß ja Alles was man unter ähnlichen Umſtänden zu hören bekommt .... allein es genügt mir nicht."

„Das glaub' ich gern."

„Alſo auch Du findeſt es ungenügend?"

„Nicht ich! — wohl aber der Stolz und die Leidenſchaft, welche nicht zugeben wollen, daß ſie auf falſche Wege führten."

„Aber ich ſage Dir es iſt kein falſcher Weg .... es iſt kein Sirenengeſang" .... —

„Nun, erzähle weiter! ich werde Dich nicht wieder unterbrechen," ſagte Franz Seraph, der wohl einſah wie vorſichtig dies krankhaft aufgeregte Gemüth zu behandeln ſei.

„Um meine Hausgenoſſen hatte ich mich bisher gar nicht gekümmert. Es war mir ganz gleichgültig wer neben, wer über mir wohnte. Eines Tages aber — im Oktober werden es zwei Jahr — vernehme ich über meinem Zimmer eine erzürnte grobe Männerſtimme im Wortwechſel mit zwei klagenden, weinenden Frauenſtimmen, ſchwere Schritte, ein dröhnendes Zuwerfen der Thür. Ein Mann kommt polternd die Treppe herab und oben wird das Weinen noch lauter und durch Kinderſtimmen verſtärkt. Es hat etwas Klägliches das Weinen von Weibern und Kindern einem brutalen Mann gegenüber, und ohne irgend eine beſtimmte Abſicht ſtehe ich auf und öffne meine Thür um den Wüthrich zu ſehen, der die Treppe herabkommt. Es war der Hausbeſitzer, ein Schuhmacher, mit dem ich auf ſehr gutem Fuß ſtand, weil es in meinem Zimmer ruhig wie in einem Kloſter herging.“

„Haben Sie den Mordſpektakel da oben angeſtellt?“ fragte ich höchlichſt verwundert.

„Freilich habe ich das thun müſſen!“ antwortete er und ſchob ſich und mich in's Zimmer hinein: „es iſt eine Höllenplage Hausbeſitzer zu ſein! nicht alle Miethsleute ſind ſo pünktliche Zahler wie Sie, Herr Herzog. Mit der Frau da oben habe ich über drei Wochen, ſchon ſeit dem 1. Oktober, Nachſicht gehabt. Aber nun endlich muß ſie doch Anſtalt machen das Quartal zu bezahlen. Ich zeigte ihr die Möbel, die ſie ſehr gut entbehren könne. Da gab es ein Lamento, als riſſe ich ihr das Herz aus dem Leibe . . . . Sie hörten es ja!“

„Wer iſt die Frau?“ fragte ich.

„Es iſt die Wittwe des vor einem halben Jahr verſtorbenen Organiſten bei St. Florian. Sie wohnt aber erſt ein Vierteljahr, d. h. drei Monat, drei Wochen und juſt auch drei Tage hier.“

„Iſt ſie eine brave Frau?“

„Bis auf die Unpünktlichkeit im Zahlen — ſehr brav.“

„Hat ſie Kinder?“

„Vier Kinder von acht bis fünfzehn Jahren. Es wäre mir ſchon lieber wenn ſie keine hätte. Die Buben ſind wilde Rangen, ſetzen ſich oben auf das Treppengeländer, rittlings, und ſchießen ſo die drei Stiegen hinab. Das ſchont ihre Schuhſohlen, ruinirt aber mit der Zeit mein Geländer. Sind ſie Ihnen nie in dieſer Poſitur begegnet?“

Ich fragte ihn nach der Schuld der Frau; ſie war gering, denn in zwei Zimmern, im dritten Stock, lebte die arme Familie. Ich war kein Cröſus; allein meine Lebensweiſe war ſo einfach, ſo bedürfnißlos, daß ich die kleine Summe entbehren konnte. Ich gab ſie dem Hausherrn und ſagte:

„Unter der Bedingung, daß Sie ein tiefes Schweigen beobachten — und zwar gegen Jedermann, zahle ich das verfloſſene Quartal.“

Er war beglückt, verſprach Alles was ich verlangte, verſicherte meine Mildthätigkeit für Wittwen und Waiſen werde mir Gottes Lohn eintragen und fragte, was er der Frau Rink zu ſagen habe.

„Was Sie wollen!“ entgegne ich ſorglos und halte die Sache für abgethan.

Denſelben Abend um eilf Uhr, als längſt tiefe Stille im Hauſe herrſcht, pocht es an meine Thür. Bevor ich öffne frage ich mit lauter Stimme, wer da ſei?

„Still! um's Himmelswillen!“ flüſtert eine Frauenſtimme: „ich bin die Wittwe Rink.“

Es war mir höchſt unangenehm, daß die Plauderhaftigkeit des Hauswirthes mir einen Dank und zu ſo ungehöriger Stunde zuziehe und ziemlich barſch öffne ich die Thür und frage was zu Dienſten ſei. Mein Ton that mir aber leid, als eine blaſſe, abgehärmte, in einen dürftigen Traueranzug gekleidete Frau, mit einem zitternden Oellämpchen in der Hand, haſtig hereinhuſcht und eilig und beklommen ſagt:

„Sie haben meine Schuld abgetragen aus großer chriſtlicher Nächſtenliebe .... Sie haben dem Hauswirth geſagt, ich könne Ihnen das Geld gelegentlich zurückerſtatten ..... aber ich muß Ihnen einfach geſtehen, daß Sie nicht darauf rechnen dürfen. Mit der äußerſten Anſtrengung bringe ich den Miethzins für das nächſte Quartal zuſammen, denn allzu ſehr dürfen die armen Kinder nicht hungern. Es drängte mich Ihnen dies noch heute zu ſagen .... und ich komme ſo ſpät, weil ich nicht wünſche geſehen zu werden. Ich möchte Sie alſo bitten Ihrer Großmuth keine Schranke zu ſetzen."

Ich unterbrach ſie, um ihr mit aller Wahrheit die Verſicherung zu geben, daß ich nicht entfernt an ein Darlehen gedacht hätte und daß der Hauswirth dieſe Verſion erdacht habe, wahrſcheinlich in der guten Abſicht ihr die Hülfleiſtung weniger drückend zu machen. Sie war ſichtlich erleichtert und ſagte:

„Gott wird weiter helfen .... wie? das weiß ich nicht. Aber Sie wiſſen vielleicht," ſetzte ſie plötzlich hinzu, „ob nicht mein älteſter Sohn in eine Anſtalt kommen könnte, wo man katholiſche Prieſter erzieht."

Aus dieſer Aeußerung entnahm ich, daß ſie nicht katholiſch ſei und ich fragte, ob der Knabe geiſtlich zu werden wünſche.

„Ich glaube es," erwiderte ſie. „Er hat von ſeinem ſeligen Vater nie etwas Anderes gehört, als: Mein Anton wird einmal ein frommer Prieſter! — und mit dem Vater ſprach er ſich auch aus. Aber bei mir und meiner Tochter thut er es nicht .... er iſt ſtill und in ſich gekehrt."

Es flog mir wie ein Blitz durch den Sinn, daß meine paar Gulden vielleicht die Veranlaſſung werden ſollten, um einen jungen Menſchen im prieſterlichen Beruf zu erhalten, und ich ſagte der Frau Rink, da ich ſelbſt geiſtlich werden wolle, würde ihr Anton vielleicht Vertrauen zu mir faſſen und ſie möge ihn mir gelegentlich einmal ſchicken.

„Unter welchem Vorwand?" fragte ſie: „die Kinder wiſſen nichts von Ihrer Großmuth .... ausgenommen meine Tochter."

„So will ich denn ſelbſt ſuchen ſeine Bekanntſchaft zu machen," entgegnete ich.

Frau Rink dankte nochmals mit Thränen und ſchlich von dannen; ich aber fühlte mich unausſprechlich beglückt und ſah ſchon im Geiſt, als die Folge einer ſchlichten Handlung der Nächſtenliebe, nicht nur den jungen Menſchen als Prieſter, ſondern auch Mutter und Schweſter durch ihn zum katholiſchen Glauben bekehrt.

Ich machte mit Anton Rink Bekanntſchaft, indem ich ihn eines Morgens bat, er möge, wenn er vom Gymnaſium zurückkehre, mir aus der Buchhandlung an der er vorübergehe, ein Buch mitbringen, deſſen Titel ich ihm aufſchrieb. Er brachte es mir freundlich und ſchüchtern. Er war ein herrlicher Knabe mit den ſchönſten Anlagen, aber gedrückt durch die Noth, in welche die Familie durch die langwierige Krankheit und den Tod des Vaters gerathen war — und daher ſcheu und ſtill Fremden gegenüber. Es koſtete mich einige Mühe den kleinen Waldvogel zu zähmen. Aber er flößte mir eine ſo lebhafte Theilnahme ein, er war ſo viel verſtändiger, ſinniger, ernſter, als ſeine vierzehn Jahre, daß er endlich begriff, wie gut ich es mit ihm meine; und von dem Augenblick an hing er mit ganzer Seele an mir und ſprach mit mir vertrauensvoll, wie mit einem älteren Bruder. Sein Entſchluß geiſtlich zu werden ſtand ganz feſt. Ich fragte ihn ob ſeine Mutter es wiſſe.

„Ganz gewiß wohl nicht,“ ſagte er erröthend.

„Und warum verſchweigſt Du es ihr? betrübt es ſie?“

„Das nicht!“ verſetzte er: „ſo lange der Vater lebte, betrachteten wir Alle es als eine abgemachte Sache. Nach ſeinem Tode ſprach ich Einmal davon; da ſagte die Liſi: Bedenke was Du thuſt, Anton! der katholiſche Prieſter darf nicht heirathen! — Die Rede mißfiel mir und ſeitdem ſchweige ich.“

Mich freute dieſe ruhige Entſchloſſenheit, aber dennoch bewog ich ihn offener gegen ſeine Mutter zu ſein; jedem guten Rath folgte er bereitwillig. Hie und da half ich ihm etwas nach in denjenigen Studien, worin er zurück war und je mehr er lernte, deſto beſſer und frömmer wurde er. Es war mir eine wahre Wonne dieſe junge Seele zu beobachten, die ſich wie eine ſeltene Blume vor meinen Augen entfaltete. Nach ſeinen häuslichen Verhältniſſen fragte ich nie und er äußerte nur Einmal, als ich ſagte ich ginge gewöhnlich erſt um Mitternacht ſchlafen:

„Liſi muß auch oft ſo lange wachen, denn ſie hat gar viel Arbeit für einen großen Putzladen — und die Mutter hilft ihr bis in die tiefe Nacht.“

Daraus entnahm ich, daß der angeſtrengte Fleiß der Mutter und Tochter die Familie erhalte. Sie lebten wie Klausnerinnen. Nie hatte ich ſie auf der Straße geſehen, nie war ich ihnen im Hauſe begegnet und trotz meiner Zuneigung für Anton ſpürte ich nicht den leiſeſten Wunſch Liſi kennen zu lernen.

Der Winter verging im Fluge. Es war durch dieſen Knaben ein ganz eigenes Intereſſe in mein Leben gekommen und eine neue Seite des Berufs, den ich ſo begeiſtert liebte, die Erziehung, die Bildung junger Seelen, bot ſich mir in der Praxis dar. Anton kam regelmäßig jeden Abend um ſechs Uhr zu mir; aber eines Abends zu Ende der Faſten=

zeit blieb er aus und auch am zweiten Abend. Am dritten Abend erſchien ſein jüngerer Bruder mit der Nachricht Anton ſei krank und liege ſchon ſeit drei Tagen ſtill im Bett. Ich wollte ſogleich zu ihm. Der Kleine ſagte, er wiſſe nicht ob die Mutter das erlaube, der Doctor habe geſagt Anton müſſe Ruhe haben. Ich ſchickte den Kleinen zu ſeiner Mutter mit der Anfrage ob ich kommen dürfe. Die Antwort war: Morgen, im Lauf des Tages; ſie werde mir den kleinen Philipp ſchicken um mich zu holen. Daraus, daß Frau Rink einen Arzt gerufen hatte, ſchloß ich, daß Anton ernſtlich krank ſein müſſe; aber Philipp konnte mir darüber keine Auskunft geben. Dieſe Vorſtellung bekümmerte mich ſehr; theils wegen meines kleinen Freundes, theils weil ich mir denken konnte in welche Noth und Sorge eine dürftige Familie durch eine ſolche ſchwere Krankheit verſetzt werde. Ich nahm mir vor dafür zu ſorgen, daß es dem Kranken an nichts fehle. Am anderen Tage, Nachmittags, als ich frei und Philipp noch nicht in der Schule war, holte er mich und ſagte Anton ſei ſehr krank.

Die Wohnung der Frau Rink beſtand aus zwei Zimmern, die durch eine Thür verbunden waren. Beide hatten eine Thür auf den Gang. In dem erſten Zimmer ſchliefen die drei Knaben. Das zweite, größere, war das allgemeine Familienzimmer, zugleich aber auch Schlaf- und Arbeitszimmer von Mutter und Tochter. Eine Art von Alkoven verband es mit der rückwärtsliegenden Küche. In dieſen Alkoven hatte man jetzt den Kranken gebettet, und dahin führte mich Frau Rink, nachdem ſie mich an der Thür empfangen und mir zugeflüſtert hatte, Anton habe ein Bruſtfieber — „wie ſein armer Vater,“ ſetzte ſie mit dem Ton tiefſter Troſtloſigkeit hinzu. Es ging mir durchs Herz. Anton lag im heftigen Fieber, allein er that ſeine ſchweren müden Augen auf und ſah mich mit dem Ausdruck der zärtlichſten Dankbarkeit an. Reden konnte er nicht, ſein Athem war kurz, beklommen, durch Huſten unterbrochen. Ich ſetzte mich zu ihm und ſagte ihm ab und an ein paar freundliche Worte oder ein Stoßgebetlein und immer machte er mir ein Zeichen, daß er mich verſtanden und an den Stoßgebeten ein beſonderes Wohlgefallen habe. Während der halben Stunde, die ich an dem traurigen Lager zubrachte, überlegte ich, wie es zu machen ſei, daß ich den Kranken häufig beſuchen könne ohne ſeine Mutter und Schweſter zu beläſtigen und nachdem ich ihm verſprochen hatte bald wiederzukommen, verließ ich den Alkoven.

Telesphor erhob ſich mit lebhafter Bewegung ging ein paarmal durch's Zimmer, blieb dann vor Franz Seraph ſtehen und fragte:

„So war es! . . . . War ein Unrecht darin?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Franz Seraph.

„Warum mußte mir denn aus einer guten Handlung Unheil erwachſen?“

„Weil der böſe Feind Unkraut unter den Waizen ſäet und weil wir nicht immer wachſam ſind, um es zu verhindern.“

„Nun höre weiter! — Ich trat aus dem Halbdunkel des Alkovens in das Zimmer. Es war ganz voll warmen, glänzenden Sonnenſchein und der blaue Frühlingshimmel ſchaute durch die Fenſter hinein. Mitten in all dieſem Licht ſaß Liſi zwiſchen allerhand Kram von Bändern und Blumen. Als ich eintrat ſtand ſie auf. Die Sonnenſtrahlen zitterten auf ihren weichen blonden Locken, ſo daß der ſchöne Kopf in einer goldenen Glorie ſchwamm und ihre zauberiſchen, tiefblauen Augen ſahen mich mit einem Blick an, der etwas von Antons zärtlicher Dankbarkeit mit einer, ihr eigenthümlichen ſüßen Lieblichkeit verſchmolz. Der Blick traf mein Herz. Als ich eintrat dachte ich ſo wenig an Liſi wie ich jetzt an den Dalal Lama denke. Ich dachte an den hinſiechenden Knaben und an die Hülfe, die ich ihm an Leib und Seele leiſten könne. Was war denn das für ein ſengender Blitz?“

„Es war der ſchreiende Gegenſatz zwiſchen dem blühenden Leben und den aufdämmernden Schatten des Todes, der Deine Phantaſie überraſchte," ſagte Franz Seraph ruhig.

„Nein!" rief Telesphor, „das war nicht die Wirkung eines Gegenſatzes! Es war etwas ganz Freies, ganz Selbſtändiges, ganz Unwiderſtehliches! .... Es war Liebe!"

„O Du Thor, Du raſender Thor!" rief Franz Seraph ganz außer ſich: „wie konnteſt Du die himmliſche Perle, die Gott ſelbſt in Dein Herz gelegt hatte, ſo ohne Schwertſtreich Dir entreißen laſſen!"

„Ohne Schwertſtreich?" fragte Telesphor mit düſterem Sinnen.

„Streiche in die Luft machen keinen treuen Kampf aus!" rief Franz Seraph.

„Lebe mein Stück Leben ſeit jener Zeit; dann wirſt Du wiſſen was das iſt: Kampf," ſagte Telesphor kalt und fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Ich fragte Liſi wo die Mutter ſei. Sie ſagte: „Die Mutter läßt eine Arzenei machen und kommt gewiß gleich zurück. Aber ich kann ihr ausrichten was Sie ihr ſagen möchten."

Ich machte alſo den Vorſchlag, die beiden kleinen Knaben im Alkoven ſchlafen zu laſſen und Anton allein in dem anderen Zimmer zu betten, er habe dort mehr Luft und Licht und ich könne zu jeder Stunde zu ihm kommen ohne Jemand zu ſtören.

„Glauben Sie an ein langes Krankenlager?“ fragte Liſi ängſtlich.

„Ihre Mutter ſcheint es zu fürchten,“ verſetzte ich.

Thränen hingen an ihren langen, aufwärtsgebogenen Wimpern. Als ich das ſah, fiel mir ein, daß man zu ſagen pflegt, Augen mit aufwärtsgebogenen Wimpern würden viel weinen und mich ergriff ein unausſprechliches Mitleid mit dieſem ſo lieblichen, ſo hülfloſen Geſchöpf. Da kam Frau Rink zurück und ich freute mich ihr meinen Vorſchlag ſelbſt mitzutheilen, denn ich machte ihn ſo eindringlich, daß ſie ſogleich darauf einging. Ich eilte in die Werkſtatt unſeres Hausherrn hinab, holte mir einen Geſellen und in kürzeſter Friſt war die Veränderung bewerkſtelligt und Anton lag in dem ſonnenhellen, luftigeren Zimmer. Frau Rink erſchöpfte ſich in Dankſagung. Ich konnte ihr die Verſicherung geben, daß mir kein Dank gebühre, denn es gewähre mir den größten Troſt zu Antons Pflege und Erleichterung beizutragen. Seine Krankheit ging ihren Lauf? aus dem Bruſtfieber wurde die galoppirende Schwindſucht. Sechs Wochen des Leidens — und er war in der Ewigkeit. Er fühlte daß er ſterben werde und verhehlte es mir nicht; der Mutter verſchwieg er es, denn ſie klammerte ſich krampfhaft an die Hoffnung auf Geneſung. Er ſelbſt verlangte die Sterbſacramente am Vorabend vom Feſte Chriſti Himmelfahrt und am Morgen des Feſttages entſchlief er, nachdem ſein letztes Wort geweſen war: „Ich gehe zum Vater.“

Daß ich Stunden, Tage, Nächte an ſeinem Schmerzenslager war, brauche ich Dir nicht zu ſagen und ich darf hinzuſetzen, daß dies gerade ebenſo der Fall geweſen wäre — ohne Liſi. Ich ſah ſie zuweilen ein paar Tage nicht, denn Frau Rink ſchloß nicht ſelten die Verbindungsthür der beiden Zimmer, wenn ich kam. Der Stachel des Schmerzes und der Angſt um Anton grub ſich zu ſcharf in meine Bruſt ein, um nicht jedes andere Gefühl zurückzudrängen. Aber nach ſeinem Tode war es, als ob es ſich jetzt doppelt geltend mache.

„O Telesphor!“ ſeufzte Franz Seraph, „warum mußteſt Du durch die Schweſter verlieren, was Du durch den Bruder gewonnen hatteſt! Warum miedeſt Du nicht das Mädchen nach Anton's Tode? warum warfſt Du Dich nicht mit verdoppeltem Eifer auf die Studien? Es mußte Dir doch bei redlicher Gewiſſenserforſchung klar werden, daß ſich Gefühle einmiſchten, die nicht mit Deinem Beruf übereinſtimmten.“

„Im Gegentheil!“ rief Telesphor, „ich glaubte ganz in Uebereinſtimmung mit meinem Beruf zu handeln, wenn ich Alles daran ſetzte, um Liſi und ihre Mutter für den katholiſchen Glauben zu gewinnen.“

„Und das Mittel dazu war — daß Du Dich in Liſi verliebteſt, was ihr ohne Zweifel eine hohe Idee von der Reinheit des katholiſchen Glaubens beigebracht hat“ — ſagte Franz Seraph mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Du irrſt gänzlich,“ erwiderte Teleſphor kalt: „ich war nicht in Liſi verliebt, — wenn Du etwa die Leidenſchaft, die jetzt mich foltert, ſo nennſt. Nein! damals dachte ich nicht daran den geiſtlichen Beruf aufzugeben. O nein! ich hätte ein heiliger Prieſter werden mögen, um ihre Seele zu gewinnen. Ich wollte mich dieſer verlaſſenen Weſen annehmen, dafür ſorgen, daß die beiden kleinen Knaben katholiſch erzogen würden und auch in materieller Beziehung ſie unterſtützen. Frau Rink war ganz erſchöpft von Kummer und Anſtrengung, hatte Migränen, welche ſie manchen Tag, unfähig zu jeder Arbeit, an's Bett feſſelten. Dann mußte Liſi das kleine Hausweſen beſorgen, mußte kochen was zu kochen war, mußte die Zimmer auskehren und dabei immer für ihren Putzladen arbeiten. Weil die Damen ihre Sommerhüte nothwendig hätten — ſagte ſie, müſſe ſie auch die frühen Morgen- und die ſpäten Nachtſtunden benutzen; allein ich wußte, wie viel nothwendiger ihr die karge Bezahlung ihrer übermäßigen Anſtrengung ſei. Einmal bot ich der Frau Rink ein kleines Darlehen an, doch ſie wies es zurück und ſagte, ſie habe ſich mit der Bitte um Unterſtützung an einen Schwager gewendet. Da ſchickte ich ihr ein Sümmchen anonym durch die Poſt zu. Jetzt mußte ſie es ſchon behalten. Wenn ſie nicht die Migräne hatte, ging ich jeden Abend ein Stündchen hinauf und wir ſprachen von Anton. Liſi ſprach wenig mit, aber ſie weinte viel — und das war eigenthümlich rührend und anmuthig, weil ſie dabei immer von all ihrem modiſchen Tand umgeben war. Tiefere religiöſe Geſpräche liebte Frau Rink nicht. Es ſchien mir, als hege ſie eine Art von Mißtrauen gegen mich ſo wie ich irgend eine Glaubenslehre berührte. Ich ſchwieg alſo, aber es wurde mir ſchwer und ich gab die Hoffnung nicht auf ihr einleuchtend zu machen, wer den wahren Glauben beſitze und daß es nicht meine Abſicht ſei, ihre Hülfloſigkeit zur Proſelytenmacherei zu benutzen. Was Liſi in dieſer Beziehung dachte, konnte ich nicht ergründen; denn ſie ſah zu Allem was ich ſagte ungemein freundlich aus, doch ohne darauf zu antworten oder durch eine Frage ihre Theilnahme kund zu geben. Ich glaubte ſie würde ſich unbefangener äußern wenn die Mutter nicht gegenwärtig ſei; aber das kam nicht vor.“

Im Auguſt war wieder ein Semeſter zu Ende —

das dritte. Ich hatte bedeutend nachgelaſſen in meinem Studieneifer, denn ich brachte der Wiſſenſchaft nicht mehr eine volle ungetheilte Aufmerkſamkeit entgegen und meine Zerſtreutheit machte mich lau für ſie. Trocken kam ſie mir vor, ja abſtoßend. Ich würde die Ferien frohlockend begrüßt haben, wenn ſie mir nicht eine zeitweiſe Trennung von Liſi auferlegt hätten. Ich verſchob meine Abreiſe nach X. um eine Woche, dann um noch eine und noch eine. Endlich mußte ich mich dazu entſchließen. Als ich zu Liſi ſagte, ich ginge zu meinen Eltern, wendete ſie ſich zu ihrer Mutter und ſagte wehmüthig:

„Unſer einziger Freund verläßt uns.“

„Wir müſſen auch das ertragen,“ verſetzte Frau Rink mit kalter Reſignation.

„Werden Sie wiederkommen?“ fragte Liſi.

„Zweifeln Sie daran?“ fragte ich zurück; — denn in dem Augenblick, Franz Seraph, war es mir klar, daß meine Zukunft ihr gehören müſſe. Ich wollte ja Seelen retten .... — nun wohlan! ich rettete ſie!

„Mögen Sie wiederkommen oder nicht,“ ſagte Frau Rink, „wir bleiben ewig Ihre dankbaren Schuldner.“

Sie gab mir die Hand. Liſi kämpfte mit ihren

Thränen, als ſie mir gleichfalls die Hand reichte. Ich reiste nach X.

Es war ein martervoller Aufenthalt! .... einestheils, weil es mir erſt jetzt recht klar wurde, welche Marter es ſei ohne ſie, fern von ihr, zu leben .... anderntheils, weil meine ganze Vergangenheit vor mir aufwachte und mich zu feſſeln ſuchte. Ich ſah das Zimmer, den Platz wieder, wo ich als Knabe dem Vater erklärte ich wolle geiſtlich werden; ich ſah den Schloßcaplan wieder, mit dem ich ſo oft dieſen Entſchluß beſprach. Ich ſah Cronenſtein wieder .... und Deinen Onkel .... und alle Stätten unſerer jugendlichen Freuden .... und alle Erinnerungen, alle Geſpräche, alle Vorſätze der alten Tage wurden lebendig und ſchienen mich zu fragen: Uns willſt du verleugnen? von uns willſt du dich losſagen? mit uns willſt du brechen? — Zuweilen erſchien mir das Alles wie eine ſchützende Bruſtwehr gegen die Pfeile des Feindes, zuweilen wie eine Dornenhecke, die ich auf Koſten meines Herzblutes durchbrechen müſſe, um zu meinem Glück zu gelangen.

Ich beſuchte Deinen Onkel. Sein klares unbeſtechliches Auge ſah den Zwieſpalt meiner Seele.

„Du biſt nicht mehr, was Du im vorigen Jahr warſt, Teles,“ ſagte er liebreich.

Ich ließ den Kopf in meine Hände ſinken und ſagte nur:

„Ich kämpfe."

„Das genügt!" antwortete er; „der Kampf konnte nicht für Dich ausbleiben! er bleibt für Niemand aus, denn Gott der Herr will ihn, damit er deutlich ſehe, ob wir uns zu ſeiner Fahne halten oder zur Fahne des Satans. Alſo kämpfe mit den Waffen, die er uns gibt, mit Gebet und Selbſtverleugnung, mit Demuth und Beharrlichkeit gegen alle Angriffe des tückiſchen Erzfeindes — und dann ſei gewiß, daß Du ihn aus höherer Kraft, aber nicht aus der Deinen, beſiegen werdeſt."

Ich wollte ihm Alles erzählen, Alles ſagen wie es gekommen ſei. Doch er ließ es nicht zu.

„Für mich iſt es nicht nöthig, Teles," erwiderte er; „ich kenne dieſe uralte Geſchichte, die ſich im Herzen des Staubgeborenen immer auf's Neue in wechſelnden Erſcheinungen zuträgt. Für Dich iſt es beſſer, ihr keinen Ausdruck — gleichſam keine Farbe, keine Geſtalt zu geben. Deine Worte würden Deine Wunde nur aufreißen und ich kenne ſie ohne das."

Leider erſpähete auch mein Schwager Rabener meinen inneren Zwieſpalt. Mit ich weiß nicht welchem dämoniſchen Scharfblick ſah er in mich hinein und wenn gerade die Wellen hoch in mir gingen, wußte er ein paar Worte zu ſagen über die Thorheit, das Glück des Lebens zu verſchmähen, welche den Sturm nur noch mehr aufregten. In dieſem inneren Zuſtand hörte ich ihn gern und wenn er ſagte:

„Der Menſch iſt frei. Seine natürlichen Gefühle ſind ſeine ſchönſten Gefühle, beſeligen ihn ſelbſt und Andere. Ein Gebot auf ſie zu verzichten, wirft ihn in eine Sclaverei, die ſeinem Recht an Freiheit Hohn ſpricht. Mache von der Deinen Gebrauch, ſchüttele den unnatürlichen Zwang ab und hänge den ſchwarzen Rock an den Nagel“ —

wenn er ſo ſprach, ſtimmte mein ganzes Herz ihm bei.

Aber es iſt nicht ſo leicht von der erſten Liebe zu laſſen, und ich liebte ſie noch immer die hohe Braut meiner früheren Jahre, die erhabene Theologie — noch immer den großen Beruf die Wahrheit der Offenbarung zu verkündigen; — nur aber wollte es mir nicht mehr einleuchten, daß dieſer Beruf und dieſe Liebe vom natürlichen Menſchen ſo große Opfer erheiſche. Vermuthlich äußerte ich einmal etwas Derartiges gegen Rabener, denn ich entſinne mich, daß er ſagte:

„Haſt Du eine unüberwindliche Neigung für die Theologie — nun gut! ſo mache es wie Doctor

Martin Luther: ſchreibe, predige, lehre nach Herzensluſt Theologie, aber nimm ein Weib und freue Dich des Lebens.“

Da ſchauderte ich vor mir ſelbſt und fragte mich innerlich: Biſt du denn ſo tief geſunken, daß du auf dem Wege zur Apoſtaſie biſt? — —

Und wieder ging ich zu Deinem herrlichen Onkel und fragte ihn, ob er es durchaus verwerflich fände, wenn ich einen anderen Beruf wählte. Er ſah mich mit ſeinen guten, klugen Augen feſt an und ſprach:

„Thuſt Du es, weil Du es für den Willen Gottes erkennſt, ſo biſt Du ganz in Deinem Recht und handelſt wie ein freier vernünftiger Menſch. Thuſt Du es, weil Du einer traurigen Leidenſchaft oder irgend einer Verſuchung nachgibſt: ſo iſt dabei weder vom Willen Gottes, noch von Vernunft und Freiheit die Rede, und das wäre denn freilich ganz verwerflich.“

Ich mußte ihm Recht geben. Zuweilen ſtellte ich mir vor, welche Freude mein alter Vater haben würde, wenn ich plötzlich zu ihm ſagte: Vater, ich gebe die Studien auf, ich bleibe bei dir, ich trete in das Geſchäft ein, ich bringe dir eine liebliche Tochter; ſie iſt arm, aber an Arbeitſamkeit gewöhnt. So weit war Alles gut; aber der Nachſatz: ſie iſt proteſtantiſch — war vor meinen Eltern gar nicht auszuſprechen. Eheleute — und im Glauben getrennt

.... das faßten ſie nicht. Und dann .... ich geſtehe Dir, es hätte mich ſehr gedemüthigt, nach den jahrelangen Studien und nach den Wünſchen und Hoffnungen, die meine Verwandten und Freunde an meine Zukunft knüpften, endlich im Holzhof meines Vaters ſitzen zu bleiben. Genug, einen lichten Ausweg ſah ich nirgends.

Die Ferien waren faſt abgelaufen und mit einem Herzen, das vor Wonne und Zagen bebte, dachte ich an das Wiederſehen mit Liſi. Da ließ mich Dein Onkel plötzlich rufen und ſagte:

„Ich reiſe morgen nach Seeheim zu Floreſtine. Komm' mit mir, Teles!“

Ganz entſetzt über den unerwarteten Vorſchlag prallte ich zurück.

„Komm' mit mir!“ ſagte er noch eindringlicher, noch väterlicher: „es wird Dir heilſam ſein in eine ganz neue Umgebung zu Deinen alten Freunden zu kommen. Daß Du die Ferien um zwei, drei Wochen verlängerſt, hat gar nichts zu ſagen. Du holſt das Verſäumte ſpielend nach, — alſo komm' mit mir.“

„Ich muß mich beſinnen,“ ſtotterte ich.

„Damit Du Dich nicht lange beſinnſt, ſage ich Dir erſt heute, was ſchon längſt mein Plan war. Entſchließe Dich ſchnell mich zu begleiten. Gott wird es ſegnen!“ verſetzte er.

„Ich bin der Gräfin fremd geworden,“ wendete ich ein.

„Dann iſt es um ſo nothwendiger, daß Ihr die alte Bekanntſchaft erneuert,“ entgegnete er mit ſeinem guten, etwas ſpöttiſchen Lächeln, das ihm der Verkehrtheit gegenüber eigen iſt.

„Ich muß nach Y. zurück!“ rief ich.

„Ja .... über Seeheim,“ ſagte er; „ich bitte Dich, Teles, erfülle meinen Wunſch! Es iſt der Wunſch Deines alten väterlichen Freundes.“ —

„Und Du erfüllteſt ihn nicht!“ rief Franz Seraph mit tiefem Schmerz; „Du vernahmſt nicht die Stimme Gottes in dieſer Aufforderung! Du wehrteſt die Hand ab, die Dich gerettet hätte.“

„So iſt's!“ entgegnete Telesphor dumpf; „es war ein Etwas in mir, das nicht gerettet ſein wollte, und das hatte an jenem Tage die Oberhand. Als Dein Onkel und Deine Mutter am anderen Morgen abreiſten, hätte ich dem Wagen nachlaufen, die Räder feſthalten und flehen mögen, daß man mich mitnehme. Es war zu ſpät.“

„Nein!“ rief Franz Seraph, „es war nicht .... es iſt noch jetzt nicht zu ſpät!“ .... —

„Die Würfel ſind geworfen und haben mein Loos entſchieden!“ unterbrach Telesphor; „in die Wiege meiner Kindheit kann ich nicht zurück, ſelbſt dann nicht, wenn ich es aus allen Kräften meiner

Seele wollte. Ebenſowenig kann ich zurück auf einen geiſtigen Standpunkt oder in einen Zuſtand des inneren Lebens, der mit einer gewiſſen Unkenntniß meiner ſelbſt und der Welt in mir und außer mir zuſammenhängt."

„Das iſt richtig," entgegnete Franz Seraph; „aber das fordert, das erwartet Niemand. Nicht zurück in die Unkenntniß der kindlichen Tage — ſondern vorwärts, ſondern höher hinauf ſoll jede Erkenntniß und alles Wiſſen uns führen. Höher hinauf zur Vollkommenheit gelangen wir aber nur durch eine größere, von der Gnade getragene Entwickelung unſerer ſittlichen Kraft, unſeres auf den Willen Gottes gerichteten Willens — und dieſen Willen immer wieder gerade zu richten, wenn ihn die Stürme des Lebens verbogen oder geknickt haben: das iſt unſere Aufgabe."

„Das iſt Alles ganz gut, ſo lange ſich nicht eine unüberwindliche Leidenſchaft einmiſcht," ſagte Telesphor.

„Wenn Du ſie unüberwindlich nennſt, ſo ſehe ich freilich, daß Du mit Recht ſagteſt, es ſei ein Etwas in Dir, das nicht gerettet ſein wolle," antwortete Franz Seraph; „und dann muß ich freilich fürchten, daß Du mich nicht verſtehſt, wenn ich ſage: ſei ſie unüberwindlich in Deinen Gefühlen, aber Du beſiegſt ſie täglich von Neuem mit Deinem Willen, ſo biſt Du dennoch auf dem rechten Weg."

„Wir dürfen nicht disputiren, wenn ich zu Ende kommen ſoll,“ ſagte Teleſphor kurz abbrechend: „alſo — ich ging nach Y. zurück. Kaum angelangt eile ich hinauf, innerlich frohlockend und bebend, weil die Freude ſie wieder zu ſehen mir das Herz zerſprengen wollte. Als ich an die Thür klopfte und die beiden kleinen Brüder die Thür aufriſſen und mir jubelnd entgegen ſprangen, und Frau Rink mich freundlich willkommen hieß, und Liſi raſch von ihrer Arbeit ſich erhob und mir lieblich und froh die Hand reichte, da erſeufzte meine ganze Seele: Hier iſt dein Glück! hier mußt du dein Zelt aufſchlagen! Da wurde mir zum Erſtenmal ganz klar, daß ich nicht — und weshalb ich nicht geiſtlich werden könne. Mein Herz ſchwamm in ſeliger Wonne als Frau Rink anhub:

„In Ihrer Abweſenheit hat unſere Lage eine wie uns ſcheint ſehr glückliche Wendung genommen, die ich Ihnen gleich mittheilen muß. Ich ſagte Ihnen ſchon früher, ich hätte an einen Bruder meines ſeligen Mannes mich gewendet und ihn gebeten, ſich unſerer anzunehmen. Er iſt ein ſehr braver Mann, und wenn ſeine Antwort ausblieb, ſo rührte es daher, daß er ſelbſt kommen wollte. Während Ihrer Abweſenheit war er hier“ .... —

„Und ich werde Schauſpielerin!“ brach Liſi mit dem größten Jubel in Blick und Ton aus; „denken

Sie nur! mein Onkel ſagt, ich hätte viel Talent .... ich könne es weit bringen .... und er verſteht das! er iſt Regiſſeur am kleinen Theater in der Reſidenz. Dort werde ich auftreten. O dies Glück! Ich kann es kaum erwarten!“

Mit einer vor Entſetzen verſagenden Stimme ſtammelte ich:

„Wie? was werden Sie?“

„Schauſpielerin! ja ja, wundern Sie ſich nur über mein Glück!“ rief Liſi jubelnd.

Ich war erſtarrt und ganz unfähig eine Sylbe zu erwidern. Frau Rink ſchien durch mein Schweigen unangenehm berührt zu ſein und ſagte kalt:

„Warum ſind Sie ſo überraſcht, Herr Herzog? in Liſi's Alter entwickeln ſich die Talente ſchnell.“

„Ich wußte nicht, daß ſie die mindeſte Anlage für dieſe Kunſt habe,“ verſetzte ich.

„Wir wußten es auch nicht,“ ſagte Frau Rink; „wie wäre es auch möglich geweſen, da Liſi, ſeitdem ſie erwachſen iſt, nichts anderes that als arbeiten.“

„Der Vater ahnte aber etwas,“ nahm Liſi eifrig das Wort; „während ſeiner langen Krankheit mußte ich ihm zuweilen Trauerſpiele von Schiller vorleſen, die er ſehr gern hatte, und dabei ſagte er oft: Schau ſchau, Liſi! du machſt deine Sache ſehr gut! du ſpielſt mir ja den Fiesco — oder was es eben war — förmlich vor. — Und ich ſelbſt ahnte vielleicht auch etwas. Denn wenn ich ganz ſtill den lieben langen Tag bei der Arbeit ſaß, dachte ich viel an die Schauſpiele, die ich bei Lebzeiten des Vaters im Theater geſehen hatte, wie man geredet und ſich benommen habe .... und wie ich das machen würde. Daher war ich gar nicht ſo überraſcht wie die Mutter, als der Onkel ſagte, ich müſſe auf's Theater. Ich glaube es iſt mein Beruf," ſetzte Liſi mit ihrem bezaubernden Lächeln hinzu, „ſo wie es der Ihre iſt, Herr Herzog, geiſtlich zu werden."

„Der iſt bei mir ſehr in Frage geſtellt," antwortete ich, noch immer ganz betäubt.

„O deſto beſſer!" rief Liſi, „deſto beſſer! es ſollte mich recht freuen, wenn Sie nicht geiſtlich würden, denn Sie haben einmal geſagt: der Prieſter gehört nicht in's Schauſpielhaus; — und ich wünſche doch ſehr, daß Sie mich in meinen Rollen ſehen, um mir Ihre Anſicht über mein Spiel zu ſagen."

„Heutzutage," ſagte Frau Rink wie Jemand, der etwas Auswendiggelerntes wiederholt, „iſt die Schauſpielkunſt ſo hoch geſchätzt und die theatraliſche Laufbahn ſo ungemein ehrenvoll, daß es für ein junges Mädchen unſeres Standes kein größeres Glück gibt, als ein Talent zu haben, das ſie zu einer großen Schauſpielerin, Sängerin, Tänzerin macht. Spielend, kann man in Wahrheit ſagen, erwirbt ſie ein großes Vermögen, und glänzend vermählt, als Fürſtin oder Gräfin, tritt ſie in's Privatleben zurück."

Triumphirend ſah ſie mich an, als forderе ſie mich auf, in die Schranken gegen ſolche entſcheidende Argumente zu treten. Ich bebte vor Zorn über ihre Bethörung und rief empört:

„Vergeſſen Sie doch nicht die ſchauderhafte Beſtimmung des jungen Mädchens in Anſchlag zu bringen, dem allgemeinen Publikum für ein paar Kreuzer zur Augenweide zu dienen, bevor es einen Gimpel von Fürſten oder einen Tölpel von Grafen kapert."

„O, Herr Herzog!" rief Liſi bewegt, „ſo müſſen Sie das nicht nehmen! ich will eine Künſtlerin, aber weder Fürſtin noch Gräfin werden."

„Gegen die Gefahren, die Sie im Auge haben," ſagte Frau Rink gelaſſen, „iſt Liſi vollkommen geſchützt; zuerſt durch ihre Tugend und dann dadurch, daß ſie im Kreiſe ihrer Familie bleibt."

„Das macht mich ja eben ſo glücklich, und ich dachte es würde auch Sie recht freuen, daß ich nun viel beſſer für meine Mutter und meine Brüder ſorgen kann," ſagte Liſi treuherzig; „wenn aber Sie, unſer beſter Freund, ſo viel Einwendungen erheben, werde ich betrübt und zaghaft."

„Wollte Gott ich könnte Ihnen eine Stellung mit gleichen Vortheilen und mit geringeren Gefahren verſchaffen," erwiderte ich, „ſo ſollte kein Opfer mir zu ſchwer fallen."

„Da Sie das aber nicht können," rief Frau Rink dazwiſchen, „ſo muß ich recht ſehr bitten, daß Sie mir meine arme Liſi nicht verſtören und ſie nicht mit Schreckbildern ängſtigen, von denen ihre Unſchuld nichts ahnt."

„Ahnen Sie nicht, daß es Ihnen außerordentlich angenehm ſein wird bewundert und beklatſcht zu werden?" fragte ich Liſi.

„Das ahne ich nicht; — das weiß ich," antwortete ſie unbefangen; „wer nicht bewundert wird, gefällt nicht, und ich will gefallen, ganz ungeheuer gefallen! . . . . ich will eine große Künſtlerin werden."

„Sie ſehen, Herr Herzog, mit welchen Vorſätzen Liſi die Bühne betritt," ſagte Frau Rink; „ſie will ihre Familie in eine beſſere Lage bringen und ſich der Kunſt widmen. Dieſe Beweggründe ſind ſo ehrenvoll wie möglich und deshalb wird der Segen Gottes ihr nicht fehlen. Alſo ſein Sie getroſt. Es würde uns ſehr weh thun, wenn Sie ſich nicht mit uns freuen wollten, da Sie doch ſo herzlich mit uns getrauert haben."

„Wahre Freunde theilen Freud' und Leid," ſetzte Liſi hinzu. — —

Meine Stimmung, meine Empfindungen kann ich nicht beſchreiben. Ein aufgewühltes Chaos —

ſo etwas war es; und nichts hatte darin eine beſtimmte Geſtalt, als meine Liebe zu Liſi. Ich wußte jetzt unzweifelhaft, daß ich ſie liebe und daß mein Glück von ihrem Beſitz abhänge; und dies leuchtete mir in demſelben Augenblick ein, wo dies Glück mehr als zweifelhaft wurde. Es war mir ein kleiner Troſt, daß ſie noch den ganzen Winter in Y. blieb. Der Onkel hatte geſagt, er werde ſchreiben, wenn der Augenblick günſtig ſei; er hatte auch eine kleine Geldſumme zurückgelaſſen, damit Liſi ſich nicht überarbeite. Sie war ganz verändert, geſprächig, munter, gleichſam aufgewacht, und mit friſchen Augen in die glückverheißende Zukunft ſchauend. Sie feſſelte mich dergeſtalt, daß von Studien kaum mehr die Rede war. Alle theologiſchen Vorleſungen gab ich auf, denn über dieſen Punkt ſtand mein Entſchluß feſt. Ich beſuchte einige philoſophiſche Vorleſungen. Zuweilen intereſſirten ſie mich; zuweilen war es mir unmöglich ihnen zu folgen, und dadurch verlor ich den leitenden Faden und den Zuſammenhang des ſpeculativen Gebäudes. Meinen früheren Profeſſoren ging ich aus dem Wege; meine früheren Freunde verlor ich aus den Augen; ich fühlte mich einſam auf der Welt — doch einſam mit Liſi .... und das genügte mir.

„Und Du ſuchteſt nicht Deinen erſchlafften Willen an der Quelle aller Kraft zu ſtärken? Du beteteſt nicht mehr? Du gingeſt nicht mehr zu den heiligen Sacramenten?“ fragte Franz Seraph.

„Doch, ich betete! es gab Stunden, Tage, wo ich Gott inbrünſtig bat, mir die Liebe für Liſi aus dem Herzen zu nehmen, wenn ſie nicht mein Weib werden könne; aber Gott nahm ſie mir nicht. Die Sacramente aber .... der Weg zur Communion führte am Richterſtuhl der Buße vorüber, und um welche Sünde hätte ich mich anklagen können? ich that nichts Böſes, denn einen Lebensberuf aufgeben, für den man nicht taugt, iſt weiſe und gut. Ein liebliches, unſchuldiges Mädchen lieben und für's Leben als Gattin lieben wollen, iſt eine edle Empfindung, iſt ein ſchönes Recht des Herzens. Daß einige Zerſtreuung und Unluſt zum Studiren mit der Liebe Hand in Hand geht, verſteht ſich von ſelbſt. Nein, Franz Seraph, zu den Sacramenten ging ich im Lauf des Winters nicht.“

„Nun wird es ſchnell bergab gehen!“ ſeufzte dieſer.

„Ich ſah Liſi ſelbſtverſtändlich alle Tage und zuweilen auch wenn die Mutter nicht da war, denn dieſe beſuchte jetzt manchmal ihre alten Bekannten. In einer ſolchen Stunde geſtand ich Liſi meine Liebe und war ſelig zu hören, daß ſie dieſelbe erwidere. Für den Augenblick könne ich ihr freilich keinen eigenen Heerd anbieten, ſagte ich, allein mit der Zeit könne er mir nicht fehlen.

„Das iſt mir gerade recht!“ rief ſie, „wir ſind Beide ſehr jung und wir wollen Beide für unſere glückliche Zukunft arbeiten, ſparen, ſammeln. Doch wie iſt denn das?“ ſetzte ſie hinzu: „Sie wollten ja geiſtlich werden.“

„Liſi hat mich zu einem Ueberläufer zum weltlichen Stande gemacht,“ verſetzte ich.

„Nun damit iſt Liſi ganz einverſtanden!“ rief ſie jubelnd.

„Womit?“ fragte Frau Rink, die eben eintrat.

„Wir haben uns verlobt, liebe Mutter. Das freut Dich, nicht wahr?“ ſagte Liſi.

„Was ſoll das vorſtellen, Herr Herzog!“ fuhr Frau Rink erzürnt auf.

„Wir lieben uns und hoffen uns in einigen Jahren zu heirathen, liebe Mutter; darüber brauchſt Du nicht zu erſchrecken,“ ſagte Liſi und ich ſagte ungefähr daſſelbe. Frau Rink hörte weder auf Liſi noch auf mich und überſtürzte mich mit einem Strom von Vorwürfen, welche bedeuteten, daß ich dem Glück ihrer Tochter nicht entgegentreten dürfe.

„So lange Liſi im Elend war, ſchwiegen Sie von Ihrer Liebe, und jetzt, da ſich ihr eine glänzende Zukunft öffnet, wollen Sie von derſelben Ihren Vortheil haben!“ rief ſie empört.

Doch mit einer viel größeren Empörung wies Liſi dieſe unbegründeten Vorwürfe zurück, klammerte ſich an meinen Arm und rief:

„Wir lieben uns! ich laſſe nicht von ihm! was hilft mir eine glänzende Zukunft, wenn man mich nicht liebt! Er liebt mich .... und ich will ſeine Frau werden .... durchaus!“

Sie hatte einen Klang in ihrer Stimme, ein Feuer in ihrem Auge, eine Energie in jeder Miene, jeder Bewegung, die mich umſomehr entzückten, als ich ſie nicht geahnt hatte. Frau Rink beſänftigte ſich. Ich glaube es fiel ihr bei Liſi's Entſchiedenheit ein, daß ihr eigenes Loos- und das ihrer beiden kleinen Söhne fortan von Liſi abhange. Genug, ſie gab nach, doch ſie konnte mich nicht leiden, war mißtrauiſch und bewachte uns mit Argusaugen. Das kümmerte mich nicht; .... ich war glücklich! — Haſt Du je eine alte Sage gehört von einem Magnetberge, der in einem fremden fernen Lande an der Meeresküſte liegt? Nahen ſich die Schiffe dieſem Geſtade, ſo zieht die Kraft des Magnets alles Eiſenwerk aus dem Bau des Schiffes und es geht in Trümmer. Vielleicht wollte die alte Zeit häufige Schiffbrüche an unwirthbaren Küſten auf dieſe Weiſe erklären; — ich weiß es nicht! doch ich fühlte etwas Aehnliches: Liſi bekam eine unwiderſtehliche Gewalt über mich — und wenn ich daran zu Grunde gehen müßte.

Ich wollte aber nicht den Vorwurf der Frau Rink verdienen, ſondern jetzt darauf bedacht ſein einen Zweig des Wiſſens zu ergreifen, der mich dereinſt in eine ſelbſtſtändige Lage verſetze; ich wollte Arzt werden. Dieſe Studien waren mir ganz neu, bewegten ſich auf einem ganz fremden Gebiet, beſchäftigten nicht den abſtrakten Gedanken, boten ihm etwas Materielles, das ihm einen Halt, einen feſten Fuß lieh, wenn er abſchweifen wollte. Das ſagte mir zu. In den letzten Monaten des Winter-Halbjahrs war ich wieder fleißig. Der eine meiner Profeſſoren vertrat eine ganz materialiſtiſche Anſchauung. Für ihn gab es keinen Gott, keine Menſchenſeele, keine Unſterblichkeit, keine ſittliche Freiheit, und ſelbſtverſtändlich keine übernatürliche Ordnung der Dinge, weder Offenbarung noch Erlöſung. Zuerſt hörte ich das Alles an als ſeine perſönlichen Hypotheſen, und es ſchien mir nicht gar ſchwer, ſie mit einigem Nachdenken zu widerlegen. Dennoch erforderte dieſe Widerlegung eine gewiſſe Beſchäftigung mit Gedanken, die keinen Reiz für mich hatten; ich ließ alſo dieſe materialiſtiſche Weltanſchauung auf ſich beruhen, und obſchon ich ſie nicht zu der meinigen machen wollte, ſchien ſie mir nach und nach einleuchtend, begründet, im Zuſammenhang mit der menſchlichen Natur und keine leere Hypotheſe zu ſein."

„Das Eiſenwerk iſt aus dem Schiff herausgezogen!" warf Franz Seraph ein.

„In der Faſte ſchrieb Herr Rink an Liſi, der Zeitpunkt ſei günſtig, ſie möge kommen. Er werde ſie bis zum Sommer in ſeine Schule nehmen und dann auftreten laſſen. Ihre Reiſeanſtalten waren ſchnell gemacht. Die meinen ebenfalls; ich konnte meine Studien beſſer in der Reſidenz als in Y. fortſetzen. Hauptſache war mir jedoch mich nicht von Liſi zu trennen. Frau Rink war außer ſich und behauptete, es ſchade dem Ruf ihrer Tochter. Ich behauptete hingegen, es werde eine Art von Schutzwehr für Liſi ſein, daß ſie ſich verlobt — und den Verlobten in ihrer Nähe habe. Es blieb dabei, denn Liſi ſtand auf meiner Seite und ſie war jetzt das eigentlich maßgebende Haupt der Familie. Seit dem erſten März ſind wir hier."

„Seit dem März! ſchon fünf Monate!" rief Franz Seraph.

„Hier begann meine Folter" ſprach Telesphor weiter, ohne den ſchmerzlichen Ausruf zu beachten. „Hier iſt Liſi gleichſam nicht mehr mein. Der Onkel nahm ſie ſogleich in Beſchlag, um ſie in ihre Kunſt einzuüben, einzuweihen. Er war entzückt von ihrem Talent, ihrer leichten Auffaſſung, ihrer unvergleichlichen Darſtellungsgabe; entzückt von der Biegſamkeit ihres Organs, der Anmuth ihrer Bewegungen. Je mehr er ſie lobte, deſto ſicherer wurde ſie ihrer. Gaben und deſto friſcher und kräftiger entfaltete ſie ſich. Der Onkel meinte ſie könne ſpäter, wenn ſie gründlich gebildet ſei, auch im tragiſchen Fach glänzen; vor der Hand aber, und weil das kleine Theater keine Trauerſpiele gab, müſſe ſie ſich dem Luſtſpiel widmen. Sie war mit Allem zufrieden und fühlte ſich mit dem größten Wohlbehagen in ihrem Element. Sie ſtellte mich dem Herrn Rink als ihren Verlobten vor und ich war empört als er ſagte:

„Ah bah! dergleichen Kindereien taugen nichts Liſi! Ihr ſeid Beide viel zu jung um Euch für's Leben zu binden."

„Das finden wir nicht," ſagte Liſi empfindlich.

Herr Rink war ein jovialer Mann. Er verſetzte:

„Nichts für ungut, mein Kind! ich habe Deine ſiebzehn Jahre nicht beleidigen wollen. Und vielleicht hat auch der Herr Talent für die Bühne."

„Keine Spur von dieſem Talent!" rief ich entſetzt, während Liſi in die Hände klatſchte und jubelte: .

„Das wäre himmliſch! etwas Schöneres könnte ich mir gar nicht wünſchen!"

„Oder iſt der Herr vielleicht ein Dichter?“ fragte Herr Rink: „für einen ſimpeln Studioſus der Medizin ſieht er mir zu intereſſant, zu leidenſchaftlich bewegt aus.“

„Onkel, was biſt Du für ein Menſchenkenner!“ brach Liſi auf's Neue jubelnd aus: „ja er iſt ein Dichter! das kann er nicht leugnen .... ich habe ja die ſchönſten Gedichte in Menge von ihm.“

„Bravo!“ ſagte er und klopfte mich auf die Schulter: „verlaſſen Sie aber die Lyrik und werfen Sie ſich auf's Drama, Herr! werden Sie ein Luſtſpieldichter, damit wir nicht ewig am Gängelband franzöſiſcher Ueberſetzungen laufen. Schreiben Sie für Liſi! ich meine das müſſe Sie und Liſi begeiſtern.“

Als ich in Liſi freudeſtralendes Auge ſah, war mir als entzünde ſich der glimmende Funke der Poeſie in meiner Bruſt an dieſem Blick zur hellen Flamme und ich ſpürte ein heftiges Verlangen ein Bühnenſtück zu ſchreiben, das ihrem Weſen, ihrem Talent entſprechend ſei und das meinen Namen mit dem ihren auf dem Gebiete der Kunſt in Verbindung bringe. Doch woher die Zeit für das Alles nehmen! eifrig ſtudiren, möglichſt viel bei Liſi ſein, dichten und ſchreiben! — wie war das zu leiſten! .... Und Du wunderſt Dich, daß ich fünf Monate hier war ohne Dich zu beſuchen!" —

„Ich verſteckte mich in dem dunkelſten Winkel des Hauſes als Liſi zum Erſtenmal auftrat. Ich habe kein Urtheil über ihr Spiel, weil ich hingeriſſen bin, ſo wie ich ſie erblicke; allein der wüthende Beifall, den man ihr zollte, bewies, daß auch das Publikum hingeriſſen ſei. Ihr Triumph war mir freilich eine große Befriedigung, aber auch eine große Marter: ich war eiferſüchtig! .... Dieſe ganze beifallbrüllende Menge hatte ein gewiſſes Anrecht an Liſi's Schönheit und Anmuth, und jeder Einzelne durfte ihr ſeine Bewunderung ausdrücken. Seitdem iſt ſie der Abgott des Publikums. Sie lebt in einem beſtändigen Tumult. Die Beſuche nehmen kein Ende bei ihr; die Theaterproben, die Vorſtellungen auch nicht. Ich wohne ihrem Hauſe gegenüber. Nehme ich von meinem Fenſter aus wahr, daß ſie einmal allein iſt, ſo eile ich zu ihr. Aber ach! nur allzu bald kommt eine Störung! Geſtern bin ich zum Erſtenmal ſeitdem ſie die Bühne betrat mit ihr und der Mutter im Park geweſen. Und dies ſchreckliche Leben, voll nagender Eiferſucht, ohne Ruhe, ohne Raſt, ohne Befriedigung — iſt jetzt mein Leben .... und ich muß es leben, denn Liſi iſt mein Ein und Alles. Nun weißt Du Beſcheid .... und nun gehab Dich wohl."

Und ſtürmiſch wie er gekommen, war Telesphor hinweg geeilt.

O! ſprach Franz Seraph zu ſich ſelbſt, ich werde ſchweigen und Gott bitten mich nicht in eine ähnliche Verſuchung zu führen.

Das Herz ein Abgrund.

Die glücklichſte Ehe iſt wie die beſte Frau: man hört nichts von ihr. Dies galt auch für Oswalds und Floreſtinens Ehe. Sie lebten äußerlich wie alle Welt, aber in einer Gemeinſchaft der Intereſſen und einer Uebereinſtimmung der Herzen, die ſehr ſelten gefunden werden, ſelbſt nicht in ſolchen Ehen, die man doch glücklich nennen muß, deren Glück aber hauptſächlich auf einem gegenſeitigen Ertragen und auf der Abweſenheit von ſchweren Störungen beruht. Floreſtine war nicht mehr das ſchwankende junge Mädchen, das zögernd das Herz hingab und mit großer Schüchternheit aus dem lieben, trauten Kreiſe ihrer erſten glücklichen Jugend, an der Hand eines Mannes in die unbekannte weite Welt ſich hinauswagte. Jetzt hatte ſie Fuß gefaßt in ihren neuen Verhältniſſen — und weil ſie immer zuerſt an ihre Pflicht und an die Zufriedenheit Anderer dachte, ſo war ſie außerordentlich glücklich geworden und fühlte ſich ungemein befriedigt in einem Verhältniß, das ſie vollkommen auszufüllen verſtand. Sie wurde von ihrem Mann auf Händen getragen, von ihrer Schwiegermutter angebetet, von Allen die ihr nahe kamen geliebt und geehrt. Sie dachte zuweilen daran, daß ihr Vater ſie auf allerlei Kreuz und Trübſal vorbereitet habe. Dann durchforſchte ſie ihre Verhältniſſe, ihre Stellung, Gegenwart und Zukunft: doch ſie ſah nirgends ein Wölkchen am Horizont aufziehen, das Sturm verkündet hätte. Der Tod ihres Vaters war allerdings ein Punkt auf dem ihr Herz tief zu verwunden war und ihr Vater war ein Greis; allein dies Ereigniß war unabhängig von ihrer Ehe. Sie konnte freilich auch ihren Mann verlieren und dieſer Tod wäre denn der Inbegriff ihres ſchwerſten Kreuzes geweſen; aber mit willkürlich geſchaffenen Schreckbildern ſich zu verſtören, war Floreſtinens Sache nicht. So ließ ſie denn die Zukunft in der Hand Gottes ruhen und täglich bat ſie ihn um die Gnade, nie zu vergeſſen, daß das Glück ein vergängliches Gut in dieſer Welt der Vergänglichkeit iſt und um die noch größere Gnade, allzeit zu jedem Opfer bereit zu ſein. Die tiefe, ſchlichte Frömmigkeit in der ſie erzogen war, hatte wie ein kräftiger Balſam ihre ganze Weſenheit ſo durchdrungen, daß der Anhauch der Welt und der verweichlichende Einfluß des irdiſchen Wohlbehagens keine Macht über ſie hatten. Sie war eine ſchöne Erſcheinung, voll Geiſt und Leben; ſie war reich, ſie war elegant; — kein Wunder, daß ſie ſehr gefeiert wurde. Aber allen Huldigungen gegenüber blieb ſie in ihrer fernen Höhe, ein ſchöner, lächelnder, ſtralender Stern. Dieſen Vergleich erfand Franz Seraph für ſie. Er ſagte zu Amelie Verden auf einem Ball:

„Ich möchte immer rufen: der Stern geht auf! wenn Flore auf einem Ball oder zwiſchen vielen Damen erſcheint.“

„Sehr ſchmeichelhaft für Flore — minder für uns,“ verſetzte Amelie: „wie kommen wir Uebrigen Dir denn vor?“

„Wie Blumen, Amelie! wie ein ganzer Garten voll der ſchönſten Blumen!“ rief er: „vielleicht ſind die Blumen reizender, feſſelnder, aber Stern bleibt Stern.“

„Ich beginne zu glauben, daß dieſer Stern Dein Polarſtern iſt, Franz Seraph.“

„Weit gefehlt, Amelie! ich liebe ſie wie man eine holdſelige treue Schweſter liebt; .... doch mein Polarſtern iſt ſie nicht.“

„Wer denn? ſprich! .... Du biſt nun ſchon auf halbem Wege mir Dein Vertrauen zu ſchenken, Franz Seraph! und da ich ſelbſt ſo gar keine Herzensgeheimniſſe habe, intereſſiren ſie mich unausſprechlich bei anderen Leuten. Gib alſo Red' und Antwort: iſt die Kunſt Dein Polarſtern?“

„Plaudert man ein Herzens- oder ſonſtiges Geheimniß aus,“ ſagte er lachend, „ſo iſt es eben kein Geheimniß mehr.“

„Ah! nun weiß ich doch daß Du eines haſt!“ rief ſie liſtig: „bis jetzt ahnte ich es nur. Um aber auf Florette zurückzukommen — will ich Dir geſtehen, ich hätte nie gedacht, daß ſie ſich mit dieſer überlegenen Leichtigkeit in der großen Welt zurechtfinden werde. Ich fürchtete ſie werde ſteif, ſtumm, zurückhaltend ſein.“

„Aber um's Himmelswillen, warum fürchteteſt Du das Alles, beſte Amelie?“

„Wie Du fragſt! Natürlich wegen der eigenthümlichen Prinzipien von Onkel Sonderling, der ihr eine ſo ernſte Erziehung gab, mit lauter gelehrten Profeſſoren zu Lehrern, den ich übrigens liebe und verehre — beſonders jetzt, da ich ſehe, wie gut ſeine Grundſätze bei Flore angeſchlagen haben.“

„Weißt Du denn nicht was in der heiligen Schrift zu leſen iſt, Amelie?“

„Lieber Franz Seraph, das erwarte nicht von mir! Da werden gar viel Dinge ſtehen, von denen meine Seele keine Ahnung hat.“

„Unter anderen auch dieſes: Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nützlich; und nach dieſem Grundſatz hat Onkel Sonderling ſeine Tochter erzogen.“

„Und Dich ebenfalls.“

„Nur fiel das Samenkorn bei mir nicht auf ſo gutem Boden.“

„Natürlich! die Frauen ſind immer tauſendmal beſſer, als die Männer.“

„Immer nicht, Amelie! und zum Erſatz für den ungeheuern Schaden, den Dein Geſchlecht dem meinen zufügt, muß es doch wohl einige Frauen geben, die beſſer ſind als wir. Im Ganzen ſteht, glaub' ich, die Wagſchaale ziemlich gleich.“

„Wer hat denn Dir „ungeheuern Schaden“ zugefügt?“ fragte ſie mit dem Ton herzlicher Theilnahme.

„O Du Tochter Eva's!“ ſagte er lachend und ſetzte hinzu: „Jetzt muß ich ſuchen, eine Dame für den Cotillon zu finden. Finde ich keine, ſo haſt Du dies Unglück auf dem Gewiſſen; denn Deine Unterhaltung hat mich gefeſſelt.“ — —

Wie er ſo munter iſt, redet, tanzt, ſcherzt, ſprach Amelie zu ſich ſelbſt; aber ſein kleines Geheimniß hat er doch .... der Franz Seraph! — —

Seitdem Floreſtine einen Sohn hatte, war nun gar das Glück übergroß und der Freude kein Ende.

„Oswald!“ ſagte ſie zu ihrem Mann, „ich muß immer an den „Ring des Polycrates“ denken.“

„Das iſt ja eine heidniſche Geſinnung,“ erwiderte er: „die Götter mögen neidiſch ſein auf das Glück des Menſchen, aber Gott iſt es nicht.“

Floreſtine hatte ihre Verbindung mit Lauingen nicht aus einer heftigen Leidenſchaft, nicht einmal aus einer ſehr entſchiedenen Liebe geſchloſſen. Sein Weſen, ſein Benehmen gefiel ihr mehr, als das irgend eines anderen Mannes und ſie fand, daß ſie in den wichtigſten Lebensfragen übereinſtimmten, daß ſie Vertrauen zu ihm haben, auf ihn ſich ſtützen könne. Dies ächt weibliche Bedürfniß, da wo man unbedingt ſich hingibt, auch unbedingt zu vertrauen, war ungemein ſtark in ihr und daher wurde ihre Liebe für Oswald erſt in der Ehe recht innig, recht lebendig. Ihr Vater ſah das zu ſeinem größten Troſt. Ihm wollte zuweilen ſcheinen, Oswald ſei nicht der feſte Charakter, der ſich unabhängig vom Einfluſſe der Welt zu halten wiſſe, ſei nicht der Mann um unerſchütterlich in ſeinen Grundſätzen auszuharren. Er ſah aber, daß Floreſtine hievon keine Ahnung hatte, daß ſie ihre eigenen Geſinnungen in ihrem Mann fand — oder ſie ihm lieh; und er dachte, er könne ſich irren in Bezug auf ſeinen Schwiegerſohn, mit dem er übrigens in eben ſo gutem Einvernehmen lebte wie Floreſtine und der für ihn ein zärtlicher, rückſichtsvoller Sohn war.

Nach der Geburt ſeines Enkels, deſſen Taufpathe er war, machte Herr von Cronenſtein ſein Teſtament und ſeine Tochter zur einzigen Erbin; traf aber die Beſtimmung daß, wenn ſie einen zweiten Sohn habe, dieſer nach ihrem Tode das Cronenſtein'ſche Vermögen bekommen und den Namen Cronenſtein annehme. „Es iſt vielleicht ein ſehr irdiſcher Wunſch,“ ſagte er ſelbſt, „allein ich möchte nicht gern dieſen Namen ausſterben laſſen, den eine lange Reihe von Ahnen würdig getragen und zu Ehren gebracht hat. Ich muß mich dieſer kleinen Schwäche anklagen.“

„Vielleicht miſcht ſich menſchliche Schwachheit ein,“ ſagte Lauingen, „aber ich meine es ſei ein edles Gefühl, dieſe Achtung vor der Vergangenheit und der damit verknüpfte Wunſch, daß ſie der Zukunft zum Beiſpiel dienen möge. Durch den fortgepflanzten Namen wird es wach gehalten und durch die Vererbung eines Beſitzthums bekommt es eine rationelle Grundlage, welche Pflichten auferlegt und dadurch vor leerer Ueberhebung bewahrt.“

„Mir machſt Du die größte Freude durch dieſe Beſtimmung, mein lieber Vater!“ ſagte Floreſtine zärtlich: „ich bin dann nicht nur die ſtolze Tochter, ſondern — will's Gott! — auch die glückliche Mutter eines Cronenſtein.“

„Hüte Dich nur den kleinen Lauingen nicht eiferſüchtig zu machen auf den kleinen Cronenſtein!“ ſagte Oswald ſcherzend.

„Bis der Zweite kommt wird der Erſte gehörig feſten Fuß im Mutterherzen gefaßt haben — nicht wahr, Florette?“ fragte der Vater.

„O, das Erſtgeborene!“ rief ſie, „das iſt ſo recht das erſehnte Kind! das Kind der erſten ſeligſten Hoffnung, das Kind einer Erwartung, deren ſüße Freude jede andere Freude übertrifft! Im alten Bunde begehrte Gott der Herr, daß ihm in beſonderer Weiſe das Erſtgeborene geweiht werde. Gewiß lag darin eine leiſe Mahnung für die Eltern, ihr Erſtgeborenes nicht übermäßig zu lieben.“

„Zum Glück behält dies Gefühl nicht die Oberhand,“ ſagte Frau von Strahl: „mit jedem nachgeborenen Kinde erweitert ſich das Herz zu einer Liebe, als ob es das einzige ſei — und ſpäter beſonders, im Lauf der Entwickelung der Kinder, gleicht es ſich mehr und mehr aus.“

Frau von Strahl war und blieb Floreſtinens zweite Mutter. Fühlte ſie ſich glücklich durch das Glück dieſer lieben Tochter, ſo war ſie es doch noch viel mehr durch ihren Sohn, der keine ihrer Befürchtungen wahr machte. Mit beharrlichem Eifer widmete er ſich der bildenden Kunſt und nahm alle Studien auf, die ihr eine theoretiſche Grundlage und einen poetiſchen Schwung geben konnten, damit ſie in ihren Schöpfungen gediegen ſei wie die Vernunft und ideal wie das Genie. Seinen Fleiß und ſein ganzes Streben ſtellte er in die Obhut einer tiefen ernſten Frömmigkeit, die ihn in einer großen inneren Freiheit erhielt. Er wurde nicht der Sclav ſeiner eigenen Thorheit, die in ihm, wie in jedem Sterblichen, durch Leidenſchaften zu herrſchen ſuchte. Er wurde nicht der Knecht der Welt und ihrer Anſichten, die ſie ihm gern aufgedrungen hätte, wie jedem Jüngling, der mit ihr in Berührung kommt. Ohne mit ihr zu ſtreiten, blieb er bei ſeinen Anſichten und handelte nach ihnen, und wollte man ihn necken oder höhnen, ſo ſprach er ruhig:

„Gebt Euch keine Mühe! Eure Pfeile haben für mich keine Spitze.“

Da die Neckereien immer unbeachtet zu Boden fielen, hörten ſie bald auf und ungeheuchelte Achtung trat an ihre Stelle. Die jungen Leute mit denen er verkehrte ſagten ſcherzend, er ſei unverwundbar, denn ſeine Mutter habe ihn in den Styx getaucht und nannten ihn Achilles. Diejenigen aber, welche mehr Neigung für die Romantik als für die Antike hatten, nannten ihn den gehörnten Siegfried. Er lachte und ließ ſie reden.

Herr von Cronenſtein hatte große Freude an ihm, um ſo mehr, als ſich von ſeinem natürlich-ſchüchternen Charakter dieſe innerliche Unabhängigkeit kaum erwarten ließ.

„Sie ſehen an Franz Seraph ſo recht die Frucht des Gebets einer frommen Mutter,“ ſagte er zu Frau von Strahl.

„Und die Frucht Ihrer Erziehung,“ entgegnete ſie gerührt.

„Wir wollen aber auch den dritten Factor dankbar anerkennen,“ verſetzte er, „und das iſt Franz Seraphs guter Wille dieſe Früchte ſich anzueignen. Für die Menſchen, die guten Willens ſind, haben einſt die Engel das Gloria geſungen.“

Als Floreſtine im Winter mit Mann und Kind wieder in die Reſidenz kam, erfuhr ſie durch Franz Seraph Telesphors trauriges Schickſal.

„Wir müſſen ihn retten!“ rief ſie ſogleich mit ihrer energiſchen Lebhaftigkeit: „werde er was er wolle im weltlichen Stande ... nur ſei es ehrenvoll! nur gehe er nicht zu Grunde zum Schaden ſeiner Seele.“

„Wirf Dich in den Strom und rette den, der abſichtlich in den Strudel hinein ſchwimmt!“ verſetzte Franz Seraph.

„Gleichviel! verſuchen müſſen wir es. Bringe ihn zu mir. Ich werde dieſen Winter wenig ausgehen, nie auf Bälle, weil ich das Kind nähre. Da werden wir manchen traulichen Abend haben. Morgen kommt mein Vater mit Deiner Mutter .... dann iſt es hier beinah ſo, wie es einſt auf Cronenſtein war .... nur Oswald und Floreſtan ſind dazu gekommen; und die verſchönern unſere Häuslichkeit und bereichern ſie ganz unausſprechlich. Wird Telesphor nur erſt wieder heimiſch bei uns, ſo findet er ſich ſchon zurecht und wird vernünftig.“

„Wie ſoll ſich ein Menſch heimiſch bei Dir fühlen, der wegen einer Schauſpielerin beſtändig hinter den Couliſſen lebt?“ fragte Franz Seraph.

„O, ſo ſchlimm wird es nicht ſein!“ erwiderte ſie: „und wenn auch! ... er kann ſich beſinnen!“

Telesphor ſchleppte ſeine Kette und immer mehr drückte ſie ihn zu Boden. Er beſuchte nur äußerſt ſelten die Vorleſungen und vergeudete die Zeit, die er nicht bei Liſa Rink und nicht im Theater zubrachte, mit mißglückten Verſuchen ein Bühnenſtück zu ſchreiben. Dies war ſeine fixe Idee: gelang es ihm, wurde er ein beliebter Bühnenſchriftſteller, ſo hatte er eine ganz andere Stellung, ganz andere Einkünfte, als wenn er nach Vollendung langwieriger, koſtſpieliger mediziniſcher Studien das mühſame Leben eines jungen unbekannten Arztes antrat. Nun fehlte ihm aber gerade jede Art von dramatiſchem Talent und nicht auf der Bühne und nicht für ſie hätte er ſeinen Beruf ſuchen dürfen. Allein er hatte in der Verblendung der Leidenſchaft die klare Einſicht und das ruhige Urtheil verloren und gleichſam mit lauter falſchen Karten ſpielte er um ein falſches Glück.

Liſa Rink war nicht mehr die arme kleine Putzmacherin, die ſich mit ihm verlobt hatte — ſie wußte ſelbſt nicht recht warum! vermuthlich, weil dieſer erſte Liebesantrag ihr ſchmeichelhaft war, oder weil ſie keinen anderen jungen Mann kannte, oder weil ſeine Freundſchaft für Anton ſie rührte; — genug, ſie hatte ſich mit der größten Unbedachtſamkeit verlobt und jetzt begriff ſie gar nicht mehr, wie das eigentlich zugegangen ſei. Ganz andere Männer huldigten ihr, eine ganz andere Zukunft öffnete ſich vor ihr, ganz andere Anſprüche an Glück erwachten in ihr. Der Gedanke kam ihr höchſt lächerlich vor nach fünf oder ſechs Jahren von der Bühne in's Privatleben zurückzutreten um Telesphor Herzog zu heirathen. Der Rauſch der Eitelkeit und Weltluſt ließ das nicht mehr zu. Aber ſie wußte ſich unausſprechlich von ihm geliebt und das flößte ihr eine Art von Scheu ein mit ihm zu brechen. Er hatte ſie geliebt, als ſie arm und unbekannt war und wäre ſie jetzt wieder in Armuth und Verlaſſenheit gerathen, ſo würde ihm das in Beziehung auf ſeine Liebe zu ihr ganz gleichgültig ſein. Das that ihr wohl, nährte das ſüße Bewußtſein ihrer Unwiderſtehlichkeit und ſo ließ ſie denn die Sache gehen, wie ſie gehen wollte. Frau Rink hatte immer darauf beſtanden, daß von einem bräutlichen Verhältniß durchaus keine Rede ſei. Wollten ſich Liſa und Telesphor als gebunden betrachten, ſo konnte ſie es nicht verwehren; aber in ihren Augen war dieſe Verlobung ein Unſinn, der in ſich ſelbſt zuſammenfallen mußte.

Telesphor fühlte nur zu gut, daß er in der Geſellſchaft, welche Liſa Rink umgab, eine armſelige Rolle ſpiele und der Stachel der Eitelkeit peinigte ihn und reizte ihn zu dem Verſuch, als Bühnenſchriftſteller aus ſeiner untergeordneten Dunkelheit hervorzutreten. Bis jetzt aber war es ihm nicht gelungen. Der Regiſſeur Rink gab ihm die beſten Rathſchläge, ſo daß er genau wußte, was zu einem guten Luſtſpiel gehörte; allein das ſetzte ihn nicht in den Stand ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben. In der Kunſt gilt können mehr als wiſſen.

„Aber zum Kuckuck, Herr! ſteigen Sie doch von Ihrem Cothurn herunter, wenn Sie im Converſationston ſchreiben wollen,“ ſagte Herr Rink: „durch all' Ihre Reden höre ich den fünffüßigen Jambus durchklingen! das iſt unerträglich ſteif. Können Sie ſich aber durchaus nicht von ihm trennen, ſo ſchreiben Sie Trauerſpiele — obſchon auch für die Tragödie die hochtrabende Form nicht mehr beliebt iſt. Es muß Alles mehr zu ebener Erde gehen, ohne Zwang, ungenirt; der Paletot, den Herrn und Damen tragen, iſt auch Mode für die Bühnenkunſt.“

„Sie wiſſen, Herr Rink,“ erwiderte Telesphor, „daß ich für Liſi ſchreibe und daß die Tragödie nicht ihr Fach iſt.“

„Laſſen wir Liſi bei Seite, Herr, und nehmen Sie Vernunſt an. Ich habe immer gehört es ſei ſchwerer ein gutes Luſtſpiel, als ein gutes Trauerſpiel zu ſchreiben. Daß die Luſtſpiel-Entwürfe oder -Verſuche, die Sie mir bis jetzt mittheilten, nicht gut ſind, wiſſen wir Beide zur Genüge. Deshalb rathe ich Ihnen, wenn Sie Theaterſtücke ſchreiben wollen, verſuchen Sie ſich in der Tragödie. Bis ſie fertig iſt, kann ſich Liſi vielleicht an das tragiſche Fach wagen — obſchon ich nicht glaube, daß ihr Organ für alle Modulationen der Stimme in hoher Leidenſchaft ausreicht.“

„Sie iſt ſo jung,“ verſetzte Telesphor, „daß ſie noch lange nicht zur Entwickelung ihrer phyſiſchen und geiſtigen Kräfte gelangt iſt. Ein höheres Fach wäre ihr doch ſehr zu wünſchen; ſie käme dann auf die großen Bühnen“ . . . . —

„Larifari!“ unterbrach ihn der Regiſſeur, dem ſein Theater vor Allem am Herzen lag: „man kann auf einer kleinen Bühne eben ſo beliebt, bewundert, berühmt werden, wie auf einer großen, und was das bischen Ehre betrifft, Mitglied einer königlichen Bühne zu ſein, ſo theile ich in dieſem Punkt die Anſicht des unſterblichen John Falſtaff und finde, daß ich durch ſie nicht beſſer geſpeist und getränkt, gekleidet und gebettet werde. Ich bin der Letzte, der Liſi auf einer großen Bühne ſehen möchte und werde ihr ſo bald nicht dazu rathen.“

„So werde ich es thun,“ ſagte Telesphor kalt.

„Was fällt Ihnen ein!“ fuhr der Regiſſeur auf: „mit welchem Recht maßen Sie ſich einen Einfluß auf Liſi an!“

„Mit dem Rechte ihres Verlobten, Herr Rink.“

hervorzutreten. Bis jetzt aber war es ihm nicht gelungen. Der Regiſſeur Rink gab ihm die beſten Rathſchläge, ſo daß er genau wußte, was zu einem guten Luſtſpiel gehörte; allein das ſetzte ihn nicht in den Stand ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben. In der Kunſt gilt können mehr als wiſſen.

„Aber zum Kuckuck, Herr! ſteigen Sie doch von Ihrem Cothurn herunter, wenn Sie im Converſationston ſchreiben wollen,“ ſagte Herr Rink: „durch all' Ihre Reden höre ich den fünffüßigen Jambus durchklingen! das iſt unerträglich ſteif. Können Sie ſich aber durchaus nicht von ihm trennen, ſo ſchreiben Sie Trauerſpiele — obſchon auch für die Tragödie die hochtrabende Form nicht mehr beliebt iſt. Es muß Alles mehr zu ebener Erde gehen, ohne Zwang, ungenirt; der Paletot, den Herrn und Damen tragen, iſt auch Mode für die Bühnenkunſt.“

„Sie wiſſen, Herr Rink,“ erwiderte Telesphor, „daß ich für Liſi ſchreibe und daß die Tragödie nicht ihr Fach iſt.“

„Laſſen wir Liſi bei Seite, Herr, und nehmen Sie Vernunft an. Ich habe immer gehört es ſei ſchwerer ein gutes Luſtſpiel, als ein gutes Trauerſpiel zu ſchreiben. Daß die Luſtſpiel-Entwürfe oder Verſuche, die Sie mir bis jetzt mittheilten, nicht gut ſind, wiſſen wir Beide zur Genüge. Deshalb rathe ich Ihnen, wenn Sie Theaterſtücke ſchreiben wollen, verſuchen Sie ſich in der Tragödie. Bis ſie fertig iſt, kann ſich Liſi vielleicht an das tragiſche Fach wagen — obſchon ich nicht glaube, daß ihr Organ für alle Modulationen der Stimme in hoher Leidenſchaft ausreicht.“

„Sie iſt ſo jung,“ verſetzte Telesphor, „daß ſie noch lange nicht zur Entwickelung ihrer phyſiſchen und geiſtigen Kräfte gelangt iſt. Ein höheres Fach wäre ihr doch ſehr zu wünſchen; ſie käme dann auf die großen Bühnen“ . . . . —

„Larifari!“ unterbrach ihn der Regiſſeur, dem ſein Theater vor Allem am Herzen lag: „man kann auf einer kleinen Bühne eben ſo beliebt, bewundert, berühmt werden, wie auf einer großen, und was das bischen Ehre betrifft, Mitglied einer königlichen Bühne zu ſein, ſo theile ich in dieſem Punkt die Anſicht des unſterblichen John Falſtaff und finde, daß ich durch ſie nicht beſſer geſpeist und getränkt, gekleidet und gebettet werde. Ich bin der Letzte, der Liſi auf einer großen Bühne ſehen möchte und werde ihr ſo bald nicht dazu rathen.“

„So werde ich es thun,“ ſagte Telesphor kalt.

„Was fällt Ihnen ein!“ fuhr der Regiſſeur auf: „mit welchem Recht maßen Sie ſich einen Einfluß auf Liſi an!“

„Mit dem Rechte ihres Verlobten, Herr Rink.“

„Ah bah! haben Sie die Kindereien noch im Kopf!“ ſagte der Regiſſeur geringſchätzend. „Das war ein Studentenſtreich, der wohl auf der Univerſität paſſiren kann, dem aber kein vernünftiger Menſch Folge gibt. Wäre Liſi Putzmacherin in Y. geblieben, ſo hätte das Verhältniß meinetwegen fortbeſtehen und ſo oder anders zu Ende gehen können. Da paßtet Ihr für einander, denn der Eine hatte nichts und der Andere hatte wenig. Aber von dem Augenblick an, wo Liſi die Bühne betrat und Furore machte, ſeid Ihr geſchiedene Leute geweſen, ſo gewiß wie zweimal zwei vier iſt.“

„Liſi denkt anders!“ brauste Telesphor auf und verließ Herrn Rink, um ſich ſchleunigſt zu ihr zu begeben.

Zu ſeiner frohen Ueberraſchung fand er ſie allein, ohne fremden Beſuch und ohne die Mutter. Sie ſaß bequem in einem tiefen Lehnſtuhl, lernte eine Rolle auswendig, deren Abſchrift auf ihrem Schooß lag und ſpielte nebenbei mit einem geſchwätzigen grauen Papagei, der ihr zur Seite in einem Bauer umherkletterte. Das Zimmer war freundlich und behaglich eingerichtet. Tiſche mit bunten duftenden Blumen machten es heiter und erfüllten es mit Wohlgeruch. Der Gegenſatz zu dem dürftigen Zimmer in Y. mit zwei Reſedatöpfen auf dem Fenſterbrett, war ſchlagend — und nicht minder war der

Unterſchied zwiſchen der ſtillen, ärmlich gekleideten, emſig arbeitenden Liſi von damals und dem eleganten Fräulein Liſa Rink, die ſich gerade jetzt in der vollkommenſten Modejournaltoilette nur eben ſo viel beſchäftigte, wie ſie Luſt hatte und ſich ihre leichte Aufgabe ſpielend und tändelnd noch leichter machte.

„Sieh da . . . . Telesphor!“ ſagte ſie freundlich und ſchlug ihr Heft zuſammen.

„O Liſi . . . . liebſt Du mich noch?“ fragte er ſtürmiſch bewegt.

„Gewiß! nur möchte ich gern Liſa und Sie von Ihnen genannt ſein,“ erwiderte ſie lächelnd.

„Vor den Leuten geſchieht es . . . . aber weshalb unter vier Augen,“ ſagte er verletzt.

„Weil ich fürchte, Sie könnten ſich einmal vor den Leuten verſprechen.“

„Und das fürchteſt Du?“

„Nun das verſteht ſich! die Welt iſt böſe und könnte auf eine böſe Vertraulichkeit ſchließen. Mein Ruf ſoll nicht darunter leiden, daß ich die Bühne betrat.“

„Wer wünſcht das mehr als ich! allein ich glaube er werde auch nicht durch mich gefährdet,“ rief er gekränkt: „das könnte eher der Fall ſein durch die Laffen und Affen, die ich nur allzu häufig hier ſehe.“

„Laffen und Affen!“ verſetzte Liſa im hohen Ton: „es ſind Herrn aus der beſten Geſellſchaft, die meine Kunſt bewundern und Künſtler, die ſie würdigen.“

„Und gilt nicht die Bewunderung der Einen und die Huldigung der Anderen mehr der Künſtlerin, als der Kunſt?“

„Ich kann das um ſo weniger haarſcharf trennen, als mein Herz ganz gleichgültig dabei iſt,“ ſagte ſie und kraute das Köpſchen des Papageien: „Bewunderung und Huldigung gehören zum Kunſtleben: alſo gebühren ſie mir und ich verlange ſie.“

„Aber ſie können ſo berauſchen, daß das Herz in der Trunkenheit untergeht.“

„Möglich! bis jetzt ſpüre ich nichts davon!“

„O Liſi, wie glücklich machſt Du mich!“ rief Telesphor: „nicht wahr? Dein Herz gehört mir und die Zukunft gehört uns.“

„Ja! die Zukunft gehört uns!“ ſagte ſie mit großer Entſchiedenheit.

„Und wirſt Du Dich in dieſem Punkt nie von Deiner Mutter, nie von Deinem Onkel abhängig machen?“

„O nein! ich habe ein großes Verlangen nach Selbſtändigkeit.“

„Du wirſt Dich nie von mir losreißen laſſen, nicht wahr? ſchwöre mir das, Liſi,“ bat er flehend und dringend.

„Nein!“ rief ſie, „ſo etwas ſchwöre ich nicht! es iſt auch ganz überflüſſig. Ich bin mein eigener Herr und habe über mich zu beſtimmen, denn Mutter und Onkel wiſſen nicht, was mich glücklich macht. Ich bin kein willenloſes Kind, das ſich in den wichtigſten Angelegenheiten bevormunden und gegen ſeinen Willen losreißen ließe.“

Ganz aufgeregt durch den Gedanken, daß die Mutter oder der Onkel irgendwie verſuchen könnten ihrem Willen entgegen zu treten, ſprach ſie ſich mit einer Wärme gegen Telesphor aus, die er für Liebe hielt und die nur Eigenliebe war. Ja, Liſa ſelbſt mogte ſich in dieſem Augenblick täuſchen und wähnen, daß ſie Telesphor liebe. Bei ihrem großen Leichtſinn, ihrem Mangel an Beſonnenheit und Ueberlegung, war das nicht unmöglich. Genug, Telesphor war glücklicher, als er ſeit langer Zeit geweſen, nur ſchmerzte es ihn tief Liſa's Frage, ob ſein Luſtſpiel noch immer nicht fertig ſei, verneinen zu müſſen. Sie nahm das faſt übel und meinte, die Liebe zu ihr müſſe ihm dies doch im Grunde ſehr leicht machen. Es iſt aber nicht Jedem das erforderliche Talent gegeben, wie dem Quintin Meſſys, den die Liebe zu einer Malertochter aus einem Schmiedegeſellen in einen tüchtigen Maler verwandelte.

Als endlich der Eintritt von Frau Rink das Zwiegeſpräch ſtörte, entfernte ſich Telesphor und kaum war er zur Thür hinaus, als Liſa eine gewiſſe Beängſtigung verſpürte, ob ſie ihm nicht zu viel zugeſagt habe. Aber nein! „Die Zukunft gehört uns“ — das war ja ein ganz allgemeiner

Ausdruck; und „ſich loßreißen laſſen“ — das werde nie geſchehen! freiwillig ſich trennen ſei etwas ganz Anderes. Beruhigt griff ſie wieder zu ihrer Rolle.

Telesphor wohnte ihr gegenüber. Als er ſeinem Hauſe zuging, kam ihm Franz Seraph entgegen und ſagte freundlich:

„Nun hab' ich Dich! ſeit anderthalb Stunden gehe ich hier auf und nieder wie eine Schildwache, denn als ich dieſe Straße betrat, verſchwandeſt Du eben in dem Haus da drüben und ich hatte mir feſt vorgenommen meinen Auftrag auszurichten.“

„Deinen Auftrag? . . . . Willſt Du mit mir heraufgehen? . . . . Oder ſprich lieber hier . . . . Du weißt, ich wohne drei Stiegen hoch,“ erwiderte Telesphor ſichtlich verſtimmt.

„Nein, ich gehe mit Dir,“ verſetzte Franz Seraph, „ich bin halb erfroren von meinem Schildwachdienſt im Schnee.“

Kaum hatten ſie Telesphors Zimmer betreten, als dieſer eilfertig ſagte, als ob eine läſtige Sache abzuthun ſei:

„Nun alſo Dein Auftrag?“

„Floreſtine grüßt Dich und läßt Dich heute zu einem Cronenſtein'ſchen Abend einladen, da ihr Vater und meine Mutter ſeit vorgeſtern hier ſind. Sie ſelbſt kam mit Lauingen vor acht Tagen und brachte denn auch ihr prächtiges Bübchen mit. Sie iſt ganz die Alte und freut ſich ſehr Dich zu ſehen.“

„Das wird heute doch kaum möglich ſein .... ich habe eine neue Arbeit zugeſagt .... unternommen“ .... ſagte Telesphor ſchwankend zwiſchen Ungeduld und Verlegenheit.

„Damit laſſe ich mich nicht abweiſen,“ erwiderte Franz Seraph, „denn Flore würde dieſer Entſchuldigung keinen Glauben ſchenken und wähnen, ich hätte Dich nicht eingeladen.“

„Ich kann nicht helfen! mache ihr begreiflich es ſei mir unmöglich.“

„Das iſt mir unmöglich, denn ich glaube an eine ſolche Unmöglichkeit von Deiner Seite nicht!“ rief lachend Franz Seraph.

„Genug .... es kann nicht ſein!“ antwortete Telesphor kurz.

„Deine älteſten, Deine beſten Freunde bitten Dich und Du ſtößt ſie zurück!“ ſagte Franz Seraph ſanft.

„Ich ſtoße ſie nicht zurück .... nein! aber ich paſſe nicht mehr zu ihnen .... ich habe andere Anſichten, andere Intereſſen als früher .... das gibt Mißklänge und die thun ſchneidend weh, beſonders da, wo früher Harmonie herrſchte.“

„Vielleicht wäre es Dir ſehr wohlthätig einmal wieder die traulichen Stimmen der Vergangenheit zu hören.“

„Nein!“ ſagte Telesphor finſter, „mir thut nichts wohl, was mich an die Vergangenheit erinnert, denn es weckt den alten, mühſam überwundenen Zwieſpalt in mir auf. Ich habe ihn jetzt über Bord geworfen und da ſoll er liegen bleiben. Du weißt wie es mit mir ſteht“ . . . . —

„Iſt der Rauſch noch nicht verflogen!“ rief Franz Seraph.

„Rauſch? . . . . verflogen? . . . . Du faſelſt!“ verſetzte Telesphor kalt: „ich liebe Liſi und die ganze Welt iſt mir gleichgültig.“

„Das merke ich,“ ſagte Franz Seraph traurig; „aber das wird Floreſtine, das wird mein Onkel nie begreifen! ſie haben auch liebende Herzen, doch eben deshalb iſt ihnen die ganze Welt nicht gleichgültig.“

„Der Greis liebt in anderer Weiſe, als der Jüngling.“

„Flore iſt zweiundzwanzig Jahre alt, iſt in der vollen Blüte ihrer ſchönen, reichen Jugend, ihrer glücklichen Natur; aber darauf kannſt Du dich verlaſſen: trotz aller Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, richtet ſich ihre Liebe zuerſt auf die Seelen.“

„Das war genau mein Fall bei Liſi!“ rief Telesphor freudig.

„Täuſche Dich nicht!“ verſetzte Franz Seraph gelaſſen: „Deine erwachende Leidenſchaft ſpiegelte es nur Deinem beſſeren Selbſt vor. Die Liebe zu den Seelen richtet ſich nicht auf eine Seele, auf dieſe Seele mit Ausſchluß aller übrigen — und vor Allem nicht in einer Weiſe, welche die eigene Seele in Gefahr bringt an dieſer Ausſchließlichkeit zu Grunde zu gehen.“

„Man geht ſicherer am verfehlten Beruf zu Grunde, als an einer mächtigen Leidenſchaft.“

„Darüber wollen wir nicht ſtreiten, denn man kann auf mancherlei Weiſe zu Grunde gehen. Soll es aber durch eine mächtige Leidenſchaft nicht geſchehen, ſo muß der Gegenſtand derſelben ungewöhnlich edel, ja erhaben ſein. Das iſt freilich ſelten; doch möglich iſt es. Nun aber ſage mir wenigſtens — ſetzte Franz Seraph abbrechend hinzu — welche neue Arbeit Du heute Abend zu unternehmen haſt.“

„Zuerſt muß ich in's Theater, denn Liſi ſpielt, und dann will ich ein Luſtſpiel ſchreiben, denn ich habe es ihr verſprochen . . . . ich muß ſchon jetzt mich daran machen.“

„Willſt Du dann morgen zu Floreſtine kommen?“

„Ja ja! morgen ſehr gern!“ rief Telesphor, um nur von der dringenden Einladung ſich loszumachen; und Franz Seraph verließ ihn mit herzlichem Händedruck.

Kaum war Telesphor allein, ſo ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und dachte mit einigen Zeilen einen Plan zu entwerfen, der ihm nebelhaft vorſchwebte. Er wollte ſich aber nicht ſo ſchnell abklären, dieſer Plan, nicht ſogleich in Form und Geſtalt bringen laſſen. Es iſt zuweilen mühſam für das größte Genie den Entwurf einer Arbeit feſtzuſtellen und zu ordnen; wie viel mühſamer für Jemand, der für die unternommene Arbeit gar kein Talent hat. Für ihn bleibt der Plan in einem beſtändigen Nebel und löst ſich eine Geſtalt, eine Situation von der allgemeinen Verſchwommenheit ab, ſo iſt das ohne Zuſammenhang, ohne Verhältniß mit dem Plan ſelbſt.

Telesphor brachte den ganzen Nachmittag in qualvoller, fruchtloſer Anſtrengung hin. So lange er die Sache im Kopf hatte, ſchien ſie ihm gut; ſo wie ſie auf dem Papier ſtand, war ſie ſteif, lückenhaft, ſinnlos, todt. Matt und müde, wie auf einer geiſtigen Folterbank, horchte er auf jeden Stundenſchlag und erſehnte denjenigen, der ihn erlöste und in's Schauſpiel führte, während er heimlich mit ſich ſelbſt grollte, daß er an dieſer Aufgabe ſcheitere, während er früher ſo leicht, ſo gern, ſo unermüdlich ſeine ernſten wiſſenſchaftlichen Studien getrieben hatte. Aber es war, als wolle ſein Geiſt gegen ſeine moraliſche Erniedrigung Proteſt einlegen und nicht ihr dienen. Im Theater ſchöpfte er Athem. Liſa ſpielte. Er ſah ſie, er hörte ſie, er vergaß Alles, ſogar die Qual ſeines eigenen zerriſſenen Innern.

Das erſte Stück war zu Ende und im zweiten ſpielte Liſa nicht, alſo hatte es nicht den mindeſten Reiz für Teleſphor. Er verließ den Saal um zu ihr zu gehen. Kaum aber betrat er den Foyer, ſo fühlte er ſich hinterrücks von vier Armen feſtgehalten und eine nicht ganz unbekannte Stimme ſprach:

„Gefangen auf hohen Befehl! raſch zum Wagen.“

Er hatte nicht Zeit über ſeine Entführung zu ſtaunen, denn Oswald von Lauingen und Franz Seraph nahmen ihn in ihre Mitte und nöthigten ihn in den Wagen zu ſteigen.

„Floreſtine hat es ſo angeordnet,“ ſagte Lauingen: „ſie hat es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß Sie bei unſerem erſten gemüthlichen Familienabend nicht fehlen dürften.“

Da kein Widerſtand möglich war, ergab ſich Teleſphor mit guter Manier in ſein Schickſal. Es wäre allzu unfreundlich geweſen, auf dieſe liebreichen Geſinnungen nicht einzugehen. Floreſtine empfing ihn frohlockend wie den alten, lieben Jugendfreund. Er konnte es ſich gar nicht vorſtellen, daß ſie verheirathet, daß ſie Mutter ſei, ſo unverändert, ſo einfach, ſo herzlich fand er ſie. Auch Herr von

Cronenſtein und Frau von Strahl waren ganz wie ſonſt für ihn, und da Niemand auch nur im Entfernteſten irgend etwas berührte, das ihm peinlich hätte ſein können, ſo traten durchaus nicht die von ihm gefürchteten Mißklänge hervor. Man ſprach traulich von dieſem und jenem, wie das eben in einer Familie geſchieht, deren Mitglieder ſich nach längerer Zeit wieder zuſammenfinden und nun mit reger Theilnahme ſowohl erzählen, als dem Erzählten zuhören. Floreſtine war unermüdlich mit Fragen, die ihr geliebtes Cronenſtein und Alles was damit zuſammenhing betrafen. Ob die Kinder aus X. fleißig zum Weihnachts-Krippchen auf den Schloßberg gekommen wären? wie es auf Franziszibergl gehe? ob man im Spätjahr die letzten Stationen des Kreuzwegs geſetzt habe, den Lauingen auf der Waldraſt errichten ließ? — Letzteres war noch nicht geſchehen.

„Väterchen, er muß fertig ſein, wenn wir im Sommer nach Cronenſtein kommen,“ ſagte ſie, „denn ich muß mit Floreſtan dahin. Es iſt ein ex voto. Sein Vater kam zuerſt von Maria Waldraſt nach Cronenſtein; er ſoll gleich von Cronenſtein nach Maria Waldraſt — und mit dieſer Pilgerfahrt ſein kleines Leben beginnen, das mit dem erſten Jahr ſchon ein wenig zum Bewußtſein erwacht.“

„Hörteſt Du ſchon, Teles,“ ſagte Herr von Cronenſtein, „daß Dein Vater ſeiner guten Stadt X.

einen großen Dienſt erwies? Er hat das Häuschen der Großmutter, das bis jetzt Dein Schwager Rabener bewohnte, gegen einen geringen Kaufpreis dem Stadtpfarrer überlaſſen, der nun die Stiftung von Vinzenz Guldman in's Leben rief und arme Schulſchweſtern dahin ſetzte, die eine kleine Koſtſchule eröffnen werden. Die X.er Bildung der Frauen begehrt auch ſchon eine höhere Stufe als die Primärſchule und der Unterricht bieten, den das gute alte Fräulein Mäuſel privatim in den höheren Wiſſenſchaften ertheilt."

„Wo iſt denn Rabener geblieben?" fragte Telesphor.

„Das Häuschen war ihm unbequem gelegen. Er hatte beſtändig einen Blick in's finſtere Mittelalter, rechts — Franziszibergl, links — Schloßberg: Kloſter und Schloß, und er in der Mitte, das war ihm nicht genehm. Er hat das Webler'ſche Haus gekauft."

„Gekauft! er? ſteht er ſich ſo gut?"

„Ganz vortrefflich, wie es ſcheint, denn er wollte ſogar Deinem Vater das kleine Haus zu einem beträchtlichen Preiſe abmiethen für weltliche Lehrerinnen, ſeine Verwandten, die ſich in X. niederlaſſen möchten. Ja es hieß, um dies heilſame Werk zu Stande zu bringen, ſolle ſogar das kleine Haus gekauft werden. Doch Dein Vater gab dem Vorſchlag des Stadtpfarrers Gehör und um Neujahr zogen die Schulſchweſtern friedlich ein, obſchon nicht ohne auf eine gewiſſe Oppoſition zu ſtoßen."

„Dieſe macht ſich noch immer geltend," ſagte Frau von Strahl, „denn kurz vor meiner Abreiſe hörte ich, der Medizinalrath und der Bürgermeiſter würden die weltlichen Lehrerinnen kommen laſſen — wenigſtens Eine; denn dieſe finde leicht ein Unterkommen."

„Alſo ſteht X. auf der Höhe des Jahrhunderts," ſagte Lauingen lachend, „und iſt ſo glücklich eine opponirende Partei zu beſitzen."

„Lachen Sie nicht!" ſagte Frau von Strahl: „ſie kann den armen Schulſchweſtern das Leben recht ſauer machen."

„Das thut nichts, Täntchen!" rief Floreſtine. „Wer gottſelig leben und wirken will, der muß Anfechtung leiden: das weiſſagt ſchon die heilige Schrift."

„Du haſt gut reden von dem, was anderen Leuten heilſam iſt!" ſagte Franz Seraph ſcherzend: „Du ſchwebſt in Glück und Frieden, wie der Paradiesvogel in den Lüften, der nie die rauhe Erde berührt — und gönnſt großmüthig Anderen ihr ſaueres Leben und ihre ſchweren Kämpfe."

„Spotte wie Du willſt!" entgegnete Floreſtine leicht erröthend: „ich bin vielleicht noch nicht waſſenfähig. Allein ich bleibe dabei, ich finde die Anfeindungen des Irr- und Unglaubens gegen jede Lebensäußerung der Kirche kein Unglück. Es iſt nur ein Kreuz. Jedes Kreuz aber, ſagt ein Geiſtesmann, iſt eine angefangene Krone. Daß es mühſam iſt die Krone fertig zu machen, welche die Hand Gottes für uns angefangen hat, verkenne ich gewiß nicht.“

„Und auf jeden Fall ſind wir im Vortheil bei dieſen Anfeindungen,“ ſagte Franz Seraph: „die Gegner haben weder Kreuz noch Krone.“

„Denn ſie haben die Wahrheit nicht,“ ſetzte Herr von Cronenſtein hinzu: „der Sieg wird endlich doch da ſein, wo hienieden die ewige Wahrheit feſtgehalten wird — und das geſchieht nur in der katholiſchen Kirche, welche das Kreuz und die Verheißung der Krone beſitzt.“

„Und doch zählen ihre Widerſacher, die Ungläubigen, die Freimaurer, die Geheimbündler, die Revolutionsmänner und Alles was mit ihnen durch dieſe und jene Leidenſchaft zuſammenhängt, auch auf den Sieg und auf den völligen Untergang der katholiſchen Kirche, die als durchaus überflüſſig, ja ſtörend und hemmend verſchrien wird, ſobald nur erſt überall der moderne Staat organiſirt iſt,“ ſagte Lauingen.

„Sie thun es, weil ſie nur mit menſchlichen

Mitteln oder allenfalls mit diaboliſchen arbeiten und auf ſie zählen," erwiderte Cronenſtein. „In dieſen Mitteln ſind ſie uns weit überlegen, denn erſtens haben ſie die Machthaber der Welt für ſich und zweitens dürfen wir nicht wie Sie lügen, heucheln, corrumpiren, um unſere Sache durchzuſetzen. Wir dürfen nicht anerkennen, daß die Lüge die Berechtigung hat für Wahrheit — und die Gewalt für Recht zu gelten. Unſere Prinzipien wurzeln in göttlichen, ewigen, folglich unwandelbaren Geſetzen, die unſere Widerſacher nicht haben und nicht kennen; folglich können ſie nicht ahnen, welche Kraft unſerer Sache und ihren Vertheidigern durch den Zuſammenhang mit einer höheren Ordnung inwohnt und zu Gebot ſteht — und deshalb zählen ſie auf den Sieg."

„Es iſt gräßlich dies Sturmlaufen des Weltgeiſtes gegen die Kirche," ſagte Frau von Strahl, „dieſer Haß des Niedrigen gegen das Erhabene, des Gemeinen gegen das Edle."

„Es iſt ſo recht die Signatur des Abfalls von Gott und der geiſtigen Verwirrung durch die Sünde," ſagte Franz Seraph.

„Ich glaube, wenn ein reiner Geiſt ſich in die Hölle verirrte, ſo würden deren unglückliche Bewohner ihn gleichfalls nicht unter ſich dulden," ſagte Floreſtine.

„Gewiß nicht!“ verſetzte ihr Vater: „haben doch die Juden Chriſtus nicht unter ſich dulden wollen. Die armen Schulſchweſtern in X. müſſen ſich alſo auch auf kleine Widerwärtigkeiten gefaßt machen. In unſerer Zeit iſt das gar nicht zu vermeiden.“

„Das ſcheint ſo, wenn ſogar X. Umtriebe beginnt gegen eine beſcheidene klöſterliche Genoſſenſchaft, die vom Staat examinirte und approbirte Lehrerinnen hat,“ ſagte Lauingen. „Man kann ihnen alſo weder Mangel an Kenntniſſen noch an Befähigung zum Unterrichten vorwerfen; ſie leiſten was die weltlichen Lehrerinnen leiſten, nur thun ſie es im armen Ordenskleide, nicht in Crinoline und geſchürztem Rock. Das iſt ihr Verbrechen.“

„Hauptſächlich iſt es ihr Verbrechen in den Augen gewiſſer Leute, daß der Unterricht von Ordensperſonen urkatholiſch iſt,“ ſagte Herr von Cronenſtein. „Vor zehn und zwölf Jahrhunderten gab es ſchon Kloſterſchulen und in unſern Tagen ſind ſie auch noch da, allzeit bereit den Anforderungen und Bedürfniſſen der geiſtigen Entwickelung der Epoche zu entſprechen und ſie auf eine religiöſe Grundlage feſt und ſicher zu ſtellen, den Menſchen zu bilden für Gott und für das Leben. Das iſt nun einmal ihre Tradition von der ſie nicht laſſen, weil ſie wiſſen, daß es ohne chriſtliche Religion keine wahre Bildung für das Leben gibt. Denn Wiſſen iſt nicht

Bildung. Bei einer großen Maſſe von allerhand-Wiſſen kann der Menſch ſehr ungebildet ſein, nicht blos für ſeine höhere Beſtimmung, ſondern auch für ſeine Stellung, ſeinen Beruf, wenn ihm die Seelenbildung fehlt.“

„Ja!“ rief Floreſtine, „an die Seelen zu denken zuerſt und zuletzt, und auf Alles, was ſie betrifft, den größten Nachdruck, das entſcheidende Gewicht zu legen, das iſt urkatholiſch, und deshalb einem heidniſchen Zeitgeiſt verhaßt. Hätten wir keine Prieſter und keine Ordensleute, die uns fort und fort durch ihr Opferleben zeigen, was das iſt, Liebe zu den Seelen um Jeſu willen: ſo würden wir wohl auch bald dieſe himmliſche Liebe vergeſſen und verlieren. Und das wiſſen die Feinde der Kirche auch ſehr gut. Sie möchten unſere Prieſter, unſere Mönche, unſere Nonnen vom Erdboden vertilgen, damit wir nicht beſtändig die lebendige Chriſtusliebe vor Augen haben, welche der unerſchöpfliche Quell der Liebe zu den Seelen iſt. Was iſt denn eigentlich Ihr Schwager, der Medizinalrath, für ein Mann?“ wendete ſie ſich plötzlich an Telesphor.

Faſt erſchreckt fuhr er auf. Dieſe Geſpräche, dieſe Geſinnungen, dieſe Anſichten — wie waren ſie ihm fremd geworden, ſie, die ihm einſt ſo bekannt, ſo vertraut waren! wie lange hatte er ſie nicht mehr gehört! wie lange ſich nicht mehr mit ihnen beſchäftigt — als höchſtens um ſie zurückzudrängen, wenn ſie ſich in ihm regten! Chriſtusliebe — und ihr entſtrömend wie dem tiefen Born das klare Bächlein, Liebe zu den Seelen: das war ja ſein Ideal geweſen! war die Sonne ſeiner Jugend geweſen, deren Stralen ihm Licht und Wärme gaben, ihn beglückten! — Eine namenloſe Wehmuth umflorte ſein Herz. Ihm war als werde ſein Inneres in zwei Hälften zerriſſen: die eine fühlte ſich ſüß und traulich berührt und ſeufzte: O weshalb verblieb ich nicht in dieſem lieben Kreiſe! — die andere fühlte ſich fremd und unbehaglich und flüſterte: Hier ſchlage ich meine Hütte nicht mehr auf. — Aber daß dem ſo war, das war ein Schmerz! —

„Mein Schwager?“ ſagte er zerſtreut.

„Ja, Ihr Schwager Rabener!“ wiederholte Floreſtine: „ich meine, gehört er auch zu jenen Aerzten, welche die Seele mit dem anatomiſchen Meſſer ſuchen und, weil ſie nicht auf dieſem Wege ſie finden und weil ihnen der Glaube an eine übernatürliche Ordnung der Dinge im Schlamme des Materialismus erſtorben iſt, die Seele, das ewige Leben, Gott, Chriſtus, die Offenbarung, die Erlöſung leugnen.“

„Ob er das Alles leugnet, weiß ich nicht,“ erwiderte Telesphor halb ſcherzend, halb verlegen.

„Wer Eines leugnet und conſequent iſt, muß Alles leugnen,“ ſagte ſie, „denn das Ganze iſt ja eben die wunderbare himmliſche Kette, die für uns Alle den Himmel und die Erde verknüpft. Wer ein Glied dieſer Kette zerreißt, den bindet ſie nicht mehr."

„Die Alten," verſetzte Telesphor, „glaubten an Gott, an die Unſterblichkeit, ſogar an Belohnung und Strafe nach dem Tode, da ſie das Elyſium und den Olymp, den Hades und den Tartarus in ihrer Mythologie hatten; — das genügte ihnen; die Erlöſung kannten ſie nicht. Was dem feinen, geiſtvollen, hochgebildeten Griechen genügte, kann ja auch dem Einzelnen in unſeren Tagen genügen."

„Wer ſagt Dir," fragte Franz Seraph, „daß dem Griechen ſeine Götterlehre genügte? dem Socrates genügte ſie nicht, das wiſſen wir; und darum dürfen wir wohl annehmen, daß ein Geiſt wie der ſeine, daß ein Plato, ein Sophocles das Auge ihrer Seele weit geöffnet hätten, um das Licht der Offenbarung einzuſaugen."

„Aber ich bitte Dich!" rief Telesphor, „wie kannſt Du Plato nennen, wenn von Rabener die Rede iſt! Nenne doch lieber Protagoras, welcher ſagte, es ſei aus zwei Gründen unmöglich, ſich vom Daſein der Götter zu überzeugen, erſtens wegen Dunkelheit und Schwierigkeit des Gegenſtandes, zweitens wegen Kürze des menſchlichen Lebens."

„Dieſer Ausſpruch des alten Weltweiſen," verſetzte Franz Seraph, „berechtigt doch wahrlich nicht zu der Annahme, daß er durch ſeine Ueberzeugungslosigkeit befriedigt ſei.“

„Alle Leute, die ſo ſchnell mit der Gottesleugnung bei der Hand ſind, wenn ſie die Vorleſungen eines ungläubigen Profeſſors gehört und ein paar antichriſtliche Bücher geleſen haben, ſollten ſich doch dieſen äußerſt vernünftigen Ausſpruch des alten Protagoras merken, der das menſchliche Leben für allzu kurz erklärt, um die ſchwierige Frage von Gott zu ergründen,“ ſagte Lauingen.

„Weil das ſo ganz wahr iſt,“ ſetzte Frau von Strahl hinzu, „deshalb eben kam die göttliche Offenbarung dem menſchlichen Unvermögen zu Hülfe.“

„Ich habe ſehr wenig Verkehr mit dem Doctor Rabener,“ ſagte Herr von Cronenſtein: „er ſcheint mir aber zu den Leuten zu gehören, die ein eigenthümliches Product einer verkehrten Bildung ſind: die Weltgeſchichte fängt für ſie gleichſam erſt mit ihrer Zeit an. Die antike Zeit, die altchriſtliche Zeit, das Mittelalter, die Epoche der Losreißung von der Kirche — das Alles iſt für ſie in ich weiß nicht welchen Abgrund verſunken, wie ein Geſpenſt, das ſich in Dunſt auflöst und keine Erinnerungen keine Lehren, keine Daſeinsſpuren zurückläßt. Sie reden und handeln als wären die vergangenen Jahrtauſende nichts als ein wüſtes Chaos und als ſchwebe jetzt der Geiſt ihrer Zeit, ihr Geiſt, über dem finſter brodelnden Abgrund, um die Materie zu lichten, zu ordnen, zu geſtalten. Die Grundlage auf welcher, und die Ideen nach welchen dies Werk vollführt werden ſoll, ſind Eines und Daſſelbe: namenloſer Haß gegen die offenbarte Religion.“

„Schau' hier, Florette!“ ſagte Franz Seraph und legte ihr ein Blatt vor, worauf er mit Bleiſtift und in wenig Strichen ein Bild gezeichnet hatte.

„Du biſt ein zweiter Flaxman mit Deinen ſchönen Umriſſen! ich ſammele ſie in einem beſondern Album,“ ſagte Lauingen, indem er über die Schulter ſeiner Frau das Blatt betrachtete.

„Ah!“ rief Floreſtine, „der reine Geiſt in der Hölle .... von dem ich vorhin ſprach!“

Es war eine Gruppe wilder, trauriger, verzerrter Geſtalten, von Schlangen und Ungethümen umſtrickt und gepeinigt, die ſich mit verzweifeltem, grimmigen Drohen gegen eine zarte beflügelte Geſtalt mit einer Lilie in der Hand wendeten, welche an ihnen vorüber ſchwebte ohne den Boden zu berühren. Ernſt ſagte Floreſtine:

„Das iſt nicht blos eine Scene aus der Hölle, ſondern auch von der Erde.“

„Was das aber für ein Glück iſt, einen kunſtfertigen Vetter zu beſitzen!“ ſagte Lauingen ſcherzend: „Flore ſpricht ein Wort — und er macht es unſterblich.“ — —

So verging der Abend.

„Nicht wahr, Sie kommen recht oft wieder?“ ſagte Floreſtine zu Telesphor und gab ihm zum Abſchied liebreich die Hand.

„Wo ich bin, Teles, da iſt immer ein Platz für Dich,“ ſagte Herr von Cronenſtein.

„Erlkönigs „und biſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt“ — iſt uns ſo vortrefflich gelungen,“ ſetzte Lauingen munter hinzu, „daß Sie ſich in Zukunft gewiß keiner zweiten Gewaltthat ausſetzen, ſondern willig ſein werden.“

Telesphor ſagte Alles zu, was man wollte. Ihm war zu Sinn, als ſchwebe vor ſeinen Augen der lichte, reine Geiſt durch die traurigen Gebilde des Abgrundes hindurch und dieſer Abgrund war ſein eigenes Herz.

Ein tiefer Fall.

Wenn der Frühling kam, wollte Franz Seraph nach Rom gehen. Er hatte dann drei Jahre auf der Kunſtakademie ſtudirt und glaubte den Verſuch machen zu können, ſelbſtſtändig in ſeinen Arbeiten aufzutreten. Für Frau von Strahl war ſeine Abreiſe ein großer Schmerz. Wann würde ſie ihn wiederſehen? Hatte er ſich einmal in Rom niedergelaſſen, ſein Atelier eingerichtet, Arbeiten begonnen, wie ſchwer war es dann für ihn ſich loszumachen und Deutſchland und die Seinen zu beſuchen! und doch durfte ſie nicht wünſchen, ihn in Deutſchland feſtzuhalten, da er als Künſtler und als frommer Katholik in Rom eine zweifache Heimat fand. Mit Bangigkeit ſah ſie dem Frühling entgegen.

„Er bringt neue Blüten,“ ſagte Franz Seraph tröſtend, „und vielleicht ſchönere, edlere als bisher.“

„Vielleicht treten Nachtfroſt und Mehlthau ein und reißen ſie zu Grunde,“ ſagte ſie traurig.

„Meine ſogenannten guten Freunde pflegen mich ſcherzend Achilles, der unverwundbare, zu nennen,“ verſetzte er munter: „der Styx, in den Du mich fortwährend untertauchſt, liebe gute Mutter, iſt Dein Gebet. Da muß ich doch einige Lebenskämpfe durchmachen können.“

„Glaubſt Du nicht, daß die gute Frau Herzog für ihren Telesphor betet, wie ich für Dich? .... und was iſt aus ihm geworden? — Er kann ſich freilich aufraffen,“ ſprach ſie lebhaft weiter, weil Franz Seraph etwas einwenden wollte: „aber er will es nicht! und ſpäter, wenn er aus dieſem erbärmlichen Rauſch nüchtern erwacht, wird er vielleicht wünſchen den Willen zu haben, allein dann iſt es zu ſpät, dann kann er nicht mehr und es bleibt bei dem armſeligen Wunſch.“

„Denke an den heil. Auguſtinus, liebe Mutter.“

„O Kind, dies Wunder der Gnade ſteht einſam in anderthalb Jahrtauſenden da.“

„Es gibt aber gar viele Auguſtine im Kleinen! Du zweifelſt doch gewiß nicht daran, daß der Menſch ſich beſſern, ſich bekehren könne!“

„Gewiß nicht! es iſt ja unſer Aller Tagewerk; wir müſſen beſtändig an uns beſſern und uns zum Guten bekehren; alſo iſt Telesphor's Bekehrung nicht unmöglich, nur aber deshalb ſo ſchwer, weil er mir erſchlafft erſcheint, ohne Intereſſe für Studien, für Arbeiten, für die großen Kämpfe, die auf dem Gebiet des Glaubens, der Wahrheit, des Rechts vor unſern Augen ſtattfinden. So war St. Auguſtinus nicht, mein Sohn! der verſank nicht in ſtumpfe Unthätigkeit als er zweiundzwanzig Jahre zählte; dem waren die großen Fragen ſeiner Zeit nicht gleichgültig; der ſchmachtete und rang nach Wahrheit inmitten ſeiner irdiſchen Freuden; der lebte lehrend und lernend in großer anhaltender geiſtiger Arbeit. Wo ein ſolches inneres Feuer iſt, kann es eine himmelshohe Flamme geben, wenn es einen nährenden Stoff bekommt. Steht es ſo mit Telesphor?“

„Wie biſt Du vom Himmel gefallen, ſchöner Morgenſtern“ — ſo möchte ich immer mit dem Propheten um ihn klagen,“ ſagte Franz Seraph.

„Wie ſelten kommt er zu uns!“ fuhr ſie fort, „Einmal in drei Wochen! und wie ſpricht er! nie bekennt er Farbe, nie weiß man wie er geſinnt iſt, was er glaubt und denkt. Hörteſt Du wie er neulich den Wahlſpruch des alten Montaigne „Was weiß ich?“ — ſo hoch pries?“

„Der ſchmerzliche Blick, den mein Onkel auf ihn warf, ging mir durch's Herz,“ ſagte Franz Seraph.

„Hat denn dieſe ſchreckliche Perſon ihm noch immer nicht den Laufpaß gegeben? Amelie behauptet ja, daß Alfred Verden bei ihr in Gnaden ſei.“

„Er geht mir aus dem Weg und treffen wir uns zufällig, ſo ſpricht er von Wind und Wetter.“

„Ja, Alles was zu Cronenſtein gehört, iſt ihm läſtig — das fühlt man; er iſt nicht mehr zu Hauſe weder bei alten Freunden noch in der guten Geſellſchaft, und das iſt ein furchtbares Unglück für einen jungen Mann. Welche Erfahrung machſt Du an ihm mein Sohn! Telesphor, der Dein Freund und Dein Vorbild war, dient Dir jetzt zum warnenden Beiſpiel, denn er richtet ſeine Gegenwart und ſeine Zukunft zu Grunde.“

So ſtand es allerdings mit Telesphor. Die Freundeshände, die ſich nach ihm ausſtreckten, um dem gefährlich Schwimmenden an das rettende Ufer zu helfen, wies er ab. Ihm lag nichts an Freunden, nichts an Eltern, nichts an Verwandten: das Alles verſchwand vor Liſa Rink. Sie machte inzwiſchen reißende Fortſchritte in der Eitelkeit, der Selbſtſucht, der Koketterie. Der Boden, worauf ſie lebte, die Luft, welche ſie einathmete, waren ſo recht das Treibhaus um jene Giftpflanzen gewaltig zu entwickeln. Ein Gegengewicht gab es nicht in ihr. Sie beſaß keine Bildung, keine Kenntniſſe, keinen überlegenen Verſtand, keine religiöſen Grundſätze, durch welche ſie die Einflüſſe hätte abſchwächen können, die auf ſie einſtürmten. Durch ihr ganz ſpezielles Talent für das Luſtſpiel war ſie auf einen gewiſſen Kreis von Darſtellungen angewieſen, in welchen der Ausdruck edler Empfindungen, großer Wahrheiten, ernſter Gedanken keinen Platz hat. Ihre Rollen hatten nur mit dem Gefallen, oder richtiger geſagt, mit dem Bethören zu thun, und da ſie ſehr jung war, wurden ihre Rollen ihr zur Lebensgewohnheit. Verſetzte ſie die Leute durch ihre Koketterie auf der Bühne in Entzücken, weshalb ſollte nicht das Nämliche ohne die Bühne mit demſelben Glück zu verſuchen ſein? und was ſollte ſie davon zurückhalten? — Sie verſuchte es und ſelbſtverſtändlich mit dem glänzendſten Erfolg.

Der Menſch verähnlicht ſich dem Gegenſtand ſeiner Liebe: das liegt in ſeiner Natur. Was die Heiligen bildet iſt die Liebe zum Heiligſten; was die Charaktere erniedrigt, iſt die Liebe zum Niedrigen. Telesphor liebte Liſa Rink und all' ſeine ſchönen und guten Fähigkeiten gingen nach einander zu Grunde. Es war als zerreiße ihre Hand eine Perlenſchnur und jede einzelne Perle rolle in den Staub. Sie ließ ihn noch immer von Liebe reden und träumen; — warum nicht? gehörte es nicht zu ihrer Lebensaufgabe, die Männerwelt zu beſiegen? wäre es nicht eine Beleidigung geweſen, wenn er früher müde geworden wäre, ſie anzubeten, als ſie, ſich anbeten zu laſſen?

„Dieſer Tropf! dieſer Herzog! ich kann ihn nicht ohne Aerger in Deiner Nähe ſehen," ſagte Frau Rink, „denn dieſer Platz kommt ihm nicht zu."

„O Mutter, ſei doch nicht ſo undankbar!" entgegnete Liſa gleichmüthig: „er hat mich geliebt in meiner Armuth, weshalb ſoll er mich nicht in meinem Glanz lieben?"

„Weil er nicht glänzend iſt," erwiderte Frau Rink unmuthig: „er iſt weder reich noch angeſehen, er iſt kein Prinz, kein Künſtler, kein Zeitungsſchreiber, er iſt nicht einmal ein Lieutenant, der mit dem Säbel raſſeln oder mit den Sporen klirren kann, was doch wenigſtens Aufſehen macht, wenn auch kein Anſehen gibt; er iſt nichts als ein armer Student, der nicht vorwärts kommt, der es zu nichts bringt." —

„Warte nur bis ſein Luſtſpiel fertig iſt, Mutter! da wird er vielleicht ebenſo beklatſcht, hervorgerufen, mit Blumen überſchüttet werden wie ich."

„Ewig ſchreibt er ſchon an dieſem Luſtſpiel," ſagte Frau Rink mürriſch: „ich erwarte nichts Gutes davon — es wird gewiß ausgepfiffen. Sollte das geſchehen, Liſi, ſo mußt Du ihn in's Pfefferland ſchicken! ja, das mußt Du."

„Kein Menſch muß müſſen" ſagt .... ich weiß nicht wer, Iffland oder Kotzebue .... irgend einer von den alten Berühmten, doch nicht Schiller, das weiß ich!" entgegnete Liſa: „kein Menſch muß müſſen und folglich, Mutter, kenne ich das Wörtlein muß nicht, denn ich mache Anſpruch darauf, Menſch zu ſein und kein Automat."

Sie trat vor einen hohen Spiegel hin und machte verſchiedene Bewegungen des Kopfes, der Arme und Hände, die freilich ſehr anmuthig und nichts weniger als automatenhaft ſteif und ungelenk waren.

„Unbegreiflich!" ſagte Frau Rink geärgert: „die reichſten, vornehmſten Herrn, ſogar ein Prinz — ein wirklicher, eine königliche Hoheit! — huldigen Dir und Du gibſt Dich noch immer mit dieſem Tropf ab, als ob Du Liſi Putzmacherin im dritten Stock wäreſt."

„Mutter!" ſagte Liſa ſchneidend, „ich habe Predigten nicht gern. Ich ſehe die Leute, die ich ſehen will, und es demüthigt mich gar nicht, wenn darunter Jemand iſt, der mich als die arme Liſi gekannt hat. Im Gegentheil! .... es iſt mir lieb! es erinnert mich daran, welch' ein ungeheures Genie ich bin und was ich im Lauf eines Jahres für mich, für Dich, für meine Brüder geleiſtet habe. Gehen denn die Buben in die Schule? lernen ſie tüchtig?"

„Philipp ſpricht nur davon Schauſpieler werden zu wollen,“ entgegnete Frau Rink kleinlaut, da ihre Tochter ſie in dieſer unfreundlichen Weiſe erinnerte, auf wem die Exiſtenz der Familie ruhe.

„Der dumme Bub'!“ verſetzte Liſa übellaunig: „als ob man Schauſpieler werden könnte, wie man Schuſter und Schneider wird! Nun und der Gabriel .... wie ſteht's mit dem?“

„Er iſt fleißig und brav, allein es fehlt ihm etwas an Verſtand.“

„Schau' Mutter,“ ſagte Liſa beſänftigt, „Dein einer Sohn mag nichts lernen und Dein anderer Sohn kann nichts lernen. Sei Du alſo froh, daß Du die Liſi haſt und langweile ſie nicht, denn nichts iſt ihr ſo zuwider als Langweile. Ich habe nun einmal ein gewiſſes Gefühl für den Telesphor; iſt es Mitleid, iſt es ein Reſt von Dankbarkeit, iſt es Freude an ſeiner grenzenloſen Liebe — ich weiß es nicht! aber es iſt nun einmal ſo .... ich mag ihn nicht zurückſtoßen. Daß ich nicht einfältig genug bin auf ſeine Heirathsgedanken einzugehen, wirſt Du mir zutrauen.“

Die Thür ging auf und Graf Alfred Verden trat mit einem andern jungen Mann ein.

„Fräulein Liſa,“ hub er an, „hier bringe ich Ihnen Jemand, der in ein Land geht, wo es von Venus- und Hebe-, von Muſen- und Graziengeſtalten wimmelt. Da ſie aber von Marmor ſind, ſo möchte er zuvor Fräulein Liſa kennen lernen, die all' jene Vorzüge in ihrer Perſon vereinigt und tauſend andere hinzufügt, z. B. den, nicht von todtem Stein zu ſein. Ich habe alſo die Ehre Ihnen meinen Freund und Vetter vorzuſtellen, der nebenbei Ihr Geiſtesverwandter, ein Kunſtgenie iſt — den Herrn von Strahl."

„Welcher Kunſt haben Sie ſich gewidmet?" fragte Liſa und betrachtete mit einiger Ueberraſchung Franz Seraphs ruhige edle Erſcheinung, die einen großen Gegenſatz zu den faden, von ihrer eigenen Hohlheit aufgeblaſenen Figuren ihrer gewöhnlichen Geſellſchaft bildete.

„Ich bin Bildhauer," erwiderte Franz Seraph.

„Das muß eine ſchwere Kunſt ſein! aber Sie werden doch nicht vor dem Pferderennen abreiſen?" ſagte Liſa.

„Mitte Juni findet es ſtatt ... nicht wahr?" fragte Franz Seraph.

„Da hören Sie den Unglücklichen!" rief Graf Alfred: „er weiß nicht genau, daß es Mitte Juni ſtattfindet. Wenn Sie ihn examiniren über die Rennpferde und deren Beſitzer — totale Unwiſſenheit!"

„Ich freue mich unbeſchreiblich zu dieſem Pferderennen," ſagte Liſa.

„Iſt es das erſte dem Sie beiwohnen?" fragte Franz Seraph.

„Doch nicht! ich ſah es im vorigen Jahr; allein ich kenne jetzt einige Beſitzer der Rennpferde, ich weiß wie deren Sieg ihnen am Herzen liegt und folglich intereſſire ich mich ungeheuer dafür."

„Engel von Güte!" ſagte Graf Alfred gerührt: „darf man fragen für wen Ihr Intereſſe am lebhafteſten iſt?"

„Warum nicht! für Prinz Xaver und ſeinen Morgenſtern."

„Das finde ich höchſt ungerecht und um mich zu rächen werde ich Ihnen ſagen, daß Prinz Xavers Renner nicht „Morgenſtern" heißt, ſondern „Morningſtar."

„Da ich nicht engliſch verſtehe hat Prinz Xaver ſelbſt mir dieſe Ueberſetzung gegeben."

„Ganz richtig! doch wenn Sie vom Morgenſtern reden, ſo ahnt Niemand, daß Sie Morningſtar meinen. Wollte Jemand Sie Fräulein Eliſabeth nennen, ſo würde es etwas ganz anderes, etwas Fremdes, Kaltes, Steifes, Todtes ſein und nichts von dem Zauber haben, den man ahnt, ſobald man nur hört Fräulein Liſa. Ungefähr ſo, doch natürlich im unermeßlichſten Abſtand, iſt es auch mit dem Morningſtar."

„Gut! ich werde es mir merken; ich bin gelehrig," ſagte Liſa und wendete ſich mit der Frage an Franz Seraph „ob er fleißig das Schauſpiel beſuche."

„Sehr ſelten," verſetzte er, „meine Zeit iſt beſchränkt."

„Welche Entbehrung!" ſagte ſie mitleidig und fragte den Grafen Alfred: „Wie gefiel Ihnen vorgeſtern meine Rolle auf der Hofbühne?"

„Ich beklagte die Verwegene, die eine Rivalität mit Ihnen beginnt."

„Es kam mir vor, als ſtelle ich die Rolle viel einfacher, viel natürlicher dar."

„Gewiß, Fräulein Liſa! Ihre entzückende Naivetät iſt unnachahmlich."

„Mein Onkel gibt mir zuweilen den Rath recht viel in's Schauſpiel zu gehen um andere Schauſpieler zu ſtudiren, damit ich nicht einſeitig werde. Allein ich finde dabei viel mehr zu tadeln als zu loben .... und nichts zu lernen; denn ich ſpiele aus mir ſelbſt heraus, nach meiner Eingebung und das ſtimmt nicht mit der fremden Auffaſſung überein."

„Bleiben Sie doch nur bei Ihrer Art! darin ſind Sie vollkommen .... und das Vollkommene ſchließt die Einſeitigkeit aus."

„Sind Sie auch der Meinung?“ ſagte Liſa zu Franz Seraph.

„Nicht immer trifft die Behauptung zu,“ erwiderte er; „ja, man hat merkwürdige Beiſpiele vom Gegentheil.“

„Da wäre ich doch neugierig!“ rief Alfred.

„In Bern lebte vor ein paar Generationen der berühmte Katzenmaler Mint. Er malte Katzen und Kinder in tauſend Spielen, Bewegungen, Gruppen und Stellungen ſo friſch, ſo lebendig, ſo der Natur abgelauſcht, daß es unmöglich iſt, ſeine Blätter zu betrachten ohne ſich erheitert zu fühlen und ohne ſein Talent zu bewundern. Allein es war durchaus eine Spezialität. Es beſchränkte ſich auf Kinder und Katzen. Darüber hinaus ging es durchaus nicht und nur für ſie hatte er Intereſſe. Für alles Uebrige fehlte ihm dermaßen das Verſtändniß, daß man ihn einen halben Cretin nennen mußte. Trotz deſſen ſind ſeine Kinder- und Katzengruppen unvergleichlich.

„Das iſt unleugbar eine höchſt einſeitige Vollkommenheit,“ ſagte Liſa lachend.

„Und ein ganz coloſſales Schickſal, von allen Organen des Gehirns keines zu beſitzen, als das der Katzenmalerei!“ rief Graf Alfred.

„Vergiß nicht die Generalprobe, Liſi, es wird Zeit ſein,“ ſagte Frau Rink, die ſich nie in das

Geſpräch miſchte, ſondern mit einer Handarbeit im Fenſter ſaß und jeden Beſuch ſchon von fern kommen ſah.

„Ich wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe zu den Marmorbildern,“ ſagte Liſa etwas ſpitz zu Franz Seraph und erhob ſich um der Mahnung der Mutter zu folgen.

Als beide junge Männer auf der Straße waren, brach Alfred aus:

„Weshalb Du zu Liſa Rink gegangen biſt, das wird mir ewig ein Räthſel bleiben. Nicht ein Wort der Bewunderung ſagſt Du ihr; nicht eine ihrer Rollen nennſt Du ihr; von einem blödſinnigen Katzenmaler erzählſt Du ihr .... Menſch! ſchickt ſich das für einen Gentleman, der immer den Ton der Perſonen treffen muß, in deren Geſellſchaft er ſich befindet! Hätte ich Dein Benehmen ahnen können — nie hätte ich Dich zu ihr geführt, denn Du machſt mir wahrhaftig keine Ehre. Was wollteſt Du eigentlich bei ihr?“

„Sie in der Nähe ſehen und hören,“ antwortete Franz Seraph gleichmüthig.

„Ohne alle Nebenabſicht wollteſt Du das?“

„Ich wollte gern wiſſen, ob ſie das große Genie iſt, das man aus ihr machen möchte.“

„Nun was haſt Du ergründet?“

„Auf der Bühne mag ſie es ſein; ich ſah ſie nur zweimal und das genügt nicht für ein gründliches Urtheil. In ihren vier Wänden macht ſie mir den Eindruck einer ſehr hübſchen, ſehr oberflächlichen, ſehr koketten Perſon, die ſo recht das iſt, was leere und blaſirte Männer, z. B. einen Prinz Xaver unterhält. Für Dich thut es mir leid, denn Du nimmſt die Gewohnheit des faden Geſchwätzes an — und was haſt Du davon?“

„Du biſt ein Kamtſchadale oder ein ähnliches nordpolbewohnendes Weſen,“ verſetzte Alfred, „da Du Liſa Rink zum Gegenſtand pſychologiſcher Studien machſt.“

„Ja, das iſt ſo meine Art,“ ſagte Franz Seraph gelaſſen und er trennte ſich von Alfred, ging wieder die Straße hinauf und trat bei Telesphor ein.

„Ah, ſieh da!“ rief dieſer ihm entgegen, „Du kannſt mir Glück wünſchen! mein Luſtſpiel iſt fertig.“

„Die Arbeit ſcheint Dir Mühe gemacht zu haben, Du ſiehſt angegriffen aus und Deine Arzenei will mir nicht gefallen,“ erwiderte Franz Seraph und deutete auf ein paar leere Champagnerflaſchen.

„Am Tage hatte ich keinen Animo, hatte andere Beſchäftigungen; aber die Nacht und der Champagner regten mich an, gaben mir die rechte Stimmung.

Ich hoffe das Stück kommt nächſtens zur Aufführung und wenn es gefällt, ſo bleibe ich auf dieſer Bahn."

„Iſt es ein feines Luſtſpiel?" fragte Franz Seraph, „ſo eine Art von „Donna Diana?"

„Das nicht! es trägt den Paletot unſerer Zeit, der nun einmal beliebt iſt, wie der Regiſſeur Rink ſich ausdrückt."

„Wenn es aber nicht gefällt — was dann?"

„Liſa ſpielt die Hauptrolle: folglich wird es gefallen."

„Nun laß Dich wieder bei Floreſtine ſehen, da Du mit Deiner Arbeit fertig biſt, Teles. Wir ſind nur noch kurze Zeit Alle beiſammen .... dann gehe ich nach Rom und wer weiß wie und wann und ob wir uns wiederſehen."

„Ja ja! ich werde kommen .... ſage ihnen Allen meinen beſten Gruß! jetzt aber muß ich mein Manuſcript dem Regiſſeur Rink vorlegen."

Franz Seraph ſah mit Schmerz, daß Telesphors ganze Seele ſich von ſeinen alten Freunden abgewendet hatte und er bekam den Eindruck als ob ſich ihre Wege für immer trennten.

„Iſt endlich Ihr Opus fertig?" ſagte Herr Rink als Telesphor ihm das Manuſcript gab: „hat das Sprichwort: Was lange währt wird gut —

diesmal recht, ſo bringen Sie mir etwas ſehr Vortreffliches.“

Mit einem ſchnellen Blick, der die Gewohnheit des Prüfens hatte, blätterte er darin, während Telesphor verſchiedene Wünſche über die Beſetzung des Stückes und die baldige Aufführung ausſprach. Der Rigiſſeur unterbrach ihn zuweilen durch eine Ausruf:

„Kein fließender Dialog! .... — Hahaha! das iſt nicht übel! .... — Die Szene iſt ſchleppend! .... — Das iſt zu ſtark .... zu frech! — Nein, das geht nicht,“ ſagte er plötzlich ganz barſch: ich habe Ihnen geſagt im Paletot müſſe das Luſtſpiel auftreten, nicht aber im Hemd.“

„Ich werde alle Aenderungen vornehmen, die Ihnen nöthig ſcheinen,“ antwortete Telesphor: „mir fehlt die Bühnenkenntniß, ich verlaſſe mich auf Sie.“

„Das ganze Ding kommt mir wie ein mühſames Machwerk vor, nicht wie ein glücklicher Wurf! nun, wir wollen ſehen was ſich daraus machen läßt.“

Er behielt es einige Tage, ging es genau durch, gab verſchiedene Veränderungen an, ſchüttelte auch über dieſe den Kopf und ſagte mißmuthig:

„Geben Sie es auf, Herr! das Ding iſt ein Krüppel und bleibt ein Krüppel, der nimmermehr friſchweg über die Bühne marſchiren kann.“

„Sie wollen nicht zugeben, daß es mir gelungen ſei eine glückliche Rolle für Liſa zu ſchreiben!“ brauste Telesphor auf.

Beide geriethen in lebhaften Wortwechſel. Der Regiſſeur ſtürmte zu Liſa.

„Schatz! nun iſt es hohe Zeit Dir den Patron vom Halſe zu ſchaffen!“ ſagte er wüthend.

„Welchen?“ fragte Liſa gelaſſen.

„Welchen! zum Geier, den Herzog!“

„Was hat er verbrochen, Onkel?“

„Ein Luſtſpiel hat er geſchrieben“ .... —

„Iſt es fertig? endlich! er ſagte immer es müſſe noch gefeilt werden! Nun bin ich froh!“ Sie klatſchte vergnügt in die Hände.

„Spare Deinen Beifall, Schatz! .... Ja, es iſt fertig und nach Möglichkeit gefeilt. Aber das Ding iſt aus dem FF, nämlich fade und frech, wie das Publikum es nicht verträgt, d. h. die Frechheit ſchon, doch nicht die Fadheit.“

„Sei unbeſorgt, Onkel! ſpiele ich, ſo iſt das Publikum immer entzückt.“

„Ich ſage Dir, das Machwerk iſt nicht des Ausſchreibens der Rollen werth. Es macht fiasco und Du ebenfalls.“

„Ich — fiasco!“ rief Liſa und ſchnellte in die Höhe wie eine kleine gereizte Schlange. „Du faſelſt, Onkel! — ich erkläre Dir hiemit feierlich und unwiderruflich: das Stück wird ohne Zögerung einſtudirt und aufgeführt. Geſchieht das nicht, ſo trete ich ſchon in dieſem Sommer meine Gaſtrollen auf fremden Bühnen an — und Du wirſt dann erleben, was dieſe Bühne iſt ohne mich.“

„Zum Kuckuck mit den eigenſinnigen Weiberköpfen!“ polterte der Regiſſeur.

„Schau Onkel!“ rief Liſa lachend, „hätten wir nicht unſer bischen Eigenwillen, womit ſollten wir uns vertheidigen gegen die Tyrannei des ſtarken Geſchlechts.“

„Ei was ſtarkes Geſchlecht!“ ſagte Herr Rink ärgerlich: „ich ſpüre nichts von dieſer Stärke. Ich bin ein Dummkopf, der noch immer nicht gelernt hat mit Comödiantinnen umzugehen.“

„Onkel!“ rief ſie drohend.

„Ja, Liſerl, wahr bleibt wahr. Ich weckte durch meinen ſcharfen, aber gerechten Tadel Deinen Widerſpruchsgeiſt und beging das Majeſtätsverbrechen an Deiner Allgewalt zu zweifeln; dafür muß ich jetzt büßen, theils in Bezug auf die Caſſe — theils in meinem Ruf als Regiſſeur, der ein ſolches Stück annimmt.“

„Iſt mir Alles ganz gleichgültig, Onkel! Du weißt was ich will.“

Und ihr Wille geſchah. Das Stück wurde nicht blos ſchleunigſt eingeübt, ſondern auch mit großem

Lobpreis angekündigt, als die Erſtlingsfrucht eines jungen Genies. Denn Liſa ſetzte ihre ganze Eigenliebe daran, daß es durch ſie triumphire. Die Theater-Rezenſenten, die pflichtſchuldigſt der Sonne der Bühnenwelt huldigten, mußten auf ihren Antrieb einen Chor der Bewunderung über ein Product anſtimmen, das ihnen völlig unbekannt war. Dieſe lobenden Stimmen hatten ihre Wirkung: die ſchöne Welt, die ſich für das Schauſpiel intereſſirt, ſprach mit geſpannter Erwartung von dem reizenden Luſtſpiel, das in Ausſicht ſtehe und das durch einen Ungenannten eigens für Liſa Rink berechnet und geſchrieben ſei. Der Eine ſagte, dieſer Ungenannte ſei ein junger Herzogsſohn, der da ſtudirt, wo Liſa früher gelebt habe. Der Andere ſagte, Liſa ſei verlobt mit einem Landprediger in ihrer Heimat und dieſer habe das Luſtſpiel verfaßt. Herzogsſohn wie Landprediger waren, Jeder in ſeiner Art, recht merkwürdig als Theaterſchriftſteller und mit lebhafter Ungeduld ſah man dem großen Tage der Aufführung und der Enthüllungen, welche er wahrſcheinlich bringen werde, entgegen. Ehe er kam war Franz Seraph bereits nach Italien und ſeine Mutter mit ſeinem Onkel nach Cronenſtein abgereiſt. Teleſphor hatte ſich kaum die Zeit genommen ihnen Lebewohl zu ſagen.

Graf Lauingen wollte den Schluß der Kammern abwarten, bevor er nach Seeheim ging. Auch er hatte viel von dem neuen Luſtſpiel gehört und da Floreſtine ſich ebenfalls, ganz gegen ihre Gewohnheit, für daſſelbe intereſſirte, ſo nahm er eine Loge, die man wochenlang vor der Aufführung beſtellen mußte. Floreſtine wußte durch Franz Seraph wer der Verfaſſer ſei; allein ſie ſchwieg um erſt den Erfolg abzuwarten.

Amelie Verden war eine in ihrer Art eben ſo begeiſterte Verehrerin Liſa Rink's als ihr Schwager Alfred; ſie nahm die naiven Rollen, die Liſa meiſterhaft gab, für baare Münze.

„Iſt es nicht lieblich, nicht ganz idylliſch und ihrem unſchuldigen Weſen entſprechend, daß ſie die Braut eines poetiſchen Landpredigers iſt?“ ſagte ſie zu Floreſtine, als ſie den gemeinſamen Theaterbeſuch verabredeten.

Lauingen lachte hell auf und erwiderte:

„Amelie, blamiren Sie ſich nicht! eine Idylle mit Prinz Xaver iſt mir viel einleuchtender, als mit einem Landprediger.“

„Das ſage ich meiner Frau alle Tage,“ ſagte Graf Verden: „umſonſt! ſie trennt nicht Kunſt und Natur in der Schauſpielerin.“

„Ihr ſeid Beide Gegner dieſes bezaubernden Geſchöpfs!“ rief Amelie.

„Gar nicht!“ verſetzte ihr Mann: „ich finde ſie charmant auf der Bühne; allein es ſcheint mir etwas gewagt und mindeſtens ſehr überflüſſig dieſe Bewunderung auf ihr Privatleben zu übertragen.“

Selbſtverſtändlich war Amelie nicht bekehrt. Sie gehörte zu den Perſonen, die beſtändig einen Gegenſtand haben müſſen für den ſie mit blinder Begeiſterung eingenommen ſind; — das liefert den Stoff zu endloſen Geſprächen.

Der erſehnte Abend kam. Lauingen mit ſeiner Frau und ſeiner Mutter, Amelie mit ihrem Mann und ihrem Schwager ſaßen in geſpannter Erwartung in ihrer Loge. Das Haus, ohnehin nicht groß, war überfüllt; die Hitze zum Erſticken.

„Ein ſchrecklisches Vergnügen an einem Juniabend,“ ſagte Floreſtine zu ihrem Mann.

„Du haſt es gewünſcht, liebes Herz,“ verſetzte er.

„Gewiß!“ verſetzte ſie lächelnd: „es ſcheint, der Zauberbann hat auch mich ergriffen und hergezogen.“

Aber der Scherz, der auf ihren Lippen lag, war nicht in ihrem Herzen. Sie dachte an den Telesphor ihrer Jugend, an den Maiabend unter den knospenden Linden, wo Telesphor ſo freudig erklärt hatte, die Theologie ſei ſeine ausſchließliche Liebe; wo er ſo ſehnſüchtig gewünſcht hatte für Tauſende die Lehren der ewigen Wahrheit zu verkündigen; — und jetzt, nach drei Jahren, war eine

Schauſpielerin ſeine ausſchließliche Liebe und Tauſende waren verſammelt um ſich an den Poſſen der Thorheit zu ergötzen, die er an ihnen vorüber führte. In dieſen drei hochwichtigen, meiſtens das ganze Leben beſtimmenden Jahren, war er in ein ſchauerliches Labyrinth gerathen; und hielt er denn noch den zarten Faden feſt, der ihn wieder hinausführen konnte? war ſeine Seele nicht bereits eine Ruine ohne hohe Beſtrebungen, ohne idealiſche Hoffnungen, ohne reine Liebe, ohne feſten Glauben? — Eine unbeſtimmte Beklommenheit preßte ihr Herz zuſammen. Ihr war zu Sinn, als ſolle ſie etwas Schreckliches erleben.

Der Vorhang rauſchte, die Darſtellung begann. Das Stück war ſo wie es ſich von Jemand erwarten ließ, der ohne Talent für dies Fach, das Gehirn durch geiſtiges Getränk überreizt und im halbtrunkenen Zuſtand ſchreibt: es ſchwankte zwiſchen Langweiligkeit und Ausgelaſſenheit hin und her. In der dritten Scene trat Liſa auf. Sie wurde mit jubelndem Beifall empfangen, allein während der Scene ſelbſt war er ſchwach und nur bei ihrem Abgehen erhob er ſich wieder zum Sturm: ein deutliches Zeichen, daß er nur ihr galt. Am Schluß des erſten Aktes verſuchten Liſa's Trabanten, zufolge des Tagesbefehls der Herrin, lebhaften Applaus anzuregen, allein die große Maſſe des Publikums blieb theilnahmlos.

„Es iſt doch im Grunde ein Skandal, daß wir in ein ſolches Stück gehen,“ ſagte Gräfin Lauingen, Oswalds Mutter.

„Wer konnte ſo etwas von einem idylliſchen Landprediger erwarten!“ ſagte Oswald lachend zu Amelie.

„Mir macht es den Eindruck, als ſei es in einer Wachtſtube ausgeheckt,“ ſetzte Graf Verden hinzu.

„Unbegreiflich, daß ſich die Liſa zu einer ſolchen Rolle hergibt,“ ſagte Amelie beſtürzt.

„Sie iſt immer ein Engel,“ verſicherte Alfred Verden, „und ſie bleibt ein Engel.“

„Auch nach dem Fall .... des Stücks!“ ergänzte ſein Bruder.

Floreſtine ſchwieg mit thränenſchwerem Herzen. Der zweite Akt übertraf den erſten. Die Intrigue ſpann ſich noch langweiliger fort und zum Erſatz dafür wurden die Situationen, die Witzworte noch zweideutiger. Liſa wurde beklatſcht, aber während der Scenen, wo ſie nicht auf der Bühne war, begann das Publikum unruhig zu werden. Am Schluß des zweiten Aktes herrſchte tiefe Stille und als ſich ein leiſes Beifallszeichen der Trabanten hervorwagte, erſtarb es vor einem kräftigen Ziſchen.

Floreſtine ertrug es nicht mehr. Sie ſagte blaß und zitternd zu ihrem Mann:

„Lieber Oswald, ich erſticke in dieſer Luft. Bitte, bringe mich zum Wagen.“

„Ich begleite Dich, Flore!“ ſagte ihre Schwiegermutter, „neben dem Skandal auf der Bühne wird nächſtens auch einer im Saal entſtehen.“

Lauingen führte Beide zum Wagen und kehrte in die Loge zurück. Floreſtine wäre lieber allein geweſen um ſich ausweinen zu können; jetzt unterdrückte ſie ihre Thränen und klagte nur über unausſtehliche Hitze. Inzwiſchen begann der dritte und letzte Akt, der den zwei erſten die Krone aufſetzte und ein ſolches Mißfallen erregte, daß nicht einmal Liſa's Erſcheinen die wachſende Unruhe beſchwichtigte und daß kaum das letzte Wort geſprochen war, als auch ſchon der Tumult des Ziſchens, Pochens, Pfeifens, Stampfens tobend ausbrach. Lauingen fuhr mit Graf und Gräfin Verden zu Floreſtine; Alfred eilte zu Liſa.

„Dies war ja ein furchtbares Vergnügen!“ ſeufzte Amelie im Wagen; „wer hätte ſich ſo etwas träumen laſſen!“

„Warum geht aber auch ſolchem gemeinen, erbärmlichen Machwerk der Ruf einer Kunſtſchöpfung vorher!“ ſagte Verden unwillig.

„Wer nur der unglückliche Autor iſt! ......–

und wie ihm zu Muth ſein mag,“ ſagte Lauingen.

Sie fanden Floreſtine und ihre Schwiegermutter ruhig am Theetiſch und ſogar Amelie geſtand ein, daß es doch im Grunde angenehmer ſei ſich mit lieben Freunden zuſammen zu finden, als die Strapazen der öffentlichen Vergnügungen zu genießen.

„Ich bin feſt überzeugt, daß ſie einen gewiſſen allgemeinen Blödſinn über die Menſchheit verhängen, dieſe Luſt- und Trauerſpiele, dieſe Opern und Melodramen, dieſe Poſſen und Ballets,“ ſagte Graf Verden: „Menſchen, die tagtäglich drei bis vier Stunden nichts als Aug' und Ohr für die Figuren und das Gerede der Bühne ſind, müſſen nach einer Reihe von Jahren beträchtlich an Verſtand abgenommen haben.“

„Das iſt eine traurige Ausſicht für uns, die wir häufig das Theater beſuchen,“ ſagte Amelie zu Gräfin Lauingen.

„Starke Geiſter machen davon eine Ausnahme,“ verſetzte dieſe lachend; „nicht wahr, Amelie? Aber Graf Verden hat gewiß nicht ganz unrecht. Junge Leute, die für äußere Eindrücke ſehr empfänglich ſind, bilden Urtheil und Anſichten nach jenen, die ihnen täglich drei Stunden lang bald hochtrabend, bald trivial, geſtern durch Geſang, heute durch Tanz, morgen durch Worte gepredigt werden — und durch welche Prediger!!“

„Was vermag gegen dieſe Sorte ein Profeſſor auf ſeinem Catheder!“ ſagte Graf Verden: „ſtudirt ein junger Menſch ſechs Stunden täglich recht fleißig und beſucht er dann jeden Abend drei Stunden das Theater: ſo machen ihn dieſe entſetzlich gleichgültig gegen jene, und geben ihm lauter verkehrte Vorſtellungen von Welt und Leben, von Freuden und Glück.“

„Man wird aber doch recht gleichgültig dagegen, ſogar in der erſten Jugend,“ entgegnete Oswald.

„Einige werden es zu rechter Zeit inne, daß ſie dadurch geiſtig oder ſittlich verkümmern könnten,“ antwortete Graf Verden: „Andere werden es inne, wenn in Folge dieſer beſtändigen Aufregung böſe, ſtärkere Leidenſchaften erwachen; aber ſehr Vielen wird das Theater zur Gewohnheit, zum Bedürfniß — und wer es ſo weit gebracht hat, bei dem haben Verſtand und Vernunft Rückſchritte gemacht: das laſſe ich mir nicht nehmen.“

„Und doch heißt es das Theater ſei ein Mittel zur allgemeinen Bildung,“ warf Amelie ein.

„Bildung, allgemeine Bildung, iſt heutzutage eine Parteiphraſe,“ verſetzte ihr Mann: „bevor man in ſie einſtimmt, muß man genau wiſſen wer bilden will, wer gebildet werden ſoll, und zu welchem Zweck dieſe Bildung dienen ſoll. Wir beſitzen in Hülle und Fülle, und in allen möglichen Zweigen Profeſſoren des Unglaubens und der Gottloſigkeit, die ganz frech behaupten, ihre Lehren verbreiteten wahre Bildung. So machen es auch Journaliſten, die von Theaterberichten leben. Sie ſchreiben in die Welt hinein das Theater verbreite allgemeine Bildung; und da die Sündflut von Tagesblättern mit ihrem Geiſt, ihrer Schärfe, ihrer Feinheit und Tiefe jedes eigene Urtheil des leſenden Publikums überflüſſig macht: ſo lallt dieſes beſinnungslos nach, was es eben geleſen hat.“

„Du biſt in geharniſchter Stimmung gegen dies Mittel zur allgemeinen Bildung,“ ſagte Oswald, „ſchade daß wir nicht jemand haben, der deſſen Vertheidigung übernimmt.“

„Ein Stück wie das heutige macht mich nicht dazu geneigt,“ verſetzte Amelie.

„Ehe Du Dich überhaupt darauf einließeſt,“ entgegnete ihr Mann etwas ſcharf, „würde ich Dich bitten, die Frage zu erwägen: wünſcheſt Du, daß deine Söhne ſo werden, wie mein guter Bruder Alfred und wie die Legion, zu welcher er gehört? — Schwerlich! Deine mütterlichen Ideale werden höher liegen. Und wo ſucht und ſchöpft er ſeine

Bildung? — im Theater und was damit zuſammenhängt!“

Die Thür ging auf, Alfred trat ein, höchſt aufgeregt.

„Ihr ſitzt hier ruhig, trinkt Thee und genießt Gefrornes, während ich eine entſetzliche Scene erlebt habe!“ rief er; „eine ganz ungeahnte Scene!“

„Beruhige Dich und dann erzähle Alles, was an Mord und Todtſchlag vorgefallen iſt,“ erwiderte Oswald und reichte ihm eine Schaale mit Gefrornem.

„Mord und Todtſchlag iſt nicht vorgefallen, aber etwas viel Schrecklicheres,“ verſetzte Alfred.

„Doch keine Revolution?“ fragte Gräfin Lauingen erbleichend.

„Oder eine Feuersbrunſt?“

„Oder der Einſturz des Theaters?“

„Oder der Einſturz des Himmels?“ ſetzte Graf Verden ſpöttiſch hinzu.

„Beinah haſt Du es getroffen, Bruder!“ antwortete Alfred.

„Einſturz des Himmels? Unſinn!“ rief Amelie.

„Aber, beſter Graf, wem iſt denn dies große Unglück widerfahren?“ fragte Floreſtine, die bei dem vorhergehenden Geſpräch ſchweigend und in ihr Theegeſchäft verſenkt ſich verhalten hatte, weil ihre Gedanken bei Telesphor waren und auch jetzt ihn im Hintergrund hatten.

„Mir, Gräfin Flore, mir iſt es widerfahren!“ erwiderte Alfred und nahm eine zweite Schaale mit Gefrornem, während ſich die allgemeine Spannung in Lachen auflöste.

„Gräfin Flore, ich wende mich an Sie,“ fuhr er fort, „Sie werden mich am Beſten verſtehen.“

„Jetzt wird die Sache intereſſant!“ rief Oswald, während Floreſtine, immer im Hinblick auf Telesphor, mit heimlicher Angſt das Weitere erwartete.

„Nicht wahr?“ ſagte Alfred, „wenn unſere Ideale zu Grunde gehen, ſo nennt man das einen Sturz aus dem Himmel .... Nun, dieſen Sturz hab' ich gethan, denn ich habe einen Engel verwandelt geſehen — in eine Furie! Nach dem ſchmählichen Ende des ſchmählichen Produktes ſtürzte ich zu Liſa Rink und fand ſie in einem ganz fabelhaften Zorn .... ich möchte ſagen, in Wuth. Es ſtanden Thränen in ihren Augen, aber ſie weinte nicht, ſie war dem Erſticken nah. Sie ballte zuweilen krampfhaft die Hände, ging hin und her, ſtand wieder ſtill, ſtampfte mit dem Fuß und wiederholte unaufhörlich: Der Elende! der Tropf! ſeinetwegen bin ich beſchimpft! nie ſoll er ſich vor mir ſehen laſſen! ich haſſe, ich verabſcheue ihn! —

So ging das fort. Ich wollte ſie tröſten, ihr begreiflich machen, daß nicht ihr das Ziſchen gegolten habe. Schweigen Sie! rief ſie zornig; ich weiß das Alles! aber wenn ich in Scene bin, ſoll man wenigſtens ruhig ſein. — Ihr alter Onkel, der Regiſſeur, ſagte kaltblütig: An dem ganzen Spektakel biſt Du ſelbſt Schuld, Liſerl! warum nimmſt Du nicht von einem erfahrenen Regiſſeur Vernunft an! warum protegirſt Du das ſaubere Machwerk! — Aus Mitleid that ich es! rief Liſa, und dieſe Schmach iſt der Dank dafür! — Ich verſuchte ihr etwas zu ſagen; allein ſie hielt ſich mit beiden Händen die Ohren zu und rief: Schweigen Sie! ſchweigen Sie! all Ihr fades Geſchwätz übertönt nicht den gellenden Pfiff, der mir noch immer das Ohr zerreißt. — Sie werden begreifen, Gräfin, daß dieſe Behandlung und dieſer Anblick mich ſehr ernüchterten. Ich erwiderte alſo, mein fades Geſchwätz ſolle ſie nie wieder beläſtigen; da antwortete ſie: Das wird mir lieb ſein! — und kehrte mir den Rücken zu. — Aus meinem Himmel gefallen zog ich mich zurück und ſuche mich jetzt zu faſſen und zu tröſten."

„Du ſollteſt Dich ſchämen, Alfred, dieſe Albernheiten den Damen zu erzählen," ſagte Graf Verden unwillig. „Aber freilich! . . . . guten Ton und Takt im Umgang kann man nicht bei Engeln lernen, die ſich hinter den Couliſſen in Furien verwandeln.“

„Du haſt Recht!“ erwiderte Alfred, „ich werde nicht mehr auf der Jagd nach Idealen ſein. Sollte mir je bei einer Frau der Gedanke kommen, ſie ſei eine liebliche Fee, ſo will ich geſchwind weiter denken: oder vielleicht eine Hexe.“

Gräfin Lauingen brach auf; ihr waren dieſe rohen Manieren unerträglich. Man trennte ſich. Als Floreſtine mit ihrem Mann allein war, brachen ihre verhaltenen Thränen hervor und ſie ſagte:

„Oswald! dies ſchreckliche Stück iſt von Telesphor Herzog. Was können wir thun, um ihn auf andere Wege zu bringen?“

„Gar nichts,“ erwiderte Lauingen höchſt verwundert über die ungeahnte Eröffnung.

„O ſprich nicht ſo!“ rief ſie, „wenn wir uns jetzt nicht ſeiner annehmen, — wer ſoll es thun?“

„Du weißt, wie gern ich Deine Wünſche erfülle, Florette .... allein ich bekenne, daß ich gar keine Luſt habe dieſen Studenten oder Literaten oder was er ſei! aufzuſuchen. Er hat uns ja auch genugſam gezeigt, daß er ſich in unſerem Hauſe nicht behaglich fühlt. Iſt er aber wirklich der Verfaſſer jenes Stücks, ſo finde ich ſein Unbehagen zwiſchen uns ſehr begreiflich und eben ſo wenig kann uns dann der Verkehr mit ihm zuſagen.“

„Franz Seraph hat mir vor ſeiner Abreiſe geſagt,“ erwiderte Floreſtine, „Telesphor habe ein Luſtſpiel geſchrieben, das einſtudirt und ſehr gelobt werde, aber Telesphor habe es ihm nicht zeigen wollen und wolle auch vor der Hand anonym bleiben.“

„Das begreift ſich und ich wünſche ihm, daß er es immer bleibe. Tröſte Dich, Flore! das Mißgeſchick bringt ihn vielleicht zur Beſinnung.“

Allein Floreſtine tröſtete ſich nicht mit dieſer unbeſtimmten Hoffnung. Sie ſchrieb einige Zeilen und als ſie in der Frühe des nächſten Morgens in die Meſſe ging, warf ſie ſelbſt den Brief in den Briefkaſten.

Gewitterwolken.

Teleſphor war vernichtet: geknickte Hoffnungen, verwundete Eitelkeit, getrübte Ausſichten, heimliche Beſchämung — das Alles umringte ihn wie ein Schlachtfeld voll Leichen; aber es galt ihm nichts neben dem Schmerz, daß Liſa ihn von ſich ſtieß. An dem verhängnißvollen Abend war er vor dem Schluß des Stücks, doch ſpät genug um ſich über das fiasco nicht zu täuſchen, aus dem Theater entflohen. Er brachte eine Nacht voll fieberhafter Troſtloſigkeit zu und machte tauſend Pläne, um dieſe Scharte auszuwetzen. Am nächſten Morgen erſchien Herr Rink bei ihm und erklärte ihm mit dürren Worten, zwiſchen ihm und Liſa ſei nunmehr Alles aus und vorbei; ſie bedauere die Güte, die ſie für ihn gehabt habe; ſie hoffe er werde ſie nicht mit ſeiner Erſcheinung zu beläſtigen wagen; ſie ſei feſt entſchloſſen ihn nicht wieder zu ſehen.

„Ich habe Ihnen Alles vorhergeſagt,“ ſetzte Herr Rink hinzu, „ſowohl daß Sie nicht für Liſi paſſen, als daß Ihr Geiſtesprodukt nichts taugt, denn ich habe Erfahrung; allein Sie waren wie unſinnig! Wer nicht hören will, muß fühlen, pflegt man zu ſagen. Sie fühlen jetzt was das heißt, ſich zwei ungeheueren Selſttäuſchungen hingegeben zu haben; ich hoffe, ſie dienen Ihnen zur heilſamen Warnung.“

„Das hoffe auch ich,“ erwiderte Telesphor mit lautem und bitteren Lachen und geleitete ohne Weiteres Herrn Rink zur Thür hinaus.

Aber er fühlte ſich vernichtet. Sein ganzes Schickſal, ſeine ganze Zukunft, ſeine ſchöne friſche Jugend voll Thatkraft, Strebſamkeit und Energie, ſeine höchſten Ideale, ſeine tiefſten Empfindungen, ja ſeinen beſſeren Willen, ſein Gewiſſen, ſeine Pflichten — Alles hatte er in wahnwitziger Leidenſchaft einem Idol zum Opfer gebracht, das ohne Herz für ihn war. Welch ein gräßlicher Irrthum! welche furchtbare Verblendung! . . . . Und dennoch liebte er ſie, das heißt, dennoch hing ſie wie ein Vampyr an ſeinem Herzen und die Qual der Eiferſucht übertraf weit, weit, jede andere Qual. Unfähig zu irgendeinem Entſchluß, als ob er auf ein Ereigniß warte, das ihn zum Handeln beſtimmen ſolle, ſtand er an ſeinem Fenſter auf der Lauer, um zu ſehen wer Liſa beſuche. Dies war ihm ſo wichtig, daß er keine Minute ſeinen Wachpoſten verlaſſen mochte und daß er ſich durch Champagner in einer Erregung erhielt, die ihm die Spannung möglich machte.

Liſa verließ das Haus in drei Tagen nicht. Es hieß ſie ſei krank vor Zorn über das rückſichtsloſe Benehmen des Publikums und ſie werde in längerer Zeit nicht auftreten, um es zu ſtrafen. Am Abend des dritten Tages fuhr ſie mit ihrer Mutter aus. Telesphor hielt dies für eine Spazierfahrt und verließ auf eine halbe Stunde ſeinen Wachpoſten, ſah alſo nicht, daß bald darauf ein anderer Wagen kam, der die Kammerjungfer und beträchtliches Gepäck aufnahm und wegführte. Als aber Liſa nach zwei, drei Stunden nicht zurückkehrte, als ihre Fenſter unerleuchtet blieben, packte ihn kaltes Entſetzen. Er wollte in ihre Wohnung ſtürzen, fragen wo ſie geblieben ſei. Gräßliche Angſt hielt ihn zurück. Er ahnte man werde ihm die Antwort geben, ſie ſei fort — und das wollte er nicht hören. Er wartete und wartete. Wagen in Menge kamen gerollt und rollten vorüber. Mit einem jeden Wagen hob ſich ſein Herz voll athemloſer Erwartung und ſank bleiern in ſeine Bruſt wie in einen tiefen Abgrund zurück. Endlich aber kamen keine Wagen mehr; nur verſpätete Fußgänger eilten vereinzelt vorüber. Dann hörten auch dieſe auf; vielleicht ſchlich noch ein dunkler Schatten, eine

Geſtalt des Jammers und Elends, unter den Gaslaternen längs der Häuſer fort. Die Stunden der tiefen Nacht, zwei, drei Uhr, ſind unheimlich in einer großen Stadt durch die Vorſtellung, daß jetzt nichts wacht als Alles, was zur Nachtſeite des Lebens gehört: nagende Noth, Sünde, Verbrechen, Verzweiflung, ein hülfloſer Kranker, ein troſtlos Verſcheidender, Sorge und Schmerz in tauſend Geſtalten. Das haben die alten Klöſter gut begriffen, die in den erſten Stunden nach Mitternacht ihre Ordensleute beten ließen, um die Moder- und Peſtluft der Welt durch den Weihrauch des Gebets zu reinigen.

Die Stunden vergingen; die Dämmerung des Sommermorgens machte das Gaslicht fahl und leichenhaft und war doch ſelbſt geſpenſtiſch kalt und todt. Telesphor ſank in einen Seſſel in einen tiefen, ſchweren, betäubten Schlaf.

Wie der Nachtwandler auf ſeinem gefährlichen Pfade erwacht und in den Abgrund ſtürzt, wenn man ihn bei ſeinem Namen ruft, ſo ſtürzte Telesphor in ſeinen Abgrund von Bitterkeit zurück, als eine bekannte Stimme ihn weckte, indem ſie „Teles!“ ſagte. Er ſchlug die müden, ſchweren Augen auf; es war heller Tag; ſein Vater ſtand vor ihm. Er erſchrak nicht und wunderte ſich nicht; ſein ganzes Bewußtſein war nur von einem Gegenſtand erfüllt.

„Teles!“ ſagte der alte Herzog und reichte ihm mit einem traurigen Lächeln die Hand, „ich bin gekommen um Dich abzuholen. Im Auguſt werden es zwei Jahre ſeitdem Du zuletzt bei uns geweſen biſt; Du ſchreibſt auch gar ſelten .... in ſechs Monaten keine Zeile! — und Deine Mutter ſehnt ſich nach Dir .... ſie iſt ſchwach und kränkelnd. Nun erfuhr ich, daß es auch Dir nicht gut gehe. Da ſetzte ich mich auf und bin nun hier um Dich mitzunehmen. Packe Deine Habſeligkeiten zuſammen; — ich helfe Dir.“

Während der Vater ſprach war Telesphor zur Beſinnung gekommen.

„Ich danke Dir, lieber Vater,“ erwiderte er äußerlich gefaßt, „und bitte um Vergebung für meine Saumſeligkeit im Briefſchreiben. So wie die Ferien beginnen komme ich nach X., jetzt aber, mitten in den Vorleſungen, iſt es unmöglich.“

„Ich weiß, daß mancher Tag vergeht ohne den Beſuch der Vorleſungen; ich weiß Alles, Teles!“ ſagte der alte Mann mit tiefem Ernſt; „ich mache Dir keine Vorwürfe, aber ich bin hier um Dich zu holen .... damit nicht der Teufel Dich hole!“ ſetzte er mit einem Ausbruch ſeiner jähzornigen Natur hinzu.

Telesphor fand es gerathen zu ſchweigen und zu gehorchen, da er kein Mittel wußte um den Vater auf andere Gedanken zu bringen.

„Wie ſieht es bei Dir aus .... wild und wüſt! und wie ſiehſt Du ſelbſt aus!“ fuhr der alte Herzog fort und ſchaute ſich ringsum das Zimmer an: „in ſolcher Unordnung kann ein Menſch es nicht aushalten, der innerlich geordnet iſt! — Nun, kleide Dich an! ich lege, während der Zeit Deine Sachen in den Koffer — wo iſt Dein Koffer? — die Bücher und Schreibereien können hier bleiben, taugen ohnehin nichts! — Dann gehen wir in ein Gaſthaus und frühſtücken .... und dann fort nach X.“

Telesphor folgte maſchinenmäßig den Anordnungen ſeines Vaters. Liſi war fort: was hätte ihn in der Reſidenz feſthalten können? Aber wo war ſie? —

„Haſt Du Schulden?“ fragte der Vater: „Du haſt auf eine Weiſe gelebt, die ſchwerlich Ordnung in Geldſachen zuläßt.“

„Einige unbezahlte Rechnungen werden ſich wohl finden,“ antwortete Telesphor.

„Iſt Dein Hauswirth ein braver Mann?“

„Ich glaube, ja.“

Herzog ging zu dem Hauswirth und bat ihn die Rechnungen, die etwa für Telesphor gebracht würden, anzunehmen und nach X. zu ſchicken an ſeine, des Vaters, Adreſſe.

„Gern!“ verſetzte der Mann: „den Miethzins hat er immer pünktlich entrichtet. Mich freut es, daß Sie Ihren Sohn holen, denn die Hexe da drüben hätte ihn ganz ruinirt und der Champagner hätte ihr dabei geholfen. Jugend hat nicht Tugend; — das wiſſen wir Alten. Jetzt kann man ihn auf andere Wege bringen.“

Telesphor benutzte die Abweſenheit des Vaters um hinüber in Liſa's Haus zu eilen. Dort im Hof wohnte ein Commiſſionär, der täglich Beſorgungen für Liſa zu verrichten hatte. Er ſchlug die Hände zuſammen und rief:

„Herr Herzog, was fehlt Ihnen!“

„Ich bin ſeit einigen Tagen unwohl geweſen,“ entgegnete Telesphor kurz: „jetzt finde ich die Wohnung von Fräulein Rink verſchloſſen. Was bedeutet das?“

„Daß ſie auf Reiſen gegangen iſt. Wohin? das weiß ich nicht. Es kam Alles plötzlich und heimlich. Prinz Xaver war viel bei ihr in dieſen letzten Tagen.“

„Und die Mutter? und die Brüder?“ fragte Telesphor bebend.

„Frau Rink iſt mitgereist. Die beiden Buben ſind ja aber ſchon ſeit ſechs Wochen im Schalkiſchen Inſtitut. Haben Sie das vergeſſen, Herr Herzog?“

„Dank für die Auskunft!“ ſagte Telesphor tonlos und kehrte in ſeine Wohnung zurück. Er hatte längſt nicht mehr an Liſa's Brüder gedacht, obgleich er ſich vorſpiegelte, als er ihr in die Reſidenz folgte, er wolle ſorgen, daß die Knaben eine katholiſche Erziehung bekämen. Jetzt waren ſie in einem Inſtitut, das von den Feinden des poſitiven Glaubens hochgeprieſen, bei chriſtlichen Eltern in Verruf war. Da waren ſie ſeit Wochen — und er wußte es nicht! ſo wenig hatte er ſich um die Knaben gekümmert! Doch das berührte ihn nur flüchtig. Liſa war fort .... und wahrſcheinlich auf Anſtiften von Prinz Xaver! — —

Während Floreſtinen's treue Seele den alten Herzog zur Rettung ſeines Sohnes in die Reſidenz rief, erhielt ſie ein Telegramm von Frau von Strahl, das ihr die ſchwere Erkrankung ihres Vaters meldete. Sie reiſte ſogleich mit ihrem Mann und ihrem Kinde nach Cronenſtein, in zitternder Angſt, ob ſie ihn noch am Leben finden werde. Aber er lebte; ja er ſchien ſich ſogar etwas zu erholen, ſo daß Doctor Hellmut für die nächſte Zeit wenigſtens wieder Hoffnung gab, freilich mit dem Bemerken, der Tod könne auch plötzlich erfolgen. Floreſtine richtete ſich alſo zu einem in's Unbeſtimmte verlängerten Aufenthalt ein, während Laungen durch die Kammerſitzungen in die Reſidenz und wegen ſeiner Geſchäfte nach Seeheim gerufen wurde. Es war die erſte Trennung nach einer mehr als dreijährigen unbeſchreiblich glücklichen Ehe und Beide empfanden ſie außerordentlich tief, fanden es aber unmöglich für Floreſtine, ihren hinſterbenden Vater zu verlaſſen.

Frau Herzog empfing ihren Sohn mit grenzenloſer Freude. Er war da, ſie hatte ihn wieder! das war ihre vorherrſchende Empfindung. Sie hoffte, es werde ſich jetzt Alles finden und beſſern, nachdem er ſich eine Zeitlang im Elternhauſe aufgehalten habe. Wie es eigentlich mit ihm ſtehe, wußte ſie nicht. Ihre Töchter wußten ſchon längſt mehr, denn Rabener hatte Freunde in der Reſidenz, die ihm genaue Nachricht über Telesphor gaben; allein die Kinder hatten nicht den Muth, ſie den Eltern mitzutheilen. Daher empfingen die Schweſtern den Bruder auch nur mit mäßiger Freude und Agathe ſagte traurig zu Apollonie:

„Ach, Teles iſt doch nur zur Hälfte der verlorne Sohn des Evangeliums.“

„Und das betrübt Dich?“ fragte Apollonie.

„Gewiß! denn nicht freiwillig und nicht reumüthig kehrt er in's Vaterhaus zurück.“

Kaum erfuhr der alte Herzog Herr von Cronenſtein's Erkrankung und Floreſtinen's Anweſenheit, ſo ging er auf den Schloßberg und ließ ſich bei ihr melden. Floreſtine erſchrak über die Veränderung, die ſie an ihm wahrnahm, ſo gebeugt, ermattet und zuſammengeſunken ſah der Greis aus. Sie ſagte bittend:

„Nicht wahr Sie zürnen nicht, daß ich Ihnen die bittere Wahrheit über Telesphor ſchrieb?“

„Es war ein großer Liebesdienſt, den Gott der Herr Ihnen lohnen wolle, gnädige Gräfin. Es iſt mir durch Mark und Bein gegangen, daß ich ſo etwas an meinem einzigen Sohn erleben muß, allein es war mir doch ein Troſt, daß Sie ihm, trotz ſeiner Verkehrtheit, noch immer gut ſind.“

„Hatte Ihnen mein Vater nichts geſagt, als er im Frühling zurückkam?“

„Nichts Beſtimmtes! er ſtudiere wenig, gehe viel in's Theater .... — er wollte mich vielleicht langſam vorbereiten. Aber darf ich ihn nicht ſehen ... Ihren Herrn Vater?“

Floreſtine führte ihn zu dem Kranken, der ihm die Hand reichte und leiſe mit tonloſer Stimme ſagte:

„Mein alter lieber Freund.“

Herzog vermogte nicht zu ſprechen, das Herz war zu gramvoll bei dem Anblick des Kranken, deſſen Zuſtand nicht auf Geneſung hoffen ließ. Er drückte nur deſſen heiße Hand und ſuchte mit naſſen Augen freundlich ihn anzuſehen.

„Wir trennen uns nicht auf lange Zeit,“ ſetzte Herr von Cronenſtein hinzu und ſchloß müde ſein tiefeingeſunkenes Auge.

Floreſtine führte Herzog hinweg und dieſer ſagte dumpf, indem er mit der Hand über die Augen fuhr:

„Ich kann es nicht aushalten, den Mann ſterben zu ſehen.“

„Ich bin die Tochter und halte es aus,“ verſetzte Floreſtine mild.

„Ja .... Sie ſind eine heilige Seele.“

„O nein, da irren Sie ſehr!“ rief ſie lebhaft.

„Ich wollte ſagen, gnädige Gräfin, in Ihrer Seele ſei ein heiliger Muth.“

„Gott gibt mir was mir Noth thut,“ erwiderte ſie; „Er hilft uns Allen unſer Kreuz tragen.“

Doctor Hellmut trat ein und ſie ging mit ihm in's Krankenzimmer zurück. An dem nämlichen Abend wurde der alte Herzog von einem Schlagfluß getroffen; — nicht gleich zum Tode. Er konnte die heiligen Sterbſacramente empfangen; dann wurde er bewußtlos, athmete noch ein paar Stunden und verſchied. Die Beſtürzung der Familie war gränzenlos; an den Tod der kränklichen Mutter hatte man gedacht, aber nie an den des rüſtigen Vaters. Er ſelbſt jedoch hatte daran gedacht: ſein Teſtament war gemacht, ſeine Geſchäftsbücher waren in klarer

Ordnung. Ein ruhiger Geiſt, der ſeinem Endziel nahe iſt und mit jedem Tage näher kommt, ſprach ſich in Allem aus.

„Der Kummer um Teles, die ungewohnte Anſtrengung der Reiſe, Nachts, haben ihn getödtet!“ jammerte Agathe bei Apollonie.

„Nein!“ entgegnete Hellmut, „das kann man nicht behaupten! Er war zweiundſiebenzig Jahre alt. Das iſt ein Alter, worin man zu ſterben pflegt. Herr von Cronenſtein iſt erſt ſiebenzig, aber er wird ſchwerlich bis zum Spätjahr leben.“

„Wenn die Beiden aus der Welt gegangen ſind,“ ſagte Apollonie, „ſo iſt ſie um einen Bürgersmann und einen Edelmann ärmer, wie es deren nicht viele gibt.“

Afra wurde zu den Exequien des Vaters berufen. Die Geſchwiſter waren nach Jahren wieder einmal verſammelt. Telesphor fühlte ſich fremd unter ihnen. Der Tod des Vaters erſchütterte ihn, und es war ihm lieb, daß er ſich widerſtandslos nach X. führen ließ. Er rechnete ſich dieſen Act des Gehorſams hoch an, obſchon er mit ſeiner betäubten Seele damals keinen beſtimmten Entſchluß faſſen konnte. Jetzt wurde er die volle Freiheit und Unabhängigkeit gewahr, in welche der Tod des Vaters ihn verſetzte, und das gab ihm eine gewiſſe Ruhe. Wenn ihn die Seinen nach ſeinem ferneren Lebensplan fragten, ſo verſicherte er beſtändig, die mediziniſchen Studien wären ganz ſein Fach; ſie hätten nur die Schattenſeite, ſehr langwierig zu ſein. Doctor Hellmut hatte einmal verſucht, eingehende Fragen über die Fachſtudien ihm vorzulegen, aber nur ausweichende Antworten bekommen. Die Mutter glaubte was er ſagte; die Schweſtern nicht.

„Ich weiß gar nicht wie Teles mir vorkommt,“ ſagte die gute Afra: „wenn ich denke, wie er vor vier Jahren war und wie er jetzt iſt, ſo möchte ich ſagen, wie ausgetauſcht. Es war ein recht dummer Streich, daß er nicht geiſtlich werden wollte.“

„Ich möchte mir die Augen aus dem Kopfe weinen, wenn ich bedenke, daß daran eine Theatermamſell Schuld iſt!“ rief Agathe.

„Alſo iſt das wirklich wahr?“ fragte Afra bekümmert.

„Leider Gottes!“ verſetzte Apollonie.

„Wie redet Ihr unverſtändig!“ ſagte Franziska, ſchnippiſch wie immer: „nur hier in X. kann ein junger kluger Menſch auf den Gedanken kommen, geiſtlich zu werden; in der großen gebildeten Welt iſt der geiſtliche Stand verachtet, denn die Prieſter ſind Dummköpfe oder Schwärmer. Teles folgte dem Zug ſeiner ſchönen und reichen Natur und eine reizende Künſtlerin flößte ihm eine heiße Leidenſchaft ein. Das iſt ja ganz in der Ordnung. Werdet Ihr nie klug werden!“

„Klug in Deiner Weiſe — nie,“ antwortete Apollonie.

„Aber Fränz, wie kannſt Du vom geiſtlichen Stande ſo gottlos reden!“ rief Afra empört. „Ich weiß wohl, daß ſchlechte Menſchen ihn haſſen, weil ſie durch ihn an ihre Sünden erinnert werden; allein verachtet wird er nicht! man thut nur ſo, als ob man ihn verachte.“

„Wer das römiſche Joch trägt, iſt der Verachtung werth!“ rief Franziska.

„Das römiſche Joch?“ fragte Afra verblüfft.

Zitternd vor unterdrücktem Zorn rief Agathe:

„Ja, Afra, an dies ebenſo gottloſe als unvernünftige Gerede der Fränz mußt Du Dich gewöhnen und dazu ſchweigen. Aber nicht ſchweigen weil Du ihr beiſtimmſt oder weil Du nicht antworten könnteſt, ſondern ſchweigen um beſtändigen Streit zu vermeiden. Sie iſt eben ſo unchriſtlich und ungläubig wie ihr Mann.“

„Wir glauben an die Gottheit in unſerer eigenen Bruſt,“ entgegnete Franziska.

„Ja, wenn Ihr das heiligſte Altarsſacrament empfangen habt .... nicht wahr?“ fragte die argloſe Afra.

„Biſt Du auch noch in der Illuſion von den

Sacramenten befangen?“ fragte Franziska mit Geringſchätzung: „ich dachte man ſei in Z. mehr mit dem Zeitgeiſt fortgeſchritten.“

„Fränz! Fränz!“ rief Afra weinend, „ſprich nicht ſolche Läſterungen aus!“

„Sei nicht kindiſch, Afra!“ verſetzte Franziska gleichmüthig: „ich ſpreche ſo, wie Tauſende, wie Millionen denken — und wie mein Mann denkt, für den Du ja ſo ſehr eingenommen biſt.“

„Nie hat er mir ſolche Gedanken offenbart, nie!“ betheuerte Afra: „ich ſchätzte ſein gutes Gemüth und ſeine Nächſtenliebe. Ach, ich fürchte, mein Mann hatte Recht ihn einen Freimaurer zu nennen!“

Franziska lächelte erhaben. Apollonie ſagte:

„Es iſt ein großes Kreuz für uns Alle, Schweſter und Schwager in dieſer unglücklichen Richtung zu ſehen. Teles hat nun auch einen Irrweg eingeſchlagen! .... ach und wir ſind doch ſämmtlich Kinder unſerer braven, chriſtlichen Eltern!“

„Wo bliebe der Fortſchritt, die Entwickelung der Menſchheit, wenn die Kinder beſtändig im Geleiſe der Eltern forttrollten!“ erwiderte Franziska.

„Nein! es iſt nicht anzuhören, was Du für Unſinn redeſt!“ brach Agathe aus: „ungläubige Kinder gläubiger Eltern — das ſoll eine Entwicklung der

Menſchheit ſein! warum? weil ſie ſpäter auf die Welt gekommen ſind und es anders machen.“

„Weil ſie Gebrauch von ihrer Freiheit machen,“ verſetzte Franziska berichtigend.

„Ich lobe mir die Freiheit, die den Teles zum Knecht einer Theatermamſell und Deinen Mann zum Knecht der Brüder Maurer macht!“ rief Agathe ſpöttiſch.

„Ach mein Herrgott!“ ſeufzte Afra und ſchlug die Hände zuſammen: „es iſt hier gar nicht mehr ſo freundlich und friedlich wie ſonſt.“

„Wie wäre das möglich, wo die ungläubige Rotte ſich einniſtet und ſich in Alles verſtörend einmiſcht!“ rief Agathe. „Hat der Herr Schwager doch die Möglichkeit gethan, um die armen Schulſchweſtern nicht herzulaſſen! und da er es endlich nicht hindern konnte, mußte der Bürgermeiſter eine vornehme Gouvernante, weiß Gott woher! in's Haus nehmen, die nun ſeine Töchter unterrichtet und bildet .... und zugleich einige andere Kinder, deren Mütter den Herrn Medizinalrath zum Arzt haben.“

„Jetzt müſſen dieſe Schulſchweſtern aus des Vaters Häuschen hinaus!“ ſagte Franziska triumphirend: „auf der Gaſſe können ſie nicht bleiben mit ihrem Penſionat von fünf Gänschen und ſo müſſen ſie abziehen, denn der Kaufſchilling iſt noch nicht ganz bezahlt.“

„Gott behüte!“ ſagte Apollonie, „man wird ſchon eine Unterkunft für ſie finden.“

Am Tage nach den Exequien wurde das Teſtament eröffnet. Es beſagte, daß eine Uebereinkunft mit dem befreundeten Handlungshauſe Kühn getroffen ſei, welches ſogleich das ganze Geſchäft für eine beſtimmte Summe ankaufen und fortführen werde, damit die Erben, die vom Holzhandel leider nichts verſtänden, keine Mühe davon haben und auch der Firma keinen Schaden zufügen möchten.

Die bezüglichen Documente waren vorhanden und ſo machte ſich die Theilung leicht und einfach. Wegen des kleinen Hauſes war die Beſtimmung getroffen, daß es nach mäßigem Preiſe taxirt ſei und der Herr Stadtpfarrer das Vorkaufsrecht habe.

„O weh! er hat es alſo noch nicht ganz bezahlt!“ ſeufzte Afra.

„Er bringt das Geld ſchon zuſammen,“ tröſtete Apollonie.

„Und ſollte er es nicht zuſammen bringen,“ ſagte Frau Herzog, „ſo lege ich das Fehlende von meinem Erbtheil dazu. Das wäre ganz im Sinn des Seligen, denn es käme ja unſeren Kindern und den Rönnchen zu gut.“

„Aber Mutter, weshalb willſt Du für dieſe

Schulſchweſtern ein Opfer bringen?“ fragte Franziska unwillig.

„Das verſtehſt Du nicht, Fränz,“ antwortete die Mutter ſanft und traurig.

Es war aber nicht nöthig; der Stadtpfarrer zahlte die Summe.

„Das haben wir wieder dem Schloß zu danken!“ ſagte Rabener mit ſtillem Ingrimm zu ſeiner Frau: „nun haben wir hier feſt zwei Klöſter .... Kreuzſchweſtern, Schulſchweſtern — und das Alles durch dieſen Cronenſtein!“

Bei der ganzen Erbſchaftsangelegenheit verhielt ſich Telesphor paſſiv und erklärte nur, er wünſche ſein Erbtheil ausgezahlt zu bekommen. Die beſorgte Mutter ſagte:

„Laß es doch im Geſchäft, Teles! das Handlungshaus Kühn ſtellt uns die Wahl frei und iſt ſicher, wie unſere eigene Firma war. Wo willſt Du denn Dein Capital anlegen? doch nicht in Staatspapieren? oder in Aktien von Gott weiß was?“

„Ich will es einem Banquier an dem Ort geben, wo ich ſtudiere, um es unter der Hand zu haben,“ antwortete Telesphor, dem es nur darum zu thun war, ſich jeder Art von Controlle von Seiten ſeiner Familie zu entziehen. Das Ziel ſeiner Wünſche war — eine Verſöhnung mit Liſa Rink. Sein Leben in

X. kam ihm wie ein ſchaaler ſchläfriger Traum vor, neben der leidenſchaftlichen Spannung der letzten Jahre. Dem Familienkreiſe war er durch Stimmung und Streben innerlich ganz entrückt. Zu ſeinen alten Gymnaſiallehrern mochte er nicht gehen; er fürchtete ihre Fragen über ſeine Studien. Den Schloßcaplan, ſeinen früheren Beichtvater, beſuchte er Einmal, um nicht gar zu unfreundlich zu erſcheinen; allein er war ſo kalt und abſtoßend, daß ſich der gute Prieſter über dieſen Beſuch nicht freuen konnte. Zu Floreſtine ging er, als er zufällig erfuhr, daß ſie gerade auf Franzisziberg l ſei. Nur Rabener war ihm nicht unerträglich, denn Rabener ſprach von Liſa Rink und zwar in einer Weiſe, die Telesphor beſeligte, denn er fand deſſen Leidenſchaft für ein ſo reizendes Weſen höchſt begreiflich.

„Nur darf ſie nicht ſo weit gehen, um Dir jede Art von Arbeit verhaßt zu machen,“ ſagte er, als Telesphor ihm geſtand, daß er den Geſchmack für ernſte Studien verloren habe. „Widme Dich der Literatur, wenn Dir die Wiſſenſchaft zu trocken ſchmeckt; und kannſt Du noch nicht in der literariſchen Welt auf eigenen Füßen ſtehen, ſo gibt es unzählige Tagesblätter, die gern bereit ſind, Deine belletriſtiſchen oder publiziſtiſchen Verſuche aufzunehmen. Haſt Du es darin zu einiger Uebung gebracht: ſo kannſt Du hiſtoriſche Skizzen ſchreiben, die ein unermeßliches Feld und einen unerſchöpflichen Stoff darbieten, um Deine Feder im Dienſt der Aufklärung zu beſchäftigen. Schade, daß Dein Verſuch mißlang für die Bühne zu ſchreiben! da kann man ungeheuer für das Licht der neuen Zeit wirken.“

„Woher weißt Du von meinem Verſuch? ich ſchrieb anonym; nur Liſa und ihr Onkel wußten darum. Franz Seraph zwar auch .... doch der war längſt abgereiſt.“

„Ich erfuhr es durch Freunde in der Reſidenz. Es ſpricht ſich Alles herum, und daher kann ich Dir auch ſagen, wo ſich Liſa Rink befindet.“

„Ich weiß es! die Tagesblätter brachten die Nachricht, ſie ſei in Paris, um dort die Bühnenkunſt zu ſtudiren.“

„Jetzt iſt ſie in der Schweiz, wo ſie mit Prinz Xaver zuſammengetroffen iſt.“

Telesphor erblaßte. Rabener fuhr fort:

„Du biſt ein Thor, Dir dieſe ganze Sache wirklich zu Herzen zu nehmen. Das iſt das ſchöne Geſchlecht gar nicht werth.“

„Du kennſt Liſa nicht!“ fuhr Telesphor auf.

„Aber ihresgleichen,“ antwortete Rabener: „ich weiß was ich ſage. Es iſt eine große Narrheit, Gefühle, Gedanken, Zeit, Kräfte, Geld und was es ſei! in ausſchließlicher Leidenſchaft für ein weibliches Weſen zu vergeuden, da die Welt von reizenden Weibern wimmelt.“

„Das finde ich nicht,“ verſetzte Telesphor.

„Weil Du nicht um Dich ſchauſt, ſondern immer in Dich hineinblickſt auf den Platz, wo Du das Bild der Liſa Rink aufgeſtellt haſt, während ſie Dich und Deine Liebe längſt vergaß.“

„Sobald die Geſchäfte hier geordnet ſind, ſuche ich ſie auf! ich kann nicht glauben, daß ſie mich vergeſſen hat. Das, was ſie mir in erſter Aufwallung durch ihren Onkel ſagen ließ, zwiſchen ihr und mir ſei Alles vorbei — das hat keine Gültigkeit.“

„Meinetwegen!“ erwiderte Rabener: „Zeit und Erfahrung müſſen Dich curiren! Klüger wäre es, wenn Du hier bliebeſt. Wir könnten hier ſehr gut ein Tagblatt brauchen, das im Sinn des Fortſchritts und der Aufklärung geſchrieben wäre. Das wäre Dir angemeſſen, würde Dich beſchäftigen, Dich anregen und Dir das wohlthuende Bewußtſein geben, im Dienſt der Humanität für die blinde und ſtumpfe X.er Menſchheit zu wirken.“

„Das kann vielleicht ſpäter geſchehen .... wenn auch nicht gerade hier. Der Menſchheit thut überall das Licht der Wahrheit Noth,“ ſagte Telesphor und ſeine Gedanken flogen in eine unbeſtimmte Zukunft, die ihn mit Liſa Rink und ihren Rücktritt von der Bühne in Verbindung brachte. „Jetzt hier zu bleiben iſt mir ganz unmöglich, denn die fünftauſend Augenpaare hieſigen Ortes ſind ſämmtlich auf mich geheftet und ſcheinen zu fragen: was thuſt du, was treibſt du, was denkſt du, was willſt du? .... und das iſt eine peinliche Lage, wenn man nicht Red' und Antwort ſtehen mag." —

Floreſtine verlebte die Tage im Krankenzimmer ihres Vaters, deſſen Zuſtand ein zehrender war. Sie hatte keine andere Erholung als den Beſuch der trauten Capelle, die Beſchäftigung mit ihrem Kinde und den Briefwechſel mit ihrem Mann. Sie fand aber, daß Oswald viel weniger eifrig im Schreiben ſei als ſie. Mit Sehnſucht erwartete ſie ſeinen erſten Beſuch. Sie wollte dann mit ihm und dem Kinde eine Wallfahrt nach Maria Waldraſt machen, wo er die Kreuzweg-Stationen errichten ließ. Oswald kam an dem Tage, wo der kleine Floreſtan ein Jahr alt wurde, ganz Liebe und Zärtlichkeit für Mutter und Kind. Doch bemerkte Floreſtine mit einiger Betrübniß, daß er nicht Luſt habe, die Wallfahrt zu machen.

„Ich kann ja nur drei Tage verweilen," ſagte er, „da laß uns doch ruhig beiſammen und bei dem Vater bleiben, Florette."

Sie fügte ſich freundlich und ſagte nur:

„Drei Tage iſt ja gar wenig! weshalb biſt Du ſo eilig?“

„Ich muß von hier nach Seeheim. Es iſt eine neue Dreſchmaſchine angeſchafft, ein ſehr koſtſpieliges Ding, das über dreitauſend Gulden koſtet … ich will ſehen wie ſie arbeitet. Dann gehe ich von Seeheim in die Kammerſitzungen und in drei bis vier Wochen bin ich wieder hier, bleibe länger und theile mit Dir die Pflege des lieben Vaters. Wie ſpricht ſich der Arzt über ihn aus?“

„Hoffnungslos über die Geneſung; unbeſtimmt über die Auflöſung,“ erwiderte ſie. „Es kann lange währen bis die Kräfte aufgezehrt ſind; es kann aber auch plötzlich ein Herzſchlag eintreten.“

Nach drei Tagen reiste Oswald wieder ab. Floreſtine, die eine ſorgſame Hausfrau war, ließ ſich alle vierzehn Tage von der Haushälterin zu Seeheim einen genauen Bericht über alle Vorkommenheiten zuſenden. Dieſer Bericht kam drei Tage nach Oswald's Abreiſe; allein er meldete nicht deſſen Ankunft in Seeheim. Sie ſchrieb umgehend an die Haushälterin und gab ihr einen Verweis, daß ſie die Ankunft des Grafen nicht angezeigt habe; vergeſſe ſie ein ſolches Ereigniß zu erwähnen, ſo könne man ſich nicht auf die Pünktlichkeit ihrer Berichte verlaſſen. Die Haushälterin ſchrieb ſchleunig zurück, der Herr Graf ſei nicht in Seeheim geweſen.

Inzwiſchen war auch ein Brief von ihm aus der Reſidenz gekommen, der mit keiner Sylbe Seeheim und die Dreſchmaſchine erwähnte. Wie ſeltſam das iſt! ſprach Floreſtine zu ſich ſelbſt, mündlich beſpricht er Alles mit mir, ſchriftlich nichts! das macht die Trennung doppelt hart! — Sie hörte auch nichts von ihm. Ihre Schwiegermutter brachte immer die ganze gute Jahreszeit auf dem Lande bei Verwandten zu und Amelie Verden hatte ſich eine Badecur in Schwalbach und darauf das Seebad in Troville verordnen laſſen.

Floreſtine wallfahrtete nach der Waldraſt mit ihrem Kinde, wie ſie es ſich vorgenommen — aber in einer anderen Stimmung, als ſie erwartet hatte. Zwar erfüllte heißer Dank für dieſes Kind ihr Herz; aber ſie fühlte zum Erſtenmal, daß ihr Eheglück doch bittere Sorge aufkommen laſſe und zwar eine ſolche an welche ſie nie gedacht hatte: unbeſtimmte Angſt um ihrem Mann.

„Tante,“ ſagte ſie am Abend zu Frau von Strahl, „die Waldraſt hat meine Seele nicht ſo ausgeruht, wie ich hoffte. Der Beſuch bei der Mutter Gottes hat mir das Herz ſchwer gemacht.“

„Ach Kind! an einem Sterbelager iſt unſer Herz, wenn auch ergeben, doch immer ſchwer, wir mögen thun was wir wollen,“ verſetzte Frau von Strahl.

Herr von Cronenſteins Kräfte zehrten ſich langſam, langſam auf. Er konnte nur wenig und abgebrochen ſprechen, weil ihn die geringſte Anſtrengung erſchöpfte; ja, er konnte kaum ſprechen hören; allein für Floreſtine hatte er immer ein zärtliches Wort und wenn ihre weiche biegſame Stimme ihm ein kurzes Gebet oder einen andächtigen Stoßſeufzer vorſprach, ſo that es ihm wohl, und ein Lächeln, ein Blick, ein Händedruck ſagten es ihr. Doctor Hellmut ſagte zuweilen zu Floreſtine: „Ihre Anweſenheit, gnädige Gräfin, verlängert ſein Leben. Er ruht in Ihnen. Dazu kommt der Friede ſeiner Seele und ſeine Hingebung in den Willen Gottes; — freilich auch die ſorgfältige Pflege: ein unruhiges Gemüth hätte längſt den Körper aufgerieben.“

Solche Aeußerungen, von deren Richtigkeit ſie überzeugt war, ließen den Gedanken gar nicht in ihr aufkommen den Vater für einige Zeit zu verlaſſen. Die Vorſtellung, daß er, trotz ſeiner frommen Ergebung, ſie vermiſſen, nach ihr verlangen und ſie nicht an ſeiner Seite finden könne; daß ſein brechendes Auge nicht auf ſeinem einzigen Kinde ruhen könne, erfüllte ſie mit einem Entſetzen, das jeden perſönlichen Wunſch erſtickte. Nur bat ſie ihren Mann in jedem Brief dringend, möglichſt bald zu kommen und möglichſt lange zu bleiben.

Er verſprach es; allein drei Wochen vergingen und die vierte auch und er kam nicht. Ein flüchtiger Brief ſchob ſeine Ankunft um acht Tage hinaus. Sie las ihn bebend, gab ihn an Frau von Strahl und ſagte:

„Tante, was iſt mit Oswald vorgegangen?“

„Nichts, liebe Flore! es werden wichtige Fragen in den Kammern zur Sprache kommen und er arbeitet ja im Ausſchuß. Ziehe Deinen Mann um's Himmelswillen nicht von der lebhaften Theilnahme am öffentlichen Leben zurück. Es iſt ein unverzeihlicher Mißgriff junger Frauen den Gemahl immer an ihrer Seite haben zu wollen! Er führt unausſprechliche gegenſeitige Langweile herbei.“

Floreſtine ſchwieg; dieſer Vorwurf traf ſie nicht. Ihre innere Beklommenheit ſtieg, als Oswald ſeine Ankunft wieder um acht Tage verſchob. Da kam er endlich, ganz Zärtlichkeit und Liebe für ſie, ſo daß Frau von Strahl lächelnd zu Floreſtine ſagte:

„Du ſollteſt Gott danken für die kurze Trennung, denn Oswald kommt nicht wie ein Eheherr, ſondern wie ein Bräutigam wieder.“

Floreſtine dankte Gott aus voller Seele, allein ſehr bald nahm ſie mit dem Scharfblick der Liebe eine Veränderung in Oswald wahr; — nicht in Beziehung zu ihr: ſie hätte höchſtens eine geſteigerte Zärtlichkeit bemerken können. Aber ſein Weſen ſchien ihr zuweilen zerſtreut, zuweilen geſpannt, zuweilen etwas reizbar; — flüchtige Schatten, die früher nicht hervorgetreten waren. War es eine Folge der Kammerverhandlungen? hatte er Unannehmlichkeiten gehabt? und wenn das der Fall war, warum ſchwieg er gegen ſie? — Mein Gott! ... es iſt etwas Fremdes, etwas Störendes zwiſchen uns! ſeufzte ſie heimlich mit banger Beklommenheit: aber was? aber was?

Nachdem Oswald acht Tage auf Cronenſtein geweſen war, erklärte er plötzlich, er müſſe auf drei Tage in die Reſidenz.

„Ich dachte die Kammer ſei vertagt,“ erwiderte Floreſtine ganz blaß vor Schreck.

„Sie iſt es auch; nur ein perſönliches Geſchäft iſt abzumachen.“

„Doch kein unangenehmes Geſchäft, Oswald?“

„Gewiſſe Geſchäfte ſind nie angenehm,“ ſagte er mit einem etwas gezwungenen Lächeln.

„Du wirſt doch keine Geldgeſchäfte, keine Speculationen an der Börſe machen, nicht wahr?“

„Sicher nicht!“ rief er munter: „Geldſpeculationen ſind nicht mein Fach! ich habe es von jeher viel leichter und angenehmer gefunden Geld auszugeben als es zu erſpeculiren.“

Floreſtine kannte ſeine Neigung mit dem Gelde verſchwenderiſch umzugehen und ſchon oft hatte ſie ihn von thörichten Ausgaben zurückgehalten. Sie erwiderte freundlich:

„Du mußt jetzt alſo ohne Deine Schatzmeiſterin fertig werden, lieber Oswald.“

„Aber es iſt gar kein Geldgeſchäft, Florette, verſetzte er lebhaft, und in drei Tagen bin ich wieder hier.“

Er reiste ab und kam pünktlich wieder, ſehr heiter, ganz unbefangen, durchaus in alter Weiſe, ſo daß Floreſtine diesmal nichts Fremdes an ihm bemerkte und ſich die leiſe Unruhe heimlich vorwarf, die ſie in letzter Zeit in Beziehung auf ihn geſpürt hatte. Doch ihre Zufriedenheit ſollte nicht lange währen.

„Florette!“ ſagte Oswald eines Abends mit einem Anflug von Verlegenheit: „morgen früh muß ich nach Seeheim, aber übermorgen Abend bin ich wieder hier.“

„Das iſt mir lieb,“ erwiderte ſie freundlich, „ich gehe mit Dir nach Seeheim. Ich war in neun Monaten nicht dort und möchte gern einen Blick auf unſer Land und unſere Leute werfen.“

„Haſt Du den Muth den Vater zu verlaſſen,“ fragte Oswald ſichtlich verſtimmt.

„In dieſen ſechsunddreißig Stunden wird mit Gottes Gnade keine Veränderung zum Schlimmen eintreten,“ ſagte ſie.

Oswald ſchwieg. Doctor Hellmut pflegte jeden Abend den Kranken zu beſuchen; als er mit Floreſtine aus dem Krankenzimmer kam, trat ihnen Oswald entgegen, führte beide in den Salon, wo Frau von Strahl an einem großen Stickrahmen ſaß und ſagte:

„Herr Doctor, Sie ſollen eine Frage entſcheiden. Ich muß morgen nach Seeheim. Mit Extrapoſt fahre ich in acht Stunden hin; übermorgen komme ich in gleicher Weiſe zurück; es iſt alſo eine ziemlich ſtarke Fahrt. Meine Frau will mich begleiten um ſich zu überzeugen ob Seeheim noch auf dem alten Fleck ſteht. Wäre es aber nicht verſtändiger dies zu unterlaſſen, da ſie in der Hoffnung und durch die Sorge um den Vater ohnehin ſchon angegriffen iſt?“

„Das wäre es,“ ſagte Doctor Hellmut und ſprach weiter dagegen und Frau von Strahl gab auch ihr Veto; — aber Floreſtine hörte nichts, als daß Oswald ihre Begleitung nicht wolle. Sie hatte ſich auf die andere Seite des Stickrahmens geſetzt und arbeitete emſig, um hinter den geſenkten Augenlidern ihre hervorquellenden Thränen zu zerdrücken. Sie ſprach keine Sylbe und die Sache wurde ſo abgemacht, wie Oswald es wünſchte.

Als ſie ſpäter allein mit ihm war, ſagte ſie:

„Oswald, Du gehſt jetzt ſo wenig nach Seeheim, als Du vor zwei Monaten dort geweſen biſt. Wohin gehſt Du, Oswald? ... Ach! daß Du nicht aufrichtig biſt, das zerſchneidet mein Herz."

Sie hielt ihre Thränen zurück, aber ſie ſah ihm ſo treu und ſo wehmüthig in die Augen, daß ihn dieſer Blick innig rührte. Er ſagte zärtlich:

„Liebe ſüße Flore, beunruhige Dich nicht ſo! .... und wenn Du es wiſſen willſt, nun gut! ich gehe in die Reſidenz! auch vor zwei Monaten ging ich direct hin. Ich ſagte Dir ja, daß ich dort zu thun habe. Sind auch die Kammern vertagt, ſo gibt es doch immer mancherlei Arbeiten, die mündliche Beſprechungen zuweilen höchſt nothwendig machen. Gräme Dich nicht! Wenn auch nicht in ſechsunddreißig Stunden, ſo komme ich doch in drei Tagen wieder."

Sie wünſchte ja nichts ſehnlicher, als ſich beruhigen zu laſſen, als ihm Glauben zu ſchenken; und war es ihr auch gar nicht einleuchtend, weshalb er Seeheim vorgab, wenn er in die Reſidenz wollte, ſo ließ ſie doch jede weitere Frage fallen und ſchenkte der ungemein liebevollen Art, mit welcher Oswald ſprach mehr Zutrauen als den Worten, die er ſagte.

Er reiste ab; — und weder in drei Tagen noch in drei Wochen kam er zurück.

Der Einſiedler von St. Iſidoro.

Die Herzog'ſche Erbſchaft war geordnet und getheilt. Frau Herzog hatte ſich bei den Kreuzſchweſtern auf Franziszibergl niedergelaſſen. Ihre Kinder freuten ſich dieſes Entſchluſſes, ausgenommen Franziska und ihr Mann. Sie war empört, daß ihre Mutter im Spital leben wolle und er witterte Erbſchleicherei.

„Warum will ſie nicht bei uns wohnen!“ ſagte Franziska erzürnt zu ihren Schweſtern: „in unſerem Hauſe iſt Platz genug und ein anſtändiger Aufenthalt.“

„Ich dächte, es wäre juſt nicht unanſtändig für die Mutter in einem Kloſter zu wohnen,“ ſagte Afra: „ſie iſt ja ganz für ſich und außer Verbindung mit dem eigentlichen Spital.“

„Daß ſie bei Dir nicht wohnen mag, Fränz, iſt doch ſehr begreiflich!“ verſetzte Agathe: „ihre frommen Geſinnungen und Gewohnheiten paſſen nicht für Euer Haus.“

„Sie hat ſich Franziszibergl mit großer Bedachtſamkeit gewählt,“ ſagte Apollonie; „ſchaffen und arbeiten wie früher kann ſie nicht mehr. Sie braucht eine aufmerkſame Pflege und verlangt Ruhe und Stille. Das findet ſie bei den Kreuzſchweſtern. Ueberdas hat ſie in der Kloſterkirche das hochwürdigſte Gut und täglich die heilige Meſſe. Mir däucht ſie iſt vortrefflich aufgehoben und bleibt in beſtändiger Verbindung mit uns, da mein Mann täglich das Spital beſucht.“

„Und Du kannſt am allerleichteſten zur Mutter kommen, Fränz, da Dein Haus ja dicht unter Franziszibergl liegt,“ ſagte Agathe.

„Das ſollteſt Du doch nach gerade wiſſen, daß ich mich nicht heimiſch in Klöſtern fühle,“ verſetzte Franziska, „und daß es mir ein Greuel iſt, die Mutter von dieſen heuchleriſchen Kreuzſchweſtern umgeben zu ſehen, die ſie ausplündern und wegen der einſtigen Erbſchaft quälen werden.“

„Schäme Dich, Fränz!“ rief Afra empört.

„O mit nichten!“ entgegnete Franziska hochfahrend: „jeſuitiſche Erbſchleicherei iſt in der ganzen Welt berüchtigt“ .... —

„Ja, durch ſchlechte Romane!“ unterbrach Apollonie.

„Und durch Zeitungslügen .... Tendenzlügen — wie mein Mann ſie nennt,“ rief Agathe.

„Aber die Kreuzſchweſtern ſind ja keine Jeſuiten,“ ſagte Afra.

„Alle Orden hängen eng zuſammen, bilden einen grauſigen Rattenkönig, ſagt mein Mann, denn Alle ſind begierig nach Macht und Reichthum, um unter dem Deckmantel der Scheinheiligkeit die Menſchheit zu gängeln und in der Knechtſchaft des Papſtes zu halten,“ erwiderte Franziska: „Daß Du, Afra, von dieſem ſchmachvollen Zuſtand gar keine Ahnung haſt, iſt ein Beweis mehr, wie viel Menſchen ſogar in großen Städten, wo ihnen alle Mittel zur Bildung geboten werden, dennoch in mittelalterlicher Finſterniß leben und welch dringendes Bedürfniß ein größeres Maß der Aufklärung iſt.“

„Für mich iſt es gar kein Bedürfniß den heiligen Glauben, die heilige Kirche und den heiligen Ordensſtand zu verachten,“ ſagte Afra halbweinend.

„Heilig! das iſt auch ſo ein katholiſches Wort, das die menſchliche Sprache beſchimpft!“ rief Franziska: „ich verabſcheue es.“

„Wie der Teufel das Weihwaſſer; — das begreift ſich!“ warf Agathe hin.

„Mögeſt Du es verabſcheuen oder nicht,“ verſetzte Afra, „Du biſt doch nur auf der Welt und der liebe Gott duldet Dich doch nur in Deiner Verkehrtheit, damit Du Dich heiligſt, damit Du eine demüthige, fromme, gläubige, nach allen chriſtlichen Tugenden ſtrebende Katholikin werdeſt.“

„Mir däucht Du biſt geiſtig ſehr zurückgekommen, Afra,“ ſagte Franziska geringſchätzig.

„Kann ſein,“ entgegnete Afra, „über meinen Geiſt habe ich noch nie mein Gewiſſen erforſcht; aber eine etwas beſſere Katholikin glaube ich geworden zu ſein, ſeitdem ich mir den Katechismus genauer angeſchaut habe, weil mein Theresl nun bald an ihn herankommt.“

„Vor dem Katechismus bleibt mir nichts weiter übrig als die Segel zu ſtreichen,“ erwiderte Franziska mit großer Verachtung.

„Aber ſprich, Fränz, fällt es Dir denn nie ein, daß Deine Anſichten falſch ſein könnten, da ſie denen Deiner Eltern und Deiner Schweſtern ſchnurſtracks zuwiderlaufen, und Du vereinzelt mit ihnen in der Familie biſt?“ fragte Apollonie liebreich.

„Ich bin nicht vereinzelt, Lonchen,“ entgegnete Franziska, „ich habe nicht nur meinen Mann, ſondern auch den Teles für mich.“

„Wie!“ rief Afra, „verachtet er Glauben und Kirche?“

„Nun ich denke es iſt ziemlich klar, daß er die reizende Schauſpielerin Liſa Rink höher ſchätzt, da er ihretwegen den geiſtlichen Stand aufgegeben hat. Geſprochen habe ich freilich nicht mit ihm über religiöſe Anſichten, ſchon deshalb nicht, weil mein Mann mir ſagte, der Teles ſei ſtumpf und gleichgültig für Alles, was nicht ſeine geliebte Liſa betreffe.“

„Das iſt leider nur zu wahr,“ ſeufzte Apollonie.

„Ganz duckmäuſeriſch war er zwiſchen uns, der ſonſt ſo aufgeweckte Teles!“ rief Agathe: „als er den lieben Gott und ſeinen geiſtlichen Beruf liebte, war er froh und zufrieden; jetzt, da er ein armſeliges Weib liebt, iſt er gedrückt und traurig; das iſt ein Zeichen, daß er ſeinen Beruf aus irdiſchen Gründen — nicht um im weltlichen Stande dem lieben Gott beſſer zu dienen — aufgegeben hat.“

„Wenn er erreicht, was er ſo leidenſchaftlich erſehnt, wird er ſchon glücklich werden,“ erwiderte Franziska.

„Hältſt Du eine Ehe zwiſchen ihnen für möglich?“ fragte Afra entſetzt.

„Möglich iſt Alles, aber wahrſcheinlich iſt dieſe nicht,“ antwortete Franziska.

„Gott behüte ihn vor einer ſolchen Ehe!“ rief Agathe.

„Und rette ihn aus jedem anderen Verhältniß mit einer Perſon, die ſo unglückſelig auf ſein ganzes Schickſal gewirkt hat,“ ſetzte Apollonie hinzu.

Franziska theilte ihrem Mann dies Geſpräch über Telesphor mit. Er gab zur Antwort:

„Die Agathe hat einmal Recht gehabt zu ſagen, er ſei ein Duckmäuſer geworden! ich habe ihn deswegen ſehr getadelt und ihn zum frohen Genuß eines Lebens aufgemuntert, das er von der Kette unnatürlicher, alſo unvernünftiger, ja verbrecheriſcher Entſagung glücklich losgeriſſen hat. Die Geſetze der Natur ſind die höchſten für den Menſchen, denn ſie ſind unwandelbar. Ja, man könnte ſie katholiſch, d. h. allgemein nennen. Folglich handelt man gegen Vernunſt und Pflicht, wenn man ſich ihnen nicht unterwirft.“

„Dies Dogma würde meine frommen Schweſtern nicht ſehr erbauen,“ bemerkte Franziska lächelnd. —

Derjenige, der dieſe Geſpräche veranlaßte war abgereist, als die Erbſchaft regulirt und er im Beſitz ſeines Antheils war. Die Sache hatte ſich aber monatelang hingezogen und ſeine leidenſchaftliche Spannung auf's Höchſte geſteigert. Wie der Pfeil vom Bogen flog er in's Weite um Liſa zu ſuchen. In der Reſidenz war ſie nicht und Niemand wußte wann ſie wiederkehren werde. Regiſſeur Rink wußte es vielleicht; aber daß er es durch denſelben ebenſowenig als ihren gegenwärtigen Aufenthalt erfahren werde, davon war Telesphor überzeugt. Er reiste alſo nach der Schweiz, ſtudirte eifrig die Fremdenbücher in den großen Gaſthöfen und fand bald was er ſuchte. Am Züricher See, am Vierwaldſtätter See, auf dem Rigi, in Bern, im Berner Oberland, überall war ſie geweſen —

aber vor längerer Zeit. Bis Grindelwald reichte der Leitfaden; dort brach er ab. In Meiringen fand er nicht mehr ihren Namen. Sollte ſie nicht dort ſich aufgehalten, nicht die Reichenbach-Fälle, nicht den Aarfall bei der Handeck beſucht haben? — Das war unwahrſcheinlich. Er fragte bei den Führern an, die man zu den Bergreiſen nimmt, ob nicht einer von ihnen ein junges ſchönes Fräulein und deren Mutter auf der Oberlands-Tour begleitet und bis nach Meiringen gebracht habe. Keiner konnte ihm genügende Auskunft geben. Sollte ſie zum Aarfall und von dort auf die Grimſel und zum Rhonegletſcher gegangen ſein? Das war möglich! dann mußte ſie im Grimſelhospiz übernachten, dann fand er ſeinen Leitſtern, ihren Namen, wieder.

Es war ein mühſamer Tagesmarſch durch das wilde Hochgebirg, auf ſchmalem und ſteilen Pfad über die rauhen Granitplatten zu klimmen, während tief unten in düſterer, zerklüfteter Felſenſchlucht die Aar mit betäubendem Getöſe dahin donnert. Der Wanderer gibt ſich gern den Eindrücken dieſer ernſten, majeſtätiſchen Natur, dieſem Schauſpiel eines ewigen Kampfes ringender Kräfte hin. Und trifft er es ſo glücklich, daß er bei dem Handeckfall anlangt, wenn die Sonne in dem aufwirbelnden Waſſerſtaub einen Regenbogen über die grauſige

Tiefe ſpannt: ſo macht ihm dies liebliche Bild eines höheren Friedens über dem tumultuariſchen Chaos rings umher, die Seele ſtill — wenn auch nur auf Augenblicke! denn kein Handeckfall iſt ſo bewegt wie das Menſchenherz. Nur hat es den Vorzug, daß es über ſeiner Unruhe, ſeinen Kämpfen und ſeinen Thränen, den ſchönen Regenbogen des Friedens feſthalten kann, weil ihm eine andere Sonne leuchtet, als das Tagesgeſtirn der irdiſchen Welt.

Telesphor ſah und hörte, dachte und fühlte von dem Allen — nichts. Er mochte ſich kaum bei dem Waſſerfall aufhalten und trieb den verwunderten Führer, dem eine ſolche Gleichgültigkeit noch nicht vorgekommen war, zu möglichſter Eile an. Nach einem beſchwerlichen Marſch von neun Stunden, erreichten ſie das Wirthshaus auf der Grimſel, das ſogenannte Hospiz. Telesphor fiel über das Fremdenbuch her; — Liſa Rink ſtand nicht darin.

„Wir müſſen ſogleich umkehren und den Weg zurückmachen!“ rief er dem Führer zu und ſtand entſchloſſen auf.

„Nein Herr, das kann nicht ſein!“ antwortete der Führer gleichmüthig ohne ſich von ſeinem Platz zu erheben und dem Ziegenkäſe und hartem Schwarzbrod wacker zuſprechend.

„Es muß ſein! ich zahle das Trinkgeld doppelt und dreifach!“

„Und zahlten Sie zehnfach — es kann nicht ſein! Man kann nicht in der Nacht von der Grimſel nach Meiringen gehen. Der Pfad iſt gefährlich im Finſtern.“

„So gehe ich allein!“ ſagte Telesphor und ergriff ſeinen Alpenſtock.

„Laſſen Sie das bleiben, Herr! wenn Sie in die Aar ſtürzen kommen Sie niemals nach Meiringen zurück, ſonſt aber geſund und friſch morgen.“

Auch der Wirth unterſtützte die Vorſtellungen des Führers und als nun gar ein Gewitter aufzog und ein ferner Donner ſeine Stimme einmiſchte, mußte ſich Telesphor fügen, denn ſchwere ſchwarze Wolken ballten ſich zuſammen und lagerten ſich nicht auf der Grimſel, ſondern unter ihr, ſo daß Telesphor, als er vor die Thür hinaustrat, dort ſtand wie auf einer Klippe, an welcher ſich das wogende Meer der Wolken brach. Die Gewitter-Region lag zu ſeinen Füßen und von unten herauf züngelten die Blitze wie feurige Schlangen nach ihm. Was kümmerte ihn das! .... Wo war Liſi geblieben? .... Hatte Prinz Xaver ſie entführt? .... Aber wohin? .... Und war ſie denn geneigt ſich entführen zu laſſen? .... Liebte ſie den Prinzen? .... — Auf dieſem Felde bewegten ſich ſeine Gedanken, wie Marterwerkzeuge, die ihm Herz und Hirn durchbohrten und die er nicht von ſich ſchleudern konnte.

Kaum brach die Dämmerung des nächſten Tages an, ſo machte er ſich auf den Heimweg nach Meiringen. Als er den Ort erreichte und nun überlegte, ob er am Brienzer See nachforſchen oder nach Grindelwald, wo er Liſa's Namen zuletzt geſehen hatte, zurückkehren ſolle, ſtieß ihn ſein Führer an und ſagte:

„Aufgeſchaut, Herr! da kommt die curioſe engliſche Herrſchaft geritten.“

„Es ſind ja Berner Oberländer,“ erwiderte er flüchtig aufblickend.

„So wenig wie Sie ein Oberländer ſind, Herr! — ſie tragen nur die Tracht, weil die junge Frau darin vernarrt iſt. Schon vier Wochen ſind ſie hier und laufen immer ſo herum.“

Es war allerdigs ein ſeltſamer Anblick die Oberländerin in dem ſchwarzen, rothgeſäumten Rock, den weiten weißen Aermeln, dem ſchwarzen Halskoller mit Silberketten und dem flachen Strohhütchen mit einem Roſenſtrauß zu Pferde zu ſehen; indeſſen würde ſich Telesphor weder mit Augen noch Gedanken bei ihr aufgehalten haben, wenn ſie eine Engländerin geweſen wäre. Das war ſie aber nicht, denn je näher ſie kam deſto heller — oder eigentlich deſto dunkler wurde es vor Telesphors Blick. Er blieb wie eingewurzelt ſtehen. Es war Liſa Rink und der Mann, der neben ihr ritt, in einer braunen

Sammtjacke und einem breiten Strohhut, war Prinz Xaver. Was Telesphor dachte, fühlte, wollte, that — er wußte es nicht! aber als ſie heran geritten kam, ſtand er plötzlich neben ihr, als wolle er ihr Pferd anhalten. Im erſten Augenblick fuhr ſie erſchreckt zuſammen; im zweiten erkannte ſie ihn, erhob drohend die Reitgerte, rief erzürnt:

„Fort von meinem Wege!“ — und gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte, ſo daß es ſich in Trab ſetzte. Das Alles geſchah blitzſchnell. Telesphor trat zurück; er bemerkte nur, daß ſich, als ſie vorüber waren, Prinz Xaver mit lachender Miene nach ihm umſchaute. Alles Blut ſtürzte zu ſeinem Herzen und er dachte bei ſich ſelbſt: Ah! ich ſterbe! — Allein er ſtarb nicht, er ſah nur leichenblaß aus und ſpürte ein Erzittern aller Nerven. Der Führer, der ſich inzwiſchen nach Führerart mit demjenigen unterhalten hatte, der die beiden Reiter begleitete, erſchrak als er ſich wieder zu Telesphor wendete und ſagte:

„Herr, Sie haben ſich übermüdet! man ſieht es Ihnen an. Sie ſind kein Bergſteiger, das merkt man gleich, denn Sie laufen viel zu ſtark und nehmen ſich nicht gehörig Zeit. Das geht nicht auf die Länge. Trinken Sie nur gleich ein Glas Kirſchwaſſer oder zwei; nichts bringt Sie beſſer auf die Beine .... und ſollten Sie etwa morgen zum Roſenlaui-

Gletſcher gehen wollen, ſo ſtehe ich zu Dienſten. Die Tour iſt nicht ſtark. Eben ritt die engliſche Herrſchaft hinauf und kommt heut Abend zurück.“

Telesphor ſah nichts, hörte nichts, antwortete nichts. Im Gaſthof angelangt entließ er den Führer und ſank auf ſeinem Zimmer wie vernichtet in ſich ſelbſt zuſammen. Sein Gehirn brannte und in ſeiner Bruſt tobten Wuth und Beſchämung durch einander. Dies Weſen hatte er geliebt .... und wie geliebt! und welche Opfer gebracht! und wie ſich erniedrigt! .... Wie in einer Fieberphantaſie trat ſein ganzes Leben zu einem Bilde zuſammengefaßt vor das Auge ſeines Geiſtes und zeigte ihm was er früher geweſen — und was er jetzt war. Doch ſein Stolz erhob ſich gegen das Gefühl der Demüthigung durch eine Liſa Rink aus ſeiner Bahn geſchleudert zu ſein. Die Bahn war falſch, ſprach er zu ſich ſelbſt, darum mußte ich ſie verlaſſen. Das Weib war falſch, welches den Anſtoß dazu gab .... darum hat es mich verlaſſen. Aber was auf Erden iſt denn wahr? .... Lügen die Ideale, halten hohe Beſtrebungen des Geiſtes und des Willens nicht Stand und nicht Farbe, löſt ſich die Liebe in einen kraſſen Wahn auf: ſo muß man ſich nicht mehr abmühen mit dem falſchen Aufflug von Geiſt und Herz, ſondern, curirt von dem idealen

Schwung, der Wirklichkeit des Lebens ſich zuwenden und in ihr Befriedigung .... oder den Schatten einer Befriedigung ſuchen. — — Zuweilen loderte ein grimmiger Haß gegen Liſa Rink in ihm auf; er verwünſchte und verabſcheute ſie als ein moraliſches Ungeheuer, wie die Welt noch nie ein ähnliches geſehen habe. Er vergaß, daß ein junges Mädchen ohne Religion, ohne Grundſätze, ohne Erziehung, welches urplötzlich durch ein einſeitiges Talent aus der Armuth und Dürftigkeit in eine Laufbahn verſetzt wird, die wie keine andere Eitelkeit, Gefallſucht und Weltluſt weckt, den Gefahren erliegen müſſe, die von Innen und Außen ſie beſtürmten. Er vergaß, daß er ſich in thörichter Leidenſchaft an ſie gedrängt und in blinder Unbeſonnenheit mit ihr verlobt habe. Er vergaß, daß er ihr freiwillig gefolgt ſei, anſtatt ein zweifelhaftes Verhältniß in dem Augenblick aufzulöſen, wo Liſa Rink in der Erwartung einer glänzenden Zukunft, die unſcheinbare, welche er ihr bieten konnte, ſehr leicht aufgegeben hätte. Liſa Rink war kein monſtroſes Gebilde, das die Hölle zu ſeinem Verderben ausgeſpien hatte; ſie war nur das Weib, das dem verlockenden Rauſch der Jugend, der Welt, der Leidenſchaften erliegt, weil es in ſich keinen Halt hat: alſo etwas ſehr Armſeliges, doch leider nichts Ungewöhnliches. Sie ſah ſich im Geiſt mit Prinz

Xaver morganatiſch vermählt als Gräfin Soundſo. Eine glänzende Zukunft erſchien ihr als höchſtes Erdenglück: ſie wollte es feſſeln. —

Was aber ſollte Telesphor beginnen, wohin ſich wenden, womit die ſchauerliche Leere ausfüllen, die ihn in ſeinem Inneren abgründlich angähnte! Er hatte Sinn und Theilnahme für Alles verloren, was nicht Liſi war oder betraf. Die wilden und traurigen Leidenſchaften, die unter dem Einfluß einer eiferſüchtigen Liebe im Herzen wuchern, verwüſteten ihm alle beſſeren Gefühle. Er dachte zwar einen Augenblick daran zu Franz Seraph nach Rom zu gehen; — aber auch nur einen Augenblick. Ja! er iſt mein Freund! ſprach Telesphor zu ſich ſelbſt: allein ich bin der Alte nicht mehr! das Band zwiſchen uns iſt gelöst. Ich liebe wie und was er nicht liebt; er glaubt wie und was ich nicht glaube. — In die Reſidenz zurückzukehren und dort ſeine Studien fortzuſetzen — oder eine andere deutſche Univerſität zu beſuchen, kam ihm nicht in den Sinn. Da fiel ihm plötzlich ein Brief ein, den ihm Rabener an einen Profeſſor der Univerſität in Zürich gegeben habe. Er war ſchon in Zürich geweſen, aber auf der Jagd nach Liſa Rink, die keinen Gedanken an Brief und Profeſſor aufkommen ließ. Jetzt war es anders. In Zürich lebten manche deutſche Männer, denen es, wenn auch aus anderen Gründen, in Deutſchland nicht behagte: dahin wollte er gehen!

Bald im dumpfen Hinbrüten, bald in Ausbrüchen wüthender Leidenſchaft, bald in unbeſtimmten Plänen verging die Zeit, verſtrich der Tag und die Nacht. Am anderen Morgen verließ er Meiringen, ging über den Brienzer See und den Brünig an den Vierwaldſtätter See und von Luzern nach Zürich. Kaum dort angelangt gab er ſeinen Brief ab. Dann ließ die gewaltige Spannung nach, die überreizten Kräfte brachen zuſammen und er verfiel in eine ſchwere Krankheit, deren betäubendes Fieber ihm das Bewußtſein raubte.

Liſa Rink war äußerſt verſtimmt über das Zuſammentreffen mit Telesphor, denn ſein Anblick erinnerte ſie an die Beleidigung, die er ihr durch ſein ſchlechtes Luſtſpiel von Seiten des Publikums zugezogen hatte. Roſenlaui, der ſchönſte aller Schweizer Gletſcher, fand keine Gnade vor ihren Augen. Meiringen war langweilig, die ganze Schweiz war langweilig, ſie wünſchte im raſchen Fluge Italien zu ſehen und da Prinz Xaver freudig bereit war ihre Wünſche zu erfüllen, ſo war die Idylle von Meiringen ausgeſpielt. Liſa ſchlüpfte wie aus einer Schlangenhaut aus ihrer Oberländertracht heraus, ſchenkte den ganzen Anzug der Kellnerin ihres Gaſthofes und legte wieder ihre modiſchen Kleider mit einem Vergnügen an, als ſei es ein harter Zwang geweſen, als Berner Bäuerin einher zu gehen: — ſo unberechenbar ſind die Launen, wenn man nach Launen handelt. Was heute eine Luſt — iſt morgen eine Laſt. Liſa begab ſich nach Interlaken und dort wieder unter den Schutz ihrer Mutter, welche die Idylle von Meiringen nicht mitgeſpielt hatte, und kündigte ihr die italiſche Reiſe an. Frau Rink hatte ſich daran gewöhnt nichts weiter zu ſein als die Begleiterin ihrer Tochter, in welcher ſie eine quasi-Prinzeſſin verehrte und wagte nur die Bemerkung zu machen, am erſten Oktober ſei Liſa's Urlaub abgelaufen und jetzt ſei man ſchon Mitte September.

„Schreibe nur dem Regiſſeur, ich brauchte Urlaub bis zum erſten November,“ erwiderte Liſa: „ſo nah bei Italien zu ſein und nicht den Ausflug zu machen, der ſich ſo vielleicht nie wieder darbietet, wäre lächerlich. Je mehr das Publikum nach meinem Erſcheinen verlangt, mit deſto größerer Begeiſterung wird es mich empfangen und deſto fleißiger unſer Theater beſuchen: dies hat der Regiſſeur dem Director begreiflich zu machen.“

Die Reiſe wurde angetreten, war aber bei Weitem nicht ſo intereſſant, wie ſie es geträumt hatte. Ohne Sinn für die Schönheit der Natur, ohne Verſtändniß für die Schöpfungen der Künſte, ohne eine Ahnung von der Geſchichte des Landes und Volkes, ohne die Bildung, die in den äußeren Erſcheinungen den Charakter und das Weſen ſucht und verſteht, ſah Liſa Rink Italien ungefähr wie einen großen Guckkaſten voll unaufhörlichem Wechſel der Bilder an, welcher ſie ermüdete — und überall trieb ſie zur Eil' an. Endlich kam ſie nach Rom.

Wahrſcheinlich hätte auch Rom nicht Gnade vor ihren Augen gefunden, denn dieſe Monumente, dieſe Gemälde, dieſe Bildſäulen, dieſe Ruinen, dieſe heiligen Stätten, haben ſämmtlich die Schattenſeite, daß ſie nichts und Niemand bewundern, ſondern ſich nur bewundern laſſen; — aber es fiel ihr ein ihrerſeits die quasi-Prinzeſſin zu ſpielen und einem Künſtler ihre Protection angedeihen zu laſſen. Sie ſagte an Prinz Xaver, ein Verwandter von Graf Alfred Verden, ein Herr von Strahl, der auf der Kunſtakademie in der Reſidenz ſtudirt habe, lebe jetzt als Bildhauer in Rom. Derſelbe werde ohne Zweifel eine grenzenloſe Freude haben, wenn zwei ſo große Perſönlichkeiten wie Prinz Xaver und Liſa Rink ſein Atelier beſuchten; — man müſſe es ausfindig machen. Dies war bald geſchehen. Es lag auf der Höhe des Monte Pincio, in abgeſchiedener Stille, bei St. Iſidoro, der Kirche und dem Kloſter der irländiſchen Franziskaner. Da lebte Franz Seraph, einſam, unbekannt, ohne Zuſammenhang mit dem Treiben der Welt — äußerlich ein armes Leben, innerlich bewegt, ſtill und groß wie das Meer. Weit und tief gingen ſeine Gedanken über die Aufgabe, die der Künſtler zu löſen hat; weiter, tiefer, höher ging die Aufgabe, die er an ſich ſelbſt zu ſtellen wagte. An dieſen ganz für Ideale lebenden Menſchen prallte die flittergoldumrauſchte Weltlichkeit in der Perſon von Liſa Rink an.

Er ſtand in ſeinem grauen Arbeitskittel in ſeinem Atelier, das zu ebener Erde lag und in deſſen Fenſter die Bäume vor St. Iſidoro hineinſchauten. Er arbeitete eine Büſte in Thon aus. Gypsabgüſſe und Thonmodelle aller Art, Kreidezeichnungen, Skizzen ſtanden, lagen, hingen, an den grauen Wänden und bildeten nebſt dem Arbeitsgeräth, zwei Tiſchen und zwei Strohſtühlen, das Mobiliar dieſes Raumes, deſſen Fußboden ein Lehmeſtrich war und deſſen Thür unmittelbar auf die Gaſſe führte. Sie war weit geöffnet, dieſe Thür, um der erquickenden Luft des Octobers vollen Eingang zu geſtatten. Die Gaſſe war vollkommen menſchenleer; keine Stimme, kein Schritt, kein neugieriger Blick ſtörte den ſtillen Menſchen bei ſeiner ſtillen Arbeit. Auch das Rollen eines Wagens ſtörte ihn nicht, denn es war zwar etwas Ungewöhnliches in dieſer Gegend; allein er wußte, daß es ihn nichts angehe. Ja, als der Wagen vor ſeiner Thür hielt, beachtete er ihn noch nicht. Nun aber hörte er eine Männerſtimme fragen:

„Hier alſo wohnt der deutſche Bildhauer?“ und hörte den Lohndiener, der ſchon vom Wagen geſprungen war um den Schlag zu öffnen, die Frage bejahen. Da trat Franz Seraph unter die Thür und ſagte zum Lohndiener:

„Die Fremden wollen wahrſcheinlich das Atelier des berühmten deutſchen Meiſters Achtermann beſuchen. Es iſt ganz in der Nähe, an der Piazza Barberini, neben der Capuzinerkirche.“

„Zu Ihnen wollen wir, Herr von Strahl, zu Ihnen, unſerem ſpeziellen Landsmann!“ rief Liſa Rink; — und Franz Seraph wurde jetzt gewahr, wer im Wagen ſitze und ihn mit einem Beſuch beehre. Er erkannte ſogleich Prinz Xaver und wollte ihn nach Rang und Würden tituliren.

„Nein, nein!“ unterbrach ihn der Prinz, „ich bin im ſtrengſten Incognito hier und heiße Graf Clotar. Wir wollen Ihre Meiſterwerke bewundern.“

„Ich muß wiederholen,“ erwiderte Franz Seraph lächelnd, „daß Sie an die unrechte Thür gerathen ſind. Meiſterwerke finden Sie bei Achtermann. Ich bin nur ein Schüler.“

„Gleichviel! wir wollen nun einmal zu Ihnen,“

ſagte Liſa ungeduldig; „ich habe ſchon entſetzlich viel Meiſterwerke in dem Rom geſehen.“

Sie rauſchte mit ihrem ſchleppenden Kleide in's Atelier hinein, wirbelte eine Staubwolke vom Eſtrich auf, blickte rings umher und rief lachend:

„Köpfe, Arme, Füße, Hände! .... hier ſieht's ja aus wie auf einem Schlachtfeld.“

„Es ſind eben nur Studien,“ verſetzte Franz Seraph.

„Aber wo ſind Ihre Marmorarbeiten?“ fragte Liſa.

„In meinem Kopf!“ gab er lächelnd zur Antwort.

„Nun irgendetwas werden Sie denn doch gearbeitet haben?“

„Das ſchon! nur nichts in Marmor ausgeführt.“

Er ſtellte verſchiedene Gypsabgüſſe auf: einen Johannes den Täufer als Kind; eine büßende Magdalene; ein Basrelief nach der geheimen Offenbarung, den Engel darſtellend, der die Schaale des Zorns Gottes über den Erdkreis ausgießt, mit den vier Reitern; einen Knaben Iſaak mit dem Holz zu ſeinem eigenen Schlachtopfer beladen; einen Cain neben der Leiche Abels.

„Das iſt ja Alles ſchrecklich ernſt,“ ſagte Liſa, die gar nicht verſtand was ſie ſah und gar nicht wußte, was ſie ſagen ſollte.

„Aber ſchön, ſehr ſchön .... ausgezeichnet ſchön,“ ſagte Prinz Xaver, der es auch nicht wußte und doch höflich ſein wollte.

„Sehen Sie doch die vier Pferde, Graf! ... ſie haben gar keine Aehnlichkeit mit Morningſtar,“ bemerkte Liſa.

„Der Krieg, die Hungersnoth, die Peſt und der Tod halten auch nicht ihr Rennen auf dem Turf; deshalb brauchen ſie andere, als engliſche Vollblut-Pferde,“ verſetzte Franz Seraph ernſthaft, doch innerlich ſehr beluſtigt.

„Richtig!“ ſagte Liſa mit Ueberzeugung und ihre Augen ſchweiften umher. Plötzlich rief ſie: „Ah! dort werde ich einen Frauenkopf gewahr .... einen ſchönen! wer iſt das dort mit dem Diadem?“

„Melpomene,“ antwortete Franz Seraph.

„Wie heißt ſie auf deutſch! ich verſtehe nicht die fremden Sprachen!“ rief ſie unmuthig.

„Die tragiſche Muſe,“ entgegnete er.

„Ach ſo! die tragiſche Muſe! ... man hat auch mich ſchon eine Muſe genannt; ... aber eine heitere.“

„Hier iſt ein ſchöner, lebendiger Frauenkopf!“ unterbrach Prinz Xaver: „und ſprechend ähnlich, vortrefflich aufgefaßt.“

Er ſtand vor der Büſte an welcher Franz Seraph gearbeitet hatte. Liſa trat heran und fragte:

„Wer iſt es?"

„Eine Couſine von Herr von Strahl, Gräfin Lauingen," erwiderte der Prinz.

„Iſt ſie hier?" fragte ſie weiter.

„O nein! ſie iſt in der Heimat," ſagte Franz Seraph.

„Ein Meiſterwerk!" betheuerte der Prinz: „dieſer Kopf in Marmor ausgeführt, wird Sie berühmt machen. Sie müſſen ſich ganz auf Büſten verlegen .... auf das Porträt."

„Und wie merkwürdig ein ſolches Porträt aus der Erinnerung zu machen!" ſagte Liſa.

„Das iſt nicht merkwürdig, denn ich bin mit meiner Couſine aufgewachſen," erwiderte Franz Seraph.

„Ich habe einen herrlichen Einfall," rief Liſa plötzlich: „Sie müſſen es ſich nicht nehmen laſſen, Graf, den Künſtler Ihrer Heimat berühmt zu machen. Er muß Ihre Büſte anfertigen."

„Ich antworte Nein und Ja!" verſetzte der Prinz: „ich will ihm zur Berühmtheit verhelfen .... doch nicht durch meine Büſte, ſondern durch die Ihre."

„O herrlich!" rief Liſa jubelnd: „eine Marmorbüſte wird von mir gemacht! das iſt etwas Beſonderes ... etwas Ungewöhnliches! o das freut mich über alle Maßen."

Heimlich freute ſie ſich auch darüber, daß ihr Vorſchlag den Ausgang genommen, den ſie gehofft hatte.

„Wann können Sie die Arbeit beginnen, Herr von Strahl?“ fragte Prinz Xaver.

„Zu jeder Stunde, Herr Graf.“

„So bitte ich fangen Sie gleich an.“

„Um's Himmelswillen nicht!“ rief Liſa, „ich habe ja einen Hut auf!“

„Nun, der iſt leicht abgenommen!“

„Aber mein Haar iſt nicht für eine ſolche Sitzung geordnet! ich muß gründlich ausſtudiren, welche Haartracht der Büſte am günſtigſten iſt. Das fordert Ueberlegung, denn eine Marmorbüſte hat etwas von einem Monument: ſie dauert .... und wenn ſie unſterblich macht, ſo iſt ſie auch unſterblich.“

Sie wurde ganz begeiſtert, denn es galt ihre eigene Verherrlichung und ſie, Liſa Rink, machte den deutſchen Bildhauer bekannt und berühmt, ſie die gefeierte Künſtlerin, neben welcher eine Gräfin Lauingen und alle Gräfinnen Europa's in ihr Nichts zu verſchwinden hatten.

„Jetzt bin ich froh über die Reiſe nach Rom,“ ſetzte ſie hinzu: „es lohnt ſich die Langweile, die ich bisher bei dem ewigen Beſehen von Merkwürdigkeiten ausgeſtanden habe. Es ſchickt ſich nicht dies zu ſagen; man ſoll in Rom im dritten Himmel ſchweben .... aber ich ſpreche wie mir der Schnabel gewachſen iſt — und langweile ich mich, ſo mache ich kein Hehl daraus."

Beglückt fuhr ſie mit Prinz Xaver von dannen und ließ Franz Seraph ſtarr vor Erſtaunen zurück, daß dies rohe, geiſt- und ſeelenloſe Weſen in ſo unſeliger Weiſe in Teleſphors Leben habe eingreifen können. Völlig zu erklären war es nicht, weil die Schwäche und Thorheit des menſchlichen Herzens ſich gerade in ſeinen Liebesaffecten nur zu häufig zum Gipfel der Verkehrtheit erſchwingt. Einige Erklärung mag der Umſtand geben, daß Teleſphors Leidenſchaft entbrannte, als Liſa Rink blutjung, arm, eingezogen und arbeitſam war; daß ſeine leidenſchaftliche Verblendung ihn hoffen ließ, dies ſchöne verlaſſene Geſchöpf werde ſich unter dem Druck der äuſſern Verhältniſſe und unter dem belebenden Einfluß ſeiner Liebe zu einem großen innern Reichthum erheben und entfalten; und daß er zu feſt von ſeiner Verblendung umſtrickt war, um die Idee fahren zu laſſen, die er ſich von Liſa Rink gemacht hatte, als die veränderten Verhältniſſe ihr die geringen guten Eigenſchaften abſtreiften, welche die Umſtände, nicht Charakter, Tugend und Grundſätze, ihr gegeben hatten. — So wenigſtens legte Franz Seraph ſich dies Räthſel aus. Er dankte Gott, der die Kette geſprengt hatte, an welcher Liſa Rink Telesphor mit ſich ſchleppte und da ſeine Mutter ihm geſchrieben hatte, Telesphor ſei nach dem Tode ſeines Vaters ein paar Monate in X. geweſen: ſo hoffte er, der Freund werde ſich ermannen, ſammeln und, gedemüthigt durch bittere Erfahrung, ſein allzukühnes Selbſtvertrauen aufgeben, um wachſamer und ruhiger denn zuvor ſeiner neuen Laufbahn ſich zu widmen. Ja, er wagte ſogar zu hoffen, der Abgefallene von „der erſten Liebe“ könne ſich ihr wieder zuwenden, da ihm die Erkenntniß geworden, daß ſie auch die beſte Liebe ſei. — Und jetzt kam dies Irrlicht von Telesphors Weg auf ſeinen Weg! Seltſame Fügung! Doch nicht lockend erſchien es ihm. Er hatte Ideale, an welche eine Liſa Rink nicht reichte. Einſam und frei: ſo wollte er ſein Herz haben und behalten. Er arbeitete bis die Sonne ſank; dann ging er durch die Vignen vor der Porta Pia in die Campagna hinaus.

Liſa Rink erſchien am anderen Morgen ohne Hut und mit einer Haartracht, die ſich vortrefflich für die Sculptur eignete.

„Nicht wahr, ich habe es gut getroffen?“ ſagte ſie und ſtellte ſich vor Franz Seraph hin: „ich hatte förmlich eine Inſpiration, als ich mir die einfache Epheuranke genau ſo, wie ſie jetzt liegt, um das Haar ſchlang.“

„Es war eine ganz künſtleriſche Inſpiration,“ ſagte Franz Seraph beifällig: „es iſt eine leichte Zierde, kein ſchwerfälliger Schmuck des Haares.“

Aeußerſt geſpannt nahm Liſa ihren Platz ein und fragte, wann die Büſte fertig ſein werde.

„Es geht nicht ſo ſchnell mit einer Marmorbüſte wie mit einer Photographie,“ ſagte Franz Seraph lachend: „es können Monate darüber hingehen.“

„Monate! aber ich bleibe ja nur einige Wochen hier!“ rief Liſa.

„Die Hauptſache iſt, daß das Modell treu und ähnlich werde — und das kann bis zu Ihrer Abreiſe geſchehen ſein. Nöthigenfalls würden Sie auch wohl acht Tage länger bleiben können.“

„Das wäre ſchwer,“ entgegnete Liſa.

„Unmöglich,“ ſetzte Frau Rink hinzu, die ihre Tochter begleitete.

„Das nicht .... wenn ich es wollte,“ erwiderte Liſa: „aber ich will es nicht. Ich fange an mich nach der Ausübung meiner Kunſt zu ſehnen. Das werden Sie begreifen, Herr von Strahl.“

„Vollkommen, mein Fräulein. Ein unthätiges Leben iſt auf die Dauer ein unerträgliches Leben.“

„Ihre Thätigkeit kann ich mir freilich nicht reizend vorſtellen, immer ganz allein in dieſem unbehaglichen Raum vor einem braunen Thonklumpen zu ſtehen und ihn zu formen.“

„Es kommt darauf an was man formt, welche Geſtalt, welcher Gedanke ſich aus dem plumpen Thon herauswindet, wie der Schmetterling aus der unförmlichen Chryſalide. Zuweilen, ja ſogar recht oft, iſt es freilich eine mühſame Arbeit. Aber das Leben ſelbſt iſt eine mühſame Arbeit, und da die Ausübung einer Kunſt nur ein Zweiglein an dem tauſendäſtigen Baum des Lebens iſt: ſo hat der Künſtler ſeinen reichlichen Antheil an dem allgemeinen Arbeitsgeſetz."

„Sind Sie ein Communiſt?" fragte Liſa und ſah ihn mit großen Augen an.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" rief er lachend.

„Weil Sie von einem allgemeinen Arbeitsgeſetz ſprechen .... und weil ich gehört habe, die Communiſten verlangten für alle Menſchen Arbeit unter Controlle und einen Lohn, welcher der Arbeit eines Jeden entſpreche."

„Beruhigen Sie ſich, mein Fräulein, ich bin kein Communiſt in dieſem Sinn. Allein ich geſtehe, daß mir die arme verſchrobene Sekte der Communiſten ſehr leid thut, weil ſie den göttlichen Willen und das göttliche Geſetz irdiſch-beſchränkt auffaſſen und verwirklichen will. Gott der Herr hat dem ſündigen Menſchen die Laſt der Arbeit auf den Nacken gelegt, damit derſelbe unter dem beſtändigen Druck ſich läutere, wie das Waſſer des

Quelles klar wird, indem es ſich durch und über Steine ringt und drängt; und hat der Menſch unter der Controlle eines allſehenden Auges ſeine Arbeit vollbracht, ſo empfängt er am Feierabend den entſprechenden Lohn."

„Was nennen Sie den Feierabend?" fragte Liſa, die von Franz Seraphs Worten immer nur das letzte beachtete, ohne es zu verſtehen.

„Das ewige Leben," ſagte er ruhig.

„O das liegt für mich in weiter Ferne! ich habe noch gar viel Zeit bis ich dahin komme! wir wollen von anderen Dingen reden. Mögen Sie lieber Männer- oder Frauenköpfe modelliren?"

„Je nachdem ſie ſind, mein Fräulein."

„Ich finde Frauenköpfe viel ſchöner, Herr von Strahl."

„Mit dieſem Geſchmack ſind Sie in Ihrem Recht, mein Fräulein, denn man ſagt: das ſchöne Geſchlecht."

„Finden Sie die Bezeichnung: das ſtarke Geſchlecht — ebenſo richtig für das Ihrige?"

„Nicht immer."

„Ich auch nicht! denn wer wirklich ſtark iſt, müßte allzeit ſtark ſein, wie die Schönheit immer ſchön iſt."

„Schönheit iſt eine Naturgabe, unabhängig von dem Willen deſſen, der ſie beſitzt. Stärke iſt eine Tugend, die mit unſerem Willen zuſammenhängt.

Auch ein ſtarker Wille kann gebeugt werden und das Himmliſche verleugnen — wie einſt Petrus den Herrn verleugnete, hernach aber doch hinging und ſich kreuzigen ließ .... drüben auf dem Janiculus.“

„Iſt das wirklich wahr?“ fragte ſie ſpöttiſch.

„Es iſt der auf uralter Tradition beruhende Glaube der Kirche; — ein Dogma iſt es nicht.“

Merkwürdig! dachte Liſa bei ſich ſelbſt: jedes Geſpräch, das ich mit ihm anknüpfe, nimmt eine langweilig ernſthafte Wendung! nicht ein Wort der Bewunderung hat er mir geſagt.

„Mir iſt meine Kunſt die liebſte von Allen!“ fing ſie wieder an: „Sie, Herr von Strahl, können nur den einzelnen Kunſtfreund und Kunſtkenner begeiſtern, der Ihr Atelier beſucht; — ich elektriſire ein Publikum von Tauſenden. Finden Sie das nicht beneidenswerth?“

„Der Bühnenkünſtler übt eine vergängliche Kunſt; ihr entſpricht der Beifall, den ſie hervorruft. Er iſt rauſchend .... berauſcht .... und rauſcht vorüber. Ich kann mir Höheres denken.“

„Da bin ich doch geſpannt!“

„Als der alte Giotto“ ....

„Giotto? war das ein Schauſpieler?“

„Nein! er war ein florentiniſcher Maler aus dem vierzehnten Jahrhundert und einer der Begründer der heiligen, der kirchlichen Malerei. Als er ſeine Mutter Gottes mit dem Jeſukinde vollendet hatte, ſtrömte das Volk von Florenz in ſeine Werkſtatt, um verehrend zu bewundern — und begleitete dann das erhabene Bild in feierlicher Prozeſſion zur Kirche Sta. Maria dei Fiori, wo es den Platz erhielt, den es bis zu dieſer Stunde einnimmt. Wird es viel bewundert, ſo wird noch mehr davor gebetet; — und dieſe Macht der Kunſt, fremde Seelen in heilige Stimmung zu verſetzen, in gläubige Andacht zu verſenken, ſie für ein paar Augenblicke vom irdiſchen Treiben abzulöſen — iſt ein Zeugniß, daß etwas Himmliſches in ihr iſt, etwas das von Gott kommt, alſo auch auf ihn hinweist und zu ihm zurückführt. Durch eine ſolche Macht einen ſolchen Einfluß zu üben — erſcheint Ihnen das nicht wünſchenswerther, als der Applaus einer ſtumpfſinnig ſchauluſtigen Menge zwiſchen dem Bühnenkram von buntangeſtrichenem Pappdeckel, Oellampen und Flittergold?“

„Durchaus nicht! .... denn was hat der Künſtler davon?“

„Er hat das Bewußtſein, zur Ehre Gottes gearbeitet zu haben.“

„Aber, Herr von Strahl!“ rief Liſa, hellauf lachend, „ich kann doch unmöglich zur Ehre Gottes meine Rolle ſpielen!“

„Ganz recht! Sie können es nicht. Und eben deshalb finde ich Ihren Beruf durchaus nicht beneidenswerth, möge er in allen fünf Welttheilen Beifall rauſchendſter Art finden.“

„Nun, ich ſehe zur Genüge, daß Sie ſich Höheres denken können, Herr von Strahl. Für mich iſt es viel zu hoch,“ ſagte Liſa unmuthig.

„O bitte bitte! nur keine Bewegung der Lippe, welche den feinen Schnitt des Mundes ſtört!“ rief Franz Seraph.

Und dies eine Wort verſöhnte Liſa's kindiſch aufgeregte Eitelkeit. Franz Seraph hob die Sitzung bald auf und Liſa ſagte:

„Künftig werde ich den Prinzen bitten, mich zu begleiten. Ihre ernſte Unterhaltung, Herr von Strahl, gibt meinem Geſicht, fürchte ich, einen Ausdruck, der nicht für mich paßt, und der meine Büſte unkenntlich machen würde .... was mir ſehr leid wäre.“

„Und mir nicht minder!“ betheuerte Franz Seraph. „Es ſoll mich herzlich freuen, wenn Sie für Ihre beſſere Unterhaltung ſelbſt ſorgen wollen.“

„Hu! das iſt aber eine langweilige Geſchichte mit dieſem Mann des Marmors!“ ſagte Liſa im Wagen zu ihrer Mutter, und wickelte ſich ſchauernd in ſich ſelbſt zuſammen: „ich bin der Sache ſchon ganz überdrüſſig.“

„Gedulde Dich etwas, Liſi, und bedenke was das iſt, daß der Prinz in Rom Deine Marmorbüſte machen läßt: es iſt eine große Auszeichnung,“ ſagte Frau Rink mit wichtiger Miene: „Marmorbilder hat man gewöhnlich nur von hohen und höchſten, und von den allerberühmteſten Perſonen. Sieh' was Du biſt!" —

Zu der nächſten Sitzung erſchien Liſa mit einem ganzen Schwarm von Männern. Prinz Xaver hatte einige Engländer, die er früher ſchon kannte, in Rom getroffen, noch Andere durch ſie kennen gelernt und dieſe bildeten nun mit ihm Liſa's Begleitung und boten ihr eine Unterhaltung, die nach ihrem Geſchmack war. Einer dieſer Herrn, ein reicher Edelmann aus Shropſhire, fühlte ſich unausſprechlich beglückt und geehrt, zur Geſellſchaft eines Prinzen und einer Künſtlerin zu gehören. Er glaubte ſich dieſer Auszeichnung würdig zeigen zu müſſen und beauftragte Franz Seraph, den Johannes den Täufer als Kind in Marmor für ihn auszuführen. Sei er mit der Ausführung zufrieden, ſo wünſche er als Seitenſtück auch einen Chriſtus als Kind zu beſitzen. Franz Seraph hatte große Freude über dieſe Aufträge und Liſa jubelte:

„Sehen Sie wie ich Ihnen Glück bringe."

Franz Seraph verbeugte ſich ſchweigend und als einer der Engländer ſagte:

„Das thut die Feenkönigin immer und überall!" — meinte Liſa im Stillen, dieſe Aeußerung hätte ſich für Franz Seraph geziemt. Es war ihr unerträglich, ihn ſtets in ſeiner gleichmäßigen Ruhe zu ſehen und die Ueberzeugung gewinnen zu müſſen, daß ſie ihn nie und nimmer darin ſtören werde.

Die Sitzungen gingen regelmäßig fort. Das Modell war vollendet und ſehr gelungen. Sämmtliche Herren wünſchten einen Gypsabguß zu haben. Prinz Xaver wollte dies aber erſt nach Vollendung der Marmorbüſte geſtatten und nicht ſchon zuvor Copien des ſchönen Kunſtwerks bekannt werden laſſen. Die Engländer fanden das ſehr grauſam; Liſa ſprach für ſie; — genug es war ein Tumult, ein Lärm von leerem Geſchwätz, ein Aufwand von ſinnloſen Worten zwiſchen dieſen ſtillen grauen Wänden, daß Franz Seraph kaum ſeine einſame Werkſtatt erkannte, in welche das öde falſche Treiben der Welt auf einmal eingedrungen war. Aber er betrachtete es mit ſinnendem Blick über die unſägliche Verkehrtheit, die den Schatten des Todes nachjagt und vom Licht des Lebens ſich wegwendet — und es glitt ſpurlos an ihm vorüber, wie ein Wolkenzug am blauen Himmel. Einſt hatten ihn die Gefährten Achilles den unverwundbaren und den gehörnten Siegfried genannt; jetzt nannte ihn Prinz Xaver, nach vergeblichen Verſuchen ihn in ſeinen Kreis zu ziehen, den Einſiedler von St. Iſidoro und behauptete, es müſſe Geheimniſſe um dies Atelier herum geben, die ſich für einen Roman eigneten. Franz Seraph lächelte und ſagte nicht Ja und nicht Nein; denn ſein Geheimniß hatte er. Nur war es nicht im Romanſtyl des Prinzen.

Die Erbin von Cronenſtein.

Die

Erbin von Cronenſtein.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

> „O amare! o ire!
> „O sibi perire!
> „O ad Deum pervenire.“
> Alter Spruch.

Zweiter Band

Lindauersche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöningen

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1868.

Sta[illegible]thek

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Herbſtſtürme.

Der Engel der Auferſtehung 3
Deo servire regnare est 31
Die Chimäre 57
Enttäuſchungen 95
Eine untergegangene Welt 125
Die Frau des Spielers 175

Winter.

Das ſtille Haus 213
Der Tag Aller-Seelen 253
Der Abſchied 286
Wiederſehen 319
Magnificat 354

Herbſtſtürme.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Engel der Auferſtehung.

In ihrem Hauſe in der Reſidenz ſaß Floreſtine einſam in einem kleinen Cabinet an ihrem Schreibtiſch. Ihre tiefen Trauerkleider deuteten einen großen Verluſt an; der tiefe Schmerz, der um ihre Lippen zuckte und ihr Auge mit Thränen füllte, während ſie ſchrieb, deutete an, daß die Wunde des Herzens nicht vernarbt ſei. Es war ein rauher Februartag. Ein eiſiger Nordoſtwind fegte über die ſchneebedeckten Straßen hin und die Fenſterſcheiben klirrten zuweilen unter ſeinen Stößen. Der hartblaue Himmel ſah ſo ſtreng aus, als müßten auch die Sonnenſtralen erfrieren. Wer nicht nothgedrungen auf die Gaſſe mußte, blieb gern daheim. Floreſtine ſchrieb:

„Lieber Franz Seraph! Durch Deine gute Mutter weißt Du Alles, was mich getroffen hat, Schlag auf Schlag. Mein Vater — todt; mein Floreſtan — todt; mein zweites Söhnchen nur lange genug lebend um die heil. Taufe, Gott ſei Dank! zu empfangen — und todt; und das Alles in dieſen letzten vier Monaten. Wohl weiß ich, daß dies keine beſonderen Heimſuchungen Gottes ſind und daß er andere Seelen viel ſchärfer kreuzigt; denn mein Vater war ein Greis und ſein Tod war wie ſein Leben, der Tod des Gerechten. Und meine Söhne? ach! ſolche kleine zarte Exiſtenz hängt ja immer an einem ſeidenen Fädchen zwiſchen all den Krankheiten, welche die erſten Jahre unſeres Daſeins gefährden. Jetzt ſind ſie gut aufgehoben im ſchönen Himmel und ich freue mich, daß ſie vom Herzen ihrer armen Mutter geradeswegs zum Herzen ihres himmliſchen Vaters geflohen und dort für die liebe Ewigkeit mir ſicher ſind. Aber ich hätte ſie doch gar gerne noch ein wenig behalten, meine Kinder und meinen Vater .... und wenn ich denke, wie ganz anders es war vor einem Jahr um dieſe Zeit, als auch Du in unſerem lieben Kreiſe noch warſt: ſo zerſchmilzt mein Herz in Thränen. Aber die Hand Gottes wird ſie trocknen und liebender, hoffender, glaubender denn je küſſe ich dieſe allmächtige Hand.

Jetzt eine Bitte, lieber Franz Seraph; ich denke ſie wird Dich freuen. Die Gruft unter unſerer lieben Capelle von Cronenſtein füllt ſich gar ſehr und die da ruhen, ruhen in Frieden. Es iſt eine heilige Stätte und ich wünſche ihr einen heiligen Schmuck zu geben. Ich wünſche, daß Du mir ein wunderſchönes Marmorbild anfertigſt, den Engel der Auferſtehung, wie wir ihn uns vorſtellen am Grabe des Herrn auf einem Felsblock ſitzend, als Zeuge, als Verkünder, daß aus dem Tode das wahre Leben hervorgeht. All' meine Lieben ſind in Chriſtus entſchlafen und leben ewig mit Chriſtus: dieſen Glauben möchte ich im Bilde ausdrücken — und dafür weiß ich kein ſchöneres als den Engel der Auferſtehung. Ich hoffe der Gedanke gefällt Dir und Du machſt Dich an deſſen Ausführung, ſobald Deine übrigen Arbeiten es Dir geſtatten. Es freut mich herzinnigſt, daß Du ſo ſchöne, ſo heilige Aufträge bekommſt, die Deine Gedanken und Deine Phantaſie auf hohe Dinge richten und in der übernatürlichen Welt feſthalten. Der heil. Auguſtinus ſagt: „Wer ſich mit großen Gedanken beſchäftigt, pflegt ſelbſt davon groß zu werden.“ Das wünſche ich Dir, lieber Franz Seraph, und das iſt mein Gebet für Dich: werde ein großer Künſtler, weil das nun einmal Dein Beruf — und ein Beruf der Wille Gottes iſt; aber werde größer der Seele nach. Deine treue Schweſter Floreſtine.“

Oswald war eingetreten während ſie ſchrieb. Mit einem Blick der zärtlichſten Liebe wendete ſie ſich nach ihm um und beendete ihren Brief, während er ſich auf eine Chaiſelongue ſetzte und in ein Paar Büchern blätterte die auf dem Tiſch lagen. Wie war er verändert in ſeinem Aeußern! das Auge müde und unruhig, die Züge abgeſpannt, die Farbe bleich, der Geſammtausdruck traurig — eine gewiſſe matte Traurigkeit.

„Wem ſchreibſt Du, Flore?“ fragte er, als ſie die Feder fortlegte.

„An Franz Seraph, über unſere Idee,“ erwiderte ſie und reichte ihm das Blatt.

Er überflog es, nahm dann eine Feder und ſchrieb darunter:

„Gib dem Engel der Auferſtehung Floreſtinens Züge; ſie iſt es .... für mich! — Oswald.“ —

Was war vorgegangen? — Floreſtine wußte es nicht. Die ganze Stadt wußte es, Oswalds Mutter ahnte es, wollte es aber nicht wiſſen, nicht hören. Floreſtine wußte es nicht. Wer hätte den Muth gehabt es ihr zu ſagen, als ſie nach dem Tode ihres Vaters in die Reſidenz kam, dann ihren Sohn verlor, dann im Wochenbett in tödtliche Krankheit fiel, von welcher ſie ſich langſam erholte. Frau von Strahl wußte es jetzt auch. Als ſie nicht mehr für Floreſtinens Leben zitterte, hatte Amelie Verden es ihr geſagt und ſie aufgefordert mit Oswald zu reden. Dazu konnte ſich Frau von Strahl jedoch nicht entſchließen, denn ſie fühlte, daß ihr Wort dazu nicht gewichtig genug ſei. Ebenſowenig mochte ſie Floreſtinen die Sache mittheilen, weil ſie nicht ermeſſen konnte, welchen Eindruck es auf die kaum Geneſene machen werde. Auch hatte Floreſtine zwar anfangs in Cronenſtein, ſpäter aber nie wieder mit ihrer Tante über die Veränderung geſprochen, die ſie in Oswald wahrnahm. Sie hatte es in der erſten Ueberraſchung gethan, weil es ihr etwas ſo ganz Unerwartetes, Befremdendes war; doch bald ſah ſie ein, es ſei beſſer zu ſchweigen, Niemand auf eine Sache aufmerkſam zu machen, die ja für ſie ſelbſt ein unerklärliches Geheimniß war und ſtill zu warten bis Oswald es ihr enthüllen werde.

Sie litt Namenloſes. Sie ſah, daß eine furchtbare ihr unbekannte Gewalt ihren Mann hinwegriß von ihrer Seite — zuerſt in Cronenſtein, dann von dem Schmerzenslager des kleinen Floreſtan, den er doch unausſprechlich liebte, dann von ihrem Krankenbett, auf dem ſie wochenlang zwiſchen Leben und Sterben lag, nachdem ſie ihr zweites Söhnchen verlor und an welchem er dann wieder Tage und Nächte mit ſorgſamſter Zärtlichkeit wachte. Dies Unſtäte, dies Widerſprechende und Zuſammenhangloſe, deutete ja einen heftigen innern Kampf, vielleicht traurige Niederlagen, aber doch auch gewiß ein Aufraffen des guten Willens an. Allein wer war der Gegenſtand, der dieſe ſchauerliche Gewalt über Oswald hatte? Der nächſte Gedanke war — ein Weib! ein Weib, das ganz außerhalb, unterhalb ſeines Lebenskreiſes ſtand und das ihm eine von den wahnwitzigen Leidenſchaften einflößte, deren trauriges Beiſpiel ſie durch Telesphor und Liſa Rink vor Augen hatte. Möglich alſo war eine ſolche Leidenſchaft; aber war ſie anzunehmen bei Oswald, der, unter dem Einfluß eines ſolchen Blendwerks ſtehend, nothwendigerweiſe kalt und gleichgültig gegen Floreſtine hätte werden müſſen? bei Oswald, der für Alles, was die Heiligkeit der Ehe betraf, die tiefſte Ehrfurcht in Wort und That ausſprach und der nie die mindeſte Veranlaſſung gegeben hatte, ihn jenen Entſittlichten beizuzählen, welche ihre Frauen mißachten, weil ſie ſich ſelbſt verachten! — Daß es dunkele Räthſel in der Menſchenbruſt gebe, hatte Floreſtine wohl erkannt, ſeitdem ſie in der Welt lebte; doch ein ſo ſchwarzes Doppelherz konnte ſie ihrem Manne nicht zutrauen. Und was gab es denn noch für feindliche Leidenſchaften? — Den Trunk? .... davon hatte ſie nie das leiſeſte Anzeichen bemerkt, ſelbſt wenn er in tiefer Nacht zu Hauſe kam. — Das Spiel? .... aber wenn er auch ein Paar tauſend Gulden verſpielt hätte, ſo konnte ihn das doch nicht ſo feſſeln! und ſie wußte ja, daß er keine Karte anrührte. Alſo was war es? .... Ihre Seelenfolter war ſo groß, daß ihr der Gram um Vater und Kinder zuweilen ein erquickendes Gefühl, weil ein reiner, ruhiger Schmerz war. Bei Oswald miſchte ſich immer die Angſt um ſeine Seele hinein. Sie hatte ihn anfangs zärtlich und dringend gefragt, was ihn drücke, ihn treibe, ihn verſtöre; doch nachdem ſie lauter abwehrende oder verneinende Antworten bekommen hatte, fragte ſie nicht mehr. Sie ſchwieg ihm gegenüber, wie ſie über ihn gegen Andere ſchwieg. Sie trug in ihrer ſchweigenden Seele die Laſt der Trümmer ihres und ſeines früheren Glücks; denn das ſah ſie ja deutlich: er war ſehr unglücklich. —

Floreſtine nahm den Brief für Franz Seraph aus Oswalds Händen, zurück und ehe ſie das Blatt einſiegelte las ſie was er hinzugeſchrieben hatte und fragte:

„Was meinſt Du damit, Oswald?“

„Daß Du vielleicht mir helfen .... vielleicht mich retten kannſt,“ ſagte er tonlos.

Ihr Herz ſchlug hoch auf vor Wonne daß — vor Jammer was er ſprach; aber ſie hatte ſich dermaßen an Selbſtbeherrſchung gewöhnt, daß ſie dem Sturm widerſprechender Gefühle keine Worte gab. Sie erhob ſich vom Schreibtiſch, ſetzte ſich zu Oswald, nahm ſeine Hand in die ihre und ſagte mit ſüßer Zärtlichkeit.

„Ja gewiß! wir wollen uns mit Gottes Hülfe retten. Sprich, Oswald! wo iſt Gefahr.“

„Hier!“ rief er und drückte die geballte Hand an ſeine Stirn, an ſeine Bruſt.

„Da lauern die Feinde für Jeden von uns,“ erwiderte ſie.

„Aber nicht Jeden halten ſie in ſolchen eiſernen Banden wie mich,“ entgegnete er dumpf.

„Gottes Barmherzigkeit wird ſie ſprengen, Oswald! Sprich nur, damit es klar werde wo und wie wir anfangen ſollen.“

Er nahm ſich zuſammen und ſagte:

„Wir müſſen uns fortan einſchränken, Flore, denn Seeheim iſt nicht mehr mein . . . . iſt verkauft . . . . oder eigentlich: iſt verloren.“

„Wie ſo — verloren?“ fragte ſie, ohne ihn zu verſtehen.

„Mein Vermögen war eben Seeheim,“ fuhr er fort: „ich habe es verloren und bin ein Bettler.“

„Vergiß nicht, daß Du Cronenſtein haſt, Oswald! aber was haſt Du mit Seeheim angefangen, mit der herrlichen Beſitzung?“

Oswald ſprang auf und rief ganz außer ſich:

„Ich habe geſpielt!“

Ihr war zu Sinn, als ſehe ſie ihn in einen gähnenden Abgrund taumeln. Sie erhob ſich raſch, umſchlang Oswald, zog ihn neben ſich nieder und ſagte:

„Erzähle mir Alles, lieber Oswald! ach, ich bin ja glücklich, daß Du Dich ausſprichſt.“

„O hätte ich es früher gethan!“ ſeufzte er.

„Nur jetzt nicht unnütze Klagen!“ bat Floreſtine: „laß mich Alles wiſſen! laß uns zu Zweien gegen das Uebel kämpfen und es wird nicht unbeſiegbar ſein.“

„Das iſt auch meine Hoffnung!“ rief er: „ja! Du ſollſt Alles erfahren! .... aber lieben mußt Du mich doch.“

„O nun erſt recht! darüber ſei außer Sorgen,“ erwiderte ſie mit treuherziger Innigkeit.

„Ich muß in die tiefe Vergangenheit zurückgehen, um Dir begreiflich zu machen, wie ich in dies Elend gerathen bin,“ nahm Oswald etwas ruhiger das Wort. „Mein Vater war ein leidenſchaftlicher Spieler, doch kaltblütiger als ich wußte er ſich in gewiſſen Grenzen zu halten, ſo daß ſein Vermögen und ſein Ruf nicht darunter litten. Ich hörte dies ſpäter; ſo lange er lebte wußte ich nichts davon, denn er ſtarb, als ich kaum zwölf Jahre alt war. Die Neigung zum Spiel ſchien auf mich übergegangen zu ſein. Die Karten waren meine größte Freude; ſie intereſſirten mich bei vierzehn Jahren mehr als Pferde, Jagd und alle körperlichen Uebungen, welche Knaben dieſes Alters ſo ſehr gern haben. Auch ich hatte ſie gern und übte ſie mit Vergnügen; bot ſich mir aber eine Gelegenheit zum Kartenſpiel, ſo ſchwand mir alles Uebrige aus den Augen. Was mir bei den Karten ſo reizend war, ob die Aufmerkſamkeit, die Berechnung, das Fehlſchlagen, das Glück, das beſtändige Schwanken zwiſchen Hoffnung und Furcht, zwiſchen Gewinn und Verluſt — ich weiß es nicht. Aber ſchon auf dem Gymnaſium ſpielte und verſpielte ich nicht unbedeutende Summen. Das bekümmerte meine Mutter ſehr; ſie machte mir zärtliche Vorſtellungen, ernſte Vorwürfe; ich verſprach das Spiel aufzugeben, weil es ſie bekümmere. Allein es geſchah nicht gründlich, denn ich konnte oder wollte nicht einſehen, daß das Spiel an ſich etwas Verderbliches ſei. Auf der Univerſität fand ich noch mehr Gelegenheit meiner Neigung zu folgen. Das machte ſie immer ſtärker. Aber ich ſtudirte, ich war fleißig; ich verabſcheute die wüſten Schlägereien, die brutalen Trinkgelage, das rohe gemeine Treiben anderer Studenten. Meine Erholung war das Spiel und wurden ein Paar Nächte dabei durchwacht, ſo kam mir das noch immer ſehr anſtändig im Vergleich zu anderen Nachtſchwärmern vor, denn leider ſah ich mich nach Beiſpielen nicht über mir, ſondern unter mir um. Hätte ich nicht faſt immer mit Unglück geſpielt, ſo würde meine Mutter gar nichts davon erfahren haben; doch jetzt nahm ich zuweilen meine Zuflucht zu ihr, weil es mir peinlich war, mich beſtändig an meinen Vormund Frankenhauſen, Deinen Onkel, zu wenden, um meine Spielſchulden bezahlen zu können. Er hatte mich ſehr gern; allein dieſe unglückliche Leidenſchaft betrübte ihn eben ſo tief wie meine Mutter, und oft ſtellte er mir mit ſtrengen Worten vor, daß die fortgeſetzte Vergeudung meiner Zeit und meines Geldes allmälig mein Vermögen zerrütten, auf meine geiſtigen Kräfte und ſittlichen Fähigkeiten entnervend wirken und mich zu einem ganz unnützen, ja unwürdigen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft machen werde. Gegen dieſe Weisſagung legte ich entſchieden Proteſt ein und nannte Liebhaberei was Leidenſchaft war.

Bei einundzwanzig Jahren war ich großjährig und gelangte zur freien Verfügung über mein Vermögen. Ich wünſchte aber meine Studien noch ein Jahr fortzuſetzen und bat meinen Vormund die Verwaltung ſo lange in Händen zu behalten. Das beglückte ihn ſehr.

„Ich ſehe doch immer wieder,“ ſagte er, „daß Du kein radicaler Taugenichts biſt. Du lernſt, Du ſtudirſt, Du gibſt Dir Mühe ein tüchtiger Menſch zu werden, Du trägſt kein Verlangen Dich auf Deine Großjährigkeit wie auf eine Bärenhaut niederzulegen. Gib doch die vermaledeiten Karten auf und Du biſt perfekt.“

Ungefähr ebenſo ſprach meine Mutter. Sie ſetzte dringende Warnungen hinzu wegen der ſchlechten Geſellſchaft, in welche ich durch das Spiel gerathen könne. Ich verſicherte, daß ich ſchlechte Geſellſchaft verabſcheue, daß ich die tiefſte Verachtung gegen Frauen hätte, die ſich dazu anſtellen ließen um zum Spiel zu verlocken, ſei es an öffentlichen Banken, ſei es in geheimen oder privatem Spiel-Cercle; daß ich mich nicht im Mindeſten um die Perſönlichkeiten bekümmere, die meine Liebhaberei theilten; daß das Spiel, das Spiel allein, einen bezaubernden Reiz für mich habe, dem ich jedoch niemals ſo weit folgen würde, um es zum Hauptintereſſe meines Lebens zu machen — was ja der Grundzug des eigentlichen Spielers ſei. Halb und halb beruhigte ich die Mutter und den Vormund. Ich ſelbſt war ruhig. Hatte der Eine für Pferde und Wettrennen — der Andere für Theater und Tänzerinnen eine Leidenſchaft — warum nicht ein Dritter für das Spiel?

Ich ſtudirte alſo noch ein Jahr. Die Vacanzen brachte ich aber in den rheiniſchen Bädern zu und ſpielte raſend und mit raſendem Unglück. Ich verſchwieg es meinem Vormund, weil ich ja in nächſter Zeit die Verwaltung meines Vermögens übernahm. Als dies geſchah, hatte ich bereits Schulden, die das Einkommen eines Jahres überſtiegen und zugleich den brennenden Wunſch, dieſen Ausfall durch Glück im Spiel zu erſetzen.

Daß ich nach vollendeten Studien ein Jahr auf Reiſen gehen wolle, war längſt mein Entſchluß und ich ging zuerſt nach Paris. Ich hätte dort in der guten Geſellſchaft leben können, da es mir nicht an Empfehlungen mangelte; doch mein Unſtern wollte, daß der erſte Menſch, dem ich in Paris begegnete, ein Landsmann ſein mußte, ein Standesgenoſſe, der ſich dort niedergelaſſen und das Spiel zu ſeinem Handwerk, ſeiner Erwerbsquelle gemacht hatte. Dies wußte ich freilich nicht. Ich war ihm früher nur flüchtig begegnet und entſann mich ſeiner kaum. Allein er erkannte mich ſogleich und ließ mich nicht mehr aus ſeinen Krallen. Es wurde bedeutend bei ihm geſpielt, meiſtentheils von Fremden. Seine ſchöne, eitle, einfältige Frau ſah die Sache nicht klar, freute ſich daß ihr Salon ſo beſucht ſei und ließ ſich von Dieſem und Jenem den Hof machen, was ihr Mann gern geſtattete, wenn nur Dieſer und Jener fleißig Makao oder Landsknecht ſpielte. Später ging die arme Frau mit einem Engländer davon. Ihr Mann hat ihr ruinirtes Leben auf ſeinem Gewiſſen. Sie war ein gutmüthiges Geſchöpf und rieth mir zuweilen ganz arglos nicht ſo eifrig zu ſpielen.

„Wie langweilig ſind Sie mit Ihren ewigen

Karten! Bleiben Sie doch ein wenig bei uns," pflegte ſie häufig zu ſagen, wenn ich ihren kleinen Salon nur betrat, um hindurch und in das Spielzimmer zu gehen, während einige der Herren ihr Geſellſchaft leiſteten.

Doch genug! ich hatte ein Jahr für meine Reiſen beſtimmt und ich brachte es in Paris mit Spiel zu! — Jetzt ſah ich wohl ein, daß dies mehr als eine Neigung, als eine Liebhaberei — daß es eine Leidenſchaft ſei, denn ſie ſchien mir unentbehrlich. Ich verſuchte ihr entgegenzutreten, indem ich ſie nicht befriedigte. Dann fühlte ich eine ſolche Leere, eine ſolche marternde Unruhe um ſie auszufüllen, daß ich wie ein Hirſch, der ſich vor der verfolgenden Hetzjagd in den See ſtürzt, um ihr zu entkommen, unbekümmert ob er ſich rette oder untergehe — daß ich mich in die Aufregung des Spiels warf, um der Meute zu entfliehen, die mich in meiner eigenen Bruſt zu Tode zu hetzen ſchien. Indeſſen ſah ich ein, daß mein Vermögen zu Grunde gehen müſſe, und meine Beamten in Seeheim machten mir in ihren Briefen kein Hehl daraus. Ich raffte mich auf in einem Augenblick, wo die Furcht vor ſchmachvollem Ruin meinen zerknickten Willen aufſtachelte; ich verließ Paris und ging nach Italien. Ich hoffte, andere Umgebungen, andere Eindrücke würden mir andere Gedanken geben und ich hatte den lebhaften Wunſch mich von meiner Tyrannin zu befreien. Allein dazu gehörte mehr als eine veränderte Umgebung und mein Wunſch! dazu hätte ein langer, beharrlicher, ſchwerer Kampf gegen die eingefleiſchte Leidenſchaft gehört und dieſen Kampf übte ich nicht, hatte ihn nie geübt. Es war als hätte ich fort und fort mit einer kleinen Schlange geſpielt, deren zierliche Ringel und Windungen mir gefielen — und als hätte ich durch die Gewohnheit des Anblicks nicht bemerkt, daß aus der kleinen Schlange eine gewaltig ſtarke und große geworden, die auf dem Punkt ſei, mich zu erwürgen, wenn ich mich ihrer nicht erwehre. Da ich ſie aber, trotz der Gefahr, die ſie mir brachte, unausſprechlich reizend fand, ſo ſetzte ich mich nur ſchwach, nur äußerlich zur Wehr."

„Dachteſt Du nie an Gott und ſein Gebot: Du ſollſt keine Götter haben neben mir?" fragte Floreſtine mit inniger Theilnahme.

„Ich geſtehe Dir — nein! meine Erziehung war anders als die Deine. Wenn ich mich recht entſinne war mein Vater einer von jenen guten Katholiken, denen die Kirche lange nicht gut genug iſt und die gar Manches an ihr vollkommener — wie ſie meinen — haben möchten. Wozu die Abſtinenztage, die Faſte, die öſterliche Communion? war das nicht Zwang? war Zwang nicht etwas Entwürdigendes? Sollten nicht alle Gläubigen das, was zu ihrer Seligkeit nothwendig iſt, von ſelbſt thun lernen? — So fragte er häufig meine Mutter, die immer vor ſeinem etwas ſcharfen Ton zitterte und ihn mit der Ausſicht zu tröſten ſuchte, daß die Kirche und die Menſchheit vielleicht mit der Zeit zu einer ſolchen Vollkommenheit ſich erſchwingen würden, daß ſie exiſtiren könnten ohne dergleichen Geſetze zu geben und zu befolgen. Sie ſelbſt war ſehr gewiſſenhaft in dieſem Punkt. Allein Du weißt, man kann das ſein, ohne die katholiſche Glaubenslehre zur einzigen Richtſchnur auf den Wegen der Welt feſtzuhalten. Dennoch that es meine Mutter, die im Ehe- und Wittwenſtande immer muſterhaft war; allein ſie that es für ſich allein. Sie hatte nie gewagt meinen Vater darauf hinzuweiſen und auch bei mir verſuchte ſie es nie ſo lange er lebte, ſpäter nur im Allgemeinen. Wenn aber das Glaubensleben nicht in der Familie gehegt und gepflegt wird, ſo entwickelt es ſich ſchwerlich bei einem jungen Menſchen auf öffentlichen Gymnaſien, die von Katholiken und Proteſtanten, von Juden und Heiden beſucht werden; und noch weniger auf unſeren Univerſitäten, die ja großentheils Hochſchulen des Unglaubens ſind, aber ſelbſt da, wo ſich das reine Gold der katholiſchen Wiſſenſchaft findet, dazwiſchen immer viel des Rationalismus, Atheismus, Materialismus lehren. Ich bezweifelte nicht die Dogmen unſeres Glaubens, doch ich vergaß ſie.

Anfangs hatte mein Aufenthalt in Italien wirklich den gewünſchten Erfolg: er zerſtreute mich durch die Fülle und den Wechſel der reichſten, ſchönſten, großartigſten Bilder. Die Monumente der Geſchichte intereſſirten mich, die Schöpfungen der Kunſt entzückten mich, die eigentliche Geſellſchaft beſuchte ich nicht — und ſo bewegten ſich meine Gedanken in einem ganz anderen Kreiſe als dem gewöhnlichen, der mir ſo gefährlich war. In Neapel wurde es auf einmal anders, ein zweites Paris! die ſechs Monate, die ich dort verlebte, zerrütteten mein Vermögen gründlich. Ich ſah es mit Schmerz und Entſetzen, denn mir blieben nicht mehr die Mittel nur einigermaßen anſtändig zu leben. Ich weiß nicht, wie die Sache geendet hätte, wenn nicht ein Brief von Frankenhauſen gekommen wäre, der mir kurz und bündig ſchrieb:

„Ich weiß jetzt genau wie es mit Dir ſteht, denn ich war in Seeheim bei Deinen troſtloſen Beamten und Du ſollſt es auch wiſſen: ein quaſi Bettler biſt Du. Jetzt bleibt Dir gar nichts anderes übrig, als ein ganzer Mann zu ſein. Kehre auf der Stelle zurück, übertrage mir Seeheim und alle Deine Geſchäfte, ſchränke Dich ein, tritt in Staatsdienſte und in ſechs bis ſieben Jahren hoffe ich Deine Verhältniſſe wieder in die Höhe gebracht zu haben. Aber komm' stante pede zu Hauſe, ſonſt überlaſſe ich Dich Deinem elenden Schickſal und dann wäre es am Beſten Du kehrteſt nimmer in die Heimat zurück."

Dieſer Brief machte mir einen furchtbaren Eindruck, denn er zeigte mir, daß man auf dem Punkt war mich als einen Verlornen zu betrachten und daß ich nur die Wahl hatte, entweder ein Ausgeſtoßener oder ein ganzer Mann zu ſein. Ich wählte das Letztere, verließ Neapel und erſchien bei Frankenhauſen früher als er mich erwartet hatte. Er empfing mich mit väterlicher Herzlichkeit, die ſich ſteigerte als ich ihm ſagte, ich ſei bereit auf ſeine Vorſchläge einzugehen und ihm mein Ehrenwort gab, binnen Jahr und Tag keine Karte anzurühren. Nun wurde Alles ſo ausgeführt, wie der vortreffliche Mann es geplant hatte. Ich trat in die diplomatiſche Laufbahn ein, und da ich ein kleiner gehaltloſer Attaché war, der ſich mit ſeinem kleinen Einkommen ſehr einſchränken mußte, ſo ſpielte ich nichts weniger als eine glänzende Rolle in der Geſellſchaft. Das war mir überaus heilſam. Kein Schmarotzer drängte ſich an mich, kein Leichtfertiger ſchlug mir vor dieſe oder jene Thorheit mitzumachen. Dadurch blieben mir eine Menge von Verſuchungen aller Art fern. Mein Geiſt beruhigte ſich; ich fand

Intereſſe am Studium der Staatswiſſenſchaften; ich ſah daß ich leben konnte ohne zu ſpielen, und es war mir ſehr lieb darauf mein Ehrenwort gegeben zu haben. Nach einem Jahr erneuerte ich es bei mir ſelbſt. Es traten wohl Augenblicke heftigen Kampfes ein, allein ich hatte inzwiſchen gelernt, es ſei möglich entſchiedenen Widerſtand zu leiſten und das ſtählte meinen Willen mehr und mehr. Ich beſann mich jetzt auch auf meine religiöſen Pflichten, die ich leider in jenen traurigen Jahren ſehr unpünktlich erfüllt hatte. Meine vortreffliche Geſandtin ermunterte mich dazu durch Wort und Beiſpiel — eine ſeltene Frau, die unter ihren glänzenden Verhältniſſen manches verborgene Kreuz trug, wie ein Cilicium unter einem Sammtgewande. Ich verdanke ihr außerordentlich viel, denn ich ſah an ihr den Einfluß der Religion auf die Würde des Lebens einer Frau und empfand das Wohlthuende, das in dem Verkehr mit ihrem feinen, reinen, geiſtvollen Weſen lag. Vier Jahre blieb ich in ihrer heilſamen Nähe; da ſtarb ihr Mann, ſie zog ſich mit ihren Kindern auf ihre Güter zurück. Ich wurde Secretär und verſetzt. Ich dachte kaum mehr an meine alte Leidenſchaft. Fiel ſie mir je ein, ſo wendete ich die Gedanken mit Grauen von der bitteren Erinnerung ab, und unter keiner Bedingung berührte ich eine Karte. So vergingen ſieben Jahre und am Schluß derſelben hatte der brave Frankenhauſen meine Vermögensverhältniſſe geordnet und Seeheim für mich gerettet. Ich hatte ein anſtändiges Vermögen, meine böſe Leidenſchaft war mir nicht mehr im Wege, ich konnte alſo mit gutem Gewiſſen daran denken in die Ehe zu treten. Frankenhauſen wünſchte lebhaft unſere Verbindung, geliebte Flore, und daß ich ſie nach meinem erſten Beſuch in Cronenſtein über Alles wünſchte — das weißt Du! — Deinem Vater waren meine früheren Verirrungen nicht unbekannt; er fragte mich wie es damit ſtehe. Ich durfte ihm mit voller Aufrichtigkeit die Verſicherung geben ich ſei geheilt; Frankenhauſen gleichfalls; das beruhigte ihn und er gab mir auf meine Bitte ſein Wort, dieſen Punkt meiner Vergangenheit nicht vor Dir zu enthüllen und es klingt mir noch in den Ohren — und jetzt ſtärker denn je! — wie er liebreich ſagte, es ſei unnütz Dich mit einem Geſpenſt zu ängſtigen.

Im vorigen Sommer, als Du zu ſeiner Pflege nach Cronenſtein gingſt, ich wegen der Kammerſitzungen hier blieb, meine Mutter, Amélie Verden und alle Damen unſeres Kreiſes abweſend waren, ſo daß die Geſellſchaft nur aus Männern beſtand, ſetzte ich mich einmal an einen Whiſttiſch und ſah der Partie von vier ſehr feinen Spielern zu, doch ganz gleichgültig, nur um der Langweile zu entgehen.

Da bekam einer der Herren mitten im Tubber ich weiß nicht was für ein Telegramm, das auf der Stelle zu beantworten war. Er ſtand auf, gab mir ſeine Karten in die Hand indem er ſagte: „Sei ſo gut für mich zu ſpielen, bis ich in einer halben Stunde wieder komme“ — und ohne zu wiſſen wie, ſaß ich plötzlich nach mehr als zehn Jahren am Spieltiſch, doch ohne einen anderen Gedanken als den, einen Stellvertreter abzugeben, damit die Partie nicht unterbrochen werde. Aber kaum hatte ich eine Viertelſtunde geſpielt, ſo war ich ſchon mit lebhaftem Intereſſe dabei, und bemerkte nicht, wie Stunde um Stunde verfloß. Der vierte Mann wurde, ich weiß nicht wodurch, abgehalten wieder zu kommen; die drei Anderen waren paſſionirte Whiſtſpieler und ſo ſetzten wir die Partie bis drei Uhr Nachts fort. Da ich mit fremdem Gelde ſpielte, freute ich mich ein glänzendes Glück zu haben und am anderen Morgen einen beträchtlichen Gewinn abzuliefern, denn es wurde hoch geſpielt. Dennoch ſchien mir eine ernſthafte Whiſtpartie mit Männern aus der Geſellſchaft nicht gefährlich, und da man mich am anderen Abend wieder dazu aufforderte, nahm ich ſie an. So gerieth ich wieder auf jenen ſchlüpferigen Abhang, wo der Sturz in den Abgrund unvermeidlich iſt, denn man gleitet und gleitet ganz allmälig tiefer hinab, immer tiefer, bis zuletzt der Fuß keinen Halt mehr findet, d. h. bis die Vernunft den letzten Reſt von Selbſtbeherrſchung aufgibt und der Wille kopfüber in den Meerſtrudel der Leidenſchaft ſtürzt. Sie wurde heftiger denn je! ſie ſchien wüthende Rache für die lange Unterdrückung nehmen zu wollen! wie eine reißende Beſtie, die der Thierbändiger unwachſam aus den Augen gelaſſen hat, zerfleiſchte ſie mich. Ich wollte ihr entgehen .... ich kam nach Cronenſtein. Dann trat immer nach wenigen Tagen die namenloſe Unruhe ein, das Gefühl einer krankhaften Leere, die ausgefüllt — einer Stumpfheit, die angeregt ſein wollte. Du bemerkteſt ſogleich meine Veränderung und ſie ſchmerzte Dich. Das that mir unausſprechlich weh — ich fühlte mich im bitteren Unrecht gegen Dich, gegen meine Kinder, gegen den theueren ſterbenden Vater; — ich war entſchloſſen Cronenſtein nicht zu verlaſſen, bei Dir zu bleiben .... und dennoch gab ich immer wieder die guten Vorſätze auf — und das, was ich nicht thun wollte, was die ruhige Ueberlegung verdammte, was das Pflichtgefühl verabſcheute .... Flore! das that ich doch! Zu elenden Ausflüchten, zu Winkelzügen, zu Unwahrheiten griff ich um Dich zu täuſchen, um nicht in Deiner Achtung zu ſinken, um nicht Deine Liebe zu verlieren und zugleich.... um einer Leidenſchaft zu fröhnen, die mich Deiner Liebe und Achtung unwerth machte. Iſt ein ſolcher

Widerſpruch zu begreifen? O .... ich bin elend! .... nur in einem elenden Charakter kann ſo etwas ſtatt finden!“

Er wollte aufſpringen. Sie hielt ihn feſt und bat:

„Erzähle weiter, Oswald, wir ſind noch nicht am Ende.“

„Du haſt Recht — wir ſind nicht am Ende!“ ſeufzte er: „allein es iſt mit wenigen Worten geſagt. Daß ich vom Whiſt- zum Hazardſpiel überging, wirſt Du Dir leicht vorſtellen. Anfangs hatte ich ungewöhnliches Glück, dann ſo raſendes Unglück, daß ich mir einredete, ich müſſe nun ſo lange fortſpielen, bis ich das Unglück ermüdet und wieder die Chance des Glückes zu erwarten habe. Dadurch ſammelten ſich die Verluſte rieſenhaft .... und genug, Seeheim iſt verſpielt, verloren, verkauft, die Schulden ſind getilgt .... aber damit iſt auch mein ganzes Vermögen dahin .... ich bin bettelarm.“

„So darf der Beſitzer von Cronenſtein nicht reden!“ rief Floreſtine: „wir ſind nun freilich in unſeren Einkünften nur darauf angewieſen; wenn aber der Verluſt von Seeheim die bittere Arzenei ſein ſollte, die Deine Seele geſund macht, ſo wollen wir ſie dankbar und froh annehmen. Ich wenigſtens fühle mich ganz leicht um's Herz, ſeitdem ich weiß mit welchem Feind Du zu thun haſt. Das nicht zu wiſſen — aber ſehen zu müſſen, daß ein grimmiger Feind an Deinem Herzen, an Deinem Frieden, an unſerem Glück nagte — Oswald, das war gräßlich! Jetzt ſind wir wieder eines Herzens, voll Vertrauen zu einander, jetzt wollen wir Muth faſſen für die Zukunft.“

„O mein Engel!“ ſagte Oswald traurig, „Du kannſt unmöglich Vertrauen zu mir haben.“

„Doch! doch!“ betheuerte ſie lebhaft: „großes Vertrauen zu Deinem guten Willen, dem der liebe Gott ja ſchon Einmal den Beiſtand ſeiner Gnade geſchenkt hat. Aber ſage mir, wer hat das liebe Seeheim gekauft?“

„Prinz Xaver. Es heißt er wolle eine morganatiſche Ehe mit Liſa Rink ſchließen und ihr dieſe ſchöne Beſitzung und deren Namen geben.“

„Liſa Rink — Frau von Seeheim! . . . . das thut weh!“ rief Floreſtine und Thränen ſchimmerten in ihrem Auge: „Gleichviel!“ ſetzte ſie ſchnell gefaßt hinzu, „wir wollen jetzt daran denken uns nach unſeren Verhältniſſen einzurichten.“

„Laß uns nach Cronenſtein gehen!“ ſagte Oswald: „es iſt unſäglich quälend und demüthigend für mich hier zu ſein, wenn der Verkauf von Seeheim bekannt wird.“

„Ja, nach Cronenſtein!“ entgegnete ſie freudig. „Sieh wie gut Gott für mich iſt, Oswald! Er erfüllt einen meiner liebſten Wünſche.“

„O mein geliebter Engel! .... um welchen Preis!“ rief Oswald überwältigt.

„Sprich nicht davon .... denke nicht daran, Oswald!“ ſagte ſie mit zärtlicher Bitte: „wirf die Vergangenheit mit kräftigem Willen von Dir, ordne Deine Angelegenheiten bis auf den letzten Heller, zähle dabei immer auf meine volle Zuſtimmung, und biſt Du damit fertig, ſo gehen wir nach dem geliebten Cronenſtein. Denn das muß ich Dir bekennen,“ ſetzte ſie lieblich hinzu, „Seeheim iſt mir bei Weitem nicht ſo theuer wie Cronenſtein.“

Er ſchloß ſie in ſeine Arme um ſeine tiefe Rührung zu verbergen.

„Kannſt Du mir vergeben,“ fragte er leiſe mit bebender Stimme, „daß ich Dich ſo ſehr gequält habe? .... daß ich Deiner Liebe ſo unwürdig bin und doch von Dir geliebt ſein möchte .... und doch auf Deine Liebe vertraue und baue?“

„Gott ſei Dank für dies letzte Wort!“ rief ſie: „alles Uebrige will ich nicht hören.“

Plötzlich ſich beſinnend ſagte ſie:

„Aber den Brief an Franz Seraph wollen wir jetzt vernichten, denn ſolch ein Marmorbild iſt eine koſtſpielige Sache.“

Oswald ergriff den Brief und ſagte bewegt:

„O meine arme Flore, ſollte ich Dich darum bringen dieſen Akt frommer Pietät zu üben? Nein,

nein! laß uns Einſchränkungen machen wie Du ſie für gut findeſt; . . . . aber der Engel der Auferſtehung, Flore, von dem laſſe ich nicht . . . . und den Brief werde ich beſorgen."

Sie beſprachen Manches, was ſich auf die gegenwärtigen Umſtände bezog und was Floreſtine Alles ſo gelaſſen und einfach auffaßte, als betreffe dieſer Verluſt ſeines Vermögens nicht ihren Mann, ſondern einen Fremden. Sie vermied Alles was ihn aufregen konnte und gab ihm die Verſicherung, man könne mit den Einkünften von Cronenſtein ſehr behaglich leben, wie er das ja ſelbſt bei Lebzeiten ihres Vaters geſehen habe; der koſtſpielige Winteraufenthalt in der Reſidenz ſei ja nicht immer nothwendig. Sie äußerte ſich mit ſolcher Ruhe und Freundlichkeit, daß Oswald ſie bewundern mußte ohne ſich gedemüthigt zu fühlen und daß er endlich ſagte:

„Ich fühle mich wie von der Folter genommen, geheilt und ſtark, ſeitdem Du Alles weißt."

„Deshalb mußt Du mir Eines verſprechen, lieber Oswald!" erwiderte ſie ernſt.

„Nicht mehr zu ſpielen, nicht wahr?" rief er lebhaft.

„O nein!" antwortete ſie ſanft: „ich weiß ja, daß dieſer Entſchluß jetzt ganz feſt in Dir iſt. Gib mir nur Dein Wort, mir zu ſagen, wann er zu wanken beginnt."

„Sieh wie Du mir mißtrauest!“ rief er traurig.

„Nicht Deinem guten Willen, Oswald!“ entgegnete sie lebhaft: „allein es schleichen ja immer böſe Verſuchungen um uns herum, und um ſie zu bekämpfen iſt es gut wenn Zwei gegen Einen ſind. Meinſt Du nicht? Ich würde Dich vielleicht nicht darum bitten, hätteſt Du nicht vorhin ſchmerzlich geſeufzt: O hätte ich früher geſprochen!“

„Gut! ich verſpreche es Dir,“ ſagte Oswald entſchieden.

Als er ſie verlaſſen hatte und ſie wieder allein in ihrem Schreibcabinet war, ſtand ſie raſch auf, verriegelte ihre Thür, und die Thränen, die ſie mit übernatürlicher Kraft in der Tiefe des Herzens verſchloſſen hatte, brachen in Strömen aus. Stürmiſch machte die ganze Heftigkeit ihrer natürlichen Empfindungen ſich Bahn, als wollten ſie ſich für die lange Unterdrückung rächen. Seit mehr als einem halben Jahre hatte ſie mit namenloſer Seelenangſt ſchweigend vor einem gräßlichen Räthſel geſtanden. Jetzt erfuhr ſie das Wort, das es löſte und ihr Herz drohte von dieſem Wort zu brechen. Sie war ſo ſtolz auf Oswald geweſen, wie ſie ihn frei von tauſend Erbärmlichkeiten ſah, an denen der Mann leicht kränkelt, der viel in der Welt lebt. Sie war ſo ruhig über ihn geweſen, weil ſie tägliche Augenzeugin war, wie ganz und wie gern er für ſeine

Pflichten lebte. Sie war ſo glücklich geweſen in der ſüßen Gemeinſchaft eines Lebens voll gleicher Intereſſen, Anſchauungen, Freuden und Empfindungen, wo etwaige kleine Differenzen das beſeligende Bewußtſein der Uebereinſtimmung in allen großen und wichtigen Dingen nur erhöhten. Und jetzt waren Stolz, Ruhe und Glück mit einem einzigen Schlag dahin! Sie war ein gedemüthigtes, geängſtigtes, unglückſeliges Weib. Während ſie zerknickt auf die Kniee fiel, ihre Stirn in die Polſter der Chaiſelongue drückte, wimmerte ſie mit ſterbender Stimme:

Oswald .... ein Spieler! .... ein Spieler! .... Mein Gott, erbarme dich unſer!

Deo servire regnare est.

Als Franz Seraph Floreſtinen's Brief mit Oswald's Nachſchrift erhielt, freute er ſich über den ſchönen Auftrag — doch die Nachſchrift machte ihm einen peinlichen Eindruck. Was mußte da vorgefallen ſein? . . . . Wer von ſeiner Auferſtehung ſpricht, der muß todt, halbtodt, todtkrank der Seele nach, geweſen ſein. Er war ſehr entſchieden dem Engel der Auferſtehung eine Aehnlichkeit mit Floreſtine zu geben, keine Porträtähnlichkeit, wie ihrer Büſte, wohl aber eine idealiſirte Erinnerung an ſie. Er ſtellte dieſe Büſte vor ſich hin und betrachtete ſie nachdenkend. Dann ſtellte er eine zweite und eine dritte Frauenbüſte neben die erſte und betrachtete ſie alle drei ſinnend, prüfend, vergleichend, doch nicht wie Jemand, der den höheren oder geringeren Grad weiblicher Schönheit an ihnen erwägen wollte. Es ſind Charaktere, ſprach er zu ſich ſelbſt, bleibende, wirkliche Charaktere, wenn auch in dem Gewande ihrer Zeit, ihrer Verhältniſſe. Floreſtine iſt angelegt zum „ſtarken Weib“ des Evangeliums, von dem es heißt: „Kraft und Anmuth iſt ihr Kleid“. Dieſe freie feſte Stirn, dieſe ruhige Tiefe ihres Auges, dieſer reine keuſche Mund — das paßt für die, von welcher König Salomo ſagt: „Es vertrauet auf ſie ihres Mannes Herz“. Freilich iſt ſie auch die Erbtochter von Cronenſtein! . . . . das einzige Kind ihres Vaters! . . . . dadurch kommen romantiſche Schattirungen in den Charakter und den Kopf — aber die Grundanlage bleibt. — Und du, ſagte er halblaut und faßte die zweite Büſte in's Auge, ja auch du biſt ein Charakter, ein Typus, den vor Jahrtauſenden die Menſchheit gekannt und vor dem der Weiſe in den heiligen Büchern gewarnt hat. „Hüte dich vor der Tänzerin, auf daß dich ihre „Künſte nicht zu Grunde richten.“ Biſt du auch nicht eine Tänzerin, ſo ſtehſt du doch mit ihr auf denſelben Brettern, und haſt daſſelbe ſinnbethörende Gewerbe zu üben, denn von einer Kunſt kann allerdings bei der großen tragiſchen Schauſpielerin, bei der großen Sängerin die Rede ſein, die durch eine mühſame Schule anſtrengender, ernſter und ſchwerer Studien gehen müſſen und die durch hohe Meiſterſchaft in ihrem Fach, den Zug nach dem Idealen befriedigen, den der gebildete Menſch durch die Kunſt hervorgerufen und verherrlicht ſehen will. Aber bei deinen Poſſenſpielen, arme Liſa Rink, iſt von Idealen keine Rede! Du treibſt ein Gewerbe, doch keine edle Kunſt und mit deiner üppigen Schönheit ſpielſt du das, was du biſt „das Weib, durch deſſen Schönheit „Viele zu Grunde gehen und durch deſſen Haus der „Weg hinabführt in die Reiche des Todes.“ Dieſe beiden äußerſten Gegenſätze ſind noch immer unter uns ſcharf ausgeprägt und es iſt recht merkwürdig, daß meine beiden erſten Büſten ihre Repräſentantinnen darſtellen. In unendlichen Schattirungen aber, und auf unzähligen Stufen, hinauf, herab, bewegt ſich das, was zwiſchen ihnen liegt — und wer kann ſagen, welche Richtung du einſchlagen wirſt, du liebliche Roſabella, auf dem labyrinthiſchen Pfade des Lebens, der gar oft auf der Höhe beginnt und in der Tiefe endet; — ſo ſprach er zu der dritten Büſte.

„Nun, Sir, wie weit die Büſte?“ fragte ein großer, kräftiger Gentleman, der ungenirt wie ein guter Bekannter in's Atelier trat. „Bald fertig .... he?“

„Nein, Sir!“ entgegnete Franz Seraph lächelnd; „Sie geben mir ſo viele intereſſante Aufträge auf Einmal, daß ich keinen ſchnell ausführen kann. Ueberdas verlangt die feine Ausarbeitung des Marmors ſeine Zeit.“

„Schon recht, Sir, ſchon recht! ich dränge Sie nicht. Künſtler haben ihre Eigenheiten, gehen ihren Schritt — und thun ſehr weiſe daran. Man muß immer ſeinen eigenen Schritt gehen.“

Franz Seraph nickte zuſtimmend und blieb bei ſeiner Arbeit; es war das Marmorbild des kleinen Johannes des Täufers.

„Wie das rauhe Fell dem Männchen ſo natürlich um die Schultern hängt!“ fuhr Sir Robert Balmond ſichtlich befriedigt fort: „Ja ja, Sir! Sie ſind ein großer Künſtler . . . . nicht wegen des Thierfells, mein' ich, aber überhaupt. Sie verſtehen mich, he?“

„Ja, Sir Robert, ich verſtehe, daß Sie es ſehr gut mit mir meinen,“ erwiderte Franz Seraph freundlich.

„Bei St. Georg! das haben Sie gut getroffen, Sir! Aber was ich ſagen wollte, Sir: die Roſabel kann heute nicht kommen. Die letzten Tage des Carnevals haben ſie ſehr ermüdet und etwas erkältet; ſie muß ruhen.“

„Warum laſſen Sie nur die junge zarte Miß Roſabella die ganze Carnevals-Campagne mitmachen, Sir Robert?“ fragte Franz Seraph.

„Warum, Sir? — Weil alle Welt daſſelbe thut, Sir.“

„Das iſt kein Grund für d[illegible]n eigenen Schritt geht,“ ſagte Franz Seraph [illegible]

„Doch Sir! es gibt Dinge, geſellſchaftliche Verhältniſſe, einen Ton, eine Mode, die man mitmachen muß, wenn man nicht als Paria daſtehen will . . . .

und zum Paria iſt Rob Balmond von Balmond-Caſtle nicht geſchaffen .... und Lady Balmond auch nicht und Miß Roſabel ebenſowenig. Das können Sie in Ihrem Atelier weder begreifen noch beurtheilen."

„Darin mögen Sie Recht haben, Sir," antwortete Franz Seraph ruhig.

„Das heißt .... mißverſtehen Sie mich nicht, Sir! ich weiß, daß Sie ein Gentleman von ſehr guter Familie und ſehr wohlerzogen und ganz in der Geſellſchaft zu Hauſe ſind .... oder ſein könnten .... Prinz Xaver hat es mir ja im vorigen Oktober geſagt. Aber ich meine nur zwiſchen den ſtillen Marmorbildern bekommt man ganz andere Gedanken als zwiſchen lebendigen Menſchen .... und ich, Sir, habe es nicht zu thun mit St. Johannes im Thierfell, ſondern mit Leuten in Sammt und Seide .... ein verzweifelter Unterſchied, Sir."

„Den ich vollkommen zu würdigen weiß, Sir Robert," ſagte Franz Seraph begütigend, denn er kannte ja deſſen Schwäche, in der großen Welt eine bedeutende Perſönlichkeit — und mit allen vornehmen und ausgezeichneten Perſönlichkeiten befreundet ſein zu wollen — eine Schwäche, die ſeine Frau und ſeine Tochter mit freundlicher Gelaſſenheit hinnahmen.

„Ja, Sir," fuhr Sir Robert fort, „es iſt ferner ausgemacht, daß ich im Mai allein nach England gehe; denn wenn Lady Balmond und Roſabel mich begleiteten, ſo müßten ſie nothwendig die letzten glänzenden Wochen der Seaſon in London mitmachen und das wäre des Guten zu viel für meine kleine Roſabel. Sie bleiben alſo hier, d. h. in Frascati oder ſonſt irgendwo auf den Bergen, gehen im Auguſt nach Sorrent um dort Seebäder zu nehmen und im Oktober treffe ich wieder hier zum Winteraufenthalt mit ihnen zuſammen. Um all das Gerede von Unſicherheit und Kriegsgefahr für Rom ſcheere ich mich nicht ſo viel, Sir. Das alte Europa ſitzt auf dem Pulverfaß der Revolution, Sir, das wiſſen alle vernünftigen Leute. Es gibt zu viel Mißbehagen, zu viel Unzufriedenheit auf der Welt. Keinem iſt behaglich in ſeiner eigenen Haut. Die Religion, welche die Gemüther beſänftigt und ſtählt, wird verachtet. Da muß ja das Ding explodiren ſo gewiß wie zweimalzwei Vier iſt. Aber Sir, ich glaube man kann dem Weltbrand ruhiger in Rom zuſchauen als in Alt-England. Mir gibt die Nähe des heiligen Vaters eine große Zuverſicht.“

„Und kommt es zum Aeußerſten, ſo können wir Alle mit ihm ſterben!“ rief Franz Seraph.

„Sterben, Sir? ich würde ſchon lieber mit ihm leben . . . . beſonders wegen meiner Roſabel und wegen meiner Buben, die ich gern wiederſehen möchte, wenn ſie aus Indien heimkehren.“

„Nun, wir leben ja noch ſämmtlich, Sir Robert! und auch ich habe noch manches zu thun, bevor ich aus der Welt gehen möchte.“

„Glaub' es gern, Sir! bei Ihrer Jugend will man ein wenig das Leben genießen. Aber fangen Sie endlich damit an, verlaſſen Sie Ihre Klauſe, bleiben Sie nicht der Einſiedler von St. Iſidoro. Kommen Sie zu uns. Der Tumult des Carnevals hat aufgehört; man ſieht nur ſeine guten Freunde .... dazu gehören Sie. Es würde die Roſabel ſehr freuen mit Ihnen von der Kunſt zu ſprechen und Lady Balmond ſchätzt Sie ſehr.“

„Ich weiß wie gütig Sie und Lady Balmond für mich ſind und ich weiß es zu ſchätzen, Sir Robert. Allein man kann nicht zweien Herren dienen. In der Geſellſchaft knüpft ſich ein Ring der Bekanntſchaft an den andern, bis man gewahr wird, daß ſich eine Kette gebildet hat, die gar ſehr unſere Zeit beeinträchtigt und unſere Arbeit ſtört und hemmt.“

„Aber, Sir, Sie haben ein langes Leben zur Arbeit vor ſich!“

„Wer kann das behaupten, Sir Robert?“

„Haben Sie trübe Ahnungen?“ rief Sir Robert triumphirend: „ſehen Sie, das iſt ſchon Hypochondrie, Melancholie, Spleen, überreizte Nerven, Uebermaß der Arbeit“ . . . . —

„Nichts von dem Allen!“ unterbrach Franz Seraph, „auf Trübſinn und Ahnungen habe ich mich nie eingelaſſen. Allein mein Leben iſt nun einmal der Arbeit gewidmet und muß es bleiben.“

„Merkwürdiger junger Mann!“ ſagte Sir Robert nachdenklich: „erlauben Sie mir die Frage, möchten Sie etwa möglichſt ſchnell ein Vermögen erwerben?“

„Das kann man nicht in meiner Kunſt, und könnte man es, ſo wäre das doch nicht meine Abſicht . . . . wenigſtens nicht zunächſt.“

„Alſo pure Begeiſterung für Ihre Kunſt?“

„Sir Robert, in einigen Jahren, wenn meine Arbeiten für Balmond-Caſtle und ein Auftrag, den ich heute aus meiner Heimat erhielt, ſämmtlich vollendet ſind, dann wird Ihnen Alles klar werden.“ —

„Dann werden Sie uns Ihre Braut vorſtellen, Sir . . . . he?“

„Meine Braut vorſtellen?“ wiederholte Franz Seraph überraſcht.

„Ja, warum denn nicht, Sir?“

„Ich habe keine Braut,“ verſetzte Franz Seraph ernſt und beſtimmt.

„Sonderling! . . . . unbegreiflicher! . . . . Nun, halten Sie das Alles wie Sie wollen — morgen wird Roſabella erſcheinen.“

Und ſie erſchien, ein liebliches Weſen, auf dem noch der zarte Schmelz der Unbefangenheit und der Weltunkenntniß wie friſcher Morgenthau auf einer Frühlingsblume lag. Von einer vortrefflichen Mutter erzogen, war ſie erſt vor einigen Monaten aus einem Penſionat des Sacré-Coeur in Paris gekommen, wo ſie ſich ein Jahr aufgehalten hatte um perfect und ohne engliſchen Accent franzöſiſch zu lernen, und in Rom ſollte ſie nun eben ſo perfect italieniſch lernen und ihr Talent zur Malerei ausbilden.

„Denn die Roſabel,“ pflegte ihr Vater zu ſagen, „ſoll eine kleine Vollkommenheit werden. Lady Balmond ſorgt für ihre Seele und für das, was ſich auf den Himmel bezieht; ich ſorge für ihren Geiſt und für ihre Beziehungen zur Welt.“

Zum Glück für Roſabella wußte ihre Mutter auch in dem letzten Punkt ihren Einfluß zu bewahren; und konnte ſie auch nicht verhindern, daß Roſabella ſchon dieſen Winter in der Geſellſchaft eingeführt werde, weil Sir Robert es verlangte: ſo wußte ſie doch das Maß der geſelligen Freuden unter dem Vorwand zu beſchränken, daß Roſabella's Studien, die ihrem Vater ſehr am Herzen lagen, nicht leiden dürften. Roſabella ſelbſt war mit Allem zufrieden, was ihre Eltern anordneten. Schmiegſam wie eine Liane ſchlang ſie ſich an deren Willen mit kindlichem Gehorſam an, und gewiß noch nie hatte Sir Robert und vielleicht nur ganz ſelten Lady Balmond daran gedacht, daß die Schmiegſamkeit elaſtiſch — und das Elaſtiſche des Widerſtandes fähig ſei. Ihre liebliche Erſcheinung war für manches Auge doppelt bezaubernd, weil ſie wie ein köſtliches ſeltenes Bild auf den Goldgrund von Sir Roberts coloſſalem Vermögen gemalt war. Manche, die nichts von der Exiſtenz ihrer älteren Brüder in Indien wußten, hielten ſie für die einzige Erbin, was ſelbſtverſtändlich die Bewunderung bis zum Siedpunkt ſteigerte. Roſabella verſtand das noch nicht. Es gehörte nach ihrer Meinung zur Welt und ſie unterhielt ſich zwar ſehr gut in der Welt, ließ ſich aber keineswegs durch ſie in ihren Gewohnheiten ruhiger und ernſter Beſchäftigung ſtören.

Sir Robert war ſo entzückt von Liſa Rinks Büſte, theils durch die ſprechende Aehnlichkeit, theils durch die wunderſchöne Ausführung, daß er ſeine Roſabella in gleicher Weiſe durch dieſe edle Kunſt verewigt ſehen wollte und ſo war denn Franz Seraph mit ihrem Marmorbilde beſchäftigt. Gewöhnlich begleitete Sir Robert ſie in die Sitzung, zuweilen Lady Balmond; Beide unterhielten ſich gern mit Franz Seraph und Sir Robert war überdas äußerſt redſelig. Roſabella verhielt ſich ſchweigend, wie das die meiſten jungen Mädchen in Gegenwart der Eltern zu thun pflegen; allein ſie war deßhalb nicht zerſtreut, nicht gelangweilt. Ihr feines Mienenſpiel bezeugte die Theilnahme an dem Geſpräch, beſonders dann wenn Franz Seraph ſprach.

Auch heute war ſie wieder ganz Ohr, denn Alles was er ſagte klang ſo ganz anders, als was die jungen Männer ſagten, die mit ihr tanzten und die älteren Männer, die bei ihrem Vater ſpeiſten. Sie konnte gar nicht begreifen, die arme Roſabella, warum es ſo ganz anders klinge, denn zuweilen ſagte er nur Ja oder Nein.

„Sie werden doch nicht den ganzen Sommer in Rom bleiben, Sir? nicht die mörderiſchen Fiebermonate des hohen Sommers?“ fragte Sir Robert.

„Im vorigen Sommer war ich ununterbrochen hier bis auf kleine Excurſionen von ein paar Tagen nach Porto d'Anzio und in's Gebirg.“

„Man muß nicht ſo raſend auf ſeine germaniſche Geſundheit losſtürmen, Sir! machen Sie es hübſch ſo wie alle Uebrigen und gehen Sie auf die Berge.“

„Es wird mir ſo ſchwer meine Arbeit zu verlaſſen, daß ich von einer längeren Abweſenheit gar keinen Genuß habe.“

„Sie ſind ein wahrer Fanatiker für die Arbeit, Sir.“

„Arbeit iſt unſere Beſtimmung! Ja, noch mehr! Arbeit iſt das Maß unſerer Vollkommenheit.“

„Wie ſo, Sir?“

„Die heilige Schrift ſagt, das Menſchenleben dauere ſiebenzig bis achtzig Jahre und ſetzt hinzu, wenn ein ſolches langes Leben voll Mühe und Arbeit geweſen ſei, ſo ſei es ein köſtliches Leben zu nennen. Im Sinn der Welt iſt das Gegentheil köſtlich; folglich muß es vor dem Auge Gottes köſtlich ſein, weil es mit unſerer Nachfolge des göttlichen Heilandes zuſammenhängt.“

„Aber Sir, was iſt denn mein Leben vor dem Auge Gottes?“ fragte Sir Robert verblüfft.

„Das kann ich nicht wiſſen,“ erwiderte Franz Seraph lachend, „aber es gibt ja eine unglaubliche Verſchiedenheit der Arbeiten und der Kräfte; — leibliche und geiſtige, äußere und innere Arbeit. Der Eine hat den Marmorblock vor ſich, um das Bild des Gekreuzigten heraus zu meißeln; der Andere hat ihn in ſich, um daſſelbe zu thun; Beides iſt eine ſauere Arbeit und vielleicht ſind Sie, Sir Robert, viel eifriger bei dieſer, als ich bei jener.“

Roſabella dachte im Stillen, ſie glaube, daß Franz Seraph beide Arbeiten betreibe; aber ſie hätte das um alles in der Welt nicht ſagen mögen, während ihr Vater mit großer Aufrichtigkeit erwiderte:

„Nein, Sir, das iſt nicht der Fall! Rob Balmond iſt eine ehrliche Haut, aber nicht hoch in der Vollkommenheit. Sie wollen abſolut in den ſiebenten Himmel hinein . . . ich danke Gott, wenn ich nicht in die Hölle komme . . . . wie der reiche Praſſer.“

„O lieber Vater!“ ſagte Roſabella bittend.

„O Sir Robert!“ rief Franz Seraph, „ich bitte Gott alle Tage mich nicht in die Hölle gerathen zu laſſen. Das Menſchenherz iſt ſo ſchwach, ſo verkehrt, ſo räthſelhaft — die guten Anlagen ſind ſo mit den böſen durchſäuert — die Atmoſphäre der Welt und der Zeit iſt ſo vergiftet und vergiftend, daß der liebe Gott uns recht ſehr beiſtehen muß, damit der Teufel uns nicht in einer ſeiner zahlloſen Schlingen fange.“

„Nun, ſo ſchlimm iſt die Welt denn doch nicht!“ ſagte Sir Robert: „was meinſt Du dazu, Roſabel?“

„Ich kenne ſie zu wenig,“ erwiderte ſie.

„Und ich ſpreche auch nicht von Ihren Bällen und Feſten, Miß Roſabella,“ verſetzte Franz Seraph. „Ich faſſe die Welt als Weltlichkeit, als Weltſinn, als Gegenſatz zu chriſtlicher Geſinnung auf, und ich glaube, daß dieſe Welt gottentfremdeter denn je iſt, weil ſie den Begriff von Sünde als eine Beleidigung Gottes verloren hat, oder — im letzten Grunde — weil ſie ungläubiger iſt, als das Vorchriſtenthum war. Andere chriſtliche Zeiten hatten ihre Leidenſchaften und Laſter, aber es gab Bekehrungen, für große Sünden wurde ſchwere Buße gethan, man verlangte nach Verſöhnung mit Gott, man begriff, daß man ihn lieben könne und ſolle und es gab zuweilen furchtbare Kämpfe in einer von der Macht der Leidenſchaften gefeſſelten Seele, bis ſich dieſe Erkenntniß zur Geltung brachte. Man glaubte. Jetzt, in der Atmoſphäre des Unglaubens, unternimmt man ſolche Kämpfe gar nicht, weil der Gedanke an die Liebe Gottes nicht mehr auftaucht. Wie ein edles Samenkorn, das ſtatt gepflegt zu werden, zwiſchen Unkraut erſtickt und ſtill zu Grunde gegangen iſt, ſo iſt es dem Glauben ergangen. Machen ſich aber die Giftpflanzen ungeſtört ſo breit, wuchern ſie ſo ganz unbehelligt fort: dann müſſen ſie Todesſtoff aushauchen, der mehr und mehr die Seelen vergiftet und deſſen Miasmen auch auf ſtarke Naturen einwirken. Unglaube iſt König. Wo heutzutage eine Macht iſt, die anerkannt wird, — in der Wiſſenſchaft, in der Politik, in den Regierungsſyſtemen — da iſt Unglaube König."

„Aber die heilige Kirche iſt doch gerade jetzt eine gewaltige Macht," ſagte Roſabella ſchüchtern.

„Ja gewiß! eine ganz wunderbare geiſtige Macht!" rief Franz Seraph: „ſo rein, ſo erhaben, ſo idealiſch, ſo Chriſtus ähnlich, wie ſie nicht immer geweſen iſt. Aber wie wird dieſe Macht angefeindet! wie lehnt man ſich wider ſie auf! mit welchem wahnwitzigen Haß faßt man jede ihrer Kundgebungen auf! Vor dem ſtupideſten Wort eines im Materialismus verkommenen Menſchengeiſtes fällt der Weltſinn auf die Knie und betet den Apis als Gott an, weil ihm die „Wiſſenſchaft“ darüber Offenbarungen gemacht hat — und gegen die himmliſchen Lehren der göttlichen Offenbarung erhebt er das Zetergeſchrei, das er einſt gegen den Sohn Gottes unmittelbar und direct ausſtieß: An's Kreuz! an's Kreuz! — Der wahren, von Gott geſetzten Autorität wird mit einer Sündflut von Läſterungen begegnet; das leere, unwiſſende, armſelige Gerede in einem Tagesblatt oder in einer Kammer wird mit tiefer Devotion als unumſtößliche Wahrheit angenommen. Die Kirche trägt, ſtützt, verbreitet den Glauben zum Heil der Menſchheit: das iſt ihre unverlierbare Macht, die ſie von ihrem Stifter überkommen hat und die nie herrlicher aufleuchtet als in Tagen des Kampfes. Aber der Weltſinn entzieht ſich ihr und huldigt dem bequemen Unglauben — was ihm um ſo ungefährlicher erſcheint, als er die Hölle in's Reich des mittelalterlichen Aberglaubens verwieſen hat.“

„Ein kurioſes Ruhekiſſen für ein zweifelhaftes Gewiſſen!“ meinte Sir Robert.

„Die Frucht des Materialismus!“ verſetzte Franz Seraph: „man begräbt die Seele in den fünf Sinnen der gefallenen Natur; hört die Sinnenthätigkeit auf, ſo iſt es gründlich und ewig mit dem Menſchen aus und vorbei. In dieſem höchſt einfachen Syſtem iſt die Hölle eben ſo ein überflüſſiger Luxus wie das ewige Leben.“

„Gräßlich!“ ſeufzte Roſabella, „in einer ſolchen Zeit müſſen wir leben!“

„O wir wollen uns darüber freuen!“ rief Franz Seraph: „nichts kann uns hienieden mehr beglücken, als eine uneigennützige Liebe .... und lieben wir jetzt unſere heilige Kirche, ſo iſt das durchaus ohne Nebenabſicht! dem Weltſinn gelten wir als Thoren, Fanatiker, Heuchler, Scheinheilige und wie die Epitheta ſind, mit denen er die guten Katholiken bezeichnet — und von der Kirche haben wir für hienieden nur Eines zu hoffen: daß ſie unſer Opfer annehme — unſer Vermögen, unſere Thätigkeit, unſer Blut, unſer Leben.“

„Bei St. Georg, Sir! Sie haben Anlagen zum Martyrer!“ rief Sir Robert ganz aufgeregt. „Aber Sie haben ganz Recht! es genügt in unſeren Tagen nicht katholiſch zu ſein; man muß gut katholiſch ſein .... voll Feuer und Flamme ſein für die heilige Kirche! .... Und jetzt geht mir auch ein Licht auf über Sie .... ein ganz helles Licht, Sir: Sie wollen in die päpſtliche Armee eintreten, ſobald es zu einem Kriege kommt — und der kann gar nicht ausbleiben! Sie wollen dieſer heiligen Sache alsdann ſogar ihre theure Kunſt zum Opfer bringen und bis dahin über die Maßen fleißig arbeiten. Ja ja! ſo iſt's! .... Nun, das freut mich ſehr! Vielleicht kommen meine beiden Buben bis dahin aus Indien zurück und dann werden auch ſie eintreten."

„Ach guter Vater," unterbrach ihn Roſabella, „ſei doch nicht ſo kriegeriſch geſinnt! Es müſſen auch einige gute fromme Menſchen auf der Welt bleiben! was ſollte ſonſt aus ihr werden?"

„Nichts iſt der Welt nöthiger als Opfer, Miß Roſabella," erwiderte Franz Seraph. „Daß ein paar fromme Menſchen ganz ſchläfrig fortexiſtiren, bedeutet nichts. Aber für große Ideen opferfreudig leben, opferfreudig ſterben — das iſt ein Gegengewicht gegen den Materialismus des Weltſinns, der nichts kennt, nichts predigt, nichts verlangt, nichts ſchätzt, als ſelbſtſüchtigen Genuß."

„Ja, ja! große Ideen ſind herrlich aber ſchwer auszuführen!" ſagte Sir Robert: „ſo ein Franz Xaver, der nach Indien geht und eine Million Hindu bekehrt — ſo ein Vinzenz von Paul, der halb Frankreich vom Hungertode rettet, ohne einen Heller zu beſitzen — ſo ein heiliger Benedict, der die Grundlage zu Europa's Civiliſation für Jahrtauſende legt — das ſind Ideen und Thaten, vor denen man Respect haben muß. Aber wer kann das nachmachen?"

„Die Thaten können nur Auserwählte Gottes nachahmen, Sir Robert; allein ihren leitenden Gedanken können und ſollen wir Alle haben und auf ihn unſer Tagewerk gründen, möge es nun leuchtend oder unſcheinbar vor menſchlichen Blicken, hochgeachtet oder geringgeſchätzt nach menſchlichem Maßſtab ſein. Wir ſollen Gott lieben und ihm dienen: das iſt der höchſte Gedanke, den wir haben können, denn er ſchließt unſere ganze ſittliche Größe, ſittliche Freiheit, ſittliche Vollkommenheit in ſich. „Deo servire regnare est.“ Wer Ihm dient, der herrſcht über das Niedrige in der eigenen Natur, über das Böſe im eigenen Herzen, über Fleiſch und Blut, über den Satan und die Welt: und das iſt ja für uns Alle das Ideal. Zuweilen iſt mit dieſer Herrſchaft noch eine andere verbunden, die — über andere Seelen, die von dem Beiſpiel eines idealen Strebens ergriffen werden und ihm folgen. Ich weiß nicht welcher Heilige geſagt hat: „Selten „kommt eine Seele allein in den Himmel, allein „in die Hölle; ſie zieht gewöhnlich andere ſich nach;“ — eine ſolche Herrſchaft liegt ganz in der Natur der Sache. Freudig wird eine Seele, welche die Richtung auf die Liebe Gottes genommen hat, dem idealen Beiſpiel folgen. Wer die entgegengeſetzte Richtung einſchlägt, dem Herrn den Dienſt aufſagt, den Götzen ſich zuwendet, und mit dem israelitiſchen Volk des Alten Bundes zu Gott ſpricht „Non serviam“ — nicht will ich dir dienen — der langt am entgegengeſetzten Ziel an, und reißt Viele mit ſich in den Abgrund, Viele, die da wähnten frei zu ſein, aber ſich freiwillig zu geknechteten Sclaven ihres Götzen machten. Nur der Glaube ſpricht Deo servire regnare est — und nur dieſer Glaube gibt himmliſche Freiheit, d. h. Liebe zum Opfer — und das iſt die größte aller Ideen überhaupt, denn ſie hat Chriſtus in die Krippe von Bethlehem gebracht.“

Sir Robert blickte ganz ſtill und andächtig zu Boden; Roſabella ſchwieg ohnehin; ſo trat eine Pauſe ein, welche Jeder mit ſeinen Gedanken ausfüllte und es herrſchte eine große Stille. Franz Seraph im Eifer der Arbeit bemerkte das gar nicht; auch Roſabella nicht. Sie meinte, ſeine Worte müßten ihr Leben durchklingen und noch nie hatte ſie einen ſo heimlich glühenden Wunſch gehabt, als den, Franz Seraph im Hauſe ihrer Eltern zu ſehen. Tanz, Muſik, Unterhaltung, — wie nichtig und leer war das Alles im Vergleich zu der Seelenwonne ihn ſprechen zu hören! wie gern würde ſie für dieſen Preis auf das Alles verzichten! Aber das konnte er ja nicht wiſſen, und ſelbſt wenn er es gewußt hätte — was lag ihm daran!

„Roſabel, was fehlt Dir!“ rief auf einmal ihr Vater: „Du ſiehſt traurig aus . . . . und plötzlich wirſt Du roth!“

„Die Sitzung dauert zu lange, iſt ermüdend!“ rief Franz Seraph.

„O nicht doch, Sir .... mir fehlt nichts, lieber Vater,“ ſtammelte Roſabella verwirrt und aus ihren Gedanken aufgeſcheucht.

„Uebermüde Dich nicht, liebes Kind! Für heute wollen wir es genug ſein laſſen, Sir. Wir kommen morgen wieder,“ ſagte Sir Robert und erhob ſich.

Roſabella mußte ſeinem Beiſpiel folgen ſo ungern ſie es that — und Franz Seraph blieb allein mit ſeinen Marmorbildern und ſeinen Idealen.

„Ein intereſſanter junger Mann, nicht wahr, Roſabel?“ ſagte Sir Robert arglos zu ſeiner Tochter: „man weiß nicht, ob er es mehr als Künſtler oder als Menſch iſt.“

Für Roſabella war dieſe Frage entſchieden, aber ſie äußerte ſich nicht darüber und Sir Robert fuhr fort:

„Ein junger Mann von ſolchem Pflichtgefühl, ſolchem innigen Glauben, ſolchem reinen Streben beſeelt iſt ein Mirakel. Ich ſtaune ihn an und habe ihn dabei ſo gern, als wäre er nichts weiter als ein guter Junge. Es iſt doch etwas Tüchtiges in dieſen Deutſchen .... wenn ſie tüchtig ſind und ſich nicht in ihrer falſchen Philoſophie vertiefen. Was er ſagt iſt hoch, wahrhaftig ſehr hoch .... aber es iſt Wahrheit, chriſtliche Wahrheit darin.“

„Deo servire regnare est,“ ſagte Roſabella vor ſich hin.

„Sieh! Du haſt das Latein behalten!“ rief Sir Robert.

„Latein?“ erwiderte Roſabella verlegen: „ich hielt es für italieniſch mit deutſcher Ausſprache.“

„Italieniſch! was fällt Dir ein! iſt „est“ italieniſch? Du könnteſt eher ſagen chineſiſch! Wirf Dich etwas eifriger auf die italieniſche Sprache, Roſabel! . . . . Und zuweilen könnteſt Du mit Herr von Strahl auch deutſch ſprechen . . . . zu Deiner Uebung.“

„Um's Himmelswillen nicht, lieber Vater! mit einem ſolchen Mann in ſeiner Mutterſprache zu ſprechen — das vermag ich nicht!“

„Ein ſolcher Mann, Roſabel? iſt er der Großtürk? iſt er der Kaiſer von Fez und Marocco, daß man vor lauter Reſpect nicht mit ihm reden kann? Du ſprichſt doch mit andern Männern, die vornehmer und in der Geſellſchaft höher geſtellt ſind, ganz unbefangen franzöſiſch.“

„Ich weiß nicht woher es kommt, aber Herr von Strahl imponirt mir und andere Männer, wenn ſie nicht recht alt ſind und recht ehrwürdig ausſehen, imponiren mir nicht,“ ſagte Roſabella. „Er ſieht ſo außerordentlich edel aus.“

„Ja, er iſt ein perfecter Gentleman.“

Roſabella hatte nicht den Muth ſich auf fernere

Erörterungen einzulaſſen; aber ſie fand in der Stille, man könne den Eindruck eines vollkommenen Gentleman machen, ohne doch das Gepräge von Seelenadel ſo auf der ganzen äußeren Erſcheinung zu tragen, wie das bei Franz Seraph der Fall war. Ihr reines, von der Welt ganz unberührtes Herz, neigte ſich zart und leiſe einem Herzen zu, bei dem es dieſelbe Reinheit ſympathiſch ahnte. — —

Franz Seraph dachte mit Jammer an Telesphor. Seitdem er das armſelige Geſchöpf kennen lernte, das ſolchen unheilvollen Einfluß auf ſeinen Freund hatte, ſchien es ihm unmöglich, daß dieſer nicht von ſeinem Wahn erwache und täglich hoffte er von Neuem auf einen Brief, der ihm die erſehnte Kunde bringe. Aber dieſer erſehnte Brief blieb aus. Seine Mutter ſchrieb ihm häufig; doch zwiſchen all den traurigen Ereigniſſen auf Cronenſtein hatte ſie keine Gedanken für Telesphor und nur einmal erwähnte ſie, daß Frau Herzog geſagt habe, ihr Sohn ſtudire in Zürich. Darauf ſchrieb Franz Seraph an Telesphor nach Zürich und bat dringend um Antwort, um ein Lebenszeichen, um ein Zeichen alter, unvergeſſener Freundſchaft. Es kam nicht. Wäre es denn möglich? ſeufzte Franz Seraph, ſollte er ſich nicht von ſeinem Sturz erheben? ſollten ſeine Gaben, ſein Verſtand für die Sache Gottes verloren ſein? ſollte dies unglückliche

Weſen ſeine Seele ſo furchtbar gefeſſelt haben, daß ſie die Kraft zum friſchen Aufſchwung einbüßte? O elende Schwäche der Leidenſchaft! — — Er ſuchte immer wieder Muth und Hoffnung zu ſchöpfen und kein Morgen ging auf und kein Abend ging unter, wo nicht Telesphor's Name im Gebet auf ſeinen Lippen war; — aber ein ausgeprägter Charakterzug ſeines Freundes erfüllte ihn mit zitternder Beſorgniß: Telesphor war ſtolz! er wollte nie unrecht haben, nie einen Irrthum, einen Fehler eingeſtehen; er machte Vieles beſſer als hundert Andere und das verleitete ihn zu dem Wahn, daß er Alles vortrefflich mache, daß er kaum fehlen könne. So war er als Knabe, ſo als Jüngling. In den einfachen, ſchützenden Umgebungen und Verhältniſſen ſeiner Heimat trat keine überraſchende, unerwartete Gefahr an ihn heran. Er blieb in dem Wahn ſeiner Unantaſtbarkeit, und dieſer ſteigerte ſich durch ſeine reiche geiſtige Entwickelung nach ſeinem Austritt aus dem Vaterhauſe nur noch mehr. Auf dieſem Punkt ſah er ſich plötzlich der Frage gegenüber: Wem willſt du dienen? deinem Herrn oder dir ſelbſt? — Und er wählte den Idolendienſt! — Wird er jetzt eingeſtehen, daß dieſe Wahl ein tiefer Sturz und ein Abfall war? — Von dieſer Erkenntniß hing ſeine Zukunft ab. Das Alles wußte Franz Seraph und darum zitterte er. Zuweilen meinte er Teleſphor's Schweigen verheiße nichts Gutes; zuweilen, Teleſphor wolle wie die ſtarken Seelen, ſeinen Kampf einſam unter dem Auge Gottes kämpfen. — —

Er ſelbſt blieb ſeiner ſtillen Weiſe treu; — einfach und fromm, ſchlicht und demüthig in den Beziehungen zur Außenwelt, in der Stellung zu den Menſchen und zu ſich ſelbſt, aber mit einer inneren Welt voll leuchtender Liebesfülle, die ſich nach der Seite des Himmels erſchloß. Verhält der Schmetterling ſich ruhig, ſo ſieht man nur ſeine dunkelfarbigen Flügel; fliegt er auf, ſo entfalten ſich ſeine bis dahin verdeckten Schwingen im ſchimmernden Farbenſpiel.

Bei der Arbeit flogen die Tage dahin. Das hehre Feſt der Auferſtehung hatte den ſchönſten Frühling gebracht. Da Roſabella's Büſte inſoweit fertig war, daß Franz Seraph ihr die letzte Vollendung geben konnte ohne das Urbild vor Augen zu haben, ſo fand es Sir Robert an der Zeit für Frau und Tochter eine Niederlaſſung auf den Bergen zu wählen. Nach verſchiedenen Ausflügen fiel die Wahl auf Frascati, wegen der lieblichen nächſten Umgebung voll ſchattiger Spaziergänge, wegen der Leichtigkeit, von hier aus die ſchönſten Punkte des Albanergebirgs zu beſuchen, wegen der Nähe von Rom, weil Roſabella ein paarmal in der Woche den Maler zu ſehen wünſchte, der ihr Unterricht gab; und endlich, weil zwei andere engliſche Familien die Villeggiatura in Frascati machen wollten und man mit ihnen befreundet war. Sir Robert lud Franz Seraph ſo herzlich ein wenigſtens die Sonntage in Frascati zuzubringen, und Lady Balmond beſtätigte die Einladung mit ſo wohlwollender Güte, daß es bizarr geweſen wäre ſie abzulehnen.

„In Rom habe ich nie darauf gedrungen Sie bei uns zu ſehen,“ ſagte Lady Balmond, „weil ich nur allzugut begreife, wie wenig Ihnen das geſellſchaftliche Treiben zuſagt. Allein das ſtille, grüne, friſche Frascati wird Ihnen wohlthun und Ihr Künſtlerauge erfreuen, und von der Welt werden Sie bei uns Einſiedlerinnen nicht beläſtigt werden.“

„Ich hätte wahrhaftig große Luſt, auch nach Frascati zu gehen und London — London ſein zu laſſen,“ ſagte Sir Robert; „aber es geht nicht! ich muß mich opfern — der Seaſon.“

Franz Seraph lächelte zweifelnd.

„Mich opfern, Sir! mich opfern!“ wiederholte er eifrig: „was würde man denken, wenn von der ganzen Familie Balmond von Balmond-Caſtle Niemand erſchiene! man würde unſer Haus für ausgeſtorben halten .... es vergeſſen .... das darf nicht ſein. Ich habe Kinder und muß ihnen einen guten

Platz in der heimiſchen Geſellſchaft warm halten. Meiner Neigung nach bliebe ich bei Weib und Kind; — allein ein Familienvater hat Opfer zu bringen, Sir, große Opfer.“

Halb und halb war es dem guten Sir Robert wirklich ein Opfer, weil er Roſabella und ihre Mutter zärtlich liebte; andererſeits wäre es ihm ein ungeheueres Opfer geweſen, ſich der Gefahr auszuſetzen, aus dem high life in London gleichſam ausgeſtrichen zu werden. Er reiſte ab, nachdem die Ueberſiedelung nach Frascati geſchehen und Alles auf's Allerbeſte für die Seinen eingerichtet war. Roſabella ging mit ſtiller Wonne im Herzen nach Frascati: ihr ſehnlicher Wunſch war erfüllt, Franz Seraph kam in das Haus ihrer Eltern.

Eine Chimäre.

Der Medizinalrath Rabener hatte eine Gewohnheit, die er mit ſehr vielen Männern theilt: er war für alle Welt liebenswürdiger als für ſeine Frau, und außerhalb des Hauſes weit beſſerer Laune, als in ſeinen vier Wänden. Franziska's Vermögen beſaß er; es war gering. Ihre Schönheit, die in ihrer Jugendblüthe beſtand, war ſchon verwelkt. Feſſelnde Eigenſchaften beſaß ſie nicht, denn ſie vergötterte ihn nicht mehr. Die Vergötterung hatte von ihrer Seite aufgehört — ſie wußte ſelbſt nicht warum! ja, ſie wußte nicht einmal, weshalb ſie ihn eigentlich vergöttert habe, denn er kam ihr jetzt vor, wie ein ganz gewöhnlicher Alltagsmenſch, der ſich nur durch ein gewiſſes entſchiedenes Auftreten und durch ſein Reden Anſehen gab. Es war ihr recht lieb, daß ihm dies Anſehen von Anderen zu Theil wurde; aber ſich darin ſonnen und befriedigt finden, wie früher, das konnte ſie nicht mehr. Sie langweilte ſich. Nicht, daß es ihr an Beſchäftigung gefehlt hätte! mit drei ganz kleinen Kindern und ihrem Hausweſen hatte ſie Arbeit vollauf; aber was für Arbeit! einförmig, ermüdend, alltäglich! eine neue vermehrte Auflage der Arbeit im Elternhauſe! Das machte ſie mürriſch und gab dem Ausdruck von Eigenſinn, den ſie von je her hatte, einen finſtern, unfreundlichen Charakter: Sie ſaß und nähte Kinderkleidchen, ließ oft die Nadel ruhen und ſtarrte vor ſich hin. So ſitze ich nun ſeitdem ich aus der Schule entlaſſen bin, alſo ſeit meinem vierzehnten Jahre — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Nie hätte ich gedacht, daß es ſo bleiben werde! Wenn ich früher im Elternhauſe ſo am Nähtiſch ſaß und zum Fenſter hinausſtarrte, und nichts vorübergehen ſah als Geſichter, die ich ſämmtlich aus- und inwendig kannte, dann dachte ich: Geduld! Geduld! es wird ſchon einmal ein Anderer vorübergehen, ein Fremder — und der wird die Fränz erlöſen von ihrem ſchauderhaften Poſten am Nähtiſch! — Nun, der Fremde iſt gekommen; aber den Poſten am Nähtiſch habe ich nicht verloren, obſchon der in der Kinderſtube, in der Küche, in der Leinenkammer, im Keller, auf dem Speicher — und einmal jährlich im Wochenbett — Abwechſelung in die Sache bringt. Früher konnte ich wenigſtens auf beſſere Tage hoffen. Das iſt nun aus und vorbei! Mögen hier bekannte oder unbekannte Geſichter vorüber gehen — mich erlöſt Niemand! —

Franziska fuhr aus ihrem trüben Brüten auf, denn die Thür wurde haſtig geöffnet, ihr Mann trat ein und ſagte unfreundlich:

„Wenn Du doch nicht am Fenſter ſitzen wollteſt! man muß ſich ja fürchten in's Haus zu treten.... ſo finſter iſt Dein Geſicht!“

„Mein Geſicht iſt wie Gott es mir gegeben hat,“ erwiderte ſie ſchnippiſch.

„Möge Gott es Dir gegeben haben oder Deine Eltern — Du haſt es zurecht gemacht! den mürriſchen Ausdruck, die abſtoßende Miene legſt Du hinein! Es gibt nichts Widerwärtigeres auf der Welt, als das Geſicht einer ewig mißvergnügten Frau.“

„Sehr begreiflich! es iſt ein Vorwurf für den Mann!“ ſagte Franziska eiſig.

„Mit nichten! es iſt der Ausdruck eines unzufriedenen Charakters, und der iſt in der Ehe unerträglich, iſt eine Laſt, die mit jedem Tage ſchwerer wird.“

„Biſt Du denn liebenswürdig? biſt Du angenehm?“ ſagte Franziska ſchneidend: „ich bedauere, Dir dieſen Wahn nehmen zu müſſen. Deine Patientinnen, die Du mit Deinem Gerede unterhältſt, und Deine Club-Freunde, mit denen Du Politik des Liberalismus verhandelſt, mögen das finden; — die Ehefrau findet es nicht.“

„Das iſt eben die unverzeihliche Schattenſeite der Ehefrauen!“ verſetzte der Medizinalrath ſpöttiſch lachend und öffnete die Thür um das Zimmer zu verlaſſen.

Da trat Agathe ein und fragte:

„Was iſt die unverzeihliche Schattenſeite der Ehefrauen?“

„Die üble Laune!“ antwortete er raſch.

„Da haben Sie Recht,“ ſagte ſie.

„Hörſt Du, Fränz?“ rief er.

„Aber der Ehemann hat auch dieſe Schattenſeite,“ fuhr Agathe fort, „und kann dadurch die Frau halbtodt quälen vermöge ſeiner herriſchen Natur.“

„Hörſt Du das auch, Rabener?“ rief Franziska ihrem Mann nach, der ſchleunig das Zimmer und das Haus verließ, während ſich Agathe zu ihrer Schweſter ſetzte, einen Strickſtrumpf aus der Taſche zog und ruhig ſagte:

„Bei ſolchem Streit kommt nichts heraus als Erbitterung. Die heilige Schrift ſagt: Einer trage des Andern Laſt. Das gilt für alle möglichen Verhältniſſe, beſonders aber für Eheleute.“

Franziska warf ihre Arbeit heftig auf den Tiſch und rief:

„Verſchone mich mit Bibelſprüchen! ich komme ohnehin vor Langweile um.“

„Wie viel Thorheit auf Einmal, Fränz! Du wirfſt Dein Nähzeug fort, Du langweilſt Dich, Du willſt nicht hören, welchen Rath der heilige Geiſt ertheilt. Ja, was willſt Du denn eigentlich?“

„Glücklich ſein!“ rief Franziska ſtürmiſch.

„Ein ganz apartes Glück gibt der liebe Gott Dir ſchwerlich, Fränz! Er gibt Dir die Mittel und die Verhältniſſe, in denen Du unter tauſend Sorgen und Mühen Dein Glück finden kannſt — und damit Punktum, wie der gute Vater ſelig zu ſagen pflegte.“

„Eine curioſe Sorte von Glück! nähen, ſtricken, kochen, rechnen, Kinder zur Welt bringen!“

„Seitdem unſere Stammeltern das Paradies verloren, iſt das Menſchenleben nun einmal ſo beſchaffen. Der Mann verdient das Brod, und die Frau theilt es in gehörigen Portionen ein.“

„Nein Agathe! Du biſt gar zu proſaiſch!“

„Das iſt möglich, Fränz! aber ich arbeite gern, ich finde die Erfüllung meiner Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau nicht langweilig, und ich habe die Religion, die mir Muth und Troſt gibt, wenn mir das Herz zuweilen ſchwer werden möchte.“

„Warum denn ſchwer, wenn Du doch Alles ſo perfect findeſt?“ fragte Franziska ſcharf.

„Nichts iſt perfect, thörichte Fränz! weder Mann noch Weib, weder Kinder noch Verhältniſſe. Wäre das Alles vollkommen befriedigend — o wie würden wir uns an die Erde anklammern, und noch viel weltlicher werden, als wir ohnehin ſchon ſind. Nein! das Alles iſt unvollkommen zu unſerer Uebung, unſerer Heiligung — und hat der liebe Gott in dieſe Unvollkommenheit auch Freuden gemiſcht, die das Menſchenherz bedarf um bei Kraft und Muth zu bleiben: ſo weiß es doch, daß dieſe nur der Schatten der ewigen Freuden ſind, nach denen es ſich unwillkürlich ſehnt. Und dieſe Sehnſucht macht es zuweilen ſchwer. Deshalb darf es ſich nicht ihr hingeben."

„Und deshalb muß man ſie verſtricken und verkochen, nicht wahr?" ſagte Franziska, die faſt widerwillig ſich eingeſtehen mußte, daß es gar nicht proſaiſch klang, was Agatha mit ihrem großen Strickſtrumpf ihr eben geantwortet hatte. Nur hatte es einen gewiſſen religiöſen Beigeſchmack, den ſie durchaus nicht vertragen konnte.

„Ja, wenn es die Pflicht mit ſich bringt," antwortete Agathe gelaſſen.

„Das iſt es ja eben! ich wünſchte mir andere Pflichten."

„Hätteſt Du ſie, ſo würden auch ſie Dir läſtig ſein."

„Die Pflichten einer vornehmen, reichen Frau, wie die Gräfin hier ſie hat, wären mir nie läſtig. Eine ſolche Stellung müßte ich haben.“

„Auch ein ſolches Schickſal, Fränz?“

„Nun was iſt denn das, daß der Graf ſpielt! es iſt doch viel beruhigender und weniger demüthigend Karten zu Nebenbuhlerinnen zu haben, als andere Frauen.“

„Ein Spieler, der ſein ganzes Vermögen verſpielt hat, kann ſie an den Bettelſtab bringen.“

„Nun, dagegen wird ſie ihre Maßregeln ſchon zu treffen wiſſen .... und überdas liebt der Graf ſie zärtlich, wird alſo nicht zu weit gehen.“

„Du haſt drei hübſche Kinder, und ihre beiden Kinder ſind todt.“

„Ach, ſie kann ja noch zehn Kinder bekommen! Das iſt ja nicht ſo etwas Rares — ein Kind! die Welt wimmelt von Kindern .... nur zu ſehr. Nein! wenn ſie keine andere Leiden hat — dieſe ſind nicht ſchwer. Hingegen das Einerlei des Alltaglebens in einem bürgerlichen Hauſe zu Krähwinkel, ohne Reiſen, ohne Theater, ohne Vorleſungen, ohne Kunſtausſtellungen, ohne intereſſante fremde Perſönlichkeiten — das iſt ſchauderhaft, Agathe!“

„Aber Dein Mann hält Euch ja die ſchönſten Vorleſungen, Dir und den Damen „Euerer Geſellſchaft" — wie Ihr Euch ausdrückt," ſagte Agathe etwas ſpöttiſch. „Die Bürgermeiſterin iſt immer ganz begeiſtert, und die langlockige Gouvernante ebenfalls. Biſt Du es nicht mehr?"

„O ja! aber wie ſelten kommen ſie vor! bei den drei kleinen Kindern gehe ich unter für die Geſelligkeit. Früher war das anders. Es iſt wirklich auf meinen geiſtigen Ruin abgeſehen."

„Vielleicht zum Vortheil Deiner geſunden Vernunft, Fränz — was ich Dir von Herzen wünſche, denn Du brauchſt ſie viel nothwendiger, als eine hohe geiſtige Bildung. Biſt Du Deinem Mann gegenüber beſtändig böſer Laune, ſo iſt das ein Zeichen, daß Du nicht ſehr vernünftig biſt, denn dadurch verſcheuchſt Du ihn von Dir und aus dem Hauſe — das Traurigſte was Dir begegnen kann! Bringt es ſein Beruf mit ſich, daß er den lieben langen Tag in fremden Häuſern herumlaufe, ſo halte ihn doch um's Himmelswillen am Abend feſt! Jetzt läuft er wieder in den Club! Dieſe Clubwirthſchaft iſt eine Peſt für die Männer. Noch nie iſt Einer durch ſeinen Club brav, geſcheut und vernünftig geworden; aber oft genug das Gegentheil. Da ſitzen ſie beiſammen, rauchen, trinken, ſpielen Sechsundſechszig, ſchieben Kegel, leſen ſchlechte Zeitungen, treiben politiſche Kannegießerei. Natürlich verdummt ſie das, denn davon kann kein Menſch klug werden. Gott ſei gelobt und gedankt, daß mein Mann faſt nie in den Club geht! Hat er am Abend Ruhe von ſeinen Geſchäften, ſo bleibt er gern bei mir.“

„Wovon ſprecht Ihr denn miteinander?“

„Hauptſächlich mit den Kindern oder von den Kindern — und dann von tauſend Dingen, die uns wichtig ſind; von Knechten und Mägden, von Pferden und Kühen; — aber auch von dem Einen was Noth thut, damit die Seele nicht zu kurz komme.“

„Aber Ihr habt keine geiſtige Intereſſen.“

„Die allergrößten!“ rief Agathe lebhaft: „Wir folgen dem Unterricht von ſechs Kindern.“

„Immer dieſe Kinder! . . . . Ich meine Ihr leſt nichts Intereſſantes, nichts wodurch Ihr an der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit Theil nehmt.“

„Wieder ein Irrthum, Fränz! wir leſen mit höchſter Spannung und Freude die Annalen des Lyoner Miſſionsvereins, welche über die Ausbreitung des Chriſtenthums in fremden Welttheilen berichten. Es gibt keine Wiſſenſchaft, die den Menſchen gründlicher und glücklicher entwickelte, als die katholiſche Glaubenslehre; da dieſe nun ſo ziemlich in allen fünf Welttheilen gepredigt wird und zugleich die heiligen Sacramente mitbringt: ſo ſiehſt Du, daß wir an dem Intereſſanteſten, das der

Menſchheit widerfahren kann, regen Antheil nehmen. Die Kinder ſpitzen ſchon immer die Ohren, wenn der Vater ſagt: Ein Lyoner Miſſionsheft! — und wer weiß, welchen Eindruck es auf meinen Fidelis macht.“

„Das ſchöne Beiſpiel ſeines Onkels wird ihn ohne Zweifel begeiſtern,“ verſetzte Franziska ſpöttiſch.

„Du meinſt den armen Teles; — aber vergiß nicht, daß ein Bruder meines Mannes Capuziner iſt,“ ſagte Agathe.

„Es wäre doch zu gräulich, wenn ſich Dein munterer Fidelis in die Capuzinerkutte vergaffte!“ rief Franziska: „aber freilich! wer ſeine Kinder mit Miſſionsberichten auffüttert, muß auf dergleichen gefaßt ſein.“

Agathe rollte ihr Strickzeug zuſammen, ſtand auf und ſagte:

„Fränz, Du thuſt mir leid, denn Du biſt und bleibſt die unzufriedene, räſonnirende Fränz, die Du allzeit geweſen biſt. Deshalb komme ich immer ganz ſchweſterlich zu Dir und ſuche Dir in aller Freundſchaft die Augen zu öffnen über Deine Verkehrtheit. Doch mit Deinen Sticheleien auf Glauben und Kirche verjagſt Du mich.“

„Schweige ſtill! ich glaube die Gräfin kommt!“ rief Franziska mit einem Blick auf die Gaſſe: „Ja ja! .... ſie kommt zu mir.“

Sie ging der Gräfin entgegen und führte ſie in's Zimmer, beſchämt im innerſten Herzen keinen Diener zu haben, der ſtylgerecht anmelde und die Thüren öffne. Nach den erſten Begrüßungen ſagte Floreſtine:

„Es iſt mir doppelt lieb, die zwei Schweſtern zu finden, denn ich habe Ihnen Beiden einen Vorſchlag zu machen, der mir ſehr am Herzen liegt und den Sie, wie ich hoffe, annehmen werden.“

„Gewiß zu einem guten Werk!“ ſagte Agathe freudig.

„Sie haben es errathen,“ erwiderte Floreſtine.

„Was Frau Gräfin vorſchlagen, wird ohne Zweifel etwas Zeitgemäßes ſein,“ ſagte Franziska kühl, denn ſie war keine Liebhaberin der guten Werke, wie ihre Schweſter ſie im Sinn hatte.

„Ich glaube es iſt ſehr zeitgemäß,“ erwiderte Floreſtine, „denn allüberall bilden ſich Vereine und ich möchte gern, daß wir Frauen hier einen Verein bildeten, der ſich den perſönlichen Beſuch unſerer Armen und ihre Unterſtützung zur Aufgabe machte.“

„In dieſem Punkt muß jeder ſein eigener Herr ſein,“ ſagte Franziska eiſig.

„Wäre es nicht ſchön,“ fragte Floreſtine, „wenn eine jede von uns ein wenig von ihrer Selbſtherrlichkeit opferte, weil ſich dadurch ein kleiner Vortheil für unſere Armen erzielen läßt?“

Man gibt ohnehin was man geben kann," ſagte Franziska immer in demſelben abwehrenden Ton.

„Mehr verlangt der liebe Gott auch nicht von uns," antwortete Floreſtine lächelnd; „allein dieſe Almoſen, die der Eine hier gibt und der Andere dort, zerſplittern ſich gar ſehr und könnten vielleicht unſeren Armen mehr Hülfe bringen, wenn wir uns verpflichten, ſie mit unſerem perſönlichen Beſuch in deren Wohnung zu verbinden, denn dadurch lernen wir ihre wahren Bedürfniſſe kennen."

„Sehr richtig!" ſagte Agathe: „wie oft meinen wir für Brod geſorgt zu haben und ſtatt deſſen wurde Schnaps und Tabak gekauft. Man kann auch viel beſſer den Frauen in's Gewiſſen reden, wenn man ſie ſo recht mitten unter ihren unſaubern Kindern und in ihrer unordentlichen Wirthſchaft findet."

„Und da hinein ſoll ich mich begeben?" rief Franziska empört: „ich habe genug zu thun mit den eigenen Kindern und dem eigenen Hausweſen."

„Die Kirche ſchätzt ſolche Vereine hoch, liebe Medizinalräthin," entgegnete Floreſtine ſanftmüthig, „und wendet ihnen die Gnade vieler heiliger Abläſſe zu — alſo ein Tröpflein vom koſtbaren Blut Jeſu für jeden Gang, der unſerer Natur ſchwer ankommt. Iſt das nicht ein überreicher Lohn für ein geringes Opfer?"

„Ich bin gebunden, habe drei kleine Kinder, die ich nie aus den Augen laſſe, muß zu Hauſe ſein, wenn mein Mann heimkehrt, kann vor Arbeit zu keinem Buch, zu keiner Erholung kommen,“ betheuerte Franziska.

„Standespflichten gehen allen übrigen vor,“ erwiderte Floreſtine: „werden Sie von den Ihren übermäßig in Anſpruch genommen, ſo will ich nicht in Sie dringen. Aber Sie,“ fuhr ſie zu Agathe gewendet fort, „was antworten Sie?“

„Daß ich mit Freuden dabei bin, wenn Frau Gräſin die Sache in Gang bringen.“

„Ich hoffe es gelingt mir zehn bis zwölf gute Seelen zu werben. Die genügen dem Zweck in unſerem X.“

„Es iſt bewundernswerth, daß Sie ſich ſo für X. intereſſiren, nachdem Sie in der herrlichen Reſidenz gelebt haben,“ ſagte Franziska mit ungeheucheltem Erſtaunen.

„Ich habe Mitleid mit den Armen, gleichviel in welcher Stadt ſie leben,“ ſagte Floreſtine und ſetzte hinzu: „Aber wo ſind denn Ihre Kinderchen?“

„Sie krabbeln im Garten umher,“ antwortete Franziska.

„So wollen wir bitte in den Garten gehen, ich ſehe die Kinder ſo gern!“ ſagte Floreſtine und ſtand auf.

Franziska hätte viel lieber etwas von dem Leben in der Reſidenz gehört, mußte aber dem Wunſch der Gräfin nachkommen und Agathe ging auch mit.

„Wo krabbeln ſie denn herum, Deine Kinder?“ fragte Agathe, als ſie alle Drei im Gärtchen ſtanden und es mit einem Blick überſahen. Die Kinder waren nicht da.

„Wahrſcheinlich ſind ſie ſpazieren gegangen,“ antwortete Franziska gleichmüthig.

„Spazieren? die kleinen Kinder?“ fragte Floreſtine ungläubig.

„Nun ja! . . . . die Amme trägt das Jüngſte und die beiden Anderen laufen mit.“

Agathe hatte dieſe Erklärung nicht abgewartet, ſondern hatte ſich auf die Jagd nach den Kindern begeben. Sie kam jetzt zurück und ſagte lachend:

„Ich weiß wo ſie ſind.“

„Nun, wo denn?“ fragte Floreſtine und ging mit Agathe in den Hof. Dort öffnete ſich ein Thor auf eine ſchmutzige, enge Gaſſe. Da ſtand die Amme im eifrigen Geſpräch mit verſchiedenen Nachbarinnen, die theils den Kopf aus dem Fenſter ſteckten, theils auf den Schwellen ihrer Hausthür ſtanden, während eine von ihnen der Amme das Kind abgenommen hatte und es auf dem Arm tanzen ließ. Die beiden Größeren aber hatten ſich am

Rinnſtein niedergeſetzt und ſpielten gemüthlich in deſſen trüber Flut.

„Wolfgang! Friedrich!“ ſchrie Franziska empört über dieſen Mangel an Bildung.

Aber die Bübchen leiſteten dem Ruf keine Folge; nur die Amme riß entſetzt über die ungewohnte Ueberraſchung ihren Pflegling aus den ungewaſchenen Händen der braven Nachbarin.

„Und hierher führſt Du die Frau Gräfin!“ rief Franziska mit ſteigender Entrüſtung ihrer Schweſter zu, die lachend bemüht war, Wolfgangs und Friedrichs Händchen zu ſäubern.

„Nein, nein! beſte Medizinalräthin,“ verſicherte Floreſtine begütigend, „ich folgte ihr ganz von ſelbſt — und ich will hier von Ihnen Abſchied nehmen und meine Werbungen fortſetzen.“

Sie bot den Schweſtern freundlich die Hand und ging von dannen, weil ſie die Wetterwolken wahrnahm, die ſich auf Franziska's Antlitz zuſammenzogen.

Dieſe trieb ihre unbotmäßige Schaar in Hof und Garten zurück, ertheilte reichliche Verweiſe und wendete ſich dann im höchſten Zorn zu Agathe.

„Nie werde ich Dir dieſe Bosheit verzeihen! Mich ſo zu blamiren — das iſt fromm! das iſt ſchweſterlich! das iſt die Geſinnung, die für ſolche abgeſchmackte Vereine taugt.“

„Beruhige Dich und bleibe bei der Sache!“ entgegnete Agathe gelaſſen: „ich habe Dich gar nicht blamirt. Du haſt geſagt, Du ließeſt Deine Kinder nie aus den Augen — und ſiehe da! Du weißt nicht wo ſie geblieben ſind und wir finden ſie im Rinnſtein! Damit hat meine Bosheit ſo wenig zu thun, als der Verein der guten Gräfin.“

„Und was für ein Verein! mit Ablaßkram, es iſt wahrhaftig hohe Zeit, daß ein zweiter Luther komme!“

„Ich muß leider fürchten, daß Du reif für ihn wäreſt.“

In jedem Wort ſprach ſich die Kluft aus, welche die Anſichten der beiden Schweſtern trennte. Da bekam Franziska unerwartete Hülfstruppen: die Bürgermeiſterin trat ganz athemlos ein und rief eilig:

„War ſie ſchon hier? Du haſt doch nicht zugeſagt, Fränz? in dieſen Betſchweſter-Club können wir uns doch unmöglich begeben!“

„Unmöglich!“ rief Franziska.

„Mit Freuden!“ rief Agathe.

„Sieh da, Agathe!“ ſagte die Bürgermeiſterin nachläſſig: „nun ja, für Dich und Lonchen paßt das, obſchon Ihr Eure Zeit auch beſſer anwenden könntet.“

„Das finde ich nicht, Bärbchen! Eine halbe

Stunde läßt ſich ſchon ein paarmal in der Woche erübrigen.“

„Und welche angenehme Geſellſchaft werdet Ihr haben!“ ſagte Bärbchen mit unvergleichlich komiſchen Hochmuth: „die Gräfin hat mir ihre Liſte vorgeleſen.“

„Iſt die Gräfin mit der Geſellſchaft zufrieden, ſo kann auch ich es ſein.“

„Natürlich die Frau Rectorin und deren beide Trabanten, weil die Männer dieſer armen Frauen noch nicht den Muth hatten, ſich vom Rector zu emanzipiren, wie ihr College Stab. Die Gräfin machte große Augen, als ich ſagte, ſie dürfe Frau Stab getroſt von ihrer Liſte ſtreichen, denn Herr Stab werde das nicht zugeben.“

„Das wird dem guten Röschen recht leid ſein,“ ſagte Agathe, „beſonders weil es ihrem Mann ein ſchlimmes Zeugniß gibt. Nun, wer iſt noch weiter auf der Liſte?“

„Jetzt kommt die vornehme Welt!“ verſetzte die Bürgermeiſterin: „Frau Bäckerin Fiſcher, Frau Metzgerin Vogler, Frau Krämerin Licht.“ .... —

„Ei, rede doch nicht ſo wegwerfend von Frau Licht!“ unterbrach Agathe: „ich höre daß ſie Euch gewaltig Concurrenz macht und ihr Geſchäft ſehr in die Höhe bringt, ſeitdem der liebe Gott ihren Taugenichts von Mann aus der Zeitlichkeit rief.“

„Meinetwegen! ich bekümmere mich nicht um Leute mit denen ich keinen Umgang habe,“ ſagte die Bürgermeiſterin hoch.

„Nun .... und die Apothekerin?“ fragte Franziska.

„Gewiß! ſie ſtand auf der Liſte .... und eben jetzt komme ich von ihr! ich wollte ſie vorläufig in Kenntniß von der Sache ſetzen, damit ſie nicht in der Ueberrumpelung Ja ſage. Aber ſie ſteht feſt zu uns, trotz ihres bigotten Mannes!“ ſagte die Bürgermeiſterin triumphirend.

„Verſtändige Frau!“ rief Franziska in demſelben Ton.

„Was das für Manöver ſind!“ ſagte Agathe kopfſchüttelnd: „dies Umherlaufen, dies Abrathen, dies Complot machen!“

„Warum ſoll ich nicht thun dürfen, was die Gräfin thut?“ fragte die Bürgermeiſterin beleidigt.

„Wollte Gott, Du thäteſt nichts Anderes als was die Gräfin thut, dann würdeſt Du keine Schriften von Gottesleugnern leſen,“ ſagte Agathe: „aber auch in dem gegenwärtigen Fall machſt Du es ganz anders. Sie gibt einfach ihren Plan und die Gründe dafür an, und ſchlägt den Beitritt vor; Du läufſt umher um vor ihr zu warnen, gegen ihren Vorſchlag aufzuhetzen, Andere zurückzuhalten. Nicht nur, daß Du ſelbſt ein gutes Werk ablehnſt, Du gibſt Dir Mühe es zu hintertreiben, zu ſtören. Weißt Du wohl, daß das ſo recht das Geſchäft des Teufels iſt?“

„Des Teufels!“ ſagte die Bürgermeiſterin mitleidig die Achſeln zuckend, während Franziska mit Heftigkeit ſagte:

„Albernes Geſchwätz! in meinem Hauſe will ich nichts von dieſen Ammenmärchen hören.“

„Das begreift ſich!“ verſetzte Agathe ruhig: wer von Gott nichts wiſſen will, dem iſt der Teufel ein Märchen.“

„Wir wiſſen von Gott das Wahre und Richtige! wir wiſſen .... — nicht wahr, Fränz? .... wir wiſſen“ .... — ſagte die Bürgermeiſterin und ſuchte nach Worten.

„Daß Gott ein Gedanke des menſchlichen Geiſtes iſt!“ ergänzte Franziska.

„Und damit Punktum, wie mein guter armer Vater ſagte. Nun hab' ich genug. Adieu Bärbchen und Fränz,“ ſagte Agathe und ging fort.

„Schade um die Agathe!“ bemerkte die Bürgermeiſterin: „ſie iſt doch eigentlich eine geſcheute Frau und läßt ſich ſo verdummen! Begreifſt Du das?“

„Ich begreife am allerwenigſten die Gräfin!“ ſagte Franziska unmuthig. Sie konnte die Bürgermeiſterin nicht leiden, weil dieſe eine, wie ihr ſchien, höchſt übertriebene bewundernde Verehrung für Rabener hegte. Was in früherer Zeit ein Band zwiſchen ihnen geweſen war, drohte jetzt ein Stein des Anſtoßes zu werden und nur ungern ſtimmte Franziska den Anſichten der Bürgermeiſterin bei, wenn ſie nicht ein gemeinſames Intereſſe des Haſſes zu vertreten hatten.

„Iſt es nicht unbegreiflich? ſie hat das Schloß voll Beſuch den ganzen Frühling und Sommer — Verwandte und Freunde; gebildete, vornehme Leute und ſie läuft in X. umher und will einen Verein ſtiften, der die Armen beſucht!“

„Als ob ſich die Armen etwas aus dem Beſuch machten!“ ſagte die Bürgermeiſterin: „Almoſen ohne Beſuch wäre ihnen weit lieber.“

„Sie wollen aber die Armen überwachen, zum Guten anleiten, beſſern .... natürlich zur Frömmigkeit abrichten und Heuchler aus ihnen machen. Eine vortreffliche Aufgabe!“

„Und dadurch Vergebung ihrer Sünden erlangen! das iſt noch vortrefflicher!“ rief die Bürgermeiſterin lachend.

„Du irrſt!“ ſagte Franziska ſehr erfreut die Bürgermeiſterin zurechtzuweiſen. „Vergebung der Sünden gewährt der Ablaß nicht, ſondern nur Nachlaß der zeitlichen Strafen. Aber das Eine iſt ſo unſinnig wie das Andere! wer ſoll denn Strafen verhängen, da Gott nur in den Gedanken des menſchlichen Geiſtes exiſtirt? .... Genug, die Gräſin iſt mir räthſelhaft, denn es wird ihr in der Reſidenz nicht an Gelegenheit gefehlt haben, mit Leuten von wahrer Bildung zu verkehren und geiſtreiche Schriften zu leſen. Mein Mann wird wohl Recht haben zu behaupten, die Adeligen wären ſo verkommenen Geiſtes, daß ihnen alle Faſſungskraft für die großen Gedanken der neuen Zeit fehle.“

„Ja, Dein Mann!“ ſagte die Bürgermeiſterin ſchwärmeriſch: „der ſucht freilich umſonſt ſeines Gleichen, nicht blos unter den einfältigen Adeligen, ſondern auch unter den Bürgerlichen. Nenne mir Jemand in X., der ihm die Schuhriemen aufzulöſen verdiente.“

„Du biſt allzu beſcheiden, Bärbchen,“ entgegnete Franziska mit ſtillem Hohn: „die Frau Bürgermeiſterin ſollte ſo nicht reden. Der Herr Bürgermeiſter hat ganz andere Verdienſte als mein Mann.“

„Verdienſte .... nun ja, ich ſpreche ſie nicht meinem Mann ab,“ ſagte die Bürgermeiſterin gedehnt: „ich weiß ja am Beſten wie man ihn dazu antreiben muß. Aber was ſind Verdienſte neben Geiſt und hoher Bildung?“

„Zu verachten ſind ſie juſt nicht,“ meinte Franziska.

Während dieſer Geſpräche ſetzte Floreſtine ihre Werbungen fort, erhielt mehr zuſagende als ab=

lehnende Antworten und kehrte ganz froh auf den Schloßberg zurück. Gerade weil es dort nie an Beſuch auf längere Zeit fehlte, hatte ſie ſich mit ihren Verwandten und Freunden auf den Fuß der Freiheit geſetzt, um nicht ein ſclaviſches Opfer der Gaſtfreundſchaft zu werden. Es lag ihr daran dieſen kleinen Verein in's Leben zu rufen, damit er vor dem Spätjahr, welches ſo manche Bedürfniſſe der Armen zu Tage bringt, organiſirt und in Thätigkeit ſei und ſie hoffte, daß ſie ſich ihm recht eifrig würde widmen können, da ihr Mann nicht die mindeſte Luſt hatte den Winter, nicht einmal den Faſching, in der Reſidenz zuzubringen, wo ſeine unglückliche Leidenſchaft und der Verkauf von Seeheim ein Aufſehen machten, das ihm höchſt peinlich war. Der Aufenthalt auf Cronenſtein, die Kenntnißnahme der Geſchäfte, das ländliche und doch muntere, bewegte, gaſtliche Leben, das gerade ſo fortging, wie früher bei ſeinem Schwiegervater, als Floreſtine noch unvermählt war — das Alles ſagte ihm zu und ſeine Frau fühlte ſich glücklich in ſeiner Zufriedenheit. Aber das unbefangene ſorgloſe Glück, das ſie vor dieſer Cataſtrophe genoſſen hatte, war dahin. Sie hoffte, weil ſie auf Gott vertraute; allein ſie verblendete ſich nicht über die furchtbare Gefahr, die Oswald — die ſie mit ihm — bedrohe. Konnte eine Leidenſchaft, die durch mehr als zehn Jahre eines tadelloſen Lebens beſiegt ſchien, zu einer ſolchen Raſerei erwachen: was war da nicht zu befürchten, da er jetzt zum zweiten Mal ganz von vorn wieder anfangen ſollte und das Gefühl ſeiner Hinfälligkeit in der Verſuchung, lähmend im Herzen trug! Freilich konnte ihm andererſeits die bittere, demüthigende Erfahrung und das Bewußtſein der Schwäche, eine große Wachſamkeit geben und ihn zu einem feſteren Vertrauen auf Gottes Beiſtand antreiben. So ſchwebte Floreſtine beſtändig zwiſchen Sorge und Hoffnung und war ängſtlich darauf bedacht ihrem Mann dieſen inneren Streit zu verbergen, nichts als heitern Gleichmuth an den Tag zu legen und ihm ſeine Häuslichkeit ſo angenehm wie möglich zu machen. Jetzt fing ſie erſt recht an, ihren Kindern manche ſtille Thräne nachzuweinen, denn ſie wären allmälig in das Alter gekommen, wo ſich der Vater mit ihnen hätte beſchäftigen können, und welche liebliche Feſſel wäre das für Oswald geweſen. Aber in allen ihren Schmerzen konnte ſie nichts thun als ſtill ausharren und Gott bitten das Opfer anzunehmen, das ſie von ihrem ganzen Erdenglück willig ihm darbringen wolle, wenn nur Oswald ſich nicht auf's Neue in das Verderben ſeiner wahnwitzigen Leidenſchaft ſtürze. Die Gewalt einer ſolchen Leidenſchaft hatte ſie nie an ſich ſelbſt erfahren; es ſchien ihr alſo leichter dieſelbe zu beſiegen, als es für denjenigen war, der ſchon einmal in ihren Feſſeln ſeine beſte Kraft verloren hatte. Obſchon ihre Natur dazu angelegt war, hatte ihre religiöſe Erziehung der Anlage entgegengewirkt und hatten ihre ſpäteren Verhältniſſe als glückliche Gattin und Mutter dieſe Wirkung kräftig unterſtützt und die ſchöne Energie gegen das Böſe mehr und mehr entwickelt, die mit der Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung wächſt. Jetzt ſah ſie die ſittliche Schwäche in nächſter Nähe; aber ſie begriff ſie nicht. Das gab ihr zuweilen innere Anwandelungen von Ungeduld über Oswald, die ſie vollends quälten, weil ſie darin einen Mangel an Abtödtung und Selbſtüberwindung erkannte.

Ihr Onkel Frankenhauſen, Oswalds alter Vormund und väterlicher Freund, war ganz außer ſich über die Cataſtrophe, die das ſchöne Lauingen'ſche Vermögen verſchlungen hatte; und zwiefach außer ſich, weil ohne ſeine Bürgſchaft für Oswalds gründliche Beſſerung, die Ehe mit Floreſtine nie geſchloſſen wäre. Er hatte Oswald mit Vorwürfen überhäuft und ihm die Schmach ſeines Gebahrens in der härteſten Weiſe vorgeſtellt, war aber — zwar nicht verſöhnt, doch entwaffnet worden durch die ſanftmüthige Ergebung, mit welcher Oswald ihm beiſtimmte, ohne im mindeſten ſich vertheidigen zu wollen.

„Du haſt ganz Recht mich erbärmlich zu nennen," ſagte er: „ich habe die Achtung vor mir ſelbſt verloren und kann nicht mehr erwarten, von Anderen geachtet zu werden."

„Nu nu!" ſagte der brave Frankenhauſen, der in dem Maß erzürnt war, als er Lauingen gern hatte, „man muß nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten! Du haſt ja auch gute Eigenſchaften . . . . haſt Deine Tollheit mit dem Verluſt Deines ganzen Vermögens bezahlt, biſt jetzt auf gutem Wege . . . . es iſt noch nicht der Anſpruch auf Achtung aufzugeben . . . . aber unbegreiflich iſt die Geſchichte doch! total unbegreiflich!"

„Bei ruhigem Blut iſt es auch mir unbegreiflich!"

„Aber, zum Donner! wer läßt durch die vermaledeiten Karten ſein Blut in Wallung bringen! das hat ja nicht den geſunden Menſchenverſtand!" brauſte Frankenhauſen auf.

„Gewiß nicht! Es iſt ein unſeliger Zauber, der gerade von dieſer Leidenſchaft ausgeht, und den Niemand erklären kann. Man ſchwebt in einer Spannung, die ſich nicht geſteigert denken läßt. Das kleine bunte Blatt in meiner Hand kann mich zum Bettler machen oder zum Cröſus — kann meine ganze Exiſtenz zu Grunde richten oder ſie aus dem Ruin in die Höhe bringen — ja, kann Tod oder Leben über mich verhängen."

„Schweig!" rief Frankenhauſen, „ich kann es gar nicht hören, daß ein Menſch ſich aus Durſt nach Aufregung ſo behexen läßt, daß er zum Verbrecher an ſich ſelbſt wird und Frau, Kinder, Familie, guten Namen, Vermögen, das Glück des Lebens und das Heil der Seele gegen ein Kartenblatt gering ſchätzt."

„Das iſt ja das Gräßliche jeder Leidenſchaft!" verſetzte Oswald.

„Laſſe ich mich von einem menſchlichen Weſen behexen, ſo iſt das bei Gott! ſchmachvoll genug!" rief Frankenhauſen; „aber es iſt doch etwas Lebendiges! es hat ein Herz! es hat eine Seele! es hat doch wenigſtens ſeine fünf Sinne! es ſpricht, es lacht, es weint — kurz! es iſt meines Gleichen. Vielleicht taugt ſie wenig genug, meine lebendige Coeurdame, vielleicht bringt mich ihre Hexerei auch in's Elend — aber es iſt doch etwas Anderes, als die blödſinnige Sympathie für eine papierne Coeurdame."

„Es tröſtet mich, daß Floreſtine in dieſem Punkt anders denkt," erwiderte Oswald.

„Nun das verſteht ſich!" rief Frankenhauſen unmuthig: „das hängt mit andern Fragen zuſammen! Ich ſage nur im Allgemeinen, daß ich die Leidenſchaft für ein weibliches Weſen minder blödſinnig und unbegreiflich als für das Spiel finde.

Und hätte ich jetzt nur die Gewißheit Dich gründlich curirt zu wiſſen!“

„Davon kannſt Du überzeugt ſein! ich habe ſo viel gelitten und Floreſtine hat ſo viel durch mich gelitten, dieſe liebe Engelſeele, daß ich ein Ungeheuer wäre, wenn ich mich wieder fangen ließe.“

„Ueberdas bedenke Deine pecuniären Verhältniſſe, beſter Freund!“ verſetzte Frankenhauſen: „Dein Vermögen iſt verſchwunden bis auf den letzten Kreuzer. Ihr lebt von Floreſtinens Vermögen. Sollteſt Du auch das ruiniren — was bleibt denn für Euch? und was für die Kinder, die Euch Gott ohne Zweifel noch ſchenken wird! Du kannſt doch kein Bettelvolk in die Welt ſetzen.“

„Sei feſt überzeugt, entgegnete Oswald, daß ich das Alles überlegt und mir feſt eingeprägt habe. Ich bin für meine Thorheit zu hart geſtraft, um nicht einen Rückfall ängſtlich zu meiden.“

Für ihren Mann ſah Floreſtine mit Beklommenheit dem Winter entgegen. Frauen haben tauſend kleine Beſchäftigungen durch weibliche Arbeiten, kleine Kunſtfertigkeiten, häusliche Intereſſen, die theils ihre Hände theils ihre Gedanken, immer ihre Aufmerkſamkeit und ihre Zeit in Anſpruch nehmen, ſo daß ſie, wenn ihr inneres Leben gut geordnet iſt, einen ſtillen Landaufenthalt unſchwer ertragen. Dem Mann fehlt dieſe kleine Thätigkeit für jede Stunde. Iſt er nicht ein eifriger Agronom oder ein eifriger Jäger, ſo kann ihm ein Wintertag recht lang erſcheinen. Oswald ging ganz gern mit anderen Männern ab und an auf die Jagd; er hatte aber nicht die Liebhaberei, die damit das Leben ausfüllt. Der Grund und Boden der Cronenſtein'ſchen Güter war verpachtet; die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben beſorgte der Rentmeiſter, der bereits fünfundzwanzig Jahre dieſem Amt vorſtand. Für Oswald gab es kein Feld der Thätigkeit auf Cronenſtein. Die Muſik machte ihm Freude und er las gern — nur nicht den ganzen Tag.

Um Mitte Oktober, als das Laub fiel, die Abende lang und die Tage kühl wurden, trat eine große Veränderung im Schloß ein: Floreſtine, Oswald und Frau von Strahl waren allein. Unter anderen Umſtänden würde Floreſtine ihr Leben zu Dreien ſehr gemüthlich gefunden haben: ſie ritt mit ihrem Mann ſpazieren, ſie muſizirte mit ihm und Abends, während ſie und die Tante mit Handarbeit beſchäftigt waren, las er ihnen vor. Aber jetzt ſchwebte über dem Allen der bange Gedanke: Oswald langweilt ſich! . . . . ſteigert ſich die Langweile, ſo wird er nach Zerſtreuung verlangen . . . . etwas verlangen, das ihm Intereſſe einflößt . . . . ihn anregt! . . . Nichts regt ihn ſo an, ſo auf, als das unſelige Spiel .... er hat es ſich gleichſam zu einem Bedürfniß gemacht, das Befriedigung begehrt .... er hat eine unnatürliche Leere in ſich geſchaffen, die ihn in fieberhafte Unruhe verſetzt, bis ſie durch einen unnatürlichen Reiz ſcheinbar ausgefüllt wird! ... Er verzehrt ſich in Qualen — ſei es in der Qual des leidenſchaftlichen Verlangens, ſei es in der Qual der Reue ihm nachgegeben zu haben .... Sein inneres Gleichgewicht iſt gräßlich geſtört! — —

So dachte Floreſtine, die ihren Mann allzu genau kannte und allzu innig liebte, um nicht jedes Wölkchen zu bemerken, das über ſeine Stirn flog und jeden Nebelſtreif, der ſein Inneres verdüſterte. Und ſie täuſchte ſich nicht: da waren Wolken, da war Nebel! —

Die heiligſtille Aller-Seelen-Oktav war vorüber, war feierlicher denn je begangen worden, da die fromme Tochter das Andenken ihres Vaters mit allen Gnaden und Ehren umgeben wollte, welche die Kirche den Abgeſchiedenen widmet. Ganz müde von Gebet, Schmerz und Thränen ſagte Floreſtine eines Tages zu Frau von Strahl:

„O Tante! der Tod meines Vaters iſt ein doppeltes Trauerdenkmal für mich .... denn mit ihm iſt auch mein Glück zu Grabe gegangen. Sein Verluſt fällt mit dem Wendepunkt meines ganzen

Lebens zuſammen .... und ich werde eben jetzt furchtbar daran erinnert, denn Oswald iſt fort.“

„Fort! .... wohin?“ rief Frau von Strahl blaß vor Entſetzen.

„Weiß ich es? Er iſt fort! Heute in aller Frühe ſtand er auf. Ich erwachte und fragte wie Du: wohin? Er küßte mich und ſagte, er wolle auf die Jagd gehen. Ich war müde und ſchlief wieder ein. Daß er nicht zum erſten und zweiten Frühſtück hier war, konnte mich nicht beunruhigen. Aber vorhin begegne ich dem Jäger, der eine Menge Krammetsvögel bringt und ich frage ihn, ob der Graf zurückgekommen ſei. Er antwortet, er wiſſe es nicht. Ich frage, ob er nicht den Grafen auf die Jagd begleitet habe. Nein! ſagt er: der Herr Graf iſt in aller Frühe ausgeritten, ob auf die Jagd — kann ich nicht ſagen; aber ein Gewehr hatte er nicht bei ſich. — O Tante! was iſt aus ihm geworden! Er iſt gewiß zur Eiſenbahnſtation geritten und Gott weiß wohin! in die weite Welt hinausgefahren.“

Frau von Strahl fand keine Antwort, denn ſie hatte denſelben Gedanken und mochte ihn doch nicht ausſprechen.

„Und doch kann ich das nicht recht glauben, weil Oswald mir verſprochen hat zu ſagen, wenn ihn die Unruhe der Leidenſchaft ergreift,“ ſetzte Floreſtine hinzu, wie um ſich ſelbſt zu beruhigen.

„Ach mein armes Kind! in der Leidenſchaft vergißt man ganz andere Verſprechen!“ erwiderte Frau von Strahl beklommen.

„Das fürchte ich, Tante! . . . . aber es iſt ein Strohhalm der Hoffnung! . . . ich halte ihn feſt.“

Die Zeit verging. Floreſtine war nicht im Stande fünf Minuten bei derſelben Beſchäftigung zu bleiben. Bald meinte ſie es komme ein Reiter den Schloßberg hinauf, bald glaubte ſie Oswalds Stimme, Oswalds Schritt zu hören, bald hörte ſie nichts als den Schlag ihres Herzens, der ihre Bruſt zu ſprengen drohte. Dann warf ſie ſich vor ihrem Kruzifix auf den Betſtuhl und flehte zu Gott, Er möge ihr ſagen, was ſie thun, wie ſie ſich verhalten ſolle. Das war das Einzige, was ihr ein wenig Ruhe gab. Es dunkelte ſchon; da ging ihre Thür auf und Oswald trat ein. Sie wollte vom Betſtuhl ſich erheben, allein der Gegenſatz der Freude zu der bitteren Herzensangſt war ſo gewaltig, daß ſie halbohnmächtig zurückſank und nur mit einem tiefen Seufzer ſeinen Namen nannte. Er eilte auf ſie zu, kniete neben ihr nieder, umſchlang ſie zärtlich, gab ihr tauſend ſüße Namen. Sie legte den Kopf auf ſeine Schulter und ſagte tonlos vor Ermattung:

„Das nicht, Oswald! . . . . nur das nicht!“

Er ſelbſt ſah erhitzt, abgeſpannt, übermüdet aus; Beide zuſammen ein trauriger Anblick! Alle Bedingungen vorhanden, mit denen man ein edles Glück ſich ſchaffen kann — und jetzt verwüſtet durch eine unſelige, unwürdige Leidenſchaft.

„Wo biſt Du geweſen? O täuſche mich nicht und ſprich die Wahrheit!“ ſagte Floreſtine, nachdem ſie ſich gefaßt hatte.

Oswald ſank in einen Lehnſtuhl, drückte beide Hände auf ſeine glühende Stirn und ſeufzte:

„Flore! wüßteſt Du wie elend ich mich fühle, ſo hätteſt Du Mitleid mit mir.“

Wenn Oswald ſo niedergeſchlagen ſprach, nahm ſie ihre ganze Kraft zuſammen um ihn zu erheben und zu tröſten, und auch jetzt ſagte ſie zärtlich und ſeine Worte anders deutend:

„Ja, lieber Oswald, laß mich mit Dir leiden; es wird mir eine Erquickung ſein.“

„Es gibt ein Gemälde — ich glaube es iſt ein pompejaniſches — das paßt für mich, meine arme liebe Flore, das gibt Dir ein Bild von mir: auf dem Rücken einer Chimäre, eines fabelhaften, aus verſchiedenen Thieren phantaſtiſch zuſammengeſetzten Gebildes, ruht ein Jüngling und die Chimäre führt ihn hoch, weit, im ſchwindelnden Flug durch die Lüfte. Wohin? . . . . ach, wohin führt ein Ungeheuer den armſeligen Menſchen? . . . zum Fall in den Abgrund .... zum Sturz in die Tiefe! Die Leidenſchaft iſt eine ſolche Chimäre! .... Aber das Schauerlichſte auf dem Bilde iſt, daß der Jüngling, indem er den Hals ſeiner Chimäre umſchlingt, ihr eine Trinkſchaale darreicht! er wird nicht beſinnungslos von ihr entführt — Nein! er nährt ſie, er labt ſie! vielleicht verabſcheut er ſie als ein Ungeheuer — aber der wahnſinnige Reiz des ſchwindelnden Fluges iſt ſo überwältigend, daß er nicht widerſtehen kann .... oder nicht will .... genug, er widerſteht nicht! .... Und dieſer Menſch mit ſeiner Chimäre, Flore! ... bin ich."

„Verleumde Dich nicht!" antwortete ſie gefaßt, „Du widerſtehſt! Du ſuchſt das Ungeheuer zu bändigen. Aber ſprich! wo biſt Du geweſen, lieber Oswald. Du ſiehſt ermüdet aus."

„Ich ritt zur Eiſenbahnſtation und verfehlte den Zug um zwei Minuten. Ich ritt zur zweiten Station, um mit dem nächſten Zug von dort abzugehen. Die Chauſſee macht aber ungeheuere Umwege und geht über die Berge. Mein Pferd wurde müde vom ſcharfen Ritt. Ich ſah die Unmöglichkeit ein die nächſte Station rechtzeitig zu erreichen. Dadurch kam ich auf andere Gedanken. Vielleicht war dies ein Wink der Vorſehung .... vielleicht ließ mich mein Schutzengel nicht weiter kommen. In einer Dorfſchenke gönnte ich dem Pferd ein paar Stunden

Raſt und ritt dann zurück. Auf dieſe Weiſe war ich eilf Stunden im Sattel.“

„Aber, lieber Oswald, wohin wollteſt Du? was wollteſt Du?“

„Nach der Reſidenz wollte ich . . . . eine Nacht ſpielen . . . . und morgen wieder hier ſein!“ rief Oswald in heftiger Aufregung.

„Gott ſei gedankt, daß Du jetzt wieder hier biſt!“ erwiderte Floreſtine. Dann ſchwieg ſie, weil er ſchwieg. Man ging zum Eſſen und es war nicht weiter davon die Rede.

Aber in Floreſtinens Bruſt niſtete ſich ein raſtlos nagender Wurm ein: die Angſt, daß Oswald von ſeiner Chimäre entführt werde. Blieb er auf einem Spazierritt länger aus, fand ſie ihn nicht in ſeinem Zimmer — gleich ging ihr der Dolchſtich durch das Herz: Er iſt fort! In der Nacht konnte es wohl von ihr heißen: Ich ſchlafe; aber mein Herz wacht! denn ihre Träume waren nichts als Liebe und Sorge um ihn und oftmals fuhr ſie aus dem Schlummer auf und rief voll Entſetzen ſeinen Namen, weil ihr war, als habe er ſich leiſe fortgeſchlichen.

„Du reibſt Dich auf, mein armes Kind!“ ſagte Frau von Strahl bekümmert.

„Es iſt nichts Geringes, Tante,“ erwiderte ſie ſchmerzlich lächelnd, „immer Wache zu halten am Rande des Abgrundes, damit er nicht hineintaumele.“

Frau von Strahl aber dachte daran, daß Florentine die Tochter einer äußerſt zarten Mutter ſei und daß das Kreuz von Schmerz und Leiden, das ſeit anderthalb Jahren vielgeſtaltig auf ihr lag, ihren feinen Organismus aufreiben könne. Sie ſagte alſo eines Abends, als ſie traulich beiſammen ſaßen, während Sturm und Regen an die Fenſter ſchlugen:

„Ich ſehe nicht ein, warum Ihr den ganzen Winter hier zubringen wollt! Geht doch in ein ſüdliches Clima. Es würde Floreſtinen recht heilſam ſein.“

„Was meinſt Du, Florette?“ ſagte Oswald in einem Ton, der deutlich ſein Gefallen an dem Gedanken verrieth.

Floreſtine hatte ſich im Sopha zurückgelehnt, ermüdet durch einen dreiſtündigen Ritt, den ſie trotz des ſtürmiſchen Wetters mit ihrem Mann gemacht, weil er ihre Geſellſchaft gern hatte. Sie richtete ſich auf und ſagte:

„Sehr gern, Oswald, wenn es Dir lieb iſt; aber meinetwegen nicht.“

„Ganz recht!“ ſagte Frau von Strahl lachend, „der Eine von Euch thut es für den Anderen! das iſt in der Ordnung. Zögert aber nicht Euch auf den Weg zu machen. Neapel iſt weit von hier."

„Nicht nach Neapel!" rief Oswald lebhaft.

„Wohin möchteſt Du am liebſten?" fragte Florentine.

„Nach Nizza!" erwiderte er, „Nizza's Orangengärten am Geſtade des ewigblauen Meeres, ſind wohlthuender, als der aufregende Tumult von Neapel."

„Alſo nach Nizza!" rief Floreſtine mit der ganzen frohen Lebhaftigkeit ihrer Natur, die ſich durch den Gedanken ſteigerte, die Reiſe, die neuen Bilder, die fremden Menſchen würden Oswald in heilſamer Weiſe zerſtreuen. Auch er ſchien es zu hoffen, denn er ſagte heiter:

„Da wollen wir andere Spazierritte machen."

„Du hätteſt dieſen Wunſch längſt ausſprechen ſollen! Dann wären wir jetzt ſchon in Nizza," verſetzte Floreſtine.

„Ich dachte, Du würdeſt ungern fortgehen."

„Ungern! mit Dir und auf Deinen Wunſch ungern fortgehen und gar nach dem ſchönen Süden: die Worte paſſen nicht zuſammen!" . . . .

„Macht Euch nur bald auf den Weg," ſagte Frau von Strahl, „ich werde Cronenſtein ſchon in Ordnung halten."

„Ach, daß Du ſo ganz allein bleibſt, Täntchen, das ſchmerzt mich! Geh' mit uns!" ſagte Floreſtine. Auch Oswald bat darum; doch ſie lehnte es entſchieden ab und trieb nur zur ſchleunigſten Abreiſe an. Dieſe erfolgte wirklich am Anfang der nächſten Woche und Frau von Strahl blieb einſiedleriſch auf Cronenſtein.

„Da habt ihr ein Beiſpiel von der wetterwendigen Laune einer vornehmen Dame!" ſagte Franziska in ihrem gewöhnlichen bitteren Ton zu ihren Schweſtern. „Im Auguſt ſetzt ſie ganz X. in Alarm mit ihrem Armenbeſuch-Verein und im November packt ſie die Laſt Euch auf, reiſt nach Italien und denkt an keinen Armen."

„Du irrſt wie gewöhnlich!" erwiderte Agathe, „ſie bürdet uns keine Laſt auf. Sie hat das Rechnungsweſen übernommen und für die Dauer ihrer Abweſenheit der Frau Majorin übertragen und hat den Rentmeiſter angewieſen jeden Monat ihren beſtimmten Beitrag der Vereinskaſſe zu zahlen. Nur ihre liebenswürdige Perſon fehlt uns."

„Mir iſt es ein großer Troſt," ſagte die Doctorin Hellmut, „daß ſie mir verſprochen hat, ſich einen Tag in Zürich aufzuhalten und den armen Teles zu erkundſchaften."

„Der arme Teles befindet ſich ganz vortrefflich!" ſagte Franziska. „Ich begreife nicht, warum Ihr das meinem Mann nicht glauben wollt, der zuweilen durch einen Freund in Zürich von ihm hört.“

„Weil wir einen anderen Maßſtab für das Wohlbefinden unſeres Bruders haben, als Du und Dein Mann,“ entgegnete Agathe.

„Und weil wir nimmermehr glauben können, daß er ein zufriedenes, geordnetes Leben führe, ſo lange er nicht der Mutter ſchreibt,“ ſetzte die Doctorin hinzu.

Enttäuſchungen.

Die treue Schweſter hatte mit ihrer Vorausſetzung das Richtige getroffen: Telesphor führte in Zürich das wildeſte, zügelloſeſte Studentenleben. Es gibt aber Männer, welche meinen, ein tüchtiger Student und Ausgelaſſenheit gehörten zuſammen; er werde mit der Zeit ſchon geſetzt werden; Amt und Beruf würden das Bischen Rohheit ſchon abſchleifen; — und weiter ſehen ſie nicht. Ob Glaube, Sittlichkeit, gute Grundſätze in dem unſittlichen gemeinen Treiben angefreſſen, ja ruinirt werden, iſt ihnen gleichgültig, da man es auch ohne das in der Welt zu etwas bringen kann. Manche freuen ſich ſogar über die ſittliche Verwüſtung eines jungen Mannes, denn ſie hat gewöhnlich ſeine Entfremdung vom Glauben zur Folge und das iſt allzeit ein großer Triumph für Leute, die den ihren verloren haben und dem Indifferentismus in tauſend Schattirungen bis zum niedrigſten Unglauben verfallen ſind. Ein ſolcher Mann war der Profeſſor in Zürich, dem Telesphor ein Empfehlungsſchreiben von Rabener überbrachte und der zuweilen nach X. ſchrieb, Telesphor befinde ſich ganz vortrefflich. Nach des Profeſſors Begriffen war das richtig: er kannte kein höheres Geſetz als das ſelbſtgeſchaffene, und nach dieſem Geſetz lebte Telesphor — jedoch ohne die Ueberzeugung, daß es das abſolut wahre ſei. Vielleicht hat Niemand dieſe Ueberzeugung, ſehr wahrſcheinlich ſogar; denn der Menſch iſt nach dem Bilde Gottes geſchaffen und auch der roheſte trägt das Gefühl für Wahrheit und Recht in ſich, als den lichten Abglanz des ewigen Geſetzes, welches in Gott ruht und welches Lüge und Unrecht verdammt. Erhebt ſich der Eine, indem er dem inneren Licht folgt, höher und immer höher zur reinſten Tugend, zur Vollkommenheit, zur Heiligkeit: ſo kann ſich der Andere freilich auch vom Licht abwenden, den entgegengeſetzten Weg einſchlagen und das entgegengeſetzte Ziel in der Zeit und in der Ewigkeit erreichen; allein vernichten kann er das Licht nicht, ſo ſehr er es auch wünſchen möge. Und er muß es wünſchen, um aus dem Zwieſpalt im Gewiſſen herauszukommen, der ihn nicht ſowohl unglücklich als unſelig macht und ihm die gewiſſe dämoniſche Unruhe gibt, die ihn antreibt Andere vom Licht abwendig zu machen, um Genoſſen ſeines Elends zu haben.

In der Zeit der Reconvaleſcenz, die in Zürich auf ſeine Krankheit folgte, erhob ſich wieder mancher Kampf für Telesphor. Ideale ſind Phantome der Einbildungskraft, ſprach er zu ſich ſelbſt; ſie halten nicht Stich, wenn die Leidenſchaft ſie angreift. Und die Leidenſchaft iſt auch weiter nichts als eine Fata Morgana, die auf den erregten Wellen unſeres Blutes aufſteigt und in ſich ſelbſt zerfließt. War je ein Menſch begeiſtert für das hohe Ideal ſeiner Beſtimmung, für Wiſſenſchaft und Beruf, die ihn ihr zuführen ſollten: ſo war ich es . . . . und nichts hat mir Stand gehalten! — Hat je ein Menſch in uneigennützigſter, opferwilligſter, allbeſiegendſter Leidenſchaft ein Weib geliebt: ſo war ich es wiederum, und wiederum hielt ſie mir nicht Stich! ſie war ein Irrlicht, führte mich in einen Sumpf und verſchwand! Ich bin es müde für Trugbilder zu leben, und will mich fortan nur der Wirklichkeit und dem Erreichbaren zuwenden. Vielleicht finde ich darin Befriedigung. — — Dagegen erhob ſich eine andere Stimme in ihm und ſprach: O täuſche dich nicht! o läſtere nicht die Ideale deiner Jugend! nicht ſie haben dich im Stich gelaſſen: Du biſt ihnen treulos geworden. Du warſt ſtolz auf die Kraft deines Geiſtes, deines Willens — auf den hohen Flug deines Strebens — du dachteſt nicht daran, daß du trotz deſſen ein gebrechlicher Menſch ſein könnteſt — du hatteſt noch keine Prüfung beſtanden und wähnteſt ſie überwunden zu haben oder ſogar der Verſuchung unzugänglich zu ſein — du ließeſt es an Wachſamkeit und an Demuth fehlen — wie hätteſt du nicht unterliegen ſollen! . . . . Und nachdem dein Wille die hohe Richtung verlaſſen und unter elenden Scheingründen eine niedere eingeſchlagen hatte, wie biſt du ſo feig, ſo unwürdig, ſo ſklaviſch vor deinem Götzen geweſen, wie haſt du den Adel deines Geiſtes entweiht, die Würde deiner Seele erniedrigt! — — Nein! nein! ſchrie er in ſeinen Selbſtgeſprächen auf, Liebe iſt keine Erniedrigung und ohne die höchſte Richtung des Geiſtes zu verfolgen, iſt es noch keine Entweihung in einer anderen ſich zu üben. — — Dann fiel ihm ſein Theaterſtück ein, und was und wie er geſchrieben — und er hätte ſein halbes Leben hingeben mögen, um es nicht geſchrieben zu haben, und es tröſtete ihn, daß man ihn nicht als den Verfaſſer kenne, obſchon er vor ſich ſelbſt eingeſtand, daß eine befleckte Hand nicht dadurch rein werde, daß Niemand die Befleckung wahrnehme.

Der Profeſſor, der Telesphor in der Krankheit behandelte, war mit deſſen Schickſalswendungen durch Rabener's Mittheilungen hinlänglich bekannt um das Seine zu thun, damit nicht etwa Telesphor in einem Anfall von Ueberſpannung oder Melancholie zu ſeinen alten Ideen zurückkehre. Bei jeder Veranlaſſung empfahl er das Studium der Arzeneikunde als eine practiſche und rationelle Wiſſenſchaft, durch deren Ausübung man unter allen Umſtänden und Verhältniſſen den leidenden Nebenmenſchen nützlich ſei.

„Sie behält hübſch die Erde unter den Füßen, verliert ſich nicht in blauen Dunſt und ſorgt für das Koſtbarſte was der Menſch hat: für ſein Leben,“ ſagte der Herr Profeſſor. „So wie Ihre Kräfte hergeſtellt ſein werden, ſetzen Sie fleißig Ihre mediziniſchen Studien fort und treten Sie in Verkehr mit unſeren jungen Studirenden. Beides iſt Ihnen nothwendig. Sie müſſen ſich beſchäftigen, erheitern und zerſtreuen und alle Grillen Ihrer Vergangenheit fallen laſſen.“

„Ich war nie ein Grillenfänger,“ verſetzte Telesphor lächelnd.

„Wie wollen Sie denn Ihre theologiſchen Studien nennen? — es war die Grille eines exaltirten Jünglings! Und was war Ihre ſchwärmeriſche Leidenſchaft für ein Dämchen, das dieſelbe gar nicht erwiderte? — ebenfalls eine Grille, die, wie die erſte, aus höchſt beklagenswerthen idealiſtiſchen Tendenzen entſprang. Das muß nun aufhören. Vergeuden Sie nicht länger Ihre Talente. Werden Sie ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Geben Sie den Kranken Geſundheit, den Sterbenden Leben, und nachdem Sie ihnen dieſe Güter geſchenkt haben, ſorgen Sie für Bildung und Aufklärung der Geretteten, damit dieſe ihres Lebens und ihrer Geſundheit froh werden, was ohne wahre Aufklärung unmöglich iſt. So werden Sie auf zweifache Weiſe ein Wohlthäter der armen Menſchheit, die nach ſolchen Wohlthätern ſchreit — beſonders was die letzte Sorte betrifft. Dagegen kann ein junger begabter Mann wie Sie unmöglich gleichgültig bleiben.“

Telesphor war auch mit nichten gleichgültig. Im Gegentheil! dieſe Sprache freute ihn, denn ſie zeigte ihm einen Weg, auf welchem er ohne alle Demüthigung eine glückliche Laufbahn antreten und vollbringen konnte, und ſie tröſtete ihn über das Mißlingen ſeiner beiden früheren Verſuche, das er ſeinen idealiſtiſchen Tendenzen zuſchrieb, wie der Herr Profeſſor ſie nannte. Deshalb warf ſich denn auch Telesphor in das Gegentheil von allem Idealiſtiſchen: in materielle Genußſucht, in religiöſen Indifferentismus. Das ſtumpfte den Stachel der Vergangenheit am ſicherſten ab. Was hätte er ſeiner Mutter, ſeinen Schweſtern ſchreiben ſollen? — etwa daß er lebe? das war zu wenig! oder wie er lebe? das war zu viel! er ließ ihnen ab und an einen Gruß durch Vermittelung des Herrn Profeſſors und des Herrn Medizinalraths zukommen, und dachte ſo wenig wie möglich an ſie und an die gewöhnlichſte Pflicht eines Sohnes gegen ſeine Mutter.

In der Frühe eines trüben Novembermorgens trat ein Lohndiener in ſein Zimmer und überreichte ihm ein Billet. Höchſt verwundert über die elegante Frauenhand riß Telesphor es haſtig auf und las:

„Wir ſind geſtern Abend auf dem Wege nach Nizza hier angekommen, lieber Telesphor, und freuen uns ſehr, Sie zu ſehen. Bitte, kommen Sie um neun Uhr zum Frühſtück in's Hotel du Lac zu Ihrer alten Freundin Floreſtine.“

Telesphor hatte alle möglichen anderen Empfindungen als die der Freude! Unbehagen, Erſtaunen, Schreck, Widerwille ſtiegen in ihm auf und er beſann ſich, ob er ſich nicht krank melden ſolle.

„Welche Antwort habe ich der Herrſchaft zu bringen? ich bin ein Lohndiener des Hotels,“ ſagte dieſer endlich.

„Ich würde mich um neun Uhr einfinden,“ erwiderte Telesphor, der die Unmöglichkeit einſah der Einladung auszuweichen. Aber ſie war ihm ebenſo läſtig, als vor zwei Jahren Floreſtinen's Einladungen, ſeine Abende bei ihr zuzubringen. Sie iſt ein ſeelengutes Geſchöpf, wahrhaftig! daß ſie mir ein ſo treues Andenken bewahrt, ſprach er bei ſich ſelbſt: einſt ſahen wir Welt und Leben, Beſtimmung und Ziel mit demſelben Blick an .... doch das iſt nun ganz anders! kann ſie, will ſie das nicht begreifen? ſie muß ja doch in der Reſidenz erkannt haben, und ſpäter genug über mich gehört haben, um zu wiſſen, daß ihre idealiſtiſche Richtung nicht die meine iſt. Was tritt ſie mir denn in den Weg! was ſtört ſie mich! .... Es gibt doch gar nichts Unbequemeres als Jugendfreundſchaften, wenn das Band zerriſſen iſt, das ſie knüpfte. Aber was hilft's! .... ich muß zu ihr gehen.

Mit ganz anderen Gedanken erwartete ihn Floreſtine. Sie hatte ihren Mann beſtimmt, den Weg über Zürich zu nehmen und dort einen halben Tag zu raſten. Sie konnte ſich nicht entſchließen, einen Jugendfreund, einen Liebling ihres Vaters fallen zu laſſen. Weil ſie ihrem Herzen nur wahre Empfindungen geſtattete, nur ſolche, die ſie mit Gott und dem ewigen Leben in Beziehung und Zuſammenhang brachte: ſo war ſie das, was Telesphor gar nicht verſtehen konnte: ſie war treu — und mit dieſer treuen Herzlichkeit und der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit empfing ſie ihn, als er zur beſtimmten Stunde bei ihr erſchien. Wenn er es auch nicht ſich eingeſtand, hatte er doch heimlich gefürchtet, er werde im Bewußtſein verſchiedener dunkler Punkte in ſeiner Vergangenheit und vielleicht noch mehr in ſeiner Gegenwart, einige Verlegenheit ſpüren; allein ſie ließ es nicht dazu kommen. Sie ſprach von Cronenſtein und von X., als hätten weder er noch ſie es jemals verlaſſen — und von Franz Seraph, als ſei er mit allen ſeinen Marmorbildern bei ihnen. Freilich warf der Tod hie und da einen Trauerflor über ihre Mittheilungen und ihre Ausdrucksweiſe; aber es war eben nur ein zarter Flor von Wehmuth und lauterſter Liebe. Telesphor ſtarrte ſie an wie eine ganz fremdartige, neue Erſcheinung. Größer und ſchlanker kam ihre Geſtalt ihm vor, höher ihre Haltung, tiefer die ruhige Tiefe ihres mächtigen und doch ſo freundlichen Auges, das einen Ausdruck von namenloſer Zärtlichkeit bekam, wenn es auf Oswald ruhte. Und mit welcher Liebe, mit welcher Aufmerkſamkeit umgab Oswald Floreſtine! wie ging er auf Alles ein, was ſie intereſſirte! — Wahrlich, zwei glückliche Menſchen! dachte Telesphor bei ſich ſelbſt.

Nach dem Frühſtück ſagte Oswald, er müſſe zum Banquier und franzöſiſches Geld einwechſeln. Telesphor und Floreſtine blieben allein.

„Jetzt haben wir genug von allen anderen Dingen geſprochen, aber noch gar nicht von Ihnen,“ ſagte ſie: „jetzt kommt die Reihe des Erzählens an Sie.“

„Ich habe nichts zu erzählen,“ erwiderte er ablehnend.

„Keine Begebenheiten — das weiß ich!“ verſetzte ſie raſch: „allein Sie haben ein inneres Leben! was denken Sie, was hoffen Sie, was lieben Sie? ſehen

Sie, das zu wiſſen iſt mir wichtig und intereſſant. In die innere Werkſtatt einer Seele ſchaue ich ſo gern hinein.“

„Da werden Sie doch ſehr viel Trauriges finden! denn was iſt unſer inneres Leben anderes, als ein Conflict von tauſend Neigungen, die einander widerſprechen, ſich gegenſeitig aufreiben und uns zu keiner Befriedigung kommen laſſen.“

„Warum ſchließen Sie aus unſerem inneren Leben den Willen aus, die Vernunft, den Verſtand und die übernatürlichen Gaben, welche die Gnade uns zuwendet? Mit Neigungen allein wäre es allerdings ſehr arm.“

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich mich wenig mit dergleichen Gedanken beſchäftige. Ich habe es in früheren Jahren zu viel gethan; jetzt iſt die Reaction da. Ich ſtudire eine Wiſſenſchaft, die — weil ſie großentheils auf Erfahrung beruht — ſehr aufmerkſam und ausdauernd ſtudirt werden muß. Da nun die Reſultate dieſes anſtrengenden Studiums ſich auf den Körper und das leibliche Leben des Menſchen beziehen, ſo werden Sie es begreiflich finden, wenn man dabei ſtehen bleibt.“

„Nein, das finde ich gar nicht begreiflich!“ verſetzte Floreſtine ernſt. „Ich begreife eigentlich nur das Gegentheil, lieber Teleſphor. Haben wir uns müde gearbeitet, um die Geſetze, die Kräfte, die Organismen der Natur und ihre Wechſelwirkung zu erforſchen: ſo begreiſe ich vollkommen, daß man der Erholung bedarf, und ſie im Kreiſe munterer Genoſſen ſucht und findet — aber durchaus nicht, daß man deshalb gleichgültig gegen die Geſetze und die Kräfte werden ſollte, die in unſerem geiſtigen Leben Geltung haben. Ich meinestheils würde fürchten, dem Erdgeiſt allzu dienſtbar zu werden, wenn ich mich ausſchließlich dem Studium der körperlichen Welt widmete."

„Vergeſſen Sie nicht," entgegnete er finſter, „daß ich ſchon einmal das Schickſal des Icarus hatte. Darum habe ich den Regionen, zu denen meine Flügel mich nicht emportragen können, für immer Valet geſagt."

„Heißt das, daß Sie mit Ihren Gedanken, Ihren Hoffnungen, Ihrer Liebe ausſchließlich der ſichtbaren Welt und dem, was man in und von ihr wiſſen, erwarten und genießen kann, Sich zuwenden?"

Telesphor ſchwieg einen Augenblick; dann ſagte er mit Ueberwindung:

„Genau wie Sie ſagen — ſo iſt es."

„Und ſind Sie jetzt glücklich?" fragte ſie ſanft.

„Glücklich! das iſt ein großes Wort! dazu gehört ſo viel, daß der Menſch es ſchwer zuſammenbringt."

„So will ich denn fragen: ſind Sie jetzt glücklicher als früher?"

„Früher? . . . . da war ich ein Schwärmer und Schwärmer ſind von ihren Ideen roſig berauſcht wie Opiumeſſer; ſie fühlen ſich glücklich über die Maßen — bis die Ernüchterung eintritt. Früher? . . . . da war ich ein Wahnwitziger, der ein Hirngeſpinnſt für Wirklichkeit hält, und in ſeinem Irrſinn ſelig iſt — bis er curirt wird. Das Glück meiner erſten Jugend war Schwärmerei; das Glück einer ſpäteren Zeit war ein Wahnſinn."

„Aber jetzt?" fragte ſie geſpannt.

„Nun jetzt . . . . jetzt freue ich mich des Guten und Schönen, was das flüchtige Leben bietet, und genieſſe es ohne viel zu grübeln. Dabei iſt man vor Enttäuſchung ſicher . . . . und das iſt viel werth, denn abgeſehen von dem Schmerz, den ſie mit ſich bringt, läßt ſie den Dorn eines bitteren Haſſes gegen das, was uns täuſchte, in unſerer Bruſt zurück."

„O Telesphor!" rief ſie lebhaft, „es wäre ſehr gut, wenn Sie in geordneter Weiſe das haſſen wollten, was Sie täuſchte! . . . . denn nichts täuſcht uns mehr als unſere Leidenſchaft, unſere Schwäche."

„Das gebe ich zu und deshalb haſſe ich ja auch all meine Schwärmereien, die mich in Verkehrtheit und Tollheit ſtürzten. Ich lebe jetzt wie ein rationeller Menſch."

„Mir ſcheint, Sie leben mehr wie ein rationaliſtiſcher Menſch," entgegnete Floreſtine.

„Ah, ſind Sie ſo ſpitzfindig?" fragte er lächelnd: „nun, dann will ich ſagen, ich lebe ein fröhliches Jugendleben."

„Aber Sie ſind fünfundzwanzig Jahre! das weiß ich genau: vier Monate älter als ich! — Da iſt denn doch der erſte Jugendrauſch verflogen, der leider die Stelle des wahren Frohſinns bei manchem Jüngling einnimmt. Es ſieht Ihnen ſo gar nicht ähnlich, daß Sie jetzt noch im Taumel des Studentenlebens ſich befinden."

„Ich habe ſpät angefangen und muß das nachholen, was ich früher verſäumte. Ueberdas nimmt man allmälig das als Gewohnheit an, was man anfangs theils aus Neugier, theils zum Vergnügen mitmachte."

„O dieſe ſchrecklichen Gewohnheiten!" rief Floreſtine ſchmerzlich.

„Indeſſen ſtudire ich doch meine Fachwiſſenſchaften und die Zeit vergeht ſchnell genug."

„Das glaube ich gern, wenn Sie die Hälfte Ihrer koſtbaren Zeit mit Gelagen und Poſſen ausfüllen."

„So iſt das Leben," ſagte er gleichgültig.

„Das Leben iſt, was wir aus einem Leben machen, das in der Zeit nur beginnt, um in die Ewigkeit überzugehen.“

Telesphor ſchwieg und blickte vor ſich hin. Floreſtine betrachtete ihn mit tiefer Wehmuth; ſie fand kaum eine Spur des alten Telesphor ſo wenig in ſeinem Aeußeren als in ſeinem Inneren wieder. Die Friſche der erſten Jugend war abgeſtreift, ohne durch eine gewiſſe männliche Reife erſetzt zu ſein. Er hatte nur verloren und nichts gewonnen. Sie legte mit einer ſchmerzlich lebhaften Bewegung die Hand über die Augen, um ein paar aufſteigende Thränen zu zerdrücken und ſeufzte nicht blos in Beziehung auf Telesphor:

„O mein Gott! was macht die Welt aus deinen Geſchöpfen!“

„Wenn Sie ſo denken, müſſen Sie freilich nicht Thränen genug in Ihren ſchönen Augen haben,“ ſagte Telesphor als er ihre Bewegung wahrnahm.

„Wie, ſo?“ fragte ſie ſtaunend.

„Wenn Sie den Menſchen als ein Geſchöpf betrachten, das ſich in Rebellion wider ſeinen Schöpfer befindet, weil es ſein natürliches Leben durchlebt. Wenn Sie aber den Traum von dem übernatürlichen Leben fallen laſſen, ſo hört der Schmerz auf, denn Sie ſehen dann den Menſchen als ein

Weſen, das nach den Geſetzen ſeiner Natur lebt — und darin liegt nichts Schmerzliches.“

„Iſt das übernatürliche Leben ein Traum, ſo muſs zuerſt Gott mir zum Traum geworden ſein,“ verſetzte Floreſtine, „denn meine Beziehung zu ihm, meine Verbindung mit ihm, meine Sehnſucht nach ihm, meine Ruhe in ihm — das iſt ja, was wir das übernatürliche Leben nennen. Aber, Telesphor, das ſag' ich Ihnen: möge meine Pilgerfahrt hienieden ein langer Schmerz ſein — möge ich all' mein Herzblut in Thränen ausweinen — wenn nur Gott immer der Gott meines Herzens und mein Antheil für die Ewigkeit iſt!“

„Auch ich habe einſt dieſe Sprache geredet und verſtanden,“ erwiderte Telesphor; „aber jetzt iſt ſie mir fremd geworden . . . . ich habe zu viel Enttäuſchungen erlitten, zu viel Erfahrungen an mir ſelbſt und an Anderen gemacht. Das Lied von der Liebe zum Kreuz ſinge ich nicht mehr.“

„Das iſt in der Ordnung: wer den Glauben verlor, kann es nicht ſingen; . . . . allein ich begreiſe nicht, daß man dann überhaupt noch irgendetwas ſingen oder ſagen, thun oder treiben möge.“

„Der Menſch lebt ja mit ſeinen tauſend Intereſſen und Bedürfniſſen, mit all' ſeinen Sinnen, all' ſeinem Thätigkeitstrieb — und das Alles verlangt Spielraum, Befriedigung, Anwendung. Ja, es iſt um ſo gebieteriſcher in dieſem Verlangen, als die Fähigkeiten, welche früher den Träumen oder wenn Sie lieber wollen — den Ideen vom übernatürlichen Leben geopfert wurden, jetzt auch ihre Kräfte in der Sphäre geltend machen, für die ſie urſprünglich beſtimmt und nur durch irrige Anſchauung über das Weſen der Dinge ihr entgegen waren. Man hat alſo ſehr viel zu thun und zu treiben, und an der Selbſtbeſtimmung hat der Menſch immer Gefallen.“

„Höre ich Sie reden,“ erwiderte Floreſtine ſinnend, „und muß ich annehmen, daß Ihre Anſichten, bald heller und bald dunkler gefärbt, bald mehr oder minder in allerhand verblendenden Wortkram verhüllt, die Anſichten ſind, welche ſich eben jetzt nur allzu breit in der Welt machen, und die Menſchheit beherrſchen, regieren, ihr Geſetze vorſchreiben wollen: ſo iſt es mir ganz klar, daß die Luft des öffentlichen Lebens voll Ungewitter ſein muß, deren Entladung — Umſturz und Revolution iſt, und Empörung gegen Staat und Kirche, gegen Geſetz und Autorität, ja gegen die Vernunft ſelbſt mit ſich bringt. Iſt die menſchliche Thätigkeit nichts weiter, als egoiſtiſcher Drang nach Selbſtbeſtimmung und deren Genuß — hält ſie nicht die Linie inne, welche ein göttliches Geſetz ihr vorgezeichnet hat, aus ihrem letzten Ziel die Ehre Gottes zu machen — hat der

Menſch über dieſer Selbſtbeſtimmung ſeinen Ausgang aus der Hand des Schöpfers, ſein Ziel in der Ewigkeit mit ihren Vergeltungen vergeſſen: ſo müſſen ſeine untergeordneten, ihrer wahren Beſtimmung entfremdeten Kräfte über alle Maßen zerſtörend wirken und ein Chaos in allen Verhältniſſen herbeiführen. Jeder Einzelne will dann Selbſtbeſtimmung üben wie er es verſteht — und darüber geht er, geht der Nächſte, geht die menſchliche Geſellſchaft zu Grunde, wohl verſtanden — ſo weit Gott es zuläßt, der, wie in der Viſion des Propheten Ezechiel, über weite Leichenfelder ſeinen Geiſt wehen laſſen und bleichenden Gerippen und Gebeinen neuen Lebensathem einhauchen kann. Gott iſt nun einmal da, mein armer Telesphor! Chriſtus iſt nun einmal da mit ſeinem Kreuz, ſeinen Wunden, ſeinem Blut! Ihr könnt ihn verleugnen, verachten, verhöhnen, verfluchen, aber fortſchaffen könnt Ihr ihn nicht .... und wenn Ihr Euch und die Welt in dieſem wahnwitzig ſündhaften Streben ruinirt habt, ſo heilt er Euch und ſie in dem Schooß ſeiner ewigen Erbarmung."

„Die Tage von Cronenſtein ſind dahin," entgegnete Telesphor düſter.

„Ja! ſie ſind es .... auch für mich!" rief Floreſtine bewegt: „gar mancher Sturm weht durch unſere Bruſt, von dem wir früher keine Ahnung hatten. Um ſo feſter müſſen wir uns an Gott anklammern! Es gibt Stürme, die uns weit von ihm hinweg zu reißen drohen .... ach! hinwegreißen .... —

„Das ſagen Sie?“ unterbrach Telesphor ſie mit lebhafter Verwunderung, denn er bezog ihre Worte direct auf ſie. Floreſtine ließ ihn in dem Wahn und ſagte erröthend:

„Ja! das ſage ich! allein ich ſetze hinzu: wir können unſeren ſündhaften Sturz erkennen und bereuen, können verhindern, daß die Verkehrtheit der Leidenſchaft für immer unſeren Willen vergifte und unſere Vernunft trübe, wenn wir nur mit dem verlorenen Sohn ſprechen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ O Telesphor, weshalb thun Sie das nicht?“

„Ich müßte dann mit dem verlorenen Sohn weiter ſprechen: „Ich habe geſündigt, Vater, und bin nicht werth dein Sohn zu ſein!“ — und das kann ich nicht. Wo iſt dieſer Vater? wo iſt meine Sünde?.... Darauf können Sie mir von Ihrem Standpunkt aus eine genügende Antwort geben — von dem meinen nicht.“

„Vielleicht kann Ihr Gewiſſen Ihnen antworten,“ entgegnete Floreſtine dringend.

„Es verdammt mich nicht.“

„Nicht .... wenn Sie ſich losreißen von der ewigen Liebe? .... o Telesphor!"

„Die ewige Liebe, der ich mich einſt anverlobte, hat mich preisgegeben der irdiſchen Liebe," ſagte Telesphor bitter: „ich verſtehe nicht mehr mich mit jener in Verbindung zu ſetzen."

„Und das Gebet? und die heiligen Sacramente? — zu welchem Zweck ſind ſie uns gegeben? — Iſt es nicht, um uns in Verbindung mit der ewigen Liebe zu ſetzen? — Und wie können Sie ſagen, ſie habe Sie verlaſſen, Sie preisgegeben? .... O gehen Sie in ſich und Sie werden den wahren Zuſammenhang erkennen."

„Hat meine Mutter Sie beauftragt mit mir zu reden?" fragte er plötzlich abbrechend.

„Ihre Mutter und Schweſtern haben mir Grüße für Sie gegeben; Aufträge nicht, als etwa die Bitte, daß Sie zuweilen ſchreiben möchten."

„Ich ſinne und ſinne .... und kann nicht begreifen, weshalb Sie dieſen Antheil an mir nehmen. Es geht mir ja gut. Das genügt, ſollt' ich meinen! .... und auf Ihrem Wege durchs Leben finden Sie mich ebenſowenig, als Zürich auf dem Wege von Cronenſtein nach Nizza liegt."

„Ich möchte Sie aber auf dem Wege zum ewigen Leben finden," ſagte ſie ſanft.

„Glückliche Schwärmerin!" verſetzte er.

„Liebe zu den Seelen," rief ſie lebhaft, „iſt keine Schwärmerei! ſie iſt eine ächte Liebe, ſie iſt Königin unter allen Lieben, ihr Kleid iſt purpurgefärbt im Blut Jeſu."

Er ſah ſie an, als ob er etwas erwidern wolle, ſchwieg aber und wendete den Blick ab.

„Nun? . . . . was denken Sie?" fragte Floreſtine.

„Ich denke an zwei Verſe von zwei ſehr verſchiedenen Dichtern, die beide mir einfielen, als Sie eben von der ächten Liebe ſprachen. Der eine Vers heißt: „Ein Märchen aus uralten Zeiten!" — der andere heißt: „Wen hat Liebe je verlaſſen — kannſt Du's ſagen?"

„Der letzte, der perſiſche Dichter hat das Richtige getroffen," erwiderte Floreſtine; aber ſie ſah, daß Telesphor ihr nicht beiſtimmte und auch nicht ihr widerſprechen wollte, deshalb gab ſie dem Geſpräch eine andere Wendung und bat ihn, ſeiner Mutter zu ſchreiben, daß deren Grüße ausgerichtet worden wären.

„Sie hat ein ſchönes, friedliches Alter, Ihre fromme Mutter," ſetzte ſie hinzu: „ſo recht das Leben der chriſtlichen Wittwe! der Gatte iſt heimgegangen, die Töchter ſind verſorgt, die Enkel wachſen heran; ſie iſt, was äußere Thätigkeit betrifft, für Niemand nothwendig und ſie hat dieſe Freiheit benutzt um ſich in's Kloſter zurückzuziehen, wo ſie den Ihrigen zugänglich iſt, ohne in die Welt von Unruhe verſetzt zu werden, die bei einer zahlreichen Familie unvermeidlich iſt. Sie hat nur einen Kummer und das iſt die Entfremdung ihres Sohnes.“

„Die Heimat iſt für mich voll peinlicher Beziehungen,“ antwortete Telesphor.

„Ich habe geſagt die Entfremdung und nicht die Entfernung,“ erwiderte ſie mit Nachdruck. „Ueber die letztere wird Ihre gute Mutter ſich tröſten, wenn die erſtere nicht ſtatt findet, und wenn Sie ihr die Beruhigung geben, daß der Aufenthalt in einem ſtarrproteſtantiſchen Lande und auf einer proteſtantiſchen Univerſität Sie nicht der heiligen Kirche entfremdet hat.“

„Sie haben tief genug in mein Inneres geblickt um zu wiſſen, daß dies der Fall iſt .... und ich kann nicht heucheln!“ rief er.

„Aber Sie können über dasjenige ſchweigen, was das Herz Ihrer Mutter zerreißen würde — und um ſo leichter, als Sie ſich hoffentlich aus dieſem Zuſtand herausreißen werden,“ ſagte Floreſtine raſch, denn ſie hörte Oswalds Stimme im Vorzimmer.

Als dieſer eintrat, nahm das Geſpräch eine allgemeine Wendung und Telesphor verhehlte nicht die Uebereinſtimmung ſeiner Geſinnung mit dem Schweizer Radicalismus, der in politiſchen und religiöſen Fragen mit Gewalt zu Werk geht gegen die, welche anders denken und anders glauben, unter dem Vorgeben, es geſchehe im Intereſſe der Freiheit. Telesphor behauptete, die Kirche mit ihren Glaubenslehren ſei der politiſchen und individuellen Freiheit entgegen, weil ſie die Grundlage der ſtaatlichen und ſocialen Inſtitutionen der Gegenwart bilde und ihnen den Charakter aufgedrückt habe, der ihr genehm und bequem ſei, nämlich überall Beſchränkung. Das Individuum, die Familie, der Glaube, der Gedanke — Alles werde in knappe Grenzen eingeſperrt, um in der Unterwürfigkeit gehalten und beherrſcht zu werden.

„Aber der Menſch .... und wäre er das größte Genie! iſt ſeiner Natur nach ein höchſt beſchränktes Weſen,“ ſagte Lauingen, „das in einer unbegrenzten Freiheit zu Grunde gehen muß, weil ſeine Fähigkeiten nicht auf ſie berechnet ſind.“

„Und all' jene Grenzen, welche Sie beklagen,“ ſetzte Floreſtine hinzu, „dienen dem Menſchen nur umſomehr dazu, ſich in der Tiefe zu befeſtigen und in die Höhe zu wachſen — wie das ſeine Beſtimmung iſt — und ſind die heilſame Schranke, die ihn vor Zerſplitterung ſeiner Kräfte ſchützt.“

„Die Menſchheit hat ſolche Rieſenfortſchritte gemacht, daß die Kinderſchuhe, die ſie bisher trug, ihr nicht mehr paſſen und daß man erſt dann erkennen wird, welche Kräfte ſie beſitzt, wenn ſie jene ausgezogen hat und nun frei über die Schranken ſetzen kann," ſagte Teleſphor.

„Fortſchritte gemacht? worin?" fragte Lauingen.

„In der Entwickelung der Intelligenz."

„Finden Sie das? Die Intelligenz iſt das Höchſte im Menſchen. Macht ſie einen Rieſenfortſchritt, wenn man unter ihrem Einfluß zwiſchen Lüge und Wahrheit, zwiſchen Recht und Unrecht keinen Unterſchied macht, ſobald es Vortheil bringt oder einer Leidenſchaft ſchmeichelt; — wenn die Gewalt nicht blos mit dem Siege über die gerechte Sache theils ein prahlendes, theils ein heuchleriſches Gerede führt, ſondern auch als etwas Erhabenes, etwas Großes verehrt wird; — wenn Geldgier und Genußſucht einen bachantiſchen Umzug halten, deſſen Maß Alles überſchreitet, was bisher die Annalen der Menſchheit in dieſer Beziehung aufwieſen; — wenn die Wiſſenſchaft von den Höhen des Geiſtes in die Niederungen der Materie herabſteigt, um dort den Schlüſſel zu den ewigen Fragen, zu den heiligen Räthſeln des Lebens, des Todes, der Ewigkeit zu ſuchen; — wenn die wundervolle Gabe gute und große Gedanken, ſei es mündlich, ſei es durch die Feder auszudrücken, auf Lehrſtühlen und auf den Sitzen ſogenannter Volksvertreter, in der Tagespreſſe und in gelehrten und ungelehrten Schriften, gemeinen Leidenſchaften dient, dem Neid, dem

Haß, dem Hochmuth, der Sinnlichkeit Vorſchub leiſtet, dem Lügengeiſt fröhnt und ihn verbreitet, und das Licht und das Feuer, das ſie dem Dienſt der Wahrheit widmen ſoll, ſchnöde mißbraucht, um trügeriſches Licht zu entzünden und das Feuer in raſende Flammen zu verwandeln; — wenn ſich endlich die menſchliche Intelligenz von der göttlichen losſagt, ja, ihr widerſagt um — ich weiß nicht was für ein raſendes Rennen zu beginnen, das nicht mit dem Durſt nach Wahrheit anfängt und nicht bei dem Frieden, den die Erkenntniß der Wahrheit gibt, endet. Ein Theil unſerer Zeitgenoſſen nennt das mit Ihnen, Herr Herzog, Fortſchritt. Will ich Ihnen nun auch einen gewiſſen Fortſchritt der Intelligenz in der Anwendung auf die Induſtrie zugeſtehen: ſo iſt dies doch nur ein äußerſt einſeitiger und untergeordneter Zweig im Vergleich zu ihrem ganzen großartigen Gebiet. Ueberdas iſt es ein ſolcher, welcher der ſittlichen Entwickelung des Menſchen mehr ſchadet als nützt, indem er den bachantiſchen Taumel, deſſen ich eben erwähnte, furchtbar verbreitet, die Kluft zwiſchen Armuth und Reichthum immer tiefer, immer unheilvoller macht und den Menſchengeiſt zu einer gewiſſen kindiſchen Aufgeblaſenheit über ſeine induſtriellen Erfolge verlockt, als ob er nunmehr im göttlichen Weltregiment ſein Wort mitſprechen könne.“

„Alles dies, was Sie als Uebelſtand bezeichnen, Herr Graf," erwiderte Teleſphor, „iſt ja nur die Folge des Kampfes zwiſchen den neuen Ideen und den alten abgelebten Formen, die ſich umſonſt als etwas Lebendiges geltend zu machen ſuchen. Alles was Sie ſagen, paßt für eine Zeit, die ſich ſelbſt überlebt hat. Wir ſind aber im Beginn einer neuen Weltzeit! Die veraltete beruhte auf dem Organismus der Kirche und ihr Loſungswort hieß Knechtſchaft der Geiſter; — die aufgehende neue Weltzeit geht aus der Idee und dem Organismus des modernen Staates hervor, deſſen Loſungswort Freiheit der Geiſter heißt und der kraft deſſelben fortan die Erziehung und Bildung des Menſchengeſchlechts übernehmen und es zur Tugend und zur allgemeinen Glückſeligkeit führen wird, indem er das Licht der Freiheit in all die düſtern, dumpfen Kerker ſtrömen läßt, in denen der menſchliche Geiſt bisher eingeſperrt ſchmachtete."

„Das klingt ja ſchauerlich!" ſagte Floreſtine lächelnd: „ich hatte keine Ahnung von dieſer erbarmenswerthen Gefangenſchaft."

„Die Macht der Gewohnheit und der Erziehung!" verſetzte Teleſphor: „um dieſe zu brechen, muß eben der moderne Staat die Erziehung der Menſchheit in der Schule beginnen, dort die Grundlagen der geiſtigen Freiheit mit eiſerner Conſequenz ein- und durchführen. Dann wird ſie ſich nicht darauf beſchränken, Eroberungen auf dem Gebiet der Induſtrie und der Naturkunde zu machen, ſondern ſich ungehindert jeder Wiſſenſchaft, des religiöſen Glaubens, der Staatseinrichtungen, der ſocialen Verhältniſſe bemeiſtern und ſie einer Stufe der Entwickelung zuführen, auf welcher die großen Ideen der Gerechtigkeit und der Humanität zur Wirklichkeit werden.“

„Sie ſprechen einen ganz neuen Gedanken aus, Herr Herzog,“ ſagte Lauingen: „Ihr moderner Staat ſoll ſich despotiſch der Schule bemeiſtern und mit eiſerner Conſequenz in ihr ſeine Anſichten lehren und dann ſoll er plötzlich ſo liberal werden, daß er ſeinen Zöglingen unbegrenzte Freiheit des Geiſtes auf allen Lebensgebieten läßt. Das iſt ein Widerſpruch! aus einem despotiſchen Prinzip gehen keine liberale Conſequenzen hervor; — es ſei denn, daß ſie ſich als feindlicher Gegenſatz geſtalteten .... und das haben Sie doch nicht ſagen wollen.“

„Hat das Individuum vom ſechsten bis etwa zum dreiundzwanzigſten Jahr auf Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten diejenige Bildung empfangen, welche den Ideen des modernen Staates entſpricht: ſo kommt die Macht der Gewohnheit, der Einfluß der gleichgeſinnten Umgebung und die Reife des eigenen Urtheils hinzu, ſo daß an eine Entwickelung feindlicher Gegenſätze bei dem Staatsbürger nicht zu denken iſt und er den vollen Genuß ſeiner Freiheit nicht mißbrauchen wird."

„Welch ein Mißverſtändniß der menſchlichen Natur!" rief Floreſtine.

„Die zehn Gebote des ewigen Gottes verhindern den Mißbrauch unſeres freien Willens nicht," ſagte Lauingen ernſt, „und der moderne Staat wähnt den Gebrauch deſſelben unterdrücken zu können! Wiſſen Sie wohl, Herr Herzog, daß er ſich damit abſichtslos ein ſchreckliches Zeugniß ausſtellt? — er ſtrebt darnach den Menſchen in Feſſeln zu ſchlagen, die ihn abrutiren."

„Aber es wird ihm nicht gelingen!" rief Floreſtine, „denn Gott hat den Menſchen für ſich geſchaffen, d. h. für die Erkenntniß der ewigen Wahrheit, welche den ſeligen Beſitz des höchſten Gutes verheißt und nach dieſer Wahrheit wird er immer ringen."

„Mit Verheißungen iſt die Menſchheit zu lange geködert worden um an ihnen Gefallen zu finden; ſie begehrt deren Verwirklichung," erwiderte Telesphor.

„Merkwürdig!" ſagte Lauingen lächelnd: „an Gott wollt Ihr nicht glauben und Ihr glaubt an die Verwirklichung Eurer Fiction, als ob ihr göttliche Kraft zu Gebot ſtehe."

„Die Menſchen verſtehen einander nicht! ſagt Göthe im Taſſo," erwiderte Telesphor: „das bewahrheitet ſich mehr denn je in unſeren Tagen."

„Wer aber hätte es ſich träumen laſſen, daß wir einander nicht verſtehen würden!“ entgegnete Floreſtine traurig.

„Das gehört zum Menſchenſchickſal!“ verſetzte Telesphor.

So ſprachen ſie noch lange über die wichtigen Fragen, die Jedem die Seele erfüllten; allein ſie fanden keinen Punkt, auf dem ſie übereinſtimmten. Die Stunde der Abreiſe ſchlug und Floreſtine mußte zu ihrem großen Schmerz ſich eingeſtehen, daß es ihr nicht gelungen ſei, auch nur einen Funken von Wärme in Telesphors ausgebranntem erkaltetem Herzen zu wecken. Er begleitete das Ehepaar zur Eiſenbahn und nahm ziemlich kühl Abſchied. Als aber Floreſtine aus dem Waggon heraus noch einmal nach ihm ſchaute, noch einmal mit der Hand ihn grüßte, da ſprang er auf den Tritt, ergriff ihre Hand, drückte ſie heftig an ſeine Lippen und trat auf den Perron zurück, während der Zug langſam fortglitt und er bei ſich ſelbſt ſeufzte: Zwei glückliche Menſchen! Und als der Zug ſeinem Blick entſchwand, fiel ihm ſeltſamer Weiſe die Zeichnung ein, welche einſt Franz Seraph ſkizzirt hatte und auf welcher die unſeligen Geiſter ſich von dem reinen Geiſt abwenden.

Floreſtine aber reiſte mit ſchwerem Herzen weiter. Ihr war zu Sinn, als verblühe in der Gegenwart eine Blume aus der Vergangenheit nach der andern. Sorgſam verbarg ſie dieſe Stimmung ihrem Mann und ſie ſchien mit ihm der Reiſe ſich zu freuen. Allein ſie konnte ſich einer unausſprechlichen Beklommenheit nicht erwehren, wenn ſie bedachte, daß ſie mit ihm in der weiten fremden Welt allein ſei. Sie war wie Jemand, deſſen Haus durch einen Erdſtoß beſchädigt wurde und der beſtändig in der Erwartung eines neuen Erdſtoßes ſchwebt. Sie hatte das Vertrauen zu ihrem Mann verloren. Das Vertrauen hängt mit ſo vielen himmliſchen Dingen zuſammen, daß es nicht in der Macht des Menſchen ſteht, beliebig zu vertrauen. Ueber keine Fähigkeit der Seele hat der Wille weniger Gewalt als über ſie. Wird das Vertrauen erſchüttert, ſo iſt das feinſte, das edelſte Band, das zwiſchen zwei Seelen beſtehen kann, ſchwer — ja gerade ſeiner Zartheit wegen — oft unheilbar verletzt. Sie fühlte nur zu gut, daß ſie, obſchon Oswald ſie zärtlich liebte, ſchutz- und wehrlos gegen die Raſerei der Leidenſchaft an ſeiner Seite ſtehe. Sie wäre ungleich lieber in der trauten Heimat, in den alten freundlich bekannten Umgebungen und Verhältniſſen, bei der treuen mütterlichen Freundin geblieben; ſie zog das Landleben weit dem zerſtreuenden Leben in einer großen Stadt vor; — allein der Gedanke, Oswald könne in der Stille von Cronenſtein zum Gegenſatze des Bedürfniſſes nach Aufregung getrieben werden, war maßgebend für ſie, und ſie wäre mit ihm nach Sibirien gegangen, wenn ſie ihn dort in Sicherheit gewußt hätte. Aber wo war er in Sicherheit vor ſich ſelbſt? — Gott vertrauen! Gott vertrauen! ſeufzte ſie und ſchloß die Augen, als ſei ihr bange in die Zukunft zu ſehen. Ihr Mann that es mit viel größerer Zuverſicht. Wenn er nicht gerade unter dem Druck ſeiner Leidenſchaft ſich befand, wollte er ſich geheilt und ſtark genug glauben, um eine Verſuchung zu überwinden. Hatte er es doch neulich gethan! .... allerdings mit der Hülfe äußerer Umſtände. Indeſſen war es doch ein kleiner Fortſchritt, der ihn ſehr ermuthigte und ihm die Augen über den Abgrund in ſeiner Seele ſchloß. Ach! von Telephors „zwei glücklichen Menſchen“ war keiner glücklich.

Eine untergegangene Welt.

Auf den reizenden Hügeln von Frascati verlebte Roſabella einen ganz ſeligen Frühling. Die liebliche Natur in ihrer erſten Friſche und mit dem großartigen Reichthum wechſelnder Bilder bot ihr einen immer neuen Genuß, und mit ihren Freundinnen ſtreifte ſie bald zu Fuß und bald zu Eſel unter der Obhut einer ſorgſamen Duenna in der Gegend umher, wenn die Mütter der jungen Mädchen dieſe Promenaden für ſich ſelbſt am Morgen zu früh und Mittags zu heiß fanden. Häufig kamen Beſuche aus Rom und regelmäßig an jedem Samstag Abend kam Franz Seraph und blieb bis Montag früh — ein willkommener Gaſt. Die Ausflüge, die am Sonntag gemacht wurden, waren ohne Vergleich die angenehmſten, wie Roſabella meinte. Da war der Himmel beſonders heiter, die Luft beſonders balſamiſch, der Farbenſchmelz beſonders harmoniſch, die Geſellſchaft beſonders liebenswürdig, das Geſpräch beſonders intereſſant. War es der

Tag des Herrn, der ſeine beſondere Weihe über die grünen Hügel von Frascati ausgoß? Roſabella glaubte es; denn daß dieſer Zauber von Franz Seraph ausgehen könne, fiel ihr nicht ein. Er beſchäftigte ſich ja in keiner beſondern Weiſe mit ihr. Er ſprach meiſtens mit Lady Balmond, wenn ſie allein waren; kam aber mehr Geſellſchaft, ſo ſprach er mit aller Welt mehr, als mit ihr. Das war ihr gerade recht! da hörte ſie ungeſtört zu und freute ſich in der Stille über Alles was er ſagte. Vorzüglich angenehm war es ihr, daß die liebſte unter ihren jungen Freundinnen ihm auch am Beſten zu gefallen ſchien, denn er unterhielt ſich oft und lange mit Lady Blanche und ging und ritt gern an ihrer Seite. Dann hielt ſich Roſabella neben der munteren und klugen Freundin und hörte ſelig zu, was die beiden redeten, beſonders wenn es in deutſcher Sprache geſchah, die Blanche ziemlich fertig ſprach. Sie ſelbſt konnte nicht ihre Schüchternheit ihm gegenüber bezwingen, und immer kam er ihr wie ein Weſen vor, das in unermeßlicher Ferne über ihr ſtehe.

An einem ſchönen Sonntagmorgen begab ſich die ganze engliſche Geſellſchaft zum Gottesdienſt nach dem Kloſter Camaldoli, das oberhalb Frascati in einer grünen Hügelwelle, abgeſchieden von der Welt einſam liegt. Die Ordensleute ſind Camaldolenſer-Eremiten. Aus ihrem Kloſter Monte Corona in Umbrien vertrieben, ſeitdem der Sardiniſche König einen Raubſtaat in Italien zuſammengebracht hat, wo man in allbekannter liberaler Weiſe von Freiheit faſelt und Tyrannei übt, fanden dieſe Vertriebenen im Albanergebirg eine Zuflucht und Rom wies ihnen dies Kloſter zum zeitweiligen Aufenthalte an. Die Mütter von Blanche und Roſabella waren große Wohlthäterinnen der armen Mönche, denn lebe man ſo mäßig wie ein italieniſcher Einſiedler, etwas zu leben muß man doch haben. Gerade dies Einſiedlerleben in einer klöſterlichen Genoſſenſchaft war ihnen und ihrem ganzen Kreiſe etwas Neues und Lady Balmond erbat eine päpſtliche Dispenſe, um das Kloſter beſuchen und die Clauſur überſchreiten zu dürfen. Der freundliche Prior wurde von dem bevorſtehenden Beſuch in Kenntniß geſetzt und lud gaſtfrei, wie der ächte arme Ordensmann nun einmal iſt, zu einem Frühſtück ein. Die junge Welt ſah voll froher Spannung einem Bilde entgegen, das ſich ganz neu und ganz fremd vor ihr aufrollen ſollte.

Die Kloſterkirche, ein ſtattlicher Bau, war für Jedermann geöffnet und in einer Seitenkapelle wurde die heilige Meſſe geleſen, die Lady Balmond in ihrer Intention leſen ließ. Während derſelben begannen die Mönche im Chor die kleinen Horen zu beten, langſam, feierlich, mit reiner Intonation, jede Sylbe gehalten und getragen, ein ruhig wallender, majeſtätiſcher Strom, der ſich durch die Zeitlichkeit bis zu den Thoren der Ewigkeit hinzieht und dem Gedanken, daß das Gebet das edelſte Geſchäft des menſchlichen Geiſtes iſt, den paſſendſten Ausdruck verleiht. So ernſt, einfach und erhaben klang es, daß man gern glaubte, es könne zum Himmel aufſteigen und von den Engeln als duftender Weihrauch dargebracht werden. Die Meſſe war längſt zu Ende, aber Alle lauſchten noch auf dieſe großartige Gebetsweiſe und fühlten ſich ſelbſt zum Gebet angeregt.

Der Prior erſchien und führte ſeine Gäſte in die Clauſur zu den Wohnungen der Mönche. Kleine blendendweiße, würfelförmige Häuschen liegen in zwei Reihen, durch dürftige Blumengärtchen und ſchnurgerade Wege regelmäßig von einander abgeſondert auf einem großen, freien, baumloſen Platz — faſt möchte man ſagen auf freiem Felde, denn die Mauer die ihn umgibt, ſieht wie ein ſchmaler weißer Saum am Fuß der Hügel voll Lorbeergebüſch und immergrünen Eichen aus. Jeder Einſiedler bewohnt ein Häuschen, das in zwei Zellen zerfällt. Für ſein ſpärliches Hausgeräth würde ſchon eine Zelle genügen, denn es iſt Alles im Singular vorhanden: ein Tiſch, ein Stuhl, ein Cruzifix, ein dürftiges Lager; im Plural Bücher und fromme Bildchen. Nur im Capitelſaal und im Chor kommen die Mönche zuſammen und im letzteren halten ſie ſich von vierundzwanzig Stunden ſieben auf: denn ſo lange dauert ihr Breviergebet. Die Laienbrüder, welche die häuslichen Geſchäfte zu beſorgen und jedem Eremiten ſeine ſpärliche Malzeit zu bringen haben, bewohnen gemeinſchaftlich ein Gebäude, worin ſich auch die wirthſchaftlichen Räume und Gaſt- und Fremdenzimmer befinden. Das Alles iſt weiß und ſauber, und kalt und hart wie der Stein. Man wird beſtändig daran erinnert, daß die Patriarchen der Einſiedler in Felſenhöhlen lebten. Als der Prior die Zellenhäuschen ſeinen Gäſten gezeigt hatte, kamen die Mönche aus dem Chor zurück. Weißgekleidet von Kopf zu Fuß — Kutte, Mantel, Scapulier, Hut und Schuhe weiß — zog ſich jeder wie ein abgeſchiedener Geiſt in das kleine, weiße Grabmonument ſeines Häuschens zurück.

„Welche Seelenſtille gehört dazu, um hier den Frieden zu finden,“ ſagte Lady Balmond zum Prior.

„Man muß ihn — oder wenigſtens die Anlage zu ihm, mitbringen, ſonſt findet man ihn hier nicht,“ erwiderte der Prior. „Sie ſehen, wir ſind nicht zahlreich, wir ſind nur Zwölf, wie der Herr und ſeine treuen Apoſtel. Früher war das anders;

aber in unſerer unruhigen und in das äußere Treiben verſunkenen Welt, iſt die Beſchaulichkeit gar ſelten — beſonders bei Männern. Frauen ziehen ſich ſchon eher in das beſchauliche Leben zurück wie Tauben in Felſenklüfte — um mit dem heiligen Dichter zu ſprechen.“

„Sollte es nicht auch, wenigſtens zum Theil, daher kommen,“ fragte Franz Seraph, „daß die Kirche in unſeren Tagen ungewöhnlich viel Prieſter und Ordensleute, die ſich dem thätigen Leben widmen, zu ihrer ungeheuer ausgebreiteten Miſſionswirkſamkeit nöthig hat?“

„Gewiß!“ verſetzte der Prior: „der heilige Geiſt bildet immer gerade die Werkzeuge, welche die Kirche in den verſchiedenen Epochen braucht; und jetzt, da unſer Erdball mit einem Netz von Miſſionswerken überſponnen iſt, hat ſie noch lange nicht genug Boten des Evangeliums.“

„Nun, mein Pater,“ ſagte Lady Balmond, „einige Seelen, die ſich dem beſchaulichen Leben und dem Gebet ausſchließlich widmen, werden das großartige Miſſionswerk unſerer Tage mächtig fördern, indem ſie den göttlichen Segen für daſſelbe erflehen.“

„Und es iſt nun einmal ein myſtiſcher Zug im Menſchenherzen,“ ſagt Lady Dashville, „der viel zu ſehr verkannt und viel zu wenig gepflegt wird —

und der in dem beſchaulichen Leben ſeinen Ausdruck findet. Darum öffnet ihm die Kirche, die weiſe zärtliche Mutter, eine Freiſtatt wie eben dieſe, denn ſie ſorgt für jedes edle und wahre Seelenbedürfniß. Betrüben Sie ſich nicht, mein Pater, wenn Sie nur zu Zwölfen hier ſind. Wer weiß ob Sie nicht durch Ihr Gebet das leiſten, was die heiligen Zwölfboten durch ihre Thaten geleiſtet haben. Ein Leben des Opfers führen Sie ja auch."

„Und man muß nur bedenken was das heißt ein Opfer bringen und wie ſchwer es uns wird," ſetzte Lady Balmond hinzu, „um einigermaßen zu ahnen, was das ſagen will: ſich freiwillig ein Leben wählen, deſſen Beruf das vollkommenſte und umfaſſendſte Opfer iſt."

„Deo servire regnare est," ſagte eine ganz leiſe Stimme, die Niemand beachtete außer Franz Seraph. Er wendete ſich lebhaft nach ihr um. Roſabella ſtand ſeitwärts und erröthete, als ſie ſich von ihm bemerkt ſah.

„Was würdeſt Du ſagen, Mama, wenn Lionel Camaldulenſer-Eremit würde?" fragte Blanche Lady Dashville.

„Wenn Lionel auf dieſen Gedanken käme," erwiderte Lady Dashville lächelnd, „ſo würde ich ohne Zweifel wiſſen, was ich zu ſagen hätte. Jetzt weiß ich es nicht."

„Aber Sie, Donna Blanca, Sie müßten eigentlich einen weißen Ordenshabit tragen,“ ſagte der Prior ſcherzend auf ihren Namen anſpielend.

„Ich glaube, mein Pater,“ erwiderte Blanche, „daß meine Mutter für dieſen Fall auf der Stelle eine Antwort hat.“

„Getroffen, Blanche!“ rief Lady Dashville lachend: „Dein Seelchen iſt zu ſchwarz für den weißen Habit.“

„Unter dieſem Schwarm von jungen Mädchen,“ ſagte Mißtriß Granford, „werden Sie keine finden, mein Pater, die Neigung zum Kloſterleben hat.“

„Ich nicht! — ich nicht! — ich nicht!“ riefen ihre drei Töchter.

„Ich gewiß nicht!“ ſagte Blanche.

„Ich noch viel weniger!“ ſetzte deren Couſine Viola hinzu.

„Und ich am allerwenigſten!“ ſagte Roſabella.

„Sehen Sie nur die böſen Weltkinder! und wenn wir unſere jungen Männer fragen, ſo bekommen wir ſchwerlich eine andere Antwort. Was ſagen Sie, Charles Granford?“ ſagte Lady Dashville.

„Ich bin das Echo meiner Schweſtern,“ verſetzte er.

„Du biſt noch zu jung, William, Dich frage ich nicht,“ ſagte ſie zu ihrem Sohne.

„Bitte ſehr, Mama!“ erwiderte er gekränkt, „bei ſiebzehn Jahren muß man ſchon wiſſen, wozu man taugt — und ich tauge nicht für das Kloſterleben.“

„Und Herr von Strahl frage ich auch nicht,“ fuhr Lady Dashville fort, „denn der Künſtler gehört in die Welt.“

Franz Seraph verbeugte ſich lächelnd und Lady Dashville ſagte zum Prior:

„Es wird Zeit, Sie von unſerer Geſellſchaft zu befreien mein Pater! der Weltſinn könnte anſteckend werden.“

Aber der freundliche Prior ließ ſie nicht ſcheiden, bevor ſie ein Frühſtück genommen hatten, das aus Kaffee, Brod und Erdbeeren beſtand und bei welchem die Laienbrüder ſo aufmerkſam die Gäſte bedienten, als ſei das ihr einziges Geſchäft und ihr größtes Vergnügen.

Franz Seraph hatte ſelbſtverſtändlich längſt vergeſſen, daß er einſt in Roſabella’s Gegenwart geſagt hatte: „Deo servire regnare est.“ Er fragte ſie am Frühſtückstiſch ganz unbefangen, ob ſie etwa mit ihren Brüdern Latein gelernt habe. Aller Augen wendeten ſich auf Roſabella und da Lady Balmond ganz erſtaunt und Roſabella ſehr verlegen ausſah, ſo fühlte er, daß er lieber nicht hätte fragen ſollen; doch begriff er nicht weshalb. Lady Balmond ſagte:

„Unſere jungen Mädchen haben ſo viel Ueberflüſſiges zu ſtudiren und ſo viel Talente, die ſie gar nicht beſitzen, einzuſtudiren, daß ſie ſich mit den claſſiſchen Studien nicht befaſſen können. Iſt das in Deutſchland vielleicht gebräuchlich?"

„O nein!" rief Franz Seraph: „in Deutſchland kennt man das nicht. Da werden die jungen Mädchen unſeres Standes in allerhand ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten unterrichtet bis etwa zum achtzehnten Jahr. Dann treiben ſie noch ein paar Jahre Muſik, Malerei, fremde Sprachen, je nach Liebhaberei oder Fähigkeit. Dann verheirathen ſie ſich und legen all die ſchönen Sachen, die ſo viel Zeit, Mühe und Geld gekoſtet haben, friedlich bei Seite, als ob das Alles nun gar keine Anwendung mehr finden könnte. Ich glaube nicht ungerecht gegen meine Landsmänninnen zu ſein, wenn ich behaupte: es gehört zu den Ausnahmen, daß ein junges Mädchen durch den vielfachen Unterricht den ſie erhält, wirklich genug gebildet und geiſtig entwickelt wird, um an ernſter Lectüre Intereſſe zu finden."

„In alten Zeiten lernten die Frauen Latein, weil es die Sprache der Kirche war und um in ihr die Gebete der Kirche zu beten," ſagte der Prior.

„Nicht nur das!" verſetzte Charles Granford: „in unſeren alten angelſächſiſchen Frauenklöſtern, die einen ſo gewaltigen, bildenden Einfluß während jener Jahrhunderte hatten, in denen England ſich zum Chriſtenthum bekehrte, ſchrieben die Kloſterfrauen Latein und machten lateiniſche Verſe. Die Sprache der Kirche war auch die der allgemeinen Bildung. Später haben noch manche Frauen von Geiſt ſie verſtanden. Maria Stuart, Chriſtina von Schweden, ſprachen Latein mit großer Gewandtheit, und auch die vierzehnjährige Marie Antoinette wußte eine kleine lateiniſche Antwort auf die Rede zu geben, welche ein Vertreter der ſtudirenden Jugend ihr bei ihrem Einzug in Frankreich in lateiniſcher Sprache hielt."

„Und zur Strafe dafür, daß dieſe drei Königinnen ſich mit ſo ſchwierigen Studien abgaben," ſagte Blanche, „verloren zwei das Haupt und die dritte die Krone."

„Gott bewahre, was haben Sie für eine Logik!" rief Charles Granford empört.

Roſabella aber dankte Gott im Stillen für all' dieſe Frauen, die im Kloſter und auf dem Thron Latein verſtanden hatten, denn Franz Seraph's Frage war darüber vergeſſen und man brach auf und kehrte nach Frascati zurück.

Franz Seraph hatte ſeine Frage aber mit nichten vergeſſen. Ob Roſabella Latein verſtehe, war ihm gleichgültig; — aber ſollte ſie das verſtehen, was ſie auf lateiniſch geſagt hat? fragte er ſich heimlich. Er faßte ſie in's Auge und zum Erſtenmal mit einem Blick voll anderem Intereſſe, als dem des Künſtlers. Hinter dieſer zarten, blütenweißen Stirn und dieſem ſinnenden Auge konnten ſchon edle und hohe Gedanken wohnen! dieſer Mund war unſchuldig genug um ſie mit Ueberzeugung auszuſprechen! Er beſchäftigte ſich mehr als früher mit Roſabella und er nahm ſich vor, bei paſſender Gelegenheit ſeine Frage zu wiederholen.

Am Abend ſchlug Blanche vor, im Garten zu tanzen.

„Wie die Elfen im Mondſchein auf grünem Raſen,“ ſagte ſie.

„In einen Elfenreigen dürfen wir uns nicht miſchen,“ ſagte Charles Granford.

„Doch! doch! die Elfen befehlen es!“ rief Blanche eifrig. „Ihre Schweſter Helene, die nicht tanzen darf, wird mit meiner Mutter ſo gütig ſein das Orcheſter am Flügel zu bilden; dann ſind wir gerade Acht und tanzen die ſchönſten Quadrillen .... denn Sie, Herr von Strahl, tanzen doch gewiß?“

„Mit Elfen — das verſteht ſich! ſo etwas geſchieht einem gewöhnlichen Sterblichen nicht alle Tage!“ erwiderte er.

„Ein Elfentanz iſt auch nur in Frascati möglich,“ ſagte Lady Dashville.

Die Villa, welche ſie und Lady Balmond gemeinſchaftlich bewohnten, lag außerhalb der Stadt und nach allen Seiten von einem Garten umgeben, vor neugierigen oder zudringlichen Blicken geſchützt. Der Flügel wurde vor die große Thür geſtellt, die aus dem Saal in den Garten führte, Lady Dashville und Helene Granford ſpielten bereitwillig eine Quadrille nach der anderen und draußen im Mondſchein tanzten die Elfen mit den Sterblichen, fröhlich wie man in der erſten friſchen Blütenzeit der Jugend iſt, bevor die Leidenſchaften erwachen, Enttäuſchungen eintreten und ein lächelnder Mund ein trauriges Herz verſchleiern lernt. Mißtriß Granford und Abbé Denys, der Erzieher von William Dashville, ſpielten Schach; Lady Balmond las und machte zuweilen einen Gang durch den Garten um zu ſehen ob ſich Roſabella nicht erhitze oder erkälte.

Endlich verſtummte der Flügel; Lady Dashville trat unter die Thür und ſagte:

„Es iſt Mitternacht! da rufe ich mit Lady Macbeth: Zu Bette! zu Bette!“

Die Quadrille löſte ſich auf und umringte dankbar Lady Dashville. Dann trennte man ſich; Mißtriß Granford begab ſich mit ihren Kindern in den Gaſthof, den ſie bewohnte und Franz Seraph in den ſeinen. Er hatte in dem fröhlichen Tumult keine Gelegenheit finden können, um ſeine Frage an Roſabella zu richten, und nun mußte er eine ganze Woche warten, bis er ſie wieder ſah. Das gab ihm eine gewiſſe Ungeduld und dieſe bewirkte, daß er während der Woche viel mehr als ſonſt und mit viel lebhafterem Intereſſe an Roſabella dachte.

In Frascati wurde während dieſer Woche auch ſehr viel von ihm geſprochen. Der Maler, welcher Roſabella, Blanche und Viola unterrichtete, kannte Franz Seraph genau als ein höchſt thätiges Mitglied des St. Vincenz-Vereins, deſſen Aufgabe der Beſuch bei den Armen iſt, und als zufällig das Geſpräch auf dieſen Verein kam, ſagte er:

„Mit Don Serafino kann ſich Niemand von uns meſſen. Er verläßt zu jeder Stunde ſeine geliebte Arbeit und übernimmt Nachtwachen, wenn es heißt: ein Armer bedarf deiner.“

„Wer iſt dieſer Don Serafino?“ fragte Viola.

„Sie kennen ihn wahrſcheinlich unter dem Namen Don Francesco,“ erwiderte der Maler; „allein wir nennen ihn lieber Serafino, wir finden das paſſender für ihn.“

„Bei uns iſt die italieniſche Sitte nicht üblich, Signor, die Leute bei ihrem Taufnamen zu nennen, außer da, wo es eine gewiſſe Etikette von Rang und Stand mit ſich bringt,“ entgegnete Blanche: „wir können hundert Jahre mit Jemand verkehren, ohne eine Ahnung von ſeinem Taufnamen zu haben. Daher wiſſen wir ebenſowenig wer Don Francesco als wer Don Serafino iſt.“

„Curios!“ ſagte der Maler.

„Es iſt gewiß Herr von Strahl, nicht wahr?“ fragte Roſabella.

„Gewiß! der iſt's! .... aber ſtatt des harten, unmelodiſchen Familiennamens, den überdas auch ein Türk oder Heide haben könnte, geben wir ihm den ſchönen Namen, durch den er zum Chriſtenmenſchen geworden iſt und der uns überdas an etwas ſo Himmliſches erinnert, wie ſein heiliger Schutzpatron Franziscus Seraphicus war."

„Der Gebrauch gefällt mir ſehr, denn er hat einen lieblichen Sinn," ſagte Blanche, „der freilich in unſerem England zum Theil wegfällt, weil nur die Wenigſten dort einen heiligen Namenspatron haben."

„Wie errietheſt Du ſogleich, daß es Herr von Strahl ſei?" ſagte Viola zu Roſabella.

„Es paßte Alles ſo gut auf ihn," entgegnete ſie.

„Und von jetzt an ſoll er auch für uns Don Serafino heißen — nicht wahr, Roſabel?"

„Verrathen Sie nur nicht, daß ich ihn gelobt habe!" rief der Maler: „er würde mir zürnen."

„Und dann wagt man zu behaupten, der Künſtler ſei begierig nach Lob!" rief Blanche ſcherzend.

„Donna Blanca iſt ein wenig boshaft; das kenne ich ſchon. Diesmal war aber vom Künſtler qua Menſch die Rede. Doch will ich Ihnen gern zugeſtehen, daß ſich auf dem Punkt des Lobes Künſtler und Menſch gar nah berühren."

Alles was Roſabella über Franz Seraph hörte, prägte ſich ihrem Herzen ein und erfüllte es mit unausſprechlich ſeliger Freude, denn es klang Alles wie die reinſte Tugend.

Die Woche ging zu Ende; der Samſtag kam. Mittwoch und Samſtag Vormittag erſchien der Meiſter Maler aus Rom, und da bei keiner anderen Beſchäftigung die Zeit ſchneller verfliegt, als bei der Malerei, ſo wurde faſt den ganzen Tag gemalt. Es war den jungen Mädchen ein eigenes Malzimmer eingeräumt, das nach Norden lag, alſo kühl war und das beſte Licht hatte; da ſtanden ihre Staffeleien, da befand ſich der ganze Malerapparat und dieſer Kunſttempel war für Jedermann verſchloſſen, außer für Lady Balmond und Lady Dashville und für Mademoiſelle Henrion, Viola's franzöſiſche Gouvernante, die bei allen Lectionen gegenwärtig war.

Mit einer feinen Filetarbeit beſchäftigt, hörte ſie den Verweiſen zu, welche die fünfzehnjährige Viola wegen ihrer Flüchtigkeit von dem Meiſter empfing und ſtimmte ihnen durch bedeutſame Bewegung des Hauptes bei. Da wurde auf einmal die Stimme von Lady Balmond vernommen und nicht nur ſie, ſondern auch Männerſchritte nahten der Thür.

„Wer kommt denn da!“ rief Blanche höchſt erſtaunt aufſehend.

Roſabella fragte nicht; ſie hatte den Schritt erkannt und ihr Herz ſchlug freudig, weil er ein paar Stunden früher als gewöhnlich nahte.

„Ecco, Don Seraſino!“ rief der Maler als die Thür aufging und Lady Balmond mit ihm eintrat.

„Ich habe Herr von Strahl ſchon längſt gebeten einmal nachzuſchauen ob er findet, daß meine Tochter Fortſchritte macht,“ ſagte ſie zu dem Maler, „denn mir ſcheint, daß Sie, Signor, gar nachſichtig für ſie ſind.“

„Ich fürchte Don Seraſino's Critik weder für mich noch für meine Schülerinnen,“ verſetzte der Maler ihm die Hand ſchüttelnd.

„Machen Sie es gnädig .... Sie verlangen gewiß ſehr viel!“ ſagte Blanche zu Franz Seraph.

„Das iſt gut .... dann muß man ſich recht viel Mühe geben,“ verſetzte Roſabella.

Franz Seraph aber verſicherte, er ſei ganz außer Stande eine maßgebende Critik zu üben, da er von dem eigentlichen Element der Malerkunſt, von Farbe, Licht und Schatten nichts verſtehe. Er begnügte ſich damit, die jungen Dilettantinnen zu loben, ſogar Viola, die nun mit triumphirenden Blicken bald ihren geſtrengen Meiſter, bald Mademoiſelle Henrion anſchaute, was aber auf dieſe Beiden nicht den mindeſten Eindruck machte. Roſabella war beglückt — über das Lob, wie ſie meinte; im Grunde nur durch ſeine Anweſenheit und daß ihre Mutter ſo viel Vertrauen zu ihm hatte und ihn ſo recht in die Intimität des Familienlebens hineinzog. Lady Balmond that dies, weil ſie vor Franz Seraph eine wahre Achtung hatte und weil ſie ſeinen Umgang ſehr vortheilhaft und von ſehr gutem Einfluß auf ihre junge Welt von Frascati fand.

Blanche copirte ein Bild, welches die berühmte Anſicht der Kuppel von St. Peter aus den Pinienhainen der Villa Pamfili darſtellte und welches der Meiſter ſehr ſchön aufgefaßt und in der warmen Abendbeleuchtung gemalt hatte.

„Ein ſolches Bild, ſo majeſtätiſch und ſo poetiſch, kann nur von Rom gemacht werden,“ ſagte Lady Balmond, indem ſie es mit Wohlgefallen betrachtete. „Eine Kuppel hat auch unſer St. Paul; aber ſtatt des Hintergrundes von immergrünen Eichen und Pinien, — die immerſchwarzen Schornſteine der Steinmaſſe, die London heißt, und ſtatt des roſigen italiſchen Abendhimmels, eine Atmoſphäre von grauem Nebel und unſauberen Kohlenſtaub, die nicht verdient Himmel genannt zu werden.“

„Ich habe doch London ſehr gern,“ ſagte Blanche; — „vielleicht weil ich England ſo gern habe.“

„Mich erinnert England — das jedoch mein Auge nie erblickte — an Rom,“ bemerkte der Maler.

Ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens antwortete ihm.

„An das vorchriſtliche Rom, meine ich,“ erläuterte er. „Dieſe Hochſchätzung des eigenen Landes und Volkes neben der Geringſchätzung aller übrigen — dieſer eiſerne Egoismus, der Alles zertritt, was ſeinen Bedürfniſſen, ſeiner Größe im Wege liegt — die merkwürdige Höhe, zu welcher dieſe kleine Inſel ſich auf dem ganzen Erdball erhoben hat — das ſind Züge, die ſie mit der alten Roma gemein hat und die weſentlich verſtärkt werden durch den tiefen Haß, den England gegen die heilige Kirche, wie einſt Rom gegen das Chriſtenthum, hegt.“

„Doch heißt es,“ erwiderte Lady Balmond, „in England fänden mehr Converſionen als in irgend einem anderen proteſtantiſchen Lande ſtatt.“

„Das will ich gern glauben, Signora! was ich ſagte, bezog ſich auf den offiziellen, den politiſchen Charakter Englands, den ich als Römer und als Katholik verabſcheue, weil er das antaſtet, was mir das Heiligſte iſt. Der einzelne Menſch aber, gleichviel in welcher Nation, kann allzeit der Wahrheit zugänglich ſein. Beſitzt er die Eigenſchaften, die den Engländer auszeichnen, klare Beſonnenheit, Beharrlichkeit, Freiheitsſinn und Energie: ſo wird er das, was als Wahrheit vor ihm aufleuchtet, nicht blos als ein ſpielendes Licht an den äußeren Radien betrachten, ſondern auf den Mittelpunkt, auf ihren Grund und Urgrund zurückgehen und vor keiner Conſequenz erſchrecken."

„Sie geben dem Charakter des Engländers ein ſchönes Lob, Signor," ſagte Lady Balmond.

„Und ein richtiges, wie mir ſcheint," ſetzte Franz Seraph hinzu. „In Deutſchland fehlt der Freiheitsſinn. Es hat Profeſſoren, Advokaten und Literaten, die über die Freiheit theoretiſiren; es hat ſeinen Conſtitutionalismus, der ſich die Freiheitsidee zurechtſtutzt, wie er ſie nöthig hat, um auf dem Hochwaſſer der Sündflut unſerer Zeit zu ſchwimmen und ſich als die rettende Arche zu repräſentiren; es hat ſeine Tagespreſſe, deren Blätter in den Lüften der Freiheit rauſchen, aber nach allen vier Winden, wie es maßgebende Verhältniſſe oder klingende Münze erheiſchen; es hat liberale Schwätzer unter den Vertretern von Städten und Staaten, in Volksverſammlungen, in Clubs, in Bierſchenken, die ſich mit devoteſter Freudigkeit vor dem Abſolutismus der Thatſachen auf gut chineſiſch auf den Bauch werfen; — aber ächte Freiheit, die den Individualitäten innerhalb der Schranken des Geſetzes ihre Unabhängigkeit ſichert — die hat es nicht. Dafür hat es den Staat mit ſeiner büreaukratiſchen Vielregiererei, die Alles bevormundet und Alles beſorgt und die den Freiheitsſinn zu einer höchſt überflüſſigen, ja läſtigen Eigenſchaft macht, deren man ſich gern entledigt.

Unter ſolchen Einflüſſen, welche in England unbekannt ſind, entwickeln ſich nur ſpärlich Charaktere voll energiſcher Selbſtändigkeit, die muthig genug ſind, der Wahrheit in's Auge zu ſchauen und ihr zu folgen. Darum gibt es in Deutſchland wenig Converſionen."

„Aber die deutſchen Katholiken ſind doch gewiß Alle voll energiſchem Muth für die Sache der Wahrheit, d. h. der katholiſchen Kirche in Deutſchland?" fragte Roſabella, die keinen anderen Deutſchen als Franz Seraph kannte.

„Die Katholiken in Deutſchland ſind eben Deutſche!" erwiderte er lächelnd; „auch wir haben gelitten unter jenen erſchlaffenden Einflüſſen, furchtbar gelitten, gerade in unſerem katholiſchen Freiheitsbewußtſein. Aber wir raffen uns auf und lernen nach und nach unſere Schuldigkeit thun. Je feſter wir uns auf den Boden der Kirche ſtellen, deſto mehr wird die ihr inwohnende übernatürliche Kraft uns durchſtrömen und ihre ewige Wahrheit uns frei machen."

„Schicken Sie nur recht viele katholiſche Deutſche nach Rom," ſagte der Maler, „damit ſie inne werden, daß Rom der Mittelpunkt der chriſtlichen Welt iſt. Das Bewußtſein des Zuſammenhanges mit einer ſo gewaltigen Einheit gießt auch muthige Begeiſterung in's Herz."

„Ueberdas iſt Rom diejenige Stätte auf Erden, die uns bei jedem unſerer Schritte und unſerer Blicke daran erinnert, daß wir für die großen Ideen des Chriſtenthums leben und ſterben können und ſollen,“ verſetzte Franz Seraph; „denn wir wandeln über den Gräbern und der Aſche der Martyrer, und das Leben und Wirken der Heiligen aller Jahrhunderte und aller Nationen tritt uns in den ihnen geweihten Kirchen und in ihren Reliquien als ewig gegenwärtig entgegen — und zeigt uns eine Gemeinſchaft des Leidens, des Kampfes, des Triumphes, wie das Menſchenherz es verlangt, das für Ideale leiden, kämpfen, triumphiren will; — weil das Alles für die Dinge der Vergänglichkeit der Mühe nicht werth iſt.“

„Ecco! ecco!“ ſagte der Maler, „was für ein warmes Herz doch ſo ein Germane haben kann.“

„Haben Sie das Ihre für wärmer gehalten, Signor?“ fragte Blanche lächelnd, und Roſabella's erſtaunter Blick that dieſelbe Frage.

„Niemand hat ein ganz klares Urtheil über ſich ſelbſt, Donna Blanca,“ verſetzte der Maler ebenfalls lächelnd, „und Sie werden mir vielleicht die Antwort ſchuldig bleiben, wenn ich Sie frage: Haben Sie nicht ein etwas boshaftes Herz?“ — —

Alles was Franz Seraph ſagte, nahm Roſabella tief in der Seele auf und bewahrte es wie einen

Schatz von edeln Gedanken, von guten und großen Gefühlen, den er ihr gab oder über den er ſie zum Bewußtſein brachte. Nur über das Eine kam ſie nicht zum Bewußtſein, die arme Roſabella, daß die Zauberwelt in ihrem Inneren vielleicht unter dem Zauber der Liebe erblühe. —

Man ging nach Grotta ferrata durch die herrlichen Alleen der Villa der Propaganda. Wie gewöhnlich hatte ſich Mißtriß Granford mit ihren Kindern angeſchloſſen ſo wie auch ein paar Vettern von Lady Dashville, die von Malta kommend ihre Couſine in Frascati beſuchten. Ihnen hauptſächlich wollte man Domenichino's Fresken in der Kirche der alten Abtei S. Maria di Grotta ferrata zeigen. Die Geſellſchaft war zahlreicher denn je und munter wie immer. Die jungen Mädchen in ihren weißen luftigen Kleidern, mit ihren roſenfarbenen und lilafarbenen flatternden Bändern, gaukelten wie Waldnymphen im grünen Schatten des Wäldchens. Die Mütter ließen ſie gern mit den jungen Männern plaudern und lachen und nur Mademoiſelle Heurion ſchüttelte zuweilen mißbilligend ihr Haupt, wenn Viola mit ihrer noch nicht gehörig gezügelten fünfzehnjährigen Fröhlichkeit hie und da überlaut lachte. Den Zug ſchloſſen einige Eſel mit ihren Führern, die man für etwaige Ermüdungen auf dem Rückweg ſorgfältig mitnahm.

In dieſem munteren und lauten Treiben konnte Franz Seraph ſchon wagen Roſabella zu fragen, ob ſie Latein verſtehe.

„Nein!“ ſagte ſie ſchüchtern wie immer, wenn er direct das Wort an ſie richtete.

„Nein?“ wiederholte er: „Sie hätten alſo nicht verſtanden, was Sie vor acht Tagen in Camaldoli ſagten?“

„Doch! . . . . das habe ich verſtanden! Wort und Sinn!“

„So verſtanden, daß Ihnen die Sache eben ſo verſtändlich iſt, als das Wort?“

„Iſt es ſo ſchwer zu verſtehen Deo servire regnare est? . . . . Wer Gott dient, dient dem Höchſten und wird dadurch frei vom Dienſt der Welt: ſo verſtehe ich es — und wer frei iſt, der herrſcht, wenn nicht über Andere, doch über ſich ſelbſt.“

„Er kann weit führen und viel verlangen, dieſer Dienſt; — haben Sie auch das ſchon gedacht?“

„Ja! er kann und ſoll uns zu hoher Vollkommenheit führen . . . und es koſtet Mühe ſie zu erlangen.“

„Es koſtet vor Allem Opfer.“

„Opfer!“ rief Roſabella und ſah erſchreckt Franz Seraph an.

„Ja, Opfer!“ ſagte er lächelnd: „einer Weiſe Gott zu dienen ohne Opfer iſt bis jetzt noch nicht erfunden worden. Je vollkommener das Opfer, deſto reiner iſt der Dienſt, deſto mehr hat man die Verherrlichung des höchſten Gutes und die Vertilgung der böſen Selbſtſucht im Sinn, deſto freier wird man von irdiſchen Beſtrebungen, deſto heimiſcher in himmliſchen — aber Alles das nur um den Preis des Opfers.“

Eine unausſprechliche Traurigkeit ſtieg plötzlich, ſie wußte nicht warum und woher, in Roſabella's Seele auf. Ihr war, als ſehe ſie alle Gegenſtände durch einen Trauerflor; aber dieſer Flor waren aufquellende Thränen. Sie fand keine Antwort und Franz Seraph, der es bemerkte, dachte bei ſich ſelbſt: die Gedanken, die ich bei ihr vorausſetzte, hat ſie nicht .... oder wenigſtens nicht in klarer und beſtimmter Geſtalt. — Er wollte ſie wieder heiter ſtimmen und ſagte ſcherzend:

„Mit dem ernſten Latein müſſen Sie ſich nicht befaſſen, Donna Roſabelle; es gibt allzu ernſthafte Gedanken. Und von wem haben Sie nur überhaupt das Deo servire regnare est gehört?“

„Von Ihnen?“ ſagte Roſabella, die ſich inzwiſchen gefaßt hatte.

„Von mir?“ fragte er verwundert.

„Sie ſagten es einmal im Geſpräch zu meinem Vater im letzten Winter, als Sie an meiner Büſte arbeiteten — und weil Sie es ſagten, habe ich es behalten,“ erwiderte ſie.

„Weil ich es ſagte haben Sie es behalten?“ wiederholte er langſam.

„Ja, das iſt nun ſo!“ entgegnete Roſabella und blickte halb lächelnd, halb verlegen zu ihm auf, während ſein Auge ſich auf ſie herabſenkte und Beider Blick ſich begegnete wie noch nie.

„Mein armſeliges Geſchwätz darf nicht in Ihrem Gedächtniß haften!“ rief er ſchnell gefaßt.

„Kann ich es ändern?“ fragte ſie unbefangen.

„Don Seraſino! Don Seraſino!“ rief Blanche, „nicht wahr, Sie machen eine Ausnahme von der Regel?“

„Von welcher Regel?“ fragte er, froh der Unterbrechung.

„Von Ihrer eigenen höchſt pedantiſchen Regel, die Sie inne halten, als ob Sie ein Camaldolenſer-Eremit wären, jeden Montag in aller Frühe nach Rom zurückzukehren. Das werden Sie morgen nicht thun, ſondern ſtatt deſſen mit uns nach Rocca di Papa und auf den Monte Cavo reiten. Das müſſen meine Vettern ſehen und ſie haben keine Zeit zu verlieren. Nicht wahr, Sie machen morgen die reizende Partie mit uns.“

„Wäre nicht die pedantiſche Regel dagegen, ſo würde es mir ſehr viel Vergnügen machen Ihrer Einladung zu folgen; doch jetzt iſt es unmöglich. Wohin käme ich mit meiner Arbeit, wenn ich mir mehr

Sonntage verſchaffen wollte, als der liebe Gott mir gibt. Wird die Lebensordnung Einmal gebrochen, ſo iſt kein Grund, um ſie nicht zehn- und zwanzigmal zu brechen.“

„Sie ſind wirklich ein unerträglicher Pedant!“ rief Blanche.

„Und ein unbegreiflicher!“ bekräftigte die kleine Viola.

„Man muß ſich in der Entſagung üben,“ verſetzte er ſcherzend. „Bedenken Sie was das heißt: einer Partie auf den Monte Cavo in Ihrer Geſellſchaft entſagen.“

„Ah, Böſewicht! Sie ſpotten noch gar! aber für Ihre Entſagungsmanie gewinnen Sie mich nicht! Man entſagt wenn man muß!“

„Aber wie! . . . . mürriſch, troſtlos, grollend, halb in Verzweiflung.“

„Wenn es ſehr ſchwer wird — allerdings! aber das nimmt der liebe Gott nicht übel!“ rief Blanche lachend.

„Ich weiß nicht auf welchen Fuß Sie ſich mit ihm geſetzt haben! ich für meine Perſon finde es ſicherer, mich in der Entſagung zu üben, indem ich mit Catoniſcher Strenge meine Lebensordnung aufrecht halte.“

Blanche wollte ſie noch immer durchbrechen; allein Lady Dashville ſagte:

„Sie thun ganz Recht, Herr von Strahl, ſich gegen die Zumuthung meiner Tochter zur Wehr zu ſetzen. Die ſtille ſchaffende Arbeit auf dem Gebiete der Kunſt hat ganz gewiß einen Zauber, den wir übrigen Sterblichen nicht kennen.“

„Sie iſt mein Beruf,“ entgegnete er ruhig.

„Merkwürdig, was manche Menſchen für einen ſchweren Beruf haben!“ ſagte Viola nachdenklich: „Herr von Strahl muß ſich in der Entſagung üben, muß arbeiten, während wir auf den Monte Cavo reiten — das iſt doch hart.“

„Für ihn nicht, Violette!“ flüſterte Blanche unmuthig: „er iſt ein ächter deutſcher Siebenſchläfer, verſenkt in ſeine Kunſt und in allerhand ſchwärmeriſche Ideen, in welche ihn Mama, ganz unnützer Weiſe, beſtärkt. Ich werde mich gar nicht mehr um ihn kümmern.“

Ihr kleiner Groll war aber nur ein zerflatterndes Sommerwölkchen und die ganze Geſellſchaft langte in heiterſter Stimmung in Grotta ferrata an, dem alten Kloſter, wo griechiſche Mönche von der Regel des heiligen Baſilius ſeit achthundert Jahren ihre Pſalmen ſingen, wo das Bild der allerſeligſten Jungfrau verehrt wird, das einſt in einer Felſenhöhle hinter Eiſengitter aufbewahrt wurde und der Stätte den Namen gab — und wo Domenichino's Fresken, den Gründer des Kloſters, den heil. Nilus verherrlichen.

Nur Roſabella theilte dieſe Stimmung nicht. Es war ein Etwas in ihrem Geſpräch mit Franz Seraph, das ſie nicht ausdrücken, nicht einmal ſich klar machen konnte, das ihr das Herz ſchwer machte. Das Herz hat ſeine Ahnungen.

Sie ſtanden Alle vor dem großen Bilde, das die Begegnung des Kaiſers Otto III. mit dem heil. Nilus darſtellt, der mit ſeinen Mönchen vor den Sarazenen aus Calabrien flüchtet und bei Gaëta den Kaiſer um Schutz bittet. Die Einen bewunderten die ausdrucksvollen Köpfe der Mönche, die Anderen den jugendlichen Kaiſer, Andere den blonden grüngekleideten Knappen, der das kaiſerliche Roß hält und der Domenichino ſelbſt iſt. Aber Roſabella ſtand vor dem kleineren Bilde, wo Nilus in tiefer Andacht vor einem Kruzifix kniet und der Gekreuzigte ſeine Hand ſegnend über ihn erhebt. Die Huld des Kaiſers iſt doch nur irdiſche Ehre, Ehre im Sinn und in den Augen der Welt, wenn auch der edelſten Art — dachte Roſabella — aber dieſe durchwundete Hand, die den ſtillen Beter ſegnet — o das iſt göttliche Huld, iſt ein Stral von jener Krone, die ihm in der Ewigkeit beſtimmt iſt. — Sie wäre gern vor dem Bilde niedergekniet, um den Gekreuzigten zu bitten auch ſie zu ſegnen; aber ſie wagte es nicht.

„Roſabella .... Du weinſt?“ ſagte zärtlich Livia Granford, die ſich leiſe genähert hatte.

„Ich weine nicht,“ entgegnete Roſabella und blickte mit ihren ſchönen ſchimmernden Augen lieblich Livia an; — „aber ich dachte an die ſchöne ſelige Ewigkeit und dann fühlt meine Seele immer ſo etwas wie Heimweh.“

„Du wünſcheſt doch wohl nicht zu ſterben, Roſabella?“

„Nein, Livia! leben möchte ich, aber ſelig leben, d. h. endlos glücklich ſein und ich glaube, das iſt ſchwer hienieden.“

„Komm! wir haben die Bilder genug bewundert!“ ſagte Livia, nahm Roſabella unter den Arm und zog ſie in den Kloſterhof: „Verſprich mir Stillſchweigen!“ ſagte ſie bewegt.

„Gern!“ verſetzte Roſabella geſpannt.

„Laß uns in's Kloſter gehen!“ flüſterte Livia haſtig.

„Nimmermehr!“ rief Roſabella entſetzt.

„Ich gehe .... wenn Alles in mir klar und geordnet iſt,“ ſagte Livia entſchieden, „und bis dahin ſchweige ich. Aber das Leben das wir führen, iſt mein Leben nicht. Ich habe auch das Heimweh nach dem Himmel wie Du. Nur der Tod gibt uns den Himmel. So will ich denn wenigſtens ſterben, inſoweit es gottgefällig iſt .... will ſterben der Welt, Roſabella! .... ich gehe in's Kloſter.“

„Und vor acht Tagen in Camaldoli ſagteſt Du das Gegentheil.“

„Was ſagt man nicht Alles, wenn man nicht weiß, was man ſagen ſoll!“ rief Livia.

„Was ſchmiedet Ihr hier für heimtückiſche Pläne?“ ſagte Blanche und ſtörte das Zwiegeſpräch, indem ſie ihre beiden Freundinnen zur übrigen Geſellſchaft zurückführte.

Am Himmel flimmerten Millionen von Sternen und Millionen von Leuchtkäfern ſchwebten durch die ſtille Sommerluft und illuminirten Gebüſch, Sträuche und Gräſer, als man ſehr befriedigt und ſehr ermüdet Frascati erreichte.

Franz Seraph hatte eine ſchlafloſe Nacht. Was hatte ſie geſagt? — Welcher Blick war dem ſeinen begegnet? — Welche Möglichkeit dämmerte auf? — Welcher Horizont eröffnete ſich? — War das Liebe? — Konnte das Liebe werden .... von ihrer Seite? .... von ſeiner Seite? .... — Nimmermehr! — Und wenn doch? wer wollte ſich ſträuben gegen erlaubte Liebe, gegen erlaubtes Glück? .... Der natürliche Menſch gewiß nicht und der Menſch nach der Ordnung der Gnade — wozu? weshalb? warum? —

Der Morgen brach an; Kirchen und Klöſter begrüßten ihn mit Ave Maria; dann riefen die Glocken zur Feier des hochheiligen Opfers; Franz Seraph ging in die Meſſe und fuhr mit dem erſten Zug nach Rom.

Am nächſten Samſtag war grenzenloſes Erſtaunen im Malzimmer zu Frascati, denn um neun Uhr Morgens erſchien Franz Seraph an der Seite des Meiſters. Ganz beglückt und eingedenk ſeiner Lobſprüche tanzte Viola ihm entgegen und jubelte:

„O herrlich! Sie wollen uns Unterricht geben!“

„Sie verletzen ihre Lebensordnung?“ fragte Blanche mit leiſem Spott.

Roſabella's Lippen ſchwiegen; ihr Auge ſprach.

„Ich komme, um mich bei Lady Balmond zu beurlauben,“ erwiderte Franz Seraph: „ich muß nach Carrara, um mir dort ein paar ſchöne Marmorblöcke auszuſuchen, wie ich ſie nöthig habe für das kreuztragende Chriſtuskind und für den Engel der Auferſtehung. Ein Bildhauer, der in dieſem Fach weit mehr Erfahrung hat, als ich, geht heute mit dem Nachtzug nach Carrara und ich will ihn begleiten. So habe ich nur gerade Zeit von ihnen Allen Abſchied zu nehmen.“

„Aber Sie kommen doch vor unſerer Abreiſe nach Sorrent zurück?“ fragte Blanche.

„Bleibt es dabei, daß Sie am 8. Auguſt nach Sorrent gehen — dann nicht! Das ſind nur zehn Tage und ich denke einen kleinen Ausflug nach der

Schweiz mit dem nach Carrara zu verbinden und einen Jugendfreund zu beſuchen.“

„Wie traurig das iſt!“ rief Blanche: „heute gehen Sie fort; in einigen Tagen reiſt Mißtriß Granford nach England zurück .... die letzten Tage von Frascati werden recht einſam ſein.“

„Ja ja!“ ſägte der Maler, „die letzten Tage ſind einſam! das richtet Gott ſchon ſo ein.“

„O Signor, Sie machen mich ganz melancholiſch!“ ſagte Viola.

„Im Winter finden wir uns wieder in Rom zuſammen,“ ſagte Roſabella, welche fühlte, daß ſie endlich doch auch etwas ſagen müſſe. Ihre Stimme war ruhig, aber ihr Mund verrieth ihre innere Bewegung, und ſtarr blickte ſie auf ihre Staffelei, um keinem Auge zu begegnen.

Franz Seraph ließ ſich bei Lady Balmond melden, die ihn wie immer mit herzlichem Wohlwollen empfing und es ganz in der Ordnung fand, daß er den glühenden Auguſt in der Schweiz verleben wollte. Dann ging er zu Lady Dashville und Mißtriß Granford und kehrte darauf in's Malzimmer zurück, um auch dort Abſchied zu nehmen.

„Auf Wiederſehen!“ ſagten die jungen Mädchen und reichten ihm die Hand: „auf Wiederſehen im November! auf Wiederſehen mit allen unſeren Freunden!“

„Auf Wiederſehen in der ewigen Roma,“ ſetzte der Maler hinzu.

Roſabella that und ſprach wie ſie Alle, aber in ihrem dunkeln ſammtweichen Auge lag, ihr unbewußt, eine tiefe Traurigkeit.

Als Franz Seraph wieder in ſeinem einſamen Atelier ſaß, fühlte er, daß ein Abſchnitt ſeines Lebens hinter ihm liege, der unwiderruflich über ſeine Zukunft entſcheide. Ihm war ernſt und feierlich zu Sinn. Er ging nach St. Iſidoro und empfahl ſein Herz dem ewigwachenden Herzen der Ewigen Liebe. Dann reiſte er nach Florenz und Carrara und Ende Auguſt war er wieder in ſeinem Atelier, fleißiger, ruhiger, zufriedener, einſamer denn je. Doch in der Schweiz war er nicht geweſen. Der Friede, den er begehrte, lag in anderen Regionen als in denen der ſchönen Natur. Oft wendeten ſich ſeine Gedanken der Heimat zu. Er wußte, daß Floreſtine wieder auf Cronenſtein lebe, daß Seeheim verkauft ſei und weshalb; ſeine Mutter theilte ihm Alles mit, was die Familie betraf und was ihr Herz bewegte, ihre Liebe für Floreſtine, die eine Beimiſchung von Bewunderung bekam, ihre Sorge um Oswald. Wie lebhaft Franz Seraph dieſe Empfindungen auch theilte, ſie ſtörten ihn nicht, und er arbeitete mit angeſtrengtem Fleiß, wie Jemand, der keine Zeit zu verlieren hat.

So vergingen zwei Monate. Da, gegen Ende

Oktober, trat eines Morgens Sir Robert Valmond bei Franz Seraph ein.

„Nun, da bin ich wieder, Sir, um Ihre Arbeiten zu inſpiciren, ob ſie auch hübſch fleißig geweſen ſind!“ rief er freundlich.

„Ihre Aufträge gehen den übrigen vor, Sir Robert und ich hoffe Sie werden zufrieden ſein,“ entgegnete Franz Seraph herzlich und drückte die dargebotene kräftige Hand. Dann nahm er die Verhüllung von Roſabella's Büſte und von der Statue des kleinen Täufers Johannes ab und zwei Kunſtwerke von idealer Auffaſſung und vollendeter Ausführung ſchimmerten in ihrer edlen Marmorſchönheit dem überraſchten Sir Robert entgegen.

„O meine Roſabel! .... o das liebe Geſichtchen!“ rief er entzückt: „iſt ſie denn wirklich ſo ſchön, Sir? .... iſt es nicht der blendendweiße Marmor, den Sie zart wie ein Lilienblatt ausgearbeitet haben, der ihr etwas ſo Engelhaftes gibt?“

„Nein, Sir Robert, Ihre Tochter kann ich nicht verſchönern,“ erwiderte Franz Seraph lächelnd: „ſie hat die Züge der antiken Pſyche, ſie hat den Ausdruck der heiligen, chriſtlichen Jungfrauen: etwas Schöneres gibt es nicht, als dieſe Verſchmelzung. Meine Aufgabe war, ſie dem Marmor einzuhauchen und es iſt der Vorzug dieſes herrlichen Materials und ſeine

Eigenthümlichkeit, daß es der edelen Schönheit einen idealen Charakter verleiht."

„Und der kleine Johannes! . . . der kleine Prophet mit ſeinem Agnus-Dei-Stabe! . . . wie er von den Dingen auf und über der Welt ſo viel mehr zu wiſſen ſcheint, als wir andere Sterblichen! und doch ſieht er ſo kindlich aus, der Krauskopf, der! — Welch ein Schmuck für die Kapelle in Balmond-Caſtle!"

„Und hier iſt das Seitenſtück: Chriſtus als Kind auf das Kreuz ſich lehnend," ſagte Franz Seraph und führte Sir Robert vor das Thonmodell: „Er hat es getragen das ſchwere Kreuz; da iſt es ihm zu ſchwer geworden und er ſtellt es ein wenig neben ſich hin und ſtützt ſich darauf. Nun ruht er wohl etwas aus — aber auf dem Kreuz! — In jenem ſchweren rauhen Marmorblock dort iſt das göttliche Kind verborgen. Gott gebe, daß ich es in ſeiner unirdiſchen Schönheit herauslocke."

„Das wird Ihnen ſchon gelingen, Sir," ſagte Sir Robert ganz ergriffen: „ich meine, daß die Engel Ihnen bei Ihrer Arbeit dienen."

„So ſollte der Menſch immer arbeiten, immer eingedenk ſein, daß die Himmliſchen auf ihn herabſchauen und bereit ſind, ihm mit ihren Kräften beizuſtehen, wenn das Werk ihrer nicht ganz unwürdig iſt."

„Ich muß mit Ihnen ſprechen!“ ſagte Sir Robert plötzlich, halb verlegen halb entſchloſſen.

„Wir ſprechen ja mit einander,“ verſetzte Franz Seraph lächelnd.

„Nein, nein! es muß gründlich und ganz ungeſtört geſchehen, denn es iſt von äußerſter Wichtigkeit.“

„Darf ich bitten,“ erwiderte Franz Seraph, und zeigte auf die ſchmale Wendeltreppe, die aus einem Winkel des Ateliers zu ſeinem Zimmer hinaufführte. Die Treppe krachte unter Sir Robert's wuchtigem Tritt. Oben angelangt, ſetzte er ſich auf einen Strohſtuhl, der ebenfalls krachte und ſagte mit Entſchiedenheit:

„Sir, wir müſſen die Sache klar und einfach beſprechen, wie es ſich zwar immer für Gentlemen, aber beſonders in dieſem Fall ſchickt.“

Franz Seraph verbeugte ſich ſchweigend. Er dachte, es ſolle von dem Preiſe ſeiner Arbeiten die Rede ſein. Als aber Sir Robert fragte:

„Lieben Sie meine Roſabella?“ — da trat er zurück und ſagte ernſt:

„Ich glaube keine Veranlaſſung zu dieſer Frage gegeben zu haben, Sir.“

„Nein! .... mir nie.“

„Und wem, Sir Robert? wem denn?“ fragte er beklommen.

„Setzen Sie ſich zu mir und laſſen Sie uns ein aufrichtiges Wort wechſeln. Ich ſpreche ehrlich mit Ihnen und ich hoffe, Sie antworten mir ehrlich."

„Mein Wort darauf, Sir Robert."

„Gut! — Nun hören Sie mich ruhig an. Seitdem Lady Balmond in Sorrent iſt, hat ſie eine veränderte Stimmung bei unſerer Tochter wahrgenommen, eine leiſe Schwermuth, etwas in ſich Gekehrtes, Wehmüthiges, das nicht in dem ſüßen Frieden ihres Charakters liegt, und nach der heiteren Fröhlichkeit, welche ſie während ihres ganzen Aufenthaltes in Frascati an den Tag gelegt hat, doppelt auffallend iſt. Denn ſie hat in Sorrent Alles, was ſie in Frascati hatte, da Lady Balmond auch dort mit Lady Dashville eine Familie ausmacht, und die Umgebung von Sorrent unvergleichlich ſchön iſt. Lady Balmond hat beobachtet, daß dieſe Veränderung begann ſeitdem Sie, Sir, eine Reiſe nach der Schweiz plötzlich und ganz unerwartet in Frascati ankündigten und ſie auf der Stelle antraten. Dieſe plötzliche Abreiſe hat Lady Balmond auf den Gedanken gebracht, es könne in Ihnen ein Gefühl für unſere Tochter erwacht ſein, dem Sie nicht Raum geben wollten, und das hat ihre und meine Hochachtung für Sie erhöht. Ich bin noch nicht zu Ende," ſagte Sir Robert, als Franz Seraph eine lebhafte Bewegung machte: „laſſen Sie mich ausreden. Meine Roſabel iſt zu der glänzendſten Verbindung in England berechtigt. Familie, Vermögen, Schönheit und Erziehung erlauben ihr und uns große Anſprüche zu machen; aber wir Eltern ſehen vor Allem auf das Glück unſerer einzigen Tochter, und Sie ſind ein junger Mann, dem wir die Zukunft dieſes geliebten Kindes mit gutem Gewiſſen anvertrauen könnten. Wenn alſo Ihr Herz und Roſabel's Herz einander verſtehen, ſo würden wir Eltern dies Bündniß nicht ſtören. Iſt dem aber nicht ſo, irrt ſich Lady Balmond in Betreff Ihrer, Sir: ſo würden wir dieſen Winter nicht in Rom zubringen, ſondern von Neapel nach Nizza gehen, was ſich ganz leicht macht, weil einer Schweſter von Lady Balmond, deren Mann Geſandter in Stockholm iſt, und der ſie nur hinbringen, doch nicht bei ihr bleiben kann, der Aufenthalt in Nizza von den Aerzten verordnet wurde. Jetzt bin ich fertig .... und nun reden Sie."

„Gehen Sie nach Nizza, Sir Robert," antwortete Franz Seraph mit tiefem Ernſt.

„Ich hoffe, Sir, daß ich mich deutlich ausgedrückt und Sie mich verſtanden haben," verſetzte Sir Robert mit grenzenlos erſtauntem Blick.

„Vollkommen! .... und ganz durchdrungen von innigſter Dankbarkeit, wiederhole ich: gehen Sie nach Nizza."

„Es beſteht alſo keine Neigung zwiſchen Ihnen und meiner Tochter?“

„Keine, Sir.“

„Und Lady Balmond hätte ſich geirrt? .... die ſcharfſichtige Mutter?“

Franz Seraph ſchwieg.

„Es iſt etwas Räthſelhaftes in dieſer Sache,“ fuhr Sir Robert fort: „ja, es iſt wirklich ſchon räthſelhaft genug, daß Sie, ein Künſtler, deſſen Auge offen für alles Schöne iſt, an Roſabel's leiblicher und ſeeliſcher Schönheit gleichgültig vorüber gehen — daß Sie ein ſo vollkommenes Weſen nicht zu lieben geneigt ſind — daß Ihnen überhaupt eine Verbindung nicht genehm iſt, welche tauſend junge Männer als ein höchſt unerwartetes Glück preiſen würden.“

„Gehen Sie nach Nizza, Sir Robert!“ wiederholte Franz Seraph mit demſelben Ernſt.

„Bei St. Georg! ja, Sir, ich werde nach Nizza gehen! .... aber ich wüßte doch gern warum. Stehen Sie mir Red' und Antwort!“ brach Sir Robert aus: „Sie müſſen doch wahrhaftig überzeugt ſein, daß Alles, was ich eben geſagt habe, aus zärtlicher Liebe für meine Tochter und aus dem aufrichtigſten Wohlwollen für Sie entſpringt. Ich glaube alſo Ihres Vertrauens nicht unwerth zu ſein.“

„Sie haben Recht, Sir Robert,“ entgegnete Franz Seraph noch ernſter, „es ſoll nicht der Schein von

Undankbarkeit an mir haften. Allein das, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, iſt noch nie über meine Lippen gekommen und Sie müſſen mir Ihr Ehrenwort geben, daß es auch über Ihre Lippen nicht kommen werde.“

„Bei St. Georg, ich gebe mein Wort.“

„Und Sie machen keine Ausnahme, nicht für Lady Balmond, nicht für Miß Roſabella.“

„Keine Ausnahme .... bei St. Georg.“

„Ein einziges Wort wird Ihnen Alles erklären, Sir Robert: ich will geiſtlich werden.“

Ueberraſcht, erſchreckt, erſtaunt ſchnellte Sir Robert von ſeinem Sitz auf und ſtarrte ſprachlos Franz Seraph an.

„Das iſt's!“ ſagte dieſer lächelnd.

„Das iſt's?“ wiederholte Sir Robert wie betäubt: „Sie wollen geiſtlich werden, wollen der Welt entſagen, wollen Ihren ſchönen Beruf aufgeben?“

„Ein höherer Beruf zieht mich an und das Glück der Welt iſt mir nie reizend erſchienen.“

„Aber Sir, wenn Sie geiſtlich werden wollen, weshalb um Gotteswillen machen Sie den ungeheueren Umweg durch das Gebiet der Kunſt .... das gefährliche!“

„Der Weg, den Gott mich führt, iſt kein Umweg.“

„Dieſe Studien, dieſe Mühe, dieſe anſtrengende Arbeit, dies große, ſehr große Talent, das Ihnen eine glänzende Zukunſt, einen berühmten Namen erringen wird — das Alles wäre umſonſt gethan? .... ich faſſe es nicht!“

„Nicht umſonſt, Sir Robert! das Alles findet die göttliche Vorſehung nothwendig als Prüfſtein für meinen Beruf.“

Zweifelnd und beſorgt wiegte Sir Robert ſein Haupt und ſagte:

„Die Wege Gottes ſind freilich wunderbar .... aber dieſe Sache kommt mir wunderlich vor.“

„Ob ich ſie erklären kann, weiß ich nicht; doch wie ſie ungefähr ſich gemacht hat, will ich Ihnen erzählen, weil Sie mir eine ſo liebreiche Theilnahme ſchenken,“ ſagte Franz Seraph.

„Ich bin wirklich äußerſt geſpannt!“ rief Sir Robert, und nahm ſeinen Sitz auf dem Strohſtuhl wieder ein, indem er ſeinen Blick nicht von Franz Seraph abwendete, der gelaſſen ſagte:

„Ich habe nicht viel zu ſagen, und nichts Merkwürdiges zu erzählen, Sir Robert. Da ich ſeit meiner Kindheit ein entſchiedenes Talent für die bildende Kunſt und große Freude daran hatte, ſo faßte ich früh den Entſchluß mich ihr zu widmen, obgleich meine Mutter und mein Vormund ſehr viel dawider hatten. Beide, namentlich meine Mutter, wären hoch erfreut geweſen, wenn ich mich dem geiſtlichen Stande gewidmet hätte. Aber das fiel mir nicht ein!

ich dachte gar nicht daran. Ich zeichnete, ich knetete in Thon, ich entwarf allerhand Skizzen, und ließ einen Jugendfreund, mit dem ich aufwuchs und der ſich früh für den geiſtlichen Stand beſtimmt hatte, mit Begeiſterung von der Erhabenheit des Prieſterthums reden. Da er viel beſſer, viel klüger, viel begabter war als ich, ſo dachte ich, der geiſtliche Stand ſei nur für ſehr vollkommene Seelen und von meiner Unvollkommenheit war ich auf's Tiefſte durchdrungen.

„Bei zwanzig Jahren hörte das Familienleben für mich auf, und ich begann meine Studien auf einer Kunſtakademie. Ich trieb ſie mit Liebe, Eifer und Beharrlichkeit; aber in dem Maß als mein inneres Weſen reiſte und mehr und mehr zu jener Erkenntniß gelangte, welche die Berührung mit der Welt dem Jüngling über ſie und über ſich ſelbſt gibt, gab ſich in mir eine Richtung kund, die mich auf einen anderen Weg wies. Ich ſträubte mich gegen ſie, ich fand ſie läſtig, ſtörend, verkehrt, unſinnig; — ich hatte ja mein Talent, das Gott mir gegeben, das mir theuer war und mir gute Gedanken gab, Gedanken, die auch Anderen zu gut kommen ſollten, wenn ich dereinſt, als tüchtiger Künſtler, ihnen eine ſchöne Form und eine edle Geſtalt zu geben verſtände. Das wiederholte ich mir, daran klammerte ich mich, wenn eine Stimme in mir flüſterte: Du kannſt etwas Beſſeres thun, als den Marmor bearbeiten! arbeite für die Seelen .... arbeite an den Seelen für Gott! — Zuweilen gab ich mir heimlich die Antwort: Nicht Jeder iſt berufen das Beſte zu thun; dazu reichen die Kräfte vielleicht nicht aus, während ſie das Gute leiſten können. Demuth iſt beſſer als Verwegenheit! — Dieſer heftige Kampf in meiner Seele zwiſchen gut und beſſer, erleichterte mir jeden Kampf zwiſchen bös und gut. Der Gedanke, daß ich möglicherweiſe zum Allerbeſten beſtimmt ſein könne, ſpornte mich an, mich dazu im Stand zu halten, wenn ich auch nicht von jener Beſtimmung überzeugt war. Ich wagte nicht mich gegen irgend Jemand über dies innere Drängen und meinen Widerſtand auszuſprechen — um ſo weniger, als mein Jugendfreund, der mit ſo hoher Begeiſterung dem geiſtlichen Beruf ſich widmete, ihn verließ und einen ganz anderen Weg einſchlug. Das erſchreckte mich ſehr; aber abgeſchreckt wurde nicht jenes unbegreifliche Treiben des Geiſtes in mir, das mich dahin drängte, wohin der natürliche Menſch nicht wollte. Ich hatte eine ſehr fromme Erziehung und die ſchönſten chriſtlichen Vorbilder in meiner Familie gehabt: das war mein Glück! man hatte mich gelehrt an Gott meinen beſten Freund zu haben. Zu ihm flüchtete ich, an ihn wendete ich mich, ihn bat ich um Licht in meiner Nacht, die von ſeltſamen Sternen durchblitzt war, daß ich nicht wußte, ob ſie mich verblendeten oder erleuchteten. Endlich faßte ich meinen Entſchluß, als die Zeit heranrückte, die zu meiner Abreiſe nach Italien feſtgeſetzt war.

„Nun wohlan! ſprach ich zu mir ſelbſt, wehre dich mit erlaubten Mitteln gegen die Möglichkeit einer Täuſchung des Hochmuths, Franz Seraph! Beginne deine Laufbahn mit allem Eifer; verſuche dir einen Namen zu machen; widme dich deinen künſtleriſchen Eingebungen; ſieh' zu ob in dem künſtleriſchen Schaffen eine That liegt, die dir genügt, ein Genuß, der dich befriedigt. Schaue dir an die Welt und das, was der Menſch Glück und Freude nennt — und ob du damit einverſtanden ſein kannſt. Weiſe nichts mit Schroffheit zurück, damit du dich nicht etwa zu Gott hinwendeſt, weil du dich den Menſchen unerträglich gemacht haſt; aber ſei wachſam, damit nicht unverſehens ein Gefühl in dein Herz ſchlüpfe, welches es leiſe, leiſe einem Geſchöpf zuneigt. Haſt du das Alles gethan, Jahre hindurch, und bleibt der Zug zum höchſten Beruf unerſchütterlich in dir — dann darfſt du, mußt du ihm folgen; dann iſt er kein Spiel deiner Phantaſie, kein Blendwerk deiner Selbſtgefälligkeit.

„Mit dieſem Entſchluß ging ich vor anderthalb Jahren nach Rom. Ich lebe hier alſo in einer Art von Noviziat, das zu der Zucht gehört, worin die Hand Gottes meine Seele nimmt, und ich ſuche ein treuer Novize zu ſein, der ſich ehrlich bemüht, den Weg zu erkennen, auf dem er ſein ewiges Heil finden ſoll. Mehr und mehr lichtet ſich der Pfad vor meinem inneren Auge und weist mich dahin, wohin der natürliche Menſch nicht verlangt. Widerſtand gegen die Gnade würde mich in ein elendes Leben mit verfehltem Beruf ſtürzen und mich in eine Kette von Unheil verwickeln."

„Ja freilich, wenn es ſo mit Ihnen ſteht," ſagte Sir Robert ernſt, „wenn Sie in dem wundervollen Talent, welches Tauſende erſehnen und ihr Leben in würdiger Weiſe damit ausfüllen würden, keine Befriedigung finden — wenn das Glück des Familienlebens ebenſowenig Reiz für Sie hat, als die Bewunderung der Mit- und Nachwelt — wenn Sie es vorziehen im Dunkel eines unſcheinbaren Berufs zu verſchwinden, ſtatt im Glanz eines hochbewunderten zu herrſchen — dann haben Sie Recht! werden Sie geiſtlich."

„Deo servire regnare est," erwiderte Franz Seraph.

„Auch darin haben Sie Recht, Sir! Jetzt aber erklären Sie mir, wie Lady Balmond ſich ſo gründlich täuſchen konnte, daß ihre ſämmtlichen Briefe ſeit drei Monaten nichts Anderes behandeln, als dies eine Thema mit allen möglichen Variationen und Conſequenzen. Nie war unſer Briefwechſel ſo lebhaft! .... ganz natürlich! es handelte ſich ja um

Roſabel's Glück. Jetzt alſo ſagen Sie mir, weshalb Sie ſich plötzlich von Frascati zurückgezogen haben."

„Wegen eines Marmorkaufs ging ich mit einem Sachverſtändigen nach Carrara und Lady Balmond fand das ganz in der Ordnung."

„Und dann gingen Sie nach der Schweiz?"

„Nein, Sir Robert, ich beſann mich, daß etwas Anderes mir heilſamer ſein könne."

„Und was war das, Sir?"

„Das waren geiſtliche Uebungen, die ich hier während drei Wochen in St. Euſebio durchmachte, und die mir eine ganz unerwartete Klarheit, Ruhe und Feſtigkeit gegeben haben. Ich habe gewählt."

„Ohne dieſe geiſtlichen Uebungen wäre die Wahl vielleicht anders ausgefallen," ſagte Sir Robert unmuthig.

„Den Willen Gottes zu erkennen ſuchen und nach dieſem einzig-unfehlbaren Compaß den Lauf meines Schiffleins durch das Meer des Lebens beſtimmen — das war meine Abſicht bei dieſen geiſtlichen Uebungen. Eine entſcheidende Wahl treffen ohne Gott zu fragen, iſt für mich etwas Undenkbares .... und gewiß auch für Sie."

„Aber Roſabella, Sir!"

„Sir Robert! die Morgendämmerung der Liebe in dem Herzen einer Roſabella iſt etwas ſo Zartes, ſo

Verſchwebendes, daß ich nicht im Stande bin Ihnen darüber Rechenſchaft zu geben.“

Sir Robert ſtand auf, legte beide Hände auf Franz Seraph's Schultern und ſagte:

„Es thut mir bei Gott herzlich leid, daß nichts daraus werden kann! — Wir gehen alſo nach Nizza und ob wir Sie je wiederſehen, weiß Gott allein. Was Roſabella aber auch empfinden möge, es wird ein Balſam für ſie ſein zu erfahren, daß Sie geiſtlich werden.“

„Sir Robert!“ rief Franz Seraph lebhaft, „ich habe Ihr Ehrenwort! Sie ſchweigen gegen Jedermann, ohne Ausnahme! Sollte die Rede auf mich kommen, ſo ſagen Sie einfach: Er iſt ein Künſtler, der nichts liebt als ſeine Marmorblöcke.“

„Aber das iſt ja nicht wahr, Sir! Sie lieben ja wahrhaftig Gott im Superlativ.“

„Gleichviel, Sir Robert, gleichviel! darüber müſſen Sie ſchweigen, denn ich habe Ihr Wort. So wie aber Miß Roſabella vermählt ſein wird, gebe ich es Ihnen zurück.“

„Vielleicht wäre es zweckmäßig, es ihr vorher mitzutheilen .... es würde etwaigen Träumereien ein gründliches Ende machen.“

„Sind Sie ſicher, daß dieſe Träumereien nicht auf ein anderes Gebiet verpflanzt werden könnten?“ fragte Franz Seraph eindringlich.

„Wahrhaftig, Sie haben Recht!“ rief Sir Robert nach einer kleinen Pauſe des Nachdenkens: „mir geht ein Licht auf! .... Nun, das fehlte noch gar! Nein, nein! .... ich ſchweige! ich ſchreibe noch heute an Lady Balmond: Er iſt ein Künſtler, der nichts liebt als ſeine Marmorblöcke — und ſetze hinzu: Wir gehen nach Nizza; — dann weiß ſie Beſcheid, und Alles kommt in die rechte Ordnung. Nur das iſt mir leid, daß ich Sie nicht mehr ſehen werde.“

„Für die rechte Ordnung kann man ſchon ein kleines Opfer bringen,“ ſagte Franz Seraph.

„Und mein ſchöner Chriſtusknabe .... was wird aus dem?“ fragte Sir Robert und betrachtete wehmüthig das Thonmodell.

„Das wird für Balmond-Caſtle in Marmor ausgeführt. Arbeiten, die ich übernahm, vollende ich. Vielleicht werde ich noch einmal geiſtliche Uebungen machen müſſen, um die Kraft zu gewinnen mich von meinen Marmorblöcken zu trennen,“ erwiderte Franz Seraph ſcherzend.

„Sie werden mir unvergeßlich bleiben,“ ſagte Sir Robert zum Abſchied, „und wahrhaftig nicht blos als Künſtler! ich beklage, daß ſich die Sachen zwiſchen uns ſo ſeltſam geſtaltet haben, allein es dient nur dazu meine Bewunderung für Sie zu erhöhen.“

„Das verdiene ich nicht,“ entgegnete Franz Seraph ſanft.

„Doch, Sir, doch! Bedenken Sie nur das Eine: als der Teufel dem Sohn Gottes die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit anbot, und dieſer ſie von ſich wies, weil er nicht den Satan anbeten wollte, da kamen die Engel zu unſerem Herrn und dienten ihm. Sie könnten die Herrlichkeiten der Welt erlangen und genießen, ohne dafür den Satan anzubeten, und lehnen ſie ab, um dem Herrn nachzufolgen. Wie müſſen die Engel ſo freudig Ihnen dienen! Das gibt mir ein Recht, Sie zu bewundern und zu verehren.“

„Beten Sie für mich, Sir Robert! das iſt heilſamer für meine arme Seele,“ verſetzte Franz Seraph ruhig und freundlich.

Und ſo trennten ſie ſich. Sir Robert ging zu der kleinen engliſchen Colonie nach Sorrent und Roſabella vernahm nichts weiter über Franz Seraph, als daß er in ſeine Marmorblöcke verliebt ſei. Ueberhaupt war gar nicht mehr von Rom die Rede, da ihre Eltern nichts im Sinn hatten als Nizza und die kranke Geſandtin, während Lady Dashville ſich zu einem Winteraufenthalt in Sevilla beſtimmte, weil ihr Sohn Lionel bei den engliſchen Truppen in Gibraltar ſtand.

„Rom — eine untergegangene Welt!“ ſchrieb Roſabella in ihr Tagebuch.

Die Frau des Spielers.

Nizza iſt lieblich. Es hat nicht Neapels wundervolle phantaſtiſche Schönheit mit dem Vulkan, der aus blühenden Gefilden — mit dem blauen Felſen von Capri, der aus dem Meer aufſchießt. Es iſt heiter idylliſch. Die Stadt nimmt nur einen kleinen Theil des weiten Beckens ein, das ſich von den Ausläufern der Meeralpen bis zur Meeresküſte herabſenkt. Villen, Klöſter, Bauernhäuſer, Olivenhaine, Orangen- und Gemüſegärten liegen bunt durcheinander auf dem leichtgehügelten Boden und bieten eine reiche Fülle der anmuthigſten An- und Ausſichten, die im Norden das Gebirg, im Süden das Meer begrenzt.

Oswald und Floreſtine bewohnten ein Haus in der Vorſtadt Croix de marbre, die ſich längs dem Ufer hinzieht, und deren Orangen- und Roſengärten nur durch eine Chauſſee vom Strand des Meeres getrennt ſind, ſo daß der friſche Athemzug der See und der Balſamduft der herrlichſten Blüten in ihnen verſchmilzt. Sie liebten Beide die ſchöne Natur, und hatten große Freude daran, die Umgegend bald zu Fuß, bald zu Pferde zu durchſtreichen. Der Winter geht faſt unbemerkt in Nizza vorüber; nur etwa vier Wochen, von Mitte Dezember bis Mitte Januar, ſtockt die Vegetation; dann beginnt ſie in voller Frühlingsfriſche, und nicht etwa in gepflegten Gärten, ſondern am Grabenrand blühen Vinka und Veilchen und auf kleinen Wieſenflecken, unter dem Johannisbrodbaum mit ſeinen langen ſmaragdgrünen Schoten, entfaltet ſich die prächtige dunkelrothe Anemone, ſteigt die ſchlanke Hyazinthe mit ihren blauen Glocken auf, während rankende Roſen an allen Gartenmauern hinaufklettern und ſich bald in zierlichen Guirlanden, bald in einem feſten, krauſen Geflecht über ſie hinauswerfen. Ein nordländiſches, ſchneegewohntes Auge wird ganz bezaubert durch dieſe ewige paradieſiſche Jugend.

Kranke bilden eine verſchwindende Minderzahl in der Welt von Fremden, welche im Winter in Nizza ſich niederläßt. Ein Winter in Nizza iſt ein ganz vortreffliches Rezept für Leute, die Geld genug haben um vor einem Huſten oder Schnupfen unter den ſüdlichen Himmel zu fliehen, und die Aerzte ſchreiben es immer mit großer Bereitwilligkeit. Schwerkranke, Perſonen die an der Bruſt leiden, werden faſt immer zu ſpät nach Nizza geſchickt; ihre Kräfte reichen nicht mehr aus, um ſich von der Lebensluft dieſes Himmelsſtriches heben zu laſſen, und werden nur um ſo ſchneller erſchöpft. Das geſellige Treiben iſt in Nizza überall wie in der großen und eleganten Welt. Oswald traf Bekannte aus früherer Zeit; neue Bekanntſchaften knüpften ſich an die alten, und bald waren ſie mitten in dem Strom. Floreſtine machte Alles gern und freundlich mit, was Oswald wünſchte, was Oswald unterhielt. Aber in der Stille nahm ſie ſich vor dahin zu wirken, daß er das Unbehagen überwinde, welches für ihn an ſein erſtes Wiedererſcheinen in der Reſidenz und in der Kammer ſeines Landes geknüpft war. Die perſönliche, thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entſprach ſeinen Gewohnheiten und Bedürfniſſen mehr, als der hohle Tumult im geſellſchaftlichen Kreiſe. Sie machte ſich Vorwürfe, dies nicht früher erkannt und um jeden Preis auf den Winter in der Reſidenz gedrungen zu haben; aber Oswald's Widerwille war ihr ſo begreiflich geweſen und ſie theilte ihn ſo ganz, daß ihr nicht klar geworden war, was am Beſten für ihn ſei. Jetzt ſchien es ihr, als verliere er ſich mit allen Gedanken in die flache Gegenwart und als laſſe er ſich in erſchreckender Weiſe verflachen — und dann auch wieder, als ſuche er ein Mittel darin, um andere Gedanken zu verſcheuchen. Aber über dieſen letzteren Fall ſeufzte ſie am tiefſten, denn das wußte ſie: betäuben kann die Welt eine Leidenſchaft; ſie heilen nicht. Das hätte ihr die Vernunft geſagt, wie der Glaube es ihr ſagte. Die großen Wunden der Seele ſchließen ſich nicht unter der Berührung der Welt. Floreſtinen's ſchöne, edle Erſcheinung zog Aller Augen an, und wo ſie auftrat wurde ihr gehuldigt. Doch ſie lehnte gelaſſen und freundlich jedes Zuviel ab. Sie fühlte ihre Beſtimmung, mit zärtlichſter, unermüdlicher Liebe Oswald's ſichtbarer Schutzengel zu ſein, und dieſer Beſtimmung wollte ſie durch ein reines Herz ohne Eitelkeit und ohne Selbſtgefälligkeit entſprechen. Was lag ihr daran, den Menſchen zu gefallen! Gott gefallen! das war ihr Streben. Sie hatte es nicht aus den Augen verloren in den erſten Jahren ihrer Ehe, die ihr nur Glück und Freude brachten; wie hätte ſie es jetzt aufgeben ſollen, jetzt, da der Horizont ihres Lebens ſich mit ſolchem unheildrohenden Gewölk umzogen hatte, daß ſie nirgends Schutz, nirgends Rettung gewahr wurde, als bei Gott allein. Ein Opfer zu ſein, um Oswald zu retten — das war ihr Gebet. Sollte Gott ein Gebet der reinſten Liebe nicht erhören? — —

Der Carneval war glänzend. Man tanzte, man ſang, man ſpielte Comödie, man trieb mit größtem Eifer das Amüſements-Geſchäft, bis man ganz müde und abgeſpannt von all den ungenügenden Zerſtreuungen in den ruhigen Hafen der Faſtenzeit einlief.

„Ah nun bin ich froh! nun ſind die Freuden überſtanden!“ ſagte Floreſtine, als ſie am letzten Abend des Faſchings mit Oswald um Mitternacht von einem Ball heimkehrte und ihren Blumenkranz geſchwind aus dem Haar nahm.

„Was machſt Du da?“ fragte Oswald verwundert.

„Jetzt heißt es: Memento homo quia pulvis es,“ er[illegible]derte ſie; „da iſt’s aus mit den Blumenkränzen.“

„Et in pulverem reverteris!“ ſetzte er hinzu. „Das iſt das Ende von Allem.“

„Nein, nicht von Allem, Oswald.“

„Ich weiß! ich weiß! aber doch das Ende für die lange Qual des Erdenlebens . . . . für dieſe ſchreckliche Comödie, in welcher Jeder eine ganz andere Rolle ſpielt als die, welche er ſpielen möchte.“

Seine Worte verletzten ſie tief. Sie dachte an den ſchweren Kampf, den ſie zu führen hatte, theils gegen ſich ſelbſt, um beſtändig mild und gelaſſen zu bleiben, theils für ihn, um ihm die Energie einzuflößen, die ihm fehlte; — und er ſprach von der Comödie des Lebens! Dieſe ſittliche Erſchlaffung empörte ſie; ihr entſchiedener Charakter fühlte ſich abgeſtoßen von einer ſolchen Schwäche und der Stolz des Weibes lehnte ſich gegen die Demüthigung auf, in dem geliebten Mann dieſen unmännlichen Zug zu finden. Allein die zarteſte Schonung war ihr noch mehr als jeder anderen Ehefrau geboten, weil es ja ihr Vermögen war wovon ſie lebten, und weil dieſer Umſtand ſo leicht in einem krankhaften Gemüth Empfindlichkeit — und den Wahn hervorrufen konnte, ſie gründe darauf das Recht, ihn zu ermahnen. Ihre Stellung war unſäglich ſchwer.

„Du biſt abgeſpannt, lieber Oswald, und die Erſchöpfung der Nerven wirkt auf das Gemüth. In einer anderen Stimmung würdeſt Du ſo nicht ſprechen:“ erwiderte ſie ſanft nach einer kleinen Pauſe, in welcher ſie des Wortes der heiligen Schrift gedachte: Drücke dein Herz nieder und leide; und dadurch ihre Erregung überwand.

„Sprechen vielleicht nicht! denken immer.“

„Verleumde Dich nicht,“ ſagte ſie bittend.

„Es iſt wie ich es ſage, Flore! mich hat nun einmal der Wirbel der Charybdis erfaßt und der Nachen meines Lebens rettet ſich nicht aus dieſem Strudel. Wenn ich ihm auch eine Zeitlang Widerſtand leiſte — immer kann ich es nicht; die Anſtrengung iſt zu groß, und die Kräfte verſagen allmälig.“

„Du haſt geſpielt, geliebter Oswald?“ fragte ſie bebend.

„Nein .... noch nicht! dies tumultuariſche, geſellige Treiben ließ mich nicht zu Athem kommen, und dieſe Conzerte, dieſe Geſellſchaftstheater mit ihren Proben und Vorbereitungen, dieſe Waſſerfahrten und Spazierritte wieſen mir eine Rolle an, die ich nicht ausſchlagen durfte, und die meine Zeit überfüllte. Doch jetzt hört das auf; die ſtille Faſtenzeit beginnt, die äußere Unthätigkeit, die innere Leere, dieſe krankhafte durch die Leidenſchaft gebildete Wüſtenei gähnt mich an ....“ —

„Laß uns weiter reiſen,“ unterbrach ſie ihn: „[illegible] uns nach Rom gehen, nach Spanien, nach Sizilien .... ach! wohin Du willſt!“

„Nein! wozu hilft es, daß wir uns in der Welt umhertreiben? — es iſt ein klägliches Palliativ, das in jedem Augenblick ſeinen Reiz verlieren kann und das überhaupt nicht, ſeiner Natur nach, fort und fort ſeine Wirkung thut, ſondern ſich abnutzt.“

„So laß uns heimkehren, Oswald!“

„Auf Cronenſtein wäre es nicht anders als hier, und in der Reſidenz auch nicht, da die Kammern für dieſen Winter vertagt ſind.“

„Nun, deſto beſſer, Oswald! ſo biſt Du ganz allein auf die Kraft Deines Willens angewieſen!“ ſagte ſie entſchloſſen: „feſtige ihn in Gott, und Du wirſt unüberwindlich ſein. Ach, jetzt .... in der heiligen Faſtenzeit, wo jede chriſtliche Seele etwas mehr als gewöhnlich an Entſagung und Abtödtung denken ſoll .... da wirſt Du doch ſicher nicht daran denken, Oswald, Dich zum Schlachtopfer einer Leidenſchaft zu machen, die Dich ſchon zweimal in's Unglück gebracht, und Dich mit Reue, Sorge und Kummer erfüllt hat. Uebe Dich täglich in der Selbſtbeherrſchung und täglich wird ſie Dir leichter werden."

„Das kannſt Du wohl ſagen und glauben, Du mit Deiner ſtillen Seele, die dem Böſen nie anders als aus menſchlicher Schwachheit und vorübergehend verfallen iſt, doch nimmer ihm die Herrſchaft über den Willen eingeräumt, nimmer in ſklaviſcher Beſinnungsloſigkeit ihm gedient hat. Du ſtehſt feſt; denn ſobald ein Sturm aufſteigt, weißt Du wohin Du Dich zu flüchten haſt."

„Und Du ſollteſt es nicht wiſſen?"

„Was nützt das Wiſſen, wenn das Können fehlt? Mein Schritt hat die gerade Richtung auf Gott eingebüßt .... mein Gang iſt wie mit gebrochenen Gliedern .... Du haſt keine Vorſtellung davon, wie das lähmt, meine arme Flore. Du biſt immer im Paradieſe geblieben, Deine Neigungen, Wünſche und Willen waren ſtets in ſchöner Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Willen; — ich irre außerhalb dieſes Paradieſes der reinen Seelen umher, gepeinigt von den Dornen der Leidenſchaft, verſtrickt in den Diſteln der Verkehrtheit; — ich blicke mit Sehnſucht in Dein Paradies hinüber, doch ich kann nicht hinein! das iſt — Einmal verloren, auf

„O laß doch ab von Gedanken, die Dich nur entmuthigen, Oswald! vorwärts, vorwärts mußt Du blicken, nicht auf das was hinter Dir liegt. Deinen Weg mußt Du in's Auge faſſen und auf das Mittel ſinnen, ihn nimmer zu verlaſſen — den Weg, der Dich zur göttlichen Liebe führt, gleichviel ob er durch eine Wüſte oder durch ein Paradies geht. Das iſt Alles Nebenſache! Kämpfen, leiden, ringen, weinen muß Jeder, der das höchſte Gut gewinnen will, und zur Eroberung unſerer Glückſeligkeit dürfen wir nicht mit Entmuthigung ausziehen. Für uns Menſchen gibt es nun einmal gar nichts Heilſameres als den Kampf. Er iſt das Salz unſeres Lebens: wie ſchaal wäre es ohne ihn! und dann, wenn wir rechtmäßig gekämpft haben, und wenn endlich die müde Hand und das müde Herz im Tode zur Ruhe kommen — dann findet in einem anderen ſchöneren Leben die Seele den Siegespreis für alle Ewigkeit.“

„O mein Engel, meine ſüße, einzige Flore,“ ſagte Oswald.

Das ſagte er und das fühlte er; allein er blieb ſtehen bei der Empfindung und ihrem Ausdruck.

Nach einigen Tagen ſagte er als ſie zuſammen frühſtückten mit einem Anflug von Verlegenheit:

„Flore, Du weißt welch Vertrauen ich zu Dir habe . . . . ich muß Dir mittheilen, daß ich ein

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20860 / 047

„Wie das? wofür?“ fragte ſie beſorgt.

„Ich mache täglich eine Whiſtpartie! ich habe in zwei ruſſiſchen Generalen ausgezeichnete Whiſtſpieler entdeckt . . . . es gibt gar kein feineres Spiel als Whiſt, kein intereſſanteres . . . . Von der wilden Aufregung des Hazardſpiels iſt dabei keine Rede . . . . die Geſchicklichkeit des Spielers kommt zur Geltung.“

„Vergiß nur nicht, lieber Oswald, daß Du vor zwei Jahren auch mit Whiſt anfingſt,“ ſagte Floreſtine niedergeſchlagen: „wenn Ihr nur nicht hoch ſpielen wolltet! in dem hohen Spiel an ſich liegt ſchon etwas Hazardmäßiges, da man in einem Abend um Tauſende ärmer oder reicher ſein kann.“

„In Rußland iſt niedriges Spiel nicht Sitte, und überdas iſt es nicht möglich, aufmerkſam zu ſpielen, wenn ich in einem Abend nur vierzig oder fünfzig Francs verlieren kann.“

„Sieh' das iſt ſchon nicht gut, Oswald! da miſcht ſich die Aufregung über Gewinn und Verluſt in das Intereſſe der Spieler. Iſt das Whiſt wirklich ein ſo feines Spiel, weshalb wird es dann nicht ohne Geld wie Schach geſpielt?“

„Das iſt nun einmal nicht Gebrauch,“ entgegnete Oswald verſtimmt: „aber ſei ganz unbeſorgt! ich werde ein beſſerer Haushalter mit Deinem als mit meinem Gelde ſein.“

Schmerzlich berührt ſchwieg Floreſtine. Sie fühlte, daß ihre Lage gerade durch das was Oswald erwähnte, noch ſchwieriger werde. Seit dieſer Stunde hatte ſie keinen ruhigen Augenblick mehr und all die Eindrücke der lieblichen Naturbilder tröſteten nicht ihr trauriges Herz. Sehr bald wußte man in Nizza, daß Graf Lauingen ein ebenſo leidenſchaftlicher als unglücklicher Spieler ſei und ſehr bedeutende Summen verliere. Floreſtine befürchtete es, aber ſie wagte nicht ihn zu fragen. Mehr und immer mehr entſchwand er ihr; mehr und immer mehr war ſie allein. Ohne Oswald ausgehen mochte ſie nicht; nähere Bekannte hatte ſie nicht: ſie vereinſamte. — —

„Was gibt es doch für Thoren unter Gottes ſchönem blauen Himmel!“ ſagte Sir Robert Balmond eines Tages zu ſeiner Frau: „hier iſt ein deutſcher Graf, der ſich total im Spiel ruinirt — und zwar ſchon zum dritten Mal. Zweimal haben ihn glückliche Umſtände aus dem Ruin herausgeriſſen.“

„Hat er Familie?“ fragte Lady Balmond theilnehmend.

„Eine Frau hat er; ſie wohnen neben uns.“

„Ach, ſind das unſere Nachbarn!“ rief Roſabella: „jetzt ſehe ich die Frau immer allein in ihrem Garten und auf ihrer Terraſſe; früher war ihr Mann bei ihr.“

„Schrecklicher Zuſtand für eine Frau, ſehen zu müſſen, wie der Mann ſich und ſie zu Grunde richtet und ihn nicht vom Verderben abhalten zu können!“ ſagte Lady Balmond.

Auch ſie lebte ganz zurückgezogen von der großen Welt, welche Lady Vivian, ihre kranke Schweſter, nicht beſuchen konnte und Roſabella nicht beſuchen mochte. Sir Robert ging allein aus, und keine der Damen beneidete ihn um dieſen Vorzug. Lady Balmond hatte ihr Erſcheinen in der Welt nie anders als eine ihrer ſchwerſten Standespflichten betrachtet, und Roſabella ſchien ganz den Sinn ihrer Mutter zu haben. Sie ſaß am liebſten vor ihrer Staffelei oder bei einem ernſten Buch, oder im traulichen Geſpräch mit Lady Balmond und Lady Vivian bei einer zierlichen Handarbeit. Es ging der Strom eines gewaltigen inneren Lebens ſo mächtig durch ihre Seele, daß dieſe ſich ſchweigend unter ihm beugte, um ihn vorüberrauſchen zu laſſen und dann zu ſehen, ob er ihr Goldkörner zugeführt habe. Lady Vivian, der Welt minder abhold als ihre Schweſter, aber durch ihr Bruſtleiden fern gehalten von der Geſellſchaft, ertrug dies für ihre Perſon ſehr gelaſſen, war aber der Anſicht, Lady Balmond unterſtütze zu ſehr die weltentfremdeten Neigungen Roſabella’s.

„Aber ſie hat ja ſchon den Carneval des vorigen Jahres in Rom mitgemacht,“ entgegnete Lady Bal=

mond: „es iſt nicht meine Schuld, daß der Eindruck, der ihr davon blieb, ſie nicht für Bälle und Ballkleider begeiſtert.“

„Tritt ein junges Mädchen mit allzu ernſtem Sinn in die Welt ein,“ verſetzte Lady Vivian, „ſo verliert ſie ein paar unerſetzliche Jahre des jugendlichen Frohſinns.“

„Es gibt Seelen, die außerhalb des Weltgeräuſches froh und zufrieden ſein können; — und das ſind nicht die ſchlimmſten.“

„Gewiß nicht!“ verſicherte Lady Vivian, „Roſabella iſt ein gar liebes Kind! Vertieft ſie ſich aber in ihre einſiedleriſche Neigung und muß ſie ſpäter mit einem Gemahl in der großen Welt leben, ſo fühlt ſie ſich unglücklich.“

„Sei unbeſorgt, liebe Schweſter! ſo Gott will, wird Roſabello ſich nur nach ihrer Neigung vermählen und wahrlich nicht unglücklich werden durch Erfüllung von Pflichten, welche ihre Verhältniſſe mit ſich bringen.“

„Jetzt, da Lionel Dashville durch den Tod ſeines Onkels Graf von Glenarvon geworden iſt, wäre das eine ſehr paſſende Partie für Roſabella . . . . meinſt Du nicht?“

„Ehen werden im Himmel geſchloſſen, behauptet das Sprichwort,“ entgegnete Lady Balmond lächelnd.

„Gewiß! aber wir können uns auf Erden erlauben, dem Himmel allerhand Vorſchläge zu machen .....und dieſer ſcheint mir nicht übel," ſagte Lady Vivian.

Auch Andere waren geneigt dem Himmel dieſen Vorſchlag zu machen, wie es ſchien, denn ein Telegramm aus Marſeille unterbrach das Geſpräch der Schweſtern und meldete die nahbevorſtehende Ankunft von Lady Dashville und ihrer ganzen Familie in Nizza, auf der Rückreiſe von Gibraltar nach London.

„Ein kleiner Umweg!" ſagte Lady Vivian frohlockend: „der hat ſeinen Grund."

Lady Balmond dachte daſſelbe und Sir Robert, dem man alsbald die Nachricht mittheilte, auch, denn er ſagte zu ſeiner Frau:

„Gebe der liebe Gott, daß der neue Graf von Glenarvon der Roſabel gefalle! Nichts würde mich mehr freuen."

Roſabella theilte die allgemeine Freude, aber ohne alle Nebengedanken. Sie hatte nur Blanche und Viola im Sinn. Am anderen Tage traf Lady Dashville ein und beide Familien lebten wieder in der alten Intimität von Frascati und Sorrent, wenn nicht unter einem Dach, ſo doch im täglichen Beiſammenſein.

„Es iſt hier ja eben ſo ſchön wie in Frascati!" verſicherte Viola, als die junge Welt unter Sir

Robert's Anführung einen Ritt nach dem Kloſter Cimiez gemacht hatte.

„Nur Don Serafino fehlt,“ ſagte Blanche.

„Dafür haben wir Deinen Bruder Glenarvon,“ ſagte Roſabella ſo ruhig und verbindlich, daß ihr Vater bei ſich ſelbſt dachte: Möge da eine kleine Neigung geweſen ſein oder nicht — jetzt iſt ſie Gottlob gründlich überwunden. Doch ſo freundlich Roſabella für Blanche und Viola — ſo kühl war ſie für Lord Glenarvon. Das gefiel ihm ſehr. Er war kein brillanter und kein intereſſanter junger Mann, aber verſtändig und rechtſchaffen. Er wußte, daß eine Menge junger Mädchen ganz bereit ſein würden Gräfin von Glenarvon zu werden, daß manche ſich um dies Glück bemühen würden; — da machte es ihm einen höchſt angenehmen Eindruck, in Roſabella die vollkommenſte Sorgloſigkeit in dieſer Beziehung wahrzunehmen. Als ſeine Mutter ihn einmal fragte, wie Roſabella ihm gefalle, antwortete er:

„Die Frage ſteht ſo, gute Mutter: wie gefalle ich ihr?“

Oft waren die jungen Leute Abends im Garten, wenn der Mondſchein auf dem Meer lag und Blanche und Viola ſangen ſpaniſche Lieder und ſchlugen die Caſtagnetten oder rauſchten über die Saiten der Guitarre nach ſpaniſcher Art, wie ſie das in Sevilla gelernt hatten; — und ſahen in dem benachbarten Garten, den nur eine Hecke von Myrthen- und Lorbeergebüſch von dem ihren trennte, eine einſame Frau, — „die Frau des Spielers“ nannte man ſie — ſtundenlang umherwandeln. So nah ſind ſich überall im Leben heiterer Frohſinn und tiefer Schmerz.

Floreſtine hatte, ſo ſchwer es ihr auch wurde, Frau von Strahl von dem Jammer in Kenntniß geſetzt, der über ſie eingebrochen war und gebeten, die Tante möge die Sache ihrem Onkel Frankenhauſen mittheilen, damit er ihr einen Rath gebe, oder, wenn es ihm irgend möglich ſei, ſelbſt nach Nizza komme. Frau von Strahl ſchrieb troſtlos zurück, von dem Allen könne keine Rede ſein, da Frankenhauſen todtkrank liege und ſchwerlich aufkommen werde. Jede menſchliche Hülfe iſt mir verſagt, ſeufzte Floreſtine: mein Gott! wirſt auch du mich verlaſſen? — — Es war im Anfang der Charwoche. Seit fünf Wochen war Lauingen faſt nicht vom Spieltiſch gekommen und kam er, ſo war er zerſtreut und wie geiſtesabweſend. Mehrmals hatte Floreſtine ihn gefragt was ſeine Gedanken ſo beſchäftige.

„Die Combinationen des Spiels, die ungeheuer feſſelnd ſind,“ antwortete er und ſprach von gleichgültigen Dingen.

Jetzt trat er auf einmal freudeſtrahlend bei ihr ein und rief:

„Liebe Flore! ich habe heute Vormittag ſechs tauſend Francs gewonnen!“

„Und bis dahin — wie viel haſt Du verloren, Oswald?“ fragte ſie traurig.

„Etwas mehr . . . . allerdings . . . . aber in einem ſolchen Falle darf man ſich durchaus nicht entmuthigen laſſen, und muß ſo lange ſpielen bis das Glück wieder günſtig wird.“

„Nun gut! es war Dir günſtig, wir wollen uns damit begnügen und das Vergangene ruhen laſſen! aber jetzt, nicht wahr, gibſt Du eine Beſchäftigung auf, die Deinen ganzen Charakter verändert und Dich mir entfremdet.“

„Liebe Flore, was fällt Dir ein! gerade jetzt geht mir die Glücksader auf . . . . ich muß ſie benutzen.“

„O bitte, nicht jetzt, nicht in dieſer Woche des heiligen Leidens, Oswald! o bitte! denke jetzt an Deine Seele, an Deine öſterliche Communion und bereite Dich auf ſie vor.“

„Mit Freuden thäte ich das . . . . allein ich habe ja erſt am Weihnachtsfeſt die Sacramente empfangen.“

„Du haſt es bis jetzt an allen hohen Feſten gethan — o gib dieſe fromme Gewohnheit nicht auf.

Was übrigens die öſterliche Communion betrifft, lieber Oswald, ſo darf der Katholik ſie nicht aufgeben, da ſie Vorſchrift der Kirche iſt.“

„Wie kannſt Du glauben, daß ich ſie aufgeben wolle! nicht entfernt fällt mir das ein! .... Aber ich muß ſie aufſchieben bis zur nächſten Woche. Das iſt erlaubt. Es wäre ein Wahnſinn, jetzt mein Glück nicht zu verfolgen.“

„Du verfolgſt Dein Elend, Oswald! Du machſt Dich grenzenlos unglücklich! die Reue wird Dein Herz zernagen, wenn Du auf dieſen Abſchnitt Deines Lebens zurückblickſt, in welchem Du, von einem ſchrecklichen Wahnwitz befallen, Dein Vermögen, Deine Pflicht, Deine Zeit, die Würde Deines Charakters, all Deine beſſeren und edleren Gefühle — und endlich das gemarterte Herz Deiner Frau in ich weiß nicht was für einen Abgrund ſchleuderſt, der Alles verſchlingt.“

„Nein, meine Flore! meine ſüße, geliebte Flore! das wird nicht geſchehen!“ rief Lauingen lebhaft und zärtlich: „ich weiß, welchen Schatz ich an Deinem goldenen Herzen beſitze .... wie glücklich ich durch Dich bin! Nein, ich will und werde Dich nicht martern, mich nicht elend machen, denn ich gehöre ja nicht mir, ſondern Dir.“

„O Gott ſei gelobt, daß Du ſo denkſt!“ rief Floreſtine frohlockend und helle Freude lag in ihrem

Blick und ihrem Lächeln: „Gott ſei gelobt daß Du wieder zur Beſinnung kommſt! .... aber jetzt bleibe dabei .... jetzt laß Dich nicht wieder bethören, nicht wieder umſtricken. Jetzt wollen wir, nicht wahr? dieſe heiligen Tage unſeren religiöſen Pflichten widmen und dann, nach Oſtern, unſere Heimreiſe antreten, ſo daß wir am 1. Mai wieder auf Cronenſtein ſind, was wir ja bei unſerer Abreiſe feſtſetzten. O wie freue ich mich auf das liebe Cronenſtein! wie ſehr fühle ich, daß es meine Heimat iſt, daß ich ein Cronenſtein'ſches Kind bin.“

Sie hatte ſich an den Arm ihres Mannes geſchmiegt und ſah ihm mit froher Erwartung in's Auge. Sie vergaß all' ihre Schmerzen ſobald die Hoffnung ihn zu retten wieder aufdämmerte. Er wendete den Blick von ihrem lieben treuherzigen Antlitz ab und erwiderte beklommen:

„Ich würde unrecht gegen Dich handeln, wenn ich in dieſem Augenblick Deine Wünſche erfüllte. Ich habe einen ziemlich bedeutenden Verluſt gehabt .... ich fürchte ſogar einen ſehr bedeutenden! jetzt hat ſich mir das Glück zugewendet .... ich muß es benutzen, es ausbeuten! .... So wie das geſchehen iſt reiſen wir ab und ich gebe Dir dann mein Ehrenwort, nie mehr zu ſpielen. Das habe ich Dir noch nie gegeben, Flore! dann gebe ich es Dir.“

„Gib es mir jetzt, Oswald!“ rief ſie flehend: „ſei der Verluſt ſo groß er immer wolle .... ſei halb Cronenſtein verloren .... ich will's nicht achten, ich will's vergeſſen, ich will glücklicher ſein als ich je geweſen bin .... nur jetzt gib es mir! .... Bringe dem lieben Gott dies Opfer .... bringe es ihm in dieſer heiligen Zeit! Er wird es Dir lohnen .... aber bringe es ihm! Sei ein Mann, nimm Deine Kraft zuſammen, laſſe Dich nicht ſchlaff untergehen! gib mir Dein Ehrenwort.“

Sie war von ihrem Sitz herabgeglitten und lag vor ihm auf den Knieen. Er wollte ſie aufheben und ſagte in heftiger Bewegung:

„Du zerſchneideſt mein Herz, Flore.“

„O!“ rief ſie und blieb auf den Knieen, „meinſt Du daß mein Herz nicht durch und durch zerſchnitten iſt, weil ich ſo zu Dir ſprechen muß! doch darauf kommt gar nichts an .... das iſt ganz gleichgültig! leide ich für Dich, ſo leide ich mit Freuden! — ich bettele bei Dir um Deine Seele, um Deine koſtbare, geliebte, von Gott geliebte Seele, die Du dem Böſen überlieferſt und in die Hölle ſtürzeſt.“

„In acht Tagen gebe ich Dir mein Wort, Flore.“

„Dieſe Friſt wird Dein Verderben ſein, Oswald! Du fühlſt die Nothwendigkeit, Dich von Deiner gräßlichen Chimäre zu trennen — alſo thue es auf der Stelle. Siehſt Du denn nicht, daß ſie den Aufſchub verlangt um Dich zu Grunde zu richten?“

„Arme liebe Flore, faſſe Dich, Du biſt außer Dir!“ ſagte er und ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme.

„Wie ſoll ich es nicht ſein! ich bin der Anwalt des lieben Gottes in dieſer entſetzlichen Sache und muß fürchten, daß ſie durch Deine Schuld verloren geht! Mit einem Wort, mit einem einzigen kleinen Wort, kannſt Du meiner Todesangſt ein Ende machen .... wirſt Du es nicht ausſprechen?“

Sie ſtreckte die Hände flehend zu ihm empor; ſie weinte nicht, aber der Ausdruck eines namenloſen Seelenſchmerzes war erſchütternder, als Ströme von Thränen geweſen wären. Oswald war in der größten Aufregung. Sein Wort wollte er nicht geben, aber Floreſtinens Schmerz folterte ihn, denn ſein Gewiſſen war mit ihr im Bunde und flüſterte ihm zu, daß ſie ganz Recht habe, daß er ſo handeln müſſe, wie ſie es verlange, daß ſeine Leidenſchaft ihn erniedrige, ihn um Ehre und Vernunft bringe. .... — Aber dann plötzlich bäumte ſich die Leidenſchaft gegen Gewiſſen und Erkenntniß auf, nahm ihre Zuflucht zu Scheingründen und rief Nein! nicht jetzt! Sünde wär' es ein Vermögen, das nicht mein iſt, zu zerrütten, ohne einen letzten Verſuch zu machen den Verluſt einzubringen! es ſoll der letzte — der allerletzte Verſuch ſein. Schlägt er fehl

.... aber er kann nicht fehlſchlagen! alle Chancen ſind für mich .... es wäre Wahnſinn ſie nicht zu benutzen. Das Alles wirbelte durch ſein Gehirn, während Floreſtine nicht aufhörte ihn mit Vorſtellungen und Bitten zu beſtürmen. Endlich faßte er einen Entſchluß. Er hob ſie raſch aus ihrer knieenden Stellung auf und ſagte:

„Laß uns ein Abkommen treffen, liebes Herz. Ich werde in dieſer Woche keine Karten anrühren. Dann aber muß ich noch Einmal .... noch ein einziges Mal mein Glück verſuchen, und habe ich das gethan, ſo werde ich meine öſterliche Pflicht erfüllen und dann nie mehr eine Karte berühren.“

„Deine Zuſage beruhigt mich etwas, Oswald. Ach! ſie würde mich beglücken, wenn Du dieſe heiligen Tage benutzen wollteſt, um Dich auf die Oſtercommunion vorzubereiten .... denn ſo lange ich noch im Hintergrunde die Chimäre auf Dich lauern — nicht ſie unter Deinen Füßen ſehe, kann und kann ich nicht ruhig, nicht glücklich ſein.“

Ein Schatten von Unmuth flog über Lauingens Stirn. Er ſagte gezwungen lächelnd:

„Das Chimärenbild hat Eindruck auf Deine Phantaſie gemacht, arme Flore.“

„Nein! .... auf mein Herz,“ erwiderte ſie ſanft.

Dabei verblieb es. Oswald brachte die Woche in einem peinlichen Zuſtand hin, denn er lag auf der zweifachen Folter des Gewiſſens und der Leidenſchaft. Wenn er Floreſtine zu den erhabenen Feierlichkeiten der Charwoche in den Dom begleitete, und ihre Andacht beobachtete und ihre tiefe Verſenkung in's Gebet wahrnahm: ſo ſprach die Stimme des Gewiſſens in ihm: Das wäre auch deine Pflicht! auch du ſollteſt dich der heiligen Trauer anſchließen, welche dieſe frommen Ceremonien durchathmet und alle treuen Kinder der Kirche mit Buß- und Liebesgefühlen beſeelt. Dann hätteſt auch du deinen Frieden wieder, dein ruhiges Glück, in welchem du ſo ſelig warſt und welches die letzten gräßlichen Jahre dir geraubt haben. O kehre um! kehre um! knie nieder im Richterſtuhl der Buße und wirf dich mit einem großmüthig unerſchütterlichen Entſchluß in die Arme der Gnade .... ſie wird dich nicht fallen laſſen. —— Ja, thue das! flüſterte die Stimme der Leidenſchaft, nur nicht in dieſem Augenblick! Ehe du einer Sache entſagſt, die, wie keine andere, dir Genuß und Befriedigung gewährt, mußt du ſie noch Einmal verſuchen, mußt prüfen ob es dir auch möglich ſein wird ohne ſie zu exiſtiren .... ob es möglich ſein wird, dieſe Spannung, dieſe Anregung aufzugeben, ohne in einen geiſtigen Marasmus zu verfallen, der auf die Dauer unaushaltbar wäre. — — Aber das kannſt du ja nicht prüfen indem du ſpielſt, ſondern indem du nicht ſpielſt!

ſprach wiederum die erſte Stimme; und: Denke an deine ungeheueren Verluſte! ſprach die zweite. Dann ſtand er zuweilen von innerer Verzweiflung gejagt plötzlich auf mit dem Vorſatz, gegen die Qualen der Zerriſſenheit ſich zu betäuben in der Aufregung des Spieles — und dann hielt doch wieder die Liebe zu Floreſtine und der Wunſch ſie nicht übermäßig zu betrüben, ihn bei ſeinem Worte feſt. Floreſtine litt Namenloſes. Zu allen ihren Schmerzen geſellte ſich die Todesangſt, es könne ſich ein unſagbares Etwas, ein Schatten von Erkältung, von Mißachtung gegen Oswald in ihre Seele einſchleichen und ſie unfähig und unwürdig machen, ſich für ihn zum Opfer darzubringen. O nur das nicht, mein Gott! ſeufzte ſie, nur das nicht! Kreuzige mich . . . . gib mir jedes Leid . . . . nimm mir jede Freude . . . . nimm mir Oswald ſelbſt . . . . aber laß mich ihn lieben, wie du, mein Gott, ihn liebſt . . . . um ſeine Seele zu retten! —

So durchlebte ihr tauſendmal gekreuzigtes Herz die Charwoche.

Am Oſtermontag gab der Gouverneur von Nizza den Fremden ein glänzendes Abſchiedsfeſt. Oswald und Floreſtine waren da. Er verſchwand ſogleich in den Zimmern wo geſpielt wurde und ſetzte ſich an den Whiſttiſch. Floreſtine tanzte oder ging mit den Damen ihrer Bekanntſchaft in dem illuminirten Garten umher.

„Wer iſt die große ſchöne Frau mit dem Oleanderzweig und den Diamanttropfen im dunkelen Haar?“ fragte Lady Dashville eine engliſche Dame.

„Eine deutſche Gräſin,“ war die Antwort: „man nennt ſie in der Geſellſchaft die Frau des Spielers.“

Sir Robert Balmond hatte ſeine Frau und ſeine Tochter vermogt dieſem Abſchiedsfeſt beizuwohnen, da Lady Dashville und Blanche Vergnügen daran fanden die ſchöne Welt von Nizza in Augenſchein zu nehmen, aber nur unter der Bedingung, daß Roſabella und ihre Mutter dies Vergnügen mit ihnen theilten: ſo erſchienen denn auch dieſe zum erſten und letzten Mal. Roſabella’s Auge folgte der Andeutung, die Lady Dashville bei ihrer Frage gab: ziemlich nah und ihr gerade gegenüber ſtand Floreſtine, ſo daß Roſabella ihr in’s Geſicht ſehen konnte.

„Mein Gott!“ ſagte ſie zu ihrer Mutter, „ſie iſt das Original der ſchönen Büſte, die wir ſo oft bei Herr von Strahl in Rom bewundert haben.“

„Du haſt Recht! es iſt wenigſtens eine auffallende Aehnlichkeit,“ verſetzte Lady Balmond.

„Es war die Büſte ſeiner Couſine, von welcher er ſo gern, ſo bewundernd ſprach,“ ſagte Roſabella: „er nannte ſie Gräfin Lauingen.“

„Richtig!“ rief die engliſche Dame, „Gräfin Lauingen heißt ſie! der Name war mir entfallen, weil man ſie gewöhnlich als die Frau des Spielers bezeichnet.“

„So jung, ſo ſchön und ſo unglücklich!“ ſeufzte Roſabella mit inniger Theilnahme.

„Und wie romanhaft unbegreiflich iſt es,“ fuhr die Dame fort, „daß ſich das Ehepaar zärtlich liebt, daß er ſie auf Händen trägt, daß ſie nur für ihn lebt und daß ihn dennoch dieſe traurige Leidenſchaft genug beherrſcht, um ſie kreuzunglücklich zu machen und um ſein Vermögen zu ruiniren. Es iſt als habe eine böſe Fee das Glück dieſer Ehe zerſtören wollen und ihn behext.“

„O armſeliges Glück der Welt!“ flüſterte Roſabella vor ſich hin. Dann ſagte ſie laut zu Lady Balmond:

„Liebe Mama, möchteſt Du Dich nicht der Gräfin Lauingen vorſtellen laſſen? Es würde ſie gewiß freuen zu hören, daß wir Herr von Strahl gekannt haben.“

„Wir ſind nur noch vierzehn Tage hier, liebes Kind! da lohnt es nicht mehr neue Bekanntſchaften anzuknüpfen,“ erwiderte Lady Balmond, die durchaus nicht wünſchte, in Roſabella irgend eine Erinnerung an Franz Seraph aufzufriſchen.

Floreſtine verbarg ihr trauriges Herz mit heldenhafter Selbſtbeherrſchung vor aller Welt. Sie ließ ihre Wunden nach Innen bluten, während ſie ſprach und ſcherzte, lächelte und tanzte; allein es war eine furchtbare Anſtrengung, denn ihre Gedanken waren beſtändig bei Oswald. Wird er nicht einen Augenblick im Tanzſaal erſcheinen? .... oder einen Gang durch den Garten machen? .... Hat er Glück oder Unglück? .... Spielt er ſehr hoch? .... Kann man im Whiſt ein Vermögen verſpielen? .... und ſollte das geſchehen — was dann? .... was dann mit ihm? — Was dann mit mir? fragte ſie nicht. Sie hatte ja ihn und Gott! aber er — ach! was hatte er! Sie wagte ſchon gar nicht mehr ſich ſelbſt in ſeinem Leben für Etwas zu rechnen, aber das vermehrte nur die Liebe ihres heldenmüthigen Herzens für ihn. Die Wuth der Leidenſchaft iſt wie der Wüſtenwind, der ganz ſtill und allmälig über die ſchönſten Tempel den vernichtenden Sand zuſammenweht: ſie tödtet nach und nach alle edle Empfindungen.

„Aber iſt denn Graf Lauingen heute ganz unſichtbar?“ ſagte eine polniſche Dame zu Floreſtine: „wenn er auch den Ballſaal verſchmäht — auf die Gartenbeleuchtung ſollte er einen Blick werfen.

Kommen Sie! wir wollen ihn den Ruſſen entführen.“

Sie nahm Floreſtinens Arm und ging mit ihr durch die Säle bis in das letzte Zimmer, wo einige Spieltiſche ſtanden, die von Herren beſetzt waren. Alle ſahen ernſt und aufmerkſam aus und über ihre Lippen kam keine andere Sylbe, als die kurzen eintönigen Worte, welche den Gang des Spiels begleiten. Floreſtine wäre lieber umgekehrt; ſie fürchtete ihre Erſcheinung könne ein gewiſſes Aufſehen machen. Aber gar nicht! man beachtete ſie nicht und die Polin führte ſie an Lauingens Spieltiſch, der ſie auch nicht beachtet haben würde, wenn ihn die Polin nicht angeredet und ſcherzend geſagt hätte:

„Wir haben uns feſt vorgenommen, Ihre langweilige Partie zu unterbrechen, Graf. Es iſt unverzeihlich ſich hier einzuſperren, während man ſich in einem Feengarten aus Tauſend und einer Nacht ergehen kann.“

Oswald blickte auf mit jenem gänzlich zerſtreuten, glaſigen Blick, welcher verräth, daß das Auge die Gegenſtände zwar wahrnimmt, aber nicht ihren Zuſammenhang, nicht ihre Bedeutung ſieht, weil der Geiſt, der ſie ordnen und zuſammenfügen ſoll, in einen ganz anderen Gegenſtand tief verſunken und gefeſſelt iſt. Er verneigte ſich ein wenig gegen die Polin, blickte flüchtig auf die zweite Dame, erkannte ſeine Frau, lächelte mit den Lippen, mit den Augen nicht, und ſpielte weiter als ſei er taubſtumm. Die verblüffte Polin wußte gar nicht, wie ſie ſich einer ſolchen Abfertigung gegenüber zu benehmen habe. Die arme Floreſtine aber drückte ihr Herz nieder und ſagte zu dem einen Ruſſen:

„Und Sie, Herr General, haben Sie nicht Luſt, die Illumination des Gartens zu ſehen?“

„Doch, doch, Frau Gräfin! in einer Viertelſtunde iſt die Partie zu Ende und dann werden wir nicht ermangeln, dieſe Gärten der Armida in Augenſchein zu nehmen,“ erwiderte der General im verbindlichſt abwehrenden Ton.

Die Polin rief: „In dieſer Atmoſphäre würde ich leiblich und geiſtig erſticken.“

Sie zog Floreſtine mit ſich fort und fühlte deren Hand auf ihrem Arm zittern. Draußen ſagte ſie:

„Wäre mein Mann dabei geweſen, ſo hätte ich all’ die Haufen Goldes, die auf dem Tiſch lagen, durcheinander geworfen und in dem darob ausbrechenden Tumult ihn hinweggeriſſen.“

„Und was hätten Sie gewonnen, wenn Sie ſeine Perſon, aber nicht ſeinen Willen hinweggeriſſen hätten?“ verſetzte Floreſtine: „Sie hätten ihn vor aller Welt gedemüthigt und nicht geheilt.“

„Eine tüchtige Demüthigung iſt zuweilen eine ſehr heilſame Cur für eine kranke Seele.“

„Ja!“ erwiderte Floreſtine ſchmerzlich, „Einmal pflegt ſie Eindruck zu machen; doch an die Wiederholung gewöhnt man ſich.“ —

Das Feſt dauerte bis tief in die Nacht. Endlich ging man auseinander; es wurde einſam im Garten, leer in den Sälen, die Lampen erloſchen, die Kerzen waren tief herabgebrannt und alle Augen müde. Auch die der Dame des Hauſes. Um ſo peinlicher war es für Floreſtine, daß ſie derſelben noch zur Laſt fiel; und doch konnte ſie ſich nicht entſchließen, ohne ihren Mann fortzugehen, der noch am Whiſttiſch ſaß. Zum Glück verlor die Hausfrau die Geduld. Sie ging in's Spielzimmer und ſagte verbindlich:

„Ich wünſche Ihnen gute Nacht, meine Herrn, und zugleich guten Morgen, da die Sonne gleich aufgehen wird.“

Die Partien hörten auf, und Floreſtine dankte Gott als ſie mit ihrem Mann im Wagen ſaß und zu Hauſe fuhr. Lauingen war ſehr verſtimmt und ſprach kein Wort. Als die Verſtimmung auch am anderen Morgen nicht wich, fragte ſie ihn liebevoll, ob ihm Unangenehmes widerfahren ſei.

„Gewiß!“ entgegnete er finſter, „ich habe ganz enorm verloren . . . . und als ich auf dem Punkt war zu gewinnen, wurden wir aufgejagt. Das iſt unerträglich.“

„Es war vier Uhr, lieber Oswald, Du hatteſt faſt ſechs Stunden am Spiel geſeſſen“ . . . . —

„Und wenn es ſechszehn und ſechszig wären!“ unterbrach er ſie hart: „ich will zu meinem Verluſt kommen.“

Unmuthig verließ er das Zimmer und das Haus. Floreſtine ging in die Meſſe. Vor dem Altar fand ihr brechendes Herz ein wenig Ruhe. Nimm Alles, nimm jede Hoffnung auf Erdenglück, aber rette ſeine Seele! ſo weinte ſie wieder vor Gott. Sie wußte nur dies eine Gebet. — Sie hatte mit der Polin eine Fahrt nach Cannes verabredet, wo ſie eine Bekannte beſuchen wollten. Ehe ſie in den Wagen ſtieg um die Polin abzuholen, bekam ſie ein Billet von ihrem Mann, der ihr ſchrieb, er könne nicht zur Speiſeſtunde zu Hauſe kommen. Wieder ein Schritt abwärts! ſeufzte ſie: bis jetzt hat er dieſe Stunde immer inne gehalten! —

Sie fuhr nach Cannes, man hielt ſie dort zum ſpeiſen zurück. Sie traf ziemlich ſpät am Abend wieder in Nizza ein und ſah mit wahrem Entſetzen ein zweites Billet ihres Mannes auf dem Tiſch liegen. Herz und Hand zitterten als ſie es erbrach und las:

„Liebe Flore, ich bin verreist um ungeſtört, „meinem Plan, d. h. meinem Glück nachgehen zu „können. Sei ganz unbeſorgt. In acht Tagen

„ſpäteſtens bin ich wieder bei Dir und wir treten „dann die Heimreiſe an. Zürne mir nicht wegen „dieſer kurzen Abweſenheit und ſei feſt überzeugt „von der zärtlichen Liebe Deines Oswald.“

Wie vernichtet ſank ſie zuſammen, beſinnungslos, gedankenlos, gefühllos. Ein dumpfer Druck, der ſie langſam zu zermalmen ſchien — das war Alles, was ſie empfand. So lag ſie da . . . . ein paar Stunden. Stand die Zeit ſtill? ging ſie vorwärts? ſie wußte es nicht! ſie ſah wie durch einen Flor, daß der Diener eintrat und das Theegeſchirr brachte. Dann kam ihr Kammermädchen. Daß es ungerufen im Salon erſchien, war etwas ganz Ungewöhnliches. Darum fragte ſie lebhaft:

„Was gibt es? iſt er gekommen?“

„Es iſt zwei Uhr über Mitternacht,“ ſagte das Mädchen befangen.

„Ach ſo! da muß man ſchlafen gehen!“ ſagte Floreſtine tonlos und ſtumpf.

Sie ließ ſich entkleiden, ſie legte ſich nieder, aber der Schlaf ſchloß ihr müdes heißes Auge nicht. Wenn ſich ihre Augenlieder ſenkten, fuhr ſie entſetzt auf und rief: Wo biſt du, Oswald! wo biſt du? — Endlich fand ſie doch etwas Ruhe, und als ſie am anderen Morgen erwachte, war auch ihre Energie wieder aufgewacht und mit ſchnellem Entſchluß telegraphirte ſie an ihren Onkel Frankenhauſen:

„Wir gehen hier zu Grunde. Komm her oder ſchicke einen deiner Söhne.“

Möge der Onkel nur nicht ſterbend ſein — dann kommt er! ſprach ſie zu ſich ſelbſt und das war ihr Troſt in dieſen langen, langen acht Tagen, in welchen ſie die bleierne Wucht jeder Minute fühlte. Sie ließ ihre Thür für Jedermann ſchließen; ſie ſei leidend, ſo hieß es — und wahrlich mit Recht hieß es ſo! Ueberdas reiste alle Welt ab und auch ihre Bekannten. Nizza wurde öde. Lady Vivian aber ſollte noch den Mai dort zubringen und ihre Schweſter blieb bei ihr, während Lady Dashville ſchon fort war, denn Roſabella hatte auf eine leiſe Anfrage, die Blanche in Betreff ihres Bruders an ſie richtete, geantwortet: ſie wünſche nicht ſich zu vermählen. Lady Dashville wußte zu gut, wie wenig dieſe Redensart im Munde eines jungen Mädchens bedeute, um nicht lächelnd zu Lady Balmond zu ſagen:

„Bei achtzehn Jahren hat ſo ein Köpfchen allerhand unbeſtimmte Freiheitsſchwärmereien und Vollkommenheitsträume hinſichtlich eines Ehegatten. Man muß ſie ſich verdampfen laſſen wie Morgennebel. Vielleicht über ein Jahr, gewiß nach zwei Jahren denkt Roſabella anders — und deshalb wollen wir jetzt abreiſen um nicht zudringlich zu erſcheinen und — warten.“

Lady Balmond drückte zärtlich die Hand der Freundin; ſie wünſchte lebhaft Roſabella’s Verbindung mit einem ſo grundbraven Mann wie Lord Glenarvon war und freute ſich, daß er ſich durch Roſabella’s Antwort nicht verletzt fühlte. So trennte man ſich freundlich und auf baldiges Wiederſehen in London. Nur Sir Robert war verſtimmt und fing an, ſich in Nizza herzlich zu langweilen, weshalb er denn Ausflüge machte nach Monaco, Cannes und Hyères. Von Monaco zurückkehrend ſagte er zu ſeiner Tochter:

„Roſabel! jetzt kannſt Du gründlich das Schickſal unſerer Nachbarin „der Frau des Spielers“ beklagen! Er ſitzt an der Bank in Monaco, ruinirt, ein Bild der Verzweiflung.“

„Und ſie iſt hier!“ rief Roſabella, „und ſieht mit jedem Tag bleicher und trauriger aus! ob ſie weiß wo er iſt? O ſie ginge gewiß zu ihm und holte ihn, wenn ſie es wüßte! Meinſt Du nicht, lieber Vater?“

„Wie kann ich eine Meinung darüber haben! ich kenne ſie ja nicht.“

„Mir iſt als kenne ich ſie, die arme Frau mit dem edeln, ſchönen Antlitz,“ verſetzte Roſabella: „es wäre ihr gewiß lieb zu wiſſen, wo ihr unglücklicher Mann iſt.“

„Miſche Dich nicht in Dinge, die nicht Deines Amtes ſind,“ ſagte Sir Robert.

Roſabella ſchwieg; aber ſie ſchrieb in aller Stille ein kleines Billet in deutſcher Sprache und daher etwas unbeholfen, und ſchickte es an Floreſtine.

Es war der ſechste Tag ſeit Oswalds Verſchwinden, als Floreſtine eine bekannte Stimme im Vorzimmer hörte und einen kräftigen Schritt. Die Thür ging auf und Frankenhauſen trat ein. Sie flog ihm entgegen.

„Du kommſt ſelbſt, o Gott ſei Dank!“ rief ſie und umarmte ihn gerührt.

„Ja armes Kind, Deine Nachricht könnte Todte auferſtehen machen .... und ſo weit war es noch nicht mit mir! Aber wo iſt er?“

„Weiß ich es!“ rief ſie in Thränen ausbrechend. „Vielleicht in Paris, vielleicht in Neapel! .... O lieber Onkel, wenn ich wüßte wo er iſt, ſo wäre ich nicht hier .... ſo wäre ich ihm gleich nachgereist! aber ich weiß nichts — nichts!“

Da trat der Diener ein und brachte Roſabella's Billet. Floreſtine las:

„Sie ſehen ſo traurig aus, gnädige Gräfin, ganz anders als Ihre ſchöne Büſte in Rom. Das thut mir ſehr leid! ich ſehe Sie täglich in Ihrem Garten gehen und weinen. Sollten Sie traurig ſein, weil Sie von Ihrem Gemahl getrennt ſind?

ich kann Ihnen ſagen, daß mein Vater ihn geſtern in Monaco geſehen hat. Mein Vater iſt Sir Robert Balmond und ich bin, gnädige Gräfin, Ihre gehorſame Dienerin Roſabella B."

„Bote des Himmels!" rief Floreſtine mit aufgehobenen Händen.

„Ich gehe alſo gleich nach Monaco," ſagte Frankenhauſen, „bringe ihn Dir zurück und dann fort von hier, liebes armes Kind."

„Ja! fort von hier, lieber Onkel! aber wohin mit ihm? wo findet er Sicherheit vor ſich ſelbſt!" rief Floreſtine mit ſo herzzerſchneidender Klage, daß der alte Mann hinwegſtürzte, weil er ſich der Thränen nicht erwehren konnte.

Winter.

Das ſtille Haus.

Auf dem Wege der von Vevay nach Montreux am Abhang der Berge ſich hinzieht, ging ein Mann einſam in tiefe Gedanken verſunken. Wenigſtens deutete die vorgebeugte Haltung, das geſenkte Haupt, der langſame Gang dies an; und vielleicht war er es auch. Blickte man aber ihm in's Antlitz, ſo wurde man gewahr, daß dies Alles auch eine Folge körperlicher Leiden ſein könne, deren Gepräge unverkennbar ſeinen Zügen eingegraben war. Er mochte noch jung ſein, den Jahren nach; allein die Jahre ſind es nicht immer, die den Menſchen jung erhalten oder alt machen. Es war ein Oktobermorgen von jener warmen und friſchen Schönheit, die den Genfer See ſo lieblich macht. Die ſommerlichen Sonnenſtralen brachen ſich in tauſend flimmernden Goldfunken auf den ſanft zitternden Wellen, hoben die ſcharfen Schneepyramiden der Dents du Midi und der Dent de Morcle glänzend vom blauen Himmel ab, kochten die Trauben der Rebgelände des Waadtlandes zu voller Reiſe aus und tauchten dieſe ganze Uferſeite in den reichſten Schmelz ſpielender Farben ein, während das jenſeitige Ufer von Savoyen mit den Felſen von Meillerie und dem Gürtel von Caſtanienwäldern dem lachenden Bilde einen ernſten Gegenſatz gab. Doch es machte keinen Eindruck auf den Spaziergänger. War er daran gewöhnt oder hatte er keinen Sinn für Naturſchönheit oder verſchlangen ſeine Gedanken den Sinn für die äußere Welt: genug, er ſchritt langſam und in ſich vertieft weiter bis er vor einer dichten dunkeln Gruppe von Caſtanienbäumen ſtand, die ein ländliches Gitterthor beſchatteten, welches die Inſchrift trug: La Villa paisible. Innerhalb der Thores zog ſich ein Kiesweg zwiſchen Gebüſchen dahin, ſo daß das Auge deſſen Lauf und Ziel nicht gewahr werden konnte. Auch von keinem anderen Punkt konnte man auf dies Fleckchen Erde, das ſich vorzugsweiſe „friedlich“ nannte, ſchauen, denn eine hohe Hecke von Stechpalmen, Taxus und Thuja umgab mit einem vollen, dunkelgrünen, undurchdringlichen Kranz den kleinen Bezirk.

Als er vor dem Gitterthor anlangte überholte ihn ein junges Mädchen, das einen großen Korb mit Weintrauben trug und ihn wie einen guten Bekannten grüßte.

„Guten Morgen, Jeanneton," erwiderte er: „Sie haben ſchwer zu tragen."

„Das nicht," verſetzte ſie: „es iſt aber ſchwer all die Trauben zu verzehren, ſo ſüß ſie auch ſein mögen und ich habe immer Mitleid mit der Frau Gräfin, die das zu Stande bringen muß."

„Für eine Arzenei iſt die Weintraube doch etwas recht Erträgliches, Jeanneton."

„Das kann ſchon ſein, Herr! aber Arzenei bleibt Arzenei und Niemand nimmt ſie zum Vergnügen — und daß die Frau Gräfin eine ſolche Cur nöthig hat, thut mir eben gar leid."

„Mir auch, Jeanneton," ſagte der Mann und ſetzte ſeinen Weg fort, während ſie das Gitterthor öffnete und dadurch eine Glocke in Bewegung ſetzte, welche den Hausbewohnern das Zeichen gab, daß irgend Jemand das Gebiet der ſtillen Villa überſchreite.

Der Kiesweg führte in einer ſanften Wendung zu einem Hauſe, deſſen kleine Dimenſionen zwar durchaus nicht für den italieniſchen Styl ſich eignen wollten, worin es gebaut war, das aber weiß und freundlich aus Maſſen von Grün herausſchaute. So klein es war, ſchien es doch hinreichend groß für ſeine Bewohner, denn kein lebendes Weſen war außerhalb deſſelben zu ſehen; ja, man hörte keinen Laut aus dem Innern dringen, keine Kinderſtimmen, kein Geſpräch von Dienſtboten, kein unbeſtimmtes Geräuſch, welches mit dem Leben einer Familie verbunden zu ſein pflegt. Dazu kam die herbſtliche Stille in der Natur, ſo daß Jeanneton, als ſie um die Front des kleinen Hauſes herum und der Rückſeite zuging, unwillkürlich dachte: Wie ausgeſtorben!! — und als ſie die Küche betrat und ihren Korb auf den Küchentiſch hinſtellte, zu der einſamen Köchin ſagte:

„Es ſcheinen die rechten Leute für die friedliche Villa hier zu leben. Wo man überhaupt nicht ſpricht gibt's gewiß keinen Wortwechſel."

„Wie könnte der entſtehen, wo Alle einig ſind!" verſetzte die Köchin: „man vergißt ganz, daß es Unfrieden auf der Welt gibt. Noch nie habe ich eine ſolche Herrſchaft gehabt."

„Aber ſehr munter iſt es hier nicht, Madelon, nicht wahr? man könnte ſchon allenfalls das Sprechen verlernen," meinte Jeanneton.

„Was man gut verſteht verlernt ſich nicht leicht," erwiderte Madelon gelaſſen, nahm die Trauben aus dem Korbe und legte ſie zwiſchen Weinblättern in eine weite Glasſchaale.

Gleich darauf erſchien ein Kammermädchen, nahm die Schaale in Empfang und trug ſie in das Speiſezimmer, wo der Frühſtückstiſch für drei Perſonen bereitet war — drei Perſonen, welche der

Sturm des Lebens in einem gewaltigen Schiffbruch an das Geſtade des Genfer Sees verſchlagen hatte.

Während der Zeit ſetzte der einſame Spaziergänger ſeinen Weg fort. Er war ein Menſch den das Leben zu einer Ruine gemacht hatte, zu einem Trümmerhaufen von edlen Bruchſtücken und gemeinem Schutt, welche durcheinandergeworfen eine troſtloſe Steinmaſſe bildeten. Nichts ſtand aufrecht in dieſem zuſammengeſtürzten Bau einer Seele: kein Glaube, keine Liebe, kein Grundſatz, keine Hoffnung auf eine irdiſche oder himmliſche Zukunft, kein Vertrauen weder zu Gott, noch zu den Menſchen, noch zu dem eigenen Willen. In Folge des Mißbrauchs aller guten Gaben zu Gunſten unbändiger Leidenſchaften und der Vergeudung aller guten Kräfte im Streben nach verkehrten Zielen, hatte ſich der erſtarrende, der lähmende Zweifel entwickelt und ſich mit den Krallen einer Harpye dieſer Seele bemächtigt, ſo daß er jeden guten Gedanken, der in ihr erwachte, jedes edlere Gefühl, das ſich zu regen verſuchte, mit ſeinem eiſigen Anhauch tödtete. Ein ſolcher Zuſtand iſt im Widerſpruch mit dem Bedürfniß der menſchlichen Natur und deshalb war dieſer Mann namenlos ſchwermüthig und von unausſprechlicher Schwermuth zeugten ſeine Gedanken. Er richtete ſeine Schritte nach dem Kirchhof von Montreux mit der berühmten ſchönen Ausſicht auf den See. Ein Kirchhof iſt meine eigene Bruſt, ſprach er zu ſich ſelbſt: nur Leichen beherbergt ſie. Was iſt aus meiner Jugend geworden? . . . . o meine ſchöne Jugend, ſo reich an Freuden, an Hoffnungen, an Wünſchen, an Beſtrebungen — all' ihre Blüten ſind verwelkt oder vom Wurm zernagt und dieſe häßlichen, entfärbten Ueberreſte rieſeln auf ihre Leiche herab. Was iſt aus meinem Glauben geworden? . . . o mein friſcher begeiſterter Glaube, wie trugen ſeine Flügel mich ſo hoch und ſo weit, daß ich mit meinen Armen Zeit und Ewigkeit umſpannte und in ihrem unvergänglichen Licht vor meinen Augen die Welt wie einen flüchtigen Schatten ſchwinden ſah. Die Flügel ſind gebrochen, die weißen Schwungfedern befleckt und ausgerupft. Er iſt todt wie der Schmetterling, den man zertritt, nachdem er durch Verſtümmelung ſeiner Schwingen ein unkennbares Ding geworden iſt. — Was iſt aus meiner Kraft geworden? . . . . o meine muthige, frohe Kraft, die ſich wie ein feuriger Kämpfer mit fliegender Fahne in die große Schlacht warf, welche Menſchenleben heißt, wie bald wurdeſt du beſiegt! wie leicht fiel dein Banner, wie früh erlahmten deine Streiche, wie ſchnell verſtummte dein Schlachtruf, wie gründlich war dein Sturz, deine Vernichtung! du biſt keine Leiche mehr! . . . du biſt verwehender Staub! — Und du, mein

Stolz, der mir ſo erhabene Ziele zeigte, der mich ſo mächtig hinanſpornte zu den Höhen des Daſeins und deſſen Niederungen verachten lehrte, wie haſt du den Athem ſo bald verloren und biſt herabgekommen in dieſe einſt verachteten Niederungen und haſt dir's wohl ſein laſſen in ihnen und haſt dadurch gelernt, daß der Menſch eine nichtswürdige Creatur ſei, die vom Verlangen nach Ambroſia faſelt und bereitwillig mit Träbern ſich mäſtet. O mein Stolz, du biſt die gräßlichſte von den vielen gräßlichen Leichen, deren Grabſtätte ich bin; — denn an dir ſehe ich ſo recht den Menſchen, mich ſelbſt, in der Verweſung.

Solche Selbſtgeſpräche hielt Telesphor Herzog und ſolche Geſpräche führte er mit allen Perſonen, mit denen er über die gewöhnliche oberflächliche Unterhaltung hinauskam. Seine Studien hatte er — ſoll man ſagen beendet oder aufgegeben. Er mochte genug Kenntniſſe geſammelt haben um eine gründliche Prüfung beſtehen zu können, die jeder praktiſchen Laufbahn vorherzugehen pflegt; allein ein unglückliches Duell hatte ihn veranlaßt Zürich zu verlaſſen und er wußte jetzt ſelbſt um ſo weniger wohin ſeine Schritte wenden, als ſeine Bruſt angegriffen ſchien und er es für zweckmäßig hielt, an die Herſtellung ſeiner eigenen Geſundheit zu denken, bevor er ſich auf ſchwierige Examina vorbereitete.

Der Profeſſor, der ihn in Zürich in die Schule des Materialismus nahm, hatte eine hübſche Tochter, die großes Gefallen an Telesphor fand. Daß er ſich nie wieder von einem Weibe bethören laſſen werde, ſtand nach ſeiner Erfahrung mit Liſa Rink feſt bei ihm. Dies ſchloß aber nicht leichte und loſe Verhältniſſe aus und ein ſolches knüpfte er mit jener jungen Dame an. Als ſie die Sache ernſt nahm, trat er lachend zurück; als ſie ſich tief gekränkt fühlte, ſcherzte er, und als die ganze Familie in ſeinem Benehmen eine Beleidigung ſah, erklärte er ſich bereit dem Bruder Genugthuung zu geben, wenn dieſer nach ſeinem Blut dürſte; doch von einer ehelichen Verbindung mit der Schweſter könne gar keine Rede ſein. Der Bruder, in dieſer ſpöttiſchen Weiſe herausgefordert, gerieth in Zorn und verlangte ein Piſtolenduell, das Telesphor bereitwillig annahm und das ihm eine Verwundung in der linken Seite zuzog. An deren Folgen litt er noch jetzt und dies Leiden, welches ſeine phyſiſchen Kräfte herabdrückte, vermehrte ſeine Bruſtſchwäche und die bittere Traurigkeit, die der geheime Grundton der glaubensloſen Seele iſt, wenn ſie ihn auch durch wilde gellende Melodien der Thorheit zu übertäuben ſucht.

Jetzt brauchte er eine Traubenkur in Vevay. Er war an den Genfer See gegangen, ahnungslos daß er dort eine Perſon finden werde, deren Begegnung ihm die unliebſte von der Welt war, weil die ſchöne Harmonie ihres innern Weſens ſchneidend der Verwüſtung des ſeinen gegenüber ſtand. In der „Villa paisible“ hatte Floreſtine ihre Zelt aufgeſchlagen. Dort lebte ſie in ſehr beſchränkten Verhältniſſen mit Lauingen und Frau von Strahl — denn Cronenſtein war tief verſchuldet. Ihr Mann hatte einſt in wahnwitziger Leidenſchaft ſein eigenes Vermögen verſpielt und würde dann das ihre bis auf den letzten Heller verſpielt haben, wenn nicht Frankenhauſen ihn wiederum vom äußerſten Verderben zurückgeriſſen hätte. Frankenhauſen entführte ihn faſt mit Gewalt der Spielbank in Monaco, die Oswald um ſo weniger verlaſſen wollte, als er ſich einbildete, er verliere nur um bald deſto glänzender zu gewinnen. Frankenhauſen brachte ihn nach Nizza zurück, wo Floreſtine zwiſchen der Freude ſchwankte, Oswald wiederzuſehen und dem Jammer ihn ſo wiederzuſehen. Frankenhauſen übernahm das gräuliche Geſchäft, ein Chaos von Schulden zu entwirren und das ſchwierige, ſie zu tilgen. Um den Beſitz von Cronenſtein für die Zukunft zu retten und die Schulden allmälig abzutragen, waren außerordentliche Einſchränkungen und eine ſtrenge Verwaltung der Einkünfte erforderlich. Dieſe übernahm Frankenhauſen; zu jenen mußte ſich Oswald verſtehen. Floreſtine war zu Allem bereit und hätte ſich leicht jeder Entſagung unterzogen, wenn ſie nur auf Cronenſtein hätte leben dürfen. Aber ſie mußte auch dies Opfer bringen, denn ihr Mann erklärte, es ſei ihm vollkommen unmöglich, dort ein beſchränktes Leben zu führen, wo bis jetzt der Zuſchnitt großer Wohlhabenheit heimiſch war und wo er jetzt nicht mehr Freunde, Verwandte, Standesgenoſſen nach alter Art empfangen könne. Im fremden Lande, wo er unbekannt und kein Gegenſtand des Mitleids, ja der Verachtung ſei, werde er gelaſſener den ſcharfen Stachel des Selbſtvorwurfs ertragen, ruhiger die ſelbſtgeſchaffene drückende Lage in's Auge faſſen. Floreſtine begriff das; ſie drängte ihre Thränen tief in's Herz zurück und überließ ihrem Mann die Wahl des künftigen Wohnorts. Er wählte Genf. Aber nach einem Jahr ſtellte ſich dieſer Aufenthalt als zu koſtſpielig heraus, da ſich ganz ungeſucht geſellige Beziehungen mit einigen fremden Familien anknüpften, was dann allerhand Ausgaben nach ſich zog, die von der Geſelligkeit unzertrennlich ſind.

„Wir müſſen uns auf dem Lande niederlaſſen,“ ſagte Oswald, „außerhalb des geſelligen Verkehrs, aber doch ſo, daß uns eine Stadt erreichbar iſt. Laß uns das Ufer des Waadtlandes zu dieſem Zweck beſuchen.“

Es geſchah und ſie fanden die „Villa paisible,“ die kaum eine halbe Stunde von Vevay entfernt und billig zu miethen war, weil Oswald ſie nicht blos während der guten Jahreszeit, ſondern auch im Winter bewohnen wollte. Floreſtine freute ſich des ländlichen Aufenthaltes, der ihr in ſeiner Einfachheit und in der Herrlichkeit der Umgebung ſehr zuſagte; aber für ſie war jeder Schritt und jede Wendung des Lebens mit einem Opfer verbunden, als ob ihre Seele einer ganz beſonderen Durchbildung bedürfe. Sie mußte jetzt in einem ganz proteſtantiſchen Lande leben, zwiſchen einer theils calviniſtiſchen, theils pietiſtiſchen Bevölkerung. Der Calvinismus in Genf war ihr ganz fern geblieben, da die Kirche dort ſo friſch und kräftig aufblüht. Jetzt war die arme Capelle in Vevay der Mittelpunkt für die paar hundert Katholiken der Stadt und der ſtundenweiten Umgegend und ſie mußte eine halbe Stunde gehen um der heiligen Meſſe beizuwohnen. Doch nie kam ein Wort der Klage oder der Unzufriedenheit über ihre Lippen, ja es tauchten kaum ſolche Gedanken in ihr auf; denn ſie hatte nur einen großen allbeherrſchenden Gedanken und der war — Oswald zu retten! das war ihr Ziel! das erſehnte, das erſtrebte ſie; dahin richtete ſich jeder Wunſch; das beſtimmte jede ihrer Handlungen; dafür athmete, lebte, liebte ſie. Wie der Schutzengel die ihm anvertraute Seele liebt, ohne Selbſtſucht, nur im Hinblick auf das ewige Heil und doch mit namenloſer Zärtlichkeit, ſo liebte ſie ihren Mann und die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen trat auch bei dieſem Gefühl mit einer bezaubernden Anmuth hervor. Oswald liebte ſie unausſprechlich; ſeine Zärtlichkeit für ſie war inniger noch als in den Tagen des Glückes, denn er hätte ſie entſchädigen mögen für Alles, was ſie ſeinetwegen gelitten hatte und litt. Weil aber die Dinge der Erde für ihn mehr im Vordergrund lagen als für ſie, theils weil er minder von ihnen abgelöst war, theils weil ihm ſein Gewiſſen beſtändig den Vorwurf machte, wie furchtbar er ihre äußeren Verhältniſſe zerrüttet habe: ſo ließ ihn dieſe Stimmung nicht zu dem friedlichen Gleichmuth kommen, worin Floreſtinens ganzes Weſen wie in einen himmliſchen Balſam getaucht war. Er war zu Zeiten traurig, entmuthigt, gelangweilt, verſtimmt, ſchwergedrückt vom Bewußtſein der Schuld, von der engbeſchränkten Lage, von dem Mangel an Thätigkeit und an einem Wirkungskreiſe. Das Alles fühlte ſie für ihn, trug ſie mit ihm; es war ihm aber immer, als müſſe ſie Mittel und Wege wiſſen oder ſchaffen um den Zuſtand zu ändern. Die unbegrenzte Verehrung, die er für Floreſtine hegte, war freilich der Grund dieſer geheimen Anſprüche; dennoch laſteten ſie zuweilen auf ihr und es gehörte eine Kraft dazu, die nicht von der Erde war, um das Herz ſo hoch zu halten, daß auch er ſich daran aufrichten konnte. Wohl ſelten iſt das Gnadenleben ſo mächtig in einer Seele geweſen, als in Floreſtine.

Jetzt war Lauingen von der bitterſten Sorge gepeinigt, denn das Clima von Genf mit ſeinem ſchneidenden Nordwind hatte einen ſchädlichen Einfluß auf Floreſtinens Geſundheit gehabt: ſie huſtete und er dachte mit Entſetzen an den frühen Tod ihrer Mutter. Floreſtine erklärte dies Uebel für ganz unbedeutend und vorübergehend und verſicherte, daß Ruhe und Stille und das milde Clima des Waadtlandes ſie bald davon befreien werde. Auf Oswalds Bitten mußte ſie aber auch einen Arzt in Vevay zu Rath ziehen, der ihr das gewöhnliche Mittel gegen den Anfang des Bruſtleidens, die Traubenkur — und einen längeren Aufenthalt an dieſem Ufer des Genfer See's rieth. Das paßte für ihre Verhältniſſe und die „Villa paisible“ wurde auf drei Jahre genommen. Als ihr Wohnſitz wenigſtens für einen Zeitraum nicht nomadenhaft war, ſchlug Oswald Floreſtinen vor Frau von Strahl einzuladen, die nicht mehr auf Cronenſtein lebte, ſeitdem ſich die Verhältniſſe dort ſo traurig verändert hatten. Sie hatte ſich bei ihrer Schweſter Frankenhauſen aufgehalten ohne zu wiſſen, wo ſie, die jede Art von Unruhe verabſcheute, ein Ruheplätzchen finden werde. Floreſtine ging freudig auf den Vorſchlag ihres Mannes ein. Längſt hatte ſie ſich nach dieſer geliebten zweiten Mutter geſehnt und ſie ließ nun eine dringende Einladung an Frau von Strahl ergehen.

„Wäre es nicht möglich,“ fragte dieſe ihren Schwager, „daß Cronenſtein in ein bis zwei Jahren wieder frei würde?“

„Wie oft ſoll ich es wiederholen!“ rief Frankenhauſen ungeduldig: „unter fünf bis ſieben Jahren iſt nicht daran zu denken .... und das iſt noch ein ſehr günſtiges Reſultat.“

„Dann nehme ich die Einladung an,“ entgegnete Frau von Strahl nach einigem Beſinnen: „es wird mir allzuſchwer, Floreſtine in ſo langer Zeit, ach! vielleicht nie wieder zu ſehen.“

„Nun, nun!“ ſagte Frau von Frankenhauſen, „das hoffe ich doch auch noch zu erleben, obſchon ich fünf Jahre älter bin als Du. Aber ich finde es ſehr in der Ordnung, daß Du zu ihr gehſt jetzt nachdem ſie am Genferſee häuslich niedergelaſſen und eingerichtet iſt. Ihr gehört zuſammen wie Mutter und Kind und es wird ihr ohne Zweifel ein großer Troſt ſein, mit Dir vereinigt zu leben. Es gibt ihr ein Stückchen Heimat — arme Flore!“

„Und für den Fall daß Lauingen weiß Gott was für Streiche machen könnte," ſagte Frankenhauſen, „hätte Flore doch einen Halt und wäre nicht ſo furchtbar verlaſſen wie damals in Nizza."

„O, an eine ſolche Möglichkeit wollen wir gar nicht denken!" ſeufzte Frau von Strahl.

„Sollte er nicht endlich curirt ſein nach ſo gräßlichen Erfahrungen," ſagte Frau von Frankenhauſen.

„Er ſollte es ſein!" entgegnete ihr Mann: „hat er ja zwei ſchöne Vermögen als Lehrgeld gegeben! aber ein unzuverläſſiger Charakter pflegt auch ein unheilbarer zu ſein."

Amelie Verden, die jede erlaubte Gelegenheit ergriff um eine angenehme Reiſe zu machen, begleitete mit ihrer erwachſenen Tochter Frau von Strahl zu Floreſtine, blieb einige Wochen am Genfer See und brachte, ſo weit es in ihren Kräften ſtand, weltliches Leben in die „Villa paisible." Sie wußte unendlich viel aus der Reſidenz, von Bekannten und Unbekannten zu erzählen und von ihr erfuhr man denn auch, daß Liſa Rink noch immer nicht Frau von Seeheim — ja, daß Prinz Xaver geneigt ſei mit ihr zu brechen.

„Allein zu dieſer Heldenthat bringt er es ſchwerlich!" ſetzte ſie hinzu.

„Gewiß nicht!" ſagte Lauingen: „er iſt ſchlaff und träge, ſie iſt voll Anſprüche und Hochmuth — da hat ſie gewonnenes Spiel; nur nicht auf der

Stelle. Sie wird ihn allmälig ſchon mürbe machen und in zehn Jahren, wenn ihre Schönheit verblüht und ihr Talent vergeſſen iſt und wenn Niemand mehr an eine dreißigjährige Liſa Rink denkt — dann wird ſie als Frau von Seeheim aus dem Strom der Vergeſſenheit auftauchen. Dies prophezeihe ich ohne die Sehergabe zu beſitzen.“

„Tante,“ ſagte Amelie Verden zuweilen im Zwiegeſpräch zu Frau von Strahl: „Lauingen ſetzt mich fort und fort in's höchſte Erſtaunen, denn er ſpricht bei jeder Gelegenheit ſo vernünftig wie die ſieben Weiſen Griechenlands in einer Perſon und iſt doch ſo entſetzlich toller Streiche fähig, daß mir die Haare zu Berge ſtehen. Solch ein Gegenſatz erweckt mir ein geheimes Grauen, als ob ich mit einem ſtillen Irren zu thun hätte, der plötzlich ſeinen Anfall bekommen und ſich und mich um's Leben bringen könnte.“

„Hoffentlich halten ihn ſeine beſchränkten Verhältniſſe von einem neuen Anfall ab,“ erwiderte Frau von Strahl, „und das ſtille ländliche Leben beruhigt allmälig ſeine Leidenſchaft. Er hat es dahin gebracht, daß ich geneigt bin Gott zu danken für den Verluſt ſeines Vermögens und für die Vormundſchaft in die er gerathen iſt, wenn mir auch Beides für Flore in der Seele weh thut.“

„Es iſt ein großes Glück, Tante, daß Flore eigentlich nie etwas Anderes vom Leben verlangt hat, als ſich darin zu heiligen.“

„Das Bewußtſein dieſer Beſtimmung war freilich immer ſehr ſtark und ſehr vorherrſchend in ihr; aber ſie hat ein Menſchenherz, liebe Amelie, und ſo lange das ſchlägt, fühlt es den Unterſchied, der zwiſchen Entſagung und frohem Glück beſteht. Flore wird freilich nie zugeben, daß ſie nicht ſehr glücklich ſei; allein ich ſehe was ſie zu opfern hat und das ſchmerzt mich, weil auch ich ein Menſchenherz und ein recht unvollkommenes, irdiſches habe.“

„O ſchweige von Deiner Unvollkommenheit, Tante! was müßte ich denn von mir ſagen?“ rief Amelie: „wenn ich daran denke, werde ich gleich melancholiſch und das iſt ein fataler Zuſtand.“

Sie ordnete ſo oft wie möglich Partien in der Umgebung an, bald mit dem Dampfſchiff, bald im Nachen, bald auf der Eiſenbahn. Als ſie nach Schloß Chillon, dem vielbeſungenen gefahren waren, begegneten ſie in demſelben Telesphor Herzog. Er hatte gar keine Luſt ſich ihnen zu nähern; aber Floreſtine begrüßte ihn mit einer Freude, als ſei dieſe Begegnung ein wahres Glück für ſie, und als ſie erfuhr, daß er ſeiner Geſundheit wegen, längere Zeit in Vevay bleiben werde, ſteigerte ſich dieſe Freude und bat ſie ihn dringend ein täglicher Gaſt in der „Villa paisible“ zu ſein. Er verſprach es ohne den Willen zu haben ſein Verſprechen zu halten. Doch das ließ ſie gar nicht aufkommen. Sie bat Oswald Alles anzuwenden um Telesphor jetzt, da er von jeder ſchlechten Geſellſchaft getrennt ſei, in ihr Haus zu ziehen.

„Seine Vergangenheit laſſen wir fallen,“ ſagte ſie: „das muß man ja ſo oft thun! und in der Gegenwart können wir ihm vielleicht von Nutzen ſein. Daß zwei Kinder von Cronenſtein ſich hier treffen, und beide die Abſicht haben länger hier zu verweilen, iſt gewiß ein Zeichen, daß ſie nicht einander aus dem Wege gehen ſollen und wenn er ſich auch noch ſo ſcheu zeigt. Ueberdas ſieht er ſo leidend aus, als ob es ein Werk der Barmherzigkeit wäre, ſich ſeiner anzunehmen.“

Da Amelie Verden bald darauf mit ihrer Tochter abreiste und der kleine Kreis dadurch bedeutend enger und ſtiller wurde, ſo fand Lauingen es nicht unangenehm, ein neues Element hineinzuziehen, obſchon er keine beſondere Sympathie für Telesphor hegte. Er begriff aber, daß dies bei Floreſtine der Fall ſei und ſchon darum gab er ſich Mühe, Telesphor zu zähmen. Anfangs wollte es gar nicht gelingen. Telesphor blieb in einer abwehrenden Haltung wie ein Igel, der die Stacheln ſträubt. Floreſtine ließ ſich nicht abſchrecken, denn ſie ſchloß daraus, daß er unglücklich und in ſeinem Innern verſtört ſei. Fanden ihr Mann und ihre Tante ihn unerträglich, ſo behauptete ſie ſtandhaft, man müſſe mehr Nachſicht und Geduld mit geiſtiger als mit körperlicher Schwäche haben und ſie betrachte es als ihre Aufgabe, wenigſtens den Verſuch zu machen, ihn mit Gott und der Kirche zu verſöhnen, was Beide von ganzem Herzen billigten und wünſchten. Denn mochte ſich Lauingen in der Raſerei der Leidenſchaft auch noch ſo weit von ſeiner Pflicht entfernen: niemals fiel es ihm ein, mit den Geboten Gottes oder der Kirche brechen zu wollen, oder die Lehren des Glaubens von ſich zu weiſen; und immer bereute er in tiefer Zerknirſchung ſeine Frevelthaten, hatte auch den Willen ſie nie wieder zu begehen und kämpfte nur nicht mit ſeiner ganzen von der Gnade getragenen Kraft gegen die erſten Regungen der Verſuchung. Er unterlag dem Feinde in erbärmlichſter und nicht zu entſchuldigender Weiſe; allein zum Feind überlaufen und im feindlichen Lager verbleiben — das that er nicht. Telesphor hingegen war darin. Was ihn ſo ungeneigt gegen Floreſtinens Freundlichkeit machte, war der Gedanke: Sie will mir ihre katholiſchen Ideen beibringen, die ich verachte, weil ſie mehr oder minder kraſſe Unwahrheit ſind, die bald zur Poſſe herabſinkt, bald zu wildem Fanatismus ſich ſteigert. — Als aber religiöſe Fragen gar nicht berührt wurden, beruhigte er ſich mehr und mehr und dieſer Umgang that ihm wohl, wie man eine friſche geſunde Luft mit Wohlbehagen einathmet. Er hatte Mitleid mit Floreſtine. Das Schickſal dieſes jungen, guten, liebenswürdigen Weſens kam ihm um ſo trauriger vor, als er die übernatürliche Seite deſſelben nicht wahrnahm. Sie war verſchüttet in dem Dunkel ihrer Verhältniſſe — das ſah er; daß ſie Goldadern aus dem Schacht ihres Lebens herausarbeitete — das ſah er nicht. Uebrigens wollte er durchaus nicht ſich ſehr lebhaft für ſie und von ihr einnehmen laſſen. Denn wozu? fragte er ſich und gab ſich ſelbſt die troſtloſe Antwort: Im tiefſten Grunde aller Dinge liegt ja doch nur das Nichts. Darum ſagte er auch einmal zu Floreſtine:

„Es iſt eine nutzloſe Verſchwendung der Gedanken ſcharf nachzudenken und der Gefühle — tief zu empfinden, denn es fehlt uns der Gegenſtand, welcher dieſer Mühe würdig wäre.“

„Auf Ihrem Standpunkt haben Sie Recht,“ entgegnete Floreſtine: „auch ich gelange ſchnell auf den Grund der Dinge, ſei es auf dem Wege des Denkens oder des Empfindens — und ich erkenne ihre Nichtigkeit, ſobald ich nicht Gott in ihnen finde. Da Gott Ihnen fehlt, haben Sie nichts als das Nichts.“

„Das macht das Leben leicht,“ ſagte er.

„Ja, leicht wie ein Schiff, das ohne Ballaſt ſich auf's Meer hinauswagt!" rief ſie.

„Hätten Sie meine Erfahrungen, ſo würden Sie meiner Anſicht ſein."

„O nein! Erfahrungen ſind nur etwas Zufälliges und Vorübergehendes, was an einem ewigen, unwandelbaren Maßſtab zu meſſen iſt und dadurch Werth und Wichtigkeit erhält."

„Ewig! unwandelbar!" ſagte Telesphor mit leichtem Achſelzucken: „dieſe Worte haben für mich keine Bedeutung."

„Laſſen ſich Vernunft und Glaubensbedürfniß das gefallen?" fragte ſie lächelnd: „legen ſie nicht Proteſt ein gegen ein ſolches Bekenntniß von ſeeliſcher Befangenheit?"

„Ich höre nicht mehr auf Stimmen, die den innern Zwieſpalt ſchüren," verſetzte er: „ich habe maßlos gelitten, ſo lange der mich peinigte. Jetzt bin ich ruhig und vernehme ich hie und da ein Wort, dem ich ſelbſt einſt eine ſchöne Bedeutung lieh, ſo laſſe ich es an meinem Ohr vorübergleiten — bald wie den Geſang eines Vogels, bald wie ein leeres Schellengetön — je nachdem der Mund der ſie ausſpricht, Wahrheit zu ſagen glaubt."

„Und damit wollen Sie leben und ſterben?"

„Ja, gerade leben! was das Sterben betrifft .... das iſt gleichgültig. Man ſtirbt nur einmal."

„Und dann?“

„O Sie fragen zu viel! Eine genügende Antwort kann Niemand geben.“

„Denken Sie zuweilen an dieſe Frage?“

„Sie fällt mir zuweilen ein; doch ich lege ſie ruhig bei Seite und mich ſelbſt in meinen Gedanken ruhig und auf Nimmererwachen in's Grab.“

„Was wäre dann das Leben?“

„Ja, die Frage drängt ſich bisweilen mit Gewalt mir auf!“ rief Telesphor. „Aber ich ſagte Ihnen ja, daß ich es nicht der Anſtrengung werth finde, Erwägungen über das Nichts anzuſtellen.“

Sie ſchwieg. Was war darauf zu ſagen? Er aber wunderte ſich im Stillen über ihr Schweigen. Warum verſuchte ſie nicht, ihn für ihren Glauben zu gewinnen? Er war feſt entſchloſſen ſich nicht gewinnen zu laſſen; aber möglicherweiſe konnten ſeine Anſichten bei ihr Eingang finden und dann — welch ein Triumph. Und doch konnte er es nicht von ganzem Herzen wünſchen, denn ohne einen verheerenden Sturm der Leidenſchaft rettet man ſich nicht auf eine ſtarre Felſenklippe — ſprach er zu ſich ſelbſt: vermag ſie im erträumten Paradieſe des Glaubens ſich zu erhalten, ſo bleibe ſie darin! ich will nicht den ſchönen Frieden ihrer Seele ſtören. Nur iſt es unfaßlich, wie man in der Welt leben, ſo bittere Erfahrungen machen, ein ſo trauriges Loos ziehen, ſo ſchwere Schickſalsſchläge empfangen — und dennoch in dieſem Frieden verbleiben kann! — Wenn finſtere Schwermuth ihm die wunde Bruſt umkrallte, ſo dachte er an Floreſtine und das richtete ihn auf — er wußte nicht warum. Zuweilen aber ſtieß er dies tröſtliche Bild von ſich und deshalb betrat er auch nicht an jenem Morgen die „Villa paisible,“ ſondern ſetzte ſeinen Weg zum Kirchhof von Montreux fort, ſtieg nach Chillon hinab und ſtellte ſich erſt am ſpäten Nachmittag bei Floreſtine ein.

Um dieſelbe Zeit kam auch Lauingen zu Hauſe. Es machte ihm viel Vergnügen auf dem See zu fahren, zu rudern und mit dem Segel umgehen zu lernen. Floreſtine freute ſich über dieſe Liebhaberei ihres Mannes und beſtärkte ihn in ſeinen nautiſchen Studien, wie ſie ſcherzend ſagte. Sie war den ganzen Tag allein mit Frau von Strahl und zufrieden mit ihrer Abgeſchiedenheit wenn nur Oswald zufrieden war. Sie glaubte nicht, daß ihr die Traubencur nöthig ſei, aber ſie brauchte ſie pünktlich aus Rückſicht für ihren Mann. All ihr Thun bewegte ſich um ihn und immer behielt ſie Muth und Hoffnung, Glauben und Liebe.

„Jetzt ſind ſchon anderthalb Jahr ſeit Monaco verfloſſen,“ hatte ſie eben heute zu ihrer Tante geſagt, „und der böſe Geiſt iſt nicht über Oswald gekommen, nachdem er ihn während jenes ſchrecklichen Winters ſo furchtbar tyranniſirt hat! Das gibt mir ein neues großes Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit, denn je länger die guten Zeiten dauern, deſto mehr Kraft zum Widerſtand ſammelt ſeine Seele. Ich betrachte die Jahre, die wir hier zuzubringen haben, als ein nothwendiges und heilſames Noviziat, das uns ein ſpäteres, glückliches Leben verbürgt."

„Ich hoffe es mit Dir und für Dich, mein armes Kind," entgegnete Frau von Strahl zärtlich.

„Auch für Oswald mußt Du es hoffen, Tante," rief ſie lebhaft: „bedenke was er leidet! zuerſt den gräßlichen Kampf gegen die übermächtige Leidenſchaft — dann die gräßliche Befriedigung derſelben — dann die Reue über den gräßlichen Sturz — endlich die erbärmlichen Folgen deſſelben! O Gott, welche Qual! O mein armer Oswald! friedenlos, ruhelos, freudenlos, von der Geißel der Leidenſchaft umhergetrieben zu werden und immer im Begriff zu ſtehen die ewige Seligkeit zu verſcherzen, o Tante! ſtelle Dir das recht deutlich vor, wenn Du es vermagſt und Du wirſt finden, es iſt ein Etwas wie der Vorſchmack der Hölle darin."

„Ja, mein Kind! dies iſt nun einmal das Charakteriſtiſche für Alle, welche durch böſe Leidenſchaften dem Geiſt der Hölle dienen. Ich bemitleide ſie von ganzem Herzen, aber ich intereſſire mich mehr für ihre Opfer als für ſie: folglich mehr für Dich, als für Oswald.“

„O liebe Tante, gib die Vorſtellung auf, daß ich kein Opfer bin!“ rief Floreſtine: „vielleicht nimmt Gott mich an, als Opfer für ihn. Ich bitte täglich darum! .... Wenn das geſchehen ſollte — o wie würdeſt Du mich beneiden in der Ewigkeit! ich hätte ein paar Thränen geweint und ſeine Seele gerettet. Kann man dadurch Seelen retten, ſo bin ich gern bereit noch viel mehr zu weinen.“

„Sei nicht vermeſſen, Flore,“ erwiderte Frau von Strahl: „es kommt immer darauf an, wie wir weinen. Leider gibt es Seelen in Menge um welche wir weinen können, und der Bedürftigſten eine iſt ſicher Telesphor.“

„Er liegt mir wie ein Alp auf dem Herzen,“ ſagte Floreſtine, „denn ſeine Bekehrung ſcheint mir unſäglich ſchwer. Oswald will ſehr gern Gott dienen, wenn nur ſeine böſe Leidenſchaft es zuläßt; Telesphor will Gott nicht dienen, obſchon keine böſe Leidenſchaft bei ihm hervortritt. Er kommt mir vor wie ein gefallener Engel. Der gefallene Menſch thut Buße und bekehrt ſich: das ſehen wir an dem Stammvater des Menſchengeſchlechts. Aber der Engel fällt und verbleibt im Abgrund. Lucifer bereut nicht.“

Während ſie nur von Gedanken der Liebe für Oswald erfüllt war, quälten ihn die heftigſten Verſuchungen ſeines böſen Dämons. Was er auch treiben mochte, es war Alles nur Zeitvertreib; nichts füllte die gähnende Leere ſeines Inneren aus; nichts beſchäftigte ihn in einer Weiſe, die ſeinem Geiſt einen Schwerpunkt und dadurch Ruhe gab. Bücher und Muſik hatte er immer geliebt, doch als Erholung, nicht als Lebensaufgabe. Er hatte verſucht intereſſante Schriften über Tagesfragen zu überſetzen um ſeinen Geiſt an eine Beſchäftigung zu feſſeln, aber eine ſolche ſtille anhaltende Arbeit machte ihn ungeduldig, weil ſeine leidenſchaftliche Aufregung im Widerſpruch mit ihr war und ſich gegen den Zwang aufbäumte. Was ihm in dieſem martervollen Zuſtand am Meiſten zuſagte, das war der See. Da konnte er ſchwimmen, rudern, ſegeln, ſich körperlich ermüden und in dieſer Ermüdung etwas finden, das wie Ruhe, wenigſtens phyſiſch, ausſah. Sein ganzes Streben ging dahin, Floreſtine nicht zu beängſtigen und ihr zu verbergen, was in ihm vorging, da er den feſten Vorſatz hatte mit ſeinen Qualen fertig zu werden und die Schlingen und Netze ſeiner Verkehrtheit um jeden Preis zu zerreißen. Auch weite Streifereien in's Gebirg machte er, immer in der einen Abſicht kein Mittel der Zerſtreuung unverſucht zu laſſen. Aber nicht blos in äußeren Dingen ſuchte er ſie! Er begleitete Floreſtine und Frau von Strahl täglich in die heilige Meſſe nach Vevay und ſuchte im Gebet Schutz gegen die Stürme, die ihn durchwühlten; gewiß das kräftigſte Mittel, nur kein ſolches das auf der Stelle den erſehnten Erfolg hat. Denn ſo lange es Menſchen gibt, gibt es Leidenſchaften die ſich in ihnen mehr und minder regen und die mit großer Geduld und Standhaftigkeit bekämpft ſein wollen. Das iſt die Tugend der Beharrlichkeit. Oswald übte ſie in ihren erſten Anfängen, und weil er nicht raſch große Fortſchritte machte, marterte ihn häufig die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſo daß er ein äußerſt gequältes Leben führte. Allein er ſprach immer freundlich und munter mit Floreſtine und Frau von Strahl und mied ſorgſam Alles, was ihre Exiſtenz noch ſchwerer hätte machen können, als ſie ohnehin war.

„Florette!“ ſagte er, „Du mußt mit mir auf den See hinaus! ich manövrire mit dem Segel wie ein kundiger Schiffer.“

„Ich fahre lieber mit Rudern als mit Segeln,“ erwiderte ſie.

„Einmal mußt Du mir ſchon den Gefallen thun und Dich mir anvertrauen! wir warten auf günſtigen Wind und fahren hinüber nach St. Gingolph. Sie ſind auch dabei, nicht wahr, Tante? und Doctor Herzog gleichfalls.“

„Ja, wenn ein ſicherer Steuermann und ein zweiter ſicherer Schiffer auch dabei ſind,“ entgegnete Frau von Strahl.

„So ängſtlich beſorgt für das liebe Leben, Tante? das hätte ich nicht erwartet,“ ſagte Oswald ſcherzend.

„Ich bekenne, daß ich einen plötzlichen Tod ſehr fürchte,“ verſetzte Frau von Strahl.

„Ich erſehne ihn!“ rief Telesphor: „ich habe ein Grauen vor dem langſamen Dahinſterben!“

„Das iſt wieder etwas Anderes! ich wollte nur ſagen, daß ich mein letztes Stündlein gut vorbereitet erwarten möchte.“

„Wozu das, gnädige Frau? waren Sie eine gute Chriſtin, ſo hat Ihr ganzes Leben Sie darauf vorbereitet. Waren Sie es nicht, ſo werden Sie auch nicht in Ihrem letzten Stündlein in eine gute Chriſtin ſich verwandeln.“

„Sicher nicht! aber ich kann reumüthig ſterben und der liebe Gott iſt ſo gut, daß er dem reumüthigen Sünder ſeine Barmherzigkeit nicht verſagt.“

„Das menſchliche Leben verläuft in einem ſolchen Labyrinth von Elend — von phyſiſchem, materiellen, moraliſchen, geiſtigen Elend — von Elend in tauſend Geſtalten und Formen, tauſend Farben und

Schattirungen, daß ich darin nichts wahrnehme von einer barmherziglenkenden Hand. Wie ſollte dieſe urplötzlich in unſere Todesſtunde eingreifen, gnädige Frau?“

„Wer ſagt Ihnen, daß es nicht Gottes Barmherzigkeit ſei, die allerhand Elend über uns verhängt? In der Ueppigkeit und dem Wohlbehagen des Lebens entfalten ſich alle böſen Leidenſchaften ſo mächtig, daß ſie uns leicht von unſerer Beſtimmung abziehen, während ein rauhes und ſchmerzenreiches Leben uns oftmals zu ihr zurückführt.“

„Unſere Beſtimmung!! — Dies Wort, gnädige Frau, iſt eines von denen, womit man ſchwer einen Sinn verbinden kann.“

„Der Chriſt findet das nicht ſchwer, lieber Herzog.“

„Auch der Chriſt iſt ein Menſch, iſt ein leidensfähiges, leidendes Weſen, gnädige Frau.“

„Ja, aber auch ein in der Gnade wiedergeborenes Weſen, lieber Doctor, das die Leiden nicht höher anſchlägt, als ſie im Hinblick auf die Ewigkeit werth ſind.“

„Aber erlaube die Bemerkung, liebe Tante, auch der ärmſte und elendeſte Menſch hat ſeine Leidenſchaften!“ rief Oswald: „ja, manche wuchern im Elend! wenn Tugend und Elend irgendeiner Art Hand in Hand gingen: ſo würde es nichts häufiger auf Erden geben, als tugendhafte Menſchen .... denn wahrlich! die Mehrzahl hat ein ſchweres Leben.“

„Um tugendhaft zu ſein im Glück wie im Unglück,“ erwiderte Frau von Strahl, „dazu gehört freilich eine Gemüthsverfaſſung, die der poſitive chriſtliche Glaube ordnet, erleuchtet und durchſeelt. In einem vielfach gekreuzigten Herzen findet dieſer Glaube, der von irdiſchem Opfer und himmliſchen Lohn ſpricht, ganz entſchieden mehr Anklang, als in einem Herzen, das im irdiſchen Wohlbehagen ſchwimmt und dem alle irdiſchen Güter zu Gebot ſtehen. Nicht umſonſt hat Chriſtus geſagt: es ſei ſchwer für den Reichen, in den Himmel zu kommen. Nicht umſonſt haben ſo manche Heilige ſich arm gemacht an Geld und Gut, an Genüſſen und Freuden. Um himmliſche Dinge zu faſſen, muß man ſich nicht von weltlichen Dingen umſtricken laſſen. Reden Sie nur einmal mit den Armen, den Geringen, den Unglücklichen, den Verlaſſenen, und Sie werden ſie zugänglicher finden für die Verheißungen und Tröſtungen des Glaubens, als die Glücklichen der Welt. Da nun unſer ewiges Heil auf dem Glauben beruht, der uns den Weg zur Seligkeit vorzeichnet und unſere Schritte auf dieſem Wege leitet: ſo komme ich darauf zurück, daß es Gottes Barmherzigkeit iſt, die uns mit Kummer und

Schmerz und Prüfungen aller Art kreuzigt, weil das Kreuz der beſte Wegweiſer zum Himmel iſt.“

„Sie ſprechen immer vom Standpunkt des poſitiven chriſtlichen Glaubens, gnädige Frau. Es gibt aber Millionen Menſchen, die ihn nicht einnehmen, und die folglich Ihre Theorie des Kreuzes verabſcheuen, ſich gegen ſie empören, Elend — Elend nennen und Glück — Glück, und glücklich ſein wollen in den paar Jahren der Jugend, wo allein es dem Menſchen möglich iſt, glücklich zu ſein. Was fangen dieſe Millionen an, wenn ſie es nicht ſind?“

„Das werden Sie leichter beantworten als ich,“ entgegnete Frau von Strahl mit einem Anflug von Unmuth.

„Dieſe Unglücklichen,“ rief Floreſtine, „verſinken in Materialismus, verfinſtern ihre Erkenntniß durch ihn, nennen die Wahrheit — Lüge, die Sünde — Recht, brutale Freude — Glück; und fälſchen in dieſer andauernden Verfinſterung dermaßen ihr Gewiſſen, daß ſie behaupten, Anfang und Ende von Allem ſei das Nichts. Das gibt ihnen die Ruhe des Kirchhofs.“

„Nicht Alle, glaub' ich, kommen zu dieſer äußerſten Conſequenz,“ ſagte Lauingen, „denn der ungläubige Menſch iſt gewöhnlich unlogiſch, weil er den göttlich gegebenen Maßſtab und Prüfſtein der Dinge verwirft. Manche, wahrſcheinlich die Meiſten, verbleiben im Halbdunkel über ſich ſelbſt und über das, was ſie wollen und ſollen, tappen umher nach Befriedigung, nach Berauſchung, empören ſich gegen jede Art von Ordnung, weil ſie ihrem ungeordneten Weſen eine Schranke — wenn nicht ſetzt, doch zeigt, und bilden ſo recht die große Maſſe Derjenigen, die in unſeren Tagen Revolution machen.“

„Ja wohl!“ ſagte Floreſtine: „aus dieſen Reihen gehen in Menge die ſogenannten Volksmänner hervor, dieſe Revolutionäre, welche ſo gar nicht Vertreter der Intereſſen, des Willens, der Meinung des Volkes ſind und es nur für ihre Zwecke mißbrauchen und ausbeuten.“

„Ich ſtaune über die eiſige Härte, mit der Sie über Millionen Ihrer Mitmenſchen ſich ausſprechen, die nichts weiter thun, als dem Licht ihrer Vernunft zu folgen,“ ſagte Telesphor bitter.

„Wir führen allbekannte Thatſachen an,“ erwiderte Lauingen: „ein verdammendes Urtheil hat Niemand abgegeben.“

„Nicht direct und nicht über beſtimmte Perſonen; aber indirect iſt die Sache ſelbſt verdammt.“

„Das iſt nicht anders möglich!“ ſagte Floreſtine: „Wir haben die unerſchütterliche Ueberzeugung und Zuverſicht, daß die Menſchheit nur durch die Glaubenslehre zu retten iſt, welche die katholiſche Kirche im Namen unſeres Herrn und Heilandes verkündet. Wir können unmöglich annehmen, daß die Lehren des Irr- und Unglaubens den Menſchen in der Zeit heilig — in der Ewigkeit ſelig machen können; dies aber iſt die Axe, um welche ſich unſer Geſpräch bewegt. Ja, dieſe Frage iſt eigentlich die Axe, um welche ſich, wenn auch nicht immer offenkundig, die Weltgeſchichte in ihrem innerſten Beweggrunde dreht, denn alle Beſtrebungen, Erſcheinungen, Handlungen, Thaten, Kämpfe, Siege, Entwickelungen, jede neue Phaſe in den Weltepochen und im Leben des Individuums haben einen Kern, der ſie hervortreibt, und ob dieſer in ſeinem Weſen und in ſeiner Richtung chriſtlich oder unchriſtlich iſt, den Menſchen heilig und ſelig machen oder nicht machen kann — das ruft den ungeheueren, den raſtloſen Streit hervor, der ſich durch unſere Zeit zieht und vermuthlich bis zum Ende aller Weltzeiten hinziehen wird.“

„Ein herrlicher Gewinn, den das Chriſtenthum gebracht hat!“ rief Telesphor ſpöttiſch: „Streit ohn' Ende.“

„Der Streit war da von Anbeginn um erbärmliches Gut,“ verſetzte Floreſtine: „das Chriſtenthum hat uns Güter gezeigt und gebracht, die wir erſtreiten ſollen, weil ſie in träger Ruhe nicht zu gewinnen ſind; — und ein tüchtiger, rechtmäßiger Kampf, der auf einen köſtlichen Lohn hinſchauen und hoffen darf, o Gott! welch ein Bedürfniß iſt der für das weichliche Menſchengeſchöpf, das ſo ſehr geneigt iſt, in aller Bequemlichkeit dahin zu vegetiren.“

„Ich beuge mich vor dieſer Amazonengeſinnung und bekenne ehrlich, eine große Vorliebe für behagliche Ruhe zu haben.“

„Zu dieſer Vorliebe ſind wir Alle geneigt, glaube ich,“ entgegnete Floreſtine: „aber heilſam iſt ſie uns ſicher nicht! heilſam iſt uns nur eine Ruhe: die Ruhe unſeres Willens im Willen Gottes — und die iſt nicht eben das, was wir behaglich nennen.“

„Aber, meine muthige und tapfere Gräfin, es iſt doch wahrhaftig kein erhabener Akt des Kampfes, ſich der Nothwendigkeit, oder dem Verhängniß, oder den Verhältniſſen zu unterwerfen. Die paſſive Ergebung zeugt nicht für ſublime Willenskraft.“

„Sie faſſen die chriſtliche Ergebung als ein gewiſſes Zuſammenſinken unter der Wucht unabweislicher Ereigniſſe auf. Mir erſcheint ſie anders. In meinen Augen nimmt ſie, indem ſie ſich dem Willen Gottes bei dieſer und jener Schickung liebend unterwirft, gleichſam etwas Göttliches an. Eine ſolche Hingebung des Willens ſcheint mir das Höchſte zu ſein, was der Menſch erreichen könne. Ich vermag nicht, mir eine erhabenere Seelenbewegung vorzuſtellen: ſie verſetzt urplötzlich von der Erde in den

Himmel, und weil ſie lediglich aus dem Glauben hervorgeht, iſt ſie mit Demuth gepaart und trägt folglich das Gepräge reinſter Tugend.“

„Zu einer ſolchen Auffaſſung werden ſich nur Wenige erſchwingen.“

„Das heißt, nicht Alle werden ſie in Worten ausdrücken können; aber viele Millionen von gläubigen Chriſten haben ſie und üben ſie in ſtiller Unſcheinbarkeit; denn ein ganzes friedliches Heer von Kindern des Glaubens, das der Unglaube zu ignoriren ſucht, ſteht ſeinen Schaaren gegenüber.“

„Arme Unwiſſende!“ ſagte Telesphor: „dem ungeheueren Umſchwung der Ideen, Gedanken, Erſcheinungen und Geſtaltungen der Dinge ſtehen ſie verſtändnißlos gegenüber!“

„Ach!“ rief Floreſtine, „ich muß jedes Wort beſtreiten, das Sie da ausſprechen! der Glaube gibt das wahre Verſtändniß, die richtige Werthſchätzung vom Weſen der Dinge; der Unglaube gibt Scheingründe und lehrt Irrthum, denn die Wahrheit iſt weder ſein Urſprung noch ſein Ziel. Wer aber nicht in der Wahrheit iſt, was weiß der!“

„O ſchöne Wahrheit! wie viel Entſtellungen muß ſie ſich gefallen laſſen!“

„Das leugne ich nicht, weil der arme Menſchengeiſt ſie nur in ihren Ausſtralungen aufnehmen kann. Aber er weiß dennoch, daß er für ſie erſchafſen iſt und daß ſie ihm in ihrer Fülle aufgehen wird, wenn all die täuſchenden Lehren der Menſchen auf ewig für ihn untergehen."

„Ihr könnt unmöglich ein zuſammenſtimmendes Reſultat Eurer Discuſſion erwarten," unterbrach Frau von Strahl: „Du, Floreſtine, richteſt Dich mit Leben und Liebe und Sein für die Ewigkeit ein, und Sie, lieber Herzog, für das Nichts. Da gibt es freilich keinen Punkt, auf dem eine Begegnung möglich wäre."

„Ausgenommen unter unſerem Dach," verſetzte Floreſtine lieblich lächelnd zu Telesphor ſich wendend.

„Oder — damit man nicht an der ſchwerfälligen Erde haften bleibe — in meinem Nachen," fügte Lauingen bei.

„O laſſen wir den Nachen bei Seite! er gefällt mir gar nicht, ſobald Sie als Matroſe auftreten wollen," ſagte Frau von Strahl zu Oswald.

„Mir gefällt das beſonders gut, Tante! und wenn morgen günſtiges Wetter iſt, nehme ich in der Frühe meinen Korb mit Weintrauben und wir gehen damit in See," erwiderte Floreſtine.

Man beſprach die Fahrt über den See nach den Felſen von Meillerie am Ufer von Savoyen, und Telesphor wollte dabei ſein. Aber in der Nacht änderte ſich das Wetter; es trat eine Zeit voll Sturm und Regen ein, die keine Waſſerfahrt erlaubte — eine furchtbare Zeit für Oswald, denn auch Streifereien in die höheren Berge waren nicht zu unternehmen, und ſobald eine heftige körperliche Anſtrengung ihm fehlte, drang die volle Wucht des Seelenleidens auf ihn ein.

„Flore!“ ſagte er einmal ganz überwältigt und ergriff ihre Hand, „der Feind iſt vor den Thoren und ich bin wehrlos.“

„Nein, nein!“ rief ſie entſetzt über die unerwartete Ankündigung: „Du biſt nicht wehrlos.“

„Jede äußere Waffe fehlt mir . . . . ich bin ohne Beſchäftigung, ohne Thätigkeit, ohne irgendeine Zerſtreuung! . . . . . nur mit inneren Waffen zu kämpfen verſtehe ich nicht. . . . ich muß erliegen.“

„Spricht ein Mann, ein Chriſt zu mir?“ fragte ſie mit ernſtem Vorwurf.

„Wie tief muß ich in Deinen Augen geſunken ſein, wenn Du in mir einen Feigling, einen Renegaten ſiehſt!“ rief er troſtlos.

„So ſteht es nicht, Oswald!“ ſagte ſie zärtlich: „Du kämpfſt ja — folglich biſt Du kein feiger Abtrünniger. Allein Du darfſt es auch nicht werden. Mehr noch! Du darfſt nicht denken, daß Du es je werden könnteſt. Du haſt ja Gott und ſeine Gnade für Dich! ſie kämpfen mit Dir, geliebter Oswald, ſie werden Dich unüberwindlich machen.“

„Hoffſt Du das, Flore?“

„Welch ein Abgrund von Jammer thäte ſich vor mir auf, wenn ich es nicht hoffte! Ich würde Dich dann ja ſehen wieder losgeriſſen von Gott und Deiner Pflicht, ein Raub wahnſinniger Leidenſchaft, gleichgültig gegen Deine Ehre, Deine Zukunft, Deine Exiſtenz — von der meinen nicht zu reden.“

„Das nicht, geliebte Flore! ich habe ja immer die Verbeſſerung Deiner und meiner Lage im Auge.“

„Iſt es möglich, von ſolchen Täuſchungen befangen zu ſein, nachdem man ſolche Erfahrungen gemacht hat! Nein, Oswald, durch dies Mittel verbeſſerſt Du unſere Lage nicht, und wenn das auch möglich wäre, ſo dürfteſt Du es doch nicht anwenden, denn es iſt und bleibt ein Gift für die Seele: es regt ſchlimme Fähigkeiten auf und ſchläfert gute ein, bis nach und nach alle ſittliche Kraft gelähmt iſt. O lieber Oswald! laß Deinen Willen das ſein, was er ſein ſoll: den beherrſchenden Gebieter, der den empörten Sklaven Leidenſchaft zu bändigen weiß.“

„Ich will es verſuchen . . . . aber dieſer Wille reicht nur aus, fürchte ich, bis zu einem gewiſſen Punkt“ . . . . —

„Du kennſt ihn nicht, dieſen Punkt! alſo harre aus und denke immer, er ſei noch nicht erreicht. Das übt Dich in der Ausdauer. Ueberdas bekommſt Du jetzt himmliſche Hülfe. Die ſchönen Tage Aller-

Heiligen und Aller-Seelen ſind vor der Thür und laden uns ein, uns mit Gott im allerheiligſten Sacrament zu vereinigen. Das wird Dir Kraft, Standhaftigkeit, Geduld, Alles geben, was Du ſelbſt Dir nicht geben kannſt. Denn wenn wir das Unſere thun, ſo thut Gott das Seine und er iſt allmächtig.“

„Du ſprichſt wie Jemand, der nie eine Niederlage erlitten hat, Flore.“

„Ich ſpreche von Dir, Oswald, und im Hinblick auf Dich. Du haſt Dich in Deiner Jugend ermannen und Deinen Feind beſiegen können. Gerade ſo wie damals der Herr Deinen Willen und Deinen Kampf ſah und Dir beiſtand — wird er es auch jetzt thun. Glaube es nur feſt.“

„Wie kann ich es glauben? Bin ich nicht nach zehn ruhigen, glücklichen Jahren in die alte Leidenſchaft zurückgefallen?“

„Ja! die Verſuchung trat ſo unmerklich, ſo verkappt an Dich heran, daß Du in ihr Netz fallen konnteſt. Aber jetzt tritt ſie heftig, dringend und ungeſchminkt genug auf, um Dich zur Gegenwehr herauszufordern. Damals geriethest Du in einen Hinterhalt, weil Du nicht auf der Hut, ſondern im Laufe der Zeit ſorglos geworden wareſt; jetzt mußt Du eine offene Feldſchlacht liefern . . . . und das iſt leichter.“

„Liebe Sophiſtin!“ ſeufzte er traurig.

„O!“ rief ſie, „ſiehſt Du denn nicht, daß ich in Todesangſt um Dich bin? da denkt man nicht an Sophismen! nur an die Rettung Deiner Seele, Deiner geliebten, nach Gottes Ebenbild geſchaffenen Seele denke ich .... und um dieſe Seele verſuche ich zu ringen mit den böſen Geiſtern, welche die Krallen nach ihr ausſtrecken. Nicht Liebe und Glück freuen mich, nicht Leid und Kreuz ſchmerzen mich, wenn es die Rettung Deiner Seele gilt.“

„Engel der Auferſtehung!“ rief Oswald und ſchloß ſie von Rührung überwältigt in ſeine Arme.

„Verſprich mir vor der Hand nur das Eine,“ bat Floreſtine: „bis zum Tag Aller-Seelen jeden verlockenden Gedanken ſtandhaft auszuſchlagen; — dann kommen wir allmälig ſchon weiter. Du weißt wie theuer mir dieſer Tag und ſeine Feier ſeit meiner Kindheit iſt; — tauſend ſüß ſchmerzliche Erinnerungen und ſelige Hoffnungen knüpfen ſich an ihn. Er fiel auch in die Zeit Deines erſten Erſcheinens auf Cronenſtein vor ſieben Jahren — weißt Du noch?“ .... —

„Ich verſpreche es Dir!“ unterbrach Oswald entſchieden: „Du haſt ganz Recht! Gott wird weiter helfen.“

Der Tag Aller-Seelen.

Die gute Frau Herzog war nicht mehr. Ruhig hatte ſie ſich in den letzten Jahren auf den Tod vorbereitet und er nahete ihr ſo ſanft, daß die Ihren kaum an eine Gefahr dachten, als ſie ſchon in der Ewigkeit war. Ihren Sohn hatte ſie nicht wiedergeſehen. Er ſchob ſeinen Beſuch in der Heimat zu dem Zeitpunkt hinaus, wo er die Doctorwürde erlangt haben werde. Dieſer Zeitpunkt war nun abermals durch ſein Duell und deſſen Folgen in eine unbeſtimmte Ferne gerückt. Seine Schweſtern erfuhren den ganzen Zuſammenhang der Sache, denn Rabener bekam höchſt entrüſtete Briefe von dem Herrn Profeſſor aus Zürich, der ſich bitter beklagte, die giftige Schlange Telesphor in ſeinem Buſen gewärmt und dafür Schimpf und Schmach geerntet zu haben, welche im doppelten Maß auf ſeinem armen, unſchuldigen Kinde laſteten. Rabener theilte dieſe Begebenheiten äußerſt gelaſſen ſeiner Frau und ſeinen Schwägerinnen mit und als ſich die letzteren über all das Unheil entſetzten, ſagte er:

„Viel Lärm um nichts! dies arme unſchuldige Kind hat bereits die Dreißige hinter ſich und war ſchon vor zwölf Jahren, als ich in Zürich ſtudirte, ſehr geneigt und ſehr geübt, junge Männer anzulocken, woraus ſich ganz natürlich ergibt, daß ſich Keiner von ihr feſſeln ließ. Hat ſie ſich ernſtlich in Telesphor vergafft, ſo iſt das wahrhaftig nicht in kindlicher Unerfahrenheit geſchehen. Kokette Weiber verdienen kein Mitleid — nämlich nicht, wenn ſie alt ſind.“

„Gott im Himmel!“ rief Afra, „ſprechen Sie doch nicht ſo gräßlich frivol!“

„Er ſpricht wie er denkt,“ ſagte Franziska bitter.

„Ja, ich denke nun einmal ſo über alte Koketten,“ verſetzte Rabener mit Gleichmuth.

„Ach! die Verkehrtheit unſeres armen Teles iſt mein größter Kummer!“ ſeufzte die Doctorin: „warum muß er ſich immer mit Frauenzimmern abgeben, die ſeiner nicht werth ſind und die ihm auf irgend eine Weiſe Unglück bringen! Jetzt dies ſchreckliche Duell!“

„Gottlob, daß wir der guten Mutter Alles verheimlichen können!“ rief Agathe: „dieſe klägliche Geſchichte wäre ein Nagel zu ihrem Sarge.“

„Was das für übertriebene Anſchauungen ſind!“

ſagte Rabener unmuthig: „ein junger Mann ſpielt mit Glück den Verliebten — eine ſchöne Dame will aus dem Spiel Ernſt machen; ihm fällt ein ſo toller Streich nicht ein — ſie klagt über ſeine Falſchheit; ein jugendlicher Bruder tritt als Ehrenretter der Schönen mit feuriger Begeiſterung auf; ein Duell gleicht die Sache befriedigend aus — und dieſe alltägliche Begebenheit ſollte herzbrechenden Gram bereiten? das faſſe ich nicht.“

„Wir erwarten das auch nicht von Ihnen,“ ſagte Agathe: „aber wir kennen die Geſinnung unſerer Mutter und wir freuen uns, ihr dieſen Schmerz zu erſparen. Sie würde ihren Teles lieber im Grabe, als in der Empörung gegen die Gebote Gottes ſehen.“

„Sie hat doch ſchon Manches durch ihn erfahren.“

„Das hat ſie .... leider Gottes! aber ſein Beruf zum geiſtlichen Stande ging nicht von einem göttlichen Gebot — nur von einem evangeliſchen Rath aus; er durfte ihm entſagen, ohne ſein Gewiſſen zu beſchweren, ſo lange er in der Zeit der Prüfung war. Und daß er bei einundzwanzig Jahren in die Schlingen einer Comödiantin fiel — ach! zu rechtfertigen iſt es nicht, doch zu entſchuldigen mit ſeiner Jugend. Jetzt aber ſteht Alles ganz anders! er hat Erfahrung mehr als genug, kennt Welt und Menſchen nur zu genau, geräth alſo nicht aus Unerfahrenheit in ein lockeres Verhältniß, nicht aus Uebereilung in ein Duell — ſondern er übertritt die erſten und einfachſten Gebote Gottes, weil ſie ihm gleichgültig ſind oder weil er ſie vergeſſen hat; — und das ſollte nicht das Herz einer chriſtlichen Mutter zerreißen?"

„Aber ſo etwas kommt ja Millionenmal in der Welt vor!" rief Rabener.

„In unſerer Welt nicht!" verſetzte Agathe ſtreng: „wir nennen die Verletzung der Zehn Gebote — Sünde und wir verabſcheuen ſie und hüten uns vor ihr. So haben wir es von unſeren rechtſchaffenen Eltern gelernt und dabei wollen wir bleiben, gleichviel ob Sie es kleinſtädtiſch finden oder nicht."

„Wie Sie gleich ſo heftig ſind! man kann ſich gar nicht auf Erörterungen mit Ihnen einlaſſen," erwiderte Rabener mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Das iſt ſo die Art unſerer guten, raſchen Agathe," nahm die Doctorin ſanftmüthig das Wort: „Sie werden es aber gewiß in der Ordnung finden, daß wir uns grämen, weil unſer Bruder ſich leichtſinnig der Gefahr ausſetzt, an Leib und Seele zu Grunde zu gehen."

„Nun ſo weit iſt es doch noch nicht," ſagte der Medizinalrath mit kühlem Lächeln.

„Auf dem Duell liegt Excommunication!" rief Agathe: „wer excommunizirt ſtirbt, für den heißt es: „Was Ihr auf Erden gebunden habt, ſoll auch im Himmel gebunden ſein.“

„Mit welchem großinquiſitoriſchen Vergnügen Sie die Leute der Verdammung überliefern,“ entgegnete Rabener ſpöttiſch.

„Ich verdamme Niemand, ich führe nur an, was Chriſtus der Herr geſagt hat,“ antwortete ſie. „Er iſt der wahre Großinquiſitor und er wird uns ſeiner Zeit über die Zehn Gebote und über alle Vorſchriften des Evangeliums Fragen vorlegen, die uns durch Mark und Bein gehen, wenn wir nicht zu unſerer Entſchuldigung ſagen können: Das habe ich nicht gewußt! und das kann Teles nicht ſagen.“

„Vielleicht könnte er ſagen: Das habe ich nicht geglaubt.“

„Die Antwort gilt nicht!“ erwiderte ſie: „er iſt getauft. Der Chriſt empfängt im heiligen Sacrament der Taufe die übernatürliche Gnade des Glaubens. Er kann alſo glauben. Was ihn daran hindern würde, wäre die Sünde.“

„Es iſt klar, Sie haben Ihren Beruf verfehlt!“ rief Rabener höhnend: „Sie müßten einen Lehrſtuhl der Theologie einnehmen.“

„Dazu gibt es Männer genug; allein ich bin froh, daß Sie keinen Lehrſtuhl der Moral inne haben,“ entgegnete die ſchlagfertige Agathe.

Der Medizinalrath war immer weniger in der

Familie ſeiner Frau beliebt. Es gingen über ihn allerhand Gerüchte um, die vielleicht nur daraus entſprangen, daß er durch ſein einſchmeichelndes Weſen das Vertrauen der Leute, namentlich der Frauen, zu gewinnen wußte, und daß er das Unglück hatte nicht durch ſeine glücklichen Curen, ſondern durch lobredende Frauen ſeinen Ruf in X. begründet zu ſehen. X. nimmt freilich nur ein atomiſtiſches Plätzchen auf unſerm Planeten ein. Dennoch beherbergt es, freilich im kleinen Maßſtab, die Elemente die ſich in den größten Städten der Welt als Gegenſätze regen — denn es beherbergt Menſchen. Hatte der Medizinalrath begeiſterte Verehrerinnen, ſo fehlten ihm auch entſchiedene Gegner nicht und es iſt ſehr die Frage, ob in gewiſſer Beziehung dieſe ihm mehr ſchadeten als jene. Sehr gewiß aber war es, daß ſeine Ehe nicht zu den glücklichen gehörte. Franziska war unbeliebt in ganz X. Mit ihrem hochmüthigen, ſchnippiſchen, eitlen, vornehmthuenden Weſen hatte ſie von jeher Jedermann zurückgeſtoßen, verletzt oder beleidigt; doch als Ehefrau, das mußten auch Feinde ihr laſſen, war nichts gegen ſie zu ſagen, während gerade der Ehemann die Zungen gewaltig in Bewegung ſetzte. Mochten Franziska's Schweſtern die Gerüchte nun glauben oder nicht glauben, es war ihnen in ihrem ernſten, ſittlichſtrengen Leben unerträglich, daß dergleichen von ihrem Schwager geſagt wurde, denn ſie hielten nach alten Begriffen die Ehre der Familie für ſolidariſch und der böſe Leumund eines Familiengliedes bedrückte ſie alle. Franziska klagte nie direct über ihren Mann, dazu war ſie zu ſtolz. Indirect that ſie es deſto mehr. Ueberdas war ſie gepeinigt von einer der furchtbarſten Leidenſchaften des Menſchenherzens: von Eiferſucht. Ihr Mann war ſchon lange nicht mehr der Gegenſtand ihrer abgöttiſchen Zärtlichkeit; aber der Gedanke, daß er gewiß nicht ſie — und vielleicht eine Andere anbete, brachte ſie zur Verzweiflung. Lebenslang hatte ſie dahin geſtrebt irgendwie, irgendwo die Erſte zu ſein; überall ſchlug es fehl! jetzt ſogar da, wo es ihr Recht geweſen wäre: in dem Herzen ihres Mannes. Man hätte ihr freilich ſagen können: Das anatomiſche Präparat das in ſeiner Bruſt pulſirt, verdient nicht die ſchöne Bezeichnung, die man im Sinn hat, wenn man ſagt: das Herz eines Mannes; — und das war dir nicht unbekannt, denn das glaubensloſe Herz iſt auch ein treuloſes, ein liebeloſes Herz. Aber das wäre ihr um ſo weniger ein Troſt geweſen, als ja auch ſie eigentlich nur an ſich ſelbſt glaubte und ſich ſelbſt liebte. Genug ſie war ſehr unglücklich und ſie war es mit jener Bitterkeit, die ſtets dann eintritt, wenn der Menſch nicht ſeine Schmerzen als Prüfungen aus der Hand Gottes annimmt, ſondern Ungerechtigkeiten des Schickſals und der Welt und Unbilden des Nächſten in ihnen erblickt. Sie hatte vier kleine Kinder, die trotz mangelhafter Pflege vortrefflich gediehen; aber ſie hatte keine Freude an ihnen, denn kleine Kinder machen große Mühe und verlangen viel Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, ſelbſt dann, wenn man ſie ihnen ſo knapp wie möglich zumißt; und Franziska's Sache war es nie geweſen, ſich für Andere aufzuopfern. Jetzt mußte ſie tauſend Rückſichten auf dieſe kleinen Geſchöpfe nehmen und oft ſeufzte ſie darüber Ach und Weh zum Entſetzen ihrer Schweſtern, die zufrieden in der Ehe lebten und die Pflichten die ihr Stand mit ſich brachte zwar ernſt genug, aber auch ſüß und tröſtlich fanden.

Afra war inzwiſchen Wittwe geworden, und lebte wieder in X., zwar mit ſehr beſchränkten Mitteln, aber froh in der Vaterſtadt und bei ihrer Familie zu ſein, wo ſie ihre Verlaſſenheit weniger fühlte als in der Fremde; und auch froh der Pflege, die ſie der hinſterbenden Mutter widmen konnte, da ihr einziges Kind die Schule beſuchte und ihr viel freie Zeit ließ. Sie war am meiſten von den vier Schweſtern im Kloſter auf Franziszibergl und bei Frau Herzog. Sie grämte ſich auch am meiſten um Franziska, weil unter ihrem Dach deren Ehe ſich angeſponnen und ſie Rabener ſehr begünſtigt hatte. Sie gab ſich alle Mühe Franziska mild zu ſtimmen, wenn dieſe zuweilen — wie ſie es ſchon als Mädchen zu thun pflegte — ihren Groll über all' ihre Verhältniſſe gegen die gutmüthige Afra ausſprach. Täglich machte Franziska ihrem Mann heftige Vorwürfe, daß er dieſes Haus zu häufig beſuche, in jenem zu lange ſich aufhalte, in dem eigenen nur erſcheine um zu eſſen oder zu ſchlafen. Selbſtverſtändlich änderte ſie nichts, denn er berief ſich auf ſeine ärztlichen Pflichten und fertigte ſeine Frau ſchneidend ab, wenn ſie ihn darüber maßregeln wollte.

Nach dem Tode der Mutter ſagte Franziska eines Tages troſtlos zu Afra:

„O läge ich doch bei der Mutter im Grabe! ſie iſt die Einzige, die mich je geliebt hat! das ſehe ich jetzt recht klar ein . . . . denn Du, Afra, haſt mich nur gern aus Mitleid; die Schweſtern und ihre Männer und Kinder haben mich gar nicht gern; meinem Mann bin ich ganz gleichgültig und ich bin noch nicht dreißig Jahr alt! . . . . Wie ſoll ich es aushalten, ſechszig oder ſiebenzig Jahre zu werden! Meine Jugend iſt dahin — mein bischen Schönheit auch! . . . Was haben ſie mir gebracht? Täuſchungen und Enttäuſchungen . . . , und dieſen Mann!! Afra, ich bin allzu elend!"

„Was iſt vorgefallen, arme liebe Fränz?“ fragte Afra beängſtigt.

„Nichts anderes als was täglich vorfällt! . . . aber gerade dies Einerlei von Kummer, von Verdruß, von Langweile, von tauſend Empfindungen, die tauſendmal bitterer ſind, macht mir das Leben unerträglich.“

„Das darfſt Du nicht denken, Fränz! jeder Menſch hat ſein Kreuz und muß es tragen wie Gott will,“ erwiderte Afra in Thränen.

„Ach! wie leicht iſt das Deine!“ rief Franziſka: „Du haſt freilich Deinen Mann verloren, aber Du kannſt auf Deine Ehe mit ſüßer Wehmuth zurückblicken, denn Ihr ſeid glücklich geweſen, Ihr lebtet wie die Engel im Himmel vergnügt und einträchtig, Ihr habt nie den Jammer des Haders, des Unfriedens, des Mangels an Theilnahme, an Verſtändniß, an Zärtlichkeit gekannt. Hätte ich zehn ſo glückliche Jahre gehabt wie Du — o, auf meinen Knieen wollte ich Gott danken und nimmer klagen über den frühen Wittwenſtand. Aber nie glücklich geweſen zu ſein und zu wiſſen, daß ich es auch nie werden kann — Afra, das bringt mich um’s Leben.“

„Aber liebe Fränz, warum ſollteſt Du nicht glücklich werden können? Auch in ſehr guten Ehen treten zuweilen minder gute Zeiten, kleine und große

Verſtimmungen ein; — doch mit Geduld und Nachſicht läßt ſich das Alles überwinden. Erfülle nur recht treu Deine Pflichten gegen Mann und Kinder, bitte recht inbrünſtig um den Beiſtand des lieben Gottes und Du wirſt Dich nicht mehr ſo ſchrecklich unglücklich fühlen.“

„Das heißt mit andern Worten: opfere dich auf für Egoiſten!“ ſagte Franziska beleidigt: „der Mann iſt ein großer Egoiſt, die Kinder ſind kleine Egoiſten; ſchlachte täglich die Bedürfniſſe deines Herzens für ſie ab — das wird dir viel Vergnügen machen. Schweige, Afra, wenn Du nur durch eine ſo unſinnige Zumuthung mich tröſten willſt!“

„Ja, liebe Fränz, ein Leben ohne Leiden hat noch kein Menſch erfunden. Wir ſind ja von Kindesbeinen an deſſen Unvollkommenheiten gewöhnt.“

„Die Unvollkommenheiten des Lebens laſſe ich gelten; nicht die meines Mannes.“

„Suche ihn zu beſſern, ſei liebreich für ihn, überſieh ſeine Schwächen. So macht es ja Gott mit uns armen Sündern. Wir beleidigen ihn ſo oft und er vergilt durch Wohlthaten.“

„O laß doch das Gerede, Afra! ich ſpreche von mir.“

„Und ich, Fränz, kann keinen Menſchen, alſo auch Dich nicht, von Gott trennen.“

„Das ſoll alſo der Troſt ſein, den meine

Schweſter mir gibt! . . . . O wäre doch Teles hier! er und ich wir würden uns verſtehen.“

„Gott bewahre, Fränz, wie kannſt Du ſo etwas in einem Augenblick ſagen, wo wir in ſolcher Angſt um das Seelenheil unſeres Bruders ſchweben.“

„Macht doch nicht ſolchen Lärm über ein paar Jugendſtreiche.“

„Ich will Dir etwas ſagen, Fränz, was Dir vielleicht nicht klar iſt. Du biſt ſehr gleichgültig gegen dieſe Jugendſtreiche und ſchlägſt ſie gering an; aber wenn ſich junge Leute fort und fort darin bewegen, wie der arme Teles leider Gottes zu thun ſcheint: ſo werden ſie endlich zu Männern — wie Dein Mann.“

„Nun, daß mein Mann in ſeiner Jugend kein Duckmäuſer war, iſt mir denn doch ſehr lieb!“ ſagte Franziſka auf einmal in einem ganz anderen Ton: „ſei er in ſeinem Hauſe und gegen mich wie er wolle — das iſt meine Sache! aber was ſeine Bildung und Welterfahrung betrifft — da müſſen Viele die Segel vor ihm ſtreichen! die laſſen ſich nicht erwerben, wenn Geiſt und Thatkraft des Jünglings in den Wickelbändern des Wiegenkindes eingeſchnürt bleiben.“

„Zu einfältigen Liebeleien gehört kein Geiſt und ein Duell iſt keine große That,“ erwiderte Afra ruhig: „verbleibt Teles in dieſer Richtung, ſo wird ohne Gottes beſondere Gnade, die aus dem Saulus einen Paulus machte, nichts Gutes aus ihm.“

„Trotz Deiner Prophezeihungen ſehne ich mich nach dem guten Bruder.“

„Das thue auch ich von ganzem Herzen. Wollte Gott er hätte ſeine Ruhe in einem Beruf gefunden und wäre hier bei uns am Sterbebett der lieben Mutter geweſen. Nun zieht er am Genfer See umher, krank, verſtört, einſam! wer wird ſich dort ſeiner annehmen!“

„Das kann ja die Gräfin Floreſtine thun, die auch dort lebt.“

„Ach die arme Gräfin! ſie ſoll recht leidend ſein . . . . dazu hat ſie nichts als Kreuz über Kreuz! wer weiß ob ſie in der Stimmung iſt ſich ſeiner anzunehmen und ob ſie ſich überhaupt noch mit ihm abgeben mag. Wenn ſie es thäte wäre es ein Glück für ihn.“

„Wollte ſie ihn in Beziehung auf ſeine Geſundheit pflegen, ſo wäre das freilich ein Glück. Uebrigens aber wird ſie ſchwerlich Einfluß auf Teles haben, da ſie nicht einmal Einfluß genug auf ihren eigenen Mann hatte um ihn von ſeiner Leidenſchaft zu curiren. Ja, er ſoll bereits vollkommen geheilt geweſen ſein, als er ſie heirathete; aber ſie langweilte ihn dermaßen mit ihrer Frömmigkeit, daß er es in ſeinem Hauſe nicht aushalten konnte und ſich wieder dem Spiel in die Arme warf um ſich zu erholen.“

„Dieſe Nachrichten ſind mir ganz neu und ganz unglaublich,“ entgegnete Afra: „wir haben hier nichts Anderes geſehen und gehört, als daß Graf Lauingen die Gräfin ſehr gern hatte und die Frau Majorin, die wegen ihrer Geſundheit mit Hellmut im Briefwechſel ſteht, hat ihm noch kürzlich geſchrieben: die innige Liebe des Grafen für die Gräfin ſei ihr ein unausſprechlicher Troſt.“

„Eine Tante wird nichts Anderes ſagen, umſoweniger als ſie die Gräfin erzogen hat.“

„Aber dieſe Tante würde lieber ſchweigen, als etwas Unwahres ſagen.“

„Ihr habt immer eine gewiſſe Bewunderung für dieſe Gräfin Floreſtine gehabt, die ich nie theilen konnte.“

„Ja!“ ſagte Afra, „ich fand ſie von jeher ſo ſchön, ſo liebenswürdig und ſo gut, daß ich mich immer freute wenn ich ſie ſah . . . . und ſo iſt es Vielen gegangen.“

„Nun! trotz all dieſer geprieſenen Vortrefflichkeit, ſitzt ſie jetzt im Elend! Gott alſo muß nicht Euerer Anſicht ſein!“ rief Franziska ſchadenfroh.

„Warum denn nicht?“ fragte Afra ernſt und mit bewegter Stimme: „der liebe Gott ſchickt ihr manchen Kummer, das iſt wahr! aber: „Selig ſind die Leidtragenden, denn ſie ſollen getröſtet werden.“ So ſpricht unſer Herr und Heiland und daran halte ich feſt .... für die Gräfin und für mich.“

Franziska gab durch mitleidiges Achſelzucken ihre Geringſchätzung dieſer Geſinnung zu erkennen, ſchwieg aber, um nicht der guten Afra noch weher zu thun. — —

Telesphor hatte mit großer Betroffenheit den Tod ſeiner Mutter erfahren. Sein Gewiſſen ſtellte ihm den unſäglichen Kummer vor, den er ihr in einer langen Reihe von Jahren verurſacht hatte, ohne ſie je um Vergebung gebeten und verſucht zu haben ſein Unrecht gut zu machen. Ihren ſehnlichen Wunſch ihn wiederzuſehen hatte er nicht erfüllt! Hochmuth und Eitelkeit hielten ihn ab in ſeiner Vaterſtadt zu erſcheinen, wo man einſt große Erwartungen von ihm gehegt hatte und wo er jetzt als ein ganz unbedeutendes Individuum aufgetreten wäre, das nichts war, nichts hatte und nichts konnte. Aber was lag der Mutter an ſeiner Bedeutungsloſigkeit? ſie wollte ihren Sohn ſehen! ſtand er hoch, ſtand er tief in den Augen der Welt — gleichviel! ihr Kind wollte ſie ſehen! und er hatte nicht ſeinen thörichten Stolz, der ohnehin ſo gar nicht zu ſeiner Weltverachtung ſtimmte, demüthigen wollen um die ſterbende Mutter zu erfreuen. Traurig und beklommen ging er zu Floreſtine. Ihr warmes

Herz empfand ſeinen Schmerz tiefer als er ſelbſt. Sie ſprach zu ihm von himmliſchen Hoffnungen, die er nicht theilte, von himmliſchen Tröſtungen, die er abwies. Hätte ſie außerhalb des Chriſtenthums Troſtgründe gehabt, ſo wären ſie ihm willkommen geweſen.

„Warum ſprechen Sie dieſe Sprache mit mir? . . . . ſie iſt mir unverſtändlich,“ ſagte er kalt.

„O!“ rief ſie, „ich ſpreche mit allen Menſchen, die mir am Herzen liegen, von den Dingen der Ewigkeit, weil ſie mir eben in Beziehung auf die Ewigkeit am Herzen liegen.“

„Dabei könnte denn doch unter gewiſſen Umſtänden Alles zu kurz kommen, was die Liebe in menſchlichen und irdiſchen Verhältniſſen verlangt.“

„Darüber habe ich nie nachgedacht, denn bei mir ſteht Eines feſt: ich richte mich mit meiner Liebe für die Ewigkeit ein. Nur für dieſe Erde zu lieben iſt nicht der Mühe werth. Der Himmel iſt die Heimat der Liebe — und habe ich hienieden auf der Wanderſchaft durch die Zeitlichkeit angefangen zu lieben, ſo will ich das im Vaterhauſe der Ewigkeit fortſetzen. Darum iſt es mir ein unerträglicher Gedanke, eine geliebte Seele nicht im himmliſchen Vaterhauſe zu finden und ein ſüßer Troſt zu hoffen, daß unſere lieben Verſtorbenen dort ſo ſchön und ſicher aufgehoben ſind und uns erwarten.“

Ihre himmliſche Richtung reizte den Geiſt des Widerſpruchs in ihm. Floreſtine ſagte weiter:

„Zum Aller-Seelen-Tag kommt auf meine Einladung ein Geiſtlicher aus Freiburg, damit wir für unſere lieben Abgeſtorbenen das heilige Opfer darbringen können. Daran ſoll auch Ihre gute Mutter Theil haben.“

„Der Pfarrer von Vevay lieſt ja an dem Tage die Meſſe für alle Abgeſtorbenen; wozu der Luxus einer Wiederholung?“ fragte Telesphor ſcharf.

„Gönnen Sie doch unſeren lieben armen Seelen die Gnade, daß ihnen die Verdienſte des göttlichen Blutes abermals zugewendet werden,“ antwortete Floreſtine ſanft, „und bitten Sie Gott mit uns, daß er ſie gereinigt in dieſem koſtbaren Blut zu ſeiner beſeligenden Anſchauung gelangen laſſe.“

So lange hatte Telesphor nicht mehr dieſe Sprache des großen übernatürlichen Glaubens gehört und ſo fremd klang ſie in ſein Ohr, daß er ſich nicht enthalten konnte auszurufen:

„Aber glauben Sie denn das Alles!“

„Durch Gottes Gnade — ja!“ ſagte ſie feſt.

„Und was glauben Sie denn?“ fragte Lauingen.

„O ich!“ antwortete er mit dem traurigen Ausdruck, als ob bei ihm davon gar keine Rede mehr ſei.

„Nun .... Sie?“ fragte Lauingen weiter.

„Ich glaube nicht — ſondern ich weiß, daß wir in Staub zerfallen.“

„Der Leib, ja! aber die Seele .... der Geiſt, der in uns denkt, ſchafft, liebt, der das Leben unſeres Leibes iſt?“

„Das was Sie Geiſt nennen, Herr Graf, iſt eben das Leben, das in dem Organismus des Leibes wirkt. Iſt dieſer abgenutzt, ſo hört das Leben auf.“

„Eine gräßliche Anſicht! der natürliche Menſch ſowohl, als der nach der Ordnung der Gnade, ſträubt ſich gegen Vernichtung.“

„Er ſträubt ſich gegen Manches, was er dennoch ertragen muß.“

„Ja, ſeine Neigungen, ſeine Leidenſchaften ſträuben ſich gegen Manches, was ihnen weh thut, was ſie hemmt und drückt. Allein ſein ganzes innerſtes Bewußtſein geräth dadurch nicht in eine ſolche Empörung, als wenn man ihm zumuthet, zu glauben: Wenn dein Leib in Staub zerfällt, löst ſich deine Seele in ein Nichts auf.“

„Vorurtheile des Chriſtenthums, Herr Graf.“

„Aber ein ſolches Leben ohne höhere Beſtimmung hat ja gar keinen Zweck, keinen Sinn, keinen Halt.“

„Es iſt eine Form der Exiſtenz auf dem traurigen Stern, welcher Erde heißt — und es lebt ſich aus je nach den Bedingungen der ſpeciellen Organiſation: das iſt ſein Zweck und Sinn. Ein beſonderer Haltpunkt iſt überflüſſig.“

„Aber glauben Sie denn das? . . . frage ich jetzt!“ rief Floreſtine.

„Es iſt mir am wahrſcheinlichſten. Daß ich es glaube, kann ich nicht ſagen, denn der religiöſe Glaube, den Sie im Sinn haben bei Ihrer Frage, iſt ſeiner Sache gewiß, während ich nicht mit apodiktiſcher Gewißheit meine Anſicht als die alleinſeligmachende aufſtellen mag, obſchon ich finde, daß ſie es iſt, weil ſie dem Menſchen nach einer Spanne Zeit voll zweifelhafter Freuden und ſicheren Schmerzen, die Ruhe im Aufhören eines gequälten Daſeins gönnt.“

„Aber vor zwei Jahren in Zürich wollten Sie ja die Welt erneuern und die Menſchheit einem höheren Standpunkt zuführen helfen, als der iſt, den ſie jetzt einnimmt. Ein ſolches Unternehmen kann man doch nur beginnen, wenn man große Ueberzeugungen hat — es ſei denn, man ſei ein Revolutionär von Profeſſion.“

„Ich habe meine Ueberzeugungen ſo häufig nach meinen Erfahrungen modifiziren müſſen, daß ſie in wellenförmiger Bewegung ſind,“ ſagte Telesphor mit bitterem Spott.

„O möchten dieſe Wellen Sie an das ſichere, rettende Ufer tragen!“ ſagte Frau von Strahl; Floreſtine fand keine Worte.

„Und was meine Züricher Anſichten betrifft,“ fuhr Telesphor fort, „ſo habe ich in ihnen, d. h. bei ihren Vertretern, doch endlich zu viel Humbug gefunden, um mit ihnen auf die Dauer Hand in Hand zu gehen. Er entſpringt theils aus Prahlerei und Eitelkeit, weil man ſich einbildet man ſei fähig große Dinge zu vollführen und weil man Anderen dieſe Meinung beibringen möchte, was ohne Marktſchreierei nicht zu erreichen iſt; theils aus Unverſtand und geiſtiger Beſchränktheit, welche irgend einer Partei verfallen ſind, weil ſie kein eigenes Urtheil haben, und welche das Loſungswort, das ein Stimmführer ihnen gibt, in die Welt hinaus brüllen, damit ſie von der Welt gehört werden. All das Gerede von moderner Bildung und freier Wiſſenſchaft, von Humanität und freigegebenem religiöſen Glauben, von Gerechtigkeit und liberalen ſozialen, bürgerlichen und politiſchen Inſtitutionen, die in dem modernen Staat herrſchen ſollen — Alles das und der Himmel weiß was noch mehr! hat keine andere Wurzel als Unbotmäßigkeit der Geiſter, welche aber viel mehr auf dem moraliſchen Gebiet als auf dem intellectuellen, oder wenigſtens zuerſt auf jenem, in Empörung ſind. Während dieſer zwei Jahre habe ich ziemlich viel in Zürich gelernt — vielleicht nicht genug um mein Examen zu beſtehen, aber gewiß zu viel um in dem Treiben dieſer Partei meine Befriedigung zu finden.“

„Gott ſei Dank!“ rief Floreſtine, die noch nie in dieſer Weiſe Telesphor hatte reden hören.

„Wofür?“ fragte er bitter: „etwa dafür, daß ich für nichts auf Erden Sympathie habe?“

„Nein, dafür, daß Sie die Richtigkeit gewiſſer falſcher Anſichten erkannten und dieſe fallen ließen. Wer das thut, macht in ſich Platz für die richtigen.“

„Wäre der Platz auch da, ſo könnten ſie doch nicht Wurzel faſſen, denn der Boden iſt vertrocknet und erſtarrt.“

„Große und wahre Ideen haben eine ungeheure, belebende, beſeelende, erneuernde Macht. Die großen Ideen des Chriſtenthums kamen in die abgeſtorbene antike Welt, und das chriſtliche Rom mit ſeinen Martyrern und Heiligen ging aus der zerfallenden alten Roma hervor.“

„Die Epochen der Weltgeſchichte haben eine wellenförmige Bewegung — genau wie ſie bei mir ſtattfindet,“ ſagte Telesphor traurig lächelnd: „bald niedrig, bald hoch! das ſcheint ein allgemeines Lebensgeſetz zu ſein.“

Er brach das Geſpräch ab, indem er fragte, ob Floreſtine noch die Traubencur fortſetze und wie ſie mit dem Erfolg zufrieden ſei.

„Wenn ich ruhig bin, verhält ſich auch meine Bruſt ruhig,“ antwortete ſie ſcherzend: „ob die Trauben ſo etwas bewirken können, weiß ich nicht. Ich habe ſie jetzt aufgegeben, denn man kann in der Frühe, wegen der Morgennebel, nicht viel ſpazieren gehen.“

„Und doch gehen Sie jeden Morgen zur Meſſe nach Bevay.“

„Ja, das iſt etwas Anderes.“

„Wie ſo? .... Sie gehen durch den Morgennebel.“

„Der Gang gehört zum Leben meiner Seele,“ ſagte ſie ernſt und beſtimmt.

Floreſtine ſah dem Aller-Seelen-Tag mit tiefer Wehmuth und Rührung entgegen, denn Oswald war ſeit jenem Geſpräch, worin ſie ihn an die heilige Feier dieſes Tages erinnert hatte, in einer ſo ruhigen und friedlichen Stimmung und bereitete ſich ſo freudig auf den würdigen Empfang der heiligen Sacramente vor, daß ſie nicht zweifelte, die Fürbitte der theueren Abgeſtorbenen wende ihm dieſe Gnade zu. Ihr ſtarkes, inniges Glaubensleben umfaßte zärtlich Alles, was auf Gemeinſchaft der Seelen in heiliger Liebe hinwies. Um Oswalds Seele, die vielgeliebte, eine himmliſche Schutzwehr zu ſammeln, das war der leitende Stern in ihrem nach irdiſchen Ermeſſen freudeloſen Leben. Aber die übernatürliche Liebe war ſo ſtark in ihr, daß ſie das nicht fand.

Weder am Feſt Aller-Heiligen, noch am Aller-Seelen-Tag erſchien Telesphor bei dem Gottesdienſt. Floreſtine hätte darauf vorbereitet ſein können, da er nie Sonntags erſchienen war; dennoch hatte ſie gehofft, der Tod ſeiner Mutter und die Erinnerung an ſeinen und an ihren Vater würden ſein erkaltetes Herz erwärmen und bewegen. Dem war nicht ſo. Faſt hätte dies einen Schatten über ihr hohes Glück geworfen, als ſie mit ihrem Mann und ihrer Tante das Brod des ewigen Lebens empfing.

Es war nach langer Nebel-, Sturm- und Regenzeit ein ſehr lieblicher, lichter, warmer Sonnentag, der Tag Aller-Seelen, und nach dem Frühſtück machte Oswald wieder den Vorſchlag, das ſanfte Lüftchen zu benutzen und ein wenig auf dem See zu ſegeln. Floreſtine war gern dabei, wenn ſie nur zur Vesper wieder in Vevay ſein konnte. Oswald eilte zum See hinab um die Barke zu beſtellen und um Telesphor von der Fahrt zu benachrichtigen. Floreſtine und Frau von Strahl folgten ihm langſam und als ſie an's Ufer kamen, war Alles zur Abfahrt bereit: der Steuermann, ein Schiffer und Oswald als Mannſchaft, Telesphor als Paſſagier.

„Adieu, liebe Kinder!“ ſagte plötzlich Frau von Strahl am Ufer: „dies große weite Waſſer kann ich unmöglich in Eurer Nußſchaale durchſchiffen. Ich bleibe zurück.“

„Aber, Täntchen!“ rief Floreſtine lachend, „dort iſt Chillon, drüben St. Gingolph mit ſeinen weißen Häuſern .... wir machen ja keine Entdeckungsreiſe auf dieſem großen weiten Waſſer.“

„Bei dem ſanften günſtigen Wind ſind wir in einer Stunde in St. Gingolph,“ verſicherte Oswald: „und legt ſich der Wind, ſo rudern wir und dann dauert es zwei Stunden. Kommen Sie nur mit uns, liebe Tante, und bedenken Sie, daß Rouſſeau, Lord Byron und Gott weiß was für berühmte Leute — vielleicht ſogar der heilige Franz von Sales! — höchſt gemüthlich auf dieſem großen weiten Waſſer gefahren ſind.“

„Adieu, meine Kinder! ſpottet wie Ihr wollt, ſegelt von dannen und ſeid Gott befohlen!“ ſagte Frau von Strahl entſchieden.

„Alſo auf Wiederſehen!“ riefen Floreſtine, Oswald und Telesphor. Floreſtine ſtieg in die Barke und ſetzte ſich mit Telesphor auf das Sitzbrett vor dem Steuermann, während Oswald mit dem Schiffer die Segel lichtete und der Nachen über die leichtgekräuſelte Waſſerfläche munter dahinzog. Frau von Strahl ſah ihm einen Augenblick nach, winkte Floreſtinen einen Gruß zu und ging nach der Villa paisible zurück. — Oswald war ungewöhnlich heiter, zu Scherz und Munterkeit aufgelegt, ſo recht wie Jemand, der ſein Gewiſſen geordnet hat und ſehr zufrieden iſt, es gethan zu haben. Jeder Sieg über ſeine Leidenſchaft gab ihm Hoffnung auf neue Siege und ſtärkte ſeinen Glauben an himmliſche Hülfe, während ſein Herz in Liebe zerſchmolz zu dem zärtlichen und treuen Weſen, das die Wellen des ſtürmiſchen Lebens ſo hochſinnig mit ihm durchſchiffte, als wäre es die blaue Spiegelfläche des Genfer See's. — Floreſtine war glücklich über die Zufriedenheit, die ſich in Oswalds ganzem Weſen kund gab. Indem ſie mit ihm lachte und ſcherzte, ergoß ſich ihre Seele heimlich in heißem Dank vor dem barmherzigen — und in glühenden Bitten vor dem allmächtigen Gott. Ihr innerer Blick flog über den Leman und die Felſen von Meillerie hinweg nach Cronenſtein und in eine Zukunft hinein, welche Alles erſetzte, was die Vergangenheit geraubt hatte. Ein Abglanz ihrer ſtillen Seligkeit lag wie Silberſchimmer in ihrem Auge, wie Morgenroth auf ihrem Antlitz. Sie ſaß auf dem niedrigen Sitzbrett der Barke in ihren Plaid gewickelt und hatte beide Hände um ihre Kniee geſchlungen. Sie trug einen kleinen Strohhut um welchen eine breite ſchwarze Spitze geknüpft war, die rückwärts herabfiel. Wenn der Wind in den Enden der Spitze ſpielte, ſie hob und aufblähte und nach vorn trieb: ſo warf Floreſtine ſie mit der Kopfbewegung eines muthwilligen Kindes von ihrem Geſicht zurück. Telesphor ſaß neben ihr ſchweigend und finſter. Wie ſchön ſie iſt! dachte er: und wie ſie ihn liebt .... einen Mann liebt, der ſo viel Unheil über ſie gebracht hat. Seltſame Geſchöpfe, die Weiber! unberechenbar in ihren Launen, unergründlich in ihrer Liebe — die allzu oft auch Laune iſt! .... Aber warum nicht mir eine wahre Liebe, die da trägt, tröſtet, erhebt .... eine Liebe wie ſie für ihn hat und wie ich ſie verdient hätte, weil ich ſie verlangte und doch ſtatt ſie zu finden aus dem Paradieſe meiner Jugend in eine Wüſte, in eine Hölle gerieth. — — —

Plötzlich wendete ſich Floreſtine mit der Frage an ihn:

„Finden Sie es nicht wunderſchön in der „Göttlichen Comödie," daß Dante von Virgil durch Hölle und Fegfeuer, aber von Beatrice durch den Himmel geführt wird? — die Liebe bringt weiter als Verſtand und Wiſſen."

Innerlich erſchreckt, weil Floreſtinens Gedanken mit den ſeinen zuſammenſtimmten, ſagte Telesphor kalt:

„Das iſt eine bekannte und anerkannte Sache."

„Gewiß! .... aber es freut mich, daß der ernſte, ſtrenge Dante, der unerbittlich über ſeine

Zeit Gericht hält und die ſtolzeſte Sprache führt, die je ein Menſch über Menſchen geführt hat, mit ſo zarter, ſo idealiſcher Schönheit eine allbekannte Sache darſtellt. Was muß Beatrice, trotz aller Irrfahrten ſeines Lebens für ihn geweſen ſein, um ſie ſo zu verherrlichen!“

„Vielleicht ein Spiel ſeiner Phantaſie,“ antwortete Telesphor in demſelben abwehrenden Ton.

„Wäre ich ein neuer Dante,“ ſagte Oswald ſcherzend, „ſo würde die Welt ſehr bald von einer neuen Beatrice hören, die kein Spiel der Phantaſie iſt.“

„Wäre ich ein Dante, ſo würde ich einen Gedanken ausführen, der nach meiner Anſicht erſchütternder iſt, als ſeine Wanderungen durch Hölle und Himmel; — denn dieſe ſind Fictionen und jener iſt wahr,“ ſagte Telesphor.

„Was iſt das?“ riefen Oswald und Floreſtine.

„Es iſt ein einziger Vers und er lautet: Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“

„Er iſt ganz richtig in dem Fall, daß wir unſer Elend verſchuldeten,“ ſagte Oswald ernſt.

„Aber auch dafür gibt es ſüßen, ſühnenden Troſt!“ rief Floreſtine, die heute durchaus kein Wölkchen auf Oswalds Seele ſehen wollte.

„Der Wind ſpringt um!“ rief der Steuermann.

Es kamen ein paar heftige Windſtöße von Süden über die Felſen von Meillerie.

„Laß uns umkehren!“ bat Floreſtine: „es wird ſchwer ſein am Ufer von Savoyen zu landen.“

„Was meint Ihr, Schiffer?“ fragte Oswald: „das Ufer iſt nah. Landen oder zurückfahren?“

„Segel einreffen,“ antwortete der Steuermann „und aus allen Kräften rudern um an's Land zu kommen. Das Ufer iſt nah und wir können St. Gingolph erreichen, ehe der Wind ſtärker wird.“

Ein pfeifender, heulender Windſtoß fuhr über den See und erſchütterte die Barke.

„Segel einreffen!“ ſchrie der Steuermann.

Oswald und der Schiffer gehorchten pünktlich wie Matroſen, während der Wind ſo ſtark in das Segel blies, daß es ſich dem Waſſer zuneigte und die Barke ſich ganz auf eine Seite legte. Aber es war glücklich gelöst, als plötzlich ein neuer heulender und wirbelnder Stoß die Segelſtange vom Tau losriß. Sie traf mit aller Gewalt die Schläfe Oswalds. Er taumelte rückwärts. Ein gellender Schrei Floreſtinens — ein ſchwerer Schlag auf dem Waſſer — da ſchwamm ſein Hut — er ſelbſt war nicht mehr in der Barke. Wie ein Blitz war es geſchehen! — Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, warf Telesphor ſeinen Rock ab und ſtürzte ihm nach; aber Oswald war betäubt durch den Schlag der Segelſtange über Bord gefallen, machte keine Bewegung, rief nicht um Hülfe und verſchwand in der Ohnmacht ſpurlos unter den Wellen; — wo ihn ſuchen? Ein Windſtoß folgte auf den andern. Der Steuermann durfte ſeinen Platz nicht verlaſſen; der Schiffer warf Taue hinaus, damit ſich Telesphor daran halte; Beide ſchrien überlaut um Hülfe, denn Niemand war da, der die Barke an's Ufer gerudert hätte und der heulende Wind wurde zum Sturm. Floreſtine ſaß wie verſteinert da: ihr Blick, ihre Züge, ihr Körper, ihr Herz — Alles war ſtarr vor übermenſchlichem Entſetzen. Sie ſah und hörte nicht, dachte und fühlte nicht; ihr Auge haftete auf der Stelle, wo Oswald verſunken war. Aber als Telesphor mühſam und allein zur Barke zurückkehrte, ſchien ſie zu begreifen, daß Oswald nicht wiederkommen werde. Da ſtieß ſie einen zweiten Schrei aus — nicht gellend vor Schreck, ſondern voll ſo herzzerſchneidender Klage, daß die Schiffer meinten, ſie würden ihn Zeit ihres Lebens nicht vergeſſen; und dann fiel ſie in tiefe Ohnmacht.

Die Schiffer von St. Gingolph kamen der Barke zu Hülfe und hörten nicht ſo bald das grauſige Ereigniß, als einige kräftige Ruderer Telesphor und Floreſtine an's Ufer beförderten und andere mit ihren Barken auf dem See zurückblieben um mit Netzen und Stangen jeden Verſuch zu machen, den Verunglückten aufzufinden. Die ganze Bevölkerung von St. Gingolph, die größtentheils aus Schiffern beſteht, hatte ſich am Ufer verſammelt voll lebhafter Spannung, welche Art von Havarie denn eigentlich die fremde Barke getroffen habe. Als ſie endlich an's Land ſtieß, drängten ſich Alle ihr entgegen und ſahen mit Schreck und Theilnahme die Leiche einer ſchönen jungen Frau.

„Sie iſt todt . . . . die Frau Gräfin iſt todt!“ rief auf einmal ein junges Mädchen in der Menge, brach in Thränen aus und drängte ſich an die Barke, aus welcher die bewußtloſe Floreſtine gehoben wurde.

„Biſt Du es, Jeanneton? das iſt gut! Nein, die Gräfin iſt nur ohnmächtig,“ ſagte Telesphor mit ſo heiſerer, tonloſer Stimme und ſah dabei ſo geiſterbleich und entſtellt aus, daß Jeannette die Hände über den Kopf rang und jammerte:

„Ach ſie iſt gewiß todt!“

„Nein, nein! . . . . der unglückliche Graf iſt vor unſeren Augen ertrunken,“ ſagte er ſchaudernd: „jetzt aber muß die Gräfin gut und ſicher untergebracht werden, Jeanneton.“

„Ach Herr! gut — das iſt nicht möglich, denn hier iſt nur ein gewöhnliches Dorfwirthshaus; aber ſicher — das ſchon; denn ich und meine Mutter wir werden bei ihr bleiben. Ich bin hier zu Hauſe, Herr, und jetzt zum Beſuch bei meinen Eltern, weil ich gern dieſe heiligen Tage im katholiſchen Lande zubringen wollte. Ach! an dieſen Aller-Seelen-Tag werde ich denken.“

Telesphor ließ Floreſtine auf einem Segeltuch nach dem Wirthshaus tragen, Jeanneton und einige Frauen begleiteten ſie und leiſteten ihr alle Dienſte, die er angab. Nach einer halben Stunde that ſie einen tiefen Athemzug und ſchlug die Augen auf: ſie lebte. Telesphor's Herz, das bis dahin gleichſam ſtillſtand, fing wieder an zu ſchlagen: ſie lebte! .... aber wie? in Geiſtesabweſenheit! ſie erkannte ihn nicht, ſie bemerkte nicht wo ſie war, ſie fragte nicht nach Oswald, ſie beantwortete keine Frage; ſie war ſtill, ruhig und bewußtlos. Das Entſetzen ſchien ihr ganzes Nervenſyſtem gelähmt zu haben. Aber ſie lebt! ſeufzte Telesphor aus tiefſter Bruſt, ſie iſt zu retten. — Er telegraphirte an Frau von Strahl, Lauingen habe einen Unfall gehabt; ſie möge Floreſtinen zu Hülfe kommen. — So vergingen einige Stunden. Der Verunglückte war noch immer nicht aufgefunden. Jeanneton aber hatte den Pfarrer von St. Gingolph an Floreſtinens Lager geführt und ihm die traurige Begebenheit mitgetheilt; ſie hoffte ſein Zuſpruch werde die Gräfin aus ihrer Starrſucht wecken, doch ſie hoffte umſonſt. Telesphor ging zwiſchen dem Wirthshaus und dem See hin und her in unbeſchreiblicher Aufregung. Den Tod ſo plötzlich in das friſche kräftige Leben hineingreifen und es zerknicken zu ſehen, das gibt eine Erſchütterung, welcher ſich kein Menſch entzieht.

Sobald der Eiſenbahnzug kam, der möglicherweiſe Frau von Strahl bringen konnte, eilte er auf den Bahnhof um ſie zu empfangen. Sie kam in Begleitung von Floreſtinens Kammerfrau. Als Telesphor ihr verſtört in Haltung und Zügen entgegeneilte, ſtürzte ſie auf ihn zu und rief am ganzen Körper bebend und außer ſich vor Angſt:

„Täuſchen Sie mich nicht! Floreſtinen iſt ganz gewiß ein ſchrecklicher Unfall zugeſtoßen. Iſt ſie todt? O Gott! alles Andere iſt zu ertragen, wenn ſie nur lebt!“

„Sie lebt!“ ſagte er mit Nachdruck.

„Sie lebt! o Gott Dank!“ rief Frau von Strahl, „aber ſagten Sie nicht: ſie lebt.“

„Ich wiederhole es, gnädige Frau.“

„Das ſoll doch nicht etwa heißen .... er ....“

Ein Mann war inzwiſchen an Telesphor herangetreten und ſagte:

„Endlich haben die Schiffer den Verunglückten gefunden! entſeelt — wie das zu erwarten war. Dort bringt man ihn getragen.“

„Wen? .... wen?“ ſtammelte Frau von Strahl.

„Faſſen Sie ſich .... die Gräfin lebt,“ verſetzte Telesphor, „der Graf iſt nicht mehr am Leben.“

„O mein armes, armes Kind! zu ihr! zu ihr!“ rief Frau von Strahl indem ſie Telesphors Arm nahm und mit ihm dem Wirthshaus zueilte, wo der Pfarrer von St. Gingolph ihr entgegenkam und ſie zu Floreſtine führte. In Thränen gebadet ſank ſie neben der armen Lagerſtätte auf die Knie und wiederholte nur mit unendlicher Zärtlichkeit:

„O mein liebes .... mein geliebtes Kind!“

Aber Floreſtine antwortete nicht und verſtand ſie nicht und Jeanneton, die auf der anderen Seite des Lagers knieete, flüſterte weinend der Kammerfrau zu:

„Ach! ihr Geiſt iſt bei dem Todten.“

Der Abſchied.

Drei Monate waren vergangen. Floreſtine fing an ſich von einer ſchweren Nervenkrankheit zu erholen. Ihr Onkel Frankenhauſen war in der Villa paisible geweſen — ſie ahnte es nicht; ſein älteſter Sohn und Amelie Verden hatten ihn begleitet — ſie erkannte ſie nicht; Aerzte gingen bei ihr aus und ein — ſie bemerkte es nicht; Oswalds theure Ueberreſte waren in die Todten-Capelle von Cronenſtein gebracht — Alles ging ſpurlos an ihr vorüber. Endlich fanden ihre Nerven das Gleichgewicht wieder, welches durch das furchtbare Ereigniß geſtört worden war; ſie beruhigten ſich allmälig in der tiefen Stille, die ihr Krankenzimmer umgab und je mehr deren krankhafte Spannung ſich löste, deſto freier wurden ihre phyſiſchen und geiſtigen Organe und Bewußtſein und Gedächtniß regten ſich. Sie konnte noch nicht gehen; aber ſie wurde täglich von ihrem Lager auf eine Chaiſelongue getragen und heute war ſie auf derſelben in den kleinen Salon gerollt worden, wo Frau von Strahl und Amelie Verden am Caminfeuer ſaßen und einen Altarteppich für die Capelle in Vevay ſtickten. Denn Amelie war zu gutmüthig um ihre Tante und ihre Couſine in einer ſo traurigen Lage zu verlaſſen. Sie war mit ihrem Vater gekommen, blieb aber länger als er in Vevay, ging dann auf einige Wochen in die Reſidenz zurück, um das Weihnachtsfeſt mit den Ihrigen zu feiern, und als ſie fand, daß ihre Tochter recht verſtändig dem Hauſe vorſtehe, und daß Graf Verden ſehr mit derſelben zufrieden ſei, wünſchte ſie ſich und ihm Glück zu der vortrefflichen Tochter und begab ſich wieder auf einen oder zwei Monat nach Vevay, wo Frau von Strahl großen Troſt aus ihrer Anweſenheit ſchöpfte. Denn Amelie hatte immer Muth und Hoffnung; — nicht gerade aus höheren Beweggründen, ſondern nur um ſich und Anderen nicht überflüſſigerweiſe das Leben ſchwer zu machen. Aber genug, ſie hoffte auf Floreſtinens Geneſung und das ermuthigte Frau von Strahl.

Auch Telesphor hoffte auf dieſe Geneſung. Er war immer um Floreſtine und der Arzt in Vevay, ſo wie der aus Genf, der bisweilen zur Berathung herüberkam, — Beide fanden es ſehr beruhigend, daß ſie beſtändig in ſeiner intelligenten Aufſicht ſei. Es war für ihn die glücklichſte Zeit, die er genoſſen hatte, ſeitdem er X. verließ: er lebte ohne Selbſtſucht und ohne Rückblick auf ſich — wie ihm ſchien — für ein anderes Weſen.

Es war in den erſten Tagen des Februar. Telesphor trat in den kleinen Salon der Villa paisible und legte einen friſchgepflückten Veilchenſtrauß in Floreſtinens marmorweiße Hand. Sie ſchlug ihre großen müden Augen langſam auf und ſagte:

„Veilchen! o der liebliche Duft .... Dank, guter Telesphor, Dank für“ .... —

Thränen erſtickten ihre Stimme; bis jetzt hatte ſie keine Thräne vergoſſen. Frau von Strahl und Amelie erhoben ſich raſch vom Stickrahmen, eilten zu ihr und fragten:

„Kennſt Du auch mich, Flore? .... Auch mich?“

„Wie ſollte ich Dich nicht kennen, meine treue zweite Mutter .... und Dich Du gute Amelie!“ entgegnete Floreſtine: „o tauſend Dank für Eure Liebe! .... aber ihm“ — ſetzte ſie hinzu und blickte auf Telesphor — „ihm möchte ich tauſendmal mehr danken, denn er hat ſein Leben für Oswalds Leben eingeſetzt.“

„Thaten Sie das?“ fragte Amelie gerührt.

„Man ſieht nicht einen Menſchen vor ſeinen Augen zu Grunde gehen, Frau Gräfin,“ antwortete er kalt, „ohne den Verſuch zu machen ihn zu retten, wenn man gut ſchwimmen kann wie ich.“

Dieſer Umſtand war bisjetzt nicht bekannt geworden; allein er war das Letzte geweſen, was Floreſtine von der Cataſtrophe wahrnahm und es war jetzt das Erſte, was ſich vor ihre Erinnerung ſtellte. Von dieſem Augenblick an wurde ihr Gedächtniß immer ſchärfer, ihr Bewußtſein immer klarer. Nach und nach machte ſich ihr Geiſt von jedem Nebelwölkchen frei, aber der Leib hielt nicht Schritt mit dieſer Rückkehr zur früheren Kraft. Sie huſtete oft und athmete ſchwer. Doch man hielt das nur für einen Ueberreſt von Schwäche, der ohne Zweifel weichen werde, da ja der frühere bedenklichere Zuſtand gewichen ſei. Auch Telesphor glaubte es. Ein längerer Aufenthalt am Genfer See, die ruhige, gleichförmige Stille der Villa paisible, im hohen Sommer eine kleine Excurſion in die erfriſchende Luft der höheren Berge, dann die Traubencur und ein Winter im tieferen Süden — dies mußte ſie heilen: ſo lautete ſein Programm. Und dann? — Zuweilen entſetzte er ſich was „dann“ Alles geſchehen könne. Gewöhnlich wendete er die Gedanken ſchnell von der Frage ab. Manchmal, wenn auch nur ſelten, dämmerte ihm ein ſo ſeliges „dann“ auf, daß er meinte, er verliere die Erde unter den Füßen und ſteige auf zu einem ſchöneren und beſſeren Stern. — Zu ſeinem Programm gehörte, daß er in Floreſtinen's Nähe bleibe. Sie brauchte einen Arzt; er konnte ihr dienen und ſeine Gegenwart war von größter Wichtigkeit für Frau von Strahl, die in ihm einen Unter-

rzt der Aerzte von Vevay und Genf ſah und Gott
ankte für dieſe Fügung.

Amelie, die Alles zu erfahren wußte, was ſie
iſſen wollte, hatte denn auch erkundſchaftet, daß
elesphor in ſehr beſchränkten pecuniären Verhält-
iſſen ſich befinde, ein kleines armes Zimmer bewohne
nd ſich über die Maßen einſchränken müſſe.

„Tante!“ ſagte ſie zu Frau von Strahl, „die bei-
en anderen Aerzte ſind ſo vernünftig, ſich gehörig
ezahlen zu laſſen. Spielt man bei Herzog auf der-
leichen an, ſo ſpricht er mit ſeiner hohen Miene:
ch bin kein Arzt. Das mag ſein — aber er
eiſtet hier, was nur ein Arzt leiſten könnte; alſo
üſſen wir ſorgen, daß er nicht im Elend zu Grunde
ehe.“

„Im Elend, Kind! das iſt ja ſchrecklich!“ rief
rau von Strahl.

„Ja, Tante, im Elend! Jeanneton, die ihm im
origen Spätjahr Trauben brachte und die Du jetzt
uweilen mit Anfragen und Aufträgen zu ihm ge-
chickt haſt, ſagte mir, er wohne in einem Dachkäm-
nerchen ohne Camin. Da ich jetzt bald abreiſe, ſo
neine ich, Du ſollteſt ihn bitten zu Dir in die Villa
u ziehen, unter dem Vorwand, daß Du nicht allein
nit den Dienſtboten bei der Kranken zu ſein wünſch-
eſt. Dann bekommt er das Zimmer, das ich jetzt
ewohne und iſt verſorgt.“

„Gute Amelie! ja, ſo wollen wir es machen! es wird mir in jeder Beziehung ſehr lieb ſein.“

Und ſo geſchah es. Amelie reiste ab und Telesphor zog in die Villa paisible ein. Floreſtine war bei dieſer Einrichtung nicht gefragt worden, da ſie außer Stande war, ſich um die Dinge des täglichen Lebens zu bekümmern und Frau von Strahl dem ganzen Hauſe vorſtand. Sie bemerkte auch gar nicht, daß Telesphor ihr Hausgenoſſe geworden ſei, da er zuvor nicht weniger als jetzt bei ihr war. Ueberdas hatte ſie zu viel andere Gedanken, die ſie beſchäftigten. Ehe Amelie abreiste ſagte ſie zu ihr:

„Höre, Amelie, ich muß mein Wittwenleben ordnen. Sei es lang oder kurz — ich lebe und ſterbe als Wittwe“ .... —

„Gott bewahre! ſprich nicht ſo vermeſſen!“ unterbrach Amelie: „Du biſt ſiebenundzwanzig Jahre alt und kennſt die Zukunft nicht.“

„Die meine iſt feſtgeſtellt und nicht ſeit heute.“

„Nur keinen übereilten Schritt, Flore!“

„Als ich zum Erſtenmal mit meinem Mann allein war, an unſerem Vermählungstage,“ ſagte Floreſtine ernſt und ſanft — „als die Glückwünſche verhallt und die Freudenbezeugungen verſtummt waren, da wurde meine Seele ſeltſam ergriffen von Wehmuth, von Trauer, von feierlicher Freude. Ich fiel auf meine Kniee und ſagte dem lieben Gott: O Herr, die Stunde des Opfers iſt da und ich ſegne ſie, weil du ſie geſegnet haſt. Aber dir, o Herr, bringe ich das Opfer .... nicht einem Menſchen — und auch nicht dieſem Menſchen! nur dir! und damit du das ganz genau wiſſeſt, ſo lege ich dir jetzt vor dem Angeſicht der hochheiligen Dreifaltigkeit das Gelübde ab, im keuſchen Wittwenſtande zu leben, ſobald es dir gefallen ſollte, dieſen Mann in die Ewigkeit zu rufen, ſelbſt wenn es morgen geſchehen würde. — Dies ſagte ich laut, beſonnen, mit voller Ueberlegung und dann nahm ich mein Cruzifix und küßte die heiligen fünf Wunden.“

„O Du lieber Engel!“ rief Amelie, „welcher Mann wäre Deiner werth!“

„Ich that dies nicht für meinen Mann,“ verſetzte Floreſtine, „ich that es für Gott und für meine Seele. Dem einen Mann das eine Herz! aber ohne ihn — nur Gott. So verſtand ich die Treue, die Liebe, das Opfer.“

„Aber war denn Dein Mann nicht ganz glückſelig? ganz außer ſich?“ fragte Amelie neugierig wie immer: „was that er? was ſprach er?“

„Das weiß ich nicht, denn ich ſprach ja nicht mit ihm, ſondern mit Gott; allein Du wirſt nun begreifen, liebe Amelie, daß mein Entſchluß durch nichts zu erſchüttern iſt und daß ich Oswald's Wittwe bleibe. Ich muß alſo meine irdiſchen Angelegenheiten ordnen und da Dein guter Vater ſo hochbejahrt iſt, daß ich nicht wage ihn zu mir zu bitten, ſo hoffe ich, Dein älteſter Bruder macht abermals die Reiſe nach Vevay. Er iſt ohnehin mein Erbe, der gute Otto!“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„O ſchweige davon!“ rief Amelie.

„Wer etwas zu vererben hat, pflegt Erben zu haben,“ entgegnete Floreſtine gelaſſen: „vielleicht muß Otto fünfzig Jahre auf ſeine Erbſchaft warten. Aber ich muß ihn über verſchiedene Dinge zu Rath ziehen.“

Amelie verſprach den Bruder zu ſenden und ermangelte nicht vor ihrer Abreiſe der Tante Floreſtinen's Gelübde mitzutheilen. Frau von Strahl antwortete ruhig:

„Das überraſcht mich nicht! ſie hatte immer eine ideale Auffaſſung der Verhältniſſe und lebte immer in unweltlichen Gedanken.“

Mehr wie je war Floreſtine den Dingen zugewendet, die nicht von dieſer Welt waren. Sie war durchſeelt vom Glaubensleben. Dies hatten ihre langen ſtillen Leiden und die Richtung nach Oben ihr eingetragen, die ſie in den Freuden und den Schmerzen des Lebens unerſchütterlich feſt hielt. Sie hatte Oswald mit innigſter Zärtlichkeit geliebt, hatte nie gedacht, daß es für ſie möglich ſei, einen anderen Mann zu lieben oder von ihm geliebt zu werden. Jetzt, da er todt und ſie kinderlos war, betrachtete ſie ihr Leben nach der Weltſeite hin für abgeſchloſſen. Ueberdas verließ das Gefühl phyſiſcher Hinfälligkeit ſie keinen Augenblick: eine neue ſchwere Laſt für ihre lebhafte, thätige Natur. Doch das Alles gehörte zu dem Opfer, das ſie aus voller Seele für Oswald gebracht hatte. Sie fand einen unſäglichen Troſt darin, daß Oswald in der innigſten, frohbewußten Vereinigung mit Gott aus der Zeitlichkeit geſchieden und mit einem Herzen ganz voll Liebe, Dankbarkeit, Reue und guter Vorſätze — ganz voll dem Beſten, was das arme Menſchenherz empfinden kann, vor ſeinem Richter erſchienen ſei. Sie vertraute feſt der Barmherzigkeit Gottes, die ja alle Seelen retten wolle, wenn ſie ſich nur retten laſſen, daß Oswald's früher und plötzlicher Tod ihn nicht dem ewigen Strafgericht überliefern werde; denn er wollte ſich ja retten, er kämpfte und rang, und er hatte ja ſo eben in dem Empfang der heiligen Sacramente die Bürgſchaft gegeben, wie ſehr er nach höherer Hülfe verlange und auf ſie baue. In dieſem Sinn ſprach ſie ſtets über den geliebten Todten mit Frau von Strahl, ſo daß dieſe einmal ganz beängſtigt zu Telesphor ſagte:

„Meine Nichte kommt mir zuweilen wie ein abgeſchiedener Geiſt vor, in ſo tiefem Frieden ruht ihre Liebe, ihr Mitleid, ihre Zärtlichkeit. Ich muß immer an den frühen Tod ihrer Mutter denken — und zittern.“

„Man zittert immer um ein Weſen, das man liebt und das man leiden ſieht,“ erwiderte er: „aber faſſen Sie Muth, gnädige Frau! die Gräfin erholt ſich augenſcheinlich und wenn ſie ſich in den nächſten Jahren recht ſchont und phyſiſch und pſychiſch ruhig verhält: ſo überwindet ſie die gefürchteten Dreißig und lebt noch lange zur Wonne Aller, denen es vergönnt iſt, dieſe Tochter des Himmels zu bewundern.“

„Sie glauben ja nicht an den Himmel,“ ſagte Frau von Strahl ſanft.

„Die Gräfin könnte mich an ihn glauben machen. Ueberdas nenne ich ſie ſo, um den Gegenſatz zu bezeichnen, der in meinen Augen zwiſchen ihr und den übrigen Töchtern Eva's obwaltet: ſie ſind von unten; die Gräfin iſt von oben.“

„Ja, ja! ſie iſt eine gute Katholikin! .... ein gutes Kind Gottes! .... Er wolle ſie uns erhalten. Und möchten Sie, lieber Herzog, ſein Werkzeug ſein! in Ewigkeit wäre ich Ihnen dankbar!“

„Nur keinen Dank! ich bitte ſehr!“ ſagte er kurz.

Allmälig begann Floreſtine wieder ihre Aufmerkſamkeit ihrer Umgebung zuzuwenden und da fiel ihr die ungeheuere Veränderung auf, die mit Telesphor vorgegangen war. Seine Bitterkeit, Schroffheit, Streitſucht war verſchwunden, ſeine Schwermuth gemildert; der Telesphor von Cronenſtein tauchte zuweilen in ihm auf. Sie ſtaunte über dies unerwartete Phänomen und ſprach zu ſich ſelbſt: Sollte Oswald's plötzlicher Tod ihn zur Beſinnung gebracht haben über den Werth des Lebens? oder gewährt es ihm eine Befriedigung in ärztlicher Sphäre thätig zu ſein? oder iſt ihm die Beſchäftigung mit einer Kranken heilſam? oder findet er Freude daran, mir nützlich zu ſein .... mir ſich zu widmen? Wie abſtoßend und rauh war er für mich und wie zart und aufmerkſam iſt er jetzt! Man ſagt ja, der Arzt intereſſire ſich für nichts ſo ſehr, als für einen Krankheitsfall .... demnach hätte er wirklich Beruf! — — So dachte ſie zuerſt; aber ihr unbefangenes Auge ſah bald ſchärfer: nicht für den Krankheitsfall, ſondern für ſie intereſſirte er ſich! Ein Grauen kroch ihr kalt über das Herz. Möge ihm ſelbſt nur nie dies Intereſſe klar werden, ſprach ſie in ihren Gedanken: er war mein lieber Jugendgefährte, er widmet ſich mir jetzt mit treuer Hingebung, er hat ſein Leben gewagt um Oswald zu retten: das Alles werde ich nie vergeſſen, in herzlicher Freundſchaft bleibe ich ihm zugethan, ja, vielleicht kann ich ihm Leben für Leben geben — aber dabei bleiben wir ſtehen. — Sie wußte jetzt auch, daß er die Villa bewohne; es war für den Augenblick um ſo weniger zu ändern, als ſie auch von ſeiner pecuniären Verlegenheit Kunde erhielt; ſie beobachtete alſo ein gänzliches Stillſchweigen und ließ auch Frau von Strahl nicht merken, wie peinlich es ihr unter dieſen Umſtänden ſei, in dem kleinen, engen Hauſe Telesphor zum beſtändigen Augen- und Ohrenzeugen jeder Handlung, jedes Schrittes, jedes Wortes zu haben. Längere und ernſtere Geſpräche mit ihm konnte ſie leicht vermeiden, denn wenn ſich ein ſolches anknüpfte, ſo ließ ſie es von der Tante fortführen; aber ſie wußte, daß die beſtändige Anweſenheit und Nähe des geliebten Gegenſtandes gefährlicher als tauſend Worte für den Liebenden ſei, denn von dem Sein des Geliebten lebt die Liebe, nicht von deſſen einzelnen Handlungen und Aeußerungen. Floreſtine bat Gott, ihr himmliſche Weisheit zu geben, um in dieſem ſchwierigen Fall das Rechte zu treffen und um in einer Weiſe liebreich für Telesphor zu ſein, die ſeine Liebe erſterben laſſe. Sie war ſo gleichmäßig in ihrem Benehmen gegen ihn; ſo gar nicht verändert durch ſeine Veränderung, daß Telesphor ſie nicht durchſchaute; ja, wenn ſie ſich mild manche kleine Aufmerkſamkeit von ihm gefallen ließ: ſo frohlockte ſein armes Herz in dem Wahn, ihr Herz ſei vielleicht doch nicht ein unerreichbares Gut.

Inzwiſchen erhielt Frau von Strahl einen Brief, der ſie mit grenzenloſer Freude erfüllte. Franz Seraph ſchrieb, er werde im Mai nach Vevay kommen und einige Monate bei ſeiner Mutter bleiben

.... Floreſtine frohlockte mit ihr und ſprach ſich ſo warm aus, daß Telesphor nur eine ſehr mäßige Freude empfand. Er hätte ſie am liebſten in tiefer Abgeſchiedenheit von der ganzen menſchlichen Geſellſchaft in der Villa paisible gehalten.

„Nur ruhig! ruhig!“ ſagte er: „ich fürchte, Gräfin, dies Wiederſehen gibt Ihrem erſchütterten Nervenſyſtem einen neuen Stoß.“

„Möglich!“ erwiderte ſie: „ich habe Franz Seraph in fünf Jahren nicht geſehen, und Alles was ich in dieſen Jahren durchlebt habe, werde ich mit dem lieben Bruder meiner Seele noch einmal durchleben. Das iſt nicht zu ändern dieſſeits des Grabes. Das Herz will ſeine Freuden und Leiden haben, gleichviel ob es dem Leibe wohl oder weh thue.“

„Mir aber werden Sie geſtatten, das Weh möglichſt fern zu halten — nicht wahr?“

„Ja! noch eine kleine Weile .... aber dann emanzipire ich mich von jeder ärztlichen Aufſicht und Behandlung,“ ſagte ſie mit ihrem lieblichſten Lächeln, denn ſie ſah, wie bei ihren Worten gleichſam das Licht in ſeinen Augen erloſch, und ſie wollte ihn ja nur retten, nicht kränken.

„Was heißt dies, Flore?“ fragte glücklicherweiſe Frau von Strahl: „Franz Seraph ſchreibt, der Beifall der Welt erfreue ihn zwar, aber beglücke ihn nicht; und ſetzt hinzu: Denn ein Größerer als ich hat geſagt — lies das.“

Sie reichte Floreſtinen den Brief und dieſe las:

„Tutto che piace al mondo è breve sogno“. Das heißt, der Beifall der Welt verfliegt wie ein kurzer Traum — und Petrarca hat es geſagt, der lorbeergekrönte, der allerdings mehr vom Ruhm wußte, als die modernen berühmten Leute. Aber wie ſchön, Tante, daß Franz Seraph in der Jugend erkennt, was Franz Petrarca erſt im ſpäteren Leben erkannte, und Höheres ſucht als den vergänglichen Ruhm.“

Es war als gehe wieder einmal ein Erdbeben durch Teleſphor's Seele, zerwühle die Saat, die in der Stille gekeimt — zerbreche den Tempel, der leiſe erſtanden war. Franz Seraph kam! ein Mann, ein Künſtler, froh ſeines Berufs, bekannt und geachtet durch ihn, mit einer feſten Stellung in der Welt, unabhängig in jeder Beziehung und nicht älter als er! — während er ſelbſt nichts erreicht und nichts geleiſtet hatte, ein ganz unbekannter und unbedeutender Menſch, gebrochen an geiſtiger und leiblicher Kraft war. Welche Demüthigung! Und doch würde ich ſie ertragen, ſprach er zu ſich ſelbſt, und doch würde ich mit einer Entſchloſſenheit, die äußeren und inneren Widerſtand beſiegt, meine Kraft zuſammenraffen, wenn mir ein Ziel winkte, das dieſer

Anſtrengung werth wäre .... und wenn der Siegespreis in ihrer Hand läge. Mit ihr — Alles! Ohne ſie — Nichts! — Armer Telesphor! er vergaß, daß er ſchon einmal eines Weibes wegen ſo geſprochen hatte, oder wenn er es nicht vergaß, ſo meinte er doch, die Sache ſtehe ja ganz anders, etwa ſo wie der Sternenhimmel keine Theaterdecoration ſei, und eines der armſeligſten weiblichen Weſen müſſe einen ganz anderen Einfluß üben, als eines der edelſten. Das iſt gewiß! aber — Geſchöpf bleibt Geſchöpf! und der Schöpfer will nicht, daß der Menſch die Rechnung ſeines Strebens mit einem Geſchöpf abſchließe. — Nein! er konnte ſich in keiner Beziehung über Franz Seraph's Ankunft freuen — der arme Telesphor! Er iſt ihr nahe verwandt, murmelte er vor ſich hin, der Sohn ihrer Pflegemutter; er wird immer um ſie ſein, er wird mich verdrängen, mich überflüſſig machen, vielleicht ihre Neigung wecken, vielleicht .... — denn er iſt ja von Adel und fromm, ſetzte er mit einem Hohn hinzu, der ſein eigenes Herz zerriß.

Mit ihrem zarten Seelentact ſagte Floreſtine, die ſein Leiden errieth, zu Frau von Strahl.

„Tante, wir wollen in Telesphor's Gegenwart ſo wenig wie möglich von Franz Seraph ſprechen, denn ich glaube, er fühlt ſich ſehr unglücklich durch den Vergleich, den wir etwa ziehen könnten.“

„Du haſt Recht, Flore! man muß ihn ſchonen.“

Es war alſo wenig von Franz Seraph die Rede und Telesphor beruhigte ſich etwas und ſprach zu ſich ſelbſt: Sie hat eingeſehen, daß ſie mich nicht verſtoßen darf. — Bevor der eine Vetter aus Rom kam, erſchien der andere, Otto von Frankenhauſen aus Deutſchland und Floreſtine hatte lange Geſpräche mit ihm.

„Otto,“ ſagte ſie, „Dein vortrefflicher Vater iſt für Oswald und mich von aufopfernder Liebe, ein treuer Vater geweſen, der uns in jedem ſchweren Augenblick zur Seite geſtanden iſt und viel Mühe und Sorge unſertwegen gehabt hat. Dafür betrachte ich Dich als meinen Bruder und ſpreche mit Dir ſo einfach wie ich mit Deinem Vater ſprechen würde und bitte Dich, ihm bei Deiner Heimkehr Alles mitzutheilen und zu beſprechen. — Du begreifſt, lieber Otto, daß mir nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als möglichſt ſchnell Oswald's Schulden zu tilgen. Es iſt mir unendlich peinlich, ſeinen Namen noch in dieſen weltlichirdiſchen Verwickelungen zu wiſſen, nachdem er ſelbſt frei von ihnen geworden iſt. Nach dem Abkommen, das mit den Gläubigern gemacht wurde, müßte Cronenſtein noch fünf Jahre unter dem Sequeſter liegen. Aber fünf Jahre ſind lang .... wer weiß, ob ich ſie erlebe, und ich möchte gern vor meinem Tode die Sache in's Reine bringen."

„Aber, liebe Flore, warum willſt Du dieſen Creditoren den Gefallen thun, die Schulden früher zu zahlen, als das Uebereinkommen lautet? Es müßten bedeutende Gelder aufgenommen werden, Du müßteſt Dich noch mehr einſchränken und der Beſitz von Cronenſtein oder wenigſtens die freie Verfügung darüber, wäre für Dich in ferne Jahre gerückt."

„Deshalb wünſche ich etwas zu thun, was nicht gut möglich war, ſo lange Oswald lebte, weil uns Gott hätte Kinder geben können. Jetzt weiß ich, daß ich keine Nachkommen haben werde und deshalb will ich Cronenſtein verkaufen und den Makel dieſer häßlichen Schulden von ſeinem lieben Namen, ſeinem theueren Andenken nehmen."

„Abgeſehen von allen anderen Bedenken, beſte Flore, iſt Cronenſtein ja viel mehr werth als die Schulden betragen und das herrliche Gut wäre Dir dann auf immer verloren!"

„Ich will Dir alſo einen anderen Vorſchlag machen, Otto. Ich betrachte Dich als meinen Bruder und mein Bruder iſt dereinſt mein Erbe. Dir fällt Cronenſtein nach meinem Tode zu; ich möchte es Dir alſo jetzt in der Weiſe verkaufen, daß Du in Jahresfriſt Oswald's Schulden ſämmtlich tilgſt — was Du bei dem großen Vermögen Deiner Frau ohne Schwierigkeit kannſt — daß Du mir die Rente fortzahlſt, die ich jetzt beziehe und ein Capital von 10,000 fl. gibſt, die ich nothwendig brauche. Unter dieſen Bedingungen gehört Dir mein liebes Cronenſtein — und wenn ich dann dort zu leben wünſche, ſo iſt es nicht als Herrin, ſondern als Wächterin an der Gruft meiner geliebten Todten."

„Dich beerben während Du lebſt — nein, liebe Flore, darauf kann ich mich nicht einlaſſen."

„So verkaufe ich Cronenſtein anderweitig — aber zu meinem allergrößten Schmerz, denn es kann in proteſtantiſche, in jüdiſche Hände fallen. Es iſt mein feſter Entſchluß, jetzt, da ich von Verbindlichkeit für die Zukunft frei bin, die Laſt von Oswald's Schulden nicht mit mir herum zu tragen und mein Haus ſo einfach einzurichten, wie es ſich für eine kinderloſe Wittwe geziemt. Doch habe ich den heißen Wunſch, daß Cronenſtein in der Familie bleibe, daß meine Gruft mit meinen Abgeſtorbenen in Ehren gehalten werde und ich dereinſt bei ihnen ruhen möge. Dieſen Entſchluß und dieſen Wunſch weiß ich nur dadurch zu vereinigen, daß Du meinen Vorſchlag annimmſt."

„Und wenn Du ihn bereueteſt? .... Du biſt ſo jung! Dein Vorſatz Wittwe zu bleiben iſt neu" .... —

„Doch nicht! er iſt alt — und ich weiß, daß ich mich bei ſeiner Ausführung auf Gottes Beiſtand verlaſſen kann. In der Beziehung fürchte nichts von weiblicher Unbeſtändigkeit, lieber Otto.“

„Nur Deinetwegen könnte ich ſie fürchten, beſte Flore. Mich erſchreckt Deine Weltentſagung im erſten Halbjahr Deines Wittwenſtandes und bei Deiner Jugend. Halte das meinen vierzig Jahren zu gut! Da überlegt man lange, handelt bedachtſam und erhebt Einwürfe gegen raſche, kühne Entſchlüſſe.“

„Das iſt in der Ordnung, lieber Otto .... aber ich glaube Du darfſt meinetwegen ruhig ſein.“

„Dann muß ich Dir noch eine Bemerkung machen, liebe Flore. Nehme ich Deinen Vorſchlag an, ſo verſteht es ſich, daß Deine Rente beträchtlich erhöht werden muß und daß ich mich, ſo lange Du lebſt, nur als Verwalter von Cronenſtein betrachten werde. Allein ich muß Dir ganz einfach ſagen, daß mir dieſe Erhöhung der Rente in den erſten Jahren nicht möglich ſein wird, weil ich zur Tilgung der Schulden ein beträchtliches Capital auszahlen muß, deſſen Zinſen mir auf einmal entfallen“ .... —

„Nun, gut! es bleibt vor der Hand wie es iſt und ich werde wieder reich auf meine alten Tage!“ unterbrach Flore lächelnd.

„Vergib mir, Flore, daß ich nichts unwiderruflich übernehme! ich muß mit meinem Vater reden und hören, was er von der Sache denkt.“

„Das thut mir aber ſehr leid, lieber Otto,“ ſagte ſie mit einem Anflug von Verlegenheit; „denn ich will Dir geſtehen, ich hoffte Du würdeſt mir jetzt gleich 10,000 fl. geben, die ich ganz nothwendig brauche .... denn ich .... habe eine Ehrenſchuld.“

„Ich bitte Dich, beſte Flore, laſſe Dich nicht mit Oswald's Creditoren ein,“ ſagte Frankenhauſen lebhaft.

„Dies iſt meine Ehrenſchuld, die in keiner Beziehung zu Oswald ſteht,“ entgegnete ſie.

„Dann freilich muß ſie gezahlt werden.“

„Ach, Gott Dank und Dir! guter Otto, ſtelle mir, bitte, die Summe in einem Wechſel auf einen Genfer Banquier aus,“ ſagte Floreſtine erfreut.

„Aber, liebe Flore, mache doch um des Himmels willen künftig keine Schulden!“ ſagte Frankenhauſen beſorgt.

„Sei ruhig, lieber Otto! dieſe Schuld iſt die erſte und die letzte meines Lebens.“

Otto reiſte ab ohne ſich über den Ankauf von Cronenſtein entſchieden zu haben. Als er aber ſeinem Vater ſagte, wie ſehr Floreſtine es wünſche und welchen Eindruck von hinſterbender Zartheit ſie mache, da war der alte Frankenhauſen ſehr dafür und ſagte:

„Sie iſt feſt und entſchieden. Wie ſie ihren Lebensplan gemacht hat, ſo wird ſie ihn durchführen und ſollten ſich auch ſo viel Freier bei ihr einſtellen, wie bei weiland Penelope. Da Du ihr Erbe ſein ſollſt, ſo erfülle ihre Wünſche; nimm ihr die Laſt von Oswald's Schulden vom Herzen, gib ihr eine Rente, wie ſie ihrem Vermögen entſpricht und laſſe ſie und die Tante in alter Weiſe auf Cronenſtein leben bis dereinſt zu ihrem ſeligen Tode." —

Ohne es zu beabſichtigen und nur weil es der natürliche Gang der Leidenſchaft iſt, verrieth ſich Telesphor mehr und mehr, ſo daß Floreſtine Franz Seraph's Ankunft erſehnte, weil der Augenblick ihr günſtig ſchien für ihr Vorhaben. Auf einem Tiſch im Salon lagen Bücher, die ſie theils las, theils von Telesphor vorleſen ließ, was Frau von Strahl, an ihrem Stickrahmen arbeitend, beſonders gern hatte. Unter den Büchern befanden ſich Petrarca's Sonnette. Da Frau von Strahl nicht italieniſch verſtand, ſo las Telesphor nur ab und an ein oder das andere Sonnett und das Buch kam in keine anderen Hände als in die ſeinen und Floreſtinens. Zufällig nahm ſie es und ſchlug es auf, wo es eingezeichnet war. Da ſah ſie einen ganz feinen Rothſtiftſtrich unter dem Verſe: „Conosco io un amore, che molto brame, ma poco spera e nulla chiede [1]." Raſch und behende löſchte ſie den Strich aus und legte das Buch zurück. Sie war ſicher, daß er ſeinerſeits den Vers wieder leſen und ihre Meinung verſtehen werde; und ſie bat Gott inbrünſtig er möge es gut aufnehmen. Als Telesphor in den Salon kam, ſaß ſie mit Frau von Strahl am Stickrahmen und beide arbeiteten emſig an dem Teppich für die Kirche und ſprachen davon, daß möglicherweiſe Franz Seraph heute kommen könne, denn man war in den erſten Tagen des Mai. Telesphor miſchte ſich nicht in das Geſpräch. Immer dieſer Franz Seraph! dachte er bei ſich ſelbſt und ſetzte ſich an den Büchertiſch. Floreſtine dankte dem Himmel, daß ſie auf ihrem Sitz dem Tiſch den Rücken zuwende und in Geſpräch und Stickerei vertieft ſcheinen könne. Telesphor ſtreckte die Hand nach den Sonnetten aus; aber ſie zitterte und er ließ ſie ſinken. Welche Thorheit! ſprach er zu ſich ſelbſt: ſie hat ſchwerlich im Petrarca geleſen, vielleicht gar nicht das Strichlein bemerkt . . . . vielleicht es bemerkt ohne es zu beachten . . . . vielleicht — o wahnſinnige Vorausſetzung! — vielleicht hat ſie eine Antwort gegeben! — Beſinnungslos mit bebender Hand und pochendem Herzen ergriff er das Buch, das ſich bei dem Zeichen öffnete. Ja! ſie hat geleſen, bemerkt, verſtanden, geantwortet! — — Alles Blut drängte ſich nach ſeinem Herzen.

---

[1] „Ich weiß eine Liebe, die viel erſehnt, doch wenig hofft und nichts verlangt."

„Was fehlt Ihnen, lieber Herzog? Sie ſind leichenblaß!" rief Frau von Strahl, die eben von der Arbeit auf- und zu ihm herüber blickte.

„Mir iſt nicht wohl!" ſagte er dumpf, ſtand auf und verließ den Salon und die Villa.

„Nicht wohl? . . . . und ſieh' nur mit welchem raſchen Schritt er geht, ja läuft!" ſagte Frau von Strahl als ſie ihn am Fenſter vorüber dem Thor zueilen ſah.

„Er iſt krank an der Seele, Tante," verſetzte Floreſtine.

„Mir ſcheint, daß er in einem ſchweren Kampf zwiſchen Glauben und Unglauben ſich befindet" ſagte Frau von Strahl: „man merkt ihm ſeit einiger Zeit eine innere, mühſam unterdrückte Aufregung an, die nicht ſtattfand ſo lange Du krank wareſt. Damals war ſein Geiſt beſchäftigt; jetzt ſtürmen quälende Gedanken auf ihn ein . . . . vielleicht Reue . . . . und von der Reue zur Buße und zur Bekehrung — das iſt ein ſchwerer Schritt."

„Wolle Gott, daß er ſich mit dieſen Gedanken beſchäftige, Tante! Laß uns recht dringend darum beten! — Ich finde er muß ſich wieder an ſeine Fachſtudien machen und ich ſinne, wie ich ihm dies beibringen ſoll ohne in ſeinem leicht verletzten Selbſtgefühl den Verdacht zu wecken, als wären wir ſeiner Geſellſchaft überdrüſſig."

„Wäre er vernünftig, ſo müßte er ſelbſt an die

Fortſetzung ſeiner Studien denken, denn wovon will er leben?“ verſetzte Frau von Strahl. „Doctor Hellmut ſchrieb mir neulich, er wiſſe durch den Medicinalrath, daß Telesphor das väterliche Erbe bis auf ein Geringes verzehrt habe und daß er ſich die paar tauſend Gulden, die ihm aus der Hinterlaſſenſchaft der Mutter zufielen, habe ſchicken laſſen. Er lebt alſo von ſeinem kleinen Capital und das wird höchſtens ſo weit reichen bis ſein Beruf ihm Brod verſchafft. Die Familie iſt in bangen Sorgen um ihn, ſetzt aber große Hoffnung darauf, daß er hier bei uns iſt und ruhig lebt ohne irgend einen Anſtoß zu geben.“

„Ich muß einmal unter vier Augen mit ihm ſprechen, Tante!“ ſagte Floreſtine nach einer Pauſe des Nachdenkens.

„Thue das ſo bald wie möglich, Kind! gewiſſe Geſpräche führt man leichter ohne Zeugen.“

Floreſtinens Arzt kam aus der Stadt, billigte ihre Sommerpläne und erklärte, ſie ſelbſt müſſe jetzt ihr Arzt ſein und ſich ſehr ruhig und vorſichtig verhalten; das ſei am zuträglichſten für ihre Geſundheit, die ganz normal ſei — wenigſtens für den Augenblick. Floreſtine war ganz beglückt über dieſe Erklärung, ſagte tauſend Dank und verſprach ſich ſehr zu ſchonen. Am Abend ging Frau von Strahl zur Mai-Andacht in die Stadt; Floreſtine war allein und erſehnte Telesphors Rückkehr. Sie ging im Garten umher um ihre Ungeduld zu zerſtreuen und unwillkürlich wendeten ſich ihre Schritte auf den Weg, der zum Thor führte. Er kam noch immer nicht. Sie ging in den Salon zurück, ließ eine Lampe anzünden und ſetzte ſich zum Leſen nieder. Sie las das bekannte Tagebuch von Eugénie de Guérin, das gerade damals ein ſo ungeheueres Aufſehen in Frankreich machte, daß binnen zwei Jahren zehn Auflagen erſchienen — von dieſem einfachen Tagebuch, das nichts enthält als die Gedanken, die eine gläubige Schweſter für ihren ungläubigen Bruder niederſchreibt. In einem Lande, wo ein ſolches Buch einen ſolchen Anklang findet, iſt der Sinn offen für die Aufgabe und die Ideale des Chriſtenthums. Floreſtine vergaß bei dem Buch Telesphor und all' ihre Sorgen.

Er kam zurück in einem unbeſchreiblichen Zuſtand von Aufregung. Alſo verwiſcht, ausgelöſcht und vertilgt iſt für ſie das, was in meinem Herzen lebt: bei dem Gedanken blieb er ſtehen, den grub er ſich in's Gemüth ein wie mit Dolchſtichen: ausgelöſcht und vertilgt! Nichts galt er ihr, nichts war er für ſie, er! der ihretwegen bereit geweſen wäre an Gott zu glauben! — Die Fenſter des Salons reichten tief herab; man überſah vom Garten aus das ganze Gemach, das durch die Lampe erleuchtet war.

Er blieb in einiger Entfernung ſtehen. Ihr Anblick beſänftigte ihn. Da ſaß ſie in ihrer tiefen Wittwentrauer, einſam, ſtill und friedlich. Ihre Stirn lehnte ſich auf die Hand des aufgeſtützten Armes und das geſenkte zarte Profil zeigte in ſeiner gedankenvollen Schönheit ein Gemiſch von Seelenruhe und von geiſtigem Leben. Seltſam! ſprach er zu ſich ſelbſt: ſie ſieht in ihren ſchwarzen Gewändern aus wie eine Ordensfrau aus alten Zeiten . . . . wie eine von den großen Benedictinerinnen, St. Gertrud oder St. Mechtildis! — O, daß ſie ein Bild wäre, das man verehren könnte . . . . und daß ſie nur nicht lebte . . . . nicht lebte! — Aber ſie lebte. Sie hörte ſeinen Schritt erhob ſich und öffnete die Thür des Salons als er den Vorſaal betrat.

„Da ſind Sie ja!“ ſagte ſie freundlich; „bitte, kommen Sie herein; ich muß Einiges mit Ihnen beſprechen.“

Er folgte ihr ſchweigend und ſetzte ſich ihr gegenüber an den Tiſch auf dem die Lampe ſtand, die mit ihrem gleichmäßigen Licht dieſe beiden ſo verſchiedenen Geſtalten beleuchtete. Floreſtine nahm ihre frühere Stellung wieder ein, nur war ihr geſtütztes Haupt nicht geſenkt ſondern aufgerichtet und ihr Auge ruhte feſt auf ihm, während er verloren in ihren Anblick war.

„Ich habe Ihnen die gute Nachricht zu geben,“

hub ſie an, „daß Dr. Croiſy hier geweſen iſt und mich aus der Cur entlaſſen hat. Im Juli werde ich alſo die Villa paisible verlaſſen und nach Gais im Canton Appenzell gehen um Berg- und Wieſenluft zu genießen und Molken zu trinken; und ſpäter denke ich mein Winterzelt in Südtirol, in Gries oder Meran aufzuſchlagen, wo ich ebenſogut wie hier Trauben eſſen kann und wo mein katholiſches, mein deutſches Herz ſich mehr zu Hauſe fühlt. Bis über ein Jahr werden hoffentlich die Verhältniſſe ſich in einer Weiſe geſtaltet haben, die es mir möglich macht meinen dauernden Wohnſitz in Cronenſtein zu nehmen. So viel von mir. Jetzt kommen Sie an die Reihe," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Wie ſo . . . . ich?" fragte er zerſtreut.

„Weil auch Sie eine Zukunft haben, die mir nicht weniger als meine eigene am Herzen liegt."

Er ſah ſie geſpannt an.

„Das kann gar nicht anders ſein!" rief ſie lebhaft: „mein Vater liebte Sie und Sie haben für Oswald ihr Leben gewagt!"

„Was weiter?" fragte er kalt.

„Ich möchte Ihnen von wahrem Nutzen ſein," erwiderte ſie bewegt, „und deshalb dürfen Sie mir nicht zürnen, wenn ich als ſchweſterliche Freundin zu Ihnen ſpreche. Es muß eine entſchiedene Wendung in Ihrem Leben eintreten, Telesphor! Sie müſſen mit der Vergangenheit brechen und mit Gottes Gnade wieder bei dem Zeitpunkt anknüpfen, wo Sie mit dem Entſchluß Gott zu dienen das Vaterhaus verließen. In der Weiſe, wie Sie damals im Sinne hatten, wird es jetzt wohl nicht mehr ſein können; aber man kann es in jedem Stande. Ich verließ zugleich mit Ihnen auch mein Vaterhaus und ich dachte damals Gott weiſe mir meinen Stand als Gattin und Mutter an. Aber in dieſen ſieben Jahren iſt es auch für mich anders geworden und als Wittwe habe ich dem lieben Gott zu dienen. Er ſtellt uns immer auf den Weg, deſſen Endziel die ewige Seligkeit iſt, möge der Weg über Blumen odee Dornen gehen. Darum verlieren Sie nicht den Muth! holen Sie nach, was Sie verſäumten! ſchütteln Sie eine gewiſſe Schlaffheit ab, die Ihnen noch anklebt, weil Sie Ihre ſchönen Talente nicht immer in richtiger Weiſe angewendet und manche Kräfte verkehrt gebraucht haben. Machen Sie Reiſen im Intereſſe ihrer Studien; gehen Sie nach Wien, nach Paris — und haben Sie ſich mit Kenntniſſen in Ihrer Wiſſenſchaft bereichert, ſo ſteht Ihrem Beruf ja die ganze Welt auf und die ſegenreichſte Laufbahn eröffnet ſich vor Ihnen.“

„Und wozu das Alles?“ fragte er kalt.

„Damit Sie als ein rechtſchaffener Mann Ihre

Pflicht gegen Gott und den Nächſten erfüllen — und glücklich werden!“ ſagte ſie entſchieden.

„Glücklich!“ rief er bitter.

„Glücklich!“ wiederholte ſie ſanft: „in dem Bewußtſein unſere Pflicht zu erfüllen, weil es der Wille Gottes iſt, liegt ein wunderbarer Balſam, der manche Seelenwunde lindert und heilt und der allmälig das Auge des Geiſtes ſo ſtärkt, daß es ſich für die Erkenntniß einer übernatürlichen Ordnung der Dinge öffnet. Wenn wir aber Liebe und Glauben geläutert und geordnet haben — dann beſitzen wir ein hohes, ein ernſtes Glück.“

„Ich habe andere Ideale.“

„Noch immer leere Träume?“ fragte ſie traurig.

„Ideale!“ wiederholte er: „das Glück, das Sie in Gott finden wollen, kann ich nur finden in dem Beſitz eines Weſens, das ſeiner Natur nach meines Gleichen — doch von übernatürlicher Vollkommenheit iſt. Das könnte mich dem Glauben zuführen, mit Gott verſöhnen, mich für jede Tugend und jedes Opfer gewinnen und meinem ganzen Leben die Richtung aufwärts geben. In abſtrakten Vorſtellungen von Glauben, Hoffnung und Liebe, finde ich keine Befriedigung.“

„Das Verlangen nach einem ſchönen häuslichen Glück iſt bei einem jungen Mann ganz in der Ordnung,“ ſagte Floreſtine lächelnd; — „aber bis Sie Ihrem Ideal begegnen, wenden Sie Ihr Herz der Menſchheit zu .... der leidenden, der gedrückten, der ſorgenvollen! da können Sie viel Gutes thun — nur müſſen Sie zuerſt ganz entſchieden Fuß gefaßt haben in Ihrer Laufbahn. Deshalb iſt es mein Vorſchlag, jetzt, da wir uns trennen" .... —

„Uns trennen!" rief er entſetzt: „o nein! ich begleite Sie nach Gais, denn wer weiß, ob Ihnen die feine Bergluft zuſagt."

„Guter Telesphor!" ſagte ſie liebreich, „ich danke Ihnen herzlich. Von dem Augenblick an, da Dr. Croiſy mich aus der Cur entlaſſen hat, brauche ich keinen Arzt mehr. Sie haben ſich ſeit ſechs vollen Monaten ſo ganz mir gewidmet, daß mir der Dank für ein ſo großes Opfer fehlt und daß ich Sie nicht um die Welt veranlaſſen möchte es fortzuſetzen. Ich denke jetzt, da Franz Seraph kommt, bleiben Sie vor der Hand mein lieber Gaſt und ſpäter machen Sie einen längeren Aufenthalt in Wien und Paris, wo Ihre alte Freundin Ihnen einen Credit eröffnen darf, nicht wahr? der Sie in den Stand ſetzt Ihre Studien mit aller Muße zu treiben."

„Sie ſchicken mich fort .... und bezahlen mich?" rief Telesphor mit bebenden Lippen und ſeine Augen glühten wie Kohlen in ſeinem geiſterbleichen

Geſicht: „Sie ſchicken mich fort weil Franz Seraph kommt.“

„Genau das Gegentheil! Sie bleiben mein Gaſt, weil Franz Seraph kommt und weil es mir eine Freude iſt, die lieben Jugendgefährten in dieſen Tagen meiner Trauer bei mir zu ſehen. Und was das bezahlen betrifft, lieber Telesphor, ſo möchte ich Ihnen Leben für Leben zahlen. Sie konnten Oswalds Leben nicht retten; nun ſo gönnen Sie mir das Glück, daß ich Ihr Leben aus dem Schiffbruch rette und es an ein ſicheres Ufer führe.“

„Wie iſt es möglich einem Herzen etwas Anderes zu bitten, als ein Herz!“ rief er in leidenſchaftlicher Bewegung.

„Ich biete Ihnen das, was ich anzubieten habe: den Dienſt aufrichtiger Freundſchaft und eine treue Seele,“ ſagte ſie immer in demſelben milden, liebevollen Ton, auf welchen ſeine Aufregung nicht den leiſeſten Eindruck von Unruhe machte.

„Ich danke Ihnen! das Alles kann ich nicht brauchen!“ verſetzte er ſchneidend: „ja, es iſt mir unbegreiflich, daß eine Frau von Ihrem Geiſt und Ihrem Verſtändniß mir dergleichen anbieten kann, da ſie doch weiß, was mich bewegt.“

„Sie weiß vor Allem, was Ihnen nothwendig iſt, nämlich: ein feſter Stand- und Ausgangspunkt für die Geſtaltung Ihres inneren und äußeren

Lebens. Das innere Leben findet dieſen feſten Punkt im chriſtlichen Offenbarungsglauben; das äußere Leben in der gründlichen Vorbereitung auf eine ehrenvolle Laufbahn. Sie möchte Ihnen behülflich ſein Beides zu erlangen.“

„Leben Sie wohl,“ ſagte er und erhob ſich.

„Nein!“ rief Floreſtine lebhaft ihren Sitz verlaſſend, „nicht ſo, nicht jetzt dürfen Sie gehen! Franz Seraph kommt und ſeine treue Freundſchaft wird Ihnen wohl thun.“

„Mir thut auf Erden nichts mehr wohl noch weh .... und in Ihrem intimen Familienkreiſe iſt der Fremde nur ſtörend.“

„Der Vorwurf trifft mich nicht! wie meinen Bruder behandle ich Sie.“

„Ja, wie einen läſtigen Bettel-Bruder, dem man einen Zehrpfennig reicht und ihn fortſchickt.“

„Sie verleumden ſich und mich! ich biete Ihnen keinen Zehrpfennig, ſondern ein kleines Vermögen an, worüber Sie frei verfügen können; das thut man nicht für einen läſtigen Fremden. Bei meinem Banquier in Genf liegen zehntauſend Gulden zu Ihrer Dispoſition.“

„Leben Sie wohl!“ ſagte er.

„O Telesphor!“ rief ſie ſchmerzlich und vertrat ihm den Weg: „denken Sie an unſere glückliche Jugend in Cronenſtein .... an meinen Vater, der Sie liebte und ſegnete .... an Oswald, für den Sie den Tod nicht ſcheuten .... und weiſen Sie meine wahre Freundſchaft nicht ſo hart zurück!"

„Wozu das Spiel mit Worten und mit Erinnerungen! das hat keinen Werth für mich. Leben Sie wohl."

„O nein! in dieſer Stimmung dürfen Sie mich nicht verlaſſen!" bat ſie mit aufgehobenen Händen.

„Floreſtine!" ſeufzte er leiſe; aber es war eine ſolche Welt von ſtürmender Leidenſchaft in dem Ton, daß ſie zur Seite trat und gelaſſen ſagte:

„Nun wohlan! ich kann Sie nicht zurückhalten .... Gott ſei mit Ihnen .... leben Sie wohl!"

Fort war er — und ſein Schutzengel trauerte.

Wiederſehen.

Franz Seraph hatte die Arbeiten vollendet, die er übernommen hatte und rüſtete ſich zur Reiſe nach Vevay. Seine Werkſtatt enthielt außer dem Engel der Auferſtehung kein Marmorbild mehr. Sie waren ſämmtlich abgeliefert und nur die Gypsabgüſſe derſelben ſtanden an den Wänden. Er überflog ſie mit einem wehmüthigen Blick und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich habe euch viel zu verdanken, ihr lieben ſtillen Bilder, die ihr mich anſchaut wie die Geiſter guter Stunden, in deren Geſellſchaft ich ſchöne Tage und Jahre verlebte. Jetzt iſt euere Zeit aus und es beginnt ſo Gott will eine neue, in welcher es gilt den ſpröden Thon meiner Seele zu bearbeiten und mich ſelbſt zum Material zu machen, aus dem ich mit manchem ſchweren Hammerſchlag einen großen Gottesgedanken zu bilden habe. — Eine bekannte Stimme ſagte plötzlich:

„Guten Morgen, Sir.“

Franz Seraph kehrte ſich lebhaft um und rief:

„Grüß' Sie Gott, Sir Robert, was führt Sie nach Rom?"

„Ja, das können Sie mit allem Recht fragen, Sir! . . . Wahrhaftig, den Grund hätte ich nimmermehr geträumt! und ſo wichtig iſt dieſer Grund, Sir, daß ich in der Seaſon London verlaſſen und herreiſen mußte um das Gutachten des heiligen Vaters einzuholen."

„Wollen Sie päpſtlicher Zuave werden?"

„Ich alter Knabe — Zuave! Nein, Sir! es handelt ſich um meine Roſabel."

„Miß Roſabella . . . . wie geht es ihr?" fragte Franz Seraph voll warmer Theilnahme.

„Sollen es ſogleich erfahren, Sir! haben Sie Zeit mich anzuhören? Ja? Nun dann wollen wir uns ſetzen und ich fange an. Meine Roſabel iſt nicht mehr das Roſenknöspchen, das Sie hier vor drei Jahren ſahen, Sir; ſie iſt die ſchönſte Roſe im Garten von England und eben ſo gut wie ſie ſchön iſt. Sie hat nur einen Fehler . . . . und der iſt gar ſchlimm: ſie iſt eigenſinnig, und mit dieſem ganz unbeugſamen Eigenſinn hat ſie den Entſchluß gefaßt in's Kloſter zu gehen."

„Dergleichen geſchieht zuweilen, Sir Robert," ſagte Franz Seraph lächelnd.

„Es iſt aber unangenehm, daß es mir geſchieht, Sir. Zuerſt dachte ich, ſie ſchütze es vor um ſich nicht mit dem Grafen von Glenarvon zu vermählen und ich ſagte ihr, ſie dürfe dreiſt jeden Bewerber ablehnen, der ihr nicht gefalle und brauche ſich deshalb nicht in's Kloſter zu flüchten. Sie antwortete mit höchſter Ruhe:

„Ich will mich nicht in's Kloſter flüchten, lieber Vater, ſondern mit Liebe und Freude in's Kloſter gehen um mich ganz und gar meinem Heiland zu opfern.“

Von meinen Gefühlen bei dieſer Rede will ich ſchweigen, Sir. Ich ſagte nur ganz ſanftmüthig: Roſabel, das iſt Nonſens. Dann ſchwieg ich, weil mir das Herz weh that und Roſabel ſchwieg auch. Eines aber muß ich Ihnen ſagen, denn es wird Sie freuen. Mitten in meinem Schreck dachte ich: O wie weiſe hat Herr von Strahl gehandelt, als er durchaus verlangte, Roſabella dürfe keine Sylbe von ſeinem Vorhaben erfahren; denn wenn es ihr bekannt geworden wäre, ſo hätte ich jetzt ſicher gedacht: Aha! weil er Prieſter wird, will ſie Nonne werden! — und das hätte mich gegen Sie aufgebracht, Sir. Jetzt aber iſt es unmöglich einem directen oder indirecten Einfluß von Ihrer Seite Roſabella's Entſchluß zuzuſchreiben.“

„Große Entſchlüſſe, wenn ſie mit Beharrlichkeit gepaart ſind, kommen von Gott, Sir Robert —

und große Ideen haben eine unberechenbare Macht über reine Seelen. Aber ich bin froh, daß Sie Ihr Wort hielten.“

„Genug, Sir, um die Sache kurz zu faſſen, ſeitdem weiſt Roſabel hartnäckig jede Bewerbung ab — kürzlich den Sohn eines Herzogs! — und ſie iſt doch jetzt zwanzig Jahre alt! Gerade dieſer letzte Freier gefiel mir ſo gut, daß ich etwas ernſt mit ihr ſprach. Ganz vergeblich, Sir! . . . . Da ſchlug ich ihr vor mit mir nach Rom zu reiſen und ihren Beruf vom heiligen Vater prüfen zu laſſen; ſeinem Urtheil wolle ich mich unterwerfen. Nach Rom wollte ſie nicht, durchaus nicht; allein ſie ſagte, ich möge dem heiligen Vater die ganze Angelegenheit vortragen; ſie habe die feſte Ueberzeugung, daß er ſagen werde, ſie müſſe ihrem Beruf folgen und der Vater müſſe ſich darüber freuen — und kurz, ich bin wirklich deshalb hier. Aber ich habe eine Ahnung, Sir, als ob die Frage zu Gunſten Roſabels ſich entſcheiden werde, weil ich bei der Wahrheit bleiben und dem heiligen Vater ſagen muß: ſie iſt bildſchön, engelsgut, einzige Tochter, reiche Erbin, angebetet von ihren Eltern, umſchwärmt von Bewerbern, ſitzt dem Glück im Schooß und will in's Kloſter. Kann er darauf eine andere Antwort geben als: Laſſe ſie gehen! — Oder darf man die Wahrheit etwas verhüllen und z. B. von einer unerwiderten Neigung ſprechen, die ſie in's Kloſter treibe."

„Das wäre eine Entſtellung der Wahrheit zu der Sie nicht berechtigt ſind, Sir Robert," ſagte Franz Seraph lebhaft.

„Freilich nicht, Sir! Nur Einmal ſagte Roſabel, als wir von ihren Freiern ſprachen: Ich habe nur einen einzigen Mann gekannt, den ich hätte lieben können, wenn Gott es ſo gefügt hätte. Da er es aber nicht ſo fügte, habe ich daraus geſchloſſen es ſei ſein Wille, daß ich nur ihn allein lieben ſolle und dabei fahre ich wohl." — Das ſagte ſie mit dem ſüßen ſtillen Lächeln, das ihr eigen iſt .... ein Lächeln, bei dem ich immer an das Paradies, an Engel, an das Kind Jeſu oder an ſonſt etwas Himmliſches denken muß — und das jetzt hinter den Kloſtermauern für mich verſchwinden ſoll! .... Sir! ich muß durchaus fragen: Wie war es möglich, daß Sie meine Roſabel nicht liebten?"

„Sie wiſſen es, Sir Robert! Sie allein auf Erden kennen mein Geheimniß, welches jetzt bald keines mehr ſein wird. Eine andere Antwort kann ich Ihnen nicht geben."

„Sie müſſen Nachſicht mit mir haben, Sir .... Roſabel iſt mir an's Herz gewachſen, wie eine rankende Roſe ſich an ein Gemäuer heranwächſt. Iſt es Gottes Wille, ſo will ich ſie ihm freilich geben, allein ich wünſchte es wäre ſein Wille, daß ich ſie behielte, daß ſie in der Welt bliebe, ſich gut verheirathete und dadurch glücklich würde und glücklich machte .... wie das bei Millionen ihres Geſchlechts der Fall iſt. Und nun will ſie, juſt ſie, meine einzige Tochter, eine Ausnahme machen. Livia Granford iſt zwar auch in's Kloſter gegangen, aber ihre Mutter hat noch zwei Töchter."

„Wohin iſt Livia Granford gegangen?" fragte Franz Seraph theilnehmend.

„In's Kloſter vom Guten Hirten zu Hammerſmith, London .... und dahin will auch Roſabel, ausdrücklich mit der Bemerkung, ſie wolle in den allerelendeſten Seelen Gott dienen. Stellen Sie ſich dies vor, Sir, von der feinen, reinen, zarten, lichten Roſabella!"

„Deo servire regnare est," entgegnete Franz Seraph tief bewegt: „Livia Granford und Roſabella Balmond ſind Auserwählte, Sir Robert."

„Das ſagen Sie, weil Sie einem ähnlichen Beruf folgen, denn der Prieſter muß ja auch den Seelen dienen, mögen ſie noch ſo ſchlimm, noch ſo armſelig ſein."

„Ich ſage es, weil Chriſtus es geſagt hat, als er denen, welche um des Himmelreichs willen allem Irdiſchen entſagten, einen hundertfachen Lohn verhieß."

So ſprachen ſie noch lange miteinander und Franz Seraph ſuchte den betrübten Vater zu tröſten und aufzurichten. Nach einigen Tagen ſtellte ſich Sir Robert wieder bei ihm ein und ſagte, er habe die nachgeſuchte Audienz bei dem heiligen Vater gehabt und dieſer habe ſich über Roſabella's Vorhaben ſo ausgeſprochen wie ſich das erwarten ließ.

„Ich muß mich alſo in den Willen Gottes ergeben,“ ſetzte er hinzu: „aber es wird mir furchtbar ſchwer.“

„Geduld, Sir Robert! Sie werden anders reden, wenn Sie Ihre Tochter glücklich wiſſen! Sehen Sie, ich reiſe jetzt zu meiner Mutter um ihr mein Vorhaben anzukündigen und obſchon ich ihr einziges Kind bin, hoffe ich auf ihre volle, freudige Zuſtimmung.“

„Es gibt chriſtliche Heldenſeelen, beſonders unter den Frauen und Lady Balmond hat auch etwas von dieſem Heroismus — ja Sir, das weiß ich! aber Rob Balmond von Balmond-Caſtle hat ihn nun einmal nicht und muß handeln, als ob er ihn hätte. Bei St. Georg, eine ſchwere Aufgabe! — Jetzt aber da wir uns trennen und wahrſcheinlich für's Leben — eine Frage! Geben Sie mir mein Wort des Stillſchweigens über Ihre Abſichten zurück?“

„Nein, Sir Robert!“ erwiderte Franz Seraph nach einigem Nachdenken: „wie die Sachen nun einmal ſtehen, ſcheint es mir am Beſten, daß ich gleichſam todt für Miß Roſabella ſei. Das Menſchenherz iſt ein wunderliches Ding! es wäre möglich, daß das Opfer Ihrer herrlichen Tochter minder vollkommen ſein würde, wenn ſie meinen Entſchluß erführe; daß ſie einen gewiſſen Troſt darin fände, der nicht unmittelbar von Gott kommt. Dieſen Hauch von Unvollkommenheit wollen wir der ſchönen, reinen Seele erſparen, nicht wahr, Sir Robert? Hätte ſich Miß Roſabella vermählt, ſo hätte ich nichts gegen die Mittheilung eingewendet; aber die Braut Chriſti — und gar dieſe Braut! — muß zart behandelt werden.“

„Das muß ich geſtehen, Sir, Sie ſind zart und hoch genug — und ich werde unverbrüchlich ſchweigen .... werde nur beiläufig Ihrer erwähnen und ſagen, Sie wären im Begriff geweſen zu Ihrer Mutter zu reiſen. Und nun, Sir, Gott befohlen! und wenn Sie dereinſt vor dem Altar des Herrn ſtehen und das heilige Meßopfer darbringen, ſo beten Sie für Ihren alten Freund, Rob Balmond, um ein glückſeliges Sterbſtündlein.“

Dem alten Manne ſtanden Thränen in den Augen und mit tiefer Rührung drückte Franz Seraph die ehrliche Hand, die ihm ſo gern ein koſtbares Kleinod anvertraut hätte. So trennten ſie ſich — Jeder um ſeinen Kreuzesweg zu betreten, dieſen wunderbaren Weg, der ſo vielfach geſtaltet iſt wie das Menſchenherz. Auf Erden hörten und ſahen ſie nichts mehr von einander.

Franz Seraph reiste ab ohne irgend ein Aufſehen zu machen. Er behielt ſein Atelier, ließ ſeine Gypsabgüſſe darin ſtehen und ſagte ſeinen Freunden, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom müſſe er die Luft der Heimat athmen und ſeine Familie wiederſehen. Den Engel der Auferſtehung ſchickte er nach Cronenſtein während er nach Vevay reiste. Alles in ihm war ruhig, überlegt und geordnet, durchleuchtet von heiliger Liebe und von himmliſchen Hoffnungen. So langte er an und die Villa paisible beherbergte drei friedlich glückliche Menſchen — glücklich wie jene ſind, die Gott über Alles lieben. Telesphor, der friedenloſe, war nicht mehr da.

An dem Abend ſeines letzten Geſprächs mit Floreſtine kam Frau von Strahl erſt um neun Uhr mit der Kammerfrau aus der Stadt zurück. Telesphor hatte ſich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen und war nicht zum Thee erſchienen. Gleich darauf brach ein heftiges Gewitter aus, welches während der halben Nacht tobte und die Bewohnerinnen der Villa verhinderte, die Ruhe zu ſuchen. Das geſchah erſt gegen Morgen. Als nun im Hauſe Alles ſchlief und in der Natur Alles ſtill war, öffnete ſich leiſe eine Zimmerthür, ging ein vorſichtiger Schritt unhörbar die mit einem Teppich belegte Stiege hinab, öffnete eine Hand geräuſchlos die Hausthür — und Telesphor ſtand im Freien mit ſeinem Koffer auf der Schulter. Der Morgenwind ſtrich über das balſamiſche junge Laub der Caſtanienbäume, durch die duftenden Gebüſche von Jasmin und Cytiſus, über die erfriſchte, von Frühlingskräften geſchwellte Erde — eine Nachtigall flötete das Lied der ſehnſüchtigen Liebe — eine Lerche ſtieg auf und ſang das Lied der Liebe, die den Himmel ſucht. Er ſah und hörte von dem Allen ſo wenig, als ob ein Sibirien ihn umgeben hätte und ging dem Thor zu. Als der Weg eine Krümmung machte, welche bei dem nächſten Schritt das Haus dem Blick entzog, blieb er ſtehen und ſchaute zurück. Alle Fenſter waren feſt geſchloſſen; nichts regte ſich; Niemand ahnte ſeine Flucht. Auf Floreſtinens Fenſter heftete ſich ſtarr ſein Auge; ihm war als müſſe ſie davon erwachen; aber ſie erwachte nicht! Da raffte er ſich auf wie mit brechendem Herzen und ſprach tonlos: Lebewohl, du Alles was ich geliebt habe. Er ging weiter, öffnete vorſichtig das Thor damit die Glocke nicht allzu laut erſchalle und ſchlug mit ſeinem Koffer — einer leichten Laſt! — den Weg zum Eiſenbahnhof ein.

Als Floreſtine zur gewohnten Stunde ihrem Kammermädchen ſchellte, trat dieſes ganz verſtört ein und meldete, der Herr Doctor ſei über Nacht verſchwunden, ſein Zimmer ſei leer als habe nie ein Menſch es bewohnt und vor einer Stunde ſei ein Knabe gekommen, der den Haus- und den Thorſchlüſſel überbracht habe.

„Wer weiß welche Nachricht den Doctor zu dieſer ſchleunigen Abreiſe beſtimmt hat“ — ſagte Floreſtine mit äußerer Ruhe; aber der Gedanke zerriß ihr Herz, daß ſie ihn hinausgetrieben habe in die wilde Gewitternacht und als ſie mit Frau von Strahl allein war und dieſe nach dem Schlüſſel des Räthſels fragte, verhehlte Floreſtine ihr nichts. Zum Erſtenmal in ihrem Leben billigte die Tante nicht das Benehmen der Nichte.

„Was ſchadete Dir dieſe ſtille huldigende Liebe? ſie machte ihn glücklich; Du hätteſt ihn durch ſie für Gott und den Glauben gewonnen und war das einmal geſchehen, ſo gab er ſie von ſelbſt auf.“

„Das ſind willkürliche Annahmen, Tante! ſie machte ihn nicht glücklich, denn das wird man nicht durch unerfüllbare Wünſche — und wenn ich ſie mir gefallen ließ, hätte ſie ihn wahrſcheinlich mehr zu mir als zu Gott hingezogen. Ich will aber nichts von einer Liebe wiſſen, die ich nicht erwidern kann.“

„Da dachte die heilige Tereſa ganz anders wie Du! Sie gab ſich die größte Mühe um die Liebe eines Mannes an ſich zu feſſeln, und ihn dadurch von einer böſen Leidenſchaft ab- und zu Gott hinzuziehen, was ihr denn auch vollſtändig gelang.“

„Die heilige Tereſa hatte für ihre Handlungen einzuſtehen und ich für die meinen,“ ſagte Floreſtine gelaſſen. „Da ihr das Wagſtück gelang, wird Gott ihr beigeſtanden haben. Für mich aber ſind ſolche Dinge viel zu hoch. Ich muß mich darauf beſchränken, den ganz gewöhnlichen geraden Weg zu gehen und Alles zu meiden, was wie Falſchheit ausſieht. Ich kann nicht aus Liebe zu Gott mit dem wunden Herzen eines Menſchen ſpielen und Hoffnungen in ihm anregen, von denen ich weiß, daß ich ſie nicht erfüllen werde.“

„Nun zieht er fort in’s Elend . . . . . leiblich und geiſtig! geht vielleicht auf ewig zu Grunde, weil Du nicht verſtanden haſt ihn richtig zu behandeln.“

„Es kann ſein daß ich es nicht verſtanden habe,“ erwiderte Floreſtine ſanftmüthig: „aber mein Gewiſſen war meine Richtſchnur und das klagt mich nicht an, obgleich mich dieſe Wendung der Dinge namenlos ſchmerzt. Habe ich gefehlt, ſo war es aus Mangel an Erfahrung. Lügen kann ich nicht.“

„Es wäre keine Lüge, ſondern nur milde Duldung geweſen.“

„Nein, Tante! in dieſem Fall wäre es zweideutig, wäre es falſch geweſen. Eine Liebe muß man ehrlich annehmen oder entſchieden zurückweiſen.“

„Du biſt gar zu ehrlich, Flore! man muß die Menſchen zuweilen durch eine kleine unſchuldige Liſt zu ihrem Glück führen.“

„Das gebe ich gern zu . . . . nur muß die Liſt auch wirklich unſchuldig ſein und nicht die Gefahr mit ſich bringen, zwei Seelen in's Verderben zu ſtürzen.“

„Zwei Seelen in's Verderben? wo ſiehſt Du das? ich faſſe nur die Rettung einer Seele in's Auge.“

„Sobald ich nicht mehr auf dem geraden Wege bin, kann ich auf ſchlimme Abwege gerathen und meiner und Telesphors Seele furchtbar ſchaden“ . . . —

„Aber, Flore, welch ein Gedanke!“ unterbrach Frau von Strahl: „ſo etwas iſt freilich der heiligen Tereſa nicht eingefallen!“

„Daraus kannſt Du den Unterſchied zwiſchen der Heiligen und Deiner armſeligen Nichte ganz deutlich erkennen, Täntchen,“ ſagte Floreſtine lieblich: „ſie handelte in einem bedenklichen Fall nach einer höheren Eingebung und ich nach meinem Gewiſſen. Du darfſt nicht einem elenden Menſchenkind die Handlungsweiſe einer Heiligen zumuthen — und um ſo weniger, als die heilige Tereſa ſelbſt ihr eigenes Verfahren ſcharf tadelt.“

„Nun, Eines ſteht feſt und zwar die Hauptſache: Telesphor iſt für den Glauben verloren!“

„Nein, Tante, das ſteht gar nicht feſt! das nehme ich durchaus nicht an! Liebt er mich und war es der Zweck dieſer Liebe ihn zu retten — nun, ſo wird ſie ihn retten, nur nicht in menſchlicher Weiſe. Der barmherzige Gott wird ſie zu benutzen wiſſen. Mit meinem Herzen konnte ich Telesphor nicht retten; vielleicht kann ich es mit meiner Seele.“

„Ein ſolcher Einfluß ſieht Telesphors Antecedentien gar nicht ähnlich! Mißgeſchick drückt ihn immer tiefer herab.“

Floreſtine ſchwieg. Sie war feſt überzeugt das Rechte gethan zu haben und weil ſie es war, ſah ſie über die nächſte traurige Folge hinweg und hoffte, Gottes Barmherzigkeit werde das dünne goldene Fädchen dieſer Liebe benutzen um damit Telesphor an den Himmel zu binden. O mein Gott, ſeufzte ſie, ich wollte ſein Leben hienieden erleichtern und lichten: er ſtieß meinen guten Willen zurück. Jetzt, mein Gott, will ich nichts weiter als ihn retten für's ewige Leben. Jetzt nimm Du in Gnaden meinen guten Willen und das Wenige was ich noch zu opfern habe, für ihn an. Aber ihn lieben .... irdiſch und menſchlich ihn lieben .... das kann ich nicht — und könnte ich es, ſo würde ich es nicht wollen.

Einen Tag ſpäter traf Franz Seraph ein. Nach fünf Jahren ſahen dieſe drei Menſchen ſich wieder. Was lag nicht alles in dieſen fünf Jahren! welche Sorgen und Gebete der Mutter! welche Arbeiten, Kämpfe und Siege des Sohnes! welch ein zertrümmertes Leben für Floreſtine. Aber umſomehr war es eine namenloſe Freude wieder beiſammen zu ſein mit dem alten Herzen, über welchem der Wechſel und Wandel ſpurlos dahingegangen war. Einen höheren Schwung nahm dieſe Freude, als Franz Seraph ſeinen Entſchluß ausſprach ſich dem geiſtlichen Stande widmen zu wollen. Im erſten Augenblick erſchrak Frau von Strahl und es that ihr leid, den Sohn von ſeiner Künſtlerlaufbahn zurücktreten und die Frucht verlieren zu ſehen, für die er ſo manches Jahr gearbeitet hatte; — leid, daß er verzichten wolle auf einen berühmten Namen, eine ſchöne Thätigkeit, eine freie Stellung, eine glückverheißende Zukunft. Sie fragte beſorgt:

„Woher dieſer plötzliche, gewaltige Entſchluß?“

„O liebe Mutter, er iſt mir nicht plötzlich gekommen,“ verſetzte Franz Seraph lächelnd: „er arbeitete in mir von dem Moment an, da ich Cronenſtein verließ. Ununterbrochen hörte ich eine Stimme mich fragen: Gibt es nichts Höheres zu thun, als den Thon zu kneten? — Dann aber machte mich Telesphors Schickſal gewaltig ſtutzen. Konnte er ſich ſo täuſchen oder vielmehr ſo irr machen laſſen, ſo war Vorſicht und Selbſtprüfung nöthig. Ich wollte wiſſen, ob ich die Berührung mit der Welt und mit dem Schönen und mit den Freuden, die ſie bietet, ertragen könne ohne nach ihnen zu verlangen; ob der Wille, der zur Entſagung antreibt, mächtiger ſei als der Wille der zum Genuß und Beſitz der Welt hindrängt. Mit dieſer feſten Abſicht ging ich nach Rom und ich legte mir zugleich das Opfer auf, fünf Jahre fern von der Heimat und meinen Lieben zu bleiben um mich innerlich recht frei zu halten. Mit Gottes Gnade beſtand ich die Prüfung und ich denke jetzt in Innsbruck Theologie zu ſtudiren und in den Clerus unſerer Diözeſe einzutreten. Du ſiehſt, liebe Mutter, von Uebereilung iſt gar keine Rede und auch nicht von Wankelmuth. Das Schöne war von Kindheit an meine Liebe und mein Ziel. Ich gehe nur einen Schritt höher hinauf — dem Schönſten zu."

Frau von Strahl umarmte ſprachlos vor tiefer Bewegung ihren Sohn, während Floreſtine frohlockte.

„O der gebenedeite Schritt! er möge Dir und uns Allen Segen bringen. O Franz Seraph, Deine Primiz feierſt Du in der Pfarrkirche von X. nicht wahr? .... aber die zweite Meſſe wirſt Du in unſerer Capelle leſen. Bis dahin ſind mit Gottes Hülfe die Verhältniſſe von Cronenſtein geordnet .... dann bleiben wir dort zuſammen wie in den Tagen unſerer Jugend — nur ganz anders! aber immer ſo wie Gott es will.

Ihre Stimme brach in Thränen und ganz erſchöpft lehnte ſie ſich zurück.

„Ich kann große Freude nicht ertragen; ſie iſt mir fremd geworden,“ ſetzte ſie wehmüthig hinzu.

Franz Seraph fand ihr Ausſehen beängſtigend. Ihr Auge war ſo ungewöhnlich groß und glänzend und lag ſo tief hinter den langen Wimpern; ihre Haltung war ſo müde und ihr Huſten ſo beklemmend. Er äußerte es gegen ſeine Mutter; aber dieſer ging es wie gar vielen Perſonen, welche liebe Kranke pflegen: theils gewöhnen ſie ſich an deren Zuſtand, theils täuſchen ſie ſich über ihn. Frau von Strahl erwiderte:

„Ja, ſie iſt noch recht ſchwach — aber rieſenſtark im Vergleich zu dem Zuſtand in welchem ſie ſich während des ganzen Winters befand. Bald ſchien ihr leibliches und bald ihr geiſtiges Leben zu erlöſchen; das wechſelte ab, monatelang! Jetzt iſt ihr Nervenſyſtem freilich ſehr angegriffen und die traurige Begebenheit mit Telesphor hat ſie bedeuker noch athmet, hoffen wir auf ſeine Geneſung. Warum wollten wir ſo grauſam gegen uns ſelbſt und ſo verzagt an der göttlichen Barmherzigkeit ſein und weniger Hoffnung für einen Seelenkranken haben?“

Allmälig ließ ſich Frau von Strahl zu der Anſicht ihres Sohnes bekehren, ſo daß Floreſtine den Troſt hatte dieſen Punkt zwiſchen ihr und der Tante ausgeglichen zu ſehen; aber in ihrer Seele blieb die Sorge um Teleſphor ein ſtehender Schmerz, den ſie unabläſſig dem lieben Gott klagte und ihn anflehte, den armen Verirrten zu retten. Der Gedanke, ihr Benehmen habe ihn zur letzten Verzweiflung getrieben, ihn, dem ſie ſo viel Dank ſchuldete, ihn, den ſie durch ein anderes Benehmen vielleicht auf einen beſſeren Weg geführt hätte, war zuweilen eine ſolche Marter für ſie, daß ſie vor Gott weinte: Laß mich leiden, laß mich ſterben .... aber rette ſeine Seele! .... ich bin bereit, mich ganz für ihn aufzuopfern .... doch gegen mein Gewiſſen kann ich nicht handeln .... falſch ſein kann ich nicht und wenn tauſend Seelen auf dem Spiel ſtänden.

Franz Seraph wünſchte in die Heimat zu gehen, um ſeine Verwandten zu beſuchen und ſeinen Engel der Auferſtehung in der Capelle zu Cronenſtein aufzuſtellen. Floreſtine drang darauf, daß Frau von Strahl ihn begleite.

„Nach ſo langer Trennung müſſen Mutter und Sohn beiſammen bleiben,“ ſagte ſie lieblich.

„Und Du?“ fragte Franz Seraph traurig.

„O ich! .... von mir iſt nicht die Rede!“

„O doch! und ſehr! .... Willſt Du nicht mitgehen?“

Ein nervöſes Zittern überfiel ſie ſo heftig, daß Franz Seraph erſchreckt ihre Hand ergriff.

„Du ſiehſt, wie ſchwach ich noch bin,“ ſagte ſie mühſam: „ſchwach iſt das Herz und ſchwach der Leib. Die Vorſtellung überwältigt mich, daß ich nichts auf Cronenſtein finde, als ein weites Grab, worin Vater, Mutter, Mann und Söhne ruhen — daß ich ganz einſam auf der weiten Welt bin — ja, daß ich heimatlos auf der Welt bin, denn in dieſem Augenblick iſt Cronenſtein nicht mein! .... Ich werde mich faſſen, mich nach und nach an das Alles gewöhnen — ich werde vielleicht dermaleinſt recht zufrieden und ruhig auf Cronenſtein leben. Aber jetzt kann ich nicht hingehen. Dieſe gräßlichen Geldverwickelungen müſſen erſt vollkommen gelöst ſein, denn ſo lange dieſer Alp auf meiner wunden Bruſt und meinem blutenden Herzen liegt, kann ich in der Heimat weder frei aufathmen, noch frei die Augen aufſchlagen.“

„Liebe Flore!“ unterbrach er bittend.

„Das verſtehſt Du nicht, Franz Seraph! zum

Glück nicht!“ ſagte ſie lebhaft: „Du weißt nicht, was das iſt, auf einem geliebten Andenken dieſen Makel ungetilgt zu wiſſen! — Ich alſo gehe nicht mit Dir; aber Deine Mutter muß mit Dir gehen! ſie muß ſich erholen von dem ſchweren Winter, den ſie bei mir gehabt hat. Ich kann jetzt exiſtiren ohne ihre treue Pflege .... und muß lernen fortan auf eigenen Füßen zu ſtehen,“ ſetzte ſie mit wehmüthigem Lächeln hinzu.

„Mit Dir iſt nicht zu ſtreiten, denn Du haſt immer Recht,“ erwiderte Franz Seraph. —

Im Juni, als die Hitze am Genfer See ſchon läſtig wurde, verödete die Villa paisible, deren Bewohner an die kühleren Ufer des Vierwaldſtätter See's ſich begaben. Von dort ging Franz Seraph mit ſeiner Mutter nach Deutſchland, und Floreſtine ließ ſich in einer der dortigen Penſionen nieder, wie das in der Schweiz üblich iſt. Nun war ſie zum Erſtenmal in ihrem Leben ganz allein, ohne Schutz, ohne Geſellſchaft, zwiſchen lauter Fremden. Das iſt eine gute Vorſchule für meine Zukunft! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Gott allein iſt meine Zuflucht und mein Helfer.

Und Telesphor — wo war er? — Er war in Wien. Er ließ ſich als Mitarbeiter an einem Tageblatt anſtellen, welches durch ſeinen Haß gegen die katholiſche Kirche berüchtigt iſt — und in dieſem Sinn ſchrieb er. Er haßte die Kirche, weil Floreſtine deren treue Tochter war. Früher hatte er ſie gehaßt, weil er ihr treuloſer Sohn war. Dann, wie auf einen Rauſch matte Ernüchterung folgt, war die Glut des Haſſes in todte Aſche der Gleichgültigkeit übergegangen und ſein erſtorbenes Herz haßte und liebte nichts mehr. Als es aber zu dieſem neuen Gefühl für Floreſtine erwachte, da regte ſich auch wieder ſeine alte gewaltige Leidenſchaftlichkeit und das, was ihn auf ſeine Weiſe nicht glücklich machen konnte, machte ihn namenlos elend. Seine Verirrungen entſprangen wie bei den meiſten Menſchen, nicht aus Mangel an Erkenntniß des Rechten, ſondern aus Mangel an Willen das Rechte zu thun und nur in Folge der ſittlichen Schwäche verlor er die klare Einſicht und das richtige Urtheil. Aber in ſeinem Geiſt, der urſprünglich den höchſten Gedanken zugewendet und auf dem lichteſten Gebiet der Intelligenz zu Hauſe war, blieb ein beſtändiger leiſer Widerſpruch gegen die Theorien ſeiner Leidenſchaft und nur gewaltſam ließ er ſich zu ihrem Dienſt herabzwingen. Dieſer unbotmäßige Geiſt verſagte einſt ſeine Mitwirkung, als Telesphor für Liſa Rink ſchreiben wollte. Jetzt fand dieſer Geiſt keine Logik darin, daß die katholiſche Kirche zu haſſen ſei, weil eine katholiſche Frau eine Liebe zurückgewieſen habe. Allein der wüthende

Haß des Herzens ſollte nun einmal jetzt ebenſo ſeinen Ausdruck finden, wie früher deſſen raſende Liebe — und ſo griff Telesphor wieder zu demſelben Mittel: er ſchrieb des Nachts und bei der Champagnerflaſche. Seine Artikel waren ſo wie das Blatt ſie brauchte: frech, höhniſch, jede edle Ueberzeugung, folglich vor allen Dingen den katholiſchen Glauben herabwürdigend und Alles verzerrend, was irgendwie mit der katholiſchen Kirche zuſammenhing. Seine Artikel wurden ein Hochgenuß für die Gäſte der Kaffeehäuſer und ein Licht des Fortſchritts, dem alle fortgeſchrittenen Lieutenants, alle verkommene Literaten und praxisloſe Advokaten feurigen Beifall ſchenkten. Seine Artikel wurden auch gut honorirt, ſo daß der Champagner nicht ausging.

Das war Telesphor's Leben in Wien. An Studien, Wiſſenſchaft, Laufbahn dachte er nicht mehr. Zuweilen dachte er an etwas, das er gern mit glühender Kohle aus ſeinem Gedächtniß herausgebrannt hätte. Er dachte an jene Skizze von Franz Seraph, auf welcher die unſeligen Kinder des Abgrunds ſich von dem ſeligen Geiſt abwenden, der an ihnen vorüber ſchwebt. —

Seine Verwandten in X. wußten gar nichts von ihm. Er hatte ſeinen ohnehin ſpärlichen Briefwechſel mit Rabener abgebrochen, ſeitdem er ſich ſein kleines Erbtheil zuſenden ließ. Als Frau von

Strahl mit Franz Seraph nach Cronenſtein kam, wo der Engel der Auferſtehung aufgeſtellt werden ſollte, eilten Telesphor's Schweſtern zu ihr um Auskunft über den Bruder zu haben. Frau von Strahl konnte nur ſagen, daß er ſich bei Oswald's Tod und nach demſelben mit aufopfernder Hingebung Floreſtinen gewidmet habe; nach deren Geneſung aber urplötzlich verſchwunden und verſchollen ſei; denn die Nachforſchungen hätten keine andere Nachricht gebracht, als daß er ſich nach Italien gewendet habe.

Die Schweſtern beſprachen untereinander ſein trauriges Schickſal.

„Ohne Glauben irrt er nun in der böſen Welt umher!“ ſeufzte Afra.

„Ohne Zweck und Beſchäftigung muß er auf Abwege gerathen,“ ſagte die Doctorin Hellmut.

„Ohne Geld muß er vor allen Dingen verhungern!“ rief Agathe: „ſein Studentenleben iſt mit der väterlichen Erbſchaft fertig geworden; — ſein Vagabundenleben wird ſehr bald die paar Gulden der guten Mutter verſchlungen haben.“

„Die Gräfin kann ja für ihn ſorgen,“ meinte Franziska: „das iſt doch das Geringſte, was ſie thun kann, da er ſich ihr ganz gewidmet hat.“

„Sie wird ohne Zweifel thun, was ſich gebührt,“ ſagte die Doctorin: „aber lebenslänglich für Teles zu ſorgen — dieſe Verpflichtung hat ſie nicht.“

„Sie könnte das auch gar nicht, die gute Gräfin, da ſie ſich noch manches Jahr mit einer ſehr beſcheidenen Rente behelfen muß,“ ſetzte Agathe hinzu.

„Ja, die Männer!“ rief Franziska ergrimmt, „Ungeheuer ſind es — das behaupte ich! Dieſer Teles! ganz X. ſtarrt ihn an wie ein Weltwunder von Klugheit und Tugend zwanzig Jahre lang. Dann vergafft er ſich in eine Comödiantin und in diverſe andere Weiber — und wird ein ausgemachter Vagabund! Vielleicht hat er ſich auch in die Gräfin vergafft! . . . . die Frechheit ſieht ihm ganz ähnlich. Dieſer Graf Lauingen — auch ein Ungeheuer, ein Verſchwender, ein Spieler, bringt ſeine Frau an den Bettelſtab und den Grabesrand und galt auch für muſterhaft! Wie mögen die erſt ſein, die nicht für muſterhaft und Tugendſpiegel gelten!“

„Dies ſind freilich zwei traurige Fälle,“ ſagte die ſanftmüthige Doctorin, „aber es gibt auch ſehr brave Männer.“

„Wie z. B. der Sohn der Frau Majorin,“ ergänzte Agathe: „man ſagt, er wolle geiſtlich werden.“

„Herr von Strahl! . . . . der intereſſante Mann, mit den ſchönen, ſchwärmeriſchen Künſtleraugen — geiſtlich!“ ſagte Franziska ſtarr vor Erſtaunen: „Nun, das überſteigt denn doch alle Begriffe! wer hätte hinter ſeiner edeln Stirn dieſe Bornirtheit geſucht! aber es iſt nun einmal ſo: das Männergeſchlecht zerfällt in zwei Claſſen, in die der Ungeheuer und in die der Dummköpfe."

Die Schweſtern waren an ihre Art gewöhnt und ließen ſie reden, theils weil ſie als unverbeſſerlich ſie betrachteten, theils weil ſie Mitleid mit ihr hatten, denn Franziska lebte in einer ſehr unglücklichen Ehe, die ihr Gemüth mehr und mehr verbitterte und die für ganz X. kein Geheimniß war. Als die Schweſtern ſich getrennt hatten ſagte Afra zu Agathe:

„Iſt es denn wirklich wahr, daß Rabener die Bürgermeiſterin nach Amerika begleitet?"

„Gott gebe daß es nicht der Fall ſei!" verſetzte Agathe: „wir haben genug des Scandals in unſerer Familie an Teles!"

„Die arme Fränz!" ſeufzte Afra.

„Sie hat ſich ihre Ruthe ſelbſt gebunden," ſagte Agathe. — —

Die Frau Bürgermeiſterin in ſchwarzen Moire antique gekleidet, obwohl es hoher Sommer und zehn Uhr Vormittags war, rauſchte wie eine Gewitterwolke in den Laden hinein, wo ihr friedfertiger Gatte ſo eben die vortreffliche Qualität ſeines Honigs und deſſen übermäßige Billigkeit vor einigen zweifelſüchtigen Kunden pries. Mit gänzlicher Nichtachtung dieſer für einen Kaufmann ſo wichtigen Geſchöpfe, rauſchte die Frau Bürgermeiſterin in's Ladenzimmer hinein, wendete ſich auf der Thürſchwelle um und rief majeſtätiſch:

„Mann!“

Ohne ſeine Antwort abzuwarten verſchwand ſie. Er hatte freilich geſagt: „Gleich, Bärbele, gleich!“ indeſſen fertigte er doch noch ein halbes Dutzend Kunden ab, bevor er vor ſeiner Gattin erſchien. Mürriſch wie immer, wenn er wegen eines Zwiegeſprächs mit ihr ſeinen Laden verlaſſen mußte, blieb er vor ihr ſtehen und fragte kurz:

„Was gibt's Neues?“

„Nichts Neues,“ erwiderte ſie mit hoher Miene: „ich will Dir nur meinen wohlüberlegten, unerſchütterlichen Entſchluß mittheilen. Weigerſt Du Dich noch immer, nach New-York zu gehen und die Erbſchaft meines Bruders in Empfang zu nehmen?“

„Gegen den Empfang der Erbſchaft, Bärbele, weigere ich mich gar nicht; gegen die Reiſe ganz entſchieden, denn ſie iſt nicht nothwendig. Vinzenz Guldman iſt todt, ſeine Frau iſt todt, ſein Bübchen iſt todt. Die Cholera hat ſie alle drei an einem Tage mitgenommen. Deine Schweſter iſt auch in der Ewigkeit; Du biſt alſo ganz unbeſtritten die einzige Erbin. Da gibt es keine Schwierigkeiten, keine Verwickelungen. Die Gerichte hüben und drüben beſorgen die Sache ganz ſchön. Weshalb ſoll ich mein Amt und mein Geſchäft im Stich laſſen und auf dem Meer mein Leben wagen? Nein, Bärbe! das thue ich abſolut nicht.“

„So werde ich es thun! ich will nicht die Hälfte der Erbſchaft in den Klauen der Rabuliſten von New-York laſſen, die ſie ſchon ein Jahr feſthalten. Tritt die Schweſter von Vinzenz Guldman in eigener Perſon dort auf, ſo bekommen ſie Reſpect, weil ſie merken, daß man ihnen auf die Finger ſieht und nicht geneigt iſt, ſich über's Ohr hauen zu laſſen.“

„Du biſt närriſch geworden, Bärbe! Du kannſt ja keine Sylbe Engliſch!“

„Deshalb werde ich Jenny mitnehmen.“

„Mein Hannchen mitnehmen? .... das wird ja immer toller!“

„Ich denke, daß die Jenny dort eine ſehr gute Heirath machen wird“ .... —

„Bärbe, hör' auf! nun wird mir's zu toll! Will ein Amerikaner unſer Hannchen heirathen, ſo komme er her und hole ſie. Dawider hab' ich nichts, ſobald er brav und reich iſt. Aber mein Kind hinüberſchicken, wie eine Waare, die ihren Käufer ſucht — das thue ich abſolut nicht .... und ich finde

Deinen Plan höchſt-lächerlich, weil Du keine Frau biſt, die ein großes Geſchäft zu reguliren verſteht."

„Natürlich würde ich einen klugen, ſachverſtändigen und gewandten Mann zur Seite haben müſſen, der mir mit Rath und That beiſteht und deshalb habe ich den Medizinalrath gebeten, mich zu begleiten — und er willigt ein."

„Ich aber willige nicht ein!" rief der Bürgermeiſter mit einer Donnerſtimme, die ſeine Frau noch nie gehört hatte: „gehſt Du mit ihm nach Amerika, ſo magſt Du dort bleiben! mein Haus betrittſt Du dann nicht wieder! einen ſolchen Skandal geſtatte ich nicht in X."

„Als Millionärin komme ich dann zurück," verſetzte die Bürgermeiſterin kalt, „kaufe Schloß Cronenſtein, das nächſtens unter den Hammer kommt, gebe Bälle und Feſte, und ſehe ganz X. auf dem Bauch den Schloßberg hinankriechen, um von mir eingeladen zu werden — und Du kriechſt an der Spitze."

„Zum Donner, nein! ich krieche nicht vor Dir!" rief er und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

„Betrage Dich anſtändig! die Leute im Laden hören Dein lächerliches Toben. Und höre mein letztes Wort: entweder gehſt Du nach Amerika oder ich."

„Ich nicht!“ rief er wüthend, „und Dir verbiete ich die Reiſe!“

Sie lächelte verächtlich und begab ſich ſchweigend in die inneren Gemächer, während ihr Mann in den Laden hineinſchoß und ſich vergeblich bemühte, mit gewohnter Gemüthsruhe ſeine Kunden zu bedienen.

Aber die Frau Bürgermeiſterin war Herr im Hauſe und Millionärin in Hoffnung. Bald ſprach ganz X. davon, daß ſie mit ihrer älteſten Tochter unter dem Schutz des Medizinalraths Rabener nach New-York reiſen werde, um ihre Erbſchaft flüſſig zu machen. Die Einen nannten das eine Pflicht, die ſie ihren ſieben Kindern ſchuldig ſei; die Andern nannten es ein öffentliches Aergerniß. Unbeſchreiblich ſind die Scenen, die ſich im Rabener'ſchen Hauſe zutrugen. Sie waren ſo, wie ſich das von einem Mann ohne Gewiſſen und von einer Frau ohne Selbſtbeherrſchung erwarten läßt, und änderten in keiner Weiſe die Sache. Franziska's Schweſtern und deren Männer miſchten ſich nicht hinein, ſuchten nur Franziska zu beruhigen, die in's Waſſer ſpringen, ihr Haus verlaſſen und in die weite Welt laufen und dergleichen mehr thun wollte, und in ſolcher Verzweiflung und Aufregung war, daß man ihr einen wahnſinnigen Schritt wohl zutrauen konnte. Doctor Hellmut hatte Rabener ganz gelaſſen gefragt, ob es wahr ſei daß er nach New-York reiſen — und was er dann als Kreisarzt mit ſeinen Kranken anfangen wolle. Rabener entgegnete ebenfalls ganz höflich, er habe Urlaub auf ſechs Monate genommen und für einen Stellvertreter geſorgt, um dieſe höchſt intereſſante Reiſe zu machen, die in wiſſenſchaftlicher Beziehung unſchätzbar für ihn ſei, da die amerikaniſchen Aerzte ganz ausgezeichnet in ihrem Fach und Erfinder von ganz neuen Behandlungsweiſen mancher Krankheiten wären, wie ja auch die Anwendung des Chloroforms eine amerikaniſche Erfindung ſei. — Und ſo redete er eine Viertelſtunde fort, die allbekannteſten, oberflächlichſten Dinge, aber ſo ununterbrochen docirend und ſalbungsvoll, daß Doctor Hellmut einſah, Rabener ſei entſchloſſen, die Sache in dieſem Geleiſe zu erhalten.

Als ſich Franziska äußerlich gefaßt hatte, begab ſie ſich eines ſchönen Tages zur Frau Bürgermeiſterin, die eben mit großem Wohlgefallen zwölf Kleider von Moire antique betrachtete, welche über Sopha, Stühle und Tiſche ihres Zimmers ausgeſpreizt waren.

„Sieh' da, liebe Fränz!“ ſagte ſie herablaſſend: „erblickt man Dich endlich einmal? Wie gefallen Dir dieſe Kleider? ſie ſind eben aus der Reſidenz gekommen .... ſechs für mich, ſechs für Jenny, alle von Moire antique. Du weißt, das iſt der Stoff der vornehmen Damen und man muß doch in dem Amerika mit dem gehörigen Anſtand auftreten."

„Gehört es zum Anſtand, daß Du Dich von meinem Mann nach Amerika begleiten läßt?" fragte Franziska ſcharf und machte ſich Platz auf dem Sopha, indem ſie ein paar Kleider bei Seite ſchob.

„In Amerika würde es ſehr auffallen, wenn zwei Damen allein reiſen wollten," ſagte die Bürgermeiſterin, ſtill empört über die rückſichtsloſe Behandlung der Moire antique.

„Das mag für Amerikanerinnen gelten," ſagte Franziska: „Fremde brauchen ſolche Sitten nicht mitzumachen und ich ſage Dir ganz einfach, ich finde Deinen Einfall — fabelhaft! .... eine Ehe, ein ganzes Hausweſen zu verſtören, um Dir einen Reiſebegleiter zu verſchaffen."

„Bei meiner ſchwachen Geſundheit wüßte ich Niemand, der paſſender für mich wäre, als der Medizinalrath."

„Iſt Deine Geſundheit wirklich ſchwach, ſo begib Dich nicht auf die Reiſe."

„Und laß die Erbſchaft zuſammenſchmelzen — nicht wahr? Nein! eine ſolche Rabenmutter bin ich nicht! ich will mein Milliönchen haben! .... zuerſt für mich und dann für meine ſieben Kinder!"

„Warum gehſt Du nicht mit Deinem Mann hinüber — oder er allein?"

„Er allein? .... was würde er für eine erbärmliche Rolle in New-York ſpielen! Er und ich? .... das geht nicht! man kann nicht Haus und Hof und ſieben Kinder ohne Aufſicht zurücklaſſen. Uebrigens ſehe ich nicht ein, weshalb Du mir Dein Mißfallen ausſprichſt! ich habe dem Medizinalrath meinen Vorſchlag gemacht und ihm ein Honorar für ſechs Monate geboten, wie ſeine Praxis es ihm hier in ſechs Jahren nicht einträgt. Er hat ihn angenommen; er wird ihn mit Dir beſprochen haben. Eintauſend Pfund Sterling ſind doch gewiß recht annehmbar und eine völlig freie Reiſe und freier Aufenthalt in Amerika gleichfalls."

„In Deiner Geſellſchaft — nein!" brauste Franziska auf: „ich finde dieſe ganze Geſchichte ſo gemein, ſo unwürdig, daß Dein Mann ſein muß — was er iſt, um ſie zuzugeben und mein Mann — was er iſt, um darauf einzugehen."

„Mein Mann iſt Bürgermeiſter von X. und ich verbitte mir jede Beleidigung ſeiner würdigen Perſönlichkeit," verſetzte mit kaltem Hohn die Bürgermeiſterin: „was Du von Deinem Mann hältſt überlaſſe ich Dir! ich ſchätze ihn hoch und habe es immer gethan. Biſt Du aber zu mir gekommen, um mir unangenehme Dinge zu ſagen, ſo zwingſt Du mich, Dich ſo zu behandeln, wie Du es verdienſt."

Mit dieſen Worten begab ſie ſich in ihr Schlafzimmer, ſchloß die Thür hinter ſich ab und ließ Franziska zwiſchen den zwölf Moire antique-Kleidern ſitzen. In maß- und zügelloſem Zorn ſprang Franziska auf, warf ein halbes Dutzend der Prachtgewänder auf den Fußboden und ſtürmte die Treppe hinab und in den Laden hinein. Da befand ſich der Bürgermeiſter bei ſeinen friedlichen Beſchäftigungen. Sie trat dicht vor ihn hin, legte beide Hände auf ſeine Achſeln, drängte ihn rückwärts bis in den äußerſten Winkel des Ladens und raunte dort dem entſetzten Mann in's Ohr:

„Ihre Frau iſt ein Scheuſal!“

Dann flog ſie hinaus. Die Leute im Laden ſahen ihr nach, die einen kopfſchüttelnd, die anderen ſtarr vor Schreck, während der Bürgermeiſter ganz verblüfft ſagte:

„Gott bewahre! was iſt das für eine wilde Katze!“

Auf der Gaſſe kam Franziska zu ſich und langſam ſetzte ſie den Weg nach ihrem Hauſe fort, das ihr, ſo lange es das Webler'ſche Haus war, ſo wünſchenswerth — aber jetzt wie ein abſcheuliches Gefängniß vorkam. Sie ging durch die Gaſſe, an welcher ihr elterliches Haus lag. Der alte Holzhändler Kühn hatte es nach dem Tode ihres Vaters ſammt dem Geſchäft gekauft und dieſes ſeinem Sohn übergeben, als Georg Kühn vor ein paar Jahren heirathete. Was alſo der alte Herzog, nur unter andern Umſtänden, ſo lebhaft gewünſcht hatte, war geſchehen: Georg Kühn wohnte in ſeinem Hauſe und führte daſſelbe Geſchäft. Georg war nicht mehr der tölpiſche junge Mann, der er vor Jahren unter dem ſtrengen Regiment ſeines Vaters war und deſſen Bewerbung Franziska damals ſo ſchnöde abwies. Die Selbſtändigkeit hatte ihn gereift und er wurde allgemein geachtet als ein äußerſt rechtſchaffener Mann, vernünftig und zuverläſſig im Geſchäft und fromm und brav im Leben. Als Franziska an dem Hauſe vorüberging, ſah ſie nach dem Fenſter hin, wo einſt ihr Nähtiſch ſtand, an welchem ſie ſo mißmuthig zu arbeiten und phantaſtiſche Zukunftsträume zu erſinnen pflegte. Jetzt ſaß Frau Kühn am Fenſter und auf ihrem Schooß ihr kleines Kind — und ihr Mann ſtand neben ihr und ſchäkerte mit dem jauchzenden Kinde und die Eltern ſahen ſo froh und zufrieden aus, als hätte der liebe Gott all ihre Wünſche erfüllt. In der Mitte des Zimmers ſtand der gedeckte Eßtiſch; im Fenſter blühten Nelken und Levkoyen; der Rahmen des Bildes war wie in alter Zeit; das Bild ſelbſt ſo ganz anders, daß es wie ein Schwert durch Franziska's Herz ging: hier wäre auch dein Glück geweſen! Doch ſie hatte nicht verſtanden glücklich zu ſein in den Verhältniſſen, die ihr angewieſen waren; ſie hatte etwas Beſonderes, Außergewöhnliches haben wollen und anſtatt das zu finden, fand ſie nur eine unglückliche Ehe. Sie eilte vorüber und betrat in Thränen gebadet ihr trauriges Haus.

Vierzehn Tage ſpäter reiste die Frau Bürgermeiſterin mit ihrer älteſten Tochter und in Begleitung des Medizinalraths Rabener über Paris und London nach New-York.

Magnificat.

Ein kleiner Ort bei Bozen Namens Gries theilt mit Meran den Ruf eines ſehr milden Clima's. Weil Gries gar klein iſt und nur wenig Häuſer hat, die ſich zur Aufnahme von Fremden eignen, geht aber der große Zug der Wintergäſte nach Meran und gerade dies war der Grund, weßhalb Floreſtine zu Gries blieb, als ſie im September aus der Schweiz nach Tirol kam. Außerhalb des Ortes liegen ein paar Häuſer mit herrlicher Ausſicht auf das reiche, weite, bergumringte, nach Süden geöffnete Thal, durch welches die Etſch gen Lombardien fließt. Floreſtine zog es vor eine kleine Wohnung im Ort ſelbſt zu nehmen, ganz nah bei der Kirche der Benedictiner, welche vor einigen zwanzig Jahren von der kirchenfeindlichen Partei der Radikalen aus Kloſter Muri in der Schweiz verjagt, hier eine Zuflucht fanden und das Gymnaſium beſorgen. Floreſtine hätte auf ihrer Reiſe durch die Schweiz auch die heilige Mutter Gottes in Einſiedeln beſucht und dort von einem Benedictiner Empfehlungsbriefe an ſeine Ordensbrüder in Gries bekommen. Es war ihr ein Troſt im Schutz und Schirm eines Ordenshauſes ihr armes kleines Zelt aufzuſchlagen. Sie war allein. Frau von Strahl blieb dieſen Winter bei ihrer Schweſter Frankenhauſen, die ſehr kränklich geworden war, was ihrem Mann höchſt unerträglich ſchien, weil er, trotz ſeines hohen Alters rüſtig und geiſtesfriſch, Jemand zur Seite haben wollte, mit dem er ſich unterhalten konnte. Frau von Strahl blieb gern bei ihrer Schweſter. Sie hatte nie ein anderes Leben gekannt und geliebt, als das häusliche in der Heimat, und nur ihre große Liebe zu Floreſtine hatte ſie vermogt nach der Schweiz zu gehen, als Lauingen, beſorgt wegen der Geſundheit ſeiner Frau, ſie einlud, die Villa paisible mit ihnen zu theilen. Dieſe Liebe hätte ſie auch bewogen zu Floreſtine nach Tirol zu gehen, wenn nicht Frankenhauſen ſie dictatoriſch in Beſchlag genommen und Floreſtine zu derſelben Zeit geſchrieben hätte, ſie bedürfe durchaus keiner beſonderen Pflege, nur milder Luft, Ruhe und Stille; und ſogar im Fall einer Krankheit ſei ſie verſorgt, da ſie dann eine barmherzige Schweſter haben könne. Das beruhigte Frau von Strahl vollkommen. Franz Seraph beſuchte Floreſtine auf ein paar Tage von Innsbruck aus, ehe die Vorleſungen des Winterhalbjahrs anfingen. Sie freute ſich ſehr ihn zu ſehen, war heiter und liebreich, klagte über nichts; aber er konnte den Gedanken nicht los werden, daß dies ein ganz verſchwebendes Daſein ſei. Wie abgezehrt war ihre Hand, wie wachsbleich ihre Farbe, wie athemlos ihre Bruſt, wie müde ihre Haltung, wie langſam ihr Gang! Er fragte ihren Arzt, was denn dies für eine Krankheit ſei. Der Arzt entgegnete, er kenne die Gräfin ſeit kaum vierzehn Tagen; es ſcheine ein Nervenleiden zu ſein, das alle übrigen Organe in die Mitleidenſchaft hineinziehe.

„Alſo eine gänzliche Desorganiſation . . . . wenn auch erſt im Entſtehen?“ fragte Franz Seraph zitternd.

„Das wollen wir nicht fürchten! ich hoffe vielmehr, es läßt ſich der Nervenzehrung vorbeugen,“ ſagte der Arzt.

Franz Seraph wußte genug!

„Wie fühlſt Du Dich denn eigentlich, liebe Flore?“ fragte er einmal, als ſie ihm ganz erſchöpft ſchien.

„In Gottes Hand,“ antwortete ſie freundlich.

„Du weichſt mir aus,“ ſagte er traurig.

„Doch nicht!“ rief ſie lebhaft: „in Gottes Hand — das iſt die Hauptſache! alles Uebrige iſt Nebenſache.“

„Ich möchte aber auch gern die Nebenſachen wiſſen! bei unſeren Freunden intereſſirt uns das Geringſte.“

„Willſt Du es wiſſen, Franz Seraph? .... Nun, Dir kann ich es ſagen: ich habe mich von dem furchtbaren Schlag nie ganz erholt, der mich durch Oswalds Tod traf, und jetzt habe ich das phyſiſche Gefühl, als ziehe ſich langſam, langſam, das Leben von mir zurück, als könne ich heute nicht mehr was ich geſtern — und morgen nicht mehr, was ich heute konnte — und weil dies Gefühl des Erſterbens ſehr peinlich iſt, aber möglicherweiſe eine Täuſchung ſein kann, die auf einem Nervenleiden beruht: ſo ſage ich mit reinſter Wahrheit, daß ich mich in der Hand Gottes fühle.“

„Bitteſt Du Gott um Deine Geneſung, Flore?“

„Nein, nein.“

„O das mußt Du thun, Flore! Du mußt wieder leben zur Freude, zum Troſt für uns Alle. Wir haben jetzt ja nur Angſt und Sorge um Dich.“

„Vergebt mir!“ ſagte ſie ſanft.

„Ja, wenn Du Dich beſſern willſt!“ ſagte er ſchmerzlich und zärtlich: „im nächſten Frühling ſind die Verhältniſſe wegen Cronenſtein gelichtet und geſchlichtet. Dann mußt Du friſch und geſund dahin zurückkehren und Dein neues heiligſchönes Leben dort führen. Du warſt auf Cronenſtein ein frohes Kind, eine liebliche Jungfrau, Gattin und Mutter mit ihrem Glück und ihren Schmerzen; jetzt mußt Du das gottgefällige Leben der Wittwe dort führen, ein Opferleben, dem Gebet und den Werken der Barmherzigkeit gewidmet. Und in einigen Jahren, wenn Gott mir die Gnade ſchenkt mich zu ſeinem Altar zuzulaſſen — dann komme auch ich nach Cronenſtein und dann führen wir dies Leben zu Zweien — bis dereinſt mein Engel der Auferſtehung auch an unſerem Grabe Wache hält.“

„O ja! das wäre ſchön, Franz Seraph! aber ich ſage nichts Anderes als: Gottes Wille über Alles!“

Als er von ihr Abſchied nahm um nach Innsbruck zurückzukehren, fragte ſie:

„Hörteſt Du in X. gar nichts von dem armen Telesphor?“

„Keine Sylbe.“

„Ich bitte Dich, mache für ihn eine Wallfahrt zur heiligen Mutter Gottes von Abſam. Ich war dort für ihn und auch in Einſiedeln; aber Dein Gebet wird dem lieben Gott wohlgefälliger ſein.“

„Wenn ich nach Abſam gehe, Flore, ſo thue ich es zuerſt und hauptſächlich um Deine Geſundheit zu erbitten.“

„Da haſt Du ſehr Unrecht, Franz Seraph! eine kranke Seele iſt unendlich wichtiger, als ein kranker Körper. Er gehört der Zeit und ſie der Ewigkeit an. Aber ich danke Dir innigſt, Du treues Herz!“ ſetzte ſie liebevoll hinzu.“

So trennten ſie ſich. — —

Es war ein langer, einſamer, ſchwerer Winter, denn das Leben, wie Floreſtine ſagte, zog ſich mehr und mehr von ihr zurück, ſo daß das, was ihr vom Leben übrig blieb, nur eine Qual für ſie war, denn es hinderte ſie zu ſterben. Sie war nicht bettlägerig; ſie ſtand auf, ſie ging zur heiligen Meſſe; aber immer ſo, daß ſie mit der äußerſten Anſtrengung gegen ihre Mattigkeit ankämpfen mußte. Leſen konnte ſie faſt gar nicht, ſprechen wenig; ihre Briefe dictirte ſie ihrem Kammermädchen; von Handarbeit war keine Rede. In dieſem Zuſtand brachte die lebhafte, thätige Floreſtine ihre Tage hin; — aber zugleich in friedlicher Vereinigung mit Gott, dem ſie all' ihre Leiden willig zum Opfer brachte. Ihr Arzt, ihr Beichtvater und einige barmherzige Schweſtern beſuchten ſie oft. Die Letzteren hatten nicht ſelten kleine Anliegen, baten um Almoſen für Arme und Kranke oder empfahlen dem Gebet irgend eine bedürftige Seele — und es war Floreſtinens herzliche Freude die Wünſche der guten Schweſtern zu erfüllen.

Gegen das Ende der Faſtenzeit kam eines Tages Schweſter Cöleſte, aus dem großen Krankenhaus in Bozen zu Floreſtine und ſagte:

„Gnädige Gräfin, Sie haben ja ein mitleidiges Herz, das großes Erbarmen mit armen Sündern hat. Ach, beten Sie doch, daß ein Todtkranker, der ſterben muß und der weiß daß er ſterben muß, nicht ſterbe ohne ſich mit Gott verſöhnt zu haben. Er weigert ſich ſtandhaft und hat doch einen Blutſturz über den anderen.“

„War noch kein Geiſtlicher bei ihm, Schweſter?“

„Geſtern Vormittag wurde er uns in's Haus getragen. Ein italieniſcher Herr begleitete ihn, der aber ſeine Reiſe nach Roveredo fortſetzen mußte. Sie kamen Beide aus Wien, wo der Kranke ſchon ein paarmal einen ſchlimmen Anfall gehabt und doch auf ſeine arme Geſundheit losgeſtürmt hatte — wie ſein Begleiter ſagte. Wir glaubten Alle er liege in den letzten Zügen und ich holte eiligſt den Hausgeiſtlichen. Kaum aber hatte dieſer zwei Worte geſagt, als der Kranke die Augen aufſchlug und ſagte, er habe keinen Prieſter nöthig. Wir hielten ihn alſo für einen Lutheriſchen; aber der italieniſche Herr verſicherte Nein! er ſei katholiſch, ein Deutſcher und heiße Herzog, möge aber in dem Wien wohl etwas vom Katholiſchen abgekommen ſein. So ſtehen die Sachen noch, gnädige Gräfin. Der italieniſche

Herr iſt abgereiſt und der Kranke kann jeden Augenblick in die Agonie eintreten.“

„Es iſt gut, Schweſter Cöleſte, ich werde für den Armen beten und meinen Beichtvater bitten ſein kräftigeres Gebet für ihn aufzuopfern.“

Schweſter Cöleſte entfernte ſich eiligſt und getröſtet und Floreſtine ließ mit namenloſen Gefühlen den Benedictinerpater, dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte zu ſich zu bitten. Er kam und freute ſich ſie ſo belebt zu finden.

„Ja,“ ſagte ſie, „es gilt mehr als ein Leben, mein Vater! bitte, hören Sie mich geduldig an. Ich hatte einen vortrefflichen Vater. Er hinterließ mir ein reiches Erbe; das koſtbarſte Stück dieſes Erbes war die Liebe zu den Seelen. Er ſagte mir nicht, daß ich die Seelen lieben müſſe, ſondern es machte ſich ſo, daß ich an ſeiner Seite die Liebe zu den Seelen gleichſam einathmete und nichts ſo ſehnlichſt wünſchte, als daß alle Menſchen in der Gnade Gottes leben und ſterben möchten. Ich wünſchte dies natürlich am heißeſten für die Meinen, für Verwandte und Freunde, und ſchon als Kind war mir der Gedanke unerträglich einer von ihnen könne ſich für die Ewigkeit von Gott trennen — denn nie anders als für die Ewigkeit habe ich mich mit meiner Liebe eingerichtet. — Was ich um meinen Mann gelitten habe ſagte ich Ihnen ſchon, inſofern es möglich iſt dieſem unerhörten Schmerz Worte zu geben. Ich glaube, daß das Menſchenherz für den Schmerz nicht geſchaffen iſt. Für jeden anderen — ja! im weiteſten Umfang und im vollſten Maß — ja! aber für den Schmerz nicht! Erleben müſſen, daß ſich eine geliebte Seele durch die Sünde auf ewig von Gott trennt — und das zu überleben, das iſt ein Schmerz, der nicht der Erde angehören ſollte. Ich hoffe feſt, daß Gottes Barmherzigkeit mir dieſen Schmerz in Beziehung auf die geliebte Seele meines Mannes erſpart hat. Jetzt aber, mein hochwürdiger Vater, gibt es eine ſehr unglückliche Seele, die weit, ach unendlich weit von ihrem Weg und Ziel abgekommen iſt und ſich ſchließlich in ihrer Verwirrung an mich angeklammert hat . . . . mit einer Liebe, die ich nicht erwidern kann. Aber ich habe die innigſte und lebhafteſte Theilnahme für dieſen Mann, der ein Kind des Hauſes bei meinem Vater — und deſſen ganze Jugend mit der meinen verwebt war. Nachdem wir Beide in die Welt hinaus gekommen waren, wurde ich außordentlich glücklich. In mir und um mich her lachte Alles mich an. Dann aber, bevor ich Zeit gehabt hätte den lieben Gott zu vergeſſen und meines Glückes überdrüſſig zu werden — wie das den armen Glücklichen ſo leicht in der Welt geſchieht! — kam die Gnade der großen Schmerzen über mich und iſt bis zur Stunde nicht von mir gewichen. Das hielt meine Seele in heilſamer Zucht. Ueber ihn aber brach alsbald ſchweres Unglück ein und ſchon in jener Zeit verſuchte ich mehrmals ihn herauszuziehen; aber Gott gab mir dieſe Gnade nicht. Vor anderthalb Jahren kam er an den Genfer See, als wir dort lebten. Er war ſo finſter, ſo bitter, ſo traurig, ſo ruhelos, wie der Menſch es ſein muß, der ſeinen Glauben verlor. Wer im Unglauben aufwuchs und darin fortlebt, kennt dieſen unerhörten Jammer nicht, weil ſeine höheren, übernatürlichen Fähigkeiten unentwickelt ſind. Er kann vielleicht mit aller Aufrichtigkeit denken, das Niedrige ſei das größte Gut; — vielleicht, ſag' ich. Denn ich weiß nicht, ob ſich die Seele, die unſterbliche, das gefallen läßt ohne ſich zuweilen zu empören. Doch das gehört nicht hierher! — Dieſer Mann, mein Pater, hatte den begeiſterten Glauben ſeiner Jugend kläglich verloren und ſeine Seele empfand verzweifelnd den ungeheueren Verluſt. — Bei dem Tode meines Mannes, während meiner langen, erbärmlichen Krankheit benahm er ſich mit einer Aufopferung, die mich ihm auf ewig verpflichtet; aber ich glaube, weil er ſo gut und edel ſich benahm und weil er ſo großes Mitleid mit mir hatte und doch nicht das was er that aus Liebe zu Gott that: ſo wurde daraus zu meinem größten Kummer eine menſchliche Liebe, die ich zurückweiſen mußte. Aber, mein Pater, Eines ſtand feſt bei mir: mit dem Herzen konnte ich ihn nicht lieben; das hätte ihm nicht genützt und mir geſchadet. Doch mit der Seele wollte ich ihn lieben: das konnte für uns Beide nur heilſam ſein. Und wie ich einſt für meinen Mann mein ganzes Glück aufgeopfert habe, damit er zum ſeligen Anſchauen Gottes gelange: ſo opferte ich für dieſen Unglücklichen das auf, was mir noch zu Gebot ſtand — mein armes Leben, damit er nicht für das ewige Leben verloren gehe. Jetzt iſt der entſcheidende Augenblick gekommen: ſterbend liegt er im Krankenhaus in Bozen. Er hat keine Ahnung, daß ich in ſeiner Nähe bin. Ich flehe Sie an ſogleich zu ihm zu gehen und ihm die heiligen Sacramente zu ſpenden, die er bis jetzt zurückwies. Aber wir wollen vertrauen auf Den, der für uns arme Sünder am Kreuz geſtorben iſt und uns Alle ſelig machen will; Der wird Ihnen beiſtehen! Laſſen Sie ſich nur von Schweſter Cöleſte zu dem Kranken aus Wien führen. Gott mit Ihnen, hochwürdiger Pater.“

„Ich will mit Freuden verſuchen Zutritt bei ihm zu gewinnen,“ verſetzte Pater Burkhard; „aber dies iſt eine ſo große Gnadenſache, daß der liebe Gott Alles thun muß.“

„Ich weiß es, mein Pater! Gott muß Alles thun . . . . und eben weil Gott das will, muß er auch ſeine Werkzeuge an uns finden. O bitte, gehen Sie ehe es zu ſpät iſt! Die ewige Liebe hat uns Allen die Anwartſchaft auf den Himmel gegeben; wir ſollen ihn erringen, ihn erringen helfen durch Liebe! O helfen Sie ihm . . . helfen Sie mir!“

„Soll ich Sie nennen für den Fall, daß ich nur dadurch Zutritt zu ihm erlangen kann?“

„Im Nothfall, ja! aber vielleicht wird ihn das aufregen. Nennen Sie ihm zuerſt nur „Beatrice“. Dieſer Name wird ihm ſogleich den richtigen Gedankengang eröffnen.“

Pater Burkhard ging nach dem Krankenhauſe, einem ſchönen Gebäude, außerhalb der Stadt Bozen frei und freundlich gelegen. Er ließ ſich in diejenige Abtheilung der Kranken führen, welche Schweſter Cöleſte bediente und bat ſie ihn zum Kranken aus Wien zu geleiten.

„Es iſt die höchſte Zeit!“ flüſterte ſie: „der Doctor meint es könne nicht länger als dieſe Nacht dauern.“

„Beten Sie, gute Schweſter, damit mein Beſuch nicht vergeblich ſei,“ ſagte Pater Burkhard und öffnete leiſe die bezeichnete Thür.

Als er ſich dem Lager des Kranken näherte, meinte er eine Leiche zu ſehen, ſo tief hatten ſich die Schatten, die der Tod vor ſich her wirft, ſchon auf dies Antlitz herabgeſenkt. Aber Telesphor ſchlug die Augen auf — und in dieſem großen dunkeln Auge war Leben, Bewußtſein und Klarheit. Bevor ſich irgend ein Widerſpruch kund geben konnte, ſagte Pater Burkhard:

„Ich erhielt den Auftrag Sie zu beſuchen, mein Herr. Mich ſendet Beatrice.“

„Sie ſind mir willkommen!“ ſagte Telesphor tonlos, aber mit einem tiefen, ruhigen Blick.

„Sie wiſſen weshalb ich zu Ihnen geſendet bin.“

„Ja! . . . um mich aus der Hölle zu retten! ich will beichten.“ —

Mit großer Ruhe und Beſonnenheit, nur zuweilen durch ſeine Schwäche unterbrochen, legte Telesphor ſeine Beicht ab und mit einem Ausdruck von unbeſchreiblicher Befriedigung empfing er die prieſterliche Losſprechung.

„O welch ein Balſam das iſt auf die brennenden, eiternden Wunden . . . . o Blut meines Erlöſers!“ ſeufzte er beſeligt.

Dann empfing er die heilige Wegzehr mit tiefer, demüthiger Andacht und als Alles vollbracht war, wodurch die heilige Kirche das Abſcheiden ihrer Kinder tröſtet und lichtet, ſagte Telesphor:

„Jetzt, mein Pater, ſagen Sie ihr meinen

Dank .... ſagen Sie ihr ich ſei glücklich, denn ich ſei mit Gott verſöhnt! o Floreſtine-Beatrice."

Gottes Erbarmungen preiſend kehrte Pater Burkhard nach Gries zu Floreſtinen zurück. Es war Abend geworden, aber ſie lag noch in derſelben Stellung auf der Chaiſelongue, wie er ſie verlaſſen hatte.

„Er iſt gerettet!" rief er ihr zu: „die Gnade benutzte ſeine Liebe um ihn zu retten!"

„Magnificat anima mea Dominum!" rief ſie und die übernatürliche Freude gab ihr Kraft ſich raſch zu erheben und auf die Kniee zu werfen: „Magnificat! das iſt das Jubellied Derjenigen, die mit ſieben Schwertern im Herzen lebte und ſtarb. Magnificat!... Magnificat. Aber," ſetzte ſie ruhiger hinzu, „wie brachten Sie ihn zu dem Entſchluß, mein Pater?" — —

„Nicht ich," entgegnete Pater Burkhard, „der barmherzige Gott hat es gethan. So wie ich ſagte: Beatrice ſendet mich — ſchien in ſeinem Geiſt eine lichte Erinnerung aufzutauchen, als höre er oder als ſehe er Worte und Bilder aus der Vergangenheit."

„Ja, ja!" rief Floreſtine leiſe weinend, „um Beatrice drehte ſich unſer letztes Geſpräch vor der grauſigen Cataſtrophe und vor dem Augenblick, wo er ſich in den See ſtürzte um meinen Mann zu retten. Leben für Leben, o Telesphor, jetzt ſind wir quitt!“

„Und unter dem Einfluß dieſer heilſamen Erinnerungen,“ fuhr der Pater fort, „und weil er wußte, daß er auf dem Wege des Todes — des zeitlichen und des ewigen — wandele, überwand die Gnade die ſündige Natur und er war widerſtandslos wie ein Kind.“

„O wie wird ſeine fromme Mutter für ihn gebetet haben!“ rief Floreſtine beſeligt.

Der Pater ſchwieg und dachte das Seine. — —

Als Pater Burkhard am nächſten Morgen zu Telesphor kam, fand er deſſen Leiche und Schweſter Cöleſte erzählte ihm gerührt, der Kranke ſei gegen Mitternacht ohne Todeskampf wie ein müdes Kind entſchlafen.

„Er hat ſeinen Todeskampf im Leben durchgemacht, Schweſter Cöleſte!“ ſagte der Pater.

Einige Tage ſpäter bekam die Doctorin Hellmut folgende Zeilen aus Gries:

„Liebe Frau Doctorin!

„Der verlorene Sohn iſt im Vaterhauſe. Sanft
„und ſelig, mit allen heiligen Sacramenten verſehen,
„iſt Telesphor in Bozen verſchieden. Auf dem ſchönen
„Friedhof von Bozen iſt ſein Grab. In allen Klö-

„ſtern laſſe ich heilige Meſſen für ſeine arme liebe „Seele leſen und beten. Vereinen Sie und Ihre „Schweſtern Ihr frommes Gebet mit dem unſern, „damit er deſto eher ruhe im ewigen Frieden.

„Floreſtine Gräfin von Lauingen.“

Sie lebte noch einige Monate ſo, wie die guten Kinder Gottes unter ihrem Kreuz leben. In Stille, Dunkelheit und Einſamkeit erloſch dies Daſein, das ſo froh, ſo glücklich, ſo reich, ſo glänzend begann und ſo ſchnell aus dem Frühling in den Winter überging. Ihr geliebtes Cronenſtein ſah ſie nicht wieder; ſie hatte nicht mehr die Kraft zur Reiſe. Aber ſie hielt ihre Verwandten immer mit der Hoffnung hin, ſie werde nächſtens kommen können. So ahnte Niemand wie krank ſie ſei und vielleicht ahnte ſie ſelbſt nicht dieſe Nähe des Todes. So kam es auch, daß an ihrem friedlichen Sterbebett von ihren Verwandten nur Franz Seraph war, den Pater Burkhard durch Telegramm aus Innsbruck berief, als plötzlich ein heftiges Fieber eintrat und ihre Kräfte auf einmal in erſchreckender Weiſe abnahmen, ſo daß nach drei Tagen der letzte Kampf vorüber war.

Franz Seraph geleitete ihre Leiche in die Heimat. Von Allem was Cronenſtein ihr einſt geboten hatte, brauchte ſie nichts mehr, als den kleinen Platz für ihren Sarg. Alles woran das Menſchenherz hängt hatte ſie zuvor verloren; aber ſie ging aus dem Winter ihres Lebens wie eine Selige zum ewigen Frühling ein, denn ſie hatte zwei Seelen retten helfen; und ihr letztes Wort war „Magnificat"!

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Die
Geſchichte eines armen Fräuleins.

Die Geſchichte

eines armen Fräuleins.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Lindauer'sche
LEHRBIBLIOTHEK
Schöppingen

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1869.

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die erſte Jugend.

Am 13. Oktober 1858 3
Eine arme Waiſe 14
Diamanten und Verwandte 28
Ein Goldſtück und dreihundert Francs 46
Kleider machen Leute 56
Ein Schneeſturm und deſſen Folgen 72
Auf dem Neujahrsball 89
Stille Liebe 98
Ein zärtlicher und weiſer Vater 114

Die ſpätere Jugend.

Wie man Baron wird 133
Wie man vermählt wird 143
Eine unglückliche Gattin 159
A la Marie Stuart 170
Wünſche die ſich kreuzen 186
Lia für Rahel 208
Nach Italien 222
Zwiſchen alten Freunden 236

Die erſte Jugend.

Am 13. Oktober 1858.

Es ſchlug zehn Uhr. Es war ein ſtürmiſcher Abend. Der Wind ſauſte und brauſte, der Regen ſchoß praſſelnd vom rabenſchwarzen Himmel herab; aber der gellende, ſchrillende Pfiff, der die Ankunft eines Eiſenbahnzuges ankündigte, beherrſchte die Stimme der tobenden Elemente und der Zug glitt langſam in den hellerleuchteten Bahnhof hinein. Die Schaffner öffneten die Waggons, heraus ſtürzten die Reiſenden und nun begann das maſſenhafte Gewühl, das Drängen, Schieben, Suchen, Rufen, Treiben, das immer eintritt, wenn ein Zug aus der Ferne kommt und ſein Ziel erreicht und das ſich zu betäubender Höhe ſteigert, wenn dies Ziel die Reſidenz und wenn es Abend iſt. Inmitten dieſes allgemeinen Tumultes, wo Keiner auf den Anderen achtet, inſofern er nicht zu ſeiner Reiſegeſellſchaft gehört oder inſofern man nicht nach Bekannten ſucht, bemerkte auch Niemand eine junge Perſon, die in damenmäßiger Toilette auf dem

Perron ſtand und zuweilen mit greller Stimme in das Gewühl hinein: „Fräulein Sylvia!“ rief. Doch der Ruf blieb unbeachtet, bis endlich ein Schaffner vor der Rufenden ſtehen blieb und brummenden Tones ſagte:

„Aber zum Geier, Fräulein! was ſoll Ihr Gezeter bedeuten! gehen Sie doch den Leuten aus dem Wege.“

„Ach, Herr Schaffner,“ entgegnete ſie mit gezierter Verbindlichkeit, „ich ſoll eine Dame in Empfang nehmen, die ich gar nicht kenne und die auch mich nicht kennt, weil ſie von weit her iſt.“

„Und da bleiben Sie hier ſtehen und ſtimmen ein Zetergeſchrei an? das hat doch weder Sinn noch Verſtand!“

„Sehr viel Verſtand, Herr Schaffner! wer wird denn hier bei uns Sylvia heißen? — keine Seele! ſo rufe ich Fräulein Sylvia und denke, daß ſie mich endlich hören wird.“

„Wenn die Dame ſo weit her iſt, wird ſie Gepäck bei ſich haben und dort ſein, wo es abgeliefert wird. Gehen Sie nur dort hinunter, da finden Sie ſie gewiß.“

„Danke ſchön, Herr Schaffner!“ verſetzte ſie und enteilte in der bezeichneten Richtung, bis ſie auf eine compacte Menſchenmaſſe ſtieß, die mit Ungeduld ihrer verſchiedenen Koffer, Kiſten, Kaſten, Hutſchachteln und Reiſeſäcke habhaft zu werden ſuchte.

„Fräulein Sylvia!“ ertönte es abermals; und ſchnell ſetzte die Rufende ein freudiges „O je!“ hinzu, denn ſie ſtand neben einer jungen Dame, die ſich überraſcht nach ihr umſchaute, die ganz ſchwarz gekleidet war und ſo müde und abgeſpannt ausſah, als habe ſie eine ſtarke Tagereiſe gehabt.

„O je! wenn Sie Fräulein Sylvia, Nichte des Herrn Geheime-Commerzienrath Proſt ſind: ſo bin ich hier um Sie abzuholen.“

„Ich bin es,“ entgegnete Fräulein Sylvia.

„Geſchwind Ihren Gepäckzettel! — Was haben Sie? . . . . zwei Colli. Warten Sie hier und laſſen Sie ſich nicht Portemonnaie, Reiſetaſche und Regenſchirm ſtehlen . . . . es gibt hier allerhand Menſchen.“ — —

Wenig Minuten ſpäter ſaß Fräulein Sylvia neben ihrer thätigen Begleiterin in dem Fiacre, mit welchem dieſe gekommen war, und fuhr durch prächtig erleuchtete, unabſehbare Straßen, zum Hauſe des Herrn Geheime-Commerzienrathes Proſt.

„Sind Sie die Kammerjungfer meiner Tante?“ fragte ſie ſchüchtern.

„Das nicht,“ war die Antwort. „Kammerfräulein der Frau Tante iſt Mademoiſelle Victoire, eine wirkliche Pariſerin und Kammerfräulein der beiden jungen Damen iſt Fräulein Joſephe. Ich bin die Garderobière oder, wenn Sie wollen, das dritte Kammerfräulein des Hauſes.“

„Und wie heißen Sie?“

„Ich heiße Bertha, Ihnen zu dienen, — Bertha Lindner und ich bin von hier.“

„Ich danke Ihnen vielmals, daß Sie ſo viel Mühe für mich gehabt haben, liebe Bertha. Wie froh war ich, als Sie mich fanden! Es iſt ſchrecklich am ſpäten Abend in ſolch Bahnhofgewühl zu gerathen.“

„Eigentlich gehört ſo etwas nicht zu meinem Dienſt,“ verſetzte Bertha vornehm; „an einem gewöhnlichen Tage wäre ſtatt meiner ein Livreediener gekommen. Da aber heute die Verlobung von Fräulein Valentine durch ein großes Souper gefeiert wird, ſo konnte kein Diener abkommen.“

„Große Geſellſchaft .... mein Gott! und da muß ich hinein?“ rief Sylvia beängſtigt.

„Seien Sie unbeſorgt, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Bertha im Tone einer Beſchützerin: „die Frau Tante hat befohlen, daß Sie ſogleich auf Ihr Zimmer geführt werden und ſich zur Ruhe begeben können.“

„Mit wem iſt meine Couſine verlobt?“ fragte Sylvia beruhigt, durch dieſe Zuſicherung.

„Mit einem ungeheuer reichen Herrn Goldiſch aus Hamburg.“

„Goldiſch? klingt das nicht ſehr jüdiſch?“ fragte Sylvia arglos.

„Bitte recht ſehr um Vergebung, gnädiges Fräulein! engliſch klingt es. Herr Goldiſch ſtammt eigentlich aus England und Fräulein Valentine hat bereits erklärt, ſie werde ſich immer ſchreiben Goldiſh ohne c; dann könne Niemand die engliſche Abkunft bezweifeln. Uebrigens ſind Juden ja auch Menſchen — und oft ſehr reiche Menſchen.“

Gegen dieſe Behauptung hatte Sylvia nicht das Mindeſte einzuwenden.

„Ich wundere mich aber,“ ſagte ſie, „daß man an einem Freitag ein großes Abendeſſen gibt.“

„Halten Sie auch, wie die Joſephe, den Freitag für einen Unglückstag?“ fragte Bertha mitleidig. „Das thue ich nicht .... aber ich muß ſagen, daß ich die Zahl 13 für eine Unglückszahl halte .... und es thut uns recht leid, daß heute die Verlobung gefeiert wird — der Joſephe wegen des Freitags und mir — weil heute der 13. Oktober iſt. Ja, ich muß Ihnen ſagen, gnädiges Fräulein, daß es mir ordentlich einen Stich durchs Herz gab, als ich auf Ihren Colli Nr. 13. ſah. Sie kommen mit Nr. 13. in's Haus — das iſt ſehr ſchlimm für Sie:

das bedeutet nichts Gutes . . : . Datum und Colli ſtimmen darin überein.“

Bevor Sylvia eine beruhigende Antwort geben konnte, hielt der Wagen vor einem großartigen Hauſe, deſſen Einfahrt ſowohl wie der erſte Stock glänzend beleuchtet waren. Der galonnirte Portier empfing Fräulein Sylvia mit majeſtätiſcher Ehrerbietung, Kofferträger waren zur Hand und Bertha führte das Fräulein auf einer Seitentreppe in das für ſie beſtimmte Zimmer.

„O wie allerliebſt!“ rief Sylvia froh überraſcht, als ſie eintrat und ließ ſich mit einem Gefühl von großem Wohlbehagen auf der bequemen Chaiſelongue nieder.

Und allerdings verdiente das Zimmer dieſen Ausruf des Beifalles. Es war etwas niedrig, weil es im Entreſol lag; aber in Verbindung mit dem traulichen Lichte der Lampe, dem gelinden Feuer im Ofen, dem feinen Vanilleduft von chineſiſchem Räucherpapier, machte es nur den Eindruck von traulicher Wohnlichkeit, während die weiße Tapete, glänzend wie Atlas und mit kleinen Roſenbouquets überſtreut, die faltenreichen Vorhänge der Fenſter und des Alkovens von einem der Tapete entſprechenden, roſenfarben gefütterten Zitz, der weiche Fußteppich, der große Spiegel, die zierlichen Möbel, zu dem Eindruck von Traulichkeit den einer eleganten

Behaglichkeit geſellten. Der Contraſt zwiſchen der rauhen, grauen, naßkalten, ſtürmiſchen Fahrt und dem Eintritt in dies lichte, warme, weiche Zimmer, das fortan ihr Zimmer ſein ſollte, war ſo ſchlagend, daß Sylvia nach dem erſten Augenblick angenehmer Ueberraſchung bitterlich zu weinen anfing.

Bertha hatte inzwiſchen die Vorhänge des Alkovens aufgezogen, Holz auf das Feuer gelegt, nachgeſchaut ob auch die Fenſterladen hinter den Vorhängen hübſch feſt geſchloſſen wären; jetzt ſagte ſie tröſtend:

„Weinen Sie nicht, gnädiges Fräulein. Es iſt freilich ſehr traurig eine Waiſe zu ſein — aber ſehen Sie nur wie hübſch hier Alles iſt .... Alles ſchneeweiß und roſenroth. Iſt der Umhang des Toilettentiſches nicht reizend? Und ſehen Sie nur wie bequem das iſt: hier im Alkoven zwei Wandſchränke. — Jetzt werden Sie aber Hunger haben .... ich hole Ihnen geſchwind Cotelette, Braten, was eben der Koch hat."

„Ich bitte nur um Thee," ſagte Sylvia und ſuchte ſich zu faſſen.

„Nein, gnädiges Fräulein, das geht nicht. Sie müſſen nach der langen Tagereiſe etwas Fleiſch eſſen, ſonſt kommen Sie von Kräften."

„Ich danke, liebe Bertha," entgegnete Sylvia,

„am Freitag haben die Katholiken Abſtinenz von Fleiſchſpeiſen.“

„Ach Gott, gnädiges Fräulein, Sie ſind katholiſch wie Mademoiſelle Victoire?“ verſetzte Bertha ganz beſtürzt: „das habe ich nicht gewußt! ich will Ihnen jetzt Thee beſorgen.“

Sie enteilte geſchäftig und Sylvia blieb allein — allein in der großen Stadt, in dem großen Hauſe, in dem freundlichen Zimmer — ganz allein! und das Bewußtſein gänzlicher Verlaſſenheit legte ſich mit Centnerſchwere auf ihr Herz und ein Gefühl von ſchneidendem Heimweh zog wie ein unterdrückter Klageruf durch ihre Bruſt.

Aber Heimweh — wohin? was hatte ſie denn in ihrem Heimatsort? was fand ſie in der kleinen Stadt wo ſie geboren war, wo ihre Eltern gelebt hatten? Fünf Gräber — weiter nichts! kein Vaterhaus! Aber es waren doch die Geſpielinnen ihrer Kindheit da, und ihr Vormund, und bekannte Geſichter und die liebliche Gegend, und Sylvia erſehnte ſich ein Flügelpaar, um aus dieſem reizenden weiß und roſenrothen Zimmer nach dem ſehr gewöhnlichen zu fliegen, welches ſie in der letzten Zeit bei ihrem Vormund mit deſſen drei Töchtern getheilt hatte. Sie hörte über ſich im erſten Stock das dumpfe Geräuſch der Stimmen, das Kommen und Gehen, das Rucken der Stühle, was mit einer großen Geſellſchaft verbunden iſt. Sie hörte das ununterbrochene Wagengeraſſel auf der Straße, das trotz der geſchloſſenen Fenſterladen und Vorhänge gedämpft zu ihr drang. Ueberall Getümmel, überall ungeheuer viel Menſchen, im Bahnhof, auf den Straßen, hier im Hauſe, und ſie dazwiſchen — ganz allein! Wenn ſie doch nur einen Augenblick die Tante ſehen, ihr die Hand küſſen könnte! wenn die Tante doch nur auf eine Minute zu ihr käme oder ſie rufen ließe in ein entlegenes Zimmer! — Sie fuhr erwartungsvoll zuſammen, denn die Thür ging auf. Arme Sylvia! — es war Bertha.

„Hier bringe ich Lebensmittel, gnädiges Fräulein, Thee, weiche Eier, eingemachte Früchte, Crême, Backwerk; nun laſſen Sie es ſich gut ſchmecken,“ ſagte Bertha und ſtellte Alles was ſie nannte wohlgeordnet vor Sylvia hin. „Sie ſind gewiß fürchterlich müde von jenſeits des Rheins in einer Fahrt herzukommen! Es muß aber ſchreckbar traurig ſein ſo ungeheuer weit von unſerer herrlichen Reſidenz zu leben.“

„Das habe ich nicht gefunden,“ erwiederte Sylvia.

„Hatten Sie denn Theater, Oper, Ballet, Gasbeleuchtung, wundervolle Laden mit Schaufenſtern ſo groß wie Thorwege — und was für Sachen darin!“

Sylvia mußte bekennen, daß dies Alles nicht in ihrem Heimatsort zu finden ſei.

„Nun, gnädiges Fräulein, dann werden Sie hier Ihr blaues Wunder ſehen und Ihr Leben genießen lernen,“ ſagte Bertha mit tiefer Ueberzeugung. Ihre Redſeligkeit hinderte ſie aber nicht Sylvia mit Aufmerkſamkeit zu bedienen, ſo daß dieſe ganz gerührt ſagte:

„Ich danke vielmals, liebe Bertha, Sie haben zuviel Mühe mit mir; ich kann das ſehr gut ſelbſt beſorgen. Sagen Sie mir nur, wer neben mir wohnt.“

„Fräulein Iſidore. Dann Miß Wilmot mit dem kleinen Harry; dann Frau Roll, die Beſchließerin; dann wir Kammerfrauen; dann kommen Kleider- und Wäſchkammern. Das füllt den Entreſol. Zu ebener Erde ſind die Bureaux und die Zimmer des Herrn Onkel, im erſten Stock die Zimmer der Frau Tante und die Geſellſchaftszimmer; im zweiten Stock die der jungen Herren und Gaſtzimmer. Fräulein Valentine bewohnte früher dies Zimmer; hat aber jetzt eines neben der Frau Mama bekommen, weil ſie meinte, die Braut des Herrn Goldiſch müſſe ſeidene Möbel und Vorhänge haben und dürfe nicht mehr im Entreſol ſitzen. Und was Fräulein Valentine will, das ſetzt ſie durch.“ — —

Als Sylvia allein war, nahm ſie aus ihrer Reiſetaſche ein Gebetbuch und ließ ihren Blick durch das Zimmer und den Alkoven gleiten. Sie fand aber nicht das, was ſie ſuchte. Von einem Betſchemel, einem Cruzifix, einem andächtigen Bilde, einem Weihwaſſerbecken fand ſie keine Spur. Sie zog ein kleines Cruzifix von Silber hervor, das ihre verſtorbene Mutter immer getragen hatte, ſchob das Geräth auf dem Toilettentiſch auf die eine Seite, legte Gebetbuch und Cruzifix auf die andere, ſprach vergnügt zu ſich ſelbſt: Schau'! da hab' ich ja ein Altärchen! — kniete nieder und verrichtete andächtig ihr Nachtgebet.

Eine arme Waiſe.

Das junge Mädchen, das ſo ſtill in das geräuſchvolle Haus des Herrn Geheime-Commerzienrathes Proſt einzog, hieß Fräulein Sylvia von Neheim. Die Frau Geheime-Commerzienräthin Proſt war die Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter. Dieſe zwei Schweſtern hatten ein ſehr verſchiedenes Schickſal und weit auseinander gingen ihre Lebenswege. Beide waren ſehr ſchön; aber das war auch ihre einzige Mitgift, denn der frühere Glanz ihrer altadeligen Familie war längſt erloſchen und hatte den beſcheidenſten Verhältniſſen Platz gemacht. Die ältere Schweſter vermählte ſich nach achtjährigem Brautſtand mit Herr von Neheim, der ebenſo unbemittelt war wie ſie und der nicht früher in der Beamten-Laufbahn ein Plätzchen fand, deſſen Einkommen ihm erlaubte in den Eheſtand zu treten. Auch jetzt war es beſchränkt genug und wurde es noch mehr dadurch, daß er Schulden abzutragen hatte. Denn ohne Vermögen hatte er ſeine Studien gemacht und all die

Jahre durchlebt, welche für die Aſpiranten zum Staatsdienſt ſo lang und ſchwer ſind. Ohne die außerordentliche Genügſamkeit und Arbeitſamkeit der Frau von Neheim würde das kleine Hausweſen bald in die größte Zerrüttung gerathen ſein; doch energiſch wie ſie war, und mit dem Herzen und dem Kopf auf dem rechten Fleck, hielt ſie das Schifflein, welches ihr Lebensglück trug, immer über dem Waſſer und trug ihren hypochondern, launenhaften, freilich ſehr rechtſchaffenen Gatten mit einer beharrlichen innigen Zärtlichkeit, die alle Welt in Erſtaunen und Bewunderung verſetzte und die einen neuen Beleg zu dem ungelöſten Problem lieferte: Woher es kommen möge, daß nicht ſelten in einer Ehe der liebenswürdigere Theil mehr liebt als er geliebt wird. Das erſte Kind dieſer Ehe war Sylvia.

Fünf Jahre vor ihrer Geburt hatte ſich ſchon die jüngere Schweſter der Frau von Neheim mit dem Herrn Proſt vermählt, der geblendet und entzückt von ihrer Schönheit, zum Erſtenmal bei zweiunddreißig Jahren vergaß, ein Rechenexempel aus ſeiner Handlungsweiſe zu machen. Er fand ſie mit ihrer Mutter zufällig bei Bekannten auf dem Lande, wo er nur einen Tag bleiben wollte. Er blieb aber acht Tage und nach Ablauf derſelben war er verlobt; vier Wochen ſpäter vermählt und mit ſeiner jungen Gattin auf dem Wege nach Paris. Dort lebte er eine Reihe von Jahren in Verbindung mit den größten Geſchäftshäuſern. Er beſaß ein ſeltenes Talent um günſtige Conjuncturen gleichſam zu wittern und ſchleunigſt auszubeuten. Er kam mit einem bedeutenden ererbten Vermögen nach Paris und da ſeine Speculationen immer glücklich und zuweilen glänzend ausfielen: ſo vermehrte es ſich außerordentlich und er wurde nach und nach ein reicher, ein ſehr reicher, ein ungeheuer reicher Mann. Er hatte noch nicht als ein ſolcher gelebt. Er meinte der Grundſtock müſſe noch größer ſein, ehe er ſich darauf einlaſſen könne. Da trat das Jahr 1848 ein. Die Umwälzungen, die in ganz Europa vor ſich gingen und ſo manche Größe ſtürzten, brachten ihm nicht den geringſten Nachtheil, ſondern nur eine vortheilhafte Veränderung. Man ſchrieb ihm aus ſeiner Geburtsſtadt, der Reſidenz, eines der größten Banquiergeſchäfte habe fallirt, ein prächtiges Haus ſei für einen Spottpreis zu kaufen, man ſehe den liberalſten, politiſchen Inſtitutionen entgegen und der Moment ſei günſtig, um die Ueberſiedelung nach dem Vaterlande vorzunehmen. Als ſich Herr Proſt über dieſe verſchiedenen Angaben die möglichſte Gewißheit und Sicherheit verſchafft hatte, brachte er Frau und Kinder nach Ems und ging nach der Reſidenz um ſein Haus einzurichten. Seine Frau hatte den Aufenthalt in Ems gewünſcht, weil Herr und Frau von Neheim dort eine Cur brauchten.

In dreizehn Jahren hatten ſich die Schweſtern nicht geſehen. Die eine hatte in der ganzen Zeit nicht Paris und deſſen Landhäuſer — die andere nicht ihre kleine Stadt an den nußbaumbeſchatteten Ufern der Moſel verlaſſen. Die eine ſchwamm in Pariſer Elegance und in engliſchem Comfort, hatte ihre vier Kinder und vier Dienſtboten bei ſich; die andere war mit ihrem Mann und ihrer achtjährigen Tochter ohne Bedienung in Ems und hatte ihre drei kleinen Söhne in der Obhut einer alten bewährten Kinderfrau zurücklaſſen müſſen. Die eine war ſo ſchön, ſo friſch und blühend, daß Niemand ihr zweiunddreißig Jahre gab; die andere hielt man für zehn Jahr älter als ſie war. Die eine war nie in dem Phlegma ihres Naturells durch irgend ein betrübendes oder unbequemes Ereigniß geſtört worden; die andere hatte mit ihrer opferwilligen Seele in tauſend Sorgen für Gegenwart und Zukunft gelebt. Doch trotz all der äußeren und inneren Verſchiedenheit hatten ſich die Schweſtern gern und freuten ſich ihres Beiſammenſeins. Minder Herr von Neheim. Die beiden Schwäger ſtanden ſich in politiſcher Beziehung entſchieden feindlich gegenüber. Herr von Neheim gehörte zu denjenigen Conſervativen, die das Heil der Welt darin erblicken, daß nur ja der

1/4
38
3

verehrungswürdige Staub auf den verehrungswürdigen Akten conſervirt werde; Herr Proſt war ein Liberaler von dem Schlage, den ſchon Eulenſpiegels Lieblingsſpruch kennzeichnet: „Gib mir was dein iſt; ich will behalten was mein iſt.“ So lange Herr Proſt in Ems war, verſicherte Herr von Neheim ſeiner Frau, er müſſe die Cur ausſetzen, denn ſie ſchade ihm wegen des unendlichen Aergers, den ihm der Schwager verurſache; aber auch nachdem dieſer fort war fühlte ſich der hypochondre, grämliche Mann beläſtigt durch die Schwägerin. Er nannte ſie geldſtolz und prahleriſch, und während Frau von Neheims neidloſes Herz der Schweſter ohne Rückhalt den Genuß der Annehmlichkeiten des Reichthums gönnte, konnte er ſich nicht mancher kleinen Verſtimmung über die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter erwehren. Er war durch ſeine Frau dermaßen daran gewöhnt die Hauptperſon, der Mittelpunkt zu ſein, daß es ihn unglaublich verletzte und daß er einen furchtbaren Egoismus wahrnehmen wollte, als ſich Frau Proſt höchſt unbefangen gleichfalls als die Hauptperſon und den Mittelpunkt hinſtellte und demgemäß ſich benahm. Was die Kinder, die häusliche Einrichtung, das tägliche Leben mit ſeinen Anforderungen und Unterhaltungen betraf — überließ Herr Proſt ſeiner Frau völlig; darin hatte ſie ganz freie Hand und das verlangte ſie. Jn ſeine Speculationen und Combinationen eingeweiht zu werden, oder auch nur einen flüchtigen Blick auf ſie zu werfen, verlangte ſie durchaus nicht. Es hätte ihre Faſſungskraft angeſtrengt und ſie war keine Freundin von Anſtrengung irgend einer Art. Es mußte Alles bequem ſein und mit gehöriger Muße betrieben werden. Wie eine in Sammt und Seide eingewickelte Kugel, rollte ſie auf dem weichen Teppich ihrer Lebensbahn dahin. Daß eine ſolche Frau nicht geneigt iſt und nicht die Gewohnheit hat auf Andere Rückſicht zu nehmen und am wenigſten auf einen launenhaften Schwager, konnte Niemand befremden, außer eben dieſen Schwager. Es gab täglich kleine Zerwürfniſſe, die freilich nichts weiter als heute eine Spazierfahrt und morgen eine Eſelpartie betrafen und die auf Frau Proſt auch nur den Eindruck großen Befremdens machten, aber ihn verſtimmten ſie und er war froh, als ſein Aufenthalt in Ems zu Ende ging. Frau Proſt, die nur wegen ihrer Schweſter nach Ems gekommen war, begab ſich für den Spätſommer auf ein Landhaus im Rheingau, das ſie gemiethet hatte, und lud Frau von Neheim ein ſie dort zu beſuchen.

„Und unſere Kinder — wo bleiben die?“ fragte Herr von Neheim verdrießlich.

„Nun, die bringt Clara mit,“ ſagte Frau Proſt.

„Und ich . . . . was wird aus mir!“ rief er in demſelben Ton.

„Nun, ich denke Sie begleiten Clara,“ entgegnete Frau Proſt.

„Und meine Akten!“ rief er mit geſteigertem Unwillen.

„Nun Sie können ja auch Ihre Akten mitbringen,“ ſagte ſie in aller Gemüthsruhe.

„Und auch meine Sitzungen, nicht wahr? Nein, daraus wird nichts!“ brach er aus.

„Ihr laßt mich nicht zu Wort kommen,“ ſagte Frau von Neheim lächelnd, ſonſt hätte ich Dir gleich für Deine freundliche Einladung gedankt, liebe Thereſe, denn wir ſind nicht ſehr beweglich.“

Damit war denn auch Frau Proſt zufrieden und die Schweſtern trennten ſich und ſahen ſich nicht wieder. Frau Proſt begab ſich aus dem Landhaus bei Eltville in die große, glänzende Reſidenz und in ihr prächtiges Haus, Frau von Neheim kehrte in ihre beſcheidene Häuslichkeit zurück. Für jene begann ein Leben des Luxus, des Aufwands, der Geſelligkeit im größten Maßſtab; für dieſe trat Kummer über Kummer ein, denn ſie verlor im Lauf der Zeit ihre drei Söhne. Dann begann auch ſie zu kränkeln und als Sylvia kaum ſiebzehn Jahr zählte, ſtarb die gute Mutter. Dies war zu viel für Herr von Neheim. Erſt jetzt ſah er ſo recht ein, was er an ihr verloren und auch wie ſehr er ſie geliebt hatte. Dieſe Liebe war verdunkelt geweſen durch die Wolken und Nebel ſeiner Hypochondrie; aber jetzt, als dieſer tiefſte Schmerz nach all den früheren Schmerzen um die verlorenen Kinder kam und ſein Herz ſo gründlich zerriß, daß Launen und Verſtimmungen keine Herberge mehr darin fanden, jetzt kam ſeine Liebe gleichſam zu Tage und ihm ſelbſt zum Bewußtſein. Er war untröſtlich und — ſelbſtſüchtig wie er nun einmal war! — er wollte untröſtlich ſein.

Sylvia hatte ein mühſames Leben, einſam neben dem melancholiſchen Vater, den ſie von je her, wegen ſeiner unberechenbaren Verſtimmungen, mehr gefürchtet als geliebt hatte. Von je her hatte die Mutter zu den Kindern geſagt;

„Der arme Vater hat Kopfweh und iſt müde von der Arbeit: alſo dürft Ihr ihm durchaus keinen Verdruß machen, dürft Euch nicht zanken und nicht ſo laut ſchreien und ſo viel ſprechen, wenn er kommt.“

Die Kinder gehorchten der freundlichen und liebreichen Mutter, bedauerten herzlich den armen Vater, verſtummten wenn er eintrat, waren ſcheu und ſtill in ſeiner Gegenwart und machten ſich gern davon, weil er ihre kindliche Unbefangenheit bedrückte. Als Sylvia älter wurde bekam ſie freilich etwas mehr Muth ihm gegenüber, weil auch die Mutter ſie dazu ermunterte, doch zu einer vertraulichen Herzlichkeit brachte ſie es nicht. Und nun gar nach dem Tode der Mutter, da ſie ſah wie unzugänglich der Vater in ſeinem Schmerz war, fiel ſie in eine Scheu zurück, die ſich bisweilen zu beklommener Aengſtlichkeit ſteigerte. Ein fleißiger und pünktlicher Arbeiter blieb er auch in ſeinem Kummer. Sylvia ſah ihn alſo nur bei den Mahlzeiten und während des Spazierganges, den ſie täglich ſchon ſeit Jahren mit ihm machte. Gewöhnlich ſprach er kaum drei Worte über Wind und Wetter oder über eine häusliche Angelegenheit mit ihr; zuweilen aber ergoß er ſich in bittere Klagen über das lange Mißgeſchick ſeines Lebens, über ſeine mühſelige, dürftige Jugend, über die langen Jahre, die ſeine Braut in der Blüte ihres Lebens ſeinetwegen vertrauerte, über ſeine beſchränkten pecuniären Verhältniſſe, über ſeine Kränklichkeit, die ihn in ſeiner Carriere gehindert habe vorwärts zu kommen, über all' die Sorgen, die daraus entſtanden und die vielleicht ebenſoviel Nägel zum Sarge der lieben Frau waren. Was konnte Sylvia darauf antworten? Dieſe Lebensſtellungen und Schickungen ſind eben Fügungen Gottes. Das fühlte ſie; doch eine ſo ſelbſtſtändige Aeußerung zu machen, kam ihr nicht in den Sinn. Zuweilen weinte ſie herzlich über all' die Schickſale des armen Vaters und zuweilen erwiederte ſie, dies und jenes ſei der guten Mutter nicht ſo ſchwer vorgekommen.

„Ja, ſie war ein Engel, Deine Mutter!“ ſagte Herr von Neheim; „allein ich bleibe dabei, daß wir ſie noch hätten, wenn ihr Leben weniger hart und ſchwer geweſen wäre.“

„Hoffentlich iſt ſie jetzt beim lieben Gott,“ ſagte Sylvia ſanft.

„Und hoffentlich bin ich bald bei ihr,“ ſetzte Herr von Neheim ohne Rückſicht auf das betrübte Kind hinzu; denn er war freilich ein gläubiger Katholik, nur nicht glaubensſtark genug um auf Selbſtüberwindung bedacht zu ſein.

Genug, mit ſeiner Geſundheit ging es reißend bergab, und zehn Monate nach dem Tode ſeiner Frau lag er neben ihr auf dem ſtillen Friedhof und Sylvia ſtand dort gänzlich verwaiſt zwiſchen fünf grünen Grabhügeln. Was ſollte aus ihr werden? ſie wußte es nicht. Ein Colleg ihres Vaters, Herr von Lehrbach, wurde ihr Vormund und wendete ſich mit der Frage an Frau Proſt, ob ſie geſonnen ſei irgend etwas über Fräulein von Neheim zu verfügen oder für ſie zu thun. Vermögen ſei nicht vorhanden und die ganze Habe ſeiner Mündel beſchränke ſich auf den Erlös für Mobiliar und häusliche Einrichtungsgegenſtände. Frau Proſt antwortete: ſie werde mit Freuden ihre liebe Nichte bei ſich aufnehmen; da dies aber wegen Badereiſen erſt im Oktober geſchehen könne, ſo bitte ſie den Vormund, bis dahin für Sylvia eine anſtändige Unterkunft gegen Koſtgeld zu beſorgen. Beglückt durch die Gewißheit Sylvia für die Zukunft in ſicherer Obhut zu wiſſen, nahm der Vormund ſie in ſein Haus, wo ſie ganz ſchweſterlich mit ſeinen Töchtern lebte, welche die Geſpielinnen ihrer Kindheit und ihre Jugendfreundinnen waren, während er Herr von Neheims Nachlaß ordnete und ſehr froh war, etwa zweitauſend Gulden für Sylvia herauszubringen.

Obwohl in Trauer um den Vater konnte die arme Sylvia doch nicht anders, als ſich im Hauſe des Vormunds herzlich zufrieden zu fühlen. Es herrſchte dort ein gemüthliches, einfaches, frohes Familienleben zwiſchen den Eltern, drei erwachſenen Töchtern und zwei Söhnen, von denen der eine der älteſte der Geſchwiſter und der andere der jüngſte war. Aus ihrem Hauſe, das immer ſtill und ernſt, und ſeit dem Tode der Mutter ebenſo traurig als ungemüthlich war, ſah ſich Sylvia auf einmal in jugendlich friſche Umgebung verſetzt, welche ihre eigene Jugend ſympathiſch anſprach. Sie wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß ſie ſo munter ſein, ſo herzlich lachen könne; aber ändern konnte ſie es nicht. Zuweilen war ſie freilich recht betrübt und weinte um ihre Eltern und ihre Verwaiſtheit; dann aber verſtand Frau von Lehrbach ſie ſo liebreich und fromm zu tröſten, daß ihre Thränen verſiegten, ſie wußte nicht wie. Sie wäre gar gern immer in dieſem lieben Hauſe geblieben und Herr und Frau von Lehrbach hätten ſie auch recht gern behalten; doch im Hinblick auf Sylvia's Zukunft, fanden ſie deren Ueberſiedelung zu der Tante nothwendig. Sylvia kannte ihre Tante nur aus dem gemeinſchaftlichen Aufenthalt in Ems vor zehn Jahren und dieſe Erinnerung war ziemlich dunkel. Hingegen ſchwebte ihre Couſine Valentine und der beſtändige Zank und Streit mit ihr, ſehr klar ihrem Gedächtniß vor; denn Valentine, die ein Jahr älter war als ſie, die viel ſchönere Kleider hatte als ſie und die geläufiger franzöſiſch als deutſch ſprach, glaubte ſich wegen dieſer verſchiedenen Ueberlegenheiten befähigt und berufen im befehlenden Ton mit ihr zu ſprechen, den Sylvia keineswegs für berechtigt anerkannte, ſo daß ſie ungefähr auf demſelben Fuß mit Valentine, wie Herr von Reheim mit Herrn Proſt ſtand — eine Erinnerung, die ihr das Herz ſchwer machte. Dazu kam noch, daß ihr Vater nie ohne einen Anflug von Bitterkeit über den Schwager und die Schwägerin ſich ausgeſprochen hatte. Je reicher Herr Proſt wurde, deſto angeſehener und einflußreicher wurde er auch und deſto höher ſtieg er von Ehren zu Ehren: er wurde Geheime-Commerzienrath, ein halbes

Dutzend Orden ſchmückte ſeine Bruſt, er ſaß als zweifache Großmacht — des Geldes und des Grundbeſitzes — in der Pairskammer, und daß er noch nicht in den Freiherrnſtand erhoben war, lag nur an ihm. Denn im Fall ſeines Todes wären ſeine Kinder jetzt doch nur „arme Teufel von Baronen,“ wie er ſich ausdrückte; und erſt dann, wenn er für ein Jedes ſein Milliönchen hatte und durch dasſelbe ein Jedes zum freien Herrn wurde: dann erſt durfte der Freiherrnſtand hinzukommen. Herr von Reheim fand dies Emporkommen durch Geldgeſchäfte geradezu empörend. Nach ſeiner Meinung hätte es keinen andern Weg zu Ehren und Würden geben dürfen, als durch den unvergleichlichen Aktenſtaub und er ſah eine erniedrigende Geringſchätzung wahrer Tüchtigkeit darin, daß die Fürſten glückliche Speculanten mit Auszeichnungen überhäuften, welche dem Verdienſt gebührten. Hatte er darin keineswegs Unrecht, ſo irrte er heftig, indem er das Verdienſt ausſchließlich hinter dem Aktentiſch ſitzen ſah. Genug, er fühlte ſich durch den Schwager verletzt in ſeinem Stande und in ſeiner Lage und daher auch mittelbar in ſeiner Perſon und alle Bemühungen ſeiner Frau ihn auf Gedanken des Wohlwollens zu bringen, waren vergeblich geweſen.

Allzuoft war Sylvia Ohrenzeuge ſolcher Geſpräche geweſen, um ſie nicht zu beachten und da die Anſicht des Vaters mit dem Eindruck übereinſtimmte, den ſie von Valentine bewahrte, ſo neigte ſie ſich mehr ſeinem Urtheil, als dem der gütigen Mutter zu. Und jetzt ſollte ſie in dies Haus als eine arme, beinah fremde Waiſe eintreten! Schon acht Tage vor ihrer Abreiſe durchweinte ſie ihre Nächte und ſah ſo bleich und vergrämt aus, daß Frau von Lehrbach ganz beſorgt gegen ihren Mann äußerte, ſie fürchte ſehr, Sylvia werde dem Heimweh erliegen, worauf er antwortete:

„Sie muß zu der Tante — durchaus! Kann ſie es dort nicht aushalten, und will man ſie uns dann zurückſchicken — in Gottes Namen! ich habe nichts dawider. Aber ſie muß hin; denn dieſe Leute kennen uns nicht und könnten wähnen, wir hielten Sylvia zurück des Koſtgeldes wegen.“

Und ſo reiſte denn Sylvia unter Thränenſtrömen ab, als der Oktober gekommen und eine paſſende Begleitung für ſie gefunden war, indem eine Dame aus der Stadt die Reiſe zu machen hatte bis zur letzten Station vor der Reſidenz. Ein Telegramm ſetzte die Frau Geheime-Commerzienräthin Proſt von Tag und Stunde der Ankunft in Kenntniß und an dem, nach Bertha Lindners Meinung, zweifachem Unglückstag, Freitag den 13. Oktober des Jahres 1858, zog Sylvia ſtill und unbeachtet in das Haus ihrer Tante ein.

Diamanten und Verwandte.

Als Bertha am anderen Morgen ganz leiſe in Sylvia's Zimmer trat, rief ſie höchlichſt überraſcht:

„Schon aufgeſtanden, gnädiges Fräulein! ſchon angekleidet! ſchon die Sachen ausgepackt! ich dachte, Sie würden bis gegen Mittag ſchlafen."

„Nein!" ſagte Sylvia, „daran bin ich nicht gewöhnt; und ich möchte nun gern in die Meſſe gehen."

„Das iſt nicht möglich, gnädiges Fräulein. Mademoiſelle Victoire iſt längſt aus der Meſſe zurückgekehrt und außer ihr geht Niemand am Werktag in die katholiſche Kirche. Die Herrſchaft fährt Sonntags hin, um eilf Uhr . . . . und morgen iſt ja ſchon Sonntag. Was ſoll ich Ihnen jetzt bringen? Cacao, Kaffee, Thee, Chocolade — was wünſchen Sie?"

„Könnte ich nicht mit meinen Couſinen frühſtücken?" fragte Sylvia.

„Das iſt hier nicht Mode, gnädiges Fräulein!" ſagte Bertha belehrend; „zum Gabelfrühſtück, um zwölf Uhr, kommt die Herrſchaft zuſammen und ißt gehörig. Aber in der Frühe nimmt ein Jeder auf ſeinem Zimmer, was er will und wann er will."

Sylvia fügte ſich in die allgemeine Gewohnheit und dachte mit ſchwerem Herzen an den behaglichen runden Frühſtückstiſch im Lehrbach'ſchen Hauſe und ihr reizendes Zimmer kam ihr gar nicht mehr ſo reizend wie am geſtrigen Abend vor. Sie fuhr fort ihre Sachen auszupacken und in den Schränken und Chiffonieren einzuräumen, wobei Bertha ihr fleißig half und endlich fragte:

„Iſt das Alles?"

„Ja," erwiederte Sylvia etwas verlegen; „ich bin ja ſeit einem Jahr in Trauer um meine Mutter und bleibe faſt noch ein Jahr um meinen armen Vater in Trauer; da braucht man nicht viel Kleider."

„Zwei Jahre immer in Schwarz!" rief Bertha voll Entſetzen; „nein! die ſchauderhafte Mode kennt man hier nicht! man trauert ſechs Wochen. Was ſollten die Kaufleute mit all' ihren ſchönen Sachen anfangen, wenn man jahrelang Trauer trüge?"

„Die ſchönen Sachen ſind für glückliche und fröhliche Menſchen," erwiederte Sylvia und ein Paar ſchwere Thränen hingen an ihren Wimpern.

„O gnädiges Fräulein, Sie werden hier ſehr glücklich und fröhlich werden," ſagte Bertha tröſtend, verſchwand dienſtfertig und erſchien bald wieder mit Sylvia's Frühſtück indem ſie ſagte:

„Iſt dies nicht reizendes Geſchirr, gnädiges Fräulein? es paßt genau zu Ihrem Zimmer: lauter Röschen ſind darauf gemalt! Wohin Sie das Auge wenden ſehen Sie nichts als Roſen und Roſen."

Aber trotz aller Roſen auf Zitz, Papier und Porzellan blieb Sylvia in gedrückter Stimmung.

Da klopfte es an die Thür und kaum hatte Sylvia „Herein!" gerufen, ſo flog ein junges Mädchen in's Zimmer, umarmte Sylvia mit lebhafter Zärtlichkeit und rief:

„Da biſt Du ja! o wie freue ich mich, daß Du hier biſt und bleibſt! .... ich bin Iſidore! .... wir wollen recht gute, intime, ſchweſterliche Freundinnen ſein, nicht wahr?"

„Gewiß, liebe Iſidore," ſagte Sylvia herzlich.

„Wie gefällt Dir Dein Zimmer? iſt es nicht allerliebſt? begreifſt Du, daß Valentine es nicht elegant genug fand? .... Deine Schreibmappe iſt aber ſehr verbraucht und verunſtaltet den zierlichen Schreibtiſch .... ich gebe Dir eine andere."

„Nein, bitte nicht!" rief Sylvia, „es war die Schreibmappe meiner guten Mutter und deshalb brauche ich ſie ſo gern."

„Lege ſie wenigſtens in den Auszug des Schreibtiſches, wo man ſie nicht ſieht," entgegnete Iſidore und führte den Rath aus, den ſie ertheilte, bevor Sylvia es hindern konnte.

Und wieder klopfte es an die Thür. Mademoiſelle Victoire erſchien, erſuchte Sylvia ſich zu der Frau Tante zu begeben, und fragte wie ſie ſich befinde und wie ſie geſchlafen habe. Da aber Mademoiſelle Victoire mit ihrem ſanftſchnarrenden Pariſer Accent ſprach, Sylvia aber nur die harte rheinländiſche Ausſprache des Franzöſiſchen kannte: ſo mußte ſie ſich etwas beſinnen ob ſie auch das Richtige verſtehe und Iſidore hatte Zeit lachend zu fragen:

„Kannſt Du nicht franzöſiſch ſprechen?“

„Nein, wie es ſcheint!“ ſagte Sylvia mit einem Anflug von Unmuth, während Iſidore ihren Arm nahm und ſie zur Mutter hinausführte.

Sylvia war nie in einem großen und elegant eingerichteten Hauſe geweſen. Es kam ihr Alles ganz fürſtlich vor; der Teppich auf der Treppe, das Parquet, die Fenſterflügel aus einer Scheibe, der Luxus der Möbel, Gemälde und Spiegel in großen Goldrahmen — ſie fühlte ſich als Fremdling zwiſchen all der Herrlichkeit und beklommen und eingeſchüchtert betrat ſie das Zimmer ihrer Tante.

Die Geheime-Commerzienräthin Proſt, die ſich aber kürzer Frau Geheimräthin nennen ließ, war noch immer eine ſehr ſchöne Frau, mit feinen edeln Zügen, reichem blonden Haar und blendenden Teint. Abgerechnet den Zauberſchmelz der Jugendfriſche und eine Fülle der Formen, die der Jugend nicht eigen iſt, hätte ſie dreiſt mit jugendlichen Schönheiten in die Schranken treten können. Ihr Ausdruck war ruhig und freundlich; ſie ſah aus als ſei ſie in Gleichmuth einbalſamirt, als könne nichts ſie aus dem Gleichgewicht bringen, als ſei ſie unendlich zufrieden mit ſich ſelbſt und mit Allen und Allem was ihr gehörte, was ſie umgab, und als wolle ſie ſich durchaus nicht in dieſer bequemen Behaglichkeit verſtören laſſen.

„Komm' her, mein Liebchen,“ ſagte ſie freundlich und zog Sylvia zu ſich heran auf die Chaiſe-longue, „ſetz Dich zu mir. Weine nicht . . . . Du ſollſt ganz und gar mein Kind, meine dritte Tochter ſein. Was möchteſt Du jetzt am liebſten? möchteſt Du meine Diamanten ſehen? das wird Dich unterhalten — nicht wahr? das zerſtreut ganz angenehm. Hernach ſprechen wir von Deinen Toiletten. Dein armer Vater hat ſich gewiß nie darum bekümmert. Wir wollen das nachholen, nicht wahr, Liebchen? Geh, Iſidore und rufe Deine Schweſter. Valentine und Sylvia ſollen ihre alte Bekanntſchaft erneuern.“

Die Geheimräthin erhob ſich, ſchloß die Doppelthür eines wunderſchönen Schrankes von vieux lacque auf, drückte an einer unſichtbaren Feder und zog einen Auszug hervor, der mit einer Glasſcheibe geſchloſſen und mit dunkelrothem Sammt ausgeſchlagen war. Perlenſchnüre in verſchiedener Größe und Maſſen von Schmuckſachen nahmen ſich prächtig auf dem Purpur aus, verſchwanden aber wie Sterne vor dem Sonnenlicht, als die Geheimräthin einen zweiten Auszug öffnete, in welchem auf ſchwarzem Sammt ihre Diamanten und Juwelen lagen. Dabei erzählte ſie, wann ihr Gatte ihr dieſe Herrlichkeiten geſchenkt und bei welchen merkwürdigen Feſten ſie dieſelben getragen habe. Sylvia war in ſo wonnige Bewunderung verſunken, daß es ihr förmlich lieb war, als Iſidore mit der Antwort zurückkam:

„Valentine kann jetzt unmöglich kommen, denn ſie ſchreibt an Goldiſch.“

„Es iſt gut,“ ſagte die Geheimräthin gelaſſen und fuhr fort ihrer Nichte die Namen der verſchiedenen Edelſteine zu nennen und deren Geſchichte zu erzählen. Iſidore ging ihrer Wege; aber Mademoiſelle Victoire trat ein und die Geheimräthin erhob ſich indem ſie zu Sylvia ſagte:

„Bleibe immerhin in meinem Schatzkämmerlein, Liebchen.“

Dann ſetzte ſie ſich wieder auf ihre Chaiſelongue und nahm den Vortrag über Toilettenangelegenheiten entgegen, bis Mademoiſelle Victoire durch die ebenſo wichtige Perſönlichkeit der Beſchließerin abgelöſt wurde; dieſe dann durch den Kammerdiener, auf welchen endlich der Wichtigſte der Wichtigen erſchien — der Koch. Mit ihnen allen hatte die Geheimräthin zu reden und nicht blos oberflächlich. Sie war eine gute Hausfrau und wohlbewandert im Räderwerk ihres Hauſes, auf deſſen geregelten Gang ſie ſorgfältig ſah und deshalb täglich ſich beſprach mit dieſen vier Säulen deſſelben. Sie lobte dies, ſie tadelte das, ſie empfahl jenes, ſie ordnete an, ſie gab ihre Entſcheidung ab — Alles mit dem größten Phlegma, doch nicht ohne Einſicht und Beſtimmtheit. Ihre natürliche Neigung und die häusliche Erziehung ihrer Jugend gaben ihr auf dieſem Gebiet eine große Gewandtheit, die Niemand höher ſchätzte als ihr Mann, weil er den Anſpruch machte, daß ſein Haus unübertrefflich, ja perfect ſei und daß er von der Maſchinerie deſſelben nicht beläſtigt werde.

Die Zeit verging. Sylvia ſaß noch immer vor den Diamanten. Eine Viertelſtunde ſchlich nach der andern dahin. Die Tante beachtete ſie gar nicht. Keine der Couſinen erſchien. Sie verfiel in tiefe Langeweile und aus dieſer — in tiefe Traurigkeit. Was hatte ſie davon, daß Juwelen vor ihr lagen, daß ſie auf violettem Damaſt ſaß, daß ihr Fuß tief einſank in den Teppich aus Smyrna? — ſie war allein und das herbe Gefühl der Verlaſſenheit preßte ihr Herz zuſammen. Starr blickte ſie auf die Diamanten ohne ſie zu ſehen und ihre Gedanken ſchweiften der fernen Heimat zu.

„Sylvia, mein Liebchen, biſt Du noch da!“ ſagte auf einmal die Tante, nachdem ſich der Koch zurückgezogen hatte. „Nun, das iſt mir eben recht. Du ſollſt mein kleiner Secretär ſein. Bisher war es Valentine; jetzt aber, da ſie verlobt iſt, ſchreibt ſie den ganzen Vormittag an Goldiſch, obſchon ſie ihn jeden Abend ſieht. Da ſollſt Du ihre Stelle vertreten! Setz' Dich an den Schreibtiſch, Liebchen und ſchreibe was ich Dir dictire.“

Sylvia gehorchte ganz froh, daß ſie eine Beſchäftigung bekam und die Tante ſagte ihr ein Billet in die Feder, in welchem ſie einer Dame aus der Geſellſchaft ihre Loge für den Abend überließ.

„Wir gehen heute nicht in's Schauſpiel,“ ſagte die Geheimräthin zu Sylvia, „denn Valentine meint, wir hätten das Stück ſchon hundertmal geſehen. Ich bin in meinem Leben ſo ungeheuer viel im Theater geweſen, daß mir ein Stück wie das andere iſt — immer Comödie! nur wird in dem einen geſungen, im zweiten getanzt, im dritten geſprochen. Eins iſt ſo unſinnig wie das andere.“

„Unſinnig!“ rief Sylvia grenzenlos verwundert, „liebe Tante, ich dachte es ſei etwas ganz Herrliches.“

„Ja, ja! das denken alle junge Perſönchen,“ ſagte die Geheimräthin freundlich; „es iſt eine Lieblingsunterhaltung der Jugend und ich gönne ſie ihr gern. Hat man ſie aber zwanzig Jahr genoſſen, ſo findet man ſie etwas fade.“

Es ſchlug zwölf Uhr und kaum war der letzte Schlag verhallt, ſo öffneten ſich die Thüren rechts und links, und herein trat die ganze Familie: der Geheimrath mit ſeinem älteſten Sohn Aurel, die beiden Töchter, der Hofmeiſter mit ſeinem eilfjährigen Zögling Edgar und Miß Wilmot mit dem kleinen Harry, der erſt fünf Jahr alt war; denn die Geheimräthin, die ſich niemals übereilte und anſtrengte, hatte in großen Pauſen ihre Kinderſtube gefüllt.

„Sieh da, Sylvia! . . . Sylphide ſollteſt Du heißen,“ ſagte der Geheimrath und muſterte mit ſeinem ſcharfen klugen Auge die ſchüchterne Nichte, indem er ſie auf die Stirn küßte.

Dann that er das Nämliche bei ſeinen Töchtern, die ihm Guten Morgen wünſchten, während Aurel Sylvia's Hand ſchüttelte und ſie fragte, ob ſie ſich ſeiner nach zehn Jahren noch erinnere? Sie bejahte es freundlich. Valentine begrüßte kühl und mit einer Miene der Ueberlegenheit die Couſine; Edgar nahm wenig Notiz von ihr, Harry gar keine. Man ging in's Speiſezimmer; man ſprach von tauſend Dingen und Perſonen; Sylvia war in einer ganz fremden Welt, die ihr keinen Berührungspunkt mit ihrer Vergangenheit bot. Plötzlich rief der Geheimrath:

„Sylvia-Sylphide! das ſage ich Dir: Deine ſchwarzwollenen Gewänder legſt Du ab! Vierzehn Tage darfſt Du noch ein ſchwarzſeidenes Kleid tragen .... aber länger will ich die garſtige Trauer nicht vor Augen haben und Du erſcheinſt dann in Farben wie Deine Couſinen. Man ſoll nicht ſagen, daß Du als Aſchenbrödel des Hauſes behandelt wirſt.“

Er hatte nicht unfreundlich ſein wollen, allein ſeine Stimme hatte einen eiſernen Klang und man merkte ihr an, daß ſie des Befehls ohne Widerrede gewöhnt war. Auch ſeine Züge und ſein Ausdruck waren von eiſerner Strenge, und Haltung und Geberde befehlshaberiſch. Nur wenn er ſich in behaglich frivoler Stimmung befand, verſchwand der harte Ausdruck, machte aber keinem einnehmenderen Platz. Sylvia dachte nicht entfernt an Widerſpruch, aber ſie erröthete, weil ſie ſich verletzt fühlte.

„Sei unbeſorgt wegen Deiner Toiletten, mein Liebchen,“ ſagte die Tante, welche das Erröthen bemerkt hatte und es anders deutete, „ich ſorge für Alles.“

Sie gab dieſe Verſicherung mit Wohlwollen; doch war ſie nicht dazu geeignet das Gefühl der Demüthigung zu mindern, das Sylvia bedrückte. Stumm und ſtill ſaß ſie da und wünſchte ſich hinweg — ach, wenn es nicht in das liebe Lehrbach'ſche Haus ſein konnte — dann zu ganz fremden Leuten, die nicht das Recht hatten Anordnungen über ſie zu treffen, die ihrem Herzen weh thaten.

Nach einer halben Stunde war das Frühſtück beendet. Der Geheimrath ging mit Aurel in die Büreaux zurück. Edgar machte mit dem Hofmeiſter, Harry mit Miß Wilmot den täglichen Spaziergang. Valentine und Iſidore begaben ſich mit der Geheimräthin in deren Zimmer und Sylvia folgte ihnen.

Hier begann ein endloſes Geſpräch zwiſchen Mutter und Töchtern. Es fing an bei der Toilette, welche ſie um drei Uhr zur Spazierfahrt zu machen hätten, ging dann über auf die für den Abend und verbreitete ſich dann über Einzelheiten, die zu Valentinens Ausſtattung gehörten.

Die feine Schönheit der Geheimräthin war auf ihre Söhne übergegangen; die Töchter glichen dem Vater, hatten dunkles Haar, dunkle Augen und etwas ſtarke Züge wie er, aber nicht ſeinen klugen Blick. Valentine hatte das Schlaffe und Manierirte, welches oft jungen Perſonen von großer Eitelkeit und geringem Verſtand eigen iſt: da ſie mehr ſein wollen, als ſie ihrer Natur nach ſein können, ſo werden ſie flach und geziert. Iſidore, die erſt ſechszehn Jahr alt und noch nicht in die Welt geführt war, konnte ſich vielleicht noch günſtig entwickeln. Bis jetzt ſah ſie mit ihren ſcharfen Zügen und ihrem harten Ausdruck noch weniger gut aus als Valentine. Beide hatten ſehr wenig gelernt und noch viel weniger Luſt etwas zu lernen. Sie ſprachen perfect franzöſiſch und engliſch; das genügte ihnen. Jede Art von geiſtiger Anſtrengung war unbequem und dem Unbequemen gingen ſie, als ächte Töchter ihrer Mutter, mit großer Entſchiedenheit aus dem Wege. Die kleinen weiblichen Arbeiten, die eben Mode waren, anzufertigen: das war die häusliche Haupt- und Lieblingsbeſchäftigung der Schweſtern. Valentine durfte auch ſchon Romane leſen; Iſidore noch nicht. Sie wußte das zu erſetzen durch Lectüre der Feuilletons zahlloſer Zeitungen, die bald im Salon, bald bei der Mutter umherlagen und die ſie in aller Stille an ſich nahm und in ihrem Zimmer ſtudirte. Es war die einzige Lectüre, welche ſie je mit Eifer betrieben hatte. Die Geheimräthin bemerkte nicht die mangelhafte Geiſtesbildung ihrer Töchter. Konnten ſie nicht ihre Billets in drei Sprachen ſchreiben und — wenn ſie Luſt hatten — in drei Sprachen Bücher leſen? das genügte ihr und nach ihrer Meinung auch ihnen. Der Vater hatte ſich nie um ihre Erziehung bekümmert. Er fand das viele Studiren höchſt überflüſſig für junge Mädchen: wenn ſie ſich im Salon gut zu benehmen und Converſation zu machen wußten, wenn ſie elegant tanzten und zu Pferde ſaßen, ſo brauchten ſie keine andere Fertigkeiten; denn nie war es ihm eingefallen mit irgend einem weiblichen Weſen eine Unterhaltung über einen ernſten Gegenſtand oder über höhere Intereſſen zu führen. Prallte er in der Welt zufällig an eine Frau an, in deren Unterhaltung ein geiſtiger Anklang ſich wahrnehmen ließ, ſo fand er ſie pretentiös und langweilig. Obſchon alſo auch ihm das Drei-Sprachen-Syſtem für die geiſtige Bildung ſeiner Töchter genügte, hätte er ihnen doch Talente gewünſcht, namentlich muſikaliſche, weil man ſie im Salon gern hat; aber Valentine konnte ihr Geklimper auf dem Flügel nicht hören laſſen, und Iſidore hatte es ganz aufgegeben. Er tröſtete ſich über dieſen Mangel. Er fand ja doch, daß das Geklimper ſeiner Millionen unendlich viel wichtiger, intereſſanter und lieblicher ſei, als das Muſiziren aller Virtuoſen Europa's, und er wußte ſehr gut, daß auch Andere es fanden. Viel lieber wäre es ihm geweſen, wenn ſeine Töchter das Hausfrauentalent ihrer Mutter gehabt hätten, denn das war immer vortheilhaft und von praktiſchem Nutzen, auch bei dem größten Reichthum: Ordnung, weiſe Eintheilung und der geregelte Gang aller einzelnen Zweige und des Ganzen eines großen Hauſes, gehen aus einem ſolchen Verwaltungstalent hervor. Allein ſeine Töchter hatten auch dazu keine Anlage. Er fragte einmal unmuthig Valentine:

„Glaubſt Du etwa, daß das Leben ein Schlaraffenland iſt, wo Dir die Tauben gebraten in den Mund fliegen werden?“

„Bis jetzt war es ungefähr ſo, Papa, und ich ſehe nicht ein, weshalb es anders werden ſollte,“ erwiederte ſie.

„Möge ihr Mann ihr das beibringen, was ihm wünſchenswerth iſt,“ ſprach der Geheimrath zu ſich ſelbſt; „meine Frau hat ja auch in dieſem Punkt viel gelernt.“ — Er vergaß nur in Anſchlag zu bringen, daß ſeine Frau in äußerſt beſcheidenen Verhältniſſen erzogen war und gemäß denſelben äußerſt beſcheidene Anſprüche und Gewohnheiten — keineswegs die des Ueberfluſſes hatte, und daß eben die luxuriöſen Gewohnheiten es waren, die ſeiner Tochter den Nerv der Thätigkeit raubten. Für Alles, was ihre Eitelkeit betraf, erwies ſich Valentine voll reger Theilnahme und das kam auch bei dieſem Geſpräch mit der Mutter zum Vorſchein, dem Sylvia als ſtumme Zuhörerin, Iſidore aber mit Sitz und Stimme beiwohnte. Da ſich die Frau Geheimräthin in all ihrem Thun die gehörige Zeit nahm und mit langſamer Ueberlegung und vielfachem Bedenken zu Werk ging, ſo brauchte ſie Stunden zu einer Berathung, die in einer Viertelſtunde abzumachen geweſen wäre. Diejenigen Stunden, welche ihr Mann für die allgemeine Tagesordnung beſtimmt hatte, hielt ſie auf die Minute inne; aber mit der Zwiſchenzeit ging ſie ſehr verſchwenderiſch um. Deshalb führte ſie nie das aus, was ſie ſich für den Tag vorgenommen hatte und weil ſie auf dieſe Weiſe immer im Rückſtand war, meinte ſie überladen mit Geſchäften zu ſein, ließ ſich aber nicht in ihrem behaglichen Phlegma verſtören.

Ein Diener trat ein und überbrachte an Valentine einen prachtvollen, rieſigen Blumenſtrauß von Herrn Goldiſch, der nach ihrem Befinden fragen ließ. Valentine flog in ihr Zimmer, brachte ein Billet zurück, das ſchon in Bereitſchaft lag und gab es dem Diener als Antwort.

„Merkwürdig!“ ſagte Iſidore, „daß man ſeiner Braut täglich einen Blumenſtrauß ſchickt — beſonders in dieſer Jahreszeit, wo ſie ſelten ſind — das iſt eine recht hübſche Aufmerkſamkeit. Aber daß die Braut dafür täglich ein Billet ſchreiben muß, finde ich erſtaunlich hart.“

„Es iſt für mich kein Zwang,“ verſetzte Valentine; „ich ſchreibe, weil ich wünſche, daß mein zukünftiger Gatte mich verſtehe und mein ganzes inneres Weſen kenne.“

„Nun ja! dazu habt Ihr ja das liebe lange Leben vor Euch!“ rief Iſidore.

„O wie manche Ehen gibt es, in welchen ſich die Gatten gar nicht kennen und verſtehen! und welch' ein Jammer für das Frauenherz!" rief Valentine ſchwärmeriſch.

„Kann ſein!" entgegnete Iſidore; „ich weiß nur, daß dieſe ewige Schreiberei mir höchſt läſtig wäre. Was meinſt Du dazu, Sylvia?"

„Ich habe darüber nie nachgedacht," ſagte Sylvia gleichgültig.

„Mama, Sylvia langweilt ſich bei uns," ſagte Iſidore, „ſchaue ſie nur an .... wie müde ſie ausſieht."

„Sie iſt müde von dem geſtrigen Reiſetag," ſagte die Geheimräthin.

„Und auch vom Nichtsthun!" ſetzte Sylvia entſchloſſen hinzu; „ich habe nicht die Gewohnheit ſo da zu ſitzen mit den Händen im Schooß. Ich war immer beſchäftigt."

„Und womit?" fragte Iſidore neugierig.

„Bald mit der Haushaltung, bald mit Handarbeit. Ich kann Kleider machen, Weißzeug nähen, ſtricken und ſticken; das wechſelte ab. Dann hatte ich das Wirthſchaftsbuch zu führen." . . . —

„Darin erkenne ich ſo recht Deine vortreffliche Mutter!" unterbrach die Geheimräthin ſie ganz gerührt.

„Kannſt Du aber auch engliſch und franzöſiſch ſprechen und ſchreiben?" fragte Iſidore.

„Gelernt habe ich es — allein mir fehlt zum ſprechen der Accent und zum ſchreiben die Uebung."

„Nun, das wollen wir nachholen, Liebchen," ſagte die Geheimräthin freundlich. „Miß Wilmot ſoll Dir täglich engliſchen Unterricht geben und mit Mademoiſelle Victoire, die eine ſehr anſtändige, gebildete Perſon iſt, kannſt Du nach Herzensluſt franzöſiſch plaudern, da ſie den guten Pariſer Accent hat.“

Dankbar küßte Sylvia die Hand der Tante.

„Du vergißt, Mama, daß Sylvia auch zu nähen und zu ſtricken wünſcht,“ ſagte Iſidore ſpöttiſch.

„Ja, ich hätte gern eine Handarbeit; mit ihr langweile ich mich nie,“ ſagte Sylvia einfach.

„Wende Dich nur an Mademoiſelle Victoire, mein Liebchen! ſie wird Dir ſchon Handarbeit geben. Sie iſt der perſonifizirte Fleiß. In ihrer freien Zeit arbeitet ſie Kirchenſachen .... natürlich auf ihre Koſten, nicht auf die meinen, denn ich habe ſo enorme Toilettenausgaben zu machen und die Anſprüche, welche die täglich wachſende Armuth an meinen Geldbeutel macht, ſteigern ſich dergeſtalt, daß ich mich auf Geſchenke an arme Kirchen nicht einlaſſen kann.“

Wieder erſchien der Diener und meldete es ſei eingeſpannt.

„Schon drei Uhr?“ ſagte die Geimräthin verwundert; „macht Euch fertig, meine Kinder! — Du aber, mein Liebchen, bleibſt gewiß lieber zu Hauſe — wegen Deines Traueranzuges und ich werde Mademoiſelle Victoire zu Dir ſchicken.“

Sylvia war ſehr zufrieden mit dieſer Einrichtung und mit den Ausſichten, die ſich ihr eröffneten. Sie war ein Neuling im Leben und in der Welt, geiſtig regſam, bereit zur Thätigkeit, begierig zu lernen, und mit einer Doſis Eitelkeit ausgeſtattet, welche ihr durchaus nicht wünſchenswerth erſcheinen ließ, für immer im Hintergrund zu verbleiben. Doch dies Motiv war ihr ſelbſt nicht klar. Als ſie wieder ihr freundliches Zimmer betrat dachte ſie, wenn ſie nur erſt ihre regelmäßige Beſchäftigung habe, werde ſie ſich eingewöhnen, da ja die Tante ungemein gütig für ſie ſei. In dieſem Sinn ſetzte ſie ſich an ihren eleganten Schreibtiſch, holte die von Iſidore verbannte Schreibmappe hervor und begann einen ausführlichen Brief an Frau von Lehrbach.

Ein Goldſtück und dreihundert Francs.

Mademoiſelle Victoire war eine Perſon, die im ganzen Hauſe, bei der Herrſchaft ſowohl als bei der Dienerſchaft, in einem gewiſſen Anſehen ſtand; denn ſie war von einer muſterhaften Pflichttreue und Gewiſſenhaftigkeit. Seit ſieben Jahren im Dienſt der Geheimräthin, hatte dieſe noch nie eine Klage über ſie gehört oder geäußert. Ihr friedliebender Charakter, ihre feenhafte Geſchicklichkeit, ihre unermüdliche Dienſtfertigkeit machte ſie zu einem wahren Schatz, der nur eine einzige Schattenſeite hatte und zum Glück eine ſolche mit der man Nachſicht haben, die man allenfalls belächeln durfte: Mademoiſelle Victoire war eine fromme Katholikin und die Familie Proſt war dem Namen nach katholiſch.

Der Herr Geheime-Commerzienrath Proſt war ein Philoſoph, der in verſchiedenen Schulen zu Hauſe war: ein Epikuräer an Lebeluſt; ein Stoiker an Gleichgültigkeit für Alles, was nicht ſeinen Egoismus berührte; ein Skeptiker in jeder Richtung, welche über die Wahrnehmungen der fünf Sinne hinausging.

Er hatte lange Jahre in Paris gelebt unter dem Bürgerkönig Louis Philipp, der da wähnte, die Gleichgültigkeit in Dingen der Religion nebſt der Pflege materieller Intereſſen, wären dauerhafte Stützen ſeines Thrones. Die Revolution von 1848 belehrte ihn gründlich über ſeinen Irrthum. Herr Proſt aber, der in dieſer Epoche ſein Glück gemacht hatte und von keinem Thron geſtürzt worden war, verpflanzte ſeine Penaten und ſeine Grundſätze in ſeine Geburtsſtadt zurück und befand ſich dabei eben ſo vortrefflich dort, wie er ſich zuvor in Paris befunden hatte. Es war alſo nicht der mindeſte Grund vorhanden, ſeine philoſophiſchen Anſichten über das menſchliche Leben und die Beſtimmung des Menſchen zu ändern. Daß er ſeine Kinder katholiſch taufen ließ, war das einzige Zeichen, woran man erkennen konnte, daß er ſelbſt einſt katholiſch getauft ſei; und auch dies geſchah hauptſächlich aus Rückſicht für ſeine Frau, die ſich aus alter Anhänglichkeit an die Erinnerungen ihrer frommen Jugend, auf der äußerſten Grenze der katholiſchen Kirchengemeinſchaft hielt. Aber auch nur auf der alleräußerſten Grenze: ſie empfing in der öſterlichen Zeit die heiligen Sacramente und ſie ging am Sonntag in die heilige Meſſe — wenn es möglich war; und daß es nicht immer möglich war — nicht auf Reiſen, nicht im Winter bei ſtrenger Kälte, nicht im Sommer auf dem Lande, weil ihre Beſitzung in proteſtantiſcher Gegend lag — nun, das verſtand ſich von ſelbſt. Ebenfalls auch, daß ſie brauchbare Perſönlichkeiten nahm, wo ſie dieſelben fand: Edgars Hofmeiſter war ein Altlutheraner, Miß Wilmot war calviniſch; ſie haßte ſein Bekenntniß und er das ihre. Beide aber vereinigten ſich im gemeinſamen Haß des Papismus und gaben ihn unverholen ihren Zöglingen zu erkennen. Daß die Kinder unter ſolchen Einflüſſen und in ſolcher Umgebung vollkommen gleichgültig für Alles waren, was ſich auf das poſitive Glaubensbekenntniß bezog, iſt in der Ordnung, und daß Valentine ſich mit Herrn Goldiſch verlobte ohne auch nur bei dem Gedanken, daß er Proteſtant ſei, eine Minute zu verweilen, begreift ſich leicht. Dennoch war ein Mitglied dieſer Familie ganz anders und plätſcherte nicht mit den übrigen in dem lauwarmen Waſſer der Oberflächlichkeit — und das war der älteſte Sohn, Aurel Proſt. Wie das gekommen, wie das überhaupt möglich war, wer kann es erklären! Natur und Gnade haben zuweilen ihre Lieblinge. Seiner Erziehung nach hätte Aurel bei zweiundzwanzig Jahren ein blaſirter Menſch, ein herzloſer eitler Geck ſein müſſen. Er war es nicht, ſondern genau das Gegentheil. Er hatte ein weiches Gemüth, Sinn für höhere Intereſſen, ein religiöſes Bedürfniß. Er fand nicht, daß die Arbeit reich und immer reicher zu werden, belohnt ſei durch die Genüſſe, welche der Reichthum verſchafft. Ihm ſchwebten Ideale eines ſchöneren Glückes vor — freilich nur in unbeſtimmten Umriſſen, denn ein energiſcher Geiſt, ein klarer und feſter Charakter war er nicht. — Der erſchlaffende Einfluß, den ein Zuſtand von beſtändigem Wohlbehagen, von andauernder Proſperität der irdiſchen Güter mit ſich bringt, machte ſich auch bei ihm geltend und ließ ihn nicht zu einem kräftigen Streben gelangen, das keine Mühe ſcheut, um zu einem erſehnten Ziel zu gelangen, welches man deutlich erkennt und liebt. Aurel war kein glühender Katholik; allein er kannte das Dogma und ehrte die Vorſchriften der Kirche, wenn er ſie auch nicht immer, aus Menſchenfurcht, erfüllte — was wiederum mit ſeinem Charakter zuſammenhing. Er fürchtete den Zorn des despotiſchen Vaters und die Erörterungen der phlegmatiſchen Mutter, aber nicht ohne dafür von ſeinem Gewiſſen den Vorwurf der Feigheit zu hören. Aurel war der Einzige in der Familie, der ſich nicht für vollkommen hielt und der nicht ſein materielles Wohlbehagen — Glück nannte.

All dieſe Erläuterungen und Andeutungen erhielt Sylvia von Mademoiſelle Victoire, als dieſe bei ihr erſchien und ſagte, ſie ſei von der Geheimräthin beauftragt, die Toilette des Fräuleins für den Morgen und für den Abend, für den Ball und für die Promenade binnen vierzehn Tagen in vollkommenen Stand zu ſetzen und ſie komme, um darauf bezügliche Anordnungen entgegen zu nehmen. Sylvia unterbrach Mademoiſelle Victoire und ſagte:

„Bevor wir davon reden, will ich Sie geſchwind bitten, mich jeden Morgen in die heilige Meſſe mitzunehmen. Ich bin daran gewöhnt von Kindheit auf und ich möchte dabei bleiben.“

Victoire war nichts weniger als ſchön; — während aber Sylvia ſprach, flog ein ſo lieblicher Stral freudiger Ueberraſchung über ihre Züge, daß ſie dadurch ganz ſchön ausſah.

„Wie gern thäte ich das!“ erwiederte ſie: „ich fürchte nur, es wird nicht möglich ſein, denn Sie müßten um ſechs Uhr aufſtehen, weil ich um halb acht Uhr wieder zu Hauſe ſein muß.“

„Ich bin immer um ſechs Uhr aufgeſtanden,“ verſicherte Sylvia, „denn meine Eltern thaten es. Dann frühſtückten wir und dann gingen wir in die heilige Meſſe; das war ſo die Tagesordnung.“

„Aber Sie ſind gewiß nicht um Mitternacht oder um zwei, drei Uhr Morgens ſchlafen gegangen, wie das im Faſching häufig vorkommt.“

„Zwei, drei Uhr Morgens!“ rief Sylvia mit ſtillem Entſetzen, „nein! ſo ſpät bin ich nie ſchlafen gegangen! . . . . es ſei denn, daß ich am Krankenbett meiner armen Eltern wachte," ſetzte ſie traurig hinzu.

„Gnädiges Fräulein ſehen — es geht nicht!" ſagte Victoire mitleidig.

„Es geht aber doch für Sie," wendete Sylvia ein, „und Sie müſſen ja immer die Heimkehr meiner Tante erwarten und kommen erſt nach ihr zur Ruhe!"

„Das iſt richtig, gnädiges Fräulein! aber ich muß Ihnen geſtehen, daß die heilige Meſſe nicht blos zu meiner Tagesordnung, ſondern zu meinem Leben gehört," ſagte Victoire ernſt.

„Und was ſagt meine Tante dazu?" fragte Sylvia geſpannt.

„Sie hat ſich um ſo leichter an meine Seltſamkeit gewöhnt, als mein Dienſt um keine Sekunde beeinträchtigt wird."

„Iſt mein Onkel katholiſch?" fragte Sylvia unbefangen.

„Er iſt es," antwortete Victoire verlegen: „aber ich glaube .... das heißt, es ſcheint, als ſei es für manche Perſonen .... oder in manchen Verhältniſſen ſchwer, in einer proteſtantiſchen Reſidenz als Katholik zu leben."

Sylvia ſah Victoire mit großen Augen an.

„Ja, es heißt, daß die Abſtinenztage und die heilige Faſtenzeit die Geſelligkeit ſtören," fuhr dieſe fort: „daß man ſich nach den Gebräuchen des Landes und der Geſellſchaft, in denen man lebt, richten müſſe .... Sie werden Manches der Art hören, gnädiges Fräulein .... — Aber ich bitte mir zu ſagen, wie viel Morgenanzüge Sie wünſchen. Die Einkäufe macht die Frau Tante; das iſt ihr ein großes Vergnügen; doch die Berechnung der Ellenzahl habe ich zu machen, denn ſie iſt ihr läſtig."

Sylvia fühlte daß Victoire in einem Punkt, der ihr ſo wichtig war, doppelt vorſichtig in ihren Aeußerungen über ihre Herrſchaft ſein mußte, weil dieſe ganz andere Geſinnungen hatte; ſie ging alſo auf das Capitel der Toiletten ein. Aber es machte ſich doch ſo, daß Sylvia Einzelheiten über die Anſichten erfuhr, die im Hauſe herrſchten und die Victoire ihr vorſichtig mittheilte, damit ſie nicht durch plötzliche Ueberraſchung zu einer unbeſonnenen Aeußerung hingeriſſen werde. Auf dieſe Weiſe vernahm ſie auch, daß Herr Goldiſch Proteſtant ſei.

„Er ſoll übrigens ein vortrefflicher Mann ſein," ſagte Mademoiſelle Victoire.

„Aber Valentine konnte ja auch einen vortrefflichen Katholiken heirathen," meinte Sylvia.

Darauf antwortete Victoire nicht. Sie begnügte ſich die Thatſachen mitzutheilen. Schließlich wurde abgemacht, daß Sylvia mit Victoire in die heilige

Meſſe gehen und eine ſchöne Spitze für ein Altartuch ſticken werde.

Als die Geheimräthin von ihrer Ausfahrt heimkehrte, trat ſie bei Sylvia ein, ſetzte ſich erſchöpft auf die Chaiſelongue und ſagte:

„Liebchen, wie glücklich biſt Du, in aller Ruhe an Deinem Schreibtiſch zu ſitzen, während ich ganz abgehetzt bin.“

„Biſt Du nicht ſpazieren gefahren, liebe Tante?“ fragte Sylvia.

„Spazieren gefahren!“ ſeufzte die Geheimräthin: „ich hatte ja nicht Zeit, um friſche Luft im Park zu ſchöpfen. Höre nur! Drei Beſuche machte ich glücklich mit Karten ab, weil die Damen nicht zu Hauſe waren. Frau von A. nahm mich aber an, denn ſie war unwohl. Ich fand Frau von B. bei ihr. Dieſe fragte mich, ob ich nicht Luſt hätte das Atelier des berühmten Bildhauers C. mit ihr zu beſuchen. Ich hatte natürlich gar keine Luſt .... ich kann nun einmal dieſen Marmorfiguren keinen Geſchmack abgewinnen; aber Valentine brannte vor Verlangen und meinte, der Bildhauer C. ſei eine Berühmtheit, die man kennen müſſe. Alſo hingefahren. Ehe wir das Atelier betreten kommt Herr von D. heraus und ſagt, es ſei nichts Sehenswerthes darin, wir möchten doch lieber zu dem portugieſiſchen Kaufmann fahren, der hier mit reizenden braſilianiſchen Affen und Colibris angekommen ſei. Iſidore geräth ſofort in Begeiſterung für die Affen und Valentine gibt nach. Alſo dahin! Herr von D. ſetzt ſich zu uns in den Wagen, wir laſſen Frau von B. im Stich und fahren zu dem Portugieſen, der denn auch richtig eine Menge von niedlichen Aeffchen und Vögeln hat. Es wimmelte von Menſchen bei ihm. Auch die belgiſche Geſandtin mit ihrer Kinderſchaar war da. Ich bekomme immer einen gelinden Schreck, ſobald ich ſie gewahr werde, weil ſie ewig für ihre guten Werke mich anbettelt. Richtig! ſie kommt auf mich zu und ſagt: „Wie glücklich bin ich Sie zu treffen! ich nehme Sie in Beſchlag, um Ihnen das Häuschen zu zeigen, das wir für die Saleſianerinnen gemiethet haben, damit Sie ſehen, wie Manches noch an der Einrichtung fehlt.“ Und ohne Weiteres ſchickt ſie ihre Kinder in ihrem Wagen heim, läßt mir kaum Zeit, ein Paar reizende Aeffchen zu kaufen, findet ſie ungeheuer theuer — ſtelle Dir vor! Aeffchen aus Braſilien, aus einem Urwald, aus einem andern Welttheil ſollen dreihundert Francs das Stück ungeheuer theuer ſein, während es ſpottbillig iſt! und kurz, ſie nimmt Platz in meinem Wagen, überläßt den armen Herr von D. ſeinem Schickſal und führt mich an's Ende der Welt nach einem Hauſe, das ein Kloſter werden ſoll. Da jagt ſie mich Trepp' auf Trepp' nieder und bittet ſchließlich um ein Almoſen, das ich natürlich der belgiſchen Geſandtin nicht abſchlagen kann; — aber wer heißt ſie hier bei uns, im proteſtantiſchen Lande, Klöſter einrichten! thue ſie das in ihrem Belgien. Genug, ich mußte ihr ein Goldſtück geben, ſie zu Hauſe bringen, der Spazierfahrt entſagen und ich muß jetzt, da ich todtmüde bin, Toilette machen und liebenswürdig ſein, denn wir haben zwanzig Perſonen zum Diner.

„Liebe Tante,“ ſagte Sylvia raſch, „Du erlaubſt mir gewiß erſt dann zum Diner zu erſcheinen, wenn ich nicht mehr in Trauer bin. Der Onkel kann die ſchwarze Kleidung nicht leiden . . . . alſo bitte, bitte! ich möchte ihn nicht verſtimmen.“

„Gut, mein Liebchen! das iſt ſehr aufmerkſam von Dir. Du kannſt während dieſer vierzehn Tage mit Harry ſpeiſen. Dann aber kommſt Du zum Diner und bei dem Gabelfrühſtück wirſt Du auch jetzt pünktlich erſcheinen.“

Die Geheimräthin entfernte ſich, um ihren ſchweren Pflichten zu genügen und Sylvia freute ſich herzlich über die große Güte der Tante.

Kleider machen Leute.

Nach vierzehn Tagen war wieder ein ſehr großes Diner zu Ehren der Schweſter des Herrn Goldiſch, die mit ihrem Mann aus London gekommen war um ihre künftige Schwägerin kennen zu lernen. Die Empfangszimmer ſtralten im Kerzenlicht und die Familie Proſt war verſammelt um die Gäſte zu empfangen. Da öffneten ſich weit die Flügelthüren und herein trat eine liebliche Erſcheinung im roſenfarbenen Tafftkleid mit allen obligaten Schleifen, Spitzen und Bändern, den ſchönen Kopf von einer Fülle blonder Locken und Flechten eingerahmt.

„Sylvia-Sylphide! wahrhaftig Du biſt es!“ rief der Geheimrath unausſprechlich angenehm überraſcht: „heute früh noch eine dunkle Raupe, jetzt ein kleiner Schmetterling.“

Er faßte ſie bei den Fingerſpitzen und mit den Fingerſpitzen an, hob ihre Arme wagrecht in die Höhe, muſterte ſie von Kopf zu Fuß und ſagte endlich, indem er ihre Hände ſinken ließ, höchſt beifällig:

„In dieſen affröſen Crinolinen ſeht Ihr Alle aus, wie umgeſtürzte Tulpen. Du aber bleibſt Sylvia-Sylphide! ... Du Tauſendſaſa!“

„Nicht wahr, ſie ſieht jetzt gänz anders aus? ja ja! Kleider machen Leute!“ ſagte die Geheimräthin ſehr zufrieden.

Und dies Sprichwort ſchien ſich zu bewahrheiten, denn Sylvia hatte alle Scheu vor dem Geheimrath in Folge ſeiner bewundernden Aeußerung verloren und ſagte freundlich und ruhig:

„Es freut mich, daß mein Anzug Dir gefällt, lieber Onkel! die Tante hat ihn ſo wie er iſt für mich gewählt.“

„Und er gefällt Dir beſſer als Dein ſchwarzer Merino? Du bräuchſt weder Ja noch Nein zu ſagen! das verſteht ſich von ſelbſt! ... Von jetzt an erſcheinſt Du aber nie anders, als elegant gekleidet. Das bitte ich mir aus; denn ich ſehe Du biſt ein Perſönchen, das für die Elegance geſchaffen iſt,“ verſetzte er.

Valentine hatte viel zu aufmerkſam jede einzelne Blume des Straußes betrachtet, den ſie in der Hand hielt und den Herr Goldiſch ihr Vormittags geſchickt hatte, um für Sylvia einen Blick zu haben, während Iſidore ſie mit einem Ausdruck betrachtete, der nicht gerade Wohlwollen verrieth, und während Aurel heimlich in die Hymne der Bewunderung ſeines Vaters einſtimmte.

Die Gäſte kamen. Herr Goldiſch war ein Mann von vierzig Jahren, der verſtändig und ruhig ausſah. Sylvia hatte ſich den Verlobten der ſentimentalen Valentine ganz anders vorgeſtellt. Er war Wittwer und kinderlos, ein Mann des Geſchäfts, wie Herr Proſt, alſo allen Schwärmereien abhold, aber mit einem guten wohlwollenden Herzen. Valentine hatte ihm gefallen; die gegenſeitigen Verhältniſſe paßten zuſammen, der Geheimrath wünſchte auf's Lebhafteſte die Verbindung und Valentine begeiſterte ſich für ſie. Warum? das wußte Niemand. Genug, ſie verſicherte es ſei ſtets im Stillen ihr Ideal geweſen, die Gattin eines älteren Mannes zu werden — und beſonders eines Wittwers, um ihn über den Verluſt der erſten Frau zu tröſten. Nun war dieſer Wittwer Millionär und ein vortrefflicher Mann, deſſen Verwandte in London auf einem großen Fuß lebten: ſie zögerte keinen Augenblick ihr Jawort zu geben.

Dieſer Abend eröffnete für Sylvia den Horizont des Weltlebens mit ſeiner Pracht, ſeiner Eitelkeit, ſeinem blendenden Schimmer. Ihre liebliche Erſcheinung, die von ſo großer Schönheit war und durch den ſeltenen Zauber der Unbewußtheit erhöht wurde, machte in ihrer einfachen Natürlichkeit den angenehmſten Eindruck. Für ein liebes ſchönes Mädchen von achtzehn Jahren iſt Jedermann freundlich. Sogar Valentine wurde es. Sie hatte es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden, ihre Couſine zu beachten, die ſie überdas nur bei dem Gabelfrühſtück und ſonſt etwa zufällig ſah. Valentine war viel zu ſehr in ihr liebes Ich verſunken, um neben der unausſprechlich wichtigen Angelegenheit ihrer Ausſtattung und neben ihren Zukunftsträumereien ein ſo untergeordnetes Weſen wie Sylvia zu bemerken. Jetzt aber ſagte Herr Goldiſch zu ihr:

„Ich wußte gar nicht, daß dies niedliche Couſinchen im Hauſe exiſtire.“

„Ich ſelbſt wußte es kaum,“ verſetzte Valentine, „denn Sylvia war in Trauer und hatte die Erlaubniß, ſich faſt immer in ihrem Zimmer aufhalten zu dürfen.“

„Es freut mich für Iſidore,“ ſagte Herr Goldiſch, „daß ſie eine Gefährtin hat, wenn ich Sie dem Vaterhauſe entführe.“

Valentine lächelte ſchweigend, theils vor Freude über dieſe Entführung, theils weil ſie zweifelte ob Iſidore eine ſolche Gefährtin wünſche. Iſidore war noch nicht in der großen Welt erſchienen; neben Sylvia aufzutreten, war nicht vortheilhaft für ſie, und ſchon am heutigen Abend konnte man, wenn man ſie beobachtet hätte, bemerken, wie wenig erfreut ſie über den Erfolg Sylvia's war, die doch ſo ſchlecht franzöſiſch und gar nicht engliſch ſprach und überdas blutarm war.

Sylvia ſelbſt wußte ſehr gut, wie viel ihr fehle, um mit Sicherheit in der Geſellſchaft ſich zu bewegen, wenn ſie auch Tact genug hatte um nichts Ungeſchicktes zu thun oder zu ſagen. Das gab ihr eine leiſe Schüchternheit, die ihr einen neuen Reiz verlieh, ſo daß Miſtriß Dambleton, die Schweſter des Herrn Goldiſch, der Geheimräthin Glück wünſchte zu der vortrefflichen Erziehung ihrer Nichte.

„Die Feinheiten fehlen noch,“ erwiederte die Geheimräthin, „denn Sylvia war bis jetzt nicht ſalonfähig: aber ich hoffe ſie holt Alles nach.“

„Ach,“ ſagte Miſtriß Dambleton, „das bischen Salongewandtheit beruht ja nur auf Uebung und Gewohnheit und iſt kein wirklicher Vorzug — wenn auch der gänzliche Mangel eine Unvollkommenheit wäre. Iſt nur Tact da — dieſer feine, zum Verſtändniß für das Paſſende und Schickliche des Augenblicks, ausgebildete Inſtinct — ſo findet ſich die Gewandtheit leicht.“

„Ich denke ſie wird klug genug ſein, meine kleine Sylvia!“ ſagte die Geheimräthin; „denn ihre Mutter, meine gute Schweſter, hatte ſehr viel Verſtand . . . und beſonders einen ſo recht praktiſchen Verſtand für ſchwierige Verhältniſſe.“

Als Sylvia gegen Mitternacht ihr Zimmer betrat, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Wie iſt das doch in der kurzen Zeit ſo ganz anders geworden! als ich zum Erſtenmal hier eintrat — wie war ich verlaſſen! wie kam ich mir verloren in der weiten Welt vor! und jetzt! . . . . ich bin ein Kind des Hauſes! Die Tante iſt ſo gut für mich . . . . der Onkel wird auch ganz freundlich und iſt recht gütig, ſobald ich munter bin und im ſcherzenden Ton ſpreche. Genug, die Töchter haben es nicht beſſer als ich, ich bekomme Alles was ich nur wünſchen kann . . . . freilich — eine Waiſe bin ich dennoch und eine Freundin wie Clariſſa Lehrbach habe ich hier nicht. — — Sie ſchellte. Bertha erſchien, denn Sylvia hatte jetzt als elegante Dame ein Kammermädchen nöthig. Bertha ſagte im Ton höchſter Bewunderung:

„Nein, gnädiges Fräulein, der Anzug iſt zu ſchön und Sie ſehen zu ſchön darin aus! es iſt ein wahrer Jammer, daß Sie ſich auskleiden wollen.“

„Und zwar ganz geſchwinde,“ entgegnete Sylvia lachend: „es iſt ſpät und ich muß um ſechs Uhr aufſtehen.“

„Aber thun Sie ſich doch nicht dieſe Pein an, gnädiges Fräulein! das ging bis jetzt ganz gut; doch nun da Sie Alles mitmachen werden, müſſen Sie auch hübſch ausſchlafen. Nicht wahr, Sie fangen an Ihr Leben zu genießen, wie ich es Ihnen prophezeit habe? — Bemerkten Sie den ſilbernen Tafelaufſatz, der nur bei ganz großen Gelegenheiten zum Vorſchein kommt? ich huſchte in den Speiſeſaal hinein als die Kerzen angezündet wurden, um mir die Herrlichkeit zu betrachten .... und es flimmerte mir förmlich vor den Augen von all dem Silbergeſchirr und den Lichtern. So etwas hatten Sie gewiß nicht zu Hauſe."

„Nein, Bertha, ich hatte das nicht, aber dafür war ich zu Hauſe," entgegnete Sylvia mit einem Anflug von Wehmuth.

„Ja ſo!" ſagte Bertha verblüfft.

Ihr Geſchäft war beendigt; ſie wünſchte wohl zu ſchlafen und verſchwand. Sylvia verrichtete ihr Nachtgebet nicht ohne ſehr viel Zerſtreuung; als aber Mademoiſelle Victoire am andern Morgen um ſechs Uhr bei ihr anklopfte, beſann ſie ſich keinen Augenblick, machte geſchwinde ihre Morgentoilette, bei welcher ſie keine Hülfe nöthig hatte und ging wie ſonſt in die heilige Meſſe. Ja, als ſie im grauen unfreundlichen Morgennebel aus der Kirche in ihr roſenrothes Zimmer zurückkam, freute ſie ſich dem lieben Gott dies kleine Opfer gebracht zu haben. Dann frühſtückte ſie und trieb mit Eifer das Studium der engliſchen Sprache. Dieſer Eifer entzückte Miß Willmot, welche in dieſem Punkt durch ihre Schüler nicht verwöhnt war und ſie verſchonte

Sylvia mit allen calviniſchen Anfeindungen der katholiſchen Glaubenslehre. Freilich mochte auch eine kleine Scene dazu beigetragen haben, die Sylvia mit Harry hatte, als er bei Miß Willmots Unterricht gegenwärtig war und zu ſeiner Unterhaltung in Sylvia's Gebetbuch blätterte. Darin lagen fromme Bildchen, die er neugierig betrachtete. Endlich hob er ein Muttergottesbildchen hoch auf und rief:

„Miß Willmot! ſie iſt papiſtiſch!“

„Nein, Harry!“ ſagte Sylvia ruhig und beſtimmt: „ich bin was Du biſt — katholiſch.“

Das Kind ſtarrte Miß Willmot an, erwartungsvoll was dieſe ſagen werde. Aber was konnte ſie ſagen? Sie ſagte trocken:

„Schweig', Harry! ſtörs uns nicht.“

Sylvia hatte ſich vorgenommen es zu halten wie Mademoiſelle Victoire. Kann eine Dienerin des Hauſes ſich in Betreff ihrer Religion ſo unabhängig ſtellen, ſo muß auch ich es können, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; und ich will ihr auch darin nachahmen, daß ich mich mit Allen auf den beſten Fuß ſetze. — Und dies ſchien ihr in der That zu gelingen. Durch ein Gemiſch von freundlicher Zuvorkommenheit und beſcheidener Zurückhaltung eroberte ſie ſich die Herzen ihrer Familie, was Valentine durch ihr kühles, vornehmthuendes Weſen und Iſidore mit ihrem hochfahrenden Benehmen gar nicht verſtanden. Miſtriß Dambleton begriff gar nicht, daß in einem deutſchen Hauſe voll junger Leute nicht Muſik gemacht werde. Alſo entſchloß ſich Valentine dazu ſich eines Abends hören zu laſſen. Sie ſpielte den erſten Satz einer Sonate von Beethoven, aber ſo unvollkommen, daß ſie am Schluß des Allegro's erklärte, es ſei ihr unmöglich vor Zuhörern zu ſpielen und daß ihr Vater trocken ſagte:

„Mir ſcheint Du thuſt wohl daran! . . . . Aber Du, Aurel," fuhr er fort, „Du ſingſt ja! kannſt Du nichts zum Beſten geben?"

„Ohne Begleitung nicht," erwiederte Aurel.

„Sie ſehen, Miſtriß Dambleton, wir ſind arm an Talenten. Man muß ſich bei uns mit dem Soliden und Reellen begnügen," ſagte der Geheimrath mit Stolz, und Miſtriß Dambleton antwortete begütigend, das ſei ja die Hauptſache für das Leben.

Sylvia aber ſetzte ſich zu Valentine und ſagte: „Du könnteſt gewiß Deine Schüchternheit überwinden, Tini, wenn Du vierhändige Sachen ſpielteſt. Mir hat das ſehr geholfen. Ich war ſo ängſtlich, daß ich nicht ſpielen konnte, wenn mein Vater im Zimmer war — und das verdroß ihn. Meiner Freundin Clariſſa Lehrbach ging es ebenſo. Da fingen wir an, vierhändige Sachen zu ſpielen, damit die eine an der andern eine Leidensgefährtin habe; und ſiehe da! die Zuhörer machten uns gar nicht mehr befangen, weil jede von uns annahm, daß man nur auf das Spiel der Andern achte. Und als wir einmal ſo weit waren, kamen wir auch bald noch weiter und ſpielten gleichviel vor wem.

„Du biſt alſo muſikaliſch?“ ſagte Valentine ſehr erſtaunt: „warum haſt Du das denn nicht längſt geſagt!“

„Es machte ſich nicht ſo und Niemand fragte mich.“

„Nun, ſo laß uns gleich morgen Dein Mittel verſuchen.“

„Gern! aber ich bin aus der Uebung, denn ich bin drei Wochen hier und rührte keine Taſte an.“

„O, das thut nichts! wir üben uns ein in meinem Zimmer, auf meinem herrlichen Streicher'ſchen Flügel, den ich überdas viel melodiſcher finde, als den Salon-Flügel von Erard. Aber haſt Du vierhändige Sachen?“

„Gewiß! ich bringe morgen früh was ich beſitze zu Dir.“

Am andern Abend war das Erſtaunen nicht gering, als Valentine ihre Handſchuh auszog und zum Geheimrath ſagte:

„Papa, Du ſchwärmſt ja für den „Don Juan“; — wir wollen die Ouvertüre ſpielen.“

Und majeſtätiſch wie eine Königin winkte ſie Sylvia zu ſich heran und beide ſetzten ſich an den Flügel.

„Was tauſend! die Sylphide!“ rief der Geheimrath überraſcht und ſeine Frau nickte ihm vergnügt zu.

Die Ouvertüre ging, mit gewöhnlichem Maßſtab gemeſſen, ſehr gut, denn Sylvia ſpielte die erſte Partie und ſpielte mit Brio. Rauſchender Beifall krönte den Schluß.

„Kleine Hexe!“ rief der Geheimrath, „ich bin überzeugt, daß Du auch ſingſt.“

„Ja, Onkel, aber nur kleine Lieder, nichts Großartiges, nichts Modiſches“ . . . . —

„Herrlich!“ rief Miſtriß Dambleton: „deutſche Lieder! eine Wonne für mein deutſches Ohr.“

Sylvia verſchwand um Noten zu holen, und während der Zeit ſagte der Geheimrath zu ſeiner Frau:

„Sylvia muß Muſikunterricht bekommen, liebes Kind.“

Die Geheimräthin nickte freundlich.

„Das wird ſehr gut ſein,“ ſagte Miſtriß Dambleton: „ein tüchtiger Lehrer hilft nach, übt und entwickelt.“

Sylvia kam zurück mit einem alten vergelbten

Notenheft, welches den Liedercyclus „Alexis und Ida“, von Himmel componirt, enthielt.

„Was bringſt Du denn da für eine alte Charteke!“ rief Iſidore ihr entgegen.

„Himmelsmuſik,“ antwortete Sylvia lächelnd, ſetzte ſich an den Flügel, präludirte einfach und ſang mit reiner, biegſamer, voller Stimme: „An Alexis ſend' ich dich, ſchöne Roſe“ — und Alle hörten ihr mit Wohlgefallen zu.

Als der letzte Ton ſchwebend verhallt war, ſagte Miſtriß Dambleton:

„Möge man mich in Gottes Namen ſentimental nennen — aber den melodiſchen Zauber eines deutſchen Liedes hat keine andere Muſik.“

Frau Proſt nickte ihr freundliche Zuſtimmung zu und Herr Proſt rief:

„Sylphide, kleine Hexe, bekenne! wer iſt Dein Alexis?“

„Clariſſe Lehrbach, lieber Onkel,“ ſagte ſie.

„Ich bin es!“ ſagte in demſelben Augenblicke Aurel und trat an den Flügel.

„Wirſt Du auch prima vista ſingen können?“ fragte ſie beſorgt.

„Es wird ſchon gehen, ſpiele nur!“ ſagte Aurel und ſang die Antwort des Alexis mit einer Stimme und einer Weiſe, die freilich Sylvia's kunſtloſem Geſang weit überlegen war.

„Auf einmal haben wir ein Concert!“ rief Miſtriß Dambleton beifällig.

„Zu meiner allergrößten Ueberraſchung,“ ſetzte Frau Proſt mit der ruhigſten Miene von der Welt hinzu.

Das Eis war gebrochen. Aurel ſang noch mehr, Sylvia accompagnirte ſo gut es eben ging und Alle waren ihr dankbar, weil ſie der Geſellſchaft den Genuß verſchaffte ihn zu hören.

Am nächſten Morgen wurde die tiefe Berathung der Frau Proſt mit Mademoiſelle Victoire höchſt unerwarteter Weiſe durch den Herrn Proſt geſtört, ſo daß ſeine Gattin beinah erſchreckt geweſen wäre, wenn ihr Gleichmuth den Schreck hätte aufkommen laſſen. Victoire verſchwand. Herr Proſt ſetzte ſich in einen bequemen Lehnſtuhl und ſagte:

„Liebes Kind, ich muß mit Dir über Sylvia reden. Ich betrachte es als einen ſeltenen Glücksfall, daß eine arme Nichte ein liebliches Geſchöpf iſt. Wir wollen dieſen Fall, der höchſtens Einmal unter Hundert vorkommt, gut benutzen. Valentine heirathet in acht Tagen und in zwei bis drei Jahren wird Iſidore heirathen; dann würde unſer Haus ſtill und öde werden, denn Knaben machen, ſo lange ſie unerwachſen ſind, freilich Lärm genug, der aber keine geſellige Anziehungskraft beſitzt; und ſind ſie erwachſen, ſo gehen ſie auf Reiſen oder werden langweilig, wie Aurel. Junge Mädchen aber erheitern das Leben — und da kommt uns denn die Sylvia gerade recht. Die wird bei uns bleiben!“ . . . —

„Wer weiß!“ unterbrach die Geheimräthin den Gatten: „ſie iſt ſo wunderhübſch, daß ſie ſehr gefallen und ſich vielleicht früher als Iſidore verheirathen wird.“

„Liebes Kind!“ antwortete Herr Proſt mit unausſprechlicher Geringſchätzung: „Du lebſt jetzt ſeit dreiundzwanzig Jahren in der Welt. Wie es da möglich iſt einen ſolchen Gedanken zu faſſen, wird mir ewig räthſelhaft bleiben. Man wird ſich ohne Zweifel in Sylvia verlieben und ihr den Hof machen — aber ſie heirathen, eine ſo ſchöne Perſon, die bei uns in allen Verwöhnungen des Reichthums lebt und deren ganzes Vermögen ſich auf zwei tauſend Gulden beläuft — nein, lieber Schatz, daran denken in unſern rationellen Tagen heirathsluſtige Jünglinge nicht. Alſo: Sylvia bleibt bei uns und iſt die Zierde Deines Salons. Deshalb ſoll ſie Alles lernen, Alles treiben, was ſie mehr und mehr dazu ausbildet. Sie iſt ein talentvolles Geſchöpf: ſorge alſo für die beſten Muſikmeiſter und wenn auch die Stunde zwanzig Francs koſtet. Sorge für franzöſiſchen Unterricht. Mit dieſer guten, einfältigen Victoire kann ſie ja nichts Anderes lernen, als mit Pariſer Accent Litaneien zu beten. Dann ſoll ſie reiten lernen. Ich will ihr zum Chriſtgeſchenk einen Reitanzug und ein Pianino geben, denn für ihr Zimmer iſt ein Flügel zu groß. Alſo beſorge das Alles recht ſchön, lieber Schatz, es iſt ja Dein Fach — und es freut Dich gewiß, daß die Tochter Deiner Schweſter als unſere Tochter bei uns leben ſoll und mir ſo gut gefällt."

„Gewiß, Liebchen, gewiß!" ſagte die Geheimräthin ſchon ganz vertieft in Gedanken an dieſe verſchiedene Beſorgungen, durch welche wie ein Blitz die Bemerkung flog: „Da Du aber Sylvia ſo verwöhnſt, meine ich, Du ſollteſt auch für ihre Zukunft ſorgen."

„Ich ſorge für ihre Zukunft, denn ſie bleibt bei uns!" erwiederte der Geheimrath mit eiſerner Härte. „Iſt ſie dermaleinſt ſechsunddreißig Jahr alt, ſo heirathe ſie und dann wird ſich auch wohl eine Ausſtattung für ſie finden — doch weiter nichts. Ich habe vollauf zu thun um für meine Kinder zu ſorgen. Der Harry, der ſich ganz überflüſſiger Weiſe als ein Benjamin eingefunden hat, macht dieſelben Anſprüche an mich wie Edgar und Edgar wie Aurel, während ich das Vermögen, das für Aurel beſtimmt iſt, nicht theilen kann. Mein Ideal ſind die Gebrüder Rothſchild, die mit ungetheilten Geldkräften den Weltmarkt beherrſchen."

„Ja, ja, Liebchen! ich beſorge heimlich Pianino und Reitanzug,“ ſagte die Geheimräthin, mehr als Antwort auf das, was ſie inzwiſchen gedacht, als was ihr Mann geſagt hatte; denn ſowie ſie bemerkte, daß ein Vorſchlag ihn ungeduldig machte, ließ ſie ihre Anſicht fallen, nicht aus Tugend, ſondern aus Bequemlichkeit. Nur keine Verſtörung! nur Alles und immer hübſch ruhig, hübſch glatt! das war ihr Ideal.

„Ich weiß ja, liebes Kind, wie gern und wie gut Du dergleichen Dinge beſorgſt, alſo — adieu!“ ſagte der Geheimrath beſänftigt und verließ ſeine Frau, die ihre unterbrochenen Conferenzen mit Victoire wieder aufnahm. Er ging bei der Behandlung Sylvia's zu Werk wie mit einem Ding, das ihm gehörte; — etwa ſo, als ob er eine ſilberne Blumenvaſe, die ihm gefiel, vergolden laſſen wolle, damit ſie ſich noch prächtiger in ſeinem prächtigen Salon ausnehme. War denn dieſe arme Sylvia berechtigt mehr zu verlangen, als ein vergoldetes Leben? — ſie konnte ja gar keine Anſprüche machen! — So dachte der Herr Geheime-Commerzienrath Proſt und demgemäß handelte er.

Ein Schneeſturm und deſſen Folgen.

Valentine war vermählt und mit dem Gatten nach Paris gereiſt, dem Eldorado aller Eleganten. Miſter Dambleton mußte eine Geſchäftsreiſe nach Petersburg machen und ſeine Frau erwartete ſeine Rückkehr im Proſt'ſchen Hauſe. Sie war eine wohlwollende, verſtändige Frau und es that ihr leid, daß Sylvia ſo verwöhnt und verzogen, daß deren Eitelkeit ſo geweckt wurde. Sie hätte Sylvia gern nach England mitgenommen und Sylvia, die wie alle junge Perſonen, von dem Neuen und Fremden angezogen wurde, wäre auch gern mitgegangen. Und ſo ſagte denn eines Tages Miſtriß Dambleton zum Geheimrath, als die Familie beiſammen war:

„Wie wäre es, wenn ich Ihnen Sylvia auf einige Monate entführte? ich bleibe nicht in London, weil in unſerm Hauſe bauliche Veränderungen gemacht werden. Ich gehe auf unſern Landſitz, wo mein Mann mich wegen ſeiner Geſchäfte nur am Sonntag beſuchen kann, und da unſere Söhne jetzt alle vier in Eaton ſind, ſehe ich einem recht einſamen Winter entgegen.“

„Das engliſche Landleben iſt im Winter nichts weniger als einſam,“ erwiederte Herr Proſt verſtimmt.

„Sehr richtig! aber in meinem Hauſe iſt es einſam,“ ſagte Miſtriß Dambleton lächelnd. „Ich würde Sylvia im Frühling zurückbringen und dann würde ſie beſſer engliſch ſprechen, als wenn ſie hier zwei Jahre lang Unterricht hätte.“

Drei Augenpaare blickten geſpannt auf den Geheimrath: Sylvia, welche dieſen Plan reizend fand, Iſidore, die ihm gleichfalls vollen Beifall ſchenkte, weil ſie dann ohne Sylvia in der Welt auftreten würde; und Aurel, dem der Plan unausſprechlich mißfiel. Herr Proſt erwiederte in einem Ton, der ſcherzend ſein ſollte, durch den aber ſeine eiſerne Entſchloſſenheit klang:

„Iſt es nicht genug, Miſtriß Dambleton, daß Ihr Bruder mir die eine Tochter raubt? Sie wollen auch die andere nehmen? Nein, daraus kann nichts werden! was ſollte die arme Iſidore anfangen, die an ihre Schweſter ſo gewöhnt, und ein Herz und eine Seele mit ihr war, wenn ſie nicht Sylvia hätte! Nein! dieſer Plan iſt unausführbar, Miſtriß Dambleton! . . . . Aber ich denke, daß ich im nächſten Sommer mit Weib und Kind in ein engliſches Seebad gehen und dann Ihren liebenswürdigen Beſuch erwiedern werde.“

Miſtriß Dambleton ging verbindlich auf dieſe Ausſicht ein; Sylvia war entzückt davon; Iſidore ſchlug die Augen nieder um ihr Mißfallen — und Aurel, um ſeine grenzenloſe Freude zu verbergen; die Geheimräthin verhielt ſich paſſiv und wartete mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit das Ende der Discuſſion ab, die ſelbſtverſtändlich mit der Erklärung des Herrn Proſt geſchloſſen war.

Miſter Dambleton kam aus Petersburg zurück und eilte, um vor dem Weihnachtsfeſt in England zu ſein. Vor ihrer Abreiſe gab ſeine Frau einige gute Rathſchläge an Sylvia, welche dieſe ſich zu merken verſprach und in einer Viertelſtunde vergeſſen hatte, weil ſie vor Unterricht im Geſang, im Clavierſpiel, in Sprachen, im Reiten — und vor den vielen Uebungen und Studien, die damit verbunden waren — und vor den tauſend Toiletten- und Salonangelegenheiten, zu keinem ruhigen Gedanken kam; — es ſei denn in der Frühe, wo ſie regelmäßig mit Victoire in die Meſſe ging.

Als das ſchöne heilige Chriſtfeſt ganz nahe war, fragte Victoire ganz leiſe an, wie Sylvia es halte mit dem Empfang der heiligen Sacramente, und Sylvia erwiederte:

„Ich werde ſie empfangen — das verſteht ſich!

zu Hauſe bin ich ungefähr alle drei Monate zu den Sacramenten gegangen. Hier lebe ich ſo ganz anders, ſo vielfach und ſo bunt und kraus beſchäftigt, daß es mir geht wie der Tante: ich finde nicht Zeit für Alles, was ich thun möchte. Aber dies geht allem Andern vor und es hat ſchon mein Gewiſſen beunruhigt, daß ich es ſo lange hinausſchob.“

„Und es iſt doch das Einzige, was uns in der oberflächlichen Unruhe des Lebens im Innern ruhig und beſonnen erhält und uns zur Verachtung der Welt auffordert und ſtärkt,“ ſagte Mademoiſelle Victoire.

„Wie haben Sie recht .... und wie nöthig iſt mir gerade das!“ rief Sylvia bewegt und innerlich getroffen. Und ſie dachte bei ſich ſelbſt: Merkwürdiger Unterſchied! Miſtriß Dambleton, die liebe vortreffliche Frau, gibt mir eine Menge guter Lehren: nicht eitel ſein — nicht gefallſüchtig ſein — nicht den Kopf verlieren über ſchöne Kleider, die man mir gibt und ſchöne Dinge, die man mir ſagt. Die Ermahnungen ſind ſehr am Platz; allein das Mittel um ſie befolgen zu können, hat Miſtriß Dambleton, ſo gut und klug ſie iſt, mir nicht angeben können, während dieſe Victoire, dies Kammermädchen, es ſo einfach ausſpricht: die heilige Beicht und die heilige Communion. — —

„Liebe Victoire,“ ſagte ſie nach einer Weile, „wie haben wir Katholiken es doch ſo gut! und wie traurig iſt es, daß gar Viele es nicht einſehen! Z. B. die arme Valentine! ſie iſt proteſtantiſch getraut und bekommt ſie Kinder, ſo werden es Proteſtanten. Warum beſtand ſie nicht darauf, daß ſie katholiſch würden? vielleicht hätte Herr Goldiſch nachgegeben.“

„Wie konnte Fräulein Valentine auf etwas beſtehen, das ihr gleichgültig war?“ ſagte Victoire traurig. „Ach, gnädiges Fräulein, es iſt nicht leicht in dieſem Hauſe katholiſch zu bleiben, obſchon es katholiſch iſt . . . . und Herr Aurel iſt ein halbes Wunder, daß er ſo iſt, wie er iſt. Doch es ſchickt ſich nicht für mich, über meine Herrſchaft in tadelnder Weiſe zu ſprechen und ich habe auch wahrlich mich ſelbſt genug zu tadeln.“

„Wie kommt es aber, daß Sie bei meiner Tante bleiben?“ fragte Sylvia.

„Ach, liebes gnädiges Fräulein, das thut das Geld, das leidige Geld! die Frau Tante gibt einen ſehr großen Gehalt und ich hatte eine arme Mutter und ſechs jüngere Geſchwiſter, denen ich fortzuhelfen wünſchte, weil ich die Aelteſte bin und der arme Vater auf den Barrikaden umgekommen iſt. Gott ſei gedankt, die Geſchwiſter ſind ſo weit, daß ſie ſich jetzt ihr Brod verdienen können, und die gute Mutter iſt inzwiſchen in die Ewigkeit gegangen, wo ſie für ihre Kinder betet. Jetzt muß ich noch ein Paar Jahre dienen um mir ein Sümmchen zu erſparen; dann aber bin ich frei! O gnädiges Fräulein! ich will gewiß nur das, was Gott will und deshalb bin ich ja auch ganz bereit hier noch zu bleiben; — allein der Augenblick, wo ich frei ſein und in Stille und Ruhe leben werde — ach! der wird ſchön ſein.“

„Das glaube ich!“ ſagte Sylvia voll Theilnahme. „Hat man in einem ſolchen Umfang ſeine Pflicht erfüllt, ſo muß die Ruhe ſüß ſein.“

Das Weihnachtsfeſt kam. An den irdiſchen Gaben erfreute man ſich im Proſt'ſchen Hauſe. Wer dachte an die himmliſchen? — — Die Frau Geheimräthin fuhr am heiligen Chriſttag in die Eilf-Uhr-Meſſe mit Sylvia und Iſidore. Der Katholicismus in die Eilf-Uhr-Meſſe comprimirt, war das Credo, das ihrer eingeſchläferten Seele behagte un entſprach. Der Herr Geheimrath blieb daheim, raucht ſeine Cigarre und las die Indépendance Belge Sylvia war ſchon mit Mademoiſelle Victoire in eine Frühmeſſe geweſen und hatte mit großer Erbauun Aurel zu den Sacramenten gehen ſehen. Nach de Frühſtück begleitete Sylvia wie gewöhnlich die Geheimräthin in ihr Zimmer und ſagte:

„Liebe Tante, bitte erlaube mir, mich heut

Abend gleich nach dem Diner zu entfernen und nicht wieder zu erſcheinen. Ich wünſche morgen zu den heiligen Sacramenten zu gehen und heute Abend mich zu ſammeln und mein Gewiſſen zu erforſchen."

„Warte damit bis Oſtern, Liebchen, dann machſt Du das mit Iſidore und mir ab," antwortete die Geheimräthin.

„Ja gewiß, liebe Tante, Oſtern wieder! aber jetzt, an einem ſo hehren Feſt, jetzt auch," ſagte Sylvia bittend.

„Liebchen, das iſt bei uns nicht Mode," verſetzte Frau Proſt mit Gleichmuth: „Iſidore, haſt Du je gehört, daß dies bei jungen Mädchen hier üblich iſt?"

„O ja . . . . aber in den untern Ständen . . . . und bei den Koſtfräulein der Urſulinerinnen," verſetzte Iſidore.

„Da hörſt Du es, Liebchen! Du gehörſt aber nicht zu den untern Ständen und wirſt auch nicht von den Urſulinerinnen erzogen: folglich wirſt Du es halten wie ich und Iſidore und Oſtern zu Beicht und Abendmahl gehen. Kein vernünftiger Menſch verlangt mehr von Dir, und Deinem Onkel ſind religiöſe Uebertreibungen ein Gräuel."

Sylvia ſchwieg; aber nach dem Diner, das ebenſo glänzend als zahlreich war, verließ ſie den Salon. Es wurde nicht gleich bemerkt, weil noch mehr Perſonen zu den Gäſten ſich einfanden, die Einen gingen und die Andern kamen; allein der Geheimrath hielt pünktlich auf Das, was ihm angenehm war und ſo ſagte er denn auch nach einiger Zeit:

„Nun, Aurel! Sylvia! wo bleibt die Muſik? an den Flügel mit Euch! aber wo ſteckt Sylvia?“

„Sie iſt in ihrem Zimmer,“ ſagte Iſidore.

„Iſt ſie krank?“

„O nein, Papa, ganz geſund! aber ſie lieſt.“

„Dieſe Leſewuth der jungen Mädchen iſt unausſtehlich! Aurel, hole ſie her und dann ſingt „Alexis und Ida“ oder ſonſt etwas Liebliches.“

Froh und doch beklommen ging Aurel hinab. Er hatte nie Sylvia's Zimmer betreten, hatte nie unter vier Augen mit ihr geſprochen. Freilich ſangen ſie täglich zuſammen, doch in Gegenwart des Muſiklehrers oder anderer Perſonen. Jetzt ſollte er ſie allein und in ihrem Zimmer ſehen. Was würde ſie ſagen! Ihm ſchlug das Herz ſo heftig als er leiſe anklopfte, daß er kaum ihr nachläſſiges „Herein“ vernahm. Sie dachte es ſei eine der Kammerfrauen und ließ Aurels Eintritt unbeachtet, da der Fußteppich den Männerſchritt unhörbar machte. Erſt als er ihr gegenüber vor dem Tiſche ſtand, auf welchem ihr Buch lag, blickte ſie auf und ſagte lächelnd:

„Lieber Aurel, ich muß Dich gleich wieder fort ſchicken, denn ſieh! ich leſe in der „Nachfolge Chriſti", weil ich morgen früh zu den heiligen Sacramenten gehen will."

„Das iſt keine Entſchuldigung bei dem Vater, liebe Sylvia," ſagte Aurel wehmüthig: „er ſchickt mich um Dich zu holen. Wir ſollen ſein Lieblingslied „Alexis und Ida" ſingen."

„Ach bitte, denke Dir eine Entſchuldigung aus, Aurel! ich kann heute wirklich nicht ſingen."

„Ich glaub' es, arme Sylvia! aber Du läufſt Gefahr, daß der Vater ſelbſt kommt um den Grund Deiner Weigerung zu hören und Dir, wenn er ihn erfährt, eine furchtbare Scene zu machen."

„Aber das iſt ja tyranniſch!" rief Sylvia halbweinend und Aurel ſagte traurig:

„Daran mußt Du Dich gewöhnen, arme Sylvia! der Vater iſt ja ſehr gut und läßt Jedem freie Hand in weltlichen Vergnügungen, inſofern es ihn nicht ſtört. Aber von Allem, was Kirche und Religion betrifft, will er nichts wiſſen und auch Andern keine Theilnahme erlauben, ſelbſt dann nicht, wenn er auch gar nichts davon erfährt."

„Iſt das aber nicht ein ſchrecklicher Gewiſſenszwang, Aurel! und wie kann nur der Onkel ihn ausüben wollen, da er ſich doch liberal und höchſt freiſinnig nennt! Haben Andere einen religiöſen Sinn, ſo müßte er ihnen dieſe Freiheit geſtatten, ebenſogut wie er ſie für ſeinen nichtreligiöſen Sinn in Anſpruch nimmt.“

„Verſuche ihm das begreiflich zu machen, Sylvia, oder vielmehr: verſuche es nicht. Du würdeſt ohne allen Nutzen einen peinlichen Auftritt erleben. Aber jetzt komm' hinauf!“

„Ach Aurel! .... ſieh wie ſtill und friedlich iſt es hier in meinem lieben Zimmer. Ich kann wirklich nicht aushalten beſtändig in Saus und Braus zu leben und gar nicht an meine Seele zu denken. Auf die Dauer würde ihr das ſehr ſchaden .... und was hätte ich dann von all den ſchönen Künſten und von all den geſelligen Freuden, die jeden meiner Tage ausfüllen!“

„Geht es mir denn anders!“ rief Aurel, „nimm ſtatt Deiner Muſik- und Sprachſtudien meine Geſchäftsarbeiten — und mein Leben iſt eben ſo oberflächlich wie das Deine.“

„Nun wohlan, Aurel!“ ſagte Sylvia entſchloſſen, „ſo wollen wir Beide recht feſt zuſammenhalten und uns gegenſeitig ermuntern und kräftigen .... auch uns ermahnen, wenn's Noth thut. Wir wollen eine recht feſte und ächte Freundſchaft ſchließen, die uns dazu verhilft immer beſſer zu werden.“

„Das wollen wir!“ ſagte Aurel beglückt und gerührt; „aber jetzt hinauf, Sylvia!“

„Gleich, ſogleich! ſage mir nur erſt wie Du es machſt um in guter Sammlung und Stimmung zu den Sacramenten zu gehen.“

„Ich ſtehe ſo früh auf, daß ich an der Kirchthür bin, wenn ſie geöffnet wird; dann habe ich ein Paar Stunden vor mir.“

„So will ich es auch machen, Aurel! die gute Victoire bringt mir ſchon das Opfer mich ſo früh zu begleiten. Nun will ich hinaufgehen! nun bin ich ganz getröſtet und gefaßt, denn ohne Kreuz und ohne Kampf leben wir nun einmal nicht auf Erden, ſpricht Thomas von Kempen.“

Leiſe war die Thür geöffnet worden und Iſidore ſtand da, lachte hell auf und rief:

„Das iſt aber zu drollig! zu komiſch!“

„Es iſt gar nicht ſchön von Dir Dich ſo herein zu ſchleichen!“ ſagte Sylvia unmuthig.

„Störe ich etwa Euer tête-à-tête?“ fragte Iſidore ſpitz.

„Du haſt gehört, daß der Vater mich ſchickte um Sylvia zu holen,“ ſagte Aurel gelaſſen.

„Ja . . . . um ſie zu holen, doch nicht um bei ihr zu bleiben!“ verſetzte Iſidore.

„Und wer will es hindern, daß er hier bleibe — und daß ich ihm meine Bücher, meine Bilder, meine Noten, mein ganzes Zimmer zeige, wenn ich es will,“ brach Sylvia aus.

„Komm, Sylvia! keine Gemüthsbewegung, dann kannſt Du nicht „an Alexis“ ſingen,“ ſagte Aurel freundlich, nahm ihren Arm und führte ſie hinauf, während Iſidore ihnen voraneilte und dem finſtern Blick des Geheimraths begegnend lachend rief:

„Papa, Du wirſt auch lachen! denke nur, wie drollig! Sylvia ſaß an einem Tiſch worauf ein Buch lag und Aurel ſtand ganz demüthig vor ihr und ließ ſich die Nachfolge Chriſti von ihr erklären.“

„Erklären nicht!“ ſagte Sylvia tapfer, „ich führte nur das herrliche Buch an.“

„Singt!“ ſagte der Geheimrath kurz und herriſch; „es iſt zu ſpät um noch vor dem Beginn der Soiree in's Theater zu gehen.“

Sie ſangen. Eine Stunde ſpäter füllte ſich der Salon und erſt nach Mitternacht kam Sylvia zur Ruhe, nachdem ſie mit der treuen Victoire das Nöthigſte für den andern Morgen verabredet hatte.

Ein wüthender Schneeſturm fegte durch die Straßen der Reſidenz, als Sylvia und Victoire tief in Mantel und Muff gehüllt, in aller Stille und Frühe der Kirche zueilten, wo Sylvia denn endlich dazu kam ihr Gewiſſen zu erleichtern und ſich in ihren guten Vorſätzen durch das Brod des Lebens zu ſtärken. Während der Meſſe war der Sturm immer heftiger geworden und in ein tobendes Unwetter übergegangen. Victoire hielt es für nöthig Sylvia's wegen einen Fiacre zu nehmen. Wegen des argen Wetters waren die Fiacre ſehr geſucht und Victoire mußte ziemlich lange warten bis ſie einen fand. Es war kaum acht Uhr als ſie das Haus erreichten; aber zum Unglück ſah der Herr Geheimrath ſie ausſteigen und hatte die Frau Geheimräthin ſchon zweimal geſchellt. Frau Proſt ergab ſich in ihr Schickſal, als Victoire nicht erſchien und blieb ruhig hinter ihren ſeidenen Vorhängen. Aber ſie wurde aus dieſer Ruhe aufgeſcheucht; denn wie ein Wirbelwind fuhr Herr Proſt in's Zimmer hinein und rief:

„Es iſt unerhört, daß in meinem Hauſe ſolche Dinge vorfallen können!“

„Was für Dinge, Liebchen?“ fragte Frau Proſt etwas bewegt durch ſeine Aufregung.

„Wo war Sylvia? — ich frage!“ rief er zornig.

„Sie wird doch nicht in der Kirche geweſen ſein?“ fragte Frau Proſt zurück.

„O ja! ſie iſt in der Kirche geweſen, bei dieſem Höllenwetter, wo man keinen Hund vor die Thüre jagen mag und wo ſie ſich Huſten, Schnupfen, Heiſerkeit holen muß und ihre Stimme verlieren kann. Da ſie dieſen Unſinn nur in Compagnie mit Deiner abgeſchmackten Victoire treibt, ſo erkläre ich Dir hiemit, daß ich Victoire nicht länger unter meinem Dach haben will. Sie ſoll fort, **stante pede.**“

„Nein, Liebchen, das iſt ein Ding der Unmöglichkeit!“ ſagte die Geheimräthin ganz außer Faſſung. „Victoire vor dem Faſching entlaſſen ohne eine andere Pariſerin zum Erſatz zu haben — das heißt ſo viel, als daß ich nichts mitmache.“

„Albernheit! es wimmelt von Modiſtinnen, die Alles viel beſſer beſorgen, als ſolche bigotte Victoire.“

„Liebchen, das verſtehſt Du nicht! Victoire iſt einzig in ihrer Art! Hätte ſie nicht dieſe unſinnige Liebhaberei für die Kirche, ſo wäre ſie perfect. Ich will und werde ſie behalten! .... Ergieße doch Deinen Zorn über Sylvia.“

„Soll auch geſchehen! .... aber erſt über Victoire! Schelle, damit ſie komme.“

Victoire erſchien. Der Geheimrath hatte ſich inzwiſchen gefaßt und fragte ganz ſanftmüthig, ob Sylvia heute zum Erſtenmal im Frühgottesdienſt geweſen ſei, was Victoire verneinte. Von einer Frage zur andern übergehend, erfuhr er zu ſeinem höchſten Mißvergnügen und die Geheimräthin zu ihrem höchſten Erſtaunen, daß Sylvia's täglicher Kirchengang ſtattfinde, ſeitdem ſie im Hauſe ſei.

„Gut!“ brach endlich der Geheimrath aus, „das Vergangene will ich vergeben. Findet aber dieſer Morgenſpaziergang noch Einmal ſtatt, noch ein einziges Mal .... ſo jage ich Sie und Fräulein Sylvia ſelbander aus dem Hauſe.“

Darauf begab er ſich zu Sylvia, verſtörte ſie in ihren frommen und frohen Betrachtungen, ſtellte ihr das Monſtroſe der religiöſen Kopfhängerei und das Unpaſſende ihrer Geheimnißkrämerei mit einem Kammermädchen drohend vor und ſchloß damit, daß er ihr unbotmäßiges Benehmen bei nächſter Veranlaſſung ſtrafen und ſie ohne einen rothen Heller vor die Thür ſetzen werde.

Die arme Sylvia, ſprachlos vor Schreck, zerfloß in Thränen und kaum hatte ſie dies Strafgericht überſtanden, ſo wurde ſie zur Tante gerufen, die am Toilettentiſch ſaß und ihr gleichmüthig verkündigte:

„Liebchen, das geht nicht! ſolche Streiche darfſt Du nicht machen! ſie hätten mich faſt um Victoire gebracht, deren Dienſte mir ſo nothwendig ſind, wie meine beiden Augen. Ueberdas hatte ich Dir unterſagt zu den Sacramenten zu gehen — und da Du ſo gewaltig fromm biſt, ſo ſollteſt Du wiſſen, daß das dritte Gebot — oder das vierte, glaub' ich — genug, daß Eines der Zehn Gebote, den Gehorſam einſchärft „Ehre Vater und Mutter u. ſ. w.“ Nun, weine nicht, Liebchen! die Sache ſoll vergeben und vergeſſen ſein. Alſo merke Dir: von heute an unterbleibt der Morgenſpaziergang zur Kirche. Du wirſt jeden Sonntag mit mir und Iſidore in die Meſſe und Einmal im Jahr mit uns zur öſterlichen Communion gehen.“

„Das iſt es ja gerade worüber ich weine, liebe

Tante,“ ſagte Sylvia, „denn es war ſo ganz anders bei der ſeligen Mutter.“

„Kann ſein, mein Liebchen! ich glaube gern, daß man in Eurem kleinen katholiſchen Neſt hinter dem Hundsrück andere Gebräuche hatte. Aber ich bin auch Katholikin und weiß genau, was die Kirche fordert, nämlich: den Beſuch der Meſſe am Sonntag und die öſterliche Communion. Das befolge ich. Alles Uebrige iſt Excentricität oder Heuchelei. Junge Perſonen neigen leicht zur Schwärmerei und machen ſich dadurch bald unglücklich, bald lächerlich. Davor ſollſt Du bewahrt bleiben, denn ich habe Dich herzlich lieb und behandele Dich wie mein gutes Töchterchen. Es iſt alſo nicht mehr als billig, daß Du hübſch folgſam biſt.“

Dagegen wußte Sylvia nichts einzuwenden, denn ſie wurde ja in der That wie eine Tochter behandelt, mit Geſchenken überhäuft, allen Freuden des Lebens zugeführt, in die glänzendſten Verhältniſſe verſetzt; ihre Talente, ihr geſellſchaftlicher Ton, ihre Manieren wurden gebildet; ſie war dem Onkel und der Tante den größten Dank, die kindlichſte Liebe ſchuldig: das verkannte ſie nicht und ſie ſah ein, daß ſie ſich fügen müſſe. Allein die zarte Pflanze des religiöſen Lebens, welche die verſtorbene Mutter ſorglich in Sylvia's Gemüth gepflegt hatte, begehrte eine andere Luft als die des Salons, einen andern Thau als den des Lobes und der Schmeichelei und Sylvia fühlte mehr, als ſie es klar erkannte, daß in der heißen, betäubenden Atmoſphäre der Welt das übernatürliche Leben zu kurz komme, weil die Weltluſt die Selbſtſucht in allen Verzweigungen und Schattirungen ungeheuer entwickele und kein Gegengewicht für deren Uebergriffe biete.

Sie fügte ſich; aber in der Stille dachte ſie darüber nach, ob es nicht beſſer für ſie ſei dies Haus zu verlaſſen. Wen ſollte ſie um Rath fragen? Wer hatte die richtige Einſicht in die Verhältniſſe? Wer kannte ſie genau? — Vielleicht Herr von Lehrbach. Doch andere Gründe hielten ſie zurück ſich mit voller Offenheit gegen ihn oder gegen ſeine Frau oder gegen Clariſſa Lehrbach auszuſprechen. — —

Auf dem Neujahrsball.

Der Herr Geheimrath Proſt hatte erklärt, er wolle mit Pauken und Trompeten in's neue Jahr hineingetanzt haben und ſo fand denn am Sylveſterabend ein glänzender Ball ſtatt. Es war der erſte, den Sylvia mitmachte; ſie freute ſich außerordentlich dazu.

„Daß Du Dich auf's Schönſte kleideſt, Sylvia-Sylphide, und Deinem Namen Ehre machſt, das bitte ich mir aus, Du kleine ſchöne Hexe,“ ſagte der Geheimrath ſehr freundlich zu ſeiner Nichte, während er ſeiner Tochter nichts ſagte.

„Am ſchönen Kleide ſoll es nicht fehlen, Onkel,“ entgegnete Sylvia, „wir haben ja zwei reizende Ballanzüge bekommen, einen weißen und einen roſenfarbenen. Iſidore kann beſtimmen, ob wir verſchieden oder gleichgekleidet ſein werden.“

„O nur nicht gleichgekleidet! das iſt langweilig!“ rief Iſidore mürriſch.

„Fürchteſt Du den Vergleich?“ fragte der Vater ſpöttiſch.

„Es iſt ſo mein Geſchmack!“ erwiederte ſie trotzig.

Die Vorliebe, die der Geheimrath unverholen und unvorſichtig für die ſchöne Nichte an den Tag legte, verletzte die unſchöne Tochter bitter und tief. Sie war anfangs geneigt geweſen, ſich mit Sylvia zu befreunden, weil ſie dieſelbe in ihrem ſchwarzen Kleidchen und ihrem ſchüchternen Benehmen für ein höchſt untergeordnetes Weſen hielt; aber dieſe Alles überſtrahlende Sylvia war ihr äußerſt unangenehm. Mochte Iſidore zu ihrem Troſt tauſendmal ſich ſagen: Sie wird doch keine glänzende *Partie machen*! ſie iſt doch ein ganz armes Ding, das vom Gnadenbrod meiner Eltern lebt! — ſo erhob ſich alsbald eine ganz heimliche Stimme und flüſterte: Aber ſie iſt doch ſchöner, viel ſchöner wie Iſidore.

Am letzten Tage des Jahres hatten Sylvia und Aurel gemeinſchaftlich, wie gewöhnlich, Muſikunterricht gehabt und italieniſche Duette bei dem Lehrer eingeübt. Ehe ſie auseinander gingen ſagte Sylvia raſch und leiſe, aber ganz unbefangen:

„Bitte, lieber Aurel, tanze heute Abend mit mir, ſo oft Deine Pflicht als Sohn des Hauſes Dich frei läßt.“

„Mit Niemand lieber!“ rief er hocherfreut.

„Ich habe Dir viel zu ſagen,“ verſetzte ſie, „aber!“

ſie legte den Finger auf ihre Lippen und Aurel machte ihr ein ſtummes Zeichen des Verſtändniſſes.

„Nun? habt Ihr Euch ſchön gemacht? laßt Euch bewundern!“ rief der Geheimrath den beiden jungen Mädchen entgegen, als ſie Abends im Ballanzug erſchienen, bevor ſich die Eingeladenen verſammelten. „Hm! Iſi! gar nicht übel! recht ſchön, Iſi! die Roſen machen ſich gut im dunkeln Haar. Wie wär' es, wenn Du etwas Rouge auflegteſt?“

„Liebchen, was fällt Dir ein!“ ſagte die Geheimräthin lächelnd; „alte Frauen brauchen Schminke, nicht junge Mädchen!“

„Jung hin, jung her! warum ſollen ſie ſich nicht ſchminken, wenn es ſie verſchönert? und warum haſt Du Deinen wundervollen Teint nicht auf Deine Tochter vererbt!“ rief der Geheimrath und dann zu Sylvia ſich wendend: „Hier aber haben wir die Perfection! Sylphide, aus welchem Feenland kommſt Du? Kannſt Du denn aber auch Polka, Mazurka und alles Uebrige gehörig tanzen?“

„Ob ich es kann, weiß ich nicht! gelernt hab' ich es, lieber Onkel,“ antwortete ſie freundlich.

„Du kannſt Alles, kleine Hexe! Du wirſt manchen Kopf verdrehen!“

„Das wäre ſehr traurig und würde ein garſtiger Anblick ſein, Onkel! verdrehte Köpfe!!“ rief Sylvia munter lachend.

Der Geheimrath war mehr und mehr entzückt von dem ſchönen, fröhlichen jungen Weſen; was Wunder, daß Aurel es war. Jener ſprach zu ſich ſelbſt: Von der religiöſen Kopfhängerei wollen wir ſie ſchon curiren! — und dieſer dachte: So lieblich iſt ſie .... und ſo fromm! — —

Der Ball war wie alle andern Bälle und verlief demgemäß. Aurel konnte nicht ſo bald wie er wünſchte mit Sylvia tanzen; als ſie aber endlich neben einander ſtanden, ſagte Sylvia mit gedämpfter Stimme:

„Zu langen Vorreden habe ich keine Zeit, Aurel. Alſo kurz und bündig: ich glaube es wäre gut für mich, wenn ich nicht hier bei Deinen Eltern bliebe, ſondern in einem wirklich katholiſchen Hauſe Geſellſchafterin oder ſo etwas würde, denn ich werde hier einerſeits viel zu ſehr verwöhnt, andererſeits zu ſehr beſchränkt; Beides iſt mir gewiß nicht heilſam. Am liebſten ginge ich zu meinem Vormund zurück, weil ich für einen Platz bei Fremden noch ſehr jung bin. Aber ſeine Verhältniſſe ſind das Gegentheil von glänzend und er hat fünf Kinder. Ich könnte ihm freilich ein kleines Koſtgeld zahlen und thäte es mit Freuden ſo lange bis mir ein paſſendes Plätzchen gefunden wäre; allein ich weiß, daß er darauf nicht eingeht — und deshalb kann ich ihn in dieſer Sache auch nicht zu Rath ziehen. Ich habe aber auf Gottes weiter Welt niemand ſonſt — und da meine ich denn, Du müßteſt mir rathen können, da Du gewiß mein Beſtes vor Augen haſt und gut und verſtändig biſt."

Aurel hatte ſich gewöhnt ſeine Gefühle zu verbergen, weil ſie allzu häufig in Disharmonie mit ſeiner Umgebung waren. Er bemeiſterte alſo auch jetzt ſeinen namenloſen Schreck und ſagte:

„Der Plan iſt unausführbar, Sylvia . . . . und wir müſſen jetzt tanzen."

Die arme Sylvia hätte gern auf den Tanz und den ganzen Ball verzichtet um über ein Anliegen, das ihr ſo wichtig war, zum Abſchluß zu kommen. Sie fühlte mit ſtiller Ueberraſchung, wie beklommen und traurig das Herz unter dem eleganteſten Ballkleide ſchlagen könne und eine tiefe Schwermuth über die Unvollkommenheit dieſer Welt von Flor und Blumen, von Tanzmuſik und Kerzenſchimmer, tauchte zum Erſtenmal in ihrer Seele auf.

„Sylvia!" ſagte Aurel in der Pauſe des Tanzes, „nie werden meine Eltern in Deinen Plan einwilligen. Erſtens nicht, weil ſie Dich ſehr gern haben und dann — weil es ein bitterer Vorwurf für ſie ſein müßte, ihre Nichte in dienenden Verhältniſſen zu ſehen."

„Es wäre kein Vorwurf für ſie, denn es wäre keine Schmach für mich!" ſagte Sylvia lebhaft.

„Die Welt beurtheilt das anders. Eine Geſellſchafterin gilt für eine ganz untergeordnete Perſönlichkeit, Sylvia, und biſt Du denn ſicher, Dich darin fügen zu können?“

„Nein, Aurel, ſicher nicht; allein ich könnte es verſuchen, es lernen .... wenn es heilſam für meine Seele wäre.“

„Es lernen — indem Du vielleicht aus drei, vier Häuſern, wie jeder unbrauchbare Dienſtbote, fortgeſchickt wirſt? — Unmöglich, Sylvia! Deinetwegen, unſerwegen .... unmöglich! Was hält Dich ab bei uns zu bleiben, Dich äußerlich zu fügen und innerlich fromm zu ſein.“

„Die Furcht mein bischen Frömmigkeit zu verlieren, wenn ſie ohne Hülfe und Unterſtützung bleibt, Aurel.“

„Bin ich nicht ganz in Deinem Fall, Sylvia?“

„Doch nicht! Du biſt viel unabhängiger, kannſt zu jeder Stunde ausgehen, früh und ſpät allein auf der Straße ſein .... und dann biſt Du ein Mann; alſo wirſt Du gewiß mehr Feſtigkeit des Charakters haben und Dich beſſer gegen innere Feinde vertheidigen können, als ich.“

„Das iſt ſehr die Frage, Sylvia! ich bin unter einer despotiſchen Zucht aufgewachſen: die kann den Eigenſinn, den Trotz entwickeln, doch nicht ruhige Feſtigkeit. Ich fühle mich beſtändig der Willkür gegenüber, machtlos, gleichſam rechtlos — das lähmt mich. Aber, Sylvia, wenn Du Deinen Plan aufgeben und bleiben wollteſt, ſo könnteſt Du ſehr viel für mich thun.“

„Und was, Aurel!“ unterbrach ſie lebhaft.

„Die Hauptſache wäre die — daß Du da biſt.“

„Daß ich da bin, Aurel?“

„Ja, Sylvia! — daß ich den erfriſchenden, herzſtärkenden Anblick Deines ſeelenvollen Weſens habe. Und dann wäre es mir ein Troſt, daß wir uns verſtehen und uns gegenſeitig ſtützen und ermuntern könnten, wie Du mir es vor acht Tagen geſagt und mich zu einem feſten und wahren Freundſchaftsbündniß aufgefordert haſt. Willſt Du es jetzt ſchon brechen und mich in meiner traurigen Einſamkeit laſſen?“

„Alſo fühlſt auch Du Dich einſam, Aurel?“ fragte ſie ſinnend.

„Einſam, unverſtanden, gedrückt, beſchränkt, elend — mit einem Wort: unglücklich!“

„Und meinſt Du ernſtlich, Aurel, daß mein Verbleiben Dir nützlich ſein könne?“

„Nützlich iſt für dieſe Sache ein allzu dürftiges Wort, Sylvia. Ich kann Dir nur die Verſicherung geben, daß ich lieber ſterben, als Dich in einem fremden Hauſe ſehen möchte: ein ſolcher Troſt iſt mir Deine Anweſenheit; und ich ſollte meinen, es müſſe auch ein Troſt für Dich ſein, dies Bewußtſein mir wohl zu thun und — mit mir auf beſſere Tage zu hoffen."

„Armer Aurel!" ſagte ſie mitleidig.'

„Verſprich mir zu bleiben — und ich bin nicht mehr arm, Sylvia! Du thuſt ein gutes Werk, das mich unſäglich reich macht!" ſagte Aurel bewegt und ſetzte ernſt hinzu: „Und das vielleicht dereinſt auch Dir lieb ſein wird .... denn Gott wird es ſegnen."

„Ja, wenn Du davon überzeugt biſt, Aurel, ſo bleibe ich gewiß. Ich habe ja Deine Anſicht und Deinen Rath hören wollen, weil ich ſelbſt ſo unerfahren bin."

„Alſo Du bleibſt bei uns, Sylvia, ſo lange Gott es will?" fragte Aurel dringend.

„So lange Gott will," entgegnete ſie lieblich.

Die Reihe des Tanzes war an ihnen; ſie wollten antreten. Da unterbrach ein ſchmetternder Trompetentuſch die Polka und begrüßte das neue Jahr. Es ſchlug Mitternacht.

„Ein glückſeliges neues Jahr, Aurel!" rief Sylvia herzlich.

„Ich glaube daran, denn ſieh! es findet mich an Deiner Seite und mit der Verheißung, daß wir uns nicht trennen."

„Das habe ich nicht geſagt," erwiederte ſie mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Willſt Du mir erlauben, es dennoch ſo zu deuten?"

„Nein, nein, nein!" rief ſie erröthend und haſtig und eilte hinweg um der Tante ihren Glückwunſch zu bringen. — —

Der Ball währte bis zum Morgen. Als Sylvia zur Ruhe kam und über ihren Abend nachdachte, war ihr beklommen zu Sinn wegen Aurel und wegen Allem, was er geſagt hatte und was ihr gar lieblich und doch ſo gewiß beunruhigend klang. Aber er hatte ja auch geſagt, Gott werde ihr Verbleiben im Hauſe ſegnen; und da Aurel gut, fromm und verſtändig ſei, ſo wolle ſie ſeinen Worten vertrauen. Das beruhigte ſie wieder und mit dieſem Entſchluß begann ſie das neue Jahr. Sie baute auf einen Menſchen. Arme Sylvia! Aurel aber begann es mit einer noch nie empfundenen Freudigkeit und fühlte ſich ſtark genug um Sylvia zu gewinnen, zu erobern, zu ertrotzen von Welt und Schickſal. Er baute auf ſich ſelbſt. Armer Aurel!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stille Liebe.

„Mein liebes Kind," ſagte der Herr Geheimrath Proſt etwa ein Jahr darauf zu ſeiner Frau, „ich muß geſtehen, daß ich im höchſten Grade unzufrieden mit Dir bin."

„Oh, mein Liebchen, warum?" ſagte die Geheimräthin äußerſt beſtürzt und verwundert.

„Warum? weil Du Augen haſt und nicht ſiehſt, Ohren und nicht hörſt! Eine Mutter muß aber Aug und Ohr wachſam auf ihre Töchter richten."

„Liebchen Du erſchreckſt mich! was iſt denn geſchehen?"

„Geſchehen iſt nichts, guter Schatz! aber es iſt Liebe in der Luft."

„Liebe in der Luft? oh . . . . was meinſt Du damit, Liebchen?"

„Ich meine genau das, was ich ſage, gutes Kind, und was gar nicht ſelten iſt, wenn junge Leute verſchiedenen Geſchlechts in demſelben Hauſe leben. Aurel iſt zum ſterben verliebt in Sylvia und es beſteht ein zartes Verhältniß zwiſchen ihnen — ein ſehr zartes, aber doch immer ein Verhältniß, das auf Verehelichung hinſteuert.“

„Gott bewahre!“ rief die Geheimräthin ungewöhnlich erregt; „das darf nicht ſein! Ehen zwiſchen Geſchwiſterkindern taugen nichts und die Kirche mißbilligt ſie durchaus.“

„Schau', wie ich mit der Kirche einverſtanden bin! und dann ſoll ich kein guter Katholik ſein!“ ſagte Herr Proſt ſpöttiſch lachend; „freilich findet dies Einverſtändniß zum Erſtenmal in meinem Leben ſtatt. Da wir alſo in dieſem ſeltenen Bündniß zu Dreien ſind gegen Zwei — die Kirche, Du und ich gegen Aurel und Sylvia — ſo wird es nie zu einer Ehe zwiſchen dieſen kommen.“

„Es iſt aber doch eine fatale Sache! . . . . iſt ſie auch ganz gewiß?“

„Darüber ſei unbeſorgt, lieber Schatz; ſie iſt ſo gewiß wie zwei Mal zwei — vier macht. Schon im vorigen Winter fiel mir Aurels Veränderung auf. Der ſchläfrige langweilige Menſch wachte auf, wurde lebhaft, wurde theilnehmend, ſang gern, tanzte gern, unterhielt ſich in der Geſellſchaft — lauter Dinge, die ihm bis dahin ein Gräuel waren. Seitdem er aber mit der kleinen Hexe ſingen, ſpringen und ſchwatzen konnte, ſeitdem gefielen ſie ihm ausnehmend. Ich verdenke ihm das gar nicht, im Gegentheil, ich lobe es; doch weiter darf es nicht gehen. Als Du im Sommer mit den beiden Mädchen und den Kindern nach Grünerode gingſt, verfiel Aurel in ſeinen alten Trübſinn, der ſpurlos verſchwand, als er und ich ſpäter Euch aufs Land folgten. Wie ein Seliger ging er in Grünerode umher und wußte es ſo einzurichten, daß er beſtändig an der Seite der kleinen Hexe war: zu Pferde, zu Fuß, im Salon, im Garten -- wo ſie war, da war er auch. Haſt Du das denn gar nicht bemerkt?"

„Doch, Liebchen! aber ſie ſind Beide ja wahre Kinder."

„Guter Schatz! Du warſt ein Kind in Sylvia's Alter, als Du Dich verehelichteſt und daß ich in Aurels Alter kein Kind war — das ſchwöre ich dreiſt."

„Jetzt fällt mir ein," ſagte die Geheimräthin ganz nachdenklich, „daß Iſidore einmal in meiner Gegenwart fragte: Sylvia, haſt Du geſehen, daß Aurel geſtern den Handſchuh küßte, den Du hatteſt fallen laſſen und den er aufhob?"

„Und was antwortete Sylvia?" fragte Herr Proſt.

„Sie antwortete ganz ruhig: Nein! — und als Iſidore weiter ſagte: Ich glaube nicht, daß Goldiſch jemals Valentinens Handſchuh geküßt hat! — rief Sylvia lachend: Der Geſchmack iſt verſchieden! und lief fort. Ich verwies Iſidoren ihr albernes Geſchwätz und ſie erwiederte in ihrer mürriſchen Weiſe: Aurel macht der Sylvia wirklich zu ſehr den Hof! — Da ich aber dieſe Weiſe, namentlich in Bezug auf Sylvia, bei Iſidoren kenne, ſo machte mir ihre Bemerkung keinen Eindruck.“

„Das werde ich mit Erſtaunen gewahr,“ ſagte der Geheimrath. „Nun höre weiter! Unſere Reiſe nach England zerſchlug ſich, weil Goldiſch nach New-York reiſte und uns — wahrhaftig ſehr rückſichtslos! — Valentine und ihr Wochenbett auflud. Daß ich nicht blos nach England gegangen wäre um Euch in Salzwaſſer zu tauchen und um Miſtriß Dambleton zu ſehen, kannſt Du Dir vorſtellen. Ich hatte dort manche Geſchäfte. Weil mir aber die Dinge in Grünerode nicht gefielen, zog ich vor, bei Euch daheim zu bleiben und dieſe Geſchäfte von Aurel — unter dem Vorgeben meines großen Vertrauens zu ihm — abmachen zu laſſen. Das freute ihn und er ging gern nach London, umſomehr als nur von einer vierzehntägigen Reiſe die Rede war. Statt deſſen iſt es bereits November geworden; denn ich entwickelte aus der Reiſe nach London allmälig eine Geſchäftsreiſe durch ganz Großbritanien und trug meinen Freunden und namentlich der Miſtriß Dambleton auf, dafür zu ſorgen, daß Aurel Land und Volk und geſelliges Leben kennen lerne. Natürlich mußte ſich Aurel das gefallen laſſen und obenein ſehr dankbar dafür ſein. Endlich aber iſt ihm das Herz mit dem Kopf davon gelaufen — und er hat an Sylvia geſchrieben.“

„Woher weißt Du das, Liebchen?“ fragte Frau Proſt höchlichſt verwundert.

„Weil ich den Brief habe, liebes Kind! hier iſt er: zwölf feinbeſchriebene Seiten,“ entgegnete Herr Proſt gelaſſen.

„Zwölf Seiten!“ rief ſie entſetzt.

„Ja, zwölf Seiten voll ſchwärmeriſcher Gefühle, die Valentine in Ekſtaſe verſetzen würden und aus denen ich entnehme, daß Aurel und Sylvia ganz einig und der feſten Zuverſicht ſind, ihr Herzensbündniß werde mit der Zeit auch ein Ehebündniß werden. Freilich ſteht keine Sylbe von Eheverſprechen in dem Brief; allein „ewige Treue“ — „unſterbliche Liebe“ — und „das Glück unſerer Zukunft“ — bedeuten für Aurel und Sylvia, die es ehrlich meinen, nichts Anderes als die Ehe.“

„Was ſagt denn Sylvia zu dem Brief?“

„Nichts! denn ſie hat ihn nicht geleſen und wird ihn auch nicht leſen. Aurel wußte nicht ob wir noch in Grünerode oder in der Stadt wären. Er hat den Brief als Einlage und nur mit der Aufſchrift: An Fräulein Sylvia von Reheim, nach Grünerode an den Verwalter mit der Bitte um ſichere Beförderung geſchickt und kluger Weiſe, was ihm ſelten genug nachzuſagen iſt, hat der Verwalter dieſen Brief, nebſt verſchiedenen andern Schreiben, die für mich eingelaufen waren, ganz gemüthlich vor einigen Tagen mir zugeſendet. Ohne genau die Adreſſe zu beachten, erbrach ich ihn, und ſelbſtverſtändlich wird Sylvia ihn nimmermehr erhalten."

„Was iſt aber jetzt zu thun, Liebchen?" fragte die Geheimräthin rathlos.

„Du, liebes Kind, haſt gar nichts zu thun, als vollſtändig und gegen Alle und Jeden die Sache zu ignoriren. Das Uebrige beſorge ich mit größter Vorſicht und zarteſter Behandlung. Schonend muß dies kleine Verhältniß gelöſt werden; aber gelöſt muß es werden. Aurel kann ganz andere Partien machen, als mit dieſem Herzchen Habenichts."

„Die ſeine Couſine iſt!" ſetzte Frau Proſt hinzu; „ich haſſe ſolche Ehen. Sei ohne Sorgen, Liebchen! ich werde ſchweigen wie das Grab."

Während dies Zwiegeſpräch im Zimmer der Frau Geheimräthin ſtatt fand, wurde ein Treppe höher ein anderes geführt. Da waren einige Zimmer ſehr bequem und freundlich für Valentine eingerichtet. Da lag ſie auf der Chaiſelongue in einer Wolke von Spitzen und Stickereien, blaß, mit aufgelöſten ſchwarzen Locken, hielt ein Telegramm in der Hand und ſagte klagenden Tones zu Sylvia, die mit einer kleinen Handarbeit neben ihr ſaß und theilnehmend zuhörte.

„Laß Dir rathen, Sylvia, und liebe nicht Deinen zukünftigen Gatten. Die Männer ſind immer und unter allen Umſtänden halb herzlos; doch in der Ehe ſind ſie es ganz. Sie ahnen nicht, was im weiblichen Gemüth vorgeht, und wenn ſie's ahnen, ſo iſt es ihnen vollkommen gleichgültig, denn ſie begehren nichts, als in jeder Beziehung ihren Comfort, ihr äußerſtes Wohlbehagen — die materiellen Geſchöpfe, die!“

„Aber, liebe Tini;“ ſagte Sylvia begütigend, „Dein vortrefflicher Mann“ . . . . —

„Iſt ein Ehemann! und damit iſt Alles geſagt!“ unterbrach Valentine. „Auf heute Abend ſetzt er ſeine Ankunft feſt. Ich werde ihn ſo eiskalt empfangen, wie ſein Benehmen es verdient.“

„Du ſprichſt, als ſei er zu ſeinem Vergnügen nach New-York gereiſt und er that es doch nur, weil ſein Vermögen auf dem Spiel ſtand. Er war ſo gedrückt, als er Dich nach Grünerode brachte und dann die weite Reiſe antreten mußte!“

„Ich hätte aber unterdeſſen ſterben können und er ſorgte für die Rettung ſeines Vermögens.“

„Ohne ſein Vermögen würdeſt Du gewiß nicht zu leben wünſchen, Tini! Alſo ſei doch froh! Er hat Alles ſchön in Ordnung gebracht; Du biſt friſch und geſund und Dein Bübchen iſt es auch! .... was willſt Du mehr?“

„Ich will von meinem Mann verſtanden werden, Sylvia. O Gott! welche Mühe hab' ich mir gegeben um von ihm verſtanden zu werden bis in die Tiefe meines Herzens hinein! Bogenlange Briefe habe ich ihm als Braut täglich geſchrieben! Als Frau wünſchte ich mit ihm zu leſen und er war dazu bereit. Ich hatte natürlich nur Intereſſe für Romane und Novellen in denen das Herz ſtets die Hauptrolle ſpielt — und was ſchlägt er vor, Sylvia, was! Die „Eſſays“ von Mac Aulay! die langweiligſten, hiſtoriſch-philoſophiſchen Aufſätze von der Welt. Wir haben das Buch nie zu Ende gebracht und auch nie ein anderes angefangen. Daraus ſiehſt Du, wie wenig ſympathiſch unſere Herzen ſchlagen.“

„Ja, für Bücher! aber Ihr ſollt ja hauptſächlich nicht zuſammen leſen, ſondern zuſammen leben.“

„Eines geht Hand in Hand mit dem Andern. Er verſteht mich nicht und ich muß ewig meinen Irrthum beweinen.“

„Welchen Irrthum, Tini?“

„Den Irrthum ſeine Frau geworden zu ſein.“

„Das ſollteſt Du nicht ſagen,“ verſetzte Sylvia ernſt.

„Ich vertraue es Dir an, liebe ſüße Seele! Du biſt mir unendlich ſympathiſch. Die kühle Mutter iſt es nicht und noch viel weniger die ſcharfe, eſſigſaure Iſidore. Du haſt ein warmes, bewegtes Herz .... bei Dir iſt mir wohl.“

Ihr mochte es wohlthun die Verkehrtheit der Frau, die ſich nicht von ihrem Mann verſtanden wähnt, an den Tag zu legen; für Sylvia war es nicht wohlthätig in dieſe leidenſchaftlichen Launen eingeweiht zu werden, welche ſich den Affecten, aber nicht den Pflichten unterwerfen wollten und ſich in unbegrenzten Phantaſien ergingen.

Wie es gekommen war, daß ſich ſeit jenem Neujahrsball ein zartes und doch eigenthümlich feſtes Band zwiſchen Aurel und Sylvia knüpfte, das wußten ſie nicht. Aber es beſtand. Ihre Gedanken, ihre Empfindungen gingen denſelben Weg oder begegneten einander auf halbem Wege. Jeder von ihnen lebte mit Freuden in einer Welt und in Verhältniſſen, worin der Andere lebte. Sie hatten nie einander geſagt, daß ſie ſich liebten, hatten auch nie ein bindendes Wort ausgeſprochen; aber ſie fühlten ſich gebunden, einverſtanden und einig für's Leben und ſchauten ſie in die Zukunft oder in ihr eigenes Herz, ſo fand Jeder darin nur einen Namen, nur ein Bild, nur eine Hoffnung. Bei Sylvia war das Alles wie in einen goldigen Duft, einen roſenfarbenen Schleier gehüllt; für Aurel nahm es eine beſtimmtere Geſtalt an, denn er ahnte Kämpfe. Er kannte ſeinen Vater zu genau um nicht zu wiſſen, daß ihm das Geld — Inbegriff des Glücks ſei, da man ſich ja mit Geld Freuden und Genüſſe, Ehren und Vergnügen in Hülle und Fülle verſchaffen könne und daß ein höheres Glück ihm ein Hirngeſpinnſt ſei. „Leute mit leerem Magen,“ ſo pflegte der Herr Geheimrath Proſt zu ſprechen, „Poeten, Scribenten und dergleichen phantaſtiſches, unnützes und daher auch hungerleidendes Volk, ſie haben das Hirngeſpinnſt eines höheren Glücks erfunden um ſich ſelbſt zu tröſten und um Diejenigen neidiſch zu machen, die es mit dem Reellen halten — gerade ſo, wie die Pfaffen zum Troſt für die aufgezwungene Entſagung die Fabel der himmliſchen und ewigen Freuden erfunden haben. Freilich beſteht der große Unterſchied, daß die Poeten ein höchſt armſeliges Völkchen ſind, dem kein Menſch den mindeſten Glauben ſchenkt, während die Pfaffen mit ihren Ammenmärchen einen beträchtlichen Theil der Menſchheit verdummen und gängeln.“

So ſprach der Herr Geheimrath Proſt belehrend zu ſeinen Kindern, begab ſich an ſeine wohlbeſetzte Tafel, fuhr dann in's Theater, benutzte die Paar Minuten der Fahrt um auf den weichen Polſtern ſeines Coupés die Augen im behaglichen Halbſchlaf zu ſchließen, ergötzte ſich ungemein an den Pirouetten der prima Ballerina, kam in angenehm erregter

Stimmung nach Hauſe, empfing ſehr höflich die Perſonen, welche ſich im Salon der Frau Geheimräthin einzufinden pflegten — wenn nicht etwa Ball oder Soiree in einem andern Hauſe war — und beſchloß mit einer feinen Whiſt- oder Lhombre-Partie einen Tag, den er vortrefflich ausgefüllt fand, weil er die meiſten Stunden deſſelben am Schreibtiſch ſitzend in Geſchäften zubrachte, welche kein anderes Ziel hatten, als ähnliche Tafel-, Theater- und Salonfreuden für Kinder und Kindeskinder zu ſichern. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er bei ſeinen Unternehmungen und Speculationen, bei ſeinen Staatsanleihen, bei ſeinen Eiſenbahnbauten und Aktien, immer höchſt ſalbungsvoll von dem wohlthätigen Einfluß der Induſtrie auf die Hebung des Volkswohles, auf die Geſittung und Bildung der Menſchheit, auf den Fortſchritt der Civiliſation, auf das Erblühen der Staaten zu reden wußte. Das alte Sprichwort: „Klappern gehört zum Handwerk“ war ihm nicht unbekannt. Nur hätte er, als ein kluger Mann, wiſſen ſollen, daß es auf die Dauer zwar Eindruck, aber keinen guten macht, wenn nur die Cröſuſſe der Induſtrie deren Lob ſingen.

Genug, Aurel kannte ſeinen Vater hinlänglich um zu wiſſen, daß demſelben eine Schwiegertochter ohne Vermögen nicht genehm ſein werde; allein er zählte auf Sylvia's beſiegenden Liebreiz, auf ſeine ſtandhafte Treue und auf die Zeit, um endlich doch den Vater zu gewinnen. Bereitwillig war er nach London gegangen, denn er bemühte ſich den Anordnungen ſeines Vaters in Geſchäftsſachen pünktlich Folge zu leiſten, ſo wenig ſie ſeinem Sinn und Geſchmack zuſagten. Als ſich aber ſein Aufenthalt mehr und mehr verlängerte, ließ er ſich von Ungeduld und Sehnſucht übermannen und ſchrieb jenen Brief an Sylvia, den ſie nicht bekam. Bald darauf erhielt er den Befehl zur Heimkehr. Seine Eltern empfingen ihn ganz wie immer, der Vater mit kalter Freundlichkeit, die Mutter mit ruhigem Wohlwollen. Er ſchaute in Sylvia's freudeſtralende Sternenaugen; er ſah ſie wieder; er konnte wieder an ihrer Seite leben; — was brauchte er mehr!

Kein freudeſtralender Blick war es, mit dem Valentine ihren Mann empfing; ſie wollte ſich gekränkt fühlen, um ſich in ganz beſonderer Weiſe mit ſich ſelbſt und ihrem tragiſchen Schickſal beſchäftigen zu können. Es gibt ſolche Frauen; vielleicht nicht in großer Zahl, doch immer noch viel zu viel. Herr Goldiſch, obſchon ſehr reich und Chef eines ſehr großen Banquierhauſes, war ein ganz anderer Mann, als Herr Proſt, war ſehr wohlwollend, ſehr gutmüthig, und wäre ganz bereit geweſen eine verſtändige Frau auf Händen zu tragen, ja ſich von ihr beherrſchen zu laſſen. Aber ſich hinſetzen und mit Valentine franzöſiſche Romane leſen oder um das Verſtändniß ihrer Seele ſich bemühen — das konnte er nicht, denn er zählte mehr, als das Doppelte ihrer Jahre und ſchätzte als guter Geſchäftsmann die Zeit ſehr hoch. Valentine, die über Mangel an Verſtändniß klagte, verſtand ihren Mann durchaus nicht, denn ſie bemerkte nicht, daß er ſehr gern ein gutes Buch mit ihr geleſen und vernünftige Geſpräche mit ihr geführt hätte. Sein wohlwollender Sinn entſchuldigte ihre Launen und ihre Oberflächlichkeit mit ihrer Jugend.

„Aber, Tini!" ſagte er freundlich, „wie hat denn dieſe Reiſe nach New-York mich ſo bei Dir in Ungnade bringen können!"

„Nicht die Reiſe, aber der Zeitpunkt," ſagte ſie kurz.

„Ja, liebes Kind, eine Fallite nimmt freilich keine Rückſicht auf Deine Niederkunft."

„Daß Du es nicht thuſt, iſt kränkend für mich."

„Beſinne Dich, Tini! ich habe vor der Reiſe ausführlich mit Dir geſprochen und Dir die Entſcheidung überlaſſen, ob ich ſelbſt gehen oder einen Geſchäftsmann nach New-York ſchicken ſolle."

„Du ſtellteſt mir die Sache ſo furchtbar vor, daß ich nicht anders konnte als für Deine Reiſe zu ſtimmen."

„Ich ſtellte Dir die Sache vor, wie ſie war, daß es ſich um Millionen handele und daß ich folglich ein enormes Intereſſe, lebhafter als fünfzig Geſchäftsmänner, daran habe ſie geordnet zu wiſſen und ſelbſt Hand an dieſe nothwendige Ordnung zu legen."

Valentine ſchwieg, denn ſie hatte für die Reiſe ihres Mannes geſtimmt, da ſie viel zu ſehr die Tochter ihres Vaters war, um mit dem Verluſt einer Million zu ſcherzen.

„Nun? wollen wir Frieden ſchließen?" fragte er und bot ihr herzlich die Hand.

Sie nahm ſie nicht und ſagte bitter:

„Ich hätte ſterben können."

„Ich auch, mein Kind! Unſterblich iſt kein Menſch!" entgegnete er ſcherzend.

„Dieſe Gleichgültigkeit iſt empörend!" rief ſie zornig.

„Ruhig, ruhig, liebe Valentine!" antwortete er gelaſſen; „Du weißt ſehr gut, daß meine Frau, die Mutter meines Kindes mir mit nichten gleichgültig iſt; daher bitte ich Dich mich mit ſinnloſen Vorwürfen zu verſchonen."

Sprach's und verſchwand. Valentine gerieth in namenloſe Aufregung über das, was ſie gegen Sylvia unerhörte Vernachläſſigung von Seiten ihres Mannes nannte.

„Aber ich werde mich rächen!" ſetzte ſie hinzu.

„Wie ſo?“ fragte Sylvia ſchreckenvoll.

„Ich werde ihn eiferſüchtig machen.“

„Gott im Himmel! .... warum denn das?“

„Damit er einſieht, was er an mir verliert, wenn er fürchten muß, daß ich einen andern Mann liebe.“

„Gott bewahre, Tini, das darfſt Du nicht! Denke Dir etwas Anderes aus!“ rief Sylvia entſetzt.

„Ich darf Alles thun um das eiſige Herz meines Mannes zu erwärmen. O Sylvia, laß Dir rathen und ſchließe nie eine Ehe! Sie bindet Dich an einen Egoiſten, bei dem auf ein Paar Augenblicke der Leidenſchaft — Kälte und Gleichgültigkeit folgen. Egoismus iſt die recht eigentliche Natur des Mannes. Er iſt der eingefleiſchte Egoismus in Perſon.“

„Meinſt Du?“ ſagte Sylvia beſtürzt über dieſe allgemeine Verdammung des Männergeſchlechts.

„Ich meine es nicht — ich weiß es!“ entgegnete Valentine entſchieden.

„Das iſt ja ſehr traurig für die Frauen.“

„Gewiß, meine arme Sylvia, außerordentlich traurig,“ ſagte Valentine ſchwermüthig; „die Frau iſt ein mißhandeltes Weſen, ein unterdrücktes, ein zertretenes Geſchöpf .... aber das ſieht man erſt ein in der Ehe. Vorher nicht. Das junge Mädchen ſchwebt in ſüßen Träumen von einem himmliſchen

Verſtändniß der Seelen, welches die Liebe gibt. Aber das Erwachen aus dieſem Traum iſt gräßlich. Danke alſo Deinem Schöpfer, daß ich Dir vorher die Augen öffne."

Sylvia ſchwieg, nicht weil ſie überzeugt, ſondern weil ſie es nicht war. Was den Egoismus des Männergeſchlechtes betraf, ſo ließ ſie dieſe Behauptung auf ſich beruhen, indem ſie die Ueberzeugung hatte, daß Einer eine Ausnahme mache; daß aber Valentine kein zertretenes und mißhandeltes Geſchöpf ſei — davon konnte ſie ſich täglich überzeugen, da Herr Goldiſch voll Güte und Rückſicht für ſeine Frau war. Valentinen's Unglück war, daß es ihr allzu gut ging. Ein vortrefflicher Mann, dem ſie vertrauen, den ſie achten konnte, ein liebes Kind, eine glänzende Lage — was fehlte ihr? — die Mühen des Lebens; weiter nichts! Der Menſch iſt dermaßen auf ſie eingerichtet, daß er ſie ſich ſchafft, wenn ſie ihm in der Wirklichkeit fehlen. Das geringe Maß ihres Verſtandes und ihr ſchlaffer, in Selbſtſucht ermatteter Charakter, machten Valentine nun gar den verkehrteſten Einbildungen geneigt.

Ein zärtlicher und weiſer Vater.

Aurel hatte mit einer gewiſſen Spannung bemerkt, daß ſein Vater ihn ſeit der Reiſe nach England zu beobachten ſcheine. Sollte er etwa ſein Liebesgeheimniß ahnen? Aurel wußte nicht, ob er darüber Freude oder Beklommenheit ſpüren ſolle, denn die Sache mußte ja doch endlich zur Sprache kommen; aber ſicher war es, daß das Gefühl der Beklommenheit bei Weitem das vorherrſchende bei ihm war. Zuweilen dachte Aurel an ſeinen Brief aus Dublin. Nie hatte Sylvia deſſelben erwähnt. Aber warum ſollte ſie auch? Der Brief enthielt ja nichts als Herzensergüſſe — und was war darauf zu ſagen, zu antworten? —

Ein Theil des Winters war in gewohnter Weiſe verſtrichen; da rief Herr Proſt eines Morgens Aurel in ſein innerſtes Cabinet und ſagte mit einem gewiſſen feierlich väterlichen Ton, indem er ſich auf dem Sopha niederließ:

„Komm' her, mein Sohn, ſetze Dich zu mir, ich habe ein ernſtes Wort mit Dir zu reden.“

Zitternd gehorchte Aurel. Er fühlte, daß der Augenblick gekommen ſei, der über ſeine — über Sylvia's Zukunft entſcheiden werde.

„Aurel!“ ſagte Herr Proſt ſehr väterlich, „Du haſt Dir durch Deine Reiſe nach England und durch die Art, wie Du dort mein Haus vertrateſt, mein volles Vertrauen erworben. Du warſt bisher unter meiner Leitung ein ganz guter Arbeiter, ausdauernd, fleißig. Doch das genügt für unſern großen Geſchäftskreis nicht! er begehrt Einſicht, Umſicht, Kenntniß und richtige Beurtheilung der Verhältniſſe, Gewandtheit, um ſie auf's Vortheilhafteſte zu benutzen. Dies Alles hat ſich bei Dir auf jener Reiſe entwickelt. Daraus ziehe ich den Schluß, daß Du eine ſelbſtſtändige Lage bedarfſt um ein tüchtiger Mann zu werden, und da Du bald vierundzwanzig Jahre zählen wirſt, ſo habe ich es für meine Pflicht gehalten, ſie Dir zu gründen. Du wirſt in Paris mein Haus vertreten.“

„O mein lieber Vater! . . . . wie ſoll ich Dir danken!“ rief Aurel in froheſter Ueberraſchung.

„Warte noch einen Augenblick mit Deinem Dank bis ich ganz zu Ende ſein werde,“ fuhr Herr Proſt lächelnd fort; „ich weiß daß Du eine zärtliche Neigung für Sylvia haſt, mein Sohn. Dies iſt ſelbſtverſtändlich meiner Beobachtung nicht entgangen und ein gewiſſer Brief, den Du nach Grünerode zur weitern Beförderung ſchickteſt, den aber der Zufall in meine Hände ſpielte, beſtätigte es.“

„Ja, lieber Vater, es iſt wahr! ich liebe Sylvia und ſie liebt mich!“ rief Aurel kühn gemacht durch den theilnehmenden Ton des Geheimraths.

„Das bedauere ich, mein Sohn!“ ſagte Herr Proſt mit großer Milde.

Aurel ſtarrte ihn faſſungslos an.

„Haſt Du je an Sylvia Dein Wort gegeben ſie zu heirathen?“ fragte er.

„Niemals!“ rief Aurel; „ein ſolches Verſprechen war ganz überflüſſig.“

„Nun, das freut mich, mein Sohn, denn nie und unter keiner Bedingung kann Sylvia Deine Frau werden! nie und unter keiner Bedingung werde ich zugeben, daß Ihr Beide in's Unglück rennt.“

„O lieber Vater! es iſt kein Unglück etwas weniger Vermögen zu haben, als Du wünſcheſt,“ ſagte Aurel flehend.

„Etwas weniger — kann ſein! Sylvia hat aber nichts, hat kaum ſo viel um die Taſchentücher zu ihrer Ausſtattung zu kaufen. Doch das, mein Sohn, iſt nicht die Hauptſache, ſondern etwas ganz Anderes.“

„Und das wäre?“ fragte Aurel in höchſter Spannung.

„Sylvia iſt Deine Couſine, Eure Mütter ſind Schweſtern. Ehen zwiſchen ſo nahen Blutsverwandten taugen nichts. Die Natur will ſie nicht. Sie zeigt es an der Nachkommenſchaft ſolcher Ehen — nicht immer! das gebe ich zu, aber ſehr häufig. Ein Geſchlecht, ſchwach an Geiſt oder kränkelnd am Körper oder Beides zugleich, namentlich die entſetzliche Krankheit der Epilepſie geht aus ihnen hervor.“

„Um Gotteswillen, beſter Vater!“ ſtammelte Aurel leichenblaß.

„So iſt's, mein armer Sohn! Du ſchauderſt mit Recht vor dem Gedanken zurück, ein ſolches Geſchlecht um Dich aufwachſen zu ſehen; folge alſo der Warnung Deines Vaters, der Kirche und der Natur — denn wie ich es ſage, ſo iſt es.“

„Nein! ſo iſt es nicht! keineswegés iſt es immer ſo!“ rief der arme Aurel ganz außer ſich: „und auch in andern Ehen gibt es unglückliche kranke Kinder!“

„Du weißt in den Geſetzen der Kirche ſicher ebenſo Beſcheid als ich. Folglich wirſt Du wiſſen, daß ſie ſolche Ehen im hohen Grade mißbilligt, weil ſie die Folgen derſelben kennt. Daß dieſe immer trauriger Art ſind, behaupte ich nicht, denn die Natur iſt capriciös. Aber ein zärtlicher und verſtändiger Vater verläßt ſich in Betreff des Glücks ſeiner Kinder nicht auf eine ſolche Caprice. Deine Verehelichung mit Sylvia iſt unmöglich, mein lieber Sohn. Schlage ſie Dir aus dem Sinn. Um es Dir zu erleichtern, etablire ich Dich in Paris und habe gewiſſe Dispoſitionen ſo gemacht, daß Du morgen Abend abreiſen mußt um ihnen nachzukommen. Das verkürzt den Schmerz des Abſchieds."

„O nein, Vater! ſo kann, ſo darf eine Sache nicht enden„ von der mein und Sylvia's Glück abhängt!" rief Aurel in Verzweiflung.

„Keine Tragik, mein Sohn! ſie iſt für dieſen Fall ſehr übel angebracht," entgegnete der Geheimrath mit großer Kälte: „Du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich meine Handlungen mit Ruhe überlege und mit unerſchütterlicher Entſchiedenheit ausführe. Das wird auch jetzt geſchehen und in einigen Jahren wirſt Du mir dafür danken."

„Nimmermehr! ich kann nicht und will nicht Sylvia aufgeben, Vater! Laß uns warten .... laß mich arbeiten" .... —

„Hört Sylvia dadurch auf Deine Couſine zu ſein!" ſagte Herr Proſt rauh: „Muß denn jede Jugendliebe zur Ehe führen? .... O mit nichten. Dabei hat die Vernunft mitzuſprechen. Daß dieſe nicht bei den Verliebten gefunden wird, verſteht ſich! im vernünftigen Zuſtand verliebt ſich kein Menſch, das iſt allbekannt; und ebenſo auch, daß Ehen von Verliebten geſchloſſen, — ganz abgeſehen von der Blutsverwandtſchaft — gewöhnlich höchſt erbärmlich ausfallen. Das ſind alſo zwei entſcheidende Gründe gegen Dein Vorhaben. Und eben deshalb gibt es weiſe ſorgſame Väter, die darüber wachen, daß nicht ihre Kinder elend und ihre Enkel Idioten werden."

„O, nicht dieſe gräßliche Vorſtellung, Vater!" rief Aurel und bedeckte troſtlos mit beiden Händen ſein Geſicht.

„Du dauerſt mich, mein armer Narr!" entgegnete Herr Proſt: „aber die Geſetze der Natur kann ich nicht ändern und folglich bleibt es bei meinen Beſtimmungen. Ordne, was Du zu ordnen haſt und mache Dich bereit morgen Abend zu reiſen."

Der Geheimrath erhob ſich und kehrte in das Zimmer zurück, wo ſein großer Schreibtiſch ſtand; — ein Zeichen, daß die Familienangelegenheit abgemacht ſei und das Geſchäft in ſein Recht eintrete. Das wußte Aurel; er kannte genau die ganze Art ſeines Vaters und deſſen unbeugſamen Willen und deshalb war er troſtlos, denn dieſer eiſerne Wille ließ ihm keinen Ausweg. Es war, als ſei ihm zwiſchen zwei Felſenwänden nur ein ſchmaler Fußſteig gelaſſen. Vielleicht hätte ein energiſcher Charakter ſich widerſetzt, ſich auf eigene Füße geſtellt und das Glück auf eigene Hand geſucht; aber den Muth und die

Unabhängigkeit von äußern Dingen, welche ein ſolcher Schritt erfordert, beſaß Aurel nicht. Er fühlte ſich im Herzen geknickt durch die harte Hand des Vaters, die ihm ſtatt des ſüßen Traumbildes von Glück in Sylvia's Beſitz, ein furchtbares Schreckbild der Wirklichkeit vorgeſtellt hatte.

Die Geheimräthin, durch ihren Mann in die Angelegenheit eingeweiht, hatte den ſtrengen Befehl erhalten, dafür zu ſorgen, daß Aurel nicht unter vier Augen während dieſer zwei Tage mit Sylvia ſprechen könne. Darum hatte ſie an dieſem Morgen um neun Uhr Sylvia rufen laſſen und geſagt:

„Ich lege Beſchlag auf Dich, mein Liebchen, und all deine Styl- und Muſikübungen müſſen wegfallen, bis ein Werkchen vollbracht iſt, das mich enorm intereſſirt. Schau' hier das hübſche Buch in grünen Saffian gebunden! Darin ſollſt Du mit Deiner klaren, zierlichen Schrift mir ſämmtliche Rechnungen abſchreiben, die ſich auf Valentinen's Ausſtattung beziehen. Es iſt hübſch, das Ganze ſo beiſammen zu haben und kann mir für die Zukunft nützlich ſein. Wir wollen gleich anfangen. Bei der Eintheilung der Rubriken helfe ich Dir. Doch zuvor ſchreibe der belgiſchen Geſandtin ein franzöſiſches Billet und ſchicke dieſer zudringlichſten aller Bettlerinnen das Zwanzigfrancsſtück, das auf meinem Schreibtiſch in der kleinen Schaale von Malachit liegt. Vor einem Jahr, als ich die niedlichen Aeffchen kaufte, mußte ich ihr ſchon zwanzig Francs für ihre Saleſianerinnen geben! Ja . . . . die Aeffchen ſind dahin, ertrugen nicht unſer Clima, aber die Nonnen ſind hier und zehren an mir. So Liebchen, nun ſetz' Dich und ſchreibe Dein Billet fein artig. Und eh' ich's vergeſſe, mein Liebchen! ſchreibe an Miſtriß Joneſton und entſchuldige mich für morgen; ich würde Samſtag kommen und ſie in die Blumenausſtellung führen. Dies Billet kannſt Du engliſch ſchreiben. Sieh, da haſt Du gleich zwei Stylübungen in fremden Sprachen. Ich werde heute die vier Säulen meines Hauſes kurz abfertigen, damit wir an unſer grünes Buch kommen."

Sylvia war an die langſame Weitläufigkeit ihrer Tante gewöhnt, und da ſie immer als Secretär diente, hatten dieſe Aufträge nichts Befremdendes für ſie; aber höchſt befremdend war es ihr, daß Aurel nicht zum Gabelfrühſtück erſchien und daß Herr Proſt ſagte:

„Aurel iſt ſehr beſchäftigt, da er morgen nach Paris geht."

„Wirklich? nun, das freut mich für den guten Aurel!" ſagte Frau Proſt, gemäß ihrer Rolle.

Sylvia verſtand das gar nicht, denn Aurel war ja ſchon zwei Jahre in Paris geweſen. Was ſollte er dort!

„Ja, meine Kinder," ſagte Herr Proſt, „ich bringe Aurel in eine ganz unabhängige Stellung in Paris. Merkt Euch das, Edgar und Du, kleiner Harry, was Ihr für einen Vater habt! wie gut iſt er! wie beſorgt für Euere Zukunft! Seht! .... Euer Bruder iſt ſo jung und iſt ſchon ſein eigener Herr, darf thun und laſſen was ihm beliebt, d. h. inſofern es vernünftig iſt. Nehmt ihn Euch alſo zum Muſter, damit Ihr eben ſo brav werdet wie er, die Sorgfalt Eures Vaters verdient und ihm Freude macht."

In heftiger Spannung hatte Sylvia aufgehorcht. Dieſe Freiheit Aurel's konnte ja etwas ſehr Gutes bedeuten! Tauſend Hoffnungen flogen ihr durch den Sinn! Tauſend Aengſte klopften an ihr Herz! Sie hoffte, ſie zagte, ſie gerieth in heftige innere Unruhe und beherrſchte ſie mühſam. Doch Niemand beachtete es, ausgenommen Iſidore.

„Du mußt heute ohne Aurel Deinen Singunterricht nehmen, Sylphide," ſagte Herr Proſt, „und Dich mehr auf die Soli legen; denn vor der Hand fallen die Duette weg."

„Ja, lieber Onkel," antwortete Sylvia tonlos.

„Liebchen, Du haſt gewiß die Migräne und willſt es verſchweigen," ſagte Frau Proſt: „das iſt nicht recht. Heute ſoll der Singſang ausfallen und der Portier ſoll den Lehrer abweiſen. Wir haben ohnehin etwas Anderes im Sinn."

Ja freilich hatte Sylvia etwas Anderes im Sinn! aber ſie ließ Alles über ſich ergehen und erwiederte gedankenlos:

„Ja, liebe Tante.“

Endlich, endlich war dies ſchreckliche Frühſtück vorüber und Sylvia wollte ſich in ihr Zimmer flüchten um ſich zu faſſen, zu beſinnen, um zu weinen, zu beten, um — ſie wußte ſelbſt nicht was! aber um wenigſtens allein zu ſein.

„Wohin, Liebchen?“ rief die Tante: „Nimm geſchwind Hut und Mantel — Du auch, Iſidore! wir fahren zu Madame Zephirin, die mir ſo eben ſagen ließ, ſie habe deliciöſe Sachen aus Paris bekommen. Wir müſſen eilen . . . . Fürſtin Ygrek iſt gewiß ſchon dort.“

„Und Gräfin Xaverie auch,“ ſetzte Iſidore hinzu, „und die ruſſiſche Geſandtin nicht zu vergeſſen.“

„Es iſt vorgefahren,“ meldete ein Diener.

Stunde auf Stunde verging bei Beſichtigung der Herrlichkeiten, welche Madame Zephirin, die erſte Modiſtin der Reſidenz, mit unwiderſtehlichem Redefluß darlegte und anpries, während ein Dutzend Damen, die Crême der Eleganten, bewunderte, prüfte, überlegte, oder auch nicht überlegte — und kaufte.

„Was will dieſe inſolente Geheimräthin Proſt zwiſchen uns? flüſterte Gräfin Xaverie der Fürſtin Ygrek zu. Sie iſt ſo zudringlich.“

„Hier, bei der Zephirin hat das nichts zu bedeuten,“ meinte die Fürſtin.

„Warum meldet nur die Zephirin einer ſolchen Frau auf der Stelle ihre neueſte Sendung! das verdrießt mich!“ ſagte Gräfin Xaverie.

Fürſtin Ygrek ergriff mit Wonne die günſtige Gelegenheit, um ihrer intimen Freundin, deren wundervolle Schönheit alle Damen der Reſidenz überſtralte, einen ſanften Stich zu verſetzen, und ſie ſagte lächelnd:

„Das Räthſel iſt leicht zu löſen, lieber Engel. Dieſe Geheimräthin iſt eine gute Kunde: ſie bezahlt baar.“

Es hieß von der Gräfin Xaverie, daß ihr Gemahl keineswegs immer geneigt ſei, ihre ungeheuren Toilettenſchulden zu zahlen. Doch dieſe Anſpielung der Fürſtin Ygrek machte ſie keinen Augenblick verlegen. Sie warf ein wenig ihren ſchönen Kopf zurück mit einer kleinen ſtolzen Miene, die ihr allerliebſt ſtand und ſagte:

„Da ſieht man es! ſo ſind dieſe Leute . . . . dieſe Geldmenſchen! Alles verderben ſie uns! unſere Salons und ſogar unſere Art mit dem erbärmlichen Gelde umzugehen!“

Die Fürſtin Ygrek lachte und ſagte:

„Gleichviel! ſie gibt herrliche Bälle, die es verdienen, daß ich ſie anrede.“

„Ich thue es nicht," ſagte Gräfin Xaverie und wendete ſich zu der ruſſiſchen Geſandtin, die ganz kleine Augen gemacht und nichts geſehen hatte, als den koſtbaren Flitterkram von Madame Zephirin, während Fürſtin Ygrek die Geheimräthin begrüßte und angelegentlich fragte, ob man noch einige Bälle bei ihr zu hoffen habe.

Von all dem Gerede hörte — von all dem Tand ſah Sylvia nichts. Sie dachte nur an Aurel, der ſich ſelbſtſtändig in Paris niederließ und ſie wußte nicht, ob das Glück oder Unglück verheiße. Unwillkürlich hoffte ſie, weil ſie liebte; aber die Art und Weiſe der Eltern, Aurel's Ueberſiedelung nach Paris zu behandeln, war nicht geeignet ſie in ihren Hoffnungen zu beſtärken.

Auf den Beſuch bei Madame Zephirin folgte eine lange Spazierfahrt; dann mußten noch hier und dort Viſitenkarten abgegeben werden und die Geheimräthin kam nur gerade zur Zeit zurück, um in fliegender Eile die Toilette zum Diner zu machen. Als ſie mit Iſidore und Sylvia eintrat, waren ſchon die Herrn verſammelt, die zum Speiſen eingeladen waren und man ging ſogleich in den Speiſeſaal. Sylvia hatte nur einen Blick auf Aurel geworfen. Sie wußte genug: Paris war für ihn eine Verbannung. Es wurde bei Tiſch von ſeiner Reiſe geſprochen. Einige gratulirten ihm. Er mußte antworten und thun, als ob er ſehr zufrieden ſei. Er mußte lächeln, aber ſein Blick war ſtarr von Traurigkeit.

Nach dem Diner fuhr man in's Theater. Eine unendlich lange Oper, noch verlängert durch endloſes Ballet, machte dieſen Abend zu dem qualvollſten, den Sylvia je erlebt hatte. Was war denn eigentlich geſchehen? warum wurde Aurel ſo plötzlich fortgeſchickt? O nur fünf Minuten mit ihm ſprechen — welche Erquickung wäre das geweſen! Er war hinten in der Loge; doch es war unmöglich mit ihm zu ſprechen, denn ſie ſaß neben dem Onkel und hinter der Tante. Es war eilf Uhr als ſie zu Hauſe kamen.

„Ich dispenſire Dich vom Thee, mein Liebchen,“ ſagte die Geheimräthin gütig, „Du ſiehſt recht angegriffen aus. Geh in Dein Zimmer und verſchlafe die böſe Migräne.“

Die Gefahr, daß Aurel und Sylvia ſich verſtändigen könnten, war für dieſen Tag vorüber und ſo bekam denn die arme Sylvia die Freiheit, ſich in der Einſamkeit ihres Zimmers auszuweinen und dadurch ihr Herz, wenn auch nicht vom Schmerz, doch von ſeiner phyſiſchen Beklommenheit zu befreien. Der folgende Tag glich dem vergangenen, nur mit dem Unterſchied, daß Aurel zu ſeiner Mutter kam, als dieſe beſchäftigt war ihre intereſſanten Rechnungen Sylvia in die Feder zu ſagen.

„Setze Dich einſtweilen im Salon an den Flügel, mein Liebchen. Ich habe einige Aufträge an Aurel zu geben," ſagte Frau Proſt als er eintrat, und Sylvia verließ das Zimmer der Tante und ſetzte ſich an den Flügel, an welchem ſie ſo viele liebliche Stunden zugebracht hatte und welcher ihren und Aurel's Empfindungen ſo oft einen harmoniſchen Ausdruck gegeben hatte. Sie ſchlug ein Paar ſchwermüthige Akkorde an und ging über in die Melodie des Liedes, das ſie zuerſt mit Aurel geſungen hatte: „An Alexis ſend' ich dich." Aber ſingen konnte ſie nicht. Thränen würden ihre Stimme erſtickt haben.

Während der Zeit verſuchte Aurel — natürlich ohne allen Erfolg! — ſeine Mutter ſeiner Liebe geneigt zu machen. Allein ſie ſprach ungefähr ſo, wie ſein Vater, nur liebreicher im Ausdruck, und ſuchte ihn ſchließlich mit der Verſicherung zu tröſten, daß es noch liebreizendere Mädchen auf der Welt gebe, als Sylvia. Er verſetzte traurig:

„Es kann ſein — aber ſie ſind eben nicht Sylvia."

Dann bat er die Geheimräthin Sylvia ſprechen zu dürfen.

„Gern! doch in meiner Gegenwart," entgegnete die Mutter. „Unter vier Augen mit Sylvia wäreſt

Du im Stande ihr ewige Liebe und Treue zu verſprechen — und das ſoll durchaus nicht geſchehen. Eure eheliche Verbindung darf nicht ſtattfinden und deshalb müßt Ihr Beide in voller Freiheit bleiben."

Auf ein Geſpräch in Gegenwart der Mutter verzichtete Aurel, und der Tag verging, und der Abend kam und die Stunde der Trennung ſchlug — und Aurel nahm Abſchied von den Eltern, den Geſchwiſtern und von Sylvia. Er konnte kein Wort hervorbringen; ſeine Zähne waren krampfhaft auf einander gedrückt, ſeine Lippen bebten. So reichte er ihr die Hand und ſchweigend, mit einem Blick voll trauriger Liebe, legte Sylvia ihre Hand in die ſeine. Aber plötzlich fragte ſie mit ernſter Faſſung:

„Wann ſehen wir uns wieder?"

„Das iſt verborgen im Rathſchluß der Götter, meine neugierige Sylphide!" rief der Geheimrath laut lachend und Aurel flüſterte:

„Wann Gott will."

So ſchieden ſie.

„Etwas Muſik, Sylphide!" ſagte der Geheimrath zu Sylvia, die ſich ſtarr und gedankenlos wie ein Automat an den Flügel ſetzte; „es gibt nichts Langweiligeres in unſerer ſublunariſchen Welt als das Abſchiednehmen! Gehe man doch mit einem „à revoir!" und komme man doch mit einem „bon jour!" das genügt. Dies ſentimentale Abſchiednehmen hat in unſerm Jahrhundert der Eiſenbahnen keinen Sinn. Dank der Locomotive fliegt man hinüber und herüber wie ein Weberſchiffchen. Aber Sylvia! unterbrach er ſich unmuthig, ich will erheitert ſein und Du ſpielſt, als ob Du eine dumpfe Trommel rührteſt."

„Es iſt der Trauermarſch aus Samſon, lieber Onkel," antwortete ſie mit erſtickter Stimme.

„Schau' was ich für ein feines Ohr habe!" ſagte Herr Proſt vergnügt: „ich fand gleich die dumpfe Trommel heraus. Doch nun eine Polka, Sylphide, ein Capriccio, etwas Luſtiges, Kind!"

Statt der Aufforderung Folge zu leiſten, bedeckte Sylvia ihr Geſicht mit dem Taſchentuch und verließ raſch den Salon, indem ſie leiſe ſagte:

„Vergebung."

„Sie hat Naſenbluten," bemerkte die Geheimräthin gleichmüthig.

„O nein, Mama! ſie weint weil Aurel abgereiſt iſt!" rief Iſidore: „Haſt Du das nicht bemerkt?"

„Einfältige Frage!" brauſte der Vater auf; „es verſteht ſich von ſelbſt, daß Deine Eltern es bemerkt haben — und da Du ſo ſcharfſichtig ſein willſt, ſo wundert mich nur, daß Du nicht bemerkt haſt, daß ſie nichts bemerken wollten, weil es am zweckmäßigſten iſt, gewiſſe Dinge, Neigungen, Verhältniſſe gänzlich zu ignoriren, um ſie dadurch als todtgeboren zu ſtempeln. Möge ſich Sylvia in Deiner Gegenwart in Thränen auflöſen, in Ohnmacht legen oder ſonſtigen Unſinn treiben — Du wirſt darin nichts weiter ſehen, als Nervenzufälle und nie wird Aurel's Name über Deine Lippen kommen. Verſtanden?"

„Gewiß!" ſagte Iſidore gelaſſen wie ihre Mutter, denn fremdes Leid rührte ſie nicht.

„Aurel macht hoffentlich bald eine gute Heirath und dann iſt die ganze Geſchichte in befriedigender Weiſe abgethan," ſagte Herr Proſt zum Schluß.

Die ſpätere Jugend.

Wie man Baron wird.

Der glänzendſte Ball des Faſchings fand ohne Zweifel bei dem Baron von Grünerode ſtatt. Dieſe Reihe von Zimmern, dieſe Prachtmöbel, dieſe Beleuchtung, dies Büffet, dieſer Feengarten von Treibhaus, dies ganze Arrangement waren fürſtlich und wenn der Freiherr von Grünerode auch mit nichten Fürſt, ſondern eine und dieſelbe Perſon mit dem Herrn Geheime-Commerzienrath Proſt war, ſo hatte er doch ein fürſtliches Vermögen und konnte demgemäß leben und Andere, wenn nicht leben, doch tanzen laſſen. Er hatte ſich in dieſen Jahren unſterbliche Verdienſte um Vaterland, Staat und Menſchheit erworben, indem er den Bau einer Eiſenbahn übernahm, bei welcher er vorausſichtlich ein glänzendes Geſchäft machen mußte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Staatsbürger von ſo ausgezeichneten Verdienſten, daß ihm Millionen zu Gebot ſtanden, anders geehrt werden mußte, als durch das Ordenskreuz des blauen oder des grauen Geiers. Da er ſicherlich zu den Beſten ſeines Vaterlandes zählte, ſo ſollte er auch äußerlich zu der Ariſtokratie gehören, um ſo mehr, als ſein Grundbeſitz, Grünerode, ein bedeutender Gütercomplex mit einem herrlichen Schloß war. Durch dieſen letzten Eiſenbahncoup der Sorge enthoben, daß in Zukunft Edgar nicht als ein freier Mann, d. h. ein reicher Mann, werde leben können — und ſeiner Thätigkeit und Umſicht vertrauend, um nun auch noch für Harry daſſelbe Glück und dieſelbe Sorte von Freiheit zu erringen — erklärte ſich Herr Proſt damit einverſtanden, ſich in den Freiherrn von Grünerode zu verwandeln und fortan ein ſehr bunt componirtes Wappen, in welchem Grün und Roth vorherrſchten, mit der Sieben-Zinken-Krone auf ſeine Porzellanteller und ſeinen Kutſchenſchlag malen zu laſſen.

Die Frau Baronin von Grünerode nahm äußerſt gleichmüthig den neuen Namen und die neue Titulatur hin. Sie legte wenig Werth darauf, theils weil ſie aus einer altadeligen Familie war, theils weil ſie nicht den mindeſten Vortheil — wohl aber eine Vermehrung ihrer geſellſchaftlichen Pflichten darin ſah. Hingegen war Fräulein Iſidore von Grünerode ganz ſelig. Warum? das wußte ſie nicht zu ſagen. Denn wenn es nur geweſen wäre, weil Iſidore Proſt nicht ſo vornehm im Ohr klang, als Iſidore von Grünerode, ſo ſchämte ſie ſich doch dieſen Grund anzugeben.

In der hohen Geſellſchaft nahm man die Sache gut auf, ſobald Gräfin Xaverie, die tonangebende Elegante, ihrer Coterie erklärt hatte:

„Leben müſſen wir nun doch einmal mit dieſen Leuten, weil ſie Millionäre ſind; die Zeitluft bringt das mit ſich. Da iſt es denn ſchon beſſer, daß er Freiherr von Grünerode heißt, als Proſt.“

„Das finde ich nicht,“ ſagte Fürſtin Ygrek; „die Zeitluft kann auch wieder anders wehen, z. B. nach einem Bankerott. Dann läßt man ruhig den Herrn Proſt fallen. Mit dem Baron Grünerode iſt es ſchon ſchwerer.“

„O wir würden es ſchon zu Stande bringen,“ erwiederte Gräfin Xaverie harmlos lächelnd, „doch vor der Hand iſt es mir lieber, daß uns der Baron Bälle gibt, als der Plebejer.“ — —

Jetzt auf dem Ball nahm Gräfin Xaverie in einer Pauſe des Tanzes den Arm Aurel's und ſagte:

„Zeigen Sie mir die ganze Reihe der Zimmer. Es iſt eine ſüperbe Suite. Aber ſie ſind verwöhnt durch Paris, nicht wahr? die haute finance treibt dort einen coloſſalen Luxus und hat man darin Fuß gefaßt, wie Sie, ſo wird man in dieſer Beziehung außerhalb Paris ſchwer zufrieden geſtellt — nicht wahr?“

„Man gewöhnt ſich an den Luxus und bemerkt ihn nicht mehr,“ entgegnete Aurel mit einer Gelaſſenheit, die den Sohn ſeiner Mutter verrathen hätte, wenn nicht in ſeinem traurigen Auge noch eine andere Deutung zu leſen geweſen wäre.

„Und wie gefällt ſich Ihre Frau Gemahlin bei uns?“

„Sie iſt eine Amerikanerin und dieſe Damen ſind ſehr excluſiv, gnädige Gräfin,“ verſetzte Aurel immer in demſelben Ton.

„Nun, ſie hat ein Recht excluſiv zu ſein! eine ſo merkwürdige Schönheit will ihre Vorrechte haben.“

Diejenige, über welche ſich Gräfin Xaverie mit ſo ungewöhnlichem Wohlwollen ausſprach, war der Zielpunkt aller Augen, die nicht ihre ſpeciell intereſſanten Gegenſtände verfolgten. Sie hielt ſich in den Pauſen des Tanzes meiſtens an der Seite ihres Schwiegervaters, der ihr die vornehmſten Herrn vorſtellte, welche ſie mit kaltem Anſtand empfing. Sie war eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung. Sehr groß, ſehr ſchlank, ſehr ſchmal, marmorweiß, mit glänzend ſchwarzem Haar, fielen ihre ſchwarzen Augen und rothen Lippen wie ein ſchreiender Contraſt in dem farbloſen Antlitz auf. Sie trug ein weißes ſilbergeſticktes Florkleid, im Haar dunkelrothe Camelien und Schmetterlinge von Edelſteinen, um den Hals die herrlichſten Perlenſchnüre, Nadeln und Agraffen von Edelſteinen, wo ſie nur irgend anzubringen waren; aber dennoch imponirte ſie nicht und gefiel ſie nicht und vielleicht war dies der Grund, weshalb ſich Gräfin Xaverie ſo huldreich über ſie ausſprach.

Eine Gruppe von jungen Männern kritiſirte ſcharf die transatlantiſche Schönheit.

„Ich bleibe dabei,“ ſagte der Rittmeiſter von Tieffenſtein, „ſie iſt eine Kunſtfigur aus dem Grünen Gewölbe in Dresden geholt: Elfenbein, mit Email und Edelſteinen verziert.“

„Wenn ich an die Sage von Vampyren glaubte,“ ſagte ein Geſandtſchaftsattaché, „würde ich ſie für ein ſolches Nachtgeſpenſt halten.“

„Für einen Blutſauger? . . . . O nicht doch!“ rief ein gutmüthiger Lieutenant.

„Ja, gerade das! der Vampyr iſt, nach jener Sage, eine Leiche welche leben will und welche nur dadurch lebt, daß ſie bei nächtlicher Weile Andern das Blut ausſaugt. Dieſe dunkelrothen Lippen, dieſe glänzenden und doch ſeelenloſen Augen ſind mir unheimlich.“

„Die amerikaniſchen Schönen ſollen ſehr hochmüthig ſein,“ bemerkte ein Vierter, „vielleicht rührt die ſtarre Kälte ihres Blickes da her.“

„Nun, Eines weiß ich! und wären wir noch in den Ritterzeiten würde ich dafür mit männiglich tauſend Lanzen brechen; mit Fräulein von Neheim iſt dieſe Baronin Grünerode nicht zu vergleichen,“ ſagte der Rittmeiſter von Tieffenſtein mit großer Entſchiedenheit.

„Und Fräulein von Neheim nicht mit Gräfin Xaverie!“ rief einer der Herrn.

„Da Xaverie meine Schweſter iſt, habe ich kein Urtheil über ſie,“ entgegnete der Rittmeiſter. „Aber wo mag ſie ſein? .... ſie ſoll mich der Schönſten der Schönen vorſtellen.“ — —

Aurel hatte mit Gräfin Xaverie das letzte Zimmer betreten. Es war durch blühende Geſträuche und duftende Blumen in die ſchönſte Frühlingslaube verwandelt.

„Das iſt aber reizend!“ rief ſie; „welche Maſſe von Azaleen! welche rieſige Gummibäume! wie lieblich nehmen ſich die Blüten des Cytiſus zwiſchen den Camelien aus! .... und Niemand bewundert dies reizende Cabinet! Es iſt zu entlegen!“

„Es geht auch zuweilen im Leben ſo,“ ſagte Aurel; „das Schönſte wird nicht beachtet, weil es den Leuten aus dem Wege liegt. — Aber, Sylvia! Du hier .... und ganz allein?“ rief er plötzlich.

Sylvia ſaß zwiſchen duftendem Jasmingeſträuch im lichtblauen Florkleid wie die Nymphe dieſes Zaubergartens. Als ſich die Gräfin nach ihr umwendete, ſtand ſie auf, deutete auf eine geſchloſſene Thür und ſagte:

„Ich geleitete einige Damen, deren Kopfputz gelitten hat, dorthin zum Toilettenzimmer und warte auf ihre Rückkehr.“

Indem öffnete ſich dieſe Thür und die Damen erſchienen, während von der andern Seite Rittmeiſter von Tieffenſtein eintrat.

„Iſt Ihnen. mein Bruder ſchon vorgeſtellt?“ ſagte die Gräfin zu Sylvia, „wenn nicht, ſo will ich ſelbſt es thun.“

Damit war ſein Wunſch erfüllt und er konnte ſich der „Schönſten der Schönen“ nahen um die obligaten Phraſen zu wechſeln. Sie ſtanden noch Alle in dem lieblichen Blumenzimmer, als plötzlich eine herriſche Stimme hinein rief:

„Biſt Du hier, Aurel! mein Gott, wie habe ich Dich geſucht!“

„Was wünſcheſt Du, liebe Phöbe?“ fragte er auf ſie zugehend.

„Ich will fortgehen! ſei ſo gut mich zu begleiten. Es iſt ſehr unpaſſend, daß Du Dich gar nicht um mich bekümmerſt.“

Höchſt beluſtigt durch dieſe kleine eheliche Scene, ſagte Gräfin Xaverie lächelnd:

„Zürnen Sie nicht Ihrem Gemahl, Baronin! ich habe den Frevel begangen ihn zu entführen.“

Phöbe ſchien ſie gar nicht zu hören und zog Aurel fort. In der Mitte des zweiten Zimmers ſtieß ſie einen kurzen dumpfen Schrei aus und ſank zu Boden ehe Aurel es hindern konnte. Doch ſchnell hob er ſie auf und verſchwand mit ihr, während ſich plötzlich die ganze Menſchenmaſſe in dies Zimmer hineindrängte und neugierig fragte, was da vorgefallen ſei.

„Es iſt gar nichts als eine Ohnmacht,“ ſagte mit klarer vernehmlicher Stimme der Baron Grünerode sen. „Wir wollen uns dadurch in keiner Weiſe ſtören laſſen.“

Er ging in den Tanzſaal, gab dem Orcheſter ein Zeichen, die Polka hub an und Phöbe war vergeſſen.

Nur Sylvia vergaß ſie nicht, obgleich Herr von Tieſſenſtein, mit dem ſie tanzte, ſich lebhaft und gewandt mit ihr unterhielt. Er war als Adjutant einer hohen Militärperſon drei Jahre auf Reiſen und auf Miſſionen geweſen, welche ſtrategiſche Intereſſen zum Zweck hatten. Kürzlich in die Reſidenz zurückgekehrt, war Sylvia für ihn eine neue Erſcheinung und eine ſehr anziehende. Ihre Schönheit trug nicht mehr das kindlich unbefangene, friſche und fröhliche Gepräge der erſten Jugend; ein ſinnender Ernſt war über ſie gekommen und machte ſie weniger liebreizend, aber viel intereſſanter. Herr von Tieſſenſtein war nicht ohne eine allgemeine Bildung und leicht erkannte er, daß Sylvia für das Lob ihrer Toilette und für eine ſcharfe Kritik der übrigen Damentoiletten kein geneigtes Ohr haben werde. Er ſprach alſo von ſeinen Reiſen, von ſchönen Gegenden, ſchönen Kunſtwerken, von der

Verſchiedenheit des Volkscharakters bei den verſchiedenen Nationen.

„Ja," ſagte Sylvia, „aber eine Hauptähnlichkeit haben doch alle Nationen, denn dieſe Eigenſchaft haftet an allen Menſchen: ſie ſind unvollkommen."

„Idealiſche Menſchen darf man freilich nicht in unſerer höchſt mittelmäßigen Welt ſuchen," entgegnete er lächelnd.

„Ich ſuche ſie nicht, doch leugne ich nicht, daß ich ſie finden möchte und weil ich weiß, daß ich es nicht kann, ſo verdirbt mir dieſe Unmöglichkeit die Freude an dem, was man ſonſt noch ſchön zu finden pflegt."

„Das ſcheint mir eine große Exaltation zu ſein, gnädiges Fräulein! wollten Sie conſequent in dieſer Anſchauungsweiſe ſein, ſo müßten Sie ſchließlich dahin kommen kein ſchönes Buch zu leſen, denn es hat ein Ende; an keiner Blume ſich zu erfreuen — denn ſie verblüht. Zum Glück pflegen Damen inconſequent zu ſein" . . . . —

„Bitte, ſagen Sie nicht Damen, ſagen Sie lieber Menſchen!" rief Sylvia lachend, „dann ſtimme ich Ihnen durchaus bei. Was Sie aber vom Buch und von der Blume ſagen, ſcheint mir nicht ganz richtig, denn Beide ſind in ihrer Art vollkommen, indem ſie in ihrer Art zu Ende gehen. Aber der Menſch geht zu Ende in ſeiner Unvollkommenheit."

„Es ſteht bei Ihnen, gnädiges Fräulein, der

Welt ein Beiſpiel vom Gegentheil zu geben," erwiederte lächelnd der Rittmeiſter.

„Sie haben ganz Recht mit Ihrem Spott!" rief Sylvia in einen ſcherzenden Ton übergehend; „unter tauſend andern Verkehrtheiten habe ich auch die, nirgends melancholiſcher zu ſein, als auf einem Ball."

„Wahrſcheinlich weil er ein Ende hat?"

„Nein! ſondern weil ich unwillkürlich denken muß, daß all dieſe Ballgeſichter gleichſam nur Masken ſind, hinter denen ſich die unzähligen Nöthen des Lebens verſtecken."

„Sie ſprechen beſtändig als ob ſie hundert Jahre zählten, gnädiges Fräulein!"

„Vielleicht iſt das mein Ballgeſicht!" rief ſie lachend.

Der Rittmeiſter wußte nicht genau, was er von ihr halten ſollte; allein das war gewiß, nur ſie intereſſirte ihn.

Phöbe erſchien nicht wieder. Aurel tauchte hie und da aus der Menſchenmenge auf. Aber dies junge Paar, dem der prächtige Ball recht eigentlich galt, hatte keine Freude daran und mit einem eigenthümlichen Gemiſch von Trauer und Befriedigung ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt: Das iſt gewiß — glücklich iſt Aurel nicht, trotz Phöbe's Schönheit und ihrer Millionen.

Wie man vermählt wird.

Und wie war das Alles gekommen? wie hatte es ſich gemacht, daß Aurel mit der Liebe für Sylvia im Herzen das Vaterhaus verließ und nach zwei Jahren als Phöbe's Gatte zurückkehrte?

Baron Grünerode hatte ſeit Jahren eine Verbindung mit dem amerikaniſchen, in Paris anſäſſigen Hauſe Grandiſon im Sinn und Aurel's Verſetzung nach Paris wäre unter allen Umſtänden erfolgt; nur hätte der Vater dem Sohne ſeine An- und Abſichten mitgetheilt, die er ihm jetzt vor der Hand weislich verſchwieg. So ging Aurel nach Paris, ahnungslos, daß noch eine andere Verbindung im Werk ſei, als die der Geſchäfte. Sein Vater ſchrieb aber ganz einfach an Herrn Grandiſon: er hoffe, daß einer Verehelichung ihrer Kinder nichts im Wege ſei und er mache nur auf Aurel's große Schüchternheit aufmerkſam, die freilich bei ſeinen Vorzügen eine ſeltene Tugend ſei, die aber bei wichtigen Dingen der Aufmunterung, der Ermuthigung bedürfe. Herr Grandiſon verſtand den Wink. Er wünſchte lebhaft dieſe Heirath, denn er hatte nur Töchter, keinen Sohn. Der amerikaniſche Bürgerkrieg war zu erwarten. Wer die Conjuncturen kannte, wußte welche Goldſtröme für geſchickte Speculanten aus dieſen blutigen Schlachtfeldern fließen würden. Herr Grandiſon wäre gern im günſtigſten Augenblick für die Dauer des Krieges in eigener Perſon nach Amerika gegangen, wenn er ſein Pariſer Haus in der Obhut eines tüchtigen Schwiegerſohnes laſſen konnte. Er empfing Aurel ſehr freundſchaftlich und bat ihn, ſich ganz wie zu Hauſe zu betrachten. Phöbe war erſt fünfzehn Jahr alt. Aurel bemerkte ſie kaum, aber er ſah ſie täglich.

Sylvia hörte nichts von Aurel, als die oberflächlichen Nachrichten, die ſeine Eltern zuweilen im Familienkreiſe mittheilten; aber ſie glaubte an ihn, ſie ſchloß von ihren Empfindungen auf die ſeinen. Ob dies Alles nach dem Willen Gottes ſei, ob die Eltern ihre Einwilligung zu dem Bund ihrer Herzen geben würden — das fragte ſie nicht; ſie nahm es als gewiß an.

Wen hätte ſie auch fragen ſollen? ſie hatte keinen Rathgeber! Ja! wenn ſie wie früher die Zweifel und Beunruhigungen ihres Gewiſſens im Richterſtuhl der Buße hätte ausſprechen können, ſo würde ſie den Leitfaden gefunden haben um dem

Labyrinth ihres Herzens zu entrinnen. Doch der Weg dahin war ihr verſchloſſen und ſomit war auch das Hauptmittel zur Seelenbildung, weil es das Hauptmittel zur Selbſterkenntniß iſt, ihr entzogen. Ihr religiöſes Leben gerieth in Stocken und da es in ſeiner Hülfloſigkeit dem Andrang des Weltlebens Platz machte, ſo ſchritt es nach und nach zurück. Nie hatte ſie Gelegenheit die himmliſchen Lehren des katholiſchen Glaubens von der Kanzel herab auslegen zu hören; nie, das allerheiligſte Sacrament in einer Stunde ſtiller Andacht anzubeten; nie einer der erhabenen Feierlichkeiten beizuwohnen an denen die Kirche ſo reich iſt und die das Bewußtſein, ein Kind dieſer göttlichen Kirche zu ſein, ſo mächtig und freudig anregen. Sie war beſchränkt auf den ſonntäglichen Beſuch der heiligen Meſſe, bei welcher ſie, weil die Tante nie fertig wurde, ſelten vor dem Evangelium eintraf; und auf den Empfang der heiligen Sacramente in der öſterlichen Zeit. Da wurde ſie erinnert an Gott und ſeine Gnade und Liebe; allein das ganze lange Jahr hindurch ſprach Niemand von Gott zu ihr, als das ſchwache Stimmchen in ihrem Herzen, das kaum zwiſchen all dem Tumult der Außenwelt im Morgen- und Abendgebet ſich verſtändlich machen konnte. Um ſie noch mehr zu betäuben, kam die Huldigung hinzu, die man ihr in der Geſellſchaft darbrachte. Sie war ſo ſchön, ſo talentvoll, ſo intereſſant und ſo elegant, daß es unmöglich war ſie nicht äußerſt liebenswürdig zu finden. Hätte nicht ihr Onkel, der ſie in ſeiner egoiſtiſchen Weiſe vergötterte, gefliſſentlich allen Leuten mitgetheilt, ſie habe gar kein Vermögen und auch gar nichts zu erwarten, ſo würde ſich wohl mancher Bewerber gefunden haben. Jetzt mußte ein verſtändiger Mann ſich ſagen, dieſer verwöhnte Paradiesvogel werde ſich in mittelmäßigen Verhältniſſen herabgekommen zum Hühnerhof fühlen. Manche tadelten ihren Onkel, daß er ein ſo ganz unbemitteltes, zukunftsloſes Mädchen wie ſeine reiche Tochter halte.

Er ſagte gelaſſen: „Hielte ich Sylvia nicht wie meine Tochter, ſo würde es heißen, ich wolle nicht Iſidore durch ſie verdunkeln laſſen. Die Leute wiſſen immer zu tadeln! Ich aber behandele meine Nichte wie meine Tochter und überlaſſe Jedem die Wahl: die Eine iſt ſchön ohne Geld; die Andere hat Geld ohne Schönheit.“

So verging die Zeit für Sylvia. Sie hatte noch fromme Gefühle und bedauerte zuweilen, daß ſie ſo wenig ihre religiöſen Pflichten üben könne; aber ihr inneres Leben mit Gott verſiegte, wie im heißen Sommer der kleine Bach verſiegt, der aus dem kühlen Walde in's freie Feld fließt, deſſen Dürre ihn aufzehrt.

Etwa drei Monate bevor Aurel mit Phöbe zu ſeinen Eltern kam, ſagte Baronin Grünerode eines Morgens zu Sylvia:

„Setze Dich an den Schreibtiſch, Liebchen, ich habe Dir einen wichtigen Brief an Madame Daragon zu dictiren.“

Sylvia glaubte, die Tante nehme einmal wieder die Gefälligkeit dieſer intimen Freundin in Anſpruch, um irgend eine Beſorgung in Paris machen zu laſſen. Aber Hand und Herz zitterten, als es nach den einleitenden Phraſen hieß:

„Die Sache betrifft Aurel, liebe Freundin. Es „iſt die Rede von einer ganz vortrefflichen Heirath „mit Miß Phöbe, älteſten Tochter des Herrn Grandiſon. Daß dieſe junge Dame reich und ſchön iſt, „wiſſen wir; allein Sie werden es begreiflich finden, „daß mein Mutterherz mehr über ſie wiſſen möchte. „Wie iſt ihr Charakter, wie ſind ihre Neigungen? „hat ſie Verſtand, hat ſie Talente? iſt ſie geſund „und kräftig? auch dieſes iſt zu berückſichtigen, denn „heutzutage ſind ja die jungen Mädchen häufig von „ſo erbärmlicher Geſundheit, daß ſie nicht die Kraft „haben Mütter zu werden. Ich bitte Sie alſo inſtändig, liebe Freundin, ſuchen Sie über dieſe Fragen Auskunft zu erhalten und theilen Sie mir das „Ergebniß mit. Vielleicht ſind Ihnen die Grandiſons perſönlich bekannt, was mir um ſo lieber

„wäre. Iſt das aber auch nicht der Fall, ſo wird es
„Ihnen doch nicht ſchwer werden durch Ihre tauſend
„Verbindungen dasjenige zu erfahren, was mir ſo
„wichtig iſt."

Bei den nachfolgenden Mittheilungen, Anfragen und Nachrichten fand Sylvia ſo viel Selbſtbeherrſchung um nach Beendigung des Briefes mit äußerlicher Gelaſſenheit zu fragen:

„Glaubſt Du, daß ſich die Heirath machen wird, Tante?"

„Ich zweifle nicht daran, Liebchen, da alle Betheiligten ſie lebhaft wünſchen," lautete die Antwort.

Somit waren Sylvia's ſtille Hoffnungen gründlich geknickt und ein unbarmherziger Nachtfroſt vernichtete urplötzlich die Frühlingsblüten ihrer Liebe. Die widerſprechendſten Gefühle kämpften in ihrer Bruſt. War Aurels Liebe ſo ſchwächlicher Art, daß er nach zwei Jahren ſie vergeſſen konnte, dann war dieſe armſelige Liebe keiner Thräne werth! — Aber war er nicht vielleicht verſtrickt und umgarnt von einer koketten Schönheit .... oder getrieben durch die befehlshaberiſchen Wünſche ſeines Vaters und ſehr unglücklich? — In dieſem Fall war er freilich zu beklagen, doch eine ſolche Charakterſchwäche verdiente keine Achtung. Und welche Demüthigung war es, das Herz einem Manne zugeneigt zu haben, den man nicht achten konnte. Dagegen war die

Demüthigung nur gering von ihm vergeſſen zu ſein. Und dennoch ergoß ſich der Gedanke: Er hat mich vergeſſen! wie ein Strom von Bitterkeit über Sylvia's Herz. Trotz aller Selbſtbeherrſchung, welche theils ihr Stolz ihr eingab und theils das Bewußtſein, daß Niemand ihr Theilnahme ſchenke, hätte ſich ihr Kummer tauſendmal verrathen, wenn nicht der Onkel ſeiner Frau und Tochter eingeſchärft hätte, Sylvia's kleine Verſtimmung, wie er es nannte, gänzlich zu überſehen. Er hatte auch den Brief an Madame Daragon veranlaßt, weil es das einfachſte Mittel war, Sylvia von der Sache in Kenntniß zu ſetzen, indem man ihr zugleich einen Beweis von Vertrauen gab.

Mit der Antwort von Madame Daragon in Händen erſchien die Baronin Grünerode eines Morgens im Arbeitszimmer ihres Mannes — etwas Unerhörtes, was durch ihre Aufregung ſo geſteigert wurde, daß ihr Mann ſich eines geheimen Grauens nicht erwehren konnte. Er nahm ſie bei der Hand, ging mit ihr in ſein Cabinet und fragte beklommen:

„Was iſt Dir widerfahren, Thereſe?“

„Lies den Brief!“ ſagte ſie tonlos und ſank auf das Sopha.

Er las ihn, erſt flüchtig, dann langſam und bedächtig, dann zerriß er ihn und warf die Stücke in's Feuer, ſie mit dem Blick bewachend bis ſie vertilgt waren. Dann ſagte er kalt:

„Abgeſchmacktes Weibergeſchwätz! ſchlag' es Dir aus dem Sinn, Thereſe!“

„Nein, das iſt kein leeres Geſchwätz! wie könnte ein ſolches Gerücht ohne Grund auftauchen.“

„Phöbe iſt ſehr blaß, ſehr plötzlich gewachſen“ .... —

„Das iſt auch Iſidore und doch behauptet Niemand, daß ſie epileptiſch ſei.“

„Schweige!“ rief er mit dem Fuß ſtampfend; „ich will die Verleumdung nicht hören und Du darfſt ſie nicht ausſprechen.“

„Aber die gute Daragon denkt an keine Verleumdung!“

„Nun, ſo denkt die gute Daragon daran die Phöbe für einen Sohn, Neffen, Vetter, Verwandten oder Freund zu fiſchen.“

„Du biſt ſehr ungerecht, Liebchen! . . . ſie will uns warnen.“

„Das iſt jetzt zu ſpät.“

„O nein! eine ſolche Entdeckung — und die Sache kann rückgängig gemacht werden! weshalb ſoll der arme Aurel eine Frau nehmen, die mit einer ſo gräßlichen Krankheit behaftet iſt.“

„Aber Madame Daragon läßt ja die Krankheit in Zweifel!“ ſagte der Baron mit mühſam unterdrücktem Zorn. „Man ſagt — es heißt — ſo drückt ſie ſich aus.“

„Ich meine, ſie ſchreibe ganz beſtimmt: es heißt allgemein Phöbe Grandiſon leide an jenen furchtbaren Krämpfen, welche man . . .“

„Ich will das Wort nicht hören!“ brach der Baron aus.

„Aber Du kannſt es leſen, ſchwarz auf weiß, Liebchen.“

„Der Brief iſt verbrannt, Thereſe! Ich entſinne mich genau, daß er keine ganz beſtimmte Angabe enthielt. Phöbe iſt jung — ſolche Leiden können aufhören“ . . . . —

„O ja! . . . indem ſie von der Mutter auf die Kinder übergehen — das iſt bekannt.“

„Jetzt, mein Schatz, ſei ſo gut Dich zu beruhigen, zu ſchweigen und mich zu verlaſſen,“ ſagte der Baron eiſig, „zu ändern iſt nichts mehr und wäre es zu ändern, ſo würde ich es wahrlich wegen eines leeren Gerüchtes nicht thun.“

„Du opferſt Aurels Glück, Liebchen.“

„Opfern . . . . Glück . . . . Lariſari! Eine Ehe iſt eine höchſt proſaiſche und reelle Angelegenheit, die ganz andere Zwecke hat, als Mondſcheinſchwärmereien zu begünſtigen. Die eine Frau hat Migräne, die andere hat Krämpfe; dadurch wird der Mann weder glücklich noch unglücklich. Iſt ſie ſchön und reich, ſo genügt das dem Verſtändigen. Das Uebrige erträgt er und ſo wird es auch der gute Aurel machen. Ich bin nur froh, daß er ſich die Sylvia aus dem Sinn ſchlug."

Was ſollte die Baronin erwiedern? einigermaßen hatte ja ihr Mann recht. Sie ſuchte alſo, wie ſie das immer zu thun pflegte, in ſeine Anſchauungsweiſe ſich zu verſetzen — und das beruhigte ſie. Sylvia erfuhr natürlich keine Sylbe von Madame Daragons Antwort, und nicht lange währte es, ſo wurde Aurels Verlobung mit Miß Phöbe Grandiſon in der Familie und in der Stadt bekannt gemacht.

„Das hätteſt Du gewiß nicht erwartet," ſagte Iſidore mit ſchlecht verhehlter Schadenfreude zu Sylvia.

„Da ich nie etwas von einer Phöbe Grandiſon gehört habe, konnte ich es freilich nicht erwarten," verſetzte Sylvia mit großer Kälte.

Sie wäre lieber geſtorben, als Iſidoren den Triumph zu gönnen ſie gedemüthigt zu ſehen.

Aurel war alſo verlobt. Sein Vater hatte ihm anderthalb Jahr Zeit gelaſſen ſich in ſein Schickſal zu finden und den Gedanken an eine Ehe mit Sylvia als ein Ding der Unmöglichkeit aufzugeben. Dann fing der Vater an dem Sohn vorzuſtellen, wenn man ein Vierteljahrhundert hinter ſich, ein großes Haus zu vertreten und einen alternden Vater habe, ſo werde es zur Pflicht für Nachkommenſchaft zu ſorgen und Aurel müſſe an eine paſſende Heirath denken. Aurel antwortete zwar, ihm lägen Heirathsgedanken fern; doch das beachtete der Vater gar nicht. Vielmehr ſchrieb er zur nämlichen Zeit an Herr Grandiſon, ſein ſchüchterner Sohn wage nicht um Miß Phöbe zu werben, weil er eine flüchtige ſentimentale Neigung gehabt habe; man möge denſelben entgegenkommend behandeln. Dies hatte zur Folge, daß Herr Grandiſon einfach zu Aurel ſagte: „Ich habe bemerkt, daß Ihnen meine Tochter gefällt. Sie iſt Ihnen ebenfalls geneigt und da die beiderſeitigen Eltern damit einverſtanden ſind, ſo betrachte ich Sie als meinen lieben Schwiegerſohn.“

Aurels Ueberraſchung war grenzenlos. Er hatte allerdings häufig bei Diners neben Phöbe geſeſſen und ſich dann mit ihr unterhalten, wie mit jeder andern Dame; aber jetzt plötzlich ſie zu heirathen — das kam ihm unerwartet, trotz allem, was ſein Vater ihm geſchrieben hatte. Auch trat auf Einmal Sylvia's Bild lebhaft vor ſein inneres Auge und machte ihn ganz ungeneigt Phöbe als Gattin heimzuführen. Er ſtammelte in großer Verlegenheit unzuſammenhängende Worte um mindeſtens Zeit zu gewinnen.

„Nein, nein!“ verſetzte Herr Grandiſon, „gerade jetzt iſt die rechte Zeit. Ihr ſeid Beide jung, da ſchickt und fügt man ſich leicht in einander. Und das iſt wichtig. Uebrigens,“ ſetzte er mit einem gewiſſen Ernſt hinzu, „übrigens würde Ihr Zögern ſehr auffallend ſein und meine Tochter compromittiren, da alle Welt weiß, wie intim Sie bei mir aus- und eingehen.“

„Unſere Geſchäftsverbindungen bringen das mit ſich“ . . . —

„Ah bah! die Welt ſieht das anders an und mit vollem Recht. Geſchäftsverbindung iſt der Anknüpfungspunkt für eheliche Verbindungen! — Doch ſpielen Sie nicht länger den blöden Schäfer, lieber Freund! ich bin durch Ihren Vater genau unterrichtet, wie es mit Ihnen ſteht.“

Aurel's Verlegenheit ſtieg. Er wußte nicht was ſein Vater mitgetheilt hatte.

„Sie brauchen ſich deshalb nicht zu beunruhigen,“ fuhr Herr Grandiſon fort, „wer von uns hat nicht bei zweiundzwanzig Jahren eine kleine zarte Neigung gehabt, welche ſich auf die eine oder die andere Weiſe verflüchtigte, in ihr Nichts auflöſte! Sie haben eine ſolche gehabt: das iſt kein Verbrechen. Sie haben durch dieſelbe keine Verbindlichkeit auf ſich genommen: das iſt ungemein weiſe. Sie haben eine gewiſſe Schüchternheit um einer andern jungen Dame Ihr Herz zu präſentiren: das wäre begreiflich, wenn nicht Ihre Hand Ihrem Herzen folgte. Eine Ehe iſt kein Roman, alſo iſt es gar nicht nöthig, daß ſie auf der Baſis dieſer abgeſchmackten Romane — auf Liebe, auf Sympathie und dergleichen Firlefanz — beruhe. Sie müſſen eine Ehe ſchließen, das bringen Ihre Verhältniſſe mit ſich. Miß Phöbe Grandiſon und Baron Aurel Grünerode paſſen in jeder Beziehung vortrefflich zuſammen, ſind ~~junge~~, hübſche, wohlhabende, gebildete Leute — — was haben Sie dagegen zu ſagen?"

„O gar nichts!" verſetzte Aurel, „nur aber" … —

„Kein aber, junger Freund!" rief Herr Grandiſon gebieteriſch; „wollten Sie die Verbindung mit meiner Tochter ablehnen, ſo müßte ich auf der Stelle in meinen Geſchäften mich von Ihnen trennen. Das würde Sie der Welt gegenüber in keinen guten Ruf bringen und Ihrem Vater gegenüber in tauſend Unannehmlichkeiten verwickeln. Aber was rede ich da! Phöbe gefällt Ihnen: ſie ſei die Ihre."

Aurel fühlte ſich von einem Netz umſtrickt, dem er nicht zu entrinnen wußte. Er ſah klar ein, daß ſein Vater es ſeit zwei Jahren geknüpft und im Einvernehmen mit Herrn Grandiſon daran gearbeitet hatte. Den muthigen Charakter, der ſich beharrlich widerſetzt und alle Folgen dieſer Widerſetzlichkeit auf ſich nimmt, wenn es ſich um ein Entſcheidung über die ganze Zukunft nach fremder Willkür handelt — hatte Aurel nicht. Er fügte ſich dem Willen des Vaters und ergab ſich in das, was er ſein Schickſal nannte. Er verlobte ſich, er vermählte ſich und er machte ſeine Hochzeitsreiſe zu ſeinen Eltern. Daß Phöbe mit dem Uebel behaftet ſei, welches Madame Daragon genannt hatte, wußte er nicht und vielleicht waren ſelbſt Phöbe's eigene Eltern nicht im Klaren darüber, was dieſe „Nervenzufälle“ — wie der Hausarzt ſie nannte — eigentlich bedeuteten. Phöbe hatte einen unliebenswürdigen Charakter. Das Bewußtſein ihrer Schönheit machte ſie eitel; ihres Reichthums — herriſch; ihrer Körperſchwäche — eiferſüchtig, ſo daß ſie in einem Meer von Anſprüchen ſchwamm. Aurel fand eine gewiſſe Beruhigung darin, daß er ſich mit Phöbe nicht glücklich fühlte. Sein wohlwollendes Gemüth bewirkte, daß er ſeine übernommenen Pflichten freundlich erfüllte, aber es ſetzte ſich eine gewiſſe Traurigkeit in ſeiner Seele feſt, weil er mit ſich ſelbſt nicht zufrieden war; eine moraliſche Verſtimmung, die mit den Jahren in Grämlichkeit überzugehen pflegt.

Er hatte ein Grauen vor dem Wiederſehen mit Sylvia gehabt. Es ſchwand vor ihrer ruhigen Haltung, vor der Gelaſſenheit mit der ſie ihm zum Willkommen die Hand reichte. Selbſt Iſidorens ſpähendes Auge konnte keine innere Bewegung an ihr warnehmen. „Nein!“ ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt; „der Mann einer andern Frau iſt für mich ein durchaus fremdes und gleichgültiges Weſen. Konnte er mich vergeſſen, ſo will ich ihn vergeſſen. Mich ſchmerzt am tiefſten die Verblendung mit der ich ihm vertraute. Dieſer Schmerz ſoll mich für die Zukunft warnen und wachſam machen.“ — Mit größter Geſchicklichkeit vermied ſie Alles, was an die Vergangenheit erinnerte. Einmal ſagte ihr Onkel:

„Jetzt Sylphide, ſinge wieder mit Aurel die Alexis- und Ida-Lieder.“

„Bah, lieber Onkel! die veralteten Lieder ſinge ich nicht mehr!“ rief Sylvia verächtlich; „iſt Dir aber die Zukunftsmuſik ein eben ſolcher Greuel wie mir und willſt Du ſchöne ältere Muſik hören, ſo ſinge ich Beethovens „Adelaide.“

Und mit einer prächtig entwickelten, vollen, perlenden Sopranſtimme hub ſie zu ſingen an und handhabte die Begleitung ſicher und gewandt.

„Bravo! braviſſimo Sylphide! Du wirſt eine Meiſterin des Geſanges!“ rief Baron Grünerode, als das letzte „Adelaide“ gleichſam in einem Sturm der Liebe verhallt war. „Was ſagſt Du dazu, ſchöne Phöbe? bleibſt Du in Deiner kühlen, hohen Sphäre?“

„Ja!“ ſagte Phöbe kurz und kalt. Sie verſtand nicht auf ſeine Scherze einzugehen.

Aurel fühlte, daß er irgend etwas an Sylvia ſagen müſſe. Sie ſaß am Flügel und ließ gedankenvoll die Hand in harmoniſchen Akkorden über die Taſten gleiten. Er trat an den Flügel und ſagte:

„Du haſt glänzende Fortſchritte gemacht, Sylvia und ich .... nur Rückſchritte. Ich würde nicht mehr wagen mit Dir zu ſingen.“

„Wenn man nicht zuſammen eingeübt iſt, ſo hat das auch ſeine Schwierigkeiten,“ verſetzte ſie kühl.

Phöbe ſchien es nicht gern zu haben, daß Aurel ſich mit einer andern Perſon beſchäftige, als mit ihr. Sie trat auch an den Flügel und da ſie recht hübſch ſpielte, ſo wollte Sylvia ihr Platz machen. Allein Phöbe beſtand darauf mit Sylvia zu vier Händen zu ſpielen. Wollte Aurel jetzt am Flügel bleiben, ſo war ſie auch da.

Eine unglückliche Gattin.

Valentine war gekommen um ihre Schwägerin kennen zu lernen; — ſo hieß es. In Wirklichkeit verhielt es ſich anders. Herr Goldiſch hatte ſeinem Schwiegervater geſchrieben:

„Ich ſchicke Valentine ganz gegen ihren Willen „auf ein Paar Monate zu Ihnen. Ich bin ſehr „unzufrieden mit ihr und habe ein Recht es zu ſein. „Sie trägt eine alberne Leidenſchaft zur Schau, an „die ich gar nicht glaube. Aber ſei es eine Comödie oder nicht — ihr Ruf leidet darunter. Vernünftigen Vorſtellungen hat ſie nie Gehör gegeben; „auch jetzt nicht. Ich finde es alſo am Zweckmäßigſten ſie auf einige Zeit von hier zu entfernen. „Aurels Hochzeitsreiſe bietet dazu eine ganz einfache „Veranlaſſung. Hoffentlich bringt der Faſching in „der Reſidenz ſie auf andere Gedanken, ſo daß ſie „als eine vernünftige Frau zurückkehrt.“

Dazu war aber wenig Ausſicht. Valentine machte Bälle und Feſte mit der Miene eines Opferlammes mit, trug ihre ſchönen Pariſer Anzüge, ihre Juwelen und Spitzen, als ob ſie unter dieſer Laſt erliege, bekümmerte ſich wenig um ihre Familie, gar nicht um Phöbe und ſuchte nur immer Sylvia auf, bei der ſie ſtundenlang auf der Chaiſelongue lag und die ſie zur Vertrauten ihrer „unſeligen Ehe“ machte — wie ſie ſich ausdrückte.

„Welche Theilnahmloſigkeit, Sylvia!“ ſeufzte ſie klagend gleich am erſten Tage; „ich liege hier ganz zerdrückt von meinem grauſamen Geſchick .... und Du ſitzeſt da und malſt Blumen über Blumen, als wollteſt Du die ſchreckliche Welt in einen Feengarten verwandeln.“

„Ich kann mir gar nicht vorſtellen, daß Dein Schickſal ſo ſchwarz ſei, Tini!“ verſetzte Sylvia und malte weiter.

„Begreifſt Du denn nicht, daß es ohne Sympathie der Herzen kein Glück auf Erden gibt?“

„Kein vollkommenes — ja! das begreife ich. Aber Dein Mann iſt ſo gut, daß ich meine, Du könnteſt doch ziemlich glücklich mit ihm ſein.“

„Ziemlich glücklich! großer Gott, welche erbärmliche Vorſtellung haſt Du vom Glück! Nein, ich mag nicht ziemlich glücklich ſein! Mein Herz iſt für ein ganzes, volles, großes Glück erſchaffen .... ich ſehe es vor mir ſchweben .... doch in unerreichbarer Ferne, denn ich bin gefeſſelt! Es iſt furchtbar unter ſolchen Umſtänden die Ehe nicht löſen zu dürfen!“

„Unter welchen Umſtänden, Tini?“ fragte Sylvia immer mit ihrer Malerei beſchäftigt.

„Wenn keine Sympathie zwiſchen den Ehegatten herrſcht — und das Herz ſich einem andern Gegenſtand mit unwiderſtehlicher Gewalt zuneigt,“ ſagte Valentine langſam mit tragiſchem Ausdruck.

Der Pinſel fiel aus Sylvia's Hand. Sie erhob ſich raſch, ſetzte ſich neben Valentine und ſagte ernſt:

„Solche Gedanken darfſt Du nicht haben, wenigſtens nicht ſie nähren und am wenigſten ſie ausſprechen.“

„Befiehl dem Herzen ſtill zu ſtehen,“ entgegnete Valentine melancholiſch.

„Das wäre unmöglich! allein der Kampf iſt nicht unmöglich. Er iſt Deine Pflicht.“

„Die Liebe legt die höchſten Pflichten auf.“

„Ja, die erlaubte Liebe — und die ſtimmt mit Deinen Standespflichten als Gattin und Mutter zuſammen.“

„Wie proſaiſch drückſt Du Dich aus, Sylvia!“

„Gleichviel! wenn Du mich nur verſtehſt?“

„Darauf kommt gar nichts an, Sylvia, ſondern darauf, daß Du mich verſtehſt und mein Herz, welches von den Feſſeln meiner unſeligen Ehe zu Tode gedrückt wird und deshalb keinen andern

Wunſch hat, als Löſung eines Bandes, das drei Menſchen elend macht.“

„Valentine!“ ſagte Sylvia beängſtigt und mit erwachendem katholiſchem Bewußtſein, „es wäre gut, wenn Du zur Beicht gingeſt.“

„Sprich doch nicht ſolche Albernheiten! was habe ich denn gethan?“

„Denke an das neunte und zehnte Gebot, Valentine! da iſt nicht von unſerem Thun und Handeln — ſondern von unſerer Geſinnung, von unſeren Gedanken die Rede. Auch dieſe können ſchwere Sünden ſein.“

„Möglich! bei mir iſt das nicht der Fall!“

„Aber Du denkſt ja an Trennung von Deinem Mann!“ rief Sylvia empört.

„Es iſt viel beſſer mich von ihm zu trennen, als bei ihm zu bleiben und einen Andern zu lieben! . . . . — und wie alt biſt Du, Sylvia?“

„Ich werde am 1. Mai zweiundzwanzig Jahre alt; — doch das gehört nicht hieher.“

„Es gehört ſehr hieher, weil ich gar nicht begreiſe, wie man ſo alt werden und nichts von Liebe wiſſen kann.“

Sylvia erröthete. Valentine bemerkte es und fuhr fort:

„Irgend eine kleine ſentimentale Neigung magſt

Du gehabt haben; aber von der Liebe als einer beſiegenden Leidenſchaft haſt Du keine Ahnung.“

„Es iſt gewiß,“ entgegnete Sylvia gefaßt, „daß ich meine ganze Kraft aufbieten würde, um mich nicht durch eine Liebe beſiegen zu laſſen, die mir durch die Verhältniſſe verboten wäre.“

„Verhältniſſe!“ ſagte Valentine verächtlich.

„Mit unſeren Verhältniſſen hängen unſere Pflichten eng zuſammen. Ich bitte Dich, Tini, denke über die Deinen nach und dann wirſt Du vielleicht recht gern zur Beicht gehen.“

Valentine erhob ſich und ſagte langſam:

„Das iſt hart! Du biſt das einzige Weſen zu dem ich Vertrauen habe . . . und Du ſtößt mich zurück!“

Sie ſtand dem Spiegel gegenüber. Trotz der Härte ihres Schickſals warf ſie einen Blick in das Glas, der ſie ungemein befriedigte. Ihr Morgenanzug von weißem Caſchmir mit rothem Tafft gefüttert, warf ein zartes Licht auf ihren bleichen Teint, während ihre ſchwarzen Locken, von denen ſie unzertrennlich war, lang herabrieſelten und den Beinamen rechtfertigten, den ihr Bruder Edgar ihr gab: Thränenweide. Als ſie ſich ſo im Spiegel erblickte, nahmen ihre Gedanken aber eine verbindlichere Form an und ihr Urtheil lautete: Eine tragiſche Erſcheinung. Sylvia bemerkte Valentinens Selbſtgefälligkeit und entgegnete lächelnd:

„Du weißt Dich ſelbſt am Beſten zu tröſten, Tini und haſt mich gar nicht nöthig.“

„O Undankbare!“ ſeufzte Valentine, umarmte Sylvia und verließ ſie — aber nur für dieſen Morgen. Am nächſten war ſie wieder da mit ihren Klagen, mit ihrer Verkehrtheit, mit ihren leidenſchaftlichen Ausbrüchen, die Sylvia's Blick auf Zuſtände und Gefühle hinlenkte, welche ſie nicht zu kennen brauchte. Sie kam ganz allmälig dahin, ſich für Valentinens Liebe zu intereſſiren. Sie billigte ſie nicht; aber ſie entſchuldigte ſie mit Scheingründen. Sie vernachläſſigte die Muſik und ihre ſämmtlichen Beſchäftigungen um mit Valentine Romane zu leſen, in welchem die Liebe als etwas ganz Unwiderſtehliches geſchildert wird, als ein Fatum, dem der Menſch willenlos verfällt, als eine Gottheit, die den Menſchen durch ihre übermenſchliche Gewalt zwingt ihr zu gehorchen. Und weil Fatum und Gottheit etwas ſind, wogegen ſich menſchliche Vernunft und Kraft ganz vergeblich zur Wehr ſetzen würden, ſo verſuchen ſie es kaum, bekennen ſich überwunden und finden in ihrer Schwäche ihre Entſchuldigung. Dieſe Bücher machten einen ungeheuren Eindruck auf Sylvia. Bis jetzt waren ſie ihr nicht anziehend erſchienen. Ihre aufrichtige und innige Neigung für Aurel gab ihr den Maßſtab für ächte und wahre Gefühle und erhielt ihr Herz in einer friſchen Einfachheit, welche es gegen die Phantaſiebilder der Bühne und der Bücher gleichgültig erhielten. Aber jetzt mit ihrem aufgeregten Herzen, tief verletzt durch Aurels Handlungsweiſe und nach Zerſtreuung verlangend um nicht in bittere Gedanken zu verſinken: jetzt waren ihr die Bücher höchſt willkommen, die ihre Phantaſie ungemein beſchäftigten. Wie oft, wenn ſie ſpät in der Nacht vom Ball kam, fand ſie ſich zu ermüdet um ihr Abendgebet zu verrichten; doch mit nichten zu ermüdet um ſtundenlang zu leſen, bis endlich der Schlaf ihre Augen ſchloß um ihr im Traum die Bilder und die Geſtalten aus ihren Büchern vorzugaukeln, bis ſie wieder mit ihnen erwachte. Mehr und mehr wurde ſie in die Richtung hineingezogen, die Seelenkrankheit verderblicher Leidenſchaft als etwas Glückliches, Beſeligendes zu betrachten und als der Frühling kam, nahm ſie Valentinens Mittheilungen ganz anders auf, als drei Monate früher.

Wer aber in dieſem Punkt gar keine romanhafte Anſichten hatte, das war der Baron Grünerode. Er ſagte zu ſeiner Tochter bevor ſie noch an ihre Abreiſe gedacht hatte:

„Heute in acht Tagen kehrſt Du zu Deinem

Mann zurück und gibſt ihm fortan keine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit."

„Erbarmen . . . . ich kann nicht!" ſeufzte Valentine.

„Schweige!" rief er barſch; „ich will nichts hören! ich habe deshalb ſo lange Du hier warſt der Klagen Deines Mannes gar nicht gegen Dich erwähnt, denn ich will nichts wiſſen. Ihr ſeid Eheleute, Ihr müßt miteinander fertig werden. Danach richte Dich ein und benimm Dich verſtändig. Denn darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Deine Eltern unterſtützen Deine Thorheiten nicht! Und jetzt ſetze Dich hin und melde Deinem Mann Du würdeſt am 24. d. M. eintreffen."

In Thränen gebadet floh Valentine zu Sylvia warf ſich in ihre Arme und klagte:

„O dieſer Barbar von Vater! er will nicht beläſtigt ſein durch das Unglück ſeiner Tochter! er will ihren Jammer ignoriren um bei guter Laune zu bleiben! Keinen Troſt, kein gutes Wort, keinen guten Rath gibt er mir! er ſchickt mich zu meinem Mann zurück und überläßt mich meinem Schickſal. Und meine Mutter, Sylvia! ich weiß nicht ob ſie etwas ahnt von dem Jammer meiner Ehe . . . . allein das weiß ich, daß ſie das Echo meines Vaters oder eigentlich eine Null iſt, die nur inſofern mitzählt als ſie ihm anhängt! Sylvia, verlaſſ' Du mich nicht, begleite mich, bleibe bei mir! .... Dann habe ich doch eine befreundete Seele zur Seite."

Sylvia war ganz einverſtanden mit dieſem Vorſchlag, der ihr etwas Neues, eine Abwechſelung verſprach. Beide gingen zur Baronin Grünerode und trugen ihren Wunſch mit der Bitte vor, ihn dem Vater genehm zu machen.

„Ich werde Dich ſehr vermiſſen, Liebchen, und gar nicht wiſſen, wer meine Briefe und Billets ſchreiben ſoll," ſagte die Baronin, „doch was thut man nicht für ſeine Kinder!"

Sie ſprach auch wirklich mit ihrem Mann.

„Lieber Schatz!" entgegnete er unmuthig, „ich trenne mich ungern von Sylvia, denn ſie beſitzt das Talent mich ungemein zu erheitern. Ueberdas weiß ich nicht, ob es ihr ſehr vortheilhaft ſein wird die Dritte im Bunde zwiſchen Goldiſch und Valentine zu ſein. Sie könnte dort Manches erfahren, was ſie ebenſogut nicht erführe."

„Ach Liebchen, bedenke doch die arme Tini! ſie iſt zwanzig Jahre jünger als ihr Mann und ſehnt ſich nach einem ſympathiſchen Herzen."

„Lieber Schatz! die arme Tini iſt — unter uns geſagt — eine Närrin mit ihrer Sehnſucht nach ſympathiſchen Herzen! ſie ſoll mit ihrem Mann ſympathiſiren, wie ihre Mutter ihr allezeit das Beiſpiel gegeben hat. Indeſſen wäre es doch möglich, daß ſie ihre Sympathie auf Sylvia richtete und da ſich Sylvia in ihrem Benehmen gegen Aurel und Phöbe als ein ſehr verſtändiges Mädchen bewährt hat, ſo ziehe ſie hin."

„Der arme Aurel!" ſagte die Baronin mit einem leiſen Seufzer; „ich habe ſeine Geduld mit dieſer launenhaften, eigenwilligen Phöbe bewundert! That oder ſprach ſie etwas recht Albernes oder Inſolentes, ſo ſagte er ganz langmüthig um ſie zu entſchuldigen: Sie iſt eine Amerikanerin! — als ob alle Amerikanerinnen verſchrobene Perſonen ſein müßten."

„Irgend etwas mußte er ſagen, Schatz, und ſo ſagte er dies. Uebrigens finde ich ihn nicht zu beklagen, Phöbe iſt eine ſchöne junge Frau, die ihn ſehr gern hat und ſie leben in Paris in den beſten Verhältniſſen."

„Er machte mir doch nicht den Eindruck, als ob er ſehr glücklich ſei — der arme Aurel!"

„Die arme Tini! der arme Aurel! was iſt denn das für ein beſtändiger Unkenruf, lieber Schatz! wir können nicht bei dem Zuckerbäcker ein Leben für unſere Kinder beſtellen. Sie müſſen es nehmen, wie es iſt. Wir thun ja alles Mögliche für ſie! . . . . wir bringen jetzt ſogar das Opfer Sylvia reiſen zu laſſen. Schon aus ſchuldiger Dankbarkeit gegen uns müßten ſie ſich ſehr glücklich fühlen."

„Da haſt Du wohl Recht, Liebchen," ſagte die Baronin mit Ueberzeugung; „wir ſind muſterhafte Eltern und geben unſern Kindern das Beiſpiel einer muſterhaften Ehe."

Sylvia reiſte mit Valentine ab und wurde Augenzeugin des traurigen Verhältniſſes, in welches Valentine ſie bereits durch ihre Mittheilungen eingeweiht hatte. Die Reiſe fiel gerade in die Charwoche. Die Vorbereitungen zur Abreiſe und die Einrichtungen nach der Ankunft brachten ſo viel Unruhe mit, daß weder Sylvia noch Valentine an die Vorſchrift der Kirche denken, viel weniger ſie erfüllen konnten. Später dachte Sylvia zwar daran; allein die öſterliche Zeit war vorüber und ſie beſchloß ihr mea culpa bis zum nächſten Jahr zu verſchieben. Valentine dachte gar nichts. Die Natur hatte ihr wenig Verſtand gegeben und die Erziehung weder einen feſten Glauben, noch Grundſätze, die auf demſelben beruhen. Sie kannte keine höhere Richtſchnur als das Recht der Selbſtbeſtimmung. Den Maßſtab für dieſes Recht entnahm ſie aber nicht dem Willen Gottes, ſondern ihrem eigenen ſelbſtſüchtigen, durch Leidenſchaft getrübten und verkehrten Willen — und in dieſer Verblendung und Berauſchung taumelte ſie dahin.

A la Marie Stuart.

Im Spätſommer ging es ſehr munter her im Schloß zu Grünerode. Obgleich die Baronin und Iſidore ſich einer vortrefflichen Geſundheit erfreuten, oder vielleicht gerade deshalb brachten ſie ſechs Wochen in Baden-Baden und ſechs Wochen in Trouville zu, und nachdem ſie ſich drei Monate ſo faſhionable wie möglich gelangweilt hatten, reiſten ſie zu Valentine, holten Sylvia ab und gingen nach Grünerode. Dort war eine angenehme Veränderung eingetreten. Der nächſte Nachbar, der alte gichtbrüchige unvermählte Graf Weldensperg war geſtorben und ſein Neffe, der Gemahl der ſchönen Gräfin Xaverie, hatte die herrliche Beſitzung geerbt. Xaverie hatte dies Ereigniß längſt und heiß erſehnt. Ihr Mann hatte zwar ſehr große und ſehr einträgliche Güter; doch auf keinem derſelben war ein großartiges Schloß wie ſie es wünſchte und ſie hatte nicht ihren Mann vermocht zu einem Bau zu ſchreiten, weil er immer den Weldensperg im Auge und zu erwarten hatte, der alle Vorzüge vereinigte; das Schloß, die Anlagen, der Park, waren prächtig und die Gegend lieblich. Xaverie war während des ganzen Frühlings und Sommers eine vortreffliche Hausfrau gewesen, hatte auf Badecur und Vergnügungsreiſe verzichtet und ſich ganz und gar der Einrichtung des Weldenspergs gewidmet. Nur Gott und ihre Lieferanten wußten, welche Summen ſie verausgabte. Sie ſelbſt wußte es durchaus nicht; ſie ahnte es nur und ſuchte auch nicht ſich darüber Rechenſchaft abzulegen. Liefen die Rechnungen ein, ſo ſchaute ſie die unten verzeichnete Summa an und fand ſie, daß ein halbes Dutzend ſolcher Rechnungen ihren Mann unangenehm berühren könnten, ſo behielt ſie zwei oder drei zurück um ſie nicht alle auf einmal, ſondern nach und nach in günſtigen Augenblicken abzuliefern. Solche günſtige Augenblicke waren z. B. ſeine Rückkehr von einer ſehr unterhaltenden Jagdpartie, oder der Sieg eines ſeiner Rennpferde, oder wenn er ſelbſt in einer steeple chase den Preiſ davongetragen hatte. In dieſen großen Augenblicken ſeines Lebens, namentlich nach dem Triump bei der steeple chase, durfte ſeine Frau mit einer ganzen Portefeuille voll unbezahlter Rechnunge vor ihm erſcheinen; er berichtigte Alles ohne irgen eine Bemerkung. Aber ach! ſolche hehre Momen waren ſelten und ſo mußte Xaverie denn oft red lange warten, ja, ſo lange, daß ſie nicht ſelten das Daſein der Rechnung vergaß oder ſie mit alten Briefſchaften zerriſſen in ihren Papierkorb warf. Aber genug! der Weldensperg war durch Xaveriens Anordnung und unter ihrer Leitung das Ideal eines vornehmen Landſitzes geworden und ſie nahm ſich vor, bis in den Winter hinein die Freuden des Landlebens zu genießen — natürlich immer mit einer ausgewählten Geſellſchaft von dreißig bis vierzig Perſonen.

Der Weldensperg ſowohl wie das Grüneroder Schloß, lagen beide an der Grenze der Beſitzungen, die Chauſſee trennte die Parks von einander, man konnte alſo recht intime nachbarliche Beziehungen pflegen, wenn man Luſt hatte. Gräfin Xaverie hatte Luſt dazu. Sie wußte welches vortreffliche Jagdrevier Baron Grünerode habe, ſie wußte welche vortreffliche Diners er gebe, und als Frau, welche die Welt kennt, wußte ſie nicht minder, daß Jagd und culinariſche Vorzüge einen kräftigen Magnet für die Männerwelt bilden und daß der Wechſel des Ortes eine Geſellſchaft erfriſcht und belebt.

Kaum war die Baronin in Grünerode angelangt, ſo ließ ſich Xaverie den Pony ſatteln, auf dem ſie im Park zu reiten pflegte und trabte hinüber ganz allein, zum höchſten Erſtaunen der Baronin, die ſehr furchtſam war und kaum in ihrem eigenen Park ſpazieren gehen mochte ohne einen Diener hinter ſich zu haben.

„Da bin ich ſchon um Ihnen zu ſagen, wie ſehr mich Ihre Ankunft freut, Baronin. Ich habe ſchon lange nach Ihnen und Ihren jungen Damen ausgeſchaut. Wie geht es Ihnen? haben Sie nicht ſehr viel demi-monde in Baden gehabt? in Trouville iſt die Geſellſchaft beſſer — nicht wahr? Nun, wir wollen hier die allerbeſte haben und uns ganz enorm amüſiren, Comödie ſpielen, tanzen, Muſik machen, reiten, jagen, Crocket ſpielen. Crocket iſt das allerneueſte Amüſement und ein ganz deliciöſes! Sie werden es kennen lernen und mir Recht geben. Mein Bruder iſt ein ſo leidenſchaftlicher Crocketſpieler, daß er Urlaub nimmt um bei mir Landluft und Crocket zu genießen.“

So plauderte Gräfin Xaverie fort; Sylvia und Iſidore ſtimmten ein; die Baronin hörte ganz betäubt zu, denn die Ausſichten welche die Gräfin eröffnete, waren höchſt tumultuariſch, und ſie liebte von geſelligen Freuden nur ſolche, die ſich mit aller Ruhe und Bequemlichkeit verbinden ließen: bei einem Diner oder Ball die honneurs machen, in der Theaterloge ſitzen, umherfahren und ein Dutzend Karten abgeben. Das war ihr Fach; darin verſäumte ſie nichts. Als Xaverie fort war ſeufzte ſie:

„Kinder, das ſind ja ſchreckliche Ausſichten! die

Gräfin wird eine wahre wilde Jagd von Vergnügungen anſtellen und uns hineinwirbeln wollen.“

„Das wird luſtig werden und den langweiligen Landaufenthalt erträglich machen,“ ſagte Iſidore.

„Wir wollen ihn wenigſtens nach Möglichkeit abkürzen, Iſi,“ ſagte die Baronin.

„Nein, Mama!“ rief Iſidore; „wo es luſtig hergeht langweilt man ſich nicht!“

„Glaubſt Du nicht, Tante, daß es den Onkel ſehr unterhalten wird?“ fragte Sylvia.

„Meinſt Du, Liebchen? ja, das würde die Sache freilich ändern.“

„Und Edgar und Harry, Tante! . . . die armen Buben müſſen doch ein Paar Monat auf dem Lande austoben.“

„Ja, ja, Liebchen, Du haſt ganz Recht! ich bin und bleibe das Opfer meiner Kinder und meines Mannes. Ich will jetzt ſelbſt nachſchauen ob Alles gehörig in Stand iſt, damit ſie morgen ihre Zimmer vorfinden wie ſie es gewohnt ſind — und dann Sylvia werde ich Dir ein Paar Briefe dictiren.“ — —

Das Leben auf dem Weldensperg nahm ſeinen Anfang und ſeinen Fortgang genau ſo, wie die Gräfin es angekündigt hatte und ſie ſelbſt ſchloß eine ganz intime Freundſchaft mit Sylvia.

„Bilde Dir nur nicht ein, daß ich mich Deinetwegen mit Sylvia Neheim liire,“ ſagte ſie zu ihrem

Bruder, dem Rittmeiſter von Tieffenſtein, „ich thue es meinetwegen und ihretwegen, denn ſie kann eine der allereleganteſten, tonangebenden Frauen werden. Sie hat den Stoff dazu .... und das zieht mich zu ihr hin. Sie ſoll bei mir gleichſam die hohe Schule durchmachen.“

„Sie iſt ein bezauberndes Weſen,“ ſagte der Rittmeiſter.

„Das merkt man Dir zur Genüge an, mein armer Wilderich! .... doch wohin ſoll ihr Zauber Dich führen? — In den heiligen Eheſtand? — Aber ſie hat nichts und Du haſt weniger als nichts — denn Du haſt Schulden. Alſo iſt daran nicht zu denken.“

„Doch, Xaverie! ich denke daran!“

„Lieber Wilderich! die Idylle „Une chaumière et son coeur“ wird heutzutage nicht mehr geſpielt, iſt ganz aus der Mode, iſt nur durchzuführen in einer Zeit, wo die Anforderungen der Welt geringer ſind — oder in Verhältniſſen, wo man ſie nicht zu berückſichtigen braucht — oder von Perſönlichkeiten, welche ſie nicht berückſichtigen *wollen*. Haſt Du dieſen Willen? hat ihr Sylvia?“ —

„Ich meine, der alte Grünerode müßte etwas Bedeutendes dafür thun, daß ſeine Nichte ein glänzende Partie macht. Ehen ſind ſelten in unſerer Zeit.“

„Beſonders ſelten ſind Ehen, die zugleich eine glänzende Partie genannt werden können,“ erwiederte Xaverie lächelnd; „und da wir unter vier Augen ſind, will ich Dir meine Anſicht mittheilen. Sylvia Neheim hat an Dir eine glänzende Eroberung gemacht inſofern es Deine Perſönlichkeit betrifft, doch eine glänzende Partie biſt Du nicht. Wenn Du es wäreſt, ſo ſtände Deiner Verbindung mit Sylvia nichts im Wege.“

„Könnteſt Du nicht verſuchen, Xaverie, den Alten ſo zu ſtimmen, daß er ihr, wenn auch kein Capital, aber doch ein großes Jahrgeld ausſetzte?“

„Groß — iſt ein unbeſtimmter Begriff, der nach den Lebensſtellungen wechſelt, lieber Wilderich. Es gibt Leute, welche tauſend Gulden ein großes Jahrgeld — und andere, welche zehntauſend Gulden kein großes nennen. Ich fürchte ſehr, daß es ſich bei Dir und dem alten Grünerode genau ſo ſtellen wird.“

„Du ſchlägſt all' meine Hoffnungen nieder — und doch kann ich ſie noch nicht aufgeben. Mein Glück und Sylvia gehören zuſammen. Das fühlte ich unbeſtimmt, als ſie mir auf jenem Grünerode'ſchen Ball, wie die Nymphe eines Blumenhains in ihrem lichtblauen Frühlingshimmel-

Kleid entgegentrat; und das fühle ich jetzt immer beſtimmter.“

„Mir thut Sylvia ſehr leid, denn ich fürchte .... ſie fühlt wie Du.“

„Das fürchteſt Du, Xaverie!“ rief er aufbrauſend.

„Ja, lieber Wilderich, recht ſehr! an eine Verbindung zwiſchen Euch iſt nicht zu denken und doch haſt Du ihr in ſo entſchiedener, ſo auffallender Weiſe gehuldigt, daß ſie mit vollem Recht an eine Verbindung denken durfte. Ziehſt Du Dich zurück, ſo wird ihr Herz betrübt, ihr Selbſtgefühl verletzt und an ihren Namen knüpft die Welt die hämiſche Bemerkung, daß ſich Baron Tieffenſtein von ihr zurückgezogen habe, anſtatt ſich mit ihr zu vermählen. Das Alles iſt ungemein kränkend für ein junges Mädchen und ich würde wenigſtens wünſchen, daß ſie ohne Herzenswunde davon käme.“

„Beträfe es nicht Sylvia, ſo würde ich Dir die ſehr geringe ſchweſterliche Theilnahme übel nehmen.“

„Da hätteſt Du Unrecht, Wilderich! in einem Verhältniß wie das Eure, d. h. wo das junge Mädchen aufrichtig und ohne Koketterie iſt, verdient es entſchieden die größere Theilnahme.“

„Auch ich liebe — auch ich habe ein Herz — auch ich leide durch Verhältniſſe, die den Wünſchen meines Herzens entgegen ſind“ .... —

„O ja, lieber Wilderich!“ unterbrach ihn Xaverie kühl; „das Alles wird Dich aber nicht hindern Dich nach einiger Zeit von Sylvia zurückzuziehen und eine gute Partie zu machen. Wer ſich auf dieſe Weiſe tröſten kann, mein guter Bruder, der iſt nicht ſehr zu beklagen. Ich frage mich zuweilen, ob es nicht die Pflicht der Freundſchaft wäre, Sylvia aufzuklären.“

„Das wäre eine Miſſethat gegen Deinen Bruder!“ rief Wilderich aufgebracht; „dazu haſt Du kein Recht! meine Verhältniſſe können ſich ändern . . . ich gehe vielleicht zur Diplomatie über.“

„Kann ſein! dieſer Wechſel bringt aber nicht die Möglichkeit mit, daß Du Sylvia heirathen könnteſt und nur davon rede ich!“ verſetzte Xaverie gelaſſen. „Ein reicher Onkel, ein Nabob in Golconda, den Du plötzlich beerbteſt — wäre das einzige Mittel, das Dich zum Ziel führen könnte. Doch beruhige Dich! ich bin nicht heroiſch genug um unſern ſo angenehmen Verkehr zu verſtören. Sylvia würde ſich ohne Zweifel von uns entfernen und das wäre ſehr widerwärtig. Schon ihre Erſcheinung, abgeſehen von ihren Talenten, bringt Leben in die Geſellſchaft. Ich kann mich unmöglich eines ſolchen Kleinods berauben. Freilich iſt das etwas egoiſtiſch; — aber der Egoismus regiert die Welt und da ich ſie nicht beſſern kann: ſo muß ich mit den Wölfen heulen.“

Treu dieſem Grundſatz, fuhr Gräfin Xaverie fort, Sylvia als ihre intimſte Freundin zu behandeln, ſo daß man glauben mußte, ſie beſchütze die Bewerbung ihres Bruders und ſehe mit Freuden in Sylvia ihre künftige Schwägerin, während ſie nur einen reizenden Schmuck des Schloßlebens auf dem Weldensperg in ihr ſah.

Sylvia genoß mit vollen Zügen die Huldigungen welche alle Welt und in beſonderer Weiſe Baron Tieffenſtein ihr darbrachte. Sie hatte das volle Bewußtſein ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer reichen Begabung und der Macht erlangt, die ihr dadurch zu Gebot ſtand. Nicht mißbrauchen wollte ſie dieſe Macht — o nein! nur ſie anwenden um glücklich zu ſein; nur mit ihr, wie mit einem höheren Magnet, aus dieſem geſelligen Gewühl ſympathiſche Elemente anziehen und feſſeln: ein Herz feſſeln. Warum ſollte ihr das nicht gelingen? was hatten ihre ſchönen natürlichen Gaben für einen Zweck, für einen Sinn, wenn nicht den, geliebt zu werden und in der Liebe glücklich zu ſein. Früher hatte die Nachwirkung ihrer religiöſen Erziehung und ihre ſtille Neigung für Aurel, ihren Blick von ihren Vorzügen abgewendet; ſie ſah damals auf die Tugenden, die ihr mangelten und auf die Unvollkommenheiten, die ſie beſaß. Oder ſie ſah auf Aurel, den ſie mit idealiſchen Vorzügen in der Stille ihres Herzens ausgeſtattet hatte; und mochte ſie dann an ihn denken oder an ihre Seele — die Selbſtgefälligkeit faßte nicht feſten Fuß in ihr. Jetzt war das anders. Die Dämme waren nach und nach eingeſunken, welche ſie gegen die Ueberflutung des Meeres von Welteitelkeit ſchützten und ſie war wehrlos deren Anſturm ausgeſetzt. Sie hatte noch zuweilen fromme Gefühle, noch zuweilen katholiſche Anklänge und Erinnerungen; aber Einfluß und Wirkung auf ihr Leben konnte die Religion nicht haben, die ſo vollſtändig aus ihrem Leben und aus dem ihrer Umgebung verbannt war.

Niemand freute ſich mehr über Sylvia's Erfolg in der Geſellſchaft, als Baron Grünerode; Niemand freute ſich weniger als Iſidore. Er war ein großer Bewunderer der weiblichen Schönheit und dadurch hatte ihn Sylvia von Anfang an für ſich eingenommen. Es ſchmeichelte ihm, daß dieſe Prachtblume in ſeinem Hauſe erblüht ſei, daß Sylvia ihre Bildung, die Entwickelung ihrer Talente ihm verdanke, daß er ihr den feinen Firniß von Luxus und Elegance gab, welcher in der Welt ſo nothwendig ein Erforderniß der weiblichen Schönheit iſt, wie ein goldener Rahmen um ein ſchönes Gemälde. Hängt das Gemälde ohne Rahmen an einer kahlen Kalkwand, ſo wird man in der Bewunderung geſtört durch die vernachläſſigte, ärmliche Umgebung. Hängt es im entſprechend ſtyliſirten Goldrahmen an einer Tapete von dunkelrothem oder grünen Damaſt, ſo treten alle Feinheiten des Pinſels, alle Licht- und Schatteneffecte, alle Wirkungen der Farbe viel harmoniſcher hervor.

„Sylvia! Sylphide! Du Tauſendſaſa! was ſtellſt Du denn vor!“ rief er ihr entgegen, als ſie eines Morgens in den kleinen Salon trat, wo er die Indépendance Belge, Zeitſchriften und Tagesblätter gleicher Signatur und Cigarren der koſtbarſten Sorte in Maſſe genoß, während die Baronin auf einem kleinen Sopha am Kamin ſaß und ſich mit einer Tapiſſerie-Arbeit beſchäftigte, die nun ſchon ſeit Jahren der Vollendung harrte.

„Gefällt Dir mein Maria-Stuart-Coſtüm, lieber Onkel? das freut mich! Ich komme aber um Dich zu fragen, Tante, ob Du nicht den Spitzenkragen zu ſteif und die Aermel zu gebauſcht findeſt. Xaverie hat freilich die Zeichnungen, nach denen unſere Anzüge gemacht ſind, aus der Reſidenz kommen laſſen; mir ſcheint aber man muß ſie ſo kleidſam wie möglich machen.“

„Ganz recht, meine kleine Hexe! ſo kleidſam wie möglich! und was haſt Du denn als Maria

Stuart zu thun?“ ſagte der Baron, während die Baronin dem Spitzenkragen eine gefälligere Biegung und den Aermeln andere Falten gab.

„Es ſoll eine Ueberraſchung ſein, Onkel, aber ich verrathe ſie Dir,“ entgegnete Sylvia. „Wir finden die Darſtellung von lebenden Bildern ſehr langweilig und recht einfältig; denn ſich hinſtellen in einem ſchönen Coſtüm und ſich anſchauen laſſen — das kann Jeder. Wir wollen einzelne Scenen aufführen und da bin ich denn Maria Stuart, die mit Mortimer nach ſeiner Rückkehr von Rom ſpricht. Xaverie hat als Prinzeſſin Eboli eine Scene mit Don Carlos und Gräfin Nérine als Thekla mit Max Piccolomini. Wir ſind in der hohen Tragödie, wie Du ſiehſt, denn Scenen aus Luſtſpielen ſind ohne Wirkung, wenn nicht Schauſpielerinnen ſie darſtellen — und mit denen wollen wir ſelbſtverſtändlich nicht in die Schranken treten.

„Sehr weiſe, ſehr richtig, ſehr klug gedacht, Sylphide! Ihr ſeid drei ganz charmante Hexen. Aber das muß ich doch geſtehen, Kleider machen Leute! Wenn ich an die Sylvia im ſchwarzen Merinofähnchen denke, die mir vor vier Jahren unter die Augen trat und ſie vergleiche mit der Sylvia in ſchwarzem Sammt, die jetzt vor mir ſteht, ſo ſind das zwei verſchiedene Weſen.“

„Und welche von Beiden gefällt Dir am Beſten, lieber Onkel?“

„Keine Frage! die Sylvia à la Maria Stuart.“

„Dann bin ich zufrieden!“ rief ſie fröhlich und verließ den Salon mit einigen guten Rathſchlägen der Baronin.

Dieſe ſagte nach einer Weile zu ihrem Mann: „Es iſt doch recht fatal, daß der Tieffenſtein ſich ſo auffallend um Sylvia bemüht — findeſt Du nicht?“

„Er iſt in ſie verliebt! wer kann ihm das verargen, guter Schatz. Ein Mann, der zwei Augen im Kopf hat, muß entzückt von ihr ſein.“

„Ganz gut, Liebchen! aber ich habe doch auch Sylvia's Verſorgung, ihre Verheirathung im Sinn.“

„Ah bah, Schatz! Verſorgung? — ſie iſt bei uns verſorgt! Heirath? — ſie ſoll heirathen, wenn ſie ſechsunddreißig Jahre zählt. Das habe ich Dir früher geſagt und das wiederhole ich Dir jetzt. Ich will ſie durchaus nicht hergeben.“

„Ich glaube, Liebchen, daß ſie ſehr gern den Tieffenſtein heirathen würde.“

„Kann ſein! er iſt ein bildſchöner Mann, hat den Ruf große Leidenſchaften gehabt und eingeflößt zu haben und iſt raſend in ſie verliebt. Sie müßte ja ein Marmorbild ſein, wenn das Alles ſie nicht rührte.“

„Und wenn es ſie rührt — was dann? Er kann ſie nicht heirathen, denn man lebt nicht von der Luft und von Liebe.“

„Das werden Beide mit der Zeit einſehen und ſich beruhigen, guter Schatz. Alſo beruhige Du Dich auch und höre einmal, wie ſich in dem Belgien le parti prétre breit macht. Wenn ich nur das Wort leſe le parti prêtre, ſo ſteigt die Wuth in mir auf; denn wie können Wohlſtand, Bildung, Induſtrie und Intelligenz vorſchreiten, wenn dieſe ſchwarzen Blutſauger nicht blos eine Prieſterclique ſind, ſondern in der Laienwelt genug Anklang finden, um eine Prieſterpartei hinter ſich zu haben.“

„Die Prieſter wollen auch leben, Liebchen.“

„Iſt eine ganz unberechtigte Prätention, in unſern Tagen der Aufklärung qua Prieſter leben zu wollen! Der Geiſt der Zeit widerſetzt ſich ihrer Exiſtenz.“

„Aber, Liebchen, Du ſchwärmſt ja für die Freiheit. So gönne doch auch den Prieſtern die ihre.“

„Sie ſind Sklaven Rom's! ihre Exiſtenz iſt von Hauſe aus eine Oppoſition gegen die Freiheit. Wären ſie nicht in Knechtſchaft, ſo würden ſie ja mit Freuden ihren Cölibat an den Nagel hängen und Menſchen ſein, wie es ſich für Männer ziemt. Ihr Gaukelſpiel am Altar könnten ſie ja doch machen, wenn es für das Volk durchaus nothwendig iſt; denn Weib und Kind haben dabei nichts zu thun.“

„Wüßte ich nur wie das Rom es anfängt, um ſo viele, viele tauſend Prieſter zum Cölibat zu zwingen!“ ſagte die Baronin nachdenklich; „unſere jungen Leute würden ſich ſo etwas nicht gefallen laſſen.“

„Das iſt eben nur erklärlich durch den empörenden geheimnißvollen Zwang, womit Rom die Geiſter unterjocht. Was es für Mittel anwendet, weiß Niemand; daß ſie aber teufliſch ſind, davon iſt Jedermann überzeugt, denn mit menſchlichen Mitteln erreicht man ſo etwas nicht.“

Da Niemand im Salon war, der dem Herrn Baron geantwortet hätte, es könnten ja auch vielleicht himmliſche und übernatürliche Gründe dies bewirken — und da die Baronin lange Erörterungen nicht liebte: ſo trat ein tiefes Stillſchweigen ein und der Baron nährte ſeinen Grimm und labte ſeinen Rachedurſt an den Schmähungen, den Lügen, den Verleumdungen, womit die Tagespreſſe ſo verſchwenderiſch gegen alles Katholiſche iſt.

Wünſche die ſich kreuzen.

Sylvia ſtand vor ihrem großen Spiegel in ihrem Zimmer. Sie hatte ihren Maria-Stuart-Anzug ab- und ihr Reitkleid angelegt und knüpfte eben die Schleife ihrer Cravatte, als Iſidore ebenfalls im Reitkleid eintrat und ſagte:

„Biſt Du noch nicht fertig? — Es iſt unglaublich welche Mühe Du Dir gibſt um ſchön zu ſein."

„Die Mühe würde mich nicht ſchön machen — vielleicht das Gegentheil!" verſetzte Sylvia ohne ſich ſtören zu laſſen.

„Wie kannſt Du nur Dir einbilden dadurch einen ſo geſcheidten Mann wie Tieffenſtein zu feſſeln!"

„Wodurch?" fragte Sylvia verlegen und außer Faſſung gebracht durch dieſe plötzliche, unerwartete Rede.

„Eben durch dieſe erbärmlichen Künſte der Toilette, der Tableaux, der Theaterſcenen. Dadurch bezaubert man keinen Mann, denn das Alles hat er viel ſchöner und in viel bequemerer Weiſe im Schauſpiel geſehen."

„Wir unterhalten uns damit ohne auf Zauberkünſte Anſpruch zu machen," erwiederte Sylvia, die ſich inzwiſchen gefaßt hatte. „Wollteſt Du daran Theil nehmen, ſo würdeſt Du bald erfahren, wie amüſant es iſt."

„Ich finde es viel amüſanter zu kritiſiren, als kritiſirt zu werden," verſetzte Iſidore, „und die Kritik bleibt nie aus — darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

„Ich bezweifle es durchaus nicht," entgegnete Sylvia ſpöttiſch.

„Ja, Alles wird kritiſirt und wenn man Dir auch noch ſo ſchöne Dinge ſagt! Alles! z. B. daß Tieffenſtein den Mortimer macht."

„Ich habe ihn nicht dazu beſtimmt!"

„O nein! es macht ſich von ſelbſt ſo . . . . ich weiß es! aber gerade das iſt ſo auffallend. Mortimer gibt ſich den Tod aus Liebe zu Maria Stuart. Hüte Dich zu wähnen, daß Tieffenſtein's Leidenſchaft für Sylvia Neheim tief ſei."

Sylvia lachte etwas gezwungen, drückte die Fülle ihrer Locken und Geflechte zuſammen um ihren Reithut aufzuſetzen und ſagte:

„Du ſprichſt tragiſch — oder ſibylliniſch."

„Ich ſpreche die Wahrheit. Tieffenſtein betet Dich an — was man ſo nennt! Doch mehr als

Dich betet er den Reichthum an. Ein Mädchen ohne Vermögen wird er nie heirathen."

Lebhaft wendete ſich Sylvia vom Spiegel ab und zu Iſidore hin und rief zürnend:

„Wer gibt Dir das Recht, ſo niedrig über ihn zu urtheilen!"

„Meine Beobachtungen! Die verſchiedenen Perſönlichkeiten zu beobachten — das iſt in der Geſellſchaft mein größtes Vergnügen. Das erhält mich in Ruhe und Ueberlegenheit. Die Tochter eines reichen Vaters darf ſich nicht blenden laſſen, ſonſt wird ſie die Beute eines hungrigen Lieutenants, eines verſchuldeten Freiherrn oder eines geldgierigen Banquiers. Ich bin nicht zwanzig Jahre alt geworden ohne dieſe drei Sorten kennen zu lernen, eben weil ich beobachte. Deshalb bin ich auch noch nicht verheirathet, denn dieſe niedrige Geſinnung widert mich an."

„Ich beklage Dich, daß nur ſolche Leute ſich Dir genähert haben," verſetzte Sylvia verächtlich.

„Arme Thörin!" rief Iſidore; „ſiehſt Du denn nicht, daß Tieſſenſtein auch zu ſolchen Leuten gehört?"

„Wem und wie er ſich vermählen wird, weiß ich nicht!" rief Sylvia erregt; „allein das iſt ſicher: eine gemeine Geldheirath geht er nicht ein."

„Frau Gräfin Weldensperg kommt ſo eben durch den Park geritten und die Pferde ſtehen bereit" — meldete ein Diener.

Die jungen Mädchen eilten hinab; Sylvia, trotz ihrer kühnen Verſicherung, bang und beklommen, Iſidore äußerlich gelaſſen und kalt wie immer, was ihr zeitweiſe einen Schein von Ueberlegenheit geben konnte, aber im Herzen von tauſend böslichen Gedanken bewegt.

Wilderich von Tieffenſtein war der erſte Mann, der einen Eindruck auf ſie gemacht hatte, obſchon er ſeit ſeinem erſten Auftreten in der Reſidenz ihr nur die gewöhnliche Höflichkeit erwies, die er der Tochter des Hauſes ſchuldig war. Das kränkte ſie umſomehr, als Sylvia der Gegenſtand ſeiner Huldigung wurde; aber ſie verbarg es hinter der Larve einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die Welt, die ſie zur Schau trug, als wolle ſie dadurch andeuten, daß nur ganz Außergewöhnliches Eindruck auf ſie machen werde. Dieſe Eigenthümlichkeit hätte anziehend ſein können, wenn ſie ſich nach Innen auf einen edeln, den idealen Höhen zuſtrebenden Charakter geſtützt — oder wenn äußerlich Schönheit und Anmuth ſie getragen hätte. Das war aber nicht der Fall. Die Natur war karg für ſie geweſen. Sie konnte es ſich nicht verhehlen, weil ſie immer neben Sylvia ſtand, immer den Vergleich mit Sylvia zu beſtehen hatte — und dadurch wurde Sylvia der Gegenſtand ihres tiefen Grolles, ihres heimlichen Neides. Niemand freute ſich mehr als ſie über Aurel's Heirath; Niemand fand Phöbe ſo liebenswürdig als ſie. Es wäre ihr unerträglich geweſen, Sylvia an Phöbe's Stelle, als Gattin eines ſo ſchönen und reichen Mannes, wie Aurel war, zu ſehen. Und doch war Aurel nur ein Bruder! Sollte ſie jetzt erleben, daß Sylvia Baronin Tieffenſtein wurde, in den vornehmſten und eleganteſten Kreis hineinkam, weil ſie den Mann eroberte, der bis jetzt nur Eroberungen gemacht hatte! den Mann, den einzigen, der Iſidoren gefiel!! — Es war allgemein bekannt, daß der glänzende Rittmeiſter von Tieffenſtein kein guter Wirth und auch gar nicht geneigt ſei, ſich in dieſem Punkt zu beſſern. Es war alſo unmöglich für ihn, eine andere Heirath als eine reiche und zwar eine ſehr reiche zu machen. Das ſchloß Sylvia aus. Freilich wäre es möglich, daß er unverehelicht bliebe. Möglich, doch nicht wahrſcheinlich! der Druck ſeiner pecuniären Verhältniſſe ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr und mußte ihn geneigt machen eine Heirath zu ſchließen, die ihm eine höchſt glänzende Exiſtenz ſicherte. So rechnete Iſidore. Sie hütete ſich ſorgfältig, auf irgend eine Weiſe mit Sylvia in die Schranken zu treten; ſie benahm ſich äußerſt zurückhaltend und zog immer die paſſive Unterhaltung der activen vor, damit nirgends ein Conflict der Rivalität entſtehen könne. Dabei aber verlor ſie Tieſſenſtein nie aus den Augen und Sylvia begann ſeit ihrem letzten Geſpräch mit Iſidore dies zu bemerken. Es erſchreckte ſie furchtbar. Wenn Iſidore ihn liebte! flüſterte ihr banges Herz: doch das kann nicht ſein! . . . . ſie hat ja eine ganz geringe Meinung von ihm! Aber vielleicht redet ſie nur ſo aus Verdruß, weil er ihre Neigung nicht erwiedert! . . . . Gott bewahre mich vor dieſer Rivalität mit Iſidore! — — Doch zwiſchen ihren Aengſten gewann das Bewußtſein mehr und mehr die Oberhand, Tieſſenſtein liebe ſie, nicht Iſidore — und unzertrennlich von der Zuverſicht der Liebe war die Hoffnung auf eine günſtige Schickſalswendung, auf die Erfüllung der Wünſche ihres Herzens.

Tieſſenſtein hatte auch ihr ſeine Abſicht mitgetheilt, zur diplomatiſchen Laufbahn überzugehen, weil das für die Zukunft eine angenehmere Stellung gebe, als die nomadiſche des Militärs. Zugleich hatte er ſie gebeten die Sache für ſich zu behalten, da ſie erſt im Werden ſei. So war ſie denn in ſeine Zukunftspläne eingeweiht! wie hätte ſie wähnen können nicht mit ihnen verwebt zu ſein und nicht in engſter Beziehung zu ihnen zu ſtehen!

Bei Sylvia waren dieſe Illuſionen verzeihlich. Bei Tieſſenſtein nicht. Er ſuchte zuweilen ſich ſelbſt vorzuſpiegeln, er werde Sylvia endlich doch heirathen können; hätte er jedoch auf die Stimme ſeines Gewiſſens hören wollen, ſo hätte er ſehr deutlich den Vorwurf vernommen: Du treibſt ein falſches, grauſames Spiel, du handelſt bübiſch. — Er betäubte ſich gegen dieſen Vorwurf, indem er ſeine Leidenſchaft vorſchützte und indem er ſich das Zeugniß geben konnte, daß er Sylvia auf der Stelle heirathen würde, wenn er eine reiche Erbſchaft mache oder irgend ein großes Loos in der Lotterie gewänne. Auf dieſen Glücksfall durfte er aber nicht rechnen und daß er als Geſandtſchaftsſecretär ebenſowenig wie als Rittmeiſter, auf ſein Einkommen hin eine Familie gründen könne, war ihm gleichfalls klar, ſobald er kaltblütig überlegte. Doch wozu die Ueberlegung? das Unangenehme und Schmerzliche ſtellte ſich auch ohne ſie früh genug ein. Er wollte wenigſtens dem Zauber der ſüßen Gegenwart, des täglichen Verkehrs mit der lieblichen, der geliebten, der liebenden Sylvia, ſich hingeben.

„Mortimer tödtet ſich aus Liebe zu Maria Stuart; aber, Sylphide, Du glaubſt doch hoffentlich nicht, daß er aus Liebe zu Sylvia Neheim ſterben wird?“ ſagte einmal der Baron.

„Lieber Onkel, ſolche Extravaganz würde mir herzlich leid ſein!“ rief ſie.

„Extravaganzen machen die Männer heutzutage nur für Frauen von zweideutigem Ruf; alſo biſt Du ſicher davor, Sylphide."

„Es herrſcht eine furchtbare Verderbtheit in der Männerwelt," bemerkte die Baronin.

„Einige Corruption iſt nicht zu leugnen," verſetzte der Baron; „der Weltlauf, die Zeitzuſtände bringen das mit ſich. Eine hohe Civiliſation geht Hand in Hand mit der Herrſchaft des Geldes. Die Einen verlangen für ihr Geld unbegrenzten Genuß; die Andern ſind bereit für Geld Sklavendienſte zu thun. So begegnen ſie ſich in ihrem Beſtreben und die Moralität kommt zuweilen etwas zu kurz dabei. Daß ſie nicht ganz zu Grunde gehe, dafür müſſen die rechtſchaffenen Frauen ſorgen. Das bitte ich mir aus, Iſidore! Sylvia! daß Ihr höchſt brave Frauen werdet, rechte Tugendſpiegel, des dragons de vertu — ha ha ha!"

Er lachte herzlich, der Herr Baron — ſei es über ſeine vortreffliche Ermahnung, ſei es über die Corruption der Welt. Iſidore dachte: Wie bin ich froh, daß mir Geld zu Gebot ſteht; ich komme zum Ziel! — Sylvia dachte: O was würde ich darum geben reich zu ſein! dann würde ich glücklich ſein und ihn glücklich machen. — An des Barons plötzliche peremptoriſche Aufforderung zur Tugend, dachte ſelbſtverſtändlich weder die Eine noch die Andere. Dieſe zarte Pflanze wächſt ſtill und verborgen, unter ſorgſamer, andauernder Pflege auf einem gut zubereiteten Boden; — und wo war dieſer Boden? und wer übte dieſe Pflege? — —

Drei Monate vergingen auf dem Lande und brachten in Sylvia's Verhältniß zu Tieſſenſtein keine Veränderung. Ja, der ganze Winter verging und der Faſching war vorüber und noch immer erfolgte keine Erklärung und keine Verlobung. Wohl aber meldete ſich abermals ein Bewerber um Iſidoren's Hand in der Perſon eines ſehr reichen jungen Schotten, der ſich zu ſeinem Vergnügen den Winter in der Reſidenz aufhielt. Weshalb ſie ihm gefiel, war ſchwer zu begreifen. Vielleicht weil ſie keinem Menſchen gefiel, vielleicht weil ſie ſich keine Mühe gab ihm zu gefallen. Er hatte ſich wenig um ſie gekümmert, doch plötzlich trat er bei dem Baron als Freier auf. Dieſer fühlte ſich höchſt beglückt durch den glänzenden Antrag und zweifelte keinen Augenblick an Iſidoren's Einwilligung. Worte drücken ſeinen Zorn nicht aus, als ſie rundweg ablehnte. Auch die Mutter war ſehr beſtürzt. Beide drangen in die Tochter, ſie müſſe einen vernünftigen Grund angeben.

„Wohlan!“ ſagte ſie entſchloſſen; „ich liebe einen andern Mann und nur ihn werde ich heirathen. Sonſt nie.“

„Und wer iſt dieſer Einzige!“ polterte der Vater.

„Es iſt Baron Tieſſenſtein.“

„Wahnſinn! denn er denkt nicht an Dich. Unſinn! denn er iſt ein armer Teufel!“ rief der Baron ganz wild.

„Aber Kindchen, wie kommſt Du auf den Einfall?“ fragte die Baronin ſtarr vor Verwunderung.

„Ich liebe ihn,“ verſetzte Iſidore kalt, „folglich heirathe ich keinen andern Mann. Dieſer Entſchluß ſteht bei mir ſo feſt wie ich die Tochter meiner Eltern bin.“

Der Baron ging wüthenden Angeſichts auf und nieder im Zimmer und ſagte abgebrochen:

„Du biſt toll .... ich möchte Dich einſperren laſſen! .... Der Baronet iſt eine Partie, nach welcher fünfzig Heirathscandidatinnen dieſen Winter ausgeſchaut haben .... Du haſt es nicht gethan .... auf Dich fällt ſeine Wahl“ .... —

„Und ich lehne ſie ab,“ ergänzte Iſidore unverzagt; „dieſe Freiheit muß ein Mädchen haben. Ich will keine Convenienzehe eingehen, wie die arme Valentine! .... ich will den Mann lieben, den ich heirathe .... und ich liebe nicht den rothhaarigen Schotten trotz ſeines Geldes, ſondern den ritterlichen Tieffenſtein — möge er reich oder arm ſein.“

„Du mußt aber doch bemerkt haben, Kindchen, daß ſein Herz mit Sylvia beſchäftigt iſt,“ bemerkte die Baronin.

„Daß er ihr den Hof macht, Mama, ja, das weiß die ganze Reſidenz. Da er es aber ſeit mehr als einem Jahr dabei bewenden läßt, ſo iſt es ſehr klar, daß er nicht an eine Heirath mit ihr denkt. Es wäre darum hohe Zeit dieſe alberne Comödie zu unterbrechen und iſt das erſt geſchehen — mein Gott, wozu hat man denn welterfahrene Eltern, wenn ſie nicht die Partie zu Stande bringen können, die ihre Tochter wünſcht.“

Dieſe hohe Auffaſſung der Elternpflicht verletzte nicht den Baron, denn er antwortete:

„Das wäre freilich ſehr leicht, wenn die Eltern es gleichfalls wünſchten; aber ein Schwiegerſohn, der mehr Schulden als Haare auf dem Kopf hat, iſt nicht nach meinem Geſchmack.“

„Und der Baronet iſt nicht nach dem meinen,“ entgegnete Iſidore und verließ mit kühler Gelaſſenheit das Zimmer.

„Liebchen, Du mußt die Sache gründlich erwägen,“ ſagte die Baronin mit einiger Beklommenheit zu ihrem mißmuthigen Gatten. „Dies verkehrte Verhältniß zwiſchen Tieffenſtein und Sylvia muß aufhören. Sie wird ſich grämen . . . . doch das iſt nicht zu ändern. Hat Tieffenſtein ſich einmal dazu entſchloſſen mit ihr zu brechen, ſo entſchließt er ſich auch wohl dazu Iſidore zu heirathen.“

„Er? . . . . möglich!“ fuhr der Baron auf, „allein ich will mich nicht dazu entſchließen.“

„Das eben mußt Du gründlich überlegen und von zwei Uebeln das kleinere wählen. Die gute Iſi hat nun einmal ihren Sinn auf ihn geſtellt.“

„Das hat auch Sylvia gethan! ſoll die Eine ihn aufgeben, ſo kann das auch die Andere.“

„Nur mit dem Unterſchied, daß Sylvia ſich in der Stille grämen wird, während die arme Iſi, die ohnehin nicht ſehr liebenswürdig iſt, in eine ſchauderhafte Stimmung von Bitterkeit gerathen, uns das Leben ſauer machen und nach einer Reihe von Jahren vielleicht eine recht dumme Heirath ſchließen wird, die wir zugeben, damit ſie nur nicht eine alte Jungfer und immer unerträglicher werde. Wenn Du Dich mit einigen tauſend Thalern von der Laſt loskaufen kannſt, beſtändig das mürriſche Geſicht Deiner armen Tochter ſehen und ihre Stichelreden hören zu müſſen — denn Iſidore wird damit nicht kargen! — ſo wäre das äußerſt weiſe. Sie wäre zufriedengeſtellt und wir hätten dann nur die liebenswürdige Sylvia im Hauſe, die wir dann, als unſer einziges Töchterchen auf Händen tragen und ſie über ihren kleinen Herzenskummer tröſten wollten — was bei Iſidore, wegen ihres ſtörrigen Charakters, gar nicht zu verſuchen iſt.“

„Du magſt Recht haben, Thereſe,“ ſagte der Baron beſänftigt; „die Vorſtellung iſt ſchauerlich Iſidore als alte Jungfer im Hauſe zu behalten.

Aber es thut mir zu leid, daß nicht der Baronet unſer Schwiegerſohn werden ſoll. Die Töchter reicher Väter ſind die launenhafteſten Creaturen auf Erden.“

„Ich denke mich mit Gräfin Xaverie zuerſt in Betreff Sylvia's zu verſtändigen und dann — kommt Zeit, kommt Rath!“ ſagte die Baronin.

Der Baron war damit einverſtanden. Ach! wie ſchlug Sylvia's Herz ſo heftig, als die Tante ihr noch an demſelben Tage ein Billet in die Feder ſagte, das Xaverie um ein ungeſtörtes Zwiegeſpräch in einer Angelegenheit erſuchte, welche beiden Damen am Herzen liege.

Die Antwort ließ nicht auf ſich warten und am nächſten Morgen fuhr die Baronin Grünerode um zehn Uhr zur Gräfin Weldensperg. Dieſe war keinen Augenblick im Zweifel, was dies für eine Eröffnung ſein werde und kaum hatte die Baronin Sylvia genannt, ſo rief Xaverie lebhaft:

„Beſte Baronin, wüßten Sie nur, wie ich dem kopfloſen Benehmen meines Bruders zürne! Hätte er meinem Rath gefolgt, ſo würde dies Geſpräch nicht zwiſchen uns ſtatt finden.“

„Im vorigen Spätjahr ſchienen Frau Gräfin ſeine Neigung zu begünſtigen,“ ſagte die Baronin kalt, „ſonſt wäre es vielleicht nie ſo weit gekommen.“

„Mein Gott, ich habe Sylvia ſo außerordentlich gern, daß der Umgang mit ihr eine wahre Herzensfreude für mich iſt — und deshalb habe ich ſie ſo freundlich und ſo viel aufgeſucht .... ganz für meine eigene Rechnung!“ ſagte Xaverie lächelnd.

„Genug, es iſt jetzt ſo weit gekommen, daß es uns am Beſten ſcheint, wenn Baron Tieffenſtein die Reſidenz auf einige Zeit verlaſſen wollte; es ſei denn, daß er die Ehe mit Sylvia beabſichtige.“

„Das kann er nur dann, wenn Sylvia’s Onkel ſich als ihr Vater, in pecuniärer Beziehung, für ſie erweiſt.“

„Könnten Sie, Frau Gräfin, nicht etwa auch einigermaßen mütterlich, in dieſer Beziehung, ſich Ihres Herrn Bruders annehmen?“

„Nein nein! das iſt die Sache der Väter!“ rief Xaverie lachend; „mit einem ſolchen Vorſchlag dürfte ich meinem Mann nicht kommen. Er würde mich auf unſer Häuflein Kinder verweiſen.“

„In demſelben Fall iſt auch mein Mann.“

„Nur mit dem großen Unterſchied, daß ſich zwei ſeiner Kinder bereits in glänzender Lage befinden und daß ſich ſein Vermögen täglich durch glückliche Geſchäfte vergrößert.“

„Man kann nicht für alle Kinder auf ſo gute Verhältniſſe zählen wie die ſind, in welchen mein Sohn und Valentine ſich befinden — und bevor nicht mein Mann ſeine drei jüngeren Kinder verſorgt hat, kann er für ſeine Nichte nichts Außergewöhnliches thun.“

Xaverie ſeufzte und ſagte:

„Sie haben Recht, Baronin! es wird am Beſten ſein, wenn ſich mein Bruder zur Geſandtſchaft nach Conſtantinopel oder Rio Janeiro ſchicken ließe und uns aus den Augen käme.“

„Ja, uns Allen!“ rief die Baronin erregt.

„Sie meinen hauptſächlich aus Sylvia's Augen?“ fragte Xaverie überraſcht.

„O nicht allein ihr! .... Gräfin, ich will Ihnen anvertrauen, daß ich noch einen zweiten Grund habe um die Entfernung Ihres Herrn Bruders lebhaft zu wünſchen, denn ich hoffe, Sie werden dann umſomehr auf dieſelbe dringen. Es ſei Ihnen alſo unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit geſagt: meine arme Iſidore hat eine unglückliche Leidenſchaft für Baron Tieffenſtein gefaßt.“

„Schau! die Iſidore! ſtille Waſſer ſind tief! deshalb war ſie ſo ernſt, ſo zurückhaltend! wie wunderlich iſt das Menſchenherz!“

„Leider!“ ſeufzte die Baronin; „ich habe alſo jetzt mit zwei kranken Mädchenherzen zu thun, was eine ſehr mühſame Aufgabe iſt — und ich wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie mir die ſchwere Sorge erleichtern wollten.“

Xaverie verſprach Alles und dachte das Ihre, während die Baronin ſehr zufrieden über die gute Einleitung der Sache heimkehrte. Ihr Mann empfing ſie freudig mit einem Brief in der Hand und ſagte:

„Nie iſt mir eine Todesnachricht ſo willkommen geweſen! der jüngſte Dambleton iſt geſtorben. Der Vater ſchreibt, die Mutter ſei ganz tiefſinnig vor Schmerz und bitte flehentlich, daß Sylvia auf einige Zeit zu ihr komme, ſie erheitere und tröſte. Ich werde ſie ſelbſt hinbringen und auf dem Rückweg Aurel in Paris beſuchen.“

„Das iſt eine wahrhaft glückliche Fügung Gottes!“ ſagte die Baronin hocherfreut.

„Ah bah, Schatz! laß doch Gott aus dem Spiel! es iſt ein Zuſammentreffen von Umſtänden, die uns paſſend ſind — und weiter nichts! Dambleton wird in dem Tod ſeines Sohnes wahrhaftig keine glückliche Fügung Gottes ſehen.“

„Das iſt freilich wahr, Liebchen!“

„Jetzt alſo laſſe ſogleich die Sylphide rufen.“

Es geſchah — und mit namenloſer Herzensbewegung begab ſich Sylvia zur Baronin. So wie ſie eintrat rief ihr der Baron entgegen:

„Freue Dich, Sylphide! Du haſt ja längſt gewünſcht einige Zeit bei Miſtriß Dambleton in England zuzubringen. Sie ladet Dich jetzt auf's Dringendſte ein und da ſie das Unglück gehabt hat ihren jüngſten Sohn zu verlieren, ſo wollen wir ihrer Bitte nachgeben und Dich für einige Monate ihr überlaſſen.

Da ich ohnehin in Paris Geſchäfte habe, ſo bringe ich Dich zuvor nach London. Packe Deine Siebenſachen zuſammen und halte Dich bereit zur Abreiſe. Mein Telegramm meldet uns für die nächſten Tage an. Ich bin eilig."

Leichenblaß und regungslos ſtand Sylvia da, ſprachlos vor Schmerz. Sie ſtarrte zu Boden. Ihr war zu Sinn als ſtehe ſie vor einem Grabe, in welches Liebe, Glück und Hoffnung eingeſargt verſanken.

„Todt!" ſagte ſie tonlos ohne zu wiſſen was ſie ſagte.

„Ja .... es iſt recht traurig für die arme Mutter," bemerkte die Baronin.

„Und ſehr ſchmeichelhaft für Dich, Sylphide, daß ſie von Dir Troſt begehrt," ſetzte der Baron mit Ungeduld hinzu, denn es war ihm höchſt zuwider tiefe Traurigkeit auf Sylvia's Antlitz zu ſehen — keineswegs aus Theilnahme für ſie; nur weil er ſich nicht ſeine gute Laune durch einen Schatten von Schmerz verderben laſſen wollte. „Alſo, Sylphide, die Sache iſt abgethan! Geh' in Dein Kämmerlein, rufe Deine Zofe und beſorgt das Nöthige prompt und munter."

Sylvia entfernte ſich, als ob ſie durch ein Räderwerk in Bewegung geſetzt werde, ſo gelähmt, verſteinert, fühlte ſie ſich in ihrem ganzen Weſen. In ihrem Zimmer ſank ſie auf einen Stuhl, lehnte ihren Kopf rückwärts an die Wand und verblieb in dieſer Stellung. Was gingen die Befehle des Onkels ſie an — was Miſtriß Dambleton — was England — was die ganze Welt — wenn das Alles ſie von Tieffenſtein trennte, hinwegriß!! Denn dies war eine Trennung von ihm, eine Trennung auf immer. Dies ſtand klar vor ihrer Seele. Die Tante und Xaverie hatten die Möglichkeit einer Verbindung beſprochen und nicht gefunden .... der Onkel wollte nichts für ſie thun, Xaverie nichts für ihren Bruder — was doch Beide mit ſo geringen Opfern gekonnt hätten; .... ſie war ſchutzlos, rechtlos, Niemand nahm ſich energiſch ihrer an .... und ſo war denn über ihre Zukunft der Stab gebrochen und man riß ſie hinweg von dem Mann, auf den ſie ihr ganzes Glück gebaut hatte! — — —

Man klopfte an ihre Thür.

„Wer iſt da?“ fragte ſie.

„C'est moi, Mademoiselle“ antwortete es.

„Kommen Sie herein, Victoire, was gibt es?“ ſagte Sylvia und ſchlug ihre müden Augen langſam auf.

„Die Frau Tante ſchickt mich um das Einpacken zu beſorgen.“

„Gut, Victoire! beſorgen Sie es.“

„Wollen Sie mir nicht ſagen, gnädiges Fräulein, was ungefähr eingepackt werden ſoll?“

„Fragen Sie meine Tante.“

Victoire ſchwieg und öffnete einen Schrank im lkoven. Seitdem Sylvia nicht mehr mit ihr in e Meſſe gehen durfte, hatte jede Beziehung zwi- hen ihnen aufgehört, die nicht zu Victoire's un- ittelbarer Stellung gehörte, und je mehr ſich Sylvia n der Kirche entfernte, deſto gleichgültiger wurde e gegen Victoire; ja, ſie lachte mit allen Uebrigen, enn irgend ein Zug von Bigotterie „der Pariſer eiligen,“ wie der Baron ſie nannte, erzählt wurde.

„Wenn Sie längere Zeit in England bleiben, nädiges Fräulein,“ hub Victoire nach einer Weile n, „ſo werde ich Sie in dieſem Leben ſchwerlich wie- erſehen; denn ſobald die Frühlings-Toiletten be- rgt ſein werden, entläßt mich die Frau Baronin nd ich kehre nach Paris zurück.“

„In die Freiheit! . . . . o ich wünſche Ihnen Glück,“ ſagte Sylvia wehmüthig.

„Ja, in die Freiheit, die mir doppelt lieb iſt, weil ch ſie benutze um in's Kloſter der Urſulinerinnen inzutreten.“

„Sind Sie wahnſinnig, Victoire!“ rief Sylvia nd richtete ſich lebhaft auf; „nennen Sie das — Freiheit.“

„Ja!“ verſetzte Victoire ruhig.

„Aber im Kloſter ſind Sie ja nicht Ihr eigener Herr.“

„Das iſt ſehr oft die härteſte Tyrannei, weil wir armen Menſchen ſo geneigt ſind unſere Leidenſchaften zu unſern Herrn und Gebietern zu machen. Freilich muß ich im Kloſter gehorchen und mich fügen, aber in einer Richtung, bei der ich die Welt aus den Augen verliere, während ich ſie jetzt beſtändig vor Augen haben muß.“

„Ich dachte Sie ſparten und ſammelten, um ſich verheirathen zu können! Das iſt alſo eine Mitgift für's Kloſter?“

„Gewiß! das Kloſter iſt kein Spital für Ordensfrauen. Der Beruf ſoll in's Kloſter führen, nicht der Mangel an Lebensunterhalt.“

„Nun, ſo gehen Sie zu Ihren Urſulinerinnen und beten Sie zuweilen für mich,“ ſagte Sylvia und während Victoire ihrem Geſchäft oblag, ſank ſie in ihre matte Theilnahmloſigkeit zurück, ohne die leiſe Mahnung zu beachten, welche in den Worten des frommen Kammermädchens lag.

Plötzlich erhob ſich Sylvia und ging ihrem Schreibtiſch zu indem ſie ſagte:

„Ich muß ein Paar Zeilen an Gräfin Weldensperg ſchreiben. Seien Sie ſo gut, das Billet ſogleich ſelbſt in den nächſten Briefkaſten zu werfen, damit ich über die pünktliche Beſorgung beruhigt bin.“

„Sehr gern, gnädiges Fräulein,“ erwiederte Victoire und Sylvia ſchrieb haſtig:

„Geliebte Xaverie! ich werde nach England verbannt, heute, morgen, ich weiß nicht weshalb, nicht auf wie lange. Ich bitte Dich inſtändig, komm' heute Abend oder morgen Vormittag zu mir, — aber zu mir, in mein Zimmer — damit ich Abſchied nehmen und ein Wort der Liebe von Dir hören und mich an Deinem Herzen ausweinen könne. Ich flehe Dich an, verlaß' mich nicht und komme ſo bald wie möglich zu Deiner armen Sylvia."

Xaverie erhielt das Billet ganz pünktlich und antwortete auf der Stelle:

„Ich wäre ſchon bei Dir, meine ſüße Sylvia, wenn nicht ein heftiger Catarrh mich für einige Tage an's Zimmer feſſelte. Betrübe Dich nicht über die plötzliche Reiſe nach England. Sie wird Dich erfriſchen und zerſtreuen und Du wirſt liebenswürdiger und ſchöner denn je zu uns zurückkehren — worauf ſich Niemand mehr freut als Deine treue Xaverie."

Sie ſchickte ihre Antwort durch einen Diener, damit Sylvia nicht vergebens warte. Dieſe überflog mit fieberhafter Spannung das Billet, zerknitterte es in der Hand, warf es in's Feuer und ſprach erzürnt:

„Nicht treu .... falſch iſt ſie! ſie weiß ſchon, daß man mich verbannt und ſie freut ſich darüber. Alle ſind falſch gegen mich! Allen gelte ich nur ſo lange etwas, als ich ſie unterhalte .... Niemand liebt mich .... Niemand! auch Er nicht! Die Liebe gibt Beharrlichkeit um Hinderniſſe zu beſeitigen, zu überwinden und daran denkt Er gar nicht! .... Gibt es denn nur Egoiſten auf Erden?“ — — —

Die Baronin hatte ſogleich Xaverien die Nachricht mitgetheilt, daß Sylvia auf ſechs Monate mindeſtens zu Miſtriß Dambleton reiſe und hatte hinzugefügt, Baron Tieffenſtein könne nun in Ruhe abwarten, bis ſich ein geeigneter diplomatiſcher Poſten für ihn finde, denn in ſechs Monaten könne ſich gar Manches ändern; — und die Gräfin hatte den Wink verſtanden. Die Baronin war entſchloſſen die Heirath Iſidoren's und Tieffenſtein's zu Stande zu bringen. Eines ihrer Kinder ſollte wenigſtens aus Neigung heirathen; vielleicht werde dieſe Ehe beſſer ausfallen als die Valentinen's und glücklicher als die Aurel's.

Lia für Rahel.

Baron Tieffenſtein war außer ſich als ihm ſeine Schweſter Sylvia's Abreiſe und einen Theil ihres Geſprächs mit Barorin Grünerode beibrachte.

„Beruhige Dich!“ ſagte ſie kühl; „es mußte ja ſo kommen. Sylvia macht jetzt hoffentlich eine gute Partie in England“ .... —

„Das leide ich nicht .... das dulde ich nicht .... ich reiſe ihr nach“ .... — brauſte er auf.

„Mit welchem Recht?“ fragte Xaverie; „biſt Du mit ihr verlobt? Nein. Willſt Du Dich mit ihr verloben? Nein. Wenn Du ihr nachreiſen wollteſt, würdeſt Du geradezu ſchlecht an ihr handeln. Bis jetzt war es nur leichtſinnig.“

„Sylvia wird mit einem andern Mann höchſt unglücklich werden.“

„Das iſt ſehr die Frage, guter Wilderich. Sie iſt klug und wird folglich ihren Mann richtig zu nehmen wiſſen; dann wird man nicht ſo leicht unglücklich. Eure Trennung begründet alſo Euer beiderſeitiges Glück.“

„Du faſelſt, Xaverie!“ rief er bitter.

„Du wirſt jetzt nach und nach einſehen,“ fuhr ſie unbewegt fort, „daß die Epoche Deiner großen Paſſionen, die zu nichts führen als zu irgend einer traurigen Cataſtrophe, zu Ende ſein muß; — daß es nun einmal nicht Deine Beſtimmung iſt eine Heirath aus Liebe zu ſchließen und daß Du Dich mit dem Gedanken an eine Vernunftheirath vertraut machen mußt. Ich verlange nicht von Dir, daß Du heute oder morgen zu mir kommſt und ſprichſt: Liebe Xaverie, weißt Du nicht ein charmantes Weibchen mit einer halben Million für mich? — aber in zwei bis drei Monaten wollen wir dies Capitel wieder aufnehmen. Jetzt beginnt ja auch bald die Saiſon der Wettrennen. O lieber Wilderich, wie ſind wir bevorzugt! Eine Badeſaiſon kannte man zwar in alten Zeiten und dann die Winterſaiſon. Doch von einer Saiſon der Wettrennen wußten unſere armen Großeltern nichts. Sieh, wie viel Mittel uns zu Gebot ſtehen um uns zu zerſtreuen! da ſollten wir doch ganz leicht mit dem bischen Herzenskummer, der ohnehin nur in der Phantaſie beſteht, fertig werden können.“

„Du biſt die perſonifizirte Frivolität, Xaverie, und ich weiß nicht, ob ich mich je zu Deiner Höhe werde erſchwingen können.“

„Ich bin gar nicht frivol, mein guter Wilderich! ich liebe Unterhaltung, Glanz, Geſellſchaft, Welt und ich thue das Mögliche um es recht zu genießen; aber ich bin eine ſehr gute Gattin, die in beſter Ehe lebt und eine ſehr zärtliche Mutter, die nicht leicht ihren Kindern etwas abſchlägt.“

„Der letzte Punkt iſt das Wahrſte von Allem, was Du heute geſprochen haſt,“ ſagte Wilderich lachend.

„Und noch mancher andere Punkt wird wahr werden, mein Brüderlein,“ ſetzte ſie hinzu.

Sie pflegte den Umgang mit der Baronin Grünerode, weil ſie ſogleich begriffen hatte, daß dieſe außerordentlich Iſidorens und Tieffenſteins Verbindung wünſche und weil ſie daraus den Schluß zog, ihr Bruder dürfe große Forderungen bezüglich des Vermögens ſtellen. Da ſie nichts Höheres kannte, als eine glänzende Lage und, in ihrer Weiſe, ihren Bruder ſehr lieb hatte, ſo ſtrebte ſie aus allen Kräften danach, ihm das höchſte Glück zu verſchaffen. Ueber den Grünerode'ſchen Stammbaum und über den grünen und rothen Wappenſchild, über den ſie vor drei Jahren gelacht und geſpottet hatte, blickte ſie jetzt hinweg oder ſprach tröſtend zu ſich ſelbſt: Das iſt Wilderichs Sache! . . . . Die Zeit iſt gemein! das Geld gleicht Alles aus! — Daß die allgemeine Geſinnung in dieſem Punkt die Zeit gemein mache, und daß ſie und ſo viele ihrer Standesgenoſſen aus allen Kräften dazu beitrugen, war ihr nicht klar. Die vorherrſchende äußere Richtung einer Epoche fällt nicht wie der Regen aus den Wolken, weht nicht wie der Wind man weiß nicht woher. Sie iſt das Ergebniß einer innern Richtung, nach welcher die große Menge ihre Ziele beſtimmt und für die ſie ſich in Bewegung ſetzt. Die Zeit iſt das, was der Menſch aus ihr macht, je nachdem er ſein Ziel in den Niederungen oder auf den Höhen ſieht. Je mehr er in den Niederungen verweilt, um deſtomehr wird er von der ungeſunden Luft angeſteckt, die dort brodelt und der Charakter verkommt oder verwildert, wird ſtumpf oder brutal, häufig beides.

Tieffenſtein war auf dem Wege dahin. Er war nicht eigentlich ein böſer Menſch. Er wäre ſogar recht gern gut geweſen .... wenn das nur leicht geweſen wäre! aber leider war es ſo ſchwer! Die Welt und beſonders die Frauenwelt verwöhnte ihn früh. Durch ſie verzärtelt und geſchmeichelt ging ihm allmälig die ſittliche Kraft aus. Der Mann, den man in der Geſellſchaft wegen ſeiner edeln Erſcheinung „den Ritter“ nannte, war waffenlos gegen Neigungen des Augenblicks, die ihm, weil er ſchwach war und weil er nicht den Boden feſter Grundſätze unter den Füßen hatte, als ungeheure Leidenſchaften erſchienen. Eine ſolche Neigung hatte er auch für Sylvia gefaßt. Er war während acht Tagen ganz außer ſich, und verfluchte ſein Schickſal, das ihn von dieſer Perle an Schönheit und Grazie trenne. Dann beruhigte er ſich etwas durch den Gedanken, Sylvia ſei ſeine letzte Liebe und fortan werde kein weibliches Weſen Eindruck auf ihn machen. Dann, nach abermals acht Tagen, kam ihm der Gedanke, da er nunmehr abgeſtorben für die Liebe und ihr Glück ſei, müſſe er mit allem Ernſt an ſeine Zukunft denken und — dem Rath ſeiner Schweſter folgen. Freilich that er es ungern; allein Xaverie hatte ganz Recht: die Tage der großen Leidenſchaften lagen ja hinter ihm. Er mußte als ein gereifter Mann ſeinen Platz in der Welt einnehmen und behaupten. Dazu gehörte in erſter Reihe — eine reiche Frau. Genug, vier Wochen nach Sylvia's Abreiſe konnte Xaverie ſchon wagen ihm zu ſagen:

„Wilderich, ich weiß ein Weibchen für Dich.“

Er machte eine ablehnende Bewegung.

„Sie liebt Dich ſchwärmeriſch, ſie hat unausſprechlich durch Dein Verhältniß mit Sylvia gelitten.“

„Sie liebt mich und ich ſollte nichts bemerkt haben?“ fragte Wilderich mit einiger Spannung.

„Sie war zu ſtolz um ihre Liebe nicht im tiefſten Herzensgrund zu verbergen, ſo lange ſie Dich täglich zu Sylvia's Füßen ſah.“

„Wer iſt ſie?“ fragte er theilnehmend.

„Iſidore Grünerode.“

„Unmöglich!“ rief er heftig, „das iſt ganz unmöglich! Lia für Rahel! das kannſt Du mir nicht zumuthen!“

„Schön iſt Iſidore nicht; aber wer weiß, ob ſie nicht ſehr liebenswürdig werden kann. Sie war bis jetzt ſo unglücklich! Bedenke nur, was das heißt Dich zu lieben und ſehen zu müſſen, daß Du diejenige liebſt, durch welche ſie ohnehin beſtändig verdunkelt wurde.“

„Lia für Rahel .... das iſt hart!“ ſagte Wilderich ſchwermüthig.

„Du mußt auch die pecuniäre Seite in's Auge faſſen, Wilderich, da wir von einer Vernunftheirath reden.“

„Iſt der Vater geneigt viel Vermögen mitzugeben?“ fragte er, immer höchſt melancholiſch.

„Die Mutter iſt es und zwar mit einer Entſchiedenheit, die ich nicht von ihr erwartet hätte. Wenn ſie und Iſidore den Vater beſtürmen, und wenn Du Deinen Namen und Deine perſönliche Liebenswürdigkeit geltend machſt, ſo werdet Ihr Drei ihn hoffentlich gewinnen. Ich ſage der Baronin immer, Du brauchteſt Geld und zwar ſehr viel Geld.“

„Du biſt eine gute, treue Schweſter!“ rief Wilderich gerührt.

„Merkwürdiger Weiſe — oder vielmehr ſehr verſtändiger Weiſe! — hat die Baronin nie die leiſeſte

Andeutung gemacht bezüglich Deiner Gefühle für Iſidore. Sie läßt dieſe Frage ruhen, und ſcheint anzunehmen, daß Dir mit der Zeit Iſidore gefallen werde.“

Wilderich zuckte zweifelhaft die Achſeln.

„Ich bezweifle dies durchaus nicht,“ ſagte Xaverie lächelnd; „der Mann ſoll noch geboren werden, der gleichgültig bleibt, wenn er eine heftige Leidenſchaft einflößt.“

„Du haſt alſo die Sache mit der Baronin quasi abgeſchloſſen, gute Schweſter?“

„So weit es möglich iſt — ja! doch jetzt mußt Du als Prätendent auftreten.“

„Es bleibt mir alſo nichts übrig, als mich dem Verhängniß zu unterwerfen. Aber es wird mir furchtbar ſchwer .... hier .... in dem Hauſe, in der Umgebung wo ich Sylvia ſah!“

„Das begreife ich und ich denke, es ließe ſich vielleicht eine Reiſe nach irgend einem einſamen Thal Tirols bewerkſtelligen, wo Niemand Euch kennt und folglich keine Ahnung hat, daß Sylvia die Königin Deines Herzens war.“

„Dies wäre freilich eine große Erleichterung,“ rief Wilderich froh.

„Ihr kehrtet dann als Verlobte zurück; die Heirath würde bald darauf erfolgen und über einen fait accompli reden die Leute nicht viel und nicht lange.“

„Aber Sylvia?“

„Aber, lieber Wilderich, ſei ſo gut und ſchweige fortan von ihr! Sei feſt überzeugt, daß ein wenig Liebesſchmerz zum Leben eines jungen Mädchens gehört.“

Als Xaverie und Wilderich dies Geſpräch hatten, war Sylvia ſeit vier Wochen in Devonſhire auf dem reizenden Landſitz der Miſtriß Dambleton. Baron Grünerode hatte zu dieſer geſagt:

„Schließen Sie auf die Größe unſerer freundſchaftlichen Theilnahme! ich bringe Ihnen unſere Perle. Aber Sie müſſen ſie recht pflegen! die Sylphide hat ſo viel getanzt und geſungen, daß ihre Nerven etwas angegriffen ſind. Ich denke das milde Klima von Devonſhire und die erquickende Seeluft — im hohen Sommer auch Seebäder, werden ſie recht ſtärken.“

Miſtriß Dambleton war unendlich dankbar, verſprach für Sylvia zu ſorgen, wie für eine Tochter und der Baron reiſte nach Paris. Aurel und Phöbe empfingen ihn ſehr artig und erfreut ſo weit die Höflichkeit es verlangte. Aber ihr eigenes eiſiges Verhältniß verbreitete ſeine Kälte über Alles, was in ihren Bereich kam. Der Baron empfand ſogar dieſen gewiſſen vernichtenden Froſt, denn obſchon ſeine Bruſt mit nichten von warmen Empfindungen überfüllt war, ſo verlangte er doch im Familienkreiſe etwas gemüthliches Leben. Er betrachtete es als eine Schuldigkeit der Seinen, in ſeiner Gegenwart froh und gutgelaunt zu ſein und ihn zu erheitern, ihn, der ſo angeſtrengt für ſie arbeite. Nun war aber alles Andere leichter bei Phöbe und Aurel zu finden, als Frohſinn und Heiterkeit — dieſer natürliche Ausdruck eines zufriedenen Daſeins. Der Baron ſpeiſte ganz vortrefflich bei ihnen, fuhr mit ihnen in eleganter Equipage in's Bois de Boulogne, beſuchte mit ihnen die Oper, konnte der Einrichtung ihrer Wohnung ſeinen Beifall ebenſowenig verſagen, als der Stellung, welche das Haus Grandiſon und Grünerode in der hohen Finanzwelt einnahm; aber trotz deſſen konnte er ſich einer gewiſſen Beklemmung in dieſen äußerlich ſo glücklichen Verhältniſſen nicht erwehren. Phöbe ſah ſo bleich und leidend aus, ihr Antlitz trug ſo offenbar das Gepräge der Nervenerſchöpfung, daß der Baron einmal ſagte:

„Phöbe! wärſt Du meine Frau, ſo würde ich täglich vier Stunden mit Dir ſpazieren reiten. Die ſitzende Lebensweiſe der jungen Weiber, der Mangel an Bewegung in friſcher Luft, iſt ein Ruin für die Geſundheit. Da hockt Ihr in Euren heißen Zimmern in einer Tropen-Atmoſphäre von Blumenduft und künſtlichen Wohlgerüchen auf Eurer Chaiſelongue oder Cauſeuſe oder wie die Dinger heißen — da betretet Ihr keinen andern Fußboden als den, der mit einem drei Zoll dicken Teppich bedeckt iſt — und um die Verweichlichung gut zu machen, tanzt Ihr im Winter während ſechs Wochen wie raſend — dabei muß ja die Geſundheit zu kurz kommen. Du biſt ja früher geritten — warum reiteſt Du nicht jetzt bei dieſem herrlichen Frühlingswetter? Deine ſchlanke Geſtalt und Deine Haltung würden Dich zu einer pompöſen Reiterin machen.“

„Mein Befinden erlaubt es mir nicht,“ entgegnete ſie in ihrer ablehnenden Art und verließ den Salon.

„Ihr Befinden?“ ſagte der Baron zu Aurel, „bedeutet das etwa“ .... —

„Mein Vater!“ unterbrach ihn Aurel, „Du haſt mir vor Jahren von dem peinlichen Schmerz einer geiſtes- und körperſchwachen Nachkommenſchaft geſprochen. Du wirſt es billigen, wenn ich darauf bedacht bin ſie nicht zu haben. Die arme Phöbe befindet ſich in einem kläglichen Zuſtand. Sie iſt das Opfer der furchtbaren Krankheit der Epilepſie, und ich bin das Opfer meiner Unwiſſenheit oder — beſſer geſagt — meiner erbärmlichen Schwäche. Selbſtverſtändlich erſpare ich Dir den Kummer epileptiſche Enkel um Dich zu ſehen. Ich hoffe, Du wirſt es mir danken.“

Aurel ſprach ſo eiſig, ſo bitter und ſo traurig, daß der Baron aus der Faſſung kam und erſt nach einigem Stillſchweigen ſagte:

„Man muß nicht Nervenzufälle mit dieſem furchtbaren Namen nennen.“

„Wenn aber die Aerzte es thun!“ wandte Aurel ein.

„Bah! die Quackſalber! reichen ſie mit ihrer Wiſſenſchaft nicht aus, ſo geben ſie dem Ding einen ſchauderhaften Namen und ſprechen majeſtätiſch „Unheilbar!“ — während es doch tauſend bewährte Hausmittel dagegen gibt.“

„Ich wäre Dir ſehr dankbar, wenn Du mir nur ein einziges verſchaffen könnteſt, denn ich habe großes Mitleid mit Phöbe. Ich ſchlug ihr vor, ſie möge zu ihren Eltern zurückkehren. Mir wäre es leichter und lieber, da ſie den Platz in meinem Herzen nicht ausfüllen kann, auch den in meinem Hauſe leer zu ſehen.“

„Was! Du wollteſt Dich mit Grandiſon überwerfen?“

„Warum nicht? ich brauche wahrlich keine Rückſicht auf ihn zu nehmen! Allein Phöbe nahm dieſen Vorſchlag nicht an. Da ſie es nicht unerträglich zu finden ſcheint, ſo zu leben wie wir leben, ſo bleibe ſie.“

„Da kann denn freilich von Gemüthlichkeit nicht viel die Rede ſein!“ murmelte der Baron.

„Und am wenigſten für Dich, mein Vater! Du wußteſt, wie es mit Phöbe ſtehe.“

„Lüge! nichtswürdige Lüge!“

„Du wußteſt es, denn Madame Daragon hat es der Mutter geſchrieben und dieſe wird es Dir nicht verheimlicht haben.“

„Was Madame Daragon geſchrieben hat, wußte ich freilich, — doch welcher verſtändige Mann legt Gewicht auf das: man ſagt.“

„Genug, mein Vater! Es iſt am Gerathenſten dieſen Punkt nicht weiter zu berühren. Ich fühlte mich nur verpflichtet Dir mitzutheilen, welche unſelige Verbindung Du für mich gewählt haſt, und daß für mich keine Rede von einer glücklichen Ehe iſt. Jetzt, glaub' ich, müſſen wir uns zum Diner ankleiden.“

Aurel verließ den Salon und mißmuthig murmelte der Baron vor ſich hin: Dumme Geſchichte! .... dummes Ding, dieſe Phöbe! .... nicht ſo viel Energie zu haben um Nervenſchwäche zu überwinden .... wenigſtens in Gegenwart ihres Mannes! .... Der arme Teufel, der! .... Freilich, die Sylphide, der Tauſendſaſa, wäre ein anderes Weibchen geweſen! Aber! aber! es iſt nun einmal wie es iſt und nicht mehr zu ändern! .... Und endlich wird er ja auch in dem Paris eine ſchöne Tröſterin finden. — —

Es war ihm aber doch nicht ganz behaglich bei ſeinem Sohn und zwei Tage nach dieſem Geſpräch verließ er Paris, kehrte heim und verſicherte ſeiner Frau:

„Was die Gemüthlichkeit betrifft, liebes Schätzchen, da lob' ich mir Deutſchland und die deutſchen Weiber. Uebrigens kannſt Du Dich darauf verlaſſen, daß Aurel und Phöbe miteinander leben, wie die Engel im Himmel."

Iſidorens Wünſchen war aber ſeine Pariſer Erfahrung günſtig. Als die Baronin ihm mittheilte die Sache werde ernſt, antwortete er unmuthig:

„Iſt ſie einfältig genug ſich in einen Mann zu verlieben, der ihre Perſon nur mit ihrem Gelde in den Kauf nimmt: ſo heirathe ſie ihn! Wir wollen ſehen, ob dieſe Ehe glücklicher ausfällt wie die beiden andern."

„Aber Liebchen," wendete die Baronin ein, „Du ſagteſt ja Aurel und Phöbe wären glücklich wie die Engel im Himmel."

„Nein, guter Schatz, ich habe mich anders ausgedrückt!" rief er ärgerlich. „Doch gleichviel! Iſidore ſoll glücklich ſein, wie ſie das Glück verſteht. Ich werde ein ungeheuer großmüthiger Vater ſein .... Schulden bezahlen .... Jahrgeld geben. Nebenbei iſt es mir auch ganz lieb, daß die Iſi Proſt, die Plebejerin, in dieſe hochariſtokratiſche

Familie hinein heirathet; — denn daß ſie jetzt Grünerode heißt, die Iſi, iſt doch nur eine Farce. Aber die Welt geht darauf ein! die Welt hat nichts lieber als eine beſtändige Comödie, in welcher ſie halb Zuſchauer und halb Schauſpieler iſt.“

Nach Italien.

Es war ein herrlicher Auguſtmorgen. Die Sonne ſpielte gleichſam mit den blauen Wellen des Meeres, indem ſie ihnen tauſend Goldflittern zuwarf, die in der weichbewegten Flut bald zu verrieſeln, bald aufzutauchen ſchienen. Der friſche Luftzug, der über das Meer hinſtrich, brachte auch der Küſte ſeinen belebenden Hauch und ſäuſelte in den Orangen-, Mirthen- und Granatbäumen, die mit einer Maſſe der ſchönſten Blumen und Geſträuche vermiſcht, der großen Terraſſe einen ganz ſüdlichen Charakter gaben. Dieſe Terraſſe lag etwa hundert Fuß über dem Meeresſpiegel auf einem ſchroff abfallenden Felſen von jenem rothen Sandſtein, der mit dem üppigen Grün der Vegetation die Küſte von Devonſhire bei Torquay ſo eigenthümlich macht. Sie lag vor dem Wohnhaus von Dambleton-Lodge, das eine Zuſammenſetzung von Caſtel und Cottage, vielleicht nicht ſehr ſtylgerecht, aber ſehr auſprechend war. Ohne großen Aufwand der Phantaſie konnte man ſich leicht vorſtellen, daß einſt ein Caſtel die Klippe bewacht und die Hütten beſchützt habe, die es umringten. Sylvia ging auf dem zarten Raſen, der ſich bis an die Bruſtwehr der Terraſſe hinzog auf und nieder. Es war nicht ſo früh, daß der Morgenthau dieſen Raſen, der mehr einem Teppich als einem natürlichen Gewächs glich, mit ſeinen Perlen beſtreut hätte. Die Sonne ſtand hoch und ein breiter Strohhut beſchattete Sylvia's Antlitz. War es dieſer Schatten oder ein innerer, der ſie ſo verändert erſcheinen ließ? Nicht als ob ihre Schönheit gelitten hätte! es waren ihre feinen, edlen Züge, der Farbenſchmelz, der Glanz des Auges, das reiche blonde Haar, allein die ſtralende Lieblichkeit, die ihr früher ſo ganz eigenthümlich, die ihr Zauber geweſen war — ſie war entwichen und hatte einem gewiſſen ſtolzen Ernſt Platz gemacht. Sie hätte ſich in ihre Trennung von Wilderich finden und ergeben können; — aber daß er mit Iſidore verlobt und bald vermählt war, das überſtieg ihre Vorſtellung von Wankelmuth und oberflächlichem Leichtſinn. Vor vierzehn Tagen hatte Iſidore ihr in einem kurzen Brief dieſe Nachricht mitgetheilt. Nachdem Sylvia den Brief geleſen hatte, reichte ſie ihn an Miſtriß Dambleton und ſagte mit dem Ausdruck tiefſter Verachtung: „Charlotte .... wirſt Du es glauben .... dieſen Mann hab' ich geliebt.“

Miſtriß Dambleton ſtarrte ſie ganz entſetzt an, denn bisher hatte Sylvia nie die leiſeſte Aeußerung gemacht, der auf einen Herzenskummer dieſer Art ſchließen ließ.

„Ja .... und mehr noch, Charlotte! ich habe gewähnt er liebe mich!“

„O meine arme, liebe Sylvia!“ ſagte Miſtriß Dambleton zärtlich, die inzwiſchen die wenigen Zeilen überflogen hatte.

„Beklage mich nicht und laß uns auf ewig darüber ſchweigen,“ verſetzte Sylvia abwehrend; „es iſt eine bittere Arznei .... doch ſie curirt mich gründlich von der Liebe .... und das iſt eine ſehr heilſame Wirkung. Daß ich Iſidorens Einladung zur Vermählung nicht Folge leiſte, verſteht ſich von ſelbſt! Du erlaubſt mir, nicht wahr? bis zum Spätjahr bei Dir zu bleiben und dann“ ... —

„Nun? und dann?“ rief Miſtriß Dambleton beängſtigt, weil Sylvia ſtockte; „es verſteht ſich, daß Du bei mir bleibſt .... immer!“ ...

„O nein!“ rief Sylvia, „immer nicht! ich hoffe eine Stelle als Gouvernante oder Geſellſchafterin hier in England zu finden. Wozu habe ich meine Talente? ... ſie ſollen mich ſelbſtſtändig machen.“

Miſtriß Dambleton betrachtete dieſe elegante, verwöhnte Sylvia, die ſich einbildete, eine untergeordnete abhängige Stellung ganz leicht annehmen zu können und erwiederte ruhig:

„Das findet ſich ſpäter. Vor der Hand bleiben wir beiſammen.“

Sylvia erhob ſich, umarmte die gütige Freundin und begab ſich in ihr Zimmer.

Es war alſo wirklich entſchieden, ſie ſtand zum zweiten Mal vor der Ruine einer glücklichen Zukunft, doch mit andern Gefühlen, als das erſte Mal. Ihre Liebe für Aurel war eine zarte Neigung ihres Herzens, die friſche, reine Blüte des Gefühls geweſen. Mit der Liebe für Wilderich hatte ſich viel Eitelkeit, Selbſtſucht und Weltſinn gepaart. Der Gedanke: Aurel liebt mich; — beglückte ſie in tiefſter Seele und was man in der Welt dazu ſagen werde — daran dachte ſie nicht. Der Gedanke: Wilderich liebt mich; — ließ ſie aufjubeln in Freude, wie vom Bewußtſein eines großen Triumphs und die Vorſtellung, daß ſie ihn gefeſſelt, daß ſie eine große Leidenſchaft eingeflößt habe, daß die Welt ſie beneiden, daß ſie in der Welt mit ihm und durch ihn glänzen werde, entzückte ſie. Sie erwachte das erſte Mal wie aus einem ſüßen holdſeligen Traum, voll traurigem Schmerz, daß ihn die Wirklichkeit zerſtöre. Jetzt erwachte ſie wie aus einem wonnevollen Rauſch, ernüchtert und gedemüthigt. Früher hatte das Herz den ſchwerſten Schlag empfangen; jetzt — das Selbſtgefühl.

An dieſem Morgen nun, vielleicht jetzt in dieſer

Stunde, wurde Wilderich Iſidorens Gatte. Wie war es möglich ſo herzlos zu ſein? welch Glück konnte er, konnte ſie erwarten? welche Höhe mußten Weltluſt und Selbſtſucht in dieſen beiden Menſchen erreicht haben? mußten ſie nicht, wie jene römiſchen Auguren bei ihren lügenhaften Weiſſagungen, einander heimlich auslachen, wenn zwiſchen ihnen von Liebe, von Sympathie die Rede ſein ſollte? — Mit dieſen Fragen beſchäftigt, ging ſie unruhig, bald mit haſtigem und bald mit langſamem Schritt auf und nieder. Zuweilen lehnte ſie ſich auf die Bruſtwehr der Terraſſe und ſtarrte hinaus in das ſchöne blaue unendliche Meer, das in ſeiner Unbegrenztheit und ſeiner raſtloſen Bewegung ſo viel Aehnlichkeit mit dem Menſchenherzen hat, deſſen Bewegung auch raſtlos nach etwas Grenzenloſem ſtrebt. Aber Sylvia's Auge hob ſich nicht vom Meer zum Himmel auf; ihr Herz ſuchte nicht über den wechſel- und wandelbaren Menſchenſchickſalen — Gott. Ungläubig war ſie noch nicht geworden, nur lau und gleichgültig — was freilich ein bedenklicher Schritt zum Unglauben iſt. Mit Aurel verbunden recht fromm Gott zu dienen: dieſer Gedanke war ihr damals immer gegenwärtig geweſen. Bei Wilderich war er ihr kaum eingefallen, und zwar nicht nur weil ſie im Glauben getrennt, ſondern weil ſeine Vorzüge der Art waren, daß ſie nur an die Welt und an nichts

Höheres erinnerten. — Das Bild einer muſterhaften Ehe der Welt vorzuſtellen — das hatte ſie ſich freilich vorgenommen; allein ihr warmes, kindliches Verhältniß zu Gott war ihr entſchwunden und das, was ſie edles Selbſtgefühl nannte, was aber mehr verwundeter Stolz war — das machte ſie jetzt nicht geneigt ſich zu Gott hinzuwenden. Im Gegentheil es erkältete ſie noch mehr. Und wie ſie auf die Bruſtwehr gelehnt den Blick über den endloſen Waſſerſpiegel gleiten ließ, überfiel ſie das namenlos bittere Weh der Vereinſamung. So weit der Himmel blau iſt, ſeufzte ſie, ſo weit Welle auf Welle zu unbekannten Küſten gleitet, nirgends iſt eine Seele die mich liebt. Sie legte ihr Geſicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Ein Sohn des Hauſes hatte ſich unbeachtet ihr genähert, weil der Raſen jeden Schritt unhörbar machte. Als er bemerkte, daß ſie weine, blieb er ſtehen und huſtete etwas verlegen, ſo daß Sylvia raſch mit dem Tuch über ihre Augen fahren konnte ehe ſie ſich umwendete.

„Die Mama läßt Sie bitten zu ihr zu kommen; ſie hat Briefe aus Deutſchland erhalten. Doch Sie ſind vielleicht nicht in der Stimmung“ .... — ſagte John ehrerbietig.

„Guter John,“ unterbrach ſie ihn mit einer leichten nervöſen Gereiztheit, „in meiner Stellung muß man immer in der Stimmung ſein zu erſcheinen, wenn man gerufen wird.“

„So ſollten Sie in unſerm Hauſe weder reden noch denken,“ ſagte der ehrliche John Dambleton; „Sie wiſſen ja, wie gern wir Alle Sie haben, Sylvia.“

„Guter John! meinen Sie wirklich das, was Sie eben ausſprechen?“ verſetzte ſie mitleidig; „aber bitte, ſagen Sie mir wo ich Ihre Mutter finde.“

„In der Bibliothek,“ ſagte er.

Sie nickte ihm zu und ging nach dem Hauſe. Er ſchaute ihr nach. Er fühlte das, was er geſagt hatte. Wie ſie langſam dahinwandelte, groß, ſchlank, graziös, ihr langes weißes Kleid über dem Raſen ſchleppend, kam ſie ihm vor wie ein ſchöner ſtolzer köſtlicher weißer Pfau — oder wie die Königin der Elfen. Er war neunzehn Jahr alt, John Dambleton.

„Liebe Sylvia!“ rief Miſtriß Dambleton ihr mit Thränen im Auge entgegen; „die Briefe aus Deutſchland bereiten uns nur Kummer. Ach Gott! die Ehe meines Bruders geht immer ſchlimmer! Valentine verdient nicht die Güte und Nachſicht, die er für ſie hat.“

„Was iſt geſchehen?“ rief Sylvia erbleichend.

„Ich kann nicht auf Einzelheiten eingehen; doch iſt es leider nur zu gewiß, daß unter hundert Männern neunundneunzig ſich von Valentine trennen würden. Der vortreffliche George aber hat Mitleid mit ihrer Jugend und hofft auf ihre Beſſerung. Er wünſcht ſie auf eine Zeitlang zu entfernen, in ganz neue Umgebung zu verſetzen, ganz fremde Eindrücke auf ſie wirken zu laſſen, und bittet mich deshalb, den Plan einer Reiſe nach Italien, den ich allerdings unbeſtimmt gehabt habe, auszuführen und zwar in Valentinens Geſellſchaft. Ich finde das ſehr edel von ihm, habe jedoch wenig Luſt dazu. Valentine iſt eine verſchrobene Perſon und eine ſolche beſſert ſich ſelten. Was meinſt Du?“

„Ich meine, Du ſollteſt auf den edeln Gedanken Deines Bruders eingehen, Charlotte. Vielleicht iſt ihre Seele doch noch zu retten.“

„Ich würde mich nur unter der Bedingung, daß Du mich begleiteſt, Sylvia, dazu entſchließen.“

„Iſt es möglich! . . . nach Italien ſollte ich mit Dir reiſen!“ rief Sylvia erfreut; „dann freilich kann ich Dir keinen Rath geben, weil ich allzu ſehr Partei in der Sache bin.“

Die Ausſicht auf eine italieniſche Reiſe kam ihr wie eine geiſtige Badekur vor und ſie vergaß gänzlich, daß es ihre Abſicht geweſen war eine Stelle als Gouvernante zu ſuchen.

Miſtriß Dambleton erwog den Plan mit ihrem Mann und ſtellte ihm die Frage, ob er ſeine Geſchäfte auf längere Zeit verlaſſen und ſie durch ſeinen älteſten Sohn führen laſſen könne oder ob ſie mit dieſem die Reiſe antreten ſolle. Er war für den letzteren Vorſchlag, nur freute ihn Valentinens Begleitung nicht. Man kam zu keinem Entſchluß bis wieder ein Brief aus Deutſchland an Miſtriß Dambleton eintraf. Er war von der Baronin Grünerode eigenhändig geſchrieben, erging ſich in Wehklagen über die Laſt ihrer Geſchäfte und ſchloß ſo:

„Da nun Iſidore mit ihrem Mann nach Biar„ritz gereiſt iſt und ich Victoire, meine unvergleich„liche, meine unbezahlbare Victoire nicht mehr zur „Hand habe, ſo iſt es ganz nothwendig, daß Syl„via zurückkehre.“

Miſtriß Dambleton antwortete ihr ſehr freundlich, wenn auch heimlich empört:

„Ich beklage recht ſehr Ihre Einſamkeit und „darum ſchlage ich Ihnen das allereinfachſte Mittel „vor um ſie zu unterbrechen. Sie wiſſen, daß „George und Valentine ſich auf einige Zeit trennen „werden. Laſſen Sie Ihre Tochter kommen. Es „kann für Valentine nur heilſam ſein, das Beiſpiel „einer ſo vortrefflichen Gattin und Hausfrau, wie „ihre Mutter iſt, vor Augen zu haben. Was Syl„via betrifft, ſo hat ſie bei uns einen ſo einſamen, „ſchwermüthigen Sommer verlebt, daß ich entſchloſ„ſen bin, ihr und mir zur Erholung, mit ihr nach „Italien zu reiſen. George hatte gewünſcht, Valen-

„tine möge mich begleiten; ich finde es aber in „jeder Beziehung paſſender, daß ſie bei Ihnen bleibe, „als daß ich Sylvia zurückſchicke und allein mit „Valentine die Reiſe mache — was ich unter keiner „Bedingung thun werde. Eine zeitweilige Trennung „von ſeiner Frau iſt aber leider Gottes! das einzige „Mittel, welches meinem Bruder übrig bleibt um „ſie zur Umkehr zu bewegen. Welche Mutter würde „dazu nicht freudig die Hand bieten.“

Die Baronin entſetzte ſich über dieſen Vorſchlag. Sie fand es ſo unausſprechlich bequem Valentine mit Miſtriß Dambleton nach Italien reiſen zu laſſen, während Sylvia heimkehrte; und jetzt ſollte das unbequemſte Gegentheil eintreten! Valentinens Anweſenheit war eine beträchtliche Vermehrung ihrer Laſt und ſie ſeufzte ja nach Erleichterung!

„Liebchen!“ ſagte ſie zu dem höchſt verſtimmten Eheherrn, „das Leben wird zu ſchwer für mich! ein Hausweſen wie das unſerige zu dirigiren und alle geſellſchaftlichen Pflichten pünktlich zu beobachten, iſt wahrhaftig eine Aufgabe, welcher nicht jede Frau gewachſen iſt — und die ich dennoch löſe. Aber nebenbei tauſend Kleinigkeiten beſorgen, Briefe beantworten, Billets ſchreiben, Rechnungen durchſehen, Bittſchriften annehmen zu müſſen — das überſteigt meine Kräfte. Das verſteht Sylvia aus dem Grunde, während Valentine träge auf dem Sopha liegt, in

Prätentionen ſchwimmt und nicht den kleinen Finger rührt um mir behülflich zu ſein. Ich will durchaus nicht, daß ſie komme!“ ſetzte ſie halbweinend hinzu.

„Wahrhaftig ich auch nicht!“ rief der Baron ergrimmt. „Hat man denn Töchter mühſam verheirathet, damit ſie ſpäter den Eltern zur Laſt fallen, weil der Ehemann ſie nicht zu Pflicht und Vernunft bringen kann! Jetzt gehört ſie in die Familie Goldiſch .... an die halte ſie ſich! Unbegreiflich, daß Miſtriß Dambleton das nicht einſieht .... nicht einſehen will!“ —

„Aber was ſoll ich ihr antworten, Liebchen? .... mein Gott! ſchon wieder habe ich einen Brief zu ſchreiben!“

„Winſele nicht! ich werde ihn ſchreiben!“ ſagte der Baron barſch, ſetzte ſich an den Schreibtiſch ſeiner Frau und ſchrieb lakoniſch an Miſtriß Dambleton, er ſei ein viel zu zärtlicher Vater um Valentine und Sylvia um die Freude zu bringen Italien in ſo angenehmer Geſellſchaft zu durchreiſen und ſeine Frau ſtimme ganz mit ihm überein.

„Was haſt Du geſchrieben, Liebchen?“ fragte die Baronin, als er den Brief ſiegelte.

„Was ſonſt, als daß ſie mit Valentine und Sylvia in's Land wo der Pfeffer wächſt, oder wo die Citronen blühen, abziehen möge.“

„Auch mit Sylvia?“ rief die Baronin mit erneuertem Entſetzen.

„Nun, das verſteht ſich, Schatz! .... mache mir den Kopf nicht warm. Du ſiehſt aus dem Brief, daß Miſtriß Dambleton nicht die geringſte Luſt hat ſich mit Valentine zu befrachten und es nur aus Rückſicht für ihren Bruder thun wird. Damit biſt Du zufrieden. Nun gut! beißt ſie in einen ſauren Apfel, ſo mußt Du es ebenfalls thun und aus Rückſicht für Deine Tochter für den nächſten Winter auf Sylvia verzichten. Uebrigens trifft Dich nur eine ganz gerechte Strafe! warum haſt Du Valentine ſo erzogen, daß ſie ſich mit ihrem Mann brouillirt!“

„Aber Liebchen, wie ungerecht biſt Du! ich habe ſie gar nicht ſo erzogen. Sie iſt ſo geworden.“

„Das läuft auf meine Behauptung heraus, Schatz: Verwilderung tritt ein, wo die Zucht gemangelt hat. Goldiſch iſt ein verſtändiger, guter Mann. Weiß ſeine Frau ſich nicht gut mit ihm zu ſtellen, ſo muß ſie im Kopf oder im Herzen verwildert ſein — und ſollte es zwiſchen ihnen zum Aeußerſten kommen, nämlich zur Scheidung, ſo nähme ich Partei für meinen Schwiegerſohn.“

„Gott verhüte, daß es dahin komme! aber Du könnteſt doch unmöglich Deine Tochter im Stich laſſen! Sieh, welch Opfer ich für ſie bringe: ich laſſe Sylvia wo ſie iſt. Doch weil Du von Zucht ſprichſt, Liebchen, ſo halte doch ein wenig den Edgar in Ordnung. In drei Jahren haben wir fünf Hofmeiſter bei ihm gehabt und der jetzige hat mir geſtern erklärt, wir dürften nach dem ſechſten umſchauen, denn er ziehe ab, da Edgar entſchloſſen ſei nichts zu lernen."

„Nun, dann können wir uns ja die Umſchau erſparen — ha ha ha! . . . Was er wohl denkt, der Edgar!"

„Er denkt Lieutenant zu werden."

„In unſern ſoldatiſchen Zeiten will das jeder dumme Junge! ich haſſe das Soldatenweſen."

„Nicht Soldat — Lieutenant will er werden."

„Ha ha ha, lieber Schatz, weißt Du wohl, daß Du ironiſch biſt — Du oder Edgar — indem Du den Lieutenant nicht als Soldat äſtimirſt? Der Edgar iſt zu einfältig, als daß man auf ſeine Wünſche nach einem Schlaraffenleben Rückſicht nehmen könnte."

„Der Meinung bin ich auch, Liebchen. Sage es ihm nur recht entſchieden."

„Ah bah! was ſoll ich mir damit die Zeit rauben und die Laune verderben! Du kennſt mich ja, Schätzchen: bevor die Töchter ſalonfähig und die Söhne büreaufähig ſind, bekümmere ich mich nicht ſpeziell um ihre Art oder Unart. Das iſt das Vorrecht der Mutter und ich laſſe es Dir ungeſchmälert.“ — —

Ende September ging Miſtriß Dambleton mit ihrem älteſten Sohn Vivian und mit Sylvia an den Rhein. In Mainz trafen ſie mit Valentine zuſammen und die Reiſe ging weiter dem Süden zu.

Zwiſchen alten Freunden.

„Sie kommt, liebe Mutter! Sylvia kommt wirklich zu Mechtilds Hochzeit — alſo in den nächſten Tagen. Sie ſchreibt es mir aus Venedig," ſagte Clariſſa von Lehrbach und reichte freudig ihrer Mutter den Brief, in welchem Sylvia ſagte, ſie habe die Erlaubniß erhalten ihre lieben alten Freunde beſuchen und ein wenig bei ihnen verweilen zu dürfen und ſie habe große Freude darüber.

„Du ſiehſt alſo, liebe Mutter," ſetzte Clariſſa hinzu, „daß Sylvia im Herzen immer dieſelbe iſt, die ſie früher war. Mein Gott! wie macht mich ihre Ankunft ſo glücklich."

„Du treues Herz!" ſagte Frau von Lehrbach liebreich. Clariſſa war ihre älteſte Tochter, ein herrliches Mädchen, ganz Liebe, ganz Opferwilligkeit und bei aller Tiefe und Stärke der Empfindung, immer klar, immer feſt. Die zweite Tochter Martha war ſchon ſeit ihrem achtzehnten Jahr im Kloſter des heil. Franziskus. Mechtild, die jüngſte, heirathete jetzt einen jungen Mann, welcher an demſelben Gericht an dem ihr Vater Rath war, eine untergeordnete Stelle einnahm. Dies Familienfeſt hatte auch die beiden Söhne in's Vaterhaus gerufen, den jüngſten aus Löwen, wo er eben ſeine Studien begonnen hatte, und den älteſten, der Clariſſa's Zwillingsbruder war, von dem Gerichtshof an dem er arbeitete, um die Staats-Examina nach einander zu beſtehen. Bei ihnen Allen war Sylvia in lebhafter Erinnerung, da ſie bis zum Tode ihres Vaters mit und zwiſchen ihnen gelebt hatte, und Alle freuten ſich ſie wiederzuſehen.

Nach einigen Tagen hielt ein Wagen vor dem Hauſe, deſſen erſtes Stockwerk die Familie Lehrbach bewohnte.

„Iſt es Sylvia, Theobald?“ fragte Clariſſa ohne von ihrer Arbeit aufzuſchauen, denn, wie gewöhnlich, drängte ſich in den letzten Tagen noch gar Manches zuſammen, was Mechtilds Ausſtattung vervollſtändigen ſollte.

Theobald trat an's Fenſter und ſagte:

„Nein! es iſt ein junger langbeiniger Herr in einem chocoladefarbenen Anzug .... jetzt hilft er zwei Damen aus dem Wagen .... jetzt läßt er vom Kutſcher und einem Lohnmann zwei Koffer, zwei Hutkaſten und zwei Nachtſäcke in's Haus tragen .... jetzt ſchüttelt er der einen Dame die Hand

... und jetzt ſteigt er wieder in den Wagen und hrt von dannen." Dieſer Herr war Vivian Dameton, der Sylvia zu ihren Freunden begleitet hatte.

Indem wurde an der Thür des Vorzimmers ſchellt und Clariſſa ſprang auf und rief:

„Es iſt doch Sylvia!"

„Mit einer Doppelgängerin?" fragte Theobald rwundert.

Die Freundinnen lagen einander in den Armen ıd Clariſſa führte Sylvia zu Frau von Lehrbach, lche ſie zärtlich begrüßte. Theobald wollte ſehen man die Koffer herauf gebracht habe. Er kam ich darauf beſtürzt zurück und ſagte zu Sylvia:

„Im Vorzimmer ſitzt die Dame, die mit Ihnen kommen iſt und weint."

„O das iſt mein albernes Kammermädchen!" f Sylvia lachend und ging mit Clariſſa in's rzimmer.

„Ach, gnädiges Fräulein, was ſoll aus mir und ı Koffern werden?" fragte Bertha klagend.

Auf ein ſo elegantes Kammermädchen war die hrbach'ſche Wohnung durchaus nicht eingerichtet d das Manſardenſtübchen, welches ſie mit den ffern bezog, war hinwieder auch gar nicht nach rtha's Geſchmack und Gewohnheit eingerichtet. s ſie ſich allein in demſelben befand, weinte ſie rmals zwei Minuten ſehr heftig; dann begab ſie ſich an die Koffer, begann auszupacken und fühlte ſich getröſtet.

„Es iſt unſere alte Wohnung, Sylvia … wir haben wie in früherer Zeit ein und daſſelbe Zimmer — Du und ich,“ ſagte Clariſſa.

„Herrlich!“ rief Sylvia, „da können wir recht traulich zuſammen plaudern.“

Clariſſa war entzückt von ihrer Freundin und als Sylvia ihren Reiſeanzug abgelegt und ſich zum Mittagseſſen angekleidet hatte und nun im großen Wohnzimmer erſchien, wo die ganze Familie beiſammen war, machte ſie einen Eindruck, als ſei eine Königin unter ihnen aufgetreten. Nur Herr und Frau von Lehrbach ſpürten nichts davon, nannten Sylvia nach alter Gewohnheit „Du“ und „liebes Kind“ und ſchienen gar nicht zu bemerken, welch eine elegante und große Dame ſie geworden ſei.

„Du kommſt aus Rom,“ ſagte Frau von Lehrbach bei Tiſch zu Sylvia, „erzähle vom heiligen Vater! das will man doch immer am liebſten hören.“

„Ich denke er iſt ganz wohl,“ erwiederte Sylvia, „wir waren nur etwa drei Wochen in Rom und da wird man ganz übermüdet von den vielen Sehenswürdigkeiten.“

„Gibt es wirklich in Rom etwas Merkwürdigeres zu ſehen, als den heiligen Vater?“ fragte der älteſte Sohn des Hauſes, Vinzenz von Lehrbach.

„Sie müſſen bedenken, daß ich mit Anglikanern dort war, denen der Papismus ein Gräuel iſt.“

„Die Anglikaner haben ſich allerdings einen Wechſelbalg zuſammengeſetzt, den ſie der heiligen Kirche unterſchieben möchten und den ſie Papismus nennen,“ erwiederte Vinzenz ernſt; „allein der Katholik kennt den nicht.“

„Iſt denn Deine Couſine Valentine anglikaniſch?“ fragte Clariſſa beſorgt, daß Vinzenz Sylvia verletzt haben könne.

„Nein, katholiſch,“ erwiederte Sylvia lachend; „ächt anglikaniſch iſt nur Vivian Dambleton. Seine Mutter iſt urſprünglich lutheriſch .... oder calviniſch; ich weiß es nicht genau! es iſt ſo ſchwer ſich dieſe Verſchiedenheiten klar zu machen. Miſtriß Dambleton hat es aber vorgezogen die religiöſen Anſichten ihres Mannes anzunehmen und ſo hält ſie ſich mit ihm und ihren Söhnen zur established church.“

„Wer hat die gegründet?“ fragte Mechtild unbefangen.

„Das engliſche Parlament vor etwa dreihundert Jahren, geſtützt auf die Blutedikte, auf Galgen und Schaffot Heinrich’s VIII. und ſeiner würdigen Tochter Eliſabeth,“ entgegnete Vinzenz.

„Die Engländer faſſen das anders auf,“ ſagte Sylvia etwas verlegen.

„Auch England’s Katholiken?“ fragte er.

„Ich bin kaum mit ihnen zuſammengekommen,“ entgegnete ſie mit einem Anflug von Unmuth.

Es trat eine kleine Pauſe ein, weil diejenige Saite, die in dieſem Kreiſe am ſtärkſten vibrirte, keinen Anklang bei Sylvia fand. Man war nicht darauf vorbereitet und mußte nun eine neue ſuchen. Ein ſolches Suchen iſt aber immer beſchwerlich und peinlich, denn es verräth die geheime Disharmonie. Sylvia ſchien am wenigſten davon berührt zu werden. Sie begann von Italien's Naturſchönheit zu ſprechen und auf dieſem neutralen Boden traf man ganz gemüthlich wieder zuſammen.

Und man verblieb auch auf ihm. Das innigſte Band unter den Menſchen iſt ein gemeinſames religiöſes Leben, das mit ſeinen tauſendfach verzweigten Intereſſen wie ein immergrüner Blütenbaum aus der Wurzel des gemeinſamen Glaubens hervorwächſt. Da iſt Verſtändniß, Theilnahme, Wechſelbeziehung und, bei der größten Mannigfaltigkeit berechtigter Meinungen und Anſchauungen, dennoch diejenige Einheit, die auf der gemeinſchaftlichen übernatürlichen Grundlage ruht. Eine intime Freundſchaft ohne dieſelbe iſt gar nicht denkbar und die Geſpräche müſſen ſich dann bei äußeren Dingen und auf der Oberflächlichkeit halten.

Clariſſa empfand das viel ſchmerzlicher als Sylvia, denn Clariſſa hatte das tiefere Gemüth und hatte zugleich die Erkenntniß deſſen, was bei Sylvia mangelte, während dieſe wähnte, die Verſchiedenheit der Verhältniſſe und der mit ihnen verbundenen Lebensanſichten bewirke dieſe kleine Entfremdung. Sie wunderte ſich im Stillen, daß ſie im Grunde gar nicht wiſſe, was ſie mit Clariſſa zu plaudern habe, nachdem das Thema von Martha's Kloſterberuf, von Mechtild's Verehelichung, von Vinzenz's Carriere und von Theobald's Studien, ſo wie die Fragen nach dieſen und jenen alten Bekannten erſchöpft waren. Von ſich ſelbſt hatte Sylvia gar wenig zu ſagen. Nicht um die Schätze der Welt hätte ſie ihre beiden Jugendträume von Liebe und Glück, und ihr ſchmerzliches und demüthigendes Erwachen, Clariſſen mitgetheilt! ſie fürchtete einen leiſen Tadel. Dieſe Furcht hatte ſie ja abgehalten in ihren Briefen an Clariſſa von ihren Hoffnungen und Enttäuſchungen zu ſprechen, ſo daß ihr Briefwechſel äußerſt ſpärlich geworden war und jetzt dem Austauſch der Gedanken keinen Anhaltspunkt bot. Dennoch fühlte ſich Sylvia von dem einfachen, gemüthlichen Familienleben ſehr angenehm berührt. Es war ein ſo ſchlagender Gegenſatz zu ihren letzten ſechs Jahren. Für ihren Onkel ſollte ſie ein Unterhaltungsautomat ſein; für ihre Tante, Geſellſchafterin, Secretär und der Himmel weiß was noch; für Valentine eine Vertraute, für Xaverie ein Schmuck des Salons, für Miſtriß

Dambleton eine Tröſterin! Inſoweit ſie dieſe Anſprüche erfüllte, hatte man ſie gern wegen ihrer Brauchbarkeit; aber daß man ſie gern gehabt hätte ohne beſondere Anſprüche an ſie zu machen — das fühlte ſie jetzt zum erſten Mal. Man behandelte ſie wie ein Kind des Hauſes, freilich wie ein etwas verwöhntes Kind; aber gerade das that ihr ſo wohl.

„Das frühe Aufſtehen habe ich gänzlich verlernt,“ ſagte Sylvia, als ſie am erſten Tage bei dem Frühſtück erſchien, während die ganze Familie bereits in der Meſſe geweſen war.

„Das iſt begreiflich,“ antwortete Frau von Lehrbach gütig, „in der Welt macht man ja die Nacht zum Tage; — da muß ein Theil des Tages als Nacht dienen.“

„Iſt man ſehr vergnügt in der Welt auf glänzenden Bällen und Routs?“ fragte Mechtild.

„Zuweilen ſehr,“ erwiederte Sylvia — „wenn man mit Leuten zuſammentrifft, mit denen man ſich gern unterhält . . . . oder wenn man ſehr gute Tänzer und gute Muſik hat. Ein ſchöner Anzug gehört auch dazu . . . . und gute Laune ebenfalls. Iſt das Alles vereinigt, ſo unterhält man ſich. Aber recht oft hat man nur Langweile und macht nur Alles aus Gewohnheit mit.“

„Welche Zeitverſchwendung!“ ſagte Herr von

Lehrbach, „und welche unnütze Vergeudung ſo vieler Kräfte.“

„Ich glaube, daß ich in einigen Jahren des ganzen Welttreibens herzlich müde ſein werde,“ ſagte Sylvia.

„Das iſt ſehr die Frage, liebes Kind,“ erwiederte Frau von Lehrbach; „hat man in der Jugend, während zehn, zwölf Jahren dieſe Richtung verfolgt, ſo wird ſie zuweilen ein Bedürfniß, zuweilen eine Gewohnheit bei denen man verbleibt, wenn man nicht durch beſondere Verhältniſſe ihnen entriſſen wird.“

„Es muß ſchrecklich ſein alt zu werden in dieſer Gewohnheit!“ rief Clariſſa; „matt und müde an Leib und Geiſt auf ſolchen Feſten ſich umher zu ſchleppen — ſchauerlich! ein Stück Fegfeuer! ich lobe mir unſer trautes Wohnzimmer und den lieben runden Tiſch voll Arbeit und Bücher.“

Sie hatte Recht. Es war ſo freundlich und behaglich das große helle Wohnzimmer, das zu einfach und häuslich war um Salon genannt zu werden. An dem runden Tiſch ſaßen Mutter und Töchter immer mit einer Handarbeit, bald einer nützlichen, bald einer zierlichen beſchäftigt, und eine von ihnen pflegte vorzuleſen. Jetzt übernahmen Vinzenz und Theobald dies Amt — oder Sylvia, die lieber vorlas als arbeitete. Oder man unterbrach die Lectüre, zuweilen um über ſie zu ſprechen, zuweilen wegen häuslicher Geſchäfte — und jetzt, weil die Söhne und Sylvia dem Geſpräch geneigter ſchienen, als den Büchern. Abends ging man ſpazieren und machte Muſik. Clariſſa ſpielte ſehr gut auf dem Flügel und Mechtild's Verlobter hatte eine ſchöne Tenorſtimme. Nun kam Sylvia's herrliches Talent dazu. Die Tage verflogen gemüthlich, genußreich und ohne Zwang. Sylvia ſagte:

„Welch ein Unterſchied! hier merkt man gar nicht wie angenehm man lebt; man fühlt es nur, während man ſich in der Welt ungeheuer anſtrengen muß um zu ſagen: Das waren angenehme Tage."

Und ſie erzählte von dem Treiben der Geſelligkeit in der Reſidenz, in Grünerode und Weldensberg, in England und in Neapel.

„Vivat das Familienleben!" ſagte Vinzenz und Alle ſtimmten fröhlich ein.

Der Hochzeitstag kam heran. Am Vorabend ſagte Mechtild zärtlich zu Sylvia:

„Nicht wahr, Du benimmſt Dich morgen als meine Schweſter und empfängſt in der Frühe mit uns Allen das heilige Altarsſacrament."

„Ich!" entgegnete Sylvia erſtaunt.

„Warum nicht?" fragte Mechtild noch erſtaunter.

„Weil .... weil das nicht meine Gewohnheit iſt."

„Wenn Du auch nicht wie meine Mutter und Clariſſa die fromme Gewohnheit haſt jeden Sonntag die heilige Communion zu empfangen, ſondern nur einige Mal im Jahr: ſo mein' ich doch Du könnteſt morgen eine Ausnahme machen, die uns Alle herzinnig freuen würde; — nicht, Sylvia?“

„Liebe Mechtild, darauf bin ich gar nicht vorbereitet.“

„Aber wir bereiten uns ja ſämmtlich heute Abend darauf vor, Sylvia, und Du wirſt ſchwerlich mehr Zeit nöthig haben als ich, da ich eine Lebensbeicht ablegen will, um mit recht reinem Gewiſſen in den heiligen Eheſtand einzutreten.“

„Das iſt ſchön von Dir,“ verſetzte Sylvia und blickte mit einem Anflug von Rührung in Mechtild's unſchuldige ſtralende Augen; „aber ich — ich muß mich erſt beſinnen, was ich zu thun habe.“

Sie beſann ſich auf die letzten drei Jahre — denn dreimal hatte ſie das Gebot der Kirche übertreten und die öſterliche Pflicht nicht erfüllt. Aber wie hätte ich es anfangen ſollen? fragte ſie ſich ſelbſt: das erſte Mal war ich mit Valentine auf der Reiſe, das zweite Mal ging ich mit dem Onkel nach England und heuer war ich in Rom .... alſo immer in der Fremde. Man kann doch unmöglich immer bei einem fremden Geiſtlichen beichten .... alſo bin ich zur Genüge entſchuldigt. Und übrigens habe ich nichts Böſes gethan — nur ſehr viel Böſes gelitten. Da ich aber nur mich ſelbſt, nicht Andere anklagen darf, ſo weiß ich wirklich nicht, weshalb ich mea culpa ſagen ſollte. —

Daß dieſe Art von Gewiſſenserforſchung, die eine Kette von Entſchuldigungen war, es ihr nicht einleuchtend machte, verſteht ſich von ſelbſt und ſchließlich erfüllte Sylvia Mechtild's Bitte nicht. Sie ging nicht zu den heiligen Sacramenten. Niemand ſagte ihr ein Wort darüber, aber Alle empfanden es wie einen großen Schmerz, denn ſie zogen den Schluß daraus, Sylvia's Seelenleben müſſe ſehr getrübt ſein.

„Was wird noch die Welt aus ihr machen?“ ſagte Clariſſa niedergeſchlagen zu Vinzenz, ihrem geliebten Zwillings- und Seelenbruder.

„Wenn Weſen wie ſie, von dieſem Zauber der Erſcheinung und dieſem ſtark-egoiſtiſch gefärbten Charakter, vom Anker des Glaubens ihr Lebensſchifflein ablöſen, ſo muß es einen Schiffbruch für ſie geben; das iſt unvermeidlich!“ verſetzte er.

„O Vinzenz! wir müſſen ſuchen ſie davor zu bewahren! Wie freut es mich, daß Du Deine Examina in der Reſidenz zu machen haſt und im nächſten Winter dahingehen wirſt. Dann hat ſie doch einen Menſchen in ihrer Nähe, der an ihre Seele denkt.“

„Glaubſt Du, Clari, daß ihr das lieb ſein wird?“ fragte Vinzenz lächelnd; „iſt man ſelbſt nicht ſehr dazu geneigt, ſo weiß man ſelten einem Andern dafür Dank.“

„Sei es ihr lieb oder leid — es tröſtet mich Dich in ihrer Nähe zu wiſſen, denn dieſe ganze Familie Grünerode macht mir einen etwas heidniſchen Eindruck mit ihrem Cultus der Weltgenüſſe und ihrer Exiſtenz auf dem platten Boden einer grenzenloſen und grenzenlos überſchätzten Behaglichkeit.“

„Und wie verkommt der Charakter und namentlich der Frauencharakter, in einer ſolchen Atmoſphäre!“ rief Vinzenz.

„Auch der Mann! er wird ſchlaff oder gemein,“ ſagte Clariſſa.

„Gewiß! aber nicht ſo wie die Frau! der Mann kann ſich durch ſeine Thätigkeit im öffentlichen Leben oder durch umfaſſende und vielfache Privatgeſchäfte einigermaßen vor dem Untergehen in Stumpfheit und Erſchlaffung bewahren. Habe ſeine Thätigkeit auch kein hohes Ziel, entſpringe ſie auch nicht aus einem edlen Streben, ſo bewegt er ſich doch in einem gewiſſen Kreiſe von Arbeit und von praktiſcher Thätigkeit, die ohnehin ſeine Lebensaufgabe iſt. Aber die Frau mit ihrer feinen zarten Organiſation, Clari — wird ſie in Spitzen, Juwelen und Modetand gründlich verpackt in die Salonluft verſetzt, welche ſie betäubt, in den Salongeiſt untergetaucht, welcher ſie berauſcht — werden ihre Kinder vom Lehrperſonal, wird ihr Hausweſen von der Dienerſchaft beſorgt — drängt ihr Reichthum ſie gleichſam in das geſellſchaftliche Leben als in den Kreis ihrer Hauptbeſchäftigung hinein: ſo muß ſie darin abſterben, weil ihre auf das Gemüthsleben berechneten Fähigkeiten keine Nahrung finden. Sie verhungert am Reichthum. Unzählige Frauen gehen in unſern Tagen an Leib und Seele zu Grunde durch Armuth und Elend; — das weiß die ganze Welt und bejammert ihren Zuſtand. Aber unzählige auch durch den Reichthum — und das wird kaum beachtet. Jene müſſen ſich mit Arbeit überbürden um das nackte Leben zu friſten: zu dieſer ungeheuern Anſtrengung reicht ihre phyſiſche und ſittliche Kraft nicht aus. Dieſen fehlt es an der nothwendigſten Arbeit und in der Gewohnheit der Trägheit verkommt ihre phyſiſche und ſittliche Kraft.“

„Welch eine traurige Vorſtellung!“ ſeufzte Clariſſa; „beſonders wenn ich bedenke, daß ſie im Zuſammenhang mit Sylvia mir entgegentritt.“

„Und ſie iſt durchaus nicht übertrieben,“ entgegnete Vinzenz; „ſie ſpringt in's Auge, wenn man nur ein wenig die geſellſchaftlichen Verhältniſſe überdenkt, die ſich zu Gegenſätzen von Reichthum und von Elend zuſpitzen, welche bisher nur in den letzten Zeiten des heidniſchen Roms ihres Gleichen hatten. Die Extreme ſind immer gefährlich, weil die allerwenigſten Charaktere Seelenſtärke genug en um durch deren Einfluß nicht beſchädigt zu rden. Wo dieſe Seelenſtärke gefunden wird — ruht ſie auf dem religiöſen Glauben. Meinſt t, Clari, daß er in Kraft ſei in den Kreiſen, wo lvia lebt?“

„Weil ich vom Gegentheil überzeugt bin, Vinz, freut es mich ſo, daß Du in Sylvia's Nähe nmſt.“

„Ich habe nicht die mindeſte Luſt mich mit dien Grünerode's zu befaſſen, Clari. In keiner Weiſe ſſe ich zu ihnen. Du kennſt die Beſchränktheit einer pecuniären Mittel; es iſt ſchwer damit in r Welt zu leben. Schon dieſer Grund wäre geigend um mich fern von ihnen zu halten und tzt kommt noch eine gänzliche Verſchiedenheit der rincipien und der Lebensauffaſſung hinzu.“

„Das mag Alles ſein, Vinzenz! dennoch kannſt u mit Deinem Ernſt, der nicht finſter — und it Deiner Feſtigkeit, die nicht hart iſt, vielleicht inen guten Einfluß auf Sylvia gewinnen, denn ie Saite des Gemüths klingt noch immer in ihr — und deshalb mußt Du doch das Grünerode'ſche Haus in der Reſidenz beſuchen.“ — —

Inzwiſchen bekam Sylvia einen ganz kläglichen Brief von ihrer Tante, welche ſie beſchwor, ihre Rückkehr nicht länger zu verſchieben. Es ruhe eine allzu ſchwere Laſt auf ihr; junge Schultern müßten ſie tragen helfen; Sylvia müſſe kommen. Nicht mit der Poſt kam dieſer Brief, ſondern die Baronin ſchickte ihn durch einen ihrer Diener, der die Weiſung hatte, Sylvia auf der Reiſe zu begleiten. Bertha wurde halb ohnmächtig vor Freude, als der gute Carl plötzlich in ihrer Manſarde erſchien.

„Sie kommen uns abzuholen, nicht wahr, Carl? nun, Gott ſei gelobt und gedankt!“ frohlockte ſie; „ein Jahr, ſechs Wochen und zwei Tage ſind wir nun ſchon auf Reiſen und es iſt doch nirgends ſo ſchön als bei uns! England, Tyrol und Italien zuſammengenommen gefallen mir nicht halb ſo gut als unſer Park zu Grünerode. Hier aber iſt es fürchterlich, Carl! ſehen Sie nur dies Stübchen! .... Alle Kleider zu Fräulein Mechtild's Ausſtattung ſind im Hauſe angefertigt und Fräulein Clariſſa bereitet ſelbſt die Mehlſpeiſen, wenn man etwas Anderes als einen ordinären Pudding haben will. In der ganzen Stadt hat keine Familie eine Kammerjungfer meines Schlages. Ich bin hier einzig in meiner Art. Iſt das nicht merkwürdig? Und wie ſtillchen ging es letzthin auf Fräulein Mechtild's Hochzeit zu! Von einer Hochzeitsreiſe keine Spur! .... Wie ganz geringe Leute blieben ſie im Ort! Nein, Carl! Hier iſt ein ſchreckliches Leben und ich begreife nicht Fräulein Sylvia, die es reizend findet.“

Sylvia fand es in der That reizend, weil, wie Clariſſa richtig ſagte, die Gemüthsſaite hier Anklang fand. Sie war für den Augenblick ſo überſättigt von dem Leben nach großem und reichen Zuſchnitt, in welchem ihr Herz ſo vielfach verwundet worden war, daß ihr ein häusliches Leben, wie ſie es in der Lehrbach'ſchen Familie traf, idealiſch erſchien. Miſtriß Dambleton war äußerſt gütig und liebreich für ſie geweſen, aber die mütterliche Art und Weiſe von Frau von Lehrbach hatte ſie nicht, und Vivian, Edward und John Dambleton ſammt ihrem Vater, flößten ihr nicht das Vertrauen ein, das ſie zu Herr von Lehrbach — noch das freundſchaftliche Gefühl das ſie für ſeine Kinder hatte. Für Valentine fühlte ſie nicht mehr die mindeſte Sympathie, da dieſe in einem Meer von Selbſtſucht ſich bewegte — und mit Vernachläſſigung aller Pflichten einem Glück nachjagte, welches nur das Erzeugniß ihrer krankhaft überreizten Einbildungskraft war. Je mehr aber in Sylvia die Selbſtſucht ſich entwickelte, deſto mehr tadelte ſie dieſelbe und deſto läſtiger wurde ſie ihr bei Andern.

„Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind nun zu Ende," ſagte Sylvia indem ſie mit dem Brief der Tante in's große Familienzimmer trat.

„Wenn Eure Majeſtät uns nur heiterer verlaſſen," ſetzte Theobald die Parodie fort.

„Sie können wohl ſcherzen, denn Sie bleiben hier," erwiederte Sylvia.

„Und Du wirſt wiederkommen!" rief Clariſſa.

„Ich hoffe ſehr, daß Du wiederkommen wirſt .... aber nicht nach ſechs Jahren, ſondern im nächſten Frühling," ſagte Frau von Lehrbach. „Hier iſt Deine Heimath, hier lebten und ſtarben Deine Eltern, hier iſt ihr Grab, hier ſtand Deine Wiege, hier findeſt Du Deine Jugenderinnerungen und Deine Jugendfreunde. Eine ſolche Stätte darf man nicht vernachläſſigen."

„O wäre ich minder abhängig, wie gern würde ich verſprechen alljährlich zu kommen um mein Herz in der lieben Heimath zu erfriſchen!" rief Sylvia; „aber ich bin gebunden und es gehören gewiſſe verſtörende Ereigniſſe dazu um mich von der Tante zu entfernen, der ich unentbehrlich bin .... wie es ſcheint."

„Das iſt ſehr glücklich für Dich," ſagte Clariſſa.

„O mit nichten!" rief Sylvia bitter; „es macht mich zur Sklavin und mein Herz geht leer aus."

„Es iſt immer tröſtlich ſeine Pflicht erfüllt zu haben," ſagte Frau von Lehrbach ruhig; „und daß Du es thateſt wird durch Deine Unentbehrlichkeit bezeugt."

„O ließe ſich doch unſer Verlangen nach Glück mit der Pflichterfüllung abfinden!" ſeufzte Sylvia.

„Es iſt doch die einzige Weiſe, in welcher man das wahre Glück finden kann,“ verſetzte Frau von Lehrbach lächelnd.

„Und die einzige Weiſe, in welcher ich mir das Glück vorſtellen kann,“ ſetzte Clariſſa hinzu.

„Es kommt darauf an, welcher Art die Pflichten ſind,“ erwiederte Sylvia entſchieden; „widerſtreben ſie meinen Wünſchen und meiner Natur, ſo machen ſie mich unglücklich.“

„Das heißt, dann werden ſie Dir zum Kreuz und die Gnade hilft Dir es zu tragen,“ ſagte Frau von Lehrbach ſanft.

„So ſollte es ſein!“ rief Sylvia ſchmerzlich; „aber ach! die ſchönen erhabenen Lehren des Chriſtenthums verhallen auf dem Boden, den ich bei der Tante betrete.“

„Das ſollteſt Du ändern, Sylvia, das durchaus!“ ſagte Frau von Lehrbach immer ſehr ſanft; „die Freiheit, Deinen religiöſen Seelenbedürfniſſen nachzukommen, müßteſt Du gerade deshalb zu erringen wiſſen, weil Du unentbehrlich biſt.“

„Aber das iſt ungeheuer ſchwer in einer Umgebung, die von religiöſen Bedürfniſſen ſo wenig Begriffe hat, wie von den Antipoden. Sie iſt ſo abgeſtorben für jene Richtung, daß ſie gar nicht weiß von welcher Sache man eigentlich ſpricht und was man mit ihr beabſichtigt. Das lähmt mich.“

„Es wäre vielleicht jetzt ein günſtiger Augenblick,“ ſagte Frau von Lehrbach, „um eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit in dieſem Punkt zu beanſpruchen, da Du ſie ohne Zweifel im Hauſe der Miſtriß Dambleton genoſſen haben wirſt. Ein Jahr der Abweſenheit kann eine große Veränderung hervorbringen, wenn man ſich klug, feſt und ruhig benimmt.“

Sylvia brach das Geſpräch ab, weil ſie ſich heimlich eingeſtehen mußte, daß ſie im Hauſe der Miſtriß Dambleton nichts als die größte Gleichgültigkeit in Beziehung auf Religion an den Tag gelegt habe. Erwachte ſie jetzt aus ihrer Lethargie, ſo war das weniger eine Bekehrung zum Glaubensleben, als ein natürliches Wohlbehagen, das ſie im Kreiſe dieſer glaubens- und liebewarmen Herzen empfand. Es war ein feiner, ein höherer Genuß, den ſie willkommen hieß. Die Blumen gefielen ihr; aber das Erdreich pflegen aus welchem ſie hervorwuchſen — das gefiel ihr durchaus nicht; denn ſie hatte ein Idol, das ihr lieber als alles Andere war, und das ſie in dem Maß höher ſchätzte, als ſich die Welt zwiſchen ihr armes verwundetes Herz und Gott drängte. Dies Idol — hieß Sylvia.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

Geſchichte eines armen Fräuleins.

Die Geſchichte

eines armen Fräuleins.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Lindauer'sche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöpping

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1869.

P. o. germ. 1848 i/2

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die Blüten fallen.

Ernſte Mahnung 3
Die Verwundeten 25
Am 13. Oktober 1866 48
Täuſchungen 67

Die Harpye der Zeit.

Neue Ausſichten 93
Ein großer Entſchluß 117
Noviziat 134
Die Harpye der Zeit 159
Familienſcenen 180
Vergiftetes Zuckerbrot 198

Die Blüten fallen.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Ernſte Mahnung.

In einem äußerſt eleganten Zimmer ſaß eine junge Dame in einem äußerſt eleganten Morgenanzug und las mit großer Aufmerkſamkeit. Es klopfte an ihre Thür und auf ihr etwas unmuthiges Herein! erſchien ein Diener, überreichte ein Billet von Gräfin Weldensperg und meldete, daß der Ueberbringer auf Antwort warte.

„Soll warten!“ lautete die kurze Antwort und nachdem ſie das Billet überflogen hatte, las ſie weiter.

Man klopfte wieder an und herein trat die Beſchließerin mit einem großen Buch in Quartband und ſagte:

„Frau Baronin läßt bitten dieſe Rechnungen genau durchzuſehen. Ich glaube nicht, daß ein Fehler vorkommt, aber“ . . . —

„Schon gut! legen Sie das Buch auf meinen Schreibtiſch.“

Abermaliges Klopfen. Ein Diener meldete, der junge Baron Harry laſſe um einen Beſuch bitten, denn er ſei krank, liege im Bett und ſterbe vor Langweile. Zu gleicher Zeit erſchien die Kammerfrau. Die Frau Baronin ließ das Fräulein bitten zu erſcheinen, denn drei Billets müßten geſchrieben werden.

„Schon gut . . . ich komme,“ lautete die Antwort an den Diener und die Kammerfrau.

Die Leſerin dachte nicht daran ſich aus ihrem Lehnſtuhl zu erheben und ihr intereſſantes Buch bei Seite zu legen. Nach einer halben Stunde erſchien abermals die Kammerfrau, trug die dringende Bitte der Frau Baronin vor und fügte hinzu, jetzt gäbe es vier Billets zu ſchreiben.

„Und das meine dazu — macht fünf!“ rief Sylvia unmuthig aufſpringend. „Mein Gott! . . . ich kann wirklich mit dem Barbier von Sevilla ſingen: „Figaro hier! Figaro dort!“ — Welch ein Leben! . . . welche Sclaverei! . . . keine Minute Ruhe! . . . Für Jedermann muß ich bereit ſein wie eine Magd und was habe ich dafür? — — Ein Gefängniß mit vergoldetem Gitter und Riegel!“ — —

Sie ging zur Tante.

„Aber Liebchen, wo bleibſt Du denn?“ rief dieſe ihr kläglich entgegen: das ganze Vorzimmer ſitzt voll Diener, die auf Antwort warten.“

„Laß ſie warten, liebe Tante! das iſt ihr Beruf!“ ſagte Sylvia gleichgültig.

„Sehr gern, Liebchen . . . aber Du weißt, Dein Onkel wartet nicht gern mit dem Frühſtück, alſo müſſen wir eilen, um bis zwölf Uhr fertig zu ſein.“

Sylvia ſetzte ſich an den Schreibtiſch der Tante, überflog die Billets, welche dort in Reihe und Glied lagen und ſchrieb die Antworten nach Angabe der Baronin. Es war kaum halb zwölf Uhr als ſie fertig war.

„Was würdeſt Du wohl ohne mich anfangen, Tante?“ ſagte ſie ſcherzend.

„Gott wird es wiſſen! ich weiß es nicht!“ ſagte die Baronin; — „aber ich habe Dich ja!“

„Xaverie hat mich zu einem Spazierritt eingeladen, Tante, doch ich nehme ihn nicht an, denn Herr von Lehrbach hat heute Zeit mich zu beſuchen — und ich ziehe die Unterhaltung mit ihm Xaveriens fadem Geſchwätz vor.“

„Halte das wie Du willſt, Liebchen.“

„Ich bin Dir ſehr dankbar, liebe Tante, daß Du mir erlaubſt Herrn von Lehrbach jederzeit im kleinen Salon zu empfangen, denn er iſt mit Arbeiten dermaßen überhäuft, daß er ſich ein freies Stündchen gleichſam ſtehlen muß.“

„Warum ſollte ich das nicht erlauben, Liebchen? Du biſt ſechsundzwanzig Jahre alt, haſt Welterfahrung und Takt; — alſo kann ich Dich unmöglich wie ein kleines achtzehnjähriges Perſönchen behandeln. Hat man einmal ein Vierteljahrhundert hinter ſich, ſo begehrt man etwas Freiheit zu genießen. Und dann iſt ja Herr von Lehrbach ein ſehr braver junger Mann... jünger als Du"...—

„Nein, Tante, das nicht! Er, ſeine Zwillingsſchweſter und ich — wir haben einen und denſelben Geburtstag, den erſten Mai 1840."

„Es iſt nun einmal ſo, Liebchen: ein Mann von ſechsundzwanzig Jahren macht einen jüngeren Eindruck, als ein Mädchen des nämlichen Alters. Er hat kaum ſeine volle Entwickelung erreicht; für ſie iſt die ſchönſte Jugendblüte vorüber." — —

. Dies eben war Sylvia's ſtiller Gram: die ſchönſte Jugendblüte war für ſie vorüber. Sie war in der Geſellſchaft nicht mehr die bezaubernde, die hinreißende Sylvia. Seit acht Jahren kannte man ſie. Der Reiz der Neuheit, der den Salontriumphen ſo günſtig und nicht ſelten deren Urheber iſt, ſchmückte ſie nicht mehr. Sie war noch immer wunderſchön; allein die Gewohnheit bewirkte, daß dieſe Schönheit nicht auffiel. Jüngere Perſonen, die gar nicht ſchön, aber in erſter friſcher Jugend waren, ſtellten ſie in Schatten, machten mehr Aufſehen als ſie, vermählten ſich; — während doch andererſeits Xaverie noch immer die gefeierte Königin der Eleganten, obſchon dem dreißigſten Jahr ganz nahe war. Aber Xaverie war die reiche Gräfin Weldensperg, die das glänzendſte Haus machte, die amüſanteſten Feſte, die beſten Diners und Soupers gab. Dieſe ſoliden Eigenſchaften ſicherten ihr bis in's graue Alter den Scepter in der Geſellſchaft. Das Alles ſah Sylvia; das Alles lernte ſie verſtehen; das Alles hatte ſie nicht. Eiferſucht, Mißgunſt, Verachtung Anderer, Ueberſchätzung ihrer ſelbſt, Bitterkeit, trotziger Stolz zogen wie ſchwarze Faden durch ihr armes, nur an Enttäuſchungen reiches Herz. Sie fühlte ſich grenzenlos unglücklich und wußte keinen Ausweg aus ihrer drückenden Lage. Den flüchtigen Gedanken, den ſie einſt gegen Miſtriß Dambleton ausſprach, in England eine Stelle als Muſiklehrerin oder Gouvernante zu ſuchen, hatte ſie längſt aufgegeben. Es war eine vorübergehende Exaltation geweſen, eine Folge der Kränkung, die Tieffenſtein ihr zugefügt hatte. Sie wähnte damals, es ſei ihr unmöglich ihn je wiederzuſehen und mit ihm als mit einem Verwandten zu verkehren; aber die italieniſche Reiſe mit dem beſtändigen Wechſel der Bilder und Eindrücke, begann die Aufregung ihrer Gefühle zu beruhigen und als ſie bei ihrer Heimkehr das Tieffenſtein'ſche Ehepaar ſah, wurde ſie ganz ruhig, denn das Schickſal hatte ſie gerächt: Wilderich und Iſidore führten eine jammervolle Ehe. Er hatte ſich an eine ungeliebte Frau verkauft — und Iſidore, welche mit einer Leidenſchaft für ihn Comödie geſpielt hatte, war wirklich in dieſe Leidenſchaft gerathen und fühlte ſich maßlos unglücklich durch ſeine Gleichgültigkeit. Ihr Vater kannte Iſidorens Neigung zur Sparſamkeit ſo gut, wie Wilderich's Verſchwendungsſucht. Da hauptſächlich er es war, der dieſen Hausſtand unterhalten mußte, ſo bezahlte er Wilderich's Schulden und machte dann Iſidore zur Schatzmeiſterin, indem er ihr und nicht ihrem Mann, die Jahrgelder auszahlte, zu denen er ſich verpflichtet hatte. In dieſer Einrichtung ſah der Baron einen Zügel für ſeinen Schwiegerſohn; Iſidore ein Mittel, um ihren Mann zu feſſeln; Wilderich eine ſchwere Beleidigung von Seiten ſeines Schwiegervaters und eine unausſprechlich gemeine Geſinnung von Seiten ſeiner Frau. Er verachtete ſie und ſie vergötterte ihn, d. h. ſeine Perſon, ſeine intereſſante Erſcheinung, ſeine Haltung, ſeine Redeweiſe, ſein Aeußeres. Wilderich hätte ſich dieſe Vergötterung nicht ungern gefallen laſſen, wenn Iſidore in irgend einer Richtung eine ausgezeichnete Frau geweſen wäre. Da dies aber durchaus nicht der Fall und ſie ebenſo geiſt- als reizlos war, fühlte er ſich förmlich gedemüthigt und äußerſt unangenehm berührt, ſo daß ihm ſeine Schweſter fortwährend Vorſtellungen machen mußte, damit er wenigſtens die äußern Rückſichten gegen Iſidore beobachte.

„Ich kann es nicht länger aushalten . . . ich muß fort von hier oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen!“ mit dieſen Worten trat er eines Tages in Xaveriens Morgenzimmer und warf ſich in einen Lehnſtuhl.

„Poſſen, Wilderich!“ erwiederte ſie ruhig.

„Eiferſüchteleien, Anſprüche, Klagen, zärtliche Vorwürfe, — das ſind freilich Poſſen in den Augen verſtändiger und nüchterner Eheleute. Aber ſie aushalten zu müſſen iſt eine Folter und mit nichten eine Poſſe! . . . Ich bin der unglückſeligſte Menſch auf Erden . . . und das iſt Deine Schuld!“

„Ach Gott, faſele doch nicht, Wilderich! Dein Zuſtand war ja ein ganz unhaltbarer, ehe Du Iſidore heiratheteſt . . . und wo wären Eltern geweſen, nämlich reiche Eltern, die ſich entſchloſſen hätten Dir ihre Tochter zu geben, Deine Schulden zu bezahlen und Dich und Deine Familie zu erhalten? Ich kannte nicht ſolche Eltern und Du kannteſt auch keine. Da fügt es der Himmel, daß die gute Iſidore eine Leidenſchaft für Dich faßt“ . . . —

„Schweige, ich bitte Dich! dieſe Leidenſchaft Iſidorens iſt die größte Demüthigung meines Lebens!“

„Aber ſie iſt eine Thatſache und Du verdankſt ihr eine anſtändige Stellung in der Geſellſchaft, die der Schuldenmacher denn doch mit der Zeit verliert.“

„Die Grünerodes waren herzlich froh ihre unliebenswürdige Tochter in unſeren Kreis hineinzubringen!“

„Das waren ſie und das gehört eben zu den Fügungen des Himmels, welche Dir ſo günſtig ſind“ . . . —

„Daß ich mein Leben verwünſche! mein Leben an der Seite dieſer Frau! . . . Und ich bin erſt vierunddreißig Jahre alt!“ . . .

„Haſt Du denn gewähnt man könne in der Ehe leben ohne einige Opfer zu bringen?“

„Wenn Du von Opfern ſprichſt, Xaverie, ſo muß ich lächeln.“

„Da haſt Du ſehr Unrecht! Es iſt ſchwer ſich beſtändig fügen zu müſſen — und das muß die Frau, der Form nach — wenn ſie dem Weſen nach ihren Willen auch zur Geltung bringen will. Der Mann iſt immer geneigt ohne Weiteres zu despotiſiren und den Theil ſeines Schickſals, der ihm nicht behagt, über Bord zu werfen. Es iſt Dir ſehr heilſam, wenn Du dies als eine Unmöglichkeit einſehen lernſt und Dich mit Deinem Schickſal, wie es nun einmal iſt, befreundeſt.“

„Mit Deinem kühlen Herzen, Xaverie, mag Dir das leicht werden. Ich aber habe ein warmes ... ein heißes Herz“ ... —

„Iſt mir zur Genüge bekannt, guter Wilderich. Aber ich bitte Dich, laſſe das Herz bei Seite! Möge es kalt, lau oder heiß ſein, es verwirrt die Verhältniſſe des Lebens, während ein praktiſcher Verſtand ſie ordnet. In eine ſolche Ordnung biſt Du eingetreten auf meinen Betrieb und mit Deiner Zuſtimmung. Jetzt ſei ſo gut und verbleibe darin. Haſt Du ſchon einen Plan für den Sommer gemacht?“

„Ja! ich beabſichtige eine Reiſe nach Afrika zur Löwenjagd und an den Nordpol zum Wallfiſchfang,“ verſetzte Wilderich wüthend und verließ Xaverie.

Sie ließ ihn gehen und ſprach gelaſſen bei ſich ſelbſt: Er wird ſich gewöhnen wie ich mich gewöhnt habe. Man muß nur das Herz mit ſeinen raſtloſen Anſprüchen raſtlos betäuben durch alle Mittel, welche uns die Welt zu Gebot ſtellt — aber! ohne ſie zu mißbrauchen.

Dies war die Lebensphiloſophie der ſchönen Gräfin Xaverie.

Sie war noch immer mit Sylvia befreundet, allein die große Intimität hatte aufgehört. Xaverie fand, daß Sylvia nicht mehr der erſte Schmuck ihres Salons ſei und Sylvia hatte die Ueberzeugung, daß

Xaverie gegen ihre Verbindung mit Tiefſenſtein gewirkt habe. Das kränkte und verſtimmte ſie. Die Freundſchaft war eben ſo falſch für ſie geweſen wie die Liebe. Nie hatte man ein wahres Gefühl für ſie gehabt! immer hatte man ſie leicht vergeſſen können! immer hatte man ſie — oder hatte ſie ſich ſelbſt getäuſcht! Gab es denn gar keine wahre und dauernde Empfindungen? Hatte nichts Dauer, als der Wechſel der Illuſionen? Es gingen ihr in der Stille namenloſe Troſtloſigkeiten durch die Seele, die ſie nur durch eine hohe moraliſche, vom Glauben getragene Kraft hätte bemeiſtern können. Dieſe Kraft fehlte ihr. Sie machte es ſtatt deſſen wie Xaverie und ſuchte ſich durch die Mittel zu zerſtreuen, welche die Welt ihr bot. Allein das Gefühl ihres Elends wich nicht von ihr.

Vinzenz von Lehrbachs Anweſenheit in der Reſidenz war ein großer Troſt für Sylvia. Sie ſah in ihm einen jungen Mann, der ganz und allein auf ſich ſelbſt angewieſen war, um ſein Fortkommen zu gründen. Er hatte weder Vermögen noch Protection auf dem mühſamen Wege zum Staatsdienſt. Sein Vater, deſſen Einkünfte ſich auf ſeinen Gehalt beſchränkten und der Theobald auf der Univerſität erhalten mußte, konnte ſeinem älteſten Sohne nur ein knappes Jahrgeld geben, ſo daß Vinzenz Alles entbehrte, was außerhalb der eigentlichen Lebensbedürfniſſe lag und auf Unterhaltungen und Erholungen verzichten mußte, welche die Jugend liebt. Er ging nie in Abendgeſellſchaften, nie in's Theater, denn das zog mancherlei Ausgaben nach ſich, die ſein Budget nicht zuließ. Nur ungern und nur auf den ausdrücklichen Wunſch der Seinen war er im Grünerode'ſchen Hauſe erſchienen, weil ſie wünſchten er möge zuweilen Sylvia ſehen.

„Sylphide," ſagte der Baron, „Dein Jugendfreund gefällt mir ſehr gut, iſt ein arbeitſamer junger Mann, macht keine Anſprüche an Lebensgenüſſe, könnte ein gutes Vorbild für Edgar ſein, der ſich bei zwanzig Jahren wie ein kleiner Sardanapal gerirt."

„Mir gefällt er auch," ſagte die Baronin, „denn er ſprach mit großer Liebe von ſeiner Mutter. Schade, daß er ſo ungeheuer viel arbeiten muß."

„Nicht ſchade, ſondern ſehr heilſam!" verſetzte ihr Eheherr: „die angeſtrengte Arbeit macht die tüchtigen Männer."

„Ja, Onkel, wenn ſie dabei ein tüchtiges Ziel und nicht den bloßen Broderwerb im Auge haben, denn ſonſt müßte jeder Holzhauer, jeder Taglöhner, jeder Fabrikarbeiter ein tüchtiger Mann ſein," entgegnete Sylvia.

„Und davon iſt das Geſindel denn freilich weit entfernt," erwiederte der Baron halb verächtlich und halb ingrimmig. „Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, Sylphide, daß ich, wenn ich von tüchtigen Männern rede, Gentlemen im Auge habe.“

Sylvia hatte den Rath der Frau von Lehrbach, ihre Unentbehrlichkeit zu benutzen, um ſich Freiheit zu verſchaffen, nicht in dem Sinn befolgt, wie er ihr ertheilt worden war. Die linde Luft des religiöſen Lebens, die warm und weich ihr Herz berührte, war ſchnell verweht. Sie fühlte ſich zwar höchſt unglücklich; doch anſtatt ihren Troſt in einer Region zu ſuchen, die über der Welt lag, klammerte ſie ſich nur um ſo feſter an die Welt an; und weil ſie meinte, dieſe und jene Menſchen und Verhältniſſe hätten ihr trauriges Schickſal verſchuldet: ſo ſuchte ſie andere Menſchen und andere Verhältniſſe, durch welche ſie glücklich und zufrieden werden könnte. In ihren äußeren und inneren Schickſalen einerſeits die Hand Gottes, andererſeits das Gewebe eigener Schwäche und Hinfälligkeit zu ſehen — dieſe Auffaſſung war ihr mit dem Glauben abhanden gekommen, ſie wußte nicht wie. Als ob ein herrliches Marmorbild dem zerſtörenden Einfluß der Zeit und den Unbilden der Elemente ausgeſetzt geweſen wäre und nichts mehr von ſeiner früheren Schönheit aufwieſe als einige edle Bruchſtücke: ſo unharmoniſch ſah es in ihr aus; und weil ſie das fühlte, — denn ſie war noch lange nicht zu dem Punkt gekommen, wo Gleichgültigkeit gegen dieſen Zuſtand eintritt — wendete ſie ſich von dem Anblick ab, und ſchloß mehr und mehr ihr Auge für Alles, was das Seelenleben betraf. Dennoch behielt ſie eine warme Theilnahme für Vinzenz von Lehrbach, der doch nichts von dem war, was ſie und was die Welt ſchätzte: nicht reich, nicht elegant, nicht ſchön, nicht zu Hauſe in den ariſtokratiſchen Salons, nicht bekannt im excluſiven Club, nicht ein Held des Sport und des Turf. Wie war das möglich? ſie begriff es nicht. Es mußte die Macht freundlicher Erinnerungen aus der lieben Jugendzeit ſein; — oder vielleicht, daß er, wenn auch in untergeordneter Weiſe, doch ganz anders war als die Männerwelt, mit der ſie verkehrte.

„Wie geht es Ihnen? Sie waren lange nicht hier,“ ſagte Sylvia freundlich, als ſie in den kleinen Morgenſalon eintrat, in welchem Vinzenz ſie erwartete.

„Es geht mir gut,“ verſetzte er, „aber die Zeit iſt mir knapp zugemeſſen. Ich ſoll, wie es ſcheint, ſtets daran erinnert werden, daß ſie äußerſt koſtbar und äußerſt flüchtig iſt.“

„Sprechen die Arbeiten Sie an, die Ihre Zeit ſo ſehr in Anſpruch nehmen?“

„Sie gehören zu meinem Beruf. Wer eine beſtimmte Laufbahn betreten will, muß ſich rüſten, um für ſie tüchtig zu ſein. Ohne Selbſtüberwindung und ohne Kampf mit anderen Neigungen — folglich ohne einige Mühe und Langweile geht das nicht ab. Mich intereſſiren die großen gewaltigen Fragen, welche die Zeit bewegen, viel mehr, als die Streitfrage eines Prozeſſes um drei Morgen Land, deſſen Akten ich zu durchleſen habe, während ich jene Fragen ſtudiren und ergründen möchte. Doch was hilft's; man muß ſeine Schuldigkeit thun! dazu iſt man auf der Welt.“

„Gewiß! . . . aber doch auch um glücklich zu ſein!“ rief Sylvia.

„Was verſtehen Sie unter Glück?“

„Die Befriedigung unſerer edelſten Neigungen,“ verſetzte ſie raſch.

„Dieſes Glücks können wir uns verſichern, denn unſere edelſte Neigung iſt ſicherlich die: uns in Uebereinſtimmung mit unſerer Beſtimmung zu bringen. Ob das aber unſere vorherrſchende Neigung iſt, das möchte ich eher bezweifeln als behaupten.“

„Iſt es die Ihre?“ fragte Sylvia lächelnd.

„Ich maße mir nicht an, zu den Ausnahmen zu gehören. Doch ſei ſie auch auf ein ganz kleines Plätzchen im Hintergrund meiner Seele gedrängt — ſie iſt da! ſie regt ſich! ſie läßt mir keine Ruhe!

ſie proteſtirt gegen die Scheinbefriedigungen, die ich finde, indem ich anderen Neigungen folge und ſpricht unabläſſig: Du biſt auf der Fährte eines falſchen Glücks. Dein wahres Glück iſt deine wahre Beſtimmung: es iſt deines Willens Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes. — — Und dahin ſtreb' ich."

„Das iſt ein ernſtes Glück," ſagte Sylvia.

„Das verſteht ſich! das Leben iſt ernſt."

„Sie machen mich noch ſchwermüthiger, als ich ohnehin ſchon bin," erwiederte ſie faſt unmuthig.

„Ohne meine Schuld, denn ich bin es nicht, der das Leben ſo eingerichtet hat wie es iſt. Es iſt kurz, es iſt ungewiß, es iſt voll Gefahren, es iſt ein Weg, der zu zwei entgegengeſetzten Zielen führt, und es iſt unſerer freien Wahl anheim gegeben, ob wir das ſelige, ob das unſelige Ziel erreichen wollen. Iſt das nicht ernſt?"

„O furchtbar ernſt!" rief Sylvia.

„Würden Sie es vorziehen in einer Geſſner'ſchen Schäferwelt zu leben?"

„Nein! deren idylliſche Fröhlichkeit iſt fade. Aber es müßte einen Mittelzuſtand für uns geben."

„Den gibt es auch; nur iſt er nicht andauernd, weil Alles hienieden dem Wechſel und Wan[illegible] [illegible]terworfen iſt. Der Menſch hat frohe Stund[illegible] friedliche Tage, ſüße und edle Freuden, die ihm ſo viel

Muth, Kraft und Hoffnung geben, als er nöthig hat, um beharrlich ſeinen Weg fortzuſetzen. Er hat in der Kindheit Vaterhaus und Familienleben; er hat in der Jugend — die Jugend, dies wunderbare Gottesgeſchenk, deſſen feurige Beweglichkeit und elaſtiſche Spannkraft ihm Dinge möglich machen — möglich zu leiſten, möglich zu tragen — die er ſelbſt nach vierzig Jahren für nicht möglich hält. Er hat als Mann ſeinen Beruf, ſeinen ſelbſterwählten Pflichtenkreis, ſein Streben ihn möglichſt vollkommen auszufüllen — und er hat als Greis und bis zum Tode ſein gutes Bewußtſein, während ſich ein junger Familienkreis um ihn bildet. Das gibt denn ein Gemiſch von Sorgen und Zufriedenheit, von Kummer und Freuden, von Anſtrengung und Raſt, von Mühſal und Erquickung, die das allgemeine Gewebe bilden, welches Menſchenleben heißt, und welches für den Einen mehr, für den Anderen minder, bald mit roſenrothen, bald mit ſchwarzen, bald mit goldenen und bald mit aſchgrauen Fäden durchwirkt iſt.“

Sylvia hatte aufmerkſam zugehört und traurig und immer trauriger ſchaute ſie ihn an. An ihren Wimpern hingen Thränen als ſie mit zitternder Stimme antwortete:

„Ich möchte Sie beneiden, daß Sie ſo klar und ruhig das Leben betrachten. Ich kann es nicht. Ich trat hinein mit tauſend Illuſionen, mit tauſend goldigen Wolkengebilden, die ich für Sonne und Sterne hielt und die ſich vor meinen Augen entfärbten und in einen grauen Nebel verwandelten, der jetzt verdüſternd durch meine Seele wogt."

„Es gibt ſolche Zeiten, doch ſie gehen vorüber," ſagte Vinzenz tröſtend.

„Wiſſen Sie das aus eigener Erfahrung? Das würde mich tröſten."

„Ihre Enttäuſchungen hatte ich nicht, wohl aber die meinen . . . und ſie waren die bitterſten, die man haben kann, denn ſie betrafen mich ſelbſt. Ich wähnte ein kleiner Titane zu ſein, befähigt den höchſten Himmel des Geiſtes im Flug zu erſtürmen — und ich erkannte mich als ein ganz gewöhnliches Menſchenkind, das im Staube des Alltagsweges mit ſaurer Mühe den Alltagsſchritt inne zu halten hat. Das gab tüchtige Demüthigungen, die zuweilen in Entmuthigungen ausarten wollten, bis ich mich entſchloß mich als einen Alltagsmenſchen zu betrachten und zu behandeln, von welchem der liebe Gott nichts weiter verlangt, als daß er ſeine beſcheidene Carriere als rechtſchaffener Mann mache und ſeine Seele rette. Dieſer Entſchluß gab mir Ruhe und die Ruhe gibt Kraft."

„Das klingt, als ſei es wenig . . . aber vielleicht iſt es ſehr viel," ſagte Sylvia: „von allen Menſchen, mit denen ich lebe, mögen es Verwandte oder Freunde ſein, denkt ſchwerlich irgend einer daran ſeine Seele zu retten.“

„Und was thun Sie?“

„Ach, ich weiß zuweilen gar nicht, ob ich eine Seele habe,“ antwortete ſie ſcherzend, weil ſie keine ernſte Antwort geben wollte.

Sie ſtand auf und ſagte traurig:

„Ich bitte, kommen Sie bald wieder . . . aus Mitleid! Es ſieht Alles um mich her ſo glänzend aus, es geht mir äußerlich ſo gut, ſo bequem, daß Niemand ahnt, wie mir innerlich zu Sinn iſt. Man begreift und beklagt das materielle Elend; man iſt erſchüttert, wenn man von jenen Armen hört, die in London vor Hunger umkommen. Aber wer begreift und beklagt die Unglücklichen, die im materiellen Ueberfluß vor Hunger nach etwas Beſſerem verſchmachten? — Niemand! — Es geht ihnen ja ganz excellent! Alle Weltfreuden ſtehen ihnen ja zu Gebot! Warum ſind ſie nicht zufrieden? Sie gefallen ſich in ſchwärmeriſchen Grillen! ſie ſind nervös exaltirt! — Dergleichen liebreiche Urtheile fällt man über ſie. Deshalb ſchweigt ein ſolcher Armer und ſucht mit dem Gram fertig zu werden. Aber das können Sie mir glauben: es gibt Momente, in denen ich die Bettlerin auf der Gaſſe beneide, weil es mich leichter dünkt den phyſiſchen Hunger zu ertragen, als den Hunger des Herzens nach Verſtändniß — nach wahrem Glück . . . denn Sie mögen ſagen, was Sie wollen — es iſt ein wahres, ein wirkliches, ein ächtes Glück: Uebereinſtimmung der Gedanken und Gefühle, der Anſichten und Beſtrebungen zu finden. Das weiß der am Beſten, der ſie bitter vermißt! Sie denken in vielen Dingen anders, vielleicht richtiger als ich, denn Sie ſind beſſer als ich. Aber das drückt mich nicht. Im Gegentheil! mich verlangt danach zu einem Menſchen mit einer gewiſſen Ehrfurcht aufzuſchauen . . . es ſtärkt und ermuntert mich! — Alſo bitte! ſeien Sie barmherzig und kommen Sie recht oft zu mir. Vielleicht gelingt es Ihnen meine hinfällige Seele aufzurichten."

„Das vermag nur Gott und ſeine Gnade," erwiederte Vinzenz.

„Nennen Sie es wie Sie wollen!" bat ſie und hob flehend die Hände auf: kann ein Menſch dem anderen zu ſeinem Fortkommen in der Welt behülflich ſein und wird eine ſolche Nächſtenliebe Tugend genannt — warum ſollte nicht daſſelbe im Seelenleben ſtattfinden?"

„Es findet ſtatt," antwortete Vinzenz; „doch dazu muß man auf einer ganz anderen Stufe ſtehen, als Sie und ich. Wer eine Seele aufwärts führen will, muß einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben und wer ſich einer ſolchen Führung anvertraut, muß ein tiefes, heißes Verlangen nach Vollkommenheit haben — ein gewaltiges und beharrliches Verlangen, welches im Stande iſt große Opfer für ein ganz ideales Ziel zu bringen. Daß ich ein höchſt unvollkommener Menſch bin, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Und Sie? . . . Arme Sylvia! Sie denken mehr an ein zeitliches Glück, als an Ihre Seele in der Ewigkeit. Können Sie Nein ſagen?"

„Ich kann es nicht . . . ich kann nicht lügen!" ſeufzte ſie.

„Ich kann Ihnen alſo nicht helfen. Aber thun Sie doch das Einfachſte: wenden Sie ſich an einen frommen Prieſter, benutzen Sie die Gnadenmittel, welche die Kirche ihren Kindern bietet."

„Wenn Sie ſo ſprechen, werde ich eiskalt," unterbrach Sylvia und trocknete ihre Thränen: „was weiß ein Prieſter vom Menſchenherzen?"

„Dieſe Phraſe ſollten Sie nicht brauchen, da Sie gewiß nie Ihr Herz einem Prieſter eröffnet haben," ſagte Vinzenz lächelnd: „und dann dachte ich auch nicht eigentlich an eine Herzenseröffnung, ſondern, um mich genau auszudrücken, an eine Gewiſſenserforſchung."

„Ich bin keine Miſſethäterin," entgegnete ſie beleidigt.

„Werden Sie jetzt begreifen," fragte er ſanft und eindringlich, „daß ich nicht im Stande bin Ihnen behülflich zu ſein im Seelenleben Fortſchritte zu machen? So wie ich Ihnen einen praktiſchen Rath gebe, fühlen Sie ſich abgeſtoßen oder gekränkt. Sie wollen wiſſen, wie ich über dieſen und jenen Punkt denke und finden Sie, daß es richtig iſt, ſo ſind Sie damit einverſtanden und erfreut über Ihr eigenes Urtheil, das Sie in meinen Worten wiederfinden. Aber das Alles muß ein Spiel des Geiſtes bleiben und nicht zu einer Anforderung werden, welche von Ihnen Selbſtverleugnung verlangt. Halten Sie es für möglich auf dieſe Weiſe zu innerer Klarheit und Kraft zu kommen?“

Sylvia weinte Thränenſtröme und antwortete nicht; denn nie hatte ein Menſch, am wenigſten ein junger Mann, ſo zu ihr geſprochen, ſo eindringlich, ſo liebreich, ſo ernſt, ach! und ſo wahr.

„Vergeben Sie mir,“ ſagte Vinzenz nach einer Pauſe: „ich habe Sie nicht betrüben wollen.“

„Das weiß ich,“ erwiederte Sylvia und ſuchte ſich zu faſſen: „aber Sie ſehen, in welchem hoffnungsloſen Zuſtand ich bin; — ich kann die Wahrheit nicht ertragen . . . ſie zermalmt mich.“

„O nein! ſie zermalmt nur den Widerſtand Ihrer Natur — und das iſt ein gutes Zeichen,“ ſagte er tröſtend.

„Haben Sie wirklich noch Hoffnung für mich?“

„Dum spiro, spero! So lange ich athme hoffe ich — für Sie, für mich, für uns Alle!"

„Dum spiro, spero!" wiederholte Sylvia gefaßter: das ſoll auch mein Loſungswort ſein! . . . und jetzt will ich hoffen Sie bald wieder zu ſehen."

Sie trennten ſich mit herzlichem Händedruck und früher als Vinzenz gedacht und als Sylvia gehofft hatte, fand er eine Stunde, um wieder zu ihr zu gehen.

Die Verwundeten.

So verſtrich der Winter. Der Frühling kam und mit ihm die fluchwürdigſte That, die das unglückſelige Deutſchland ſeit drei Jahrhunderten erlebt hat. Den Frevel des dreißigjährigen Krieges, des ſiebenjährigen Krieges, wiederholte in höchſter Potenz der Bruderkrieg des Sommers 1866.

Das Schloß in Grünerode war voll Menſchen, aber das frühere laute Treiben war verſtummt. Man ſprach leiſe, man ging leiſe, man flüſterte einander traurige Befürchtungen, ſchwache Hoffnungen zu. Man begegnete den bedenklichen Mienen der Aerzte und der ſtillen Sorgſamkeit der barmherzigen Schweſtern. Tieffenſtein, Edgar und Vinzenz von Lehrbach hatten alle Drei den Krieg mitgemacht. Tieffenſtein zog aus als Soldat, als Rittmeiſter, der für nichts verantwortlich iſt, als für ſeine Escadron und dem die Schlacht doch noch lieber war, als die Löwenjagd, weil ſie zu ſeinem unmittelbaren Beruf gehörte. Edgar zog aus, weil es ſein mußte, nicht mit Vergnügen, aber mit Leichtſinn. Für Vinzenz war es anders. Sein Herz voll ſtarkem und geraden Rechts- und Pflichtgefühl ließ ſich durch keine Phraſen täuſchen: es ſah Deutſchland in Todesnöthen und er ſah es mit dem Auge und dem Gefühl eines guten Sohnes, der ſeine Mutter erliegen ſieht unter den Streichen ſeines habgierigen Bruders.

Jetzt war er mit Tieffenſtein in Grünerode, beide ſchwer verwundet. Edgar hatte ſogleich ſeinem Vater telegraphirt, man möge Wilderich und ihn aus dem Lazareth holen. Der Baron kam auf der Stelle mit der verzweiflungsvollen Iſidore, die ſchon im Geiſt ihren Mann als Leiche ſah. In einem Waggon der Eiſenbahn, der mit Poſtpferden beſpannt wurde, transportirte der Baron ſeinen ſterbenden Schwiegerſohn, ſeinen leichtverwundeten Sohn und da er Vinzenz von Lehrbach als deren Leidensgefährten im Lazareth gefunden und Platz im Waggon hatte — auch dieſen nach Grünerode, wo Sylvia inzwiſchen alle Vorkehrungen getroffen hatte, welche für die Krankenpflege am zweckdienlichſten waren. Unter allen Umſtänden hätte ſie dies mit Theilnahme und Umſicht gethan; als ſie aber erfuhr, daß der Onkel auch Vinzenz mitbringe, that ſie es mit viel innigerem Intereſſe, während die Baronin ſeufzte:

„Haben wir denn nicht genug an zwei Verwundeten! — Was wird das für einen ungewohnten Tumult geben, wenn noch ein Dritter, ein Fremder, kommt.“

„Quäle dich nicht darüber, Tante!“ ſagte Sylvia: „wir haben ja zwei Krankenſchweſtern und des armen Lehrbach werde ich mich beſonders annehmen.“

„Das iſt ſehr ſchön, Liebchen . . . wenn nur die Verwundeten uns nicht das Lazarethfieber in's Haus bringen.“

„Aber, liebe Tante, ſie ſind ja ſo früh aus dem Lazareth genommen, daß dieſe ſchreckliche Krankheit ſie ſchwerlich ergriffen hat.“

„Dein Onkel, Liebchen, hat zuweilen ganz komiſche Ideen,“ ſagte die Baronin: „höre nur, was er ſchreibt: „Ich bringe Lehrbach mit, weil man für die Helden etwas thun muß, die ihr Blut vergoſſen für die Ehre und die Vergrößerung unſeres theuern Vaterlandes.“ Ich bin der Meinung, daß man etwas Anderes für ſie thun, als ihretwegen das eigene Haus in ein Spital verwandeln ſoll.“

Das war aber nicht zu ändern! Ihr Mann, wie alle Menſchen mit einem Horizont, den nur der Egoismus begrenzt, war hochbegeiſtert für jeden Erfolg des Augenblicks, möge ihn auch die Gewalt im Bunde mit äußern Umſtänden herbeigeführt haben. Unſere letzten achtzig Jahre ſind reicher, als irgendeine Epoche der Weltgeſchichte, ſowohl an glücklichen Erfolgen, als an Warnungen ihretwegen nicht zu früh zu triumphiren. Wie triumphirte die erſte franzöſiſche Revolution durch ihre Guillotine nach Innen und durch ihre Waffen nach Außen — und in wenig Jahren ſchwang eine eiſerne Despotie ihre Geißel über ſie. Wie triumphirte der erſte Napoleon durch Siege, die Europa in Ketten legten — Europa, bis auf zwei Punkte, die Jeder kennt: der eine war eine Inſel mit Männern und der andere ein Felſen mit Greiſen. Und wie jammervoll lieſen die unerhört glänzenden Erfolge dieſes Siegers aus. Nach einer Handvoll Jahre gab es abermals einen erſtaunlichen Erfolg in Europa: das Bürgerkönigthum feierte ihn und ein gutes Stück von Europa klatſchte Beifall und bewunderte, bis eines Tages das arme Bürgerkönigthum, wie ein macht- und weſenloſer Schatten verſchwunden war. Alle dieſe ſo verſchiedenen und ſo außergewöhnlichen Erfolge, die von ihren Anhängern förmlich angebetet wurden, was gründeten ſie? was ordneten ſie? — Sie zerſtörten, ſie vernichteten, ſie ſchleuderten die Welt in den Zerſetzungsprozeß einer permanenten Revolution hinein, deren Erfolge ſelbſtverſtändlich revolutionäre Akte ſind: Gewalt, im Bunde mit Liſt, Falſchheit und Lüge, iſt obenauf. Das Völkerrecht hat aufgehört, das Recht des Stärkeren deſſen Platz eingenommen und tiefer Reſpect vor der vollendeten Thatſache krönt die Verwirrung der Begriffe, zerſetzt die Ueberzeugungen, entmannt die Charaktere — und ruft als natürlichen Gegenſatz offenen oder heimlichen Widerſtand, neue revolutionäre Bewegungen hervor. Das iſt aber kein menſchenwürdiger und folglich kein haltbarer Zuſtand. Die neueſten Ausgeburten der Revolution mögen ſich immerhin dadurch vor anderen auszeichnen, daß ſie von Thronen ausgehen: eine Bürgſchaft haben und geben ſie deshalb noch nicht, daß ſie minder ephemere Erſcheinungen als ihre Vorgänger ſein werden. Und ſie will man mit wahrhaft chineſiſcher Devotion feiern und anbeten? Man warte doch nur einige Jahre, um ſicher zu ſein, daß man ſich mit ſeinem Idolendienſt nicht blamire. Aber es iſt nun einmal ſo: Sclavenſeelen haben das Bedürfniß der Unterwürfigkeit, Männerſeelen das Bedürfniß freiwilliger Unterwerfung — und zu Sclavenſeelen werden Deutſchlands Staatsbürger mit großer Sorgfalt herangebildet.

Baron Grünerode hatte dies Geſchäft mit Glück bei ſich ſelbſt beſorgt. Er kannte nichts Höheres als kluge Speculationen von günſtigem Erfolg gekrönt und ſo machte es ſich ganz von ſelbſt, daß ihm der Erfolg zum Maßſtab jeder Größe wurde. Er ſchwelgte in roſigen Träumen von einer Epoche des Friedens, die dem Aufſchwung aller induſtriellen Unternehmungen und commerziellen Verhältniſſe ungeheuer günſtig ſein werde und deshalb begeiſterte er ſich, zum größten Erſtaunen ſeiner Frau, für die Helden, die mit ihrem Blut jene große Zeit herbeiführen halfen.

Vinzenz von Lehrbach war ſehr gerührt und erfreut, als ihm der Baron vorſchlug ihn nach Grünerode mitzunehmen. Ein Lazareth iſt die Stätte namenloſen Elends, unſäglicher Qual. Hier tritt nicht nur der Tod mit einem Gefolge der grauenhafteſten Leiden auf, ſondern auch das Leben hat ungeahnte Schreckniſſe, indem es mit Verkrüppelungen und Verſtümmelungen Männer und Jünglinge heimſucht, die in voller Kraft ſtehen und deren Exiſtenz meiſtentheils auf ihren geſunden Gliedern beruht. Dazu die verdorbene Luft, die mangelhafte Pflege, der maſſenhafte Jammer, die grauſigen Schmerzensbilder der Wunden und der Operationen, die Klagelaute der Leidenden, die wilden Phantaſien der Fieberkranken, der Angſtſchrei der Todesnoth, das Röcheln der Sterbenden. Vinzenz ſchätzte ſich ſehr glücklich dieſem furchtbaren Aufenthalt entrückt zu werden, obſchon ihm der Arzt nicht verhehlte, ſeiner Wunde in der Schulter könne die Reiſe gefährlich werden.

Aber er langte glücklich in Grünerode an, während Tieffenſtein ſchwer am Kopf verwundet und im bewußtloſen Zuſtand war. Sylvia telegraphirte ſogleich an Frau von Lehrbach, ſie möge ſich keine Sorge machen, ihr Sohn ſei in Grünerode und beſtens verſorgt und täglich ſchrieb ſie der bekümmerten Mutter ein Bülletin, bis Arzt und Wundarzt erklärten, er ſei außer Gefahr und die Heilung werde ihren normalen Verlauf haben. Edgar, deſſen Verwundung ſehr unbedeutend war, bekam aber das Nervenfieber zum größten Entſetzen ſeiner Mutter, die aus ihrem gewöhnlichen Lebensgang aufgeſcheucht und dem Außergewöhnlichen gar nicht gewachſen war. Bald wollte ſie mit Harry und mit Iſidorens zweijährigem Töchterchen nach der Reſidenz flüchten, bald Sylvia mit den Kindern dahinſchicken, bald nichts von dem Allen. Sylvia aber erklärte mit großer Beſtimmtheit, ſie werde Grünerode nicht verlaſſen. Hier ſei Jemand nothwendig, der das ganze verſtörte Haus dirigire; die Tante allein könne es unter dieſen Umſtänden nicht, Iſidore habe für nichts Sinn und Aufmerkſamkeit als für Wilderich: folglich falle dieſe Pflicht auf Sylvia, möge die Tante bleiben oder gehen. Die Baronin ſchlug einen Mittelweg ein: ſie brachte Harry und die Kleine nach der Reſidenz und fuhr zwiſchen derſelben und Grünerode hin und her, obſchon es eine ſehr ſtarke Tagereiſe war. Sylvia bekam das Regiment im Schloß, ſelbſt wenn die Tante ſich dort aufhielt.

Vinzenz bewunderte Sylvia, wie vortrefflich ſie ſich ſelbſt benahm und Alle zu nehmen wußte, und wie alle Selbſtſucht, Eitelkeit und Eigenliebe von ihr gewichen ſchien. Sie verband in ſich die ſorgſame Hausfrau und die liebreiche Krankenwärterin. Edgar, Wilderich und Vinzenz waren Jeder in einem beſonderen leidenden Zuſtand und demgemäß von einander getrennt. Das erſchwerte die Aufſicht; denn wenn auch die Krankenſchweſtern die ſpezielle Pflege beſorgten, ſo mußten ſie doch abgelöſt und mit Allem verſehen werden, was ihrem Pflegling nöthig war. Sylvia fühlte ſich ſehr zufrieden in ihrer neuen freien Stellung. Sie war Herrin im Schloß; was ſie befahl geſchah; was ſie anordnete wurde ausgeführt. Kam die Tante, ſo legte ſie eine ſo kurze und klare Rechenſchaft ab, daß dieſe erſtaunte und für den Augenblick zwar ſehr damit zufrieden, aber im Stillen doch beſorgt war, Sylvia könne wohl Luſt bekommen, auch in Zukunft ein Regiment zu führen, auf das ſie ſich ſo trefflich verſtand. Jetzt war nichts zu ändern, da ſie ſelbſt jede Woche ihren Aufenthalt wechſelte. Der Baron kam ſelten und immer nur auf einen Tag.

„Krankenpflege iſt Sache der Frauen,“ ſagte er — „und überflüſſig, ja läſtig ſind Diejenigen im Krankenzimmer, die ſich nicht damit befaſſen. Sylphide, ſchönes Herzchen, Du wirſt unſere Verwundeten ſämmtlich mit Hülfe Deiner affröſen Ordensſchweſtern curiren.“

„Ich nicht, Onkel . . . die Schweſtern vielleicht! — aber affrös ſind ſie nicht.“

„Um ihre Tugenden bekümmere ich mich nicht, Sylphide! allein ihre äußere Erſcheinung iſt affrös.., wahre Vogelſcheuchen! Schauderhafter Anblick! Vielleicht hat man ſie abſichtlich gewählt, weil ſie junge Männer pflegen ſollten. In die verliebt ſich Keiner, darauf gebe ich Dir Brief und Siegel. In Dich“ . . . —

„Sprich doch nicht ſo frivol, Onkel!“ unterbrach ihn Sylvia.

„Larifari, Sylphide! Du weißt recht gut, daß daß Du ſchön biſt und daß die Herzen der Männer der Schönheit gegenüber leicht Feuer fangen. Das iſt eine Wahrheit. Die Wahrheit aber iſt nie frivol, meine ſchöne Hexe.“

„Die Wahrheit nicht, Onkel! nur die Weiſe wie Du ſie ausſprichſt.“

„Mußt Du denn durchaus das letzte Wort behalten, Du Tauſendſaſa!“ ſagte der Baron lachend, klopfte ſie auf die Wange und ging von dannen.

Nachdem Edgar eine gefährliche Criſis des Nervenfiebers glücklich überſtanden hatte, ſagte der Baron ganz gemüthlich:

„Das Sprichwort hat Recht: Unkraut vergeht nicht. Jetzt will ich nach Paris reiſen und der Weltſituation den Puls fühlen, was trotz unſerer Siege und unſerer Lorbeerkränze am ſicherſten an der Seine geſchieht.“

„Wie ſprichſt Du ſo ruhig etwas ſo Entwürdigendes aus, Onkel!“ rief Sylvia empört. „Zwiſchen der Seine und uns fließt der Rhein.“

„Du biſt noch jung, Sylphide, und lebſt folglich noch in gewiſſen Illuſionen über Menſchen und Dinge,“ antwortete er gelaſſen. „Mein Alter und die Verhältniſſe, in denen ich ſtets gelebt habe, laſſen Täuſchungen der Art nicht zu. Ich habe zu viel hinter die Couliſſen des Welttheaters geſehen. Große Phraſen machen mir keinen Eindruck und wenn ein momentaner glänzender Erfolg mich auch veranlaßt, mit dem übrigen Publikum zu applaudiren, ſo vergeſſe ich doch nie, daß eine Comödie der andern Platz macht und daß der, welcher heute den Helden oder den père noble ſpielt, morgen eine Bedientenrolle bekommen kann. Alſo ich gehe nach Paris und bringe Dir den ſchönſten Winteranzug von dort zurück, den Phöbe auftreiben kann.“

So war denn Sylvia viel allein mit ihren Kranken. Ganz unerwartet ſtellte ſich bei Wilderich eine Beſſerung ſeines Zuſtandes ein. Die Bewußtloſigkeit, in welche ſeine furchtbare Kopfwunde ihn verſenkte, wich mehr und mehr. Er kam einigermaßen zur Beſinnung; wenigſtens erkannte er die Perſonen, die ihn umgaben. Trat Sylvia an ſein Schmerzenslager, ſo ging ein Lichtfünkchen in ſeinem müden Auge auf; trat Iſidore heran, ſo erloſch es.

Seit ſeiner Verheirathung kam Wilderich ſo ſelten, wie der Anſtand es irgend erlaubte, zu ſeinen Schwiegereltern und wo es auch ſein mochte, hielt er ſich ſo fern von Sylvia, als ſie von ihm. War es unvermeidlich, ſo wechſelten ſie einige gleichgültige Worte. Jedes Intereſſe, jede Sympathie hatte gründlich aufgehört, wenigſtens von Sylvia's Seite. Es war ihr daher unangenehm in Beziehung auf ſich, daß er jetzt in ſeinem leidenden Zuſtand gleichſam dem Inſtinkt ſeines Herzens folgte, denn er hatte ja mit Ueberzeugung ſein eigenes Herz und das ihre unwiderruflich dem Mammon geopfert. Iſidoren gegenüber fühlte ſie jedoch einen großen Triumph und einen reichen Erſatz für die Kränkungen und Demüthigungen, die Wilderich's Treuloſigkeit ihr bereitet hatte. Iſidore würde durch jede andere Lebensäußerung ihres Mannes beſeligt geweſen ſein; dieſe aber war ihr bitterer als ſeine Bewußtloſigkeit. Sylvia war ihr immer im Wege, immer ein

Dorn im Auge geweſen. Wollte ſie es auch jetzt ſein? Sylvia dachte an jene Tage, wo die Eiferſucht, die jetzt Iſidore folterte, auch ſie gefoltert hatte und ſie genoß die kurze Rache für ihr zerſtörtes Glück; dann aber ſagte ſie einmal ganz kalt zu Iſidore:

„Mir ſcheint, Dein Mann geräth in einen aufgeregten Zuſtand, wenn man ihn beſucht. Der Arzt hat die äußerſte Ruhe für ihn empfohlen; ich werde alſo meine Beſuche auf Euerem Flügel einſtellen und mich mehr mit Edgar und Lehrbach beſchäftigen, denn Beide ſind in der Geneſung und langweilen ſich furchtbar. Daß mein Verſchwinden aus Euerem Bereich nicht mit Mangel an Theilnahme zuſammenhängt, weißt Du.“

„Zur Genüge,“ entgegnete Iſidore mit derſelben Kälte: „wäre es mir nicht peinlich geweſen, ſo hätte ich Dich ſchon längſt gebeten Deine Beſuche bei uns einzuſtellen.“

„Sieh, welche ungeahnte Harmonie zwiſchen uns ſtattfindet,“ verſetzte Sylvia und treu ihrem Entſchluß theilte ſie fortan ihre Zeit zwiſchen Edgar und Vinzenz — jedoch mit einiger Bevorzugung des Letzteren. Denn was konnte ſie mit dem unwiſſenden, oberflächlichen Edgar leſen und ſprechen? Verſtand ſie auch mit einem Jagd-, Pferde- und Hunde-Liebhaber oder mit einem paſſionirten Theaterfreund ſich zu unterhalten, ſo beſchränkte ſich dieſe Converſation auf die Dauer einer Viertelſtunde, während Edgar ſie tagelang fortzuſetzen wünſchte. Gewiſſe Lectüren wären ihm wohl ſehr willkommen geweſen, doch durfte er ihr nicht zumuthen ſie ihm zu machen, da Sylvia ihm einmal trocken erklärt hatte, ein ungeziemendes Wort, ein unpaſſender Scherz würden genügen, um ſie für immer aus ſeinem Krankenzimmer zu entfernen. Bei Lehrbach war es anders. Zuerſt erbaute ſie ſich an der Ruhe und Geduld, womit er ſeine äußerſt ſchmerzliche Verwundung in der Schulter ertrug; ſpäter freute ſie ſich über die innige Dankbarkeit, die er ausſprach, über die Bereitwilligkeit, mit welcher er Alles that und Alles annahm, was man zweckmäßig für ſeinen Zuſtand fand; und endlich trat ein erhöhtes Intereſſe ein, als ſie bemerkte, daß Vinzenz von einem andern Gefühl als dem einer innigen Dankbarkeit beſeelt werde. Ihm erſchien Sylvia ſo unausſprechlich liebenswürdig, ſo ganz anders gemüthvoll als bisher; ſie entwickelte in ihrem täglichen, häuslichen Walten eine ſo überraſchend neue Seite ihres Weſens; die Dame aus der großen Welt trat dermaßen in den Hintergrund, — daß er ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, in einfachen, unſcheinbaren Lebensverhältniſſen werde ſie ihre wahre Beſtimmung erfüllen, alle Tugenden des Weides entfalten, ihr Glück finden und — ſehr glücklich machen. Ganz allmälig, er wußte nicht wie, kamen ihm dieſe Gedanken und niſteten ſich in ſeinem Herzen ein, als ob ſie liebliche Vögel wären, die ein gar ſüßes Lied ſängen, worauf ſo ſüß zu lauſchen ſei. Unter anderen Umſtänden, wenn er ſich hätte beſchäftigen oder entfernen können, würde er vielleicht dieſen Vögeln, ſo anmuthig ſie waren, nicht erlaubt haben in ſeiner Bruſt ein Neſt zu bauen. Jetzt war er wehrlos gegen ſie. Unter anderen Umſtänden hätte er aber überhaupt Sylvia nicht vollſtändig und ihren ganzen Werth nicht kennen gelernt. Ihm fielen jetzt zwar auch zuweilen ihre Schattenſeiten ein; aber der Liebe gelang es ja ſo leicht das Herz des Weibes zur Religion zurückzuführen, beſonders dann, wenn das religiöſe Gefühl nicht fehlte, und wenn die Verhältniſſe mehr als der Wille die Ausübung der religiöſen Pflichten verhindert hatten. Ja, ſollte ſelbſt der Wille ſchwach geworden ſein — gab es eine edlere Aufgabe als die, ihn wieder ſtark und rein zu machen! ihn der Welt abzuringen und für Gott zu gewinnen! Welche erhabene Aufgabe! für ihn beſonders lockend, da ſein ideales Streben ſo wenig Befriedigung auf dem dürren und beſtaubten Wege fand, den er einſchlagen mußte, weil es ſich für ihn um den Unterhalt des Lebens handelte.

Der Unterhalt des Lebens! — das war nun freilich ein ſehr bedenklicher Punkt, der ihn mit großer Bangigkeit erfüllte. Er hatte noch etwa zwei Jahre vor ſich, bevor ſeine Examina abſolvirt waren. Konnte er dann auch auf eine Anſtellung im Staatsdienſt zählen, ſo war die Beſoldung doch nicht genügend, um daraufhin eine Familie, mit einer ſo verwöhnten Frau wie Sylvia war, zu gründen. Seine Schweſter Mechtild hatte freilich ein ganz ähnliches Loos freudig angenommen und es befriedigte ſie; aber Mechtild war höchſt einfach und arbeitſam erzogen, mit geringen Anſprüchen an Glanz und Wohlbehagen, während Sylvia als ſeine Gattin auf derartige Gewohnheiten verzichten mußte. Wenn ſie ſich aber dazu entſchloß — welche Kraft mußte ſie dann aus ihrer Entſagung und Selbſtverleugnung ſchöpfen! ... Aber was ſollte ſie zu dieſem Heldenmuth befähigen? — die Liebe! eine ſtarke, große Liebe. Und ach! durfte er das hoffen? . . . — Dann nahm er ſich vor, ſich alle dieſe Gedanken aus dem Sinn zu ſchlagen, ſich bei ſeiner bevorſtehenden Rückkehr in die Reſidenz mit angeſtrengtem Fleiß ſeinen Arbeiten zu widmen und Sylvia nicht mehr zu ſehen, ſie ihrem Schickſal zu überlaſſen, das nun einmal nicht mit dem ſeinen in Uebereinſtimmung zu bringen war. Und was wird dann aus ihrer Seele? fragte der Ur-Sophiſt, das Herz: ihre Seele iſt deine wahre

Liebe und um dir einige Kämpfe zu erſparen willſt du ſie aufgeben und in der Weltwüſte einſam laſſen? Wie feig iſt das! . . . —

Er hatte bis jetzt nie dies Gefühl gekannt. Seine fromme Erziehung, ſeine eifrigen Studien, ſein ernſter Charakter, ſein tiefreligiöſes inneres Leben, ſeine beſchränkten pecuniären Mittel, das Bewußtſein auf eigenen Füßen ſtehen zu müſſen: das Alles hatte ihm eine große Concentration nach Innen gegeben und ihn vor vielen Gefahren und Thorheiten geſchützt, denen jeder Jüngling mit ſeinem für neue Eindrücke empfänglichen Sinn ſo leicht ausgeſetzt iſt. Als aber Vinzenz jetzt zum Erſtenmal dieſe Neigung empfand — da war ſie ſtark, ſtark wie ſein Herz, wie ſein Charakter, welche beide in der Beharrlichkeit und in Ueberwindung von Schwierigkeiten geübt waren.

So kam das Spätjahr und brachte ihm volle Herſtellung und Trennung von Sylvia. Er ſollte ſie fortan nicht mehr täglich ſehen, nicht mehr ihren leichten raſchen Schritt ſich ſeiner Thür nahen hören, nicht mehr ſein Auge an ihrer ſchönen Erſcheinung erfreuen, nicht mehr ihr ſorgliches liebenswürdiges Walten in ſeiner Nähe ſpüren. Der Tag ſeiner Abreiſe war vor der Thür. Auch Edgar war vollkommen geneſen und ſicher vor Rückfällen. Sein Nervenfieber hatte keine Anſteckungsfälle nach ſich gezogen und die Baronin kam mit den beiden Kindern aus der Reſidenz zurück. Aber gerade dieſe letzten Tage waren peinlich für Vinzenz, denn er ſah Sylvia nur noch im Familienkreiſe, in welchem er und Edgar zwei heterogene Elemente waren, die im beſtändigen Widerſpruch an einander anprallten.

„So kurz iſt das Leben und ich ſollte es nicht genießen, wie es mir gefällt!“ ſagte Edgar.

„So kurz iſt das Leben und ich ſollte es nicht ſo anwenden, wie es Gott gefällt!“ ſagte Vinzenz.

„Bah! Gott! dieſe Fiction iſt für jeden denkenden Menſchen ein überwundener Standpunkt!“ rief Edgar.

„Aber, Liebchen, erwäge Deine Worte!“ ſagte ſeine Mutter mit ſtillem Entſetzen.

„Edgar, Du hältſt einmal wieder Rodomontaden,“ ſagte Sylvia verächtlich.

„Es gibt Menſchen, die nur an das denken, was ihnen bequem und genehm iſt,“ ſagte Vinzenz: „vermuthlich redet Baron Edgar von dieſer Sorte von Denkern.“

„Ich bitte ſehr, Herr von Lehrbach!“ verſetzte Edgar ſpöttiſch: „wir ſind keine Sorte, keine geringe Spielart. Die Jugend unſerer Zeit und unſerer Welt denkt wie ich.“

„Ihrer Welt — ja! Ihrer Zeit — nein! denn zu dieſer Zeit lebe auch ich, leben Tauſende von Männern und Jünglingen, denen Chriſtenthum und Glaube nicht abhanden gekommen, denen Gott keine Fiction und ſeine Offenbarung keine Lüge iſt; — und die in ihren Ueberzeugungen einen unerſchöpflichen Gegenſtand des Nachdenkens, einen raſtloſen Sporn des Strebens und eine ſichere Grundlage und Richtſchnur für ihre Handlungen haben — lauter Dinge, welche denjenigen fehlen, die in der ewigen Wahrheit eine Fiction ſehen."

„Ich überlaſſe es Ihnen, die Vorzüge zu ſchätzen, welche Ihre Denkweiſe Ihnen gibt," erwiederte Edgar: „ich ſchätze die meine unendlich höher, denn ſie beruht auf der edeln Freiheit meiner Natur, die ſich gegen eine todte Ueberlieferungslehre ſträubt und nur das annimmt, was ſie verſteht. In dieſer edeln Freiheit gelten die Geſetze der Ehre, die ein Sporn für unſer Streben und ein Maßſtab für unſere Handlungen ſind."

„Meinen Sie denn, daß Leute, welche nichts wiſſen wollen von Gott und ſeinen Geboten, nicht eines guten Tages auch decretiren könnten, die Ehre ſei eine Fiction? — um ſo mehr, als Manches, was man Ehre nennt, in der That eine Fiction iſt."

„Die Geſetze der Ehre ſind zu tief in die menſchliche Bruſt eingegraben, um von einem ſolchen Decret erſchüttert zu werden."

„Das Bewußtſein vom Daſein Gottes iſt gewiß tiefer als irgend eine andere Idee dem Menſchenherzen eingeprägt, weil der Menſch nach dem Bilde Gottes geſchaffen iſt und die Seele dadurch eine unvertilgbare Beziehung zu Gott an ſich trägt. Dennoch verdunkeln unſere Leidenſchaften dies Bewußtſein; — und das ſollte nicht auch den Anſichten geſchehen, die man in der Welt von der Ehre hat?“

„Tauſendmal geſchieht es!“ rief Sylvia lebhaft: „Männer, die höchſt ehrenhaft genannt werden, begehen aus Ehrgeiz, aus Schwäche, aus Habſucht, aus Feigheit, die größten Gemeinheiten, die freilich nicht ſelten von der Welt gebilligt und belobt werden, weil ſie ganz bereit iſt, daſſelbe zu thun. Ihr Lob kann aber eine unehrenhafte Handlung nicht ehrenhaft machen. Ihr Lob beweiſt nur, wie ſchwach das Bewußtſein von Ehre gegen die Selbſtſucht iſt. Selbſtſucht regiert die Welt!“

„Ja, die weltliche Welt, die ſich von Gott losgeſagt hat,“ erwiederte Vinzenz, während Edgar rief: „Nun, das verſteht ſich doch ganz von ſelbſt, Sylvia! Wir ſollen und wollen Alle unſeres Lebens uns freuen: dieſe Idee ſteht nun einmal feſt in jedem Menſchen, ſei er ein Geſchöpf Gottes oder der Natur — und nur die Selbſtſucht wie Du ſagſt, die Selbſtliebe, wie ich euphoniſtiſch ſage — kann dieſe Idee verwirklichen. Sie ſind ja ein Liebhaber von Ideen, Herr von Lehrbach! Da dieſe zwar nicht ſehr erhaben, aber ſehr allgemein iſt: ſo werden Sie der Berückſichtung ſie werth finden.“

„Die Selbſtſucht, die nach Befriedigung jagt, verfolgt keine Idee, ſondern folgt ihrem Triebe, dem auch das Thier in ſeiner Sphäre folgt — nur mit dem Unterſchied, daß dieſer Trieb nicht bei dem Thier wie bei dem Menſchen durch Bosheit, Sünde und Laſter verſtärkt wird,“ antwortete Vinzenz.

„Es iſt doch aber ganz unmöglich, im Menſchenherzen die Sehnſucht nach einem Etwas, das ihn dauernd befriedigt, zu vertilgen, beſter Lehrbach!“ rief Sylvia.

„Die Sehnſucht nach dauernder Befriedigung iſt ſchon ein Anklang aus dem übernatürlichen Leben,“ ſagte Vinzenz: „ſie weiſt auf Gott und auf unſere himmliſche Beſtimmung hin; denn die Erde iſt die Stätte dauernder Befriedigung nicht — es ſei denn, daß wir dieſelbe nicht im Beſitz ihrer Güter ſuchen.“

„In dergleichen hohe Geſpräche miſche ich mich nicht gern,“ nahm die Baronin plötzlich das Wort, „aber ich muß Ihrer Anſicht mit meiner Erfahrung und meinem Beiſpiel widerſprechen: ich bin ſehr befriedigt durch meine Verhältniſſe, denn ich habe einen guten Mann, gute Kinder, gute Geſundheit, gute Lage, gute Stellung in der Geſellſchaft. Warum ſollte ich nicht ſehr zufrieden auf der Erde ſein und nach etwas Ueberirdiſchem verlangen, Herr von Lehrbach?“

„Das ſehe auch ich in der That nicht ein,“ verſetzte Vinzenz ganz verlegen, während Edgar lachend ſagte:

„Ja, ja, Mama! Du und ich wir verſtehen uns! Du haſt Deine Befriedigung da gefunden, wo ich ſie ſuche, nur iſt unſere Art und Weiſe ſo verſchieden, wie eben Mann und Frau es ſind.“

„Aber an Gott habe ich immer geglaubt, mein Liebchen, und bin auch immer eine gute Katholikin geweſen,“ erwiederte ſie.

„Das gehört eben auch zu unſerer Verſchiedenheit“ entgegnete Edgar lakoniſch; — und da ſeine Mutter ſchwieg, ſo ſchwiegen auch Sylvia und Vinzenz und er hielt ſich für einen gewaltigen Sieger.

Dergleichen Geſpräche wiederholten ſich fort und fort bei jeder Mahlzeit, auf jedem Spaziergang, bei jedem Zuſammenkommen. Vinzenz ging ſtets mit großer Vorſicht darauf ein, denn daß er die Baronin und Edgar nicht bekehren könne, war ihm ſehr klar und ob Sylvia auf dem Wege der Disputation zu bekehren ſei, war ihm durchaus nicht klar. Sie aber fand Vergnügen daran ihn ſprechen zu hören und ihn auf der edleren Seite und als Verfechter der ſchönen Gedanken zu ſehen. Waren es für ſie auch nur Gedanken und konnte ſie ihnen auch nicht ihre volle Zuſtimmung geben, weil ſie ahnte, daß ihr Gewiſſen alsdann auch höhere Forderungen an ſie ſtellen würde: ſo fühlte ſie ſich doch von Lehrbach's idealer Richtung ſympathiſch berührt und von Edgar's materialiſtiſcher Richtung abgeſtoßen. Aber mit all ſeinen Idealen war Vinzenz ein armer unbekannter junger Mann, der für die Welt in der Claſſe Derjenigen verſchwand, die um ihr Brod arbeiten, während Edgar ſehr berückſichtigt wurde, weil er reich war und mit ſeinem Reichthum Aufſehen machte. Ich glaube ganz gewiß an Gott, ſprach ſie zuweilen zu ſich ſelbſt, als wolle ſie ſich über dieſen Punkt ſicherſtellen: aber aus vollem Herzen mit ſeinen Fügungen übereinſtimmen, kann ich unmöglich, weil ſie immer mit menſchlicher Zuthat vermiſcht ſind und weil ich dieſe Beimiſchung, die mich unglücklich und elend macht, gründlich verabſcheue und als ein feindliches Element betrachte. Auf die Zeit der Freiheit und Unabhängigkeit, die ich hier genoſſen habe, folgt jetzt in der Reſidenz meine Knechtſchaft und auf das ſüße Bewußtſein mit zarteſter Liebe geſchätzt zu werden, das demüthigende — wegen meiner Sclavendienſte beliebt zu ſein. O Freiheit! Unabhängigkeit! Ruhe! Liebe! werde ich euch nie genießen? Sind dieſe Güter zu hoch für die Erde . . . zu hoch für mich? — —

Vinzenz ſah ihr ſchönes, von Schwermuth umflortes Auge und fragte ſich ſelbſt mit leiſem Zagen und leiſer Hoffnung: Warum iſt ſie traurig? Iſt es der Abſchied? Iſt es jene unerklärliche Melancholie, welche großen Schickſalswendungen oder dem Ausbruch großer Leidenſchaften vorherzugehen pflegt?

Am 13. Oktober 1866.

Es war der vorletzte Abend. Im kleinen freundlichen Salon brannte ein helles Feuer im Marmorkamin und das Licht in einigen mattgeſchliffenen Lampen. Die ſeidenen Fenſtervorhänge waren feſt zugezogen. Eine Maſſe fremdländiſcher Blumen in großen Körben durchdufteten das warme behagliche Gemach. Auf dem weichen Fußteppich ging Sylvia einſam und lautlos auf und nieder. Nichts war zu hören als der Pendelſchlag der alten Wanduhr in ihrem ſchönen Gehäuſe von Marqueterie und das leiſe Rieſeln von Sylvia's dunkelblauem Seidenkleid, das über den Teppich dahin ſchleifte. Raſtlos war ſie hin und her gegangen und unruhig und unbeſtimmt waren auch ihre Gedanken. Da trat Lehrbach ein. Sie erſchrack beinahe und ſetzte ſich am Kamin auf einen niedrigen Stuhl, indem ſie ſagte:

„Welch ein Wechſel! Sonnenglut als Sie kamen und Kaminfeuer da Sie gehen.“

„Welch ein Wechſel auch für mich!“ verſetzte er.

„Ja . . . aber er hat Ihnen Geneſung gebracht. Sie kehren friſch und kräftig aus dem Krankenzimmer zu Ihren Berufsarbeiten zurück und bald wird Ihr Aufenthalt in Grünerode wie ein ſchwerer Traum hinter ihnen liegen.“

„Was meine phyſiſchen Leiden betrifft — ja; was meine Dankbarkeit — nein! Sie thun mir Unrecht, wenn Sie wähnen, daß die unausſprechliche Güte und Barmherzigkeit, die Sie für mich hatten, etwas ſei, das ich vergeſſen könne . . . abgeſehen davon“ — ſetzte er mit bebender Stimme hinzu — „daß es überhaupt nicht möglich iſt . . . Sie zu vergeſſen.“

„Da irren Sie ſehr! Man hat mich noch immer ganz leicht vergeſſen,“ ſagte Sylvia mit einem Anflug von ſchmerzlicher Bitterkeit, ſchlug die Arme über einander, als wolle ſie ſich in ſich ſelbſt verſchließen und blickte in die ſpielende Flamme des Kamins. Und nach einer kleinen Pauſe ſetzte ſie aufgeregt hinzu: „Es iſt nun einmal ſo: ein verwaiſtes Weſen wie ich, ein armes Fräulein wie ich, zählt nicht mit in der menſchlichen Geſellſchaft, iſt nur da, um den Leuten die Zeit zu vertreiben oder das für ſie zu thun, was ſie ſelbſt nicht thun mögen; — je nachdem ihre Fähigkeiten ſind. Sie iſt überall ein Lückenbüßer. Sie darf keinen Anſpruch an ein ſelbſtſtändiges Sein, Wollen, Handeln machen. Liebende Fürſorge der Eltern, ſympathiſche Theilnahme von Geſchwiſtern kennt ſie nicht. Sie ißt das Gnadenbrot. Es ſchmeckt bitter — obſchon es zuweilen Zuckerbrot iſt. Glauben Sie mir: ich bin daran gewöhnt nicht mitzuzählen in der glänzenden Umgebung in der ich lebe und ein Atom, ein Nichts iſt leicht zu vergeſſen.“

„Wie kommen Sie ſo plötzlich in dieſe trübe Stimmung? Ich habe Sie ſo lange ich hier bin nie anders als in ruhiger Heiterkeit geſehen,“ ſagte Lehrbach und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Ich war ſo zu ſagen mein eigener Herr, und konnte ſelbſtſtändig für Andere ſorgen und mich nach meinem Geſchmack beſchäftigen. Ich hörte nicht fortwährend das Schreckliche: Sylvia, ein Billet ſchreiben! Sylvia, ſpazieren fahren! Sylvia, zwanzig Aufträge auf Einmal ausführen! Sylvia, ſingen! Sylvia, tanzen! Wer das acht volle Jahr durchgemacht hat, der frohlockt über jede Abwechſelung der Verhältniſſe, über jeden ſtillen Augenblick, — und beſonders dann, wenn man, wie ich, eigentlich nichts begehrt, als Freiheit und Brot.“

„Iſt das Ihr Ernſt?“ fragte Lehrbach und ſchaute feſt in ihr Auge.

„Warum zweifeln Sie?“ fragte ſie mit ſtolzer Empfindlichkeit.

„Ich zweifle nicht ... aber ich hätte gern die größtmögliche Gewißheit darüber.“

„Wenn Sie den namenloſen Jammer kennen würden, wie ich ihn kenne, der unter den vergoldeten Verhältniſſen dieſes Hauſes zu finden iſt: ſo würden Sie nicht an der unbedingten Wahrheit meiner Geſinnung zweifeln. Ich darf Ihnen nur einen flüchtigen Umriß geben, allein er genügt, um einleuchtend zu machen, daß Gold und Glück zweierlei ſind. Der älteſte Sohn wurde vermocht ſich gegen ſeine Neigung mit einer reichen Frau zu vermählen, die ihm Grauen einflößt, weil ſie an einem entſetzlichen unheilbaren Uebel leidet. Er trägt ſein Schickſal — doch von Glück iſt keine Rede. Die älteſte Tochter vermählte ſich mit einem vortrefflichen Mann — jedoch nicht weil er vortrefflich iſt, ſondern weil er ein immenſes Vermögen hat. Sie wußte ſo wenig ihn zu ſchätzen, daß er trotz ſeiner Güte und Langmuth ſchon zweimal auf dem Punkt war ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, denn er iſt Proteſtant; — und daß jetzt die Sache ſchlimmer ſteht denn je. Der unglückliche Tieffenſtein hat gleichfalls gegen ſeine Neigung Iſidore geheirathet, um aus den Schulden heraus und in eine beſſere pecuniäre Lage zu kommen. Es gilt das von dieſem Paar, was irgendwo Heine ſagt, nur gerade umgekehrt und zwar ſo: „Sie liebte ihn, denn er war liebenswürdig. Er aber liebte ſie nicht, denn ſie war nicht liebenswürdig.“ Und welche Zukunft ſteht ihnen bevor! Heute ſagte mir der Arzt, Tieffenſtein werde fürchterlich entſtellt bleiben und ob ſein Gehirn nicht gelitten habe, könne man noch nicht beurtheilen. Edgar kennen Sie zur Genüge. Mein Onkel nennt ihn den kleinen Sardanapal und würde ihn vielleicht nicht tadeln, wenn nicht Edgar ein wahnwitziger Verſchwender wäre. Dann iſt Harry da — ein armes Kind! ſo kränklich, ſo verweichlicht und verzogen, daß ſchwerlich etwas Tüchtiges aus ihm werden kann. Alſo fünf Kinder — und für jedes Kind iſt, wie man ſagt, eine Million beſtimmt. Doch Glück und Segen haben ſie nicht und Freude machen ſie nicht. Sieht man das in der Nähe, erlebt man das Alles, macht man tauſend Intriguen und Verkehrtheiten mit durch, welche in Folge ſo vieler windſchiefer und confuſer Verhältniſſe bei erſchlafften, genußſüchtigen egoiſtiſchen Charakteren eintreten: ſo dürfen Sie ſicher ſein, daß man aus tiefſter Seele ruft: Freiheit und Brot!“

„Iſt das Ihr Ernſt? Wirklich und wahrhaft Ihr Ernſt? Keine Laune, keine Uebermüdung, kein vorübergehender Einfall?“ fragte Vinzenz eindringlich.

„Es iſt dermaßen mein Ernſt,“ erwiederte Sylvia mit Nachdruck, „daß ich vor einigen Jahren mit der Abſicht umging in England Gouvernante zu werden. Ich gab ſie auf, weil Miſtriß Dambleton mir bewies, ich würde auf einer ſolchen Stelle noch weniger Freiheit genießen und in noch größere Abhängigkeit gerathen. Und dann iſt es auch ſo ſchwer ein paſſendes Haus zu finden."

In dieſem Augenblick ſchien es ihr, als würde ſie mit Freuden jede nur einigermaßen paſſende Stelle annehmen und ſie ſetzte hinzu:

„Könnten Sie mir vielleicht dazu verhelfen?"

„Dazu nicht! Nein! . . . aber etwas Anderes möchte ich Ihnen anbieten . . . den ruhigen Hafen des häuslichen Heerdes . . . wenn Sie mir vertrauen — wenn Sie mich lieben könnten," ſagte Vinzenz feſt und innig.

Sylvia ſchreckte auf, wendete ſich langſam zu ihm hin und ſagte:

„Sie haben ein ernſtes Wort geſprochen; allein ich fürchte, das Mitleid gab es Ihnen ein und Mitleid iſt keine Empfindung, auf welche ſich der häusliche Heerd bauen läßt. Er verlangt ſtärkere Fundamente."

„Sylvia!" rief er und ſein tiefes, treues Auge ruhte feſt auf dem ihren, „nicht mit Worten kann ich Ihnen meine Gefühle auseinanderſetzen; allein ich habe, Gott ſei gedankt, meine ganze Zukunft und mein ganzes Leben, um Ihnen zu beweiſen, daß ich Sie liebe."

Sylvia brach in Thränen aus.

„Warum weinen Sie?" fragte er beklommen; „können Sie, wollen Sie meine Liebe nicht annehmen . . . nicht erwiedern?"

„O, daß ich Ihnen ſo recht aus dem innerſten Herzen vertrauen könnte!" rief Sylvia ſchmerzlich; „aber die Menſchen ſind treulos und die Welt iſt falſch. Wenn Sie ſich täuſchten . . . und mich täuſchten!"

„Ich denke nicht, daß ich falſch bin," entgegnete er ſanft; „doch auch in dieſer Beziehung gelten Worte nichts, ſondern Handlungen. Es liegen zwei Jahre zwiſchen dieſem Augenblick und jenem glückſeligen, der mir erlaubt Sie an den häuslichen Heerd zu führen. Wollen Sie mir Hoffnung auf dieſes Glück geben?"

„Ich habe das Vertrauen verloren," ſagte ſie nach einer Pauſe, beinahe finſter. „Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich zweimal in meinen Gefühlen tief verwundet, in berechtigten Hoffnungen bitter getäuſcht bin. Zweimal wurde ich vergeſſen und habe ich vergeſſen. Beide Männer zogen mir reiche Frauen vor und ich war zu ſtolz, um eine unerwiederte Neigung im Herzen zu hegen. So kommt es, daß ich mich nicht zu froher Zuverſicht erſchwingen kann — um ſo weniger, als wir für Jahre noch getrennt wären."

„Wenn nicht eine Stimme in Ihrer Bruſt Ihnen ſagt: Du darfſt Dich auf dieſen Vinzenz verlaſſen — dann, Sylvia, ſchweige auch ich. Aber ſeien Sie nicht ungerecht gegen mich: ich bin nicht verantwortlich für das, was Andere verſchuldet haben und mein Leben, das ſeit unſerer Kindheit vor Ihren Augen liegt, ſollte Ihnen verbürgen, mein' ich, daß frevelhafter Leichtſinn nicht meine Art iſt."

„Aber die Dankbarkeit, die in edeln Seelen ſo warm und innig iſt, könnte Sie hinreißen," ſagte ſie beängſtigt.

„Fahren Sie nur fort mein Herz zu durchforſchen," erwiederte er lächelnd.

„O bedenken Sie, was Sie thun!" bat ſie dringend: „ich bin arm."

„Auch ich bin es — und ich danke Gott dafür, denn dadurch habe ich gelernt mich auf Ihn und auf meine eigene Tüchtigkeit zu verlaſſen, wo es das Fortkommen im Leben gilt."

„Meine ſchönſten Jahre liegen hinter mir."

„O Sylvia! die Liebe geht über alle Zeit hinweg! Was kümmern mich die Kalenderjahre!"

„O Vinzenz! Vinzenz! ich bin nicht ſo gut, nicht ſo fromm, nicht ſo ſelbſtlos wie Sie!"

„Sagen Sie das im Ernſt — Sie? hier? . . . Hier, wo Sie ſeit drei Monaten ein Leben der Entſagung und der Barmherzigkeit führen, das Sie zur Rivalin Ihrer Krankenſchweſtern macht! Nein, Sylvia, Sie ſind gut und Sie haben alle Anlagen, um beſſer und immer beſſer zu werden. O Sylvia, ſcherzen Sie nicht in dem tiefen Ernſt des Augenblicks!"

„O Gott, Vinzenz! es iſt ja gerade ein ſo furchtbar trauriger Ernſt, daß ich mich zum Sterben nach der Luft der Freiheit, des Glückes und der Liebe ſehne... und nicht den Muth habe in ſie hinaus zu treten" ...— —

„Wohlan, geliebte Sylvia! ich trage Dich hinaus!" rief er hingeriſſen. Dann ſetzte er gefaßter hinzu: „Aber jetzt keine Ausflucht mehr, ſondern wahr und einfach wie ich Sie frage, ſo antworten Sie mir: Darf ich hoffen?"

„Ja ... wir wollen hoffen, ich vertraue Ihnen, Vinzenz! ich glaube, daß Sie das Vertrauen, dies beſte Gefühl des weiblichen Herzens dem Mann gegenüber — nicht täuſchen werden," verſetzte ſie ermuthigt und trocknete ihre Thränen.

„Sylvia!" rief er entzückt und nahm ihre Hand. Sie drückte flüchtig die ſeine, erhob ſich raſch und ſagte:

„Schweigen Sie! Man wünſcht hier nicht, daß ich meine Verwandten verlaſſe — nicht aus Zärtlichkeit für mich, nur weil ich ihnen bequem bin. Vor zwei Jahren iſt an keine Verbindung zwiſchen uns zu denken. In zwei Jahren ließe ſich aber manche Intrigue anſpinnen, um uns zu trennen. Ich kenne dieſen Boden. Darum ſchweigen Sie! . . . Wir verſtehen uns auch ohne Worte, nicht wahr? — Und nun gehen Sie. Es iſt noch nicht die Theeſtunde da. Ich muß allein ſein und mich faſſen."

„Und ich muß allein ſein und Gott danken!" rief Vinzenz, küßte ſtürmiſch Sylvia's Hände und verließ den Salon.

Sie ſank auf ihren Sitz zurück, preßte beide Hände vor die Stirn und fragte ſich ſelbſt leiſe, zwiſchen Bangigkeit und Frohlocken ſchwankend: O, er liebt mich! er liebt mich! . . . Wird dies eine wahre Liebe ſein? — wird ſie mich beglücken . . . und werde ich ihn glücklich machen? — Wird die Qual der Sclaverei aufhören, und Ruhe, Freiheit, Stille am eigenen Heerd mich beſeligen? — Wird nicht wiederum die Welt ſich zwiſchen uns drängen? — Sie erhob ſich, hauchte in ihr Taſchentuch, drückte es auf ihre Augen und trat vor einen Spiegel, um zu ſehen, ob die Thränenſpuren verſchwunden wären. Sie ſind es, ſprach ſie leiſe, indem ſie ſich prüfend betrachtete; — aber ach! mir ſcheint, daß meine Schönheit bereits ſehr geſchwunden iſt! Die erſte Frühlingsfriſche iſt unwiederbringlich dahin! . . . Ich bin ſechsundzwanzig und ein halbes Jahr alt . . . bald dreißig! . . . und mit dreißig Jahren iſt man alt. Gewiß muß Vinzenz mich lieben und in edler Weiſe lieben, da er daran nicht denkt! —

Nein, daran dachte er gar nicht! und die kommenden Jahre, die ihr betrübend ſchienen, lachten ihn an, denn eine Frühlingsluſt durchwehte plötzlich ſein ernſtes Leben und brachte ihm die Verheißung eines ungeahnten Glücks, welches mit lieblichen Banden Zeit und Ewigkeit, Erde und Himmel, zwei Herzen und zwei Seelen verband.

„Aber, Liebchen, willſt Du heute nicht den Thee bereiten?“ fragte die Baronin, die längſt ihren Platz im bequemen Sopha eingenommen und ihre Anſichten über Tieffenſtein's Zuſtand ausgeſprochen hatte, ohne daß Sylvia es beachtete, weil ſie in geſpannter Unruhe an die unerwartete Wendung ihres Schickſals dachte, und eine gewiſſe äußere Erleichterung darin fand, raſtlos auf und nieder zu gehen. Die Frage der Tante mahnte ſie an ihre häusliche Pflicht und ſie ſetzte ſich an den Theetiſch, indem ſie um etwas zu ſagen ſagte:

„Verzeihung, liebe Tante! ich hatte nicht bemerkt, daß man das Theegeſchirr ſchon gebracht habe.“

„Du wollteſt Dir gewiß etwas Bewegung machen, weil Du wegen des ſchlechten Wetters heute weder ſpazieren gehen noch reiten konnteſt; nun, das iſt verſtändig,“ ſagte die Baronin.

Sylvia blieb die Antwort ſchuldig, denn Edgar und Lehrbach traten ein. Sie nahm ſich gewaltſam zuſammen, um jede Spur von ungewöhnlicher Erregung zu unterdrücken und um mit gewohnter Unbefangenheit das Geſpräch führen zu können.

„Es wird wahrhaftig die höchſte Zeit in die Reſidenz zurückzukehren!“ rief Edgar, „denn bei dieſem Wetter ſtirbt man vor Langeweile auf dem Lande, wenn man nicht eine amüſante Hausgeſellſchaft hat.“

„Du biſt immer ebenſo verbindlich als amüſant,“ erwiederte Sylvia ſpöttiſch.

„Vor Deinen ſchönen Augen finde ich keine Gnade; — das weiß ich längſt,“ antwortete Edgar.

„In einem Hauſe, wo monatelang Todtkranke ſich befinden, kann man unmöglich Beſuche machen und empfangen und an geſellige Vergnügungen denken,“ ſagte Sylvia.

„Und wer kann das überhaupt in einer Zeit, die ſo viel Sorge und Leid in die Familien — und ſo viel Trauer und bittern Schmerz über unſer armes, deutſches Vaterland gebracht hat,“ ſagte Lehrbach.

„Ah bah!“ rief Edgar, „wir ſind ja die Sieger! Ruhm und Ehre wiegen doch wahrhaftig das bischen vergoſſene Blut auf.“

„Jeder Tropfen Blut, der für einen anderen Zweck als den der Vertheidigung des Vaterlandes und der Kirche gegen ungerechte Angriffe vergoſſen wird, iſt eine Verſündigung an der Menſchheit!" rief Vinzenz empört — „und was die Ehre betrifft, ſo weiß ich nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll."

„Wir werden uns ſchießen!" ſagte Edgar kalt.

„Das werden wir nicht," antwortete Vinzenz noch kälter. „Wir haben ſo eben unſer Leben auf's Spiel geſetzt für eine Sache, die Recht, Wahrheit und Vernunft mit Füßen tritt — ich, weil mich eine äußere Verpflichtung dazu nöthigte — Sie"... —

„Weil ſie mich begeiſterte und weil ſie glorreich iſt!" unterbrach Edgar.

„Sei dem ſo!" verſetzte Lehrbach; „genug, wir ſchlugen aus ſehr ernſten Beweggründen unſer Leben in die Schanze, wir ſchwebten in großer Gefahr es zu verlieren; es iſt uns dennoch erhalten worden — und jetzt ſollte unſere erſte That ſein, daß wir wider einander eine Miſſethat begehen?"

„Das Duell iſt keine Miſſethat!" rief Edgar.

„Trachten zwei Männer einander ganz kaltblütig nach dem Leben, wie das im Duell geſchieht, ſo iſt das eine Mordabſicht und folglich eine Miſſethat," verſetzte Vinzenz; „ich weiß nicht, wie Sie das beſchönigen wollen."

„Es iſt Durſt nach Rache, Herr von Lehrbach! nach Genugthuung!"

„Ganz recht! Es iſt ein Durſt, der ſich in Bruderblut ſtillt. Haben zwei Männer aber nicht die Abſicht einander umzubringen und duelliren ſie ſich dennoch: ſo iſt das eine abſurde Comödie, eine Fanfaronnade von Tapferkeit und Ehrgefühl, welche verſtändige Leute mit einem Gemiſch von Mitleid und Verachtung behandeln ſollten. Dieſes ſind für mich genügende Gründe, um das Duell zu verabſcheuen. Hätte ich ſie aber auch nicht, ſo würde es mir genügen zu wiſſen, daß die Kirche das Duell anathematiſirt hat, um mich nie zu duelliren."

„Was müſſen das für Feiglinge ſein, die vor einer Handvoll Prieſtern kriechen!" ſagte Edgar verächtlich.

„Wir werden uns ſchießen," verſetzte Vinzenz trocken.

„So werden Sie plötzlich Ihren Grundſätzen zu meinem höchſten Erſtaunen untreu?"

„Nein!" erwiederte Vinzenz lächelnd: „Sie ſehen nur, daß man in permanenten Zweikämpfen verbleiben müßte, wenn man für jede Anſicht und jede Aeußerung, die unſerer Anſicht widerſprechen, blutige Rechenſchaft verlangen und auf ein unliebſames Wort eine Herausforderung ergehen laſſen wollte."

Die Baronin, die mühſam dachte, ſchwer begriff, unvollkommen einem Geſpräch folgte und daher ſehr zerſtreut war, faßte jetzt erſt, wovon die Rede ſei und ſagte zu ihrem Sohne:

„Aber, Liebchen, dieſen Unſinn muß ich mir doch ſehr verbitten. Hier in meinem Salon, an meinem Theetiſch, unter meinem Dach will ich Frieden haben.“

Sylvia hatte das Geſpräch ſehr gelaſſen angehört. Sie kannte Edgar mit ſeinem Heldenmuth, der in Prahlerei beſtand und um auf einmal die ganze Sache abzubrechen, ſagte ſie lieblich zu Vinzenz:

„Sind Sie in allen Stücken ein unbedingt gehorſamer Sohn der Kirche?“

„Ich ſuche und wünſche es zu ſein, weil ſie an Gottes Statt zu uns ſpricht. Da ich aber ein ſehr unvollkommener Menſch bin, ſo fehlt auch viel an meinem vollkommenen Gehorſam,“ antwortete er.

„Ich gehorche meinen Vorgeſetzten und ſonſt keinem Menſchen auf Erden!“ rief Edgar.

„O Liebchen, das ſollteſt Du nicht ſagen und nicht thun,“ verſetzte ſeine Mutter; „es iſt ſehr gut den Eltern zu gehorchen.“

„Nun ja, Mama, die Eltern laſſe ich gelten! aber dann — baſta! die Kirche hat mir nichts zu befehlen. Die Kirche! . . . Kirche! . . . das iſt überhaupt ein Ding, das man nicht kennt.“

„Freilich, wenn Sie von Gott nichts wiſſen wollen, werden Sie die Kirche nicht kennen! das iſt logiſch,“ verſetzte Lehrbach.

„Logiſch oder nicht!“ rief Edgar erzürnt, „ich bin Soldat; der Soldat dient dem König, nicht der Kirche. Die Kirche mit ihren Geboten und Verboten geht ihn gar nichts an ... geht mich gar nichts an. Der König iſt mein quasi Herrgott."

„Sie irren," ſagte Vinzenz ruhig.

„Ich werde doch meine eigenen Geſinnungen kennen, Herr von Lehrbach!"

„Nie kann und darf ein armer ſterblicher Menſch der Herrgott eines anderen Menſchen ſein."

„Ihr Papſt iſt es doch für Sie!"

„Mit nichten! Er iſt nur der Stellvertreter Gottes in Dingen des Glaubens und Stellvertreter Gottes in Beziehung auf weltliche Macht ſollen auch die Fürſten ſein. Nur deshalb nehmen ſie ihre hohe Stellung ein; nur deshalb iſt man ihnen Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig; alſo wehe ihnen, wenn ſie es nicht ſind. Wollen Sie aber irgendeinen Fürſten zu einem ſelbſtſtändigen Gott machen, weil Sie an den wahren Gott nicht glauben, ſo werden Sie ſehr bald Ihres Idols überdrüſſig werden und das verachten, was Sie vergöttert haben."

„Es iſt nicht meine Gewohnheit mich für alle Ewigkeit mit meinen Geſinnungen fix und fertig zu machen."

„Das iſt weiſe bei zwanzig Jahren! Aber ſcheint Ihnen nicht, es ſei ebenfalls weiſe, gewiſſe feſte Grundſätze ſich anzueignen, um an ihnen unſere Geſinnungen zu prüfen, anſtatt dieſe von unſeren Launen abhängig zu machen?"

„Sie ſind zu ernſt für mich, Herr von Lehrbach. Sie müſſen furchtbar ſtreng erzogen ſein. Hier ſind wir Leidensgefährten geweſen; doch gute Kameraden für's Leben werden wir nimmermehr."

„Ich hoffe jedoch, daß wir gute Freunde ſind und als ſolche uns trennen; denn es wäre mir ſehr ſchmerzlich, in dieſem Hauſe, wo ich mit Güte überhäuft worden bin, mit irgend Jemand in Unfrieden zu ſtehen. Iſt auch unſer beiderſeitiger Standpunkt gründlich verſchieden, ſo darf er doch nicht das Wohlwollen ausſchließen."

„O, ich habe ein großes Wohlwollen für alle Menſchen!" rief Edgar.

„Für Alle, welche Dir nichts in den Weg legen," ergänzte Sylvia lachend.

Edgar antwortete in demſelben ſcherzenden Ton und Sylvia hielt ihn aufrecht, um ihre innere Erregung zu verbergen. Als ſie endlich allein in ihrem Zimmer und ſicher vor jeder Störung war, ſank ſie erſchöpft am Kaminfeuer in einen Lehnſtuhl, ſtützte den Kopf auf die Hand und fragte ſich ſelbſt: Iſt es denn wahr? Verlange ich nichts als Freiheit und Brot? . . . nur Brot? keinen Ueberfluß? . . . Freiheit und Liebe bietet mir Vinzenz. Als ſeine Gattin finde ich die ſchöne, freie, nur von der Liebe beſchränkte Stellung, welche das Glück des Weibes ausmacht — doch meine äußere Lage wird das Gegentheil der jetzigen ſein. Ohne einen Kreuzer zu beſitzen, lebe ich jetzt ſorglos im Genuß jeder Bequemlichkeit des Lebens — ja, des größten Luxus. Als Lehrbach's Frau werde ich vielleicht häusliche Sorgen haben! ... Aber er wird mich ſtützen, mich berathen ... mich lieben! und die Liebe eines ſo reinen, geraden Herzens wiegt tauſend kleine Sorgen auf! — Die Tage ſind dahin, da ich auf ein glänzendes Glück hoffen durfte . . . Meine Stellung in der Geſellſchaft wird mit jedem Jahr minder angenehm ... In dieſen Kreiſen hat das arme Fräulein ſo ziemlich die Gewißheit ein altes, ein uraltes Fräulein zu werden ... Gräßlich! ... Nein, nein! ich hatte ganz recht zu ſagen: Freiheit und Brot! —

Sie ſchellte. Bertha trat ein, verrichtete ihren Dienſt und ſagte redſelig wie immer:

„Welch ſchauderhaftes Wetter, gnädiges Fräulein! Man meint, der Sturm werde das Schloß zum Fenſter hinein werfen. Genau ein ſolcher Abend war es, als Sie heute vor acht Jahren zum Erſtenmal in's Haus kamen. Wie haben die Zeiten ſich geändert! Wie waren Sie damals betrübt und traurig, gnädiges Fräulein, und jetzt ſind Sie ſo wunderſchön, ſo herrlich gekleidet, ſo weitgereiſt. Nicht wahr, es war ein rechter Glückstag — jener dreizehnte Oktober? und ich dachte damals, es müſſe ein Unglückstag ſein . . . wegen des Dreizehnten. Heute iſt auch wieder der dreizehnte Oktober.“

„Ob es ein Glücks- oder Unglückstag ſein wird?“ fragte Sylvia in Gedanken und ganz betäubt von der plötzlichen, ungeahnten Schickſalswendung.

Täuſchungen.

Lehrbach und Edgar waren abgereiſt und ſtiller denn je war es im Grüneroder Schloß. Sylvia fühlte eine unausſprechliche Leere in ſich und Verödung um ſich. Alles war anders geworden! Sie war nicht mehr Herrin im Schloß, nicht mehr ſorgſame Hausfrau, nicht mehr theilnehmende Krankenpflegerin. Da war Niemand mehr, der ihres Kommens ſich freute, dem ſie wohl that durch einen Blick, durch ein Lächeln, mit dem ſie vertraulich reden, bei dem ſie auf Verſtändniß zählen durfte; — Niemand, bei dem ſie ſich geborgen und geſchützt in ihrem innerſten Weſen fühlte. Dies Gefühl, dies Vertrauen flößte Lehrbach ihr ein — und nur er. Dieſe Ruhe, dieſe Klarheit, dieſe unerſchütterlichen Grundſätze, dieſe unbeſtechliche Gewiſſenhaftigkeit hatte ſie bei keinem anderen Mann gefunden; — vielleicht, weil ſie bisher mehr Werth auf glänzende Aeußerlichkeiten gelegt hatte, wie bei Wilderich oder auf die Sympathie der Gefühle, wie bei Aurel —

und höhere Eigenſchaften nicht geſucht hatte. Genug, Lehrbach nahm in ihren Augen eine um ſo edlere Stellung ein, als dieſe in keiner Weiſe durch einen blendenden Nimbus gehoben wurde. Aurel's Zuneigung hatte ſie beglückt. Wilderich's Huldigung hatte ihr ein freudigſtolzes Siegesgefühl gegeben. Durch Lehrbach's Liebe fühlte ſie ſich geehrt. Denn dieſe Liebe war keine Tändelei der Empfindung, der Phantaſie. Dieſe Liebe ſah Schwierigkeiten und Mühſal vorher, ſtellte ſich ſelbſt auf die Probe der Jahre und ſchreckte nicht zurück vor geduldiger Ausdauer in der Arbeit um dereinſt den Lohn zu gewinnen. Und ein ſolcher Mann, ſo tüchtig und ſo edel, ſchenkte ihr ſein Herz ohne Rückhalt und begehrte von ihr nichts als ihr Herz — kein Vermögen, keine vortheilhafte Connexionen, keine Verbindung mit einflußreichen Perſönlichkeiten; nichts, als ihr Herz. Er traute ſich mit berechtigtem Selbſtgefühl den Willen und die Kraft zu, um für ſich und das Weib ſeines Herzens eine ſichere Stätte im Leben zu erringen. — Sylvia lebte mit dem Gedanken an Vinzenz und von ihm.

Wilderich's Zuſtand war kläglich. Er lebte, ja er genas ſogar bis auf einen gewiſſen Punkt und es wurde endlich ſeiner Schweſter geſtattet ihn zu beſuchen. Bisher war Xaverie ab und an nach Grünerode gekommen, doch ohne je ſein Zimmer zu betreten, weil man auch die leiſeſte Erregung fern von ihm hielt. Nachdem ſie jetzt etwa eine Viertelſtunde bei ihm geweſen war, kam ſie weinend in den Salon zurück, umarmte Sylvia und rief:

„O der Arme! der Arme! Wie wird er das ertragen!“

„Was?“ fragte Sylvia erſchreckt.

„Seine furchtbare Entſtellung, Sylvia! Haſt Du ihn nicht geſehen?“

„Nein! Man hütete ihn ja ängſtlich ſelbſt vor Dir.“

„Du kannſt ihn gar nicht erkennen, ſag' ich Dir! Die Wunde hat ein Auge fortgenommen und einen Theil der Wange: dadurch iſt der Mund, iſt das ganze Geſicht verzerrt. Ich konnte den Anblick nicht ohne Thränen ertragen! ... Auch ſein Gehirn ſcheint beſchädigt zu ſein ... Langſam und ſchwerfällig iſt ſeine Sprache und auf jedes Wort muß er ſich beſinnen. Wer weiß, ob er im Dienſt bleiben kann! ... Was fängt er dann nur an? Mit dieſer Entſtellung in der Geſellſchaft fortleben wie bisher — iſt unmöglich! Das duldet auch ſeine Eitelkeit nicht. O Sylvia! denke Dir den ſchönen, brillanten und eleganten Wilderich eine ſo armſelige Figur ſpielend!“

„Vielleicht wird er ſich in ſeinem Hauſe zufriedener fühlen, wenn er ſich von der Welt zurückzieht,“ ſagte Sylvia erſchüttert.

„Mit Iſidore zufrieden fühlen!“ rief die Gräfin; „o Sylvia, Du weißt nur zu gut, daß dies nicht möglich iſt!“

„Sie hat ſich in dieſen drei Monaten ganz ihm gewidmet und kaum der Krankenſchweſter geſtattet mit ihr ſeine Pflege zu theilen.“

„Wahrſcheinlich aus Eiferſucht,“ erwiederte Xaverie kalt; „weil ihre Liebe für Wilderich beſtändig dieſen bittern Beiſchmack hat, ſo erquickt ſie ihn auch nicht. O Gott! welche Zukunft erwartet den Armen! Ein Mann, der in ſeinem Beruf und in guter Geſundheit und in der Geſellſchaft beliebt iſt, kann es ertragen in ſeiner Ehe nicht beſonders glücklich zu ſein. Wird er aber auf ſein häusliches Leben beſchränkt und findet er dann unter ſeinem Dach eine Iſidore: ſo iſt er wahrhaft zu bemitleiden!... Aber Du biſt ſo gleichgültig bei dieſem harten Schickſal.“

„Ich bin nicht gleichgültig,“ antwortete Sylvia ernſt, „nur aber erſtaunt, daß Du Dich über Iſidore in dieſer Weiſe äußerſt, während Du das Deine gethan haſt, um ſie zu Wilderich's Frau zu machen.“

„Ja, liebes Herz, das war ganz nothwendig. Seine Geldverhältniſſe waren deſolat über alle Begriffe . . . und dann dachte ich bei Iſidore an Fouqué's Undine.“

„An was?“ fragte Sylvia verwundert.

„An Undine! ein liebliches Märchen, freilich veraltet, das ich zufällig in der Bibliothek des Onkels auf dem Weldensperg fand. Die Waſſernixe iſt ſo lange ſeelenlos bis ſie liebt. Die Liebe gibt ihr eine Seele. Junge Mädchen haben zuweilen ſolche Nixen-Natur — kalt, gleichgültig, langweilig, ſeelenlos, bis die Liebe ſie verändert und ſie zu guten und angenehmen Frauen macht. Leider habe ich mich hinſichtlich Iſidoren's gründlich geirrt. Sie iſt keine beſeelte Undine, ſondern das, was ſie immer war."

Die Baronin unterbrach das Geſpräch der Freundinnen mit der Nachricht, daß der Arzt Wilderich's Ueberſiedelung in die Reſidenz erlaube.

„Wir wollen ſo bald wie möglich aufbrechen," ſetzte ſie hinzu; „man wird hier ganz melancholiſch. Die Ruhe iſt zwar ſehr angenehm, aber nicht die Todtenſtille. Mein Mann konnte ſie gar nicht aushalten. Er hat in der größten Geſchwindigkeit eine Reiſe durch halb Europa gemacht und kehrt in den nächſten Tagen heim. Wir wollen ihn im Winterquartier empfangen. Werden Sie bis Ende November auf dem Weldensperg ausharren, Gräfin?"

„Ja gewiß! Sie kennen ja die unauslöſchliche Jagdpaſſion meines Mannes. Vor dem Dezember gehen wir nicht fort, denn es finden ſich Jagdliebhaber ununterbrochen bei uns ein."

„Unterhält Dich dies beſtändige Treiben noch immer?“ fragte Sylvia.

„Wie ſollte es nicht?“ entgegnete Xaverie ſtaunend; „ich bin ſo daran gewöhnt, daß ich es gar nicht entbehren könnte.“

Sylvia freute ſich herzlich zur Rückkehr in die Reſidenz; aber ihre Freude verwandelte ſich in Betrübniß, als Vinzenz ihr bei ſeinem erſten Beſuch ankündigte, man habe ihn beauftragt an einem Gericht in einer entfernten Provinzſtadt zu arbeiten und man werde ihn erſt zu den Examina in die Reſidenz berufen.

„Wie werde ich mich einſam fühlen!“ ſeufzte Sylvia; „ſeitdem ich daran gewöhnt bin mit Ihnen zu ſprechen, Ihnen zuzuhören, kommt jede andere Unterhaltung mir fade vor.“

„Sie machen mich glücklich durch dieſe Aeußerung, denn vor einem Jahr war das nicht der Fall.“

„Doch! immer!“

„Nein! was ich ſagte war Ihnen unlieb, denn Sie weinten wohl gar.“

„O ich weinte, weil es mich in der Seele traf! unlieb war es mir nie. Und dann ſcheint mir auch, als wären Sie jetzt nachſichtiger für mich, weil Sie wahrſcheinlich erkannt haben, wie unvollkommen und nachſichtsbedürftig ich bin.“

„Ich weiß das nicht!“ ſagte Vinzenz lebhaft; „ich weiß nur, daß ich Sie liebe.“

„Wird die Trennung Ihre Geſinnungen nicht verändern?“ fragte Sylvia traurig; „ich möchte Ihnen unbedingt vertrauen, mein Herz verlangt danach . . . aber es zittert noch immer.“

„Auch mein Herz zittert, Sylvia! Das iſt ſo die Art des armen Menſchenherzens, wenn ein großes Glück ihm nahe kommt. Es bebt vor Freude und vor Bangigkeit. Aber Muth, Sylvia. Wir hoffen auf die Liebe und auf das Glück, die von Gott kommen — nicht von den Menſchen, nicht von der Welt! — Gott wird ſie ſchützen. In ihn müſſen wir unſer Vertrauen auf einander ſetzen. Seine Liebe ſchickt uns die Liebe; — ſie muß uns alſo dazu dienen die Abſicht zu erreichen, die er hatte, als er ſie uns ſchickte — und dieſe Abſicht kann ja gar keine andere ſein, als unſere Erziehung für den Himmel, unſere Heiligung. Glauben Sie das, Sylvia?“

„Ich glaube es!“ antwortete ſie gerührt und feſt; denn immer, wenn Lehrbach ſprach, fühlte ſie ſich ſo ergriffen, ſo überwältigt, daß ſie die Ueberzeugung hatte ganz gleichmäßig auf ſeinen Ton geſtimmt zu ſein, zu denken, zu fühlen, zu glauben wie er.

„Nun wohlan, Sylvia, dieſer Glaube ſchließt den Zweifel an mir und meiner Treue aus. Wir wollen dieſe Jahre der Trennung benutzen um immer feſter im Glauben zu werden; das wird auch den Bund unſerer Herzen feſtigen ... und dann wird die arge Trennung uns in Wahrheit einander näher bringen."

Thränen hingen an Sylvia's Wimpern.

„Habe ich Sie ſchon wieder betrübt?" fragte er beſorgt.

„O nein!" rief ſie bewegt; „es klingt nur Alles, was Sie ſagen, für mich wie von Oben herab — und da ich an dieſe Sprache aus der Höhe nicht gewöhnt bin, ſo müſſen Sie meiner ſchwachen Seele die Erſchütterung zu gut halten."

„Mein Gott, es iſt ja Alles ſo einfach, was ich ſage," erwiederte Lehrbach.

Dann fragte er ſie, ob er ihr vielleicht zuweilen ſchreiben dürfe.

„Nein, nein!" rief ſie beängſtigt, „mein Onkel könnte es erfahren ... könnte Ihnen und mir Unannehmlichkeiten bereiten und ſogar Ihren Eltern, die ja nichts von dem Allen ahnen!" ... — —

„Dann nehme ich meine Bitte zurück," ſagte Vinzenz raſch; „mein Vater ſieht eine Unvorſichtigkeit, unter Umſtänden ſogar ein Unrecht darin, wenn ſich ein junger Mann verlobt, der mit Beſtimmtheit weiß, daß zwiſchen ſeiner Verlobung und ſeiner ehelichen Verbindung Jahre liegen. Mein

Vater findet das junge Mädchen im Nachtheil, das in dieſen Jahren vielleicht eine beſſere Wahl treffen würde, wenn es nicht gebunden wäre."

„Dieſe Beſorgniß würde bei mir wegfallen," ſagte Sylvia lächelnd; „allein ich finde, daß Ihre vortrefflichen Eltern nur durch Sie ſelbſt unterrichtet werden dürfen und daß Sie den Zeitpunkt, wo es geſchehen ſoll, am Beſten kennen werden. Vor jeder Intrigue, jeder fremden Einmiſchung müſſen wir uns aber ſicher ſtellen und Alles opfern, was eine ſolche herbeiführen könnte. Mein Onkel verlangt, daß ich in ſeinem Hauſe bleibe ſo lange es ihm genehm iſt — ausgenommen, wenn ich einen Millionär heirathete. Dies Glück würde ihm zu überwältigend erſcheinen, um dagegen eine Einſprache zu wagen. Das Geld iſt für ihn der Barometer des Glücks."

„Dann ſteht das unſerige ſehr tief in ſeinen Augen!" verſetzte Vinzenz; „da aber ohne Zweifel dieſe Anſchauung im ganzen Hauſe herrſcht, Sylvia, ſo iſt es wunderbar, daß Sie nicht davon angeſteckt wurden."

„Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, wie meine Erfahrungen und meine genaue Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen mich davor ſchützten."

„Das kann ich und will ich Ihnen nicht verhehlen," fuhr Vinzenz fort, „daß ich Sie in eine äußerſt beſchränkte Lage verſetze und daß ich es nicht ertragen könnte Sie in derſelben unglücklich zu ſehen, weil mein Gewiſſen mir den Vorwurf machen würde, ich hätte Sie egoiſtiſch geliebt und Ihnen dasjenige zugemuthet, woran ich gewöhnt bin, was aber für Sie zu ſchwer iſt."

„Seien Sie unbeſorgt!" erwiederte Sylvia gerührt; „Sie haben mein Geheimniß damals erfahren, als Sie mich ſeufzen hörten: Freiheit und Brot. Halten Sie mich denn für ſo wankelmüthig und ſchwach, daß ich meinen Sinn ändern könnte, da ich doch jetzt mit dem Blick in die Zukunft ſogar ſagen darf: Liebe, Freiheit und Brot!" —

Vinzenz verlangte ja nichts ſehnlicher, als dieſe Zuverſicht feſtzuhalten. Sylvia's klarer Blick in ihre Familienverhältniſſe ſchien ihm Bürgſchaft für ihre klare Einſicht in ſich ſelbſt zu ſein — und mit Wehmuth zwar, doch zu tief beglückt, um Trauer in ſich aufkommen zu laſſen, nahm er Abſchied von ihr und reiſte ſeinem Beſtimmungsort entgegen.

Für Sylvia nahm das Leben wieder ſeinen hergebrachten Verlauf. Der Baron hatte ihr aus Paris einige reizende Anzüge mitgebracht; das Zimmer, welches Valentine als Braut bewohnte, war friſch tapezirt, in dunkelrothem Damaſt möblirt und ihr angewieſen worden; ein neues Reitpferd, feurig und munter, verſprach ihr manchen angenehmen Spazierritt. Sie nahm das Alles mit einigen freundlichen Worten des Dankes, aber wie längſtgewohnte Dinge hin und malte ſich im Stillen die Idylle ihres Lebens an Lehrbach's Seite aus, wo Alles ſo ganz anders, ganz außerordentlich einfach, jedoch eben durch die Einfachheit ungemein traulich und behaglich ſein werde.

Der Winter brachte ihr die Freude Miſtriß Dambleton wiederzuſehen, die mit ihrem kürzlich vermählten Sohn Vivian und deſſen Frau nach Deutſchland kam. Miſtriß Vivian Dambleton war eine liebliche Erſcheinung, die in der Welt großes Aufſehen machte und ſehr gefeiert wurde. Sie hatte ſich innig an Sylvia angeſchloſſen und dadurch bekam die Geſellſchaft für dieſe einen friſchen Reiz, der ihr ſehr angenehm war. Da ich mich nun einmal in der Geſellſchaft bewegen muß, ſo bin ich froh mich nicht zu langweilen, wie im vorigen Winter, ſprach ſie zu ſich ſelbſt. — Ueberall erſchien ſie mit ihrer ſchönen Freundin und es war, als werde ihre eigene Schönheit dadurch gehoben, nicht verdunkelt.

Miſtriß Dambleton hatte inzwiſchen höchſt peinliche Geſpräche mit Baron Grünerode und ſeiner Frau. Sie betrafen Valentine, welche durchaus von Herrn Goldiſch geſchieden ſein wollte, um ſich mit einem jungen Engländer zu verheirathen und mit ihm nach Oſtindien zu gehen.

„Mein Bruder kann dieſe furchtbare Ehe nicht länger ertragen,“ ſagte Miſtriß Dambleton; „ja, er darf es nicht, denn er würde den Schein auf ſich laden, als ſei er unempfindlich gegen die Beleidigung ſeines Namens, ſeines Hauſes, ſeiner Ehre, die ſie fort und fort auf ihn häuft. Da beide Theile ganz einverſtanden in dieſem einzigen Punkte ſind, ſo ſcheint es mir am heilſamſten, wenn die Scheidung in möglichſter Stille erfolgt. Mein Bruder hat dann wenigſtens für den Abend ſeines Lebens Ruhe und Valentine möge an der Seite eines anderen Gatten ein anderes Leben beginnen.“

„Aber, liebe Miſtriß Dambleton, was fällt Ihnen ein!“ ſagte die Baronin kläglich; „Valentine kann gar nicht wieder heirathen ... ſie iſt ja katholiſch! Die Ehe kann getrennt werden, doch eine zweite Ehe darf ſie nicht ſchließen ... es ſei denn, daß ſie Wittwe würde. Bis dahin iſt und bleibt Herr Goldiſch ihr rechtmäßiger Mann.“

Miſtriß Dambleton zuckte die Achſeln und ſagte kühl:

„So trage ſie das Loos, das ſie ſelbſt ſich bereitet hat.“

„Das ſage auch ich!“ rief der Baron im höchſten Zorn; „ſo lange ſie verheirathet iſt macht ſie ihren Eltern wie ihrem Mann nur Verdruß und

Aerger. Ihrem Mann iſt ſie unerträglich geworden ... mir gleichfalls ... alſo trage ſie ſich ſelbſt und ihr Loos!“

„Aber wie denn, wo denn, Liebchen? wo ſoll ſie denn exiſtiren?“ wehklagte die Baronin; „Du kannſt doch nicht die arme Valentine verlaſſen, wenn ihr ſchrecklicher Mann ſie einem traurigen Schickſal Preis gibt.“

„Ach was ... ſchrecklicher Mann! ſie, die Tine, iſt ein ſchreckliches Weib! Goldiſch iſt ein ſehr braver Mann.“

„Es freut mich, daß Sie meinem Bruder dies Zeugniß geben,“ verſetzte Miſtriß Dambleton; „unter den gegenwärtigen Umſtänden gereicht es ihm und Ihnen zur Ehre.“

„Ja, ich muß es ihm geben! aber ich finde denn doch, daß er ſich nicht ſo leichtfertig von ſeiner Frau trennen ſollte — denn ſie vergißt nächſtens ganz gewiß ihren Oſtindier. Es iſt ja ſchon ein Paarmal etwas Aehnliches geſchehen.“

„Eben deßhalb!“ erwiederte Miſtriß Dambleton ernſt; „Valentine iſt unverbeſſerlich. Wäre ihr Herz nicht in Selbſtſucht erſtarrt, ſo würde die milde Schonung und Nachſicht meines Bruders ſie gerührt und gebeſſert haben. Statt deſſen trägt ſie die heftigſte Abneigung gegen ihn zur Schau, verlangt nichts als die Trennung und immer wieder die Trennung" . . . —

„Die Närrin! die Thörin!" rief der Baron, wild mit dem Fuße ſtampfend. „Ja, ja! Goldiſch trenne ſich von ihr und ſie trage das Loos, das ſie ſich unſinniger Weiſe bereitet hat."

„O hätte ich doch nie meine Zuſtimmung zu dieſer Ehe mit einem Proteſtanten gegeben!" jammerte die Baronin.

„Das hätten Sie Alles vor neun Jahren überlegen ſollen," entgegnete Miſtriß Dambleton mit großer Kälte; „von katholiſchen Prinzipien war damals keine Rede und keine Spur. Sie können ſich alſo jetzt weder wundern noch beklagen, wenn mein Bruder nach ſeinen ſehr vortrefflichen proteſtantiſchen Grundſätzen handelt und ſich von ſeiner Frau ſcheiden läßt. Daß ſie nicht wieder heirathen darf, iſt nicht ſeine Schuld; daß aber Valentine nicht geneigt iſt der katholiſchen Anſicht in dieſem Punkt beizuſtimmen, beweiſt die Entſchiedenheit, mit der ſie von ihrer Verehelichung mit Herrn Windham ſpricht."

„Gott, du gerechter! was gibt das für Scandal, für Unruhe, für Aengſte!" ſeufzte die Baronin.

„Iſt denn dieſer Herr Windham vermögend, unabhängig und wirklich entſchloſſen Valentine zu heirathen?" fragte der Baron.

„Er iſt mir gänzlich unbekannt," erwiederte Miſtriß Dambleton; „ich weiß nur, daß Valentine eine Entſchädigung für das Alter meines Bruders darin findet, daß Herr Windham erſt zwei und zwanzig Jahre alt iſt."

„Gott, du gerechter!" ſeufzte abermals die Baronin; „ſechs Jahre jünger als ſie! Wie unſinnig!"

„Kann dieſer Herr Windham ihr einen anſtändigen Lebensunterhalt verſchaffen, ſo ſcheint es mir am Beſten für alle Theile, daß er die Tine auf ſein Riſico heirathet und mit ihr nach Oſtindien abzieht," ſagte der Baron.

„Aber Liebchen, ſie darf ihn nicht heirathen!" betheuerte die Baronin.

„Larifari, Schatz!" rief er; „wer wird es ihr denn verbieten? Meinſt Du, ſie würde den Papſt darum fragen? — Sie läßt ſich proteſtantiſch copuliren, wie das ja auch bei ihrer Verehelichung mit Goldiſch geſchehen iſt. Wir müſſen wahrhaftig herzlich froh ſein, daß wir auf proteſtantiſchem Boden ſolche zerrüttete Verhältniſſe wieder in anſtändige Ordnung bringen können."

„Uns aber macht das gar kein Vergnügen," entgegnete Miſtriß Dambleton empfindlich.

„Aber, meine liebe Miſtriß Dambleton," ſagte der Baron mit ſtillem Hohne, „an eine derartige

Ordnung derartiger Verhältniſſe ſollten Sie doch durch Ihren Religionsſtifter, König Heinrich VIII., wohl gewöhnt ſein, da er die Sache erfand und tüchtig in Anwendung brachte."

„Er iſt nicht der Stifter meiner Religion — das iſt Chriſtus!" rief Miſtriß Dambleton empört; „er iſt nur Englands Erlöſer vom Papismus!"

„Alſo doch ein Stückchen Erlöſer! . . . Nun, gleichviel! meine Anſchauungen ſind in dieſem Punkt zu allumfaſſend, um darüber mit Ihnen zu ſtreiten, Miſtriß Dambleton. Wir müſſen Freunde bleiben, damit nicht die Sache Ihres Bruders und meiner Tochter durch unſeren Zwiſt leide. Ich kann gegen die Scheidung nichts einwenden, Goldiſch iſt in ſeinem Recht. Ich muß nur die pecuniären Verhältniſſe dieſer wahnwitzigen Tine in's Auge faſſen und mich über den Herrn Windham aufklären — denn wenn der ein armer Teufel iſt, ſo ſperre ich die Tine lieber ein, als ſie mit ihm nach Oſtindien ziehen und dort verhungern zu laſſen."

Die Baronin wollte verſuchen Miſtriß Dambleton von dem Gedanken an Scheidung abzubringen. Dieſe war jedoch unerſchütterlich und ſagte:

„Mein Bruder hat nun einmal nach langer und reiflicher Ueberlegung und nach jahrelangem Kampf ſeinen Entſchluß gefaßt. Jetzt iſt nichts mehr zu ändern. Danken Sie Gott, daß die Scheidung in

Deutſchland ſo glimpflich abgemacht werden kann; in England würde ſie ganz anderen Skandal veranlaſſen. Valentine kann vielleicht eine gute Lehre für die Zukunft daraus ziehen und mein armer Bruder hat wenigſtens Frieden im Hauſe und die Beruhigung, daß ſein kleiner George, der allmälig heranwächſt, in Zukunft kein Aergerniß an dem traurigen Verhältniß ſeiner Eltern nehmen kann. Daß wir Beide, er und ich, Valentine mit größter Schonung behandeln — das erwarten Sie gewiß nicht anders, da Sie uns kennen.“

Der Baron bot ihr die Hand, die Baronin weinte. Es lag ihnen daran im guten Einvernehmen mit Miſtriß Dambleton zu bleiben, um für Valentine eine möglichſt günſtige Stellung zu erwirken. Deshalb wollten ſie ihr auch nicht die Bitte abſchlagen, Sylvia im Frühling mit Miſtriß Vivian Dambleton auf einige Monate nach England reiſen zu laſſen.

Dieſe Ausſicht beglückte Sylvia. Jetzt endlich ſollte ſie England in der Weiſe ſehen, wie ſie es immer gewünſcht hatte. Die liebliche Georgiana Dambleton war aus einer vornehmen Familie, verwandt mit der höchſten Ariſtokratie, lebte alſo ganz im high life und freute ſich ſehr ihre ſchöne Freundin darin einzuführen. Ueber Paris wollte man reiſen, Aurel und Phöbe ſehen, einige Wochen dort verweilen; dann den brillanteſten Theil der season in London zubringen und im Juli auf's Land zu Georgiana's Eltern gehen. Sylvia freute ſich dermaßen zu den nächſten Monaten, daß ihr dieſe Freude bedenklich erſchien. War es im Hinblick auf ihre Zukunft als Lehrbach's Gattin nicht viel verſtändiger ſich von dem glänzenden Weltleben fern zu halten, als es mit dieſem Durſt aufzuſuchen?... Würde es ſie nicht außerordentlich verwöhnen hinſichtlich ihrer Anſprüche an Geſelligkeit und Umgang — ganz abgeſehen von denen an Wohlbehagen und Eleganz — wenn ſie ſich jetzt ſo recht in den Mittelpunkt einer der großartigſten Geſellſchaften von Europa verſetzte?... Aber ſollte ſie die günſtigſte Gelegenheit nicht benutzen, um ein ſo intereſſantes Land kennen zu lernen?... Sollte ſie Georgiana betrüben, die ſich ein Feſt daraus machte ihr das liebe alte England und ihr trautes home zu zeigen?... Und wie bildend war ein ſolcher Aufenthalt!... Und endlich war es ja auch viel ſicherer alle Weltherrlichkeit zu kennen und ſie dann, im Beſitz des wahren Glücks, gering zu achten, als ſie nicht zu kennen und ſich aus Unwiſſenheit danach zu ſehnen. — Dennoch hätte ſie gern Lehrbach's Anſicht gewußt!... O daß er hier wäre!... Ob ſie es wagen ſolle ihm zu ſchreiben, ihn zu fragen?... Nein! abgeſehen von allen anderen Bedenken, war es ja doch möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß ihm die Reiſe nicht genehm ſei, während ſie feſt entſchloſſen war ſie anzutreten. Endlich faßte Sylvia den Vorſatz ein recht ausführliches Tagebuch zu ſchreiben, worin ſie mehr ihre Eindrücke und Beobachtungen, als die äußern Begebenheiten verzeichnen wollte, um es ſpäter an Lehrbach zu geben und ihm zu zeigen, mit welchem ernſten Sinn ſie die Reiſe gemacht habe.

Dies war der Vorſatz. Er hatte das Schickſal der meiſten guten Vorſätze: er wurde nicht ausgeführt. In Paris ſchien es ihr unmöglich den Anfang zu machen; Aurel und Phöbe machten ihr einen allzu traurigen — und Paris einen allzu zerſtreuenden Eindruck. Von jenem wollte ſie nichts äußern und von dieſem mußte ſie ſich erſt erholen. Sie kam aber nicht zu einer geſammelten Stimmung. Ausgegoſſen in die Dinge der Außenwelt, ſtand ihr nicht die Fähigkeit zu Gebot, ſich nach Innen zu concentriren. Was in Paris nicht möglich geweſen, war es noch viel weniger in London, wo ſie eine glänzende, blendende, betäubende Season mitmachte, bei der von intereſſanten Beobachtungen um ſo weniger die Rede war, als die bedeutendſten Perſönlichkeiten im Tumult der routs gewöhnlich gerade ſo unintereſſant als die unbedeutendſten ſind. Nachdem nun auch London hinter ihr lag und die Blätter des Tagebuchs unbeſchrieben vor ihr lagen, fand Sylvia es nicht der Mühe werth ſo ſpät den Anfang zu machen. Leer wie das Buch war auch ihre Seele geblieben. Doch ſie bemerkte nur jenes; dieſes nicht. Sie ſelbſt war zu Georgiana's größter Freude und zu ihrer eigenen Befriedigung ſehr bemerkt worden. In der Heimath ging man an ihr, der längſtbekannten Schönheit, die ihre Mittagshöhe erreicht hatte, gleichgültig vorüber; hier fiel ſie auf, theils weil ſie etwas Neues, theils weil ſie in der That ungewöhnlich war. Dazu kam ihr herrliches muſikaliſches Talent, das zwar nicht im Tumult der routs und Bälle — aber deſto mehr im kleineren Kreiſe ſich geltend machte. Sie wurde ſehr gefeiert und ſah ſich mit ſtolzem Selbſtgefühl wieder auf der Höhe, von der ſie in der Heimath ſeit Jahren herabgeglitten war. Sie freute ſich ihrer Triumphe und verbarg es vor ſich ſelbſt durch den Gedanken: Wie würde Vinzenz ſich über mich freuen. Zuweilen war aber dieſer Gedanke etwas unſicher, etwas zweifelhaft; Lehrbachs ernſtes Auge blickte hoch hinweg über dieſen Tand: das verleugnete ſie ſich nicht. Zuweilen ſtieg auch noch ein anderer Gedanke in ihr auf, den ſie jedoch ſchleunigſt unterdrückte: Bringe ich ihm nicht ein ungeheures Opfer? . . . Weiß er es zu ſchätzen? — — Doch nein! das iſt nicht richtig gedacht, fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräch fort: ich befinde mich hier in einem Ausnahmezuſtand, der ganz flüchtig und vorübergehend iſt. In der Heimath bin ich wieder die arme, die zukunftsloſe Sylvia!... O nein, ich bringe ihm kein Opfer! Er bietet mir Liebe, Freiheit und Brot... und mit Freuden lege ich für dieſe Güter den goldenen Ring nieder, den die Sclavinnen des Orients, zu denen ich gehöre, zum Zeichen ihrer Sclaverei beſtändig um den Arm tragen.

In einer ſolchen Stimmung ſchrieb ſie einmal an ihre Freundin Clariſſa ſo, als ob ſie nur aus Gefälligkeit für die allerliebſte Georgiana Dambleton nach England gegangen ſei — und wie ſie in England im Grunde nichts Anderes finde, als das, was ſie ſchon in der Heimath und in Neapel, Rom und Paris gefunden habe. Und Clariſſa möge dies doch mit ihrem herzlichen Gruß an Vinzenz melden. Indem Sylvia dies ſchrieb, wähnte ſie ganz aufrichtig zu ſein und dachte nicht entfernt daran Vinzenz und Clariſſa täuſchen zu wollen; da ſie aber keinen übernatürlichen, alſo unwandelbaren Maßſtab für ihr Wollen und Handeln, und keinen unbeſtechlich prüfenden Blick für ihr Inneres hatte, ſo hielt ſie Stimmungen und Affecte für etwas Bleibendes, war nicht zu Hauſe in ſich ſelbſt und beſtändigen Täuſchungen unterworfen, die natürlich zu ihrem Vortheil ausfielen — weil es das Eigenthümliche der gefallenen Natur iſt gar lieblich zu ſchmeicheln, wie ſie das von der alten Schlange gelernt hat. Clariſſa war wenig erbaut von dieſem Brief und ſagte zu ihrer Mutter:

„Es freut mich einmal wieder Nachricht von Sylvia zu haben; allein es betrübt mich ſehr, daß ſie fort und fort bei der äußerſten Oberfläche der Erſcheinungen ſtehen bleibt. Wollte ſie ein wenig tiefer ſchauen, ſo müßten ihr doch Verſchiedenheiten der Länder und Völker auffallen, da London und Neapel, Paris und Rom unmöglich dieſelbe Phyſiognomie haben können.“

„Was ſieht die arme Sylvia von dieſen Städten? erwiederte Frau von Lehrbach; „Salons, Theater und Kaufläden. Und wie ſieht ſie es? Immer mit Menſchen, die auf Nebendinge Wichtigkeit legen und die Hauptſache vernachläſſigen. Wer ſich in Rom nur ſo nebenher nach dem heiligen Vater umſchaut, wie Sylvia es gethan hat, der wird allmälig dahin kommen nicht zu wiſſen, was des Intereſſes würdig iſt und in einen Zuſtand der Zerwirbelung und Verflüchtigung ſeiner Gedanken, ſeines Urtheils, ſeiner Anſichten gerathen, der ihn zu einem Rohr macht, welches vom Wind der Mode oder der Launen oder der Eigenliebe oder einer falſchen Autorität bald ſo und bald anders bewegt wird.“

„O liebe Mutter, das klingt traurig für Sylvia! und Vinzenz gab ihr doch im vorigen Jahr aus Grünerode ein Zeugniß, das mein Herz erquickte.“

„Sylvia hat keine feſten Grundſätze, die im Glauben wurzeln: deshalb iſt ſie bald ſo wie ihre Umgebungen, ſei es direct oder indirect, ſie machen; bald ſo wie die Verhältniſſe auf ſie wirken, ihr zuſagen, ihre Licht- oder ihre Schattenſeite berühren.“

„O könnten wir ſie aus dieſer traurigſten aller Abhängigkeiten befreien!“ ſeufzte Clariſſa.

„Bete für Sylvia,“ ſagte Frau von Lehrbach. „An dieſer Abhängigkeit von Welt und Menſchen gehen Tauſende von Seelen zu Grunde, Tauſende! Männer und Frauen! ... Die Frauen aber gründlicher, weil ſie ihr Verderben minder leicht ertragen, als die Männer und weil ihnen, wenn ſie es auch erkennen, theils die beharrliche Energie fehlt, um wieder feſten Boden unter den Füßen zu gewinnen, theils ihre Stellung im äußern Leben ihnen Entſchluß und Ausführung erſchwert. Käme Sylvia in eine ganz neue Lage, fände ſie einen Gatten von unerſchütterlichen Grundſätzen, den ſie liebte und achtete, ſo würde ſie ſich an ihn halten können und vielleicht eine ſehr tüchtige Frau werden.“

Clariſſa war niedergeſchlagen im Hinblick auf Sylvia's Zukunft. Sie ſchickte deren Brief einfach an Vinzenz, um ihm Nachricht zu geben „von der lieben barmherzigen Schweſter,“ wie er ſie in ſeinen früheren Briefen genannt hatte, und machte keine

Bemerkung dazu. Vinzenz aber las den Brief mit einem ganz anderen Auge als Clariſſa. Er fand darin den Ausdruck eines Herzens, das ſeine innerſten Gefühle verhüllt und mit Gleichgültigkeit die Außendinge an ſich vorübergleiten läßt. Clariſſa bekam den Brief nicht wieder.

Die Harpye der Zeit.

Neue Ausſichten.

Faſſungslos ging Sylvia nach ihrer Gewohnheit auf und nieder in ihrem Zimmer. Es war tiefe Nacht und im ganzen Hauſe herrſchte der ſtille Schlaf. Sie kam von einem Ball, ermüdet, abgeſpannt und doch war ſie noch ruhelos. Ein Brief, den ſie auf ihrem Schreibtiſch fand, verſetzte ſie in eine furchtbare Aufregung. Sie hatte ihn gleichgültig erbrochen, während Bertha Blumen und Nadeln aus ihrem Haar nahm; doch ſchon nach den erſten Zeilen bebte ihr Herz und ſie ſagte mit zitternder Stimme, indem ſie den Brief zuſammenfaltete:

„Eilen Sie etwas, Bertha! ich bedarf der Ruhe.“

Und haſtig nahm ſie ſelbſt Blumen aus dem Haar und Schleifen von der Bruſt.

„So! jetzt geben Sie mir meinen Schlafrock und dann gehen Sie nur,“ ſagte ſie dringend und Bertha that ganz verblüfft wie ihr befohlen wurde. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, ſo fiel Sylvia über ihren Brief her, wickelte ſich in ihren warmen weiten Schlafrock von dunkelbrauner Seide ein, verſenkte ſich in einen tiefen Lehnſtuhl und las und las wieder und immer höher ſtieg ihre Beklommenheit.

Der Brief war von Herrn Goldiſch und er bat darin um ihre Hand.

Als ſie im vorigen Jahr England verließ, war Valentinen's Scheidung bereits vollzogen. Anſtatt zu ihrer Mutter zu gehen, welche ſie in Grünerode erwartete, hatte Valentine vorgezogen ſich zu ihrem Bruder nach Paris zu begeben ſo lange die Sache ſchwebend war. Sie ging mit Phöbe nach Biarritz, machte Streifzüge in die Pyrenäen und unterhielt ſich auf's Beſte. Ihrer Mutter ſchrieb ſie, im Spätjahr werde ſie als Miſtriß Windham nach Deutſchland kommen, den Eltern ihren liebenswürdigen Gemahl vorſtellen und dann mit ihm nach Calcutta gehen, wo er einen hohen und einträglichen Regierungsposten bekleide. Jetzt ſei er in England, um das Nöthige vorzubereiten. Die Scheidungsſache war abgethan, das Spätjahr da, doch das Ehepaar Windham erſchien nicht in Grünerode, denn der Treuloſe hatte es vorgezogen ſich ohne Gattin nach Calcutta zu begeben unter dem Vorwand, er wolle ihr theures Leben um ſo weniger den Gefahren des dortigen Clima's ausſetzen, als ſein Poſten wenig einträglich ſei. Valentine weinte Thränenſtröme, ließ ihre Locken noch einmal ſo lang wie früher hängen und kam unter verſchiedenen Gedanken der Rache und der Liebe auch auf den heroiſchen, dem Flüchtling nachzuſetzen. Als Aurel ihr aber die Schwierigkeiten der Reiſe ſchilderte, entſetzte ſich ihre träge Natur über ihre Anwandlung von Heldenmuth und ſie zog vor in ihrer Rolle — und die nichtverſtandene Frau zu bleiben, die ſie auch in ihrer Ehe geweſen ſei. Das bot ihr den Vortheil ſowohl über ihr Schickſal klagen, als auch auf's Neue ein Herz ſuchen zu dürfen, welches das ihre verſtehe. Nach Deutſchland wollte ſie aber unter keiner Bedingung zurückkehren, ſondern in Paris bei Aurel bleiben. Aurel war wenig erfreut über dieſen Entſchluß. Valentine war nicht die Perſon, die ſeine ungemüthliche Häuslichkeit hätte erheitern und verſchönern können; mit ihrem geringen Verſtand, ihrem ſchwachen Herzen und ihrem trägen Charakter bewegte ſie ſich lediglich in den engſten Grenzen der Selbſtſucht ohne jene äußerliche Liebenswürdigkeit zu beſitzen, die zuweilen den Egoismus im täglichen Verkehr erträglich macht. Aber Aurel ſah ein, daß er für den Augenblick ihre einzige Stütze ſei, denn der Vater gab ihr freilich ein Jahrgeld, hatte aber die größte Luſt ſie nach Grünerode zu verbannen. Er meinte, da gebe ſie wenig Geld aus und da finde ſie nicht die Möglichkeit eine verkehrte zweite Heirath zu ſchließen. Dieſe Gründe, die ihm gefielen, mißfielen natürlich Valentinen im höchſten Grade, umſomehr als ſie im Beſitz ihrer Mitgift war, die Herr Goldiſch ihr ſogleich zurückerſtattet hatte. Sie ſagte empört zu Aurel:

„Ich begreife den Vater nicht! Will er mich in Grünerode mit Gewalt einſperren und bewachen laſſen? Der Unſinn fällt ihm nicht ein! Was ſollte mich alſo veranlaſſen meinen Aufenthalt dort zu nehmen und in Trauer und Verlaſſenheit umzukommen, da ich von den Zinſen meines Capitals leben kann und ſeine Paar tauſend Thaler Jahrgeld gar nicht nöthig habe.“

„Du kannſt allerdings von den Zinſen leben ... nur nicht ſo wie es bisher Deine Gewohnheit war,“ erwiederte Aurel; „das wirſt Du bald einſehen. Auch iſt mein Haus Dir allezeit offen. Doch rathe ich Dir Dich nicht mit dem Vater zu überwerfen und keine Schulden zu machen.“

„Mein Gott! warum bin ich denn die Tochter eines reichen Mannes und die dereinſtige Erbin einer Million, wenn ich ſo ängſtlich an meinen Geldbeutel denken ſoll!“ ſeufzte Valentine, die ſchon vergeſſen hatte, daß ſie ſich ſo eben bereit erklärte mit ihren Zinſen auszukommen. Dies zuſammenhangsloſe ungeordnete Weſen war ein Hauptzug in ihr. Jeden Augenblick widerſprach ſie ſich ſelbſt.

Nachdem die Scheidungsangelegenheit abgethan war, ging Herr Goldiſch auf einige Zeit zu ſeiner Schweſter, beſuchte Vivian Dambleton auf ſeiner reizenden Beſitzung Ivyhouse und brachte von dort Sylvia nach Grünerode zu ihrer Tante. Er war in einem ganz freundſchaftlichen Verhältniß mit ſeinen Schwiegereltern geblieben. Ihm lag daran ihnen zu beweiſen, daß er in keiner Weiſe aus Groll gehandelt habe; und ſie mußten ſeine Milde und Schonung anerkennen. Darum ſagte auch der Baron:

„Lieber Goldiſch! zwiſchen uns bleibt es wie es war. Hat die alberne Tine Sie nicht als Gatten zu ſchätzen verſtanden, ſo ſchätze ich Sie unter allen Umſtänden als Freund. Ich bin der letzte, der Ihr Verfahren tadelt, obwohl meine Tochter Ihre Frau war; denn Frauen müſſen Ordre pariren. Wollen ſie nicht, ſo gebe man ihnen den Laufpaß.“

„Aber Liebchen!“ wendete die Baronin ein.

„Den Laufpaß, ſag' ich!“ fuhr er fort; „es iſt ein tückiſches, ein falſches Geſchlecht! halb Katze, halb Camäleon“ . . . —

„Alſo ein Ungeheuer!“ fiel Sylvia ein.

„Ja wahrhaftig, Sylphide, ein fabelhaftes Geſchöpf iſt das Weib! Und eben weil es fabelhaft iſt, nimmt es auch zuweilen eine bezaubernde Geſtalt und Miene an. Biſt Du nun zufrieden, Du allerliebſtes Herzchen, Du?“

„Nein, Onkel, gar nicht! Ich mag nicht, daß

YERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

Du uns bald ſo niedrig, bald auf falſche Höhe ſtellſt.“

„Kann's nicht ändern, Sylphide! In Euerer Natur iſt etwas von der Katze und vom Camäleon. Das Camäleon iſt quasi Nothwendigkeit für Euch, weil Ihr Euch irgendeinem männlichen Individuum anpaſſen müßt, das Euch plötzlich für einen Augenblick zu Füßen liegt, um dann für immer Euer Gebieter zu ſein. Aber die Katze, Sylphide, die Katze“ ... —

„Aber Liebchen, wann bin ich je eine Katze für Dich geweſen?“ fragte die Baronin kläglich.

„Du nicht, mein Schatz! Du biſt ein Lamm; aber Du biſt eine Ausnahme.“

„Gewiß wird auch Sylvia eine Ausnahme machen,“ ſagte Herr Goldiſch mit ſeinem ruhigen Wohlwollen; „denn es gibt nicht wenig gute einfache Frauen.“

„Hm, hm, hm! Sylphide, Herzchen, Kätzchen! was hältſt Du von Dir? ... Die Kätzchen haben auch ihre Meriten.“

„Ich kann Dir nicht genau ſagen, was ich von mir halte, Onkel! doch eine falſche Katze bin ich nicht,“ ſagte Sylvia und ſah ihn mit ihren ſtralenden Augen zuverſichtlich an.

„Falſche Katze! Du verdrehſt meine Worte! Kätzchen habe ich geſagt, Sylphide! das iſt etwas ganz Anderes als falſche Katze. Und mit dem Kätzchen hat es doch ſeine Richtigkeit.“

Je weniger Freude der Baron an ſeinen Töchtern hatte, deſto mehr verzog und verwöhnte er Sylvia. Sie klagte nicht, ſie weinte nicht, ſie ärgerte ihn nicht, ſie langweilte ihn nicht, während Jſidore und Valentine beſtändig das eine oder das andere thaten. Darum überhäufte er Sylvia mit Geſchenken und wollte ſie ſo viel wie möglich um ſich haben. Täglich mußte ſie ihn in's Theater begleiten, wo er ſich unterhielt — wenn auch nur aus langer Gewohnheit — und wo ſie ſich langweilte. Täglich mußte ſie mit ihm ſpazieren fahren — was eine ganz neue Einrichtung und ihr verhaßt war; denn manchmal verlangte die Baronin eine Stunde ſpäter ebenfalls ihre Begleitung. Häufiger und inniger denn je ſeufzte Sylvia nach Freiheit und Brot, und zählte die Monate bis zu Lehrbach's letztem Examen.

Jn dieſer Stimmung wurde ſie durch den Brief überraſcht, der ſie in die äußerſte Aufregung verſetzte. Welch eine Ausſicht eröffnete er ihr! Welch ein glänzendes Loos bot ſich ihr dar! Freilich an der Seite eines Mannes, der ihrem Herzen gleichgültig war, den ſie jedoch ſehr ſchätzte und der in allgemeiner Hochachtung ſtand! Freilich war er bereits im fünfzigſten Jahr ... aber ſie! ſie wurde ja am erſten Mai achtundzwanzig Jahr alt! ... Und Vinzenz auch! ... Und noch immer war Vinzenz nicht angeſtellt! — — Alles, was einſt ihr Vater ihr erzählt hatte von der Thorheit eines langen Brautſtandes voll peinlichem Hoffen und Harren kam ihr in den Sinn; — und wie beſchränkt die Lage der Eltern geweſen ſei, als es endlich zur Verehelichung kam; — und ob ein Loos, wie das ihrer Mutter, wie das von Mechtild Lehrbach ſie zufrieden ſtellen könne! — Aber Vinzenz liebte ſie ſo wahr, ſo edel, ſo ſelbſtvergeſſen, ſo bereit ihr ganzes Sein und Daſein in den Schutz ſeines treuen, feſten Herzens zu nehmen — und er war ihr ſo ſympathiſch mit dem Gegenſatz ſeiner idealen Richtung und ſeiner ſchlichten Pflichttreue, die ſein Wille verſchmolz und die ihn zugleich ſo charaktervoll und ſo intereſſant machte, wie ſie noch nie einen Mann gefunden hatte! — — Und ihn ſollte ſie aufgeben für einige Bequemlichkeiten des Lebens? — Nimmermehr! — Geliebt zu werden, wahrhaft und treu und opferwillig: das war ſeit Jahren die ſtille Sehnſucht ihres Herzens; — in Ruhe zu leben, nach ihrem Geſchmack, ihrer Neigung, ihrer Wahl: dahin ſtand ſeit Jahren ihr Sinn. Jetzt war das Eine erfüllt und das Andere der Erfüllung nah . . . und ſie ſollte darauf verzichten? . . . Aber war die Erfüllung auch wirklich nah? . . . In ſechs Monaten ſollte Lehrbach's letztes Examen ſtattfinden; wurde er dann auch gleich ſo angeſtellt, um mit einer Frau von ſeinem Einkommen leben zu können? nicht leben in Saus und Braus; das war überflüſſig! aber wenigſtens leben ohne Nahrungsſorgen. Hatte ſie nicht kürzlich gehört der Gehalt der Subalternbeamten ſei ſehr gering? Hatte ſie nicht eine Summe nennen hören, die ſie jetzt für ihre Toilette verbrauchte? — Sie entſetzte ſich. Dem Ueberfluß konnte man leicht entſagen ... war es aber nicht vermeſſen freiwillig ein Loos zu wählen, das beängſtigende Entbehrung nach ſich zog? ... Wie würde Lehrbach leiden, wenn er je bemerkte, daß ihr die Entbehrung ſchwer falle — und war ſie ſicher, es ihm ſtets verheimlichen zu können? ... Würde er ſie nicht tauſendmal lieber ſorgenfrei an der Seite eines geachteten Mannes wiſſen, als ſie an ſeiner Seite, aber von Sorgen gequält zu ſehen? ...

Solche Gedanken wogten in Sylvia's Bruſt. Sie kam zu keiner gelaſſenen Ueberlegung, zu keiner ruhigen Betrachtung über den wirklichen Stand der Dinge. Sie machte zuweilen den Verſuch ihre Seele über den innern Aufruhr zu erheben und im Gebet Erleuchtung zu ſuchen; aber im goldenen Käfig der Welt hatte ihre Seele wie ein gefangener Vogel ihre Schwungkraft verloren. Sie flatterte beängſtigt, zerſtreut und verwirrt ein wenig in die Höhe und ſank alsbald erſchöpft wieder zu Boden. Der allererſte Gedanke einer Katholikin fiel ihr gar nicht ein: Goldiſch hat eine Frau und bleibt verehelicht, wenn er auch lebenslänglich von ihr getrennt iſt. Mit dieſem einfachen katholiſchen Dogma hätte ſie ſich auf der Stelle beruhigen können; doch Alles, was zur poſitiven Glaubenslehre gehörte, war ihr ganz allmälig in aller Stille abhanden gekommen wie eine Sache ohne Werth, von der man gar nicht weiß, wo ſie eigentlich geblieben iſt. Gott, der väterlich liebende Gott der Offenbarung, hatte in ihrem Herzen den Götzen Platz gemacht und dieſe Götzen gaben ihr weder Ruhe noch Rath. Und unter den Menſchen — wer konnte da ihr Rathgeber ſein? Niemand! Wen ſie auch befragen mochte, Miſtriß Dambleton, Xaverie, Georgiana — ſie Alle würden nach ihren verſchiedenen ſubjectiven Auffaſſungen antworten und dieſe Antwort würde nicht zu Gunſten Lehrbachs ſein. Herr und Frau von Lehrbach zu fragen oder Clariſſa — das fiel ihr nicht ein; ebenſowenig den Onkel und die Tante. Daß die Letzteren ſich entſchieden gegen ihre Verbindung mit Vinzenz ausſprechen würden, war zweifellos für Sylvia und die Geſinnungen der Familie Lehrbach in dieſem Punkt waren ihr nicht klar. Wohin ſie ſich wenden mochte — Bundesgenoſſen Lehrbach's fanden ſich nirgends und nur ihr Herz ſprach für ihn; nämlich ihr Herz inſofern, als das Bewußtſein von Vinzenz geliebt zu werden, ihm ſüße Befriedigung und den Genuß eines erſehnten Glückes gab. Doch eine opferwillige Liebe, die bereit geweſen wäre das zu erwiedern, was ſie gewiß war von ihm zu empfangen — nein! die fühlte ihr Herz nicht. Bei einer ſolchen Liebe wären die Schwankungen nie eingetreten oder ſehr flüchtig geweſen.

Ueberwältigt von körperlicher und ſeeliſcher Erſchöpfung fand Sylvia endlich den Schlaf; — die Ruhe nicht.

Denn am anderen Morgen brach ja mit dem Tageslicht die Unruhe wieder an. Sie mußte eine Antwort geben; — welche? — — Sie fühlte ſich gänzlich unfähig auf der Stelle eine Entſcheidung zu treffen; ſie wollte Zeit gewinnen, um ſich zu beſinnen; ſie ſpiegelte ſich vor, es ſei möglich Lehrbach zum Schiedsrichter zu machen. Endlich faßte ſie einen Entſchluß. Sie ſchrieb an Goldiſch, ſie ſei ebenſo geehrt als überraſcht durch dieſen Beweis des höchſten Vertrauens; aber ſie könne unmöglich ſchon jetzt eine beſtimmte Antwort geben, da ſie den ehrenvollen Antrag mit dem Onkel und der Tante überlegen müſſe und dieſe ſich verletzt finden könnten, wenn das ſo bald nach der Scheidung von Valentine ſtattfände.

Nachdem ſie dies Schreiben nach einigen mißglückten Verſuchen zu Stande gebracht hatte, ſchöpfte ſie Athem und beſchloß, die beiden Wege durch's Leben, die ſich vor ihr öffneten, ernſt zu prüfen. Ihre Prüfung beſtand aber einfach darin ſich zu fragen, welcher Weg der angenehmſte für ſie ſein werde? und da ihr Weltſinn für Goldiſch und ihr Herz für Vinzenz ſtimmte, da ſie an einen höheren Schiedsrichter gar nicht — und an die Frage nach Pflichten nur flüchtig dachte, ſo kam ſie auch nicht aus dem Zwieſpalt heraus.

Eines Tages wurde ihr Herr von Lehrbach gemeldet. Sie ſaß da wie vom Blitz getroffen und mußte ſich ſo gewaltſam faſſen, daß ſie geiſterbleich ihm entgegen kam.

„Wiſſen Sie es ſchon?“ fragte er ganz entſetzt über ihr Ausſehen.

„Nein,“ ſagte Sylvia, „aber Ihre plötzliche Erſcheinung verheißt nichts Gutes.“

„Mein armer Vater iſt vom Nervenſchlag getroffen . . . todt!“ ſagte Vinzenz mit Thränen im Auge und mit bebenden Lippen: „geſtern Abend brachte mir ein Telegramm die ſchmerzliche Nachricht. Nur zwei Stunden halte ich mich hier auf, um Sie zu ſehen — dann reiſe ich weiter zu meiner armen Mutter. O Sylvia! welch ein Schmerz für mich, daß der liebe Vater nicht den Bund unſerer Herzen geſegnet hat.“

„Wie geht es Ihrer Mutter?“ fragte Sylvia beklommen und haſtig.

„Clarys Telegramm ſagt nur, die Mutter ſei faſſungslos. Und das iſt begreiflich bei dieſem urplötzlichen Todesfall. O Sylvia! . . . er iſt verſchieden ohne die heiligen Sacramente empfangen zu haben.“

„Grämen Sie ſich darüber nicht,“ ſagte Sylvia tröſtend; „er war ſo gut.“

„Ja, er war gut, war fromm und rechtſchaffen,“ verſetzte Vinzenz tieftraurig; „aber es iſt ein furchtbarer Unterſchied, ob man ſtirbt reingebadet im Blut Jeſu und mit Liebe und Reue im Herzen — oder bei der Arbeit und mit dem Staube der weltlichen Gedanken, welche ſich daran heften.“

„Und wie geht es Ihnen? . . . Mein Gott! ſo lange ſahen wir uns nicht und jetzt führt uns der Tod zuſammen!“ ſagte Sylvia erſchüttert.

„Mir geht es gut,“ erwiederte Vinzenz, indem innere Freudigkeit ſein Auge lichtete; „ich habe ein ſchönes Ziel, das mir ſtets im Sinn ſchwebt und das ich bald zu erreichen hoffe.“

„Wirklich? bald?“ fragte ſie geſpannt.

„Was ſind ein Paar Jahre für eine Liebe, die uns für Zeit und Ewigkeit vereinigt!“ rief er.

„Die lange Trennung iſt ſchrecklich!“ ſeufzte ſie.

„Wie glücklich machen Sie mich mit dieſem Wort, geliebte Sylvia! O glauben Sie mir, auch ich fühle, was die Trennung iſt . . . aber das Glück, wie wir es verſtehen, iſt eine koſtbare Frucht, die langſam reift. Hinter den vielen grauen Tagen, die ich fern von Ihnen verlebe, liegt doch endlich der goldene Tag, nach welchem es keine Trennung mehr gibt. Auf den ſchaue ich! er iſt mein Polarſtern, der immer mich anſtralt."

„Ja, Sie haben Arbeit, Thätigkeit, Berufspflichten, die Sie beſchäftigen und zerſtreuen; Sie haben es gut! . . . während ich mich in dem entſetzlichen Einerlei eines leeren Weltlebens voll künſtlicher Pflichten und hohler Freuden abmühe!"

„Das Einerlei der täglichen Arbeit und der trockenen Berufspflicht iſt auch ermüdend und der natürliche Menſch, für den die Abwechſelung ein Bedürfniß ſeiner Launen iſt, ſträubt ſich oft ganz gewaltig gegen ſie. Sie ſind Ihrer Freuden überdrüſſig und ich ſollte es nicht einer dürren Arbeit ſein, die ich ohne Erholung Tag für Tag fortſetze? . . . Nein, Sylvia! auch ich muß mich täglich in der Selbſtverleugnung üben, in dieſem einzigen Mittel, um beſſer zu werden als ich bin. Einzig iſt es, aber ſicher. Das lehrt uns Chriſtus, das ſehen wir an den Heiligen."

„Ach! die Heiligen!" warf Sylvia hin.

„Nun? die Heiligen?" fragte Vinzenz lächelnd; „ſie waren, was wir ſind; nur blieben ſie nicht ſo. Als gebrechliche Menſchen nahmen ſie mit einem guten feſten Willen ihr Kreuz der Selbſtverleugnung auf ſich, und unter dieſem Kreuz erreichten ſie die vollendete chriſtliche Vollkommenheit — die Heiligkeit.“

„Es iſt aber ſehr ſchwer in einem Meer von bunten Zerſtreuungen zu ſchwimmen, wie ich, und dabei den Gedanken an Selbſtverleugnung im Sinn der Heiligen nur zu faſſen, geſchweige ihn auszuüben.“

„Eben deshalb zogen ſich die Heiligen aus dem Tumult der Welt zurück — und da Sie, geliebte Sylvia, bald daſſelbe thun und ſich in ſehr einfache Verhältniſſe begeben werden: ſo ſehen Sie, daß der liebe Gott Sie auf dem Weg der Vollkommenheit haben will,“ ſagte Vinzenz ſcherzend im Ton, ernſt in der Meinung.

„Glauben Sie das?“ fragte ſie zweifelnd.

„Ohne allen Zweifel,“ ſagte er entſchieden.

„Würden Sie nicht anders ſprechen, wenn Sie Millionär wären? Würden Sie mir dann rathen mich in einfache Verhältniſſe zu begeben? Würden Sie mir rathen Ihnen zu entſagen, weil Sie ein reicher Mann wären und für mich die Gefahren des Reichthums fürchten?“

„Das ſind ſeltſame Fragen, Sylvia und ſie ſcheinen mir unnütz,“ ſagte Vinzenz befremdet. „Man kann auf dieſe „wenn“ vielleicht im Prinzip eine allgemein richtige Antwort geben; allein ich will nicht behaupten, daß die Selbſtverleugnung bei mir ſtark genug wäre, um Sie in einem ſolchen Fall zu warnen in mir einen Millionär zu beglücken — ein Umſtand, vor dem Sie bei Niemand auf Erden ſicherer ſein können, als bei mir. Seien Sie ganz unbeſorgt," ſetzte er lächelnd hinzu, „von den Verwöhnungen des Reichthums werden Sie ſich in Zukunft entwöhnen und das iſt leichter, als es Ihnen ſcheinen mag, weil Sie nicht mehr in Berührung mit der großen Welt und ihren eitlen Anforderungen kommen werden. Und tritt einmal ein Augenblick ein, wo die frühere Angewöhnung ihr Recht behauptet: ſo iſt eben die ſchöne Tugend der Selbſtverleugnung da, um ihn zu bekämpfen."

„Ihre Nachſicht macht mir Muth," antwortete Sylvia; „ich bin zuweilen recht beſorgt eine große Laſt für Sie zu werden."

„O laſſen Sie die Sorge fahren, Sylvia! Es iſt ja meine Freude, mein Sporn und mein Glück nicht für mich allein zu arbeiten, ſondern für das geliebte Weſen, deſſen Schickſal von Gott mir anvertraut iſt."

„Wie edel ſind Sie . . . wie opferwillig!" rief Sylvia gerührt; „o Vinzenz! ich bin Ihrer nicht werth."

„Darüber wollen wir keinen Streit beginnen!... Ich denke, daß Ihre Geſinnung, die nichts begehrt als Liebe, Freiheit und Brot, im vollen Einklang mit der meinen iſt.“

„O könnte ich Sie öfter ſehen und ſprechen! Iſt dazu keine Ausſicht? Wann kommen Sie her?“

„Wahrſcheinlich im Oktober.“

„Und dann?“

„Dann findet das Staatsexamen ſtatt, das letzte, auf welches dann eine Anſtellung folgt, die ſich vielleicht um einige Monate verzögert; doch im nächſten Frühling, Sylvia, geht der Tag unſeres Glückes auf.“

„O wie will ich ihn ſegnen, Vinzenz!“ rief ſie lebhaft; „mit Ihnen bekommt das Leben eine ganz andere Farbe . . . o was ſage ich! einen anderen Inhalt, als ohne Sie. Ihre Sprache ſpricht hier Niemand zu mir — Ihre Gedanken bewegen hier keine Seele — Ihr Streben, Wollen, Lieben iſt hier Allen fremd! Ja, es iſt auch mir fremd! allein ich verſtehe, ich bewundere, ich liebe es doch wenigſtens! . . . Deshalb möchte ich ſein wie Sie ſind und eben dies Verlangen findet hier keinen Anklang . . . Niemand hilft mir.“

„Sie könnten Hülfe haben, Sylvia! ſchon öfter habe ich Sie darauf hingewieſen,“ antwortete Vinzenz ernſt und dringend.

„Nein, nein!“ rief ſie raſch, „das Mittel gehört einem anderen Gebiet an!“

„Keineswegs! es übt in der Selbſterkenntniß; dieſe macht uns demüthig und der demüthige Menſch iſt bereit ſich ſelbſt zu verleugnen. Wer das iſt, dem verſagt Gott den Beiſtand ſeiner Gnade nicht."

„Ich beſchwöre Sie, verlangen Sie nicht etwas Unmögliches von mir!" bat Sylvia mit aufgehobenen Händen. „Nur einem Freunde, der mir ſympathiſch iſt und den ich verehre ohne ihn zu fürchten, kann ich mein Vertrauen ſchenken."

„Ich verlange gar nichts, geliebte Sylvia und habe gar kein Recht dazu etwas zu verlangen. Ich ſchlage Ihnen nur ein erprobtes Mittel vor, welches Ihnen in Ihrer Seeleneinſamkeit Licht und Kraft geben könnte" . . . —

„Nein, nein, nein!" unterbrach ſie ihn entſchieden; „Sie allein können mir helfen und nur aus Ihrer Hand nehme ich Hülfe an. Ich will keinen Dritten zwiſchen uns haben."

„Das iſt keine richtige Anſicht der Sache, Sylvia!" ſagte Vinzenz ernſt; „der Prieſter, der Seelenführer, ſteht keineswegs zwiſchen uns, ſondern neben Ihnen. Doch laſſen wir das, weil Ihnen die Klarheit hierüber fehlt! — Wir wollen jetzt vor Allem den lieben Gott bitten der Seele meines armen Vaters gnädig zu ſein."

„Und unſerer Zukunft," ſetzte Sylvia beklommen hinzu.

Sie mußten ſich trennen. Nein! ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt, nachdem Lehrbach ſie verlaſſen hatte; ich kann ihn nicht aufgeben! . . . Er iſt ein Mann wie kein Anderer. Mein Herz beanſprucht ſeine Rechte . . . es will lieben, verehren, bewundern... ich liebe ihn und es wird am Beſten ſein noch heute an Goldiſch zu ſchreiben und ſeinen Antrag freundlich abzulehnen.

Sylvia wurde zur Tante beſchieden, die ihr ein Billet entgegenhielt und fragte:

„Liebchen, was ſagſt Du zu dieſer Partie?“

„Ich wünſche der guten Helene viel Glück,“ erwiederte Sylvia, nachdem ſie die Verlobungsanzeige geleſen hatte.

„Ja . . . aber woher ſoll das Glück kommen? Sie hat nichts und er hat nichts.“

„Ach, liebe Tante! denke doch an Valentinen's und Aurel's Ehe. Da war auf beiden Seiten Geld genug — doch wo iſt das Glück? Es könnte alſo auch wohl einmal Glück ohne Geld in einer Ehe zu finden ſein.“

„Ach, Kind! das Glück! . . . das ſcheint freilich bei meinen armen Kindern nicht zu Hauſe zu ſein!“ ſeufzte die Baronin. „Wie leidet die arme Iſi durch Wilderich's erbärmlichen Zuſtand, für den es keine Hülfe gibt.“

„Es iſt ſehr traurig, Tante! aber Wilderich iſt in Folge ſeines Berufes in dieſen Zuſtand gekommen; — das iſt doch nur ein äußeres Schickſal, welches die Herzensverbindung nicht ſtört — vorausgeſetzt, daß dieſe vorhanden war. Und ſo ſtelle ich mir vor, mag auch Helene in ihrer künftigen Lage allerhand Sorgen haben, ſo könne ſie doch recht glücklich ſein."

„Liebchen, Du ſprichſt wie Jemand, der keine Ahnung davon hat, wie ſchwer es iſt ſich das Gewohnte zu verſagen. Verſuch' es einmal und ich wette, Du biſt es nach vierzehn Tagen ganz überdrüſſig in Schnee und Regen auf der Gaſſe laufen zu müſſen anſtatt zu fahren und von einer ungeſchickten Köchin mit einer verſalzenen Suppe zum Diner und angebrannter Milch zum Kaffee bedient zu werden."

Der Baron kam zum Frühſtück und Helene Darsberg blieb der Gegenſtand des Geſprächs.

„Es iſt klar, ſie will ſich um jeden Preis verehelichen, bevor ſie in ihr dreißigſtes Jahr und ſomit in die Kathegorie der alten Jungfern eintritt," ſagte der Baron. „Wie käme ſie ſonſt auf den Einfall dieſen obſcuren Herrn, der immer in Provinzialſtädten gelebt hat und deſſen Familie zu den ärmſten des Landes gehört, mit ihrer hochgräflichen Hand zu beglücken."

„Wahrſcheinlich weil ſie ihn liebt, Onkel! . . .

Sei doch nicht ſo urproſaiſch!“ ſagte Sylvia im leichten Ton aber mit ſchwerem Herzen, weil Alles, was der Baron geſagt hatte, auf ſie angewendet werden konnte.

„Es iſt mein Fach proſaiſch zu ſein, Sylphide; denn ich bin Geſchäftsmann — und ich habe noch immer gefunden, daß es am weiſeſten iſt, ſich an die ſchlichte Lebensproſa eines gutgeſpickten Geldbeutels zu halten. Im Eheſtand tritt die Realität in den Vorgrund. Da braucht der Mann, möge er König oder Krämer ſein, eine junge geſunde Frau, die ihm hübſche Kinder bringt und die, je nach ſeinen Verhältniſſen, ihre Stellung gut ausfüllt. Nun ſoll dieſe dreißigjährige Comteſſe, die keine Kaſtanie von einer Kartoffel und keinen Spatz von einer Lerche unterſcheiden kann, einem Haushalt vorſtehen, deſſen Haupt höchſtens einen Gehalt von tauſend Thalern bezieht. Iſt das menſchenmöglich? ich ſage Nein. Es gibt ganze Familien, die von tauſend, ja von fünfhundert Thalern und von weniger leben, — aber wie! Sind ſie in ſolchen Verhältniſſen groß geworden, ſo fühlen ſie vielleicht nicht die Entbehrung, daß aber die gute, furchtbar verwöhnte Helene Darsberg ſie nicht fühlen, vielmehr als Poeſie des Lebens ſie betrachten ſollte, nein Sylphide, das machſt Du mir nicht weiß!

Bei achtzehn Jahren könnte ſie ſich allenfalls in eine ſo unſinnige Auffaſſung hineinſchwärmen; bei dreißig iſt das unmöglich. Sie hat jetzt gar keine Entſchuldigung für ihre Thorheit und die Mama wird ganz gewiß gehörig empört ſein. Aber was ſoll ſie mit einer dreißigjährigen Tochter, die heirathen will, anfangen? ſie muß dieſelbe in ihr Elend rennen laſſen und ſich mit dem Sprichwort tröſten: Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.“

„Aber, Onkel, wenn Gräfin Darsberg ſtirbt — was ſoll dann aus der einſamen Helene werden?“ fuhr Sylvia in ihrer Vertheidigung fort.

„Sie hat verſchiedene verheirathete Geſchwiſter mit zahlreichen Kindern, erbt genug von der Mutter um als einzelne Dame anſtändig leben zu können und kann ſich an ihren Neffen und Nichten erfreuen.“

„Aber Onkel, nichts auf der Welt zu ſein als eine Tante — das iſt nicht beneidenswerth!“

„So mache ſie eine vernünftige Partie, die ihrem Alter und ihren Verhältniſſen entſpricht! Es iſt doch lächerlich über die Maßen, wenn ſie jetzt als Frau Aſſeſſorin an der Seite eines Mannes auftritt, der kaum ſo alt iſt wie ſie und der faſt wie ihr Sohn ausſieht — denn dieſe feinen Blondinen verwelken ſchnell und gründlich. Heirathe ſie einen

Mann von fünfzig, ſechszig Jahren, wohlhabend, in guter Stellung; — dawider habe ich nicht das Mindeſte; im Gegentheil! ich gratulire aufrichtig. Doch alle Proletarierehen ſind mir ein Greuel und in meinen Augen rekrutirt ſich das Proletariat nicht blos aus der unterſten Volksſchicht, ſondern aus allen Ständen dort, wo kaum das liebe Brot für die Nachkommenſchaft vorhanden iſt.“

Sylvia ſchwieg. Jedes Wort traf ſie mitten in's Herz hinein, wie ein ſcharfer Dolchſtich. Der Onkel war ſonſt keinesweges eine Autorität für ihre Anſichten und nur widerſtrebend fügte ſie ſich ihnen; doch heute ſchien ihr, es ſei Alles richtig was er ſage und die Folge davon war, daß der Brief an Goldiſch unterblieb und daß ſie wieder in quälende Unruhe verfiel. Wäre ſie ein leidenſchaftlicher Charakter geweſen, ſo hätte ſie dieſen Zuſtand nicht ertragen können, ſondern irgend einen Entſchluß gefaßt und ausgeführt, wenn auch auf die Gefahr hin ihn ſpäter zu bereuen. Doch ſo wie ſie war, weltlich eitel und von dem Verlangen erfüllt ſo glücklich wie möglich zu werden, neigte ſie ſich bald der einen und bald der andern Schaale zu, worin ſie ihre Anſprüche an das Leben abwog, als ſei der kaufmänniſche Geiſt ihres Onkels auf ſie übergegangen. Zuweilen machte ſie ſich die heftigſten Vorwürfe, daß ſie Lehrbach nur mit halbem Herzen liebe; zuweilen, daß ſie an eine Verbindung mit Goldiſch denken könne, den ſie doch gar nicht liebe. Aber wen liebe ich denn eigentlich? fragte ſie ſich mit banger Beklommenheit. — Ach! der fremde und der eigene Weltſinn hatten die edle und feine Blüte der Empfindung von ihrem Herzen geſtreift. Sie hätte ſich die Antwort geben müſſen: Eigentlich liebe ich nur mich ſelbſt.

Ein großer Entſchluß.

Die liebliche Georgiana Dambleton war von einer Bruſtkrankheit bedroht. Ihr Mann und ihre Schwiegermutter begleiteten ſie nach Ems. Später ſollte ſie eine Traubencur brauchen. Auch der junge Harry Grünerode wurde von den Aerzten nach Ems geſchickt. Er war von jeher ſchwächlich und kränkelnd geweſen. Jetzt, bei fünfzehn Jahren, ſchien ſeine Natur nicht die Kraft zu ihrer Entwickelung zu haben. Er huſtete beſtändig und zehrte ab. Seine Mutter, die ſich nicht leicht Sorgen zu machen pflegte, trat für ihren Benjamin aus ihrem gewohnten Phlegma heraus und ging mit ihm nach Ems, wenn auch ſeufzend, daß ſie die gewohnte Bequemlichkeit ihres Hauſes in der Reſidenz und ihres Schloſſes in Grünerode gar ſehr in einem Badeort vermiſſe. Selbſtverſtändlich begleitete Sylvia ihre Tante. Ihr war Alles willkommen, was ſie zerſtreute, was ihre Gedanken nach Außen lenkte; denn ſie hatte noch immer nicht über ihre Zukunft entſchieden und der

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20861 / 048

Oktober kam näher und immer näher. Das war aber der Monat in welchem ſie ſich ausſprechen mußte. Herr Goldiſch, der eine Geſchäftsreiſe nach New-York machte, hatte zuvor an Sylvia geſchrieben, er ehre ihr Zartgefühl, das auf Valentinens Eltern ſchonende Rückſicht nehme; ſein Vertrauen zu ihren vortrefflichen Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens werde dadurch noch verſtärkt und er bitte ſie nur, ihm bei ſeiner Rückkunft im Oktober eine Antwort zu geben, die, wenn ſie bejahend ausfalle, ihn wahrhaft beglücken werde. Er hoffe dann ſie ſogleich als Gattin und Herrin in ſein ödes Haus einzuführen und ſeinem kleinen verlaſſenen Sohn eine gute Mutter zu ſchenken. Im Oktober fand auch Lehrbach's Examen ſtatt, worauf dann ſeine Anſtellung in längerer oder kürzerer Friſt erfolgte. Der Oktober war alſo der entſcheidende Monat und unwillkürlich fiel ihr oftmals Bertha's Aberglaube an den dreizehnten ein; vor zehn Jahren hatte der Tag ſie im Oktober in's Haus des Onkels geführt; vor zwei Jahren hatte er ihr Lehrbach's Liebe offenbart. Was würde am nächſten dreizehnten Oktober geſchehen? War nicht vielleicht in geheimnißvoller Weiſe ihr Schickſal an dieſen Tag gebunden, ſo daß er ihr ein unausweichbares Verhängniß brachte? In dem Maß als ſich das Licht des übernatürlichen Glaubens vor dem Blendwerk der Welt und der

lbſtſucht für Sylvia verdunkelte, bekam ſie Luſt
in Fatum zu glauben, dem der Menſch willen-
erfallen ſei — ein Glaube, welcher ſehr bequem
e iſt, die ihre Schwächen, Verkehrtheiten, Miſſe-
und Sünden rechtfertigen wollen. Zuweilen
elte ſich Sylvia mit der Vorſtellung, Lehrbach
zu eminent um eine gewöhnliche Carriere zu
Es werde eine Ausnahme für ihn ſtatt
en, eine höhere Anſtellung ihm gegeben werden,
und für dieſen Fall neigte ſie ſich entſchieden auf ſeine Seite; denn wie liebreich und wohlwollend auch Goldiſch für ſie geſinnt ſein mochte, Lehrbachs Liebe hatte einen anderen Zauber und Lehrbachs Charakter war der Art, daß der Gedanke, wegen ihres Wankelmuthes von ihm geringgeſchätzt zu werden, nicht bloß ihren Stolz, ſondern auch ihrem Gefühl empfindlich weh that. All dieſem Wirrwarr ſollte der Oktober ein Ziel ſetzen. Zuweilen ſeufzte Sylvia: O wäre ich doch erſt im ſtillen November! — als ob es nicht von ihr abgehangen hätte ſich ſogleich in dieſe Stille zu verſetzen. Statt deſſen meinte ſie, irgend ein unerwartetes Ereigniß werde ſie von Außen auf den richtigen Weg drängen.

Jetzt war ſie in Ems froh des Wiederſehens mit Miſtriß Dambleton und Georgiana, während die Baronin ſeufzte:

„Aber Liebchen, haſt Du auch ganz gewiß vorgeſtern telegraphirt, man ſolle mir das kleine b Coupé ſchicken?"

„Gewiß, liebe Tante," erwiederte Sylvia

„Alſo vorgeſtern ſchon .... und heut noch nicht hier! Wozu hat man Eiſenbahn ſie nicht einen leeren Wagen raſch herſende .... Aber Du haſt vielleicht nicht die g teſſe für ihn begehrt?"

„Daran habe ich freilich nicht gedacht, Tante! .... Aber Du weißt, der Onkel iſt etwa mit ſeinen Wagen. Die blaue Caleſche haſ ſchon kommen laſſen" .... —

„Liebchen, ſei verſtändig! in den ſchauderhaft hieſigen Miethwagen kann ich doch unmöglich ſp zieren fahren."

„Nun, Tante, die Caleſche iſt ja auch gekommen! was Du aber bei dieſer furchtbaren Hitze mit dem Coupé anfangen willſt, wird der Onkel nicht begreifen."

„So ſchreibe ihm, Liebchen! ſetze Dich gleich hin und ſchreibe ihm, ich brauchte das Coupé ganz nothwendig für den Fall, daß ein Witterungswechſel eintritt. Es gibt hier ja keinen andern Fahrweg als längs der Lahn und da kann die Luft recht feucht und nebelig ſein. Das iſt ſchädlich für Harry. Alſo ſchreibe ſchleunigſt, Liebchen! Ich kann hier keine Zeile ſchreiben; denn erſtens ſteht der Schreibtiſch nicht feſt und wackelt beſtändig und zweitens hat man keine Alizarintinte in mein Schreibzeug gethan und Johann, der Tropf, hat ſie hier noch nicht ausfindig gemacht. Ohne Alizarintinte kann ich aber nicht ſchreiben. Ems gilt doch für einen eleganten Badeort! merkwürdig wie viel man ent-ehren muß .... ſogar die gewohnte Tinte! Haſt u ſchon das abſcheuliche Polſter des großen Sopha's m Salon bemerkt? zu beiden Seiten des Sitzes llt es tief ab! .... ich kann Niemand einladen auf em ſchrecklichen Sitz Platz zu nehmen. Um ſich hier mfortable einzurichten, müßte man Möbel für ein Paar Zimmer und vor allen Dingen den eigenen Koch mitbringen."

So klagte die Baronin, obſchon ſie eine der eleganteſten Wohnungen in Ems und täglich ein ſehr gutes Diner hatte, da ſie nicht an der table d'hôte, ſondern mit den Dambletons ſpeiſte. Ihre Verwöhnung war grenzenlos.

Aurel kam aus Paris mit Phöbe und Valentine um die Mutter zu beſuchen. Miſtriß Dambleton war ganz freundlich für Valentine und vermied Alles was an die Vergangenheit erinnern konnte, ſo daß keine Spur eines geſpannten Verhältniſſes in dem kleinen Kreiſe fühlbar wurde; allein zu Sylvia ſagte ſie:

„Ich kann den Kummer noch nicht überwinden, daß Valentine meinen armen Bruder ſo unglücklich gemacht hat. Jahrelang nichts als Leid und Verdruß und jetzt ein einſames Leben — das verdankt er ihr!“

„Warum hat er ſie überhaupt geheirathet, da ſie doch wenig zuſammen paßten, nicht im Alter, nicht in Geſchmack, Geſinnung und Neigung,“ ſagte Sylvia verlegen.

„Ach Gott!“ verſetzte Miſtriß Dambleton, „wie wenig kennt ein Mann das junge Mädchen, das er heirathen wird! — und wie viel weniger kennt ſie ihn. Für ſie iſt er das, was ſie träumt und ſie iſt für ihn das, was er wünſcht. Bei den unglaublichen Mißgriffen, welche in dieſer Beziehung geſchehen, iſt es ein Wunder, daß dennoch manche Ehen ſo gut gehen und ein Räthſel, warum ſie gut gehen. Trotz großer Verſchiedenheit des Alters und Charakters wird zuweilen eine Ehe ſehr glücklich und trotz großer Uebereinſtimmung — ſehr unglücklich. Um eine gute Ehe zu führen müſſen beide Theile den guten Willen dazu haben. Das iſt nach meiner Erfahrung die Hauptſache. Stimmen Beide in dem Punkt des guten Willens überein, ſo ſteht ihre Ehe gut.“

„Und die Liebe, die gegenſeitige Herzensneigung, wäre ganz überflüſſig?“ fragte Sylvia lächelnd.

„Iſt ſie vorhanden — nun, deſto beſſer! dann wird manches Opfer um ſo leichter, allein es tritt dafür auch manche Enttäuſchung ein. Du findeſt das vielleicht ſehr proſaiſch. Doch die Proſa hält mit uns aus. Die Poeſie verflüchtigt ſich. Könnte mein guter Bruder auf der Baſis des gegenſeitigen Wohlwollens, des guten Willens und der Achtung eine zweite Heirath ſchließen — welch ein Troſt für mich!“

Georgiana und Vivian traten ein und das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Sylvia wußte nicht, ob es ihr lieb oder leid ſei. Sie hatte die größte Luſt geſpürt Miſtriß Dambleton zu ihrer Vertrauten zu machen und ſie um Rath zu bitten, welchen von beiden Männern ſie wählen ſolle. Da ſie aber ſicher war, daß Miſtriß Dambleton Herrn Goldiſch nennen werde, ſo ſchien ihr das eine Ungerechtigkeit gegen Lehrbach zu ſein und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Nein! Niemand ſoll entſcheiden, als ich allein.

Gegen das Ende des Aufenthaltes in Ems ſchrieb Clariſſa Lehrbach an Sylvia und bat ſie herzlich um einen Beſuch, da ſie ihnen ja ſo nahe ſei. Dieſe Einladung erweckte in Sylvia einen großen Entſchluß: ja! ſie wollte die Jugendfreunde beſuchen! doch nicht auf acht Tage, ſondern auf vier bis ſechs Wochen und dieſe ſollten gleichſam ein Noviziat für ſie ſein, eine Prüfung, ob ihr beſchränkte Verhältniſſe auf die Länge nicht unausſtehlich ſein würden. Es gab einen harten Kampf bis die Baronin in eine ſo lange Entfernung Sylvia's einwilligte und Sylvia mußte alle Gründe der Dankbarkeit gegen die trauernde Wittwe ihres Vormunds und der Freundſchaft für deſſen Tochter aufbieten und darlegen, bis ſie endlich ſiegte. Zum Glück befand ſich Harry etwas beſſer und Aurel und Miſtriß Dambleton erhoben die Stimme für Sylvia. Sie ſollte noch die Baronin nach Heidelberg begleiten, wohin Harry und Georgiana zur Traubenkur geſchickt wurden und als dies bewerkſtelligt und die Baronin mit einer Umſtändlichkeit und Sorgfalt ſich eingerichtet hatte, als ob ſie ihr Leben in Heidelberg beſchließen wolle, da bekam Sylvia auf ſechs Wochen Urlaub. Aurel und Phöbe, die nach Paris zurückkehrten, machten einen Umweg um Sylvia zu Frau von Lehrbach zu bringen. Valentine blieb einſtweilen bei der Mutter.

Aurel war im Lauf der Jahre ein ziemlich trockener Geſchäftsmann geworden, da er für ſeine Gemüthlichkeit keinen Boden in ſeiner Ehe fand. Durch Geiſt hatte er ſich nie ausgezeichnet; ſeine Bildung überſtieg nicht die Mittelmäßigkeit; Sylvia begriff gar nicht mehr ihre jugendliche Liebe für ihn und Alles was Miſtriß Dambleton ihr über das Eheglück geſagt hatte, trat ihr lebendig vor die Seele. Vielleicht war Vinzenz in zehn Jahren eben ſo verändert, wie die vergangenen zehn Jahre Aurel verändert hatten, dem nichts geblieben war als ſein frommer Sinn, ſeine Gutmüthigkeit und ſein allgemeines Wohlwollen. Vielleicht war er immer ſo geweſen und ſie hatte ſich nur Illuſionen über ihn gemacht. Vielleicht täuſchte ſie ſich auch jetzt über Vinzenz, weil er ſie liebte. — —

In dieſe quälenden Gedanken verſenkt, ſaß ſie mit Aurel und Phöbe auf einer Bank in der neuen Anlage zu Mainz, auf dem Punkt der ſogenannten ſchönen Ausſicht, wohin alle Fremden geführt werden, gegenüber der Mündung des Mains in den Rhein und mit einem herrlichen Ausblick auf den prächtigen Strom und ſeine heitern Ufer. Die Sonne war dem Untergang nah; der weſtliche Himmel brannte im glühenden Roth und bildete einen Goldgrund, auf dem ſich die Stadt mit ihrem Dom und ihren zahlreichen Thürmen in jener alterthümlichen Würde profilirte, welche das Charakteriſtiſche derjenigen Städte iſt, welche eine große Geſchichte haben und aus ihr entſtanden — nicht modern gemacht ſind. Mögen ſie noch ſo ſehr herabgekommen von ihrer alten Größe ſein, mögen die Geſchlechter der Gegenwart noch ſo gleichgültig gegen die Vergangenheit ſein: eine Stadt, deren Geſchichte zwei Jahrtauſende zählt, behält eine gewiſſe imponirende Phyſiognomie, gegen welche alle Städte der letzten

Jahrhunderte kleinſtädtiſch oder prahleriſch ausſehen, wie ein Emporkömmling neben einem großen Herrn.

Phöbe nahm ihr Album und zeichnete raſch die Ausſicht ab, während Sylvia's Auge ſchwermüthig von der ernſten Stadt zum blinkenden Strom hinabglitt und von den fernen duftigen Linien der Bergſtraße zu den blauen Hügeln des Taunus, die im Abendroth ſchimmerten, hinüberflog. Da erhob ſich plötzlich eine Stimme, die dem Charakter des edeln Bildes entſprach — die Stimme einer Glocke. Dann noch eine — und noch eine und andere noch. Es war das Ave-Marialäuten. Aber dies war nur ein Vorſpiel; denn jetzt begann ein allgemeines feierliches Glockengeläut von allen Kirchthürmen und die große Domglocke, die nur am Vorabend der höchſten Feſte, als der Ausdruck der feierlichſten Freude erſchallt, übertönte ſie alle und hallte weithin über Strom und Land.

„Es iſt doch heute erſt Freitag; warum läuten die Glocken?“ fragte Phöbe von ihrer Zeichnung aufſchauend.

„Morgen iſt der hohe katholiſche Feſttag Mariä Himmelfahrt,“ antwortete Aurel.

„Ah! der Namenstag vom Kaiſer Napoleon — ich weiß ſchon!“ verſetzte ſie gleichgültig.

„O wie ſchön iſt dieſe majeſtätiſche Glockenſtimme, die gleichſam aus dem Himmel uns anruft um uns

Gedanken zu geben, die nicht von der Erde ſind!" rief Sylvia.

„Der Lohndiener erzählt mir ſoeben," ſagte Aurel, „daß die Sage gehe, als dieſe große Glocke gegoſſen ſei, hätten reiche Klöſter der Stadt ganze Fäſſer voll Silbermünze in die glühende Maſſe ausſchütten laſſen und daher habe die Glocke ihren herrlichen Ton."

„Eine heilige Verſchwendung!" ſagte Sylvia.

„Hoffentlich nur eine Sage," ſagte Phöbe und zeichnete eifrig ſo lange, bis die Sonne geſunken, die goldene Glut ihres Unterganges in Roſenroth verwandelt war, und dies heiße Roth in ſanfte Purpurflocken ſich zertheilte, die am bläulich dämmernden Abendhimmel verglommen, aus deſſen Tiefe der Abendſtern friedlich auftauchte, wie eine unſterbliche Hoffnung über entſchwundenem Erdenglück.

Sylvia war inzwiſchen an die Bruſtwehr herangetreten und athmete tief, als wolle ſie ſich an der Kühle laben, die nach der drückenden Hitze des Tages vom Strom heraufſtieg; aber eigentlich um die namenloſe Melancholie zu verbergen, die ſich über ihr Inneres lagerte, wie die einbrechende Nacht über Erde und Strom.

„Du weinſt, Sylvia?" fragte Aurel, der ihr gefolgt war.

„Ach!" ſagte ſie, „das Menſchenleben kommt mir je älter ich werde immer trauriger vor; denn was wir auch anfangen mögen — im Grunde ſind wir immer allein, immer einſam und das thut in manchen Augenblicken unausſprechlich weh.“

„Das habe auch ich im vollen Umfang gefühlt, Sylvia! dagegen hilft nichts, als eine anſtrengende Thätigkeit. Tägliche Arbeit, Sylvia, tödtet das Uebermaß des Gefühls ab.“

„Jetzt wollen wir in den Dom gehen und den Grabſtein der Kaiſerin Faſtrade beſehen,“ ſagte Phöbe, die inzwiſchen ihre Skizze vollendet und ihr Album geſchloſſen hatte. Sie war fortwährend von Eiferſucht gepeinigt, obgleich Aurel ihr nicht die mindeſte Veranlaſſung dazu gab. Sie fühlte, wie ſehr ſie im Schatten ſtehe neben der ſchönen und intereſſanten Sylvia und das kurze Zwiegeſpräch welches jene Beiden hatten, mißfiel ihr unſäglich. Sylvia brach es ſogleich ab und ſie fuhren in die Stadt zurück und ſtiegen am Dom aus.

Es dunkelte bereits, allein der Dom war offen, weil noch viele Leute um die Beichtſtühle ſtanden. Im Innern war er ſchwach beleuchtet durch einzelne Gasflammen und durch vereinzelte Kerzen an denjenigen Beichtſtühlen, in welchen ſich ein Geiſtlicher befand. Die wenigen Lichtpunkte hoben die gewaltigen Maſſen der Pfeiler noch mehr hervor und unter den mächtigen Gewölben ſchien ſich ein ewiger Schatten zu lagern. Gerade in dieſer ſpärlichen Beleuchtung macht er den großartigſten Eindruck, weil ſeine majeſtätiſchen Proportionen durch ſie hervorgehoben werden, während manche ſtörende Einzelheit in ihr verſchwindet. Mit ſtiller Ehrfurcht ſtaunt man den Titanenſchwung des Geiſtes an, der den Plan zu einem ſolchen Bau machte und ſeine Felſenblöcke ſo kühn und ſo harmoniſch ordnete. Kein Laut war hörbar in dieſen langen, dämmerigen Hallen; denn ein Schritt, oder das Rauſchen eines Kleides wurde in dem weiten Raum gar nicht bemerkt. Nur eine kleine ſtille Bewegung fand in den Seitenkapellen um die Beichtſtühle ſtatt, wenn die Andächtigen herzutraten oder ſich entfernten.

„Das geht hier ja zu wie in einer Geiſtergeſellſchaft,“ flüſterte Phöbe befremdet und nachdem ſie den Grabſtein der Kaiſerin Faſtrade geſehen und erklärt hatte, daß ſein eilfhundertjähriges Alter ſeine einzige Schönheit ſei, — worin ſie unwiderleglich Recht hatte — ſchlug ſie den Weg zum Wagen wieder ein. Vor der Thür des Doms, als der Lohndiener ſchon den Wagenſchlag geöffnet hatte, ſagte Aurel:

„Ich bitte Euch, wartet nicht mit dem Thee auf mich. Ich bleibe noch.“

„Dann bleibe auch ich!“ ſagte Phöbe entſchieden und trat in die Thür zurück.

„Und ich gewiß!“ ſetzte Sylvia hinzu.

„Halte das wie Du willſt, Phöbe,“ verſetzte Aurel; „aber ſei ſo gut mich nicht zu ſtören, und fahre zum Gaſthof, wenn Dir die Zeit lang wird.“

„Mein Gott! warum willſt Du denn ſo ungeheuer lange hier bleiben?“ fragte ſie.

Er antwortete nicht und ging in eine Seitenkapelle, während Sylvia ſagte:

„Er will beichten, Phöbe! Laſſe ihm Ruhe.“

„Beichten? aber warum, mein Gott!“ flüſterte Phöbe mißmuthig.

„Das thun manche Katholiken am Vorabend hoher Kirchenfeſte.“

„Willſt Du auch beichten, Sylvia?“

„Vielleicht!“ antwortete Sylvia leiſe und haſtig und ging in eine Seitenkapelle, wo über dem Altar ein aus ſchwarzem Holz geſchnittenes Muttergottesbild ſteht. Da kniete ſie nieder, während ſich Phöbe auf eine Bank im Mittelſchiff ſo ſetzte, daß ſie Aurel's und Sylvia's Kapellen im Auge behielt.

Aurel beichtete. Hätte Sylvia daſſelbe gethan, wer kann ſagen, zu welchem Entſchluß, zu welcher Ruhe, zu welchem Frieden ſie gekommen wäre. Zuweilen war ſie auf dem Punkt ſich zu erheben und in den Beichtſtuhl zu treten. Sie wollte und wollte nicht. Sie kämpfte mit ſich ſelbſt bald dafür, bald dagegen. Sie fühlte ſich in dieſem Augenblick dazu gedrängt und in jenem — zurückgehalten. Sie that es nicht, ſie blieb in ihrer innern Aufregung, ſie ließ die Gnade fallen, die Gott ihr gleichſam in die Hand legte; und als Aurel und Phöbe ſie endlich abholten, erhob ſie ſich mit verweinten Augen und fuhr mit ihnen zum Gaſthof. Kaum angelangt wäre ſie gern wieder umgekehrt; doch es war ſpät geworden; Phöbe legte ſich ermüdet auf ein Sopha und Sylvia mußte den Thee machen. Dann gingen ſie auseinander. Sylvia fand keine Ruhe. Es war eine ſchwüle, finſtere Nacht. Sie ging leiſe in den Salon zurück, öffnete die Balconthür, trat hinaus und begann auf demſelben eine ihrer raſtloſen Wanderungen. Ihr Schutzengel ſprach zu ihr: Du gehſt einem Wendepunkt deines Lebens entgegen; das ſteht feſt in dir. Du willſt dich prüfen, nach welcher Seite du dich zu wenden haſt. Um das mit innerer Freiheit zu thun, mußt du Selbſtſucht, Eitelkeit und Weltſinn bei Seite laſſen, mußt demüthig Gott um Erleuchtung bitten und mit reinem Gewiſſen und geläutertem Willen das, was Gott von dir will, zu erkennen ſuchen. — Aus irgendeinem halbverſchütteten Winkel ihres Herzens ſprach dieſe Stimme zu ihr, leiſe, abgebrochen, umſchwirrt von anderen Stimmen, die ihr in tauſend Variationen zuriefen: Warum zauderſt du? Wirf dich getroſt dem Glück der Liebe in die Arme. Ein ſolcher Tag wiegt Jahre voll Sorgen auf! — Oder im Gegentheil: Opfere nicht dem vergänglichen Traum von Liebe eine ſchöne ruhige ſichere Zukunft auf. — Oder: Du haſt ja keine große Sünden begangen ... was willſt du beichten? ... Du biſt ſeit vielen Jahren von dieſer Gewohnheit abgekommen ... es wäre eine ungeheure Selbſtquälerei ſie plötzlich annehmen zu wollen ... und du kannſt durch ſie noch tiefer in Unſchlüſſigkeit dich verwickeln, wenn in Folge derſelben Anforderungen an dich gemacht werden, deren Nothwendigkeit dir nicht einleuchtet.

Erſchöpft an Leib und Seele ſank ſie auf die Fenſterbank und dachte gar nichts mehr. Unbeſtimmte, zerriſſene Vorſtellungen wogten wolkenähnlich durch ihren Sinn. Es ſchlug zwei Uhr am Dom. Die Nachtluft wehte mit erfriſchendem Hauch über den Rhein und kühlte ihre brennende Stirn. In der tiefen Stille hörte ſie das leiſe Rieſeln des mächtigen Stromes. Die Schiffbrücke nach Caſtel, auf der die Laternen brannten, lag vor ihr. Der ſchmale lichte Pfad über dem gewaltigen Waſſer, deſſen Tiefe ſie nicht kannte, deſſen Ausdehnung ſie nicht ſah, deſſen Lauf ſie nicht verfolgen konnte, ergriff ſie eigenthümlich. Wirft nicht der Glaube eine ſolche Brücke, ganz ſchmal und doch ganz hell und ſicher, über den tiefen dunkeln Strom des Menſchenlebens? ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Sind nicht diejenigen beneidenswerth, die darauf wandeln? Was wäre aus Aurel geworden in ſeiner erbärmlichen Ehe, wenn er es nicht thäte? Genial und liebenswürdig kann ihn der Glaube nicht machen, aber pflichttreu macht er ihn in ſchwierigen Verhältniſſen. O warum habe ich nicht dieſen Glauben . . . und wie iſt er mir abhanden gekommen? . . . Sollte es ſein, weil ich nicht die Gnaden benutze, die Gott mir anbietet? . . . — —

Ein Eiſenbahnzug ſauſte auf der anderen Seite der Straße am Gaſthof vorüber und unterbrach ihre Betrachtungen. Todtmüde verließ ſie den Balcon, den Salon, ging in ihr Zimmer und fiel in einen ſchweren Schlaf. Am nächſten Morgen war Aurel längſt aus dem Dom zurückgekehrt, als Phöbe und Sylvia erſchienen und nur gerade Zeit hatten zu frühſtücken, bevor ſie die Reiſe fortſetzten. Am Abend dieſes Tages war Sylvia bei ihrer Freundin.

Noviziat.

Sylvia hatte ſogleich einen ſtörenden Eindruck, denn ſie fand Frau von Lehrbach nicht mehr in dem alten bekannten Hauſe, in dem großen behaglichen Wohnzimmer, wo vor vier Jahren die ganze Familie ſich ſo traulich zuſammenfand. Frau von Lehrbach lebte als Wittwe in ſehr beſchränkten Verhältniſſen und mußte Theobald erhalten, der noch lange keine geſicherte Exiſtenz hatte, während ſich Vinzenz mit der äußerſten Anſtrengung bemühte, weder ſeiner Mutter zur Laſt zu fallen noch Schulden zu machen, die ihm ſpäter zur Laſt gefallen wären. Frau von Lehrbach hatte alſo eine viel kleinere Wohnung genommen: Mutter und Tochter hatten ein und daſſelbe Wohnzimmer, ein und daſſelbe Schlafzimmer; im Vorzimmer wurde gegeſſen, und neben demſelben lag auf der anderen Seite ein ſchmales Stübchen, das ſie nöthig hatten, wenn Vinzenz und Theobald kamen und das jetzt Sylvia bewohnte. Clariſſa ſprach mit der größten Gelaſſenheit über dieſe nothwendigen Einſchränkungen, während Sylvia heimlich die Beobachtung machte, daß die alten unmodiſchen Möbel, die ſeit dreißig Jahren im Gebrauch waren, ſich recht garſtig in den engen Räumen ausnahmen.

„Du ſiehſt alſo, weshalb ich Dich bat, liebe Sylvia, keine Kammerjungfer mitzubringen,“ ſetzte Clariſſa hinzu.

„O das hat gar nichts zu ſagen,“ erwiederte Sylvia; „eines Euerer Dienſtmädchen wird mir ſchon hülfreiche Hand leiſten.“

„Ich werde es thun,“ entgegnete Clariſſa liebreich; „wir haben nur ein Dienſtmädchen und es iſt ſehr weit entfernt von der Höhe, auf welcher eine Kammerjungfer ſtehen muß.“

„Mein Gott! . . . nur einen einzigen Dienſtboten für zwei Perſonen! O Clary, da werde ich Euch ja entſetzlich geniren!“ rief Sylvia beängſtigt.

„Gar nicht, Sylvia! . . . aber beſondere Umſtände werden wir nicht mit Dir machen, denn wir meinen immer noch, daß Du eigentlich hieher und zu uns gehörſt.“

Frau von Lehrbach war ebenſo liebevoll für Sylvia wie Clariſſa und zwiſchen Mutter und Tochter beſtand ein ſo ſchönes zärtliches Verhältniß, daß Sylvia's Gemüthsſeite wiederum innig wohlthuend, wie vor Jahren, davon berührt wurde. Doch das war nur eine Seite! Damals hatte ſie ſich nie die Frage geſtellt, ob ſie ſich in einer ähnlichen äußern Lage für immer ſo zufrieden fühlen würde, wie ſie ſich als Gaſt darin fühlte. Ja, hätte ſie auch damals dieſe Frage an ſich gerichtet, ſo wäre die Antwort vielleicht bejahend ausgefallen, theils weil ſie jünger und daher unternehmender war; theils weil die Verwirklichung dieſes Gedankens zu ſehr außerhalb ihres Horizontes lag, als daß ſie ſich all' ſeine Conſequenzen klar gemacht hätte. Jetzt war das ganz anders! Jetzt fragte ſie ſich mit der äußerſten Entſchiedenheit: Kann ein gemüthliches Familienleben dich ſo vollkommen beglücken, daß du im Stande biſt heiter und zufrieden allen Bequemlichkeiten des äußern Lebens zu entſagen und dich im ganzen Zuſchnitt deiner Lage auf die knappſte Anſtändigkeit zu beſchränken?

Vor vier Jahren hatte ſie überdas dies Familienleben in der Sonnenſeite der Friſche und Freude geſehen. Die Eltern lebten in voller geiſtiger Kraft; die Söhne waren da mit ihrem jugendlichen Streben und Mechtild, die Braut, ging ihrer Vermählung zu. Es war wie an einem herrlichen Frühſommertag: Licht und Glanz, Blumenduft und Vogelſang rings umher und darüber der blaue Himmel, der ſo klar und treu ausſah, als ſage er die

Erfüllung aller Hoffnungen zu. Jetzt ſah Sylvia die Familie in der Schattenſeite des Lebens, ſtill, bedrückt, zuſammengeſchrumpft, in Trauer; Frau von Lehrbach ſo erſchüttert durch den unerwarteten Todesfall des Gatten und ſo ſorgenvoll um die Exiſtenz ihrer Söhne, daß ſie ihren friedlichen Gleichmuth noch nicht wiedergefunden hatte; und Mechtild ganz untergegangen in häuslichen und mütterlichen Pflichten. Sie hatte zwei kleine Kinder, von denen das eine ſehr ſchwach und kränklich war. Sie erwartete ein drittes. Sie ſah erbärmlich aus, abgezehrt, blaß und müde. Sie hatte für nichts Sinn, für nichts Auge und Ohr, als für das, was ſich innerhalb ihrer vier Pfähle zutrug, denn die Sorge mit geringen Mitteln ein Hausweſen zu führen, welches jedes Jahr durch ein Kind vergrößert wurde, während ſich das Einkommen nicht vergrößerte, erdrückte die arme Mechtild umſomehr, als ihr Mann gewiſſe Anſprüche an Behaglichkeit machte und in ſehr üble Laune gerieth, wenn er ſie fallen laſſen mußte.

Mit ſtillem Grauſen beobachtete Sylvia das Alles.

„Gott im Himmel, Clary!“ ſagte ſie eines Tages von Entſetzen überwältigt; „das ſoll nun Glück ſein! eheliches Glück! häusliches Glück! Mechtild iſt in ein Jammerbild verwandelt, Belſen in einen Akten=

wurm. Sie reibt ſich auf zwiſchen Küche und Kinderſtube; — er prosperirt auch nicht ſehr zwiſchen Gerichtsſaal und Schreibtiſch; — als Zugabe dieſe Kinder, von denen das Eine noch nicht ſprechen und das Andere noch nicht laufen kann und die ſich im Schreien einander übertreffen! . . . Nein, Clary! für dieſe Sorte von Glück bin ich nicht geſchaffen."

„Ich habe auch nie den Beruf für den Eheſtand gehabt," entgegnete Clariſſa ruhig; „wer ihn hat, der wird auch wohl von Gott die Gnade erhalten, die furchtbar ſchweren Pflichten zu erfüllen, die er mit ſich bringt."

„Es gibt aber doch auch Ehen, deren äußere Verhältniſſe minder drückend ſind und dadurch werden die Pflichten ſehr erleichtert," ſagte Sylvia.

„Freilich gibt es ſolche, doch gehören ſie hier und in unſerem Kreiſe zu den ſeltenen Ausnahmen. Und die Hauptpflicht der Ehe, die eigene Seele und eine ganze Familie zu heiligen, bleibt ja doch immer dieſelbe. Ja, ob glänzende Verhältniſſe ſie erleichtern — das iſt noch die Frage."

„Du biſt wie Dein Bruder, Clary, ganz ungeheuer ernſt und immer ſo hoch, als wären die äußern Dinge gar nicht da — oder wenigſtens keines Blickes werth."

„Glaubſt Du, daß ſie vor Gott und für uns in der Ewigkeit einen anderen Werth haben als den, welcher unſer guter Gebrauch ihnen verleiht?“

„Ich rede von der Zeit, nicht von der Ewigkeit, Clary! die ſind himmelweit verſchieden!“

„Und ich kann ſie gar nicht von einander trennen, Sylvia. Das arme kleine Bächlein der Zeit fließt ja unaufhaltſam dem unermeßlichen Meer der Ewigkeit zu und nimmt mich mit.“

„Macht Dich dieſe Vorſtellung glücklich?“

„Glücklich? das iſt ein unbeſtimmtes Wort, Sylvia.“

„Ich weiß es, Clary! Mechtild nennt ſich glücklich in ihrer ſorgenvollen Ehe; Martha nennt ſich glücklich in ihrem furchtbar ſchweren Kloſterberuf. Ich halte denjenigen für glücklich, der ſich ſo zufrieden in ſeiner Lage fühlt, daß er ſie nie zu verändern, nie mit einer anderen zu vertauſchen wünſcht. Iſt das Dein Fall?

„Ganz und gar! Nie hat mein Sinn weder nach der Ehe noch nach dem Kloſter geſtanden! Er iſt zu unabhängig,“ ſagte Clariſſa lächelnd, „und mein Herz iſt zu klein, um andere Liebe beherbergen zu können, als die für Eltern und Geſchwiſter.“

„Und für Gott!“ ſetzte Sylvia hinzu.

„Das verſteht ſich von ſelbſt!“ ſagte Clariſſa lebhaft; „Gott iſt der Grundton jeder Liebe! durch alle Akkorde klingt er durch — und nur da, wo das der Fall iſt, kann ſich der Menſch wahrhaft zufrieden in ſeiner Lage fühlen — gleichviel ob äußere Verhältniſſe ihn drücken oder heben."

„O hätte ich Deine Herzensſtille," ſeufzte Sylvia, „Deinen Opfermuth, der Dich nur in ſelbſtverleugnender Liebe leben läßt."

„Ach, das Alles iſt Sache der Gnade und nicht mein Verdienſt! Bitte den lieben Gott nur recht innig um recht viel Gnade," ſagte Clariſſa einfach.

Sylvia ſeufzte abermals. Ach, ſie bewunderte ſehr Clariſſa's ſelbſtverleugnende Liebe, aber ſie hatte doch nicht die Hochherzigkeit darum zu bitten. Sie ſah, daß Clariſſa faſt immer etwas Anderes that als das, was ſie ihrer Natur nach gern gethan hätte. Clariſſa liebte Lectüre, Muſik, ernſte Geſpräche; ſie liebte weite Spaziergänge in der ſchönen Umgebung ihrer Vaterſtadt; ſie liebte lange, einſame Stunden vor den Altären mit dem „verborgenen Gott." Statt deſſen mußte ſie ſich mit dem Hausweſen beſchäftigen, das, ſo klein es war, doch beſorgt ſein wollte. Die Muſik war verſtummt, denn Frau von Lehrbach's angegriffene Nerven vertrugen den vollen Ton des Flügels in dem engen Zimmer nicht. Was die Lectüre betraf, ſo war es faſt unmöglich ſie zu machen, indem Mechtild immer eines ihrer Kinder zu ihrer Erleichterung zur Großmutter ſchickte und Clariſſa ſomit die Beaufſichtigung des kleinen unruhigen Weſens und die Sorge hatte, daß Frau von Lehrbach nicht dadurch beläſtigt werde. Die Abende brachte man regelmäßig bei Mechtild zu, die durch Mann, Kinder und Unwohlſein an's Haus gebunden war. Doch dieſe Abende hatten nichts von der Gemüthlichkeit der früheren Zeiten. Mechtild war ganz langweilig geworden, ſprach nur von häuslichen Angelegenheiten, vom Einkauf der Wintervorräthe, von der Unbotmäßigkeit der Dienſtmädchen, von den Unbequemlichkeiten ihrer Wohnung, von ihrer angegriffenen Geſundheit. Wurde einmal etwas geleſen, ſo machte ſie tauſend Unterbrechungen. Ein Kind ſchrie anſtatt zu ſchlafen: ſie mußte ſehen, was ihm fehle. Im Nebenzimmer deckte das Dienſtmädchen den Tiſch und ließ einen Teller fallen: ſie mußte ſehen, wie viel zerbrochen ſei. Dann kam ſie zurück und klagte:

„O großer Gott! wenn es doch Gebrauch wäre von Zinntellern zu eſſen! die können dieſe ſchrecklichen Mägde nicht zertrümmern.“

„Aber es ſteckt ein Capital in ihnen,“ ſagte Frau von Lehrbach; „die erſte Anſchaffung koſtet ſo viel, daß dafür mancher Fayenceteller zerſchlagen werden kann.“

„Aber der Verdruß, der mir erſpart würde, Mama, der iſt auch etwas werth,“ ſagte Mechtild — und die unterbrochene Lectüre wurde nicht immer fortgeſetzt.

Mit dem Abendeſſen erſchien der Gatte und fünf Minuten nach demſelben verſchwand er wieder. Sein erſtes Wort pflegte zu ſein:

„Guten Abend, Mama! hat das Klageweib heute ſehr lamentirt?“

So bezeichnete er ſeine Frau und die Frage ſollte ein Scherz ſein, der jedoch gar nicht nach Mechtild's Geſchmack war. Velſen war ein braver Mann und tüchtiger Arbeiter, doch eine rohe Natur. Mechtild's ohnehin ſchon ängſtlicher und empfindlicher Charakter fühlte ſich jeden Augenblick verletzt. Doch hatten ſie ſich Beide gern und ſuchten aufrichtig, trotz verſchiedener Verſtimmungen, gut miteinander zu leben. Wenn Sylvia aber gehofft hatte hier eine idealiſche Ehe zu finden, deren Zauber mit der Enge der Verhältniſſe verſöhnen — und deren Beiſpiel ſie ermuthigen könne ſich in eine ähnliche Enge hinein zu wagen: ſo wurde ſie enttäuſcht. In dieſer Ehe zehrten die Herzen nicht von Ambroſia, ſondern von hausbackenem Brot.

Zuweilen konnte Clariſſa ſich Abends auf ein Stündchen vor dem Nachteſſen von der Mutter und Schweſter entfernen und mit Sylvia einen Spaziergang machen; doch nicht täglich, wie dieſe es gewünſcht hätte. Denn gewöhnlich hatte Mechtild allerhand kleine Arbeiten für die Kinder für die Abendſtunden aufbewahrt, wobei ſie auf Clariſſa's

Hülfe zählte, und zuweilen wünſchte Frau von Lehrbach Clariſſa vorleſen zu hören, ſo daß dieſe nach allen Seiten gebunden und nie Herrin ihrer Zeit war. Das ſchien ſie jedoch gar nicht zu bemerken, ebenſowenig wie die kleinen Verſtimmungen zwiſchen Schwager und Schweſter und wie die Jeremiaden der letzteren. Ihr großes, gutes, tiefblaues Auge verlor nie ſeinen ruhigen Blick und ihr feſter Mund nie ſeinen wohlwollenden Ausdruck. Ihr ganzes Weſen trug das Gepräge eines wunderbaren Friedens, der jedoch keine Spur von Gleichgültigkeit oder Phlegma zeigte. Es war der höhere Friede des Glaubens und der Liebe. Sie war eine von den ganz ſeltenen lautern Seelen, die ohne äußerliche Erſchütterungen und Ereigniſſe in der Stille ihres Geiſtes und Herzens zu der Erkenntniß kommen, daß wahres Glück in Gott allein zu finden und ganz unabhängig von Verhältniſſen, Lage und Lebensſtellung ſei. Sylvia ſtaunte ſie wie ein überirdiſches Weſen an und vielleicht hätte ſie genug Vertrauen zu Clariſſa gehabt, um ſich ihr ganz zu offenbaren, wenn dieſe nicht mit beſonders zärtlicher Liebe an Vinzenz gehangen und ihn in ihrem Herzen ſo hoch geſtellt hätte, daß Sylvia beklommen zu ſich ſelber ſprach: Sie wird mich verachten, wenn ich ihr bekenne, daß Vinzenz mich ſeit zwei Jahren liebt — daß ich ſeine Liebe ermuthigt und erwidert habe — und daß ich jetzt nicht weiß, ob ich ihm nicht einen Mann vorziehen ſoll, der reich iſt . . . der freilich ſehr gut und rechtſchaffen iſt, für den ich jedoch nicht die mindeſte Neigung ſpüre. Sie wird mich viel zu gering ſchätzen für einen Mann wie Vinzenz und mich verachten, wenn ich einen anderen ihm vorziehe . . . und das kann ich von ihr nicht ertragen. — —

Im Grunde war Sylvia ſchon nach acht Tagen ihres Aufenthaltes herzlich überdrüſſig. Es war Alles ſo ganz anders, als ſie es gewohnt war. In dieſen einfachen Zimmern ohne Parquet und Fußteppiche, ohne ſeidene und vergoldete Möbel mochte ſie gar nicht ihre eleganten, ſchleppenden Kleider anziehen, denn das paßte nicht zuſammen. Und ihre Bänder, ihre Stickereien, ihre Schleifen, ihre Manſchetten, ihr tauſendfacher Toilettenkram — wer ſollte ihn ordnen und beſorgen, da die getreue Bertha ihr fehlte! ſie ſelbſt doch wohl nicht? Das langweilte ſie viel zu ſehr! Sie las, ſie ſang, ſie malte und ſchlug die Stunde, ſo war der paſſende Anzug bereit, zur Promenade, zum Diner, zum Ball — wie es eben erforderlich war. So war ſie es gewohnt. Freilich würde ſie an Lehrbach's Seite ſehr zurückgezogen und außerhalb des Verkehrs mit der großen Welt leben; fielen aber auch Ball- und Abendanzüge weg, ſo war ſie doch ſehr entſchloſſen nicht als Aſchenbrödel einherzugehen, wie Mechtild; —

aber auch ebenſo entſchloſſen, nicht ihre Kleider ſelbſt zu machen, wie Clariſſa.

„Du biſt bewundernswürdig, Clary, mit Deinem fleißigen Nähen!“ ſagte ſie eines Tages zu der Freundin; „wenn Deine Mutter Dir etwas vorleſen würde, wie ſie früher immer that, ſo könnte ich dieſe ununterbrochene Handarbeit begreifen und gar nicht ſo übel finden. Doch jetzt nähen und nähen, ohne Unterhaltung, ohne Unterbrechung — das iſt heldenmüthig.“

„Sobald ſich die Mutter wieder ganz kräftig fühlen wird, beginnen auch wieder unſre Lectüren; und jetzt plaudern wir Beide, Sylvia, oder ich höre Deinem Geſang zu,“ ſagte Clariſſa lächelnd; „und endlich kann man bei der Handarbeit ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen. Ich bin ihr gar nicht feind.“

„Ach, die Gedanken! ſie ſind doch meiſtentheils recht quälend!“ ſeufzte Sylvia.

„Das wäre traurig,“ erwiederte Clariſſa; „Nein! quälende Gedanken lege ich nieder vor dem heiligen Kreuz oder in die heiligen fünf Wunden und dann denke ich an das, was mich freut.“

„Da denkſt Du gewiß an das Leben der Heiligen und an dergleichen fromme Dinge?“

„Zuweilen . . . . aber nicht immer! Wir haben ſo viel geleſen, ſo viel Geſchichte der Völker und der Einzelmenſchen, der Literatur, der Kunſt, der Cultur — das gibt einen unerſchöpflichen Stoff zum Nachdenken.“

„Findeſt Du? mir ſcheinen ſolche Bücher trocken, ermüdend.“

„Ja, Sylvia, eine oberflächliche Unterhaltung gewähren ſie nicht und der Geiſt muß ſich ſammeln, der ſich mit ihnen befreunden will. Hat man ſich aber dieſe kleine Mühe gegeben: ſo folgt man mit unausſprechlichem Intereſſe der Prozeſſion der Menſchheit durch die Jahrtauſende, ſieht das Ringen großer Kräfte, die Kämpfe großer Geiſter, die Schöpfungen großer Genie's — Genie's der Intelligenz, Genie's der Charitas — ſieht den Mißbrauch der edelſten Gaben, ſieht Blüte und Untergang, ſieht Höhepunkt und Verfall, und ſieht über dem Allen — Gott, der Alle zu Chriſtus in ſeiner Kirche hinführen will.“

„Mir iſt als hörte ich Vinzenz reden, wenn Du ſo ſprichſt,“ ſagte Sylvia ſinnend.

„Das glaube ich gern! wir ſind auch dem Herzen nach — Zwillinge; und oft, ſtatt an meine Zukunft zu denken, denke ich in lieben, einſamen Gedanken an die ſeine. Denn für mich weiß ich nichts zu denken. Mein Leben iſt hier aufgegangen und wird hier untergehen bei dem geringen Tagewerk, das mir und meinen geringen Kräften angewieſen iſt; doch für Vinzenz ertappe ich mich zuweilen auf kühnen Wünſchen und hochfliegenden Hoffnungen, die ich für erfüllbar halte. Ich meine, es müſſe eine Zeit kommen, in welcher man Männer wird brauchen können — männliche Charaktere, die über Trümmern und Ruinen Recht und Gerechtigkeit auf dem Fundament der ewigen Wahrheit wieder aufbauen — und ich meine, er müſſe zu ihnen gehören."

„Hältſt Du ihn für ſo eminent," fragte Sylvia geſpannt, „daß er eine glänzende Carriere machen könnte?"

„Für ſo eminent — durchaus nicht, denn er iſt ein ſelbſtſtändiger Geiſt und ein unbeugſamer Charakter. Mit dieſem Sinn hat er die Rechtswiſſenſchaften ſtudirt und wird er ſie praktiſch anwenden, indem er zugleich ſein Leben nach ſeinen Principien ordnet. Zu einer Marionette, die von unſichtbaren Händen in Bewegung geſetzt wird und die durch eine ſolche Hülfe zu allerlei gelangt, wird er ſich nie hergeben; nie einen Vortheil um den Preis der Unabhängigkeit begehren. Ich denke alſo nicht an das, was man glänzende Carriere nennt und was nicht immer mit wahrer Tüchtigkeit zuſammenhängt. Aber ich denke, daß das brodelnde Chaos unſrer Zeit, welches jetzt nur durch äußere Gewalt gebändigt, nur durch Lug und Trug armſelig gegängelt werden kann, doch endlich — und wer weiß wie bald! — ſich austoben müſſe und daß dann die guten Elemente, die jetzt darin verſchlungen und gebunden ſind, ſich losmachen und Ordnung und wahre Freiheit in unſrer verzerrten Welt herſtellen werden. Dabei wäre Vinzenz zu brauchen.“

„Es ſollte mich doch ſehr freuen, wenn ſein Staatsexamen möglichſt gut ausfiele,“ erwiederte Sylvia; „denn die Zeiten an welche Du zu denken ſcheinſt, liegen doch wohl im weiten Felde und jenſeits einer Revolution des vierten Standes, von deren Möglichkeit mein Onkel zuweilen mit Zorn und Abſcheu ſpricht. Einſtweilen aber muß Vinzenz leben und möglichſt glücklich leben.“

„Sein Glück liegt in Gottes Hand,“ ſagte Clariſſa ſanft; „bete für ihn. In der großen, weiten, wilden Welt voll tauſend Gefahren, tauſend Abgründen, tauſend Feinden des Seelenheils, hat er nichts für ſich, als Gottes Gnade und ſeinen guten Willen.“

Auf Sylvia's Lippen ſchwebte der Ausruf: Und meine Liebe! — Aber ſie ſah in Clariſſa's klares, unbeſtechliches Auge — und ihr war, als werde dies Auge bis in den Grund ihrer Seele ſchauen und dann traurig ſich abwenden, weil es dort nicht die ernſte, tiefe, weltbeſiegende Liebe gefunden, mit welcher ſie hätte Vinzenz lieben müſſen, wenn ſie ihn wahrhaft glücklich machen wollte. Ihr armes, zerriſſenes, verflatterndes Weſen war keiner Energie, nicht einmal der Concentration auf eine natürliche Liebe mehr fähig. Dennoch hatte ſie noch immer den Inſtinkt des Schönen, des Guten und Wahren, aber ach! ſie ließ ſich nicht von ihm leiten!

Sylvia ſchwieg eine Weile; dann ſagte ſie:

„Clary, ich glaube Du biſt Deines Bruders ächte Zwillingsſchweſter, nämlich ein ganz ſeltenes Geſchöpf.“

„Gott bewahre!“ rief Clariſſa herzlich lachend, „was fällt Dir ein! ich bin ein höchſt gewöhnliches Geſchöpf, das gar nichts Gutes hat, als die Gewohnheit der guten Gewohnheiten.“

„Das iſt es eben, Clary! in den ſchönſten Tugenden haſt Du Dir eine Fertigkeit erworben.“

„Davon weiß ich nichts,“ ſagte Clariſſa vom Arbeitstiſch aufſtehend; „jetzt aber genug unſers Geplauders . . . . ſonſt wirſt Du nicht meine Fertigkeit im Pfannkuchenbacken bewundern können.“

„Sieh, Clary, das iſt mir nun gerade unerträglich! im traulichſten Geſpräch brichſt Du ab und gehſt in die Küche!“ rief Sylvia verſtimmt.

„Natürlich! wir wollen ja eſſen! . . . . Und weißt Du nicht, daß die heilige Katharina von Siena am Küchenheerd hohe Ekſtaſen hatte? ich werde ſie nicht haben — das iſt gewiß! doch eben ſo gewiß iſt es auch, daß die Beſchäftigung am

Küchenheerd meiner armen Seele nicht ſchaden wird, denn die Erfüllung einer Pflicht ſchadet ihr nie."

„O Clary! Clary! immer an die Seele zu denken, immer an die Pflichterfüllung — o das iſt ſchwer!"

„Ja ſieh! das gehört zu meinen guten Gewohnheiten! und hat man dabei den gekreuzigten König unſrer Seelen vor Augen und ſeine ewigen Verheißungen, ſo iſt es leichter, Sylvia, als es Dir ſcheinen mag."

„Mein Gott!" ſeufzte Sylvia, „eine große Schwierigkeit ſoll ich durch eine noch größere verringern! . . . . was verlangſt Du von mir!"

„Ich verlange gar nichts — doch Gott verlangt Deine Seele: das iſt nun einmal unabänderlich," erwiederte Clariſſa und verließ Sylvia.

An Vinzenz ſchrieb Clariſſa während des Beiſammenſeins der beiden Freundinnen:

„Ich kann Dir nicht ſagen wie ſehr ich mich „im Stillen um Sylvia gräme. Alles was gut in „ihr war und iſt, verflüchtigt ſich mehr und mehr, „weil ſie nicht in ihrem Innern die magnetiſche „Axe eines lebendigen Glaubens hat, welche die „guten Kräfte an ſich zieht, ſtärkt und einheitlich „bewegt. Zuweilen [illegible] ſie dieſen Mangel; — „doch nur vorübergehend. Es iſt als ſcheue ſie ſich „ihn ſich klar zu machen, weil die klare Erkenntniß

„Folgerungen hat, denen ſie aus dem Wege gehen „möchte. Deshalb muß man ſie auch ſehr vorſichtig „behandeln, ſehr wenig von ihr verlangen, nur in„direct auf ſie zu wirken ſuchen; — denn ſie ver„trägt gar wenig und ſtellt gar geringe Forderungen „an ſich ſelbſt. Ja! ſie iſt dermaßen daran ge„wöhnt in Aeußerlichkeiten und auf der Oberfläche „eine Art Scheinleben zu führen, daß ich zuweilen „den peinlichen Eindruck habe, als ſei ſie nicht ganz „wahr und ehrlich.“

Vinzenz war durchaus nicht mit dieſer Anſicht ſeiner Schweſter einverſtanden. Er ſah Sylvia durch das zaubervolle Prisma einer erſten Liebe; — aber einer wirklichen erſten Liebe, die weder aus einem unbeſtimmten Liebesbedürfniß, noch aus den Gaukeleien einer erregten Einbildungskraft hervorging. Kräftigend, veredelnd, ſelbſtvergeſſend, ſo war ſie in ſein Herz eingezogen und ſo faßte er ſie für die Zukunft auf: zwei Seelen voll ſüßer unerſchöpflicher Sympathie, die ſich auf dem gemeinſamen Pfade über die Roſen und über die Dornen des Lebens für die Ewigkeit heiligen. So faßte er die Liebe, die Ehe auf. Das war für ihn keine ſchwärmeriſche Redensart, ſondern das Bedürfniß ſeines Herzens und der Entſchluß ſeines Willens. Darum ſchreckten ihn auch Sylvia's Unvollkommenheiten nicht. Er fühlte ſich nur zu größerer Vollkommenheit hingetrieben, um ihr deſto treuer und wirkſamer ein ſicherer Führer zu ſein. Clariſſa's Vorwurf, Sylvia ſei nicht ganz wahrhaft, berührte ihn peinlich; denn während Clariſſa den innern Zwieſpalt und die Widerſprüche in Sylvia's Weſen mit einem Mangel an Wahrhaftigkeit in Verbindung brachte und nicht darin irrte — bezog er dieſen Vorwurf darauf, daß Sylvia über ihr Verhältniß zu ihm ſchwieg und möglicherweiſe dadurch den Schein von Mangel an Aufrichtigkeit auf ſich laden konnte. Es that ihm unausſprechlich weh die Schuld dieſes Mißverſtändniſſes ſich ſelbſt zuſchreiben zu müſſen; allein der Entſchluß ſtand feſter denn je in ihm, ſeine Mutter nicht früher von ſeinem Verhältniß zu Sylvia zu unterrichten, als bis er ihr zugleich ſagen könne, er habe eine unabhängige Stellung. Sagte er es vorher, ſo würde ſich die arme Mutter in ihrem gegenwärtigen nervenkranken Zuſtand über die Maßen ängſtigen, ob je eine Ehe möglich ſein werde; — und dieſe Sorge mußte er ihr erſparen.

Er ſchrieb nur ein Paar Worte über Sylvia zurück, bat Clariſſa keinen allzu großen Maßſtab an die Menſchen zu legen und verſicherte:

„Hätteſt Du Sylvia nur einen Tag ſo geſehen, „wie ich ſie monatelang geſehen habe, als einen „Engel der Barmherzigkeit zwiſchen uns armen

„Todtkranken: ſo würdeſt Du dieſem liebereichen „Herzen nicht den lebendigen Glauben abſprechen.“

Als Clariſſa dies las, bat ſie im Stillen Sylvia um Verzeihung wegen des zu ſtrengen Urtheils, doch ohne ihres Bruders Anſicht anzunehmen. Sie erkannte genauer als er Sylvia's Charakter oder, beſſer geſagt, den weiblichen Charakter überhaupt, in welchem ſich ſo viel Gegenſätze, ſo viel Widerſprüche, ſolch ein Gemiſch von Leichtſinn und Energie, von Trägheit und Thatkraft, von Oberflächlichkeit und Tieſe, von ſchillernden Färbungen und von einfachreiner Farbe zuſammenfinden und ſich abwechſelnd geltend machen, daß ſich der Mann nicht ſelten in dieſem räthſelhaften Weſen gar nicht zurechtfinden kann, bald zu günſtig und bald zu ungünſtig es beurtheilt. Darum wollte auch Clariſſa durchaus nicht leugnen, daß Sylvia ein Engel der Barmherzigkeit geweſen ſei und vorkommenden Falles wieder ſein könne; allein ſie blieb dabei, daß das einzige Mittel um harmoniſche Ordnung und würdevolle Einheit in die zerflatternden guten Elemente von Sylvia's Weſen zu bringen — tiefe Religioſität ſei und daß dieſe leider ihrer Freundin fehle.

Vinzenz hatte auch zugleich geſchrieben, die große letzte Prüfung beginne jetzt und nach derſelben werde er die Mutter beſuchen. Sylvia's Herz ſchlug bang und beklommen bei dem Gedanken, mit Vinzenz bei den Seinen zuſammen zu treffen; denn das war gewiß: es war ein Etwas in ihm, eine Hoheit der Geſinnung, ein ſtiller Geiſtesadel, — das weit hinausgriff über die Auffaſſung von Lebensglück, die ſie ſich angeeignet hatte. Sie fühlte, daß die ſeine viel ſchöner, viel edler ſei; ſie wünſchte ſogar zuweilen, daß Vinzenz ſie ihr beibringen und dadurch ſie verſöhnen möge mit der Enge der Verhältniſſe, die ihr als ſeine Gattin bevorſtand und vor der ſie ein unüberwindliches Grauen empfand; allein ihr ſchwaches Herz verſank immer wieder in ein Meer von Zweifeln, ob es möglich ſei ſich auf die Dauer in unſcheinbaren Verhältniſſen glücklich zu fühlen; denn an das Gute, alſo auch an die Liebe eines vortrefflichen Mannes, gewöhne man ſich ſehr leicht, aber könne man ſich auch an beſtändige Entſagung gewöhnen? — Sie zitterte vor dieſem Zuſammentreffen mit Vinzenz im Hauſe ſeiner Mutter.

Gegen Ende September verließ die Baronin Grünerode Heidelberg und berief Sylvia nach Frankfurt zur gemeinſamen Heimkehr, und Bertha erſchien mit einem Diener um ſie abzuholen.

„Gott bewahre! wie ſehen Sie aus mit Ihrem Haar, gnädiges Fräulein!“ rief Bertha entſetzt nach der erſten Begrüßung. „Ein glatter Scheitel ....

was ſoll das vorſtellen? wo iſt Ihre ſchöne lange ſchwere Locke geblieben mit der Sie ſo ungeheuer intereſſant ausſahen? Wenn hier im Hauſe auch keine geſchickte Kammerjungfer iſt, ſo wird die Stadt doch nicht ſo gottverlaſſen ſein, daß ſie nicht einen Friſeur haben ſollte! Nein, gnädiges Fräulein, in dieſem Aufzug dürfen Sie morgen nicht vor der Frau Tante erſcheinen! Sie ſehen ganz verändert aus, gnädiges Fräulein . . . . und nicht zu Ihrem Vortheil. Sie können gar nicht leben ohne Ihre getreue Bertha.“

Sylvia warf einen flüchtigen Blick in den ſehr beſcheidenen Spiegel, der in dem kleinen Zimmer über der Commode hing und Bertha rief, indem ſie dieſem Blick folgte, äußerſt verächtlich:

„Das Ding da iſt freilich auch nicht als Toiletteſpiegel zu brauchen! Sie müſſen einen großen haben, worin Sie ſich von Kopf zu Fuß beſchauen können und einen kleinen auf dem Toilettetiſch und einen Handſpiegel um den Kopfputz im Profil betrachten zu können und hier iſt nichts von dem Allen! ein ſchauderhafter Zuſtand!“

„Schwatzen Sie keinen Unſinn, Bertha! man trägt hier im Hauſe noch Trauer ohne ſich um die Mode zu bekümmern,“ ſagte Sylvia unmuthig über die redſelige Zofe, durch deren Geſchwätz ſie an ihre tauſend Gewohnheiten der Elegance erinnert wurde, die ſie lieber vergeſſen hätte — wenn es nur möglich geweſen wäre! — —

Am andern Morgen begleitete Clariſſa die Freundin zur Eiſenbahn und ſagte zärtlich:

„Wie ſoll ich Dir danken, daß Du mir die Freude gemacht und das Opfer gebracht haſt, ſo lange bei uns zu bleiben!“

„Es war kein Opfer, Clary!“

„O doch! es war ein Opfer und ſogar ein ſehr großes, geliebte Sylvia! Meinſt Du ich hätte nicht bemerkt wie unbehaglich Dir der kleine Zuſchnitt unſrer Lage ſei? . . . . Und doch hielteſt Du bei uns aus! — Ich ſtelle mir vor, Dir müſſe zu Sinn geweſen ſein, wie einem ſchönen fremdländiſchen Vogel, der zufällig in einen ſtillen, dunkeln Wald gerathen iſt und der jetzt vergnügt nach ſeiner vergoldeten Voliere zurückfliegt.“

„Bin ich ſo unliebenswürdig geweſen?“ fragte Sylvia mit einem Anflug von Empfindlichkeit.

„Im Gegentheil! äußerſt liebenswürdig, für mich ſowohl als für meine Mutter! Allein Du wirſt nimmermehr weder Dich ſelbſt noch mich überreden können, daß unſere Lage die iſt, welche Dir zuſagt, welche Du wünſchen und wählen würdeſt; ſie ſcheint Dir drückend und mühſam — kannſt Du es leugnen?“

„Ich muß es bekennen — ja, Clary!“

„Und dennoch haſt Du aus Freundſchaft für mich ſechs Wochen bei uns zugebracht. Gott vergelt's! Er vergelt' es durch das, was uns Allen am meiſten Noth thut.“

„Und was nennſt Du ſo?“ fragte Sylvia geſpannt.

„Selbſterkenntniß!“ entgegnete Clariſſa; „wiſſen wir recht gründlich was und wie wir ſind, ſo wird uns dieſe Erkenntniß demüthig machen und an die Demuth knüpft der liebe Gott die größten Gnaden.“

„O wäre ich wie Du!“ rief Sylvia ſchmerzlich.

„Höhere Ideale ſollſt Du haben!“ erwiederte Clariſſa ernſt; „bleibe nicht mit Deinem Streben bei gebrechlichen Geſchöpfen ſtehen; löſe Deine Gedanken ein wenig von der Erde und dem Irdiſchen ab, — dann wird Dir das Himmliſche näher kommen. Und nun, geliebte Sylvia, lebe wohl!“

„O meine Clary, werden wir uns wiederſehen!“ rief Sylvia bewegt.

„Warum nicht?“ antwortete Clariſſa ruhig; „ſelbſt wenn der Tod uns trennen ſollte, ſo würde ich dennoch auf Wiederſehen hoffen — auf das wahre, das durch keine Trennung getrübt wird. Und daß uns dies Wiederſehen zu Theil werde — dies ſelige, auf den immer heitern Höhen der Ewigkeit — das ſoll unſer Gebet und unſer Streben ſein.“

Sie umarmten ſich. Sylvia ſtieg in den Waggon. Langſam glitt der Zug hinweg. Sie lehnte ſich aus dem Fenſter und wurde noch lange Clariſſa's große Geſtalt in ihren langen Trauerkleidern gewahr, bis ſie hinter andern Gegenſtänden verſchwand. Da lehnte Sylvia ſich zurück im Waggon, ſchloß die Augen und ſprach zu ſich ſelbſt: Selbſterkenntniß wünſcht mir die treue Seele .... Ich glaube, ihr Wunſch geht in Erfüllung. Ich muß Vinzenz aufgeben! — —

Die Harpye der Zeit.

Während die Baronin Grünerode in Ems und Heidelberg war und für Harry's Leib und Leben mehr Sorge trug, als ſie je für die Seelen ihrer ſämmtlichen Kinder geſorgt hatte, kam der Baron zu einem großen Entſchluß in Bezug auf Edgar. Dieſer war jetzt zweiundzwanzig Jahr alt und ein Verſchwender in ſo rieſigem Maßſtab, daß des Vaters höchſter Zorn auf ihm lag. Es half gar nichts, daß er den Sohn creditlos machte. Edgar fand genug Juden, die ihm mit Freuden Tauſende über Tauſende borgten, wohl wiſſend, daß Baron Grünerode zwar ſehr reich, ſehr geachtet, ſehr angeſehen — aber doch nicht unſterblich ſei. So lebte denn Edgar, als habe er Millionen zu verſchwenden und da dieſe Neigung häufig in eine Art von Blödſinn ausartet: ſo kam denn auch er auf die unſinnigſten Einfälle, deren Ausführung weder ihm noch irgend einem Menſchen das mindeſte Vergnügen machen konnte.

Kaum war die Baronin heimgekehrt, kaum hatte ſie Zeit gehabt ſich endlich einmal wieder aus dem Grunde mit der Beſchließerin, dem Kammerdiener und dem Koch zu beſprechen und noch bevor ſie Iſidore und Tieſſenſtein geſehen hatte, als der Baron eintrat, den Koch kurz verabſchiedete und dann mißmuthig ſagte, indem er ſich in einen Lehnſtuhl warf:

„Beſchäftige Dich doch nicht ſo viel mit Küche und Keller, guter Schatz.“

„So viel? — aber Liebchen, nur gerade ſo viel wie nothwendig iſt, damit die Dienſtboten bemerken, daß nicht ſie die Herrn ſind! ſie meinen gar leicht, ſie hätten nicht nöthig in einem reichen Hauſe Rechenſchaft abzulegen. Ich meine jedoch das Gegentheil .... denn wohin kämen wir, wenn ich nicht ein ſo großes Haus in Ordnung hielte?“

„Du haſt ganz Recht, lieber Schatz, ich reſpektire Dein Talent in dieſem Fach .... allein ich bin wüthend, daß — während der Vater mühſam ein bischen Vermögen erwirbt und die Mutter es ſorgfältig zuſammenhält .... à propos!“ unterbrach er ſich plötzlich, „Du haſt furchtbar viel Geld verbraucht, mein Schatz! ich ſchrieb es Dir ſchon, allein ich muß es wiederholen: was Deine Bequemlichkeit und Deine perſönlichen Ausgaben betrifft — da hältſt Du wahrhaftig nicht das Geld zuſammen.

Zwei Wagen nach Ems zu verlangen .... welcher Unſinn!“

„Ich hätte ſie für Harry gebraucht, Liebchen .... und ich habe ja auch nur die Caleſche bekommen.“

„Das verſteht ſich, Schatz! das Coupé zu verlangen war ein Einfall à la Edgar! .... und jetzt bin ich wieder bei dem Anfang. Edgar verdient in's Tollhaus zu kommen. Da das aber nicht möglich zu machen iſt, ſo ſpedire ich ihn in die andere Hemiſphäre.“

„Wohin? Gott im Himmel!“ rief die Baronin ſo ſchreckenvoll, daß ſie vom Sopha aufſtand.

„Ich weiß es ſelbſt nicht genau .... aber ſo viel ſteht feſt: er ſoll auf einem Kauffahrteiſchiff nach Aſien und Amerika.“

„Aber Liebchen, welch ein ſchauerlicher Gedanke! .... er kann ja zu Grunde gehen.“

„Hier geht er gewiß zu Grunde — in anderer Weiſe, und vielleicht wir mit ihm, denn die Grenzen der Verſchwendung ſind unberechenbar.“

„Wir mit ihm? o Liebchen, welche Uebertreibung!“

„Narrenſtreiche können das quasi Unmögliche möglich machen, Schatz! und gibt es einen größeren Narrenſtreich als ſeine letzte Tollheit? — er miethet für einen Abend den Circus für einen Preis, als ſei er von Zuſchauern gefüllt, aber unter der Bedingung, daß Niemand Zutritt erhalte; und dann müſſen die Kunſtreiter eine vollſtändige Vorſtellung geben, während er mit ſeinem Mops das Publikum vertritt. Iſt das nicht Wahnwitz — ich frage! Vor drei Wochen hat er für ſeine Freunde, vollſtändig auf ſeine Koſten, ein Wettrennen organiſirt: die Pferde, die Preiſe für die Sieger und Gott weiß was noch! Alles bezahlte er! Genug! Du ſiehſt er iſt raſend. Darum ſoll er zu Schiff. Die Seekrankheit, geſalzenes Fleiſch und harte Bohnen werden ihn curiren und in einigen Jahren kehrt er als ein vernünftiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu uns zurück.“

„Eine grauſame Cur, Liebchen!“

„Grauſam hin, grauſam her! ich bin des Skandals überdrüſſig, den der verrückte Junge macht. Wenn das ſo fortginge könnte es wahrhaftig dem Ruf meines Hauſes ſchaden. Ich dachte daran Dir mein Vorhaben zu verſchweigen bis Edgar in See ſei. Allein Du könnteſt mir dann Mangel an Vertrauen vorwerfen und ich weiß ja, daß wir einmüthigen Sinnes ſind, obgleich es Dir zuweilen ſchwer wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Du tiefes Stillſchweigen beobachteſt. Bekäme Edgar Wind von der Sache, ſo würde er entwiſchen und dadurch das Aufſehen noch größer machen; — denn fort ſoll und muß er. Das ſteht feſt. Alſo wirſt auch Du es einſehen.“

„Gott! wie werde ich mich zuſammennehmen müſſen, damit der arme Junge nichts merkt,“ ſeufzte die Baronin.

„Auch ich muß es thun um meinen gerechten Zorn zu unterdrücken und meinen Mißmuth über den beſtändigen Verdruß, den uns die Kinder machen. An keinem einzigen haben wir Freude! Hätte ich nicht zu meiner Erheiterung die Sylphide, ſo müßte ich wahrhaftig einige Zerſtreuung außer dem Hauſe ſuchen wie ein junger Thor.“

„Sprich nicht ſo ſchauderhaft leichtfertig, Liebchen! das iſt gar nicht ſchön für einen Mann von vierundſechszig Jahren.“

„Ha ha ha! vierundſechszig Jahr! was will das ſagen! das iſt kein Alter für einen Mann!“ rief der Baron lachend und ging von dannen um Edgars Cur vorzubereiten.

Auch Sylvia hatte ihren Entſchluß gefaßt und ausgeführt und zwei Briefe geſchrieben; den einen brachte die Stadtpoſt an Vinzenz von Lehrbach; den andern die Poſt an Herr Goldiſch. So erfuhr Vinzenz Sylvia's Rückkehr in die Reſidenz. Sein

Herz wallte hoch auf vor Freude, als er den Brief erbrach und mit ihrem Namen unterzeichnet ſah. Es war der erſte Brief, den ſie ihm ſchrieb; doch als er den Inhalt las, verwandelte ſich die Freude in unnennbare Gefühle, denn er las:

„Lieber Vinzenz, laſſen Sie mich einfach und „offen, wie zu meinem beſten Freunde zu Ihnen „ſprechen und vergeben Sie mir um meiner Aufrichtigkeit willen, daß ich Ihnen leider! leider! „Schmerz bereiten muß; — doch nur einen vorübergehenden Schmerz, um Ihrem ferneren Leben einen „beſtändigen zu erſparen.

„Mein ſechswöchentlicher Aufenthalt bei Ihrer „gütigen Mutter hat mir die Augen geöffnet über „das, was ich im praktiſchen Leben leiſten kann und „ich muß zu meiner tiefſten Beſchämung bekennen, „daß meine Leiſtungsfähigkeit weit hinter den Anforderungen zurückbleibt, welche Sie an die Gefährtin Ihres Lebens ſtellen müſſen. Ich bin keine tüchtige „Hausfrau und habe nicht das mindeſte Talent für „einen Haushalt im kleinen Maßſtab. Hätte ich „meine Eltern behalten, ſo würde es ohne Zweifel „ganz anders und in jeder Beziehung beſſer um „mich ſtehen. Ich würde gelernt haben, mich in „beſcheidene Verhältniſſe zu fügen und würde ſicher „ſein, nie ein Bedauern darüber zu fühlen, daß ſie „eben beſcheiden ſind. Allein dieſe zehn Jahre im

„Hauſe meines Onkels haben mich leider! gänzlich „jenen Verhältniſſen entfremdet und mich in Ge„wohnheiten verſetzt, die ſich allzufeſt einwurzelten, „um ihnen ohne Widerſtreben meiner armſeligen „Natur zu entſagen. Die Vorſtellung aber, daß „Sie dies Widerſtreben bemerken, ſich betrüben, mich „geringſchätzen oder mich als eine Laſt betrachten „könnten — iſt mir unerträglich. Und deshalb, „theurer Vinzenz, betrachte ich Sie und mich als „frei und das Band als gelöſt, das zwiſchen uns „beſtand. Weder Ihre Familie noch die meine ahnt, „daß es je beſtanden hat und ich denke es iſt am „Beſten, wenn auch wir Alles vermeiden, was uns „daran erinnern könnte und daß wir uns deshalb „nicht wiederſehen. Von den innern Kämpfen, welche „in den letzten Monaten mein Herz zerriſſen haben, „ſchweige ich, ſo wie von dem Gefühl namenloſer „Dankbarkeit, das ich ſo lange ich lebe für Ihre „opfermüthige Liebe bewahren werde.

Sylvia von Neheim.“

Vinzenz las den Brief einmal, zweimal, dreimal. Konnte Sylvia ihn geſchrieben haben? .... die Sylvia, die nichts verlangte, als Liebe, Freiheit und Brot? .... Von dieſem Verlangen war ja nicht die leiſeſte Spur zu finden! Warum hatte ſie es nicht mehr? .... was war der Grund dieſer Veränderung? — Gewiß eine Intrigue der Verwandten! Sie hatte ja ſelbſt einmal geäußert, man wünſche ſie beſtändig als Geſellſchafterin im Hauſe zu behalten. Aber dieſe Tyrannei ging zu weit! .... Es war ſonnenklar, daß Sylvia unter irgend einem fremden Einfluß geſchrieben hatte .... Dies Geheimniß mußte ergründet, mußte gelichtet werden! ... Ihre ganze Zukunft, ſein ganzes Glück ſtanden auf dem Spiel und durften nicht der despotiſchen Laune der Verwandten preisgegeben werden! .... Sich faſſen, alle Möglichkeiten ruhig überlegen — ſogar die, daß Sylvia vor großer pecuniärer Einſchränkung erſchrecken könne — und dann ſie ſehen und ſprechen — das wollte er. Für den Augenblick war er mit Arbeiten, welche ſich auf ſeine Staatsprüfung bezogen und folglich nicht aufgeſchoben werden durften, dermaßen überhäuſt, daß er ein Paar halbè Nächte aufwenden mußte um einige freie Stunden zu gewinnen. Das war ihm gerade recht: es dämpfte die leidenſchaftliche Aufregung.

Sylvia fühlte ſich von einer großen Laſt erleichtert und ihr Gewiſſen beruhigt, nachdem ſie den entſcheidenden Schritt gethan, den inneren Zwieſpalt beendet, mit Vinzenz gebrochen und an Herrn Goldiſch geſchrieben hatte, ſie ſei bereit ihm ihre Hand zu geben; nur fürchte ſie Schwierigkeiten von Seiten ihrer Verwandten. Sie habe nicht den Muth gehabt mit ihnen die Sache zu beſprechen. Als einige

Tage vergingen ohne ihr eine Antwort oder ſonſt ein Lebenszeichen von Vinzenz zu bringen, fühlte ſie ſich noch leichter. Sie nahm an, die Staatsprüfung ſei vorüber und er zu ſeiner Mutter gereiſt. Mit einer Freude, die doch nicht ohne Beimiſchung von leiſen Gewiſſensbiſſen war, empfing ſie einen Brief von Herrn Goldiſch, der ihr mit kurzen aber herzlichen Worten ſeine Rückkehr aus Amerika anzeigte, ihr für ihren Entſchluß dankte und ſie bat, bezüglich ihrer Verwandten unbeſorgt zu ſein. Er werde Alles mit ihnen in Ordnung bringen, ſeinem Brief ſchleunigſt folgen und Sylvia ohne Zögerung heimführen. Sylvia war zufrieden mit der Ausſicht auf dieſe Ehe und faßte, um ſich mehr und mehr zu beruhigen, die beſten Vorſätze um eine vortreffliche Gattin und eine zärtliche Mutter des kleinen George zu werden. Sie meinte ganz verſöhnt mit ihrem Schickſal zu ſein, das ſie ſo oft hart und grauſam genannt hatte. An Aurels Seite hätte ſie vielleicht aus mancher jugendlichen Täuſchung, bezüglich ſeiner, erwachen müſſen. Als Gattin des ſelbſtſüchtigen Tieffenſtein hätte ſie auf kein dauerndes Glück zählen können und ſich lebenslänglich zur Krankenpflegerin des mürriſchen und verbitterten Egoiſten machen müſſen. Von Vinzenz wendete ſie den Blick ab. Fehlte ihr auch die Tiefe des Gemüths um ſeine Liebe zu erwiedern, ja, recht zu verſtehen, ſo empfand ſie doch den Unterſchied zwiſchen den beiden Männern und zwiſchen Lehrbachs Liebe und dem freundlichen Wohlwollen das Goldiſch ihr bewies. Aber ſie ſeufzte: Lehrbachs Gattin zu werden war unmöglich . . . . ganz unmöglich, denn man kann nicht auf die Dauer Alles entbehren, was über die Nothdurft des Lebens hinausliegt. Es wäre ſein und mein Unglück geweſen.

„Herr von Lehrbach wünſcht ſeine Aufwartung zu machen,“ meldete ein Diener.

Sylvia fuhr auf, entſetzt, bebend, ſprachlos, entſchloſſen ihn nicht zu ſehen.

„Er iſt ſchon im Morgenſalon,“ ſetzte der Diener hinzu.

„Mein Gott, Johann, wie ungeſchickt ſind Sie,“ ſtammelte Sylvia.

„Gnädiges Fräulein befahlen früher, Herr von Lehrbach immer ſogleich in den Morgenſalon zu führen.“

„Sagen Sie ich ſei krank . . . . beſchäftigt . . . . was Sie wollen.“

„Gnädiges Fräulein, als ich Herr von Lehrbach die Treppe hinauf führte, fragte er, ob Sie geſund und friſch wären. Ich ſagte: Wie der Fiſch im Waſſer! — Soll ich jetzt vielleicht ſagen, gnädiges

Fräulein wären unpäßlich und erſuchten Herr von Lehrbach ſich morgen her zu bemühen?“

„Morgen!“ wiederholte Sylvia gedankenlos und der Diener wollte ſich mit dieſem Auftrag entfernen. Da fiel ihr ein, daß Herr Goldiſch vielleicht ſchon morgen .... vielleicht ſchon heute kommen könne und ſie rief entſchloſſen:

„Warten Sie, Johann! ... es iſt gut ſo!“ und mit raſchem Schritt eilte ſie dem Morgenſalon zu, deſſen Thür Johann vor ihr aufriß.

„Herr von Lehrbach,“ ſagte ſie haſtig und mit gezwungenem Ton, während ein Anflug von Unwillen um ihre Augenbrauen und von Unruhe in ihrem Auge zuckte: „ich hatte Sie gebeten uns Beiden dieſen Moment zu erſparen, denn ich habe mit voller Ueberlegung gehandelt und jedes Wort darüber iſt ſchmerzlich und peinigend.“

„So ſehen wir uns wieder!“ ſagte Lehrbach ohne im Mindeſten das zu beachten, was Sylvia ſagte; „ich faſſe es nicht, Sylvia! was iſt geſchehen?“

Er ſtand vor ihr und blickte ſie an, als ob er in ihr Herz ſchauen wolle. Sie ſetzte ſich um nicht unmittelbar Aug' in Auge zu ſehen und ſagte unſicher:

„Was geſchehen iſt ſchrieb ich Ihnen.“

„Aber den Einfluß unter welchem Sie ſchrieben verheimlichten Sie mir,“ ſagte Vinzenz, nahm einen Stuhl und ſetzte ſich auf die andere Seite des kleinen Tiſches auf den ſie ihren Arm und ihren ſchönen Kopf in der Hand geſtützt hatte, ſo daß er ihr wiederum gerade in's Auge ſah.

„Ich ſchrieb unter dem Einfluß, den mein Aufenthalt bei Ihrer Mutter auf mich übte,“ entgegnete Sylvia, bei welcher Unwillen der Angſt errathen zu werden Platz machte.

„Dieſer Einfluß ſollte mächtig genug geweſen ſein um Ihr Verlangen nach Liebe, nach Freiheit, nach dem ſchönen häuslichen Glück, welches die ſtille Sehnſucht jedes weiblichen Herzens iſt — zu unterdrücken! . . . Das glaube ich nicht, Sylvia, und ich werde es in Ewigkeit nicht glauben! — Nein! ich ahne ein Geheimniß . . . . eine Intrigue.“

Purpurglut und Leichenbläſſe wechſelten auf Sylvia's Antlitz. Sie wähnte Vinzenz wiſſe den wahren Grund. Der Schuldbewußte denkt gar leicht, daß ſeine Schuld der ganzen Welt bekannt ſei. Vinzenz ſah ihre qualvolle Verlegenheit.

„Sie verrathen mir daß ich Recht habe, Sylvia, o reden Sie doch!“ bat er dringend.

„Es iſt keine Intrigue!“ rief ſie beklommen.

„Wohlan, Sylvia, was iſt es denn? Sie haben mich in Ihrem Brief Ihren beſten Freund genannt zu dem Sie offen ſprechen wollten; alſo thun Sie das jetzt, denn wahrlich, Sie haben auf Erden keinen beſſern Freund als mich. Sein Sie aufrichtig mit mir. Ich darf es verlangen. Sie haben ſich ſeit zwei Jahren meine Liebe gefallen laſſen. Ob Sie ſie erwiederten, Sylvia .... ich weiß es nicht und nach Ihrem Brief muß ich es bezweifeln. Aber das weiß ich: Sie haben ſich meine Liebe gern gefallen laſſen, und da ein liebendes Herz, wenn es Gott vor Augen hat und für die Ewigkeit mit einem andern Herzen ſich verbinden will, eine heilige Sache iſt, ſo darf man es nicht urplötzlich launenhaft behandeln. Sprechen Sie alſo mit vollem Vertrauen zu mir und ſagen Sie mir aufrichtig: wer iſt es, der Sie zwingt, das Band zu zerreißen, das ſeit zwei Jahren zwiſchen Ihnen und mir beſteht?“

„Mich zwingt Niemand,“ entgegnete Sylvia gefaßt, „den Grund meines Verfahrens ſchrieb ich Ihnen und ich bitte Sie inſtändig dies quälende Geſpräch abzubrechen.“

„Sie ſind alſo entſchloſſen ſo fortzuleben wie bisher?“ fragte Lehrbach beſtimmt; „Sie wollen in dieſem Hauſe bleiben, in welchem eine Luft weht, die Ihrer Seele wenig heilſam iſt — eine Luft, die ſo erſtickend iſt, daß ſie Ihnen den Angſtruf erpreßte: Freiheit und Brot!“

Sylvia wollte aufſtehen. Er legte über den Tiſch herüber ſeine Hand auf ihren Arm und ſagte gelaſſen, während ſie wie gelähmt auf ihrem Sitz verblieb.

„Sie antworten nicht? .... Wohlan, Sylvia, ich thue es für Sie, denn Ihre Verwirrung ſagt mir Alles .... ſagt mir weit mehr, als ich zu Anfang dieſes Geſprächs ahnte. Der wahre Grund iſt der: es hat ſich eine andere, eine glänzendere Ausſicht Ihnen eröffnet und da in Ihren Augen Glanz und Glück ſynonym geworden ſind, ſo trafen Sie eine andere Wahl.“

„Ja, ſo iſt's!“ rief Sylvia beinah froh, daß dieſe unblutige Tortur ihr das Geſtändniß in den Mund legte und damit zu Ende ging; „aber zürnen Sie mir nicht! Sie dürfen glauben, daß nicht mein Herz, ſondern nur meine Vernunft mich zu dieſer Wahl beſtimmt hat.“

„Deſto ſchlimmer!“ ſagte Vinzenz mit tiefem Ernſt. „eine ſolche kühle Berechnung flößt kein Vertrauen ein! .... Und wer iſt der Mann, den Ihre Vernunft gewählt hat?“

„Ein vortrefflicher, geachteter, nicht mehr junger Mann — Herr Goldiſch.“

„Ein reicher Verwandter Ihrer Couſine Valentine — nicht wahr?“

„Ja!“ ſagte ſie leiſe und erröthete heiß, denn ſie fühlte wiederum die Tortur beginnen.

„Wünſchen Ihre Verwandten dieſe Verbindung?“

„Ich weiß nicht .... bis jetzt wiſſen ſie nichts!“ ſtammelte ſie angſtvoll.

„Und warum die Heimlichkeit, wenn Herr Goldiſch nicht mehr jung, aber ein geachteter und — reicher Mann iſt?“

Sylvia verſtummte in tödtlicher Beklommenheit, denn ſie ahnte den Eindruck plötzlich, den die volle Wahrheit auf Vinzenz machen werde und ſein Auge lag wiederum ſo feſt auf ihr, daß ſie nicht den Muth hatte eine Ausflucht zu ſagen. Auf einmal aber veränderte ſich Lehrbachs ruhiger, trauriger Blick, als ob er etwas Schreckliches entdeckt habe und er ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung tonlos war:

„Wie kommt mir der furchtbare Gedanke, daß dieſer Herr Goldiſch der Gatte Ihrer Couſine ſein könnte! Ich meine von einer Trennung gehört zu haben.“

„Ganz recht!“ rief Sylvia beruhigend, „er iſt ſchon ſeit dem vorigen Sommer von Valentine getrennt und da er Proteſtant iſt, ſo ſteht es ihm frei eine zweite Ehe zu ſchließen.“

„Aber Sie unglückſelige Sylvia, Sie ſind ja Katholikin!“ rief Vinzenz mit troſtloſem Schmerz,

„hörten Sie denn nie, daß das Sacrament der Ehe für das ganze Leben der beiden Gatten bindend ſei?“

„Gewiß! aber das gilt nur für und zwiſchen Katholiken. Wäre Herr Goldiſch Katholik, ſo dürfte er an keine zweite Ehe denken und ich nicht daran, ſeine Gattin zu werden; aber als Proteſtant iſt er frei, denn die Proteſtanten haben nicht das Sacrament der Ehe .... oder faſſen es nicht ſo auf“ .... —

„O das iſt ja gerade das Jammervolle!“ rief Lehrbach in der heftigſten Bewegung, „ſie haben es und faſſen es nicht! doch wir, Sylvia, wir reden jetzt nicht von Proteſtanten, ſondern von Ihnen! Ihnen unterſagt die Kirche eine ſolche Verbindung, die unerlaubt iſt, die gar keine Ehe iſt, weil die rechtmäßige Gattin des Herrn Goldiſch lebt und weil er nicht zwei rechtmäßige Frauen auf Einmal haben kann.“

„Ja, ja, das iſt die Auffaſſung der Kirche! allein Sie müſſen bedenken, daß ich durchaus nicht in Conflict mit ihr komme, da von einer Copulation durch einen katholiſchen Prieſter nicht die Rede ſein wird!“ rief ſie beängſtigt durch ſeine Aufregung.

„Aber Alles was Sie äußern iſt ja ganz gräßlich, Sylvia! Wähnen Sie denn, daß Sie im Sacrament der Buße die Abſolution empfangen werden, wenn Sie das ſagen, was Sie zu thun im Begriff ſind?“ fragte Lehrbach ſcharf.

Wieder erröthete Sylvia ſchuldbewußt, denn es war ihr gar nicht eingefallen Abſolution zu verlangen. Wie manches Jahr war vergangen, ſeitdem ſie nicht das Sacrament der Buße empfangen hatte! immer machte es ſich ſo, daß ſie in der öſterlichen Zeit auf Reiſen oder durch Wichtiges beſchäftigt war und außerhalb der öſterlichen Zeit wäre ihr nie ein ſolcher Gedanke gekommen. Auch jetzt dachte ſie heimlich, daß ſie feſt entſchloſſen ſei, keine Unruhe in ihrem Gewiſſen aufkommen zu laſſen, da ſie durchaus nichts Böſes thue und folglich keinen Grund habe zur Beicht zu gehen — indeſſen aber doch im fernen Hintergrund ihres Gewiſſens eine Erinnerung an Unterlaſſungsſünden ſchwebte. Während ſie das Alles dachte und ſchwieg, ſagte Lehrbach milder:

„O Sylvia! welchen namenloſen Schmerz bereiten Sie mir, indem Sie ſich jetzt ſo ganz von der Kirche entfernen! Es war ſo recht der innerſte Kern meiner Liebe, Sie der Kirche näher zu bringen, Ihr Herz zu erwärmen durch und für unſere himmliſchen Glaubenslehren, die Flügel Ihrer Seele wachſen und ſich entfalten zu ſehen zum Aufflug über die Dinge der Zeit und einer Richtung zugewendet, die hohe Ideale hat und ſie erſtrebt. Das Alles iſt nun vorbei und die Sylvia, die ich geliebt habe, finde ich in Ihnen nicht mehr. Irdiſche Mächte haben in Ihnen die himmliſchen überwuchert. Sie ſind zur Sclavin des Geldes geworden: Geldgier, die Harpye der Zeit, beſudelt Ihre Seele. Sie opfern dieſem Ungeheuer Ihre Kirche, Ihren Glauben, Ihre innere Würde, Ihr wahres Glück und mein treues Herz. Sie erniedrigen Ihren ſchönen und freien Geiſt ſo tief, daß er kein anderes Glück mehr faſſen kann, als das, welches aus dem Gelde entſpringt und in Luxus und Wohlleben beſteht. Es iſt gräßlich zu ſehen, wie dieſer Scirocco die Welt durchweht, die Charaktere entnervt, die Geiſter verwirrt, die Seelen entadelt. O arme, arme Sylvia."

Sie kämpfte mit heißen Thränen, halb im Herzen verwundet, halb im Stolz verletzt und erwiederte:

„So ſchlimm ſteht es nicht mit mir."

„Ich will es glauben, wenn Sie nicht die Verbindung mit Herrn Goldiſch eingehen. Daß ich dies ohne Nebenabſicht ſage, davon ſind Sie hoffentlich überzeugt, da ich nur allzu deutlich erkenne, daß unſere Lebensauffaſſung uns noch gründlicher trennt, als unſere Lebensverhältniſſe. Aber ich möchte doch gern auf einem Weſen, das ich ſo ſehr geliebt habe, aus weiter Ferne liebende Theilnahme ruhen laſſen."

„Das ſieht dem Freunde meiner Jugend ähnlich,“ ſagte ſie gerührt; — „allein von jener Verbindung kann ich nicht zurücktreten, denn ich gab mein Wort.“

Ein flüchtiges verächtliches Lächeln flog über ſeine Lippen. Aber er faßte ſich und dachte, daß Sylvia ihm allerdings im ſtrengſten Sinne nie ihr Wort gegeben habe.

„Und ſo weit geht die Jugendfreundſchaft nicht,“ entgegnete Lehrbach gefaßt und mit eiſernem Ernſt, „daß ſie Ihre Verleugnung des Glaubens und der Kirche überdauern könnte. Leben Sie wohl, Sylvia.“

Er erhob ſich und ſtand vor ihr leichenblaß, aber feſt und ruhig, ſah ſie an mit dem treuen Blick ſeines guten, jetzt tieftraurigen Auges, bot ihr die Hand und wiederholte ſanft:

„Leben Sie wohl, Sylvia.“

Ein ſchneidendes Weh fuhr durch ihre Bruſt, als werde ſie plötzlich gewahr was ſie verloren habe, indem ſie den Mammon höher ſchätzte als dieſen Mann. Sie ergriff mit beiden Händen ſeine Rechte und ſeufzte vernichtet:

„Verachten Sie mich nicht.“

„Das ſei ferne!“ entgegnete er: „ich beklage Sie. Leben Sie wohl.“

Und mit ſanftem Händedruck verließ er ſie — aber er war noch nicht an der Thür, als er ſtehen blieb und ſich zu ihr kehrte, denn Sylvia rief mit dem bitterſten Klageton:

„O Vinzenz! . . . ein Wort, ein Wort des Troſtes!“

„Worüber könnte ich Sie tröſten?“ fragte er.

„O darüber, daß ich unglücklich ſein werde, denn ich fürchte . . . ich werde Sie nicht vergeſſen können!“ rief ſie verzweiflungsvoll.

„Unglückſeliges Geſchöpf!“ verſetzte er mitleidig, „in welch ein Elend ſtürzen Sie ſich! — Aber ſeien Sie unbeſorgt: Sie werden mich vergeſſen und ich wünſche es von ganzem Herzen. Und nun das letzte Wort, das ich auf Erden an Sie richte: Vergeſſen Sie Gott nicht — und nicht Ihre Seele.“

So ſchied er von ihr.

Sylvia flüchtete in ihr Zimmer, warf ſich auf die Chaiſelongue und beweinte wiederum troſtlos ein Schickſal, das ſie zwang dieſem Mann zu entſagen, dem einzigen vor dem ſie je wahre Verehrung empfunden hatte; — dem einzigen, bei dem ſie die Ueberzeugung hatte, ſie könne an ſeiner Seite beſſer werden, als ſie war; — während ihr Gewiſſen trotz all' ihres Widerſtrebens heimlich ihr zuflüſterte: ihr Schickſal ſei nichts anderes, als die Folge ihrer erbärmlichen, unwürdigen ſittlichen Erſchlaffung und nicht Lehrbach, aber ſie ſelbſt — müſſe ſich tief verachten, denn immer habe der barmherzige Gott ihr die Gnade angeboten, um ſich über ihre Schwäche zu erheben, und immer ſei ſie der Gnade ausgewichen, um den Lockungen der Welt zu folgen.

Familienſcenen.

In ihrem eleganten Schreibcabinet ſaß Iſidore im eleganteſten Morgenanzug. Während Alles, was ſie umgab, freundlich und ſchön war, ſah ſie ſelbſt ſo unfreundlich und unſchön wie möglich, mürriſch, bleich und hager aus. Neben ihr ſaß oder vielmehr lag Tieffenſtein in einem Lehnſtuhl und ſchlug, während ſie ſprach, zerſtreut und gedankenlos mit ſeinem Stock an den Abſatz ſeines Stiefels. Von ſeiner früheren Schönheit war keine Spur zu entdecken. Die furchtbare Kopfwunde hatte ſein rechtes Auge und Splitter des Stirnknochens hinweggeriſſen und in Folge der langen Leiden waren ſeine glänzenden ſchwarzen Locken grau und äußerſt ſpärlich geworden, während zuweilen ein Nervenzucken über ſeine Züge glitt und ihn noch mehr entſtellte.

„Warum Du beſtändig im Jockey-Club ſitzeſt — das muß jedem verſtändigen Menſchen räthſelhaft ſein!“ ſo ſchloß ſie ihre lange Ermahnung zur Sparſamkeit, zur Häuslichkeit und ähnlichen Tugenden, die ihr für ihren Gatten wünſchenswerth ſchienen.

„Hätte jeder verſtändige Menſch das Glück Dich zu kennen, ſo wäre ihm meine Vorliebe für den Jockey-Club enträthſelt," erwiederte Tieffenſtein höchſt gleichgültig; „eine langweilige Frau jagt den Mann aus dem Hauſe."

„Du wirſt mir doch nicht weiß machen wollen, daß Du im Club intereſſante, geiſtreiche Geſpräche führſt," antwortete ſie ſpöttiſch.

„Sie ſind wenigſtens nicht zänkiſch — und das iſt ſchon eine Erholung für mich."

„Wer iſt Schuld daran, daß ich mich namenlos unglücklich fühle?" rief Iſidore heftig; „Deine Kälte, Deine Gleichgültigkeit empören mich, denn ich habe Dich glühend geliebt und weil ich mich zurückgeſtoßen fühle, macht ſich mein Schmerz zuweilen in Klagen Luſt . . . in höchſt gerechten."

„Liebt eine Frau glühend ihren Mann, ſo ſollte ſie vor Allem ſuchen ihm liebenswürdig zu erſcheinen, denn ſonſt wird ihm ihre glühende Liebe ſehr bald ſehr läſtig ſein," ſagte er.

„Du biſt ein undankbares Ungeheuer! . . . Du verleumdeſt Dein Geſchlecht! . . . Du biſt" . . . —

„Nichts von dem Allen!" unterbrach er ſie, immer ganz kühl; „es iſt nun einmal die Art des Mannes, daß er für eine glühende Liebe ſehr wenig und ſehr kurze Zeit dankbar iſt, denn dies Gefühl kann im Charakter, im Temperament der Frau liegen und ihm allmälig ſogar läſtig werden. Hingegen iſt der Mann ſehr dankbar, und immer dankbarer mit der Zeit, wenn ihm die Frau ſeine Häuslichkeit angenehm macht, wenn ſie im Stande iſt ein ernſtes Geſpräch zu führen, ein gutes Buch zu leſen, ein kluges Urtheil abzugeben, einen verſtändigen Rath zu ertheilen — wenn ſie Perſonen in ihr Haus zu ziehen verſteht, die ihm willkommen ſind und mit denen er andere Geſpräche führen kann, als die, welche er vom Jockey-Club erwarten darf. Die Liebesglut einer Gattin iſt wirklich ein ſehr fades Ding; aber die Liebenswürdigkeit derſelben iſt ein unſchätzbares Gut."

„Daß ich Sylvia nicht in meinen Kreis zu ziehen ſuchte, iſt doch ſehr begreiflich."

„Ich habe nicht die mindeſte Anſpielung an Sylvia weder in Gedanken noch in Worten gemacht; — dieſe kindiſche Eiferſüchtelei, die ſehr oft mit der glühenden Liebe Hand in Hand geht, iſt urlangweilig," ſagte Tieffenſtein mit dem Ausdruck tiefſter Geringſchätzung; „wollteſt Du Dich doch endlich überzeugen, daß dem Mann ſein Haus zur Hölle wird, wenn der Dämon der Eiferſucht und des Widerſpruchs in weiblicher Geſtalt es bewohnt."

Er ſtand auf und ging der Thür zu.

„Und Du willſt nun wirklich in Deinen Jockey-

Club gehen ... Dich erkälten ... von Neuem krank werden!“ rief Iſidore; „es regnet ja in Strömen! Bleib doch zu Hauſe! Sieh, wie freundlich hier Alles iſt.“

„Alles nun wohl nicht!“ verſetzte er mißmuthig und öffnete die Thür, auf deren Schwelle ihm ſeine Schwiegermutter verſtört und mit verweinten Augen entgegentrat. Er küßte ihre Hand und ſagte erſtaunt und ſpöttiſch:

„Guten Morgen, Mama! Was iſt geſchehen? Welch Ereigniß treibt Sie um zehn Uhr Vormittags aus dem Hauſe? Iſt Monſieur Lacuillère Ihrer Küche treulos geworden?“

„Doch kein Unglück, Mama?“ fragte Iſidore.

„O Kinder, was erlebt man!“ ſeufzte die Baronin und ließ ſich matt auf dem Sopha nieder; „der geſtrige Abend war ſchrecklich! Hört nur, was geſchah! Zuerſt kam ein Brief von Valentine, die uns anzeigte, daß ſie ſich mit einem Spanier, einem Opfer der jüngſten Revolution, vermählen wolle. Er ſei ein Herzog de San Roque y San Yago, aber arm wie eine Kirchenmaus und wie ſich das für einen ſo edlen Flüchtling zieme; und deshalb bitte ſie den Vater ihr Jahrgeld mindeſtens zu verdreifachen ... noch lieber zu verzehnfachen. Es wurde ſogleich an Aurel telegraphirt, er möge genaue Auskunft geben und während wir ihren wahnſinnigen Einfall beſprechen, tritt Goldiſch ein, der ſeit drei Tagen hier iſt und den wir freilich zum Diner erwarteten, aber nicht ſo, mein Gott! . . . ſo nicht.“

„Wie nicht?“ riefen Iſidore und Tieffenſtein.

„Er tritt ein,“ fuhr die Baronin fort, „und führt Sylvia am Arm. Ich denke arglos, er habe ſie die Treppe hinauf geführt. Stellt Euch mein Entſetzen vor, als er mit einer gewiſſen feierlichen Miene ſagt, er ſtelle uns in Sylvia ſeine liebe Braut vor . . . und er hoffe dies und wünſche das . . . ich weiß nicht, was Alles! — und als Sylvia mich zärtlich umarmt und um unſeren Segen bittet.“

„Wie frech von Sylvia ſich auf Valentinen's Platz zu drängen!“ rief Iſidore entrüſtet.

„Das ſagte auch Dein Vater, der gewaltig aufgebracht war und der Beiden ſo heftige Vorwürfe machte, daß ich ebenſoſehr vor Angſt als vor Schreck zitterte. Aber Goldiſch blieb in ſeiner Ruhe und antwortete höchſt ſanftmüthig: Sie haben Unrecht mir jetzt meine Scheidung von Ihrer Tochter vorzuwerfen, da Sie mir früher in der ganzen Angelegenheit Recht gegeben und meine ſchonende Weiſe gelobt haben. Daß ich nun einen Schritt weiter gehe, als es Ihnen richtig ſcheint, rührt da her, daß ich Proteſtant bin. Das wußten Sie aber von jeher und Sie haben bei meiner Verheirathung mit

Ihrer Tochter ſo gar keine katholiſche Anſprüche gemacht, daß ich über die Maßen erſtaunt bin, Sie jetzt plötzlich von katholiſchen Grundſätzen reden zu hören.“

„Goldiſch iſt vollkommen im Recht,“ ſagte Wilderich.

„Nein, im Unrecht!“ rief Iſidore; „die Ehe iſt unauflöslich.“

„Wenn Ihr ſo denkt,“ verſetzte er, „ſo begreiſe ich nicht, wie Ihr proteſtantiſche Männer heirathen konntet.“

„Ein junges liebendes Mädchen zählt auf die Ewigkeit der Gefühle,“ ſagte Iſidore.

„Nun, die gute Valentine iſt früh von dieſem Wahn zurückgekommen!“ entgegnete Wilderich mit ſpöttiſchem Lächeln; „und überdas iſt ſie im Begriff daſſelbe zu thun, was Goldiſch thut . . . nur mit einem zwiefachen Unterſchied. Erſtens iſt ihm der Schritt von ſeiner Religion erlaubt, der ihr von der ihren verboten iſt; und zweitens hat er eine vortreffliche Wahl getroffen und ſie eine unwürdige.“

„Daß Du Alles vortrefflich finden würdeſt, wobei Sylvia im Spiel iſt, erwartete ich,“ verſetzte Iſidore ſchneidend; „daß Du aber ohne Weiteres die Wahl meiner Schweſter unwürdig nennſt, empört mich.“

„Ein Herzog de San Roque y San Yago wird ſicherlich kein Grand von Spanien erſter Claſſe ſein! Ha, ha, ha! . . . ein Herzog vom heiligen Rochus iſt er vielleicht, ha, ha, ha! denn dieſer gute heilige Rochus war, glaube ich, ein Vagabund... ha, ha, ha!“

„Du biſt entſetzlich!“ rief Iſidore aufgebracht.

„O mein Gott! zankt Euch doch nicht beſtändig,“ ſeufzte die Baronin.

„Das gehört zu unſerem täglichen Leben! Aber wie ging es nun weiter, Mama?“ erwiederte Wilderich gleichmüthig.

„Es ging in der Art weiter, daß Goldiſch ganz gelaſſen blieb, bis Sylvia über den Vorwurf der Undankbarkeit, den der Vater ihr machte, zu weinen anfing. Da wurde Goldiſch aufgeregt und ſagte: „Man nennt keine Tochter undankbar, weil ſie das Vaterhaus verläßt, um ihrem Gatten zu folgen, ſelbſt dann nicht, wenn ſie eine Ehe ſchließt, die nicht ganz dem Wunſch der Eltern entſpricht; — man läßt ihr in dieſem Punkt ihren freien Willen und ich ſehe nicht ein, weshalb Sie Ihrer Nichte dieſen Vorwurf machen wollen.“ — Der Vater erwiederte: „Ich habe ſie, ohne die Pflicht eines Vaters zu haben, wie mein Kind gehalten.“ — „Dafür,“ ſagte Goldiſch, „hat ſie mehr als Ihre beiden Töchter Ihnen Freude gemacht und Ihr Haus erheitert.“

„Welche Inſolenz!“ rief Iſidore. „Nun, Mama, ich hoffe, Du vertheidigteſt Deine beiden Töchter.“

„Ach, Liebchen, vertheidigen! ich konnte ja gar nicht zu Wort kommen. Ich ſagte nur immer zu Sylvia: Aber Liebchen, wie ſoll ich ohne Dich fertig werden! Du biſt meine rechte Hand ... Du biſt mein Auge ... ich erliege.“

„Du hätteſt auch etwas Anderes ſagen können, Mama!“ erwiederte Iſidore unmuthig; „Goldiſch muß ja daraus den Schluß ziehen, Du wollteſt in Deinem Intereſſe Sylvia's Verehelichung hintertreiben.“

„Beruhige Dich, Iſi! ich habe auch geſagt: Sylvia, mein Liebchen, bedenke, daß Du katholiſch biſt und folglich anerkennen mußt; daß Goldiſch bereits eine Frau hat.“

„Und was antwortete ſie Dir, Mama?“

„Sie umarmte mich und ſagte zärtlich: Liebe Tante! wie merkwürdig iſt es doch, daß Du mich eben jetzt zum Erſtenmal ſeit zehn Jahren daran erinnerſt, daß ich katholiſch bin — und es gehört doch jetzt gar nicht hieher, weil Goldiſch nicht katholiſch iſt und folglich von ſeinem Recht eine zweite Ehe zu ſchließen Gebrauch macht. Er iſt ja frei. — Ich ſagte: Getrennte Eheleute können ſich eines Beſſern beſinnen und ſich wieder zuſammenbegeben. Iſt aber der eine Theil anderweitig verheirathet, ſo gibt das ein unüberſteigliches Hinderniß für die Wiedervereinigung, die doch da wo Kinder ſind, immer ſo ſehr wünſchenswerth iſt. Würdeſt Du Dir nicht ein Gewiſſen daraus machen trennend zwiſchen Valentine und Goldiſch zu ſtehen?—O ſehr! antwortete ſie mir; und ich habe auch ſogleich und vor allem Andern dieſe Möglichkeit mit Goldiſch beſprochen. Allein er hat mir ſein Ehrenwort gegeben, nie und nimmer werde eine ſolche Frage an ihn herantreten und mein Gewiſſen dürfe ebenſo ruhig ſein, wie für dieſen Fall das ſeine iſt."

„Die Thörin!" ſagte Iſidore erzürnt; „denkt ſie denn nicht daran, daß auch ſie verſtoßen werden kann und daß es ihr dann ſehr unangenehm ſein würde, ihren Platz von einer dritten Frau beſetzt zu ſehen!"

„Dieſen Fall hat Sylvia nicht zu fürchten; ſie iſt gut und klug," ſagte Tieffenſtein.

„Das meine ich auch," ſetzte die Baronin hinzu; „ich würde ihr ja auch herzlich gern einen Gatten gönnen, wenn es nur nicht eben Goldiſch wäre."

„Wirklich, Mama? haben Sie ihr ſchon einen Ehemann gegönnt?" fragte Wilderich ſcharf.

„O allerdings! . . . ganz natürlich . . . wenn ich ſie nur nicht ſo ungeheuer nöthig hätte," ſagte die Baronin mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Aber, Mama, ſchweige doch darüber!“ rief Iſidore unmuthig; „es klingt allzu egoiſtiſch.“

„Iſt aber die reine Wahrheit,“ ſagte Wilderich.

„Und wie ging die Scene zu Ende, Mama?“

„Folgendermaßen: Goldiſch erklärte, er habe keine Zeit zu verlieren, ſein Haus ſei vollſtändig eingerichtet; nächſten Montag wolle er ſich in aller Stille mit Sylvia copuliren laſſen und dann gleich abreiſen; ihn verlange nach einer traulichen Häuslichkeit. Sylvia trocknete ihre Thränen und war mit Allem einverſtanden. Was war zu thun? Ich verſprach für einen paſſenden Braut- und Reiſeanzug zu ſorgen — und ich muß mich ſogleich damit beſchäftigen, Iſi! willſt Du mich begleiten?... — Allein das Diner war ſchrecklich! der Vater in der übelſten Laune, Sylvia befangen — alſo Niemand da, der die Stimmung erheitert hätte. Sehr geſprächig iſt Goldiſch nie; geſtern war er ſtumm. Wenn nicht General Z. ſeine Waffenthaten zum neunundneunzigſten Mal haarklein erzählt hätte, ſo wäre zeitweiſe Stillſchweigen eingetreten, wie in einem Kloſter. Heute nun in aller Frühe kam Aurel's Telegramm. Er weiß von nichts und der ſpaniſche Herzog iſt ihm unbekannt und höchſt verdächtig. Er will der Sache nachſpüren und dann ausführlich ſchreiben. Gott im Himmel, wie wird das enden! Wollte Valentine doch wenigſtens ihre Neigung einem Inländer zuwenden . . . einem ehrlichen Deutſchen! Die fremden Nationen ſtehen uns gar zu fern.“

„Ach, Mama!“ entgegnete Iſidore, „Goldiſch iſt gewiß ein ehrlicher Deutſcher! aber Valentine iſt ſo unbeſtändig, ſo launenhaft . . . und immer will ſie etwas ganz Beſonderes haben und ſein. Ich wünſchte, ſie heirathete dieſen Herzog, — oder was er iſt! denn ſonſt kommt die Reihe an einen Irokeſen oder einen Kamtſchadalen.“

„Schweige, Du Unglücksprophetin!“ rief die Baronin; „wo iſt Dorilde? laſſe ſie kommen und dann nimm Deinen Hut. Wir wollen uns von unſerem Gram zerſtreuen, indem wir ein Liebeswerk thun und für Sylvia, die Undankbare! zwei ſchöne und zwar exquiſit ſchöne Anzüge beſorgen.“

„Das iſt weiſe und fromm gehandelt,“ ſagte Wilderich lachend.

„Du biſt einerſeits viel zu gütig für Sylvia, Mama!“ verſetzte Iſidore ärgerlich; „Du brauchſt ihr keine Prachtanzüge zu geben; Goldiſch mag das thun, der ja ungeheuer reich iſt. Aber andererſeits biſt Du ungerecht, daß Du ihr den Eheſtand mißgönnſt. Sie will keine alte Jungfer werden. Wer kann ihr das verdenken? Bei achtundzwanzig Jahren, mit verblühender Schönheit, arm an Geld, reich an Enttäuſchungen — bietet ein Cröſus ihr die Hand; und ſie ſollte es vorziehen bis an ihr ſeliges Ende täglich zwölf Billets für Dich zu ſchreiben, Deine Aufträge zu beſorgen, Deine Rechnungen durchzuſehen und den Papa zu amüſiren? Sei doch billig, gute Mama! Ich habe Sylvia niemals weder ſo bewundert noch ſo geliebt wie Ihr Alle; doch jetzt muß ich ihr beiſtimmen, während Ihr ſie tadelt, denn ich finde es ein ſchreckliches Loos Zeitlebens Geſellſchaftsdame zu ſein.“

„Nicht doch, Iſi! ſie war Tochter im Hauſe.“

„Bis auf die Erbausſicht, welche die Abhängigkeit der Tochter erleichtert.“

„Und daß ſie gerade Valentinen's Mann heirathet, Iſi, iſt doch höchſt unangenehm! . . . ja, ſie darf es eigentlich gar nicht . ... vom katholiſchen Standpunkt aus.“

„Ach, Mama! den katholiſchen Standpunkt haſt Du ja längſt aufgegeben! Valentinen's Sohn wird proteſtantiſch erzogen; Dorilde ebenfalls. Es iſt Dir niemals eingefallen in den Ehepacten Deiner Töchter auf eine katholiſche Erziehung Deiner Enkel zu beſtehen, während die katholiſche Kirche gerade dieſes zur ſchwerſten Gewiſſenspflicht in gemiſchten Ehen macht. Nein, gute Mama! einen katholiſchen Standpunkt haſt Du vielleicht in Deiner Jugend eingenommen, doch jetzt nicht mehr! der Vater noch viel weniger. Valentine auch nicht; ſie kennt nur einen ſentimental verſchrobenen, ich einen rationellen, Edgar einen unrationellen Standpunkt. Was Aurel betrifft, ſo war er immer von ſchwachem Charakter und beſchränktem Verſtand . . . und ſolche Leute bleiben bei den katholiſchen Anſichten. Doch wir übrigen haben uns davon emanzipirt und deshalb darfſt Du Dich nicht auf ſie berufen, weil Du mit Sylvia's Schritt unzufrieden biſt."

„Es geht doch nichts über einen logiſchen Kopf, Mama!" ſagte Wilderich ſpöttiſch; „Sie und ich, wir können wahrhaftig in dieſer Beziehung ſehr viel von Iſidore lernen, die klar wie ein Wintertag und rationell wie das Einmaleins iſt. — Komm' her, Dorilde!" rief er dem eintretenden Kinde zu, „küſſe der Großmama die Hand."

Die Kleine, mit den ſchönen Zügen des Vaters und dem unſchönen Ausdruck der Mutter, blieb eigenſinnig wie alle verzogenen Kinder an der Thür ſtehen und ſchaute ſich mit ihren ſchwarzen Augen trotzig um.

„Wie drollig ſteht der Trotz dieſem Knirps von vier Jahren!" rief Iſidore ſehr beluſtigt.

„Der Eigenſinn gefällt mir nie," ſagte die Baronin kopfſchüttelnd.

„Mir auch nicht!" rief Tieffenſtein; „Allons, Dorilde! . . . Eins, zwei, drei . . . Marſch."

Dorilde ſtand baumſtill und richtete einen herausfordernden und doch ſcheuen Blick auf ihren Vater, der nochmals ſagte:

„Vorwärts — Marſch.“

Als Dorilde aber nicht Miene machte ihm zu gehorchen, ſtürzte er auf ſie zu, hob ſie in die Höhe und bedeckte ſie mit Küſſen, indem er rief:

„Warte nur, Du kleiner tückiſcher Rekrut! Du ſollſt mir Mores lernen.“

Dorilde wehrte ſich gegen die heftigen Liebkoſungen, die den Kindern ſo unangenehm ſind, und ſtieß ein gellendes Geſchrei aus. Iſidore eilte ihr zu Hülfe, um ſie aus den Händen des Vaters zu retten, indem ſie rief:

„Sieh, Mama, wie er mein Kind ängſtigt!“

Tieſſenſtein, der ſehr groß war, hielt mit erhobenen Armen die Kleine hoch über ſeinem Kopf und ſagte lautlachend einmal über das andere:

„Mein Kind ängſtigt ſich gar nicht! . . . Mein Kind fühlt ſich glücklich in dieſer erhabenen Stellung.“

Dorilde aber, ſchwebend über dem Haupt ihres Vaters, wähnte ſich in dieſer Höhe in Todesgefahr und kreiſchte nach Rettung. Iſidore fing an zu weinen, die Baronin hielt ſich die Ohren zu. Plötzlich ſagte Wilderich ganz ernſthaft, indem er Dorilde auf ihre Füße ſtellte:

„Was iſt denn dies für ein Höllenſpektakel?... Da muß man ja Reißaus nehmen! Adieu, Mama.“

Und damit verließ er das Zimmer und ging in den Jockey-Club, um Sylvia's Verlobung als das Neueſte des Neuen zu verkünden. Doch Niemand nahm lebhaften Antheil. Man kannte ſie ſo lange, daß ſie Allen gleichgültig war.

„Die Schickſalswendung im Leben einer alten Jungfer intereſſirt mich nicht,“ ſagte der Eine.

„Wer kann ſich für das Glück einer dreißigjährigen Schönheit begeiſtern!“ der Zweite.

„Wenn ſie wenigſtens hier bleiben und uns gute Diners geben wollte! aber jetzt . . . ſie fahre dahin!“ rief der Dritte.

„Nebenbuhler wird der gute Nabob wohl nicht mehr zu fürchten haben,“ bemerkte ein Vierter.

„Wer weiß!“ meinte der Fünfte; „die Sylphide iſt freilich ein verblühtes Fräulein, kann aber vielleicht noch eine ſchöne Frau werden.“

„Eine reiche wird ſie jedenfalls — und das iſt wünſchenswerther, weil es dauernder iſt,“ ſprach der Sechſte.

„Möge ſie eine glückliche Frau werden,“ ſagte Tieſſenſtein endlich.

„Oho! ſchwärmſt Du noch immer für ſie?“

„Ja, ja! alte Liebe roſtet nicht! dies Sprichwort behält immer Recht.“

„Hat man das durchgemacht, was ich ausgehalten habe — und ſieht man ſo aus, wie ich ausſehe, ſo paßt man zur Liebesſchwärmerei, wie der Eſel zum Lautenſchlagen, d. h. man macht ſich in blödſinniger Weiſe lächerlich. Doch gerade weil es mit der Schwärmerei aus und vorbei iſt, wünſche ich, daß Sylvia Neheim ein ſolides Glück finden möge,“ entgegnete Tieffenſtein.

„Die Jagden auf dem Weldensperg fangen in der nächſten Woche an, nicht wahr?“ fragte ein neuer Ankömmling und das Geſpräch wendete ſich dem intereſſanten Capitel der zahlreichen Wildſchweine in den Weldensperg'ſchen Forſten zu.

Tieffenſtein ſetzte ſich an ſeine Schachpartie; aber zerſtreut durch ganz andere Gedanken. Er dachte: Warum kannte ich nicht mein Schickſal! Warum offenbarte ſich mir nicht der furchtbare Schlag, der mich zum entſtellten Krüppel machte, meine militäriſche Laufbahn abſchloß und meine Stellung in der Geſellſchaft veränderte. Hätte ich das vorhergeſehen; ſo würde ich eine Civilſtelle angenommen und Sylvia geheirathet haben. Und ſie hätte mir meine Häuslichkeit ſo angenehm gemacht, daß ich einigen Luxus um ſo bereitwilliger entbehrt hätte, als ich jetzt ohnehin durch meine Kränklichkeit von der großen Geſellſchaft ausgeſchloſſen bin. Jetzt — Iſidore ſtatt Sylvia an meiner Seite zu haben —

das iſt fürwahr Lia ſtatt Rahel .... wie ich einſt zu Xaverie ſagte.

Er vergaß nur bei ſeinen Betrachtungen in Anſchlag zu bringen, daß er ohne ſeine trüben Erfahrungen überhaupt nicht zur Erkenntniß ſeiner Verkehrtheit gekommen wäre. Sein Gegner rief ihm ein triumphirendes „Matt!“ zu und Tieffenſtein ſagte mit traurigem Lächeln:

„Sie haben ganz Recht! ich bin matt durch und durch — und taugte nie zu etwas Tüchtigem.“

Auch darin täuſchte er ſich. Wäre nicht die Welt ſein Götze und er der Götze der Welt geweſen, ſo hätte er vielleicht ein tüchtiger Mann werden können. Aber vermöge des Götzendienſtes wurde er weiter nichts, als ein brauchbarer Offizier — und eine ſolche Brauchbarkeit genügt noch lange nicht um einen tüchtigen Mann zu machen.

Während der Zeit ſchrie ſich Dorilde heiſer und dunkelblau im Geſicht. Iſidore holte kölniſches Waſſer, engliſches Salz und Meliſſengeiſt, rief die Bonne zu Hülfe und war nicht weniger aufgeregt als die Kleine.

„Sie bekommt Krämpfe, Mama! .... vielleicht einen Schlaganfall .... oder die fallende Sucht in Folge der Angſt!“ rief Iſidore.

„Gott bewahre!“ ſagte die Baronin gleichmüthig,

„ſei nur ruhig! Du regſt Dich und ſie mit Deiner ängſtlichen Unruhe auf.“

„Wie! ich ſoll mich um die Leiden meines einzigen Kindes nicht ängſtigen? Nein! ein ſolches verſteinertes Herz habe ich nicht.“

Und Iſidore ſetzte ihre Beſchwichtigungsverſuche fort. Da ſie ohne Erfolg blieben, griff die Baronin zu den ihren und fragte:

„Dorilde, willſt Du Bonbon haben?“

„Ja!“ ſagte Dorilde plötzlich gefaßt.

„Gott ſei gelobt und gedankt! ſie ſpricht wieder! ich fürchtete ſie würde erſticken!“ rief Iſidore.

„Dann mußt Du ſtillſchweigen, Dorilde, denn wenn Du ſo ſchreieſt kannſt Du nicht Bonbon eſſen,“ fuhr die Baronin fort und zog eine ſchöne Bonbonſchachtel aus der Taſche, während Dorilde vollkommen beruhigt und mit leuchtenden Augen von Iſidoren's Schooß ſprang und zur Großmutter lief. Nicht wenig ſtolz auf ihre Erziehungsmethode, ſetzte die Baronin ihrer Tochter weitläufig auseinander, daß man die Kinder in ihren kleinen Verkehrtheiten zerſtreuen müſſe und daß dies am Sicherſten durch Näſchereien zu erreichen ſei.

Dann wurde Dorilde mit ihrer Bonbonſchachtel der Bonne übergeben und die Damen fuhren zu Mademoiſelle Généreuſe, der großen Modiſtin, um Sylvia's Anzüge zu beſorgen.

Vergiftetes Zuckerbrot.

Sylvia ſtand vor ihrem großen Spiegel. Ein ſchönes Bild trat ihr aus demſelben entgegen — eine Braut, groß und ſchlank im weißen Seidenkleide, den Myrthenkranz auf dem reichen blonden Haar, der Spitzenſchleier lang herabfallend. Und dieſe Braut war ſie. Nicht ohne Befriedigung ſchaute ſie das Bild an, das durch einen leichtmelancholiſchen Blick noch anziehender wurde.

„Nein, gnädiges Fräulein, Sie ſind aber ſchön! .... zu ſchön!“ ſagte Bertha ganz in Ekſtaſe; „ich weiß mich nicht gehörig darüber auszudrücken .... aber das weiß ich: es iſt ein wahrer Jammer, daß ſich eine ſolche Braut in der Stille vermählt. Die ganze Reſidenz — die ganze Welt ſollte Sie bewundern.“

„Ich habe Ihnen ſchon ein paar Mal geſagt, Bertha, daß ſchuldige Rückſichten für dies Haus Herrn Goldiſch beſtimmt haben, jedes Aufſehen zu vermeiden und daß ich ganz ſeine Anſicht theile, denn er iſt ein guter, verſtändiger Mann.“

„Ja, das iſt er!“ rief Bertha mit einem erneuerten ekſtatiſchen Anfall; „ich verdanke es freilich Ihrer Fürſprache, gnädiges Fräulein, aber es iſt doch unbeſchreiblich gut von ihm, daß er mich in den Stand geſetzt hat mich endlich verheirathen zu können. Acht Jahre Braut zu ſein und dennoch keine Ausſicht zur Verehelichung zu haben — das iſt ſchrecklich, gnädiges Fräulein! davon haben Sie und Herr Goldiſch mich erlöſt und ich werde Ihnen ewig dafür dankbar ſein.“

„Sie verdienen dieſe Belohnung, Bertha, denn Sie haben mir zehn Jahre aufmerkſam gedient.“

„Ja, heute ſind es juſt zehn Jahre, gnädiges Fräulein! Am 13. Oktober 1858 kamen Sie ganz einſamlich im ſchwarzen Merinokleid und im ſchwarzen Kreppflorſchleier aus der weiten Welt in dieſes Haus — und am 13. Oktober 1868 ſtehen Sie im Brautkranz in dieſem Hauſe, tragen einen Brautanzug der Tauſende koſtet, fahren dann hinaus in die weite Welt an der Seite des guten und reichen Herrn Goldiſch und ziehen mit ihm in ſein prächtiges Haus ein. Das curirt mich von dem Aberglauben an den 13. als an einen Unglückstag, denn wenn Frau Valentine Goldiſch einen ſpaniſchen Herzog heirathet — wie es hier im Hauſe heißt: ſo kann auch ſie fürwahr mit ihrem Schickſal zufrieden ſein.“

„Es iſt jetzt Alles in Ordnung, Bertha! geben Sie mir die Handſchuhe und laſſen Sie mich allein,“ ſagte Sylvia beklommen, denn Bertha's Worte machten ihr einen unbeabſichtigten Eindruck.

Sie ließ ſich gedankenvoll am Toilettentiſch nieder und dieſe zehn Jahr zogen in Bildern an ihrem inneren Auge vorüber. Sie ſah ſich ſelbſt als unerfahrenes junges Geſchöpf die Leiden und Freuden des Elternhauſes und den engen Kreis der trauten Heimath verlaſſen und willig zum Guten und fromm, in den Kreis der fremdgeſinnten Verwandten eintreten.

Sie ſah ſich vom Weltgeiſt umringt, gehoben, getragen, gepflegt, geſchmeichelt — und wie ſchwer der beſſere Geiſt, der ſich in ihr an die Grundlagen ihrer Erziehung klammerte, gegen jenen ſich vertheidigte; — und wie er eine Stütze fand in ihrer unſchuldigen Neigung für den gleichgeſinnten Aurel; — und wie dieſe Stütze ſich als falſch erwies, als ein gebrechliches Rohr, das in Splitter ging, ſobald der Luftzug von der Weltſeite her es berührte und bog.

Sie ſah wie die Verhältniſſe, die Umgebungen ſtärker und immer ſtärker auf ſie wirkten, ſie nach Außen kehrten, ſie erſt der Kirche, dann mehr und mehr dem Glauben entfremdeten, ſie in ein Meer von Zerſtreuungen, von Vergnügungen verſetzten, ohne geregelte Lebensordnung, ohne ernſte Beſchäftigung, ohne Mittel zu gründlicher Bildung des Geiſtes, des Urtheils, des Charakters — ein ewiger Müſſiggang, doch dadurch verſchleiert, daß ſie ihr muſikaliſches Talent glänzend entwickelte und in fremden Sprachen Romane las und die Billete der Tante ſchrieb. Sie ſah, wie Eitelkeit und Selbſtſucht in dem Maß wuchſen, als das Bewußtſein, daß ſie gefalle, ihr klarer wurde und ihr wohlthat. Das war der Boden auf dem die Epiſode mit Wilderich von Tieffenſtein ſtatt fand. Die Welt hatte Beide, ihn und ſie, zu ihren Lieblingen gemacht, weil ſie ihr dienten — freilich ohne es zu wiſſen; und als ernſte Fragen ſich erhoben, trennte ſie der Weltſinn, und Sylvia, die geliebt ſein und lieben wollte, ſah ſich zurückgeſtoßen, weil ihr das fehlte, was die Welt am höchſten ſchätzt — Geld.

Nun ſah ſie, wie zwei Erfahrungen dieſer rauhen Art zum Nachtfroſt wurden, der durchkältend auf die Gefühle ihres Herzens wirkte. Sie hätte demüthig werden und ihren Sinn von der treuloſen Welt ablöſen können, und vielleicht war gerade das die Abſicht des barmherzigen Gottes, der liebend ihrer gedachte und ihr fort und fort ſeine Gnade anbot, während ſie ſeiner vergaß und ſeine Heilmittel verſchmähte. Nicht demüthig wurde ſie, ſondern ſtolz;

ſie hielt ſich eines beſſern Schickſals werth; ſie verabſcheute ihre unfreie Lage ohne nach innerer Freiheit zu ſtreben; ſie wollte geliebt werden, nicht um wieder zu lieben, ſondern um den Hochgenuß zu empfinden, eine wahre, treue, ausdauernde Liebe einzuflößen.

Und das Mirakel geſchah! ſie fand dieſe Liebe, aber — im Gewand der Entſagung. Sie fand einen Mann, der ſo einfach großartig dachte, daß er zuerſt und vor Allem ihre Seele liebte und der dieſer Liebe die Kraft zutraute, ſiegreich mit den Mächten der Welt zu kämpfen, mit den äußeren ſowohl, als mit denen in Sylvia's eigenem Herzen. Am heutigen Tage waren es zwei Jahre ſeitdem ſie ſeiner Bewerbung Gehör gegeben hatte und heute — ſollte ſie mit einem andern Mann zum Altar gehen. Und wegen dieſes Andern, den ſie nicht liebte, trennte ſie ſich von ihrer Kirche, von Vinzenz, von Clariſſa, von Allen, die zu ihr von Gott ſprachen und die ihr Herz für die Dinge der Ewigkeit zu gewinnen ſuchten. Und warum? weil ihre Seele in der Atmoſphäre des Weltlebens matt, träge, irdiſchgeſinnt geworden war und ihre himmliſche Beſtimmung vergeſſen — oder mußte es heißen — verachtet hatte! —

Einzelne ſchwere Thränen drängten ſich unter Sylvia's Wimpern hervor, nachdem ſie jene Bilder an ihrem innern Auge vorüber ziehen ließ. Sie ſehnte ſich nach dem Sacrament der Buße, um ſich anzuklagen der ſündhaften Verkehrtheit ſo vieler Jahre, um der Wahrheit die Ehre zu geben, indem ſie all die Beleidigungen der ewigen Liebe Gottes, die ſie ungebeichtet und ungeſühnt in ſich herumtrug, mit aufrichtiger Reue und dem Vorſatz ſich zu beſſern, dem Stellvertreter Gottes bekannte. Sie ſehnte ſich, aus ſeinem Munde die Abſolution zu empfangen — dies göttliche Wort, welches das wirkt, was es ausſpricht. Sie ſehnte ſich dann in ihrem gereinigten und erneuerten Herzen das Sacrament des Altars, das Brot des ewigen Lebens aufzunehmen um würdig vorbereitet und im Stand der Gnade das Sacrament der Ehe zu empfangen. Aber es war eine unfruchtbare Sehnſucht! Kein Prieſter konnte ihr die Abſolution geben, da ſie im Begriff war eine ſchwere Sünde zu begehen. Kein Prieſter konnte ihr das Brot des Lebens ſpenden, da ſie die Losſprechung nicht empfangen hatte. Kein Prieſter konnte ihren Ehebund ſegnen, der unter ſolchen Umſtänden unmöglich war. Wie die Sonne nie ſchöner iſt als bei ihrem Untergang: ſo zeigten ſich ihr die Gnaden der Sacramente im hellſten Glanz — um in der Nacht ihrer Natur für ſie zu verſchwinden.

Es iſt zu ſpät . . . . die Himmelsſpeiſe iſt nicht für mich . . . . ich bin allzulange mit vergiftetem

Zuckerbrot genährt worden, ſprach Sylvia zu ſich ſelbſt, hauchte auf ihr Taſchentuch und legte es über die Augen um jede Thränenſpur zu verwiſchen. — —

Die Baronin trat ein. Sylvia eilte ihr entgegen, umarmte ſie zärtlich, verſprach ihr eine gute Mutter für den kleinen Georg Goldiſch, Valentinen's Sohn, zu ſein. Die Baronin war durch ſolche Scenen leicht zu rühren und ſagte:

„Sei glücklicher als die arme Tini. Das wünſche ich Dir von Herzen, mein Liebchen. Aber noch mehr würde ich wünſchen, daß Du einen Katholiken heiratheteſt, für den die Ehe unauflöslich iſt. Du mußt begreifen wie weh mir dieſe thut! allein ich mache Dir keinen Vorwurf, ſo wenig wie an Goldiſch.“

„Liebe Tante, ich will immer eine gute Tochter für Dich ſein!“ verſicherte Sylvia.

Der Baron war gar nicht gerührt. Finſter wie eine Gewitternacht ſagte er, nachdem Sylvia ihm für alles Gute gedankt hatte:

„Schon recht! man thue was man wolle für die Kinder — Freude hat man nicht an ihnen, weder an den eigenen, noch an den angenommenen. Es ſind egoiſtiſche Creaturen, die unbekümmert um die Eltern ihren eigenen Weg gehen.“

„Mit dem meinen wirſt Du Dich ſehr bald

ausſöhnen! das prophezeie ich zuverſichtlich, Onkelchen!“ ſagte Sylvia in ihrem ſcherzenden Ton.

Er antwortete nicht. Es verdroß ihn allzu ſehr ſeine Amüſements=Sklavin zu verlieren.

Man fuhr nach einer proteſtantiſchen Kirche, wo vor zehn Jahren Valentine von demſelben Prediger und mit demſelben Mann getraut worden war. Dann nahm man ein Frühſtück ein. Dann kam der Abſchied. Alles wurde raſch und ohne beſondere Rührung abgemacht. — —

Im Warteſaal der Eiſenbahn drängte ſich die Menſchenmenge und ſchob plötzlich einen jungen Mann an Sylvia heran, die neben Goldiſch an einem Fenſter ſaß und beklommen bald in das Gewühl hinein und bald auf den Perron hinausblickte. Es war eine Erinnerung an den erſten Abend ihrer Ankunft in der Reſidenz. Als der junge Mann bemerkte, daß er ein Sammtkleid ſtreife, wendete er ſich raſch um und ſagte:

„Bitte um Entſchuldigung.“

Da erkannte er Sylvia, grüßte ehrerbietig und verſchwand in den Wellen dieſes lebendigen Oceans. Betäubt, wie von einer Erſcheinung, ſtarrte ſie ihm nach. Sie wollte vergeſſen.

„War das nicht Herr von Lehrbach?“ fragte Herr Goldiſch.

„Er war es,“ entgegnete Sylvia tonlos.

Die Perronthüren wurden aufgeriſſen. Goldiſch nahm Sylvia's Arm und führte ſie zum Waggon. Sie ſtiegen ein und ſie war nun allein auf der Welt mit ihm und für ihn.

Während dieſer Zug nach Norden fuhr, ging ein anderer nach Weſten ab und brachte Vinzenz zu ſeiner Mutter; — und bald darauf beſtieg der Baron Grünerode mit Edgar den Pariſer Zug.

„Ich habe Urlaub für Dich begehrt," ſagte der Baron zu ſeinem Sohn, nachdem Sylvia und Goldiſch Abſchied genommen hatten; „Du ſollſt mich jetzt gleich nach Paris begleiten. Bringe ich auch Valentine, das alberne Geſchöpf, leicht zur Raiſon indem ich ſie hinwegführe, ſo könnte doch dieſer Abentheurer, der ſich nach Aurel's Nachrichten für einen ſpaniſchen Herzog und für ein Opfer der jüngſten Revolution ausgibt, Schwierigkeiten machen, welche Du mit Deinen Bramarbaſiaden leichter heben wirſt, als ich."

Edgar machte lieber Vergnügungsreiſen auf eigene Hand und in ſelbſtgewählter Geſellſchaft, als mit ſeinem Vater. Da er aber wußte, wie ſehr aufgebracht dieſer über ſeine Verſchwendung ſei, wollte er ihn nicht noch mehr erzürnen und fügte ſich dem Befehl. Als er von ſeiner Mutter Abſchied nahm, zerfloß ſie in Thränen und umarmte ihn wieder und immer wieder.

„Aber Mama, ſei doch nicht ſo gerührt!“ ſagte Edgar leichthin; „wir ſind ja in einigen Tagen wieder hier mitſammt der grillenhaften Valentine. Das iſt doch keine Urſache zum weinen.“

„Ach Gott, mein Gott!“ ſeufzte ſie; „wer weiß wie das wird mit — Euch Allen! Harry iſt auch kränker denn je und Du ſiehſt ihn vielleicht nie wieder.“

„Aengſtige Dich doch nicht unnöthiger Weiſe!“ rief Edgar und machte ſich ungeduldig aus ihren Armen los um dem Vater zu folgen.

„Wir gehen zuerſt nach Havre,“ ſagte dieſer im Waggon; „ich bekam ſo eben ein Telegramm, das mir meldet, Valentine wolle ſich dort einſchiffen und nach Californien entfliehen.“

„Nein, dieſer Unſinn!“ rief Edgar, rückte ſich in der Wagenecke zurecht und ſchlief den Schlaf des Gerechten.

In Havre angelangt, erfragte der Baron ſogleich die „Charmante Gabrielle.“ Sie liege bereits auf der Rhede und ſei im Begriff die Anker nach Californien zu lichten, hieß es. Alſo dahin in fliegender Eil.

„Frage doch erſt ob Valentine an Bord iſt,“ ſagte Edgar, als der Baron ſich anſchickte aus dem Boot in's Schiff zu klettern, wo man ihn zu erwarten ſchien.

„Damit ſie ſich verleugnen ließe, nicht wahr?“

ſagte der Vater barſch; „quod non! hinauf und Alles durchſucht!“

Auf dem Deck empfing ſie der Capitän ſehr höflich und führte ſie in die Cajüte hinab. Da ſagte der Baron mit eiſerner Ruhe zu ſeinem Sohn:

„Dieſer Kauffahrer geht nach Californien, nach Japan und Madagaskar nicht mit Valentine, ſondern mit Dir und kehrt in zwei bis drei Jahren nach Europa zurück. Du haſt alſo Zeit Dir das Schuldenmachen abzugewöhnen. Deine ganze Fahrt und Beköſtigung iſt bezahlt und der Capitän iſt angewieſen, Dir als Taſchengeld das zu geben, was der Matroſe als Löhnung bekommt und was viel mehr iſt, als Du verdienſt.“

„Schauderhafte Tyrannei!“ ſchrie Edgar ſchwankend zwiſchen Wuth und Verzweiflung.

„In drei Jahren wirſt Du mir danken,“ verſetzte der Baron kalt; „jetzt lebewohl, betrage Dich vernünftig und kehre gebeſſert durch Deine Weltumſegelung zurück.“

Er verließ die Cajüte. Als Edgar ihm nachſtürzen wollte, vertraten ihm zwei ſtämmige Matroſen den Weg und blieben gelaſſen vor der Thür ſtehen, feſt und unerſchütterlich wie aus Erz gegoſſen. In ſtummer wüthender Verzweiflung warf ſich Edgar zu Boden und dachte, ob es nicht beſſer ſei ſich das Leben zu nehmen und über Bord zu ſpringen. Allein er verſpürte dazu nicht die mindeſte Luſt und dachte ſchließlich, es ſei doch vorzuziehen drei Jahr im Elend, als gar nicht zu leben. Sein vorherrſchendes Gefühl war Haß gegen ſeinen Vater, der ihn ſo grauſam und ſo heimtückiſch behandelte.

Finſter und in ſich gekehrt fuhr dieſer nach Havre und weiter nach Paris. Für wen arbeitete er? Für wen ſorgte er? Dieſe Fragen ließen nicht ab, ihn zu quälen, denn die Antwort lautete: Für einen kinderloſen Sohn, für einen verbannten Sohn, für einen ſterbenden Sohn; — für eine Tochter, die in unglücklicher Ehe — und für eine Tochter, die ehelos unglücklich lebt: das waren ſeine Kinder .... waren die Weſen, für deren glänzende irdiſche Zukunft er Alles gethan hatte! Welche glückliche Ausſicht eröffneten ſie ihm? Welche frohe Hoffnung konnte er an ſie knüpfen? Nicht eine! nicht eine einzige! Aller Wahrſcheinlichkeit nach ging mit ſeinem Tode ſein Name, ſein Vermögen, ſein Haus zu Grunde — Alles zu Grunde, wofür er gelebt hatte. Und was hatte er dann davon .... was dann? was dann? — —

Bei Frau von Lehrbach zog mit ihres Sohnes Ankunft große Freude ein. Ihm war eine Anſtellung geworden, wie ſie nur der Tüchtigſten Einer erwarten konnte. Das erfriſchte und hob ihr Herz. Sie ſah ihn zum Mann gereift; ſie durfte mit Recht hoffen, daß er für Theobald der kluge Rathgeber und der erfahrene Freund ſein werde, den dieſer in dem Vater verloren hatte. Die Sorgen um die materielle Exiſtenz der Söhne war theils gehoben durch ſeine Anſtellung, trat theils von ſelbſt in den Hintergrund, je mehr ſie das innere Gleichgewicht wieder fand, das vorübergehend durch den unerwarteten Todesfall erſchüttert worden war.

„Werde wie Vinzenz," ſagte ſie zu Theobald, der ſeine Studien beendigt hatte und denſelben Weg gehen wollte, den der Bruder gegangen war; „werde wie Vinzenz, habe Gott vor Augen und Du wirſt meine Freude ſein."

Und zu Vinzenz ſagte ſie:

„Du biſt wie Dein Vater war: gut, klar und feſt. Du haſt Gott vor Augen. O bleibe ſo in der böſen, verfinſterten, taumelnden Welt."

Clariſſa's ſeelenvolles Auge ruhte mit tiefer Zärtlichkeit auf der Mutter und auf Vinzenz, dieſen beiden Weſen, auf denen ihre in aller Stille große Seele die ganze Kraft ihrer Liebe vereinigte — einer Liebe, die nie einen ſelbſtſüchtigen Gedanken, nie einen irdiſchen Wunſch gekannt hatte.

„Bete für ihn, liebe Mutter," ſagte ſie innig, „damit er ſtets die Krone Deines Lebens ſei."

„Ja, Mutter!" ſagte Vinzenz, „die Welt taumelt dahin in der Finſterniß, welche ihre böſen Dämonen weben — in den Todesſchatten, die aus ihrer eigenen Vermoderung aufſteigen. Allein es erhebt ſich in ihr und über ſie ein Berg des Lichtes, von welchem Millionen zarter Stralen ausgehen, die wie Kryſtalladern durch dunkles Geſtein laufen und dem Schritt jedes Einzelnen leuchten, wenn er ſie nur wahrnehmen will. Das iſt die Kirche mit ihren Gnaden. Je dunkler die Welt — deſto heller ſtralt ſie; je ſchwankender die Welt — deſto feſter ſteht ſie; je rathloſer die Welt — deſto gewaltiger mahnt ſie; je unſeliger die Welt — deſto friedenverheißender ſpricht ſie. Zu ihr will ich mich halten, für ihre hohen Intereſſen leben, ihr göttliches Wirken lieben und liebend fördern: dann werde ich ſo ſein, wie Du wünſcheſt, daß ich ſein möge. Treue Erfüllung der Berufspflicht iſt für mich nur gleichſam das Schwarzbrot des Lebens und nicht aus ihr quillt der Trank, der den Durſt meiner Seele ſtillt. Den muß ich in einer höheren Region ſuchen — und Gott ſei gedankt, der ſie auch mir erſchloß, indem er mich zu einem treuen Sohn der Kirche machte.“

Ein Brief wurde für Clariſſa gebracht.

„Von Sylvia!“ rief ſie freudig, erbrach ihn und ließ ihn gleich darauf mit einem dumpfen „Ach!“ auf den Tiſch fallen.

Vinzenz ergriff ihn und las ihn laut:

„Liebe gute Clary! Die erſten Zeilen, die ich
„aus meinem neuen Beſtimmungsort und aus
„meinem Hauſe ſchreibe, ſind für Dich. Ich ſage
„Dir nur, daß ich ſeit vorgeſtern vermählt bin und
„daß ich Dich herzlich bitte, ein liebendes Andenken
„zu bewahren Deiner Dich liebenden Freundin
„Sylvia Goldiſch."

„Um's Himmelswillen!" rief Frau von Lehrbach, „das wird doch nicht der Mann ihrer Couſine ſein?"

„Er iſt's. Ich ſah ſie abreiſen!" verſetzte Vinzenz ruhig und legte den Brief auf den Tiſch zurück. Sein Kampf war durchgekämpft.

„Ach welch ein ſchrecklicher Brief! wie kurz, wie kalt, wie abwehrend iſt er! . . . . Er klingt wie ein Abſchied für's Leben!" rief Clariſſa.

„Und das iſt er in der That und Sylvia wollte es andeuten," ſagte Vinzenz; „ſie fühlte, daß ſie der treuen Freundin ihre Schickſalswendung mittheilen müſſe; doch der Ton dieſer Mittheilung ſollte deutlich zeigen, daß ſie keine Antwort wünſche — denn was hättet Ihr Beide Euch noch zu ſagen!"

„O wie konnte es dahin mit Sylvia kommen!" ſeufzte Clariſſa und faltete traurig die Hände.

„Glaubſt Du daß ſie die Einzige iſt, die auf dieſe Weiſe durch den furchtbaren Einfluß des Weltgeiſtes zu Grunde geht?" fragte Vinzenz.

BAY

29513.

Die Glöcknerstochter.

I.

[illegible]

Die

Glöcknerstochter.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Lindauer'sche
Leihbibliothek
München

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Uebersetzungsrecht dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

2 Bs. Cat.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Entered, according to Act of Congress in the year 1871, by
HERMAN BLÜMELING,
in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.
Déposé.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Ein Abendbild 1
Eine Lebensſkizze 17
Die Frau Marquiſe 48
Der Herr Marquis 82
Eine zärtliche Schweſter 104
Bericht des Pfarrers Edelholt 140
Verleumdung 165
Das Chriſtgeſchenk des Waiſenkindes 194
Am Rhein und am Neckar 225
Die Heimkehr 250
Der Wartthurm 281
Das Violoncello 300
Das Evangelium aeternum 337
Vier glückliche Ehen 358
Das Schloß am Meer 390
Eine reiche Erbin 429

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Ein Abendbild.

Da wo die letzten Höhenzüge des Taunus in der heitern und geſegneten Ebene der Wetterau auslaufen, liegt ein Dorf, zwiſchen Pappeln, Weiden, Obſtbäumen und Hollunderbüſchen. Durch das Dorf fließt ein Bach, der oberhalb deſſelben eine Mühle treibt, einen herrſchaftlichen Park belebt und im Dorfe ſelbſt den Wäſcherinnen dienſtbar iſt, den Kindern ein bequemes Fußbad bietet und, zu einem kleinen Becken ausgeweitet, Enten und Gänſe gemüthlich trägt. Dann fließt er durch die Wieſen weiter, aber in ſo krauſen Schlangenwindungen, als habe er gar keine Luſt ſeinen Lauf nach wenigen Stunden in der Lahn zu beenden, die ihm wie ein unausweichliches Schickſal entgegenfließt. Zuweilen verſteckt er ſich gleichſam unter einzelnen Gruppen von Erlengebüſch; einmal macht er eine ſo ſtarke Wendung rückwärts, daß er wieder jenen herrſchaftlichen Park an deſſen äußerer Grenze berührt. Doch Alles iſt umſonſt! er kann ſeinem Schickſal nicht entfliehen:

er geht in der Lahn unter. Das aber berührt ſein jugendliches Daſein im Dorf durchaus nicht.

Die Gegend iſt freundlich, das Land bebaut. Von der Vergangenheit, als die Wetterau einer der Hauptſitze der Reichsritterſchaft war, erzählen nur noch vereinzelte Ueberbleibſel, die Ruine einer Burg auf einem Hügel, ein Wartthurm oder ein Stück alter Ringmauer bei kleinen Städten — und auch dieſe Ueberreſte ſind entkleidet jedes romantiſchen Zaubers durch die proſaiſche Nüchternheit der Umgebung, wie das moderne civiliſirte Leben, Treiben und Streben ſie hervorzurufen pflegt. Bei jenem Dorf, das ſeiner Lage ſeinen Namen verdankt und Bachheim heißt, befand ſich ebenfalls eine Ruine aus uralten Zeiten, von deren früherer Schönheit, durch beſonders günſtige Umſtände, wenigſtens noch die Spur erhalten war.

In jenen Tagen hohen religiöſen Aufſchwungs, da St. Bernhard in's Rheinland kam und mit ſeinem liebeflammenden Herzen die Seelen zur Liebe des Kreuzes entflammte und hinriß, ſiedelten ſich ſeine geiſtlichen Kinder, Mönche und Nonnen, von Claravallis und Ciſterz in der Wetterau an, und Söhne und Töchter der vornehmſten Geſchlechter widmeten ſich dem Kloſterleben, um in dieſem ſtillen Hafen ihre Seele für den Himmel zu retten und den Nöthen des Nächſten in den Mühſalen der Welt nach Kräften abzuhelfen. Gertrudis, die einzige Tochter des reichen, mächtigen Grafen von Wianden, nahm den Schleier in einem Kloſter im Rheingau, das der Regel von Ciſterz folgte. Als ihr Vater nach einer Reihe von Jahren ihre Wahl zur Aebtiſſin erlebte, fühlte er ſich ſo beglückt und geehrt, daß er auf ſeinen Ländereien in der Wetterau für ſeine Tochter ein Kloſter erbaute, das er Paradies nannte und mit reichen Schenkungen bedachte. Eine derſelben war der Grund und Boden, auf welchem jetzt Bachheim liegt. Am untern Ende des Dorfes befand ſich die Ruine des einſt ſo großartigen, im edelſten Styl des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Ciſterzienſerinnenkloſters Paradies, in welchem Gertrudis von Wianden hochbejahrt im Ruf der Heiligkeit ſtarb. Die Ruine beſtand aus dem Kreuzgang — wie man den viereckigen, von Bogenſtellungen umgebenen innern Hof der Kloſtergebäude nennt — aus einem Seitenſchiff der ehemaligen Kloſterkirche, das jetzt als Pfarrkirche diente, und aus einem Theil der Hinterwand des hohen Chors, welches einſt fünf wunderſchöne Fenſter, im ſchlankſten Spitzbogenſtyl gehabt hatte, jetzt aber nur noch eines derſelben aufwies, das der Pfarrkirche am nächſten und durch ſie geſtützt und etwas geſchützt war. Alles Gemäuer des Mittel- und des zweiten Seitenſchiffes war ſpurlos verſchwunden, der Boden geebnet und der ganze Platz zum Gottesacker eingerichtet. Grabhügel bedeckten ihn mit ihren kleinen grünen Wellen, zu deren Häupter arme kleine hölzerne Kreuze ſtanden — ach! zum Theil zerſplittert oder vermorſcht lagen, während in der Mitte des Kirchhofs ein großes Cruzifix von grauem Sandſtein weithin ſichtbar über die niedrige Mauer ſich erhob, welche die Stätte der Todten umfriedete. Dieſe Mauer, der hohe Sockel des Cruzifixes und das Gemäuer des hohen Chors waren mit Epheu umrankt und umſponnen. Ueber das letztere hatte er ſich dermaßen ausgebreitet, daß es ausſah, als ſei in eine grüne Tapete ein gothiſches Fenſter mit zierlichſtem Maßwerk hineingeſchnitten.

Von dem Kloſter ſelbſt war nicht die geringſte Spur mehr vorhanden. Als es im Anfang des Jahrhunderts ſäculariſirt, d. h. ſeinen rechtmäßigen Beſitzerinnen geraubt wurde, brach man es ab, und verwendete anderweitig die Steine oder verbrannte ſie zu Kalk; denn man brauchte Material, um aus dem Seitenſchiff der Kloſterkirche die Pfarrkirche mit ihrem nothwendigen Zubehör zurecht zu bauen. Dieſer Bau rettete den ſchönen Kreuzgang vom Verderben. Die Rückmauer ſeines einen Trakts wurde die Seitenmauer der Kirche, und ein Theil deſſelben wurde zu einer Taufcapelle ausgebaut. An den Trakt zur Rechten war in ſeiner ganzen Länge die Wohnung des Glöckners, der zugleich Schullehrer war, nebſt den Schulzimmern angebaut; an den Trakt zur Linken die Sacriſtei und das Pfarrhaus. In dem vierten Trakt war ein großes, plumpes Thor gebrochen, das in ſeiner ungeſchickten Rohheit einen ſchreienden Gegenſatz zu den ſchönen gothiſchen Bogen bildete, welche den innern Hof umgaben, hingegen in Uebereinſtimmung mit der Anordnung dieſes Hofes war. In der Mitte deſſelben erhob ſich eine ſchwerfällige hölzerne Pumpe. Sie bildete die Grenze zwiſchen zwei Reichen. Auf der einen Seite, nächſt der Glöcknerwohnung, war ein Raſenfleck mit einem Zaun von Dorngeflecht umgeben, um ihn vor Kindern, Bettlern, Hunden und Hühnern zu ſchützen; denn auf dem Raſen lagen lange Streifen Leinwand zur Bleiche und an ausgeſpannten Seilen hing mancherlei Wäſche zum Trocknen. Daneben, unter einem Kirſchbaum, lagen ein Paar Blumenbeete mit Fingerhut und Ritterſporn und einigen gewaltigen Sonnenblumen; aber die Beete waren minder gepflegt, als der Raſenplatz, weil ſie minder nothwendig waren. In einer Ecke ſtand das große Waſſerfaß, um aus den Dachrinnen den Regen aufzufangen, den die Hausfrauen zu wirthſchaftlichen Zwecken brauchen. In der andern Ecke ſtand die Hundehütte mit einem wachſamen Hofhund an der Kette und altes Gerümpel lag umher, zerſplitterte Körbe, ein ausgedienter Eimer, ein zerbrochener Strohſtuhl.

Dazwiſchen ſtand ein kleiner Trog, der ſpärlich für die Hühner gefüllt wurde, damit ſie nicht ihre Nahrung allzuſern ſuchten und ſich mit ihren Eiern im Dorf verliefen.

Die andere Hälfte des Hofes, nächſt dem Pfarrhauſe, war reinlich mit Kies beſtreut, und ſtand auch das unentbehrliche Waſſerfaß in einer Ecke, ſo war er übrigens frei und trug nur, in einiger Entfernung von einander, einen Nußbaum und eine Akazie. Unter jedem dieſer Bäume ſtand eine kleine hölzerne Bank, die der Pfarrer mehr für Andere als für ſich aufgeſtellt hatte. Das ganze Mauerwerk des Hofes war mit Epheu und wildem Wein bewachſen, auf einigen Stellen ſo feſt wie eine Tapete, auf andern wie ein leichtes Netz von ſchwankenden Reben, die ſich anmuthig an den feinen Säulen hinaufſchlangen und von oben durch den Vierpaß oder das Kleeblatt des Bogens wieder herabfielen. Daß hie und da das Maßwerk beſchädigt war, bemerkte man kaum hinter dem lieblichen grünen Schleier. Es war dieſem Kreuzgang ein Gemiſch von Poeſie und Proſa, von Romantik und Alltäglichkeit, von Schönheit und Gemeinheit aufgeprägt, welches zuweilen einen ſanftmelancholiſchen, zuweilen einen abſtoßenden Eindruck machte, je nachdem der Beſchauer geſtimmt war. Aber Eindruck machte es — ſogar auf die, welche täglich dies Bild vor Augen hatten, wenn ſie ſich deſſen auch nicht bewußt waren.

Es war ein ſchöner Sommerabend. Draußen im Dorf herrſchte Leben und Bewegung. Die Erntewagen fuhren mit ſchweren Garben beladen von den Feldern heim. Die Schnitter folgten ihnen, müde vom Tagewerk, beſtaubt und erhitzt, aber froh des reichen Ernteſegens. Die Kinder ſchrien und jauchzten nach Kinderart ohne zu wiſſen weshalb, nur um dem Drang einer gewiſſen kleinen Lebensfreudigkeit genug zu thun, ſo wie ſie laufen und ſpringen und hin und her rennen, um ihrem Bedürfniß der Thätigkeit einen Ausdruck zu geben. Die Wäſcherinnen knieten am Rand des Baches, ſchwangen kräftig die Schlägel und ſchnatterten untereinander mit dröhnender Stimme, wetteifernd mit den Gänſen, die ihre jugendlich unerfahrene Brut um ſich ſammelten und mit ihr ſchnatternd ihrem Heim zuwatſchelten; aber zuweilen lautauf kreiſchten und verzweiflungsvoll fliehend mit den Flügeln ſchlugen, wenn irgend ein muthwilliges Bübchen in die Heerde hineinſprang und ihren Marſch verſtörte. Zu all dieſen Stimmen der Erde geſellte ſich die in den Lüften. Unzählige Schwalben ſchoſſen im Zickzack mit jauchzendem Gezwitſcher hernieder und hinauf und ſchienen ſich in der Luft eben ſo fröhlich zu tummeln, wie die Kinder im Staube des Dorfes; während ſeitab von dem Treiben der Menſchen eine Lerche ſingend himmelhoch über die Felder aufſtieg, als wolle ſie ſich auf goldenen Abendwolken ihr Neſt bauen, jetzt, da es zwiſchen den Stoppeln nicht mehr ſicher ſei; und während von den dunkeln Ulmen und Linden des herrſchaftlichen Parks das ſüße Abendlied der Amſel und Schwarzdroſſel, und das ſchwermüthige Gurren der wilden Taube herüberklang und der Storch klappernd über ſeinem Neſt auf dem Giebel einer Scheune ſtand und ſeine Jungen die Beute verzehrten, die er aus dem Wieſengraben für ſie geholt hatte.

Im Hof des Kreuzganges herrſchte tiefe Stille und doch waren drei lebende Weſen darin: ein Kind, eine Katze und ein Hund. Der Hund lag friedlich an der Kette vor ſeiner Hütte, ſchlief den leiſen Schlaf der Wachſamkeit und fuhr bisweilen auf um nach einer Fliege zu ſchnappen, die ſich auf ſeine Schnauze oder ſein Ohr ſetzte. Unter dem Kirſchbaum lag ein umgeſtürzter Zuber und auf dem Zuber lag rund und weich zuſammengerollt eine graue Katze, blinzelte fortwährend mit ihren falſchen, grünen Augen und ſchien ſich ſehr behaglich zu fühlen, denn ſie ließ ununterbrochen das leiſe innere Schnurren hören, das der Ausdruck des Wohlbefindens für Katzen iſt. Vor dem Zuber platt auf der Erde, nur mit dem Kopfe an ihn gelehnt, lag ein Kind, und neben dem Kinde ein kleines Buch. Dies Kind war ein kleines Mädchen von acht bis neun Jahren, mager, ſonnenverbrannt, mit rabenſchwarzem, kurzgeſchnittenen Lockenhaar. Sie lag ganz ruhig da und ſtarrte mit weitgeöffnetem Auge in den Himmel hinauf, durch deſſen tiefes Blau kleine Wolken wie goldene Nachen langſam zogen, während unter ihm die Schwalben ihre jauchzende wilde Jagd hielten.

Da ſprach unter dem Eingang vom Kreuzgang in den Hof ein großer Mann in ſchwarzer Soutane und Schnallenſchuhen mit tiefer milder Stimme:

„Wendeline!“

Jetzt kam Leben in das Kleeblatt. Die Kleine ſchnellte wie eine Feder in die Höhe; die Katze erhob ſich mit gekrümmtem Rücken und gebogenem Schweif auf dem Zuber; der Hund fuhr auf, bog ſeinen Rücken niederwärts auf ſeine vier Pfoten, gähnte mächtig mit einem kurzen ſanften Geheul und wedelte aus Leibeskräften mit ſeinem kurzen Schwanz. In dieſer Weiſe wurde der Pfarrer begrüßt. Wendeline hing ſich mit beiden Händen an ſeine Hand. Er ging zur Bank unter dem Nußbaum, ſetzte ſich, nahm ſeinen Hut ab und ſagte, indem er ſie vor ſich hinſtellte:

„Das wird morgen in der Schule ſchlimm ausſehen mit dem Katechismus, wenn Du Dich hinlegſt und ſchläfſt anſtatt ihn zu lernen.“

„Ich ſchlief nicht,“ erwiederte die Kleine.

„Lernteſt Du Deine Aufgabe auswendig?“

„Nein!“ ſagte ſie ehrlich.

„Wäre es nicht viel beſſer geweſen ſie zu lernen, als ſo träge auf der Erde zu liegen?“

„Ja .... aber ich konnte nicht.“

„Warum denn nicht? ich ſehe doch, daß Du den Katechismus bei Dir hatteſt.“

„Ja, ich hatte ihn .... aber ich mußte an etwas Anderes denken.“

„Du haſt aber zuerſt und vor Allem an Deine Aufgabe zu denken und dann erſt an Deine Spielereien, wenn Du ein gutes Kind ſein willſt.“

„O ich dachte nicht an die Hühner und die Ziege .... ich dachte an den lieben Gott!“ rief Wendeline haſtig.

„Das hätteſt Du auch bei dem Katechismus thun können.“

„O nein! .... nicht ſo! nein, ſo nicht!“ verſicherte Wendeline und bewegte verneinend den kleinen ſchwarzlockigen Kopf.

„Wie nicht, Wendeline?“

„Nicht ſo wie ich gerne an ihn denke .... ich meine ohne die Buchſtaben und ohne zu leſen.“

„Da haſt Du aber vielleicht gar manches Verkehrte gedacht, Wendeline.“

„O nein! ich habe gedacht, daß der liebe Gott da oben über den Wolken ginge und ſich umſchaute nach einer Wendeline, ob ſie wohl heute ein gutes Kind geweſen ſei .... und ſo etwas mag ich gern denken und es iſt gewiß nicht verkehrt.“

„Und meinteſt Du, daß der liebe Gott mit Wendeline zufrieden geweſen ſei?“

„Ganz wohl nicht,“ ſagte ſie bekümmert.

„Warum denn nicht?“

„Ach . . . . wegen des Katechismuslernens.“

„Siehſt Du, wie Dein Gewiſſen Dir ganz daſſelbe ſagt, was ich Dir ſage! Zuerſt muß ein gutes Kind hübſch gehorſam ſeine Pflicht thun, damit es ein reines Gewiſſen habe und den lieben Gott zufrieden ſtelle. Jetzt iſt es ſpät geworden . . . . wie willſt Du denn noch Deine Aufgabe lernen?“

„Es wird ſchon gehen!“ ſagte Wendeline entſchloſſen und blickte treuherzig den Pfarrer mit ein Paar wunderſchönen großen ſchwarzen Augen an, die gar nicht zu dem kleinen unſchönen Geſichte zu paſſen ſchienen.

„Nun, dann mußt Du Dich gleich daran machen, es iſt die höchſte Zeit!“ ſagte der Pfarrer liebreich und legte einen Augenblick ſeine Hand auf ihr Haupt.

Wendeline kehrte unter ihren Kirſchbaum zurück. Der Zuber, der vorhin ihr Kopfkiſſen geweſen war, wurde jetzt ihr Sitz. Sie legte den Katechismus auf den Schooß, ſtemmte die Elbogen auf die Knie und beſchattete mit beiden Händen ihre Augen um nichts zu ſehen von Himmel und Erde, was ſie von ihrer Aufgabe zerſtreuen könne. Der Pfarrer ſah ihr eine kleine Weile zu wie ſie ſich Mühe gab ihren kleinen wilden beweglichen Geiſt zu bändigen. Dann zog er ſein Brevier hervor und begann die Matutine zu beten, ſo daß wieder im Kloſterhof die Stille herrſchte, die mit ſeiner melancholiſchen Schönheit übereinſtimmte. Man hörte nichts als den Abendwind, der in den langen Ranken des wilden Weines flüſterte, denn mit dem Untergang der Sonne war die Natur zur Ruhe gegangen und das Leben der Creatur verſtummt.

Eine Viertelſtunde mogte verfloſſen ſein, als die Thür der Glöcknerwohnung, die in den Kreuzgang führte, ſich öffnete. Der Glöckner kam heraus und ging durch den Kreuzgang in die Kirche, deren Seitenwand hier einen Eingang hatte. Gleich darauf begann das Ave Marialäuten.

Wendeline bekreuzte ſich, betete den Engliſchen Gruß und griff ſogleich wieder zu ihrem Katechismus. Da rief eine ſcharfe Frauenſtimme innerhalb der Glöcknerwohnung:

„Wendeline! zu Bett! geſchwind!“

Wendeline regte ſich nicht; doch plötzlich ſchlug ſie die Augen zum Pfarrer auf und als ihr Blick dem ſeinen begegnete, ſprang ſie auf, lief zu ihm hin, küßte ſeine Hand, lief zu dem Hunde, ſtreichelte deſſen Kopf — und als ſie auf dieſe Weiſe ihren Freunden gute Nacht gewünſcht hatte, lief ſie zur Thür, wo dieſelbe Stimme ihr mit noch ſchärferem Ton entgegenrief:

„Kommſt Du endlich? Du verdienteſt, daß ich Dich draußen in der Hundehütte ſchlafen ließe! — Geſchwind . . . . geh' ſchlafen!“

Wendeline war an die keifende Mutter gewöhnt und Vorwürfe waren ihr tägliches Brod. Die Drohung draußen und bei dem Hunde die Nacht zubringen zu ſollen, hätte ſie hingenommen; aber in der Hundehütte! das empörte ſie. Sie fühlte die Verachtung heraus, die darin lag. Trotzig richtete ſie den kleinen Kopf auf und ſagte:

„Ich würde aber nicht in die Hundehütte hineinkriechen.“

„Das wollen wir doch einmal ſehen, wer von uns Beiden ſeinen Willen durchſetzt, Du oder ich.“

„Ich!“ ſagte Wendeline trotzig.

„Nun, ſo komm'!“ rief die Mutter, faßte Wendelinens beide Hände über dem Gelenk zuſammen und riß die Kleine nach der Thür und in den Kreuzgang hinein.

Wendeline ſträubte ſich aus allen Kräften, ging keinen Schritt und ließ ſich fortſchleifen; als ſie aber merkte, daß ihr Widerſtand vergeblich und die Mutter wirklich mit ihr im Hof und auf dem Wege zur Hundehütte ſei, erhob ſie ein lautes Jammergeſchrei:

„Vater, lieber Vater! o die ſchreckliche Hundehütte! .... O lieber Herr Pfarrer! o lieber Gott!“

„Was gibt es denn, Frau Weinrich! was hat Wendeline verbrochen?“ fragte der Pfarrer, indem er ſeine Bank verließ und plötzlich neben der erzürnten Frau ſtand, die ihn in der Hitze des Kampfes gar nicht bemerkt hatte.

„Sie ſoll für ihre Bosheit in die Hundehütte hineinkriechen .... und das will ſie nicht!“ ſchrie die Mutter.

„Nein, durchaus nicht! ſchluchzte Wendeline: ich will ja für meine Bosheit hier draußen ſchlafen .... aber nicht in die Hütte kriechen! .... Nein! .... Nein! .... —“

„Iſt der Trotz zu dulden, Herr Pfarrer!“ rief die Mutter im höchſten Zorn, während das Kind beſtändig unter Thränenſtrömen jammerte:

„O lieber Gott!“

„Wendeline!“ ſagte der Pfarrer ſanft, „wenn der liebe Gott jetzt da oben auf den Wolken fährt und Dich ſieht, wird er Dich dann ſein gutes Kind nennen?“

Eine große Veränderung kam über die Kleine. Sie hörte auf zu weinen und zu wimmern, ſie ſchöpfte tief Athem, ihre trotzige Miene verſchwand, ſie ſchlug die Augen nieder und ſagte traurig und beſchämt:

„Ach nein!“

„Kommſt Du endlich zur Beſinnung, Du ſchlimme Kröte!“ rief die Mutter triumphirend und ließ Wendelinens Hände los

„Ich will nur lieber ganz raſch in die Hundehütte kriechen,“ ſagte Wendeline entſchloſſen zum Pfarrer, ſtand in zwei Sätzen vor derſelben, kniete nieder und ſchickte ſich an ihre Abſicht auszuführen.

Doch eben ſo ſchnell war die Mutter neben ihr, hob ſie auf, ſchloß ſie in die Arme und rief:

„Du Goldkind! Du Engel! .... wollteſt Du wirklich meinen Willen thun? .... Ach, Du einziger Schatz, es war ja nicht mein Ernſt .... ich habe es nicht ſo böſe gemeint! .... Jetzt komm', ich bringe Dich in Dein Bettchen!“

Und ſie bedeckte Wendeline mit Liebkoſungen und trug ſie in ihre Wohnung zurück.

Gleich darauf kam der Glöckner aus der Kirche. Der Pfarrer ging ihm entgegen und ſagte:

„Lieber Weinrich! könnte ſich doch endlich Ihre arme Frau etwas Selbſtbeherrſchung und Mäßigung angewöhnen! Man muß Geduld mit Wendeline haben — recht viel Geduld, wie mit allen Kindern, wie mit uns ſelbſt; aber ſie iſt nicht unlenkſam. Man muß nur das Wie verſtehen und ſie nicht ganz unſinnig behandeln. Das thut aber Ihre Frau und weckt dadurch des Kindes Trotz.“

„Ich weiß das Alles, Herr Pfarrer,“ antwortete der Mann bekümmert: „es iſt ja mein Hauskreuz, mein tägliches. Alle meine Schulkinder machen mir nicht ſo viel Noth wie meine Frau, denn bei jenen kann ich hoffen, daß ſie ſich beſſern; aber bei dieſer nicht mehr. Ihre unverſtändige Zankſucht iſt ihr in's Blut übergegangen, wie eine Krankheit. Sie kann nicht leben ohne Hader und Streit. Nun, Sie kennen ſie ja."

„Freilich kenne ich ſie! daher kenne ich auch ihre guten Seiten: ſie iſt häuslich, fleißig, ſparſam, wohlthätig . . . . auch gutmüthig . . . . aber ſie behandelt Wendeline ganz verkehrt."

„Leider Gottes, Hochwürden, behandelt ſie alle Menſchen verkehrt! ich wünſche wohl zu ſchlafen," ſagte der langmüthige Mann und ging das äußere Thor des Kreuzgangs zu verſchließen, denn die Nacht brach ein.

Eine Lebensſkizze.

Die Kirche nebſt Pfarrwohnung und Schulhaus liegen am untern Ende des Dorfes. Am obern Ende liegen das Wohnhaus, der Hof und der Park des Grafen von Wianden. Jenen Complex nannte man noch immer den Kloſterhof dieſen den Herrenhof. In den franzöſiſchen Kriegen zu Anfang unſeres Jahrhunderts, war das ehemalige Schloß gänzlich durch eine Feuersbrunſt zerſtört und der jetzige Graf lebte in dem Hauſe, das die Beamten ſeines Vaters bewohnt hatten. Es war ein ſehr gewöhnliches Gebäude, ohne eine Spur von herrſchaftlichem Anſehen. Zu der Thür d[illegible] hohen Erdgeſchoſſes führten ein paar breite Stufen hinauf und ein ſteiles gebrochenes Dach mit Manſardenfenſtern gab dem Bau, der ohnehin zu lang für ſeine Höhe war, ein gedrücktes, ſchwerfälliges Anſehen. Das Haus lag auch nicht der Einfahrt in den Hof gegenüber, ſondern zur Seite. Gegenüber, wo das Schloß einſt ſtand, befanden ſich Wirthſchaftsgebäude. Man hätte das unregelmäßige, unſchöne, aber mit Ordnung gehaltene Ganze für einen großen Pachterhof halten können, wenn ſich nicht hinter dieſen Gebäuden und über ihren Dächern uralte Kaſtanien, Ulmen und Linden erhoben und eine größere Gartenanlage verkündet hätten, als die ökonomiſche Betriebſamkeit eines Pachters zuzulaſſen pflegt. Selbſtverſtändlich war der Garten ſo angelegt, daß die ſchönen, ſchattenreichen Lindenalleen auf das ehemalige Schloß zuliefen und daß die Ausſichtspunkte auf die Höhen des Taunus, auf einen alten gebrochenen Wartthurm und auf eine freundliche Waſſermühle, für die Schloßfenſter berechnet waren. Auf der Gartenſeite des jetzigen Wohnhauſes hatte man keine andere Ausſicht als die in den Garten ſelbſt, und er hatte keine andere Schönheit aufzuweiſen, als die ſeiner herrlichen Bäume und weiten Raſenplätze. Treibhäuſer, Orangerie, koſtbare Blumen, Gruppen von ſeltenen Pflanzen, und was die moderne Gartenkunſt heutzutage verlangt, hätte man umſonſt geſucht. Im Frühling freilich war der durch ſeine Einförmigkeit etwas melancholiſche Charakter des Gartens dadurch erheitert, daß Maſſen von blühenden Geſträuchen, namentlich in der Nähe des Hauſes, das allgemeine ſtille Grün unterbrachen. Maſſen von Syringen in allen Schattirungen, von der zarteſten Perlenfärbung bis zum Violet, Maſſen von Jasmin, von rothem Dorn, von Cytiſus, ſtanden als dichtes Gebüſch, wie rieſige Blumenſträuße, farbenreich und duftend, beiſammen, während die rothe Kaſtanie ihre kleinen pyramidaliſchen Blüten über ſie erhob und die Akazie den ſüdlichen Arom ihrer weißen Traubenbüſchel auf ſie herabgoß. Im hohen Sommer war aber die maſſenhafte Farbenpracht dahin und beſchränkte ſich auf Beete mit Roſen und Levkoyen, die von Reſeda eingefaßt waren und wie ein bunter Kranz um den runden Raſenplatz lagen, den ein Kiesweg vom Hauſe trennte.

Auf dieſem Wege ging ein bejahrter Mann mit einem leichten Rechen in der Hand, womit er ſorgſam jedes Zweiglein, jedes welke Blatt bei Seite harkte. Dann wandelte er weiter nach der großen Allee und ſetzte auch dort ſein ſtilles Werk fort. Dieſer Mann war der Beſitzer von Bachheim, Euſtachius Graf von Wianden, und Bachheim war das einzige, geringe Gut, das ihm von dem Erbe ſeiner Väter übrig blieb, obſchon dieſe ſeit Jahrhunderten reichsfreie und ſehr reiche Herrn in der Wetterau geweſen waren. Dieſer Mann zählte um die Mitte unſeres Jahrhunderts achtundſechzig Jahre, doch ſeine hohe, hagere Geſtalt, ſeine aufrechte Haltung, ſein feſter Schritt hatten nichts, was an das Greiſenalter erinnerte. Seine Züge, obſchon welk und mit tiefen Linien und Furchen ausgeprägt, zeigten noch immer, namentlich im Profil, den edelſten Schnitt und feines, ſilbergraues, an den Spitzen leicht gekräuſeltes Haar, umrahmte das Antlitz, das durch ein Paar große dunkelgraue, geiſtvolle aber unbeſchreiblich ſchwermüthige Augen einen eigenthümlichen Ausdruck erhielt. Die ganze Erſcheinung des Mannes erinnerte an die Gemälde, die Van Dyk von Carl I. von England gemalt hat und die ſo majeſtätiſch und ſo traurig ausſehen; ſein Blick ſchien immer auf einer untergehenden Welt zu ruhen.

Als zwölfjähriger Knabe hatte er ſeinen Vater verloren, den der Haß gegen die franzöſiſche Revolution und gegen die Königsmörder zum Verbündeten der Emigrirten in Coblenz gemacht hatte. Er wollte nichts, als gegen die falſche Freiheit kämpfen; Titel, Würden, Ehren wollte er nicht und brauchte er nicht. Er war ein freier Mann, ein hochgeachteter Mann, ein reicher Mann, der Niemand über ſich hatte, als den Kaiſer des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Er fiel im Kampf, kaum vierzig Jahre alt. Seine Wittwe, eine energiſche Frau, erzog ihren einzigen Sohn nach den Traditionen und im Sinn und in den Ideen ſeines Vaters. Euſtach bekam eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung; ſein Geiſt wurde mit ernſten Studien beſchäftigt, ſeine Gedanken höheren Fragen von allgemeinem Intereſſe zugewendet. Beſonderes Gewicht wurde auf ſeine ſittliche Erziehung, als auf die Grundlage einer kräftigen, geiſtigen Entwickelung gelegt, denn die Gräfin von Wianden wollte nicht blos einen gebildeten, ſondern auch einen tüchtigen Mann aus ihrem Sohn machen. Wie ſie ſelbſt unberührt blieb von der kläglichen Frivolität ſo mancher ihrer Standesgenoſſen, die trotz der furchtbaren Erſchütterung, welche durch alle Verhältniſſe ging und durch alle Gemüther hätte gehen ſollen, in leichtſinniger Oberflächlichkeit verblieben und allenfalls mit Träumereien von Menſchenwohl flüchtig ſich befaßten: ſo ſchützte ſie auch ihren Sohn vor der allvernichtenden halb genußſüchtigen, halb ſentimentalen Verflachung der Zeit.

Kräftig wurde ſie in ihren Bemühungen unterſtützt durch ihre Schwägerin Claudia von Wianden, Priorin vom Kloſter Paradies, die dort ſeit ihrem zwanzigſten Jahr der Regel von Ciſterz als eine ächte Tochter ihrer frommen Ahnfrau, Gertrudis von Wianden, folgte. Es machte immer einen feierlichen Eindruck auf den Knaben, wenn er in dem großen, mit dunkelm Holz getäfelten Sprachzimmer der Priorin erſcheinen durfte. Dann ſetzte er ſich auf einen der hohen, mit braunem Leder bezogenen Stühle und blickte auf das Cruzifix, das zwiſchen einem Gemälde des heil. Benedict und einem Gemälde des heil. Bernhard an der Wand hing und wehmüthig auf ihn herab zu ſchauen ſchien, und es kam ihm gar hart vor, in ſolcher Einſamkeit und ſolcher Umgebung zu leben. Wurde dann aber an der Hinterwand des Zimmers der Vorhang von dunkelbrauner Serge zurückgezogen, öffnete ſich das breite Gitterfenſter, erſchien ſeine Tante in ihrem langen, weißen Ordenshabit und mit dem ſchwarzen Schleier, aus dem ihr freundliches Antlitz ſo heiter und liebreich hervorſah: ſo verſchwand ſeine Beklommenheit, er eilte zum Gitter, küßte zärtlich und ehrfurchtsvoll ihre Hand und blickte halb treuherzig, halb neugierig in ihr gutes, lächelndes Auge. Es imponirte ihm auch gewaltig, daß die ernſte Mutter immer die Hand ſeiner Tante küßte. Da die Mutter ihm das Höchſte auf Erden war und ſich ſo unterwürfig bewies — was mußte dann die Tante ſein! und doch fühlte er ſich traulich zu ihr hingezogen, da ſie heiterer und liebreicher mit ihm ſprach, als die ernſte ſorgenvolle Mutter und mehr auf ſeine kindlichen Intereſſen, ſeine jugendlichen Anſichten einzugehen verſtand.

Und doch hatte Claudia von Wianden auch ihre ernſten Sorgen; — nicht, wie ihre Schwägerin, für ein einziges Kind, ſondern für ihre Genoſſenſchaft. Kloſter Paradies hatte ſich in den Stürmen des ſechzehnten Jahrhunderts vom Untergang losgekauft, indem es den glaubensfeindlichen Bedrängern den größten Theil ſeiner Güter überließ, denn die Ordensfrauen wollten lieber arm im ſtillen Hafen ihres

Paradieſes leben, als in weltlichen Verhältniſſen außerhalb deſſelben. Dann kam der dreißigjährige Krieg mit neuen furchtbaren Verheerungen und Erpreſſungen. Die Schweden verwüſteten die herrliche Kloſterkirche und ſteckten die Kloſtergebäude in Brand. Um das Nothwendigſte wieder aufzubauen und herzuſtellen, mußte beinahe der ganze Reſt der Güter veräußert werden und von dieſer ſchweren Heimſuchung erholte ſich das Kloſter nie. Die Grafen von Wianden, deren Hauptſitz jenſeits des Rheins war, unterſtützten es freilich; aber der alte Glanz war unwiederbringlich verſchwunden. Das hielt aber die hochſinnige Claudia nicht ab, gerade hier den Schleier zu nehmen. Als ſie nach einigen Jahren zur Priorin gewählt wurde, fand ſie die finanzielle Lage gänzlich zerrüttet. Um das Kloſter von ſeinen drückenden Schulden zu befreien, bat ſie ihren Vater, die Ländereien, die es noch in Bachheim beſaß, zurückzukaufen. Er that es gern, da er dort ein Schloß beſaß. Claudia trug die Schulden ab und lebte mit ihrer Genoſſenſchaft von den Zinſen des ſehr zuſammengeſchmolzenen Capitals, was um ſo ſchwieriger war, als weit und breit aus der Umgegend alle Arme, Kranke, Rath- und Hülfloſe ſich an das Kloſter wendeten, und ſeit Jahrhunderten in der traditionellen Ueberzeugung lebten, dort würden ihre Nöthen gelindert werden. Und dem war auch ſo. In beſondern Räumen des Hauſes lag das Pilgerzimmer — da wurden ſie geſpeiſt; das Krankenzimmer — da wurden ſie gepflegt; das Arbeitszimmer — da wurden die Mädchen in einfachen Handarbeiten und im Katechismus unterrichtet. Die Kloſterapotheke bereitete Arzneien und die Priorin vertheilte ſie unentgeltlich mit vielen guten Rathſchlägen, wie das Volk ſie liebt. In der Gewandkammer gab es immer warme Kleidungsſtücke für gebrechliche Alte und dürftige Kinder und die milde Hand der Priorin ſpendete überdas manchen Zehrpfennig. Dann wurden alle Kirchen- und alle Ordensfeſte herrlich gefeiert. Die Altäre ſtrahlten von Kerzen, glänzende Reliquienſchreine wurden ausgeſtellt, die ſchönſten Paramente, kunſtfertig von den Nonnen geſtickt, kamen zum Vorſchein; und ſangen die Nonnen mit wohlgeübten, ſanften, reinen Stimmen im Hochamt ein „Benedictus“, ein „Ave verum“; — in der Vesper das „Magnificat“, vor dem Sanctiſſimum „O sacrum convivium“: ſo fühlten ſich die frommen Andächtigen in der Kirche ſelig bewegt, als ſtänden ſie vor den Pforten des wirklichen Paradieſes.

All' dieſe Wohlthaten, leibliche und geiſtige, ſpendete das Kloſter; aber um ſie ſpenden zu können mußte die Priorin mit haushälteriſcher Sparſamkeit walten, beſonders nach dem Tode ihres Vaters und ihres Bruders, welche ihr nicht ſelten mit reichen

Almoſen geholfen hatten. Auf den Tod ihres Bruders folgte die Ueberflutung der linksrheiniſchen deutſchen Lande durch die Armeen der franzöſiſchen Republikaner. Die neuen republikaniſchen Geſetze, die Gleichheit und Brüderlichkeit verbreiten wollten, duldeten keine vornehme Herrn mehr; man verjagte oder guillotinirte ſie, plünderte und verbrannte ihre Schlöſſer und verkaufte ihre Beſitzungen um Spottpreiſe.

Die Gräfin von Wianden hatte im Bachheimer Schloß gelebt, ſeitdem der Graf die Kriegszüge gegen die Republikaner machte. Bald war es ihre einzige Zuflucht, denn die herrlichen Beſitzungen im Chur-Mainziſchen gingen verloren, weil ihr Gemahl ein Feind der Republik geweſen war. Ein treuer Beamter rettete wenigſtens ziemlich bedeutende Capitalien, während ein treuloſer noch bedeutendere unterſchlug. So ſah ſie ſich denn als Wittwe mit einem ſehr zuſammengeſchmolzenen Vermögen und in ſehr unſichern, drohenden Zeiten auf Bachheim beſchränkt. Sie beſaß große Tugenden und manche vortreffliche Eigenſchaft; aber eine ging ihr völlig ab, obſchon ſie unter den gegenwärtigen Verhältniſſen überaus wichtig geweſen wäre: die Sparſamkeit. Nicht etwa, als hätte ſie einen thörichten Luxus getrieben: der lag weder in ihrer Lebensweiſe, noch in ihrem Geſchmack; allein ſie blieb bei ihren alten Gewohnheiten;

die nach einem großen Zuſchnitt gemacht waren. Sie hatte eine zahlreiche Dienerſchaft, freilich großentheils Leute, die von den andern Schlöſſern verjagt oder geflohen waren; ſie bekümmerte ſich nicht um das, was ihr Haushalt koſtete: das war die Sache des Secretärs, dem alle Rechnungen eingereicht wurden, welche ſie am Schluß des Jahres nach flüchtiger Durchſicht liquidirte. Sie brauchte jeden Sommer eine lange Brunnenkur in Pyrmont, und da ſie ſich nie von ihrem Sohn trennte und dieſer nicht aus ſeinen Studien herausgeriſſen werden durfte, ſo nahm ſie Gouverneur und Lehrer nebſt entſprechendem Dienſtperſonal mit und reiſte in der koſtſpieligen, ſchwerfälligen Weiſe jener Zeit in einer mächtigen engliſchen Kutſche, mit einem ebenſo gewaltigen Fourgon, mit acht eigenen Pferden und einem Courier, der für dieſe Caravane in den Gaſthöfen Platz machte. Auch war das Bachheimer Schloß allen Verwandten und Freunden immer gaſtlich auf beliebige Zeit geöffnet, was Manchen, die wenigſtens für den Augenblick in ihren Vermögensumſtänden ſehr gelitten hatten, höchſt willkommen war. Und verſicherte die Gräfin auch immer — und mit Recht! — man finde bei ihr nur ein ernſtes, ruhiges Wittwenleben: ſo war doch dieſe unbegrenzte Gaſtfreiheit nicht ohne beträchtliche Koſten durchzuführen. Desgleichen auch ihre Almoſen. In dieſem Punkt wußte ſie gar nicht, was Geld ſei. Während drei Jahren beherbergte ſie im Schloß acht emigrirte franzöſiſche Geiſtliche und verſorgte ſie mit allen Bedürfniſſen. Sie blieb, was ſie geweſen war, die vornehme Frau, und es ſchien ihr ebenſo unmöglich, ihre großen Allüren aufzugeben, als aufzuhören Gräfin von Wianden zu ſein. Zuweilen wagte die Priorin wohl eine leiſe Frage; doch immer entgegnete die Gräfin, die Finanzen wären in beſter Ordnung und ſie haſſe die Schulden. Wenn dann die Priorin lächelnd ſagte: es gehöre zu einer guten Vormundſchaft, daß ein Sparpfennig zurückgelegt werde: ſo pflegte die Gräfin in ihrer gemeſſenen Weiſe zu antworten:

„Liebe Frau Schweſter, die Gnade des Gelübdes der heiligen Armuth ſteht Ihnen bei. Sie können in Ihrem Haushalt den Sparpfennig erübrigen. Ich beſitze dieſe Gnade nicht. Für die Verhältniſſe, in denen mein Sohn geboren iſt und für die ſtandesmäßige Erziehung und Gewohnheiten, die ich ihm geben muß, reicht das ſo arg geſchmälerte Einkommen nur eben aus. Erſparniſſe ſind nicht zu machen, und meine Einſchränkungen dürfen nicht die althergebrachte Gaſtfreiheit des Hauſes, nicht ergraute Diener, nicht die heilige Pflicht des Almoſenſpendens berühren. Sollten je beſſere Tage kommen und meinem Sohn wieder zu ſeinem überrheiniſchen Erbgut verhelfen: ſo würde es beſtändig mein Gewiſſen beläſtigen, in kleinlicher Weiſe gekargt zu haben — denn, liebe Frau Schweſter, — was für ein Kloſter fromme Sparſamkeit iſt, wäre für mich — Geiz. Ein anderer Stand bringt andere Pflichten mit ſich."

Die Priorin konnte nur beiſtimmen. Ueberdas war die Erziehung ihres Neffen ſo vortrefflich geleitet, daß ſie in dieſer Hauptſache die größte Achtung vor der Vernunft und Umſicht ihrer Schwägerin haben mußte und deshalb andere Punkte fallen ließ. Ein gründlich gebildeter, frommer Geiſtlicher aus guter Familie war Euſtachs Erzieher. Ihm lag die Sorge ob, für diejenigen Zweige der Wiſſenſchaft, in denen er ſich nicht dem Unterricht gewachſen fühlte, Lehrer zu ſuchen, welche dann, im Einvernehmen mit der Gräfin, für einzelne Fächer genommen wurden und jahrelang bei dem Knaben blieben. Euſtach hatte einen klaren, ruhigen Verſtand, einen feſten Charakter, große Pflichttreue, aufrichtige Gottesfurcht. Dieſe Gaben der Natur und der Gnade wurden durch ſeine Erziehung und durch das Beiſpiel, das ſeine Mutter, das ſeine ganze Umgebung ihm vor Augen ſtellte, gekräftigt und entwickelt. Schwärmerei der Gefühle war ihm fremd; Enthuſiasmus für neue Ideen kannte er nicht. Die alten, die großen, von Kaiſer und Kirche waren ſeine Ideale. Denn Ideale hatte er; aber ſie waren von feſten Principien unterbaut, damit ſie in der Wahrheit blieben. Er beſaß nicht die gewiſſe chaotiſch geniale Stimmung und Begabung, die man intereſſant zu nennen pflegt; allein er intereſſirte dennoch, weil er aus einem Guß war.

Er blieb bei ſeiner Mutter, bis er ſein neunzehntes Jahr vollendet hatte; dann ging er nach Göttingen, um Rechts- und Staatswiſſenſchaft zu ſtudiren. Seine Mutter hatte ihm in den letzten Jahren alle Freiheit gelaſſen, welche die Jugend, wofern ſie nicht Zügelloſigkeit in Anſpruch nimmt, verlangen darf — und deshalb hatte der Uebergang vom geregelten Leben auf dem Bachheimer Schloß zum ungebundenen Leben auf der Univerſität, für ihn keinen andern Reiz, als den der Neuheit — und der war nach einigen Wochen ſeines Zaubers beraubt. Aufgewachſen in dem Bewußtſein, daß Selbſtverleugnung und der Kampf gegen böſe Neigungen die Grundbedingung jeder Tugend ſind, hielt er um ſo feſter daran, als Verlockungen mancher Art ſich ihm naheten und das Beiſpiel vielfacher Ausgelaſſenheit ihm nicht fehlte. Er machte ſeine Studien ſo ernſt und gründlich, wie er Alles that, was ihm ſein Gewiſſen als Pflicht vorſtellte.

Während dieſer Zeit traf ihn in ſeiner Familie ein ſchwerer Schlag: ſeine Tante ſtarb. Claudia von Wianden überlebte nicht die Aufhebung ihres geliebten Kloſters, das im Jahre 1803, wie ſo viele andere, der Säculariſation erlag und aufgehoben wurde.

Die franzöſiſche Republik hob die Klöſter auf, als ſie *in Gottloſigkeit, Blutrauſch und Finanznoth* verſunken war. Aus Ingrimm gegen fremde Gottesfurcht, die ihr als ein moraliſches Privileg erſcheinen mochte, und in dem Wahn, ihre leeren Caſſen durch den Erlös der Kloſtergüter zu einem unerſchöpflichen Fortunatusſäckel zu machen, vollzog ſie dieſen Gewaltakt brutalſter Art. Obſchon ſich dieſer Wahn ſehr bald in ſeiner vollſtändigen Hohlheit erwies, verſchmähten Deutſchlands Fürſten — auch katholiſche Fürſten! — keineswegs das Beiſpiel, das die Revolution gegeben hatte: die Klöſter wurden bis auf eine verſchwindende Minderzahl aufgehoben, um verſchiedene Kriegsbeſchädigungen mit den Gütern auszugleichen oder zu verbeſſern. Wenn Fürſten das, was ihnen genehm iſt, von der Revolution lernen und getroſt üben: ſo werden ſie mit einiger Logik leicht begreifen, daß Andere Anderes von ihr lernen und geneigt ſein können, es gleichfalls zu üben. Genug, die letzte Stunde von Kloſter Paradies hatte geſchlagen. Es ſollte überflüſſig ſein, denn es waren nur zehn Nonnen darin; es ſollte gegen den Zeitgeiſt ſein, der die Klöſter verdamme; es ſollte zu einer nützlichen Anſtalt gemacht und Pfarr- und Schulhaus werden. Es ſei ja nicht einmal ein Pfarrer in Bachheim und der Schloßcaplan beſorge die Pfarrgeſchäfte, während der Beichtvater des Kloſters ja ſchon ſo alt ſei, daß er unmöglich der Seelſorge vorſtehen könne.

Die Priorin widerlegte jeden Punkt, vertheidigte ihr Kloſter gegen jeden Vorwurf, fand unterſtützende Fürſprache im ganzen Dorf, in der ganzen Umgegend; — doch umſonſt! Die Gräfin von Wianden legte Einſprache ein im Namen der Nachkommen des erſten Stifters. Aber man bewies ihr, daß dieſe Nachkommen nie den mindeſten Anſpruch gemacht hätten, als beſäßen ſie ein Recht an das Kloſter, daß ſie ſogar vor etwa fünfundzwanzig Jahren die Bachheimer Kloſterländereien gekauft hätten und daß in jedem Fall die Anſprüche verjährt wären. Was hätte die Gräfin darum gegeben, jetzt das gefährdete Kloſter kaufen zu können! aber als man bemerkte, daß dies ihr geheimer Wunſch ſei, forderte man eine übertrieben große Summe, während ihr nicht einmal die mäßigſte zu Gebot ſtand, und als ſich die Verhandlungen endlich zerſchlugen, mußten die Wehrloſen Gewalt leiden und ſich fügen. Sie mietheten ein kleines Haus in Bachheim, wo ſie ihr gemeinſames Leben in klöſterlicher Weiſe fortſetzen wollten, bis es ihnen etwa gelinge, in einem andern Lande von einem Hauſe ihres Ordens aufgenommen zu werden. Die Priorin beſorgte mit brechendem Herzen hre Obliegenheit, der Genoſſenſchaft eine Unterkunft u verſchaffen, ſagte aber immer den Schweſtern, ſie glaube nicht, daß es ihr möglich ſein werde, das Paradies zu verlaſſen, in welchem ſie dreißig Jahre dem lieben Gott gedient habe. Die Schweſtern lächelten traurig. Hatten die Commiſſäre ja ſchon den Tag beſtimmt, an welchem ſie die Genoſſenſchaft in ihre neue Behauſung führen würden! Aber drei Tage vor dieſem ſchmerzlichen Augenblick wurde die Priorin von einem furchtbaren Bruſtkrampf befallen, der ſich in einen Blutſturz auflöſte. Nach vierundzwanzig Stunden heftigen Leidens verſchied ſie ſanft und ſelig. Sie war immer bei voller Beſinnung geblieben und hatte keinen Augenblick aufgehört Gott für die Gnade zu danken, daß ſie im Kloſter leben und ſterben durfte. So ſchloß Claudia von Wianden in Kummer und Unterdrückung die Thore von Kloſter Paradies zu, die ſich für Gertrudis von Wianden ſo glänzend geöffnet hatten. Die großen Ideen des Chriſtenthums haben eine ewige Dauer; allein jeder ihrer einzelnen Blüten — und wären ſie noch ſo vollkommen! — iſt die Verheißung irdiſcher Unvergänglichkeit nicht gegeben.

Euſtach von Wianden kam zu den Exequien ſeiner Tante, tief betrübt, nicht an ihrem Sterbelager geweſen zu ſein. Er ließ ſich alle Einzelheiten ihrer letzten Stunden von ſeiner Mutter und von den Geiſtlichen erzählen, von denen immer einer abwechſelnd bei ihr geweſen war.

„Wie ein guter Feldherr iſt ſie auf ihrem Schlachtfeld erlegen,“ ſagte der Schloßcaplan: „und hat ſie gegen die Uebermacht auch die Schlacht verloren, ſo behauptete ſie doch den Kampfplatz.“

„Sie war eine Tochter Gottes und als eine ſolche iſt ſie aus dem Wechſel der Zeit in den Frieden der lieben Ewigkeit übergegangen,“ ſagte der greiſe Prieſter, der ſeit dreißig Jahren Beichtvater im Kloſter geweſen war. „Wir wollen hoffen, daß ſie jetzt im ſeligen Schauen Desjenigen iſt, an den ſie ſo feſt geglaubt hat. Das Credo war das letzte Gebet, welches ſie mit erbleichenden Lippen betete und ihr letzter Hauch entfloh im Amen.“

„Zwei treue Herzen ſind jetzt unſere Fürbitter am Thron Gottes, mein Sohn, und ich glaube, daß wir ſie ſehr nöthig haben, denn die Zeiten werden ſchlimm und ſchlimmer,“ ſagte die Gräfin und umarmte mit ungewohnter Zärtlichkeit ihren Sohn.

Er war jetzt einundzwanzig Jahre alt und großjährig. Ungleich den meiſten Jünglingen, welche danach ſtreben, für Männer zu gelten, wenn ſie kaum die Kinderſchuhe — und am wenigſten die geiſtigen — vertreten haben, wollte Euſtach von Wianden nicht etwas zu ſein ſcheinen, was er noch nicht war. Er fühlte ſich nicht unterrichtet, nicht klar, nicht reif genug; ihm blieb noch ein weites Feld zum lernen, zum nachdenken offen; er wollte es benutzen und ſeine

Studien fortſetzen. Ueberdas waren die politiſchen Verhältniſſe ſo verwirrt und ſo geſpannt, der Conſul Bonaparte, der als Dictator und Eroberer die Revolution bändigte, hielt ganz Europa in Schach; Niemand glaubte an Frieden, ein Element des Unbehagens in dem Beſtehenden, ein Drang nach Veränderung, nach Erneuerung, nach Fortſchritt, ging — obſchon man dies letzte Wort noch nicht kannte — durch die Gemüther. Durch die Vergewaltigung, welche die Kirche zu leiden hatte und durch den Untergang der drei geiſtlichen Churfürſtenthümer, waren auch in religiöſer Beziehung ſchwankende Zuſtände eingetreten; Nichts war geordnet, Manches wurde verſucht, Alles war in Gährung. Das erkannte ſowohl die Gräfin, als ihr Sohn. Sie gründeten darauf ihren Plan für die Zukunft, ihr Verhalten in der Gegenwart. Sie rechneten ſo:

Unvermeidlich iſt der Krieg mit Frankreich; denn die Lehren der Revolution mit ihren Folgen und Wirkungen können nicht freundnachbarlich neben den Principien der alten-, auf göttlichem Recht baſirenden Ordnung beſtehen; ſie müſſen in Conflicte gerathen, die zum Kriege führen. In dieſem Kriege wird, mit Gottes Beiſtand, das alte, heilige Recht ſiegen und aus dieſem Siege wird das deutſche Kaiſerreich gleichſam wiedergeboren hervorgehen und als gebietende Macht im Herzen von Europa das Gleichgewicht halten mit weiſer Berückſichtigung der Elemente und Verhältniſſe, die im Laufe der Zeit zu hiſtoriſcher Berechtigung gelangt ſind.

Dieſem Reich zu dienen, im Kriege wie im Frieden, und für dies Ziel tüchtig und brauchbar zu werden — das war Euſtachs Ideal. Er kehrte mit Eifer zu ſeinen Studien zurück, während die Gräfin einen Proceß fortſetzte, den ſie begonnen hatte, um die Familiengüter jenſeits des Rheins wieder zu erhalten. Aber alle Hoffnungen ſchlugen fehl. Der Proceß ging verloren; der Conſul Bonaparte machte ſich zum Kaiſer der Franzoſen, ſammelte deutſche Fürſten als ſeine Schützlinge — Schützli[illegible] eines fremdländiſchen, revolutionären Dictators! — unter ſeine Botmäßigkeit; und der deutſch-römiſche Kaiſer legte die Krone Carls des Großen nieder. Das tauſendjährige Kaiſerreich war zu Ende.

Doch Euſtach und ſeine Mutter hielten ein ſolches Ende für unmöglich. Er hatte inzwiſchen einen längeren Aufenthalt in England gemacht und ſich an den großen Gedanken und Anſchauungen Pitts gekräftigt. Er glaubte feſt an eine große Zukunft Deutſchlands, hielt den Zuſtand des Augenblicks für eine vorübergehende Demüthigung und hoffte, daß es unter der Zuchtruthe zum guten Kampf erſtarken werde.

„Deutſchland iſt wie der Vogel Phönix, der, wenn er ſich gealtert fühlt, ſich einen Scheiterhaufen baut und ſich ſelbſt verbrennt, weil er weiß, daß ein junger Phönix aus ſeiner Aſche hervorgehen wird. Das deutſche Kaiſerreich wird ein ſolcher Phönix ſein.“ — So ſchrieb er ſeiner Mutter und ſie hoffte mit ihm und für ihn.

Sie lebte nicht mehr in Bachheim. Euſtach war auf Reiſen in London, Paris und Wien; am Rhein wurden die politiſchen Verhältniſſe immer peinlicher, unruhiger; der große Proceß war verloren; ſie erkannte, daß Euſtach jetzt Herr und Beſitzer ſei und über ſeine Einkünfte zu verfügen habe; ſie ging nach der Steiermark. Dort lebte, auch als Wittwe, ihre Couſine und Jugendfreundin, mit welcher ſie im Kloſter zu Brüſſel erzogen worden war: in deren Nähe ließ ſie ſich nieder. Dieſelben Schickſale, dieſelben Intereſſen und die lieben Erinnerungen der erſten Jugend, verbanden beide Frauen im Herbſt des Lebens, wie einſt die Sympathie des Herzens ſie in deſſen Frühling verbunden hatte; und die Gräfin fühlte ſich in ihrem ſtillen Wittwenleben zufrieden, denn ſie fühlte ſich in Uebereinſtimmung mit ihrer Pflicht.

Während ſie ſich in die Abgeſchiedenheit zurückzog, durchlebte ihr Sohn zehn Jahre des bewegteſten Lebens, zehn Jahre des Krieges gegen Napoleon.

„Ich kämpfe nicht für eine Dynaſtie, nicht für ein Land, nicht für eine Partei, nicht für den eigenen Heerd; — ich kämpfe für Principien und deshalb kämpfe ich bis zum letzten Mann!“ ſagte Euſtach zur Gräfin, nachdem das beſiegte Oeſterreich mit Napoleon Frieden gemacht hatte. „Geben Sie mir Ihren Segen, liebe Mama! ich gehe nach England und von dort nach Spanien. Auf ſpaniſchem Boden kämpfe ich für den künftigen deutſchen Kaiſer.“

Sie ließ ihn ziehen mit Thränen im Herzen, aber ſtolz und froh; denn es waren ja auch ihre Geſinnungen, für die er kämpfte und nicht anders hätte ſie an ſeiner Stelle gedacht und gehandelt. Als ihm in Spanien die Nachricht zukam, der Krieg werde auf's Neue und heftiger denn zuvor in Deutſchland ausbrechen, machte er ſich wieder nach der Heimat auf, um dort mit ſeinem Blut und Leben für die Sache einzuſtehen, welche ihm die theuerſte war. Nie wurde er verwundet, nie fiel er in ſchwere Krankheit, mit unverwüſtlicher Kraft ertrug er alle Strapazen und wenn er zwiſchen ſeinen Feldzügen bei der Gräfin erſchien, fand ſie ihn immer ſchöner, immer beſſer, immer gereifter.

Endlich hatte Europa Frieden, denn Napoleon ſaß im Kerker einer kleinen Inſel, die wie eine Klippe aus dem weiten Ocean hervorſtarrte. Die ſchlaffe Maßregel, ihn nach Elba zu verweiſen, verhöhnte er — mit Recht! Was dachte er, als er ſich dem unbeſiegten, dem unverſöhnlichſten ſeiner Feinde endlich doch ergab? war er ſelbſt kampfesmüde? — Genug, der Engländer machte Ernſt und Europa hatte Frieden. Aber Ruhe hatte Europa nicht. Kein deutſcher Kaiſer ward der Phönix redivivus, nach welchem Euſtach von Wianden, nach welchem Millionen verlangten. Willkürlich wurden deutſche Lande zertheilt und vertheilt, wie es den Machthabern genehm war, ohne Rückſicht auf alte Rechte, auf alte Sympathien der Volksſtämme, auf den alten heiligen Glauben. In ihrem Souveränetätsbewußtſein ſetzten ſich die Fürſten zurecht, große und kleine, und fanden die abſolutiſtiſche Form dermaßen bequem für die Regierenden, daß ſie annahmen, die Regierten fänden es ebenfalls am bequemſten. Ein allgemeines Bevormundungsſyſtem trat ein und wurde von den Regierungen als ihr unantaſtbares Monopol gehandhabt. Die Kirche, die Schule, die Gemeinde, die Tagespreſſe, die Wiſſenſchaft — Alles war Sache der Regierung, Alles wurde von ihr geordnet, eingerichtet, beſorgt, beaufſichtigt, verwaltet. Es war, als habe das Alles nur inſofern ein Recht zu exiſtiren, als der Staat es einräumte. Selbſtſtändige Lebensäußerungen, Selbſtverwaltung, waren verpönte Dinge, hinter denen man revolutionäre Tendenzen witterte. Denn man hatte das geheime Bewußtſein, daß ſie in der Luft waren, ja, ſein mußten, weil eine naturgemäße freie Bewegung auf dem Boden des öffentlichen Lebens nicht geduldet wurde.

Mit Schmerz und Staunen ſah Euſtach von Wianden dieſe traurige, unheilverkündende Wendung. Nicht für ſie hatte er Gut und Blut auf's Spiel geſetzt und hundertmal ſein Leben in die Schanze geſchlagen. Und wie er dachte, ſo dachten Tauſende von tüchtigen Männern, von friſchen Jünglingen, die mit der Erregung des Krieges und Sieges aus dem Kampf heimkehrten und ſtolze Hoffnungen auf ein großes, ſtarkes Deutſchland mitbrachten. Wie bitter wurden ſie enttäuſcht! Statt Deutſchland zu einigen, wurde es zerſplittert und dem Zerfall preisgegeben.

Euſtach war in der vollen Kraft des Lebens, fünfunddreißig Jahre alt, reich an Wiſſen, an Erfahrung, befähigt, einen würdigen Platz in der Welt einzunehmen und ihn würdig auszufüllen. Aber wo fand er dieſen Platz? Sollte er Soldat bleiben? — Nein! er hatte den ſchauderhaften Ernſt des Krieges mit ſeinem Jammergefolge von namenloſen Gräuel zu lange, zu gründlich vor Augen gehabt, um im Soldatenſtande etwas Anderes zu ſehen, als eine furchtbare, nur unter gewiſſen Bedingungen zu duldende Laſt für die Völker. Sollte er in die Diplomatie eintreten? — Nein! die Diplomaten hatten eben jetzt durch Deutſchlands Zerſtückelung ein Werk vollbracht, das ihm keinen hohen Begriff von ihrer ſtaatsmänniſchen Weisheit gab und ihn nicht lockte, ſich zu ihrem Corps zu geſellen. Sollte er in eine andere Civil-Carriere eintreten? — Aber Beamter in einem büreaukratiſch organiſirten und abſolutiſtiſch regierten Staat zu ſein — das widerſtrebte ſeinen Anſchauungen zu ſehr. Und endlich — wenn er ſich entſchloſſen hätte, irgend eine Laufbahn anzutreten, wo, wem ſollte er dienen? der Kaiſer von Oeſterreich war ja freilich der Sohn der deutſch-römiſchen Kaiſer, aber dieſer Kaiſer ſelbſt und Euſtach's Kaiſer und einziger unmittelbarer Oberherr, war er nicht mehr. Und einem der Monarchen, die in Deutſchland Königreiche beſitzen — oder einem der kleinen Fürſten zu dienen, denen die Wetterau mit ihrer freien Reichsritterſchaft zugefallen war — das kam ihm keinen Augenblick in den Sinn.

Er that das Beſte, was er unter dieſen Umſtänden thun konnte: er wendete ſeinen Blick vom öffentlichen Leben ab, er verliebte ſich in ein liebliches junges Mädchen und heirathete. Seine Mutter war überglücklich, denn gerade dieſe Heirath hatte ſie ſeit Jahren gewünſcht. Die älteſte Tochter ihrer Jugendfreundin war mit dem ſpaniſchen Geſandten in Wien vermält — und deren Tochter, Agueda de las Floridias, bezauberte Euſtach und wurde Gräfin von Wianden.

Bis jetzt hatte ſich Euſtach als ächter Sohn ſeiner Mutter ſo wenig wie möglich um ſeine Vermögensverhältniſſe bekümmert; nun aber, da er eine Familie begründen wollte, hielt er es für ſeine Pflicht. Er ging nach Bachheim, um ſich zu überzeugen, ob er dort leben könne. Allein er fand es geradezu unmöglich. Das Schloß hatte zu verſchiedenen Malen durchziehenden Truppen bald als Caſerne, bald als Lazareth, gelegentlich auch als Pferdeſtall gedient. In Folge roher Fahrläſſigkeit war es einmal in Brand gerathen und zur Hälfte in Aſche gelegt und zwei Jahre ſpäter ſchlug der Blitz in den andern Flügel ein und eine heftige Feuersbrunſt zerſtörte ihn und die Schloßcapelle. Die äußern Mauern mit ihren Fenſterlücken ſtanden theilweiſe noch aufrecht, machten aber den unheimlichen Eindruck eines Gerippes und waren ſo rieſig, daß Euſtach gleich begriff, es überſteige weit ſeine Mittel, das Schloß wieder aufzubauen. Vielleicht war es ihm willkommen, denn er ſchrieb ſeiner Mutter:

„Wir ſind nicht mehr Herrn im alten Sinne, wir brauchen die alten Schlöſſer nicht herzuſtellen. Sie ſind zu großartig für unſere Stellung in der Neuzeit.“ —

Da auch die Wirthſchaftsgebäude ſehr gelitten hatten, ſo ordnete er an, daß das Baumaterial des Schloſſes verwendet werde, um neue Stallungen und

Scheunen zu bauen. Mit tiefer Wehmuth verließ er Bachheim. Konnte er doch die geliebte Agueda nicht in das Haus seiner Väter, nicht unter sein eigenes Dach führen!

Inzwiſchen wurde der Graf de las Floridias zum Geſandten Spaniens in Neapel ernannt. Er wünſchte ſehnlichſt, ſich nicht von ſeiner einzigen Tochter zu trennen und ſo ſchlug denn auch Euſtach von Wianden ſein Zelt, — wenn nicht dauernd in Neapel, ſo doch in Italien auf, und verlebte theils bei ſeinen Schwiegereltern, theils in Rom, Florenz und Venedig eine Reihe von Jahren; aber weder ſein häusliches Glück noch die Genüſſe, die Italien einem denkenden und gebildeten Geiſt bietet, machten ihn gleichgültig gegen die Wirren der Zeit. Mit Sorge und Spannung blickte er auf die revolutionären Bewegungen, die in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Belgien, in Deutſchland, in Polen, mehr und minder heftig und mit ſehr verſchiedenem Erfolg ſich äußerten. Immer hoffte er, es werde in Deutſchland ein großer Aufſchwung und Umſchwung ſtatt finden. Er konnte ſich nicht an die Vorſtellung gewöhnen, es für immer von ſeiner Baſis, aus ſeiner Beſtimmung herausgeſchleudert zu ſehen. Er ging darin ſo weit, daß er, wenn er ſeine Mutter in der Steiermark beſuchte und ſeine Anſichten und Hoffnungen ausſprach, für einen Revolutionär galt; — doch nicht bei ihr. Sie verſtand und theilte ſeine Geſinnung; ſie begriff, daß man bei aller Loyalität doch das Einlenken in andere Bahnen, in ein öffentliches, ſtändiſches Leben, wünſchen könne und müſſe. Er aber freute ſich bei dergleichen Wahrnehmungen, daß er ſich fern vom Staatsdienſt gehalten habe, denn es war ihm ganz klar: ſeine Freiſinnigkeit hätte ihn zu einer mißliebigen Perſönlichkeit gemacht und vielleicht in ſchwierige Conflicte verwickelt. Er mußte darauf verzichten, ein Feld für ſeine Thatkraft zu finden.

Auch ein anderer Wunſch blieb ihm unerfüllt: er hatte keinen Sohn. Er ſuchte ſich darüber zu tröſten, indem er ſich die ſchwierige Zukunft eines Sohnes ausmalte, der vielleicht auch keinen ihm zuſagenden Platz in der Welt finden werde, ohne den Charakter zu haben, der den Mangel einer Thätigkeit erträgt. Mehr aber als in ſolchen Vorſtellungen fand er Troſt in dem Gedanken, daß der Wille Gottes die Schickſale des Menſchen zu deſſen ewigem Heil lenkt. Er vereinigte die ganze Liebeskraft ſeines Herzens auf ſeine Mutter, ſeine Frau, ſeine Tochter.

Aber ſeine Mutter ſtarb. Sie war ſiebenzig Jahre alt; — und doch war ihm ihr Tod ſo unerwartet, als ob es nur von ihrem Willen abgehangen habe, länger zu leben. Er war mit Frau und Kind in rauher Jahreszeit nach der Steiermark gereiſt, um für ſich und die Seinen den Segen der ſterbenden Mutter zu empfangen und ihre Augen zu ſchließen. Die Reiſe wurde ſeiner Frau nachtheilig. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, bekam ſie eine Lungenentzündung und ſtarb. In derſelben Zeit wurde ſein Schwiegervater von dem Geſandtſchaftspoſten ab-, nach Spanien zurückberufen und penſionirt. Was ſollte er in Italien beginnen, jetzt, da alle Familienbande, die ihn feſſelten und beglückten, zerriſſen waren? Er zog nordwärts über die Alpen mit ſeiner Tochter, nach dem mit Schmerzen geliebten Deutſchland, nach dem vereinſamten Bachheim. Bis er das Haus der Beamten für ſich — und für ſie in einem andern Gebäude Wohnungen eingerichtet haben werde, brachte er ſeine vierzehnjährige Tochter, die er zur Erinnerung an ſeine Tante Claudia genannt hatte, in eine Erziehungsanſtalt nach Frankfurt. Wurde ihm die vorübergehende Trennung ſchwer, ſo that Claudia Alles, um ſie noch ſchwerer zu machen. Ihr leidenſchaftlicher, poetiſch angelegter Charakter verfiel leicht in alle Stürme des Gefühls. Dadurch übte ſie einen großen Zauber über ihren Vater aus, bei dem die Tiefe der Empfindung immer durch Selbſtbeherrſchung gezügelt, immer durch Grundſätze geregelt wurde und der nun in dem Gegenſatz zu ſeiner Art und Weiſe eine Wärme, eine Urſprünglichkeit fand, die ihn entzückte, wenn er ſich auch dagegen wehrte. Er ſah ſehr klar ein, daß Claudia's Charakter kein ſolcher ſei, der für friedliche Lebenswege beſtimmt ſcheine; aber er fragte ſich, wie es ihm möglich ſein könne, dieſe fliegende Seele zu lenken — und bis er die Antwort fand, flog ſie mit ihm davon.

Claudia fühlte ſich grenzenlos unglücklich in ihrem Inſtitut, in ihrer Umgebung, überhaupt in Deutſchland. Ihre Erziehung war ſo ganz anders geweſen und hatte ihren Geiſt, ihr Urtheil ſo ganz anders entwickelt, daß ſie in einer Schaar von Altersgenoſſinnen, die Alle nach dem Durchſchnittsmaß begabt und gebildet waren, völlig vereinzelt daſtand — eine Vereinzelung, die dadurch verſtärkt wurde, daß Claudia ſehr offenherzig ausſprach, wie ungern ſie hier ſei. Trotz aller ihrer Klagen und Deſolationen mußte ſie ein Jahr verweilen. Sie zerſtreute ſich von ihrem Heimweh dadurch, daß ſie ſich mit glühendem Eifer auf das Studium der Muſik warf, denn es ſagte ihrer Stimmung zu und ſie wußte, welche Freude ſie ihrem Vater bereite. Als endlich das Jahr ihrer Verbannung, wie ſie es nannte, abgelaufen und Bachheim eingerichtet war, kehrte ſie jubelnd zum Grafen zurück.

Er hatte die langjährige Geſellſchaftsdame ſeiner verſtorbenen Mutter und die junge Lectrice kommen laſſen, welche dieſe in den letzten Jahren gehabt hatte. Frau von Wildermut ſollte als Claudia's Ehrendame fungiren und die Aufſicht über das Haus führen, während Fräulein Leocadie mit Claudia Muſik und fremde Sprachen treiben ſollte. Leocadie war die ſiebente Tochter einer Familie von altem Adel und ohne Vermögen. Durch die Güte einer Verwandten war ſie in einem Inſtitut erzogen, wo ſie Gelegenheit bekam, ſich ſehr zu unterrichten und ihre Talente ſo auszubilden, daß ſie hoffen durfte, ſelbſtſtändig ihr Fortkommen zu begründen. Als ſie im neunzehnten Jahre das Inſtitut verließ, kam ſie zur Gräfin von Wianden, die faſt erblindet war und ſich den Genuß der Lectüre und der Muſik nur noch durch Andere verſchaffen konnte; und als der Graf jetzt eine junge, talentvolle, wohlerzogene Gefährtin für ſeine Tochter ſuchte, machte Frau von Wildermut ihn auf Fräulein Leocadie aufmerkſam. Dieſe gab gern eine Stelle als Erzieherin auf, die ſie inzwiſchen angenommen hatte und die ihr nicht zuſagte, um der Einladung des Grafen zu folgen und als Claudia nach Bachheim kam, fand ſie zu ihrer Freude in Leocadie eine jugendliche Gefährtin, die ihrem Alter nicht allzu fern, aber an Wiſſen und Verſtändigkeit über ihr ſtand.

Da ſich Claudia ſchon im nächſten Jahre vermählte und ihren Vater verließ, hörte auch Leocadie's

Stellung in Bachheim auf; aber der Graf konnte ſich nicht in ſeiner Einſamkeit zurechtfinden. Er bedurfte den freundlichen Verkehr der Häuslichkeit und fühlte, daß er ohne denſelben vertrocknen und erſtarren müſſe. Er bot Leocadie ſeine Hand und ſie wurde Gräfin von Wianden. Ja, es ſollte ſogar ſein alter Wunſch erfüllt werden: er bekam einen Sohn.

Die Frau Marquiſe.

Ein ſchöner Knabe trat aus dem Hauſe in den Garten, blickte mit ſcharfem Auge ſpähend rechts und links, entdeckte den Grafen am Ende einer langen Allee und lief auf ihn zu quer über die Raſenplätze, indem er über die Blumenbeete, die ihm im Wege lagen, nicht eben zu deren Vortheil, hinwegſprang.

„Papa, bitte, geh' nicht weiter!“ rief er endlich athemlos: „Claudia iſt gekommen.“

„Claudia iſt gekommen?“ ſagte der Graf erfreut und trat ſogleich den Rückweg an.

„Ja . . . . und zu Pferd, Papa! ſie hat ihr Reitpferd nach der Eiſenbahnſtation voraus geſchickt. Die Kammerjungfer und die Koffer kommen mit Extrapoſt. Der Reitknecht reitet einen luſtigen Braunen, den ich reiten möchte. Meinſt Du nicht, Papa, daß der alte Pony nachgerade doch zu alt für mich iſt?“

„Noch nicht, Dagobert,“ entgegnete der Graf lächelnd: „Bei dreizehn Jahren kann man noch kein Pferd bändigen.“

„Aber das kann ich doch nicht durch den altersſchwachen Pony lernen, und ich bin faſt vierzehn Jahre alt!“ rief Dagobert; und indem er hinzuſetzte: „Da iſt ſie!“ lief er auf zwei Damen zu, die Arm in Arm unten in der Allee erſchienen, ſeine Mutter und ſeine Stiefſchweſter.

Gräſin Leocadie, jetzt im vierzigſten Jahr, war noch immer die freundliche Erſcheinung, die ſie in ihrer Jugend geweſen — nur daß deren friſcher Schmelz abgeſtreift war. Seit ihrer Kindheit an Fügſamkeit gewöhnt und mit dem Gedanken vertraut, daß ſie ſich unterzuordnen und kein glänzendes Loos zu erwarten habe, war ſie der göttlichen Vorſehung aufrichtig dankbar, als ſie Herrin in einem Hauſe wurde, das ſie als Muſiklehrerin betreten hatte; als ſie die Gattin eines Mannes wurde, den ſie innig verehrte und deſſen liebreiches Wohlwollen und unbedingtes Vertrauen ihr die Bürgſchaft einer friedlichen Ehe gab; als ſie endlich Dagoberts Mutter wurde. Freilich entſprachen ihre pecuniären Verhältniſſe nicht ihrem Namen und Stande; die Einkünfte beſchränkten ſich auf den Ertrag von Bachheim, das einige Tauſend Gulden abwarf; das baare Vermögen war ganz allmälig aufgezehrt, als ſie einen Einblick in den Zuſtand der Finanzen bekam. Da ſie aber immer auf dem Lande und in großer Zurückgezogenheit von der Welt lebte — und da ſie gelernt hatte ſich mit geringen Mitteln zu begnügen und anſtändig einzurichten: ſo fühlte ſie ſich auch jetzt gar nicht bedrückt, ſondern nur veranlaßt, das Talent einer tüchtigen Hausfrau neben ihren übrigen Talenten zur Geltung zu bringen. Frau von Wildermut rümpfte freilich zuweilen die Naſe, wenn Leocadie ihre Kleider eigenhändig zuſchnitt oder das Einkochen von Früchten zu Conſitüren ſelbſt beſorgte oder ihre Linnenvorräthe genau muſterte, einregiſtrirte und in Ordnung hielt oder ſonſt mit irgend einem häuslichen Geſchäft ſich befaßte.

„Das hätte meine Gräfin nie gethan,“ pflegte ſie dann wohl zu ſagen, indem ſie die Falten ihres Kleides zurecht ſtrich.

Auch kränkte es ſie ungemein, daß Leocadie einfache wollene und baumwollene Stoffe trug.

„Meine Gräfin hat nie ein anderes als ein ſeidenes Kleid getragen!“ ſagte ſie mit ſtiller Empörung.

„Liebe Wildermut,“ entgegnete der Graf freundlich ſcherzend, „die Zeiten haben ſich verändert. Die Wianden ſind keine große Herren mehr, ſind herabgekommen, ſind quaſi Bauern geworden . . . . Bauern mit vornehmen Namen, ohne Rechte, ohne Verpflichtungen des Adels. Da bin ich denn meiner Gräfin ſehr dankbar, wenn ſie ſich freundlich den Umſtänden anpaßt, ſich einfach kleidet und häusliche Geſchäfte übernimmt.“

„O Gott, Herr Graf! .... ich bewundere ja die Frau Gräfin!“ ſagte die gute Wildermut ganz eifrig: „ich bin nur betrübt, daß ſich die Zeiten ſo verändert haben.“

Hatte Leocadie ihren Pflichten als Hausfrau genügt, ſo ſetzte ſie ſich an den Flügel, bat den Grafen ſein Violoncell zu nehmen und wie ein linder Balſam legten ſich Beethovens große Harmonien über die verwundenden Diſſonanzen, welche die Außenwelt hervorrief.

Leocadie wäre eine Vollkommenheit in ihrer Art geweſen, wenn ſie die Vernunft, die ſie als Gattin und Hausfrau beſaß, auch als Mutter gehabt hätte. Aber gerade da hörte ihre Vernunft auf. Sie liebte Dagobert abgöttiſch und ſie zeigte es ihm zum großen Kummer des Grafen, der ſeinem Sohn eine männliche Erziehung zu geben wünſchte und dem weibliche Verweichlichung für einen Knaben unerträglich war. Dieſe verkehrte Liebe für Dagobert bewirkte ſogar, daß Gräfin Leocadie Anwandlungen von Eiferſucht auf die Zärtlichkeit des Grafen für Claudia verſpürte. Sie hätte ſeine ganz väterliche Liebe auf Dagobert conzentrirt ſehen mögen. Dennoch hatte ſie ihre Stieftochter gern, ſehr gern. Aber wer hätte auch Claudia nicht gern gehabt? der Vater, der Bruder, Frau von Wildermut, Dienſtboten — Alle geriethen in frohe Bewegung wenn ſie kam,

„Ja, lieber Vater, ſagte Claudia, indem ſie ihn zärtlich umarmte, wir ſind auch noch dort, allein ich konnte es nicht mehr aushalten . . . . und entfloh zu Dir.“

„Was konnteſt Du nicht mehr aushalten?“ fragte Dagobert neugierig.

„Die Langeweile, mein Brüderchen,“ erwiderte ſie mit lächelndem Munde und traurigem Blick.

„Du langweilſt Dich . . . . und haſt doch ein ſo herrliches Reitpferd!“ rief der Knabe verwundert.

Aber er bekam keine Antwort, denn Claudia ſprach mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter, welche ſie, ihrer alten Gewohnheit treu, bei Namen nannte.

„Und wie befindet ſich Dein Mann bei dem Gebrauch der warmen Bäder?“ fragte Leocadie.

„Gut!“ verſetzte Claudia trocken.

Man ging zum Hauſe zurück.

„O wie liebe ich das alte Haus!“ rief Claudia und blieb davor ſtehen.

„Natürlich!“ rief Dagobert.

„Das ſage ich auch,“ ſetzte Leocadie hinzu.

„Ihr ſeid liebreiche Herzen,“ ſagte der Graf.

„Es hat ſeine eigenthümlichen Schönheiten — zum Beiſpiel dieſe,“ ſagte Claudia, bückte ſich und brach ein Paar Stänglein Reſeda ab, welche zwiſchen den Quaderſteinen der Freitreppenſtufen wild wuchſen:

„auf dem harten Stein wachſen duftende Blumen. Iſt das nicht reizend?“

„Ja — es iſt aber nicht vortheilhaft für die Freitreppe, wenn ſich ſolch Unkraut in die Spalten der Stufen drängt,“ erwiederte Leocadie.

„Solch' Unkraut! Reſeda mit dem feinſten geiſtigen Arom, und dabei ſo ſchmiegſam und genügſam — Reſeda nennſt Du Unkraut!“ rief Claudia.

„Auf dieſer Stelle — ja!“ behauptete Leocadie.

„Du magſt Recht haben! .... aber ich bitte Dich, gönne dem Reſeda dies Plätzchen ſo lange ich hier bin. Muß man ſein Leben im Salon zubringen, ſo iſt ſolche kleine wilde Schönheit eine Erquickung für Auge und Gedanken,“ verſetzte Claudia mit dem ihr eigenthümlichen ſchwermüthigen Lächeln.

Leocadie verſprach es.

„Ich darf im Reitanzug bleiben? brauche mich nicht zum Nachteſſen umzukleiden — nicht wahr?“ fragte Claudia ihren Vater.

„Halte das wie Du willſt,“ ſagte er freundlich.

„Und dann ſoll dies Haus keine eigenthümliche Schönheit haben! man braucht darin nicht an die Toilette zu denken! .... das iſt doch eine Wonne!“ rief ſie.

„Haſt Du denn aber an die Muſik gedacht?“ fragte er.

„Das verſteht ſich! hernach gibt es ein Trio von

Beethoven. Iſt denn der Wagen noch nicht angekommen mit der Kammerjungfer und den Koffern?“

Dagobert ſprang hinweg um Erkundigungen einzuziehen, die Pferde ſeiner Schweſter zu bewundern und ſich mit dem Reitknecht auf einen guten Fuß zu ſetzen. Von dieſem hörte er zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen, daß die Frau Marquiſe drei Reitpferde beſitze und daß ſie zuweilen alle drei an einem Tage müde reite.

Der Wagen war gekommen und die Bagage abgeladen und untergebracht. Claudia bekümmerte ſich nur um einen einzigen Kaſten; alles Uebrige fiel in das Bereich der Kammerfrau. Dieſen Kaſten aber trug ſie eigenhändig in den Salon. Und als das Nachteſſen vorüber war und man in den Salon zurückkehrte, zündete ſie geſchäftig die Kerzen an, rückte die Muſikpulte zurecht, legte die Noten auf, ermahnte Dagobert ſich fein ſtill zu halten und ſagte zu Frau von Wildermut, mit deren Namen ſcherzend:

„Du aber, Du wildes Mütterchen, mußt Dir Gewalt anthun und ganz ruhig bei Deinem Strickzeug ſitzen.“

Das wilde Mütterchen, das in ſeinem ganzen Leben nicht wilder geweſen war, als etwa ein ſpringendes Häschen, verſprach das Beſte. Der Hauscaplan bekam auch eine freundliche Ermahnung; und das Trio begann: Leocadie ſpielte den Flügel, der Graf das Violoncello, Claudia die Violine — und himmliſche Klänge zogen durch die geöffneten Fenſter in die ſchwüle Sommmernacht hinaus.

Der Caplan, der erſt ſeit einigen Monaten als Dagoberts Erzieher im Hauſe war, ſtarrte Claudia, die für ihn Frau Marquiſe Marialva hieß, wie ein Meerwunder an. Da ſtand ſie! alle Uebrigen ſaßen, der Graf und die Gräfin an ihren Inſtrumenten, die Zuhörer auf ihren Plätzen; die Marquiſe ſtand. In ihrem langen, dunkeln, ſchleppenden Kleide, das ihre ſchlanke Größe noch mehr hervorhob, ſtand ſie in der Mitte der Umgebung und ſpielte ganz verloren in die Muſik. Er war gar nicht romantiſch, aber es rankten ſich wie dämmernde Traumbilder poetiſche Reminiscenzen durch ſeinen Sinn. Er dachte an muſizirende Engel auf Gemälden der alten, ſinnigen Zeit; er dachte an Lieder von Heine, an Romanzen von Uhland; er dachte an Märchen und Feen, wenn die Marquiſe ihren Bogen wie einen Zauberſtab erhob oder ſinken ließ. Und doch wollten all dieſe Arabesken ſeiner Phantaſie nicht genau zu dem Bilde paſſen, das er in der Wirklichkeit vor Augen hatte. Da verließ er plötzlich mit einem gewiſſen Schreck, wie Jemand der im Traume geflogen iſt und davon erwacht, die Höhen der Romantik, begab ſich auf die ebenen Wege der Proſa zurück und dachte bei ſich ſelbſt das, was immer unter allen

Umſtänden richtig iſt: Am Ende iſt ſie doch nur eine armſelige Tochter Eva's und in fünfzig Jahren ein wenig Staub und Aſche oder gar ein altes runzeliges Weib. — Dieſe verſtändige Betrachtung über weibliche Schönheit verſetzte ihn in die richtige Stimmung, um in dem Genuß der Muſik nicht geſtört zu werden. Und dieſer Genuß war groß. Die drei Muſiker ſpielten wie Künſtler. Freilich trat Leocadie gegen den Grafen und ſeine Tochter in den Schatten, weil der Ton des Flügels — ſelbſt von Meiſterhand geſpielt — nicht jenen Ausdruck von vibrirendem Leben, von intenſiver Empfindung feſthält, welchen der Bogen dem Streichinſtrument entlockt. In den Paſſagen des Trio, wo Violoncello und Violine vorherrſchten, war es nicht anders, als ob zwei Seelen zu einander ſprächen.

„Wunderbar ſchön! Du haſt wieder Fortſchritte gemacht, liebes Kind," ſagte der Graf nach dem letzten Bogenſtrich.

„Ich möchte daſſelbe von Dir behaupten, lieber Vater," verſetzte ſie zärtlich.

„Nein, Kind! in meinem Alter macht man nicht mehr Fortſchritte in der Kunſt. Man hält mühſam das zuſammen, was man einmal kann."

„O nein! denke nur an Michel-Angelo! er begann bei achtzig Jahren Fresken zu malen und warf bei neunzig Jahren mit göttlicher Kühnheit die Kuppel von St. Peter durch die Lüfte.“

„Er war ein wunderſeltenes Genie.“

„Ja . . . . aber doch nur ein Menſch.“

„Nicht Alle vermögen, was Einem gegeben ward. Jeder muß ſeine Schranken kennen. Wer ſie überſpringt bricht leicht den Hals,“ ſagte der Graf.

„Zuweilen auch das Herz,“ ſetzte die Marquiſe ernſt hinzu und dann lachend: „oder auch die Beine, wie das wohl bei einem Rennen geſchehen kann, wo es gilt über Graben, Hecken und Zäune zu ſetzen.“

„Kannſt Du das?“ fragte Dagobert mit ungeheuchelter Bewunderung.

„O ja,“ ſagte ſie gleichgültig.

„Und magſt Du nicht viel lieber reiten, als die Violine ſpielen?“ fragte er weiter.

„Zu Zeiten, ja! — Jetzt aber wollen wir das Trio wiederholen. Es ging noch nicht ſo gut, wie wir im Stande ſind es zu leiſten.“

Und nun nahm ſie einzelne Stellen vor und ließ jedes Inſtrument erſt allein, dann zuſammen ſie ſpielen, und ſchließlich wurde das Trio wiederholt und ging jetzt ſo gut, daß Claudia nach dem letzten Bogenſtrich ſelbſt ausrief:

„Bravo! wir haben es jetzt ſchon beſſer gemacht!“

Die Gräfin erhob ſich und ſchloß den Flügel zum Zeichen des Aufbruchs. Aber die Marquiſe ſtand noch vor ihrem Notenpult mit der Violine im Arm, ſpielte wie in Gedanken ein Paar Tacte des Adagio's, das eben aufgeſchlagen vor ihr lag und ging von ihnen zu den ſchönſten Phantaſien über, die ſie in hinreißenden Modulationen den Saiten entlockte, ſo daß ihre Zuhörer in athemloſer, entzückter Spannung ſchwebten, ungewiß wohin dieſer Flug durch das Reich der Geiſter ſie führen werde, unfähig dieſen Zauberbann zu brechen. Leocadie hatte ſich wieder niedergelaſſen; der Strickſtrumpf war Frau von Wildermuts Händen entſunken; der Graf legte ſich mit geſchloſſenen Augen im Lehnſtuhl zurück; mit weitgeöffneten Augen horchte Dagobert — und die Gedanken des Caplans begaben ſich wiederum auf ſchwärmeriſche Excurſe.

Endlich ließ Claudia einen Ton lind und leiſe verſchweben und dann ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe:

„So! — der Engel dieſes Tages hat uns jetzt gute Nacht geſagt. Wo bleiben die Engel der entſchwundenen Tage, Herr Caplan?" ſetzte ſie plötzlich hinzu, indem ſie ihre Violine ſorgſam verſchloß.

Der Caplan war durchaus nicht auf dieſe theologiſche Frage vorbereitet, wußte auch gar nicht, ob die Marquiſe im Ernſt oder Scherz rede. Ehe er ſich beſonnen hatte, was man paſſender Weiſe antworten könne, ſagte der Graf lächelnd:

„Sollten ſie nicht jenem Engel, der das große Buch über die Welt und uns Alle führt, ihren Bericht abſtatten? Liber scriptus proferetur — In quo totum continetur — Unde mundus judicetur. — Nicht wahr, Herr Caplan?“

„Furchtbar!“ rief Claudia, „furchtbar iſt der Gedanke, daß ein Tag, den wir vertändeln oder vergeuden, ſchwer genug wiegt, um in der Ewigkeit mitgezählt zu werden.“

„Darum iſt es auch ein höchſt heilſamer Gedanke,“ ſagte der Caplan gewichtig.

Aber ſie hörte ihn nicht. Sie hatte die Glasthür geöffnet, die in den Garten führte. Vor dieſer Thür lag ein breiter, altanmäßiger, ſteinerner Perron, auf dem zu jeder Seite der Thür eine Gartenbank ſtand und von dem rechts und links fünf Stufen hinabführten — jene Stufen, zwiſchen denen der Reſeda wuchs. Eine eiſerne Bruſtwehr befand ſich der Thür gegenüber und zog ſich an den Stufen hinab als Geländer, das von der Epomea mit ihren zarten roſen- und lilafarbenen Glocken umrankt war. Claudia trat hinaus, ſchritt raſch bis zur Bruſtwehr vor, ſtützte ſich mit beiden Armen darauf und wiederholte halblaut:

„O es iſt furchtbar .... furchtbar!“

Leocadie war ihr gefolgt, nahm ihren Arm und ſagte:

„Du wirſt müde ſein, komm' zur Ruhe."

„O wie beneide ich Dich! . . . . Du haſt einen Sohn!" rief Claudia mit unterdrückten Thränen in der Stimme und umſchlang einen Augenblick die Gräfin. Dann kehrte ſie ruhig in den Salon zurück und man ging für die Nacht auseinander.

Claudia bewohnte das Zimmer, welches ſie als junges Mädchen bewohnt hatte und welches ſo geblieben war, wie ihr Vater es für ſie, bei der Rückkehr aus der Erziehungsanſtalt eingerichtet hatte. Sie empfand immer eine eigenthümliche Wehmuth, wenn ſie, den Vater beſuchend, ihr Zimmer wieder einnahm. Sie hatte es ſo wenig bewohnt, hatte es ſo früh und ach! ſo gedankenlos verlaſſen. Jetzt hatte ſie freilich ein ſchöneres Zimmer, ja, eine ganze Reihe von Zimmern — aber hier gefiel ihr Alles viel beſſer. Die Vorhänge von ſchlichtem weißen Muſſelin um Fenſter und Bett, eine Cauſeuſe für zwei Perſonen mit dunkelgrünem velours d' Utrecht bezogen, ihr kleiner Schreibtiſch, Rohrſtühle — das Alles war ſo einfach, daß es ihr zu Herzen ging. Es war etwas Friedliches, etwas Unſchuldiges in dieſem Zimmer. Sie hätte weinen mögen vor namenloſer Beklommenheit. Sie entließ raſch die Kammerfrau, löſchte die Lampe aus und öffnete das Fenſter, in welches der volle Mond nun einen Strom von Silberlicht ergoß. Das Zimmer lag in der Manſarde, gerade oberhalb des Salons. Sie ſetzte ſich auf ein niedriges Tabouret am Fenſter und blickte hinaus in die ſtille Nacht, in die mondbeglänzte Natur, die wie im Schlaf und vom liebenden Auge des Mondes bewacht, vor ihr lag. Aber ſie beachtete das nicht. Ihr Blick flog über die grüne Erde mit ihrem Licht und ihrem Schatten — flog über den blauen Himmel mit all ſeinen Geſtirnen hinweg und ſchien ſich zu verlieren in etwas Höherem, Unermeßlichen, das ſie erſehnte und das ihr Entſetzen einflößte. Sie verlangte nach etwas Ewigem, ſie ſuchte es, ſie glaubte es gefunden zu haben — — aber das Ewige war wohl nur dort oben über den himmliſchen Sternen und hatte die Erde dem Wechſel und Wandel preisgegeben. Und dieſes Schickſal laſtete nun auch auf ihrem Leben, und dennoch ſollte es in die Ewigkeit eintreten und in derſelben eine Geltung haben! Liber scriptus proferetur — flüſterte ſie vor ſich hin: O das iſt furchtbar . . . . zu furchtbar! O mein vergeudetes, mein verlorenes, mein elendes Leben! Quid sum miser tunc dicturus? — — Wie ſie da ſaß auf dem niedrigen Tabouret, verhüllt in ihren weißen, langherabfallenden Peignoir, die Hände um ihre Knie geſchlungen, der ſchöne, bleiche, ſchwarzumlockte Kopf zurückgelehnt, das Auge in Thränen und auf den Lippen die angſtvolle Klage: Quid sum miser tunc dicturus? — ſo hätte Murillo ſie als Urbild einer Magdalene malen können. — —

Als ſie am andern Morgen herunter kam, erfuhr ſie, daß die Hausgeſellſchaft ſchon in der Meſſe ſei. Sie ging über den Hof, auf dem die Tauben in der Morgenſonne gurrten, und die Straße des Dorfes entlang nach der Kirche; trat aber nicht durch die Hauptthür ein, ſondern ſchlug von der Straße aus den Seitenweg ein, der nach dem Kreuzgang führte. Im Hof blieb ſie ſtehen und betrachtete die ſchönen Arcaden, die ganze Umgebung. Da gewahrte ſie Wendeline, welche neben der Katze auf dem Zuber ſaß und, eingedenk der Ermahnung des Pfarrers ihre Katechismus-Aufgabe überlas, die ſie geſtern ſo ſpät und eilig gelernt hatte.

„Guten Morgen, Wendeline,“ ſagte die Marquiſe freundlich: „weshalb biſt Du denn aber nicht hübſch fromm in der heiligen Meſſe?“

Wendeline war aufgeſtanden und ſagte ſchüchtern: „Die Pfarrmeſſe fängt um halbacht Uhr an; das iſt die Meſſe für uns Schulkinder; — dieſe nicht.“

„Wer lieſt denn dieſe Meſſe?“

„Der Herr Caplan, der ſeit Oſtern bei Graf Dagobert iſt, lieſt ſie alle Tage um ſieben Uhr.“

„Du ſcheinſt ja recht verſtändig zu ſein, Wendeline; aber ſage mir, ob Du auch recht fromm biſt und gern in die Schule gehſt?“ ſagte die Marquiſe, indem ſie die Kleine bei der Hand nahm und ſich mit ihr auf die Bank unter der Akazie ſetzte.

Wendeline ſchwieg verſchüchtert, während die Marquiſe ſie mit zärtlicher Theilnahme betrachtete und endlich ſcherzend fragte:

„Du willſt Dich wohl nicht ſelbſt loben?“

„Ach nein! ich weiß nur nicht, ob ich fromm bin . . . . und in die Schule — nein! in die Schule gehe ich gar nicht gern!“ rief Wendeline plötzlich entſchloſſen.

„Das thut mir aber ſehr leid,“ verſetzte lächelnd die Marquiſe: „wer nichts lernen mag bleibt einfältig, und einfältige Leute kann Niemand leiden.“

„Auch die Einfältigen können Gott lieben, ſo gut wie die Klugen; — der Herr Pfarrer hat es geſagt,“ verſetzte Wendeline unverzagt, denn der Pfarrer war für ſie die entſcheidende Autorität.

„Vielleicht ſogar beſſer,“ erwiederte die Marquiſe halb für ſich; — „aber ein gutes Kind iſt gehorſam und lernt fleißig, weil das den Eltern Freude macht.“

„Die Mutter hat keine Freude daran; ſie ſagt ich ſolle kochen und nähen lernen. In der Schule würden kleine Mädchen dumm gemacht.“

„Und was ſagt der Vater?“

„Der Vater ſagt, vom kochen und nähen würde man dumm, von der Schule nicht.“

„Da hältſt Du es wohl mit der Mutter?“

„Nein! denn der Herr Pfarrer ſagt, der liebe Gott hätte die Schule zum Beſten der Kinder beſtellt. Ich gehe alle Tage in die Schule .... aber ſehr gern nicht.“

„Das wird noch kommen, wenn Du größer und verſtändiger biſt,“ erwiederte die Marquiſe.

Allein Wendeline beantwortete dieſe Prophezeiung mit einer ſehr zweifelhaften Miene, ſprang von der Bank und ſagte:

„Ich muß nun fort .... es hat zum zweiten Mal geläutet.“

Sie machte einen kleinen kurzen Knix und verſchwand. Mit namenloſer Wehmuth ſchaute die Marquiſe ihr nach, ſtand auf und begab ſich in die Kirche. Sie kniete auf einer Bank nieder, wo ſie eben Platz fand; es war ſehr voll. Das wunderte ſie an einem Werktag in der Erntezeit. Als ſie aber den Pfarrer in Schwarz am Altar erſcheinen und die Tumba mit Kerzen umſtellt ſah — und als die Orgel das „Requiem aeternam“ anſtimmte, wunderte ſie ſich nicht mehr: das Landvolk betet fleißig für ſeine Abgeſtorbenen. Sie legte die Hände über das Geſicht und horchte auf dieſe wundervollen Klänge, die ſelbſt in einer ſchlichten Dorfkirche herzerſchütternd ſind, weil eine unermeßliche Trauer, von einer himmliſchen Hoffnung geſänftigt aus ihnen ſpricht. Aber ſchmerzlich zuckte die Marquiſe zuſammen, als das „Dies irae“ begann. Liber scriptus proferetur — flüſterten ihre bebenden Lippen und das Quid sum miser tunc dicturus, das ihr Mund nicht ausſprach, grub ſich ſchneidend in ihr Herz ein.

So viel Thränen, die auf eine geheime Seelen- oder Herzensfolter deuteten und doch immer, namentlich wenn ſie vor ihrem Vater erſchien, ein Lächeln, ein Glanz, eine Friſche, wie ſilberne Wellen über den Abgründen des Meeres. Der Graf wußte wohl etwas von dem, worüber ſie ſchwieg; allein es befremdete ihn nicht. Er kannte ihren Charakter, ihr Weſen, ihre Art und Weiſe und er wußte ſehr genau, daß der Menſch durch nichts ſo ſehr leidet, als durch ſich ſelbſt, durch ſeine Fehler wie durch ſeine Vorzüge, weil auch dieſe letzteren durch den Schmelztiegel gehen müſſen, der ihr reines Gold von den beigemiſchten Schlacken trennen ſoll. Auch Leocadie kannte die Marquiſe von Jugend auf und war gewöhnt an dieſe phantaſiereiche, wetterleuchtende Natur, die ſie freilich recht oft phantaſtiſch nannte — wenigſtens im Stillen, denn der Graf pflegte auf eine ſolche Andeutung immer zu erwiedern, daß Claudia beſſer poetiſch als phantaſtiſch zu nennen ſei.

Für den Caplan Ulmer war ſie aber etwas ganz Neues, Merkwürdiges, Exotiſches. Als Dagobert aus dem Unterricht entlaſſen und bei ſeinen Eltern war, begab ſich der Caplan zum Pfarrer Edelholt, den er zuweilen beſuchte. Der Pfarrer ging in dem langen mit Weinreben überzogenen Bogengang ſeines Gartens auf und nieder und betete ſein Brevier. Er winkte dem Caplan ſchweigend einen Gruß zu; ein Zeichen, daß er noch nicht fertig ſei — und ließ ſich durch deſſen Anweſenheit nicht ſtören. Er war ein großer, hagerer Mann, zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren. Sein dunkles Haar war ſchon mit grau gemiſcht, aber in ſeinem tiefen ruhigen Auge war, wenn es nicht nach Innen blickte, friſches Leben, jugendliches Feuer. Seine ganze Erſcheinung flößte Vertrauen und Ehrfurcht ein. Man fühlte, daß dieſer Mann ſpreche wie er denke, und handele wie er ſpreche. Er war ſo recht der gute Hirt ſeiner Gemeinde und von Wendeline bis zum Grafen von Wianden liebte und ehrte ihn jedermann. Nach etwa zehn Minuten ſchloß er ſein Brevier, ging auf den Caplan zu und ſagte herzlich:

„Grüß' Sie Gott, Herr Caplan! aber wie fangen Sie es an, um ſchon jetzt mit Ihrem Brevier fertig zu ſein? denn Sie haben die Muße nicht benutzt, die ich Ihnen ſo eben laſſen mußte.“

„Ich bete es Abends ſpät,“ verſetzte der Caplan.

„Nur nicht allzuſpät!“ ſagte der Pfarrer: „dann iſt man zuweilen ſo ermüdet, daß man nicht die

Kraft hat die Bilder und Eindrücke zu beſeitigen, die der Tag in unſerem Gedächtniß zurückließ, und es iſt doch jammerſchade das Brevier in einer ſolchen Zerſtreutheit zu beten.“

„Geſtern iſt mir das allerdings im höchſten Grade widerfahren, denn ich habe die Frau Marquiſe Marialva zum Erſtenmale geſehen und gehört.“

„Ah ſo!“ erwiederte der Pfarrer trocken.

„Sie kennen wohl ſchon lange die Frau Marquiſe?“

„Seitdem ich hier bin, alſo ſeit acht Jahren, habe ich nicht ſelten die Ehre gehabt ſie bei dem Herrn Grafen und zuweilen auch bei mir zu ſehen.“

„Und Sie hörten ihr Violinſpiel?“

„Gewiß!“

„Ich habe nie eine ergreifendere Muſik gehört. Was ich einmal von dem berühmten Paganini geleſen — er habe in der Einſamkeit des Kerkers ſein Geigenſpiel ſo wunderbar ausgebildet — das fiel mir immer geſtern ein.“

„Die Frau Marquiſe war nie im Kerker, ſo viel ich weiß.“

„Nun, das verſteht ſich, Herr Pfarrer!“ rief der Caplan ungeduldig, „aber ſie hat gewiß manche Leiden gehabt.“

„Die hat jedes Menſchenkind; glauben Sie etwa, daß eine Marquiſe anders beſchaffen ſein ſollte? Da irren Sie heftig! ſie iſt genau von demſelben Stoff, wie unſre Bachheimer Bauerweiber.“

„Nein, Herr Pfarrer, diesmal irren Sie heftig!“ rief der Caplan empört: „die Frau Marquiſe Marialva hat mit denen nichts gemein. Als ich geſtern während des Seelenamtes die Kirche verließ, ſah ich ſie ganz hinten knien, heftig weinend, während ſich die Bachheimer Bauerweiber höchſt gleichmüthig verhielten.“

„Aber was um’s Himmelswillen geht es Sie an, beſter Ulmer, ob die Frau Marquiſe Marialva lacht oder weint! Laſſen Sie ſie nur weinen! vielleicht beweint ſie ihre Sünden und iſt dadurch dem lieben Gott ſehr wohlgefällig.“

„Herr Pfarrer!“ . . . . —

„Soll ich etwa wieder unrecht haben?“ unterbrach der Pfarrer gutmüthig lächelnd: „wir begehen ja Alle täglich, ſtündlich, tauſend kleine Unvollkommenheiten, die aus der Schwäche unſerer ſündigen Natur entſpringen und die von Seelen mit ſehr zartem Gewiſſen heftiger bereut werden, als eine rohe Natur ſchwere Fehltritte bereut. Weshalb ſoll ich die Frau Marquiſe nicht zu ſolchen gewiſſenszarten Seelen rechnen? Sie haben mir ja eben bewieſen, daß ſie ganz anders als meine braven Bauerweiber ſei.“

„Ich bitte, Herr Pfarrer, laſſen wir den Scherz fallen und ſagen Sie mir ernſthaft, was Sie von der Frau Marquiſe halten.“

„Ich halte ſie für eine ſehr intereſſante, mit ſeltenen Gaben ausgeſtattete Dame, mit welcher Sie, Herr Caplan, Sie und ich und tauſend Andere, uns möglichſt wenig zu beſchäftigen haben. Sie iſt bei ſechszehn Jahren reich und glänzend vermählt an den Braſilianiſchen Geſandten, Marquis Marialva, hat immer im allergrößten Welttumult gelebt und hat folglich mit unſereinem ſo wenig Berührungspunkte, wie ein Braſilianiſcher Colibri mit einem Bachheimer Spatz.“

Caplan Ulmer war nicht ſehr entzückt von dieſem Vergleich und ſagte:

„Für ſolchen armen Spatz wie ich bin, iſt es doch ſehr intereſſant den Colibri zu betrachten und zu bewundern. Wie iſt denn der Herr Marquis?“

„Dunkel und trocken. Ich habe ihn nur ſelten geſehen, weil er nicht häufig und immer nur auf kurze Zeit den Herrn Grafen beſucht.“

„Und beſucht dieſer nie ſeine Tochter?“

„Nein, niemals! Der Herr Graf hat ſeit vielen Jahren Bachheim nicht verlaſſen. Seine beſchränkten Vermögensverhältniſſe erlauben ihm nicht in der Welt ſtandesmäßig zu leben. Ueberdas will er ſeinen Sohn in größter Einfachheit, fern von den Verwöhnungen des Luxus erziehen. Darum lebt er beſtändig hier — und die Frau Gräſin iſt ganz mit ihm einverſtanden. Wohl dem, der ſein Glück nicht draußen in der confuſen Welt ſucht, Herr Caplan.“

„Die Frau Marquiſe hat den ganzen Nachmittag Violine geſpielt; ich begreife nicht, wie man das aushalten kann,“ verſetzte der Caplan.

„Sie hat eine Art von Leidenſchaft für die Muſik, wie ſie mir einmal ſagte — und dann kann man unglaublich viel aushalten; aber dennoch iſt in jeder Leidenſchaft etwas Zerſtörendes, welches aufreibt, während es anregt.“

„Und wie ungewöhnlich, daß die Violine ihr Inſtrument iſt!“

„Beſter Caplan, ſind Sie heute gekommen, um Betrachtungen über die Frau Marquiſe bei mir anzuſtellen: ſo betrachten Sie doch auch die Flüchtigkeit und Koſtbarkeit Ihrer und meiner Zeit. Wir haben andere Dinge zu thun, als uns über die Abſonderlichkeiten einer vornehmen Dame den Kopf zu zerbrechen.“

„Sie haben mir erlaubt, als ich zum Grafen kam, mich mit Fragen an Sie zu wenden, Herr Pfarrer, deren Beantwortung mir in meiner Stellung nützlich und heilſam ſein könnten,“ ſagte Caplan Ulmer etwas empfindlich.

„Gewiß, lieber Freund, gewiß! Wenn ich Ihnen nun aber auch ſagen könnte, weshalb die Frau Marquiſe Violine ſpielt und nicht Harfe oder Flügel — welchen Nutzen hätten Sie davon?"

„Ich weiß nicht .... es wäre doch möglich .... im täglichen Verkehr mit ihr" ....

„Beſter Herr Caplan, Sie haben gar nicht im täglichen Verkehr mit ihr zu ſein."

„Soll ich mich plötzlich zum Einſiedler machen, Herr Pfarrer! Sie muthen mir ſeltſame Dinge zu! — Der Graf muſizirt täglich mit ſeiner Gemahlin, und ich habe ſo lange ich hier bin höchſtens dreimal als Zuhörer gefehlt, weil gute Muſik meine Freude iſt .... und jetzt, da ich die allerbeſte hören kann, ſoll ich dieſem Genuß entſagen!"

„Mit nichten, Herr Caplan! Freut es Sie, ſo hören Sie jeden Abend der Muſik zu, obgleich .... — doch ich will das nicht weiter ausführen, ſondern nur ſagen: Derjenige, der ein Concert beſucht, tritt dadurch nicht in Verkehr mit den Virtuoſen, die er bewundert; — und dies wende ich auf Sie und die Frau Marquiſe Marialva an."

„Aber ſie wird vielleicht über Dagobert mit mir ſprechen .... die Frau Gräfin thut das ja ſehr oft."

„Natürlich! ſie iſt ja die Mutter! Doch um ſo weniger wird es die Schweſter — die Halbſchweſter thun."

„Oder über ihre eigenen Kinder.“

„Die Ehe der Frau Marquiſe iſt kinderlos und wird es auch wohl bleiben, da ſie bereits ſiebzehn Jahre vermählt iſt.“

„Siebzehn Jahre, Herr Pfarrer! .... nein! das iſt unmöglich! .... Siebzehn Jahre! .... Wie alt iſt denn die Frau Marquiſe?“

„Da ſie bei ſechszehn Jahren ſich vermählte, ſo iſt ſie nunmehr dreiunddreißig.“

„Eine neue Merkwürdigkeit! ich hätte ihr vierundzwanzig gegeben.“

„Solche Damen ſind in ihrem bequemen Leben wie Früchte in Zucker eingekocht: ſie erhalten ſich ſehr lange,“ ſagte der Pfarrer ſo trocken im Ton und Blick, daß Caplan Ulmer für gut fand dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben und nach dem Inhalt des letzten Heftes einer theologiſchen Zeitſchrift zu fragen — eine Frage, auf die der Pfarrer mit viel größerer Wärme einging, als er bisher an den Tag gelegt hatte.

Am Abend wurde wieder Muſik gemacht. Die Marquiſe hatte eine Maſſe von Muſikalien mitgebracht; nicht blos Trio’s, auch Duo’s für Violine und Violoncello und für Violine und Piano — ein Vorrath für viele Wochen. Am ſchönſten war es aber doch, wenn ſie allein ſpielte und ſich in freien Phantaſien erging. Das fand auch ihr Vater:

„Du entführſt die Seelen zu einer Wanderung durch ſchönere Sterne, Claudia," ſagte er: „Du verwöhnſt ſie! ſie möchten immer Dir folgen und finden die Erde kalt und leer, wenn Du ſie wieder in ihre natürliche Sphäre verſetzeſt."

„Das iſt ja die Schattenſeite der Kunſt und mehr noch für den Künſtler ſelbſt, als für den Kunſtfreund. Er zaubert Paradieſe hervor — und ſoll in Wüſteneien leben. Er verkehrt mit Idealen, er ſchafft ideale Gebilde und Geſtaltungen — und prallt überall an dürftige Geſchöpfe der Wirklichkeit an, die ihn grauſam ernüchtern. Er beherrſcht die Geiſter, er lenkt ſie in ſeine Bahnen, er gibt ihnen die Richtung, er leiht ihnen Flügel — und mit dieſer Macht begabt, ſoll er dennoch den kleinen Trott inne halten, den man auf dem Parquet des Alltagslebens zu gehen pflegt. Es iſt kein Glück ein Fünkchen von jener ſeltſamen Flamme zu beſitzen, die man Poeſie oder Kunſtgenie nennt," ſagte Claudia ernſt.

„Unſer Glück, mein' ich, liegt nie in dem, was wir beſitzen," erwiederte der Graf, „ſondern in dem, was wir aus den Gaben machen und was wir ſind."

„Dieſe Anſicht gehört zur chriſtlichen Ethik, zur Wiſſenſchaft der Heiligen — nicht wahr, Herr Caplan?" rief die Marquiſe, und dann zu ihrem Vater ſich wendend fuhr ſie fort: „ich wäre ſehr undankbar, wenn ich nicht mein Violine als ein ganz köſtliches Gut betrachten wollte. Wer hat mir je ſo viel Freude, ſo viel Genuß, ſo viel glückliche Stunden bereitet, als ſie! Wenn ich ſie in der rechten Stimmung zur Hand nehme, ſo brauche ich die ganze Welt nicht mehr. Sie iſt eine Vertraute, mit der ich im innerſten Einklang bin; ſie iſt eine Freundin, die Alles ſagt und nichts ausplaudert; ſie iſt eine Sclavin, die ſich unbedingt jedem Gefühl anſchmiegt, jeder Laune unterwirft. Sie iſt mein Idol: in ihr bete ich eine transfigurirte Claudia an."

Lachend umarmte ſie den Grafen, der ihr mild erwiderte:

„Auf die Weiſe wird Claudia nicht transfigurirt."

„O ich weiß es, mein lieber Vater!" rief ſie: „ich weiß ſehr gut, daß es der Weg zur wahren Transfiguration nicht iſt. Nicht wahr, Herr Caplan, Chriſten haben keine Idole?"

„Wenigſtens ſollten ſie keine Idole haben."

„Und nicht wahr? in jedem Chriſten ſteckt immer noch ein kleiner Heide, der in aller Stille ſein Idolchen anbetet."

„Der Chriſt muß den Heiden überwinden — das iſt ſein täglicher Kampf," erwiederte der Caplan.

„Gelingt er ihm?" fragte ſie weiter.

„Kennen Frau Marquiſe nicht die Legenden der Martyrer und der Heiligen?“ fragte er zurück.

„Ob ich ſie kenne!“ rief die Marquiſe: „habe ich nicht in Rom einige Jahre meiner Jugend auf dem Boden der Martyrer und Heiligen verlebt, wo jeder Schritt an ſie erinnert, jeder Blick an ſie mahnt — wo ihr Andenken und ihre Bilder uns zeigen, daß man das Idol verlaſſen müſſe, um für das Ideal zu leben und zu ſterben! — O ja, ja! ich kenne jene wunderbaren Legenden. Ich habe ſie unter andern geleſen in der Lapidarſchrift des Coliſeums.“

„Werde ich auch einmal das herrliche Rom ſehen, lieber Papa?“ rief Dagobert feurig.

„Ich hoffe es, mein Sohn,“ entgegnete der Graf; „aber merke wohl: Rom iſt herrlich — ja! Rom hat das größte Intereſſe für jeden Menſchen, der einigermaßen an Bildung und Geſittung Anſpruch macht. Allein das, was uns Katholiken hauptſächlich anzieht und feſſelt, das ſind unſre idealen Beziehungen zu Rom, und in ihnen können wir verbleiben auch wenn wir es nie mit Augen ſehen.“

„Ja, Rom iſt herrlich, Dagobert!“ ſagte die Marquiſe, „aber es gibt auch andere Herrlichkeit auf unſerm Erdball. Wenn in ſtiller Sommernacht das Schiff über die breiten Wellen des Atlantiſchen Ozeans mit vollen Segeln wie ein geiſterhafter Rieſenſchwan fortgleitet, wenn die Unermeßlichkeit der Tiefe und der Höhe Dich, das winzige Atom in dem unendlichen Raum, umgibt, wenn Millionen von goldenen Sternen Dir mit ihren ſpielenden Augen tröſtlich zuwinken: wir ſind auch da; — und wenn dann das ſchönſte Geſtirn jener Hemiſphäre, das ſüdliche Kreuz, leuchtend emporſteigt — o Dagobert, das iſt doch noch ſchöner als St. Peters Dom und die ewige Roma.“

„Und an idealen Beziehungen fehlt es auch dabei nicht, denn die Hauptſchönheit iſt ein Kreuz — obſchon von Sternen,“ ſetzte der Graf hinzu.

Es kam mit der Marquiſe neues Leben in das alte Haus. Sie war ſo anregend zum Nachdenken, denn nie wußte man, ob das was ſie ſagte auch richtig, ob es überhaupt ihre Meinung ſei; — und eben dieſes regte das Nachdenken bald zum Widerſpruch, bald zur Beiſtimmung, bald zur Ergänzung an. Caplan Ulmer wurde ganz betäubt und geblendet; allein er theilte dem Pfarrer nicht mehr ſeine Eindrücke mit.

Die Marquiſe ging jeden Morgen in die Pfarrmeſſe, ſetzte ſich zuvor ein Paar Minuten im Kloſterhof auf die Bank unter der Akazie, betrachtete mit ihren ſchönen ſchwärmeriſchen Augen die Umgebung und rief gewöhnlich Wendeline herbei, um ſie nach dieſem und jenem zu fragen, wobei es ſie ſehr ergötzte, daß die Kleine viel häufiger Nein als Ja ſagte. Einmal fragte ſie:

„Gibt es denn gar nichts, was Du lernen möchteſt, Wendeline? nicht leſen, nicht ſchreiben, nicht nähen, nicht ſtricken?“

Wendeline verneinte beharrlich.

„Beſinne Dich einmal,“ fuhr die Marquiſe fort, „es wird doch irgend etwas geben, das Du zu lernen wünſcheſt.“

„Orgel ſpielen möchte ich lernen,“ ſagte Wendeline plötzlich mit großer Beſtimmtheit.

„Aber dazu biſt Du noch zu jung, zu klein.“

„Das ſagt der Vater auch . . . . ich möchte es aber doch lernen.“ — —

Die Marquiſe ging zur Meſſe. Nach derſelben winkte ſie dem Glöckner ihr in den Kloſterhof zu folgen und fragte ihn, ob er glaube daß Wendeline muſikaliſches Talent habe. Er antwortete:

„So viel ſich aus einem äußerſt richtigen Gehör, muſikaliſchem Gedächtniß und Taktgefühl ſchließen läßt, glaube ich es, und überdies hat ſie die größte Luſt dazu.“

„Ja, zum Orgelſpiel — wie ſie mir ſagte.“

„Sie kennt kein anderes Inſtrument als die Orgel, gnädige Frau.“

Die Marquiſe entließ ihn in ſeine Schule, und am Frühſtückstiſch erzählte ſie von der kleinen

Glöcknerstochter, welche Luſt habe eine heilige Cäcilia zu werden — wenigſtens bei der Orgel.

„Sieh! die kleine Zigeunerin!“ rief Dagobert.

„Zigeunerin? warum denn das?“ fragte die Marquiſe.

„Sie iſt ſo ſchwarz und blaß und hat ſo große dunkele Augen .... ganz ſchwarze Augen, wie Du“ .... —

„Wie ich? und deshalb nennſt Du ſie Zigeunerin?“ rief die Marquiſe lachend.

„Der Herr Pfarrer hat auch ſchwarzes Haar und dunkele Augen,“ ſagte Dagobert beruhigend: „dem ſieht die Wendeline noch ähnlicher als Dir.“

„Zigeuner haben ja Talent für Muſik und nach dem, was der Glöckner mir ſagte, darf man annehmen, daß die Kleine es auch habe. Es wäre zu verſuchen.“

„Mit Freuden würde ich ihr Unterricht geben,“ ſagte die Gräfin: „es wäre gar nicht übel, wenn wir hier ein kleines muſikaliſches Genie auszubilden bekämen.“

„Zu ſo kühnen Hoffnungen wollen wir uns nicht verſteigen,“ ſagte der Graf: „aber es iſt immer intereſſant, wenn ein Kind eine entſchieden vortretende Anlage hat. Laßt nur Dagoberts kleine Zigeunerin kommen.“

Sie kam, von ihrer Mutter begleitet, die in einem unaufhaltſamen Wortſchwall Wendeline lobte, tadelte, ermahnte, herausſtrich — bis endlich die Gräfin ſagte, Frau Weinrich möge unbeſorgt ſein, man verlange gar nichts von Wendeline und man werde ſie in einer Stunde in den Kloſterhof — wie man noch immer zu ſagen pflegte — zurückſchicken. Bei dieſer ganzen Scene hatte ſich Wendeline ſtarr und ſtumm verhalten. Kaum war die Mutter fort, ſo thaute ſie auf, betrachtete den geöffneten Flügel und näherte ſich ihm ſchüchtern.

„Soll ich Dir etwas vorſpielen?“ fragte Leocadie und ſetzte ſich an den Flügel.

„Ach ja, bitte recht viel!“ rief Wendeline.

Die Gräfin ſpielte leichte anmuthige Melodien. Die Kleine hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und rief plötzlich:

„Jetzt kann ich es!“

Die Gräfin machte ihr Platz, und indem Wendeline die Melodie leiſe vor ſich hin ſummte, tippte ſie mit ihren kleinen ſonneverbrannten Fingern auf den Taſten umher und fand auch dort die Melodie richtig zuſammen.

„Dieſe Schülerin wird Deine Mühe belohnen, Leocadie. Was meinſt Du?“ ſagte der Graf und betrachtete mit theilnehmendem Wohlwollen das Kind.

„Und wer weiß, ob man nicht ihr Fortkommen im ſpätern Leben dadurch begründet oder erleichtert,“

erwiederte die Gräfin, eingedenk ihres eigenen Schickſals.

„O könnte ich das Kind unterrichten!“ rief die Marquiſe, ergriff ihre Violine und ſpielte einige Takte. Dann hielt ſie inne und fragte: „Kannſt Du dies auch, Wendeline?“

„Nein,“ antwortete die Kleine, „ich kann es nicht, aber ich weiß es.“ Und ſie ſummte ganz richtig die Melodie, doch ohne den Verſuch zu machen, ſie auf der Violine nachzuſpielen.

Die Prüfung war befriedigend ausgefallen und Wendeline erhielt die Weiſung, täglich zu einer beſtimmten Stunde bei der Gräfin zu erſcheinen. Ganz beglückt kehrte ſie im ſchnellſten Lauf in den Kloſterhof zurück und theilte zuerſt dem Pfarrer die frohe Kunde mit, ſie werde nun bald die Orgel ſpielen können; ſie müſſe nur zuvor ganz geſchwinde den Flügel ſpielen lernen.

„Sieh' wie der liebe Gott ſo gut für Dich iſt, erwiederte der Pfarrer. „Wirſt Du ihm nun auch dankbar ſein und ein gehorſames fleißiges Kind werden?“

„Ich will mir Mühe geben,“ ſagte ſie entſchloſſen, und während des ganzen Tages widerſprach ſie nicht Einmal der zänkiſchen Mutter.

Der Herr Marquis.

So vergingen Tage und Wochen, gleichmäßig einförmig im engen häuslichen Kreiſe. Zuweilen kam der Pfarrer Edelholt, Allen eine willkommene Erſcheinung. Zuweilen kam ein Beſuch aus den beiden benachbarten Badeorten, alte Bekannte des Grafen, welche die Heilquellen brauchten. Sie wurden immer ſehr freundlich und gaſtfrei empfangen; aber der Graf erwiderte nie den Beſuch. Das war ſo ſeine Art und man hatte ſich daran gewöhnt, ihn wie einen liebenswürdigen Einſiedler zu betrachten, der in ſeiner Clauſe Bilder aus der Welt an ſich vorübergleiten läßt. Indeſſen bewirkte ſeine Art und Weiſe denn doch, daß man viel ſeltener zu ihm kam, als man es ſonſt wohl in der Langweile eines Badeaufenthaltes gethan hätte; und gerade das war ſeine Abſicht.

Eines Tages ſtellte ſich ein Beſuch ein, unerwarteter als jeder andere: der Marquis Marialva. Er war ein Herr tief in den fünfziger Jahren, ein ehemals ſehr ſchöner Mann, mit ſüdländiſchem Geſichtsſchnitt und Colorit, ein Mann, der noch immer nicht ſeine früheren glänzenden Tage mit ihren Erfolgen und Eroberungen vergeſſen konnte und nichts ſo ſehr liebte, als das geräuſchvolle Leben der großen Welt, das ihm durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden war.

Und dies war der Gemahl der poetiſchen, leidenſchaftlichen, ſchwärmeriſchen Marquiſe! ja ſogar der Mann ihrer Wahl, nämlich bei ſechszehn Jahren. Damals war eine gewaltige Gährung in ihrem jungen Kopf. Sie liebte weder den Aufenthalt in Bachheim, noch überhaupt den in Deutſchland. Sie begann zu denken, daß es im Leben interessantere Dinge zu ſehen, zu hören, zu thun gebe, als den ernſten Park von Bachheim, die muſikaliſchen Trio's mit dem Vater und Leocadie und die Geſchichts- und Sprachſtudien, zu denen der Vater ſie mit einiger Strenge anhielt. Sie ſehnte ſich nach Bewegung, nach Veränderung, nach etwas Neuem, während der Graf der Anſicht war, daß ſie noch ein Paar ſtille Jahre nöthig habe, um gründlicher gebildet und reifer zu werden, bevor ſie in der Welt erſcheinen könne. Da kam Marquis Marialva, der den Grafen von Wianden ſeit langer Zeit kannte, nach Bachheim. Der Marquis, damals ein ſchöner Mann von vierzig Jahren, trat mit dem vollen Glanz ſeiner Stellung, ſeines Reichthums, ſeiner Weltgewandtheit vor Claudia und hatte überdas in ihren Augen einen Vorzug, der ihm einen Nimbus verlieh: er war ein Südländer, als Portugieſe ein quasi Landsmann ihrer Großeltern, ihrer verſtorbenen Mutter. Er ſprach ſpaniſch mit ihr — und ſie war entzückt. Der Graf lächelte über dieſe Begeiſterung, zu welcher Claudia den vollen Inhalt aus ſich ſelbſt, aus ihrer Phantaſie ſchöpfte, und auch als der Marquis ſeinen Beſuch wiederholte und häufig von dem Badeort, wo er ſich aufhielt, herüberkam, war dem Grafen noch keineswegs der Ernſt der Sache klar geworden. Das geſchah, als Marquis Marialva nach drei Wochen um Claudia's Hand bat. Der Graf hatte nicht die mindeſte Luſt, die Werbung anzunehmen und die feſte Ueberzeugung, daß Claudia mit ihm übereinſtimmen werde. Um ſie aber nicht in Unkenntniß über eine Frage zu laſſen, welche ſie ſo unmittelbar berührte, theilte er ihr den Antrag mit. Groß und ſchmerzlich war ſein Erſtaunen, als Claudia auf der Stelle die Bewerbung annahm. Er machte ihr ernſte Vorſtellungen über ihre Jugend, ihre Unwiſſenheit. Gerade deshalb, entgegnete ſie, ſchicke ihr der liebe Gott einen Gatten, der älter als ſie ſei und Alles habe, was ihr mangele; und ſie werde gelehrig ſein. Der Graf ſtellte ihr ferner vor, daß ſie ihrem Gatten für ihr ganzes Leben eine ausſchließliche Liebe und freundlichen

Gehorſam ſchuldig — und daß dies eine ſehr ſchwere und ernſte Aufgabe ſei, für welche die menſchliche Schwäche großer Gnade bedürfe und nur ein ſehr ſtandhafter guter Wille könne dieſe Gnade feſthalten. Sei ſie bei ihrer großen Jugend zu dieſem Entſchluß fähig? Claudia erwiederte, der Marquis ſei ihr in jeder Beziehung dermaßen überlegen, daß ſie ihm gern gehorchen und ihr ganzes Beſtreben darauf richten werde ihn glücklich zu machen und ihm zu gefallen. Genug, Claudia war entſchieden. Der Graf ſchrieb dem Marquis, bat um acht Tage Bedenkzeit für ſeine noch ſehr kindliche Tochter und bat ferner den Marquis, gründlich zu erwägen, ob Claudia die Frau ſei, die ihn für's Leben glücklich machen könne. Statt einer Antwort erſchien nach acht Tagen der Marquis und wiederholte dringend ſeine Bewerbung. Claudia wurde ſeine Braut und nach einigen Wochen ſeine Gattin. Er war ganz unter ihrem Zauber und machte ein Idol aus ihr. Sie blickte in die Zukunft, wie in ein Feenland. Sie ſollte zuerſt ihre Großeltern wiederſehen, die in Sevilla lebten, und dann ihren Gemahl, der nach Rio Janeiro berufen worden war, auf der See begleiten. Andaluſien, Braſilien, der Atlantiſche Ocean — das Alles lag vor ihrem träumeriſchen Blick, wie Gärten der Hesperiden, in denen nur goldene Früchte reiften.

„Ich glaube, wir werden auf dieſer Reiſe das untergegangene Eiland Atlantis, dieſe Inſel der Glückſeligkeit, entdecken,“ ſagte Claudia zu ihrem Vater.

„Mich verlangt nicht nach einer ſolchen Entdeckung!“ rief der Marquis, in Claudia’s Anblick verloren, „ich beſitze meinen Antheil an der Glückſeligkeit.“

„Die Inſel Atlantis iſt untergegangen zur Strafe für die Sünden ihrer Bewohner: ſo ſpricht die Fabel,“ ſagte der Graf, „und ich meine, ſie ſpreche eine tiefe Wahrheit aus, der Menſch mißbraucht die irdiſche Glückſeligkeit; er verträgt ſie nicht, denn er iſt nicht für ſie geſchaffen.“

„Nun gut!“ erwiederte Claudia feurig: „wenn ich nur wenigſtens ihre Geſtade berührt habe.“

Der Marquis und die Marquiſe Marialva verließen Bachheim, verließen Europa, und als ſie nach vier Jahren zurückkehrten, fand Claudia ihren Vater mit Leocadie vermählt und beglückt durch den neugeborenen Dagobert. Mit namenloſer Wehmuth ſtand Claudia an der Wiege ihres kleinen Bruders. Warum wurde nicht ihr dies Glück zu Theil? Sie umarmte zärtlich ihren Vater und ſprach ihm herzlich ihre Freude aus, daß ſein Leben nicht mehr einſam ſei, daß er für ſeine Gedanken einen Gegenſtand, für ſeine Thätigkeit ein Ziel habe. Er lebte zurückgezogen von der Welt, theils weil er ihrer überdrüſſig war, hauptſächlich aber, um für Dagobert's Zukunft in pecuniärer Beziehung zu ſorgen und er hatte die Abſicht, den Knaben in den einfachſten Verhältniſſen des Landlebens und nicht als großen und reichen Herrn zu erziehen, weil dergleichen Anſprüche unerfüllbar waren und Zwieſpalt zwiſchen Gegenwart und Zukunft des Knaben bewirkt hätten. Claudia ſtimmte aus ganzer Seele dem Plan ihres Vaters bei. Bachheim, das alte Haus, der ernſte Garten, erſchien ihr jetzt in einem ganz andern Licht als früher, ſo traulich, ſo heimiſch.

„Ein Plätzchen zum Ausruhen,“ ſagte ſie.

„Ausruhen? wovon denn? wo iſt Deine Mühe? wer verlangt von Dir eine Anſtrengung?“ fragte lächelnd Leocadie.

„Das Leben!“ erwiederte ſie ernſt.

Ein anderes Mal fragte Leocadie im Scherz:

„Nun, Claudia, haſt Du das untergegangene Eiland Atlantis entdeckt?“

„Ja!“ antwortete ſie: „aber nicht da, wo ich es zu finden wähnte, ſondern untergegangen in meiner eigenen Bruſt. Das iſt das ganz gewöhnliche Schickſal unſerer Jugendträume! wir zielen immer viel zu hoch nach dem Glück. Du nicht, Leocadie, Du nicht!“ ſetzte ſie lebhaft hinzu: „doch nicht Jedem iſt Deine ruhige Verſtändigkeit gegeben.“

„Stimme Dich zu dem Ton Deiner Umgebung, Deiner Verhältniſſe," ermahnte Leocadie.

„Zum Geſchnatter der Welt? zum Geflüſter der Intrigue? zum falſchen Pathos der Lüge?" rief Claudia lachend: „Nein, nein! es iſt ſchon beſſer, wenn ich mein eigenes Liedchen pfeife, dann bleibe ich doch wenigſtens in Harmonie mit mir ſelbſt."

Kaum ein Jahr hatte Claudia mit ihrem Traume von Glück getändelt, als die Wirklichkeit ſich geltend machte: der Marquis wurde ernüchtert und ſie enttäuſcht. Sein Idol ſank herab zu den Dimenſionen eines lieblichen, aber ſehr unvollkommenen, ſehr unentwickelten Menſchenkindes, das tauſend kleine Verſtöße in der Geſellſchaft beging — und die leidenſchaftliche Zärtlichkeit, die er für ſie empfunden und geäußert hatte, kühlte ſich im Lauf der Zeit ab. Das verſtand ſie nicht; ſie war ohne Erfahrung. Der Uebergang der Gefühle aus der heißen in die gemäßigte Zone, war für ſie ein Räthſel, denn ſie hatte ihn noch nicht ſelbſt durchgemacht. Sie verdoppelte den Ausdruck ihrer Zärtlichkeit, anſtatt den guten Rath zu befolgen, den der heil. Gregor von Nyſſa ſchon vor anderthalb tauſend Jahren der heil. Olympia bei ihrer Vermählung gab: immer um ein Paar Grad kühler zu ſein, als ihr Gemahl. Dies hatte zur Folge, daß der Marquis mehr und mehr gleichgültig in ſeinem Benehmen gegen ſie wurde.

Sie gerieth ganz außer ſich, machte ihm Scenen, machte ihm Vorwürfe und vergoß viele Thränen, während der Marquis gar nicht auf ihre romanesken Grillen — wie er ſie nannte — einging, ſondern für ſeine Geſchäfte, für die Geſelligkeit und für die Verpflichtungen und Freuden der Welt lebte.

Nachdem ſie wieder ein Jahr in dieſem Kummer hingebracht hatte, wurde ſie ihrer eigenen Thränen überdrüſſig und ſuchte ſich in der Welt zu zerſtreuen. Dazu war man ihr gern behülflich: Sie war eine reizende Erſcheinung, eine ſchöne junge, von ihrem Gemahl vernachläſſigte Frau: folglich lagen ihr eine Menge Männer zu Füßen. Sie ließ ſie freilich dort liegen, aber — es unterhielt ſie, es freute ſie, es gab ihr einen kleinen Triumph dem Marquis gegenüber. Dieſem war es keineswegs unangenehm ſeine Frau ſo gefeiert und endlich in der Weltſtellung, die ihr gebührte, glänzen zu ſehen. An der Bewunderung, die Andere ihr zollten, entzündete ſich wieder die ſeinige. Doch Claudia hatte ſchnell gelernt mit Gefühlen zu ſpielen: ſie wollte ſich ein wenig an dem Marquis rächen und ließ ihn empfinden, was das ſei: mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden, obſchon dieſe Gleichgültigkeit gegen ihn nicht in ihrem Herzen war. Der Marquis fühlte ſich tief beleidigt, ergrimmte, und verfiel in wüthende Eiferſucht. Claudia gerieth in Verzweiflung ſo ſehr verkannt zu werden und das kleinliche Mißtrauen, das er bei jeder Vorkommenheit rückſichtslos äußerte, empörte ſie. Er wurde ihr läſtig, er wurde ihr unerträglich, und in demſelben Maß ſtieg in ihren Augen die Liebenswürdigkeit eines jungen Mannes, der ihr feurige Huldigung darbrachte.

Plötzlich erhielt der Marquis einen diplomatiſchen Poſten in Deutſchland, und Claudia kehrte nach vierjähriger Abweſenheit nach Europa zurück, um dort, ganz in der Nähe ihres Vaters, am Sitz des deutſchen Bundes, ihren Aufenthalt zu nehmen. Der Graf von Wianden fand Claudia ſehr verändert und nicht in der Weiſe, wie er es gewünſcht hatte. Sie war gänzlich enttäuſcht über ihren Gemahl, deſſen eitler, ſelbſtſüchtiger Charakter ihr kein Vertrauen — deſſen Weltſinn und oberflächliche Bildung ihr keine Hochachtung einflößte; ſie war enttäuſcht über ſich ſelbſt, denn ſie hatte Phantaſiegebilde für Wahrheit, unruhige bunte Träumereien für Liebe gehalten; ſie war enttäuſcht über ihr eheliches Verhältniß, in welchem ſie ein Abgott geweſen und ein Gegenſtand geworden war, der bald mit Gleichgültigkeit, bald mit tyranniſchem Mißtrauen behandelt wurde. Sie war enttäuſcht über die Tiefe und Stärke der Empfindungen, denen ſie eine ewige Dauer zugetraut hatte und die ſie im eigenen und im fremden Herzen kläglich verwandelt ſah; — denn ſie mußte ſich geſtehen, daß ſie dies nicht nur in ihrer Beziehung zum Marquis erfahren hatte. War doch jener junge Mann, der ihr in Rio ſo leidenſchaftlich huldigte, ihr damals nicht gleichgültig geweſen, und jetzt, da der Ocean und ein paar Welttheile ſie trennten, jetzt dachte ſie kaum mehr an Denjenigen, der ihr die Abreiſe von Rio ſchwer gemacht hatte.

„In jeder Menſchenbruſt liegt eine Sphynx mit ungelöſten, todtbringenden Räthſeln — findeſt Du das nicht, lieber Vater?“ fragte ſie ihn.

„Es mag ſein .... — aber halte Dich nicht bei all' den Täuſchungen des Irdiſchen auf, entgegnete er: wandele auf dem Wege Deiner Pflicht und entferne ſtarkmüthig Alles, was Dich daran hindern könnte; dann biſt Du in der Wahrheit, dann kann keine Sphynx Dich ergreifen und tödten, dann haſt Du das Räthſel Deines Lebens glücklich gelöſt.“

Claudia ſeufzte; ſie wußte mit dem ſchlichten Compaß der Pflicht nicht recht umzugehen; ſie hätte ihn gern nach ihren Wünſchen geſtellt. Sie fand ſich durch den Marquis verletzt, beleidigt, unterſchätzt, ihrer Ideale beraubt; ſie empfand nur Bitterkeit und Kälte für ihn und ſie dachte nicht daran, es ihm zu verbergen, viel weniger noch, wohlwollendere Gefühle in ſich zu erwecken. Er ſeinerſeits behandelte ſie wie ein eigenſinniges, thörichtes Kind, das man unter ſtrenger Zucht halten muß. Doch nahmen ſich

Beide in Gegenwart des Grafen immer zuſammen, um ihm keinen Anſtoß zu geben. In Claudia's Augen war der Vater das Urbild alles Guten und Edeln; ſeine Mißbilligung, ſein Tadel, ſchienen ihr unerträglich; ſie hätte vollkommen ſein mögen, um ſein Lob zu verdienen, denn trotz aller Nachſicht und Vorliebe, die er für ſie äußerte, war ſein Leben, ſein Charakter, ſeine Geſinnung der Art, daß er ihr die tiefſte Ehrfurcht einflößte und daß ſie zitterte bei dem Gedanken ihm zu mißfallen. Auch dem Marquis imponirte ganz außerordentlich dieſer Schwiegervater, der mit unverwüſtlicher Zähigkeit an ſeinen Grundſätzen hing und den Weg verfolgte, auf den ſie ihn hinwieſen, ohne ſich durch Leidenſchaften oder Vortheile oder Mode oder Zeitgeiſt beirren zu laſſen. Genug, in ſeiner Gegenwart wurde ein leidlich freundliches Verhältniß aufrecht gehalten. Unter vier Augen freilich war es anders! ſeitdem Claudia ſich geſagt hatte, daß zwiſchen ihr und ihrem Mann von Liebe keine Spur ſei, behandelte ſie ihn mit eiſiger Kälte und wünſchte ebenſo von ihm behandelt zu werden — ein Wunſch, der nach und nach die vollkommenſte Erhörung fand. Jedoch ſah der Marquis in ihrem leidenſchaftlichen, capriziöſen Charakter Grund genug zu einer andauernden, ſtillen Eiferſucht — ein Gefühl, das der Marquiſe gänzlich fremd war. Merkwürdiger Weiſe verletzte das ſeine

Eitelkeit. Er ſah darin einen Beweis, daß ſie gar nicht beachte, ob er andern Frauen huldige oder nicht.

So ſtellte ſich ihr Verhältniß im Lauf der Zeit feſt. Der Marquis blieb fortan in Deutſchland in ſeiner Stellung. Er machte Reiſen nach Italien, England und Frankreich mit Claudia; aber auf einer Reiſe nach Braſilien begleitete ſie ihn nicht; ſie ging während der Zeit zu ihren Großeltern nach Sevilla. — In der Welt machte ſie überall ein glänzendes Haus, das, verbunden mit dem Zauber ihrer Perſönlichkeit, außerordentlich geſchätzt wurde. Beobachtete ſie auch keineswegs immer Etikette und Faſhion nach Zoll und Linie: ſo hielt man das ihrer genialen Begabung zu gut. Man betrachtete ſie wie eine wunderſchöne, höchſt ſeltene exotiſche Blume, wie ſie im Treibhaus der Welt nur unter beſondern Umſtänden gedeihen konnte. Ihr inneres Leben? — darüber ſchwieg ſie. Ihre tiefen Melancholien behielt ſie für ſich. In der Geſellſchaft war ſie, wie ſie ſein wollte, wie Laune und Stimmung des Augenblicks es ihr eben eingaben, bald anziehend, bald gleichgültig, bald gelangweilt, bald belebt und anregend. Der Marquis hatte nicht unrecht zu behaupten, daß ſie in ſtrenge Zucht genommen werden müſſe. Hätte eine geſchicktere Hand als die ſeine es gethan, ſo hätte Claudia ein ſehr vollkommenes Weſen werden können. — —

Als Marquis Marialva jetzt in Bachheim erſchien, wurde er mit allgemeinem Erſtaunen begrüßt und der Graf ſagte:

„Wir ſind überraſcht, wie Sie ſehen, lieber Marquis, denn meine Tochter hatte uns geſagt, daß Sie bis Ende September in Baden bleiben würden.“

„So war es abgemacht,“ ſagte Claudia kühl.

„Und ſo wäre es geblieben,“ erwiederte der Marquis, „wenn nicht einem meiner Landsleute die Badeorte der Wetterau empfohlen wären. Er ſuchte mich in Baden auf und ich begleitete ihn nach Homburg, wo wir uns jetzt niedergelaſſen haben. Es iſt Sierra Blanca,“ ſetzte er an Claudia ſich wendend hinzu.

Ein Funke flog in ihrem Auge auf, als ſie fragte:

„Was will er hier?“

„Du hörſt es ja: die Quellen von Homburg will er brauchen,“ erwiederte der Marquis — und zu ſeinem Schwiegervater ſagte er:

„Sie erlauben mir, nicht wahr? Ihnen den Grafen Salvator de Sierra Blanca vorzuſtellen — ein ſehr angenehmer Mann, ſo etwas wie ein Seitenſtück zu meiner Frau.“

„Was ſoll dieſer Scherz bedeuten?“ fragte ſie kalt und hoch.

„Eine Wahrheit ſoll er ausſprechen, meine Liebe.

Graf Sierra Blanca iſt der Sohn eines Portugieſen und einer Engländerin, iſt in England erzogen und Braſilianer geworden, weil ſich ſein Vater dem Kaiſer Don Pedro anſchloß. Dieſe complicirten Familienverhältniſſe haben Aehnlichkeit mit den Deinen.“

„Ihr Landsmann ſoll uns willkommen ſein,“ ſagte der Graf ruhig und ſprach von andern Dingen.

Nach einer Stunde brach der Marquis auf und ſagte, er werde in den nächſten Tagen wieder kommen.

Claudia befahl ihrem Reitknechte, fortan täglich die Pferde am Nachmittag im Stall geſattelt und bereit zu halten.

Claudia war mit ihrem Vater tief im Park, als nach drei Tagen der Marquis mit ſeinem Landsmann in Bachheim erſchien. Leocadie empfing die Herrn und ſchickte den Diener fort, um den Grafen zu benachrichtigen. Als Claudia in weiter Entfernung den eilenden Diener wahrnahm, rief ſie plötzlich:

„Ha! .... Adieu, lieber Vater!“

Dann bog ſie in einen Seitenweg ein und war verſchwunden, bevor der Diener den Grafen erreicht und ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte. Der Graf glaubte, ſie ſei dem Marquis entgegen geeilt, was ihn etwas wunderte; doch ſeine Verwunderung ſtieg, als er ſie nicht im Salon fand und Marialva nach den erſten Begrüßungen fragte:

„Und meine Frau iſt nicht bei Ihnen?“

„Wie Sie ſehen,“ verſetzte der Graf lächelnd und knüpfte ein Geſpräch über England mit dem Fremden an.

Leocadie ließ den Park durchſuchen, ohne daß Claudia gefunden wurde. Sie ging ſelbſt auf deren Zimmer und, als ſie dort Niemand fand, zu Dagobert, der in Studien vertieft war; allein Claudia blieb verſchwunden. Endlich meldete der Diener, die Frau Marquiſe werde ausgeritten ſein, denn Pferde und Reitknecht wären nicht im Stall.

„Dann wird ſie ohne Zweifel bald heimkehren,“ bemerkte der Marquis.

„Das iſt die Frage,“ erwiederte der Graf.

Claudia kam nicht zurück. Der Marquis wartete zwei Stunden — vergebens! Endlich brachen die Herrn auf.

„Aber, wo um's Himmelswillen iſt Claudia!“ rief Leocadie beängſtigt, als jene fort waren: „es dämmert ja ſchon.“

„Sei unbeſorgt! ſie kennt hier Weg und Steg,“ erwiederte der Graf beruhigend.

„Sieh', wie gut wäre es, wenn ich ein Pferd — oder wenigſtens einen jungen muntern Pony hätte, Papa!“ rief Dagobert: „dann würde ich Claudia begleiten und Ihr könntet unbeſorgt ſein.“

„Das ſind wir auch jetzt, mein Bub',“ ſagte der Graf freundlich.

„Ich höre Hufſchlag!“ rief Dagobert und ſprang hinaus in den Hof.

Ganz langſam kam Claudia daher geritten, der Reitknecht hinter ihr drein.

„Sie zu Pferd — und nicht ich!“ ſagte Dagobert unmuthig zu ſich ſelbſt; „und ſie iſt doch nur eine Frau!“ —

„Kommſt Du endlich!“ rief er ihr entgegen: „Dein Mann war hier mit einem Grafen Sierra Blanca, der wie ein Engländer ausſieht — ſagt Mama.“

„So?“ ſagte ſie gleichgültig, ſtieg ab, küßte Dagobert's Stirn, ging mit ihm in den Salon, umarmte Leocadie und ſagte, indem ſie die Hand ihres Vaters küßte:

„Ich war in der Stadt. Ich hatte heute früh dem Pfarrer verſprochen, Arznei für ein Paar Kranke im Dorf zu beſorgen und die Rechnung zu zahlen. Das that ich und hielt mich etwas bei dem Pfarrer auf. Die Tage nehmen ſo ſtark ab, daß es noch gar nicht ſpät und ſchon recht finſter iſt.“

„Welche angenehme Erſcheinung iſt Graf Sierra Blanca,“ ſagte Leocadie: „er macht den Eindruck eines ſehr gebildeten Engländers. Er hätte Dich gern Violine ſpielen gehört.“

„Ach, er kennt ja dies armſelige Violineſpiel,“

rief Claudia unmuthig, „wenn ich mich auch jetzt etwas vervollkommnet habe.“

Sie holte alsbald ihre Violine hervor und begann ſo wunderſchön zu ſpielen, daß das Leben in ſeinem Alltagskleide mit Beſuchen und hergebrachten Höflichkeitsphraſen ihren Zuhörern aus dem Sinn kam.

„Die Theſſaliſchen Zauberinnen des Alterthums verſtanden den Mond vom Himmel herunter zu ſingen — wie die Sage geht; und die Druidinnen Britaniens den Meeresſturm zu beſchwichtigen: das fällt mir immer bei Deiner Violine ein,“ ſagte der Graf.

Sie warf ihm einen zärtlich dankbaren Blick zu und ſpielte weiter.

„Ich glaube, Du könnteſt Dich zu Tode ſpielen, Claudia, wenn nicht etwas Proſa Deinen poetiſchen Hochflug unterbräche. Laß uns zum Nachteſſen gehen,“ ſagte Leocadie, indem ſie aufſtand und in das Speiſezimmer ging.

Als Claudia ſpäter einſam in ihrem Zimmer war, brach ſie zuſammen, wie Jemand, der ſeine Kräfte überangeſtrengt hat. Sie ſank auf dem Tabouret am Fenſter nieder, ihre Arme fielen ſchlaff herab, ihre Augen ſchloſſen ſich, ihr Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt, der Ausdruck äußerſter Erſchöpfung gab ſich auf ihren Zügen, in ihrer Haltung kund und ihre blaſſen Lippen ſeufzten ſtoßweiſe: Mein Gott .... erbarme dich meiner .... o mein Got! .... — —

Am andern Morgen war ſie aber wieder da mit ihrem ſchwärmeriſchen Blick, ihrem ſchönen Lächeln, ihrer grazienhaften Haltung, ihrer ganzen gewinnenden Erſcheinung. Trug ſie wirklich im innerſten Herzen eine Wunde, ſo verſtand ſie meiſterhaft ſie zu verbergen.

Nach einigen Tagen kam der Marquis wieder und erzählte, Graf Sierra Blanca habe plötzlich eine Familiennachricht erhalten, die ihn nach England gerufen, und ſei bereits fort. Claudia vernahm gleichgültig dieſe Kunde. Minder gleichgültig war ihr der Wunſch des Gatten, ſich zu ihm nach Homburg zu begeben. Er mochte nicht allein ſein und er wußte, daß Claudia immer einen anziehenden Mittelpunkt für die Geſelligkeit bilde.

Der Graf ſagte ſogleich:

„Du haſt mir ſechs Wochen geſchenkt, liebes Kind, ich finde es billig, wenn Dein Mann ſeinen Anſpruch an Deine Geſellſchaft geltend macht.“

„Da Sie und die Gräfin ſchwerlich für uns eine Ausnahme machen und uns beſuchen werden,“ ſagte der Marquis verbindlich, „ſo könnten Sie uns doch vielleicht die Freude machen, uns zuweilen Dagobert zu ſchicken.“

„O ja, Papa! lieber Papa! bitte bitte, ſprich

Ja!“ rief Dagobert entzückt und warf ſich um den Hals des Grafen.

„Er wäre ja bei uns ſo ſicher aufgehoben, wie bei Dir und wir ließen ihn nicht aus den Augen,“ ſetzte Claudia hinzu.

Aber der Graf entgegnete:

„Das muß ruhig überlegt werden;“ — und Claudia reiſte ab, ohne ſeine Zuſage erhalten zu haben.

Leocadie, von Dagobert mit Bitten beſtürmt, verſuchte den Grafen für den Wunſch ihres Lieblings zu gewinnen.

„Was hat Dagobert von dieſem Beſuch in Homburg!“ erwiederte der Graf: „Zerſtreuung, ſtörende Eindrücke, verwirrende Bilder und, ſehr wahrſcheinlich, ein geheimes Mißfallen an dem einfachen Elternhauſe.“

„Du nimmſt die Sache zu ernſt,“ erwiederte die Gräfin: „wenn das die Folgen wären, ſo dürfte man ja nie einem Kinde eine Ferienreiſe geſtatten.“

„Es kommt darauf an, mit wem und wohin die Reiſe gemacht wird.“

„Wo kann er in beſſerer Obhut für die kurze Abweſenheit ſein, als bei ſeiner Schweſter?“

„Ich habe keine einzelne Perſönlichkeit im Sinn. Ich fürchte nur einen aufregenden Eindruck für Dagobert von der fremden Luft — der erſten, in die er verſetzt wird.“

„Dazu iſt er zu jung, lieber Euſtach!“ rief Leocadie.

„Sage das nicht! ſeine kleinen Gedanken und Wünſche ſind ganz bereit, ſich außerhalb ſeiner Sphäre zu bewegen, und ich möchte ihn doch gern in jener edeln Genügſamkeit erhalten, die zufrieden iſt mit dem, was ſie beſitzt und nicht mehr verlangt als das, was ihr zugewieſen iſt.“

„Aber, lieber Euſtach, Du nimmſt wirklich die Sache zu hoch, zu ernſt,“ entgegnete Leocadie. „Dagobert iſt ja noch ein Kind! und bedenke, mit welchem Eifer betreibt er ſeine Studien! welche Fortſchritte macht er! noch geſtern ſagte mir Caplan Ulmer, dieſer Durſt zu lernen, zu wiſſen, ſei ganz ungewöhnlich bei Knaben ſeines Alters. Da muß man ihm denn auch zuweilen eine Erholung gönnen, eine Freude machen, damit er ſich in der einſeitigen Richtung nicht aufreibe — und da wäre, mein' ich, eine Vacanz von etwa vierzehn Tagen ſehr rathſam ....“ —

„Vierzehn Tage!“ unterbrach der Graf: „liebes Kind, was fällt Dir ein!“

„Und wenn es denn auch nur acht bis zehn Tage wären, ſo könnte Dagobert ſich doch von den anſtrengenden Studien erholen,“ fuhr Leocadie fort, im Stillen erfreut, daß der Graf ihren Vorſchlag nicht abſolut verwarf.

„Eine Woche! .... das iſt das Aeußerſte, wozu ich mich entſchließen kann, ſagte der Graf: und ſelbſt das bewillige ich nur, weil Du eine gewiſſe Beſorgniß vor Ueberanſtrengung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten äußerſt, die ich übrigens nicht theile, denn Dagobert iſt phyſiſch ſo geſund, wie er geiſtig kräftig iſt und kann ſich hier nach Herzensluſt herumtummeln.“

„Du machſt uns Allen die größte Freude durch Deine Einwilligung!“ rief Leocadie ſo raſch, als fürchte ſie, daß der Graf ſie zurücknehmen könne.

Und wirklich war Dagobert freudetrunken, als er drei Tage ſpäter mit Caplan Ulmer zu ſeiner Schweſter nach Homburg fuhr.

„Jetzt fahre ich hinaus in die Welt — in die weite, große, herrliche Welt!“ frohlockte er, und als Wendeline eben zu ihrer Muſikſtunde im Zimmer der Gräfin erſchien, rief er ihr zu:

„Kleine Zigeunerin, möchteſt Du auch die weite Welt ſehen?“

„Was iſt das, die weite Welt?“ fragte Wendeline ernſt, wie immer.

„O etwas Herrliches!“ rief Dagobert und ſprang zum Wagen.

Als Pfarrer Edelholt die Veſper in ſeinem Garten gebetet hatte, kam Wendeline ihm unten am Laubengang entgegen und fragte nachdenklich:

„Haben Sie wohl die weite Welt geſehen?“

„Ja, ein Stückchen davon hab' ich wohl geſehen,“ erwiederte er lächelnd.

„Und hat ſie Ihnen gefallen?“

„Wie kommſt Du mir vor, Wendeline!“ ſagte er befremdet.

„Ja, Graf Dagobert ſagt, ſie ſei ganz herrlich.“

„Für ſolchen jungen Buben iſt ſie es auch; .... aber ſchau'! da gehen ſchon die Sterne auf und bald wird der ganze Himmel hell von Sternen ſein und jeder Stern iſt eine Welt. Die weiten Welten ſind ſchöner, Wendeline, als die, welche Graf Dagobert zu ſehen bekommt.“

Wendeline blickte mit ihren dunkeln Augen zu den Sternen empor und ihre Seele wendete ſich ahnungsvoll einer Welt zu, die ſchöner iſt, als das armſelige Hienieden mit ſeinen ach! ſo vergänglichen — ach! ſo beſtaubten Freuden.

Eine zärtliche Schweſter.

Dagobert kam zurück nach vierzehn Tagen, ganz beſeligt von den Freuden, die er genoſſen hatte. Täglich war er mit ſeiner Schweſter ſpazieren geritten auf einem muntern Pony, täglich im Theater geweſen, um abwechſelnd deutſche und franzöſiſche Schauſpiele zu ſehen und Opern zu hören. Die Menſchenmenge, die Muſik im Freien, die glänzenden Kaufladen, das Wogen und Treiben von Tauſenden in bunter Bewegung, die Spielſäle mit ihren langen grünen Tiſchen im dichten Kranz umdrängt von Spielenden und von neugierigen Zuſchauern: Alles hatte er bemerkt und ſo genau ſich gemerkt, daß er davon Schilderungen mit einer Lebhaftigkeit machte, die ſeinen Vater erſchreckte. Sogar hatte er einmal Roulette geſpielt! ſein Schwager hatte ihn an den Tiſch geführt, ihm ein Zwanzigfrankenſtück gegeben und geſagt, er möge jetzt nach Belieben ſetzen und ſein Glück verſuchen. Erfreut, geblendet und verwirrt hatte er geſetzt — auf welche Schrift oder Zahl wußte er vor freudiger Aufregung nicht mehr — aber ach! ſein Goldſtück wurde eingeſtrichen und der Marquis lachte über ſein betrübtes Geſicht und ſagte:

„So geht es den Gimpeln, die im Hazardſpiel ihr Glück verſuchen wollen.“

Als Dagobert dies Alles und noch viel mehr mit feuriger Lebhaftigkeit und unerſchöpflicher Beredſamkeit berichtete, dachte ſein Vater mit leiſer Reue, daß er allzuviel Schwäche gegen Leocadie bewieſen habe und Marialva's Aeußerung verſöhnte ihn nicht mit deſſen Verkehrtheit, einen Knaben an den Roulettetiſch zu führen.

„Jetzt ſchlage Dir das Alles aus dem Sinn, Dagobert,“ ſagte er ruhig, „und denke an Deine Studien. Es wäre erbärmlich, wenn das, was eine Erholung für Dich ſein ſollte, Dir zur andauernden Zerſtreuung würde.“

„Sei unbeſorgt, Papa! ich werde mit großem Eifer an die Studien gehen,“ erwiederte Dagobert.

Und er hielt Wort. Sein reger Verſtand bedurfte der Thätigkeit, faßte ſchnell und ſcharf auf, verarbeitete mit Leichtigkeit ſeinen Gegenſtand und löſte Aufgaben, die einer reiferen Jugend vorbehalten zu ſein pflegen. Er hatte den edeln Ehrgeiz, Alles auf's Beſte machen zu wollen und ein lobendes Wort ſeines Vaters, der ſehr karg mit Lob war, gab ihm immer wieder eine friſche Anregung. Seine Mutter frohlockte und behauptete, die neuen Eindrücke der Vacanzen hätten ungemein günſtig auf Dagobert gewirkt, während der Graf meinte, Dagobert ſei in dem Alter, wo der Geiſt des heranwachſenden Knaben beginne, ſich über die Region des Kindes zu erheben. Caplan Ulmer hatte vielleicht Recht, wenn er beiden Eltern Recht gab.

Er fand ſich nicht ſo leicht wie Dagobert wieder zurecht in der einſamen Stille von Bachheim. Nicht das bunte, laute, glänzende Getümmel, das er da draußen gefunden hatte, zerſtreute ihn und feſſelte ſeine Gedanken — o nein! ſie waren in der Gefangenſchaft der Marquiſe Marialva. Er war noch nie in die Nähe einer Frau aus der großen Welt gekommen. In ſehr engen bürgerlichen Verhältniſſen aufgewachſen, eines Landſchullehrers Sohn, verlebte er ſeine Kindheit in ſeinem Dorf und ſeine Jugend in Studienanſtalten und auf Univerſitäten. Wäre es nicht der heiße Wunſch ſeines Vaters geweſen, ihn, den jüngſten und begabteſten der Söhne, im geiſtlichen Stande zu ſehen, hätte nicht nach des Vaters Tode, als er kaum das Gymnaſium abſolvirt hatte, ſeine Schweſter Barbara mit unglaublicher Energie den väterlichen Wunſch feſtgehalten: ſo würde er ſich vielleicht einen andern Beruf erwählt haben; doch ſo, wie die Umſtände eben waren, konnte er es kaum —

und wollte es auch nicht, denn er hatte keine Abneigung gegen den geiſtlichen Stand. Barbara, zwölf Jahre älter als er, ſetzte ihre ganze Ehre darin, in ihrer Familie dereinſt einen Herrn Pfarrer zu haben. Sie hatte eine hohe Meinung von ſich ſelbſt, denn ſie mußte ſeit ihrem vierzehnten Jahr das Hausweſen führen, weil die Mutter ſtarb, und ſie that es mit Umſicht und Geſchicklichkeit. Sie betrachtete ihre vier Brüder, namentlich den jüngſten, ungefähr wie ihre Söhne und es kränkte ſie tief, daß ſich die drei älteren begnügten ein ſchlichtes Handwerk zu lernen. Umſomehr ſetzte ſie ihre ganze Hoffnung auf den jüngſten und als nach des Vaters Tode ſeine Standeswahl zur Sprache kam, ſagte ſie in dem Tone mütterlicher Autorität, den ſie ihm gegenüber angenommen hatte:

„Lorenz! ich kenne Dich genau: Du mußt geiſtlich werden! Dazu taugſt Du und zu nichts Anderem.“

„Zu nichts Anderem?“ rief er beleidigt: „das iſt doch noch die Frage. Ich möchte ſehr Vieles ſtudiren und dann erſt meine Wahl treffen.“

„Wärſt Du vermögend, ſo ſtände Dir das frei. Allein Du biſt ganz unbemittelt.“

„Ich werde Unterricht geben, wie ich es bereits gethan habe, ſeitdem ich Primaner bin .... und mir meine Subſiſtenzmittel erwerben.“

„Und Deine Geſundheit ganz ruiniren! Zur Hälfte iſt ſie es ſchon!“ rief Barbara: „nein, Lorenz, dazu biſt Du nicht kräftig genug. Ich aber mache mich anheiſchig, Dich zu unterſtützen, zu erhalten .... wohlverſtanden, wenn Du geiſtlich wirſt. Ich kann das. Für ein Hausweſen habe ich nicht mehr zu ſorgen, unſere Brüder ſind bei ihren Meiſtern untergebracht und für meine Perſon brauche ich wenig. Du weißt, wie geſchickt ich mit der Nähnadel bin, wie ich Kleider, Weißzeug, Hauben und Hüte anzufertigen verſtehe. Wenn ich meine ganze Zeit auf Handarbeit verwenden kann, ſo wird es mir nicht ſchwer werden, Dich kräftig genug zu unterſtützen, um Dich vor allzu großer Anſtrengung zu bewahren.“

„Du willſt alſo meinetwegen jahrelang darben, Barbara!“ ſagte Lorenz bewegt.

„Darum bekümmere Dich nicht!“ rief ſie: „Du biſt mein Stolz und meine Freude! Du ſollſt mich darüber tröſten, daß unſere Brüder weder Gaben noch Neigung hatten, um etwas Anderes zu lernen, als ein Handwerk. Es hätte doch mindeſtens Einer — Lehrer werden müſſen! aber nein! nicht Einer! — Genug, Lorenz, Du mußt das Alles gut machen, unſern Namen wieder zu Ehren bringen und geiſtlich werden.“

So ſprach Fräulein Barbara Ulmer und Lorenz machte ſeine Studien und wurde geiſtlich, ganz ſo, wie ſie es beſtimmt hatte. Sie arbeitete während fünf Jahren mit rieſigem, beharrlichen Eifer, um Lorenz in den Stand zu ſetzen, ſich ganz den Studien zu widmen. Sie ertrug lieber harte Entbehrungen und ſchränkte die Bedürfniſſe ihres Lebens auf das allerknappſte Maß ein, damit er nicht nöthig habe Unterricht zu geben und Bruſt und Nerven anzuſtrengen; denn ſie wußte, daß er eine ſchwache Geſundheit habe. Dies ſtellte ſich trotz aller ihrer Fürſorge zu ihrem höchſten Entſetzen heraus, als ſie am Ziel ihrer Wünſche und Beſtrebungen, als Lorenz im Hafen des heiligen Prieſterthums eingelaufen war. Kaum hatte er ein Jahr als Caplan gedient, ſo brachen ſeine Kräfte zuſammen und der Arzt verordnete ihm Ruhe und verbot die Ausübung aller anſtrengenden geiſtlichen Funktionen. Lorenz war troſtlos; Barbara nicht minder. Da traf es ſich aber ſo glücklich, daß Dagobert's bisheriger Erzieher eine feſte Anſtellung bekam und der Graf von Wianden einen Erſatz ſuchte. Er konnte ſich nicht dazu entſchließen, Dagobert in irgend eine Erziehungsanſtalt oder auf ein Gymnaſium zu ſchicken und ihn fremden, unberechenbaren Einflüſſen hinzugeben. Ueberdas hatte Dagobert nicht nöthig, durch das Beiſpiel von Cameraden zum Fleiß angeſpornt zu werden; Verwöhnung und Verzärtelung, die es nur zu häufig wünſchenswerth machen, den Knaben aus dem elterlichen Hauſe zu entfernen, gab es in Bachheim nicht — und ſo handelte es ſich nur darum, Jemand zu finden, der die nöthigen Kenntniſſe mit Liebe für dies Fach, mit einem guten Charakter und tadelloſem Wandel verbinde. Es wurden dem Grafen verſchiedene Perſönlichkeiten empfohlen; doch Niemand ſo, wie Caplan Ulmer. Und mit Recht. Er war ſehr unterrichtet, hatte ein gründliches Wiſſen und die Gabe der leichten Mittheilung. Im Seminar, wo er ſich, nachdem er die Univerſität abſolvirt, ein Jahr befunden hatte, zeichnete er ſich aus durch ſeine Kenntniſſe und ſein reges Streben in den Geiſt ſeines Standes und Berufs einzudringen. Der Pfarrer, bei welchem er dann als Caplan fungirte und den der Pfarrer Edelholt perſönlich kannte, war ſeines Lobes voll — genug, der Graf ſchätzte ſich glücklich, einen ſo tüchtigen jungen Mann für ſeinen Dagobert in's Haus zu bekommen.

„Er wird aber doch nicht von einer für uns ſo niederdrückenden Vollkommenheit ſein,“ ſagte Leocadie lächelnd, „daß er keinen Fehler hat. Hörten Sie gar nichts darüber, Hochwürden?“

Pfarrer Edelholt, an den ſie dieſe Frage ſtellte, antwortete:

„Doch, gnädige Gräfin! etwas eitel ſoll er ſein.“

„Der Fehler des Menſchengeſchlechts!“ entgegnete ſie achſelzuckend.

„Gibt es einen Ort auf Erden, wo dieſer Fehler aus Mangel an Nahrung erſtirbt, ſo iſt es Bachheim,“ ſagte der Graf: „wir wollen es alſo, im Vertrauen auf Gottes Beiſtand, mit Caplan Ulmer verſuchen.“

Er ſeinerſeits war ſehr froh, in dieſem ruhigen, edeln Hauſe einen Platz zu finden, der ihm eine ehrenvolle Stellung, große pecuniäre Vortheile und eine friedliche Exiſtenz für eine Reihe von Jahren verſprach. Ueberdas wollte Pfarrer Edelholt ihm immer bereitwillig mit gutem Rath zur Hand gehen. Seine Verpflichtungen waren nicht ſo ſchwer, um auf ſeiner Geſundheit zu laſten, und ſo trat er denn mit gutem Muth in ſein neues Verhältniß ein.

Nun aber ſtörte die Marquiſe Marialva das Gleichgewicht ſeines innern Lebens, freilich vor der Hand nur dadurch, daß er in einem permanenten bewundernden Erſtaunen über ſie war. Wie ſie ging, wie ſie ſtand, wie ſie ſprach, wie ſie ſich benahm, wie ſie ihre Violine ſpielte — Alles ſchien ihm ganz anders, als bei der übrigen Menſchheit zu ſein. Dieſen Eindruck hatte ſie bei ihrem erſten Erſcheinen in Bachheim auf ihn gemacht, und der Homburger Aufenthalt in ihrem Hauſe verſtärkte ihn mehr und mehr. Sie war ſehr freundlich für ihn, weil ſie Freude über Dagobert's Beſuch hatte; deshalb ſprach ſie theilnehmend mit ihm über ſeine Geſundheit, ſeine Studien, ſeine Erziehungsgrundſätze, über Alles, was ihn intereſſiren konnte; ſie verblüffte ihn nicht mehr mit ihren plötzlichen Kreuz- und Querfragen, weil ſie nicht in der Stimmung war, die ihr dieſelben eingab. Einmal, als er davon ſprach, wie mütterlich ſeine Schweſter für ihn geſorgt, welche Opfer ſie für ihn gebracht habe, äußerte ſich die Marquiſe mit großer Wärme über Barbara's Opfergeiſt und Tüchtigkeit und ſetzte hinzu, dieſe Barbara müſſe ein wahrer Schatz von Treue, von Hingebung und von Geſchicklichkeit ſein und ſie habe ſchon lange vergebens geſucht, eine ähnliche Perſon für ihr Haus zu gewinnen. Caplan Ulmer ſchwieg, weil er Barbara's Anſicht über eine dienende Stellung nicht kannte, und es war um ſo weniger von jener Aeußerung wieder die Rede, als die Marquiſe in den letzten Tagen von Dagobert's Beſuch ſichtbar zerſtreut und bewegt war.

Marquis Marialva hatte im Lauf des Geſprächs plötzlich einmal bei Tiſch geſagt:

„Ich hatte heute einen Brief von Sierra Blanca, meine Liebe! er zeigt mir mit wenigen Worten ſeine Vermählung an. Er hat zuletzt ſeinen Entſchluß kurz und ſchnell gefaßt, denn als er hier war, ſchwankte er noch gewaltig.“

„Man muß ihm Glück wünſchen,“ verſetzte die Marquiſe ruhig.

„Sie ſind zu beneiden, Herr Caplan,“ wendete ſich der Marquis an Ulmer: „Sie ſind der Gefahr einer Wahl überhoben.“

„Der Gefahr!!“ warf die Marquiſe ein.

„Ja, meine Liebe, der Gefahr! denn ich halte es für viel ſchwerer zu Zweien glücklich zu ſein, als wenn man für ſich allein ſteht.“

„Schwer iſt es unter allen Umſtänden, wie mir ſcheint,“ erwiederte die Marquiſe: „ich kenne Maſſen von Menſchen; ob darunter Glückliche ſind — weiß ich nicht.“

„Am glücklichſten ſind gewiß die, welche nicht nach dem Glück jagen,“ ſagte Caplan Ulmer.

„Sehr weiſe geſprochen und gedacht, junger Mann!“ rief der Marquis: „aber wer handelt ſo?“

„Derjenige, der an der Hand Gottes auf dem Wege der Entſagung wandelt,“ entgegnete der Caplan mit einem Anflug von Emphaſe.

Zwei Tage ſpäter kehrte er mit ſeinem Zögling nach Bachheim zurück, wo er durch die Verſicherung der Marquiſe, daß ſie zum Weihnachtsfeſt ihren Vater beſuchen werde, allgemeine Freude verbreitete.

Er fand einen Brief ſeiner Schweſter vor, die ihn fragte, ob es nicht möglich ſei, daß ſie ſich in Bachheim niederlaſſen könne. Seine vergleichsweiſe große Entfernung von ihr bekümmere ſie auf die Dauer und ſie wiſſe gar nicht, was ſie mit ihrer Zeit anfangen ſolle, jetzt, da ſie für Niemand als für ſich ſelbſt zu ſorgen brauche. Es kämen nun die langen Abende und ſie müſſe vor Langweil vergehen. Nichts war ihm erwünſchter als dieſe Nachricht. Er begab ſich ſogleich zum Pfarrer Edelholt und ſagte:

„Herr Pfarrer, ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen, der Ihnen vielleicht willkommen iſt — und das wäre mir ſehr lieb.“

„Laſſen Sie ihn hören,“ verſetzte der Pfarrer.

„Meine gute Schweſter möchte ſich aus Liebe zu mir hier in Bachheim niederlaſſen. Ich hoffe freilich, daß die Frau Marquiſe Marialva ihr ſpäter eine Vertrauensſtelle in ihrem Hauſe in Frankfurt geben wird; doch eben deshalb muß die Frau Marquiſe nicht nur meine Schweſter zuvor kennen lernen, ſondern Barbara muß ihr wärmer empfohlen werden, als es ſich von Seiten eines Bruders ſchicken würde. Ich möchte Ihnen nun vorſchlagen meine Schweſter als Haushälterin zu nehmen. Sie würden dabei gewiß nicht übel fahren; Barbara iſt ein Muſter von Fleiß, von Sparſamkeit, gründlich bewandert in der Führung eines Haushalts, umſichtig und thätig. Einen Gehalt beanſprucht ſie nicht. Genug, ich glaube ſie würde bei Ihnen ganz an ihrem Platz und Ihnen recht nützlich ſein. Was meinen Sie dazu?“

„Ich meine genau das Gegentheil, lieber Herr

Caplan,“ verſetzte der Pfarrer freundlich. „Ich ziehe die Talente Ihrer Schweſter mit nichten in Zweifel, weiß auch zu ſchätzen, wie brav ſie an Ihnen gehandelt hat; — allein ich kann ſie nicht brauchen, erſtens, weil meine alte Köchin meinen Anſprüchen genügt und zweitens, weil ich in meinem Hauſe kein weibliches Weſen haben will, das nicht meine Dienſtmagd iſt.“

„Barbara wird das canoniſche Alter haben, Herr Pfarrer,“ ſagte der Caplan ſpitz.

„Und hätte ſie Methuſalems Alter, Herr Caplan, ich kann ſie nun einmal nicht in meinem Hauſe brauchen,“ verſetzte der Pfarrer gelaſſen.

„Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie doch ein gutes Werk dadurch unterſtützen!“ wendete der Caplan bittend ein: „die Frau Marquiſe wünſcht ſo ſehr eine zuverläſſige Perſon, wie meine Schweſter iſt, in ihrem Hauſe zu haben — und für meine Schweſter wäre dann auf Lebenszeit ein gutes Plätzchen geſichert .... ein beſſeres, als ich je ihr bieten könnte. Sie begreifen, wie mir das am Herzen liegen muß.“

„Aber, Herr Caplan, begreifen Sie denn nicht, daß ich mit immer größerer Entſchiedenheit ablehnen muß! Machen Sie ſich doch die Sache klar. So ſteht ſie: ich ſoll unentgeltliche Dienſte von Ihrer Schweſter annehmen und dafür ſoll ich ſie der Frau Marquiſe warm empfehlen. Setzen wir jedoch den Fall, daß ich dies Letztere nicht könnte, weil ich Eigenſchaften in ihr entdeckte, die es mir unmöglich machten; — in welche Verlegenheit würde mich das bringen. Ich würde dann Ihre arme Schweſter ebenſowenig in meinem Hauſe behalten mögen, als ſie in ein anderes empfehlen, und das würde Sie ſowohl als Ihre Schweſter ſehr verletzen. Mit Recht! denn ich hätte taktlos und unbeſonnen gehandelt. Endlich ſind ſolche Empfehlungen überhaupt nicht meine Sache, da ich weiblich-häusliche Talente nur ſehr unvollkommen zu ermeſſen und zu ſchätzen weiß."

„Aber meine Schweſter muß durchaus der Frau Marquiſe näher treten!" rief der Caplan zürnend.

„Dieſe Nothwendigkeit ſehe ich nicht ein, lieber Freund. Ich kann Ihnen im Gegentheil nach meinem Gewiſſen nur den Rath geben: laſſen Sie bei Ihren Plänen, welcher Art ſie ſein mögen, die Frau Marquiſe Marialva gänzlich bei Seite."

„Bei meinen perſönlichen Plänen verſteht ſich das von ſelbſt," antwortete Caplan Ulmer empfindlich: „ob ich den Rath bezüglich Barbara's befolgen werde, ſei dahingeſtellt. Ich werde inzwiſchen einen andern Weg verſuchen."

„Thun Sie, was Sie für das Richtige halten und möge der liebe Gott Sie zu dem Ziel hinführen, wo er Sie haben will," ſagte der Pfarrer und blickte den erregten jungen Mann mit ſo mildem Wohlwollen an, daß dieſer ausrief:

„Wie kann man zugleich ſo gut und ſo hart ſein, wie Sie!“

„Ich bin nun einmal ſo,“ entgegnete Pfarrer Edelholt einfach.

Durch dieſen unerwarteten Widerſtand gereizt, beſchloß Caplan Ulmer, ſeine Schweſter unter allen Umſtänden kommen zu laſſen. Es ſtieg der Verdacht in ihm auf: Pfarrer Edelholt fürchte ſeinen Einfluß auf die Marquiſe durch ihn, Ulmer, zu verlieren. Da er den wahren Grund der Warnungen nicht einſehen wollte, ſo fiel ihm ein unrichtiger ein; denn wo wäre je Veranlaſſung geweſen, die leiſeſte Spur von Einfluß des Pfarrers auf die Marquiſe zu bemerken. Genug, Ulmer ſtellte in ſeinem Sinn feſt, der Pfarrer müſſe aus unbekannten Motiven handeln und dieſe müßten ſelbſtſüchtiger Art ſein. Er begab ſich zum Glöckner, und da dieſer in ſeiner Schule war, zu Frau Weinrich und fragte, ob ſie geneigt ſei, ihr Manſardenzimmer gegen einen anſtändigen Miethzins ihm zu überlaſſen.

„Ihnen ſehr gern, Herr Caplan .... aber für wen?“ fragte Frau Weinrich.

„Für meine Schweſter, die ich gern hier bei uns haben möchte.“

„Und wer iſt Ihre Schweſter, Herr Caplan? was thut ſie, was treibt ſie? wovon lebt ſie? Ich wünſche von Herzen Ihnen gefällig zu ſein, allein dieſe Fragen dürfen Hochwürden mir nicht verübeln.“

„Gewiß nicht, Frau Weinrich! meine Schweſter iſt unverehelicht, gegen vierzig Jahre alt und lebt ſehr eingezogen und ſehr anſtändig von der Arbeit ihrer geſchickten Hände.“

„So ſo! eine Nähterin! .... Nun dann wird ſie wohl mit dem kleinen Zimmer da oben zufrieden ſein. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.“

Er folgte der Frau Weinrich die Treppe hinauf, und als ſie ihm das Zimmer aufſchloß, war er allerdings nicht angenehm überraſcht, denn es ſah dunkel, unfreundlich und vernachläſſigt aus. Frau Weinrich bemerkte den Eindruck und ſagte ſpitzig:

„Ja, Hochwürden, wir ſind geringe Leute, bei uns dürfen Sie keine Prachtgemächer erwarten. Wir ſind ſo beſchränkt in unſerer Wohnung, weil das Schullocal ganz unnützer Weiſe ſplendid geräumig iſt, daß ich dies Zimmer zuweilen als Vorrathskammer brauche. Hier haben ſchon Kartoffeln gelegen, hier hat Garn gehangen .... denn ich ſpinne fleißig und habe nur ſelbſtgeſponnene Leinwand im Hauſe. Iſt Ihnen aber die Stube zu ſchlecht, ſo fragen Sie doch bei dem Herrn Pfarrer an; — ich weiß ohnehin nicht, ob ich ſie entbehren kann und der Herr Pfarrer hat mindeſtens — ſeine zwei Gaſtzimmer abgerechnet — noch zwei Zimmer, die ganz unbenutzt ſind. Vielleicht thäte er Ihnen den Gefallen und" .... —

„Nein, nein! das geht nicht an, Frau Weinrich!" unterbrach der Caplan ſie haſtig: „der Herr Pfarrer mag Niemand im Hauſe haben als die alte Joſepha."

„Hochwürden haben alſo ſchon bei ihm angefragt?" verſetzte Frau Weinrich mit Befriedigung über ihren Scharfſinn: „ſind Sie alſo nicht geneigt, in der Schenke ein Zimmer zu miethen" .... —

„Nein, Frau Weinrich, dazu bin ich durchaus nicht geneigt!" unterbrach abermals der Caplan: „die Wirthsleute ſind ſehr brav .... allein ich kann nicht in die Schenke gehen, um meine Schweſter zu beſuchen. Nein! Sie müſſen mir ſchon den Gefallen thun, mir dies Zimmer zu vermiethen. Ich laſſe dann auf meine Koſten die Wände friſch übertünchen, alles Holzwerk dunkelbraun anſtreichen; — meine Schweſter bringt ihre Sachen zur Einrichtung mit und Sie werden ſich wundern, was das für ein nettes Stübchen geben wird."

„Und wo wird Ihre Schweſter zu eſſen bekommen?" fragte Frau Weinrich mit praktiſchem Sinn.

„Zu eſſen? .... Nun, ich denke auch bei Ihnen," entgegnete der Caplan, der noch gar nicht daran gedacht hatte.

Sie ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Hochwürden, das könnte mir ſehr läſtig werden“ .... eine Fremde an unſerm Tiſch!“ —

Aber Caplan Ulmer ſtellte ihr das Ganze ſo leicht vor, ſprach ſo eindringlich zu Barbara's Gunſten und machte über den Koſtenpunkt ſo gar keine Schwierigkeiten, daß Frau Weinrich die Sache wie eine große Gefälligkeit von und ein gutes Geſchäft auf ihrer Seite abſchloß und dann ihren Mann mit dieſer Neuigkeit überraſchte. Der Caplan war ungemein vergnügt und ſchrieb ſeiner Schweſter, ſie möge ſich bereit halten, im Oktober nach Bachheim zu kommen.

Der Glöckner trat mit bleichem Entſetzen im Antlitz bei Pfarrer Edelholt ein und ſeufzte:

„Herr Pfarrer! .... ein ſchweres Unglück bricht über mich ein.“

„Was iſt geſchehen? .... oder was fürchten Sie?“ rief der Pfarrer und ſtand lebhaft vom Schreibtiſch auf.

„Stellen Sie ſich dieſes vor, Hochwürden: meine Frau hat die Schweſter vom Herrn Caplan in Koſt und Wohnung genommen.“

„Nun, nun! das kann unbequem ſein, lieber Weinrich, aber ein Unglück iſt es Gottlob nicht.“

„Für mich iſt es ein Unglück, hochwürdiger Herr, und vielleicht auch für Wendeline .... denn, von zwei Dingen wird eines geſchehen: entweder gerathen dieſe zwei Frauenzimmer in Feindſchaft — und dann bringt ihr Zank und Hader die Hölle unter das Dach; oder ſie ſchließen Freundſchaft — und dann habe ich zwei Tyranninnen ſtatt einer und Wendeline ebenfalls.“

„Faſſen Sie ſich,“ ſagte der Pfarrer mitleidig: „es kann ja ein Mittelzuſtand zwiſchen den Frauenzimmern eintreten. Dieſe Barbara Ulmer ſoll eine ſehr brave Perſon ſein. Vielleicht gewinnt ſie einen guten Einfluß auf Ihre Frau. Und überdas mein' ich, Sie ſollten dies Ereigniß benutzen, um ſich aus Ihrer Unterwürfigkeit zu erheben und ſollten Ihrer Frau nicht ſagen aber zeigen, daß Sie Herr im Hauſe ſind. Mißfällt Ihnen die Sache, ſo ſagen Sie dem Herrn Caplan den Handel auf, gleich jetzt, auf der Stelle“ . . . —

„Gott bewahre, Hochwürden! das könnte den Herrn Caplan beleidigen,“ ſagte der zaghafte Mann ſchreckenvoll über die heroiſche Zumuthung.

„Und Ihre Frau erzürnen — was noch viel ſchrecklicher wäre . . . . nicht wahr?“

„Ich gebe es zu, Herr Pfarrer! Sie haben keine Vorſtellung davon, was das iſt eine Frau zu beſitzen, welche der eingefleiſchte Geiſt des Widerſpruchs iſt und welche Ihnen bei jeder Gelegenheit ſagt, ſie habe Recht und Sie hätten Unrecht. Das macht ſo morſch und mürbe, daß man ſchon lieber die

Dinge gehen läßt wie ſie wollen oder vielmehr .... wie die Frau will.“

Und damit ſchlich der Glöckner bekümmert von dannen und der Pfarrer ſtellte bei ſich ſelbſt einige Betrachtungen an über die Schwachheit der Männer ihren Ehefrauen gegenüber. Wäre er aber, in anderen Verhältniſſen lebend, mit einer vom Geiſt des Widerſpruchs beſeſſenen Gattin behaftet geweſen: ſo iſt es ſehr die Frage, ob er trotz ſeiner Charakterſtärke nicht ebenſo morſch und mürbe geworden wäre, wie der arme Weinrich, der jetzt kummervoll einer bittern Zukunft entgegen ſah.

Bei ſeiner Frau fand das Gegentheil ſtatt. Sie war redſelig und der Kloſterhof war bis jetzt ſehr einſam; ihr Mann hatte ein ſchmales Einkommen: das Koſtgeld war eine willkommene Zubuße. Sie ſah mit Freuden Barbara’s Ankunft entgegen, die ihr Geſelligkeit und erhöhte Einkünfte in’s Haus brachte.

„Will denn dieſe fremde Perſon für immer hier bleiben?“ fragte Weinrich kläglich.

„Wenigſtens manches Jahr, ſo lange der Herr Caplan hier iſt. Und wie kannſt Du ſeine Schweſter eine fremde Perſon nennen?“ entgegnete Frau Weinrich entrüſtet.

„Für uns iſt ſie fremd und es iſt mir ſehr unbehaglich ein fremdes Geſicht an meinem Tiſch zu haben. Man kann ja kein Wort mit Wendeline reden.“

„Die Bekanntſchaft wird ſich ſchon machen, Du ſollteſt Dich freuen, daß das Oberſtübchen ſauber hergerichtet wird und daß wir ein hübſches Stück Geld einnehmen werden, das wir zurücklegen wollen für unſere alten Tage. Da ſoll es uns gut thun! .... Und ich habe nun doch Jemand bei der Hand, mit dem ich ein Wörtchen reden kann, während Du mit Wendeline den ganzen Tag in der Schule biſt. Man muß blind ſein, um nicht dieſe großen Vortheile einzuſehen."

Weinrich begnügte ſich mit einem ſtillen Gemurmel ſtatt der Antwort.

Caplan Ulmer ſagte der Gräfin, welche Einrichtung er für die Niederlaſſung ſeiner Schweſter getroffen habe.

„Ich wünſche, daß Ihre Schweſter eine friedfertige Seele ſei, die ſich mit der guten Frau Weinrich vertragen könne," antwortete Leocadie, „denn Sie wiſſen, daß dieſe nicht den Ruf eines verträglichen Charakters hat."

„O!" rief er, „meine Schweſter iſt ſo gut und ſo klug, daß ſie ſich mit Jedermann vortrefflich zu ſtellen weiß."

An einem herrlichen Oktobernachmittag rückte Fräulein Barbara Ulmer in Bachheim ein. Wendeline ſaß auf der Bank vor der Hausthür, die auf die Gaſſe führte und ſtrickte emſig, als ein Wäglein auf der Chauſſee dahergerollt kam, am Gottesacker vorüberfuhr, dann an der Kirche und plötzlich vor ihr ſtill hielt. Eine ſcharfe Stimme fragte aus dem Wagen heraus:

„Hier wohnt Schullehrer Weinrich — nicht?“

Ganz überraſcht und nach verlegener Kinderart nickte Wendeline ſchweigend mit dem Kopf und rührte ſich nicht.

„Ei wie lange ſoll ich denn hier ſitzen!“ rief die Stimme: „komm' doch her, Kind, und hilf mir.“

Wendeline ſprang an den Wagen, nahm verſchiedene Schachteln und Reiſetaſchen in Empfang und ſchleppte ſie mühſam in's Haus, indem ſie Vater und Mutter herbeirief. Fräulein Barbara folgte ihr mit einigem leichten Gepäck und der Kutſcher beſchloß den Zug mit einem großen Koffer. Frau Weinrich kam eiligſt und ergoß ſich in Bewillkommnungsredensarten, auf welche Fräulein Barbara kühl erwiederte:

„Ich wünſche in mein Zimmer geführt zu werden.“

So ging es die Treppe hinauf: Frau Weinrich ſehr redſelig, Fräulein Barbara ganz ſchweigſam, Wendeline und der Kutſcher keuchend unter ihrer Laſt. Frau Weinrich öffnete das Zimmer, in welchem bereits Barbara's vorausgeſchickte Sachen eingeräumt waren. Die Abendſonne ſchien freundlich hinein und die Fenſtervorhänge von dunkelrothem Baumwollzeug warfen einen warmen Widerſchein auf die weißgetünchten Wände und das dunkelbraune Holzwerk. Fräulein Barbara ſah ſich prüfend ringsum und ſagte vornehm beifällig:

„Nicht übel!“

Der Frau Weinrich fiel ein Stein vom Herzen bei dieſen zwei Worten; ſie hatte nicht geahnt, welche hohe Dame in der Schweſter des Caplan Ulmer in ihr Haus einziehe und ſie fühlte ſich halb geehrt, halb beängſtigt durch die neue Hausgenoſſin.

„Jetzt will ich auspacken,“ ſetzte Barbara hinzu.

„Wendeline kann Ihnen zur Hand gehen und ich will einen Kaffee kochen,“ ſagte Frau Weinrich.

„Thun Sie das,“ verſetzte Barbara gütig.

Zwiſchen den Reiſeeffecten, die wie ein Wall zu ihren Füßen lagen, ſtand Wendeline mit den Händen auf dem Rücken und betrachtete Fräulein Ulmer. Sie ſah eine lange hagere Geſtalt, knochig und eckig, mit einem Kopf, an welchem die gelbe Farbe vorherrſchte: gelbes Haar, gelbe Hautfarbe, gelbbräunliche Augen, gelbe Zähne in einem lippenloſen Munde, aus dem eine harte, ſcharfe Sprechſtimme ohne Klang und Vibration hervorbrach. Wendeline fühlte ſich ſo wenig von dieſer Erſcheinung angeſprochen, daß ſie plötzlich Kehrt machen und ihrer Mutter folgen wollte; allein der Ruf hielt ſie zurück:

„Ei was fällt Dir ein! Bleib' hier und hilf mir den Koffer auspacken. Das Weißzeug legſt Du auf die Commode und die Kleider hängſt Du über Stühle vor dem großen Schrank auf. Kleinigkeiten legſt Du auf das Tiſchchen neben dem kleinen Schrank. Haſt Du mich verſtanden?“

„Ja,“ ſagte Wendeline und befolgte pünktlich die Anweiſung Barbara's, während dieſe ihre Siebenſachen aus Koffer, Schachteln und Reiſetaſchen nahm und ihr darreichte — dabei aber ſagte:

„Ein ſehr gefälliges Kind ſcheinſt Du nicht zu ſein. Man muß Dich ja zwingen einem zur Hand zu gehen. Von ſelbſt fällt Dir das gar nicht ein. Weißt Du nicht, daß es ſich für ein Kind ſchickt zuvorkommend zu ſein?“

Wendeline war durch ihre Mutter dermaßen an dieſe Art von Gerede gewöhnt, daß es gar keinen Eindruck auf ſie machte. Sie ging gelaſſen zwiſchen Barbara und der Commode hin und her, gab Acht nichts fallen zu laſſen und antwortete nicht.

„Ei, Du biſt wohl gar ein Trotzkopf?“ ſagte Barbara, indem ſie den provinziellen Ausruf ei! mit beſonderer Schärfe betonte.

Wendeline ſchüttelte ſchweigend verneinend ihr ſchwarzlockiges Köpfchen und Barbara murmelte für ſich: Langweiliges Ding! —

Sie war noch lange nicht mit ihrem Geſchäft zu Ende, als Frau Weinrich den Kaffee brachte und Wendeline wurde zum Herrn Caplan geſchickt mit der Botſchaft, daß ſeine Schweſter glücklich angelangt ſei. Bald darauf kam er. Ein Strahl von Liebe und Freude lichtete Barbara's Antlitz bei ſeinem Anblick. Alle Zärtlichkeit, die ſie je empfunden und die in keinem Frauenherzen — möge es noch ſo trocken und kalt ſein! — ganz fehlt, ſammelte ſich wie in einem Brennpunkt auf Lorenz. Freilich in ihrer Weiſe. Sie liebte ihn ſo zu ſagen als ihr Eigenthum, als ihr Geſchöpf; — ohne ſie wäre er nicht das geworden, was er war .... wäre er vielleicht nicht mehr am Leben. Und nun ſah ſie ihn vor ſich kräftiger und friſcher als ſeit Jahren und durch ſeine Verhältniſſe in den Stand geſetzt für ihre Exiſtenz zu ſorgen. Ihr Herz zitterte in freudigem Stolz. Der Fragen und der Antworten war kein Ende.

„Es iſt ſehr ſchön von Dir, Lorenz,“ ſagte ſie, „daß Du mich auf ein halbes Jahr ganz ſorgenfrei gemacht haſt; denn ich muß hier erſt bekannt werden, ehe ich auf Arbeit rechnen kann. Sobald ich ſie habe, brauche ich Deine brüderliche Unterſtützung nicht mehr. Ich hoffe in einigen Monaten im Stande zu ſein für mich ſelbſt zu ſorgen.“

„Das hoffe auch ich .... aber ganz anders als Du denkſt,“ verſetzte er.

„Ganz anders? .... was ſoll das heißen?“ fragte ſie ungemein erſtaunt und nicht angenehm überraſcht, denn nach ihres Bruders Plänen und Abſichten ſich einzurichten, fiel ihr trotz aller Zärtlichkeit nicht im Traum ein.

Indeſſen, als er ihr die Ausſicht eröffnete, Verwalterin im Hauſe der Marquiſe Marialva zu werden, in dieſer Stellung über ein ganzes Heer von Dienſtboten zu ſchalten und zu walten, und in ihrer Region die Stellvertreterin der Frau Marquiſe zu ſein: da ſchien ihr denn doch dieſe Ausſicht zu lächeln und dieſer Plan ſehr annehmbar zu ſein. Er wurde weitläufig beſprochen und der Caplan rieth ſeiner Schweſter, ſich um das Wohlwollen des Herrn Pfarrers und der Frau Gräfin zu bemühen.

„Das ſoll mir nicht fehlen,“ entgegnete Barbara mit kühler Zuverſicht; — „aber wie iſt denn der Herr Pfarrer?“

„Brav, fromm und klug; aber ſehr gradeaus und ſehr geneigt, die Leute zurechtzuweiſen.“

„Das iſt ſo recht der geiſtliche Hochmuth!“ rief Barbara empört: „das ſag' ich Dir, Lorenz, daß Du Dir den nie zu Schulden kommen läßt! — Nun und die Frau Gräfin — wie iſt die?“

„Sehr gütig und leutſelig.“

„Und der Herr Graf?“

„Er iſt es ebenfalls .... hat aber etwas ſo Würdevolles, daß man ſich immer in Schranken gehalten fühlt. Uebrigens wirſt Du mit ihm nie in

Berührung kommen. Dann iſt aber noch eine alte Geſellſchaftsdame im Hauſe, Frau von Wildermut, die ſehr in Anſehen ſteht und es verdient.“

„Schon gut, Lorenz, ich werde Deine Winke befolgen.“

„Vor Allem aber mußt Du hier im Hauſe friedlich mit der etwas zankſüchtigen Frau Weinrich leben, Barbara. Der Mann iſt ein kreuzbraver Schullehrer und ein harmloſer Tropf, der Dir nichts in den Weg legen wird. Er ſteht ganz unter dem Pantoffelregiment. Hüte Dich vor Zank und Streit mit der Frau.“

„Mir ſcheint,“ ſagte Barbara verſtimmt, „man müſſe in Bachheim auf Eiern gehen, um in das Haus der Frau Marquiſe zu gelangen.“

„Die Mühe lohnt ſich!“ verſetzte er.

„Man wird ja ſehen, wie ſich die Dinge anlaſſen,“ entgegnete Barbara: „daß ich mit der Frau Weinrich nicht in Hader leben werde — das verſpreche ich Dir ſchon jetzt. Wann wird denn die Frau Marquiſe hier erſcheinen? ich bin ſehr geſpannt ſie zu ſehen.“

„Zum Weihnachtsfeſt, Barbara.“

„Das ſind ja noch zwei volle Monate! Sei unbeſorgt, Lorenz! Bis dahin ſitze ich bei den Perſonen, welche Du mir nannteſt, feſt im Sattel und ſie werden mich ſämmtlich der Frau Marquiſe Marialva lebhaft empfehlen. Marquiſe Marialva! . . . . ein ſchöner Name . . . . klingt ſo fremdländiſch, ſo beſonders . . . ganz anders, als wenn die Leute Schmidt oder Müller, Schuſter oder Schneider heißen. Bei denen möchte ich nicht Hausverwalterin ſein. Bei einer Marquiſe Marialva laſſe ich es mir gefallen. Iſt ſie jung? iſt ſie ſchön?“

Und je mehr ſie fragte, deſto mehr ſprach ſich Caplan Ulmer in die Bewunderung der Marquiſe hinein. Er hätte am Abend bei der Gewiſſenserforſchung finden können, ſeine größte Freude über die Anweſenheit ſeiner Schweſter beſtehe darin, zu ihr von der Marquiſe zu reden; allein er beachtete dieſen Punkt nicht.

Barbara's Prophezeihung von ihrem baldigſten „feſt im Sattel ſitzen“ bewahrheitete ſich mit nichten; Niemand hatte Gefallen an ihr, ausgenommen Frau Weinrich. Sie nahm ſowohl bei Gräfin Leocadie als bei Pfarrer Edelholt ein unterwürfiges Weſen an, das Beiden umſomehr mißfiel, als ſie dabei eine gewiſſe dienſtfertige Zudringlichkeit an den Tag legte, die klar bewies wie hoch ſie ſich ſchätzte. Sie erbot ſich der Köchin des Pfarrers die höhere Kochkunſt beizubringen, worauf er trocken erwiederte, die niedere entſpräche ſeinem Geſchmack und ſeinen Verhältniſſen. Sie erbot ſich dem Kammermädchen der Gräfin, neue Muſter und Unterricht im Zuſchneiden derſelben zu ertheilen. Die Gräfin dankte und ſagte, ſie habe allezeit ihre Kleider ſelbſt zugeſchnitten; da ihr aber einfiel, daß Barbara für ihren Lebensunterhalt auf Handarbeit angewieſen ſei, ſetzte ſie freundlich hinzu:

„Gibt es aber einmal recht viele und ſchwierige Arbeit, ſo werde ich Sie rufen laſſen.“

Frau von Wildermut konnte nur ſagen, daß ſie die Recepte für Roſenwaſſer, Maulbeerſaft und Veilchenessig, die Barbara als etwas ganz Neues pries, längſt beſitze.

„Eine einnehmende Perſönlichkeit iſt dieſe gute Barbara Ulmer nicht,“ ſagte Frau von Wildermut zur Gräfin: „ich hatte ſie mir nach der Beſchreibung des Caplans ganz anders vorgeſtellt.“

„Ich auch,“ entgegnete Leocadie: „es iſt doch eine ſchöne Sache um die brüderliche Liebe.“

„Was hat ſie für inquirirende Augen und wie weiß ſie zu fragen! Sie war auch bei Roſine, und nicht viel hätte gefehlt, ſo hätte dieſe Ihre Kleiderſchränke geöffnet, um Fräulein Ulmers Fragedurſt zu befriedigen, indem ſie ihr jedes Stück zeigte. Ihren letzten Beſuch ſtattete ſie in der Küche ab. So eben fragte mich die Köchin höchſt empört, wer denn dieſe Perſon ſei und ob ſie in's Haus gehöre, die ſich ein Anſehen gebe, als wiſſe ſie Alles am allerbeſten, denn in einem fremden Hauſe ſchicke ſich eine ſolche Unbeſcheidenheit doch nicht.“

„Es ſcheint, daß die arme Perſon überall Fiasco gemacht hat,“ ſagte Leocadie, „und dennoch hat ſie große Verdienſte. Schade, daß ſie nicht einem zweiten Bruder die Subſiſtenzmittel für ſeine Studienzeit zu beſchaffen hat.“

Barbara geſtand ſich aber ihr Fiasco um ſo weniger ein, als ſie im Weinrich'ſchen Hauſe die Zügel in die Hand bekam. Sie nahm einen ſo hohen Ton an, ſie ſprach ſo vornehm, ſo weiſe, ſo von oben herab, wenn Frau Weinrich es ſich einfallen ließ eine andere Meinung zu haben und ſie vertheidigen zu wollen, daß ihre gelaſſene Redeſflut den Widerſpruch der Frau Weinrich überſtrömte und zum Schweigen brachte. Dieſe fühlte ſich überwunden und blickte mit einer Art von Hochachtung zu derjenigen auf, die es verſtanden hatte Herr zu werden, ohne ihr Uebergewicht allzu ſchwer drücken zu laſſen; denn ſobald Barbara ihren Willen oder ihre Anſicht durchgeſetzt hatte, war ſie ſehr freundſchaftlich im Verkehr mit Frau Weinrich und vollkommen einverſtanden mit deren Neigung und Talent, über ganz Bachheim das Gericht ihrer Zunge ergehen zu laſſen. Dies verſtanden Beide aus dem Grunde, und vom Grafen von Wianden an bis zum Nachtwächter herab — Niemand kam unverſchont an dieſem Richterſtuhl vorüber. Das ſtrengſte Gericht erging über Pfarrer Edelholt. Die nahe Nachbarſchaft, der gemeinſchaftliche innere Kloſterhof brachte das mit ſich. Der Pfarrer benutzte ſeinen Antheil an dieſem Hof durchaus nicht zu wirthſchaftlichen Zwecken und wünſchte lebhaft den ganzen Hof in einem Zuſtand zu ſehen, der mit der Schönheit des Kreuzganges in Uebereinſtimmung geweſen wäre. Dieſer Wunſch hatte ihn vor Jahren zu einer Außerung hingeriſſen, die Frau Weinrich ihm nie verzieh.

„Stellen Sie ſich vor“ — ſo erzählte ſie dieſe entſetzliche Begebenheit ihrer neuen Freundin — „der Herr Pfarrer tritt in den Hof, als ich beſchäftigt bin meine Wäſche zum Trocknen aufzuhängen, während die Wendeline, die kaum gehen konnte, zwiſchen den Waſchkörben umherkrabbelt. Anſtatt nun gerades Weges über ſeinen Hof zu gehen und ſich nicht um das zu bekümmern, was ich auf dem meinen zu thun habe, geht er auf mich zu, bleibt vor mir ſtehen und ſagt: Liebe Frau Weinrich, ſagt er, könnten Sie nicht Ihre Wäſche irgendwo anders aufhängen? Es iſt gar nicht ſchön, ſagt er, daß hier Hemden und Strümpfe flattern und dieſer Anblick trägt nicht zur Erbauung der Kirchgänger bei, ſagt er, die den Weg durch unſern Kloſterhof nehmen. So ſagte er. Da ſagte ich: Herr Pfarrer werden verzeihen! Hätte ich einen ſo großen Hof und einen ſo ſchönen Garten mit Obſtbäumen und einem Bleichplatz, wie Ew. Hochwürden vor Ihrem Hauſe haben: ſo würde ich mit meiner Wäſche zu bleiben wiſſen. Aber, ſagte ich, vor unſerm Hauſe iſt die Gaſſe, die offene Straße des Dorfes, und nur dies kleine Winkelchen hier mit dem Kirſchbaum iſt für mich Hof, Garten und Bleichplatz zugleich; — alſo muß ich es benutzen.“

„Ei und was antwortete der Herr Pfarrer auf Ihre Erklärung?“ fragte Fräulein Barbara.

„Was er antwortete?“ rief Frau Weinrich triumphirend: „er antwortete ganz ſanftmüthig: Da haben Sie freilich Recht, liebe Frau Weinrich.“

„Sehen Sie wohl! er hat Ihnen Satisfaction gegeben.“

„Das verſteht ſich! .... Aber ſtatt nun weiter zu ſagen, wie ſich das für einen guten Nachbar, und wenn er auch hundertmal der Herr Pfarrer iſt! geziemt hätte: Sie können ja auf meinem Bleichplatz Ihre Wäſche trocknen; er iſt groß genug für uns Beide; — ſtatt dergleichen zu ſagen, was jeder vernünftige Menſch erwarten mußte, ſagt er nichts weiter als: Guten Morgen, liebe Frau Weinrich — und geht ab. Und nie, niemals in all' den Jahren hat er mir angeboten mir mit ſeinem Bleichplatz oder ſeinem Garten oder ſeinem Hauſe zu dienen! .... nur zuweilen mit ſeiner Regentonne. Aber kann die mir genügen?“

„Nimmermehr!“ verſicherte Barbara.

„Darum behaupte ich auch ſteif und feſt,“ fuhr Frau Weinrich fort, „der Herr Pfarrer iſt menſchenfeindlich. Gut iſt er für die Armen und für die Schulkinder . . . . ja! übrigens aber iſt er menſchenfeindlich, Fräulein! Hat er doch auch Sie nicht in ſeinem Hauſe haben wollen.“

„Ei wie ſo!“ rief Barbara erregt.

„Er hat dem Herrn Caplan abgeſchlagen Ihnen die zwei Zimmer zu geben, die er oben im Hauſe hat, und die von Niemand als von den Mäuſen betreten werden. Sie hätten jahrelang da oben wohnen können, ohne je dem Herrn Pfarrer zu begegnen; . . . . aber nein! er iſt menſchenfeindlich, ſag' ich!“

Heimlich empört doch äußerlich ruhig antwortete Barbara in dem hohen Ton, welcher der Frau Weinrich imponirte:

„In dieſem Fall gebe ich dem Pfarrer Recht. Er hatte höhere Rückſichten zu nehmen und durfte ſeiner Gemeinde keinen Anſtoß geben.“

Von ihrem Bruder ließ ſie ſich den wahren Sachverhalt erzählen. Dadurch wuchs ihr Groll beträchtlich. Sie begriff, daß der Pfarrer ihr nicht ſeine Zimmer vermiethen wollte; — aber daß er nicht mit beiden Händen zugegriffen habe, um ihre ausgezeichneten Talente zu benutzen, daß er abgelehnt habe ſie der Frau Marquiſe Marialva zu empfehlen — dies war allerdings menſchenfeindlich im höchſten Grade, denn es konnte ihre ganze Zukunft zerſtören.

So machte es ſich denn, daß der vortreffliche Pfarrer Edelholt zwei grimmige Feindinnen bekam, weil er ganz einfach Ruhe und Stille unter ſeinem Dach haben wollte.

Zum Weihnachtsfeſte kam die Marquiſe, liebenswürdig wie immer, mit Geſchenken für das ganze Haus, mit reichlichen Almoſen für die Armen, mit einer ganzen Chriſtbeſcheerung für die Schulkinder. Aber ach! von Fräulein Barbara Ulmer war gar nicht die Rede! Claudia hatte längſt vergeſſen, daß ein ſolches Weſen auf der Welt, — daß es die Schweſter des Caplan Ulmer — ja, daß ein Caplan Ulmer auf der Welt ſei. Was ſie mit ihm in Homburg geſprochen — davon wußte ſie keine Sylbe mehr und er fiel ihr überhaupt erſt wieder ein, als ſie ihre Weihnachtseinkäufe machte und für ihn elegantes Schreibgeräth wählte. Er hatte jetzt nicht die Gelegenheit ſich mit ihr zu unterhalten, wie in Homburg, denn er ſah ſie nur im Familienkreiſe. Das war genug, um ſeine Bewunderung zu ſteigern; nicht genug für ſeine und Barbara's Wünſche. Täglich fragte ihn dieſe, ob er ſie nicht der Frau Marquiſe vorſtellen wolle, und täglich mußte er antworten, es fehle die Veranlaſſung dazu. Endlich fügte es ſich ſo, daß die Marquiſe ſagte:

„Als ich heute die Gaſſe hinab und nicht durch den Kreuzgang zur Meſſe ging, bemerkte ich im Weinrich'ſchen Hauſe an den Manſardefenſtern dunkelrothe Vorhänge. Natürlich fiel mir dieſe Veränderung in Bachheim ſogleich auf. Wer wohnt denn jetzt dort?“

„Die Schweſter des Herrn Caplan,“ berichtete Dagobert.

„Das freut mich, daß Sie eine Schweſter hier haben,“ ſagte die Marquiſe zu Ulmer. „Ich fühle hier immer das Glück des Familienlebens ſo innig, daß ich Ihnen Glück wünſche wenigſtens ein Glied Ihrer Familie in der nächſten Nähe zu haben. Möge die Freude währen ſo lange Sie in Bachheim ſind! Es wird Ihnen den Aufenthalt lieber machen.“

Aus dieſen Worten mußte er denn freilich die Ueberzeugung ſchöpfen, daß die Marquiſe nicht daran denke, den Plan auszuführen, den nur er voreilig, nicht ſie, gemacht hatte, und er mußte ſich entſchließen ſeine Schweſter davon in Kenntniß zu ſetzen.

„Daran iſt Niemand Schuld als der Menſchenfeind von drüben!“ rief Barbara erzürnt und tiefgekränkt: „die Frau Marquiſe beſuchte ihn heute .... ich war bei Frau Weinrich und ſah ſie kommen in einem prächtigen ſchwarzen Sammtpelz, denn ſie ging durch den Kreuzgang. Und nach einer halben Stunde kam ſie zurück und er begleitete ſie bis zum Thor des Kloſterhofes. Bei dieſem Beſuch wird ſie ihn über mich befragt und er wird ihr abgerathen haben. Nur ſo iſt die Sache erklärlich.“

„Auch ſo iſt ſie es nicht!“ verſetzte der Caplan niedergeſchlagen: „vielleicht löst ſich ſpäter dies Räthſel.“

„Ich ſage Dir, Lorenz, es iſt kein Räthſel, ſondern klar wie die Sonne: ich bin dem Pfarrer nun einmal zuwider und bei jeder Gelegenheit ſucht er mich zu verdächtigen.“

„Was Du da ſagſt ſieht ihm gar nicht ähnlich!“ rief der Caplan unwillig.

„Ei es iſt aber ſo wie ich ſage, Lorenz!“ verſetzte ſie mit ſchneidendem Ton. „Als er über phariſäiſchen Hochmuth predigte, hat er mich angeſehen; als er über böſe Zungen predigte, hat er mich wieder angeſehen .... vor der ganzen Gemeinde .... das iſt doch klar.“

„Aber, liebe Barbara, der Prediger wird auf der Kanzel von ſo vielen Perſonen angeſchaut, daß ſein Blick ganz nothwendig auf die eine oder die andere fallen muß“ .... —

„Dies geſchah abſichtlich! .... ich weiß was ich weiß: ich bin ihm zuwider und er bringt mich um den herrlichen Platz bei der Frau Marquiſe.“

Der Caplan war nicht geneigt dies zu glauben, mußte ſich aber geſtehen, daß ſeine Bitte um Empfehlung ſeiner Schweſter entſchieden vom Pfarrer zurückgewieſen ſei. Und von ſolcher Zurückweiſung zur Abmahnung der Marquiſe war vielleicht kein großer Schritt — um ſo weniger, als der Pfarrer ja von Anfang an jede Annäherung an dieſelbe von Seiten Ulmers mißbilligt hatte. So arg wie Barbara es macht, wird es nun ſchwerlich ſein, dachte er bei ſich ſelbſt: allein etwas Mißgunſt ſteckt doch wohl dahinter.

Bericht des Pfarrers Edelholt.

Tage, Wochen, Monate verſtrichen und die Monate wurden zu Jahren, zu vier Jahren. Manches hatte ſich in dieſem Zeitraum begeben. Marquis Marialva war geſtorben und die Marquiſe war zum allgemeinen Erſtaunen der Welt troſtlos. Frau Weinrich war geſtorben und ihr Gatte war keineswegs troſtlos, was man in der kleinen Bachheimer Welt ſehr gut begriff. Doch gab ſich auch hier einiges Erſtaunen kund, als der getröſtete Wittwer nach ſechs Monaten Fräulein Barbara Ulmer zum Altar führte — oder vielmehr von ihr geführt wurde. Sie hatte ihm erklärt ihr Ruf leide, weil ſie in ſeinem Hauſe wohne und ſeine Wirthſchaft führe; — ſie habe ſich allezeit eines höchſt tugendhaften Wandels befleißigt, ſei auch ſtets als ein Muſterbild jeglicher Tugend geprieſen worden und könne unmöglich dulden, daß ihr makelloſer Wandel jetzt verdächtigt werde. Der arme Weinrich, der ſein Schickſal ahnte, gab ihr mit großer Beklommenheit Recht.

„Wenn Sie das einſehen, ſo werden Sie Ihre Schuldigkeit thun,“ ſagte Barbara.

Er ſchlich zum Pfarrer und ſagte betrübt:

„Hochwürden, ach! .... ich glaube Fräulein Barbara wünſcht mich zu ehelichen.“

„Wünſchen Sie daſſelbe?“ fragte lachend der Pfarrer.

„Genau das Gegentheil .... grundgütiger Gott!“

„Da Sie es alſo nicht wünſchen und da zur Ehe zwei Perſonen gehören: ſo unterbleibt ſie ganz einfach. Alſo weshalb winſeln Sie?“

„Weil Fräulein Barbara ſagt“ — — und er erzählte des Breiteren das ganze Geſpräch.

Der Pfarrer entgegnete darauf:

„Es iſt ſehr ſchön von Fräulein Barbara, daß ſie für ihren guten Ruf Sorge trägt und Sie müſſen ſie darin kräftigſt unterſtützen. Das beſte Mittel wird ſein ihr zu erklären, Sie wären geſonnen eine Dienſtmagd zu nehmen und erſuchten Fräulein Ulmer ſich eine andere Wohnung zu ſuchen.“

„O Gott, Herr Pfarrer, das nimmt ſie übel.“

„Wahrſcheinlich! .... aber ſie wird das gern ertragen um ihren guten Ruf zu retten.“

„Sie ſcherzen, Herr Pfarrer, und mir iſt zum weinen.“

„Das iſt eben Ihre Verkehrtheit, guter Weinrich! Mit ſo reſoluten Frauenzimmern wie dieſe Barbara Ulmer iſt, muß man entſchieden verfahren, ſonſt geräth man in eine ſchauerliche Abhängigkeit.“

„Wüßte ich nur eine andere Wohnung ihr vorzuſchlagen.“

„Rathen Sie ihr in ihre Heimath zurückzukehren. In ſechs Monaten, ſpätſtens in einem Jahr geht Graf Dagobert auf die Univerſität und damit iſt Caplan Ulmers Aufenthalt in Bachheim zu Ende.“

„Mir geht ein Licht auf! Ja, Hochwürden, in dieſer Richtung will ich auf ſie wirken.“

Dies gelang ihm ſo vollſtändig, daß er nach drei Tagen abermals vor dem Pfarrer erſchien und ihn beklommen und verlegen erſuchte das kirchliche Aufgebot zu machen. Der Pfarrer ſchaute ihn an, zuckte die Achſeln und ſagte:

„Der Menſch iſt ſeines Glückes Schmidt.“

„Das Sprichwort lügt ſo weit es mich betrifft, Hochwürden!“ verſetzte Weinrich: „ich bin nie etwas anderes geweſen als der Ambos, auf welchem Andere mit aller Gewalt geſchmiedet haben; — ob ihr Glück . . . . weiß ich nicht.“

Genug, Barbara Ulmer war längſt Frau Weinrich, die Marquiſe Marialva Wittwe und Dagobert im Begriff das Vaterhaus zu verlaſſen, als Pfarrer Edelholt ein Schreiben ſeines Biſchofs erhielt, das ihn auf's Höchſte befremdete. Der Inhalt dieſes äußerſt liebreich gehaltenen Schreibens war folgender:

„Es laufe das ſeltſame Gerücht um, die Tochter des Schullehrers von Bachheim ſei die Tochter des Pfarrers. Wie konnte dies Gerücht entſtehen? was gab dazu die Veranlaſſung? Niemand glaube daran, der das Leben des Pfarrer Edelholt kenne; aber umſomehr müſſe man ſuchen der Verleumdung auf die Spur zu kommen um ſie zu vernichten, damit ſie ſich nicht als unbeſtreitbare Thatſache in leichtgläubigen Köpfen feſtſetze.“

Nachdem der Pfarrer dies Schreiben geleſen und noch einmal geleſen, nahm er aus einem verborgenen Fach ſeines Schreibtiſches einige Papiere, ſah ſie genau durch und verſank in Nachdenken. Da klopfte eine leiſe Hand an ſeine Thür, und auf ſein „Herein!“ erſchien Wendeline. Sie ging lebhaft auf ihn zu, hielt ihm das Körbchen vor, das ſie in beiden Händen trug und ſagte fröhlich:

„Lauter Geſchenke, die ich auf dem Herrnhof erhalten habe, weil heute mein Geburts- und Namenstag iſt, St. Wendelin. Haben Sie wohl daran gedacht, lieber Herr Pfarrer?“

„Gewiß, mein Kind! heute früh in heiliger Meſſe habe ich ſehr an Dich gedacht und Dich dringend Deinem heiligen Schutzpatron empfohlen.“

„Der muß mir auch ſehr beiſtehen,“ ſeufzte ſie und küßte des Pfarrers Hand: „denn ich weiß nicht, wie es kommt — ich gerathe ſo leicht in Widerſpruch mit allen Menſchen.“

„Ein großer Fehler, Wendeline.“

„Mit Ihnen nie!“ Ihnen gehorche ich gern, und wenn es mir auch ſchwer wird — dennoch gern. Aber nun ſagte vorhin die Frau Marquiſe, über's Jahr wolle ſie mich in Frankreich oder England in eine Erziehungsanſtalt geben. Da ſchrie ich laut auf vor Schreck und ſagte: Nein, nein! dann faßte ich mich und bedankte mich vielmal für ihre Güte und ſagte, ich wolle immer in Bachheim bleiben.“

„Du hätteſt lieber die Frau Marquiſe bitten ſollen, Dich gleich in eine Erziehungsanſtalt zu geben, Wendeline.“

„Nein! nicht um Alles in der Welt!“ rief ſie energiſch: „ich bleibe hier .... hier bei Ihnen. Ich kann hier genug lernen. Der Vater unterrichtet mich in der Schule, Sie unterrichten mich, die Frau Gräfin unterrichtet mich. Wenn es Gottes Wille wäre, könnte ich ungeheuer klug und gelehrt werden .... aber nach Frankreich oder England laſſe ich mich nicht ſchicken. Ich bin nun mal in Bachheim zu Hauſe.“

„Armes Kind, Du wirſt einmal Dein Brod verdienen müſſen“ .... —

„Ja, das weiß ich und das will ich!“ rief ſie: „Ihre Dienſtmagd will ich werden.“

„Bis Du eine brauchbare Dienſtmagd biſt, liege ich vielleicht ſtill im Grabe."

„Wenn Sie erlauben, ſo hänge ich noch heute St. Wendelin zu Ehren, der ein Fürſtenſohn war und ſich zum Schafhirten machte, alle Wiſſenſchaften an den Nagel und lerne kochen."

„Das erlaube ich nicht, Wendeline. Und merke Dir Eines: über Deine Zukunft haſt nicht Du zu entſcheiden und nicht ich — ſondern Gott allein! und was Der will, das wirſt auch Du wollen."

Sie küßte ſchweigend ſeine Hand, nahm aus ihrem Körbchen ein Gebetbuch mit ſchönem Einband und ſagte in einem andern Ton:

„Dies hat mir Graf Dagobert geſchenkt .... und ſehen Sie, auf das weiße Blatt, vorn, hat er geſchrieben: Bete für Dagobert. Iſt das nicht ſchön, daß er, der doch ein Graf iſt, ſo ſchreibt? Und ſehen Sie nur den braunen Sammteinband! An hohen Feſten werde ich dies prächtige Buch brauchen, aber für ihn beten werde ich alle Tage."

„Thue das, Wendeline. Er wird es nöthig haben."

Sie wendete ſich zum gehen, kehrte aber zurück und fragte traurig:

„Wenn die Frau meines Vaters mein ſchönes Gebetbuch begehrt — muß ich es ihr geben?"

„Das verſteht ſich."

Sie ſenkte ein wenig den Kopf, ihre ſchwarzen, Locken fielen über ihre Stirn herab, an ihren ſchwarzen Wimpern hingen Thränen, um ihre Lippen zuckte der Schmerz. Die tiefe Melancholie dieſes Kindergeſichts that weh zu ſehen und endlich brach ſie in die Klage aus:

„Eine Mutter habe ich nicht und dem Vater bin ich auch gleichgültig, denn ſonſt würde er nicht erlauben, daß ſeine Frau mich ſo quält.“

„Laß das, Wendeline!“ ſagte der Pfarrer begütigend: „der liebe Gott iſt unſer aller Vater und der liebt Dich mehr, als Vater und Mutter Dich je lieben könnten. Geh' jetzt, Kind, und ſei nicht traurig.“

Sie ſtrich die Locken von der Stirn, verſuchte zu lächeln und verließ ihn. Draußen auf dem Vorplatz fingen aber ihre Thränen zu ſtrömen an. Sie ſetzte ſich auf die unterſte Treppenſtufe und weinte bitterlich. Frau Barbara entſprach ihrem Namen und ging barbariſch mit dem Kinde um. Was Wend'ine that oder nicht that — Alles wurde getadelt und bekrittelt. Sie fühlte ſich beleidigt, daß Wendeline und nicht ſie bei der gräflichen Familie in Gunſt war; daß Wendeline ſogar bei dem alten Menſchenfeind genug in Gnaden ſtand, um ihn zu veranlaſſen ein paar Mal Frau Barbara zu einem beſſern Verhalten gegen Wendeline zu ermahnen. Die Demüthigungen, welche ihre Selbſtgefälligkeit erfuhr, ſchrieb ſie auf Wendelinens Rechnung, und ließ die Unſchuldige dafür büßen, ſo daß das arme Kind zuweilen Hunger litt. Sogar heute an dem für ſie ſo feſtlichen Tage hatte Wendeline kein Mittagbrod bekommen, weil ſie ſich durch den Empfang der Geſchenke nach ihrer Muſikſtunde, etwas bei der Gräfin verſpätet hatte. Zum Glück war unter dieſen Gaben ein großes Stück Kuchen geweſen. Die Härte der Stiefmutter und die Freundlichkeit, die ihr von Fremden zu Theil wurde, und die Worte des Pfarrers — das Alles kam zuſammen, um ihr Herz zu beſtürmen und ſie weinte mit einem Wehgefühl, das ein Kind nicht kennen ſollte.

Zufällig kam Joſepha, die Köchin, aus der Küche, blieb mitleidig vor Wendeline ſtehen und fragte:

„Wendelchen, haben ſie Dir was zu Leide gethan?“

Wendeline ſprang auf, drängte ihre Thränen zurück und ſagte mit einer Stimme, die noch vor innerer Bewegung zitterte:

„Nein, Joſephe . . . . o nein! man hat mir Freude gemacht mit ſchönen Geſchenken . . . . — ſchau' hier! . . . . und der Herr Pfarrer hat mich zu allem Guten ermahnt . . . . aber ich bin nicht gut.“

„Nu, Wendelchen, denke nicht zu viel daran. Kein Menſch iſt ſo gut wie er ſein ſollte. Der liebe Gott nimmt mit unſerem guten Willen vorlieb,“

ſag. [illegible] ſepha tröſtend und gab Wendelinen einige derbe liebkoſende Schläge in den Rücken: „komm' in den Garten mit mir und hilf mir die Trauben abnehmen. Der Bogengang hängt noch ganz voll und der beſtändige Regen ſchadet dem Wein.“

Willig folgte Wendeline der Aufforderung, und hätte Frau Barbara geſehen wie gut ſie ſich die Trauben ſchmecken ließ, die Joſepha nach vollbrachter Arbeit ihr reichte, ſo würde ſie ohne Zweifel geſagt haben: Das einfältige Ding wird ja mit Kuchen und Obſt gefüttert wie eine Prinzeſſin, und hat wahrhaftig nicht mein armes Mittagbrod nöthig. — —

An dieſem Nachmittag ſaß die Familie ſehr gemüthlich im Salon oder — wie der Graf lieber und richtiger ſagte — im allgemeinen Wohnzimmer beiſammen; denn der Salon iſt auch Empfang- und Geſellſchaftszimmer, und Alles was zur Geſelligkeit gehörte trat in Bachheim mehr und mehr in den Hintergrund. Im Camin brannte ein mildes Feuer. Ein Schirm von buntfarbigem Glaſe auf eiſernem Geſtell, dämpfte den Blick auf die Flamme. Unfern des Camins ſaß der Graf und ihm gegenüber die Marquiſe; ſie ſpielten Schach. Caplan Ulmer folgte aufmerkſam der Partie. An einem andern Tiſch, dem Fenſter näher, ſaßen die Gräfin und Frau von Wildermut bei ihrer Handarbeit mit Dagobert in einem lebhaften Geſpräch, das aber mit gedämpfter Stimme geführt wurde.

„Claudia!“ — ſagte der Graf warnend; und nach einer Pauſe: „Claudia, ſiehſt Du denn nicht die Gefahr Deiner Königin? .... Du biſt ſo zerſtreut, daß ich Scheu habe meinen Vortheil daraus zu ziehen.“

„Vergebung, lieber Vater! .... ja! unſer Nachbartiſch zerſtreut mich mit ſeinen Reden,“ antwortete Claudia.

„Wovon redet Ihr denn?“ fragte der Graf zum andern Tiſch ſich wendend.

„Von dem ſeltſamen Geſchwätz, das wie eine Grippe aufgetaucht iſt und graſſirt,“ entgegnete Leocadie, „und das auch Dir zu Ohren gekommen ſein wird: Wendeline ſei die Tochter des Pfarrers.“

„Natürlich iſt es mir zu Ohren gekommen, d. h. denn doch immer nur in Form einer Frage, die ich jedesmal mit äußerſter Entſchiedenheit verneint habe. Und ich denke, Ihr Alle thut das Nämliche,“ ſagte der Graf ernſt.

„Die Gerüchte ſind zu wunderlich, Papa!“ rief Dagobert: „es heißt auch, Wendeline ſei die Tochter einer vornehmen Dame.“

„Nein, das nicht!“ ſagte die Marquiſe lebhaft, „ſondern einer Zigeunerin.“

„An dem Gerücht bin ich Schuld!“ ſagte Dagobert herzlich lachend: „ich habe Wendeline allzeit genannt „kleine Zigeunerin.“ Als man mir von dem umlaufenden Gerücht ſprach, faßte ich es wie einen ſchlechten Spaß auf und ſagte ganz ernſthaft: Unſinn das! Wendeline iſt ein Zigeunerkind.“

„Das iſt ganz die Weiſe in welcher Gerüchte entſtehen,“ ſagte der Graf: „aber Dagobert, von wem haſt Du zuerſt das Gerede gehört?“

„Ich entſinne mich nicht, Papa .... ich meine vom Herrn Caplan.“

„Und Sie, Herr Caplan?“

„Von Jemand der es in der Schenke gehört haben wollte.“

„Hörten Sie auch, daß der brave Wirth ſagte: Der Erſte, der in meiner Gaſtſtube ein ehrenrühriges Wort gegen den Herrn Pfarrer ſagt, dem werde ich zeigen wo der Zimmermann das Loch in der Wand gelaſſen hat.“

„Nein, das wußte ich nicht,“ erwiederte der Caplan etwas verlegen.

„Leider denken die Wenigſten ſo wie der brave Wirth,“ ſagte Frau von Wildermut. „In der Küche, im Mägdezimmer, im Dorf am Brunnen — wo Zwei beiſammen ſind, iſt von nichts Anderm als die Rede. Ich verwies es der Köchin. Sie antwortete mir: Ach, wir glauben es auch eigentlich gar nicht! wir reden nur darüber — und wir möchten gern wiſſen, was im Grunde dahinter ſteckt — ob nicht wirklich eine vornehme Dame.“

„Immer dieſe vornehme Dame! wie unwahrſcheinlich!“ rief die Marquiſe ungeduldig.

„Auf jeden Fall immer eine Verleumdung,“ verſetzte der Graf. „Daß Wendeline Weinrichs Nichte und nicht ſeine Tochter iſt, daß er ſie nach dem Tode ſeiner Schweſter als einjähriges Kind zu ſich nahm — das wiſſen wir Alle und es iſt mir unbegreiflich wie plötzlich jetzt, nach zwölf Jahren, dies unſinnige Gerücht auftaucht.“

„Möge der Pfarrer nur nichts davon hören!“ ſagte Leocadie.

„O Mama!“ rief Dagobert, „es wird ihm gleichgültig ſein.“

„Du irrſt, Dagobert! da er ein Mann von heiligmäßigem Wandel iſt, ſo wird er es ſich für ſeine Perſon nicht zu Herzen nehmen. Aber es wird ihn ſehr ſchmerzen, wenn in ſeiner Gemeinde die Verleumdung Wurzel ſchlagen und ihn für Manchen zum Anſtoß machen ſollte; denn er iſt der Träger einer höheren Ehre, als der ſeinigen, der menſchlichen. Er iſt als Prieſter der Stellvertreter Gottes in ſeiner Gemeinde und ſie verlangt vor Allem in dieſem Punkt eine makelloſe Reinheit von ihm.“

„Auch der Prieſter iſt ein Menſch, der ſeiner Gebrechlichkeit eingedenk ſein und ſich zuweilen demüthigen muß, gnädige Gräfin,“ nahm Caplan Ulmer das Wort: „eine Prüfung wie die gegenwärtige — vorausgeſetzt daß ſie nur eine Prüfung ſei — iſt ſicher ſehr heilſam."

„Ich wünſche Ihnen, daß Sie nie eine ſolche Prüfung zu beſtehen haben mögen," entgegnete Leocadie mit Kälte: „übrigens weiß ich aus dem Leben der Heiligen, daß derartige Verleumdungen Manche *von ihnen betroffen haben.*"

„Mein Gott!" rief die Marquiſe, „man nimmt das Alles zu tragiſch."

„Zu tragiſch, wenn der gute Ruf eines würdigen Mannes ruinirt werden ſoll!" rief Leocadie zürnend.

„Nein nein! aber daß ſo viel darüber geredet und vertheidigt und erklärt wird. Es ſchadet der Heiligkeit des heiligen Auguſtinus gar nicht, daß Adeodat ſein Sohn war; man denkt kaum daran; man läßt dieſe Thatſache auf ſich beruhen. Warum will man denn die Vergangenheit eines würdigen Mannes durchforſchen? begnüge man ſich mit ſeiner Gegenwart! wohin käme man, wenn man über das, was vor zwanzig Jahren geſchehen iſt, zu Gericht ſitzen wollte!"

„Beſonders dann, wenn man erſt das erfinden muß, worüber man Gericht halten will," ſagte der Graf abbrechend. Und dann ſetzte er hinzu:

„Alſo, meine Damen, haltet in der fraglichen Sache das Silentium und fordert männiglich auf ein Gleiches zu thun; dann erſtirbt ſie wie ein Feuer, dem man kein Holz zuträgt.“

Während man ſo über den Pfarrer Edelholt hin und her ſprach, ſtattete er folgenden ſchriftlichen Bericht ab:

Es war am 19. October des Jahres 1842 um halb neun Uhr Abends in dem Städtchen R., wo ich damals Pfarrer war, aber bereits meine Ernennung zum Pfarrer von Bachheim hatte. Es regnete in Strömen und der Sturm fuhr ſtoßweiſe gegen die feſtgeſchloſſenen Fenſter und tobte dergeſtalt, daß das Haus zu zittern ſchien. Ich ſaß und las bei meiner Lampe. Ich hörte einen Wagen durch die Gaſſe fahren ohne es zu beachten, vernahm aber bald darauf einen ſtarken Schellenzug an meiner Hausthür. Darauf erſchien meine Köchin mit folgender Meldung: Vor der Thür halte ein Wagen; der Poſtillon ſei abgeſtiegen um zu fragen, ob hier der katholiſche Pfarrer wohne, wie ihm geſagt ſei; es ſitze eine Dame im Wagen, welche denſelben zu ſprechen begehre; ſie verſtehe aber nicht deutſch. Ich antwortete, die Dame möge ſich nur herauf bemühen und verſpürte einige Neugier, in welcher Sprache und in welcher Weiſe unſere Unterhaltung ablaufen werde, da ich franzöſiſch zwar verſtehe, aber kaum rede — und jede andere lebende Sprache mir fremd iſt. Gleich darauf öffnete ſich meine

Thür und zu meiner Befremdung erſchien auf der Schwelle eine rabenſchwarze Geſtalt, die in einen langen, weiten, ſeidenen Mantel mit Kapuze und Schleier dermaßen verhüllt war, daß es unmöglich war etwas Anderes an ihr wahrzunehmen als eine ſchwarzſeidene Hülle.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mir dieſe auffallende Erſcheinung zu betrachten, ſo trat ſie mir raſch entgegen, fiel mir zu Füßen und ſagte mit erſtickter Stimme in franzöſiſcher Sprache:

„Erbarmen Sie ſich meiner .... helfen Sie mir .... Sie ſind ja der Stellvertreter des guten Hirten.“

Ich fragte zuerſt, ob ſie deutſch verſtehe, und als ſie bejahend mit dem Kopf nickte, welche Hülfe ich ihr leiſten könne.

„Erbarmen Sie ſich und laſſen Sie mich zu einer Frau führen, die mir beiſteht in ſchwerer Stunde,“ ſagte ſie: „ich bin hier fremd und muß fremd bleiben .... o Gott! verdammen Sie mich nicht! .... ich bin grenzenlos elend.“

Ich bat ſie ruhig zu ſein, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten, ging dann hinaus, rief meine Köchin, die eine brave, zuverläſſige, folglich verſchwiegene Perſon iſt, nahm einige Rückſprache mit ihr, kehrte in das Zimmer zurück und ſagte der Dame, meine Dienerin werde den Poſtillon anweiſen, wohin er zu fahren habe und werde ſie begleiten und einführen.

„Tauſend Gottes Lohn!“ rief ſie, indem ſie ſich raſch erhob und zur Thür ſchritt: „aber machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, Herr Pfarrer, und kommen Sie morgen zu mir, wenn ich noch am Leben bin.“

Ich verſprach es. Da ergriff ſie mit beiden Händen meine Hand und drückte ſie an ihre Lippen, aber ihre Hände blieben mit den langen weiten Ermeln des Mantels und ihr Antlitz mit dem ſchwarzen Taftſchleier bedeckt.

Ich begleitete ſie mit der Lampe die Stiege hinab; unten nahm meine Dienerin ſie in Empfang und der Wagen raſſelte dahin.

Der ganze Beſuch hatte etwa fünf Minuten in Anſpruch genommen. Nach einer halben Stunde kam meine Köchin zurück und erzählte, im Wagen habe ein zweites, gleichfalls tief vermummtes Frauenzimmer geſeſſen und beide hätten ein Paar Worte in fremder Sprache gewechſelt.

„Die Erſte aber“ — ſo erzählte meine Dienerin — „nahm meine Hand und drückte ſie und ſagte immer: Danke! danke! — Als wir aber zu Frau Schwarzer kamen, wollte ſie die Dame nicht aufnehmen, weil ſie kein Zimmer für ſie habe. Da fing die Dame ſo bitterlich zu weinen an und ſagte ſo kläglich: Nicht Zimmer .... Kammer! Stall! — daß der Frau Schwarzer der Jammer in's Herz trat und mir auch. Und kurz, ſie iſt dort geblieben. Sie ſagte wieder danke! danke! gab mir das Trinkgeld für den Poſtillon und ſchenkte mir dies Goldſtück. Ich verſtand Alles was ſie ſagen wollte."

Ich ſagte zu meiner Köchin:

„Sieh, Joſephe, was das iſt — die Welt! dies unglückliche Weſen iſt reich genug, um einen geringen Dienſt mit Gold zu bezahlen und iſt dennoch in einem ſolchen Elend, daß ſie um Unterkunft in einem Stall wie um eine Gnade bittet. Das macht die Sünde, Joſephe! Gott wolle uns Alle in ſeiner Gnade bewahren!" — —

„Amen!" ſagte Joſephe andächtig.

Am andern Morgen um zehn Uhr wurde ich zu der Fremden gerufen. Sie lag in einem Dachkämmerchen im Bett, tief verſchleiert. Sie bat mich das Kind zu taufen, das in der Frühe des Tages auf die Welt gekommen war, und das ſie in den Armen hielt. Ich fragte nach dem Namen und ſie ſagte: „Wendeline;" — und als ich bemerkte, daß ich jede Geburt in das Kirchenbuch einzutragen hätte und deshalb auch ihre Papiere, ihre Beglaubigung ſehen müſſe, antwortete ſie:

„Ich habe nichts der Art. Ich bin ja auf der Reiſe, ach! auf der Flucht! Und hätte ich auch beglaubigende Papiere — o! lieber ſterben, als ſie vorzeigen!.... denn ich will und muß unbekannt bleiben.“

Ich ſprach ihr mein gegründetes Bedenken aus unter dieſen Umſtänden die Taufe vorzunehmen; da verfiel ſie in ein ſo troſtloſes Weinen und verſicherte ſo beſtimmt, ſie werde mir ſpäter einmal zu gelegener Zeit Alles mittheilen was ich verlange; ich möge mich nur des Kindes erbarmen und es auf den Namen „Wendeline Stern“ taufen, daß ich dachte, es ſei doch das Wichtigſte, zuerſt für die Seele des armen Kindes und dann erſt für den richtigen Namen zu ſorgen. Der deutſche Name „Wendeline Stern“ fiel mir bei der fremdländiſchen Mutter etwas auf. Nach der Taufe gab ſie das Kind ihrer verſchleierten Begleiterin, die uns mit demſelben verließ und ſagte:

„Nun will ich beichten.“

Ihre Beicht gehört nicht hieher. Aber Alles was die Reue Bitteres — die Furcht vor Entdeckung Qualvolles — die Angſt vor der Zukunft Peinliches — der Schmerz um die zerſtörte Würde des Lebens Troſtloſes hat: das Alles brach wie ein Strom von Wermuth aus der Tiefe ihrer Seele hervor.

Nachdem ſie ſich endlich wieder beruhigt hatte, ſagte ſie:

„Herr Pfarrer, Gott vergelte Ihnen die Barmherzigkeit, die Sie an mir armen Sünderin geübt haben; doch Ihr Liebeswerk iſt noch nicht zu Ende.“

„Worin ſoll es noch weiter beſtehen?“ fragte ich.

„Darin, daß Sie dies arme Kind im Auge behalten," erwiederte ſie: „ich muß heute Abend abreiſen .... ich muß fort und koſtete es mein Leben. Ob es mir je vergönnt ſein wird mich Mutter dieſes Kindes zu nennen, weiß ich nicht. Es muß in den einfachſten Verhältniſſen aufwachſen, ganz unſcheinbar bei braven Leuten erzogen werden. Sie kennen ſolche Leute, Herr Pfarrer, Ihnen kommt gewiß der Fall vor, daß Sie ein Waiſenkind einem braven Ehepaar, dem Sie Ihr Vertrauen ſchenken, übergeben. Wendeline iſt eine Waiſe, alſo thun Sie dasſelbe für ſie! Ich laſſe Ihnen vierzig Carolin für die zwei erſten Jahre und flehe Sie an meine Bitte nicht abzuſchlagen."

Ich antwortete nach einigem Beſinnen:

„Sie legen mir eine große Verantwortung auf und ich kann nur dann auf Ihren Wunſch eingehen, wenn Sie ſich zufrieden erklären mit der Art und Weiſe wie und wo ich das Kind erziehen laſſe und mir nicht etwa dereinſt Vorwürfe machen. Vor der Hand kann es hier im Hauſe bleiben, da iſt es gut verſorgt. Später muß der liebe Gott weiter helfen. Ich denke, Er iſt es, der dies unglückliche, von Vater und Mutter verleugnete und von der Welt ausgeſtoßene Kind meiner Obhut anvertraut."

Sie fing wieder jämmerlich zu weinen an und ſagte:

„Verdammen Sie mich nicht! Sie haben das

Recht, mich zu verachten . . . . aber verdammen Sie mich nicht.“

„Ich habe kein Recht Sie zu verachten oder zu verdammen,“ antwortete ich, „und ich thue weder das eine noch das andere, denn der göttliche Heiland hat in einem ähnlichen Fall nur geſagt: Sündige nicht mehr. Aber wahr bleibt wahr! dies Kind iſt verſtoßen von dem Platz, der einem Kinde gebührt, iſt einem ungewiſſen Schickſal Preis gegeben und hat doch eine unſterbliche, mit dem Blut Jeſu erkaufte Seele, die gerettet werden muß.“

„Ja, das iſt es!“ rief ſie: „o um des Blutes Jeſu willen erbarmen Sie ſich und verſprechen Sie mir mit heiliger Liebe dasjenige gut zu machen, was eine ſündige Liebe verſchuldet hat und dem Kinde ein ſorgſames Auge und ein liebreiches Herz zuzuwenden.“

„Was ich vermag will ich Gott zu Liebe thun, das verſpreche ich Ihnen,“ ſagte ich.

Sie dankte mir mit unbeſchreiblicher Freude und gab mir ihre Adreſſe: Frau Wendeline Stern in Baden-Baden, aber unter einem Umſchlag an Banquier Z. daſelbſt. Sie bat mich ihr alle ſechs Monat mit einigen Zeilen Kunde von dem Kinde zu geben und durch denſelben Banquier werde ſie mir jährlich eine kleine Summe ſenden laſſen, nicht unter einhundert Gulden und nicht über einhundert Thaler — je nachdem es ihr möglich ſei. Und ferner bat ſie, ich möge mit der Frau Schwarzer abmachen, daß ſie das Kind wenigſtens ein Jahr behalte und gut verpflege.

Frau Schwarzer ging darauf ein; ſie war eine brave Frau, auf die man ſich verlaſſen konnte und ich händigte ihr ſogleich zwanzig Carolin mit dem Bemerken ein, es müſſe von dieſer ganzen Begebenheit ſo wenig wie möglich die Rede ſein und wir Alle könnten ja auch weiter gar nichts ſagen, als daß das Kind nun einmal da ſei. Ein Mehreres wiſſe Niemand von uns.

Als ich mich wieder zu der Fremden begab und ihr die Mittheilung machte, das Nächſte ſei geordnet, war ſie unerſchöpflich in dem Ausdruck ihrer Dankbarkeit und bat mich ſchließlich um meinen prieſterlichen Segen. Ich ertheilte ihn ihr gern, denn ich entnahm aus ihrer ganzen Art und Weiſe, daß ſie in menſchlicher Gebrechlichkeit zwar fallen konnte, aber entſchloſſen war ſich mit Gottes Gnade vom Fall zu erheben. So verließ ich ſie und kehrte in meine Behauſung zurück.

Als ich wieder zwiſchen meinen vier Wänden ſaß, kam mir die ganze Sache wie ein Traum vor. Gleichwohl hatte ſie eine ſo ernſte Wirklichkeit und konnte für die Zukunft des Kindes ſo wichtig ſein, daß ich auf der Stelle die ganze Begebenheit, Alles was die Fremde that und ſagte, und Alles was ich ſelbſt und was Joſephe that und ſagte, getreulich niederſchrieb. Dieſer Bericht iſt eine Abſchrift jener Aufzeichnung. Dann rief ich meine Dienerin und ſprach zu ihr:

„Joſephe, ſolche Dinge wie wir ſo eben erlebt haben, erlebt man Gott ſei Dank nicht alle Tage. Es ſteht dabei immer Ehre oder Schande, ja Leben oder Tod einer Perſönlichkeit — ja, die Schmach einer ganzen Familie auf dem Spiel. Deshalb, Joſephe, Silentium! d. h. Stillſchweigen! und ſollte man Dich befragen, ſo antworteſt Du klar und einfach, Du wäreſt nicht im Stande irgend einen Aufſchluß zu geben.“

„Denn ich weiß ja nichts,“ ergänzte Joſephe verſtändig.

„Ganz richtig!“ verſetzte ich: „und es führt zu nichts oder zum Uebel mit leeren Vermuthungen ſich zu beſchäftigen.“

Gegen Weihnachten deſſelben Jahres ſiedelte ich nach Bachheim über. Zuvor hatte ich von der Frau Schwarzer erfahren, daß das Kind geſund und munter ſei. Als es kaum anderthalb Jahr zählte, ſtarb die Frau Schwarzer. Im Lauf des vorhergehenden Winters hatte Schullehrer Weinrich dahier ſeine drei Kinder an den Maſern verloren. Das jüngſte war bereits zehn Jahr alt und keine Ausſicht auf fernere Nachkommenſchaft vorhanden. Frau Weinrich war ganz außer ſich und troſtlos, und jammerte nach einem Kinde. Sie war etwas zorniger und ſtreitſüchtiger Gemüthsart, aber brav. Der Schullehrer war ein Bruder der Frau Schwarzer, ein ſeelenguter Mann, nur zu ſchwach gegen ſeine Gattin. Ich ſah zwar dieſe Schattenſeiten; andrerſeits ſah ich aber auch einen Vorzug, wenn das Kind unter meinen Augen aufwachſe. Genug, ich ſchlug dem Schullehrer Weinrich vor die kleine Waiſe in's Haus zu nehmen, die bis jetzt in Pflege ſeiner Schweſter geweſen ſei und die ich jetzt, gegen ein Jahrgeld, bei guten Leuten unterzubringen wünſche. Frau Weinrich ergriff den Vorſchlag mit beiden Händen: der liebe Gott ſchicke ihr das kleine Kind, das ſie wie ihre Tochter halten wolle und das nie erfahren ſolle, daß es anderer Eltern Kind ſei. So reiſte ſie denn nach N. und brachte von dort Wendeline Stern nach Bachheim zurück. Um allen Fragen über die Herkunft des Kindes auszuweigen — denn Frau Weinrich wollte, daß die Kleine ihre Tochter ſei und was ſie wollte, ſetzte ſie durch — ſagte ſie, ſie habe die Kleine von ihrer Schwägerin geerbt — was ja auch ganz richtig war. Daraus zog man hier den Schluß, es ſei ihre Nichte, während Wendeline in dem Weinrich'ſchen Ehepaar ihre Eltern ſah. Der wirklichen Mutter theilte ich dieſe Veränderung mit, ſo wie ich ihr auch früher halbjährlich das Wohlſein des Kindes angezeigt hatte. Sie antwortete immer „Gott vergelt's," in ſehr ungeſchickter deutſcher Schrift. Zuweilen dauerte es Monate lang bis die Antwort kam. Die Briefe gingen hin und her durch den Banquier Z. in Baden-Baden, der mir auch jährlich einhundert Gulden zuſchickte. Alle Papiere, welche ſich auf dieſe Geldſendungen beziehen und alle Zuſchriften der unbekannten Mutter, ſo wie die Abſchrift von Wendelinens Taufſchein aus dem Kirchenbuch zu N., liegen wohlverwahrt bei mir; aber ausweiſende Papiere über die Mutter erhielt ich, trotz aller Mahnung nie. Für dieſe Ungehörigkeit verdiene ich allerdings eine ernſte Rüge.

In den erſten Jahren vergötterte Frau Weinrich die kleine Wendeline. Später wurde ſie ihrer eigenen Verkehrtheit überdrüſſig — wie das bei leidenſchaftlichen Naturen zu gehen pflegt — und die Kleine mußte es entgelten. Dazu kam, daß Wendeline keinen fügſamen Charakter, daß ſie ihren eigenen Willen hatte. Frau Weinrich führte manche Klage über ſie gegen mich und ich mußte ihr zuweilen Recht geben und gab ihr manchen guten Rathſchlag. Zugleich aber nahm ich mich des Kindes an und gewann einen guten Einfluß auf daſſelbe, indem ich es gleichmäßig ruhig behandelte. Es ſchloß ſich vertraulich an mich an und gehorchte mir willig. Als es älter wurde zeigte es Verſtand, Nachdenken und Talent. Die Frau Gräfin von Wianden gibt ihr ſeit vier Jahren mit dem beſten Erfolg Muſikunterricht. Ich habe angefangen ihr einigen Geſchichtsunterricht zu ertheilen und die Frau Marquiſe Marialva, geborene Gräfin von Wianden, hat die Abſicht ſie übers Jahr in eine Erziehungsanſtalt zu geben. Wer Wendeline kennt, intereſſirt ſich für ſie und ich bin es nicht allein, dem ſie Theilnahme einflößt. Hingegen iſt es wahr, daß ſie mit großer Zärtlichkeit an mir und nur an mir hängt.

Eine Widerſacherin hat Wendeline in Bachheim und das iſt die zweite Frau des Schullehrers Weinrich. Die erſte ſtarb vor einem Jahr; ſie war zänkiſch und launenhaft, doch nicht boshaft. Sie quälte Wendeline durch ihre Eigenthümlichkeit, nicht aus Abſicht. Ihre Nachfolgerin aber ſcheint mir keinen guten Charakter zu haben, dermaßen martert ſie das arme Kind; und weil ich mich deſſelben annehme, ſtehe auch ich nicht bei ihr in Gnaden. Sie gilt in Bachheim für eine böſe Zunge. Ob ſie es iſt, die das Gerücht erfunden und ausgeſprengt hat, Wendeline ſei meine Tochter, will ich nicht behaupten; doch behaupte ich dreiſt, daß früher Niemand dieſen Verdacht gehegt hat. Gott, der die Wahrheit kennt, wird ſie zu ſeiner Zeit offenbaren und wenn nicht früher — in der Ewigkeit gewiß.“

Verleumdung.

Pfarrer Edelholt hatte ganz Recht zu behaupten, es ſei keinem Menſchen je eingefallen Wendeline für ſeine Tochter zu halten. Man hielt ſie für Weinrichs Nichte. Da er und ſeine Frau ſich aber von ihr Vater und Mutter nennen ließen und ſie in ihnen ihre Eltern ſah: ſo ging man in einer Sache, die für Niemand von Wichtigkeit oder von Intereſſe war, auf dieſe Vorſtellung ein, nannte das Kind Weinrichs Wendeline und dachte nicht weiter an ihre Herkunft. Frau Weinrich die erſte hatte niemals dieſen Punkt mit Fräulein Barbara Ulmer erörtert; vielleicht wollte ſie ihr Geheimniß für ſich allein haben, vielleicht hatte ſie nicht Luſt des Koſtgeldes zu erwähnen, das Wendeline ihr eintrug, vielleicht fürchtete ſie, Barbara werde mehr fragen und wiſſen wollen als ſie beantworten konnte — und das hätte ſie verdroſſen; genug, ſie ſchwieg. Nach ihrem Hinſcheiden überlegte Fräulein Barbara, daß es vortheilhafter für ſie ſei, als Ehe-

und Hausfrau im Schulhauſe zu leben und eine ganz unabhängige Stellung zu haben, als fort und fort für fremde Leute zu arbeiten oder ihrem Bruder zur Laſt zu fallen. Die Folge dieſer Ueberlegung war, daß ſie Frau Weinrich die zweite wurde. Sofort legte ſie die Hand auf die Kaſſe und ließ ſich von ihrem Mann bei Kreuzer und Pfennig ſeine jährliche Einnahme vorrechnen. Er that es treulich. Als er für Wendeline hundert Gulden aufzählte, machte ſie große Augen und rief:

„Ei wie das . . . . für Wendeline?“

„Sie iſt ja ein Waiſenkind, das wir nur ſo angenommen haben . . . . ich dachte meine gute arme Frau, die ſelige, habe es Dir erzählt.“

„Nichts hat ſie mir erzählt! . . . . Zu ihrer beſten Freundin hat ſie kein Vertrauen gehabt! . . . . Alſo ein Waiſenkind — die Wendeline? Ei, ich denke ſie könnte wohl ein uneheliches Kind ſein und ihr . . . . oder Dir gehören.“

„Ein ſolcher Verdacht,“ antwortete Weinrich gekränkt und empfindlich, „erniedrigt den, der ihn hegt, nicht den, welchen er trifft. Ueberdas kann Dich das Koſtgeld, das für Wendeline gezahlt wird, eines Beſſeren belehren.“

„Wer zahlt dieſe hundert Gulden?“ fragte ſie neugierig.

„Der Herr Pfarrer.“

„Iſt Wendeline ein Waiſenkind aus der Bachheimer Gemeinde?“ fragte ſie weiter.

„Nein, aus N., wo unſer Herr Pfarrer früher Pfarrer war und meiner, ſeitdem verſtorbenen Schweſter, das Kind in Pflege gab. Nach ihrem Tode ſchlug er uns vor es zu übernehmen, was wir gern thaten, beſonders meine Frau; und ſeitdem zahlt er uns jährlich hundert Gulden.“

„Ei und wie hat er die Wendeline ſo gern .... und ein Waiſenkind aus N. iſt ſie, wo er früher Pfarrer war .... ei das gibt allerhand zu denken.“

„Nur nichts Verkehrtes!“ ſagte Weinrich mit leiſer Drohung im Ton.

„Behandelſt Du mich wie Deine Schulkinder!“ rief ſie gereizt.

„Ich wollte Dir nur einen Fingerzeig geben wohin Deine Gedanken ſich nicht zu wenden hätten,“ verſetzte er demüthig.

„Ei ich rathe Dir, überlaſſe dies mir, denn es iſt wohl ſehr die Frage, weſſen Einſicht und Urtheil das richtige iſt.“

„Ich will nicht darüber mit Dir ſtreiten, liebe Barbara,“ ſagte er noch unterwürfiger, „nur bitte ich Dich inſtändigſt Deine Gedanken, welcher Art ſie ſein mögen, nicht laut werden zu laſſen, damit kein unnützes Geſchwätz aufkomme.“

„Daß ich keinen Skandal offenbaren werde, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt,“ erwiederte ſie im hohen Ton.

„Es iſt aber kein Skandal!“ rief er kläglich.

„Ei ſo ſchweig darüber und laß uns weiter reden von unſerm Kaſſenbeſtand,“ ſagte ſie abbrechend.

Es niſtete ſich aber die Vorſtellung bei ihr ein, Wendeline ſei des Pfarrers Tochter. Sie, die nie etwas Anderes geliebt hatte, als ihren jüngſten Bruder — und auch ihn mit ſtarkem Zuſatz von ſelbſtſüchtigem Hochmuth — ſie begriff nicht die höhere Liebe eines Prieſters für ein unglückliches verſtoßenes Kind, welches durch ſeine Geburt dem Elend verfallen war und Niemand auf Erden hatte der es ſchützen konnte, um nicht darin unterzugehen, als eben ihn. Sie fragte ganz unbefangen ihren Bruder, was er zu ihrer Vermuthung ſage.

„Daß Du närriſch geworden biſt!“ rief er unmuthig.

„Ei unmöglich iſt es doch nicht!“ behauptete ſie.

Sie begann leiſe und allmälig bei den Frauen im Dorfe Umfrage nach Wendelinens Herkunft zu halten. Wenn Mütter kamen, um ſich in Schulangelegenheiten ihrer Kinder mit dem Lehrer zu beſprechen und er etwa nicht gleich zur Hand war: ſo benutzte Frau Barbara die Gelegenheit, um eine ſanfte Klage über das Kreuz einfließen zu laſſen, das ſie mit dem fremden Kinde habe, welches ihr gar nicht gehorchen wolle und welches der Herr Pfarrer immer in Schutz nehme, weil er ein Koſtgeld für das Mädchen zahle. Von dieſem Umſtand wußte man in Bachheim nichts; doch befremdete er nicht, höchſtens erregte er einigen Neid, weil hundert Gulden baar in Silber als ein nicht unbeträchtliches Capital erſchien — und man meinte, der Herr Pfarrer werde vermuthlich Wendelinens Vormund ſein. Sie redete aber ſo lange und ſo beharrlich mit den verſchiedenſten Perſonen, bald im Ton ſchüchterner Frage, bald als habe ſie die Behauptung gehört, daß die Leute denn doch nach und nach aufmerkſam wurden und ein Geheimniß ahnten. So kam es, daß Niemand ſo recht daran glaubte und daß Alle davon redeten — was ja überhaupt die Art iſt, wie falſche Gerüchte ſich lange erhalten können, Dank der unerhörten Geſchäftigkeit der Zungen, in der ganzen Welt wie in Bachheim. Frau Barbara geſtand ſich nicht ein, daß es ihre Abſicht ſei dem Pfarrer zu ſchaden; ſie wollte nur wiſſen woran ſie ſei bezüglich Wendelinens und warum er ſich des Kindes warm genug annehme, um ihr ernſte Vorſtellungen zu machen, die ſie für gänzlich unbegründet hielt.

Ihr Bruder hatte einmal geſagt:

„Ich will nicht fürchten, Barbara, daß Du es biſt, welche das alberne Gerücht über den Herrn Pfarrer in Umlauf ſetzeſt.“

„Andere Leute haben ſo gut wie ich ihre Gedanken, ſeitdem es zum Vorſchein kam, daß dieſe Wendeline nicht Weinrichs Nichte iſt,“ entgegnete ſie kurz.

„Schon recht! aber hüte Dich das Gerücht zu verſtärken. Ich ſage das nicht aus beſonderer Verehrung für Pfarrer Edelholt, der ſich auch wahrlich nicht um meine Zuneigung bemüht, ſondern weil es dem geiſtlichen Stande im Allgemeinen ſchadet.“

„Was hat er Dir gethan, Lorenz? Hat er Dir auch ſeine Rathſchläge aufgedrungen?“ fragte ſie mit geſpannter Neugier.

„Ja . . . . ungefähr ſo etwas.“

Mehr ſagte er nicht zu Barbara's Verdruß. Was hätte er ſagen können ohne die Marquiſe Marialva zu nennen? — Das wollte er nicht.

Der Marquis war alſo geſtorben und ſeine Wittwe in Verzweiflung. Warum? — das wußte kein Menſch. Man erzählte ſich Folgendes: Er habe ihr ſein ganzes Vermögen für den Fall vermacht, daß ſie ſeine Wittwe bleibe; ſchließe ſie eine zweite Ehe, ſo ginge das Vermögen auf der Stelle in den Beſitz ſeiner Neffen über; ſie hege ſeit Jahren eine heftige Leidenſchaft für einen Mann, der ganz unbemittelt und unter ihrem Stande ſei; das

Teſtament des Marquis beraube ſie der Möglichkeit ihrer Neigung zu folgen: daher ihre Troſtloſigkeit. Was der Grund ſein mogte, ſie war troſtlos und als ſie in ihrer tiefen Trauerkleidung nach Bachheim kam, warf ſie ſich in die Arme der Gräfin und rief:

„O Leocadie! der Schmerz in meinem Herzen iſt viel ſchwärzer als mein Kleid.“

Und zum Grafen ſagte ſie:

„Erlaube mir einige Monate hier zu bleiben, lieber Vater. Ich vergehe vor Gram in der Einſamkeit der großen Welt.“

In Bachheim war ſie, wie immer, Allen willkommen und ſie richtete ſich für einen längeren Aufenthalt ein. Aber man merkte, daß ſie ſich Gewalt anthun mußte, um nicht in ſich ſelbſt und in die Welt ihrer Gedanken, ihrer Schmerzen zu verſinken. Eines Tages ſagte ſie entſchloſſen:

„Ich muß mich aus dieſer brütenden Stimmung herausreißen! ich will etwas leſen, etwas ſtudiren, was meine Gedanken feſſelt — und ich habe mir den Gegenſtand gewählt. Ich will in der altindiſchen Religionslehre, in Schellings Naturphiloſophie und in den deutſchen Myſtikern des vierzehnten Jahrhunderts den Pantheismus kennen lernen. Gott im All — das intereſſirt mich; Alles in Gott — intereſſirt mich noch mehr. Wie es nun möglich iſt dieſe großen Ideen ſo zu verdrehen, daß daraus wird Alles iſt Gott — wie man das dem modernen Pantheismus vorwirft — das möchte ich wiſſen.“

„Gott bewahre, was iſt das für eine Zuſammenſtellung von Büchern!“ rief Leocadie.

„Es wird doch keines auf dem Index ſein, Herr Caplan?“ fragte die Marquiſe ſcherzend.

„Hüte Dich, Claudia,“ ſagte der Graf freundlich mit dem Finger drohend, „daß Deine Geſinnung ſich nicht für den Index qualifizire.“

„Sei unbeſorgt, lieber Vater! ich habe zu viel ſpaniſches Blut in den Adern;“ erwiederte ſie.

„Die Myſtiker Tauler und Suſo können gewiß nicht auf Abwege führen, ſondern nur das Leben der Seele mit Gott verinnerlichen,“ ſagte der Caplan.

„Gewiß,“ verſetzte der Graf, „ſobald man einzelne, etwas weit gehende Anſichten über das Aufgeben unſerer ſelbſt, an der katholiſchen Glaubenslehre prüft.“

„O lieber Vater!“ rief die Marquiſe, „wie biſt Du beneidenswerth dieſe Waage . . . . oder dieſen Thermometer — wie ſoll ich's nennen! — immer zur Hand zu haben.“

„Und immer die Hand ſo ruhig zu heben, daß die Waage nicht zittert,“ ſetzte Caplan Ulmer hinzu,

„und den Pulsſchlag ſo gleichmäßig, daß er den Thermometer weder ſteigen noch fallen macht.“

„Wohin käme der Menſchengeiſt,“ entgegnete der Graf, „einerſeits mit ſeinem eingeborenen Drang nach Wiſſen und Kennen, der weit über die Endlichkeit hinausgeht — und andererſeits mit ſeiner angeborenen Blindheit, die ihm das Schauen der Wahrheit in der Zeit verſagt, wenn er nicht einen Prüfſtein in ſeinem Glauben hätte, der ihm den Unterſchied zwiſchen relativen Wahrheiten und der abſoluten Wahrheit klar machte — was ganz beſonders dann nothwendig iſt, wenn jene mit dem Zauber der Phantaſie geſchmückt oder von dem Schwung des Gefühls getragen uns entgegentreten.“

„Ach!“ ſeufzte Claudia, „die Lehren des Glaubens ſind zuweilen gar nicht zaubervoll, ſondern dunkel und kalt.“

„Ja, Kind, wie die Nacht, wie das Meer! aber gib Dich dem Eindruck ihrer Erhabenheit hin und ſie beruhigen und erfriſchen Dein Herz.“

„Herr Caplan!“ rief die Marquiſe, „Sie und ich wir ſind, wie mir ſcheint, zwei gleichgeſtimmte Seelen: wir wollen mit einander Studien über den Pantheismus machen. Wer ſchließt ſich uns an?“

„Ich gewiß nicht,“ ſagte Leocadie: „mein kleiner Verſtand iſt mehr auf Praxis als auf Speculation gerichtet.“

„Und ich habe dieſe Seite meiner Studien abſolvirt,“ ſagte der Graf lächelnd.

„Aber ich bin mit Freuden dabei!“ rief Dagobert.

„So jung noch und ſchon ſo ernſte Intereſſen?“ fragte die Marquiſe verwundert: „Du biſt früh reif, mein Brüderchen.“

„Du haſt ſo recht den Geiſt, der Alles wiſſen, Alles kennen und erkennen möchte, Dagobert,“ ſagte der Graf: „verliere nur nie den Prüfſtein aus den Augen! .... Im Grunde finde ich dieſe Lectüren viel zu frühzeitig für Dich. Ein ſo junger Kopf hat nicht Klarheit genug, um ſich mit Nutzen mit Philoſophie und Myſtik zu befaſſen.“

„Lieber Papa,“ bat Dagobert ſchmeichelnd, „laß mich doch meine Erholungsſtunden in einer Weiſe verwenden, die mich freut und die gewiß nicht ohne Nutzen für mich ſein wird, da Ihr Alle, Du, der Herr Caplan und Claudia — mir zur richtigen Auffaſſung verhelfen werdet.“

Der Graf hatte eine viel zu große Freude an der geiſtigen Begabung ſeines Sohnes, um ihm eine ſolche Bitte abzuſchlagen, denn Studien waren nun einmal das, woran Dagobert ſeinen höchſten Genuß, ſeine liebſte Unterhaltung fand, und mit Heißhunger warf er ſich auf Alles, was ihm dieſen Genuß verſchaffte. Der Caplan war ſtolz auf ſeinen Zögling. Der Pfarrer Edelholt ſagte einmal zum Grafen:

„Wenn Ihr Sohn nur nicht einmal plötzlich von ſeiner Richtung abfällt! er iſt ſo jung, daß man darüber nicht ſicher ſein kann.“

Der Graf nahm dieſe Bemerkung gar nicht übel auf und erwiederte, dieſe Sorge erhebe ſich auch zuweilen in ihm. Der Caplan hingegen war empört und behauptete, wer in der Jugend die Liebe zu ernſten Wiſſenſchaften eingeſogen und ihre Vortheile für das geiſtige und ſittliche Leben des Menſchen erkannt habe, der ſage ſich auch ſpäter nicht von ihr los.

„Aber Graf Dagobert iſt ja erſt im Anfang ſeiner Jugend und kaum aus dem Knabenalter heraus,“ wendete der Pfarrer gelaſſen ein: „die Jugend, die gefährliche, liegt noch vor ihm. Indeſſen habe ich keinen Zweifel ausdrücken wollen, ſondern nur eine Sorge, die uns ſo leicht befällt, wenn wir die Welt und den Jugendſinn kennen.“

Caplan Ulmer hatte zu verſchiedenen Malen gelinde Zurechtweiſungen des Pfarrers gehört, wenn er ſich in ſeiner Bewunderung der Marquiſe zu hoch verſtieg und zu lange verweilte. Das verdroß ihn dermaßen, daß er nicht ohne Erbitterung auf den Pfarrer war; aber trotz deſſen konnte er es ſich nicht verſagen von Zeit zu Zeit wieder ſeiner Bewunderung Ausdruck zu geben, beſonders dann, wenn er glaubte einer Freundlichkeit oder einer Auszeichnung von Seiten der Marquiſe gewürdigt zu ſein, — was ſelbſtverſtändlich nicht den mindeſten Eindruck auf den Pfarrer machte. Auch jetzt erzählte ihm der Caplan ganz triumphirend von den intereſſanten Stunden, welche ihm durch die Frau Marquiſe zu Theil würden.

„Vermuthlich in Beziehung auf Graf Dagobert, nicht wahr? der allerdings gar mancher Erläuterungen bedürfen wird,“ verſetzte der Pfarrer: „und es iſt freilich vom höchſten Intereſſe, daß ein junger lebhafter Kopf wichtige Lehren oder fremde Anſichten richtig auffaſſen lerne. Darin beſteht die ſchönſte Gabe und der ſüßeſte Lohn des Lehrers. Ich kenne das! ich habe nie eine reinere Freude, als wenn ich wahrnehme, daß meinen Schulkindern eine Glaubenslehre des Katechismus klar geworden iſt.“

„Dieſe Freude liegt denn doch in einer untergeordneten Sphäre,“ antwortete der Caplan mit heimlicher Entrüſtung in einem ſo hohen Ton, als habe er ihn von ſeiner Schweſter gelernt.

„Untergeordnete Sphäre? Herr Caplan, reden Sie im Traum? Unſchuldige Kinderſeelen erfaſſen die erhabenſten Wahrheiten des Chriſtenthums — ich weiß nicht, ob es etwas Höheres, etwas Wunderbareres, etwas Gnadenreicheres im Leben des Geiſtes gibt.“

„Nun ja, Herr Pfarrer, im religiöſen Gebiet iſt das ganz richtig; allein der Geiſt kann ſich auch auf dem Gebiet des freien Gedankens bewegen und darin hohen Genuß finden — beſonders dann, wenn ein feiner Verſtand, der nicht nach den Regeln der Schule gebildet iſt, die Fragen zu löſen ſucht, welche uns auf jenem Gebiet entgegentreten.“

„Ein ſolcher Verſtand verfällt ſehr leicht in allerhand Capriolen, die einen an logiſches Denken gewöhnten Kopf doch ſehr bald ermüden,“ ſagte der unverbeſſerliche Pfarrer Edelholt.

„Dieſe Behauptung findet keine Anwendung auf die Frau Marquiſe!“ rief der Caplan.

„Deſto beſſer für die Frau Marquiſe und für Sie, Herr Caplan.“

„Und dabei iſt es wunderſchön zu beobachten, wie ſie, ſobald etwas vorkommt, das ihr heterodox zu ſein ſcheint, auf den Boden der chriſtlichen Offenbarung ſich flüchtet, während Dagobert ohne dieſelbe eine Löſung ſucht.“

„Und wie verhalten Sie ſich dabei?“

„Ich? . . . . ich ſuche Beides zu verbinden und ſeine Zweifel im chriſtlichen Sinn zu löſen.“

„Ich bitte Sie, beſter Caplan, verlieren Sie bei dieſen gymnaſtiſchen Uebungen des Geiſtes nur nie über der Frau Marquiſe Ihren Zögling aus den Augen. Für ſie iſt die ganze Sache nur ein Spiel, eine Zerſtreuung, Unterhaltung — was Sie wollen; ſie wirft eines guten Tages Schelling und Ruysbroch mit Brahma und Wiſchnu über den Haufen und denkt an ganz andere Dinge. Er aber mit ſeinem fragenden Verſtande wird die großen Räthſel des Lebens löſen wollen. Sorgen Sie dafür, daß er das Wort, das rechte, finde.“

Immer verſtand es der Pfarrer die Marquiſe in den Hintergrund zu ſtellen! das verdroß den Caplan Ulmer außerordentlich und er ſagte:

„Eine Dame in der Stellung der Frau Marquiſe kann großen Einfluß in der Welt haben, und deshalb iſt es ganz gerechtfertigt, wenn ich ſie mit ihrem Thun und Denken und Sein in's Auge faſſe. Daß ich Dagobert nicht darüber vergeſſen werde, verſteht ſich wohl von ſelbſt.“

„Beſter Caplan, verzeihen Sie mir . . . . aber ich muß Ihnen doch bemerken, daß Sie in hohlen Redensarten ſich ergehen und über die Frau Marquiſe gründlich ſich irren. Sie hat manche gute Eigenſchaft; aber eine Seele, die für Gott und den Nächſten begeiſtern, die zur Liebe der himmliſchen Dinge und zur Verachtung der Welt anfeuern könnte, dies iſt ſie nicht, denn ihr Streben geht nicht dahin, ſich die Welt unter die Füße zu legen. Jetzt frage ich Sie, welchen Zuſammenhang kann eine ſolche Seele mit Ihnen haben? .... Nicht den geringſten — außer dem allgemein chriſtlichen."

„Sie iſt ein Genie und ein ſolches iſt unter allen Umſtänden anziehend."

„Ich leugne nicht ihre gewiſſe geniale Begabung und deren Anziehungskraft; aber dieſe letztere iſt weder für den, der ſie beſitzt — noch für den, der ſich ihr hingibt ein Glück; es liegt eine große Gefahr darin und ſelten wird das Heil der Seele durch ſie gefördert, weil ſelten geniale Begabung und Selbſtbeherrſchung Hand in Hand gehen, denn es iſt eben die Eigenthümlichkeit des Genies, auf außergewöhnlichen Pfaden ſich zu bewegen und alles Außergewöhnliche iſt gefährlich für die Seele."

„Wie klein machen Sie den Menſchen, wenn Sie annehmen, daß die ſchönſten Gaben Gottes ihm zum Verderben dienen."

„Dienen können — und häufig: Ja! Dienen müſſen — Nein. Beſter Caplan, die Trauergeſchicke der Menſchheit ſind, nach ihrem Fall, nicht anders zu erwarten."

„Wie klein!" fuhr Ulmer lebhaft fort: „wozu lernt und denkt, wozu ſtrebt und liebt und handelt man, wenn man je höher die Entwickelung — umſomehr in Gefahr iſt. O wie erbärmlich erſcheint in dieſer Auffaſſung der Menſch."

„Nicht ſo klein und nicht ſo erbärmlich, lieber Freund!“ ſagte der Pfarrer: „Bedenken Sie nur das Eine: Gott hat in die Menſchenſeele eine Ahnung der Ewigkeit, eines ewigen Glückes gelegt; denn für dies Ziel iſt der Menſch geſchaffen und dieſe Ahnung iſt ihm ein Unterpfand, daß er ſeine Beſtimmung erreichen könne. Iſt das etwas Kleines — die Ewigkeit zu denken? iſt das etwas Erbärmliches — Verlangen nach der ewigen Seligkeit zu haben? Der Menſch, der heute blüht und morgen welkt und übermorgen eine Handvoll Staub iſt — derſelbe Menſch hat ſolche Gedanken! hat ein ſolches Verlangen! Mir ſcheint das iſt etwas Großes, iſt die Bürgſchaft einer unendlich erhabenen Beſtimmung. Um ſie zu erreichen braucht er weiter nichts zu thun, als ſich beharrlich mit allen Kräften nach der Seite ſeiner Ewigkeit hinzuwenden“ ....

„Weiter nichts?!“ warf Ulmer ſchmerzlich und bitter ein.

„Und da treten ihm denn freilich die Bedingungen ſeines Weſens in der Endlichkeit und in der Sinnenwelt entgegen — und er wird klein,“ fuhr der Pfarrer fort. „In dieſem Gegenſatz bewegt ſich ſein Leben. Deshalb dürfen wir den Menſchen — uns ſelbſt inbegriffen — weder über- noch unterſchätzen, nicht zu groß und nicht zu klein ihn machen.“

Caplan Ulmer war verſtimmt. Er hatte nicht das ſagen können, was er ſagen wollte, und hatte

Manches hören müſſen, was er nicht hören wollte. Er verfiel in eine unzufriedene Stimmung und ſeine Stellung, ſein Beruf ſogar, mißfielen ihm, wenngleich nicht anhaltend. Er verhehlte ſich nicht, daß er zwar eine ſelbſtſtändige Lage wünſche, aber mit Schrecken daran denke, ſein Leben als Landpfarrer in einem Dorf, ohne geiſtige Anregung und Mittheilung, hinbringen zu müſſen. Alles das, was er durch die Marquiſe Marialva kennen gelernt hatte, drängte ſich ihm auf wie Sonnenlicht und Frühlingsluft und ließ die Entbehrung als Finſterniß und Erſtarrung erſcheinen, in denen er zu Grunde gehen müſſe. Ihr lebhaftes Geſpräch, ihre geiſtige Regſamkeit, ihr muſikaliſches Talent, ihre einnehmende Perſönlichkeit — das Alles ſollte erſetzt werden durch Berufspflichten, von denen er ſich im Verlaufe dieſer vier Jahre entwöhnt hatte. Ihn grauete vor ſolcher Zukunft und ſie war doch unvermeidlich, denn ſein Aufenthalt in Bachheim war zu Ende, ſobald Dagobert das Vaterhaus verließ. Die Gerüchte über Pfarrer Edelholt, welche um dieſe Zeit ſo laut wurden, daß ſie ſogar dem Diözeſanbiſchof zu Ohren kamen, gereichten ihm einigermaßen zum Troſt. Er glaubte ſie im Grunde nicht; allein er dachte, es könne doch auch einmal ein Sturm durch das innere Leben dieſes Mannes gebrauſt haben, der jetzt zu einem hohen Grade des innern

Friedens gelangt war — und das gab ihm Muth; — doch keine Klarheit.

Dagobert war bei dem Pfarrer geweſen, um Abſchied zu nehmen. Unter der Hausthüre ſtieß er auf Wendeline, die ganz blaß und mit verweinten Augen hereinflog.

„Wendelchen, was fehlt Dir?" fragte er theilnehmend und hielt ſie bei der Hand feſt.

„Nichts," ſagte ſie und legte die andere Hand über ihre Augen; aber ihre Lippen bebten.

„Ich gehe nun auf die Univerſität, Wendeline," ſagte er und ließ ihre Hand los: „bitte, bete zuweilen ein Vaterunſer für mich."

„O beten Sie für mich . . . . ich habe es viel nöthiger!" rief ſie mit ausbrechenden Thränen.

„Haſt Du es ſo ſchlimm, armes Kind? Nun gut, ſo laß uns für einander beten. Willſt Du das?"

„Ja!" ſagte ſie und gab ihm die Hand, indem ſie ihn mit treuherziger Liebe unter Thränen anſchaute.

Er ging und Wendeline lief in den Garten, wo ſich eben der Pfarrer befand. Sie blieb vor ihm ſtehen, faltete bittend die Hände und ſagte mit zitternder Stimme:

„Ich möchte gern etwas fragen."

„Frage nur," ſagte er beruhigend.

„Nein . . . . nicht hier . . . . bitte im Zimmer," verſetzte ſie.

Er ging hinein und ſie folgte ihm. Drinnen warf ſie ſich auf die Knie und fragte kurz:

„Iſt es wahr . . . . ſind Sie mein Vater?“

„Nein, Wendeline.“

„Wer iſt es denn?“

„Deine Eltern kennt Gott allein, armes Kind.“

„Alſo bin ich weder die Tochter noch die Nichte meines Vaters . . . . ich will ſagen meines Pflegevaters?“

„Nein, Du biſt in keiner Weiſe mit ihm verwandt. Aber wer hat Dich auf dieſe Fragen gebracht, Wendeline?“

Sie faßte ſich mit Anſtrengung und ſagte:

„So war es: Die Müllerin hatte bei der Frau meines . . . . Pflegevaters geſeſſen und Kaffee getrunken, und als ſie fertig waren trug ich das Geſchirr in die Küche um es auszuſpülen. Die Thüre der Küche ſtand offen, ſo daß ich deutlich jedes Wort hörte, als die Müllerin auf dem Hausflur von der Frau Weinrich Abſchied nahm und ſagte, ſie könne es noch immer nicht glauben. Da ſagte Frau Weinrich:

„Wer kann auch ſo etwas von dem Herrn Pfarrer glauben, der ganz heiligmäßig thut und redet! Es wäre ja eine Schande für ihn. Aber es heißt doch allgemein, die Wendeline ſei ſeine Tochter.“

„Weiter hab' ich nichts gehört — das Herz ſchlug mir in der Kehle und es wurde mir ſchwarz vor den Augen. Ich wollte ſehr gern . . . . ach, wie gern! Ihre Tochter ſein; allein ich wollte es nicht ſein, wenn“ . . . . — ſie brach von Neuem in Thränen aus.

„Sieh, das Alleſt hätteſt Du Dir erſparen können, wenn Du nicht auf Reden gehört hätteſt, die nicht an Dich gerichtet waren,“ ſagte der Pfarrer ruhig.

„Sie ſind alſo nicht mein Vater?“ fragte ſie und ſah ihn traurig zärtlich an: „und meine Eltern kennt Gott allein? O, dann bin ich freilich ein ſehr armes Kind! . . . . — Da ich dies nun aber Alles weiß, ſo kann und will ich meinem Pflegevater nicht länger zur Laſt fallen . . . . ich will dienen! laſſen Sie mich Ihre kleine Magd ſein . . . . mit der Zeit werde ich ſchon größer und ſtärker“ . . . . —

„Das geht nicht, Kind!“ unterbrach ſie der Pfarrer: „Du haſt von Frau Weinrich gehört, es gehe allgemein die Rede Du wärſt meine Tochter, und es würde die Leute in ihrem Irrthum beſtärken, wenn ich Dich gerade jetzt zu mir nehmen wollte. Das darf nicht ſein. Ueberdas fällſt Du Deinem Pflegevater nicht zur Laſt, denn Du dienſt ihm ja wie eine Magd . . . . oder vielmehr wie eine gute Tochter und es wird überdas von unbekannter Hand ein Jahrgeld für Dich gezahlt.“

„Alſo giebt es Jemand auf der Welt, der an mich denkt!“ rief Wendeline: „alſo habe ich noch

Eltern! .... und ſie laſſen mich hier .... bei Fremden! — O nein! o nein! nicht bei Fremden. Bei Ihnen bin ich, und Sie ſind mir Vater und Mutter.“

Sie kniete noch immer vor ihm und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen.

„Daraus ſiehſt Du wie gut Gott iſt, der mir ein Herz für Dich gegeben hat. Aber nicht ſo ſtürmiſch, Wendeline! Steh’ auf! Geh’ heim. Du weißt jetzt Alles, was ich ſelbſt über Dich weiß und damit mußt Du Dich beruhigen und gegen Jedermann ſchweigen — denn es würde zu keinem Frieden führen, wenn Du die Frau Weinrich merken ließeſt, daß Du ihr Geſpräch mit der Müllerin hörteſt. Sei fromm, brav und geduldig; es kommen vielleicht noch beſſere Tage für Dich.“

„O Herr Pfarrer! nichts gönnt mir dieſe grauſame Frau. Der Vater darf mich nicht im Orgelſpiel unterrichten und jetzt ſogar will ſie mich von meinen Uebungsſtunden zurückhalten; — doch das erlaubt die Frau Gräfin nicht.“

„Geh’ heim, Wendeline, ſchweige und leide. Das iſt es, was der liebe Gott jetzt von Dir verlangt.“

Sie ging und er ſprach zu ſich ſelbſt: Es iſt auch das, was Er am allerhäufigſten von uns Allen verlangt.

Am Vorabend von Dagoberts Abreiſe erſchien

Caplan Ulmer mit einer gewiſſen Verlegenheit im Pfarrhaus und ſagte:

„Der Menſch denkt, Gott lenkt, Herr Pfarrer.“

„Einverſtanden, Herr Caplan! Jetzt nur weiter: was haben Sie gedacht.“

„Es iſt eine vollſtändige Veränderung meiner Pläne eingetreten. Ich habe mich im letzten Augenblick entſchloſſen mit Dagobert auf die Univerſität zu gehen.“

„War dies der Wunſch des Herrn Grafen?“

„Das gerade nicht, d. h. er hat ihn nie ausgeſprochen .... allein es freute ihn.“

„Sie gehen alſo nicht als Begleiter Ihres bisherigen Zöglings mit ihm?“

„Das nicht.“

„Was wollen Sie denn dort anfangen?“

„Philoſophie ſtudiren, Herr Pfarrer. Dies war allzeit mein Wunſch. Er blieb unerfüllt, ſo lange ich mich meinen Fachſtudien zu widmen hatte.... wenigſtens konnte ich ihn nicht ſo vollſtändig befriedigen, wie ich es verlangte. Jetzt habe ich mich während vier und einem halben Jahr dem Erziehungsfach gewidmet und es ſind eine Menge Fragen in mir erwacht und von Außen an mich geſtellt, die ich löſen und beantworten und dazu das Studiren der Philoſophie benutzen will.“

„Glauben Sie wirklich, daß die Philoſophie

Ihnen das Räthſel des Lebens, das Räthſel des Menſchenherzens .... und Ihres eigenen Herzens löſen könne?“ fragte der Pfarrer.

„Ich hoffe es und auf jeden Fall muß ich es verſuchen und mich philoſophiſchen Studien widmen; denn aus meinen gegenwärtigen Verhältniſſen heraus- und in die Seelſorge einzutreten, unmittelbar, ohne Uebergang — dies iſt mir unmöglich.“

„Der Menſch denkt;“ ſagte der Pfarrer freundlich: „die erſte Hälfte des Sprichworts haben Sie mir erklärt. Nun kommt die zweite. Wo iſt die Lenkung Gottes?“

„Sie liegt darin, daß ich gleichſam in der zwölften Stunde zur Einſicht über das was mir Noth thut, gekommen bin. Gearbeitet hat die Sache ſchon längſt in mir. Die Subſiſtenzmittel habe ich auch, denn von meinem Gehalt habe ich jedes Jahr den größeren Theil zurückgelegt und durch einige Arbeiten für wiſſenſchaftliche Zeitſchriften helfe ich leicht nach. Dem Grafen iſt mein Entſchluß willkommen und Dagobert freut ſich, daß wir miteinander ſtudiren werden. So macht ſich Alles von ſelbſt: das iſt die Lenkung Gottes.“

„Oder Gottes Zulaſſung,“ entgegnete der Pfarrer: „denn Gott überläßt uns auch zuweilen unſeren eigenen Gedanken. Wohlan, lieber Freund, Sie haben Ihren Entſchluß gefaßt! jetzt gilt es, ihn auszuführen zum Heil Ihrer Seele. Hätten Sie mir früher Ihren Plan mitgetheilt, ſo hätte ich Sie gebeten, denſelben in der Einſamkeit der Exercitien zu erwägen.“

„Das iſt nicht möglich! wir reiſen morgen ab!“ rief der Caplan haſtig.

„Ich weiß es . . . . und bedauere es,“ antwortete der Pfarrer gelaſſen: „je klarer wir darüber ſind, von welcher Seite unſere Eingebungen kommen, auf welchem Grund und Boden ſie entſpringen, deſto ruhiger können wir ihnen folgen oder deſto entſchiedener ſie zurückweiſen. Und einige Tage des einſamen Nachdenkens über uns ſelbſt, über unſere Beſtimmung, über Mittel und Wege, um deren Ziel zu erreichen — einige Tage der gänzlichen Zurückgezogenheit von der Welt und von Allem, was an Welt erinnert, ſo daß die Seele beſtändig unter vier Augen mit Gott iſt — fördern mächtig die Selbſterkenntniß.“

Caplan Ulmer erhob ſich und ſagte, er müſſe noch von ſeiner Schweſter Abſchied nehmen.

„Ah, gut daß Sie mich daran erinnern!“ verſetzte Pfarrer: „hören Sie, Herr Caplan, Ihre Schweſter [illegible] iſt von einer ganz unglaublichen Härte für die kleine Wendeline. Heute hat ſie ihr die Clavierübungen unterſagt, welche die Frau Gräfin verlangt, die ausdrücklich zu dieſem Zweck vor Jahren ein altes Inſtrument zum Schullehrer ſchickte. Legen Sie ihr doch zum Abſchied die Sorge für Wendeline etwas an's Herz. Ein Abſchiedswort macht zuweilen guten Eindruck. Der Unterricht der Frau Gräfin bleibt ohne Frucht, wenn ſich das Kind nicht üben darf — und doch hat es nichts als ſein muſikaliſches Talent, um ſich ſpäter im Leben fortzuhelfen. Ich könnte freilich das Clavier zu mir nehmen und in eines meiner unbewohnten Zimmer ſtellen; — vielleicht iſt dies ſogar die Abſicht der Frau Weinrich — allein in dieſem Augenblick iſt es nicht thunlich."

„Sie wiſſen .... Sie hörten!" .... rief der Caplan verblüfft.

„Alles! lieber Freund, und ich denke dabei an den Ausſpruch des Apoſtel Paulus, daß es uns nichts ſchade, wenn die Menſchen Böſes über uns lügen; aber nicht minder an den Ausſpruch des Herrn: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt. — Ich kann jetzt nicht dem Kinde helfen, — deshalb bitte ich Sie um Ihre Fürſprache."

Caplan Ulmer verabſchiedete ſich vom Pfarrer und ſagte, er hoffe in den Oſterferien ihn wiederzuſehen, denn der Graf habe ihn eingeladen, Einfür Allemal die Vacanzen in Bachheim zuzubringen, ſei es mit, ſei es ohne Dagobert. Dann ging er zu ſeiner Schweſter. Bei dem erſten Wort das er über Wendelinens Muſikübungen äußerte, rief ſie:

„Mein Kopf verträgt nicht länger dies Geklimper. Hat die Wendeline drüben geklagt, ſo möge er ihr helfen und den Klimperkaſten zu ſich nehmen. Am Beſten wäre es freilich, wenn er auch ſie zu ſich nehmen wollte. Dann wäre ſie da, wohin ſie von Rechtswegen gehört.“

„Es iſt alſo wirklich Deine Abſicht, die Barmherzigkeit des Herrn Pfarrers herauszufordern und ſie dann als Waffe gegen ihn zu kehren?“ fragte er zürnend.

„Ei, das ſollte Barmherzigkeit ſein, Lorenz? es iſt ſeine Pflicht und Schuldigkeit, ſag' ich Dir.“

„Woher weißt Du das, Barbara.“

„Woher? woher? Du fragſt ja, als ob Du im Beichtſtuhl ſäßeſt! Biſt Du auch ſo ein Inquiſitor im Beichtſtuhl, der die Leute mit Fragen torquirt? .... Das iſt gar nicht ſchön, Lorenz .... das mußt Du Dir abgewöhnen .... die Leute werden ſchon von ſelbſt das Nöthige ſagen ohne die ſchauderhaften Daumſchrauben, die der Geiſtliche ihnen durch ſeine Fragen anlegt und ihnen die Beicht zur Folter macht.“

„Barbara, merke Dir Eines und ereifere Dich nicht unnützer Weiſe gegen die Beichtväter,“ ſagte der Caplan ernſt: „nie iſt ein Menſch in der Beicht durch etwas Anderes torquirt worden, als durch ſeine Sünden;

das iſt ſo gewiß wie das Einmaleins. Du haſt aber meine Frage nicht beantwortet — und das iſt auch eine Antwort. Deshalb bitte ich Dich, Deine Zunge im Zaum zu halten und ein unglückliches Kind mit chriſtlicher Nächſtenliebe zu behandeln."

„Ei, hat er mich ſo ſchwer verklagt, daß Du mir eine Predigt halten mußt, Lorenz?" fragte ſie mürriſch.

„Der Herr Pfarrer hat mir einfach die Thatſache bezüglich der Muſikübungen mitgetheilt — und ſie iſt's, die Dich verklagt."

„Nun ſo beruhige Dich, Lorenz! mit dieſer Anklage wird mein Gewiſſen fertig."

Die Geſchwiſter trennten ſich verſtimmt. Wenngleich Caplan Ulmer nicht ſelten etwas unzufrieden mit dem Pfarrer war, ihn auch wohl einſeitig, ſogar ungerecht fand: ſo hatte er doch in der Tiefe des Herzens Ehrfurcht vor ihm, und es war ihm widerlich dieſen Mann als den Gegenſtand eines gemeinen Geſchwätzes zu ſehen, deſſen Chorführerin ſeine eigene Schweſter zu ſein ſchien. Er überdachte ſein Geſpräch mit Pfarrer Edelholt und er mußte ſich eingeſtehen, daß er durch geiſtliche Uebungen vielleicht zu einem anderen Entſchluß gekommen wäre — oder daß dieſer Entſchluß eine feſtere Grundlage erhalten hätte. Jetzt war es lediglich die Marquiſe Marialva, die der Sache den Ausſchlag gegeben hatte. Ihr offenbarte er ſeine Aengſte vor der Zukunft. Mit ihr überlegte er, ob es nicht beſſer für ihn ſei, ſich dem Lehrfach als der Seelſorge zu widmen. Von ihr verlangte er eine endgültige Entſcheidung.

„Denn Sie ſind ganz unparteiiſch,“ ſagte er, „Sie kennen mich genug, um mich richtig zu beurtheilen und ſind mir gewogen genug, um dasjenige in's Auge zu faſſen, was Ihnen für mich am Erſprießlichſten ſcheint: Ihrem Rath will ich folgen.“

„Ich bitte ſehr, nicht unbedingt!“ rief die Marquiſe: „ich bin keine Egeria mit Eingebungen von Oben. Allein mir ſcheint Sie wagen nichts dabei, wenn Sie Studien machen, zu denen Sie ſich hingedrängt fühlen, und ſtellt es ſich dabei heraus, daß Ihr Beruf nicht auf die Kanzel, ſondern auf den Catheder Sie führt: ſo mein' ich dieſe Erkenntniß ſei als ein entſchiedener Gewinn zu betrachten. Ein verfehlter Beruf verdüſtert das Leben — und ob man einer Schaar von wiſſensdurſtigen Jünglingen oder einer Gemeinde Lehren der Wahrheit vorträgt, iſt ja gleichgültig, wenn es nur die Wahrheit und wenn nur Ihr Herz und Ihre Ueberzeugung dabei iſt, ſo daß Sie mit Liebe Ihren Pflichten nachkommen können. Talent für das Lehrfach haben Sie; das ſehen wir an Dagobert. Er iſt freilich ſehr begabt; allein der Lehrer hat es in der Hand die Gaben zu wecken und anzufachen oder ſie einſchlafen zu laſſen. Wir können Ihnen nie dankbar genug für Dagobert ſein. Welch ein Troſt für Sie, wenn Sie dereinſt in recht vielen Familien dieſe Dankbarkeit erweckten.“

Mit herzklopfender Freude folgte er ihren Gedanken, welche den ſeinen entſprachen, obſchon ſich bei ihm die Frage einmiſchte, ob das prieſterliche Leben nicht bei dem neuen Plan zu kurz kommen werde. Indeſſen drängte er ſie zurück, indem er ſich ſelbſt die Verſicherung gab, es auf's Beſte inne zu halten, während er zur Marquiſe ſagte:

„Ich bin es, der Ihnen für immer Dank ſchuldet, gnädige Frau, denn Sie helfen mir den Conflict in meinem Innern zu entwirren und eine größere Wohlthat gibt es nicht.“

„Jetzt, da ich Sie wie eine gute Mutter in die Schule ſchicke,“ ſagte die Marquiſe mit ihrer ganzen Anmuth, „jetzt darf ich mir wohl erlauben, für Ihre Bücher zu ſorgen, nicht wahr? Alle Werke, die Sie nöthig haben und die von irgend einem Intereſſe für Sie ſein können, bitte ich Sie bei meinem Buchhändler zu nehmen. Hier iſt ſeine Adreſſe“ — und ſie reichte ihm ein Blättchen Papier — „Sie haben carte blanche bei ihm.“ — —

Von dieſem ganzen Geſpräch hatte Caplan Ulmer keine Sylbe gegen Pfarrer Edelholt erwähnt.

Das Chriſtgeſchenk des Waiſenkindes.

Anfang November waren Dagobert und Caplan Ulmer abgereiſt. Bald darauf kehrte die Marquiſe Marialva nach Frankfurt zurück. Ihr Trauerjahr war zu Ende. Sie hatte in der letzten Zeit ſehr häufig Briefe bekommen, die ſie in Spannung und Unruhe zu verſetzen ſchienen. Sie ſagte ihrem Vater es wären Geſchäftsbriefe. Zum Weihnachtsfeſt verſprach ſie wiederzukommen. Der graue November ſchlich über Bachheim fort. Wie Sonnenſtrahlen Nebel durchbrechen, erfreuten Dagobert's Briefe das Herz ſeiner vereinſamten Eltern. Er ging friſch und froh an ſeine Studien und war bereit den größtmöglichen Vortheil aus ihnen zu ziehen: alſo ganz in der Verfaſſung, die ein Menſch von achtzehn Jahren haben muß.

Pfarrer Edelholt lebte ſein gewohntes Leben, auf deſſen Verlauf weder die Jahreszeit, noch das Kommen und Gehen der Menſchen einwirkte. Er beſorgte mit größter Pünktlichkeit die pfarramtlichen Geſchäfte und mit einem Eifer, den er aus einer höheren Liebe als der natürlichen zu ſeinem Beruf ſchöpfte, die Pflichten, die ihm als Seelſorger oblagen. Häufiger als früher beſuchte er den Grafen, weil dieſer ihn darum gebeten hatte. Einem dieſer Beſuche verdankte Wendeline eine kleine Erleichterung. Die Gräfin ließ den Schullehrer rufen und ſtellte ihm vor, daß Wendeline ohne die erforderlichen Uebungen keine Fortſchritte in der Muſik machen könne. Er möge das Clavier im Schulzimmer aufſtellen, dort beläſtige es nicht ſeine Frau und Wendeline ſei ganz ungeſtört in den Nachmittagsſtunden, wo das Local frei ſei. Dem Befehl der Gräfin konnte ſich Frau Weinrich nicht widerſetzen und Wendeline fühlte ſich überglücklich, als ſie auf dieſe Weiſe ihr kleines Reich für ſich allein hatte, obſchon Frau Barbara es nicht an Quälerei fehlen ließ und ſie zwanzigmal durch unnöthige Fragen und Aufträge ſtörte. Wendeline that Alles, was man von ihr verlangte, gelaſſen und ſchweigend, aber ſie wurde ernſt und immer ernſter und zeigte keine Spur von kindlichem Frohſinn. Zu tief wurde ihr junges Herz von der Liebloſigkeit bedrückt, die ihr auf jedem Schritt entgegen trat.

Pfarrer Edelholt kehrte von einem Krankenbeſuch heim. Es fiel ein leichter Schnee in großen weichen Flocken und der Abend dämmerte herein. Als der

Pfarrer den Kreuzgang betrat, ſah er Wendeline am Kirſchbaum ſtehen. Sie hatte einen Arm um den Stamm geſchlungen und ihren Kopf daran gelehnt, — ein Bild tiefer Schwermuth. Die Schneeflocken fielen wie Sterne auf ihr ſchwarzes Haar. Sie beachtete es nicht; auch nicht die nahenden Schritte, und ſie erſchrack auch nicht, als der Pfarrer ſie fragte:

„Woran denkſt Du, Kind, daß Du im Schneegeſtöber im Freien bleibſt?“

„An das, was aus mir werden ſoll,“ ſagte ſie: „andere Kinder haben Eltern, welche dies überlegen; ich muß es ſelbſt thun — mit Ihnen, natürlich! O wenn ich Sie nicht hätte .... was finge ich an! .... Es iſt zu furchtbar traurig, keine Eltern zu haben oder von ihnen verſtoßen zu ſein.“

„Um ſo mehr iſt der liebe Gott Dein Vater und die heilige Mutter Gottes Deine Mutter, Wendeline.“

„Ja, ich glaube das und zuweilen tröſtet es mich — zuweilen aber auch gar nicht!“ brach ſie heftig aus.

„Wer weiß, was Du ſagen würdeſt, wenn Du plötzlich Deine Eltern fändeſt.“

„O ich würde mich freuen, über die Maßen freuen .... denn ſie würden mich lieb haben und ich wäre nicht mehr verſtoßen. O Sie wiſſen nicht, wie weh' das thut! .... Kleine Zigeunerin nannte mich zuweilen Graf Dagobert. Die Zigeuner ſind arme, umherziehende, verachtete Leute .... o wäre meine Mutter eine Zigeunerin und käme, um mich zu holen .... wie gern zöge ich mit ihr."

„Auch mit einem Vater, der Zigeuner wäre?" fragte er lächelnd, um ihre Aufregung zu beſchwichtigen.

„Ich denke hauptſächlich an meine Mutter," erwiederte ſie.

„Bitte den lieben Gott, daß es zum Heil Deiner Seele gereiche, wenn Du deine Eltern finden ſollteſt, Wendeline, das iſt die Hauptſache. Die Erfüllung unſerer Wünſche, auch der rechtmäßigſten, iſt es nicht."

„Iſt es nicht!" wiederholte ſie langſam und ernſt, küßte die Hand des Pfarrers, ſchüttelte den Schnee aus dem Haar und ging in ihre Behauſung; — aber nicht in's Zimmer, ſondern in den Schulſaal, wo ſie, Dank ihrem feinen muſikaliſchen Gehör, ihre Uebungen im Finſtern machte, weil Frau Barbara ihr kein Licht geſtattete: Tiſche und Bänke könnten ja Feuer fangen! — —

Der ſchöne heiligſtille Advent war zu Ende. Die Zeit der Erwartung des Erlöſers, des Königs, des Friedensfürſten, des Wunderbaren, der die hinſiechende, zu den ewigen Abgründen hintaumelnde Welt auf ſeine Schultern nahm und ſie auf die Bahn der Gnade verſetzte — dieſe Zeit, die das gläubige

Chriſtenherz alljährlich ſo gern mit Liebe und Dankbarkeit feiert, hatte im heil. Chriſtfeſt ihren Abſchluß gefunden. Die Marquiſe Marialva war nicht nach Bachheim gekommen: ein Erkältungsfieber feſſelte ſie an ihre Gemächer; es hatte ſie aber nicht an ihrer Gewohnheit gehindert eine Maſſe von Geſchenken in's Vaterhaus und in den Pfarrhof zu ſenden. Da wie dort hatte der frohe Chriſtbaum über den Gaben für die Schulkinder, die Armen, die Kranken geſtrahlt — und jetzt war es am Abend des erſten Weihnachtstages. Pfarrer Edelholt ſaß im Beichtſtuhl. Wendeline kniete vor dem Kripplein, das ſeitwärts vom Altar aufgeſtellt und beleuchtet, und ein Ueberbleibſel aus dem Kloſter war. Kinder und kindliche Seelen freuten ſich an dem friedlichen Bilde.

Plötzlich erſchien Joſephe in der Kirche, ging raſchen Schrittes zum Beichtſtuhl und meldete leiſe dem Pfarrer, ein fremder vornehmer Herr wünſche ihm ein Wort zu ſagen. Der Pfarrer erhob ſich, hing ſeine Stola an den Beichtſtuhl, ſagte den Umſtehenden, er komme gleich zurück und ging in ſein Haus. Als er die Thür ſeines Zimmers öffnete, ſtand der Fremde mit der Lampe in der Hand vor einer wunderſchönen Lithographie, die den heil. Antonius von Padua darſtellte, zu welchem das Kind Jeſus aus einer Glorie von Engeln herabſchwebt, nach dem Meiſterwerk Murillos in der Cathedrale von Sevilla.

Es war das Chriſtgeſchenk der Marquiſe. Der Fremde ſtellte bei dem Eintritt des Pfarrers die Lampe auf den Tiſch, verbeugte ſich und reichte demſelben ein offenes Blatt ſchweigend dar. In franzöſiſcher Sprache mit deutſchen Buchſtaben ſtand darauf:

„Graf Sierra Blanca iſt Wendelinens Vater. „Er kommt, um ſeine Tochter zu holen. Sie dürfen „ihm vertrauen. — Wendeline Stern.“

Sprachlos vor Ueberraſchung ſtarrte der Pfarrer den Fremden an, deſſen dunkle Augen vor innerer Bewegung leuchteten, als er in franzöſiſcher Sprache fragte:

„Wo iſt meine Tochter? .... Kann ich ſie ſehen, ſie mitnehmen?“

„Ich laſſe ſie rufen,“ erwiederte Pfarrer Edelholt und befahl Joſephen Wendeline zu rufen. Bis ſie kam fragte er auf's Höchſte beſtürzt den Fremden:

„Vergeben Sie, wenn ich unbeſcheiden bin! .... wohin denken Sie das Kind zu bringen?“

„Zu bringen?“ wiederholte Graf Sierra Blanca erſtaunt: „ich will meine Tochter mit mir nach England nehmen, ſie rechtsgültig adoptiren und bei mir behalten, will ſie allenfalls in eine Erziehungsanſtalt in London oder Paris geben. Sein Sie unbeſorgt um ihre Zukunft! ich will und werde mit Liebe Alles nachholen, was ich verſäumt habe, weil ich nicht“ .... —

Wendeline trat lebhaft ein, blieb jedoch verlegen an der Thür ſtehen, als ſie gewahr wurde, daß der Pfarrer nicht allein ſei.

„Komm' näher, Kind," ſagte er liebreich, „das heilige Chriſtfeſt bringt Dir eine große Freude."

Sie that einen Schritt — da trat ihr der Fremde entgegen, faßte ihre Hand, zog ſie in den Lichtkreis der Lampe hinein, betrachtete ſie einen Augenblick und rief dann, indem er ſie zärtlich in ſeine Arme ſchloß und ihre Stirn, ihre Locken mit Küſſen bedeckte:

„Oh my dearest child .... Gwendalin ... my own Gwendalin .... my darling" .... —

Wendeline entſetzte ſich. Der fremde Herr, die fremde Sprache .... was wollte er, was ſagte er. Sie ſchloß die Augen.

„Es iſt Dein Vater!" ſagte der Pfarrer.

„Mein Vater?" rief ſie und machte ſich mit einer Bewegung von übermäßiger Freude von ihm los, um ihn anzuſchauen: „mein Vater! .... Und er verſteht nicht meine Sprache und ich nicht die ſeine," ſetzte ſie traurig hinzu.

„Was ſagt ſie? weshalb ſieht ihr liebes Geſicht betrübt aus?" fragte der Graf beſorgt, der keine Sylbe deutſch verſtand.

Der Pfarrer mußte franzöſiſch reden und den Dolmetſcher machen. Als Wendeline auf dieſe Weiſe erfuhr, wer ihr Vater ſei und daß er wünſche, noch heute Abend mit ihr nach Paris abzureiſen, wo ſie in einem Penſionat franzöſiſch und engliſch und viele andere Dinge lernen ſolle, wurden ihre Augen immer größer, bis ſie ſich endlich mit Thränen füllten. Sie ſchmiegte ſich an den Arm des Pfarrers und flüſterte:

„Ich möchte lieber zu meiner Mutter, als in das fremde Penſionat.“

„Sie verlangt nach ihrer Mutter,“ erläuterte der Pfarrer dem Grafen.

„Sagen Sie ihr, daß ſie in meiner Gattin eine Mutter finden werde.“

„Sie ſind vermählt, Herr Graf?“

„Jetzt bin ich Wittwer, hochwürdiger Herr; aber meine Vermählung mit Wendeline Stern ſteht bevor. Dies aber dolmetſchen Sie dem Kinde nicht, ſondern nur meine erſte Antwort.“

Der Pfarrer mußte ſich zufrieden geben; Wendeline auch; aber ſie ſagte:

„Bitten Sie doch den Herrn, daß er heute Nacht hier bleibe .... hier bei Ihnen! ich möchte gern morgen von der guten Frau Gräfin Abſchied nehmen — ach! von Allen! .... Ach, Herr Pfarrer, mein Schreck iſt zu groß! .... ich habe nie gedacht, daß mein Vater ein vornehmer Herr ſein werde.“

Der Pfarrer trug Wendelinen's Bitte vor und ſetzte hinzu, da die Familie des Grafen von Wianden große Güte für das Kind gehabt habe, und da auch die Pflegeeltern in gehörige Kenntniß zu ſetzen wären, ſo möge der Herr Graf ſich entſchließen, die Gaſtfreundſchaft im Pfarrhauſe anzunehmen. Der Graf that es bereitwillig, erklärte aber, daß er Wendeline keinen Augenblick länger bei fremden Leuten laſſen wolle. Auch ſie müſſe die Gaſtfreundſchaft des Pfarrers in Anſpruch nehmen und dieſer dem Schullehrer die Wendung der Dinge mittheilen.

Frau Weinrich erſchrack nicht wenig, als Pfarrer Edelholt in Begleitung eines vornehmen Herrn, der Wendelinen's Hand unter ſeinem Arm hielt und gefolgt von ihrem Mann bei ihr erſchien. Durch die Mittheilung, die der Pfarrer jetzt in aller Kürze dem Ehepaar machte, verſteinerte ſie vor unerhörter Ueberraſchung. Daß ſich eine Mutter, ſogar eine vornehme Mutter für Wendeline finden könne, hatte ſie zuweilen gedacht; aber ein Vater .... und ein ſolcher Vater! — nein! das nie! und daß der Pfarrer ihr ſelbſt dieſe Nachricht brachte .... nein! das war ein ſolcher Triumph dieſes Menſchenfeindes — dieſes Scheinheiligen durfte ſie nicht mehr ſagen — daß ſie zu ihrem eigenen Erſtaunen ſprachlos war: ſie fand keine Worte für den Sturm, der ihr Inneres bewegte. Wie ein Traumbild ging es an ihr vorüber, daß Graf Sierra Blanca ihr mit einigen franzöſiſchen

Worten ſehr freundlich die Hand reichte — daß Wendeline es ſchüchtern und ſchweigend that, hingegen dem Schullehrer um den Hals fiel und ihn herzlich küßte — daß dieſer ganz gerührt ſagte: „Gott ſegne Dich, Wendeline, bleib' immer ein braves Kind.“ — Damit verſchwand die Erſcheinung. Frau Barbara blickte verſtört auf ihren Gatten und kam nicht eher zum vollen Gebrauch ihrer Sinne, bis dieſer ihr ein kleines Taſchenbuch reichte und ſagte:

„Schau, Barbara, dieſe Werthpapiere hat der Herr Graf mir gegeben.“

Sie ſah den Inhalt durch und ſagte mürriſch:

„Es hätte mehr ſein müſſen, denn jetzt entgeht uns das Jahrgeld.“

„Die Unkoſten hören ja auf,“ bemerkte er.

„Ei, die waren nicht gar groß! ſie aß ſehr wenig und ihre Kleider bekam ſie von der Frau Gräfin. Wir ſind bei dieſer Auflöſung der Geſchichte ſehr zu kurz gekommen.“

Wendeline führte ihren Vater in die Kirche und vor das Kripplein, machte ihm verſtändlich, daß ſie für ihn beten werde und warf ſich auf die Knie. Er zog ſich in den dunkelſten Winkel der Kirche zurück und war der letzte am Beichtſtuhl des Pfarrers.

Während der Zeit beſorgte Joſephe das Nachteſſen und brachte die beiden Gaſtzimmer in Ordnung. Da ſteckte Wendeline ihren Kopf in die Thür und ſagte:

„Du haſt ſo viel zu thun, Joſephe, daß Du kaum fertig werden kannſt. Soll ich Dir helfen?“

„Wendelchen, das ſchickt ſich nicht mehr für Dich — Du biſt ein vornehmes Kind geworden und biſt unſer Gaſt: da muß ich Dich bedienen. Gelt, Du biſt froh?“

„Ja .... ich weiß nicht .... mir kommen beſtändig Thränen in die Augen. Das ſehe ich ſchon, Joſephe: ob es uns gut geht oder ſchlimm geht, weinen müſſen wir immer.“ — —

Graf und Gräfin von Wianden waren mit ganz Bachheim über Wendelinen's Schickſalswendung grenzenlos verwundert. Wenn ſie dem Kinde auch Glück wünſchten und wenn ſie gegen Graf Sierra Blanca mit aller Aufrichtigkeit nur lobend über Wendeline ſich äußerten: ſo ſprachen ſie doch zu einander nicht ohne Beſorgniß über deren Zukunft. In welche Familie kam ſie? würde ſie ſich zurechtfinden in ſo ganz fremden Verhältniſſen? welchen Platz würde ſie einnehmen? — Es ſchien Alles ſo unbeſtimmt, ſo nebelhaft zu ſein.

„Das Schickſal eines ſolchen Kindes iſt ſelten ein glückliches,“ ſagte der Graf, „denn es fehlt die Harmonie zwiſchen Kindheit und ſpäterem Leben. Solche romanhafte Ereigniſſe fügen ſich ſelten glatt in die Wirklichkeit und in die alltäglichen Verhältniſſe des Lebens ein.“

„Vielleicht hat der liebe Gott dies Alles gerade jetzt ſo gewendet,“ ſagte Frau von Wildermut, „damit das alberne Geſchwätz über unſern guten Pfarrer in ſeiner vollen Nichtigkeit erkannt werde.“

„Das iſt gewiß!“ entgegnete Leocadie, „eine ſo erſtaunliche Wendung eines Menſchenſchickſals kann nur auf beſondere Fügung Gottes eintreten. Wie wird Dagobert ſtaunen, daß die kleine Zigeunerin nunmehr in Paris erzogen wird.“

Wendeline hatte mit ſtillen Thränen vom Grafen, der Gräfin, und dem ganzen Herrnhof Abſchied genommen; als nun aber der Wagen ihres Vaters vorfuhr und der Abſchied von Pfarrer Edelholt kam, da brach ein troſtloſer Schmerz aus. Sie warf ſich vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie, ſeine Hände, ſchmiegte ſich an ſeinen Arm und bat, in Thränen ſchwimmend, er möge ſie bei ſich behalten; .... ſie fürchte ſich. Er ſuchte ſie zu beruhigen nnd ſagte endlich:

„Aber Wendeline, Du warſt ja entſchloſſen mit einer Zigeunerin fortzuziehen und jetzt“ .... —

„Ja, mit meiner Mutter!“ unterbrach ſie ihn.

„Sei nicht undankbar gegen Gott, der Dich zu einem liebreichen Vater führt,“ verſetzte er ernſt:

„Du ſollteſt ihn für dieſe Gnade loben und preiſen .... und Du weiſeſt ſie zurück?“ ....

„Nein!“ unterbrach ſie ihn abermals und ſprang haſtig auf, „ich will nicht undankbar gegen den lieben Gott ſein .... aber eben darum muß ich Ihnen dankbarer ſein, als irgend einem Menſchen auf Erden — denn Sie haben mir all' die Jahre nichts als Gutes gethan .... haben mich all' die Jahre, wo nicht Vater, nicht Mutter ſich um mich kümmerten, immer lieb gehabt .... und ſind dafür — ich weiß es recht wohl! — verkannt und verleumdet worden! .... O, Ihnen bin ich dankbar, Ihnen vor Allen.“

„Welch' ein Sturm der Empfindungen durchbrauſt dies Kinderherz,“ ſagte Graf Sierra Blanca, der am Feuer ſitzend Wendelinen zuſchaute und zuhörte, ohne ſie zu verſtehen, halb fragend zum Pfarrer.

„Stürme des Vorfrühlings,“ entgegnete dieſer lächelnd, „ſie werden ſich legen.“ — Und dann zu Wendeline: „Jetzt faſſe Dich, Kind! Gott iſt es, der Dich hinwegführt. Ihm gehorche! die Menſchen ſind nur ſeine Werkzeuge. Ich war es; Dein Vater iſt es; Gott allein iſt der Herr. Er wird Dich führen, wenn Du ihm gehorſam biſt und derjenige kommt zum Ziel, den Er führt.“

„Bitte, geben Sie mir Ihren heiligen prieſterlichen Segen zu meiner Auswanderung,“ ſagte ſie gefaßt und ſanft, indem ſie ſich auf ein Knie vor ihm niederließ.

Darauf erhob ſie ſich, küßte des Pfarrers Hand und dann die ihres Vaters, indem ſie ſagte:

„Ich bin bereit.“

Der Graf verſtand ihren Ausdruck, nicht ihre Worte und ſagte zum Pfarrer:

„Wo hat ſie ihren Hut? .... ihren Pelz? ....“

„Das ſind unbekannte Dinge für eine Dorfkind,“ antwortete der Pfarrer lächelnd.

Der Graf betrachtete ſeine Tochter. Ein Dorfkind? ja. Sie ſtand vor ihm im neuen Sonntagskleide von grau und blau gewürfeltem derben Wollenſtoff, dem Chriſtgeſchenk der Gräfin, in blauen wollenen Strümpfen und Lederſchuhen, um den Hals ein ſeidenes Tüchlein geknüpft, das alle Farben hatte, welche dem übrigen Anzug fehlten. Ihre Hände waren roth und rauh; ihre Lippen aufgeſprungen; ihre Arme zu lang, ihre Schultern zu ſchmal. Sie ſah allerdings nichts weniger als ſchön aus. Aber ſie ſah ihn an mit zwei wunderherrlichen dunkeln Augen, die eigenthümlich ernſt, wie ſchwarze Geſtirne, faſt ſchwermüthig, und doch ſtrahlend unter einer zarten Stirn und einer Fülle ſchwarzer Locken lagen. Und der Graf dachte bei ſich ſelbſt, daß ſie in dem Alter ſei, wo große Umwandlungen mit der weiblichen Schönheit vor ſich gehen, und daß aus der Raupenhülle, die er jetzt erblicke, ſicherlich kein gewöhnlicher Schmetterling ſich entwickeln werde. Er nahm ſeinen Pelz und hüllte Wendeline von Kopf bis zu Füßen darin ein. Der Poſtillon ſtieß inzwiſchen verzweiflungsvolle Mißtöne aus ſeinem Poſthorn und verſicherte, es ſei die höchſte Zeit, wenn die Station vor dem Eiſenbahnſchnellzug erreicht werden ſolle.

Der Wagen fuhr dahin. —

Joſephe ſtrich mit dem Rücken der Hand über ihre Augen und ſagte:

„Gelt, hochwürdiger Herr, Wendelchen wird uns recht fehlen. Man hatte ſich ſo an das Kind gewöhnt, daß es wie zu uns gehörte und man hatte ſeine Freude daran — denn es iſt gut, das Wendelchen!“

„Wir wollen Gott bitten, daß es ſo bleibe in den neuen, fremden, ſo ganz veränderten Verhältniſſen,“ ſagte der Pfarrer bewegt.

„Ob ſich nun auch die Mutter, die ſchwarze Dame, finden wird, Hochwürden?“

„Frage doch nicht nach Dingen, die Niemand beantworten kann, Joſephe,“ ſagte Pfarrer Edelholt und begab ſich in ſein Zimmer.

Etwa acht Tage ſpäter bekam er einen Brief von wohlbekannter Hand und er las:

Nächſten Montag, um 7 Uhr Abends, werde ich bei dem Herrn Pfarrer Edelholt auf eine Stunde erſcheinen, um dann auf immer zu verſchwinden.

Wendeline Stern.

Er war ſehr abgetödtet, der Pfarrer Edelholt; aber er brachte doch drei Tage in erwartender Spannung hin. Am Montag Abend um 7 Uhr hielt ein geſchloſſener Wagen vor dem Pfarrhaus und Joſephe ſtürzte in des Pfarrers Zimmer mit dem Ausruf:

„Hochwürden, nun iſt ſie da . . . . die ſchwarze Dame.“

„Daß Niemand uns ſtöre, Joſephe,“ verſetzte er, ging der Fremden entgegen und lud ſie ein näher zu treten. Sie war noch mehr vermummt als bei ihrer erſten Erſcheinung, denn über den ſchwarzen Hüllen trug ſie einen weiten Pelzmantel, und über den Kopf hatte ſie einen rothen perſiſchen Shawl geworfen. Kaum ſchloß ſich hinter ihr die Thür, ſo wendete ſie ſich um, ſchob den Riegel vor, ergriff des Pfarrers Hand, zog ihn nach der entgegengeſetzten Seite des Zimmers, wickelte ſich behend aus all ihren Hüllen heraus und zeigte ſich endlich in ihrer wahren Geſtalt. Ganz entſetzt trat der Pfarrer zurück, ſprachlos vor Ueberraſchung.

„Ja, ich bin es“ . . . . ſagte ſie mit gepreßter Stimme, zitternd, bleich und bewegt: „ich bin es, Claudia Marialva, deren größter Wohlthäter Sie geweſen ſind — Sie, dem ich ewige Dankbarkeit ſchulde und deſſen heiliges Erbarmen mit meinem Kinde es mir zur Pflicht macht Sie über deſſen Lage und Stellung in der Gegenwart und Zukunft beruhigend aufzuklären — Sie, dem allein ich das traurige Geheimniß meiner Schuld offenbaren will, damit wenigſtens mein unbegrenztes Vertrauen einen Theil meines Dankes ausſpreche. Und dann: damit ein Menſch auf Erden, ein hochverehrter, dieſe vielbewunderte, vielbeneidete, dieſe genialiſche, reiche, ſchöne Claudia Marialva in ihrer Armſeligkeit, in ihrem Elend kenne und im Stande ſei ihr zu rathen, wenn ſchwierige Verhältniſſe eintreten ſollten. Ich bitte, hören Sie mich geduldig an; ich werde kurz ſein.

„Ich lernte Graf Sierra Blanca bereits in Braſilien kennen. Enttäuſcht über das Gefühl, das mich zur Gattin des Marquis Marialva gemacht hatte, glaubte ich nicht an die Wahrheit und Dauer dieſer Gefühle, weder in meinem eigenen noch in fremden Herzen; ich betrachtete ſie als einen Zeitvertreib in der Oede der Welt. Ich hatte keine Kinder, ich hatte nicht eine einzige, wirklich verpflichtende Beſchäftigung; ich ſuchte mich zu unterhalten und das Spiel der Empfindungen unterhielt mich. Mir ſcheint, daß ich damals keine tiefe Neigung für Graf Sierra Blanca hatte, wenigſtens kehrte ich ziemlich ruhig mit meinem Gemahl nach Europa zurück und dachte bei mir ſelbſt, die Liebe ſei ein Traum, ein Phantaſiegebilde ohne innere Wahrheit. Damit wollte ich mich tröſten, denn ich ſehnte mich nach einer großen, dauernden Liebe und wußte ja doch, daß ſie mir verſagt ſei, ſelbſt dann wenn ſie mir begegnen ſollte. Und ſie ſollte mir begegnen. Graf Sierra Blanca, der Sohn einer Engländerin und durch ſie in England begütert und erzogen, lebte mehr dort als in Braſilien, das ihm fremd, weil ſein Vater früh geſtorben war. Bald nachdem wir Rio Janeiro verlaſſen hatten, ging er nach England und im folgenden Jahr auf den Continent. Was ihn zu uns führte war leider! ach leider! die Liebe zu mir. Er hatte mich nicht vergeſſen — und daß er mich nicht vergeſſen hatte überraſchte, freute und ergriff dergeſtalt mein Herz, welches ja nichts ſehnlicher verlangte, als an Liebe zu glauben, daß es ſich dieſem erſehnten Glück anfangs zweifelnd noch und ſchüchtern, dann aber mit tiefer Leidenſchaft hingab.

„Das währte zwei Jahre. Graf Sierra Blanca war faſt ununterbrochen in meiner Nähe. Da riefen Staatsgeſchäfte den Marquis Marialva nach Rio auf unbeſtimmte Zeit — höchſtens auf ein Jahr. Es war alſo nur eine Reiſe, keine Ueberſiedelung. Er fand meine Begleitung überflüſſig und wir ſtimmten in dieſem Punkte durchaus überein.“ Meine Großeltern, die in Sevilla lebten, hatten längſt gewünſcht mich auf einige Zeit bei ſich zu haben. Der Marquis brachte mich zu ihnen und ich weiß nicht unter welchem Vorwand Graf Sierra Blanca es möglich machte uns zu begleiten. Nach einigen Tagen ſchiffte ſich mein Gemahl in Cadix ein. Der Graf blieb in Sevilla und wäre viel länger geblieben, wenn ſeine Mutter ihn nicht nach England gerufen hätte. Sie war bruſtkrank geworden und er ſollte ſie nach Madeira begleiten. — —

„In dieſem Jahr wurde Wendeline geboren. Es war ein Jahr voll Verzweiflung und Todesangſt. Zerdrückt vom Schuldbewußtſein mußte ich ſorglos ſcheinen; gefoltert von der Furcht vor Entdeckung, die ſo groß war, daß mich zuweilen ein krampfhaftes Zittern vor den Blicken, den Worten, ja ich möchte ſagen vor den Gedanken der Menſchen überfiel mit denen ich verkehrte, mußte mein Benehmen unbefangen wie es geweſen war verbleiben; denn was man auch von meinem Verhältniß zu Graf Sierra Blanca denken mochte — dies ahnte Niemand, und ich nahm mir feſt vor lieber zu ſterben, als dies unſelige Geheimniß zu verrathen. Außer meiner Kammerfrau, einer Mulattin aus Rio, die mir ſclaviſch ergeben war, wußte kein Sterblicher darum. Ich brachte die letzten Monate unter dem Vorwand einer Traubencur in einem Dorf Savoyens am Genfer See zu. In dieſem entlegenen Oertchen und unter einem fremden Namen hoffte ich den bangen Augenblick zu überſtehen. Ein Brief des Marquis ſcheuchte mich auf. Er ſchrieb, ſein Aufenthalt in Rio gehe früher zu Ende, als er gerechnet; in der letzten Hälfte des Oktobers werde er mich am Genfer See aufſuchen und mit mir nach Frankfurt zurückkehren. Mein Herz drohte ſtill zu ſtehen vor Entſetzen. Was anfangen? unſinnige Furcht und ſtumpfe Troſtloſigkeit wogten auf und ab. Ich wollte mich beſinnen — und vergaß im Wirbel der quälenden Gedanken, auf was. Ich wollte eine Entſcheidung treffen — und fühlte den Boden unter meinen Füßen wanken, mochte ich rechts oder links, vor- oder rückwärts gehen. Nur Eines war mir klar: mein Vater und der Marquis durften nichts von meinem Unglück erfahren und der Marquis durfte mich nicht hier finden. Ich ſchrieb ihm nach Sevilla, wo er meine Großeltern beſuchen wollte, meine Traubenkur ſei zu Ende und ich würde ihn bereits in Frankfurt erwarten. Ich hatte keine Ruhe mehr am Genfer See. Es trieb mich fort nach Deutſchland. War der bange Augenblick überſtanden, ſo konnte ich ja ganz ſchnell Frankfurt erreichen. Ich verließ Savoyen. Das Uebrige wiſſen Sie. Am Abend jenes 19. Oktobers lenkte ich meine Reiſe von der großen Straße ab und kam zu Ihnen — von Gott geführt. — — Ja, von Gott geführt! Sie erinnern ſich, daß ich am andern Tage abreiſte. Meine Schuld trieb mich vor ſich her wie ein geſcheuchtes Wild. Wenn der Marquis früher als ich heimkehrte — was dann? — Die Sorge war unnütz. Seine Abreiſe von Rio erlitt eine unerwartete Verzögerung und er kehrte erſt zwei Monate nach mir zurück. Hätte er mir aber nicht ſeine Abſicht Rio früher zu verlaſſen, mitgetheilt: ſo wäre Wendeline nicht in Ihre Obhut gekommen; deßhalb ſage ich: von Gott geführt. Seine Barmherzigkeit machte gut, was meine Sünde ſchlecht gemacht hatte.

„Daß ich in jeder Weiſe ſuchen mußte unbekannt zu bleiben, begreifen Sie. In der heiligen Beicht erfuhren Sie von meinen Verhältniſſen nur das, was zur Erläuterung meines Schuldbekenntniſſes nothwendig war. Wendeline bekam ihren Namen nach der Mutter des Grafen Sierra Blanca, die Gwendalin hieß — und nach mir: ich heiße Claudia Eſtrella, und der Stern heißt auf ſpaniſch Eſtrella. Da wir die Sommermonate gewöhnlich in Baden-Baden zubrachten, ſo konnte ich Ihnen leicht das Jahrgeld für Wendeline von dort zukommen laſſen. Ich hätte ein größeres Jahrgeld zahlen ſollen und können; aber die Furcht vor Entdeckung meines ſtrafbaren Geheimniſſes ließ es nicht zu. Ein größeres Jahrgeld hätte vielleicht auf eine Mutter aus reicher, aus vornehmer Familie ſchließen laſſen, die Neugier geweckt .... und die unglückſelige Mutter wollte um jeden Preis vergeſſen ſein. Furcht vor Entdeckung hat mein Leben ſeither vergiftet, war meine Tyrannin .... und iſt es noch jetzt. Denn ich bin nicht zu Ende mit meinen Leiden .... mit den Folgen meiner Schuld .... und die Angſt, daß mein Vater die Sache erfahren könne, wird mich foltern ſo lange ich lebe.

„Marquis Marialva hat ſie nie geahnt; auch bis jetzt nicht mein Vater und Niemand von den Meinen .... auch nicht — bis in jüngſter Zeit — Graf Sierra Blanca. Er war jahrelang mit ſeiner hinſterbenden Mutter auf Meeresfahrten in fernen Zonen. Madeira, Weſtindien, Rio — das wechſelte ab, das erhielt ſie am Leben, das hielt ihn an ihrer Seite feſt. Wie hätte ich mein Geheimniß einem Blatt Papier und dem Spiel der Wellen anvertrauen können! In der erſten Zeit mochte mein Herz es wünſchen; doch bald ſagte mir die Ueberlegung, je weniger Perſonen es wüßten, deſto ſicherer ſei ich vor Entdeckung. Und endlich waren Sie es, theurer hochwürdiger Herr, der an jenem Morgen in N. von mir den feſten Vorſatz verlangte, mein Verhältniß zu Graf Sierra Blanca entſchieden abzubrechen, ja, ſofern es mir möglich ſei, ihn nicht wieder zu ſehen. Ich verſprach es Ihnen. Hätte er Wendelinens Daſein erfahren, ſo wäre das ein Band mehr zwiſchen ihm und mir geweſen .... und ich wollte ja ein jedes Band löſen! — So ſchwieg ich denn dreizehn Jahre! —

„O welche Jahre! .... Gefeſſelt an den mir unſympathiſchen Gatten, liebte ich den Grafen Sierra Blanca mit einem Herzen, das erſt jetzt zum vollen Bewußtſein ſeiner Liebeskraft gekommen zu ſein ſchien — und durfte mich nicht dieſem Gefühl hingeben. Der Graf hatte die Freude, ſeine Mutter geneſen nach England zurückzuführen. Dann kam er nach Deutſchland, immer derſelbe mit dieſer unſeligen Leidenſchaft, die ihn elend machte, weil ich, feſt in meinem Vorſatz, ſie nicht mehr zu erwiedern ſchien und ihm auch die Hoffnung nahm ſie je zu erwiedern. Bald glaubte er es — und war troſtlos; — bald glaubte er es nicht .,.. und war verzweifelnd. Er reiſte fort, er kam wieder, auch wir machten Reiſen, ſogar nach England; immer ſah ich ihn wieder! .... Ich konnte es nicht ändern .... und ach! ich freute mich, daß ich es nicht konnte, obſchon dieſe Freude nie eine friedliche war. O Gott! was macht die Leidenſchaft aus uns armen Menſchen! welche Widerſprüche ruft ſie in ihm wach und wie zerſchneiden ihm dieſe das Herz! .... — Das währte Jahre auf Jahre. Er entſchloß ſich durchaus nicht zu der Vermählung, zu welcher ſeine Mutter ihn drängte.

„Es war mir ein namenloſer Troſt in meinen Qualen, daß Sie Pfarrer in Bachheim waren und daß Sie Wendeline hieher unter Ihre beſondere Obhut verſetzt hatten. Bei meinen häufigen Beſuchen in Bachheim ſah ich beſtändig das Kind . . . . aber nur aus der Ferne. Wie lange hat es gedauert bis ich mit ihr etwas mehr als einen freundlichen Gruß ſprach! wie lange bis ich bewirkte, daß ſie Muſikunterricht bei Gräfin Leocadie empfing! mit welcher unausſprechlichen Wehmuth ſah ich ſie im Hauſe meines Vaters, ihres Großvaters, als ein armes fremdes Kind! — Die Furcht vor Entdeckung hielt mich im Bann. Ich ſchickte ſogar meine treue Mulattin, die beſte Dienerin von der Welt, um dieſe Zeit mit einem Jahrgeld nach Rio zurück, denn ich fürchtete der Verſuchung nachzugeben mit ihr von Wendeline zu ſprechen. Damals brachte der Marquis einmal den Grafen Sierra Blanca zu meinem Vater. Ich machte es möglich ihn bei dieſem Beſuch nicht zu ſehen und ihm ein Paar Zeilen zu ſchreiben, in denen ich ihn bat, meiner Ruhe das Opfer zu bringen nicht wieder nach Bachheim zu kommen und den heißen Wunſch ſeiner Mutter zu erfüllen. Es war aber keine Tugend, die mich dazu veranlaßte. Mir ſchien Wendeline ſehe ihrem Vater ähnlich; vielleicht ſand nur mein Herz dieſe Aehnlichkeit! doch es genügte, um Graf Sierra Blanca von Bachheim zu verbannen; — und da dieſer Schritt nicht aus Tugend geſchah, ſo brachte mir deſſen Folge weder Ruhe noch Frieden. Nach einigen Wochen vermählte ſich der Graf. Mir war zu Sinn als werde ich lebendig in's Grab gelegt, in's Grab der Liebe, des Glücks, der Hoffnung! Mir ſchien als ſteige erſt jetzt eine unüberwindliche Schranke zwiſchen ihm und mir auf — und dieſe Empfindungen ſteigerten ſich, als der Marquis vor anderthalb Jahren ſtarb. Nicht ihm galt meine verzweiflungsvolle Traurigkeit, ſondern der Vorſtellung, daß ich ſelbſt meine Trennung für's Leben von Graf Sierra Blanca bewerkſtelligt habe. Ich will Sie nicht langweilen, hochwürdiger Herr, will von meinem Jammer ſchweigen und zum Schluß eilen. Vor drei Monaten verlor Graf Sierra Blanca ſeine Gemahlin. Er ſchrieb mir, wir wären nun beide frei und ob ich ihn noch jetzt in der Verbannung halten wolle, oder ob nicht vielmehr jetzt der Tag gekommen ſei, der uns für immer verbinden ſolle. Ich antwortete ihm, wenn das erſte Trauer-Vierteljahr vorüber ſei würde ich ihn erwarten. Mit welchen Empfindungen ich dieſen Briefwechſel führte, können Sie ſich vorſtellen! er ſand in den erſten Tagen nach Dagoberts Abreiſe ſtatt und verſetzte mich in eine ſolche Aufregung, daß es mir nicht möglich war länger bei meinem Vater zu bleiben, denn es war mir unmöglich meine veränderte Stimmung zu verbergen. Gegen Weihnachten kam Graf Sierra Blanca und jetzt hörte er von Wendelinens Daſein. Das Weitere wiſſen Sie und Sie haben ihn kennen gelernt. Ohne ſeine Liebe zu mir, wäre ſein Leben, ſein Charakter tadellos: ſo gut, ſo edel iſt er! Ich bin es durch die ein dunkler Schatten in dies Licht fällt! . . . . Seine Liebe, die mein Stolz und mein Glück ſein könnte und es — ich möchte ſagen wider meinen Willen — auch iſt, wirſt einen Makel auf ihn! Eines iſt gewiß, hochwürdiger Herr: das Menſchenleben iſt eine Kette von namenloſen, bald offenkundigen, bald geheimen Qualen, und ſie fehlen uns im Glück ſo wenig als im Elend. Gott hat das Herz nun einmal auf den Schmerz geſtellt und nicht auf die Freude! — In einigen Monaten werde ich mich mit Graf Sierra Blanca vermählen und Wendeline wird die Gattin ihres Vaters — Mutter nennen. Daß ich es in der That bin, darf ſie nie erfahren. Auch mein Vater darf es nie erfahren. Dieſen Kummer und dieſe Schmach muß ich fern von ſeinem ehrwürdigen Haupt . . . . fern von ihrer unſchuldigen Jugend halten. O mein Gott! ich bin Mutter . . . . und mein Kind und mein

Vater dürfen es nicht wiſſen! .... O mein Gott, wie bin ich geſtraft! O warum gibt es nur etwas ſo Schreckliches, ſo Folgenſchweres auf der Welt wie die Sünde!“

„Wo bliebe dann die Tugend und ihre Krone in der Ewigkeit?“ fragte der Pfarrer ſanft, als Claudia von Schmerz überwältigt mit beiden Händen ihr bleiches Antlitz bedeckte. Dann ſagte er ablenkend:

„Was macht Wendeline? wo iſt ſie? wie benimmt ſie ſich?“

„Ihr Vater brachte ſie ſogleich zu mir,“ entgegnete Claudia: „er hatte ihr geſagt wir wären alte Freunde und ich würde ſie bei mir behalten bis für ihre paſſende Kleidung geſorgt ſei. Als ſie bei mir eintrat ſagte ſie mit einem freudigen Blick: Ah! die Frau Marquiſe! — und dann war ſie ſtill und ernſt, wie ſie immer iſt. Ich fragte, ob ſie ſich freue bei ihrem Vater zu ſein. Nach kurzem Beſinnen antwortete ſie: „Ich danke Gott dafür, aber freuen kann ich mich noch nicht.“ — Sie ſaß den halben Tag am Flügel; die Muſik ſchien ihr große Freude zu machen. Zuweilen forderte ich ſie auf mir etwas vorzuleſen, auch Dinge die ihr nothwendig Langweil machten mußten, z. B. Zeitungen. Sie that es bereitwilligſt; allein von ſelbſt that ſie nichts der Art.“

„Sie müſſen bedenken, daß Wendeline ſchüchtern iſt wie Jemand, der nie weiß ob ihn nicht ſcharfer Tadel für jede ſeiner Handlungen treffen wird. Dies war bisher ihre Lebenserfahrung. Aber nur ein wenig Geduld und Liebe und ſie ſchließt ſich feſt an und ehrlich auf.“

„An Ihnen, hochwürdiger Herr, hängt bis jetzt ihr ganzes Herz — und wahrlich mit Recht! und ich beſtärke ſie darin, damit ſie Jemand habe, dem ſie ihr volles Vertrauen ſchenken könne. Welche Wohlthat ein ſolches Vertrauen — und wie gut es bei Ihnen untergebracht iſt, das weiß Niemand gründlicher als ich. Gott lohne Ihnen Alles, was Sie für mich und für Wendeline gethan haben.“

„Und in nächſter Zukunft — was verfügt Graf Sierra Blanca über ſie?“ fragte der Pfarrer.

„Heute früh iſt er mit ihr abgereiſt. Als ich ſie zum Abſchied umarmte, ſah ſie mich wehmüthig an und ſagte: „Dies iſt nun das letzte Bachheimer Geſicht, das ich ſehe — die Frau Marquiſe! ach bitte, grüßen Sie den Herrn Pfarrer.“ Dabei füllten ſich ihre lieben Augen mit Thränen. Ihr Vater bringt ſie nach Paris in das bekannte und geſchätzte Inſtitut der Auguſtinerinnen von Notre-Dame-des-Oiseaux. Sie ſoll vor Allem franzöſiſch lernen, damit ſie mit ihm reden, ihm ſchreiben könne. Nach England will er ſie nicht bringen bevor ſie als ſeine Tochter rechtsgültig legitimirt iſt. Dann hat ſie einen Namen und ein Anrecht an ſeinem Vermögen .... dann iſt ſie nicht mehr die verwaiſte, die verſtoßene Wendeline Stern, und ihre Eltern können ihr vielleicht eine glückliche Zukunft bereiten."

„Ja, mit Gottes Gnade!" ſetzte der Pfarrer Edelholt hinzu: „Er ſegne Ihnen und Allen die Ihrem Herzen theuer ſind, dies neue Jahr."

Claudia küßte ſeine Hand, wickelte ſich in ihre verſchiedenen Hüllen ein und beſtieg wieder ihren Wagen, der vor der Thür ihrer harrte. Durch den knirſchenden Schnee fuhr er von dannen. Mit dem Leuchter in der Hand ſtand Joſephe da und ſchaute ſchweigend, geſpannter Erwartung voll, ihren Herrn an, als er von der Hausthür in ſein Zimmer zurück ging.

„Es war die ſchwarze Dame," ſagte er zerſtreut und gedankenvoll an ihr vorüber gehend.

„Hm!" ſprach Joſephe mit einem Anflug von Mißmuth zu ſich ſelbſt: „es war juſt nicht nöthig, daß der Herr Pfarrer mir das ſagte, denn das ſah ich. Nun, wer weiß! vielleicht kommt doch noch Wendelchens Mutter zum Vorſchein .... eine Prinzeſſin vielleicht .... oder ſonſt etwas Großes!" — —

Gingen Joſepha's Erwartungen in dieſem Punkt auch nicht in Erfüllung, ſo gab es doch für ſie und für ganz Bachheim eine große Ueberraſchung. An einem herrlichen Frühlingsmorgen knieten die Marquiſe Marialva und Graf Sierra Blanca in der Kirche vor dem Altar und Pfarrer Edelholt las für ſie die Brautmeſſe. Am Nachmittag reiſten ſie ab, nach Sevilla; Claudia wollte noch einmal ihre Großmutter ſehen; ihr Großvater war längſt aus dem Leben geſchieden.

„Mir iſt als ginge die Sonne unter,“ ſagte der Graf von Wianden tieftraurig zum Pfarrer Edelholt, als Claudia ſich noch einmal aus dem Wagen bog und zum letzten Abſchied mit der Hand winkte.

„Nein, Papa! das darfſt Du nicht ſagen, nicht denken!“ rief Dagobert, ihn zärtlich umarmend. „Bin ich nicht hier?“

„Und gehſt Du nicht in einigen Tagen ebenfalls fort, mein Dagobert?“ ſagte der Graf liebreich.

„Ich gehe, ja . . . . allein ich komme wieder und auch Claudia kommt wieder! . . . . Niemals geht die Sonne für immer unter.“

„Für die Jugend nicht,“ verſetzte der Graf.

Caplan Ulmer, der mit Dagobert die Oſterferien in Bachheim zubrachte und jetzt die Worte des Grafen hörte, gab ihm im Stillen vollkommen

Recht; Bachheim erſchien auch ihm kalt, finſter und öde. War denn die Marquiſe Marialva auch für ihn die Sonne von Bachheim geweſen? . . . . war mit ihrem Verſchwinden denn auch die Jugend für ihn entſchwunden? — Ihm war als hefte der Pfarrer einen fragenden Blick auf ihn, doch er irrte ſich! Er war es, der den Pfarrer anſah.

Am Rhein und am Neckar.

Zwei junge Männer ſtanden auf dem Hügel, der die Ruine Rolandseck trägt. Zu ihren Füßen der herrliche Rhein, der ſang- und ſagenreiche, der mehr Thaten geſehen, mehr Lieder gehört hat als irgend ein Strom Europa's. Drüben das Siebengebirg im Abendſonnenſchein roſen- und lilafarben angehaucht, wie ein Diadem von Amethyſten. Ringsum reichbebaute, belebte wechſelvolle Landſchaft. Ueber dem ganzen Bilde ein Schmelz von Ernſt und Lieblichkeit, als ob ein tief ſinnender und doch anmuthig heiterer Geiſt es hervorgerufen habe.

Der eine junge Mann warf das leichte Hütchen in's Gras, ließ die Abendluft durch ſein blondes Lockenhaar wehen, verſank mit dem Blick in das reizende Naturbild und ſprach vor ſich hin, mit leichter Variation, Eichendorfs melodiſche Strophe:

„Wohin ich geh' und ſchaue,
Auf Strom und Wald und Thal,
Vom Berg herab in die Aue,
Viel ſchöne hohe Fraue,
Grüß' ich dich tauſendmal."

„Wer iſt die „viel ſchöne hohe Fraue?“ fragte ſein Begleiter: „ich meine wer iſt es für Dich?“

„Hm! ich denke es iſt die liebliche Natur, der ich gegenüber ſtehe und ihr in's holde Antlitz blicke. Weil ich nicht dichten kann, bemächtige ich mich des fremden Dichtergrußes, denn der Anblick der Schönheit ſtimmt mich poetiſch.“

„Erregbarer Jüngling,“ ſprach der Andere mit leiſem Achſelzucken und verſchränkte die Arme, als wolle er ſich in ſich ſelbſt verſchließen.

„Warum nicht? das iſt das Recht der Jugend.“

„Gewiß! und es iſt auch ihr Glück! ſie verſteinert früh genug.“

„Nie will .... nie werde ich verſteinern!“ rief der Jüngling heftig.

„Wer fragt nach Deinem Willen, armer Dagobert? Die Jahre verſteinern mehr und mehr den alten Menſchen — nicht figürlich, ſondern buchſtäblich. Erdige Subſtanzen bemächtigen ſich ſeines körperlichen Organismus, verdrängen ganz allmälig das Mark aus ſeinen Knochen, das Gehirn aus ſeinem Schädel, die Nerventhätigkeit aus allen Organen. Das iſt Naturgeſetz; dagegen kann ſich der Menſch nicht wehren, ſo wenig wie ſich ein Tempel in der Thebaïs wehren kann, daß der Wüſtenwind den Sand hoch und immer höher in ihn hineinwehe, ſo daß er endlich mit all' ſeinen mächtigen Säulen und gewaltigen Bildwerken im Sande verſchwindet, untergeht, verendet. Der Menſch iſt ein ſolcher Tempel, Dagobert.“

„Sein Leib — ja! will der Menſch lange leben, ſo muß er alt werden und das Alter bringt jene Veränderungen mit ſich. Aber der Leib iſt nicht der Menſch! in Verbindung mit einem geiſtigen Weſen iſt er es nur — und wer kann ſagen, daß dies geiſtige Weſen verſteinere — es ſei denn, man wolle den höchſten Grad von Schwerfälligkeit der Gedanken bildlich ausdrücken. Ich wiederhole alſo, daß ich feſt entſchloſſen bin, mich gegen die Verſteinerung zur Wehr zu ſetzen. Ich kann es, denn Andere können es. Ich brauche nur meinen Vater zu nennen. Er iſt ein Greis an Jahren, allein er empfindet tief wie ein Jüngling und denkt ſcharf und präcis wie ein Mann.“

„Werde ihm ähnlich — ich wünſche es von Herzen! es iſt aber ſchwerer in unſern Tagen, als in den ſeinen.“

„Warum das? Man kann immer Ideale haben und nach deren Principien leben.“

„Stoßen Principien aufeinander, ſo entwickelt das die Energie, die Charaktere. Zerſplittern die Principien, ſo ſchrumpfen jene ein — ſelbſtverſtändlich! es fehlt ihnen das, was ſie nährt. Das deutſch-römiſche Kaiſerreich in Verbindung mit der Kirche die Revolution — ich meine die Empörung gegen ewige Geſetze, gegen die lex aeterna, die im Ewigen wurzelt — beſiegend: das war die Idee, welche ſeine Jugend erfüllte und aus welcher er die Grundſätze zog, die ihn wechſellos leiteten und kampfbereit machten. Für dieſe Idee war er bereit zu ſterben, zu leben oder, wenn ſie nicht zu verwirklichen war, keine andere an ihre Stelle zu ſetzen: ſo gewaltig war er von ihrer Größe durchdrungen. Kennſt Du, haſt Du eine ſolche Idee? Wer von uns erſchwingt ſich zu einer ſolchen zweifelloſen innern Einheit? Der Zweifel zernagt alle Grundſätze ſo lange, bis ſie in Splitter auseinander fahren, und in dieſer Zerſplitterung verkümmert der Character."

„Das ſagſt Du!" rief Dagobert erſchreckt: „Du, ein Prieſter, der für die Kirche der Welt entſagte? Du haſt alſo eine ſolche Idee gehabt, ſonſt wäreſt Du nicht geiſtlich geworden .... und haſt ſie verloren? aber wodurch? .... ich hörte doch von meinem Vater und von Pfarrer Edelholt, es ſei in der Kirche Manches beſſer, als vor dreißig, vierzig Jahren."

„Manches beſſer — das iſt möglich. Vieles ſchlimmer — das iſt gewiß! Denn wo ſind die tüchtigen Menſchen, die ſie bildete — wo die Völker, die ſie beglückte? — Jene ſind ganz vereinzelt, dieſe ſind nirgends zu finden. Sie hat es einſt vermocht, doch jetzt nicht mehr. Ihre Zeit iſt aus. Auch ſie verſteinert."

„Sage das nicht!“ rief Dagobert erregt: „wäre ihre Zeit aus, ſo wäre ſie ja nicht Gottes Anſtalt .... nichts Ewiges.“

„Iſt die wunderſchöne Natur, die uns umgibt, nicht das Werk Gottes? .... und doch iſt ſie nicht ewig.“

„Die Natur hat nicht die Beſtimmung, die Menſchheit über die höchſten Wahrheiten zu belehren,“ verſetzte Dagobert: „das iſt aber die Beſtimmung der Kirche bis zum Ende der Zeiten. Gelingt ihr das nicht: ſo muß es Gründe geben, ſo muß ſie auf Widerſtand ſtoßen, welche zu beſeitigen nicht in ihrer Macht liegt. O bitte, ſage nicht, daß die Kirche verſteinert, lieber beſter Ulmer! .... ſie könnte uns dann ja auch nur Steine bieten und wir verlangen Brod von ihr.“

„Du biſt ſehr glücklich, lieber Dagobert, daß der Spiegel Deines Geiſtes, der geſchaffen iſt, um geiſtige Sonnenſtrahlen aufzunehmen, nie durch Wolkenzüge des Zweifels getrübt wurde,“ erwiederte Ulmer: „die zweifelnde Frage ſtörte den Frieden des Paradieſes und iſt unſer Fluch bis zur heutigen Stunde. Die zweifelnde Frage windet ſich wie die Schlange an jeden Glauben, an jede Ueberzeugung heran und ſpritzt ihr Gift darauf mit dem „Warum?“ und wer ſich mit ihr einläßt, um ſie zu widerlegen, wird nicht ſelten ihre Beute.“

„Du warſt ſeit einiger Zeit ſo in Dich gekehrt,“ ſagte Dagobert und legte traulich Ulmer's Arm in den ſeinen, um mit ihm den Heimweg anzutreten, „daß ich mir freilich dachte, Du hätteſt ſchwere Fragen in Deinem Innern zu löſen. Jetzt erfahre ich, welcher Art ſie ſind und ich danke Dir, daß Du mir Dein Vertrauen ſchenkteſt. Du biſt älter, unterrichteter als ich, biſt zu Hauſe in den höchſten Wiſſenſchaften und ich bin ein Anfänger. Ich kann Dir alſo nichts ſagen, als was Dein Verſtand und Deine Einſicht Dir viel beſſer ſagen; deshalb eben freut mich Deine offene Sprache.“

„Ich bereue ſie ſchon!“ rief Ulmer: „man ſoll nicht Zweifel, die man nicht löſen kann, einem Andern mittheilen, auf den man geiſtigen Einfluß hat. Man kann nicht wiſſen, welchen Eindruck ſie auf ihn machen.“

„Sei deswegen unbeſorgt, lieber Ulmer, nicht den geringſten Eindruck machen ſie mir.“

„Ich will es hoffen! aber zuweilen liegt der Eindruck gleichſam todt in uns, weil die Bedingungen fehlen, unter denen er in unſerer Seele keimen und treiben könnte; und plötzlich regt er ſich, wird lebendig und überwuchert das Erdreich unſerer Seele. Das iſt Alles unberechenbar. Hingegen will ich Dir etwas Anderes ſagen: ich muß mich im Spätjahr von Dir trennen, denn mein Entſchluß, zum Lehrfach überzugehen, iſt gefaßt. Ich will eine Univerſität beſuchen, wo ich Philologie und orientaliſche Sprachen auf's Gründlichſte ſtudiren kann. Sowie das Sommerhalbjahr der Vorleſungen hier geſchloſſen wird, will ich die Ferien benutzen, um verſchiedene große Bibliotheken kennen zu lernen und im Spätjahr will ich mich dann dort niederlaſſen, wo ich am tüchtigſten für meinen Zweck arbeiten kann."

„Du gehſt nicht einmal in den Ferien mit mir nach Bachheim? das iſt eine betrübende Kunde! .... ich hätte Luſt Dich zu begleiten."

„Nein, Dagobert, das muß ich entſchieden ablehnen. Deine Ferienzeit iſt eine Freudenzeit für Deine Eltern, welche jetzt, nach der Vermählung der Frau Marquiſe mit einem Ausländer, ſehr vereinſamt ſind. Es wäre unkindlich, ihnen dieſe Freude zu rauben oder zu verkürzen."

„Ich ſehe es ein," erwiederte Dagobert, „und es war auch nur ein flüchtiger Wunſch, den der Schreck über unſere nahe Trennung mir eingab."

„Sie iſt auch für Dich nothwendig, Dagobert! Du biſt im zwanzigſten Jahr, Du haſt viel gelernt und überflügelſt weit Deine Altersgenoſſen auf dem Gebiet der Kenntniſſe. Jetzt aber mußt Du auch lernen ſelbſtändig zu werden und nicht immer Dich anzulehnen — Dir mit Ueberlegung und Vorſicht ein Urtheil zu bilden, nach welchem Du Deine Beziehungen zur Welt einrichten willſt. In dieſem erſten Jahr Deines Univerſitätslebens konnte ich Dir nützlich ſein; — ſpäter bin ich es nicht mehr. Wir könnten ſogar einander hinderlich werden, wenn wir uns nicht trennten. Jetzt bleiben wir Freunde."

„Für's Leben!" rief Dagobert mit Innigkeit.

Ulmer war nicht nur ein kenntnißreicher und anregender Lehrer für Dagobert geweſen; — er hatte auch verſtanden, deſſen warme Zuneigung, deſſen Vertrauen zu gewinnen und die Anhänglichkeit des Knaben in die Freundſchaft des Jünglings zu verwandeln — beſonders jetzt, da aus dem Lehrer gleichfalls ein Lernender und er dadurch dem früheren Zögling ähnlicher geworden, in anderer Weiſe näher getreten war. Dagobert fühlte ſich ſo zufrieden in dem traulichen Verkehr mit Ulmer, daß er nicht die mindeſte Luſt hatte, mit jungen Leuten ſeines Alters ein ſogenanntes Studentenleben zu führen. Deren Gelage, Parteiungen und Schlägereien widerten ihn an, denn er war zurückhaltend von Natur und durch ſeine abgeſchiedene Erziehung, und in lärmender Genoſſenſchaft fühlte er ſich nicht an ſeinem Platz. Er war heiter und fröhlich zwiſchen Perſonen, die ihm wohlbekannt waren, ernſt und abgeſchloſſen zwiſchen Fremden und ganz theilnahmlos für ein gewiſſes tumultuariſches Treiben. Wer konnte ihm Ulmer's Umgang erſetzen? — Niemand. Und doch durfte er nicht verſuchen Ulmer von einem Plan abzubringen, welcher mit deſſen Berufswahl und künftiger Lebensſtellung zuſammenhing. Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn ſehr während der Ferien. Seine Eltern fanden aber Ulmer's Entſchluß gar nicht überraſchend und theilten deſſen Anſicht, daß Dagobert ſich nunmehr ſelbſtändig bewegen müſſe; — und ſo gewöhnte ſich Dagobert ſchließlich an ſeine veränderte Lage und hoffte unter den vielen jungen Leuten doch vielleicht einen Erſatz für den ſcheidenden Freund ſeiner erſten Jugend zu finden.

Troſtlos aber war Frau Barbara Weinrich, als ſie ihres Bruders Entſchluß durch einen Brief von ihm erfuhr. Ihr Kummer war heftig genug, um ihren Groll auf Pfarrer Edelholt in den Hintergrund zu drängen. Mit dem Brief in der Hand ſtürzte ſie durch den Kreuzgang in's Pfarrhaus und, die verblüffte Joſephe bei Seite ſchiebend, in das Zimmer des Pfarrers, legte den Brief vor ihn hin auf den Schreibtiſch und ſagte athemlos mit bebenden Lippen:

„Hochwürden .... leſen Sie .... was bedeutet das?“

„Iſt irgend ein Unfall über Sie gekommen?“ fragte er höchſt verwundert, daß ſie zu ihm ihre Zuflucht nahm.

„Ich frage, was bedeutet dies?“ wiederholte ſie mit gehobener Stimme und klopfte rachgierig mit gekrümmtem Finger auf den Brief: „dies, Hochwürden, dies .... was der Lorenz mir ſchreibt.“

Der Pfarrer ſagte gelaſſen: „Ah ſo!“ und las das kurze Schreiben, während Barbara mit Spannung ſeine Mienen beobachtete, die ganz ruhig blieben. Dann legte er den Brief auf den Schreibtiſch und fragte:

„Was alterirt Sie denn eigentlich?“

„Was? großer Gott! .... daß mein Bruder nicht Pfarrer werden will! .... Er muß es aber werden! .... ich habe ihn ja nur deswegen erhalten und ernährt, habe deswegen gearbeitet und es mir am Munde abgeſpart .... und jetzt will er nicht.“

„Ihr Verdienſt bleibt daſſelbe vor Gott.“

„Daraus mache ich mir nichts, denn ich habe es für meinen Bruder gethan!“ rief ſie ſtörriſch.

„Das iſt denn freilich ſehr traurig, Frau Weinrich.“

„Ja, weil er nicht Pfarrer werden will! .... Lehrer will er werden! Lehrer! .... Mein Vater war Lehrer, mein Mann iſt Lehrer .... nun muß endlich einmal einer von meinen Angehörigen Pfarrer werden: das ſchickt ſich nicht anders!“

„Es iſt etwas Großes, ein guter Lehrer zu ſein, Frau Weinrich und Ihre Klagen ſind ſämmtlich ohne Grund. Ihr Bruder iſt geiſtlich. Wir haben noch nicht aller Tage Abend: er kann ſpäter Pfarrer werden. Das geſchieht häufig. Machen Sie ihm keine Vorwürfe und beten Sie fleißig für ihn, damit er, in welcher Stellung es ſei, der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden diene. Dazu kann ein guter Lehrer viel .... über die Maßen viel beitragen."

„Was habe ich davon!" rief ſie in neuen Zornesflammen: „ich wollte ihn am Altar und auf der Kanzel ſehen und hören und mich daran erbauen, wie er die ganze Gemeinde erbaute und wie ſie ſich vor ihm verneigte, wenn er das Weihwaſſer gab und das Kreuzzeichen über ſie machte, und wie er in Anſehen kam und immer etwas Höheres wurde .... zuerſt Dekan, dann Domherr, endlich .... vielleicht! .... Biſchof. Das iſt nun Alles vorbei!" ....

„Sein Sie ruhig, Frau Weinrich," ſagte der Pfarrer leiſe lächelnd, „auch ein Lehrer kann Biſchof werden."

„Iſt es möglich, Hochwürden? .... iſt es menſchenmöglich?" fragte ſie zweifelnd: „der Lorenz ſchreibt ja ausdrücklich, er wolle ſich dem Lehrfach widmen."

„Gibt es denn keine andere Lehrer, als an der Volksſchule? das hätte Ihnen doch die Ueberlegung ſagen müſſen."

„Ich werde ſehr lange warten müſſen bis der Lorenz, wenn auch nicht Biſchof, aber doch Decan wird," ſagte ſie überlegend.

„Frau Weinrich, wer Alles nach dem Gutdünken und Behagen ſeines Ichs einrichten will, dem begegnen gewöhnlich ungeheure Enttäuſchungen.“

„Behagen?“ ſagte ſie ſchneidend: „war es zu meinem Behagen, daß ich Winters in kalter Stube ſaß, im Sommer nähte von Sonnenaufgang bis Untergang? .... zu meinem Behagen, daß ich lebte von Kaffee und Kartoffeln, eine düſtere Oellampe brannte, meine Kleider trug bis ſie in Fädchen zerfielen“ .... —

„Ich habe geſagt: Gutdünken und Behagen, Frau Weinrich! — Sie erklärten mir ja ſoeben ſelbſt, Sie hätten Ihre Opfer nicht aus Liebe zu Gott, nicht im Hinblick auf den Willen Gottes gebracht, ſondern aus Liebe zu Ihrem Bruder. Eine ſolche ganz natürliche Liebe iſt aber nichts, als eine ausgedehnte Selbſtliebe, deren Berechnungen fehl ſchlagen.“

„Hochwürden!“ ſagte Frau Weinrich in ihrem vornehmſten Ton, „thun Sie erſt das für einen Bruder, was ich für den Lorenz gethan habe — erleben Sie erſt einen ähnlichen Undank — und dann wollen wir weiter reden.“

„Ganz nach Belieben, Frau Weinrich!“ verſetzte der Pfarrer freundlich: „ich werde Ihnen immer herzlich gern jede Auskunft geben, ſo weit ich es vermag.“

Er wendete ſich zu ſeiner Arbeit und Barbara zog ſich zurück, ſtill ergrimmt über den Pfarrer, obſchon er ſie wegen ihrer größten Sorge beruhigt und ihr die Möglichkeit eröffnet hatte, daß Lorenz Pfarrer werden könne. Pfarrer Edelholt aber dachte bei ſich ſelbſt: Sie hat Recht, die gute Frau! ich brachte nie ein ſolches Opfer für einen Bruder. Er vergaß nur in Anſchlag zu bringen, daß ſein ganzes Leben eine Kette von Opfern nicht für einen leiblichen Bruder, ſondern für viele Brüder nach der Gnadenordnung war, und daß ihm ein reichliches Maß von Undank gewiß nicht gefehlt haben würde, wenn es ſeine Gewohnheit geweſen wäre, an menſchlichen Dank nur zu denken, geſchweige auf ihn zu zählen. Daß Wendeline fort war machte eine große Lücke in ſeinem ſtillen Leben und täglich fehlte ſie ihm; aber er ſagte ſich: Der liebe Gott hat gut für ſie geſorgt — und vielleicht eben dadurch auch für mich; denn ich hatte mich an die Anhänglichkeit des Kindes gewöhnt .... und das war eine Verwöhnung. — Er widmete ſich um ſo eifriger ſeinen Berufsarbeiten und ſeinen Studien.

Als die nächſten Ferien Dagobert in's Vaterhaus zurückführten, ſprach er mit Begeiſterung von dem Freunde, dem er im Lauf des Winters ſich angeſchloſſen und von dem er ſchon ſehr begeiſtert geſchrieben hatte. Er hieß Maximilian Illinger, war der Sohn eines ſehr reichen Banquiers, war ein ungemein talentvoller Menſch und ein Paar Jahr älter wie Dagobert. Beide ſtudirten Rechts- und Staatswiſſenſchaft, Beide waren tüchtige Muſiker — und da ſie in demſelben Hauſe wohnten, kamen ſie bald zu einem intimen Umgang.

„Nicht wahr, Papa, Du haſt nichts dagegen, daß ich in den nächſten Ferien einige Zeit mit Maximilian bei ſeinen verheiratheten Schweſtern zubringe? Seine Mutter iſt todt,“ ſagte Dagobert.

„Du trittſt da in einen ganz fremden Kreis der Geſellſchaft ein, Dagobert, und nicht in den, welchen ich Dir wünſche. Solche Leute, reich von geſtern und morgen vielleicht arm, haben ſelten Anſichten und verfolgen ſelten Ziele, durch deren Mittheilung und Beſprechung ſie bildend auf junge Leute wirken könnten.“

„Das muß in dieſem ſpeciellen Fall doch anders ſein, Papa, da der Sohn ſolcher Leute — wie Du ſagſt — für alle hohen Intereſſen der Menſchheit voll reger Theilnahme iſt.“

„Es gibt Ausnahmen, Dagobert! Dein Freund kann eine Ausnahme ſein, deſſen Eltern können es ſein; — im Allgemeinen wünſche ich Dir einen andern Umgang. Weshalb haſt Du Dich nicht an Standesgenoſſen angeſchloſſen? Du hatteſt gewiß die Auswahl unter ſo Vielen.“

„Sie zerfielen in drei Claſſen, Papa: die erſte war roh, die zweite frivol, die dritte beſchränkt.

Trinkgelage und Schlägereien — Hunde, Pferde, Jagden und ſchöne Damen — geiſtloſes Abſpinnen des Fachſtudiums: in dieſe drei Reviere vertheilten ſie ſich. Du wirſt mir nicht zumuthen, dort meinen Umgang zu ſuchen oder gar meine Freunde zu wählen.“

„Und Du wirſt mir nicht zumuthen, Deine jungen Standes- und Studiengenoſſen auf jene drei Claſſen zu beſchränken, Dagobert. Mag das geiſtige Leben bei der Mehrzahl nicht genügend geweckt ſein — mag bei Vielen von denen, die nicht auf ein Brodſtudium angewieſen ſind, die Freiheit des Studentenlebens der Magnet geweſen ſein, der ſie auf die Univerſität führte — mögen Andere hingehen, um ſich den Schein zu geben, als hätten ſie Luſt gehabt etwas zu lernen: Ausnahmen, und nicht ſeltene, gibt es auch hier, denn ſonſt müßte ich Dich ja für einen Phönix halten und trotz aller väterlichen Liebe bringe ich es doch nicht ſo weit.“

„Darin haſt Du ganz Recht, Papa,“ verſetzte Dagobert und küßte die Hand des Grafen, „ich habe mich etwas ſchroff ausgedrückt. Aber es erzürnt und grämt mich, daß unſere jungen Standesgenoſſen vielfach kein höheres Streben haben, als einen Rock von zweifarbigem Tuch zu tragen und nach einigen Jahren auf einem Meierhof, den der Vater ihnen übergibt, mit einem Ehegeſpons ſich niederzulaſſen, den ganzen Tag in Waſſerſtiefeln auf Hof und Feld und auf der Jagd umherzuſteigen und ſich Abends mit dem wohlthuenden Gefühl ſchlafen zu legen, man ſei ein ungeheuer thätiges und wichtiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Ich kann nicht ſagen, wie beſchämend, wie demüthigend ich das für uns finde! Theils ſtößt dieſe Richtung mich ab, theils fürchte ich von ihrem Geiſt angeſteckt zu werden, wenn ich in vielfache Berührung mit ihr käme; — und ſo hat es ſich gemacht, daß ich außerhalb der Standesſchranken einen Freundſchaftsbund ſchloß.“

„Der nicht dieſe, aber andere Nachtheile haben wird,“ ſetzte der Graf hinzu: „mindeſtens den, daß Eure Wege ſpäter ſich ſcheiden werden.“

„Banquier Illinger?“ ſagte die Gräfin: „das ſind gewiß getaufte Juden.“

„Nein Mama! ſie ſind ungetauft!“ rief Dagobert mit flüchtigem Erröthen.

„Dagobert! .... mit Juden willſt Du Dich intim verbinden!“ rief die Gräfin erſchreckt.

„Warum nicht, Mama? — Schau' doch hinüber nach Frankreich! in allen Kreiſen des öffentlichen und des geſellſchaftlichen Lebens nehmen ſie den Platz ein, der jedem Staatsbürger offen ſteht.“

„Ob zu Frankreichs Heil — iſt ſehr die Frage, mein armer Dagobert,“ ſagte der Graf: „aus dem Blutbad und der grauenhaften Demoraliſation der franzöſiſchen Revolution iſt dieſe Gleichſtellung hervorgegangen, die in einem chriſtlichen Staat unmöglich iſt, weil man nicht einen Juden zwingen darf chriſtlichen Geſetzen, die er verabſcheut und verachtet, zu folgen. Nun antworteſt Du mir vielleicht, und ganz richtig: Wo haben wir denn einen chriſtlichen Staat? ſie ſetzen ja ſämmtlich ihre Ehre darin, es nicht zu ſein! — — Glaubſt Du, Dagobert, daß dies zum Heil Europa's führen würde?"

„Wir müſſen es hoffen, denn wir ſollen dafür arbeiten, wir — die junge Generation," entgegnete Dagobert, „und in jedem Fall, lieber Vater, müſſen wir logiſch ſein und da wir in nicht-chriſtlichen Staaten leben, nicht-chriſtliche Staatsbürger gelten laſſen. Iſt der Schritt aber einmal geſchehen, ſo werden allmälig auch die geſellſchaftlichen Begrenzungen ſchwächer."

„Bis ſie endlich auch für die Familie fallen, nicht wahr? und Chriſt und Jüdin, und vice versa, den Ehebund ſchließen," ſagte der Graf ruhig.

„Nein, Papa! das nicht! das durchaus nicht! Hätte eine Jüdin alle Reize der Cleopatra und alle Schätze Golkonda's — ſie ehelichen .... eine Familie mit ihr gründen .... nein! das nimmer! zu einer innigen Verbindund gehört vollkommene Uebereinſtimmung in Beziehung auf die höchſten Fragen. Bei untergeordneten Fragen kann Verſchiedenheit der Anſichten herrſchen und die Ehe dennoch glücklich ſein — ſo denk' ich mir! — aber in den höchſten — nein! das iſt undenkbar!“

„Was iſt Dir denn die Freundſchaft, wenn Du bei ihr ohne Umſtände auf jene Uebereinſtimmung verzichteſt? etwas ganz Aeußerliches, wie es ſcheint, eine Anregung, eine Unterhaltung — genug irgend etwas, worauf nicht viel Werth zu legen iſt. Mir ſcheint alſo, daß ſich Dein Beſuch bei Banquier Illinger nicht lohnen würde. Willſt Du als Chriſt dermaleinſt Deine Gattin wählen, ſo wähle auch als Chriſt Deine Freunde, mein Sohn, ſonſt geräthſt Du in Conflict mit Dir ſelbſt, denn wahre Freundſchaft iſt nicht denkbar ohne Vertrauen — und das Vertrauen nicht, wenn Dein Freund den Gott verachtet, den Du anbeteſt; .... denn auf Gott laufen nun einmal alle Dinge in letzter Inſtanz und mit ihrer feinſten Spitze aus.“

Das hatte Dagobert in ſeinem Umgang mit Maximilian Illinger nicht ſelten empfunden, wenn auch nicht klar gedacht. Er war gläubig erzogen und in der Luft des Glaubens, die ſein Vaterhaus kräftig durchwehte, gläubig aufgewachſen. Dies hinderte ihn nicht, mit Fragen des Verſtandes an ſeinen Glauben heranzutreten und es war ihm eine frohe Befriedigung, ſie auf dem Gebiet der höchſten Vernunft im Einklang mit den Lehren der Offenbarung zu beantworten und zu löſen. Dafür fand er kein

Verſtändniß bei ſeinem Freunde und eben deshalb beklagte er ihn und ſchloß ſich um ſo feſter ihm an, als ob er ihm dadurch ſeinen Reichthum mittheilen könne. Was ihn ſo ſehr zu Maximilian hinzog, wußte er nicht und hätte er es gewußt, ſo würde er es nicht eingeſtanden haben: Maximilian ſchmeichelte ihm. Daran war er nicht gewöhnt und es that ihm ungemein wohl bei dieſem jungen Mann, der allgemein für einen äußerſt fähigen Kopf galt, ſolche Anerkennung zu finden. Er war zu jung, um nicht das Bedürfniß zu haben ſich anzulehnen, obſchon er, nach Art der Jugend, ſeitdem ſich Ulmer von ihm trennte, ſehr ſelbſtändig aufzutreten ſuchte. An Maximilian hatte er einen Rückhalt, eine Stütze. Der fühlte ſich ſo ſicher, als ob ihm die Welt gehöre, denn er hatte die beiden Factoren, die nach ſeiner Meinung Alles beſiegten: Geld und Verſtand. Es war ſelbſtverſtändlich noch manches andere Band zwiſchen Dagobert und Maximilian: Intereſſe für die Wiſſenſchaft — das Verlangen zu wiſſen und mehr und immer mehr zu wiſſen — Verſtändniß und Ausübung der Muſik — endlich jene Anſchauungsweiſe, die man fälſchlich liberal nennt, nämlich inſofern falſch, als liberal der kurzgefaßte Ausdruck für eine Geſinnung ſein ſoll, welche die Freiheit des Rechts zur Grundlage der menſchlichen Verhältniſſe macht. Der

Liberalismus denkt nicht daran! er begehrt nur das unbeſchränkte Recht der Freiheit, wozu denn auch die gehört, nach Umſtänden kriechend, nach Umſtänden tyranniſch — genug immer vom Egoismus und von Aeußerlichkeiten abhängig, folglich ſclaviſch zu ſein und um ſo ſclaviſcher, je unbedingter jede geſetzmäßige Schranke verworfen und je grimmiger jede rechtmäßige Autorität angefeindet wird. Die Vertreter und Vertheidiger der Freiheit haben mit den Liberalen nichts gemein. Dafür haben ſie die Ehre ſtets von dieſen gehaßt und das Unglück zuweilen mit ihnen verwechſelt zu werden. Dagobert war durchaus nicht eingenommen für den Liberalismus auf dem Gebiet des Glaubens und der Kirche, aber ſehr aufrichtig für die Freiheit politiſcher Inſtitutionen begeiſtert und „ſtand hoch über dem Geiſt ſeiner Kaſte," wie Maximilian es nannte. Es fehlte ihnen alſo nicht an Stoff zu einem beſtändigen Austauſch der Gedanken, wobei Dagobert entſchieden zu kurz kam, aber ohne es zu merken; denn er empfing mehr als er gab; doch die Qualität war geringer. Ein anderer Nachtheil für ihn lag darin, daß Maximilian einen ſo großen Aufwand machte, wie es einem jungen Studenten nur möglich war. Er hatte ein Reitpferd, zuweilen Wagen und Pferde, die er gelegentlich wieder verkaufte; die allerbeſte Sorte Cigarren, und immer Dasjenige am Schönſten, was gerade in dieſem Semeſter bei den Studenten Mode war, mochte das nun ein Mops oder ein Spazierſtock oder ein Hemdenknopf oder ſonſt etwas ſein. Dagobert's natürliche Neigung zu dieſen Dingen war ſehr abgeſchwächt durch Ulmer, der ſie als ganz nichtig behandelte; nun aber erwachte ſie und er begann ſehr viel Geſchmack an ihnen zu finden. Das zweite Studienjahr endete für ihn auf eine peinliche Weiſe: er kam mit einem Päckchen unbezahlter Rechnungen nach Bachheim.

Sein Vater fragte, wo er ſein Geld gelaſſen — und Dagobert geſtand, daß er ein Pferd gekauft habe „ungeheuer billig“ von einem Studenten, der plötzlich abreiſen mußte.

„Allein der Unterhalt des Pferdes war koſtſpielig,“ ſetzte er hinzu, „und ſchließlich war ich froh, es für einen geringen Preis fortzugeben, um Anderes zu bezahlen. Das Geld läuft mir durch die Finger wie Waſſer.“

Der Graf berichtigte Alles und ſagte:

„Merk' es Dir, Dagobert, Du biſt nichts weniger als reich: folglich mußt Du Manchem entſagen, was andere junge Leute haben und darfſt Dir nie einfallen laſſen irgend einen Aufwand zu treiben, weil Du es nur um den ſchmachvollen Preis des Schuldenmachens thun könnteſt.“

Dagobert verſprach es feierlich. Er bezog eine andere Univerſität — wie das ſchon der Plan ſeines Vaters geweſen war — und er nahm ſich vor, ſich möglichſt einzuſchränken. Er hatte ſich aber ſchon daran gewöhnt auf einem Fuß zu leben, für den ſein Budget nicht ausreichte und ſo war es denn allerdings nicht möglich innerhalb deſſen Schranken zu bleiben. Er gerieth in allerhand kleine Verlegenheiten, die ihn verſtimmten. Maximilian bemerkte es — denn ſie hatten jetzt eine gemeinſchaftliche Wohnung — und als Dagobert ihm den Grund eingeſtand, bat Maximilian, er möge ſich doch an ihn wenden und ihm ſpäter einmal gelegentlich das Vorgeſtreckte erſtatten.

„Es ſind doch immer Schulden .... und ſie drücken!“ ſagte Dagobert unmuthig: „es iſt eine große Erleichterung des Lebens — von deſſen Verſchönerung gar nicht zu reden! — viel Geld zu haben.“

„So weit meine Mittel reichen ſind ſie Dir zu Dienſten.“

„Nein, das will ich durchaus nicht! es ſind und bleiben Schulden.“

„Unter Freunden nennt man das nicht ſo.“

„Und ſchließlich muß ich ſie ja auch Dir erſtatten. — Und womit? — Bis ich zu einer ſelbſtändigen geſicherten Stellung komme, werden Jahre um Jahre vergehen und bis dahin verſchaffen mir all' meine

Kenntniſſe nicht das, was man heutzutage zum leben bedarf. Mein guter Vater iſt theils an den Zuſchnitt in ſeiner eigenen Jugend gewöhnt und theils nicht in der Lage, mir mehr geben zu können. Allein es liegt mehr als ein halbes Jahrhundert zwiſchen ſeiner und meiner Studienzeit und während desſelben haben ſich die Bedürfniſſe in einer Weiſe geſteigert, der ſich Niemand entziehen kann. Wie ſoll ich das ausgleichen? .... gib einen Rath."

„Verlege Dich auf Speculationen," ſagte Maximilian lächelnd.

„Das heißt?" fragte Dagobert geſpannt.

„Auf glückliche Geldgeſchäfte."

„Auf glückliche .... das thät' ich gern! aber wer garantirt mir ihren Erfolg? — Und dann verſtehe ich auch gar nichts davon."

„Iſt auch nicht nöthig. Man beſorgt das für Dich gegen geringe Courtage und das Sprichwort ſagt: Wagen gewinnt."

„Was hätte ich denn zu wagen, um zu gewinnen?"

„Sehr wenig! Du müßteſt ſichere Werthpapiere kaufen, welche beträchtliche Zinſen eintragen."

„Und wo bekomme ich ſie?" fragte Dagobert ganz eifrig.

„Bei jedem Banquier — alſo auch bei meinem Vater."

„Aber ich kann ſie ja nicht kaufen — laſſen wir das!“ ſagte Dagobert entmuthigt: „mit einem Werthpapier, das mir zwanzig oder dreißig Gulden jährlicher Zinſen bringt, iſt mir nicht geholfen und auch das könnte ich nicht kaufen.“

„Schaffe Dein Reitpferd ab“ .... —

„Meine Freude, meine Erholung? Nein! .... ein Pferd muß ich haben.“

„Du kannſt ja einſtweilen einen Miethgaul brauchen.“

„Was mutheſt Du mir zu! auf einem ſolchen Klepper zu ſitzen iſt kein Vergnügen!“

„Du biſt nicht für Speculationen geboren!“ rief Maximilian lachend: „Du willſt Dir nichts verſagen, Dich nicht einſchränken in Deinen Bedürfniſſen und dennoch auf einen grünen Zweig kommen — das iſt unmöglich, lieber Freund.“

„Mit Schulden kommt man auch nicht auf einen grünen Zweig!“ verſetzte Dagobert unmuthig und brach das Geſpräch ab, indem er rief: „Jetzt laß uns ausreiten und den ſchönen Abend genießen.“

Sie ritten dahin am Ufer des romantiſchen Neckar und in Gedanken verſunken, welche nicht mit der reizenden Landſchaft übereinſtimmten, die vor ſeinen Augen lag, wendete ſich plötzlich Dagobert der Vergangenheit zu, als er mit Ulmer weite Spaziergänge machte und keine Spur von den Sorgen und Wünſchen hatte, die jetzt ihn quälten; und unwillkürlich ſprach er vor ſich hin:

„Wohin ich geh' und ſchaue
Auf Strom und Wald und Thal,
Vom Berg herab zur Aue,
Viel ſchöne hohe Fraue
Grüß' ich dich tauſendmal.“

„Iſt etwa die kleine runde Miß Watſon Deine viel ſchöne hohe Fraue?“ fragte Maximilian ſcherzend, denn Dagobert gefiel ſehr dieſer jungen Dame, aber ſie gefiel ihm nicht.

„Nein!“ rief Dagobert und fuhr mit der Hand über die Stirn: „im Grunde meines Herzens war kein Gedanke an ein ſterbliches Weib.“

„Alſo eine Unſterbliche .... eine Göttin! — Ja, ja, ſo heißen ſie immer .... für einige Zeit. Auch Muſe und Grazie in einer Perſon — nicht wahr?“

„Du irrſt,“ erwiederte Dagobert traurig, „ſie hieß diesmal — Fortuna.“

Die Heimkehr.

Im alten Bachheimer Hauſe ſchien Alles ſich verjüngt zu haben: ſo munter ging es darin zu. Graf Sierra Blanca war mit ſeiner Frau, ſeiner Tochter und ſeinem kleinen Sohn für den ganzen Sommer dort eingezogen. Er hatte zwar alljährlich ſeinen Schwiegervater beſucht; doch nie auf ſo lange Zeit und nie mit Wendeline. Sie war und blieb in Paris in der Erziehungsanſtalt und während der jährlichen Vacanzen ging ſie regelmäßig mit ihren Eltern in's Seebad, weil man ihre Geſundheit ſehr zart fand. Jetzt aber, da ſie friſch und blühend war, wie man es im achtzehnten Jahr zu ſein pflegt — und da ſie die Studien abſolvirt hatte, welche junge Mädchen in einem Inſtitut machen — jetzt wollten ihre Eltern ſich nicht mehr von ihr trennen und ſo kam ſie nach Bachheim zurück, wo ſie ſich heimiſch fühlte trotz der großen Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. In gewiſſer Beziehung war aber keine Veränderung für ſie eingetreten: ſie lebte in Paris zwiſchen Fremden. In der erſten Zeit hatte ſie gehofft, ihr Vater werde ſie ihrer Mutter zuführen oder werde ihr von der Mutter ſprechen. Sie lernte alſo mit Feuereifer franzöſiſch und ihr erſtes Wort in dieſer Sprache war eine Frage an den Grafen nach ihrer Mutter.

„Frage nie nach Deiner herrlichen Mutter, Gwendeline,“ antwortete er ſanft, „es thut mir weh — und ſei überzeugt, daß die Frau, mit welcher ich mich jetzt bald vermählen werde, Dich mit einem Mutterherzen lieben wird. Du kennſt ſie ſchon. Es iſt die Marquiſe Marialva.“

„Die Frau Marquiſe!“ rief Wendeline halb erſtaunt, halb erfreut: „o dann kommen wir wohl einmal wieder nach Bachheim.“

„Gewiß, recht oft ſogar! Jetzt aber iſt es ganz nothwendig, daß Du Dich des Lernens befleißigſt. Du haſt ſehr guten Elementar- und vortrefflichen Muſikunterricht bekommen; Du haſt bei Pfarrer Edelholt Manches gelernt. Wenn die Sprachſchwierigkeit überwunden ſein wird, ſo erwarte ich gute Fortſchritte von Dir.“

Als er nach einigen Monaten mit Claudia vermählt nach Paris kam und Claudia in einem unbeſchreiblichen Gemiſch von Freude und Wehmuth Wendeline in ihre Arme ſchloß, blieb dieſe ſchüchtern und zurückhaltend. Es war ihr nicht möglich, die

Kluft ſo ſchnell zu überſpringen, die bis dahin Wendeline Weinrich von der Frau Marquiſe getrennt hatte, und trotz des Verbotes der Eltern kam gewohnheitsmäßig, unwillkürlich die „Frau Marquiſe" häufiger über ihre Lippen als die „liebe Mutter." Die Eltern gingen nach Spanien, dann nach England; ein Sohn kam auf die Welt; es währte anderthalb Jahr bis Wendeline ſie wiederſah. Dies Kind, das der Sohn ihres Vaters, alſo ihr Bruder war, brachte ſie deſſen Mutter, ihrer Mutter! näher und fortan ſagte ſie nicht mehr „Frau Marquiſe." Man war im Inſtitut mit ihr zufrieden; ſie lernte gut, war gehorſam und freundlich, aber ſehr abgeſchloſſen; man wünſchte ihr mehr Zutraulichkeit, mehr offene Heiterkeit. Auch die Eltern hatten Beides in ihren Briefen vermißt, die ſie regelmäßig zweimal im Monat ſchrieb; ſie berichtete Thatſachen, nicht Gefühle. War ſie eine kalte, eine trockene Natur? oder fehlte ihr nur die Gabe ſich auszudrücken? —

„Möchteſt Du das Inſtitut verlaſſen?" fragte der Graf liebreich.

Sie beſann ſich einen Augenblick und ſagte:

„Ich habe noch ſehr Vieles zu lernen, lieber Vater; folglich würdeſt Du mich in ein anderes Inſtitut geben: da iſt es beſſer ich bleibe hier."

„Aber es mißfällt Dir hier — nicht wahr?"

„O nein!" ſagte ſie erröthend: „man iſt ſehr gut für mich .... ich paſſe nur nicht ſo recht hieher. Ich bin nie allein, nie im Freien — ich meine nie auf dem freien Felde, nie im Wald, nie auf einer Wieſe! es mißfällt mir nichts, lieber Vater .... nur habe ich zuweilen etwas Heimweh nach meiner armen Freiheit."

„Die haſt Du durch mich verloren," verſetzte der Graf und ſchloß ſie in ſeine Arme: „beklagſt Du das?"

„O nie und nimmer!" rief ſie mit lebhafter Innigkeit: „man kann ja nicht Alles haben, was man wünſcht .... das ſehe ich ein."

Die Eltern gingen mit ihr nach Oſtende; ſie ſollte Seebäder nehmen. Eines Tages war Wendeline verſchwunden. Nicht in den Kirchen, nicht in der Stadt fand man ſie. Ihr Vater ging zum Strande; da ſaß ſie auf der Düne ganz ruhig und einſam.

„Hier iſt es ſchön!" ſagte ſie ruhig zu ihm aufblickend, als er ihren Namen rief.

„Es ſchickt ſich nicht, daß Du hier ganz allein umherſtreifſt!" verſetzte er unmuthig: „Du ſiehſt, daß die Dämmerung eintritt und kannſt Dir vorſtellen, daß wir um Dein Verſchwinden beſorgt ſind."

„O verzeih!" ſagte ſie reuig und küßte ſeine Hand.

„Wenn Du ſtundenlang auf der Düne ſitzeſt und in's Meer hinausſchauſt, Wendeline, woran denkſt Du denn?“ fragte er ſchnell beſänftigt.

„An die Ewigkeit,“ entgegnete ſie.

Das war freilich ein Gegenſtand, gegen den ſich keine Einwendung machen ließ und er brachte ſie zu Hauſe. Claudia ſchlug ihr vor, künftig in Begleitung einer Kammerfrau auf der Düne zu verweilen und Wendeline war ſehr dankbar für dieſe Erlaubniß, machte jedoch keinen Gebrauch davon.

„Warum gehſt Du nicht auf die Dünen?“ fragte Claudia einmal.

„Weil ich es nicht aushalten könnte, das gelangweilte Geſicht der armen Jenny neben mir zu wiſſen,“ antwortete ſie lachend.

So war ſie und ſo blieb ſie. Nur lernte ſie mit den Jahren alles Unpaſſende vermeiden, weniger ſchweigſam und weniger theilnahmlos zu ſein. Sie gewöhnte ſich an die Eltern, die ihr anfangs in jeder Beziehung ſo fremd waren; aber ein Zug nach Stille und Einſamkeit blieb ihr.

„Wenn ſie nur nicht Kloſtergedanken hat,“ ſagte Graf Sierra Blanca beklommen.

„Beruhige Dich!“ entgegnete Claudia: „ſie müßte Carthäuſerin werden wollen und das liegt ihr denn doch zu fern. In jedem andern Orden führt man ja ein gemeinſames Leben, oft mit ſehr vielen Individuen — und gerade das liebt ſie nicht.“

Sie brachte drei und ein halbes Jahr im Inſtitut des Oiseaux zu. Da kamen die Eltern und holten ſie nicht zur Reiſe in's Seebad, ſondern nach Bachheim, und um ſie dann bei ſich zu behalten. Nach Bachheim! .... Wendeline war verklärt vor Freude.

„Aber, Kind, warſt Du denn ſo glücklich in Bachheim, daß Du Dich beſtändig dahin ſehnſt?" fragte Claudia ſchmerzlich.

„Glücklich? das weiß ich nicht! .... ich habe viel geweint und wurde manchmal nicht freundlich behandelt. Aber es war dort ſo ſchön, im Hof des Kreuzgangs und ſo wunderſchön bei dem Herrn Pfarrer .... und meine Muſikſtunden bei der lieben Frau Gräfin, es war mir Alles viel heimlicher und heimiſcher als hier. Nur hatte ich nicht meine Eltern," ſetzte ſie zärtlich hinzu: „und daß ich jetzt mit ihnen dahin komme — das macht mir Bachheim ganz ſchön."

Ob der Graf von Wianden eine Ahnung hatte, daß Wendeline ſeine Enkelin ſei? ob Leocadie es ahnte? — Gewiß iſt es, daß Beide nie die leiſeſte Vermuthung über Wendelinen's Mutter gegen einander ausſprachen. Claudia hatte ihnen vor ihrer Vermählung mit Graf Sierra Blanca geſagt, ſeit Jahren beſtehe ſchon zwiſchen ihm und ihr eine Neigung, die ihnen viele Kämpfe und Leiden gebracht und die wenig Ausſicht auf Vereinigung gehabt habe; um ſo höher ſchätze ſie jetzt ihr Glück. Der Vater nahm ihre

Eröffnung gerade ſo an und auf wie Claudia ſie machte und bemerkte ihr nur, daß ſie durch dieſe Ehe auf das wahrhaft fürſtliche Vermögen des Marquis' Marialva verzichte und ganz unbemittelt ſei. Claudia erwiederte, Graf Sierra Blanca ſei davon unterrichtet und ſei reich genug, um eine Frau ohne Vermögen zu heirathen.

Wendeline kam in einem Freudenrauſch nach Bachheim. Sollte ſie ſich in heißer Dankbarkeit auf die Knie — ſollte ſie ſich in frohlockendem Jubel Allen in die Arme werfen — ſie wußte es nicht! und ſo wurde ein Gemiſch von beidem daraus, als ſie aus dem Wagen ſprang, ſie zuerſt, und der Gräfin Leocadie lachend und weinend in die Arme ſank, denn dieſe war ja immer beſonders gütig gegen ſie geweſen. Bei der Begrüßung des alten Grafen trat aber, auch wie früher, die Ehrfurcht in den Vorgrund und mit ihr auch der gewohnte Ernſt. Er warf einen prüfenden Blick auf ſie und ſchien befriedigt: Wendeline war im Aeußern ganz die Tochter ihres Vaters. Ihre Züge, die für ein Kind zu hart und ſcharf geweſen waren, hatten ſich zu feiner Regelmäßigkeit ausgebildet; ihre gelbe, ſonnenverbrannte Hautfarbe hatte ſich gelichtet und ſchimmerte im roſigen Schmelz der Jugend; ihre kleine hagere Geſtalt mit eckigen Bewegungen hatte ſich geſtreckt und gerundet, war ſchlank, biegſam und kräftig in die Höhe gewachſen: ſie war eine edle, intereſſante Erſcheinung — doch von Claudia's Liebreiz hatte ſie keine Spur, und obſchon Beide ſchwarze Augen hatten, ſo war der Ausdruck derſelben ſo verſchieden, daß man nicht an eine Aehnlichkeit dachte.

Als die erſte Begrüßung vorüber und Jeder in ſeinem Zimmer untergebracht war, eilte Wendeline pfeilſchnell zum Kloſterhof, lief durch den Kreuzgang in's Pfarrhaus und nach dem Zimmer des Pfarrers, und als ſie auf ihr Anklopfen keine Antwort bekam, ſchnurſtracks in den Garten und nach dem Bogengang, wo er ſein Brevier zu beten pflegte. Das that er auch jetzt. Als er hinter ſich raſche leichte Schritte hörte, wendete er ſich um und blieb ganz erſtaunt über die fremde junge Dame ſtehen; denn mochte Claudia ihm auch alle Jahr Wendelinens Photographie gezeigt und ihm geſagt haben, ſie werde immer größer und hübſcher: ſo lebte ſie in ſeinem Gedächtniß doch nur in der Geſtalt, die er immer vor Augen gehabt hatte und beſonders ſo, wie er ſie bei ihrer Abreiſe ſah: gelb, mager und klein, im warmen grauen Winterkleide mit blauen wollenen Strümpfen und derben Lederſchuhen. Das war nun Alles ſo gründlich verſchwunden, ſo durchaus anders geworden, wie damals der Dezember und jetzt der Juli — was das Aeußere betraf; übrigens aber war es die alte Wendeline, die vor ihm auf die Knie fiel, ſeine Hände ergriff, mit Küſſen bedeckte und vor Thränen nicht ſprechen konnte.

„Nun, Wendeline, hat der liebe Gott nicht Alles wunderbar gut und gnädig gefügt?“ fragte er bewegt und hob ſie vom Boden auf.

„O Alles! .... Alles!“ rief ſie: „aber beſonders, daß ich wieder hier bin und Sie wiederſehe.“

„Gutes Kind!“ verſetzte er beruhigend.

„O ich weiß nicht, ob ich gut bin! ... aber Kind bin ich und Sie ſind der Vater meiner Seele! .... was wäre aus der geworden, wenn Sie ſich nicht meiner angenommen hätten!“ ſagte Wendeline und trocknete ihre Thränen: „früher habe ich das zwar immer gefühlt .... in dieſen Jahren iſt es mir aber klar geworden. Sie haben mich gelehrt Gott zu lieben — das iſt das Leben meiner Seele — das verdanke ich Ihnen — folglich ſind Sie der Vater meiner Seele .... und ich habe den Augenblick erſehnt, wo ich Ihnen dies ſagen würde .... aber ſagen — denn zu ſchreiben verſtehe ich dergleichen nicht, wie Sie an meinen Briefen bemerkt haben werden.“

„Ja, Ihre Briefe waren trocken und kalt.“

„Das ſagen auch meine Eltern! Nun gleichviel! .... jetzt wird nicht mehr geſchrieben! .... jetzt ſind wir Alle miteinander in Bachheim und ich bin glücklich. Täglich werde ich Sie beſuchen; nicht wahr? .... Jetzt aber will ich das hochheilige Sacrament in der lieben alten Kirche beſuchen .... und meinen alten Pflegevater .... — Iſt ſeine Frau noch immer ſehr zänkiſch?" ſetzte ſie bedenklich hinzu, als fürchte ſie eine unfreundliche Aufnahme.

„Gehen Sie nur hin, es wird ſie freuen," ſagte der Pfarrer.

„Sie nennen mich Sie!" rief ſie betroffen: „bin ich nicht mehr Ihr Kind?"

„Immer mein liebes Kind — aber nicht mehr ein Kind, Wendeline."

Sie ging in die Glöcknerswohnung, nachdem ſie Joſephe in der Küche begrüßt hatte.

Frau Barbara war, wenn nicht erfreut doch ſehr geſchmeichelt, daß Wendeline zwei Stunden nach ihrer Ankunft bei ihr erſchien und bemühte ſich liebenswürdig zu ſein, indem ſie fortwährend Wendelinens Schönheit pries und deren Anzug bewunderte. Der Schullehrer aber erkundigte ſich nach Dingen, die in ſein Fach einſchlugen, fragte nach den Studien und nach der Muſik und war ſehr befriedigt durch die Antworten. Als Wendeline fortgegangen war, ſagte Frau Weinrich in ihrem vornehmſten Ton:

„Recht brav von der Kleinen, daß ſie gleich zu uns gekommen iſt. Wir haben es aber auch um ſie verdient."

Weinrich ſchrieb Noten ab. Bei der Rede ſeiner Gattin blickte er auf, ſchob ſein Käppchen in den Nacken und ſchien etwas ſagen zu wollen. Frau Barbara ließ es aber nicht dazu kommen, ſondern ſetzte mit Schärfe hinzu:

„Denn Du biſt es, Du und kein Anderer, der ihr die Anfangsgründe der Bildung beigebracht hat."

„Das iſt richtig," verſetzte er beſchwichtigt und ſein Käppchen ſank auf die Stirn, ſein Blick auf das Notenblatt zurück, während Frau Barbara noch nicht durch dieſe Zuſtimmung befriedigt war, ſondern das unverlierbare Recht einer Ehegattin auf das letzte Wort in Anſpruch nahm und ärgerlich ausrief:

„Als ob ich je etwas Unrichtiges behaupten würde."

Wendeline ſtand im Hof des Kreuzganges ſtill und ſchaute umher mit leuchtenden Blicken. Es war noch Alles da: der umdornte Grasplatz, die Hundehütte, der kleine Trog für die Hühner; — auf der andern Seite die Bänke unter dem Nußbaum und der Akazie; ringsum das ſchöne Maßwerk der Bogen umſchlungen von den zierlichen Ranken des wilden Weins — und über dem Allen, der blaue Himmel, wie ein großes, gutes, ſegnendes Auge. Sie ſtand unter dem Kirſchbaum, den ſie mit einem Arm umſchlungen und ihre Stirn an ſeinen Stamm gelehnt hatte. Als ſie ſich ſatt geſehen an der trauten Umgebung, die ihre Kindheit umſchloß, that ſie einen tiefen Athemzug, trat vom Baum zurück, drückte beide Hände mit den Fingerſpitzen an die Lippen und warf den Kuß in den Hof hinein, als ob jeder Baum, jedes Blatt, jeder Grashalm, die Schwalben, die Sperlinge, der Hund und die Hühner, ihren Theil davon nehmen ſollten. Dann ging ſie hinweg und nickte freundlich der Joſephe zu, die hinter dem Gitter des Küchenfenſters ſtand und ſie anſtarrte.

„Daß ich dies erlebt habe, Hochwürden," ſagte Joſephe, als ſie des Pfarrers Tiſch deckte: „das wird mich nicht nur all' mein' Lebtage freuen, ſondern auch noch in der Ewigkeit."

„Wir wollen es hoffen, Joſephe; aber wir müſſen erſt abwarten, was die Welt aus ihr macht .... die böſe Welt."

„Die böſe Welt!" ſeufzte Joſephe als treues Echo, ſetzte aber beruhigend hinzu: „das Wendelchen iſt gut, Herr Pfarrer, iſt gar nicht ſtolz, iſt mir um den Hals gefallen, als ob es noch Weinrichs Wendeline ſei! ..... Da es nicht ſtolz iſt wird es ſchon gut, fromm und brav bleiben und den lieben Gott vor Augen behalten. Mir iſt gar nicht bange für unſer Wendelchen!"

„Die heilige Schrift lehrt uns, daß die Engel aus dem Himmel gefallen ſind," entgegnete der Pfarrer, „und daß wir unſer Heil mit Furcht und

Zittern wirken ſollen. Wie für uns ſelbſt müſſen wir auch für den Nächſten beſorgt ſein und uns durch keine Zuneigung blenden laſſen. Alſo Joſephe, bete für Wendeline Sierra Blanca gerade ſo eifrig, als ob ſie noch Weinrichs Wendeline wäre.“ — —

Dagobert wurde erwartet. Claudia hatte ihn in zwei Jahren nicht geſehen und war voll Ungeduld, ob und wie er ſich in dieſer Zeit entwickelt habe. Sie ging Arm in Arm mit Leocadie im Park und ſprach von ihm.

„Du wirſt ihn vielleicht etwas verändert finden,“ ſagte Leocadie mit einiger Befangenheit.

„Ich erwarte das nicht anders! er wird ſelbſtſtändig geworden ſein und das muß man zuweilen theuer bezahlen.“

„Mir ſcheint im Gegentheil er ſei abhängiger von fremder Meinung und fremden Einflüſſen, als er es nach ſeiner Erziehung ſein ſollte,“ erwiederte Leocadie: „die Welt tritt ihm mit allen ihren Lockungen entgegen — und er“ . . . . —

„Er hört auf ihre Sirenenſtimmen?“ rief Claudia.

„Ich fürchte es!“ ſeufzte Leocadie.

„Was ſagt mein Vater?“

„Er weiß es nicht ſo.“

„Was heißt das: nicht ſo. Ich beſchwöre Dich ſprich Dich klar aus, Leocadie! wir ſind jetzt Alle beiſammen und können vereint einen guten Einfluß auf Dagobert gewinnen. Sprich alſo: wie ſteht es mit ihm.“

„Er iſt beſtändig in Geldverlegenheit. Das begann mit ſeiner Trennung von Ulmer und hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Er lebt mit jungen Leuten, die den Aufwand beſtreiten können, den ſie machen. Er will es ihnen gleich thun, ja, ſie übertreffen. Er hatte von jeher eine große Neigung für Luxus und Aufwand. Seine Studien, ſeine Vernunft drängten dieſe Neigung zurück, ſo lange ſie keine Veranlaſſung fand ſich geltend zu machen. Aber ſie iſt erwacht und er gibt ihr in thörichter Weiſe nach. Ueberdas iſt er in verkehrter Weiſe großmüthig. Wer unter ſeinen Freunden und Bekannten Geld nöthig hat wendet ſich an ihn — und nie umſonſt! er gibt ſein Letztes hin und macht dann für ſich Schulden. Als es ſich zum erſten Mal zeigte, daß er mit ſeinem Gelde nicht reiche, gab ihm ſein Vater das Nöthige. Als es zum zweiten Mal und in ſehr verſtärktem Maß geſchah, beſprach ſich ſein Vater mit ihm, legte ihm die Bücher vor über den Ertrag von Bachheim, über die Betriebs- und Verwaltungskoſten, über die Koſten unſeres Hausſtandes; und theilte ihm mit, daß er einige Erſparniſſe bei Seite lege, um Dagoberts Einkommen zu erhöhen, wenn er ſpäter in der Welt leben müſſe. Jetzt ſcheine es ihm, daß ſich Dagobert als Student leicht nach ſeiner Decke ſtrecken und ſich einſchränken könne. Es ſei ein Widerſinn auf der Univerſität einen Aufwand zu machen, der die Mittel überſteige, denn ſieben Achtel der ſtudirenden Jugend — und unter ihr die Tüchtigſten — hätten dieſe Mittel nicht und zu ihr möge Dagobert ſich halten. Dagobert verſicherte hingegen er mache keinen Aufwand, er beſchränke ſich nach Möglichkeit, man könne nicht mehr ſo billig leben wie vor fünfzig Jahren und der Vater möge ſo gütig ſein die erſparte Summe nicht zu vergrößern, ſondern lieber ihm die jährlichen Erſparniſſe zukommen zu laſſen und ſein Jahrgeld dadurch erhöhen. Damit wolle er ſich denn einrichten. Ungern ging der Vater darauf ein; aber er that es, weil auch ich ihn darum bat, denn Dagobert beſtürmte mich mit Bitten und Verſprechungen. Leider hielt er letztere nicht. Er hatte aber nicht mehr den Muth ſich an den Vater zu wenden. Ich mußte es vermitteln, daß ihm ein Theil der zurückgelegten Summe ausgezahlt werde. Habe er die in Händen, ſo werde er ſich arrangiren und nie wieder um Zuſchuß bitten — ſo verſicherte er.“

„Aber, um's Himmelswillen! was macht er mit dem Gelde?“ rief Claudia.

„Ich fürchte er hat ſich ein Paarmal auf den Handel mit Werthpapieren, mit Actien, was weiß ich! eingelaſſen und, ſelbſtverſtändlich, mit Unglück.

Er rückt nie mit der Sprache heraus; allein er äußert zuweilen, es ſei ein ungeheurer Vorzug unſerer Zeit, daß jeder die Möglichkeit habe mit Wenigem zu einem großen Reichthum zu gelangen — und zwar ſo ſchnell, daß ſchon der junge Mann die Früchte ſeiner Geſchicklichkeit genießen könne und nicht bis ins Greiſenalter ſich abzumühen brauche.“

„Neigung zu Handelsſpeculation liegt gar nicht in Dagoberts Charakter,“ ſagte Claudia ungläubig.

„Nein gar nicht;“ verſetzte Leocadie: „er betrachtet ſie nur als ein Mittel, um reich zu werden und den Reichthum als Mittel, um das Leben zu genießen . . . . nicht in brutaler Weiſe, Claudia! er wird nicht mit Leib und Seele ein Mann des sport und turf — er wird kein Spieler und kein Schlemmer werden; aber er will von dem Allen den Schaum abſchöpfen ohne auf ſeine Bildung, auf Intereſſe für ernſte Fragen, auf Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaften zu verzichten. Auf eine dem Gentleman unanſtändige Weiſe reich zu werden, würde ihm nie einfallen.“

„Großer Gott!“ ſeufzte Claudia, „ich weiß nicht ob man einen Papier-Speculanten noch zu den Gentlemen zählt! . . . . und dahin ſoll es mit Dagobert gekommen ſein?“

„Er verſteht ja nichts davon, liebſte Claudia! er verläßt ſich auf Andere . . . . und das macht mich unausſprechlich beſorgt, denn dadurch zieht ſich ſein Vertrauen mehr und mehr von uns zurück und zu Denjenigen hin, die ſeine Leidenſchaft nähren.“

„Wir wollen es noch nicht Leidenſchaft nennen,“ erwiederte Claudia tröſtend: „Dagobert iſt ſo jung, hat Geiſt und Gemüth; die Geldgier kann ſich unmöglich bei ihm eingeniſtet haben! ſie iſt ein Laſter des Alters.“

„Inſofern ſie Begierde nach Beſitz, alſo Geiz iſt — ja! allein Dagobert will nur beſitzen um zu genießen — und mir ſcheint dies iſt recht ſehr die Neigung und Richtung der Jugend, ja, nicht nur der Jugend, ſondern der ganzen materialiſtiſchen, in die Sinnenwelt verlorenen Zeit, in der wir leben. Ach, Du wirſt Dagobert ſehr verändert finden.“

„Doch nicht in religiöſer Beziehung?“ fragte Claudia ängſtlich: „hält er feſt am Anker des Glaubens, ſo kann er zwar in Meeresſtrudel geriſſen werden und momentan in den Wellen verſchwinden, allein er geht nicht unter .... er taucht wieder auf, er rettet ſich. O liebe Leocadie, wenn er nur nicht den Glauben verliert! das iſt immer die größte Gefahr, ſobald ſich eine Leidenſchaft unſerer bemächtigt hat, denn der Glaube lehrt uns ſie zu verdammen und der Wille widerſetzt ſich dem Urtheil .... und noch mehr .... der Vollziehung .... Da wird dann der Glaube als unerträglicher Tyrann betrachtet! Armer Dagobert! in welchen Kämpfen mag er ſich befinden! .... Und mein armer Vater! wie weh mag ihm gerade dieſe Richtung ſeines Sohnes thun, die er in deſſen Erziehung und durch ſein Beiſpiel ſtets bekämpfte."

„Er ſieht mit banger Sorge der Zukunft Dagoberts entgegen," verſetzte Leocadie mit Thränen im Auge: „Du kennſt ſeinen edlen Stolz, die unangetaſtete Reinheit ſeiner Geſinnung und er fürchtet, daß Dagoberts guter Name, Ruf und Ehre leiden werden, wenn er ſich nicht aus dem Netz der Geldverlegenheiten herausreißt. Aber rede nicht unaufgefordert mit ihm über dieſen Gegenſtand."

Claudia ſagte es gern zu und ſah nur um ſo geſpannter der Ankunft ihres Bruders entgegen. Uebrigens war das Leben in Bachheim ſehr gemüthlich. Graf Sierra Blanca mit ſeiner hochtoryſtiſchen Geſinnung, ſympathiſirte in der Politik außerordentlich mit ſeinem Schwiegervater und verachtete gründlich den beliebten Conſtitutionalismus, die große Comödie des neunzehnten Jahrhunderts, die in jedem Lande und bei jedem Volk wo ſie aufgeführt wird, ein allgemeines Unbehagen in Permanenz erhält. Dieſe politiſche Sympathie war in dieſem Augenblick beſonders hoch zu ſchätzen, weil der traurige Lombardiſche Krieg, ſo eben beendet war und alle Gefühle und Anſichten des alten Grafen auf's Tiefſte verwundete. Nicht die verlorenen Schlachten ſchmerzten ihn am tiefſten.

„Die größten Helden ſind nicht unüberwindlich,“ ſagte er, „man verliert eine Schlacht und gewinnt eine Schlacht — wer kann genau ſagen durch welche Umſtände! meiſtens ſiegt die größere Zahl der Soldaten. Nicht der Verluſt der Schlachten ſchmerzt mich am tiefſten; ſondern der Verluſt des Bewußtſeins der Zuſammengehörigkeit Deutſchlands. Es ſieht zu, wie der Erzfeind, Frankreich, ſich mit Italien gegen den deutſchen Bruderſtamm verbindet — es läßt ſich einſchüchtern durch das Gebot des Franzoſenkaiſers, der Krieg ſolle localiſirt bleiben — und ſo manche deutſche Fauſt, die freudig das Schwert gegen Frankreich gezogen und mit Oeſterreich gekämpft hätte, ſinkt entmuthigt zurück — denn es gibt in Deutſchland eine Region, in welcher der Haß gegen Oeſterreich ſo groß iſt, daß man ihm die deutſche Ehre opfert. Das ſchmerzt.“

Alle waren mit ihm einverſtanden, und nur Pfarrer Edelholt, der häufiger denn je in den Familienkreis gezogen wurde, ſuchte als Mann des Friedens den Grafen damit zu tröſten, daß durch die Localiſirung des Krieges viel Blutvergießen erſpart ſei.

„Erſpart?“ verſetzte der Graf kopfſchüttelnd: „beſter Herr Pfarrer, ſagen Sie: aufgeſchoben — dann haben Sie ganz Recht. Sie können unmöglich glauben, daß unſere politiſche, auf Doppelzüngigkeit und Heuchelei baſirte Welt, den Frieden geben und erhalten könne. Sie kann lügen und trügen und mit ihrem Aufſchwung der Induſtrie als einer Friedenaſſecuranz ſich breit machen; aber in ihren Eingeweiden birgt ſie nur Krieg — den Krieg der Liſt und der Falſchheit, bis ſie wieder einmal zum Krieg der äußeren blutigen Gewalt übergeht.“

„Cogito, cogitationes pacis et non afflictionis; ſo ſpricht der Herr der Heerſchaaren,“ ſagte mild der Pfarrer.

„Aber denkt die Welt in Uebereinſtimmung mit den Gedanken Gottes?“ rief der Graf: „Nein, ſie denkt genau das Gegentheil: Unfrieden — und folglich Trübſal.“

„Weil ihre Gedanken nicht die Seinen ſind, ſo ſind auch Seine Wege ganz anders, als die ihren; dieſe ſind menſchlich, jene göttlich unberechenbar. Geduld, Herr Graf! Deposuit potentes de sede! das wiſſen wir nicht blos; — wir haben es geſehen, es erlebt.“

„Wie iſt das ſchön, Herr Pfarrer, daß Sie in der heiligen Schrift Alles zu finden wiſſen, was Licht und Ruhe gibt!“ rief Claudia.

„Zu dieſem Zweck iſt uns, wie ich meine, die heilige Schrift gegeben, gnädige Gräfin,“ ſagte der Pfarrer, und wenn ich mit größerer Leichtigkeit die bezüglichen Stellen anzugeben weiß, ſo hängt das mit meinem Beruf als Prediger zuſammen.“

„Da ich von Jahr zu Jahr in Bachheim Fortſchritte in der deutſchen Sprache mache,“ ſagte Graf Sierra Blanca, ſo erſchwinge ich mich denn jetzt dazu die deutſchen Claſſiker zu leſen — ob zu verſtehen iſt eine andere Frage. Ich las kürzlich einen Ausſpruch von Göthe über die heilige Schrift, der mir nicht klar und der gegen Ihre Anſicht, Herr Pfarrer von deren Verſtändlichkeit iſt. Er ſagt: „Deshalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch, „weil ſo lange die Welt ſteht Niemand auftreten „und ſagen wird: ich begreife es im Ganzen und „verſtehe es im Einzelnen.“ Wie kann das wirkſam ſein, was man nicht verſteht? — Nicht begreift — das ſchon eher. Der göttliche Geiſt, der die heiligen Schriften eingegeben hat, ſteht hoch über unſeren Begriffen und wirkt dennoch durch ſeine Gnade auf uns und er iſt es ja eben, der uns das Einzelne verſtehen lehrt. Warum ſagt denn Göthe Niemand verſtehe es?“

„Weil ihm der Glaube fehlte, der übernatürliche, der chriſtliche Glaube, Herr Graf,“ erwiederte der Pfarrer. „Dies iſt nun einmal gewiß. Ob aber jener Ausſpruch nicht anders gedeutet werden könne, wenn man ſeinen Vorder- und Nachſatz kennt, laſſe ich dahingeſtellt ſein.“

Bei ſolchen und ähnlichen Geſprächen, die täglich vorkamen, verhielt ſich Wendeline ganz ſchweigſam, aber ungemein aufmerkſam. Sie beſchäftigte ſich mit einer Handarbeit und lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes Wort. Kam aber die Muſik an die Reihe — und wo Claudia war fehlte ſie nie — da verließ Wendeline ihren Standpunkt als ſchweigende Zuhörerin, da wurde ſie thätig und mitwirkend, und zwar ſo ſehr, daß ſich Leocadie für überflügelt erklärte.

„Und das freut mich,“ ſagte ſie liebreich zu Wendeline, „denn der Meiſter mag gern ſtolz auf ſeine Schüler ſein. Wenn ſtets die Alten es beſſer machten als die Jungen, ſo würde ja nach einigen Jahren alles Schöne und Gute aufhören.“

Der alte Graf ſpielte freilich noch immer ſein liebes Violoncello, allein ſeine Hand begann die Kraft zu verlieren, um den Bogen anhaltend mit Energie und Zartheit zu führen. Er empfand es ſchmerzlich.

„Das Alter iſt eine eiſerne Schule der Reſignation,“ ſagte er wehmüthig. „Es legt Entſagung und immer Entſagung auf, und erſt nachdem der alte Menſch am Sterbelager all ſeiner Kräfte ſtand, ſinkt er ihnen nach . . . . in's Grab. Von der Wiege bis zum Sarge betrachtet — heiter iſt das Menſchenleben nicht.“

„Warum lebt man denn aber doch gern?“ fragte Wendeline.

„Ja das iſt eine Frage, die ſchon Hamlet Prinz von Dänemark beſchäftigt hat!“ rief Claudia. „Und dann, lieber Vater, hat das Leben doch ſeine lichten Stunden, welche die trüben Tage vergeſſen machen.“

„Ich glaube nicht, daß ſie ausreichen würden um uns das Leben lieben zu laſſen,“ entgegnete er: „ich glaube vielmehr, daß dieſe Liebe zum Leben etwas Unfreiwilliges iſt, etwas das der Schöpfer gewollt hat, damit wir ausharren; — und faſſen wir dann das Leben nach ſeiner übernatürlichen Beſtimmung auf, Wendeline, ſo können wir leben, weil es Gottes Wille iſt daß wir leben, damit wir uns durch die Zeit in die Ewigkeit hineinleben. Hältſt Du Dir das immer vor Augen, ſo wirſt Du mit friedlichem Gleichmuth durch lichte wie durch trübe Tage gehen.“

„Ich will es verſuchen,“ ſagte ſie und küßte ſeine Hand.

So wurde es denn Claudia’s und Wendelinens Aufgabe Abends Muſik zu machen, denn der alte Graf war dermaßen daran gewöhnt, daß er ſcherzend behauptete, er könne nicht ſein Nachtgebet mit der gehörigen Sammlung verrichten, wenn nicht zuvor die Muſik, wie eine reinigende Luft, die Kammer ſeiner Seele durchweht und die wirren Eindrücke des Tages daraus verjagt hätte. Waren nun auch

Alle ſehr befriedigt durch Wendelinens Leiſtungen: ſo war es Claudia minder.

„Du ſpielſt recht gut," ſagte ſie: „aber was iſt mit ſolchem hölzernen Inſtrument wie ein Flügel iſt, anzufangen? Er iſt Holz und bleibt Holz und in all dem Holz erſtirbt das bischen Vibriren der Saiten, wie der Vogelgeſang im entlaubten Walde."

Leocadie und Wendeline vertheidigten lebhaft den Flügel; allein Claudia blieb dabei, er könne nicht Schritt halten mit dem intenſiven Ton der Violine; das könne nur das Violoncello — und dadurch regte ſie ihren Vater an, ſich zuweilen an der Abendmuſik zu betheiligen.

Endlich kam Dagobert. Er hatte ſeine Ankunft nicht mit Beſtimmtheit angezeigt und ſo fand er denn auch keinen Wagen aus Bachheim auf der Station der Eiſenbahn. Das war ihm gerade recht. Sein Gepäck konnte am andern Morgen geholt werden und er machte die Wegſtunde zu Fuß. Es war ein heißer Sommerabend. Die Nacht ſpannte ihren Schleier unter dem Himmelsgewölbe aus und ſchmückte ihn mit all ihren Diamanten, die im röthlichen, im blauen, im weißſchimmernden Licht erſtrahlten oder wie Feuerfunken aufblitzten. Unter dieſer Illumination einer rieſigen Kuppel wanderte Dagobert auf der Chauſſee, die ſich zwiſchen einer Allee von Obſtbäumen als ein breites weißes Band von den dunkeln Feldern zur Rechten und Linken abzeichnete. In dem feuchten Gras des Grabenrandes ſchien die Nacht einige ihrer Diamanten verloren zu haben; aber ſie regten ſich, ſie erhoben ſich und zahlloſe Leuchtkäfer ſchwebten wie fliegende Sterne über die Erde hin. Ueberall tiefe Stille. In weiter Ferne bellte zuweilen ein Hund. Dieſe Stimme der Wachſamkeit war in Harmonie mit der lautloſen Nacht. Aber der Wanderer — war er es auch? that dieſer Friede in der Natur ihm wohl oder weh? hatte er überhaupt Gedanken und Auge für die Natur in ihrer majeſtätiſchen Schönheit und für Das, was in ihr erhabener iſt als ſie? — Was auch ſeine Gedanken ſein mochten, ſie hinderten ihn nicht mit raſchem Schritt vorwärts zu gehen. Die Uhr am Bachheimer Kirchthurm ſchlug halb eilf, als er bei dem Gottesacker war, der ſich ſeitwärts an die Kirche anſchloß. Dann ging er an der Kirche vorüber und am Schulhaus, dann in die Gaſſe des Dorfes. Alles todtenſtill wie auf dem Gottesacker. Um dieſe Stunde liegt auf dem Lande Alles im tiefen Schlaf. Sogar der Bach ſchien zu ſchlafen, der an der einen Seite der Gaſſe vor den Häuſern dahinfloß; die Sommerhitze hatte ihn ſehr ausgetrocknet und ſein geſchwätziges Murmeln zum Schweigen gebracht. Das Thor des Herrnhofs war geſchloſſen; die Nebenthür nicht, weil der Nachtwächter ſtündlich ſeine Runde vom Hof aus durch das Dorf zu machen hatte; ſein Dienſt begann im Sommer aber erſt um eilf Uhr. Als Dagobert in den Hof trat, ſah er einige Fenſter des Wohnhauſes erhellt; man war alſo noch nicht zur Ruhe gegangen, vielleicht noch verſammelt. Er ging über den Hof durch eine Seitenpforte in den Garten. Ein großer Hund ſchlug an, ſchien jedoch den Schritt zu erkennen und verſtummte. Dagobert ging zur Gartenſeite des Hauſes. Schon von fern hörte er die Muſik. Er nahm einen Gartenſtuhl, ſtellte ihn in einiger Entfernung von den Fenſtern des Wohnzimmers auf den Kiesweg und ſtieg hinauf. So konnte er durch die weitgeöffneten Fenſter das ganze Zimmer überſehen. Da ſtand Claudia mit ihrer Violine, in gewohnter Weiſe, immer lieblich anzuſchauen und anzuhören. Mochte ſie ein paar Jahre älter geworden ſein — ihr Auge hatte den früheren Zauber, ihr Lächeln den früheren Liebreiz, ihre Haltung die frühere Grazie. Dies ſchien auch Graf Sierra Blanca zu finden, der im Lehnſtuhl liegend zwar mit Wohlgefallen der Muſik lauſchte, aber ganz entſchieden in Claudia ſeiner Frau vor der Künſtlerin den Vorzug gab. Der alte Graf hingegen war ganz verſunken in die Muſik! Ob Claudia ſie ausführte, wie Claudia dabei ſtand oder ſich benahm, bemerkte er gar nicht; er war wirklich ganz

Ohr. Trotz des Ausdrucks von geſpannter und befriedigter Theilnahme, der ſein Antlitz gleichſam erfriſchte, fand Dagobert doch ſeinen Vater gealtert, wie er da ſaß in der Ecke des Sopha's, etwas zuſammengeſunken und den Kopf geneigt mit den ſchönen weißen Locken, die ſpärlicher geworden waren — und mit der Hand, die ſo edel geformt, aber wachsbleich, faſt leichenfarben auf der Sophalehne ruhte. Wie alt iſt denn der Vater? fragte ſich Dagobert beklommen: ſiebenundſiebzig Jahr iſt doch kein ungewöhnliches Alter! . . . . Die politiſchen Ereigniſſe beugen ihn. — Neben dem Grafen ſaß Frau von Wildermut auf dem Sopha, doch nicht zuſammengeſunken wie er — obſchon ſie eines Alters mit ihm war — ſondern kerzengerade, wie ſie das in ihrer Jugend gelernt und ſpäter für den geziemenden Anſtand einer Geſellſchaftsdame nothwendig erachtet hatte. Jetzt war es ihr dermaßen zur Gewohnheit geworden, daß ſie nicht bemerkte ob ſie auf einem Tabouret oder einem Lehnſtuhl ſitze. Doch den lebhaften Ausdruck des Grafen hatte ſie nicht. Die Muſik gehörte nun einmal zu dieſem Hauſe; damit war ſie einverſtanden. Uebrigens ſtrickte ſie emſig und hatte heimliche, hausfrauliche Sorgen, z. B. daß man die Pfirſich in dem heißen Sommer gar nicht vor Inſecten bewahren könne — und daß man noch gar lange auf die

Rebhuhnzeit warten müſſe, welche in der Küche ſo geſchätzt wird. Am untern Ende des Flügels, den Arm auf ihn geſtützt, ſah Dagobert ſeine Mutter ſitzen; ſie ſchien ganz mit andern Gedanken beſchäftigt zu ſein — und auch die ſeinen nahmen eine andere Richtung, als er am Flügel Wendeline ſitzen ſah. Nie hätte er ſie erkannt, nie und nimmer! aber Wendeline war in Bachheim, folglich mußte ſie es ſein. Hm! ſprach er bei ſich ſelbſt, mir gefallen nicht ſehr dieſe klaſſiſchen Schönheiten .... aber es iſt zu merkwürdig, daß aus dem kleinen zigeunerhaften Ding ſo etwas hat werden können.

Uebrigens ſaß Wendeline regungslos am Flügel und horchte ſo ganz in Claudia's Spiel verſunken, daß ſie ihre Partie vergaß. Claudia ſpielte die Singſtimme von Beethovens „Adelaide" und Wendeline die Begleitung. Da ſich aber Claudia in den reichſten Phantaſien erging, ſo war die Begleitung ungemein ſchwierig und Wendeline hatte ſie aufgegeben. Ihre Hände lagen im Schooß. Dagobert ſah ſie ganz im Profil, den feinen und doch ſo beſtimmten Schnitt des Geſichts, das dunkle, gewellte, von der Stirn zurückgeworfene Haar, das Auge, das etwas tief unter den ſchwarzen Augenbrauen lag. Wie eine ſinnende Muſe! dachte er.

Plötzlich unterbrach ſich Claudia und rief, indem ſie Violine und Bogen ſinken ließ:

„Nein, das iſt unerträglich, Wendeline! Warum ſetzt die Begleitung nicht rechtzeitig ein? Warum unterſtützt ſie nicht den Ruf der Liebe, der noch über dem Grabe fortklingt?"

„Ich habe es vergeſſen über dem Zuhören," ſagte Wendeline gelaſſen.

„Es iſt ſehr ſchwer, liebes Kind, Dich auf Deinem Flug zu allen Sternen zu begleiten," ſagte der Graf von Vianden.

„Du konnteſt es doch, lieber Vater," entgegnete Claudia.

„Ich hatte mehr Uebung als Wendeline."

„Und überhaupt klang das Violoncello ganz anders zur Begleitung! ich kann es nicht verſchmerzen, lieber Vater, daß Du es aufgegeben haſt! . . . . Es war recht vorſchnell von Dir."

„Vorſchnell in meinem Alter? Claudia, Du faſelſt," erwiederte er mit einem trüben Lächeln.

Dagobert vernahm jedes Wort. Alſo war der Vater wirklich alt und mußte verzichten auf ſeine reinſte Freude. Das ging ihm zu Herzen. Er ſprang vom Gartenſtuhl, ſtieg die Freitreppe hinauf zur großen Glasthür, die in's Speiſezimmer führte ging durch daſſelbe hindurch und öffnete die Thür des Wohnzimmers, ſo daß er ſeinem Vater gegenüber ſtand.

„Dagobert .... fällſt Du vom Himmel herab!" rief der alte Graf und erhob ſich lebhaft.

Claudia lag ſchon in den Armen ihres Bruders. Leocadie, Graf Sierra Blanca, Frau von Wildermut umringten ihn. Alle freuten ſich ſeines Kommens und daß die Familie beiſammen war. Wendeline hatte ſich gleichfalls erhoben, ſtand am Flügel und betrachtete mit ihren ernſten Augen die frohe Gruppe. Dagoberts Blick flog zu ihr hinüber, etwas zweifelhaft wie er ſie zu begrüßen habe. Da trat ſie näher, legte die Hand auf den Arm ihres Vaters und fragte:

„Sie kennen wohl nicht mehr die kleine Zigeunerin, Graf Dagobert?"

„Das iſt ihre Schuld! .... denn ſie hat ſich wunderbar verwandelt," verſetzte er, mehr und mehr durch ihre ganze Erſcheinung in Erſtaunen gerathend.

„Ihr werdet ſchon wieder bekannt werden," ſagte Claudia und wendete ſich mit tauſend Fragen an Dagobert, den ſie ſeit zwei Jahren nicht ſah.

Wendeline hörte nichts von der lebhaften Unterhaltung, die ſich jetzt entſpann. Ihre Gedanken gingen auf den Augenblick zurück, wo ſie Dagobert zum letzten Mal geſehen, als er vor ſeiner Abreiſe zur Univerſität unter der Hausthür des Pfarrers zu ihr geſagt hatte: „Wendelchen, was fehlt Dir?"

und dann: „Laß uns für einander beten.“ — Ihr Kummer von damals war von ihr genommen und ſie hatte treu für ihn gebetet. Alles hatte ſich für ſie verändert, aber das nicht. Ob er es wohl auch gethan hatte? .... Schwerlich! .... ſolch ein junger Herr wird ganz andere Dinge im Kopf haben .... wird die weite Welt geſehen haben, wozu er ſich einſt ſo ſehr freute. Sie wunderte ſich daß ſie noch wiſſe, was Dagobert vor ſo vielen Jahren zu ihr geſagt hatte. Aber ihre Kindheit war in einer ſo großen Einförmigkeit verfloſſen, daß recht leicht das allergeringſte — beſonders wenn es von der gräflichen Familie herrührte — tiefen Eindruck machen konnte. Und zu dieſer Familie gehörte ſie jetzt. — —

Man ging erſt nach Mitternacht aus einander.

Der Wartthurm.

Wendeline war nicht gewöhnt an die ſpäten Stunden. Im Inſtitut ging man früh zur Ruhe und erhob ſich früh; — und daß man in Bachheim bis Mitternacht verſammelt geweſen wäre — auf dieſen Fall konnte ſich Niemand beſinnen. Wendeline ſchlief ſehr ſpät ein und erwachte ſehr früh. Sie ſah, daß es ein heller ſonniger Morgen ſei, ſtand auf, kleidete ſich an und ging in den Garten. Alle Fenſterladen waren noch geſchloſſen; es ſchlug erſt fünf Uhr. Sie hatte eine lange Zeit bis zur Meſſe vor ſich und beſchloß einen weiten Spaziergang zu machen. Sie ging durch die langen Lindenalleen bis zu dem Steg, der über den Bach zur Mühle führte, die mit einem kleinen Gehöft in einem Buſch von Erlen und Weiden lag. Das Mühlrad klapperte, das Waſſer rauſchte, der Hahn krähte, die Tauben flogen auf mit ihrem klingenden Flügelſchlag, ſetzten ſich auf das Dach und putzten mit zierlichen Bewegungen des Köpfchens und des Schnabels ihr glänzendes Gefieder. Es war ja nur ein alltägliches, ländliches Bild, aber in der Friſche der Morgenluft und im Glanz der Morgenſonne nahm es ſich reizend aus. Von der Mühle ſchlängelte ſich ein ſchmaler wenig betretener Fußſteig ſeitwärts durch die Wieſe nach dem Hügel, auf welchem die Ruine eines Wartthurms lag. In einer halben Stunde war ſie zu erreichen. Wendeline war als Kind ſehr oft dort geweſen; jetzt noch gar nicht. Niemand liebte und machte weite Spaziergänge, obſchon man ſtundenlang im Garten umherging. Ob es ihr geſtattet ſei jetzt, wie früher, im Feld allein umher zu ſchweifen — dies war Wendelinen nicht ganz klar. Der Hügel gehörte nicht mehr zum Bachheimer Gebiet. Aber ſie ſprach bei ſich ſelbſt: Ich muß mir einmal wieder die Welt von oben herab betrachten; dann gefällt ſie mir am Allerbeſten . . . . und es iſt ja gar nicht weit bis zum Thurm. So ging ſie denn über die Wieſe, die im Morgenthau glänzte und duftete, und der Thymian, den ihr Fuß zertrat, hauchte ſeinen kräftigen Wohlgeruch aus. Sie nahm ihren braunen breitrandigen Strohhut ab und erſtieg den Hügel. Das Innere des Thurmes war ein Erd- und Schutthaufen. Eine hölzerne Stiege führte von außen zu ſeiner Plattform hinauf, die mit einem rohen Geländer umgeben war. Man ſah dort oben nicht viel mehr, als man unten ſah;

aber man gewahrte den Bachheimer Kirchthurm und das Dach des Bachheimer Wohnhauſes, welche auf der Wieſe durch die Bäume des ausgebreiteten Gartens verdeckt waren; — übrigens die geſegneten Fluren der Wetterau. Wendeline erſtieg den Thurm und ſetzte ſich auf einen der Holzblöcke, welche als rohe Sitze dienten. Sie verſank in die ſtille Träumerei, in welcher man ſich ohne beſtimmte Gedanken als ein Naturweſen und im Einklang mit der Natur, durch die reiche Harmonie ihrer Theile zum Ganzen, befriedigt fühlt; aber — ſo zu ſagen, bewußtlos. Man fühlt nur den Zuſammenhang mit dem großen All der Schöpfung. Doch bald machten ſich bei Wendeline die höheren Seelenkräfte geltend. Ihre Träumerei war das weiche Seidengeſpinnſt, das vorübergehend ihre Seele umſponnen hielt. Die Pſyche durchbrach es und ſchwang ſich höher auf, von der Natur zum Schöpfer — und Wendeline glitt von ihrem Sitz herab auf die Knie und betete Denjenigen an, der im Tabernakel der Bachheimer Kirche, er, der Unendliche, weilen wollte.

Während der Zeit waren zwei Augen mit größter Spannung auf ſie gerichtet. Von der entgegengeſetzten Seite dem Hügel zuſchreitend, hatte ein Mann das weißgekleidete Weſen beobachtet, das auf der Plattform des Thurmes ſich bewegte. In früher Morgenſtunde, in ländlicher Umgebung und in gänzlicher Einſamkeit war das eine befremdende Erſcheinung. Vorſichtig erſtieg er den Hügel und noch viel vorſichtiger ſchlich er über die Thurmſtiege, auf welcher er Halt machte, als ſeine Augen in gleicher Höhe mit der Plattform waren. Es war alſo ein junges Mädchen, das da oben ſo unbefangen ſich benahm, als ſei es zu Hauſe. Da ſaß ſie; da nahm ſie ihren Hut vom Boden auf, legte ihn auf einen Holzklotz und that ihre Handſchuhe hinein. Da kroch ein Marienkäferchen wie eine hochrothe Koralle über ihr weißes Kleid ſchlaftrunken hinweg; ſie ſetzte es auf ihre Hand, hauchte es an und ſchaute ihm nach, wie es ſeine kleinen Flügel öffnete und in den Lüften verſchwand. Dann ſaß ſie eine Weile unbeweglich, die Hände im Schooß; — dann legte ſie die Hände zum Gebet zuſammen und ſank auf beide Knie. Dies Alles mit jener Unbefangenheit des Ausdrucks und der Bewegungen, welche aus der Gewißheit des vollkommenen Alleinſeins entſpringt. Nun aber erhob ſie ſich raſch, horchte einen Augenblick mit ſeitwärts gewendetem Kopf, wie das Reh, das aus dem Walde tritt, und lehnte ſich dann über die Bruſtwehr. Sie hatte offenbar ein Geräuſch vernommen. Der Mann auf der Stiege hielt es für paſſend ſeine lauſchende Stellung aufzugeben und ſtieg die letzten Staffeln hinauf. Als Wendeline jetzt deutlich Männerſchritte vernahm, trat ſie vom Geländer zurück, ſetzte ihren Hut auf, zog die Handſchuh an und wendete ſich um fortzugehen. Der Fremde war ſchon hinter ihr auf der Plattform, ein junger Mann im eleganten Morgenanzug. Er grüßte ſie und ſagte:

„Sollte meine Gegenwart Sie im Genuß des lieblichen Morgens ſtören, ſo ziehe ich mich zurück.“

„Durchaus nicht; aber meine Zeit iſt abgelaufen. Ich danke Ihnen,“ erwiederte Wendeline, ſah ihn ruhig mit ihren ernſten Augen an, ging die Stiege hinab, dann den Hügel und betrat wieder den Fußpfad zur Mühle, der ſie über den Steg in den Park zurückführte. Von dort ging ſie geradeswegs zur Kirche und kam doch ſo ſpät, daß die Meſſe ſchon bis zum Evangelium vorgeſchritten war. Die Familie war dort; Dagobert nicht. Als man zurückkehrte und am Frühſtückstiſch Platz nahm, erſchien er. Der alte Graf liebte nicht, daß Jemand von der Hausordnung abweiche. Als Dagobert ſeine Hand küßte, drohte er freundlich mit dem Finger und ſagte:

„Du Langſchläfer! weißt Du denn nicht, wie gern ich den Tag mit meinen Lieben vor dem lieben Gott beginne? Wendeline hat es wenigſtens nicht ganz ſo ſchlimm gemacht.“

„Verſpätet habe ich mich leider, lieber Großvater," verſetzte Wendeline, „aber nicht durch Schlaf. Ich war ſchon auf dem Wartthurm."

„Alſo irrte ich nicht, als ich Dich in aller Frühe in Deinem Zimmer umherſchleichen hörte!" rief Claudia.

„Das geht aber nicht, Wendeline!" ſagte Graf Sierra Blanca etwas unmuthig: „Streifereien außerhalb des Parks vor Thau und Tage und ohne Begleitung, ſind ebenſo unſtatthaft wie Dein Umherſchweifen in der Abenddämmerung auf den Dünen von Oſtende. Man lebt ja nicht in der Wildniß und Du ſetzeſt Dich der Gefahr aus, unverſchämten Bettlern und frechen Vagabunden zu begegnen."

Wendeline ſchwieg und erröthete verlegen, da ſie nicht recht wußte ob ſie ihrer Begegnung auf dem Thurm erwähnen ſolle. Dem alten Grafen that es leid ihr, zwar indirect, den Vorwurf zugezogen zu haben und er ſagte ſcherzend:

„Freue Dich, Wendeline, daß Du nicht vor ein Paar hundert Jahren hier lebteſt. Da ging es denen übel, die in der freundlichen Wetterau umherſchweiften. Die Luft machte ſie leibeigen, hier und im Algau, wenn ſie aus der Fremde kommend ſich hier niederließen."

„Lieber Vater!" ſagte Graf Sierra Blanca ungläubig.

„Wiſſen Sie nicht, daß es ein Jus Wildfangiatus, ein Wildſangsrecht gab, welches den Churfürſten von der Pfalz zuſtand?“ verſetzte Graf Wianden; „dieſe Herrn durften einen Jeden leibeigen machen, der ſich ohne Legitimation vagirend Jahr und Tag in ihren Gebieten aufgehalten hatte.“

„Gut! ich kann mir vorſtellen, daß dies barbariſche Verfahren, welches den Mißbrauch der Freiheit mit Sclaverei beſtrafte, für barbariſche Zeitverhältniſſe paßte. Aber daß ſchon die Luft der Wetterau den harmloſen Fremdling, der ſich anſiedelt, leibeigen macht — dieſe Einrichtung der reichsfreien Ritterſchaft überſteigt alle Begriffe und jedes Maß der Willkür.“

„Ich vertheidige ſie nicht; ich berichte ſie nur,“ ſagte Graf Wianden.

„Und das iſt gewiß!“ ſagte Wendeline ganz ernſt: „die Luft der Wetterau macht leibeigen, möge man ſich anſiedeln oder nicht. Ich fühle mich allezeit, und wo ich auch ſein möge, Bachheim leibeigen.“

Der alte Graf warf ihr einen liebevollen Blick zu. Claudia rief:

„Mein Wahlſpruch iſt und muß ſein: Ubi bene ibi patria! Wo ich glücklich bin, da fühle ich mich heimiſch gebunden — und das iſt eben jetzt auch in Bachheim. Sieh, mein Väterchen, wir ſind Sclavinnen Deiner Liebe! . . . . Aber wo bleibt der Kleine? Wendeline, ſchau' doch daß er komme.“

Wendeline ging den kleinen Salvator zu holen und von ihrem Streifzug war nicht mehr die Rede, denn als ſie mit ihm zurückkam, wendete ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit dem muntern Bübchen zu, das mit der Sprache kleine Gedanken bekam. Dagobert war auffallend zerſtreut. Er hatte vorhin mit keiner Sylbe am Geſpräch Theil genommen und er that es auch jetzt nicht an den Scherzen, die man mit dem Kleinen trieb.

Um neun Uhr verließ man den Frühſtückstiſch und Jeder ging an ſeine Geſchäfte oder, in Ermangelung derſelben, an ſeine Beſchäftigungen. Dagobert begab ſich mit ſeinen Eltern in das Zimmer der Gräfin, wo ſein Vater ſich niederließ und liebreich ſagte:

„Jetzt, mein Dagobert, liegt ein höchſt wichtiger Lebensabſchnitt hinter Dir. Lernen können und ſollen wir in jedem Alter; allein aus der Epoche der Schulbank trittſt Du heraus. Bleibſt Du jetzt bei Deinem Vorhaben Dich dem diplomatiſchen Fach zu widmen?“

„Ich denke — ja! nur möchte ich mich zuvor in den Weltſtädten London und Paris einige Zeit aufhalten, um die Unbeholfenheit des Studenten abzuſtreifen, lieber Vater, und um ein wenig diejenigen Menſchen — ich will nicht ſagen kennen zu lernen — aber doch zu ſehen und zu beobachten, welche die politiſchen Faden ſpinnen und halten an denen Europa gelenkt wird. Alles was ich gelernt habe muß ich eine Zeit lang bei Seite legen und gleichſam vergeſſen, um fähig zu werden für klare Anſchauung der wirklichen, der beſtehenden Verhältniſſe und um dann ſpäter mein theoretiſches Wiſſen praktiſch auf ſie anzuwenden. Kehre ich dann zurück, ſo würde ich mich dem diplomatiſchen Examen unterziehen und dann meine Laufbahn beginnen.“

„Dieſer Plan iſt verſtändig und ich würde mich über ihn freuen, wenn er nicht in einem gewiſſen Punkt bedenklich wäre.“

„Eine Schattenſeite hat jeder menſchliche Plan, lieber Vater, und wollte man allzeit ſie in den Vordergrund ſtellen, ſo würde nie irgend ein Plan zur Ausführung kommen.“

„Es iſt dennoch nothwendig ſie in's Auge zu faſſen, mein Sohn,“ antwortete der alte Graf gelaſſen auf Dagoberts lebhafte Erwiederung: „die Laufbahn, die Du betreten willſt, die Deinem Namen, Deiner Erziehung und Bildung wie Deinen Kenntniſſen und Fähigkeiten entſpricht, wird meiſtens von jungen Leuten erwählt, die reiche Eltern oder ſonſtwie ein bedeutendes Vermögen wenigſtens zu erwarten haben. Für Dich iſt weder dieſes noch jenes der Fall. Du kennſt die Einkünfte von Bachheim. Du weißt, daß Du nach meinem Tode Deiner Mutter die jährliche Rente zu zahlen haſt, welche ihr als Wittwe gebührt. Du biſt alſo weder in der Gegenwart noch in der Zukunft in einer glänzenden pecuniären Lage. Dennoch haſt Du in dieſen letzten Jahren, wo Du in keiner Weiſe die Veranlaſſung dazu hatteſt, wie der Sohn eines reichen Hauſes gelebt, ohne Dir die Erfüllung irgend einer Laune zu verſagen. Jetzt kommſt Du in die große Welt, in die reichſte, eleganteſte, genußſüchtigſte, frivolſte Geſellſchaft, wo Du tauſendmal Gelegenheit, ja die Aufforderung haben wirſt, das Geld mit beiden Händen wegzuwerfen. Was wirſt Du thun? .... Wo wirſt Du Dir Schranken ſetzen? .... Und biſt Du entſchloſſen ſie nicht zu überſpringen?“

„Das bin ich, ja! .... ganz feſt entſchloſſen!“ rief Dagobert: „allein ich muß Dich um einen Beweis Deines Vertrauens bitten. Uebergib mir das Capital, welches Du für mich zurücklegteſt, um mir in den nächſten Jahren, wo ich ohne Gehalt dienen muß, ein größeres Einkommen zu verſchaffen. Ich werde es bei einem Banquier niederlegen, der mir augenblicklich meinen Bedarf auszahlt und den Reſt verzinſt. Ich brauche nach Umſtänden bald mehr, bald weniger. Es iſt mir unſäglich peinlich Dich alle ſechs Monate um Geld bitten zu müſſen.“

„Das iſt doch das naturgemäße Verhältniß des Sohnes zum Vater, und wenn es Dir peinlich iſt, ſo kann ich den Grund nur darin finden, daß Du die Controle von meiner Seite allzu läſtig findeſt.“

„Nein .... o nein! .... aber ich bin Dir mit meinen Bitten läſtig. Du haſt das Geld nicht im Kaſten .... Du mußt es kündigen. Das macht Umſtände, gibt Verzögerungen, vielleicht kleine Nachtheile, welche Dich verdrießen. Uebergibſt Du mir hingegen das Capital, ſo biſt Du aller Mühe ledig, während ich mich etwas freier bewegen und genau berechnen kann, wie weit ich damit komme.“

„Du begehrſt dies als ein Zeichen meines Vertrauens,“ entgegnete der Graf trübe: „aber ich muß Dir ſagen, Dagobert, daß ich bezüglich des Geldpunktes wenig Vertrauen zu Dir habe. Du nimmſt ihn leichtſinnig: allein er hängt eng zuſammen mit dem Gefühl für wahre Ehre, perſönliche Würde, Rechtlichkeit, edle Unabhängigkeit und Ordnung — alſo mit einer Menge von Tugenden. Anfangs beachtet der Leichtſinn dieſen Zuſammenhang nicht; — ſpäter ſucht er ihn vor ſich ſelbſt zu verbergen; — noch ſpäter ſein Verhalten zu vertheidigen .... dann zu beſchönigen — bis er endlich im Abgrund liegt .... im Abgrund der eigenen und der fremden Verachtung.“

„So denkſt Du von Deinem Sohn!“ rief Dagobert heftig auffahrend.

„Nein! ſo denke ich vom Leichtſinn und mit Fug und Recht; und davor möchte ich Dich mindeſtens warnen, wenn es mir nicht gegeben iſt Dich zu behüten," verſetzte der Graf mit ſo tiefer Wehmuth, daß Dagobert ſeine Hand küßte und gerührt ſagte:

„Du haſt ganz Recht, lieber Vater; ich will mich beſſern, will mich ſtrict auf mein Einkommen beſchränken, will ein genaues Gleichgewicht zwiſchen den Einnahmen und den Ausgaben inne halten. Es iſt ja eine Qual in beſtändiger Geldverlegenheit zu ſein. Schenke mir nur noch diesmal Dein Vertrauen und erfülle meine Bitte. Du ſollſt es wahrlich nicht bereuen."

Er blickte ſo zärtlich, ſo liebevoll mit ſeinen ſchönen Augen den Vater an, er war ſo aufrichtig durchdrungen von dem, was er ſagte; — Leocadie nahm jetzt auch das Wort zu ſeinen Gunſten: genug, der alte Graf gab nach.

„Gut!" ſagte er, „das was Du wünſcheſt ſoll geſchehen, mein Sohn, weil Du es zur Bedingung Deiner vernünftigeren Geldwirthſchaft machſt. Ueberdas kann ich Dich ja nicht hindern auf dies Capital Schulden zu machen, wenn ich es auch unter meiner Obhut behielte. Es ſoll Dir alſo zur Dispoſition geſtellt werden."

Dagobert war von Stund' an wie umgewandelt. Sein zerſtreutes, ſchweigſames Benehmen wich vor der Heiterkeit ſeiner früheren Jahre. Er ſcherzte und lachte; er ſah Alles in roſigen Farben — und Claudia ſagte einmal befremdet zu Leocadie:

„Ich begreife Dich gar nicht mit Deiner Sorge um Dagobert. Ich finde gar keine traurige Veränderung bei ihm. Hat er pecuniäre Verdrießlichkeiten gehabt, ſo ſind ſie doch jetzt von ihm genommen. Er ſchaut ja ſo hoffnungsfroh in die Zukunft.“

„Wir wollen mit ihm und für ihn hoffen,“ entgegnete Leocadie: „eine Mutter wird ſchwer ihre Sorgen los.“

„Sieh' doch, wie gemüthlich er unſer ſtilles Leben mitlebt! er denkt ja gar nicht an die Welt und ihren Tumult.“

„Er hängt ſehr von ſeiner Umgebung ab. Er ſieht Dich, liebſte Claudia und Deinen vortrefflichen Mann ſehr zufrieden in Bachheim — er hat eine jugendliche Gefährtin an Wendeline, die, wenn man ihr London und Paris lobt, antwortet: Ja .... aber Bachheim! — er findet all' ſeine Erinnerungen aus der Kindheit und erſten Jugend wieder; er hat die Zeit der ausſchließlichen Studien hinter ſich und vor ſich eine Laufbahn, die ihm zuſagt; ſeine pecuniären Angelegenheiten ſind geordnet: das Alles ſtimmt ihn froh und zufrieden. Er iſt eine weiche Natur und hat nichts von der Stahlſederkraft ſeines Vaters. Auf Widerſtand und auf Kämpfe iſt er nicht eingerichtet.“

„Was der Natur mangelt wird die Gnade erſetzen — wenn er gut bleibt," ſagte Claudia, „und jetzt, da ich ihn geſehen habe, hoffe ich es zuverſichtlich."

„Ja, er iſt gut," verſetzte Leocadie, „das Gemeine ſtößt ihn ab, das Edle zieht ihn an; er iſt auch großmüthig: er hat mit eigener Lebensgefahr bei einer Feuersbrunſt ein Kind aus den Flammen gerettet und uns dieſe ſchöne Handlung nur ganz beiläufig, als etwas, das ſich von ſelbſt für einen jungen kräftigen Mann verſtehe, mitgetheilt; allein das Alles liegt in ſeiner Natur und da, wo er gegen ſie handeln müßte, da iſt er ſchwach. Das quält mich."

Eines Tages erſchien der alte Herr ganz erregt zur Speiſeſtunde und ſagte:

„Es iſt ganz die verkehrte Welt! Der Adel verkauft ſeinen Grundbeſitz, um mit dem Gelde zu ſpeculiren und höhere Procente herauszuſchlagen und die Banquiers kaufen den Grundbeſitz, anſtatt mit ihrem Gelde zu ſpeculiren."

„Ein ſicheres Zeichen, daß ſie die Zukunft viel richtiger auffaſſen als der Adel," ſagte Graf Sierra Blanca: „die nächſte Revolution entwerthet gründlich die Werthpapiere und macht deren Beſitzer zu Bettlern; während die gute Mutter Erde dem, der ſie beſitzt, wenn er auch momentan verjagt wird, doch bald wieder einen feſten Fuß und den Unterhalt des Lebens gönnt. Und überhaupt ſteht ein Vermögen viel ſicherer und iſt nicht ſo leicht zu verſchwenden im Grundbeſitz als in Aktien. Revolutionen werden kommen, furchtbare; denn in Europa gilt fortan nichts als das Recht des Stärkeren, heiße es Geldmacht, Herrſchermacht, Heeresmacht, und das ruft früher oder ſpäter Umſturz hervor. Die großen Herrn der Bank wiſſen das ſehr gut und begeben ſich fein vorſichtig von ihrem papiernen Piedeſtal auf die ebene Erde des ſoliden Waizenbodens herab.“

„Ganz richtig! dies thut auch Banquier Illinger — wahrſcheinlich, Dagobert, der Vater Deines Freundes? — Soeben erzählte mir der Verwalter, Baron Hellſtatt habe ſein ſchönes Gut, das ſeit Jahrhunderten in ſeiner Familie iſt, dieſem Juden verkauft. Der Verwalter von Hellau hatte ihm ingrimmig die Neuigkeit mitgetheilt und geſagt, er wiſſe nicht, ob er ſeine Stelle behalten werde, denn es komme ihm ſchimpflich vor, einen Juden als Brodherrſchaft zu haben.“

„Der gute Mann ſteht nicht auf der Höhe der Zeit!“ rief Dagobert lachend: „ich rathe ihm ſehr, zu bleiben, wo er iſt. Herr Illinger iſt ein braver Mann.“

„Kennſt Du ihn?“ fragte Claudia erſtaunt.

„Nur durch Maximilian. Jetzt wird er Dein nächſter Nachbar, lieber Vater. Wirſt Du ihn ſehen?"

„Wenn er herkommt, gewiß! da ich jedoch keine Beſuche mache, ſo wird unſer nachbarlicher Verkehr nicht ſehr lebhaft ſein."

„Er war auch ſchwach genug mit Baron Hellſtatt," ſagte Leocadie: „die Veränderung berührt uns perſönlich ſehr wenig. Spricht Herr Illinger vom Stand der Papiere, von Conjuncturen u. dgl., ſo kann mich das herzlich langweilen, aber nicht verdrießen, denn es iſt ſein Fach, während es mir bei Baron Hellſtatt unerträglich iſt und ich immer denken muß, wenn er mir gegenüber ſitzt: „Das Einmaleins, es iſt ein Graus — Es ſchaut ihm zu den Augen heraus" — wie es in den Allemanniſchen Liedern heißt."

„Wären es doch wenigſtens die vier Species," ſagte Claudia ſcherzend.

„Freilich! es wäre doch eine Abwechſelung!" rief Leocadie eifrig: „ich muß ihm zuhören, denn ich beſitze nicht Dein Talent, liebſte Claudia, den Leuten, die mich langweilen mit Grazie den Rücken zu wenden. Ich muß ihm zuhören und da wären die vier Species ein Fortſchritt vom Einmaleins zu nennen."

„Ja!" ſagte Claudia lachend, „Talente ſind eine Gabe Gottes und ſtehen nicht Jedem zu Gebot, der ſie zu haben wünſcht."

„Ich habe kein lebhaftes Intereſſe für Baron Hellſtatt, obſchon er der Sohn meines Jugendfreundes iſt,“ nahm der alte Graf wieder das Wort; „aber mich dauern ſeine Kinder, die er durch ſeine Speculationen an den Bettelſtab bringen wird.“

„Wer weiß!“ erwiederte Graf Sierra Blanca: „Speculationsgeiſt iſt auch ein angeborenes Talent, das ſich durch die Praxis glücklich, ja großartig entwickeln kann.“

„Großartig? — nein! Coloſſal! — das gebe ich gern zu. Großartig ſind nur diejenigen Erſcheinungen, in denen ein großer Gedanke zu Tage tritt. Wenn Leonidas mit ſeiner kleinen Schaar bei den Termopylen fällt, ſo iſt das großartig, obſchon nicht durch die Kopfzahl. Wenn bei Solferino die ſtärkere franzöſiſche Armee die ſchwächere öſterreichiſche beſiegt hat: ſo liegt darin nichts Großartiges — es ſei denn der Widerſtand der Beſiegten! — obſchon die Zahlen zu Hunderttauſenden geſteigert waren. Die Großartigkeit liegt nicht im Bereich der Zahlen.“

„Vielleicht aber doch in ihrer Anwendung und Benutzung,“ wendete Dagobert ein: „gerade die Vermögen, die durch glückliche Speculationen und Combinationen zu einer coloſſalen Maſſe gewachſen ſind, beherrſchen die Weltereigniſſe, indem die Staaten bei ihnen die nothwendigen Geldanleihen machen. Der Grundbeſitz hat gar kein Gewicht, gar kein Anſehen mehr; er entſcheidet nichts; er hat keine maßgebende Stimme; er iſt ohne Zuſammenhang. Ich finde es ſehr begreiflich, wenn man einen kleinen Grundbeſitz aufgibt und ſich friſch und thätig in die Reihen Derjenigen ſtellt, welche die Gebieter der Zeit werden.“

„Hältſt Du es für möglich, für wahrſcheinlich, daß Baron Hellſtatt einen Platz auf der Bühne der Zeit als ihr Gebieter einnehmen werde?“

„Ich nicht, lieber Vater!“ rief Dagobert lachend; „aber er hält es für möglich, und das genügt ihm. Ich, für meine Perſon,“ ſetz[illegible] nach einer kleinen Pauſe ernſter hinzu, „würde [illegible] vielleicht nie entſchließen können mit Traditionen und mit der Vergangenheit meiner Familie zu brechen.“

Dieſe Verſicherung ſchien den alten Grafen etwas zu beruhigen. Er hatte mit ſichtlicher Bekümmerniß den Anſichten ſeines Sohnes zugehört. Nun fragte Wendeline:

„Jetzt gehört wohl auch der Wartthurm, der auf dem Gebiet von Hellau ſteht, dem Juden?“

„Allerdings! am Fuß des Hügels iſt die Grenze zwiſchen Bachheim und Hellau,“ antwortete der alte Graf.

„Welch ein Gegenſatz!“ ſagte Wendeline nachdenklich: „früher der Wartthurm einer Ritterburg, deſſen Beſitzer geharniſcht zu Fehden und Turnieren — oder mit dem Falken auf der Hand zur Jagd auszog; und jetzt ein zerfallner Steinhaufen, der nicht einmal einem Chriſtenmenſchen gehört."

„Das iſt die Nemeſis, Wendeline, die alte Göttin der gerechten Rache!" ſagte Graf Wiarden. „Nicht immer hat der Ritter dem edlen Weidwerk, dem frohen Kampfſpiel, dem ernſten Kriege ſich gewidmet. Die Reichsritterſchaft der Wetterau hatte in den letzten Zeiten des Mittelalters einen beſonders ſchlimmen Namen. Die Ritter waren nur zu häufig berüchtigte Wegelagerer, die den Kaufmann plünderten, der mit ſeinen Waaren zum Markt zog oder ihn beraubten, wenn er mit dem gelöſten Gelde heimkehrte. Das Opfer ſolcher Unthaten waren oftmals die Juden, und von jenem Wartthurm aus mag mancher Späherblick nach einem Sohn Iſraels ausgeſchaut haben, der in banger Haſt vor den drohenden Gefahren die unſichern Wege beſchritt und angſtvoll ſeine Schätze zu bergen ſuchte. Studire die Weltgeſchichte mit chriſtlichem Blick, Wendeline! da findeſt Du das Räthſel der Zeit gelöſt — wenn auch erſt nach Jahrhunderten! und die Sphynx kann Dich dann nicht ergreifen und tödten."

„Die Sphynx?" fragte ſie.

„Die Sphynx des Wahnes, daß nicht Gott es ſei, der die Welt regiert."

Das Violoncello.

„Lieber Dagobert! ich bin in Hellau, um mir den Fleck Erde anzuſchauen, den mein Vater gekauft hat aus purer Liebhaberei für [illegible]ei Procent. Höher iſt das Erträgniß des Bo[illegible]wer zu bringen. Aber er ſpricht, das Capital ſei auf Nummer ſicher geſetzt.“ Alſo: ich bin in Deiner Nähe, wünſche ſehr Dich zu ſehen und hoffe, daß Deine Eltern mir erlauben, ihnen meinen Beſuch zu machen. Antworte mir durch meinen Boten. Ich campire im Wirthshaus, in einer Art von Tanzſaal ländlichen Styls. Sagt mir aber mehr zu, als die Gaſtfreiheit dieſes monſtrös langweiligen Baron Hellſtatt in Anſpruch zu nehmen. Dein treuer Freund Maximilian.“

Dagobert brachte dies Billet ſeinem Vater, der ſogleich ſagte, zu jeder Stunde werde ihm Maximilian willkommen ſein. Die Freunde hatten ſich ſeit einem Jahr nicht geſehen; Dagobert war ungemein erfreut.

„Könnte er nicht hier wohnen, lieber Vater?“ fragte er bittend.

„Ich weiß nicht, ob noch ein Zimmer leer iſt .... Claudia mit Mann, Kindern und Dienſtboten hat ziemlich viel Platz nöthig .... und dann weiß ich ja nicht, ob er in unſern Familienkreis paßt. Das muß ſich erſt herausſtellen.“

Leocadie war in ihrem abgeſchiedenen Leben nie anders mit einem Juden zuſammen gekommen, als daß ſie gelegentlich — und auch das nur ungern! — etwas von ihm gekauft hatte. Sie konnte ſich einen Juden gar nicht anders vorſtellen als mit einer Elle in der Hand — eine Vorſtellung, in welcher Frau von Wildermut ſie kräftigſt unterſtützte und immer wiederholte:

„Aber wie lange iſt es denn her, daß es den reichſten jüdiſchen Banquiersfrauen in Wien nicht geſtattet war eine Loge im Theater zu haben? — Sie mußten ſich mit den Parterreplätzen begnügen.“

„Jetzt wird es ohne Zweifel bald dahin kommen,“ ſagte der alte Graf, „daß ſie andere Leute i[illegible] Parterre verſetzen.“

„Das ſagen Sie, Herr Graf!“ ſprach ſie im Ton eines ernſten Vorwurfs.

„Warum nicht? was ich für wahr halte, möge es mir lieb oder leid ſein, ſpreche ich aus.“

Claudia ſagte im freundlichen Scherz:

„Ihr ſeid zwei Einſiedlerinnen, Leocadie und Wildermütchen, Ihr werdet nächſtens ganz unbefangen fragen, wie jener Altvater in der Egyptiſchen Wüſte: Bauet man noch immer Häuſer in den Städten? — Wir werden Euch einmal entführen und in die Geſellſchaft der großen Welt, namentlich in Paris verſetzen. Da würdet Ihr aus Euren altväteriſchen Träumen erwachen und gewahr werden, wie gründlich ſich in der letzten Generation die Geſellſchaft verändert hat.“

„Das wäre mein Tod,“ verſicherte Frau von Wildermut.

„Mir iſt gar nicht bange!“ rief Dagobert dazwiſchen, „mein Freund wird Euch ſehr gut gefallen.“

Maximilian war vor einigen Wochen in Hellau geweſen, um den Kauf abzuſchließen. Er hatte ſich erkundigt, wer das junge Mädchen ſei, das er in der Frühe auf dem Wartthurm geſehen.

„Eine romanhafte Erſcheinung, nicht wahr? und eine romaneske Herkunft dazu!“ ſagte Baron Hellſtatt: ſie iſt Graf Sierra Blanca's Tochter; ob aber die Mutter eine braſilianiſche Kaiſerin, oder eine portugieſiſche Prinzeſſin, oder eine Zigeunerin, oder die Frau Gräfin Sierra Blanca ſelbſt iſt — darüber liegt ein undurchdringlicher Schleier.“

„Ich begehre durchaus nicht ihn zu lüften, jetzt da ich weiß, daß dies Wendeline iſt.“

„Ja, ſo heißt ſie! aber darf ich fragen, woher Sie das wiſſen?“

„Durch meinen Univerſitätsfreund Dagobert von Wianden, der zuweilen von ihr ſprach .... doch wie von einem Kinde.“

„Aus Kinder werden Leute, aus Mädchen werden Bräute,“ ſagte der Baron mit einem liſtig ſein ſollenden Blick.

„Ah, ich verſtehe .... Braut Ihres Herrn Sohnes.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief der Baron ganz entſetzt, die geheimſten Wünſche ſeines Herzens verrathen zu haben und errathen zu ſehen: „mein Rudolf iſt erſt neunzehn Jahr alt .... viel zu jung, um an dergleichen zu denken.“

„Umſomehr denkt ein vorſorglicher Vater daran.“

„Aber nein! aber gewiß nicht! aber wie kommen Sie auf dieſen Einfall?“

„Aber, Herr Baron, warum vertheidigen Sie ſich ſo lebhaft gegen dieſen meinen unſchuldigen Einfall? ich habe ja nur nach der jungen Dame gefragt, der ſchönen ſtolzen Donna, die wohl ausſieht wie eine quasi Infantin.“

„Quasi Infantin! .... ſehr gut, Herr Illinger! ſehr gut, quasi Infantin! Finchen, haſt Du gehört? ſehr gut, nicht wahr? Nur ſchade, daß es auch heißen kann quasi Zigeunerin, quasi Pretioſa .... allein für uns bleibt ſie quasi Infantin."

Maximilian wurde angſt und bange bei dieſer breiten Wiederholung ſeines Scherzes und er unterbrach den Baron mit der Frage, ob etwa Dagobert in Bachheim ſei; und als er erfuhr, daß man ihn täglich dort erwarte, brach er das Geſpräch ab, ging auf die Geſchäfte über und kehrte nach ihrem Abſchluß am Abend deſſelben Tages zu ſeinem Vater zurück.

„Man muß ſuchen ſich in der Gegend zu arrondiren, auszubreiten," ſagte Herr Illinger sen. „Sie iſt fruchtbar und dann iſt der Gehalt für den Verwalter eines ſo kleinen Gutes wie Hellau gleichſam weggeworfen. Wäre es doppelt ſo groß wie es iſt — dann erſt würde der Mann eine hinreichende Beſchäftigung haben. Jetzt verbringt er ſeine Tage auf der Bärenhaut .... und das gefällt mir nicht. Alſo muß man ausſchauen, ob es nicht dort herum Bauern gibt, die nach Amerika auswandern und ihre Höfe verkaufen wollen — oder verarmte oder ſpeculationsſüchtige Gutsbeſitzer."

„Ich werde das übernehmen," ſagte Maximilian.

„Du? aber taugſt Du noch dazu nach allen Deinen gelehrten Studien und Deinem Pflaſtertreten in Paris?" fragte Herr Illinger sen. ſpöttiſch.

„Ich tauge zu Allem, wozu ich Luſt habe," verſetzte Maximilian, „und zufällig habe ich eben jetzt gerade dazu Luſt. Bleibt die Sache aber ohne das gewünſchte Reſultat, ſo bitte ich zu bedenken, daß ich die Bauern nicht zum auswandern zwingen und nicht die Gutsherrn für Speculationen begeiſtern kann.“

„Warum nicht das letztere? der Verarmte begeiſtert ſich leicht für die Möglichkeit wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, und die Zahl derjenigen, die auf einem dürren hocken, iſt Legion,“ bemerkte Herr Illinger sen.

Maximilian verſprach ſein Beſtes zu thun. Vor der Hand dachte er nicht daran. Er wünſchte Dagobert wieder zu ſehen. Er hatte Dagobert gern, theils wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften, theils weil dieſer mit einem warmen Herzen an ſeinem kalten hing. Jetzt wünſchte er mehr denn je ihn zu ſehen, weil er dadurch ohne Zweifel auch dieſe Wendeline, dieſe Infantin, wiederſehen werde, die ihm einen ſolchen Eindruck gemacht hatte, daß er ſich ſelbſt höchlichſt darüber wunderte. So kehrte er denn in vierzehn Tagen nach Hellau zurück und nahm Wohnung in einem Tanz- und Gartenſaal des ſehr ländlichen Wirthshauſes. Baron Hellſtatt erfuhr ſogleich dies Ereigniß, eilte zu Maximilian und beſchwor ihn unter ſeinem Dach einzukehren.

„Sie könnten mir dadurch unendlich nützlich werden, Herr Illinger,“ beſchloß er ſeine Bitte.

„Wie das und wodurch, Herr Baron?“

„Sie könnten mich belehren, wie man es anzufangen hat, um das Steigen und Fallen der Staatspapiere mit Sicherheit zu ahnen und die An- und Verkäufe vortheilhaft zu machen.“

„Herr Baron, von einer Sache, die man mit Sicherheit ahnt, pflegt man gewöhnlich zu ſagen, daß man ſie wiſſe. In die Wiſſenſchaft des Fallens und Steigens der Staatspapiere, bin ich leider noch ſehr wenig eingeweiht, weil ſie außerhalb der Sphäre meiner Studien liegt. Meine Anweſenheit brächte Ihnen alſo nicht den mindeſten Nutzen. Doch bin ich Ihnen ſehr dankbar für Ihr gütiges Anerbieten, das ich ablehnen muß, weil ich mir vorgenommen habe ganz idylliſch, wie in Theokrit's Schäferwelt, von Milch und Honig zu leben. Sehen Sie, Herr Baron, dort ſtehen die Bienenkörbe und die lieben Schaafe werden auch wohl nicht weit ſein.“

Und äußerſt höflich geleitete er den Baron zur Thür. Ganz verblüfft ſagte dieſer bei ſeiner Rückkunft zu ſeiner Frau:

„Finchen, dieſer Jude .... mir ſcheint er wollte inſolent ſein.“

„Dann wird er es ſicherlich geweſen ſein und Du haſt es verdient!“ verſetzte Finchen entrüſtet: „es iſt ſchon ſchlimm genug mit ihnen handeln zu müſſen.... aber ſie in's Haus zu ziehen iſt ſinnlos. Gottlob, daß dieſer nicht kommt.“

„Ich hatte meine Abſichten, Rudolfine,“ ſprach er gewichtig; allein das machte ihr keinen Eindruck. Sie war tief bekümmert das Haus und die Beſitzung verlaſſen zu müſſen, wo ſie zwanzig Jahr ruhig gelebt hatte — und zwar ohne irgend einen vernünftigen Grund, nur wegen der Caprice ihres Mannes.

Maximilian aber wanderte am Nachmittag am Wartthurm vorüber, ſchlug den Wieſenpfad ein, der zur Mühle führte und näherte ſich durch den Park dem Wohnhauſe. Er fand dies mehr gentlemanlike, als ſich des abſcheulichen Einſpänners des Wirthes zu bedienen. Er ſah ſchon aus der Ferne die ganze Familie im Garten. Es war ein herrlicher Tag gegen Ende des Auguſt, nicht mehr ſo heiß, um nicht mit Behagen im Freien zu ſitzen. Auf den beiden Bänken des Perrons, von einem Zeltdach überſpannt, ſaßen Graf Wianden und Pfarrer Edelholt, Leocadie und Frau von Wildermut. Auf dem Kiesweg ging Graf Sierra Blanca auf und nieder und rauchte Cigarren, während Dagobert und Wendeline Federball ſpielten. Zuweilen blieb der Graf ſtehen und betrachtete die beiden jungen Leute, den muntern lebhaften Dagobert und Wendeline, immer ernſt, immer zurückhaltend und dennoch — oder vielleicht eben deshalb — ſehr anziehend. Claudia hatte weder einen feſten Platz noch eine Beſchäftigung. Zuweilen ſetzte ſie ſich zu Füßen ihres Vaters auf die obere Stufe der Freitreppe, zuweilen auf die Bank zwiſchen den beiden Damen. Dann ging ſie eine Weile mit ihrem Mann auf und nieder und verließ ihn, um mit dem kleinen Salvator zu tändeln, der auf dem Raſen ſein fröhliches Weſen unter der Aufſicht ſeiner Wärterin trieb und mit den abziehenden Schwalben um die Wette jauchzte. Es war ein lebendes Bild der vier Menſchenalter.

„Da kommt Jemand die Lindenallee herauf .... wahrſcheinlich Ihr Freund,“ ſagte Wendeline plötzlich zu Dagobert.

Dieſer kehrte ſich um, warf Racket und Federball fort und lief dem Freunde entgegen. Wendeline ſammelte die Spielutenſilien auf und trug ſie in's Haus an ihren Platz. Claudia ging mit ihrem Mann gleichfalls auf Maximilian zu, der ſich viel leutſeliger begrüßt ſah, als er erwartet hatte. Auch Dagoberts Eltern waren ſehr freundlich. Pfarrer Edelholt war es ohnehin für alle Menſchen. Frau von Wildermut verhielt ſich ſtill und ſcheu und dachte bei ſich ſelbſt: Es iſt doch ganz unbegreiflich, daß der Enkel „meiner Gräfin“ einen Juden zum intimen Freunde hat und ich kann das durchaus nicht paſſend finden, obſchon der junge Mann höchſt anſtändig und gar nicht jüdiſch ausſieht. Rothes Haar hat er aber doch! .... freilich hat das auch mancher Chriſt.

Während ſie ihre Betrachtungen anſtellte, hatten Alle auf den Bänken und Gartenſtühlen Platz genommen. Da erſchien Wendeline in der Thür, die aus dem Speiſezimmer auf den Perron führte. Grade ihr gegenüber ſaß Maximilian. Raſch ſtand er auf und kühn gemacht durch die wohlwollende Aufnahme, verneigte er ſich vor Wendeline und ſagte:

„Ich glaube, wir kennen uns bereits."

„Das heißt, Sie ſind mir auf dem Wartthurm begegnet," verſetzte Wendeline ernſter denn je, und ohne ſich weiter um ihn oder um ſonſt jemand zu kümmern, ging ſie die Freitreppe hinab zu ihrem kleinen Bruder und ſetzte ſich neben ihn in's Gras. Maximilian war einen Augenblick betroffen; allein Graf Wianden ſetzte das Geſpräch fort, als habe nicht die kleine Unterbrechung ſtattgefunden und Dagobert dachte bei ſich ſelbſt: Wie wunderbar ſchön iſt Wendeline! .... wie kommt's, daß ich das nicht ſchon längſt bemerkte? .... Steht ihr das roſenfarbene Kleid ſo gut? .... aber ich meine, daß ich ſie ſchon mehrmals in dieſem oder einem ähnlichen Anzug ſah .... und überdas kann ja auch kein Kleid eine Perſon ſo ſchön machen. Wo iſt ſie geblieben? .... Wenn ſie doch wiederkäme! .... ich möchte mich überzeugen, ob ich eine Geſichtstäuſchung hatte oder nicht. — —

Nach einiger Zeit erhob ſich Pfarrer Edelholt. Da rief Claudia in den Garten hinab:

„Wendeline, der Herr Pfarrer will gehen.“

Sie kam eilig, ſchüttelte im Lauf die Grashalme ab, die Salvator ihr auf das lockige Haar geſtreut hatte und ſagte zum Pfarrer:

„Ich begleite Sie ein wenig.“

Und ſie verſchwand mit ihm. Draußen ſagte ſie:

„Bitte, gehen Sie ein Weilchen mit mir in den Feldern umher. Ich komme nicht ſo oft zu Ihnen, wie es mein Wunſch wäre und ich möchte Ihnen doch täglich ſagen, daß ich wirklich ſehr glücklich bin. Iſt das nun die Bachheimer Luft — oder meine Freude einen ſo herrlichen Familienkreis zu haben — oder mein Dankgefühl, daß Alle ſo gütig für mich ſind und mich ganz als Tochter annehmen — oder Alles zuſammen: ich weiß es nicht .... aber ich bin glücklich und habe keinen andern Wunſch, als daß es immer ſo bleiben möchte.“

„Der Wunſch iſt unerfüllbar, Wendeline. Ihr Vater ſagte mir, er habe die Abreiſe auf Mitte September angeſetzt.“

„Leider ja! .... Es ſoll zuerſt nach Biarritz gehen, dann erſt nach England. Was liegt mir an den fremden Ländern! ich bin gar nicht neugierig ſie zu ſehen, denn ich weiß ja, daß nichts mir ſo gut gefallen wird, daß ich nichts lieber haben werde, als Bachheim.“

„Aber Kind, wer wird denn ſo an der Scholle kleben! wer wird ſich im Voraus abſchließen gegen neue Eindrücke, die vielleicht richtiger ſind als die alten und die in jedem Fall dazu dienen ſollen, deren einſeitige Ausſchließlichkeit zu mindern. Sie mögen dies Dörſchen nicht verlaſſen und müſſen über Gebirg, Länder und Meer reiſen — während tauſend Andere, die mit höchſter Freude ſolche Reiſen machen würden, gleichwohl in ihrem Winkelchen ſitzen bleiben müſſen. Sie ſollten doch erkannt haben, daß der liebe Gott es wunderbar gut mit Ihnen meint und ſollten ihm danken, daß er Ihnen vergönnt manches Schöne in ſeiner Schöpfung zu ſehen.“

Sie küßte zuſtimmend ſeine Hand und erzählte ihm wie gut die Eltern für ſie wären. Täglich leſe der Vater mit ihr engliſche Geſchichtswerke und laſſe ſie Auszüge des Geleſenen machen. Täglich gebe ihr die Mutter Unterricht in der ſpaniſchen Sprache und übe mit ihr Duo’s für den Flügel und die Geige ein.

„Bei Frau von Wildermut lerne ich Kirſchen und Aprikoſen einzukochen und bei der Großmama das Kleidermachen; — und das Alles freut mich, Jedes zu ſeiner Zeit:“ ſo ſchloß ſie ihren Bericht. Dann aber ſetzte ſie plötzlich hinzu:

„Was mich jetzt gar nicht freut iſt dieſe Freundſchaft Dagoberts mit einem Juden. — Was ſagen Sie dazu?“

„Nichts, liebes Kind, als daß die jungen Herrn zuweilen eine Caprice haben — ungefähr ſo wie die jungen Damen,“ verſetzte er ſcherzend.

„O das iſt ein Scherz, aber keine Antwort!“

„Wie kann ich antworten, da ich Herr Illinger nicht kenne! er hat vielleicht große Vorzüge.“

„Könnten Sie von Herz zu Herzen mit einem Menſchen ſich befreunden, der nicht an unſern Erlöſer glaubt?“

„Er will vielleicht an ihn glauben, Wendeline, und damit muß man ſich auch zuweilen bei Chriſten begnügen. Graf Dagobert kann möglicherweiſe einen guten Einfluß auf ſeinen Freund haben.“

„Es kann aber auch genau das Gegentheil ſtatt finden .... und das wäre namenlos traurig .... das wäre mir ein unausſprechlicher Schmerz.“

„Wie kommt es, daß Ihnen Graf Dagobert ſo im Sinn liegt, da Sie ihn im Grunde wenig kennen?“ fragte der Pfarrer und ſah ſie feſt an.

„Es kommt daher, weil ich täglich ein Vaterunſer für ihn gebetet habe, wie er mich darum bat, als er zur Univerſität ging — und das werden vier

Jahre im November; dadurch habe ich mich gewöhnt, an ſeine Seele zu denken,“ ſagte ſie ruhig.

„Das iſt brav, Wendeline,“ erwiederte er gerührt: „und merken Sie es ſich: die Liebe zu den Seelen, die Sorge für ihr ewiges Heil, das Verlangen ihnen dazu behülflich zu ſein — das iſt die einzig wahre und daher die beſte Liebe, die wir für die Menſchen haben können, denn ſie iſt ein Tröpflein aus dem Meer der Liebe, mit welcher Gott uns Alle ſeine Kinder umfängt.“ — —

Damit entließ er ſie und Wendeline kehrte zur Geſellſchaft zurück. Dagobert hatte ſie mit Ungeduld erwartet. Er ging ihr entgegen und ſagte:

„Vorhin kamen Sie um ſogleich zu verſchwinden! jetzt muß ich Ihnen meinen Freund vorſtellen und ich hoffe,“ ſetzte er ſcherzend hinzu, „Sie werden gnädig für ihn ſein. Hier hat er inzwiſchen die Herzen gewonnen.“

„Wodurch denn das? bei mir geht es nicht ſo ſchnell,“ erwiederte ſie gelaſſen.

„Er ſpielt das Violoncello,“ ſagte Dagobert.

„Aha!“ rief ſie freudig und ihre Augen ſtrahlten.

„Sehen Sie wohl! Ihr Herz iſt ſchon auf gutem Wege, ſich gewinnen zu laſſen.“

„Weit entfernt! das Herz iſt Eines und das Ohr iſt ein Anderes. Das muß man hübſch auseinander halten.“

Unter der Aegide der Muſik machte ſich die Vorſtellung Maximilians ganz leicht. Wendeline betrachtete ihn genau. Er war ein hübſcher junger Mann mit ſchönen klugen braunen Augen und mit jenem ſeltenen kaſtanienfarbenen Haar, das da Vinci malte und das man kaum anderswo als bei Lombarden findet. Es kleidete ihn gut und legte ſich weich um ſeine Stirn, deren breite Wölbung nach den Schläfen zu den ſtark entwickelten Muſikſinn andeutete. Dennoch fand Wendeline ſeine Erſcheinung nicht angenehm, einerſeits — allzu ſelbſtgefällig, andererſeits — allzu verbindlich. Neben Dagoberts einfacher, ruhiger, vornehmer Haltung ſchien Maximilian etwas Verzerrtes zu haben.

Claudia und ihr Vater waren ganz beſeligt durch den glücklichen Fund eines Violoncellos und es war ſchon nach Hellau ein Bote geſchickt, um das Inſtrument zu holen. Als es dann kam, als Maximilian es in einer Weiſe ſpielte, die ihn als befähigt auswies mit Claudia Schritt zu halten, ſteigerte ſich die Begeiſterung. Dagobert benutzte ſie, um ſeinen Vater zu bitten, er möge Maximilian einladen den Tanzſaal in Hellau mit einem Zimmer in Bachheim zu vertauſchen. Graf Wianden ſah, daß er ſeinen beiden Kindern dadurch eine große Freude mache und that es. Am nächſten Tage ſiedelte Maximilian über. Den Vormittag brachten nun die Freunde mit einander zu; die Nachmittage in der allgemeinen Geſelligkeit mit Unterhaltung oder Lectüre; die Abende mit Muſik. Wendeline ſpielte gewöhnlich vierhändige Sachen mit Leocadie oder Dagobert, zuweilen aber auch Trio's von Beethoven mit ihrer Mutter und Maximilian.

„Und wenn ſie am Flügel ſitzt, dann — und nur dann ſcheint ſie ihre ſtolze Kälte aufzugeben — dieſe Bradamante," ſagte Maximilian, deſſen Zimmer im Rauch der Cigarren ſchwamm, die beide Freunde mit Leidenſchaft rauchten. Zum Glück hatte Graf Sierra-Blanca die allerbeſte Qualität derſelben und ſtellte ſie ganz ſeinem Schwager zur Verfügung, ſo daß Dagobert in dieſem Punkt nicht hinter Maximilian zurückſtand.

„Ah! möchteſt Du ihr Rüdiger ſein?" rief Dagobert aufhorchend.

„Ich denke noch nicht daran mich für mein ganzes Leben zu binden. Das iſt gefährlich bei fünfundzwanzig Jahren .... und ob ich bei fünfunddreißig noch Luſt dazu habe, weiß ich nicht. Sollte es aber je dazu kommen, ſo würde meine Wahl nie auf eine ſchmachtende empfindſame Schöne fallen. Und die Deine?"

„Meine Wahl würde von meiner Liebe abhängen und ihr folgen — möge ſie nun auf eine Bradamante, eine Armida oder eine Phyllis fallen.

Uebrigens iſt es in unſerer Zeit eine Art von Heroismus ſich zu vermählen, es ſei denn, daß man ſehr reich oder ganz arm ſei. Der Reiche iſt im Stande den Anſprüchen zu genügen, welche eine junge Frau an die Welt und die Welt an ſie macht. Der Arme weiß, daß er von Entbehrungen zu leben hat und daß das Weib, mit dem er ſich verbindet, in demſelben Fall iſt. Aber bei einem kleinen Vermögen und wenn Stand, Name und Verhältniſſe nicht in die Categorie der eigentlichen Armuth paſſen wollen, eine Familie zu gründen — allen Entſagungen für ſich und die Seinen die Stirn zu bieten — das iſt ein Heldenmuth, zu dem ich mich nie erſchwingen könnte."

„O nichts von Heldenmuth! es iſt Leidenſchaft, iſt Verliebtheit und eine ſtarke Doſis Jugendmuth."

„Nenn' es wie Du willſt! ich ſchaudere bei dem Gedanken, daß eine ſolche Verſuchung mir nahen könne; — und ſie muß heftig ſein, da eine Menge Menſchen ohne ſehr reich oder ganz arm zu ſein, ſich verehelichen. Nein! mein Entſchluß ſteht feſt: ich ſchließe nur *eine reiche* Heirath, aber es muß aus Liebe geſchehen."

„Das finde ich ſtark! Du willſt in derſelben Lotterie zweimal die Quinterne gewinnen. Du biſt unbeſcheiden, mein Freund! laß' auch für andere etwas übrig!" rief Maximilian lachend und ſetzte hinzu: „Schade, daß meine Schweſtern vermählt ſind .... beſonders die Conſtance! bildſchön, ſechszehn Jahre alt! ſie hätte ganz für Dich gepaßt. Aber ſie heirathete vor drei Monaten einen Millionär, freilich einen Fünfziger. Das arme Ding dauerte mich .... doch der Papa wiederholte unaufhörlich meinen Schweſtern: wenn man wie er mit ſechs Töchtern geſegnet ſei, ſo müſſe man die Schwiegerſöhne nehmen wie ſie eben kämen. Ich glaube er hat ihnen ſchon in der Wiege dies Lied vorgeſungen. Nun, fünf ſind verheirathet, brillant verheirathet, in Berlin, in London, in Paris und in Wien. Die jüngſte iſt noch zu haben, iſt ein Kind .... vielleicht gefällt ſie Dir einſt.“

„Wie heißt ſie?“ fragte Dagobert um etwas zu ſagen, was Maximilian nicht beleidigen konnte, denn er meinte die Sache doch vielleicht ernſt, wenn er auch halbſcherzend ſprach und Dagobert war nicht geneigt auf dieſen Ernſt einzugehen.

„Sie heißt Floriane! .... und was die Religion betrifft, ſo könnte man ſie ja taufen laſſen und ſie wäre eine ebenſo gute Chriſtin wie die Bradamante.“

„Laß das, ich bitte! bleibe Du bei Deinem Glauben oder Nichtglauben — aber laß uns keine Geſpräche führen, die ſich auf Religion beziehen. In dieſem Hauſe, in dieſer Umgebung erwacht immer der Glaube meiner Jugend, meiner Eltern, aller Vorfahren meines Geſchlechts mit voller Macht in mir und ich muß fort und fort denken: „Ich glaube, Herr! hilf meinem Unglauben.“

„Du biſt ein merkwürdig weiches, ſchmiegſames Gemüth! Du glaubſt zwiſchen Gläubigen, Du zweifelſt zwiſchen Zweifelnden, Du gehſt vielleicht noch weiter und wirſt“ . . . . —

„Kein Ungläubiger!“ unterbrach ihn Dagobert: „Nein . . . . niemals! nie und nimmer!“

„Du häufſt die Betheuerungen, als wollteſt Du Dich hinter ihnen verſchanzen.“

„Sie ſind nur der Ausdruck meiner Ueberzeugung. Ich folge mit lebhaftem Intereſſe allen Religionsſyſtemen und Religionsphiloſophien; ihr Geiſt kann mich anziehen, ſogar mich blenden, etwa wie ein überraſchendes Farbenſpiel das phyſiſche Auge vorübergehend blendet; — allein ich leſe Plato und übe deshalb noch nicht den Cultus der Hellenen; ich leſe Spinoza und bin deshalb noch kein Pantheiſt. Um ſo weniger werde ich auf philoſophiſchem Gebiet dem Nihilismus und auf religiöſem Gebiet dem Atheismus verfallen; denn ihre Lehren blenden mich nicht, ziehen mich nicht an, weil ſie das Product einer materialiſtiſchen und egoiſtiſchen Geiſtesrichtung ſind, welche ich verabſcheue. Ich bin Chriſt, gläubiger Chriſt . . . . und will es bleiben.“

„Sei überzeugt, daß ich Dich in Deinem Vorſatz nicht ſtören werde. Ich für meine Perſon mache es wie die große Mehrzahl der Sterblichen auf unſerm Planeten: ich werde ohne Chriſtenthum mit dem Leben fertig. Doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich keinen Unterſchied in der Handlungsweiſe gläubiger Chriſten und anderer Menſchenkinder finde. Z. B. die ſchöne Tochter Deines Herrn Schwagers hat eine Mutter die Niemand kennt und nennt.“

„Ja Freund, wenn Du meinſt daß der Glaube jede Leidenſchaft überwinde, jede Verſuchung erſticke: ſo irrſt Du. Wir können dieſe Kraft aus dem Glauben ſchöpfen; das iſt gewiß! ob wir es immer wollen, iſt eine andere Frage. Im Uebrigen hat mein Schwager Wendelinen Namen, Stand und Vermögen gegeben und ich weiß nicht, ob dies bei ähnlichen Umſtänden häufig geſchieht.“

„Iſt Graf Sierra Blanca ſehr reich?“

„Ich kenne nicht den Stand ſeines Vermögens; er gilt für ſehr reich.“

„Seine Tochter wird ihn alſo beerben? ebenſo wie die Kinder aus ſeiner Ehe?“

„Ich zweifele nicht .... aber warum fragſt Du?“

„Weil dieſe Tochter ein Weſen iſt, für das ich mich in gewiſſer Weiſe intereſſire — und weil ich mir vorſtellen kann, daß es ſchwer iſt ſie, wegen ihrer unbeſtimmten Herkunft, gut zu verheirathen, wenn ſie nicht viel Geld bekommt. Und wie haſt Du Dich denn mit Deinem Vater bezüglich des Geldes eingerichtet?" ſetzte Maximilian das Geſpräch wendend hinzu.

„Mein Vater erfüllt meinen Wunſch und zahlt mir das Capital auf Einmal aus. Er macht mich wahrhaft glücklich .... ich kam mit ſchweren Sorgen her, denn es iſt eine unbeſchreibliche Pein nicht zu wiſſen wie man es anfangen ſoll, um ſtandesmäßig in der Welt zu leben. Jetzt ſteht mir ein Capitälchen zu freier Verfügung. Ich werde es Deinem Vater geben und er ſtellt mir darauf einen Creditbrief aus. Da er Schwiegerſöhne in London, Paris und Wien hat, ſo macht ſich das ſehr gut. Ich wünſchte aber doch, daß er für die Hälfte etwa des Capitals Werthpapiere kaufte, die hohe Zinſen eintragen."

„Ich verſtehe wenig von dieſen Geſchäften; allein ſo viel kann ich Dir denn doch ſagen, beſter Freund, daß Papiere die ungewöhnlich hohe Zinſen eintragen, entweder ſehr ſicher oder ſehr unſicher ſind. Im erſteren Fall muß man ſie zu hohem Cours bezahlen und im letzteren iſt es kaum zu rathen, weil der Beſitzer ſolcher Papiere ruinirt ſein kann, wenn ſie fallen. Und wie groß iſt denn das Capital, womit Du Speculationen machen möchteſt?"

„Mehr als viertauſend Thaler könnte ich nicht daran wenden," ſagte Dagobert zögernd.

„Aber lieber Freund, es iſt wirklich damit nicht der Mühe Werth!" rief Maximilian.

„Ich bin überzeugt, daß Dein Vater ganz anders denkt," ſagte Dagobert etwas empfindlich, „und ich ſelbſt werde mit ihm darüber ſprechen."

Maximilian blieb drei Wochen in Bachheim. Er benahm ſich ungemein taktvoll, ſprach mit Beſcheidenheit und Vorſicht ſeine Meinungen aus, die freilich ſehr abweichend von denen waren, welche in Bachheim herrſchten und ſchwieg ſtets, ſobald eine religiöſe Frage behandelt wurde, welche die katholiſche Kirche betraf. Da ſei er nicht competent — äußerte er einmal. Im Uebrigen legte er weder Scheu noch Dreiſtigkeit an den Tag; die Lehre, die Wendeline ihm gegeben, trug gute Frucht. Die ganze Familie, Frau von Wildermut inbegriffen, erklärte ihn für einen gebildeten, angenehmen jungen Mann, mit welchem ſich recht gut verkehren laſſe und der durch ſein herrliches muſikaliſches Talent jeden Geſellſchaftskreis erfreuen müſſe. Nur Wendeline ſchwieg. Aber Wendeline war überhaupt nicht geſprächig und war ſehr zurückhaltend mit ihrem Urtheil.

„Ich hoffe wir ſehen uns nächſten Sommer hier in Bachheim wieder,“ ſagte Claudia als er Abſchied nahm, „vorausgeſetzt, daß Sie ſich in Hellau befinden ſollten. Denn ſo kühn bin ich nicht, um meine Einladung nach irgend einer Weltſtadt an Sie zu richten.“

Der alte Graf und Leocadie ſprachen dieſelbe Bitte aus und Dagobert ſah mit ſtolzer Freude ſeinen Freund von ſeiner ganzen Familie geſchätzt. Er begleitete ihn über die Wieſe nach Hellau und er ſagte zu Wendeline:

„Gehen Sie mit uns! der Nachmittag iſt wunderſchön. Wir wollen den Wartthurm beſteigen und noch einmal die Landſchaft im Sonnenglanz des ſcheidenden Sommers betrachten.“

„Ich danke,“ ſagte Wendeline.

„Geh' doch mit! es freut Dich gewiß,“ ſagte Claudia.

„Nein, ich danke, ich bleibe lieber hier,“ verſetzte Wendeline.

Die Freunde gingen miteinander fort und Graf Sierra Blanca fragte ſcherzend:

„Haſt Du Launen, Wendeline? Du ſchwärmſt für den alten Wartthurm und willſt ihn doch nicht beſuchen? . . . . Oder iſt es eine Buße, die Du Dir auferlegſt?“

„Keines von beiden, lieber Vater! mit Dagobert wäre ich recht gern gegangen .... doch Herr Illinger iſt mir nicht ſympathiſch und deshalb mag ich nicht eine Freude mit ihm theilen."

„Du biſt allzu exclusiv, Wendeline," ſagte Claudia mit einem Anflug von Unmuth: „Du haſt doch alle muſikaliſchen Freuden dieſer Zeit mit ihm getheilt."

„Ja .... aber mit der ganzen Geſellſchaft, liebſte Mama. Das ließ ſich ja nicht vermeiden."

„Mißfällt er Dir ſo ſehr?" fragte Graf Sierra Blanca verwundert.

„Ueber alle Maßen!" antwortete ſie.

„Das iſt die bekannte Art aller jungen Damen, die eben aus dem Penſionat kommen: alle jungen Herrn mißfallen ihnen," ſagte Claudia immer ungeduldiger.

„Und Dir, liebes Herz, gefällt jeder Menſch, der ein guter Muſiker iſt," verſetzte begütigend ihr Gemahl.

„Getroffen, Salvator! richtig getroffen!" rief Claudia lachend: „mit einem tüchtigen, gebildeten Muſiker läßt ſich leben."

„Im Grunde ſtaune ich, daß Du mit mir leben kannſt, da ich doch gar nichts von Muſik verſtehe und mich begnügen muß ſie zu bewundern."

„O, ich bin nicht ſo exclusiv wie Wendeline!" entgegnete Claudia und als ſie bemerkte, daß dieſe inzwiſchen das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte ſie hinzu: „Es wird Zeit Wendeline unter Menſchen und in geſellſchaftliches Leben zu bringen. Sie hat die Neigung des Seidenwurms ſich in einen Cocon einzuſpinnen. So hat ſie es aux Oiseaux gemacht und ſo macht ſie es jetzt hier. In Woodrich Caſtle wollen wir es ihr unmöglich machen, ſo daß ſie ſich an die Atmoſphäre der Welt — ach, der traurigen Welt! — gewöhnt hat, wenn wir nächſten Frühling zur Seaſon nach London gehen. Niemand weiß beſſer als ich, daß in der Welt weder wahre Freude noch wahres Glück zu finden iſt; aber man muß ſich in ihr bewegen lernen, weil die Verhältniſſe nicht zu berechnen ſind, in welche uns die Vorſehung führen kann.“

Und ſie machten Pläne für Wendelinens Zukunft.

„Wo ſehen wir uns wieder?“ ſagte Dagobert, als die Freunde ſich trennten: „Du wirſt Dich ſchwerlich in Hellau niederlaſſen und ich weiß nichts Beſtimmtes über meine Zukunft; — denn ich höre auf Herr meiner Zeit zu ſein, ſobald ich einmal in der Carriere bin — und das wird mit nächſtem Jahr vermuthlich der Fall ſein.“

„Wir werden uns ſchon begegnen .... unvermuthet .... irgendwo! .... Ich fixire mich nirgends, vor der Hand .... nicht in Hellau und nicht in einer großen Stadt. Die Welt iſt in einem beſtändigen Fluß; ich mache ihre Bewegung mit und haſſe jede Stagnation. Dienen mag ich nicht, ſei es in welcher Laufbahn es wolle, obgleich ich genug weiß und befähigt bin, um in jede beliebige einzutreten. Ich bin ein Stück vom ewigen Juden. Ich muß mir einen Ruheplatz erſt ſuchen und bis ich ihn finde, die Freiheit meiner Zeit und meiner Locomotion mir erhalten. Vielleicht begegnen wir uns nächſtens in England. Ich möchte die Conſtance in ihrem Landhaus zu Chiswick bei London beſuchen. Es ſoll ein Feenſchlößchen ſein."

„Und Woodrich Caſtle, an Englands ſüdweſtlicher Meeresküſte, iſt eine Burg mit Zinnen und Thürmen, und ſobald mein Schwager dort angelangt ſein wird, gehe ich zu ihm" . . . . —

„Und die Freundſchaft ſchlägt eine fliegende Brücke vom Feenſchloß zur Ritterburg," ſetzte Maximilian hinzu. — —

Als Dagobert heimkehrte, begegnete er im Garten Wendeline. Sie hatte eine lange weiße Spitzen-Echarpe ihrer Mutter über Kopf und Nacken geworfen, denn die Abendluft war mild und weich, aber feucht. So, ganz weiß gekleidet, mit ihrer ruhigen Haltung, langſam unter den dunkeln Bäumen wandelnd, ſah ſie aus wie eine belebte Marmorſtatue. Dagobert fühlte ſich gekränkt, daß ſie den Spaziergang zum Wartthurm ablehnte. Er hatte ihre Aeußerung: mit Dagobert wäre ich gegangen — nicht gehört. Als ſie heran kam blieb er ſtehen und ſagte:

„Es iſt jammerſchade, daß Sie ſo eigenſinnig ſind, Wendeline.“

„Warum ſchade?“ fragte ſie.

„Weil das nicht liebenswürdig iſt.“

„Ach ſo!“ ſagte ſie und ging vorüber.

Er hatte nicht mit ihr umkehren wollen und doch verdroß es ihn, daß ſie nicht das Geſpräch fortgeſetzt und ihn dadurch zur Umkehr veranlaßt hatte. So kalt iſt ſie und doch ſo anziehend — wie iſt das zu erklären? — ſo fragte er ſich jetzt und ſo hatte er ſchon oft ſich gefragt. Sie war nicht kalt; aber das aufbrauſende Jugendfeuer war durch die Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung in ihrer Kindheit und durch ihr ernſtes Schickſal gedämpft.

Am Abend wurde Maximilian ſehr vermißt; man ſprach von ihm und ſeinen Verhältniſſen, und Dagobert erzählte von ſeinen fünf ſchönen Schweſtern, die ſämmtlich an reiche Banquiers in den größten Städten Europa's verheirathet wären.

„So umſpinnen die Söhne Israels unſeren Erdball,“ ſagte Graf Sierra Blanca: „überall haben ſie ihre Leute, mit denen ſie daſſelbe Intereſſe theilen und daſſelbe Ziel verfolgen: durch Geld zur Macht zu kommen.“

„Und daß dieſe Macht keine ſolche iſt, die dem Chriſten günſtig und genehm ſein könnte, verſteht ſich von ſelbſt,“ ſetzte Graf Wianden hinzu.

„Jetzt hat Maximilian noch eine ſechſte Schweſter,“ ſagte Dagobert.

„Und die beſtimmt er Dir!“ fiel ihm Leocadie in's Wort.

„Dazu bin ich nicht reich genug, liebe Mutter,“ verſetzte er lachend.

„Gottlob! ich will keine Jüdin zur Schwiegertochter, die ſich ganz geſchwind taufen läßt, um Gräfin von Wianden zu werden.“

„Aber vielleicht ſehnt ſich Fräulein Floriane aus dem Judenthum heraus, wie ein gefangenes Ritterfräulein aus dem Burgverließ — und ich wäre dann der chriſtliche Ritter, der ihr die Erlöſung brächte,“ ſagte Dagobert ſcherzend: „wäre es nicht ſchön, Glauben und Liebe ſo zu verſchmelzen?“

„Ja ja! in einem Roman! aber in unſerer Welt bin ich doch für einige Begränzung.“

„Jetzt will ich Dir eine Geſchichte von Glauben und Liebe eines chriſtlichen Ritters erzählen, Dagobert,“ ſagte Graf Sierra Blanca: „ſie iſt wahrhaft und wirklich vorgefallen, freilich vor etlichen hundert Jahren! und ich habe ſie heute geleſen in

Lüntzels Geſchichte des Stiftes Hildesheim — einem Quellenwerk, keinem Roman. Umſomehr werden die Damen entzückt ſein.“

„Ich bin höchſt geſpannt, ob Du nicht bösartige Neckerei treiben wirſt,“ ſagte Claudia lächelnd.

„Höre nur die ganze Begebenheit. Im Jahr 1388 ſtiftete Biſchof Gerhard das St. Marienkloſter, Carthäuſerordens, zu Hildesheim vor der Stadt. Die äußerſte Strenge des Lebens, die allſeitigſte Abtödtung zeichnete die Carthäuſer aus. Es war das vollkommenſte Opfer des irdiſchen Menſchen, der ſich von der Gnade ergriffen himmliſchen Betrachtungen widmete. Die erſten Mönche kamen aus Erfurt und Strasburg. Man ſtaunte ſie an ohne ihrem Beiſpiel zu folgen. Aber zwei in Kampf und Fehde ergraute Kriegshelden, Curd von Steinberg und Hans von Schwicheldt, brachten zum Heil ihrer Seelen mit demüthiger Bitte um Gebet, große Summen dem Kloſter dar. Nach wenigen Jahren kam ein ſtattlicher Ritter zur Pforte der Carthaus. Es war der junge Henning von Steinberg, ein Neffe jenes Curd. Er liebte ein Fräulein von Wildenſtein. Sie ſtarb. Da ſaß er auf, ritt vor die Carthaus, übergab ſeinem Schildknappen Pferd und Siegel zur Ueberantwortung an ſeinen Bruder Aſchwin, ließ den Falken, den er auf der Hand führte, fliegen und ſprach: Nun flieg' hin der Welt

Freude und Luſt, ich will Gott und der Jungfrau Maria dienen. — Er wurde Carthäuſer.“

„Welche Energie!“ rief Dagobert.

„Und welche Zartheit der Empfindung! nach der Einen — kein irdiſches Weib!“ rief Leocadie.

„So zu lieben und ſo geliebt zu werden, gibt einen Maßſtab für den Adel der Liebe,“ ſagte Claudia.

„Mich freut es,“ ſagte Graf Wianden, „daß der alte Curd dieſen übernatürlichen Lohn für ſeine Reichthümer und ſeine Demuth erhielt.“

„Nun Wildermütchen, was ſagen ſie zu meiner ſchönen Erzählung?“ fragte Graf Sierra Blanca.

„Ach, Herr Graf! in meinem Alter verſteht man nicht mehr von Liebe zu reden,“ ſagte ſie.

„Und in meinem Alter verſteht man es noch nicht,“ ſagte Wendeline, als ob ſie einer Frage vorbeugen wolle. Aber ihr Vater rief ſcherzend:

„Die Antwort gilt nicht! heraus mit der Sprache, Wendeline! gefällt Dir gar nichts an Ritter Henning von Steinberg?“

„Doch! ſeine Treue!“ verſetzte ſie. — —

„So iſt's recht, Wendeline!“ rief Graf Sierra Blanca erfreut: „Du biſt meine verſtändige Tochter! Du weißt die edelſte Eigenſchaft des Mannes zu ſchätzen. Sie ſchließt die ſchönſten Tugenden ein.

Es gehört Energie in Glauben und Liebe dazu, um treu zu ſein.“

Dagobert wußte keineswegs genau, wie er über Wendeline denke, was er von ihr halte, ob ſie anziehend ob ſie abſtoßend ſei, ob aus der feſt geſchloſſenen, grünen Knospe ihres Weſens eine Centifolie in allem Reichthum ihrer Schönheit hervorbrechen werde, oder ob ſie etwas Erſtarrtes und Verkümmertes berge. Er hatte abwechſelnd das Alles ſchon gedacht, zuweilen mit Unmuth, zuweilen mit Bewunderung und um ſowohl dieſe wie jene zu mäßigen, hatte er zu ſich ſelbſt geſprochen: Was kümmert's dich! ein junges Mädchen in das man ſich auf vier Wochen des Landlebens verlieben könne, iſt ſie nicht — und das Uebrige geht mich nichts an. — Gleichwohl gelang es ihm nicht in freundlicher Gleichgültigkeit ihr gegenüber zu bleiben und zuweilen ertappte er ſich auf der Frage: Was würde ſie wohl antworten, wenn ich zu ihr ſpräche, Wendelchen, ich habe dich zu gern .... ſei die Meine! Und wenn ſie dann antwortete: Ich will es ſein — was würden ſie ſagen, die beiden Väter und die beiden Mütter? — Ohne Zweifel würden ſie ſagen, daß der Herr Geſandtſchafts-Attaché in Spe ein Narr ſei, ſich mit Heirathsgedanken zu beſchäftigen. In acht bis zehn Jahren wären ſie ihm geſtattet — und bis dahin ſei Wendeline längſt verheirathet.

Uebrigens ſei ja auch ihre Herkunft in den Augen ſeines Vaters ein unüberwindliches Hinderniß, und wie es mit ihrem Vermögen beſtellt ſei — wiſſe Niemand.

Und was dachte Wendeline über Dagobert? — Sie dachte mit einem Anflug von Wehmuth: Edles Gold, aber viel Schlacken der Welt .... ach, wie leid iſt mir die Freundſchaft mit dieſem Juden!

So kam die Abreiſe herbei. Tags zuvor ſaßen Dagobert und Wendeline am Flügel und nahmen eine vierhändige Pièce durch, die am Abend in möglichſter Vollkommenheit vorgetragen werden ſollte. Kaum war der letzte Akkord angeſchlagen, ſo erhob ſich Wendeline lebhaft und rief:

„Gott im Himmel! wie bin ich dieſes ewigen Muſizirens ſatt und wie freue ich mich auf Biarritz, wo der Atlantiſche Ocean Muſik macht.“

Sie ging durch den Speiſeſaal über die Freitreppe in den Garten. Dagobert folgte ihr, lachte herzlich und ſagte:

„Muſik gehört zu Bachheim. Wer ſie nicht liebt iſt hier übel daran.“

„O ich liebe ſie .... nur nicht immer und allzeit, und beſonders dann nicht, wenn mir andere Dinge im Sinn liegen.“

„Darf man dieſe anderen Dinge erfahren?“

„Es betrifft Sie!“ entgegnete Wendeline und ſah Dagobert ernſt an.

„Mich!“ rief er faſt erſchreckt: „in welcher Weiſe kann ich Ihnen im Sinne liegen?“

„Vor Jahren ſagten Sie mir einmal, wir wollten für einander beten; — darauf gaben wir uns die Hand und trennten uns. Jetzt haben wir uns wieder hier zuſammengefunden und ſind im Begriff uns abermals zu trennen. Ich habe bisher mein Wort gehalten. Kein Morgen kam und kein Abend ging — ohne ein Gebetchen für Sie. Aber was thaten Sie?“

„Wendeline, Sie beſchämen mich“ . . . . —

„Unſer Pactum iſt alſo aufgehoben,“ unterbrach ſie ihn.

„Sind Sie denn ſo egoiſtiſch, daß Sie nur Almoſen für Almoſen geben wollen? — Gewiß nicht! Warum wollen Sie denn mit einem übernatürlichen Almoſen kargen?“

„Das habe ich nicht geſagt. Ich wollte nur wiſſen, ob ich mich auf Ihre Zuſage verlaſſen könne.“

„Wie iſt es möglich ein Gewicht darauf zu legen, ob ich ſo oder anders an Sie denke!“ ſagte er unmuthig.

„Ob Sie ſo oder anders an mich denken — darauf kommt es mir nicht an. Aber ſehr viel, ob Sie vor Gott an mich denken.“

„Das ſind Gedanken, die aux Oiseaux herrſchen, Wendeline,“ antwortete Dagobert halb gerührt halb ſcherzend.

„Ich hatte ſie bevor ich dahin kam.“

„Und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß man auch ohne ſie ein gläubiger Chriſt ſein könne. Und das bin ich. Das Credo ſteht feſt in mir.“

Ein helles Freudenlicht ſtrahlte in ihrem Auge auf, dämpfte ſich aber etwas während ſie fragte:

„Und auch die Lehren die aus dem Credo fließen?“

„O Tochter Eva's! müſſen Sie denn Alles wiſſen?“

„Nicht Alles — aber das! denn wenn Sie ſich begnügen an das Credo zu glauben ohne ihm Einfluß auf Ihr Leben einzuräumen: ſo glauben Sie freilich — ob Sie aber ein gläubiger Chriſt ſind — weiß ich nicht.“

„Fragen Sie den Pfarrer Edelholt!“ rief Dagobert höchſt ungeduldig.

„Das ſoll geſchehen,“ ſprach ſie, und wendete ſich auf dem Abſatz um.

„Aber, Wendeline! es iſt ja gar nicht mit Ihnen zu leben, wenn Sie jedes Wort — wörtlich nehmen!“ rief er und ſtand wieder an ihrer Seite.

„Und wie ſoll ich es denn nehmen?“ fragte ſie befremdet: „in der Welt mag es unmöglich ſein — aber zwiſchen Freunden?“ . . . . —

„Wir ſind alſo doch Freunde?“

„O ja, ja!“ rief ſie lebhaft: „jedoch immer ſo, wie ich es verſtehe.“

„Nun wie iſt denn das?“ fragte er etwas ſpöttiſch: „Penſionatsfreundſchaften ſind weltberühmt durch ihre Tiefe und ihre Dauer.“

„So? .... das wußte ich nicht!“ ſagte ſie ehrlich: „ich komme ja erſt eben aus einem Penſionat.“

„Alſo wie nehmen Sie die Freundſchaft?“

„Wie etwas, womit ich mich für die Ewigkeit einrichte.“

„Oho, Wendeline! wie wollen Sie denn die Liebe, — ich meine die ausſchließliche Liebe für einen Gegenſtand, — nehmen?“

„Nicht anders! weshalb ſoll ich mich mit Gefühlen befaſſen, die mir unnütz ſind für's ewige Leben?“

„Wendeline,“ ſagte Dagobert mit einem Anflug von Wehmuth: „ich fürchte, Sie werden in der Welt nicht glücklich werden.“

„Ich brauche es nicht zu werden, denn ich bin es ſchon.“

Er blickte in die dunkle und doch ſo klare Tiefe ihres Auges und ſah, daß ſie mit voller Wahrhaftigkeit ſpreche.

„Beten Sie für mich!“ ſagte er leiſe.

Sie reichte ihm ſchweigend die Hand. Claudia erſchien oben am Fenſter ihres Zimmers und ſprach zu Wendeline herab:

„Liebes Kind, ein Theil unſerer Sommeranzüge geht direct nach Woodrich Caſtle. Komm' herauf und triff Deine Auswahl.“

Wendeline eilte in's Haus und ließ Dagobert in einem ſeltſamen Gemiſch von Empfindungen zurück. Ein Diener überbrachte ihm einen Brief, den ein Bote aus einem benachbarten Städtchen gebracht hatte, das nicht an der Eiſenbahn lag. „Von Ulmer!“ rief er überraſcht und erfreut, und gab die Antwort. Als er ſpäter der Geſellſchaft die Mittheilung machte, Ulmer ſei wieder aufgetaucht, fragte der alte Graf:

„Etwa aus dem Strudel der Philoſophie?“

„Ich weiß es nicht! er bittet mich nur, morgen ihn zu beſuchen.“

„Wie verkehrt, daß er nicht einfach zu uns kommt,“ ſagte Leocadie: „das iſt gewiß kein gutes Zeichen. Er will weder uns, noch den Pfarrer, noch ſeine Schweſter ſehen.“

„Iſt er wieder da, der gute Ulmer — nun das freut mich,“ ſagte Claudia: „Schade, daß er nicht früher gekommen iſt. Du hätteſt ihn hergeführt, Dagobert, und ich hätte ihn zur Rede geſtellt, daß er ſeine Studien ohne Bücher machte, denn er hat diejenigen nicht genommen, die ich ihm anbot und über die er ſich zu freuen ſchien.“

Am andern Morgen gab es einen ſchmerzlichen

Abſchied. Claudia verhehlte ſich nicht, daß es fraglich ſei, ob ſie ihren Vater im nächſten Sommer wiederfinden werde, und Wendeline, die mit der Zuverſicht der Jugend an keinen Tod dachte, fühlte wieder ihr Herz zerriſſen durch die Trennung von dem geliebten Bachheim. Sie zerfloß in Thränen; Claudia ſchwamm in Thränen; Leocadie weinte aus innigſtem Mitgefühl, Frau von Wildermut aus Rührung; und als der kleine Salvator dieſen großen und allgemeinen Schmerz ſah, brach er in ein lautes klägliches Geſchrei aus. Und ſo weinten ſie ſämmtlich ohne einen wirklichen Grund für ihre Thränen zu haben. Wie ſollte es werden, wenn dereinſt eine ernſtliche Veranlaſſung an ſie herantreten ſollte? Das ſchien auch der alte Graf zu denken, denn er ſagte ruhig:

„Faßt Euch jetzt; dankt dem lieben Gott für den ſchönen Sommer, den wir miteinander verlebt haben und bittet ihn, daß ſein heiliger Wille uns wieder zuſammenführe . . . . wenn nicht in Bachheim, ſo doch in ſeiner lieben ſchönen Ewigkeit.“

Das Evangelium aeternum.

Zur beſtimmten Stunde betrat Dagobert das höchſt beſcheidene Wirthshaus des Städtchens, wohin Ulmer ihn beſchieden hatte. Haſtig kam dieſer ihm entgegen und führte ihn in ein eben ſo beſcheidenes Stübchen. Da ergriff Dagobert Ulmers beide Hände, drückte und ſchüttelte ſie herzlich und ſagte:

„Endlich ſieht man Dich wieder, alter Freund! aber jetzt nehme ich Dich gleich mit mir nach Bachheim, wo man es ſehr übel aufnimmt, daß Du incognito in dieſer Gegend erſcheinſt.“

Während er ſprach und dabei Ulmer in's Auge faßte, kam ihm unwillkürlich der Gedanke, dieſer habe recht wohl gethan, hier im Wirthshaus zu bleiben, denn er war ganz weltlich und auffallend unkleidſam gekleidet, trug einen ungeheuern Backenbart, eine farbige Weſte und und machte den Eindruck, als ſei er im Maskenanzug. Ueberdas war ſein Blick — wild und zerſtreut.

„Es iſt mir unmöglich nach Bachheim zu kommen, ſo lange dort gewiſſe Vorurtheile herrſchen, von denen auch Du, wie ich fürchte, nicht ganz frei ſein wirſt," erwiederte Ulmer nicht ohne Verlegenheit.

„Haſt Du wirklich die Theologie für die Philoſophie aufgegeben, anſtatt ſie zu verbinden?" fragte Dagobert betroffen.

„Das gerade nicht."

„Von welchen Vorurtheilen ſprichſt Du denn .... ich kann Dich nicht verſtehen."

„Ich bin deutſchkatholiſch und verheirathet," ſagte Ulmer plötzlich entſchloſſen.

Dagobert prallte zurück und rief zürnend:

„Du biſt wahnſinnig geworden!"

„Hatte ich nicht Recht zu ſagen, auch Du hätteſt in dieſem Punkt Vorurtheile," entgegnete Ulmer mit großer Kälte.

Dagobert faßte ihn ſcharf in's Auge und ſagte noch immer im zweifelnden Ton:

„Wenn Du wirklich nicht den Verſtand verloren haſt, ſo ſprich frei und frank und ſage mir, wie biſt Du zu dieſer ſchauerlichen Apoſtaſie gekommen."

„Ich bin kein Apoſtat!" rief Ulmer: „ich habe mich von einer niedern Glaubensſtufe zu einer höheren erſchwungen."

„Dies geben alle Apoſtaten vor."

„Ich habe ein Recht es zu beanſpruchen, denn erſt nach vielen Kämpfen und mancher bittern innern Trübſal bin ich dahin gelangt.“

„Dahin .... nach all Deinen theologiſchen, philoſophiſchen und philologiſchen Studien! .... das iſt entſetzlich und ganz unwahrſcheinlich, denn die Wiſſenſchaften erleuchten den Verſtand.“

„Ganz richtig! ſie haben auch mir Licht gegeben! ſie zeigten mir, daß der nach Wahrheit hungernde Menſchengeiſt auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung verſchiedener Nahrung bedürfe, um zur Erkenntniß der vollen Wahrheit gekräftigt zu werden. Das Kind, der Landmann, der Handwerker, der Taglöhner, die ſchlichte Hausfrau, das junge Mädchen, kurz, die große Maſſe der Menſchen — ſie Alle können ſich nicht aus ſich ſelbſt zu dieſer Erkenntniß der Wahrheit erſchwingen; dafür beſitzen ſie die Gabe des Glaubens: ſie halten dasjenige für wahr, was ein Anderer ſie lehrt und was auch relativ — Wahrheit iſt; aber nicht abſolut. Alle Religionsformen umſchließen, die einen mehr, die andern minder, einen Kern von Wahrheit; doch keine Form hat ihn bisjetzt zu ſeiner vollſtändigen, beſeligenden Entwickelung gebracht. Wozu dienen aber religiöſe Dogmen, wozu philoſophiſche Syſteme, wenn ſie nicht der Menſchheit Erkenntniß der Vollkommenheit und das Verlangen geben ſich dieſelbe anzueignen. Ich ſage: der Menſchheit; denn das, was der einzelne Menſch erringt und erreicht, gibt nur für ſeine Begabung, nicht für die allgemeine, den Maßſtab. Trotz Dogmen und trotz Syſteme, iſt die Menſchheit unſerer Tage ſehr ungläubig und ſehr unwiſſend — beſonders die chriſtliche. Man muß dahin arbeiten die Maſſen für höhere Erkenntniß reif zu machen und das thut der katholiſche Prieſter nicht: er gibt ihr nur immer eine und dieſelbe unveränderlich vererbte Glaubenslehre und erhält ſie dadurch in einem ſolchen Zuſtand der Unmündigkeit, daß ſie wähnt, das Reich der höheren Offenbarung ſei abgeſchloſſen. Dieſer Wahn macht die katholiſche Kirche verhaßt. Alles im All der Welten hat Bewegung: die Geſtirne in ihrer Sphäre, das Würmchen im Staube, der Menſch in allen Phaſen ſeiner Entwickelung, die ganze Natur, das Meer, die Wolken — überall iſt Bewegung, Um- und Neubildung, Leben! nur nicht in der katholiſchen Kirche. Sie iſt todt, iſt verſteinert — wie ich Dir einſt auf Rolandseck ſagte — und dann wundert man ſich, wenn ſie für Viele zum Stein des Anſtoßes wird!! — Ich konnte nicht ihr Prieſter bleiben" . . . . —

„Und wurdeſt Anhänger einer kläglichen, geringen Secte," rief Dagobert mit Verachtung, „die auf Bierbänken docirt, deren Lehren ſich nicht über die Faſſungskraft der Standgäſte in den Schenken erheben und die gar nicht exiſtiren würde, wenn nicht ihre Anhänger dadurch ihr Leben friſteten, daß ſie vorkommenden Falles liberale, demokratiſche Politik treiben! Ulmer, ich faſſe das nicht!“

Ulmer gebot ihm mit der Hand Schweigen und fuhr fort ohne den Einwurf zu beachten:

„Konnte nicht ihr Prieſter bleiben! Für die Seelſorge hatte ich nie Intereſſe; das Lehrfach war meine Specialität und ein Lehrſtuhl der Theologie war vor Jahren mein höchſtes Ziel. Seitdem der Zweifel an mich heran trat und ich ſeine tauſend Fragen nicht löſen konnte, gab ich jenes Ziel auf und gedachte mich der Philoſophie zu widmen, immer mit dem Hinblick auf einen Lehrſtuhl. Um aber ein neues Syſtem zu gründen, dazu fehlt mir die Originalität des Geiſtes — und um ein Schellingianer, Hegelianer, Herbartianer zu werden, die Neigung. Hätte ich auf breitgetretenen Wegen gehen wollen, ſo durfte ich nur katholiſcher Prieſter bleiben. Wer in dem Syſtem der katholiſchen Glaubenslehre keine zweifelloſe Befriedigung findet, dem wird ſchwerlich ein philoſophiſches Syſtem genügen. So lebte ich zwei Jahre in Kämpfen, in Schwankungen, in Troſtloſigkeiten, in menſchen- und gottesfeindlicher Stimmung für die es keine Worte gibt, denn das Studium der Philologie, das ich früher nur als eine nothwendige Beigabe für das Lehrfach getrieben hatte, ſprach mich als Hauptſach nicht an. Dazu geſellte ſich die Frage: Kannſt und willſt du denn Katholik bleiben? kannſt und willſt du das glauben, was du Andern nicht als Glaubensſatzung lehren magſt? — Von all den Confeſſionen, die ſich ſeit dreihundert Jahren von der katholiſchen Kirche abzweigten, ſprach mich keine einzige an. Jene iſt wenigſtens ein verſteinerter Bau, der zu ſeiner Zeit ein wunderſchön gegliederter Organismus war. Dieſe waren zu ihrer Zeit Bruchſtücke und ſind jetzt Schutt- und Trümmerhaufen. Unmöglich mit ihnen mich zu befreunden! ich muß einen Glauben haben, welcher zukunftsgewiß iſt und endlich, endlich fand ich ihn.“

Dagobert ſtarrte ſeinen Freund an und begann wieder an deſſen geſundem Verſtande zu zweifeln. Doch Ulmer ließ ihn nicht zum Wort kommen und rief:

„Du ſtaunſt mit Recht! dieſe Lehre iſt ſeit mehr denn einem halben Jahrtauſend in der Welt, und die Welt kennt ſie nicht oder verhöhnt ſie. Es iſt das erhabene Wort, welches der große Ciſterzienſerabt Joachim de Flora mehr als Prophet denn als Lehrer ausgeſprochen hat: Es gibt drei große Weltzeiten, für jede der drei göttlichen Perſonen, eine: die des Vaters und die des Sohnes gehen vorüber; dann folgt die des heiligen Geiſtes und nun erſt tritt die vollkommene Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit ein. Wie auf das alte Teſtament das Evangelium Chriſti folgte, ſo wird auf das neue Teſtament, aus dem der Geiſt des Lebens bereits entwichen iſt, das höhere Geſetz des heiligen Geiſtes folgen — und das iſt das Evangelium aeternum. Begreifſt Du jetzt, daß ich kein Apoſtat bin?“

„Aber doch gewiß ein Ketzer, lieber Freund,“ entgegnete Dagobert ganz verblüfft, „denn Du weißt beſſer als ich, daß das Evangelium aeternum ſchon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von einem Papſt verdammt wurde.“

„Ja, Papſt Alexander IV. und die Univerſität Paris verdammten im Jahr 1255 das, was ſie die Joachimitiſchen Irrthümer nannten. Doch das macht mich nicht irre, Freund Dagobert. Im Gegentheil! ſie wehrten ſich mit den Waffen ihrer Zeit gegen einen — wenn auch unabſichtlichen Angriff — auf die Glaubenslehre, welche ſie vertraten und welche ſie für die richtige hielten. Das iſt in der Ordnung. Aber ihre Zeit iſt vorüber und ihre Waffen ſind morſch und das Evangelium aeternum iſt ein Phönix redivivus.“

„Wie Du mit dieſer myſtiſchen Auffaſſung vom Entwickelungsgang der Kirche aus einer Irrlehre des überſchwänglich phantaſiereichen Mittelalters in die proſaiſchſte aller materialiſtiſchen Secten gerathen biſt — das wird mir ein ewiges Räthſel bleiben," ſagte Dagobert noch immer ganz außer Faſſung.

„Vielleicht doch nicht," erwiederte Ulmer: „höre weiter. Krank an Körper und gebrochen im Geiſt ſchleppte ich mich in München und in Berlin umher, bevor ich das Licht fand, das mich aus meiner finſtern Höhle erlöſte und einem Tage und einer Höhe zuführte, die vor der Hand erſt am Horizont der geiſtigen Welt dämmern, für mich aber bereits in voller Klarheit beſtehen. Krank und gebrochen fühlte ich mich, weil ich nichts hatte wofür ich leben konnte: keinen Beruf, keinen Wirkungskreis, keine Thätigkeit, kein zuſagendes Studium, keine Freunde, keine Familie, keinen Umgang. Anfangs hatte ich jeden Umgang gemieden, um mich ganz den Studien zu widmen; ſpäter hatte mein Einſiedlerleben mich menſchenſcheu gemacht. Und doch hatte mich das Leben in Bachheim an Umgang gewöhnt, ſogar verwöhnt. Ich fand Niemand, dem ich mich mittheilen konnte; ein katholiſcher Prieſter, der nicht mehr Prieſter ſein will, iſt gleichſam in Acht und Aberacht verfallen — es ſei denn, daß er ſich zu einem Religionswechſel entſchließe und der, wie ich Dir ſagte, lag mir fern. Da fiel es mir im vorigen Sommer ein, mein Dachſtuben- und Bücherwurmleben an den Nagel zu hängen und einige Monate in der Natur in ländlicher Abgeſchiedenheit zuzubringen. Ich ging in das Rieſengebirg, deſſen Buchenwälder, rauſchende Bäche und friſche Wieſen mich erfriſchten, indem ſie meine überreizten Nerven kräftigten. Je ruhiger ich wurde durch dies Verſinken in das Naturleben, deſto mehr löſten ſich all' meine religiöſen Zweifel und Skrupel — und aus dem ewigen Werden der Natur ſchöpfte ich die Zuverſicht, daß eine göttliche Offenbarung unmöglich etwas Stagnirendes ſein könne, ſondern ſich fortſchreitend entwickeln müſſe, um die Menſchheit, die durſtig nach Fortſchritt iſt, auf den rechten Pfad zu leiten und ſie zu einer Entwickelung heranzubilden, welche bis jetzt keine Religion ihr gegeben hat. Chriſtus ſprach zu ſeinen Jüngern, er wolle ihnen den heiligen Geiſt ſenden, der ſie in alle Wahrheit einweihen werde; folglich hat Chriſtus ſelbſt noch nicht alle Wahrheit gelehrt, folglich iſt in der Religion des Kreuzes noch nicht der Menſchheit das letzte Wort geſagt und folglich kann keine andere, als die Religion des heiligen Geiſtes das Evangelium aeternum bringen, das — wie einſt die Menſchheit durch das Chriſtenthum aus dem Stand der Ungnade in den der Gnade verſetzt wurde — ſie dem Stand der Gnade entheben und in den der Vollkommenheit verſetzen wird. Die Ahnung dieſer Zukunftsreligion hat ſchon in unſerer Epoche ſich ausgedrückt — aber durch Mißgriffe. Da iſt das gemeine Mormonenthum, das nichts lehrt, als die niedrigſte Fleiſchlichkeit; da ſind die Irvingianer mit ihren Engeln, Apoſteln und Evangeliſten — Schattenbilder! weiter nichts! — Da ſind Proteſtanten, ich weiß nicht welcher Secte, die von einem künftigen Johanneiſchen Zeitalter des Chriſtenthums reden, was vielleicht ein Anklang oder ein verzerrtes Echo des Evangelium aeternum iſt. All dieſes Umhertappen beweiſt mir klar und ſicher, daß über einem ſolchen Chaos ein fiat lux erſchallen müſſe und werde.

„Mit dieſen und ähnlichen Gedanken zog ich im ſchleſiſchen Gebirg umher und hielt mich einige Zeit in einem kleinen Badeort auf, der mir ſehr gefiel und der eine Menge der ſchönſten Spaziergänge, theils nah und theils ferner bot. Ein Felſenweg, der unter düſtern Tannen längs eines Baches zu einer Bank in der Vertiefung des Felſens führte, zog mich an, denn von dieſem ziemlich hohen Punkt blickte man aus der Grotte und unter dem ſchwärzlichen Gezweig hinweg auf eine freundliche Landſchaft. Das paßte ganz für meine Stimmung. Als ich mich eines Morgens der Grotte nähere, vernehme ich darin eine Stimme. Wer da ſpreche konnte ich nicht ſehen, weil der Weg von der Seite zum Eingang führte. Ich ſtand ſtill und lauſchte, vernahm aber nichts mehr, glaubte mich getäuſcht zu haben, ging weiter und hörte nun als ich einen Schritt vom Eingang war eine weibliche Stimme, die wehmüthig Golo's Worte aus der „Genoveva" ſprach: „Dicht von Felſen eingeſchloſſen — Wo die ſtillen Bäche gehen — Wo die dunkeln Weiden ſproſſen — Wünſch' ich bald mein Grab zu ſeh'n."

„Ich bog um den Felſenvorſprung und ſtand in der Grotte. Auf der Bank ſaß eine Dame, die mich an die Frau Marquiſe Marialva erinnerte, denn ſie hatte dunkles Haar, ſchwarze Augen und ihr brauner Hut lag auf ihrem Schooß, — gerade ſo wie dieſe im Freien es zu halten pflegte. Die Dame rückte an das Ende der Bank, als wolle ſie mir auf derſelben Platz machen. Ich ſetzte mich und knüpfte an jene Verſe ein Geſpräch über Tieck an. Bald aber gingen meine Gedanken ihren gewöhnlichen Lauf und ich fragte ſie:

„Kennen Sie das Evangelium aeternum?"

„Meinen Sie das Ur-Evangelium von der Allmacht der großen Mutter Natur, welche das Rauſchen des Sturmes und das Murmeln des Baches, die Herrlichkeit des Firmamentes und der Schlag unſeres eigenen Herzens uns verkündet? .... Ja, das kenne ich!" ſprach ſie.

„Ich meinte freilich etwas ganz Anderes; allein ihre Antwort gefiel mir und ich entwickelte ihr meine Anſicht, meine Hoffnung. Sie ging zuerſt darauf ein, nach Frauenart begeiſtert für das Neue, das Ideale. Dann faßte ſie ſich und machte Einwürfe, was mir noch mehr gefiel als ihre Begeiſterung. Die Stunden flogen dahin im Austauſch der Gedanken. Ohne Verabredung fanden wir uns am andern Morgen wieder in der Grotte zuſammen, am dritten ebenfalls — und ſo blieb es wochenlang. Ich hatte einen verſtändnißvollen Geiſt in ihr gefunden: dieſe Anregung, die zugleich eine große Befriedigung mit ſich führte, that mir unendlich wohl und ich fühlte mich glücklicher, als ſeit Jahren. Es verſteht ſich, daß ich ſie ſpäter auch in ihrer Wohnung ſah und daß wir auch von anderen Dingen redeten; d. h. ſie that es. Sie war die Tochter eines proteſtantiſchen Paſtors, eines Rationaliſten. Ihre hochfliegende Seele verachtete den erdigen Rationalismus, und da ihr nichts Himmliſches zu lieben dargeboten wurde, ſo umfing ſie mit größter Leidenſchaft einen jungen Mann, der eine Beamtenſtelle geringen Ranges bekleidete. Da ſie etwas Vermögen beſaß, ſo heirathete ſie ihn. Er war Katholik, aber zu hochherzig und zu aufgeklärt, um ſich den zahlreichen menſchlichen Satzungen der katholiſchen Kirche zu fügen. Der Deutſchkatholizismus, der ohne alle Satzungen, nur durch ein Zuſammentreten edler, ſchöner Seelen aus allen Confeſſionen beſteht, ſagte ihm zu und folglich auch ihr. Da fanden ſie die Gewiſſensfreiheit, die ſchrankenloſe Forſcherfreiheit nach der beide ſtrebten. Dennoch wurde die arme Cordula höchſt unglücklich, denn ihr Gatte verlangte in jeder Beziehung eine ſchrankenloſe Freiheit zu genießen. Zum Glück ſtarb er nach drei Jahren und jetzt war ſie ſeit einem Jahr Wittwe. Das Alles erzählte ſie mir nach und nach, während ich ihr nur ſagte, ich hätte mich von Jugend auf den gelehrten Studien gewidmet und bis jetzt keine paſſende Anſtellung gefunden.

„Eines Tages verkündigte ſie mir, ihr Badeaufenthalt gehe zu Ende, wir müßten uns trennen. Ich erklärte ihr dagegen, ich ſei entſchloſſen mich in ihrer Geburtsſtadt anzuſiedeln, denn der Umgang mit ihr ſei mir zum Lebensbedürfniß geworden. Sie antwortete: es gehe auch ihr nicht anders; da ich aber noch jung ſei und ſie nicht eben alt, ſo müſſe eine Trennung eintreten oder eine Verehelichung; ſie ſage das ganz einfach, weil es unmöglich ſei in dieſer Weiſe in der Stadt zwiſchen ihren Bekannten fortzuleben und ſie könne es umſomehr ganz einfach ſagen, da ihr kleines Vermögen für die beſcheidenen Anſprüche von zwei Menſchen ausreiche. Zuerſt erſchrak ich, denn ich hatte nie gewünſcht mich zu verehelichen“ . . . . . —

„Und in dieſe Cordula verliebſt Du Dich genug, um Dein Unglück zu beſiegeln!“ rief Dagobert erzürnt und ſchmerzlich.

„Ich war ja nicht mehr geiſtlich,“ ſagte Ulmer gelaſſen — „und verliebte mich keineswegs! ihr Geiſt ſprach mich an.“

„Täuſche Dich doch nicht mit ſolchen Vorſpiegelungen! Du weißt recht gut, daß die Prieſterweihe den character indelebilis mit ſich bringt — genau wie die Taufe. Der Chriſt kann zum Islam ſich bekennen, zum Geſetz des Moyſes oder des Buddha, aber er iſt und bleibt getauft. So kann der Prieſter Ungeiſtliches thun und ſeinem Stande zuwider handeln und leben, aber er behält die geiſtliche Weihe.“

„Du ſprichſt vom katholiſchen Standpunkt aus, Freund Dagobert, ohne zu bedenken, daß ich ihn verlaſſen habe, verlaſſen mußte, weil ſeine Unvollkommenheit mir nicht länger geſtattete ihn zu behaupten. Der character indelebilis des Prieſters iſt eine ganz willkürliche Annahme der Kirche. Ich hatte längſt alle prieſterlichen Functionen aufgegeben; das Brevier — aus Mangel an Zeit; die Meſſe — aus Ueberdruß an meiner maßloſen Zerſtreuung. Was war denn noch geiſtlich an mir? — Nichts! Ein Prieſter muß Seelſorge haben. Die erſetzt ihm Weib und Kind, Familie, Freunde und Umgang. Die kann ſein Herz ausfüllen; die Wiſſenſchaft und das Studiren können es nicht, denn ſie wenden ſich nur an den Geiſt. Er muß Beides vereinigen. Ein Prieſter ohne Seelſorge iſt ein unglücklicher Menſch. Ich habe das Elend der Vereinzelung im vollen Maß kennen gelernt, — und weil ich davor zurückbebte, wurde ich Cordula's Gatte. Doch hielt ich mich zuvor für verpflichtet ihr mitzutheilen, daß ich die katholiſche Prieſterweihe empfing. Es machte ihr gar keinen Eindruck. Ein deutſchkatholiſcher Prediger ſegnete unſere Verbindung — und auf dieſe Weiſe bin ich mit der Secte in Berührung gekommen, für die ich übrigens nicht die mindeſte Sympathie habe und ſie für mich und meine Zwecke auch ganz unbrauchbar finde, denn ich habe noch keine Leute von ernſter Bildung, von gründlicher Wiſſenſchaft, von hervorragendem Geiſt unter ihnen gefunden. Cordula meint, daß ſie, um nicht für eine perfecte Heidin zu gelten, ſich zu ihnen halten wolle — und ich laſſe ſie gewähren. Jetzt aber ſind wir auf der Reiſe nach der Schweiz, dem Heerd des politiſchen Liberalismus, der auch dem religiöſen die Hand bieten wird, ſobald die Religion eine fortſchreitende iſt."

„Und was willſt Du dort beginnen?"

„Wir denken am Genfer See, dem Boden des Sectenweſens, ein Inſtitut zu gründen. Es ſcheint unmöglich, daß Eltern nicht erkennen ſollten, welcher Vortheil es iſt, wenn ihre Söhne außerhalb eines jeglichen Dogmenzwanges erzogen werden. Die jugendlichen Geiſter bleiben dann in aller Friſche, um die mächtige geiſtige Strömung zu erfaſſen, die aus dem unergründlich tiefen, übervollen Born der göttlichen Wahrheit hervorquillt, um das Angeſicht der Erde zu erneuern. In der Erziehung der Jugend finde ich meinen wahren Beruf, jetzt beſonders, da ich derſelben eine neue, begeiſternde Idee zu Grunde lege. Cordula wird das Hausweſen führen un durch ihre Talente die unſerer Zöglinge wecke und bilden. Sie ſingt ſehr ſchön und ſpielt di Guitarre.“

Dagobert dachte in ſeinem Sinn, dann müſſ Cordula uralt ſein, denn Leute unter fünfzig Jahren verſtänden heutzutage nicht die Guitarre zu ſpielen. Ulmer aber fuhr fort:

„Sie ſchreibt auch allerliebſte Verſe. Sie iſt ein wahre Dichterin.“

Auch das noch! ſeufzte Dagobert für ſich u athmete erſt wieder auf als Ulmer hinzufügte: „U dabei eine vortreffliche Hausfrau.“

„Biſt Du denn aber ganz ruhig in Deinem Gewiſſen, beſter Freund?“ fragte Dagobert.

„Wenigſtens ruhiger als in den entſetzlichen Jahren des Zweifels und des verzweiflungsvollen Suchens, als ich das innere Gleichgewicht verloren hatte und mich nicht mehr in Uebereinſtimmung mit meinem Beruf fühlte.“

„Glaubſt Du aber nicht, daß ſich mancher Geiſtliche in ähnlichen Schwankungen befunden — und dennoch ſich ermannt und hindurch gekämpft hat und ſeinem Beruf treu geblieben iſt?“

„Ich bleibe dem meinen treu und der iſt — Erziehung der Jugend,“ antwortete Ulmer empfindlich.

„Den könnteſt Du doch im geiſtlichen Stande vortrefflich erfüllen!“

„Von dem Augenblick an nicht mehr, als eine Idee, welche mit der katholiſchen Lehre nicht übereinſtimmt, mich erfaßt und begeiſtert hat.“

„Lieber beſter Freund, Deine Idee iſt eine ganz ſubjective Anſicht, welche Du vielleicht in einigen Jahren aufgeben wirſt; denn daß dieſes nicht geſchehen werde, dafür haſt Du nicht die mindeſte Bürgſchaft. Wäre es nicht ſicherer, Du ließeſt ſie ſchon jetzt fallen und ſtellteſt Dich wieder auf feſten katholiſchen Boden?“

„Es iſt zu ſpät!“ ſagte Ulmer mit einem traurigen Blick, der nicht zu ſeinem entſchiedenen Ton paßte.

Das bemerkte Dagobert und um ſo lebhafter beſtürmte er Ulmer mit Bitten und Vorſtellungen und beſchwor ihn nach Bachheim zu kommen, ſich in aller Ruhe, fern von jeder Aufregung, auf ſeine Pflicht zu beſinnen und dann die nöthigen Schritte zu thun, um ſich mit der Kirche auszuſöhnen.

„Es iſt mir unbegreiflich, daß Du Dich in der Zeit des Zwieſpaltes nie nach Bachheim gewendet, nie dem Pfarrer Edelholt oder meinem Vater oder meiner Schweſter — von mir will ich nicht reden! — Dich offenbart haſt!“ ſagte ſchließlich Dagobert: „Du hatteſt ja ſonſt viel Vertrauen zu Claudia.“

„Sie hat mich irre geführt!“ entgegnete Ulmer finſter.

„Claudia? .... Dich irre geführt? .... die ſtrengkatholiſche Claudia?“ rief Dagobert.

Ulmer faßte ſich und erwiederte:

„Sie iſt es hauptſächlich geweſen, die mir ein ausſchließliches Studium der Philoſophie anrieth. Pfarrer Edelholt war dagegen.“

„Alſo ein Grund mehr, der Dich hätte bewegen ſollen, Dich offen gegen meine Schweſter auszuſprechen.“

„Es wäre geſchehen .... darauf geb' ich Dir mein Wort! — bei der Marquiſe Marialva. Doch bei der Gräfin Sierra Blanca war es unmöglich!“ rief Ulmer mit Bitterkeit.

„Du hatteſt Unrecht, Freund! Claudia iſt und bleibt Claudia .... gleichviel ob Gräfin oder Marquiſe,“ antwortete Dagobert etwas befremdet.

Ulmers ſichtliche Erregung ließ ihn jedoch ahnen, daß es beſſer ſei dieſen Namen nicht zu nennen und er ſetzte hinzu: „Wie würde ſich Pfarrer Edelholt freuen, wenn ich Dich zu ihm führte.“

„Und Cordula? was ſoll aus ihr werden, Freund Dagobert?“

„Ach, Cordula! — Eine Perſon in vernünftigen Jahren, Wittwe eines Katholiken, Proteſtantin, Deutſchkatholikin, alſo kein Neuling weder in der Welt noch in den Religionslehren — die weiß recht gut, daß ein katholiſcher Geiſtlicher nicht friſchweg heirathen darf und daß eine ſolche Ehe vielleicht bürgerlich anerkannt, aber für ihn null und nichtig und gar keine Ehe iſt. Laß' ſie fahren, dieſe Cordula! ſie wird ſich faſſen“ . . . . —

Eine Tapetenthür öffnete ſich knarrend und herein trat Cordula, ein kleines ſchwarzes unſchönes Perſönchen, deſſen großer Kopf mit unruhigen dunkeln Augen unförmlich auf dem wespenartig zuſammengeſchnürten Körper ſaß. Uneingedenk des bibliſchen Spruches ſuchte ſie ihrer Leibeslänge durch möglichſt hohe Abſätze und möglichſt ſchleppende Gewänder ein Beträchtliches zuzuſetzen; aber ſie gaben ihr zugleich etwas ſehr Häßliches: einen wackelnden Gang. Jetzt wo ſie mit einer gewiſſen Hoheit auftreten wollte, nahm ſich der Contraſt drollig aus. Dagobert war im Stillen empört, daß dieſe chineſiſche Figur ſeiner ſchönen Schweſter ähnlich ſein ſollte. Er verbeugte ſich ſchweigend. Cordula ſagte ſtolz, indem ſie die Hand auf Ulmers Arm legte und Dagobert herausfordernd anblickte:

„Es iſt genug, Herr Graf! Sie haben meinen vortrefflichen Gatten hinreichend zur Pflichtvergeſſenheit mit ächtkatholiſchen Sophismen angeſpornt. Er hat männlich Widerſtand geleiſtet. Jetzt haben Sie es mit der ſchwerbeleidigten Gattin, die nur für ihren Gatten, aber nicht für Sie, Herr Graf, Cordula heißt — zu thun.“

„Behüte der Himmel! mit Damen breche ich keine Lanze,“ ſagte Dagobert lächelnd und ſich verbeugend: „Lebe wohl, alter Freund und komm' recht bald nach Bachheim,“ ſetzte er hinzu, drückte herzlich Ulmers Hand, verließ das Zimmer und fuhr von dannen.

„Wer hieß Dich eintreten!“ murrte Ulmer.

„Die maßloſe Inſolenz Deines Zöglings, den Du durchaus nicht in den gebührenden Schranken hielteſt,“ verſetzte Cordula mißmuthig.

„Wir redeten mit einander wie alte Freunde und unter vier Augen und ahnten nicht, daß uns ein fremdes — wenn nicht Augen- ſo doch Ohrenpaar belauſche,“ entgegnete Ulmer ſcharf.

„Ein fremdes . . . . Lorenz?“ fragte ſie zärtlich.

Aber Lorenz trommelte an den Fenſterſcheiben und murmelte:

„Fort iſt er! .... Ob ich ihn je wiederſehe?“

Gleichmäßig überraſcht, verſtimmt und geärgert ſprach Cordula bei ſich ſelbſt: Hier weht ungeſunde Luft! — und mit Faſſung ſagte ſie zu Ulmer, als ob nichts vorgefallen ſei:

„Es wird Zeit zum Aufbruch ſein, denn wir haben anderthalb Stunden bis zur Eiſenbahn und jede Minute iſt koſtbar, wenn man ein großes Ziel vor Augen hat .... ſo wie wir. Ich ſehne mich unausſprechlich nach der Schweiz, nicht wegen der berühmten Naturſchönheit, ſondern wegen der edlen Thätigkeit, welche ſich vor Dir aufthut und an welcher ich in fraulicher Weiſe beſcheiden Antheil nehmen werde.“

„Du haſt ganz Recht!“ verſetzte Ulmer, „und das Bewußtſein ein ſolches Ziel zu verfolgen iſt jedes Opfers werth.“

Groß war in Bachheim der Kummer über Dagoberts Bericht; am größten bei Pfarrer Edelholt. O der Unſelige! ſeufzte er für ſich: hätte er nie eine Marquiſe Marialva kennen gelernt, ſo wäre er nie an dieſe Cordula gerathen. Aus einer Verwirrung ſtürzte er in die andere, wollte nicht hören .... nicht verſtehen .... nicht umkehren .... und liegt jetzt im Abgrund.

Vier glückliche Ehen.

Unter Londons nebligem Novemberhimmel ſaß in dem wunderſchönen Zimmer eines wunderſchönen Hauſes eine wunderſchöne Frau. Alles was ſie umgab, Tapeten, Teppiche, Möbel, war von der ausgeſuchteſten — man könnte ſagen ängſtlicher Elegance. Alles war das Neueſte des Neuen. Jedes Stück, auch das geringſte, mußte mit den übrigen in vollkommenſter Uebereinſtimmung von Zeichnung, Farbe, Form und Styl ſein, und durfte durchaus nicht das Gepräge des Gebrauchs tragen, denn die Beſitzerin war reich genug, um in einer beſtändigen künſtlichen Frühlingsfriſche zu leben. Sie betrachtete das als einen kleinen Erſatz für das große Unglück, daß ſich die Natur nicht aus dem November in den Mai verwandeln ließ. Dieſe Frau war die fünfte Schweſter von Maximilian Illinger. Sie hieß Conſtance Frymar; ſie war ſehr jung und ſehr ſchön. Sie trug einen Morgenanzug von zarteſtem lilafarbenen Taft reich beſetzt mit Spitzen und Bändern.

Ihre feine Hautfarbe, ihr volles kaſtanienbraunes Haar waren ganz in Harmonie mit der weichen duftigen Schattirung des Anzugs. Ihr Auge war halb verdeckt von ungewöhnlich breiten Augenlidern und um den Mund ſchwebte ein lächelnder Zug, den man auf da Vinci's Gemälden findet — ein gewiſſes ſüßes, ſtehendes Lächeln, das in Verbindung mit dem halbverſchleierten Auge, dem Geſicht trotz Anmuth und Schönheit, einen leichten Ausdruck von Falſchheit gibt. Sie ſaß mit verſchränkten Armen einem großen Spiegel gegenüber, in welchem ſie ſich aufmerkſam von Kopf zu Fuß betrachtete. Wahrſcheinlich fand ſie im ganzen Zimmer nichts, was dem Blick lieblicher geweſen wäre — und darin hatte ſie ganz Recht. Zuweilen machte ſie eine leichte Bewegung der Hand, eine Wendung des Kopfes, immer mit dem Blick auf dem Spiegel, als wolle ſie prüfen ob dieſe Bewegungen kleidſam wären. Plötzlich war ſie ihrer Beobachtungen überdrüſſig. Sie warf ſich im Sopha zurück, breitete beide Arme aus und gähnte kräftig. Dann ſtand ſie auf und ging mit dem Ausdruck der tiefſten Langweile in das Nebengemach. Es war ein Rundbau, der einen reizenden Wintergarten umſchloß. Zwiſchen fremdländiſchen Pflanzen und ſeltenen Blumen, die in anmuthigen Gruppen zuſammengeſtellt waren, plätſcherte ein Springbrunnen in einem

Becken von grünlichem Marmor und wiegten ſich Aras und bunte Papageien in großen Ringen von Bronce. Mit demſelben unausſprechlich gelangweilten Blick überflog ſie dies zierliche Bruchſtück einer ſüdlichen Zone und ſprach halblaut vor ſich hin: Was fange ich nur an, um nicht zu ſterben vor Ueberdruß? — Auf einmal ſchien ein Gedanke ſie zu erfriſchen, denn ſie ſetzte neubelebt ihren Monolog fort: Ich will mich einmal wieder der Wohlthätigkeit widmen! .... Wie pflegte Madame St. Amand zu uns Penſionärinnen zu ſagen? Cela rafraichit le coeur — ſagte ſie. Und dann organiſirte ſie eine Lotterie oder eine fancy fare für eine arme Familie oder irgend einen wohlthätigen Zweck .... und das unterhielt uns ſehr .... ob es unſre Herzen erfriſchte, weiß ich nicht. Ich hatte damals noch kein verwelktes Herz: das weiß ich! .... Alſo ich will heute im großen Styl wohlthätig ſein — vielleicht erheitert mich das und nimmt mir die vernichtende Laſt des Lebens ab. — —

Sie ſchellte und befahl dem eintretenden Diener ihre Kammerfrau zu rufen. Dann drückte ſie ſich wieder in die Ecke des Sopha's dem großen Spiegel gegenüber und ſagte zu der eintretenden, verſtändig ausſehenden Kammerfrau:

„Juliette, haben ſich Perſonen gemeldet, die um Unterſtützung bitten? Ich meine nicht ſolche, die man mit einer kleinen Gabe entläßt und deren Zahl Legion iſt; ſondern ſolche, denen man durch eine größere Gabe wirklich helfen könnte. Ich bin gerade in der Stimmung um Wohlthaten zu üben.“

„Das iſt eine ſehr gute Stimmung, und wenn Madame ihre Wohlthat der armen Frau Wilkins zuwenden wollte, ſo wäre ſie gewiß gut angebracht.“

„Wer iſt die arme Frau Wilkins, Juliette?“

„Die Frau eines braven Schreibers, der ſich in einem Büreau halbtodt arbeiten wird und bereits halbblind gearbeitet hat um ſeine Familie zu ernähren, die jetzt wieder ſich vermehren ſoll durch das ſechſte Kind.“

„Warum ſetzen ſolche Leute mehr Kinder in die Welt, als ſie ernähren können! — Wer hat ſich weiter gemeldet, Juliette?“

„Die Figurantin der Oper, Miß Mirabella?“

„Miß Mirabella?“ rief Conſtance Frymar äußerſt theilnehmend: „die reizende Mirabella, die vor etwa drei Monaten um Unterſtützung bat und mit einem lieblichen Kinde von zwei Jahren, das von einem entarteten Vater verleugnet wird, bei mir war?“

„Ganz dieſelbe! Madame hatte damals die große Güte ſelbſt mit dieſer Perſon zu reden“ .... —

„Mit dieſer Perſon? — Juliette, dieſe Mirabella iſt ein wunderſchönes Geſchöpf, an der man den Reichthum der Naturgaben bewundern muß.“

„Ganz wohl, Madame! Miß Mirabella hat jetzt jenes niedliche Kind verloren; allein ſie wird es in einigen Monaten erſetzen und iſt hülflos und verlaſſen .... wie ſie ſagt.“

„Hülflos und verlaſſen .... das ſchöne Geſchöpf! der Mann muß ein Ungeheuer ſein, der ſie in ſolch Elend ſtürzte.“

„Madame ſind allzu gütig! .... ich möchte mir die Behauptung erlauben, daß ſie ganz frech ihrem Elend entgegen ging.“

„Frech? Juliette, Sie träumen! Mirabella mit den ſchwärmeriſchen blauen Augen — frech.“

„Madame müſſen nicht ungnädig werden, wenn ich behaupte, daß Comödiantinnen nach Belieben bald ſchwärmeriſche und bald freche Augen haben.“

„Ach Juliette! eine ſolche Schönheit und in ſolchen Verhältniſſen iſt der Verführung ganz erſchrecklich ausgeſetzt wenn ſie dürftig iſt. Ich will ihr die fünfzig Pfund zuwenden, die ich heute für Wohlthätigkeit beſtimmt habe.“

„O wenn Madame doch die Summe theilen und die Hälfte der Frau Wilkins zuwenden wollten! es wäre eine ſo große Hülfe für die armen braven Leute .... für die Frau, die unter der Laſt der

Sorgen, der Arbeit, der Beſchwerden faſt erliegt und doch nicht Muth und Gottvertrauen verliert."

„Langweilen Sie mich nicht mit Ihrem Gewinſel, Juliette! Ihre Frau Wilkins hat einen Mann, hat Kinder, hat Tugend und Frömmigkeit — folglich kann ſie ſchon einige Sorgen ertragen, während Mirabella von Verſuchungen umringt iſt, wenn ſie arm bleibt. Sie bekommt meine fünfzig Pfund."

„Wie Sie befehlen, Madame."

Juliette zog ſich zurück, um den Auftrag ihrer Herrin auszuführen; da rief ihr dieſe nach:

„Juliette! Sie können der Frau Wilkins ein Pfund ſchicken. Hören Sie .... ein Pfund! und fünfzig an die ſchöne unglückliche Mirabella." —

So! ſprach Conſtance zu ſich ſelbſt, nun bin ich wohlthätig geweſen. Ich habe nicht blos ein ſehr reiches Almoſen geſpendet — ich habe auch darüber nachgedacht, wie es am zweckmäßigſten zu vertheilen ſei. Spüre ich denn jetzt eine Herzenserfriſchung? — O nein! .... ich ſpüre nichts als vernichtende Langweile.

Die Thür öffnete ſich. Ein fünfzigjähriger Herr, gelblichen Angeſichts mit groben Zügen und ſchwarzem graugemiſchten Haar trat ein und ſprach:

„Guten Morgen, meine Liebe, wie befindeſt Du Dich."

Er bot ihr die Hand. Sie legte zwei Fingerſpitzen hinein und erwiederte mit unterdrücktem Gähnen:

„Ich langweile mich zu Tode.“

„Wie iſt das möglich?“ ſagte Herr Frymar kaltblütig: „Hier liegen Tagesblätter, Albums und Romane auf allen Tiſchen .... dort iſt der Wintergarten voll Blumen und Vögeln .... Deine Morgentoilette wird Dich gehörig beſchäftigt haben .... jetzt erwartet uns das Gabelfrühſtück“ .... —

„Und dennoch langweile ich mich trotz Papageien und Modejournal! es mag unerhört ſein, aber es iſt nun einmal ſo!“ unterbrach Conſtance ihren Gatten.

„Ich beklage es, meine Liebe, allein ich kann es nicht ändern. Es iſt ein Uebel, an welchem viele reiche Frauen leiden ſollen. Man pflegt zu ſagen die Männerwelt ſei blaſirt; mir ſcheint die Frauen unſrer Tage, die in Reichthum ſchwimmen, ſind es ebenſo ſehr. Dadurch wird man ſich ſelbſt und Andern im häuslichen Leben zur Laſt.

„Ich habe kein Leben in meiner Häuslichkeit.“

„Es iſt Deine Schuld, meine Liebe! Verſtändeſt Du Dich zu beſchäftigen, ſo würdeſt Du das nicht ſagen.“

„Aber womit ſoll ich mich beſchäftigen?“ rief Conſtance faſt weinend.

„Zähle Deine Servietten; laß Dir von der Beſchließerin ſagen, was in dem Inventar des Hauſes abgängig wird und erſetzt werden muß; führe im Garten neue Anlagen aus, erbaue eine Gloriette: all dieſe Dinge kannſt Du thun, denn Du haſt Zeit und Geld. Wenn Du ſie mit Deinen geſellſchaftlichen Pflichten und Unterhaltungen abwechſeln läßt, ſo wirſt Du nicht über Langweile klagen.“

Conſtance ſtarrte ihren Mann mit weitgeöffneten Augen an, als ob ſie ihn chineſiſch reden höre. Als er zu Ende war ſenkte ſie wieder ihre Augenlider und ſagte gleichgültig:

„Das Alles intereſſirt mich gar nicht. Ich finde keinen Geſchmack an Glorietten und Servietten.“

„Eine ſolche Trägheit iſt wirklich unerträglich!“ ſagte Herr Frymar mit einer ſolchen Härte in Blick und Ton, daß Conſtance heimlich erſchrack und nichts Beſſeres zu thun wußte, als ein Paar Thränen zu weinen, die ihr Mann ſelbſtverſtändlich gar nicht beachtete, ſondern nur mit Ungeduld fragte:

„Wo bleibt denn Floriane?“

Da ging auch ſchon die Thür auf und Floriane trat ein — ganz das Ebenbild ihrer Schweſter: daſſelbe hellkaſtanienbraune Haar, dieſelbe zarte Hautfarbe, daſſelbe ſchöne halbverdeckte goldbraune

Auge, daſſelbe ſüße falſche Lächeln: nur war ſie anderthalb Jahre jünger, größer und ſchlanker gewachſen und lebhafter von Ausdruck und Bewegungen. Sie trug einen Morgenanzug von roſenfarbenem Tafft, ohne Spitzen und Bänder, einfach wie es ſich für ein ſo junges Mädchen ziemt, aber dennoch ſuperelegant, wenn man bedachte, daß ſie in dieſem Anzug aus einer Lection kam.

„Guten Morgen, Floriane, wie befindeſt Du Dich?“ fragte ihr Schwager.

„Ich danke, ſehr gut! und Du?“ erwiederte ſie.

„Du kannſt doch wenigſtens ein vernünftiges Engliſch ſprechen und einen Guten-Morgen-Gruß anſtändig beantworten,“ ſagte ihr Schwager mißmuthig: „Deine Schweſter hat es noch nicht ſo weit gebracht, obſchon ſie ſeit ſechs Monaten hier iſt.“

„Ich lerne Alles leicht,“ entgegnete Floriane, während man ſich zum Gabelfrühſtück in's Speiſezimmer begab: „ich werde bald keinen Unterricht mehr nehmen in der Aquarell-Malerei; ich habe es ſo eben meiner Lehrerin angekündigt. Dafür aber will ich lernen auf Glas und auf Porzellan zu malen. Ich will ein ganzes Theeſervice malen .... auf jede Taſſe eine andere Blume und alle friſch nach der Natur .... und lauter Wieſenblumen. Gibt es hier zu Lande Wieſenblumen?“

„Wieſenblumen ſagſt Du, Floriane?“ verſetzte

Herr Frymar eilfertig eſſend wie Jemand, der keine Zeit zu verlieren hat: Fuchſien gibt es im Garten, Orchideen gibt es in den Treibhäuſern: die habe ich nennen hören. Ich kenne ſie nicht. Ob es aber Wieſenblumen gibt, das weiß ich nicht. Ich entſinne mich nicht jemals das Wort Wieſenblume gehört zu haben.“

„Die kleine Bellis perennis exiſtirt hier doch gewiß!“ verſicherte Floriane.

„Weißt Du ſogar lateiniſche Blumennamen?“ fragte Herr Frymar höchlichſt verwundert.

„Ja, mich freut die Botanik und es iſt ſehr nützlich, die botaniſchen Namen der Pflanzen zu kennen, denn daß die Bellis perennis auf deutſch Gänſeblümchen heißt, weiß ich; — wie aber auf engliſch — das weiß ich nicht.“

„Conſtance, meine Liebe, wie heißt das Blümchen mit dem idylliſchen deutſchen Namen auf engliſch?“ fragte Herr Frymar.

„Daisy,“ erwiederte Conſtance im ſchleppenden Ton. Es war das erſte Wort, das ſie bei Tiſch ſprach.

„Bei Gänſen fällt mir ein, daß Du Dir eine ſehr unterhaltende Beſchäftigung zulegen könnteſt,“ hub er etwas ſarkaſtiſch an: „nämlich einen Hühnerhof, meine Liebe.“

„Ja, einen Hühnerhof!“ rief Floriane in die Hände klatſchend: Bramaputra-, Cochinchina-, Calcutta- und Perlhühner! .... Dazu Pfauen und Tauben .... das wird reizend werden! ein Hühnerhof ſo ſchön wie der in Windſor, Conſtance! Iſt hier auch Platz für die Anlage? Laß uns das ſogleich unterſuchen.“

„Sieh', meine Liebe, welch' ein vortreffliches Beiſpiel gibt Dir Deine kleine Schweſter!“ ſagte Herr Frymar ſich vom Tiſche erhebend: „ſie beſchäftigt ſich in der liebenswürdigſten Weiſe mit Ausbildung kleiner Talente und mit leichten Studien. Sie iſt kein affröſer Blauſtrumpf und kein langweilender Automat. Sie intereſſirt ſich für das, was ſie umgibt und hat Freude daran, das, was fehlt, zu ſchaffen. Ich wünſchte Du bemühteſt Dich ihr ähnlich zu werden.“

Herr Frymar ſprach in ſeinem trockenſten Ton und ſeine kalten Blicke und unbewegten Züge milderten deſſen Eindruck nicht. Conſtance ſpürte eine kindiſche Furcht vor ihm und ſie ſchwieg. Floriane war verlegen auf Koſten ihrer Schweſter gelobt zu werden und ſchwieg auch.

„Nun Adieu!“ ſetzte Herr Frymar hinzu: „Was werdet Ihr bis zum Abend beginnen?“

„Ich weiß es nicht!“ ſtammelte Conſtance mit bebenden Lippen.

„Etwas, das uns ſehr unterhalten wird!“ rief Floriane.

Er ging. Kaum war Conſtance in ihrem Zimmer allein mit Floriane, ſo warf ſie ſich in leidenſchaftlicher Troſtloſigkeit auf den Sopha, drückte ihr Geſicht in die Polſter und weinte krampfhaft. Floriane ſetzte ſich bequem in einem Lehnſtuhl zurecht, nahm das neueſte Modejournal zur Hand und bekümmerte ſich gar nicht um die verzweiflungsvolle Schweſter. So war dieſe genöthigt ſich ohne weiteren Zuſpruch von ſelbſt zu faſſen. Sie richtete ſich nach einer Weile ganz erhitzt und ermattet auf, trat vor den Spiegel, ſtrich ein wenig ihr ſchönes Haar zurecht, goß aus einem Flacon wohlriechende Eſſenz auf ihr Taſchentuch, athmete den Arom ein und ſetzte ſich wieder auf ihren Lieblingsplatz dem Spiegel gegenüber in die Sophaecke.

Als ſie beruhigt und melancholiſch da ſaß, blickte Floriane vom Modejournal auf und ſagte:

„Conſtance, ich muß Dir erklären, daß ich Dich unerhört einfältig finde.“

Bei dieſem Compliment richtete ſich Conſtance ein wenig auf und erwiederte:

„Keine Impertinenz .... ich bitte recht ſehr.“

„Ich ſage das zu Deinem Beſten, Conſtance. Ich bin freilich noch ſehr jung. Was aber die Ehe betrifft .... die habe ich ſtudirt und gründlicher als die Botanik. Seit ſechs Jahren lebe ich abwechſelnd bei einer von unſern Schweſtern, weil die Floriane die jüngſte und der allgemeine Liebling iſt, den eine Jede gern bei ſich haben und zu ihrer Bildung beitragen möchte. Unſere Schweſtern ſind aber vier junge Frauen, die vier ſehr verſchiedene Ehegatten haben. Mir hat die Natur die Gabe der Beobachtung verliehen, die ſich durch den fortwährenden Wechſel meines Aufenthaltes und meiner Umgebung ſehr geſchärft hat. Ich habe nicht blos allerhand Künſte und Wiſſenſchaften betrieben, ſondern mich in der großen Kunſt geübt, wie man mit Männern umgehen müſſe, denn ich bin nächſtens ſechszehn Jahr alt und da wird es Zeit an eine Vermählung zu denken. Aber warum ſtarrſt Du mich ſo an, Conſtance."

„Weil Du ſprichſt als wärſt Du ſtatt ſechszehn — dreißig Jahr alt und weil ich mich erſt daran gewöhnen muß eine ſo altkluge junge Schweſter zu haben. Wir kennen uns ja erſt einigermaßen ſeit vier Wochen .... ſeitdem Du hier biſt."

„Das kommt von meinem Nomadenleben her! Du haſt ſeit dem Tode der Mutter in Deiner ſchrecklichen Pariſer Penſion geſeſſen und biſt regimentsweiſe gedrillt worden wie ein preußiſcher Soldat. Alles geſchah auf Commando und automatenmäßig in Deiner Erziehungscaſerne — deshalb biſt Du ein Automat geblieben, wie Dein Mann vorhin Dich nannte. Ich aber habe Dank dem Himmel! eine häusliche Erziehung bei unſern Schweſtern genoſſen und ſie hat mich klug und ſelbſtändig gemacht. So wie ich in ein Haus komme, ſuche ich mich mit allen Bewohnern deſſelben ganz allmälig auf den beſten Fuß zu ſtellen — und dann thue ich, was ich will: Alle werden es charmant finden. Du, aus Deiner Caſernenhaft entlaſſen, haſt nicht einmal verſtanden Dich mit Deinem Mann auf guten Fuß zu ſetzen. Kann man einfältiger ſein, da man ja doch ein halbes Jahrhundert mit ihm leben muß!"

„Ich nicht, Floriane! ich werde jung ſterben .... ich fürchte meinen Mann und kann ihn nicht leiden" .... ſeufzte Conſtance: dabei kann man unmöglich fünfzig Jahre leben."

„Du wirſt Dich an ihn gewöhnen, Conſtance! Schön iſt er nicht, auch nicht ſehr angenehm, ſondern trocken und kalt — er zählt ja auch ſchon ſeine Fünfzig. Allein er ſucht Dir das Leben bequem zu machen und iſt ſplendid. Dafür mußt Du ihm dankbar ſein — nicht aber ihn langweilen. O wie ſchwer hat es Feodora und wie benimmt ſie ſich!"

„Sprich! wie benimmt ſie ſich?" fragte Conſtance ſo geſpannt, daß ſie ihren Blick vom Spiegel auf Floriane richtete.

„Unſer guter Schwager in Wien iſt über die Maßen eigenwillig und herrſchbegierig," entgegnete Floriane, „und das iſt natürlich ſehr drückend für

Feodora, die auch ihren kleinen Willen hat. Das läßt ſie ſich aber nie merken. Ordnet ihr Mann irgend etwas an; beſtimmt er dieſes, verlangt er jenes: ſo läßt ſie ſich auf's Genaueſte ſagen, wie er es haben will — und dann führt ſie es ſo aus, wie es ihr gefällt. Darauf geht ſie zu ihrem Mann und ſpricht mit der größten Freundlichkeit: Jetzt iſt es arrangirt! hab' ich es genau getroffen, wie du es wünſchteſt? du Schatz! du Engel! — Oder ſie ſpricht: Schau'! ich hab' es nicht ganz genau ſo einrichten können, wie du es wünſchteſt. Es war dies und das dagegen und ich mußte es etwas anders machen .... was mich ſehr verdrießt. Vielleicht billigſt du es aber doch, du Schatz! du Engel! — Und durch dieſe Unterwürfigkeit, die ein Schild ihrer Freiheit iſt, bringt Feodora es dahin, daß ihr Schatz und Engel, wenn auch anfangs etwas polternd oder murrend, Alles gut heißt, was ſie thut. Feodora iſt mein Ideal einer klugen Gattin und ich bin ſehr froh, daß ich gerade bei ihr dies letzte Jahr verlebte."

„Und die übrigen Schweſtern .... wie benehmen ſie ſich mit ihren Männern?" fragte Conſtance.

„Mignonne hat es ſehr ſchwer: ihr Mann iſt geizig. Stelle Dir die Qual vor in Paris, in der eleganten Geſellſchaft, als Frau eines ſehr reichen Mannes zu leben, der geizig iſt! Mignonne macht natürlich Schulden und da ihr Mann zum Glück ſehr eitel iſt — weil er für ſchön gilt — ſo weiß ſie in günſtigen Augenblicken dermaßen durch ihre Schmeicheleien ihn zu bezaubern, daß er ihre Schulden bezahlt; — dann kann ſie neue machen.“

„Und Hermione?“

„Hermione beſiegt ihren Mann durch ſprechen. Sie ſpricht ſo lange, ſo viel, ſo immerfort, ſo beſtändig daſſelbe, daß er es endlich nicht mehr aushalten kann und ihr in der Sache nachgibt, die ihr am Herzen liegt. Dafür aber iſt ſie ſehr gefällig gegen ihn, wenn eine Sache ihr gleichgültig und ihm wichtig iſt. Zuletzt iſt noch Adaly. Die hat es gut, denn ihr Mann vergöttert ſie, trägt ſie auf Händen und iſt wie ein Bräutigam in ſie verliebt. Aber auch Adaly iſt klug und vorſichtig und widerſpricht nie ihrem Mann, ſucht nur ganz leiſe ſeinen Willen oder ſeine Anſicht oder was es ſei, umzubiegen. So leben Deine vier Schweſtern ganz vortrefflich in ihrer Ehe und es iſt unerhört, daß eine Illinger, die einen reichen Mann hat, ſich nicht in ihn zu ſchicken weiß.“

„Keine meiner Schweſtern hat bei ſiebzehn Jahren einen Fünfziger heirathen müſſen!“ ſeufzte Conſtance.

„Das iſt freilich hart und ich würde mich ſchwer dazu entſchließen,“ verſetzte Floriane; „allein es iſt nun einmal geſchehen, alſo ergib Dich darein und mache Dich nicht gefliſſentlich elend — und häßlich.“

„Häßlich!“ rief Conſtance dermaßen entſetzt, daß ſie ſich aus der Sophaecke erhob und vor den Spiegel hinſtellte.

„Ueble Laune gibt dem Munde, beſonders der Unterlippe, mit der Zeit den Ausdruck von mürriſcher Schlaffheit und Thränen röthen die Augenlider: dies hat mir Feodora geſagt, als ich ſie einmal ſehr bewunderte, daß ſie bei Zornausbrüchen ihres heftigen Mannes ſo freundlich bleibe, nie weine und nie übler Laune ſei. Und ich will nicht häßlich werden, ſetzte ſie hinzu, denn Schönheit iſt eine herrliche Naturgabe für eine Frau.“

„Und ich bin doch gewiß ſchön,“ ſagte Conſtance vor ihrem Spiegelbilde.

„Das biſt Du — folglich biſt Du doppelt ſtrafbar, wenn Du Dich Deinem Mann unerträglich machſt,“ verſetzte Floriane entſchieden.

Ein Diener unterbrach das Geſpräch, indem er ſeiner Herrin auf ſilbernem Teller einen Brief darreichte. Conſtance erbrach gleichgültig das Schreiben und las:

„Ich bitte Dich, liebe Conſtance, den Grafen „Dagobert von Wianden als den beſten, den liebens„würdigſten, den intimſten Freund Deines Bruders „zu empfangen und ihm, während ſeines Aufent-

„haltes in London, Dein Haus ſo angenehm zu „machen, wie das Haus ſeiner Eltern mir im Lauf „des Sommers war. Maximilian.“

„Hat ein Diener dieſen Brief gebracht?“ fragte Conſtance.

„Der Herr iſt vorgefahren.“

„Ich laſſe ihn bitten ſich herein zu bemühen.“

„Wer iſt es?“ fragte Floriane.

„Ein deutſcher Graf! da, lies!“ entgegnete Conſtance und warf der Schweſter den Brief zu: „Wenn Du hörſt, daß unſer Geſpräch ſchläfrig wird, ſo komm' herein,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie die Portieren zurückſchlug, und ihr Empfangzimmer betrat.

„Behüte der Himmel! für die Rolle bin ich zu gut!“ rief Floriane lachend, las Maximilian's Schreiben, ſetzte ſich mit dem neueſten franzöſiſchen Roman, den ſie auf dem Büchertiſch fand, an den Camin und vertiefte ſich in die Lectüre.

Dies ſchöne junge Mädchen hatte von der Jugend nur die liebliche äußere Hülle. In verkehrter Erziehung oder richtiger — ohne Erziehung war ſie aufgewachſen, als ein Spielzeug, eine Unterhaltung für ihre Schweſtern, jetzt in Wien, dann in Paris, dann in Berlin, zuletzt wieder in Wien. An Unterricht hatte es ihr nicht gefehlt, und bei ihrer leichten Faſſungskraft und ihrem guten Gedächtniß hatte ſie viel und mit Intereſſe gelernt. Ihre Schweſtern waren entzückt von dem kleinen ſchönen und klugen Geſchöpf, verzogen und verwöhnten es und dachten nicht an Bildung des Charakters. Floriane kam alle Paar Jahre in ein anderes Land und ein anderes Haus, in andere Umgebungen und unter andere Einflüſſe. Inſtinktmäßig, um nicht im Strom der wechſelnden Elemente unterzugehen, denen ſie ausgeſetzt war, ſammelte ſie ſich in ihrer Eigenart und wurde eine gründliche Egoiſtin, ganz bereit ſich zu ſchmiegen und zu biegen, aber nie ein edles Opfer zu bringen, um ihre Zwecke zu verfolgen und ihre Ziele zu erreichen. Ihr Ziel war übrigens kein anderes als das eines jeden Menſchenkindes: ſie wollte glücklich werden. Was ſie darunter verſtand war ihr ſelbſt nicht klar — ungefähr auch wie den meiſten Sterblichen. Nur Eines ſtand feſt in ihr: nie einen Banquier zu heirathen. Wenn man einen Vater, einen Bruder und fünf Schwäger Banquiers hat — die Vettern und Oheime ſind unzählbar! — ſo kennt man die Species und das iſt langweilig, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: es wird in dem weitläufigen Europa doch noch andere reiche Leute geben, als dieſe ewigen Banquiers . . . . und wenn nicht in Europa — in Amerika gewiß. — Da Niemand ihre Lectüre überwachte, ſo las ſie alle Romane, die ihre Schweſtern laſen und lernte die Sprache und die Irrwege der Leidenſchaften früher kennen als ſie dieſelben empfand.

So und ſo muß man folglich ſprechen, ſo und ſo ſich benehmen, wenn man in dieſem Fall oder in jener Situation Eindruck machen will: das war die Frucht ihrer pſychologiſchen Studien. Da ſie aber klug war, ſo brachte ſie nicht dieſe Studien zu plötzlicher ungeſchickter Anwendung, ſondern ſpeicherte ſie in ſich auf und vermehrte dieſen Schatz durch fortgeſetzte Lectüre, Beobachtung und Nachdenken. Woran hätte ſie auch ſonſt noch denken können? Sie kannte kein höheres Streben als das: von Welt und Menſchen möglichſt viel zu empfangen und ihnen möglichſt wenig zu geben. Ein Vorbild ſittlicher Vollkommenheit hatte ſie nicht, folglich hatte ſie auch kein Verlangen nach ihrer eigenen Vervollkommnung. Was ſie in Büchern davon las berührte ſie nicht; es war ihr allzu fremd, denn ihr Herz hatte nie für etwas Höheres geſchlagen. „In den Geſchichtswerken,“ ſo pflegte ſie zu ſagen, „leſe ich nie die Beſchreibung von Schlachten und in Romanen nie die Kämpfe um Ideale; beides iſt mir langweilig, weil es außerhalb meiner Sphäre liegt. Und meine Sphäre iſt die Praxis des Lebens.“ — Ihre Schweſter Feodora, die unterwürfigſte aller Gattinnen, hatte ihr geſagt:

„Floriane, es iſt Deine Beſtimmung Dich zu vermählen und Deinen Mann mit Grazie zu beherrſchen .... aber mit der größten Grazie, Kind.“

Mignonne hatte geſagt, indem ſie ihre unbezahlten Rechnungen bei Seite legte:

„Floriane, wenn Du verheirathet ſein wirſt, ſo ſtudire recht genau Deinen Mann und findeſt Du Fehler und Schwächen an ihm, ſo erzürne Dich nicht, ſondern benutze ſie zu Deinem Beſten .... das wird auch ſein Beſtes ſein.“

Hermione, die redefertige, hatte geſagt:

„Floriane! willſt Du in Dingen, welche Dir wichtig ſind, Deinen Willen durchſetzen, ſo mußt Du auch den Deines Mannes reſpectiren, mein Kind; d. h. ſcheint ihm eine Sache am Herzen zu liegen, die Dir gleichgültig iſt — und ſei ſie noch ſo verkehrt, noch ſo albern, noch ſo lächerlich: ſo mache ihm nicht die mindeſte Bemerkung darüber, ſondern laſſ' ſie geſchehen. Fällt ſie gut aus, ſo iſt es eben gut. Fällt ſie nicht gut aus, ſo läßt er Dir in Deinen Angelegenheiten um ſo eher freie Hand.“

Adaly hatte geſagt:

„Floriane, erhalte Deinen Mann verliebt. Das iſt die Hauptſache! Biſt Du dereinſt vermählt, ſo werde ich Dir einige gute Rathſchläge in dieſer Beziehung geben. Jetzt nützen ſie Dir noch nicht.“

Bei der fünften Schweſter ſtand die Sache anders. Conſtance war nicht im Stande Lehren zu geben; Floriane gab ſie ihr.

Inzwiſchen führte Dagobert mit Conſtance die gewöhnliche langweilige Unterhaltung des erſten Beſuchs. Conſtance beklagte ihn, gerade jetzt in der „dead season“, wo keine Seele in der Stadt, Alles auf dem Lande oder im Ausland auf Reiſen ſei — London zu beſuchen.

„Ich bin nur auf der Durchreiſe hier,“ verſetzte Dagobert: „ich gehe zu meinem Schwager auf's Land in Dorſetſhire und werde zur Eröffnung des Parlamentes zurückkehren und länger bleiben.“

„Alſo auch Sie gehen auf's Land! .... natürlich!“ ſeufzte Conſtance: „das Schloßleben in England wird in allen engliſchen Romanen ſo reizend beſchrieben, daß man ein Sonderling ſein muß, wie Herr Frymar es iſt, um es langweilig zu finden.“

„Kennen Sie es denn nur aus engliſchen Romanen?“ fragte Dagobert lächelnd.

„Gewiß! wie könnte ich anders. Seit dem Mai bin ich erſt verheirathet und bis vier Wochen vor meiner Vermählung war ich in einer Erziehungsanſtalt, denn ich war kaum ſiebzehn Jahr alt. Im Frühling und Sommer, während der season, iſt es reizend in London, ein wahrer Freudentumult .... Sie werden ihn erleben. Schade, daß er ſo kurz iſt. Im Auguſt wird es ſchon ſtiller, im September ſtill, im Oktober — todt! im November — begraben!!“

„Das klingt ja ſehr tragiſch!“ rief Dagobert;

„aber ich verſichere, daß dieſes Ihr Grab mir einen ſehr freundlichen Eindruck macht.“

„Nun ja .... das Alles iſt bequem und geſchmackvoll .... wir ſind ja reich! aber Tiſche und Stühle ſind keine Geſellſchaft und alle Leute von gutem Ton ſind jetzt auf dem Lande; — nur wir nicht! mein Mann mag weder jagen, noch fiſchen, noch reiten, noch tanzen, noch crocket ſpielen, noch irgend etwas von dem, was ſo unterhaltend in den allerliebſten Romanen beſchrieben wird. Er ſagt, er habe genug an der season. Da ich unmöglich während der dead season in London bleiben kann — denn das wäre allzu ſpießbürgerlich! — ſo ſitze ich denn hier in unſerm Landhauſe und langweile mich grenzenlos, während Herr Frymar täglich um zwei Uhr in die Stadt fährt, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen oder zu überwachen. Mein einziges Vergnügen beſteht darin, mit ein Paar wunderniedlichen iſabellfarbenen Ponies meine Schweſter Floriane ſpazieren zu fahren.“

„Iſt ſie hier, die kleine Floriane?“ fragte Dagobert.

„Die kleine Floriane?“ wiederholte Conſtance.

„Ja, Ihre jüngſte Schweſter, das Kind, von dem Maximilian mit großer Theilnahme ſprach.“

Conſtance ſtand auf, ſchlug den Thürvorhang zurück und ſprach lachend in ihr Zimmer hinein:

„Floriane, denke Dir, daß Maximilian von Dir geſprochen hat, wie von einem kleinen Kinde.“

„Von mir? .... zu wem?“ rief Floriane empört.

„Zu ſeinem Freunde, Graf Wianden,“ verſetzte Conſtance, während Floriane ſchon neben ihr im Empfangzimmer ſtand, um durch ihre Erſcheinung gegen männiglich zu behaupten, daß ſie des Verbrechens nicht mehr ſchuldig ſei, welches man ihr zur Laſt legen wollte.

Dagobert war ganz geblendet von dieſer ſeltenen, ja ſeltſamen Schönheit, die ihm bei Conſtance weniger auffallend ſchien wegen ihres matten, geiſtloſen Ausdrucks und ihrer kleinen gedrungenen Geſtalt; und als Floriane ſo plötzlich vor ihm erſchien, dachte er unwillkürlich: Nein! du biſt eine ſchöne böſe Fee und kein Kind.

„O wie hat Maximilian Sie verleumdet, mein Fräulein!“ rief er begütigend.

„Ich will nicht für etwas gelten, was ich nicht bin und nicht ſein mag,“ erwiederte Floriane: „die Kindheit iſt langweilig.“

„Das Leben iſt langweilig,“ ſetzte Conſtance hinzu.

„In einigen Monaten wird es ſchon wieder unterhaltend werden,“ ſagte Dagobert tröſtend: „und es iſt ſehr grauſam von Ihnen eine ſo ſchlechte Meinung vom ſpäteren Leben vor Fräulein Floriane zu äußern, da dieſe bereits die Kindheit langweilig findet, in welcher man doch kaum Zeit zur Langweile hat."

„Haben Sie ſich in Ihrer Kindheit ſehr amüſirt?" fragte Floriane.

„Das iſt nicht das Wort; — aber ich lebte entweder fröhlich in der Gegenwart oder, wenn ich für den Augenblick, nach Kinderart mit ihr zerfallen war, fröhlich in Plänen, Wünſchen und Hoffnungen, die ich ſämmtlich für leicht erfüllbar hielt."

„Iſt das auch jetzt noch der Fall?" fragte Floriane.

„Je nachdem ſie ſind! Bei manchen Wünſchen, eigenen und fremden, fällt mir jener verzauberte Baum ein, deſſen Früchte kaum reif waren, als ſie ſich in Vögel verwandelten, die von dannen flogen."

„Allerliebſt!" rief Floriane.

„Das verſtehe ich nicht!" ſagte Conſtance ganz ſchwerfällig.

„Kaum ſind unſere Wünſche erfüllt, unſere Pläne ausgeführt, ſo freuen ſie uns nicht mehr," erläuterte Dagobert.

„Und mein Mann! der mir vorſchlug, den Plan zur Anlage eines Hühnerhofes zu machen!" ſagte Conſtance höchſt ernſthaft: „die Anlage würde buchſtäblich davon fliegen."

„Doch nicht!" ſagte Floriane ebenſo ernſthaft: „der berühmte Hühnerhof der Königin Victoria in

Windſor und der unberühmte, aber eben ſo groß⸗artige unſerer Schweſter Feodora in Hietzing beſtehen beide ſeit Jahren in aller Schönheit.“

Wohin bin ich gerathen? ſprach Dagobert zu ſich ſelbſt; ſind denn dieſe beiden ſchönen Geſchöpfe die eine eben ſo albern wie die andere?

Da lachte Floriane hellauf und ſagte:

„Erzählen Sie uns etwas von Maximilian; — wir wollen die Hühner bei ihres Gleichen laſſen und bei unſers Gleichen bleiben! Wo und wann ſahen Sie ihn zuletzt? ich ſah ihn ſeit anderthalb Jahren nicht.“

Dagobert erzählte von Maximilians Aufenthalt in Bachheim, von den muſikaliſchen Abenden, von dem traulichen Leben bei ſeinen Eltern.

„Hatten Sie immer recht viel Beſuch, recht viel Zuhörer bei Ihren Concerten?“ fragte Conſtance mit unterdrücktem Gähnen.

„Gelegentlich kam ein Beſuch, ſei es ein Nachbar meiner Eltern, ſei es Jemand, der die Bäder der Umgegend brauchte; aber ein beſtändiger geſelliger Verkehr, ein ſtetes wechſelndes Gehen und Kommen findet bei uns nicht ſtatt. Mein Vater iſt ein Greis und hat keine Freude an geräuſchvollen Umgang.“

„Dann iſt aber das Landleben ſehr monoton und nicht ſo wie unſere Romane es beſchreiben,“ entgeg⸗

nete Conſtance; „dann muß Ihr Vaterhaus etwas Aehnlichkeit mit dieſem Hauſe haben.“

„Nicht die mindeſte! dort die größte Einfachheit, hier der größte Luxus.“

„Unſer Haus in der Stadt iſt viel prächtiger, viel luxuriöſer.“

„Zuweilen iſt in der Elegance, wie ich ſie hier ſehe, mehr Luxus als in der Pracht.“

„Meinen Sie?“ ſagte Conſtance zerſtreut.

Sobald ſie ein Wort hörte, das ſich über den unbeſtrittenen Satz: Zweimalzwei macht Vier erhob — ſo wußte ſie nichts zu erwiedern.

„Man muß ſich ſehr zufrieden in ſeinem Familienkreiſe fühlen, um das Leben, wie Sie es eben beſchrieben haben, auf die Dauer zu führen,“ nahm Floriane das Wort.

„Auf die Dauer würde ich es mir nicht wünſchen — wenigſtens jetzt noch nicht,“ verſetzte Dagobert: „mein Vater war über fünfzig Jahr alt und hatte halb Europa geſehen, als er ſich auf ſein Landgut zurückzog.“

„Und was man thut, wenn man über fünfzig Jahr alt iſt,“ rief Floriane, „das iſt ganz gleichgültig! das gilt nicht mehr für Leben.“

„Dieſe Aeußerung legt Zeugniß für Ihre Jugend ab, mein Fräulein!“ erwiederte Dagobert und gleichzeitig rief Conſtance:

„Nein, Floriane! das verbitte ich mir! Herr Frymar hat mich geheirathet als er zweiundfünfzig Jahre zählte; aber unſere Ehe gilt.“

„Gute Conſtance!“ entgegnete Floriane mitleidig, „es iſt mir nicht eingefallen zu ſagen: gilt nicht für Ehe. Ich habe geſagt: gilt nicht für Leben.“

„Aha!“ verſetzte Conſtance, als ob ſie jetzt den Unterſchied verſtehe.

Dagobert ſtand auf. Conſtance fragte:

„Würden Sie wohl einmal bei uns ſpeiſen, Herr Graf? Es iſt freilich nicht die Saiſon der Diner's“ . . . . —

„Aber auch nicht die des Verhungerns!“ rief Floriane lachend: „eſſen muß man allzeit, ſogar in der dead season.“

„Dieſer Anſicht ſtimme ich bei,“ ſagte Dagobert in demſelben Ton, „und auf ein feierliches Diner macht ohnehin der Freund Maximilians keinen Anſpruch in dieſem Hauſe.“

„Oh . . . Herr Graf! . . . oh!“ ſagte Conſtance verbindlich. — —

Wie ſchön und wie einfältig! dachte Dagobert, als er wieder im Wagen ſaß. Und dieſe Floriane! wie ſchön und . . . . nicht einfältig! . . . . Allein ſie iſt doch bei Weitem nicht ſo ſchön wie Wendeline. — —

Als die Schweſtern den Salon verließen, trat Conſtance ſogleich vor ihren Spiegel, zupfte an ihren Spitzen, ihren Schleifen, wendete den zierlichen Hals zur Rechten und zur Linken und ſagte:

„Floriane, Du weißt Dich gar nicht zu benehmen, Du ſprichſt immer mit ſpitzen Worten“ . . . . —

„Und Du immer mit ſtumpfen; ſo gleicht ſich das aus, Du Schatz! Du Engel!“ rief Floriane lachend, nahm das Buch worin ſie vorhin geleſen hatte und lief hinweg.

Nachdem der Spiegel ſie überzeugte, daß ſie noch immer dieſelbe ſchöne Conſtance im Morgenkleid von lilafarbenem Tafft mit Spitzen ſei, begab ſie ſich an den Büchertiſch und begann zu ſuchen und zu blättern. Endlich gelangte ſie zur Gewißheit. Schau', die Floriane! juſt das Buch hat ſie ſich herausgeſucht, das ich für mich ganz unten hingelegt hatte, weil es kein Buch für ſie iſt! ſprach Conſtance zu ſich ſelbſt: nun muß ich den zweiten Theil zuerſt leſen. Es iſt auch einerlei . . . . ich weiß im Voraus jeden Roman auswendig, denn das Ende vom Liede iſt immer: ſie heirathen; — oder ſie heirathen nicht. Das iſt der Inhalt eines jeden Roman's . . . . und da ich das ſo genau weiß, müßte ich eigentlich einen

Roman ſchreiben können — .... wenn ich nur den Anfang wüßte.

Am andern Tage kam Herr Frymar zu Dagobert und lud ihn ein in Chiswick zu ſpeiſen, ſo oft es ihm genehm ſei; er werde täglich ſein Couvert dort finden. Dagobert dankte verbindlich mit dem Vorſatz möglichſt wenig Gebrauch von der Einladung zu machen; allein er führte ihn nicht aus. Er fand keine einzige der Perſonen in London, an die er Empfehlungsſchreiben hatte; — es war Niemand da, von dem er ſich in einen eleganten Club hätte einführen laſſen können; — die großen Theater hatten ihren erſten Mitgliedern Urlaub gegeben; — die Novembernebel machten den Beſuch der Muſeen illuſoriſch; er nahm das in Augenſchein, was unabhängig von der Geſelligkeit und von der Jahreszeit Intereſſe darbietet: Weſtminſter und den Tower, die Docks und die Kuppel von St. Paul, die Bank und die Börſe — und war ganz froh, Abends in Chiswick zu ſpeiſen, da er in Herrn Frymar einen verſtändigen Mann fand, der ſein England gut kannte. Bei den ernſten Geſprächen der beiden Männer verhielt ſich Conſtance im Halbſchlaf, während Floriane aufmerkſam zuhörte. Das was ſie nicht verſtand, ließ ſie ſich am nächſten Morgen während des Frühſtücks von ihrem Schwager erklären; Conſtance blieb auch dabei ganz theilnahmlos. Dagobert fand es aber angenehm zwiſchen Herrn Frymar's unſchönen plumpen Angeſicht und der ſchläfrigen Schönheit ſeiner Frau, dem klugen Blick und dem denkenden Ausdruck Florianen's zu begegnen, die in ihrem verſtändigen Schweigen ungemein anziehend war, wegen des Contraſtes mit ihrer Jugend und ihrer Lebhaftigkeit. Sie hatte ſchnell bemerkt, daß eben dies weit mehr Eindruck auf Dagobert mache als ihr Geſpräch, und da er ein eleganter, angenehmer junger Mann, ſehr vornehm in Haltung und Manieren war, ſo verſtand es ſich von ſelbſt für Floriane, daß ſie ihm einen möglichſt guten Eindruck zu machen wünſchte. Sie hätte zuweilen wohl eine etwas weniger ernſte Unterhaltung gewünſcht; — aber ich lerne doch Manches dabei, dachte ſie im Stillen: und man muß immer zurückhaltend ſein, in keiner Weiſe ſich aufdrängen, ſich breit machen. Ich weiß nicht ob ich die gute Lehre gehört, geleſen oder erfunden habe: Man muß ſich biegen und ſchmiegen lernen; denn wer ſich ſelbſt beherrſcht — der beherrſcht die Welt.

Als Dagobert nach vierzehn Tagen Abſchied in Chiswick nahm, um zu ſeinem Schwager zu gehen, ſtaunte er über die Veränderung, die inzwiſchen mit Floriane vorgegangen war. Schöne böſe Fee hatte er ſie genannt, als er zum Erſtenmal ſie ſah. Schöne kluge Fee! nannte er ſie jetzt. Er bemerkte nicht, daß die Veränderung nicht mit ihr — ſondern mit ihm vorgegangen ſei.

Das Schloß am Meer.

In Woodrich Caſtle fand Dagobert es faſt eben ſo ſtill als in Chiswick, nur in anderer Weiſe. Graf Sierra Blanca erholte ſich mühſam von einer Lungenentzündung, die tödtlich zu werden drohte und deren Folgen es ſein konnten — und Claudia betrieb in aller Stille mit größtem Eifer alle Vorbereitungen zur Abreiſe. Die Aerzte hatten nämlich erklärt, Graf Sierra Blanca müſſe einige Jahre auf ſüdlichen Meeren unter ganz weichen Himmelsſtrichen zubringen, nach Weſtindien reiſen, nach Braſilien und über Madeira heimkehren, wenn die krankhafte Anlage überwunden ſei! Dann könne er noch lange Jahre in kräftiger Geſundheit leben. Reiche Leute haben in Krankheit den Vortheil, daß die Aerzte unerſchöpflich ſind in guten Rathſchlägen, um ſie aus der Heimath zu entfernen und ihnen die Veränderung als eine Hoffnung vorzuſtellen. Uebrigens hielt Niemand den Zuſtand des Grafen für hoffnungslos. Er zählte kaum ſechsundvierzig

Jahre, hatte von jeher eine vortreffliche Geſundheit gehabt und dies war nur eine heftige Erkältung, welche ſich auf das zarte Organ der Lungen geworfen hatte, als er bei Sturm und Regen einen ſcharfen Jagdritt machte.

Weder für ihn noch für Claudia hatte die Ausſicht auf eine lange Seereiſe etwas Erſchreckendes. Gewiß! der Aufenthalt in Woodrich Caſtle und in London wäre ihnen unter andern Umſtänden angenehmer geweſen; aber es war dem Grafen viel lieber in See — als nach Neapel oder Nizza zu gehen und dort von dem Treiben der Welt beläſtigt zu werden; und Claudia, die ihn mit jugendlicher Zärtlichkeit liebte, wäre bereitwillig mit ihm und ihren Kindern zum Nord- oder Südpol gereiſt. Nur der Gedanke an die lange Trennung von ihrem alten Vater betrübte ſie. Tieftraurig war nur Wendeline; allein ſie hatte es für eine große ſelbſtſüchtige Schwachheit gehalten ihren Schmerz zu äußern, da es ſich um eine Maßregel für die Geſundheit ihres Vaters handelte, an den ſie ſich mehr und mehr anſchloß. Aber dieſe furchtbar lange, weite Trennung von Bachheim, von Deutſchland, von Europa krampfte ihr Herz zuſammen. Junge Menſchen von tiefer Empfindung haben zuweilen dieſe grenzenloſe und namenloſe Liebe für die Heimat, die freilich im Jahrhundert der Eiſenbahnen, welche ſchon das Wiegenkind in fremde Regionen führt, immer ſeltener werden muß. Für Wendeline war und blieb die Heimat, Bachheim.

Als ſie Dagobert wiederſah füllte ſich ihr Auge mit Thränen.

„Wendeline, warum weinen Sie!“ rief er beſtürzt: „ſind Sie in Sorgen um Ihren Vater?“

„Mir iſt das Herz ſchwer,“ erwiederte ſie.

Dagobert ſuchte ſie zu zerſtreuen, ſprach von der großen intereſſanten Reiſe nach einem anderen Welttheil. Sie unterbrach ihn:

„Ach, dafür habe ich gar keinen Sinn! ich bin gar keine Cosmopolitin! Ein häusliches Leben — das iſt mein Leben! da fühle ich mich heimiſch, da kenne ich meine Pflichten, da habe ich meine Freuden.“

„Unterhalten Sie ſich nicht in der Geſellſchaft?“

„Ich kenne ſie zu wenig. Was ich in Biarritz davon ſah, kam mir ſchauſpieleriſch vor; und hier, wo es mir ungemein gefällt, hatten meine Eltern erſt eben angefangen Menſchen zu ſehen und einzuladen, als mein Vater erkrankte — und in Folge davon ſchickt man uns jetzt auf das weite Weltmeer hinaus.“

„Ich wollte, daß ich Sie begleiten könnte, Wendeline! mich würde es ſehr anziehen ganz fremde Völker und Länder zu ſehen und ich würde Ihnen ſo viel davon erzählen, bis Sie ſich auch dafür intereſſirten.“

„Das wäre denn freilich etwas Anderes!“ ſagte ſie lebhaft: „doch daran iſt ja gar nicht zu denken und es mögen abermals vier Jahre vergehen, bis wir wieder in Bachheim zuſammenkommen — wenn der Großvater dann noch lebt! Lebt er aber nicht mehr, ſo ſind Sie Herr zu Bachheim, und ob meine Eltern dann noch ſich dort aufhalten werden — wer weiß das! Sie laſſen ſich gewiß nicht dort nieder.“

„Gewiß nicht!“ betheuerte er: „ich muß in der Welt meinen Weg machen.“

„Die Welt! ja, was iſt denn das: die Welt, daß ſie für Viele einen ſolchen Zauber hat?“ fragte Wendeline ſinnend.

„Das iſt leichter zu fragen, als zu beantworten!“ rief Dagobert: „die Welt iſt das Geſammtbild der Zeit, in welcher der Menſch lebt. Die Welt ſtellt alle geiſtigen, ſittlichen, politiſchen, geſellſchaftlichen Strömungen und Beſtrebungen dar, welche in der Zeit lebendig ſind. Zugleich iſt ſie auch die Arena, in welcher die Vertreter jener Beſtrebungen, alſo viele Millionen Menſchen, einen Wettlauf halten, um ihr Ziel zu erreichen. Ehrgeiz, Vergnügungsſucht, Golddurſt, Herrſchbegier, ſind das Ziel und der Sporn der großen Maſſe; die kleinere behält das Ziel der Pflichterfüllung im Auge und läßt ſich nicht von dem allgemeinen Tumult betäuben, wenn ſie ihn auch mitmacht. Sie will dem Nebenmenſchen nützlich ſein, will dem Recht und der Ordnung dienen, will edle Gedanken verbreiten und pflegen, will den Sinn wach halten für höhere Intereſſen als die des Vergnügens, will die öffentlichen Verhältniſſe und die allgemeinen Zuſtände in einer Weiſe lenken und überwachen, welche den Staaten zum Heil und den Nationen zum Segen wird. Das Alles und noch viel mehr iſt die Welt, und wer in ihr wirken will, muß ſie kennen. Dann umſchließt ſie noch ein Etwas, das man die große Welt nennt, und das iſt der geſellſchaftliche Verkehr derjenigen Menſchen, die durch Rang und Stand, durch Vermögen, Einfluß, Genie, Talente, großen Namen, eine hervorragende Stellung einnehmen, und den Ton der geſelligen Beziehungen für diejenigen angeben, die ſich ihren Kreiſen nähern. Und auch dieſe große Welt muß man kennen, weil ſie die Spitze, der Gipfel iſt, welche die Weltzeit hervortreibt.“

„Haben Sie die Seelenſtärke, Dagobert, um durch dieſes Labyrinth von Leidenſchaften und Beſtrebungen ſich zu winden, ohne Ihr Ziel aus den Augen zu verlieren, den höheren Intereſſen der Menſchheit zu nützen und zu dienen?“ fragte Wendeline, die ihm ſehr aufmerkſam zugehört hatte, mit tiefem Ernſt.

„Ich muß ſie gewinnen! gerade in dieſem Kampf bildet ſich der Charakter, erhalten die Ueberzeugungen ihre Feſtigkeit.“

„Oder gehen ſie zu Grunde,“ ſetzte Wendeline hinzu.

Er ſchwieg, weil ihm unwillkürlich Ulmer einfiel, welcher in dem Stück Welt, das ſein Lebensſchifflein zu durchſegeln hatte, elend an Klippen geſcheitert war; — und weil ihm andere junge Leute einfielen, die ebenſo gefährlich ſchifften, denn ſie nannten ihren Unglauben — geiſtigen Fortſchritt und die ſittliche Verblendung, die er unausweichlich nach ſich zieht — freiere Erkenntniß. Ich aber halte meinen Glauben feſt! ſprach er beruhigend zu ſich ſelbſt: und damit behalte ich den Ariadnesfaden in der Hand, der mich aus jedem Labyrinth ſicher zurückführt. — An dieſen Gedanken klammerte er ſich an.

Er war vor ſeiner Abreiſe bei Herrn Illinger sen. geweſen und hatte mit demſelben ſeine finanzielle Lage beſprochen. Dadurch erfuhr Herr Illinger, daß Bachheim ganz ſchuldenfrei und mit keiner Hypothek belaſtet ſei. Bachheim grenzte an Hellau, hätte eine ſchöne Abrundung des Beſitzes abgegeben und dadurch die Verwaltungskoſten für Hellau gemindert; Herr Illinger behielt den Ankauf von

Bachheim im Auge. Er hatte zu Dagobert geſagt:

„Es iſt wahrhaft bewunderungswürdig, Herr Graf, daß Sie bei der Ausſicht auf ein ſo hübſches, ſchuldenfreies Gut, pünktlich Ihr Budget inne zu halten ſuchen, das für einen jungen Herrn Ihres Namens und in Ihren Verhältniſſen — knapp zu nennen iſt. Maximilian braucht dreimal ſo viel.“

„Maximilian hat einen reichen Vater,“ verſetzte Dagobert: „der meine iſt es nicht.“

„Wie!“ rief Herr Illinger entrüſtet: „er hat ein ſchuldenfreies Gut, das circa einmalhunderttauſend Gulden werth iſt und aus dem man, wenn man es parcellirt, wenigſtens das Doppelte durch Verkauf herausbringt — und ein ſolcher ſicherer und freier Beſitz ſoll kein Reichthum ſein! . . . . So ſind die jungen Herren! Millionen! Millionen! nur Millionäre ſind reiche Leute! ſprechen ſie.“

„Auf jeden Fall ſind Sie reicher als mein Vater, Herr Illinger.“

„Ob ich jedem meiner ſieben Kinder ein Vermögen von zweimalhunderttauſend Gulden hinterlaſſen werde, iſt fraglich, Herr Graf.“

„Sie taxiren Bachheim noch einmal ſo hoch als es werth iſt, Herr Illinger.“

„Nicht doch! die Parcellirung ergibt immer das Doppelte.“

„Ich denke aber nicht daran das uralte Familiengut nach dem Ableben meines Vaters weder im Ganzen noch in Parcellen zu verkaufen, Herr Illinger.“

„Begreiflich, Herr Graf! ſehr begreiflich!“ ſagte Herr Illinger lächelnd: „Sie müſſen mir aber ſchon erlauben den reellen Werth des Grund und Bodens in's Auge zu faſſen, wenn auch bei der gegenwärtigen, gewiß ſehr patriarchaliſchen Verwaltung Bachheims, der Ertrag nur den Werth eines Capitals von hunderttauſend Gulden repräſentirt.“

Dagobert war ungemein erfreut über dieſe Erklärung, doch ohne es zu äußern. Allein Herr Illinger bemerkte es dennoch und war ſeinerſeits erfreut. Dann fragte Dagobert, ob man mit einigen tauſend Gulden Speculationen unternehmen könne.

„Gewiß! und ſehr rentable!“ rief Herr Illinger mit Eifer.

„Ich bitte, wie fängt man das an?“ fragte Dagobert geſpannt.

„Man eröffnet ein Tabaksgeſchäft; der Cigarrenhandel iſt in Flor wie kein anderer.“

„Sie mißverſtehen mich, Herr Illinger!“ unterbrach ihn Dagobert: „ich meinte Speculation in Staatspapieren, in Eiſenbahn- oder Bankactien.“

„Allerdings, Herr Graf! wer es verſteht kann mit tauſend Gulden unter günſtigen Conjuncturen glücklich ſpeculiren. Soll Ihre Frage aber den Sinn haben, daß Sie ſpeculiren möchten, ſo kann ich dazu nicht rathen; denn Sie müßten ſich doch immer auf einen Banquier oder Geſchäftsmann verlaſſen, dem Sie Ihr unbedingtes Vertrauen ſchenken — und das hat in Geldſachen ſeine Bedenken, denn wenn ein ſolcher Mann unglücklich ſpeculirt, was auch dem feinſten begegnen kann: ſo werden Sie ihn als den Urheber Ihres Verluſtes betrachten. Die eigentliche Speculation, den Handel mit Werthpapieren, muß man perſönlich betreiben und Glück und Unglück auf die eigene Kappe nehmen. Wer das mit gutem Erfolg thun will, muß ſich aber dem Geſchäft widmen — ausgenommen den Fall, daß er Staatsminiſter oder Miniſter des Auswärtigen ſei. Iſt er das, ſo lenkt er die Geſchicke der Nationen und ſpielt nebenbei mit brillantem Erfolg an der Börſe. Haben Sie es dereinſt ſo weit gebracht, dann dürfen Sie getroſt Ihre Speculationen machen."

Dagobert kam endlich mit Herrn Illinger dahin überein, daß er das Capital, welches ſein Vater ihm bei ſeiner Abreiſe übergeben hatte, dem Banquier einzahlte und ſich von demſelben einen Creditbrief geben ließ, der auf die Hälfte der Summe lautete; die andere Hälfte ſollte mit zwei Prozent verzinſt werden. Dagobert fand das ſehr niedrig. Herr Illinger zuckte die Achſeln und verſicherte, er könne das Geld nicht höher verwerthen, da er es ja jeden Augenblick zu Dagoberts Verfügung halten müſſe.

„Jeden Augenblick! Herr Illinger, was fällt Ihnen ein!“ rief Dagobert: „mit meinem Creditbrief hoffe ich ein Paar Jahre auszureichen.“

„Deſto beſſer für Sie, Herr Graf! allein Sie hoffen es nur; folglich bleibt mein Riſico daſſelbe.“

Dagobert mußte ſich mit dieſer Einrichtung zufrieden geben. Er nahm ſich feſt vor bei ſeinem Entſchluß zu bleiben und ſein Capital auf die nächſten ſechs Jahre zu vertheilen. Dann freilich müſſe ihm eine Anſtellung mit einem anſtändigen Gehalt zu Theil geworden ſein. Aber in ſechs Jahren konnte Manches vorfallen, was ſeine pecuniäre Lage verbeſſerte, z. B. eine reiche Heirath. Dieſe lag ihm beſtändig im Sinn, doch nie ſo, daß er ſie mit einem gleichgültigen Herzen, nur um des Vermögens willen, hätte ſchließen mögen. Ueberdachte er die Reihe der jungen Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, ſo fand er von Mimi Hellſtätt bis auf Floriane Illinger nicht eine einzige, mit welcher er ſich getraut hätte die Wanderung durch's Leben anzutreten, ausgenommen mit der einen — mit Wendeline. Claudia fragte ihn einmal im vertraulichen Zwiegeſpräch, ob ſein Herz ganz ungerührt geblieben — da es in ſeinem Alter gewöhnlich ſehr empfänglich ſei.

„Bis jetzt habe ich es nie weiter als zu einem flüchtigen Wohlgefallen gebracht,“ entgegnete Dagobert: „und das mag zum Theil ſeinen Grund darin haben, daß mir die Rechte noch nicht begegnete; zum Theil rührt es daher, daß ich mich nicht kopflos verlieben, mich keiner blinden Leidenſchaft hingeben will.“

„Ein ſehr guter Vorſatz!“ rief Claudia.

„Es werden Jahre verſtreichen bevor ich an die Ehe denken kann. Dann bin ich hoffentlich meiner ſelbſt ſicher genug, um eine Wahl zu treffen, die mein Herz befriedigt und meinen Wünſchen bezüglich des Vermögens entſpricht.“

„Reiche Heirathen ſind doch nicht etwas ganz Gewöhnliches, das ſich nach Belieben erreichen läßt,“ erwiederte Claudia; „beſonders dann nicht, wenn auch das Herz ſeine Befriedigung begehrt und wenn die Verhältniſſe — ich meine Stand und Name, paſſen ſollen.“

„Auf das Letztere lege ich geringen Werth. Ein reiner Stammbaum iſt heutzutage ohne den mindeſten Einfluß auf meine Stellung in der Welt. Ja, hier in England fragt Niemand nach zweiunddreißig oder ſechszehn Ahnen, und hier iſt doch noch eine Ariſtokratie alter vornehmer, d. h. hiſtoriſcher Familien, die durch die Pairie eine Körperſchaft bildet und politiſches Gewicht und Anſehen hat. Das deutſche ſechszehn-Ahnen-Weſen zerbröckelt, und ich will es wahrlich nicht für meine Perſon zuſammenkleiſtern.“

„Wenn das unſer Vater hörte, Dagobert!“

„Ich rede in ſeiner Gegenwart nie über dieſen Punkt, denn ich will nicht den Greis betrüben; allein ebenſowenig kann und will ich meine Anſicht ändern. Doch ſage mir, Claudia und vergib mir die Frage — hat Wendeline ein bedeutendes Vermögen zu erwarten?“

„Ich glaube — ja; denn ihr Vater hat ſie legitimiren laſſen,“ verſetzte Claudia beklommen wie immer, wenn eine Erinnerung an Wendelinens Herkunft auftauchte.

„Denn Du mußt wiſſen, Claudia,“ fuhr er fort, „daß Wendeline ein Mädchen iſt, dem ich mein Lebensglück anvertrauen und das ich lieben könnte, wenn“ . . . . —

„Wenn ſie Dich liebte,“ ergänzte Claudia.

„Das auch . . . . aber Du kennſt meine zweite Bedingung.“

„So jung und ſchon ſo berechnend, Dagobert!“

„Vergib mir! ich muß es ja ſein, Claudia, denn ich bin arm und bin in Verhältniſſe geſtellt und für ſie gebildet, die mich zwingen mit reichen Leuten auf gleichem Fuß zu leben. Ich muß in der Gegenwart rechnen und für die Zukunft berechnen.“

„Verrechne Dich nur nicht, Dagobert,“ ſagte Claudia ernſt: „was Wendelinens Charakter betrifft, ſo ſiehſt Du richtig, denn ſie iſt treu und zuverläſſig. Was ihr Vermögen betrifft, ſo weiß ich nur, daß mein Mann ihr ein bedeutendes Erbe und eine glänzende Mitgift zudenkt.“

„Und was meinſt Du, Claudia? wie würde unſer Vater Wendeline als Schwiegertochter aufnehmen — wegen ihrer Herkunft?“

Eine Purpurröthe flog über Claudia’s Antlitz und ſie erwiederte befangen:

„Lieber Dagobert, es ſcheint mir unnütz eine ſo ganz unreife Sache ernſt zu überlegen. Wendeline iſt kein junges Mädchen, das unbedingt über ſich verfügen ließe, und ſo wenig ich die Geſinnung unſeres Vaters auszuſprechen mich getraue, ſo wenig kenne ich die ihren und die meines Mannes.“

„Wendeline macht mir einen ganz eigenthümlichen Eindruck,“ ſagte Dagobert: „ſie entzückt mich nicht, ſie bezaubert mich nicht, ſie hat nichts Hinreißendes“ . . . . —

„Nun, aber!“ . . . — rief Claudia ungeduldig.

„Aber ſie führt mich in mich ſelbſt zurück und ich kann bei ihr nicht auf der Oberfläche bleiben. Sie iſt wahr — und daher iſt ſie tief. Die reizende, blendende Fee Floriane Illinger, von der ich Dir erzählt habe, verhält ſich zu ihr, wie eine zauberhafte Theaterdecoration zur freien einfachen Natur.“

„Hüte Dich, Dagobert! eine Fee bezaubert und Du kehrſt in ihren Bereich zurück, während das Naturkind für Dich verſchwindet.“

„Sei ruhig, Claudia! wenn ich nach London zurückkehre, ſo begebe ich mich in das große geſellſchaftliche Gewühl und ſehe manches Weib, deſſen Schönheit mit Floriane wetteifert. Ich hätte aber ſehr gewünſcht mit Euch in London zu ſein und dieſe große Reiſe, für Euch ſo traurig, iſt es auch für mich. Euer Haus wäre mein Hafen geweſen; Eure Kenntniß von Menſchen, Verhältniſſen und Zuſtänden — mein Compaß; Euer Rath — mein Steuerruder. Ohne etwas von dem Allen werde ich ziemlich hülflos auf hoher See treiben.“

„Und wir, mein Gott!“ ſeufzte Claudia, „welche ſorgenſchwere Zeit liegt vor uns! wie unberechenbar iſt für uns Alles und Jedes! . . . . die Zeit, die Geſundheit, die Heimkehr, der dauernde Erfolg. Das Herz möchte zerſpringen, wenn ich an die lange Trennung von unſerem Vater — vielleicht auf immer — denke, und nur das Verſenken in die Gegenwart und an die nächſte Pflicht, die mich auf's Engſte an Mann und Kinder anſchließt, tröſtet mich. Ueberdas ſehe ich Wendelinens Kampf und Kummer!

Kaum betritt ſie das Vaterhaus, kaum beginnt ſie ſich einzuwohnen, ſich heimiſch und zufrieden zu fühlen: ſo wird ſie herausgeriſſen und in alle fünf Welttheile geſchickt! Sie überwindet ſich, und veredelt ſich durch dieſe Ueberwindung; es thut mir aber dennoch weh, daß die junge Pflanze wieder von dem heimatlichen Boden abgelöſt wird. Es ſcheint, der liebe Gott wolle ihren feſten Charakter recht geſchmeidig machen, damit ſie zwei entgegengeſetzte gute Eigenſchaften in ſich verbinde. Feſt und unterwürfig zugleich, Dagobert — das iſt ſelten bei einer Frau.“

Ihm that der Aufenthalt in Woodrich Caſtle ſehr wohl. Hier war nichts von dem unſinnigen Luxus, den Conſtance Frymar in ihrem Landhauſe liebte. Die Einrichtung, der Lebenszuſchnitt, die Gewohnheiten ſtimmten überein und waren ſtattlich und würdig, wie es ſich für Menſchen ziemt, die ihren Reichthum von den Vätern geerbt haben und auf Kinder und Enkel vererben wollen. Sie wollten nicht vor Anderen damit prahlen; ſie wollten auch nicht ſich ſelbſt beſtändig daran erinnern, indem ſie jede Laune befriedigten. Das gefiel ihm ungemein! es hatte etwas Edles, etwas Unabhängiges. So zu leben, das wäre mein Ideal! Alles vollauf und Nichts übertrieben! ſprach Dagobert zu ſich ſelbſt, umwogt von den Wölkchen der feinſten

Cigarren, die Graf Sierra Blanca bei ſeinem Lungenleiden nicht rauchen durfte und dem Schwager geſchenkt hatte. Durch dieſe Wolken hindurch ſah Dagobert aber auch, wie wenig der Reichthum gegen die gewöhnlichen Trauerſchickſale des Lebens ſchützt. Der reiche Mann war erkrankt wie der ärmſten Einer. Die reiche Frau ſchwebte in Angſt und Gram um ihn. Das reiche junge Mädchen war gefeſſelt an des Vaters Krankenlager. Statt in der lieben Heimat den Verlauf der Krankheit, ſtatt Geneſung oder Tod am traulichen eigenen Heerd unter dem ſicheren eigenen Dach zu erwarten, wurde die ganze Familie auf's Ungewiſſe in die weite Ferne geſchickt. — — Das Alles war freilich traurig. Aber es gehört zum menſchlichen Leben, dachte ſchließlich Dagobert: und es iſt und bleibt angenehmer reich zu ſein, als arm . . . . und arm iſt Jeder, der weniger beſitzt als er zu ſeiner Exiſtenz bedarf, ſo daß es tauſend Stufen oder Schattirungen der Armuth gibt.

Claudia war faſt immer bei ihrem Mann, der ihre Geſellſchaft jeder andern vorzog und nur auf Stunden Wendeline rufen ließ. So kam es, daß Dagobert und Wendeline ſehr viel zuſammen waren. Sie machten Muſik, ſie laſen, ſie machten weite Spaziergänge am Meeresſtrand, über welchem der Felſen aufſtieg, der Woodrich Caſtle mit Zinnen und Thürmen trug; Wendeline verſuchte ſich in Reitübungen unter Dagoberts Anleitung. Sie waren jung, und mit der Beweglichkeit des jugendlichen Sinnes gewöhnten ſie ſich an den Zuſtand des Grafen und wußten auch ihn zu erheitern und Claudia's Sorgen zu zerſtreuen. Dagobert aber fühlte ſich mehr und mehr durch Wendeline gefeſſelt; — nicht bezaubert noch geblendet, ſondern wohlthuend beherrſcht. Ihre Schönheit war nicht von der Art, die vorzugsweiſe dem Auge ſchmeichelt. Ihrer klarer ruhiger Blick, ihre reine Stirn, der Zug von Güte und Wohlwollen ihres Mundes, verriethen auch dem ungeſchärfteſten Blick den keuſchen Frieden ihrer Seele, ihren geraden Sinn, ihr treues Herz. Wurde durch irgend eine Anregung ihr Gefühl bewegt, ſo ſprach es ſich mit einer tiefen, doch nicht ſtürmiſchen Energie aus, mit einer Energie, die bis an die Grenze der Weiblichkeit ſtreifte, doch ohne ſie zu überſchreiten und die ihrem ganzen Weſen den Ausdruck von friſcher Kraft und ungeſuchter Eigenthümlichkeit gab. Als Dagobert einmal ganz beſonders von dieſem Eindruck erfüllt war, rief er:

„Wiſſen Sie, Wendeline, daß Sie ein herrliches Geſchöpf Gottes ſind?"

„Ein Geſchöpf Gottes bin ich — doch ohne jenes Beiwort," verſetzte ſie in ihrer gelaſſenen Weiſe:

„Herrlich iſt nur der Menſch, der Gott verherrlicht und davon bin ich weit entfernt.“

„Meinen Sie, daß man Gott nur durch große Thaten verherrlicht?“

„Nein, Dagobert! aber durch große Tugenden.“

„Sie haben immer Recht, Wendeline! Wenn ich nun aber ſage: dieſe Tugenden ſind in Ihnen und warten nur auf den Augenblick, der ihrer Entfaltung günſtig iſt — was antworten Sie dann?“

„Daß ich mich nicht auf Ihre Prophezeihung verlaſſen möchte,“ entgegnete ſie lächelnd: „wir wollen uns aber nicht länger mit Weiſſagen beſchäftigen, ſondern den letzten Geſang des „Corſar“ leſen. Iſt es Ihnen recht?“

„Ganz recht! das paßt ſo gut zu der ganzen Scenerie. Das Meer, die brandenden Wellen, der Sturm, die ängſtlich flatternden und ſchreienden Möven, dies lebendige Seebild ſehen wir aus dieſem Erkerfenſter, ſo daß wir uns vorſtellen können bei Medora im Thurm zu ſein und ihre Angſt um Conrad zu theilen.“

„Wir wollen ſehen wie weit ich es darin bringe,“ ſagte Wendeline, ſetzte ſich im Erkerfenſter zu einer Handarbeit nieder und hörte aufmerkſam der Vorleſung des letzten Geſanges zu. Als Dagobert zu Ende war, rief ſie:

„Es klingt wunderſchön wie ein leidenſchaftlich bewegter Satz aus einer Beethoven'ſchen Symphonie."

„Sind Sie gar nicht gerührt, gar nicht ergriffen durch Medora's Tod?" fragte er.

„Nein!" erwiederte ſie ehrlich.

„Sie ſind wirklich etwas proſaiſch, Wendeline."

„Das kommt daher, weil ich vom Lande bin."

„Ich bin auch vom Lande; . . . . aber Medora entzückt mich dennoch und ihr Tod iſt mein Ideal von ächt weiblicher Liebe."

„Dies finde ich ſtark! binnen drei Tagen ſoll man ſich aus bloßer Angſt um Sie zu Tode ängſtigen!" Sie lachte hellauf.

Auch Dagobert lachte, weil Wendeline die hochromantiſche Situation auf den kahlen Boden der Wirklichkeit geſtellt hatte, ſagte aber doch:

„Ich bleibe dabei: Sie ſind proſaiſch."

„Kann ſein! allein ich bin wahr und kann mich nicht für etwas begeiſtern, das ich nicht verſtehe."

„Ihre Sache wird noch ſchlimmer! iſt es denn möglich, daß Sie nicht den Schmerz um einen geliebten Menſchen bis auf den höchſten Grad geſteigert verſtehen ſollten?"

„Ich verſtehe ihn anders, Dagobert."

„Und wie verſtehen Sie ihn?"

„Ich faſſe den Schmerz, auch den allerſchärfſten, immer auf als ein Kreuz aus der Hand Gottes, als einen Dorn aus jener Dornenkrone, die zu unſerer Erlöſung und Heiligung einſt auf Golgatha getragen wurde — und davon iſt bei Medora's Schmerz keine Rede. Ich kann alſo nicht recht mit ihr ſympathiſiren.“

Dagobert ſchaute tief in Wendelinens Auge und ſagte bewegt:

„Es iſt nicht wahr, was ich geſagt habe: Sie ſind nicht proſaiſch.“

„Wenigſtens hab' auch ich gerade in dieſem Punkt mein Ideal.“

„Und das iſt?“

„Wie Ritter Henning von Steinberg vor die Carthaus reitet, ſeinen Falken fliegen läßt und ſpricht: Flieg' hin Luſt und Freude der Welt! fortan will ich Gott und der Jungfrau Maria dienen. — Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte ſie lebhaft.

„Ich ſage, daß unſere Ideale eine gemeinſame Schattenſeite haben: es wird für mich keine Medora ſterben und es wird für Sie kein Henning von Steinberg Carthäuſer werden.“

„O Dagobert, was reden Sie da! Nicht in Andern ſuche ich meine Ideale. In mir ſelbſt möchte ich ſie verwirklichen.“

„Der Mann iſt ein Glücklicher, den Sie einſt lieben werden, Wendeline!“ ſagte er langſam nach einer Pauſe.

„Man ſpricht ſo leichthin von Glück und von Liebe,“ ſagte ſie: „das gefällt mir gar nicht! es ſind ernſte Dinge, die man nicht oberflächlich auffaſſen ſollte.“

„Das thue ich wahrlich nicht!“ rief Dagobert: „ich möchte mich verſenken in Glück und Liebe.“

„Was nennen Sie — Glück?“

„Einen Beſitz und einen Zuſtand, der mich für Zeit und Ewigkeit befriedigt.“

„Gibt es ſo etwas auf Erden?“

„Ich ſuche es und hoffe es .... und ich würde glauben es gefunden zu haben, wenn Sie“ .... — —

„Wenn ich eine Medora wäre!“ unterbrach ſie ihn haſtig: „und das bin ich nicht. Aber der Sturm hat ſich gelegt und die Ebbe tritt ein. Wir wollen den günſtigen Augenblick benutzen zu einem Spazierritt auf dem feuchten Sande des Ufers. Ich kleide mich geſchwind um. Bitte, laſſen Sie die Pferde ſatteln.“

In dieſem traulichen Verkehr lebten Dagobert und Wendeline, verſtrichen Tage und Wochen. Er hatte einen Ausflug nach den großen Fabrikſtädten beabſichtigt und nach den großen Hafenplätzen. Es unterblieb. Claudia bat ihn bis zu ihrer Abreiſe in Woodrich Caſtle zu bleiben und er folgte freudig ihrer Einladung. Mitte Dezember wollte man aufbrechen; — da erklärte Graf Sierra Blanca das

Weihnachts- und Neujahrsfeſt zu Hauſe feiern und im Januar die Reiſe antreten zu wollen. Das vernahmen Dagobert und Wendeline mit Freuden.

„O lieber Vater!" rief ſie, „könnte ich Dir nur ausdrücken wie ich mich von Tag zu Tage heimiſcher hier fühle! faſt möchte ich ſagen heimiſcher als in Bachheim."

Sie wußte wie ſehr eine ſolche Aeußerung den Grafen erfreute; aber nicht deßhalb, ſondern weil ſie wirklich das empfand was ſie ſagte, ſprach ſie ſich ſo lebhaft aus. Dagobert begann zu denken, daß ihm ein Leben ohne Wendeline fortan unerträglich ſein werde und daß er ſich die Hoffnung auf ihren dereinſtigen Beſitz ſichern müſſe. Das werde ihm neuen Eifer geben, um ſich für ſeine Laufbahn auszubilden und zugleich ihm Schranken ſetzen gegen Einflüſſe von der Seite der Welt, deren Gefahren ihm nicht unbekannt waren. In einer traulichen Stunde eröffnete er ſich ſeiner Schweſter. Claudia liebte Dagobert mit einem mütterlichen Herzen und ſah, daß gerade eine Frau wie Wendeline mit ihrer Feſtigkeit und Pflichttreue paſſend für ihn ſei; allein ſie ſah auch die Schwierigkeiten, die ihr Vater erheben werde; — und was ihr Mann in ſeinem kranken Zuſtand, was Wendeline ſelbſt dazu ſagen werde — dies war ihr nicht klar.

„Lieber Dagobert," ſagte ſie endlich, „laß die

Sache ruhen bis nach unſerer Heimkehr. Wendeline iſt jetzt erſt achtzehn Jahr alt und Du zählſt fünf Jahre mehr. Schaut Euch Beide etwas in der Welt um, bevor Ihr Euch für's Leben bindet. Es iſt nicht gut — ich weiß es aus Erfahrung — ſich an die erſte Erſcheinung zu feſſeln, die uns entgegentritt. Wendeline muß ihre freie Wahl haben. Sie hatte aber bis jetzt keine Gelegenheit junge Männer anders, als ganz flüchtig zu ſehen und folglich könnte von einer wirklichen Wahl jetzt noch gar nicht die Rede ſein, da Du der Erſte und der Einzige biſt, der ihr näher kam.“

„Nicht doch, Claudia! ſie hat mit Maximilian wochenlang im Familienkreiſe gelebt.“

„Das iſt freilich Einer! allein es iſt gerade ein Solcher, bei dem an keine Verbindung zu denken iſt.“

„Und da ſoll ich gelaſſen abwarten, ob ihr etwa ein Portugieſe oder ein Engländer, ein Braſilier oder ein Peruaner beſſer gefällt als ich! Das würde ſicher nicht der Fall ſein, wenn ich mir zuvor den Beſitz ihres Herzens geſichert hätte .... und daß ich dies nicht verſuchte, geſchah theils — weil ich die An- und Abſichten der beiden Elternpaare nicht kannte und theils, weil mir Wendeline über die Maßen imponirt.“

„Das iſt ſchön von Dir, Dagobert!“ rief Claudia gerührt: „dieſe Ehrfurcht vor den Eltern, dieſe hohe

Achtung vor Wendelinen's jungfräulichem Seelenfrieden, ehrt Dich ſelbſt“ .... — —

„Wohlan, Claudia! Du gibſt mir Muth, um mich offen gegen Wendeline auszuſprechen. Ich ertrage nicht länger die Unbeſtimmtheit. Sie ſoll entſcheiden. Gibt ſie mir Hoffnung, ſo bin ich bereit jahrelang auf die volle Erfüllung meiner Wünſche zu warten. Gibt ſie mir keine Hoffnung, ſo weiß ich wenigſtens mein Schickſal ſogleich und ſchwebe nicht in Ungewißheit, bis Ihr aus der andern Hemiſphäre heimkehrt.“

„Ich kann Dich nicht zum Stillſchweigen verpflichten, Dagobert, und ich kann nicht Wendelinen's Ohr verſchließen,“ ſagte Claudia niedergeſchlagen: „allein ich habe kein Vertrauen zu einem glücklichen Ende bei Deinem Verfahren. Solch' ein langer Brautſtand iſt nicht ungefährlich. In zwei, drei Jahren entwickelt ſich der Charakter junger Perſonen zuweilen ganz anders als man erwartet hat. Oder der eine Theil macht Fortſchritte und der andere bleibt ſtehen, ſo daß die ſympathiſchen Berührungen aufhören.“

„Liebſte Claudia, dies Alles kann auch in der Ehe eintreten und wird ertragen.“

„Ja! vermittelſt der Gnade des Sacramentes und weil es nach dem Bündniß unvermeidlich iſt die Laſt zu tragen, die man auf ſich nahm.“

„Je mehr Schwierigkeiten Du mir entgegenſtellſt, deſto geneigter fühle ich mich ſie zu überwinden.“

„Auch den Widerſtand unſeres Vaters?“

„Vor der Hand würde ich darüber ſchweigen, und wer kann wiſſen, wie viel Tage dem Greiſe noch zugemeſſen ſind.“

Was konnte Claudia noch ſagen, da jedes abmahnende Wort Dagobert in ſeinem Entſchluß beſtärkte, wie das bei jungen Leuten faſt immer zu geſchehen pflegt. Dennoch führte er ihn nicht auf der Stelle aus. Es war in Wendeline ein Gemiſch von Ernſt und von kindlicher Unbefangenheit, das ihn vor dem Gedanken zittern machte, daß ſie Nein! ſagen könne und daß dann das anmuthige Verhältniß, in welchem er jetzt zu ihr ſtand, für immer verſtört ſei. Oft ſchwebte eine Erklärung auf ſeinen Lippen — aber er fand nie das rechte Wort. Er wurde befangen und zerſtreut und verlor die Heiterkeit, die in ſeinem Charakter lag. Wendeline bemerkte es und glaubte, daß er anfange ſich in Woodrich Caſtle zu langweilen, was ſie bei dem ſtillen, einförmigen Leben recht natürlich für ihn fand und was ihr doch ſehr weh that.

In dem einen breiten und tiefen Erkerfenſter des Salons hatte ſie ſich ihre kleine Privatniederlaſſung eingerichtet, indem ſie einen Tiſch mit Büchern, mit Schreib- und allerhand Arbeitsgeräth zwiſchen zwei Stühlen hineinſtellte. Da ſaß ſie bei ihren Beſchäftigungen; da ſetzte ſich Claudia, wenn ſie in den Salon kam, ihr gegenüber und Dagobert, wenn er ihr vorlas oder mit ihr plauderte. Der Erker ſchwebte wie ein Schwalbenneſt an jener Seite des Schloſſes, die dem Meer zugewendet und auf dem ſchroffen Felſen erbaut war, deſſen Fuß die Brandung der Flut beſpülte. Man hatte dort immer das erhabene Schauſpiel vor Augen, welches der Atlantiſche Ozean aufrollt, uralt und immer neu, eine Offenbarung der Allmacht Gottes, welche dieſen rieſigen Wellen, dieſen unermeßlichen Fluten geheimnißvolle Schranken ſetzt, damit ſie nicht verwüſtend über das Geſtade ſich hinwälzen, ſondern taktmäßig zurückweichen in die Tiefe, die kein menſchliches Maß ergründet, und in die Weite, die kein menſchlicher Blick überſchaut.

In dieſem Erker hielt ſich Wendeline mit Vorliebe auf und nie wurde ſie der Ausſicht müde. Von ihrem Buch, ihrem Briefblatt, ihrer Stickerei flog ihr Auge zuweilen hinweg, unwillkührlich, und verſank in das wundervolle Bild der Unermeßlichkeit. Wie einſt das Kind über den goldenen Wolken des Abendhimmels Gott den Herrn wandelnd glaubte: ſo wandelte jetzt für ſie über das Weltmeer Derjenige, der allen Stürmen in der Natur und in der Menſchenbruſt Ruhe gebieten kann. In der Abgeſchiedenheit des Kloſterhofes aufgewachſen und mit einer Seele begnadet, die ſich gern und leicht dem Höheren zuwendete, blieb ſie einſam unter den Hunderten von jungen Mädchen des Inſtituts, in deren Heerde ein Individuum leicht verſchwindet, wenn es ſich friedlich der allgemeinen Ordnung und Regel fügt. Sie war da um zu lernen und zu gehorchen: das war ihre Pflicht; alſo lernte ſie eifrig und gehorchte pünktlich. Eine Vorliebe, eine beſondere Zuneigung hatte ſie für Niemand. Aus den Lehrjahren trat ſie in den Familienkreis, in dem ſie ſich glücklich fühlte und mit dem ſie wiederum in der Abgeſchiedenheit von der Welt war — zuerſt in Bachheim, jetzt in Woodrich Caſtle. Wer dieſem Kreiſe angehörte, den ſchloß ſie in ihr Herz, in ihre Gedanken, in ihre Liebe ein; und jede Trennung war ihr ein heißer Schmerz.

So ſaß ſie denn am letzten Tage des Jahres in ihrem Erker, dachte traurig an die nahrückende Trennung von Dagobert und blickte auf's Meer, das grau und unbeſtimmt mit umnebeltem Horizont ſich ausbreitete — ein Bild der Zukunft. Dagobert ſaß am Flügel und ſpielte; aber oft ſchaute er zu ihr hinüber, ohne daß ſie es bemerkte, denn er ſah ſie im Profil, und mehr denn je fiel ihre edle Schönheit ihm auf. Durch ihre reichen ſchwarzen Locken zog ſich wie ein Lichtſtreif vom Himmel ein ſchmales hellblaues Sammtband, das der Mode des Tages gemäß rückwärts geknüpft über den Nacken herabfiel, und ihr einfaches lichtgraues Kleid umſchloß in weiten Falten vom Halſe bis zu den Füßen ihre Geſtalt. Sie hatte ſich im Lehnſtuhl zurückgelegt und ihr Kinn ruhte leicht auf der Hand des aufgeſtützten linken Armes. Michel Angelo meißelte das Marmorbild eines Medizäiſchen Herzogs, das man wegen des tief ſinnenden Ausdrucks in Zügen und Haltung „il Pensiero“ zu nennen pflegte. Daran dachte Dagobert und er nannte in ſeinen Gedanken Wendeline einen träumenden Genius. Dann aber ſenkten ſie ſich um einige Stufen hernieder und er begann Schubert's ſüßes, träumeriſch ſchwärmendes „Ständchen“ zu ſpielen, das mehr als irgend eine andere Muſik, vielleicht ſogar mehr als Worte ſeine Empfindung ausdrückte: ſie ſollte erwachen! die Liebe ſollte ſie wecken! Aber ſie regte ſich nicht, ſie blieb in ihrer Stellung und nichts deutete an, ob ſie das Ständchen höre oder nicht. Als es zu Ende war ertrug Dagobert die Spannung nicht länger. Er ging raſch auf Wendeline zu und ſagte zögernd und beklommen:

„Nur ein Wort, Wendeline .... nur einen Augenblick Gehör .... Ich liebe Sie! aber könnten Sie mich lieben?“

Bei ſeiner Anrede blickte ſie ihn mit flüchtigem Befremden an, denn ſie pflegten ja ſtets offen und traulich mit einander zu ſprechen; aber ſchnell verſtand ſie, daß jetzt etwas Anderes gemeint ſei; ſie wurde leichenblaß und ſchwieg, denn ſie fühlte ihr Herz, ihre Lippen, ihre Stimme zittern.

„O ja! ja! Sie können meine Liebe erwiedern!“ rief er ſtürmiſch und ergriff ihre Hand.

Wendeline zog die Hand zurück und ſagte bebend:

„Von können iſt nicht die Rede, ſondern von dürfen — und ich darf es nicht.“

„O Wendeline! wenn Sie mich lieben, ſo ſehe ich nicht, wer den Bund unſerer Herzen trennen ſollte.“

„Ihr Vater, Dagobert! er wird nie zugeben, daß die Glöcknerstochter aus dem Bachheimer Kloſterhof die Frau ſeines Sohnes werde.“

„Aber ſie iſt jetzt die Tochter des Grafen Sierra Blanca, iſt wohlerzogen, talentvoll, vermögend — Alles, was man für eine Schwiegertochter wünſchen kann.“

„Dennoch liegt auf meiner Herkunft ein Schleier! Niemand kennt meine Mutter .... nie ſpricht man von ihr! man könnte mir doch ſagen wer ſie war, wo ſie lebte, wo ſie ſtarb. Sehen Sie, während ich dies ſage werden Sie verlegen. Es iſt nicht blos ein Schleier, der auf meiner Herkunft liegt, ſondern ein Schatten, ein Fleck: ich bin nicht in einer rechtmäßigen Ehe geboren.“

Sie hatte mit unausſprechlicher Traurigkeit langſam und leiſe geredet; jetzt bedeckte ſie ihr Geſicht mit beiden Händen, während Dagobert voll zärtlicher Theilnahme erwiederte:

„Laſſen Sie das ruhen, Wendeline! Sie ſind die Tochter Ihres Vaters, Sie führen ſeinen Namen, Sie werden von ihm und ſeiner Frau wie ein geliebtes Kind gehalten und gehegt! . . . . Weshalb durchwühlen Sie die Vergangenheit?“

„Ich thue es nicht, doch ſie drängt ſich mir auf! ich habe Leute in Bezug auf mich fragen hören: wer war ihre Mutter? — ich habe ein Achſelzucken bemerkt, ein zweifelndes Lächeln“ . . . . — —

„Das Alles will ich nicht hören, Wendeline!“ rief Dagobert erregt, „ſondern nur ein Wort, ein einziges Wort! nur ein Ja — und weiter nichts.“

Sie ſah ihn an mit ihrem grundguten ernſten Auge, das von einem lieblichen Schimmer überglänzt wurde und antwortete ſanft und ruhig:

„Ich habe ſo viel und ſo lange für Sie gebetet, daß Sie in meinem Herzen eingeſchloſſen und mit mir aufgewachſen ſind. Iſt das Liebe?“

„Die beſte, die ſchönſte, die edelſte Liebe!“ rief er hingeriſſen. Doch ſie unterbrach ihn:

„O ſchweigen Sie, Dagobert! ich weiß nicht was meine Eltern ſagen werden — was aber Ihr Vater ſagen wird, Ihr herrlicher Vater, der mir erlaubt ihn Großvater zu nennen — o Gott! das weiß ich ganz genau! und gegen ſeinen Willen kann ich nimmer Ihre Gattin werden.“

„Wer kann ſagen, wie Gott den Willen des Menſchen lenkt und ſtimmt, Wendeline,“ verſetzte Dagobert von der Schwermuth ergriffen, mit der ſie ſtets auf ihren Grundgedanken zurückkam.

„Ja .... aber iſt es auch der Wille Gottes, daß wir uns lieben?“ fragte ſie ſinnend: „ich meine, daß Sie mich lieben; denn daß ich Sie liebe, Dagobert, das verſteht ſich von ſelbſt, das hat Er mir ſchon in meinen kindlichen Tagen in's Herz gegeben, als ich noch Wendelchen hieß und Sie mir ſagten: Bete für mich.“

„Das ſage ich auch jetzt! bete für mich, Wendeline und liebe mich.“

„Wie werden meine Eltern dies aufnehmen? ich muß ſogleich mit ihnen darüber ſprechen,“ ſagte Wendeline ſich erhebend.

„Ja, mit meiner Schweſter, denn ſie iſt meine Vertraute geweſen und kann zu guter Stunde ihren Mann benachrichtigen“ .... —

„Nur nichts von meinem geheimen Kummer, Dagobert!“ rief Wendeline ängſtlich: „ich beobachte darüber tiefes Schweigen gegen die Eltern, weil ich fühle, daß jedes Wort ſie ſchmerzen würde. Gegen Sie habe ich mich ausgeſprochen, weil es nöthig war.

Uebrigens aber ſpreche ich nie darüber, nie! auch nicht mit Pfarrer Edelholt. Es iſt ein Kreuz, das ich in der Tiefe meines Herzens tragen und verbergen muß. Verſtehen Sie das?"

„Würde ich Sie lieben, wenn in Ihrem Herzen, in Ihrer himmelvollen Seele etwas Unverſtändliches für mich wäre?" fragte er zurück.

Sie gingen zu Claudia und Dagobert führte das Wort, während Wendeline die Hand ihrer Mutter in ihre beiden Hände nahm und ſie erwartungsvoll anſchaute. Claudia erwiederte nur, wenn beide Väter einverſtanden wären, ſo wäre ſie es von ganzem Herzen; allein ſie müſſe zuerſt mit ihrem Mann ſprechen und ſie werde es noch heute thun, um die ſpannende Erwartung möglichſt abzukürzen. Und ſie that es. Graf Sierra Blanca war wenig erfreut, ſah alle Schwierigkeiten voraus, die Graf Wianden machen werde, fand Dagobert's Charakter ſchwankend, deſſen Zukunft und Laufbahn unſicher und die Ausſicht höchſt unerfreulich, Wendeline in Deutſchland zu verheirathen. Er hatte die größte Luſt auf der Stelle Nein! zu ſagen und damit eine Sache abzuſchneiden, die ja nichts weiter als die unreife Frucht des abgeſchiedenen Lebens der beiden jungen Leute in Woodrich Caſtle ſei.

„Das ſieht Wendeline nicht ähnlich," verſetzte Claudia kopfſchüttelnd.

„Deſto mehr Deinem Bruder,“ ſagte der Graf: „doch ich will nicht ungerecht gegen ihn und nicht hart gegen mein liebes Kind ſein! Ebenſowenig will ich aber auch mein Gewiſſen mit dem Selbſtvorwurf des Leichtſinns in einer ſo heiligen Sache beſchweren, ſondern Bedingungen ſtellen, denen ſich Beide fügen müſſen. Sei ſo gut und führe ſie in einer Stunde zu mir.“

„Nun Claudia, himmliſcher Boote, welche beſeligende Nachricht bringſt Du?“ rief Dagobert und flog ihr entgegen, als ſie wieder im Salon erſchien.

„Wo iſt Wendeline?“ fragte Claudia.

„In der Capelle! ſie ſagte, ſie wolle Gott bitten um vollkommene Hingebung in ſeinen heiligen Willen.“

„Du hätteſt das Nämliche thun ſollen.“

„Ich kann nicht, Claudia! ich bin allzu erregt und bewegt .... Aber Du biſt ſo ernſt .... Haſt Du eine ſchlimme Botſchaft zu bringen?“

„Durchaus nicht! Allein die Sache iſt ernſt, um die es ſich handelt, Dagobert, denn Glück und Würde des Lebens hängt für zwei geliebte Menſchen von ihr ab. Mein Mann will ſelbſt mit Euch über ſeine Bedingungen reden.“

Dagobert fühlte ſich herabgeſtimmt; er wäre am liebſten ſogleich zum Altar gegangen, um das Bündniß ſegnen zu laſſen und, dadurch gekräftigt, allen ſpäteren Schwierigkeiten muthig entgegen zu treten. Er ſprach das aus.

„Du redeſt wie im Traum, Dagobert!“ entgegnete Claudia: „wie ſtrafbar wären Eltern, die ſich zu einer ſolchen Nachgiebigkeit hinreißen ließen! und überdas ſcheinſt Du ganz zu vergeſſen, daß Dein Vater auch mein Vater iſt und daß ich vor Niemand auf Erden höhere Achtung habe, als vor ihm, — folglich keinen Schritt thue oder geſtatte, der ihn verletzen könnte.“

Das Alles gab Dagobert gern zu und ſagte dann:

„Entnimm aus meiner Unruh’ und Verkehrtheit, liebſte Claudia, wie unausſprechlich hoch ich das Glück anſchlage Wendeline die Meine zu nennen.“

Endlich ſchlug die Stunde, und Claudia führte Beide zu ihrem Mann. Der Graf ſaß am Camin; ſeine hohe kräftige Geſtalt war zuſammengeſunken, die Schultern nach vorn gebogen und auf ſeinem Antlitz lag etwas Krankhaftes, ſowohl in den Zügen, als in der Farbe. Auch ſeine Stimme hatte nicht mehr den vollen Ton der Südländiſchen. Die Seinen, die ihn täglich ſahen und ſich allmälig an ſeine Veränderung gewöhnt hatten, bemerkten nicht, welche Todesdrohung in ihr lag. Er empfing Dagobert liebreich wie immer und Wendeline zärtlicher denn je und ſagte, er ſei nicht entſchieden weder für noch gegen ihre Verbindung.

„Aber,“ ſetzte er hinzu, „ehe ich mich auf irgend eine bindendes Wort einlaſſe, muß ich die Ueberzeugung haben, daß Ihr Beide ſicher ſeid, in dieſer Ehe das Glück eines ganzen langen Lebens finden zu wollen. Ob Ihr es findet — das ſteht bei Gott, wie jedes Glück! Allein Ihr müßt den andauernden Willen haben es nur dort zu ſuchen .... und dieſer Wille muß um ſo mehr geprüft werden, als Ihr Beide noch ſehr jung ſeid. Du, Wendeline, kennſt kaum andere Menſchen als die, welche Du in Bachheim und in Notre-Dame-aux-Oiseaux geſehen haſt. Du, Dagobert, haſt noch nicht einmal Deine Laufbahn angetreten, biſt nicht im Stande einer Gattin einen häuslichen Heerd anzubieten, weißt gar nicht, ob Dir in der untergeordneten Stellung, welche Du zuerſt wirſt einnehmen müſſen, eine Frau, eine Familie nicht höchſt läſtig ſein würde, ſogar in dem Fall, daß Du ſie ernähren könnteſt — was Du aber nicht kannſt. Dieſe verſchiedenen Gründe beſtimmen mich zu folgender Entſcheidung: Wir treten nächſtens eine Reiſe an, die zwei bis drei Jahre dauern wird. Bis zur Rückkehr iſt jeder von Euch frei, durch nichts gebunden. Benutzt die Friſt, um Euch zu prüfen. Euer Charakter, Eure Lebensanſichten werden reifen und ſich entwickeln. Vielleicht bringt dieſe Entwickelung es mit ſich, daß die Sympathie zwiſchen Euch ſich mindert, ſogar erliſcht; — denn der Eine kann andere Wege einſchlagen oder größere Schritte machen als der Andere und würde ſich dann zu ſeiner Qual gebunden fühlen. Das darf nicht ſein. Ihr bleibt vollkommen frei und deshalb wird auch kein Briefwechſel zwiſchen Euch ſtattfinden; denn er würde nur dazu dienen Gefühl und Phantaſie zu erregen und Euch in beſtändiger unruhiger Spannung zu erhalten. Ihr ſollt aber mit Vernunft und Ruhe die jugendlichen Gefühle und die Träumereien der Phantaſie ſichten. Bleibt nach der Sichtung — Liebe übrig: nun dann in Gottes Namen gebe ich Euch meinen Segen. Bei unſerer Heimkehr wird es ſich entſcheiden. Bis dahin bleibt das verwandtſchaftliche und freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Euch beſtehen, das vielleicht für Euch das beſſere iſt.“

Dagobert war etwas entmuthigt durch die Länge der Friſt; Wendeline durchaus nicht.

„Drei Jahre des Glücks ſind uns geraubt!“ rief er.

„O nein! wir ſollen nur drei Jahre anwenden, um uns des Glückes würdig zu machen, Dagobert. Iſt es zu hart drei Jahre getrennt zu ſein, wenn wir damit ein halbes Jahrhundert der Vereinigung erkaufen können?“

„Und von der ehelichen Verbindung könnte ja doch nicht die Rede ſein innerhalb dieſer drei Jahre, weil Du keine bleibende Stätte haſt, Dagobert," ſagte Claudia.

„Aber durch eine wirkliche Verlobung wäre mir mein Glück geſichert!" rief er: „Jetzt muß ich beſtändig zittern, daß ein weſtindiſcher Pflanzer oder ein oſtindiſcher Nabob es mir ſtreitig macht."

„Muß auch ich zittern? .... und vor wem?" fragte Wendeline lächelnd.

„O nein! vor Niemand!" entgegnete er: „Es gibt nur eine Wendeline, ein unvergleichliches Weſen!" .... — —

„Dieſe Geſpräche gehen über das freundſchaftlich verwandtſchaftliche Verhältniß hinaus, welches der Vater erhalten wiſſen will, Dagobert," bemerkte Claudia, freundlich mit dem Finger drohend.

„Das beginnt erſt mit Eurer Abreiſe! O Claudia, verſchärfe doch nicht die Strenge Deines ſehr geſtrengen Eheherrn!" verſetzte er haſtig. —

So ging der Abend zu Ende, der letzte Abend des Jahres. Aus der Mitternachtsmeſſe in der Schloßcapelle kehrte Wendeline in ihr ſtilles Zimmer zurück. In einen Plaid gehüllt trat ſie an das geöffnete Fenſter und blickte hinaus in die rabenſchwarze Nacht. Der Sturm heulte und die Wellen brandeten mit donnerndem Getöſe an den Uferfelſen. Himmel, Erde und Meer waren mit einer gleichmäßigen Finſterniß bedeckt. Es war ſchauerlich dieſe furchtbaren Naturſtimmen zu hören, in dieſen wüthenden Aufruhr unbezwinglicher Naturmächte zu blicken und ihnen gegenüber die menſchliche Ohnmacht zu fühlen, welche ſie nicht leiten, nicht lenken, nicht beſchwichtigen, nicht zügeln kann. Das empfand auch Wendeline; und ſie dachte weiter: Iſt nicht ungefähr ſo die Zukunft des Menſchen? ſtatt der Naturkräfte liegen Leidenſchaften, Verwirrungen, ſtreitende Anſichten, feindliche Meinungen vor ihm und bilden eine chaotiſche Finſterniß, durch die er ſich winden ſoll .... ſich retten ſoll .... die eigene Seele und geliebte Seelen retten ſoll, während er allen Stürmen der Welt und der Unterwelt, allen ſtreitenden Elementen des eigenen Herzens ausgeſetzt iſt. Werde ich es können? O Dagobert, wirſt du es können? Werden wir jenſeits dieſes dunkeln Meeres der Zukunft gemeinſam Hand in Hand an einer freundlichen Küſte landen und hienieden glücklich werden? .... Oder werden wir erſt auf den wechſellos heitern Höhen der Ewigkeit das wahre, das unvergängliche Glück finden? O Dagobert! möge Gott Dich führen .... und mich führen! Ich wußte bis jetzt nicht, daß ich Dich liebe .... aber jetzt iſt es ausgeſprochen; ich weiß es und ich will es! Ja, ich will Dich lieben zum Heil Deiner und meiner Seele, gleichviel ob mir zur Freude oder mir zum Leid.

Die Schloßuhr ſchlug Eins. Wendeline ſank auf die Knie. Ihr letzter Gedanke im ſcheidenden Jahr und ihr erſter Gedanke im anbrechenden Jahr — war Gott. Dann ſchloß ſie das Fenſter, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und faßte in einem Brief an Pfarrer Edelholt die Ereigniſſe des Tages zuſammen. Zum Schluß ſagte ſie:

„Beten Sie für uns, Vater meiner Seele, um „die vollkommene Vereinigung mit dem Willen Gottes. „Denn das glaube ich feſt: das letzte Ende und Ziel „der Dinge iſt nicht unſer irdiſches Glück.“

Eine reiche Erbin.

Sie waren abgereiſt. Nach der Havanna hatten ſie ſich eingeſchifft. Der ſchmerzliche Abſchied war überſtanden. Dagobert ſaß im Warteſaal der Eiſenbahn und dachte über den merkwürdigen Wechſel nach, der in der letzten Zeit über ihn gekommen war. Ahnungslos hatte er Woodrich Caſtle betreten; feſt war ſein Entſchluß geweſen keinen Gedanken an eine eheliche Verbindung feſtzuhalten; eine ſtarke Liebe und ein großes Vermögen hatte er begehrt als Bedingung ſeiner Wahl; und jetzt, nach zwei Monaten, wie war Alles ſo verändert. Er liebte, er wurde geliebt, er war in ſeinem Herzen gebunden, von Vermögen war gar keine Rede geweſen! — — und dieſe ganze erſchütternde Revolution ſeines innern und äußern Lebens hatte keine unumſtößliche Grundlage, konnte jeden Augenblick in Frage geſtellt werden, ſobald ein leiſer Wechſel in ſeiner oder in Wendelinen's Willensrichtung eintrat. Scheinbar gebunden, ſcheinbar frei — ein Zwitterzuſtand: darin ſollte er leben! Wohlan! ſprach er zu ſich ſelbſt, ich will dieſen Punkt als erledigt betrachten und ihn nicht weiter durchgrübeln: Wendeline, das herrliche Geſchöpf, wird die Meine; ſie iſt die geliebte Tochter eines reichen Mannes und mein Vater wird — wenn Gott ihm noch ſo lange das Leben ſchenkt — dem Glück ſeines einzigen Sohnes nicht entgegen ſein. Dies Alles ſoll mir zweifellos feſt ſtehen. Ich will mich fortan mit nichts beſchäftigen, um nichts mich bekümmern, als mir Kenntniſſe zu erwerben, die mir in meiner Laufbahn förderlich ſind.

In tiefem Sinnen hatte er in einem Winkel geſeſſen und nicht bemerkt, daß ſich allmälig der Saal mit Menſchen füllte. Plötzlich blieb ein Herr, der an jedem Arm eine Dame führte, vor ihm ſtehen und rief überraſcht:

„Dagobert! Du hier?“

Wie aus einem Traum erwachend fuhr er auf und begrüßte Maximilian und ſeine ſchönen Schweſtern.

„Wir waren bei guten Freunden auf der Inſel Wight,“ ſagte Conſtance: „es war ſehr hübſch in dem Schlößchen, ſehr elegant, ganz wie es in den engliſchen Romanen beſchrieben wird; allein es regnete vom Morgen bis zum Abend, ſo daß man weder ſpazieren gehen, noch fahren, noch reiten konnte und ſehr langweilige Augenblicke hatte.“

„Und aus der Reihenfolge von Augenblicken dieſer

Art beſtand unſer Aufenthalt," ſetzte Floriane munter hinzu: „ich bin ſo zu ſagen in einem Murmelthierzuſtand von Schlaftrunkenheit."

„Ihr Ausſehen verräth das nicht, Fräulein Floriane," verſetzte Dagobert lächelnd.

Sie ſah ganz reizend aus in dem Pelzkragen, den ſie dicht unter dem Kinn zuſammenfaßte. Conſtance ſagte eifrig:

„Wir haben uns ſehr gut unterhalten, als wir verzauberte Thiere darſtellten."

„Oho!" rief Dagobert hellauf lachend: „das war ja ein formidables Unternehmen."

„Conſtance will ſagen, daß wir lebende Bilder darſtellten nach jenen allerliebſten franzöſiſchen Phantaſien, welche die menſchliche Geſtalt mit dem Kopf eines Thieres und mit deſſen Bewegungen zuſammenſetzen," erläuterte Floriane: „ich war die Katze."

„Und ich war das Lamm," ſagte Conſtance: „ich lag auf einem grünen Teppich zwiſchen vielen Blumen — das ſtellte eine Wieſe vor."

„Ungeheuer amüſant!" rief Maximilian dazwiſchen: „aber ſpart Eure Erzählungen auf bis Graf Wianden nach London kommt, was ohne Zweifel bald geſchieht."

„Ich trete jetzt eine Rundreiſe durch Englands See- und Fabrikſtädte an. Gegen den Frühling komme ich nach London," verſetzte Dagobert.

„Wir ſind ſchon in der Stadt, ſagte Conſtance; „Chiswick wurde unaushaltbar.“

„Wie gut trifft ſich das!“ rief Maximilian: „ich bin bis Liverpool Dein Reiſegefährte. Ich muß nur zuvor meine Schweſtern auf den Londoner Zug befördern.“

Dies geſchah und Dagobert wußte nicht genau, ob das Zuſammentreffen mit Maximilian ihm lieb oder leid ſei. Er war daran gewöhnt dem Freunde ſein volles Vertrauen zu ſchenken und er wollte doch über Alles ſchweigen, was in Woodrich Caſtle vorgegangen war. Ließ ſich das verbinden? mußte nicht etwas Gezwungenes den Verkehr unbehaglich machen? würde Maximilian nicht Fragen thun? — Aber die Sache war nicht zu ändern und ſo beſchloß denn Dagobert aus der Geſellſchaft ſeines Freundes den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, da Maximilian ſehr viele Perſönlichkeiten kannte und Verbindungen hatte, die in und über das große und merkwürdige Räderwerk des allgemeinen engliſchen Lebens Einblick und Auskunft zu geben verſprachen. Vor der Hand war Maximilian ganz eingenommen von einer wichtigen financiellen Operation, die er in Liverpool bewerkſtelligen ſollte und die er gern zum glänzendſten Ausgang führen wollte, um dem Herrn Illinger sen. zu beweiſen, daß ſein Kopf für die größten Geſchäfte befähigt ſei; denn es dämmerte ihm der Verdacht auf, der Vater könnte ſeine Töchter oder einen ſeiner Schwiegerſöhne, namentlich den ſehr reichen, ſehr ſoliden und ſehr erfahrenen Herrn Feymar bevorzugen wollen zum Nachtheil des geſchäftsunkundigen und verſchwenderiſchen Sohnes. Es machte ſich alſo ganz von ſelbſt, daß die materiellen Intereſſen des Lebens, die Dagobert in Woodrich Caſtle vergeſſen hatte, nunmehr in den Vordergrund traten und vielfach beſprochen wurden, ſo daß Dagobert auf's Neue den Wunſch ſpürte durch irgend eine financielle Unternehmung — reich zu werden. Welche Genugthuung hätte es ihm gewährt ein Vermögen zu erwerben und nicht in ſeiner gegenwärtigen Mittelloſigkeit vor ſeinem Vater und ſeinem Schwager zu erſcheinen. Allein er wußte keinen Rath und Maximilian auch nicht. Dieſer ſagte:

„Es gibt Waghälſe von Speculanten, die mit zwölf Kreuzern in der Taſche für eine halbe Million gefährlich ſchwankende Papiere kaufen. Sie können ſo ſicher gewinnen, wie Eins gegen Tauſend ſteht; gleichwohl wagen ſie es darauf hin. Gelingt der tolle Streich, ſo werden ſie immer kecker bis ſie denn doch einmal den Hals brechen. Gelingt er nicht, ſo bleibt ihnen nichts übrig als ſich an den erſten beſten Baum aufzuhängen oder ſich als vacirender Lump zu den Goldgräbern in Californien oder Auſtralien zu begeben. Dergleichen thut ein überlegender Mann nicht; wenigſtens beginnt er nicht ſeine Speculationen damit. Will man durch dieſelben ſich ein Vermögen machen, ſo iſt der erſte und nothwendigſte Schritt — höchſte Sparſamkeit. Damit hat mein Vater vor fünfzig Jahren angefangen; er war arm und wollte reich werden. Er zählte ſechszehn Jahre als er ſich darauf verlegte und mehr als zwanzig Jahre — alſo ſeine ganze Jugend und ſeine kräftigſte Lebenszeit — widmete er ausſchließlich und in jeder Richtung dieſem Beſtreben. Im vierzigſten Jahr war er wohlhabend. Da heirathete er meine ſchöne reiche Mutter, eine Venetianerin von ſpaniſcher Abkunft und nun wurde er nach und nach ganz außerordentlich reich. Aber er ſagt zuweilen zu ſeinen Kindern: Ihr ſchwelgt durch meinen Hunger und bewohnt Paläſte durch meine Dachkammer. Eine ſolche Energie haſt Du nicht, Dagobert und ich ſetze hinzu, auch ich nicht. Sie kann ſich nur bei dem Armgeborenen entwickeln.“

„Und auch nur auf der unterſten Stufe der Geſellſchaft,“ ſetzte Dagobert hinzu, „wo man keine Verbindlichkeiten des Anſtandes und des geſelligen Verkehrs mit gebildeten Kreiſen zu berückſichtigen hat. Leider ſehe ich nur allzu deutlich ein, daß ich zum Speculanten durchaus nicht tauge und ich zürne meiner Verkehrtheit, die mich dazu machen möchte.“

„Das doch nicht!“ erwiederte Maximilian lächelnd:

Du möchteſt keineswegs ein Speculant werden, ſondern nur als grand seigneur die Früchte glücklicher Geldſpeculationen genießen. Dir wäre es am liebſten, wenn Dein Banquier ſie für Dich machte."

„Dies verſteht ſich von ſelbſt!" rief Dagobert.

„O träges Geſchlecht, welches daran gewöhnt iſt Alles von Andern für ſich thun zu laſſen!" entgegnete Maximilian: „dies iſt ſo recht das Mittel, um in ſchlaffe Charakterloſigkeit, in brutale Unthätigkeit zu verfallen! Nicht bei Dir, Dagobert, iſt das der Fall; Du haſt einen regen Geiſt und ſtrebende Kraft. Doch Du ſelbſt ſollſt mir antworten wenn ich frage: Findet man das häufig bei Deinen Standesgenoſſen?"

Dagobert erinnerte ſich nur zu gut der Klagen, die er als Student über ſie geführt hatte; indeſſen verſuchte er doch eine Vertheidigung und ſagte:

„Man kann geiſtige und ſittliche Kräfte haben ohne ſie auf den ſpeziellen Erwerb zu richten. Ja! in jeder anderen Richtung ſind ſie edler angewendet und der Stachel des Ehrgeizes iſt ebenſo ſcharf und nur feiner, als jener der Habſucht."

„Ich ſtimme Dir bei! nur täuſche Dich nicht. Biete Deinen Standesgenoſſen die Erfolge des Ehrgeizes und die Früchte der Habſucht zur Wahl an — und von Zehn greifen Neun mit großer Begier nach dem Gelde .... vielleicht ſogar alle Zehn."

„Macht Ihr es anders?“

„Wir wiſſen wenigſtens das Geld zu erwerben und es nicht blos für materielle Genüſſe des Augenblicks zu vergeuden. Wer regiert Europa? die Fürſten etwa? — Nein! oder die Miniſter? — Nein! oder Kammern .... oder Conſtitutionen .... oder wie all der Plunder heißt? — Nein! Alſo wer? — Das Geld regiert durch die allgemeine Staatsſchuld — und das Geld repräſentiren wir durch unſere großen Banquiers; — und die öffentliche Meinung regiert durch die Preſſe: und das ſind wir abermals, wenn auch mit einigem Beiſatz fremder Geſinnungsgenoſſen. Ihr aber ſeid nicht im Stande uns auf dieſen beiden wichtigſten Punkten der Gegenwart nur Concurrenz zu machen, viel weniger uns zu vertreiben, denn die Machthaber, d. h. diejenigen die dafür gelten, halten es mit uns, theils heimlich, theils offenkundig, weil ſie unſer Geld, unſere Talente, unſere Gewandtheit nöthig haben und in ihnen willkommene Stützen ſehen. Hahaha, Dagobert! ich muß lachen, wenn ich an naive Seelen denke, die den Juden zumuthen möchten Chriſten zu werden. Haſt Du nicht etwa Luſt Jude zu werden? .... Das könnte ich eher begreifen.“

„Von Deinem Standpunkt aus iſt das richtig, denn Ihr haßt grundſätzlich das Chriſtenthum und folglich müßt Ihr wünſchen es ausgerottet zu ſehen.

Aber Grundſätze, die aus Haß entſpringen, können zwar zerſtören, doch kein neues Leben geben; — und deshalb, lieber Freund, mag die morſche Gegenwart Euch gehören: die Zukunft gehört Euch nicht! — Zum Wiederaufbau eines zuſammenkrachenden geſellſchaftlichen Zuſtandes gehören andere Mittel, als Euer Geld, Eure Preſſe und Eure angebeteten Kanonen, die jetzt in Europa über Recht und Unrecht entſcheiden. Das neunzehnte Jahrhundert iſt das des Umſturzes. Es hat ſchon manche Krone ſtürzen ſehen. Es ſieht auch den Sturz heiliger Ideen, den Sturz des Völkerrechts, den Sturz des Rechtsbewußtſeins, den Sturz von Allem, was die Menſchheit veredelt. Wenn dermaleinſt jede rechtmäßige Autorität geſtürzt ſein wird, dann kommt die Reihe an die unrechtmäßige und die Revolution wird ſich gegen die drei Gewalten richten, welche jene vertreten — das iſt der Geldſack, die ſchlechte Preſſe und die Kanone.“

„Wir wollen nicht allzu eifrig in unſeren Discuſſionen werden,“ entgegnete Maximilian; „unſere Freundſchaft könnte darunter leiden und das darf nicht ſein. Eigentlich müßte ſie den Chor der verſchiedenſten Anſichten gleichmüthig hinnehmen; aber wer von uns mag ſich eine ſolche felſenhafte Unbeweglichkeit zutrauen! Alſo von andern Dingen! .... Sprich, wie gefällt Dir Floriane?“

„Floriane?“ wiederholte Dagobert ganz erſtaunt.

„Ja, meine jüngſte Schweſter. Findeſt Du ſie nicht reizend? . . . . Und ſtelle Dir vor was das kleine Geſchöpf für ein raſendes Glück hat. Ein Bruder unſerer Mutter iſt jüngſt geſtorben, unverehelicht und Erzmillionär. Er vermacht ihr ſein ganzes Vermögen, über das ſie von ihrem zwanzigſten Jahre an frei verfügen darf. Wir Geſchwiſter erhalten nur Legate. Iſt das nicht ein coloſſales Glück? Sie wird jetzt ihr Näschen noch einmal ſo hoch tragen wie früher. Dieſe ungeheuere Erbſchaft iſt das Wichtigſte, was in letzter Zeit in unſerer Familie vorfiel. Nun erzähle mir von der Deinen — beſonders von der ſchönen, edelſtolzen Bradamante.“

Dazu hatte Dagobert gar keine Luſt. Er ließ bei ſeinem Bericht über Woodrich Caſtle ſeinen Schwager den Vordergrund einnehmen und ſagte, die Reiſe werde wahrſcheinlich drei Jahre dauern, was ihn, wegen ſeines alten Vaters, ſehr bekümmere, da Niemand Claudia's Gegenwart in Bachheim erſetzen könne.

„Drei Jahre!“ rief Maximilian: „da will Graf Sierra Blanca gewiß dieſe Reiſe auch dazu benutzen, ſeine Tochter in Braſilien zu vermählen und wir Europäer werden uns entſchließen müſſen ihr auf immer Valet zu ſagen.“

„Von einer ſolchen Abſicht meines Schwagers hörte ich nichts.“

„Ich denke nur, daß man in England bei einem Heirathsproject Anſtoß an ihrer Herkunft nehmen könnte und daß der Graf dem ausweichen will. Haſt Du keine Ahnung wer ihre Mutter war?“

„Nicht die leiſeſte,“ entgegnete Dagobert, höchſt unangenehm durch dieſe Wendung des Geſprächs berührt.

„Wenn die Mutter ſo ſchön wie die Tochter iſt, ſo muß man mit dieſer Jugendſünde Deines Herrn Schwagers große Nachſicht haben .... wie überhaupt mit der menſchlichen Gebrechlichkeit auf dieſem Cardinalpunkt.“

„Da wären wir in Plymouth!“ rief Dagobert ſehr mißmuthig, und kaum hielt der Zug, ſo ſprang er aus dem Waggon mit einem Gefühl, als müſſe er ſich für immer von Maximilian verabſchieden und ſeinen eigenen Weg gehen. Doch unter welchem Vorwand? — — Er tröſtete ſich über die Unmöglichkeit mit dem Hinblick auf die Trennung in Liverpool.

Conſtance und Floriane waren inzwiſchen in London angekommen und Floriane begann ihre Pläne zu entrollen, die unreif wie ihre Jugend waren, aber den Geiſt offenbarten, in welchem ſie ihre Zukunft zu geſtalten dachte. Während Conſtance auf ihrem Lieblingsplatz in der Sophaecke vor dem großen Spiegel ſaß und ſich ſtill bewunderte, ſaß

Floriane vor dem Camin, durcharbeitete die Glut mit dem Feuerſtocher und ſagte, halb mit ſich ſelbſt redend zur Schweſter:

„Unermeßlich reich .... ja, unermeßlich! das bin ich jetzt.“

„Du wirſt nicht reicher ſein als wir ſind, mein Mann und ich,“ entgegnete Conſtance.

„Unermeßlich ſag' ich Dir! wie eine Königin kann ich leben. Ich muß mir nun auch eine Umgebung anſchaffen, die mir zuſagt. Wäre ich nur nicht ſo entſetzlich jung!“

„Sprichſt Du chineſiſch, Floriane?“

„Für Dich, wie es ſcheint! — Ja, Conſtance, wäre ich nicht ſo ſehr jung, ſo richtete ich mir ſelbſtſtändig mein eigenes Haus ein: Wagen und Pferde, Koch und Kammerdiener, Lackeyen und dienende Frauen, zwei Geſellſchaftsdamen, eine ältere und eine jüngere — nichts ſollte fehlen .... aber ich fürchte, der ſchöne Plan ſcheitert vor der Hand an meinen erbärmlichen ſechszehn Jahren.“

„Es iſt ja auch ein unerhörter Einfall, da Du einen Vater und fünf Schweſtern haſt, bei denen Du leben kannſt.“

„Aber wie!“

„Wie? .... Nun ſo wie wir Alle leben.“

„Das iſt aber nicht ſo, wie ich es wünſche. Heirathen will ich jetzt, da ich ſo reich bin, durchaus nicht. Es iſt grauſig als eine lebende Zugabe zum Heirathsgut einem Mann überliefert zu werden; — grauſig unter deſſen Botmäßigkeit zu gerathen und ein wenig Freiheit um den Preis der Schmeichelei und kriechender Heuchelei zu erkaufen; — ganz grauſig, ſag' ich Dir!"

„Und Du haſt mir doch gerathen mich meinem Mann ſo liebenswürdig wie möglich zu machen!" ſagte Conſtance weinerlich.

„Nun das verſteht ſich, denn Du ſteckſt im Joch mitſammt unſeren Schweſtern, und in dieſem Fall muß man es ſich ſo leicht wie möglich machen. Allein ich will nicht unter dies Joch kriechen und ich will ebenſowenig die zärtliche Tochter ſpielen, die nur im Vaterhauſe leben mag. Ich bin vom Schickſal auf meine eigenen Füße geſtellt und das gefällt mir. Bis zu meinem zwanzigſten Jahr hat unſer Vater die Verwaltung meines Vermögens und nur über die Hälfte meiner Renten kann ich disponiren. Er wird das ſehr zu ſeinem Vortheil benutzen und der ſei ihm gegönnt; .... ich hoffe aber gerade deshalb, daß er mir in zwei Jahren, ſpäteſtens! geſtatten wird in der Unabhängigkeit zu leben, die mir zuſagt. Unſer zärtlicher Vater hat ja für uns nur den einen Wunſch, daß unſere Stellung in der Welt nicht ſeinem Geldbeutel zur Laſt falle. Dieſer Sorge hat mein guter lieber

Onkel ihn in Beziehung auf mich enthoben. Ja ja, Conſtance! in zwei Jahren hab' ich mein eigenes Haus .... ein deliziöſes."

„Wo denn, Floriane?" fragte Conſtance neugierig.

„Das muß gehörig überlegt werden. Vor der Hand ſchweige ich über meinen Plan, denn dieſe unglücklichen ſechszehn Jahre machen, daß er den Leuten etwas fabelhaft erſcheinen würde und ich mag nicht für eine Phantaſtin gelten. Es könnte mir in der Zukunft ſchaden."

„Du biſt recht vorſichtig, Floriane und ſehr klug," ſagte Conſtance mit einiger Bewunderung.

„Wer ſelbſtſtändig ſein will, muß bedachtſam ſein, ſonſt macht er dumme Streiche, läßt ſich, in meinem ſpeciellen Fall, zur Verſchwendung hinreißen .... oder zu Liebeleien .... oder zur Protection miſerabler Subjecte .... oder dergleichen. Das Alles iſt mir zuwider, Conſtance, und deshalb muß ich mich mit großer Vorſicht benehmen."

„Es wird ſicher manchem Mann ſehr leid ſein, daß Du keine Ehe ſchließen willſt, Floriane! Du biſt ſo reich und biſt hübſch! Mir däucht Du wirſt mir ähnlich."

„Das kümmert mich nicht was einem Mann leid iſt! Ich lebe nach meinem Gefallen .... und ſollte ich meiner Freiheit überdrüſſig werden, ſo heirathe ich, gleichviel ob bei dreißig oder vierzig Jahren. Wer reich iſt, gilt beſtändig für jung und ſchön.“

„Für ſolche Freiheitsideen bin ich gar nicht geſchaffen,“ ſagte Conſtance: „und ich begreife gar nicht, wie man mit ihnen gemüthlich leben kann.“

„Iſt auch nicht nöthig, beſte Conſtance! . . . . aber ich begreife es,“ verſetzte Floriane, „und das genügt. Hat Dein Mann ſchon eine Loge für die Seaſon in der italieniſchen Oper genommen?“

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

29514

Die Glöcknerstochter.

II.

Die

Glöcknerstochter.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Landauer'sche
LEHRBIBLIOTHEK
Schöpping

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Entered, according to Act of Congress in the year 1871, by
HERMAN BLÜMELING,
in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.
Déposé.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Briefe der Gräfin Leocadie	1
Die Fee von Beau rivage	17
Wiederſehen — Wiederfinden?	68
Auf der Schwelle	101
Schickſalswendungen	144
Abwärts	197
Verlobung	231
Trennung	252
Zwei Unglückliche	286
Jüdin und Chriſtin	305
Der letzte Schritt	342
Das verleugnete Kind	375
Verſöhnung	411
Leben und Tod	430

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Briefe der Gräfin Leocadie.

I.

Bachheim, 25. Sept. 1862.

Liebe Claudia, heute ſind es drei Jahre ſeit dem traurigen Tage Eurer Abreiſe. Es muß eine Vorahnung geweſen ſein, die uns Alle damals ſo unausſprechlich betrübte, eine Vorahnung der langen Trennung, der wir entgegen gingen und die jetzt ſo ſchwer auf uns laſtet. Wir ſind nicht daran gewöhnt ohne Dich, ohne Euch zu leben, und Dein Herz, das ſo innig an Deinem Vater hängt und mir ſeinetwegen eine treue und theilnehmende Liebe ſchenkt, Dein Herz ſchwebt beſtändig auf Wellen der Sorge, bald um Deinen lieben Kranken und bald um Deinen alten Vater. Iſt denn noch immer nicht an Eure Rückkehr zu denken? Schon der Gedanke, daß Ihr auf dem Heimweg ſeid, wäre eine Erquickung, denn es läge eine zweifache Hoffnung darin: Ausſicht auf Geneſung Deines Mannes, Ausſicht Euch wiederzuſehen. Welcher Troſt für uns arme Einſiedler, die wir ſo wenig mit unſern Lieben — für uns alte Leute, die wir ſo wenig mit der Jugend verkehren! Aber wann werden wir hoffen dürfen? Verſäume keinen Augenblick uns davon zu benachrichtigen, liebſte Claudia.

Am 20. d. war der Geburts- und Namenstag Deines Vaters. Er wurde achtzig Jahre alt. Dagobert hat es in den früheren Jahren beſtändig ſo eingerichtet, daß er dieſen Tag mit uns feierte — was ja auch Dir eine ſüße Gewohnheit war. Heuer war es ihm nicht möglich Urlaub zu bekommen, da er in Abweſenheit ſeines Geſandten Bern nicht verlaſſen kann. Es that uns recht weh; aber Du kennſt Deinen Vater: er bringt ſein Opfer und ſchweigt. Am Vorabend überraſchte uns Reſi Wolfsberg mit ihrer allerliebſten kleinen Reſilla und blieb bis geſtern. Wer iſt Reſi und Reſilla — wirſt Du fragen — die ſich ſo häuslich in Bachheim niederlaſſen? Das verhält ſich ſo: obſchon der liebe Gott zwei meiner Schweſtern in's Kloſter und eine in die Ewigkeit rief, ſo habe ich doch durch die drei andern mindeſtens zwanzig Nichten und Neffen. Ihre Zahl iſt ſo groß, daß die liebe ſchöne heimiſche Steiermark ſie nicht faßt. Ja, Oeſterreich ſcheint für ſie zu klein zu ſein, denn ſie überfluten deutſchen Boden bis an den Rhein. Zwei Nichten ſind nach Bayern verheirathet; eine dritte kam juſt nach Caſſel, wohin ihr Mann als Geſandter accreditirt wurde und das iſt eben die Thereſe. Ein Neffe kam durch Heiraths-Erbſchaft in's Rheingau, ein anderer durch die diplomatiſche Carriere als dritter oder vierter Secretär nach Frankfurt. Genug, alle dieſe jungen Leute ſind als Kinder der Neuzeit höchſt mobil, während die Mütter in Unbeweglichkeit mit mir wetteifern; und ſo bekommen wir denn zuweilen einen freundlichen Beſuch von ihnen und zwar ſo, wie Dein Vater es gern hat: man bleibt über Nacht bei uns und die Tagesordnung wird in keiner Weiſe geſtört. Reſi kam, weil ſie in Caſſel noch kein Haus hatte; ihr Mann beſchäftigte ſich erſt mit der Einrichtung. Als Dein Vater das erfuhr, lud er ſie mit ſeiner freundlichen Gaſtfreiheit ein, die Woche hier zuzubringen, was ſie ganz einfach annahm. Sie iſt ein liebes Weibchen und ihre dreijährige Thereſilla iſt in meinem Herzen eine Nebenbuhlerin Deines kleinen Salvator geworden. Ich fühle aber nicht blos eine verwandtſchaftliche Theilnahme für meine Neffen und Nichten, geliebte Claudia, die mich wünſchen läßt mit ihnen in Verbindung zu bleiben, ſondern meine Mutterliebe iſt dabei im Spiel; denn ſie leben in der Welt, wie Dagobert, zwar nicht an demſelben Ort, aber doch ungefähr in denſelben Kreiſen und Verbindungen, ſo daß ich nicht blos durch ihn und durch ſeine Briefe, ſondern auch durch die Verwandten zuweilen von ihm etwas zu hören hoffe. Wie glücklich wäre ich, wenn er in unſere Nähe nach Caſſel oder Frankfurt käme. Reſi's Mann war bis jetzt Legationsrath in Berlin; daher kennt ſie Dagobert nicht perſönlich. Ihre beiden in Wien verheiratheten Schweſtern haben ihr aber geſchrieben, er ſei ungemein liebenswürdig und eine auffallend ſchöne Erſcheinung. Das iſt ja freilich nur ein ganz äußerliches, und ich möchte faſt ſagen — ein gefährliches Lob; aber ſo ein armes Mutterherz kann es nicht laſſen ſich auch darüber zu freuen und das Weitere dem lieben Gott zu empfehlen. Seine Geldangelegenheiten, die uns vor drei Jahren ſolche große Sorge machten, ſcheinen auf's Beſte geregelt zu ſein, ſeitdem ihm ſein Vater das erſparte Capital auf Einmal übergab. Dagobert äußert ſich nie eingehend über den Finanzpunkt, iſt ſtets ſehr dankbar für das Jahrgeld, das ihm regelmäßig alle ſechs Monat zugeſchickt wird und antwortet auf directe Anfragen: er wiſſe ganz gut ſich einzurichten; oder dgl. — Daß die Koſten der langen Reiſen in England, Frankreich ꝛc. ꝛc. ſein Budget überſtiegen, hat er mir in einem vertraulichen Geſpräch geſtanden, aber ſogleich hinzugeſetzt, die Lücke werde ſich zuſammenziehen laſſen; ich dürfe mir keine Sorgen machen und nicht den Vater beunruhigen. In ſeinen Anſichten ſchien er mir etwas verweltlicht zu ſein, als er zuletzt hier war, im April. Wien hat ihm nicht gut gethan. Ich ſagte es ihm. „O liebe Mama!“ erwiederte er freundlich, „ſo ein Faſching könnte einen Heiligen halb und halb zum Weltkind machen. Das ernſte Bern verſetzt mich in eine andere Luft und Du wirſt erleben, daß ich von dort äußerſt ſtreng und ſeriös zurückkehre.“

Ich antwortete, dies ſei durchaus nicht mein Wunſch und er ſolle in ſeinem Charakter bleiben, ſtatt ihn durch Einfluß der Umgebung beſtändig modeln zu laſſen; nur die Auswüchſe wären zu bekämpfen, der Leichtſinn, die Flatterhaftigkeit, nicht aber Frohſinn und Heiterkeit, die der Jugend ſo natürlich, ſo wohlkleidend wären. Er nimmt jeden Rath ſehr freundlich auf; aber eine Bemerkung des guten Pfarrers beängſtigt mich ein wenig. Als ich einmal jene Aeußerung gegen ihn machte, entgegnete der Pfarrer:

„Ja, ſo ſehr freundlich, als ob es ihn wenig oder gar nicht angehe.“

Es liegt etwas Wahres darin. O liebe Claudia, wäre ſolche Gleichgültigkeit nicht ein ſchlimmes Zeichen? — — Die Geſundheit Deines Vaters iſt vortrefflich, Dank ſeiner regelmäßigen einfachen Lebensweiſe. Mit immer gleichem Genuß lieſt er die griechiſchen und römiſchen Claſſiker, beſonders die Griechen. Er behauptet, nach ihren Tragödien gebe es nichts Erhabenes in der poetiſchen Literatur der Menſchheit, als den Dante. Ich breche dann immer eine Lanze für meinen Shakeſpear, ſo wie Du es für Deine Spanier zu thun pflegteſt; allein er bleibt nun einmal bei ſeiner Behauptung, die griechiſchen Tragiker und Dante hätten in der Poeſie den erhabenſten Ausdruck für göttliche Ideen gefunden. Selbſtverſtändlich nimmt er die Sänger der heil. Schrift, als unmittelbar Inſpirirte, aus. Das ſchöne Violoncello iſt verſtummt; deſto fleißiger lieſt er Partituren und Abends kommt mein Flügel an die Reihe, mein armer oft verachteter Flügel, den ich doch ſehr liebe; beſonders jetzt, weil er Deinem Vater fort und fort Freude macht. Die Zeitungslectüre iſt bei uns in tiefem Verfall. Wildermütchen iſt die einzige, die ſich aus fünfzigjähriger Gewohnheit damit beſchäftigt und dann regelmäßig berichtet: „Heute ſteht gar nichts darin.“ Was kann auch darin ſtehen? Deutſchland verfällt mehr und mehr dem Liberalismus; — in Frankreich wird die große Lügen-Comödie vom zweiten Kaiſerreich mehr und mehr durchgeſpielt; — in Italien ſetzt ſich das Syſtem der Raubſtaaten unter einem ſ. g. katholiſchen König feſt: das Alles weiß man leider Gottes! zur Genüge, ſo daß man nicht nöthig hat es in den Tagblättern zu leſen. — Unſer lieber Pfarrer kommt in jeder Woche mindeſtens Einmal um ſechs Uhr zum Thee, da er weiß, welche Freude uns ſeine häufige Erſcheinung iſt. Ich lerne ihn immer mehr ſchätzen und lieben, denn er ſcheint mir merkwürdig vollkommen zu ſein. Er thut freilich keine beſondere Dinge; aber er thut die gewöhnlichſten ſo beſonders gut. — Geſtern erhielten wir eine Nachricht, die uns betrübte: Rudolfine Hellſtätt iſt geſtorben — irgendwo in Bayern. Ihr Mann, der Tropf, macht ſeine Familie elend, indem er durch Speculationen ſie reich machen will. Es geht ihnen ganz ſchlecht. Wir haben ſchon daran gedacht die arme Mimi zu uns zu nehmen. So lange die Mutter lebte, war das ſchwer zu arrangiren; jetzt wird es ſich machen. Man muß nur den Vater beſtimmen ſeine drei jüngeren Buben in ein Inſtitut zu geben.

Liebſte Claudia, iſt dieſes Geplauder auch werth über den großen Ocean nach einem andern Welttheil zu gehen? Ich denke doch! Es gibt Dir wieder ein treues Bild unſeres Lebens und trägt Dir etwas von der Luft der Heimath und von unſerer Liebe zu.

II.

Bachheim, 14. Jänner 1863.

Liebſte Claudia! Wir haben das Jahr recht traurig begonnen: unſer Wildermütchen iſt in der Ewigkeit. An einem Bruſtfieber, das ja in ihrem Alter immer gefährlich iſt, verſchied ſie leicht, ſchmerzlos und fromm am 8. d., nach einem Krankenlager von nur drei Tagen. Du kannſt Dir vorſtellen wie ſchmerzlich wir die treue Seele vermiſſen. Ich kann mir Bachheim gar nicht ohne ſie vorſtellen, denn ich fand ſie hier vor, als Dein Vater mich — und hauptſächlich auf ihren Rath — hieher rief, vor etwa dreißig Jahren. Ich werde es lernen müſſen! aber es iſt ſchwer einer ſo langen, traulichen Gewohnheit zu entſagen. Dein Vater fühlt das ganz beſonders mit ſeinem tieftreuen Herzen, das nicht blos die vortrefflichen Eigenſchaften unſerer alten Freundin, ſondern ſie ſelbſt als ein Erbſtück ſeiner ſeligen Mutter ſchätzte. Er ſagte noch geſtern zu Mimi Hellſtätt, die wir ſeit dem November bei uns haben:

„Solche Perſönlichkeiten, die ihr ganzes Leben einer und derſelben Familie widmen und deren Leiden und Freuden, deren Wohl und Weh' zu ihrem eigenen machen — ſind gar ſelten. Als fünfundzwanzigjährige Wittwe kam unſere alte Freundin, die damals eben ihren Mann, einen braven öſterreichiſchen Officier, in der Schlacht von Leipzig verloren hatte, als Geſellſchaftsdame zu meiner Mutter — und ſpäter von deren Sterbebett zu mir. Das füllt juſt ein halbes Jahrhundert aus und in dem langen Zeitraum iſt ihre Selbſtverleugnung und Ergebenheit ſich immer gleich — und ſo groß geweſen, daß ſie nie verſucht hat aus den Schranken herauszutreten, welche die äußern Verhältniſſe mehr als unſere Freundſchaft und unſer Vertrauen ihr ſetzten. Ein ſo feiner Tact entſpringt aus großer Demuth und dieſe iſt ja die ſchönſte chriſtliche Tugend.“

Die arme Mimi fühlt ſich bei uns wie im Paradieſe. Der verkehrte Vater hat von der Mutter verlangt, daß ſie mit den Kindern quasi von der Luft lebe, damit er ſein ganzes Vermögen in den Werthpapieren aller fünf Welttheile anlegen könne, ohne ſich warnen zu laſſen durch die ungeheuern Verluſte, welche ihm die amerikaniſchen brachten. Seitdem ſie Hellau verließen, haben ſie ein erbärmliches, ungeordnetes, zuletzt ſogar ein dürftiges Leben geführt. Das arme Finchen iſt mehr an Kummer und Noth als an Krankheit geſtorben. Des älteſten Sohnes, der eben ſeine Studien vollendet hat, nimmt ſich ein Onkel an und wir haben die Mimi zu uns genommen, doch ohne ihre Zukunft ſicherſtellen zu können. Die drei jüngeren Knaben will Hellſtätt womöglich in Militär-Inſtituten unterbringen; er meint das ſei am billigſten und eröffne ihnen gleich eine Laufbahn. So ſprach er, als er die Mimi herbrachte. Es kann ſein! — aber ich finde es ſchrecklich drei liebe Kinder, die vielleicht ganz andere Talente und Wünſche haben, von Hauſe aus für Kanonenfutter zu beſtimmen. Wäre er ruhig auf ſeinem Hellau geblieben, ſo hätte er das nicht nöthig gehabt. Dort ſoll im Frühling das argverfallene Schloß reſtaurirt und eingerichtet werden. Es heißt eine der Illinger'ſchen Töchter wolle auf dem Lande leben und man ſagt ſie ſei etwas irrſinnig. Doch, was ſagt man nicht Alles! — —

Daß dieſer Brief Euch auf Madeira finden ſoll, liebſte Claudia, beglückt uns mehr als Worte es ausdrücken können. In dieſer Ausſicht liegen ſo viele willkommene Verheißungen! Nicht wahr, wir dürfen hoffen Euch im Lauf des Sommers hier zu ſehen . . . . nach vier Jahren wieder zu umarmen! Vier Jahre! welch' ein Stück Leben. Wie ſchön mag Wendeline geworden und wie lieblich der kleine Salvator entwickelt ſein. Nun, ich werde es ja ſehen — mit Gottes Gnade.

III.

Bachheim, 17. Mai 1868.

Liebſte Claudia, wir dürfen Euch alſo nicht vor dem Monat Auguſt erwarten und Ihr wollt Euch noch vier Wochen in Granada aufhalten, damit Dein Mann ſich ganz allmählig wieder an nördliche Temperatur gewöhne. So ſchicke ich denn dieſen armen grauen Brief nach Granada, dem zauberhaften, das für mich anziehender iſt, als die Naturbilder des tieferen Südens. Dieſe ſind großartiger, phantaſtiſcher, üppiger — ich gebe es gern zu! aber ſie heimeln mich nicht an. Ich betrachte ſie mit Schauern der Bewunderung und gehe vorüber. Hingegen Granada — wenigſtens das Granada, das Du eben jetzt beſchrieben haſt in voller Frühlingsſchönheit, das entzückt mich, weil meine kleine Phantaſie eben ausreicht, um ſich in dieſer Schönheit heimiſch zu fühlen. Ach, die Nachtigallen, die im blühenden Granatengebüſch am Ufer des Darro und in den Roſenhainen an den ſpringenden Waſſern der Alhambra ſchlagen — und die Sierra Nevada, die mit ihrer Krone von Schnee dieſe Heſperidengärten überragt: das, ſüße Claudia, möchte ich mit Dir hören, ſehen, empfinden.

Statt deſſen, geliebte Seele, ſollſt Du mit mir Sorge und bittere Angſt theilen. Reſi Wolfsberg war eben jetzt acht Tage hier. Wir haben uns recht traulich eingelebt und ſie fühlt ſich ganz bei uns zu Hauſe. Das ſtille Bachheim muß ſeine Reize haben, die wir alten Bewohner gar nicht kennen, obſchon ich unſern Park in ſeiner Frühlingsherrlichkeit immer von Neuem bewundere und meine Freude an ihm habe. Reſi liebt es weite Spaziergänge zu machen; — Du weißt, ich nenne weit — Alles, was außerhalb der Grenzen des Parks und des Dorfes liegt — und ſo gingen wir denn auch über die Wieſe zum Wartthurm. Wir konnten ihn aber nicht beſteigen, denn die alte gebrechliche Stiege und Bruſtwehr waren abgebrochen und ſollten durch neue erſetzt werden. Die Arbeitsleute ſagten, das neue Fräulein von Hellau habe das angeordnet und Schloß, Garten, Wartthurm, Alles müſſe fix und fertig ſein bis ſie im Auguſt nach Hellau komme. Während man uns dies erzählte, bemerkte ich bei Reſi eine gewiſſe Unruhe und kaum traten wir den Heimweg an, ſo brach ſie in die Worte aus:

„Liebe Tante, ich halte es für das Beſte Dich über dies „neue Fräulein von Hellau" aufzuklären.

„Ich weiß, es iſt eine Tochter des Banquiers Illinger und man nennt ſie geiſteskrank," antwortete ich ahnungslos.

„Sie iſt eine Erzkokette, die Deinen Sohn in ihren Feſſeln hält!" rief Reſi ſtürmiſch.

Ich glaubte es nicht, wollte es nicht glauben, Dagobert lebte ja in Bern. Aber Reſi unterbrach mich und erzählte mir das, was ich Dir jetzt mittheilen werde, liebſte Claudia.

Eine von Reſi's Schweſtern, Ludmilla, kennt in Wien eine Frau von Roſenſtern, Gattin eines reichen Banquiers und Tochter des alten Illinger, der Hellau gekauft hat. Frau von Roſenſtern blättert einmal in Ludmilla's Photographien-Album, findet Dagobert's Bild und fragt, wie Ludmilla dazu komme. Dieſe erwiedert es ſei die Photographie ihres Couſins!

„Ah!“ ruft Frau von Roſenſtern, „dann können wir vielleicht Couſinen werden, Baronin.“

Jetzt fragt Ludmilla ſehr erſtaunt wie das zugehen ſolle und erfährt von Frau von Roſenſtern, daß Dagobert eine heftige Leidenſchaft für ihre „zauberhaft ſchöne und fabelhaft reiche“ Schweſter Floriane Illinger habe. Ludmilla erwiedert, daß eine jugendliche Leidenſchaft keineswegs immer zur Ehe führe.

„Um ſo weniger in dieſem Fall,“ verſetzt Frau von Roſenſtern, „da meine Schweſter der Ehe abhold iſt und die Leidenſchaft des Grafen Wianden durchaus nicht erwiedert.“

„Das ſollte ſie ihm gehörig klar machen!“ rief Ludmilla.

„Ach, meine Schweſter iſt eine Närrin!“ ſagte Frau von Roſenſtern: „ihr coloſſales Vermögen hat ſie bei ſechszehn Jahren unabhängig gemacht und ſie lebt nach Laune und Einfällen des Augenblicks, ohne je einen vernünftigen Rath, von wem es ſei, anzunehmen.“

Dies ganze Geſpräch theilte Ludmilla ihrer Schweſter mit und nachdem Reſi es mir erzählt hatte, ſetzte ſie hinzu:

„Ich ſchrieb ſofort an Couſin Franz nach Frankfurt und beauftragte ihn ſeine diplomatiſchen Talente zu entwickeln, indem er mir möglichſt genaue Notizen über Fräulein Floriane Illinger zukommen ließe. Seine Antwort beſtätigte Ludmillens Bericht. Dieſe Floriane lebt den größten Theil des Jahres in der Schweiz, will ſich jetzt auf Hellau niederlaſſen, das ſie ihrem Vater abgekauft hat und zwar — wie man ſagt! — um mit ihren künftigen Schwiegereltern in Verbindung zu treten, da Couſin Dagobert der Glückliche ſein ſoll, der dieſe Erzmillionärin und Erzſchönheit erobert hat. Dies lautet ja nun anders, als das, was Frau von Roſenſtern geſagt hat und ich ziehe es ſehr in Zweifel; aber es geht doch aus Allem hervor, daß der arme Dagobert zu den Füßen dieſer Jüdin liegt und ich denke, liebe Tante, es iſt gut Dich davon in Kenntniß zu ſetzen, bevor ſie in Hellau einzieht. Franz ſchreibt noch, ſie wolle daſelbſt im Spätſommer ihren zwanzigſten Geburstag großartig feiern, weil ſie an dem Tage in den unbeſchränkten Beſitz ihres Vermögens trete. Es heiße auch, ſie wolle ſich dann nicht mehr Illinger, ſondern von Hellau nennen; es ſei bereits in dieſem Punkt Alles geordnet.“ — —

Liebſte Claudia, mir fehlen die Worte, um auszudrücken, welche Empfindungen bei Reſi's Bericht durch meine Seele wogten; aber ſie lieſen zuſammen in einer namenloſen Bangigkeit. Denkt Dagobert ernſtlich an eine Verbindung mit dieſem jungen Mädchen? — ich kann es nicht glauben! es iſt ja Alles gegen ſie, was wir bei einer Schwiegertochter wünſchen würden! Alles, Claudia! Herkunft, Name, Charakter, Erziehung, Gewohnheiten, Weltſtellung, — von der Hauptſache gar nicht zu reden! — Alles. Dagobert müßte wahnwitzig vor Leidenſchaft geworden ſein, um in einer ſolchen Verbindung ſein Glück zu ſuchen. Denkt er aber nicht daran, gibt er ſich leichtſinnig dem Taumel hin: ſo verſtört er ſeinen Frieden vielleicht für's Leben; — denn dies ſcheint kein Weſen zu ſein, das im Stande wäre einen guten Einfluß auf einen jungen Mann zu üben. Daß dies nicht der Fall iſt, entnehme ich aus einem einzigen, aber ſichern Zeichen: Dagobert hat nie, weder ſchriftlich noch mündlich ihren Namen genannt. Er wird uns im Lauf des Sommers beſuchen, um mit Euch hier zuſammen zu treffen — wie er ſchreibt. Ach! vielleicht hat er ein ganz anderes Zuſammentreffen im Sinn. Jedenfalls bin ich glücklich, daß ich dann Dich zur Seite habe. Wir werden gemeinſchaftlich beobachten und überlegen. Zuweilen taucht der tröſtliche Gedanke in mir auf, daß dergleichen Dinge oft enorm übertrieben werden, beſonders dann, wenn ein gewiſſer Leichtſinn der Formen die Meinung heraus zu fordern ſcheint. Giebt dieſer Gedanke mir auch keine beſtimmte Hoffnung, ſo befeſtigt er mich doch in dem Entſchluß volle Aufklärung abzuwarten, bevor ich mit Deinem Vater darüber rede; denn bis jetzt hat das Gerücht keinen andern Boden, als einen Brief aus Wien und einen Brief aus Frankfurt: zu viel, um ruhig — zu wenig, um klar zu ſein. Armer Dagobert! Laß uns eifriger denn je für ihn beten, geliebte Claudia, und fordere auch Wendeline dazu auf, doch ohne ihr den Grund zu ſagen. Wendeline mit ihrem ſtillen Herzen, ihrem ernſten Sinn iſt gewiß eine gute Beterin.

Deines Vaters Geſundheit iſt und war den ganzen Winter vortrefflich. Leichte Erkältungen waren der geringe Tribut, den er der rauhen Jahreszeit zollte, ſo daß er faſt jeden Tag in's Freie und in die Meſſe gehen konnte. Gegen den Frühling ließ er im Park ſehr viel Bäume pflanzen, unter andern eine Gruppe von Coniferen und rothem Dorn. Wenn die einen herangewachſen und der andere in Blüte ſein wird — welch' ein reizendes, harmoniſch contraſtirendes Bild, ſo ernſt und ſo lieblich, wird das geben! — Weſſen Auge wird ſich daran erfreuen? —

bahnen, war nicht eigentlich von ihm aufgegeben; allein ſo gewiß abhanden gekommen, daß er nur noch ſporadiſch auftauchte. Denn ein anderer Gedanke beherrſchte Dagobert: reich zu ſein, Schritt zu halten mit Denen, die ein großes Vermögen beſaßen, zu glänzen unter den Glänzenden, überall unter den Erſten, den Tonangebern, den Elegants — der allererſte zu ſein; und dann, und dadurch, einen Weg zu machen, der dem Talent niemals fehlt, ſobald es ſich im Rahmen des Reichthums, gehoben von einer goldenen Folie zeigt. Die Neigung, die ihn ſchon auf der Univerſität in Geldverlegenheit brachte, jede Erfüllung einer koſtſpieligen Laune als eine Nothwendigkeit zu betrachten, war übermächtig geworden, weil er ſie zügellos aufwachſen ließ und tyranniſirte ihn zwiefach: zuerſt durch ihr Daſein und dann durch ihre Folgen, denn ſein Einkommen reichte nicht aus, um ſie zu befriedigen und ſeine Schulden mehrten ſich. Das Capital war längſt verſchwunden, das ihm ſein Vater ausgezahlt hatte. Das Jahrgeld, das er aus Bachheim bekam, reichte kaum für ſeine Schneider- und Schuſterrechnungen aus. Womit die übrigen Lebensbedürfniſſe beſtreiten? und was gehörte nicht Alles zu dieſen Bedürfniſſen! Pferde, Reiſen, elegant eingerichtete Wohnung — das ſollte beſtritten werden, ohne Vermögen und ohne einen Kreuzer Gehalt, da die Attachés der Geſandtſchaften nicht bezahlt werden. Was anfangen! Vor Jahren in Liverpool hatte er einmal ganz zufällig einen wahren Glücksfund gemacht. Maximilian Illinger hatte eines Tages geſagt:

„Wagen gewinnt! Höre was ich eben gewagt habe. Ein Herr X. hat Aktien auf ein Schiff, welches verſchollen und, wie man fürchtet, zu Grunde gegangen iſt. Vielleicht aber auch nicht. Jetzt braucht Herr X. ganz nothwendig Geld zu einem andern Unternehmen, das einen viel größeren Gewinn verſpricht, als er, im glücklichſten Fall, durch ſeine Schiffsaktien erzielen könnte. Er will alſo dieſe, die er als verloren betrachtet, um ein Geringes verkaufen, weil er baares Geld bedarf. Sie ſind mir angeboten. In Anbetracht des Spottpreiſes und der Möglichkeit, daß ſich das Schiff dennoch wiederfinde, hab' ich ſie in der That genommen und ich kann eine glückverheißende Ahnung nicht unterdrücken. Ich hoffe einen guten Coup zu machen und meinen Vater mehr und mehr von meiner Brauchbarkeit zu überzeugen.“

„Und mißlingt der Coup — was dann?“ fragte Dagobert geſpannt.

„Dann iſt mir das Glück bei der nächſten Speculation umſomehr hold, und ſchweigend begrabe ich den Unfall in dem ſpätern Erfolg — was nicht ſchwer, weil der Verluſt nicht groß iſt.“

Dies Verfahren leuchtete Dagobert ein und gab ihm Muth. Er war damals im Beſitz ſeines Capitals und er bat Maximilian ihm die Hälfte der Aktien zu überlaſſen.

„Sehr gern! antwortete dieſer: nur ſtelle ich die Bedingung, daß Du im Fall des Mißerfolgs ſo wenig mir zürnſt, als für den Erfolg mir dankſt.“

Dagobert gab ſein Wort und ſein Geld und bekam die Hälfte der Aktien. Drei Monat ſpäter lief das fragliche Schiff zum allgemeinen Erſtaunen glücklich in Liverpool ein, hatte alle Havarien überſtanden und der Cargo trug den Aktionärs eine ſolche Dividende ein, daß Dagobert höchſtlich überraſcht und erfreut gern ſein ganzes Vermögen in unſicheren Schiffsaktien angelegt hätte — wovon jedoch alle Welt ihm dringend abrieth. In dem Rauſch ſeiner Freude und ſeines Glücks machte er auf dem Derby-Rennen, das gerade um dieſe Zeit einfiel, eine ſehr hohe Wette gegen ein berühmtes Rennpferd und wirklich wurde dieſes zum Erſtenmal, ſeit es auf dem turf erſchien — geſchlagen. Dagobert gewann eine bedeutende Summe und hielt ſich nun entſchieden für einen Liebling des Glücks, während er ſeine unglückliche Richtung immer eifriger verfolgte. Um reich zu werden lebte er wie ein reicher Mann und wurde arm — nicht auf der Stelle, ſondern ganz allmählig, mit Vor- und Rückſchritten, unter manchen getäuſchten Hoffnungen, wettend und wagend, gewinnend und verlierend, — und leider mit bedeutend höherem Verluſt, als er es ſich in ſeiner leichtſinnigen Rechnungsweiſe vorſtellte.

Zwei Jahre brachte er auf Reiſen zu und nicht ohne Nutzen. Großbritannien, Frankreich und Belgien, Spanien und Portugal lernte er kennen, Nationen und Inſtitutionen, Sprache, Literatur, Geſellſchaft. Das Alles ſchien ihm zweckdienlich für ſeine Laufbahn und intereſſirte ihn lebhaft. Er hatte keine pecuniäre Sorgen; ſein Geiſt war friſch und angeregt; ſein Herz war bei Wendeline. Zwei- oder dreimal im Jahr ſchrieb er an Claudia Reiſeberichte.

Dann ging er nach Wien, wo er einige Monate blieb bis er nach Bern geſchickt wurde.

In Wien fand er bei dem Banquier Roſenſtein, Schwiegerſohn des Herrn Illinger sen. ein Schreiben des letzteren, woraus Dagobert mit großem Schreck erſah, daß von dem Gelde das er Herrn Illinger zurückgelaſſen, nur noch ſo viel vorhanden ſei, um höchſtens ein Jahr, und auch dies nur mit Einſchränkung, davon zu leben. Es reichte alſo nicht für drei Wintermonate aus, die Dagobert in ſeiner gewohnten Lebensweiſe in Wien zubrachte. Mit ganz erſchöpfter Caſſe, ohne Ausſicht ſie zu füllen, und mit beträchtlichen Schulden, kam er über Bachheim nach Bern. Der Aufenthalt in Bachheim war ihm eine Folter. Er mußte über ſeine pecuniären Verhältniſſe ſchweigen, da er wußte, daß es ſeinem Vater unmöglich ſei ihm ſein Jahrgeld zu erhöhen, und doch brannte ihn die ſchreckliche Geldverlegenheit auf der Seele. Das machte ihn unruhig, zerſtreut, gleichgültig. Seine Mutter bemerkte es und ſchob es auf den Winter in Wien. Mittelbar war das freilich der Fall.

Dagobert hatte dort Floriane Illinger wieder geſehen, um die er ſich in London nicht weiter bekümmert hatte, weil ihm Kopf und Herz voll anderer Intereſſen waren. Sie aber hatte dieſe Vernachläſſigung bemerkt und empfunden. Es gibt weibliche Weſen, welche durchaus nicht ertragen können, daß ein Mann, der ſeiner fünf Sinne oder wenigſtens ſeiner Augen mächtig iſt, gleichgültig und ohne ſie zu bemerken an ihnen vorübergehe. Floriane fand das geradezu beleidigend.

„Findeſt Du nicht dieſen Graf Wianden ſehr inſolent?“ hatte ſie damals zu ihrer Schweſter geſagt: „in der dead season waren wir gut genug für ihn und jetzt kennt er uns kaum!“

„O er kennt uns ſehr gut und hat uns geſtern in Hyde-Park äußerſt verbindlich gegrüßt. Er ſieht ungemein vornehm zu Pferd aus — und es iſt ja ganz unmöglich in dieſer tumultuariſchen Freudenzeit mit irgend Jemand intim zu leben,“ entgegnete Conſtance harmlos.

Allein es blieb ein Stachel in Florianens Geſinnung gegen Dagobert. Sie langweilte ſich zu ſehr bei Conſtance, um nicht möglichſt bald, nachdem die season vorüber war, London zu verlaſſen. Sie ging zuerſt zu ihrem Vater, um ſich einen klaren Einblick in ihre Erbſchaft zu verſchaffen und erklärte ihm dann:

„Nie werde ich mich verheirathen. Dieſe Heirathsberechnungen, dieſe Ehecontracte, dieſes Aufzählen des Mein und des Dein, dieſes Abwägen des Vortheils und des Nachtheils — ein Gräuel iſt es mir, Papa! — Ich will mein Vermögen in meiner Weiſe genießen! vor der Hand muß ich mich ja mit der Hälfte der Zinſen begnügen, aber in drei Jahren hört das auf und dann will ich ſelbſt das Vermögen verwalten.“

„Du biſt ein kindiſches Geſchöpf!“ antwortete Herr Illinger sen. „Nicht heirathen? welch’ ein Unſinn! alle Menſchen heirathen, wenn ſie eine Familie ernähren und für ihre Zukunft ſorgen können — und danken dafür ihrem Schöpfer. Und Du willſt ein Vermögen, das ſich durch vernünftige Speculation eines umſichtigen Mannes leicht verdoppeln ließe, für Zuckerwerk und bunte Bandſchleifen vertändeln! denn das was Du Verwaltung nennſt, iſt weiter nichts als vertändeln oder verſchwenden.“

Nachdem Floriane ihren Willen und ihre An- und Abſicht mit äußerſter Entſchiedenheit ausgeſprochen hatte, blieb ſie ihrem Grundſatz treu, mit allen Menſchen im guten Vernehmen ſich zu halten, mit denen ſie in Verkehr war; folglich auch mit ihrem Vater. Deshalb hörte ſie ruhig ſeine Vorwürfe an und ſagte dann freundlichſt:

„Sei unbeſorgt, Papa! Kommt es je dazu, ſo ſoll Niemand als Du meinen Ehecontract entwerfen, und bei jedem wichtigen Schritt werde ich Dich kindlich zu Rathe ziehen. Daß ich mich aber perſönlich mit Zuckerwerk, bunten Bändern und dergleichen Tand verſorge — das verſteht ſich von ſelbſt, und das iſt auch die Abſicht meines guten Onkels geweſen, der mir ſchon jetzt die Hälfte der Zinſen als Rente zuweiſt. Du biſt gewiß damit einverſtanden — nicht wahr, Papa? daß ich Mignonne in Paris beſuche und dann zu Feodora gehe. Sie iſt die älteſte von uns und ich bin am liebſten in ihrem Hauſe.“

Herr Illinger war es zufrieden. Er theilte Feodoren ſchriftlich dies Geſpräch mit und ermahnte ſie dringend nach einem Gatten für das närriſche Mädchen auszuſchauen, ſelbſtverſtändlich nach einem ſolchen, der die erforderlichen guten Eigenſchaften habe, um dem Kreiſe der Illinger'ſchen Schwiegerſöhne einverleibt zu werden, nämlich Vermögen, Geſchäftsgewandtheit und einen reſpectablen Charakter. Alles Uebrige ſei Larifari. Feodore ſchrieb zurück, ſie werde ihr möglichſtes thun; habe Floriane ſich aber irgend etwas in den Kopf geſetzt, ſo werde ſie durch Widerſpruch darin beſtärkt; man müſſe Geduld mit ihr haben, bis ſie ſelbſt ihres kindiſchen Entſchluſſes müde ſei. In ihrem Sinn aber dachte Feodora: Mit nichten, mein lieber Papa! ich werde mich hüten Floriane auf Heirathsgedanken zu bringen! .... Weshalb ſoll ſie in den Eheſtand hinein gezwängt werden? .... Weshalb ſoll ihr Vermögen einem fremden Mann zu gut kommen? .... Beides ſehe ich nicht ein. Laſſe man ſie doch nach Belieben die Renten ihres Vermögens verzehren, vertändeln, meinetwegen auch verſchwenden! .... das Capital wird ſich nicht mindern, denn ſie iſt eine Illinger und die verſtehen ſämmtlich ganz gut zu rechnen .... und mit dieſem Capital kann ſie als Unverehelichte dereinſt ſchalten und walten zum Beſten der Bedürftigſten in der Familie. Ich bin mit einer Schaar von Kindern geſegnet wie weiland die Patriarchen .... ich muß für ſie ſorgen, in deren Intereſſe iſt es, daß Floriane nicht heirathe: alſo!! — Doch dies höhere Intereſſe für meine Kinder muß ich vor Floriane ſelbſt und vor den übrigen Geſchwiſtern verbergen .... und vor dem Vater nun gar! — — So rechnete Feodora

Roſenſtern und bewies durch ſich ſelbſt, daß ſie eine Illinger ſei.

Als Floriane zu ihr kam, wurde ſie mit großer unbefangener Freude empfangen und Feodora ſagte herzlich:

„Du weißt, daß Du bei mir wie in Deinem eigenen Hauſe biſt. Gib alſo Deine Befehle nach Gutdünken; ich bin im Voraus mit allen einverſtanden. Nur bitte ich Dich nicht zu vergeſſen, daß Du bei uns nicht den coloſſalen Reichthum der guten Conſtance und nicht die Superelegance unſerer Mignonne findeſt. Ich erinnere Dich daran, weil Du aus ihren Häuſern kommſt und vielleicht verwöhnt biſt.“

„Das glaube ich kaum,“ verſetzte Floriane gelaſſen: „überdies ſtehen mir ja die Mittel zu Gebot nach meinen Bedürfniſſen zu leben, denn dieſe beſchränken ſich auf Toiletten- und ähnliche Gegenſtände.“

Ueber ihre Zukunftspläne ſchwieg Floriane und ihr Leben war ganz und gar dasjenige, welches ein junges Mädchen in ihrer Lage bei Eltern oder Verwandten führt: etwas Lectüre, etwas Briefwechſel, etwas ſchöne Künſte, geſellſchaftliche Verpflichtungen, Salongeſpräche, intimere Geſpräche — damit wurde die Zeit wenn nicht ausgefüllt, doch hingebracht. Floriane wollte ſich in den Ruf großer Verſtändigkeit und eines reifen geſellſchaftlichen Taktes ſetzen: demgemäß benahm ſie ſich. Durch ihre Schweſter Mignonne wurde ihr aus Paris ein Heirathsantrag gemacht. Sie lehnte ihn ab. Ein zweiter, der durch ihren Schwager Roſenſtern an ſie gelangte, hatte daſſelbe Schickſal.

„Was verlangſt Du denn eigentlich?“ fragte er.

„Vor der Hand nichts, als in Deinem Hauſe zu bleiben,“ antwortete ſie verbindlich.

Ohne in die Pläne ſeiner Frau eingeweiht zu ſein, war er mit Florianens Anweſenheit ganz zufrieden. Sie war ſchön — immer; ſie war angenehm — wenn ſie es ſein wollte; ſie war ſehr generös; ſie erfüllte jeden Wunſch Feodora's, der mit Geld zu erfüllen war; ſie entzückte die Roſenſtern'ſche Kinderſchaar durch einen unerſchöpflichen Vorrath von Näſchereien: genug, ſie war eine Perſon, die man mit Vergnügen im Hauſe hatte.

Plötzlich erſchien Dagobert in Wien und bei Banquier Roſenſtern. Floriane nahm ſich vor ihn fühlen zu laſſen, was das ſei an einer Floriane gleichgültig vorüber zu gehen. Sie wollte ihn behandeln, als ob Chiswick und London und ein Graf von Wianden für ſie nie auf der Welt geweſen wären. Das that ſie denn auch. Er ſah darin weiter gar nichts, als die Laune einer von Welt und Menſchen ſehr verwöhnten jungen Dame und nahm es ſich nicht im Geringſten zu Herzen. Da änderte ſie ihre Taktik und wurde freundlich. Auch das rührte ihn nicht. Er kannte ſchon genugſam die Menſchen um zu wiſſen, daß Manche die Eigenthümlichkeit haben, erſt dann freundlich zu werden, wenn ſie erkennen, daß man gar keinen Werth darauf legt ob ſie freundlich oder unfreundlich, ob ſie höflich oder unhöflich ſein wollen; und es wunderte ihn nicht, daß die reiche, ſchöne, brillante, vielumworbene, vielumſchmeichelte Floriane dieſe Unart beſitze. Es wunderte ihn nur, daß ſie ſehr freundlich wurde. In dem höchſten Kreiſe der Geſellſchaft lebte ſie nicht und begegnete er ihr nicht; da ihm aber auch die Kreiſe offen ſtanden in denen ſie erſchien, ſo traf er ſie nicht ſelten, und endlich — als Maximilian kam — ſah er ſie faſt täglich. Da ſagte Floriane einmal bei einem großen Diner zu ihm.

„Wiſſen Sie, daß ich Sie ſehr bewundere?“

„Wie hätte ich das ahnen können!“ rief er lächelnd: „darf ich jetzt auch das Warum wiſſen?“

„Weil Sie nicht ſofort vor einer reichen Erbin auf die Knie fallen.“

„Der Götzendienſt iſt verboten.“

„Freilich! und dennoch iſt die Anbetung des goldenen Kalbes ſo allgemein, daß es wie ein Wunder erſcheint, wenn ſich irgend Jemand ihr entzieht.“

„Vielleicht hat dieſer Jemand andere Götzen,“

entgegnete Dagobert, um irgend etwas zu ſagen, denn er wußte nur zu gut, wie wenig er Florianens Bewunderung verdiene.

„Möglich! ſogar wahrſcheinlich! allein er huldigt doch nicht dieſem gemeinen Götzen.“

„Sind Sie Ihrer ſelbſt ſo ſicher,“ fragte Dagobert plötzlich ernſt, „daß Sie ihm nicht huldigen würden, wenn Sie nicht ein Paar Millionen beſäßen? Jetzt, da Sie alle Vorzüge und Vortheile derſelben genießen, jetzt iſt es ſehr leicht zu ſagen: ich verachte die Leute, deren höchſtes Streben, deren Hauptgedanke es iſt Millionen zu beſitzen. Aber fragen Sie ſich einmal was Sie thun, denken, erſtreben würden, wenn Sie das nicht hätten, was Ihnen zum Leben zwiſchen Ihresgleichen nothwendig iſt? wenn Sie in den Kreiſen der hohen Finanzwelt arm wären? denn man kann ſein tägliches Brod, ja mehr noch haben — und dennoch arm ſein.“

„Ich habe nie gedacht daß ich arm ſein könnte,“ verſetzte Floriane.

„Sehen Sie wohl! Nicht einmal in Gedanken haben Sie verſucht arm zu ſein. Arm ſein, heißt entbehren. Und mit welchen Demüthigungen, welchen Bitterkeiten, welcher Selbſtüberwindung, welchen heißaufwallenden Empörungen gegen die Härte des Schickſals, iſt die Entbehrung verbunden! Das wiſſen die nicht, die im Golde und in deſſen Genüſſen ſchwelgen und dabei ganz gemüthlich ſagen: Welche Gemeinheit reich werden zu wollen.“

„Aber woher wiſſen Sie das Alles?“ fragte Floriane verwundert und mit Theilnahme.

„Ich weiß es, weil ich nicht ausſchließlich im Salon Ihrer Schweſtern lebe, ſondern auf den verſchiedenſten Stufen der Geſellſchaft die Armuth — die abſolute und die relative — kennen gelernt habe, ja, ſtudirt habe.“

„Zu welchem Zweck ein ſo peinliches Studium?“

„Um mit meinem eigenen Looſe möglichſt zufrieden zu ſein — und um den Zuſtand einer Geſellſchaft richtig würdigen zu können, in welcher das Geld eine ſo große Rolle ſpielt, daß der Beſitz oder der Nichtbeſitz die Axe iſt, um welche ſie ſich bewegt.“

„Ich werde künftig vorſichtiger in meinen Aeußerungen ſein; allein meine Bewunderung für Sie wird dadurch nicht verringert,“ ſagte Floriane in dem Augenblick, als man ſich vom Diner erhob, ſo daß Dagobert unter dem Eindruck dieſes Wortes blieb.

Und dieſer Eindruck war ein angenehmer. Floriane hatte ihren Zauber, auch abgeſehen von ihrer äußern Erſcheinung und von jedem Nebengedanken. Man brauchte nicht beſtändig die frivole, fade und nur zu oft boshafte und giftige Unterhaltung mit ihr zu führen, welche die herrſchende iſt in einer Geſellſchaft, die im oberflächlichſten Treiben ihr Vergnügen findet, mit ſtumpfer Gleichgültigkeit einem ernſten Gedanken begegnet und in einer Art von flatterhaftem Blödſinn zerſtreut, hohl und eitel dahintaumelt. Schon in Chiswick hatte Dagobert dies bemerkt. Neben Conſtance, dieſem koſtbaren Exemplar aus dem verweichlichenden, geiſtig und körperlich entnervenden Treibhaus der Welt, ſtand Floriane zu ihrem großen Vortheil mit klarem Kopf und friſchem Sinn, ganz bereit ſich auch mit ernſten Gedanken zu beſchäftigen. Jetzt war ſie um einige Jahre älter geworden; in ihrer Familie, ihrer Umgebung hatte ſie keine Nahrung, keine Leitung für ihren Geiſt gefunden; in den Banden ihrer Selbſtſucht blieb er auf das Irdiſche gerichtet; aber er war noch nicht im Schlamm des Materialismus erſtickt, im Sande der Oberflächlichkeit abgeſtorben.

„Nun wie gefällt Dir Floriane jetzt?“ fragte eines Tages Maximilian.

„Sie iſt ein blendendes Weſen!“ rief Dagobert.

„Bekehre ſie zum Chriſtenthum und heirathe ſie — das wäre mir eine große Freude.“

„Ich denke weder an das eine noch an das andere, ſo bereit ich ſonſt bin, Dir Freude zu machen.“

„Du haſt Unrecht! Floriane iſt ſchön, klug, gewandt — überdas auch ſehr reich. Was fehlt ihr, um eine perfecte Chriſtin zu werden?“

„Nichts weiter, als daß ſie es nicht bereits iſt. Sie paßt nicht für uns. Ihr Haus und mein Haus hat nicht dieſelben Traditionen.“

„Laß doch die altväteriſchen Ideen fallen!“

„Beſter Freund! wollte Deine ſchöne Schweſter es ſich einfallen laſſen einen armen Mann zu heirathen, ſo würde Dein Vater ohne Zweifel ſagen: Mit nichten, mein Kind! dies iſt nicht gebräuchlich bei den Illingern und du ſollſt nicht die erſte ſein, die davon abweicht.“

„Ganz recht, ſo würde mein Vater ſprechen!“ rief Maximilian lachend.

„Daraus ſiehſt Du, daß auch Deine Familie ihre Traditionen hat und daß Dein Vater feſt an ihnen hält.“

„Nun ja, denn er iſt ein alter Mann. Uns aber, dem jüngeren Geſchlecht, geziemt es die Schranken derſelben zu ſprengen.“

„Würdeſt Du das im vorliegenden Fall Deiner Schweſter rathen?“

„In jedem ſchwierigen Fall muß Jeder ſich ſelbſt berathen,“ erwiederte Maximilian ausweichend.

„Das denke auch ich,“ verſetzte Dagobert.

Der ſchwierigſte aller Fälle war in dieſem Augenblick für ihn ſeine Geldnoth. Er konnte ſich nicht entſchließen ſie ſeinem Freunde zu offenbaren. Ja, als dieſer einmal die Frage hinwarf:

„Nicht wahr, mit Deinen Finanzen ſteht es vortrefflich?“

Da erwiederte Dagobert ruhig:

„Nein, vortrefflich nicht! aber ich kann leben.“

„Und, bei Gott! leben wie ein Prinz!“

„Doch wäre es nicht übel, wenn Du mir wieder zu einigen fruchtbaren Aktien verhelfen könnteſt, wie damals in Liverpool.“

„Aha! auf die Weiſe gewinnſt Du Deinen prinzlichen Lebensunterhalt?“

„Nein!“ rief Dagobert: „ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich nicht auf Wagniſſe jener Art eingelaſſen habe, weil ich auf meinen Reiſen durchaus keine Gelegenheit dazu fand. Man kann nicht den erſten beſten Vorſchlag der Art annehmen. Hätteſt Du mir aber einen ſolchen zu machen, ſo würde ich darauf eingehen. Lebt man in der großen Welt und nehme man auch nur einen ganz unſcheinbaren Platz ein — Geld braucht man immer und hat man nie genug .... oder wenigſtens nie zu viel. Alſo, Freund, vorkommenden Falles denke an mich.“

„Es iſt nicht rathſam mit Freunden — d. h. mit ſolchen, die nicht Geſchäftsfreunde ſind — Geſchäfte zu machen,“ ſagte Maximilian: „ich habe das ſchon zu verſchiedenen Malen gegen Dich ausgeſprochen und ich wiederhole es Dir jetzt. Meine Caſſe ſteht Dir zu Dienſten ſo lange ſie nicht leer iſt; allein ich rathe Dir freundſchaftlich, Alles was Geſchäft iſt mit meinem Vater abzumachen, den Du kennſt und der ein Mann von großer Reſpectabilität iſt."

Auf dieſe Weiſe hatte ſich Maximilian mit großer Vorſicht in Sicherheit geſtellt, ſowohl gegen irgend einen Anſpruch, als gegen irgend einen Vorwurf von Dagoberts Seite, während dieſer nicht umhin konnte dem Freunde vollkommen Recht zu geben und den Entſchluß faßte mit Herrn Illinger sen. ein Arrangement zu machen, das ihm wiederum über die nächſten Jahre hinaushelfe, bis er endlich am Ziel einer feſten Anſtellung und durch Wendeline im Beſitz eines großen Vermögens ſei. Denn an Wendeline hielt ſein Herz feſt — mindeſtens der beſte Theil ſeines Herzens. Wie ein Schreckbild trat ihm zuweilen die Möglichkeit vor die Seele, daß ſein Vater mit Entſchiedenheit dieſe Verbindung verwerfe; — was dann? .... Oder daß Wendeline nicht ſo reich ſei, wie er es wünſchte — was dann? Dagobert machte es wie alle ſchwankenden, unklaren Charaktere: er ließ dieſe wichtigen Fragen auf ſich beruhen und nahm an, daß ſich Alles nach ſeinen Wünſchen geſtalten werde. Er verließ Wien mit bedeutenden Schulden, welche er in Zukunft bezahlen wollte: damit tröſtete er ſich ſelbſt und Andere. In Bachheim empfing er ſein gewöhnliches Jahrgeld. Er beſchloß in Bern ein ſo eingeſchränktes Leben zu führen, daß er damit ausreichen werde und das Arrangement mit Herrn Illinger sen. wegen ſeiner Schulden auf ſpätere Zeit zu verſchieben.

Kaum war er in Bern angelangt, kaum hatte er ſich in dem Kreiſe ſeiner Obliegenheiten orientirt, ſo wurde er eines Tages in ein Hotel beſchieden, wo zwei Damen ihn zu ſprechen wünſchten. Er dachte an flüchtende Polinnen oder an ſonſtige intereſſante Perſönlichkeiten, die ihre Zuflucht zu dem gewichtigen Schutz des Herrn Geſandtſchafts-Attaché nehmen wollten. Zu ſeinem größten Erſtaunen fand er im Gaſthof, den er eilends betrat — Conſtance Frymar und deren Geſellſchafterin.

„Sie hier?“ rief er grenzenlos überraſcht, als ihm Conſtance mit gewohnter Indolenz vom Sopha aus die Hand darbot: „Sie in Bern? zu Anfang Mai? und in London beginnt der Glanzpunkt des Jahres — die faſhionable Zeit!!“

„Sie haben wohl Recht zu ſtaunen und ich ſelbſt bin höchſt erſtaunt darüber — aber ich bin nun einmal hier,“ verſetzte Conſtance gleichmüthig.

„Was wollen Sie denn aber hier anfangen?“

„O gar nichts — nur Floriane erwarten.“

„Und dann?“

„Dann gehen wir nach Beau rivage. Denn ich bin krank geweſen und unſer Hausarzt ſagte, gerade jetzt müſſe ich mich ſchonen und mich vom Treiben der Geſellſchaft, von Bällen und Nachtwachen fern halten. Sie werden begreifen, daß mir dieſe ärztliche Entſcheidung bittere Thränen erpreßte. Da erklärte Herr Frymar, er könne es nicht ertragen ſeine Frau während drei Monaten in Thränen ſchwimmen zu ſehen, und der Arzt traf denn endlich die Beſtimmung, daß ich dieſe drei Monate auf dem Continent, doch in keiner Stadt, ſondern in geſunder milder Luft und in der ſchönen Natur zubringen ſolle; — und ſo gehe ich denn nach Beau rivage. Kaum hatte ich dies meinen Schweſtern nach Wien geſchrieben, ſo antwortete mir Floriane, ſie wolle mich begleiten; ſie kenne die Schweiz gar nicht. In Hietzing und Carlsbad kenne ſie jeden Baum und jeden Stein; — das ſei ſchrecklich langweilig. In Bern wollten wir zuſammen treffen. Geſtern Abend fand ich ein Telegramm von ihr vor. Sie kommt heute Mittag. Ich freue mich unendlich ſie nach ſo langer Zeit wiederzuſehen. Nicht wahr, Sie bringen den heutigen Abend bei uns zu und beſuchen uns recht häufig in Beau rivage.“

So plauderte Conſtance bis ihr Wagen gemeldet wurde.

„Ich will zum Bahnhof fahren und Floriane empfangen,“ ſagte Conſtance: „Nicht wahr, Herr Graf, Sie haben die Güte mich .... oder eigentlich uns zu begleiten, denn Herr Frymar hat es mir auf die Seele gebunden, niemals öffentlich ohne eine Begleiterin zu erſcheinen. Deshalb habe ich eine Geſellſchaftsdame bei mir. Die Begleitung eines Herrn iſt aber dennoch überall höchſt willkommen.“

Sie fuhren zum Bahnhof. Der Zug ließ ſich nicht lange erwarten. Er brachte Floriane und die Schweſtern begrüßten ſich zärtlichſt. Nachdem auch Dagobert einen freundlichen Gruß von Floriane erhalten hatte, trennte man ſich, um ſich am Abend wieder zu vereinigen. Floriane erklärte, ſie müſſe ſich wenigſtens einen Tag in Bern ausruhen, da ſie ohne Unterbrechung gereiſt ſei. Conſtance war damit einverſtanden; in jeder eleganten und bequemen Umgebung fühlte ihre indolente Natur ſich ganz behaglich.

„Ich habe ja noch nicht einmal die Bären geſehen!“ ſagte ſie höchſt ernſthaft: „und wer in Bern die Bären, in London den Tower und in Rom den Papſt nicht ſah, der kennt dieſe drei Städte in ihrer größten Merkwürdigkeit nicht. So iſt's! nicht wahr, Graf?"

Er beſtätigte lachend Alles was ſie ſagte. Es gibt Menſchen mit denen eine Discuſſion unmöglich iſt, weil ihnen jeder beſtimmte Begriff von den Dingen fehlt. Conſtance war ſehr zufrieden, wenn um ſie her gelacht wurde. Lachen war ihr ein Zeichen, daß man ſich gut unterhalte, und zwar in einer Weiſe, die ihr zugänglich war; und dann lachte auch ſie recht herzlich mit.

Die Schweſtern blieben eine Woche in Bern. Floriane war ungemein liebenswürdig; ſie zeigte eine empfindende Seele, einen Blick für das Schöne und Erhabene der Natur, Verſtändniß für große Geſinnungen.

„Welch ein Unterſchied zwiſchen den Schweizern der alten Zeit und denen in unſern Tagen!" rief ſie. „Mit bewundernswerthem Heldenmuth vertheidigten jene im Bewußtſein ihres heiligen Rechtes gegen die gewaltige Uebermacht Carls des Kühnen ihre Freiheit — und jetzt unterdrücken dieſe Schweizer die Glaubensfreiheit der kleineren Cantons, jetzt ziehen ſie zu Felde gegen individuelle Freiheit ihrer Mitbürger, indem ſie Klöſter und Ordensleute nicht dulden wollen! Wahrlich, jedes unbefangene Auge muß da einen ſchauerlichen Rückſchritt von der Freiheit zur Tyrannei wahrnehmen."

„Die Schweiz war nur ſo lange groß, als ſie katholiſch war,“ ſagte Dagobert: „mit dem Abfall vom alten Glauben hörte ihre Größe auf. Der Canton Bern wurde mächtig, aber groß wurde er nicht, denn das Palladium der Freiheit, der Schutz des Rechts für die ganze Eidgenoſſenſchaft — das erhob das ſtolze Bern nicht mehr.“

„Iſt Karl der Kühne Charles-Magne?“ fragte Conſtance.

„Nein! Charles-le-Téméraire“ .... —

„Duc de Bourgogne! j'y suis!“ unterbrach Conſtance die berichtigende Floriane, höchſt vergnügt, daß dieſe Erinnerung an die Geſchichtstabellen des Penſionates noch in ihrem Gedächtniß haftete.

Dergleichen Intermezzo's ſtörten aber nicht Dagoberts und Florianens Geſpräche und erheiterten ſie nur, weil Conſtance es gar nicht übel nahm, wenn man ſie über ihre Unwiſſenheit belächelte.

„Weshalb ſoll ich unterrichtet ſein von all dieſen alten Begebenheiten?“ ſagte ſie ganz unbefangen: „ich brauche ja nur Jemand zu fragen, der es weiß, ſo erfahre ich Alles.“

Damit begnügte ſie ſich in ihrer des Nachdenkens unfähigen Oberflächlichkeit.

Es verſteht ſich, daß Dagobert dringend eingeladen wurde die Schweſtern in Beau rivage zu beſuchen und daß er es um ſo lieber zuſagte, als er die Ufer des Genfer See's nicht kannte und als Beau rivage einer der ſchönſten Punkte an demſelben und einer der günſtigſten iſt, um Ausflüge zu machen. Beau rivage iſt ein ächt ſchweizeriſches — wenn nicht Kunſt- ſo doch Induſtrieproduct. Es iſt keine Stadt, kein Dorf, keine Villa; es iſt ein wunderſchöner Gaſthof auf den Fuß einer ſ. g. Pension suisse eingerichtet, aber im größten Styl. Es liegt in Ouchy, wo alle Dampfboote landen und gewährt den herrlichſten Umblick auf den See mit den Bergen und den Kaſtanienwäldern von Savoyen, während ſich rückwärts die reizendſten Villa's und Gärten lagern und zu den Rebenhügeln hinanſteigen, von deren Höhe Lauſanne herabſchaut, bekrönt mit ſeiner ehrwürdigen Cathedrale romaniſchen Styls. Nach Beau rivage alſo gingen die Schweſtern. Als ſie aus der ernſten Naturſchönheit Berns und aus dem einförmig grünen Hirtenland von Gruyères auf dem Hügelkamm anlangten, der wie ein köſtlicher Rahmen den Spiegel des See's umgibt: da war es nicht anders, als ob der Mai ſie mit offenen Armen empfange — ein ſolcher Frühlingszauber ſtrahlte ihnen entgegen. Conſtance ſogar war nicht unempfindlich für ihn. In Beau rivage angelangt, nahm ſie die eleganten Zimmer in Beſitz, die Herr Frymar längſt für ſie beſtellt hatte, ging mit großem Wohlgefallen von einem Fenſter zum andern und ſagte:

„O welche erquickende Luft! Warum haben wir ſie nicht in London, Miſtriß Marshell?“

„Weil London nicht am Leman liegt,“ erwiederte ernſthaft Miſtriß Marshell, die Geſellſchaftsdame.

„Aber es liegt doch an der Themſe,“ meinte Conſtance kopfſchüttelnd und wendete ſich von ihren kosmographiſchen Betrachtungen der praktiſchen Prüfung ihrer Sopha's und Lehnſtühle zu.

„Sehr gut gepolſtert! ſehr bequem! .... Sogar ein recht ſchöner Stoff! ſehen Sie doch, Miſtriß Marshell.“

„Schön und bequem, in der That! aber warum ſtaunen Sie darüber, Miſtriß Frymar? Beau rivage iſt ja hauptſächlich für reiſende Engländer eingerichtet und die halten an ihren Gewohnheiten und lieben ihren heimiſchen Comfort im Ausland zu finden.“

„Dieſe vortreffliche Eigenſchaft der Engländer iſt mir von der Natur gegeben,“ ſagte Conſtance, indem ſie ſich auf einer Chaiselongue behaglich ausſtreckte: „Schade, daß ich von hier aus nicht den See erblicke!“

Miſtriß Marshell rollte die Chaiselongue ſammt Conſtance vor die geöffnete Balconthür und ſagte:

„Lady Charlotte Fairbell, Tochter ſeiner Gnaden des Herzogs von Lightborough, mit der ich anderthalb Jahre gereiſt bin und die ich dem glücklichen Vater geneſen zurückführte, konnte ſich ebenfalls nicht ſatt ſehen an der ſchönen Natur, während ihre Gnaden die Gräfin von Ormond, mit der ich die Ehre hatte zehn Monate zu reiſen, gar keine Freude an Naturſchönheit hatte. „Es macht mir nur das Herz ſchwer, pflegten ihre Gnaden zu ſagen, denn ich weiß ja doch, daß ich dieſe ſchöne Erde verlaſſen muß .... daß ich ſterben muß .... und ich lebte doch noch ſehr gern.“ Und ſie ſtarb denn auch“ .... —

„Ich bitte, Miſtriß Marshell, erzählen Sie mir doch nicht ſolche melancholiſche Dinge! .... das verſtimmt mich .... das vertragen meine Nerven nicht,“ ſagte Conſtance kläglich. „Sie wird doch nicht etwa hier in Beau rivage geſtorben ſein, dieſe unglückliche junge Gräfin von Ormond? .... das wäre entſetzlich.“

„Beruhigen Sie ſich, theuere Miſtriß Frymar. Ihre Gnaden ſtarb zu Pau in den Pyrenäen, ſo daß ganz Frankreich zwiſchen deren Sterbebett und Beau rivage liegt. Und was die Jugend betrifft — die Frau Gräfin hatte freilich einen ſehr friſchen Geiſt, ſtarb aber im achtzigſten Jahr.“

„Im achtzigſten Jahr!“ rief Conſtance hellauf lachend, „liebe Miſtriß Marshell, das hätten Sie mir gleich ſagen ſollen! dann hätte ich dies Geſchichtchen gar nicht melancholiſch, ſondern äußerſt drollig gefunden. Leute, die bei achtzig Jahren und auf der andern Seite von Frankreich ſterben, rühren mich nicht!“ —

Floriane nahm mit andern Gedanken Beſitz von ihren Zimmern. Würde Dagobert überhaupt kommen und häufig kommen? . . . . Wird er kommen um Beau rivage und den Leman zu ſehen . . . . oder um Floriane zu ſehen? Und wenn es iſt, um Floriane zu ſehen — was wird ſie thun? was wird ſie ſagen? wird ſie ſich freuen? — O ja! das wird ſie! aber wird ſie dieſe Freude äußern? — Warum nicht? — Er iſt ein ſehr angenehmer Mann und die Welt wimmelt nicht dergeſtalt von angenehmen jungen Männern, daß man ſich nicht freuen ſollte recht häufig einem ſolchen zu begegnen. Das iſt ganz einfach und ſo wird er es auch nehmen. Käme er nicht — ſchauerlicher Gedanke, mit Conſtance und allerhand langweiligem Geſindel hier zu ſitzen und See und Berge anzugaffen. Ich bin von ſelbſt gar nicht zu Naturſchwärmerei geneigt. Ich muß von einem Andern dazu hingeriſſen werden. Er hat nun einmal einen gewiſſen Schwung des Gefühls, den ich nicht habe . . . . und das gefällt mir an ihm.

So beſchäftigten ſich ihre Gedanken mit Dagobert, während er ſeinerſeits an Floriane dachte, doch mit gemiſchten Empfindungen. Er war verlobt, war in ſeinem Herzen gebunden, zweifelte keinen Augenblick an Wendelinens Treue — und fühlte ſich doch ſehr angezogen durch Floriane; denn Floriane hatte eine gewiſſe nicht ſich einſchmeichelnde, aber ſich einſchmiegende Lieblichkeit, die Wendeline nicht hatte und die ihm — wie überhaupt jedem Mann! — ungemein anmuthig erſchien. Floriane war für jeden Menſchen, mit dem ſie im Leben zuſammentraf, eine andere und immer das, wodurch ſie gerade ihm gefallen mußte, weil ſie es wollte. Wendeline war für alle Menſchen ſtets die eine, treue, ehrliche, grundgute Wendeline, der es aber vollkommen gleichgültig war, ob ſie ihnen dadurch gefiel oder mißfiel. Ihrem Charakter gemäß hatte Wendeline eine ernſte Schönheit, während Floriane zugleich blendend und reizend ſchön war. An Geiſt und Begabung ſtand Wendeline höher als Floriane, aber dieſe hatte einen gewandteren Verſtand, der mehr Unterhaltung bot. Dennoch fiel es Dagobert nicht ein wirklich einen Vergleich anzuſtellen, der zu Gunſten Florianens hätte ausſchlagen können; er conſtatirte nur, daß und wodurch Floriane höchſt anziehend ſei und machte den Schluß: Da übrigens ihre und meine ſämmtlichen Verhältniſſe durch eine Kluft ohne Brücke geſchieden, und da wir Beide uns deſſen ſehr wohl bewußt ſind: ſo bietet uns der freundſchaftliche Verkehr, der nun einmal zwiſchen uns angeknüpft iſt, nur Annehmlichkeiten und gar keine Gefahr. Seine Vernunft that jetzt Einſprache, warnte vor allzu großer Sicherheit und ſtellte ihm vor, es ſei klüger einen Umgang abzubrechen, der ihm in keiner Beziehung förderlich ſei, der Florianens Ruf beſchädigen könne und der ganz gewiß ſeine Finanzverlegenheiten ſteigern werde. Dieſer letzte Grund war erſchreckend. Dagobert mußte ſich ſagen, daß in ſeinem Budget Ausflüge nach Beau rivage nicht vorgemerkt waren. Aber warum auch Ausflüge? — Ein Ausflug ließe ſich doch wohl beſtreiten. Beſſer wäre es zwar auch den zu unterlaſſen. Gut! ſo unterbleibe er. Ohnehin iſt es zweifelhaft, ob ich Urlaub bekomme . . . . und auf wie lange . . . . ich bin ja kaum ſieben Wochen in Bern! Er würde mir gewiß abgeſchlagen werden. Ich müßte mich begnügen Samſtag Nachmittag hin- und Montag Vormittag zurückzufahren und das wäre ein kurzes und koſtſpieliges Vergnügen! . . . . Ich ſchlag' es mir aus dem Sinn. — —

Am nächſten Samſtag ſaß er im Eiſenbahnzug und fuhr nach Beau rivage. — „Was ich nicht will, das thue ich" — hat ſchon der heilige Apoſtel Paulus klagend ausgerufen. So iſt der Menſch; — nicht blos Dagobert.

„Endlich!" ſagte Floriane mit frohem Lächeln.

„Wir verzweifelten ſchon," ſagte Conſtance, indem ſie ihm ihre kleine runde Hand reichte.

„Das nicht!" rief Floriane lachend: „aber wir zweifelten."

Mit Dagoberts Erſcheinung kam Leben und Bewegung in den Salon. Conſtance richtete ſich auf dem Sopha aus ihrer liegenden Stellung zu einer ſitzenden auf; Floriane verließ ihr Handwerkszeug und den Tiſch, an welchem ſie die damals beliebte Mode des Schnitzwerks in Holz betrieb; Miſtriß Marshell unterbrach die Vorleſung eines unausſprechlich langweiligen engliſchen Romanes mitten im Satz und machte ergebungsvoll das Buch zu, während Mademoiſelle de Trémélian, Florianens Geſellſchaftsdame, die kein Wort engliſch verſtand, die franzöſiſche Zeitung bei Seite legte über welcher ſie gegähnt hatte. Es wurde ſogleich für den folgenden Tag die Seefahrt nach Genf beſchloſſen.

„Und übermorgen machen wir die Fahrt ringsum den See, um ſeine ſo verſchiedenen Ufer im Ueberblick kennen zu lernen, nicht wahr?" ſagte Floriane.

„Nur nicht zu viel auf Einmal!“ wendete Conſtance ein: „es iſt ganz genug, wenn wir nach acht Tagen wieder eine ſchöne, aber doch immer ſehr ermüdende Partie machen.“

„Ich bin diesmal ganz Ihrer Anſicht, weil ich übermorgen nach Bern zurückkehren muß,“ ſagte Dagobert.

„Aber in acht Tagen ſind Sie wieder hier!“ rief Floriane: „gut! ſo wird dann die Rundfahrt gemacht!“

„Ja, dann mit Freuden,“ bekräftigte Conſtance.

Dagobert fand es unmöglich, Nein zu ſagen, und Floriane wußte es ſo einzurichten, daß er es auch ſpäter unmöglich fand, und daß ihm der Tag in Beau rivage viel zu kurz erſchien.

„Es iſt ein wahres Glück für uns, daß Sie in Bern ſind,“ ſagte Floriane: „der Aufenthalt in einer ſolchen Penſion muß ſehr vorſichtig im Punkt der Geſellſchaft machen. Wer ſind die Leute, die man im Speiſeſaal, im Leſezimmer, in den Salons tagtäglich ſieht? Man weiß es nicht! — Von hundert Namen kennt man vielleicht einen und gerade die Perſon, die ihn führt, iſt uns nicht ſympathiſch, während Andere, gänzlich Unbekannte, uns intereſſiren. Allein man hat doch nicht den Muth ihre Bekanntſchaft zu machen, aus Beſorgniß ſie abbrechen zu müſſen: und ſo finde ich denn dies

Penſion leben, hinſichtlich der Geſelligkeit, ſehr unruhig und ſehr öde. Wäre mein Schwager hier oder wären wir, Conſtance und ich, nicht ſo jung: ſo wären wir allerdings etwas freier von Rückſichten. Jetzt haben wir Niemand, als Sie! Sie ſind unſer Ritter, Graf Dagobert."

Konnte er Nein ſagen? — Unmöglich! Er kam, er ging, er kam immer wieder.

Im Auguſt erſchien Herr Frymar, um ſeine Frau nach London zurückzuführen. Nun brach eine kleine Verſchwörung aus, die Floriane mit Conſtance angeſtiftet hatte: die Schweſtern wollten durchaus nach Mailand, wollten die Simplonſtraße ſehen, die lombardiſchen Seen bewundern, aber vor Allem nach Mailand.

„Denn Mailand iſt meine Wiege," verſicherte Conſtance mit Wärme.

„Nein, meine Liebe," verſicherte kaltblütig Herr Frymar, „Deine Wiege — figürlich zu reden — iſt die ehrenfeſte Reichsſtadt Frankfurt."

Conſtance ſchaute nach Hülfe, um die Sache zu erklären, bei Floriane aus und dieſe ſagte:

„Der Ahnherr unſerer Mutter, Ruben Escuderes, kam zur Zeit Kaiſer Carl V." — . . . .

„In deſſen Reichen die Sonne nicht unterging," ſchaltete Conſtance ein, in Erinnerung an ihre Geſchichtstabellen.

„Damals kam er aus Spanien nach Mailand und ſeitdem verblieben ſeine Nachkommen dort und ſiedelten ſich allmählig in der ganzen Lombardei an. Ihre Frauen wählten ſie aber nur aus ſpaniſchen Judenfamilien, damit immer die reine Abkunft gewahrt bleibe. Denn Sie wiſſen vielleicht, Herr Graf," wendete ſie ſich an Dagobert, „daß die ſpaniſchen Juden die Prärogative der Vornehmheit in der ganzen Welt haben. Kein Grande von Spanien, kein Venetianiſcher Nobile iſt ſtolzer auf ſein „blaues Blut," als wir es ſind auf die Abſtammung von ſpaniſchen Juden. Dies Alles hat mir mein guter Onkel oft erzählt und aus Pietät für ihn und aus Intereſſe für die Wiege unſerer Familie, möchten wir gern nach Mailand."

„Das heißt Du, mein Schatz, möchteſt gern nach Mailand," entgegnete Herr Frymar lachend: „ich bin überzeugt, daß Conſtance nie auf dieſen Wunſch verfallen wäre."

„Ich habe ja bis jetzt keine Sylbe gewußt von der intereſſanten Geſchichte der Escuderes!" entgegnete ſie vorwurfsvoll: „jetzt aber ſtimme ich ganz mit Floriane überein."

Genug, die lombardiſche Reiſe wurde beſchloſſen und gemacht, ſelbſtverſtändlich in Dagoberts Begleitung, ſowie auch der längſt geplante Ausflug zum

Montblanc. Der Spätſommer war ſo günſtig wie möglich um all' dieſe Schönheit zu genießen und Dagobert hatte Urlaub auf einen Monat genommen. Floriane war ſtrahlend vor Freude und Lieblichkeit. Er ſah es nur zu gut; — allein was hätte er thun ſollen, um ſie dieſer Freude zu berauben? — Ihr ſagen, ſo ganz gelegentlich, daß er verlobt ſei? — Ja .... war er denn verlobt? hatte nicht Graf Sierra Blanca ausdrücklich Dagoberts und Wendelinens volle Freiheit gewahrt? konnte er für wortbrüchig gelten, wenn er von dieſer Freiheit Gebrauch machte? was wußte denn er über Wendelinens Geſinnung? — Aber .... was wußte er von Florianens Geſinnung? — Nichts weiter, als daß er ihr ein willkommener Geſellſchafter in Beau rivage war. Von da bis zur Geſellſchaft für's Leben, war es außerordentlich weit. Ich will kein Thor ſein und mir dieſen angenehmen Umgang durch Scrupel verbittern — ſo ſchloß er ſeine Betrachtung ab: der Verkehr mit dem weiblichen Geſchlecht wäre ja unerträglich, wenn man bei jedem jungen Mädchen, mit welchem man mehr als zehn Worte ſpricht, gleich an den heiligen Eheſtand denken müßte. Zum Glück iſt meine Stellung in der Welt der Art, daß es auch dem blödeſten Blick ſich offenbart, ich ſei eher alles Andere, als eine gute Partie .... um wie viel mehr dieſer klugen Floriane, die überdas eben ſo ſtolz auf den Stammbaum der Escuderes iſt, wie mein Vater auf den der Wianden.

Und ſo ließ er den Nachen ſeines Lebens auf der ſanften Strömung der Verhältniſſe dahinſchwimmen — wie das die Art dieſer Charaktere iſt.

Herr Frymar aber ſagte vorſichtig:

„Floriane, Du pflegſt verſtändig zu ſein. Höre alſo auf meinen Rath und hüte Dein Herz, denn der Graf von Wianden denkt nicht daran Dich zu heirathen.“

„Eben dadurch iſt er mir ſo angenehm!“ rief ſie munter: „wie oft ſoll ich es Euch Allen wiederholen, ich, Floriane! ich will nicht heirathen! und weil ich es nicht will, ſind mir alle Männer unerträglich, die ſich mir mit Heirathsgedanken nähern — denn ſie ſpeculiren ja doch nur auf mein Vermögen, deſſen Zugabe ich bin.“

„Das klingt beſcheiden, iſt aber unverſtändig und in fünf Jahren, ſpäteſtens, denkſt Du ganz anders. Ich will Dir wünſchen, daß Du bis dahin, gerade durch Deine verkehrte Art, nicht viel Unangenehmes erlebſt,“ antwortete Herr Frymar bedachtſam, während Floriane zu ihrem Handwerkszeug griff und ſcherzend ſagte:

„Was ich am allerbeſten anzufertigen verſtehe, das ſind zierliche Körbchen.“

Sie ſah dabei ſo allerliebſt ſchelmiſch aus, daß es unmöglich war ihr zu zürnen.

Die Rückkehr aus der Lombardei nach Beau rivage machte man vom Comerſee über den St. Gotthard und dann über den Paß der Furka zum Rhone-Gletſcher und durch den Canton Wallis an den Leman. Conſtance ſtand Todesangſt im Hochgebirg aus, wähnte ſich jeden Augenblick von Lavinen bedroht — obſchon dieſe im Spätſommer nicht zu fallen pflegen, weil der Schnee dann nicht mehr ſchmilzt — ſtieß bei jedem zehnten Schritt ihres äußerſt ſichern Saumpferdes einen matten Klageruf aus und fand bei Niemand Sympathie als bei Miſtriß Marſhell, die beſtändig wiederholte, ihre Gnaden die Gräfin von Ormond habe einen förmlichen Abſcheu vor dem Hochgebirg gehabt. Deſto beſſer unterhielt Floriane ſich ſelbſt und ihre übrigen Reiſegefährten. Mit dem Wetter, den Wegen, den Nachtlagern, den Pferden, den Führern — mit Allem war ſie zufrieden und mochte der Sturm ſauſen und der Regen ſtrömen — ſie behauptete ſtandhaft, das gehöre zum Hochgebirg. Mit einer leichten Erkältung kam ſie nach Beau rivage zurück.

Dagoberts Urlaub war abgelaufen und er begab ſich ſogleich nach Bern. Er war nicht wenig erſchreckt, als Conſtance und ihr Mann drei Tage ſpäter nach Bern kamen, aber ohne Floriane und die beiden

Geſellſchaftsdamen, und als Conſtance ſchwermüthig ſagte:

„Weiß der Himmel, ob ich meine liebe Schweſter je wiederſehe! iſt das nicht ſehr traurig, guter Graf.“

„Was iſt geſchehen?“ rief Dagobert zagend.

„Gar nichts! Floriane hat dreimal gehuſtet,“ verſetzte Herr Frymar trocken, „und ein Arzt hat erklärt, die Traubenkur werde ihr nicht ſchaden. So bleibt ſie vor der Hand in Beau rivage mit den beiden Damen zu ihrer Begleitung und Pflege. Dies iſt der wahre Sachverhalt und alles Uebrige iſt Zuthat der Einbildungskraft oder — genauer geſagt — der Gabe, geringfügige Dinge durch ein Vergrößerungsglas zu betrachten.“

So war denn Dagobert vollkommen beruhigt und nur durch die Frage beunruhigt, ob er bei ſeiner Gewohnheit bleiben ſolle, wöchentlich Einmal nach Beau rivage zu gehen. Doch nicht lange währte die Schwankung. Am Samſtag erſchien er bei Floriane.

„Ach, das iſt doch ein treuer, ein zuverläſſiger Freund!“ rief ſie ihm mit einer Herzlichkeit entgegen, die er noch nie an ihr wahrgenommen hatte: „Jetzt weiß ich doch, daß dieſer trübſelige Aufenthalt ſeinen Lichtpunkt behalten wird!“

Hätte Dagobert dieſe Zuverſicht täuſchen können?

— Gewiß nicht! — Ueberdas behandelte Floriane ihn wirklich als Freund, ſprach mit ihm über ihre Familienverhältniſſe, über Vorfälle in der Welt und in der Geſellſchaft, über welche ſie ſeine Meinung zu hören wünſchte. Sie befragte ihn über ihre Lectüre und klagte, daß ſie in dieſem wichtigen Punkt, der einen ſo großen Einfluß auf Bildung und Verbildung übe, rathlos ſei; — auch jetzt! Denn Miſtriß Marſhell kenne und empfehle nichts weiter als ihre engliſchen Romane und Mademoiſelle de Trémélian lege ſich in Ohnmacht, wenn ſie nur das Wort „Roman“ ausſprechen höre und kenne und empfehle nichts weiter, als ihre franzöſiſchen ultramontanen Zeitungen und Erbauungsbücher.

„Sind denn die Katholiken wirklich auf dieſe Lectüre beſchränkt?“ fragte Floriane.

„Nur die trägen und geiſtloſen!“ verſetzte Dagobert. „Daß die Leute bei ihrer Lieblingszeitung vegetiren und ſich einbilden eine Meinung zu haben, während ſie nur ein Blatt haben, deſſen Meinung ſie Tag für Tag mit geſchäfts- oder gewohnheitsmäßiger Aufmerkſamkeit leſen, iſt ja heutzutage eine ganz allgemeine Erſcheinung, — ſo wie auch die, daß Jeder die Zeitung, die er nicht lieſt, für abſcheulich erklärt.“

„Und was thun Sie?“

„Es gehört zu meinen Geſchäften Zeitungen aller politiſchen Parteien zu leſen.“

„Und was rathen Sie mir?“

„Ueberhaupt keine Zeitung zu leſen; denn Sie können dadurch nichts weiter werden, als einſeitig oder confus.“

„Das werde ich an Mademoiſelle de Trémélian ſagen!“ rief Floriane beluſtigt.

„Thun Sie es, wenn Sie boshaft ſind!“

„Nein, ich bin nicht boshaft! .... Sagen Sie mir lieber, was Sie von den Erbauungsbüchern halten, die Mademoiſelle empfiehlt.“

„Daß ſie ohne Zweifel für ihren Zweck, Herz und Geiſt mit der Betrachtung religiöſer und ſittlicher Wahrheiten zu ſtärken, zu heben, vortrefflich ſein werden, daß ſie aber mit nichten andere Lectüren Poeſie und Belletriſtik, Werke über Geſchichte, Kunſt, Naturkunde ausſchließen und überflüſſig machen.“

„Wie wenig weiß ich von all’ dieſen ſchönen, intereſſanten, nützlichen Dingen und das Wenige — wie oberflächlich!“ ſagte Floriane ernſt.

„Mit Ihren neunzehn Jahren ſind Sie auf das Lernen angewieſen — nicht auf das Wiſſen.“

„Ich will dieſen ſtillen Winter benutzen, um recht viel zu leſen und zu lernen [illegible] wenn Sie mir ein wenig mit Ihrem guten Rath beiſtehen wollen.“

„Wie? . . . . Sie denken doch wohl nicht daran den Winter in Beau rivage zu bleiben?"

„Erſchreckt Sie das?" fragte Floriane.

„Ja, für Sie!" rief Dagobert, der aber auch in Beziehung auf ſich erſchrack, denn es gab Augenblicke, in denen ihm dies freundſchaftliche Verhältniß ſehr läſtig ſchien, ſo daß er Florianens Abreiſe wünſchen konnte.

„Meine Geſundheit verlangt für dieſen Winter Ruhe und Stille und ein mildes Clima; das Alles finde ich hier, denn mit dem Spätjahr verſchwindet das Menſchengewühl aus Beau rivage und nur Wenige bleiben zurück. Ich bin mit meinem kleinen Hofſtaat äußerſt behaglich und bequem eingeniſtet und mag nicht daran denken den Tumult der geſelligen Freuden mitzumachen, die ich nun ſchon ein Paarmal ausgehalten habe und die mich bei meinen Schweſtern in Wien und Paris erwarten. In London aber iſt mir das Clima zuwider und in Berlin — Alles: folglich bin ich auf Beau rivage angewieſen."

„Und Ihr Vater?" fragte Dagobert.

„Ach, mein Vater hat mich nach dem Tode meiner Mutter mit aller Liebe aus ſeinem Hauſe verbannt!" unterbrach ihn Floriane. „Conſtance, das gute Schäfchen, ließ ſich geduldig in ein Inſtitut einpferchen und wurde dort das — was ſie jetzt iſt.

Ich aber benahm mich rebelliſch und verlangte bei Feodora zu bleiben. Das geſchah; — und meinen Vater habe ich ſeitdem nur dann geſehen, wenn ich von der einen Schweſter zur andern reiſte. Er hatte nach dem Tode meiner Mutter erklärt, er würde nie eine zweite Ehe ſchließen, allein er wolle auch nicht Gouvernanten und ähnliche Damen um ſich haben. Ich kann wohl behaupten, daß ich als ein verwaiſtes Kind aufgewachſen bin, und daß ein kindliches Verhältniß zu meinem Vater nicht beſteht — und nicht beſtehen kann."

„Ich kenne ein junges Mädchen," ſagte Dagobert ernſt, „das bis zum vierzehnten Jahr von ihrem Vater getrennt, dennoch die zärtlichſte Tochter geworden iſt."

„Vielleicht hat ſie ein zärtliches Gemüth?"

„Sie hat vorzugsweiſe ein tiefes, ein pflichttreues Gemüth."

„Und wer iſt dies junge Mädchen? .... und wo lebt es?"

„Es iſt die Tochter meines Schwagers, der in England lebt."

„Glauben Sie," fragte Floriane nachdenklich, „daß das Chriſtenthum der Entwickelung von Tugenden beſonders günſtig iſt?"

„Das iſt es ohne allen Zweifel! die chriſtliche Sittenlehre ſteht hoch über jeder andern."

„Was iſt ihr Grundgedanke?“

„Ihr ſollt vollkommen ſein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.“

Floriane warf ſich auf ihren Sitz zurück, bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht und rief:

„Zu hoch für mich .... viel zu hoch.“

Dagobert wollte erklären.

„Nein! das erträgt meine Schwäche nicht!“ rief ſie: „Behauptet Ihr Chriſten denn wirklich ſammt und ſonders vollkommen zu ſein?“

„Nicht ein einziger behauptet das von ſich ſelbſt! gleichwohl ſollen und könnten wir es ſein.“

„Das wäre ja eine ganz furchtbar ſchwere Aufgabe, welche jede Lebensfreude erdrückte! .... Nein, beſter Graf! wir wollen von allen möglichen intereſſanten Gegenſtänden reden, aber dieſen hinfort in tiefſtes Schweigen begraben.“

Dagobert war ganz zerſtreut. Er dachte an die ungeheure Wendung, die in Florianens Leben eintreten würde, wenn ſie zum Chriſtenthum ſich bekehrte — und an den Einfluß, den dies auf ſein Leben, auf die Geſinnung ſeiner Eltern haben könnte, wenn er, Dagobert, das Werkzeug dieſer Bekehrung würde; — und nur mit halbem Ohr hörte er auf das, was ſie von ihren Studienplänen ſagte. Allein ſie ſetzte dieſelben in's Werk und widmete ſich ihnen mit großem Eifer, ſo daß Dagobert bei jedem ſeiner

Beſuche ſtaunte, wie viel und wie verſtändig ſie las. Allein Miſtriß Marſhell flüſterte ihm zu:

„Miß Floriane treibt Unſinn, Herr Graf, und ſetzt ihre Geſundheit auf's Spiel, um ein Blauſtrumpf zu werden. Ueber meine Sorge und Aufmerkſamkeit lacht ſie nur und von einer Traubencur iſt gar nicht die Rede — obſchon wir deswegen hier ſind.“

„Mir ſcheint, Miß Floriane befindet ſich auch ohne Traubencur ganz vortrefflich — was ſie ohne Zweifel Ihrer ſorglichen Pflege, Miſtriß Marſhell, zu danken hat,“ ſagte Dagobert verbindlich.

Mademoiſelle de Trémélian klagte ihm:

„O Herr Graf! welche Flut von Büchern .... und von welchen Büchern! lauter Gelehrſamkeit! nichts als Wiſſenſchaft! kein einziges religiöſes Buch! .... Ich bot ihr an „Le Mois de Marie“ — ſie lachte! „Le Mois de la sainte Enfance“ — ſie machte ein finſteres Geſicht.“

„Beſte Mademoiſelle!“ ſagte Dagobert dringend, „an dergleichen Schriften erbauen ſich nur einzelne Katholiken! wie können Sie erwarten, daß eine Nicht-Chriſtin ſie leſe? .... Empfehlen Sie ihr Boſſuet“ ....

„Boſſuet, Herr Graf!“ rief Mademoiſelle empört: „Boſſuet ſoll ich empfehlen, ich — Jeanne de Trémélian, die das Glück und die Ehre hat zu den Ultramontanen gezählt zu werden! Herr Graf, was muthen Sie mir zu! Boſſuet war kein Ultramontaner .... er war Gallikaner!!“

„Vergeben Sie mir, Mademoiſelle!“ entgegnete Dagobert höchſt beluſtigt durch ihre Entrüſtung: „Handeln Sie ganz nach Ihrer Einſicht! — Aber ſein Sie feſt überzeugt, daß eine Seite von Boſſuets „Elévations sur les Mystères“ mehr zum Nachdenken über die chriſtliche Lehre anregt, als eine ganze Bibliothek von „Mois“. Und darauf kommt es in dieſem Fall hauptſächlich an.“

Mademoiſelle ſchüttelte ihr frommes Haupt und betrachtete Dagobert als einen halben Ketzer. Das war er nicht. Er war auch noch klar in Einſicht und Urtheil, ſo lange die Fragen ihn nicht ſelbſt betrafen; allein er gerieth in Verwirrung, ſo wie ſie die Wendung auf ihn nahmen: dermaßen umſtrickte ihn Floriane gerade dadurch, daß ſie nicht direct als eine Rivalin Wendelinens, als eine Bewerberin um ſein Herz und ſeine Liebe an ihn herantrat, ſondern mit ruhigem Vertrauen, mit freundſchaftlicher Geſinnung — als ob jede intimere Beziehung ganz außerhalb ihres Gedankenkreiſes liege. War das nun wirklich der Fall? — Sie überließ es der Zeit und den Umſtänden dieſe Frage feſtzuſtellen. Als aber der Monat Dezember zu Ende ging, war ſie ihrer Bücher und ihrer Studien herzlich müde und hatte ſie ihren Zweck erreicht: Vater und Geſchwiſter ſollten ſich mit ihrer ſelbſtändigen Stellung in der Welt vertraut machen. Sie ſchrieb an Feodora, ſie werde ihren Neujahrswunſch mündlich ſagen. Floriane verließ Beau rivage; vereinſamt ſchaute Dagobert der ſchönen verſchwundenen Fee nach, und begann in dieſer Einſamkeit ernſthaft nachzudenken, wie ſeiner Geldverlegenheit gründlich abzuhelfen ſei. Er fand nur ein Mittel. Um es in Anwendung bringen zu können, ſchrieb er an Herr Illinger sen.

„Wohlgeborner Herr! Die Verhältniſſe, in denen ich lebe, verlangen große pecuniäre Opfer und ſie veranlaſſen und erklären den Vorſchlag, den ich hiemit an Ew. Wohlgeboren richte. Bachheim, das Gut meines Vaters, iſt vollkommen ſchuldenfrei. Ich möchte darauf hin eine Anleihe machen, welche dem vierten Theil vom Werth des Gutes entſpricht. Nur müßte ich die Bedingung machen, daß mein Vater nichts von dieſer Sache erfahre, was um ſo leichter iſt, als nicht er die Zinſen der Anleihe zu zahlen hat, ſondern ich. Ew. Wohlgeboren laufen nicht die mindeſte Gefahr dieſen Vorſchlag anzunehmen, wenn er auch, wie ich es zur Bedingung mache, bis zum Tode meines Vaters, eines hochbejahrten Greiſes, geheim gehalten werden muß, um ihm Sorge und Kummer irgend welcher Art zu erſparen; denn ich bin der einzige Erbe meines Vaters, indem meine Schweſter bereits gleich nach meiner Geburt jeglichem Erbanſpruch rechtsgültig entſagt hat.“

Herr Illinger sen. ſchrieb kurz und bündig zurück:

„Hochgeborner Herr! ich bin bereit dem Herrn Grafen unter der benannten Bedingung den gewünſchten Dienſt zu leiſten. Ich bitte Ew. Hochgeboren die Größe der Anleihe zu beſtimmen, da ich nicht in der Lage bin den Werth des Gutes Bachheim genau zu kennen.“

Dagobert hatte zuerſt mit fünfundzwanzigtauſend Gulden ſich begnügen wollen, fand jedoch nach längerem Nachdenken, es ſei weiſer, eine größere Summe aufzunehmen; es ſei dann vorkommenden Falles möglich eine günſtige Speculation zu machen, eine hohe Rennwette zu wagen und dgl. mehr. Er begehrte alſo fünfzigtauſend Gulden von Herrn Illinger sen. Als er ſie erhielt — ſelbſtverſtändlich zu ſieben Procent — hielt er ſich für einen Cröſus im Beſitz einer unerſchöpflichen Goldgrube. Er bezahlte ſeine Schulden in Wien und in Bern — und athmete auf. Nun lag aber ſo viel Geld zu ſeiner Dispoſition da; ſollte er es unbenutzt liegen laſſen? wäre das nicht ein vergrabener Schatz? . . . . ſogar eine Verſchwendung? Täglich betrachtete er die ganz ſichern Werthpapiere in ſeines Portefeuilles verſchloſſenſtem Fach und dachte dabei: Hier liegen nun viele tauſend Gulden wie todt. Es iſt ein Diebſtahl an mir ſelbſt, daß ich ſie nicht zu verwerthen ſuche! .... Andererſeits wäre es hart ſie ganz oder zum Theil zu verlieren! — Und dann ſchloß er ſeufzend ſein Portfeuille und verwahrte es tief in ſeinem Schreibtiſch. Aber dieſe Verſuchung nahm ſeine Gedanken dermaßen ein, daß Wendeline, Floriane, ſeine Laufbahn, ſeine Eltern in den zweiten Rang gedrängt wurden.

Plötzlich erhielt er folgendes Telegramm von Maximilian Illinger:

„In Trieſt Coup wie in Liverpool mit zehntauſend Gulden. Ja? — Nein?“

Ja! telegraphirte Dagobert freudig. Zwei Tage ſpäter ſetzte ein Brief Maximilians ihn in Kenntniß von dem Wagniß, das ſie unternommen hatten und das ebenſo unberechenbar wie das in Liverpool war — alſo möglicherweiſe denſelben Ausgang verhieß. In froher Spannung ſah Dagobert ihm entgegen. Statt deſſen kam ſchon nach drei Wochen die Anzeige, das Schiff ſei leider im Meerbuſen von Biscaya zu Grunde gegangen und kaum die Bemannung gerettet. Maximilian ſetzte hinzu:

„Nie werde ich mich wieder auf ſolche Kinderſtreiche einlaſſen, noch auch Dich dazu verleiten. Hier in Trieſt iſt der Boden günſtig — und wird es in Zukunft mehr und mehr — für große Unternehmungen nicht blos nach der Levante, ſondern nach dem tieferen Aſien. Das ſagt mir zu. Ich beabſichtige große Reiſen nach fremden Welttheilen zu machen und ich beklage Dich aufrichtig, lieber Freund, daß Du zu Denjenigen gehörſt, die ſich bemühen den Rock der alten Jungfer Europa zu flicken. Er hängt in Fetzen und dieſe ſind vermodert. Der Ruſſiſche Wolf wird kommen, wird ſie ihr abreißen und ihr mit der Knute die Wohlthat ſeines Pelzes aufhalſen; nicht heute und nicht morgen. Aber zu ſeiner Zeit.“

Wäre Dagobert nicht hinreichend in Wuth über den Verluſt ſeiner Zehntauſend geweſen, ſo hätte Maximilians Prophezeihung ihn wüthend gemacht. Jetzt aber erſchienen ihm die künftigen Schickſale der Jungfrau Europa bei Weitem nicht ſo tragiſch, als ſein eigenes Schickſal in der Gegenwart. Was ſollte er thun? ergeben den Schlag hinnehmen — oder ſich wehren gegen die feindſelige Tücke der Glücksgöttin. Für jenes ſprach die Vernunft; für dieſes die Leidenſchaft. Bei Dagobert konnte man vorausſehen, — daß die letztere ſiegen werde. Ja! er wollte den Kampf fortſetzen, denn zehntauſend Gulden waren zu verſchmerzen, wenn doch endlich der Sieg eintreten muß. Dieſe Zuverſicht beruhete aber auf nichts, als auf Wolken: zuerſt auf ſeinen Wünſchen und dann darauf, daß Maximilian einmal geſagt hatte: Mißlingt dieſe Speculation, ſo gelingt jene um ſo gewiſſer. — Man mußte nur das geeignete Feld wählen. Endlich glaubte er es gefunden zu haben, weil er einige Mal überraſchendes Glück auf dieſem Boden gehabt hatte.

Als im Frühling die Rennen in Paris anfingen nahm er Urlaub und ging dahin. Er hatte in Paris verſchiedene gute Freunde unter den eleganten jungen Leuten; er wurde ſehr gut aufgenommen; er lebte mit ihnen, folglich mußte er leben wie ſie und ſehr viel Geld ausgeben. Doch waren ſeine Wetten bei den Pferderennen nicht unglücklich. Er berechnete, daß ſein Aufenthalt in Paris durch ſie gedeckt wäre. Armſeliger Erfolg! die verlorenen Zehntauſend ſollten gedeckt werden! — und die Rennen waren zu Ende! — — Aber in England nahmen ſie jetzt ihren Anfang und von Paris nach London — das war ja keine Reiſe, ſondern nur eine Spazierfahrt, die wenig Zeit und wenig Geld koſtete, hingegen mehr Glück verhieß. Was war ein Franc gegen ein Pfund Sterling! und nach Pfund wird in England gerechnet. Zweitauſend Francs machten nicht den zehnten Theil ſeiner Zehntauſend aus. Zweitauſend Pfund — das war mehr als das Doppelte. Zweitauſend Pfund ſchwebten ihm beſtändig vor Augen.

Er ließ ſeinen Urlaub verlängern und jagte in

Aſcot, in Epſom, in Derby ſeinen zweitauſend Pfund nach. Und wirklich erreichte er dieſe Ziffer, jedoch in der Weiſe, daß er ſie zu zahlen hatte. War es zu verwundern, wenn er nach Bern troſtlos zurückkehrte? Was blieb ihm denn noch von den fünfzigtauſend Gulden, jetzt, im Juli, die er im Januar aufgenommen hatte? — — ein elender Reſt von höchſtens zwölftauſend.

Verzweiflungsvoll warf ſich Dagobert in der grauen Morgendämmerung auf ſein Lager und verfiel in einen ſchweren, traumgequälten Schlaf.

Wiederſehen — Wiederfinden?

Der folgende Tag war nicht erfreulich. Sein Geſandter verwies ihm ernſt, daß er Nachurlaub eingeholt habe: Dagobert ſei fünfviertel Jahre in Bern und habe in dieſer Zeit Vergnügungsreiſen nach Lombardien, nach Paris, nach England gemacht, das ſei nicht in der Ordnung. Gefalle ihm der Aufenthalt in Bern nicht, ſo könne er ja ſuchen bei einer andern Geſandtſchaft Attaché zu werden und er ſelbſt, der Geſandte, wolle ihm ganz gern dazu behülflich ſein. Dagobert bekannte ſich ſchuldig, war ſehr dankbar und bat, es möge ihm geſtattet ſein den Vorſchlag des Geſandten zu überlegen. Damit zog er ſich zurück. Was ſollte er jetzt thun? — Seinen Chef verſöhnen und mindeſtens ein Jahr nicht aus Bern wanken und weichen, — oder ſcheiden! . . . . —

In trübes Sinnen verloren betrat er ſeine Wohnung. Da ſaß auf ſeinem Sopha Maximilian; da lag auf ſeinem Tiſch ein Brief mit breitem Trauerrand und ſchwarzem Siegel. Der Freudenblitz, der durch Dagoberts gepreßtes Herz flog, war vom dumpfen Donner eines Unglücks begleitet. Seine Rechte drückte Maximilians Hand; ſeine Linke ergriff den Brief.

„Nicht aus Bachheim!“ rief Dagobert erleichtert; „aber aus England! . . . . Arme Claudia! . . . ſie hat ihren Mann verloren. Höre nur! Geneſen — wenigſtens anſcheinend — kehrte er zurück . . . . ein Nervenſchlag machte ſeinem Leben ein Ende. Armer Salvator! ärmere Claudia! . . . . Hätte ich nicht ſterben können ſtatt ſeiner!“ —

„Aber Du biſt ja mit einer ganz monſtroſen Geſchwiſterliebe behaftet, beſter Freund!“ rief Maximilian: „Für einen Schwager ſterben zu wollen — das iſt unerhört in den Annalen der Weltgeſchichte. Die griechiſche Alceſtis ſtarb für ihren Gemahl; die römiſche Arria gab ſich den Tod, um ihren zaghaften Gatten einzuladen daſſelbe zu thun; — aber für einen Schwager“ . . . . —

„Lieber Freund, ich bin gar nicht in der Stimmung, um auf Deine Scherze einzugehen,“ unterbrach Dagobert: „Claudia ſchreibt weiter, ſie werde im Auguſt nach Bachheim kommen und zähle darauf mich dort zu ſehen. Wie ſoll ich das anfangen?“

„Du beſteigſt die Eiſenbahn und fährſt dahin.“

„Das iſt leicht geſagt und gethan! aber mein alter pedantiſcher Chef iſt ſehr ungehalten über meine Reiſen und wird mir den Laufpaß geben."

„Daran liegt gar nichts! Bei jeder Geſandtſchaft, beſonders bei einer größeren, iſt ein Graf von Wianden, mit Deinen Qualitäten, ſehr willkommen."

„Ich möchte nicht den guten Herrn verſtimmen . . . . und Bern ſagt mir zu . . . . in gewiſſer Hinſicht" . . . . —

„Auch eine Unbegreiflichkeit! dies Bern, dieſe Schweizer, wie ſind ſie ernſt, unbeholfen, ſchwerfällig!" . . . .

„Ich verbrauche hier, vergleichsweiſe, wenig Geld. In Brüſſel, München — von einer großen Reſidenzſtadt gar nicht zu reden! — hätte ich das Doppelte und Dreifache nöthig. Glaube mir, die Sache iſt ſehr zu überlegen. Andererſeits ſcheint es mir unmöglich nicht nach Bachheim zu gehen und die Meinen gerade in dieſem Augenblick nicht zu ſehen."

„Und Floriane, die ſich ſo freut Deine Nachbarin zu ſein — welche Enttäuſchung!"

„Floriane?" fragte Dagobert mit einem aus Schrecken und Freude gemiſchten Gefühl.

„Kennſt Du nicht ihren ſchönen Entſchluß? — Und Du haſt ſie doch dazu bewogen — wie ſie behauptet."

„Wozu? ſprich nicht ſo räthſelhaft!"

„Du haſt ihr Vorſtellungen darüber gemacht, daß es an ihr ſei mit ihrem Vater in kindlicher

Liebe und Traulichkeit zu leben und ſich nicht wie bisher auf einem fremden Fuß zu halten. Das hat ihr, wie Alles was Du ſagſt, einen tiefen Eindruck gemacht. Sie will allerdings ihre volle Unabhängigkeit wahren und ſie will deshalb einen Beſitz zu eigen haben, auf dem ſie Herrin iſt und als Herrin leben kann; allein ſie verbindet damit die Abſicht, in der Nähe ihres Vaters zu ſein und ihm Freude zu machen. Das Letztere iſt ihr vollſtändig gelungen, denn ſie hat ihm Hellau zu einem exorbitanten Preiſe abgekauft. Das Schloß iſt auf's Schönſte von Außen erneuert und drinnen eingerichtet. Meine Schweſter Mignonne ſchickte ihren Tapezirer aus Paris, um die Einrichtung zu beſorgen. Ich gehe jetzt nach Hellau, um zu unterſuchen ob die Herrin baldigſt ihren Einzug halten kann. Im September hofft Floriane ihre ſämmtlichen Geſchwiſter in Hellau zu ſehen .... Dich in Bachheim zu begrüßen und in ihrem Schloß willkommen zu heißen, war ihr ein lieber Gedanke.“

„Gewiß, auch für mich wäre die Freude groß! .... ich muß mich beſinnen was das Beſte iſt. Ich habe ja noch Zeit vor mir! .... — Nun aber ſage mir, wie es mit den Ausſichten ſteht, die ſich in Trieſt für Dich eröffneten.“

„Ganz gut! nur nicht für den Augenblick. Dieſer Amerikaniſche Krieg liegt wie ein Alp auf allen Capitalien in Europa. Die Nordſtaaten, Freund, die Nordſtaaten! das iſt in dieſem Augenblick das glückſelige Erdreich, welches goldene Früchte einträgt, wenn man mit kühnem Griff eine Speculation anpackt und durchführt. Allein man muß entweder ſelbſt in Amerika ſein, oder äußerſt ſichere Verbindungen dort haben — ſonſt gelingt ſie nicht. Dieſe Yankees ſind geldgierig und gerieben über die Maßen. Das Gewiſſen hat auch die entſprechende Weite und ſo iſt der Wettlauf mit ihnen nicht leicht.“

„Es iſt überhaupt nicht leicht reich zu werden.“

„Ausgenommen durch Erbſchaft, wie das Glückskind Floriane. Nun, es ſei ihr gegönnt und die Verwaltung ihres Vermögens dazu, wenn ſie nur die wahnſinnige Idee aufgibt unvermählt zu bleiben. Ich kann nun einmal die Hoffnung nicht ſinken laſſen, Du werdeſt ſie bekehren und aus meinem Freunde mein Schwager werden.“

„Dazu iſt nicht die mindeſte Ausſicht.“

„Würde ſie Dich freuen, dieſe Ausſicht?“

„Ja und Nein! . . . . Unter gewiſſen Vorausſetzungen . . . . Doch laſſen wir das“ . . . . —

„Sprichſt Du auch dann noch: Laſſen wir das — wenn Florianens Herz ſich Dir zuneigte?“

„Wenigſtens ſo lange bis dieſer Fall wirklich eingetreten iſt.“

„Wahrhaftig, nicht übel! Willſt Du etwa abwarten bis ſie aus Liebe zu Dir ſtirbt?“

Durch eine jener Ideenverbindungen, die uns zuweilen durch ein Wort, eine Bewegung, einen Ton in eine andere Lage und einen anderen Gedankenkreis verſetzt — trat vor Dagoberts Seele die Erinnerung an den Erker in Woodrich Caſtle mit der Ausſicht auf das ſtürmiſche Meer, wo er Wendelinen gegenüber ſaß und ihr den „Corſar“ vorlas und wo ſie ſo herzlich lachte über ſeinen Anſpruch à la Medora geliebt zu werden — und Wendelinens klares friedliches Bild brach durch all' die Verwirrung ſeines Herzens wie der aufſteigende Mond aus dem Gewölk der Erdendünſte hervor. Er ſagte ruhig:

„Laſſen wir das, Maximilian. Spätere Tage werden uns Allen Licht bringen.“

Der Entſchluß nach Bachheim zu gehen war gefaßt: es mußte zur Entſcheidung kommen wie er zu Wendeline ſtehe. Florianens Aufenthalt in Hellau freute ihn durchaus nicht. Es war unmöglich eine fremde Haltung ihr gegenüber einzunehmen; und eben ſo unmöglich den freundſchaftlichen Verkehr, der zwiſchen Bern und Beau rivage beſtanden hatte, zwiſchen Bachheim und Hellau fortzuſetzen. Wie würde dieſe Sache ſich wenden? — Wie würden ſeine Eltern all' die Dinge aufnehmen, die mit ihm und ſeinem Schickſal verwebt waren? — —

„Du biſt ſehr zerſtreut, lieber Freund,“ bemerkte Maximilian nach einer Weile: und ich muß Dir dennoch ſagen, daß ich Dich wahrhaft um Dein Glück beneide“ . . . . —

„Um mein Glück?“ rief Dagobert faſt ſchmerzlich.

„Ja, um das Glück des intimen Verkehrs mit der wunderbaren Tochter Deines verſtorbenen Schwagers. Nie vergeſſe ich die drei Wochen, die ich mit ihr in Bachheim verlebte. Sie kümmerte ſich gar nicht um mich, ich war ihr gänzlich gleichgültig, ich meine, daß ſie nicht zehn Worte direct mit mir geſprochen hat; allein ſie ſteht in meiner Erinnerung auf einem Platz, den Niemand ihr ſtreitig gemacht hat.“

Dagobert lächelte höchſt ungläubig, aber Maximilian ſagte ganz ernſt:

„Andere haben andere Eigenſchaften, die ich wahrhaftig nicht herabſetzen will. In der Welt wie ſie nun einmal iſt, ſehr egoiſtiſch, ſehr materiell, ſehr poſitiv und proſaiſch, braucht man ganz nothwendig ein verſchönerndes Element, einen Regenbogen über dem ſtumpfen Grau; und weibliche Anmuth, weibliche Feinheit und Grazie, weibliche Schönheit bringen Blumenſchmuck und Goldglanz in die trübe Athmoſphäre — zuweilen auf Koſten der weiblichen Tugend; ich gebe es zu ohne darüber zu richten. Aber ſo iſt die ſchöne Braſilianerin nicht. Ich glaube nicht einmal, daß ſie in der großen Welt Effect machen würde. Sie ſieht ſo edel aus, daß ſie den Männern imponiren würde. Die Frauen aber würden nicht eine Rivalin in ihr ſehen, ſondern eine Ueberlegenheit; jene laſſen ſie gelten als ihres Gleichen; dieſe beachten ſie nicht, und die Männer, die dem reizenden Schwarm huldigen, machen es ihm nach. Weshalb ſie nun gerade mich frappirt hat, kann ich Dir nicht ſagen, denn ich weiß es nicht. Aber ſprich, iſt ſie noch unvermählt?"

Dagobert ſchüttelte Maximilians Arm und rief:

„Erwache! erwache! Du redeſt im Traum!"

Maximilian ſah ihn mit einem ſtechenden Blick an, als wolle er ihm eine Antwort auf ſeine ſtumme Frage „Warum?" aus der Seele ziehen; doch Beide ſchwiegen.

Endlich fragte Maximilian: „Iſt es wahr, daß Juden, die ſich zum Chriſtenthum bekehren, Prieſter und Ordensmänner werden können? — und daß ſie dann ebenſo geachtet und geehrt, ebenſo betrachtet und behandelt werden, als ob ſie im Chriſtenthum geboren wären?"

„Genau ebenſo."

„Weshalb rufſt Du mir jetzt nicht zu: Wach' auf! Du redeſt im Traum."

„Weil ich hier keine directe Beziehung auf Dich wahrnehme, beſter Freund.“

„Es iſt immer gut über alle Möglichkeiten und halbe Unmöglichkeiten zur Klarheit zu kommen,“ erwiederte Maximilian ſcharf: „ich weiß jetzt, daß unſereiner durch Euren geiſtlichen Stand ganz — durch den weltlichen nur ſo etwas verchriſtlicht und chriſtlich ebenbürtig gemacht wird. Jetzt laß uns gehen! ich will die berühmte Ausſicht von der Plattform doch eines Blickes würdigen, um ſpäter ſagen zu können, daß ſie nichts Anderes zeige, als Waſſer, Luft und Erde; — und dann muß ich fort nach Hellau, wo wir uns in einigen Wochen ſehen werden .... nicht wahr?“

„Das hoffe ich!“ rief Dagobert mit einem ſehr ſchwankenden Hoffnungsgefühl; wenigſtens war nicht viel Freudigkeit darin.

Nach Maximilians Abfahrt begab ſich Dagobert ſogleich zu ſeinem Geſandten, theilte ihm die Todesnachricht mit und ſetzte hinzu, er ſei jetzt leider durch dieſen Umſtand und ganz gegen ſeinen Wunſch genöthigt im Auguſt um Urlaub zu bitten und er zeige das ſchon jetzt an, damit der Herr Geſandte ſeine Maßregeln treffen könne, um die Geſandtſchaftsgeſchäfte nicht unterbrechen zu laſſen. Der Geſandte ſprach ſein Beileid aus und daß ein Todesfall in der Familie Berückſichtigung verdiene. Daraus ſchloß Dagobert, man werde ihm den Poſten in Bern laſſen und ſchrieb ſeinen Eltern, er werde mit Claudia in Bachheim zuſammentreffen. — —

Das war ein Wiederſehen! Alle in tiefer Trauer, äußerlich und im Herzen! Claudia war ganz gebrochen durch die lange, ſpannende Sorge, den Wechſel von großer Angſt und friſcher Hoffnung und durch den furchtbaren Schlag, der ſie in demſelben Augenblick traf, als die Geneſung geſichert ſchien. Jetzt lag nicht blos dieſer große Schmerz auf ihr, ſondern die Laſt und die Verantwortung der Erziehung ihres ſiebenjährigen Sohnes und die Feſtſtellung von Wendelinens Zukunft. Sie hatte bei ihrer letzten Abreiſe von Bachheim den lieben Gott ſo heiß angefleht, er möge ihr den Vater bis zu ihrer Wiederkehr erhalten und Gott hatte dies Gebet erhört: ſie fand nach vier Jahren den Greis kräftig an Körper und Geiſt; aber ach! nur unter bittern Thränen freute ſie ſich darüber und nur mit blutendem Herzen konnte ſie dafür danken. Ja, ſelbſt ihr Aufenthalt in Bachheim war ihr verſtört. Sie dachte an verwickelte Geſchäfte in England, an die Wahl eines Erziehers für Salvator, an ihre Stellung als Wittwe, an tauſend Dinge, die ihr fremd geblieben waren und in die ſie ſich noch gar nicht finden konnte. Sonſt war Bachheim ein Ruheplatz für ſie geweſen; das hörte jetzt auf, denn all' ihre Sorgen zogen mit ihr dort ein.

In einem Geſpräch mit ihrem Vater und Leocadie über ihre pecuniären Verhältniſſe, die durch ein bedeutendes Witthum ſie in der Lage erhielten an die ſie gewöhnt war, fragte der Graf:

„Und wie iſt für Wendeline geſorgt?“

„Sehr gut, lieber Vater! ſie hat ein Vermögen, das man in Deutſchland groß nennt.“

„Glaubſt Du, daß ſie in England eine gute Heirath finden wird?“

„Ich habe noch nicht über ihre Zukunft nachgedacht,“ entgegnete Claudia beklommen.

„Verſäume das nicht, liebes Kind! Du biſt es dem Andenken Deines vortrefflichen Mannes ſchuldig für Wendeline zu ſorgen, als ob ſie Deine leibliche Tochter ſei .... was allerdings die Sorge ſehr vermindern würde, weil die Schwierigkeit ihrer Herkunft wegfiele.“

„Die iſt ja nur in England bekannt, lieber Vater!“ fiel Claudia ein:

„Aber jede Familie, in welche Wendeline eintreten könnte, gleichviel ob in Deutſchland, in Italien, in Frankreich, würde ohne Zweifel darüber Aufſchluß begehren — und eben deshalb ſcheint es mir nicht ganz leicht eine paſſende Partie für das liebe Mädchen zu finden.“

Die unglückliche Claudia kämpfte mühſam mit Thränen, als ſie zitternd ſagte:

„Wir wollen hoffen, daß Gott die Schuld der Eltern nicht an der unſchuldigen Wendeline rächen werde.“

„Jetzt kommt aber Dagobert,“ ſagte Leocadie bedenklich: „Wenn die jungen Leute nur keine Neigung zu einander faſſen! es wäre etwas recht Natürliches in ihrem Alter! .... Schon vor vier Jahren hatte ich zuweilen dieſe Beſorgniß.“

„Träte das ein, ſo müßte man ſie ſogleich trennen,“ ſagte der Graf mit großer Beſtimmtheit: „Verſprich mir, Claudia, in dieſem Fall auf der Stelle und ohne alle Rückſicht mit Wendeline abzureiſen; denn das — will ich nicht! Lieber wollte ich die Tochter eines Bauern, aber von rechtmäßiger Abkunft, als Tochter willkommen heißen! — Seid alſo wachſam, Claudia und Leocadie, damit jugendliche Herzen keine Verſtörung in unſer friedliches Bachheim bringen. Doch kennt Dagobert meine Geſinnung in dieſem Punkt zu genau, um nicht auf der Hut zu ſein.“

„Gott lenke Alles zum Heil der Kinder!“ ſeufzte Leocadie mit ſchwerem Herzen, eingedenk der Möglichkeit, daß Dagobert eine Leidenſchaft für eine Jüdin gefaßt haben könne.

Bald darauf kam eines Tages ein junger Mann von Hellau daher geritten, um dem Grafen und der Gräfin ſeinen Beſuch zu machen. Es war Maximilian

Er wurde auf dem Perron empfangen, auf dem er zum Erſtenmal die Familie verſammelt gefunden hatte. Sie war auch jetzt beiſammen, allein Graf Sierra Blanca fehlte und Dagobert war noch nicht gekommen. Zwiſchen all den Frauen in ſchwarzer Wolle und Flor befand ſich Niemand als der Greis im Silberhaar. Es war ein melancholiſches Bild. Maximilian fühlte es. Nach den erſten Begrüßungen und Fragen wendete er ſich an Leocadie und ſagte, er habe um Erlaubniß bitten wollen ihr ſeine Schweſter, die Beſitzerin von Hellau vorzuſtellen; aber er fühle nur zu gut, daß hier Niemand in der Stimmung ſei um neue Bekanntſchaften zu machen, und er verſchiebe dieſe Bitte auf ſpätere Tage.

„Aber ich hoffe,“ ſetzte er hinzu, „daß Sie mir gnädigſt geſtatten werden zuweilen Dagobert zu beſuchen, da ich ja das Glück gehabt habe unter Ihrem gaſtfreundlichen Dach zu weilen.“

„Sie werden uns allezeit willkommen ſein,“ entgegnete Leocadie um ſo freundlicher, als ſie entſchloſſen war keine Sylbe über ſeine Schweſter zu ſagen.

Da Claudia wenig ſprach und Wendeline gar nicht, ſo war die Unterhaltung nicht übermäßig belebt und Maximilian zog ſich bald zurück, jedoch mit dem Entſchluß wiederzukommen. Gerade deshalb, weil Wendeline ihn nie anders als mit der größten Gleichgültigkeit behandelt hatte, intereſſirte ſie ihn. Floriane ſpürte ein gewiſſes Rachegefühl gegen Dagoberts Gleichgültigkeit, weil ihr dieſelbe, ihrer Schönheit gegenüber, nicht in der Ordnung ſchien. Maximilian fand Wendelinens Gleichgültigkeit gegen den Eindruck, den ſie auf einen jungen Mann mache, um ſo mehr in der Ordnung, als es ſeltener — und als er äußerſt blaſirt über Erfolge war. Wendeline in ihren ſchleppenden Trauerkleidern kam ihm noch größer, noch höher, noch ſchöner, noch ernſter vor wie an jenem Tage, da er ihr auf dem Wartthurm begegnete.

Und ſie war das Alles, aber noch Anderes, und noch mehr. Sie hatte ein merkwürdiges Leben geführt in dieſen Jahren: halb in der Wildniß, halb im Gefängniß, immer bei einem Kranken; — Monatelang auf dem Meer, im engen Raum, mit vielen Menſchen und doch einſam; frei und doch beſchränkt; — Monatelang in fremden Himmelsſtrichen, wo Alles neu und unbekannt war — die Menſchen, die Natur, die Sprache, Bäume, Blumen und Vögel, ſogar die Geſtirne.

„Ich habe die apoſtoliſche Vorſchrift, daß wir uns hienieden als Fremdlinge betrachten und nach der Heimat verlangen ſollen, in Praxis erfüllt," ſagte ſie ſcherzend zu Pfarrer Edelholt, den ſie gleich nach ihrer Ankunft beſuchte.

„Aber ich glaube nicht“ — entgegnete er auf den Scherz eingehend — „daß die heilige Schrift unſere Heimat Bachheim nennt.“

Ueber Dagobert ſchwieg ſie, auch gegen ihn; dafür aber kam Claudia, die nach dem Tode ihres Mannes Niemand als den Pfarrer hatte, mit dem ſie frei über Wendeline ſprechen konnte. Sie theilte ihm deren Verhältniß zu Dagobert mit und ſagte zuletzt:

„Ich glaube, daß Wendelinens Herz feſt an Dagobert hängt und das bekümmert mich unſäglich; denn es ſtehen ihr nur zwei traurige Möglichkeiten bevor. Entweder hat Dagobert ſie vergeſſen — oder er liebt ſie und mein armer lieber Vater reißt Beide auseinander .... ahnungslos wie er dadurch auch mein Herz zerreißt. Es iſt mir ſtets ein neuer Dolchſtich in der immer blutenden Wunde, wenn Derjenige, den ich am meiſten auf Erden verehre, mir den Makel vorhält, doch ohne es zu beabſichtigen, der auf Wendelinens Geburt liegt. Ich fühle jetzt dieſen Schmerz umſomehr, als man ſie nach dem Tode ihres Vaters wie ein Weſen betrachtet, das mir fern ſteht.“

Es gab keinen Troſt für dieſen Kummer. Pfarrer Edelholt ließ Claudia ſich ausſprechen, ſich ausklagen; dann ſagte er:

„Graf Dagobert iſt mir bei ſeiner letzten Anweſenheit nicht wie ein Menſch von Tiefe und Stärke oder von Schwung der Empfindung vorgekommen, ſondern wie Jemand, über den das große Waſſer der Welt nicht vergebens dahingefloſſen iſt. Aus dieſem Waſſer tauchen ſeine guten Naturanlagen und Reminiscenzen ſeiner Erziehung auf; doch kein feſter klarer Charakter, der da weiß, daß er auf jedem Schritt von Gefahren bedroht iſt, der ihnen entrinnen will und der dazu die geeigneten Mittel anwendet. Ich werde Wendeline nur mit Bangen als ſeine Gattin ſehen.“

„Steht es ſo mit Dagobert!“ rief Claudia: „ich habe ſchon ſeine Mutter große Beſorgniſſe ausſprechen hören . . . . Dann wäre es ja am Beſten für alle Theile, wenn er einfach Wendeline aufgeben wollte . . . . — O das arme liebe Kind! was wird ihr endliches Schickſal ſein?“

„So fragt jede Mutter, deren Kind in die Welt hinaustritt, gnädige Gräfin,“ ſagte der Pfarrer tröſtend.

„Das gewiß, hochwürdiger Herr! doch für die wenigſten iſt dieſe Frage ein Dorn im Gewiſſen,“ verſetzte Claudia traurig. — —

Dagobert kam; aber ziemlich verſtimmt. Sein Geſandter hatte ihm zum Abſchied geſagt, er möge ſich darauf einrichten von Bachheim aus einem andern Beſtimmungsort entgegen zu gehen, der ſeiner Befähigung angemeſſener ſei und wo er mehr Beſchäftigung haben werde; allein es ſei vor der Hand der Ort noch nicht bezeichnet und ſo müſſe ſich Dagobert für die nächſten Monate in Geduld ergeben. Dagobert war entrüſtet. Hatte er ſich nicht vorgenommen in Bern auszuharren, um ſeinen Chef zufrieden zu ſtellen. War er nicht ganz einverſtanden mit dem Aufenthalt in Bern, als dem mindeſt koſtſpieligen? War es ſeine Schuld, daß ſeines Schwagers Tod ihn gebieteriſch in die Heimat rief? .... Und wen fand er in der Heimat? Wendeline! .... — und mit ihr die Nothwenwendigkeit über ſeine Zukunft eine Entſcheidung zu treffen. Und was fiel nur dieſer Floriane ein ſich aus kindlicher Liebe zur Nachbarin von Bachheim zu machen? — Das hatte einen andern Grund, der aber nur noch größere Verwickelungen hervorrufen konnte. Wie ſollte er Wendeline begrüßen? Er fand ſein armer Schwager habe die Sache recht verkehrt eingerichtet! Warum ſprach Sierra Blanca nicht entſchieden Nein: dann wäre es gleich aus und vorbei und beide Theile frei geweſen; — oder Ja: dann hätte man ſich als gebunden betrachtet, wäre in Briefwechſel getreten und in Verbindung geblieben. Aber jetzt, nach Jahren, entfremdet und in tauſend Dingen verändert, jetzt über einen Wunſch der Vergangenheit ſich auszuſprechen — das war läſtig und peinlich. — Treu ſeiner Weiſe faßte er wiederum keinen Entſchluß, und überließ es den Umſtänden ihn zu dem einen oder dem andern hin zu führen. Sein lebhafter Wunſch zuerſt mit Claudia allein zu ſprechen, wurde erfüllt: auf der Eiſenbahnſtation erwartete ihn Claudia mit dem kleinen Salvator. Ein ſchmerzliches Wiederſehen! . . . .

„Laß uns zu Fuß nach Bachheim gehen, bat er; der Wagen kann folgen.“

Claudia war es zufrieden und Salvator ſetzte ſelig rechts und links über die Graben neben der Chauſſee hinweg. Das Geſpräch der Geſchwiſter war ungeſtört. Dagoberts erſte Frage war nach Wendelinens Geſinnung. Claudia erwiederte vorſichtig, darauf könne nur Wendeline antworten.

„Du wirſt verzeihen, wenn ich jetzt ſogleich nach ihrem Vermögen frage; aber Du weißt, daß ich darauf Rückſicht nehmen muß,“ ſagte er.

„Wendeline iſt, für Deutſchland, ungewöhnlich reich: ſie hat ein Vermögen von einer halben Million Gulden.“

„Iſt es möglich! . . . . Wie reich muß dann der kleine Salvator ſein!“

„Man findet ſie ſei auf ſeine Koſten ſehr bevorzugt; doch eine weiſe Vormundſchaft kann in den langen Jahren ſeiner Minorennität ſein Vermögen beträchtlich vergrößern.“

„Wendelinens zuſtimmende Geſinnung vorausgeſetzt, ſtände alſo unſerer Verbindung nichts im Wege?" rief Dagobert.

„Doch! ſehr viel! die Zuſtimmung Deiner Eltern! . . . . — Du weißt weshalb."

„Aber meine Eltern wollen mein Glück!" . . . . —

„Ja, unter gewiſſen Bedingungen! in dem fraglichen Punkt ſind ſie unerbittlich! . . . . wenigſtens der Vater — und ſeinetwegen wird es auch die Mutter ſein. So lange er lebt iſt an keine Ehe zwiſchen Dir und Wendeline zu denken" . . . . —

„Aber ich verabſcheue dieſe halben, dieſe heimlichen Verhältniſſe, die ſo unangenehme Verwickelungen nach ſich ziehen können!" rief Dagobert.

„Nicht mehr als ich," ſagte Claudia traurig: „hältſt Du es aber für möglich unſern Vater umzuſtimmen?"

„Vor der Hand iſt es die Hauptſache, daß ich mich mit Wendeline verſtändige. Wann darf ich ſie ſehen, ſie ſprechen" . . . . —

„Ruhig, Dagobert, ruhig! Nicht im Sturm eroberſt Du Wendeline und unſern Vater."

„O wie bin ich ſo müde dieſer aufreibenden Zögerungen!" rief Dagobert, dem es jetzt wirklich ſo vorkam, als ſei an Wendelinens Beſitz ſein ganzes Glück gebunden.

„Es freut mich herzlich, daß Du Dich ſo warm ausſprichſt," erwiederte Claudia: „Ich will Dir nicht verhehlen, daß Deine Mutter einige Beſorgniſſe hatte, Du könnteſt in die Feſſeln der Schweſter Deines Freundes Maximilian Illinger gerathen ſein. Du haſt ſie in London geſehen, in Wien geſehen, in der Schweiz ſehr viel geſehen" .... —

„Das ſind lauter Schwätzereien der Reſi, der einfältigen Reſi Wolfsberg in Caſſel!"

„Es iſt wenigſtens keine Schwätzerei Reſi's, ſondern eine Thatſache, daß ſich jenes Fräulein in Hellau niederläßt. Haſt Du alſo kein Intereſſe für ſie, ſo iſt vielleicht das ihre für Dich um ſo ſtärker" .... —

„Nein! das glaube ich nicht! ſie läßt ſich auf ein Paar Monate in Hellau nieder, um unter ihrem eigenen Dach ihre Verwandten zu verſammeln. Sie iſt enorm reich und ſolche Perſonen haben allerhand curioſe Einfälle. Uebrigens leugne ich gar nicht, daß ich Fräulein Floriane Illinger ſehr viel geſehen habe — doch nur weil es die Umſtände mit ſich brachten." Und ziemlich getreu ſprach er über ihren Aufenthalt in Beau rivage. Die Lombardiſche Reiſe und ſeine allwöchentlichen Beſuche in Beau rivage wurden aber nicht in dem Bericht aufgeführt. Hingegen legte er einigen Nachdruck auf ſeine Belehrungen hinſichtlich des katholiſchen Glaubens.

„Lieh ſie ihnen Gehör?“ fragte Claudia theilnehmend.

„Sie hörte mir zu — ja! las auch die Bücher, die ich ihr empfahl. Leider hatte ſie aber zwei Damen zur Begleitung, die nicht im Stande waren ihr eine hohe Meinung vom Chriſtenthum beizubringen: eine Engländerin, die zu einer der zahlloſen Secten ſich bekennt, von denen es in England wimmelt — und eine Franzöſin, die nur für legitimiſtiſche Traditionen und für katholiſche Legenden ſchwärmt, ohne im Stande zu ſein den einen die Thatſachen der Geſchichte und den andern die Glaubenslehren als Grundlage zu geben; was denn ſelbſtverſtändlich Ungläubige vom Chriſtenthum noch mehr entfernt.“

„Wärſt Du nicht dabei im Spiel,“ ſagte Claudia lächelnd, „und hegte ich nicht einige Zweifel über Deinen apoſtoliſchen Beruf, ſo würde ich doch ſuchen mit dieſer Floriane in Verbindung zu kommen; ſo aber, und in meiner Trauerzeit, iſt es kaum möglich.“ — —

Salvator ſprang in die Arme ſeines Großvaters und rief fröhlich mit leuchtenden Augen:

„Er kommt! .... Mein Onkel Dagobert kommt! aber zu Fuß mit Mama. Ich habe ihn aber nicht erkannt.“

„Kleiner Freudenherold!“ ſagte der Graf und legte zärtlich und traurig die Hand auf das ſchöne Köpfchen Salvators, der trotz ſeiner tiefen Trauerkleidung munter wie ein Vogel in die Welt hineinſchaute.

Dagobert kam mit Claudia. Mochte das Wiederſehen eine ſchmerzliche Seite haben, der Graf fühlte, daß ſein Liebſtes nicht fehle, daß die Kleinodien ſeines Herzens, Frau, Kinder und Enkel, ihm erhalten waren, daß er in ſeinem hohen Alter noch von ihrer Liebe umringt ſei; — und die Seinen fühlten mit ihm dies ſeltene Glück. Aber Wendeline ſtand ſeitwärts und ein heißer Schmerz wallte in ihrer Bruſt auf als ſie die Familiengruppe betrachtete und zu ſich ſelbſt ſprach: Mein Vater iſt todt .... ich gehöre nicht mehr zu ihnen! .... — — Claudia mochte ahnen, was in ihrer Tochter vorgehe. Sie wendete ſich lebhaft zu ihr hin, umſchlang ſie innig, küßte ihre Stirn und ſagte zärtlich:

„O mein liebes Kind .... da ſind wir Alle beiſammen .... und nur Dein Vater iſt nicht bei uns.“

Dagobert reichte bewegt Wendelinen die Hand. Sie ſah ihn an mit einem Blick, vor dem alle Florianen der Welt wie weſenloſe Schatten verſchwanden und ſagte:

„Willkommen in Bachheim, Dagobert.“

Am folgenden Tage bat er Claudia mit Wendeline ſprechen zu dürfen. Als Wendeline in's Zimmer trat, kam ſie jedem Wort von ſeiner Seite zuvor, indem ſie ruhig ſagte:

„Wir ſind uns fremd geworden, Dagobert, wir müſſen uns wieder ein wenig kennen lernen bevor wir über das ſprechen, was uns Beiden am nächſten liegt.“

„Iſt das der Empfang, den ich erwartet und erſehnt habe!“ rief er gekränkt.

„Vergeben Sie mir!“ ſagte ſie ſanft: „wir waren ſo lange getrennt und wir waren ſo jung, als die Trennung begann, daß wir uns erſt wieder innerlich zuſammenfinden und uns überzeugen müſſen, daß — wenn auch Manches in uns anders geworden — doch ein Gefühl unverändert geblieben.... oder gereift iſt.“

„Welche unerhörte Verſtändigkeit!“ rief er.

„Sehen Sie wohl, da klingt Ihnen gleich eine Diſſonanz entgegen! Iſt es nicht ganz nothwendig, daß wir warten ob auch deren Auflöſung eintreten werde, bevor wir uns binden?“

„Nein, Wendeline! dies beſtändige Warten iſt nicht nach meinem Sinn.“

„Sie ſind vollkommen frei, Dagobert.“

„Wie Sie das ſagen! mit einer Kälte .... mit einer Gleichgültigkeit“ .... —

„Sie ſind frei, Dagobert! ich wiederhole es, ganz frei. Ich bitte aber, machen Sie mir keine Vorwürfe, denn ich ſpreche im Sinn der Entſcheidung, die mein Vater abgab und er meinte es gut mit Ihnen wie mit mir.“

„Was iſt denn jetzt eigentlich Ihre Idee?“

„Daß wir unſer häusliches Familienleben benutzen, um uns gegenſeitig kennen zu lernen und um zu überlegen, ob der Bund unſerer Herzen ſtark genug ſein könnte, um alle Schwierigkeiten zu überwinden.“

„O Himmel! abermals eine Perſpective auf Geduldsprüfung! welch ein Leben!“

„Es iſt das Leben, armer lieber Dagobert.“

„War es Ihnen ſo ſchwer?“ fragte er theilnehmend.

„Ja, ſchwer — wie ein Goldbarren ſchwer iſt. Am langwierigen Krankenbett eines geliebten Vaters, auf der langwierigen, einförmigen Seereiſe — da lernt man ſchätzen, welche Gnade die Geduld iſt. Das Herz möchte verzweifeln in der immerwiederkehrenden Angſt der Frage um Leben oder Tod; — der phyſiſche Menſch ſträubt ſich gegen die ermattende Unthätigkeit ſeiner Kräfte, die zwiſchen den ſchwimmenden Brettern lahm gelegt werden: es iſt eine qualvolle Exiſtenz! da ſenkt ſich die Geduld wie ein erfriſchender, balſamiſcher Thau herab und man leidet freilich noch, aber mit Muth, mit Kraft, mit Liebe. Sind das nicht Goldbarren für das Leben?“

Dagobert hörte ihr zu und noch lange hätte ſie ſprechen können, er würde ſie nicht unterbrochen haben. O welche Kluft trennte ihn von ihr! „Goldbarren für's Leben!“ ſagte ſie. Ja gewiß! an Goldbarren hatte auch er gedacht und nur zu viel! aber nicht an dieſe — und während ſie ſo hoch und ernſt das Leben erfaßte, hatte er es betrachtet als einen Tummelplatz für die elenden Leidenſchaften der Eitelkeit, der Habgier, der Vergnügungs- und Verſchwendungsſucht. Nein, Wendeline hatte nicht unrecht anzunehmen, daß ihre beiderſeitigen Wege innerlich und äußerlich weit, ſehr weit auseinander gelaufen wären, ja ſo weit, daß ſie ſich vielleicht nimmer begegnen würden .... — — Aber ſchauerlich wäre das! ein Zeichen wäre es, daß ſein Weg in den Abgrund führe, denn Wendeline — das war ihm klar! — ging nicht dem Abgrund zu. So ſaß er da in Sinnen verloren und merkte nicht, daß ſie ſchwieg, daß er Antwort geben ſollte, bis er plötzlich aufſchreckte und dem wundervollen, ſternhellen Blick ihres Auges begegnete und nicht ihrer Frage, ſondern dem Sturm ſeiner Gedanken die Antwort gab:

„Gleichviel, Wendeline! ich hefte mich mit meiner Seele an Ihre Seele. Wir werden uns finden. Hoffen Sie das?"

„Ich will es hoffen, Dagobert."

„Wünſchen Sie es?"

„O von ganzem, ganzem Herzen."

„Nun, dann bin ich ruhig; dann wird mein herrlicher Vater, meine liebevolle Mutter nicht unſern Wünſchen entgegen ſein und vielleicht ſchon in wenigen Wochen ſind wir am Ziel."

Er war über Wendelinens Neigung für ihn ganz beruhigt. Er war es auch über ihr Vermögen: man konnte damit leben. Alles Andere ſchien ihm Nebenſache, ſogar die väterliche Anſicht über die Herkunft einer Schwiegertochter. Mit Hellau wollte er nichts zu ſchaffen haben. Floriane war freilich durchaus keine Nebenbuhlerin Wendelinens; allein der Verkehr mit ihr hätte ihn in einen andern Gedankenkreis verſetzt — und das wollte er meiden.

Wendeline ging nicht ſo ruhig aus dieſem Zwiegeſpräch hervor wie Dagobert. Sie war mehr daran gewöhnt in die Tiefe zu ſehen, als auf die Oberfläche und es war ihr, als ob ſie in der Tiefe Dagobert nicht fände. Oftmals hatte ihr Vater ihr wiederholt, vorſichtig in der Wahl eines Gatten zu ſein, als ſich in Rio Janeiro eine glänzende Heirath für ſie fand, die jedem Anſpruch zu genügen ſchien und die Graf Sierra Blanca ſehr gewünſcht hätte. Allein Wendeline war ihr nicht geneigt und ihr Vater ließ ihr ganz eine freie Wahl.

„Denn Du ſollſt mit dem Mann glücklich werden, Du ſollſt mit ihm durch's Leben gehen, Du ſollſt ihm eine gute Gattin ſein," ſagte der Vater: „deshalb iſt es meine Pflicht Dich zu berathen, aber die letzte Entſcheidung haſt Du abzugeben."

Und in Woodrich Caſtle, wenig Tage vor ſeinem Tode hatte er noch geſagt:

„Du wirſt jetzt bald Dagobert wiederſehen. Ihr waret drei und ein halbes Jahr getrennt; es können große Veränderungen in Euch vorgegangen ſein, die Ihr Beide nicht ahnt und erſt dann gewahr werdet, wenn Ihr Euch wiederfindet! Sei behutſam! Dein Schickſal und das ſeine ſtehen auf dem Spiel. Folge nie blind der verblendenden Neigung."

Dieſe Worte, gleichſam das Liebesvermächtniß ihres Vaters, ſchwebten ihr immer vor und ließen die Liebe, die ſie wie unterirdiſche Naphtaflammen für Dagobert im Herzen trug, nicht hervorbrechen. Und jetzt fand ſie in Dagobert ein Etwas, eine Stimmung, einen Ton — ſie wußte es nicht zu benennen — wodurch er ihr fremd geworden war. Er hatte zu ſehr auf der Außenſeite des Lebens gelebt, um nicht deren Eigenthümlichkeit, das oberflächliche Schillern in tauſend Schattirungen ohne beſtimmte Farbe, anzunehmen. Er ſprach wohl die richtigen Principien aus; aber er nahm diejenigen in Schutz, welche nicht danach handelten, während der alte Graf zu Wendelinens Entzücken gelaſſen ſagte:

„Du gehſt von der Entſchuldigung zur Vertheidigung über, Dagobert, und das iſt zu viel.“

Er ſprach zwar auch ſeine Meinung, ſeine Anſichten aus, doch nie in einer Weiſe, welche die Zuverſicht gab, daß ſie auf ſeiner Ueberzeugung beruhten. War es kluge Zurückhaltung? milde Nachgiebigkeit? war es Schwäche des Charakters? Mangel an Urtheil? an Feſtigkeit?

„Willſt Du aus Schonung nicht Deine Meinung vertheidigen?“ fragte Claudia einmal.

„Weshalb ſoll ich bis zum Aeußerſten vorgehen?“ fragte er zurück.

„Damit man wiſſe wie Du geſinnt biſt.“

„Das darf ein Diplomat nicht ausplaudern!“ rief er lachend: „Officiell hat er die Anſicht ſeiner Regierung zu vertreten.“

„So lange er ihr dient verſteht ſich das von ſelbſt. Handelt es ſich aber um Privatmeinungen — und beſonders im freundſchaftlichen Geſpräch, im intimſten Kreiſe: ſo ſteht der Diplomat nicht auf officiellem Boden und folglich gibt es auch keine officielle Schranken.“

„Das iſt richtig! aber er hat nun einmal die Gewohnheit angenommen und ſie wird ihm zur Natur.“

„Dann iſt es ſehr gefährlich Diplomat zu ſein,“ ſagte Wendeline: „die Unaufrichtigkeit liegt ſo nah.“

„Aber eine ſehr intereſſante und angenehme Laufbahn iſt es doch,“ bemerkte Mimi Hellſtätt, „weil ſie auf den Höhen der Welt fortgeht.“

„O mein gutes Kind,“ rief Claudia, „ſagen Sie: an der Spitze der Geſellſchaft — ſo gebe ich Ihnen Recht. Aber auf den Höhen — da irren Sie heftig. Davon kann ich mitſprechen und ich behaupte dreiſt, daß Seifenblaſen mit Goldſchaum umkleidet das getreueſte Bild für die Höhe, den Zauber, das Streben und das Intereſſe dieſer Geſellſchaft iſt. Das liebt ſie, das verfolgt ſie, darin lebt und webt ſie: das iſt ſie.“

„Eine vergoldete Seifenblaſe — welche Hohlheit! und welcher Aufwand, um das Richtige aufzuputzen!“ rief Wendeline.

„Du haſt die Kreiſe der diplomatiſchen Geſellſchaft im Auge, liebſte Claudia,“ erwiederte Dagobert, „und wenn Du ſie auch richtig charakteriſirt haſt, ſo iſt und bleibt ſie doch diejenige, die in ihrer Frivolität noch den größten Reiz bewahrt, weil intereſſante Perſönlichkeiten — freilich nur vereinzelt — doch häufiger in ihr als ſonſtwo zu finden ſind, einzelne geſcheute Männer und feine Frauen. Ich würde mich glücklich ſchätzen einen Congreß der Diplomatie zu erleben, wie der in Wien im Jahr 1815 war, mit den beiden Coryphäen Talleyrand und Metternich an der Spitze.“

„O ſchweige von Talleyrand, von dieſer eingefleiſchten Gewiſſenloſigkeit!“ fiel Claudia ihm in’s Wort.

„Und ſchweige von Metternich!“ ſagte der alte Graf: „Ein Staatsmann, der einem Volk keine edlere Freiheit gönnt, als die, ſich im Wurſtl-Prater gütlich zu thun, verdient nicht die Bewunderung der Nachwelt. Was damals die Völker verlangten, das war das kräftige Brod der ſtändiſchen Freiheit, der Selbſtverwaltung ſtändiſcher Angelegenheiten. Hätte Oeſterreich ſie damals erhalten, welchen Einfluß hätte es fortan auf Deutſchland, ja, auf Europa gewonnen und wäre Metternich der große Staatsmann geweſen, den ſeine Anhänger in ihm ſehen wollen, ſo hätte er die Schwierigkeiten beſeitigt, die ihm entgegen arbeiteten. Darin beſteht ja gerade die ſtaatsmänniſche Größe, mit den guten Kräften und den guten Beſtrebungen, die in einer Nation ſich finden und regen, die Mittel zu ſchaffen, um ſie zu heben. Statt ſolche Kräfte und Beſtrebungen in heilſame Bahnen zu bringen, zu leiten,

Bayeriſche Staatsbibliothek München

zu lichten, zu üben, wurden ſie als ſtaatsgefährlich unterdrückt von der geiſtloſen Staats-Maſchinerie. Es mangelte ihnen eine geſetzmäßige Thätigkeit; — daher corrumpirten ſie ſich allmälig; ſie wurden thätig gegen die Geſetze, gegen die beſtehende Ordnung; und als ihre wüſten Ausbrüche ſich hinter Barrikaden verſchanzten und nicht mehr zuſammenkartätſcht werden konnten, gab man ihnen ſtatt des Brodes der Freiheit — den Stein des Conſtitutionalismus, der wie ein Grabſtein auf dem Leben der Völker liegt. In Frankreich hat die Despotie ihn geſprengt und — ihn erſetzt. Selbſtverſtändlich wird das auch in Deutſchland geſchehen; — aber Despotie kennzeichnet den Untergang der Nationen: ſind ſie reif für die Knechtſchaft, ſo ſind ſie entſittlicht, der Lebensnerv fehlt ihnen, ſie ſterben allmälig ab — das lehrt die Weltgeſchichte."

„Beſter Vater," rief Dagobert, „Du wirſt doch nicht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und alle Mißgriffe und Miſſethaten, die ſeit fünfzig Jahren geſchehen ſind, auf Metternichs Schultern wälzen wollen!"

„Ich weiß, daß ihm ungeheuere Schwierigkeiten entgegenſtrebten. Dennoch bleibt ſein Syſtem ein unermeßliches Unglück für Oeſterreich, folglich für Deutſchland, folglich für Europa; — und ſollteſt Du je einen Congreß wie den von 1815 erleben, ſo will ich Dir wünſchen, daß Du größere Coryphäen findeſt, als Metternich und Talleyrand — obſchon dazu nicht die mindeſte Ausſicht in einer Zeit iſt, die von Männern der Preſſe und der Canone, von der Tendenzlüge und von der Gewalt beherrſcht wird.“

So oft Wendeline einen Vergleich zwiſchen den Geſinnungen von Vater und Sohn anſtellte, fiel er nie zu Dagoberts Gunſten aus. Aber ſie dachte: Er iſt noch jung; er ſteht mitten im heißen Kampf der verſchiedenſten Meinungen und Intereſſen; er kann unmöglich ſo reif und klar — alſo unmöglich ſo feſt ſein wie der Greis. Sie fragte einmal ihre Mutter:

„Hat der Großvater immer dieſe Feſtigkeit des Sinnes gehabt? Höre ich ihn ſprechen, ſo muß ich beſtändig an eine Eiche denken, während ſein Auge doch ſo mild und ſein Ausdruck ſo wohlwollend iſt — gerade wie bei unſerm Pfarrer .... nur ganz anders.“

„Wie ſo — ganz anders!“ ſagte Claudia lächelnd.

„Der Großvater ſieht ſchwermüthig aus, als faſſe er beſtändig eine untergehende Zeit in's Auge; aber der Pfarrer hell und heiter, als ſchaue er ſchon das Morgenroth der Ewigkeit.“

Claudia umarmte zärtlich Wendeline und ſagte:

„O dieſer helle und heitere Blick in die Ewigkeit iſt ſchon der irdiſche Lohn Derjenigen, die früh allem Irdiſchen entſagten und die ſich nie anders mit der

Welt abgaben, als um ſie zum Himmel hinzuziehen! — Was aber Deine Frage betrifft, Wendeline, ſo kann ich Dir antworten, daß Dein Großvater mit ſeinen Geſinnungen jung geweſen und alt geworden iſt. Er hat es nie verſtanden, daß der Wechſel einer principiellen Meinung und Anſicht, eine Tugend — und devote Schmiegſamkeit unter die ſ. g. vollendete Thatſache eine Pflicht ſei.“

„Glaubſt Du, daß Dagobert ſo denkt?“ fragte Wendeline zögernd.

Es war die erſte zweifelnde Frage über ihn, die ſie ihrer Mutter vorlegte, weil ſie wußte, wie ſehr dieſe Dagobert liebte. Claudia erwiederte betroffen:

„Sein Charakter iſt fremden Einflüſſen und äußern Eindrücken viel zugänglicher.“

Sie hatte gewünſcht Wendeline und Dagobert zu verbinden, wenn es ſich ohne Schwierigkeit gemacht hätte, weil ſie fand, daß ſich beide Charaktere ergänzten; aber in Bachheim und ihrem Vater gegenüber, wünſchte ſie von ganzem Herzen, daß ſich das Verhältniß friedlich auflöſen möge.

Auf der Schwelle.

Die arme Mimi Hellſtatt hatte immer Wunder zu erzählen von den Dingen, die in Hellau vorfielen. Da ſie mit Beaufſichtigung des Hausweſens beſchäftigt war, ſo kam ſie häufig mit den Dienſtboten zuſammen und für dieſe ſowohl wie für die Bewohner des Dorfes war Alles, was auf Hellau vorging, unausſprechlich merkwürdig. Sonntags machte ſich eine Bachheimer Völkerwanderung regelmäßig auf den Weg nach Hellau, um wenigſtens von Außen das Schloß in ſeinem neuen herrlichen Gewande zu bewundern: die rieſigen Fenſterſcheiben, hinter ihnen ſeidene Vorhänge in allen Farben, die Balcons voll Blumen, die großartige Freitreppe von grauem Granit und am Fuß derſelben, auf breitem Sockel Wache haltend — zwei Hunde von Bronce, welche die entzückten Bachheimer „die goldigen Hunde“ tauften.

Von all' dieſen Herrlichkeiten hörte Mimi mit betrübtem Herzen reden und es erwachte in ihr die

Sehnſucht den Schauplatz ihrer friedlichen Kindheit in dieſer glänzenden Verjüngung wiederzuſehen. Als Claudia einmal ſagte, ihre Zofe ſei enttäuſcht von der Hellauer Wallfahrt heimgekehrt, rief Mimi:

„Ach, das alte liebe Hellau mag wohl nicht den Vergleich mit engliſchen Schlöſſern aushalten, aber ich würde es doch gar gern in ſeiner Umwandelung ſehen, obſchon ich weiß, daß es mir weh' thun wird.“

„So laß Dich von einer der Kammerfrauen begleiten und gehe hinüber, liebes Kind. Du haſt das ja ſonſt ſchon gethan,“ ſagte Leocadie.

„Ja .... aber das Schloß war damals unbewohnt,“ verſetzte Mimi.

„Ich gehe morgen nach Hellau .... da begleite ich Sie, Fräulein Mimi!“ rief Dagobert.

„Das doch nicht, mein Sohn!“ erwiederte die Gräfin ſehr beſtimmt: „Mimi wünſcht nur Schloß und Garten zu beſchauen und ich wünſche, daß ſie Alles vermeide, was einem Beſuch bei den Bewohnern des Schloſſes ähnlich iſt.“

„Ich habe nie an einen ſolchen Beſuch gedacht, der mir nur peinlich wäre,“ verſicherte Mimi.

„Für mich iſt dieſer Beſuch eine Pflicht und ein Vergnügen,“ ſagte Dagobert empfindlich.

„Iſt Dein Freund noch dort?“ fragte ſeine Mutter.

„Ich glaube, ja! aber ich ſprach ohne Rückſicht auf ſeine Anweſenheit; denn ſeine Familie iſt immer und überall von der größten Artigkeit für mich geweſen — und es ſind Perſönlichkeiten, die in den eleganteſten Salons von London und Paris willkommen wären.“

„Auch im Faubourg St. Germain?“ fragte der alte Graf ſanft.

„O lieber Vater, ich ſagte elegante Salons — und mit der Elegance, das wiſſen wir Alle! hat le noble Faubourg nichts zu ſchaffen.“

„Genau wie Bachheim,“ verſetzte der Graf und Claudia wendete das Geſpräch durch die Frage:

„Haſt Du in der Schweiz nichts von dem unglücklichen Ulmer geſehen oder gehört, Dagobert?“

„Begegnet iſt er mir nicht und ich geſtehe, daß ich keine Luſt hatte Nachforſchungen über ihn anzuſtellen. Unſer letztes Zuſammentreffen war mir über die Maßen peinlich, ſo verwildert und irr kam er mir mit ſeinem Evangelium aeternum und mit dieſer ſchauerlichen Cordula vor, die mir wie die Carricatur einer Chineſin, mit dem großen ſchwarzen Kopf, dem Wespenleiblein, den ſtelzenhohen Abſätzen und den ſchleppenden Gewändern in der Erinnerung lebt.“

Wendeline und Mimi lachten; Claudia ſagte:

„Ich habe namenloſes Mitleid mit ihm, weil er ſich ganz gewiß namenlos elend fühlt.“

„Kann das je anders ſein bei einem abgefallenen Prieſter!“ rief Leocadie.

„Ulmer machte mir mehr den Eindruck eines Berauſchten, als eines mit vollem Bewußtſein Handelnden, der ſich feſten Willens im Widerſpruch feſtſetzt,“ ſagte Dagobert, „und ſeine wahnſinnige Idee mit dem Evangelium aeternum ſpricht für ſeinen Rauſch.“

„Deshalb eben kann ſein Erwachen nicht ausbleiben,“ ſagte Claudia, „und es wird gräßlich ſein. Die Verhärtung im Abfall durch böſen Willen ſteigert ſich je länger je mehr, ſo daß ein ſolcher Unglücklicher in der Verſteinerung ſeiner Seele nicht mehr die Qualen der Reue ſpürt; — allein auf den Rauſch folgt nach und nach die Ernüchterung und mit ihr die Einſicht in das verlorene Gut; und da kann ich mir ſehr gut vorſtellen, daß ſich die Reue bis zur Verzweiflung ſteigert und daß der unglückliche Ulmer aus dem Berauſchten ein ſolcher Reuiger wird — vielleicht ſchon iſt.“

„Daß es menſchenmöglich iſt ſo herabzukommen!“ rief Wendeline ſchmerzlich.

„Denke an den Träger des Lichtes, den ſchönen Engel Lucifer, der in die ewigen Abgründe ſtürzte!“ ſagte der alte Graf: „kein Staubgeborener iſt ſicher vor dem Sturz und am wenigſten der, welcher auf einer Höhe wandelt. Auf der ſittlichen Höhe wan-

[illegible] der Prieſter, ein gebrechlicher Menſch, ein Sohn des Staubes, mit offenem Auge und offenem Ohr für alle Leidenſchaften, alle Sünde, alle Schwachheit der Welt, die zu ihm ſich flüchtet, um durch ihn Beruhigung, Heilung, Stärke zu finden. Bedenke das, Wendeline, und Du wirſt ſagen: Wie iſt es menſchenmöglich nicht von der Höhe herabzukommen. Ich meinestheils verehre in jedem guten Prieſter ein Wunder der göttlichen Gnade.“

„Wie beſchämt es mich neben Deiner edeln und richtigen Auffaſſung zu bekennen, daß mir der abgefallene Prieſter geradezu widerlich iſt,“ ſagte Leocadie: „ich mag nicht Menſchen leiden, in denen auf ſo frappante Weiſe das Höhere vom Niedrigen, das Edle vom Gemeinen, das Himmliſche vom Irdiſchen überwuchert und erſtickt wird. Wir könnten das leider tagtäglich bei der Maſſe der Menſchen und hauptſächlich bei uns ſelbſt wahrnehmen; aber es ſpringt da nicht ſo durch den Contraſt in die Augen, weil unſer Pfad uns nicht auf die Höhen der Vollkommenheit führte.“

„Du willſt Ideale haben, Andere ſollen ſie verwirklichen und Du zürnſt Ihnen, wenn ſie es nicht thun,“ ſagte der Graf ſcherzend, während Claudia rief:

„Ach, wie ſehr fordert ein ſolches Beiſpiel uns auf mea culpa zu ſagen! Dagobert, Du mußt durchaus in Bern Nachforſchungen über Ulmer anſtellen.“

„Wenn ich nach Bern zurückkehre ſoll es geſchehen,“ verſetzte Dagobert, ganz froh, daß er auf dieſe Weiſe ſo beiläufig ſagen konnte, er habe nicht mehr ſeinen Poſten inne.

„Du biſt alſo ganz ungewiß über Deine nächſte Zukunft?“ fragte der Graf.

„Hoffentlich nicht lange, lieber Vater!“

„Wenn man Dich nur nicht nach Conſtantinopel, Petersburg oder Nord-Amerika ſchickt,“ ſagte Leocadie beſorgt.

„Warum das nicht, Mama? ich nehme mit Freuden jede Stelle an — und je fremdländiſcher deſto lieber iſt ſie mir, weil ich dort am meiſten lernen kann.“

„Hu! was iſt das für ein Fanatismus für das Lernen!“ rief Mimi und ſchüttelte ſich mit komiſchem Grauen.

„Das kann ich doch für einen jungen Mann begreifen,“ ſagte Wendeline: „wer in der Welt etwas leiſten will, muß ſie kennen.“

„Etwas ganz Aehnliches ſagte mein Herr Geſandter in Bern,“ verſetzte Dagobert: „er meinte, ich könnte an einer andern Stelle mehr lernen.“

Von dem Beſuch in Hellau war nicht weiter die

Rede; aber Dagobert ging am andern Vormittag zu ſo früher Stunde hinüber, daß er vorausſetzen durfte, er werde Niemand ſehen als Maximilian. Dieſem wollte er dann eröffnen, daß es ihm unmöglich ſei in den geräuſchvollen Kreis von Hellau einzutreten; unter andern Verhältniſſen würde es ihm viel Vergnügen machen; doch jetzt ſei es unmöglich; es würde ſeine ganze Familie als eine Rückſichtsloſigkeit gegen Claudia betrüben. Er ſchlug den Fußweg nach Hellau ein. Es war derſelbe, der zum Wartthurm führte; nur ein Paar hundert Schritt dieſſeits deſſelben zweigte ſich ein directer Pfad nach Hellau ab. Dagobert bemerkte aber Anpflanzungen auf dem Hügel, der den Wartthurm trug und neugierig zu ſehen, welche Veränderungen hier vorgegangen waren, ſchlug er den Pfad zum Thurm ein. Alles war geſäubert und gepflegt, eine Stiege von Stein wand ſich um den Thurm, der mit Zinnen gekrönt war. Der Eingang, ſonſt immer offen, weil die Pforte längſt vermorſchte, war jetzt geſchloſſen und zum Spitzbogen aufgemauert. Plötzlich öffnete ſich dieſe Thür von innen und heraustrat wie die Fee aus dem Kleiderſchrank Floriane mit einem Maßſtab in der Hand, hinter ihr zwei Männer mit ähnlichen Werkzeugen.

„So wird der Gräuel der Verwüſtung in eine friedliche und freundliche Stätte umgeſchaffen,“ ſagte ſie in einem Ton zu Dagobert, als habe ſie ihn geſtern zum letztenmal geſehen: „Treten Sie nur näher.“

Mit freundlichem Gruß verabſchiedete ſie die beiden Handwerker und ſagte dann zu Dagobert.

„Dies ſoll meine Einſiedelei werden. Hier will ich philoſophiſche Betrachtungen anſtellen über die Vergänglichkeit aller Dinge um uns, in uns — denn es heißt nicht blos „tout casse, tout passe, ſondern auch tout lasse.“

Während ſie dieſe Lebensphiloſophie zum Beſten gab, ſah ſie ganz reizend aus, wie eine auf dem Theater idealiſirte Bäuerin. Sie trug einen Morgenanzug von weiß und hochroth geſtreiftem Zeug, weiß und hochroth geringelte Strümpfe, ſchwarze Saffianſchuhe mit großen hochrothen Bandſchleifen, kleinen goldenen Schnallen und hohen Abſätzen und ein ſchwarzes Hütchen nicht größer als ein Fingerhut, von welchem eine hochrothe Mohn- und eine Kornblume ſo nachläſſig herabhingen, als habe ſie die Blumen unterwegs gepflückt und in ihr glänzendes, ſeidenweiches Haar geſteckt.

„Wenn es mit dem tout lasse ſeine Richtigkeit hat,“ ſagte Dagobert, nachdem er ſich von ſeiner Ueberraſchung erholt hatte, „ſo begreife ich nicht, warum Sie ſich Mühe geben dieſe Ruine aufzurichten, denn Sie werden derſelben überdrüſſig ſein, bevor ſie vollendet iſt.“

„Möglich! .... ſogar wahrſcheinlich!“ entgegnete ſie lachend: Schaffen, entſtehen ſehen — das freut mich. Wenn es fertig iſt beginnt ſogleich das Gefühl des tout lasse ſich breit zu machen. Jetzt fehlt hier noch ſo ziemlich Alles: das Getäfel von Eichenholz für die Wände und Decke — die gemalten Fenſterſcheiben — das ganze Mobiliar; dennoch entzückt mich dieſe Einſiedelei! iſt ſie fertig, ſo mag ich wohl bald denken: Es iſt doch nur ein altes garſtiges Eulenneſt .... — Aber was führte Sie hieher?“

„Ein Beſuch in Hellau! vorgeſtern angekommen wollte ich zu Maximilian gehen und ihn fragen, wann Ihre Empfangſtunden ſind.“

„Abends — im Allgemeinen. Für Sie aber immer, wenn ich zu Hauſe bin. Wir wollen uns wieder auf den Fuß von Beau rivage ſetzen. Am liebſten wird Ihr Beſuch mir ſein, wenn ich allein bin, Vormittags. Denn meine Schweſtern ſind ſämmtlich hier und zwar Feodora, Hermione, Adaly und Mignonne in Begleitung einiger Freundinnen und Bekannten. Dazu etwa ein Dutzend Kinder. Das gibt einen unbeſchreiblichen Tumult und für die Schloßherrin wenig Vergnügen außer dem angenehmen Bewußtſein ihrer Gaſtfreiheit.“

„Iſt Miſtriß Frymar nicht hier?“

„Doch! aber allein und einſam wie die Turteltaube in der Wüſte. Conſtance verſteht nicht Freundſchaft zu ſchließen . . . . verſteht nicht einmal ihre Kinder zur Welt zu bringen — ſie ſterben ihr. Conſtance dauert mich! aber ſie iſt nun einmal aus ihrer Apathie nicht aufzurütteln. Jetzt laſſen Sie uns nach Hellau gehen und Maximilian überraſchen.“

Es war mit dieſem Beſuch nun ſo gründlich anders gekommen, als Dagobert gerechnet hatte, daß er ſich in das Unabänderliche fügte und mit Floriane auf der einen Seite des Hügels herab und auf Hellau zuging, während Wendeline mit Salvator von der Bachheimer Mühle kommend, der andern Seite ſich näherte. Sie erkannte ihn ſogleich. Er aber hätte ſich umwenden müſſen, um ſie gewahr zu werden.

Im Hellauer Schloßhof ſagte Floriane:

„Jetzt müſſen Sie zuerſt meinen Stall und meine Pferde ſehen.“

„Nein! zuerſt Ihren Bruder.“

„Dergleichen Sentimentalitäten ſind bei uns nicht Mode, beſter Graf. Kommt meine Schweſter Hermione von einer Reiſe nach Hauſe, ſo geht ſie zuerſt in ihre Stallungen, um ſich nach dem Befinden ihrer Pferde zu erkundigen — und dann zu ihren Kindern. Es iſt wahr, ſie ſieht pompös zu Pferde aus. Wir nennen ſie gar nicht anders als die Centaurin.“

„Eine gräuliche Bezeichnung für eine Dame, die keine Kunſtreiterin iſt.“

„Finden Sie? .... Aber Sie ſelbſt ſind ja ein paſſionirter Freund des „turf“.

„Eines ſchickt ſich nicht für Alle, ſagt Göthe,“ rief Dagobert lachend: „ich finde es ſehr liebenswürdig, wenn die Damen in einem gewiſſen Maß an den Liebhabereien der Männer Theil nehmen, aber gar nicht, wenn ſie auf dieſelben nach Männerart eingehen.“

„Kommen Sie, ich bringe Sie zu meinem Bruder. Ich ſehe ſchon Sie verdienen nicht, daß ich in höchſteigener Perſon durch meine Stallungen Sie führe,“ ſagte Floriane lieblich und nahm ihren Weg nach dem Schloß: „Nicht wahr, das hat ſich vortheilhaft verändert?“

„Unglaublich! man wird erſt jetzt gewahr, was es für ein ſtattlicher Bau iſt.“

„Adieu! auf Wiederſehen! Meine Zimmer ſind hier unten,“ ſagte Floriane und verſchwand nachdem ſie einen Diener herbeigerufen hatte, der Dagobert zu Maximilian führte.

Dieſer ſaß am Schreibtiſch, ſprang eilend auf und rief:

„Du kommſt mir zuvor! .... es freut mich doppelt! — ich wollte Dich heute Nachmittag beſuchen und Dir vorſchlagen an einer großartigen Finanzoperation Theil zu nehmen, die in Werden iſt und die ganz enorme Reſultate verſpricht —

natürlich in dem Maß als man ſich an ihr betheiligt. Die Hauptſummen für den Beginn der Unternehmung liefern ſelbſtverſtändlich die großen Banquiers; allein es bleibt doch immer Raum übrig, damit wir kleinen Leute auch unſern Einſatz machen und mindeſtens ihn verzehnfacht zurückerhalten. Was ſagſt Du dazu?“

Und er las den ausführlichen Plan vor. Dagobert überlegte unterdeſſen, was er zu thun habe. Der Vorſchlag kam ihm gerade im rechten Augenblick und lautete ſo günſtig wie möglich. Seine Zukunft war durch Wendelinen's Vermögen ganz ſicher geſtellt. Warum ſollte er nicht mit ſeinem Vermögen — und als ſolches betrachtete er Bachheim, ſein künftiges Erbe — den Verſuch machen, nicht nur das Verlorene zu erſetzen, ſondern eine großartige Vermehrung des Capitals zu unternehmen. Wendete er hunderttauſend Gulden daran, ſo war er in einigen Jahren Beſitzer einer Million. Zwar beſaß er nicht die hunderttauſend Gulden; aber fünfzigtauſend mindeſtens konnte er von Herrn Illinger sen. gegen Schuldverſchreibung, für welche Bachheim Sicherheit bot, erwarten und die fehlenden fünfzigtauſend waren für eine ſo ſichere Angelegenheit überall zu finden — wenn nicht bei dem alten wucheriſch geſinnten Illinger, ſo doch bei einem andern Ehrenmann — natürlich gegen höhere Procente — das war zweifellos! — Aber . . . . war es auch ſeine Verbindung mit Wendeline? . . . . Konnte ſie nicht zurücktreten? Nein! denn ſie liebte ihn; deſſen war er gewiß. Konnte nicht ſein Vater unerbittlich ſein? . . . . Schwerlich! Die Mutter war ohnehin leicht zu gewinnen. Wenn ſie, wenn Claudia, wenn er und Wendeline den Vater beſtürmten — wie ſollte deſſen liebevolles Herz der ganzen Familie widerſtehen, die ganze Familie in Schmerz und Kummer verſenken? — Nein! mit dieſen Zweifeln wollte er ſeinen friſchen Unternehmungsgeiſt nicht dämpfen. — —

„Freund! ich bin dabei!“ ſagte Dagobert entſchloſſen, als Maximilian mit der Vorleſung zu Ende war: „Sprich! wie groß iſt die Summe mit der Du Dich betheiligen willſt.“

„Mit zweimalhunderttauſend Gulden, denn ſonſt iſt es kaum der Mühe werth für ein ſo großartiges Unternehmen.“

„Du ſprichſt wie der ſtolze Sohn eines reichen Vaters! ich muß mich mit der Hälfte begnügen.“

„Ich wiederhole Dir, daß dies nicht der Mühe werth iſt, denn das Project iſt großartig und ſicher. Wie groß iſt das baare Capital, das Du daran wenden willſt?“

„Nur fünfzigtauſend Gulden.“

„Nur? . . . . Glaubſt Du, daß ich mehr habe?“

„Vielleicht nicht; — allein es ſtehen Dir ganz gewiß mehr Hilfsmittel in der Reſerve durch Dein halbes Dutzend ſteinreicher Schwäger, während ich ganz allein das Wagniß antrete und, im Fall eines Unglücks, hülflos zu Grunde gehen muß."

„Davor würden mich, wie ich glaube, die Herrn Schwäger ſchützen, allein es wäre mir unerträglich, dadurch in eine Abhängigkeit von ihnen zu kommen. Nein! man muß ſich hüten mit Verwandten unglückliche Speculationen zu machen. Das ſtört alle Gemüthlichkeit. Uebrigens haſt Du eine ſteinreiche Schweſter."

„Du irrſt! Claudia hat als Wittwe ein großes Einkommen; aber ein Vermögen worüber ſie verfügen könnte, beſitzt ſie nicht."

„Nun gleichviel! . . . . Kannſt Du über fünfzigtauſend Gulden verfügen: ſo darfſt Du Dich dreiſt mit dem vierfachen an dieſer Unternehmung betheiligen — das behaupte ich und dabei bleibe ich, denn ich mache es ſo."

„Deine Zuverſicht iſt anſteckend und die Ausſicht auf zwei Millionen verlockend" . . . . . —

„Nur wähne nicht, daß ſie morgen früh auf Deinem Tiſch liegen!" fiel ihm Maximilian in's Wort: „In einigen Jahren — hab' ich geſagt!"

„Gut! die Ausſicht iſt gar nicht übel, wenn ſie auch einige Jahre hinhält. Ich will Deinem Rath folgen."

„Nicht meinem Rath, denn ich rathe nichts!“ rief Maximilian ungeduldig: „Folge meinem Beiſpiel oder laß es bleiben, aber handele nach Deinem Ermeſſen und ſei ſo gut Dich nicht auf meinen Rath weder zu ſtützen noch zu berufen. Ich mache Dir nur Vorſchläge und ſage Dir nur meine Anſicht.“

Dagobert ging darauf ein und war dermaßen von dieſen Gedanken eingenommen, daß er ſich beeilte nach Bachheim zurückzukehren, um auf der Stelle an Herrn Illinger sen. zu ſchreiben und ihn zu erſuchen ein Capital von fünfzigtauſend Gulden, zu dem und dem Zweck, auf Bachheim aufzunehmen und Sorge zu tragen, daß der alte Graf nichts von der Sache erfahre.

Als man ſich in Hellau zum Gabelfrühſtück verſammelte, ſah Floriane mit Verdruß und Befremden Maximilian ohne Dagobert erſcheinen. Aber ſie ſchwieg und auch er ſchwieg: ſie wollte keine Empfindlichkeit äußern und er hatte andere Gedanken. Er dachte an alle Chancen dieſer Finanzoperation und an Alles was er unternehmen könne, wenn ſie gelinge und ſeine Pläne beſchränkten ſich nicht auf Geldſpeculationen.

Dagobert erzählte in Bachheim, er ſei in Hellau bei Maximilian geweſen. Des Zuſammentreffens mit Floriane erwähnte er nicht. Da rief der kleine Salvator:

„Ja, Onkel! wir ſahen Dich hingehen .... Wendeline und ich. Du kamſt mit einer Dame vom Wartthurm und wir gingen dahin.“

„Die Dame war Fräulein Floriane Illinger, die ich dort mit einigen Handwerkern antraf; ſie läßt den Thurm von Außen und von Innen herſtellen.“

Ein allgemeines Stillſchweigen folgte dieſer Aeußerung und Dagobert war ſehr verſtimmt, daß die Verſtimmung, die er vermeiden wollte, hauptſächlich aus Rückſicht für ſeine Mutter — nun doch eingetreten ſei. Claudia brachte das Geſpräch wieder einfach und natürlich in Gang, indem ſie ſagte:

„Jetzt, Mimi, müſſen Sie nach Hellau gehen und ſich umſchauen nach den Stätten Ihrer Jugend.“

„Wenn ich ſie nur unverändert finde!“ entgegnete Mimi.

„Und die geringſte Veränderung mißfällt,“ ſagte Wendeline: „Es war mir ein wahrer Kummer, den Kirſchbaum im Kloſterhof nicht mehr zu finden. Der Schullehrer ſagte, der Baum ſei ganz abgeſtorben geweſen, eine Unzier für den Kloſterhof. Mag ſein! ich aber vermiſſe ihn. Er war mein Lieblingsplatz während meiner ganzen Kindheit, trotz ſeiner einzelnen abgeſtorbenen Zweige, die mich ſchon damals bekümmerten, ſo daß ich zuweilen eine Leiter an den Baum legte und hinaufſtieg und das todte Gezweig abbrach. Solche Streiche haſt Du, Mimi, wohl nie gemacht?“

„O doch!“ rief Mimi heiter und erzählte kleine Thaten aus ihrer Kindheit, die wenigſtens ein geneigtes Ohr fanden, denn Salvator ſagte:

„Ich möchte wohl mit Dir geſpielt haben.“

Am Nachmittag ging Mimi mit Claudia's Kammerfrau nach Hellau. Einige Stunden ſpäter ſprang Salvator in den Salon und rief:

„Großpapa! es kommen drei Damen gefahren.“

„Reſi Wolfsberg mit ihrer Tochter und ihrer Kammerjungfer!“ rief Leocadie erfreut, ſtand lebhaft auf, ging dem lieben Gaſt entgegen und kam gerade unter der Hausthür an, um Mimi ausſteigen zu ſehen, dann Miß Honoria; die dritte Dame grüßte verbindlich und der Wagen fuhr von dannen.

„Mein Gott, Mimi, was hat dies zu bedeuten? wo biſt Du geweſen? . . . . woher kommſt Du?“ fragte Leocadie höchlichſt verwundert und ging mit ihr in den Salon zurück.

„Ach liebe Frau Gräfin, es war nicht meine Schuld,“ ſagte Mimi kleinlaut.

„Was denn?“ fragten Alle.

„Daß Fräulein Floriane Illinger mich heimgefahren hat.“

„Dies Fräulein Floriane taucht heute überall auf wie ein Marquis de Carrabas im geſtiefelten Kater,“ ſagte Claudia, während die Gräfin im Ton des Vorwurfs ſagte:

„Ich hatte gewünſcht, daß Du keinen Beſuch in Hellau machteſt, liebe Mimi.“

„Das iſt auch nicht geſchehen!“ verſicherte dieſe: „wir gingen im Garten umher, betrachteten nur von außen das Schloß und ſchickten uns ſchon zur Heimkehr an, da begegnet uns eine engliſche Bonne, die ein Paar Kinder in's Schloß zurückführt. Sie und Miß Honoria begrüßen ſich freudig als alte Bekannte. Wir ſind im Schloß ich weiß nicht wie, und als ich zum Fortgehen dränge, ſagt die Engländerin:

„Sie müſſen erſt einen Blick in die Zimmer des Fräuleins werfen! Sie haben noch nie etwas ſo Reizendes geſehen. Das Fräulein iſt ausgefahren.“

Dabei öffnet ſie die Thür. Es war das Zimmer, welches meine gute Mutter bewohnt hatte und ich ſah im Geiſt ſie an ihrem Arbeitstiſch ſitzen und uns Alle um ſie herum. Ich konnte mir nicht helfen — ich weinte.

„Was geht hier vor?“ ſagte plötzlich eine fremde Stimme und Fräulein Illinger trat mit Hut und Handſchuhen aus ihrem Ankleidezimmer herein. Die

Kinder, die Bonne und Miß Honoria ſprachen durcheinander engliſch bis ich mich faßte, meine Thränen trocknete und ihr den Sachverhalt erklärte. Sie war ſehr freundlich, ja theilnehmend, und als ich mich entfernen wollte ſagte ſie:

„Jetzt bringe ich Sie und Ihre Begleiterin nach Bachheim zurück, denn ich fahre dahin zum Pfarrer und Sie können nicht zu Fuß gehen, weil es ſtark regnet. Kommen Sie nur mit; der Wagen wartet ſchon.“

„Sie nahm meinen Arm, rief Miß Honoria herbei — und da ſind wir! Mir iſt es wie ein Traum — dieſe Veränderung des Ganzen und dieſe Schloßherrin an der Stelle meiner Mutter!“

„Arme Mimi!“ ſagte der alte Graf und die Sache war abgethan.

Leocadie ſprach noch am nämlichen Abend gegen Claudia ihre Herzensangſt aus, daß dieſe Floriane für Dagobert gefährlich ſei, und Claudia wußte nicht ob es gerathen ſei Leocadie darüber zu beruhigen, indem ſie ihr Dagoberts und Wendelinens Verhältniß mittheilte. Sie ſagte alſo:

„Rede doch offen und einfach mit Dagobert.“

„Und wenn er zugibt, daß er eine ernſte Neigung und folglich die Abſicht hat eine Verbindung zu ſchließen, die uns ein Gräuel iſt — beſte Claudia, was dann?“

Die arme Claudia ſchwieg mit gedrücktem Herzen und mit dem ſehnlichſten Wunſch, daß Wendeline freiwillig zurücktreten möge, obſchon ſie, wenn ſie nur Dagobert im Auge hatte, dies für ihn als kein Glück betrachten konnte.

Maximilian kam nach Bachheim und wiederholte ſeine Beſuche. Er begann von Muſik zu ſprechen und fand zuerſt wenig Anklang, namentlich bei dem alten Grafen, welcher fürchtete, Claudia ſchmerzlich aufzuregen. Sie aber bemerkte die zarte Rückſicht ihres Vaters, und da ſie wußte welcher Genuß die Muſik für ihn ſei, ſo brachte ſie ſelbſt bei Maximilians nächſtem Beſuch die Frage nach dem Violoncello vor. Es war nicht in Hellau; allein das Inſtrument des Grafen ſtand ihm ja zu Gebot, und als dieſer erſte Schritt gethan war, that Claudia mit großer Selbſtüberwindung den zweiten — und griff zu ihrer Violine. Die Muſik zog wieder belebend und erheiternd in Bachheim ein und in Folge derſelben, mannigfache anregende Geſpräche.

„Sind Sie für die ſ. g. Zukunfts-Muſik eingenommen, die jetzt Mode iſt?“ fragte Leocadie.

„So wenig wie für irgend ein anderes Chaos, dem das beherrſchende Wort fiat lux fehlt!“ rief Maximilian.

„Die Zukunfts-Muſik iſt der Ausdruck der Gegenwart: regelloſe Confuſion und ein Haſchen nach grellem Effect,“ ſagte Claudia: „Gedankenvoll ſoll ſie ſein, behaupten ihre Anhänger. Ich behaupte, daß in einem Kunſtwerk der Gedanke vom Gefühl durchglüht und beſeelt ſein, dies Gefühl einen hohen Schwung zu Idealen haben ſoll und daß alsdann etwas Vollkommenes daraus wird. Mit dem Gedanken allein bleibt ein Kunſtwerk roh oder todt; mit dem Gefühl allein wird es ſentimental; Beides iſt ſtümperhaft. Für mein Ohr, das ganz altmodiſch gebildet iſt und von der Muſik Harmonie und Melodie verlangt, iſt dieſe moderne Muſik ein wildes betäubendes Tönen und Dröhnen, wie es bei den Bachuszügen der Alten ſtatt gefunden haben mag.“

„Ich kann mir nicht denken, daß die ſchönſinnigen Griechen ſich an dergleichen ergötzten,“ ſagte Dagobert.

„O die Griechen waren zugleich ſehr ſchönſinnig und ſehr brutal in ihren Kunſtleiſtungen,“ verſetzte Maximilian: „dieſer Doppelcharakter geht durch die ganze claſſiſche Welt.“

„Ich halte mich an ihre idealen Gebilde — und die ſind unvergleichlich ſchön durch ihre hohe Auffaſſung und vollendete Darſtellung!“ rief Claudia: „Die neun Muſen z. B. im Muſeum des Vatican, was ſind das für edle, reine, anmuthige, ſinnige Geſtalten! wie hoch dachte der Bildhauer von der Kunſt, von der Wiſſenſchaft, die er ſo perſonifizirte! Die Muſe der Tonkunſt, die graziöſe Euterpe, würde gewiß vor der Zukunftsmuſik entfliehen. O dieſe ganze Marmorwelt des Vaticans in ihrer feierlichen Stille — ich kann gar nicht ohne Entzücken an ſie denken, während alle moderne Bildhauerkunſt mich eiskalt läßt.“

„Man könnte ſagen Meißel und Marmor ſind dem chriſtlichen Künſtler für ſeine Ideale nicht günſtig,“ ſagte Dagobert: „Wie ſeelen- und geiſtlos iſt ſo ein Chriſtus von Dannecker und von Thorwaldſen.“

„An der Aufgabe wäre auch vielleicht ein griechiſcher Meißel geſcheitert,“ ſagte der alte Graf; „aber die Neueren ſtehen bei mythologiſchen Darſtellungen ebenfalls hinter der Antike zurück. Welch ein Gegenſatz — die Ariadne im Vatican und die Ariadne von Dannecker! und wahrlich nicht zum Vortheil der letzteren! Wer wird in dieſem kecken, ja frechen Geſchöpf, das auf einem Pantherthier liegend, trotzig gegen ihr Schickſal ſich aufbäumt, eine Verlaſſene, eine Trauernde erkennen? Sie ſieht aus, als ob menſchlicher Troſt ihr viel willkommener wäre, als himmliſcher. Die Vaticaniſche Ariadne hingegen, die edle, züchtig verhüllte Geſtalt, in Thränen hingeſunken über ihre Verlaſſenheit, in Thränen eingeſchlummert hülflos und einſam: ſie iſt es wohl werth, daß ein Gott ſich liebend zu ihr herabneige.“

„Welch' wundervoll tiefſinnige Idee: wer von den Menſchen ſo verlaſſen iſt, wie auf der Felſeninſel Naxos Ariadne war — deſſen erbarmt ſich die Liebe Gottes!“ rief Claudia: „warum nur hat ein Polytheiſt ſie edler aufgefaßt und dargeſtellt als ein Chriſt, da dies doch ein ganz chriſtlicher Gedanke iſt!“

„Vielleicht war der Heide das größere Genie,“ ſagte Maximilian: „Ein ſolches hat zuweilen blitzartige Einblicke in die Tiefen und die Höhen, wohin ein minder genialiſches Auge nicht reicht.“

„Ich möchte wohl einmal an dieſen ſchönen Marmorbildern vorüberwandeln,“ ſagte Wendeline: „es muß ſein wie ein Gang durch die elyſiſchen Gefilde — Schatten, nichts als Schatten.“

„Biſt Du ſo proſaiſch, daß Du Idealgeſtalten — Schatten nennſt?“ fragte ſcherzend der alte Graf.

„Ich wollte nur ſagen,“ verſetzte ſie, „daß all dieſen ſo ſchön perſonifizirten Ideen doch ein Etwas fehlt, welches ihnen das wahre Leben und den rechten Einfluß ſichert; — ich meine die Signatur der Erlöſung.“

„Das iſt richtig,“ erwiederte der Graf: „plötzlich verdunkeln ſich die erhabenſten Ideen und weil keine göttliche Offenbarung ſie wie Sternbilder in die heilige Nacht des Glaubens ordnend einfügt: ſo ſinken ſie, wie Sternſchnuppen entſtellt, verzerrt, in den Moder des Materialismus hinab .... und der Halbgott wird zum Halbthier.“

„Iſt es anders mit dem Chriſtenthum? vergeben Sie die Frage!“ rief Maximilian: „Es hat hohe Lehren und hohe Ideale — und wie mancher, mancher, mancher Chriſt ſinkt zum Halbthier herab.“

„Nur mit einem großen Unterſchied!“ entgegnete der Graf: „Bei den Alten ſchlugen die erhabenſten Lehren und Anſchauungen ſelbſt, weil keine göttliche Offenbarung ſie ſtützte und richtete, aus dem Geiſtigen in das Sinnliche um und der Egypter, der Hellene, der Römer that wie ſie und folgte ihnen. Die Lehren des Chriſtenthums aber bleiben gleichmäßig in ihrer heiligen Region, paktiſiren nicht mit der Sinnlichkeit, beginnen nicht den Flug im reinen Aether, um ihn im Verweſungsdunſt der Erde zu vollenden. Der Chriſt, welcher den Lehren des Chriſtenthums nicht folgt, der kann zum Halbthier werden. Es iſt aber etwas ganz Anderes: durch die Lehren der Religion und der Philoſophie herabzukommen — oder im Widerſpruch mit ihnen. Jenes geſchah in der antiken Welt; dieſes geſchieht in der chriſtlichen.“

„Und dann gibt es noch einen Unterſchied;“ ſagte Claudia: „Der tiefſtgeſunkene, von allen ſchlimmen Leidenſchaften verwüſtete Chriſt, kann ſich wieder, immer in Folge derſelben Lehre, zur reinſten Höhe erheben. Eine ſolche Regeneration gab der Polytheismus nicht. Die wirkende, hebende, treibende Kraft, die aus dem Moder einen Frühlingsgarten, aus dem Tode das Leben hervorruft — dies ewige Leben gibt nur das Chriſtenthum, weil es Eins iſt mit Erlöſung.“

„Ja, das wollte ich vorhin ſagen,“ ſetzte Wendeline hinzu.

Maximilian folgte mit Theilnahme ſolchen Geſprächen, und bis auf einen gewiſſen Punkt ſchätzte er hoch was er ſagen hörte.

„Es iſt nur mein Unglück, daß ich es nicht glaube,“ ſprach er zu Dagobert.

Für dieſen war es genau umgekehrt: er glaubte das, was die Seinen ſagten, allein er ſchätzte es nicht. Er wendete es nicht auf ſich an. Er erkannte nicht das wilde Thier der Leidenſchaft, welches das Mark aus ſeiner Seele ſog. Er ſpielte nicht, er trank nicht, er war nicht unſittlich, er mied ſchlechte Geſellſchaft von Männern und von Frauen; er wollte gar nichts, als mit Anſtand leben und es war nicht ſeine Schuld, daß in ſeiner Lebensſphäre der Anſtand einen ſolchen Luxus und Aufwand erheiſchte. Die Mittel dazu mußte er herbeiſchaffen. Es war nicht ſeine Schuld, daß die pecuniären Verhältniſſe der Familie ſo eingeſchrumpft waren. Das lag an äußern Umſtänden, an der Weltlage vor ſechszig und ſiebenzig Jahren. Nunmehr hatten ſich die Umſtände gründlich verändert und das Geld in einen ungeheueren Umlauf gebracht, in eine unſichtbare Strömung, die elektriſch anregend den Erdball umfing und Unternehmungen auf der andern Hemiſphäre in vibrirende Berührung mit Europa, ja mit jedem einzelnen Europäer brachte, welcher ſich dieſer Strömung nicht entzog. Weshalb hätte er es thun ſollen? weshalb nicht Vortheil ziehen aus dieſem gewaltigen Umſchwung im Völkerverkehr durch rieſige Speculation des menſchlichen Geiſtes, der, ein neuer Pythagoras, in dem Geleiſe der Zahlen die Welten rollen ließ. Solche und ähnliche Gedanken beſchäftigten Dagobert überwiegend. Auf Claudia's Rath hatte er ſich mit ſeinen Eltern darüber verſtändigt, daß keine Herzensneigung ihn zu Floriane hinziehe und mit Florianen, daß er auf ſeine Familie Rückſichten zu nehmen habe, die ihm einen lebhaften Verkehr mit Hellau unmöglich machten.

„So iſt wenigſtens nach dieſer Seite hin Alles gelichtet und geſchlichtet;“ hatte Claudia ſeufzend geſagt und die Frage hinzugeſetzt: „Aber wie ſtehſt Du mit Wendeline?“

„Vortrefflich! auf's Allerbeſte!“ rief er ſorglos.

„Weißt Du das gewiß, Dagobert?"

Er wurde leichenblaß und ſeine Lippen bebten.

„Liebſt Du ſie ſo ſehr, daß ſchon ein leiſer Zweifel Dich erſchüttert?" fragte ſie theilnehmend.

„Oh .... mein ganzes Leben iſt an Wendelinens Beſitz gebunden, liebe beſte Claudia! Oh, tritt nicht ſtörend mir entgegen!" flehete er.

„Ich bin weit davon entfernt, Dagobert!" verſicherte Claudia: „aber bei Wendelinens ſchweigender Art weiß man doch nicht genau, was in ihr vorgeht."

„Ich weiß es! Wendeline iſt treu: ſie liebt mich."

Seine Eltern nahmen ſeine Eröffnung bezüglich Florianens ganz verſchieden auf. Sie beruhigte ſeine Mutter vollkommen. Sein Vater, der nichts von den Gerüchten gehört hatte, welche die Gräfin ſo peinigend fand, hörte ganz erſtaunt die Verſicherung Dagoberts, daß ihn keine Leidenſchaft zu Fräulein Illinger hinziehe.

„Das erwartete ich von Dir," antwortete er gelaſſen: „Es wäre unverantwortlich, wenn Du einer jungen Dame, mit welcher keine Verbindung möglich iſt, in einer Weiſe den Hof machen wollteſt, als ob es dennoch möglich ſei."

Floriane fand es im Stillen ganz empörend, daß Dagobert — wenn auch nur aus Rückſichten —

die Bachheimer Geſellſchaft der ihren vorzog. Ueberdas hatte ſie durch ihren Bruder ſchon genug von Wendeline gehört, um vorauszuſetzen, daß dieſe es im Grunde ſei, die ihn von Hellau entferne. Sollte das möglich ſein? . . . . Sie machte es wie Conſtance: ſie trat vor den Spiegel und muſterte ſich vom Scheitel bis zur Sohle. Der Schluß lautete: Sie muß ſehr ſchön ſein, wenn ſie gegen mich in die Schranken treten will; und was die Liebenswürdigkeit betrifft — da bin ich unbeſorgt! . . . . Aber die jungen Herren haben Capricen! in Beau rivage hieß die Caprice Floriane . . . . jetzt heißt ſie nicht Floriane. So viel iſt mir klar. Das Uebrige wird ſich finden.

Dagobert kam höchſtens Einmal in der Woche nach Hellau; er liebte Floriane nicht; er fühlte ſich wenig angezogen von dem Kreiſe, der ſie umgab; und dennoch war er außerordentlich gern dort. Dieſe exquiſite Elegance, dieſer Reichthum, der ſich beſtändig hinter einem feinen Geſchmack verſteckte, um nicht zu drücken, dieſer Ueberfluß an Allem was der Comfort nur träumen konnte und was ſich doch nicht aufdrängte — das entzückte ihn. Wenn er dann heimkehrte und mit der Hellauer Einrichtung die Bachheimer — mit Florianens Theetiſch den ſeiner Mutter — mit Florianens Dienerſchaar den ſehr vortrefflichen und anſtandsvollen, aber einzigen

Diener im Elternhauſe verglich, ſo kam ihm das Alles ſo dürftig, ſo ſpärlich, ja geradezu ſo arm vor, daß er förmlich darunter litt. Er konnte ſich nicht enthalten es gegen ſeine Schweſter auszuſprechen und zu ſagen:

„Wie drückt es mich, Claudia, daß meine Eltern ſo unglaublich viel entbehren müſſen.“

Claudia ſah erſtaunt auf und fragte:

„Aber was entbehren ſie denn? Du wirſt doch nicht das eine Entbehrung nennen, daß ſie auf wollenem Damaſt und nicht auf ſeidenem ſitzen?“

„Es gehört mit dazu! ich kann dieſe ſchrecklichen Möbel, die nur altmodiſch, aber gar nicht alterthümlich ſind, ohne Widerwillen nicht anſehen .... — und ſo iſt es in allen Stücken. Mein Herz leidet förmlich darunter.“

„Ich würde antworten, daß Du mit gutem Gewiſſen dies Leid Deinem Herzen ſparen könnteſt, lieber Dagobert, wenn ich nicht wüßte, daß es auch gar nicht Dein Herz iſt das leidet, ſondern nur Deine kleine Eitelkeit oder wenn Du das zu hart findeſt — Deine weltlichen Gewohnheiten. Deine Eltern haben dieſe Gewohnheiten nicht, folglich bleiben ſie unberührt von deren Entbehrung.“

„Aber ich habe ſie ſeit manchem Jahr für ſie empfunden!“ rief Dagobert: „Seit meinem erſten Beſuch bei Dir und bei Marialva in Homburg, wo ich zum Erſtenmal ein elegantes und luxuriöſes Leben vor Augen hatte, iſt mir die Lebensweiſe und Lebenseinrichtung meiner Eltern ärmlich und daher bemitleidenswerth erſchienen. Dies Gefühl wurde zurückgedrängt, weil ſich kein Gegenſatz ringsumher vorfand. Jetzt aber, da er ſo ſchlagend wie möglich in Hellau ſich mir aufdrängt, jetzt wird dies Gefühl zu einer Art von Pein und ich würde — ich weiß nicht was! darum geben, wenn ich Bachheim nur annähernd ſo einrichten könnte, wie Hellau es iſt."

„Damit würdeſt Du Deinen Eltern gar keinen Gefallen thun, mein armer Dagobert! Der unſinnige Luxus unſerer Tage macht die Leute ganz kindiſch. Wie die Kinder haſchen ſie, verlangen ſie nach Neuem. Was geſtern Mode war iſt es allenfalls noch heute; aber morgen nicht mehr und übermorgen — lächerlich veraltet. Dann würdeſt Du Dich wieder gedrungen fühlen Bachheim neu einzurichten und das paßt doch ſo gar nicht zu deſſen Bewohnern. Laß Du nur den Vater vor ſeinem großen Cylinderſchreibſchrank und Deine Mutter bei ihrem Theegeſchirr von weiß und dunkelblauem Meißner Porzellan ſitzen — das paßt für beide, das iſt im Einklang mit ihnen, das drückt ihre Geſinnung aus, und durch dieſe Geſinnung bekommt Bachheim ſeine Eigenthümlichkeit, die doch viel intereſſanter iſt, als das Gepräge, welches ein Tapezirer und ein Schreiner aus London oder Paris aufdrücken könnten."

„Du biſt eine Art von Genie, Claudia, und legſt als ſolches keinen Werth auf den Luxus, der doch immer die Marquiſe Marialva und die Gräfin Sierra Blanca umgeben hat; darum entbehrſt Du ihn hier nicht.“

„Gewiß nicht! es ſcheint mir kleinlich Sclavin des Luxus zu ſein und ich kann Dir nur rathen, Dagobert, Dich von dieſem Tyrannen zu befreien, denn das merke Dir: ſollte es zu Deiner Verbindung mit Wendeline kommen — ſo groß iſt ihr Vermögen nicht, um auf dem Hellauer Fuß davon zu leben.“

„Sollte es — ſagſt Du! wie Du mich erſchreckſt, Claudia! Warum ſollte es nicht!“ rief Dagobert: „aber Wendeline muß endlich ihren unwiderruflichen Entſchluß ausſprechen. Iſt das geſchehen, ſo fühle ich mich ſtark genug die Zuſtimmung unſeres Vaters zu erringen, wenn er mich auch für dieſe ſchöne Rahel einige Jahre der Geduld dienen läßt. In dieſer Zwiſchenzeit werden ſich hoffentlich meine Verhältniſſe dergeſtalt ändern, daß ich in eine ganz unabhängige Lage komme und das wird denn auch unſere Eheſache fördern.“

„Haſt Du Ausſicht als Geſandtſchafts-Secretär angeſtellt zu werden?“

„Das nicht! ich vernahm keine Sylbe über meinen nächſten Poſten . . . . bis jetzt.“

„Und doch haſt Du Hoffnung auf eine ganz unabhängige Lage? — Willſt Du etwa eine andere Laufbahn einſchlagen?“ fragte Claudia befremdet!

„Vielleicht .... ja .... ich weiß es in dieſem Augenblick noch nicht! .... Die Hauptſache iſt, daß ſich Wendeline beſtimmt ausſpreche und daß die Spannung aufhöre, in welcher ich nun ſeit Wochen ſchwebe. Ich bitte Dich, ſage ihr das.“

Claudia verſprach es und that es.

„Gut!“ ſagte Wendeline: „ich werde heute Abend zur heiligen Beicht, morgen früh zur heiligen Communion gehen — und dann mit Dagobert reden.“

Auf Claudia's Lippen ſchwebte die Frage: „Du liebſt ihn nicht?“ — und wieder regte ſich die Freude in ihrem Herzen, daß ſich das Verhältniß in Frieden löſen werde; deßhalb fragte ſie nicht. Sie ſagte aber an Dagobert, daß er morgen Vormittag um zehn Uhr die entſcheidende Unterredung mit Wendeline haben werde. Jetzt, zum Erſtenmal, trat ihm der Gedanke entgegen: Wie, wenn ſie Nein ſagte? — Vor dieſem Schreckbild erſchauerte Dagobert in tiefſter Seele. Er war nicht aus dem Stoff gemacht, der ſich zu einer ſtarken, ausſchließlichen Leidenſchaft concentrirt; ſein Charakter war nicht danach angelegt und die vielgeſtaltige Außenwelt hatte ſich überwältigend, wenn auch nicht im gemeinſten Sinn, ſeiner bemächtigt; dennoch blieb Wendeline für ihn ein Weſen, das einen Platz einnahm, wie kein anderes, denn ſie hatte etwas Ideales, etwas Weltfremdes, etwas Jungfräuliches — er wußte nicht was! das ihn mächtig ergriff. Der heilige Hieronymus gab der edlen Römerin Laeta den Rath: „Erziehe Deine Tochter wie im Tempel und wie in der Wüſte:“ das fiel ihm ein bei Wendeline. Nun ſtand auch noch in zweiter Reihe ihr Vermögen. Mochte er noch ſo ſicher auf ſeine glückliche Speculation zählen: dies Vermögen war unverlierbar, war ſicher, und mit demſelben zur Baſis, konnte er ſich auf die großartigſten Finanzoperationen einlaſſen, die ihn ungleich mehr intereſſirten, als die diplomatiſchen Geſchäfte eines Attachés. Mit Wendeline möglichſt bald vermählt in Wien oder Paris zu leben — das war ſein Traum. Sollte er ſich verwirklichen?

Um in die Stimmung zu kommen, die für große Entſcheidungen einen reinen Willen verlangt, kehrte Wendeline an dieſem Abend ihr ganzes Herz zu Gott hin und ging zu Pfarrer Edelholt und mit ihm in die Kirche. Dagobert, um ſich zu zerſtreuen von der quälenden Erwartung, ging nach Hellau zu Floriane.

Er fand ſie mit ihrer Geſellſchaft im Park. Man ging umher, zu den Blumengruppen, zu den Blattpflanzen, zum Schwanenteich, zum Goldfiſchbecken.

Dort warf Conſtance die tiefſinnige Frage auf: „Wie ſchmecken die Goldfiſche?“

„Gebraten ohne Zweifel recht gut,“ ſagte Adaly.

„Laß ſie braten, Floriane,“ bat Conſtance.

„Nein!“ rief Floriane ſcharf: „Du biſt allzu langweilig mit Deinen kindiſchen Einfällen. Sie müſſen wiſſen,“ wendete ſie ſich an Dagobert, „daß meine Schweſtern ſämmtlich den hieſigen Aufenthalt nicht ſo reizend finden wie ich und wie ſie es ſich vorgeſtellt haben.“

„Enttäuſchungen ſind etwas ſehr Gewöhnliches im Leben,“ verſetzte Dagobert.

„Ja, dies Hellau liegt zu fern von einer großen Stadt. Man möchte doch gern ein Paarmal wöchentlich zum Theater hereinfahren,“ ſagte Feodora: „das iſt hier unmöglich.“

„Ich lobe mir das Landleben vor den Barrieren von Paris!“ rief Mignonne: „da fährt man jeden Morgen zur Modiſtin, beſorgt tauſend Dinge .... und Abends genießt man Landluft. Das genügt mir.“

„Es iſt recht niederſchlagend dergleichen Aeußerungen von ſeinen Gäſten zu hören; zum Glück iſt die Eiſenbahn nah!“ rief Floriane lachend und ſehr wenig niedergeſchlagen.

„Bei Ihren Eltern unterhält man ſich aber vortrefflich," ſagte Conſtance: „Maximilian kommt ſtets ganz begeiſtert zurück."

„Beſonders von Ihrer ſchönen braſilianiſchen Couſine," ſagte Floriane.

„Die eine Reiſe um die Welt gemacht hat!" rief Hermione.

„Und die eine ausgezeichnete Pianiſtin iſt," ſetzte Adaly hinzu.

„Hauptſächlich aber eine claſſiſche Schönheit," ſagte Feodora.

„Könnte man ſie nicht irgendwo zu ſehen bekommen?" fragte Mignonne.

„O das wäre herrlich! .... Bitte, guter Graf, bewerkſtelligen Sie das! .... Und recht bald, nicht wahr? .... Wie läßt ſich das am Beſten arrangiren?" ſo rief es um Dagobert herum. Er antwortete lachend:

„Meine braſilianiſche Couſine, wie Sie, meine Damen, zu nennen ſie belieben, iſt gewiß eine große Schönheit, eine gute Pianiſtin und eine Weitgereiſte; aber eine Curioſität, die ich Ihnen auf der flachen Hand präſentiren könnte, iſt ſie nicht. Ueberdas iſt ſie in der erſten tiefen Trauer um ihren Vater und nicht geneigt geſellſchaftliche Beziehungen anzuknüpfen."

„Eine zufällige Begegnung auf dem alten Wart=

thurm würde all' Ihre Einwendungen beſeitigen," verſetzte Feodora.

„Und würde eine Art von Erſatz für das ſchwer entbehrte Theater ſein, nicht wahr?"

„O ein Theater! Laß uns eine kleine Bühne aufſchlagen, Floriane, und Luſtſpiele aufführen! das iſt ſehr unterhaltend!" rief Mignonne.

„Auch ohne Zuſchauer?" fragte Floriane.

„Ganz Hellau muß Zuſchauer ſein und Alles was im Umkreis von zehn Stunden lebt und webt."

„Im nächſten Sommer mag das geſchehen wenn es Dich dann noch freut, Mignonne .... allein jetzt bin ich für ſo großartige Amüſements-Unternehmungen mit der vollſtändigen Einrichtung des Hauſes noch zu weit zurück."

„Machen Sie doch einen kleinen Ausflug nach Homburg, wenn Sie theaterdurſtig ſind," ſagte Dagobert: „dort befindet ſich eine franzöſiſche Schauſpielertruppe, die das Vaudeville gar nicht übel ſpielen ſoll."

Der Vorſchlag wurde mit großem Beifall aufgenommen und an dem ſchönen Sommerabend, unter uralten Linden, zwiſchen Blumen und neben erfriſchenden Springbrunnen, begeiſterte man ſich für die allerfrivolſten theatraliſchen Vorſtellungen.

Floriane aber winkte Dagobert heran, ſchlug mit ihm den Weg zum Schwanenteich ein und ſagte:

„Wiſſen Sie, daß ich eine ſehr anziehende Bekanntſchaft gemacht habe? . . . . und zwar in Bachheim!“

„Pfarrer Edelholt!“ erwiederte Dagobert: „ich weiß es durch Fräulein von Hellſtätt. Haben Sie ihn ſeitdem wieder geſehen?“

„Nein! . . . . und ich wünſche es auch nicht.“

„Warum nicht? . . . . Sie finden ihn anziehend: das begegnet uns nicht oft in der Welt“ . . . . —

„Sogar ſehr ſelten!“ ſchaltete Floriane ein.

„Und dennoch wollten Sie nicht einen ſolchen Fund ausbeuten?“

„Zu welchem Zweck ſollte ich das? ich mag nichts thun ohne einen beſtimmten Zweck. Wer zwecklos handelt — handelt kopflos . . . . ſo à la Conſtance.“

„Mein Gott, was für ſpecielle Zwecke können Sie denn bei jeder einzelnen Erſcheinung verfolgen? das iſt ganz unmöglich! Man ſucht im Allgemeinen anziehende Perſönlichkeiten auf, um ſich an Kenntniſſen und Erfahrung zu bereichern, oder um ſich nach ihnen zu bilden oder an ihnen zu erbauen oder von ihnen zu lernen. Iſt das nicht Zweck genug?“

„Umſomehr, als dies Alles bei Pfarrer Edelholt der Fall ſein dürfte. Doch eben deßhalb meide ich ihn. Ich will mich nicht aus meiner Bahn herausſchleudern laſſen! ich will das bleiben, was ich bin: eine Nicht-Chriſtin. Eine Jüdin .... kann ich nicht ſagen, denn ich glaube überhaupt nicht an eine beſondere Offenbarung Gottes, weder durch die moſaiſche noch durch die chriſtliche Glaubenslehre ausgeſprochen.“

„Wähnen Sie denn, Pfarrer Edelholt könne Ihnen wider Ihren Willen die katholiſche Glaubenslehre beibringen? gleichſam einimpfen?“ fragte Dagobert lächelnd.

„Das nicht!“ rief Floriane: „allein er könnte vielleicht meinen Willen umſtimmen. Dies ſoll nicht ſein .... durchaus nicht.“

„Es wäre doch ein großes Glück für Sie.“

„Ich mag kein Glück, von dem ich mir keine Vorſtellung machen kann. Nun aber will ich Ihnen etwas anvertrauen. Ich weiß nicht, ob ich je in meinem Leben einen Menſchen geliebt habe. Ich weiß auch nicht, ob ich je in meinem Leben einen Menſchen verehrt habe. Hingegen weiß ich ganz genau, daß ich nie und nimmer einen Menſchen zugleich verehrt und geliebt habe: dies wurde mir klar dem Pfarrer Edelholt gegenüber .... und es ſchmerzte mich. Ihn aber könnte ich lieben, wie den liebevollſten Vater — verehren, wie den weiſeſten Lehrer.“

„Nun, wenn das in Ihren Augen keine poſitives

Glück iſt, ſo weiß ich nicht, was Sie von der Wirklichkeit verlangen.“

„Ein wirkliches Glück ſoll mich dahin führen, wohin ich will und nicht dahin, wohin ich nicht will. Ich will nicht Chriſtin werden. Dieſer Zug von liebender Verehrung für einen katholiſchen Prieſter könnte aber der erſte dazu ſein . . . . und deshalb wird die anziehende Bekanntſchaft abgebrochen, ſo leid es mir iſt.“

„Sie ſind ein verkehrtes Geſchöpf mit Ihrer Superklugheit!“ rief Dagobert unmuthig.

„Was kümmert das Sie! unſere Wege gehen ebenſoweit auseinander wie der meine und der Ihres Pfarrers,“ entgegnete Floriane finſter.

„Vergebung!“ ſagte er betroffen:

Sie wendete ſich zur Rückkehr um und rief:

„Da kommt mein Bruder!“

Maximilian ging auf ſie zu, und da Floriane ſich der Geſellſchaft wieder anſchloß, nahm er Dagoberts Arm und ſagte:

„Ich ertrage nicht auf die Dauer des öde Geſchnatter! Es kommt mir zuweilen vor, als ob meine Schweſtern gar keine Seele, ich meine keinen denkenden Geiſt, nur ein Leben der Sinnenbewegung hätten.“

„Ausgenommen Floriane. Sie denkt in ihrer Weiſe und in ihrer Richtung nur zu viel.“

„Sie ſind ſchön, meine Schweſtern .... gehören auch nicht zu den ſchlimmſten Weibern. Aber in welcher Dumpfheit und Stumpfheit vegetiren ſie trotz alles tumultuariſchen Treibens dahin."

„Das Leben der reichen Frauen in der großen Welt iſt entnervend, denn zu gleicher Zeit wirkt es zerſtreuend, betäubend und ermüdend. Man kann ja nichts Hohleres erleben, als einen großen Empfangsabend in dem Salon irgend einer empfangsgewürdigten Perſönlichkeit in jeder beliebigen großen Stadt. Das wirre Treiben macht ſogar angenehme Leute unausſtehlich, kluge Leute ungenießbar, weil die allgemeine Zerſtreutheit ſich auch ihrer bemächtigt und ihre angenehmen Eigenſchaften lähmt oder zerſetzt."

„Es ſpricht für elaſtiſche Energie der Frauen, daß diejenigen, die beſtändig in einer ſolchen Luft leben, nicht ſämmtlich dem Idiotismus verfallen, von dem meine arme Schweſter Conſtance nicht weit entfernt iſt. Du biſt zu beneiden, Freund, daß Du ganz andere Frauen in Deiner Familie haſt: Deine vortreffliche, einfache, ganz ihren Pflichten lebende Mutter, Deine geniale, anziehende Schweſter .... und endlich dieſe Erſcheinung aus einer andern Welt, dieſe unvergleichliche Wendeline. Sage, weißt Du das Alles in ſeinem ganzen Umfang zu ſchätzen?"

„Ich hoffe es! Jetzt aber ſage Du mir, wie es mit der großen Finanzoperation ſteht."

Maximilian ſah befremdet auf und ſagte:

„Du glaubſt doch etwa nicht, daß dieſe Sache in vier Wochen reif genug iſt, um ihre goldenen Früchte baar in Deine Caſſe zu liefern?“

„Wenn auch das nicht, ſo freut es mich doch zu hören, daß die Ernteausſicht gut iſt.“

„Wäre ſie es nicht, ſo müßten wir uns auch darin finden und es machen wie der verſtändige Landmann, der über den heurigen Mißwachs hinweg auf das nächſte geſegnete Jahr hofft.“

„Der Vergleich hinkt! Kein Mißwachs kann dem Landmann ſeinen Grund und Boden rauben. Er hat eine Baſis für friſche Hoffnungen. Auf ein leeres ledernes Portefeuille laſſen ſie ſich nicht gründen“ . . . . —

„Mache Dir keine Sorgen und ſprich: Was würdeſt Du thun, wenn ich Chriſt würde?“

„Dir Glück wünſchen und mich freuen!“ rief Dagobert lebhaft: „aber denkſt Du denn an ſo etwas?“

„Zuweilen — ja!“

„Und aufrichtig? . . . . ernſtlich? . . . . Verzeih! der Gedanke iſt mir zu fremd, zu neu.“

„Mir auch! deshalb kann ich noch nicht darüber reden. Vergiß die hingeworfene Frage oder erinnere mich wenigſtens nicht an ſie. Es muß ſich zuvor noch Manches entſcheiden, bis ich über ſie im Klaren bin.“

Ganz verwirrt durch Alles was er von Florianen und Maximilian gehört hatte, kehrte Dagobert nach Bachheim zurück, und auch in ſeiner Bruſt war der unruhige Wellenſchlag, den er bei ihnen wahrnahm; auch in ſeinem Kopf kreuzten ſich widerſprechende Gedanken, die auch in ihnen arbeiteten; — denn ſie jagten alle Drei nach Glück, nach Befriedigung, und geriethen auf tauſend Wege, die ihnen bald als der richtige Pfad und bald als ein Irrweg erſchienen. Und morgen ſollte ſich ſeine Zukunft entſcheiden: das erfüllte endlich ſeinen ganzen Sinn! von dieſer Entſcheidung ſollte es dann abhängen, wie ſich ſein äußeres Leben geſtalte. Zuweilen wandelte ihn die Luſt an ſich ganz von der Welt zurückzuziehen, die ihm ſo gefährlich war und mit Wendeline die letzten Tage ſeines Vaters zu erheitern, um nach deſſen Ableben ſeine friedliche und doch innerlich reiche Exiſtenz auf Bachheim fortzuſetzen. Dann aber durchzuckte ihn wie ein Dolchſtoß die Frage: Wird Bachheim dir gehören? — Kannſt du auf ruhige Tage zählen, da du ſelbſt den Boden für den ruhigen Ausbau des Glücks, dir unter deinen eigenen Füßen in bedenklicher Weiſe erſchüttert haſt! — — Wendeline wird mir helfen! .... ihre Ruhe läßt ihr Kraft und Klarheit .... ſie kennt nicht das Anſteckende, das Hinreißende, welches vom bezaubernden Blendwerk der Welt ausgeht .... ſie iſt leidenſchaftslos, alſo ſtark . . . . ſie iſt das Weib, das für mich beſtimmt iſt. Das waren ſeine Schlußgedanken — nur waren ſie nicht ganz richtig. Wendeline war eine tiefleidenſchaftliche Natur, die ſtark liebte und ſtark wollte, die aber ſeit ihrer früheſten Kindheit durch Erziehung, Schickſal und Lebensſtellung zur Selbſtbeherrſchung angeleitet und in ihr geübt war. Dieſe Uebung ſtärkte ihren Willen und erleuchtete ihren Verſtand mehr und mehr, ſo daß ſie klar erkannte, wie gerade das ihre Aufgabe ſei zur Herrſchaft über ſich ſelbſt zu kommen. Zu welchem Ziel ſie dann gelangen werde — das überließ ſie der Fügung Gottes. Mit dieſer Richtung und dieſem Charakter, wo alles in die Tiefe geht und in der Tiefe, nur vom Auge des Ewigen geſchaut, ſich ſammelt und faßt — iſt man verſchloſſen und ſchweigend. Das wäſſerige Wortgeplätſcher über jede armſelige Unluſt oder Luſt, iſt immer ein Zeichen von Oberflächlichkeit, häufig von kindiſcher Selbſtſucht. Es war Wendelinen ganz fremd. Sie lebte in einem beſtändigen innern Kampf, um Alles von ſich fern zu halten, was die Freiheit ihres Willens gefährden konnte. Und was gefährdet ihn mehr, als die Leidenſchaft? Und ſie fühlte ſich nur allzu geneigt Dagobert mit Leidenſchaft zu lieben! — —

Schickſalswendungen.

Die Uhr am Kirchthurm von Bachheim ſchlug Zehn. Wendeline ſagte zu Claudia:

„Ich bitte Dich, laße mich allein mit Dagobert.“

Claudia umarmte ſie und ſagte zu ihrem Sohn, der mit ſeinem Leſebüchlein in der Hand eben eingetreten war:

„Komm' Salvator! wir wollen heute einmal unſere Studien auf dem Lindenplatz machen.“

Beſeligt durch dieſe Neuerung ſprang der Kleine aus dem Zimmer und die Treppe hinab. Claudia folgte ihm und ſagte zu Dagobert, der heraufſtieg, im Vorübergehen:

„Wendeline erwartet Dich.“

Er trat ein. Sein Herz ſchlug ſo heftig, daß er nicht ſprechen konnte. Wendeline ſtand auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem Stuhle, der ihr gegenüber im Fenſter ſtand.

„So!“ ſagte ſie: „jetzt ſitzen wir bei einander wie damals in Woodrich Caſtle .... aber doch nicht ganz ſo.“

„Nein! ganz anders!“ rief Dagobert: „was ich damals hoffte ſoll heute ſich erfüllen.“

Sie ſah ihn an mit dem wunderbaren Blick, den ſie zuweilen, aber nur ſehr ſelten, hatte. An manchen Orten iſt es Volksglaube, daß über einem in der Erde verborgenen Schatz Nachts eine Flamme ſchwebe. Etwas von dieſer geheimnißvollen Flamme, die unergründliche Schätze verrieth, flog auf in Wendelinens nachtſchwarzem Auge, als ſie ſagte:

„Sie hofften auf Glück, lieber Dagobert: mögen Sie es finden! — ich aber .... kann es Ihnen nicht bereiten, denn wir paſſen nicht für einander.“

Alle Farbe wich aus ſeinem Antlitz und jeder Blutstropfen drängte ſich ſo gewaltig zu ſeinem Herzen, daß ſich eine ſchwarze Wolke über ſeinen Blick herabſenkte und er wie durch das Geräuſch eines Waſſerfalles hindurch Wendelinens Worte vernahm:

„Wir ſind uns entfremdet, Dagobert! unſere Gedanken, unſer Streben, unſere Sympathien begegnen ſich nicht. Sie ſind von der Welt und ihren Geſinnungen — ich will nicht behaupten ſo erfüllt, aber ſo umſponnen, daß eine weite Kluft uns trennt.“

„Mag ſein!“ rief endlich Dagobert: „aber keine

Kluft iſt ſo weit, daß nicht die Liebe ſie überbrückte .... und ich liebe Sie.“

„Sie irren ſich! Sie lieben mich nicht!“ ſagte ſie ernſt.

„Sie theilen doch nicht etwa den Wahn, in welchem meine Mutter befangen war, daß mich eine Herzensneigung an Fräulein Illinger feſſele?“

„Durchaus nicht! So weit ich es verſtehe lieben Sie Fräulein Illinger nicht.“

„Nun alſo?“

„Aber Sie lieben auch mich nicht .... oder, wenn es der Fall iſt, ſo iſt es mit einer ganz ſelbſtſüchtigen Liebe und ich will es Ihnen durch eine einzige Frage klar machen: Haben Sie je zu ſich ſelbſt geſagt: ich will Wendeline glücklich machen! Sie ſoll an meiner Seite ſo glücklich werden, wie ihr Herz es träumt! — Dachten Sie das je?“

„Ich dachte höher und edler von Ihnen! ich dachte Wendeline wird der Schutzengel meines Lebens ſein.“

„Das iſt freilich viel höher .... aber richtig iſt es nicht, denn ich bin kein Engel. Als Gattin würde ich auf demſelben Boden mit Ihnen ſtehen, und da Sie die Welt lieben und von ihr umgarnt ſind, ſo liefe ich Gefahr in dieſelben Netze zu gerathen. Es wäre Vermeſſenheit darauf einzugehen.“

Er wollte etwas erwiedern.

„Schweigen Sie!“ unterbrach ſie ihn: „Sie wollen mir Vorwürfe machen und ich verdiene ſie nicht — oder Sie wollen mit Bitten beſtürmen und das iſt vergeblich. Aber erfahren Sie eines: ich liebe Sie, Dagobert! Als ich ein Kind war und als Sie ein Knabe waren begann dieſe Liebe kindlich und himmliſch — im Gebet für Sie und es iſt ſeitdem auch nicht der Schatten einer andern Liebe auf ſie gefallen. Dadurch kann ich mich jedoch nicht beſtimmen laſſen mein Heil und meine Seele auf's Spiel zu ſetzen. Und das würde geſchehen, wenn ich Ihre Frau wäre. Ihr Einfluß auf mich könnte uns Beiden verderblich ſein, denn der, welcher am meiſten liebt, iſt folglich auch am meiſten geneigt ſich dem Einfluß des Geliebten hinzugeben und ſich ihm zu unterwerfen.“

„Und ſo überlaſſen Sie mich allein großmüthig dem Verderben und ſehen gelaſſen zu, wie ich in den Abgrund rolle!“ rief er außer ſich.

Sie verſtand nicht ſeinen Gedankengang und ſagte daher kühl und hoch:

„O ich bitte, Dagobert, nur keinen falſchen Pathos.“

„Es iſt nackte Wahrheit,“ ſagte er finſter, ſtand auf und ſetzte traurig hinzu: „Und ſo wäre denn der Traum meiner Jugend ausgeträumt? ich faſſe es noch nicht, Wendeline! dies Erwachen iſt allzu hart.“

„Glauben Sie etwa, daß es mir leicht iſt?“ fragte ſie mit ſtockender Stimme.

„Sollte dies Alles mißverſtandene Großmuth ſein?“ rief er plötzlich: „Sie wollen mich nicht in Conflict mit meinen Eltern bringen?“

„Nein, nein!“ fiel ſie ihm in's Wort: „es iſt genau ſo wie ich es Ihnen ſage. Unſere Charaktere haben ſich allzu verſchieden entwickelt! Sie ſind ſehr liebenswürdig, doch feſt und klar ſind Sie nicht. Ihr Glaube, Ihre Grundſätze, Ihre Anſichten, Ihre Handlungsweiſe — Alles iſt verblaßt und verſchwommen. Mit mir ſteht's genau umgekehrt: liebenswürdig bin ich nicht — aber feſt.“

„Wohlan Wendeline! wenn Sie wirklich feſt ſind, ſo müſſen Sie die Kraft haben dem Mann, den Sie lieben, etwas von Ihrer Feſtigkeit mitzutheilen.“

„Ich weiß nicht ob der liebe Gott dies von irgend einem Menſchen verlangt. Allein ich weiß, daß eine ſolche Mittheilung von dem andern Theil einen ſehr entſchiedenen guten Willen verlangt — und dieſe Entſchiedenheit mangelt Ihnen. Sie laſſen ſich im Fluß treiben; Sie rudern nicht; und am wenigſten — ſtromauf! Das aber würde ich von dem Mann erwarten, dem ich mich für mein ganzes Leben anvertraute. Denn das Leben iſt eine Gnade, Dagobert .... aber eine herbe Gnade und ohne unermüdliches Rudern ſtromaufwärts — gleitet es in den Abgrund.“

„Sie vertrauen mir nicht — und Sie haben Recht, Wendeline .... Sie wiſſen nicht wie Recht! — Damit haben Sie das entſcheidende Wort — meine Verurtheilung ausgeſprochen. Ich bin vernichtet.“

Dagobert verbarg ſein leichenblaſſes Antlitz in beiden Händen und ein dumpfes Aechzen entrang ſich ſeiner Bruſt. Ihm war zu Sinn, als müſſe Maximilian eintreten und ihm zurufen: Alles verloren! — O daß ich dieſe Laſt von mir abſchütteln und mit ruhigem Schmerz Wendelinens Verluſt hinnehmen könnte! ſeufzte ſein gemartertes Gewiſſen.

Wendeline ſtand vor ihm und betrachtete ihn in dieſer ihr räthſelhaften Vernichtung. Endlich legte ſie ſanft die Hand auf ſein gebeugtes Haupt und ſagte mit unbeſchreiblicher Wehmuth, ahnungsvoll, daß Dagobert in einen geheimen Jammer verſtrickt ſein könne, denn dieſer Schmerz war nicht Schmerz der Liebe:

„Vergeſſen Sie nie, daß Sie ſich auf mich verlaſſen können wie auf Ihren beſten Freund. Was Sie auch quälen möge, Dagobert, mir dürfen Sie es anvertrauen! ich bin treu und verſchwiegen. Sprechen Sie! ſagen Sie mir, ob ich auf irgend eine Weiſe Ihnen zu dienen, zu nützen vermag“ .... —

„Nur mit Ihrem Gebet, Wendeline! die Erde haben Sie mir unter den Füßen weggezogen .... vielleicht gewinnen Sie mir den Himmel dafür," erwiederte Dagobert und erhob ſich aus ſeiner zuſammengebrochenen Stellung. Aber als er aufgerichtet und doch ſo troſtlos vor ihr ſtand, legte ſie lebhaft beide Hände auf ſeine Schultern, rüttelte ihn und ſagte gebietend:

„Dagobert, was iſt mit Ihnen vorgegangen. Vertrauen Sie mir!.... Bedürfen Sie eine Vermittelung, eine Fürſprache bei Ihren Eltern?.... bei irgend Jemand?.... handelt es ſich um Geld? .... — Kein Fall iſt hoffnungslos! Aber Sie müſſen reden."

„Ja, Wendeline!" entgegnete er mühſam lächelnd: „nur nicht jetzt .... wir ſind zu aufgeregt. Ich war ſo ſicher in meinem Wahn, daß Ihr Herz mir gehöre, daß unſere Zukunft — Eine ſei, daß die Liebe Ihnen helfen würde meine Unvollkommenheit zu ertragen — da kommt Ihr Nein .... und zerſchmettert mich."

Sie ſah ihm tief, tief in's Auge, ſchüttelte ernſt den Kopf und ſagte:

„Das iſt nicht die volle Wahrheit, Dagobert! .... Doch .... wenn es Sie nicht tröſtet mir Ihr Vertrauen zu ſchenken, ſo laſſen wir das, wenigſtens für jetzt .... und glauben Sie nur feſt, daß ich Ihr beſter Freund bin."

„O Wendeline! warum nicht mein Weib?"

„Nein, das nicht! ich würde zu unglücklich an Ihrer Seite werden."

„So ſpricht ein egoiſtiſches Weſen, aber kein edles, opfermüthiges Weib!"

„Das Opfer hat ſeine Grenzen innerhalb der von Gott mir verliehenen Kraft. Wollte ich ſie überſpringen, um einer natürlichen Neigung zu folgen, ſo wäre das Vermeſſenheit und Gnade und Segen würden von mir weichen. In ſchweren Kämpfen bin ich zu dieſer Erkenntniß gekommen, mein Traum von Glück iſt darüber zu Grunde gegangen; — ich kann nicht ändern, was Gott fügt, Dagobert."

Ihre Stimme brach in Thränen und mit einer raſchen Bewegung floh ſie in ihr Zimmer. Dagobert ſah ihr nach mit dem Gefühl eines Ertrinkenden, den die rettende Hand fahren läßt. Er ſank auf den Sitz zurück und verfiel in ein ſtumpfes Hinbrüten über die Frage: wovon ſoll ich leben bis ſich Maximilians Speculation günſtig entwickelt hat? und wenn das Gegentheil eintritt — was dann? — dann war Bachheim gänzlich verſchuldet .... dann mußte er den Tod ſeines Vaters wünſchen, um dem Greiſe den Schmerz zu erſparen, ſeinen einzigen Sohn von Gläubigern gehetzt zu ſehen .... dann laſtete eine

Schuld auf ihm, die ſeine Exiſtenz gleichſam unmöglich machte.

Claudia's Eintritt ſcheuchte ihn auf.

„Du biſt noch hier? und wie verſtört, Du Armer!"

Er raffte ſich auf ohne zu wiſſen, was er ihr ſagen ſolle; doch kaum hatte er einen Blick auf ſie geworfen, ſo rief er voll Schreck:

„Claudia, was iſt geſchehen? Du biſt verſtört .... Du zitterſt" .... —

„Ja, vor Zorn!" rief ſie: „Sierra Blanca's Agnaten haben ſein Teſtament bezüglich Wendelinen's Erbe angegriffen, umgeſtoßen, auf einen Formfehler ſich ſtützend! — Sie behaupten nähere Rechte zu haben, als das arme Kind! — Mein Geſchäftsmann ſtellt mir einen jahrelangen Prozeß in Ausſicht und die Möglichkeit ihn zu verlieren. Lies ſeinen Brief. Ich laſſe ſogleich einpacken und gehe morgen nach England zurück. Der Vater weiß es ſchon. Mein Gott! .... wie greift das in Pläne und Verhältniſſe ein! .... vielleicht in die Euren, Dagobert?"

„Nein!" erwiederte er mit einem gewiſſen Gefühl von Beruhigung, daß ſich das Verhältniß vor dieſer Cataſtrophe gelöſt habe: „So eben hat Wendeline mir erklärt, ſie könne nicht die Meine werden."

„O Dagobert!" rief Claudia, „unter dieſen Umſtänden iſt das ein namenloſes Glück! aller Exiſtenzmittel beraubt, was hättet Ihr beginnen wollen? .... Warten bis Du eine Stellung hätteſt? .... Nothgedrungen entſagen? — Sei getroſt, Dagobert, in dieſer Beziehung hat der liebe Gott es ſehr gut gemacht — für Dich, für Wendeline, für Deine Eltern. Es war ein Jugendtraum .... ein reiner, ſchöner, der Eure Herzen behütet, Euren Willen geſtärkt und gereift hat. Jetzt, nachdem er das Seine that, weckt Euch das Leben auf, wie jeder Menſch geweckt wird: durch den Schmerz. Faſſe Dich! .... Deine Zukunft kann noch ſehr glücklich werden, gerade deshalb, weil die Gegenwart nicht Deinen Wünſchen entſpricht. Verſagte Wünſche ſtählen einen tüchtigen Charakter."

Dagobert hörte ihr zu, ohne in ihren Worten Troſt zu finden, denn Claudia kannte ja nicht ſein eigentliches Elend. Hätte ſie geſagt: Hier ſind zweimalhunderttauſend Gulden; mache dich mit ihnen frei bei den Herrn Illinger sen. und jun. — er wäre ihr zu Füßen gefallen im Jubel der Dankbarkeit und der Schmerz um Wendelinen's Verluſt wäre untergegangen in dem ſeligen Gefühl der Befreiung von nagender Qual. So ſtand es mit ihm und daß er es ſich eingeſtehen mußte, war eine vernichtende Beſchämung, die ſeine geheime Folterpein verſtärkte.

„Wo iſt Wendeline?" fragte Claudia.

Dagobert deutete auf das Nebenzimmer. Sie ging dahin, wendete ſich an der Thür um und ſagte:

„Mimi iſt in dieſer Nacht bedenklich erkrankt. Der Arzt wurde gerufen. Er fürchtet, es iſt das Scharlachfieber.“

Sie ging zu Wendeline und fand ſie in einen ſo tiefen Schmerz verſunken, daß ſie unempfindlich für Claudia's Nachricht war.

„Beruhige Dich, liebe gute Mutter,“ ſagte ſie traurig: „mir thut Armuth nicht weh, ich bin ja in ihr aufgewachſen.“

Solch' ein abſichtloſes einfaches Wort ging ſtets wie ein Dolchſtich durch Claudia's Herz, denn ſie wußte ſehr gut, daß dieſer Prozeß niemals gegen Sierra Blanca's eheliche Tochter begonnen wäre. Sie ſchloß Wendeline zärtlich in ihre Arme und rief:

„Eben deshalb, geliebtes Kind, ſollſt Du jetzt nicht in ſie zurückſinken! Bei mir und ſo lange ich lebe biſt Du vor ihr geſchützt . . . . aber ſollte ich ſterben bevor Salvator majorenn ward — was dann?“

„Was Gott will!“ verſetzte Wendeline ruhig und mit einem unausſprechlich traurigen Lächeln: „Sei meinetwegen unbeſorgt, ich habe ſchon Manches ausgehalten und Alles, was Geld und Gut betrifft ſcheint mir nicht das Schwerſte zu ſein.“

„So ſpricht die Jugend, wenn ein himmliſcher Sinn ſie beſeelt! Im ſpätern Leben ſpürt man den Druck. Eine ehrenvolle Heirath ohne alles Vermögen iſt in unſerer Zeit und unſerer Welt das Seltenſte des Seltenen“ .... —

„Daran wollen wir nicht denken!“ fiel Wendeline ein: „ich liebe Dagobert! ich würde Glück und Leben mit Freuden opfern, um ihn glücklich, das heißt in einem edlen Glück, männlich frei und ſtark, zu ſehen. Aber ich vertraue ihm nicht und die Ehe iſt eine ernſte und heilige Sache, deshalb kann ich nicht ſeine Frau werden. Denn wie dürfte ich es wagen die furchtbar ſchweren Pflichten der Ehe zu übernehmen, wenn ich nicht dem Mann vertrauen, auf ihn mich verlaſſen, auf ihn mich ſtützen kann? Ich ſoll mich ihm unterwerfen .... und ich achte ihn nicht? — Das iſt in meinen Augen ein Widerſpruch. Nein! ich kann nicht Dagobert's Gattin ſein .... allein ebenſo wenig eines andern Mannes, denn der ganze Zug meines Herzens geht zu Dagobert und ich liebe ihn, trotz ſeiner Schwächen, denn er kann ſich beſſern und ſehr gut werden.“

„O Gott!“ ſeufzte Claudia, „wie iſt doch Alles hienieden ſo armſelig, ſo geſpalten, ſo halb! Halbe Empfindungen, halbes Glück, halbe Freude — weiter bringen wir es nicht, mein armes geliebtes Kind! Und ſollten ſie einmal ganz ſein, ſo ſind ſie vermaßen umdornt und umſtachelt, daß man ihrer nur halb froh werden kann.“

„Ja, das Leben iſt eine Gnade, aber eine herbe Gnade. Mit dieſen Worten entließ mich geſtern der Pfarrer Edelholt,“ ſagte Wendeline, „und er hat immer Recht.“

Es brach im Hauſe die volle Reiſeunruh' und die volle Theilnahme für Wendeline aus. Sie ſelbſt trat in ihre gewohnten Schranken der Selbſtbeherrſchung zurück. Dadurch übte ſie ungeſucht auf Andere, namentlich auf Claudia's wellenſchlagende Empfindungsweiſe, eine gewiſſe Herrſchaft aus; und ſo erklärte ſie denn, ſie werde in Bachheim bleiben, Mimi pflegen, den Großeltern Geſellſchaft leiſten; der Aufenthalt in England ſei ihr gegenwärtig allzu peinlich und weder die Mutter, in Geſchäfte vergraben, noch der Bruder, deſſen Erziehung in männliche Hände übergehe, würden ſie entbehren. Claudia hätte ſich lieber nicht von ihr getrennt. Der Gemahl todt, der Sohn ein Kind — da hätte die Tochter die Einſamkeit ihres Herzens, ihres Hauſes, ihres Wittwenlebens erheitert; allein ſie begriff, daß Wendeline peinlichen Scenen aus dem Wege gehen und in Bachheim eine Lücke ausfüllen wollte. Sie billigte alſo umſomehr den Entſchluß, als der alte Graf ſehr erfreut und Leocadie voll größter Dankbarkeit war.

In dem allgemeinen Tumult wurde Dagobert's Stimmung nicht beſonders beachtet, und als er am Abend erklärte, er habe ſich vorgenommen nächſtens nach Wien zu gehen, weil er ohne alle Nachricht von dort ſei und fürchten müſſe vergeſſen zu werden, ſo trieben ihn Alle lebhaft dazu an. Claudia war noch ſpät mit Leocadie bei ihrem Vater; da hub dieſer an:

„Deine Sorgen um Wendeline ſind nicht ſo ſchwer wie die meinen um Dagobert. Sein ganzes Weſen iſt verändert .... gedrückt. So kam er an, ſo iſt er geblieben. Es liegt ihm irgend eine ſchwere Laſt auf der Seele .... ein Geheimniß, das all' ſeine Gedanken dermaßen beſchäftigt, daß er für alles Uebrige nur einen flüchtigen Blick, aber gar kein Intereſſe hat. Claudia, was meinſt Du? dies kann Dir nicht entgangen ſein. Hat er vielleicht Dir ſich offenbart?"

Claudia ſchwieg beängſtigt. Sie glaubte ja den Grund von Dagobert's gedrückter Stimmung zu wiſſen; aber wie würde ihr Vater die Mittheilung aufnehmen? — —

„Hätte er uns nicht ſein Wort gegeben, daß er kein Liebesverhältniß mit dieſer Floriane Illinger hat," ſagte Leocadie, „ſo würde ich mich von dieſer Vorſtellung ſchwer losmachen können."

„Es iſt ja auch das Natürlichſte bei einem jungen Mann wie Dagobert einer ſolchen Vorſtellung Raum zu geben. Aber in welche Verwickelung müßte ein Herzensverhältniß ihn verſetzt haben, um ihn ſo gründlich zu verſtören! Es müßte etwas ganz Unehrenhaftes .... irgend eine niedrige Leidenſchaft ſein, und die Furcht, daß dem ſo ſei hindert mich offen mit ihm zu ſprechen."

„Nein, Gottlob! es iſt nichts Unwürdiges, lieber Vater!" rief Claudia: „ich kenne ſein Geheimniß und da eben heute das Gewitter vorübergezogen iſt: ſo ſcheint es mir am Beſten Dir die volle, troſtreiche Wahrheit zu ſagen. Dagobert liebt ſchon ſeit Jahren Wendeline. Heute früh bat er um ihre Hand, ſie lehnte mit der größten Entſchiedenheit ſeinen Antrag ab."

„Daran hat ſie wohl gethan," verſetzte der alte Graf kalt: „ſie iſt ein kluges gutes Kind, das mich kennt. Nur begreife ich Dagobert nicht, der mich — und meine Unbeugſamkeit in dieſem Punkt, doch auch kennen ſollte."

„Er glaubte, daß ein ſo edles, mit allen weiblichen Tugenden, Gaben und Vorzügen ausgeſtattetes Mädchen, wohl werth ſei, Deine Tochter zu werden," ſagte Claudia tief verwundet.

„Ich erkenne ihre Vorzüge gern an, liebes Kind," ſagte der Graf begütigend, „ich habe ſie wahrhaft lieb .... allein der Flecken ihrer Geburt iſt nicht zu tilgen. Doch das betrübe Dich nicht weiter. Du ſagſt ja das Gewitter ſei abgezogen und Wendeline habe verſtändiger Weiſe Dagobert's Antrag abgelehnt. Dann wollen wir hoffen, daß er ſich bald wieder zurechtfinden werde."

„Unter dieſen Umſtänden wünſche ich aber, daß Wendeline nicht hier bleibe," ſagte Leocadie ſcharf. Sie war in der Stille empört, daß Wendeline ſich erkühnt habe Dagobert's Hand auszuſchlagen, obgleich das Gegentheil ihre Empörung geſteigert hätte. Auch die Mutterliebe hat ihre bedeutende Schwäche.

„Wie wenig kennſt Du Wendeline, wenn Du ihr unedle Beweggründe zutraueſt!" rief Claudia mit Thränen im Auge und in der Stimme. „Sie will Deinetwegen und wegen meines Vaters hier bleiben, Euch dienen, Euch zur Hand gehen, Mimi pflegen und deren Stelle im Hauſe erſetzen. Iſt es Dir nicht genehm, ſo iſt es mir deſto lieber, wenn ich ſie nicht hier zu laſſen brauche."

„Nein!" ſagte der Graf, „ich wünſche, daß ſie bleibe. Deine Koffer ſind gepackt, Claudia, Du gehſt morgen früh fort — ich weiß nicht unter welchem Vorwand Du ſie plötzlich mitnehmen wollteſt. Uebrigens hat Wendeline einen eiſernen Willen. Hat ſie ſich einmal gegen Dagobert's Antrag entſchieden, ſo brauchſt Du nicht in Sorgen zu ſein, gute Leocadie, daß die Neigung für ihn ſie hier feſthalte. Ohnehin werde ich auf ſeine ſchleunigſte Abreiſe dringen, die er ſelbſt zu wünſchen ſcheint. Gott gebe, daß er nunmehr Frieden, Klarheit und Ruhe finde! Wir müſſen Gott danken, daß der Ausbruch dieſes Vulkans unglücklicher Leidenſchaft ohne Verwüſtung erfolgt iſt."

„Dank Wendelinen's Entſagung," ſetzte Claudia erregt hinzu: „Es iſt nichts Geringes, das Herz ſo niederzudrücken, wie ſie es thut."

„Ich geſtehe, daß ich dies nicht ſehr bewundere," ſagte Leocadie mit einem neuen Anflug von Empfindlichkeit, „da jede Ausſicht auf eine Ehe fehlte."

Claudia bedauerte im Stillen, daß der Wunſch ihren Vater über Dagobert's Verſtörung zu beruhigen, ſie hingeriſſen habe Wendelinen's Geheimniß mitzutheilen. Sie entſchloß ſich es ihrer Tochter zu ſagen und zu erklären wie es gekommen ſei. Dann ſetzte ſie hinzu:

„Ich ſage es Dir, weil ſich möglicherweiſe in den Eltern ein leiſes Mißtrauen regen könnte, Du hätteſt nicht aufrichtig mit Dagobert gebrochen. Nimmſt Du etwas der Art in ihnen wahr, ſo iſt Dir der Grund nicht unbekannt und Du wirſt leicht ſolch' ein aufſteigendes Wölkchen verſcheuchen."

„O hätteſt Du geſchwiegen, liebe Mutter!" ſagte Wendeline bewegt: „die Großeltern, bisher ſo liebevoll für mich, legen mir jetzt wohl gar Nebenabſichten bei, als ob ich ſie für meine Pläne gewinnen wolle.

Das erleichtert mein Leben nicht! .... Und dann haſt Du ihnen ja doch nicht den richtigen Grund von Dagobert's innerer Verſtörung angegeben."

„Weißt Du ihn?" fragte Claudia geſpannt.

„Leider nicht!"

„Es iſt alſo nur Deine Vorausſetzung?"

„Sie ſtimmt damit überein, wie er ſich heute früh gegen mich äußerte."

„Und inmitten aller dieſer Verwirrungen gehe ich fort .... muß ich fort!" rief Claudia ſchmerzlich: „mit allen Mitteln, die mir zu Gebot ſtehen, will ich Deines Vaters letzten Willen aufrecht halten, denn er war ein Zeichen ſeiner Liebe zu Dir."

Claudia und Wendeline ſchliefen wenig in dieſer Nacht; Dagobert noch weniger. Tauſend Pläne rollten durch ſeinen Kopf, der eine immer unſinniger als der andere. Endlich blieb er bei dem Gedanken ſtehen, ſich um einen Poſten in der Levante zu bewerben. Dort war er fern von allen Verlockungen der Großſtädte Europa's, dort konnte er ganz beſcheiden fern von den Anforderungen einer luxuriöſen Geſellſchaft leben; dort konnte er ſich ungeſtört den Arbeiten ſeiner Stellung und manchen intereſſanten Studien widmen; dort war es möglich ſich genug einzuſchränken, um nicht mehr zu verbrauchen, als ſeine kleine Bachheimer Rente und ſeinen etwaigen Gehalt; — und wie ſich dann auch Maximilian's

Finanzoperation wenden möge — zum Gewinn? nun, der war willkommen! — zum Verluſt? — — da ſtand er wieder vor der ſchauerlichen Frage! — aber es ſchien ihm eher möglich in Beirut oder in Cairo einen Ausweg zu finden, als in Europa. Sein Hirn wirbelte von all' dem Denken, ohne feſten Ausgangs- und Endpunkt; doch ein Troſt ſtand ihm klar vor Augen. Es war der: Wendeline hatte ihm ſeine Freiheit gegeben. Nichts hätte zur Vervollſtändigung ſeines Elends gefehlt, als daß die verarmte Wendeline ſeinen Antrag angenommen hätte! Vor dieſem äußerſten Unglück hatte ein günſtiges Geſchick ihn bewahrt und die Möglichkeit einer reichen Heirath dämmerte wieder vor ihm auf. — —

Claudia reiſte ab und Dagobert erklärte, auch er werde in den nächſten Tagen abreiſen. Die Seinen fanden das ganz in der Ordnung. Er ging nach Hellau und theilte ſeinem Freunde mit, was inzwiſchen in Bachheim vorgefallen war, nur nichts von dem, was ſeine Beziehung zu Wendeline verrathen hätte.

„Und ſo ſchwebt denn Wendelinen's finanzielle Lage," ſetzte er hinzu, „in ebenſo großer Ungewißheit wie die meinige."

„Es werden in verſchiedenen Orten gerade jetzt von reichen Capitaliſten und Geſchäftsleuten Banken errichtet, um das Capital mehr und mehr in Umlauf zu ſetzen und einen gewiſſen Schwung in die Betheiligung an großartigen Geldunternehmungen zu bringen,“ antwortete Maximilian. „Man hat auch ganz gern, wenn man vornehme Namen nennen kann, die ſich für eine ſolche Sache intereſſiren. Nicht die Männer vom Fach, aber die oberflächlichen Weltleute meinen, es ſei eine Garantie ihrer Sicherheit, daß Menſchen, die man ſich als conſervativ und nicht als Liebhaber gewagter Speculationen vorzuſtellen pflegt, der Unternehmung beitreten und finden dieſelbe ehrenvoller und ehrenhafter, gleichſam geadelt, ſobald ein Graf und zwei Barone dabei ſind. Das iſt nun freilich ſtupid über die Maßen, aber es iſt nun einmal ſo: Aeußerlichkeiten beherrſchen die Welt. Du könnteſt vielleicht einer ſolchen Bankunternehmung einen gewiſſen Glanz verleihen, wenn Du im Directorium wäreſt und Deinen Finanzen brächte es ſicher keinen Nachtheil.“

„Aber ich habe nicht die leiſeſte Ahnung von dieſen Geſchäften.“

„Iſt auch nicht nöthig! ich ſage Dir ja: Dein Name wäre wünſchenswerth; an Deine Geſchicklichkeit würde man keine Forderung ſtellen.“

„Welche erbärmliche Rolle denkſt Du mir zu!“

„Ich denke ganz freundſchaftlich daran, wie Du Deinen beſtändigen Finanzverlegenheiten ein Ende mit Anſtand machen könnteſt und ich geſtehe Dir ehrlich, daß mir auf der Bühne der Welt die Rolle eines Geſandtſchafts-Attachés mit nichten erhabener und glorreicher erſcheint.“

„Sie iſt vollkommen unbedeutend! allein ich habe gelernt, was zu ihr gehört und man bleibt nicht immer Attaché. Man wird Secretär u. ſ. w. Ich wünſche lebhaft Secretär bei einem General-Conſulat in der Levante zu werden und da ich mir denke, daß dieſe Stellen nicht ſehr geſucht ſind, ſo hoffe ich auf Erfüllung dieſes Wunſches.“

„Auch Du ein Europamüder?“

„Durchaus nicht! der Orient wird bald ein ſchweres Gewicht in die Wagſchaale der Europäiſchen Politik werfen; da iſt es von Wichtigkeit mit den Verhältniſſen vertraut zu ſein.“

Während Dagobert mit großer Entſchiedenheit ſo ſprach, dachte er im Stillen, für ſeine Finanzen ſei dieſe Laufbahn freilich nicht beſonders erſprießlich, namentlich nicht in den nächſten Jahren, die ſo drückend auf ihm lagen und plötzlich ſetzte er hinzu:

„Wer käme wohl auf den Einfall mich in ein ſo großartiges Geſchäft, wie Du es beſchreibſt, hineinzuziehen? ich bin jung, unbekannt, ohne Vermögen“ .... —

„Du haſt aber einen Freund, der mit fünf Schwägern beglückt iſt, welche ſämmtlich ein gewichtiges Wort reden können, wenn ſie wollen. Mein Schwager Frymar wird es ſicher wollen“ ....

„Warum der?“ fragte Dagobert erſtaunt.

„Weil er Dich und Floriane in Affection genommen hat und der Ueberzeugung iſt Ihr würdet *ein glückliches Paar werden und man müſſe Alles* fördern, was Euch einander näher bringt.“

„Beſter Freund, das iſt leeres Gerede! die Herzen müſſen ſich nähern und davon iſt keine Rede zwiſchen ihr und mir. Jetzt will ich von ihr Abſchied nehmen.“

Dagobert ließ ſich bei Floriane melden. Sie empfing ihn in ihrem Morgenzimmer, welches nur in ſehr ſeltenen Fällen für irgend Jemand ſich öffnete. Dagobert betrat es zum Erſtenmal. Es war ſo, wie man ſich das Zimmer eines jungen Mädchens nicht denkt.

„Hier ſieht es ja aus wie bei einem Antiquitätenhändler,“ ſagte Dagobert ganz verwundert.

„Ja,“ erwiederte Floriane, „man ſchickt mir ſo viel Sachen zu, daß ich ſelbſt faſt keinen Platz mehr im Hauſe habe. Das langweilt mich und ich werde nächſtens abreiſen.“

„Ich würde doch lieber damit anfangen all' dieſen Kram an die Beſitzer zurückzuſenden. Was iſt das z. B. für ein gräuliches Gemälde?“

„Es ſoll Hellau vorſtellen.“

„Und dieſe Humpen, dieſe alten Gläſer, dieſe Bierkrüge mit alterthümlichen Trinkſprüchen“ ....—

„Hier iſt ein Dolch mit einem Griff im Geſchmack der Renaiſſance," ſagte Floriane.

„Und hier ein reizendes Theegeſchirr Styl Pompadour von Meißner Porzellan; das paßt für Sie und für Hellau, das behalten Sie, doch jene Garnitur eines Credenztiſches in einem Ritterſaal paßt gar nicht her."

„All' dieſe Sachen ſind mir von Leuten zugeſchickt worden, die Niemand kennt und die mir drohen ſie würden ſich erhängen, erſchießen, erſäufen, wenn ich nicht unerhörte Summen für dieſe Kleinodien zahlte. Iſt man reich, ſo muß man großmüthig ſein und da die Sachen nun einmal ausgepackt ſind, ſo behalte ich ſie; .... allein der Reichthum hat auch ſeine Bürden."

„Die Tauſende Ihnen mit Freuden erleichtern würden," ſetzte Dagobert hinzu.

Floriane führte ihn an einen Tiſch, auf welchem neun große Papierrollen lagen und ſagte:

„Hier ſehen Sie neun verſchiedene Pläne und Zeichnungen zu einer Synagoge, die ich doch auch haben muß und die einen ſchönen Ausſichtspunkt für den großen Balcon bilden wird. Da iſt nun eine Zeichnung im mauriſchen Styl, eine im engliſch-gothiſchen und eine andere im ſpaniſch-gothiſchen — eine im byzantiniſchen und eine im arabiſchen Styl und noch ein halbes Dutzend andere — ich verſtehe aber nicht genug von der Architektur, um eine paſſende Wahl zu treffen. Und ſo kommen täglich tauſend Dinge vor, die mich langweilen und die mich zwingen werden in einen ſaueren Apfel zu beißen und zu heirathen.“

„Wer iſt der beneidenswerthe Sterbliche,“ fragte Dagobert lachend, „dem Sie die Hälfte dieſes verlockenden Apfels gönnen wollen?“

„Ich bin auch bei dieſer Wahl ebenſo ſchwankend wie bei jener eines Bauplanes. Meine Schweſtern zählen mir täglich die Bewerber nebſt deren Vorzügen, den moraliſchen und den pecuniären auf — allein ſie gefallen mir nicht. Könnten Sie mir nicht einen freundſchaftlichen Rath geben?“

„Warum nicht? Es iſt der: folgen Sie Ihrem Herzen.“

„Aber ich brauche ihm nicht zu folgen, denn mein Herz bleibt ganz ruhig bei mir! Nein! ich meinte Sie würden mir einen Mann nennen können, der für mich paßt. Sie kennen mich ja .... und viel genauer als meine Schweſtern mich kennen; alſo beſinnen Sie ſich, gehen Sie Ihre guten Freunde durch“ .... —

„Sie wiſſen, Fräulein Floriane, daß ich nicht im Stande bin Ihnen in dieſem Punkt zu rathen, denn ſie ſind keine Chriſtin. Laſſen Sie ſich taufen — und dann“ .... —

„Nun dann?“ fiel ſie ein und ſah ihn ſo ernſt fragend an, daß er betroffen ſagte:

„Dann wird Ihnen die Wahl vielleicht minder ſchwer.“

„Sie wendete ſich lachend ab und rief:

„Wie gefällt Ihnen dieſe Tabaksdoſe? wunderſchön emaillirt, nicht wahr? .... Hätten Sie das Unglück zu ſchnupfen, ſo würde ich ſie Ihnen anbieten. Da der gütige Himmel Sie damit verſchont hat, ſo bekommt ſie mein Vater, der leider mit dieſer greulichſten aller Leidenſchaften behaftet iſt.“

Dieſe Erinnerung an Herr Illinger sen. führte Dagobert's Gedanken, die eben in allerhand Möglichkeiten zerflattert waren, auf den einen Punkt zurück, der ihm in der Gegenwart wichtig war: auf die Möglichkeit ſeine finanzielle Lage zu verbeſſern oder ſie mindeſtens erträglich zu machen und auf ſeinen Plan dies in der Levante zu verſuchen und er ſagte:

„Fräulein Floriane, ich bin gekommen, um Abſchied von Ihnen zu nehmen.“

„Bis auf Wiederſehen, Graf Dagobert.“

„Es dürfte weit hinausgeſchoben ſein — dies Wiederſehen.“

„Wie ſo das? weshalb?“

„Weil ich nicht über mein Schickſal zu beſtimmen, ſondern zu gehorchen habe.“

„Man wird Sie doch nicht nach Californien oder Tasmanien ſchicken? — Innerhalb der civiliſirten Regionen unſers Erdballs gibt es gar kein in die Ferne gerücktes Wiederſehen.“

„Dem Einen ſind drei Tage zu lang, dem Andern drei Jahre zu kurz, Fräulein Floriane.“

„Mir ſind drei Tage zu lang!“ rief ſie erregt: „ich langweile mich hier zum ſterben .... ich denke immer an die Tage von Beau rivage! .... das war die glücklichſte Zeit meines Lebens .... obſchon ich damals wähnte, ich würde im vollen Beſitz meines Vermögens viel glücklicher ſein. Arge Täuſchung! — Und nun gehen auch Sie fort — und Sie ſind doch der Einzige, der in meine vergoldete Exiſtenz ein Körnchen ächten Goldes hineintrug.“

„Sie werden Zerſtreuung finden, werden reiſen, werden Menſchen und Dinge ſehen“ .... —

„O ich bin gar nicht begierig noch tiefer in die Langweil der Welt eingetaucht zu werden.“

„Sie haben Recht, Floriane! Sie ſind weiſer als ich. Und deshalb will ich Ihnen einen Rath geben, den allerbeſten den ich geben kann: wenden Sie ſich an Pfarrer Edelholt in Bachheim und fragen Sie ihn, was Sie zu thun haben.“

Floriane richtete ſich hoch auf und ſagte entſchieden:

„Chriſtin werde ich aber nicht! Leben Sie wohl und auf Wiederſehen, Graf Dagobert.“

Mit freundlicher Ruhe reichte ſie ihm zum Abſchied die Hand und ſie trennten ſich als gute Freunde. Dagobert aber dachte bei ſich ſelbſt: An ihrem Eigenſinn ſcheitert jede Ausſicht ihre Liebe und ihre Hand zu gewinnen; alſo fort mit dieſen Träumen! — Und Floriane dachte: Gewiß liebt er dies ſchöne braſilianiſche Mädchen! ſonſt müßte er mich ja lieben! — —

Nach Dagoberts Abreiſe blieb Maximilian bei ſeiner Gewohnheit faſt täglich nach Bachheim zu gehen und zwar zu der Stunde, wo er ſicher war Wendeline in dem kleinen ſehr zuſammengeſchmolzenen Kreiſe zu treffen; das war um ſechs Uhr. Dann wurde Thee genommen; ihn zu bereiten war eines der Geſchäfte Wendelinen's und der alte Graf hielt darauf, daß Jeder pünktlich zur rechten Zeit das thue, was ſeine Aufgabe war. Leocadie ſah Maximilian gern kommen. Nachdem ihr erſtes Widerſtreben vor Jahren überwunden war, intereſſirte ſie ſich für ihn, ſowohl weil er Dagobert's Freund war, als weil ſie hoffte freundlichen Verkehr mit einem gutkatholiſchen Hauſe könne vielleicht einen günſtigen Eindruck auf ihn machen und ſeinem Geiſt eine höhere Richtung geben. Der alte Graf hatte nicht dieſe kühne Hoffnung und wenn Leocadie zuweilen die Behauptung ausſprach, Maximilian ſuche die Wahrheit, ſo antwortete der Graf gelaſſen:

„Das nicht! allein er ſucht gute Geſellſchaft und auch darin muß man ihn beſtärken, denn nur allzu viele junge Männer ſuchen mit Vorliebe die ſchlechte auf.“

Ueberdas hatte er, wegen Maximilians muſikaliſcher Begabung ebenfalls ein beſonderes Intereſſe für ihn. Dennoch waren Beide grenzenlos überraſcht, als Leocadie eines Tages einen Brief erhielt, in welchem Maximilian ſeine Werbung um Wendeline unter den Schutz der Gräfin ſtellte. Er ſchrieb, er ſei ganz bereit ſich taufen zu laſſen, ganz bereit in Frankreich oder Italien oder Spanien eine Herrſchaft zu kaufen und ſich nach ihr zu nennen mit einem beliebigen vornehmen Titel; ganz bereit auf jeden Wunſch einzugehen: denn in ſeinen Augen gebe es kein Opfer, das zu groß ſei, um dadurch zu Wendelinens Beſitz zu gelangen.

„Dazu iſt ja nicht die mindeſte Ausſicht,“ ſagte der Graf kopfſchüttelnd: „Wendeline hat ſich gegen ihn verhalten, wie dieſe Wand.“

„Wer weiß das!“ meinte Leocadie: „ſie iſt überhaupt verſchloſſen; ſie hat vielleicht wegen einer ſtillen Neigung für Maximilian Dagobert's Liebe nicht erwiedert.“

„Das iſt mir höchſt unwahrſcheinlich!“

„Junge Mädchen haben zuweilen ganz abenteuerliche Einfälle bezüglich ihrer Neigungen.“

„Die Sache muß aufgeklärt, muß Wendelinen mitgetheilt werden, entſchied der Graf: es iſt etwas Großes das Werkzeug zu ſein, wodurch Gott eine Seele zum Lichte der Wahrheit, zur Gnade des Glaubens ziehen will.“

Wendeline wurde gerufen. Ahnungslos erſchien ſie im Cabinet des Grafen und gelaſſen hörte ſie zu, wie Leocadie den Brief vorlas.

„Was iſt nun Deine Antwort, liebes Kind?“ fragte der Graf: „willſt Du Dir Zeit nehmen zur Ueberlegung?“

Wendeline ſchwieg einen Augenblick, bevor ſie antwortete:

„Ich freue mich unausſprechlich, daß er katholiſch werden will und es iſt mir ſehr lieb, daß er in Bachheim zu dieſem vortrefflichen Entſchluß gekommen iſt; allein ich kann unmöglich eine Verbindung, einen Ehebund mit ihm ſchließen, denn er iſt mir eher alles Andere als ſympathiſch.“

„Das würde ſich vielleicht verlieren, ſobald er ein Sohn der Kirche iſt, Wendeline,“ bemerkte der Graf.

„Als Glaubensbruder würde ich ihm meine warme Theilnahme ſchenken und Gott loben und preiſen für ſeine Bekehrung; doch ſeine Gattin wünſche ich nie und unter keiner Bedingung zu werden.“

„Auch dann nicht,“ fragte Leocadie, „wenn überhaupt ſeine Bekehrung an Dein Jawort gebunden wäre?“

„Dann am allerwenigſten!“ rief ſie: „dann wäre er ja ungeheuer weit entfernt von der Erkenntniß der Offenbarung und liefe Gefahr ſich nie zu ihr zu erſchwingen, weil ein irdiſcher Beweggrund ihn zu dem äußern Schritt ohne innere Ueberzeugung antrieb. Dann wäre ja ſeine ganze Bekehrung eine Art von Lüge und dazu kann ich nicht die Hand bieten.“

„Kennſt Du den Plan der göttlichen Barmherzigkeit?“ fragte mit einiger Schärfe Leocadie, in welcher das alte Mißtrauen erwachte, daß Wendeline nicht aufrichtig mit Dagobert gebrochen habe: „Könnte es nicht der ewigen Weisheit gefallen gleichſam auf einem Umweg dieſe Seele zu retten und ſie durch eine irdiſche Liebe zur Liebe des Göttlichen hinzuziehen?“

„Weil ich den Plan Gottes nicht kenne, muß ich mich in einer ſo wichtigen Sache damit begnügen meinem Gewiſſen zu folgen, und hoffentlich wird meine Mutter, der ich ſogleich ſchreiben will, mit mir übereinſtimmen,“ ſagte Wendeline gelaſſen.

„Bedenke was Du thuſt, Wendeline!“ ſagte Leocadie gereizt: „es findet ſich ſchwerlich für Dich eine zweite Heirath, die ſo vortheilhaft wäre: eine Bekehrung, eine anſprechende Perſönlichkeit, Vermögen, Bildung — was verlangſt Du mehr? Die Standesfrage fällt für Dich weg."

„Ich verlange nichts als die Freiheit ſo zu handeln wie mein Gewiſſen es mir eingibt," verſetzte Wendeline mit tiefem Ernſt.

„Und dieſe Freiheit haſt Du unbedingt," erwiederte der Graf: „ſchreibe Deiner Mutter, überlege die Sache vor Gott. Der gute Maximilian gedulde ſich."

„Nur keine thörichte Schwärmereien in die Frage hineingezogen!" rief Leocadie unmuthig: „eine gute, anſtändige Verſorgung iſt gar nicht hoch genug anzuſchlagen! bedenke wie die Welt iſt und wie Deine Verhältniſſe in ihr ſind. Dein Vermögen iſt ſo gut wie verloren. Nimmt der Tod uns hinweg, Deine Mutter hinweg, ſo ſtehſt Du verlaſſen da, denn Dein kleiner Halbbruder, fünfzehn Jahr jünger als Du, iſt keine Stütze für Dich. Was dann? .... Dann würdeſt Du vielleicht bitter bereuen dieſen Antrag ausgeſchlagen zu haben."

„Ich werde Alles vor Gott überlegen .... zu Schwärmereien bin ich nicht geneigt, alſo können ſie auch meinen Entſchluß nicht beſtimmen," erwiederte Wendeline ſanft, obgleich jedes Wort der Gräfin ihr Herz zerſchnitt.

Das fühlte der alte Graf ihr nach. Er theilte nicht die Gereiztheit ſeiner Frau; er glaubte an Wendelinens Aufrichtigkeit und er war ihr dankbar, daß ſie Dagobert nicht zu feſſeln ſuchte.

„Wie Dein Entſchluß ausfallen möge,“ ſagte er liebreich, „Eines ſteht feſt, Wendeline: ſo lange meine Augen offen ſind, haſt Du in Bachheim eine Heimat.“

Eine Paar ſchwere Thränen fielen von Wendelinens Wimpern, als ſie mit zärtlicher Dankbarkeit die Augen zu dem edeln Greiſe aufſchlug und dann ſchweigend das Cabinet verließ. Er blickte ihr nach und ſagte mit einem unterdrückten Seufzer zu Leocadie:

„Und auch das ſteht feſt: wäre ſie Sierra Blanca's eheliche Tochter, ſo würde ihre und Dagoberts Verbindung all' meine Wünſche für ihn krönen .... und dann wäre auch das Teſtament unangefochten geblieben. Jetzt kann man gar nicht ohne Bangigkeit an die Zukunft dieſes Kindes denken, dem wahrſcheinlich ein Alter bevorſteht nicht minder trübe als die erſte Jugend war.“

Leocadie zuckte die Achſeln, ſchwieg und ſchrieb an Maximilian, Wendelinens Mutter müſſe zu Rath gezogen werden. Inzwiſchen wolle ſie ihm nicht verhehlen, daß er wenig Hoffnung habe. Sie ſchrieb aber auch an Claudia und flehte ſie an, Wendeline zu beſtimmen Maximilians Antrag anzunehmen und malte ihr alle Vortheile deſſelben mit den ſchönſten Farben aus. Allein die Anſpielung auf Wendelinens Geburt und Armuth verletzte auch diesmal, wie immer, Claudia empfindlich. Sie ſchrieb zurück, Wendeline ſolle den Willen Gottes thun und, um ihn zu erkennen, ihr Herz und ihr Gewiſſen prüfen; eine unſympathiſche Ehe ſei eine Hölle auf Erden.

Als dieſe Antwort nach Bachheim kam, war Leocadie ſchwer erkrankt am Scharlachfieber und es war der alte Graf ſelbſt, der Wendelinens Ablehnung an Maximilian ſchrieb.

Wie ihren Entſchluß in Bezug auf Dagobert, ſo hatte ſie auch den jetzigen mit Pfarrer Edelholt reiflich überlegt. An wen konnte ſie ſich mit größerem Vertrauen wenden? alle Uebrigen ſtanden inmitten irdiſcher Verhältniſſe und ſprachen unter deren Einfluß. Er allein ſtand außerhalb derſelben ſo, daß er ſie klar und deutlich überſah und dabei immer ſein Hauptaugenmerk auf das Heil der Seele richtete. Es war nicht Wendelinens Art zu fragen, was ſie thun ſolle. Mit ihrer energiſchen und kühnen Seele, ergriff ſie immer die Initiative und ſagte: Es ſcheint mir recht dies zu thun. So hatte ſie geſagt, als ſie hinzuſetzte: Ich liebe Dagobert; aber ich vertraue ihm nicht und deshalb muß ich unſer Verhältniß löſen. Und ſo ſagte ſie auch jetzt:

„Mein Herz hängt mit voller Liebeskraft an Dagobert; deshalb kann ich nicht die Gattin eines andern Mannes werden.“

„Liebes Kind,“ erwiederte der Pfarrer, „nichts iſt gewöhnlicher, als daß die erſte Neigung des Herzens nicht zur Ehe führt, weil es nichts Flüchtigeres und Unbedachtſameres gibt, als ein jugendliches Herz.“

„Diesmal irren Sie in Bezug auf mich,“ ſagte ſie ganz mit dem treuherzigen Ausdruck ihrer kindlichen Tage: „Die Neigung zu Dagobert iſt mir nicht unbeſonnen angeflogen: ſie war klein mit mir, ſie wurde groß mit mir, ſie iſt mit mir alt und feſt geworden — denn ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, Herr Pfarrer! — und obſchon mich ſchwere Kämpfe, heiße Thränen und viel Gebet zur Einſicht brachten, daß er und ich nicht für einander paſſen: ſo iſt das kein Grund für mich, um die Frau eines andern Mannes zu werden.“

„Nein, das iſt kein Grund, Wendeline! Hat man aber in dem einen Fall erkannt, was Gottes Wille nicht iſt, ſo kann man in einem andern ähnlichen Fall erkennen, daß es ſein Wille iſt; — und der Grund wäre maßgebend.“

„Ich kann aber nicht einſehen, daß Gott dies Opfer von mir verlangt, Herr Pfarrer! So wie ich dieſe Vorſtellung zu faſſen ſuche, überfällt mich eine wahre Seelenangſt, Unruhe, Beklommenheit, entſchiedener Widerſtand. Als ich Dagobert zum Opfer brachte, ſchrie mein Herz laut auf vor Jammer.... aber an Widerſtand dachte ich nicht. Nein! ich dachte wie Ritter Henning von Steinberg, als er vor fünfhundert Jahren Carthäuſer wurde: Flieg hin Luſt und Freude der Welt! ich will Gott und der Jungfrau Maria dienen. — Und das thue ich jetzt und das will ich auch ferner thun .... nur nicht bei den Carthäuſern, weil mir der klöſterliche Sinn und Beruf fehlt.“

„Es iſt ganz unſtatthaft, Wendeline,“ ſagte der Pfarrer ernſt, „bei wichtigen Entſchlüſſen Beiſpielen folgen zu wollen, die nicht für uns paſſen. Was ein Rittersmann der alten Zeit gethan hat, kann unmöglich als maßgebend für Sie betrachtet werden.“

„Aber, lieber Herr Pfarrer, wenn ich das Herz eines alten Rittersmannes habe — warum darf ich denn nicht ſo denken und handeln wie er?“ verſetzte Wendeline und ſah ganz betroffen mit ihren ſchönen dunkeln Augen den Pfarrer an.

„Wir wollen jetzt den Ritter ruhen laſſen und uns mit Herrn Illinger beſchäftigen,“ ſagte der Pfarrer lächelnd: „der geht uns jetzt näher an.“

„Mich nicht!“ rief ſie entſchieden.

„Auch nicht im Fall ſeiner Bekehrung?“

„Nie! unter keinen Umſtänden und unter keiner Bedingung! .... O zürnen Sie nicht! .... O ſagen Sie nicht, daß Gott es von mir verlange, denn zum Erſtenmal in meinem Leben würde ich Ihnen nicht glauben und nicht folgen.“

„Und wenn Herr Illinger dann die Abſicht aufgibt ſich zu bekehren?“

„Nun, dann hat er ſie nie ernſtlich, nie mit der einfachen geraden Geſinnung gehabt, die eine Bekehrung zu einem Akt der Gnade und des göttlichen Wohlgefallens macht.“

Das gab der Pfarrer zu, machte aber noch verſchiedene Vorſtellungen und Einwendungen, um Wendeline auf Alles aufmerkſam zu machen, was für Maximilians Antrag ſprechen konnte. Allein ſie blieb unbeweglich und der Pfarrer dachte bei ſich ſelbſt, die göttliche Weisheit habe vielleicht noch ganz ungeahnte, beſondere Abſichten mit dieſer kräftigen Seele, die mit ſo großer Entſchiedenheit alle Luſt und Freude der Welt von ſich weiſe.

Claudia hatte an Wendeline geſchrieben, nach Mimis Geneſung möge ſie nach England kommen; aber Leocadies Erkrankung verhinderte es. Das Scharlachfieber trat bei ihr mit einer Heftigkeit auf, welche ihr Leben in Gefahr brachte, und als dies überſtanden war trat nicht die Geneſung ein, ſondern ein Zuſtand von Bruſt- und Nervenſchwäche, und er wunderte ſich oft im Stillen, wie die Ehrfurcht vor der Pflicht dieſen Charakter ſo geſchmeidigt habe. Aber auch Wendeline wußte wer ihr dazu die erſte Anleitung gab und ihre Kindheit im Gehorſam übte, und mit zärtlicher Dankbarkeit ſagte ſie zum Pfarrer, als er einmal eine freundliche Aeußerung über ihre Selbſtbeherrſchung machte:

„Das verdanke ich Ihnen. Ich wäre ein kleines Ungeheuer von Eigenſinn und Selbſtſucht geworden, wenn Sie mich nicht dahin gebracht hätten als Kind in die Hundehütte aus Liebe zu Gott kriechen zu wollen.“

Maximilian war nach Empfang des ablehnenden Briefes noch einmal bei dem Grafen geweſen, um Abſchied zu nehmen und um die Verſicherung zu geben, daß ſeine Geſinnung bezüglich Wendelinens unverändert bleiben werde. Nur ein Wink, nur ein Stral von Hoffnung — und er ſei bereit jeden ihrer Wünſche zu erfüllen.

„Ihre Bekehrung zum Chriſtenthum iſt ein lebhafter Wunſch Wendelinens und Aller, die es gut mit Ihnen meinen,“ erwiederte der Graf; „aber warum wollen Sie ihn nur durch einen Tauſch erfüllen? warum aus einem Schritte, welcher die Folge der Ueberzeugung ſein ſoll, eine Art von Handel machen?“

„Ich werde Ihnen mit aller Aufrichtigkeit antworten, Herr Graf," verſetzte Maximilian: „ich bin dreißig Jahr in einer glaubensloſen Welt alt geworden, die ein gewiſſes heidniſches Gepräge trägt inſofern, als das Heidenthum aus den menſchlichen Leidenſchaften — ſeine Götzen machte und ſie unter einem ſchönen Namen anbetete. Wer Augen hat zu ſehen, der ſieht, daß dieſe ganz heidniſche Weiſe die Welt beherrſcht und zwar, Herr Graf, die chriſtliche Welt! .... denn Europa iſt chriſtlich: all ſeine Völker ſind zum Chriſtenthum getauft und im Chriſtenthum unterrichtet" .... —

„Aber das öffentliche Leben ganz allgemein und nur allzuoft auch das Privatleben, iſt nicht nach chriſtlichen Grundſätzen geregelt!" fiel der Graf ein.

„Ganz richtig! das eben wollte ich ſagen. Sie, Herr Graf, ziehen vielleicht den Schluß ſo: dieſe ungeheuere, ſträfliche Inconſequenz iſt der Grund aller Verderbtheit und Verirrung der Welt. Ich ſchließe anders. Ich ſage: Lehrſätze die ſo verachtet, ſo vernachläſſigt, ſo übertreten, ſo angegriffen, ja .... ſo gehaßt werden — und zwar von den Chriſten ſelbſt! — können unmöglich an ſich etwas Beſeligendes haben. Für den Einzelnen — ja! er iſt vielleicht geiſtig ſo bevorzugt, ſo organiſirt, daß er ſie feſthält. Dies glaube ich von dem Wunderweſen, das mir hier wie ein Sternbild aufgegangen iſt. In der Vereinigung mit ihr wäre ich ſicher mein Glück und meinen Frieden zu finden. Zur vollkommenen Vereinigung würde auch die im Glauben gehören. Fällt aber jene fort, finde ich nicht ihre Hand, die mich führt, ihr Auge, das mir leuchtet; ſo ſtehe ich auf meinem alten Standpunkt, außerhalb des Glaubenskreiſes und muß behaupten, daß die Lehrſätze an ſich ohne Kraft ſind mich gut und glücklich zu machen und wenn ich auch tauſendmal ſagte, daß ich mich zu ihren Bekennern zählte."

„Der Kern von Allem iſt: Sie glauben an Wendeline, aber nicht an Gott und an die lebendige Kraft ſeiner Offenbarung und Gnade," ſagte der Graf.

„So iſt es," verſetzte Maximilian.

Sie ſchieden freundlich. Leocadie ſah ihn nicht, ſie war ſchon erkrankt. Wendeline hatte längſt erklärt, ſie würde jeder Begegnung aus dem Wege gehen. Maximilian verließ Hellau und Floriane folgte ihm bald. Ihre Schweſtern hatten ſich überſättigt von Landleben nach allen vier Winden zerſtreut und waren nach Baden-Baden, nach Beau rivage, nach Rigi Kulm und nach Biarritz entflohen. Vor ihrer Abreiſe fuhr Floriane noch einmal nach Bachheim zum Pfarrer Edelholt.

„Ich bringe Ihnen den Katechismus zurück," ſagte ſie indem ſie in den Garten trat, wo er die untergehenden Sonnenſtralen benutzte, um ſein

Brevier zu beten. Mit ihr im Bogengang auf und nieder wandelnd ſagte er:

„Haben Sie das Büchlein wirklich geleſen?“

„Seltſame Frage! um es zu leſen hab' ich es mir ja von Ihnen erbeten.“

„Nun, was ſagen Sie alſo dazu?“

„Daß es ſehr logiſch iſt.“

„Gut! aber was weiter?“

„Daß die Hauptſache gar nicht zur Sprache kommt.“

„Und die wäre?“

„Von allen möglichen Eigenſchaften Gottes iſt die Rede und es wird bewieſen, daß ein allervollkommenſtes Weſen ſie haben müſſe. Damit bin ich allereinverſtanden. Aber, Herr Pfarrer, daß dies allervollkommenſte Weſen, daß Gott wirklich ſei . . . . keine Fiction ſei: das iſt nicht bewieſen — und das wäre doch zuerſt ganz nothwendig. Weiß man nichts vom Abc, ſo kann man auch das einfachſte Wort nicht leſen. Ihre Schulkinder müſſen entweder lauter kleine Philoſophen ſein, deren Vernunft das Daſein eines allervollkommenſten Weſens feſtſtellte, oder ſie nehmen dies Weſen auf Treu' und Glauben von Ihnen an, weil Sie ſagen: es iſt.“

„Und weil eine Stimme tief in ihren kleinen Herzen bekräftigend ſpricht: Gott iſt!“ ſetzte der Pfarrer hinzu.

„Für mich aber iſt das gar nicht erwieſen und ſo bringe ich Ihnen den Katechismus als etwas zurück, das für mich keinen Werth hat. Wir wollen aber alle abſtracten Theorien auf ſich beruhen laſſen und uns mit practiſchen Dingen beſchäftigen. Der Zuſtand des Pfarrers in Hellau iſt ſo kläglich, daß man einem zweiten Schlaganfall und folglich ſeinem Tode ſtündlich entgegenſieht, daher kann ich nicht mit ihm über eine Sache verhandeln, die mir doch ſehr am Herzen liegt. Graf Dagobert hat mir von weiblichen religiöſen Genoſſenſchaften erzählt, die ſich dem Dienſt der Armen widmen, theils in Schulen den Kindern, theils am Krankenbett Allen, welche der Pflege bedürfen. Ich wünſche drei bis vier Mitglieder einer ſolchen Genoſſenſchaft in Hellau für den Armen- und Krankendienſt einzuführen und ihre materielle Exiſtenz zu ſichern. Können Sie mir dazu behülflich ſein? Dieſe Frauen dürften auch für Bachheim dienen, da ſie ja gern die Pflege der hieſigen armen Kranken ebenfalls übernehmen könnten. Hellau iſt ſo nah! .... Ich hätte gern mein Vorhaben mit der Gräfin von Wianden beſprochen; aber Todesfälle und Scharlachfieber verſchloſſen mir das Haus. Jetzt bin ich im Begriff abzureiſen, denn die Abende werden kühl und lang; allein ich möchte zuvor dieſe Angelegenheit ſicher ſtellen — und ſie deshalb in Ihre Hand legen. Wollen Sie die Ausführung übernehmen?“

„Wenn Sie mir eine ſchriftliche Vollmacht geben will ich es verſuchen.“

„Vollmacht, Geld, Alles was Sie nöthig finden!“

„Was treibt Sie denn eigentlich zu dieſem Werk der Barmherzigkeit an?“ fragte der Pfarrer, mit dem geheimen Mißtrauen, daß ſie darin einen Anknüpfpunkt mit Dagoberts Eltern ſuche.

„Das gehört zu einer perfecten Schloßherrin,“ verſetzte Floriane: „was ſich mit Geld erreichen läßt thue ich gern. Ich will mir in dieſer Gegend einen guten Namen machen und den Leuten beweiſen, daß die Juden ebenſo großmüthig ſein können, wenn ſie wollen, als die Chriſten. Man hat noch immer Vorurtheile in Beziehung auf uns. Auch Sie, Herr Pfarrer!“

„Das glaube ich kaum,“ verſetzte er ruhig.

„Halten Sie uns für ebenbürtig mit den Chriſten?“

„Als Geſchöpfe Gottes — ja. Als Kinder der Gnade — nein.“

„Das verſtehe ich nicht.“

„Wollte ich auch verſuchen es Ihnen zu erklären, Sie würden es doch nicht verſtehen.“

„Und auf etwas ganz Unverſtändliches gründen Sie das Recht eine Kluft zu ziehen, die den Juden gleichſam zum Paria macht!“ rief ſie heftig.

„Sie ſprechen ſich ſelbſt in den Zorn hinein, Fräulein Illinger,“ antwortete der Pfarrer äußerſt gelaſſen. „Sie haben mir aus freiem Antrieb geſagt, daß Sie nicht an Gott, ich meine an den Gott der Offenbarung glaubten. Nur dieſer Glaube erſchwingt ſich zu den übernatürlichen Höhen des Geiſtes — und erſchließt die übernatürlichen Tiefen der Seele. Ohne ihn kann man ſehr klug ſein, ſehr ſcharfſinnig, ſehr talentvoll, ſehr gewandt für Handhabung dieſer und jener Sache ſein; — aber das wahre Verſtändniß der Dinge — aber den Zuſammenhang der Zeit und der Ewigkeit, der äußern Lebenserſcheinungen mit den Fügungen und Zulaſſungen Gottes — das erfaßt man nicht und folglich bleibt man beſtändig auf der Oberfläche, ein Spiel der Launen, der Leidenſchaften, eigener und fremder; ein Federball, der vom Impuls des Augenblicks oder von dem Wechſel der Berechnung hin und her geworfen wird. Wenn Sie mir alſo ſagen, ich möge Ihnen behülflich ſein die Niederlaſſung der Dienſtmägde Chriſti in Hellau zu bewerkſtelligen, ſo verabrede ich mit Ihnen das Nöthige; aber für die Kreuz- und Querzüge Ihrer Ein- und Ausfälle gegen das Chriſtenthum habe ich keine Antwort .... auch kein Intereſſe .... und keine Zeit.“

„Sie ſind nicht ſehr höflich, Herr Pfarrer!“ rief Floriane lachend. „Nun gleichviel! Sorgen Sie nur für die Niederlaſſung jener Genoſſenſchaft in Hellau und zwar ſo, daß deren Thätigkeit auch Ihren Bachheimern zu gut komme .... und ſchenken Sie mir das kleine Buch, das ich Ihnen zurückbrachte. Sie müſſen mir nicht zürnen, daß mir das Daſein Gottes nicht einleuchtet. In unſerer Familie iſt es nicht gebräuchlich mit dergleichen Gedanken ſich zu befaſſen. Ob mein Vater es für ſich thut, weiß ich nicht. Wir Kinder ſind aber nicht dazu angeleitet worden .... das weiß ich.“

Damit verließ ſie den Pfarrer und hoffte nach ihrer Art, daß ſie einen guten Eindruck auf ihn gemacht habe. Aber trotz ihrer Bitte um den Katechismus traute Pfarrer Edelholt ihr nicht, ſondern dachte bei ſich ſelbſt: Sie will mit Bachheim in Verbindung kommen und den Weg ſoll ich ihr bahnen.

So war es auch. Dagobert intereſſirte ſie mehr und mehr und er ſchien ſich immer weniger für ſie zu intereſſiren. Lag das an ſeinen Eltern? .... an ſeiner ſchönen Couſine? .... an Bachheimer Verhältniſſen und Eigenthümlichkeiten? — Sie wollte das ergründen und deshalb ſeine Eltern und ſeine Umgebung kennen lernen und — wo möglich! —

ſie bezaubern. Ihren Bruder mochte ſie nicht befragen; ſie fürchtete ſeinen Spott. Ueber Dagoberts Hauptgedanken hätte ſie auch bei Maximilian keinen Aufſchluß bekommen. Geldgeſchäfte braucht ſolch ein flatterhafter Mädchenkopf nicht zu kennen; nur wenn man an einen Ehecontract denkt muß man ihr gründlich den Vor- und Nachtheil klar machen: das ſtand feſt bei ihm. Auch hatte er ihr nicht ſeine mißlungene Werbung um Wendeline mitgetheilt; er wollte noch immer hoffen. — —

Monate vergingen. Der Winter deckte die abgeſtorbene Erde mit ſeinem Leichentuch zu. In Bachheim war es gar ſtill, wie das in einem Hauſe zu ſein pflegt, wo ein Glied der Familie ſchwer krank iſt. Der Zuſtand der Gräfin wurde immer bedenklicher und ging entſchieden in Lungenleiden über. Alle traurigen Erſcheinungen dieſer Krankheit, Huſten, Erſtickungsanfälle, Fieber, Schlafloſigkeit, quälten ſie. Hinfälligkeit und ſteigende Schwäche hielten ſie im Bette feſt; aber die Raſtloſigkeit und Aufregung des Fiebers geſtatteten ihr keine Ruhe und ſie ſuchte in der Veränderung eine Erleichterung, erhob ſich vom Lager und ſchlich aus einem Zimmer in das andere. Wendeline und Mimi hatten vollauf zu thun um die Kranke zu pflegen, das Hausweſen zu überwachen und dem alten Grafen Geſellſchaft zu leiſten. Er war körperlich und geiſtig geſund und kräftig; er ging täglich Morgens in die Meſſe und Mittags ſpazieren, gleichviel ob Winter oder Sommer war; aber die Verdunkelung des Sehorgans machte ihm eine beſtändige Geſellſchaft nothwendig und ſein reger Geiſt verlangte Unterhaltung. Die Abwechſelung der Lectüre in verſchiedenen Sprachen und verſchiedenen Zweigen der Literatur, ſchützte ihn vor Ueberſättigung und die Muſik erquickte ihn immer als treue Freundin. Wendeline wurde ihm täglich lieber, je mehr er ſie in ihrer unermüdlichen Opferwilligkeit kennen lernte. Das war früher nicht ſo geweſen. Aeußere Schickſale und inneres Leben machen überhaupt den Menſchen einſam, ſtellen ihn bei Seite des großen allgemeinen Verkehrs. Das geſchah auch Wendelinen. Dazu kam ihr ernſter verſchloſſener Charakter. Sie konnte kalt erſcheinen, beſonders neben Claudia. Waren aber die Umſtände der Art, daß eine thatkräftige Liebe von ihr gefordert wurde, dann kam ſie gleichſam an's Tageslicht und aus dem tiefen Born ihres Herzens brach ſilberhell ein unerſchöpflicher Springquell von Liebe hervor. Eines Tages erklärte ihr der Graf, der nur noch dictando ſchrieb, bei ſeinen Briefen an Claudia müſſe Mimi Secretär ſein, denn ſie, Wendeline, würde nicht gern all das Lob niederſchreiben, welches er ihr, zur Freude ihrer Mutter, ſpenden müſſe; und gewöhnlich nannte er ſie nicht anders als ſeine Antigone. Von Dagobert war nie anders zwiſchen ihnen die Rede, als gelegentlich wenn ein Brief von ihm kam; — und dieſe Briefe kamen ſelten genug und enthielten ſtets dieſelbe Nachricht; ſein Wunſch in der Levante einen Poſten zu finden, ſei für den Augenblick nicht zu erfüllen; vielleicht im Frühjahr; — es betrübe ihn nichts Neues und Beſſeres mittheilen zu können: daher ſeine ſpärlichen Briefe.

„Aber weshalb wartet Dagobert durchaus auf einen Poſten in der Levante!“ rief Wendeline einmal ganz ungeduldig: „ich kann mir vorſtellen: daß ihn die fremden Verhältniſſe lebhafter intereſſiren .... aber einſtweilen ſollte er doch lieber jeden andern annehmen, als unbeſchäftigt in dem Wien zu ſitzen. Das iſt ſo unpractiſch .... oder räthſelhaft.“

„Der ganze Dagobert iſt räthſelhaft, wenn man das was er iſt vergleicht mit dem, was er ſein könnte,“ verſetzte der Graf und ſprach von etwas Anderem.

Wendeline dachte bei ſich ſelbſt: Alſo auch er iſt nicht klar über Dagobert.

Sie hatte eine Erholungsſtunde im Tage: die Abenddämmerung, die im Winter ſo früh eintritt. Dann hüllte ſie ſich in einen großen grauen Tuchmantel, zog die Capuze über den Kopf und lief durch die langen entlaubten Baumgänge und auf den beſchneiten Wegen des Parks. Die friſche Luft, die Bewegung, der freie Umblick, das verſchwimmende Farben- und Wolkenſpiel, thaten ihr wohl, und ſie war auch in dieſer Beziehung die Wendeline aus dem Kloſterhof geblieben.

So ſtand ſie denn einmal auf dem Steg bei der Mühle und betrachtete das ſtille Winterbild. Es hatte geſchneit; der Himmel war rein wie blauer Cryſtall und das erſte Viertel des Mondes hing darin ſo ſcharf wie eine goldene Sichel. Die einzelnen Sterne gingen auf, aber nur wie kleine Silbertropfen; es war noch nicht die Stunde ihres Glanzes gekommen. Die Wieſe war eine weiße Fläche, auf der das Auge keinen Ruhepunkt fand. Ueber ſie hinwegſchweifend traf es den Wartthurm, der ſich ſchwarz und beſtimmt aus dem Schnee erhob und wie ein mahnender Finger gen Himmel zu weiſen ſchien. Im Vordergrund lag die Mühle und brachte freundliches, thätiges Menſchenleben in die ſchlummernde Natur. Das Mühlrad drehte ſich rauſchend in dem Silberſchaum, den der Mond über die Waſſerwellen zauberte. Durch die kleinen Fenſterſcheiben des Wohnzimmers blinkte ein Licht und aus dem Schornſtein ſtieg eine feine Rauchſäule, kerzengrade, in Spiralen verſchwimmend empor. Auf dem Firſt des Daches ſammelten ſich die Krähen, reiheten ſich dicht und feſt neben einander, während aus dem Park noch Nachzügler herbeiflogen und mit rauhem Gekrächz zu melden ſchienen, es ſei kein gutes Nachtquartier auf den dick beſchneiten Baumäſten zu finden. Dann rückten und drückten ſie ſich noch mehr zuſammen und machten Platz für den Ankömmling ſo lange es möglich war und bis eine ſchwarze Kette ſich über den Firſt des Daches dahinzog.

Wendeline lehnte ſich auf der Mitte des Steges an das Geländer, betrachtete die verſchiedenen Abtheilungen dieſes Winterbildes, die zuſammen ein Ganzes ausmachten und dachte bei ſich ſelbſt: Wie iſt doch das Leben halb traurig, halb traulich auf der weiten einſamen Erde und unter den ewigen Sternen. — — Es ſchlug fünf am Bachheimer Kirchthurm; ſie raffte ſich aus ihren Gedanken auf, wickelte ſich feſt in ihren Mantel und verließ den Steg. Da ſah ſie mit raſchem Schritt einen Mann entgegeneilen. Getäuſcht durch das Mondlicht, mehr noch durch ihre eigenen Gedanken, die nur dem einen Mann ſich zuwendeten, rief ſie ihre Schritte beſchleunigend mit jubelnder Freude:

„Dagobert!“

Doch alsbald erkannte ſie ihren Irrthum. Das war nicht Dagoberts große, ſchlanke Geſtalt. Maximilian war es.

„Ah, Sie ſind es! .... waren Sie bei meinem Großvater?“ ſagte Wendeline und ihr Ton verrieth ihre Enttäuſchung.

„Sie erwarteten Dagobert hier zu finden?“ fragte er zurück. Sie ging raſch dem Hauſe zu und ſagte kurz:

„Nein! ich erwartete Niemand.“

„Ich bin ſeit einigen Tagen in Hellau, um zu verſuchen ob es mir nicht gelingen möge Sie zu ſprechen, Sie allein .... denn es iſt mir unmöglich die Antwort, welche ich von dem Grafen von Wianden bekommen habe, als die Ihre zu betrachten,“ ſagte Maximilian, ihren Schritt inne haltend.

„Doch!“ verſicherte Wendeline: „mein Großvater hat meine Geſinnung ſo beſtimmt ausgeſprochen, daß jedes weitere Wort, alſo auch dies Geſpräch, unnütz iſt.“

Sie blieb ſtehen, als ob ſie nicht geneigt ſei ferner ſeine Begleitung anzunehmen; aber auch Maximilian blieb ſtehen und fragte dringend:

„Kann denn das Glück, ja Heil und Wohlfahrt eines Menſchen, den die Schönheit Ihrer Seele unwiderſtehlich anzieht und zu jedem Opfer bereit macht — Sie wirklich in ſtarrer Gleichgültigkeit laſſen?“

„Zwiſchen Gleichgültigkeit und Liebe liegen hunderttauſend Stufen der Theilnahme. Das Heil eines jeden Menſchen liegt mir am Herzen. Doch dies ſind allgemeine Redensarten! eine beſondere iſt dieſe: ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre gütigen Geſinnungen .... allein ich liebe Sie nicht und dabei muß es bleiben mit allen Conſequenzen dieſer Entſcheidung — alſo auch mit der, daß wir uns fortan nichts mehr zu ſagen haben.“

„Bedenken Sie die Zukunft, die Sie von ſich weiſen!“ entgegnete er und ſetzte neben ihr gehend den Weg fort: „Sie gewinnen eine Seele für das, was Sie die Wahrheit nennen und Ihre Stellung in der Welt ſoll von einem Glanz umgeben ſein, der all' Ihre Anforderungen übertrifft .... namentlich jetzt, da Sie mit dem Verluſt Ihres Vermögens bedroht ſind, wie mir Dagobert mit großer Theilnahme ſagte.“

„O laſſen wir Dagobert aus dem Spiel!“ verſetzte Wendeline, und ein Schatten von tiefer Wehmuth legte ſich über ihr ſchönes Antlitz.

„Iſt es das!“ rief Maximilian faſt drohend und vertrat ihr den Weg: „Sie lieben dieſen armſeligen Dagobert, der“ .... —

„Hinweg von mir!“ rief Wendeline, raffte ihren Mantel zuſammen und flog wie ein Pfeil an ihm vorüber, die Lindenallee hinab, dem Hauſe zu.

Alſo das iſt es! ſprach Maximilian zu ſich ſelbſt: dies göttliche Geſchöpf liebt den ärmſten der armen

Tröpfe, während er eine Floriane zu lieben ſcheint. Ob ſie es weiß? . . . . es ahnt? . . . . Sie liebt ihn, folglich muß ſie ihn auch haſſen können! . . . . — Noch iſt ſie nicht für mich verloren.

Er kehrte um und ging nach Hellau über die Schneefläche der Wieſe zurück. Nichts feſſelte ſeinen Blick! nichts von dem Allen, worauf ſoeben Wendelinens Auge gedankenvoll geruht hatte. Nur zum Wartthurm ſchaute er auf. Dort, vor Jahren, war ihm Wendeline zum Erſtenmal begegnet und hatte wie von Oben herab einen Funken in ſeine Bruſt geworfen, der lange und unbeachtet glimmte, bis er endlich in heller Flamme aufloderte. Und das, was mir in dieſer Weiſe nie vorher und nie nachher begegnet iſt, das ſollte in ſich ſelbſt zerfallen und zwecklos untergehen? Nimmermehr! ſprach er halblaut vor ſich hin.

Abwärts.

Floriane hatte einen kurzen Aufenthalt in Beau rivage genommen. Dann ging ſie wieder zu ihrer Schweſter Feodora. Sie wollte ſehen was aus Dagobert werde, wo er bleibe, um weitere Pläne danach einzurichten. Er war in Wien, verſtimmt, ungeduldig, ganz im Unklaren über ſeine Zukunft. Sein unruhiges Leben in Bern, ſeine Reiſen nach Mailand und Paris, ſeine häufigen Ausflüge an den Genfer See, hatten dermaßen ſeinem alten Chef mißfallen, daß derſelbe in ihm einen unruhigen Kopf ſah, dem gänzlich die Fähigkeit abgehe zu warten, ſich zu fügen und zu ſchmiegen; einen Sauſewind ſah, der ſich nicht einfangen und dreſſiren laſſe zum leiſen, regelrechten, diplomatiſchen Schritt und Tritt; der nur verwirren könne und im Grunde gar nicht zu brauchen ſei, obgleich man ihm geiſtige Begabung und Bildung durchaus nicht abſprechen könne. Dies Urtheil war maßgebend; denn der Geſandte hatte während fünfviertel Jahren Dagoberts

Thun und Treiben vor Augen gehabt, — allein es war wenig günſtig. Man konnte ihn zwar allenfalls da und dorthin ſchicken; hatte er aber ein Paar Jahre in der Carriere als Attaché gedient, ſo machte er den begründeten Anſpruch auf Beförderung, und es war doch nicht möglich einen Brauſekopf in den höheren Stellen zu verwenden. Dagobert fand, daß man ſehr ungeneigt war auf ſeine Wünſche einzugehen und daß er ſich entſchließen müſſe zu warten, bis ihn ein günſtiger Wind von der Sandbank ab- und in das richtige Fahrwaſſer hineintreibe. Er lebte von den Trümmern des Capitals, welches als erſte Schuldverſchreibung auf Bachheim aufgenommen war. Um ſich zu zerſtreuen von den Sorgen, deren er ſich für die Zukunft nicht entſchlagen konnte, begann er an eine reiche Heirath mit allem Ernſt zu denken und da war es denn Floriane, die wieder und immer wieder vor ihm auftauchte. Sie war ihm geneigt; ſie zog ihn allen jungen Männern vor: deſſen war er gewiß. Sollte ihr eigenſinniger Widerſtand gegen das Chriſtenthum nicht zu brechen ſein? und wenn es geſchah — welcher glückliche Einfluß auf ihren Charakter war zu erwarten! — Wendeline hatte ſich freiwillig von ihm zurückgezogen, alle Verhältniſſe trennten ihn überdas von ihr; er war in jeder Beziehung frei in ſeiner Wahl. Frei? o Gott! ſeufzte er zuweilen in ſtillen Stunden; iſt das Freiheit, wenn ich meine Wahl abhängig mache — vom Gelde? Denn wenn ich jetzt über eine Million verfügen könnte, ſo würde trotz Allem die Wahl meines Herzens — Wendeline ſein. Ich bin nicht frei! .... ein Sclave des Geldes bin ich. — Dann aber tröſtete er ſich wieder mit dem Gedanken, daß jeder Menſch durch eine Maſſe von Verhältniſſen tauſendfach gebunden ſei und daß man dieſe Art von Unfreiheit nicht Sclaverei nenne, ſondern ſchuldige Rückſichten. Dabei vergaß er nur die Grenzlinie zu beſtimmen: die Pflicht legt Rückſichten auf und die Leidenſchaft führt in die Sclaverei. Er hatte wohl Recht ſich einen Sclaven des Geldes zu nennen.

Frau von Roſenſtern begann zu zweifeln, daß Floriane unvermählt bleiben werde; deshalb zog ſie es vor, als ſorgſame ältere Schweſter, die Initiative zu ergreifen und ſagte eines Tages vertraulich zu Foriane:

„Ich ſehe mit Vergnügen, daß Du Dich mehr und mehr mit dem Gedanken an die Ehe befreundeſt und ich geſtehe Dir, ich wünſche in Deinem Intereſſe — nicht in dem meinen — daß der letzte Schritt möglichſt bald geſchehe.“

„Der letzte Schritt? .... was nennſt Du ſo? und wen meinſt Du eigentlich?“ fragte Floriane höchſt gelaſſen und beſchäftigte ſich emſig mit einer eleganten Stickerei.

„Ich meine Du ſollteſt Dich taufen laſſen und Graf Wianden heirathen,“ verſetzte Feodora entſchieden.

„Mich taufen laſſen wegen Graf Wianden! .... welch ein Einfall, Dora! ich kann einen Eid darauf ablegen, daß nie die Rede von Liebe zwiſchen uns war .... daß wir auf einem ganz freundſchaftlichen Fuß ſtehen, daß“ .... —

„Alles was Du willſt, beſte Floriane! aber für jeden vernünftigen Menſchen iſt das eben nur ein kleines Vorſpiel zur Ehe und mir ſcheint Du ſollteſt es abkürzen.“

„Soll ich etwa den Grafen erſuchen mich mit ſeiner Hand zu beglücken?“ rief Floriane: „und iſt denn das überhaupt mein Wunſch? ich habe nicht die mindeſte Luſt mich taufen zu laſſen um Gräfin von Wianden zu werden.“

„Aus Deinem Benehmen ſchloß ich auf Deine Neigung für den Grafen.“

„Allein meine Abneigung gegen die Taufe hält ihr die Wagſchaale! Ich könnte ja auch den Herrn Miraſol heirathen, der aus Amſterdam hergekommen iſt und der auf Java Smaragdgruben haben ſoll. Er iſt von ſpaniſcher Abkunft, königlich reich in zwei Welttheilen und die fatale Taufe fiele weg.“

„Gewiß! das wäre eine viel beſſere und paſſendere Heirath, beſte Floriane und Deine ganze Familie würde darüber in Jubilo ſein. Nur mußt Du einen beſtimmten Entſchluß faſſen und Dein Benehmen demſelben anpaſſen, denn bis jetzt hat Niemand ahnen können, daß Dir Herr Miraſol beſſer gefalle, als Graf Wianden.“

„Ah, beſſer gefallen, Dora, das ſage ich nicht! mir gefällt die Perſönlichkeit des Amſterdamers ſehr, ſehr mäßig, hingegen ſeine ganze Situation ſehr gut, während es bei Graf Dagobert genau umgekehrt iſt. Du darfſt alſo nicht zu einer Entſcheidung mich drängen wollen, denn ich könnte ja einem Mann begegnen, der Beides vereinigte . . . . und dann hätte ich mich in vorſchneller Eilfertigkeit gebunden — was in meinem Alter und bei meinem Vermögen eine maßloſe Thorheit wäre. Gönne mir doch das bischen Freiheit, Dora! unter das Ehejoch kommt man immer früh genug. Was haſt Du davon gehabt, daß Du es bei vierzehn Jahren auf Deine Schultern nehmen und es jetzt ſchon ſechszehn Jahre tragen mußteſt? — Wahrlich, Sorgen und Mühe vollauf.“

„Und eine fünfzehnjährige Tochter, die ganz bereit wäre unter das Joch zu ſchlüpfen, das Du fliehſt,“ entgegnete Feodora lachend. Doch das Lachen ging ihr nicht von Herzen, denn ſie hätte viel lieber den Beſitzer von Smaragdgruben zum Schwiegerſohn als zum Schwager gehabt, und ſie vernahm jetzt mit Erſtaunen, daß das Letztere nicht unmöglich ſei.

„Herrlich!“ rief Floriane und klatſchte fröhlich in die Hände: „ſuche ihr eine paſſende Partie aus und ich reiſe nach Paris und beſorge ihr eine Ausſtattung, die ihres Gleichen in Europa ſuchen ſoll.“

„Ich halte Dich bei Deinem Wort, Floriane. Sieben Kinder hab' ich und vier von ihnen ſind Mädchen! es iſt nicht leicht ſie zu verſorgen aber die Ausſicht auf Deine Beihülfe iſt eine weſentliche Erleichterung.“

„Schon recht! zähle ganz auf mich in dieſer Beziehung, Dora, und ſei überzeugt, daß ich allzeit mit Vergnügen die Ausſtattung Deiner Töchter für den Eheſtand übernehmen werde, ſobald ich mir dadurch Dein Stillſchweigen über meine Ehepläne erkaufen kann.“

Feodora verließ Floriane ganz erfüllt von dem Gedanken ihre Tochter mit dem Javaneſen zu vermählen und ihr eine Ausſtattung zu geben, von der in allen faſhionablen Tagesblättern Europa's die Rede ſein ſolle. Floriane aber warf ihre Stickerei weit von ſich und verfiel in Nachdenken.

Sie ſah Dagobert täglich; ſie fühlte daß ſein Intereſſe für ſie immer wärmer, immer lebhafter wurde; das freute ſie, denn daß ſie ihm mehr geneigt ſei, als irgend einem Mann, ja, als irgend einem Menſchen — das mußte ſie ſich geſtehen. Aber ſollte ſie, die ihm ihr Herz, ihr Vermögen, ihre Perſon ſchenkte, ihm auch noch das Opfer ihres Glaubens, d. h. des Glaubens ihrer Väter bringen? Sie dachte ſehr wenig an ihre Väter und deren Glauben und Leben, doch vorkommenden Falles zog ſie dieſelben aus dem Meer der Vergeſſenheit heraus und ſetzte ſie wie Marionetten in Bewegung für ihre Abſichten. Konnte Dagobert nicht das Opfer ſeines Glaubens bringen? — Konnte nicht ein Jeder von ihnen bei ſeinem Glauben bleiben? — Wie war es überhaupt möglich das Glück einer Ehe von dem gemeinſamen Glauben abhängig zu machen? — Lauter Unbegreiflichkeiten! lauter Räthſel!

Sie wartete mit Ungeduld auf die Stunde, wo Dagobert zu kommen pflegte. Sie ſetzte ſich an ihr Pianino, ſpielte eine Mazurka und ſtand wieder auf. Sie ſetzte ſich an ihren Malertiſch, tauchte den Pinſel in dieſe Farbe und in jene Farbe — und legte ihn wieder fort. Sie ging im Zimmer umher, betrachtete ihre Gummibäume, die Blumen in ihrer Jardiniere und zählte gedankenlos die rothen und die gelben Roſen des Teppichs, der das Parquet bedeckte. Endlich ſetzte ſie ſich an den Büchertiſch und ihr Blick fiel auf den Katechismus. Sie nahm ihn zur

Hand und blätterte. Da öffnete ein Diener die Thür und Dagobert trat ein. Sie hob das Büchlein in die Höhe und rief ihm entgegen:

„Schauen Sie hier in welche Lectüre ich vertieſt bin.“

„Das freut mich, Fräulein Floriane.“

„Weshalb, Graf Dagobert?“

„Weil jede ernſte Lectüre gute Gedanken gibt.“

„Nur deshalb?“ rief ſie unmuthig.

„Und weil aus den guten Gedanken gute Vorſätze — und aus dieſen gute Handlungen hervorgehen.“

„Meinen Sie?“

„So ſollte es ſein! freilich ſind die wenigſten Leſer conſequent .... oder beſſer geſagt: die wenigſten Menſchen.“

„Das finde ich nicht! die meiſten Menſchen denken gemein und handeln und ſind gemein.“

„Dieſe Menſchen werden auch ſchwerlich gute ernſte Bücher leſen und deren Einfluß hatte ich im Sinn und beklagte, daß er nicht ſo groß ſei, wie er ſein ſollte.“

„Wollen Sie damit ſagen, daß ich nach der Lectüre des Katechismus hingehen müßte um mich taufen zu laſſen?“

„Das nicht! .... allein er müßte Ihr Intereſſe für religiöſe Fragen wecken.“

„Sind Sie ſehr religiös?“

„Leider nein! . . . . allein ich weiß, daß ich es ſein ſollte. Das Leben in der Welt, die Arbeiten, die Studien, die Intereſſen, die Geſchäfte, die Sorgen, die Wünſche, die Beſtrebungen, die Zerſtreuungen, welche mit dieſem Leben verbunden und ſo wichtig für das Fortkommen, ſo einflußreich auf die ganze Laufbahn ſind — dies Leben nimmt dermaßen die geiſtige und ſittliche Kraft in Anſpruch, daß nach und nach die Fähigkeit verſchwindet den Dingen, die über der Welt ſind, Theilnahme zu ſchenken.“

„Das iſt aber ein ſehr trauriges Geſtändniß!“ rief Floriane: „Wenn bei Ihnen die Theilnahme für religiöſe Fragen abgeſtorben iſt, ſo begreife ich nicht, weshalb Sie wünſchen, daß dieſelbe bei mir erwachen möge, denn von hohem, andauernden Werth ſchätzen Sie ſie nicht.“

„Doch, doch! ich bin nicht abgeſtorben für ſie . . . . nur etwas abgeſtumpft und ich nehme mir beſtändig vor, mich mehr mit ihnen zu beſchäftigen, ſobald ich mehr Zeit und mehr Ruhe habe. Ein Werthpapier behält immer ſeinen Werth, wenn ich auch verſäume die Coupons abzuſchneiden und durch dieſe Nachläſſigkeit die Zinſen verliere.“

„Ich bin vielleicht allzu neugierig, aber ich muß doch fragen: Was würde erfolgen, wenn Sie religiöſe

Fragen mehr in Betracht ziehen und mehr in Ihr Leben verflechten würden?“

„Das iſt ganz unberechenbar,“ verſetzte Dagobert mit einem Anflug von Trauer.

„Würden Sie beſſer, edler, verſtändiger, glücklicher werden?“ fragte ſie dringend.

„Ohne Zweifel!“

„Aber welcher Wahnwitz treibt Sie denn an, freiwillig das Beſſere für das Geringere aufzugeben!“ rief Floriane.

„Wahnwitz! Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen! Spräche Jemand zu Ihnen: Es iſt viel edler ein großes Vermögen mit den darbenden Nebenmenſchen zu theilen, als es allein zu verzehren, und in dieſem Bewußtſein liegt ein ſo ſüßer, tröſtlicher Lohn, daß man darin mehr Befriedigung als in der Verſchwendung von Millionen findet — würden Sie auf dieſe Theilung eingehen?“

„Schwerlich, Graf!“

„Und weshalb nicht?“

„Weil mir das Opfer zu groß wäre! . . . . Weil ich nicht zu Gunſten einer idealen Befriedigung dem Genuß entſagen möchte, den die geopferten Millionen mir verſchaffen würden.“

„Sehen Sie, das iſt's! Da haben Sie mit zwei Worten den Grund ausgeſprochen: Opfer und Entſagung. Davor ſchaudert aber die Natur des

Menſchen zurück und er verſucht, ob er nicht ohne Opfer und ohne Entſagung ein wenig gut und ein wenig glücklich ſein könne. Nennen Sie das Wahnſinn?"

„Nein!" ſagte Floriane und legte ihre Stirn in die flache Hand: „ich ſage überhaupt gar nichts mehr über dieſe Dinge, denn ſie machen mir Schwindel der Gedanken, aus dem kein vernünftiges Reſultat hervorgehen kann. Ich will von religiöſen Fragen nichts hören, nichts wiſſen und will in dies kleine Buch keinen Blick mehr werfen. Ich will es machen wie Sie, beſter Graf, und ohne den ſpiritualiſtiſchen Ballaſt verſuchen ein wenig gut und ein wenig glücklich zu ſein. Dann ſtehen wir ja ganz auf demſelben Boden."

Was konnte er antworten? Mit einem ſehr bittern Gefühl mußte er vor ſich ſelbſt geſtehen, daß ſein religiöſes Leben zu tief im Verfall ſei, um ein Wegweiſer zum Chriſtenthum zu werden. Brachte er es aber nicht bei Floriane dahin, blieb dieſe Kluft zwiſchen ihnen — was dann? Die Zeit verſtrich; man hatte ihm noch keinen Poſten zugewieſen; er hörte nichts von Maximilian und der großen Finanzoperation. Nach allen Seiten hin — Ungewißheit, quälende Spannung, zuweilen tödtliche Angſt, die ihm alles Blut im Fieber durch die Adern jagte, und zuweilen die namenloſe Traurigkeit einer fruchtbaren Reue darüber, daß er nicht dem Rath ſeines Vaters bezüglich der Wahl ſeines Freundes gefolgt ſei. Durch all dieſe Jahre zog ſich wie ein ſchwarzer Faden die Freundſchaft für Maximilian und ihre Folgen. Durch Maximilian war er zu jener Toleranz in Glaubensſachen gekommen, die mit ihrem wahren Namen — Gleichgültigkeit heißt. Durch Maximilian war er in die erſten Geldverwickelungen gerathen, dann auf die verlockende Bahn der Geldſpeculation, dann in die geſchäftliche Verbindung mit Herrn Illinger sen., die ihm mit Centnerſchwere auf dem Gewiſſen lag, dann in die Betheiligung an einer Unternehmung, die in ſeinen Verhältniſſen ein Frevel war, weil das Mißlingen ihn in unauslöſchliche Schmach ſtürzte und weil das Gelingen höchſt zweifelhaft war. Durch Maximilian war er in geſellſchaftliche Verbindungen gekommen, die keine günſtig anregende, ſondern nur verflachende, verweichlichende Elemente enthielten, welche ihn jetzt ſo umſtrickten, daß er im Begriff war den Schritt zu thun, den ſein Vater ihm vorhergeſagt und den er damals, wie etwas ganz Unmögliches, verworfen hatte: aus dem Kreiſe des Freundes wählt man die Gattin. Und in dem Allen hatte Maximilian nichts verſchuldet. Nie hatte er einen ſchlechten Rath gegeben; nur das hatte er geſagt oder vorgeſchlagen oder empfohlen, was für ſeinen Standpunkt nicht zu verwerfen war. Aber ſein Beiſpiel, ſeine Anſicht beeinflußten

Dagobert — und warum? weil ſie der natürlichen Neigung Dagoberts entſprachen und weil der, von welchem ſie ausgingen, klug, gewandt und reich war.

Maximilian hinweg aus meinem Leben — o wie ganz anders hätte es ſich geſtaltet! ſeufzte Dagobert in Stunden der Erkenntniß, die zwar ſelten, aber nur um deſto ſchwärzer waren. Zuweilen kam ihm der Gedanke nach England zu gehen und Claudia zur Vertrauten ſeines Elends zu machen; — vielleicht wiſſe ſie Rath, Hülfe. Aber Claudia hatte kein Vermögen und hatte die Sorgen und Verdrießlichkeiten eines Proceſſes: was konnte er von dieſem Schritt erwarten? Zuweilen ſteigerte ſich ſeine innere Unruhe dermaßen, daß er aus Europa fliehen und im Urwald Nord-Amerika's ſich verbergen wollte. Dann dachte er an den greiſen Vater, an die kränkelnde Mutter, an die Möglichkeit der Bekehrung Florianens und der Gunſt Fortuna's; — auch dieſer Schritt war nicht zu thun! — Mehr denn je ſtürzte er ſich in das geſellige Leben, um ſich zu betäuben und um aus der Marterkammer ſeiner Gedanken heraus zu kommen. Mehr denn je ergoß er ſich in die Welt des Scheins, weil ihm ſein eigenes Sein unerträglich war, und in die Außendinge verloren kam ihm mehr und mehr Gott gleichſam abhanden, Gott und ſeine Seele — denn die ſind beide unzertrennlich.

Schwerkranke haben keinen Maßſtab für die Zeit.

Schwerkrank, geiſtiger Weiſe, war Dagobert und ein Jahrzehnt ſchien ihm verfloſſen, ſeitdem er ſich mit Maximilian auf das Glücksrad geſtellt hatte; — aber Maximilian war verſchwunden. War er bei ſeinem Vater, oder in Paris oder in Trieſt oder in einem andern Welttheil — man wußte es nicht, denn er ſchrieb nicht und kam nicht. Herr von Roſenſtern verſicherte, er ſei in Paris; aber Feodora und Floriane wollten es nicht glauben, weil er kein Lebenszeichen gebe und er hatte doch von Floriane Aufträge für Hellau bekommen, die ihr wichtig waren: er ſollte die Niederlaſſung der Krankenſchweſtern bei Pfarrer Edelholt betreiben; — und von Feodora nicht minder wichtige Toilettenaufträge für Paris: ſollte er das Alles vergeſſen haben? —

O nein! er hatte nichts vergeſſen, aber auch nichts beſorgt. Ihn langweilten die Puppenſpiele ſeiner Schweſtern. Ihn langweilte das Leben, das Treiben, die Welt, die Geſellſchaft, die unbefriedigende und ſtets erneuerte Jagd nach Gold, nach Freuden, nach Berauſchung. Ihn langweilten die Geſchäfte mit ihren Combinationen und Speculationen. Und doch ſtand er in dem Allen mitten darin und that genau Alles, was er zu thun hatte — und das war nicht wenig, da er das Haus ſeines Vaters mit ſeinen beiden Pariſer Schwägern und mit Herrn Frymar in London in Verbindung erhielt. Gewohnheitsmäßig und aus Thätigkeitsbedürfniß vollzog er ſeine Obliegenheiten; doch ſeine innerſten Gedanken gingen auf ganz andern Wegen: ſie waren mit gekränktem Zorn der Leidenſchaft bei Wendeline, ſie waren mit Eiferſucht bei Dagobert.

Dagobert aber ertrug nicht länger die Spannung, die ſeine Seelenkräfte verzerrte und verzehrte. Es wurde Frühling und Sommer; ſeine Lage blieb in jeder Beziehung dieſelbe. Da ſagte er zu Floriane, die im Begriff war nach Hellau zu gehen:

„Ich reiſe nach Paris.“

„Zur Botſchaft?“ fragte ſie lebhaft.

„Nein .... in eigenen Angelegenheiten.“

„Es thut mir leid, daß Ihnen kein diplomatiſcher Poſten zugewieſen wird.“

„Ich habe gleich auf meinem erſten Poſten in Bern ſehr ungeſchickt mich benommen und muß jetzt für dieſen Fehltritt büßen .... wer weiß wie lange! ich will dieſen unfreiwilligen Urlaub benutzen und in Privatgeſchäften nach Paris gehen. Es iſt mir zur fixen Idee geworden, für die ehemaligen linksrheiniſchen Beſitzungen meiner Familie, welche ſie durch die franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts verlor, eine Entſchädigung zu verlangen.“

„Mir ſcheint das hätten Sie, hätten Ihre Vorfahren längſt betreiben ſollen.“

„Meine Großmutter that es, doch ohne Erfolg und mein Vater hat ſeitdem ſtets behauptet, es ſei ganz und gar unmöglich bei den permanenten Umwälzungen in Frankreich eine Entſchädigung zu erhalten.“

„Worauf ſtützt ſich denn Ihre kühne Hoffnung?“

„Mein Gott! unſere ſchönſten Hoffnungen haben meiſtens ſehr ſchwache oder gar keine Stützen, Fräulein Floriane!“ rief Dagobert mit großer Bitterkeit: Man hofft, weil man lebt .... weil man ſich nicht entſchließen kann bei lebendigem Leibe zur Hölle ſich zu verdammen; denn das iſt der Ort, wo man nicht mehr hofft. Sie wiſſen was Dante ſagt“ .... —

„Dante!“ fiel Floriane ein: „laſſen Sie doch Dante ſagen was er wolle! Dichter ſind überſpannte Leute, ſobald ſie eine große Phantaſie haben und kindiſche Geſchöpfe ſobald ſie keine Phantaſie haben: folglich paßt von all’ ihrem Gerede, ſei es noch ſo ſchwunghaft oder noch ſo läppiſch, keine Sylbe auf die Wirklichkeit und auf uns.“

„Nennen Sie nur das, was in die Sinne fällt — Wirklichkeit?“

„O nein, Graf Dagobert!“ rief Floriane mit ihrem ſüßen falſchen Lächeln: „wie ſich die Dinge in der That verhalten — das nenne ich Wirklichkeit! und im fraglichen Falle verhält es ſich ſo, daß der Menſch hofft .... wenn er liebt.“

Sie entfernte ſich raſch, als wolle ſie eine Erklärung nicht hören und nicht weiter geben; aber ihre

Worte fielen wie erfriſchender Thau auf Dagoberts mattgequältes Herz. Er hatte ſich in das Blendwerk einer Entſchädigung für das längſt und gründlich Verlorene hineingearbeitet, um eine Beſchönigung ſeiner Reiſe nach Paris zu haben. Auf dieſe Hoffnung konnte ſich Florianens Wort nicht beziehen; ſo ermuthigte ſie ihn denn ganz entſchieden zu einer andern, und in ſeiner ſanguiniſchen Weiſe ſah er ſich ſchon der Erfüllung nah. Vielleicht benutzte Floriane ihren Aufenthalt in Hellau, um den Schritt zu thun, der eine Heirath möglich machte. Daß ſie in jüngſter Zeit mit Pfarrer Edelholt in Briefwechſel ſtehe, hatte ſie ihm geſagt. Freilich handelte es ſich nur um die Niederlaſſung der Krankenſchweſtern; aber wie Manches konnte dabei zur Sprache gebracht werden und Pfarrer Edelholt war nicht der Mann, der in dieſem Punkt etwas verſäumte. Genug, Dagobert reiſte in gehobener Stimmung ab und ein Telegramm verkündete in Bachheim ſeinen flüchtigen Beſuch. Er fand ſeine Mutter leidend und ſeinen Vater faſt erblindet; aber neben ihnen Wendeline, die wie ein Schutzengel das ganze Haus unter ihre Flügel nahm. Man brauchte ſie nur anzuſehen, um ſofort zu erkennen, welch' ein ſelbſtloſes, reines, opferwilliges Leben ſie führe. Den Inſtinkt dafür hatte Dagobert nicht verloren. Im Gegentheil! es regte ſich in ſeiner Bruſt eine große Freude, daß ein ſolches Weſen auf der Welt und bei ſeinen Eltern ſei und ein großer Schmerz, daß er Wendeline ſo unähnlich ſei, den Eltern ſo wenig Freude und Troſt bereite und im Hinterhalt einen Leidenskelch für ſie habe, der alles übertreffe, was ſie von Herzeleid ahnen konnten. Auf die Frage der Eltern nach der Veranlaſſung zu dieſer Reiſe, antwortete er mit einem diplomatiſchem Lächeln, er mache ſie in Geſchäften. Dadurch war jeder weiteren Frage vorgebeugt. Seine Idee wegen der Entſchädigung brachte er ſpäter vor.

„Ich hoffe," entgegnete ſein Vater, „daß dieſer ganz unbegreifliche Einfall keinen Theil der Geſchäfte ausmacht, welche Dich nach Paris führen; denn das wäre ungefähr ſo, als dächteſt Du daran in unſerm Mühlenbach einen Wallfiſch zu angeln: Was geſchehen konnte iſt zu einer Zeit geſchehen, wo man auf günſtigen Erfolg rechnen durfte .... und es war vergeblich."

„Ich habe manche Freunde in Paris, lieber Vater, und mit Geld kann man dort viel erreichen."

„Das Syſtem der Beſtechung ſpricht mich nicht an, Dagobert," verſetzte der Graf mit tiefem Ernſt: „ich weiß nicht ob es erlaubt iſt den Verſuch zu machen, durch unrechtmäßige Mittel zu einem rechtmäßigen Eigenthum zu kommen; aber es iſt ganz gewiß, daß dies Eigenthum uns durch den Umſturz aller Verhältniſſe verloren ging und daß es ebenſo unnütz iſt Anſprüche darauf zu erheben, als auf das Fortbeſtehen der alten Rechte der Reichsritterſchaft. Gieb Dich nicht ſolchen Illuſionen hin und vergeude nicht Dein Geld auf eine Weiſe, wo eine Million gegen Null ſteht."

Die Gräfin fragte viel nach ſeinen geſellſchaftlichen Beziehungen, nach den Verwandten und andern äußern Dingen; ſie war zu angegriffen und zu leicht ermüdet, um ein ernſtes Geſpräch wünſchen und führen zu können. Sie fand aber, daß er bleich und abgefallen ausſehe. Auf dieſe Bemerkung verſetzte Dagobert ſcherzend:

„Vergiß nicht, beſte Mutter, daß ich längſt ein Vierteljahrhundert hinter mir habe. Eine ſolche Laſt trägt ſich nicht leicht."

Mochte er aber ſcherzen und lachen und unbefangen über verſchiedene Fragen ſprechen, Wendelinens unbeſtechliches Auge durchſchaute den roſenfarbenen Flor, den er um ſein inneres Weſen zog, und mehr denn je zürnte ſie ſich ſelber, daß ſie, übermannt von aufwallender Empörung, jenes Abendgeſpräch mit Maximilian unterbrochen habe. Hätte ſie ihn ausreden laſſen, hätte ſie ruhig Fragen an ihn geſtellt, hätte ſie dann dasjenige abgezogen, was in Maximilians Aeußerungen der Leidenſchaft angehören mochte, ſo hätte ſie einen deutlichen Einblick in Dagoberts Seelenzuſtand gewinnen können. Jetzt klang beſtändig das ſchreckliche Wort „der armſelige Dagobert“ vor ihrem Ohr. Er hielt ſich nur drei Tage in Bachheim auf; ſie fand keinen Augenblick zu einem ungeſtörten Zwiegeſpräch mit ihm; doch bemühete ſie ſich einigen Troſt aus dem Umſtand zu ſchöpfen, daß Dagobert trotz ſeines kurzen Aufenthaltes zum Pfarrer ging und, gegen ſeine Gewohnheit, lange bei demſelben blieb. Sie wußte nicht, daß Dagobert dem Pfarrer Gelder von Floriane für die Krankenſchweſtern überbrachte.

Nachdem ſich Dagobert dieſes Auftrags entledigt hatte, ſagte er:

„Ich hoffe Sie finden mich nicht unbeſcheiden, Herr Pfarrer, wenn ich mir die Frage erlaube, ob Fräulein Illinger ſich jemals in einer Weiſe gegen Sie äußerte, welche eine Hinneigung zum Chriſtenthum verrathen hätte.“

„Das hat ſie nie gethan. Eine gewiſſe Neugier — ja! auch eine gewiſſe oberflächliche Theilnahme für vereinzelte Erſcheinungen in der Kirche. Aber ein Bedürfniß ſie im Ganzen und in der Wurzel zu faſſen — nein, das nie!“

„Und es iſt Ihnen nicht möglich geweſen auf dieſen allzu beweglichen Geiſt einen Einfluß zu gewinnen, der ihn in die Bahn des Chriſtenthums hineingelenkt hätte.“

„Nicht den mindeſten, beſter Herr Graf, denn

Fräulein Illinger bot mir dazu keine Handhabe. Sie ſchreibt, wie ſie ſpricht: ſie discurrirt kreuz und quer; ſie macht lauter Springerzüge; und ſchließlich ſagt ſie, ich mag nicht oder ich will nicht weiter gehen.“

„Alſo iſt das auch Ihre Erfahrung? ſie ſtimmt mit der meinen überein. Dennoch dürfen wir die Hoffnung auf ihre Bekehrung nicht verlieren.“

„Gewiß nicht! In spem contra spem: das iſt der Wahlſpruch der Kinder des Glaubens und der Erlöſung.“

„Und ich denke zuweilen, wenn Fräulein Illinger in Verbindung käme mit einem ſolchen Kinde des Glaubens, wie z. B. Wendeline iſt, ſo würde ihr das einen tieferen Eindruck machen, als Geſpräche und Lectüre. Meinen Sie nicht?“

„Es iſt möglich .... obſchon bei dieſem oberflächlichen Charakter nicht wahrſcheinlich.“

„Schlimmere haben ſich ſchon bekehrt, Hochwürden.“

„Ja, Herr Graf! große Sünder, ſtolze Geiſter, ſchwere Verbrecher, Seelen, die nach Wahrheit durſten, haben ſich bekehrt; in alten Zeiten häufig, weil damals die Charaktere im Allgemeinen energiſcher waren; in unſerer Zeit der moraliſchen Abmattung ſehr ſelten; und nun gar ſolche Weſen wie Fräulein Illinger, welche die ganze Welt als ein Spielzeug betrachten, das dem Reichthum und der Schönheit gehört und gebührt — die eigenen ſich am allerwenigſten dazu das Samenkorn der Wahrheit aufzunehmen. Die Ackerkrume iſt zu ſandig und zu ſteinigt: Oberflächlichkeit und Selbſtſucht widerſtehen der Bekehrung."

„Sie urtheilen ſehr ſtreng über Fräulein Illinger."

„Berichtigen Sie mein Urtheil, Graf Dagobert! es ſoll mich herzlich freuen. Ich kann nicht anders ſprechen als ich denke und ich denke, daß Fräulein Illinger keine großartig angelegte Natur iſt, die um jeden Preis nach der abſoluten Wahrheit ſucht und ringt; — und keine natürlich fromme Seele iſt, die durch Glaubensbedürfniß zur Wahrheit geführt wird. Hingegen ſcheint mir, daß ſie klug genug iſt, um wenigſtens zu ahnen, daß man, wenn man eine abſolute Wahrheit anerkennt, ſich ihr unterwerfen müſſe, daß deren Geſetze Schranken ziehen gegen die Zügelloſigkeit des Willens und gegen die Ausſchreitungen des Verſtandes, und daß dieſe Schranken, namentlich in Betreff des Willens, ungemein beläſtigen können."

„Ich widerſpreche nicht, Hochwürden! dennoch iſt Fräulein Illingers Bekehrung einer meiner lebhafteſten Wünſche und da ich glaube, daß gute Beiſpiele vom größten Einfluß ſind, ſo würde es mich glücklich machen, wenn Fräulein Illinger, die nächſtens nach Hellau kommt, mit meiner Familie in Verbindung treten würde .... und wenn Sie die Hand dazu bieten wollten.“

„Aber Letzteres iſt ja gar nicht nöthig. Sprechen Sie doch Ihren Wunſch Ihren Eltern aus.“

„Das kann ich nicht, denn meine Eltern würden Vorausſetzungen daran knüpfen, die ihnen .... nicht ſympathiſch ſind. Macht ſich aber die Sache durch Sie: ſo fällt der Verdacht weg, daß ich mich beſonders lebhaft wegen eines perſönlichen Zweckes für ſie intereſſire.“

„Allein es hätte doch ſeine Richtigkeit mit dieſer Annahme,“ ſagte der Pfarrer ruhig.

„Und es wäre wahrhaftig kein Verbrechen!“ rief Dagobert aufgeregt.

„Davon kann in Verbindung mit Ihnen nicht die Rede ſein,“ verſetzte der Pfarrer: „aber es widerſtrebt mir eine Sache gleichſam in meinen Schutz zu nehmen, die Ihren vortrefflichen Eltern peinliche Verwickelungen bereiten könnte.“

„Vielleicht würde ſie ihnen etwas noch Peinlicheres erſparen,“ erwiederte Dagobert beklommen.

„Wie ſo? .... Sie ſind doch nicht .... nein, unmöglich! Sie ſind nicht mit Fräulein Illinger verlobt!“ rief der Pfarrer mit lebhafter Theilnahme.

„Gewiß nicht,“ verſicherte Dagobert.

„Lieber Graf! laſſen Sie ſich nicht binden durch eine Feſſel der Leidenſchaft! .... halten Sie ſich frei!

bleiben Sie Herr über ſich ſelbſt!“ ſagte der Pfarrer warm und eindringlich und ergriff Dagoberts Hand, als wolle er ihn von dem nächſten Schritt zurückhalten.

Aber Dagobert mochte nichts weiter hören. Es hätte ihn nur beängſtigt, nicht beruhigt. Er antwortete mit kühlem Lächeln:

„Es iſt gar nicht von mir die Rede, Hochwürden, nur von Fräulein Illinger und deren Bekehrung zum Chriſtenthum und ich beklage aufrichtig, daß Sie Ihre Mitwirkung bei einer Veranſtaltung verſagen, die mehr wie jede andere einen günſtigen Erfolg verſprochen hätte.“

„Wenn es zum Heil dieſer Seele dient, ſo wird der liebe Gott ohne Zweifel den Mangel meiner Mitwirkung reichlich zu erſetzen wiſſen,“ erwiederte freundlich der Pfarrer und ſchrieb die Quittung über den Empfang des Geldes. Dann ging Dagobert fort und Pfarrer Edelholt ſprach zu ſich ſelbſt: Nein! das wäre kein Gatte für Wendeline. Es iſt beſſer, daß ſie ihre ſchöne Jugend in einem freudenloſen Leben opfert, beſſer, daß ſie einer einſamen, ungewiſſen Zukunft entgegen gehe, als an der Seite dieſes Dagobert mit ihm und durch ihn durch das Leben zu ſchwanken.

Dagobert verließ Bachheim mit ſchwerem Herzen, gepeinigt von der ſchauerlichen, ſtets wiederkehrenden

Frage: Wäre der Tod meiner Eltern nicht dem Herzeleid vorzuziehen, das ich ihnen möglicherweiſe bereite? — — Wendeline hatte ihm zu ſeinem größten Befremden zugeflüſtert, als ſie ihn zum Abſchied zur Thür begleitete:

„Wie ſtehen Sie mit Maximilian?“

„Was meinen Sie?“ ſagte er voll Schreck, denn er dachte an ſeine Geldverbindungen mit ihm.

„Genau das, was ich fragte!“ erwiederte ſie haſtig.

„Wir ſind die beſten Freunde.“

„Iſt er gewiß nicht falſch?“

„O Wendeline! wie können Sie mit Ihrem guten, reinen Herzen ein ſolches Mißtrauen gegen ihn hegen!“

Sie reichte ihm die Hand und ſchwieg. Sie hatte ihre Großeltern gebeten der Bewerbung Maximilians nicht gegen Dagobert zu erwähnen; ſie wolle es jenem überlaſſen es mitzutheilen oder es zu verſchweigen. Von ihrer Begegnung mit Maximilian im Park ſprach ſie zu Niemand, nicht einmal zu Pfarrer Edelholt, weil das letzte Wort ſo ſchrecklich klang, daß ſie ein furchtbares Geheimniß zu offenbaren fürchtete, wenn ſie es ausſpreche.

„Was treibt Dich denn in den ſummenden Bienenſchwarm hinein, der hier den Honig des Goldes zu gewinnen und zu genießen ſtrebt!“ mit dieſen Worten empfing Maximilian Dagobert ſehr kühl in Paris; — und faſt ebenſo kühl antwortete Dagobert, indem er ſich ermüdet in einen Lehnſtuhl warf:

„Das, was den ganzen Bienenſchwarm in Bewegung ſetzt.“

„Du willſt doch nicht etwa in irgend eine Speculation Dich einlaſſen?“

„Vielleicht doch.“

„Zur Botſchaft gehörſt Du alſo nicht?“

„Leider, nein!“

„Aber ſprich! wozu haſt Du Deine Studien gemacht, Deine Reiſen gemacht, Deine Kenntniß fremder Sprachen erworben, Dich für die diplomatiſche Laufbahn gebildet, wenn Du es jetzt nicht einmal dazu gebracht haſt Attaché bei einer Botſchaft zu werden! Secretär müßteſt Du ſein! .... Man iſt ungerecht gegen Dich.“

„Ich wünſchte einen Poſten in der Levante zu bekommen und der iſt vor der Hand nicht zu haben. Da beſuchte ich meine Eltern und kam hieher, um mich zu erkundigen, wie es ſteht mit Deiner großartigen Finanzoperation?“

„Lieber Freund, ich habe Dir geſagt, daß goldene Früchte nicht ſo ſchnell reiften wie Brombeeren. Sei ſo gut Dich zu gedulden, ich kann den Lauf der Dinge nicht beſchleunigen und nicht aufhalten.“

„Aber es wird bald ein Jahr ſeitdem die Sache unternommen wurde.“

„Sage richtiger: geplant wurde. Bevor eine ſolche Unternehmung in Gang kommt, vergeht einige Zeit. Du mußt Dich anderweitig beſchäftigen und nicht immer dem einen Punkt nachſinnen.“

„Aber von dem einen Punkt hängt die Ruhe meines Lebens, hängt meine ganze Zukunft ab .... meine Carriere nicht ausgenommen.“

„Bah! es iſt ein Unglück, wenn man ſich nur ſo nebenbei mit Geldgeſchäften befaßt! da meint man denn gleich, daß gerade von dieſer einen Speculation das Heil der Welt abhange.“

„Nicht das Heil der Welt — aber mein eigenes, meine Wohlfahrt, meine Stellung, mein Ruf, meine Ehre!“ .... —

„Hat man ſich hingegen wirklich den Geſchäften im großen Styl gewidmet, ſo hat man ſo viel verſchiedene Finanzoperationen angeknüpft, ſo vielſeitige und weitausſchauende Speculationen unternommen, in ſo tauſendfache Verbindungen ſich eingelaſſen, daß das Auge zu einem freien Ueberblick des Ganzen gleichſam gezwungen wird; denn, wenn es nur auf einem Punkt haften wollte, wie das Deine, ſo würde man auf den vereinzelten Glücks- oder Unglücksfall ein verſtörendes Gewicht legen, während man auf die Chance des Mißerfolgs vorbereitet ſein und Maßregeln getroffen haben ſoll, die ihn möglichſt unſchädlich machen, ſo daß er wenigſtens auf keinen Fall unſere geſchäftliche Reſpectabilität berührt. Da Du eine ſolche nicht nöthig haſt, ſo ſehe ich überhaupt nicht ein, weshalb Du lamentirſt.“

Mit ganz pedantiſcher Breite und Kälte hatte Maximilian ſein Syſtem dargelegt. Sehr beunruhigt erwiederte Dagobert:

„Ich ſtimme Dir im Princip ganz bei und Du darfſt mir glauben, daß ich tauſendmal den Schritt bereut habe, welcher mich in eine Arena ſtellte, in der ich mich auf keinen Wettlauf einlaſſen kann. Die Umſtände drängten mich dahin. Ich habe nun einmal das entſetzliche Unglück mich nie mit meinem Budget zurechtzufinden .... alſo bin ich auf ungewöhnliche Mittel angewieſen! daß dieſe glücken, iſt für mich keine Geſchäftsſache, ſondern eine Lebensfrage.“

„Gehört zu dieſen Mitteln auch Deine Bewerbung um Floriane?“ fragte Maximilian ſcharf.

„Ich habe mich nie um ſie beworben!“ rief Dagobert mit aufwallendem Zorn.

„Du warteſt nur ihre Bekehrung ab, um es directer Weiſe zu thun,“ verſetzte Maximilian ruhig: „indirect haſt Du es längſt gethan, haſt Dich längſt auf einen ſo eigenthümlichen Fuß mit ihr geſtellt, daß andere Bewerber wenig Luſt haben konnten Dir den Rang abzulaufen. Nun, es iſt ja ſeit vielen Jahren mein Wunſch und Floriane iſt klug genug, um nicht weiter zu gehen als ſie will! da Du aber von ungewöhnlichen Mitteln ſprachſt, ſo machte mich das ſtutzen.“

„Ich hatte nur meine elenden Finanzverlegenheiten im Sinn,“ verſetzte Dagobert mißmuthig; weil Alles ganz richtig war, was er über ſein Verhältniß zu Floriane hören mußte.

„Haſt Du denn wirklich eine ganz tolle Verſchwendung getrieben?“ fragte Maximilian.

Er hatte nie ſo gefragt; er hatte nie die Veranlaſſung geboten, daß ſich Dagobert über dieſen Punkt gegen ihn ausſpreche, weil ihm dies Vertrauen läſtig werden konnte. Jetzt aber ſchien es ihm rathſam ſich Aufklärung zu verſchaffen und mit Dagobert war es dahin gekommen, daß es ihm ſchon eine Erleichterung gewährte das zu thun, was er ſonſt immer mit zarter Scheu gemieden hatte: dem reichen Freunde einen klaren Einblick in ſeine folternden Geldnöthen zu geſtatten. So erfuhr denn Maximilian Alles und begriff, daß Dagobert allerdings gezwungen ſei, ſeine ganze Hoffnung auf den einen glücklichen Wurf zu ſetzen; denn nur in dieſem Fall war Bachheim zu retten. Mißlang der Wurf, ſo war Bachheim verloren. Entweder verkaufte es der alte Graf von Wianden, um ſeines Sohnes Schulden zu decken — und dann war die ganze Familie am Bettelſtab; oder er verkaufte es nicht — und dann trug Dagobert die Schmach unbezahlbarer Schulden, ſo daß an irgendeine Carriere nicht zu denken und ſeine ganze Exiſtenz ruinirt war. Das Alles hörte Maximilian und durch ſeine Seele ging nur ein Gedanke: Und dieſen leichtſinnigen, oberflächlichen Menſchen, der, wenn es der geſellſchaftliche Ton erlaubte, mit Freuden eine Ehe mit einer Jüdin ſchließen würde — den liebt dieſe Wendeline! denn in dem Blitz ihres Auges, im Vibriren ihrer Stimme lag der Zorn gekränkter Liebe! .... Sie mußte ihn verachten, ihn haſſen, wenn ſie Alles wüßte .... Aber man weiß nichts in Bachheim .... die zunehmende Erblindung des Grafen, die Krankheit der Gräfin, der Proceß, der die Gräfin Sierra Blanca in England feſthält: das Alles macht Bachheim zu einer einſamen Inſel im Ocean. Man weiß dort nicht, was in der Welt vorgeht. — Das dachte er, während Dagobert ſeine Leidensgeſchichte, die traurigſte, die ſelbſtverſchuldete, vor ihm ausſtrömte und mit den Worten ſchloß:

„Jetzt wirſt Du meine Unruhe begreifen, denn der Mißerfolg der Speculation ſtempelt mich zum Verbrecher am fremden Eigenthum.“

Die Seinen hätten einſtimmig ausgerufen: Nicht der Mißerfolg macht das Verbrechen aus, ſondern die Sache an ſich! — aber Maximilian begnügte ſich zu ſagen:

„Welche raſende Unvorſichtigkeit.“

Dagobert aber, theils geſtachelt und theils abgeſtumpft im Gewiſſen, rief in großer Aufregung:

„Du begreifſt meine Spannung! .... ich kann ſie nicht ertragen mit den Händen im Schooß .... ich muß etwas unternehmen, was meine Gedanken ablenkt .... wenigſtens ſie theilt. Ich hatte gehofft die Entſcheidung werde früher eintreten und werde günſtig ſein. Je mehr ſie ſich verzögert, deſto mehr fürchte ich den Mißerfolg. Dieſe Furcht könnte mich wahnſinnig machen. Ich muß mich zerſtreuen, muß nach anderer Seite Hoffnung ſchöpfen .... Hoffnung, dieſe Lebensluft, die mir jetzt auszugehen droht. Gib mir alſo einen Rath oder, wenn Du das nicht willſt, ſchlage mir etwas vor, wodurch ſich mir eine Chance des Glücks öffnen kann. Ich habe noch einige tauſend Gulden: läßt ſich damit nichts unternehmen?“

„Und wenn ſie verloren gehen — was dann? .... Soll dann Floriane, gleichviel ob Jüdin oder Chriſtin, die Breſche des guten Namens und der Kaſſe ſchließen?“ fragte Maximilian eiſig.

„Du biſt ein falſcher, ein boshafter Freund!“ brauſte Dagobert auf.

„Nie verdiente ich dieſen Vorwurf weniger als jetzt,“ verſetzte Maximilian kaltblütig: „ich zeige Dir, wohin es mit Dir kommen kann, theils um Dich zu warnen, theils um Dir begreiflich zu machen, daß dies nicht die Art iſt, um Floriane zu gewinnen. Warum willſt Du nicht jetzt frank und frei Dich um ſie bewerben? Thuſt Du das und iſt ſie Dir ſo geneigt wie ich es glaube, ſo läßt ſie ſich taufen, Du heiratheſt ſie und biſt all Deiner Aengſte in der Gegenwart und für die Zukunft quitt. Dies iſt mein Vorſchlag und ich finde ihn in Deinen Verhältniſſen viel annehmbarer, als wenn ich Dir vorſchlüge Actien zur Gründung eines Gaſthofs oder einer Waſſerheilanſtalt ꝛc. ꝛc. zu nehmen.“

„Wo iſt Floriane?“ fragte Dagobert haſtig: „Als ich Wien verließ war ſie ſchon ſeit vier Wochen zu ihrer Schweſter nach Berlin gereiſt.“

„Und in dieſen Tagen iſt ſie in Ems bei Conſtance eingetroffen, welche die Cur dort brauchen ſoll. Du thuſt alſo am Beſten Dich nicht hier aufzuhalten, ſondern ſtante pede nach Ems zu gehen. Da haſt Du einige Wochen vor Dir, um Deine und Florianens Angelegenheit auf’s Beſte zu Ende zu führen. Für Geldgeſchäfte biſt Du nicht organiſirt, biſt viel zu reizbar und heißblütig und gar nicht im Stande einen Unfall mit Gelaſſenheit zu ertragen, was eine ungeheuere Schwachheit iſt. Sorglos in den Tag hineinleben, das Geld mit beiden Händen zum Fenſter hinauswerfen, unbekümmert ob es und woher es komme: das iſt Dein Fach. Kannſt Du das, ſo biſt Du ein charmanter Menſch, bewandert in allerhand Wiſſenſchaft, Bildung und Anſtand, und befähigt eine Depeſche in verſchiedenen Sprachen auf's Feinſte verzwickt zu ſchreiben. Du ſiehſt, ich ſchätze Deine Verdienſte."

„Nach Gebühr!" ſetzte Dagobert mit einem traurigen Lächeln hinzu: „aber Du haſt Recht: ich bin ſo, wie Du ſagſt."

„Vergiß nicht, daß ich geſagt habe: ſehr liebenswürdig. Das iſt auch etwas werth. Mache das geltend bei Floriane. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Ihr Euch verſtändigt. Dann iſt Dir gründlich geholfen und ſie wird Gräfin von Wianden."

Maximilian war ganz aufrichtig, indem er ſo zu Dagobert ſprach. Nebſtdem hatte er frelich die Hoffnung, daß Wendeline leichter zu gewinnen ſein werde, wenn Dagobert vermält ſei. Dieſer folgte dem Rath, hielt ſich nur einige Tage in Paris auf und ging nach Ems, ohne auch nur im Entfernteſten an ſeine Entſchädigungsidee gedacht, viel weniger für ſie gewirkt zu haben. So hohl und zuſammenhangslos rollten ſich die Gedanken durch ſeinen Kopf. Jetzt richteten ſie ſich auf Floriane und er ſchöpfte Muth und Zuverſicht aus der Ruhe, mit welcher Maximilian dieſe Angelegenheit betrachtete.

Verlobung.

„Sieh da! Graf Wianden!“ rief eine Stimme mit freudigem Klang, als er am Morgen nach ſeiner Ankunft in Ems im Gewühl der Promenade erſchien und ſich langſam Bahn brach, rechts und links umherſpähend. Auf einer Bank neben dem Muſiktempel ſaß Floriane und Conſtance und die erſtere hatte ihn ſogleich mit ſcharfem Blick wahrgenommen. Er ſetzte ſich zu ihnen und Conſtance ſeufzte:

„Sind Sie auch zu einer Cur verurtheilt?“

„Das Urtheil einer Brunnencur iſt leicht zu ertragen, Miſtriß Frymar, denn es lautet auf Leben und Geſundheit,“ verſetzte Dagobert.

„Iſt aber doch eine mühſame Sache! Morgens ſpazieren gehen, Nachmittags ſpazieren gehen, Abends ſpazieren gehen — das iſt keine Kleinigkeit!“

„Ich finde es reizend!“ ſagte Floriane lächelnd: „ich beſteige mit dem größten Vergnügen Morgens und Abends dieſe grünen Hügel und athme die friſche Waldluft ein .... nur die Promenade am Brunnen langweilt mich.“

„Die gefällt mir noch am Beſten,“ ſagte Conſtance; „da ſind überall Bänke und man hört bequem der Muſik zu.“

„Eine ganz neue Art des Spazierengehens!“ rief Dagobert lachend.

„Wo haben Sie denn Ihren Brunnenbecher — das Wahrzeichen eines Curgaſtes,“ ſagte Floriane.

„Glauben Sie wirklich, daß ich wegen einer Cur hier bin?“ fragte Dagobert ernſt.

„Sie haben mir keine Veranlaſſung gegeben etwas Anderes zu glauben,“ erwiederte ſie, erhob ſich und ſagte: „Jetzt, Conſtance, der letzte Becher.“

Es wollte Dagobert ſcheinen, als habe Floriane nicht mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit geſprochen und er nahm ſich vor, die nächſte Gelegenheit wahrzunehmen, um ſich zu erklären und ſie um eine beſtimmte Antwort zu bitten. Inzwiſchen war er immer an ihrer Seite, und obſchon Conſtance und Floriane eine Menge Leute kannten, wußte er ſiegreich dieſen Platz zu behaupten.

Sie waren einmal in großer Geſellſchaft auf dem Wintersberg geweſen, die Kränklichen — zu denen Conſtance ſich zählte — in kleinen niedrigen mit Maulthieren beſpannten Kaleſchen; Andere, die das Bergſteigen ſcheuten, zu Eſel; die Geſunden und Rüſtigen zu Fuß. Dieſe bunt zuſammengeſetzte, muntere Caravane, vergrößert durch eine Schaar von Eſeltreibern in blauen Blouſen und rothen Mützen, gruppirte ſich in einzelnen Bildern unter dem ſchönen Laubholz.

„Wir ſpielen den „Sommernachtstraum!“ rief Floriane: „allerhand Feen- und Elfen- und ſonſtiges phantaſtiſches Geſindel zieht in die grüne Bergeinſamkeit.“

„Und Titania führt den Zug,“ ſagte ein junger Mann, der ſich vergebens bemühete Gnade in Florianens Augen zu finden.

„Sie denken mir keine ſchöne Rolle zu!“ rief ſie lachend: „die arme behexte Titania, die Zettels Eſelskopf mit Roſen bekränzt! Nein, davor will ich mich hüten.“

Sie entfloh vor ſeiner Verlegenheit, lief zu Dagobert und ſagte:

„Schauerlich was man für Dinge herunter würgen muß, die für Artigkeit gelten ſollen! Ich denke mir, ſo müſſen etwa unpräparirte indianiſche Vogelneſter ſchmecken. Ich lobe es an Ihnen, daß Sie mich nie mit dergleichen Faſeleien beläſtigten.“

Sie ließ ihm nicht Zeit zu einer Antwort und ſchwebte leicht wie ein Elf bald zu dieſem und bald zu jenem und an Allen vorüber.

Man trat den Rückzug an auf einem Wege,

der durch eine ſo ſtille, dunkele Waldpartie, über eine ſo einſame Waldwieſe führt, als ſei man zehn Stunden von jeder menſchlichen Wohnung entfernt, während nach zehn Minuten ſchon die nächſte Wendung den Blick in das Lahnthal und auf die Eiſenbahn öffnet, und bald darauf auch ſchon die erſten Häuſer von Ems am Ufer der Lahn, hochüberragt vom Concordia-Thurm ſich zeigen.

„Hier gefällt es mir!“ ſagte Floriane plötzlich auf der Waldwieſe zu Dagobert: „ſehen Sie nur wie ſich der Zug gut ausnimmt.“ Sie trat zur Seite und ließ die Wägelchen, die Reiter, die Fußgänger vorüberziehen, was ziemlich ſchnell ging, da der Weg ſtark bergab läuft. „Iſt es nicht ein Bild des Lebens?“ ſagte ſie plötzlich ernſt: „ſo bunt, ſo rauſchend . . . . aber bergab! und die nächſte Wendung und der abendliche Schatten . . . . und Alles iſt verſchwunden.“

„Nein! nicht in dieſem Strudel ſoll das Leben untergehen!“ entgegnete Dagobert: „Es gibt ein ernſtes Glück, ein wahrhaftes Glück, Floriane, und ich möchte es Ihnen bieten, wenn ich hoffen darf, daß Ihr Herz mit dem meinen einverſtanden iſt.“

„Haben Sie die Kluft vergeſſen, die uns trennt?“ fragte ſie mit einem Anflug von Wehmuth.

„Ich glaube, daß ſie ſich in demſelben Augenblick überbrücken wird, wo Sie zu dem Entſchluß kommen mir Ihre Liebe und Ihre Hand zu ſchenken: die Vernunft wird dieſe Brücke ſchlagen und es Ihnen klar machen, daß die Einheit der Herzen und aller Intereſſen des Lebens, nach keiner Seite hin eine Trennung verträgt. Das ſage nicht ich allein! Sie könnten mir Befangenheit vorwerfen. Maximilian ſagt es ebenfalls .... denn er iſt es, der mich hauptſächlich zu dieſem Schritt ermuthigt hat, indem er behauptete, daß die Freundſchaft, die ſeit Jahren zwiſchen uns beſteht — Liebe ſei. Er hat Recht inſofern es mich betrifft. Was ſagen Sie?"

„Iſt ein gewiſſer ſympathiſcher Zug, der mich mehr zu Ihnen, als zu irgendeinem Menſchen hinführt — Liebe?"

„Was ſonſt könnte es ſein, Floriane?"

„Ich weiß es nicht .... ich frage Sie."

„Wenn ich entſcheiden ſoll, ſo ſag' ich Ja."

„Und nichts ſteht unſerer Verbindung entgegen? .... Ihren Eltern bin ich willkommen?"

„Als liebe Tochter! — Darauf können Sie Sich verlaſſen. Der Act Ihrer Bekehrung überſtrahlt weit jeden Wunſch, den meine Eltern ſonſt etwa gehabt hätten. Je früher er eintritt, deſto glücklicher machen Sie mich, deſto näher iſt der Augenblick, der uns auf immer verbindet."

„Vergeſſen Sie nicht, daß ich keinen andern Beweggrund habe mich taufen zu laſſen, als den, daß es Ihr Wunſch, daß es die Bedingung unſerer Verbindung iſt. Meine Geſinnung, meine Denkungsart, meine Handlungsweiſe werden alſo nicht berührt und folglich nicht verändert werden. Ob ich, Floriane Illinger, die Jüdin oder Floriane von Wianden, die Chriſtin heiße — immer werde ich dieſelbe Floriane ſein.“

„Laſſen wir das! die Wirkung der Taufe iſt unberechenbar und die des guten Beiſpiels ebenfalls. Im Schooß meiner Familie werden Sie nicht blos Chriſtin heißen, ſondern ſein. Der Kreis der Meinen und mein alter edler Name — dies iſt das Einzige, Floriane, was ich Ihnen zu bieten habe; allein ich glaube es wiegt Ihre Millionen auf.“

„Warum haben Sie nicht längſt ſo offen geſprochen!“ rief Floriane: „Warum nicht vor zwei Jahren in Beau rivage! .... Dort hätte ich in aller Stille mich taufen laſſen können und dieſer Schritt, der mich beunruhigt, wäre ſchon lange zurückgelegt.“

Dagobert konnte nicht ſagen, daß er damals auf Wendelinen's Hand gehofft habe. Er verſetzte:

„Sie waren damals der Ehe vollkommen abgeneigt und ſchwärmten für die ſtolze Unabhängigkeit, die Sie durch Ihr Vermögen zu beſitzen wähnten“ .... —

„Und der ich umſomehr herzlich müde bin,“ rief ſie lachend, „als dies Vermögen mich in die Abhängigkeit von tauſend kleinen Verpflichtungen bringt. Da iſt es doch ein Erſatz, wenn man auch zugleich durch die Liebe abhängig wird.“

Dagobert nahm ihre Hand und fragte:

„Darf ich ſie behalten?“

Floriane drückte leicht Dagoberts Hand, zog langſam die ihre zurück und ſagte zögernd:

„Nicht hier darf davon die Rede ſein .... auch nicht vor Conſtance! in Hellau oder ſonſtwo in der Stille und Einſamkeit wollen wir das Nähere beſprechen .... jetzt aber unſere Geſellſchaft einholen.“

Das war bald geſchehen — und aus dem reinen Duft der Waldwieſe und der erquickenden Friſche des Sommerabends, zog man in die erſtickende Atmoſphäre des Curſaals hinein, der von Gaslicht flammte, von Muſik dröhnte, von Menſchen wimmelte. Dagoberts von Freude überſtrömendes Herz fühlte ſich beengt in dem heißen, glänzenden Gewirr. Er verließ den Saal und wandelte lange auf und nieder in der einſamen rothen Kaſtanienallee längs dem Ufer der Lahn. Da überdachte er die glückſelige Wendung ſeines Schickſals, ſeine Erlöſung von aller Sorge, ſeine geſicherte Zukunft. Mochte jetzt Maximilian's Speculation gelingen oder nicht, Herr Illinger sen. machte die Schulden auf Bachheim zum Heirathsgut ſeiner Tochter, die Verbindlichkeiten eines etwaigen Mißerfolgs ließen ſich allmälig decken und Floriane, die glückbringende Fee, wurde Chriſtin, wurde ſein Weib und die geliebte Tochter ſeiner Eltern. Er ſchwelgte in dieſen aus Gold und Roſen gewebten Zukunftsträumen und alle Sterne, die am Himmel blinkten und alle Gasflammen, die durch das dunkle Laub der Bäume blitzten und in der ſtillen Lahn ſich ſpiegelten, kamen ihm vor wie Freudenfeuer, welche Erde und Himmel in Harmonie mit ſeiner Stimmung anzündeten.

Es war nun zwiſchen ihm und Floriane ein ſtilles Einverſtändniß, ohne daß jenes Geſpräch wieder berührt wurde. Floriane fühlte ſich ſehr zufrieden mit ihrer Wahl. Dagobert war eine ſo angenehme Erſcheinung, ſeine Haltung, ſein Benehmen, ſein Geſpräch, ſein ganzes Weſen waren ſo gewinnend und dabei ſo vornehm, ſeine Bildung ging ſo weit über das Durchſchnittsmaß hinaus, ſeine Familie war ſo geachtet und in ſo guten geſellſchaftlichen Verbindungen, daß ein ſolcher Gemahl ihren Anforderungen mehr entſprach, als ein anderer, deſſen Hauptverdienſt im Reichthum beſtand. Die Laune der Eheloſigkeit hatte ſie längſt fallen laſſen; Dagobert war ihr ſeit Jahren zugethan; — wäre nicht der Umſtand der Taufe geweſen, ſo hätte ſie ſich vollkommen glücklich gefühlt. Unterdeſſen ſchob ſie dieſen unbehaglichen Gedanken bei Seite und ſprach zu ſich ſelbſt: Nun, das wird ſich ſchon ertragen laſſen, da ich mich von Anfang an gegen jede ſublime Anforderung wehren werde, weil das Sublime meiner Naturanlage gründlich widerſpricht. Einſtweilen will ich die angenehme Gegenwart genießen und mich des Gedankens freuen von einem ſo liebenswürdigen Mann geliebt zu werden und ihn glücklich zu machen.

„Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend — immer ſieht Floriane königlich vergnügt aus!“ ſagte Conſtance kläglich zu Dagobert.

„Warum ſollte ſie anders ausſehen?“ fragte Dagobert: „Sie freut ſich des Lebens, das Jugend und Schönheit ihr bereiten.“

„Bin ich alt? bin ich garſtig? . . . . O nein!“ ſeufzte Conſtance melancholiſch.

„Sie haben bereits den Ernſt des Lebens kennen gelernt, Miſtriß Frymar, und dann verliert man leicht den unbefangenen Frohſinn der Jugend,“ verſetzte Dagobert mit großem Ernſt.

„O wie gut verſtehen Sie mich! Ja, ſo iſt es . . . . der Ernſt des Lebens drückt mich. Sie tröſten mich, Sie guter Graf. Sie haben das Richtige erkannt. Floriane behauptet meine Schwermuth ſei nur die Maske der Langweil. Aber was weiß Floriane vom Ernſt des Lebens!“

Dieſe Klage führte Conſtance auf einem Eſel ſitzend, der ſie zur geringen Anhöhe hinauftrug auf welcher das Schweizerhaus liegt, wo ſie frühſtücken wollte und wo Floriane ſchon zu Fuß mit einigen andern Perſonen angelangt war und Alles bereitet hatte.

„Sehen Sie nur .... dieſe unbegreifliche Fröhlichkeit!“ ſagte Conſtance als Floriane ihnen oben entgegen kam lächelnd, ſcherzend, ſtrahlend, ganz dazu geeignet einen jungen Mann zu bezaubern.

„Gönne mir doch dies Glück!“ rief Floriane.

„O gern! allein ich möchte es ebenfalls genießen.“

„Liebe Conſtance, das iſt unmöglich! es iſt eben mein Glück.“

„Und warum kann es nicht auch das meine werden?“

„Weil .... weil“ .... rief Floriane lachend, „weil Du unter einem andern Stern geboren biſt.“

„Iſt das nun eine vernünftige, verſtändliche Antwort?“ ſagte Conſtance zu Dagobert: „Nein! Niemand verſteht mich ſo gut wie Sie. Der Ernſt des Lebens .... das iſt es! der drückt mich!“ —

Dagobert hatte Mühe nicht zu lachen, denn

Floriane hatte ganz Recht: Constance, wie ſo viele Frauen in ähnlichen Verhältniſſen, langweilte ſich, weil ſie ſich nicht zu beſchäftigen wußte und gerieth aus Langweil in eine trübe Stimmung. Sobald man ſie unterhielt vergaß ſie alle Schwermuth und ſie verlangte nicht viel zu ihrer Unterhaltung; es genügte, daß man von Toiletten, von ihren eigenen, um ſie zu bewundern, von fremden, um ſie zu bekritteln, mit ihr ſpreche.

Floriane aber fand ihr Einverſtändniß mit Dagobert doppelt reizend, weil es ihr Veranlaſſung zu ſcherzhaften Aeußerungen gab, deren Sinn niemand verſtand, als er und ſie.

„Daß eine ſolche Zeit zu Ende gehen muß!“ ſagte ſie am Vorabend ihrer Abreiſe zu Dagobert: „es war die glücklichſte meines Lebens.“

„Ich ahne doch eine noch glücklichere,“ verſetzte er.

„Wenn der Erfüllung unſerer Wünſche und Hoffnungen nicht immer ein gewiſſes bitteres Etwas beigemiſcht wäre, das nach Enttäuſchung ſchmeckt, ſo könnten Sie Recht haben. Jetzt bezweifele ich es. Doch vielleicht trübt der ſteile Berg, den ich jetzt zu erklimmen habe, mir die Ausſicht in eine lachende Zukunft.“

„Nehmen Sie es nicht ſo ſchwer, Floriane. Ein tröſtender Glaube erwartet Sie, und von einer

Neophitin begehrt man nicht die Vollkommenheit der Heiligen.“

„Ich habe mir vorgenommen ganz einſam in Hellau zu leben bis der gewiſſe Akt überſtanden iſt, den der Pfarrer von Bachheim, mit dem ich anderweitig in Verbindung bin, hoffentlich übernimmt. Meine Schweſtern und Freundinnen ſind ſämmtlich überſättigt von Hellau; ich habe alſo keinen Beſuch zu fürchten. So bleibt die Sache geheim bis zu unſerer öffentlichen Verlobung .... und dann beſpreche die Welt auf Einmal das ganze Ereigniß .... nicht wahr?“

Dagobert war damit einverſtanden. Er bat nur Floriane möge ihm melden, wann die Taufe vorüber ſei und möge den Akt möglichſt beſchleunigen; je weiter ſie ihn hinausſchiebe, um ſo ſchwerer werde er ihr fallen und um ſo ferner ſei er von ſeinem Glück.

Dagobert ging zunächſt nach Bachheim mit der Abſicht dort die Gemüther etwas vorzubereiten auf ſeine Verlobung mit Floriane. Aber ſo wie er den Fuß auf die Schwelle dieſes ernſten Hauſes ſetzte, ſo wie er vor deſſen Bewohnern erſchien, die nie für etwas Anderes gelebt hatten, als für die Erfüllung ernſter Pflichten, ſank ihm der Muth. Hätte er wenigſtens für Floriane eine jener heftigen Leidenſchaften gehabt, welche ſich für unüberwindlich und dadurch für berechtigt hält manche Schranke zu überſpringen: das wäre verkehrt geweſen, aber doch eine Erklärung der Sache. Allein das war nicht der Fall. Er war nicht beherrſcht, nicht hingeriſſen von Floriane. Er vergaß nicht die Welt, nicht deren Anforderungen und Verhältniſſe neben Floriane. Er war keineswegs ſo umſtrickt von dem Verlangen nach ihrem Beſitz oder ſo erfüllt von dem Wunſch ihrer Bekehrung, daß er dafür bereit geweſen wäre zu kämpfen, zu ringen. O nein! ſo war es nicht! Floriane gefiel ihm, ſie war äußerſt reizend und liebenswürdig, ihm ſchmeichelte der Vorzug, den ſie, die Gefeierte und Vielumworbene ihm gab; freilich wäre der Gedanke ſie zu verlieren ihm bitterer geweſen als der Tod. Doch warum? — Dagobert erſchauerte und wendete ſich von der Antwort ab. —

Nun ſtand er wieder vor Wendeline. Sah er in ihr tiefes, unergründliches und doch ſo reines Auge, ſo ſtritten zwei Empfindungen in ſeiner Bruſt: in ſeinem Gewiſſen fühlte er ſich durch den Gegenſatz zu ihr gerichtet — und in ſeinem Vertrauen zu ihr ſo ſtark, daß er ſie gern zu ſeiner Fürſprecherin bei den Eltern gemacht hätte. Doch das iſt nicht möglich! ſeufzte er: denn es gab ja eine Zeit, wo ſie Dagobert, den Dagobert ihrer Herzensträume geliebt hat. Er fand ſeine Mutter außerordentlich leidend und ſo ſchwach, daß ſie das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Er hörte, daß Claudia nicht kommen werde, weil Salvator ſchwer erkrankt ſei. Er ſah ſeinen alten Vater, ja, ganz Bachheim auf Wendeline angewieſen: ſeine Eltern, Mimi Hellſtätt, die Dienſtboten, die Dorfbewohner — Alle wendeten ſich an ſie, Alle hatten ſie nöthig, ein Jeder in ſeiner Weiſe und für einen Jeden war ſie, that ſie, ſagte ſie das, was am zweckmäßigſten war. Die Glöcknerstochter aus dem Kloſterhof war Schutzpatronin von Bachheim geworden und immer die einfache Wendeline geblieben. Die arme Leocadie, in der Verſtimmung der langen Krankheit, hatte launenhafte Anfälle, die ſich immer nur gegen Wendeline richteten. Mimi glaubte ſich zuweilen beeinträchtigt und verdunkelt durch Wendeline und machte ihr Vorwürfe. Sie nahm das hin, wie ſie das Lob des alten Grafen hinnahm, mit friedlichem Gleichmuth. Dagoberts Gedanken verſuchten einmal Floriane in dies Haus, in dieſen Kreis der Pflichten zu verſetzen. Da erſchrack er und ließ geſchwind den Vorhang vor dem Bilde fallen, denn eine Floriane paßte nicht hinein.

„Wendeline iſt von einer ganz niederdrückenden Vollkommenheit für meine Armſeligkeit,“ ſagte er einmal zu ſeinem Vater und dieſer erwiederte:

„Nicht drückend, ſondern erhebend iſt ſolch’ ein Weſen und mir gewährt ſie namenloſen Troſt. Nicht deshalb, weil ſie mein Auge, mein Stab und meine

Hand iſt — das gehört in eine andere Sphäre, in die der zärtlichſten Dankbarkeit; — aber weil ſie mehr und mehr ſich übt aus Liebe zu Gott die Selbſtſucht zu überwinden. Das gibt ihr dieſe ſchöne Freiheit des Herzens, die nicht den unbeſtändigen Antrieben der Eigenliebe folgt, ſo daß ſie, wie Antigone zu Ismene, nur in einem andern Sinn, ſagen darf: „Du wählteſt Leben und ich wählte Tod.“ Wendeline wählt täglich von Neuem den Tod aller ſelbſtſüchtigen Liebe, die nun einmal die ſpecielle Wucherpflanze in den armen, armen Menſchenherzen iſt.“

Dagobert war zermalmt. Ihm war als ſpreche dieſe neue Antigone trauernd zu ihm: „Du wählteſt Leben.“ Ja, er wählte Leben und was für ein Leben! — Das Leben der Welt, das Leben des Scheins, das Leben der Irdiſchgeſinnten. Ihm war zu Sinn, als müſſe er in ſeinem Gewiſſen Licht und Frieden herſtellen, zum Pfarrer Edelholt flüchten und vor dem Stellvertreter Gottes ſich anklagen der maßloſen Zerrüttung ſeines innern und äußern Lebens. — Doch was wäre damit gewonnen? ſprach er dann wieder ganz erſchlafft: ich muß meine Exiſtenz fortſetzen und folglich muß ich Geld haben und muß Floriane heirathen .... ſo bald wie möglich. Ohnehin iſt mein Gewiſſen ganz ruhig, wenn ich glücklich bin und nur dann, wenn die Möglichkeit eines Unglücks mir vorſchwebt, quält es mich. Die Qual wird alſo mehr von der Phantaſie, als vom Gewiſſen ausgehen. — Er hätte auch ſagen können: So abgeſtumpft iſt es! — Doch das fiel ihm nicht ein. Er war acht Tage in Bachheim, als er die erfreuliche Kunde erhielt, in München ſei ein Poſten frei.

„Du haſt alſo nicht mehr Deine levantiniſchen Grillen?“ fragte ſein Vater.

„Ich nehme was ſich darbietet,“ erwiederte Dagobert, im Stillen herzlich froh, daß er unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht in die Levante zu gehen brauchte.

Seine Eltern freuten ſich der größeren Nähe von München und die Gräfin legte beſonders hohen Werth darauf.

„Denn,“ ſagte ſie, „der Tag iſt nicht fern, wo Du eilen mußt, wenn Du Deine Mutter noch unter den Lebenden finden willſt.“

Er wollte ihr die trübe Ahnung ausreden; aber er theilte ſie, und als er das Haus verließ dachte er mit ſchneidendem Schmerz: Wie und wann werde ich es wieder betreten? — Er war einmal in Hellau geweſen, wo man Floriane täglich erwartete. Aber ſie kam nicht und er mußte nach München gehen ohne die Gewißheit, daß Floriane in der bewußten Abſicht mit Pfarrer Edelholt in Verbindung getreten ſei.

„Sind Sie denn jetzt recht zufrieden und ruhig?“ fragte Wendeline ihn, als er Abſchied nahm.

„Sie ſtellen immer ſo tiefgreifende Fragen, Wendeline, daß die Antwort nicht leicht iſt,“ entgegnete er.

„Mir ſcheint dieſe Frage ſehr einfach, lieber Dagobert und ſehr natürlich, denn wir haben Sie ſehr lange in Mißbehagen und Unruhe geſehen. Werden dieſe jetzt ſchwinden? dieſe Frage können Sie doch wohl beantworten.“

„Ob mit Ja — das iſt zweifelhaft! ob mit Nein — das würde mich ſelbſt erſchrecken! — Mein Leben, Wendeline, und all' meine Beſtrebungen ſind voll Unruhe. Das bringt die Welt ſo mit ſich.“

„Doch kann man dabei Ruhe in der Seele, Ruhe im Gewiſſen haben, Dagobert.“

„Wer iſt ſo vollkommen, daß ſein Gewiſſen ihn nie beunruhigte!“ rief er aufgeregt.

„Zwiſchen nie und immer liegen tauſend Stufen,“ entgegnete ſie ſanft.

„Was halten Sie denn aber eigentlich von mir!“ rief er abbrechend, halb gekränkt, halb erſchüttert.

„Daß Sie wenig glücklich und nicht auf dem Wege ſind, um es zu werden, lieber Dagobert,“ antwortete ſie und ihr Ton, ihr Blick waren ſo traurig und ſo liebreich, daß er gern ihr zu Füßen gefallen wäre und ſeine Leiden ihr offenbart hätte.

Doch daß Floriane in dies Leiden verwebt war — das hielt ihn zurück. Er überwand das heiß aufwallende Gefühl und ſagte gezwungen ſcherzend:

„Seit wann geben Sie ſich mit Prophezeihung ab? ich geſtehe, daß ich nicht an ſie glaube.“

Wendeline zerdrückte die Thräne, die ihr dunkles Auge mit Silberſchimmer umflorte, faßte mit beiden Händen Dagoberts Hand und ſagte innig:

„Seien Sie Gott befohlen, lieber armer Dagobert und vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihnen einſt ſagte: Wendeline iſt Ihr treuer Freund.“ —

So trennten ſie ſich. Als aber Wendeline in ihrem ſtillen Zimmer war, brach ſie in einen Strom von Thränen aus, fiel vor ihrem Cruzifix auf die Knie und ſeufzte: O gekreuzigter Heiland! es iſt nun einmal ſo und du weißt es: ich liebe ihn. O laß doch dieſe Liebe dazu dienen, daß ſeine Seele nicht zu Grunde gehe in der weiten, der ſchrecklichen Welt. — — —

Während dieſer Zeit befand Floriane ſich mit Conſtance bei ihrer Schweſter Mignonne in Paris und alle drei bereiteten ſich, d. h. ihre Toiletten, zu einem Badeaufenthalt in Trouville vor.

„Das muß ich geſtehen — eine zärtliche Braut biſt Du nicht,“ ſagte Maximilian zu Floriane: „Du biſt auf drei Tage hergekommen, um mit mir Rückſprache in dieſer Sache zu nehmen und um dann in

Hellau in aller Stille Dich taufen zu laſſen und jetzt biſt Du ſchon drei Wochen hier und denkſt nicht mehr an Hellau und Dagobert.“

„Doch! doch! nur zu viel! .... und deshalb muß ich nach Trouville und im Seebad meine Nerven ſtärken. Ein ſehr zärtliches Gemüth bin ich zwar nicht; — iſt auch nicht nöthig, um glücklich zu ſein und am wenigſten nöthig in der Ehe; aber ich habe Dagobert ſehr gern und freue mich ſehr Gräfin von Wianden zu werden. Ginge nur nicht die läſtige Bedingung vorher!“

„Nun ſo wirf ſie über Bord.“

„Dagobert ſcheint das unmöglich zu finden.“

„Liebt er Dich?“

„Ohne Frage!“

„Wohlan, der Liebe iſt nichts unmöglich! Er wird Dir das Opfer bringen und jene Bedingung fallen laſſen, ſobald Du ihm offen erklärſt Du hätteſt eine unüberwindliche Abneigung gegen die Taufe.“

„Meinſt Du?“

„Ich meine es ſei des Verſuches werth, denn es iſt ja namenlos lächerlich in unſern Tagen einen Werth darauf zu legen, daß ein Herr in Rochet und Stola den Bund Eurer Herzen ſegne. Laß Dagobert hieher kommen, ſtellt Euch dem Maire als Eheleute vor .... und Ihr ſeid es. Das Zeitalter der kirchlichen Ceremonien liegt in nebelgrauer Ferne hinter uns.“

„Ah! es fiele mir ein Stein vom Herzen, wenn Dagobert ſo denken wollte, ſo aufgeklärt, ſo freiſinnig! .... Ich fürchte nur er könne zurücktreten .... ich muß überlegen.“

„Und Trouville eignet ſich ſo ganz zu ſtiller Ueberlegung.“

„O Du Spötter!“ rief ſie lachend — und am nächſten Tage gingen die drei Schweſtern für den Spätſommer nach Trouville — Floriane aber doch mit einigen ernſten Gedanken, ſo daß Conſtance mit ganz ungewöhnlichem Scharfblick ſagte:

„Ich weiß weshalb Du hier nicht ſo munter biſt, als in Ems, Floriane! Graf Wianden iſt nicht hier.“

„O Du Herzenskundige!“ rief Floriane.

„Schau! ich hab' es getroffen!“ ſagte Conſtance zu Mignonne: „Floriane hat mir keine Antwort gegeben und iſt hinweggegangen.“

„Das wäre in der That eine recht abgeſchmackte Neigung Florianens!“ rief Mignone.

„Ich finde das Gegentheil,“ verſetzte Conſtance. „Er ſoll ja gar kein Vermögen haben.“

„Allein er iſt Graf und aus ſehr vornehmer Familie.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Mignonne mitleidig, „in Deinem ſteifen und altväteriſchen England hängt man noch an allerhand ariſtokratiſchem Plunder, als da ſind Titel, alte Familien, vornehme Abkunft und Verwandtſchaft ꝛc., den wir ſeit einigen Generationen abſchüttelten.“

„Wir?“ fragte Conſtance verwundert.

„Ja, wir Franzoſen! wir ſind nicht ſo leichtſinnig, wie man uns verſchreit, wir halten es mit dem Reellen und in der belle France iſt nichts reel — als das Geld. Daher entſetze ich mich, wenn die eine meiner Schweſtern mit deutſcher Idealität und die andere mit engliſchem Ariſtokraten-Humbug an die Ehe denkt.“

„Graf Wianden iſt und bleibt ein ſehr angenehmer junger Mann!“ verſetzte Conſtance mit einer Entſchiedenheit, als ob Mignonne nun gänzlich aus dem Felde geſchlagen ſei.

Trennung.

Am ſüdweſtlichen Ufer des Vierwaldſtätter See's liegt auf einer ſchmalen Wieſenmatte zwiſchen himmelhohen Felſenwänden, die nach Norden und gegen den See zu, etwas auseinander treten, ein armes kleines Dorf. Das grüne Hirtenland des Cantons Unterwalden hat hier ganz den rauhen Charakter des Cantons Uri angenommen und die ungeſunde, ſonnenloſe Lage des Dorfes bewirkte, daß kein Gaſthof, keine Penſion ſich auf dem unwirthbaren Boden anſiedeln konnte. Ein Fremder war hier eine ſeltene Erſcheinung.

Der Pfarrer, ein gebeugter Greis mit ſchneeweißem Haar, ſaß ſorgenvoll in ſeinem ärmlichen Zimmer und bat inbrünſtig den lieben Gott ſeinen Nöthen abzuhelfen. Da wurde er hinter den kleinen runden Fenſterſcheiben einen Mann, einen Fremden gewahr, der auf das Pfarrhaus zuſchritt. Seine höchſt dürftige Kleidung, ſein vernachläſſigtes Aeußere ſchienen den Bettler, den Vagabunden zu verrathen;

doch ſah er weder frech noch boshaft, ſondern ſo krank oder vergrämt oder beides zugleich aus, daß man wahrhaft Mitleid mit ihm haben konnte.

Der untere Raum des Hauſes war, nach Schweizerart, der Kuhſtall. Eine Magd war darin thätig. Der Fremde fragte ſie, ob der Herr Pfarrer daheim und allein ſei, und als die Magd es bejahete erſtieg er die Stiege, die von außen zum obern Stockwerk und zu dem Gang führte, der ihn umgab. Dort ſtand im Schutz des vorſpringenden Daches eine Bank und der Fremde ſetzte ſich ermüdet nieder, als bedürfe er der Erholung, bevor er ſich zum Pfarrer begebe. Da öffnete dieſer die Thür ſeines Zimmers, trat heraus und ſagte freundlich:

„Was wünſcht Ihr, guter Freund.“

„Ein Stück Brod .... und Arbeit,“ erwiederte der Fremde matt und tonlos.

„Das Erſte kann ich Euch leichter verſchaffen, als das zweite; — kommt nur näher,“ ſagte der mitleidige Greis und hieß den Fremden ihm in die Küche zu folgen. Dort nahm er Brod und Käſe aus dem Schrank, legte es auf den Tiſch und ſagte:

„Nun ſetzt Euch her und eßt. Ihr ſcheint ſehr müde zu ſein. Hier könnt Ihr ausruhen und ehe Ihr weiter zieht gebe ich Euch zur Stärkung ein Gläschen Kirſchwaſſer.“

„Sie ſind ſo gut, Herr Pfarrer, daß ich nicht

Ihnen zu danken weiß," erwiederte der Fremde: „aber könnten Sie mir nicht Arbeit verſchaffen? brauchen Sie nicht einen Knecht?"

„Ich brauche keinen Knecht. Brauchte ich ihn, ſo würde ich Euch nicht dazu wählen, guter Freund, denn Ihr ſeht nicht aus, als ob Ihr in der Feldarbeit geübt wäret .... und am wenigſten in der unſern: Ihr ſeid kein Schweizer, Eure Sprache klingt ganz ausländiſch .... Ihr ſeid von weit her — nicht wahr, aus Deutſchland?"

„Meine Papiere ſind in Ordnung und ich fürchte nicht die Polizei," verſetzte der Fremde ausweichend: „aber ich fürchte den Hunger und deshalb bitte ich Sie kniefällig um Arbeit."

„Wir haben hier nur arme Leute, die ihre Arbeit ſelbſt verrichten. In Stanz oder Luzern, vielleicht in Flüelen und Altorf fändet Ihr eher Euer Fortkommen. Aber was könnt Ihr denn eigentlich? was iſt Euer Fach?"

„Ich bin ein Schullehrer, Herr Pfarrer."

Ein Freudenſtrahl überflog das Antlitz des Greiſes, machte aber ſofort dem Ausdruck des Unmuths Platz, als er in einem ganz veränderten Ton antwortete:

„Schullehrer ſind Sie? das thut mir ſehr leid! dieſe deutſchen Schullehrer, Profeſſoren genannt, die mit Gott und ihrem Gewiſſen zerfallen nach der

Schweiz kommen und unſere Jugend mit ihren unchriſtlichen Lehren zu vergiften trachten, ſind ein Gräuel vor Gott. Gehören Sie alſo zu dieſer Räuberbande, die dem Herrn die Seelen raubt, die er mit ſeinem koſtbaren Blut erkauft hat: ſo wollen wir nicht weiter von der Sache ſprechen."

„Ich gehöre nicht zu ihr, Herr Pfarrer, denn ich weiß nur zu gut in welchem Elend der Menſch lebt, der vom chriſtlichen Glauben abgewichen iſt."

„Haben Sie ſich denn wieder zurecht gefunden?" fragte der Pfarrer mißtrauiſch: „bekennen Sie aufrichtig das Credo von Trient?"

„Ganz aufrichtig! geben Sie mir Gelegenheit den Katechismus zu lehren und Sie werden nicht unzufrieden mit mir ſein."

„Den Katechismus! .... wär' es möglich!" rief der Pfarrer erfreut: „ja, dann will ich Ihnen ſagen, was hier Noth thut. Es ſind unmittelbar und raſch nach einander zwei Schullehrer hier im Dorf am Nervenfieber geſtorben. Nun will keiner hieher und jeder macht tauſend Ausflüchte. Es heißt allgemein die Lehrerwohnung ſei ungeſund, feucht und kalt, lehne ſich an den Felſen; genug, wir haben keinen Schullehrer und das iſt mir ſehr leid für die Kinder, die ſo leicht Alles vergeſſen, was ſie gelernt haben, wenn ſie nicht in beſtändiger Uebung bleiben. Ich, mit meinen fünfundſiebenzig Jahren, habe nicht die

Kraft den Lehrer zu erſetzen. Kommt dann der Communikantenunterricht heran, den ich Gottlob! bisher ſelbſt ertheilen konnte: ſo ſind die armen Kinder nicht gehörig vorbereitet. Unterricht von einem interimiſtiſchen Lehrer wäre unendlich wünſchenswerth. Da Sie nun zum Lehrerſtand gehören und eine Stelle ſuchen: ſo könnten Sie vielleicht hier Aushülfe leiſten und es wäre uns Allen geholfen .... beſonders mir eine ſchwere Sorge vom Herzen."

„Und mir!" rief der Fremde. Er zog ſeine Brieftaſche hervor und reichte dem Pfarrer verſchiedene Papiere, welche dieſer durchſah und dann, ſein Käppchen rückend, ſagte:

„Ich ſehe, mein Herr, daß Sie ein Gelehrter und in hohen Wiſſenſchaften bewandert — folglich als beſcheidener Dorfſchullehrer mit einem höchſt armſeligen Gehalt nicht auf Ihrem Platz ſind. Da Sie ſich aber ohne Anſtellung befinden und es hier nur eine interimiſtiſche iſt: ſo wäre Ihnen doch für den Augenblick vielleicht geholfen und Sie könnten von hier aus nach einer paſſenderen Stelle Umſchau halten."

„Herr Pfarrer!" erwiederte der Fremde, „ich bin mit jeder Stelle zufrieden, die mir das tägliche Brod und Stille gewährt."

„Nun, ſtill genug iſt es hier! man merkt bei uns nichts von dem Fremdenverkehr am Vierwaldſtätterſee, denn das Dörfchen iſt verrufen wegen ſeiner ungeſunden Lage. Ich habe hier doch mein hohes Alter erreicht und ich danke täglich dem lieben Gott für meine Abgeſchiedenheit von der Welt und von ihren furchtbaren und verheerenden Leidenſchaften.“

Der Fremde ſtand auf und ſagte:

„Was hätte ich denn jetzt zunächſt zu thun?“

„Haben Sie nicht einige Sachen, Herr . . . . — wie iſt Ihr werther Name?“, fragte zögernd der Pfarrer.

„Ich heiße Ulmer, Herr Pfarrer. Meine ganze Habe liegt draußen auf der Bank im Ränzel.“

„Ach Gott!“ ſeufzte der Greis mitleidig, ein ſo gelehrter Herr und ſo arm! Ja, Herr Ulmer, dann können Sie freilich nicht das leere Haus beziehen! . . . . Dann weiß ich keinen andern Rath, als Ihnen mein armes kleines Oberſtübchen anzubieten. Sie könnten ja auch bei mir die Koſt bekommen — freilich nur eine ſehr einfache, denn reich bin ich nicht. Aber ich gebe ſie Ihnen gern, wenn nur die lieben Kinder einen guten Katechismusunterricht bekommen. Ich weiß nicht ob ein ſo gelehrter Herr wie Sie den gehörigen Werth darauf legt; aber für unſereins iſt gerade dieſes Wiſſen viel nützlicher und wichtiger als jedes andere.“

„Und ſo dürfte ich wirklich hier bleiben? hier

Beſchäftigung und Obdach finden? es iſt mir wie ein Traum," ſagte Ulmer.

„Es mag unbedacht ſein, daß ich Sie ohne Weiteres bei mir aufnehme und Ihnen eine Vertrauensſtelle übertrage. Allein Sie ſind in großer Noth und ich bin es auch — in anderer Weiſe. Wenn Sie nur guten Willen haben, ſo macht das meinen Leichtſinn gut."

„Sie ſollen Ihr Werk der Barmherzigkeit nicht bereuen, Herr Pfarrer, und vielleicht lichtet ſich hier mein elendes Schickſal!" rief Ulmer.

Er blieb bei dem Greiſe, und das, was ihm einſt in einem Geſpräch mit Pfarrer Edelholt ſo gering erſchienen war, das wurde jetzt der Anker ſeiner Rettung: der Katechismusunterricht der Schulkinder. Seit vielen Jahren hatte er keinen Katechismus in der Hand gehabt. Das geſchah jetzt und er ſtaunte über deſſen Weisheit im einfachſten Kleide. Mit all ſeinen hohen und tiefen Studien war er vom Glauben abgekommen; — ſollte dies Büchlein ihm wieder dazu verhelfen? — Doch nicht die Studien trugen die Schuld ſeines Abfalles, ſondern der Geiſt, in welchem er ſie getrieben hatte, der eitle, weltliche, ſelbſtgefällige Geiſt des natürlichen Menſchen, welcher die Erleuchtung der Gnade auslöſcht, im eigenen Licht den Vorſpiegelungen der Eigenliebe nachgeht, aus einer Täuſchung in die andere geräth, durch eigene Schuld ſeine Verblendung nicht erkennt und auf dieſe Weiſe zum tiefen, zum unvermeidlichen Sturz gelangt. Erſt als er im Abgrund lag, kam Ulmer zur Beſinnung. Bis dahin verblendete ihn die heftigſte aller Leidenſchaften: die Eigenliebe. Aber es war zu ſpät! Er langte mit Cordula in der Schweiz an.

Ulmer war aber durchaus nicht der Mann um Epoche zu machen und eine Secte zu ſtiften, denn er hatte gar keine politiſche Tendenz. Er war ſehr unterrichtet und ein ſehr guter Lehrer. In einem Hauſe wie das des Grafen von Wianden, das ſeinem ſchwachen Charakter Stütze und Schranke gab, kamen jene Vorzüge zur Geltung und bewirkten, daß er ſeine Begabung überſchätzte und einen größeren Spielraum für ſie verlangte. Jetzt fehlte ihm der Spielraum nicht, wohl aber das Talent des Sectirers: Benutzung der Umſtände. Die Katholiken betrachteten ihn ganz einfach als einen Apoſtaten. Die Pietiſten, bei denen er mit ſeinem Evangelium aeternum großen Anklang zu finden hoffte, waren empört, daß er ihre ſeparatiſtiſchen Anſichten nicht als Offenbarungen des heiligen Geiſtes gelten laſſen wolle, und die Rationaliſten aller Schattirungen lachten ihn aus, daß er der Menſchheit, die aus allen Kräften die chriſtliche Offenbarung zu verwerfen trachte, eine Ulmer'ſche aufbürden wolle. Ueberall zurückgewieſen und abgeſtoßen, ſtand er endlich einſam da mit dem Unding, das ſein Geiſt mit einer Chimäre erzeugt hatte und ſtarrte es an in ſtumpfer Verzweiflung.

Aber nicht ſchnell, nicht plötzlich, ſondern nach Jahren erſt, und langſam auf der Leiter der Enttäuſchungen herabgleitend, kam er dahin. Sein Plan eine Erziehungsanſtalt zu eröffnen, ſcheiterte gänzlich. Er lernte zwar Leute kennen, denn Cordula hatte für einige Empfehlungsbriefe geſorgt; doch Niemand hatte Vertrauen zu ihm. Den chriſtlich geſinnten Eltern war er ein Unglāubiger; den unchriſtlich geſinnten, ein Phantaſt; Allen, ein verunglückter Philoſoph, der mit ſeinen Schwärmereien vielleicht in einem Winkel Deutſchlands Glück machen konnte, doch nimmermehr bei den ruhigen nüchternen Schweizern. Dies Urtheil fällte man über ihn am Zürcher See wie am Genfer See. Cordula hatte mehr praktiſchen Blick als Ulmer, ſchon dadurch, daß ſie als Caſſenführerin den Geldpunkt in's Auge faſſen mußte; ſie rieth ihm, ſich mit dem politiſchen Radicalismus in Einvernehmen zu ſetzen.

„Du haſt freilich viel höhere Ideen für die Zukunft der Menſchheit,“ ſagte ſie: „aber wenn Du ſie für jetzt bei Seite ließeſt und im Sinn der Radicalen am Ruin jeder Autorität, der ſtaatlichen wie der kirchlichen, arbeiten wollteſt . . . . verſteht ſich nur mit der Feder! — ſo machteſt Du ſchon dadurch etwas Platz für Deine Geiſtespflanzung, mit welcher Du zu gelegener Zeit hervortreten könnteſt.“

„Ich bin kein politiſcher oder ſocialer Revolutionär,“ entgegnete Ulmer verächtlich, „und nie werde ich mich mit dieſer Bande gemein machen.“

„Es gilt ja nur auf feſten Boden zu gelangen!“ verſetzte Cordula mit großer Bedachtſamkeit: „Hernach kannſt Du Dich von ihr losſagen. Aber an irgend etwas, Partei oder Secte oder wie Du es nennen willſt, muß ſich der Menſch anſchließen; ſonſt bleibt er ein Atom, das im Weltall elend zu Grunde geht.“

„Ja! aber an Gleichgeſinnte muß er ſich anſchließen können und nicht an Solche, bei denen er ſeine Geſinnung wenn nicht zu verleugnen, ſo doch zu verbergen hat!“ rief Ulmer empört: „um meiner Geſinnung treu zu bleiben und ihr gemäß zu leben, habe ich mich von der großartigſten Gemeinſchaft getrennt, die es auf Erden gibt .... und Du ſchlägſt mir eine ſolche Verbrüderung vor! Wie wenig verſtehſt Du mich.“

„Ich verſtehe das praktiſche Leben,“ erwiederte Cordula trocken: „ich ſehe, daß es mit der Erziehungsanſtalt nach Deinen Anſchauungen nicht geht und daß wir nicht von den Renten meines kleinen Vermögens leben können und bereits das Capital angegriffen haben. Geht das ſo fort, ſo kommen wir an den Bettelſtab und um Dich und mich vor einem ſo elendem Schickſal zu bewahren, ſchlage ich Dir vor ein wenig auf die Anſichten einer Partei einzugehen und mit Deiner Feder derjenigen zu dienen, welche hier zu Lande mächtig iſt. Dies iſt ja die Art und Weiſe wie Tauſende und aber Tauſende in der Welt exiſtiren, beſter Lorenz."

„Wie oft habe ich Dich gebeten von der kindiſchen Gewohnheit abzulaſſen mich bei meinem Taufnamen zu nennen!" rief Ulmer zornig und überließ Cordula ihren einſamen Betrachtungen über die Schattenſeiten des Eheſtandes. Sie hatte den Wittwenſtand traurig und langweilig gefunden: war denn jetzt ihr Leben heiter und unterhaltend? — Sie machte ſich gar keine Illuſion darüber, daß dem nicht ſo ſei; aber ſie war eine entſchloſſene Perſon und wußte ſich zu faſſen. Sie hatte ſich nun einmal dieſen Gatten erobert und ſie unternahm es für ihn und für ſich ein Plätzchen in der Welt zu erobern. In ihren Gedanken und Selbſtgeſprächen hatte ſie noch immer etwas von dem romanesken Anflug, durch den ſie einſt Ulmer bezauberte und durch den ſie jetzt gänzlich Fiasco bei ihm machte. O Traum von Liebe! ſeufzte Cordula elegiſch: wo iſt der Sterbliche, der ihn nicht geträumt hat! Er trete hervor und zeihe mich der Thorheit, daß die Wahl meines Herzens auf dieſen Mann fiel. Denn nicht er ſorgt für mich — nein! ich muß für ihn ſorgen, damit wir nicht beide kläglich zu Grunde gehen.

Nach dieſem Stoßſeufzer machte ſie ſich an's Werk. Sie hing die Guitarre mit dem apfelgrünen Bande nicht mehr um ihre hagern Schultern, ſondern an die Wand und begab ſich auf kleine Excurſionen zu Madame X. in Nyon und Mademoiſelle Z. in Vevey. Sie hatte es verſtanden verſchiedene Bekanntſchaften anzuknüpfen, die ihr nützlich ſein konnten und die ſich für ihr Vorhaben intereſſirten, weil ſie verſicherte, ihr Mann ſei durch das Scheitern ſeiner Pläne auf dem Punkt gemüthskrank zu werden. Man half ihr, man ſprach für ſie, man empfahl ihr Unternehmen und genug! Cordula ſagte eines Tages zu Ulmer:

„Zum Erſatz dafür, daß aus Deinem Inſtitut nichts wurde, eröffne ich jetzt das meine.“

„Du redeſt irre,“ antwortete er mürriſch.

„Mein Inſtitut iſt nämlich eine Pension suisse Ich habe in Collonge am Bergabhang zwiſchen Montreux und Chillon ein vollſtändig eingerichtetes, aber ganz beſcheidenes Haus gekauft, deſſen Beſitzerin ſich durch die Penſion genug Vermögen erworben hat, um das Geſchäft aufgeben zu können. Ich hatte gute Fürſprache und Bürgſchaft: ſo gelang der vortheilhafte Handel. Das Haus iſt bekannt als eine gute, anſtändige, billige Penſion; der Zuſpruch wird nicht fehlen; ich verſtehe mich auf alle Zweige der Haushaltung und freue mich ſie üben zu können. Unſere Zukunft iſt geſichert.“

Ulmer ſtarrte Cordula an, die ihm Alles mit großer Redſeligkeit und Entſchiedenheit des Breiteren auseinanderſetzte. Ein Hauskauf, eine Gaſtwirthſchaft, ein feſtes Eigenthum, eine geſicherte Zukunft — mit und durch Cordula! in dieſem Lande, deſſen Sprache ihm fremd und zuwider war und das ihn in ſeinen Hoffnungen getäuſcht hatte! hier angeſiedelt ſein, hier leben und ſterben mit Cordula — es kam ihm vor als gehe ein grauenhaftes Märchen an ſeinem Geiſt vorüber; — nichts Wahres, nichts Wirkliches. Er verſtummte.

„Nun, freueſt Du Dich nicht über dieſe glückliche Wendung unſerer Verhältniſſe?“ fragte endlich Cordula.

„Glückliche Wendung?“ entgegnete Ulmer: „für Dich mag das wahr ſein. Ich hatte andere, höhere Hoffnungen, als die am Genfer See eine Gaſtwirthſchaft zu eröffnen! Durch dieſen Hauskauf haſt Du Dich an die Scholle gefeſſelt und in die Unmöglichkeit verſetzt auf einem günſtigeren Boden ein Zelt aufzuſchlagen.“

„Ja, das habe ich abſichtlich gethan,“ verſetzte Cordula trocken: „ich bin kein Beduinenweib, und obgleich ich ſehr gern in ſchönen Ländern reiſe, ſo habe ich doch unſer Nomadenleben und unſere Dachſtubenexiſtenz herzlich ſatt. Der Wanderſtab ſoll nicht bei uns zum Bettelſtab werden. Jetzt hoffe ich auf ein ruhiges, wenn auch arbeitſames — auf ein angenehmes, wenn auch einfaches Leben, und dieſe Hoffnung ſollte auch Dich freuen. Aber Du lebſt beſtändig in Träumereien und Täuſchungen."

„In Täuſchungen! .... ja! das iſt richtig und das habe ich vielleicht nie ſo klar und ſo bitter empfunden, als in dieſem Augenblick," verſetzte er ſchmerzlich.

„Siehſt Du das wirklich ein, ſo laß die Grillen fahren! .... Und jetzt packe Deine Bücher zuſammen, Deine Schreibereien. Das Uebrige will ich beſorgen und unſere Rechnung zahlen. Mit dem nächſten Zug verlaſſen wir Lauſanne und eilen dem Ort zu, wo wir fortan unſern eigenen Heerd, unſer trauliches Heim haben werden. Iſt der Gedanke nicht beſeligend?"

Ulmer blieb die Antwort ſchuldig. Wie ein Schlaftrunkener hörte und ſah er ohne zu verſtehen, ohne zu faſſen. Konnte — ſollte — durfte — dies das Ende ſein? Heerd und Heim — war das ſein Ziel, das ſein Ideal geweſen? O nein! ſie drängten ſich ihm jetzt ſo ſpießbürgerlich, ſo alltäglich und ſo furchtbar feſſelnd auf, daß er ſie verabſcheute. So lange er umherirrte ſuchend, fragend, da und dort anklopfend und, wenn auch abgewieſen, doch nicht in die Unmöglichkeit verſetzt noch weiter ſuchen zu können: ſo lang war er im Stande geweſen die Unruhe ſeiner Seele durch die Unruhe ſeiner Gedanken, ſeiner Beſtrebungen, ſeines äußern Lebens zu übertäuben. Cordula's praktiſcher Gewaltſtreich machte ihn aber zu ihrem Gefangenen und er begann, wie alle Gefangenen, vom Rauſch ſich zu entnüchtern, der ihn in dieſe grauſige Haſt verſetzt hatte; er überdachte ſeine Vergangenheit.

Cordula lenkte wohlgemuth in ihre neue Bahn ein. Die Haushaltung verſtand ſie, verbindlich und aufmerkſam war ſie, reden konnte ſie und ſo hielt ſie denn mit dem beſten Erfolg den bewährten Ruf ihres Hauſes aufrecht. Die Pension Oulmère gehörte nicht zu den eleganten, aber zu den ſehr anſtändigen und behaglichen. Während Cordula vom Morgen zum Abend in der Thätigkeit war, welche ein ſolches Hausweſen mit ſich bringt, ſeufzte ihr unglücklicher Gatte:

„Pension Oulmère!“ Alles hab ich verloren, ſogar meinen armen deutſchen Namen! — Und während Cordula bei den Mahlzeiten ſehr höflich die Wirthin machte, und immer bereit und im Stande war Auskunft und Rath zu geben, wie ihre Gäſte es wünſchten und bedurften, ſaß Ulmer in ſeinem Manſardenkämmerchen, erſchien nie im Salon, höchſt ſelten im Speiſezimmer und machte, wenn er einmal erſchien, einen ſo trübſeligen Eindruck, daß man zweifelhaft war, wer am meiſten zu bedauern ſei: der kranke Mann oder ſeine Frau.

„Die Leute halten Dich für krank; biſt Du denn krank?“ fragte Cordula ihn eines Tages ganz verwundert, denn vor lauter Geſchäftigkeit und Verpflichtungen hatte ſie keine Gedanken für ihn übrig; war auch zu ſehr an ſein abgeſchloſſenes Weſen gewöhnt um es auffallend zu finden.

„Ja . . . . krank an der Seele,“ antwortete er.

An der Seele — das verſtand ſie nicht. Eine Seele von Gott geſchaffen, durch die heiligmachende Gnade in übernatürlicher Verbindung mit Gott; durch die Sünde aus dieſer Verbindung herausgeriſſen, von der heiligenden Herrſchaft der Gnade abgelöst, unter die Botmäßigkeit der Natur und ihrer Leidenſchaften gerathen, und nun in ihrem innerſten Weſen gelähmt, elend und krank — nein! das verſtand Cordula ganz und gar nicht Sie ſagte eifrig:

„Ich habe ſchon lange gefürchtet, daß Deine hypochondre Laune endlich in Gemüthskrankheit ausarten werde. Weshalb hockſt Du immer wie ein Einſiedler in Deinem Zimmer? Zerſtreue Dich etwas, tauſche Deine Gedanken mit fremden Gedanken aus, bekämpfe dieſe Hypochondrie“ . . . . —

„Das Alles würde ich mit Erfolg thun, wenn ich krank an der Leber wäre,“ verſetzte er kalt: „irdiſche Mittel heilen irdiſche Leiden; aber die Seele geſundet nicht durch ſie.“

„Du biſt unverbeſſerlich .... und ich habe nicht Zeit um mit Dir zu disputiren,“ erwiederte ſie und klapperte eilfertig mit ihren hohen Abſätzen die Treppen herunter.

Fortan ſagte Cordula, wenn man nach ihrem Manne fragte, ſeufzend und achſelzuckend: „Mein Gott! ein Hypochonder!“

Und Niemand bekümmerte ſich um ihn. Je glücklicher ſie in ihrer Unternehmung war, deſto mehr Geſchmack fand ſie daran und deſto lebhafter wünſchte ſie die Vergrößerung und Ausbreitung ihres einträglichen Geſchäftes. In dem Maß als ſie Geld erwarb, bekam das Geld einen großen Reiz für ſie, und nach und nach fand ſie es unerträglich, daß ihr Mann müßig ſitze und an keinen Erwerb denke. Ihre Schwärmerei für ihn war längſt verflogen und in der Wirklichkeit erſchien er ihr ſehr langweilig und ſehr läſtig.

„Endlich mußt Du an die Arbeit!“ rief ſie eines Tages ganz herriſch ihm zu: „ich übergebe Dir das Rechnungsweſen .... doch ohne die Caſſe, verſteht ſich! Seitdem ich das Nachbarhaus gemiethet habe, mehren ſich meine häuslichen Geſchäfte dergeſtalt, daß ich Dir die Buchführung übertragen muß.

Ohnehin wäre es Zeit, daß Du Dich endlich einmal nützlich machteſt und etwas Vernünftiges arbeiteteſt.“

Er war es zufrieden. Er hoffte das trockene Einerlei werde Aſche auf die Glut der Qualen ſtreuen, die er in ſeinem Innern litt. Das war aber für Cordula noch nicht genug.

„Könnteſt Du nicht den Kindern des Herrn Tomking deutſchen Sprachunterricht geben?“ fragte ſie: „er wünſcht es ſehr, weil ihm an einer reinen Ausſprache viel liegt, und iſt deshalb gern bereit fünf Francs für die Stunde zu zahlen. Auf dieſe Weiſe würdeſt Du täglich fünf Francs verdienen — juſt den Penſionspreis! — dreißig Francs in der Woche, hundertundzwanzig im Monat: macht im Jahr zweiundſiebenzig Napoleond'or für eine einzige Unterrichtsſtunde im Tage! Es wäre Thorheit nicht mit beiden Händen zuzugreifen! . . . . Ohnehin iſt das Unterrichtsweſen Dein Fach und die Knaben ſind ſehr aufgeweckt. Ich werde alſo Herrn Tomking ſagen Du gingeſt auf das Honorar von fünf Francs ein.“

Ulmer nahm auch dieſen Vorſchlag — oder vielmehr dieſen Befehl — an; die beiden Knaben gefielen ihm, erinnerten ihn an Dagobert bei vierzehn Jahren. Sie lernten leicht und gern, und um ſie im Sprechen zu üben machte er häufig Spaziergänge mit ihnen. In Folge dieſer Geſpräche erfuhr er, daß die Familie Tomking katholiſch ſei, daß der

Vater nie verſäume Sonntags mit den Kindern zur heiligen Meſſe nach Vevey zu fahren und daß es der größte Kummer der zarten bruſtkranken Mutter ſei, ihn nicht immer begleiten zu können.

„Darum gefällt es ihr auch nicht am Genfer See,“ ſagte der älteſte Knabe. „Die Luft iſt hier mild, ſpricht ſie, aber es iſt keine katholiſche Luft — und die Gegend iſt ſchön, aber weit und breit ſehe ich kein Gotteshaus mit dem Allerheiligſten.“

„Sie ſind wohl calviniſch, Herr Ulmer?“ fragte der jüngere Knabe.

„Richard!“ rief der Bruder verweiſend, „vergiß doch nicht immer, daß die Mutter geſagt hat wir ſollten nicht darnach fragen, ſondern mit allen Leuten hier zu Lande umgehen, als ob ſie unſere Glaubensbrüder wären.“

Der Verkehr mit dieſen Kindern war eine Erquickung für Ulmer; doch ſehr bald miſchte ſich Wermuth ein. Die Knaben lebten in ihrem Glauben, ſprachen von ihren Namenspatronen, ihren Heiligen, freuten ſich auf die Feſte der Kirche und geriethen abſichtlos in Geſpräche und auf Fragen, die er, um die Kinder nicht irre zu machen und zu verſtören, im katholiſchen Sinn und von katholiſchem Standpunkt aus beantworten mußte. Nahm er dieſen ein? erkannte er jenen, als den richtigen an? War das nicht der Fall, warum bekannte er dann nicht frank und frei ſeinen Unglauben? War es aber der Fall — weshalb ſuchte er dann nicht ſich mit der Kirche auszuſöhnen, welche dieſen Glauben lehrte? war die tiefſte Demüthigung, die härteſte Buße nicht leichter zu tragen, als die Harpye, die in ſein Gewiſſen ihre Krallen einſchlug und ſein ganzes inneres Leben, ſeine Gedanken, ſeinen Willen, ſeine Hoffnungen, Schritt vor Schritt mit Verweſungshauch ankränkelte! — Ja! tauſendmal leichter! ſprach die Vernunft. Allein die Eigenliebe, der menſchliche Hochmuth folgen nicht ſo leicht der beſſern Erkenntniß, und aus ihrer Widerſetzlichkeit entſpringen die furchtbarſten, die zerreißendſten Kämpfe.

Herr Tomking verließ zu Anfang des Sommers die Pension Oulmère, die Sprachſtunden hörten folglich auf und Cordula empfand ſehr mißvergnügt den Ausfall in ihrer Caſſe. Das Geld wurde ihr immer lieber; denn irgend etwas muß der Menſch lieben, und bleibt ſein Liebesbedürfniß in der Sphäre der Natur befangen, ſo iſt nicht zu berechnen bis zu welchem niedrigen Gegenſtand es herabſinken kann. Cordula liebte nunmehr das Geld — und viel zu ſehr, wie Ulmer meinte. Sie antwortete trocken:

„Sollte es zu viel ſein, ſo ſind daran die Menſchen Schuld. Hätte ich je ein Weſen gefunden, wie ich es ſuchte und wie es meinem Ideal entſprach, ſo hätte ich freilich einen viel höheren Flug nehmen können. Allein meine traurigen Erfahrungen in zwei Ehen haben mich gründlich enttäuſcht und ernüchtert und auf ein thätiges Leben angewieſen. Die Frucht deſſelben iſt Geld; an den Früchten ſeiner Arbeit hat der vernünftige Menſch Freude und er ſucht dieſe Freude zu mehren, zu erhalten. Es iſt alſo ſehr vernünftig und höchſt logiſch, daß ich das Geld liebe und ich meine, Du ſollteſt Dich um Unterrichtsſtunden bemühen. Herr Tomking war ja ganz entzückt von Deiner Lehrmethode und von den Fortſchritten ſeiner Söhne. Vergrabe doch nicht Dein Talent für das Lehrfach und Dein vielſeitiges Wiſſen."

Trotz dieſer ſchmeichelhaften Aufforderung blieb Ulmer ganz kalt und bemühete ſich um nichts. Er fühlte allzu gut, daß man, um ein tüchtiger Lehrer zu ſein und dem Schüler Red' und Antwort ſtehen zu können, feſten Grund unter den Füßen haben und mit ſeinem Wiſſen im Glauben wurzeln müſſe. Dieſe Frucht war ihm aus dem Unterricht der Knaben zugewachſen und er ſchätzte ſie höher, als Cordula ihre Zwanzigfrankenſtücke. Allein er war zu weit von der Wahrheit abgewichen, um den geraden Rückweg anzutreten. Er verſank mehr und mehr in den Trübſinn ſeiner quälenden Gedanken und beſchränkte ſich darauf Cordula's Buchhalter zu ſein.

Dieſer Mangel an jeglicher Erwerbluſt empörte Cordula und ſie ſäumte nicht ihrer Empörung Ausdruck zu geben. Sie verlangte mit großer Energie, Ulmer müſſe ſich dem Lehrfach widmen, um die Caſſe füllen zu helfen.

„Aber ſie iſt ja gefüllt,“ ſagte er trocken.

„Ja, durch mich und meine aufopfernde Thätigkeit, während Du verſchwendeſt!“ rief ſie.

„Ich verſchwende?“ fragte er ſtaunend.

„Nun freilich! Deine Zeit, Deine koſtbare Zeit verſchwendeſt Du mit Hinbrüten über alten Charteken und mit Herumziehen in den Bergen. Schickt ſich das für einen verſtändigen Mann .... einen Hausherrn?“

„Du biſt Hausherr und ich bin Buchhalter,“ ſagte Ulmer mit Bitterkeit.

„Natürlich! denn Du verſtehſt nicht Hausherr zu ſein! er darf nicht fehlen, wenn eine Sache Fortgang haben ſoll und deshalb nehme ich dieſen Platz ein.“

„Ich beanſpruche ihn auf keine Weiſe, aber ich bin deshalb noch nicht Dein Sclav, und auf das Tretrad der Geldgier ſtelle ich mich nicht und laſſe ich mich nicht drängen.“

„Geldgier nennſt Du meine emſige Thätigkeit, meinen Fleiß, meine Sparſamkeit, mein Talent mit möglichſt Wenigem möglichſt viel zu leiſten, die muſterhafte Ordnung meines Hausweſens! .... Geldgier! Jeder vernünftige Ehemann würde ſeiner Gattin für ſolche Tugenden nicht die Hände, ſondern die Füße küſſen — und Du wirſſt mir Geldgier vor! .... Wie wollteſt Du denn exiſtiren, ich frage, wenn Du mich mit meiner Geldgier nicht hätteſt?"

„Das weiß ich nicht; doch elender als jetzt könnte meine Exiſtenz nicht ſein."

Cordula ſtaunte Ulmer an. Er ſaß in ihrem freundlichen Zimmer auf einem bequemen Lehnſtuhl an einem großen, gut eingerichteten Schreibtiſch. Die Thür nach dem Speiſezimmer war geöffnet: da ſtand der ſaubere Speiſetiſch, an welchem ſie für zwanzig Perſonen aus allen Weltgegenden auf's Liebenswürdigſte die Wirthin machte — und er ſprach von ſeiner elenden Exiſtenz! Alle Sentimentalität bei Seite laſſend rief ſie höchlichſt entrüſtet:

„Du biſt reif für das Irrenhaus!"

Und mit ihren ſpitzen Abſätzen wandelte ſie den Regionen der Küche zu und ſtellte Betrachtungen darüber an, bis zu welchem Grad des Wahnſinns die Arbeitsſcheu den Menſchen treiben könne. Ulmer ſeinerſeits dachte, daß jetzt der Augenblick gekommen ſei, um ſich friedlich von Cordula zu trennen. Sie war längſt eine moraliſche Laſt für ihn geweſen; jetzt war er eine pecuniäre Laſt für ſie. Wie zwei

Galeerenſclaven, die an eine und dieſelbe Kette geſchmiedet ſind, gingen ſie nebeneinander, aber nicht miteinander dahin. Ob er je eine Herzensneigung für ſie gehabt hatte? — Er zweifelte. Er war ihr begegnet, als er ſich in einem Zuſtand von heftiger Aufregung, geiſtig, moraliſch und phyſiſch kränkelnd befand; als ſeine Eitelkeit Nahrung begehrte und ihm vorſpiegelte, er ſei zu hohen Dingen berufen und er müſſe verſtändnißvolle Seelen an ſich ziehen und zu ſeinen Jüngern bilden. Allein er fand Niemand, als eben nur Cordula: ſie lieh ihm ein williges Ohr, ſie bewunderte ſeinen Scharfſinn, den Schwung ſeines Geiſtes, ſeine hohe Idealität. Es gibt eine Menge Frauen, welche bewundern ohne zu verſtehen; — denn, wenn ſie verſtänden, ſo würden ſie nicht bewundern — und es gibt eine Menge Männer, die ſich mit der ihnen gezollten Bewunderung ohne Verſtändniß begnügen, und ohne weiteres annehmen, jene ſchließe dieſes ein. Unter dem Einfluß dieſer Täuſchung der Eigenliebe, die bereits ſeinen Willen entnervt und ſeine Erkenntniß verfinſtert hatte, ſchloß Ulmer eine Verbindung mit Cordula, die er lieber nicht geſchloſſen hätte, auf die aber Cordula mit aller Energie einer Wittwe beſtand, welche dem vierzigſten Jahr nicht allzu fern iſt und den feſten Vorſatz gefaßt hat, nicht Wittwe zu bleiben. Jetzt aber war für Beide eine Enttäuſchung auf die andere gefolgt. Cordula hatte gewähnt ſich in dem Glanz ihres Gatten zu ſonnen und mußte erleben, daß man über ſeine Hirngeſpinnſte die Achſeln zuckte; hatte gehofft mit ihm und durch ihn eine hervorragende Stellung in der Welt einzunehmen und mußte erleben, daß ſie in eine ganz unbeachtete Exiſtenz geriethen, bei der ſie Gefahr liefen an den Bettelſtab zu kommen. Dies Alles war Ulmer's Verſchuldung! und als ſie nun mit großer Thatkraft eine Richtung einſchlug, welche ihr und ihm eine anſtändige Exiſtenz ſicherte, da fand ſie keinen Dank, nicht einmal Anerkennung, viel weniger Unterſtützung; — und ſie verachtete den Mann, den ſie vor einigen Jahren bewundert hatte. Cordula verachtete Ulmer und er fühlte es und die Stimme ſeines Gewiſſens ſprach: Beſſere als Cordula hätten das Recht dich zu verachten. — — —

Cordula erſchien eines Tages ſehr aufgeregt bei der Tafel. Man fragte ob ihr etwas Unangenehmes widerfahren ſei; man müſſe das aus ihrer verſtörten Miene ſchließen.

„O mein Gott!“ ſeufzte ſie, „mein armer Mann.“

„Iſt er todt? — Iſt er krank? — Iſt er tobſüchtig geworden?“

„Nichts von dem Allen. Er iſt fort!“

„Fort? wohin? wie ſo? verſchwunden?“

„Er ſagt er habe ein Heimweh, das ihm keine Ruhe laſſe. Fort iſt er . . . . nach Deutſchland.“

„Nun am Heimweh ſtirbt man nicht und Deutſchland iſt nicht aus der Welt! er wird wiederkommen.“

„Wie merkwürdig, daß man nach Deutſchland Heimweh haben könne,“ bemerkte eine franzöſiſche Dame.

„Kennen Sie Deutſchland, Madame?“ fragte ein Deutſcher mit bärbeißiger Miene.

„Genug, er iſt fort!“ rief Cordula beſchwichtigend: „und Sie werden Alle meine Verſtörung begreifen.“

Ja, er war fort. Er konnte nicht länger den zwiefachen Druck ſeines Gewiſſens und ſeiner Lage aushalten. Er redete ſich ein, wenn er aus dieſer ſcheide, werde er jenes beruhigen. Er ſagte eines Morgens ganz gelaſſen zu Cordula, ſie ſei eine viel zu eminente Frau, um den Schutz eines Mannes zu bedürfen; ſie habe ſich ihre Stellung erobert und werde ſie behaupten können; ihm aber ſage dieſe ganze Richtung nicht zu; er wolle ſeinen Pilgerſtab weiter ſetzen.

„Was ſoll das Alles bedeuten?“ fragte ſie unwirſch.

„Ein Lebewohl,“ verſetzte er trocken.

„Auf wie lange?“

„Auf immer.“

„Wohin willſt Du denn mit Deinem Pilgerſtab? .... was iſt eigentlich Deine Abſicht? Rede und handele doch nicht immer ſo entſetzlich unvernünftig.“

„Ich will fort von hier .... das Uebrige wird ſich finden.“

„Auch Geld für Deine Nomadenliebhaberei?“

„Ich denke, auch das Geld.“

„Sieh, welchen ſchlechten Charakter Du haſt! Um Deine wahnwitzigen Liebhabereien zu befriedigen, kannſt Du Geld verdienen; aber um mich zu unterſtützen, kannſt Du nichts thun.“

„Erſparte ich Dir nicht den Gehalt für den Buchhalter?“

„Auch dieſe Laſt fällt mir nun zu!“ .... —

„Du wirſt ſie tragen; ich kann es nicht mehr.“

„Und für immer willſt Du mich verlaſſen .... und ich ſoll hier in der Fremde ohne Freunde, ohne Verwandte einſam zurückbleiben!“ rief Cordula mit einem Anklang früherer Sentimentalität.

„Du haſt hier Freundſchaft gefunden; in Deinem Geſchäft biſt Du wahrlich nicht einſam; und was die Verwandten betrifft, ſo kannſt Du ja eine Deiner Nichten kommen laſſen und ihr die Buchführung beibringen.“

„O! nicht deshalb ſehne ich mich nach meinen Verwandten, ſondern als Troſt für mein Herz,“ ſagte Cordula tragiſch, aber im Stillen ganz getröſtet durch dieſen Vorſchlag, da ein junges Mädchen friſche Arbeitskraft hat und wenig Unkoſten verurſacht. „Wie ſteht es denn aber mit Deinem Reiſegeld?“ fragte ſie.

„Ich habe das Nöthige, denn ich verkaufte unbrauchbare Bücher.“

„Wirſt Du mir Nachricht über Deinen Aufenthalt geben? Es wäre doch gar zu unanſtändig, wenn ich den Leuten keine Auskunft über Dein ſeltſames Verſchwinden geben könnte.“

„Du kannſt ihnen ſagen ich litte an Heimweh und ginge in die Heimat zurück. Sobald ich ſie erreicht und einige Ruhe gefunden habe, wirſt Du von mir hören.“

„Du willſt alſo nicht als Pilger durch die Welt ziehen, ſondern Dich irgendwo niederlaſſen?“ inquirirte Cordula mit untheilnehmender Schärfe.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Ulmer müde.

„Seine Frau zu verlaſſen iſt und bleibt eine ſchlechte Handlung!“ rief ſie mit neuer Empörung.

Er ſchwieg. Er konnte ihr nicht ſagen, daß ſie nicht ſeine rechtmäßige Ehefrau ſei.

„Laß uns in Frieden ſcheiden,“ ſagte er nach einer Weile und reichte ihr die Hand.

„So lebe denn wohl!" ſagte Cordula gefaßt. Dann, nachdem ſie ſeine Hand gedrückt hatte, warf ſie ſich in den Lehnſeſſel, hielt ihr Tuch vor das Geſicht und ſeufzte: „Der Traum der Liebe iſt dahin! o welch Erwachen!"

Ulmer aber ſah und hörte ſie nicht mehr. Was war ſein Plan? — Er hatte keinen. Wohin wollte er? — Er wußte es nicht. Und doch athmete er tief auf, wie ein Menſch, der eine ſchwere Bürde niederlegt, als er nun einſam des Weges ging. Der Genfer See und das Waadtland wollte er verlaſſen; dort kannte man ihn. Aus demſelben Grunde wollte er auch den Zürcher See meiden und lieber nach Luzern gehen, wo er ganz unbekannt war. Doch nicht als Apoſtel des Evangelium aeternum gedachte er dort aufzutreten. Aus dieſem Fiebertraum war er erwacht, ſobald er denſelben in die Wirklichkeit zu verpflanzen ſuchte und ihn an den Bedürfniſſen der Menſchenſeele maß und prüfte. Allein das, was für die große Menge nicht taugte, konnte doch vielleicht dem Einzelnen, konnte mindeſtens ihm ſelbſt genügen. Darüber war er noch nicht im Klaren; das wollte er jetzt ergründen und ergrübeln und einſtweilen mit jeder Arbeit zufrieden ſein, welche ſich ihm zur Friſtung ſeines Lebens darbiete. Ohne es ſich zu geſtehen betrachtete er dies als eine freiwillige Buße. Sie ſollte ihm ſchwer genug werden, denn er fand keine Arbeit. Ueberall wo ein Plätzchen heute frei wurde, hatten ſich morgen ſchon zwanzig Perſonen für daſſelbe gemeldet, von denen wenigſtens zehn gute Empfehlungen hatten, die ihm gänzlich fehlten. Täglich las er das Blatt in welchem Dienſte geſucht und angeboten werden; überall kam er zu ſpät. Die Zeit verſtrich mit dem Harren und Warten, und mochte er ſich auch noch ſo ſehr einſchränken — ſein armer Geldbeutel wurde immer leichter und er ſah ſich genöthigt die entbehrlichſten Kleidungsſtücke zu verkaufen. Als er einmal ſo weit war, ging die Armuth in Elend über. Er irrte in den größeren Ortſchaften am Luzerner See umher, ohne etwas Anderes als das Mitleid zu finden, das man mit einem landfremden Vagabunden hat — bis er endlich faſt aufgerieben von Mangel und Erſchöpfung vor die rechte Thür und an Pfarrer Fridolin gerieth. Der Katechismus rettete ihn.

Er lebte nun im Pfarrhaus, und das war in der Koſt und Wohnung nicht ſo gut eingerichtet, wie Cordula's Pension Oulmère; aber was lag ihm daran! Er war frei; er hatte Arbeit, Obdach und Brod: mehr bedurfte er nicht. Ueberdas hatte er einen Greis vor Augen, der ſeit faſt fünfzig Jahren in dieſem kleinen unbekannten Winkel der Erde ein Leben des Opfers und der Entſagung führte, das nur von Gott und ſeinen Engeln geſehen und gewürdigt wurde und der dabei ſo zufrieden, ſo ſelig begnügt war, als gehöre es ſchon den Engeln an, die nichts lieben, als zur Ehre Gottes zu dienen, und die nichts verlangen, als den Willen Gottes zu thun. Pfarrer Fridolin hatte nicht den ſcharfen Verſtand und die wiſſenſchaftliche Bildung von Pfarrer Edelholt und doch erinnerte er Ulmer an jenen, denn der ächtprieſterliche Zug eines geheiligten, gottgeweihten Lebens war in Beiden der hervorragende.

Und dieſem liebreichen Greiſe hatte er bei ſeinem Eintritt in das Haus und das Amt geſagt, er glaube an das Tridentiniſche Bekenntniß, er wolle demgemäß den Katechismus lehren. Wie ſtand es denn mit ſeinem Glauben an die Siebenzahl der Sacramente .... an die Prieſterweihe .... Er ſchauderte. Bald glaubte er — und wünſchte nicht zu glauben, und wenn er ſich dann in der geſpenſtiſchen Leere des Unglaubens fühlte, ergriff ihn ein verzweifelter Schmerz und er jammerte nach dem feſten, ſichern, klaren katholiſchen Glauben. Pfarrer Fridolin bemerkte wohl den heftigen Kampf in Ulmers Inneren; doch den Gegenſtand dieſes Kampfes ahnte er nicht, weil Ulmer ihn nie berührte, ſondern nur im Allgemeinen ſagte, der Zweifel ſei ſeine Plage.

„Dagegen gibt es nur ein Mittel,“ hatte der Pfarrer geantwortet: „das beharrliche, vertrauensvolle Gebet.“

Und wieder erſchauerte Ulmer, denn er dachte an das Brevier, an dieſe wunderbar ſchöne Gebetsſammlung, die alle Schwäche und alle Gebrechlichkeit des armen menſchlichen Herzens ausſpricht und ihm gnadenvolle Hülfe, allmächtigen Schutz, göttliche Tröſtungen, übernatürliche Erleuchtung und Stärkung verheißt. Ja, wo war ſein Brevier? .... Er wußte es nicht. Er entſann ſich aber ſeiner Empfindlichkeit über den guten Rath des Pfarrers Edelholt lieber das Brevier zu beten, als dem Violinſpiel der Marquiſe Marialva zuzuhören. O dieſe Marquiſe Marialva! ſie hat mein ganzes Leben verſtört! ſeufzte er: Ohne ihren unheilvollen Einfluß wäre ich wahrſcheinlich zufrieden in dem Kreiſe und dem Beruf des Prieſters geblieben — hätte ich wahrſcheinlich nie den unſeligen Einfall gehabt Philoſophie und Philologie zu ſtudiren, die mich meinem Beruf entfremdeten ohne mich zu befriedigen und ohne mir den Erſatz, den Genuß zu verſchaffen auf den ich hoffte. Nicht direct durch das was ſie that, aber indirect durch das was und wie ſie war — bin ich in mein Elend gerathen .... trotz aller Warnungen .... die ich in den Wind ſchlug! — —

Er machte es wie Dagobert in Beziehung auf

Maximilian: er verwünſchte die Stunde, in welcher er die Marquiſe Marialva zum erſten Mal ſah. Und gleichfalls wie Dagobert mußte er ſich geſtehen, daß nicht die Marquiſe, ſondern er die Schuld trug, daß er es an Ueberlegung, an Wachſamkeit in dem Verkehr mit ihr hatte fehlen laſſen und daß dieſer Mangel, in leidenſchaftlich blinde Befangenheit ausgeartet, der Urſprung ſeines gegenwärtigen elenden Zuſtandes ſei.

Ulmer war während des ganzen Winters interimiſtiſcher Dorfſchullehrer und, die Gewiſſensqualen bei Seite gelaſſen, zufriedener als er ſeit Jahren geweſen. Nun kam der Frühling und an einem ſonnigen Nachmittag ging Ulmer nach Fluelen, um dort ein Geſchäft für Pfarrer Fridolin zu beſorgen. Bei Fluelen landen die Dampfſchiffe mit jenen Reiſenden, welche auf der St. Gotthardsſtraße nach Italien gehen, ſo wie mit den Touriſten, die den Canton Uri beſuchen und über das Hochgebirg in den Canton Wallis und in das Berner Oberland eindringen wollen. Immer vermitteln die Dampfſchiffe, auch in früher und ungünſtiger Jahreszeit, einen lebhaften Verkehr. Ulmer ſtand am Ufer und ſah dem Menſchenſtrom, der aus dem Dampfboot an das Land ſich ergoß, mit der zerſtreuten Gleichgültigkeit zu, die man bei dem Anblick einer Menge unbekannter Menſchen zu haben pflegt. Er bemerkte daher auch nicht, daß Jemand ihn in's Auge faſſe, erſt flüchtig, dann zweifelnd, dann ſcharf; bis er endlich ſeiner Sache ſicher war, aus dem Menſchenzug heraustrat, auf Ulmer zuging und plötzlich beide Hände auf deſſen Schultern legend ausrief:

„Da habe ich ihn!“ —

Zwei Unglückliche.

Tage, Wochen, Monate vergingen — Floriane ließ ſich vergebens in Hellau erwarten. Endlich kam ſie, tief im Winter und alsbald ging ein Bote zum Pfarrer von Bachheim mit der Bitte ſie zu beſuchen; ſie könne nicht zu ihm kommen, denn ſie wolle nicht, daß man in Bachheim ihre Anweſenheit erfahre. Er folgte ihrer Einladung. Er kam und ging, heute und morgen und übermorgen. Dann kam er nicht mehr und Floriane verſchwand wieder aus Hellau. Zuvor aber ſchrieb ſie einen Brief.

Floriane an Dagobert.

„Nein, lieber Graf, das iſt nun einmal ganz unmöglich! von Ihrem Pfarrer in Bachheim kann ich mich nicht taufen laſſen, denn er verlangt Unmögliches von mir. Ich ſoll z. B. ein großes Verlangen nach der Taufe haben — und ich verſpüre genau das Gegentheil. Ich ſoll ferner den Willen haben die Lehren des Chriſtenthums zu glauben —

und mir fehlt gänzlich dieſer Wille, denn ich finde jene Lehren ſo fremdartig, ſo unverſtändlich, daß ich in meinem armen Verſtande keine Anknüpfungspunkte für ſie habe. Alſo, lieber Graf, von drei Dingen müſſen Sie jetzt eines wählen: Sie ſuchen mir entweder einen Geiſtlichen, der jene Bedingungen für die Taufe nicht ſtellt; — oder wir ſchließen ganz einfach eine Civilehe; — oder wir löſen unſere Verlobung wieder auf. Wie lebhaft ich wünſche Ihre Wahl möge auf den zweiten Vorſchlag fallen, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Bei meiner Schweſter Mignonne in Paris erwarte ich Ihre Entſcheidung. Floriane.“ —

Wie ein eiſiges Sturzbad wirkte dieſer Brief auf Dagobert. Er lebte in der qualvollſten Aufregung auf ſeinem neuen Poſten. Drückende Geldverlegenheit und ſpannende Erwartung verſetzten ihn in einen fieberhaften Zuſtand, der abwechſelnd wie ein Alp auf ihm lag oder wie ein Rauſch ihn erregte. Die Pflichten ſeiner Stellung erfüllte er; aber in ſeinen perſönlichen Angelegenheiten hatte er kein klares Urtheil, keine Beſonnenheit mehr. Er war wie ein Menſch, der am Fuß des Schaffots ſteht und der nicht weiß, ob er im nächſten Augenblick hingerichtet oder in Freiheit geſetzt wird. Und nun Florianens trockener, eiskalter Brief! und dieſe drei Vorſchläge, die ſie ihm ſo kühl vorlegte, als handele es ſich um einen Maskenanzug oder eine Landpartie! Selbſtverſtändlich hielt er nur den erſten Vorſchlag feſt; — aber wo ſollte er den katholiſchen Prieſter finden, der bedingungslos die widerſtrebende Floriane taufte! von welchem Geiſtlichen war eine ſolche Nachgiebigkeit zu hoffen .... oder zu fürchten. Dagobert ſann und ſann; — plötzlich fiel Ulmer ihm ein. Ja, Ulmer war der rechte Mann! ſeine phantaſtiſchen, ſubjectiven Anſichten erlaubten ihm ohne Zweifel eine ſolche Erweiterung derſelben, daß er Florianen's Begehr erfüllen konnte. Ulmer war der Einzige auf dem Dagoberts Hoffnungen ruhten. Doch wo war dieſer Einzige? lebte er noch in der Schweiz? .... und wo? .... ja, war er überhaupt noch unter den Lebenden? .... Ulmer mußte erforſcht werden und das war am ſicherſten und am ſchnellſten durch Dagobert ſelbſt zu bewerkſtelligen. Doch das Reiſegeld? — Dagobert durchwühlte in fiebernder Haſt ſein Portefeuille und jeden Auszug ſeines Schreibtiſches. Je mehr er ſuchte deſto mehr fand er — Schuldverſchreibungen und übrigens eine vernichtende Leere. Mit ſeiner geringen Baarſchaft für die täglichen Ausgaben, konnte er unmöglich eine Reiſe antreten, die vorausſichtlich einige Wochen währen konnte. Woher Geld nehmen? Es war keine Zeit zu verlieren. Da flog ein Blitz durch ſeine wilden, verſtörten Gedanken, die ihm mit ſolcher Gewalt das Blut durch die Adern jagte, daß er jeden Secundenſchlag in ſeinem Gehirn fühlte. Er ſtellte einen Wechſel auf Herr Illinger sen. aus und eilte damit zu einem Banquier, der ihm ſogleich die 2000 fl., auf die der Wechſel lautete, auszahlte. Dagobert ſchöpfte Athem, nahm eiligſt Urlaub unter dem Vorwand eines wichtigen Familienereigniſſes — und reiſte ab. In Zürich machte er Halt, weil dort ſeine Nachforſchungen anfingen. Sie lieferten kein anderes Reſultat, als daß Ulmer vor Jahren allerdings dort geweſen, doch längſt wieder abgereiſt ſei. Alſo tiefer in die Schweiz hinein! — Doch zuvor ſchrieb Dagobert ganz lakoniſch an Herr Illinger sen.

„Da wir in geldgeſchäftlicher Verbindung ſind, und da ich plötzlich eine größere Geldſumme nöthig hatte, als ich in meiner Caſſe fand: ſo erlaubte ich mir einen Wechſel von zweitauſend Gulden auf Euer Wohlgeboren auszuſtellen. Später werden wir die Abrechnung machen.“

Dann ging Dagobert an den Genfer See und in Lauſanne wurde es ihm nicht ſchwer Ulmers Spur aufzufinden. An einem ſonnenhellen Märztage erſchien er in der Pension Oulmère und begehrte den Herrn des Hauſes zu ſprechen. Man führte ihn zu Cordula. Sie erhob ſich vom Schreibpult, an welchem ſie in großen Rechnungsbüchern arbeitete, erkannte ſogleich Dagobert, that aber als kenne ſie ihn nicht und fragte zuvor mit diplomatiſcher Vorſicht und in franzöſiſcher Sprache:

„Was ſteht zu Dienſten, mein Herr?“

„Ich komme, um meinen alten Freund Ulmer zu beſuchen,“ erwiederte Dagobert auf deutſch.

„Ah, ſieh da! der Herr Graf von Wianden!“ ſagte ſie ſpitz, denn es war ihr ſogleich klar, daß ſich Dagobert nicht in ihrem Hauſe niederlaſſen werde, wenn Ulmer nicht da ſei: „Alſo Ihren Freund Ulmer wollen Sie beſuchen? Nun, Herr Graf, er hat den vortrefflichen, ächtchriſtlichen Rath befolgt, den Sie ihm vor Jahren gaben: er hat mich, ſeine Gattin, verlaſſen und iſt in die weite Welt gegangen; wohin — das wiſſen die Götter .... nicht ich!“

Dagobert wurde leichenblaß bei dieſen Worten. Cordula bemerkte es und ſagte ſchadenfroh:

„Es ſcheint Sie hätten ihn jetzt recht gern an meiner Seite gefunden. Aber er iſt fort! Eine gerechte Strafe für Ihre boshaften Rathſchläge.“

„Und Sie haben keine Ahnung von ſeinem Aufenthalt?“ fragte er dringend.

„Nicht die mindeſte.“

„Im vorigen Spätjahr haben hieſige Leute den Onkel in Stanz und in Luzern geſehen,“ ſagte ein junges Mädchen, das von Leinwandballen umlagert war und emſig nähte.

„Ja, im vorigen November; jetzt ſind wir im März,“ ſagte Cordula, um die Nachricht abzuſchwächen.

Doch ſie war für Dagobert ein Leitfaden und ein Hoffnungsſchimmer. Er zog ſich zurück.

„Was fällt denn Dir ein, daß Du Dich in meine Geſpräche mit fremden Herrn einmiſcheſt! das ſchickt ſich durchaus nicht für ein ſittiges junges Mädchen und ich verbitte es mir Ein für Allemal. Merke es Dir, Annette,“ ſagte Cordula ſcharf zu ihrer Nichte.

Dieſe aber erwiederte ganz ſchnippiſch, weil ſie wußte, welche Hülfe ihr Fleiß und ihre vielfache Geſchicklichkeit für die Tante ſei:

„Sollte denn der Herr vor unſern Augen in Ohnmacht fallen? er wurde ja weiß wie dieſe Serviette. Du warſt zu ergrimmt, um es zu bemerken.“

„Ergrimmt! wähle Deine Ausdrücke richtiger und ſage empört — denn das war ich, und mit vollem Recht, wegen einer früheren, ſchweren Beleidigung, welche vielleicht den Grund zu der unbegreiflichen Flucht meines unglücklichen Mannes legte,“ entgegnete Cordula ſehr aufgebracht: „und was das in Ohnmachtfallen betrifft, ſo rührt mich das gar nicht! im Gegentheil! ich würde frohlocken, wenn das ganze Männergeſchlecht in Ohnmacht fiele; dann kämen die

Frauen an das Regiment und ob ſich die Welt dabei ſchlechter befände — das, meine Tochter, iſt eine Frage, die ich nach meinen Erfahrungen entſchieden verneine. Zwei Ehemänner hatte ich und keiner verſtand die Zügel zu führen, weder über ſich ſelbſt, noch über Andere — während ich es mit beſtem Erfolg verſtehe.“

„Aber, Tante, die Welt iſt doch noch etwas Anderes als der Eheſtand und die Pension Oulmère!“ rief Annette lachend.

Zum Glück wurde Cordula abgerufen; ſonſt würde Annette mit einer Strafpredigt gelangweilt worden ſein.

Dagobert begab ſich nach Luzern. Es war ihm wahrſcheinlich, daß Ulmer im Winter keine weite Reiſe unternommen, ſondern in einer größeren Stadt irgend eine Anſtellung gefunden habe. Er ſetzte alle Gaſtwirthe, alle Kellner, alle Lohndiener von Luzern in Bewegung, um irgendwo, irgendwie Ulmers Spur zu entdecken und erfuhr endlich, daß ein Mann dieſes Namens in einem Wirthshaus niedrigſter Ordnung gelebt und Beſchäftigung geſucht habe. Als er ſie nicht gefunden, ſei er in große Dürftigkeit gerathen und fortgegangen; — in die kleinen Cantons am See, wie der Wirth ſich entſann. Wie der Jäger dem Wild durch Flur und Wald nachſetzt und ſich keine Raſt gönnt bis er es erlegt hat, ſo wurde Dagobert von dem heißen Verlangen Ulmer zu entdecken geſtachelt und aufgejagt. Jetzt meinte er ſchon ihn gewiß gefunden zu haben. Aus Zürich hatte er eilig an Floriane geſchrieben, er ſuche den Mann auf, mit dem ſie ſich ohne Zweifel über ihre Taufe verſtändigen werde. Jetzt ſchrieb er ihr abermals aus Luzern, wiederholte jene Verſicherung und ſetzte hinzu:

„Wollten Sie Ihren dritten Vorſchlag in Ausführung bringen, ſo wäre das ein Todesſtoß für mich — und da kein Menſch ſich entſchließt zu ſterben, wenn das Leben im Sonnenglanz der Liebe und des Glückes vor ihm liegt: ſo würde ich dann auf Ihren zweiten Vorſchlag eingehen, aber mit ſolchem Herzeleid, daß ich hoffe, Ihre Liebe, theure Floriane, erſpart ihn mir.“

So durchforſchte denn Dagobert die kleinen Cantons, umkreiſte den Vierwaldſtätterſee und ſtieß endlich in Fluelen unvermuthet auf den Geſuchten.

„Da habe ich ihn!“ rief er freudeſtrahlend: „Ulmer, liebſter Freund, wie froh bin ich Dich zu finden! ſeit drei Wochen raſe ich in der ganzen Schweiz umher, um Dich zu erkundſchaften .... und hier treffe ich Dich! Jetzt nehme ich Dich für mich in Beſchlag, denn ich habe unendlich Wichtiges mit Dir zu verhandeln.“

Mit athemloſer Haſt hatte Dagobert geſprochen und Ulmers Arm gefaßt. Jetzt ſagte er ruhiger: „Nun, alter Freund, wie geht es Dir?“

„Gut, im Vergleich zu jener Zeit, wo wir uns zuletzt ſahen,“ erwiederte Ulmer.

„Du haſt Dich von Cordula getrennt — wie ich von ihr ſelbſt hörte; — das war weiſe! Und wie lebſt Du jetzt? was treibſt Du? haſt Du Jünger des Evangelium aeternum herangebildet?“

„O ſchweige von der wahnwitzigen Thorheit, die mich in den Abgrund namenloſen Elends ſtürzte!“ unterbrach Ulmer mit Heftigkeit.

Jetzt betrachtete Dagobert genau ſeinen alten Freund. Dieſe vergrämten Züge, dieſer ſcheue Blick, dieſer unerhört traurige Ausdruck ſeiner ganzen Erſcheinung — dazu die ärmliche Kleidung: das Alles war in Uebereinſtimmung mit jenem Klageruf.

„Komm!“ ſagte er endlich: „hier im Gaſthof wollen wir traulich nach alter Art mit einander plaudern. Ich habe Dir unendlich viel zu ſagen.“

Im Gaſthof ließ ſich Dagobert ein behagliches Zimmer geben, beſtellte ein gutes Abendeſſen, zündete ſeine Havanna-Cigarren an und ſagte dann, indem er ſich in einen Lehnſtuhl warf:

„Ulmer! das Wohlbehagen des Lebens macht mich grenzenlos unglücklich! Höre mir mit Geduld zu und

Du wirſt in jenen Worten keinen bizarren Widerſpruch finden.“

Und nun offenbarte er ſeine ganze Lage, ſeine furchtbare Geldnoth, ſeine Schulden, ſeine Speculationen, ſeine Liebe zu Floriane, das Geheimniß, das auf dieſer Liebe ruhe bis Floriane getauft ſei, die Schwierigkeiten, welche ſie gegen die Taufe erhebe, ihren Vorſchlag einer Civilehe, ihre Drohung mit ihm zu brechen. Wie ein Strom, der alle Schleuſen überflutet, drängten ſich die traurigen Geſtändniſſe, die er keinem andern Menſchen anvertrauen konnte, aus der dunkeln Haſt in ſeiner Bruſt hervor und er ſchloß mit den Worten:

„Scheitert meine Speculation und löſt Floriane unſere Verlobung auf: ſo bleibt mir nichts übrig als mir eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen.“

„Gott verhüt' es!“ rief Ulmer entſetzt.

„Auf Dich baue ich jetzt meine Hoffnung!“ fuhr Dagobert fort: „Du mußt Floriane für das Chriſtenthum gewinnen. Du kannſt es .... und nur Du — denn Du haſt gewiſſe freiere Anſichten, die ihr zuſagen werden und die Dir geſtatten werden auf ihre verkehrten Anſchauungen kein Gewicht zu legen, ſondern ihnen eine zweckdienliche Deutung oder Wendung zu geben.“

„Zweckdienlich?“ wiederholte Ulmer beſtürzt.

„Ich meine eine ſolche Deutung, welche Floriane mit ihren etwas unchriſtlichen — oder ungläubigen Anſchauungen, verſtehen kann. Gegen Dogmen hat ſie einen entſchiedenen Widerwillen. Da ich nun weiß, daß auch Du keinen beſondern Werth auf Dogmen legſt — wenigſtens nicht auf alle — und dennoch ein Chriſt biſt .... ſo zu ſagen ein Chriſt ohne beſtimmte Confeſſion: ſo biſt Du, ja, ganz allein nur Du! der Mann, um Floriane in dieſen Christianismus vagus aufzunehmen und die Ceremonie der Taufe mit ihr vorzunehmen. Der Scandal wäre zu groß, wenn ich eine Jüdin heirathete: alſo muß ſie getauft werden. Auf ihre widerſtrebende Geſinnung vor der Taufe wollen wir nicht achten; — ſpäter wird ſich das ſchon ändern. Aber getauft, Ulmer, getauft muß ſie werden! davon hängt meine Ehre, mein Ruf, meine Laufbahn, mein Glück .... ja, mein Leben ab. Haſt Du dies begriffen?"

„O ja!" erwiederte Ulmer tieftraurig: „Du mutheſt dem gefallenen Prieſter zu dasjenige zu thun, was kein treuer Prieſter thun würde."

„Ich ſpreche nicht von Deinen Handlungen und Deinen Schickſalen!" rief Dagobert ungeduldig: „Du biſt und bleibſt katholiſcher Prieſter."

„Eben darum iſt es mir nicht möglich Jemand zu taufen, der erwachſen und ſeiner Vernunft mächtig iſt, und nicht die Bedingungen erfüllen will, welche in einem ſolchen Fall der Taufe vorhergehen müſſen."

Dagobert ſtarrte Ulmer mit einem Ausdruck an als halte ihm der alte Freund ein Meduſenhaupt entgegen: er wurde weiß und kalt wie Marmor und ſagte tonlos:

„Du ſprichſt mein Todesurtheil aus.“

Da ſaßen die beiden Unglücklichen einander gegenüber und ſtarrten in die Finſterniß ihrer eigenen Seele hinein — Dagobert, überfüllt von ſeinem perſönlichen Elend; Ulmer, voll des Jammers, daß er vielleicht dazu beigetragen habe Dagobert, ſeinen geliebten Schüler und Zögling, auf den er ſo ſtolz geweſen war, in eine ſolche religiöſe Verwirrung zu ſtürzen; und daß er ſelbſt tief genug geſunken war, um den Vorſchlag zu einer ſo unwürdigen Handlung hinnehmen zu müſſen.

„Es kann nicht ſein!“ rief endlich Dagobert aus ſeinem ſtumpfen Hinbrüten auffahrend: „Du kannſt mich nicht in dieſer Agonie laſſen . . . . Du wirſt Dich beſinnen und mir und der armen Floriane zu Hülfe kommen . . . . Laß ſie denken und meinen was ſie will — taufe ſie nur — rette ihre Seele.“

„Es wäre ein grauenhaftes Sacrilegium die Gnade Gottes ſo zu verſchwenden und ein heiliges Sacrament ſo zu mißbrauchen!“ entgegnete Ulmer mit Beſtimmtheit.

„Du haſt das Recht verloren auf Ehrfurcht vor den Sacramenten Dich zu berufen!“ ſagte Dagobert ſchneidend: „wer das eine mit Füßen getreten hat, verachtet auch die übrigen.“

„Ich verdiene dieſen Vorwurf im vollſten Maß,“ verſetzte Ulmer gelaſſen.

„Nein, nein, lieber beſter Freund, ich mache Dir keinen Vorwurf .... ich bin ſo außer mir, daß ich nicht weiß was ich ſage! .... Betrachte mich als unzurechnungsfähig und erſinne ein Mittel, wodurch Floriane getauft und dann meine Frau werde .... denn wenn ſie ungetauft bleibt, ſo muß ich mit ihr die Civilehe ſchließen“: ſo flehete, ſo ſtürmte Dagobert.

„Ich weiß nicht ob das unter dieſen Umſtänden nicht beſſer wäre, weil kein Sacrament entweiht würde,“ erwiederte Ulmer.

„Alſo Du räthſt mir die Civilehe an?“ fragte Dagobert haſtig.

„Keineswegs!“ rief Ulmer erſchreckt, weil er ſah wie begierig Dagobert nach Allem griff, was einen Ausweg zu eröffnen ſchien.

„Aber was räthſt Du mir denn eigentlich?“ ſagte Dagobert dringend: „ich ſuche Dich, finde Dich, vertraue mich Dir an, flehe um Hülfe .... ſie liegt in Deiner Hand, in Deinem guten Willen, in Deiner Freundſchaft für mich .... Du kannſt ſie mir unmöglich verſagen .... alſo ſprich: welchen Schritt habe ich zunächſt zu thun?“

„Beſtimme dieſe widerſpenſtige Floriane dazu ſich auf das Sacrament der Taufe vorzubereiten, wie es ſich ziemt — einen andern Rath kann ich Dir nicht geben.“

„Und wenn ſie in ihrem Eigenſinn beharrt — was dann?“

„Dann gib ſie auf.“

„Und jage Dir eine Kugel durch’s Gehirn!“ ſetzte Dagobert hinzu.

„Dahin wird ſie es nicht kommen laſſen, wenn ſie Dich liebt.“

„Ja, ſie liebt mich, ſie iſt meine Braut, ſie iſt ein reizendes, anziehendes, höchſt intereſſantes Weſen .... aber caprizios, verzogen vom Schickſal und von den Menſchen .... ſie iſt unberechenbar, Ulmer, trotz ihrer Liebe und ich wage nicht allzu ſcharf auf ſie einzudringen.“

„Alſo haſt Du in einer ſo wichtigen, ja der allerwichtigſten Frage, ihr gegenüber den moraliſchen Muth verloren? — Armer Dagobert! welch’ ein Sclav der Leidenſchaft biſt Du geworden! und kannſt Du vernünftiger Weiſe auf eine glückliche Ehe hoffen, wenn Du Dich vorher ſo tief unter dieſe Floriane geſtellt haſt?“

„Dafür laß mich ſorgen!“ rief Dagobert, den Ulmers Worte empfindlich berührten, weil ſich ſeine Leidenſchaft mehr auf Florianens Vermögen, als auf ihre Perſon richtete — obſchon er, ſelbſtverſtändlich, dieſe Richtung ſeinen eigenen Augen zu entziehen ſtrebte. — „Sorge Du nur dafür, daß unſere Ehe möglich werde. Du darfſt mir dieſe Bitte nicht abſchlagen. Ich laſſe Dir morgen den ganzen Tag Zeit Dich zu beſinnen, denn ich gehe nach Luzern, wo ich einen Brief post. rest. von Floriane zu finden hoffe — und komme morgen Abend hieher zurück. Bis dahin wirſt Du eine klare Ueberſicht der ganzen Angelegenheit gewonnen haben und einſehen, daß Du es unſerer Freundſchaft und meinem rückſichtsloſen Vertrauen ſchuldig biſt, etwas für mich zu thun. O wenn Du wüßteſt wie ich Dich geſucht habe! In den letzten Tagen war ich im Canton Schwyz .... war in Einſiedeln. Ach Ulmer! in meiner Jugend hätte mir Einſiedeln großen Eindruck gemacht; aber meine Jugend — wo iſt ſie geblieben! und was hat ſie Alles mit ſich fort genommen! .... Jetzt ſuchte ich in Einſiedeln keine Erbauung, keine Andacht, keine Reue, keine Buße, keinen Troſt .... ich ſuchte nur Dich .... und als ich Dich nicht fand, ſtürmte ich fort und es iſt doch eine Stätte, wohin ſeit tauſend Jahren Millionen arme Sünder gepilgert ſind, um ſich mit Gott zu verſöhnen. Aber ich bin allzu unglücklich, Ulmer! .... ich konnte es nicht."

„Ja, Du biſt .... wir ſind ſehr unglücklich, ſind unverſöhnt mit Gott," ſagte Ulmer vor ſich hin.

„O, was macht die Welt und das Leben aus uns! was die Menſchen mit ihrem blendenden Beiſpiel! .... In Bachheim war ich gut, da hatte ich nur Gutes vor Augen: die liebe Mutter, den edeln Vater, den apoſtoliſchen Pfarrer, das ſelige Kind, Wendeline“ .... —

„Iſt ſie todt!“ rief Ulmer.

„Nein, ſie lebt, aber unberührt von der Welt — nicht etwa wie im Urwald eine rohe Wilde, ſondern wie ein ſeliges Weſen, das auf einem beſſern Stern zu Hauſe iſt — ganz Opfer, ganz Selbſtverleugnung, ganz heilige Liebe.“

„Und an dieſem Weſen gingſt Du gleichgültig vorüber!“ rief Ulmer.

„Still davon! ich bin ihrer nicht werth!“ ſeufzte Dagobert und fuhr mit der Hand über ſeine fieberheiße Stirn: „Wäre ich es geweſen, ſo ſtände es anders mit mir! .... Aber die ſchreckliche Welt .... die Verhältniſſe, Anforderungen, Beiſpiele! .... O wie leicht haben es die Frauen — wenigſtens in den höheren Ständen — ſehr vollkommen zu werden! der Kampf mit dem Leben iſt ihnen fremd.“

„Mit dem äußern Leben häufiger als uns; doch immer nicht. Zuweilen müſſen ſie unter den größten Schwierigkeiten und Nöthen die Stellung in der Welt aufrecht halten, die der Ehemann nicht zu behaupten weiß. Und im innern Leben — welche Todfeinde hat die Frau da zu bekämpfen! beſonders zwei, welche in den Grundelementen ihrer Natur liegen, welche der Mann in dem Maß nicht hat und welche furchtbare Verheerungen in ihr, in der Familie und in unberechenbar weiten Kreiſen macht. Aus dieſen Verheerungen läßt ſich ſchließen, wie ſtark dieſe beiden gefährlichen Anlagen, Gefallſucht und Wankelmuth, ſein müſſen und welch' ein beharrlicher, von der Gnade getragener Wille, welche unabläſſige Wachſamkeit dazu gehört, um ſie in ihren feinſten Verzweigungen — und das ſind oft die allergefährlichſten! abzutödten. Eine ſolche Selbſtverleugnung iſt eine Kreuzigung, Freund Dagobert — und das Kreuz thut weh.“

„Du haſt viel über die Frauen nachgedacht,“ ſagte Dagobert ganz zerſtreut; denn er dachte an nichts als an ſeine qualvolle Gegenwart.

„Leider nicht zu rechter Zeit!“ verſetzte Ulmer.

„Nun, dann wirſt Du Dir auch eine Art und Weiſe ausdenken, nicht wahr, um Floriane in die rechte Stimmung zu bringen.“

„Nein!“ rief Ulmer voll Schreck: „eine ſolche Bekehrung muß Gottes Barmherzigkeit durch ein anderes Werkzeug als durch mich zu Stande bringen.“

„Laß uns nicht über Worte ſtreiten: ich meine ja nur die Taufe!“ rief Dagobert ungeduldig.

„Rede mit meinem Pfarrer Fridolin,“ erwiederte

Ulmer abbrechend: „vielleicht iſt er der Mann, der Eindruck auf Floriane macht.“

„Komm', Ulmer! laß uns ſogleich zu ihm gehen!“

Ulmer blickte auf die Uhr und erwiederte:

„Bis wir das Dorf erreichen wird es faſt Mitternacht ſein. Störe nicht die kurze Ruhe des Greiſes, der jeden Morgen um halb vier Uhr ſein Lager verläßt. Geh' nach Luzern, wo Du ja Briefe von Floriane erwarteſt, die vielleicht die Ausſicht heller machen — und wenn Du übermorgen noch ſo geſinnt biſt, wie heute, ſo komm' zu mir — oder zum Pfarrer Fridolin, den ich darauf vorbereiten werde.“

„Ja, ſo wollen wir es halten,“ verſetzte Dagobert: „wer weiß, welche gute Nachricht Floriane mir gibt? Du hatteſt ganz Recht vorhin zu ſagen: Wankelmuth — dein Name iſt Weib! . . . . oder etwas Aehnliches; das paßt auf Floriane. Ich danke Dir für den Hoffnungsſtern, der mir in Pfarrer Fridolin aufgeht. Alſo auf Wiederſehen — übermorgen in der Frühe. Sprich!“ ſetzte er plötzlich hinzu, „beteſt Du noch?“

„O Gott . . . . ich bete wieder,“ ſeufzte Ulmer.

„Für mich betet mein Vater, meine Mutter und Wendeline. Bis jetzt hat ihr Gebet mir gar nichts genützt. Umſomehr hoffe ich, daß es nun meiner Sache ein gutes Ende geben werde.“

„Wenn Du an die Kraft des Gebets glaubſt, ſo ſollteſt Du ſelbſt beten?"

„Ich! mit dieſen Stürmen im Herzen, dieſer Lava in den Adern, dieſem Fieber im Gehirn! Du kennſt dieſen Zuſtand aus Erfahrung und weißt folglich, daß er uns unfähig zum Gebet macht. Alſo bete auch Du für mich. Wenn auch nichts weiter, ſo iſt das Gebet doch ein Ausdruck der Liebe — und der erquickt mich."

Die Freunde trennten ſich und Ulmer ging unter dem kühlen, klaren, flimmernden Sternenhimmel nach ſeinem ſtillen Dörfchen zurück, reicher geworden in den wenigen Stunden ſeiner Abweſenheit um einen tiefen Schmerz.

Am dritten Tage ſah er voll Spannung Dagoberts Ankunft entgegen; aber Dagobert kam nicht wieder.

Jüdin und Chriſtin.

Gräfin Leocadie lag im Verſcheiden. Ihre letzten Blicke fielen auf ihren Mann und auf Wendeline. Der Sohn fehlte am Sterbebett der Mutter. Man hatte ſich in Bachheim an ihren Zuſtand dermaßen gewöhnt, daß man nicht an einen plötzlichen Tod glaubte. Aber ſie fühlte ihr Ende, ſie verlangte die Sterbſacramente und dann entſchlief ſie in Frieden.

„Requiescat! möge ich bald ihr folgen,“ ſagte der Graf tieftraurig: „Es iſt hart in meinem Alter auch die zweite Gattin zu überleben; aber der Wille Gottes ſei angebetet.“

Ein Telegramm berief Dagobert zu den Exequien ſeiner Mutter. Es kam keine Antwort von ihm und er ſelbſt kam auch nicht.

Ein Paar Tage vorher war Herr Illinger sen. durch einen Herzſchlag ganz plötzlich aus der Zeitlichkeit abgerufen. Vor ſeinem eiſernen Geldſchrank ſtehend empfing er den tödtlichen Schlag, ſperrte mit letzter Kraft das künſtliche Schloß zu, deſſen Geheimniß nur ihm bekannt war und ſtürzte mit einem gellenden Schrei leblos zu Boden. Von all ſeinen Kindern war Niemand bei ihm. Jetzt eilten Floriane und Maximilian aus Paris herbei — des Anſtandes wegen, des Vermögens und Geſchäftes wegen, übrigens von Herzen gleichgültig.

Die Exequien der Gräfin waren gefeiert ohne Dagobert. Angeſtellte Nachforſchungen hatten ergeben, er ſei nach der Schweiz gegangen; — eigentlich hieß es: geflüchtet; doch dies ſchreckliche Wort brachte Wendeline, die Vorleſerin, nicht über ihre Lippen. Eine ängſtliche Spannung, eine dumpfe Beklommenheit überwogen die friedliche Trauer um die liebe Entſchlafene und Wendeline, die es ſonſt ſo ſehr verſtand ihre eigene Stimmung — und dadurch auch die ihrer Umgebung zu beherrſchen, war ſtill beängſtigt wie der Vogel, wenn ein ſchweres Gewitter heraufkommt. Sie blickte immer auf die eine ſchwarze Wolke am Horizont, und dieſe Wolke hieß Sorge um Dagobert. Wo war er? was hatte ihn fortgetrieben? — Von dieſen Fragen löſten ſich ihre Gedanken nicht ab. Auch die des Grafen nicht; — und Beide kamen in ihren traurigen Geſprächen überein, es müſſe ein unſeliges Duell ſtattgefunden haben. Gleichwohl war dies nicht wahrſcheinlich; denn ein Duell mit allen ſeinen Folgen wird gewöhnlich ſehr ſchnell weltbekannt.

Da trat Wendeline eines Morgens geiſterbleich in Pfarrer Edelholts Zimmer, ſank auf einen Stuhl und ſeufzte:

„Ich kann nicht länger die Qual in meiner Bruſt verſchließen! Leſen Sie dies Billet, Herr Pfarrer. Ein Bote aus Hellau brachte es mir heute früh.“

Erſchreckt durch Wendelinens Verſtörung nahm der Pfarrer das Blatt und las:

„Gnädige Gräfin! Im Februar des vorigen „Jahres verſuchte ich Ihnen Aufſchlüſſe über den „armſeligen Dagobert zu geben. Mit Empörung „wieſen Sie mich zurück und bezeigten eine Verachtung, als ob ein Lügner vor Ihnen ſtehe. Heute „erbiete ich mich Ihnen Aufſchlüſſe über den „unwürdigen“ Dagobert zu geben und ich bitte Sie „dringend mir im Intereſſe Ihrer ganzen Familie „einige Augenblicke Gehör zu gewähren. — Ich „habe die Ehre ꝛc. Maximilian Illinger.“

„Nun alſo?“ fragte der Pfarrer gelaſſen, während ihm das Herz erzitterte.

„Alſo ſchrieb ich zurück, ich ſei bereit den Herrn Illinger heute Abend um ſieben Uhr im Bachheimer Pfarrhaus eine viertel Stunde zu ſprechen,“ antwortete Wendeline: „und ich bitte Sie, Herr Pfarrer, um ſechs Uhr zum Thee zu kommen. Ich bereite den Thee ganz wie gewöhnlich und gegen ſieben Uhr ſage ich, ich wolle ein halbes Stündchen im Freien umherlaufen, was ja auch recht oft geſchieht, wenn Sie bei dem Großvater ſind. So ahnt er nichts und ich habe die Nacht vor mir, um mich zu faſſen und zu beſinnen, denn ich werde entſetzliche Dinge erfahren. Meinen Sie nicht?“ ſetzte ſie in einem Ton hinzu, als ſei es doch noch möglich etwas Anderes zu meinen.

„Was war denn das im Februar vorigen Jahres?“ fragte er ablenkend.

Sie erzählte ihm die Begegnung im Park und daß ſie Maximilian mit ſchneidender Verachtung behandelt habe.

„Etwas Ruhe hätte vielleicht dem gegenwärtigen Unheil vorgebeugt,“ ſagte der Pfarrer, der Wendeline immer mit der Strenge der heiligen Liebe behandelte.

Sie ſchwieg und hob bittend die Hände mit einem ſolchen Ausdruck von Schmerz zu ihm auf, daß er hinzuſetzte:

„Wahrſcheinlich iſt es aber nicht! das Uebel ſcheint tiefe Wurzeln zu haben. Doch iſt jener Vorfall eine Warnung für das heutige Geſpräch, das mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit und ohne irgendeine verletzende Aufwallung des Gefühls zu führen iſt. Nur auf dieſe Weiſe erfahren wir Alles .... und möge es auch das Bitterſte ſein. Wir müſſen es wiſſen."

„Ja, wir müſſen es wiſſen!" ſagte Wendeline: „aber beten Sie für mich, denn es wird ein grauenhaftes Geſpräch werden."

Unbegreiflichkeit des menſchlichen Herzens! ſprach der Pfarrer zu ſich ſelbſt, nachdem Wendeline ihn verlaſſen hatte: dieſe Wendeline, dieſe feſte klare reine Seele, liebt einen Mann, der von dem Allen das Gegentheil iſt! .... Zum Glück liebt ſie ihn in ihrer Weiſe: feſt, klar und rein, ſo daß der barmherzige Gott dieſe Neigung vielleicht zu etwas Gutem benutzen wird. —

Gegen ſieben Uhr Abends kam Wendeline aus der Kirche und ging in das Zimmer des Pfarrers, das Joſephe ihr öffnete.

„Du weißt Beſcheid, nicht wahr, Joſephe?" fragte ſie freundlich: „wenn Du den Herrn, der nach mir fragen wird, hereinführſt, ſo bringſt Du die Lampe mit und ſtellſt ſie dort auf den Tiſch."

„Ja, ja, Comteßchen! .... Es iſt aber noch Tag."

„Es könnte Nacht werden, Joſephe," verſetzte Wendeline mit namenloſer Wehmuth.

Aber ſie war gefaßt; ſie hatte gebetet und dies Zimmer, in welchem der Friede wohnte, den die

Welt nicht kennt, erhielt ſie in der Stimmung, die ſie vor dem Allerheiligſten ſich erfleht hatte. Als ſie aber Männerſchritte vernahm, flog ein leiſes Zittern über all' ihre Glieder und ſie ſeufzte: O Herr, ſtehe mir bei! — So wie Maximilian erſchien, war ſie ruhig und mit großer Ruhe in Ton und Blick ſagte ſie:

„Wir müſſen Ihnen ſehr dankbar ſein, daß Sie uns über Dagoberts Verſchwinden einigen Aufſchluß bringen wollen. Ich bitte alſo, mir Alles zu ſagen, was Sie von ihm und über ihn mit Sicherheit wiſſen."

Dieſer ruhig verbindliche Ton, mit welchem man in der Welt um eine Gefälligkeit bittet, überraſchte Maximilian, der in ſeinem Innern aufgeregter war, als Wendeline. Sollte ſie aufgehört haben ſich für Dagobert zu intereſſiren? und wenn das der Fall war — wurde ſeine Hoffnung dadurch belebt oder vernichtet? —

Sie lud ihn durch eine Handbewegung ein Platz zu nehmen und ſetzte ſich an den Tiſch, auf dem die Lampe ſtand, auf einen Strohſtuhl, denn es gab in dieſem Zimmer keine andern Stühle. Da ſaß ſie in der ärmlichen Umgebung ſo ernſt, ſo feierlich, daß er ſich zuſammennehmen mußte, um nicht aus der Faſſung zu kommen.

„Sind Ihnen Dagoberts Verhältniſſe gänzlich unbekannt, gnädige Gräfin?“ hub er an.

„Ich bin hier um das zu hören, was Sie, Herr Illinger, mir über Dagobert mitzutheilen haben; aber nicht um auf Ihre Fragen zu antworten,“ erwiederte ſie, immer mit derſelben Ruhe.

„Wohlan! Sie zwingen mich, jede Schonung bei Seite zu ſetzen!“ rief er und begann nun ihr auf's Genaueſte Dagoberts furchtbare jahrelange Geldverwickelungen, ſeine Speculationen, ſeine Schulden auseinander zu ſetzen. Dann fuhr er mit ſchneidender Schärfe fort: „Ich ſelbſt habe den vollſtändigen Ruin ſeiner Lage erſt jetzt nach dem Tode meines Vaters kennen gelernt; erſt jetzt habe ich erfahren, daß Bachheim nicht mehr dem Grafen von Wianden, ſondern den Erben meines Vaters gehört — dermaßen iſt es verſchuldet. Dieſer wußte genau wie es mit Dagobert ſtehe und daß er keinen Heller zu eigen beſitze; deshalb nahm er auch nicht den Wechſel an, den Dagobert bevor er nach der Schweiz ging, auf meinen Vater ausſtellte. Daß Dagobert dies that, bringt ihn jetzt in die unangenehme Lage eingeſperrt zu werden, wenn er wieder in München erſcheint, ohne dem Banquier die zweitauſend Gulden zu erſtatten, die er in betrügeriſcher Weiſe von ihm entnahm.“

„Die zweitauſend Gulden ſollen erſtattet werden,“ erwiederte Wendeline, „und mein Großvater wird den Gläubigern ſeines Sohnes, zu denen auch Sie gehören, ihr Anrecht auf Bachheim nicht beſtreiten.“

Sie wollte ſich erheben, aber Maximilian rief:

„Ich bin noch lange nicht zu Ende, gnädige Gräfin! die Lage der Dinge muß endlich klar werden. Jene große Speculation, die ich vorhin berührte und die ſo ſicher ſchien, daß auch ich mich mit einem nicht unbedeutenden Capital an ihr betheiligte, iſt dennoch mißglückt und dadurch hat Dagobert eine Schuld von 150,000 fl. zu zahlen. Hätte das Glück dieſe Speculation begünſtigt, ſo würde er ohne Zweifel ſich mit meinem Vater arrangirt und die Schuld auf Bachheim getilgt haben und der Herr Graf von Wianden hätte dann von der ganzen Sache keine Sylbe erfahren. Dies war Dagoberts lebhafter Wunſch, der aus ſeinen Briefen an meinen Vater überall hervortritt — wie er denn überhaupt eine Vorliebe für die Verheimlichung hat. Seine Verlobung mit meiner Schweſter Floriane ahnt der Herr Graf von Wianden gewiß nicht — und ebenſowenig, daß ſein Sohn ſich bereit erklärt eine Civilehe mit ihr zu ſchließen, falls ſie nicht geneigt ſein ſollte ſich taufen zu laſſen.“

„Sie werden begreifen, daß ich dieſe letzte Behauptung nicht ohne Weiteres glauben kann,“ erwiederte Wendeline.

„Hier iſt der Brief, den er vor Kurzem an meine Schweſter aus Luzern ſchrieb,“ ſagte Maximilian und reichte ihr das Blatt. Während ſie es aufmerkſam las, fügte er erläuternd hinzu: „Florianens zweiter Vorſchlag iſt die Civilehe; ihr dritter Vorſchlag — Auflöſung der Verlobung. Aus ſeinem entſchiedenen Sträuben gegen den letzteren können Sie entnehmen, wie heftig ſeine Leidenſchaft iſt — ob für Floriane, ob für ihre Millionen — das weiß ich nicht.“

„Und was macht Dagobert in Luzern?“ fragte Wendeline als ſie den Brief zurückgab.

„Er ſucht in der ganzen Schweiz einen Mann, einen katholiſchen Geiſtlichen, der Floriane taufen ſoll ohne ihr gewiſſe Vorbereitungen zur Pflicht zu machen, welche Pfarrer Edelholt von ihr verlangte.“

„Und was gedenken Sie, was Ihre Schweſter jetzt in dieſer traurigen Sache zu thun?“

„Von den Gefühlen Florianen's und von den Handlungen, die aus ihnen hervorgehen, kann ich nichts ſagen, weil ſie ſehr ſchwankend, folglich unberechenbar ſind; — was aber die Erben meines Vaters thun werden, iſt einfach dieſes: ſie theilen ſich in der Erbſchaft und verlangen die Zahlung von hunderttauſend Gulden — Zinſen extra — die Dagobert bekam. Er hat ſie nicht, aber der Vater, der Herr Graf von Wianden wird ohne Zweifel die

Schulden ſeines Sohnes tilgen wollen und Bachheim verkaufen.“

„Aber ſie ſind ja nicht dadurch getilgt, wenn Dagobert bereits eine Summe aufnahm, die dem Werth von Bachheim entſpricht — und dieſe Summe .... verloren hat!“ rief Wendeline. „Es bleiben ja noch 150,000 fl. zu zahlen!“

„Mindeſtens!“ verſetzte Maximilian kalt.

„Und was wird aus Dagobert!“

„Auch das iſt unberechenbar, denn ſeine Laufbahn iſt geſtört und ſein Name“ .... —

„Schweigen Sie!“ unterbrach ſie ihn gebieteriſch.

„Es gibt einen Ausweg aus dieſem finſtern Labyrinth, gnädige Gräſin! darf ich ihn angeben?“ fragte er demüthig.

„Gewiß! .... Sobald er nicht unehrenhaft iſt.“

„Ich würde alle Anſprüche auf Bachheim einlöſen, ich würde Dagoberts Schulden tilgen, ich würde es ſo einrichten, daß ſein Ruf nicht gefährdet würde und daß der Herr Graf von Wianden bis zum Ende ſeines Lebens auf Bachheim verbliebe ohne zu ahnen, daß es nicht mehr das Eigenthum ſeines Sohnes iſt — ſobald Sie mir einige Hoffnung auf Ihre Hand nicht verſagen wollten.“

„Herr Illinger,“ antwortete ſie ſanft und traurig, „ich kann mich opfern .... aber mich verkaufen kann ich nicht.“

Sie ſtand auf und auch Maximilian erhob ſich und ſagte feurig:

„Ich biete Ihnen ja mehr als Geld und Gut — ich biete Ihnen meine Bekehrung zum Chriſtenthum an! ich wiederhole meine früheren Anerbietungen! mir iſt in Sicilien eine fürſtliche Beſitzung angeboten .... ich kaufe ſie, wenn Sie die Fürſtin werden wollen“ .... —

„Und wenn nicht?“

„Nun, dann wird die Erbſchaft getheilt.“

„Und mit einer ſolchen Geſinnung, die voll Feindſeligkeit gegen Ihren Freund iſt, haben Sie die Kühnheit zu ſagen, daß Sie Chriſt werden wollten! was wäre das für eine Bekehrung! Nein, Herr Illinger, ich muß Ihren Antrag ablehnen. Sie handeln wie ein Feind und nicht wie ein Freund Dagoberts und das flößt mir kein Vertrauen zu Ihnen ein.“

„Immer dieſer Dagobert!“ rief er zürnend.

„Wir ſind ja zuſammengekommen, um von Dagobert zu ſprechen,“ ſagte ſie ruhig.

„Wie iſt es möglich, daß Sie! Sie! Sie! ihn lieben können. Er denkt nicht an Sie, er liebt eine Andere, er verliert ſich in einer wahnwitzigen Leidenſchaft, in der Jagd nach Reichthum — und Sie lieben ihn.“

„Ich bitte, Herr Illinger, begeben Sie ſich aus dem Gebiet der Muthmaßungen auf das der Thatſachen," verſetzte ſie kühl, „und ſagen Sie mir wie lang die Friſt . . . . oder wie kurz ſie iſt, bis mein Großvater den Stand der Dinge erfahren muß. Unvorbereitet darf ihn der Schlag nicht treffen und ich wünſche, daß ihm meine Mutter dann zur Seite ſtehe."

„Die Ankunft Ihrer Frau Mutter ſoll abgewartet werden!" rief er ſo lebhaft und mit einem ſolchen Aufblitz von Hoffnung, daß Wendeline einfiel:

„Nicht meinetwegen, ſondern nur wegen des Großvaters wünſche ich, daß meine Mutter komme."

„Sie ließen mich nicht ausreden, gnädige Gräfin! ich wollte hinzuſetzen: wenn ich meine Herrn Schwäger, fünf Männer des Geſchäfts, zu der Verzögerung beſtimmen kann; denn ſie haben ſämmtlich den Wahlſpruch Time is money — und haſſen folglich jeden Aufſchub von Geldangelegenheiten," ſagte Maximilian eiſig.

„Es iſt gut! . . . . ich danke Ihnen, Herr Illinger," ſagte Wendeline, ging zum Schellenzug und ſchellte.

Joſephe trat ſogleich ein.

„Leuchte dem Herrn," ſagte Wendeline und verneigte ſich gegen Maximilian.

Joſephe nahm unbefangen die Lampe vom Tiſch und ſchritt voran. Er mußte ihr folgen. In einem Sturm von widerſprechenden Gefühlen wendete er unter der Thüre ſich um und fragte mit gepreßter Stimme:

„Ihr letztes Wort?“

„Ich danke Ihnen, Herr Illinger,“ wiederholte ſie gelaſſen.

Die Thür fiel hinter ihm zu und Wendeline eilte durch den Kloſterhof und nach Hauſe.

„Wendeline, was fehlt Dir? haſt Du einen Fieberanfall?“ rief Mimi ihr entgegen, als ſie in das Wohnzimmer trat.

„Die Frühlingsluft bewirkt das leicht,“ ſagte der Pfarrer beruhigend, denn der Graf fragte ängſtlich beſorgt:

„Du biſt krank, liebes Kind? Du übermüdeſt Dich?“

„Keines von Beiden, lieber Großvater! ich fühle mich nur ein wenig unwohl und will ſogleich zur Ruhe gehen. Du erlaubſt, nicht wahr, daß Mimi Dich morgen zur heiligen Meſſe geleitet und mich am Frühſtückstiſch vertritt.“

„Gewiß! ruhe aus und werde mir nicht krank.“

Sie küßte ſeine Hand und begab ſich auf ihr Zimmer. Da brach ſie zuſammen wie unter der Wucht eines heftigen Fiebers. Es klopfte und hämmerte in ihren Schläfen, die Pulſe flogen, das Herz ſchlug hörbar, Feuerfunken wirbelten vor ihren Augen. Was iſt zu thun? .... Kann man ihn retten? .... O mein Gott, rette ihn! rette ſeine Seele! — Das dachte ſie; weiter nichts. — Doch in der Stille, die ſie umgab, wich allmälig die Aufregung. Sie beſann ſich auf das Nächſte, was ſie zu thun habe und ſetzte ein Telegramm an Claudia auf: „Komm' eilig her. Es betrifft Deinen Bruder.“ Dann rief ſie Leocadie's Kammerfrau, die fünfundzwanzig Jahre im Hauſe war und ſagte:

„Ein Bote muß ſogleich dies Telegramm zur Station bringen; und da ich nicht wünſche, daß man es im Hauſe erfahre, ſo bitte ich Sie in's Dorf zu gehen und einen der Söhne des Wirths als Boten fortzuſchicken.“

„Sehr gern! das ſind zuverläſſige Leute! .... aber es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Gott wolle es gnädig abwenden! allein ich wünſche ſehr, daß meine Mutter komme, um meinen Großvater ein wenig zu zerſtreuen, zu tröſten .... wir ſind hier Alle ſo traurig nach dem Tode der lieben Großmutter, daß wir es nicht können.“

„Ach, wenn nur Graf Dagobert käme! das wäre eigentlich die Hauptſache!“ ſagte die Kammerfrau und entfernte ſich, um den Auftrag auszurichten.

Ich muß ruhig werden .... ſeelenruhig und nervenruhig .... ich will beten und ſchlafen, ſprach Wendeline zu ſich ſelbſt. Und ſie betete, ging zur Ruhe und entſchlief in Frieden mit Gott und mit ſich ſelbſt.

Als am andern Morgen der größere Theil der Hausgenoſſen in der Meſſe war, ging Wendeline durch den Park, über die Wieſe, nach Hellau.

Floriane war dort in einer ganz unbeſchreiblichen Stimmung oder genauer geſagt, Verſtimmung. Trauer über den Verluſt eines Vaters, der ſehr wenig väterlich geweſen war, miſchte ſich kaum in die tauſend Schattirungen ihrer Gefühle, die durch Dagobert aufgeregt waren und die Grundfarbe derſelben war keineswegs Liebe für ihn. In ihren Schwankungen bezüglich der Taufe hatte ſie ſich zuweilen mit ihrem Bruder beſprochen, der ihr immer dieſelbe Antwort gab:

„Iſt Dir das Leben ohne Dagobert unerträglich, erſcheint Dir Alles was Du beſitzeſt armſelig, Alles was Du haben könnteſt fade, iſt Deine Gegenwart grau und ſchwer wie Blei und drückt Dich wie Blei der Gedanke an eine Zukunft ohne ihn: ſo laß Dich taufen. Haſt Du nur ein oberflächliches Wohlgefallen an ihm und wünſcheſt Du hauptſächlich nur Gräfin von Wianden zu werden: ſo ſchlage ihm die Civilehe vor — oder Trennung. Iſt er kein Thor und liebt er Dich wirklich, ſo ſchließt Ihr die Civilehe und Eure Söhne werden genau ſolche Grafen von Wianden ſein, als ob fünfzig Herrn in Rochet und Stola ihr Amen über Euch geſprochen hätten. Will er das nicht — aber er wird gewiß wollen! — ſo vermälſt Du Dich mit irgendeinem andern Grafen. Arme Grafen gibt's genug! Die ſind nicht rara avis.“

„Was heißt das?“ fragte Floriane unmuthig: „an der Armuth liegt mir wahrhaftig nichts.“

„Das glaub' ich Dir gern! dann wäreſt Du nicht die Tochter Deines Vaters!“ rief er lachend: „was das heißt, fragſt Du? — Es heißt, ein armer Graf iſt kein ſeltener Vogel.“

„Aber Dagobert liebt mich und arm iſt er nicht. Wenn er es wäre könnte er nicht ſo leben wie er lebt.“

„Es gibt wahrhaft problematiſche Exiſtenzen, die aber dennoch das berühmte Ei des Columbus gefunden haben, um ſich feſtzuſtellen.“

„Du biſt unerträglich! was willſt Du nur damit ſagen?“

„Daß ſie verſtehen Schulden zu machen, die ſie nicht bezahlen können.“

„Dies paßt nicht auf Dagobert! reich iſt er nicht, das weiß ich, das hat er mir geſagt; allein ſo arm iſt er auch nicht, daß ich fürchten müßte, ſeine Liebe zu mir beruhe auf meinem Vermögen.

Er iſt ein Mann, der jeden Augenblick eine gute Partie machen kann.“

„Wohlan, mein Schatz! eine beſſere Partie als Dich findet er nicht. Heirathe ihn .... und ſei ſo gut dies Capitel nicht mehr zur Sprache zu bringen, denn es beginnt mich herzlich zu langweilen.“

„Wie bin ich hülflos, rathlos, ſchutzlos im Kreiſe einer ſo großen Familie! .... Ja, ich heirathe Dagobert .... ich gehe nach Hellau und der Pfarrer Edelholt ſoll mich taufen.“

„Sei überzeugt, daß Dein Entſchluß mich herzlich freut und daß dadurch ein Wunſch in Erfüllung geht, den ich hegte, ſeitdem ich Dagobert kenne, der trotz Allem ein herzensguter und angenehmer Menſch iſt.“

Wie ſehr der langgehegte Wunſch durch die Hoffnung belebt wurde, Wendeline werde leichter nach Dagoberts Vermählung zu gewinnen ſein, verſchwieg er.

Das letzte Geſpräch dieſer Art fand ſtatt ehe Floriane wirklich nach Hellau reiſte. Das Ergebniß ihrer Beſprechungen mit Pfarrer Edelholt war jener Brief, der Dagobert zur Entdeckungsreiſe Ulmers aufjagte und in zorniger Empörung kehrte ſie nach Paris zurück.

„Beſtehe auf die Civilehe!“ ſagte Maximilian kaltblütig: „Du haſt das Deine gethan; es iſt nunmehr an Dagobert ſich nachgiebig zu zeigen . . . . und ſei verſichert er gibt nach."

„Ha, dieſe Chriſten . . . . dieſe Prieſter . . . . wie ſie intolerant ſind! wie ſie uns ihre Ideen, ihre Anſichten aufzwingen wollen, bevor ſie uns einen Platz in ihren Reihen gönnen!" rief ſie. „Es ſcheint ich habe eine enorme Liebe für Dagobert, um mich ſolchen Demüthigungen, ſolchen Zurückweiſungen auszuſetzen! Doch nun iſt's genug! . . . . die äußern Ceremonien will ich mir gefallen laſſen, will ich mitmachen . . . . aber all dieſe Phantaſtereien als göttliche Offenbarungen annehmen und mein Leben einrichten, als ob ich an ein ewiges Leben glaubte und danach verlangte — nein! das iſt zu viel verlangt, das thue ich nicht."

„Ganz recht! bleibe ſtandhaft, Floriane, und Dagobert ſchließt die Civilehe mit Dir. Er iſt Dir dieſe Genugthuung ſchuldig."

„Glaubſt Du an ein ewiges Leben?"

„Bah! wer fragt denn nach ſolchen hypertelluriſchen Dingen, mein Kind! Wir ſind auf der Erde; da ſollen wir leben und da wollen wir glücklich leben . . . . baſta."

„Ja! jetzt da man es mir ſo ſchwer macht," rief ſie, „kommt es mir wirklich vor, als ob ich ganz außerordentlich glücklich mit Dagobert leben würde. O er muß nachgeben! er liebt mich und wir werden ein ſeliges .... aber freilich kein ewiges Leben führen. Das ſelige Leben, wenn es auch nur kurz iſt, das iſt die Hauptſache.“

Sie fing an ſich für Dagobert zu begeiſtern, was ihr bis jetzt nie eingefallen war. Die Schwierigkeiten regten ſie auf und gaben dem Verhältniß etwas Intereſſantes, das ihre Gedanken belebend in Anſpruch nahm. Und mitten hinein in dieſe Frühlingsträume fuhr wie ein Donnerſchlag — nicht der Tod ihres Vaters, aber die Nachrichten über Dagobert, die an dieſen Todesfall ſich knüpften. Sie war ſchleunigſt mit ihrem Bruder nach Frankfurt gegangen in der Abſicht Dagobert dahin zu berufen und ihn zu bitten, er möge auf ihre Taufe verzichten und die Jagd auf einen nachgiebigen katholiſchen Geiſtlichen nicht länger fortſetzen, denn ſie wünſche ſehnlichſt, daß endlich ihre Verehelichung ſtatt fände und ihre Geſchwiſter wollten nicht länger die Verzögerung dulden. Das Alles wollte ſie ihm ſagen und jeden Widerſtand beſiegen. Statt deſſen trat Maximilian eines Morgens in ihr Zimmer und fragte:

„War es nicht Deine Abſicht, Floriane, heute an Dagobert zu ſchreiben er möge herkommen?“

„Es ſoll ſogleich geſchehen,“ ſagte ſie.

„Ich bitte Dich ſo lange zu warten, bis ich Dir

Verſchiedenes eröffnet habe, was Dich unangenehm berühren wird.“

„Doch nicht in Beziehung auf Dagobert?“

„Gerade auf ihn. Setze Dich und höre mir zu.“

Sie that wie ihr geheißen wurde und ſah geſpannt und nichts weniger als freundlich ihren Bruder an.

„Dagobert hat mir nie in Geldſachen ſein Vertrauen zugewendet,“ fuhr Maximilian fort: „wir Beide vermieden es, weil ein ſolches Vertrauen die Freundſchaft verſtören und überhaupt peinlich werden kann. Er klagte über fehlende Geldmittel ſo lange ich ihn kenne, aber nur im Allgemeinen und verwarf, ſchon als junger Student, jeden meiner Rathſchläge, wie er es machen könne, um ſeine Ausgaben ſeinen Einnahmen anzupaſſen. Als er nach Vollendung ſeiner Studien wieder einmal zu klagen begann, wies ich ihn an unſern Vater. Mit dieſem machte er eine Transaction, die an ſich ſchon nicht günſtig für ihn war, weil ſelbſtverſtändlich unſer Vater auf den eigenen Vortheil bedacht ſein mußte, und die noch ungünſtiger dadurch wurde, daß Dagobert in den Beſitz eines Capitals kam. So wie er Geld in Händen hatte, hielt er es für einen unerſchöpflichen Schatz, lebte demgemäß und ſuchte ihn durch verſchiedene Speculationen zu vergrößern. Einige derſelben glückten; die meiſten mißglückten. Ich freue mich behaupten zu können, daß ich ihm nie zu einer Speculation gerathen und ihm nur die Möglichkeit des Gewinnes vorgerechnet habe. Das Geſchäft mit unſerm Vater war derartig, daß Bachheim bei dem Tode des alten Grafen unſerm Vater gehörte, wenn Dagobert nicht das Gut zurückkaufen konnte. Um dies zu ermöglichen und um überhaupt ſeine Begierde nach Reichthum zu befriedigen, ließ er ſich mit vergleichsweiſe geringen Mitteln auf eine großartige Speculation ein, die freilich uns Alle in unſeren Erwartungen bitter getäuſcht — aber ſchwerlich für irgend Jemand ſo traurige Folgen hat, als für ihn; denn er hat keinen Heller um die Schuldenlaſt abzutragen, die ihm zufällt und Bachheim gehört nach dem Tode des alten Grafen bereits den Erben unſers Vaters. Wie viel Schulden er außerdem hat, die ich nicht ahne, geht daraus hervor, daß er vor ſeiner Abreiſe nach der Schweiz einen Wechſel von zweitauſend Gulden auf unſern Vater ausſtellte, den dieſer wohlweislich nicht acceptirte. Denn hätte er es gethan, ſo würde Dagobert vielleicht morgen einen Wechſel von zwanzigtauſend Gulden auf ihn ausgeſtellt haben. Er war klug, unſer Vater, kannte Dagobert und ſeine Verhältniſſe, kannte die Art und Weiſe der Verſchwender — und that es nicht. Dies hat nun die unangenehme Folge für den guten Dagobert, daß er wegen dieſer Wechſelſchuld eingeſperrt wird, ſobald er ſich in München ſehen läßt — es ſei denn, daß Du Dich entſchließen willſt ihn mit Deinem Vermögen aus dieſer furchtbaren Klemme zu retten, die ſeine ganze Exiſtenz zerſtört. Daß Du es unſchwer kannſt, brauche ich Dir nicht zu ſagen.“

„Und warum kannſt Du es nicht?“ fragte Floriane eiſig.

„Alberne Frage!“ rief er barſch: „Du liebſt ihn, Du beſitzeſt Millionen .... alſo faſſe Deinen Entſchluß bevor Du ihm ſchreibſt.“

„Er iſt gefaßt!“ antwortete ſie kurz: „ich wähnte mit einem Mann von Ehre verlobt zu ſein, denn er ſagte mir mit ruhigem Stolz, er habe mir nichts zu bieten, als ſeinen guten Namen. Damit war ich zufrieden; ich glaubte ſeine Geſinnung ſei übereinſtimmend mit ſeinen ſtolzen Worten .... aber er iſt ein Verſchwender, ein Schuldenmacher, ein Schwindler, ein Ehrloſer — nein! mit einem ſo unwürdigen Mann will ich mich nicht verbinden und ich begreife nicht, wie Du Deiner Schweſter einen ſolchen Vorſchlag machen kannſt.“

„Wer kennt die Caprice eines Mädchenkopfes! Es konnte Dir ja einfallen die Rolle eines rettenden Engels zu übernehmen.“

„Ich bin nicht für das erhabene Fach.“

„Gleichviel! es war meine Pflicht Dir den Stand der Dinge klar zu machen. Ich habe es gethan; thue Du jetzt was Du willſt.“

Er verließ ſie. Floriane ſprang auf, ſchloß die Thür hinter ihm ab, warf ſich auf die Chaiselongue und verfiel in ein krampfhaftes Weinen. Aber nicht lange. Sie trocknete ihre Thränen, ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder, bereitete ſich ein Glas Zuckerwaſſer — und als ſie ihre Faſſung wieder gewonnen hatte und ihrer Handſchrift ſicher war, ſetzte ſie ſich und ſchrieb. Doch ſie war nicht zufrieden mit dem, was ſie geſchrieben hatte, denn ſie überlas — und zerriß das Blatt. Sie ſtützte den Kopf in die Hand um nachzuſinnen, wie ſie ſich beſtimmt und ſcharf ausſprechen könne, ohne den mindeſten Schmerz zu verrathen. Es kann mir doch wahrlich nicht weh thun, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, einen ſolchen Mann aufzugeben! . . . . und habe ich vorhin geweint, ſo war das Schreck, Empörung, Verdruß über meine Verblendung . . . . über meine Thorheit, daß ich Gefallen an ihm finden konnte. Nein! dieſe Täuſchung ſoll mich nicht traurig machen . . . . aber für die Zukunft warnen, nimmer der Bewerbung eines armen Mannes Gehör zu geben und wenn ſeine äußere Erſcheinung noch ſo vornehm und noch ſo beſtechend iſt.

Dieſer Vorſatz beruhigte Floriane. Sie griff abermals zur Feder und ſchrieb:

Herr Graf!

„Wenn ich Ihnen jetzt ſchreiben wollte: ich laſſe
„mich nicht taufen und beſtehe auf die Civilehe, weil
„ich Sie zu ſehr liebe um mich von Ihnen zu
„trennen; — ſo würden Sie mir, wo möglich durch
„Telegramm antworten, Sie gingen auf meine
„Forderung ein, hofften von der Zukunft meine
„Bekehrung ꝛc. ꝛc. Dies iſt meine Ueberzeugung,
„dies die Meinung, die ich von Ihrer Ehrenhaftig-
„keit hege.“

„Da mich aber mein guter Bruder nach dem
„Tode unſers theuern Vaters über die Lage und
„die Verhältniſſe aufgeklärt hat, worin ſich Ew. Hoch-
„geboren befinden: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß
„ich nicht länger wünſche Sie die Rolle eines Lieb-
„habers ſpielen zu ſehen. Ich gebe Ihnen hiermit
„Ihr Wort und Ihre Freiheit zurück und betrachte
„gleicherweiſe mich ſelbſt fortan als ungebunden. Nie
„habe ich bei der Wahl eines Gatten auf Vermögen, auf
„Reichthum geſehen — denn ich wählte Sie! — deſto
„mehr auf einen edeln Namen, weil ich wähnte er
„ſei die Bürgſchaft einer edeln Geſinnung. Von
„dieſem Irrthum haben Sie mich gründlich geheilt,
„denn wie es jetzt mit Ihrem edeln Namen ſteht,
„wiſſen Ew. Hochgeboren beſſer noch als Ihre er-
„gebene Dienerin Floriane Illinger.“

Diesmal wurde das Blatt gelaſſen überleſen, in ein Briefcouvert geſchoben, das mit Florianens Initialen in Schwarz geſtempelt war, und nach Luzern poste restante adreſſirt — genau nach Dagoberts Angabe. Dann ſchellte ſie und befahl dem Diener den Brief ſogleich fortzutragen. Nachdem dies Alles abgethan und Floriane wieder allein war, warf ſie ſich abermals auf die Chaiselongue, doch nicht um zu weinen, ſondern um ſich zu fragen: Was in aller Welt ſoll ich jetzt in und mit dem Leben anfangen! dieſer Dagobert verſchwindet daraus .... und es kommt mir merkwürdig leer vor. Ich will nach Hellau und mich dort beſinnen. In eine Stadt, welche es ſei! will ich nicht. Der Aufenthalt in der Stadt iſt nur dann angenehm, wenn er dem großen allgemeinen, geſellſchaftlichen Rauſch ſich anſchließt — und durch die tiefe Trauer bin ich von ihm ausgeſchloſſen. Alſo nach Hellau! .... dort bin ich wenigſtens vor faden Redensarten ſicher.

Sie theilte ihrem Bruder ihre Abſicht mit.

„Das kommt mir ſehr gelegen,“ antwortete er, „denn ich hoffe Du vergönnſt mir trotz Deiner einſiedleriſchen Laune auf ein Paar Tage Deine Gaſtfreundſchaft.“

„Was willſt denn Du in Hellau!“ rief ſie ſo unverbindlich wie möglich.

„Meine Stellung als Dagoberts Freund fordert einige Rückſicht für den alten Grafen und ich glaube, die Sache läßt ſich leichter mündlich als ſchriftlich mit Schonung abwickeln,“ verſetzte er äußerlich kalt, aber innerlich froh, daß ſich ihm die Gelegenheit mit Wendeline zu reden ſo leicht und ungeſucht darbot.

Floriane und Maximilian gingen nach Hellau.

Sie hat es ſo gewollt! dachte er bei ſich ſelbſt nach ſeinem Geſpräch mit Wendeline: in ihrer Hand lag das Schickſal der ganzen Familie! ſie konnte retten! . . . . Sie hat es nicht gethan! . . . . — Iſt denn ihr Herz mit eiſernen Banden an dieſen Dagobert geſchmiedet, ſo daß nichts ſie losreißen kann! murmelte er halblaut. Und iſt es zu erwarten, daß Gräfin Sierra Blanca ſie umſtimmen könnte, wenn dieſe phantaſtiſche Frau aus Liebhaberei für das Violoncello . . . . und nebenbei um Vater und Bruder zu retten . . . . günſtig für mich geſtimmt ſein ſollte und die Quaſi-Infantin nicht ungern als Fürſtin Roccaſomma ſehen würde! . . . . Nein! ich will noch nicht alle Hoffnung aufgeben . . . . ich will die Ankunft der Gräfin abwarten. — —

Florianens Verſtimmung minderte ſich nicht in Hellau. Im Gegentheil! Sie hatte ja Hellau nur Dagoberts wegen gekauft, gebaut, eingerichtet, Unſummen verſchwendet, um in Beziehung zu ſeiner Familie zu gelangen, ſogar Ordensſchweſtern berufen, um ſo recht in katholiſcher Weiſe die Wohlthätigkeit zu üben. Alles umſonſt! Alles vergebens! — Sie unterſagte den Ausbau eines großartigen Treibhauſes; ſie warf ſämmtliche Pläne für eine Synagoge in's Feuer; ſie befahl, daß die gemalten Fenſter für das Erdgeſchoß des Wartthurms nicht ausgepackt werden ſollten. Die guten Krankenſchweſtern betrachteten es als eine Pflicht der Dankbarkeit bei Florianen ſich zu melden: ſie ließ antworten, die tiefe Trauer verbiete ihr irgend Jemand bei ſich zu ſehen. Sie mochte nicht eſſen, ſie konnte nicht ſchlafen, ſie fühlte ſich grenzenlos unzufrieden mit ihrem Schickſal. — —

Es war kaum acht Uhr Morgens. Floriane ſaß in ihrem Schreibcabinet auf einem Polſter am Boden, zu ihrer Rechten ein fetter, ſchnaufender Mops, zu ihrer Linken ein großer grauer Kater. Dieſe beiden Thiere, die in Todfeindſchaft lebten, hatte ſie bei der Beſchließerin gefunden und mit ihnen vertrieb ſie ſich die Zeit. Durch tauſend Neckereien reizte ſie Mops und Kater gegen einander; ſollte es endlich zum Kampf kommen, ſo nahm ſie den Mops gegen die Behendigkeit und die Krallen ſeines Gegners in Schutz und geſtattete nicht, daß die Fehde zum Abſchluß komme; denn das hätte den Mops gründlich entmuthigt und von ſeinem neidiſchen Knurren gegen den Kater curirt — und das war ja eben ſo höchſt komiſch, war die einzige Unterhaltung, die es auf Hellau gab.

Eben waren der bellende athemloſe Mops und der fauchende Kater im Begriff auf einander loszufahren, als der Diener ganz beſtürzt mit der Meldung eintrat, die junge Gräſin von Bachheim wünſche das Fräulein zu ſprechen. Floriane ſprang blitzſchnell vom Boden auf, ſchlug mit ihrem Taſchentuch zwiſchen die ergrimmten Thiere, ſo daß ſich der Kater mit ſeinen Krallen darin fing und der Mops gerettet war — und trat in den Salon. Da ſtand Wendeline und warf nun ihren großen Kreppflorſchleier zurück. Der raſche Gang durch die friſche Luft eines Aprilmorgens hatte ihre Wangen mit dem ſchönſten Roth angehaucht, das einen lieblichen Contraſt mit den dunkeln Augen und Locken, dem ernſten Ausdruck und dem Traueranzug bildete. Floriane war überraſcht; Wendeline gar nicht. Es war ihr vollkommen gleichgültig, ob Floriane ſo ſchön ſei, wie der Ruf ſie nannte oder nicht. Alle äußeren Dinge glitten wie weſenloſe Schatten an ihr vorüber. Inzwiſchen war der Kater mit dem Diener aus Florianens Schreibzimmer entflohen; der vereinſamte Mops winſelte und kratzte an der Thür des Salons.

„Ich bitte Platz zu nehmen! .... aber dies Thier iſt ja ganz toll“ .... — ſagte Floriane, öffnete die Thür, hob den Mops auf, ſetzte ſich Wendelinen gegenüber und hielt das affröſe ſchnauſende Thier auf ihren Knien. „Was verſchafft mir das Vergnügen Ihres Beſuchs zu ſo früher Stunde, Gräfin?“ ſetzte ſie hinzu.

„Sehen Sie gütig über die ungehörige Form hinweg, Fräulein Illinger,“ ſagte Wendeline ſanft und ernſt, „und ſeien Sie überzeugt, daß nur eine Sache, von welcher das Heil eines Menſchen abhängt, mich vermochte die hergebrachten Formen nicht zu beachten und ohne Weiteres bei Ihnen einzudringen.“

„Ich erwarte Ihre Eröffnungen, Gräfin,“ antwortete Floriane und ſtreichelte den Mops auf ſeinem fetten Rücken.

„Wohlan!“ ſagte Wendeline entſchloſſen, „Ihr Herr Bruder hat mir geſtern geſagt Sie wären mit meinem Vetter Dagobert von Wianden verlobt. Er theilte mir zugleich gewiſſe Nachrichten über Dagoberts pecuniäre Verhältniſſe mit, die mich mit dem größten Schmerz erfüllen .... denn ich ſehe nicht blos meinen Vetter im Begriff in einen Abgrund zu ſtürzen, ſondern ich habe auch noch meinen Großvater vor Augen, den ehrwürdigen Greis von mehr als achtzig Jahren, dem ich einen ſo furchtbaren Schlag am Ende ſeines edeln Lebens erſparen möchte. Und deshalb komme ich zu Ihnen.“

„Das verſtehe ich nicht,“ entgegnete Floriane, ſorgſam den Kopf des Mopſes ſtreichelnd.

„Es iſt doch ſehr einfach! Sie lieben Dagobert.“

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte Floriane und ſchlug zum erſten Mal ihre halbgeſenkten Augenlider groß auf.

„Sie haben ſich ja mit ihm verlobt,“ verſetzte Wendeline befremdet.

„Nun ja! .... alſo was folgern Sie weiter.“

„Daß Sie ihn in ſeinem unausſprechlichen Unglück nicht verlaſſen werden — daß Sie das einzige Hinderniß Ihrer Verehelichung ſchleunigſt beſeitigen und ſich taufen laſſen werden — und daß dies Alles raſch genug geſchehen werde, um in der Welt nichts kundbar werden zu laſſen, was Dagoberts Ruf und Namen beflecken könnte. Ihr Herr Bruder würde gewiß gern die Hand zur Ehrenrettung ſeines Freundes Ihnen bieten — und Sie hätten den Blitzſtrahl von Ihrem Gemahl und vom Haupt des Greiſes abgeleitet, der Ihr Vater würde.“

„Das iſt in der That recht logiſch und nicht übel ausgedacht .... wenn nur nicht ein Hinderniß beſtände, das nicht wegzuräumen iſt,“ entgegnete Floriane und ſchien jedes Haar im Fell des Mopſes zählen zu wollen.

„Und das wäre?“ fragte Wendeline geſpannt.

Floriane lehnte ſich zurück, blickte Wendeline ſcharf an und ſagte eiſig:

„Ich verachte den Herrn Grafen Dagobert von

Wianden; — ich habe nicht Luſt mich neben ihn an den Pranger zu ſtellen — und ich habe ihm bereits dieſen unwiderruflichen Entſchluß mitgetheilt.“

Alles Blut wich aus Wendelinens Antlitz. Sie erhob ſich und ſtand einen Augenblick ſo bleich, ſo ernſt, ſo dunkel vor Floriane, daß dieſe unwillkürlich erzitterte. Dann neigte ſie ihr ſchönes Haupt zum Gruß und verließ ſchweigend den Salon. Floriane blickte ihr nach, ſchleuderte dann den Mops vom Schooß, ſprang auf und ſagte halblaut mit gepreßter Stimme: Das ſah ja aus, als ob ſie Luſt habe mich zu verachten, mich, Floriane! die reiche, die ſchöne, die angebetete! . . . . Sie! wer iſt ſie denn? . . . . Wenn das Beſte angenommen wird, eine vornehme Bettlerin. Tröſte dich, du ſchöne Floriane! die Verachtung ſolcher Leute fällt nicht ſchwer in's Gewicht.

Als ihr Bruder ſpäter zum Frühſtück erſchien, ſagte ſie äußerſt verſtimmt:

„Ich werde mich nächſtens in eine Wüſte Aſiens oder Afrika's flüchten müſſen, um vor läſtigem Beſuch ſicher zu ſein.“

„Wer war denn hier?“ fragte Maximilian gleichgültig.

„Die ſchöne Gräfin von Bachheim, unſere Nachbarin,“ ſagte ſie kalt.

„Wie? wer?“ fuhr er auf.

„Du hörſt es ja, Gräfin Meluſine .... Wendeline .... wie heißt ſie nur?“

„Sierra Blanca heißt ſie! .... und ſie war hier .... hier!“

„Ja, hier, d. h. nicht hier im Frühſtückszimmer, aber bei mir im Salon — und auch das nur drei Minuten.“

„Räthſelhaft!“

„O nein! ſie bat mich ihren Vetter zu heirathen. Natürlich ſind ſeine Verwandten urplötzlich begeiſtert für ſeine Ehe mit einer Jüdin, welche Millionen beſitzt.“

„Was ſagſt Du, Floriane! ſie wäre auf die Civilehe eingegangen?“

„Nein, das nicht; allein ſie ſchlug mir mit einer ſolchen — ich weiß nicht ob Einfalt, ob Inſolenz vor, mich ſchleunigſt taufen zu laſſen, als ob das ein nichtsſagender Act ſei.“

Maximilian ſchüttelte zweifelnd den Kopf: „Nichtsſagend?“

„Oder als ſei die Taufe eine nothwendige Folge der Liebe einer Jüdin zu einem Chriſten. Darauf erklärte ich ihr, von Liebe und Ehe ſei keine Rede mehr .... und wie eine entthronte Königin ging ſie ganz tragiſch ſtillſchweigend hinweg. Du kannſt Dir vorſtellen, daß mir dieſe Scene äußerſt widerwärtig war. Ueberhaupt verbittert mir die Nähe dieſer Familie den Aufenthalt in Hellau. Ich bin nicht ſicher, daß nicht morgen der alte Graf hier erſcheint und mich fußfällig bittet ſeine Schwiegertochter zu werden.“

„Sei unbeſorgt: das wird nicht geſchehen.“

„Hätteſt Du den Beſuch von heute wahrſcheinlich gefunden?“

„Nein! ſehr unwahrſcheinlich ſogar! allein den Schritt, den ſie hochherzig that, wird der Vater nie thun, weil auch er hochherzig iſt.“

„Bewunderſt Du dieſe Leute und ihre Art?“ fragte ſie ſpöttiſch: „nun meinethalben! ich habe genug von der Familie Wianden .... von Hellau .... von Europa .... von Welt und Menſchheit! und ich habe während wir hier am Theetiſch ſitzen eine Inſpiration gehabt: ich will eine Reiſe nach Jeruſalem antreten und ganz Paläſtina auf einem Kameel durchziehen; das wird mich angenehm zerſtreuen. Was könnte ich Beſſeres in der Trauerzeit unternehmen! .... Noch heute will ich abreiſen und zu Feodora nach Wien gehen — von dort weiter. Hellau bleibt inzwiſchen zu Deiner Dispoſition.“

„Da Du eine Reiſe von ſo langer Dauer unternehmen willſt, daß ſich während der Zeit die Erbſchaftsangelegenheit abwickeln wird, ſo mußt Du mir eine Vollmacht ausſtellen in Deinem Namen handeln zu dürfen," ſagte Maximilian mit äußerſter Gleichgültigkeit gegen alle Reiſepläne ſeiner Schweſter.

„Das kann ſogleich geſchehen," erwiederte ſie und erhob ſich vom Frühſtückstiſch.

„Ich muß Dir aber ſagen," fuhr Maximilian fort, „daß Deine Geſchwiſter ſämmtlich erwarten, Du werdeſt auf Dein Erbe verzichten, weil es im Vergleich zu Deinem Vermögen ja ſehr unbedeutend iſt."

„Darin haben ſich meine Geſchwiſter ſämmtlich verrechnet," verſetzte Floriane mit großer Ruhe: „daß ich reich bin iſt kein Grund, um nicht noch reicher zu werden. Sollte ich je heirathen, ſo kann mein Vermögen für eine ganze Familie niemals zu groß ſein. Heirathe ich nicht, ſo ſind meine zärtlichen Geſchwiſter oder deren Kinder dereinſt meine Erben. — — Und jetzt will ich Dir meine Vollmacht ausſtellen und mit dem Abend-Schnellzug abreiſen."

Wendeline war in Hellau geweſen! Wendeline hatte Dagoberts und Florianens Verehelichung gewünſcht, lebhaft genug gewünſcht um dieſen Schritt zu thun! — Das beſchäftigte Maximilian dermaßen, daß er Florianens ſchnöde Abfertigung unbeantwortet ließ. Wenn ſie ihn liebt — was iſt das für ein Heroismus! ſprach er zu ſich ſelbſt: und liebt ſie ihn nicht, weshalb ſchlägt ſie denn meine Liebe aus. —

Als Floriane reiſefertig vor ihm ſtand, fragte er: „Wer ſoll Dich denn auf dieſer fabelhaften Reiſe begleiten? ein verſtändiges männliches Individuum wäre doch höchſt nothwendig.“

„Ja, ein verſtändiger Dragoman iſt mir ganz nothwendig. Aber für einen Reiſemarſchall, der mich bevormundet, langweilt und genirt, danke ich ſehr. Ich werde mir ſchon ein Gefolge zu ſammeln und es zu beherrſchen wiſſen. Viel Vergnügen verſpreche ich mir von dem folgenden Gedanken: ich nehme ein Paar Literaten mit, bezahle ſie gut und laſſe ſie dann ſchreiben wie und was ich will. Wären ſie tauſendmal vom Gegentheil überzeugt — ich bezahle ſie und folglich gehört ihre Feder mir. Hahaha! es iſt wahrhaftig ein Glück, Maximilian, daß es gemeines Geſindel auf der Welt gibt! es dient zur Erheiterung.“

„Ja, gemeines Geſindel gibt es in Hülle und Fülle; aber was biſt denn Du?“ ſagte er ſcharf.

„O ich! .... ich bin reich! — Adieu, adieu!“ rief ſie, bot ihm die Hand und eilte zum Wagen.

Was nun? .... was nun? .... fragte Wendeline ſich ſelbſt auf dem Rückweg von Hellau, der ihr viel ſchwerer wurde, als der Hinweg, weil ſie keinen Hoffnungsſtrahl wahrnahm. Sie machte einen Umweg und ging zum Pfarrer, um ihm den Stand der Dinge mitzutheilen. Er konnte ihr nichts Anderes rathen, als das, wozu ſie bereits entſchloſſen war: zu warten bis Gräfin Sierra Blanca komme und dann dem Greiſe das zu eröffnen, was er ja durchaus erfahren mußte. Ob Wendeline Maximilians erneuerten Antrag erwähnen wolle, darüber entſchied ſie ſich nicht; vielleicht war es nicht nothwendig und das wäre ihr lieb geweſen.

„Beten, Wendeline, fort und fort das Herz über all' den Erdenſtaub und Erdenjammer zu Gott erheben — das iſt beſſer und troſtvoller, als unſer ängſtliches Nachgrübeln was wir thun ſollen, denn ach! wir können ſo wenig thun.“

„Immer fühle ich mich geſtärkt und erquickt in Ihrer Nähe,“ ſagte ſie mit inniger Dankbarkeit: „Ihre Seelenruhe, Ihre Geiſtesſtille lenken meinen Blick ſtets hoch hinauf über alle Wolken. Aber ach! ich muß dennoch unter ihnen meinen Weg ſuchen.“

„Das iſt das Leben,“ entgegnete er ſanft.

Er blickte ihr durch das Fenſter nach, als ſie langſam fortging und ſprach bei ſich ſelbſt: Eine traurige Kindheit, eine traurige Jugend iſt ihr Loos. Die alten Aſtrologen würden ſagen, ſie ſei unter einem traurigen Stern geboren. Wir ſagen: „Die in Thränen ſäen, werden in Freuden ernten.“ —

Auf der Straße wurde ſie von einem Boten überholt, der von der Station ein Telegramm brachte.

„Geſchwind geben Sie es mir! es iſt von meiner Mutter!“ rief ſie froh und ganz erfüllt von dieſer Erwartung.

„Es iſt aber an den Herrn Pfarrer Edelholt adreſſirt und er muß den Empfangsſchein unterſchreiben," wendete der Bote ein.

„Gut! wir wollen zu ihm gehen."

Sie kehrte eilend in's Pfarrhaus zurück und ſagte zu dem erſtaunten Pfarrer:

„Eine Antwort meiner Mutter .... ſeltſamer Weiſe an Sie adreſſirt. Darf ich öffnen während Sie unterſchreiben?"

„Gern," ſagte er und unterſchrieb den Empfangsſchein.

Während der Zeit riß Wendeline den Umſchlag ab, las — und ſank mit einem dumpfen: „O mein Gott!" auf einen Stuhl.

„Was iſt geſchehen!" rief der Pfarrer, nahm das Blatt aus ihrer ſtarren Hand und las:

„Fluelen, 8. April 1865. Dagobert wollte ſich
„das Leben nehmen, lebt aber noch, tödtlich verwundet.
„Es komme Jemand zu ſeiner Pflege. L. Ulmer."

Der letzte Schritt.

Dagobert war nach Luzern gegangen, um ſeine Briefe in Empfang zu nehmen. Er war etwas ruhiger geworden; es ſchien ihm eine gute Vorbedeutung zu ſein, daß er Ulmer gefunden hatte — freilich nicht ſo willfährig wie Dagobert gehofft. Aber es wäre allzu grauſam, allzu tückiſch vom Schickſal, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn unſer Zuſammentreffen ohne günſtige Folgen für mich ſein ſollte. Ulmer ſprach ja auch von einem greiſen Pfarrer bei dem er lebe. Hoffentlich wird dieſer Greis da hinten in ſeinem einſamen Winkel menſchenfreundlich und nachgiebig ſein. Ulmer muß wenigſtens das für mich zu Stande bringen.

Das Dampfboot rauſchte durch die grünen Wellen des Vierwaldſtätterſees und legte endlich in Luzern an. Dagobert betrat das Ufer mit einer Ungeduld, als habe die Fahrt hundert Stunden gedauert, und ging eiligſt zur Briefpoſt. Es wurden ihm drei Briefe eingehändigt, zwei von Maximilian und einer von Floriane. Zwei von Maximilian! das erſchreckte ihn. Das mußten ſehr gute oder ſehr ſchlimme Nachrichten ſein. Die Speculation iſt gewonnen! wollte er mit ſtillem Frohlocken ſagen; aber eine furchtbare Beklemmung hielt ſein Herz wie mit einer Geierkralle umſpannt; er konnte kaum athmen, viel weniger jubeln. Er ſtürzte mit ſeinen drei Briefen nach einem Kaffeehauſe, nahm dort an einem Tiſchchen einen ſolchen Platz ein, daß er dem Saal den Rücken zukehrte und öffnete Florianens Schreiben. Nachdem er es zu Ende geleſen, ſtand eiskalter Schweiß auf ſeiner Stirn und in dumpfer Betäubung hatte er nur den einen Gedanken: Das iſt mein Todesurtheil! — Aber was war denn vorgefallen? .... was bewog ſie zu dieſer Sprache .... zu dieſem Ton? zu dieſem Entſchluß? .... — Er las zuerſt Maximilians Brief vom erſten Datum. Derſelbe enthielt nur die kurze Nachricht über die mißglückte Speculation, über die Summe des Verluſtes, über die einzuzahlenden Gelder — und war ganz den Geſchäften gewidmet. Der zweite, der von demſelben Datum wie Florianens Brief war, lautete:

„Beſter Freund! Es iſt gut, daß Du in der „Schweiz biſt. Bleibe dort, denn hier könnteſt Du „Dich nirgends ruhig aufhalten. Der Tod meines „Vaters, der mit dem Tode Deiner vortrefflichen „Mutter auf einen und denſelben Tag fiel, gab mir „einen vollſtändigen Einblick in ſeine ſämmtlichen

„Geſchäfte, folglich auch in diejenigen, die er mit
„Dir machte. Da er Grund hatte Dich für inſolvent
„zu halten, ſo acceptirte er nicht Deinen Wechſel; —
„und eben deshalb rathe ich Dir zu bleiben wo Du
„biſt, falls Du keine Mittel haſt, um Deine Gläubiger
„zu befriedigen. Die Bachheimer Sache iſt die
„allerpeinlichſte für Dich und es ſchmerzt mich ſehr
„ſie berühren zu müſſen. Es iſt aber ganz nothwendig,
„damit Du Dir Deine Lage klar machſt. Du
„haſt mit meinem Vater das Uebereinkommen getroffen,
„der Deine dürfe nie etwas von der Transaction
„mit Bachheim erfahren. Du dachteſt vermuthlich
„an das hohe Greiſenalter Deines Vaters.
„Du rechneteſt vielleicht auf eine glückliche Speculation
„oder auf eine reiche Heirath, um Dein
„Familiengut wieder an Dich zu bringen. Aber er
„lebt. Jene iſt fehlgeſchlagen und dieſe — inſofern
„ſie Floriane betrifft — nicht minder. Bachheim iſt
„freilich noch im Beſitz des Grafen von Wianden,
„ſchließt er aber ſeine Augen, ſo gehört es,
„unter Deinen gegenwärtigen Umſtänden, den
„Illinger'ſchen Erben. Und mit größerem Recht als
„Deinen übrigen Gläubigern, denn mein Vater iſt —
„ganz gegen ſeine Art — nicht ungroßmüthig für
„Dich geweſen. Schreibe mir, beſter Freund, ob ich
„irgend etwas für Dich thun kann; ob Du etwa
„Empfehlungsbriefe haben möchteſt, nach Californien,

„nach Egypten, nach den Sandwichinſeln; — denn ich denke mir, daß Du gut thun wirſt auf einige Jahre aus Europa zu verſchwinden. Die Ackerbau-Anſiedlungen in Tasmanien ſind Dir vielleicht am meiſten zu empfehlen; denn die Sandwichinſeln eignen ſich mehr für Handelsleute und nach Californien und Egypten ziehen Abenteurer, Glücksritter und Schwindler in überwiegender Maſſe hin. Vor allen Dingen, lieber Freund, nimm dieſen Schlag mit Gleichmuth auf. Aehnliches geſchieht heutzutag ſehr oft, und ſogar gewiegteren Leuten als Dir. Ich bleibe immer Dein treuer Freund.“

Gräßlich! o gräßlich! murmelte Dagobert von Zeit zu Zeit, während er dieſen freundſchaftlichen Brief las: ich werde vom Schickſal zu jenem Schritt gedrängt, der, wie eine dunkle Ahnung im Hintergrund meiner Gedanken lag. Entehrt und ſchmachbedeckt kann und mag ich nicht leben .... Tauſendmal lieber ſterben, als vor meinem Vater erſcheinen und ſeine Verachtung ertragen, ſeinen Kummer ſehen. O meine Mutter, ich war nicht an Deinem Sterbebett .... und ich Unſeliger muß mich darüber freuen — denn wäre dies Elend in der Heimat über mich eingebrochen, ſo hätte ich den Schmerz der Meinen vor Augen gehabt .... und jetzt bin ich doch wenigſtens allein.

Er blieb den Tag in Luzern. Er ſann und ſann ob ein Ausweg, eine Hülfe, eine Rettung ſich finden laſſe. Aber nein! aber nirgends! Wer konnte ihm noch vertrauen? — Niemand! Wer an ſeinen guten Willen, an ſeinen feſten Entſchluß ſich zu beſſern glauben? — Niemand! Claudia, deſſen war er gewiß, würde ihn nicht verlaſſen, würde gern ihn unterſtützen, ihm forthelfen! . . . . aber wie! aber wohin! ein entehrtes Leben in irgend einem einſamen dunkeln Winkel der Welt troſt- und freudenlos hinzuſchleppen — nein! das war der Mühe des Lebens nicht werth. Machte Claudia es möglich ſeine geringeren Schulden zu bezahlen, bewog ſie den Vater mit ihr nach England zu gehen, Bachheim zu verlaſſen, wo er, Dagobert, ſich nicht ſehen laſſen durfte, ſo wären ſeine heißeſten Wünſche erfüllt und die Sündflut mochte dann über ihn, über ſeinen ſchmachbedeckten Namen einbrechen — denn es blieb ſein Antheil an der mißglückten unſeligen Speculation als eine unbezahlbare Schuld von mindeſtens hundertfünfzigtauſend Gulden auf ihm haften.

In irren und wirren Gedanken ſchlich der Tag dahin und doch entſetzte ſich Dagobert, als der Abend kam; denn morgen brach ja wieder ein Tag an und fand ihn in demſelben verzweiflungsvollen Elend . . . . und übermorgen wieder ein Tag . . . . und ſo fort und fort, wer weiß wie lange! und Rettung brachte keiner dieſer Tage, aber ein jeder konnte neue

Qualen bringen: Briefe aus der Heimat voll der herzzerreißenden Vorwürfe Claudia's, der vernichtenden Verachtung ſeines Vaters, der Klagen Wendelinens; —. Briefe auch von ſeinen Gläubigern, die ihn verfolgen, ihn ſchmähen, ihn martern, ihn wie einen entwichenen Sclaven betrachten würden, auf den ſie ein Recht hätten, an den ſie die Hand legen könnten. Und er durfte nicht ſagen: ſie thun mir Unrecht, ich bin ſchuldlos in dieſen Jammer gerathen. O nein! das durfte er nicht! Wenn er auch hundertmal das anſteckende, blendende, verführeriſche Beiſpiel der Welt zu ſeiner Entſchuldigung ſich vor Augen ſtellte: ſo antwortete ihm das Gewiſſen, das im Taumel des Augenblicks zwar zu betäuben; aber in den ernſten Stunden des Lebens eiſern unbeſtechlich iſt: Dein iſt die Schuld; denn neben dem böſen Beiſpiel hat dir das gute, das allerbeſte nie gefehlt . . . . . es wurde dir gegeben von den Menſchen, welche Du am meiſten liebſt und verehrſt, von Menſchen, welche du nirgends edler, beſſer, treuer gefunden haſt . . . . und du biſt ihrem Beiſpiel nicht gefolgt . . . . haſt Dich abgewendet von dieſem Kinde des Lichts, dieſer Wendeline . . . . haſt dich begeben unter die Botmäßigkeit einer Floriane . . . . und darfſt Niemand anklagen, als dich allein. — —

Hätte er einen Freund gehabt, eine treue Hand gewußt, die ſich zu ſeiner Rettung erheben würden, keine Demüthigung wäre ihm zu ſchwer geweſen. Allein er hatte Niemand und wußte Niemand. Wendeline hatte ihm freilich einſt geſagt: ich bleibe ihr beſter Freund; — und wäre ſie im Beſitz ihres Vermögens, ſo würde ſie ihn retten: dieſe Ueberzeugung ſtand feſt in ſeiner Seele. Doch Wendeline war arm, ganz arm in der Gegenwart; und ob die Zukunft ihre Lage verbeſſern werde, war ſtark zu bezweifeln. Sein beſter Freund konnte ihm nicht helfen. — —

Nur ein Ausweg blieb, ein dunkler, ein grauenvoller. Doch ſchrecklicher als das Leben konnte der Tod nicht ſein. Und nach dem Tode .... Er ſchauderte vor dieſer Frage. Er wollte ſich aufrichten an der Vorſtellung der unermeßlichen Barmherzigkeit Gottes, wenn es nur nicht eine Verwerfung dieſer Barmherzigkeit geweſen wäre, die Hand zu legen an das eigene Leben, an dieſe Gabe des Schöpfers, die Ihm gehört, auf die Er ſein Anrecht behält. Dagobert ſchauderte vor dieſem Tode. Alles was das Leben Süßes, Schönes, Edles hat, wenn der Menſch verſteht dieſe Perlen aus ihren rauhen Muſcheln herauszubrechen — Alles zog an ſeinem umflorten Auge vorüber. Aber das Alles war ja nicht mehr für ihn zu hoffen! Kein trauter Familienkreis, keine ehrenvolle Laufbahn, keine Wirkſamkeit für die großen

Ideen, die ſeit Jahrtauſenden die Menſchheit begeiſtern, keine Liebe eines edeln Weibes, keine Freundſchaft eines bewährten Mannes: ſo ſtand es mit ihm! — Nein! war der Tod auch noch ſo furchtbar — er war dem Leben vorzuziehen, das ihn erwartete. —

Er ging aus; er ging umher; aber er hörte nichts, er ſah nichts. Ob die Menſchen eingewurzelt feſtſtanden, ob die Häuſer und Bäume wanderten — er wußte es nicht! ihm war zu Sinn, als ob wirbelnde Atome ihn umkreisten. Dazwiſchen tauchte momentan das Bewußtſein klar auf und ganz überraſcht dachte er: Wie lieblich liegt die Frühlingsſonne auf den gewaltigen Bergen; — oder: So romantiſch wie Luzern ſieht keine andere Stadt aus, keine am Rhein, keine am Neckar; — — und ihm fielen jene Verſe ein, die er am Rhein und am Neckar ſo gern wiederholte:

Wohin ich gehe und ſchaue
Auf Flur und Strom und Thal
Vom Berg herab zur Aue,
Viel ſchöne, hohe Fraue,
Grüß' ich dich tauſendmal.

Er hätte vor Jammer aufſchreien mögen, doch es entrang ſich nur ein dumpfes Aechzen ſeiner gefolterten Bruſt.

„Komm her, mein Kind,“ ſprach eine ſanfte Frauenſtimme neben ihm.

Er fuhr auf und ſah verwirrt umher. Er befand ſich auf einer einſamen Promenade; er ſaß auf einer Bank und auf dem andern Ende derſelben ſaß eine ſchöne junge Frau. Neben ihr lag ein Buch und eine Puppe. Sie hatte alſo ſchon dort geſeſſen, als er auf dieſer Bank zuſammenfiel. Doch erſt jetzt nahm er ſie wahr und zugleich ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen, das ihm gegenüber ſtand und ihn mit großen, klaren, verwunderten Augen anſtarrte. Die Kleine erſchrack, als Dagobert plötzlich aus ſeinem dumpfen Hinbrüten erwachte und einen ſcheuen wilden gedankenloſen Blick auf ſie richtete; ſie prallte drei Schritte zurück, ſtürzte dann auf die Mutter zu, umklammerte deren Knie und verbarg ihr Köpfchen in deren Kleidern.

Dieſe kleine Scene, die er in einem ruhigen Augenblick gar nicht beachtet hätte, weil ſie bei ſchüchternen Kindern etwas ganz Gewöhnliches iſt, machte ihm in ſeiner gegenwärtigen Stimmung einen furchtbaren Eindruck. Das Kind fürchtet ſich vor mir .... fliehet mich .... verabſcheut mich! .... Das Kind gibt den Gedanken, den Urtheilen der rechtſchaffenen Menſchen gleichſam im Voraus einen Ausdruck. Was ich an dieſem Kinde erlebe, würde ich erleben, wenn ich mich unter rechtſchaffenen Leuten zeigen wollte. Dies kleine unſchuldige Geſchöpf beſtätigt mein Todesurtheil. — — —

Unter dem Eindruck dieſer wahnwitzigen Auffaſſung eilte er in die Stadt zurück und kaufte ein Paar Piſtolen um nach der Scheibe zu ſchießen — wie er ſagte. Dann fuhr er mit dem Dampfboot zurück nach Fluelen. Im Gaſthof erfuhr er, daß Ulmer zweimal nach ihm gefragt und gebeten habe, man möge ihn durch einen Boten von Dagoberts Rückkehr in Kenntniß ſetzen.

„Iſt nicht nöthig,“ verſetzte Dagobert: „ich denke noch heute Abend zum Pfarrer Fridolin zu gehen und ſollte es mir nicht möglich ſein — weil ich eine Menge Briefe zu ſchreiben habe und nicht ganz wohl bin — dann morgen früh.“

Er betrat wieder das Zimmer, das er vor drei Tagen bewohnt hatte und wo ſein Reiſegepäck geblieben war. Wie ganz anders ſtand es jetzt mit ihm als damals! Er hatte Ulmer gefunden, er hoffte auf die günſtigſte Wendung ſeines Schickſals. Und jetzt — nach drei kurzen Tagen! jetzt war ſein Schickſal ſo, daß es auf der Erde keinen Platz für ihn gab.

Er ſchrieb drei Briefe, aber in großen Pauſen. Die Gedanken, die Worte ſchwammen wie in einem Nebelmeer, aus dem er ſie mühſam hervorſuchte. An ſeinen Vater ſchrieb er:

„Vergebung! Vergebung! Vergebung! O mein „geliebter, mein verehrter Vater, Vergebung iſt das

„einzige Wort, das ich vor Dir ausſprechen kann. „Ich überfülle Dein Herz mit dem bitterſten Gram „durch meine Unwürdigkeit; ich verhänge über Deine „letzten Tage die traurigſte Verwirrung durch meinen „ſchmachvollen Leichtſinn; ich kürze vielleicht Dein „Leben ab durch die Sorge und den Kummer, welche „mein Leben und mein Tod Dir bereiten; — und „dennoch flehe ich Dich an: vergieb mir! vergieb „mir, daß ich lebte Deiner unwürdig, vergib mir, „daß ich ſterbe, weil ich dies Bewußtſein nicht ertragen „kann. Nein! mit einem entehrten Namen vor Deinem Angeſicht erſcheinen — das kann ich nicht! Vergieb mir! vergieb mir! ich weiß nichts Anderes Dir „zu ſagen. — Dein unglückſeliger Sohn Dagobert.“

An Wendeline ſchrieb er:

„Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich „ſagen durfte: Wendeline, bete für mich! — und „wo ich ſicher war, daß es geſchehen würde. Jetzt „darf ich das nicht mehr, in keiner Weiſe. Aber, „Wendeline, ich bitte Sie dennoch um eine große, „ſehr große Gunſt: ſorgen Sie dafür, daß mein „ehrwürdiger Vater nicht mit allzu großer Bitterkeit „an mich denke, nicht in die Ewigkeit gehe ohne „mir vergeben zu haben. Ach! mein Leben und „mein Tod ſind ſeinen Grundſätzen ebenſo widerſprechend, wie meine Schwäche ſeiner Charakterfeſtigkeit — und mein Weltſinn ſeiner Glaubens-

„kraft iſt. Es iſt alſo ſehr ſchwer, daß er mir verzeihe, denn die Beleidigung Gottes, die Uebertretung göttlicher Geſetze gilt ihm mehr, als die „Kränkung des Vaterherzens. Ich weiß das Alles, „Wendeline, und dennoch hoffe ich auf Sie. Einſt „ſagten Sie zu mir: ich bleibe ihr beſter Freund. „Nun wohlan! ein treuer Freund verläßt uns in „der bittern Todesnoth nicht und vergißt uns nicht, „wenn wir in das ſchauerliche Grab ſinken: alſo, „Wendeline, verſöhnen Sie meinen Vater mit meinem Andenken. Sie ſind ihm freilich ſehr ähnlich „in der klaren Feſtigkeit Ihres Glaubens, Ihres „Charakters, Ihrer Grundſätze; — auch Sie werden „mein Leben und meinen Tod ſündhaft nennen. „Allein es gab eine Zeit — o Vergebung, daß ich „daran zu erinnern wage! — wo Ihr Herz ſich „mir zuneigte, nämlich dem Dagobert, der Ihnen „ähnlich und Ihrer würdig geweſen wäre. Aber, „mir ſcheint, eine Seele wie die Ihre müſſe die „Liebe gar ernſt und hoch nehmen und je mehr dies „der Fall iſt, mit deſto mehr himmliſchen Elementen iſt ſie vermiſcht. Eines derſelben iſt eine große „Barmherzigkeit mit den armen Sündern. Nicht „wahr, Wendeline, dieſe werden Sie mir nicht verſagen, wenn Sie auch mit Abſcheu an die Frevel „denken, die ich mir zu Schulden kommen ließ. Aber „Sie werden mich nicht verdammen! ich opfere ja

„mein Blut zur Sühne auf. Ich kann nicht glauben, daß dies Sünde ſei. Ach, ich weiß nicht, was „ich ſage, was ich denke, denn ein Paar Minuten „noch — — o Wendeline!“

An Ulmer ſchrieb Dagobert:

„Es iſt aus und vorbei. Die Erde fehlt mir „unter den Füßen. Sorge wenn es möglich iſt für „ein anſtändiges Begräbniß und telegraphire an „Pfarrer Edelholt, damit er meinem Vater die „Schreckenskunde vorſichtig beibringe, die ganz Bachheim mit Entſetzen erfüllen wird. Die Welt wird „die Achſeln zucken und an etwas Anderes denken, „die Frauen an die Frühlingsmoden, die Männer „an Pferderennen und Ballet. Und für dieſe „Welt lebte ich! und in Folge dieſes Lebens muß „ich ſterben! — — Für Dich iſt die Umkehr möglich, denn Dein Sturz hat keinem Menſchen „geſchadet, als Dir allein. Ich beneide Dich! „mein Fall iſt ein anderer; ich reiße die Meinen „in's Elend. O Bachheim! o meine Kindheit! o „meine erſte Jugend! wie war das Alles voll Ruhe, „voll Frieden, voll Freude, voll ſtillem ach! zu ſpät „erkannten Glück. Zu ſpät! zu ſpät.“ — — —

In der grauen Morgendämmerung fuhren die Bewohner des Gaſthofs durch einen Schuß erſchreckt aus dem Schlaf auf und der Wirth warf ſich in die Kleider, um nach einem Unglück zu ſpähen.

Dies war leicht zu entdecken, denn es wohnten nur drei Fremde im Hauſe und Dagoberts Thür war nicht verſchloſſen. Man fand ihn völlig angekleidet auf dem Fußteppich liegend, in Blut ſchwimmend, mit gebrochenen Augen. Auf dem Tiſch zwiſchen zwei herabgebrannten Kerzen lagen drei verſiegelte Briefe: zwei markirte und der dritte an Ulmer; — und daneben ein Geldbeutel durch deſſen ſeidenes Gewebe Goldſtücke ſchimmerten. Es ſah aus, als habe er dadurch im Tode gegen den Verdacht proteſtiren wollen, daß Armuth ihn zu der Unthat bewogen. Der Wirth traf die nöthigen Anſtalten, ließ Arzt und Wundarzt und die Männer des Gerichts rufen, um den Selbſtmord zu conſtatiren und ſchickte den einen Brief durch einen Boten an Ulmer, die beiden andern zur Poſt.

Pfarrer Fridolin empfing den ſchreckensbleichen Boten, der ihm mündlich die grauenvolle Kunde mittheilte, während Ulmer den Brief las und ſich in verzweifelnder Haſt ankleidete.

„Sie müſſen mich begleiten, Herr Pfarrer,“ bat er dringend.

„Was ſoll ich bei dieſer armen Leiche?“ fragte der Greis tieftraurig.

„Vielleicht iſt noch ein Lebensfunken in ihm, noch ein Schimmer von Bewußtſein, noch ein Blitz von Reue .... aus Barmherzigkeit müſſen Sie mich begleiten.“

Sie verließen beide das Haus und gingen mit einer Eil, als ob ſie der That noch vorbeugen könnten. Auf der Schwelle des Gaſthofs ſtürzte ihnen der verſtörte Wirth entgegen und rief:

„So eben hat er die Augen aufgeſchlagen .... er lebt noch!“

„O du Vater der ewigen Liebe!“ ſagte Pfarrer Fridolin und blickte zum Himmel auf, während Ulmer mit einem unterdrückten Freudenruf die Stiege hinauf eilte und in Dagoberts Zimmer trat.

Ja, er lebte noch. Die Kugel war nicht durch das Herz gegangen. Hatte ſeine Hand gebebt, hatte er nicht genau den tödtenden Fleck gekannt — genug, die Kugel ſaß nicht im Herzen, denn er gab ein leiſes Lebenszeichen und der Arzt, der ſeine Hand hielt, bemerkte den Pulsſchlag; aber Ströme von Blut quollen aus der Wunde und ob ſie nicht das Leben mit ſich fortreißen würden — wer wußte das! Als Ulmer ihn ſo daliegen ſah, in Blut gebadet, mit entſtelltem Antlitz, dem Tode nah, fern von der Heimat, von Fremden umgeben — dieſen Dagobert, den glücklichbegabten Knaben, den ſtrebenden Jüngling, der ſo friſch und kräftig das Leben zu erfaſſen ſchien: da bemächtigte ſich ſeiner ein furchtbarer Schmerz. Für das Paradies geſchaffen und von der Schlange der böſen Leidenſchaften vergiftet, getödtet — das war Dagobert .... das war er, Ulmer .... das war der Menſch, der in den Feſſeln der Sünde verbleibt! Und er fragte ſich ſelbſt, ob er nicht eine gewiſſe Schuld an Dagoberts Irrweg habe; ob er nicht vorzugsweiſe den Wiſſensdurſt ſeines Zöglings angeregt habe, anſtatt ſich zu bemühen, deſſen ſittliche Kraft zu ſtärken; ob er nicht im letzten Jahr ihres Beiſammenſeins, als er, Ulmer, ſchon mit ſich ſelbſt zerfallen war, Dagoberts Glaubensfeſtigkeit, wenn auch nur mit leiſem Anhauch, feindlich getrübt habe; ob nicht ein flüchtiger böſer Eindruck heimlich fortwuchern könne, wie Peſtmiasmen, die man nicht eher bemerkt, als bis die verheerende Krankheit ausgebrochen iſt; ob nicht dereinſt der ewige Gott Dagoberts Seele von ihm fordern werde — Dagoberts .... und ſeine eigene Seele! — Wie ein plötzlich gezücktes Richtſchwert, das ihn mit dem Tode bedrohte, blitzten ihm dieſe Gedanken durch den Sinn. Er fiel auf die Knie neben Dagoberts blutbeflecktem Lager und flüſterte mit verſagender Stimme, zitternd vor Angſt, daß Dagobert ihn nicht hören, nicht verſtehen werde:

„Du lebſt .... durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit! .... Willſt Du Dich nicht mit ihm verſöhnen?“

War es ein Seufzer, war es ein Ja — Ulmer wußte es nicht; aber er ergriff Pfarrer Fridolin mit beiden Händen, führte ihn zu Dagoberts Lager und ſprach:

„Hier iſt Ihr Platz, hochwürdiger Herr! Er lebt, er kann bereuen! .... ich muß Verſchiedenes beſorgen! verlaſſen Sie ihn nicht.“

Pfarrer Fridolin verſprach es und Ulmer telegraphirte an einen geſchickten und der gefährlichen Operationen kundigen Wundarzt in Luzern, der die Kugel ſuchen und herausziehen ſollte; dann an Pfarrer Edelholt — und dann ſchrieb er dem letzteren einen ausführlichen Bericht über ſein Zuſammentreffen mit Dagobert, über ihre Geſpräche und Alles, was ſich daran knüpfte. Doch den Grund des Selbſtmordes konnte er nicht angeben, da aus Dagoberts letzten Zeilen kein Aufſchluß zu entnehmen war.

Pfarrer Edelholts Entſetzen war nicht geringer als Wendelinens, nachdem er das unheilvolle Telegramm geleſen hatte. Ja, vor einigen Stunden lebte Dagobert noch, aber tödtlich verwundet. Konnte er nicht inzwiſchen in die Ewigkeit gegangen ſein? .... und wie? .... Aber er nahm ſich zuſammen und ſagte abgebrochen:

„Muth, Wendeline und Vertrauen auf Gott! Er lebt! .... das iſt ja ſchon ein Gnadenerweis. Gott will ihn nicht in ſeinen Sünden dahinfahren laſſen, will ihm Zeit gönnen zu bereuen. Deshalb lebt er. Das wollen wir hoffen. Und wenn dann der verlorene Sohn reuevoll heimkehrt in das Vaterhaus der Ewigkeit, ſo wiſſen wir ja, wie wir armen Sünder dort aufgenommen werden. Darum nicht verzagen, Wendeline, beten .... und aus Liebe zu Gottes liebenden Fügungen, die unſre Blindheit nicht durchſchaut, zu jedem Opfer bereit ſein — das wollen wir, nicht wahr?"

Mit thränenloſen Augen blickte ſie auf und ſagte tonlos:

„Das Opfer hat ſeine Grenzen. Ich will Alles annehmen, was innerhalb der Gnade Gottes liegt. Wenn aber ſeine arme Seele für die Ewigkeit der Ungnade Gottes verfiele — darüber würde ich mich nie tröſten, nie und nimmer."

Plötzlich brach ſie in Thränen aus und rief:

„Wie ſoll aber die Schreckensnachricht meinem Großvater beigebracht werden! er weiß noch nichts von Dagoberts finanziellen Nöthen, welche das Vorſpiel dieſer grauenhaften Tragödie ſind — und ſoll nun den Ausgang derſelben erfahren .... und welchen Ausgang!"

Für ihren eigenen Schmerz hatte ſie keine Klage und keine Thräne gehabt; aber ſie brach zuſammen bei dem Gedanken an den Schlag, der den Vater Dagoberts mitten in's Herz treffen würde.

„Wir wollen die Mittheilung verſchieben bis die Gräfin Claudia kommt,“ ſagte der Pfarrer: „ſie trifft gewiß morgen ein.“

„Erſt morgen!“ ſeufzte Wendeline: „O was kann in ſechsunddreißig .... in vierundzwanzig Stunden nicht geſchehen und wie wird es mir möglich ſein gefaßt zu erſcheinen!“ —

Es wurde ihr dadurch möglich, daß ſie mit einem heftigen Kopfſchmerz heimkehrte, der ſie nöthigte ſich in das Bett zu legen. Der Graf kam in größter Beſorgniß zu ihr. Sie beruhigte ihn und verſicherte Lindenblütenthee und Brauſepulver würden ſie in ein Paar Tagen herſtellen.

„Du haſt Dich übermäßig bei der Pflege unſerer lieben Heimgegangenen angeſtrengt und theilſt jetzt meine Angſt um Dagobert,“ verſetzte der Graf kopfſchüttelnd; „eine ſolche Ueberreizung des Nervenſyſtems macht Lindenblütenthee nicht gut.“

„Aeußere Stille und Ruhe thun das ihre dazu,“ verſetzte Wendeline.

Er ſetzte ſich neben ihrem Bett nieder. Sie wäre lieber allein geweſen; aber er wollte ja nicht mit ihr ſprechen; — nur bei ihr ſein. Beide verfielen in ihre traurigen Gedanken, die durch eine Welt von Möglichkeiten, dieſe Folter des Herzens, ſchweiften. Und doch war Alles ſo ſtill, ſo friedlich. Das lebhafte Licht der Frühlingsſonne wurde ſanft gedämpft durch die weiß und grünen Vorhänge des Fenſters und des Bettes, und in dieſer Frühlingsdämmerung ſaß die hohe Greiſengeſtalt mit dem Silberhaar am Lager des jungen Mädchens, welches mit geſchloſſenen Augen dort ruhete und in den Händen ein kleines Cruzifix hielt, das, mit ſchwarzem Sammt überzogen, einen Cruzifixus von Silber trug. Der Pendelſchlag der kleinen Schwarzwälder Wanduhr machte die Stille in dieſem Zimmer gleichſam hörbar. — — —

Da erſchien Mimi und ſagte mit einem Brief in der Hand:

„Hier iſt ein Telegramm an Dich, Wendeline.“

Wendeline ſtreckte ſchweigend ihre Hand aus, denn die Aufregung und Beklemmung des Herzens erſtickten jedes Wort. Kam das Telegramm aus Woodrich Caſtle . . . . oder aus Luzern . . . . —

„Laß es von Mimi öffnen und leſen,“ ſagte der Graf.

„Nein nein!“ ſtammelte Wendeline in furchtbarer Angſt, riß den Umſchlag ab, überflog das Blatt und ſetzte dann mit einem Anflug von Freudigkeit hinzu: „Es iſt von meiner Mutter . . . . ſie kommt morgen.“

„Gott ſei Dank, dann ſind wir beiſammen!“ rief der Graf ſichtlich erfreut.

„Ach ja, das iſt ein Troſt!“ ſeufzte Wendeline und küßte ihr Cruzifix.

„Jetzt mußt Du Dich recht ruhig verhalten und in Deinem Zimmer bleiben, damit Deine Mutter Dich morgen Abend ganz hergeſtellt finde,“ ſagte der Graf liebreich und ſetzte mit einem Seufzer hinzu: „Möchten bis dahin doch Nachrichten von Dagobert eintreffen. Dies räthſelhafte Verſchwinden, dieſe Unfindbarkeit verkünden nichts Gutes .... ja, vielleicht etwas ſehr Schlimmes.“

„Sehr Schlimmes,“ ſprach Wendeline halb bewußtlos wie ein Echo nach.

„Meinſt Du das auch?“ fragte er ſo niedergeſchlagen, als habe er bis dahin gehofft ſie könne eine andere Meinung haben.

„Kann ich anders!“ rief ſie zitternd.

„Ruhig, Wendeline!“ verſetzte er begütigend: „ſobald Deine Mutter hier ſein wird wollen wir überlegen durch welche Maßregeln wir ſeinen Aufenthalt entdecken können. Mimi ſagte mir bei unſerm Frühſtück, ſie habe gehört Maximilian Illinger ſei in Hellau und ſie pflegt gut unterrichtet zu ſein. Sollte der nichts von Dagobert wiſſen? ich habe Luſt ihn einladen zu laſſen. Dir, nicht wahr? iſt es ganz gleichgültig ob er komme oder gehe.“

„Was mich ſelbſt betrifft — ganz gleichgültig.“

„Und Du brauchſt ihn auch gar nicht hier zu ſehen .... ich will ihn aber ſprechen und auch Deine Mutter wird es wünſchen. Es iſt ſeine Pflicht uns mitzutheilen, was er etwa über Dagobert weiß."

Damit erklärte Wendeline ſich einverſtanden. Ach! Maximilians Nachrichten von geſtern Abend waren ja weit überholt durch Ulmers Telegramm von heute früh.

Am andern Morgen beſuchte Pfarrer Edelholt Wendeline, hauptſächlich um ihr mitzutheilen, daß ſo eben ein zweites Telegramm von Ulmer eingetroffen ſei, welches laute:

„Er lebt noch; aber bewußtlos. Das Gehirn ſcheint affizirt."

„Iſt das nun ein Troſt?" fragte Wendeline und rang die Hände: „Sollte er im Irrſinn Hand an ſich ſelbſt gelegt haben? .... Wäre aber nicht ein ſolcher Irrſinn die Folge einer auf's Höchſte geſteigerten Leidenſchaft ohne das Gegengewicht eines ſittlichen Halt's? .... Was meinen Sie, lieber Herr Pfarrer. Durch meinen armen Kopf brauſt ein Wirbelwind .... ich bin keines Urtheils fähig."

„Ich ebenſowenig," verſetzte der Pfarrer, „aber Dagobert lebt und ich behaupte das iſt ein Troſt, denn das Bewußtſein kann wiederkehren und er kann bereuen."

„Und wie wird er bereuen!“ rief ſie.

„Nur keine Illuſionen über ſeinen Charakter,“ ſagte er warnend.

„Nein! .... aber Hoffnungen ſind erlaubt.“

Beide machten ab, daß der Pfarrer mit dem Wagen zur Eiſenbahnſtation fahren ſollte, der für Claudia dahingeſchickt wurde, damit er ihr auf der Rückfahrt das furchtbare Ereigniß mittheilen könne. Das geſchah am Nachmittag. Wendeline war aufgeſtanden und kleidete ſich an, um bei dem Empfang ihrer Mutter nicht zu fehlen. Ueberdas war ihre innere Unruhe zu groß, um ihr eine längere Zimmerhaft zu geſtatten. Mimi hatte häusliche Beſchäftigung in der Lingerie. Der Graf war allein. Er wandelte in den ſonnigwarmen, freilich noch unbelaubten Alleen des Parks, denn auf dieſen Wegen und Stegen, die er ſeit mehr als dreißig Jahren täglich betrat, ging er ſo ſicher wie im Hauſe ſelbſt und ſein Augenlicht war noch nicht völlig durch den grauen Staar verdunkelt. In nächſter Nähe und ohne den Gegenſtand lange zu betrachten, konnte er ſehen; und ſo ſah er denn auch die grünenden Geſträuche mit ihrem zarten durchſichtigen Laub, den friſchen Raſen, den Kranz von buntfarbigen Primeln um die Blumenbeete; — allein er nahm es nicht wahr, denn ſeine Gedanken waren bei Dagobert und irrten mit dieſem durch die Welt, und ein ſolcher Gedanke im Vaterherzen reicht hin, um über alle Schönheiten des Frühlings einen ſchwarzen Flor zu werfen.

Der Diener kam und brachte die Poſttaſche und den Schlüſſel, nach alter Gewohnheit. Jetzt war es meiſtentheils Wendelinens Amt die Taſche zu öffnen und auszuleeren; allein ſie war in ihrem Zimmer und der Graf, der an nichts dachte, als an Briefe von Dagobert, ließ ſich auf einer Bank nieder, öffnete haſtig und nahm den Inhalt heraus: Zeitungen und zwei Briefe. Es waren die, welche Dagobert Nachts in Fluelen ſchrieb. Der Graf erkannte die Handſchrift und that mit einem namenloſen Dankgefühl einen tiefen Athemzug: Dagobert gab Nachricht! das war die Hauptſache — für den erſten Augenblick. Doch welche Nachricht? — — Die Hand des Grafen zitterte, als er das Blatt ganz nah an ſeine Augen brachte und zitterte noch mehr, als er Dagoberts Bitten um Vergebung las. Doch plötzlich ſprang er kerzengerade auf und ſtand erſtarrt; er hatte das kurze Schreiben zu Ende geleſen. Mit einem dumpfen Klageton fiel er auf die Bank zurück; convulſiviſches Zittern ergriff ihn; dann ſank ſein Haupt auf die Bruſt. —

Claudia's Wagen fuhr in den Hof. Wendeline flog die Stiege hinab in ihre Arme.

„Wo iſt mein Vater .... o mein Vater!“

rief Claudia geiſterbleich und ganz zerwühlt von Schmerz.

Der Diener ſtürzte fort, um ihn zu rufen. Vom Perron auf der Gartenſeite des Hauſes, ſah man ihn auf einer Bank in der Lindenallee ſitzen. Alle eilten dahin, Wendeline voran. Als der Graf die Stimmen hörte und die nahenden Schritte, erhob er ſich — aber kraftlos ſank er zurück. Wendeline bemerkte die leere Poſttaſche, den Brief, der am Boden lag: der Vater wußte Alles.

„O vergib ihm!“ rief ſie und warf ſich ihm zu Füßen.

Claudia fiel ſprachlos vor Schmerz in ſeine Arme. Mimi weinte ohne den Grund dieſes allgemeinen Jammers zu wiſſen. Der Pfarrer Edelholt faltete die Hände und dachte: Wenn es ſchwer iſt für einen Reichen in das Reich Gottes zu gelangen, ſo iſt es gewiß noch viel ſchwerer für Jemand, der um jeden Preis reich werden will. — Der furchtbare Augenblick, vor dem Alle ein Grauen gehabt hatten, war überſtanden: der Graf wußte, was er wiſſen mußte und was Keiner den Muth gehabt hätte ihm zu ſagen. Wendeline bemerkte den Brief, der an ſie adreſſirt zwiſchen den Zeitungen lag, und ſchweigend nahm ſie ihn an ſich. Der Graf erholte ſich, ließ ſich von Pfarrer Edelholt das erzählen, was Ulmers Telegramme ſagten und ſprach dann mit großer Faſſung:

„Ein Bote ſoll auf der Stelle nach Hellau gehen und Herrn Illinger erſuchen noch heute Abend herzukommen. Ich bin überzeugt, daß er uns vollen Aufſchluß geben kann, über dieſe .... dämoniſche That, denn er war immer .... ſein böſer Dämon. Doch nein!“ ſagte er raſch: „ich klage Niemand an! ein Engel könnte demjenigen Menſchen zum Fall gereichen, der nicht gegen ſich ſelbſt auf der Hut iſt.“

Es verging keine Stunde und Maximilian erſchien. Bei ſeinem Eintritt verließen Wendeline und Pfarrer Edelholt das Zimmer und er blieb mit Claudia und dem Grafen allein. Dieſer erſuchte mit großer Ruhe Maximilian die pecuniären Verhältniſſe Dagoberts ſo genau wie möglich und ohne alle ſchonende Rückſicht darzulegen. Maximilian folgte der Aufforderung. Als er zu Ende war erwiederte der Graf immer mit großer Ruhe:

„Alſo ſteht die Sache ſo: Dagoberts Gläubiger wollen bezahlt ſein. Dagoberts Vater würde die Schulden ſeines Sohnes tilgen und deshalb Bachheim verkaufen wollen; aber Bachheim iſt bereits durch Dagobert dermaßen mit Schulden überbürdet, daß es dem Hauptgläubiger gehört, der allein ſchon über hunderttauſend Gulden darauf geliehen hat. Der Vater kann alſo weiter nichts thun, als Bachheim abzuliefern.“

„Es ſei denn,“ unterbrach Maximilian lebhaft,

„daß Gräfin Wendeline dieſe traurige Verwickelung löſen und meiner ehrfurchtsvollen Bewerbung Gehör ſchenken wollte. In dieſem Fall wäre ich zu jedem Opfer bereit.“

„Alles wollen Sie für die Liebe thun und nichts für die Freundſchaft!“ rief Claudia zürnend.

„Die Liebe würde das Glück meines ganzen Lebens begründen und alles unruhige und ſchwankende Streben abſchließen; dagegen kommt ein Geldopfer nicht in Betracht,“ verſetzte Maximilian kalt. „Muß ich aber dieſe Hoffnung aufgeben, ſo habe ich keinen Zukunftsplan und kann folglich in Lagen kommen, wo mir mein ungeſchmälertes Vermögen ſehr nothwendig iſt.“

„Laſſen wir all' dieſe Vorausſetzungen bei Seite,“ ſagte der Graf: „ſie haben kein Gewicht mehr neben Dagoberts grauenhafter That“ .... — ſeine Stimme brach.

„Wie ſo?“ rief Maximilian erſchreckt.

„Die Verzweiflung hat ihn getrieben Hand an ſein Leben zu legen!“ rief Claudia in Thränen.

„Unmöglich .... unmöglich!“ ſtammelte Maximilian übermannt von Entſetzen: „ich rieth ihm nach Auſtralien zu gehen .... und er ſollte .... Nein! unmöglich!“

„Es iſt ſo!“ verſetzte der Graf: „Bewußtſein der Schuld und der Schmach, und Mangel an Vertrauen auf Gott und an wahrer Reue haben ihn zu dem entſetzlichen Schritt getrieben."

„Und ſo wäre er nicht mehr unter den Lebenden .... dieſer lebenvolle Dagobert!"

„Er lebt noch, aber beſinnungslos. Doch nicht davon wollte ich mit Ihnen reden, ſondern von Geſchäftsſachen. Da ich jetzt weiß wie es damit ſteht und daß Bachheim nach meinem Tode nicht an meinen Sohn, ſondern an deſſen Gläubiger gekommen wäre: ſo hat Bachheim keinen Reiz mehr für mich. Es ſteht Ihnen zu Dienſten und ich werde zu meiner Tochter gehen und in England ſterben."

Es trat eine tiefe Stille ein. Der Graf und Claudia ſchwiegen und verſanken in den bitterſten Schmerz. Maximilian ſchwieg auch, überwältigt von ſtreitenden Gefühlen. Endlich ſagte er halblaut zu Claudia:

„O wie Vieles würde ſich anders geſtalten, wenn Sie die Gnade hätten bei Gräfin Wendeline meine Fürſprecherin zu ſein."

„Es iſt nicht der Augenblick, um auf Ihre Wünſche einzugehen," verſetzte ſie traurig: „andere Gedanken, andere Pflichten beſchäftigen uns."

„Und wo iſt Dagobert?"

„Er iſt gut aufgehoben, Herr Illinger!" fiel der Graf raſch ein.

Maximilian erhob ſich und ſagte gereizt:

„In Hellau alſo oder in Frankfurt treffen mich die Nachrichten, die Sie, Herr Graf, in der Geſchäftsſache mir zukommen laſſen werden.“

„Ich danke Ihnen für Ihren Beſuch und für die genaue Auskunft, die Sie mir gaben,“ ſagte der Graf mit ſeiner gewohnten ruhigen Höflichkeit.

Maximilian verließ das Zimmer und ging durch den Gartenſaal hinweg. Durch die geſchloſſene Glasthür ſah er draußen auf dem Perron Wendeline ſtehen. Da hatte ihn vor Jahren Dagobert ihr vorgeſtellt. Jetzt aber ſtand ſie mit dem Rücken ihm zugewendet und das Geräuſch der Thür und der Schritte bewog ſie nicht ſich umzuſchauen. Die entgegenſtehende Thür öffnete ihm der Diener und Maximilian eilte in den Hof, wo ſein Reitpferd umhergeführt wurde. Der Beſuch hatte kaum eine halbe Stunde gewährt.

„O mein lieber Vater, was nun? was nun?“ rief Claudia als ſie mit ihm allein war.

„Rufe Wendeline!“ verſetzte er.

Als ſie erſchien fragte er:

„Liebes Kind, haſt Du eine Ahnung von Dagoberts Geldverwickelungen?“

„Mehr wie das! ich kenne ſie genau durch Herr Illinger, der ſie mir vorgeſtern im Pfarrhauſe mitgetheilt hat und das war der Grund weshalb ich die Mutter durch Telegramm bat ſchleunigſt zu kommen.“

„Er wird Dir alſo auch einen Ausweg vorgeſchlagen und ſeine frühere Bewerbung erneuert haben?“

„Ja, lieber Großvater,“ ſagte ſie erröthend.

„Und was antworteteſt Du, mein Kind?“

„Beſinne Dich, Wendeline!“ rief Claudia: „Rettung der Seelen und Rettung der Familienehre liegen in Deiner Hand.“

Wendeline wurde geiſterbleich und ſagte:

„Ich habe mit aller Entſchiedenheit geantwortet: ich kann mich opfern, aber nicht mich verkaufen.“

„O Kind, was thateſt Du!“ rief Claudia.

„Du thateſt das Rechte, Wendeline!“ ſagte der Graf ruhig: „ich halte Dich zu hoch um zu geſtatten, daß Du gegen Deine Neigung die Gattin eines Mannes werdeſt, deſſen aufrichtige Bekehrung ſehr zweifelhaft iſt, um den äußern Schaden zuzudecken, den Dagoberts Ehre genommen hat.“

Wendeline fiel dem Grafen zu Füßen und rief:

„O daß Gott mir die Gnade geben wollte zu beweiſen, daß ich mich opfern kann!“

Claudia's tiefſter Schmerz war der namenloſe Kummer, der über ihren Vater einbrach. Sie hätte nicht ungern Wendelinens Verbindung mit Maximilian geſehen, die wenigſtens die äußern Sorgen vom Herzen des Greiſes genommen und ihm geſtattet hätte in Ruhe ſeine Tage auf Bachheim zu beſchließen. Als ſich Wendeline mit vollkommener Entſchiedenheit ausgeſprochen hatte, konnte Claudia den Ausruf nicht unterdrücken:

„Der günſtige Augenblick für das Opfer iſt vorüber! es wird ſich kein zweiter Dir darbieten.“

Wendeline blickte ſchmerzlich zu ihrer Mutter auf; aber der Graf ſagte mild:

„Wohlan! ſo verlangt Gott kein ſolches Opfer von Wendeline. Daß ſie eine opferwillige Seele iſt, weiß Niemand beſſer als ich.“

„Vergieb, mein Kind!“ rief Claudia und umarmte zärtlich Wendeline: „der Schmerz um meinen Vater machte mich ungerecht gegen Dich! — Aber was nun, lieber Vater?“ ſetzte ſie hinzu.

„Das Nothwendigſte wird ſein, daß Du morgen zu dem Unglückſeligen reiſeſt. Was dort zu thun iſt, kann ich nicht beurtheilen. Bleibt er am Leben, ſo gehe er nach einem andern Welttheil .... in Europa gibt es keinen Platz für ihn .... keinen Platz für meinen Sohn“ .... — —

Die Stimme verſagte ihm; er verbarg mit einer troſtloſen Bewegung das Geſicht in beiden Händen und ſagte nach einer Pauſe ruhiger:

„Auch ſeine Ueberſiedelung würdeſt Du zu beſorgen haben, liebe Tochter, denn ich kann nichts für ihn thun. Ich bin ein Bettler .... ſogar an Ehre" .... —

Ein heller Schrei entrang ſich Claudia's gequältem Herzen und Wendeline ſagte tonlos, gedankenlos:

„O wenn er ſo etwas hörte!" — —

„Tauſendmal hat er es in ſeinem Gewiſſen gehört!" verſetzte der Graf ſtreng: „Ja, ich bin ein Bettler an Ehre, denn Vater und Sohn ſind ſolidariſch und der Vater kann nicht die Schulden des Sohnes zahlen, kann nicht dieſe gemeine Verpflichtung erfüllen, weil ihn der Sohn an den Bettelſtab brachte. — Wenn Du dann zurückkehrſt, liebes Kind," ſprach er mit ſeiner gewöhnlichen Milde weiter, „begleite ich Dich nach England, um in Woodrich Caſtle das zu finden, was ich in Bachheim zu finden hoffte: die Stätte meiner letzten Ruhe hienieden."

„Aber ich werde Dagobert, wenn er fortzuſchaffen iſt, zuerſt hieherbringen, nicht wahr?" fragte Claudia.

„Das nicht! So lange ich hier bin wird er nicht nach Bachheim kommen," erwiederte der Graf mit großer Beſtimmtheit.

„Aber, lieber Vater, Du willſt ihn doch nicht von Deinem Angeſicht verbannen und ihn in alle Welt ziehen laſſen ohne Deine Vergebung und Deinen Segen?" fragte Claudia zitternd.

„Du redeſt irr, mein Kind! den Selbſtmörder ſegne ich nicht und deshalb will ich ihn auch nicht ſehen," erwiederte der Graf ruhig.

„Barmherzigkeit!" riefen Claudia und Wendeline zu ſeinen Füßen.

„Seid Ihr denn wahnſinnig?" fragte er: „ich ſoll einen Menſchen ſegnen, der ſich ſelbſt vom Angeſicht Gottes verbannt hat? ihn ſegnen, weil er mein Sohn iſt? .... ich begreife Euch nicht! .... O, wenn ich ihn ſegnen könnte, ſo wäre ja der bitterſte Schmerz, der Schmerz für den es keinen Troſt gibt, von mir genommen. Nun geht zur Ruhe und morgen, Claudia, gehſt Du weiter, nicht wahr? .... arme Claudia! in welcher Trübſal findeſt Du das ſonſt ſo friedliche Vaterhaus. Und dennoch müſſen wir Gott danken, daß nicht Leocadie dieſen Jammer erlebte, der für ein Mutterherz allzu groß iſt. Ja, Gott iſt barmherzig! .... aber ſeiner Barmherzigkeit vorgreifen kann ich nicht."

Das verleugnete Kind.

Floriane ſetzte das Haus ihrer Schweſter und den ganzen Kreis ihrer Bekannten nicht wenig in Erſtaunen, als ſie plötzlich bei Feodora erſchien und ihre Abſicht ankündigte nach Paläſtina zu reiſen und die Trauerzeit in Jeruſalem zu verleben. Feodora's Erſtaunen wurde von ihrem Schreck überwogen; denn aus dieſem ſeltſamen Reiſeplan und aus einigen Aeußerungen Florianens ſchloß ſie ſogleich, daß zwiſchen Dagobert und Floriane ein entſchiedener Bruch ſtattgefunden habe. Nun hatte ſie aber die leiſe Hoffnung ihre liebliche Tochter Virginie werde den unermeßlich reichen Herrn Miraſol aus Amſterdam feſſeln, der ſich einmal ſehr lebhaft um Florianens Gunſt bemüht hatte. Kam es damals nicht zu einer förmlichen Bewerbung, ſo lag es nur daran, daß Floriane ihn nicht dazu ermunterte. Fiel ihr das jetzt ein, ſo ſchwand für Feodora jede Hoffnung in ihrer Tochter die Königin der Smaragdgruben auf Java zu ſehen, denn Florianens blendende Erſcheinung, verbunden mit ihrem ungeheuern Vermögen, mußte Virginie in den Schatten ſtellen. Und was konnte einer Floriane nicht einfallen! —

„Ich bin Europa's müde!“ ſagte Floriane und warf ſich in eine Chaiselongue: „müde der Geſellſchaft und ihres abgeſchmackten, verzerrten Treibens, das man Unterhaltung zu nennen beliebt. Ich will eine Villeggiatura auf dem Libanon machen. Virginie, willſt Du mich begleiten?“

„Ich bin noch gar nicht Europa's müde! ich danke Dir, liebe Tante,“ verſetzte Virginie.

„Beſtes Kind, ſei ſo gut und nenne mich nicht Tante. Das iſt eine affröſe Benennung in Deinem Munde. Von Kindern höre ich es ſehr gern, allein Du biſt erwachſen und für Dich will ich Floriane heißen.“

„Das freut mich, liebe Floriane,“ ſagte Virginie, geſchmeichelt durch dies Zeichen von Vertraulichkeit

Zu ihrem Schwager ſagte Floriane:

„Lieber Freund, ſchaffe mir eine Waare, welche Dir in Maſſe zu Gebot ſteht: einen Literaten .... aber einen geiſtreichen.“

„Ohne den Nachſatz wäre das nicht ſchwer; mit dem Nachſatz iſt es ungeheuer ſchwer,“ verſetzte Herr von Roſenſtern kaltblütig.

„Und er muß ein Chriſt ſein!“

„Macht die Sache noch ſchwerer.“

„Aber ich höre doch immer, daß die zahlloſen

Tagesblätter, Wochen- und Monatsſchriften zahlloſe Literaten beſchäftigten.“

„Zahllos iſt ein ganz anderes Epitheton als geiſtreich,“ ſagte er trocken.

„Unter dieſen Zahlloſen wird ſich gewiß auch ein brauchbares Subject auftreiben laſſen, das für hohe Beſoldung fähig iſt mir als Secretär auf meiner orientaliſchen Expedition zu dienen — denn um dieſe drehen ſich all’ meine Gedanken und ich möchte je eher deſto lieber abreiſen.“

„Beſter Freund,“ ſagte Feodora zu ihrem Mann, als ſie mit ihm allein war, „ich bitte dringend ſorge für einen Secretär wie Floriane ihn wünſcht.“

„Ich finde dieſe Villeggiatura auf dem Libanon dermaßen albern, daß ich gar nicht geneigt bin ihre Ausführung zu unterſtützen,“ murrte Herr von Roſenſtern.

„Albern ſo viel Du willſt! iſt Dir aber unſere Virginie lieb, ſo mußt Du Florianens Abreiſe beſchleunigen, denn bliebe ſie hier, ſo könnte das Einfluß auf Miraſol haben.“

„Oho!“ rief Herr von Roſenſtern plötzlich ganz lebhaft und entſchloſſen einen geiſtreichen Literaten aufzutreiben.

Floriane ſaß in ihrem Zimmer vor einer Karte von Paläſtina, welche ſie nicht anſah und dachte bei ſich ſelbſt: Wäre nicht dieſer Dagobert ein ſo armſeliges Individuum, ſo könnte ich mit ihm und als

Gräfin von Wianden dieſe Reiſe machen. Jetzt trete ich ſie doch nur an um nicht das Geſchwätz zu hören, das über ſeine Schulden, ſeine verfehlten Speculationen, ſeine Miſere, ſeine unmöglich gewordene Carriere wie eine Sündflut einbrechen wird. Jetzt ſitze ich hier und warte auf dieſen Herrn Leontius, der ſchon den einen großen Fehler der Unpünktlichkeit beſitzt. Um zwei Uhr ſollte er hier ſein .... es iſt ſieben Minuten über zwei. — —

Ihr mißmuthiges Selbſtgeſpräch wurde unterbrochen. Der Diener öffnete die Thür und meldete:

„Herr Leontius.“

Es erſchien ein kleiner, ziemlich elegant gekleideter Herr mit lilafarbenen Handſchuhen, der einen großen Kopf mit Selbſtgefälligkeit zwiſchen ſeinen breiten Schultern trug. Floriane ſah ihn ſcharf an, neigte unmerklich ihr ſchönes Haupt und ſagte:

„Sie ſind alſo geneigt mich auf einer Reiſe in den Orient zu begleiten; da muß ich denn zuvor einige Fragen ſtellen. Ich bitte Platz zu nehmen und mir zu antworten. Sind Sie ein Chriſt?“

„Ich habe chriſtliche Eltern,“ erwiederte Herr Leontius mit überlegenem Lächeln: „was meinen Glauben betrifft“ .... —

„Iſt ganz gleichgültig!“ fiel Floriane ein: „ſofern Sie nämlich kein Jude ſind.“

„Das bin ich nicht; ich bin getauft.“

„Gut! — Nun hören Sie genau mir zu. Ich habe über Menſchen und Dinge meine Anſichten, mein Urtheil, meine Gedanken. Ob ſie wahr oder falſch ſind weiß ich nicht; mir gefallen ſie, denn ſie hängen mit mir, mit meinem Geiſt und Weſen, ſo feſt zuſammen wie Kinder mit ihrer Mutter. Ob ich ſie durch die Feder erfaſſen und ausdrücken kann, ſei dahingeſtellt. Aber gewiß iſt es, daß mir dies viel zu mühſam, viel zu langweilig iſt. Deshalb wünſche ich über eine gewandte Feder zu gebieten, die ihnen eine Form gibt, eine paſſende Einkleidung — doch keine Zuthat. Stellen Sie mir die Ihre zur Verfügung?“

„Mit Vergnügen.“

„Haben Sie aber auch eine gewandte Feder?“

Herr Leontius legte den Kopf in den Nacken, blickte zur Decke des Zimmers auf und warf nachläſſig hin:

„Man behauptet es.“

„Dann wundert es mich, daß Sie nicht Ihren eigenen Gedanken Form und Kleid geben.“

„Ein uraltes Sprichwort ſagt: Die Kunſt geht nach Brod. Von allen Künſten iſt die des Schreibens die ſchwerſte, weil man dieſer Kunſt nicht anmerken darf, daß ſie Kunſt iſt. Sie ſieht leicht aus. Durch dieſen Schein verführt widmet ſich ihr eine Legion von unfähigen Federn, welche der befähigten

Feder Concurrenz machen. Da nun der Talentvolle nicht minder geneigt iſt als der Dummkopf ſein Leben zu friſten, ſo muß er ſein Brod erwerben, wie und wo ſich ihm die Gelegenheit dazu darbietet.“

„Das iſt begreiflich, allein ich muß Sie aufmerkſam machen, Herr Leontius, daß ich das Chriſtenthum haſſe und es gegen den Islam herabſetzen werde.“

„Ganz nach Belieben! der Maler malt mit denſelben ſchönen Farben den Feſtzug des Apis und eine katholiſche Wallfahrt, wenn man die Bilder gleichmäßig gut bezahlt.“

„Vielleicht haben Sie, wenn auch keine religiöſe — doch politiſche oder ſociale Sympathien. Allein ich werde auch dieſe nicht berückſichtigen.“

„Es iſt in der Ordnung, daß meine Feder, ſo lange ſie in Ihrer Beſoldung iſt, Ihnen diene, um Ihre Sympathien auszudrücken — nicht die meinen.“

„Ich bin alſo ganz ſicher auf keinen Widerſpruch bei Ihnen zu ſtoßen?“

„Mein gnädiges Fräulein! es iſt mir erzählt worden, ein Diplomat unſerer Tage habe von einem andern Diplomaten, der ſich bei einer bedenklichen Sache um jeden Preis in der Gunſt ſeines Fürſten erhalten wollte, mit heiterm beifälligen Lächeln geſagt: „Der Monarch liebt die Wurſt auf eine gewiſſe Weiſe gebraten, alſo briet X. ſie ihm ſo, wie er ſie liebt.“ Dies wird auch mein Grundſatz ſein.“

Ganz verblüfft über dieſen Cynismus der Geſinnung verſtummte Floriane einen Augenblick; dann ſtand ſie auf und ſagte:

„Herr von Roſenſtern hat Ihnen die Bedingungen mitgetheilt?“

„Zu dienen, ja! ſie ſind annehmbar; allein ich wünſche, daß ſie contractmäßig feſtgeſtellt werden.“

„Das wünſche auch ich und ich werde Sie benachrichtigen laſſen, wann der Contract zu unterſchreiben ſein wird.“

Herr Leontius empfahl ſich höchſt ſelbſtzufrieden. Floriane ſchaute ihm nach und ſprach zu ſich ſelbſt: Wie unerhört gemein ſind doch dieſe Chriſten, mögen ſie Dagobert heißen oder Leontius! .... Einen nehme ich aus .... den Pfarrer von Bachheim; und vielleicht auch eine .... dieſe Wendeline! — Die Juden ſind freilich ebenfalls gemein, pochen aber auch nicht auf die Erhabenheit ihrer Glaubenslehre.

Man brachte ihr Briefe; darunter einen von Maximilian, der an demſelben Abend geſchrieben hatte, wo er in Bachheim Dagoberts Schritt erfuhr. Der Brief war ganz kurz:

„Beobachte tiefes Stillſchweigen über nachfolgende Mittheilung. Er — Du weißt wer er iſt — hat einen Selbſtmordverſuch gemacht, wie es ſcheint im Irrſinn, denn er lebt noch, aber bewußtlos. Sein Vater hat mir dies ſo eben mitgetheilt. Es verſteht ſich, daß die Familie Alles thun wird, um die Sache nicht ruchbar zu machen. Ob es möglich ſein wird, iſt die Frage und ob Dein Name nicht darin verflochten wird, weiß ich nicht. Ich ſchreibe Dir, damit die Kunde, wenn ſie zur Veröffentlichung kommt, Dich nicht unvorbereitet überraſche und ich rathe Dir dringend eine große Reiſe anzutreten, in die Bäder des Caucaſus zum Beiſpiel, wo Du ſicher biſt nichts von europäiſchem Gerede zu hören.“

Starr wie eine Bildſäule vor Entſetzen ſaß Floriane da. Dann zerpflückte ſie maſchinenmäßig den Brief und warf die Stücke in's Feuer. Gräßlich .... allzu gräßlich! ſeufzte ſie: ja, ich will fort und nicht wieder zurückkehren. — —

Der Contract mit Herrn Leontius wurde nicht unterſchrieben; — hingegen der Ehecontract von Herrn David Miraſol und Fräulein Floriane Illinger. Sie ſtipulirte darin, daß die Hochzeitsreiſe nach Java zu machen und daß es ihr geſtattet ſei, mindeſtens drei Jahre in Batavia oder auf Herrn Miraſols zauberhaftem Landſitz in Weltefreden bei Batavia zu verleben. Binnen acht Tagen fand die Verlobung, die Vermählung und die Abreiſe ſtatt. Floriane war von einer Aufregung, einer Ungeduld ohne Gleichen und duldete nicht, daß in ihrer Gegenwart von etwas Anderem geſprochen werde, als von Amſterdam und Java; — auch nicht einmal von den väterlichen Erbſchaftsangelegenheiten, denn ſie hatte auf ihren Antheil zu Gunſten ihrer Nichte Virginie verzichtet und dadurch einigermaßen Feodora und deren Gatten verſöhnt.

„Ich will nichts mehr von Geld hören, noch mich um Geld bekümmern!“ rief ſie erregt. „Ich will leben wie eine orientaliſche Königin im Ueberfluß — und ohne zu fragen was er koſtet. Herr Miraſol übernimmt alle Sorge und Fürſorge; wir haben uns gleich darüber verſtändigt.“

„Ja, die Verſtändigung hat ſich erſtaunlich ſchnell zwiſchen Euch gemacht,“ ſagte Feodora, noch immer ſtill empört.

„Wozu denn die langen und langweiligen Verhandlungen, Dora! ſie begünſtigen höchſtens fremde Intriguen, um die Verbindung des Smaragdkönigs mit der Goldkönigin zu hintertreiben. Hahaha! klingt das nicht wie ein Feenmärchen? Nun, Weltefreden ſoll ja auch ein feenhafter Aufenthalt ſein, Dora .... Natur, Umgebung, Comfort, Luxus — Alles feenhaft! das ſagt mir zu, dahin paſſe ich .... und auf dem Libanon würde ich es doch ſehr vermiſſen.“

Maximilian kam zu ihrer Vermählung.

„Lebt er?“ fragte ſie kurz.

„Es heißt ſo. Man ſagt aber etwas höchſt Merkwürdiges,“ erwiederte Maximilian.

„O laſſen wir das! rief ſie, „dieſe ganze Epiſode meines Lebens begrabe ich .... — in den Fluten des Weltmeers, die mich nach Java tragen.“

Es liefen allerdings die ſeltſamſten Gerüchte über Dagobert um: er ſei todt; er ſei irrſinnig wegen ſeiner Schulden; er habe eine glänzende Erbſchaft gemacht; er habe ein Duell wegen einer ſchönen Frau gehabt und dieſe, ſeine erſte Liebe, pflege ihn in einer Schweizer Sennhütte; — dies ſei auch der Grund von Florianens plötzlicher Vermählung: ſie wolle nicht als eine Verlaſſene daſtehen. Genug, Floriane vermählte ſich in aller Stille wegen der tiefen Trauer, reiſte nach Amſterdam und von dort nach London, wo ſie urplötzlich bei der beſtürzten Conſtance erſchien, die ſich von den verſchiedenen Ueberraſchungen gar nicht erholen konnte.

„Da biſt Du ſchon als Floriane Miraſol!“ rief ſie, und bleibſt nicht hier .... nicht einmal in Paris oder in Beau rivage! mein Gott, wie traurig! .... Und wo liegt denn eigentlich die Inſel Java? Geographie, weißt Du, iſt meine ſchwache Seite.“

„Java liegt ſo in der Mitte zwiſchen den fünf Welttheilen,“ verſetzte Floriane lachend.

„Ah ſo!“ ſagte Conſtance ganz zufrieden geſtellt: „Du biſt alſo erreichbar und ich hoffe Dich zu beſuchen.“

„Das ſoll mich freuen, umſomehr als Java und der Aufenthalt in Weltefreden beſonders für Dich ein Paradies ſein wird.“

„Warum für mich ganz beſonders?“

„Weil es das Paradies für träge Leute iſt Du Schatz, Du Engel!“ erwiederte Floriane und umarmte ſo zärtlich Conſtance, daß dieſe nicht wußte ob die Erklärung ſchmeichelhaft ſei oder nicht. Sie betrachtete ganz genau den höchſt ſchweigſamen Herrn Miraſol und ſagte ihm endlich:

„Sie ſind gewiß fünfzehn Jahr jünger als Herr Frymar.“

„Ich bin vierzig Jahre alt,“ entgegnete er lakoniſch.

„Juſt das Alter, das ich für einen Mann gern habe!“ rief Floriane: „da iſt Ruhe und Reife — und nichts ſchätze ich höher.“

Herr Miraſol neigte langſam ſein Haupt vor ſeiner ſchönen Frau. Das Prädikat ruhig war wie für ihn geſchaffen. Er kannte ſeit Jahren Herrn Frymar, der ihn ſchätzte, aber doch höchlichſt über Florianens Wahl ſtaunte. Als das junge Ehepaar abgereiſt war, ſagte er zu Conſtance:

„Wer hätte je gedacht, daß die muntere, lebhafte, bewegliche Floriane einen Mann heirathen werde, der von dem Allen das Gegentheil iſt.“

„Hätteſt Du die Diamanten und die Perlen geſehen, die er ihr geſchenkt hat, ſo würdeſt Du Dich gar nicht wundern,“ entgegnete Conſtance mit tiefem Ernſt. „Als ſie ihre Schmuckkaſten vor mir öffnete war es ein Glanz, eine Herrlichkeit, ein Schauſpiel für Götter.“

„Ja, ja!“ entgegnete er kaltblütig; „Diamanten! dies Zauberwort überwindet das Herz jeder Frau.“

Conſtance hätte ihm gern geantwortet, etwas recht Spitzes, recht Scharfes, wenn es ihr nur eingefallen wäre. Es fiel ihr aber nichts ein, und ſie fragte ſtatt deſſen:

„Was wird wohl Graf Wianden zu dieſer Begebenheit ſagen?“

„Nichts, mein Kind, denn er iſt todt.“

„Todt! der junge Mann? das glaub' ich nicht! man ſtirbt nicht ſo jung!“ rief ſie voll Schreck und voll Schauder vor dem Tode.

„Er war ein Schuldenmacher, ein ſchlechter Speculant .... er hat ſich erſchoſſen, meine Liebe,“ verſetzte Herr Frymar trocken: „auf dieſe Weiſe kann man auch in der Jugend ſterben.“

„O das iſt ſchauderhaft!“ ſtammelte Conſtance leichenblaß: „mit einem Selbſtmörder habe ich mich befreundet.“

„Es iſt ſchade um ihn .... aber ſo geht es den Leuten die ohne Erfahrung, ohne Geſchäftskenntniß, ohne Umſicht, immer darauf los ſpeculiren und in der Erwartung ſtets glücklicher Chancen darauf los leben.“

Dieſe Bemerkung ihres Gatten tröſtete Conſtance nicht; ſie weinte ein Paar ſtille Thränen um Dagoberts Tod. — —

Aber Dagobert war nicht todt; er lebte und Claudia war bei ihm und beſorgte ſeine Pflege mit einer Krankenſchweſter, die ſie aus dem Ordenshaus zu Ingenbohl kommen ließ.

Als ſie in Fluelen ankam und in Dagoberts Zimmer an ſein Schmerzenslager trat, wo Ulmer treulich Wache hielt, dachte dieſer an jenen unvergeßlichen Abend in Bachheim, wie er ſie zum erſten Mal als Marquiſe Marialva ſah und hörte. Da ließ er ſich von ihrem Zauber umſpinnen! das war der Augenblick, wo die unſelige Wendung ſeines Lebens im Keim begann. Vierzehn Jahre waren ſeitdem verfloſſen; für ſie — im flüchtigen Glück und im andauernden Schmerz; für ihn — in einem Elend, deſſen Tiefe nur er und das Auge Gottes ermaß. So ſah er ſie wieder; und wieder ſollte dieſe Begegnung ein Wendepunkt in ſeinem Leben werden. Er ſtattete ihr einen genauen Bericht über Alles ab, was ſich mit Dagobert zugetragen hatte und erklärte ihr, weshalb Dagobert überhaupt nach der Schweiz gekommen ſei.

„Hätten Sie denn dieſe Taufe vorgenommen?“ fragte ſie zögernd.

„Nimmermehr!“ verſetzte Ulmer beſtimmt.

„Gott ſei gelobt!“ rief Claudia erleichtert.

So trennten ſie ſich. Aber Ulmer kam nicht wieder. Statt ſeiner kam Pfarrer Fridolin, begehrte Claudia zu ſprechen und ſagte:

„Gnädige Gräſin, ich bringe Ihnen eine Botſchaft, die ſo froh iſt, daß ſie ſogar jetzt Ihr trauriges Herz erfreuen wird.“

Claudia lächelte ſchmerzlich und ungläubig.

„Der verlorene Sohn Ulmer hat ſich aufgemacht, um zu ſeinem Vater zu gehen und reumüthig zu ſprechen: „Ich bin nicht werth dein Sohn zu ſein, nimm mich auf als deinen Knecht.“ Er hat mir geſtern ſeine Apoſtaſie und ſeine Reue offenbart und iſt heute in aller Frühe hinauf gegangen nach Kloſter Engelberg, Benedictinerordens, das da oben in unſern Bergen liegt, um bei dem hochwürdigen Herrn Abt das heilige Bußſacrament und die Losſprechung von der Excommunication zu empfangen. Dort im Kloſter will er um Aufnahme bitten und als Laienbruder alle Tage ſeines Lebens in Gehorſam und Demuth dem lieben Gott dienen.“

„Hochwürdiger Herr!“ rief Claudia tiefgerührt, „das iſt freilich eine gnadenvolle Botſchaft! ſie belebt meine Hoffnung, daß Gott auch mit meinem armen Bruder Barmherzigkeit üben werde.“

„Sollt' ich ein Wohlgefallen haben am Tode des Sünders, ſpricht der Herr durch den Mund des Propheten Ezechiel — und nicht vielmehr daran, daß er ſich bekehre und lebe, ja, lebe? — Gott der

Herr iſt immer bereit zu vergeben, gnädige Gräfin, aber unter Bedingungen. Wenn der Sünder Buße thut über alle ſeine Sünden und meine Gebote beobachtet — ſpricht Ezechiel weiter — ſo ſoll er leben, ja leben und nicht ſterben. Der gute Ulmer erfüllt dieſe Bedingungen: geiſtiger Hochmuth, eitle Selbſtgefälligkeit trieben ihn zur Empörung an und dieſe ſtürzte ihn in den Abgrund; — jetzt nimmt er das Joch des Gehorſams auf ſich und klimmt demüthig wieder empor. Der liebe Gott verleihe ihm Beharrlichkeit; dann wird er leben, ja leben und nicht ſterben!" —

„Schließen Sie Ulmer und Dagobert in Ihr frommes Gebet ein und beſuchen Sie mich zuweilen," ſagte Claudia. „Ich bedarf Troſt und Rath, denn die Zukunft iſt ſehr finſter."

Sie war freilich ſo finſter, daß Claudia kaum etwas Anderes wünſchen konnte, als Dagobert mit Gott verſöhnt aus dem Leben ſcheiden zu ſehen, denn wenn er genas — was ſollte aus ihm werden? Sie konnte ihm ein Jahrgeld geben und ſeine Exiſtenz friſten ſo lange ſie lebte; aber das war die geringſte ihrer nagenden Sorgen. Der Vater! der Vater! wird er den Schmerz überleben? wird er verzeihen? wird ſich die grauenhafte Verſtörung der Familie in Frieden löſen? — —

Wendeline verlebte inzwiſchen furchtbare Tage in

Bachheim. Dagoberts Name wurde nicht genannt und kein anderes Wort über ihn geſprochen, als jenes, welches Claudia jeden Morgen in einem Telegramm über ihn meldete. Wendeline las es dem Grafen vor; verſuchte ſie eine Bemerkung daran zu knüpfen, ſo unterbrach er ſie gleich:

„Genug, liebes Kind!“ und zwar mit einem ſo ſchmerzlichen Ausdruck in Blick und Ton, daß ſie verſtummen mußte. Für ſie war der Großvater liebreicher denn je; nur fielen die Geſpräche aus, die er ſonſt ſo gern mit ihr führte und die durch den reichen Schatz ſeines Wiſſens, ſeiner Erfahrung, ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß, ſeiner tiefen Religioſität, ſo bildend und anziehend für ſie waren. Auch mit Pfarrer Edelholt vermied er jedes Geſpräch über Dagobert. Er war eben ſprachlos vor Schmerz. Er hatte einen Geſchäftsmann rufen laſſen und ihn beauftragt eine gründliche Zuſammenſtellung von Dagoberts Schulden zu ermöglichen. Zu welchem Zweck — das war ihm ſelbſt nicht klar, denn nur allzu klar war ihm die Gewißheit, daß es ihm unmöglich ſei ſie abzutragen.

Bei ihrer Abreiſe hatte Claudia Wendeline ermächtigt jedes Telegramm, das etwa aus England kommen könne zu öffnen und zu beantworten. Claudia hatte dabei Salvator im Sinn und Nachrichten von ihm. Und ſo traf denn auch wirklich eines

Tages ein Telegramm aus England in Bachheim ein, das durch die zahlreichen telegraphiſchen Depeſchen plötzlich zum Genuß des größten Vortheils des neunzehnten Jahrhunderts gelangte.

Eine blendende Wolke legte ſich über das Blatt als Wendeline es las; aber die Wolke flog vorüber und klar und deutlich trat die Sache ſelbſt ihr entgegen: der Vetter ihres Vaters, der den Prozeß gegen ſie und ihre Erbſchaft geführt hatte, war geſtorben und ſeine Kinder wünſchten einen Vergleich einzugehen. Wolle Wendeline zwei Fünftel ihrer Erbſchaft ſchwinden laſſen: ſo ständen ihr auf der Stelle drei Fünftel zur Verfügung. Sie antwortete ſogleich dem Rechtsanwalt, daß ſie den Vorſchlag annehme und in kürzeſter Friſt eine Beſtimmung über ihr Vermögen machen werde. Ganz betäubt von dieſem unerwarteten Ereigniß ſammelte ſie ſich in einem inbrünſtigen Dankgebet und ging dann zum Grafen, der in ſeinen Gram verſunken im Park durch die langen Baumgänge wandelte. Sie nahm ſeinen Arm, ging mit ihm weiter und ſagte ruhig:

„Lieber Großvater, einer Sorge enthebt Dich der liebe Gott: Dagoberts Schulden werden bezahlt und Bachheim bleibt Dein; aber für die Zukunft — und eine recht ſpäte! gehört es mir, denn ich kaufe es Dir ab.“

„Wie verſtehſt Du dieſe Berechnung?“ fragte er mitleidig lächelnd.

Sie erzählte ihm frohlockend den Sachverhalt und ſetzte dann hinzu:

„Wir bringen alſo die Sache in Ordnung, lieber Großvater, doch unter der Bedingung, daß Du ihm vollſtändig verzeihſt.“

„Wendeline, Du biſt großmüthig über die Maßen!“ rief der Graf heftig bewegt; „allein Du biſt auch hochherzig und deshalb wirſt Du mich verſtehen, wenn ich ſage: Du wollteſt vor einiger Zeit Deine Liebe nicht verkaufen und ich kann ebenſowenig meine Verzeihung einer frevelnden Miſſethat verkaufen.“

„Gleichviel!“ rief ſie erregt: „handle nach Deinem Ermeſſen, allein es bleibt bei dem, was ich geſagt habe. Möge Dagobert leben oder ſterben — Niemand ſoll klagen dürfen auch nur einen Pfennig durch ihn verloren zu haben.“

„Aber weshalb dies ungeheuere Opfer, Kind?“

„Großvater! vor Jahren, in einer für Dagobert und mich ſehr ernſten Stunde verſprach ich ihm ſein beſter Freund zu ſein — und ich will mein Wort halten: das iſt der erſte Grund. Der zweite iſt Dankbarkeit. Du haſt mich immer behandelt, als ob ich wirklich Deine Enkelin — die Mutter, als ob ich wirklich ihre Tochter ſei — durch Eure Liebe bin ich wirklich Dein und ihr Kind geworden, und die erſte Pflicht eines Kindes iſt Dankbarkeit. Der dritte Grund endlich iſt nicht ſehr edel, doch will ich ihn Dir nicht verſchweigen, lieber Großvater. Wenn Du dereinſt in die Ewigkeit gehſt, ſo iſt Bachheim, das liebe Bachheim mein! mein Eigenthum! . . . . und ich kann mir keinen Beſitz auf Erden vorſtellen, der mich höher beglücken würde.“

„Nur iſt er dreimal zu hoch bezahlt, Wendeline.“

„Nein! Du mußt auch meine beiden erſten Gründe in Anſchlag bringen! ſie ſind gewiß eines kleinen Geldopfers werth. Ich habe nie das geringſte Verlangen gehabt reich zu ſein — und immer ein großes Verlangen Gott wohlgefällig zu ſein. Meinſt Du nicht, daß es Ihm gefällt, wenn ich die Pflichten eines guten Kindes, eines treuen Freundes erfülle?“

„So weit gehen ſie nicht, Wendeline.“

„O markte doch nicht mit mir — das thut ſo weh!“ rief ſie in Thränen.

„Ich markte nicht, mein Kind, ich überlege nur. Willſt Du das nicht von mir hören, ſo überlege Du ſelbſt mit Pfarrer Edelholt und mit Deiner Mutter. Doch Eines präge feſt Dir ein: meine Verzeihung erwirbt Deine Großmuth ihm nicht. Ich kann Dich noch mehr lieben, noch mehr bewundern als bisher . . . . doch das iſt kein Grund um einem Andern eine Unthat zu vergeben.“

Sie begriff das. Sie ſenkte den Kopf und ſchwieg. Aber ſie hätte gern auf Liebe und Bewunderung verzichtet, wenn ſie um dieſen Preis den Vater mit dem unglücklichen Sohn ausgeſöhnt hätte. Sie trug beſtändig Dagoberts Brief bei ſich, den ſie als ſein Teſtament betrachtete und richtete die ganze Inbrunſt ihres Gebets nur darauf, daß er reuig und im Frieden mit Gott aus dem Leben ſcheide. Mit Pfarrer Edelholt beſprach ſie ſich, weil der Großvater es gewünſcht hatte; doch nicht über was — ſondern wie ſie es zu thun habe. Er verſuchte kaum eine Einwendung zu machen und ſagte zuletzt nur lächelnd:

„Wie Sie als Kind waren, ſo ſind Sie geblieben, unerhört eigenſinnig. Es bleibt Ihnen zur Ausführung Ihres Vorhabens nichts zu thun, als dem Advocaten, mit dem der Herr Graf ſeit vielen Jahren in Verbindung iſt, Auftrag und Vollmacht zu geben, die Sache mit Graf Dagoberts ſämmtlichen Creditoren und zwar zuerſt — damit wir in dieſem Hauptpunkt Ruhe haben — mit den Illinger'ſchen Erben zu ordnen. Dieſer Herr Maximilian Illinger ſtreiſt ja beſtändig zwiſchen Hellau, Frankfurt und Paris umher, iſt alſo nicht ſchwer zu erreichen und wird endlich doch froh ſein wenigſtens die Geldſache in Ordnung zu bringen, wenn es ihm gehörig klar iſt, daß er weiter nichts erwarten darf."

„Dieſe Ueberzeugung hätte er ſeit Jahren haben können!“ rief Wendeline.

„Es ſcheint, daß es auch ihm nicht an Eigenſinn fehlt,“ verſetzte der Pfarrer ſcherzend und fügte ernſt hinzu: „er hat mindeſtens nicht die ſchauerliche Oberflächlichkeit ſeiner Schweſter, des Fräuleins von Hellau — wie ſie ſich hier nennen ließ“ . . . . —

„Was wiſſen Sie von ihr?“ fiel Wendeline ein.

„Ein Paar Krankenſchweſtern von Hellau waren geſtern bei mir und ſagten, ſie wüßten nicht recht, was aus ihrer kleinen Niederlaſſung würde, da ihr Fräulein einen unermeßlich reichen Juden aus Amſterdam geheirathet habe, mit ihm nach der Inſel Java gereiſt ſei und Hellau verkaufen wolle.“

Wendeline bedeckte voll Entſetzen ihr Geſicht mit beiden Händen und ſeufzte im Stillen: Und für ein ſolches Weſen ſtürzte ſich Dagobert in dies namenloſe Elend!

Der Pfarrer fuhr fort:

„Europa iſt der Dame unſympathiſch geworden und dieſe urplötzliche Heirath kommt mir vor wie eine Flucht. Das wäre vielleicht noch eine Spur von Gewiſſen! Die guten Schweſtern ſind übrigens nicht aus Hellau zu verjagen; Fräulein Illinger hat ſie fundirt. Gott lohne ihr dies Werk der Barmherzigkeit, das ſie freilich aus ganz ſelbſtſüchtigen Abſichten vollbrachte — denn es kommt vielen Seelen zu gut.“

Wendeline blieb ſtumm vor Erſtaunen. Floriane ſchon vermält, ſchon auf dem Weg nach einem andern Welttheil, wenig Wochen nach einer ſo erſchütternden Cataſtrophe! wie demüthigend für Dagobert . . . . ach! wie heilſam — wenn ſein zerrütteter Geiſt im Stande iſt es zu faſſen und ſein Wille ſich wieder zu Gott wendet. — —

Wendeline that alle Schritte, die Pfarrer Edelholt ihr anrieth, und als ſehr bald der beſte Erfolg ſie begleitete, meldete ſie das Reſultat ihrer Mutter und ſchrieb dann weiter:

„Da mein Entſchluß unabänderlich gefaßt war, ſo ſchwieg ich bis jetzt gegen Dich, liebſte Mutter, theils um keine Zeit für die ſo bringenden Unterhandlungen mit den Gläubigern zu verlieren und theils um in Deine, jetzt ſo kummervolle Exiſtenz, nicht eine gewiſſe Unruhe zu bringen. Du hätteſt vielleicht ein Opfer von meiner Seite in einer Handlung geſehen, die mir als Pflicht erſcheint, und mich zurückhalten wollen. Das iſt nun Alles ganz beruhigend abgethan und mir wird ein wunderſames Glück zu Theil, d. h. unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt es ein Glück zu nennen: ruft dereinſt der Herr über Tod und Leben den theuern Großvater in die Ewigkeit, ſo erbe ich Bachheim.

Da kann ich in Wahrheit ſagen: Das Loos iſt mir auf's Lieblichſte gefallen, mir iſt ein herrliches Erbtheil geworden."

O wunderbare Wege Gottes! ſprach Claudia tief erſchüttert nachdem ſie Wendelinens Brief geleſen hatte: dies verleugnete Kind rettet die Familie vom gänzlichen Sturz und das alte Familiengut geht auf ſie über. Und dies Kind, dieſe Tochter Gottes muß die unſelige Mutter fort und fort verleugnen! O bittere Strafe der Uebertretung göttlichen Gebotes! — —

Wendeline hatte über die Stimmung des Vaters geſchwiegen; das war kein gutes Zeichen; dennoch belebten ſich Claudia's Hoffnungen umſomehr, als Dagobert aus ſeiner Lethargie des Bewußtſeins ganz allmälig erwachte. Wie eine Mutter über das erſte Zeichen von Bewußtſein ihres Wiegenkindes ſich freut, ſo — nur in ganz anderer Weiſe — frohlockte Claudia, als die Beſinnung für Dagobert wieder kehrte, als er ſie erkannte, ihre Hand drückte, lächelte. Allein je klarer ſein Gedächtniß wurde und ihm die Vergangenheit an dem Auge des Geiſtes vorüberführte, deſto qualvoller wurde ſein Seelenzuſtand, der ſich zu fieberhafter Unruhe ſteigerte, ſo daß der Arzt neue Geiſtesſtörung fürchtete und Claudia anflehete, die äußern Verhältniſſe des Kranken nach Möglichkeit ruhig zu geſtalten, da ſeine ſeit Jahren übermäßig angeſpannten Nerven keine Aufregung des Gehirns vertragen könnten. Sie ſchrieb das an Wendeline in der Hoffnung, daß der Graf ſagen werde, Dagobert ſolle nach Bachheim transportirt werden. Das geſchah aber nicht, ſondern der Graf ſagte:

„Denkt er an mich mit ganz natürlichen Gefühlen, ſo kann mir das nur weh thun; denn er weiß, daß mir die Beleidigung Gottes unendlich viel ſchmerzlicher iſt, als Alles, was er ſich gegen mich hat zu Schulden kommen laſſen.“

Dieſe Antwort ſchrieb Wendeline ihrer Mutter zurück. Claudia fürchtete mit dem Arzt jede Aufregung Dagoberts und ſah doch die Nothwendigkeit ein über ſeinen Seelenzuſtand mit ihm zu ſprechen. Sie that es ſehr vorſichtig und ſie erkannte nun, wie weit er abgekommen war vom Zuſammenhang mit der Kirche, woraus der Glaube ſein Leben ſchöpft. Dagobert verwarf keine der Lehren der Offenbarung; allein er betrachtete ſie, wie die Geſtirne: ſie hatten keinen Einfluß auf ſeine Handlungsweiſe. Der katholiſche Glaube gehörte zu ſeinen Familientraditionen und hatte ſich durch ſeine Erziehung und durch die unverwüſtlichen Eindrücke ſeiner erſten Jugend in ſeinen Gedankenkreis hinein gewachſen, ſo daß ihm eine akatholiſche Gattin als durchaus ungehörig erſchien. Aber der Wirbel der

Welt und der Strudel der Leidenſchaft hatten die Kette der Gnade geſprengt, die den Nachen ſeines Lebens an den Glauben, als an einen Anker binden ſollte: er trieb dahin. So kam es, daß Dagobert mehr Verzweiflung als Reue empfand und mehr das Gefühl des Unglücks, als des Bewußtſeins der Schuld hatte. Was ſollte aus ihm werden? wie, wo, ſollte er ſich eine Exiſtenz ſchaffen? und welche Exiſtenz konnte das überhaupt ſein .... ohne Hülfsmittel, ohne Vermögen, mit äußerer Noth und innern Qualen.

„Was ſagt nur mein Vater?“ fragte er immer wieder und Claudia antwortete:

„Er ſchweigt.“

„Wie lange will er denn ſchweigen!“ rief Dagobert einmal höchſt erregt.

„Wahrſcheinlich ſo lange bis Du zur klaren Einſicht über Dein Verfahren gekommen biſt; denn Du darfſt nicht vergeſſen, daß Du ſeit einer Reihe von Jahren ſehr unaufrichtig geweſen biſt. Er kann Dir nicht vertrauen.“

„Kann der Menſch mehr thun, als ſein Unrecht mit ſeinem eigenen Blut bezahlen?“

„Mehr vielleicht nicht; doch etwas Beſſeres ganz gewiß.“

„Und was hätteſt Du an meiner Stelle gethan?“

„Auf dieſe Frage gibt es keine Antwort, denn Du biſt Du und ich bin ich, und zwei Menſchen nehmen nie ganz genau einen und denſelben Standpunkt ein, weil Gewiſſen, Empfindungsweiſe, Sinnes- und Denkungsart nicht bei zwei Menſchen genau dieſelben ſind. Was ich an Deiner Stelle jetzt thun würde, kann ich Dir ſagen, lieber Dagobert: ich würde Gott bitten mir ein reuiges Herz zu ſchenken, damit mein Leben fortan die Fehler meiner Vergangenheit gut mache.“

Claudia ſprach tiefbewegt, eingedenk ihrer eigenen Vergangenheit und Dagobert ſeufzte:

„O Gott! es iſt ja recht leicht einen guten Entſchluß zu faſſen und nur ſehr ſchwer ihn auszuführen, beſonders dann, wenn uns Niemand zur Seite ſteht, der uns hilft ihm treu zu bleiben. Und wer wird in meiner elenden Zukunft mir zur Seite ſtehen?“

„Gott — und ſein Bote: der Schmerz, Dagobert. Der Schmerz hält die Wunden offen, damit das böſe Blut herausfließe — und die Hand Gottes verbindet die Wunden.“

„Aber wie wird ſich meine materielle Zukunft geſtalten?“ — — Auf dieſe Frage kam Dagobert immer zurück. „Könnte ich einen Plan machen und ſagen, dies und das will ich unternehmen, will feſt dabei bleiben: ſo würde das gewiß den Vater verſöhnen; — meinſt Du nicht, Claudia?“

„Ja, ſobald Du Deinen Plan und Deinen Entſchluß in Folge einer aufrichtigen Reue und einer gründlichen Abkehr von Deinen früheren Beſtrebungen ſicher ſtellſt.“

„Ich bereue Alles, Alles! wie kannſt Du daran zweifeln!“ rief er ungeduldig.

Es gab Augenblicke, in denen Claudia ſich nicht enthalten konnte Wendelinens Großmuth recht übel angebracht zu finden. Dagobert hatte keine Ahnung, daß und durch wen ſeine Schulden bezahlt wurden. Wendeline hatte an Claudia geſchrieben:

„Bevor die ganze Sache geordnet iſt braucht Dagobert nichts davon zu wiſſen. Iſt ſie es aber, — dann, liebſte Mutter, mußt Du ſie auf Dich nehmen; denn es würde Dagobert allzu tief demüthigen, wenn er das Wahre erführe. Nicht als ob ich eine Demüthigung für ihn fürchtete; o nein! ſie iſt ihm ſehr nöthig! allein ſie muß von Jemand ausgehen, der das Recht hat ihn zu demüthigen und das habe ich nicht — am allerwenigſten durch mein Geld. Alſo, nicht wahr? Du biſt ſo gut vor der Hand zu ſchweigen und ſpäter auf Dagoberts Fragen nichts weiter zu antworten, als: „Das iſt meine Sache.“ —

Inzwiſchen wurde mit Dagoberts Gläubigern, die ihm gegen wucheriſche Zinſen geborgt hatten, ein Abkommen getroffen und den Illinger'ſchen Erben das Capital zurückgezahlt, das auf Bachheim verſchrieben war. Der Wechſel, der den pecuniären Verlegenheiten Dagoberts den letzten Stoß brachte, war ſogleich von Claudia gezahlt worden. Auf Bachheim verblieb Alles wie es ſeit mehr als dreißig Jahren geweſen war — das gehörte zu Wendelinens Bedingungen. Hatten die Leute auch erfahren, daß es mit Graf Dagobert etwas ſchief gegangen ſei, ſo wußten ſie doch nicht, in welchem Umfang. Nur Frau Weinrich, die ſtets ein Ohr mehr als alle andere Menſchen zu haben ſchien, wollte von den wahren Verhältniſſen Kunde haben, denn ſie war in ihrer Heimat geweſen. —

„Und dort lebt man nicht ſo hinter der Mauer wie hier," ſagte ſie zu ihrem geduldigen Mann: „dort weiß man, was im Lande paſſirt und dort heißt es Bachheim gehöre der Gräfin Wendeline, die es dem alten Grafen abgekauft habe, damit er die Schulden des jungen Grafen bezahlen könne. Allein hier ſchweige ich darüber."

„Das verſteht ſich von ſelbſt," ſagte Herr Weinrich zuſtimmend.

„Warum ſich das von ſelbſt verſteht, ſehe ich nicht ein," verſetzte Frau Barbara treu ihrer alten Gewohnheit; — aber er antwortete unverzagt:

„Weil es ſich nicht ſchickt ein Gerücht zu verbreiten, das vielleicht den Reſpect vor der Herrſchaft mindern könnte. Ueberdas haben wir an Gräfin Wendeline ein Exempel, daß Lüge und Gerücht eines und daſſelbe ſein kann.“

Diesmal wagte Frau Weinrich keinen Widerſpruch. Sie fand zwar den Pfarrer Edelholt noch immer ſehr menſchenfeindlich, denn ſein Garten und ſein Bleichplatz blieben ihr verſchloſſen; allein ſie behielt ihr Urtheil umſomehr für ſich, als die allgemeine Verehrung für den Pfarrer ſich nach den ſchweren Drangſalen, die der Typhus über Bachheim brachte, nur noch ſteigerte. Es war kaum eine Familie verſchont geblieben und am Krankenlager, am Sterbebett, am Sarge — überall hatte er die Hülfe, den Troſt gebracht, den der Augenblick forderte ohne im Geringſten auf ſeine Perſon Rückſicht zu nehmen.

Todtenbleich, zitternd an allen Gliedern, erſchien Frau Weinrich jetzt bei dem Pfarrer und ſank keines Wortes mächtig auf einen Stuhl. Er wollte voll Schreck Joſephe zu Hülfe rufen.

„Nein, nein!“ ſtammelte ſie, „es muß ein ewiges Geheimniß bleiben.“

„Was quält Sie denn?“ fragte er mitleidig.

Ach, der Lorenz, der elende Menſch .... er gibt mir endlich nach ſo langen Jahren Nachricht.“

„Nun, das iſt ein gutes Zeichen, Frau Weinrich,“

ſagte der Pfarrer, der ſelbſtverſtändlich über Ulmers Telegramme, auch gegen deſſen Schweſter, ſchweigen mußte.

„Ein gutes Zeichen? .... das kommt denn doch auf die Nachricht an, Hochwürden, und dies iſt eine entſetzliche Nachricht: er dient in einem Kloſter in der Küche, ſpaltet Holz, ſpült die Töpfe aus, trägt Waſſer herbei .... und aus freiem Willen thut er das .... nicht aus Noth“ .... —

„Aus Noth der Seele, wie ich vermuthe, Frau Weinrich; das iſt nichts Schlimmes.“

„Wie können Sie das nur ſagen, Hochwürden, für einen ſo gelehrten Mann, der ſo viel ſtudirt hat, der Pfarrer werden ſollte und Biſchof werden konnte — der ſchleppt Waſſer und Holz in eine Kloſterküche und will das thun bis zum Ende ſeines Lebens, will darauf die Ordensgelübde ablegen — und für einen ſolchen Mann ſoll das nicht etwas Entſetzliches ſein?“

„Es iſt hart, Frau Weinrich, ja! allein Ihr Bruder ſcheint es nicht allzu hart zu finden, da er es freiwillig übernimmt. Hat er Ihnen geſchrieben?“

„Das hat er .... der Brief iſt aber nicht ſchön.“

„Wie das?“

„Der Lorenz ſpricht von nichts Anderem, als daß er Buße thun und ſich demüthigen müſſe!“

„Gott ſei gedankt!“ rief der Pfarrer dermaßen aus dem Grunde ſeines Herzens, daß Frau Weinrich aus dem Ton der Klage in den der Entrüſtung überging.

„Für Sie, Herr Pfarrer, mag der Lorenz immerhin ein Miſſethäter, ein Verbrecher ſein, weil ihn ſeine Gelehrſamkeit ein Paar Jahre von der Theologie abgebracht hat, allein für mich iſt es ein furchtbarer Schlag ihn in dieſer Erniedrigung enden zu ſehen.“

„Liebe Frau Weinrich, Ihr Bruder war nicht nur von der Theologie abgekommen — was an ſich und unter anderen Umſtänden keine Sünde iſt — ſondern vom Willen Gottes und vom heiligen Glauben der Offenbarung. Er wollte lieber ſeiner Selbſtſucht folgen, als dem göttlichen Geſetz, welches uns Menſchen die Abtödtung der Selbſtſucht, den beſtändigen Kampf gegen ſie zur Pflicht macht; — und weil er das wollte, ſo überredete er ſich — und gewiß nicht ohne Mühe und ohne Gewiſſensunruhe! — jenes Geſetz ſei nicht bindend, denn die Glaubenslehre aus welcher es hervorgehe, ſei nicht die rechte, und die Kirche, welche dieſe Glaubenslehre aufrecht halte, ſei nicht die wahre. Dies iſt der Weg, den alle Häretiker, alle Abtrünnige einſchlagen. Verläßt Ihr Bruder dieſen Weg, der zum Verderben in der Ewigkeit führt, ſo wollen wir Gott loben und preiſen. Daß der gute Lorenz Holz ſpaltet und Küchengeſchirr reinigt, iſt an ſich gleichgültig, denn große Heilige haben dergleichen Arbeiten verrichtet und große Taugenichtſe ebenfalls. Aber daß er es thut aus Demuth, im Geiſt der Reue und Buße, das, liebe Frau Weinrich, muß uns beſtimmen das Magnificat mit recht inbrünſtigem Dankgefühl für ihn zu beten, denn da heißt es wörtlich: „Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles;“ zu deutſch: die Gewaltigen erniedrigt Gott der Herr und die Demüthigen erhöhet er.“

„Ach, Herr Pfarrer, auf die Erhöhung in der Ewigkeit muß man gar zu lange warten,“ erwiederte Barbara etwas milder.

„Nicht ſo gar lange!“ verſetzte er tröſtend: „die Ewigkeit iſt uns ſo nah, daß ſie uns ſchon über die Schulter ſieht. Aber wir wollen ſie nicht ſehen und verſenken unſern Blick in die Zeit, heften ihn auf das Endliche. — Und dann, Frau Weinrich, tritt ja auch jene Erhöhung ſchon hienieden ein: der Demüthige wird ein Freund Gottes, ein Liebling Gottes, ein Auserwählter Gottes: — haben Sie das ſchon überdacht? gewiß nicht! Verſuchen Sie das einmal und ich bin überzeugt, daß Ihre Klagen verſtummen werden.“

Wirklich verſtummte Frau Weinrich, denn ſie konnte dem Pfarrer nicht Unrecht — und wollte ihm doch nicht Recht geben. Sie entfernte ſich und als ſie an der Küche vorüberging und Joſephe gewahr wurde, die auf einem Schemel ſitzend Kartoffeln ſchälte und ihr freundlich zunickte, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Und mit dieſer einfältigen Joſephe ſteht der Lorenz nun in einer Reihe .... der gelehrte, kluge, gebildete Lorenz, der hier mit Grafen und Marquiſen in einer Reihe ſtand! .... Es iſt und bleibt eine furchtbare Begebenheit! .... Wenn der alte Graf es nur nicht erfährt! .... Ich müßte mich Sonntags im Amt und Predigt todtſchämen, wenn er wüßte, daß der Lorenz Küchenjunge ward.

Ach, ſie ahnte nicht, daß der alte Graf in Trauer verſunken war, weil ſein Sohn ihres Bruders Geſinnung nicht hatte. Dagobert hatte freilich die heiligen Sacramente empfangen, aber, wie es ſeiner Schweſter ganz richtig vorkam, mehr aus Rückſicht für ſie und um das öffentliche Aergerniß, das er gegeben, gut zu machen, als aus einem tieferen Seelenbedürfniß.

„Die Waſſer der Welt haben gar ſehr die Spuren des übernatürlichen Lebens in ihm verwaſchen," ſagte Pfarrer Fridolin zu Claudia und ſie mußte ihm mit betrübtem Herzen Recht geben. Dagobert betrachtete ſich als ein Opfer der Geſellſchaft, in welcher er lebte und deren Verhältniſſe ihm ſämmtlich ungünſtig und verderblich geweſen wären, die ihn ſchließlich einem Elend preisgegeben hätten, in das er ſeinen Vater hineingezogen hatte. Nur mit Verachtung ſprach er von Floriane, nur mit Widerwillen von Maximilian, nur mit Abſcheu von ſeiner Laufbahn, ſeiner Stellung.

„Verhilf mir zur Auswanderung nach einem andern Welttheil,“ ſagte er zu Claudia: „ich werde dort mein Glück machen, ein neues Leben beginnen und allen meinen Gläubigern gerecht werden.“ — Sie erwiederte:

„Ein neues Leben muß auf einer neuen Baſis ruhen und nicht auf derjenigen von der Du bisjetzt ausgegangen biſt: reich zu werden. Das war Dein Zweck, Dein Streben, Dein Ziel. Du ſiehſt wohin Du damit gekommen biſt. Und dennoch willſt Du, anſtatt Dich von dem unheilvollen Pfade abzuwenden, immer wieder dem Golde nachjagen?“

Indeſſen beſprach ſie doch mit dem Arzt Dagoberts Plan, um zu erfahren, ob ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte dem Umſchwung gewachſen wären, den die Ausführung des Planes ſeinem Leben geben würden. Der Arzt war der Meinung, daß Dagobert den Winter in großer Ruhe und Stille, ohne aufregende Zerſtreuung, wo möglich auf dem Lande zubringen müſſe; dann werde er ſeine jugendliche Spannkraft wieder gewinnen; denn bei neunundzwanzig Jahren ſei die Lebensfülle noch im

Steigen begriffen. Claudia meldete dies ihrem Vater, ſo wie auch, daß Salvator gekommen ſei, um die Vacanzen bei ihr zuzubringen. Wendeline antwortete der Vater wünſche, daß ſie ſämmtlich nach Bachheim kämen.

„Nach Bachheim!“ rief Dagobert ganz entſetzt bei dieſer Nachricht: „aber wie ſteht es denn eigentlich mit Bachheim! ich beſchwöre Dich, Claudia, mir Aufklärung zu geben; ich fühle mich kräftig genug, um alles was darauf Beziehung hat zu hören, ohne in wahnſinnige Aufregung zu gerathen.“

„Sei mit der Antwort zufrieden, die ich Dir geben werde und frage nicht weiter,“ verſetzte Claudia ernſt: „es iſt mit Deinen ſämmtlichen Gläubigern ein Abkommen getroffen, welches Dich von jeder Verbindlichkeit ihnen gegenüber befreit und welches den Vater im Genießbrauch von Bachheim beläßt — jedoch nur ſo, daß nach ſeinem Abſterben Bachheim nicht Dir gehört.“

„O Claudia! Claudia!“ rief Dagobert ganz zerknirſcht von Freude und Dankbarkeit: „ich küſſe Deine Hände . . . . aber ich möchte Deine Füße küſſen.“

„Sieh wie gut Gott für Dich iſt!“ verſetzte ſie ablehnend in einem Ton, der jede Erörterung abſchnitt.

„Nach Bachheim alſo!“ rief Dagobert: „o Gott, welch' eine Heimkehr, Claudia! Hier kennt mich Niemand; die Reiſenden kommen und gehen, in ihrem Strom verliert ſich der Einzelne und verſchwindet das Intereſſe für unbekannte Perſönlichkeiten. Hier kümmert ſich Keiner um den fremden Kranken. Wie anders, wie ſchrecklich anders wird es in Bachheim ſein, wo all' die guten Leute mich kennen! . . . . — Und wenn Reſi Wolfsberg käme . . . . — und wenn andere Verwandte kämen! . . . . — Nein, Claudia, wäre es nicht um die Verzeihung unſers Vaters zu erflehen: ſo ginge ich nicht nach Bachheim, ſondern in die weite Welt, wo mich und meine Vergangenheit kein Menſch kennt."

„Was Reſi Wolfsberg betrifft, ſo kannſt Du unbeſorgt ſein. Ihr Mann iſt zum Geſandten im Haag ernannt und ſie iſt bereits vor vier Wochen mit ihm abgereiſt, nachdem beide ein Paar Tage in Bachheim waren — wie Wendeline mir damals ſchrieb," ſagte Claudia.

„Und Wendeline!" ſeufzte Dagobert.

Verſöhnung.

„Welch ein unerhörter märchenhafter Wechſel der Dinge!“ ſagte Wendeline zu Pfarrer Edelholt: „ich bin jetzt Beſitzerin von Bachheim. Hätte man mir das vor zwölf Jahren geſagt, als ich unter dem Kirſchbaum ſtand und weinte, und das Kind einer Zigeunerin zu ſein wünſchte — ich glaube ich wäre vor Freude geſtorben. Jetzt kann ich mich nicht freuen, weil die Umſtände, die mich zur Beſitzerin gemacht haben, allzu traurig ſind.“

„Und doch müſſen Sie Gott danken, daß Sie es unter dieſen Umſtänden werden konnten, denn ohne Sie wäre die Sache noch viel trauriger geworden.“

„Dagobert wird hier ſchwere Tage haben,“ ſagte Wendeline ihren Gedanken folgend.

„Das wird ihm ſehr heilſam ſein,“ antwortete der Pfarrer feſt.

„Ich glaube es auch . . . . aber es thut mir weh.“

„Ja ja! Sie hatten immer ein mitleidiges Herz mit allen Kindern, die beſtraft wurden,“ verſetzte er halb ſcherzend, halb ernſt.

Wendeline hatte ganz Recht: es erwarteten Dagobert keine frohe Tage. Der Vater empfing ihn und behandelte ihn mit eiſiger Kälte.

„Meine Verzeihung erbitteſt Du,“ ſagte der alte Graf; „aber was verſtehſt Du darunter? wahrſcheinlich dieſes: ich ſoll die letzten zehn Jahre Deines Lebens aus meinem Gedächtniß ſtreichen und Dich behandeln, als ob ſie ganz anders geweſen wären. Doch das kann ich nicht. Ich habe alles Vertrauen zu Dir und zu Deinem guten Willen verloren — durch Deine Schuld, denn Du biſt in allen dieſen Jahren falſch und doppelzüngig in Handlungen wie in Worten geweſen. In Folge dieſer Unwahrhaftigkeit haſt Du jeden höheren Halt verloren, denn nie ermannteſt Du Dich dazu ihn mit feſtem Willen Dir zu eigen zu machen — und ſo haſt Du nach und nach Deine Pflicht, Deine Ehre, Deine Laufbahn, Dein Leben, Deinen Glauben über Bord geworfen“ . . . . —

„Nicht meinen Glauben,“ ſeufzte Dagobert vernichtet.

„Und die Ehe mit dieſer Jüdin, die quasi getauft werden ſollte? und Deine letzte Handlung? ſpricht das für Deinen Glauben? Dein Credo weißt

Du vielleicht noch auswendig und das Dogma vom Geheimniß der hochheiligen Dreifaltigkeit iſt Dir nicht zur Laſt . . . . weil Du nicht daran denkſt. Allein der Glaube, der lebendige, der ausgeübt ſein will um Geltung zu haben, den haſt Du in den Strudel der Leidenſchaft über Bord geworfen. Und jetzt willſt Du mir zumuthen das Alles zu vergeſſen. Das iſt unmöglich! ich traue Dir nicht."

Mit einem Strom von Thränen ſtürzte Dagobert dem Vater zu Füßen; allein dieſer blieb unbewegt und ſagte:

„Meinſt Du es ſei mir leicht und ſüß auf dieſe Weiſe zu meinem Sohn zu ſprechen? . . . . Gewiß nicht. Aber ich will, daß er wiſſe wie es in Wahrheit ſteht zwiſchen ihm und mir."

„Welche Bürgſchaft verlangſt Du für meine Beſſerung, theurer Vater?" flehete Dagobert mit aufgehobenen Händen.

„Du haſt keinen andern Bürgen als Dich ſelbſt, denn Du allein biſt der Herr Deines Willens. Deshalb kann nichts und niemand für Dich einſtehen, und es wäre meinerſeits eine Thorheit von Dir eine Bürgſchaft zu verlangen, da ich weiß, daß Du ſie nicht aufrecht halten wirſt."

„Und unter dieſem Mißtrauen, das jede Liebe tödtet, ſoll ich fortan leben und ſterben?" rief Dagobert in Verzweiflung: „Nein! lieber fort, nach dem Nordpol oder nach dem Südpol — gleichviel!“

„Welchen Gewinn hätte Deine Seele davon?“ fragte der Graf: „Wenn ich glauben könnte, daß der Nordpol oder der Südpol ihr Genesung brächte, ſo ließe ich Dich noch heute ziehen. Allein das hieße Dich in die Zerſtreuung der Außenwelt ſchleudern und was Dir Noth thut, iſt Einkehr in Dich ſelbſt — eine Arzenei, die dem Leichtſinn ſehr bitter und den Weltkindern unerträglich erſcheint. Du wirſt alſo hier bleiben in der Einſamkeit von Bachheim, die, wie Du weißt, vom Spätjahr bis zum Frühling faſt einſiedleriſch zu nennen iſt .... und im nächſten Frühling wollen wir ſehen was ſich weiter thun läßt.“

Dabei blieb der alte Graf.

Dagobert flehte Claudia an zu erwirken, daß er ſie nach England begleiten und bis zum Frühling bei ihr bleiben dürfe.

„Nicht um mich zu zerſtreuen wünſche ich es,“ verſicherte er: „ich will wie ein Gefangener in Woodrich Caſtle mich aufhalten .... ich haſſe den Weltverkehr, habe auch gar nicht den Muth mich unter die Menſchen zu begeben, alte Bekannte aufzuſuchen .... nur iſt der Zuſtand hier für mich unaushaltbar, ſobald Du abgereiſt ſein wirſt und der Familienkreis dann ſo eng wird, daß er zermalmt, wenn keine Harmonie in ihm herrſcht.“

„Nein!“ erwiederte Claudia, „was der Vater reiflich erwogen und beſchloſſen hat, davon geht er nicht ab; und dies hat er gründlich erwogen, darauf kannſt Du Dich verlaſſen. Ueberdas haſt Du Wendeline vor Augen, die Dich kräftigen und tröſten wird“ .... —

„O!“ rief er ſchmerzlich, „jeder Blick auf ſie iſt mir ein Dolchſtich, denn er zeigt mir was ich hätte beſitzen können, wenn ich es verdient hätte.“

Claudia ging nicht auf ſeine Klage ein und ſagte:

„Dann haſt Du Pfarrer Edelholt, der ein Mann des guten Rathes iſt, wie Wenige — und endlich kannſt Du mit Mimi über dies und das und jenes ſo munter und ſcherzhaft plaudern, wie es Dir beliebt.“

„Verhöhnſt Du mich?“ fragte er bitter.

„Gewiß nicht, liebſter Bruder! aber ich weiß aus früherer Erfahrung, daß es bei tiefem Kummer zuweilen eine Erleichterung iſt — jedoch nur zuweilen! — einen muntern Ton anzuſchlagen und dafür wirſt Du bei der harmloſen Mimi ſtets Anklang finden.“

Dennoch ſah Dagobert mit wahrer Herzensangſt Claudia abreiſen, als Salvators Vacanz zu Ende war, denn nur mit ihr konnte er ganz freimüthig ſprechen; zwiſchen ihm und Wendeline ſtand wie ein Geſpenſt, das ihn verſcheuchte — Floriane. Mochte Wendeline nun glauben, daß er Floriane geliebt oder nicht geliebt habe — er durfte ihr nicht ſagen: Im Grunde meines Herzens habe ich nur dich geliebt und nur deshalb, weil ich immer auf der Oberfläche lebte, habe ich mich von Aeußerlichkeiten umſtricken laſſen. — Was war das für eine erbärmliche Entſchuldigung! — Er ſchwieg ſcheu und finſter gegen Wendeline. Sie begriff das; ſie empfand die Beſchämung, die ihn drückte; ſie verhielt ſich immer voll liebreicher Theilnahme für ihn, wie ſein beſter Freund — aber konnte ſie an ſeine Liebe glauben? — —

Der alte Graf behandelte Dagobert mit kühler Zurückhaltung, die einen ſchlagenden Gegenſatz zu dem milden Wohlwollen bildete, das ihm im Verkehr mit den Menſchen eigen war. Wendeline blieb ſein Auge und ſeine Hand, ſein Secretär und ſeine Vorleſerin; alle Geſchäfte und alle Befehle gingen durch ſie aus. Sie wußte es nicht ſelten ſo einzurichten, daß Dagobert ihr Stellvertreter wurde — und der alte Graf hatte nichts dagegen; aber er wendete ſich nur an Wendeline und ließ es den Sohn merken, daß er ihn nur als Stellvertreter betrachte, zu dem er wenig Vertrauen habe.

„Großvater, Du biſt allzu hart gegen Dagobert!“ ſagte ſie einmal ganz entſchieden: „Du willſt ihn demüthigen, aber Du wirſt ihn nur erbittern.“

„Kann er die Demüthigung nicht von ſeinem Vater ertragen, ſo iſt er nicht zu beſſern, mein Kind. Er hat mein Vertrauen verloren und das ſoll er fühlen. Ich bin nicht hart, kaum ſtreng. Denke an die heilige Monica: Als Auguſtinus ſich den Manichäern anſchloß durfte er nicht in ihrem Hauſe wohnen, nicht an ihrem Tiſch eſſen. War das Härte von dieſer Mutter, die ihr Leben in Gebet für die Bekehrung des Sohnes verzehrte? und meinſt Du dieſe Behandlung werde ſeine feinfühlende Seele nicht empfindlich geſchmerzt haben? Allein die Mutter hielt es für ihre Pflicht dem Sohne klar zu machen, daß es Umſtände gibt, die eine Gemeinſchaft des Lebens unmöglich machen. Und wie hieß jener alte Graf von Würtemberg, der das Tafeltuch mit ſeinem Meſſer zwiſchen ſich und ſeinem Sohn zerſchnitt, zum Zeichen, daß er keine Gemeinſchaft mit demſelben haben wolle, weil der Sohn dem Fürſten die Treue brach.“

Was konnte Wendeline ſagen? war es ein Mittel, um Dagobert mehr und mehr zur Erkenntniß über ſich ſelbſt zu bringen, ſo mußte ſie ja damit einverſtanden ſein; und daß dies Mittel ſeine Wirkung verfehlen werde, durfte ſie keineswegs behaupten, allein ſie nahm in ihrem Herzen und zuweilen auch in Worten immer häufiger und wärmer Dagobert in Schutz gegen ſeinen Vater. Das hatte jedoch keinen Einfluß auf den alten Grafen, und Wendeline floh nicht ſelten zu Pfarrer Edelholt und klagte ihm, daß ſie ſehr geneigt ſei dem Großvater zu zürnen.

„Das iſt ſehr verkehrt, Wendeline,“ erwiederte der Pfarrer: „ein Vater muß nach ſeinem Gewiſſen und wie er es vor Gott überlegt und erkannt hat, ſeinen Sohn behandeln; denn Gott verlangt dereinſt von den Eltern Rechenſchaft über die Seelen der Kinder und gibt ihnen deshalb Licht und Gnaden für ihre ſchwere Aufgabe. Bilden Sie ſich alſo nicht ein beſſer zu wiſſen, was für Graf Dagobert heilſam iſt, als ſein Vater.“

„So lange Dagobert dem Großvater Angſt und Sorge machte, habe ich nie für ihn geſprochen; jetzt aber da er wehrlos iſt und leidet, muß ich mich ſeiner annehmen.“

„Das ſehe ich durchaus nicht ein, Wendeline.“

„O ja, Herr Pfarrer, Sie ſehen es recht gut ein, denn Sie kennen meine Liebe für Dagobert und die Liebe, das wiſſen Sie ja aus der heiligen Schrift, verträgt nicht, daß das geknickte Rohr gebrochen werde.“

„Wendeline,“ ſagte der Pfarrer ernſt, „dieſe verkehrte Neigung gibt Ihrem ganzen Leben eine verkehrte Richtung, und Graf Dagobert hat ſich durchaus nicht der Liebe eines reinen, edeln Herzens würdig erwieſen."

„Ja, es iſt wahr," verſetzte ſie mit demſelben Ernſt, „es läßt ſich viel, ach, zu viel gegen ihn ſagen! aber er vertraut mir! Durch ſein ganzes Leben zieht ſich wie ein lichter Faden das Vertrauen zu mir, und in den wichtigſten oder ſchwerſten Augenblicken kommt es zu Tage. Ich kann nicht glauben, daß dem lieben Gott dies Gefühl in Dagobert mißfalle."

„Nicht von ſeinen Gefühlen für Sie, ſondern von den Ihren für ihn habe ich geſprochen und mir ſcheint, Wendeline, daß Sie ſein Vertrauen hinlänglich rechtfertigten durch die pecuniären Opfer, die Sie brachten. Eine ausſchließliche Neigung von Ihrer Seite iſt durchaus nicht die nothwendige Folge ſeines Vertrauens."

„Sie ſind menſchen- und ſeelenkundig, lieber Herr Pfarrer, und ich bin es nicht. Es ſcheint mir aber doch ganz unmöglich einen Menſchen nicht ſehr ausſchließlich zu lieben, der gleichſam ſeine Seele mir anvertraut, denn er gibt mir das Höchſte was er geben kann. Das Geldopfer, deſſen Sie erwähnen, paßt nicht hieher, denn Dagobert ahnt es nicht.

Auch iſt es nicht gar groß, denn er ſetzt mich in den Beſitz von Bachheim.“

„Und was denken Sie dereinſt mit und auf Bachheim zu beginnen, Wendeline?“

„Ich werde Gott und der Jungfrau Maria dienen — aber in welcher Weiſe . . . . das weiß ich nicht. Gott wird es wiſſen und wird mir ſeinen Willen zu rechter Zeit kund geben.“ — —

Allmälig übte das ſtille und einfache Leben in Bachheim einen glücklichen Einfluß auf Dagobert. Das, wovor ihm anfangs gegraut hatte, in dieſer Abgeſchiedenheit mit ſich ſelbſt gleichſam unter vier Augen zu ſein — die Unmöglichkeit in äußeren Zerſtreuungen ſich zu betäuben und in einem raſtloſen oberflächlichen Treiben das Seelenleben einzuſchläfern und deſſen Anforderungen zum Schweigen zu bringen — gerade das ließ ihn jetzt zur Ruhe kommen, und die Ruhe zum Nachdenken über ſich ſelbſt und ſeine Vergangenheit. Je klarer er darüber wurde, deſto mehr ſöhnte er ſich mit der väterlichen Strenge aus und deſto aufrichtiger geſtand er ſich ein, ſie verdient zu haben. Auch ſeine Scheu vor Wendeline verſchwand; er beſprach mit ihr ſeine Zukunftspläne und befragte ſie um ihre Anſicht. Das Alles ging nicht ſchnell von ſtatten, war nicht die Sache einiger Tage oder Wochen; es ging auch nicht ohne ſchwere Kämpfe ab, da ſein auf

Glanz, Eitelkeit und Wohlbehagen gerichteter Weltſinn ſich heftig ſträubte gegen das Joch einer mühſamen Arbeit nach Innen und nach Außen. Allein der gute Wille brach ſich langſam Bahn und in dem Maß als ihm anfangs vor der Abgeſchiedenheit von der Welt gegraut hatte, ſchauderte er nun vor dem Verkehr mit der Welt zurück.

„Aber wollen Sie denn Carthäuſer werden?“ fragte Wendeline einmal im Zwiegeſpräch mit Dagobert.

„Den hohen Beruf habe ich nicht! ich fühle nur, daß ich nicht geſchaffen bin um in dem eigentlichen Tumult der Welt zu leben, denn er berauſcht mich. Da ich nicht Ordensmann werden kann, ſo weiß ich in Europa, wo dieſer Tumult allüberall tobt, kein ſicheres Plätzchen für mich. Ueberdas würde ich, wenn ich in Europa bliebe, auf jedem Schritt und Tritt und an jedem Ort an meine Vergangenheit erinnert werden und ich will ihr ausweichen.“

„Iſt ſie Ihnen noch immer ſo gefährlich?“ fragte ſie traurig.

„Es wäre vermeſſen, wenn ich Nein ſagen wollte .... obſchon ich ſie verabſcheue. Sicherer iſt es ihr aus dem Wege zu gehen .... nach Auſtralien z. B.“

„Nein, lieber nach Braſilien! dort hat meine Mutter manche Verwandte und manche freundſchaftliche Beziehungen; überdas iſt das Land wunderſchön, der Boden reich und fruchtbar; als wir vor einigen Jahren dort waren, hat mir Braſilien ſehr gefallen — vielleicht aber deshalb, weil es die Heimath meines Vaters war.“

„Ich glaube in Braſilien iſt die verderbliche Genußſucht, die Europa zerſetzt, ſehr zu Hauſe.“

„Das mag in Rio der Fall ſein; aber das Land iſt ungeheuer groß und menſchenarm: da findet ſich ſchon eine Stätte, wo eine friedliche Anſiedelung für Sie zu machen wäre.“

„O wenn dieſe Anſiedelung nur einen andern Grund — und nicht die Trennung von meinem Vater und von . . . . Allem was mir theuer iſt zur Folge hätte: wie gern ginge ich zu einem neuen Leben in den neuen Welttheil über!“

Dagobert verſank zuweilen in tiefe Traurigkeit; denn zugleich mit ſeinem beſſern Selbſt erwachte die Liebe für Wendeline; allein ſie war hoffnungslos. Hatte Wendeline ihn vor ein Paar Jahren zurückgewieſen, weil ſie ihn nicht ihrer Liebe würdig fand — was mußten jetzt ihre Empfindungen ſein, nachdem ſo ganz andere Dinge als damals vorgefallen waren. Ja, die Trennung von ſeinem greiſen Vater war herbe; allein der Greis ſtand ſchon auf der Schwelle der Ewigkeit und die Zeit war ihm ſchwerlich anders als nach Tagen zugemeſſen, während das Leben an Wendelinens Seite ein halbes Jahrhundert des Glücks ausfüllen könnte. Dieſer Schmerz zerriß ihm ganz anders die Seele, und er mußte ſich ſagen, er habe ihn verſchuldet. Und doch fand er einen namenloſen Troſt, eine Sühne in dieſer Liebe, denn Wendeline hatte kein Vermögen und dennoch würde er ſie unter Millionärinnen zur Gattin wählen.

„Wie ſteht es denn eigentlich mit dem Prozeß um Ihre Erbſchaft?“ hatte er einmal gefragt.

„Er iſt zu Ende,“ erwiederte ſie, „und mir iſt ſehr wenig geblieben .... aber ich bedauere es nicht.“

Dagobert war auf dem Punkt zu ſagen, daß auch er es nicht bedauere. Dies hätte Wendeline aber ſeltſam finden und nach dem Warum fragen können und dann hätte er ſagen müſſen — was er ſich nicht getraute ihr zu ſagen.

Dem alten Grafen entging nicht, daß Dagoberts frühere Neigung zu Wendeline mächtig erwache. Das wird ihn läutern, ſprach er zu ſich ſelbſt: für einen Menſchen, der ſich gewöhnt hat alle Beſtrebungen auf Welt und Irdiſches zu richten, iſt es ſehr heilſam, wenn er nach etwas Unerreichbarem verlangt, das halb der Erde und halb dem Himmel angehört. — — —

So verging die Zeit. Tage wurden zu Wochen und Wochen zu Monaten. Claudia war im Oktober abgereiſt; dann war das Spätjahr gekommen, dann der Winter, dann die erſten Boten des Frühlings, dann der Frühling, die Auferſtehung der Natur — und die übernatürliche Auferſtehung für ſo manche Seele: das hochheilige Oſterfeſt. In der Charwoche war Dagobert ungewöhnlich in ſich gekehrt, ernſt und ſchweigſam geweſen.

„Er wird ganz melancholiſch,“ ſagte Mimi zu Wendeline: „er ſtudirt zu viel und ohne Abwechſelung! die Männer ſind wirklich ſehr zu beklagen, weil ſie keine Haushaltsgeſchäfte beſorgen und keine Handarbeiten machen können, und wir ſind von unſerm Schöpfer reich bevorzugt.“

„Glücklich jedes weibliche Weſen, welches das findet! es wird ſich bemühen dem Schöpfer dankbar zu ſein, wie Du es biſt,“ verſetzte Wendeline: „aber ich halte Dagobert nicht für melancholiſch, liebſte Mimi. Er iſt in der Stimmung, die ſich für jeden Chriſten in dieſen Tagen geziemt; und wenn er uns allzu traurig erſcheint, ſo mag es daher kommen, daß er in den vergangenen Jahren zu wenig in der Charfreitags-Stimmung war. Ach, im vorigen Jahr! wie ſtand es gerade in dieſer Zeit ſo jämmerlich mit ihm. Er lief Gefahr ohne Bewußtſein in die Ewigkeit zu gehen. Solche Erinnerung kann ernſt genug ſtimmen.“

Dagobert aber ſagte zu Wendeline:

„Nicht wahr? Sie beten für mich.“

„Alle Tage und ſeit manchem Jahr.“

„Ich bedarf dieſer himmliſchen Hülfe ganz beſonders jetzt, da ich mich damit beſchäftige mein ganzes Leben im Licht des Glaubens zu betrachten und nach dem Maß und der Richtſchnur des Glaubens zu prüfen. Dazu bedarf ich der Erleuchtung und der Willenskraft, welche die Finſterniß und die Schwäche in mir, wenn nicht gründlich beſiegen können, doch ſtandhaft bekämpfen ſollen — denn das, was ich in jener ſcharfen Prüfung als das Rechte erkannt habe, bin ich entſchloſſen fortan zu üben.“

Sie ſah ihn an mit einem ſo guten, hellen, kindesfreundlichen Blick, daß ihm die Frage auf den Lippen ſchwebte: „Wendelchen, könnteſt Du mich lieben?“ — Allein er drängte ſie zurück und dachte: Nein! nicht in dieſem Augenblick will ich fragen, denn unter dem Einfluß einer heiligen Freude könnte ſie zu viel ſagen . . . . aber fragen werde ich ſie doch! und dann? . . . . — Dann, was Gott will! — —

Das Hochamt des Oſtertages war vorüber. Wendeline trat in das Schreibcabinet ihres Großvaters. Er wollte ihr einen Brief an Claudia in die Feder ſagen. Bevor ſie am Schreibtiſch Platz nahm, ſetzte ſie ſich neben ihn auf ein kleines Tabouret und ſagte:

„Lieber Großvater, wir haben Zeit genug für den Brief! ich muß Dir erſt etwas Wunderſchönes erzählen.“

„Etwas Wunderſchönes iſt zugleich etwas ſo Seltenes, daß es mit Recht allem Andern vorgeht,“ ſagte der Graf freundlich.

„Und umſomehr als es eine wahre Begebenheit iſt,“ ſetzte Wendeline hinzu und fuhr fort im Ton der Erzählung:

„Es war einmal ein junger Mann reich begabt von der Natur, aber kein Freund Gottes. Er that hingegen viel Feindliches gegen Gott und häufte die Beleidigungen dergeſtalt, daß eine ſchwere Züchtigung über ihn kam: er verlor ſein Augenlicht. Die äußere Nacht verhalf ihm zum innern Licht; er demüthigte ſich unter der ſtrafenden Hand und rief auf den Knieen: Herr, was willſt du, das ich thun ſoll.“

„Die Geſchichte des Apoſtel Paulus,“ ſagte der Graf etwas verwundert.

Ohne die Unterbrechung zu beachten ſprach Wendeline weiter:

„Seine Freunde erbarmten ſich des jungen erblindeten Mannes und führten ihn in die Stadt, wo er ſich der tiefſten Reue und dem bitterſten

Schmerz hingab. Das gefiel dem lieben barmherzigen Gott ſo gut, daß er einem frommen Mann eingeben wollte den Reuigen zu tröſten. Aber der fromme Mann hatte noch keine Beweiſe von der Beſſerung des Büßers und weigerte ſich zu ihm zu gehen. Da ſprach Gott zu ihm: Gehe hin und ſei getroſt; denn ſiehe, er betet. — Großvater!" ſetzte ſie hinzu und ihre Stimme ging über in ſanftes Weinen: „er betet — und das verſöhnt den gewaltigen, allmächtigen Gott. Keine That iſt geſchehen, keine Handlung begangen, welche Bürgſchaft für die Bekehrung des Reuigen leiſtet — aber er betet .... und Gott ſchickt ihm einen Boten des Friedens. Willſt Du mehr verlangen als Gott? — Sieh, auch Dagobert betet. Willſt Du nicht endlich wieder ihm die Sonnenſeite Deiner Vaterliebe zuwenden? ach! die Nachtſeite hat ſo lange ſchon gewährt!"

„O daß es ihm Ernſt wäre!" ſeufzte der Graf tief erſchüttert.

„Es iſt ihm Ernſt!" betheuerte ſie: „Du haſt ihn nicht ſo beobachten können, wie ich; haſt ihn nicht in der Kirche geſehen, und nicht wenn er zum Pfarrer ging und von ihm kam, und nicht heute in aller Frühe bei dem Empfang der heiligen Communion. Er betet, lieber Großvater, er iſt in Frieden mit Gott und mit ſeinem Gewiſſen, er bereut — — und Du ſollteſt ſtarr und ſtreng gegen ihn bleiben? O nein! o nein! das ſieht Deiner Milde nicht ähnlich.“

Sie war auf ihre Kniee vom Tabouret herabgeglitten und bedeckte die Hand des Grafen mit Küſſen.

„Willſt Du der Ananias ſein, der ihm den Gruß des Friedens bringt, Wendeline?“ fragte der Greis zitternd vor Rührung.

„O mit welcher ſeligen Freude!“ rief ſie und flog davon, klopfte an Dagoberts Thür und rief:

„Dagobert! . . . . zum Vater! geſchwinde!“

Dagobert ſtürzte ihr entgegen, etwas Schlimmes fürchtend, doch ihr ſtralendes Antlitz benahm ihm jede Furcht.

„O nur ſchnell! nur ſchnell!“ rief ſie, ergriff ſeine Hand und eilte mit ihm zurück. An der Thür des Grafen ließ ſie Dagobert eintreten, blieb einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen, ſah wie der Vater die Arme nach dem Sohn ausbreitete, ſah wie Dagobert an das Vaterherz ſank, ſchloß leiſe die Thür, wehrte mühſam den hervorquellenden Thränen und floh in ihr ſtilles Zimmer, wo ſie ſich keine Gewalt anthat und in einen Strom von Thränen ausbrach. O mein Gott! ſeufzte ſie endlich, froh ſollte ich ſein . . . . und ich weine! . . . . ich habe zu viel gelitten durch das

Weh des Vaters und des Sohnes . . . . und jetzt — jetzt kommt die Trennung! . . . .

So ſind die beſten Freuden des armen Menſchenherzens beſchaffen: immer fällt auf ſie ein Schatten vom Kreuz.

Leben und Tod.

Das Feſt der Auferſtehung hatte den Druck geſprengt, der wie ein Grabſtein auf den Gemüthern lag. Es wehete wieder friſche Luft des Lebens; es herrſchte wieder ein milder, erquickender Friede, und nicht jene Stille, die — wenn ſie nicht im Gefolge des Friedens iſt, das Herz furchtbar beklemmt. Der alte Graf beſprach mit dem Sohn deſſen Zukunftsplan.

„Bachheim iſt für Dich verloren, wie Du weißt,“ ſagte er: „nur durch große Opfer, die nicht ich gebracht habe, weil ich nicht die Mittel hatte ſie zu bringen, iſt es mir vergönnt meine Tage in Bachheim zu beſchließen, ſind Deine Gläubiger befriedigt: alſo rechne in keiner Weiſe darauf, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft.“

„Ich weiß es, lieber Vater!“ verſetzte Dagobert lebhaft: „Claudia's Großmuth hat Mittel gefunden meine furchtbare Schuld in ihren Folgen abzuwenden, ſo weit ſie Geldſachen betrafen, und Gott wird es ihr lohnen. Doch ſelbſt dann, wenn Bachheim dereinſt mir zugefallen wäre, würde ich nie wünſchen hier zu bleiben. Ich bedarf eines thätigen, eines mühevollen, eines arbeitſamen Lebens in Verhältniſſen und Umgebungen, die weitab von allem bequemen Wohlbehagen liegen. Ein ſolches Leben iſt meiner natürlichen Neigung durchaus zuwider — und das iſt ein untrügliches Zeichen, daß ich es ergreifen muß, wenn es mir mit dem Entſchluß Ernſt iſt meinen Willen, meinen Charakter, meinen Geiſt aus ihrer bisherigen Erſchlaffung und Verflachung aufzureißen. Bachheim bietet mir ein Leben nicht, wie ich es bedarf. Du ließeſt Dich in Bachheim nieder, nachdem Du ein halbes Jahrhundert voll gewaltiger Intereſſen und Erfahrungen hinter Dir hatteſt. Das iſt bei mir nicht der Fall. Ich bin jung und das buntfarbige, hohle, prunkende, armſelige Allerlei der Welt, das mich bethörte weil es mich blendete, hat mir keine große Erfahrungen — ausgenommen die meiner Schwäche — hinterlaſſen. In Bachheim ginge ich an Unthätigkeit zu Grunde und außerhalb Bachheim an dem europäiſchen Fieber ſchrankenloſer Begierden, welches alle Grundſätze, alle ſittlichen Kräfte, mithin alle Charaktere wenn nicht völlig zerſetzt, ſo doch anfrißt."

„Nicht alle, mein Sohn! dies Fieber ſteckt nur Denjenigen an, der ſchon den Krankheitsſtoff in ſich trägt."

„Und der iſt in uns Allen zu finden, lieber Vater!" fiel Dagobert lebhaft ein: „die Welt iſt aus dem Geleiſe gewichen, ſeitdem ſie die Freiheit nur als Schrankenloſigkeit, um allen Begierden ihr Genügen zu verſchaffen, aufgefaßt hat. Das macht ſie raſt- und ruhelos und jagt ſie zuweilen in wüſter Fieberhitze auf; und unter dieſen giftigen Einflüſſen ſind wir — iſt die jüngere Generation geboren; dieſe Miasmen hat ſie eingeathmet, dieſe unruhige Unzufriedenheit iſt ihr in's Blut übergegangen und an Allem vergreift ſie ſich, was ihr in den Weg tritt, weil die hohen Begriffe von Recht und von Pflicht von der Selbſtſucht verachtet werden, deren Idol die Schrankenloſigkeit iſt. Alles kennen, Alles wiſſen, Alles genießen, Alles verachten — das iſt ihr Wahlſpruch. Von dieſen Menſchen wimmelt die Welt und täglich begegnen wir ihnen, ſtündlich treffen wir mit ihnen zuſammen. Sie ſind mehr und minder ſcharf ausgeprägt, ſind mehr und minder gemein angelegt, auch mehr und minder begabt; — aber da, wo auch nur ein Atom von Krankheitsſtoff iſt, wie Du es nennſt, da wirken ſie unheilvoll — wie z. B. Floriane auf mich . . . . obſchon ich zugebe, daß mein Weltſinn mehr als ein Atom war."

Zum erſten Mal ſprach Dagobert dieſen Namen vor ſeinem Vater aus und raſch ſetzte er hinzu, als thue es ihm leid ihrer auch nur erwähnt zu haben:

„O wäre nicht die Trennung von Dir damit verbunden, lieber Vater, es ſollte mir eine Wonne ſein mir in einem andern Welttheil ein Fleckchen Erde zu erobern, denn Alles was ich einſt in der großen Welt von Europa liebte, flößt mir jetzt theils Grauen, theils Wiederwillen ein.“

„Und wo denkſt Du ein ſolches Plätzchen zu finden, mein Sohn?“ fragte der alte Graf mit tiefer Wehmuth.

„Nicht bei den Goldgräbern in Californien und nicht bei den Geldmenſchen der Vereinigten Staaten! An Auſtralien dachte ich . . . . aber Wendeline beſchreibt Braſilien wie ein Paradies.“

„Und das beſtimmt Dich, lieber Sohn?“

„Nicht gerade das,“ verſetzte Dagobert verlegen, „aber es läßt mich in der Wahl ſchwanken.“

„Rechneſt Du etwa in Deinen Lebensplan Wendeline hinein?“ fragte der Graf liebreich.

„O nein! ſo kühn bin ich nicht . . . . vielleicht aber in meine Träume von höchſtem Glück.“

„Dagobert, es war eine Zeit, da ich Dich zu gut hielt für Wendeline. Das hab’ ich ihr und dem lieben Gott tauſendmal in meinen Gedanken abgebeten, denn das Gegentheil iſt wahr: ſie iſt zu gut für Dich. Das iſt ihr ſchon vor Jahren klar geweſen.“

„Ich weiß es nur zu wohl!“ fiel Dagobert ein: „und dennoch, lieber Vater, dennoch glaube ich, daß ich trotz alles deſſen, was inzwiſchen vorgefallen iſt, jetzt weniger Wendelinens unwürdig bin als damals, denn mein Gewiſſen iſt reiner und mein Wille entſchiedener auf das Gute gerichtet. Ob das aber hinreicht um ihre Liebe zu gewinnen, weiß ich nicht.“

„Und welcher ungewiſſen Zukunft gehſt Du entgegen! und wie würde ſie erſchwert durch eine Frau! Wendeline hat kein Vermögen, denn einige Tauſend gelten heutzutag für nichts! Nein, mein Sohn, laß Dich nicht von Träumen bethören! Es liegt ein Leben vor Dir, das Du keiner Gattin anbieten darfſt.“

„Lieber Vater, wäre ich ſicher, daß Wendeline meine Liebe erwiedern könnte, ſo thäte ich es dennoch!“

„Immer der alte Leichtſinn, Dagobert?“

„O nein! kein Leichtſinn! wohl aber grenzenloſe Zuverſicht zu ihr.“ — —

Claudia wurde erwartet. Sie ſollte genaue Nachrichten über Anſiedelungen in Braſilien mitbringen. Wendelinens Herz wurde immer ſchwerer, denn Dagobert ſchien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo Alles entſchieden und ſeine Abreiſe feſtgeſetzt ſei. Das war auch wirklich der Fall, aber er hatte noch eine ganz andere Entſcheidung im Sinn.

Der Juni hatte ſeinen vollen Blumenkorb über Bachheim ausgeſchüttet. Die ganze Natur war durchathmet von einem ſchöpferiſchen Lebenshauch. Es war ein Blühen und Duften, ein Singen und Klingen, ein Farbenſchmelz und ein Lichtglanz, eine Fülle von vielgeſtalteter Schönheit, die durch Auge und Ohr in die Seele drang. „Und in dieſen Frieden kreiſcht die Furie des Krieges gellend hinein! .... und eines ſolchen Krieges!“ ſprach der alte Graf.

Sie ſaßen auf dem Perron, Wendeline und Mimi mit ihrer Handarbeit, während Dagobert die Tagesblätter vorlas.

„Armes Deutſchland!“ fuhr der Greis fort, „du liegſt in der Agonie. Aber das Sprichwort hat Recht: Wie man ſich bettet, ſo liegt man. Armes Deutſchland! ſeit dreihundert Jahren haſt du den gemeinſamen Schwerpunkt, die Einheit im alten Glauben, verloren, biſt nach Willkür verſchiedener Machthaber behandelt und mißhandelt, zerriſſen und zerfleiſcht worden und erduldeſt nun den Todesſtreich der politiſchen Einheit in dem Kriege, den wir jetzt erleben, im grauenhaften Bruderkrieg.“

Er war ſo bleich, ſo zuſammengeſunken, ſo ſchmerzdurchdrungen, daß Wendeline ſich lebhaft erhob und bittend ſagte:

„Laß Dir nicht länger dieſe ſchrecklichen Zeitungen vorleſen, lieber Großvater! ſie enthalten ja ſo viel Lügen. Wir wollen lieber etwas umher gehen. Unten am Bach iſt es ſo ſchön.“

„Ja, das ganze Ufer des Baches auf der Seite des Parks iſt eine Guirlande von Vergißmeinnicht,“ ſetzte Mimi hinzu.

„Ja, geht nur, meine Kinder!“ verſetzte er freundlich: „ich bleibe zurück, denn ich habe mit dem Verwalter und mit dem Müller zu reden .... und überdas wäre es ja möglich, daß Claudia heute Nachmittag käme .... ich will das abwarten.“

„O mein Gott, wie hat ſich das Ausſehen des Großvaters in der letzten Zeit verändert!“ ſagte Wendeline bekümmert, als ſie zwiſchen Dagobert und Mimi die Lindenallee hinabging.

„Es iſt leider ſehr auffallend,“ entgegnete Mimi: „das Oſterfeſt hatte ihn förmlich verjüngt; aber es wird nur ein letztes Aufflammen geweſen ſein.“

Dagobert ſchwieg, denn er konnte dieſe Anſicht nicht verneinen und wollte ſie nicht beſtätigen. Wendeline rief:

„Das was in Deutſchland vorgeht nagt ihm am Herzen. Er kann es nicht faſſen, daß es mit dem Deutſchland, das er gekannt und geliebt und auf das er ſeit fünfzig Jahren gehofft hat, mit dem heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation aus und vorbei ſein ſoll. Sein Verſtand ſagt es ihm, ſein

Herz ſträubt ſich gegen die Erkenntniß .... und ſo leidet er ſchwer.“

„Ach, mein Gott!“ rief plötzlich Mimi, „ich muß zu den Erdbeerbeeten und ſehen, ob nicht die Ananas-Erdbeeren reif ſind. Vielleicht gibt es deren genug für heute Abend.“

Und ſie ſchlug einen Weg ein, der in den Obſtgarten führte. Ohne ſ[illegible]erlich darauf zu achten fragte Wendeline:

„Würde der Heimgang des Großvaters Ihnen den Abſchied von Europa erleichtern oder erſchweren?“

„Das weiß ich nicht!“ rief er: „Trennung bleibt Trennung und Trennung thut weh .... unter allen Umſtänden! mir aber doppelt und dreifach; denn möge mein Vater in eine beſſere Welt eingehen, möge er mich in einen andern Welttheil ziehen ſehen — immer wird mich die Reue peinigen, daß ich in keinem Augenblick meines Lebens ſeine Hoffnungen erfüllt, hingegen ſeine letzten Tage mit dem bitterſten Kummer überfüllt habe.“

„Gott ſegnet die aufrichtige Reue,“ ſagte ſie.

„Aber Sie, Wendeline, was beginnen Sie, wenn der Greis nicht mehr ſein wird, dem Sie eine ſo gute Tochter waren?“

„Ich ſage auch ich weiß es nicht. Wünſcht meine Mutter mich zu behalten, ſo folge ich ihr; am liebſten würde ich hier bleiben.“

„Hier in Bachheim? .... ganz allein“ .... —

„Sie wiſſen ja doch, daß durch eine gewiſſe Transaction Bachheim meiner Mutter gehört!“ fiel ſie lebhaft ein, um jede Frage über den Sachverhalt abzuſchneiden: „ich wäre hier alſo auf heimiſchen Boden; an den meine theuerſten Erinnerungen ſich knüpfen, auf dem ich mich mit meinem Herzen zu Hauſe fühle, wo Alles und Jedes mir vertraut und ſympathiſch iſt, wo ich am wenigſten empfinde, daß ich ein gar einſames Weſen bin.“

„Und wie einſam werde ich ſein, dort, jenſeits der Meere, im Urwald der tropiſchen Zone!“ ſagte Dagobert: „es gibt Augenblicke, in denen ich meine es nimmer ertragen zu können.“

Sie ſah ihn an mit einem Blick voll ſo namenloſer, trauernder Zärtlichkeit, daß er ganz überwältigt ausrief, indem er ihre Hand ergriff:

„Wendelchen! könnteſt Du mich lieben?“

„Ich kann es, Dagobert,“ erwiederte ſie leiſe aber feſt. — — —

„O mein Kind, wie iſt das möglich!“ rief der alte Graf ſchwankend zwiſchen Freude und Beſorgniß, als Dagobert und Wendeline vor ihm knieten und um ſeinen Segen baten.

„Warum ſollte es nicht möglich ſein, lieber Großvater?“ verſetzte ſie: „haſt Du die Stimme vergeſſen, die zu Ananias ermuthigend und verheißend ſprach: Gehe zu ihm, denn ſiehe! er betet.“ — — —

Claudia ſaß in Thränen ſchwimmend bei Pfarrer Edelholt.

„Mein Vater ſtirbt!“ rief ſie klagend, „mein Bruder geht fort und Wendeline geht mit ihm .... und geht Gott weiß welchem Schickſal entgegen! und ich darf ſie nicht zurückhalten mit der Autorität einer wirklichen Mutter .... denn nicht als eine ſolche habe ich an ihr gehandelt, nicht ſie erzogen, nicht ſie gebildet! .... o wie rächt ſich ſo furchtbar die Verletzung göttlicher Gebote .... mein ganzes Leben hat unter dem Einfluß dieſer ach leider! nur allzu gerechten Rache geſtanden.“

„Auch der fromme König David hat unter Thränenſtrömen geklagt: „Peccatum meum contra me est semper“ und dennoch Gottes Barmherzigkeit geprieſen,“ ſagte der Pfarrer: „Sie können ebenfalls das Letztere thun, gnädige Gräfin, wenn Sie den einen Punkt feſthalten, daß Wendeline unter andern Verhältniſſen nie das geworden wäre, was ſie jetzt iſt.“

Aus Claudia's lebhaftem Auge flog ein Blick auf den Pfarrer deutlich verrathend, daß ihr dieſe Anſicht nicht beſonders gefalle, allein der Pfarrer fuhr mild und gelaſſen fort:

„Sie würde vielleicht andere Vorzüge haben, gnädige Gräfin, doch nicht die, welche ſie jetzt beſitzt und welche Sie in ihr lieben, denn ſie wäre in der Luft der Welt aufgewachſen und die Weltluft erſchlafft."

„Ja!" rief Claudia mit entſchiedener Zuſtimmung, „o ja! die Weltluft erſchlafft den Charakter, weil ſie der Entwickelung der Leidenſchaften förderlich iſt."

„Wendeline iſt aufgewachſen in Armuth, in Entbehrung, in Selbſtverleugnung, in Herzeleid — in Allem was den Charakter feſt und kräftig macht, ſobald er die Richtung auf Gott hat."

„Und daß Sie, Herr Pfarrer, Wendelinen die Richtung gaben, wird Gott in der Ewigkeit Ihnen lohnen!" rief Claudia mit innigſtem Dankgefühl.

„Wie hätte ich anders gekonnt, gnädige Gräfin? Den Eltern geſchieht es leider häufig, daß ſie aus Selbſtſucht oder in der Verblendung der natürlichen Liebe oder nach vorgefaßten Lieblingsideen ihre Kinder für ſich erziehen. Mir aber fehlten die Beweggründe für einen ſolchen Mißgriff. Ich richtete Wendelinens kleine wilde Seele zuerſt auf Gott; nicht ohne ſchwere Kämpfe blieb Wendeline in dieſer Richtung. Eine ſolche Treue belohnt Gott dadurch, daß er die Seele führt, indem er ihr das Licht ſeiner Gnade gibt. Wendeline liebte vor Jahren Graf Dagobert wie ſie jetzt ihn liebt; aber ſie entſagte ihm, weil ſie in dieſer Ehe Unheil für ihre Seele ahnte. Und ſo führte ſie den Plan der göttlichen Barmherzigkeit in Hingebung ihres Willens an Gott aus, Der da wollte, daß Wendeline immer vollkommener werde, bis Graf Dagobert ſich bekehrt habe und im Stande ſei ihren ſeltenen Werth zu faſſen."

„Sie iſt wirklich allzu vollkommen, lieber Herr Pfarrer!" rief Claudia: „ich meine allzu opfermüthig. Sie will durchaus nicht, daß Dagobert erfahre, wem Bachheim gehört, will auch nach dem Ableben meines guten Vaters nicht die Renten von Bachheim haben. Sie ſpricht: Zur Anſiedelung genügt mein kleines Vermögen und dann werden wir ſchon für unſere Exiſtenz ſorgen, denn es iſt eine der Aufgaben Dagoberts dies zu lernen. Ich machte Einwendungen, ſtellte ihr Entbehrung aller Art . . . . Noth in Ausſicht. Sollte wirklich Noth eintreten, ſprach ſie, ſo werde ich dich bitten die Bachheimer Renten zu ſchicken, aber als ein Geſchenk von dir. Dagobert ſoll ſich nicht auf einen Beſitz an Geld und Gut verlaſſen. — Finden Sie das nicht übertrieben genug, um ihr einige Vorſtellungen zu machen?"

„Wendeline iſt nicht ſo verwöhnt wie Sie es ſind, gnädige Gräfin," verſetzte der Pfarrer lächelnd, „und ich zweifele überdas gar nicht, daß der liebe

Gott ſie über Alles erleuchten werde, was für Graf Dagobert heilſam iſt.“

„Glauben Sie an die gründliche Bekehrung meines Bruders?“ fragte ſie ängſtlich.

„Ich glaube wir dürfen mit aller Zuverſicht darauf hoffen, da ihm Gott in Wendeline einen ſichtbaren Schutzengel an die Seite ſtellt.“ — — —

Mit vollem Bewußtſein, aber hinſterbend in der Schwäche ſeiner vierundachtzig Jahre lag Graf Euſtachius von Wianden ſo friedlich auf ſeinem Ruhebett, als ſei er ſchon ein ſtiller Mann im Sarge. Dagobert und Wendeline knieten neben ihm; ſie kamen aus der heiligen Meſſe, wo ſie von Pfarrer Edelholt den Segen zu ihrem Ehebund empfangen hatten.

„Geht in Frieden aus dem Vaterhauſe,“ ſprach der Graf leiſe: „geht in Frieden in das Haus ein, das Gott Euch bereiten wird . . . . ich gehe in Frieden in das ſchönere Haus der Ewigkeit.“ — —

Sie blieben wie gewöhnlich bei ihm, zuweilen Alle, zuweilen Einzelne. Er hörte ſie gern reden und mitunter gab er ein Wort dazu. Mimi trat ein, ganz verſtört.

„Was gibt es?“ fragte Dagobert halblaut.

Der Graf hatte die Frage gehört. Er faßte Mimi in's Auge. Sie unterdrückte mühſam ihre Thränen.

„Hatteſt Du Nachricht von Deinem Bruder?“ fragte er.

„Nein!“ entgegnete ſie weinend: „aber Gott weiß ob er noch lebt, denn eine furchtbar blutige und entſcheidende Schlacht iſt geſchlagen . . . . und iſt verloren! Der Briefträger bringt die ſchreckliche Nachricht.“

„Finis Germaniae!“ ſagte der Greis und legte mit dem Ausdruck tiefſten Schmerzes die Hände zuſammen.

Gegen Abend verſchied er.

Das war Dagoberts und Wendelinens Hochzeitstag, der große Glücks- und Freudentag im Menſchenleben. Das Erbtheil vom verlorenen Paradieſe fiel hinein — der Tod. — — —

Sie gingen fort, nach Braſilien. Aus Rio, und während des erſten Jahres kamen Briefe. Dann nicht mehr. Sie gingen in das innere Land und dort ſind ſie verſchollen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Die

Erzählung des Hofraths.

Die

Erzählung des Hofraths.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1872.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Druck von Franz Sauſen in Mainz.

Entered, according to Act of Congress in the year 1872, by
HERMAN BLÜMELING,
in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.
Déposé.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Roſe Weiß und Roſe Roth	1
Eine arme Frau	20
Die blaue Wieſe	53
Wir haben ja Geld	71
Vornehm	95
Im Schauſpiel	120
Umſturz	142
Zwei Bewerbungen	165
Abreiſe	187
Schnepfen und Raubvögel	204
Ueberraſchungen	229
Verſchiedene Charactere	251
Weihnachtsgeſchenk	208
Der Schutzengel	279
Ein verſteinertes Herz	297
Ein Sterbebett	317

Roſe Roth und Roſe Weiß.

Der Hofrath ſchlug ſein rechtes Bein über ſein linkes Knie, drückte den Griff ſeines Stockes unter die Naſe und fragte mit einem Blick — ſo forſchend, und mit einem Ton — ſo bedachtſam, als gelte es die Prognoſe einer Geiſteskrankheit oder einer Seelenſtörung gründlich feſtzuſtellen:

„Sie ſchreiben alſo noch immer Romane?“

„Ja, beſter Hofrath.“

„Seltſam! . . . . höchſt ſeltſam! Sei es Begabung, ſei es Geſchmack . . . . ſeltſam.“

„Nun gut, ſeltſam! . . . Aber was weiter?“

„Ich habe eine Begebenheit erlebt, eine Familiengeſchichte erfahren, die, gut erzählt, auch guten Eindruck machen und da und dort von Nutzen ſein könnte. Es iſt ein treffliches Thema.“

„Beſter Hofrath, die glückſelige Zeit liegt länger als ſeit einem halben Jahrhundert hinter mir, wo der Lehrer mir zweimal wöchentlich ein deutſches

Thema und die Gouvernante zweimal wöchentlich ein franzöſiſches Thema gab, worüber ich zu ſchreiben hatte. Seitdem habe ich mir angewöhnt, mir ſelbſt meinen Stoff zu ſuchen."

„Schon recht! Können Sie den meinen nicht brauchen, ſo laſſen Sie ihn fallen; ſonſt aber drehen und wenden Sie ihn zurecht, bis er ſich fügt. Denn ſeinen Nutzen könnte er haben: dabei bleibe ich. Nur muß er in jedem Fall ſchön aufgeputzt oder gleichſam mundgerecht gemacht werden. Was meinen Sie dazu?"

„Ich meine noch nichts, denn ich kenne ihn nicht. Aber erzählen Sie nur. In dem langweiligen Badeleben, deſſen Langweil ſich durch ſchlechte Witterung faſt zum Unerträglichen ſteigert, iſt mir Ihre Erzählung auf jeden Fall eine willkommene Unterhaltung."

Der Hofrath war ein guter Freund „aus uralten Zeiten." Wir trafen uns unerwartet im Badeort. Er ſprach ſehr gern und ich höre ſehr gern zu. So hatten wir Beide unſer Vergnügen bei ſeiner Erzählung.

Er fing an:

In einem Badeort geht es bunt und wunderlich her. Von allen Enden der Welt kommen die Leute und ſuchen das koſtbarſte Gut, das der Menſch — nächſt ſeiner unſterblichen Seele — beſitzt oder zu beſitzen wünſcht: die Geſundheit. Da ſind Reiche und Arme, Greiſe und Jünglinge, Männer und Frauen, alle Stände, alle Nationen, alle Sprachen durcheinander gemiſcht, Tauſende und abermals Tauſende — und Jeder denkt an das Eine, das ihm Noth thut und das er aus ſeinem Brunnenbecher zu trinken hofft.

Selbſtverſtändlich kommt an einem ſolchen Ort außerordentlich viel Geld in Umlauf und wird der Unternehmungs- und Speculationsgeiſt gewaltig angeregt. Es werden Bauten unternommen, Geldgeſchäfte angefangen; die ſchönſten Häuſer ſchießen wie Pilze aus dem Boden hervor; man ſcheint auf lauter fürſtliche Brunnengäſte, wenigſtens auf fürſtliche Vermögen zu zählen. In den letzten fünfundzwanzig bis dreißig Jahren haben ſich unſere Badeorte — wenigſtens im weſtlichen Deutſchland — dermaßen vergrößert und verſchönert, daß man ſie nicht wiederkennt. Ich bin geboren in einem dieſer verwandelten Badeorte, wo mein Vater Arzt war. Das iſt freilich lange her, ſo lange, daß ich über die Veränderungen nicht ſtaunen darf, die dort nach und nach eingetreten ſind; dennoch überraſchten ſie mich jedesmal, wenn ich im Lauf der Zeit zurückkam, um die Meinen zu beſuchen. Mogten aber auch neue Straßen, großartige Plätze, elegante Villen, Schweizerhäuſer, Schlößchen, und Gott weiß, was Alles entſtehen: ein Haus blieb unverändert, unvergrößert, ungeſchmückt. Es war das, worin mein Vater gelebt hatte und wo mein Bruder, der ebenfalls Brunnenarzt war, ſpäter ebenfalls lebte. Dies Haus — oder beſſer geſagt, das Grundſtück, auf welchem drei Häuſer lagen, gehörte einer Engländerin, deren Leben an dem jährlichen Gebrauch unſerer Bäder hing. Dies hatten die Aerzte erklärt, als ſie, fünfzehnjährig, zum Erſtenmal unſeren Badeort beſuchte, und ihre Eltern kauften das Grundſtück, das damals, nach den ſchweren Napoleoniſchen Kriegszeiten, ſehr billig zu haben war, und das ihnen gefiel.

Die zwei größeren Häuſer waren augenſcheinlich die Flügel oder Pavillons eines Mittelbaues, der aber nie aufgeführt worden war. Ihre Front und ihre Eingangsthüren lagen nicht an der Straße, ſondern einander gegenüber in einem großen Hof, der durch ein eiſernes Gitter gegen die Straße abgeſchloſſen war. Genau in der Mitte des Gitters lag ein kleines Häuschen, viereckig wie ein Würfel, die Wohnung des Portiers. Rechts und links von demſelben befand ſich ein Gitterthor. Auf der vierten Seite des Hofes, da wo der Mittelbau hätte ſtehen müſſen, war der aufſteigende Erdboden zu einer breiten Terraſſe umgeſchaffen, die eine Kaſtanienallee trug und hinter derſelben lag ein Blumen- und Küchengarten. Die Terraſſe war uns, meinem Bruder und mir, in der guten Jahreszeit durch ein ſtrenges Verbot unſeres Vaters unzugänglich. Die Kranke nämlich brachte ihre Tage dort zu, bald lag ſie auf einem Ruhebett, bald wurde ſie in einem kleinen Wagen auf und ab geſchoben. Aus dem oberen Stock des Hauſes, das ſie bewohnte, öffnete ſich eine große Fenſterthür aus einem ſehr freundlichen und koſtbar eingerichteten Zimmer auf die Terraſſe, ſo daß ſie, wenn der Erdboden feucht oder der Wind ſcharf war, doch in der Thür ſitzen und friſche Luft und den Blick auf den Blumengarten genießen konnte. Aus dem Hauſe, das wir bewohnten, ging keine Thür auf die Terraſſe, wohl aber ein Fenſter des Wohnzimmers meiner Eltern. Aus dieſem Fenſter auf die Terraſſe zu ſpringen, war eine Wonne für uns Buben, wenn draußen Schnee lag und wir bis an die Knie darin verſanken. Leider konnten wir dies Göttervergnügen nur ſelten, wenn eben Niemand im Zimmer war, genießen, weil unſere Mutter der Anſicht war, man habe durch die Thür, nicht durch das Fenſter, in's Freie ſich zu begeben, — eine Anſicht, welcher ich jetzt von ganzem Herzen beiſtimme; damals aber durchaus nicht. Eine zweite Seligkeit fanden wir in den wüthenden Schneeballſchlachten, die wir ſo recht ungeſtört auf der Terraſſe einander lieferten. Doch vielleicht wurde ſie durch unſere Freude überwogen, wenn wir im Frühling entdeckten, daß ein Vogelneſt im jungen Laube der Kaſtanienbäume gebaut ſei: genug, dieſe Terraſſe war mit allen Freuden meiner Kindheit verwebt und iſt mir daher unvergeßlich.

Ich wurde älter, ein Jüngling, ein Mann. Mein Beruf führte mich nach einer entfernten Univerſitätsſtadt und gab mir dort Arbeit in Menge. Selten kam ich wieder in die Heimath; wenn ich aber kam, ſo ſtaunte ich über die Veränderungen, die vorgegangen waren. Immer größer, ſtattlicher, eleganter wurde der Badeort, allen Anſprüchen des Comforts und des Luxus ſuchte er mehr und mehr zu genügen; unverändert aber blieb die Beſitzung der Engländerin. Sie lebte noch immer, die arme Leidende, während meine Eltern längſt geſtorben waren. Mein Bruder bewohnte nun das Haus, das ihm wie ſein eigenes vorkam und ich zweifele nicht, daß es ſeine Abſicht war, dereinſt das Grundſtück zu kaufen. Allein er ſtarb plötzlich, ganz unerwartet und zu der nämlichen Zeit ſtarb auch die Engländerin. Es war im Jahr 1848, wo es wild und wirr in der Welt herging und wo die erſten Ausbrüche des revolutionären Vulkans erfolgten, in deſſen Petroleumsflammen die

Welt — ich meine nicht unſern Planeten, nicht unſer Sonnenſyſtem, ſondern die civiliſirte Welt — vielleicht dereinſt ihren Untergang findet. Die Influenza des Speculationsgeiſtes graſſirte damals noch nicht mit jener Wuth, zu der ſie ſich ſeitdem entfaltet hat. Man wußte nicht, wie ſich die Sache wenden, wer die Oberhand behalten werde; man wollte nicht Hab und Gut auf's Spiel ſetzen — und die Folge war, daß ſich für die Beſitzung der Engländerin keine Käufer fanden. Sehr natürlich. Unruhige Zeiten ſind den Badereiſen nicht günſtig, halten die Leute daheim und laſſen die Sorge für die Geſundheit vor noch ſchwereren Sorgen verſchwinden. Wer in ſolchen Zeiten Unternehmungen macht, die auf einen zahlreichen Beſuch des Badeortes berechnet und gegründet ſind, kann darin ſeinen Ruin finden. Der älteſte Sohn meines verſtorbenen Bruders, der ebenfalls Arzt war und die Praxis ſeines Vaters erbte, hatte die größte Luſt zum Kauf; aber er war im Begriff, ſich mit einem ganz unbemittelten Mädchen zu verehelichen und das Vermögen meines Bruders vertheilte ſich unter zehn Kinder — folglich mußte ſich der brave Junge die Luſt vergehen laſſen.

Dies Alles ſchrieb er mir und endlich, daß nun doch zuletzt die Beſitzung verkauft ſei, und daß er die Wohnung unſerer Väter miethweiſe, wie früher, behalte.

Nach zwei Jahren beſuchte ich ihn. Es war Alles ganz wie ſonſt; nichts hatte ſich verändert im Hof, an den drei Häuſern, an der Terraſſe und im Garten; aber ſtatt der ſtillen, bleichen, kranken Engländerin beſchatteten die Kaſtanienbäume ein Paar wunderniedliche kleine Mädchen von drei bis vier Jahren, das eine blond, das andere braun, jedes ein Engelsköpfchen. Auf der Terraſſe, wo mein Bruder und ich uns vierzig Jahre früher ſo energiſch umhergebalgt hatten, trieben ſie jetzt ihre kleinen friedlichen Puppenſpiele und gaben mir allerhand wehmüthige Gedanken über die Flüchtigkeit des Lebens, der Jugend, der Unſchuld. Ich fragte meine Nichte, wem die lieblichen Kinder gehörten.

„Es iſt Roſe Roth und Roſe Weiß,“ erwiderte ſie.

„Sind das Liebesnamen, die Du ihnen gibſt?“ fragte ich.

„Keineswegs!“ war die Antwort: „Roſe Roth iſt die Tochter unſeres Grundherrn, welcher Roth heißt, und Roſe Weiß iſt die Tochter von Roſe Roths ehemaliger Amme, der Frau eines verkommenen Schuhmachers, der vor Jahren verſchollen iſt.“

Ich hatte die Kinder für kleine ausländiſche Prinzeſſinnen, kaukaſiſche, gruſiniſche oder dgl., wenigſtens für Töchter von ſehr reichen und ſehr vornehmen Badegäſten gehalten, nicht ſowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen der übertriebenen Zierlichkeit ihres Anzugs. Ich war ganz verblüfft, zu erfahren, daß ich Töchter eines Schuſters und eines Maurers vor mir ſah. Herr Roth, der ſich gern Baumeiſter nennen ließ, war ſeines Gewerbes ein Maurer, der ſich durch Geſchicklichkeit und Unternehmungsgeiſt in die Höhe gearbeitet hatte. Mit meinen altmodiſchen Anſichten über den Unterſchied der Lebensſtellungen, der in allen äußeren Dingen feſtzuhalten ſei, war ich empört über die Hoffart im Anzug der kleinen Mädchen und ſagte meiner Nichte, ich hoffte ſehr, daß ſie mit ihrer Tochter, die noch in der Wiege lag, keine ſolche Thorheit treiben werde — was ſie mit einer ſehr zweifelnden Miene beantwortete.

In langen Pauſen führt mich mein Weg immer wieder nach meinem Heimathsort. Nach zehn Jahren beſuchte ich abermals meinen Neffen. Nun aber dieſe Veränderung! Statt der alten Kaſtanienbäume erhob ſich auf der Terraſſe ein ſtattlicher Bau mit runden Eckthürmchen, mit Balcons und Erkern. Das Portierhäuschen war verſchwunden; ein ſtattliches Gitterthor zwiſchen Pfeilern von Sandſtein, welche große Blumenvaſen voll rankender Gewächſe trugen, nahm deſſen Stelle ein und bildete die Einfahrt in den Hof, den ein weites Waſſerbecken ſchmückte, aus dem der Waſſerſtrahl eines Springbrunnens munter plätſchernd aufſtieg. Die beiden alten Häuſer ſtanden noch einander gegenüber im Hof; das, welches mein Neffe bewohnte, in unveränderter Geſtalt, nur mit großen Fenſterſcheiben verſehen und mit Schlingpflanzen umwachſen, während das andere um ein Stockwerk erhöht und mit dem üblichen Bauwerk-Krimskrams von Erkern und Thürmchen ausgeſtattet war. Herr Roth hatte in dieſen zehn Jahren große Bauunternehmungen und in Folge derſelben ſo glänzende Geldgeſchäfte gemacht, daß er ſeine Beſitzung in dieſer großartigen Weiſe ausbauen konnte. Er hatte ihr — wie dies in Badeorten üblich iſt, einen Namen gegeben und zwar den, mit welchem man das herrliche Genua zu bezeichnen pflegt „la Superba“, ſo daß ſich ſchon daraus ſchließen ließ, daß es ihm nicht an Stolz auf ſeine Verdienſte, ſeine Talente und ſein Geld fehle. Ich erkundigte mich bei meiner Nichte nach Roſe Roth und Roſe Weiß und fragte, ob ſie jetzt etwa mit goldenen Kronen auf dem Kopf umher gingen.

„Das iſt nicht Mode, ſonſt würde es gewiß geſchehen,“ war die Antwort: „die beiden Mädchen ſind in einer Erziehungsanſtalt, die ſehr koſtſpielig iſt. Jetzt aber befinden ſie ſich für den ganzen Sommer hier, um die Freuden des Badelebens, ſo weit ſie ihren vierzehn Jahren zugänglich ſind, zu genießen, nämlich die Muſik, die Promenaden, das Theater.“

„Aber um's Himmelswillen, wie macht der verſchollene Schuſter Weiß ſo etwas für ſeine Tochter möglich!“ rief ich über die Maßen verwundert.

„Herr Roth,“ erwiderte meine Nichte, „beſtreitet alle Koſten für Roſe Weiß, aus Liebe für ſeine Tochter, die das eigenſinnigſte Kind auf Erden iſt und erklärt hat, ſie wolle eine Schweſter haben und das ſolle Roſe Weiß ſein. So kommt es denn, daß dieſe ihren Verwandten ganz entfremdet wird und auch jetzt nicht bei ihrer Mutter, die Haushälterin wurde, drüben zu ebener Erde, ſondern im erſten Stock bei Herrn Roth wohnt, ganz als gehöre ſie zu deſſen Familie.“

„Sind die beiden Mädchen noch immer hübſch?“

„Ungewöhnlich hübſch! In dem Eckthürmchen ſitzen ſie eben jetzt; da überſehen ſie die Straße auf- und abwärts, nebſt der Promenade, und da werden auch ſie geſehen, denn das iſt ihnen ſehr wichtig.“

„Ja, Großonkel, eitel ſind ſie und hochmüthig .. nein, hochmüthig!“ ſagte die eilfjährige Tochter meiner Nichte und ſchlug die Augen zum Himmel auf, als rufe ſie ihn zum Zeugen an.

„Wäreſt Du ſo hübſch wie Roſe Roth und Roſe Weiß und hätteſt Du ſo ſchöne Kleider wie ſie, ſo würdeſt Du, mein Kind, ohne Zweifel nicht minder eitel und hochmüthig ſein,“ erwiderte ich und verſetzte dadurch Mutter und Tochter in ſtille Empörung. Aber ich kann es nun einmal nicht an den Evastöchtern leiden, daß ſie, die doch ſämmtlich in Eitelkeit untergetaucht ſind, in dieſem Punkt nie mea culpa, ſondern beſtändig sua culpa ſagen.“ — —

Ich lachte.

„Habe ich Unrecht?“ fragte der Hofrath.

„Nein, Sie haben Recht. Ich freue mich nur, daß das männliche Geſchlecht Sie in Beziehung auf Eitelkeit über den Kummer tröſtet, den das weibliche Ihnen macht.“

„Wir wollen nicht in Hader gerathen. Hören Sie nur weiter. Viele Jahre vergingen. Ich wurde alt und immer älter und immer unluſtiger zu Reiſen. Letzten Winter erkrankte ich ſchwer und mein Arzt rieth mir dringend den Gebrauch des hieſigen Brunnens an. Zu derſelben Zeit ſchrieb mir mein Neffe, ſeine älteſte Tochter werde im Mai ihre Hochzeit feiern. Ich müſſe durchaus zu dieſem Familienfeſt kommen und dann meine Kur hier beginnen. Die Reiſe ſei kein Umweg, die Zeit ſtimme zuſammen. Da ich, obſchon unverehelicht, einen ſtarken Familienſinn habe, ſo folgte ich der Einladung und ſah nach zehn bis zwölf Jahren — und vermuthlich zum letzten Mal im Leben — meinen Geburtsort wieder. Die Hochzeit lief glücklich vom Stapel; es folgten ihr verſchiedene verwandtſchaftliche Schmäuſe zu Ehren des jungen Ehepaares, das nicht die tolle Mode mitmachte, vom Traualtar auf die Eiſenbahn zu ſtürzen und in der Welt umherzuſauſen; und auch etwas zu Ehren des alten Großonkels, des Neſtors der ganzen Familie. Ich hatte nur gerade am Tage vor meiner Abreiſe ein Stündchen Zeit einſam umherzuwandern, wie ich das gern thue, und in der Betrachtung von Menſchen und Dingen meinen Gedanken nachzuhängen. Dazu hatte ich denn reichen Stoff! Es hat etwas eigenthümlich Schwermüthiges als Greis und als Fremder auf dem Boden zu ſtehen, wo man in der Wiege lag, wo man im Elternhauſe viele heilſame Lehren, Beiſpiele, Eindrücke — und einige eben ſo heilſame Püffe empfing; wo man muthwillige Knabenſpiele trieb; wo man in die Schule ging, häufig mit Unluſt, doch mit Jubel, wenn eine Prüfung glücklich überſtanden und das Hinaufrücken in eine höhere Claſſe entſchieden war; wo man bei zehn Jahren feurige Freundſchaften, ſelbſtverſtändlich „für's Leben“ ſchloß und mit dem Pylades Alles theilte, ſogar den ſchönſten rothwangigen Apfel. Wo nach und nach der Ehrgeiz auftauchte und das Selbſtgefühl, und das kleine ſeltſame Gefühl von Theilnahme und von Scheu für ein junges Mädchen, das man Sonntags in der Meſſe ſah, aber ſonſt nie .... und zwar zum größten Glück; denn mit einer Bekannten hätte man ſprechen müſſen und dabei wäre man ohne Frage vor Befangenheit lieber unter die Erde gekrochen. O erſte Jugendzeit, wie lieblich ſiehſt du aus, wenn man dich über die Kluft von fünfzig Jahren anſchaut; und doch hat das Leben ihr ſchon die Boten geſchickt, die ihr Kampf und Krieg anſagen. Die Wahl des Berufs, die eiſerne Anſtrengung der Studien, die knappe Beſchränkung des Geldbeutels — und gegenüber Weltluſt, die eigene und die fremde, Verlockung aller Art, heftige und blendende Leidenſchaften, große Schmerzen, bittere, ja beſchämende Enttäuſchungen — welche Schlachten gibt es da zu beſtehen, welche Scharten auszuwetzen, von welchen Niederlagen ſich zu erholen, gegen welchen Ueberfall auf der Hut zu ſein. Wahrhaftig, es gibt keinen gefährlicheren Feind, als das Leben, beſonders deßhalb, weil das unerfahrene junge Auge das ſo ſchwer erkennt. Eine orientaliſche Sage ſpricht, die Schlange trage einen Karfunkel im Kopf, der aus ihren Augen leuchte und blende. So iſt das Leben: eine Schlange, die uns tödtet, während wir nach ihrem fabelhaften Karfunkel greifen.“

„Sie werden tragiſch, guter Hofrath, und höchſt ungerecht, denn die Schlange des Lebens birgt einen ächten Karfunkel: die Anwartſchaft auf das ewige Leben," unterbrach ich ihn.

„Mein Gott, ſtören Sie mich doch nicht in meinem Selbſtgeſpräch, welches ſo vortrefflich für dasjenige paßt, was ich jetzt erzählen werde.

Auf meiner einſamen Wanderung kam ich denn auch nach der „Superba," denn ich vergaß zu bemerken, daß mein Neffe vor einigen Jahren ein hübſches Haus gekauft und das alte verlaſſen hatte. Die Familie Roth war ausgeſtorben oder ausgewandert — man wußte es nicht genau; und die prächtige Villa war in den Händen eines anderen Beſitzers und jetzt vollgepfropft mit Badegäſten. Ich ſetzte mich auf eine Bank gegenüber dem geöffneten Gitterthor und blickte auf den Springbrunnen im Hof, deſſen Waſſerſtrahl eine goldene Kugel tanzen ließ. Ich hatte nicht bemerkt, daß eine Frau auf der Bank ſitze. Als ſie aufſtand und dem Gitter zuging, wurde ich ſie erſt gewahr. Sie betrat aber nicht den Hof und blieb außerhalb deſſelben vor dem Gitter ſtehen, indem ſie mit jeder Hand eine der Eiſenſtangen umfaßte. Sie trug keine Handſchuhe und ihr Anzug war ſo dürftig, daß ich unwillkürlich dachte, ſie wolle irgend Jemand in der „Superba" um ein Almoſen anſprechen; — und dann dachte ich an andere Dinge, die ich Ihnen aber nicht mittheile, denn wenn ich in's Erhabene gerathe, ſo finden Sie das langweilig und unterbrechen mich.

Nach etwa zehn Minuten bemerke ich, daß die Sonne untergegangen ſei und als ich die Bank verlaſſe, ſehe ich die Frau noch immer am Gitter ſtehen. Jetzt hatte ſie auch die Stirne an die Eiſenſtäbe gelehnt und mir ſchien, daß ſie weine. Mich können Frauenthränen wüthend machen, ja ganz wüthend, ſag' ich Ihnen, wenn ſie vergoſſen werden um elenden Kindereien Wichtigkeit zu verleihen oder wenn ſie auf fremde Rührung ſpeculiren; allein die Thränen dieſer armen Frau, die in der Dämmerung ſo lange und ſo kläglich auf der Straße ſtand, daß ſie ſich vor Ermattung am Gitter feſthielt, während rings umher die Menſchen, die Häuſer, die Promenade, lauter Luſtbarkeit, Glanz und Schimmer waren — ja, ſie erſchütterten mich. Dieſe Frau war gewiß eine verſchämte Arme, die ſich nicht getraute um Almoſen zu bitten. Ich ging über den Fahrweg, ſtellte mich am Gitter neben ſie und fragte mit meiner ſanfteſten Stimme, ob ſie Jemand in der Villa zu ſprechen wünſche. Sie verneinte ſchweigend, ohne aufzublicken. Ob ich vielleicht Jemand herausrufen ſolle, da ſie ja ſo lange ſchon hier ſtehe und zu warten ſcheine. Sie verneinte. Ich hätte ihr gern eine kleine Gabe geboten, wußte aber nicht es anzufangen, denn ihre Hände und ihre Stirn lagen feſt am Gitter. Plötzlich fiel mir die Frage ein:

„Haben Sie vielleicht auch die Familie Roth gekannt?“

Das „auch“ war eine kleine Hinterliſt, als ob ich ſie gekannt hätte und die Liſt gelang inſofern, als die Frau ihren Kopf aufrichtete und ihr Geſicht mir zuwendete. In demſelben Augenblick wurde die Gasflamme am Thorpfeiler angezündet und blendete mich dermaßen, daß ich dies Geſicht, welches im Schatten blieb, nicht unterſcheiden konnte. War es alt, war es jung — Gott weiß es! ich blieb nun aber bei meinem Frageſyſtem und ſetzte abermals ganz liſtig hinzu:

„Dann können Sie mir gewiß ſagen, was aus Roſe Roth geworden iſt.“

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo kam ein dumpfer Klageton über die Lippen der Frau und wie ein Schatten, ſo leiſe und ſo ſchnell verſchwand ſie vom Gitter und unter den Bäumen. Da ſtand ich ganz beſtürzt mit meinem Portemonnaie in der Hand und nichts blieb mir übrig, als es in die Taſche zu ſtecken, heimzugehen und am andern Morgen ab- und hieher zu reiſen. Dieſe drei Dinge geſchahen.

„Herein!“ rief ich, den Hofrath unterbrechend, weil man an meine Thüre klopfte. Ich bekam einen Beſuch, der geneigt ſchien, den Platz zu behaupten, denn er begann eine religiöſe Controverſe. Der Hofrath entfloh ſchreckenvoll. In den nächſten Tagen fand ſich nicht die Zeit, um die Erzählung in der Weiſe fortzuſetzen, wie der Hofrath ſie angefangen hatte. Endlich ſagte er einmal:

„Es wird am Beſten ſein, wenn ich Ihnen den Kern der Geſchichte in aller Kürze mittheile und wenn Sie ihm dann die gehörige Einkleidung geben, denn ſo ganz dürr und trocken kann man die Sachen doch nicht in einem Buche hintereinander aufzählen. Sie müſſen etwas geſchmückt, etwas zugeſtutzt werden. Wollen Sie das übernehmen? Habe ich Ihnen nicht genug Theilnahme für Roſe Roth und Roſe Weiß eingeflößt?“

„Ich will es verſuchen, beſter Hofrath,“ erwiderte ich, „aber bitte, vergeſſen Sie nicht den bekannten Ausſpruch: Wenn Zwei daſſelbe thun, ſo iſt es nicht daſſelbe. Ich werde Ihre Erzählung höchſt wahrſcheinlich anders niederſchreiben, als ich ſie von Ihnen hörte.“

„Iſt mir gleichgültig, ſobald nur die Hauptſache der Charaktere und der Begebenheit bleibt. Die äſthetiſche Zuthat überlaſſe ich Ihnen.“

„Aber Ihre Originalität geht verloren, Hofrath! Haben Sie das bedacht?“

Mit einem Anflug von geſchmeicheltem Selbſtbewußtſein erwiderte er verbindlich:

„Die Grazie Ihrer Feder leiſtet dafür Erſatz.“

„Hofrath! Hofrath!“ rief ich lachend, „geben Sie Sich in Ihren alten Tagen mit faden Schmeicheleien ab?“

„Ach!“ verſetzte er launig, „bei einem ſo abnormen Weſen wie eine Schriftſtellerin iſt, verfällt man ſelbſt in Abnormitäten. Doch Sie wiſſen ſchon, wie ich es meine.“

„Ja! — und dabei wollen wir es bewenden laſſen.“

Eine arme Frau.

Es iſt ein unfreundliches Zimmer zu ebener Erde, mit zwei Fenſtern ohne Vorhänge. Die Wände waren einſt mit blauer Farbe angeſtrichen, doch der Kohlenſtaub, der Qualm der Oellampe und der Rauch und Dunſt des kleinen eiſernen Kochofens, haben das Blau längſt in ein ſchmutziges Grau verwandelt. Da der Fußboden eine gewiſſe ſchwärzliche Färbung hat, da das Zimmer niedrig und jetzt, um Mitternacht, nur durch eine düſtere Oellampe beleuchtet iſt: ſo macht es den Eindruck einer Höhle. Es hat aber ſein Mobiliar. Zwiſchen den Fenſtern, unter einem kleinen blinden Spiegel, ſteht eine große Commode; an der Wand der Eingangsthür gegenüber ein Klapptiſch, ein Schrank und ein Bett; an der Wand den Fenſtern gegenüber befindet ſich ein Alkoven, vor welchem ein ſchmaler Vorhang von dünnem dunkelgrünem Baumwollenzeug hängt; daneben ein eiſernes Oefchen mit breiter Platte und ein Tiſch mit allerhand

Küchengeſchirr; und endlich an dem Theil der vierten Wand, den die Eingangsthür frei läßt, ein großer Tiſch mit Handwerksgeräth.

Dieſe Räumlichkeit iſt alſo zugleich Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Werkſtatt einer Familie. Der Mann ſitzt auf einem Schemel vor dem Arbeitstiſch und treibt ſein Handwerk. Der widerliche Ledergeruch, der das Zimmer erfüllt, verräth den Schuhmacher. In dem Bett müſſen ſich drei Knaben vertragen, was jetzt ganz leicht iſt, weil ſie im tiefſten Schlaf liegen. Im Alkoven liegt die Frau, eine Wöchnerin und neben ihr ein kleines Kind. Wo wird nur der Mann ſeine Schlafſtelle finden? — Wenn der Tag zu grauen beginnt, weckt er den älteſten Buben auf und nimmt deſſen Platz im Bett ein; und der Aloys thut der Mutter die Handreichung, die ſie begehrt, macht Feuer im Ofen an, kocht den Kaffee und läuft zum Bäcker, um Brod zu holen — aber nur ja kein friſches! Das weiß er ſchon; denn die Mutter hat ihm oft wiederholt, man könne friſches Brod nicht ſo ſparſam ſchneiden wie altbackenes. Doch jetzt ſchläft Aloys und ſchnarcht um die Wette mit Anton und Philipp.

„Mann, öffne ein wenig das Fenſter; ich erſticke,“ bat die Frau aus ihrem Alkoven heraus.

Er that es. Doch keine erfriſchende Luft vertrieb den qualmenden, heißen Dunſt aus dem Zimmer, denn die Fenſter gingen auf ein ganz enges Seitengäßchen und gegenüber lag ein Pferdeſtall. Aber es wurde kühler und die Frau in ihrer Fieberhitze konnte eher ein wenig Ruhe finden.

Sie ſchlummerte. Da ſprach eine Stimme von außen in das Fenſter hinein halblaut:

„Herr Weiß, ich habe Ihnen etwas zu ſagen. Kommen Sie her.“

Er blickte gleichgültig auf, blieb ſitzen und erwiderte ebenfalls halblaut:

„Frau und Kind ſind geſund und ſchlafen. Ich danke Ihnen, Frau Müllern, wir haben Sie nicht nöthig.“

„Aber ich habe Sie nöthig!“ verſetzte Frau Müllern ungeduldig, „das können Sie Sich doch vorſtellen, wenn ich Nachts an Ihr Fenſter komme.“

„Was gibt es denn?“ fragte er und ging ſeinerſeits zum Fenſter, wo das Geſpräch leiſe fortgeſetzt wurde. Frau Müllern ſchloß es mit den Worten:

„Alſo um ſechs Uhr komme ich wieder. Guten Morgen, Herr Weiß. Eben ſchlägt es drei.“

Er ſchloß das Fenſter und ſein Geſicht hatte nicht mehr den finſtern und traurigen Ausdruck, den es zuvor hatte. Er wollte ſich an die Arbeit ſetzen, da erwachte die Frau und bat um ein Glas Waſſer.

„Warte einen Augenblick, Gretchen, ich hole Dir friſches Waſſer aus dem Brunnen,“ verſetzte er, nahm einen Blecheimer, der unter dem Küchentiſch ſtand, verließ Zimmer und Haus und ging zum Brunnen auf der Gaſſe, denn in den Häuſern, wo arme Leute wohnen, gibt es keine Brunnen. Während er das Waſſer pumpte, hörte er in der Ferne einen wüſten Lärm von ſchreienden, zankenden Stimmen, die er ſogleich erkannte. Es waren Leute, welche halbtrunken aus einer Schenke kamen und weder gewillt, noch im Stande waren, die polizeilichen Verordnungen gegen nächtliche Ruheſtörung zu beobachten. Er beeilte ſich, ſeinen Eimer zu füllen und raſch ſeinem Hauſe zuzueilen, damit ihn die Bande nicht erreiche. Und wirklich ſchloß er die Hausthür hinter ſich zu, als Einer ihm nachſchrie:

„He! Weiß! Bernard! was verkriechſt Du Dich. Komm' heraus.“

Darauf folgten ein Paar Fauſtſchläge an die Hausthür und die Bande zog johlend vorüber.

Weiß nahm ſeinen Schemel, ſetzte ſich an das Bett ſeiner Frau und bot ihr ein Glas Waſſer. Ganz gerührt, wie Jemand, der nicht gewohnt iſt, Dienſtleiſtungen zu empfangen, ſagte ſie:

„Danke, danke! ach, wie das gut iſt ſo friſch aus dem Brunnen.“

„Gretchen,“ hub er an, „ich hab' eine prächtige Nachricht für Dich . . . . natürlich für uns Alle. Die brave Frau Müllern hat Dich als Amme bei dem neugebornen Kinde der Frau Roth vorgeſchlagen. Frau Roth wollte ſelbſt das Kind nähren, hat aber eine ſolche Niederkunft gehabt, daß ſie wahrſcheinlich daran zu Grunde geht. Nun iſt keine Amme für das Kind bei der Hand, das geſund und munter iſt. Herr Roth will ſich die Haare ausreißen, hat ſeine Frau über die Maßen gern, hat immer eine kleine Tochter haben wollen, und jetzt iſt ſie da — und er verwünſcht ſie, weil ſie der Mutter das Leben koſtet.“

„Gott bewahre!“ ſeufzte Frau Weiß, „was muß das für ein Wütherich ſein! . . . . Ein kleines unſchuldiges Kind verwünſchen!“

„Nu, es iſt nicht ſo bös gemeint, denn er hat zu Frau Müllern geſagt und ſie ganz wild angeſehen: Schaffen Sie eine gute brave geſunde Amme für das Kind, Frau Müllern; eine brave geſunde Frau, kein niederträchtiges Weibsbild — und was ſie koſtet — und wär's ein Goldſtück täglich! — iſt dann ganz egal.“

„Das gefällt mir von dem Herrn Roth.“

„Mir auch, Gretchen, mir auch!“ bekräftigte der

Mann, „und da hat denn die brave Müllern Dich dem Herrn Roth vorgeſchlagen.“

„Mich! aber Bernard, das iſt unmöglich! ich glaube nicht, daß ich zwei Kinder nähren kann.“

„Saperlot! nichts da unmöglich!“ unterbrach er ſie und ſchlug mit der Fauſt auf ſein Knie, „das Roth'ſche Kind ſollſt Du nähren.“

„Und mein Kind?“ fragte ſie zitternd.

„Gib Acht, Gretchen, ich überlegte ſchon Alles. Geld bekommen wir; ein Goldſtück täglich. Ein Goldſtück . . . . das ſind täglich zwanzig Francs.“

„Oder zehn oder fünf,“ ſchaltete ſie ein.

„Und wären es auch nur fünf, Gretchen, damit läßt ſich leben und wir geben das Kind in Koſt und Pflege zu braven Leuten.“

„Zu fremden Leuten?“

„Das ſchadet dem Kinde nichts! Herr Roth nimmt ja auch eine fremde Amme.“

„Ja, aber in ſein Haus.“

„Wenn Du das nicht willſt, ſo machen wir es anders: das Kind bleibt hier und wir ſparen unſer Geld.“

„Aber wer pflegt das Kind?“

„Nu wir, der Aloys und ich!“

„Ach Bernard, Du mußt bei Deiner Arbeit bleiben, damit Du nicht die Kundſchaft verlierſt und der

Aloys .... ſo ein guter und geſchickter Junge er auch iſt — das kann er nicht.“

„Alles lernt ſich; dies iſt auch keine Hexerei.“

„Von wem ſoll der arme Bub' es lernen?“

„Saperlot! von wem haſt Du es gelernt, als der Aloys auf die Welt kam! Du wußteſt ja mit ihm umzugehen, als hätteſt Du ſchon ein Dutzend Kinder gehabt.“

„Ich weiß nicht .... das muß den Müttern wohl ſo eigen ſein. Vielleicht iſt es eine Standesgnade.“

„Wiſchiwaſchi Standesgnade! ein Kind herumzutragen — dieſe Standesgnade wird auch der Aloys haben.“

„Und die Geduld? die Aufmerkſamkeit? die Ausdauer bei Tag und bei Nacht? das Alles willſt Du einem Buben von zehn Jahren zumuthen? Ueberdas muß der Aloys in die Schule gehen.“

„Saperlot! wenn ich den Aloys daheim nöthig habe, ſo bleibt er daheim und kein Lehrer und Pfarrer, kein Gott und kein Teufel ſoll mir dawider reden.“

„Der Letztere wird es gewiß nicht thun,“ ſagte ſie ſanft und ſetzte hinzu: „Ich muß ſelbſt mit Frau Müllern ſprechen. Vielleicht macht es ſich.“

„Ja, das bitt' ich mir aus! immer ſoll der Mann verdienen! verdienen! und kommt einmal für die Frau eine gute Gelegenheit, etwas zu verdienen, ſo ſoll ſie keine Flauſen machen, ſondern friſchweg zugreifen. Haſt Du mich verſtanden?“

„Sehr gut, lieber Bernard,“ erwiderte ſie ganz erſchöpft; „aber Du mußt recht müde ſein. Wecke den Aloys und lege Dich ſchlafen. Das Kind iſt ruhig und wird Dich nicht ſtören.“

Als der Vater ſeinen Arm ſchüttelte, ſchlug Aloys ſeine ſchönen braunen Augen hell auf und war ſchnell in den Kleidern, ging leiſe in den Alkoven, umarmte zärtlich die Mutter und fragte ſo beſorgt, als ſei er der Vater:

„Was macht das liebe Röschen?“

„Es geht ihm gut, Aloyschen, denn es ſchläft. Aber gib mir ein wenig Weihwaſſer,“ antwortete die Mutter.

Aloys tauchte die Fingerſpitzen in das kleine Weihwaſſerbecken von blauer Fayence, das über dem Kopfende des Bettes an der Wand hing, und reichte ſie der Mutter dar. Sie nahm die Tropfen ab und beſprengte ſich ſelbſt, das Kind und Aloys, indem ſie das heilige Kreuzzeichen machte. Dann ſagte ſie:

„Dein Morgengebet, Aloys.“

„Du mußt aber mitbeten!“ bat er, indem er neben dem Bett niederkniete und ſeine gefalteten Hände auf die Decke legte.

„Gern! fange nur an, mein Sohn.“

Und halblaut flüſternd beteten ſie fünf Vaterunſer und Ave Maria, den Glauben, die gute Meinung und die Empfehlung an den heiligen Schutzengel.

„Es iſt noch zu früh, um Feuer zu machen; ich bleibe noch ein wenig bei Dir ſitzen,“ ſagte Aloys, ſetzte ſich auf den Schemel neben dem Bett und legte ſeinen Kopf auf das Kopfkiſſen der Mutter. Sie ſah ihn liebreich an. Nach drei Minuten war er eingeſchlafen. Sie nicht. Sie überdachte beklommen Alles, was ihr Mann geſagt hatte und bat den lieben Gott inbrünſtig um ſeinen Beiſtand. Als der Tag durch die Spalten der Fenſterladen ſein graues Dämmerlicht in das unfreundliche Zimmer warf, ſagte ſie halblaut:

„Wach auf, Aloys, es iſt Zeit!“ — und der Knabe ging verſtändig und ſorgfältig an ſeine Haushaltungsgeſchäfte.

„Wo bleibt nur Frau Müllern?“ ſagte Weiß, der ſich inzwiſchen von ſeinem unbequemen Lager erhoben hatte. „Um ſechs Uhr wollte ſie Antwort haben.“

„Vielleicht hat ſie eine beſſere Amme gefunden,“ entgegnete Margarethe.

„Saperlot! dann ſollte doch der Geier oder der Kukuk oder wer es ſonſt iſt, das lügneriſche alte Weib holen!“ donnerte Weiß.

Indem erſchien Frau Müllern in der Thüre und rief:

„Was geht denn hier vor?“

„Ich ſprach mit meiner Frau,“ ſagte er mürriſch.

„Nennen Sie das — ſprechen? Sie tobten ja förmlich! und mit einer Wöchnerin!“ ſagte ſie kopfſchüttelnd und ſetzte hinzu, indem ſie neben Margarethe Platz nahm: „Nun, Frauchen, wie geht's? was macht die Kleine? Haben Sie meinen Vorſchlag überlegt?“

„Natürlich — und angenommen!“ rief Weiß.

„Wenn ich mein Kind mitnehmen darf, Frau Müllern, dann will ich den Vorſchlag annehmen, d. h. verſuchsweiſe,“ antwortete Margarethe, „ſonſt aber nicht.“

„Ihr Kind mitnehmen, Frauchen? ob das geſtattet wird, weiß ich nicht!“ rief Frau Müllern. „Indeſſen will ich es dem Herrn Roth ſagen. Es iſt ja ein Zeichen eines guten Gemüths und wer das eigene Kind ſo gern hat, wird auch für das fremde ſorgen.“

„Ja, Frau Müllern, wenn ich kann. Darum habe ich geſagt, ich wollte es verſuchen; denn ſobald ich nicht zwei Kinder nähren kann, ſo hat das meine das Vorrecht und ich wäre für das fremde nicht brauchbar. Alſo ſein Sie ſo gut, dies Alles dem Herrn Roth zu ſagen.“

„Das ſoll ſogleich geſchehen!“ ſagte Frau Müllern und ſtand eilfertig auf.

„Halt!“ donnerte Weiß ihr entgegen, „meine Frau kommt, mit oder ohne Kind, und damit Holla! ſie ſoll auch einmal Geld verdienen! ich habe das lange genug allein thun müſſen! nun kommt an ſie die Reihe und ich transportire ſie auf der Stelle zum Herrn Roth. Ein Goldſtück täglich! — und ſie will ſich ſperren? Daraus wird nichts! ſie muß hin.“

„Herr Weiß,“ ſagte Frau Müllern ganz gelaſſen, „wenn Sie hier umhertoben, wie noch nie ein Chriſtenmenſch bei einer Wöchnerin getobt hat, ſo kann die Angſt und die Aufregung von ſchlimmen Folgen für Ihre Frau ſein. Sie kann ſchwer krank werden oder in böſe Krämpfe fallen. Dann iſt's aus und vorbei mit den Goldſtücken und Sie haben obendrein eine elende, kränkliche Frau.“

„Nu, ſo machen Sie, daß Sie fort- und mit guter Nachricht bald wiederkommen!“ murrte Weiß.

Während Frau Müllern ſich ſchleunigſt entfernte, ging er im Zimmer hin und her, fuhr Aloys an, daß der Kaffee noch nicht koche, fuhr den Anton an, daß er ſich ſo langſam ankleide, fuhr den kleinen Philipp an, daß er überall im Wege ſei und blieb endlich vor dem Alkoven ſtehen, indem er mit barſchem Ton ſagte:

„Du wirſt es annehmen, Grethe, ſo oder anders! .... Du wirſt, ſag' ich Dir!“

Sie ſchwieg und blickte auf das Kind an ihrer Bruſt, während ſie heimlich und inbrünſtig Gott bat, doch Alles zum Guten zu wenden.

Ganz vergnügt kam Frau Müllern zurück.

„Herr Roth iſt mit Ihrem Vorſchlag einverſtanden, Frauchen!“ ſagte ſie. „Sie möchten nur mit Ihrem Kinde kommen, das Uebrige werde ſich bei der gehörigen Ruhe und guter Koſt ſchon finden. Nur kommen, flugs und freudig kommen.“

„Ein vernünftiger Mann, der Herr Roth,“ ſagte Weiß und rieb ſich vor Freude die Hände.

„Ja, ich komme, Frau Müllern, und bin Ihnen recht dankbar, daß Sie an mich gedacht haben. Aber es wird mir doch recht ſchwer, den Mann und die Buben zu verlaſſen. Was wird das hier für eine Unordnung geben! wer ſoll kochen, waſchen, ſäubern, auskehren, ausbeſſern? .... Ach, mein Mann ſagt freilich, ich hätte noch nie etwas Geld verdient und das iſt wahr; — wenn man aber das Alles zu beſorgen und Wochenbetten und die Kinder zu nähren hat, wie kann man da noch Geld verdienen!“

„Nu jetzt kannſt Du's, Grethe! Steh nur auf! Frau Müllern iſt Dir behülflich,“ ſagte Weiß.

„Und eine Aufwartsfrau,“ ſetzte Frau Müllern hinzu, „die täglich kommt und das Nöthige beſorgt, findet ſich ſchon.“

Margarethe war aufgeſtanden und trat aus dem Alkoven, eine große, ſchöne, bleiche Frau mit einem lieblichen Ausdruck von Sanftmuth und Güte. Die drei Knaben ſtürzten ihr entgegen und ſchmiegten ſich an ſie.

„O Mutter, bleib' bei uns, geh' nicht fort!“ bat Aloys mit zitternden Lippen, ſeine Thränen bekämpfend.

„Nimm uns mit,“ ſagte Anton.

„Mich auch! mich auch!“ rief Philipp.

Margarethe ſetzte ſich, zog die Knaben an ſich, küßte ſie, ſtreichelte ihr Haar, ihre Wangen, und ſagte zärtlich ihre Rührung bemeiſternd:

„Jetzt, meine Buben, müßt Ihr brav ſein, das iſt die Hauptſache, damit ich Gutes von Euch höre, wenn ich wiederkomme. Zuweilen werde ich Euch ſehen, alle Tage freilich nicht . . . . aber der liebe Gott ſieht Euch immer. Vergeßt das nicht, meine

Buben! ſeid gehorſam, fleißig und fromm; dann kann ich mich freuen, wenn ich heimkehre.“

„Vorwärts, Grethe, vorwärts!“ drängte Weiß. „Platz da, Ihr Buben! Marſch in die Ecke, Lips! überall kriecht er einem zwiſchen den Beinen herum.“

Die Knaben ſtäubten auseinander. Weiß nahm ſeine Frau unter den Arm, Frau Müllern trug das kleine Kind und ſie verließen das Zimmer.

„Wohin geht denn die Mutter?“ fragte Anton leiſe.

„Wir wollen ſehen, wo ſie bleiben,“ verſetzte Aloys, nahm Philipp bei der Hand und alle Drei ſchlichen zum Hauſe hinaus.

„Da iſt ſie ja!“ rief Philipp überlaut auf der Gaſſe, denn Margarethe ſtand auf der Schwelle des Roth'ſchen Hauſes, welches nur durch ein Gäßchen von ihrem Hauſe getrennt war.

Als ſie die Stimme des Kleinen hörte, wendete ſie ſich und nickte freundlich den Kindern zu; aber der Vater hob die geballte Fauſt mit ſo drohender Bewegung gegen ſie auf, daß ſie einen ſchleunigen Rückzug in's Haus machten. Indeſſen ſagte Aloys ganz froh:

„Nun, da kann man die Mutter ſchon ſehen! ich dachte, ſie ginge weit weg.“

„Und ſie geht nur in's Nachbarhaus!“ jubelte

Anton, „wir können aus dem Fenſter ihr Haus ſehen .... wenn's auch nur der Pferdeſtall iſt. Schau, Lips! da drüben wohnt jetzt die Mutter.“

Philipp ſteckte ſeinen Kopf zum Fenſter hinaus, ſah in dem ſchmalen Gäßchen nur eine Mauer und eine Thoreinfahrt und ſagte betrübt:

„Ich kann ſie aber nicht ſehen.“

Gleich darauf kam der Vater zurück, höchſt übler Laune, denn er hatte nicht auf der Stelle das Goldſtück für den erſten Tag bekommen. Frau Müllern hatte ihn vor der Hausthür weggeſchickt und geſagt, ſie werde das in Ordnung bringen. Damit nahm ſie Margarethens Arm, führte ſie in das Zimmer, wo das neugeborene Kind lag, trat dann unter die Thüre des Nebenzimmers und ſprach mit gedämpfter Stimme hinein:

„Herr Roth, hier iſt die Amme.“

Herr Roth erſchien. Margarethe faßte ihn in's Auge; er machte ihr keinen guten Eindruck. Seine Züge, ſein Blick, ſeine Bewegungen, ſeine Stimme, ſeine ganze Art — Alles war hart und ſo ſagte er denn auch zu Margarethe ohne Weiteres:

„Wird denn das gehen mit den beiden Kindern?“

„Ich will es verſuchen, Herr Roth.“

„Es wäre viel verſtändiger, wenn Sie Ihr Kind in die Koſt zu andern Leuten geben wollten.“

„Das kann nicht ſein, Herr Roth."

„Ich habe das Alles ja ſchon mit Ihnen beſprochen und abgemacht, Herr Roth," ſagte Frau Müllern, während ſie für Margarethens Kind ein Lager bereitete: „Frau Weiß behält ihre Kleine bei ſich und Sie zahlen ihr täglich ein Goldſtück."

„Ein Goldſtück täglich? Sind Sie raſend geworden?"

„Sie haben geſagt: ein Goldſtück täglich," verſetzte Frau Müllern gelaſſen, „das habe ich dem Manne dieſer Frau geſagt, damit iſt er einverſtanden" . . . . —

„Wahrhaftig? genügt ihm das? keine üble Speculation, die er da mit ſeiner Frau macht!" entgegnete Herr Roth ſchneidend, „ein Goldſtück . . . . zwanzig Francs täglich! das iſt ja ein Capital zu Ende des Jahres."

„Es gibt ja auch Dukaten, Herr Roth! ein Dukaten iſt ein gar ſchönes Goldſtück."

„Das will ich meinen!" ſagte er ingrimmig lachend.

„Auch Zehnfrankenſtücke gibt es in Gold" . . . . —

„Frau Müllern, machen Sie mich nicht wüthend," fiel er ihr in's Wort.

„Ach, was!" verſetzte ſie unverzagt: „Sie haben mich dieſe Nacht umhergehetzt nach einer rechtſchaffenen, geſunden Frau, deren Dienſt Sie mit Gold bezahlen wollten; ich bringe Ihnen eine ſolche Frau; ſie verläßt Mann, Kinder, Hausweſen — und jetzt wollen Sie nicht Wort halten und ſind doch reich! wiſſen Sie denn nicht, daß dieſe Frau gleichſam ihr Herzblut hergibt, um Ihr Kind zu nähren?“

Herr Roth ſah Frau Müllern ſo zornig an, daß Margarethe beſchwichtigend ſagte:

„Ereifern Sie Sich nicht, Herr Roth. Es genügt das kleinſte Goldſtück: fünf Franken. Damit werden Sie gewiß einverſtanden ſein.“

„Weil ich es ſein muß!“ verſetzte er barſch, „unter andern Umſtänden ließe ich mir eine ſolche Prellerei nicht gefallen.“

„Erſcheint Ihnen dieſe Forderung als eine Prellerei, ſo werde ich auf der Stelle heimgehen, Herr Roth, denn Beſchimpfung vertrage ich nicht,“ erwiderte Margarethe gelaſſen, aber ihre Hände zitterten und ihre Lippen bebten.

„Wenn Sie die gute Frau nicht krank und unfähig zu ihrem Dienſt machen wollen, Herr Roth, ſo enthalten Sie Sich aller Grobheit und laſſen Sie ihr eine anſtändige Behandlung zukommen,“ ſagte Frau Müllern in einem ſehr groben Ton. „Mir können Sie keinen Vorwurf machen, denn ich habe nur Ihre eigenen Worte wiederholt — und nun wollen Sie dafür an der armen Frau Weiß ſich rächen? ich werde mich dann wahrlich nicht mehr für Sie abquälen. Sein Sie froh, daß dieſe brave Frau gefunden iſt, zahlen Sie ohne Widerrede fünf Franken täglich und danken Sie Gott. Einen beſſern Rath kann Ihnen kein Menſch geben."

Es gibt wirklich Menſchen, denen die Grobheit imponirt. Auf ſanfte, beſcheidene Vorſtellungen nehmen ſie keine Rückſicht, weil ſie meinen, ſchüchterne und demüthige Leute wären mit ihren Anforderungen nicht zu berückſichtigen, ſondern zu unterdrücken. Frau Müllern ſprach ſo herausfordernd, ſo unerſchrocken, ihre Stimme war ſo laut, ihre Miene ſo trotzig, daß Herr Roth ſagte, indem er ihr mit beiden Händen winkte:

„Machen Sie doch keinen ſolchen Heidenlärm! wenn meine arme Frau das hört" . . . . —

„Iſt ſie wieder bei Beſinnung?", fragte Frau Müllern plötzlich äußerſt theilnehmend.

Er zuckte die Achſeln und ging in das Krankenzimmer. Auf der Schwelle wendete er ſich zurück und ſagte:

„Die Amme bleibt alſo bei meinem Kinde und Sie werden alles Nöthige beſorgen, Frau Müllern."

Die arme Margarethe hatte ſich indeſſen mit dem Kinde beſchäftigt. Ihr war das Herz ſchwer und ſie fragte ſich, ob es gutzuheißen ſei, daß ſie die Ihren verlaſſen, ob ſie nicht gar ihre Pflicht als Gattin und Mutter verletzt habe. Es war Alles ſo ſchnell gekommen; von Ueberlegung war keine Rede geweſen; ihr Mann hatte nur befohlen und gedroht, hatte ſie, die Wöchnerin, mit dem ſechs Tage alten Kinde aufgejagt und in das fremde Haus gedrängt. Wie würde es ihr hier ergehen bei dem harten Herrn — und aus tiefſter Bruſt ſeufzte ſie:

„O wär' ich daheim, Frau Müllern!“

„Damit Ihr Mann Sie mißhandelte und wie ein Wütherich, der er iſt, umhertobte — nicht wahr? — Nein, Frauchen, die Gedanken laſſen Sie Sich vergehen. Sie ſind nun einmal hier und Sie bleiben ſo lange hier“ . . . . —

„Wie Gott will!“ fiel Margarethe ein.

„Das wollte ich eben ſagen. Aber jetzt muß ich Ihnen noch etwas Anderes ſagen. Es war ſehr verkehrt von Ihnen, daß Sie mit den fünf Franken die Großmüthige geſpielt haben. In dieſem Hauſe wird ſo etwas gar nicht äſtimirt. Sie hätten ſprechen müſſen — und in einem gehörig herzhaften Ton! — ſo hätten ſie ſprechen müſſen: Herr Roth! in den erſten vier Wochen will ich und muß ich täglich meine zehn Franken haben; das iſt meine Taxe und das ſpätere wird ſich finden.“

„Aber, Frau Müllern, es iſt mir nicht gegeben, ſo herriſch zu ſprechen .... und ich habe keine Taxe."

„Thut nichts, Frauchen! Sie taxiren Ihren mühſamen Dienſt: iſt das keine Taxe? Jetzt iſt es zu ſpät, Sie bekommen von Herrn Roth in Ewigkeit nicht mehr als fünf Franken täglich. Indeſſen, wenn Sie ein Jahr hier bleiben .... oder auch nur zehn, elf Monat, ſo macht das ſchon ein nettes Sümmchen. Sie dürfen es nur nicht Ihrem Unhold von Mann in die Klauen geben."

„Reden Sie doch nicht ſo unchriſtlich von meinem armen Mann, Frau Müllern."

„Ach was, armer Mann! Er iſt unchriſtlich, Frauchen, nicht ich. Er iſt ein" .... —

„Er iſt mein Ehemann, Frau Müllern; folglich kenne ich ſeine Fehler. Aber ich kann es nicht leiden, daß Andere ſie mir vorrechnen."

„Sie ſind ein braves Weib, Frauchen! aber ich bleibe doch dabei, daß Sie nicht das Geld, das Sie hier verdienen, Ihrem Manne geben dürfen."

„Alles gewiß nicht."

„So wenig wie möglich, behaupte ich."

„Er muß Jemand haben, der die kleine Haushaltung beſorgt: dazu braucht er Geld. Ach Gott, wie wird es da hergehen! wie unordentlich ſah es ſchon jetzt im Zimmer aus, weil ich in dieſen Tagen nicht aufräumen und ſäubern konnte. Mir iſt immer zu Sinn, als müſſe ich mein Kind nehmen und davonlaufen."

„Und dieſer arme Wurm hier ſoll verſchmachten? den wollen Sie verlaſſen? . . . . Wenn das nicht unchriſtlich iſt, ſo verſtehe ich mich nicht auf das Chriſtenthum."

„Ich will es nicht, Frau Müllern! ich ſage nur, daß mich die Luſt dazu anwandelt."

„Sie wird ſich ſchon verlieren, wenn Sie das Würmchen acht Tage genährt haben. Dann iſt es Ihnen zu Muth, als hätten Sie Zwillinge."

„Ich will es hoffen; aber ich vergeſſe meine Bübchen nicht über die Zwillinge und es iſt noch gar nicht davon die Rede geweſen, daß ſie mich beſuchen dürfen."

„Deſto beſſer, Frauchen! Nur nicht viel reden von den Dingen, die Sie thun wollen! und herzhaft ſie thun, ohne zu fragen. Denn das wiſſen Sie ja: Wer viel fragt, geht weit um. Sie ſind zu ängſtlich! das hat Ihnen auch Ihr Unhold . . . . ich wollte ſagen, Ihr lieber Mann beigebracht. Wer auf rechten Wegen geht, darf nicht ſo ängſtlich ſein. Das bewirkt, daß die Leute den ſchuldigen Reſpect vor ſolchem ängſtlichen Gemüth verlieren. Ich weiß, was ich ſage, Frauchen, und warum ich es ſage.“

„Ja, Sie ſind mein Troſt, Frau Müllern! nicht wahr, Sie kommen fleißig?“

„Täglich zweimal, d. h. wenn Frau Roth am Leben bleibt . . . . was wir abwarten müſſen.“

Inzwiſchen war der Arzt gekommen, um nach der Kranken und dem Kinde zu ſehen. Er fand jene in einem bedenklichen Zuſtand, dieſes aber gut verſorgt, nachdem ihm Frau Müllern alle Umſtände mitgetheilt hatte, und er ſagte ſchließlich:

„Sie müſſen die Oberaufſicht über die Kinderſtube behalten, Frau Müllern, und Sorge tragen für das Wohlergehen der Amme, denn davon hängt das Befinden des Kindes ab, beſonders in dieſem Fall mit zwei Kindern.“

„Daß nur nicht das meine zu kurz kommt!“ ſagte Herr Roth, der den Arzt begleitete, in ſeinem rauhen Ton: „es iſt ein Unſinn mit dieſen zwei Kindern und ich will nicht, daß er auf Koſten des meinen getrieben werde.“

„Nur ſchön ruhig, Herr Roth!“ nahm Frau Müllern das Wort: „ſagen Sie Selbſt, Herr Doctor, ob es nicht ein ſeltener Glücksfall iſt, daß wir eine brave Frau gefunden haben, die vor ſechs Tagen ein Kind auf die Welt brachte — und die ein ſo gutes Gemüth hat, daß ſie ſich für kein Geld davon trennen will.“

Der Arzt beſtätigte das und ordnete ſchließlich an, daß die Kinderſtube möglichſt weit vom Krankenzimmer entfernt werde, denn der Zuſtand der Frau Roth verlange die äußerſte Stille. Das Haus war nur klein, aber Herr Roth bewohnte es allein mit ſeiner Familie und ließ ſogleich die Veränderung vornehmen. Frau Weiß bezog mit den Kindern ein freundliches Zimmer zu ebener Erde, deſſen Fenſter auf die Straße gingen. Ein Blick aus dieſen Fenſtern erfreute ihr Herz, denn Aloys und Anton mußten täglich ein Paarmal hier vorüber in die Schule gehen.

Die Dinge nahmen nun ihren Verlauf und da der Arzt darauf beſtand, daß ſich Frau Weiß ſchone und ihre Geſundheit pflege, ſo war der Verlauf durchaus normal und ſehr befriedigend, ſie erholte ſich und kam zu Kräften und die Kinder gediehen. Ueberdas war Frau Roth außer Lebensgefahr, wenn auch noch weit von der Geneſung. Dies verſetzte den Herrn Roth in die beſte Laune und er trat am Samſtag Nachmittag in die Kinderſtube und ſagte, ſo freundlich wie die Gewohnheit der Unfreundlichkeit es zuließ:

„Frau Weiß, Sie ſind Montag früh gekommen, ich bringe Ihnen Ihren Wochenlohn .... ausnahmsweiſe, weil Ihr Mann ihn nöthig hat. In der Regel bezahle ich meine Dienſtboten monatlich."

Er legte dreißig Franken auf den Tiſch.

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Roth, und bitte Sie um die große Güte, mir behülflich zu ſein, damit ich die Hälfte des Wochenlohnes in einer Sparkaſſe anlegen könne. Ich habe von ſolchen Kaſſen gehört, bin aber noch nie dazu gekommen, ſie zu benutzen. Fünfzehn Franken werde ich meinem Manne einhändigen. Er beſucht mich morgen."

„Das verbitte ich mir!" rief Herr Roth aufgebracht, „ich will nicht fremde Mannsperſonen in meinem Hauſe, bei meinem Kinde haben."

„Mein Mann wird ſich nicht lange aufhalten und Ihnen in keiner Weiſe läſtig ſein. Aber daß ich ihn jeden Sonntag ſehe und ſpreche — das können Sie nicht verbieten, denn ich verſäume dadurch nichts von meinem Dienſt."

Herr Roth ſah Margarethe wüthend an, ſagte aber nichts, nahm fünfzehn Franken vom Tiſch und verließ das Zimmer, ohne ſich um ſein Kind zu kümmern. Margarethe ſah mit einem Gefühl von Dankbarkeit und Befriedigung die drei kleinen Goldſtücke an, welche vor ihr lagen, wickelte ſie ſauber in weißes Papier ein und ſteckte ſie in die Taſche.

Am andern Morgen kam ihr Mann und ſchon auf der Schwelle rief er ihr zu:

„Nu, Grethe, heraus mit den Goldſtücken! ich habe lange genug auf ſie warten müſſen. Nu, wie geht's Dir? Sehr gut, wie ich ſehe. Wohnſt ja wie eine Prinzeſſin."

„Lieber Bernard, was machen die Buben? ach, ich hab' ja ſo lange nichts von Euch Allen geſehen und gehört! Der Doctor wollte es nicht. Ich mußte mich ganz ruhig verhalten, mich ſchonen, wie er es nannte. Nun ſprich, ſind die Buben brav geweſen, gehorſam, friedfertig?"

„O ja! wenn der Lips täglich die Ruthe geſchmeckt und der Anton ſeine gehörigen Püffe bekommen hat, dann ging es ſchon ein Paar Stunden. Hernach aber fing der Tanz von Neuem an."

„Und Aloys?" fragte ſie betrübt."

„Dem Aloyſi hab' ich nur einmal ein Paar Ohrfeigen gegeben; aber gehörige! Der hat ſich's gemerkt, daß mit mir nicht zu ſpaſſen iſt. Aber die Goldſtücke, Grethe! heraus damit! ihretwegen halte ich ja nur die Laſt mit den böſen Buben aus."

„O Bernard, ſie ſind nicht bös, die armen Jungen," ſeufzte Margarethe und reichte ihrem Mann das Päckchen.

Er öffnete es, nahm die drei Goldſtücke heraus, blickte erſtaunt auf und fragte:

„Nu? die drei andern?“

„Die legt mir Herr Roth in einer Sparkaſſe an, Bernard. Auf dieſe Weiſe kommen wir nach und nach zu einem kleinen Capital, das uns Zinſen einträgt — und ſind wir einmal ſo weit, ſo haben wir die ſchlimmſten Tage hinter uns. Aber was fehlt Dir?“ fragte ſie, als er aufſprang.

„Mein Geld fehlt mir! eine vernünftige Frau fehlt mir!“ rief er, indem er nach ſeiner Gewohnheit im Zimmer auf und nieder rannte. „Weißt Du denn nicht, daß ſolche Kaſſen nur angelegt ſind, um die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer zu machen?“

„Wer ſein Geld in ſolche Sparkaſſen gibt, behält es und bekommt Zinſen dazu. Wie der Arme dadurch ärmer werden ſoll, verſtehe ich nicht.“

„Ich auch nicht! aber der Joſias ſagt's. Der iſt in London, Paris und Petersburg geweſen . . . . der verſtehts!“

„O, lieber Bernard!“ verſetzte Margarethe traurig, „der Joſias verſteht vor Allem ſein eigenes — und dann fremder Leute Geld durchzubringen; das ſollteſt Du doch aus Erfahrung wiſſen.“

„Was kann Joſias dafür, daß unſer Lotterieloos nichts gewonnen hat?“

„Joſias hat nie ein Loos für Dein Geld gekauft, ſondern hat es vertrunken, verſpielt, mit Dir und ohne Dich — und läßt Du Dich jetzt wieder mit ihm ein, ſo bleibt Dir von den fünfzehn Franken kein rother Heller.“

„Deßhalb muß ich meine dreißig Franken haben. Gib ſie heraus.“

„Ich kann ſie Dir nicht geben. Herr Roth hat ſie auf meine Bitte in eine Sparkaſſe eingelegt.“

„Ohne mich zu fragen? .... Das iſt denn doch zu toll! .... Iſt Herr Roth zu Hauſe?“

„Ich weiß es nicht! aber was willſt Du bei ihm? Bleibe doch hier, ſieh doch nur unſere Roſa an .... erzähle mir vom Aloys“ .... —

„Laß mich in Ruhe!“ rief er und verließ das Zimmer. Dreiſt durchſchritt er den Flur und klopfte an eine Thür, welche die Aufſchrift trug Bureau. Man rief „Herein!“ — und er ſtand vor Herrn Roth, der an einem Arbeitstiſch ſaß, auf welchem eine Maſſe von Papieren, Zeichnungen, Baupläne und Riſſe lagen.

„Wer ſind Sie? was wollen Sie?“ fragte Herr Roth und ſah den Eindringling ſtarr an.

„Ich komme, um die fünfzehn Franken zu holen, die Ihnen meine Frau geſtern ließ, um ſie in eine Sparkaſſe zu geben.“

„Ihre Frau will aber die Hälfte Ihres Wochenlohnes zurücklegen.“

„Sie hat ſich jetzt anders beſonnen. Ich ſoll mir das Geld auszahlen laſſen.“

„Das glaube ich nicht; Ihre Frau iſt verſtändig und wird nicht urplötzlich ihren Sinn ändern. Es thäte mir leid, wenn ſie ihr Vorhaben aufgeben wollte.“

„Natürlich! denn ſolche Sparkaſſe bringt Ihnen Vortheil!“ rief Weiß ingrimmig.

„Mir?“ fuhr Herr Roth zornig auf.

„Ja, Ihnen . . . . und überhaupt den reichen Leuten! all ſolche Anſtalten ſind zum Schaden der Armen. Tragen die ihre Paar Kreuzer nicht in der Taſche, ſo ſind ſie drum, ſie wiſſen nicht wie. Meine Frau hat ihre dreißig Franken redlich verdient. Fünfzehn hat ſie mir gegeben und die andern fünfzehn fordere ich jetzt von Ihnen . . . . ich will und muß ſie haben! Armen Leuten ihren Wochenlohn vorzuenthalten, iſt ein Diebſtahl, der aber bei den Reichen ganz gebräuchlich iſt.“

„Sie Elender! fort aus meinem Zimmer, aus meinem Hauſe!“ rief Herr Roth wüthend und warf über den Tiſch fünfzehn Franken hin, die Weiß gierig einſtrich, trotzig das Zimmer verließ, zu ſeiner Frau ging und triumphirend ſagte:

„Ich hab' ſie! Den Unſinn laß Dir nicht wieder einfallen. Ich brauche das Geld für mich und die Buben, Du haſt hier nichts nöthig, biſt gut verſorgt — bleib' nur recht lange hier, ein Jahr zum Wenigſten! dann komm' ich unterdeſſen auf einen grünen Zweig.“

Er nickte ihr zu und ging fort. Als Herr Roth nach einer Weile eintrat, fand er Margarethe in Thränen.

„Frau Weiß!“ ſagte er ſtreng, „Ihr Mann wird nicht wieder die Schwelle meines Hauſes betreten: dies kündige ich Ihnen hiermit an. Iſt er verrückt, iſt er betrunken — ich weiß es nicht und es iſt mir auch ganz gleichgültig. Mit Ihrem Wochenlohn machen Sie was Sie wollen. Werfen Sie ihn in's Waſſer oder geben Sie ihn Ihrem Manne, das Erſte wäre noch Beſſer als das Letzte! aber ich bekümmere mich nicht darum.“

„Ach, ich begreife das, Herr Roth!“ ſagte die arme Frau demüthig, „aber ich werde dann nicht hier bleiben können. Ich muß nach Hauſe, er verwildert ganz und meine Buben gehen zu Grunde.“

„Iſt Ihr Mann damit einverſtanden?“

„O nein! ihm liegt ſehr viel an meinem Wochenlohn — ach! zu viel!“

„Dann wird er ſchwerlich wünſchen, daß Sie Ihren Platz verlaſſen.“

„Ich hätte dieſen Platz überhaupt nicht annehmen ſollen.“

„Warum haben Sie es gethan?“

„Weil mein Mann darauf drang. Der große Wochenlohn reizte ihn. Täglich fünf Franken — das iſt etwas Seltenes.“

„Nun ſind Sie aber hier, nun hat ſich die Kleine an ſie gewöhnt; wer weiß, ob Sie den Wechſel mit Ammen vertrüge! — und wenn Sie zu Hauſe laufen wollten und Ihr Mann Sie fortjagte — was dann? er ſieht mir ganz danach aus.“

„Das darf er nicht.“

„Er darf Sie auch nicht mißhandeln, allein er wird es ſicher nicht daran fehlen laſſen.“

Margarethe ſchwieg, denn ſie theilte ſeine Ueberzeugung.

„Und genug, Sie bleiben hier! Mein Kind iſt mir ſo lieb wie mein Augapfel, der Doctor und Frau Müllern ſagen mir alle Tage, es ſei bei Ihnen gut aufgehoben; — alſo wäre es ganz unmenſchlich von Ihnen, es zu verlaſſen.“

„Es iſt auch unmenſchlich von Ihnen, Herr Roth, mir zu verbieten, meinen Mann zu ſehen.“

„Nun ſo ſehen Sie ihn in's T— Namen!“ fuhr er wild auf, „mir aber komme er nicht mehr vor Augen .... der Unverſchämte.“

„Dafür will ich ſorgen,“ entgegnete Margarethe froh.

„Wie können Sie nur ſo unvernünftig ſein, Sich über den Beſuch dieſes Mannes zu freuen, der Sie quält, der Ihren Lohn durchbringt, der Sie nicht bei ſich behalten will!“ rief Herr Roth, „eine verſtändige Frau würde ſich hingegen freuen, wenn hundert Stunden zwiſchen ihr und ihrem Mann lägen.“

„Das kann ich nicht,“ verſetzte Margarethe, bedenklich den Kopf ſchüttelnd, „erſtens iſt und bleibt er mein Ehemann, bei dem ich ausharren muß und der ſich beſſern kann; und zweitens wegen der Kinder.“

„Sie ſind unverbeſſerlich,“ ſagte Herr Roth und verließ die Kinderſtube.

Margarethe verſank in ihre traurigen Gedanken, daß Joſias, dieſer ſchlimme Geſell, ihren Mann wieder in ſeinen Schlingen habe und als Frau Müllern kam und theilnehmend nach Allem fragte, konnte Margarethe nicht ihren Gram verſchweigen.

„Das iſt aber himmelſchreiend, Ihnen den ganzen Wochenlohn zu entreißen!“ rief Frau Müllern entrüſtet, „das darf er nicht! Künftig müſſen Sie die Hälfte behalten und ich will ſie für Sie in die Sparkaſſe geben.“

„Und wenn mein Mann in Wuth geräth, was dann?“

„Nun dann laſſen Sie ihn wüthen! davon ſtirbt er nicht und ſterben Sie nicht! im Gegentheil! die Männer ſind ſo beſchaffen, daß ſie zuweilen wüthen müſſen und das bekommt ihnen immer ſehr gut für Leib und Seele. Gott, mein Seliger! gegen den iſt Ihr Mann ein Lamm! bekam der ſeinen Rappel, ſo hätte ich mich in’s erſte beſte Mauſeloch verkriechen mögen. Und was hat es mir geſchadet? — Nichts! — Hatte er ſich ausgetobt, ſo konnte ich ihn um den Finger wickeln, ſo ein guter Kerl war er.“

„Es iſt nicht Einer wie der Andere,“ erwiderte Margarethe bekümmert.

„Wegen des Geldes muß ich einmal Ihrem Mann gehörig die Wahrheit ſagen,“ fuhr Frau Müllern in ihrer Entrüſtung fort, „das darf nicht zum zweiten Mal geſchehen. Ich gehe hernach gleich zu ihm.“

„Ach, Sie werden ihn nicht finden! er hat nun Geld, da bleibt er nicht am Sonntag daheim. Aber gehen Sie, Frau Müllern, und holen Sie mir meine Buben.“

„Wenn er ausgegangen iſt, wird er ſie mitgenommen haben.“

Margarethe blickte ſo wehmüthig auf, als wolle ſie ſagen, daß ſo etwas ihrem Manne nicht einfalle; aber ſie ſagte nichts und Frau Müllern ſagte geſchäftig:

„Jetzt gehe ich geſchwind zu Frau Roth hinauf, dann ſchau' ich nach Ihren Buben und dann geht's weiter! es gibt viel zu thun!“

Die blaue Wieſe.

Der Schuhmacher ſtand vom Eßtiſch auf, als Frau Müllern bei ihm eintrat.

„Geſegnete Mahlzeit," ſagte ſie höflich, „denn Sie ſind, wie ich ſehe, ſchon fertig mit dem Mittagsbrod."

„Nu, es war nicht ſo reichlich, um ein Paar Stunden zu dauern," verſetzte er, „und überdies hab' ich Eile."

„Ja, Sie wollen gewiß mit den Buben bei dem ſchönen Wetter in's Freie."

„Das juſt nicht; ich hab' Geſchäfte."

„Sieh! bald hätte ich vergeſſen, daß mich ein Geſchäft zu Ihnen führt. Aber wollen Sie nicht die Buben aus dem Zimmer gehen heißen?"

„Ach, die ſind ſo dumm! die verſtehen nichts von Geſchäften."

Frau Müllern ſah in Aloys' ernſtes und in Antons liſtiges Auge und erwiderte:

„Meinetwegen! alſo zur Sache. Ich kann Ihnen ſagen, daß Herr Roth ſehr aufgebracht und geneigt iſt, Ihre Frau zu entlaſſen.“

„Saperlot! das verbitte ich mir! Er hat ſie haben wollen, ich habe mich darauf eingerichtet, jetzt behalte er ſie, ſo lange er will.“

„Er will aber nur unter der Bedingung, daß Sie ihr einen Theil ihres Lohnes laſſen, damit ſie ſich anſtändig kleiden könne und damit Ihre Buben auch etwas auf den Leib bekommen und nicht wie Bettelbuben ausſehen, wenn ſie ihre Mutter beſuchen.“

„Was gehen ihn meine Buben an? ſind ſie für mich gut genug angezogen, ſo ſind ſie es auch für meine Frau.“

„Aber nicht für Herr Roth. Er läßt durchaus keine Bettelbuben in's Haus.“

„Aber zum Geier! ſie ſind keine Bettler!“

Anton ſtand mit Philipp hinter dem Vater, der Frau Müllern gegenüber. Er war aufmerkſam dem Geſpräch gefolgt, ſtreckte jetzt ſeine beiden Arme in die Höhe, als vom Auzug die Rede war und hob dann Philipps Fuß auf, indem er der Frau Müllern zuwinkte, um ſie auf den höchſt defecten Zuſtand der Aermel und Schuhe aufmerkſam zu machen. Sie ſchoß plötzlich auf ihn zu, ſtellte ihn und Philipp vor den Vater hin, zeigte auf die elende Bekleidung und rief:

„Sind ſie keine Bettler, ſo ſehen ſie doch ſo aus und müſſen es werden!"

„Nicht meine Schuld!" ſagte der Vater und griff nach ſeiner Mütze, um fortzugehen.

„Halt! daraus wird nichts! ich habe die Sache angefangen, ich will ſie fertig machen," ſagte Frau Müllern mit einem ſo barſchen Ton und ſtellte ſich mit einer ſo reſoluten Miene vor die Thür, daß Weiß ſie ganz verwundert anſtarrte: „Ja, gaffen Sie mich nur an! ich würde mir ewige Vorwürfe machen, wenn ich in dieſer Sache nicht Ordnung ſtiftete! Alſo: Frau Weiß behält jede Woche die Hälfte ihres Lohnes und ſorgt für die Bekleidung der Buben; denn ſo, wie dieſe jetzt einhergehen, läßt Herr Roth ſie nicht in's Haus, viel weniger in die Kinderſtube. Sieht Ihre Frau die Buben nicht, ſo härmt ſie ſich dermaßen, daß ſie untauglich wird für ihren Dienſt. Dann ſchickt Herr Roth ſie heim und dann werden Sie Ihre Habgier bereuen und ich habe dann wieder meine liebe Roth mit dem armen kleinen Roth'ſchen Kinde."

„Nu," ſagte Weiß mürriſch, „für einen Tag in der Woche mag ſie den Lohn behalten und für ſechs Tage bekomme ich ihn."

„Nichts da! ſo haben wir nicht gewettet!" rief

Frau Müllern zornig lachend. „Halbpart, Herr Weiß, halbpart!“

Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Fenſterſcheiben klirrten und rief wüthend:

„Steckt dies Weib nicht unter einer Decke mit dem Reichen gegen den Armen, ſo will ich ein Narr ſein!“

„Das ſind Sie ohnehin!“ verſetzte ſie trotzig, „und das wird mich nicht hindern, mich einer guten, aber viel zu nachgiebigen Frau gegen einen ſchlechten Mann anzunehmen. Indeſſen will ich Gnade vor Recht gehen laſſen. Sie ſollen den Lohn von vier vollen Tagen haben, zwanzig Franken die Woche. Ihre Frau behält fünfzehn, kleidet ſich ſelbſt und die Buben und legt einen Sparpfennig zurück — was Sie nicht thun, ſondern Alles durchbringen werden. Sie können ja gar kein beſſeres Geſchäft machen.“

„Daß nur nicht der Sparpfennig irgendwie dem Herrn Roth zu gut komme,“ murmelte er.

„Seien Sie doch nicht ſo thöricht! ich werde das Geld in Obacht nehmen.“

„Sie? warum nicht meine Frau?“

„Weil Sie es ihr abquälen würden, wenn Sie das Ihrige verjubelt haben. Bei mir iſt es ſicher aufgehoben und ſicher vor jedem Langfinger . . . . auch vor Ihnen. Dabei bleibt's.“

Frau Müllern blieb in dem rauhen Ton, den ſie angeſchlagen hatte und der weſentlich dazu beitrug, ihre vernünftigen Gründe einleuchtend zu machen. Jetzt trat ſie von der Thür zurück und ſagte freundlich:

„Ich bin mit meinem Geſchäft fertig, Herr Weiß, und Sie können an das Ihre gehen . . . . aber was wird denn aus Ihren Buben den lieben langen Sonntag Nachmittag?“

„Die ſpülen das Eßgeſchirr aus und bleiben daheim, ... damit nichts geſtohlen wird,“ antwortete er und verließ das Zimmer.

Kaum war er fort, ſo ſagte Anton mit ſchlauer Miene:

„Frau Müllern, der Vater hat kein anderes Geſchäft, als mit dem Joſias in die „blaue Wieſe“ zu gehen und Schnaps zu trinken.“

„Schäme Dich, Anton!“ rief Aloys, der ſich nicht um das Geſpräch gekümmert, ſondern den Eßtiſch abgeräumt hatte, „ſagt der Vater, daß er Geſchäfte habe, ſo hat er ſie.“

„Ich weiß, was ich weiß, und was ich heute früh vom Vater und vom Joſias hörte!“ behauptete Anton.

„Nun zankt Euch nicht, Ihr Buben," gebot Frau Müllern, „waſcht Euch, kämmt Euch, macht Euch ſauber. In einer Stunde bin ich wieder hier und führe Euch zur Mutter."

„Zur Mutter! o Gott ſei gedankt!" rief Aloys freudeſtrahlend.

„Zur Mutter! hurrah!" rief Anton und warf ſeine Mütze ſo ungeſchickt in die Luft, daß ſie in die große Schüſſel mit Spülwaſſer fiel, während Philipp aus Leibeskräften einmal über das andere: „Hurrah!" ſchrie.

„In einer Stunde, Aloys! ſorge, daß Ihr fertig ſeid!" ſagte Frau Müllern und ging von dannen, ganz vergnügt, daß ihr Alles ſo gelungen ſei. Und das wird der liebe Gott gewiß nicht übel nehmen, ſprach ſie ſchließlich zu ſich ſelbſt, daß ich ein wenig geflunkert und den Herrn Roth in die Geſchichte vom Lohn verflochten habe. Das Ungethüm war ja nur durch die Furcht zu bändigen, daß ihm die Frau zurückgeſchickt werden könne, ... die arme brave Frau! . . . . — — —

Margarethe hatte eine unbeſchreibliche Freude, ihre Söhne zu ſehen, obgleich ihr Anblick ſie nicht zufrieden ſtellte. Hatte Aloys auch ſein Möglichſtes gethan, um ſich ſelbſt und die Brüder recht ſauber zu machen — wie Frau Müllern ihn geheißen hatte

— ſo war doch noch viel zu wünſchen übrig geblieben, was ihrem Mutterauge nicht entging, was aber von dem zehnjährigen Knaben nicht zu verlangen war. Sie fragte nach Allem, ließ Jeden erzählen, was ihm am wichtigſten war und erfuhr dann ſo ziemlich, wie es zu Hauſe ſtehe, wie ordentlich die Aufwartsfrau ſei, jeden Morgen und Mittag und Abend pünktlich komme und auch das Eſſen koche — wenn der Vater ihr Geld gebe.

„Er hat aber nicht immer Geld,“ ſagte Aloys entſchuldigend, um der Frage der Mutter zuvorzukommen.

„Für uns nicht . . . . aber für den Joſias und für ſich . . . . o genug!“ rief Anton.

„Das denkt Anton ſich ſo, Mutter,“ ſagte Aloys erröthend.

„Nein, ich weiß es, ich höre es ja!“ rief Anton.

„Du mußt an Deine Sachen denken und nicht immer zuhören, was der Vater zu ſprechen hat,“ ſagte Margarethe.

„Aber, Mutter, ich bin ja nicht taub! wie ſoll ich das anfangen? und der Vater ſchreit ja ſo laut.“

„Nun heute war das Eſſen doch gewiß gut!“ unterbrach ihn Aloys.

„Sehr gut!“ verſetzte Anton, und Philipp, der über dieſen Punkt auch ſchon ſtimmfähig war, bekräftigte es. Margarethe hatte alſo den Troſt, daß wenigſtens heute ihr Wochenlohn den Kindern zu gut gekommen ſei.

So vergingen die Stunden, bis Aloys plötzlich ausrief:

„Ach! . . . . wir müſſen nun gehen, denn die Walburge kommt und ich habe den Stubenſchlüſſel. Ach, wenn Du doch mit uns heimgingeſt, Mutter, es iſt ſo traurig zu Hauſe, wenn Du nicht da biſt“ . . . . —

„Denn wir ſind allein und wiſſen nicht, was wir anfangen ſollen,“ fiel ihm Anton in's Wort, „oder der Vater iſt da und dann iſt es erſt recht ſchlimm.“

„Ich fürchte, Anton, daß Du ein ſchlimmer Bube biſt,“ ſagte Margarethe, „weißt Du denn nicht, wie viel Mühe und Arbeit der Vater hat, um das liebe Brod für uns zu verdienen? Da kann er ſchon einmal mißmuthig werden. Meinſt Du nicht, Aloys?“

„Ja gewiß, Mutter!“ betheuerte Aloys treuherzig und Philipp fühlte ſich verpflichtet, ihm ſchleunigſt beizuſtimmen, nach Art der kleinen Kinder, die immer dem Beiſpiel der älteren Geſchwiſter folgen, meiſtens ohne zu verſtehen, um was es ſich handelt. Anton aber ſchwieg und dachte an das Geſpräch des Vaters mit Frau Müllern, welches ihm bewies, daß auch die Mutter Geld verdiene und doch niemals ſo böſe ſei, wie der Vater.

Mit vielen Liebkoſungen und Ermahnungen, freundlichen Worten und guten Rathſchlägen entließ Margarethe die Knaben und beauftragte Aloys, ihr die Walburge zu ſchicken, mit der ſie zu reden habe. Dann dachte ſie nach, wie ſie es anfangen könne, um ihrem Mann nicht ihren ganzen Lohn abzuliefern; aber ſie war von Natur ſchüchtern und dermaßen verſchüchtert durch ſeine brutale Behandlung, daß ſie Alles litt und Alles that, um ihn nur nicht in Zorn zu verſetzen. Wie ſtaunte ſie, als Frau Müllern kam und ihr die frohe Kunde von Theilung ihres Wochenlohnes brachte.

„Wie haben Sie das zu Stande gebracht, liebe Frau Müllern?“ fragte ſie erfreut und verwundert.

„Wie? . . . . Nun ſo, wie der liebe Gott es mir für Sie, Sie gutes Lamm, eingegeben hat,“ erwiderte Frau Müllern, feſt entſchloſſen, ſich auf das Nähere nicht einzulaſſen. „Und jetzt merken Sie Sich dies, Frauchen: bleibt Ihnen von Ihrem Antheil Geld übrig, ſo geben Sie es mir in Verwahrung; denn nur bei mir iſt es ſicher, nicht in die Klauen Ihres — lieben Mannes zu fallen. Daß ich es in die Sparkaſſe lege, verſteht ſich von ſelbſt. Er braucht das aber nicht zu wiſſen, weil er zu unvernünftig iſt, um die Sache zu verſtehen. Fragt er, ſo ſagen Sie, Sie hätten mir das Geld gegeben und Punktum.“

„Gott vergelt's tauſendfältig, was Sie an mir thun,“ ſagte Margarethe gerührt.

„Das iſt juſt nicht viel,“ verſetzte Frau Müllern, „wenn ich Ihnen etwas Herzhaftigkeit beibringen könnte — dann hätte ich ein gutes Werk an Ihnen gethan. Es taugt nicht, daß Sie ſo ganz entſetzlich opferlammig ſind.“

„Ich will es glauben; aber in Hader und Streit mit meinem Manne zu leben .... und gar vor den armen Kindern! das iſt mir abſolut unmöglich.“

„In Hader und Streit? .... Ja, das ſage ich nicht! ich ſage nur, Sie ſollten zuweilen und zu rechter Zeit etwas commandiren. Ach Gott! wie heilſam iſt es dem Manne, zuweilen ein gutes Commandowort zu hören. Davon kann ich ein Lied ſingen. Aber ich fürchte, daß bei Ihnen Hopfen und Malz verloren iſt, denn aus ſeiner Haut kann kein Menſch heraus.“ — — —

So geſtaltete ſich Margarethens Lage ganz erträglich. Sie ſah ihre Söhne und ſorgte für ſie; die beiden Kleinen gediehen; nachdem Herr Roth ſich überzeugt hatte, daß ſein Kind gut beſorgt werde, bekümmerte er ſich nicht um Frau Weiß und ließ ſie in der Kinderſtube ſchalten und walten. Frau Roth war für Jedermann unſichtbar, außer für das ärztliche Perſonal, und Frau Müllern ſchwieg über ſie mit lobenswerther Ueberwindung ihrer Redſeligkeit. Indeſſen hatte Margarethe, die gar nicht begriff, warum ſie nicht das Kind der Mutter bringen dürfe, von einem Dienſtmädchen erfahren, es ſei mit Frau Roth nicht ganz richtig im Kopf und der Doctor wiſſe nicht, ob ſie herzuſtellen ſei. Das betrübte Margarethe herzlich, und um ſo mehr widmete ſie ihre beſonders aufmerkſame Pflege dem armen Kinde, das vielleicht für immer der Liebe einer Mutter beraubt war. Herr Roth gab auch endlich den Gedanken auf, die Kleine erſt dann taufen zu laſſen, wenn die Mutter ihre Geſundheit wieder erlangt habe, und das Kind erhielt in der Taufe die Namen Roſalie Maria.

„So habe ich jetzt zwei liebe Röschen,“ ſagte Margarethe gerührt, „Gott ſegne ſie, daß beide recht ſchön zu ſeiner Ehre und den Menſchen zur Freude aufblühen.“

Ihr Mann kam regelmäßig jeden Sonntag in der Frühe und empfing ſeinen Antheil an dem Wochenlohn nie ohne zu murren, daß ihm im Grunde das Ganze gebühre. Er hielt ſich immer nur ſo lange bei ſeiner Frau auf, als er ihre Fragen beantwortete und ſeine Klagen über große Ausgaben vorbrachte. Dann warf er einen Blick auf ſein Töchterchen und ging von dannen.

„Aber, lieber Bernard, was ſind denn das für große Ausgaben?“ fragte Margarethe einmal. „Du biſt ja ein ſo geſchickter Arbeiter, daß unſere Bedürfniſſe durch Deinen Arbeitslohn gedeckt waren; — und jetzt haſt Du doch einen hübſchen Zuſchuß und ich ſorge für Bekleidung der Buben. Alſo iſt die Laſt erleichtert.“

„Nu und die Walburge!“ fiel er ein, „hab' ich die umſonſt? koſtet die nichts? . . . . und dann muß ich ſparen — ja, ſchau mich nur an! ich muß ſparen, um ein Lotterieloos zu kaufen — ein großes! ich zahle die eine Hälfte, der Joſias die andere und dann theilen wir den Gewinn.“

Margarethe ſchlug traurig die Hände zuſammen und erwiderte:

„Der Joſias bringt Dich um Dein gutes Geld mit ſeinem Lotterieſchwindel. Du haſt es ſchon erfahren. Ach, bleibe davon!“

„Saperlot! Nein! ich will auch einmal reich werden! endlich muß denn doch der Gewinn kommen und Joſias hat es mir klar vorgerechnet. Dann werden wir, er und ich, Unternehmer einer Schuhfabrik, die nach Auſtralien ihre Waaren liefert. Vielleicht iſt es ſchon ſo weit. Ich muß zu ihm, Grethe.“

„Gehſt Du denn nicht zuvor mit den Buben in Hochamt und Predigt, Bernard?“

„Iſt nicht nöthig! finden ihren Weg ohne mich. Der Lips bleibt bei der Walburge, bis die beiden Großen zu Hauſe kommen und ſo ſind wir Alle gut verſorgt.“

Er ging. Am nächſten Sonntag kam er nicht. Margarethe verzehrte ſich in Unruhe. Was mußte vorgefallen ſein? . . . . Ein Unglück nicht; denn ſie hatte Aloys und Anton zum Gottesdienſt gehen ſehen. Als Nachmittags die Knaben kamen, fragte ſie gleich nach dem Vater und ſah mit Schreck, daß Aloys kaum ſeine Thränen zurückhalten konnte und daß Anton verlegen war. Philipp aber ſagte unbefangen:

„Er iſt nicht da.“

„Wo iſt er? ſprich Aloys!“ ſagte ſie entſchieden.

„Er iſt geſtern Abend nicht heimgekehrt,“ antwortete Aloys leiſe weinend, „die gute Walburge blieb bei uns und gab uns das Nachteſſen; aber um neun Uhr, als wir ſchlafen gingen, da ging ſie fort. Heute früh kam ſie wieder, aber der Vater nicht.“

„Die Leute im Hauſe ſagen, er ſäße mit dem Joſias in der „blauen Wieſe,“ fügte Anton hinzu, und Aloys weinte heftiger.

Margarethe faßte ſich und ſuchte die Kinder zu zerſtreuen. Ach! es war ja nicht zum Erſtenmal, daß Ihr Mann Tag und Nacht in der Schenke geſeſſen und getrunken hatte und die Geſellſchaft von Joſias ließ nichts Anderes erwarten. Sie wußte nun, daß er nicht eher zu Hauſe kommen werde, bis er den letzten Heller, ja ſeine Kleider, verſpielt oder vertrunken habe. Er war nicht eigentlich ſchlecht; er hatte keine Freude an einem ſolchen Leben; er war nur ſchwach genug, um ſich dem Einfluß des Schlechten hinzugeben. Kam er dann aus ſeinem Taumel wieder zu ſich, ſo machte ihn das Bewußtſein, daß er hätte Widerſtand leiſten ſollen und es nicht gethan — und daß er ſich und die Seinen ins Elend geſtürzt habe, äußerſt mißmuthig, ja zuweilen tief traurig. Dann faßte er gute Vorſätze und hielt ſich fern von ſchlechten Kameraden. So wie er aber mit ihnen zuſammentraf und von ihnen verhöhnt wurde als Pantoffelheld und Kinderwärterin, vergaß er ſeine Vorſätze und verfiel wieder dem ſchlechten Leben. Als er Margarethe heirathete, war dieſe Charakterſchwäche noch nicht entwickelt; er galt nur für etwas leichtſinnig, aber für einen ſehr geſchickten Arbeiter, der bei einem ſo ſchönen, verſtändigen, frommen und arbeitſamen Weibe gewiß ein braver Ehemann ſein werde. Und in den erſten Jahren war das auch der Fall. Dann kam jedoch die unvermeidliche Langweile, die in jeder Exiſtenz, auch in der glücklichſten, auftaucht, ſobald dieſe im feſten, unverrückbaren Geleiſe ſich bewegt — und die etwas Anderes, etwas Neues, eine Abwechſelung verlangt. Und als zur Langweile ſtatt der Erholung — die Sorge trat, welche aus zwei unglücklichen Wochenbetten Margarethens und ſchweren Krankheiten der Kinder hervorging; — als noch mehr Arbeitſamkeit, noch größere Anſtrengung nöthig wurden: da ließ ſeine Spannkraft nach, während ſie bei Margarethe wuchs. Er ſuchte Erleichterung, wenigſtens Zerſtreuung. Er fand ſie in der Schenke; doch nur für einen Augenblick. Im nächſten war die Sorge wieder da und mit ihr — die Reue. Zum Unglück ſuchte er den Grund ſeiner Verſchuldung in den äußeren Verhältniſſen. Das verſetzte ihn in Bitterkeit, Groll und Mißmuth, die er an ſeiner Familie ausließ. Reich werden, vollauf Geld haben — dahin ſtrebte ſein Sinn — und einſtweilen wurde er immer ärmer und gerieth in drückende Schulden, weil er weniger arbeitete und mehr brauchte. Jetzt hatte Margarethe durch die größte Ordnung und angeſtrengte Sparſamkeit wieder einmal dieſe Laſt abgewälzt und er war wieder auf gutem Wege. Da kam Frau Müllern mit einem Vorſchlag, der ihm Geldmittel in Ausſicht ſtellte, die für ſeine Verhältniſſe bedeutend waren.

So wie er ſie beſaß, fiel er in die alten Schlingen zurück.

Margarethe beſprach ſich mit Walburge und gab ihr nicht blos das nöthige Geld für den Lebensunterhalt der Kinder, ſondern ſo viel, daß Walburge förmlich in ihren Dienſt trat und das Haus hütete. Damit waren Aloys und Philipp ſehr zufrieden, Anton minder; er meinte, die Walburg thue nichts Anderes als zanken. Margarethe ſtellte ſpäter Walburge darüber zur Rede; doch dieſe entgegnete, Anton ſei ein ausgelaſſener ungehorſamer Bube, den ſie zurechtweiſen müſſe. Margarethe kannte ihren zweiten Sohn genug, um zu wiſſen, daß Walburge Recht habe. Sie konnte jetzt für ihre Knaben unbeſorgt ſein; aber ihr Mann! — —

Nach einigen Tagen kam Walburge eiligſt am ſpäten Abend mit der Nachricht zu Margarethe, ihr Mann ſei eben heimgekehrt, ganz vernünftig, aber ohne Rock und ohne Schuhe und er verlange Geld, um ſie auszulöſen.

„Er hat mich gebeten, das zu beſorgen,“ ſetzte ſie hinzu, „er iſt recht manierlich.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Margarethe, „das pflegt er immer in den erſten Tagen nach ſolchem Streich zu ſein. Er ſetzt ſich an die Arbeit, als ob nichts vorgefallen wäre und Niemand iſt fleißiger als er. Nur fehlt ihm die Ausdauer.“

Sie gab das Geld und Walburge beſorgte den Auftrag. Am nächſten Sonntag erſchien Weiß wie gewöhnlich bei ſeiner Frau und ſagte kurz:

„Grüß' Gott, Grethe! Rück' nur gehörig mit Geld heraus! ich bin ſchmählich um mein Erſpartes gekommen und das Lotterieloos muß gekauft werden! Es iſt die höchſte Zeit vor der Ziehung.“

„Wirſt Du denn immer bei dieſem Unſinn bleiben?“ fragte ſie traurig.

„Nein! nur ſo lange, bis ich das große Loos gewonnen habe.“

„Schau' her, Bernard, ſind das nicht ein Paar herzige Mägdlein?“ und Margarethe nahm ihre kleine Tochter auf den Arm.

„Mir gefällt Roſe Roth beſſer als Roſe Weiß; ſieht kernhafter aus. Unſer Kind verkümmert wegen des reichen Kindes.“

„O nein! es verkümmert nicht, Bernard!“ ſagte ſie, zärtlich das Kind an ſich drückend, „es iſt nur gar fein und zart, ſo recht mein weißes Röschen. Das rothe iſt auch gar lieb, iſt friſcher und größer.“

„Nu, das ſag' ich ja! Reiche Kinder haben immer allerhand Vorzüge,“ verſetzte er und ging ſeiner

Wege. In der Thür wendete er ſich um: „Der Anton iſt ein ganz unbändiger Bube! den ſollteſt Du doch mal coramiren. Aus Prügel macht er ſich nichts . . . . und deshalb prügelt er ſelbſt jeden Augenblick den Lips . . . . hat ihn heute Nacht aus dem Bett geworfen, ſo daß es einen Mordſpektakel gab.“

Wir haben ja Geld.

Zwei junge Männer gingen auf der Promenade eines vielbeſuchten Curortes im weſtlichen Deutſchland auf und nieder und der eine ſah ziemlich gelangweilt aus, während der andere ſich alle Mühe gab, ihn zu unterhalten.

„Die eigentliche Saiſon hat noch nicht begonnen, Sir Ralph,“ ſagte er. „Fremde ſind freilich immer in Menge hier, theils Curgäſte aus Norddeutſchland, Rußland, Amerika, die hier überwintern, wenn ſie ihre Cur während einiger Sommer brauchen ſollen; theils Solche, die ſich wegen des milden Klima's und der ſchönen Gegend zeitweiſe oder auch dauernd hier niederließen. Dieſe Leute verzehren nun zwar bedeutende Geldmittel und thun dadurch indirect außerordentlich viel für unſern Curort; allein deſſen glänzendes Leben und buntes Treiben geht nicht von ihnen aus. Das bringt der eigentliche Fremdenſtrom mit und deſſen Zufluß hat erſt eben begonnen.“

„Und wie unterhalten Sie Sich denn während des langen Winters?“ fragte Sir Ralph.

„Da wo eine Spielbank mit ihrem Zubehör iſt,“ verſetzte der Andere lächelnd, „fehlt es nie an Unterhaltung. Ueberdas habe ich meine Geſchäfte und ſehr ausgedehnte, bedeutende Geſchäfte.“

„Geldgeſchäfte?“ fragte Sir Ralph nachläſſig.

„Das nicht! Mein jüngſt verſtorbener Vater war Baumeiſter und machte im Baufach großartige Unternehmungen und äußerſt einträgliche Speculationen, die ich jetzt fortſetze.“

„Es muß ſehr intereſſant ſein, dergleichen Unternehmungen zu leiten,“ bemerkte Sir Ralph, „denn es gehören große Fachkenntniſſe dazu, nicht wahr?“

„Die ſind es eben, welche die Sache minder intereſſant machen, Sir Ralph, und ich würde Ihre feſten Einkünfte durch Ihre Pächter in Lincolnſhire meinen unſichern vorziehen — obſchon ich nicht leugne, daß das Wagniß und die Möglichkeit eines glänzenden Gewinnes durch Kauf und Verkauf einen großen Reiz hat.“

Ein Wagen überholte die beiden jungen Männer und fuhr im ſchnellſten Trab an ihnen vorbei. Drei Damen in Trauer ſaßen darin.

„Das ſchienen zwei hübſche Geſichter zu ſein,“ ſagte Sir Ralph, immer ganz lakoniſch.

„Ja, meine Schweſter gilt dafür und ihre Geſellſchafterin ebenfalls."

„Sie ſind beneidenswerth, dieſe lieblichen Geſchöpfe immer vor Augen zu haben."

„Was man immer vor Augen hat, Sir Ralph, wird uns durch Gewohnheit ganz gleichgültig. Ich ziehe das Neue, das Ueberraſchende vor. Iſt es auch minder ſchön, ſo iſt es doch eine Abwechſelung."

„So jung und ſchon blaſirt?"

„Ah bah, jung! die Jahre thun es nicht, Sir Ralph. Alt macht uns die Erfahrung und ich habe Erfahrung des Lebens."

„Sind die anſäſſigen Familien ſehr abgeſchloſſen gegen Fremde?" fragte Sir Ralph nach einer kleinen Pauſe.

„Mein Vater war es durchaus nicht. Er hatte Freude am geſelligen Verkehr."

„Und Ihre Frau Mutter?"

„Wie ſie es halten wird, weiß ich nicht. In Parentheſe geſagt — ſie iſt meine Stiefmutter und ich habe mich, oder ſie hat mich daran gewöhnt, mich möglichſt wenig um ſie zu bekümmern."

„Das iſt überhaupt eine goldene Regel für den Weltverkehr. Laſſe man doch Andere thun und treiben, was ſie wollen und ſorge man für ſich."

Sie verließen die Promenade und gingen in die

Spielzimmer des Curgebäudes, wo Sir Ralph Relvil und Herr Otto Roth ſehr zu Hauſe waren.

Der Wagen fuhr in den Hof der „Superba“ ein und hielt vor einem der Seitengebäude und die Damen ſtiegen aus. Die ältere, eine ſtattliche Frau von achtunddreißig bis vierzig Jahren, hätte noch immer Anſpruch auf Schönheit machen können, wären ihre Züge nicht ſo leblos, ihre Augen nicht ſo ausdruckslos geweſen. Sie ſah aus wie ein aus Holz nach den Regeln der Schönheit geſchnittenes und bemaltes Bild — todt! denn Holz bleibt Holz. Sie war in ſchweren ſchwarzen Seidenſtoff gekleidet und ganz mit Perlen und Stickereien von ſchwarzem Schmelz, nach der Mode des Tages, überſäet. Ihr folgten zwei junge Mädchen gleichfalls in Trauer, die Eine blond, zart und weiß, anmuthig leicht in Haltung und Bewegung wie eine Pſyche; die andere groß und ſchlank mit dunkelm Haar und Auge und einer wunderſchönen Hautfarbe. Als die drei Damen über den Hausflur der Treppe zugingen, öffnete ſich eine Thür und eine Frau trat heraus mit einem großen Pack Wäſche. Ihre weiße Schürze über einem ſchwarzwollenen Kleide, ihr weißes Muſſelinhäubchen, ihr glatt geſcheiteltes Haar, zeigten ihre untergeordnete Stellung im Hauſe an. Auch ging die ältere Dame an ihr vorüber ohne ſie zu beachten und die ſeine Blondine nickte ihr flüchtig zu; aber das ſchlanke braune Mädchen ging lebhaft auf ſie zu, nahm ohne Umſtände mehr als die Hälfte des Leinwandpackets von den Armen der Frau und ſagte mit einem gewiſſen beſtimmten und doch liebevollen Ton:

„Ich helfe Dir, mein Mütterchen! wohin willſt Du die Sachen tragen."

„Nein, nein! liebe roth' Roſe, laß das! die Mutter hat es nicht gern," verſetzte die Frau und griff wieder nach dem geraubten Packet.

Allein das junge Mädchen hielt es hoch über ihrem Kopf und rief lachend:

„Ich frage Dich, wohin ſoll ich es tragen?"

Da rief eine harte Stimme oben von der Treppe herab:

„Wo bleibſt Du denn, roth' Roſe?"

„Ich komme ſchon," erwiderte roth' Roſe, legte ihr Packet wieder dahin, woher ſie es genommen hatte, zuckte die Achſeln mit der Miene des Bedauerns, um auszudrücken, wie leid es ihr ſei, und flog die Treppe hinauf zur Mutter, die mißmuthig ſagte:

„Ich begreife nicht, was Du beſtändig mit der Beſchließerin zu ſprechen haſt."

„Ach, nur das, was mir eben einfällt!" lautete die unbefangene Antwort.

„Die Unterhaltung mit den Dienſtboten ſchickt ſich aber nicht," ſagte die Frau Bauräthin Roth und begab ſich in ihr Zimmer, deſſen geſchmackloſe, überladene Einrichtung es zum unbehaglichſten aller Wohnzimmer machte. Da ließ ſie ſich ſogleich zu ihrer Arbeit nieder. Sie ſtickte mit Leidenſchaft vom Morgen bis zum Abend Tapiſſerie. Sie hielt das für vornehm und da ſie reich geworden war, ſo ſuchte ſie auch das zu werden, was ihr vornehm ſchien.

Vor ſechs Monaten war ihr Mann plötzlich vom Schlag getroffen von einem Gerüſt herabgeſtürzt und geſtorben. Er verſtand gründlich ſein Fach und verſtand nicht minder günſtige Conjuncturen zu benutzen. In kritiſchen Zeiten, wo der Boden entwerthet war und der Unternehmungsgeiſt ſtockte, kaufte er Grundſtücke zu niedrigen Preiſen, baute billig, weil Ueberfluß an Arbeitern war, und verkaufte dann in beſſeren Zeiten dieſe Häuſer mit großem Vortheil. Es glückte ihm einflußreiche Beſchützer zu finden, als es ſich um den Bau einer Caſerne handelte: ſein Plan wurde angenommen und ſpäter wurde ſein Bau bis in die Wolken erhoben, als ob ein architektoniſches Kunſtwerk entſtanden und nunmehr der Welt klar gemacht ſei, was das ſei — eine Caſerne. Herr Roth wurde Baurath und bekam einen Orden, und ſeine Kaſſe kam bei der Unternehmung nicht zu Schaden. Die Frau Bauräthin ſchwamm in Wohlbehagen, — das war ſeine Wonne. Eine abgöttiſche Liebe für ſeine Frau und ſeine Tochter nahm Alles in Anſpruch, was ſein Herz an Empfindungsfähigkeit beſaß. Für ſeine erſte Frau hatte er dieſe Zärtlichkeit nicht gekannt. Kaum ſechs Monate nach ihrem Tode heirathete er ein junges Ladenmädchen, in welches er, ein angehender Vierziger, ſich verliebt hatte. Obſchon dieſe Gattin nach der Geburt einer Tochter in einen kläglichen Zuſtand von Geiſtesſchwäche verfiel, minderte das doch nicht ſeine Zuneigung und da er ſie ihr nicht ausdrücken konnte, ſo übertrug er dieſelbe auf ihr Kind, während er ſeinen Sohn erſter Ehe, einen achtjährigen Knaben, in eine Erziehungsanſtalt gab und ſich weiter nicht um ihn bekümmerte, als daß er das Koſtgeld zahlte. Die kleine Roſa machte ſein Glück und ſeine Freude aus. Nie gab er die Hoffnung auf völlige Herſtellung ſeiner Frau auf und der Gedanke, daß ſie bei ihrer Geneſung ein ſchönes kräftiges Kind finden ſolle, bewog ihn zu großen Opfern.

Denn ein großes Opfer war für ihn der Gehalt, welchen er der Frau Weiß zu geben hatte; und war die Nachſicht, mit welcher er auf ihre Anſprüche bezüglich Mann und Kinder einging. Sie benahm ſich aber ſo vortrefflich und ſo pflichttreu, daß er ſie nach und nach um des Kindes willen ſchätzte und daß er ſie bat, als ihr Ammendienſt aufhörte, noch ein Jahr länger zu bleiben. Frau Weiß erwiderte, ſie werde ſo lange bleiben, bis er eine zuverläſſige Wärterin gefunden habe.

Sie konnte das mit mehr Ruhe thun. Ihr Mann hatte ſich während der letzten Zeit gut betragen, fleißig gearbeitet, ſchlechte Geſellſchaft gemieden, jeden Verkehr mit Joſias abgebrochen und ſogar einmal ſeiner Frau geſagt:

„Der Joſias iſt ein Schuft, hat mich betrogen, hat das Geld vergeudet, das ich ihm gab, um ein Lotterieloos zu kaufen. Er ſoll mir nicht wiederkommen, der Schurke, der!"

Margarethe dankte Gott, lobte ihren Mann und hoffte auf ſeine Beharrlichkeit umſomehr, als es ihm Freude machte, hie und da ein Paar Kreuzer zurückzulegen — was er ihr immer mit großem Triumph erzählte. Endlich bat er ſie um ihr Sparkaſſenbuch, das noch immer bei Frau Müllern in ſichern Händen war, und verſicherte, es mache ihm Vergnügen, dieſe Sache ſelbſt zu beſorgen, ſeitdem er wiſſe, daß das Geld wirklich Zinſen bringe. Margarethe war ganz glücklich; Frau Müllern minder. Als er mit ſeinem Anſinnen bei ihr erſchien, ſchüttelte ſie mißmuthig den Kopf.

„Herr Weiß, ich traue Ihnen nicht. Nehmen Sie es nicht übel, aber Sie haben ſchon allzu oft Ihre Streiche gemacht.“

„Meine Frau traut mir und das iſt die Hauptſache.“

„Ach, du mein Gott! das Lamm! was will das bedeuten?“

„Es bedeutet, daß ich ganz verſtändig geworden, ja — ſo zu ſagen — bekehrt bin. Ich denke auch meine Oſtern zu halten. Die Margareth, die gute Seel', hat darüber die größte Freude.“

„Ich will mich auch freuen, wenn Sie Wort halten. Wir haben aber jetzt erſt Neujahr und es iſt gar lange bis Oſtern. Sie ſollten lieber jetzt das thun, was Sie zu Oſtern thun wollen.“

„Nein, Frau Müllern, das geht nicht an. Oſtern iſt nun einmal die Zeit für dergleichen Dinge. Sie werden nun einſehen, daß man ſich auf mich verlaſſen kann.“

„Das ſehe ich durchaus nicht ein!“ verſetzte ſie unmuthig, „iſt Ihre Frau aber mit Ihnen bezüglich des Geldes einverſtanden — meinetwegen! hier iſt Ihr Buch.“

Und ſie gab ihm genaue Anweiſung, wie er es zu führen habe. Er that es pünktlich. Alles ging gut. Da brach im Februar die Revolution in Paris aus und verbreitete ſich ſchnell über Italien und ganz Deutſchland. Ganz andere Leute als Schuhmacher Weiß verloren damals den Kopf. Die Neugier zu erfahren, was denn eigentlich vorgefallen ſei, führte ihn einmal nach der „blauen Wieſe.“ Sie war gedrängt voll Menſchen und Joſias führte das große Wort: es ſei jetzt die Zeit der Freiheit gekommen, wo das Steuerzahlen aufhöre und wo man mit aller Gewalt durchſetzen müſſe, daß es mit der Armuth ein Ende habe. Dazu müßten ſich alle braven Männer verbinden und nicht ruhen, bis ſie bei Kaiſer und Königen ihr Recht durchgeſetzt hätten. Wollten die nicht, ſo müſſe man ſie fortjagen und das ſei jetzt ſehr leicht. Dies war ja nun das Ideal des guten Weiß, daß die Armen reich würden. Wollten die Könige dies verhindern, ſo war er ganz bereit, ſie fortjagen zu helfen, und ohne recht zu wiſſen wie, war er urplötzlich ein wüthender Revolutionär. Seine Begeiſterung hing ſelbſtverſtändlich mit dem Bierglas zuſammen und er wurde ein Standgaſt in der „blauen Wieſe.“ Eben ſo ſelbſtverſtändlich war es, daß ſein Fleiß und ſeine gute Laune abnahmen. Die Knaben ſprachen wieder ganz beängſtigt über den Vater zu Margarethe und die brave Walburge, welche treu ihren Dienſt verſah und immer Abends bis zu ſeiner Heimkehr bei den

Kindern blieb, klagte über die ſpäten Stunden. Margarethe bat, flehte, machte Vorſtellungen, beſchwor mit Thränen ihren Mann, ſich von dem wüſten Gerede des Joſias nicht bethören zu laſſen.

„Das verſtehſt Du nicht!“ antwortete er mißmuthig, „hat der Joſias auch einmal in der Noth wie ein Schurke an mir gehandelt, ſo hat er doch ganz recht, zu behaupten, daß wir zuſammenhalten müßten, wir, das Volk, um zu unſern Rechten zu kommen, nämlich zu Geld und Anſehen. Denn nur, wenn wir einig wären, jagten wir den Tyrannen die gehörige Furcht ein.“

„Tyrannen? wer iſt denn das?“

„Alle Könige und Fürſten, alle Vornehmen und Reichen, kurz Alle, die es mit dem Volk nicht gut meinen.“

„Aber, lieber Bernard, woher weißt Du, daß ſie es mit dem Volk nicht gut meinen?“

„Ich weiß es daher, weil das Volk überall in Empörung gegen die Ungerechtigkeit der Großen iſt. Wenn dieſe ihm ſein Recht geben wollten, ſo wäre es ja ganz zufrieden, das gute, brave, ehrliche Volk! Ich gehöre zu dieſem braven unterdrückten Volk und ich muß helfen, damit wir zu unſerm Recht kommen.“

„Ob das gemäß chriſtlicher Ordnung iſt, was Ihr da unternehmt, Bernard, will ich nicht behaupten; allein ich behaupte feſt, daß Euer Bier- und Schnapstrinken in der „blauen Wieſe“ vom Uebel iſt und Dich wieder in's Elend ſtürzen wird.“

„Grethe, Du ſchweigſt jetzt einmal! Du, ich, die Buben, die kleine weiß' Roſe, wir Alle ſollen ja gerade aus dem Elend herausgeriſſen werden! zwiſchen Roſe Weiß und Roſe Roth und allen Prinzeſſinnen und Gräſinnen ſoll ja gar kein Unterſchied mehr ſein und Du redeſt, als ob ich Euer Unglück wolle! .... Solch Wiſchiwaſchi der Weiber kann einen vernünftigen Mann toll machen.“ — —

Die Frucht ſeiner Vernunft war denn die, daß er eines Tages ſammt dem Joſias verſchwand und mit ihm Margarethens kleiner Schatz aus der Sparkaſſe.

„Das kommt davon her, wenn man ſo dumm iſt, einem Taugenichts zu vertrauen!“ rief Frau Müllern, höchſt aufgebracht über dieſe Kunde. „Welche Mühe hab' ich mir gegeben, um Sie auf einen grünen Zweig zu bringen, Frauchen! aber Ihre Thorheit macht das Alles zu Schanden.“

„Was wird aus ihm werden, lieber Gott!“ ſeufzte Margarethe.

„Das wäre meine letzte Sorge, denn Unkraut vergeht nicht, ſagt das Sprüchwort,“ verſetzte Frau Müllern, „aber was ſoll aus Ihnen werden und aus Ihren vier Kindern ohne Vater, ohne Ernährer, ohne Sparpfennig, den der Unhold Ihnen geſtohlen hat.“

„O nein! o nein! nicht geſtohlen! was mein iſt, Frau Müllern, das iſt auch ſein. O wie gerne ließe ich das Geld fahren, wenn er nur wiederkäme.“

Frau Müllern dachte genau das Gegentheil und ſagte gelaſſen:

„Nun gut, Frauchen, ſo beruhigen Sie Sich, denn daß Ihr Mann wiederkommt — ohne Geld, verſteht ſich! — das iſt leicht möglich, das iſt ja ſchon wer weiß wie oft geſchehen und deßhalb iſt es mir unbegreiflich, daß Sie immer wieder das Sprichwort: Durch Schaden wird man klug — Lügen ſtrafen.“

Während ſich Margarethe härmte, war dies Ereigniß dem Herrn Roth ganz willkommen. Ob ein Taugenichts mehr oder weniger auf einer Barricade oder hinter einem Zaun umkam — das kümmerte ihn nicht; und vollends dann nicht, wenn es ſeine eigenen Angelegenheiten irgendwie förderte. Er war im Begriff, für einen Spottpreis das große Grundſtück zu kaufen, das einer jüngſt verſtorbenen Engländerin gehört hatte. Er wollte dann ſogleich ein Haus beziehen, das auf dieſem Grundſtück lag. Zu einer ſolchen Ueberſiedelung und neuen Einrichtung brauchte er eine Perſon, welche die Stelle der Hausfrau erſetzte. Niemand eignete ſich beſſer dazu, als Frau Weiß mit ihrer Gewiſſenhaftigkeit und ihrem Ordnungsſinne. Sie mußte eine vortreffliche Haushälterin abgeben und konnte nebenher die Aufſicht über die Kleine führen.

Dies Alles eröffnete er ihr. Sie ſagte:

„Recht gern; aber wo bleiben meine Buben?"

„Das iſt Ihre Sorge! Sie müſſen ſie irgendwo in Koſt geben. Ihr Gehalt reicht dazu hin."

„Ach Gott, wer nimmt arme Kinder für ein geringes Koſtgeld auf! mir graut davor."

„Sie können Sich aber doch nicht zu Ihren Kindern hinſetzen und mit ihnen am Hungertuch nagen. Sie müſſen dienen und ſich von Ihren Kindern trennen, damit ſie Alle leben können. Wo finden Sie einen Dienſt, der einträglicher wäre, als bei mir — ich frage!"

„Ich habe nur geſagt, daß ich mich fürchte, meine Buben zu fremden Leuten zu geben. Daß Sie meine Dienſte ſehr gut bezahlen — das weiß ich, Herr Roth. Gott vergelt's!"

„Nun alſo, Sie bleiben als Haushälterin," rief er ungeduldig.

„Erlauben Sie mir bis morgen mich zu beſinnen," bat ſie deümthig.

„Aber was in aller Welt gibt es da zu beſinnen! Sie müſſen dienen, Sie wollen dienen, hier iſt ein guter Dienſt: alſo Punktum. Ich fürchte, bei Ihrem Beſinnen kommt Unſinn heraus.“

Er drängte ſie aber nicht weiter. Während Margarethe Nachmittags mit den zwei kleinen Roſen und einem Kindermädchen in's Freie ging, bat ſie Gott inſtändig ihr zu zeigen, was ſie mit ihren Söhnen anfangen ſolle, die ja einzig und allein auf die Mutter angewieſen waren. Sie ging nach dem wohlbekannten Hauſe der Engländerin, wie man es ſeit mehr als dreißig Jahren zu nennen pflegte. Es lag in einer Häuſerreihe, die kein anderes Gegenüber, als eine vierfache Lindenallee hatte, welche zu der öffentlichen Promenade gehörte. Das Haus war ſehr freundlich, ſehr gut gehalten und lag nebſt einem zweiten ganz ähnlichen Hauſe in einem Hof, den nach der Straße zu ein Eiſengitter und nach hinten eine Terraſſe mit herrlichen Kaſtanienbäumen abſchloß, zu welcher eine breite ſteinerne Stiege führte. In dem zweiten Hauſe wohnte einer der bekannteſten Badeärzte. Das Ganze ſah ſehr ruhig, wohnlich und ſtill aus und Margarethe fand, daß ſich für Frau Roth ſowohl als für die kleinen Mädchen kein angenehmeres Haus denken ließ, als gerade dieſes. Als ſie das Ganze betrachtete, fiel ihr plötzlich das Häuschen in's Auge, das zwiſchen den zwei Gitterthüren, die in den Hof führten, nicht größer als ein Würfel lag und vielleicht zur Wohnung des Portiers beſtimmt war. Wenn das ſein könnte, barmherziger Gott! ſeufzte ſie. Am andern Morgen ging ſie zu Herr Roth und ſagte ihm, ſie ſei es zufrieden, wenn er ihren Gehalt um den vierten oder dritten Theil, ja um die Hälfte verminderе, unter der Bedingung, daß er ihr das Häuschen für ihre Söhne gebe. Die Knaben würden ihm keine Koſten verurſachen, ihn auch gar nicht beläſtigen, hingegen ihm tauſend kleine Dienſte thun — und ſie wären dabei immer unter ihren Augen: daran liege ihr Alles.

Herr Roth murrte und zürnte, ſprach von Hochmuth und Frechheit. Margarethe erwiderte beſcheiden, ihr ſei in einem vornehmen und reichen Hauſe eine Stelle als Kinderwärterin mit einem ſehr großen Gehalt angetragen worden; ſie glaube, daß ſie nichts Unbilliges von Herrn Roth verlange. Er murrte und zürnte noch heftiger und als er ſich ausgetobt hatte, ſagte er:

„Himmelſchreiend iſt es, wie Sie es mißbrauchen, daß Sie mir für mein Kind und mein Haus unentbehrlich ſind. Alſo ja! ich gebe das Häuschen, das nur ein Zimmer und ein Paar Kämmerchen enthält, für Ihre Buben her. Aber nur für dieſe. Sollte je Ihr Mann, der Trunkenbold und Revolutionär, ſich unterſtehen es zu betreten, ſo laſſe ich ihn mit ſammt den Buben hinauswerfen."

Margarethe ſchwieg zu der Drohung und dankte mit gerührtem Herzen für die Wohlthat. Das, was ihr vor der Hand am wichtigſten war, hatte ſie erlangt. Die Ueberſiedelung der Familie Roth in das neue Haus geſchah mit aller Ruhe und Ordnung. Als Alles eingerichtet und jedes Ding an ſeinem Platz war, führte Margarethe ihre Söhne in das Häuschen ein, das ihnen wie ein Palaſt erſchien, weil es ſauber und freundlich war, Luft und Sonne hatte. Uebrigens enthielt es wirklich nur ein Zimmer, eine Kammer und eine Küche. In die Kammer zog die brave Walburge ein und war mit Freuden bereit, für die große Wohlthat einer freien Wohnung die Knaben zu beſorgen. So helfen arme Leute ſich untereinander. Margarethe aber war froher, als ſeit langer, langer Zeit; denn aus den Fenſtern ihres Zimmers ſah ſie in das der Buben hinein und mit ein Paar Schritten über den Hof war ſie bei ihnen. Von ihrer kleinen Roſa war zwiſchen ihr und Herrn Roth gar nicht die Rede. Es war ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen, daß ſie bei der Mutter verbleibe.

So fühlten ſich denn Alle ſehr zufrieden in der neuen Behauſung, ſelbſt diejenige, für welche man das Gegentheil befürchtet hatte. Frau Roth erwachte aus ihrem zweijährigen Zuſtand geiſtiger Lethargie. Der Bann löste ſich allmählig, den ihr erſchüttertes Nervenſyſtem über die ohnehin ſchwachen Kräfte ihres Verſtandes und ihres Willens geübt hatte. Sie bewies einige Theilnahme für ihr Kind, ſie ließ es kommen. War es aber bei ihr, ſo wußte ſie es nicht zu beſchäftigen, verſtand nicht ſeine kindiſche Sprache, ſo daß es vor Langweile in Unmuth und Thränen verfiel und nach Roſa verlangte. Erſchien dann Roſe Weiß, ſo vergaß Roſe Roth ſchnell ihren Kummer, denn ſie hatte die kleine Geſpielin ſo lieb, als ob es ihre Zwillingsſchweſter ſei. Frau Roth gewöhnte ſich an die beiden kleinen Mädchen. Herr Roth, der ſeine Tochter vergötterte, war glücklich wenn ſie zufrieden war und da nun einmal Roſe Weiß zu ihrer Zufriedenheit gehörte, ſo ſchenkte auch er ihr ſein Wohlwollen. Dies um ſo lieber, als er ſein Kind unendlich viel ſchöner als das fremde fand, ſo daß unmöglich Roſe Roth durch Roſe Weiß in Schatten zu ſtellen war. Dieſe naive Anſicht einer väterlichen Zärtlichkeit theilte nicht Jedermann. Beide Kinder waren ſo lieblich, jedes in ſeiner Art, daß ſie mit vollem Recht die Namen verdienten, bei denen man ſie rief, um ſie zu unterſcheiden: roth Röschen und weiß Röschen. Auch als ſie älter wurden, blieb ihr ſchweſterliches Verhältniß ungeſtört. Die lebhafte, tief fühlende Roſe Roth war die eigentlich Liebende; Roſe Weiß ließ ſich lieben. Jene konnte es nicht ertragen, wenn die Eltern ſie bevorzugten, ihr das ſchönere Kleid, die größere Puppe ſchenkten. Es verging keine Stunde, ſo ſpielte Roſe Weiß bereits mit der größten Puppe und das ſchöne Kleid von Roſe Roth war von oben bis unten mit Tinte beſpritzt. Sie gab auch ſogleich den Grund dieſer Unthat an und ſagte unbefangen zu den Eltern:

„Ich will kein beſſeres Kleid haben, als weiß Röschen.“

„Was für ein Engelsgemüth hat dies Kind!“ rief Herr Roth ganz entzückt: „Schau' Roſinchen, daß Du immer gleiche Kleider für Beide kaufſt.“

„Röthig wäre es juſt nicht,“ meinte Frau Roth.

„Doch! doch! der kleine Tauſendſaſa ruinirt ja ſonſt die neuen Kleider. Und einem ſolchen Engel muß man Alles zu Gefallen thun. Unter tauſend Kindern findet man keines wie das unſrige, Roſinchen! Es iſt Dir auch wie aus den Augen geſchnitten .... ſprechend ähnlich!“

Roſinchen lächelte vergnügt. Sie war ganz hergeſtellt; ſie hätte ſehr gut ihr Hausweſen führen können; aber ihre träge Natur und ihr beſchränkter

Kopf ſcheuten jede Art von Anſtrengung. Ihr Mann beſtärkte ſie darin.

„Es iſt ganz in der Ordnung, daß Du Dich nicht abmüheſt, mein Roſinchen. Wir haben ja Geld genug, um eine Haushälterin zu bezahlen. Du darfſt nichts thun, als was Dich freut: in's Theater gehen, ſpazieren gehen, in die Kaufladen gehen, Dich nach der neueſten Mode kleiden. Darauf beſtehe ich, Roſine! nach der neueſten Mode! Dies iſt nun einmal mein größtes Vergnügen und Geld genug haben wir.“

Die Aufforderung ihres Mannes entſprach ganz ihrem Geſchmack und er wurde verſtärkt durch ein Gefühl grenzenloſen Wohlbehagens, daß ſie jetzt all die Herrlichkeiten von Sammt und Seide, von Spitzen und Bändern kaufen konnte, die ſie früher, als armes Ladenmädchen, den reichen Damen verkauft hatte. Zu den Beſchäftigungen, die ihr Mann aufzählte, kam noch die Tapiſſeriearbeit und das Romanleſen — und damit war denn ihr Tag überfüllt. Um die kleine Roſa bekümmerte ſie ſich faſt nur in Toilettenangelegenheiten; aber dann mit dem größten Eifer. Die Wahl von Farbe, Schnitt, Verzierung eines Anzugs beſchäftigte ſie dergeſtalt, daß ſie darüber ihre Lectüre vernachläſſigen konnte und hundertmal legte ſie der Kleinen die Frage vor, ob ihr der Muſſelin mit einem blauen Blümchen ohne Punkt oder mit einem rothen Blümchen mit einem Punkt beſſer gefalle. Die lebhafte Roſa hatte ſich längſt für den einen oder den anderen Muſſelin entſchieden, während die Mutter noch immer ſchwankte und in ihre Schwankungen Roſe Weiß hineinzog, die eine große Theilnahme für dergleichen Erörterungen an den Tag legte, ſo daß Frau Roth zuweilen tief bekümmert zu ihrem Gatten ſagte:

„Es iſt recht traurig für uns: aber weiß Röschen hat mehr guten Geſchmack als roth Röschen.“

„Nur Geduld, mein Engel!“ tröſtete er ſie, „das ändert ſich in ein Paar Jahren, ſobald roth Röschen zur Vernunft kommt und ihr ſchönes Geſichtchen im Spiegel ſieht.“

„Gott gebe es!“ ſeufzte Frau Roth ſorgenvoll.

Bei Frau Weiß war es genau umgekehrt mit den Sorgen, denn dieſe Verwöhnung ihrer kleinen Roſa paßte ſo wenig für deren Zukunft, daß ſie mit Kummer wahrnahm, welche heftige Neigung zur Eitelkeit in dem Kinderherzen ſich regte und durch die Verhältniſſe gepflegt wurde. Sie machte zuweilen der Frau Roth ſanfte, demüthige Vorſtellungen, worauf dieſe regelmäßig antwortete:

„Sie haben jahrelang ſo viel für unſere Roſe gethan, daß wir es an Ihrer Roſe vergelten.“

„Ach, ich erkenne Ihre Güte mit dankbarem Herzen,“ erwiderte Margarethe, „aber meine Roſe iſt armer geringer Leute Kind und wird gehalten, als hätte ſie ſehr reiche Eltern. Wenn Sie ihrem Stande gemäß ſie hielten und ſo wie es für ihre Zukunft paßt — ach, das wäre eine viel größere Wohlthat.“

„Aber Sie wiſſen ja, daß roth Röschen das durchaus nicht leidet,“ ſagte Frau Roth in einem Ton, als ſei damit für alle Ewigkeit jede Gegenrede widerlegt.

„Man muß auch nicht immer roth Röschens Willen thun,“ verſetzte Margarethe beſcheiden.

„Meine gute Weiß, Sie ſind eine brave Haushälterin,“ entgegnete Frau Roth mit hoher Miene und im herablaſſenden Ton, „aber wie ich meine Tochter und die Ihre zu behandeln habe, das verſtehe ich beſſer als Sie. Weiß Röschen wird ſo erzogen, daß ſie mit der Zeit Gouvernante, Geſellſchafterin oder dergleichen werden kann.“

Mit dieſem Gedanken tröſtete ſich allerdings auch Frau Weiß; — doch nicht Aloys. Er ſagte:

„Ach, Mutter, weiß Röschen wird uns ganz fremd! ſie hält ſich viel mehr für roth Röschens Schweſter, als für unſere Schweſter. Bringe ſie doch zu uns! ſie kann ja in der Kammer der Walburge ſchlafen und mit uns eſſen. Das wäre viel beſſer für ſie."

„Es iſt leider nicht möglich, lieber Sohn, denn roth Röschen leidet es nicht," ſagte Frau Weiß verzagt.

„Es iſt jammerſchade um roth Röschen, daß ſie das ganze Haus beherrſcht," erwiderte Aloys, „ihr gutes Gemüth wird dadurch zu Grunde gerichtet und Du, Mutter, Du trägſt auch dazu bei."

„Mein armer Aloys," verſetzte ſie traurig, „wäre ich, wären wir nicht Alle in der Abhängigkeit von Herrn Roth, ſo könnte ich freilich ganz anders ſprechen und handeln. Aber wie ſollte ich meine vier Kinder ernähren, wenn er mich aus dem Dienſt entließe und Euch die Wohnung entzöge? Wir dürfen ihn nicht erzürnen! Er iſt ſchon ungehalten, weil Du geiſtlich werden willſt. Wollte ich etwas aufbringen, das roth Röschen verdrießt, ſo würde er das ſehr übel nehmen und uns Undankbarkeit vorwerfen. Und wir dürfen nie vergeſſen, daß wir ihm in der That den größten Dank ſchuldig ſind. Ohne ihn — was wäre vor ſechs Jahren aus uns Allen geworden! Wir danken es ihm, daß ich Euch bei mir habe, daß wir Brod haben und Dach und Fach. Das iſt viel für eine arme Mutter.

„Arme gute Mutter!" ſagte Aloys zärtlich, „nur noch ein wenig Geduld, dann bin ich Pfarrer und dann kommſt Du mit weiß Röschen zu mir."

Er war achtzehn Jahr alt und einer der fleißigſten Schüler des Gymnaſiums, als er mit freudeſtrahlenden Augen ſo ſprach. Auch Margarethe lächelte, aber unter Thränen, denn ſie wußte, daß ihre Geduld manches Jahr werde dauern müſſen, während Aloys mit der Elaſtizität der Jugend über die Kluft von zehn bis zwölf Jahren hinwegſetzte, als ob es kaum ſo viel Monate wären.

So blieb denn Alles, wie es geweſen war. Schuhmacher Weiß war verſchollen. Roſe Weiß wuchs auf. mit Roſe Roth, zuerſt bei deren Eltern, dann fünf Jahr in einer ſehr beliebten Erziehungsanſtalt, aus der ſie mit ſechszehn Jahren zurückkehrten. Nur ein Jahr genoß Herr Roth die Wonne, ſein angebetetes Kind als ſchönes erwachſenes Mädchen bei ſich zu haben. Der Sturz von einem Baugerüſt machte ſeinem Leben plötzlich ein Ende.

Vornehm.

Die Frau Bauräthin Roth nähte Tapiſſerie. Dabei lag auf ihrem Stickrahmen ein abgegriffenes, aufgeſchlagenes Buch aus einer Leihbibliothek, ein Roman voll haarſträubenden Begebenheiten. Sie nähte ein Paar Stiche und dann las ſie ein Paar Zeilen. Die Aufmerkſamkeit auf eine einzige Beſchäftigung — ſogar auf eine angenehme — hätte ſie ermüdet. Es gibt Menſchen, die nur in einer ewigen Zerſtreuung ihre Unterhaltung finden.

Im Nebenzimmer befanden ſich die beiden Roſen, die ihrem Namen Ehre machten, ſo friſch, ſo lieblich, ſo frühlingsmäßig ſahen ſie trotz der ſchwarzen Kleidung aus. Man meinte Pſyche in einer Verkleidung zu ſehen, wenn man Roſe Weiß betrachtete mit ihrer nymphenhaften Geſtalt, ihrem glänzenden blonden Haar, ihrer durchſichtig ſchimmernden Hautfarbe, mit ihren anmuthig leiſen Bewegungen und ihrem feinen Lächeln. Und dachte man bei Roſe Roth nicht an

Nymphen oder Grazien, ſo lag darin keine Geringſchätzung ihrer Schönheit: dieſe gehörte nur einer andern Ordnung an und war beſonders anſprechend durch den Ausdruck von Unſchuld, Offenheit und Wohlwollen, der aus ihrem großen dunkelblauen Auge wie ein Lichtſtrahl hervorbrach und ihre edelen, faſt ſtolzen Züge durchleuchtete. Roſe Weiß ſetzte ſich an einen Tiſch, der mit dem Apparat zum Anfertigen künſtlicher Blumen bedeckt war und ſchnitt den zarten roſenfarbenen Battiſt zu unzähligen Roſenblättern aus. Roſe Roth blieb vor dem Tiſch ſtehen, kreuzte die Arme, ſchüttelte endlich ihre ſchwarzen Locken und ſagte:

„Wie kannſt Du Dich nur mit dieſem Blumenkram beſchäftigen! das iſt doch gar zu unvernünftig.“

„Womit beſchäftigſt Du Dich denn?“ fragte Roſe Weiß gelaſſen zurück.

„Mit nichts — wie Du ſiehſt. Das, was ich thun möchte, darf ich nicht thun, weil die Mutter ſagt, es ſchicke ſich nicht, es ſei nicht vornehm; und das, was ſie thut und was Du thuſt, langweilt mich zum Sterben. Was ſoll ich nur mit meiner Zeit anfangen!“

„Bemerkteſt Du den jungen Mann, der mit Deinem Bruder auf der Promenade war?“ fragte Roſe Weiß abbrechend.

„Nein.“

„Er ſah ſehr fremdländiſch aus . . . . Gewiß ein Ruſſe oder Engländer.“

„Iſt mir ganz gleichgültig.“

„Bitte, frage doch Otto, wer das war.“

„Frage Du ihn ſelbſt! Mich intereſſiren die Leute durchaus nicht, mit denen er umgeht.“

„Mußt Du denn in allen Stücken etwas ganz Apartes haben? Beſchäftigungen, Dinge und Menſchen — nichts iſt Dir gut genug?“

„Im Gegentheil! ich glaube, ich bin nicht gut genug für ſie. Oder vielleicht bin ich zu ernſteren Dingen berufen. Wenn der Aloys einmal herkommt, will ich ihn doch fragen, was das iſt der Beruf.“

„Aloys! ich begreife nicht, weshalb Du ſolch Vertrauen zum Aloys haſt.“

„Ich auch nicht . . . . aber ich hab' es.“

„Nein, was der Aloys ſagt, darauf geb' ich nichts! denn er iſt geiſtlich und die Geiſtlichen haben beſchränkte Anſichten von der Welt.“

„Woher weißt Du das?“

„Die Mutter ſagt's.“

„Aber das Mütterchen ſagt, der liebe Gott gebe einem frommen Geiſtlichen ſehr viel richtige Anſichten und der Aloys iſt fromm.“

„Da wird er Dir gewiß rathen, in's Kloſter zu gehen.“

BAYERISCHE

„Das wird er hübſch bleiben laſſen; denn das fällt mir nicht ein. Ich will in der Welt bleiben und vornehm ſein. Aber das Vornehme muß in etwas Anderem beſtehen, als in der Straminſtickerei.“

Dies letzte Wort hatte die Frau Bauräthin gehört, „die Mutter“, wie die beiden Roſen ſie nannten, während Frau Weiß „das Mütterchen“ hieß. Sie rief:

„Es wäre wohl Zeit, daß Du Dich an den Stickrahmen ſetzteſt, roth' Roſe!“

„Ach, Mutter, erlaube mir, etwas Weißzeug zu nähen, Taſchentücher für Dich zu ſäumen“ . . . . —

„Unter keiner Bedingung! Meinen Namen darfſt Du in die Taſchentücher ſticken, aber ſie ſäumen, Taſchentücher ſäumen — nein! das iſt nicht vornehm! das iſt eine unpaſſende Arbeit. Du weißt, ich thue Alles, was Du willſt, allein unpaſſende Dinge kann ich Dir unmöglich erlauben.“

„Ich begreife aber nicht, warum es unpaſſend ſein ſoll, Taſchentücher zu ſäumen, Mutter.“

„Für eine Perſon von geringem Stande iſt es ganz paſſend und für eine Weißzeugnäherin iſt es ein Erwerbszweig; Du biſt aber keines von beiden, ſondern ein junges Fräulein, das fünf Jahre in einer ganz vornehmen Erziehungsanſtalt geweſen iſt — und das muß gelernt haben, ſich mit andern Dingen, mit vornehmern Dingen zu beſchäftigen, als mit Weißzeugnähen. Und deshalb wäre dies für Dich äußerſt unpaſſend.“

Nun war aber die Wahrheit dies: Roſe Roth hatte in dem Inſtitut nicht das Intereſſe gewonnen, ſich in ſpäterer Zeit mit den Dingen zu beſchäftigen, die dort gelehrt wurden. Weil ſie pflichttreu war, hatte ſie pünktlich alle Lectionen genommen und alle Aufgaben gemacht; allein dies waren vergangene Dinge. Talente hatte ſie für keine Kunſt. Was ſollte ſie ihrem Thätigkeitstrieb bieten, wenn ihr der Zweig unterſagt blieb, für den ſie Intereſſe und, wie es ſchien, auch Geſchicklichkeit hatte, die Beſchäftigung mit dem Hausweſen und mit häuslichen Arbeiten.

Sie nahm ganz ſchwermüthig den Platz ihrer Mutter am Stickrahmen ein, während ſich dieſe mit ihrem Buch in die Sophaecke drückte. Da öffnete ſich die Thür, ein junger Mann trat ein, warf ſeinen ſuperfeinen Panamahut auf den einen Stuhl, ſich ſelbſt auf den andern, begann ſeine ungeheuer engen Handſchuhe von ſeinen ungeheuer großen Händen loszuknöpfen und abzuſtreifen und ſagte während dieſer mühſamen Arbeit in abgebrochenen Sätzen:

„Wird Dir gewiß ſehr angenehm ſein, Mutter .... mein Freund, Sir Ralph Relvil .... hab es ihm ſchon zugeſagt .... wünſcht Dir vorgeſtellt zu werden .... natürlich den beiden Roſen.“

„Wer iſt der Herr?“ fragte die Bauräthin bedachtſam.

„Ein ſehr vornehmer Engländer, der ſeit acht Tagen hier iſt. Bin mit ihm auf dem intimſten Fuß. Alſo heute Abend bring' ich ihn her. Adieu.“

Er ſpreizte ſeine enthülſeten zehn Finger mit einem Gefühl des Wohlbehagens aus, erhob ſich und verließ das Zimmer wieder. Dieſe wenig einnehmende Perſönlichkeit, deren Plumpheit durch das Beſtreben, höchſt elegant zu ſein, noch mehr hervortrat, war Herr Otto Roth, Stiefſohn der Frau Bauräthin, der jetzt an der Spitze der großen Unternehmungen und der vielverzweigten Geſchäfte ſeines Vaters ſtand. An Hochmuth, Geldſtolz und Rohheit war er ſeinem Vater überlegen; an Fachkenntniß, Thätigkeit, Umſicht und Scharfblick ſtand er ſo weit wie möglich hinter demſelben zurück. Der Vater war ein armer Maurerlehrling geweſen, der ſeinen Kübel mit Kalk auf dem Kopf zu den Bauten trug und der ſich mit ſaurer Mühe, großem Fleiß und raſtloſem Eifer vorwärts arbeitete, ſo daß er ſich nach einer Reihe langer und mühevoller Jahre zu ſeinen praktiſchen auch theoretiſche Kenntniſſe geſammelt hatte. Das Alles fehlte dem Sohn. Erfahrung durfte man freilich nicht von ſeinen fünfundzwanzig Jahren verlangen und eine mühevolle Praxis war ihm durch die Verhältniſſe erſpart. Allein er hatte auch das nicht gelernt, was er hätte lernen können. Von ſeinem Vater vernachläſſigt, der nur für ſeine zweite Frau ein Herz hatte, wuchs er in einem Inſtitut auf, beſuchte dann eine polytechniſche Schule und blieb immer das, was er ſeiner Naturanlage nach war, ein träger, egoiſtiſcher, genußſüchtiger Character, den Niemand in Zucht nahm und er ſich ſelbſt am wenigſten. Als er zwanzig Jahre zählte, fand der Vater, Otto müſſe nunmehr durch theoretiſche Studien hinreichend unterrichtet ſein und ſchickte ihn auf Reiſen, nach England, nach Amerika, immer dahin, wo große Bauten verſchiedenſter Art unternommen wurden. Otto ſah das Alles oberflächlich an, ſtudirte nichts, lernte nichts und zog es vor, in der ſchlechteſten Geſellſchaft von der Welt ſeine Zeit und ſein Geld zu verſchwenden. Der thätige ſachkundige Baurath ſah mit wahrem Entſetzen die Unwiſſenheit und Unfähigkeit ſeines Sohnes und behielt ihn ſchließlich ein Paar Jahre im Hauſe, um ihn auf ſeinem Bureau in die Facharbeiten einzuüben. Aber auch das ſchlug fehl. Ottos Arbeiten machte heimlich der ſehr gewandte Secretär des Bauraths und Otto ſelbſt ging ſeinen gewohnten Vergnügungen nach. In welche Schuldenlaſt er verſunken war, wußte er nicht genau; ſein Vater wußte es gar nicht und Niemand war davon unterrichtet, als eben jener Secretär, der ſich das volle Vertrauen Ottos und des Bauraths erworben hatte und es für ſich zu benutzen verſtand. Er hieß Anton Weiß.

Der Baurath hatte in dieſem aufgeweckten Knaben viel Talent entdeckt und als es zur Sprache kam, auf welche Weiſe Aloys und Anton ſich durch die Welt bringen wollten und Anton erklärte, er wünſche Schreiber zu werden, ſo beſchwichtigte dies einigermaßen die Entrüſtung des Bauraths über Aloys, welcher erklärte, er wolle geiſtlich werden.

„Hätteſt Du Scharfrichter werden wollen, Du einfältiger Bub', ſo hätteſt Du eher auf eine Unterſtützung rechnen dürfen als jetzt“ — ſo fuhr er zornig den Knaben an, der ganz beſtürzt und demüthig ſagte:

„O Herr Baurath, ich habe gewiß nicht darauf gerechnet. Der liebe Gott wird ſchon für mich ſorgen.“

„Nun, ſo ſorge er für Dich, Du Einfaltspinſel! Für den Anton werde ich ſorgen.“

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Baurath! ach, wie wird das die Mutter und den Anton freuen,“ verſetzte Aloys mit inniger Dankbarkeit.

Der Baurath hielt Wort und um ſo mehr, als ſich Anton zu einem höchſt brauchbaren Subject entwickelte, bei dem der Unterricht in der Mathematik und im Zeichnen die beſten Früchte trug. Während Aloys mit der größten Noth zu kämpfen hatte, um ſich die Bücher und die Kleider anzuſchaffen, die ihm nöthig waren, als er das Gymnaſium beſuchte, gab der Baurath dem Anton alles, was er brauchte, nicht reichlich, doch genügend. Und als Aloys ſpäter ins Seminar eintrat, nahm der Baurath den Anton als Secretär in ſein Haus und ſagte:

„So, mein Bub'! Dir öffnet ſich jetzt eine ganz andere Laufbahn, als Deinem Tropf von Bruder. Du kannſt etwas Tüchtiges werden und Dein Leben genießen, denn in unſern Tagen ſteht die Baukunſt in Flor und wer ſie verſteht, dem iſt geholfen.“

Solche Rede gefiel dem Anton ausnehmend gut und er nahm ſich vor, etwas ſehr Tüchtiges zu werden und ſein Leben ſo gründlich wie möglich zu genießen. Sehr bald wurde es ihm klar, daß das Letzte minder ſchwierig ſei, als das Erſte; indeſſen arbeitete er doch mit Eifer und Gewandtheit und wurde bald die rechte Hand des Bauraths.

Als Otto in's Vaterhaus kam, wußte Anton ihm ſo gefällig zu ſein und in ſo gewandter Weiſe ſich ſeiner anzunehmen, daß Otto ihn ganz ſchnell zu ſeinem Vertrauten, namentlich im Punkte der Schulden machte. Konnte Anton ihm auch nicht durchgreifend helfen und dieſe tilgen, ſo verſchaffte er ihm doch die Mittel, einige unruhige Gläubiger durch kleine Zahlungen vorübergehend zu beſchwichtigen, während Anton verſtand, die Hauptgläubiger zu beruhigen, indem er auf das große Vermögen hinwies, das Otto zu erwarten habe und welches die Gläubiger zur Forderung enormer Zinſen berechtige.

Jetzt begab ſich Otto aus dem Zimmer ſeiner Mutter in das Zimmer des Secretärs, warf ſich in einen Lehnſtuhl und ſagte halb mürriſch, halb wüthend:

„Raſendes Unglück im Spiel, Anton! wie ſoll das werden? Die alten Schulden ſind nach des Vaters Tode ſammt wucheriſchen Zinſen doppelt und dreifach bezahlt .... und jetzt kommt dieſer ungeheure Verluſt!“

„Und für das ſchöne große Haus an der Eiſenbahn findet ſich kein Käufer,“ ſetzte Anton hinzu. „Derjenige, der es kaufen und zu einem Prachthotel einrichten wollte, iſt plötzlich geſtorben und die Erben ſind minorenn, können nichts unternehmen.“

„Wie ſteht's mit den Bauplätzen am obern Thor?“

„Es fehlt das Geld, um ſie zu bebauen. Tagelohn und Material ſteigen von Tag zu Tage.“

„Man müßte ſuchen, die Bauplätze zu verkaufen.“

„Gewiß . . . . wenn Nachfrage wäre.“

„Es iſt zum raſend werden! Warum ſtockt die Nachfrage?“

„Vielleicht weil in der letzten Zeit ungeheuer viel gebaut wurde; vielleicht weil die Ausſicht, daß die Spielbank aufgehoben werden ſoll, den Speculationsgeiſt durch die Vorſtellung lähmt, dies würde den Beſuch unſeres Curortes beträchtlich mindern.“

„Larifari! Unſere Quellen bleiben was ſie waren, — weltberühmt!“

Anton zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Iſt Geld in der Kaſſe?“ fuhr Otto auf.

„Geld?“ fragte Anton gedehnt.

„Nun, was denn ſonſt? Geld oder Werthpapiere mit einer gehörigen Garnitur von Coupons.“

„Nichts der Art iſt vorhanden, Herr Roth! ich habe geſtern mit Mühe die dreitauſend Gulden zuſammengebracht, welche Sie einer gewiſſen ſchönen jungen Dame“ . . . . —

„Schon recht! . . . . Ja, das war geſtern, allein mein Vater war ein reicher Mann — wo iſt denn ſein Reichthum geblieben.“

„Zum Theil iſt er unter Ihren Händen verſchwunden und zum Theil beruhte er auf glücklichen Speculationen, die er zu machen verſtand.“

„Aber ſo machen Sie doch auch glückliche Speculationen!“ rief Otto mit kindiſcher Ungeduld.

Anton zuckte wieder ganz mitleidig die Achſeln und fuhr fort:

„Dabei verſäumte Ihr Herr Vater niemals das Geringe zu berückſichtigen, wenn es auch nur einen geringen, aber ſichern Ertrag verſprach.“

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch ich es ſo halten will.“

„Dann hätten Sie längſt anordnen müſſen, daß das Haus drüben, welches der Medizinalrath ſeit Oſtern verlaſſen und ſein eigenes bezogen hat, renovirt und eingerichtet werde. Die Tapeten ſind durchgehend nicht mehr friſch. In einigen Zimmern iſt auch der Fußboden neu zu legen und dann muß das ganze Haus von oben bis unten mit Möbeln und Betten verſehen werden. Jetzt ſteht es da, complet leer und nicht zu vermiethen, was ein großer Nachtheil iſt, denn jetzt beginnt die große Saiſon.“

„Laſſen Sie doch geſchwind aus dem Mittelbau Möbel und Betten hinüberſchaffen. Die Tapeten müſſen ſchon bleiben, wie ſie ſind und über die Fußboden legt man Teppiche, welche die Mutter von den ihrigen hergeben kann. Das macht ſich ganz leicht.“

„Ja, mit Worten! Wenn aber im Mittelbau acht bis zehn Zimmer ausgeräumt werden ſollen, ſo ſehe ich darin keinen Vortheil."

„Es wäre deshabiller St. Luc pour habiller St. Paul!" rief Otto hellauf lachend. „Nein, laſſen wir das! .... Ich werde hoffentlich heute glücklicher ſein."

Und durch ſeine eigenen Worte dermaßen getröſtet, als habe er eine halbe Million in der Hand, eilte der leichtſinnige Menſch hinweg.

„Der Thor!" murmelte Anton, „wenn es ſich beſtätigt, was gemunkelt wird, daß das coloſſale Eiſenbahnunternehmen zuſammenbricht, ſo gibt es hier einen coloſſalen Bankerott, denn Herr Roth war merkwürdig dafür eingenommen und hat ſich weit über ſeine Kräfte daran betheiligt. Inzwiſchen werde ich hoffentlich im Stande ſein, einen Bauplatz am obern Thor zu kaufen, und zwar den, welchen die Gasfabrik, die ſich erweitern muß, ganz nothwendig braucht. Das verſpricht mir einen gehörigen Profit, wenn auch weder heute noch morgen .... und dieſer tolle Otto iſt ſeelenfroh, wenn er zu einigem baaren Gelde kommt, das ich ihm gleich auszahlen werde."

Durch die äußerſte Sparſamkeit und durch die Benutzung jeder Möglichkeit, um Geld zu verdienen, und jedes kleinen Vortheils, der nicht gerade ein

Diebſtahl war, hatte ſich Anton die Theilnahme des verſtorbenen Bauraths im höchſten Grade erworben. Der Baurath hatte förmlich Hochachtung vor einem jungen Menſchen, der mit einer unverwüſtlichen Energie ſein Ziel verfolgte: reich zu werden.

„Ich war wie Du biſt, Anton,“ pflegte er zu ſagen, „nur mit dem Unterſchied, daß Niemand ſich meiner annahm, während ich Dir forthelfe.“

Begegnete er einmal im Hauſe der Frau Weiß, ſo blieb er ſtehen und ſagte:

„Ihr Anton iſt ein capitaler Bub’, wird vorwärts kommen. Der wird Ihnen ganz anders Ehre machen, als der Tagedieb, der Aloys.“

„Das müſſen wir abwarten, Herr Baurath!“ erwiderte ſie ſanftmüthig. „Aber ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihre Güte gegen Anton.“

Jetzt war Aloys ſeit einigen Jahren Caplan und aus dem frommen pflichttreuen Knaben war ein opferwilliger Prieſter geworden, an dem die Mutter viel mehr Freude und Troſt hatte, als an dem trockenen Geſchäftsmann Anton, den Roſe Roth in ihrer unbefangenen Weiſe „Rechenmaſchine“ nannte, und der ſich, genau wie Roſe Weiß, dem mütterlichen Einfluß und Verkehr möglichſt zu entziehen ſuchte. Er mochte nicht an ſeine arme Herkunft — ſie nicht an ihre geringe Herkunft erinnert werden.

Beide bekümmerten ſich gar nicht um ihren Bruder Philipp; Anton nicht, weil ihm ſein Gewiſſen ſagte, er könne wohl hie und da dem armen Schloſſerlehrling ein kleines Geſchenk machen; Roſe Weiß nicht, weil der unſaubere Handwerksanzug und die ſchwärzlichen Hände Philipps ſie unausſprechlich demüthigten.

„O Du kleines zartes Prinzeßchen!“ rief Roſe Roth zuweilen im zärtlichen Scherz, „wie hat ſich der liebe Gott ſo irren können, daß Du in einer Handwerkerfamilie auf die Welt gekommen biſt!“

Solche Aeußerungen hörte Roſe Weiß mit grenzenloſem Vergnügen, aber ihre Mutter mit großem Mißvergnügen.

„Es iſt ein ſchlimmer Fehler, hoffährtig zu ſein,“ ſagte ſie; „aber es iſt auch ſehr ſchlimm, dieſen Fehler bei Andern zu nähren.“ — — —

Sir Ralph Nelvil erſchien bei der Bauräthin Roth nicht Einmal, ſondern ziemlich häufig. Mehr und mehr kam es zum Vorſchein, welchen tiefen Eindruck Roſe Roth auf ihn mache. Er ſprach viel von England, von dem geſelligen Tumult Londons, vom lebhaften Verkehr des Landlebens, von Wettrennen und Yacht-Wettfahrten, — von Allem, was ein junges Weſen intereſſiren konnte, das ein Neuling in der großen Welt war. Auch von den vornehmen Familien Englands, von ihren herrlichen Schlöſſern voll Kunſtſchätzen und voll Comfort inmitten der großartigſten Parks, erzählte er gern. Er ſelbſt war aus einem großen Hauſe; ſein Vater freilich nur ein nachgeborner Sohn, aber ſein Großvater ein Marquis, ein Pair von England, und als ſolcher berufen, die Geſchicke dieſes edlen Landes lenken zu helfen. Dabei war ſein Benehmen ſtets taktvoll und zurückhaltend, ſeine Manieren ruhig und verbindlich; Roſe Roth konnte ſich durch die Bewunderung Sir Ralphs nur geehrt fühlen. Die Bauräthin ſchwamm breit in Wonne und Roſe Weiß ſeufzte heimlich, daß ſich auch für ſie ein Sir Ralph Nelvil finden möge. Nach gebührender Zeit, ohne Uebereilung oder Zudringlichkeit, trat er dann mit ſeiner entſchiedenen Werbung hervor. Selbſtverſtändlich fand ſie ſogleich Erhörung und Roſe Roth war Braut, bevor ſie achtzehn Jahre alt war.

Sie fühlte ſich zufrieden, doch ohne den Freudenrauſch ihrer Mutter zu theilen und ohne den Jubel ihres Bruders zu begreifen. Die Bauräthin ſah in ihrer Tochter Lady Ralph Nelvil, eine ſehr vornehme Frau, und Otto ſah in ſeiner Schweſter eine ſehr reiche Frau, die gern zu ſeinen Gunſten auf ihr väterliches Erbe verzichten und dadurch ſeine Lage beträchtlich verbeſſern werde. Roſe Roth ſagte zu der jubelnden Mutter:

„Ja, es iſt mir ſehr lieb, daß Sir Ralph ein vornehmer Mann iſt. Nun werde ich erfahren, wie vornehme Leute leben und was ſie thun. Sind ſie ſämmtlich wie Sir Ralph, ſo muß der Umgang mit ihnen ſehr angenehm ſein.“

„O Du Glückliche!“ rief Roſe Weiß mit Thränen im Auge, „welch beidenswerthes Leben liegt vor Dir! Ich in Deiner Stelle wäre ganz außer mir vor Seligkeit.“

„So bin ich nun einmal nicht beſchaffen, weiß Röschen! mir gefällt ſehr gut ſowohl Sir Ralph als die Lage in die er mich verſetzt; allein es iſt mir noch Alles zu neu, zu fremd, zu unbekannt . . . ich könnte mich zuweilen fürchten, wenn ich nicht großes Vertrauen zu Sir Ralph hätte. Was werden ſeine Eltern ſagen? wie werden ſeine Verwandten mich aufnehmen? . . . . Das ſind lauter hochgeborene Leute“ . . . —

„Und Du biſt ſchön geboren! das iſt viel werth!“ fiel Roſe Weiß ein: „Dazu reich und gut. O man wird Dich anbeten! Sei ganz ruhig.“

„Anbeten? . . . das wäre zu viel. Ich möchte nicht angebetet, aber recht herzlich wie eine liebe Tochter aufgenommen werden. Wird das geſchehen? die Frage geht mir im Kopf herum.“

„Wozu Dich damit quälen? Sir Ralph liebt

Dich und macht Dich zu Lady Nelvil. Alles Uebrige iſt gleichgültig."

„O mit nichten, weiß Röschen!" rief Roſe Roth mit einem ſo ernſten Stolz im Blick, daß ihr großes dunkelblaues Auge noch einmal ſo groß und ſo dunkel wurde: „niemals würde ich mich in eine Familie eindrängen, welcher ich nicht willkommen wäre und wenn meine Liebe für Sir Ralph auch die heftigſte Leidenſchaft wäre."

„Das begreiſe ich nicht! ich heirathe den Mann und nicht ſeine Familie — und das Weitere findet ſich."

Aber Roſe Roth blieb ernſt und als Otto kam und in einem Zwiegeſpräch ſeinen Wunſch ihr darlegte, wurde ſie noch viel ernſter und ſagte mit großer Entſchiedenheit Nein! Sie kenne weder die pecuniären noch die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe von Sir Ralph und könne folglich nicht beurtheilen ob ihr Vermögen ihr nicht ſehr nothwendig ſei. Otto bat, flehete, tobte, wüthete. Sie blieb gelaſſen bei ihrer Antwort:

„Es wäre unvernünftig."

„Wenn Du mich nöthigſt, das zu thun, was leider und leider! das Teſtament beſagt: daß ich Dir Dein Vermögen auszahlen muß, ſobald Du verheirathet biſt und es verlangſt: ſo bin ich ruinirt, denn die Sachen ſtehen bei Weitem nicht ſo gut, wie man es bei Lebzeiten des Vaters dafür hielt!“ rief er drohend: „und mein Ruin könnte auch für Dich und Deine Mutter ſchlimme Folgen haben.“

„Beruhige Dich, Otto, ich ruinire Dich nicht, aber ich verzichte ebenſowenig auf mein Vermögen,“ erwiderte ſie gelaſſen.

Die Bauräthin hatte wenig Bekannte. In früheren Jahren hatte ihre Gemüthskrankheit und ſpäter ihr Hochmuth ſie vereinzelt. Ob ſie Verwandte hatte oder nicht, darum bekümmerte ſie ſich gar nicht, denn ſie hätten in jedem Fall dem untergeordneten Kreiſe angehört, dem ſie ſelbſt entſtammte, und ſo machte denn die Verlobung ihrer Tochter wenig Aufſehen. Man iſt in dieſen großen Curorten allzuſehr daran gewöhnt allerhand Namen, Perſönlichkeiten, Verhältniſſe vorüberziehen zu ſehen. Höchſtens beklagten einige junge Männer, daß ihnen der Engländer bei der ſchönen und reichen Baumeiſterstochter zuvorgekommen ſei. Wer ſich dieſe Verlobung tief zu Herzen nahm, das war Frau Weiß. Sie liebte zärtlich Roſe Roth, und nicht dem Blut, aber dem Herzen nach, hatte ſie ganz mütterliche Gefühle für das junge Mädchen, das dieſe Liebe innig erwiderte.

„Ich bin nun die Braut von Sir Ralph Nelvil,“

ſagte Roſe Roth, indem ſie ſich im Zimmer der Haushälterin an deren großen Arbeitstiſch ſetzte, der ganz mit Hauswäſche bedeckt war.

„Ich habe mir wohl gedacht, daß es ſo kommen würde,“ entgegnete Frau Weiß liebreich mit einem Anflug von Trauer.

„So? ich habe das gar nicht gedacht.“

„Ein gutes, junges Kind wie Du kann das auch nicht denken. Das lebt in ſeiner Unbefangenheit hin. Aber ſprich, roth Röschen, iſt Sir Ralph Relvil katholiſch?“

„Katholiſch? ja, Mütterchen, das weiß ich nicht, denn davon war nie die Rede.“

„Es wäre doch ſchlimm, wenn er es nicht wäre und wenn Ihr in dem England, daß ſo ungeheuer weit von hier iſt, nicht zuſammen in die heilige Meſſe gehen könntet.“

„Lieber wäre mir das ſchon, aber im Inſtitut gingen die Vorſteherinnen mit den proteſtantiſchen Zöglingen in ihre Predigten, während die katholiſchen Zöglinge mit einer franzöſiſchen Sprachlehrerin in die Meſſe gingen; das machte ſich ganz leicht.“

„Die Inſtitutsdamen werden auch ſicherlich an den lieben Gott geglaubt haben.“

„Soll das heißen, Sir Ralph glaube nicht an Gott?“ fragte Roſe Roth beleidigt.

„Was weißt Du denn über ſeinen Glauben, roth Röschen? ich weiß aber, daß die Welt voll Bosheit und daß ein Mann ohne Glauben zu allem Schlechten fähig iſt. Wer nicht an Gott glaubt, fürchtet nicht deſſen Strafgericht, hofft nicht auf Vergeltung in der Ewigkeit und lebt dahin wie die Thiere des Feldes, ja elender als ſie, denn er lebt in Sünden.“

„Ich kann mir nicht vorſtellen, Mütterchen, daß Du in Beziehung auf Sir Ralph ſo redeſt,“ ſagte Roſe Roth ſehr ernſt.

„Ich hatte nur meine traurige Erfahrung im Sinn,“ verſetzte Margarethe, „aber was ich ſagte, iſt und bleibt wahr und ebenſo wahr iſt es auch, daß Niemand Sir Ralph um ſeine Religion gefragt hat. Wenn er nun ein Jude wäre?“

„Gott bewahre, ein Jude!“ rief Roſe Roth vom Stuhl aufſpringend. „Nein! einen Juden heirathe ich nicht. Aber darüber wollen wir bald im Klaren ſein! noch heute rede ich mit Sir Ralph über ſeine Religion, obgleich ich die feſte Ueberzeugung habe, daß er kein Jude iſt. Aber, Mütterchen, Du haſt mir gar nicht Glück gewünſcht zu meinem Brautſtand.“

„Ich wünſche Dir tagtäglich Glück und Segen, liebes roth Röschen; aber dieſe Heirath und dieſer fremde Herr gefallen mir nicht für Dich. Ich hätte

Dir einen Ehemann gewünſcht, der in unſerer Nähe lebte, ſo daß man Dich beſuchen könnte. Nach dieſem England kommt unſereins nicht.“

„Nun, vor der Hand bleibe ich noch hier; denn im Trauerjahr um meinen guten Vater heirathe ich nicht. Das habe ich erklärt und dabei bleib' ich, obſchon Sir Ralph darüber etwas verſtimmt war. Er muß ſich aber gedulden, denn ich habe meinen kleinen Willen.“

„Sorge nur, roth Röschen, daß er immer in Uebereinſtimmung mit dem Willen Gottes ſei; dann iſt ein feſter Wille etwas ſehr Gutes, das dem Menſchen zum Himmelreich verhilft — welches ich Dir von ganzem Herzen wünſche.“

Dies Geſpräch machte Roſe Roth ganz nachdenklich. Von ihrer Mutter hörte ſie ſolche Worte nicht und das religiöſe Leben ſchlummerte in ihr. Aber ſie hatte Gefühl für Wahrheit und Recht, und es wurde nie vergeblich bei ihr angerufen.

Als Sir Ralph wie gewöhnlich am Nachmittag erſchien, um mit der Bauräthin und den beiden Roſen eine Spazierfahrt zu machen, führte Roſe Roth ihn in das Erkerthürmchen, das aus einer Ecke des Salons herausſprang und ein winziges Cabinet bildete, worin ſich ein halbrundes Sopha und ein Tiſch be=

fand. Dort ſetzte ſie ſich zu ihm und ſagte ohne Weiteres auf Engliſch und indem ſie ihn feſt anſchaute:

„Sind Sie Katholik, Sir Ralph?“

„Nein!“ verſetzte er.

„Sind Sie Jude?“

„Seltſame Fragen!“ ſagte er höchſt erſtaunt.

„Sind Sie Jude? ich frage ganz ernſtlich.“

„Nein.“

„Welches iſt Ihre Religion?“

„Ich bin Engländer und gehöre zur engliſchen Staatskirche.“

„Alſo ſind Sie ein guter Chriſt, der an Gott glaubt und an unſern Erlöſer?“

„Ein guter Chriſt? wer darf das von ſich ſagen?“

„Ich denke, derjenige darf es ſagen, der aus ganzer Seele an den lieben Gott glaubt und ſich redlich beſtrebt, den Willen Gottes zu thun.“

„Halten Sie Sich für eine gute Chriſtin?“

„Chriſtin — ja; aber gut — ach leider nein! denn ich glaube zwar feſt die Lehren unſerer heiligen Kirche, allein meine Handlungen entſprechen nicht dieſen hohen Lehren und ich ſtrebe nicht aus allen Kräften immer den Willen des lieben Gottes zu thun.“

Sie ſah ſo offen, ſo unſchuldig, ſo redlich aus und die Betrübniß über ihre Unvollkommenheit ſprach ſich ſo wahr in ihrer niedergeſchlagenen Miene aus, daß Sir Ralph faſt gerührt ſagte:

„Ich wollte, ich wäre ſo gut wie Sie.“

Roſe Roth wiegte ihren ſchönen Kopf hin und her und ſagte lächelnd:

„Ich habe mein Glaubensbekenntniß abgelegt; aber nicht Sir Ralph.“

„Es iſt das Ihre!“ rief er lebhaft.

„Ah, das iſt ſchön! jetzt bin ich ruhig und froh!“ erwiderte ſie und legte freudig die Hände zuſammen.

Der Wagen fuhr vor und rollte bald darauf mit ihnen Allen hinweg. Frau Weiß ſaß am offenen Fenſter in ihrem Zimmer zu ebener Erde und ſah ihnen nach. Da trat Anton in den Hof, ging zum Fenſter, lehnte ſich auf die Brüſtung und ſagte:

„Ein ſchönes Paar, Fräulein Roſe Roth und Sir Ralph Relvil — nicht wahr, Mutter?“

„Möge es ein glückliches werden, mein Sohn.“

„Ja, das gehört in ein ganz anderes Capitel!“ rief er und ging lachend ſeiner Wege, ſeelenvergnügt, denn er hatte wirklich ein Grundſtück am obern Thor gekauft und damit ein vortreffliches Geſchäft gemacht, denn der Beſitzer der Gasfabrik rechnete darauf, daß ſich in deren Nachbarſchaft Niemand anbauen werde und daß er das Land rings umher für einen Spottpreis kaufen könne. Da machte ihm nun der Anton einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, denn gerade dieſer Bauplatz war der Fabrik am allernothwendigſten und Anton nahm ſich vor, daraus den möglichſt großen Vortheil zu ziehen, der keineswegs dem Werth des Grundſtücks, ſondern demjenigen Werth entſprechend ſei, den der Fabrikbeſitzer darauf legen mußte.

Im Schauſpiel.

Das Schauſpielhaus war ſehr beſucht. Die franzöſiſche Truppe gab ein beliebtes Luſtſpiel, in welchem eine Pariſer Actrice auftrat, die nur wenige Gaſtrollen geben konnte. Ein ältlicher wohlbeleibter Herr ſaß in einer Loge des erſten Ranges und betrachtete mit unverkennbarem Wohlgefallen durch ein rieſiges Opernglas die Bühne, die Schauſpieler, die Zuſchauer, den Saal, den Kronleuchter — kurz, alles und jedes was ſich ſeinen Blicken darbot. Ließ er den Arm mit dem Opernglas ſinken, ſo gewahrte man ſeinen runden kahlen Kopf mit ſpärlichem blonden Haar im Nacken, ſein rundes roſiges Geſicht, ſeine möglichſt runden und möglichſt farbloſen Augen und, ſo zu ſagen, auch ſeinen runden Ausdruck, denn er ſah ſo unausſprechlich zufrieden und gleichmüthig aus, als ſei er lebenslang wie eine Kugel durch die Welt gerollt, ohne je irgendwo anzuſtoßen.

Das war unter allen Umſtänden bewundernswerth, doppelt aber, wenn man die Dame in's Auge faßte, die zu ſeiner Rechten ſaß und die aus lauter Ecken zu beſtehen ſchien, ſo ſcharf, ſpitz und trocken war ihre ganze Erſcheinung. Hinter dieſem Paar ſaß ein hübſcher ſehr junger Mann, der zart und kränklich ausſah.

„Minettchen, ſchau! ſollte der Herr mit den vielen Orden ein regierender ſein?“ flüſterte der runde Herr der eckigen Dame zu.

„Wie kann ich das wiſſen, mein lieber Freund! wir ſind geſtern angekommen und hier ſind Tauſende von Menſchen.“

„Man hat doch ſeine Muthmaßungen, Minettchen.“

„Man thut am Beſten, dergleichen Muthmaßungen für ſich zu behalten, mein lieber Freund.“

Der runde Herr griff vergnügt nach ſeinem Opernglaſe, hielt Umſchau und flüſterte nach einer Weile ganz eilfertig:

„Minettchen, nimm Dein Glas, geſchwind! Schau Dir in der Loge drüben die zwei bildſchönen Mädchen an — brune piquante, blonde touchante.“

„Mein lieber Freund, es wimmelt hier von ſchönen Damen von denen man, anſtändiger Weiſe, keine Notiz nimmt. Richte alſo Deine Blicke auf andere Gegenſtände.“

Der runde Herr ließ verſchämt ſein Opernglas ſinken, wendete gehorſam nicht blos ſeine Blicke, ſondern ſeinen Kopf weg und zu ſeinem hinter ihm ſitzenden Sohn hin und bemerkte mit einer gewiſſen Genugthuung, daß deſſen Augen auf demſelben Gegenſtand hafteten, der ihm ſoeben unterſagt war. Der junge Mann blickte ohne Opernglas mit ſeinen ſchwärmeriſchen Augen unverwandt auf die Loge, in welcher Roſe Roth und Roſe Weiß mit der Bauräthin und Sir Ralph Nelvil Platz genommen hatten.

„Dagegen ſieht die geſchminckte Schauſpielerin abſcheulich aus, gelt, Sintram?“ ſagte der runde Herr ganz leiſe, aber mit bedeutſamem Wink nach jener Loge, zu ſeinem Sohn und dieſer nickte ihm etwas verlegen ſeine Beiſtimmung zu, womit der Vater denn ganz zufrieden war und dem Schauſpiel ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſuchte.

„Minettchen!“ hub er nach einer Weile wieder an, „verſtehſt Du denn dies franzöſiſche Schnarren und Zwitſchern? der Pariſer Accent iſt doch ganz anders, als unſer ehrlicher deutſcher! Ob ſie da auf der Bühne franzöſiſch oder hebräiſch parliren — ich weiß es nicht.“

Minettchen begnügte ſich, ihren Zeigefinger auf die ſchmalen Lippen ihres feſtgeſchloſſenen Mundes zu legen und der runde Herr verſtummte und vertrieb ſich die Langweil, indem er von Neuem die

Zuſchauer muſterte und auf dieſe Weiſe auch auf die verpönte Loge einige verſtohlene Blicke warf.

Während Vater und Sohn den beiden Roſen ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten und ſich wenig um die gefeierte Schauſpielerin bekümmerten — der Eine, weil er ſie nicht verſtand, der Andere, weil ihn die Frechheit des Luſtſpiels und der Darſtellerin anwiderten — waren die beiden jungen Mädchen ganz zerſtreut. Später am Abend, allein auf ihrem Zimmer, ſagte Roſe Roth plötzlich in Thränen ausbrechend.

„Ach, ich bin traurig!“

„Warum denn? was fehlt Dir? o ſage mir, was Dich traurig macht!“ rief Roſe Weiß zärtlich und beſorgt.

„Ich weiß nicht genau warum .... aber mir kam Sir Ralph ſo zerſtreut vor.“

„Vielleicht gefiel ihm die Vorſtellung.“

„Ich glaube nicht! er ſah blaß aus und war unruhig — und wenn ich ihn zufällig anſah, ſo ſchreckte ihn das auf und er nahm ſich zuſammen, um eine unbefangene Miene anzunehmen. Er hat gewiß ſchlimme Nachrichten aus England bekommen, die mich betreffen und deshalb verheimlicht er ſie mir.“

„Quäle Dich nicht vor der Zeit und frage ihn morgen.“

„Ach, liebes Herz, weil er nie vertraulich mit mir ſpricht, ſo kann ich es auch nicht. Wegen der Religion habe ich ihn befragt, aber ſonſt um nichts.“

„Da haſt Du Unrecht! die Engländer ſollen ja ſehr zurückhaltend ſein. Vielleicht wäre es ihm angenehm, wenn Du es nicht wäreſt.“

„Meinſt Du?“ ſagte Roſe Roth und trocknete ihre Thränen.

„Verſuche es wenigſtens .... und nun ſage mir, ob Dir nicht Jemand aufgefallen iſt in der Loge, die uns gegenüber lag.“

„O gewiß!“ rief Roſe Roth und mit der Beweglichkeit ihrer ſiebzehn Jahre lachte ſie herzlich, „der alte Herr mit dem runden Kahlkopf ſah ja ganz und gar aus, als trage er den Vollmond zwiſchen ſeinen Schultern.“

Roſe Weiß lächelte — und fragte nicht weiter.

Roſe Roth ſaß am andern Morgen vor dem ihr ſo verhaßten Stickrahmen und ſann darüber nach, wie ſie wohl mit Sir Ralph in einen traulichen Ton kommen könne; da flatterte Roſe Weiß wie ein Schmetterling in's Zimmer und rief mit unterdrücktem Jubel in der Stimme:

„Er iſt in den Mittelbau eingezogen!“

„Wer?“ fragte Roſe Roth verwundert.

„Der alte Herr von geſtern Abend.“

„O Du Närrchen! und das freut Dich ſo?“

„Ja! . . . . er mit ſeiner Frau und ſeinem Sohn.“

„Meinetwegen! mehr als Einmal kann ich unmöglich über das Vollmondsgeſicht lachen.“

„Baron Uglas, Baronin Uglas und Baron Sintram Uglas, aus Waldhaus: ſo heißen ſie und da ſind ſie zu Hauſe.“

„Meinetwegen, ſag' ich Dir! Unter allen Curgäſten gibt es nur Einen, der mich intereſſirt.“

Inzwiſchen hatte der Baron — oder richtiger geſagt — die Baronin Uglas eine Wohnung in der Superba genommen. Die Baronin war ganz unverholen das Haupt der Familie: ſie commandirte, wie ein Feldherr ſeine Truppen; ſie ordnete an und ſchloß ab, wie ein Selbſtherrſcher über ſeine Völker. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie ihre Völker äußerſt glücklich machen wollte; aber ſie hatten glücklich zu ſein in der Weiſe, die ſie vorſchrieb.

Sie war eine reiche Erbtochter geweſen, Herrin bei zwanzig Jahren der ſchönen Beſitzung Waldhaus und elternlos. Selbſtverſtändlich fehlten die Freier um ſo weniger, als ſie auch ſehr hübſch war. Allein ſie theilte einen Korb nach dem andern aus, denn ſie wollte um ihrer ſelbſt willen geliebt ſein und darüber war ſie bei keinem der Bewerber ſicher.

Ihr Oheim, der ihr Vormund und ein verſtändiger Mann war, ſagte unmuthig:

„Mit Deiner Marotte, Theophile, wirſt Du eine alte Jungfer werden.“

„Eine Marotte nennſt Du mein berechtigtes Gefühl weiblicher Würde!“ rief ſie beleidigt.

„Ja! denn Du biſt nun einmal ein hübſches Mädchen und haſt nun einmal ein hübſches Vermögen, alſo wähle Dir einen braven Mann, der Dir gefällt und für Deine Verhältniſſe paßt, ohne ihm die alberne Frage zu ſtellen, was er thun würde, wenn Du garſtig und arm wäreſt; — denn alsdann wäreſt Du ja eine ganz andere Perſon, als die iſt, um welche er wirbt.“

Dies wollte Fräulein Theophile nicht einſehen. Ueberdies gefiel ihr die Stellung der Autokratin von Waldhaus ungemein; verwaist von der Wiege an, trug ſie kein Verlangen nach dem Familienleben, und das Bedürfniß zu lieben, die Freuden und Leiden des Lebens mit einem anderen Weſen zu theilen, war ihrem kalten, früh in Selbſtſucht erſtarrten Herzen fremd. Vielleicht wäre ſie wirklich unvermählt geblieben, hätte nicht der Gedanke ſie gequält, daß ihre Vettern ſie dann beerben würden. Sie hatte Beide abgewieſen und dieſe herzloſen Geldmenſchen — wie Theophile ſie nannte — waren unverſchämt genug, keineswegs vor Gram zu ſterben, ſondern ſich anderweitig zu vermählen und in glücklicher Ehe, mit einem Neſt voll Kinder, ein zufriedenes Leben zu führen. Nein! dieſe Brut ſoll mich nicht beerben; dies ſteht feſt! ſprach Theophile zu ſich ſelbſt an dem bedenklichen Tage im Leben der Frau — und beſonders der unvermählten — wo ſie dreißig Jahre alt wurde. Allein die Bewerber waren verſchwunden, denn ihre Schönheit war im Verblühen und ihre Herrſchſucht, ſowie die Schroffheit ihres Characters waren im Lauf der Zeit allgemein bekannt geworden. So erkor ſie denn durch Vermittelung ihres Oheims zum Ehegemahl den Baron Uglas, der zwei Jahr jünger als ſie, ein blutarmer Lieutenant aus ſehr gutem Hauſe und von dem größtmöglichen Phlegma war. Ganz beſtürzt über ſein Glück zog er, zwar nicht als Herr, aber doch als Gemahl der Herrin in Waldhaus ein und in dieſer Beſtürzung verblieb er ſo lange, bis Theophile, die er Minettchen nannte, ihn mitſammt ſeinen kleinen Willensregungen gründlich unterjocht hatte. Als er ſo weit war, fühlte er ſich ſehr zufrieden in ſeiner Stellung als Minettchens Echo und Sclav. Und zufrieden ſollte er ja auch ſein; ſie wollte durchaus nicht den Zepter über Unglückliche führen. Deshalb beſtärkte ſie ihn in ſeinen zwei Liebhabereien: Cigarren und

Zeitungen. Das zwiefache Gewölk, womit dieſe beiden Leidenſchaften ſein Gehirn umnebelten, umfloß ihn wie eine weiche Luft, die ihn unempfindlich gegen Minettchens eiſige Kälte machte.

Als ein Sohn dieſer Ehe entſproß, war die Baronin glücklicher als je in ihrem Leben; ja, ſo ſehr, daß ſie ihrem Gatten erklärte, dies Glück fülle ihr ganzes Herz aus und nehme ihre Liebe ſo in Anſpruch, daß eine größere Nachkommenſchaft ihr Glück beeinträchtigen würde. Der Baron fand das ganz in der Ordnung. Auch er hatte ſeinen Sohn ſehr lieb und die Art und Weiſe wie er das ausdrückte, beſtand darin, daß er ihn Fritzi nannte — wenigſtens dann, wenn die Mutter es nicht hörte, die den plebejiſchen Namen Fritz verachtete, obſchon — oder vielleicht weil der Baron ſo hieß. Den Knaben machte ſie zu ihrem Götzen, ihrem Spielwerk, ihrem Eigenthum. Dermaßen betrachtete ſie ihn als ihr Kind, daß ſie geneigt war, ſich zu wundern, wie er einen Vater haben könne. Selbſtverſtändlich wurde der Vater im Punkt der Erziehung genau ſo behandelt, wie in allen Punkten, die den Gemahl und den Hausherrn betrafen, als Null. Trotz der wüthenden Zärtlichkeit, mit der die Baronin zuweilen ihren Sohn überſtürzte, behandelte ſie ihn doch häufig bald mit Jähzorn, bald mit eiſerner Strenge, ſo daß er viel weniger ihr, als dem Vater ſich zuneigte, der immer in ſeiner gleichmäßigen, ſchwächlichen Freundlichkeit verblieb. Unter dieſen Einflüſſen wurde Sintram das, was er werden mußte: ein verſchüchterter, verſteckter Character, mit einer eigenſinnigen Richtung, die er von der Mutter geerbt hatte, und die mit ſchlaffer Nachgiebigkeit, dem Erbtheil vom Vater, abwechſelte. Von der Natur hatte er aber viel mehr Wärme des Gefühls bekommen, als ſeine Eltern hatten. Da er für dieſe Wärme keinen Gegenſtand fand, denn er fürchtete die Mutter und bemitleidete den Vater: ſo verſchloß er ſie in ſich und verfiel mit ihr in Träumereien und Schwärmerei. Er hatte nicht übermäßig viel Verſtand, doch ganz genug, um bei einer vernünftigen Erziehung und bei regelmäßigem Unterricht ein recht tüchtiger Menſch zu werden. Die Baronin war aber mit keiner Bildungsanſtalt, mit keinem Inſtitut, mit keinem Privatunterricht, mit keinem Hofmeiſter und keinem Lehrer zufrieden. Stets wurde nach ihrer Meinung zu viel von ihrem Sohn verlangt und zu wenig für ihn geleiſtet. Daher ein beſtändiges Dareinreden von ihrer Seite, beſtändige Unterbrechung der Studien und in Folge davon Sintrams große Gleichgültigkeit gegen Fortſchritt in denſelben, denn er wußte, daß nach ſechs oder acht Monaten ein neuer Lehrer erſcheinen oder eine neue Methode verſucht werde, wodurch er denn immer auf Anfangsgründe zurückverſetzt wurde. Als der Knabe zum Jüngling heranwuchs und ſchlank und ſchmal in die Höhe ſchoß, erwies ſich ſein phyſiſcher Organismus als ſchwächlich. Ernſte, anhaltende Studien ermüdeten ihn. Er konnte ihnen nicht nachkommen und da er jeden Augenblick den zerriſſenen Leitfaden verlor, ſo wurden ſie ihm zuwider. Nachdem er in zwei Jahren zehn Monat auf einer Univerſität geweſen war, erklärte er ſeiner Mutter, er wolle Land- und Forſtwiſſenſchaft praktiſch ſtudiren. Sie hätte wohl einen höheren Geiſtesflug für ihren Sohn gewünſcht; indeſſen hatte dieſe Wendung doch auch ihr Angenehmes, denn ſie konnte nunmehr Sintram in Waldhaus behalten und allmählig an die Wahl einer Gattin für ihn denken.

Die Baronin hatte ſich bisher einer unverwüſtlichen Geſundheit erfreut. Jetzt meldete ſich bei ihr ein höchſt unangenehmer Vorläufer des heranziehenden Alters: die Gicht. Um dies Leiden zu beſeitigen, ſchickte ihr Arzt ſie zu den bewährten Heilquellen des weltberühmten Curortes und ſie zog mit ihrem Gatten und ihrem Sohn in der „Superba“ ein, deren Lage, Einrichtung und Umgebung ihr durchaus paſſend für die Herrin von Waldhaus erſchien. Der Baron fand pflichtſchuldigſt ganz dasſelbe. Ueberdas ſchwamm er in Seligkeit, denn er hatte im Curhaus drei Zimmer gefunden, die nur für Zeitſchriften aller Art und für deren Leſer beſtimmt waren. Für Sintram endlich ging auch eine Freudenſonne auf, als er die liebliche Blondine vom vorigen Abend am Fenſter des einen Pavillons entdeckte, ja, als ſie ſogar einen Augenblick auf dem Balcon erſchien.

Heller Frühlingstag für die Einen, finſtere Winternacht für die Andern: ſo iſt's auf unſerm Erdball, in der Natur wie im Leben der Menſchen. Geiſterbleich, mit Zügen, die das Entſetzen verzerrte, betrat Otto Roth das Bureauzimmer, in welchem Anton am Schreibtiſch ſaß, ſchloß die Thür ab, ſchob den Riegel vor, ſah ſich ſcheu um, als könne er behorcht werden und ſagte mit heiſerer Stimme, indem er aus der Bruſttaſche einen Brief hervorzog:

„Ruinirt, Weiß, ruinirt! gänzlich . . . . gründlich! Leſen Sie dies.“

Anton murmelte halblaut während des Leſens: „Hab' es immer gefürchtet! . . . . Habe mehrmals den Herrn Baurath gewarnt, mit dieſer Eiſenbahn nicht ſo in's Zeug zu gehen! . . . . Sein raſendes Glück in allen Unternehmungen machte ihn verwegen . . . . Er rechnete immer auf günſtige Umſtände, ſelbſt dann, wenn ſie ungünſtig waren“ . . . . —

„Schweigen Sie von meinem thörichten Vater und rathen Sie mir, was ich thun ſoll!“ donnerte Otto ihm zu.

„Nur ſtill! fein ſtill, Herr Roth! Hängen Sie doch nicht ſelbſt voreilig die ſaubere Geſchichte an die große Glocke. Es gehen Gelder ein . . . . man kann vielleicht dem Ungeheuer, genannt Bankrott, das Maul ſtopfen.“

„Gelder? woher, wann, wie viel?“

„Nun, der Mittelbau iſt ganz beſetzt“ . . . . —

„Ein Tropfen im Meer!“

„Die Bauplätze am obern Thor ſind zu verkaufen.“

„Aber kein Menſch kauft ſie!“ rief Otto wild mit dem Fuß ſtampfend.

„Und wenn ſie verkauft würden, ſo gäbe das zwei oder drei Tropfen im Meer,“ ſetzte Anton bedächtig hinzu.

„Nun alſo?“ drängte Otto.

„Alſo müſſen Sie die Superba verkaufen, Herr Roth, und mit den Gläubigern accordiren, daß ſie fünfzig, ſechszig, ſiebzig Prozent, je nachdem die Superba gut oder ſchlecht verkauft wird — ſchwinden laſſen, dann“ . . . . —

„Nun, was bleibt mir dann?“

„Dann können Sie von vorn anfangen, wie der Herr Baurath und wie tauſend Andere, und es bleibt Ihnen die Möglichkeit, dermaleinſt die Superba zurück zu kaufen.“

„Es iſt niederträchtig, mich zu verhöhnen!“ ſagte Otto dumpf und warf ſich in einen Lehnſtuhl.

„Ich denke an keinen Hohn, ſondern an die einfache Wirklichkeit. Ich bin ja ſelbſt einer von den Tauſenden, die von unten auf anfangen.“

„Ja, Sie können das, denn Sie ſind unten geboren, wie mein Vater“ . . . . —

„Wollen Sie ſagen, daß Sie ungeheuer hoch geboren ſind, Herr Roth, ſo irren Sie heftig, denn vor fünfundzwanzig Jahren gab es noch keinen Baurath — ſondern nur einen Maurerpolier des Namens Roth.“

„Das will ich thun!“ fuhr Otto plötzlich auf. „Das! . . . . und mißlingt auch das, ſo gibt es noch ein Paar Tropfen Cyankali in der Apotheke.“

Man klopfte an die Thür. Anton flüſterte:

„Sammeln Sie Sich, ſchweigen Sie,“ — ſtand auf und öffnete die Thür. Sir Ralph trat ein.

„Ah! Sie ſind tief in Geſchäften, wie ich ſehe,“ ſagte er, Ottos Hand ſchüttelnd, „ich will nicht ſtören, ich komme ſpäter wieder.“

„Nein, nein! gerade jetzt wünſchte ich Sie zu ſprechen .... Kommen Sie auf mein Zimmer, ich erhielt excellente Cigarren. Was führt Sie denn ſo früh zu mir?“

In Antons Zimmer verſenkten ſich beide Herren in bequeme Lehnſtühle und in Cigarrenwolken und Sir Ralph begann:

„Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich in großer Verlegenheit bin, denn ich bin nicht daran gewöhnt, mit meinem Gelde zu kurz zu kommen. Zum Erſtenmal in meinem Leben geſchieht es hier, weil ich allerdings etwas unvorſichtig geſpielt habe. Einen Creditbrief an einen Banquier habe ich nicht, denn mit einer reichgefüllten Kaſſe kam ich her. Jetzt iſt ſie aber zu meinem größten Erſtaunen leer. Ich brauche Geld .... und zwar ſogleich und ich muß Sie bitten, mir etwa auf acht Tage zweitauſend Gulden freundſchaftlich zu leihen. Ich ſchrieb bereits heute in aller Frühe an meinen Geſchäftsmann und darf mit Sicherheit darauf zählen, in acht Tagen, ſpäteſtens, einen Wechſel auf zwölftauſend Gulden zu erhalten. Ich rechne in Anbetracht unſeres verwandtſchaftlichen Verhältniſſes auf Ihre Gefälligkeit, die ich ſehr ungern und nur nothgedrungen in Anſpruch nehme, weil Geldgeſchäfte zwiſchen Verwandten ſehr häufig das gute Einvernehmen ſtören.“

Mit großer Ruhe ſprach Sir Ralph, aber mit der größten Unruhe hörte Otto ihm zu, ſtand auf, ſetzte ſich, warf ſeine Cigarre fort, fuhr ſchließlich mit beiden Händen verzweiflungsvoll in's Haar und ſtöhnte:

„Meine letzte Hoffnung iſt geſchwunden! Sir Ralph, Cyankali! ſchaffen Sie mir Cyankali!“

„Haben Sie den Verſtand verloren?“ fragte Sir Ralph immer ganz ruhig.

„Nein . . . . merkwürdiger Weiſe! . . . . denn ich habe mein Vermögen verloren und ſo etwas kann uns wohl um den Verſtand bringen.“

„Es wird ein vorübergehender Verluſt, eine mißglückte Speculation ſein,“ verſetzte Sir Ralph tröſtend, „damit iſt nicht gleich Ihr ganzes Vermögen verloren. Sie faſſen die Sache zu excentriſch auf.“

„Nichts da excentriſch!“ wüthete Otto, „es ſteht ſo, daß die Superba unter den Hammer kommt, um die Gläubiger zu befriedigen, d. h. einigermaßen zu befriedigen.“

„Dahin wird es Ihre Mutter, Ihre Schweſter nicht kommen laſſen!“ rief Sir Ralph lebhaft, „ſie werden mit ihrem Vermögen Ihnen helfen“ . . . .

„Ja, wo iſt denn ihr Vermögen?“ fragte Otto wild, „es ſteckte mit dem meinen zuſammen in der Superba, in Bauplätzen und in Aktien. Ich geſtehe, daß ich meinen Vater für viel reicher gehalten und in dieſem Wahn ſeit Jahren beträchtliche Schulden gemacht habe. Indeſſen iſt's hauptſächlich dieſe mißglückte ungeheure Eiſenbahn-Speculation, die ein ganzes Portfeuille voll Aktien zu nichtsnutzigem Papier entwerthet, welche dem Faß den Boden ausſchlägt und offenkundig macht, daß der Wein ausgetrunken iſt und daß ſowohl ich, als meine Mutter und meine Schweſter uns fortan mit Waſſer begnügen müſſen, mit Brod und Waſſer . . . . buchſtäblich! iſt das nicht um wahnſinnig zu werden? . . . . O Cyankali!“

„Schweigen Sie doch, Sie thörichter Menſch, und ſuchen Sie zu retten, was zu retten iſt,“ ſagte Sir Ralph theilnehmend, „gegen den Schlag, der Sie trifft und mit Ihnen ſogar Mutter und Schweſter — iſt meine augenblickliche Verlegenheit ja ganz unbedeutend.“

„Dennoch trifft ſie mich ſchwer, denn ich hatte auf Hülfe, Unterſtützung, ſogar auf Ihre Bürgſchaft gehofft“ . . . . —

„Und ſiehe da! ich bin ſelbſt der Hülfe bedürftig. Was aber die Bürgſchaft betrifft, ſo kann ich ſie unmöglich übernehmen, da Sie Selbſt Sich für inſolvent erklären; denn es bliebe mir nichts übrig, als für Sie zu zahlen und dazu reichen meine Einkünfte nicht aus. Mit großen Schulden möchte ich aber meine Beſitzungen nicht belaſten, am wenigſten jetzt, da ich im Begriffe bin, eine Familie zu gründen."

„O Cyankali! Cyankali!" rief Otto und zerraufte ſein Haar.

„Der böſe Geiſt, den Sie beſchwören, wird nicht erſcheinen, denn er weiß, daß Sie Sich ihm nicht in die Arme werfen — was ſehr lobenswerth iſt," ſagte Sir Ralph gelaſſen, „man hat nur ein Leben; allein es gibt in dieſem einen Leben tauſend Chancen, um aus der Tiefe wieder in die Höhe zu kommen und eine ſolche Chance wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen."

Damit erhob er ſich aus ſeinem Lehnſtuhl, drückte freundſchaftlich Otto's Hand und verließ das Zimmer. Draußen ſah er auf ſeine Uhr. Es war zu früh, um zu ſeiner Braut zu gehen, und ſo begab er ſich denn wieder in die Spielſäle des Curhauſes — ſein gewöhnlicher Aufenthaltsort. Das Glück war ihm hold: er gewann die Summe, die er von Otto verlangt hatte, und ſprach froh zu ſich ſelbſt: Ich bin und bleibe ein Liebling des Schickſals! Sogar die augenblickliche Verlegenheit war mir günſtig, denn ſie verſchaffte mir in ungeſuchter Weiſe den klaren Einblick in Verhältniſſe, die mir wichtig ſind.

Als er ſpäter zu ſeiner Braut kam, war jede Spur von Zerſtreutheit und Unruhe verwiſcht, die ſie am vergangenen Abend wahrgenommen hatte und ſie fand wieder ſeine gewohnte Haltung und ſein ruhiges Benehmen.

Wenn die beiden Roſen oder — wie Sir Ralph ſie nannte — Rosmary und Roſalba, allein in ihrem Zimmer waren, beſprachen ſie vertraulich die Erlebniſſe des Tages oder theilten einander ihre Gedanken mit. Die weiße Roſe, Roſalba, ſagte:

„Ich muß Dir geſtehen, daß ein ſo kalter Bräutigam, wie Sir Ralph, mir gar nicht gefiele. Seit fünf Wochen ſeid Ihr verlobt und er hat Dir noch nicht das geringſte Geſchenk gemacht.“

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht,“ verſetzte Rosmary und löſte das Netz von ſchwarzer Chenille, das ihr wundervolles blauſchwarzes Haar zuſammenhielt.

„Gleichviel! Er ſollte daran denken.“

„Jetzt, weil Du mich aufmerkſam machſt und ich es überlege, jetzt muß ich doch ſagen, daß mir das ganz recht iſt. Wozu dieſe kleinen Geſchenke, wenn man das größte gegeben hat: das Herz! — Ueberdas bin ich in Trauer und könnte Schmuck oder andere ſchöne Sachen nicht tragen."

„Gleichviel! ſag' ich nochmals. Ein Bräutigam, wie Sir Ralph, würde mich fürchten laſſen, daß er mich nicht liebe."

„Warum ſollte er mich denn heirathen wollen? .... Reich und vornehm, gebildet und von einem angenehmen Aeußern wie er iſt, würden fünfzig Mädchen in Deutſchland wie in England, mit Freuden ſeine Gattin werden. Und er wählt mich! mir ſcheint das der größte Beweis von Liebe, den er geben kann."

„Es iſt aber gar keine ſchwärmeriſche Liebe .... gar keine Leidenſchaft."

„Das iſt ein wahres Glück! wie ſollte ich es anfangen um eine ſchwärmeriſche Liebe zu erwidern! Die Gabe hat mir Gott verſagt. Nein! für mich paßt kein ſchwärmeriſcher, ſondern ein kluger und guter Ehemann — und das wird Sir Ralph ſein."

Aber Roſalba ſchüttelte verneinend ihren ſchönen blonden Lockenkopf und ſagte:

„Mit einem ſolchen Glück wäre ich nicht zufrieden .... jedoch thue ich am Beſten gar nicht daran zu denken, denn für mich iſt der Eheſtand unmöglich.“

„Warum denn das?“ rief Rosmary lebhaft.

„Weil ich in Verhältniſſen aufgewachſen und erzogen bin, die zu hoch für meine Herkunft ſind. In eine Handwerkerfamilie paſſe ich nicht und in einen höheren Stand werden vielleicht Andere finden, daß ich nicht paſſe. Meine Zukunft macht mich zuweilen recht traurig, denn es wäre mir ſchwer dienen zu müſſen wie unſer Mütterchen — und was bleibt mir anders übrig nach dem Tode der Mutter.“

„Ich bin ja da!“ rief Rosmary und umarmte zärtlich Roſalba. „Betrübe Dich nicht um Deine Zukunft. Was mein iſt, iſt Dein. Wir ſind ja Schweſtern. Das liebe Mütterchen, welches Dir das Leben gab, hat es mir erhalten, hat uns beide zugleich genährt, hat mir manches Jahr die kranke Mutter erſetzt. O wir gehören zuſammen, Roſalba, und ſo lange ich einen Kreuzer in der Taſche und ein Stück Brod auf dem Tiſch habe, theile ich mit Dir . . . . — Du kleine, liebe, heilige Genovefa,“ ſetzte ſie ſcherzend hinzu, weil Roſalba ganz melancholiſch daſaß, von der reichen Fülle ihres blonden Haares umfloſſen, das ſie aufgelöſt hatte um es für die Nacht zu ordnen.

Damit verſchwanden trübe Zukunftsgedanken, wie das bei achtzehn Jahren leicht geſchieht. Das Herz hat zuviel Jugendmuth um ernſtlich an eine trübe Zukunft zu glauben und es hält ſich für ſtark genug um ſein Glück zu erringen, weil es noch nicht, weder über ſich ſelbſt noch über das was es ſich als ſein Glück vorſtellt enttäuſcht worden iſt.

Umſturz.

Wie eine Leiche kalt, ſtarr und ſtumm lag die Bauräthin in ihrem Zimmer auf dem Sopha. Frau Weiß badete ihre eiſigen, krampfhaft geſchloſſenen Hände in einer Schaale mit heißem Waſſer; Roſalba rieb Stirn und Schläfen mit Aether ein; das Kammermädchen hielt engliſches Salz und kölniſches Waſſer bereit. Rosmary war nicht da. Sie war im Salon und ließ ſich zum dritten oder vierten Mal die Thatſache erzählen, die ihre Mutter ſo furchtbar erſchüttert hatte; nämlich die, daß Otto verſchwunden war, Niemand wußte das Wie und Wohin.

„Sie aber wußten um ſein Verſchwinden,“ ſagte ſie plötzlich im ſtrengen Ton zu Anton Weiß, welcher ſo eben der Bauräthin dieſe Eröffnung gemacht hatte: „Sie hätten es verhindern müſſen.“

Dem Secretär kommt es nicht zu, die Schritte ſeines Herrn zu maßregeln.“

„Doch! ſobald es ſich um die Ehre und den guten Namen des Herrn handelt.“

„Aber, mein Fräulein, die Fallite iſt ſo wie ſo nicht zu vermeiden. Wäre Herr Otto hier geblieben, ſo würde man ihn wegen ſeiner Wechſelſchulden einſperren. Würde das die Ehre ſeines Namens herſtellen? —

„Ich meine .... Sie hätten geſagt, er habe über gewiſſe Gelder verfügt,“ ſagte ſie zögernd.

„Nicht doch! er hat nur, um ſich einiges Geld zu verſchaffen, das Grundſtück am obern Thor, das für Bauplatz-Parzellen beſtimmt war, verkauft und zwar zu ſehr geringem Preiſe — wie das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt.“

„Genug, er hat ſich ſo wie ſo Gelder angeeignet, die nicht ihm, ſondern ſeinen Gläubigern gehörten .... und das macht ſeine Flucht unausſprechlich ſchmachvoll.“

„Herr Otto war äußerſt confus in Geſchäften. Er wird gewähnt haben, mit dem Verkauf der Superba würden die Anſprüche der Gläubiger zu decken ſein.“

„Weshalb klärten Sie ihn nicht über ſeine geſchäftliche Lage auf, die Ihnen, als dem vieljährigen Secretär meines Vaters genau bekannt war?“

„Ich ließ es nicht an Warnungen, nicht an den genaueſten Darlegungen fehlen; doch ſein Leichtſinn und ſeine Verſchwendungsſucht ſchlug jeden guten Rath in den Wind.“

„Sehen Sie, daß ich Recht habe!“ brach Rosmary troſtlos aus, „er war gewarnt, er wußte Beſcheid .... und dennoch eignete ſich der Unglückſelige dieſe Gelder zu!“

„Wenn ich Ihnen aber ſage, daß Herr Otto ein confuſer Menſch iſt.“

„Wäre er confus zu ſeinem Nachtheil, ſo könnte mich das etwas tröſten; allein dies Verfahren kann ich durch Mangel an klarer Einſicht nicht entſchuldigen. Jetzt aber ſagen Sie mir,“ ſetzte ſie gefaßt hinzu, „was wir zu thun haben, meine Mutter und ich.“

„Vor der Hand gar nichts. Der Stand der Geſchäfte iſt noch nicht ruchbar geworden. Für das Verſchwinden des Herrn Otto muß man einen Grund erfinden .... eine Reiſe“ ....

„Ja, nach England!“ fiel Rosmary ein, „und vielleicht iſt er wirklich zu Sir Ralph gereist.“

„Unmöglich wäre es nicht!“ erwiderte Anton trocken.

„O wäre Otto bei Sir Ralph .... dann wäre ich ruhig! dann käme er wieder auf den rechten Weg! — Aber was wird Sir Ralph zu dieſer ſchrecklichen Begebenheit ſagen! wie wird er ſie aufnehmen! ſoll ich ſie ihm mittheilen? . . . . ſoll ich ſchweigen?“

Anton wollte antworten, beſann ſich aber eine kleine Weile und ſagte dann in einem Ton, als ob er für ſich ſelbſt dieſe Erwägung gemacht habe:

„Reden iſt Silber, ſchweigen iſt Gold. Das Unglück kommt früh genug zu Sprache: es iſt beſſer, Sie ſchweigen.“

„Ach, Gott ſei gedankt, daß wir an Ihnen einen Freund und Rathgeber haben,“ ſagte Rosmary und ihre Augen lächelten unter den Thränen, die an ihren ſchwarzen Wimpern hingen, während ſie ihm freundlich die Hand drückte. Dann ging ſie in das Zimmer ihrer Mutter und auch Anton verließ den Salon, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: Ja gewiß . . . . ein Freund, ein ſehr treuer, das bin ich! . . . . Sollte ich den Dummkopf hier einſperren und Alles in die Klaüen der Gläubiger fallen laſſen, der Wucherer, der Juden, der Aktiengeſellſchaften? . . . . Mit nichten. Das kleine Capital kann ihm dazu verhelfen, ein vernünftiger Mann zu werden, ein Goldwäſcher, ein Hinterwäldler, ein Trapper, ein Petroleumgräber, ein Schwindler . . . . und dieſe letzte Art von Exiſtenz eignet ſich wohl am Beſten für ihn und für Amerika. Vielleicht ſchwindelt er ſich zum Präſidenten der Vereinigten Staaten hinauf .... wer kann's berechnen! welch ein Triumph, wenn ich ihm dazu verholfen hätte, indem ich ihm die Bauplätze abkaufte, die kein Menſch haben wollte! .... Aber das arme Kind, die Roſe Roth, dauert mich. — Damit beſchwichtigte Anton ſein Gewiſſen.

Sir Ralph Nelvil war drei Wochen vor dieſer Cataſtrophe abgereiſt. Er wollte alle Anſtalten treffen, um im Frühling ſeine junge Gemahlin auf ſeinen Landſitz zu führen. Er hatte verſprochen, fleißig zu ſchreiben und Rosmary in Kenntniß von ſeinen Einrichtungen zu ſetzen; doch bisjetzt war kein Brief gekommen.

„Nun ſiehſt Du ſelbſt, wie kalt er iſt: er ſchreibt Dir nicht!“ ſagte Roſalba nach acht Tagen höchſt entrüſtet.

„Er hat eine Menge von Geſchäften und muß Verwandte und Freunde beſuchen bis tief in Schottland hinein,“ verſetzte Rosmary.

„Es wird auch in Schottland Papier und Feder und eine ſtille Stunde aufzutreiben ſein,“ behauptete Roſalba ſtandhaft.

Da Rosmary im Grunde ihres Herzens ganz daſſelbe fand, ſo ſchwieg ſie — und da ein Tag nach dem andern verging ohne Nachricht von Sir Ralph, ſo ſchwieg endlich auch Roſalba und Beide ſtanden in der Stille bittere Angſt über dieſe Unbegreiflichkeit aus. Indeſſen fiel in Roſalbas trübe Stunden ein helles Licht, welches ihr in Sintrams ſchwärmeriſchen Augen aufging. Sie hatte nicht den mindeſten Verkehr mit ihm, ſie hatte ihn nie geſprochen, ſie wußte nichts von ihm als ſeinen Namen, ſie ſah ihn nur täglich ein Paarmal über den Hof gehen und zuweilen zufällig am Fenſter oder im Theater; aber aus ſeinem Gruß, ſeinem Blick, ſeinem Lächeln, entnahm ſie das, was ſie wünſchte: ſeine Liebe. Da eine geheime Stimme ihr ſagte, Rosmary würde das äußerſt verkehrt finden, ſo bewahrte ſie ihre Gefühle und ihre Träumereien ſtill im Herzen und Rosmary, in Sorgen und Angſt befangen, hatte keine Ahnung von Roſalbas Stimmung.

Die Bauräthin hatte ſich von dem unerwarteten Schlag nicht wieder erholt und durch die Erſchütterung ihrer Gehirnnerven wachte ihr früheres Leiden wieder auf: krankhafte Schwermuth. Der Arzt hoffte freilich das Uebel zu überwinden; aber nur dann, wenn ſie ſelbſt es bekämpfe. Zu dieſem Kampf fehlte ihr aber Alles: Gottvertrauen, fromme Ergebung, ein in Entſagung geübter Wille, friedlicher Gleichmuth; — mit einem Wort: die Seelenſtärke, die auf chriſtlichen Tugenden beruht. Sie ſuchte nicht durch Beſchäftigung ſich zu zerſtreuen; ſie ſuchte nicht durch Gebet ſich zu erheben. Es bewährte ſich an ihr

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR

Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4

FNr. 20863 / 050

die Erfahrung, daß die hochmüthigſten Charactere die aller armſeligſten ſind. Dabei beſtand ſie eigenſinnig darauf, daß keine Einſchränkung im Hausweſen ſtattſinde, keine Verminderung der Ausgaben; denn ſie habe ebenſoviel Recht an dem Vermögen, wie jeder andere Gläubiger. Sie wollte nicht Wagen und Pferde abſchaffen, denn ſie behauptete, ſtundenlange Spazierfahrten wären trotz der rauhen Jahreszeit ihrer Geſundheit nothwendig. Sie ging faſt jeden Abend in's Theater, obgleich es ihr nicht mehr das mindeſte Vergnügen machte, denn ſie ſtarrte ſeufzend vor ſich hin und zuweilen weinte ſie bittere Thränen bei Poſſenſpielen. Sie klammerte ſich krampfhaft an ihre Gewohnheiten an, als ob ſie den Umſturz ihrer Verhältniſſe dadurch verhindern könne.

Endlich kam ein Brief von Sir Ralph, ohne Bezeichnung von Ort und Datum und Rosmary las:

„Theure Rosmary! Wie ſoll ich Worte finden, um Ihnen einen unausſprechlichen Schmerz ausſprechen zu müſſen! Er wird Ihr Herz zerreißen, wie er das meine zerreißt. Wir werden durch ein feindliches Geſchick, das mich von Jugend auf tückiſch verfolgt, auf immer getrennt, nicht durch Länder und Meere, ſondern durch den Fluch, der auf meiner unſeligen Exiſtenz haftet. Ich wähnte, er ſei gehoben durch Sie, geliebte Rosmary, und durch Ihre Liebe.

Aber nein! ich bin und bleibe ihm verfallen und ich kann und darf Sie nicht in den Strudel meines ſchwarzen Schickſals hinein ziehen. Leben Sie wohl, Rosmary! vergeſſen Sie mich, wenn das zu Ihrem Glück nothwendig iſt; aber ſchenken Sie den Verleumdungen, die wider mich ausgeſtreut werden, keinen Glauben. Ich bin und bleibe Ihr treuer Ralph Nelvil.“

„Nun, was ſchreibt er?“ fragte Roſalba dringend, als Rosmary geiſterbleich wurde und die Hand an die Stirn legte.

„Ich weiß nicht .... ich verſtehe ihn nicht .... lies den Brief!“ ſtammelte ſie tonlos.

Roſalba las und las wieder, während Rosmary verſteinert ſchien und wie in einen finſtern Abgrund zu Boden ſah. Plötzlich aber raffte ſie ſich auf und ſagte entſchloſſen:

„Es muß etwas geſchehen, um das räthſelvolle Schickſal zu enthüllen, deſſen Opfer er iſt .... und ich mit ihm! ich bitte Dich, rufe Deinen Bruder.“

Roſalba flog die Treppe hinab in das Bureau, wo Anton arbeitete und rief ängſtlich:

„Rosmary will Dich ſprechen . : . . über Sir Ralph .... komm eiligſt!“

„Ueber Sir Ralph Nelvil?“ fragte Anton und kramte in ſeinen Papieren.

„Nun freilich! es gibt ja keinen andern Sir Ralph! Aber eile Dich, Anton!"

„Ich komme ja ſchon," ſagte er, ſteckte ein Zeitungsblatt zu ſich und folgte ſeiner Schweſter zu Rosmary.

Dieſe reichte ihm den Brief und ſagte kurz:

„Bitte, leſen Sie."

Und als ſie ſah, daß der Brief zu Ende geleſen war, fragte ſie wieder ganz kurz:

„Verſtehen Sie das?"

„Ja, Fräulein Roſa," verſetzte Anton trocken.

„Ja?" riefen beide Mädchen unendlich überraſcht und Rosmary ſetzte hinzu:

„Nun Gott ſei gedankt, dann werde auch ich es verſtehen können! Alſo erklären Sie mir das Räthſel."

„Ich muß es thun, allein es wird Sie betrüben."

„O nur keine Vorrede! heraus mit der Sprache!" rief Rosmary mit gebieteriſcher Ungeduld.

„Seit einigen Tagen ſpricht man von nichts Anderem," hub er an.

„Wovon ſpricht man!" brach ſie aus und trat ihm dicht unter die Augen.

„Davon, daß Sir Ralph Nelvil ein Schwindler iſt."

„Er warnt mich, den Verleumdungen Glauben zu ſchenken," erwiderte ſie verächtlich.

„Wem fällt es ein, Jemand zu verleumden, der ſteckbrieflich verfolgt wird, Fräulein Roſa?“ ſagte Anton, zog das Zeitungsblatt hervor und reichte es ihr.

Sie zerriß es und rief empört:

„Die Zeitungen lügen.“

„Das verſteht ſich, denn ſonſt würde Niemand ſie leſen. Je mehr ſie lügen, deſto mehr werden ſie von der Partei geleſen, für welche ſie lügen. Ich aber habe Ihnen den amtlichen Theil der Zeitung vorgelegt und das ſind immer Thatſachen.“

„Gott im Himmel!“ rief Roſalba, die das zerriſſene Blatt aufgehoben und geleſen hatte, „er heißt Johann Johannſen und iſt der Sohn eines Friſeurs in Hamburg.“

Mit einem dumpfen Schrei ſank Rosmary auf einen Stuhl und verbarg ihr Geſicht in den Händen.

„So iſt's!“ ſagte Anton, „er entwich aus dem Elternhauſe um Schauſpieler zu werden. Da er ein hübſches Aeußere, große Gewandtheit und viel Sprachtalente, jedoch kein eigentliches Talent für die Bühne beſaß, ſo genügte ihm dieſe nach einigen Jahren durchaus nicht und er begann die Schauſpielerkunſt im größeren Umfange mitten in der Welt zu treiben, was ihm denn auch Jahre lang in England, in Amerika, in Paris gelungen iſt. Seine

Hauptabſicht zielte immer darauf hin, in den Beſitz großer Geldſummen zu kommen, um ſeine raſende Leidenſchaft für das Spiel zu befriedigen. Deßhalb verlobte er ſich ſo oft wie möglich mit reichen jungen Mädchen, ſchwindelte den Eltern Geld ab und verſchwand dann aus der Gegend. So wollte er es auch hier machen. An eine Ehe dachte er nicht. Als er aber durch Herrn Otto Roth den Stand der Dinge erfuhr, machte er ſich aus dem Staube und um ſo eiliger, als allerhand Klagen über falſches Spiel — nicht an der Bank, ſondern in ſeiner Wohnung — gegen ihn laut wurden."

„Woher wiſſen Sie das Alles?" fragte Rosmary ruhig und ließ die Hände vom Antlitz ſinken.

„Da er häufig in's Haus kam, ſo glaubte die Polizei, daß er hier böſe Streiche verübt haben könne und ſie wendete ſich mit ihren Fragen an mich, um die Frau Baurāthin in ihrer Krankheit nicht zu beläſtigen. Ich habe gegen Alle geſchwiegen, theils weil ich alles Hin- und Herreden für unwürdig halte und theils weil ich dachte, die peinliche Geſchichte werde Ihnen immer früh genug bekannt werden."

„So iſt denn das grauenhafte Räthſel gelöſt und ich begreiſe nur nicht, weßhalb der elende Menſch mir gegenüber die Comödie fortſetzt."

„Das iſt die Art dieſer Leute,“ entgegnete Anton, „ſie lügen ſo ungeheuer gründlich, daß ſie aus dem Comödiantenweſen gar nicht herauskommen können, bis ihnen die Wirklichkeit durch die Zuchthausjacke klar gemacht wird.“

„Schweigen Sie!“ herrſchte Roſa ihm zu und ſagte dann im ſanfteren Tone:

„Es iſt mir lieb, daß Sie mir Alles mittheilten, denn ich bin nun im Klaren. Fortan aber werde ich den Namen des Elenden nicht mehr nennen und nie ſoll er in meiner Gegenwart genannt werden. Ich bin plötzlich zu einem großen Abſchluß mit meiner Vergangenheit gelangt und ich denke nicht mehr auf ſie zurückzublicken.“

Vor der Bauräthin konnte man die ganze Begebenheit ſehr leicht verheimlichen, denn ſie ſtellte keine Fragen, ausgenommen ſolche, die ihre Perſon betrafen, hatte keinen geſelligen Verkehr und beachtete nicht, was man ihr ſagte. Aber Rosmary ging zu Frau Weiß und warf ſich weinend in deren Arme, und dieſe, die durch Anton und durch Kunde von der Außenwelt unterrichtet war, weinte ſanft mit dem armen Kinde, das ein Opfer ſeiner unverſtändigen Mutter war. Es lag aber nicht in Rosmary's Character, ſich den Thränen hinzugeben.

Sie richtete ſich auf, trocknete ihre Augen und ſagte gefaßt:

„Jetzt, Mütterchen, muß Alles ganz anders werden. Braut bin ich nicht mehr, reich bin ich nicht mehr, Vater und Bruder hab' ich nicht mehr, an der kranken Mutter hab' ich keine Stütze mehr. Ich wäre recht verlaſſen, wenn ich Dich nicht hätte."

„Und Gott!" ſagte Margarethe.

„Ja .... und Gott! .... Aber glaubſt Du wohl, daß Gott mir beiſtehen wird? Ich denke ſo wenig an ihn."

„Das iſt leider wahr, Herzenskind! und er ſchickt Dir gewiß deßhalb ſo viel Kreuz, damit Du mehr an ihn denken ſollſt als drei Minuten bei Deinem Morgen- und Abendgebet."

„Ach Mütterchen, Du weißt wohl, daß das Beten bei uns nicht Mode iſt."

„Auch das iſt leider wahr! allein Du kannſt eine beſſere Mode annehmen und Niemand wird Dich darin ſtören. Du ſiehſt ja ſelbſt ein, daß jetzt Alles ganz anders werden muß, ſo beginne denn damit die Hauptſache zu ändern, denn wenn Du Dich nicht ganz feſt an den lieben Gott anſchließeſt und mit vollem Vertrauen auf ſeinen Beiſtand Dich ſtützeſt, ſo weiß ich nicht, wie es mit Dir werden ſoll. Du mußt jetzt ganz anders leben, denken, handeln als früher, mußt vielleicht Dein bischen Brod erwerben .... dienen" .... —

„Nein! das nicht! ich diene nicht!"

„Wer von ganzem Herzen Gott dient, der iſt auch bereit, den Menſchen zu dienen, ſo ſchwer es ſein mag," verſetzte Margarethe liebreich.

„O verzeih!" rief Rosmary ſchnell beſänftigt. „Du dienſt ja auch! aber ſchwer iſt's dennoch .... Du ſelbſt ſagſt es."

„Schwer iſt das Leben, Herzenskind! Sieh Deine arme Mutter an; ſie dient nicht. Iſt deßhalb ihr Leben leicht? ich würde um keinen Preis mit ihr tauſchen."

„Eines iſt gut in all' dem Kummer," fing Rosmary nach einer kleinen Weile an, „ich kann jetzt recht viel bei Dir ſein und recht viel von Dir lernen — beſonders das, was den lieben Gott betrifft. Die Mutter hindert mich nicht und braucht mich nicht. Weiß Röschen ſitzt bei ihr mit dem ganzen Blumenkram."

„Ach! weiß Röschen!" ſeufzte Margarethe. „Für ſie ſorge ich noch mehr als für Dich."

„Weil ſie Deine wirkliche Tochter iſt!" rief Rosmary im Tone des Vorwurfs.

„Nein! ſondern weil ſie ſo verwöhnt, ſo verzärtelt iſt .... und dabei ſo weich" .... —

„Mütterchen!“ fiel Rosmary ein, „weiß Röschen iſt ein Engel, ſanft, fügſam, gar nicht ſo heftig, ſo aufbrauſend wie ich.“

„Gutes Kind, darauf kommt es nicht an, ſondern darauf, daß man immer den lieben Gott vor Augen habe und weiß Röschen, trotz ihres ſtillen, ſanften Weſens, denkt viel mehr an das, was ſie betrifft, wünſcht und verlangt, als an den lieben Gott.“

„Wir werden uns beſſern!“ verſicherte in aller Treuherzigkeit Rosmary und ließ ſich von Margarethe unterrichten, wie man ein Kleid zuzuſchneiden und zu machen habe.

Während der Zeit lag die Bauräthin ſeufzend auf dem Sopha und Roſalba ſaß am Blumentiſch, band Veilchen und Orangenblüthen zuſammen und blickte häufig mit einem ſeligen Lächeln auf ein Blättchen Papier, das vor ihr lag und worauf folgende Worte ohne Ueber- oder Unterſchrift ſehr ſchön geſchrieben waren:

Der Stern, der mild durch Wolken lächelt,
Der Weſtwind, der in Palmen fächelt —
Das biſt Du mir.

Des Frühlingsmorgens roſige Strahlen,
Der Thau in duftenden Blumenſchaalen —
Das biſt Du mir.

Des Silberbächleins friſche Welle,
Des Diamantes Zauberhelle —
Das biſt Du mir.

Die ſtille Ruh' im grünen Walde,
Der freie Blick von Bergeshalde —
Das biſt Du mir.

Das holde Lied der Nachtigallen,
Der Mai mit ſeinen Blüthen allen —
Das biſt Du mir.

Der Herold einer fernen Wonne,
Der Morgenſtern der Lebensſonne —
Das biſt Du mir.

O mehr, weit mehr, als Worte ſagen!
Und dennoch bangt das Herz zu fragen:
Was bin ich Dir? —

Dies Blättchen war zu Roſalba's Füßen niedergefallen, als ſie mit der Bauräthin auf der verödeten Promenade war und Baron Sintram Uglas an ihnen vorüberſtrich. Hatte er es verloren? hatte er es abſichtlich fallen laſſen? . . . . Die Worte richteten ſich an ſie; das ſtand feſt in ihr und das genügte, um ſie zu beſeligen. Obſchon ſie Rosmary's traurige Erfahrung mit Sir Ralph vor Augen hatte, ſo machte ihr das doch nicht den mindeſten warnenden Eindruck, denn es verſtand ſich ja von ſelbſt, daß Baron Sintram Uglas auf einer ganz anderen Stufe ſtehe, als der verlaufene Haarkräuslerſohn und Comödiant

Johann Johannſen. Als Rosmary einmal ganz ernſt ſagte:

„Es iſt mir doch ſehr lieb, daß der unſelige Menſch — Du weißt, wen ich meine! — nicht der Sohn eines Lord und der Enkel eines Marquis iſt, weil es eine Schmach für die Menſchheit wäre, wenn vornehme Leute ſo betrügeriſch handelten.“ —

Da ſtimmte Roſalba nicht nur ein, ſondern verſicherte auch, das ſei gar nicht zu befürchten. Frau Weiß hatte das Geſpräch angehört und ſagte:

„Ihr redet wie Ihr es verſteht, meine Kinder. Freilich iſt es für den vornehmen wohlerzogenen Mann eine größere Schmach gemein zu handeln, weil Stand und Herkunft, Umgebung und Erziehung ihn ſchützen ſollten. Aber der Stand an ſich ſchützt ihn nicht. Für den Fürſten und für den Tagelöhner giebt es nur einen und denſelben Schutz: gute Grundſätze, die im wahren Glauben wurzeln.“

Hätte Sintram nicht das Intereſſe für die liebliche Roſalba gehabt, ſo wäre er vor Langweile und Mangel an Beſchäftigung in Verzweiflung gerathen. Die friedfertigen Liebhabereien ſeines Vaters theilte er nicht. Seine Bruſt war nicht ſtark, deshalb rauchte er nicht und vor Zeitungen hatte er einen inſtinktiven Widerwillen, vielleicht deshalb, weil er deren Wirkung auf ſeinen Vater vor Augen hatte.

Dieſe beiden Einſchläferungsanſtalten waren ihm alſo verſchloſſen. Nun mußte er freilich ſeiner von der Gicht geplagten Mutter ſehr viel Geſellſchaft leiſten; doch das war nicht ſehr unterhaltend, denn entweder klagte ſie über ihren Zuſtand oder ſie ſprach von Waldhaus und von den Verbeſſerungen und Einrichtungen, welche ſie dort gemacht hatte oder noch machen wollte. Geſpräche, durch die eine Mutter bildend und anregend auf einen Sohn wirken kann, über Welt und Leben, über wichtige Zeitfragen, über große Ereigniſſe des Tages — oder über ſeine Studien, ſeine Wünſche und Pläne verſtand ſie nicht zu führen, weil es für ſie nur einen einzigen wichtigen Punkt im Univerſum gab: Waldhaus! und mitten darin, als Sonne der ſie umkreiſenden Planeten, die Baronin Uglas. So ſetzte ſie denn auch voraus, daß ihr Sohn — wenigſtens vor der Hand — keine andere Intereſſen haben könne, als einen Fanatismus für Waldhaus. Mit der Zeit mußte er allerdings an eine Vermälung denken, doch er zählte erſt dreiundzwanzig Jahre und ſomit war die gefürchtete Epoche, wo eine Schwiegertochter in Waldhaus erſcheinen werde, in weite, weite Ferne gerückt. Unter dieſem Druck der Langweile verliebte ſich Sintram in Roſalba, ſchrieb Verſe und zeichnete ihr Porträt, das von Niemand zu erkennen war, als von ihm allein. Als er auf der Promenade ſah, daß das Blatt, welches er ſchon ſeit acht Tagen bei ſich trug, in ihren Händen ſei, frohlockte ſein Herz und ganz verklärt kehrte er zu der grämlichen Mutter zurück. Ihm war zu Sinne, als ſei ihm ein großes Glück widerfahren und das ſpiegelte ſich auf ſeinem Geſichte ab, denn die Mutter fragte mürriſch:

„Was iſt Dir denn auf der Promenade paſſirt?“

„Friſche Luft und Sonnenſchein, Mama!“ rief Sintram froh erregt.

„Wie wunderſchön wird der Park von Waldhaus bei dieſem Rauhreif ſein! . . . . und nun gar die Forſten! . . . . Und ich muß hier eingeſperrt ſitzen! . . . . Schreckliche Exiſtenz!“

„Nur noch ein Paar Monate, liebe Mama, dann kommt der Frühling und Dein Befinden beſſert ſich, denn die warmen Bäder ſind Dir doch augenſcheinlich heilſam.“

„Und was kann inzwiſchen auf Waldhaus geſchehen! Feuersbrunſt, Cholera, diebiſcher Einbruch, Rinderpeſt — das Alles kann ausbrechen.“

„Ebenſowohl wenn Du dort biſt.“

„Ja, aber dann weiß Jedermann, an wen er ſich in den Nöthen zu wenden hat, denn ich bin kein ſolcher Tropf, wie dieſe Bauräthin Roth, die den Verſtand verliert, weil ein Unglück ſie trifft.“

„Den Verſtand verliert? .... ein Unglück? .... ich ſah ſie noch eben auf der Promenade.“

„Nun ja, tobſüchtig iſt ſie nicht, nur tiefſinnig und dazu hat ſie Grund genug. Ihr Mann iſt mitten in ſeinen übertriebenen Speculationen und ſeinem übertriebenen Luxus geſtorben. Ihr Sohn hat es noch viel ärger gemacht und iſt als ein Spitzbube mit dem Reſt der disponiblen Gelder nach Auſtralien entwichen. Jetzt iſt der Concurs vollſtändig ausgebrochen, die Gläubiger drängen und um ihre Anſprüche nur zum Theil zu befriedigen, ſoll dieſe ſchöne Villa in einigen Monaten verkauft werden.“

„Und was wird der armen Frau und den Töchtern bleiben?“ fragte Sintram erſchüttert.

„Wahrſcheinlich nichts! ſo hat es Ilſe von den Leuten im Hauſe gehört und das läßt ſich auch erwarten, denn bei dieſen Emporkömmlingen heißt es immer: Wie gewonnen, ſo zerronnen.“

„Es muß ſchrecklich ſein, aus dem Wohlſtand in bittere Armuth zu fallen.“

„Vor dem Unglück biſt Du ſicher, mein Sohn,“ ſagte ſie mit ſelbſtgefälligem Lächeln.

Sintram dachte an das ſchöne verarmte junge Weſen und an das Glück, ihm Hand und Herz, Namen und Vermögen bieten zu können. Ob ſeine

Mutter dies billigen werde, war ihm freilich zweifelhaft und er konnte ſich eines geheimen Grauens nicht erwehren, bei dem Gedanken, ſich ihr offenbaren zu müſſen; — doch das Glück wollte erkämpft ſein und feſt ſtand ſein Vorſatz, in allen Dingen, die ſeine Zukunft betrafen, ſelbſtſtändig zu handeln und nicht in die Botmäßigkeit zu fallen, in die ſein Vater gerathen war.

Die Geldverwickelungen der Familie Roth traten mehr und mehr hervor und es ſtellte ſich heraus, daß der verſtorbene Baurath ſelbſt nicht unbedeutende Schulden hinterlaſſen habe, ſo daß ſich die Ausſichten für die Baurätḥin und ihre Tochter immer trüber geſtalteten. Jene ſtarrte in das Elend ihrer Zukunft, wie der Vogel in den Rachen der Schlange hinein: betäubt und gelähmt; diese faßte es ſcharf in's Auge und ſagte entſchloſſen: Ich muß handeln für die Mutter und mich; das iſt jetzt meine Pflicht! die Kinderſchuhe muß ich ausziehen und Hülfe ſchaffen. Ich bin jung, geſund, ſtark: warum ſollte ich nicht dienen können ſo gut wie Tauſend Andere? Hätte ich mehr gelernt, beſäße ich Talente, ſo könnte ich Erzieherin, Lehrerin werden . . . . aber jetzt iſt das zu hoch für mich. Könnte ich Haushälterin werden, wie das Mütterchen — das wäre mir lieb und dazu hab' ich Talent.

Zwiſchen dieſen Betrachtungen tauchten wohl Erinnerungen an ihre Träume von Lady Nelvil auf; doch mit großer Energie trat ſie ihnen entgegen. Die Wirklichkeit hatte zu viel Bitterkeit und Demüthigung der Enttäuſchung beigemiſcht, als daß ein entſchloſſener und edelſtolzer Character, wie er ſich in Rosmary zu entwickeln begann, jenen Träumen nachgehangen hätte. Im Frühling ſollte die Superba verkauft werden.

„Bis dahin, Mütterchen, muß ich eine Stelle finden, die mich in den Stand ſetzt, die Mutter zu ernähren,“ ſagte Rosmary zu Frau Weiß.

Dieſe ſah mit tiefem Schmerz den Ruin einer Familie, der ſie achtzehn Jahre gedient und der ſie viel zu verdanken hatte. Denn was wäre aus ihr und ihren Kindern geworden, als ihr Mann ſie verließ und nicht zurückkehrte! Jetzt war Aloys geiſtlich, Anton befähigt ſich ſein Brod zu verdienen, weiß Röschen hatte eine gute Erziehung und eine frohe, ſorgenfreie Jugend gehabt; ſie ſelbſt hatte in einer vergleichsweiſe guten Lage gelebt; und jetzt kam bittere Noth über Diejenige, an welche ſich Margarethens beſſere Tage knüpffen, an das geliebte Kind Rosmary. Mit Wehmuth gab ſie zur Antwort:

„Gott ſtehe Dir bei! eine ſolche Stelle iſt nicht leicht zu finden.“

„Laß uns doch bei einander bleiben,“ ſagte Roſalba: „Du machſt Kleider, ich mache Blumen und davon leben wir ganz gemüthlich.“

„Nicht ſo gemüthlich, wie Du es Dir vorſtellſt,“ ſagte Frau Weiß traurig lächelnd.

„Ich möchte nicht gern hier bleiben, wo wir ſo ganz anders gelebt haben,“ verſetzte Rosmary, „ein fremder Ort würde mir den traurigen Wechſel erleichtern. Aber das fühle ich, gutes Mütterchen, die Hauptſache muß der liebe Gott für mich thun, der mich nicht verlaſſen wird, denn er denkt ja an jede Creatur.“

„Das thut Er, Herzenskind! aber denke auch Du an ihn,“ erwiderte Margarethe.

Zwei Bewerbungen.

„Wie wird das nur gehen mit dem Schleswig-Holſtein?“ ſagte Baron Uglas am Frühſtückstiſch und wiegte bedenklich ſein rundes Haupt.

„Du ſollteſt uns darüber Auskunft geben können, Papa,“ erwiderte Sintram lachend, „denn Du mußt ja durch Deine Zeitungen in alle Geheimniſſe der Diplomatie eingeweiht ſein.“

„Das doch nicht!“ ſagte Baron Uglas mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit ablehnend, als ob Sintram im Ernſt geſprochen habe.

„Indeſſen wirſt Du uns doch Deine Anſicht mittheilen können, mein lieber Freund. Ich konnte mir aus dieſem Wirrwarr der Parteien keine feſte Meinung bilden. Alſo ſprich! was iſt die Deine?“ ſagte die Baronin herablaſſend.

„Meine Meinung? aber, Minettchen, ich meine ja gar nicht; ich leſe nur,“ entgegnete der Baron unbefangen.

„Nun gut, Papa!“ rief Sintram, dem Vater zu Hülfe kommend, „was meinen die Zeitungen.“

„Eine jede ſchreibt das, was ihrer Partei gefällt. Ob ſie es wirklich meint, Fritzi, das kann ich nicht wiſſen.“

„Und dennoch mit einer wahren Wuth all' dieſe Blätter zu leſen — das überſteigt doch alle Begriffe!“ rief die Baronin und fiel plötzlich im Lehnſtuhl zurück.

„Aber, Minettchen, alterire Dich nicht, denn dieſe Wuth iſt doch ſehr unſchädlich,“ ſagte friedfertig der Baron.

„Was fehlt Dir, Mama? iſt Dir nicht wohl?“ fragte Sintram erſchreckt vom Sitz aufſpringend.

Die Baronin ſtammelte ein Paar unverſtändliche Worte; ſie war von einem Schlaganfall getroffen.

„Aber, Minettchen, Du wirſt doch nicht ſterben!“ rief der Baron entſetzt und trippelte angſtvoll umher, während Sintram den Diener zum Arzt ſchickte und nach dem Kammermädchen rief. Das ganze Haus gerieth in Aufruhr. Es hieß, die Frau Baronin liege im Todeskampf, ſei ſchon todt und eines der Zimmermädchen aus dem Mittelbau ſtürzte zu Frau Weiß und holte ſie zu Hülfe. Sogar die Bauräthin erwachte aus ihrer Apathie und ging hinüber, wenn nicht um zu helfen, doch um ihre Theilnahme kund zu geben. Roſalba hätte nur zu gern ein Gleiches gethan, wagte es aber nicht, während Rosmary — als ſie erfuhr, daß ein Aderlaß verordnet ſei — eiligſt paſſende Leinwand nahm, Binden zuſchnitt und ſie hinüber trug. Als ſie die Stiege zum erſten Stock hinauf flog, begegnete ihr auf derſelben ein ältlicher ſehr elegant gekleideter Herr, der etwas mühſam mit einem Stock ging, übrigens aber ganz munter ausſah. Er trat zur Seite, um für Rosmary Platz zu machen und fragte ſcherzend:

„Soll eine Feſtung im Sturm genommen werden?“

„Vergebung!“ ſagte Rosmary haſtig, „ich eile zu einer Sterbenden.“

Damit verſchwand ſie und auch der Herr ſetzte ſeinen Weg fort. Es war ein ruſſiſcher Fürſt, erſt vor einigen Tagen angelangt. Welch eine deliziöſe Hausgenoſſin! ſprach er für ſich.

„Haſt Du ihn geſehen?“ fragte Roſalba ſchüchtern, als Rosmary nach einer halben Stunde zurückkam.

„Meinſt Du den Fürſten? ja! ich hätte ihn faſt über den Haufen gerannt. Die Frau Baronin aber lebt und erholt ſich und der Doctor gibt die beſte Hoffnung.“

Es trat nun eine Art von Verkehr zwiſchen den beiden Familien ein. Die Bauräthin ging täglich hinüber, um ſich nach dem Befinden der Baronin zu erkundigen und auch um den Baron abzulöſen, der es freilich für ſeine Pflicht hielt bei Minettchen auszuharren, aber doch mit Freuden entwich und zu ſeinem Doppelgenuß eilte, wenn er ſie mit gutem Gewiſſen verlaſſen konnte. War die Bauräthin mit einer Tochter da, ſo fehlte Sintram gewiß nicht und dann war der Baron frei. Die Bauräthin nahm bald Rosmary, bald Roſalba mit, gewöhnlich aber die letztere, weil jene ſich ſehr viel mit dem Hausweſen beſchäftigte und faſt den ganzen Tag Margarethen zur Hand ging, in deren Zimmer Weißzeug nähete oder in der Küche thätig war: lauter Dinge, gegen welche die arme Mutter jetzt nichts mehr einzuwenden hatte. Sintram aber konnte es nicht ändern, daß er den Unfall ſeiner Mutter ein glückſeliges Ereigniß fand, denn es verſchaffte ihm in einfachſter Weiſe den täglichen Verkehr mit Roſalba. An Tagen, wo ſie nicht bei ſeiner Mutter geweſen war, wußte er es ſo einzurichten, daß er der Bauräthin einen Beſuch machte und dieſe arme Frau, die ſonſt für nichts Sinn hatte, erwachte aus ihrer Apathie, ſobald Hochmuth und Eitelkeit ihre Nahrung fanden. Es war ihr höchſt angenehm, mit der freiherrlichen Familie auf ſo vertrautem Fuß zu leben und deshalb hieß ſie Sintrams Beſuche hochwillkommen.

Einmal war ihr im Mittelbau der Fürſt begegnet und hatte ihr einige ſchmeichelhafte Worte über ihre ſchöne Tochter geſagt. Das beſeligte ſie dermaßen, daß ſie ein Paar Tage ganz lebhaft und geſprächig war, aber freilich nur um ſo mehr ihrer Marotte nachhing und ſogar einmal die Fülle ihres Herzens vor Frau Weiß ausſchüttete, indem ſie ſagte:

„Die dumme Geſchichte mit dem falſchen Engländer ſoll uns keine graue Haare wachſen laſſen, Frau Weiß, denn es wird aus den beiden Röschen dennoch etwas Großes werden.“

Und ſie legte den Finger auf den Mund, um nicht ihre ſtolzen Hoffnungen zu verrathen. Margarethe lächelte mitleidig. Es konnte ihr dabei nicht einfallen, an den Fürſten zu denken, wohl aber an Sintram und ſie ſagte deshalb zu den beiden Roſen:

„Liebe Kinder, ich weiß nicht, weshalb der junge Baron Uglas zuweilen in's Haus kommt, allein ich hoffe, daß es nicht wegen Einer von Euch iſt.“

Beide erröthеten; Rosmary in Folge ihres heftigen Characters rief erzürnt:

„Meinſt Du, Mütterchen, ich ſei nicht genugſam gewarnt? So etwas kann mir Einmal begegnen, aber dann in Ewigkeit nicht mehr!“

„Nur nicht vermeſſen, Herzenskind!“ ſagte Frau Weiß ſanft und zärtlich zu Rosmary und dann zu Roſalba:

„Und was ſagſt Du?“

„Was ſoll ich ſagen?“ verſetzte Roſalba ſchüchtern: „der junge Baron wird nicht mehr an mich denken, als ich an ihn.“

Das Bewußtſein, die Wahrheit geſagt und doch nicht ſich verrathen zu haben, machte Roſalba ganz kühn, ſo daß ſie kräftig in Rosmarys Bitte einſtimmte, das Mütterchen möge ſich keine Sorge machen.

Der Baron wollte gern eine vielbeſprochene Oper hören und beſtand darauf, daß auch Eintram ſie höre und ſich endlich eine kleine Zerſtreuung gönne. Die Bauräthin trieb dazu an, verſicherte, dieſe Oper ſei ein Genuß an den man lebenslang denke, weil man übermäßige Angſt ausſtehe und verſprach, den ganzen Abend bei der Baronin zu bleiben, damit die Kammerfrau nicht allein ſei, wenn ein Unfall eintreten ſolle. Als ſie eben hinübergehen wollte, ließ der Fürſt anfragen, ob er ſie ſprechen könne. Sie bejahte freudig und hieß Roſalba gehen, was dieſe nicht minder freudig, wenn auch mit Herzklopfen, that. Denn ſie ſaß nun ganz allein in dem Salon, der vor dem Zimmer der Baronin lag und ſie konnte ungeſtört träumen, zur Familie Uglas zu gehören. Wie war das ſo behaglich — das kniſternde Feuer im Ofen, das mildgedämpfte Lampenlicht! auf dem Schreibtiſch lagen Sintrams Mappen und Papiere. Auf einem Tiſchchen im Fenſter lag ein rieſiger Stoß Zeitungen. Vor ihr lag ein Album mit Photographien; das „Familienalbum“ wie auf dem Deckel von violettem Saffian zu leſen war. Roſalba öffnete es andächtig und betrachtete mit großem Reſpect all dieſe unbekannten Phyſiognomien. Noch nie iſt ein Menſchenantlitz durch die Photographie ſchön geworden; im beſten Fall gibt ſie eine erſtarrte Schönheit; Roſalba aber meinte, noch nie eine Sammlung von ſo ſchönen, edlen, geiſtvollen Köpfen geſehen zu haben, obſchon ſie das Conterfei von ganz gewöhnlichen Menſchenkindern waren. Beſonders eine Photographie fiel ihr ungemein auf — zu ihrem eigenen Erſtaunen nicht Sintrams! ſondern die eines jungen Mannes, der mit den freundlichſten Augen ſo friſch und klar und doch ſo denkend um ſich ſchaute, als gehöre ihm die Welt. Der Baron hatte unter jedes Bild den Namen, zuweilen nur den Taufnamen geſchrieben und ſo las Roſalba unter dieſer Photographie: Winfried.

Plötzlich öffnete ſich vorſichtig die Thüre des Salons und Sintram trat ein. Mit einem Blick ſah er, daß Roſalba allein und die Thür nach dem Zimmer ſeiner Mutter geſchloſſen war; ein ſicheres Zeichen, daß dieſe ungeſtört ſein wolle. Unhörbar über den ſtarken Fußteppich hinwegſchreitend, ſaß er neben Roſalba, bevor dieſe vor Ueberraſchung und Verlegenheit ſich beſinnen konnte, was ſie zu thun habe — und in leiſen, doch aus der Fülle der Empfindung ſtrömenden Worten ſprach er ihr ſeine Gefühle und die Hoffnung aus, daß er ihr nicht gleichgültig ſei. Als Roſalba dies zugegeben hatte, verſicherte Sintram, da nunmehr der Bund ihrer Herzen geſchloſſen ſei, dürfe nichts und niemand ihn trennen und die Ehe werde ihn beſiegeln, ſobald er die Zuſtimmung ſeiner Eltern habe.

„Sind Sie dieſer Zuſtimmung gewiß?“ fragte Roſalba zitternd in bräutlicher Wonne und in unbeſtimmter Furcht, „ich bin arm, bin von geringer Herkunft“ . . . . —

„Standesunterſchied gibt es in unſern Tagen nicht mehr, ſobald die Erziehung ihn ausgleicht,“ betheuerte Sintram, „und es iſt das glückſelige Vorrecht des wohlhabenden Mannes, bei der Wahl ſeiner Gattin das Geld unberückſichtigt zu laſſen.“

„Aber Ihre Eltern kennen mich nicht.“

„O mein Vater iſt entzückt von Roſalbas Schönheit!“

„Ihre Frau Mutter hat mich nie geſehen.“

„Sie wird Sie ſehen und Sie lieben! überdas iſt ſie in einem ſo traurigen Zuſtand, daß unſere Hoffnungen auf ihre Geneſung ſehr ſchwankend ſind. Und dann, Roſalba, wenn auch wirklich ein Widerſtand ſich finden ſollte, ſo iſt es ja die Sache der Liebe, ja, der Prüfſtein der Liebe, ihn zu überwinden. Aber ich muß auf Sie zählen dürfen, wie auf mich ſelbſt, Roſalba! Sie müſſen ſich ſtark genug fühlen, um mir auch unter Stürmen die Treue Ihres himmliſchen Herzens zu bewahren. Ich muß Ihrer Liebe ſicher ſein, komme was da wolle. Alſo keine Bedenken und keinen Rückhalt! Roſalba, geliebte, wollen Sie meine Braut, meine Gattin ſein?“

„Ich will,“ flüſterte Roſalba betäubt, überraſcht, entzückt, beklommen, „aber jetzt um's Himmelswillen verlaſſen Sie mich . . . . . ich ſchwebe in größter Angſt, daß die Frau Baronin mir zürnen könnte, wenn ſie plötzlich unſere Liebe erführe.“

„Das darf nicht geſchehen!“ ſagte Sintram dringend, „ich muß ihr zu gelegener Zeit mich offenbaren. Bis dahin ſchweigen wir — nicht wahr, geliebte Roſalba, wir ſchweigen.“

„Wir ſchweigen,“ wiederholte ſie, ſelig in dieſem

Einverſtändniß — und Sintram entwich ſo leiſe wie er gekommen war, kehrte in's Schauſpielhaus zurück und ſagte ſeinem Vater:

„Eine unbeſtimmte Unruhe trieb mich nach Hauſe .... die Mama befindet ſich aber ganz wie gewöhnlich.“

Ohne ſonderlich auf dieſe Nachricht zu achten, verſetzte der Baron vergnügt:

„Gut, daß Du wieder da biſt, Fritzi! denn jetzt kommt der große Moment, wo die Bühne wackelt .... weil Sie ein Schiff vorſtellt.“

Als Roſalba allein war, löſten ſich die widerſprechenden Gefühle ihres Herzens in Thränen auf. Sie wußte gar nicht, wie das ſo überraſchend gekommen ſei — was Sintram geſagt — was ſie geantwortet habe. Klar vor ihrer Seele ſtand nur das Eine: ſie hatte verſprochen, ſeine Braut zu ſein, ſein Weib zu werden, ihm treu zu bleiben und über das Alles zu ſchweigen. Und wenn ſie weiter dachte, wem ſie dies Verſprechen gegeben, ſo traten Jubel und Frohlocken in den Vordergrund und Bangigkeit entwich.

Bevor die beiden Herrn aus der Oper kamen, erſchien Ilſe, die Kammerfrau, im Salon und meldete, die Frau Baronin ſchlafe ſo ruhig, daß Fräulein Roſalba getroſt nach Hauſe ſich begeben könne.

Das war ihr lieb, denn ſie fühlte ſich zu aufgeregt und zu verlegen, um dem Vater Sintrams unter die Augen zu treten. Sie wäre am liebſten Rosmary um den Hals gefallen und hätte ihr das Geheimniß mitgetheilt; aber Sintram hatte geſagt: „Wir ſchweigen“ — und ſo ſchwieg ſie. Inzwiſchen hatte die Baurätbin den Beſuch des Fürſten empfangen. Ganz beſtürzt über die große Ehre war ſie dem hohen Herrn — wie ſie ihn nannte — bis zur Stiege entgegen gegangen, führte ihn zum bequemſten Lehnſtuhl und nahm ihm gegenüber ehrfurchtsvoll Platz. Der Fürſt war ungemein verbindlich und ſo hub er an:

„Ich ſehe mich leider veranlaßt, meinen hieſigen Aufenthalt mit dem im ſüdlichen Frankreich — ſei es in Cannes oder Nizza — zu vertauſchen. Man kann freilich in meinem Alter nicht mehr auf völlige Geneſung hoffen, aber einige Verbeſſerung der Geſundheit iſt doch möglich und deshalb folge ich gehorſam dem Rath der Aerzte und reiſe in einigen Tagen ab.“

Die Baurätbin wußte nicht, ob ſie zuſtimmend oder bedauernd zu antworten habe. Der Fürſt ſchien aber auch gar keine Antwort zu erwarten und fuhr fort:

„Da ich weder eine Gemahlin noch Töchter habe, ſo vermiſſe ich ſchmerzlich das, was mir durchaus nothwendig wäre: eine ſorgſame weibliche Pflegerin. Nicht zehn Kammerdiener können eine ſolche erſetzen! Deshalb, Madame, erlaube ich mir die Anfrage, ob nicht Ihre Tochter, die große ſchlanke Braune, geneigt wäre, dieſe Stelle einzunehmen.“

„Ich fürchte,“ entgegnete die Bauräthin verlegen, „daß ein ſo junges Mädchen nicht für die Stelle taugt.“

„Im Gegentheil, Madame! die Jugend fügt und ſchmiegt ſich leicht, lernt ohne Anſtrengung das, was ſie zu wiſſen nöthig hat und hat in ſich ein erfriſchendes, belebendes Element, welches den Verkehr mit ihr unendlich angenehm macht. Es iſt eine geiſtige Frühlingsluft, die wohlthätigere Wirkungen hat, als Cannes und Nizza und alle Badeorte der ganzen Welt.“

„Meine Tochter iſt mir unentbehrlich,“ verſetzte die Bauräthin.

„Das begreife ich und das ſchätze ich hoch an der Mutter und an der Tochter!“ rief der Fürſt im Ton aufrichtiger Bewunderung, „allein das iſt es eben, was mich zu meiner Bitte beſtimmt. Sie kennen die Welt genug, um zu zweifeln, daß es an Aſpirantinnen zu dieſer Stelle fehle. Wären mir junge leichtſinnige Perſonen genehm, ſo brauchte ich nicht Ihnen, Madame, meinen Vorſchlag zu machen;

— ſie ſind es aber nicht. Nun gibt es Verhältniſſe im Leben, Vermögensverwickelungen und dergleichen mehr, welche auch die zärtlichſte Mutter zwingen können, ſich von der geliebteſten Tochter zu trennen, Madame. Eröffnet ſich nämlich für die Tochter die Ausſicht auf einen Platz, der ihr in der Gegenwart ein glänzendes Einkommen und für alle Wechſelfälle der Zukunft eine geſicherte Exiſtenz verſpricht — Madame, ich frage Sie: wo iſt die Mutter, die ſich nicht freudig zur Trennung von der geliebten Tochter entſchließen würde? Nun, Madame, das Alles biete ich Ihrer holdſeligen Tochter. Nehmen Sie meinen Vorſchlag an, ſo bereiten Sie nicht nur ihr, ſondern auch Sich Selbſt eine glückliche Exiſtenz, denn Sie trauen mir hoffentlich zu, daß ich Ihnen die Tochter nicht entführe, ohne zuvor die Mutter in eine ſorgenfreie Lage verſetzt zu haben."

„Sehr großmüthig . . . . ſehr gütig!" ſtammelte die Bauräthin ganz betäubt von dem Redeſtrom.

„Vorzüge des Reichthums, Madame, keine Großmuth," entgegnete der Fürſt lächelnd, „denn reich bin ich, ſehr reich! Auf meinen Beſitzungen in der Krimm erwartet eine fürſtliche Exiſtenz Ihre holdſelige Tochter, während ich Armer mit all meinem Reichthum mir nicht die Jugendjahre, die in vollen Zügen den Reichthum genießen, zurückkaufen kann.

Daher bin ich wirklich ſehr zu beklagen und Sie ſorgen nicht blos für das Wohl Ihrer Tochter, Madame, wenn Sie meinen Vorſchlag annehmen, ſondern Sie thun zugleich ein gutes Werk an einem armen alten kranken Mann, der ſich in ſeinem herrlichen Schloß ſehr einſam und höchſt unglücklich fühlt.“

„Eine Vermählung wäre ein Mittel gegen dies Unglück,“ bemerkte die Bauräthin, in deren Kopf der Gedanke wie ein Lichtſtrahl ſich ſenkte, Rosmary könne ruſſiſche Fürſtin werden.

„Zu ſpät, Madame, zu ſpät!“ antwortete der Fürſt tragiſch. Doch ſchnell erkannte er ſeinen Vortheil und einlenkend ſetzte er hinzu: „Nur ein heldenmüthiges Weſen wäre zu dieſem Entſchluß bereit und wo iſt ein ſolches zu finden? Nein, Madame, vor der Hand beharre ich auf meinem Vorſchlag und zähle zur Ausführung deſſelben auf Ihre Mutterliebe. Was ſich dann ſpäter fügt, läßt ſich nicht beſtimmen. Eines iſt gewiß: Ihre ſchöne Tochter wird ein beneidenswerthes Loos haben;“ — und er ſetzte der Bauräthin alle Herrlichkeiten auseinander, die er an Schmuckſachen und Toilettengegenſtänden ihrer Tochter zudenke.

„Sehen Sie, Madame, dies iſt nur ein ganz geringes Pröbchen,“ ſagte er endlich, zog ein kleines

Etui von violettem Saffian hervor, öffnete es und ließ die Bauräthin eine Broche von Rubinen und Diamanten bewundern, wie ſie noch nie etwas Aehnliches geſehen hatte.

„Nicht wahr, die Broche gefällt Ihnen?“ ſetzte er hinzu. „Ja, die Pariſer Juweliere arbeiten unvergleichlich. Ich laſſe die Broche hier. Ich denke, ſie wird auch Ihrer ſchönen Tochter gefallen — und das ſollte mich außerordentlich freuen.“

Schließlich bat er, ſie möge ſeinen Vorſchlag nur ja nicht leichtſinnig oder aus übertriebenen Rückſichten auf das Urtheil der Welt ablehnen und ihm morgen die Antwort mittheilen. Darauf entfernte er ſich. Die Bauräthin begleitete ihn wieder bis zur Stiege, kehrte dann in den Salon zurück, ſetzte ſich mit dem geöffneten Schmuckkäſtchen in der Hand behaglich zurecht und betrachtete wohlgefällig die Broche, deren blitzende Juwelen ſie über die Abſichten des Fürſten mehr verblendeten als erleuchteten.

Nach einer Weile wurde die Thüre vorſichtig geöffnet, Rosmary ſtreckte den Kopf hinein und als ſie die Bauräthin allein ſah, trat ſie ein und ſagte munter:

„Das war ja ein endloſer Beſuch! was wollte er denn eigentlich? . . . . O was haſt Du da?“ rief ſie überraſcht vom Anblicke der Broche.

„Nichts!“ ſagte die Bauräthin verwirrt, ſchloß das Etui und ſteckte es in die Taſche.

„Solch ein Nichts laſſe ich mir gefallen!“ erwiderte Rosmary lachend, „es ſah ja aus wie funkelnde Edelſteine. Was wollte aber der Fürſt, liebe Mutter?“

„Ach, frage doch nicht ſo viel! . . . . Er will fort. Rufe mir die Frau Weiß.“

Sie hatte dies geſagt um Rosmary fortzuſchicken. Jetzt aber fiel ihr ein, daß ſie mit Niemand vertraulicher über die vorliegende Angelegenheit ſprechen könne, als mit dieſer vortrefflichen Frau, die treu in ihrem Dienſte ausharrte, obſchon ſie ſeit Monaten keinen Heller von ihrem Gehalt bezogen hatte.

„Setzen Sie Sich zu mir, liebe Weiß,“ ſagte die Bauräthin ungewöhnlich herablaſſend zu der Haushälterin, „ich muß Ihnen den Vorſchlag mittheilen, den mir der Fürſt ſoeben für Rosmary gemacht hat.“

Sie ſammelte ihre Gedanken und berichtete dann ganz getreu, nur viel weitläufiger, was er wünſchte und was er verſprach.

„Nun, was meinen Sie zu dem Allen?“ ſagte ſie ſchließlich: „ich kann nicht ſo ſchnell die Abſichten des Fürſten durchſchauen. Glauben Sie, daß er mit der Zeit Rosmary heirathen will?“

„Mit der Zeit? das wäre ſchon zu ſpät, Frau Bauräthin!“ antwortete Frau Weiß ſanft und beſtimmt: „vor der Hand denkt er nicht daran. Er will nur Rosmary in ſeine Gewalt bekommen und Ihnen Ruf, Ehre und Tugend Ihrer Tochter abkaufen.“

„Das wäre ja ein Verbrechen von mir und von ihm! . . . . Das iſt mir doch noch nicht klar! . . . . Zuweilen redete er ganz wehmüthig von ſeinem Alter und ſeiner Kränklichkeit . . . . und dann wieder mit ſo großmüthiger Geſinnung!“ . . . . —

„Daß er lieber dreißig als ſechszig Jahre zählte, will ich gern glauben, und daß er bei ſeinem großen Reichthum keine Ausgabe ſcheuen wird, um zu ſeinem Ziel zu kommen — glaube ich auch. Aber großmüthige Geſinnungen hat ein Mann nicht, der einem armen jungen Mädchen, das weit unter ſeinem Stande iſt, einen ſolchen Vorſchlag machen kann.“

„Sie iſt klug und entſchieden, die Rosmary . . . . ſie würde ſich vielleicht ſehr gut zu ſtellen und zu benehmen wiſſen,“ ſagte die Bauräthin nachdenkend, „und für ihre Zukunft wäre geſorgt.“

„Aber man darf nicht ſein Kind in ſolche gefährliche Lage verſetzen und ihr guter Name wäre ja in jedem Falle verloren,“ ſagte Frau Weiß dringend.

„Ich meine noch immer, daß er die Abſicht hat, ſie zu heirathen,“ ſagte die Bauräthin unmuthig.

„Würde ſich denn Rosmary dazu bereit finden laſſen?“ entgegnete Margarethe, als ob ſie die Anſicht der Bauräthin theile, um dieſe nicht zu erzürnen, doch entſchloſſen, Rosmary zu warnen.

„Sie hat ja gar keinen andern Gedanken, als den, einen guten Platz zu finden und zu dienen, das arme Kind!“ rief die Bauräthin in Thränen ausbrechend: „dies wäre doch ein guter Platz, bei einem reichen Fürſten, und nicht hier im Lande, ſondern .... ich weiß nicht wo! aber ſehr weit von hier, wo Niemand weiß, was wir waren und was wir jetzt ſind. Es wäre eine Verſorgung für Lebenszeit! .... Und was ihren guten Namen betrifft, ſo kann ſie ihn ebenfalls verlieren, wenn ſie ſpäter im Elend iſt .... ja ſogar noch leichter! und ihre Tugend auch.“

Frau Weiß ſagte beruhigend zu der troſtloſen Bauräthin:

„Schickt der liebe Gott ihr die Armuth, ſo wird er ihr auch Kraft geben, ſie zu tragen. Sie wird einſehen, wie nothwendig ihr der Beiſtand Gottes iſt und an ihn ſich halten — und niemals verläßt er Denjenigen, der ihn nicht verläßt. Aber in einer unehrenhaften Stellung .... ach, Frau Bauräthin, dürfen Sie da auf den Beiſtand Gottes für Ihr armes Kind zählen?“

„Ich weiß es nicht!“ brach die unglückliche Frau aus und ſank ermattet auf einen Sitz: „aber das weiß ich: der Hungertod iſt gräßlich und er ſteht mir und den beiden Kindern bevor.“

Frau Weiß bemühte ſich, der Bauräthin das Unbegründete dieſer Furcht auseinander zu ſetzen und ſagte ſchließlich:

„Sie waren ja in Ihrer Jugend ganz dasſelbe, was die beiden Roſen künftig ſein werden und hat nicht der liebe Gott ſehr gut für Sie geſorgt?“

„Ja .... aber nur bis zum Tode meines guten Mannes!“ verſetzte die Bauräthin klagend.

„Das Glück dieſer Welt iſt eben etwas ſehr Vergängliches; deshalb ſollen wir es nicht allzu begierig verlangen und nichts thun, was unſer Gewiſſen beſchwert, um es zu erlangen.“

„Ach, Frau Weiß! Sie wiſſen nichts vom Glück dieſer Welt! Sie haben ja lebenslang nichts Anderes als Kreuz über Kreuz gehabt. Das Kreuz der Armuth, das Kreuz eines böſen Ehemannes, das Kreuz der Verlaſſenheit, das Kreuz der Dienſtbarkeit .... Sie würden auch ganz anders reden und wieder ein wenig Glück dieſer Welt für ſich und für die Ihren verlangen, wenn Sie achtzehn Jahre im Wohlleben und von Ihrem Manne auf Händen getragen, zugebracht hätten.“

„Das iſt leicht möglich,“ entgegnete Margarethe demüthig: „aber es wäre ein Beweis, daß ein Leben unter dem Kreuz meiner Seele heilſamer iſt, als ſolch ein Leben, das die Welt glücklich nennt; denn welchen Vortheil bringt es ihr an Vergängliches ſich anzuklammern? Das Kreuz hingegen löſt uns von der Anhänglichkeit an Vergängliches ab.“

„Und ſo würden Sie Rosmary lieber verhungern, als auf dem Platze ſehen, den der Fürſt ihr anbietet?“ fragte die Bauräthin, mit krankhaftem Eigenſinn ihre Vorſtellung feſthaltend.

„Es iſt ja nicht die Rede von Verhungern,“ entgegnete Margarethe immer ganz ſanft: „aber das iſt gewiß, daß ich ſie lieber arm, ja, lieber im Grabe ſehen möchte, als auf jenem Platze . . . . und wie zärtlich ich Rosmary liebe — das wiſſen Sie.“

„Ich muß ihr aber doch den Vorſchlag des Fürſten mittheilen.“

„Wenn Sie zugleich Ihren vollen Abſcheu ausſprechen wollen — dann, ja!“ rief Margarethe beängſtigt: „ſonſt aber nicht.“

Die Bauräthin drückte beide Hände auf ihre Stirne und ſeufzte:

„Ach Gott, ich weiß gar nicht, ob ich Abſcheu verſpüre. Das wechſelt je nachdem mir der Hungertod einfällt.“

„Wäre es ihnen genehm,“ ſagte Margarethe zögernd, „ſo könnte ich ja mit Rosmary reden.“

„Nein! Sie rathen ihr gleich ab .... und das will ich nicht! ſie ſelbſt ſoll entſcheiden!“ rief die Bauräthin.

„Ich verſpreche Ihnen, daß ich mit keinem Wort zu- oder abrathen werde,“ verſetzte Frau Weiß gelaſſen.

„Alſo das verſprechen Sie; — gut! ich verlaſſe mich darauf. Dann iſt es mir lieb, wenn Sie mit ihr reden, denn ich könnte in meiner Angſt vor dem Hungertode“ .... —

Und wiederum erſtickten Thränenſtröme ihre Stimme. Nachdem ſie ſich etwas gefaßt hatte, gab ſie die Broche an Frau Weiß, damit Rosmary darüber verfüge.

Während dieſer langen Conferenzen der Bauräthin mit dem Fürſten und mit Frau Weiß, war Rosmary im Zimmer der letzteren, wo ſie ihren Arbeitstiſch aufgeſchlagen hatte, weil die Mutter nicht ſehen mochte, daß ſie das Kleidermachen lernte. Was bedeuten dieſe Geſpräche? fragte ſie ſich ſelbſt: noch nie hat die Mutter ſo lange mit dem Mütterchen geredet .... Ach, es wird dieſe ſchrecklichen Geldangelegenheiten betreffen! .... Aber der Fürſt .... was in aller Welt hat der damit zu ſchaffen! .... und wie kam die Mutter zu den prächtigen Diamanten, die ſie mir nicht zeigen wollte! .... Vielleicht iſt es ſeine Art und Weiſe, die Wohnung mit Diamanten ſtatt mit Geld zu zahlen! .... Ach, ſo wie ſo: es wird ja Alles für die Gläubiger verwaltet und eincaſſirt — und die arme Mutter hat keinen Anſpruch, weder an Geld, noch an Diamanten.

Abreiſe.

„Ilſe!“ ſagte am andern Morgen die Baronin Uglas mit ihrer gewöhnlichen ſcharfen Stimme und ſchlug die Augen etwas verwundert, aber ganz klar auf.

Ilſe flog an das Lager der Herrin und rief: „Ach du mein Gott! ſind Frau Baronin wieder ganz bei Sinnen?“

„Einfältiges Geſchöpf! von Sinnen war ich nie, nur gelähmt, nur eingeſchläfert.“

„Wie Frau Baronin befehlen,“ ſagte Ilſe fügſam, denn ſie hatte ſeit ſieben Jahren die Schule der Unterwürfigkeit durchgemacht.

„Genug, ich fühle mich zwar ſehr angegriffen, aber von dem Anfall befreit und hergeſtellt.“

„Er hat auch lange genug gewährt!“ verſicherte Ilſe: „achtzehn Tage lang waren Frau Baronin wie eine Wachsfigur, ſahen, hörten, redeten nicht, genoſſen nur ſtarken Wein, Fleiſch-Extract-Bouillon, Medicamente" . . . . —

„Aber, Du einfältigſtes aller Geſchöpfe!" unterbrach die Baronin mit ſtillem Grauen vor ihrer langen Bewußtloſigkeit, von der ſie keine Ahnung hatte, „meinſt Du denn, ich wiſſe das nicht? Da irrſt Du ſehr! ich weiß Alles, was um mich her vorging . . . . ich konnte nur nicht ſprechen. Doch das iſt vorüber . . . . und nun beſorge mein Frühſtück. Die Herren werden ausgegangen ſein?" ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie einen Blick auf die Uhr geworfen hatte.

„Ja, wahrhaftig, Frau Baronin wiſſen Alles!" verſetzte Ilſe mit großer Bewunderung und entfernte ſich, um das Frühſtück zu beſorgen. Auf dem Vorplatze traf ſie Roſalba, welche die Zeit benutzen wollte, wo Sintram und ſein Vater nicht zu Hauſe waren, um nach dem Befinden der Baronin zu fragen.

„Frau Baronin iſt ganz geſund," verſicherte Ilſe boshaft, „weiß wer bei ihr aus- und eingegangen und was um ſie her vorgegangen iſt. Gehen Sie nur zu ihr, Fräulein Roſalba, ſie wird Sie ſchon kennen."

Roſalba folgte der Weiſung. Als ſie den Salon betrat, in deſſen vier Wänden ihr Leben am geſtrigen

Abend eine ſolche glückliche Wendung nahm, ſpürte ſie trotz dieſes Bewußtſeins eine gewiſſe Beängſtigung und ſie fühlte ſich am hellen Tage in dieſen Räumen gar nicht ſo zu Hauſe, wie im milden Lampenlicht, obſchon die Albums, die Zeitungen, die Bücher unverrückt auf derſelben Stelle lagen. Sie klopfte zaghaft an die Thüre der Baronin und ſchrack zuſammen vor einem gebieteriſchen

„Herein!“

In der Thüre blieb ſie ſchüchtern ſtehen. Die Baronin, welche den Eintritt eines Zimmermädchens erwartet hatte und ſtatt deſſen dieſe reizende Erſcheinung gewahr wurde, dachte ſogleich, dies könne eine höchſt gefährliche Bettlerin ſein, richtete ſich auf und ſagte in ihrem ſtrengſten Ton:

„Welche Unverſchämtheit, ohne Weiteres bei mir einzudringen! Verlaſſen Sie mich auf der Stelle!“

„Ilſe ſagte mir“ . . . . —

„Was Ilſe ſagt, iſt ſo, als was ein Gimpel pfeift! Wer ſind Sie? . . . . was wollen Sie?“

„Ich bin die Tochter der Hausbeſitzerin und wollte nach dem Befinden der Frau Baronin fragen,“ erwiderte Roſalba dem Weinen nahe.

„Ich danke, mein Befinden iſt gut. Adieu.“

Die Baronin legte ſich bequem zurecht und wendete den Kopf nach der Wand. Roſalba mußte ſich zurückziehen. O Himmel! dieſe erſte Begegnung mit ihrer künftigen Schwiegermutter war nicht ermuthigend und als ihre ſchönen, von Thränen umflorten Augen auf das Familienalbum fielen, wendete ſie ſich traurig ab, als ob ihr plötzlich klar werde, daß in demſelben für ihr Bild kein Platz ſein dürfte.

„Was war denn das für eine wunderhübſche junge Perſon, die ohne Umſtände hier erſchien, Ilſe?“ fragte die Baronin.

„Haben gnädige Frau nicht Fräulein Roſalba erkannt?“ entgegnete Ilſe und that verwundert.

„Um Jemand zu erkennen, muß man ihn zuvor gekannt haben,“ verſetzte die Baronin ſchnell beſonnen: „ich habe aber in meinem ganzen Leben kein Fräulein Roſalba geſehen.“

„Sie war mit ihrer Mutter, der Frau Bauräthin täglich hier um Euer Gnaden bedienen zu helfen,“ ſagte Ilſe verblüfft, weil ſich die Dinge doch immer ſo herausſtellten, daß die Baronin Recht behielt — und alle andern Menſchen Unrecht hatten.

„So ſo! um mich zu bedienen! .... Nun das war in der Ordnung. Ich zahle ja ein heidenmäßiges Geld für dieſe Wohnung. Alſo, Ilſe: geh' zu der Frau Bauräthin, richte ihr meinen Dank aus für ihre Aufmerkſamkeit und fortan bedürfe ich derſelben nicht mehr. Verſtanden, Ilſe? — Ich will keine fremden Leute um mich haben.“

Wie eine geſcheuchte Taube kehrte Roſalba von ihrem Morgenbeſuch zurück und hatte alle Zeit, ſich in die Frage zu vertiefen, ob man denn nicht vierundzwanzig Stunden hintereinander glücklich ſein könne, denn Rosmary war nicht da. Sie erörterte mit Frau Weiß eine ganz andere Frage.

„Liebes Kind,“ hub Margarethe an, „je mehr ich es überlege, je weniger will es mir paſſend ſcheinen, daß Du einen Dienſt annimmſt.“

„Weshalb, Mütterchen? ich habe mich mit dieſem Gedanken nun ſchon ganz vertraut gemacht,“ erwiderte Rosmary und blickte klar und freundlich von ihrer Arbeit auf: „Wir ſind nun einmal arm geworden, alſo müſſen wir uns entſchließen, das zu thun, was viele Tauſende vor uns gethan haben und nach uns thun werden.“

„Es iſt außerordentlich ſchwer, eine paſſende Stelle für Dich zu finden, denn eine ganz gewöhnliche Dienſtmagd, die Haus und Zimmer auskehrt, gibſt Du nicht ab.“

„Das möchte ich auch nicht, Mütterchen; aber in vornehmen Häuſern gibt es auch andere Stellen.“

„Aber auch mancherlei Gefahren für ein junges hübſches Mädchen.“

„Ach die böſe Eitelkeit iſt bei Vornehmen und Geringen, bei Reichen und Armen zu Hauſe und iſt gewiß die größte Gefahr.“

„Ganz richtig! aber die Umgebung, die Verhältniſſe können ſie heftig anregen und zugleich andere Leidenſchaften wecken — beſonders in einem großen Hauſe, wo man in Saus und Braus lebt und wo die Herrſchaft nicht immer ein gutes Beiſpiel, ſondern durch Leichtſinn und Sittenloſigkeit ein ſehr ſchlechtes gibt. Da tritt die Verſuchung ſehr nahe an eine junge Perſon heran, dem letzteren zu folgen.“

„Warum haſt Du eine ſo geringe Meinung von mir!“ rief Rosmary und bekämpfte mühſam den aufſteigenden Zorn.

„Ich ſpreche ganz allgemein,“ antwortete Frau Weiß gelaſſen, „und berühre die Punkte, die Deine Unerfahrenheit nicht kennt und die Dein Mangel an Menſchenkenntniß nicht vorausſetzt. Sie ſind aber vorhanden und ich will Dir ſogleich ein Beiſpiel geben, das Dich betrifft.“

„Das mich betrifft?“ rief Rosmary und ließ vor Erſtaunen die Arbeit aus der Hand fallen.

„Gerade Dich!“ verſetzte Frau Weiß entſchloſſen: „der ruſſiſche Fürſt hat Dich geſehen, hat ſich in Dich verliebt und hat Deiner Mutter vorgeſchlagen, er wolle Dich zu ſich nehmen und für Deine und ihre Zukunft ſorgen. Die ſtillſchweigende Bedingung iſt, daß Du Deinen guten Namen, Dein Gewiſſen und Deine Ehre befleckſt.“

Rosmary wurde leichenblaß, ihre Hände zitterten und mühſam und abgebrochen ſtammelte ſie:

„Ich habe nie an einen andern, als an einen ehrenhaften Dienſt gedacht.“

„Das weiß ich, mein armes Kind, aber Andere denken einem ſchönen und armen Mädchen gegenüber ganz anders.“

„So ſchlecht! .... Alt, vornehm, reich und ſo ſchlecht,“ ſagte Rosmary ganz ſtarr vor ſich hin; doch bald gewann ihre Energie die Oberhand und ſie rief:

„Hoffentlich hat die Mutter ihm gebührend geantwortet.“

„Sie fand es zweckmäßiger, die Antwort Dir zu überlaſſen,“ entgegnete Frau Weiß ſchonend, „damit der Fürſt ſich nicht etwa direct an Dich wende.“

„Alſo daher die Diamanten .... daher ihre Verlegenheit .... arme Mutter!“

Rosmary ſtand auf und ſuchte Schreibmaterial zuſammen, während Frau Weiß aus einem Fache des Nähtiſches das Schmuckkäſtchen nahm und ihr darreichte.

„So habe ich geſchrieben," ſagte Rosmary nach einer Weile und las:

„Mit grenzenloſer Verachtung weiſen wir, meine Mutter und ich, Ihren Vorſchlag zurück."

Dann verſiegelte ſie das Blatt und das Schmuckkäſtchen und ſagte, während ſie die Adreſſe ſchrieb:

„Mütterchen, ich bemühe mich, mit meiner ſchönſten, feſteſten Handſchrift zu ſchreiben, damit er ſich nicht etwa einbilde, ich ſei irgendwie beunruhigt. O nein! das bin ich nicht. Es ſcheint meine Beſtimmung zu ſein, verachten zu müſſen und das macht ruhig .... aber kalt und hart."

„Am rechten Platz iſt die Kälte gegen Andere ſehr gut und die Strenge gegen uns ſelbſt iſt es immer. Du ſiehſt, der liebe Gott will Dich warnen, will Dich für die Zukunft in Deiner ſchutzloſen Lage vorſichtig machen .... denn es kann der Verſucher auch einmal in anſprechender Geſtalt vor Dir erſcheinen."

„Ja, Du haſt Recht, Mütterchen!" ſagte Rosmary nachdenkend, „es iſt ſicherer, wenn ich nicht einen Dienſt annehme, ſondern mit der Mutter und weiß Röschen, die das ohnehin lebhaft wünſcht, zuſammen bleibe und als Arbeiterin mein Brod .... und das für die Mutter verdiene."

„Du biſt ein gutes braves Kind! Gott ſegne Dich für Deine Bereitwilligkeit zu Allem was Recht iſt. Aber weiß Röschen! . . . . ach, ſie macht mir Sorgen mit ihrer Verſchloſſenheit. Man kann nie an ihr Herz herankommen.“ —

Zehn Minuten ſpäter las der Fürſt das Blatt und ſprach zu ſich ſelbſt: Schade um das deliziöſe Geſchöpf, daß es ſo albern iſt, eine Situation auszuſchlagen, die von Unzähligen begehrt und geſucht wird. Sie muß ſehr einfältig ſein, um von Verachtung zu reden, anſtatt von Dankbarkeit.

Er ließ ſeine Koffer packen und reiſte Tages darauf ab; doch nicht nach Nizza, ſondern nach Paris.

Auch die Baronin Uglas verlangte abzureiſen. Sie ſchob ihren ſchlimmen Anfall auf den übertriebenen Gebrauch der Bäder und konnte den Tag nicht erwarten, der ſie nach Waldhaus zurückführte. Minder ungeduldig war ihr Gemahl. Eine ſolche Fülle von Tagesblättern gab es in Waldhaus nicht. Sintram nun gar, der gehofft hatte, es werde ſich die Badecur der Mutter, nach dieſer Unterbrechung, über den Frühling und Sommer ausdehnen, ſtimmte aufs Dringendſte gegen die Abreiſe. Er ſtellte der Mutter vor:

„Die Luft im Speſſart, und namentlich in Waldhaus, iſt ja ſo rauh, daß Du alle Wirkung der hieſigen milderen Luft und der warmen Bäder verlierſt, wenn Du jetzt, im März, heimkehrſt.“

„In der Luft von Waldhaus bin ich geboren, jung geweſen, alt geworden; es iſt Heimathsluft und die ſchadet uns nie,“ erwiderte ſie.

„So lange wir geſund ſind nicht, Mama, aber Du biſt leidend.“

„Ich begreife nicht, was Euch an dies langweilige Neſt feſſelt!“ ſagte ſie, mißtrauiſch in Beziehung auf ihren Sohn, nicht auf ihren Gatten.

„Langweilig!“ rief der Baron ſo außer ſich, wie er nur ſein konnte, „ich behaupte ſteif und feſt: es giebt keinen unterhaltenderen Ort unter dem Mond, Minettchen! und dabei ſo bildend! . . . . Ich werde auf meine alten Tage der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig durch franzöſiſche Zeitungen und franzöſiſches Schauſpiel. Des Pariſer Accents freilich nicht! dazu bin ich zu alt. Man wird immer an meiner Ausſprache bemerken, daß ich ein ehrlicher Deutſcher bin . . . . aber der hieſige Aufenthalt iſt ungeheuer amüſant.“

„Und welche Gründe begeiſtern Dich, Sintram?“ fragte die Baronin mit kühlem Lächeln.

„Gründe? . . . . ich wüßte keine! Es gefällt mir hier,“ antwortete Sintram etwas verlegen.

Durch welchen unberechenbaren Gedankengang fiel es dem Baron ein, zu ſagen:

„Während Deiner Krankheit, Minettchen, haben wir auch die Bekanntſchaft der Beſitzerin dieſer Villa gemacht; eine artige Frau, ſehr theilnehmend, ſehr gefällig, hat eine bildſchöne Tochter, eigentlich zwei .... ich zeigte ſie Dir vorigen Herbſt im Theater .... ſie fielen mir auf wegen ihrer Schönheit. Nun, die große ſchlanke Braune kam ſelten, aber das kleine reizende Blondinchen kam täglich. Wenn Du es wünſcheſt, ſo kannſt Du erheiternde Geſellſchaft im Hauſe haben. Dies kleine Fräulein Roſalba iſt ein gar niedliches Creatürchen.“

Dies Alles ſagte der gute Baron mit der größten Unbefangenheit, ahnungslos, daß er dadurch vor ſeiner ſcharfſichtigeren Gattin den Stand der Dinge entſchleiere; denn ihr entging keinesweges Sintrams Befangenheit und daß er mit ſehr erzwungenem Lachen ſagte:

„Welche Eroberung hat Fräulein Roſalba an Dir gemacht, Papa!“

Die Baronin nahm ſich zuſammen und ſagte gelaſſen:

„Ich danke Dir, lieber Freund, ich ſpüre nicht das geringſte Verlangen nach fremder Geſellſchaft. Wollte ich aber Leute ſehen, ſo muß ich Dir denn doch geſtehen, daß meine Wahl nicht gerade auf dieſe Bauräthin Roth fallen würde, die trotz ihrer vortrefflichen Eigenſchaften von Schuldenmachen lebt und nächſtens mit ihren ſchönen Töchtern durch ihre Gläubiger von Haus und Hof gejagt wird.“

„Durch die Gläubiger ihres verſtorbenen Mannes und ihres verſchwenderiſchen und ehrloſen Stiefſohnes,“ berichtigte Sintram in ſcharfem Tone.

„Mag ſein! iſt mir auch ganz gleichgültig. Das Factum, mein Sohn, bleibt daſſelbe. Eine ſolche Geſellſchaft kann mir unmöglich genehm ſein und hat ſie ſich während meiner Krankheit hier eingefunden, ſo benutze ich meine Geneſung, um den Verkehr aufzuheben.“

„Halte das ganz wie Du willſt, Minettchen, es war nur mein unmaßgeblicher Vorſchlag,“ ſagte der Baron harmlos.

Von ſtillem Entſetzen ergriffen ſtand die ſchöne Roſalba wie ein Schreckbild vor dem Geiſt der Baronin und ſie drängte nur um ſo mehr zur Abreiſe. Der Baron ergab ſich friedlich in ſein Schickſal. Auch Sintram widerſprach ſeiner Mutter nicht. Aber er machte der Bauräthin einen Abſchiedsbeſuch und hatte das Glück, Roſalba allein im Salon zu treffen. Sein Anblick hob ſie aus der Verzagtheit empor, in die ſie verfallen war und gern glaubte ſie ihm, als er ihr die Verſicherung gab, mit Geduld und Ausdauer würde der Widerſtand ſeiner Mutter, den er ihr nicht verheimlichen wolle, zu überwinden ſein. Roſalba müſſe ſich auf ein Paar traurige Jahre der Trennung gefaßt machen. Dennoch werde er es immer von Zeit zu Zeit möglich machen, ſie zu ſehen. Dieſe in fliegender Haſt geflüſterten Worte beſeligten Roſalba und gaben ihr eine Zuverſicht, als ob ſie mit Sintram allein auf der Welt ſei und als ob er und ſie nur dazu geſchaffen wären, um einander zu lieben und durch dieſe Liebe grenzenlos und namenlos glücklich zu werden. Nicht fünf Minuten hatte dies Geſpräch gedauert, dennoch rief es lauter Ewigkeitsgedanken, d. h. Gedanken von einer irdiſchen Ewigkeit in Roſalbas Herzen wach. Was Sintram hernach mit der Bauräthin ſprach, hörte ſie nicht, verſtand ſie nicht, und es intereſſirte ſie auch gar nicht, denn ſie ſah Sintram vor ſich und vernahm ſeine Stimme. Freilich wurde ihre ſtille Seligkeit dadurch getrübt, daß dies ſein Abſchiedsbeſuch war und als Sintram ſich vom Sitze erhob und den Salon verließ, wollte wieder die frühere Niedergeſchlagenheit die Oberhand gewinnen und ſie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um ſich an ſeine Zukunftsverheißungen anzuklammern und aus ihnen Beruhigung zu ſchöpfen.

In dieſem erbärmlichen Zuſtand verblieb ſie. Er machte ſie ganz ſtumpf für das Nächſte, das ſie umgab, das vor ihr lag. Die traurigen Geſchäfte des Bauraths waren nun abgewickelt und der Stand der Dinge aufgeklärt. Die Lage der Bauräthin war kläglich; auf einhundert Gulden beſchränkte ſich ihr Einkommen. Davon ſollte ſie mit ihrer Tochter leben — und auch das nur aus Gnade der Gläubiger! Mit ihrem Tode hörte dieſe Penſion auf. Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die Bauräthin war unfähig dazu, denn ihr Trübſinn wuchs mit jedem Tage. Rosmary faßte ihn. Sie ſchrieb dem Caplan Aloys Weiß:

„Lieber Herr Caplan! Durch unſer gutes Mütterchen
„werden Sie längſt erfahren haben, wie es mit uns
„ſteht — wenn auch nicht ganz genau, ſo doch genug,
„daß Sie Sich nicht wundern über die Nachricht
„unſerer bevorſtehenden Abreiſe. In den erſten
„Tagen des April ſoll unſer Haus mit Allem was
„darin iſt, verkauft werden; denn meine arme Mutter
„kann nicht beweiſen, daß auch nur ein Stück des
„Inventars ihr eigen iſt. So lange mein armer
„lieber Vater lebte, gehörte ihr Alles — aber das
„gilt nicht vor Gericht. Sie hat nur einen Wunſch,
„nur einen Gedanken, ich mögte ſagen: nur ein
„Wort, und das iſt: — Fort von hier! Sie findet es

„allzu ſchwer, ſich gerade hier an ein ſo ganz anderes „Leben zu gewöhnen und ich ſage ebenfalls: Fort „von hier! In einer fremden Stadt, wo man unbe„kannt und unbeachtet iſt, kann man leichter einen „neuen Lebensweg einſchlagen, als zwiſchen alten be„kannten Umgebungen. Und dann hat ſo ein großer „Badeort gar viele Nachtheile für ſchutzloſe Frauen. „Es kommt zu viel Geſindel her, vornehmes und ge„ringes, und ſucht ſich aufzudrängen mit ſeinen „ſchlechten Abſichten; denn ſo groß iſt der Ort denn „doch nicht, daß man ganz unbemerkt bliebe. In „einer wirklich großen Stadt wird das hoffentlich „der Fall ſein. Wir gehen alſo nach Frankfurt, die „Mutter, weiß Röschen und ich — und zwar wir „beiden Mädchen als Arbeiterinnen. Das Mütterchen „bleibt hier in ſeiner Stellung als Haushälterin, „weil die Gläubiger ſehr froh ſind, einer zuver„läſſigen Perſon die Aufſicht über die Villa anver„trauen zu können — und der reiche Hotelbeſitzer, „von welchem es heißt, er wolle die Superba kaufen, „wird auch froh ſein, ſie zu behalten, denn alle Ver„miethungen und was immer damit zuſammenhängt, „hat ja das gute Mütterchen beſorgt. Es hätte „wohl ſehr gern Roſalba behalten; aber dieſe will „ſich nicht von mir trennen. Wir ſind ja gleichſam „Zwillingsſchweſtern und waren ſeit unſern erſten

„Lebenstagen ſtets beiſammen. Sollte uns jetzt die „Armuth trennen? ich hoffe, wir werden uns leichter „an Arbeit und Entbehrung gewöhnen, wenn wir zu „Zweien ſind und einander ermuntern können. Auch „für meine arme ſchwermüthige Mutter iſt es beſſer, „wenn etwas mehr Leben um ſie herum herrſcht. „Dieſe beiden Rückſichten haben das Mütterchen bewogen, ihre Einwilligung zu geben und da es eben „jetzt mit Aufnahme und Ablieferung des Inventars „ſehr beſchäftigt iſt und keine Zeit hat, um Ihnen „zu ſchreiben, ſo ſetze ich Sie davon in Kenntniß, „beſter Herr Caplan. Welch ein Schmerz es mir iſt, „mich von dem Mütterchen zu trennen, kann ich gar „nicht ausſprechen. Iſt etwas Gutes an mir, ſo „habe ich es ihr zu verdanken, denn ſie iſt es, ſie „ganz allein, die mich auf den lieben Gott hingewieſen hat — und den werde ich jetzt nöthiger „haben, als alles Uebrige.“

„Da Sie in der Nähe von Frankfurt leben, ſo „kennen Sie ohne Zweifel die geiſtlichen Herren dort. „Bitte, ſchicken Sie mir einen Brief, der uns bei „einem derſelben einführt. Ich habe dabei die Abſicht, durch den Geiſtlichen mit frommen und wohlwollenden Frauen bekannt zu werden, die ſich damit „abgeben, braven Mädchen Arbeit zu verſchaffen; — „ich habe von ſolchem Verein gehört. Sollten wir

„ohne irgend eine Weiſung Arbeit ſuchen, ſo könnte „es uns übel gehen. Ueberhaupt, lieber Herr „Caplan, müſſen Sie recht viel für uns beten, denn „leicht wird das Leben nicht ſein, das jetzt vor uns „liegt. Aber Gott hat es für uns beſtimmt und „deshalb wollen wir es auch bereitwillig annehmen.“

Die Baronin Uglas kehrte höchſt mißmuthig nach Waldhaus zurück. Ihr Unfall hatte ſie ſehr gebieteriſch an die letzten Dinge erinnert, mit denen ſie ſich keineswegs gern beſchäftigte, und die Erfahrung, die ſie an Sintram machte, erinnerte ſie, daß er kein Kind mehr, ſondern in dem Alter ſei, wo das Herz Anſprüche mache und daß ſie vielleicht ſchon jetzt mit dem Gedanken an ſeine Verehelichung ſich vertraut machen müſſe.

Vierzehn Tage ſpäter verließ auch die Bauräthin mit den beiden Roſen ihre Heimath.

Schnepfen und Raubvögel.

Waldhaus lag, wie der Name es andeutete, etwas ernſt, etwas einſam, am Rande herrlicher Forſten im Speſſart. Das Schloß war ein ſtattlicher Bau im Styl der Renaiſſance, vortrefflich gehalten, ſehr gut eingerichtet, pedantiſch geordnet. Ein Geiſt, ein Wille, eine Anſicht, ein Geſchmack regelte Alles, beſtimmte Alles. Unwillkürlich fühlte Jeder, der die Schwelle überſchritt, daß eine merkwürdige Selbſtſtändigkeit dazu gehören müſſe, ſich dieſem eiſernen Uhrwerk und der Hand, die es in Bewegung ſetzte, nicht zu fügen. Das empfand auch Sintram jetzt, da er Wünſche und Hoffnungen hegte, die ſo gar nicht in dies Uhrwerk paßten. Sein Vater ſpürte nichts der Art. Er hatte ſich gefügt, ſich zurecht gefunden, ſich ſo verſchwinden gemacht, wie es Wenigen möglich iſt; dafür genoß er nun ſein Gutes — und dies Gute war jetzt — der Schnepfenzug. Jeden Morgen dachte er mit inniger Freude an den Abend, der ihn in den Wald zu den Stellen hinführte, wo die Schnepfen vorüberzogen und ſein erſtes Wort am Frühſtückstiſch war:

„Fritzi! .... Reminiscére — putz' die Gewehre. Oculi — da kommen ſie. Lätare — das iſt das wahre. Judica — ſind ſie auch noch da. Palmarum — tralarum. Gelt, Fritzi?“

Sintram lächelte halb wehmüthig und ganz gelangweilt. Die Baronin hörte gar nicht hin; ſie waltete und wachte mit minutiöſeſter Aufmerkſamkeit über Thee- und Kaffeemaſchine, denn ſie war Autokratin ſogar über die Kaffeekanne und eine Taſſe Thee, welche nicht ſie ſelbſt bereitet hätte, wäre nicht des Namens Thee würdig geweſen.

Eines Morgens aber ſagte ſie zum Erſtaunen des Barons:

„Mein lieber Freund, Dein Jägerſprüchlein iſt ohne Zweifel äußerſt ergötzlich, allein ich glaube, daß Sintram's Ergötzung der Schnepfenzug — nicht iſt.“

Sintram fühlte, wie er ganz heiß und roth wurde. Sollte die Mutter ihn errathen haben? .... Das erſchreckte ihn und doch war es ihm nicht unlieb, denn er hätte ſich ausſprechen können über das, was ihm mit Centnerſchwere auf dem Herzen lag. Der Baron verſetzte:

„Oh, Minettchen, Sintram müßte kein Uglas ſein, wenn er nicht am Schnepfenzug ſeine Freude hätte.“

„Ich glaube vielmehr, daß er ſelbſt ein Wandervogel ſein und ein wenig die Welt in Augenſchein nehmen möchte,“ erwiderte die Baronin. „Unſer langweiliger trauriger Winter hat Dich ganz deprimirt, mein armer Sintram. Du mußt Dich in einem weiteren Kreiſe bewegen und ich halte es für durchaus nothwendig, daß Du eine größere Reiſe antrittſt. Was Dir an theoretiſchen Studien fehlt, wirſt Du durch praktiſche Beobachtungen vervollſtändigen können und Deiner Geſundheit wird die äußere Anregung ſehr heilſam ſein. Ich denke, Du gehſt zuerſt nach England.“

„Mit tauſend Freuden und tauſend Dank, liebſte Mama!“ rief Sintram froh. Konnte er nicht bei Roſalba ſein, ſo war ihm jeder andere Aufenthalt lieber, als der in Waldhaus.

„Schau! ſchau! nach England! das iſt nicht ſo übel, Fritzi!“ meinte der Baron, „aber Du wirſt doch zuvor das tralarum der Schnepfen abwarten?“

„Das verſteht ſich, mein lieber Freund. Ueberdas wird er noch zuvor einem ſchönen Familienfeſt beiwohnen. Ich erhielt geſtern Abend einen Brief aus Argenfels, den ich Euch mittheilen will.“

Die Baronin zog den Brief hervor, ein großes Quartblatt mit kräftigen Schriftzügen von Männerhand — und las:

„Liebe gnädige Couſine!

„Es ſtehen uns in dieſem Frühling zwei frohe Ereigniſſe bevor: meine Emerenz vermählt ſich und meine Tony verlobt ſich. Da beide Mädel eifrige Verehrerinnen der lieben Mutter Gottes ſind: ſo wünſchen ſie, derſelben den Tag zu weihen, der für Beide ſo wichtig iſt und wir haben deshalb den 1. Mai zu dieſem Doppelfeſt angeſetzt. Es ſoll nur ein Familienfeſt, aber ein recht vollſtändiges ſein. Es kommen die öſterreichiſchen Verwandten und die des Bräutigams vom Oberrhein und wir richten auch an Dich, liebe Couſine, nämlich Emerenz die Mutter, die beiden Bräutchen und ich, Dein gehorſamer Diener, die herzliche Bitte, der Einladung zu unſerm Familienfeſt Folge zu leiſten und mit Deinem Herrn Gemal und Deinem lieben Sohn einige Tage vor dem 1. Mai auf Argenfels einzutreffen und einige Zeit bei uns zu verweilen. Denn darauf müſſen ſich unſere lieben Gäſte ſchon gefaßt machen, daß ſie nicht heute ankommen und morgen abreiſen dürfen. Ueberdas ſind zehn volle Jahre verfloſſen, ſeitdem Du uns zuletzt die Ehre und Freude Deines Beſuchs ſchenkteſt, liebe Couſine. Es war kurz vor dem Tode unſerer Margarita — dieſer Perle, die der liebe Gott uns nahm, um ſie im Himmel recht ſicher für uns aufzuheben. Wie ſich doch Gedanken des Todes und der Vergänglichkeit überall, ſogar in unſere hochzeitlichen Gedanken einmiſchen! Das Leben iſt nun einmal ſo beſchaffen und zu einem Opfer müſſen wir immer bereit ſein. Es iſt auch wahrlich kein kleines Opfer, die Emerenz fortziehen zu laſſen, umſomehr, als ſie in Verhältniſſe eintritt, die ihr nicht leicht ſein werden, denn in pecuniärer Beziehung macht ſie keine glänzende Partie, und ſie hat ſo gewiß prinzeßliche Allüren, daß ich oftmals zu ihr ſagte: „Schade, Emerenz, daß Du nicht Kaiſerin aller Reußen werden kannſt; es wäre ein Plätzchen für Dich.“ — „Und gar kein übles!“ pflegte ſie ſcherzend zu antworten — und jetzt heirathet ſie einen Mann, der vom Scheitel bis zur Sohle Edelmann von altem Schrot und Korn, aber nicht ſehr bemittelt iſt. Da kann ſie ſich denn gehörig in der Abtödtung üben und die iſt jedem Menſchen heilſam. Zu ihrem Glück und meinem Troſt wird ſie an ihrem Mann, wenn der Liebesrauſch verflogen iſt, einen Freund und Führer haben — und das iſt die Hauptſache in der Ehe.

„Doch ich habe Deine koſtbare Zeit allzu lange mit meinen Familiengeſchichten in Anſpruch genommen, liebe Couſine. Ich kehre zum Anfang zurück und wiederhole die Bitte, Du wolleſt mit geneigter Annahme unſerer Einladung uns Alle erfreuen und namentlich mich Deinen Vetter und gehorſamen Diener Winfried von der Argen.“

„Nun, Minettchen, was ſagſt Du?“ fragte der Baron mit einer gewiſſen Spannung, da er der Abwechſelung gar nicht abhold war.

„Für Sintram und — wenn Du es wünſcheſt — für Dich nehme ich dieſe herzliche Einladung an. Für mich lehne ich ſie ab, denn ich fühle mich nicht kräftig genug für dieſe Feſtlichkeit und habe hier auch zu viel Geſchäfte nach der langen Abweſenheit vorgefunden.“

Sintrams heimlicher Wunſch war erfüllt: er ſah ſtrahlend aus. Minder der Baron.

„Wozu willſt Du Dich entſchließen, mein lieber Freund? Gehſt Du nach Argenfels?“ fragte die Baronin.

„Ich allein!“ rief er faſt erſchreckt.

„Mit Sintram biſt Du ja nicht allein.“

„Aber Du, Minettchen, bliebeſt dann allein hier,“ erwiderte der gute Baron ahnungslos, daß Minettchen ſeine Abweſenheit kaum bemerkt haben würde.

„Du gehſt alſo nicht nach Argenfels, mein lieber

Freund!“ entſchied die Baronin. „Du aber, Sintram, wirſt nach den Feſtlichkeiten von Argenfels aus Deine Reiſe nach England antreten. Richte Dich darauf ein. Ich will jetzt gleich dem guten Winfried antworten.“

Sie ging in ihr Schreibcabinet, überlas nochmals den Brief und verfiel dabei in allerhand Gedanken. Es lagen nun fünfunddreißig Jahre dazwiſchen, ſeitdem ſie ihrem Vetter Winfried von der Argen in ſehr ſchnippiſcher Weiſe einen Korb gegeben hatte. Er war damals freilich, als jüngerer Sohn der jüngeren Linie, nicht Graf und Herr zu Argenfels, ſondern ein junger unbemittelter Uhlanenoffizier; aber das, was er jetzt an ſeinem Schwiegerſohn hervorhob, vom Scheitel bis zur Sohle Edelmann — das war er auch damals, und nicht aus Geldgier, wie ſie es nannte, hatte er ſich um ſie beworben, ſondern weil ihm die hübſche neunzehnjährige Theophile gefiel und weil die ganze Verwandtſchaft dieſe Verbindung für beide Theile lebhaft wünſchte. Sein Herz wurde nicht tief verwundet durch die ſchnöde Abfertigung und ſeine Vernunft zog daraus die Lehre, bei der Wahl einer Gattin vorſichtiger zu ſein. Im Lauf der nächſten Jahre trat durch drei ganz unerwartete Todesfälle eine wichtige Lebenswendung für ihn ein: er wurde

Chef der Familie, Graf und Beſitzer von Argenfels und von einem beträchtlichen Vermögen. Jetzt wäre er dem Fräulein Theophile ein willkommener Freier geweſen, denn als ſie dieſe Nachricht empfing, rief ſie ganz laut: Ja, wenn ich vor ſechs Jahren das geahnt hätte! — Den Nachſatz unterdrückte ſie; allein er hieß ganz deutlich: So wäre ich jetzt Gräfin von der Argen zu Argenfels und auf Waldhaus! — Doch das war verſcherzt. Sie mußte mit Waldhaus ſich begnügen. Winfried vermälte ſich anderweitig und wurde ein glücklicher Gatte und Vater.

Dieſe Zufriedenheit ſprach ſich auch unverkennbar in dem Brief aus, der vor der Baronin lag und der ſie in ihre Gedanken verſenkte. Einen ſolchen Brief ſchrieb ſie nicht, ſchrieb ihr armer Mann nicht. Vielleicht würde ſie aus Stolz und er, als ihr Echo, ſagen: Ich bin ſehr zufrieden. Es iſt aber etwas ganz Anderes, es zu ſagen, als es nicht zu ſagen und dennoch in jedem Wort die Zufriedenheit unwillkürlich auszuſprechen. Ihr Vetter erwähnte nicht ſeiner übrigen Kinder, allein die Baronin wußte, daß er noch eine Tochter und zwei Söhne habe. So konnte er denn den Tod der Aelteſten verſchmerzen, meinte ſie. Wenn aber Sintram ſterben müßte, was bliebe ihr dann? — Ja, wenn Sintram überhaupt nicht ihren Erwartungen entſpräche, ihre Hoffnungen erfüllte: ſo wäre kein anderes Kind da, um ſie zu tröſten, um ſie zu friſcher Hoffnung zu berechtigen, um ſie vor einem traurigen einſamen Alter zu bewahren. Das iſt die Nemeſis! ſprach eine leiſe Stimme in ihr. Und ein trauriges, einſames Alter? War denn nicht ihr Gatte an ihrer Seite, gar nicht traurig, ſondern recht vergnügt? Sie wendete den innern Blick von ihm ab — und wieder ſprach die leiſe Stimme: Das iſt die Nemeſis, die gerechte Rache, die aus unſern eigenen Thaten ſich gegen uns erhebt.

Die Baronin war aber nicht die Frau, die ſich in einer elegiſchen Stimmung aufhält. Sie ſchüttelte mißbilligend ihr Haupt und ſprach für ſich: Was das für eine ſentimentale Frömmelei mit der Marienverehrung und dem 1. Mai iſt! In meiner Jugend hieß es: in der Nacht vom 1. Mai fahren die Hexen zum Blocksberg. Daß der verſtändige Winfried auf ſolche Poſſen eingeht, iſt unbegreiflich! Mir ſcheint, er geht am Gängelband der Emerenz Mutter und der Emerenz Tochter. — Dann nahm ſie den Gothaer Kalender zur Hand, blätterte darin, las und ſagte entſchloſſen: Ja! Sintram und Chriſtiane von der Argen. — — —

Sintram war in einem Freudenrauſch zum größten Troſt ſeiner Mutter. Sie glaubte, Fräulein

Roſalba ſei vergeſſen über Familienfeſte und Reiſeplane. Sie irrte ſehr. Sintram frohlockte, weil Roſalba nicht vergeſſen und weil ihm die Möglichkeit geboten war, ſie wiederzuſehen.

Von allen Perſonen, welche in den letzten Monaten die Superba bewohnt hatten, befand ſich Niemand mehr dort, als Frau Weiß, die mit tiefbetrübtem Herzen ihr Amt als Hausverwalterin fortſetzte und ihrer neuen Herrſchaft ebenſo pflichttreu diente, wie der alten. Der Abſchied von den beiden Roſen that ihr bitter weh. Ob es ſie mehr ſchmerze, daß Rosmary fortgehen mußte oder daß Roſalba freiwillig ging, entſchied ſie nicht. Es war ihr freilich lieb und ſie ſelbſt hatte darauf gedrungen, daß Rosmary nicht allein ſei bei der Baurätbin; doch es gab Augenblicke, in denen ſie ſich wehmüthig fragte: Bin denn ich nicht auch allein? — Ihr Sohn Anton hatte eine Anſtellung bei der Eiſenbahn bekommen. Sie ſah ihn wenig. Er war ein ungemein fleißiger Beamter, arbeitete von früh bis ſpät und ſuchte nebenbei Speculatiönchen glücklich auszuführen. Baurath Roth war ſein Ideal, bis zu jenem Punkt, wo er den Unternehmungsgeiſt übertrieben hatte. Dieſen Punkt wollte Anton erreichen, ohne ihn je zu überſchreiten — ein Vorſatz, der, wie ſo mancher andere, nicht feſtgehalten wird, obſchon Tauſende ihn faſſen. Anton war wortkarg und zurückhaltend und das warme fromme Herz ſeiner Mutter fand ſich nicht leicht in ihm zurecht. Ueber ihren jüngſten Sohn war ſie hingegen ganz im Klaren: er war geſchickt in ſeinem Handwerk, aber leichtſinnig, der ächte Sohn ſeines Vaters. Etwas weniger äußere Rohheit und etwas mehr Verſtand änderten an der Hauptſache nichts. Dazu kam eine große Bitterkeit des Characters, weil er verwachſen war, eine hohe Schulter hatte und dadurch manche Verletzung ſeiner Eitelkeit erfuhr. Philipp arbeitete gut und wurde gut bezahlt, doch gab er immer mehr Geld aus, als er einnahm, ſo daß er ſich nicht ſelten an ſeine Mutter, zuweilen auch an Anton wendete, um kleine Schulden zu bezahlen. Dies hatte er auch jetzt eben gethan und Anton antwortete ihm wüthend:

„Ich glaube, Du verſchlingſt Dein Geld.“

„In Beafſtake verwandelt — ja!“ verſetzte Philipp trocken.

„Ich bin aber nicht gewillt Deinen Straußenmagen zu füllen, Musje Lips! Hier haſt Du einen Gulden“ — und Anton zählte zwanzig Dreikreuzerſtücke auf den Tiſch — „und nun marſch fort und komm' nicht wieder.“

„Ich ſage Dir aber, daß ich vier Gulden nöthig habe, wenn ich nicht mein Sonntagsjaquet verſetzen ſoll.“

„Verſetze was Du willſt und löſe aus was Du kannſt,“ erwiderte Anton mit kaltem Ingrimm, „mich aber laß ungeſchoren, denn meine Paar Kreuzer erſpare ich für mich und nicht für einen Taugenichts wie Du biſt.“

„Taugenichts!“ rief Philipp nun auch ingrimmig, „ich verſtehe meine Sach' ſo gut wie Du die Deine und wenn es mir nicht ſo gut geht wie Dir, ſo kommt das daher, weil ich kein Capital habe.“

„Meint der Tropf, daß das Capital aus den Wolken regne?“

„Nein! denn er iſt kein Tropf! wohl aber mein' ich, daß man die Möglichkeit haben muß, capitaliſiren zu können.“

„Die haſt Du — ſpare!“

„Man kann nicht ſparen, wenn der tägliche Verdienſt nicht das tägliche Brod deckt.“

„Beafſtake gehören nicht zum täglichen Brod.“

„Aber zum Lebensbedürfniß.“

„Verringere dieſe Bedürfniſſe und lege täglich — wenn's auch nur drei Kreuzer ſind! — in eine Sparbüchſe. Dann haſt Du am Ende des Jahres — den Ausfall des Tagelohnes durch einundſechszig Sonn-

und Feſttage abgerechnet — ein Capitalchen von fünfzehn Gulden und zwölf Kreuzern. So hab' ich's gemacht, als ich mit vierzehn Jahren in den Dienſt des Bauraths kam, nur mit dem Unterſchied, daß ich täglich nur einen Kreuzer ſparen konnte. Muſje Lips, mache mir das nach ſtatt Beafſtake zu verſchlingen."

„Mein Ingenium neigt ſich nicht dem Sparſyſtem zu. Ohnehin tritt ja doch über kurz oder lang eine allgemeine Theilung des Vermögens ein. Da fällt mir dann von ſelbſt mein Antheil zu."

„Aha! kommſt Du mir damit! gehörſt Du auch zu dieſer Räuberbande, die da ernten will, wo ſie nicht geſäet hat? . . . . die in Jubilo leben will und dabei vor Neid platzt, daß Andere darben, um ſich ein Capital zu erſparen! . . . . die über Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Glücksgüter ſchreien und jeden Augenblick bereit ſind, die niederträchtigſte Ungerechtigkeit zu begehen und den Nebenmenſchen ihr bischen ſauer verdientes Hab und Gut zu ſtehlen!"

„Keineswegs ſtehlen! Ein Geſetz wird die Theilung befehlen und damit iſt die Sache in Ordnung gebracht. Ein Geſetz iſt allmächtig. Niemand darf dagegen räſonniren. Wer es thut, wird eingeſperrt."

„Ja, von den Schöppenſtädtern, die Niemand hängen, bevor ſie ihn haben! denn wer ſoll ein ſolches wahnſinniges Geſetz durchbringen.“

„Die Majorität, Freund Anton! die Majorität kann heutzutage Alles, was ſie will, durchſetzen und den Herrgott von ſeinem Himmelsthron abſetzen. Die Majorität aber, Freund Anton, das merke Dir! ſind wir, die Nichtbeſitzenden. Freilich haben wir noch nicht die Gewalt in Händen“ .... —

„Und ehe Ihr ſie bekommt, wird man Euch zuſammenkartätſchen und ausrotten mit Stumpf und Stiel.“

„Das iſt die Sprache Aller, die ihr Recht auf Gewalt ſtützen,“ ſagte Philipp ſo verächtlich, als ob er nicht eben in demſelben Sinn geſprochen hätte. „Nun genug! laß uns Freunde bleiben! und da die allgemeine Gütertheilung doch nicht zu vermeiden iſt, ſo theile Du zuvor Deinem Bruder etwas mit.“

„Ich gab Dir einen Gulden .... und nun ſchau, daß Du mir aus den Augen kommſt.“

„Ich brauche vier Gulden, ſonſt muß ich mein ſchönes neumodiſches Sonntagsjaquet verſetzen.“

„Thue das! wozu brauchſt Du ſolche modiſche Jacke, Du .... Dromedar!“

„Und wer hat mich dazu gemacht!“ rief Philipp, wüthend wie eine wilde Katze auf Anton zuſpringend: „Du haſt mich aus dem Bett geworfen, als ich ein kleiner Bub' war, und haſt mir dabei die Schulter verrenkt."

„Kinderſtreiche! das iſt nun einmal geſchehen!" verſetzte Anton und ſchüttelte Philipp von ſich ab, „damit Du aber einſiehſt, welchen guten Bruder Du an mir haſt, ſo gebe ich Dir noch einen Gulden .... und damit marſch!"

Anton zog wieder ſein Portemonnaie hervor. Ehe er ſich deſſen verſah, ſprang Philipp auf ihn zu, entriß es ihm, war mit einem Satz zur Thür hinaus und rief zurück:

„Das iſt für den Dromedar!"

„Schon recht!" ſprach Anton zu ſich ſelbſt, „das erſpart mir zwei Kreuzer .... Es waren nur achtundfünfzig Kreuzer drin und das Portemonnaie fällt auseinander, ſo verbraucht iſt es. Ich habe überhaupt keines nöthig, ... die Mutter kann mir einen kleinen Geldbeutel von Leinwand nähen .... der thut's auch. — —

Frau Weiß ſaß in ihrem Zimmer, fleißig Hauswäſche nähend, denn der neue Beſitzer der Superba ließ das dritte Haus, das ein Jahr leer geſtanden, zur Aufnahme von Curgäſten einrichten. Da eine Menge Handwerker in dieſem Hauſe beſchäftigt waren, ſo beachtete ſie nicht, daß ein Mann, der zu ihnen zu gehören ſchien, im Hofe ſtehen blieb und als er ſie am Fenſter ſitzend gewahr wurde, auf das Haus zuſchritt, in welchem ſie ſeit mehr als ſechszehn Jahren friedlich ein und daſſelbe Zimmer bewohnte. Dieſer Friede ſollte in unerwarteter Weiſe geſtört werden. Der Mann riß die Thür auf ohne anzuklopfen, trat mit der Mütze auf dem Kopf ein, warf ſich auf einen Stuhl und ſagte mit heiſerem Lachen:

„Nu, Grethe, da bin ich wieder!“

Mit dem Ausdruck des höchſten Schreckens erhob ſie ſich und ſtammelte angſtvoll:

„Bernard, biſt Du es! . . . . wo kommſt Du her!“

„Nu, warum ſollt' ich's nicht ſein? . . . . und woher ich komme? — ja, das iſt eine lange Geſchichte, die gar nicht hergehört. Aber ich komme, um Dich zu holen.“

„Mich zu holen? Haſt Du die Abſicht, Dich wieder hier niederzulaſſen?“ fragte Margarethe mehr und mehr beängſtigt.

„Nicht ſo dumm! Dich und die Roſe will ich holen! Dich, aufrichtig geſagt, nur deshalb, weil die Roſe nicht ohne Dich fortgehen wird. Aber wo ſteckt ſie denn? ſie wird doch ein ſauberes Mädel geworden ſein? oder gar ein ſchönes? . . . . Nu deſto beſſer, Grethe! Jetzt rufe ſie herein und dann packt

Euere Habſeligkeiten zuſammen. Wir reiſen nach Paris.“

Margarethe hatte ſich gefaßt. Sie wußte nicht, ob ihr Mann berauſcht oder nüchtern ſei und verſetzte gelaſſen:

„Röschen iſt mit der Frau Bauräthin verreiſt.“

„Verflixtes Ding das!“ rief er und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

„Wäre Sie aber auch hier, ſo würde ſie ſelbſt Dir ſagen, was ich Dir jetzt ſage: wir gehen nicht mit Dir nach Paris. Dieſen Gedanken mußt Du aufgeben.“

„Frau und Tochter haben mir zu gehorchen und mir zu folgen, denn ich bin das Haupt der Familie!“ rief Weiß.

„Lieber Bernard,“ ſagte ſie mit ihrer ſanften Stimme, wir ſind jetzt im Monat April 1865. Am 2. März 1848 haſt Du mich und Deine vier kleinen Kinder verlaſſen, von denen das älteſte eilf Jahr, das jüngſte achtzehn Monat zählte — und in der ganzen langen Zeit haſt Du nie daran gedacht, daß Du das Haupt der Familie ſein ſollteſt. Du begreifſt alſo, daß Frau und Kinder alles Vertrauen zu Dir verloren haben und nicht mit Dir in die Fremde und in’s Elend ziehen werden.“

„Das iſt lauter Wiſchiwaſchi! die Frau muß ihrem Mann gehorchen und folgen.“

„Ich weiß es. Befiehlt er ihr aber in’s Waſſer zu ſpringen, ſo braucht ſie nicht zu gehorchen und wenn er ſelbſt es auch vor ihren Augen thäte. Mit Dir nach Paris zu gehen wäre aber ſchlimmer als in’s Waſſer zu ſpringen.“

„Man kann in Paris ein herrliches Leben führen! ich habe dort meine guten Freunde.“

„Sie werden vom Schlage des Joſias ſein! wären ſie aber auch beſſer, ſo wäre das für uns gleichgültig, denn nicht auf Deine Freunde, ſondern auf Deine Arbeit ſollſt Du Dich verlaſſen um Frau und Tochter zu ernähren — und Arbeit findeſt Du hier eben ſo gut wie in Paris. Bleibe alſo hier, wenn es Dir ernſtlich darum zu thun iſt, Dich wieder um uns zu bekümmern.“

„Was iſt denn aus den Buben geworden?“ fragte er barſch.

„Der Aloys iſt immer der brave gute Sohn geblieben, der er von Kindesbeinen an war. Er ließ es ſich ſauer werden, um ſtudiren zu können. Der liebe Gott ſtand ihm bei. Er wurde geiſtlich, iſt jetzt Caplan“. . . . —

„Wie! was! . . . . Millionen Donner . . . . Donnerstag und Freitag ſollen dazwiſchen fahren!

.... Was! der Aloys geiſtlich! ohne meine Erlaubniß! gegen meinen Willen! Das gilt nicht!“ wüthete Weiß: „ſie müſſen ihn losgeben! .... ich will keinen Sohn in der ſchwarzen Bande haben, welcher alle braven Leute den Tod geſchworen haben! Er ſoll heraus aus ſeiner Sacriſtei, der elende Duckmäuſer! .... ſoll ſein Leben genießen“ .... —

„Der Meinung bin ich auch,“ ſagte eine fremde Stimme.

Weiß fuhr herum. Philipp ſtand hinter ihm.

„Was iſt denn das für ein Knirps?“ fragte der Vater und ſah geringſchätzig auf den Sohn herab.

„Es iſt der Lips! .... erkennſt Du ihn nicht nach ſiebzehn Jahren?“ erwiderte Philipp höhniſch.

„Ich ſollte wohl, denn die Statur iſt, was die Länge betrifft, nicht viel verändert — und was treibt er denn, dieſer Knirps?“

„Schloſſerhandwerk an der Eiſenbahn,“ verſetzte Philipp kurz und wenig erbaut von der väterlichen Behandlung, während Margarethe mühſam die Thränen zurückhielt, die der Schmerz über ein ſolches Wiederſehen des Gatten, des Vaters ihr erpreßten.

„Alſo Du ſuchſt Dein Leben zu genießen, mein kleiner Wicht? Nu, das iſt brav! das tröſtet mich über den Duckmäuſer, den Aloys! .... Und der Anton? .... was treibt der?“

„Der ſteuert darauf los bei der demnächſtigen allgemeinen Gütertheilung ein guter Brocken zu werden: er iſt ein Geizhals! er hat mich ſo eben um zwei Kreuzer betrogen.“

„Philipp! wie magſt Du ſo von Deinem Bruder ſprechen!“ unterbrach Margarethe das traurige Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn, „Anton iſt ſparſam! er denkt an die Zukunft“ .... —

„Nu, das iſt klug und weiſe, Grethe, in unſern Zeiten ſparſam zu ſein,“ ſagte Weiß mit ſeinem häßlichen heiſern Lachen. „Jetzt laß den Anton rufen, damit wir alle gemeinſchaftlich Eure Ueberſiedelung nach Paris beſprechen können.“

„Sind Deine Papiere in Ordnung, Vater?“ fragte Philipp frech. „Wie's in Paris damit beſchaffen iſt, weiß ich nicht .... hier aber paßt die Polizei ſcharf auf“ .... —

„Ich werde mich hüten in ihre Klauen zu fallen, mein Wicht! Meine Strafen hab' ich abgemacht. Ja, für edle Thaten, für Freiheitsbeſtrebungen bin ich geſtraft und eingeſperrt worden .... das iſt die Gerechtigkeit der Welt! .... Nu, das muß und wird bald anders werden! Alſo .... ruft den Anton. Er kann die Reiſekoſten nach Paris tragen.“

„Das kann er! das kann er!“ rief Philipp und klatſchte in die Hände mit hämiſcher Freude. „Ich hole ihn! .... o welche Freude wird er haben.“

Er ſprang hinweg und Weiß ſagte ſchmunzelnd: „Ein geſchickter anſtelliger Bub! gelt Grethe?“

„Er iſt zu früh in ſchlechte Umgebung gekommen, hört vom Morgen bis zum Abend nichts als Spott über unſern Herrgott und unſre heilige Religion,“ erwiderte ſie traurig: „das hat ihn frech und leichtſinnig gemacht. Was kann eine arme Mutter dagegen ausrichten? Der Herr Baurath hat ihn an die Eiſenbahn gebracht und geſagt: es ginge in deren Werkſtätten nie die Arbeit aus; da hätte der Lips ſein gutes ſicheres Brod. Jetzt iſt er aber doch unzufrieden, denn ſo viel wie er haben möchte, hat er nicht. Und ach! er kommt in keine h. Meſſe, hört nie das Wort Gottes predigen, arbeitet am Sonntag wie am Werktag .... ja, mehr! und geht zu Grunde in der heidniſchen Zucht, die an den Eiſenbahnen geduldet wird. Da iſt Gottes Gebot das Letzte, um das man ſich kümmert, wenn es darauf ankommt, einen Gulden mehr zu verdienen. Wie die Herren von der Eiſenbahn den Gräuel dulden können, iſt für einen Chriſtenmenſchen unbegreiflich.“

„Laß das Gewinſel, Grethe! haſt Du Dich noch immer nicht von Deiner Frömmelei gebeſſert!“ ſagte Weiß, der ſich inzwiſchen an der Bierkanne gütlich gethan, die ſie vor ihm hingeſtellt hatte: „Nicht der Herrgott, ſondern der Dampf hat die Eiſenbahnherren reich gemacht. Kann der Herrgott denn verlangen, daß ſie ihm ihre Reverenz machen?“

„Sprich nicht ſo läſterlich, Bernard! ich will es nicht hören!“ erwiderte Margarethe entſchieden. „Meine armen Buben mögen ſchlimm genug geſinnt ſein und ich kann nichts dagegen thun, als beten; — doch, wüſte Reden dürfen auch ſie vor mir nicht führen.“

„Du biſt ſehr zurück in der Cultur, Grethe! Nu, in Paris wird ſich das ſchon ändern,“ ſagte Weiß ganz gemüthlich geſtimmt — durch die Bierkanne. — „Aber mir ſcheint, Du freueſt Dich ſehr wenig über meine Rückkehr.“

„Weil es keine Rückkehr iſt, ſondern eine Fortſetzung Deines Thun und Treibens, das uns ſchon elend genug gemacht hat,“ antwortete ſie ruhig.

„Elend? . . . . Es ſieht wahrhaftig nicht elend hier bei Dir aus . . . . Alles ganz ſauber, gutes Bier, delikater Käs . . . . und Du redeſt von Elend!“

„Der liebe Gott hat mich herausgeriſſen! aber Du hätteſt mich und die Kinder im Elend umkommen laſſen.“

„Weibergeſchwätz!“ ſagte Weiß verächtlich und wendete ſich wieder der Bierkanne zu.

Anton war entſetzt über die Nachricht, die Philipp ihm frohlockend brachte. Er hatte längſt, wie alle Welt, ſeinen Vater zu den Todten gezählt und jetzt tauchte er auf, drängte ſich an die Familie und machte Anſprüche, die unter keiner Bedingung zu erfüllen waren. Anton verhielt ſich äußerſt zurückhaltend, wollte anfangs nicht an die Identität des Vaters glauben, ging wenig auf deſſen Fragen, gar nicht auf deſſen Vorſchläge ein und bewies ihm, daß der Plan unausführbar ſei, Mutter und Tochter nach Paris zu führen, denn er ſcheitere an Geldmangel, ſowohl zur Reiſe, als zum dortigen Aufenthalt. Weiß verſicherte zwar, Paris ſei ein Ort, wo ein hübſches Mädchen ihr Glück und das ihrer Familie machen könne. Margarethe ſchrie laut auf und Anton ſetzte kaltblütig auseinander, daß es zweifelhaft ſei, ob ein Mädchen, welches dieſer Art von Glück nachgehe, geneigt ſein werde, die Eltern zu unterſtützen.

„Da müßte die Roſe ja ein Rabenkind ſein!“ donnerte Weiß.

„Ja! die ächte Tochter eines Rabenvaters!“ verſetzte Anton mit ſchneidender Verachtung, ſo daß die unglückliche Margarethe ihm Dank wußte für die entſchiedene Ablehnung, obſchon ein ſolches Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn ihr Herz zerriß.

Philipp hingegen ſtellte ſich auf die Seite des Vaters und verſicherte, Roſe werde mit beiden Händen nach einer glänzenden Lage greifen, wenn man ihr die Sache nur gehörig vorſtelle, und die Mutter könne ganz ruhig hier bleiben. Margarethe war mehr todt als lebendig vor Schreck und Angſt, und als Philipp endlich mit dem Vater von dannen ging, um in einer Schenke die Zukunftspläne auszuſpinnen, beſchwor ſie Anton dafür zu ſorgen, daß der Vater die arme Roſe in Ruhe laſſe. Anton zeigte ſogleich auf der Polizei die Ankunft eines ehemaligen Freiſchärlers und gegenwärtigen Vagabunden an; man möge ihn feſt im Auge behalten und ſeine Schritte nicht nur hier, ſondern auch in Frankfurt bewachen, denn er beabſichtige ein junges Mädchen von dort nach Paris zu entführen.

Am nächſten Morgen erſchien Weiß wieder bei ſeiner Frau und ſagte:

„Du darfſt alſo hier bleiben, Grethe, ich habe nichts dawider; aber Lips geht mit mir. Der brave Junge will ſeinen alten Vater nicht verlaſſen. So hab' ich denn doch ein gutes Kind.“

„Ach, ich meine, Ihr ſolltet Beide hier bleiben,“ ſagte Margarethe tief betrübt.

„Nein Mutter! ich komme in Paris beſſer vorwärts und lerne in der herrlichen Weltſtadt das Leben beſſer kennen, als in dieſem Neſt."

„Was hilft Dir das, Philipp, wenn Du ſelbſt nicht beſſer wirſt," verſetzte ſie ſchmerzlich.

Der Abſchied war kurz und kalt. Nur Margarethe weinte. Anton ſagte nachher höchſt verwundert:

„Ich begreife Dich nicht, Mutter! Du biſt ja nun den Vagabunden hoffentlich auf immer los .... und an dem frechen Lips kann Dir doch nichts liegen."

Da weinte Margarethe noch heftiger.

Ueberraſchungen.

Im vierten Stockwerk eines ſchmalen Hauſes in einer engen Gaſſe lag die Wohnung der Bauräthin Roth: zwei niedrige Zimmer und eine Küche — das war Alles. Doch ſo klein und beſchränkt ſie war — unfreundlich war ſie nicht, denn in dieſer Höhe hatte ſie friſche Luft und helles Licht. Rosmary hatte ſie gewählt. Die Bauräthin überließ das Alles ihrer Tochter; ſie war in tiefe Schwermuth verſunken und der Arzt ſagte, dies ſei ein nervöſes Leiden, das ſelten früher als mit dem Leben ende. Einige Meuble, über welche die Bauräthin verfügen konnte, füllten die Zimmer und gaben ihnen ein recht wohnliches Anſehen. Es herrſchte auch rings umher eine große Stille, denn es gab in dem ſchmalen Hauſe keine Nachbarn links oder rechts und da die Wohnung in der höchſten Region lag, ſo wohnte auch Niemand über ihnen. Das Alles hatte Rosmary überlegt und berückſichtigt, und mit einer Ruhe, die weit über ihre Jahre und ganz außer ihrer Natur lag, richtete ſie ſich ein, als ob es für's Leben wäre. Es gibt Charactere, welche durch ſchwierige Verhältniſſe erdrückt — andere, welche durch ſie entwickelt und gekräftigt werden. Dies war der Fall bei Rosmary. Sie ſah ſich ganz auf ihre eigenen Füße geſtellt, auf ihre eigenen Kräfte angewieſen, auf ihr eigenes Urtheil beſchränkt. Ihre peinlichen Erfahrungen bezüglich der Menſchen, die ſchmerzlichen und demüthigenden Ereigniſſe in ihrer Familie, mahnten ſie zur äußerſten Vorſicht, zur ſtrengſten Zurückhaltung. Der Tod des Vaters, der Verluſt des Vermögens, erhielten ihren ſchärfſten Dorn durch den Bankrott und die ſchmachvolle Entweichung ihres Bruders. Jeder Gedanke daran berührte ihre junge ſtolze Seele, als ob ein heißes Eiſen ihre Stirn berühre: ſie zuckte in ſich ſelbſt zuſammen und grub wie mit einem glühenden Griffel den Wahlſpruch in ihr Herz: Lieber Tod als Schmach. — Dieſer reine Wille ſchärfte ihre Erkenntniß und aus ihrer gänzlichen, hülfloſen Verlaſſenheit brach ein lebendiger Glaube hervor, wie das lichte Morgenroth aus der grauen ſtumpfen Dämmerung, die bis jetzt ihr Seelenleben umſponnen hielt. Rosmary wendete ſich zu Gott, und jetzt kam die Entſchiedenheit und Aufrichtigkeit, die in ihr eine natürliche Anlage waren, ihr ſehr zu Hülfe: ſie nahm dieſe Wendung mit Feſtigkeit und aus Ueberzeugung.

Während Rosmary ſich auf Gott verließ, verließ ſich Roſalba auf Sintram. Jene machte ſich mehr und mehr von allem unklaren Wollen und Fühlen los, dieſe verſank immer tiefer in die Traumwelt der Gefühle. Rosmary faßte ihre Zukunft auf als Pflichterfüllung im Dienſte Gottes. Vor Roſalba ſchwamm die Zukunft in einem flimmernden goldenen Schleier, hinter welchem ſie Glück und Wonne ahnte. Rosmary richtete ſich entſchloſſen zum Opfer in der Gegenwart ein. Für Roſalba war die Gegenwart ein ganz kurzer, vorübergehender Zuſtand, der ſie bald ihrem Ziel, der Verbindung mit Sintram, zuführen werde. Sie war daher außerordentlich fügſam in alle Anordnungen Rosmarys. Wie lange konnte es währen? ein Jahr? höchſtens zwei Jahre .... und dann? — Nun, dann begann die irdiſche Seligkeit! — —

Caplan Weiß hatte Rosmary's Wunſch erfüllt. Sie war von einer Empfehlung an die andere ſchließlich dahin gelangt, daß ſie bei einer geſchickten und beliebten Schneiderin Arbeit fand; nur bekam ſie nicht die Arbeit ins Haus, wie ſie das gewünſcht hatte, ſondern ſie mußte den ganzen Tag und oft bis in den Abend hinein, mit Ausnahme einer

Mittagsſtunde, in der Behauſung der Schneiderin mit den übrigen Arbeiterinnen Kleider nähen. Erweiſe ſie ſich als gewandt und brauchbar, hieß es, ſo könne ſie mit der Zeit das Zuſchneiden lernen und allmählig zur Selbſtſtändigkeit kommen. Rosmary mußte froh ſein wenigſtens ſo viel zu können, daß ihre Arbeit bezahlt wurde, denn dieſe Schneiderin war eine achtbare, anſtändige Frau, die keine unpaſſende Geſpräche duldete und keine Arbeiterin von zweideutigem Ruf annahm oder behielt.

Wie froh war Rosmary unter dieſen Umſtänden, daß Roſalba da war und bei der Mutter blieb. Roſalba hatte ſich eine wahre Kunſtfertigkeit im Blumenmachen angeeignet und lieferte ſo feine und geſchmackvolle Sachen, daß man ihr in einem großen Blumenladen ununterbrochen Beſchäftigung verſprach. Freilich fand ſie nicht minder als Rosmary, es ſei ein gewaltiger Unterſchied, ob man dieſe und jene Arbeit zum Vergnügen und für den eigenen Gebrauch mache — oder ob man durch ſie den Lebensunterhalt erwerben müſſe; denn weiter als bis zum knappen Unterhalt reichte der Erwerb der beiden Mädchen nicht, weil ja auch die Baurāthin davon leben mußte. Dieſe verbrachte ihre Tage in Unthätigkeit und Trübſinn. Rosmary verſuchte zwar eine Tapiſſerieſtickerei für die Mutter in Gang zu bringen, da dieſe ja früher mit Leidenſchaft geſtickt hatte; allein die arme Frau nähte ein Paar Stiche, ließ dann die Nadel ſinken und ſagte tonlos:

„Alles vergeblich! wir müſſen ja doch verhungern.“

Und ſtarr, ſtumm, regungs- und theilnahmlos blieb ſie ſtundenlang in völliger Geiſtesabweſenheit ſitzen, bis es ihr einmal wieder einfiel einige Stiche zu ſticken.

So ſaß ſie denn auch jetzt mit ihrem Stickrahmen in dem einen Fenſter und Roſalba mit ihrem Arbeitstiſch voll Blumen und Blätter an dem andern, und die blendende Aprilſonne ſchien hell durch die weißen Vorhänge in’s Zimmer. Roſalba ſetzte einen Kranz von blühenden Myrthen zuſammen und freundliche Bilder umgaukelten ſie, als ob ſie es ſei, die den bräutlichen Kranz tragen werde. Da wurde heftig an der Lattenthür geſchellt, welche die Stiege vom Vorplatz abſchloß. Roſalba erſchrack. Rosmary konnte es nicht ſein, denn es war kaum eilf Uhr und ſie hatte einen Schlüſſel. Wie immer vom Gedanken an Sintram beherrſcht, fiel ihr plötzlich ein: Wenn er es wäre! Er wollte es ja möglich machen, mich zu ſehen! — Freudig, bang, zitternd eilte ſie auf den Vorplatz und war ſehr enttäuſcht, als ſie durch das Lattenwerk ihren Bruder Philipp gewahr wurde.

Die Enttäuſchung mußte ſich wohl ſehr deutlich auf ihrem Geſicht abſpiegeln, denn Philipp ſagte, indem er eintrat und ſie ſcharf anſah:

„Wen haſt Du denn erwartet?“

„Niemand! .... aber ich bin erſtaunt, daß Du hier biſt .... und gar mit dieſem fremden Mann.“

„Fremder Mann?“ rief Philipp lachend und der vermeintliche Fremde trat, ebenfalls lachend, hinter Philipp hervor und wollte Roſalba umarmen.

Wie ein geſcheuchtes Reh flog ſie in's Zimmer zurück und ſtellte ſich hinter den Stuhl der Baumräthin, während beide Männer immer lachend ihr folgten und Philipp endlich rief:

„Aber, Du Närrchen, es iſt ja der Vater.“

Roſalba jedoch hatte nie von der Möglichkeit reden hören, daß ſich ihr Vater wieder einſtellen könne. Sie zitterte vor Entſetzen, machte eine abwehrende Handbewegung und wiederholte nur:

„Fort, Philipp! .... fort mit dieſem Mann .... fort!“

„Wenn ich Dir doch ſage, daß es unſer Vater iſt,“ wendete er begütigend ein.

„Unſer Vater iſt todt, Philipp! glaube doch nicht, was dieſer ſchreckliche Mann ſagt!“

„Oho! dieſer ſchreckliche Mann, mein Schätzchen, bin ich, Dein Vater, Bernard Weiß, den Deine Mutter geſtern auf der Stelle erkannt hat. Heute in aller Frühe haben wir ſie verlaſſen. Sie ſchickt uns her, um Dich zu holen; wir gehen alle miteinander nach Paris.“

„Ich nicht! ich gehe nicht um Alles in der Welt von hier weg . . . . und wenn auch der Mann mein Vater wäre . . . . was ich durchaus nicht glaube!“ rief Roſalba.

„Die Weiber ſind verrückt hier zu Lande . . . . wollen nicht nach Paris!“ ſagte Weiß ärgerlich: „von der Alten iſt das zu begreifen, aber von der Jungen! . . . . In Frankreich gibt kein hübſches Mädel Ruhe bis es in Paris iſt.“

„Komm' Du nur, weiß Röschen,“ ſagte Philipp traulich, „der Vater will Dein Beſtes, will Dein Glück, kann's nicht leiden, daß Du Dein junges Leben als Pflegerin dieſer Blödſinnigen vertrauerſt. Die Mutter ſchickt uns ja . . . . geh' mit uns.“

„Keinen Schritt geh' ich mit Euch!“ verſetzte Roſalba in fieberhafter Erregung. „Verlaßt mich auf der Stelle . . . . oder ich öffne das Fenſter und rufe um Hülfe.“

„Was geht hier vor?“ fragte eine Stimme, die Roſalba's Herz mit unnennbarem Troſt überſtrömte.

Die Stiegenthür war offen geblieben und Sintram eingetreten. Roſalba ſank auf einen Sitz, lautlos vor Erſchöpfung. In dem leeren Blick der Bauräthin aber dämmerte etwas Freude auf und Philipp rief:

„Ha! der Herr Baron von Uglas! Nun begreife ich den Widerſtand! . . . . Du biſt zu ſpät gekommen, Vater . . . . Für diesmal müſſen wir ohne ſie abziehen.“

„Doch nicht ohne einen Zehrpfennig,“ ſetzte Weiß hinzu: „die Reiſe koſtet Geld und ich habe ſie gemacht, um meine liebe Tochter zu ſehen, Herr Baron! Jetzt verleugnet mich die Undankbare.“

Sintram begriff von dem Allen nur das Eine, daß dieſe Scene unendlich qualvoll für Roſalba ſei, denn ſie löſte ſich in Thränen auf — daß er dieſe Männer fortſchaffen müſſe und daß dies nur durch Geld zu bewerkſtelligen ſei.

„Hier iſt ein Goldſtück,“ ſagte er zu Weiß: „ich gebe es Ihnen unter der Bedingung, daß Sie dies Haus auf der Stelle verlaſſen und nicht wiederkommen. Sollte dies geſchehen, ſo würde die Polizei in Kenntniß geſetzt werden, daß Sie die Frau Bauräthin und das Fräulein beläſtigen.“

Murrend nahm Weiß das Goldſtück und ging zur Thür.

„Und ich?“ ſagte Philipp frech. „Mußte ich nicht meinen Vater zu meiner Schweſter begleiten und dadurch mein bischen Tagelohn einbüßen? Das werden Sie mir doch wohl erſetzen und mich nicht im Stich laſſen .... da ich ja ſo etwas wie Ihr Schwager bin, Herr Baron, wenn auch nur von der linken Hand.“

„Philipp! .... Philipp!“ rief Roſalba verzweifelnd.

Sintram warf ihm ſchweigend mit tiefer Verachtung ein Goldſtück zu und wies auf die Thür. Philipp ging frech hinweg und ſagte zu Weiß, doch ſo, daß man es im Zimmer hörte:

„Für jetzt kommſt Du zu ſpät, Vater! aber warte nur ein Paar Jahre und ſie folgt Dir mit dem größten Vergnügen.“

Roſalba hatte ſich neben der Bauräthin auf die Kniee geworfen und legte den Kopf auf deren Schooß und die arme Frau durch die fremden Geſtalten, die lauten Stimmen, den ganzen Wirrwarr aus ihrer Apathie aufgerüttelt, wiederholte fort und fort: „Mein liebes Kind! mein armes Röschen;“ — ohne zu wiſſen, weshalb ſie Roſalba beklage und tröſte. Sintram aber, der keine Ahnung hatte, daß Roſalba nicht die Tochter der Bauräthin ſei, war ganz betäubt von dem unerklärlichen Vorgang, ließ Roſalba ſich ausweinen und bat die Baurätbin um Auskunft. Er ſei auf der Durchreiſe hier, wünſche zu wiſſen, wie es ihr in dem neuen Wohnort gefalle und freue ſich herzlich, daß er gerade recht gekommen ſei, um ſie von dieſen unverſchämten Bettlern zu erlöſen.

„So!“ ſagte die Baurätbin und ihr Auge nahm wieder den gewohnten Ausdruck ſtumpfer Gleichgültigkeit an.

Grenzenloſes Mitleid überfiel Sintram. Mit bewegter Stimme ſagte er ſanft:

„Roſalba, was geht hier vor? ich bitte, reden Sie! Alles was ich ſehe, was ich höre, kommt mir wie ein wüſtes Traumbild vor .... und doch iſt es eine traurige Wirklichkeit — denn Sie weinen.“

Roſalba hatte ſich erhoben und ihre Thränen getrocknet, aber ihr zartes Antlitz war noch ganz verſtört von Schmerz, Abſcheu und Aufregung und ihre Lippen bebten, als ſie erwiderte:

„O, wie ſollte ich nicht weinen, wenn mein Bruder die Wahrheit ſpricht und wenn jener ſchreckliche alte Mann mein Vater iſt.“

„Wie kämen Sie zu dieſem Bruder und dieſem Vater,“ verſetzte Sintram begütigend, „da Sie die Tochter der Baurätbin Roth ſind?“

Sie verneinte traurig und theilte ihm darauf ihre Herkunft und den Zuſammenhang mit der

Familie Roth mit, der tief genug gehe, um alle Welt zu veranlaſſen ſie für eine Tochter dieſer Familie zu halten. So lange ſie denken könne, habe man von ihrem Vater nie anders zu ihr geſprochen als von einem Verſtorbenen und ſie aufgefordert für ihn zu beten. Ob dieſer Mann nun ihr Vater ſei, könne ſie nicht entſcheiden.

„Aber was meint denn die Frau Bauräthin?“ fragte Sintram geſpannt.

„Sie hat ihn früher nicht gekannt . . . . und dann hat ſich jetzt ihr Gedächtniß faſt ganz verloren. Manche Menſchen werden durch ſchmerzliche Gemüthsbewegungen körperlich krank; bei ihr hingegen hat der Geiſt gelitten. Der Tod ihres Mannes, das Verfahren ihres Stiefſohnes, die bittere Täuſchung mit Sir Ralph Relvil, ihre gänzliche Verarmung — das Alles folgte Schlag auf Schlag.“

Sintram ließ ſich dieſe verſchiedenen Begebenheiten erzählen, vergaß Alles, was ſie an Traurigkeit und Bitterkeit auch für Roſalba enthielten und fühlte nichts weiter, als das Glück ſie wiederzuſehen. Auch Roſalba empfand es; allein dieſer demüthigende Auftritt war dermaßen zerſchmetternd für ihr Selbſtgefühl, daß ſie ſchließlich wieder in Thränen ausbrach und leiſe ſagte:

„Sie ſehen wie die Kluft immer tiefer wird, die uns trennt. Glauben Sie an die Möglichkeit, eine Brücke bauen zu können? O, wenn Sie es nicht glauben, ſo ſprechen Sie es jetzt, in dieſem Augenblick aus, wo ich mich ſo vernichtet fühle, daß kein Schmerz mir weh thun kann.“

Sie hob die Hände ſo flehend zu ihm auf und ſah ihn ſo wehmüthig bittend an, daß Sintram ein ganz Anderer hätte ſein müſſen, um zu ſagen: Es iſt beſſer, wir ſcheiden. Dies ſchien ihm jedoch ganz unmöglich und mit der ganzen Lebhaftigkeit, die aus der Ueberzeugung hervorgeht, antwortete er:

„Das Glück meines Lebens hängt mit dem Glauben an dieſe Möglichkeit allzu feſt zuſammen, um ihn aufgeben zu können. Ueberdas ſehe ich nicht ein, daß ein Unterſchied in Ihrer Herkunft eingetreten wäre. Ihr wirklicher Vater war ein Handwerker und Ihr Pflegevater war es auch. Dieſer arbeitete ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit in die Höhe, während jener herabkam. Das iſt ſehr ehrenvoll für den Einen und für deſſen Nachkommen — und ſehr ſchmerzlich für die Kinder des Andern; allein Ihre Herkunft wird nicht dadurch verändert. Das, was man ebenbürtig nennt, waren Sie mir nie. Ich wußte es. Dennoch gründe ich mein Lebensglück auf Ihre Liebe. Daraus können Sie den Schluß ziehen, daß mir jener Umſtand ganz gleichgültig iſt.

Ich liebe Sie, Roſalba! dieſe Roſalba wie ſie nun einmal iſt und mit allen Aeußerlichkeiten von Geld und Gut, von Herkunft und Namen habe ich nichts zu ſchaffen.“

„Da haben Sie ſehr Unrecht, Herr Baron Uglas!“ ſagte die eben eintretende Rosmary ruhig und feſt und mit einem ſo tiefen Ernſt in ihren dunkelblauen Augen, daß dieſe ganz ſchwarz erglänzten.

„O ſage das nicht!“ rief Roſalba, die plötzlich wieder ihre aufgehende Freudenſonne verfinſtert ſah, eilte auf Rosmary zu und umarmte ſie zärtlich.

Es war ein überraſchendes Bild, dieſe jungen Mädchen, dieſe beiden Köpfe aneinander geſchmiegt und ſo ganz verſchieden: die liebliche reizende Schönheit und die ernſte, faſt tragiſche Schönheit. Sintram gab ſelbſtverſtändlich Jener den Vorzug; aber intereſſant — das mußte er ſich doch geſtehen — intereſſant ſah dieſe Rosmary aus mit ihrer klaren blaſſen Geſichtsfarbe, ihrem tiefſchwarzen Haar und ihren wundervoll glänzenden, mächtigen Augen, deren Blau durch ſchwarze Wimpern und Brauen noch dunkler erſchien.

„Sehr Unrecht!“ wiederholte Rosmary und umſchlang Roſalba ſo feſt, als wolle ſie dieſelbe nicht von ſich laſſen: „Denn das müſſen Sie ja einſehen:

zu einer ehrenvollen, glücklichen Verbindung kommen Sie auf dieſem Wege nicht.“

„Nur eine ſolche iſt mein Ziel und mein Streben,“ verſetzte er lebhaft.

„Ich will es annehmen! aber eine Bürgſchaft, daß Sie Ihr Ziel erreichen werden, liegt nicht in einem Streben, welches alle Schranken bei Seite laſſen und nur der Leidenſchaft folgen will.“

„Es ſind ſchon ähnliche Ehebündniſſe geſchloſſen,“ ſagte Sintram ganz verwirrt durch ihren Ernſt.

„Auch das iſt möglich! Wollen Sie alſo meine Schweſter in dieſer Stunde und von dieſem Zimmer aus zum Altar führen, ſo werde ich das geſchehen laſſen, ohne mich zu freuen. Schieben Sie jedoch Ihren Ehebund in unbeſtimmte Zeit hinaus, ſo kann ich meine Schweſter nur beklagen und Sie .... nur verachten.“

„Wer gibt Ihnen das Recht, in dieſer Weiſe mit mir zu reden!“ rief Sintram aufgebracht, während Roſalba ganz außer ſich durch all' dieſe Gemüthsbewegungen weinend ausrief:

„O, wie ſehr verkennſt Du ihn!“

Doch ohne Roſalba zu beachten, antwortete Rosmary mit großer Feſtigkeit:

„Die Verhältniſſe, Herr Baron. Sucht ein junger Herr Ihres Standes die Neigung eines armen und geringen Mädchens, einer Arbeiterin, hinter dem Rücken ſeiner Eltern zu gewinnen, ſo ſteht es wie Tauſend gegen Eins, daß es zwiſchen ihnen nicht zu einer Ehe kommt; — und weil die reichen, vornehmen Herren denken, man dürfe ein armes Mädchen kaufen, wie irgend eine andere hübſche Sache, — darum verachte ich ſie aus tiefſter Seele."

„Das Recht beſtreite ich Ihnen nicht! nur ſollen Sie es nicht auf mich anwenden."

„Ich wende es auf einen Jeden ſo lange an, bis er mir den thatſächlichen Beweis gegeben hat, daß er anders denkt."

„Ich werde ihn geben, denn vom erſten Augenblick an, als ich Fräulein Roſalba erblickte, ſtand es feſt in mir: Sie! nur ſie! keine Andere!"

„Und was ſagen Ihre Eltern, Herr Baron?"

„Sie ſind zu gewinnen, ſobald meine ſtandhafte Treue ihnen die Bürgſchaft gibt, daß auf dieſer Liebe das Glück meines Lebens ruht."

„Da irren Sie ſchon wieder, Herr Baron!" erwiderte Rosmary immer gleich ruhig und ernſt. „Unſer Glück ruht auf der Erfüllung unſrer Pflicht, denn die verlangt der liebe Gott von uns und gegen ſeinen Willen können wir nicht auf Glück zählen."

„Haben Sie eine Offenbarung, daß meine Ehe mit Ihrer Schweſter gegen den Willen Gottes ſei?" fragte er ſpottend.

„Ich brauche keine beſondere Offenbarung, Herr Baron! ich betrachte die Sache, wie ſie klar vor mir und vor jedem unbefangenen Auge liegt und kann nicht glauben, daß eine Ehe, die Verſtörung, Zwieſpalt, Mißſtimmung in eine Familie bringt, in Uebereinſtimmung mit dem Willen Gottes ſei. Bleiben Sie bei der Wahl einer Gattin in Ihrem Kreiſe und laſſen Sie meiner Schweſter ihren Frieden, ihren guten Namen und ihr reines Gewiſſen."

„Es wäre unnütz, mit Ihnen zu ſtreiten," ſagte Sintram beleidigt, „da Sie entſchloſſen ſind, mir Miſſethaten zuzutrauen. Hoffentlich denkt Ihre Schweſter anders von mir" . . . . —

„O ganz, ganz anders!" fiel Roſalba ein, „ich vertraue Ihnen von Grund meines Herzens."

„So ſpricht die Liebe!" rief Sintram triumphirend.

„Die Verblendung!" ſagte Rosmary ſo unbeſchreiblich traurig, daß Roſalba wieder in Thränen klagte:

„Ach, warum willſt Du meine Zuverſicht tödten?"

„Um Dich zu befreien!" erwiderte Rosmary innig.

„Gegen Vorurtheile bin ich wehrlos," ſagte Sintram kalt, „ſie können mich verwunden, aber nicht mich verändern. Meine Gefühle und mein Ziel bleiben wie ſie ſind .... und die Ihren, Roſalba?" .... —

„Bleiben wie ſie ſind!" rief ſie entſcheidend und freudig.

„Alſo auf Wiederſehen, Roſalba, und recht bald!" ſetzte er mit dankbarem liebeſtrahlenden Blick hinzu, grüßte Rosmary und verließ das Zimmer. — —

„O Du Arme! Du Arme! Du doppelt und dreifach Arme!" rief Rosmary in ſo ſchmerzlicher Bewegung, daß Roſalba ganz erſchüttert ſagte:

„Sei doch ruhig .... ich will Dir Alles erzählen, was zwiſchen ihm und mir ſeit dem vorigen Spätſommer vorgefallen iſt. Daraus kannſt Du denn ſchließen, daß wir uns keinen Vorwurf zu machen haben .... denn daß wir uns lieben, iſt keine Sünde."

„Erzähle!" ſagte Rosmary tonlos und ſetzte plötzlich hinzu: „Warum haſt Du es nicht früher gethan?"

„Weil er .... der Baron es nicht wünſchte, damit ſeine Eltern nicht etwa die Sache zu früh erführen."

„In einer ſo wichtigen Angelegenheit konnteſt Du ſchweigen auf das Geheiß des Barons? O weh! wie ſoll ich dann noch Vertrauen zu Deiner Aufrichtigkeit haben! Nun alſo erzähle!“

Es gab ja recht wenig zu erzählen, denn Roſalba hatte nur zweimal Sintram ohne Zeugen geſprochen; allein die Thatſache ſtand feſt, daß es zu einer Erklärung gekommen und daß es Sintrams Abſicht ſei, ſich mit Roſalba zu vermälen.

„Und was denkſt Du nun zu thun?“ fragte Rosmary, als Roſalba zu Ende war.

„Ich mache fleißig Blumen, damit wir leben können .... und warte,“ erwiderte Roſalba.

Dieſe unbefangene Antwort tröſtete etwas Rosmary. Eingedenk des Fürſten, hatte ſie gefürchtet, Sintram könne Roſalba von ihr und der Mutter trennen wollen. Zwar dieſe arme Mutter in ihrer ſtumpfen Gedankenloſigkeit gewährte weder Schutz, noch Rath, noch Troſt; aber Roſalba war doch wenigſtens dort, wohin ſie gehörte und Rosmary ſah ein, daß es vor der Hand nicht möglich ſei, ſie von Sintram abzulöſen.

Nachdem dieſer Sturm ſich etwas gelegt hatte, trat der Vorgang mit ihrem Bruder und ihrem Vater wieder in Roſalbas Gedächtniß und ſie theilte das volle Grauen, das ſie vor dieſem Wiederſehen und vor ſeinem Anſinnen empfunden, auch Rosmarys Seele mit.

„Schreibe ſogleich unſerm Mütterchen und frage ſie, ob es wirklich Dein unglücklicher Vater geweſen iſt,“ ſagte Rosmary, „ſie wird es ja am Beſten wiſſen und dem Philipp trau' ich nicht. Aber Vater oder nicht — er kann Dich nicht zwingen, mit ihm nach Paris zu gehen.“

„Nein, lieber ſterben! dazu bin ich entſchloſſen. Ich kann Dir nicht den Abſcheu beſchreiben, der mich bei der Vorſtellung befiel, dieſem Mann in die weite Welt folgen zu ſollen.“

„Vielleicht weil er Dich von Baron Uglas getrennt hätte?“

„Nein! ich gebe Dir mein Wort, daß ich in dem Augenblick gar nicht an ihn dachte!“ rief Roſalba lebhaft.

Die kurze Mittagsſtunde verfloß nur zu ſchnell und Rosmary mußte wieder auf ihrem Platz ſein. Mit einem ſchweren Herzen voll Kummer und Sorge eilte ſie hinweg, aber ihre Seele ſtieg aus aller Trübſal zu Gott auf, der ja ihr und Roſalbas liebender, ſchützender und allmächtiger Vater ſei — und darin fand ſie ihre Ruhe. Roſalba blieb zurück, auch mit einem ſchweren und beklemmten Herzen; aber Sintrams Bild ſchwebte lichtend über all den Aengſten und nahm in ihrer Seele den Platz ein, der in Rosmarys Seele — Gott ausfüllte.

Als im Lauf des Nachmittags wieder die Schelle an der Stiege erklang, kroch eiskalter Schauder über Roſalbas Herz und zaghaft öffnete ſie ein klein wenig die Zimmerthür, um zu lauſchen wer draußen ſei.

„Ich bin es!“ ſagte Sintram, „ich konnte mich nicht zur Abreiſe entſchließen, bevor ich Sie noch einmal ſah und nochmals den Verſuch machte, Ihre zürnende Schweſter zu beſänftigen.“

Froh bewegt öffnete Roſalba das Gitter und Sintram war durchaus nicht durch die Kunde betrübt, daß Rosmary bei ihrer Arbeit außer dem Hauſe ſei. Er ſetzte ſich an den Arbeitstiſch, erzählte von den Feſten und Reiſeplänen, denen er entgegen gehe, und daß er ſeine Reiſen immer ſo einrichten werde, um Roſalba einige Mal im Jahr zu ſehen, und daß er ihr ſchreiben werde, wenn ſie ihm antworten wolle, wenn auch nur ganz ſelten ein Wörtchen. Dann bewunderte er ihre Geſchicklichkeit, nahm die Scheere und verſuchte ſeinerſeits ein Blumenblatt zu ſchneiden, was ſelbſtverſtändlich mißlang. Dafür aber gelang es ihm, einige Kornblumen in Roſalbas blonde Locken zu legen — was ſie reizend kleidete. So verging die Zeit, bis er plötzlich ſich Gewalt anthat, aufſprang und ſagte, er müſſe zum Schnellzug eilen, der ihn noch heute Abend nach

Argenfels bringe. Ganz beſeligt blieb Roſalba, nachdem Sintram längſt verſchwunden war. Von dieſem jungen Mann, der jetzt zu vornehmen Verwandten, vom Schloß ſeiner Eltern zum Schloß ſeines Oheims reiste, von ihm ſo geliebt und bewundert zu werden, daß ihn die Töchter von Fürſten und Grafen gleichgültig ließen, daß er nur den Augenblick erſehnte, wo er ſie auf ſein Schloß als Baronin Uglas führen könne: das gab eine Kette von Zauberbildern, über denen ihre Phantaſie wie ein trunkenes Bienchen über einem Blumenbeet ſchwebte. Sie bemerkte nicht die ſtille ſtumme Frau, die ihr gegenüber ſaß, nicht die Einſamkeit, die langen Stunden, die einförmige Arbeit: das Alles war leichtes Gewölk, welches nur dazu diente, ſie einer ſeligen Zukunft entgegen zu tragen.

„Gott ſei gedankt, daß ich Dich in aller Ruhe finde, Röschen!“ ſagte Rosmary, als ſie Abends heimkehrte, „ich habe den ganzen Nachmittag in tödtlicher Angſt zugebracht, Du könnteſt von einem dieſer ſchrecklichen Männer entführt werden, ſei es von Deinem Vater oder von Baron Uglas.“

„Wie kannſt Du ſie auf dieſelbe Stufe ſtellen!“ rief Roſalba empört.

„Warum nicht, Röschen? Beide ſtrecken Krallen nach Dir aus! — alles Uebrige iſt mir vollkommen gleichgültig.“

Roſalba fühlte ſich beleidigt und dachte bei ſich ſelbſt: Welche verkehrte Anſicht! da iſt es beſſer zu ſchweigen .... und ſollte ſie das einen Mangel an Vertrauen nennen, ſo hat ſie ſelbſt ihn ſich zugezogen. Genug, Roſalba erwähnte nicht Sintrams Beſuch.

Verſchiedene Charactere.

„Aber Minettchen, bedenk' es doch!" ſagte der Baron friedlich wie immer mit einem „aber" beginnend, welches ihm vielleicht die ſüße Täuſchung bereitete, als ob er eine Meinung habe und ſie vertheidige: „Du kannſt unmöglich verlangen, daß ſich der arme Junge in einen Backfiſch verliebe."

„Backfiſch! lieber Freund, ich weiß gar nicht, wie Du zu ſo gemeinen Ausdrücken kommſt!" verſetzte die Baronin und warf einen ſcharfen Blick von ihrer Näharbeit auf den behaglich rauchenden Gatten.

„Ich weiß es auch nicht, Minettchen! aber die halberwachſenen Mädchen, wie die Chriſtiane, nennt man hie und da Backfiſche — und daß Du von Sintram verlangſt" . . . . —

„Man kann von keinem Menſchen verlangen, daß er ſich verliebe!" unterbrach die Baronin, „die Verliebtheit iſt eine Jugendkrankheit, die ganz von ſelbſt, wie das Scharlachfieber zum Kinde, kommt. Wird

Sintram von dieſer Grippe befallen — nun gut! ſo halte er ſie aus und überſtehe ſie. Was ich verlange iſt dieſes: er ſoll die Chriſtiane heirathen.“

„Er ſchreibt aber, ſie ſei ein kleiner garſtiger, langnaſiger Fratz, wild und unbändig, ſpringe über Tiſch und Bänke, wie ihr Bruder, mit dem ſie aufgewachſen iſt.“

„Lieber Freund! das Alles iſt vollkommen gleichgültig! Nicht jetzt ſoll er den vierzehnjährigen Fratz oder Backfiſch — wie Du ſo gewählt Dich ausdrückſt — ſondern ſpäter die neunzehnjährige Chriſtiane von der Argen heirathen. Dabei bleibe ich. Dieſen Vorſchlag machte ich ihm; die Weiſung, ſich danach zu richten, gab ich ihm; die Mahnung daran wiederhole ich ihm in jedem meiner Briefe — und ich finde es unbeſchreiblich kindiſch, daß Sintram ſich fort und fort bei Chriſtianens großer Naſe aufhält. Uebrigens ſpricht er in ſeinen letzten Briefen nur von England und es iſt zu erwarten, daß er allmälig an Vernunft und Einſicht reifer und in fünf Jahren — dieſen Termin habe ich ihm geſetzt — bereitwillig mit Chriſtiane ſich vermälen werde.“

„Aber Minettchen, weißt Du denn, ob die Chriſtiane Ja und Amen ſagen wird?“

„Lieber Freund, einen Uglas von Waldhaus ſchlägt man nicht aus, darauf verlaß Dich. Heutzutage, bei dem wahnwitzigen Luxus und den raſenden Anſprüchen an Comfort, ſind reiche Freier in unſerm Stande um ſo willkommener, als ſie ſelten ſind. Hat nicht die Emerenz einen ſchlichten Edelmann ohne Vermögen geheirathet .... ſie, das bildſchöne Mädchen! und die Chriſtiane ſollte Sintram ausſchlagen! Dieſen Einfall finde ich ſtark."

„Man kommt auf allerhand Gedanken, wenn man an die Zukunft eines Sohnes denkt, Minettchen."

„Niemand thut das mehr als ich, lieber Freund! Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend denke ich an Sintram und an ſeine glückliche Zukunft. Im nächſten Frühling beginne ich den innern Umbau des linken Flügels, deſſen große unbenutzte Reihe von Geſellſchaftsſälen mich ſchon immer gelangweilt hat. Die ganze Eintheilung der Räumlichkeit muß verändert und eine große Stiege neu angelegt werden; dann gibt es aber auch eine ſehr behagliche und zugleich ſehr ſtattliche Wohnung, denn ich will nicht, daß die Chriſtiane meinen ſoll, ſie ſei von Schloß Argenfels in eine Hütte gekommen."

„Eine ſchöne Hütte, Waldhaus! das muß ich geſtehen!" betheuerte der Baron mit großer Zuverſicht, „ich wünſchte nur die Chriſtiane wäre ſchon darin. Ohne Sintram iſt's doch nur ein halbes Leben und ich meine, er ſei vor zehn Jahren abgereiſt, während es doch erſt“ — der Baron hielt inne und wollte bedachtſam an den Fingern zählen.

„Sechs Monate ſind es,“ ſagte die Baronin.

„Richtig!“ bekräftigte er nach gründlicher Zählung.

„Ich zähle jeden Tag und durchſtreiche ihn im Kalender, lieber Freund; allein es war nothwendig, daß Sintram etwas in die weite Welt hinauskam; . . . . . denn ſo ein junger Mann, der ohne eigentliche Beſchäftigung ganz müßig und bequem bei ſeinen Eltern lebt, verfällt auf allerhand Poſſen. Nach ſeiner Heimkehr habe ich die Abſicht, ihm das Departement der Forſten von Waldhaus zu übergeben. Das wird ihn intereſſiren und iſt der Sache förderlich — ſowohl den Forſten, als einer vernünftigen Heirath: die gleichmäßige Beſchäftigung des Alltagslebens führt ihn von ſelbſt zum Verlangen nach Familienleben und einem vielſeitigeren häuslichen Glück, als die Eltern ihm gewähren können.“

So ſprach die Baronin ruhig überlegend, und ſo hätte ſich auch Alles geſtalten können, wenn nicht Sintrams Leidenſchaft für Roſalba einen ſchwarzen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Wäre es der Baronin möglich geweſen, über ihren Plan mit Chriſtiane von der Argen zu ſchweigen und dem Einfluß der Zeit, der Verhältniſſe und der Ueberlegung zu vertrauen, ſo hätte Sintram keine Veranlaſſung gehabt, in eine entſchiedene Oppoſition zu treten, welche das Feuer ſeiner Liebe entflammte, denn der aufreizende Widerſpruch hätte gefehlt. Doch ein ſolches Verfahren lag nicht im Character der Baronin. Seit einem Vierteljahrhundert übte ſie die Herrſchaft über Gemal und Sohn, und man gehorchte ihr. Sie octroyirte und man empfing — vorübergehende Revolten Sintrams abgerechnet — mit Dankbarkeit. Wie wäre es ihr je in den Sinn gekommen, daß ihr Sohn in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens nicht ihrer Weiſung folgen, ſogar ſie bei Seite ſetzen werde. Das erſchien ihr ganz widernatürlich, während Sintram ſeine knabenhafte Abhängigkeit von der Mutter unnatürlich fand und den feſten Entſchluß faßte, ſich zu emanzipiren und gerade in dieſem Punkt ſeinen Weg zu gehen und ſein Ziel im Auge zu behalten. Ohne heftige Stürme werde das freilich nicht möglich ſein; aber der Sturm ſei ihm lieber, als die langweilige kindiſche Exiſtenz, die er bisher geführt habe. Daß ſich in ſeiner Bruſt der lange und ſtarke Athemzug der Beharrlichkeit finde, der den Kampf gegen den Sturm nicht blos aufnimmt, ſondern überdauert: das ſetzte er voraus.

In den allgemeinen Verhältniſſen änderte ſich durchaus nichts. Rosmary und Roſalba führten ihr

Tagewerk fort, das ihnen eine dürftige Exiſtenz gab, ohne Zerſtreuung, ohne Erholung; denn am Sonntag, wenn die Arbeit ruhte, bot ſich ihnen keine Abwechſelung, als nur die des Gottesdienſtes, höchſtens der Spaziergang einer halben Stunde, weil ſie nicht wagten die Bauräthin lange allein zu laſſen. Sie gingen auch nicht gern unter die Leute. In ihrer früheren geſchützten Lage war es ihnen mit nichten unlieb bemerkt und bewundert zu werden; jetzt beängſtigte es ſie nur. Rosmary hatte mit der ihr eigenen Entſchloſſenheit ihre kleine weibliche Eitelkeit zu dem Flitterkram der Vergangenheit gelegt — wie ſie es nannte; und Roſalba beſchränkte ihren Wunſch zu gefallen auf jene roſigen Zukunftstage, wo Sintram nichts thun werde, als ſie bewundern und ſie lieben. So lebten ſie denn wie Klausnerinnen, aber unglücklich nicht; denn die Eine ruhte in Liebesträumen und die Andere im Willen Gottes. Jene wurde getragen von den Wünſchen und Hoffnungen ihrer Einbildungskraft; dieſe von dem Glauben, daß eben dies Leben in ſeiner Dürre und Armuth ihre von einer himmliſchen Weisheit angeordnete Beſtimmung ſei — und mit dieſem Glauben führte ſie den Kampf gegen die Aufwallungen ihrer ſtolzen Natur.

Sintram hatte zu ſchreiben verſprochen und er hielt Wort. Selten ſchrieb er, aber bogenlange Briefe. Gerade ſo wünſchte es Roſalba, denn auf dieſe Weiſe konnte die Sache vor Rosmary, die den ganzen Tag außer dem Hauſe war, leicht verborgen bleiben, und Roſalba war des tadelnden Mißfallens Rosmary's zu gewiß und fürchtete es zu ſehr, um nicht ängſtlich Alles zu meiden, was verrathen hätte, daß ihr Liebesverhältniß zu Sintram fortdauere. Rosmary mied ihrerſeits, davon zu ſprechen. War es eine Wunde, ſo wollte ſie dieſelbe nicht berühren — und war es ein fortdauernder Wahn, ſo wollte ſie ihn nicht durch Bekämpfung aufreizen.

Sie ſelbſt hatte, trotz aller Entſchloſſenheit des Characters, ihre ſchweren inneren Kämpfe. Alles widerſtrebte ihrer Natur in ihrer gegenwärtigen Lage. Verwöhnt über die Maßen, mußte ſie ſich jetzt in jeder Beziehung und mit jedem Anſpruch auf das knapp Nothwendige beſchränken und ſich mit dürftiger Kleidung, Koſt und Wohnung begnügen. Nach Luſt und Laune ſich beſchäftigend oder nicht, hatte ſie es freilich früher unterhaltender gefunden Weißzeug als Tapiſſerie zu nähen; aber jetzt zu nähen, zwölf Stunden täglich, und dabei in einem engen Zimmer mit einem halben Dutzend Näherinnen feſtzuſitzen: das war nicht blos für ihre Unabhängigkeitsgewohnheiten, ſondern auch für ihr phyſiſches

Befinden eine wahre Folter. Aber ſie ſah, daß ſie dieſelbe aushalten müſſe, weil es ſich für ſie und die Mutter um das tägliche Brod handele; und ſo ſchwieg ſie und nähte fleißig, doch nicht ohne tauſendmal in aller Stille zu bedauern, daß ſie ſo wenig den Unterricht im Inſtitut benutzt habe. Hätte ſie mehr gelernt, ſo hätte ſich ihr doch vielleicht eine beſſere Stellung als die einer Arbeiterin eröffnet. Sie hatte nicht einmal den Troſt, daß die Mutter ſich einigermaßen zufrieden fühle und ihre Zufriedenheit äußere, denn die ſtumpfe Schwermuth der Bauräthin ſteigerte ſich mehr und mehr. Und von Roſalba Troſt zu verlangen, fiel ihr nicht ein, denn Roſalba war ja in die nämliche Lage verſetzt und war von jeher, vermöge ihres paſſiven Characters, der energiſchen Rosmary nur gefolgt, nicht vorausgegangen und bedurfte zu ſehr einer Stütze um unterſtützen zu können. So war denn Rosmary ganz auf ſich ſelbſt angewieſen. Schweigend litt und ſchweigend kämpfte ſie und kein fremdes Auge konnte ſie durchſchauen, weil in ihrem äußern Weſen und Benehmen nichts zum Vorſchein kam, als ruhige Gelaſſenheit und eine gewiſſe Kälte, die jede Vertraulichkeit abwehrte.

Einmal hatte ſie eine große Freude. Der Caplan Weiß kam und brachte einen ganzen Tag bei ihnen zu. Er war Pfarrverwalter einer weitentfernten Pfarrei geworden und wollte, bevor er dieſe Gegend verließ, ſeine Schweſter und ſeine Mutter beſuchen. Roſalba freute ſich mäßig; Aloys war immer ſtreng — wie ſie meinte — für ſie geweſen; denn er hatte ſie ſtets getadelt wegen ihres Weltſinns und ihres Hanges zur Eitelkeit; und das liebte ſie nicht. Auch Rosmary hatte er, wenn es ſich ſo machte, gewarnt oder getadelt; doch dieſe war anders beſchaffen.

„Verdiene ich den Tadel,“ ſagte ſie, „ſo iſt er mir recht, denn ich weiß, daß ich gar viele Fehler habe und will mich beſſern. Glaube ich ihn nicht zu verdienen, ſo iſt er mir gleichgültig . . . . und das kommt leider! recht oft vor,“ ſetzte ſie lachend hinzu.

So hatte ſie früher geſprochen. Seitdem waren drei Jahre verfloſſen, in denen Aloys ſie nicht geſehen hatte und er war nicht wenig erſtaunt, ſie ſo entwickelt im Guten, ſo gereift zu finden. Mit wehmüthiger Theilnahme betrachtete er ſie in ihrer Armuth, lebend von ihrer Hände Arbeit, wie ſeine Schweſter, welche aber durch ihre Geburt auf dieſe Lage angewieſen war; — und er dachte zurück an jene Zeit, wo der Vater es für ein ungeheures Glück gehalten habe, daß die Mutter in das Haus des Bauraths komme. Wo war jetzt das Glück dieſes

Hauſes? ſpurlos war es verſchwunden mit Demjenigen, welcher gewähnt hatte, es auf Geld und Gut zu gründen und welcher, immer heftiger nach Geld und Gut ſtrebend, endlich ſelbſt den Untergang des Glücks herbeiführte. Nichts war übrig geblieben, als eine Ruine: der verlorne Sohn und die gemüthskranke Frau, die hülflos in jeder Beziehung Rosmary's Lage erſchwerte.

Doch auch von ihm verlangte Rosmary weder Mitleid noch Bedauern, nur Kräftigung.

„Sie müſſen für mich beten," ſagte ſie, „und mein Herz alle Tage in der heiligen Meſſe Gott aufopfern, damit mein Glaube, meine Hoffnung und meine Liebe, die ich auf Gott allein richten möchte, in ihm verbleiben."

„Gern," verſetzte Aloys, „aber Sie Selbſt müſſen dies Opfer rückhaltlos täglich erneuern."

„Das verſteht ſich!" rief ſie lebhaft, „jeden Morgen geht mein Weg zur Arbeit durch die Kirche, wo die Meſſe geleſen wird, denn es heißt: Bete und arbeite! und zuweilen iſt dann mein Verlangen, mich ganz für Gott zu opfern, ſo groß, daß ich meine: ſollte ich je frei genug ſein, um über meine Zukunft zu verfügen, ſo ginge ich in ein Kloſter."

„Ein furchtbarer Gedanke!" warf Roſalba ein: „Du mußt ihn ihr ausreden, Aloys."

„Der läßt ſich weder ein- noch ausreden," entgegnete Aloys ernſt: „wäre das der Fall, ſo wäre es allerdings ein furchtbarer Gedanke. Allein es iſt Gott, der ihn ſchickt oder nimmt, wie es eben für das Heil der Seele am zuträglichſten iſt — und darin liegt nichts Furchtbares."

„Und jetzt kommt der Nachſatz," ſagte Rosmary lächelnd: „zuweilen habe ich einen entſchiedenen Widerwillen nicht nur gegen das Kloſter, ſondern überhaupt gegen Alles, was Opfer iſt; dann überfällt mich namenloſe Angſt, es könne dieſe Stimmung die Oberhand gewinnen — und eben dagegen, Herr Caplan, ſuche ich Ihre Gebetshülfe."

„Wähnen Sie etwa, daß Sie allein auf Erden den Kampf zwiſchen der Natur und der Gnade auszufechten haben?" fragte er. „Wer Gott dienen will, muß ihn beſtehen, in jedem Stande! denn welchen Stand man auch erwähle — auf Entſagung, auf Selbſtverleugnung, alſo auf Opfer, muß man immer gefaßt ſein. Sie bilden das Fundament unſers Glücks" . . . . —

„Nein, o nein!" rief Roſalba heftig.

„Doch!" verſetzte er ruhig: „nicht des geträumten, aber des wahren Glücks."

„Die Anſicht mag für den Prieſter richtig ſein, Aloys, allein für uns Weltkinder iſt ſie zu hart.“

„Die Weltkinder wollen ſtets auf Roſen wandeln und verſuchen nur allzu oft einen ſolchen Weg zu betreten. Doch die Roſen welken und entblättern ſich und nun müſſen ſie ihren Weg auf den kahlen harten Dornen fortſetzen. Wer hingegen auf Entſagung ſich einrichtet, der beginnt freilich auch mit Dornen, aber allmälig findet er lauter Roſen.“

„So will ich's halten!“ rief Rosmary feurig.

„Sie haben dazu in Ihren gegenwärtigen Verhältniſſen die allerbeſte Gelegenheit,“ erwiderte Aloys beruhigend: „und merken Sie Sich das Eine: es iſt leicht, ſich zu exaltiren; das thut die Natur ſehr gern, ſpiegelt uns ſehr gern vor, wir wären zu Ungewöhnlichem berufen. Es iſt aber nicht leicht, hoch zu fliegen und im Hochflug zu beharren. Den gibt die Gnade.“

„Biſt Du denn jetzt im Stande das Mütterchen zu Dir zu nehmen, Aloys?“ warf plötzlich Roſalba ein, um dies Geſpräch zu unterbrechen. Ihr ſchien, als ſei jedes ſeiner Worte gegen ſie gerichtet.

„Noch nicht; denn ich habe noch keine eigene Haushaltung. Ich komme in das Haus eines ſehr alten, kränklichen Pfarrers, der über vierzig Jahre in ſeiner Gemeinde lebte und in ihr zu ſterben wünſcht. Wenn ich Pfarrer bin läßt ſich die Mutter, will's Gott! bei mir nieder. Ich habe ſie jetzt ſo wohl gefunden, ſo ruhig ihre Obliegenheiten beſorgend und bedenkend, daß ich glaube ſie ſind ihr noch keine Laſt. Doch Philipp's Verſchwinden betrübt ſie ſehr. Seitdem er vor ſechs Monaten mit dem Vater fortging und Beide Dir ihren traurigen Beſuch machten, hat Philipp der Mutter keine Nachricht gegeben. Sie ſagte, ſein Sinn habe ſchon längſt nach Paris ſich gerichtet, weil er dort mehr verdienen und mehr Vergnügen haben könne. Und was ſind dieſe Vergnügen, großer Gott .... das Verderben an Leib und Seele. Und daß er mit dem unglücklichen Vater fortging, iſt ja das Allerbitterſte. In welche Geſellſchaft wird er gerathen!"

„Könnte Anton nichts thun, um ihn ausfindig zu machen?" fragte Rosmary: „es iſt doch gar zu traurig, ihn in dem Paris ſeinem Schickſal zu überlaſſen."

„Er iſt vielleicht gar nicht in Paris, ſondern in der Schweiz, in Belgien, gar in England, wo die Arbeiter jetzt hohe Forderungen ſtellen," verſetzte Aloys.

„Wenn er nur nicht hierher kommt!" rief Roſalba·

„laßt ihn doch, wo er auch ſei! Er iſt geſchickt und es wird ihm nie ſein Brod fehlen.“

„Du ſprichſt wie der Anton,“ ſagte Aloys traurig: „aber die Mutter und ich wir meinen, daß der Menſch nicht von Brod allein lebe.“

„Wie viel Seelen mögen durch den Mangel umkommen und wir denken nicht daran!“ ſagte Rosmary, auf die Trauer des Caplans eingehend.

Er wurde gewahr, daß Rosmary ſehr bildungsfähig ſei, daß es ihr weder an Verſtändniß noch Gelehrigkeit fehle, und daß ſie mit einigem Unterricht und mit Anleitung zum Leſen paſſender Bücher wohl ſo weit kommen könne, um eine andere Stellung einzunehmen. Allein er ſah zu gleicher Zeit, daß ihr Platz jetzt bei ihrer Mutter ſei und daß ſie ihren Tagelohn um keine Stunde verkürzen dürfe, weil es ſich um den Unterhalt des Lebens handele und ſo mußte er Fragen meiden, die in Rosmary den Wunſch nach Lectüre angeregt hätten, um ſo mehr als ſie zufällig geäußert hatte, ſie ſei am Abend ſo müde, daß ſie faſt über dem Nachtgebet einſchlafe. Roſalba ſchien ihm wenig entwickelt und gering begabt. Ihre beſte Eigenſchaft mochte ihre große Arbeitſamkeit, dies Erbtheil ihrer Mutter ſein. In dieſem Punkt war ſie unübertrefflich. Als Rosmary dieſen unermüdlichen Fleiß lobte, ſagte Aloys:

„Arbeite Dich nur nicht zu Tode, Röschen, und fehlt Dir einmal etwas, worin Dein Bruder Dir helfen kann, ſo denke an ihn."

„Ach," erwiderte Roſalba lächelnd, „Du haſt uns vorhin geſagt, wie hoch Dein Gehalt ſich beläuft. Ich denke, Du wirſt Dich genug einſchränken müſſen, wenn Du damit auskommen willſt."

„Und hätten Sie alles Gold von Californien, Herr Caplan!" rief Rosmary mit Zornesblitzen im Auge, „wir würden nichts von Ihnen nehmen."

„Das wäre nicht verſtändig von meiner Schweſter."

„Thäte ſie es, ſo würde ſie ſich auf der Stelle von mir trennen müſſen, denn unſer gemeinſchaftliches Leben läßt keine Unterſtützung zu, weil ich lieber von Waſſer und Brod leben, als ſie annehmen will!"

Rosmary ſprach ſo heftig erregt, daß der Caplan ganz erſchreckt ſagte:

„Ums Himmelswillen, beruhigen Sie Sich! ich habe weder Sie noch meine Schweſter beleidigt, ſondern einfach brüderlich wie ein armes Caplänchen zu ihr geſprochen. Ich begreife nicht, weshalb Sie darüber außer ſich gerathen."

„Das können Sie freilich nicht begreifen!" entgegnete Rosmary beſänftigt und fuhr mit der Hand über die Augen, die nun wieder ihren gewöhnlichen, tiefernſten Ausdruck annahmen: „Vergeben Sie meine aufbrauſende Heftigkeit und verſprechen Sie mir nie wieder von Unterſtützung durch Geld mit uns zu reden; — durch guten Rath und Belehrung deſto mehr. Die thut uns Noth und wir werden ſie immer dankbar empfangen.“ — —

Die Zeit war dem Caplan karg zugemeſſen; er mußte fort. Rosmary ſagte ſchmerzlich:

„O wenn Sie doch in unſrer Nähe blieben! da hinten in Ihren Bergen ſind Sie uns ſo fern und wir ſind ſo einſam.“

„Das Gebet vereinigt uns . . . . und uns mit Gott,“ erwiderte Aloys bewegt.

„O!“ rief ſie, „wie iſt das wohlthuend, Jemand zu hören, der uns immer auf Gott hinweiſt! Der Prediger und der Beichtvater thun es zwar auch und ſind die Wegweiſer, denen ich auch zu folgen ſuche. Aber es iſt ſo ſchön, wenn mitten im täglichen Leben ſolch ein gutes Wort geſprochen wird.“

„Adieu, Aloys, komm' bald wieder!“ ſagte Roſalba in einem Tone, als ob ihr Bruder am andern Ende der Straße wohne.

Wie wird die Zukunft dieſer beiden ſo verſchiedenartigen Weſen ſich geſtalten? Werden Beide im richtigen Geleiſe bleiben? Wird die Eine nicht zu viel von ſich verlangen und mit der Zeit ermüden? Wird die Andere nicht zu wenig von ſich verlangen und dadurch erſchlaffen? Mit dieſen Fragen beſchäftigte ſich der Caplan noch lange und Niemand konnte ſie ihm beantworten, als — die Zeit.

Ein Weihnachtsgeſchenk.

Es war im Dezember, gegen Abend. Es regnete, es ſchneite, es ſtürmte. Roſalba ſaß bei der Lampe zwiſchen ihren Blumen wie in einem Frühlingsgarten und arbeitete fleißig, denn der Winter brachte Bälle und Feſte, und der Kopfputz der Damen verlangte künſtlichen Blumenſchmuck. Die Bauräthin ſaß auf dem Sopha, die Hände im Schooß, und nur zuweilen verrieth ein tiefer Seufzer ihre Anweſenheit. Die Windſtöße ſchlugen die eiſigen Regenſtröme praſſelnd gegen die Fenſterſcheiben und hatten ſie ſich heulend zurückgezogen, ſo trat eine vorübergehende Stille ein, die in dem warmen, hellen Zimmer in einer gewiſſen gemüthlichen Weiſe durch das Tiktak der Wanduhr und durch das kniſternde Feuer im Ofen unterbrochen wurde.

Auf dem Tiſch zwiſchen den Blumen lag Eintrams letzter Brief und obſchon Roſalba ihn faſt auswendig wußte, ſo warf ſie doch hie und da einen ſeligen Blick in die eng und fein beſchriebenen Blätter. Daß zum Weihnachtsfeſt ein anderer Brief kommen werde, darauf rechnete ſie mit großer Beſtimmtheit und es ſchien ihre Erwartung ſolle in Erfüllung gehen, denn die Schelle erklang. Der Briefträger! jubelte ihr Herz. Sie nahm die Lampe und eilte hinaus. Doch welche entzückende Ueberraſchung! nicht der Briefträger, ſondern der Briefſchreiber ſtand hinter dem Gitter. Er kam aus England zurück und begrüßte ſeine geliebte Braut bevor er nach Waldhaus ging.

Roſalba's Freude über den Beſuch war geſtört durch den Gedanken an Rosmary. Sollte ſie Sintram bitten ſie zu verlaſſen bevor Rosmary heimkehrte, oder ſollte er ruhig da bleiben bis ſie kam. In dieſer Ungewißheit vergingen die Stunden. Rosmary kam nicht. Sintram aber nahm ſich endlich zuſammen, ſtand auf und ſagte, es werde ſpät, er müſſe jetzt gehen, aber morgen Vormittag komme er wieder und Roſalba möge ihm die Freude machen, eine ganz kleine, ganz geringe Weihnachtsgabe anzunehmen. Roſalba ſagte nicht Ja, nicht Nein; ſie wollte durchaus kein koſtbares Geſchenk annehmen; wenn es aber in der That gering war? — —

Sintram hatte inzwiſchen einen kleinen leichten Carton vom Vorplatz hereingeholt und aus demſelben ein Hütchen genommen. Das war denn freilich etwas ſehr Kleines: ein Band, eine Feder, eine Spitze — ein Nichts! aber ein ſo reizendes Nichts, daß Roſalba nicht umhin konnte, es beifällig anzulächeln — und als Sintram ihr das Hütchen aufſetzte und ſie vor den Spiegel führte — ihr liebliches Spiegelbild noch beifälliger anzulächeln. Es war unmöglich, eine ſo unbedeutende Gabe zu verſchmähen und ganz beſeligt durch dieſen Erfolg eilte Sintram von dannen. Roſalba blieb vor dem Spiegel ſtehen, ganz in Bewunderung verſunken und aus derſelben in Vorſtellungen übergehend, wie ſie dereinſt als Baronin Uglas im Reich der Mode den Ton angeben, all' ihre Sachen aus Paris kommen laſſen, vielleicht ſelbſt neue Erfindungen machen werde. Dabei rückte ſie das Hütchen ſo und ſo und wieder anders und wendete den Kopf nach rechts und links, wie eine Taube, die ihre Federn putzt — und ſtürzte urplötzlich in ſtarren Schreck, denn ſie gewahrte im Spiegel, daß Rosmary in der Thür ſtehe.

Da ſtand ſie, triefend von Regen, todtmüde von der angeſtrengten Arbeit, durchfroren von dem Sturm, der ihr die eiſigen Tropfen in's Geſicht gepeitſcht und ihren Schirm zerbrochen hatte. Sie führte einen Schlüſſel zur Treppenthür bei ſich und da, möglicherweiſe, die Mutter ſchon ſchlief, hatte ſie leiſe aufgeſchloſſen, war noch leiſer in's Zimmer getreten und erfaßte ſogleich mit ſcharfem Blick den Thatbeſtand: ein Weihnachtsgeſchenk von Baron Uglas: Roſalba ſtrahlend, der Brief auf dem Tiſch, der leere Carton! — — Wie ein Dolchſtich ging es ihr durchs Herz. Sie hatte ſich vorgenommen in der Weihnachtszeit täglich zwei Stunden länger zu arbeiten, weil dieſe beſonders bezahlt wurden, und für den kleinen Nebenverdienſt ein Chriſtgeſchenk für Roſalba zu kaufen — und jetzt hatte Roſalba ein anderes erhalten und angenommen!!

Roſalba hatte ſchweigend in höchſter Verwirrung den Hut abgenommen, als Rosmary auf ſie zuging, indem ſie gelaſſen ſagte:

„Ein Geſchenk von Baron Uglas; nicht wahr? .... Laß mich das niedliche Hütchen ſehen! es ſteht Dir allerliebſt.“

Roſalba reichte es ihr und mit einem Griff war die Feder dreifach geknickt, die Spitze über der Lampe in Rauch aufgegangen und das Band unter Rosmary's Füßen. Roſalba ſtieß einen hellen Schrei aus, dem ein Thränenſtrom folgte.

„Weine nicht, liebes Röschen,“ ſagte Rosmary mitleidig, „ich gebe Dir einen andern Hut, den Du mit Ehren tragen kannſt.“

„Ich will nichts von Dir! höre aber auf mich zu kränken!“ rief Roſalba außer ſich: „ich wiederhole Dir, daß ich die Braut des Baron Uglas bin.“

„Sei dem ſo! aber Niemand weiß es, das iſt gewiß. Hingegen kennt man Dich als eine arme Arbeiterin. Nimmſt Du Geſchenke von einem vornehmen Herrn an, ſo iſt Dein guter Name ruinirt.“

„Das geht denn doch nicht ſo ſchnell!“ rief Roſalba zürnend, „und mein gutes Gewiſſen würde mich darüber tröſten.“

„Sehr mit Unrecht, Röschen! Geſchenke ſetzen Vertraulichkeit voraus .... und die führt zum Böſen.“

„Wenn ich Dir doch ſage, daß ich die Braut des Baron Uglas bin!“ betheuerte Roſalba.

„Darauf haben ſich ſchon Tauſende berufen und nie iſt aus einem ſolchen Brautſtand ein Eheſtand geworden,“ verſetzte Rosmary kaltblütig.

Roſalba ſchwieg und weinte, und begann Rosmary's Aufſicht unerträglich zu finden. — —

Sintram wurde in Waldhaus freudigſt empfangen. Der Vater war vollkommen mit ihm zufrieden. Die Mutter fand ihn ernſter, gereifter. Bevor ſie mit irgend einem Wunſch für ſeine Zukunft hervortreten konnte, ſprach er lebhaft und dringend den ſeinen aus, mindeſtens ein Jahr auf einer landwirthſchaftlichen Akademie zu ſtudiren, um die Agronomie praktiſch und theoretiſch kennen zu lernen. Dieſer Wunſch entzückte die Baronin; ſie ahnte nicht, daß er aus dem Verlangen hervorging, nicht allzuſelten einen Ausflug nach Roſalba machen zu können, was mit einer größeren Reiſe oder mit dem feſten Aufenthalt in Waldhaus nicht zu verbinden geweſen wäre. Vor der Hand blieb er den Winter dort, ging mit ſeinem Vater auf die Jagd, ſpielte mit ihm Piquet und Sechsundſechszig, beſorgte die Geſchäfte, die ſeine Mutter ihm auftrug und ſchrieb endloſe Briefe an Roſalba, die er ſtets ganz vorſichtig ſelbſt zur Poſt brachte.

„O die gute Erziehung!" ſagte die Baronin höchſt ſelbſtzufrieden zu ihrem Gatten: „die trägt ihre ſchönſten Früchte gerade in der Lebensepoche, in der ſich Sintram jetzt befindet. Wie manche junge Leute ſeines Alters machen ihren Eltern die ſchwerſten Sorgen durch Verſchwendung, Sittenloſigkeit, Schulden, Liebſchaften . . . . durch Unbotmäßigkeit jeder Art. Von dem Allen iſt keine Spur bei Sintram. Er wäre perfect, wenn er nicht wie taub wäre für jedes Wort, ja für jede Anſpielung auf Chriſtiane von der Argen."

„Ja, Minettchen, das iſt ganz natürlich!" erwiderte der Baron: „auch der gefügigſte Menſch will in irgend einem Punkt ſeinen freien Willen haben und Sintram, das iſt klar, hat keine Luſt, Chriſtiane zu heirathen.“

„Wie? was? keine Luſt? .... Hat er es Dir anvertraut?“ rief ſie heftig.

„Nein, Minettchen! nein! nichts hat er mir anvertraut! .... ich meinte das nur ſo,“ entgegnete er beſänftigend.

„Das darf durchaus nicht in ihm aufkommen! dem muß man in jeder Weiſe entgegentreten! auch Du, lieber Freund, mußt dazu mitwirken, verſteht ſich in paſſender Weiſe. O könnte ich es möglich machen, daß ihm bei jedem Schritt und jedem Blick der Name Chriſtiane wie ein unausweichliches Schickſal entgegen trete, dem man ſich zu unterwerfen hat.“

„Ja, Minettchen, wie Du das anfangen willſt — das geht über meinen Verſtand hinaus,“ ſagte er verblüfft.

„Leider auch über den meinen!“ rief ſie unmuthig. „Wären wir nur zwei Jahre weiter, ſo würde Chriſtiane zu einem ſehr hübſchen Mädchen erwachſen ſein und ihm ſehr gefallen.“

„Woher weißt Du das, Minettchen?“

„Es iſt der Welt Lauf!“ verſetzte ſie ärgerlich: „junge Leute finden Gefallen an einander und paſſen dann die Familienverhältniſſe, Stand, Vermögen, Lebensſtellung und Gewohnheiten, ſo gibt das excellente Ehen.“

„Aber Minettchen, die jungen Leute müſſen ſich doch finden.“

„Eben deshalb, lieber Freund, muß man nachhelfen.“

„Ich weiß nicht warum .... allein ich bin gar nicht ſo auf die kleine Chriſtiane erpicht.“

„Dir wäre vermuthlich eine hübſche Gänſehirtin eine willkommene Schwiegertochter!“ ſagte ſie erbittert über die unumwundene Erklärung.

„Das iſt eine Beleidigung meines guten Geſchmacks, Minettchen!“ erwiderte er ſanftmüthig: „Ich wünſche nur, daß Sintram nach ſeiner Neigung eine Frau wählen möge.“

„Und ich bleibe bei der Anſicht, daß man junge Leute, die im Gehorſam aufgewachſen ſind, in ihren Neigungen lenken könne. Mein Troſt iſt der, daß die Chriſtiane, wegen ihrer großen Jugend, uns von keinem andern Freier weggeſchnappt werden kann.“

Mit ſeinem Sohn beſprach der Baron niemals dieſen Gegenſtand. Gönnte er auch von ganzem Herzen dem guten Sintram eine freie Wahl, ſo war doch ſein Reſpect vor Minettchens Willen viel zu groß um ihn in eine Oppoſition zu verſetzen, die einen ſchärferen Ausdruck gehabt hätte, als ſein friedfertiges „Aber.“ Sintram mochte ahnen, daß es ihm nicht allzu ſchwer ſein würde den Vater für ſeine Wünſche zu gewinnen; daß aber dieſer des Kampfes unfähige Bundesgenoſſe ihm, der Mutter gegenüber, mehr ſchaden als nützen werde — das wußte er gewiß und deshalb zog er den Vater auch nicht in ſein Geheimniß und ſeine Pläne hinein. Sie waren überdas noch nicht reif, dieſe Pläne, die ſich darauf richteten eine unabhängige Stellung zu gewinnen. War ihm das gelungen: ſo ſtand der Vorſatz feſt in ihm, ſeiner Liebe für Roſalba einen würdigen Abſchluß durch die Ehe zu geben.

Der gute Baron wollte finden, daß auf ſein vergnügtes „Reminiscére, putz' die Gewehre“ — heuer das „Palmarum, tralarum“ ungewöhnlich früh folge. Die Baronin bewies ihm mit dem Kalender in der Hand, das ſei abſolut unmöglich; vier Wochen lägen dazwiſchen und kein Tag mehr noch minder, jahraus, jahrein.

„Ja ja!“ ſagte er: „ich widerſpreche nicht dem

Kalender, das wäre ſchismatiſch oder gar häretiſch. Weil aber Sintram gleich nach Oſtern fortgeht, ſo kommt mir das Fortziehen der Schnepfe auf Palmſonntag zu früh vor. Ich begreife gar nicht was der gute Junge in dem Hohenheim extra zu ſtudiren hat. Alles was er für Waldhaus nöthig hat, kann er auch in Waldhaus lernen .... und dann bliebe er hübſch bei ſeinen Eltern."

„Mein lieber Freund, man muß ſeinem Kinde jedes Opfer zu bringen wiſſen, ſobald daſſelbe einen vernünftigen Grund hat. Ich kann Sintrams Neigung zu einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Landwirthſchaft nur billigen, denn ſie iſt ein Zeichen, daß er ein denkender Menſch iſt, der die Landwirthſchaft nicht blos als eine Veranſtaltung betrachtet, welche ihm den Geldbeutel füllt. Später wird dann durch die Praxis die Erfahrung hinzukommen und das Uebergewicht der Theorie mäßigen. Ich danke Gott, daß Sintrams Erziehung ihm dieſes Streben nach ernſten Studien gab. Vor ein Paar Jahren fürchtete ich, er könne in eine gewiſſe affröſe ſchöngeiſtige Richtung gerathen, die aber vielleicht nur mit ſeiner unreifen Jugend zuſammenhing und ein überwundener Standpunkt iſt."

Die gute Baronin ahnte nicht, daß jene unbeſtimmte Richtung der Phantaſie und des Gefühls ein

Ziel für ihre Huldigung fand, als die Schönheit, verkörpert in Roſalba, ihr entgegentrat — und daß das rationelle Streben, das ſie ſo ſtolz ihrer Erziehung zuſchrieb, ſeinen Grund in dem Verlangen hatte, zum ſichern Beſitz dieſer Schönheit zu kommen.

Der Schutzengel.

Das Haus, in welchem die Bauräthin Roth den vierten Stock bewohnte, gehörte einem Drechsler, der ſtill und friedlich ſein Geſchäft betrieb und in zufriedener Ehe mit ſeiner braven Frau lebte. Die Kinder waren ſämmtlich, wenn auch nur im beſcheidenen Maß, verſorgt und die Enkel brachten ihre Sonntagsfreude in das ſtille Haus. Denn darauf hielt das würdige Paar: Anſtand und Stille mußten in dem Hauſe herrſchen und nur ſolche Bewohner, welche ſich dieſer guten Eigenſchaften befleißigten, durften darauf rechnen, länger als ſechs Monate unter dem Dach des Herrn Dühr zu weilen. Wer ſie beſaß ſtand bei ihm hoch in Gnaden und da in dieſer Beziehung die Bauräthin mit ihren Töchtern muſtergültig war, ſo hatte ſie ſich einer beſondern Gunſt zu erfreuen und kleine Aufmerkſamkeiten, die jedoch nie zudringlich waren, bewieſen es. Geſchwätz, Klatſcherei oder gar Zank kamen trotz der

Enge und Nähe gar nicht vor und Herr Dühr ſagte zuweilen ganz beglückt:

„Wer bei mir wohnt, will Frieden haben mit ſeinen Nachbarn und da iſt er denn zu mir, als an den rechten Hausherrn gekommen.“

Rosmary war der entſchiedene Liebling von Herr und Frau Dühr. Ihre Ordnung, ihre Pünktlichkeit, ihr Fleiß, ihre Frömmigkeit, ihre Einfachheit ſprachen die guten Leute ungemein an, denn es waren ſo recht die Tugenden ihres Standes. Auch daß Rosmary wortkarg und ernſt war, mißfiel ihnen durchaus nicht. Herr Dühr hatte im Lauf der Jahre ſeine Menſchenkenntniß geſammelt und behauptete:

„Die ewig lachenden und ſchäkernden Mädchen, deren Mund nur im Schlaf ſtill ſteht, ſind leichte Waare; leichtſinnig — alle, leichtfertig — manche. Fräulein Rosmary grüßt freundlich, fragt beſcheiden, ſteht höflich Red' und Antwort — Punktum. So lob' ich's mir.“

„Die Kleine iſt aber gar ſo lieb und ſitzt da wie ein geſchäftiges Mäuslein in ihrem Löchelchen,“ bemerkte Frau Dühr.

„Ja die arme Frau Bauräthin kann Gott nicht genug danken für die braven, ſittſamen, fleißigen Kinder! die Waare iſt rar heutzutage!“ erwiderte Herr Dühr, der ſelten ein Lob oder einen Tadel ausſprach ohne es, als firmer Geſchäftsmann, mit der Waare in Beziehung zu bringen. „Ich ſchätze auch die Kleine, weil ſie ſo arbeitſam und häuslich iſt,“ ſetzte er hinzu: „allein es ſteckt doch ein wenig mehr Putzſucht in dem netten Köpfchen und die Große iſt und bleibt die Stütze, ja ſo zu ſagen das Haupt der Familie.“

In dieſem vortrefflichen Ruf ſtanden Rosmary und Roſalba. Allein der Wind ſchlug um.

Es war im Spätſommer, am Abend eines ſchwülen Tages. Frau Dühr ſaß im Fenſter, ſtrickte und ſchaute die Gaſſe hinab, während ihr Mann im andern Fenſter ſeinen Platz einnahm und ſein Abendpfeifchen ſchmauchte indem er dazwiſchen mäßig dem vor ihm ſtehenden „Schöppchen“ zuſprach.

„Es dunkelt!“ ſagte Frau Dühr, „ich kann ſie nicht kommen ſehen. Ich will ein wenig die Stubenthür öffnen, damit ſie mir nicht vorüberhuſcht .... mir täucht, mein Gehör nimmt ab .... auf dem rechten Ohr iſt es leider Gottes ganz gewiß! Spürſt Du auch keine Zugluft, Mann? .... Heute ſag' ich's ihr.“

„Nur nicht in meiner Gegenwart, Frau! Du mußt mir Zeit laſſen mich aus dem Staube zu machen. Das arme Ding dauert mich zu ſehr.“

„Mich auch! aber eben darum ſage ich's ihr, denn ich will ſie nicht länger bedauern. *Und* wiſſen muß ſie es! Du biſt ja auch der Meinung.“

„Freilich muß ſie es wiſſen, und Du willſt es ihr aus chriſtlicher Nächſtenliebe mittheilen, nicht aus Bosheit .... aber wenn ſie nun kommt, ganz müde, ganz erhitzt, ganz abgearbeitet .... und muß das hören! .... Frau, ich mache mich lieber ſchon jetzt davon .... ich will ſie nicht ſehen.“

Herr Dühr nahm ſeinen Schoppen und zog ſich in die Hinterſtube zurück. Frau Dühr zündete die Lampe an. Da vernahm ſie Rosmary's leichten raſchen Schritt im Hausflur, eilte zur halbgeöffneten Zimmerthür und ſagte bittend:

„Ach, ein Wörtchen, Fräulein! treten Sie gefälligſt einen Augenblick ein.“

„Es iſt doch meiner Mutter nichts zugeſtoßen?“ fragte Rosmary haſtig und beklommen.

„Behüte Gott! o nein! ganz etwas Anderes.“

„Was wünſchen Sie denn, liebe Frau Dühr?“ fragte Rosmary und ſetzte plötzlich hinzu, als ſie die Verlegenheit der guten Frau gewahr wurde: „Ach, Sie wollen gewiß unſern Miethzins ſteigern.“

„Das fällt uns nicht ein, Fräulein.“

„Sie werden uns doch nicht die Wohnung kündigen wollen, Frau Dühr?“

„Dahin könnte es wohl kommen.“

„Aber warum? reden Sie doch! .... Sie machen mich unruhig .... was iſt geſchehen!“ rief Roſemary immer dringender.

„Nun in Gottes Namen, es muß heraus! Alſo, liebes Fräulein: Ihre arme Schweſter hat Umgang mit dem jungen Handlungsreiſenden, der da drüben um Oſtern ein meublirtes Zimmer gemiethet hat und ſich zeitweiſe einige Tage hier aufhält. Dann kommt er Vormittags und Nachmittags herüber und geht fort, bevor Sie kommen — ein feiner, großer, ſchlanker, junger Herr, der ſehr anſtändig ausſieht, dem ich nichts Schlimmes zutrauen würde .... aber! aber! ſeine Beſuche ſind ſchon ſchlimm genug .... wenn er auch tauſendmal die Abſicht hat Ihre Schweſter zu ehelichen. Doch bis es dazu kommt .... was kann da nicht paſſiren! — Sie können Sich vorſtellen, daß in unſrer Gaſſe, wo alle Leute einander kennen und wohin wenig Fremde kommen, der junge Herr ſogleich bemerkt wurde und daß man auch ſogleich von ſeiner Hauswirthin erfuhr, er ſei ein Handlungsreiſender, der ein billiges Abſteigequartier haben müſſe; — die Gaſthöfe wären gar zu koſtſpielig. Das begriff Jedermann und er hätte hier hundert Jahr unbeläſtigt leben können, wenn nicht ſogleich ſeine Beſuche bei Ihrer Schweſter begonnen hätten. Als er zum Erſtenmal in's Haus kam, fragte ich ihn, zu wem er wolle. „Zur Frau Bauräthin Roth," ſagte er und grüßte artig. Und bevor ich ihm zurufen konnte: „Vier Stiegen!" — war er ſchon über die erſte hinauf und antwortete: „Ich weiß Beſcheid." Daraus ſchloß ich, er ſei ein Verwandter und genau von Allem unterrichtet wie und wo die Frau Bauräthin mit ihren Töchtern lebe. Nach ein Paar Tagen verſchwand er . . . . aber nach drei oder vier Wochen war er wieder da — und das ging den ganzen Frühling und Sommer ſo fort, zum größten Aergerniß der ganzen Nachbarſchaft. Jetzt iſt er auf acht Tage hier. Seine Hauswirthin will die Thüren und Fenſter friſch anſtreichen laſſen. Sie hat ihn geſtern gefragt, wann ſie das vornehmen dürfe und er hat geantwortet, in der nächſten Woche; dann habe ſie Zeit bis Anfang Oktober. Sie hat es unten im Spezereiladen der Frau Kalert erzählt und Frau Kalert mir. Natürlich wiſſen es alle Nachbarn, denn Frau Kalert redet ihr Wörtchen mit ihren Kunden. Das gibt nun ein ſolches Geſchwätz, daß ich es nicht länger verantworten mag, Sie, liebes Fräulein, in Ihrer Unwiſſenheit zu laſſen . . . . denn wir meinen, mein Mann und ich, Sie müßten der Sache ein Ende machen, denn die arme Frau Bauräthin kann es ja nicht, da ſie gar nicht weiß, was um ſie her vorgeht."

Frau Dühr hatte ſo lange geſprochen, daß ſich Rosmary nicht nur vom erſten namenloſen Entſetzen erholen, ſondern auch ſich beſinnen und zu einem Entſchluß kommen konnte. Sie nahm ihre ganze Kraft zuſammen und ſagte herzlich:

„Ich danke Ihnen für dieſen Beweis aufrichtiger Freundſchaft . . . . ich will ihn auf der Stelle benutzen. Bitte, geben Sie mir Feder und Papier, nehmen Sie Ihren Shawl und begleiten Sie mich zum Telegraphenbureau. Sie ſollen Zeuge ſein von Allem was ich für meine arme Schweſter thun werde.“

Sie ſchrieb und ſagte dann zu Frau Dühr, die ganz erſtaunt über Rosmary's Faſſung war:

„Dies Telegramm geht an Roſalba's Bruder ab: „Ich erwarte Sie morgen Nachmittag mit dem „Schnellzug an der Eiſenbahn. Sie müſſen kommen. „Es gilt Roſalba's Rettung.“ Der Bruder iſt ein Geiſtlicher. Er wird kommen und wird ſie zu ihrer Mutter bringen.“

„Lieber Himmel!“ ſagte Frau Dühr ganz verwirrt, „iſt ſie denn nicht Ihre Schweſter?“

„Meine Pflegeſchweſter . . . . doch das iſt einerlei! Kommen Sie, es wird ſpät!“ antwortete Rosmary mit ſo gepreßter Stimme, als ob ihr Athem ſtocke.

— — „Wie ſpät kommſt Du heute .... und wie übermüdet ſiehſt Du aus! ach, Rosmary, Du arbeiteſt Dich halbtodt!“ ſagte Roſalba liebevoll, als endlich Rosmary heimkehrte.

„Es gab heute etwas Beſonderes, Röschen!“ entgegnete dieſe, „und es iſt wahr .... ich fühle mich über die Maßen angegriffen. Ich kann nicht eſſen, ich muß mich niederlegen. Bitte, beſorge die Mutter.“

„Gewiß! gewiß! ruhe Dich aus .... ſchlafe .... ach Rosmary, werde mir nur nicht krank!“ ſagte Roſalba zärtlich und beängſtigt.

Frau Dühr unterrichtete inzwiſchen ihren Mann von dem ganzen Vorgang.

„Sie weinte nicht, ſeufzte nicht, klagte nicht, ſprach kaum ein Wort — aber ſie handelte und die Sache wird morgen abgethan! ſie iſt ein capitales Frauenzimmer!“ ſagte Herr Dühr und rieb ſich vergnügt die Hände. „Solche Schwiegertochter wäre nach meinem Sinn! Die weiß, was ſie zu thun hat! .... Das ewige um Rath fragen iſt eine grauſame Laſt für den Mann.“

„Handelt die Frau ganz nach ihrem Kopf, ſo iſt's dem Mann auch nicht recht,“ bemerkte ſie.

„Als ob eine Frau, die wegen der Ausgabe eines Kreuzers zwanzigmal um Rath fragte, nicht ſchließlich einen Gulden nach ihrem eigenen Kopf verausgabte!“ ſagte er haſtig, fügte aber ſogleich hinzu: „Dir gilt das nicht! aber ſprich die Wahrheit! hab' ich nicht Recht?“

„Mit dem Gulden juſt nicht,“ erwiderte Frau Dühr ausweichend, um ihr Geſchlecht nicht völlig dem Angriff ihres Eheherrn preiszugeben.

— — „Ja, Roſalba! noch einige Monate der Trennung und dann Vereinigung für's Leben!“ ſagte Sintram am folgenden Nachmittag und war verwundert, daß Roſalba plötzlich die Farbe wechſelte.

„Die Treppenthür wurde aufgeſchloſſen,“ flüſterte ſie ängſtlich: „Rosmary kommt.“

„Nun, das iſt mir recht,“ verſetzte Sintram.

Rosmary trat ein, aber nicht allein.

„Aloys!“ rief Roſalba leichenblaß.

„Ja, Röschen,“ ſagte er ſanft, „ich komme, um Dich abzuholen und zu unſerer Mutter zu bringen. Packe Deine Sachen zuſammen .... dann gehen wir.“

„Komm' Röschen, ich helfe Dir,“ ſagte Rosmary und ergriff Roſalba's Hand.

„Nein, ich will hier bleiben! .... weshalb willſt Du mich fortſchleppen! .... ich gehe nicht mit Dir!“ rief Roſalba außer ſich.

„Hochwürdiger Herr,“ nahm Sintram beſchwichtigend das Wort.

Doch Aloys fiel ihm in die Rede:

„Wer Sie auch ſein mögen, ob ein Baron, ob ein Kaufmann, Sie haben hier nichts zu ſagen und nichts zu thun, als uns ſchleunigſt zu verlaſſen.“.

„Das werde ich nicht thun, denn Sie haben Fräulein Rosmary angehört, die mir feindlich iſt, folglich müſſen Sie auch mich anhören.“

„So reden Sie .... aber es ſind unnütze Worte und verſchwendete Zeit. Meine Schweſter geht auf der Stelle mit mir fort und zu unſrer Mutter.“

„Gut denn! Roſalba wird mit Ihnen, aber auch ich werde mitgehen und werde Ihre Mutter bitten, daß ſie unſrer Liebe nicht ſo feindſelig entgegen trete, wie Fräulein Rosmary.“

„Eine Liebe, die das Geliebte erniedrigt, iſt etwas Verächtliches,“ ſagte Rosmary ſchneidend: „und inſofern ich es verhindern kann, ſoll die Verachtung nicht auf Roſalba haften .... ſondern auf Ihnen allein.“

„O mein Gott! .... wie verkennſt Du ihn!“ jammerte Roſalba in Thränen.

„Ihre Abſichten,“ fuhr Rosmary fort, „kennt Gott allein. Ihre Handlungen liegen uns vor und ſie ſind nicht der Art um uns über Ihre Redlichkeit zu beruhigen, Herr Baron.“

„Wenn Sie der Baron Uglas ſind, weshalb der fremde Name?“ fragte Aloys.

„Um Geſchwätz zu vermeiden, das meine Eltern erfahren könnten,“ entgegnete Sintram.

„Sehen Sie wohl!“ rief Rosmary erbittert: „Ihren Eltern gegenüber iſt Roſalba keineswegs Ihre Braut!“

„Noch nicht; doch in einigen Monaten wird ſie es ſein.“

„Und was ſie inzwiſchen in den Augen der Menſchen iſt, in der Meinung der kleinen Welt, die ſie umgibt — das iſt Ihnen natürlich ganz gleichgültig!“ ſagte Rosmary immer ſchneidender.

„Sie wird dieſer kleinen Welt ſo bald entrückt werden“ . . . . — entgegnete Sintram verlegen.

„Aber nicht eine Stunde, nicht eine Minute ſoll man bezweifeln, daß ſie ein braves Mädchen ſei!“ rief Aloys zornglühend. „Sie haben es ja eben ſelbſt geſagt, daß Sie zuerſt Ihre ſündhafte Leidenſchaft berückſichtigen und dann den Unwillen Ihrer Eltern. Von einer Rückſicht für meine Schweſter wiſſen Sie nichts! die iſt Ihr Opfer! . . . . und dann muthen Sie uns zu, lammfromm zu glauben, Sie würden in einigen Monaten ſie heirathen, ſie dem kleinen

Kreiſe entrücken, bei dem Sie das unglückliche Kind in's Gerede und um ihren guten Ruf gebracht haben, und Sie wollten wirklich der ganzen Familie, die Sie in einem ihrer Mitglieder tödtlich beleidigten, die Genugthuung geben, die noch in Ihren Kräften ſteht! — Nein, Herr Baron, das glauben wir nicht! ein ſündhaftes Verhältniß iſt nicht das Fundament, worauf der edle Bau der chriſtlichen Ehe ſich gründet."

„O Aloys! warum willſt Du es denn durchaus zu etwas Sündhaftem machen!" klagte Roſalba.

„Ich ſchwöre bei Gott und allen Heiligen" .... rief Sintram.

„Schwören Sie nicht, Herr Baron!" unterbrach Aloys: „Sünde iſt, was gegen den Willen Gottes iſt und da Gott nicht direct einem Jeden von uns ſeinen Willen ausſpricht, ſo entnehmen wir denſelben den allgemeinen Geſetzen der Sittlichkeit und Ehre, unſern Standespflichten und unſern Verhältniſſen und Beziehungen zu der Welt, in der wir leben, wirken, ein gutes Beiſpiel geben ſollen. Das Alles haben Sie unberückſichtigt gelaſſen, indem Sie heimlich ein Liebesverhältniß mit einem unerfahrenen Mädchen anknüpften, deſſen Herkunft und Lage viel zu wenig mit der Ihren übereinſtimmen, um nicht Berge von Schwierigkeiten gegen ein Ehebündniß aufzuthürmen. Wie es Ihnen beliebt, ein ſolches

Verhältniß zu nennen — das weiß ich nicht! ich nenne es ſündhaft und ich dulde es nicht. Alſo, Röschen, fort von hier, wo die Luft vergiftet iſt . . . . fort! zur Mutter.“

„Nein!“ rief Sintram mit großer Entſchiedenheit, „ſie darf nicht fortgehen, wenigſtens nicht in dieſem Augenblick, denn es würde Gott weiß zu welchem Geſchwätz, zu welchen Fabeln Veranlaſſung geben. Ich werde gehen und nicht eher wiederkommen, als bis ich im Stande bin, Ihre Schweſter zum Altar zu führen. Dies wird hoffentlich im nächſten Frühling geſchehen, vielleicht ſpäter . . . . es liegt nicht in meiner Hand. Aber daß ich bis dahin Ihre Schweſter nicht ſehen werde, das will ich Ihnen mündlich und ſchriftlich, als Schwur, als Eid, oder in welcher Form Sie wollen verſprechen. Habe ich gefehlt, wie Sie behaupten, ſo will ich mich ſtrafen und ich thue es in der empfindlichſten Weiſe durch dies Verſprechen, das mich auf lange Zeit des ſüßeſten Glückes beraubt. Sind Sie damit einverſtanden, ſo mache ich nur die Bedingung, daß Sie Ihre engelhafte Schweſter ungekränkt und unverdächtigt ihr ſtilles Blumenleben fortleben laſſen.“

„Nicht wir haben Roſalba's ſtilles Leben verſtört!“ rief Rosmary, die keineswegs beſänftigt war; aber Aloys ſagte nachdenkend:

„Wenn ich mich auf Ihr Wort verlaſſen kann, ſo iſt es allerdings viel beſſer, daß meine Schweſter hier bleibe. Doch“ .... —

„Kein doch!“ fiel Sintram ein: „ich habe Ihnen keine Veranlaſſung gegeben an meinem mit voller Ueberlegung ausgeſprochenen Wort zu zweifeln. Ich reiſe morgen ab“ .... —

„O Sintram! Sintram! man will uns ja trennen!“ rief Roſalba aufgelöſt in Thränen.

„Das iſt ein vergebliches Bemühen!“ entgegnete er: „wir trennen uns jetzt freiwillig um uns bald für immer zu vereinigen. Dabei bleibt es, ſo wahr ich Sintram Uglas bin. Alſo auf Wiederſehen im nächſten Frühling, meine Roſalba!“ —

Fort war er. — — —

„Dem hat der geiſtliche Herr kurz und bündig die Thür gewieſen!“ ſagte Frau Dühr ſeelenvergnügt, als ſie Sintram über die Gaſſe ſeiner Wohnung zugehen ſah.

„Wenn er nur nicht wiederkommt,“ meinte Herr Dühr bedachtſam.

„Man wird ſchon die gehörigen Maßregeln da oben treffen. Von einer ſo reſoluten Perſon wie Fräulein Rosmary iſt das gar nicht anders zu erwarten. Die geht gerade auf die Sache los und verſteht gründlich das Sprichwort: Wer viel fragt, geht weit um.“ — —

Aloys und Rosmary freuten ſich über eine Wendung der Dinge, welche alles Aufſehen vermied. Roſalba war aber ganz außer ſich, überhäufte Beide mit Vorwürfen und behauptete, Rosmary wolle ihr nicht die vornehme Heirath gönnen. Aloys erſchöpfte ſich in vernünftigen Vorſtellungen; Rosmary blieb eiskalt und ſagte:

„Gegen eine gute und paſſende Heirath habe ich nicht das mindeſte einzuwenden. Gegen eine vornehme ſehr viel. Am meiſten aber gegen ein Verhältniß, deſſen Folge eine Heirath — nicht iſt.“

„Wenn es nicht dazu kommen würde, ſo wäre es Deine Schuld .... und die Folge Deiner Intriguen,“ rief Roſalba zürnend.

„Meiner Intriguen?“ fragte Rosmary mit traurigem Lächeln.

„Nun freilich! .... dies Auskundſchaften, dies Spioniren, dies Citiren meines Bruders — wie ſoll ich es anders nennen, als ein Gewebe von Intriguen.“

„Nenne es, wie es Dir beliebt! ich that die Pflicht einer Schweſter — nicht mehr, nicht weniger.“

„Hätteſt Du nicht von Anfang an einen wahren

Haß auf .... Ihn geworfen, ſo würde ich Dir längſt Alles geſagt haben.“

„Dann hätte ich längſt Deinen Bruder zu Hülfe gerufen, denn die Vertraute eines Liebeshandels zu ſein — das ekelt mich an. Uebrigens beruht mein Haß gegen Baron Uglas nur auf Mißtrauen in ſeine Abſichten. Zeige ſich der Baron Dir gegenüber als Mann von Ehre, ſo habe ich nichts gegen ſeine Perſon, doch ſehr viel gegen eine ſolche unpaſſende Ehe, die leider! für Dich nothwendig geworden iſt.“

Roſalba wollte ſich nicht beruhigen laſſen. Es war ſo viel Eitelkeit, Selbſtzufriedenheit und Verblendung in ihrer Leidenſchaft für Sintram — das Verlangen eine vornehme Dame zu werden, Frau Baronin zu heißen, die Freuden der Welt zu genießen, brachte ſo viel Unwahres in das atomiſtiſche Goldkörnchen einer aufrichtigen Zuneigung, daß ſie inſtinktmäßig fürchtete, es ſei in Sintrams Liebe gleichfalls ein gehöriges Maß von Unwahrheit gemiſcht und eine lange Trennung könne ihn darüber zur Beſinnung bringen. Genug, ſie war in Verzweiflung und ihr Bruder mußte mit der ſchmerzlichen Ueberzeugung abreiſen, daß das Bewußtſein jungfräulicher Würde ſehr ſchwach in ihr ſei. Mit innigſtem Mitleid verließ er Rosmary, die mehr denn je auf ſich allein angewieſen wie ein Schutzengel neben der ſchwachſinnigen Bauräthin und der bethörten Roſalba ſtand und — auch wie nur zu oft der Schutzengel! — von Beiden nicht erkannt wurde.

Sintram war gefaßt, denn er hatte ſeine Schuldigkeit gethan und war entſchloſſen ſie auch ferner zu thun. Am andern Morgen erklärte er ſeiner Hauswirthin, indem er ihr den vollen Miethzins zahlte, ſie könne über ſein Zimmer verfügen, denn ſein Prinzipal habe ihn zum Geſchäftsreiſenden für Holland und Belgien ernannt. So verſchwand er aus der ſtillen Straße und da in Roſalba's gewohnter Lebensweiſe nicht die mindeſte Veränderung eintrat, gab es wenig Anlaß zu dieſer und jener Vermuthung und allmälig erſtarb alles Gerede aus Mangel an Stoff um ſo leichter, als die Folgen des Krieges jede Theilnahme für andere Dinge verſchlangen. — —

Die Baronin fand Sintram ſehr ernſt und wenig mittheilend. Sie ſagte zum Baron:

„Gib acht, lieber Freund, was ich prophezeihe. Sintram rückt nächſtens mit dem Wunſch heraus, im künftigen Frühling eine Brautſchau anzutreten. Da wird es denn heißen: Mit Freuden, mein Sohn! und zuerſt begib dich nach Argenfels, wo die kleine garſtige Chriſtiane in dieſen zwei Jahren ein großes hübſches Mädchen wurde . . . . etwas zu jung für die Ehe, doch alt genug, um ſich zu verloben."

„Und wenn er Nein ſagt, bezüglich Chriſtianens, was dann, Minettchen?“ fragte der Baron unbefangen.

„Was dann?“ wiederholte ſie mit grenzenloſem Erſtaunen in Blick und Ton. Doch ſchnell gefaßt ſetzte ſie hinzu: „Dann findet ſich das Weitere.“

Der Baron mußte ſich mit dieſem geheimnißvollen Wort begnügen.

Das verſteinerte Herz.

Sintram widmete ſich während des zweiten Halbjahres ſeines Aufenthaltes auf der landwirthſchaftlichen Akademie mit erſtaunlichem Eifer den Studien, denn auf die praktiſche Anwendung des Gelernten wollte er ſeine Selbſtſtändigkeit, ſeine Ehe, ſein Glück gründen. Er ſchöpfte daraus den Muth, der ihm für den entſcheidenden Augenblick über die Maßen nöthig war, den Muth vor ſeine Mutter hinzutreten und ihr zu ſagen, daß er ſich mit Roſalba Weiß, der Tochter eines verkommenen Schuhmachers, einer Arbeiterin für ein Blumengeſchäft — verlobt habe. Wenn er verſuchte ſich dieſen Moment deutlich vorzuſtellen, ſo ſenkte ſich eine Wolke vor ſeinen Augen herab und Eisſtröme und Lavaſtröme rieſelten abwechſelnd durch ſeine Adern: dermaßen ſchwer wurde ihm das Unternehmen ſeinen Willen gegen den Willen der Mutter durchzuſetzen — ja, auszuſprechen.

Dennoch war er dazu entſchloſſen, denn er fühlte, daß dieſer Moment über ſeine Stellung der Mutter gegenüber für die ganze lange Zukunft ſeines Lebens entſcheidend ſei: er mußte ihn benutzen, um aus der Vormundſchaft herauszutreten und ein ſelbſtſtändiger Mann zu werden — wo nicht, ſo gerieth er in das paſſive untergeordnete Verhältniß, das ſeinen Vater zu einer Null in der Familie machte. Der Gedanke Roſalba aufzugeben kam ihm nicht in den Sinn. Sie war für ihn das liebenswürdigſte Geſchöpf unter der Sonne und er träumte kein höheres Glück, als ihren Beſitz. Daß die Wiege dieſer Leidenſchaft die unendliche Langweil eines monatlangen Badeaufenthaltes ohne irgendeine Beſchäftigung ſei, das war ihm nicht klar. Er hielt feſt an der Vorſtellung, daß eine ganz unwiderſtehliche Leidenſchaft für Roſalba in ſeinem Herzen ſich entzündet habe, als er ſie am Abend nach ſeiner Ankunft im Theater ſah und als Gewährsmann für dieſe Art der Empfindung berief er ſich gern auf Shakespeare's „Wer liebte je und nicht beim erſten Blick" — ohne in Betracht zu ziehen Wen, Wie, Wann der Dichter ſo ſprechen läßt. Das Eine aber verhehlte Sintram ſich nicht: eine Fürſtentochter hätte Mühe gehabt aus dem Heirathsplan ſeiner Mutter Chriſtiane von der Argen zu verdrängen; . . . . und jetzt ſollte das eine Schuſterstochter bewerkſtelligen! dazu gehörte ungefähr ein Wunder! —

— — Als er nach Waldhaus kam fand er dort einen Baumeiſter, den die Baronin berufen hatte um einen Plan über den Umbau des einen Schloßflügels zu machen. Der Plan hatte ihren Beifall, nachdem ſie ihn ſo viel wie möglich nach ihrem Geſchmack verändert hatte. Die Handwerker kamen, es wurden Wände eingeriſſen, Wände gezogen, Thüren verlegt; die Baronin ſtieg den ganzen Tag mit dem Maßſtock in der Hand zwiſchen den Arbeitern, den Gerüſten, dem Schutt und dem Staube umher und gab ihre Weiſungen, während der Baron den ganzen Tag ruhig am Fenſter ſaß, ſeine Cigarre rauchte und dem Treiben zuſah.

„Schau' her, Sintram! das ſind Eure Gemächer!“ ſagte die Baronin ungemein vergnügt: „Du kannſt nur unvollkommen das Ganze beurtheilen, aber doch aus dem Plan einigermaßen die behagliche und zweckmäßige Eintheilung erkennen.“

Und mit dem Plan in der einen Hand und mit dem Maßſtock in der andern Hand führte ſie ihn durch den Bau, erklärte ihm die Beſtimmung der verſchiedenen Räume und wies in ihnen den Platz an, wo Sintrams Schreibtiſch und Gewehrſchrank zu ſtehen habe; wohin im Speiſezimmer das Büffet gehöre und wie die lange Wand des Salons für einen Flügel und einen Divan beſtimmt ſei. Sintram ſuchte ſeine Mutter in der beſten Laune zu erhalten, indem er Alles bewunderte. Allein je näher der Augenblick der Erklärung kam, deſto höher ſtieg ſeine Beklommenheit. Die Baronin bemerkte es und zog daraus den Schluß, daß ſie wahrſcheinlich eine Lanze für Chriſtiane würde brechen müſſen. Dazu war ſie ganz bereit und als ihr Mann Abends ſeelenfroh ſeine Piket-Karten herbeibrachte, ergriff ſie die Initiative der wichtigen Angelegenheit und ſagte abwehrend:

„Laß die Karten heute ruhen, lieber Freund! wir wollen uns mit ernſteren Dingen beſchäftigen; — mit Deiner Verheirathung, Sintram!“ ſetzte ſie ſogleich hinzu: „denn Du biſt ſechsundzwanzig Jahre alt und da es Deine Beſtimmung iſt in Waldhaus zu leben, ſo wäre dies Leben zu einförmig und abgeſchloſſen, wenn nicht eine Gattin es mit Dir theilte. Hab ich Recht?“

„Vollkommen Recht, liebe gute Mutter!“ fiel er ſo haſtig ein, daß er ihr die weitere Rede abſchnitt. „Setze jetzt Deiner Güte die Krone auf und heiße das liebliche Weſen als Tochter willkommen, das mehr als jedes andere junge Mädchen Anſprüche an Dein Wohlwollen hat, weil es der Gegenſtand meiner innigſten Liebe iſt.“

„Mein lieber Sintram,“ ſagte die Baronin kühl, „dies iſt nicht die Art und Weiſe wie man eine Ehe ſchließt. Es herrſcht freilich jetzt die traurige Mode in der Welt, einerſeits — dasjenige zu ertrotzen, worauf man kein Recht hat, und andrerſeits — in größter Servilität Demjenigen Recht zu geben, der ſich auf's Ertrotzen verſteht und zu allen ſeinen Inſolenzen pflichtſchuldigſt Ja zu ſagen. Doch wir, Deine Eltern, machen dieſe Mode nicht mit. Sollen wir das Budget für die Familie unſers Sohnes feſtſtellen, ſo dürfen wir verlangen, daß ſich unſer Sohn über die Wahl einer Gattin mit uns beſpreche und unſerm Rath folge. Ganz kurz zu ſagen: ich habe gewählt! — das iſt ein Theatercoup . . . . oder ein Schreckſchuß, der auf Ueberrumpelung abzielt — und Du ſollteſt wiſſen, daß dies bei uns nicht angebracht iſt.“

„Verzeih', beſte Mutter, ich ließ mich von meinem Gefühl hinreißen, bin aber gern bereit — ja mehr! ich wünſche ſehnlichſt dieſe für mich ſo wichtige und ſo theure Sache gründlich zu beſprechen.“

„Aus dieſen Worten ſchließe ich, daß Deine Wahl nicht auf Diejenige gefallen iſt, die wir für Dich beſtimmten — nicht auf Chriſtiane von der Argen,“ ſagte die Baronin und hob im Geiſt ihre Lanze auf.

„Nein, beſte Mutter!“ verſetzte Sintram mit aller Entſchiedenheit: „ſie fiel auf Fräulein Roſalba, Pflegetochter der Baurräthin Roth; das ſchönſte, liebenswürdigſte Mädchen, vortrefflich erzogen, eine vortreffliche Tochter, die in den beſchränkten Verhältniſſen der Mutter die größten Opfer bringt.“

Er hielt inne, denn ſeine Mutter wurde leichenblaß, ihre Lippen bebten und ihre Hände zitterten. Der Baron hatte ſich bis jetzt immer die Hände gerieben, — aber unter dem Tiſch — ſowohl aus Aengſtlichkeit als aus Theilnahme für den beginnenden Kampf. Jetzt erſchrak er heftig und reichte ſchweigend der Baronin ein Fläſchchen mit Cölniſchem Waſſer. Doch ſie ſchob es zurück, ermannte ſich und verſetzte:

„Dies vortreffliche Mädchen iſt folglich ganz auf ihrem Platz da wo ſie iſt. Darum bleibe ſie dort. Bei uns iſt ihr Platz nicht.“

„Das habe ich leider! auch gedacht!“ entgegnete er ganz betreten durch die Ruhe ſeiner Mutter.

„Ich bitte Dich nicht in Räthſeln zu ſprechen! ſiehſt Du ein, daß ihr Platz nicht hier iſt, ſo gibſt Du ſie ja auf.“

„O nein! in dieſem Fall gründe ich mir eine beſcheidene ſelbſtſtändige Exiſtenz. Ich habe die Zeit meiner letzten Studien benutzt, um Verbindungen anzuknüpfen, die mir nützlich ſein können. In Folge derſelben habe ich die Ausſicht auf einer großen Herrſchaft in Croatien Verwalter zu werden und fern von der Heimath meinen häuslichen Heerd zu gründen, denn ich bin mit dem jungen Mädchen verlobt und mein Wort und mein Herz gehören ihr."

„Aber Fritzi! nach Croatien! .... das geht doch nicht!" ſtammelte der Baron und das höchſte Entſetzen malte ſich auf ſeinem ruhigen Antlitz.

„Oder nach Volhynien! auch dort fände ich eine paſſende Stelle."

„Volhynien, Fritzi? mein Gott .... wo liegt das Volhynien? in Aſien, glaub' ich. Aber, Minettchen, ſo rede doch! iſt es nicht höherer Blödſinn nach Croatien oder Volhynien zu gehen, wenn man in Waldhaus leben kann?"

„Ganz alltäglicher Blödſinn iſt es, den man gewöhnlich Verliebtheit nennt," ſagte die Baronin eiſig: „Ich habe Sintram ſich ausſprechen laſſen und nunmehr erkannt, daß er in vollem Paroxysmus der Leidenſchaft iſt. Da gibt man der Vernunft kein Gehör. Das Fieber muß ſich zuvor abkühlen; — denn über unſinnige Vorſchläge zu verhandeln wäre ganz zwecklos. Wir wollen alſo dies traurige Geſpräch fallen laſſen."

„Wie Du befiehlſt, beſte Mutter! Jetzt da Du meine Geſinnungen, meinen Entſchluß und die Wege kennſt, durch die ich zur Ausführung deſſelben zu gelangen hoffe — jetzt will ich gern ſchweigen und nur hinzuſetzen, daß Du gewiß nie eine unehrenhafte Handlung von Deinem Sohn verlangen wirſt. Und das wäre es, wenn ich mein Wort nicht hielte.“

„Lieber Sohn,“ entgegnete die Baronin immer ganz eiskalt, „es iſt ſehr wenig ehrenhaft, ſich in Liebeleien zu verwickeln und bricht man ſie ab, ſo iſt das der Ehre ſehr vortheilhaft. Leider treten dergleichen Verwickelungen allzu häufig bei jungen Männern ein. Wie aber aus ihnen eine anſtändige, den Geſetzen der Ehre entſprechende Ehe hervorgehen könne, das wird mir ein ewiges Räthſel bleiben; denn die erſte Anforderung des Gatten, ſich ſelbſt und der Welt gegenüber, iſt: daß er ſeine Frau achten und von Andern verlangen könne, daß ſie geachtet werde. Und das iſt in Deinem ſpeciellen Fall unmöglich.“

„Gerade über meinen ſpeciellen Fall biſt Du im Irrthum, beſte Mutter, und Du würdeſt Dich ſogleich davon überzeugen, wenn Du die kindlich einfache, liebliche Roſalba kennen lernen wollteſt“ . . . . —

„Die Zumuthung find' ich ſtark!“ fiel die Baronin ein. „Nein, mein Sohn, für dieſes Fräulein wird Waldhaus nicht ausgebaut — das ſchwöre ich Dir!"

„Aber Minettchen!" rief der Baron in wahrer Seelenangſt, „Du wirſt ihn doch nicht zu den Croaten gehen laſſen .... das ſind quasi Menſchenfreſſer."

„Lieber Freund, ſei ſo barmherzig, mich in dieſem Augenblick mit ſolchem Unſinn zu verſchonen."

„Aber Minettchen, Du mußt durchaus wiſſen, was das für ein Volk iſt, die Croaten! das ſind ja die Rothmäntel, die in dem großen Lombardiſchen Kriege zur Zeit Radetzkys die Wiegenkinder als gebackene Hähnl präparirt und gefreſſen haben."

„Wer erzählt dies Märchen?" fragte die Baronin mit kalter Verachtung.

„Damals erzählten es italieniſche Zeitungen .... aber nicht als Märchen."

„Nun gut!" erwiderte ſie gleichgültig wie Jemand, der den Widerſpruch nicht der Mühe werth findet: „das mag damals geſchehen ſein. Jetzt iſt aber die Welt im herrlichſten Fortſchritt begriffen und da die Croaten doch auch zur Welt gehören, ſo haben ſie ſich inzwiſchen von jener Untugend gebeſſert. Ueberdas: wenn der Sohn, das einzige Kind, es vorzieht in der Fremde, von blinder Leidenſchaft bethört, ſein Glück zu ſuchen: ſo bin ich der Meinung, daß die waren ſie bei ihm verſüßt durch das Bewußtſein, mit aller Aufrichtigkeit über ſeine Gegenwart und ſeine Zukunft ſich ausgeſprochen zu haben. Der Baron ſtand mehr auf der Seite des Sohnes als der Mutter. Ihm ſchwebte das Bild der hübſchen Roſalba in der Erinnerung und eine ſolche Schwiegertochter hätte ihm gar nicht übel gefallen. Vielleicht war es ihm auch angenehm ein Bundesgenoſſe der Oppoſition gegen die Autokratie zu ſein — wer entwirrt die geheimſten Motive der Geſinnungen dort, wo der Character nicht auf Grundſätzen ruht! iſt es doch bei feſten Grundſätzen ſchon ſchwierig genug! Aber dieſer Bundesgenoſſe flößte dem Freund wenig Zuverſicht, dem Gegner wenig Furcht ein — und es iſt unberechenbar ob und wann es zur Auswanderung nach Croatien oder Volhynien gekommen wäre, hätte ſich nicht ein gewaltiger Bundesgenoſſe für Sintram gefunden — freilich in der höchſt unwillkommenen Geſtalt des Nervenfiebers. Es herrſchte im Dorf; die Bauleute brachten es in's Schloß und Sintram wurde mit einer Heftigkeit davon angegriffen, die einen tödtlichen Ausgang ahnen ließ.

Drei Aerzte umſtanden rathlos das Krankenlager; der Baron überließ ſich ſtiller Verzweiflung; die Baronin äußerlich immer gefaßt, als ſei ſie erhaben über alle Wechſelfälle des Lebens, fühlte ſich doch in ihrem Innern furchtbar gequält. Wenn Sintram ſterben müßte! . . . . wenn der einzige Menſch, den ſie je geliebt und für den allein ſie gelebt hatte — wenn er ihr entriſſen würde! . . . . wenn ſein Tod eine Strafe für ihre Hartnäckigkeit wäre! . . . . wenn das Opfer ihrer Wünſche ihn retten könnte! — All dieſe Wenn knüpften ein Netz um ihr Herz und beklemmten es fürchterlich; ſie konnte keinen freien Athemzug thun. Um den lieben Gott bekümmerte ſie ſich im gewöhnlichen Gang des Lebens ſo wenig, wie das von ihrer ſelbſtgefälligen, egoiſtiſchen Richtung zu erwarten war. Aber am muthmaßlichen Sterbebett des einzigen Kindes erinnerte die Mutterliebe ſie an Gott und daß bei ihm vielleicht Hülfe zu finden ſei.

„Ilſe!“ ſagte ſie entſchloſſen zu ihrer Kammerfrau: „Geh’ zum Pfarrer und ſag’ ihm, ich ließ’ ihn bitten, die Meſſe morgen für . . . . meinen Sohn aufzuopfern und ich würde ſelbſt der Meſſe beiwohnen.“

„Morgen! an einem Werktag! iſt der junge Herr Baron ſo krank!“ rief Ilſe beſtürzt, weil ſie den Gang zur Meſſe am Werktag noch nie bei ihrer Herrin erlebt hatte.

Nicht minder erſtaunt war der Pfarrer, doch erfüllte er gern den Wunſch der Baronin, die ſich auch ganz pünktlich einfand und während der h. Meſſe den Entſchluß faßte, falls Sintram gerettet werde, ſeiner Verbindung mit Roſalba nicht entgegen zu ſein.

Wollte die göttliche Barmherzigkeit durch das Mutterherz die Seele an ſich ziehen — oder war bereits eine Kriſis eingetreten: genug, im Lauf des Tages erklärte der Arzt, wenn die Nacht glücklich vorübergehe, ſo dürfe man das Beſte hoffen.

Nach einigen Tagen war Sintram außer Gefahr, ſehr ſchwach, ſehr angegriffen, jedoch entſchieden auf dem Wege der Beſſerung. Die Baronin vergaß gänzlich, daß das hochheilige Opfer, an welches alle Gnaden geknüpft ſind, für Sintram dargebracht worden war; ſie ſchrieb ſeine Geneſung der Kraft ihres Gebetes zu und hatte nicht wenig Luſt, ſich wegen dieſer Erhörung für eine Heilige zu halten. Indeſſen tröſtete dieſe Lichtſeite ihres Opfers ſie mit nichten über deſſen Schattenſeite und da der Eindruck der erſten nach und nach ſchwächer wurde, ſo trat die zweite um ſo mehr hervor und wurde der Baronin unerträglich. Mußte ſie denn wirklich dies unſelige Ehebündniß gutheißen? . . . . Nein! das! — nimmermehr! . . . . Aber dulden? — — Sie ſann und ſann, und vermochte keine Ausflucht zu erſinnen.

Sintram war finſter und in ſich gekehrt, machte auch gar kein Hehl aus ſeiner trüben Stimmung und ſagte zu ſeinem Vater, der ohne alle Nebengedanken ſehr glücklich über die Geneſung des Sohnes war:

„Wie ſoll ich mich freuen, am Leben geblieben zu ſein, wenn man mir das Leben zur Folter macht.“

Dabei blieb er. Der arme Baron war troſtlos, verſprach dem Sohn eine Reiſe nach Aſien oder Afrika, oder ein Vollblut-Reitpferd, oder was ihm ſonſt eben gefalle, wenn er nur ein wenig vernünftig ſein wolle; doch Sintram lächelte wehmüthig über all die kindiſchen Troſtvorſchläge und ſagte:

„Ich will nichts, lieber Vater, gar nichts als Roſalba heirathen — oder ſterben!“

Nachdem er dieſe Erklärung ein paar Mal abgegeben hatte, nahm der Baron ſeinen Muth zuſammen, begab ſich zu ſeiner Frau und ſagte höchſt entſchieden:

„Minettchen, er will ſterben.“

„Wenn Du von Sintram ſprichſt, lieber Freund, ſo irrſt Du Dich: er iſt in voller Geneſung,“ erwiderte ſie ruhig und blickte kaum von dem Papier auf, an dem ſie ſchrieb.

„Er will aber ſterben, Minettchen, wenn er nicht dieſe Roſalba heirathen kann. Laß' ihn doch gewähren! die Hauptſache iſt ja, daß er glücklich werde.“

„Und das ſoll er mit dieſem Mädchen werden können!“

„Bei Gott iſt kein Ding unmöglich.“

„Wohl aber bei den Menſchen.“

„Laß' ihn doch wenigſtens ſein Glück verſuchen.“

„In der Ehe gibt es keinen Verſuch, kein Noviziat. Der Bund gilt für's Leben und ob er eine ſolche Dauer verſpricht, darüber entſcheidet nicht die blinde Leidenſchaft, ſondern die Vernunft.“

„Aber, Minettchen, Du mußt Dir durchaus etwas aufdenken, was ihn zufrieden ſtellt. Es quält mich unbeſchreiblich ihn ſo unglücklich zu wiſſen und ſeine Klagen zu hören .... die er freilich vor Dir nicht laut werden läßt.“

„Wohlan!“ ſagte die Baronin entſchloſſen, „ich will ſogleich mit ihm reden.“

Sie erhob ſich vom Schreibtiſch, ſteckte das Papier in die Taſche und ging raſchen Schrittes nach der Veranda, wo Sintram den größten Theil des Tages zubrachte und wo ihm der Baron mit verzweifelter Ausdauer Geſellſchaft leiſtete. Auch jetzt trippelte er mit ſeinen kurzen Schritten hinter der Baronin her und winkte und nickte unbemerkt dem Sohn eine geheimnißvolle Botſchaft zu.

Sintram ſaß bleich und zuſammengeſunken im Lehnſtuhl und ſchaute trübſinnig in den ſtillen Garten hinein. Unabhängig und mit Roſalba verbunden zu ſein — das war ſein Ideal von Glück und er erſehnte den Augenblick, wo er mit ihr die Reiſe nach Croatien antreten werde.

„Alſo Du beſtehſt auf dieſer unſeligen Ehe,“ ſagte die Baronin ohne Weiteres und ſetzte ſich ihm gegenüber: „Nun wohlan! warte biſt Du dreißig Jahre zählſt. Das iſt ein paſſendes Alter um in den Eheſtand zu treten. Ueberdas kann bis dahin viel geſchehen: Du kannſt Dich anders beſinnen — und das wäre das Beſte; oder ich kann ſterben — und das wäre das Zweitbeſte.“

„Verzeih, beſte Mutter, daß ich nicht auf dieſen Vorſchlag eingehe. Seit zwei und einem halben Jahr bin ich mit Roſalba einverſtanden, betrachte ich ſie als meine Braut. Noch länger dies Verhältniß fortzuſetzen, wäre mir unerträglich und, ihr gegenüber, gewiſſenlos, weil allzu leicht ihr guter Name gefährdet werden könnte. Ich bitte nur um Deine Einwilligung zu meiner Verbindung und zu meiner Ueberſiedelung nach Croatien.“

„Da ſiehſt Du in einem ſchlagenden Beiſpiel, welchen unwürdigen Einfluß ein ſolches Verhältniß ausübt, mein Sohn. Daß die Liebe einen jungen Mann anſporne nach etwas Höherem zu ſtreben, als das, was ſein Stand mit ſich bringt, das hat man ſchon gehört und das begreift man. Aber aus freien Stücken nach dem Niedrigeren zu verlangen, weil die Befriedigung der Leidenſchaft damit verbunden iſt — das nenne ich entwürdigend. Ich ſchätze meinen braven Verwalter ungemein. Er hat ſich von unten herauf gearbeitet. Das iſt etwas ganz Anderes, als wenn Du herabſteigſt und für einige hundert Gulden in Dienſt gehſt.“

„Ich habe keinen Ehrgeiz. Das Landleben und die Landwirthſchaft ſprechen mich an .... und überdas hat man als Anfänger im Staatsdienſt oder im Militär auch nicht mehr als einige hundert Gulden.“

„Es iſt ein Unterſchied ob ſie mit dem Anfang einer ehrenvollen Laufbahn verbunden und vom Landesfürſten gezahlt werden — oder ob man bei Seinesgleichen dient. Das geſchah zu Zeiten Jacobs und Labans, als die Welt eine Schäferwelt war — ſeitdem nicht mehr und es gibt keine Eltern, die einem ſolchen Skandal ihre Zuſtimmung geben würden.“

„Du bringſt mich zur Verzweiflung, Mutter! doch meinen Vorſatz geb' ich nicht auf,“ rief Sintram ſehr aufgebracht.

„Um den Skandal zu verringern, ſo weit es in meinen Kräften ſteht,“ fuhr die Baronin in ihrer ſtarren Weiſe fort, „und um Deiner Neigung für eine dienende Stellung zu entſprechen, iſt es ſchon anſtändiger, daß Du auf Waldhaus Förſter werdeſt. Dein Vater weiß, daß es ſchon früher meine Abſicht war, Dir den Forſt zu übergeben — freilich in anderer Stellung und Art! doch das iſt jetzt nicht mehr möglich, denn Deine künftige Gattin mag in's Förſterhaus paſſen, allein in's Schloß paßt ſie nicht und der Ausbau des Flügels unterbleibt.“

„Iſt's möglich, liebe Mutter!“ rief Sintram grenzenlos überraſcht: „Wie ſoll ich Dir danken.“

Der Baron rieb ſich ſeelenvergnügt die Hände. Die Baronin ſagte kalt:

„Deine Ehe bleibt mir verhaßt und niemals werde ich die intriguante Perſon, die Dich und Deine Ehre umſponnen hält, als Schwiegertochter willkommen heißen; niemals! das merke Dir. Thue alſo, was Du thun mußt. Ich bin zu keinem Muß verpflichtet.“

„Mir fehlen die Worte, um Dir zu danken, beſte Mutter!“ wiederholte Sintram ganz betäubt: „Es wird ſich Alles ganz anders geſtalten, wenn Du nur erſt Roſalba kennen wirſt.“

Ein bitteres Lächeln flog über die Lippen der Baronin. Sie zog ein Papier aus der Taſche und überlas es; ſie hatte die Punkte darauf bemerkt, die ſie beſprechen wollte. Sie antwortete, über das Papier hinwegblickend, ſcharf und beſtimmt:

„Präge es Dir feſt ein, mein Sohn, ich heiße die Schwiegertochter nicht willkommen, die Du mir aufdrängſt und es wird ſich eine weite Kluft zwiſchen uns oder wenigſtens zwiſchen dem Schloß und dem Förſterhaus öffnen. Und um dies Capitel abzuſchließen, will ich von etwas Anderem ſprechen, das mir mehr am Herzen liegt. Der Doctor ſchrieb mir, er halte ein Seebad ganz nothwendig zur Herſtellung Deiner Kräfte, Sintram, und ſo werden wir denn bald nach der Inſel Wight gehen.“

Sintram war ſchon jetzt neu belebt. Strahlend vor Freude ſprang er auf, küßte ſeiner Mutter die Hände, fiel ſeinem Vater um den Hals und verſicherte das Seebad ſei ein Luxus. Die Baronin verließ ihn in dieſem Jubelparoxismus, der noch heftiger wurde, als er mit ſeinem Vater allein war, da dieſer ihm nicht jedes Wort über Roſalba abſchnitt. Er malte das Leben im Förſterhaus ganz idylliſch aus, fand Roſalba ganz dafür geeignet, fand es viel angenehmer, Dach und Fach zu eigen, als einen Flügel des Schloſſes inne zu haben und bat nur den Baron möglichſt den Augenblick zu beſchleunigen, der ihm vergönne Roſalba heimzuführen.

„Nur ruhig, Fritzi, ruhig! nicht ſo hitzig! Du weißt die Mutter richtet das Alles auf's Beſte ein und mag nicht geplagt werden," gab der Baron zur Antwort: „Du mußt nicht ſo viel von einer Sache reden, die ihr nicht lieb iſt."

Das merkte ſich Sintram und bevor die Abreiſe nach der Inſel Wight erfolgte, verſchwand er auf ein Paar Tage, um endlich! endlich! Roſalba wiederzuſehen und ſie von der Beſeitigung aller Schwierigkeiten in Kenntniß zu ſetzen. Der Baron war Sintrams Vertrauter und theilte der Baronin den kleinen Ausflug mit ohne einen Namen zu nennen — und ſie fragte nicht und antwortete nicht. Sie war troſtlos vor Schmerz; allein nach ihrer Weiſe kam davon nichts zum Vorſchein als ein verſteinertes Herz.

Ein Sterbebett.

„Jetzt bitte ich aber, Fräulein, legen Sie Sich ſchlafen! nur ein Paar Stunden! ich bleibe recht gern ſo lange wach,“ ſagte Frau Dühr zu Rosmary.

„Tauſend Dank, liebe Frau Dühr,“ entgegnete Rosmary, ohne von ihrem Nähzeug aufzublicken, „ich werde bei der Arbeit nicht ſchläfrig und gegen Morgen, wenn die Mutter ruhig zu werden und zu ſchlummern pflegt, habe ich ein hübſches Stück fertig gemacht und lege mich ſchlafen.“

„Ja, auf ein halbes Stündchen,“ ſagte Frau Dühr mitleidig, „die Frau Bauräthin läßt Ihnen ja keine Ruhe.“

„Das bringt die Krankheit ſo mit ſich .... und ich habe nicht viel Schlaf nöthig — Gott Dank!“

„Wenn man Sie reden hört, ſollte man meinen, Sie hätten Ueberfluß an Schlaf, an Ruhe, an Eſſen und Trinken .... an allen Bequemlichkeiten des Lebens,“ verſetzte Frau Dühr kopfſchüttelnd.

„Und habe ich nicht Ueberfluß, wenn ich wenig brauche?“ fragte Rosmary und ſchlug ihre ſchönen Augen groß und ſtrahlend auf.

„Ach, lieber Himmel!“ ſagte Frau Dühr wehmüthig, ohne die Frage zu beantworten, „wie blaß ſind Sie, Fräulein.“

„Der grüne Lampenſchirm gibt mir das bleiche Ausſehen; ich befinde mich ganz wohl und ich bitte Sie herzlich, mich nicht in meiner Nachtwache ablöſen zu wollen — d. h. jetzt noch nicht! Zieht ſich die Krankheit der Mutter ſehr in die Länge, ſo wäre es freilich nöthig!“

„Bis dahin aber können Sie zu Grunde gehen, denn Sie leiſten ja ſchon ſeit einem Jahr Uebermenſchliches!“ erwiderte Frau Dühr und ſchlich vorſichtig aus dem Zimmer und die vier Stiegen hinab.

Rosmary blieb allein. Seit einem Jahr hatte ſich Alles für ſie verändert: Roſalba war verheirathet; die Krankheit der Bauräthin hatte ſich gewendet, ihr Geiſt war frei, allein ihr Körper ſiechte dahin; Rosmary mußte die Subſiſtenzmittel ſchaffen und die Pflege der Mutter beſorgen. Sie arbeitete in ihrer Wohnung und da ſie es ſehr gut verſtand, ſo fehlte es ihr nicht an Aufträgen. Um die Kundſchaft nicht zu verlieren mußte ſie mit einer Anſtrengung arbeiten, welche durch die Unterbrechungen erhöht wurde, die aus der Krankenpflege und der Beſorgung des kleinen Haushaltes entſprangen. Der war früher Roſalba's Aufgabe geweſen. Jetzt trug Rosmary auch dieſe Laſt. Sie hatte ſich mit der Wohnung noch mehr eingeſchränkt und ihr zweites Zimmer an ein Paar Nätherinnen vermiethet, anſtändige Mädchen, die nur dort ſchliefen und den ganzen Tag außer dem Hauſe beſchäftigt waren. Dieſe kleine Beihülfe und die hundert Gulden, welche die Bauräthin alljährlich erhielt, ſchützten wenigſtens vor bitterer Armuth; die Nähnadel allein hätte das für zwei Perſonen nicht zu Stande bringen können; umſoweniger als die Bauräthin keineswegs ihren früheren Reichthum vergeſſen hatte und nach deſſen Maßſtab ihre Anforderungen ſtellte. Beſtand ſie auch nicht auf deren Erfüllung, ſo hatte ſie doch ihre Wünſche und Erwartungen kund gegeben und es zerſchnitt Rosmary's Herz, daß ſie mit der Gewährung ſo weit zurückbleiben mußte. Schmerzlicher als alles Uebrige war für ſie der Seelenzuſtand der Mutter. Tag und Nacht war ſie zuſammen mit einer Todtkranken, die nichts wiſſen wollte von den Tröſtungen und Hoffnungen der Religion, noch von der Verſöhnung mit den Leiden durch die Kraft der heiligen Sacramente. Die Bauräthin hatte ſich ſtets in einer ſolchen Gleichgültigkeit gegen Alles verhalten, was ſich auf Religion bezog, daß ihre Seele gleichſam verödete und jede Bedürftigkeit nach höheren Dingen verlor. Ob ihre Gemüthskrankheit aus dieſem Mangel entſprungen war — oder ob die geiſtige Stumpfheit dieſer Krankheit den Mangel nährte — oder Beides: genug, ſie befand ſich in dem traurigſten Zuſtand, in welchem ſich der Menſch nur befinden kann: am Rande des Grabes und auf der Schwelle der Ewigkeit war ſie ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe.

In Rosmary hingegen war der Glaube die Grundlage des Lebens geworden. Weil Stärke des Gefühls ihre natürliche Anlage war, ſo hatte ſie auch in ihrer früheren Jugend ſtarkes religiöſes Gefühl; — und weil ſie dieſe Gefühle nicht in die Welt ergoß, nicht an Leidenſchaft verſchwendete: ſo konnte das Himmliſche in ihr ſtark werden, als die Stunde der Trübſal kam und ihr das Vergängliche und Niedrige des Irdiſchen zeigte, das etwa ihre Unerfahrenheit geblendet hatte. In dem unausſprechlich einförmigen abgeſchloſſenen Leben, das ſie jahrelang führte, kehrte ſie mit ihren Gedanken immer tiefer in ſich ein oder ſie ſtieg mit ihnen immer höher über ſich hinauf: hier fand ſie Gott, den Erlöſer; dort fand ſie die Bedingung des Lebens, Schmerz und Kreuz, aber geheiligt, d. h. in ein freiwilliges Opfer verwandelt.

So lebten dieſe zwei Seelen neben einander und doch getrennter in ihrem innerſten Weſen, als ob der Ocean ſie ſcheide. Neben dem Siechbett der Bauräthin ſtand auf der einen Seite Rosmary's Lager und auf der andern Seite Rosmary's Arbeitstiſch. Kein Seufzer der Mutter entging ihr, keine Bewegung, keine Klage. Aber umſonſt lauſchte ſie auf ein Wort, das Verlangen nach den Tröſtungen der Religion andeuten könne.

Frau Dühr hatte einmal vorſichtig geſagt:

„Liebes Fräulein, Sie täuſchen Sich vielleicht über den Zuſtand Ihrer armen Mutter. Darum halte ich es für meine Pflicht Ihnen zu ſagen, daß ſie einmal plötzlich in der Ewigkeit ſein kann. Bei dieſen ſchleichenden Fiebern denkt man ſo leicht der Kranke könne noch lange leben und ſiehe da! es iſt aus mit ihm."

„Ich weiß was Sie ſagen wollen, liebe Frau Dühr," erwiderte Rosmary äußerlich ruhig, „aber meine arme Mutter will nicht an die Nähe der Todesgefahr glauben."

Frau Dühr kam empört zu ihrem Mann zurück.

„Nein! das muß ich geſtehen, der Frau kann [illegible] nur wünſchen, daß ſie in ihrer Melancholie — oder was es für eine Sorte von Irrſinn war — verblieben wäre."

„Und Du willſt eine gute Chriſtin ſein!“ ſagte Herr Dühr vorwurfsvoll.

„Eben weil ich eine gute Chriſtin bin, muß ich das für die Baurätbin wünſchen, denn im Irrſinn iſt man unzurechnungsfähig. Jetzt aber bei geſunden Sinnen und ſterbend, will ſie nicht die heiligen Sacramente empfangen.“

„Oh! oh! oh!“ ſagte Herr Dühr.

„Müßte ſie es nicht aus Rückſicht für die Tochter, für dieſen Engel und Erzengel thun, wenn ſie auch ſelbſt nicht an die Todesnähe glaubt!“

„Sie wird ſich ſchon beſinnen, Frauchen! der Tod muß ihr nur noch etwas näher rücken und ſie wird willfährig.“

„Vielleicht zu ſpät .... das hat man ſchon gehört. Nun, der liebe Gott ſei ihr gnädig! .... Weißt Du aber welche Nachricht ich heute hörte?“

„Deine Nachrichten ſind unzählbar, wie die Sterne am Himmel, aber ſo ſicher wie die, ſind ſie nicht.“

„Wie könnten alle Nachrichten ſicher ſein, die in der Welt curſiren! das iſt zu viel begehrt. Dieſe Nachricht iſt aber ganz ſicher, nämlich die junge Frau Baronin Uglas ſoll gar nicht glücklich ſein.“

„Das kommt immer bei ſolchen verkehrten Heirathen heraus, beſonders wenn man ſo ein eitles Ding iſt, wie die Kleine war.“

„Sie war aber gar ſchön und der Baron muß ſich doch gründlich in ſie verliebt haben um ſie zu heirathen — und jetzt ſoll es mit der ganzen Herrlichkeit aus und vorbei ſein! Iſt das menſchenmöglich! — Aber die Männer machen Alles möglich.“

„Sie werden wohl alle Beide kein Gloria ſingen,“ bemerkte Herr Dühr mit Gleichmuth: „aber, Frauche, woher ſtammt dieſe Nachricht? Gewiß nicht von Fräulein Rosmary.“

„Nein, gewiß nicht! deren Verſchwiegenheit ſucht ihres Gleichen, iſt geradezu langweilig. Frage ich nach der Frau Baronin — was ganz in der Ordnung iſt, da ſie zwei und ein halbes Jahr in unſerm Hauſe wohnte, ſo bekomme ich zur Antwort: „Sie befindet ſich ganz wohl“ — oder: „ich hörte lange nichts von ihr“ — oder dergleichen; ich frage ſchon gar nicht mehr! — Nein, die Nachricht iſt folgendermaßen hergekommen: Eine Kammerfrau von dort hat ihre Schweſter beſucht, die hier im Dienſt einer vornehmen Herrſchaft iſt. Dieſe Schweſter iſt eine gute Freundin von Lena Rotter, der Putzmacherin, und der Bruder von Lena Rotter iſt der Schwiegerſohn von Frau Kalert — und Frau Kalert hat es mir geſagt.“

„Dieſer Spezereiladen iſt ein unerſchöpflicher Brunnen von Neuigkeiten; — aber ich gebe nicht viel auf Klatſchereien, die den Weg über eine ſolche Menge von Weiberzungen genommen haben.“

„Weiberzungen?“ fragte Frau Dühr beleidigt: „Hältſt Du etwa die Männer für ſo tugendhaft, daß ſie ihre Zungen für die Weinprobe aufſparten? ich ſage Dir ſie verſtehen auch zu klatſchen — und gehörig! ſie thun ja nichts Anderes in den Wein- und Bierſtuben hinter ihrem Schöppche, als Klatſchereien anſtiften über die Stadt und die Welt und den lieben Herrgott.“

„Ruhig, ruhig, Frauche! ich gehe ja nie in die Wein- und Bierwirthſchaften.“

„Das iſt ſchon wahr .... allein ich klatſche auch nicht,“ verſetzte Frau Dühr etwas beſänftigt durch den Hinblick auf den häuslichen Sinn ihres Mannes — und zog ſich in ihr Küchenrevier zurück.

— — Der Arzt war bei der Bauräthin geweſen. Er hatte längſt Rosmary geſagt, daß an eine Geneſung der Mutter nicht zu denken ſei. Als ſie ihn jetzt bis auf den Vorplatz begleitete, verhehlte er ihr nicht, daß die überhandnehmende Schwäche eine nahe Auflöſung ankündige.

„Doch nicht heute oder morgen?“ fragte Rosmary in bitterer Seelenangſt.

„Sie wird ſchwerlich das Ende des Monats erleben.“

Es war Mitte November. Rosmary athmete auf. Sie ging in das Zimmer und an ihre Arbeit zurück. Die Mutter empfing ſie mit der Klage:

„Könnte ich nur Madeira haben, dry Madeira, ſo würde ich gewiß geſund. Ich habe noch Kraft für ein langes Leben . . . . bin noch gar nicht alt . . . . wie alt biſt Du, Roſe?“

„Am Tage der h. Roſalie bin ich zweiundzwanzig Jahr alt geworden, liebe Mutter.“

„Der h. Roſalie? . . . . was iſt das für ein Tag?“

„Der 4. September.“

„Alſo Du biſt zweiundzwanzig Jahr alt und als Du auf die Welt kamſt zählte ich zweiundzwanzig. Sieh, was ich für ein langes Leben vor mir habe, Roſe! . . . . Bei vierundvierzig Jahren iſt man nicht alt . . . . Hätte ich nur eine Flaſche Madeira, ſo erholte ich mich gewiß.“

„Den Wein können wir haben, den gibt der Kaufmann; — aber die Geſundheit gibt Gott“ . . . . —

„Warum ſollte er ſie mir nicht geben, Roſe?“

„Vielleicht hat er Dir etwas Beſſeres zugedacht, als das arme Leben auf dieſer Erde, liebe Mutter.“

„Ich will nichts Beſſeres! .... Geſundheit und Leben will ich .... Wer mir das nimmt, iſt mein Feind.“

„Wir Alle haben keinen beſſern Freund als den lieben Gott, möge er uns auch Kreuz über Kreuz ſchicken.“

„Ich danke für eine ſolche Freundſchaft! weißt Du keinen beſſern Troſt, ſo ſchweige — und laß den Madeira holen .... zuerſt nur eine halbe Flaſche .... ich bin ja arm und lebe von Deiner Hände Arbeit .... da muß man ſparſam ſein .... Alſo nur eine halbe Flaſche dry Madeira! Haſt Du verſtanden?“

„Ja, liebe Mutter! .... ich weiß aber nicht ob der Doctor bei Deinem ſtarken Fieber den Madeira erlaubt. Champagner darfſt Du trinken.“

„Der Doctor ſagte mir, ich dürfe genießen, was ich wolle .... den Champagner mag ich nicht mehr .... er hilft mir nicht .... er ſtärkt mich nicht. Das wird der Madeira thun .... — Warum gönnſt Du ihn mir nicht? haſt Du kein Geld für mich?“

„Doch, liebe Mutter, und ich gönne ihn Dir von

Herzen. Ich fürchte nur, daß er die Wirkung nicht haben wird, die Du erwarteſt.“

„Das müſſen wir abwarten! . . . . ich glaube nun einmal, daß er mir heilſam iſt.“

Aehnliche Scenen hatten ſich ſchon oft wiederholt. Rosmary ertrug ſie mit unerſchütterlichem Gleichmuth. Auch jetzt ſuchte ſie ihn zu bewahren, allein die gänzliche Unzugänglichkeit der Mutter für das, was jetzt die Hauptſache war, beängſtigte ſie unausſprechlich.

Indeſſen wurde der Wein geholt und ſchon der Blick auf die Etiquette erfreute die arme Kranke ſo ſehr, daß ſie ſagte:

„Jetzt komme ich gewiß zu Kräften, Röschen.“

Rosmary antwortete durch das freundlich traurige Lächeln, das ihr eigenthümlich war, wenn ſie weder eine Verneinung noch einen Zweifel ausſprechen wollte. Sie nahm ſich vor ihren Fleiß zu verdoppeln, um alle ähnlichen Wünſche der Mutter für die kurze Zeit zu erfüllen, wo ſie noch ihrer kindlichen Liebe dieſen Ausdruck geben konnte. Wie lange währte es denn noch? — Einige Tage. — Und dann war ſie allein, ganz allein. Dann blickte kein befreundetes Auge theilnehmend ſie an; dann drückte keine liebe Hand ermuthigend die ihre; dann konnte ſie mit Niemand von ihrer Kindheit, ihrer Jugend reden, die den Vereinſamten immer im lieblichſten Licht erſcheinen, weil ſie damals nicht einſam waren. Mochte auch ihre und Roſalba's innere Entwickelung eine noch ſo verſchiedene Richtung eingeſchlagen haben — mochte eine tiefere Sympathie nicht bei ihnen ſtattfinden: ſo blieb doch die gemeinſame Kindheit und Jugend mit ihren tauſend Erinnerungen, mit ihren Bildern und Plänen, mit ihren Freuden und Leiden, ein ſtarkes, dem Herzen wohlthuendes Band. So lange Roſalba da war hatte ſie nicht die bleierne Wucht des Alleinſeins geſpürt. Sie hatte Kummer und Sorgen um Roſalba gehabt; aber dergleichen kommt ja vor in einer Familie. So lange Roſalba da war hatte ſie eine Familie und ein Heim, und wenn ſie Abends müde von der Tagesarbeit ihre Wohnung betrat, und Roſalba emſig beſchäftigt und die Mutter gut verſorgt fand: ſo fühlte ſie die unermeßliche Wohlthat, die, trotz aller Dürftigkeit, in dem Bewußtſein liegt ein Heim zu haben. Mit Roſalba's Heirath war dies Heim aus der Sonnenſeite in die Schattenſeite gerathen: am Lager der hinſterbenden Mutter konnte ein Gefühl des Wohlbehagens nicht mehr auftauchen, allein die ernſte, heilige Pflicht nahm deſſen Stelle ein und durchleuchtete wie ein übernatürlicher Stern das traurige Heim. Ging aber die Mutter hinweg — ſo war die

Vereinſamung da! Bei Frau Weiß konnte ſie nicht leben, da ſich dieſe in dienender Stellung befand. Bei Aloys, der nächſtens Pfarrer werden ſollte, durfte ſie nicht leben; dazu war ſie zu jung. Alſo was dann? wohin? — Das Kloſter? . . . . Aber ſie kannte kein Kloſter und fühlte unzweifelhaft, daß das Alleinſtehen in der Welt keineswegs Eins und Daſſelbe mit dem Beruf zum Ordensſtande ſei. — Die Ehe? . . . . Nein. Trug ſie im Herzen, gleichſam vor ſich ſelbſt verſchleiert, ein Ideal von irdiſchem Glück: ſo war ihr Blick zu klar und ihr Sinn zu gerade um ſie in Illuſionen einzuwiegen. Sie ſchätzte ſehr den Herrn Dühr und den Herrn Kalert; gleichwohl kam es ihr unmöglich vor einen Ehemann aus dieſem Kreiſe zu wählen. Hätte ſie das gewollt, ſo hätte ſie ſich ſchon verehelichen können, da Herr Dühr nichts ſehnlicher wünſchte, als Rosmary in ſeine Verwandtſchaft oder Freundſchaft hinein zu ziehen. Wie manche zarte Anſpielung hatte er ſchon gemacht um ihr dies zum Verſtändniß zu bringen! Wie hatte er den Vetter Niklas gerühmt, ſowohl ſeines Characters als ſeines Geſchäftes wegen. Und ſein Pathe, der Hannes Korber, der mußte es weit bringen! der war nicht auf den Kopf gefallen und war reich obenein! Und Beide ſuchten eine hübſche, verſtändige, fleißige Hausfrau, die keine Putznärrin ſei — und auf das Geld komme es ihnen gar nicht an. Aber das Alles war zu Rosmary wie gegen die Wand geredet, ſo daß Herr Dühr ſchon Luſt hatte empfindlich zu werden und kopfſchüttelnd gegen ſeine Frau äußerte:

„Jedes Ding hat ſeinen Haken und jeder Menſch ſeinen Fehler. Die Rosmary iſt ſtolz und will hoch hinaus.“

„Müſſen denn alle Mädchen an's Heirathen denken!“ erwiderte Frau Dühr mißbilligend.

„Daß ſie es müſſen behaupte ich nicht; daß ſie es aber thun, und oft und gern thun — ja, das behaupte ich. Und warum ſollten ſie nicht? . . . . ſie ſind ja dafür beſtimmt. Deshalb ſchlägt Keine ſo leicht einen rechtſchaffenen Mann und eine gute Verſorgung aus — und daß ſie es thut iſt eben ihr Fehler. Sie ſollte doch ein Exempel an ihren Eltern nehmen! der Vater war ein Maurergeſell und die Mutter ein Ladenmädchen. Hätten ſie nicht immer höher und höher hinauf wollen, ſo würde er vielleicht noch heute leben und ſie weder närriſch, noch in der Miſere ſein. Aber das Sprichwort hat Recht: „Wie die Alten geſungen, ſo zwitſchern die Jungen.“ Die Kleine hat es den Eltern nachgemacht: nun ſitzt ſie da, als Frau Baronin und bläſt Trübſal — und der Großen wird es ebenſo ergehen — was mir aber ſehr leid ſein wird . . . .

denn ſie iſt ein capitales Mädchen .... das ſteht feſt.“

Ebenſo feſt ſtand es bei Rosmary dergleichen Anſpielungen und Vorſchläge nicht zu beachten. Wie oft hatte ſie von ihrem Vater das Wort „Geſchäft“ gehört! um das Geſchäft drehten ſich ſeine Gedanken, ſeine Beſtrebungen, ſeine Handlungen, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen. Das Geſchäft war der Mittelpunkt, die Sonne ſeines Lebens. Jede Frage, Krieg und Friede, politiſche und geſellſchaftliche Vorfälle, Revolutionen und Reactionen — Alles wurde beurtheilt mit Rückſicht und in Beziehung zum Geſchäft. Das Geſchäft nahm bei ihm die Stelle ein, die bei einem Chriſten dem lieben Gott gebührt: er betete nicht zum Geſchäft, weil er überhaupt nicht betete; aber das Geſchäft war der Götze, dem er mit allen ſeinen Gaben und Kräften diente. So lange der Vater lebte, hatte Rosmary nicht weiter darüber nachgedacht, denn ſie liebte ihn kindlich und meinte, was er thue ſei gut und recht. Wie über ſo manches Andere war ſie auch darüber erſt ſpäter zur richtigen Einſicht gekommen. Der Gedanke, daß ſie durch die Ehe dahin gebracht werden könne, dem Sclavendienſt des Geſchäfts zu verfallen, war ihr grauenhaft — und obgleich die Vernunft ihr ſagte, es müſſe auch im Geſchäftsleben das richtige Maß inne zu halten ſein, ſo daß keine höhere Pflicht beeinträchtigt werde: ſo ſchien es ihr doch ſehr ſchwer, weil die Erwerbſucht gar häufig die Larve der Pflicht annimmt. — Hatte ſie aber je von einer Ehe über ihre Verhältniſſe hinaus geträumt; ſo genügte ein Blick auf Roſalba um ſie zu wecken. Es ſchien alſo ihre Beſtimmung zu ſein einſam durch das Leben zu gehen.

All dieſe Gedanken erfüllten Rosmary's Seele, während ſie bei ihrer Lampe ſaß und nähte. Es ſchlug die Mitternacht. Die Bauräthin fand noch immer keine Ruhe — und Rosmary nähte weiter und dachte weiter. Es ſchlug Eins. Der Zuſtand der Mutter hatte ſich nicht verändert. Rosmary wollte nicht ſchlafen, ſtand auf, ſchüttete Kohlen auf das Feuer, ging an's Fenſter, blickte auf die Grabesſtille der Gaſſe hinab und zum ſchwerumwölkten Himmel auf, der wie ein Sargdeckel über der Welt zu liegen ſchien — und ſetzte ſich wieder an die Arbeit. Aber es ging nicht mehr vorwärts. Bald verſagten die Augen den Dienſt und bald die Hand. Nach ſo vielen halbdurchwachten Nächten wurde das Bedürfniß nach Schlaf unwiderſtehlich. Sie hatte nur noch Kraft und Beſinnung, um das Nachtlicht anzuzünden und die Lampe auszulöſchen; dann fiel ſie angekleidet auf ihr Lager — und ſchlief. In

Kleidern ſchläft man ja unruhig und wacht bald wieder auf: dies war ihr letzter Gedanke. — —

Als Rosmary erwachte, war das Nachtlicht erloſchen, doch der graue Novembermorgen hatte ſchon den Tag gebracht. Wie lange habe ich geſchlafen! ſeufzte ſie. Gott Lob, daß die Mutter noch ruht. — Aber indem ſie ſich erhob, warf ſie nach ihrer Gewohnheit ſogleich den Blick auf die Kranke, die ſo ungewöhnlich ſtill war. Ach! — der Tod hatte ſie ſtill gemacht! — Eine Lähmung des Herzens war leiſe herangeſchlichen und hatte das ſchwache Flämmchen des Lebens ohne Anſtrengung und ohne Kampf ausgelöſcht. — So ſprach der Arzt und freute ſich, daß keine ſchwere Agonie die arme Frau heimgeſucht habe, während Rosmary ganz faſſungslos über dieſes Scheiden von der Welt war. Eines unverſehenen Todes war ihr Vater — war ihre Mutter geſtorben: darüber konnte nichts ſie tröſten.

Etwas Beruhigung gewährte ihr der gute Herr Dühr durch die Bemerkung:

„Ach, liebes Fräulein, grämen Sie Sich nicht ſo furchtbar darüber und bedenken Sie, daß unſer lieber Herrgott weiß, wie ſchwach an Geiſt die arme Frau Mutter aus ihrer Melancholie hervorgegangen iſt. Es iſt freilich ſehr traurig, ohne die heilige Wegzehrung abſcheiden zu müſſen; allein ſie hat doch ihre Oſtern gehalten und jetzt können Sie ihr ja recht feierliche Exequien halten laſſen — und dann müſſen Sie Sich in Gottes Zulaſſungen finden und auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen.“

Zu den Exequien kam Frau Weiß und nahm darauf Rosmary mit in die Heimat. Rosmary ſollte ſich einige Zeit ausruhen und erholen und ſich beſinnen, wie und wo ſie ſich niederlaſſen ſolle.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die

Erzählung des Hofraths.

Die

Erzählung des Hofraths.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1872.

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Franz Sauſen in Mainz.

Entered, according to Act of Congress in the year 1872, by
HERMAN BLÜMELING,
in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.
Déposé.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Idylliſch 1
Die Vorleſerin 18
Generalprobe 35
Die große Sept-Patience 53
Nemeſis 68
Die Frau Baronin 82
In der Familie 93
Eine glänzende Exiſtenz 115
Fröhliches Leben 135
Die letzte Tochter 160
Boa constrictor 189
Ein Blick 204
Nur ein Tag 223
Gondelfahrt 259
Die Krone des Lebens 274
Briefe 298
Auf hohem Meer 323
Im ſtillen Hafen 345
Brief des Hofraths 365

Idylliſch.

Da wo der Park von Waldhaus aufhört und ſich dem Felde und dem Walde anſchließt, liegt das Förſterhaus, ein kleines ganz unanſehnliches Gebäude, weiß getüncht, die Hausthür in der Mitte, rechts zwei Fenſter, links zwei Fenſter mit kleinen Scheiben, und die innere Einrichtung der äußern Einfachheit entſprechend. Dieſe Behauſung war etwas ganz Anderes als das idylliſche Schweizerhaus, auf das Roſalba gerechnet hatte, weil im Schloß noch keine Stätte für ſie war. Sintram hatte geſagt, es müſſe erſt ein Flügel ausgebaut werden. Ueber die Geſinnungen ſeiner Mutter hatte er geſchwiegen. Er ſuchte zu glauben Roſalba's Erſcheinung werde die Mutter beſiegen, die Erfahrung, daß er des Widerſtandes fähig ſei, werde ſie überhaupt geſchmeidig und nachgiebiger machen und endlich werde das Glück ſeiner Ehe ſie ganz und gar umſtimmen. Vielleicht glaubte er das Alles wirklich. Die Leidenſchaft beſitzt eine gewaltige Kraft zum Verblenden und überdas gibt es Charactere, die immer in einem gewiſſen Nebel ſchwimmen und ſich nie die Verhältniſſe klar machen.

Die Baronin war tief unglücklich.

„Mein einziges Kind vergiftet meine alten Tage,“ ſagte ſie zu dem Baron, der in ſeiner Gutmüthigkeit faſt weinend erwiderte:

„Ach, Minettchen, rede nicht ſo traurig. Er kann vielleicht recht glücklich werden und dann biſt Du gewiß zufrieden.“

„Er wird es aber nicht werden!“ verſetzte ſie mit einer Beſtimmtheit, als ſchließe ſie ein Rechenexempel ab.

„Aber Minettchen, das müſſen wir doch erſt erleben.“

„Nun und was dann?“ fragte ſie ſcharf.

„Dann? ja dann iſt es freilich ſchlimm.“

Daß dieſe Redensarten ihres guten Gatten ihr mehr Ungeduld als Troſt gaben, iſt begreiflich. Hätte ſie wenigſtens nicht Chriſtiane von der Argen kennen gelernt! Doch die erſte Perſon, die ihr entgegentrat, als ſie in's Seebad nach der Inſel Wight ging und bei Cowes landete, war Chriſtiane am Arm ihres Vaters. Selbſtverſtändlich fand nun ein täglicher Verkehr ſtatt und die Baronin überließ ſich ſtiller Verzweiflung bei dem Gedanken, wie glücklich ſich Alles geſtalten könnte ohne Sintrams unſelige Leidenſchaft. Chriſtiane war freilich nicht ſchön, nicht einmal hübſch zu nennen; der Mund war ein wenig zu groß, die Naſe ein wenig zu lang, die Grazienlinie der Augen ſtreifte ein wenig an den chineſiſchen Schnitt; — aber welche Friſche, welche Anmuth, welcher Frohſinn ſtralte aus ihrem Blick, offenbarte ſich in ihrem ganzen Weſen! Dazu dieſe kindliche Schmiegſamkeit in den Willen des Vaters, in die kleinen Launen der kränkelnden Mutter! Sie war das Ideal einer Schwiegertochter — und die Baronin, die äußerſt zurückhaltend mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit war, konnte ſich nicht enthalten, Chriſtiane mit zärtlicher Wehmuth, wie ein unerreichbares Kleinod zu betrachten.

„Liebe Emerenz,“ ſagte ſie eines Tages zur Gräfin, „die Familie wird zu beneiden ſein in welche einſt Deine Chriſtiane als Tochter eintreten wird.“

Die Gräfin erſchrak, weil ſie dies für ein Vorſpiel zur Werbung für Sintram hielt und ſagte:

„Ach, beſte Theophile, daran denken wir noch gar nicht. Chriſtiane iſt erſt im ſiebzehnten Jahr, phyſiſch zart und geiſtig unentwickelt.“

Die Baronin verſtand dies.

„Gib Dir keine Mühe, die liebliche Chriſtiane herabzuſetzen,“ fiel ſie der Gräfin etwas herbe in's Wort; „denn ich, liebe Emerenz, darf leider nicht daran denken, ſie Tochter zu nennen .... leider nicht! leider nicht!“

„Haſt Du Kummer durch Deinen Sohn?“ fragte die Gräfin ſo theilnehmend und ergriff ſo traulich die Hand der Baronin, daß dieſe den Jammer ihres Herzens nicht zurückhalten konnte und ihn der Gräfin offenbarte. Schließlich ſetzte ſie hinzu:

„Das Schreckbild dieſer Heirath ſchwebt mir Tag und Nacht vor Augen und wird zur Wirklichkeit .... in wenig Wochen. Jetzt kannſt Du Dir vorſtellen, was ich leide, liebſte Emerenz, wenn ich ein junges Mädchen wie Chriſtiane ſehe, das möglicherweiſe Sintrams Gattin hätte werden können.“

„Arme Theophile!“ verſetzte die Gräfin voll Mitleid, „was muß das für ein Schmerz ſein, den der einzige Sohn bereitet .... und was wird das für ein Zuſammenleben werden.“

„Daran iſt nicht zu denken! anſtatt miteinander — werden wir ſo getrennt wie es nur möglich iſt leben.“

„Wäre es dann aber nicht beſſer, Du ließeſt Deinen Sohn nach Volhynien gehen?“

„Um dort als Verwalter zu dienen? Niemals, Emerenz! wie kannſt Du mir den Vorſchlag machen!“

„Bei disharmoniſchen Familienverhältniſſen iſt nichts ſo geeignet allmälig die Harmonie herzuſtellen oder, wenn es abſolut unmöglich iſt, über den Zwieſpalt einen Schleier zu werfen, als Entfernung, Trennung für Jahre.“

„Nimmermehr, Emerenz! der Lichtpunkt meines Lebens iſt Sintram.“

„Unter den gegenwärtigen Umſtänden wird jeder Blick auf dieſen Lichtpunkt Dir einen Stich in's Herz geben, arme liebe Theophile. Iſt Dein Sohn in der Ferne, ſo kannſt Du ruhiger an ihn denken.“

„Möglich! aber ihn mit dieſer Frau in die Verbannung ziehen laſſen — unmöglich! Welch mühſeliges Leben, welche untergeordnete Exiſtenz erwartet ihn dort!“

„Scheint es Dir nicht recht heilſam, daß ein Menſch, der ſich durch die Leidenſchaft für berechtigt hält, nur ſeiner Selbſtſucht zu folgen, jetzt auch die Schattenſeite ſeines Verfahrens kennen lerne? ich meine, dieſe Schule könne ihm gar nicht ſchaden.“

„O Emerenz! hat man fünf Kinder wie Du, ſo entſchließt man ſich vielleicht zu einem ſolchen Schritt! Allein bedenke: Sintram iſt mein Einziger.“

Die Gräfin hatte Luſt zu ſagen, das ſei in keiner

Weiſe ein entſcheidender Grund, aber ſie war bei dem Character der Baronin ganz im Klaren, daß dieſe nur ihrem eigenen Sinne folge und ſagte abbrechend:

„Jede Mutter wird am Beſten wiſſen, wie ſie ſich ihrem Kinde gegenüber zu verhalten hat und ſo mußt denn auch Du, liebſte Theophile, das Beſte zu wählen ſuchen. Sei aber überzeugt, daß Dein Kummer mir die tiefſte Theilnahme einflößt . . . . umſomehr als heutzutage keine Mutter vor einem ähnlichen Kreuz ſicher iſt.“

Je mehr Wohlgefallen die Baronin an Chriſtiane fand, deſto größeres Mißfallen ſprach Sintram aus. Mißfiel ſie ihm wirklich oder wollte er keine Hoffnung in ſeiner Mutter aufkommen laſſen, genug, er tadelte ſie beſtändig in ſeinen traulichen Geſprächen mit ſeinem Vater, weil er wußte, daß dieſer Alles der Baronin erzählte.

„Mein Gott, wie ermüdend iſt dieſe ewige Luſtigkeit der Chriſtiane! findeſt Du nicht, Vater? — Sie hat ja beſtändig lachende Augen.“

„Und was für ſchöne blaue Augen! blau wie der Frühlingshimmel . . . . ja, Fritzi, die hat ſie. Und warum ſollte ſie nicht luſtig ſein? ihr fehlt ja nichts.“

„Meinetwegen! ich kann die luſtigen jungen Mädchen nicht leiden.“

„Da haſt Du Unrecht, Fritzi! ſie werden früh genug ernſt.“

Man hatte einen Ausflug nach Carrisbrook-Caſtle gemacht, wo König Carl I. in Gefangenſchaft war. Am andern Morgen ſagte Sintram:

„Nein, dieſe Chriſtiane! geſtern ſpielte ſie die Gelehrte und erzählte mir die ganze Geſchichte von Carl I.“

„Wußte ſie denn dieſe Geſchichte?“ fragte der Baron verwundert.

„Am Schnürchen! . . . . und ihre Anmerkungen gab ſie obendrein.“

„Schau, das Chriſtianerl!“ ſagte er beifällig.

„Ich begreife nicht, Vater, wie man ſo eingenommen für ſie ſein kann,“ ſagte Sintram, dem Alles an ihr mißfiel, wodurch ſie ſich von Roſalba unterſchied.

„Die Jugend macht das, Fritzi! die liebe ſchöne Jugend haben alte Leute immer gern.“

„Die Jugend laſſe ich gelten; doch Chriſtiane iſt wirklich noch ganz kindiſch. Sie ſpricht von nichts Anderem ſo gern, als von Argenfels und ihren Geſchwiſtern.“

„Sie kennt nichts Anderes, Fritzi! und wenn ſie von Carl I. ſpricht, ſo iſt Dir das auch nicht recht. Du biſt ungerecht gegen ſie.“

Chriſtiane ihrerſeits war durchaus nicht für Sintram eingenommen.

„Gefällt er Dir, Papa?“ fragte ſie, „mir gar nicht! er hat ein mürriſches Weſen.“

„Er war ſchwer krank, Chriſtiane, und von einem Nervenfieber erholt man ſich mühſam,“ ſagte die Gräfin entſchuldigend.

„Und dann hat er auch gar keine guten Grundſätze, der Herr Couſin.“

„Oho, Chriſtiane!“ rief der Graf lachend, „wie biſt Du zu der Entdeckung gekommen.“

„Wir ſprachen von Carl I. und Sintram behauptete, der König habe ganz Recht gehabt, Lord Stafford ſeinem Schickſal zu überlaſſen, denn er habe geglaubt Staffords Tod werde den Groll gegen den Thron beſchwichtigen und das ſei die beſtimmende Rückſicht für einen König. Darüber ſtritten wir heftig, denn die Machthaber müſſen vor allen Dingen gerecht ſein, ſonſt könnte man ja auch ſagen, Pilatus habe ganz recht gethan Chriſtus geißeln zu laſſen, um die Juden zu beſchwichtigen.“

„Und was antwortete Sintram?“

„Ganz ſpöttiſch antwortete er: War etwa Lord Stafford ein Welthciland?“ —

„Dann gib Dich zufrieden, Chriſtiane, denn dies iſt ein ſchlechter Scherz, aber kein ſchlechter Grundſatz. Er hat ein wenig mit Dir disputiren wollen, denn ich kann nicht glauben, daß er im Ernſt den armen Carl I. bei dieſer Handlung vertheidigt, die einen ergebenen Anhänger als Hochverräther aufs Schaffot führen läßt. Er hat es gebüßt, der unglückliche König! Lord Staffords Blutgerüſt war die erſte Stufe zu ſeinem eigenen.“

Trotz des vollſtändigſten Mangels an Sympathie zwiſchen Sintram und Chriſtiane nahm die Baronin dennoch an, dieſelbe würde ſich finden, wenn Sintrams Herz frei wäre — und da dies nicht der Fall war, ſo verließ ſie nach ſechswöchentlichem Aufenthalt die Inſel Wight um Vieles aufgeregter und ſchmerzlicher bewegt als ſie gekommen war. Die Familie von der Argen verlängerte ihren Aufenthalt, weil die Seeluft der Gräfin heilſam war. Chriſtiane ſtand wieder mit ihrem Vater auf dem Hafendamm von Cowes und winkte den Abreiſenden die letzten Grüße zu. Als nun das Dampfboot ſich wendete und durch die ſanften Wellen dahinrauſchte, trat die Baronin von der Bruſtwehr zurück und ſagte zu Sintram:

„Die Vorſehung hat Dir gezeigt, wo Du Dein Glück hätteſt finden können und Du haſt es nicht gewollt. Jetzt verfällſt Du einem traurigen Schickſal und darfſt Niemand anklagen, als Deine eigene Thorheit.“

Er ſchwieg und zählte die Tage, die Stunden, die Minuten, die ihn von Roſalba trennten. — —

— — Roſalba war keineswegs angenehm überraſcht, daß ihre Vermählung ohne Sintrams Eltern, überhaupt ohne Feſt und Feierlichkeit ſtattfand. Ihre Mutter und ihr Bruder Anton kamen zur Trauung und Rosmary, das Dühr'ſche Ehepaar und ein Paar theilnehmende — oder neugierige — Nachbarn wohnten ihr bei. Von vornehmen Verwandten und Freunden keine Spur. Frau Weiß fühlte mit tiefer Bekümmerniß die traurige Stellung Roſalba's in einem Hauſe, dem ſie unwillkommen war, dankte aber doch von ganzem Herzen dem lieben Gott, daß endlich die Verehelichung ſtattfand; — und das that denn auch Rosmary. Allein Niemand verſpürte unbefangene Freude und frohe Zuverſicht. Anton war ſogar ſehr verſtimmt.

„War denn gar keine Rede von einem Ehecontract?“ ſagte er zu Rosmary. „Iſt für die Zukunft meiner Schweſter geſorgt für den Fall, daß ſie Wittwe wird?“

„Schwerlich! denn Baron Uglas hat nur das, was ihm ſeine Eltern geben und da dieſe gegen ſeine

Heirath ſind, ſo werden ſie keine Eil' gehabt haben vorſorglich an ſeine Wittwe zu denken."

„Hätten Sie Sich nicht darum bekümmern und dafür bemühen können!" rief er unwillig.

„Iſt mir nicht eingefallen! Das Geld kam mir bei dieſer traurigen Verbindung gar nicht in den Sinn."

„Ja, wenn von der Hauptſache nicht die Rede war — denn die Hauptſache zum Leben iſt das Geld! — dann iſt es freilich eine höchſt traurige Heirath und am Ende könnte meine arme Schweſter es ihrem hübſchen Lärvchen zu danken haben, daß ſie in Miſere geriethe."

„Sie hat ſich ihr Schickſal gewählt und muß die Folgen tragen."

„Machen Sie es nur nicht ebenſo, Fräulein Rosmary! aus alter Freundſchaft rathe ich Ihnen nie und unter keiner Bedingung einen armen Mann — und wär' er ein Fürſtenſohn! — zu heirathen."

„Iſt und bleibt mein unglücklicher Bruder denn wirklich verſchollen?" fragte ſie abbrechend.

„Das verſteht ſich!" entgegnete Anton gleichmüthig, „die Gläubiger dürfen ihm ja nicht auf die Spur kommen. Vielleicht iſt er auch ſchon zu Grunde gegangen . . . . und vielleicht erwirbt er ſich unter einem andern Namen ein Vermögen .... wer kann das wiſſen! In den halbwilden Ländern geſchehen curioſe Dinge! Spitzbuben werden ehrliche Leute und ehrliche Leute haben nichts dawider wie Spitzbuben zu handeln. — Alles durch, für und um das liebe Geld.“

Rosmary wendete ſich ſchaudernd ab. — —

War Roſalba's Hochzeitstag ohne Sang und Klang vorüber gegangen, ſo war es auch nicht anders mit ihrem Einzug in Waldhaus. Die lange Reihe der Schloßfenſter blinkte und blitzte wie illuminirt im rothen Licht der untergehenden Oktoberſonne; aber ſie fuhren ſeitwärts am Schloß vorüber und nach dem Förſterhauſe, das nichts weniger als illuminirt ausſah. Eine Magd empfing ſie an der Thür. Darauf beſchränkte ſich die Dienerſchaft. Freilich konnte ein Jägerburſche dazu gezählt werden; doch der war im Walde und brachte den Dohnenſtrich in Ordnung. Roſalba hatte allerdings in den letzten Jahren jeden Comfort in der Wohnung und der Lebensweiſe entbehrt, doch mit nichten ihn vergeſſen und ſtets gedacht, ſie werde ihn im reichſten Maß finden, wenn ſie nur erſt Baronin Uglas ſei. Was fand ſie nun? — Ein Paar niedrige Zimmer mit grün angeſtrichenen Wänden, Strohſtühle, ein hartgepolſtertes Sopha mit ſchwarzem Wollendamaſt bezogen, Tiſche und Schränke von Tannenholz, braun angeſtrichen, Vorhänge von weißem Muſſelin mit ſchrecklichen baumwollnen Franſen: ſie war ganz ſtarr vor Schreck und mit ſtillem Entſetzen glitt ihr enttäuſchter Blick von dem ſchwarzen Sopha auf die weißen Franſen.

Sintram war entzückt von ſeinem Hauſe. Er fand es idylliſch. Auch die Einrichtung. Er hatte ſich im Schloß, trotz aller eleganten und behaglichen Meuble, ſo viel gelangweilt und ſich ſo gedrückt gefühlt, daß ihm ſchien, mit der veränderten Umgebung ſei Langweil und Unbehagen für immer gewichen. Sein Gewehrſchrank von Eichenholz mit reichem Schnitzwerk, der ihm erb- und eigenthümlich gehörte, ſtand im ſchreienden Gegenſatz zu den übrigen Stücken. Roſalba ſeufzte heimlich: So müßte die ganze Einrichtung ſein! — Sintram ſagte froh:

„Dies Haus und der Wald bilden mein Reich! da bin ich König und in dieſem Schrank ſind meine Kronjuwelen.“

Roſalba lächelte trübſelig; ſie wünſchte ſich ganz andere Juwelen.

In den Schränken fand ſie Hauswäſche von der allereinfachſten Sorte und Sintrams Sachen; doch von einer Ausſtattung, die ſie für ſich erwartet hatte — keine Spur! Hätte Sintram ihr nicht zur Hochzeitsreiſe nach Baden-Baden ein Paar Anzüge geſchenkt, ſo wäre ihr Kleiderſchrank leer geblieben.

Das Dienſtmädchen kam und fragte, was ſie zum Nachteſſen bereiten ſolle. Roſalba erwiderte: das, was ſie habe und was ſie könne. Das Mädchen ſagte, ſie habe Milch und Eier und wolle Pfannkuchen backen.

„Herrlich!“ rief Sintram. „Pfannkuchen und Kartoffeln in der Schaale! das iſt ſo recht häusliche Koſt und paßt zu unſrer idylliſchen Hütte.“

Roſalba hatte die häusliche Kartoffelkoſt zur Genüge genoſſen und fand dieſen ganzen idylliſchen Zuſchnitt ihrer Exiſtenz ſo armſelig, wie er wirklich war, während Sintram in dreifachen Freuden ſchwelgte: Roſalba war ſein Weib, er war ſein eigener Herr, und er hatte mit ſeiner Standhaftigkeit den Willen der Mutter beſiegt.

„Findeſt Du es nicht ganz reizend hier, ſüßes Weibchen?“ fragte er, als ſie die häusliche Koſt miteinander verſpeiſten.

„Es kommt mir ſchrecklich einſam vor! weit und breit nichts als Bäume,“ entgegnete Roſalba, die immer in der Stadt gelebt und weder Geſchmack, noch Sinn für die Natur hatte.

„Du fürchteſt Dich wohl vor Wilddieben oder vor Spitzbuben, die im Walde hauſen? Sei ganz ruhig, Röschen! ich ſorge für einen großen Hund, der Dich bewacht, wenn ich nicht bei Dir bin.“

„Ach, an ſolch Geſindel hab' ich noch gar nicht gedacht,“ ſagte ſie kläglich.

Sie vermißte Menſchen und Sintram wollte ſie durch einen Hund tröſten! Nein! In Baden-Baden als Baronin Uglas zu erſcheinen — das war ſehr angenehm; aber in dieſer Wildniß .... und wo es kümmerlicher ausſah und ebenſo dürftig herging, wie bei der Bauräthin im vierten Stock — das war ſchrecklich! ſo ſchrecklich, daß es unmöglich ſo bleiben konnte! Es mußte anders werden! Durchaus! — —

Sintram ging am nächſten Morgen zu ſeinen Eltern. Die Baronin war vor Gram blaß wie eine Leiche und nach ihrer Art ſtarr wie eine Leiche; — der Baron nichtsſagend freundlich.

„Wir ſind nun hier,“ begann Sintram.

„Das ſehe ich!“ fiel ſie ein. „Laß uns ſogleich von Deiner geſchäftlichen Stellung reden.“

Das geſchah. Sie beſprach mit ihm den Zuſtand des Forſtes, übergab ihm die Bücher, die ſich auf dieſen Zweig bezogen, ermahnte ihn zur Pünktlichkeit im Dienſt und ſetzte ſeinen Gehalt feſt. — Alles ſo, als ob er wirklich nur der Förſter ſei.

Als ſie mindeſtens eine halbe Stunde ohne Unterbrechung über dieſen Gegenſtand geſprochen und ihn erſchöpft hatte, ſagte Sintram finſter:

„Es iſt alſo wirklich Deine Abſicht, das Verhältniß der Mutter zum Sohn abzubrechen?“

„Zum Sohn — keineswegs!“ verſetzte ſie mit Nachdruck.

„Aber zur Gattin des Sohnes?“

„Das verſteht ſich! ich habe es Dir vorhergeſagt.“

„Wer die Gattin des Sohnes verleugnet, ſtößt auch ihn zurück.“

„Es hängt von Dir ab, Deine Stellung zu nehmen. Willſt Du Dich ganz von . . . . dieſer Frau unterjochen laſſen, ſo iſt das Deine Sache. Sie wird nicht meine Schwelle überſchreiten. Weil Du behaupteteſt durch Ehre und Gewiſſen verpflichtet zu ſein ſie zu heirathen, ſo habe ich es geſchehen laſſen um zu verhüten, daß das Verhältniß nicht noch ſündhafter und anſtößiger werde, als es ohnehin ſchon war. Allein ich habe Dir erklärt und wiederholt, ich ließe mir keine Schwiegertochter aufdringen — und Du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß es dabei bleibt. Haſt Du Deinem Willen ohne Rückſicht auf mich folgen können, ſo halte ich den meinen feſt, ohne Rückſicht auf eine Perſönlichkeit zu nehmen, die zwiſchen Mutter und Sohn eine tiefe

Kluft geriſſen und ihn aus der eigentlichen Bahn ſeines Lebens herausgeworfen hat, denn ihretwegen iſt er ein Diener, ſtatt daß er Herr ſein könnte.“

Sie verließ das Zimmer und Sintram brach nun vor ſeinem Vater in den heftigſten Zorn aus. Doch das änderte die Sache nicht, wenn auch der arme Baron ihn durch allerhand Redensarten zu beruhigen ſuchte. Sintram mußte ſich entſchließen, Roſalba von der andauernden Verſtimmung ſeiner Mutter in Kenntniß zu ſetzen.

Roſalba brach in Thränen aus und rief:

„Hätte ich ahnen können, ein ſolcher Störenfried in Deiner Familie zu ſein, nie und nimmer hätte ich Dich geheirathet!“

„Wie!“ rief er gekränkt, „wegen einer höchſt ungerechten Laune meiner Mutter wollteſt Du mich aufgeben?“

Roſalba wagte nicht, dies zu bejahen, denn im Herzen wußte ſie das Gegentheil. Sie ſagte alſo nur:

„Ich ſoll eine Fremde bleiben, im Schloß, in der Verwandtſchaft . . . . o Sintram, was für ein furchtbares Leben wird das werden.“

„Ich habe Dich und das genügt mir!“ ſagte er etwas empfindlich; „ich meine, Du ſollteſt mit Deinen Gedanken nicht gar ſo weit herumſchweifen.“

„Ach!“ ſagte ſie weinend: „ich bin ja Deinetwegen ſo troſtlos!“

Das war nicht wahr; aber ſie täuſchte ſich und ihn, ohne es zu beabſichtigen — wie das den oberflächlichen Menſchen leicht geſchieht.

Die Vorleſerin.

In einem großen ungemein behaglichen Zimmer auf Schloß Argenfels lag die Gräfin von der Argen auf der Chaiſelongue und Chriſtiane ſaß am Schreibtiſch und ſchrieb die Briefe, die ihre Mutter dictirte. Der Schreibtiſch ſtand unweit eines breiten gekuppelten Fenſters, des einzigen im Zimmer, durch welches jedoch hinreichendes Licht einfiel, weil es faſt bis zum Fußboden hinabreichte. Um jedes mögliche Unglück zu verhüten, war von Außen ein zierliches Gitterwerk von Eiſen als Bruſtwehr geſetzt. Die Tapeten des Zimmers, die Vorhänge um Fenſter und Thüren, die Bezüge der Möbel waren von grünem Damaſt. Die etwas düſtere Färbung wurde freundlich erheitert durch eine Menge von Oelgemälden in goldenen Rahmen, lauter Familienporträts, durch Tiſche und Schränke mit ſchöner eingelegter Holzarbeit, durch Vaſen von chineſiſchem, japaniſchem und Meißner Porzellan und durch eine Menge von Gegenſtänden zum Gebrauch und Nichtgebrauch, die einem Wohnzimmer das Gepräge häuslichen Wohlbehagens geben. Ein traulich anſprechender Geiſt ſchien dieſen Raum zu beleben und nahm für deſſen Bewohnerin ein. Die Gräfin war in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen. Das ſah man noch an ihrem Profil; allein ſie war in den letzten Jahren ſehr kränklich geworden und in ihrem leidenvollen, tiefeingeſunkenen Auge bemerkte man nur noch den feinen klugen Ausdruck, wenn ſie ſprach. Ob ſie ein Nervenleiden oder ein Herzleiden habe, ergründeten die Aerzte nicht und weder die Seebäder der Inſel Wight, noch der darauf folgende Winteraufenthalt in Nizza hatte ihr Geneſung gebracht. Sie reſignirte ſich und lehnte den Vorſchlag des Grafen ab, einen zweiten Winter im Süden zuzubringen; geſund ſei ſie nirgends und am liebſten ſei ſie auf Argenfels. Um Chriſtiane in die Welt zu führen, wie ſie das für Emerenz und Tony gethan, fehle ihr die Geſundheit; ſonſt wäre das wohl ihre erſte Pflicht. Dieſer Winter war ungewöhnlich ſtill auf Argenfels, denn der jüngſte Sohn, Julian, war nicht mehr da. Sein langjähriger Erzieher und Lehrer war zu einer Profeſſur berufen worden und Julian folgte ihm um an dieſem Gymnaſium die letzten Claſſen durchzumachen. Es war eine ſchwere Trennung für die Eltern; noch ſchwerer für Chriſtiane, die nur ein Jahr jünger als Julian ein Herz und eine Seele mit ihm, früher ſein Spielgefährte, dann ſein Studiengenoſſe war. Da ſie mit viel größerer Leichtigkeit lernte als er und eine unglaubliche Freude am Lernen hatte, ſo war der Wetteifer mit ihr dem Bruder höchſt förderlich und ſo machte es ſich ganz ungeſucht, daß ſie eine claſſiſche Bildung bekam. Gleicherweiſe ging ſie aber auch mit ihm und ihrem Vater auf die Jagd, war eine gute Reiterin und kein ſchlechter Schütz; — das Alles, Studien und Sport, in einfachſter, kindlicher, munterer Weiſe. Nun aber war Julian fort und Chriſtiane allein. Eine unausfüllbare Lücke in ihrer Exiſtenz! — Der Gräfin war dies nicht ganz unwillkommen, denn ſie fand, daß Chriſtiane doch vielleicht eine allzu männliche Richtung bekommen könne. Sie machte den Vorſchlag eine Geſellſchafterin für Chriſtiane zu ſuchen, doch das lehnte dieſe mit der äußerſten Energie ab. So eine Art von langweiliger, geſchulter Hofdame würde ihr Leben verbittern und ſie habe jetzt als Secretär und als Vorleſerin der Mutter hinreichende Beſchäftigung und die beſte Geſellſchaft.

„Gut, mein Kind!“ ſagte die Gräfin: „es ſoll alſo nicht von einer Geſellſchafterin für Dich — die ohnehin unſäglich ſchwer zu finden wäre — die Rede ſein. Jedoch wirſt Du mir erlauben, daß ich eine Vorleſerin ſuche, denn ich will nicht, daß Du mir täglich drei bis vier Stunden vorlieſeſt. Das kannſt Du nicht aushalten und es ermüdet mich immer dieſelbe Stimme zu hören. Wechſelſt Du mit einer Vorleſerin ab, ſo iſt uns Beiden geholfen.“

Es wurde alſo emſig nach einer Vorleſerin geſucht, die aber außer dieſem Talent noch eine Menge guter Eigenſchaften beſitzen ſollte, um nach Argenfels zu paſſen.

Jetzt war es im Dezember und ſehr kalt. Schnee bedeckte die ganze Landſchaft, der Rhein ging mit Eis und eine ſchwere graue Luftſchicht verhüllte das Siebengebirg. Dieſe ganze Gegend, wo das Ahrthal ſich öffnet und die Ahr in den Rhein fließt, ſo äußerſt lieblich in der guten Jahreszeit, trug jetzt das Gepräge des vollen nordiſchen Ernſtes. Wenn die Gräfin eine Pauſe im Dictiren machte, blickte Chriſtiane hinaus auf die Winterlandſchaft, die im Rahmen des weiten Fenſters wie ein großes Bild eingeſchloſſen war.

„Es iſt ein Glück, daß wir den Rhein haben, nicht wahr, Mama?“ ſagte ſie. „Ohne ihn ſähe es hier aus, wie in Kamtſchatka, todt, leichenhaft, gräulich! aber er erhält das Leben in der Natur; er iſt ihre große Pulsader, ihr Herz — und ſo lange das ſich regt, kann ſie nie ganz erſtarren. Sieh' welche Eisſchollen! und wie ſie ſo eilfertig daher ſchwimmen! .... Nur weiter mit euch! nur weiter! nicht geſtockt, damit der Rhein nicht zufriere!"

„Und wenn er zufriert," ſagte die Gräfin lächelnd, „ſo ſchnallſt Du jubelnd die Schlittſchuhe an und fliegſt dahin."

„Ach, ohne Julian!" ſeufzte Chriſtiane.

„Liebe Emerenz!" ſagte der eintretende Graf und hielt vergnügt einen Brief in der Hand: „wir haben, glaub' ich, eine paſſende Vorleſerin gefunden! Höre was unſer guter Profeſſor darüber ſchreibt:

„Hier in der Stadt iſt Niemand zu dem ich „volles Vertrauen habe, weil mir die Leute noch zu „fremd ſind und ich nicht beurtheilen kann, auf welchen „Eigenſchaften ihre Empfehlungen ruhen. Aber eine „Perſon, die mein Studiengenoſſe, der vortreffliche „Pfarrer Weiß empfiehlt, ſchlage ich Ihnen mit „gutem Gewiſſen vor. Ob ſie die Talente hat, die „Sie wünſchen, kann ich nicht entſcheiden. Der „Pfarrer ſchreibt nur, ſie ſei in einem guten Inſtitut „erzogen, verſtehe engliſch und weibliche Arbeiten, ſei „klug und bildungsfähig, habe ihre plötzlich verarmte „geiſtesſchwache Mutter jahrelang nicht blos gepflegt, „ſondern durch ihrer Hände Arbeit erhalten, ſtehe „ganz vereinzelt in der Welt, wünſche einen Platz,

„auf dem man keine hohe Anforderungen ſtelle und „ſei jeden Augenblick zu Dienſten, da ſie ſich nach „dem Tode ihrer Mutter bei der Mutter des Pfarrers „aufhalte und dieſe auf Neujahr zu ihrem Sohn „überſiedelt. So lautet die Empfehlung meines „Freundes und da ſie gar nicht prahleriſch iſt und „auf einen guten Character Gewicht legt, ſo ſcheint „ſie mir der Berückſichtigung werth zu ſein.“ — Alſo der Profeſſor. — Nun, Emerenz, was meinſt Du?“

„Ich meine, daß wir es verſuchen wollen,“ ſagte die Gräfin. „Wir bekommen wenigſtens keine prätentiöſe Dame, ſondern ein ganz einfaches, opferwilliges und, wie es ſcheint, ſchwer geprüftes Weſen in's Haus — und das iſt viel werth.“

„Mama!“ ſagte Chriſtiane warnend ihren Zeigefinger erhebend: „bedenke was Du thuſt, indem Du mich abſetzeſt! ich werde eiferſüchtig werden.“

„Das wirſt Du bleiben laſſen, Närrchen!“ rief der Graf lachend.

„Und wirſt keinen Grund zur Eiferſucht haben, Chriſtiane,“ ſetzte die Gräfin hinzu. „Du behältſt die franzöſiſche Lectüre. — Jetzt aber, beſter Winfried, antworte ſogleich dem Profeſſor, er möge die Sache in der Weiſe abſchließen, daß ſeine Empfohlene komme, je früher, deſto beſſer — und daß ſich ihr Gehalt nach ihren Leiſtungen richten werde.“

„So wie auch ihre Stellung,“ ergänzte der Graf, „denn vielleicht, ja wahrſcheinlich, bleiben dieſe Leiſtungen in der Sphäre der Kammerfrau.“

Die Gräfin wünſchte heimlich, daß dies nicht der Fall ſein möge. Da ſie aber die für Andere wie für ſich ſelbſt glückſelige Eigenſchaft beſaß, nicht zu widerſprechen, nicht einmal auf indirecte Weiſe, ſo ſagte ſie ſogar nicht: das wollen wir abwarten; — oder ein ähnliches Wörtchen, ſondern ſie nickte ſchweigend und lächelnd dem Gemal ihre Zuſtimmung zu.

Deſſen Brief ging ſchleunig dem Profeſſor zu; dieſer ſchrieb ſofort dem Pfarrer Weiß und Aloys ſeiner Mutter, daß ein Platz für Rosmary gefunden ſei.

Rosmary hatte mit ernſter Wehmuth die Superba betreten. Da wo ihre fröhliche Kindheit verfloſſen war, wo ihre Jugend ſo glänzend begann und auf ſo herbe Enttäuſchungen und Demüthigungen ſtieß — da wo ſie Gebieterin hätte ſein können — da fand ſie jetzt eine Zuflucht in ihrer gänzlichen Hülf- und Rathloſigkeit bei einer treuen Dienerin ihrer Eltern. Frau Weiß bewohnte noch immer das Zimmer zu ebener Erde mit dem großen Alkoven, das ſie vor zwanzig Jahren gewählt hatte um ihre Söhne in dem kleinen, längſt verſchwundenen Portierhäuschen vor Augen zu haben. Seitdem war Alles um ſie her ganz anders geworden, aber ſie ſelbſt, die fromme, ſtille, arbeitſame Frau war dieſelbe geblieben. Die Freude über Aloys und der Troſt den Abend ihres Lebens unter ſeinem Dach zu beſchließen, erfüllte ſie mit unſäglicher Dankbarkeit gegen Gott, der wenigſtens dieſes Kind friedlich in den Hafen ſeiner Beſtimmung führte. Und daß jetzt Rosmary eine kurze Zeit des Ausruhens bei ihr fand, war eine Wonne für ihr mütterliches Herz.

Jetzt alſo war über Rosmary's nächſte Zukunft entſchieden: zu fremden Menſchen, in ein fremdes Haus, in dienender Stellung. Rosmary ſchauderte. Die Unterwerfung unter ſcharfe Arbeit, die ſie ſeit Jahren geübt hatte, kam ihr minder ſchwer vor, als dieſe directe Abhängigkeit von ganz unbekannten Perſonen, die über jeden Augenblick ihres Tages beſtimmen durften.

„So arg iſt es nicht, Röschen, Du ſtellſt Dir das gar zu ſchlimm vor,“ ſagte Frau Weiß beruhigend: „Aloys ſchreibt ja ausdrücklich es ſei ein ſehr gutes katholiſches Haus . . . . und vornehm iſt es auch. Weißt Du nicht, daß es früher Dein

Wunſch war, bei vornehmen Leuten in Dienſt zu treten?“

„O ja, Mütterchen, denn ich dachte mir dabei immer edle Menſchen. Iſt aber dieſe Familie auf Argenfels ſo, wie Roſalba ihre Schwiegereltern beſchrieben hat, ſo werde ich mich dort wohl nicht ſehr zufrieden fühlen.“

„Roſalba's Mann iſt gut für ſie. Durfte ſie mehr erwarten?“ ſeufzte Frau Weiß.

„Unſere Correſpondenz hat ganz aufgehört. Roſalba nahm es mir übel, daß ich ihr mehr Hingebung an Gottes Fügungen wünſchte. Wenn ich ihr nichts Anderes zu ſagen wiſſe, ſo möge ich nur ſchweigen — ſchrieb ſie mir. Aber was konnte ich ihr ſonſt wohl ſagen, Mütterchen? ich weiß wirklich mit dem beſten Willen nichts Anderes, denn mein Leben im Ganzen und jeder einzelne Tag kennt nur dieſe Hingebung und weiter nichts. Ich bin und ich war ſeit Jahren wie der Sperling auf dem Dach, für den der liebe Gott ſorgt. Dieſe Hingebung iſt iſt in manchen Menſchen eine hohe Tugend; mich aber haben die Verhältniſſe ſo geſtimmt.“

„O nein, liebes Kind! das thun die Verhältniſſe nicht!“ ſagte Frau Weiß gerührt: „Du ſiehſt es an Roſalba. Zu dieſer Hingebung in den Willen Gottes gehört die ſchwerſte und umfaſſendſte Tugend: Selbſtverleugnung. Bete für Roſalba .... und für Anton .... und für Philipp, der ſich mit ſeinem armen Vater in Paris aufhalten und der Agent einer geheimen Geſellſchaft — wie ſie es nennen — geworden ſein ſoll. Klug genug war er dazu; aber Anton ſagt, dieſe geheimen Geſellſchaften wären wahrhaft teufliſche Bündniſſe, die auf Mord und Plünderung in der ganzen Welt ausgingen. Er iſt wüthend wenn er von ihnen ſpricht und es iſt mir unbegreiflich, daß Aloys behauptet, Anton gehöre gleichfalls, und ſchon ſeit Jahren, einer geheimen Geſellſchaft an, die jener mordgierigen in die Hände arbeite. Was wäre das für ein Widerſpruch in Anton! ſeinen chriſtlichen Glauben hat er freilich, leider Gottes! ſchon lange verloren — und iſt das geſchehen, ſo gibt's eine arge Confuſion in dem armen Menſchenkopf, der nicht darauf eingerichtet iſt, ſich ohne den Wegweiſer der chriſtlichen Lehre in der gefährlichen Welt zurechtzufinden.“

„Und ich muß nun in dieſe Welt hinaus!“ ſeufzte Rosmary.

„Nein, ſo mein' ich es nicht!“ entgegnete Frau Weiß lebhaft: „Welt nenne ich das, was dem göttlichen Heiland und ſeiner Lehre entgegentritt. Die

Welt kam als Eitelkeit in die Dachſtube zu Roſalba, als Ehrgeiz in die Werkſtatt zu Philipp, als Geldgier zu Anton in ſein Schreibzimmer. Sie kann Dich finden, wo Du auch ſein mögeſt. Aber daß ſie im Schloß ihren feſten Sitz habe — das ſag' ich nicht, Röschen! Auch dort werden die Menſchen ſein wie überall, ein Gemiſch von guten und nicht guten Eigenſchaften. Die Hauptſache iſt, daß Du gut bleibſt und Gott vor Augen haſt. Ach, Röschen, Du und der Aloys — Ihr ſeid mein Troſt! . . . . Von allen Kindern, die um mich herum aufwuchſen — nur zwei!“

„Gräme Dich nicht, Mütterchen!“ ſagte Rosmary zärtlich: „Du haſt gewiß durch Gebet, Beiſpiel und gute Lehren für Alle gethan, was Du vermochteſt und wir werden uns hoffentlich auch noch Alle beſſern. Der Himmel iſt voll Bekehrter — ſagte einmal mein Beichtvater.“

Traulich wie Mutter und Tochter verlebten ſie ihre Tage, und Frau Weiß bemerkte mit Freude, daß ſich Rosmary phyſiſch erhole und ihr krankhaft müdes Ausſehen verliere. Die gute Frau Dühr hatte unter vielen Thränen die Nachricht erhalten, daß Rosmary nicht zurückkehre, deren Auftrag vollzogen, ihre geringen Habſeligkeiten zu verkaufen und aus dem Erlös den Arzt zu bezahlen. Sie war ſeelenvergnügt, als noch einige Gulden übrig blieben, denn ſie ſagte:

„So oder ſo — ihr Brod muß ſie ſich immer verdienen! und wer weiß, wie bitter es ihr im fremden Hauſe ſchmecken wird und ob ſie es dort aushält.“

„Daß ſie den Hannes nicht heirathen wollte, werde ich vielleicht im andern Leben begreifen; in dieſem Leben aber nun und nimmer!“ ſagte Herr Dühr tief nachdenklich: „Ja, wenn der Hannes ein widerliches Geſchäft betrieben hätte, Seifenſiederei, Gerberei oder dgl., ſo könnte man es allenfalls ſich erklären; — aber ſo ein ſauberes Kurzwaarengeſchäft! und was ſo im Flor iſt! Sie hätte darin geſeſſen wie der Vogel im Hanfſamen. Und jetzt muß ſie dienen.“ — —

Am Tage vor Rosmary's Abreiſe kam Anton und ſagte in ſeiner wenig einnehmenden Weiſe:

„Fräulein Rosmary, Sie brauchen ohne Zweifel Geld. Ich kann Ihnen Einiges geben.“

„Ich danke beſtens, ich habe das Nöthige.“

„Die Rückzahlung eilt gar nicht.“

„Das iſt ſehr freundlich, aber ich danke,“ erwiderte ſie höchlichſt verwundert.

„Sie können es auch ganz behalten.“

„Welcher Einfall!“ rief ſie unmuthig und ſah ihn zürnend an.

„Fräulein Rosmary, wären Sie nicht geneigt, mich zu heirathen?“ fragte er ruhig.

„Nein! dazu bin ich durchaus nicht geneigt!“ erwiderte ſie raſch und entſchieden.

„Warum nicht? wir paſſen gut für einander: wir ſind beide arbeitſam und ſparſam. Ueberdas ſind Sie klug und anſtellig und können Ihrem Mann ſehr zu ſeinem Fortkommen behülflich ſein, was denn auch Ihnen zu gut käme. Ich ſehe nicht ein, weshalb Sie ſo raſch Nein ſagen. Beſinnen Sie Sich ein Weilchen. Ich habe durch die äußerſte Sparſamkeit und durch beſcheidene aber glückliche Speculatiönchen ein Sümmchen erworben, das ſich mehr und mehr vergrößert.“

„Und würden Sie ſo reich, wie alle Juden der Welt zuſammen genommen — ich kann Ihren Antrag nicht annehmen!“ fiel ſie ein.

„Aber warum nicht?“ wiederholte er: „vielleicht weil ich ein armer Bub' und der Schreiber Ihres Vaters war?“

„O nein! auch mein Vater war in ſeiner Jugend ein armer Bube.“

„Oder haben Sie eine andere Ausſicht auf Verſorgung?“

„Nicht die geringſte.“

„Oder haben Sie eine Heirath im Sinn wie die der einfältigen Roſalba?“

„Bewahre Gott!“

„Nun denn! kein einziger Grund unterſtützt Ihr Nein! alſo ſagen Sie doch lieber Ja.“

„Ich muß Sie bitten, Sich mit meinem einfachen und entſchiedenen Nein zu begnügen,“ verſetzte Rosmary in einem Ton, der Anton zum Schweigen brachte, ſo daß er mit den Worten Abſchied nahm:

„Mögen Sie es nie bereuen und leben Sie wohl.“

Ganz erregt theilte Rosmary der Frau Weiß dieſen höchſt überraſchenden Antrag und deſſen Ausgang mit und bat ein wenig um Entſchuldigung.

„Das haſt Du nicht nöthig,“ gab Frau Weiß zur Antwort: „Anton iſt mein Sohn und ich liebe ihn . . . . aber ohne Verblendung. Deshalb kann ich nicht Eure Verbindung wünſchen, denn entweder würdeſt Du ihm ähnlich — oder durch die Unähnlichkeit unglücklich werden — und Eines wie das Andere thäte mir leid für Dich. Es iſt beſſer, im fremden Hauſe zu dienen, als im eigenen Hauſe die Magd einer böſen Leidenſchaft zu ſein."

Antons vertrocknetes Herz war leicht getröſtet über den Mißerfolg. Als Rosmary abgereiſt war, ſagte er zu ſeiner Mutter:

„Ich weiß in der That nicht wie ich bei ihr auf Ehegedanken kam! ich dachte vermuthlich, daß zwei arbeitſame und ſparſame Leute mehr vor ſich bringen, als der einzelne Menſch. Allein es iſt ſchon beſſer, daß ich ehelos bleibe. Eine Frau iſt immer eine koſtſpielige Sache, beſonders in unſern Tagen, wo eine Jede den Lilien auf dem Felde ähnlich zu werden trachtet, die nicht nähen, nicht ſpinnen und doch in Salomons Herrlichkeit gekleidet ſind. Will dann das Schickſal noch gar, daß eine ſolche Frau eine ganze Schaar von Kindern auf die Welt bringt: ſo muß ja ein armer Hausvater ſich halbtodt arbeiten oder ſein bischen ſauer Erſpartes dran geben, um für die liebe Familie zu ſorgen. Nein, Mutter, ich bleibe hübſch ledig! ich denke förmlich mit Schreck daran, daß die Rosmary hätte Ja ſagen können. Sie war klüger als ich. Aber ſo geht's, wenn man täglich ein ſchönes Mädchen vor Augen hat! ich habe gewiß Blut ſo kalt wie ein Froſch und dennoch hat es mich faſt zu einem dummen Streich gebracht. Es iſt gar nicht zu verwundern, wenn heißblütige Leute ſehr viel dumme Streiche machen.“

Die Mutter hörte bekümmert den Erörterungen des Sohnes zu, denn der Egoismus ſprach aus ihm; nicht die Vernunft.

Generalprobe.

Der Schaffner riß die Thür des Waggons auf und rief hinein:

„Station für Argenfels!“

Rosmary ſtieg aus, erhielt in größter Geſchwindigkeit ihren Koffer — und der Eilzug ſauſte weiter. Sie gab ihr Gepäck einem Mann, der es auf einen kleinen Schiebkarren lud und dabei fragte:

„Zum Dorf oder zum Schloß?“

„Zum Schloß!“ erwiderte ſie; „aber ich weiß nicht den Weg.“

„Den weiß ich! Kommen Sie nur! in einer Viertelſtunde ſind wir da.“

Vor ihr, auf einer geringen Anhöhe, lag das Schloß, das in alter Zeit eine feſte Burg, ſpäter vielfach um-, an- und ausgebaut wurde, aber trotz aller Veränderungen und mancher Abweichungen im Styl doch ein gewiſſes ſtolzes und ritterliches Gepräge hatte, das den nachgeahmten Bauten dieſes Burgſtyls fehlt. Letztere ſind zuweilen wahre Kunſtwerke, die dem Plan des Baumeiſters Ehre machen; aber ſie ſtehen meiſtens wie Fremdlinge auf ihrem Platz, ohne Zuſammenhang mit dem Boden, mit der Zeit, mit der Umgebung. Schloß Argenfels war ſo zu ſagen ein Autochthone, dem Boden entſproſſen und von jeder Generation nach ihren Bedürfniſſen behandelt. Nun lag es da, auf der beſchneiten Anhöhe und ſeine beſchneiten ſpitzen Giebel, Thürme und Zinnen ſchnitten ſich mit ſcharfen Linien von dem harten Blau des winterlichen Himmels ab. Der Tag war herrlich, aber bitter kalt. Die Dezemberſonne neigte ſich zum Untergang, glühete wie ein umflorter Rubin in dem leichten Nebel, der bei großer Kälte gegen Abend aufſteigt und färbte die unüberſehbare Schneedecke, je nachdem ſie im Licht oder im Schatten lag, golden oder tiefblau. Im Rhein thürmten ſich gewaltige Eisſchollen auf, die ſich nicht mehr von der Strömung ergreifen ließen, ſondern ſie hemmten.

„Bleibt es über Nacht ſo kalt, ſo ſteht er morgen,“ ſagte Rosmary's Führer und deutete auf den Rhein, als ſie eine Weile auf der Chauſſee fortgegangen waren und nun zur Linken abbogen und einen Weg einſchlugen, der mit einer doppelten Reihe von Fruchtbäumen eingefaßt war, welche jetzt, ſtatt des Obſtes, die ſchönſten Guirlanden von Rauhreif trugen.

„Dieſer Weg führt in's Dorf und da wohne ich, in dem Hauſe zwiſchen der Kirche und dem großen Baum. Sehen Sie es? .... Wenn man es kennt ſieht man es ganz deutlich. Wir gehen jetzt aber hier hinauf," ſagte der Führer und bog in eine breite Lindenallee ein, die in ſanfter Wendung und Steigung bis zum Schloßthor führte.

Rosmary hatte mit dem größten Vergnügen dieſen kleinen Spaziergang gemacht. Die Gegend war ihr fremd und neu, und das Neue gefiel ihr als eine Abwechſelung. Die friſche elektriſche Luft that ihr wohl; ſie wäre mit Freuden ein Paar Stunden auf dem feſten knarrenden Schnee fortgegangen, ſo leicht fühlte ſie ſich. Nun aber ſtand ſie ſchon vor dem Schloßthor. Sie erſchrack beinahe, denn unter der Wölbung dunkelte es ſchon und die grauen Steine kamen ihr kerkermäßig vor. Ein niedriger runder Thurm ſtand wie eine Schildwache an der Einfahrt: die Wohnung des Schloßwarts. Er trat aus der Spitzbogenthür heraus, als die beiden fremden Geſtalten kamen und fragte:

„Sind Sie etwa Fräulein Roth?" — Auf ihre ſchweigende Bejahung ſetzte er hinzu: „Dann ſpazieren Sie nur hinein."

Der Führer ſagte:

„Kommen Sie nur, ich bin hier bekannt, habe ſchon manches Mal Sachen von der Station herauf getragen.“

Rosmary folgte ihm. Der Portier ſah ihnen nach und ſeine drei kleinen Kinder, die ihm auf dem Fuß gefolgt waren, thaten neugierig daſſelbe. Der Hof, in den Rosmary eintrat, war auf drei Seiten von den Schloßgebäuden umgeben; auf der vierten Seite war er offen und ging unmittelbar in den Garten über, ſo daß Bäume, grüner Raſen, Blumen und der Blick in die weite Landſchaft und auf den herrlichen Rhein im Sommer den ernſten Eindruck des Schloſſes milderten, jetzt aber im Leichentuch des Winters und in dem einbrechenden froſtigen Abenddunkel ihn nur erhöhten. Rosmary fühlte ſich unbeſchreiblich beklemmt durch die Steinmaſſe, in der ſie fortan leben ſollte. Sie vergaß, daß eine große Stadt eine ganz anders beklemmende Steinmaſſe iſt, die zu viel Menſchen beherbergt und zu wenig reine Luft hat. Dem Thorhaus gegenüber lag ein großer, mit Zinnen umgebener Thurm, der das ganze Schloß überragte und die Fahnenſtange trug. Hier war der Eingang und eine ſehr breite, bequeme, gewundene Stiege führte zu den verſchiedenen Stockwerken und zur Platform hinauf.

„Da wären wir!“ ſagte der Führer und hielt mit ſeinem Schiebkarren vor dem Portal, wo alsbald ein Livreediener erſchien und gleichfalls Rosmary fragte, ob ſie Fräulein Roth ſei. Darauf ſagte er, ſie ſolle ſogleich gemeldet werden und er geleitete ſie in das Zimmer der Beſchließerin, in welchem ſich aber Niemand befand, ſo daß ſich Rosmary ungeſtört ihren Gedanken und dem fremdartigen Eindruck überlaſſen konnte. Doch der Diener kam ſehr bald wieder und führte ſie zur Gräfin im erſten Stock. Daß die Stiege und der Gang mit Teppichen belegt waren, erinnerte ſie einen Augenblick an das Haus ihrer Eltern, denn ſeitdem ſie es verließ, hatte ſie nicht mehr ſolche Teppiche betreten. Es war hier aber doch Alles ganz anders! — Der Gang hatte auf der einen Seite Fenſter, die in den Hof gingen; auf der andern Seite waren die Eingänge zu den Zimmern mit Doppelthüren von dunkelrothem Tuch geſchloſſen, was ſehr ſtattlich, freundlich und warm ausſah. Endlich öffnete der Diener die vorletzte Doppelthür, dann die innere Thür, ſchlug den Vorhang zurück und ging durch das Zimmer hindurch nach einer andern Thür, deren Vorhänge er gleichfalls theilte und Rosmary eintreten ließ. Dann verſchwand er und Rosmary ſtand im Zimmer der Gräfin, das durch zwei Lampen und durch ein großes

Feuer im Caminofen nicht übermäßig erleuchtet war, weil der ziemlich dunkle grüne Damaſt der Tapeten und der feſtgeſchloſſenen Vorhänge vor dem Fenſter und vor den beiden Thüren das Licht verſchluckte.

Die Gräfin ſaß in einem tiefen Lehnſtuhl an einem runden Tiſch, der mit Büchern, Zeitungen, Briefſchaften und Schreibgeräth überhäuft war; neben ihr auf einem Tabouret Chriſtiane mit einem großen Korb voll ſpannenlanger Puppen auf dem Schooß. Dieſe Püppchen in der Tracht von Tirolerinnen, Türkinnen und italieniſchen Bäuerinnen, erregten Chriſtianens höchſtes Wohlgefallen. Sie ſummte eine Polka und ließ die Puppen vor der Gräfin auf dem Tiſch tanzen. Sie ſah allerliebſt aus ohne hübſch zu ſein. Sie trug ein Kleid von roſenfarbenem Cachemire und ihr lichtbraunes Haar aufgelöſt und in weichen natürlichen Locken über den Nacken bis zum Gürtel herabfallend. Ein grünes Sammtband hielt es, wie ein ſchmaler Kranz, zuſammen. Neben der kränklichen verblühten Mutter und in der ernſten Umgebung ſah ſie ganz und gar wie eine Frühlingsblume aus.

„Kommen Sie nur näher, mein Kind!“ ſagte die Gräfin zu Rosmary. „Sie ſind lebhaft empfohlen worden. Wir wollen nun ſehen, wie wir uns am

Beſten einrichten. Was iſt denn Ihr eigentliches Fach?“

„Kleidermachen, gnädige Gräfin,“ entgegnete Rosmary einfach.

„Es wurde aber geſchrieben, Sie wären in einem ſehr guten Inſtitut erzogen und da pflegt man doch noch andere Dinge zu lernen.“

„Es iſt richtig, daß ich ſechs Jahre dort war, doch mit häufigen Unterbrechungen, da meine Eltern mich Monate lang zu Hauſe behielten. So bin ich nie recht in den Zug des Lernens gekommen und als nach dem Tode meines armen Vaters unſere Verhältniſſe ſich gänzlich änderten, mußte ich mich mit andern Dingen abgeben und vergaß ſo ziemlich das Wenige, was ich gelernt hatte. Außer leſen, ſchreiben, rechnen und engliſch weiß ich nichts und mein Fach iſt Kleidermachen — denn davon haben wir gelebt. Ob ich zu etwas Anderem tauge, kann ich nicht beſtimmen.“

Grenzenlos überraſcht ſtarrte die Gräfin die Perſon an, die ſo gering von ſich ſelbſt ſprach. Ihre Schönheit, ihr Ausdruck, ihre ganze Erſcheinung paßten ſo gar nicht für eine Schneiderin. Sie trug ein ſchwarzes Merinokleid und einen kleinen glatten, weißen Halskragen. Nirgends eine Spur von Ausſchmückung, und nicht der leiſeſte Anklang an die

Mode in ihrer Haartracht; eine blauſchwarze Haarflechte umgab wie ein Diadem von Schmelz ihren Kopf, dieſen wunderſchönen Kopf mit den edeln Zügen, mit dem weichen farbloſen Colorit und mit dieſen herrlichen ſchwarzblauen Augen, die unter ihren langen ſchwarzen Wimpern nicht eigentlich traurig, aber tief melancholiſch hervorblickten. Aus dieſem Weſen eine Kammerfrau zu machen, ſchien der Gräſin ganz unmöglich, während es doch auch nicht rathſam war eine Kleidermacherin zur Vorleſerin zu erheben. Sie mußte aber doch einen Entſchluß faſſen und ſo ſagte ſie:

„Nun, liebes Kind, wir wollen morgen Vormittag Alles genau überlegen. Jetzt werden Sie ermüdet und durchfroren ſein, alſo gute Nacht für heute.“

Sie berührte eine kleine Handglocke, die auf dem Tiſche ſtand und bei deren durchdringend ſcharfem Ton der Diener in das erſte Zimmer eintrat, während Rosmary ſich verneigte und mit ihm entfernte.

Kaum war ſie fort, ſo ſagte Chriſtiane:

„Mama, Du wirſt ſie doch nicht am Kammertiſch eſſen laſſen?“

„Du haſt Recht! Lewold ſoll kommen.“

Chriſtiane eilte hinaus und rief dem Diener den Befehl der Mutter zu. Bis der Kammerdiener erſchien, fragte die Gräfin:

„Was meinſt Du, Chriſtiane, mögteſt Du ſie nicht zum Kammermädchen haben?"

„Nicht um Alles in der Welt, Mama! wenn wir nach einem fremden Ort kommen, ſo hält man ſie für Deine Tochter und mich für die Zofe."

„Ich ſpreche ernſthaft, Chriſtiane!" ſagte die Gräfin lächelnd.

„Ich auch, Mama! ich kann mich unmöglich von dieſer Melpomene bedienen laſſen. Ich bin ganz ſtarr vor Verwunderung über dieſe Erſcheinung, die ausſieht als wäre ſie aus einer griechiſchen Tragödie in's Leben getreten . . . . ſo eine Elektra . . . . oder Iphigenie, die den Göttern geopfert wird. Mir ſchien Du dachteſt etwas Aehnliches."

„Das gerade nicht! allein ich dachte, daß wir ſie vielleicht gar nicht brauchen können, d. h. nicht den rechten Platz für ſie haben."

Der Kammerdiener erſchien.

„O Lewold!" ſagte die Gräfin, „beſorgen Sie, daß Fräulein Roth das Nachteſſen auf ihrem Zimmer habe."

„Zu Befehl!" verſetzte Lewold und verſchwand, während der Graf mit zwei Herren aus der Nachbarſchaft, die zum Speiſen gekommen waren, eintrat. Chriſtiane wurde ſehr geneckt mit ihrer Liebhaberei für Puppen, die ihrem Vater ſogleich in die Augen fielen, bis ſich die Sache dahin aufklärte, daß dieſe Puppen zu der Chriſtbeſcheerung gehörten, die übermorgen für arme Kinder ſtattfinden ſolle.

Kaum waren die Gäſte fortgefahren, als Chriſtiane auch ſchon anhub:

„Papa! ich war feindſelig gegen Mama's Vorleſerin geſtimmt; doch das iſt ganz anders geworden, ſeitdem ich ſie geſehen habe.“

„Alſo iſt ſie hier und zur Vorleſerin ernannt? Nun, das freut mich für uns Alle . . . . und beſonders für Dich, Chriſtiane, freut es mich, daß Du Dich stante pede gebeſſert haſt. Wir andern arme Sterbliche legen unſre Vorurtheile nicht ſo geſchwind ab,“ erwiderte der Graf ſcherzend.

Aber die Gräfin ſetzte ihn in Kenntniß, daß die Sache noch keineswegs — ja, daß ſie ſelbſt noch nicht entſchieden ſei, ob ſie Fräulein Roth behalten werde.

„Mama, Du wirſt ſie doch nicht fortſchicken? . . . . tief im Winter . . . . kurz vor dem lieben Weihnachtsfeſt? . . . . und wohin?“

Mutter und Tochter ſprachen ſo viel hin und her, daß der Graf endlich gelangweilt ſagte:

„Beſte Emerenz! ich bin im voraus mit Deiner Entſcheidung einverſtanden, allein ich mache eine Bedingung: Fräulein Roth bleibt auf der Stelle, welche Du ihr anweiſen wirſt. Tritt ſie in den Kreis der Dienerſchaft ein, ſo kannſt Du ſie ja auch als Vorleſerin brauchen, jedoch im Salon erſcheint ſie dann nicht, weder jetzt, noch ſpäter. Willſt Du ſie aber als Vorleſerin und mehr zur Geſellſchaft, als zum eigentlichen Dienſt haben: ſo iſt ſie ſalonfähig und bleibt es — und Du mußt morgen Deinen Entſchluß faſſen, damit ſie gleich die richtige Stellung im Hauſe einnehme.“

„Gewiß, lieber Winfried, morgen früh iſt Generalprobe,“ ſcherzte die Gräfin, denn wenn ihr Mann in dieſem beſtimmten Ton geſprochen hatte, ſo gab es keine Widerrede und keinen Aufſchub. Welchen Kampf es ſie auch koſten mochte — ihre Kinder durften nicht ahnen, daß ſie nicht in voller Uebereinſtimmung mit dem Vater ſei.

Jeden Morgen um neun Uhr kam der Caplan aus dem nahen Pfarrdorf und las in der alten, würdig reſtaurirten Schloßcapelle die heilige Meſſe und wer von der Dienerſchaft in dieſer Stunde von ſeinen Geſchäften abkommen konnte, wohnte ihr bei. Das gehörte auf Argenfels zur Tagesordnung, über welche der Graf ſtrenge Disciplin führte, ſo daß er es nicht gern ſah, wenn die Gräfin nicht erſchien. Er hatte ihr ein Oratorium im erſten Stockwerk einrichten laſſen, deſſen Fenſter auf die Capelle ſich öffnete und das zu erwärmen war. Er ſelbſt aber war mit Chriſtiane unten zwiſchen den Leuten.

Rosmary bemerkte dies mit großer Freude. Sie ſah da oben die bleiche Frau und hier unten den ſtattlichen Mann ſo demüthig vor dem Altar knieen, daß ſie dachte, es könne auch wohl fromme gute Menſchen unter den Vornehmen geben und daß es ihr eine gewiſſe Beruhigung verlieh einer ſolchen Herrſchaft zu dienen. Nach der Meſſe wurde ſie zur Gräfin gerufen. Dieſe war allein; Chriſtiane machte mit ihrem Vater eine Schlittenfahrt nach der Stadt, um noch einige Weihnachtseinkäufe zu machen. Die Gräfin hatte ihren Platz auf der Chaiſelongue eingenommen, hatte allerhand Papiere neben ſich liegen und ſagte freundlich:

„Da Sie alſo, gemäß Ihrer Ausſage von geſtern, ſchreiben können: ſo ſetzen Sie Sich hier an den Schreibtiſch, denn ich habe einige Briefe zu dictiren.“

Sie dictirte ein fingirtes Schreiben an einen Kaufmann, beſtellte dieſe und jene Sachen, gab deren Preis an, machte den ganzen Auftrag etwas unklar und ſagte ſchließlich:

„Wie hoch beläuft ſich denn nun eigentlich die Summe für die Beſtellung?“

Rosmary machte die Rechnung und reichte ihr den Brief. Jene war richtig und dieſer wies die ſchöne correcte Handſchrift auf, wie ſie im Inſtitut ſie gelernt hatte, ſelbſtverſtändlich ohne eine Spur von Eigenthümlichkeit, weil ſie höchſtens ſechsmal im Jahr einen Brief geſchrieben hatte. Aber die Schrift war tadellos, Comma und Punkt ſtanden am rechten Fleck und es fand ſich kein grammatikaliſcher noch orthographiſcher Fehler. Nur die franzöſiſchen Namen der Seidenſtoffe waren nicht richtig geſchrieben. Das erklärte die Gräfin, lobte die Schrift und fragte dann:

„Sagten Sie nicht, daß Sie engliſch verſtänden?“

„Ich konnte es gut, allein ich mag viel vergeſſen haben,“ erwiderte Rosmary.

„Wir wollen es verſuchen! es kommt doch vor, daß es etwas Engliſches zu ſchreiben gibt.“

In Wirklichkeit kam es nie vor; doch eingedenk der peremptoriſchen Beſtimmung ihres Mannes, wollte die Gräfin in der That eine Generalprobe halten. Sie fiel befriedigend aus. Zwiſchen den verſchiedenen Prüfungen ſprach die Gräfin über dies und das mit Rosmary und ließ ſich deren ganzen Lebenslauf erzählen. Das that Rosmary offen und einfach inſofern es ſie ſelbſt — doch mit der größten Zurückhaltung inſofern es Andere betraf. Sie ſagte keine Sylbe von Roſalba, von Otto, von der Sir Ralph-Epiſode. Sie hatte ſich dies taktvolle Schweigen in den letzten Jahren zu eigen gemacht, der oft zudringlichen Neugier der Leute, zwiſchen denen ſie lebte, gegenüber. Und dabei blieb ſie auch jetzt, denn jene Perſonen berührten nicht im mindeſten ihr Verhältniß zur Gräfin. Dieſe war höchſt befriedigt, ja erbaut von Allem was ſie bei Rosmary ſah und hörte und ſie ſagte endlich:

„Ich bin jetzt mit mir einig über die Stelle, die ich Ihnen geben möchte, allein ſie betrifft nicht Ihr eigentliches Fach, wie Sie es nennen, das Kleidermachen — und daher weiß ich nicht, ob Sie einverſtanden ſein werden.“

„Gnädige Gräfin,“ erwiderte Rosmary ruhig, „meine geringe Geſchicklichkeit erlaubt mir nicht, Anſprüche zu machen und meine hülfloſe Lage geſtattet mir keine Wahl. Brod und Obdach in einem Hauſe, wo Glaube und Sittlichkeit herrſchen — mehr verlange ich nicht, und die Weiſe, in der ich Ihnen zu dienen habe, iſt mir gleichgültig.“

„Das freut mich herzlich,“ ſagte die Gräfin liebreich: „ich will Sie für das Fach behalten, dem Sie ebenfalls vorſtehen können: Sie ſollen keinen andern

Dienſt haben, als den, mein Secretär und meine Vorleſerin zu ſein und mir Geſellſchaft zu leiſten, damit meine Tochter etwas mehr Freiheit bekomme. Zu Kleidern werden wir hoffentlich auch ohne Sie gelangen. Sind Sie damit zufrieden?“

„O das übertrifft ja all' meine Erwartungen!“ rief Rosmary bewegt: „doch ob ich den Ihren entſprechen werde, gnädige Gräfin, — das weiß ich nicht.“

„Es wird ſich ſchon finden, liebes Kind. Der Pfarrer, durch deſſen Vermittelung Sie uns empfohlen wurden, hat Sie in einem Brief an ſeinen Freund „bildungsfähig“ genannt — und iſt man das, ſo findet man ſich leicht in ſeiner Stellung und Aufgabe zurecht und lernt hinzu, was etwa fehlt.“

Gegen ein Uhr kam ein Diener und fragte, ob die Gräfin mit dem Gabelfrühſtück auf die Rückkehr des Grafen warten wolle.

„Nein,“ antwortete ſie: „ich will hier frühſtücken und bringen Sie ein zweites Couvert für Fräulein Roth mit.“

So hatte denn Rosmary ihren Platz gefunden und der Graf und Chriſtiane ſprachen Beide ihre Zufriedenheit damit aus. Die Gräfin unterrichtete Rosmary von Allem, was ſie zu thun und zu laſſen habe, von der Tages- und der Hausordnung, und ſagte ſchließlich:

„Es freut mich, daß Sie ſogleich das liebe Weihnachtsfeſt mit uns feiern werden. Deſſen Gemüthlichkeit und Andacht wird Ihnen helfen Sich hier einzuwohnen.“

Und das war richtig: ein ſolches Weihnachtsfeſt hatte Rosmary nie erlebt, nicht bei ihren Eltern, nicht im Inſtitut. Hier wurden die verſchiedenſten Elemente in den Kreis der heiligen Feſtfreude hineingezogen, die Dienſtboten, die armen Kinder, die Kranken im Dorf — Alle wurden erfreut und beſchenkt zur Erinnerung an das unermeßliche Geſchenk und an die weltüberſtrömende Freude, die der heilige Chriſttag der Menſchheit brachte. Und das ging Alles aus vom Grafen und der Gräfin. Sie ſind zwar reich — ſprach Rosmary wehmüthig bei ſich ſelbſt — aber meine Eltern waren es auch und haben doch nie an ſo etwas gedacht!

Am zweiten Weihnachtstag fuhr Chriſtiane mit ihrem Vater zu einem großen Diner, welches einen Namenstag in der Nachbarſchaft verherrlichte. In ihrem ſchneeweißen Anzug ſtellte ſie ſich der Mutter vor und ſagte fröhlich:

„Findeſt Du nicht, Mama, daß in dieſem Kleide die Chriſtiane gar nicht übel ausſieht?“

„Ich finde, daß ſie ſeit Julians Abreiſe ſehr frivol wird,“ entgegnete die Gräfin lächelnd, war aber in der Stille ganz derſelben Meinung.

„Wie bin ich froh, daß Du nicht den lieben langen Abend ganz allein biſt, Mama! ich werde jetzt noch einmal ſo vergnügt ſein. Gib mir aber bitte jetzt den Abendkuß und Deinen Segen, denn ich komme erſt morgen früh wieder .... um ein oder zwei Uhr.“ — —

„Welche glückliche Jugend hat Gräfin Chriſtiane,“ ſagte Rosmary zur Gräfin, als der Vater mit der Tochter fortgefahren war: „und wie ſieht ſie ſo allerliebſt kindlich aus in dem einfachen Anzug mit dem grünen Sammtband und den Schneeglöckchen im Haar. Ich habe Kleider gemacht für junge Fräulein, die keineswegs Töchter eines reichen Grafen waren — aber ſie mußten ausſehen wie die neueſte Nummer des Modenjournals.“

„Und das iſt der jugendlichen Anmuth gar nicht angemeſſen!“ erwiderte die Gräfin. „Lebt eine junge Frau in großen Verhältniſſen und hat ſie einen gewiſſen Rang zu repräſentiren: ſo kleide ſie ſich im Geſchmack der Welt; aber ſo ein junges Geſchöpfchen, das erſt eben in der Geſellſchaft erſcheint, das darf nicht durch ſeine Toilette Aufſehen machen; denn ſolchen Toiletten wird dann eine unerhörte

Wichtigkeit beigelegt — und die Christiane würde dann gar nicht ſo unbefangen und fröhlich ſein, wie ſie jetzt iſt. Ueberdas kann ihr die göttliche Vorſehung einen Gatten beſtimmt haben, der nichts weniger als reich iſt — und in einem ſolchen Fall ſind die Gewohnheiten des Reichthums läſtig.“

Wieder dachte Rosmary an ihre arme Mutter und daß vielleicht Roſalba nie verlangt hätte Baronin Uglas zu werden, wenn ſie nicht in allen Verwöhnungen des Luxus aufgewachſen wäre und ſie wiederzufinden gehofft hätte.

Am letzten Abend des Jahres begab ſich das ganze Haus nach der Pfarrkirche, wo ſich die Gemeinde verſammelte, um durch ein feierliches Tedeum für alle Gnaden zu danken, die das Jahr brachte — und um durch den ſacramentaliſchen Segen gewiß zu ſein, daß der Urquell aller Gnaden auch im nächſten Jahr die Hand ſeiner Allmacht nicht zurückziehen werde. Mit tieferem Dankgefühl betete vielleicht Niemand an dieſem Abend, als Rosmary.

Die große Sept-Patience.

Wie war der Tag ſo fürchterlich lang im Förſterhauſe! Das fand nicht Roſalba allein, ſondern auch Sintram und er war ſo viel wie möglich außerhalb deſſelben, ſei es auf der Jagd, ſei es in ſeinem Förſterberuf. Er liebte Roſalba ſehr, nämlich ſo, wie er ſie von Anbeginn geliebt hatte, wegen ihrer lieblichen äußern Erſcheinung. Er hatte auch nie Gelegenheit gehabt, etwas Anderes von ihr kennen zu lernen. Er ſah ſie nur — zuerſt aus der Ferne, und wenn auch ſpäter in der Nähe und bei ihrer Blumenarbeit; ſo hatte er doch nie einen andern Gegenſtand des Geſprächs berührt, als ihre gegenſeitige Zuneigung. Was ſie dachte, wie ſie dachte, ob ſie überhaupt dachte — davon hatte er keine Ahnung, als er ſie zum Altar führte. Freilich machen alle Eheleute erſt im täglichen Beiſammenleben gründlich mit einander Bekanntſchaft und da wird es denn ſchwerlich an Ueberraſchungen oder allmäligen Enttäuſchungen fehlen. Bald ſind ſie größer, bald geringer; zuweilen treten aber auch unerwartete gute Seiten hervor und entwickeln ſich Lichtpunkte. Genug, in Sintrams und Roſalba's Ehe fehlte es nicht an ſehr großen Ueberraſchungen. Für ſie war es ihre ganze Stellung und für ihn — Roſalba's Nullität. Die Natur war verſchwenderiſch für ihre phyſiſche — und in demſelben Maß karg für ihre geiſtige Ausſtattung geweſen und ihre Erziehung hatte auf keine Weiſe dem Mangel abgeholfen. Sie hatte ein enges Herz und einen engen Verſtand; — folglich lebte ſie ganz oberflächlich für Außendinge, die ihrer Eitelkeit ſchmeichelten und ihre Selbſtſucht nährten. Man hätte ſie für die leibliche Tochter der Bauräthin halten können, ſo ähnlich war ſie derſelben in Geſinnung und Richtung und ſo ganz unähnlich ihrer wirklichen Mutter, die in ihrer abhängigen Lage nicht im Stande war, den Einfluß zu hemmen, den die Verhältniſſe auf Roſalba hatten und dem ihre Neigungen entgegen kamen. Unglück und bittere Erfahrungen, die Rosmary's Character reiften und ihren Verſtand weckten, gingen ſpurlos an Roſalba vorüber; ſie hatte die Hoffnung, eine vornehme Dame zu werden — das genügte ihr. Sie ſah und ſie dachte nicht zur Rechten und nicht zur Linken, ſondern nur gerade vor ſich, auf einen Punkt und der hieß: durch Sintram Baronin Uglas werden.

Jetzt war dieſer Punkt erreicht und jetzt ſah ſie auf Einmal, wie verſchieden menſchliche Wünſche ſich ausnehmen bevor und nachdem ſie erfüllt ſind.

Sie war nun fünfviertel Jahr verheirathet, und ſie ſaß an jenem Sylveſterabend, den Rosmary ſo andächtig und ſo dankbar vor Gott feierte, einſam in ihrem Zimmer und ſpann. Sie hatte das Spinnen von ihrem Dienſtmädchen gelernt. Es war doch eine kleine Abwechſelung mit ihren beiden andern Beſchäftigungen, nähen und ſtricken. Ueberdas hatte Sintram in der erſten Zeit gefunden, daß ſie am Spinnrad ein liebliches Bild abgebe. Jetzt freilich ſagte er ſchon lange nichts mehr darüber; aber ſie ſpann, weil ſie nichts Anderes zu thun wußte. Ernſte Bücher waren ihr zuwider und es gab auch keine andern im Forſthaus, als ſolche, die ſich auf Forſtwiſſenſchaften bezogen. Bücher wie die Baurätbin ſie zu leſen pflegte, hätte ſie ſehr gern gehabt, allein es gab keine Leihbibliothek in Waldhaus. Menſchen ſah ſie nicht. Ihre Schwiegermutter blieb unverſöhnlich und ſo mußte auch ihr Schwiegervater es bleiben. Von ihrer Einführung in den Kreis der Nachbarn oder gar der Verwandten war ſelbſtverſtändlich keine Rede. Es wäre an der Baronin geweſen, Roſalba einzuführen. Sintram konnte es nicht; denn in welchem Hauſe durfte er ſie vorſtellen, da das Haus ſeiner Eltern ihr verſchloſſen war. Ueberdas war es unmöglich im Förſterhauſe Gegenbeſuche zu empfangen, was ihm denn doch, trotz aller Vorliebe für die Idylle, in die Augen ſprang. Endlich fehlten ihm auch die pecuniären Mittel, welche die Geſelligkeit unter ſeinen Standesgenoſſen erfordert hätte. Die Mutter behandelte ihn im Geldpunkt nur wenig beſſer, als ihren früheren Förſter. Sie hielt ihm ein Reitpferd, weil er es unter Umſtänden nöthig haben konnte um Geſchäfte zu beſorgen; aber Wagen und Pferde für die Frau im Förſterhauſe — welche Thorheit! — Den Umgang des Pfarrers und ſeiner Schweſter verſchmähte Roſalba und ſo vegetirte ſie ohne Geſellſchaft, ohne genügende Beſchäftigung, ohne Zerſtreuung, ohne geiſtige Anregung, ohne moraliſche Stütze, ohne religiöſen Troſt, ganz armſelig dahin. Wie mit allen edlen Anlagen und höheren Gefühlen hatte die Natur ſie auch mit ſehr geringem religiöſen Sinn bedacht, und ihre Erziehung hatte Alles gethan um ihn mehr und mehr zu ſchwächen. Der Gedanke an Gott ſich zu wenden und zu halten, lag ihr fern. So lange ſie mit Rosmary zuſammen war, hatte ſie wenigſtens die allgemeinſten Pflichten des katholiſchen Chriſten erfüllt — und auch dieſe nur mit großer Oberflächlichkeit! — jetzt aber, da Sintram ihr zur Seite ſtand und in religiöſer Beziehung vollkommen gleichgültig und daher nachläſſig war — jetzt wurde auch ſie immer ſtumpfer und nachläſſiger. So fiel es ihr denn auch heute nicht im Entfernteſten ein, an dem allgemein üblichen Abendgottesdienſt Theil zu nehmen. Das Dienſtmädchen trat ein und bat um Erlaubniß in die Pfarrkirche zu gehen. Roſalba fragte ganz erſtaunt:

„Willſt Du ſchon wieder beichten? Du haſt es ja am Weihnachtsfeſt gethan."

Als ſie erfuhr, daß ein Tedeum geſungen und der ſacramentaliſche Segen gegeben werde, antwortete ſie:

„Geh' nur, wenn es Dich freut! aber bleib' nur nicht ſehr lange aus."

Dann blieb ſie allein mit dem großen Hunde, der ihr treueſter Geſellſchafter war. Sie ſpann, ſie weinte, ſie gähnte und zuweilen ſeufzte ſie halblaut: Wie hätte ich dies Schickſal ahnen können! — Sie fühlte ſich unausſprechlich elend. So ſchlichen ein Paar Stunden hin. Das Dienſtmädchen kam zurück, ganz erfreut und erbaut und wünſchte der Frau Baronin ein glückſeliges Neujahr. Roſalba lächelte bitter, dankte und fragte, ob es nicht ſehr kalt geweſen ſei. Das hatte das Mädchen nicht gefunden oder nicht bemerkt.

Endlich kam auch Sintram und ein matter Freudenſtrahl überflog Roſalba's ſchöne Züge; ſie war jetzt nicht allein! Sintram war tief in den Forſten geweſen und hatte Holz verkauft. Das erzählte er und verlangte dann das Nachteſſen. Hat man ſich den ganzen Tag in der Kälte und im Freien umherbewegt, kommt man Abends in ein warmes Zimmer und nimmt eine Mahlzeit, ſo wird man ſchläfrig, wenn man nicht von munterer Geſellſchaft umgeben iſt. Das geſchah auch dem guten Sintram. Er ſetzte ſich in einen tiefen Lehnſtuhl und da Roſalba nichts weniger als munter war und gar kein Talent hatte ihn zu unterhalten, ſo ſchlummerte er ſehr bald ein. Jetzt ging Roſalba's Traurigkeit in Troſtloſigkeit über. Sie zerſloß in Thränen und Sintram fuhr aus ſeinem Schlummer durch ihr Schluchzen geweckt auf.

„Liebes Weibchen, was fehlt Dir?“ fragte er arglos und umarmte ſie zärtlich.

„Ach . . . . ich langweile mich zu Tode!“ ſtammelte ſie; „den ganzen Tag bin ich allein geweſen und jetzt, da Du nach Hauſe kommſt und mit mir ſprechen könnteſt . . . . ſchläſt Du ein! . . . . Ach, ich wollte ich wäre noch eine Blumenarbeiterin.“

„O liebes Weibchen, der Wunſch wird wohl nicht ſo ganz ernſt gemeint ſein! freut es Dich aber Blumen zu machen, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb Du es nicht thuſt. Du haſt ja Deine Werkzeuge, alſo ſetze Dich an Deine Lieblingsarbeit und ſei wieder munter wie früher, wenn ich Dich an Deinem Arbeitstiſch beſuchte.“

„Das waren andere Zeiten!“ ſeufzte ſie.

„Aber nicht beſſere!“ verſetzte er, „denn jetzt haben wir das erreicht, was wir damals erſehnten. Wir gehören einander an — und grollt die Mutter auch noch, weil ich in meiner eigenſten Sache ſelbſtändig handelte, ſo wird das nicht immer dauern. Folglich ſehe ich nicht ein, weshalb Du Grillen fangen willſt.“

Eintram war nicht umſonſt der Sohn ſeines Vaters. Um das Ziel ſeiner Leidenſchaft zu erreichen, hatte er mehr zur Hartnäckigkeit als zur Energie ſich erſchwungen und ſeitdem jenes Ziel erreicht war, trat wiederum ſein paſſiver Character in den Vordergrund. Er ließ die Sache gehen und dachte allmälig wie ſein Vater: Kommt Zeit, kommt Rath! — Vor ſeiner Heirath hätte er ſehr gern die bewußte Anſtellung in Croatien angenommen; doch jetzt, im ruhigen Beſitz Roſalba's, war er herzlich froh, daß es nicht dazu gekommen ſei. Ihm ſagte ſeine gegenwärtige Beſchäftigung zu und er arbeitete auf ſeinem eigenen Grund und Boden. Die Mutter war bejahrt, ſie konnte unmöglich auf die Dauer zürnen. Es gab alſo nichts Verſtändigeres, als ſich in der vorübergehenden Lage zurecht zu finden. Doch ſo ſehr er ſich bemühte Roſalba für ſeine Anſicht zu gewinnen, gelang ihm das keineswegs. Ihre Eitelkeit und ihr Weltſinn litten allzuviel unter dem Druck ihrer Lage und legten das Gewand des Schmerzes an, daß ſie es ſei, die Verſtörung in die Familie bringe. — —

„Minettchen!“ ſagte Baron Uglas zu ſeiner Frau, „morgen kommt unſer armer Schelm von Sintram zu mir. Er wird auch zu Dir Proſit Neujahr ſagen wollen“ . . . . —

„Nun das verſteht ſich, lieber Freund! ich habe ihm ja längſt erklärt, daß er mir allzeit willkommen ſei . . . . er allein, natürlich!“

„Eigentlich, Minettchen, dachte ich an ihn und ſie.“

„Ich bitte Dich von ihr zu ſchweigen. Jedes Wort über ſie iſt ein Nagel zu meinem Sarge.“

„O Minettchen! rede nicht ſo traurig! ich ſchweige.“

Als Sintram am Neujahrstag erſchien, war ſie nicht unfreundlich gegen ihn. Sie bedauerte ihn ſo unausſprechlich, daß ihr Zorn über ſeine Unbotmäßigkeit ſich minderte. Sie ſagte ihm er möge zum Speiſen dableiben. Es waren Gäſte anweſend und er blieb. Roſalba hatte ja geſtern Abend gejammert, daß ſie eine Mauer ziehe zwiſchen Sohn und Eltern: folglich mußte es ihr ein Troſt ſein, wenn die Mutterliebe eine Breſche mache.

Statt deſſen gerieth Roſalba ganz außer ſich. Sie wartete auf Sintram und er kam und kam nicht. Das Dienſtmädchen fragte zweimal an, ob ſie nicht das Eſſen bringen ſolle. Auf die erſte Frage antwortete Roſalba:

„Ich will noch warten.“

Auf die zweite:

„Ich warte bis der Baron kommt.“

„Ach, das ſollten Frau Baronin lieber nicht thun,“ gab das Mädchen zur Antwort; „es ſind Gäſte im Schloß; — ich hörte es ſchon geſtern .... und der Herr Baron wird gewiß dort ſpeiſen. Soll ich nicht die Suppe bringen? ſie wird ſonſt unſchmackhaft.“

„Nein! ich will warten!“ entgegnete Roſalba ſcharf.

Gegen ein Uhr war Sintram fortgegangen, um zwei ſpeiſte man im Schloß und der kurze Wintertag war bereits Abend geworden, als er um fünf Uhr ſehr heiter bei Roſalba erſchien, die vor Kummer und Hunger ganz entkräftet und in nervöſer Aufregung war.

„Meine Stellung iſt nicht zu ertragen,“ ſagte ſie mit erſtickter, bebender Stimme, nachdem er ihr Bericht über ſein Ausbleiben und die ganze Mahlzeit erſtattet hatte. „Aendert ſie ſich nicht, ſo muß ich mich von Dir trennen.“

„Liebes Weibchen, Du biſt im Fieber! Du redeſt irre!“ verſetzte er beſtürzt: „ich dachte die Sache werde Dir Freude machen und Du nimmſt ſie übel auf! . . . . Bedenke doch nur dieſes: habe ich erſt bei der Mutter wieder feſten Fuß gefaßt, ſo iſt das der erſte Schritt, der Dich zu ihr führt.“

„In dieſer Weiſe haſt Du ſeit Jahren zu mir geſprochen und da ich ſeitdem gar keine Aenderung bemerkt habe, ſo kann ich nicht länger hoffen, daß ſie ſpäter eintreten werde.“

„Da haſt Du Unrecht, liebes Röschen! meine Mutter iſt ein eiſerner Character, der die Nachgiebigkeit nicht kennt. So iſt ſie ſechszig Jahre alt geworden. Da ändert man ſeine Richtung nicht und gibt man endlich in dem einen oder andern Punkt nach, ſo geht das langſam und ſchwer von ſtatten. Ich habe Dir immer geſagt, daß Du Dich auf Widerwärtigkeiten gefaßt machen müßteſt. Wenn ich ſie nicht ſo ſtark ausmalte, wie ſie in der Wirklichkeit ſind, ſo mußt Du das dem Sohn zu gut halten .... weil die Mutter ſie bereitet. Und am wenigſten, ſüßes Weibchen, darfſt Du davon ſprechen mir fortzulaufen," ſetzte er ſcherzend hinzu.

Roſalba fühlte zwar ihr Unrecht, doch kam es ihr unmöglich vor ſich andauernd in den Druck ihrer Lage zu finden und ſie wurde täglich mißmuthiger, obſchon ſie Blumen machte — freilich nur recht gewöhnliche von Papier; aber zu welchem Zweck hätte ſie feine Blumen machen ſollen? Ihr Dienſtmädchen hatte dringend um Blumen gebeten für die Pfarrkirche, und auf dem Altar des hochheiligen Opfers waren ſie gut genug von Papier. Auf irgend einem gewebten affröſen Chignon wären ſie freilich unmöglich geweſen.

Sintram verkehrte ganz freundſchaftlich mit ſeinem Vater und ſuchte zu bewirken, daß dieſer Roſalba beſuche. Das hätte der Baron herzlich gern gethan, und wäre es möglich geweſen es heimlich zu thun, ſo wäre es ſchon längſt geſchehen. Aber unglückliche Umſtände hätten dieſe That verrathen — und Minettchen ſie als eine Miſſethat betrachten können und ſo hub er denn eines Abends kläglich an:

„Unſer armer Fritzi! er dauert mich zu ſehr!"

„Erſt jetzt?" fragte die Baronin und miſchte mit nervöſem Eifer die Piketkarten.

„Ja, Minettchen, erſt jetzt, weil er anfängt ſich unglücklich zu fühlen.“

„Das habe ich vorher gewußt und vorher geſagt,“ verſetzte ſie und gab die Karten.

„Ja, Minettchen, er iſt unglücklich, weil ſeine Frau es iſt — und ſie iſt es, weil ſie ſich in einer ſchiefen Stellung befindet. Drei Aß, Minettchen!“

„Sind gut! — Sie iſt mit Vergnügen auf dieſe Stellung eingegangen .... jetzt bleibe ſie darin.“

„Das iſt es eben, was ſie nicht will! deshalb wünſcht Fritzi .... drei Könige, Minettchen.“

„Sind gut! — was wünſcht Sintram?“

„Daß ich ſie etwas tröſte, ſie in ihrer Einſamkeit beſuche .... Terz Major, Minettchen!“

„Quart Major, lieber Freund! — Nein! daraus wird nichts! Wir Beide gelten für Eins. Gingeſt Du in's Förſterhaus, ſo würde alle Welt meinen, daß auch ich hinginge — und davon bin ich weit entfernt.“

„Aber, Minettchen, ſie ſpricht von Davonlaufen!“

Die Baronin legte ihre Karten auf den Tiſch und ſagte dumpf:

„Werdet Ihr es nun gewahr, Du und Sintram, daß ſie ihn nie wahrhaft geliebt hat? — Wenn ſie ihn liebte, müßte ſie ja in ihrem Förſterhauſe ſelig ſein, denn für ihre Herkunft und Lebensgewohnheiten iſt es wahrlich nicht zu gering! — und iſt ihr Einkommen beſchränkt, ſo braucht ſie doch nicht ihren Unterhalt für Geld zu erwerben. Ihr Mann iſt ganz zufrieden mit ſeiner Stellung, ſeiner Beſchäftigung, iſt in einem ganz leidlichen Verhältniß mit ſeinen Eltern — und jetzt ſpricht dieſe Perſon von Davonlaufen, weil ſie nicht hier im Schloß wohnt, nicht mit vier Pferden fährt, nicht ihre Toiletten aus Paris bekommt! . . . . Gräßlich! . . . . Aber ich habe ihm das Alles prophezeiht, ohne eine beſondere Sehergabe zu beſitzen. Damals wollte er nicht glauben, jetzt kann er mit Händen greifen, wie Recht ich hatte!“

„Freilich, Minettchen, das kann er! . . . . aber was hilft ihm das in ſeinem Unglück?“

„Es kann ihm helfen es zu ertragen und die Armſelige, die es über ihn brachte, in die gebührenden Schranken zu weiſen. Uebrigens darf er ganz ruhig ſein: ſie wird nicht davonlaufen, es ſei denn — mit einem Andern! Gott allein weiß, ob wir die Bitterkeit dieſer Ehe ſchon bis auf die Hefen gekoſtet haben, obſchon ſie mir bereits das Leben gründlich vergällt. Nur ein Kind zu haben — es mit aller Sorgfalt zu erziehen — ihm das beſte Beiſpiel zu geben — ſeinen Character ſo zu bilden, daß es in die Fußſtapfen der Eltern eintrete — und nach all' den Sorgen und Mühen eine ſolche Zerſtörung aller und jeder Hoffnung zu erleben — das iſt eine beiſpielloſe Härte des Schickſals."

Der Baron hätte ſagen oder denken können: Die Selbſtſucht bildet Selbſtſüchtige heran, indem ſie das liebe Ich zum Prinzip ihrer Handlungen macht. Sintram handelte ſo, wie er ſeine Mutter handeln ſah, obſchon ſie ganz anders ſprach. Was das Beiſpiel betrifft, macht eine einzige Handlung mehr Eindruck und übt einen entſcheidenderen Einfluß, als tauſend Worte. Aber der gute Baron ſeufzte und ſagte in der gedankenloſen Weiſe, die für die Baronin eine Folter war:

„Tröſte Dich, Minettchen! es kann noch Alles gut werden!"

„Gut werden? und mein Sohn iſt für's Leben an dieſe Unglückliche gefeſſelt!" brach ſie aus und verließ ihren Gatten und die Piketpartie.

Er hatte einmal gehört, ein geſchickter Schachſpieler fände großes Vergnügen daran mit ſich ſelbſt eine Schachpartie zu ſpielen, weil das einen doppelten Schlachtplan erfordert, und ſo dachte er einen Augenblick daran mit ſich ſelbſt Piket zu ſpielen. Doch nein! ein ganz anderer Gedanke leuchtete in ihm auf. — Ich will die große Sept-Patience darauf legen, daß doch noch Alles gut wird. Ach, wenn ſie doch auskäme! — Er legte und legte mit der größten Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit, allein die tückiſche große Sept-Patience wollte ſich nicht herbeilaſſen eine Glücksprophetin zu werden, was den Baron tiefer bekümmerte, als Alles, was ſeine Frau geſagt hatte. Indeſſen wußte er ſich männlich zu faſſen. Morgen lege ich die kleine Sept-Patience! die kommt leichter aus! Und geſchieht das nicht ſogleich, ſo werde ich ſie ſo lange legen bis ſie doch einmal auskommt! . . . . Aber, meiner Seel', das kann ich ja auch bei der großen thun! —

Nemeſis.

Ihre Kindheit abgerechnet, hatte Rosmary nie ſo friedliche Tage verlebt, wie jetzt auf Argenfels. Durch ihren zuverläſſigen Character und ihre Brauchbarkeit war ſie der Gräfin höchſt angenehm, und da dies für ihre Stellung maßgebend war, ſo behandelte der Graf ſie mit väterlicher Güte und Chriſtiane wie eine Freundin. Zuerſt hatte Chriſtiane freilich zu der Mutter geſagt:

„Es iſt ſchade, daß ſie wenig weiß! wenn man über Dasjenige ſpricht, was vorgeleſen wurde, kommt es zum Vorſchein.“

„Ihre Verhältniſſe haben nicht das viele Wiſſen, ſondern das tüchtige Sein von ihr verlangt und in ihr entwickelt,“ erwiderte die Gräfin: „Jetzt wird ſie vorleſen, wird für ſich allein leſen, wird über Manches ſprechen hören und auf dieſe Weiſe auch Manches lernen, weil ſie das Verlangen danach hat und zu denken verſteht. Ich meine Du könnteſt auch etwas für ſie thun.“

„Sehr gern, Mama, aber was?“

„Du kannſt ihr franzöſiſchen Unterricht geben, Chriſtiane. Das iſt paſſend für ſie, für Dich eine gute Uebung und es gibt Dir zugleich die Befriedigung mit Deinem bischen Wiſſen einem Andern genützt zu haben; — das gibt erſt dem Wiſſen einigen Werth.“

Chriſtiane verſtand die gute Lehre, erröthete flüchtig und ſagte:

„Wenn Du meinſt, daß ich für das Lehrfach Talent habe, ſo will ich es verſuchen, Mama; guten Willen hab' ich ſchon.“ — —

Da es auch die Schülerin weder an gutem Willen noch an Eifer fehlen ließ, ſo ging die Sache recht glücklich von ſtatten und Rosmary lernte nicht blos das Franzöſiſche, ſondern noch manches Andere leicht und gern. Sie hatte auch nicht mehr die krankhafte Bläſſe, welche die Zimmerluft — und die vorgebeugte Haltung, welche die angeſtrengte Näharbeit ſo leicht geben. Es laſteten keine Sorgen auf ihren jungen Schultern; ſie konnte ſich phyſiſch und moraliſch aufrichten, Athem ſchöpfen, frei bewegen. Sie verlor ſogar etwas ihren melancholiſchen Ausdruck; allein der Ernſt blieb der Typus ihrer Züge und ihres Characters.

„Es geht mir hier über alle Beſchreibung und „alle Erwartung gut — ſchrieb ſie einmal an Frau „Weiß — ja ſo gut, daß ich meine es müſſe bald „wieder anders werden, damit ich nicht in Verweichlichung und Schlaffheit verfalle. Denn das iſt und „bleibt gewiß: wo meine Trübſal iſt, da iſt meine „Krone.“

Frau Weiß und ihr Sohn, der Pfarrer, bei dem ſie lebte, laſen immer mit Freude und Rührung Rosmary's Briefe und mit banger Bekümmerniß Roſalba's äußerſt ſpärliche und äußerſt mißvergnügte Mittheilungen. Worte der Ermunterung, des Troſtes, der Ermahnung — die Hinweiſung auf Gott und die Religion, machten auf Roſalba keinen andern Eindruck als den, daß ſie nur noch ſeltener ſchrieb und nur noch bitterer wurde.

„Wer das Kreuz von ſich ſtoßen will anſtatt es zu tragen, der ſtößt Chriſtus von ſich!“ ſeufzte die Mutter, „und wer das thut, geht zu Grunde.“

„Verzage nicht und bete nur noch mehr für ſie! vielleicht wird ſie, um nicht zu Grunde zu gehen, ſich endlich doch an das Kreuz anklammern,“ ſagte der Pfarrer: „Es ſcheint ja nach dem letzten Brief, daß ihr Mann nicht mehr ſo liebevoll für ſie ſei, als er geweſen iſt. Verliert ſie dieſen Abgott, ſo nimmt vielleicht Gott der Herr deſſen Stelle ein.“

„Lieber Aloys,“ erwiderte Frau Weiß, „ſo weit ich Röschen kenne, hat ſie nie einen andern Abgott gehabt als ſich ſelbſt. Wäre es ihr Mann geweſen, ſo hätte ſie doch in der erſten Zeit zufrieden ſein und trachten müſſen ſeine Eltern durch Demuth zu verſöhnen. Allein wir haben nie etwas Anderes als unzufriedene Klagen von ihr gehört.“

Und das mußte der Pfarrer zugeben.

Sintram war allerdings beträchtlich gegen Roſalba abgekühlt, denn man gewöhnt ſich an die ſchönſte Frau, wie an die häßlichſte; — und dann iſt häufig der Umſchwung vortheilhafter für dieſe als für jene, weil ſie ſich, um ihrem Mann zu gefallen, nie auf ihre Schönheit verlaſſen hat. Sintram begann in Roſalba das zu ſehen, was ſie immer geweſen war: ein unliebenswürdiger Character, ein beſchränkter Verſtand. Er ſelbſt war keineswegs ſehr geiſtvoll oder ſehr hochgebildet; — indeſſen doch genug um zu finden, daß keine Spur davon bei Roſalba zu entdecken ſei und daß ſie kein anderes Intereſſe habe als für das, was ſich auf ihre Perſon bezog. Ueber allgemeine Dinge ein Geſpräch mit ihr zu führen war unmöglich. Sie langweilte ſich beſtändig und langweilte ihn. Ueberdas ermüdeten ihn ihre ewigen Klagen über ſeine Eltern, ja, ſie begannen ihn zu verdrießen, ſo daß er mit Ungeduld und Heftigkeit antwortete und Roſalba nur noch mehr verſtimmte. Trotz ihrer Schönheit kam es dahin, daß ſeine Geſpräche mit ihr ihn dahin brachten entweder zu gähnen oder zu zanken — zwei Stimmungen, die dem Glück einer Ehe nicht ſehr förderlich ſind und die weſentlich dazu beitrugen ihn ſeinen Eltern zu nähern, umſomehr als ſeine Mutter ungewöhnlich liebevoll für ihn war. Er ging immer häufiger in's Schloß, kam Beſuch, ſo fehlte er nie; er fuhr ſogar zuweilen mit den Eltern zu dieſem oder jenem Nachbar. Roſalba's geſchah nie Erwähnung. In dem Punkt blieb die Baronin unerſchütterlich. Sie hatte nie ihre Schwiegertochter geſehen. Der einzige Ort, wo dies zufällig möglich geweſen wäre, war die Pfarrkirche. Um das zu vermeiden, ließ ſie an Sonn- und Feſttagen aus dem benachbarten Städtchen einen penſionirten Geiſtlichen holen, der in der Schloßcapelle die Meſſe las. Roſalba war für die Baronin ein weſenloſer Schatten, aber ein Schatten, der ihr ganzes Leben verfinſterte.

Eines Tages fand Sintram ſie ungewöhnlich aufgeregt. Sie deutete auf ein Blatt Papier, das auf ihrem Schreibtiſch lag; — daneben lag einiges Geld. Sintram nahm das Blatt. Es war der Coupon einer Poſteinzahlung an die Baronin Uglas von einem Modegeſchäft und ganz erſtaunt las er auf dem Coupon: „Für ein Käſtchen mit künſtlichen Blumen.“

„Dein Vater hat ohne nachzudenken, daß dies Geld unmöglich mir beſtimmt ſein könne, unterſchrieben und die Zahlung angenommen. Sei ſo gut dies Geld zu entfernen,“ ſagte die Baronin aufgebracht: „Ich bekenne Dir, daß ich dieſe Tactloſigkeit maßlos finde. Während man Alles meiden ſollte, was an frühere Verhältniſſe erinnert, geſchieht in ſo auffallender Weiſe das Gegentheil. Wie mein Sohn das dulden kann, iſt nur dadurch zu erklären, daß er in dem täglichen Umgang alles Zartgefühl verlor.“

„Beſte Mutter, Du thuſt mir Unrecht! ich weiß keine Sylbe von dieſem Handel und bin nicht minder empört als Du!“ entgegnete Sintram, nahm den Coupon und das Geld, ſtürmte zu Roſalba, die verdrießlich bei ihrer Blumenarbeit ſaß, legte beides vor ihr hin und fragte zornig:

„Iſt das an Dich?“

„Ja!“ verſetzte Roſalba kalt und ließ es in ihre Taſche gleiten.

„Alſo für Geld arbeiteſt Du? — und wenn ich fragte, was Du mit den ſchönen Blumen anfangen wollteſt — gabſt Du immer ganz ſcheinheilig zur

Antwort, ſie wären für Kirchen beſtimmt. Deine Kirche ſcheint alſo eine Modehandlung zu ſein.“

„Ich that das, um Deine Vorurtheile zu ſchonen.“

„Und verſtandeſt doch nicht die gehörigen Maßregeln zu nehmen, damit die Sache geheim bleibe! Jetzt ging die Poſteinzahlung an meine Mutter.“

„Daraus kann ſie ſchließen, daß Dein Einkommen nicht für unſere Bedürfniſſe genügt.“

„Sage lieber, für *Deine* Bedürfniſſe! denn ich bitte mir aus, daß dies Geld für die *unſeren* nicht verwendet werde.“

„Du haſt gut reden! Deine ganze Ausgabe für Kleidungsſtücke bezahlt Deine Mutter. Ich mag nicht fort und fort als ärmliches Aſchenbrödel gekleidet ſein und deshalb arbeite ich für Geld.“

„Liebes-Kind, als Du in Deinem Manſardenſtübchen ſaßeſt, warſt Du nicht wie eine Prinzeſſin gekleidet und dennoch bezauberte mich Deine Schönheit. Daraus ſiehſt Du, daß es nicht die Kleider ſind, die Liebe einflößen. Ob Dein Kleid grau oder blau, ob Dein Band grün oder gelb iſt — das bemerke ich gar nicht. Willſt Du Dich etwa für die Vögel im Walde ſchmücken?“

„Nein, für mich ſelbſt .... zu meinem eigenen Vergnügen! .... ich habe ja nichts anderes in meiner freudenloſen Exiſtenz.“

Es lag etwas ſo Kindiſches in ihrer Klage, daß er Roſalba nur erbärmlich und gar nicht bemitleidenswerth fand und es um ſo ſchärfer ausſprach, als er den Vorwurf empfand, der für ihn darin lag. Die Folge davon waren Ströme von Thränen auf ihrer Seite und auf der ſeinen heftiger Verdruß. Sie kamen immer mehr auseinander. Je länger Eintram ſich in den Forſten aufhalten konnte, deſto lieber war es ihm. In ſeinem Hauſe hielt er die Bücher der Förſterei und das ganze Rechnungsweſen in beſter Ordnung. Waren aber dieſe Geſchäfte abgethan, ſo begann die Langweil und der dritte Winter ſeiner Ehe fand ihn ſo gedrückt, ſo entmuthigt, ſo finſter, daß die Baronin mit einer Art von triumphirendem Jammerruf ausbrach:

„Hab' ich es nicht vorhergeſagt: er iſt unglücklich in dieſer Ehe."

„Das iſt er, Minettchen!" nahm der Baron ganz niedergeſchlagen das Wort: „Du könnteſt ihm aber etwas auf die Beine helfen, wenn Du ihm erlauben wollteſt den Flügel zu beziehen" .... —

„Ihm — mit Freuden! ihr — mit nichten! denn ſie iſt es, die ihn unglücklich macht. Er wäre zufrieden im Förſterhauſe, wenn ſie es wäre .... und ſie iſt es nicht, weil ſie weder Tact, noch Bildung, noch Verſtand, noch Herz hat. Das drückt ihn ſchwer.

Ich weiß, daß ſie ſich einbildet, die Baronin Uglas, die künftige Herrin von Waldhaus müſſe im Schloß wohnen. Will ſie aber als Frau Baronin anerkannt ſein, ſo muß ſie ſich demgemäß benehmen und daß ſie davon ſehr entfernt iſt, hat uns die ſchreckliche Blumengeſchichte handgreiflich klar gemacht. Nein! ſie bleibe wo ſie iſt! .... O könnte ich doch ſagen: wo ſie war.“

„Sie iſt aber doch ſeine rechtmäßige Frau,“ wendete der Baron ſchüchtern ein.

„Das iſt ſie — und damit begnüge ſie ſich bis nach meinem Tode!“ fiel die Baronin in's Wort.

„O Minettchen, ich mag Dich nicht ſo reden hören,“ erwiderte der gutmüthige Mann. — —

Roſalba ſaß an ihrem Blumentiſch. Sie hatte bei ſich ſelbſt beſchloſſen keineswegs ihre Arbeit aufzugeben, aber ſie zu verheimlichen und den Erlös an ihre Mutter befördern zu laſſen, die ihn dann mit aller Vorſicht ihr zuſchicken konnte. Dadurch kam Trieb zur Arbeit und eine gewiſſe Spannung in die graue Einförmigkeit ihres Lebens. Es war im dritten Jahr ihrer Ehe, in den letzten Tagen des Februar gegen Abend. Der Himmel war kupferroth; der Thauwind ſauſte hohl durch die mächtigen Bäume des Waldes und des Parks, zwiſchen denen auf einem freien Platz das Förſterhaus lag. Einzelne Schneeflecke und Schneeſtreifen deckten noch hie und da die braune Erde zu, auf welcher Krähen und Sperlinge umher hüpften und flatterten und nach irgend einem genießbaren Körnlein ſpäheten und pickten. Der heulende Ton des Thauwindes, das Knarren der Aeſte und das Gekrach, wenn ein trockner Zweig abbrach und zu Boden praſſelte, waren ſchauerlich zu hören, und zuweilen waren die Windſtöße ſo heftig, daß ſie das Häuschen zu erſchüttern ſchienen. Wie das unheimlich iſt .... ſolche Hütte im Walde! dachte Roſalba: keine Nachbarn! weit und breit keine Menſchen um dieſe Stunde! .... ich ganz allein mit dem Dienſtmädchen! .... Wäre Puck nicht da, ſo wäre ich ſchon hundert Mal vor Angſt geſtorben. Puck iſt mein beſter Freund .... ein Hund! .... wer hätte das gedacht! — — Sie verſank in das ſtumpfe Hinbrüten über ihre Lage, welches ihre ohnehin ſo geringe moraliſche Kraft noch mehr lähmte. Sie fühlte, daß Sintram kälter für ſie wurde; allein ſie ſchrieb das lediglich dem Einfluß ſeiner Mutter zu ohne auch nur im Mindeſten ihren Mangel an jeglicher feſſelnder Eigenſchaft in Anſchlag zu bringen. Des Nachdenkens ungewohnt, dachte ſie auch nicht über ſich ſelbſt nach. Jede Andeutung ihres Mannes in dieſer Beziehung nahm ſie ſehr übel auf. Von ihren beiden öſterlichen Beichten kam ſie ſo empört zurück, daß ſie den Vorſatz faßte, dieſe Gewohnheit aufzugeben, weil der Geiſtliche ſie zur Geduld, zur Demuth und zum Gebet ermahnt hatte. Welch ein grauſamer Mann iſt dieſer Pfarrer! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: ich ſoll mich darein ergeben, die ſchönſten Jahre meines Lebens in dieſer Wildniß zu vertrauern und nicht daran denken, mich von einem Mann zu trennen, dem ich gleichgültig und zur Laſt geworden bin; — ich müßte nun auf meinem Platz ausharren bis es Gott gefalle die Verhältniſſe zu ändern. Der Rath iſt leicht zu geben! zu befolgen ſchwer. Roſalba verſuchte auch gar nicht ihn zu befolgen, ſondern gab ſich träumeriſchen Vorſtellungen hin, wie ſie als ſchlichte Arbeiterin viel glücklicher ſein würde. Einige Bücher, die ſie aus der Leihbibliothek des benachbarten Städtchens bekam, nährten dieſe Vorſtellungen. Sie hatte bis jetzt ſehr wenig geleſen. Bücher, welchen Inhaltes ſie auch waren, blieben ihr etwas Fremdartiges. Nun aber in der Langweil ihres Lebens war es eine Zerſtreuung etwas von Welt und Menſchen — in Ermangelung des Sehens und Hörens — zu leſen. Je übertriebener die Charactere, die Leidenſchaften, die Begebenheiten waren — je greller Licht und Schatten, je ſchneidender alle Farben aufgetragen wurden — deſto mehr machte es ihr Eindruck, und ob er richtig und der Wahrheit und

Wirklichkeit gemäß ſei, darüber dachte ſie weiter nicht nach. Die Schweſter des Pfarrers beſuchte zuweilen Roſalba, eine gebildete Frau, Wittwe eines Gymnaſiallehrers. Sie war in einem Verein, der für gute Bücher ſorgte und ſie verſuchte Roſalba für denſelben zu gewinnen — vergeblich. Ebenſo wenig Anklang fand ihr Vorſchlag um die armen Kranken und armen Kinder im Dorf ſich zu bekümmern. Sie habe dazu keine Geldmittel, verſetzte Roſalba, und was die Bücher beträfe, ſo möge ſie nur ſolche leſen, die ganz furchtbar ſpannend wären und vor Erwartung den Athem ſtocken machten. Die Profeſſorin Folger hatte großes Mitleid mit der jungen Frau und wäre ſehr befähigt geweſen ihr nützlich zu ſein, allein Roſalba fand an dieſem Umgang gar kein Behagen. Eine vierzigjährige Wittwe mit vierhundert Gulden Einkommen war keine Geſellſchaft nach ihrem Geſchmack. Sintram hatte ſie auf die Profeſſorin hingewieſen, die beſſere Tage gekannt hatte und ſich jetzt mit Ruhe in ihre Lage fand. Das nahm Roſalba höchlichſt übel! Sie wollte mit alten frömmelnden Weibern nichts zu ſchaffen haben und wollte nicht in's Pfarrhaus verbannt ſein, während er ſich im Schloß herrlich unterhalte. Dies war keineswegs der Fall, denn er ſchleppte auch dort die Kette mit ſich umher, an die er ſich durch ſeine Ehe geſchmiedet hatte, allein er ſah dort doch nicht Roſalba's ſchönes, aber durch Mißmuth entſtelltes Geſicht, und hörte nicht ihre weinerliche oder mürriſche Stimme. Auch er dachte mit tiefem Schmerz darüber nach, daß nicht blos ſeine Jugend, ſondern ſein ganzes Lebensglück ruinirt ſei, denn er ſah ſehr klar ein, daß auch die geringſten Anſprüche eines Mannes an den Geiſt, den Character und das Herz einer Gattin, durch Roſalba keine Befriedigung finden könnten. Zuweilen fiel ihm Chriſtiane von der Argen ein, die er garſtig gefunden, über deren Geſchichtskenntniß er ſich luſtig gemacht hatte. Ach, wenn Roſalba irgend eine andere Kenntniß als die des Blumenmachens gehabt hätte, welche Erquickung wäre das geweſen. Und dies klägliche Schickſal hatte er ſich ſelbſt bereitet durch elende Verblendung, Eigenſinn und Selbſtſucht. Er wußte zuweilen nicht, ob ihm Roſalba — oder ob er ſich ſelbſt mehr zur Laſt ſei; denn geſetzt der Fall einer Verſöhnung mit ſeiner Mutter oder deren Tod — welches Glück konnte er erwarten an der Seite einer Frau, die an Gemüth und Bildung tief unter der Mittelmäßigkeit ſtand und die in einer höheren Lebensſtellung nichts weiter ſah als durch ſchöne Kleider zu glänzen. Roſalba dachte in ihren Träumereien an Trennung und Sintram, wenn er Tage lang ſeine Forſten durchſtreifte, wünſchte ſich weit hinweg von Roſalba, von ſeiner Mutter, von Waldhaus, in die tiefe Einſamkeit der Wälder Volhyniens — als ob er dort ohne Gewiſſen und ohne Reue ſein würde. — —

Roſalba ſaß unweit des Fenſters, den Kopf voll Phantaſien, die Hände voll Blumenblätter und vom Abendroth ſo lieblich beleuchtet, daß es ſchwer geweſen wäre dies reizende Bild nicht zu bewundern. Plötzlich verdunkelte ſich der Abendhimmel für Roſalba. Sie blickte erſchreckt auf und ſtieß einen ſo gellenden Schrei aus, daß ihr Dienſtmädchen aus der Küche hereinſtürzte, um der Frau Baronin zu Hülfe zu kommen. — —

Die Frau Baronin.

Vor dem Waldhauſer Schloß erſchien ein alter, unſauber und elend gekleideter Mann, mit verwildertem grauen Haupt- und Barthaar und mit dem ſtumpfen Blick, den die Trunkſucht gibt. Er verlangte die Frau Baronin zu ſprechen. Ein Diener ſagte ihm, ſie ſei ausgefahren und bot ihm ein kleines Almoſen, wie man es den Bettlern gibt. Der Mann ſtieß es zurück und erwiderte, er werde auf die Rückkehr der Frau Baronin warten: die werde ihn ganz anders behandeln; und dabei ſetzte er ſich auf eine Bank im Hof. Der Diener verſicherte kein Vagabunde bekomme mehr als drei Kreuzer und ein Stück Brod.

„Ich bin kein Vagabunde . . . . verſtehe mein Geſchäft, bin aber zu alt um zu arbeiten,“ lautete die Antwort.

„So wendet Euch an Eure Gemeinde, daß ſie Euch verſorge,“ verſetzte der Diener.

„Das habe ich gar nicht nöthig! meine Kinder können mich verſorgen.“

„Wer ſind denn Eure Kinder?“

„Der Eine iſt ein Schurke, hat mich in Paris im größten Elend ſitzen laſſen. Der Zweite iſt ein Schuft, ſteht ſich ſehr gut als Secretär oder dgl. an einer Eiſenbahn, hat auch ſchon ſein Schäfchen in's Trockene gebracht, der filzige Geizhals! . . . . Der Dritte iſt Pfarrer — aber gegen meinen Willen. Die Schwarzröcke ſind mir verhaßt . . . . dahin gehe ich nicht.“

„Das ſind ja prächtige Ausſichten für Eure Verſorgung!“ ſagte ſpöttiſch der Diener: „ein Schurke, ein Schuft und ein Schwarzrock! Da Ihr drei ſo ausgezeichnete Söhne habt, ſo begreife ich nicht, warum Ihr die Frau Baronin beläſtigen wollt.“

„Das kann ich Euch erklären, guter Freund!“ verſetzte der Vagabunde in herablaſſendem Ton: „die Frau Baronin iſt meine Tochter.“

Der Diener erſchrak um ſo heftiger, als das Rollen eines Wagens die Rückkehr der Baronin verkündigte und er ſagte eilfertig:

„Eure Tochter — wenn ſie es wirklich iſt — wohnt nicht im Schloß. Geht bei Seite. Ich führe Euch zu ihr, ſobald“ . . . . —

„O nein! ich höre ja ihren Wagen. Sie wird ſich freuen .... und ich freue mich auch.“

Der Diener wollte ihn von der Bank fortreißen, aber der Vagabunde ſchrie:

„Ich laſſe mich nicht fortjagen! .... ich will zu meiner Tochter! .... zur Frau Baronin!“

Der Wagen fuhr vor. Der Diener riß den Schlag auf und der Baron und die Baronin ſtiegen aus. Sie ſagte ſogleich mit ſtrengem Ton:

„Was iſt denn das für ein wüſtes Geſchrei! ſolch ein Lärm ſchickt ſich nicht. — Wer iſt der Mann?“

Der Vagabunde war aufgeſtanden. Jetzt trat er vor, ſtarrte die Baronin an, brach in rohes Gelächter aus und rief:

„Nein, dieſe Alte iſt nicht meine Tochter! .... die junge Baronin, die iſt's!“

„Ein Irrſinniger!“ ſagte die Baronin kalt und wollte in's Haus.

„Mit Verlaub .... kein Irrer!“ rief der Vagabunde und trat ihr entgegen, „ich heiße Weiß und Roſe Weiß, die junge Frau Baronin Uglas, iſt meine liebe Tochter. Mein Sohn Anton, der Schuft! hat mir geſagt ich ſolle nur hergehen, ſie würde eine große Freude haben.“

„Das wird ſie ohne Zweifel! — Man zeige dieſem Mann den Weg zum Förſterhauſe," ſagte die Baronin mit harter Stimme, eiskaltem Blick und unbewegten Zügen, während ihr Mann und der Diener ganz verwirrt vor Schreck waren. Und gelaſſen ging ſie an Weiß vorüber. Aber in ihrem Zimmer und allein mit Ilſe brach ihre Faſſung zuſammen und ein heftiger Nervenkrampf verrieth den Eindruck, den dieſer Vorfall auf ſie machte, und die Gewalt, womit ſie ihn vor fremden Augen beherrſchte.

Der Baron ließ ſich inzwiſchen die ganze Begebenheit drei- bis vier Mal vom Diener erzählen, ſchüttelte ſchweigend und bedenklich den Kopf und machte ſich, ganz an allem Troſt verzagend, — an die große Sept-Patience um aus ihr Hoffnung zu ſchöpfen, daß dennoch die Sache ein gutes Ende nehmen werde. Als ſich die Baronin ſpäter ganz gefaßt hatte, erſchien ſie zur Piketpartie und ſagte:

„Siehſt Du, wie der Kelch der Schmach immer bitterer wird? ich ſtaune, daß ich's überleben kann! .... Armer Sohn! .... eine Tochter dieſes Mannes Gattin zu nennen .... ſie dereinſt nach meinem Tode in das Haus ſeiner Väter einzuführen — lieber Freund, iſt das Alles nicht ein böſer Traum — ein Blendwerk — ein Roman gräßlichſter Art!"

„Ja, dies iſt in der That ein ſtarkes Stück und wie der arme Junge mit dieſem Schwiegerpapa ſich ſtellen wird — darauf bin ich geſpannt, denn es hat doch Alles ſeine Grenzen,“ verſetzte der Baron mit einem Anflug von Aufgeregtheit.

Ein Diener hatte dem elenden Weiß den Weg zum Förſterhauſe gezeigt und höchſt empört ſeine Tochter nicht im Schloß zu finden, wanderte dieſer durch den Park und erreichte ſehr bald das Haus. Aber vor der Thür lag Puck, der rieſige Neufundländer und knurrte grimmig den verdächtigen Fremdling an. Weiß wagte nicht der Thür zu nahen. Er ging von der Seite an das Haus heran und ſeine Geſtalt war es, die verdunkelnd zwiſchen dem Fenſter und dem Abendhimmel erſchien. Als Roſalba mit einem durchdringenden Schrei vom Sitz aufſprang und zur Thür lief, klopfte er an's Fenſter, damit ſie hinſchauen und ihn erkennen möge. Das that ſie denn auch, allein es ſteigerte nur ihr Entſetzen. Sie umklammerte die eintretende Magd und ſtieß krampfhaft die Worte aus:

„Er darf nicht in's Haus.“

„Nein, nein! Puck erlaubt das nicht. Frau Baronin können ganz ruhig ſein. So ein alter Bettler thut uns nichts zu Leide.“

Puck bellte wüthend. Weiß machte Geberden, die um Einlaß baten. Die Magd verſtand das nicht und ſagte:

„Frau Baronin ſehen ja, daß er bettelt. Soll ich ihm nicht Etwas geben und ihn fortſchicken?“

„Du bleibſt bei mir . . . . gehſt nicht von der Stelle,“ ſtotterte Roſalba, deren Zähne aufeinander ſchlugen, während fahle Bläſſe ihr Antlitz überzog. Dieſer Mann ſollte ihr Vater ſein! Das hatte Philipp behauptet, als Beide vor Jahren ſie nach Paris bringen wollten. Sie wußte es nicht; ſie hatte ja keine Erinnerung von ihrem Vater. Allein die Mutter und Anton hatten ihr ſpäter beſtätigt es ſei der Vater geweſen. Und nun war er wieder da, ſah noch viel verkommener und abſchreckender aus, wollte zu ihr . . . . vielleicht ſie fortſchleppen . . . . vielleicht war Philipp in der Nähe . . . . und Niemand weit und breit zu ihrem Schutz, als Puck. Dieſe und tauſend ähnliche Gedanken wirbelten durch Roſalba's Gehirn. Das Herz ſchlug ihr in der Kehle, ihre Lippen waren vertrocknet, ſie zitterte an allen Gliedern.

„Iſt die Hausthür verriegelt?“ fragte ſie, indem ſie ſtarr auf Weiß blickte, um jede ſeiner Bewegungen zu überwachen.

„Ja gewiß! Wenn der Herr Baron ausgeht, riegele ich die Thür hinter ihm zu.“

„Aber die Hinterthür ſteht gewiß weit offen.“

„Das nicht .... aber verriegelt iſt ſie nicht.“

„Mein Gott, wenn er dort hereinkäme!“

„Puck verwehrt das! Frau Baronin können ja ſehen wie Puck aufpaßt — und können hören wie grimmig er knurrt.“

„Guter Puck!“ ächzte Roſalba ganz ſtumpf.

„Darf ich nicht herausgehen und dem Mann ein Almoſen geben? ich fürchte mich gar nicht.“

„Um Gotteswillen nicht, Bärbchen! .... Er würde mit Dir in's Haus eindringen.“

„Das hat noch nie ein Bettler verſucht.“

„Wir wiſſen ja nicht ob er ein Bettler iſt. Er kann ja ein Räuber ſein, der ſich nur als Bettler anſtellt.“

„Ein .... Räuber!“ wiederholte Bärbchen mit ſtockendem Athem; denn Roſalba's Angſt wirkte anſteckend: „ach, lieber Gott ſtehe uns bei! .... wie ſollen wir einen Räuber loswerden.“

„Ich weiß es nicht!“ ſeufzte Roſalba halb ohnmächtig.

„Vielleicht ginge er fort wenn er einen Gulden bekäme, denn fortgehen muß er .... es dunkelt ja ſchon," ſagte Bärbchen, die ihre Beſinnung behielt: „Frau Baronin müſſen ihm aus dem Fenſter einen Gulden reichen."

„Nicht ich .... Du! — und nicht reichen, ſondern zuwerfen, damit er uns nicht nahe kommt. Verſuche es! .... Hier iſt ein Gulden."

Bärbchen wickelte den Gulden in ein Paar Bogen roſenfarbenen Blumenpapiers ein, um das Päckchen möglichſt groß und ſichtbar zu machen, öffnete dann das Fenſter und ſchleuderte es mit aller Kraft weit hinaus indem ſie Puck herbeirief, damit er ſich nicht etwa auch auf das Päckchen ſtürze.

„Nun? .... was thut er?" fragte Roſalba ängſtlich.

„Er hebt das Päckchen auf — und geht fort."

„Nach welcher Seite?"

„Nach dem Schloß."

„Auch dort wird er eindringen wollen — wie gräßlich!" rief Roſalba verzweifelnd.

„Ach, er ſcheint nicht ſehr feſt auf den Beinen zu ſein! der Johann oder der Jakob werden leicht mit ihm fertig. Frau Baronin ſehen aber weiß wie die Kalkwand aus. Jetzt iſt gar nichts mehr zu fürchten!" verſicherte Bärbchen, ahnungslos über den eigentlichen Grund von Roſalba's maßloſer Aufreguug.

„Geh' und verriegele die Hinterthür,“ ſagte Roſalba und ſank als ſie allein war tödtlich erſchöpft auf einen Stuhl, gefoltert von dem Gedanken, daß der ſchauerliche Beſuch morgen wiederkehren könne und nicht wiſſend ob ſie ihren Mann davon in Kenntniß ſetzen ſolle oder nicht. Aus Schonung für ihren Mann nichts zu erwähnen — das fiel ihr nicht ein. Die Zeiten waren vorüber! doch aus Schonung für ſich ſelbſt hätte ſie gar gern geſchwiegen. Sintram fand ſie aber bei ſeiner Heimkehr noch ganz außer Faſſung und fragte nach der Urſache. Da ſagte ſie Alles.

„Das fehlte noch!“ verſetzte er finſter und dann fragte und ſagte er nichts mehr. Roſalba, und was mit ihr zuſammenhing, demüthigte ihn fort und fort auf das Empfindlichſte.

„Kann denn nichts für den unglücklichen Greis geſchehen?“ fragte endlich Roſalba entrüſtet.

„Hier nicht! in ſeiner Gemeinde muß man für ihn ſorgen. Er wird einen Heimathſchein haben und dahin muß man ihn morgen befördern,“ erwiderte Sintram kalt.

„O mein Gott! gibt es auf der Welt ein Weſen, das eben ſo unglücklich iſt, wie ich!“ rief ſie.

„O ja! ich bin dies Weſen.“

„Nein! denn Du haſt Eltern, die Dich lieben.“

„Und die ich unglücklich gemacht und um ein zufriedenes Alter gebracht habe! . . . . Doch laß uns nicht weiter ſtreiten, wir kommen doch nicht zur Verſtändigung.“

Sintram ſetzte ſich an ſein Schreibpult und vertiefte ſich in ſeine Rechnungsbücher, während Roſalba irgend ein Buch der „Geheimniſſe“ hervorholte und bei dieſen Schauergeſchichten durch Aufregung der Phantaſie ihre wirkliche Aufregung zu betäuben ſuchte.

In der Frühe des nächſten Morgens meldete der Jägerburſche dem Herrn Förſter, an einer großen knorrigen Eiche am Rande des Waldes habe ſich ein Mann erhenkt. Roſalba's Sinne ſchwanden. Sintram ſtürzte fort um den Fall von der Polizei des Ortes conſtatiren zu laſſen. Ja, der elende Greis hatte ſich in einem Anfall von jener dumpfen Verzweiflung, die den Trunkſüchtigen nicht ſelten in ſeinen lichten Augenblicken ergreift, das Leben genommen. Daß nicht augenblickliche Noth ihn dazu drängte, bewies das Guldenſtück, das man bei ihm fand und das in einen rothen Papierfetzen eingewickelt war.

Roſalba fiel in eine ſchwere Krankheit. Die Baronin erkrankte nicht, aber ſie ſchwand dahin; der Kummer nagte an ihrem Leben.

In der Familie.

Auf Waldhaus Gram und Verſtörung. Auf Argenfels Freude und Frieden! nicht in den Ereigniſſen, aber im innern Leben und in den Familienverhältniſſen. Der blutige Krieg mit Frankreich brachte freilich einen Wirbelwind der Verſtörung, der alle Arten von Leiden zuſammentrieb — ein Maſſacre ohne Gleichen, vielgeſtaltigen Tod, das Elend der Gefangenſchaft, den Jammer der Spitäler, die Thränenſtröme der Wittwen und Waiſen — das Alles wurde auf Argenfels ſo tief empfunden als anderswo. Doch umſomehr empfand man auch den Troſt, der im harmoniſchen Familienleben liegt. Emerenz, die älteſte Tochter, war im Anfang des Sommers mit ihren Kindern gekommen um einige Monate bei den Eltern zu bleiben, weil ihr Mann auf ſeinem Gut am Oberrhein das Wohnhaus umbaute. Von den Kriegsereigniſſen überraſcht mußte ſie auf Argenſels bleiben, weil die Bauleute in's Feld zogen und das Haus unfertig daſtand. Sie mußte ſogar im Spätjahr ihr Wochenbett dort aufſchlagen. Aber die Sorge für ſie brachte eine wohlthätige Zerſtreuung mit ſich und als ein Sohn auf die Welt kam — der erſehnte, nach drei kleinen Mädchen — ſo erfüllte dies Geſchenk Gottes alle Herzen mit freudigem Dank. Die Gräfin hatte an Emerenz und den Kindern eine liebe Geſellſchaft und dadurch waren Chriſtiane und Rosmary freier und konnten in dem Spitälchen thätig ſein, das der Graf in einem Nebenhauſe eingerichtet hatte.

Julian von der Argen hatte eine ſo zarte Geſundheit, daß er den Soldatendienſt nicht leiſten konnte. Er hatte im Frühling die Univerſität bezogen und fragte bei dem Ausbruch des Krieges ſeinen Vater, ob er etwa dennoch den Verſuch machen ſolle in's Feld zu ziehen. Der Graf antwortete:

„Lieber Julian! ſtudire fleißig und kräftige Deine „Geſundheit. Es werden noch ſo viel Kriege kom„men, daß es ganz gut iſt, wenn jetzt ein Paar „junge Leute dafür übrig bleiben. Und fragſt Du „mich, woher ich das wiſſe, ſo antworte ich kurz „und bündig: weil zwei Mächte die Welt regieren „mit denen kein Friede möglich iſt: das Recht des „Stärkeren und die Nützlichkeitspolitik.“

Von allen Siegesberauſchungen und von allen Schwärmereien für dieſen urdeutſchen Krieg und für die wunderbare deutſche Einigkeit blieb man auf Argenfels gänzlich unberührt. Man dankte Gott für die Demüthigung des Feindes, man linderte das Elend, wo und wie man es fand: das beſchäftigte die Gedanken und nahm die Zeit in Anſpruch; doch in Jubelfanfaren ſtimmte man nicht ein.

„Ueber gewonnene Schlachten, die mit einem ſolchen Meer von Blut bezahlt wurden, wird auf Argenfels nicht gejubelt,“ ſagte der Graf ernſt: „die übriggebliebenen Soldaten mögen das thun! Wir denken an die Todten und deren Hinterbliebene — und das ſtimmt nicht zum Frohlocken.“

Sein Schwiegerſohn, Herr von Thierſtein, war anderer Meinung. Er reiste zwiſchen ſeinem Gut, das nicht herrenlos bleiben durfte, und Argenfels hin und her, und wußte Manches zu erzählen von Freudenbezeugungen und Jubel des Volkes da und dort und wie erhebend es ſei, daß endlich das nationale Bewußtſein erwache.

„Es ſoll nur ruhig wieder einſchlafen — das nationale Bewußtſein,“ entgegnete der Graf: „es läuft ſonſt Gefahr als Majeſtätsverbrechen auf der Feſtung eingeſperrt zu werden. Ja ja, lieber Valerian, Du biſt beſtürzt über dieſe Prophezeihung, aber ſie hat bereits ihre Antecedentien. Der preußiſche Staat denkt nur dann daran ſich deutſch zu nennen, wenn er Deutſchlands Hülfe bedarf — ſei es um ſich zu retten, wie im Jahr 1813, ſei es um ſeine Macht zu vergrößern, wie eben jetzt. Iſt das geſchehen, ſo wird er wieder preußiſch. Die armen dummen Jungen, die ſich unterſtanden zwiſchen den Jahren 1815—40 deutſch ſein zu wollen, wurden als Hochverräther eingeſperrt und Demagogen genannt. Sei feſt überzeugt, daß wir Aehnliches erleben werden. Preußiſch wollen Diejenigen wahrlich nicht ſein, die im gegenwärtigen Augenblick der preußiſchen Fahne folgen! frage doch einmal die bairiſchen, die heſſiſchen, die ſächſiſchen Soldaten, ob ſie preußiſche Soldaten ſein wollen? O mit nichten! ſie wollen das bleiben was ſie ſind: jeder ein deutſcher Stamm, wie von Alters her. Gehſt Du ein Paar Stufen höher hinauf, ſo findeſt Du allerdings Männer, die ſich mit einigem Stolz als Deutſche fühlen und recht gewaltige Deutſche zu werden hoffen, aber Preußen wollen ſie durchaus nicht werden. Die Freimaurer und Juden, incluſive jüdiſche Chriſten, die tragen ganz gewaltiges Verlangen nach deutſch-preußiſcher Verſchmelzung; ſonſt Niemand. In den famoſen Jahren 1813—15 war man nicht blos deutſch in Preußen, ſondern ſogar altdeutſch und die Damen trugen altdeutſche Hauben und einen altdeutſchen Kleiderſchnitt. Das ging von Berlin aus. Man ſuchte alſo die Geſinnung in eine Zeit zu verſetzen, wo der preußiſche Staat noch gar nicht exiſtirte, denn das alte Deutſchland wußte nichts von ihm — und trotz deſſen blieb Preußen — preußiſch und verlangte in wenigen Jahren, daß deutſche Sympathien aufzuhören und mit der altdeutſchen Tracht in die Polterkammer zu wandern hätten.“

„Das ſind alte Sünden, lieber Vater!“ rief Thierſtein lachend, „jetzt iſt Preußen der Retter Deutſchlands und wir müſſen es dankbar mit Gut und Blut unterſtützen.“

„Ich weiß nicht ob Du im Ernſt oder im Scherz redeſt.“

„Im vollen Ernſt, beſter Vater!“

„So werde ich Dir auch im vollen Ernſt antworten: Preußen hat dieſen Krieg herauf beſchworen“ . . . . —

„Ah, Du biſt ungerecht! wegen einer zurückgezogenen Candidatur zur ſpaniſchen Krone hat Frankreich mit namenloſer wahnwitziger Frechheit den Krieg erklärt.“

„Vollkommen einverſtanden! nichtsdeſtoweniger hat Preußen ihn heraufbeſchworen durch das Jahr 66, als es ſeinen Eroberungsgelüſten Spielraum gab, Deutſchland zerriß und den deutſchen Bund aufhob — mit einem Wort: ſich als Preußen gerirte, als ein erobernder Staat, der von jeher dem deutſchen Reich feindlich war. Das, was jetzt arrangirt werden ſoll — denn gegründet nenne ich nur das, was auf ſittlichen Prinzipien ruht — iſt ein vergrößerter preußiſcher Staat, der mit Deutſchlands Geld- und Blutkräften und mit der deutſchen Reichs-Maske um ſo mehr erobern kann. Erobernd geſinnt iſt aber auch Frankreich; auch Frankreich iſt durch Eroberungen das geworden, was es iſt. Obſchon jahrelang intime Freunde — wie wir das 1859 und 66 erlebt haben — mußte über kurz oder lang die Rivalität ſie zu Feinden machen. Das iſt jetzt geſchehen. Preußen und Frankreich bekämpfen ſich um ihre Macht und Stellung in Europa zu behaupten, zu ſichern, zu erhöhen und dafür ſoll nach Deiner Meinung das, was nach dem Bruderkrieg von 66 von Deutſchland übrig geblieben iſt — mit begeiſtertem Dank für Preußen ſich opfern? Dieſer Logik kann ich nicht folgen, mein Sohn."

„Der Gang der Ereigniſſe ſetzt häufig alle Logik bei Seite und überraſcht im rieſigen Maßſtab. Sieh dieſe Thaten! ſieh dieſe Erfolge! ſieh dieſen Napoleoniſchen Salto mortale! Wer dergleichen erlebt muß ſich nicht an die ſtarre Logik anklammern."

„Lieber Valerian, ich ſehe gerade aus dieſem Salto mortale, daß die göttliche Vorſehung ſehr logiſch iſt oder — wenn Dir das zu ſtarr klingt — ich ſehe, daß der alte Spruch immer Recht behält:

Gottes Mühlen malen langſam,
Langſam aber trefflich fein,
Was an Langmuth er verloren,
Holet er durch Schärfe ein. —

Und ſo lange dieſe Ueberzeugung in mir feſt ſteht, kann ich mich unmöglich dazu herablaſſen, über gewonnene Schlachten und Feſtungen in Extaſe zu gerathen und in dem Zerſtörer Deutſchlands deſſen Hort und Heil zu ſehen. Wer auf Napoleoniſchen Wegen geht, der geht eben dadurch auch Napoleoniſchen Schickſalen entgegen. Verſteht ſich in andrer Form. Das iſt die Logik der Thatſachen, die auf jedem Blatt der Weltgeſchichte zu leſen iſt.“

„Du biſt gar nicht in patriotiſche Begeiſterung zu verſetzen!“ rief Thierſtein lachend.

„Wenigſtens nicht durch die Tagesereigniſſe — das gebe ich zu,“ verſetzte der Graf ebenfalls lachend: „ja mir ſcheint ſogar Dein einiges — „Deutſchland“-Räuſchchen habe auch nicht viel von Begeiſterung an ſich, ſei mehr von Außen Dir angeweht, Dir und vielen Andern, wie eine Influenza, die mit der krankhaften Luft der Zeit zuſammenhängt.“

„Die allerſchlechteſte Patriotin iſt ohne Zweifel Chriſtiane,“ ſagte Thierſtein neckend: „ihr erſter Gedanke iſt immer an die Franzoſen.“

„Ja!“ entgegnete Chriſtiane unverzagt, „denn ſie ſind am unglücklichſten! ſie ſind gedemüthigt und gefangen.“

Uebrigens ging ſie mit Rosmary den Krankenſchweſtern thätig zur Hand, die im Spitälchen die Verwundeten pflegten, und was ſie an Baarſchaft beſaß, und was ſie durch den Verkauf ihrer kleinen Pretioſen löſte, ſie verwendete Alles um die Geneſenen nicht mit leerer Hand zu entlaſſen.

Tief im Winter trafen an demſelben Tage zwei Telegramme ein. Das eine berief Thierſtein zu ſeinem erkrankten Bruder nach Frankreich. Das andere meldete die glückliche Ankunft Winfrieds von der Argen in Europa. Emerenz weinte, daß ihr Mann in dieſen verpeſteten Lazarethen ſeinen Bruder aufſuchen ſolle und die Gräfin machte den Vorſchlag, Valerian möge ihn ſo bald wie möglich nach Argenfels bringen; hier, in der geſunden Luft und in der Ruhe des Schloßlebens werde er ſich gewiß bald erholen. Damit waren Alle freudig einverſtanden und Emerenz konnte jetzt ungetrübt an der Freude der Ihrigen über Winfrieds Rückkehr theilnehmen. Sein Seemannsberuf hatte ihn ſeit faſt drei Jahren fern von Europa in die weſtlichen und öſtlichen Meere und zu deren Küſtenländern in allen fremden Welttheilen geführt. Seine Briefe wurden immer mit Frohlocken auf Argenfels empfangen, geleſen, vorgeleſen und wieder geleſen; aber keiner war ſo beglückend wie der, welcher auf das Telegramm folgte. Er nahm auf ein Jahr Urlaub und wollte, nach einem kurzen Aufenthalt bei ſeiner Schweſter Tony in Wien, im Februar auf Argenfels eintreffen.

„Der Februar wird zum Wonnemonat, Mama!“ rief Chriſtiane und umarmte zärtlich die Gräfin und zu Rosmary ſagte ſie: „Jetzt werden Sie endlich einmal einen liebenswürdigen Mann kennen lernen!“

„Du biſt eine ſehr verbindliche Tochter!“ ſagte der Graf herzlich lachend.

„Ich habe junge Männer gemeint!“ betheuerte ſie.

„Dann mußt Du mit mir die Lanze brechen, die ich für Valerian einlege!“ rief Emerenz.

„Nun, Rosmary ſoll ſpäter entſcheiden, ob ich Recht habe oder nicht,“ verſetzte Chriſtiane.

„Ich denke das wird Sache des Geſchmacks ſein und darüber läßt ſich nichts entſcheiden,“ ſagte Rosmary.

„Gut! ſo laſſen wir es dabei: für mich iſt Winfried der liebenswürdigſte Mann.“

„Bis jetzt!“ ſagte Emerenz und ſang: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben — Hier unter dem wechſelnden Mond.“

„Die arme Theophile!“ ſagte die Gräfin am nächſten Abend und legte den Brief zuſammen, den ſie aufmerkſam geleſen hatte: „während uns eine ſo große Freude bevorſteht, zehrt der Kummer ſie auf.“

„Iſt wieder etwas Neues auf Waldhaus vorgefallen?“ fragte der Graf.

„Das nicht; aber daß es beim Alten bleibt und bleiben muß, iſt ja über die Maßen traurig.“

„Wie ſteht es denn eigentlich auf Waldhaus?“ fragte Frau von Thierſtein: „zwiſchen den tauſend kleinen Ereigniſſen in meiner Kinderſtube und all' den ungeheuerlichen Begebenheiten in Europa tauchen für mich Familiengeſchichten — ſobald ſie nicht den allernächſten Kreis betreffen — nur ganz vorübergehend und zuſammenhangslos auf.“

„Aber Emerenz!“ rief Chriſtiane höchſt empört, „Du wirſt doch nicht die gräßliche Geſchichte mit dem Vater, der ſich neben dem Hauſe ſeiner Tochter erhenkte, vergeſſen haben! Das wäre ja eine himmelſchreiende Gleichgültigkeit.“

„Vier ganz kleine Kinder, d. h. vier äußerſt zarte kleine Menſchenleben, vier unſterbliche, mir anvertraute Seelchen müſſen für ihre Mutter bei Dir Fürſprache einlegen, Chriſtiane," gab Frau von Thierſtein lächelnd zur Antwort: „Uebrigens entſinne ich mich ſehr genau jener ſchauerlichen Cataſtrophe, die etwa vor einem Jahr vorfiel, und auch, daß in Folge derſelben Sintrams unglückliche Frau ſchwer erkrankte."

„Ja," nahm die Gräfin das Wort, „ſie verfiel in einen Zuſtand von nervöſer Aufregung, der ſie weder Tag noch Nacht zur Ruhe kommen ließ. Im Schlaf wurde ſie von Fieberträumen — wachend von fieberhaften Vorſtellungen geängſtigt. Sie konnte keinen Augenblick allein ſein .... ſie konnte keinen Hund ſehen, keinen Baum ſehen und dgl. mehr. Man gab ihr eine Krankenſchweſter zur Pflege und Geſellſchaft; — doch ſie erklärte, ſie werde ſterben, wenn man ſie nicht zu ihrer Mutter gehen laſſe. An ihren Tod glaubte der Arzt durchaus nicht; ſtatt deſſen fürchtete er eine ernſtliche Geiſtesſtörung und ſie ging zu ihrer Mutter."

„Wenn dieſe dem ſchrecklichen Vater ähnlich iſt," unterbrach Frau von Thierſtein, „ſo wird ſie ſich dort ſchwerlich erholen können."

„Die Mutter ſoll eine brave, ſchlichte Frau ſein, die bei ihrem Sohn, einem Pfarrer im Naſſauiſchen, auf dem Lande lebt."

„Gott Dank! das iſt ja ein gutes Plätzchen um wieder zur Ruhe zu kommen!“

„Leider war das nicht der Fall! Nach einem kurzen Aufenthalt ging ſie fort, und zu einem andern Bruder, indem ſie ihrem Mann ſchrieb: Da wir uns nicht mehr lieben und folglich namenlos unglücklich ſind, trenne ich mich von Dir, lege Deinen Namen ab und gebe Dir die Freiheit Dich anderweitig zu verehelichen.“

„Ihr Verſtand hat alſo doch gelitten!“ bemerkte Frau von Thierſtein.

„Vielleicht iſt es mehr eine moraliſche, als eine Verſtandes-Verfinſterung. Genug ſie ging zu dieſem zweiten Bruder — und ſeitdem iſt ſie verſchollen; — wenigſtens für Waldhaus, und die arme Mutter muß erleben, daß die Gegenwart und die Zukunft ihres einzigen Kindes nichts ſind, als eine Ruine.“

„O dieſe im Wahnwitz geſchloſſenen Ehen! ſie ſind ein Fluch nicht blos für die betreffende Familie, ſondern für die ganze menſchliche Geſellſchaft, die ſich daran gewöhnt die Verzerrung, die Entwürdigung des heiligſten Verhältniſſes zu ſehen!“ brach der Graf aus.

„Hätte wenigſtens Theophile ihren Sohn mit ſeiner Frau nach Volhynien ziehen laſſen — wie das ſeine Abſicht war!“ ſagte die Gräfin. „Die

Entfernung wirkt beruhigend und allmälig ausgleichend auf zwieſpältige Verhältniſſe.“

„Hätte! hätte!“ fiel der Graf ein: „hätte Sintram überhaupt nicht dieſe tolle Ehe geſchloſſen! dieſes „hätte“ würde jedes andere überflüſſig gemacht haben. Man muß doch etwas Rückſicht auf das Decorum nehmen und er hat ja gewußt, daß ſeine Frau die Tochter eines ganz verkommenen Subjectes ſei, daß er alſo Gefahr laufe in irgend einem Landſtreicher ſeinen Schwiegerpapa begrüßen zu müſſen.“

„Unbegreiflich, daß ein Mädchen, in ſolcher Umgebung aufgewachſen, Sintram feſſeln konnte,“ ſagte Frau von Thierſtein.

„Sie iſt bei einer Wohlthäterin aufgewachſen und eine Reihe von Jahren in einem guten — aber freilich proteſtantiſchen Inſtitut erzogen,“ entgegnete die Gräfin, „und ihre äußere Erſcheinung ſoll ſehr einnehmend ſein, wie der gute Uglas verſichert.“

„Kann ſein!“ fuhr der Graf fort: „man muß aber für eine Ehe auch den ganzen Anhang eines Mädchens berückſichtigen! und dieſe Erziehung bei einer Wohlthäterin, die das Kind in ein proteſtantiſches Inſtitut und über ſeinen Stand bilden läßt, wird weder für den religiöſen Sinn noch für die Entwickelung des Characters erſprießlich geweſen ſein. Kurz, es „hätte“ jede der handelnden Perſonen dieſes Dramas ganz anders ſein müſſen — und dann wäre es allerdings nie vorgefallen.“

„Aber, Papa, was würdeſt Du thun, wenn Winfried oder Julian eine ſolche Heirath ſchließen wollten?“ fragte Chriſtiane.

„Ich würde ſie nie zugeben, mein Kind.“

„Und wenn ſie vor Gram krank oder unſinnig werden .... oder gar ſterben wollten.“

„Ich kann mir nicht vorſtellen, daß meine Söhne, die chriſtlich vernünftig und in der Uebung der Selbſtverleugnung erzogen ſind, in dergleichen Ueberſpannungen verfallen könnten. Einer ſolchen Ueberreizung des Gefühls würde ich gewiß nicht nachgeben. Was thäteſt Du, Emerenz?“

„Ganz daſſelbe!“ verſetzte die Gräfin lebhaft: „der Rückſchlag einer ſolchen Leidenſchaft bleibt nicht aus. Auf einen kurzen Traum folgt das Erwachen in der Wirklichkeit, die Erkenntniß eines Blendwerks aufgeregter Phantaſie und ſtürmiſcher Gefühle, und eine lange bittre Reue, die ſelten, höchſt ſelten zur Veredelung der Charactere eines ſolchen Ehepaares führt. Nein! wenn Winfried und Julian jemals einer ſolchen traurigen Leidenſchaft entſagen müßten, ſo würde mein Mutterherz mit ihren Kämpfen ſympathiſiren — aber für einen tödtlichen Schmerz oder gar für ein Unglück würde ich dieſen Kampf durchaus nicht halten. Im Gegentheil! Entſagung macht ſtark und die Nichterfüllung eines jugendlichen Wunſches kann dem Character eine viel edlere Richtung geben, als er bisher hatte.“

„Wir verſtehen einander!“ ſagte der Graf mit einem Blick der innigſten Zärtlichkeit.

„Mama, Du biſt eine ſpartaniſche Mutter!“ ſagte Frau von Thierſtein und küßte die Hand der Gräfin, die ſanft erwiderte:

„Liebe Emerenz, wenn Du eine längere Lebenserfahrung haben wirſt, ſo wird es Dir einleuchten, daß verſagte Wünſche ſehr oft eine größere Gnade ſind, als erfüllte — und dann kommſt auch Du gewiß zu einer Geſinnung, die ich lieber chriſtlich als ſpartaniſch nennen möchte, denn ihre Wurzel iſt ein unbegrenztes Gottvertrauen und ihre Loſung iſt das göttliche Mahnwort: „Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach.“

„Ich weiß es,“ ſagte Frau von Thierſtein: „aber es wird mir ſo ſchwer das Kreuz für meine ſüßen Kindlein anzunehmen.“

„Ich weiß es auch, Mama,“ ſeufzte Chriſtiane, „aber es wird mir ſo ſchwer das Kreuz, das ich bis jetzt noch nicht kenne, für meine Zukunft anzunehmen.“

„Ich weiß es auch, gnädige Gräfin! wo mein Kreuz, da iſt meine Krone," ſagte Rosmary. Es war das erſte Wort, das ſie an dieſem Abend ſprach.

„Rosmary, Sie ſind ein idealiſches Weſen!" rief der Graf ſcherzend: „Sie geben Ihre Zuſtimmung ohne Aber! Beiſpiellos in der Geſchichte des weiblichen Geſchlechts!" — —

Rosmary litt unausſprechlich durch die Nachrichten aus Waldhaus über Sintram und Roſalba und durch die Geſpräche, welche dieſer traurige Gegenſtand hervorrief. Treu ihrer zurückhaltenden Gewohnheit war es ihr nicht eingefallen, bei ihrer Ankunft auf Argenfels andere Mittheilungen über ihre Vergangenheit zu machen, als die, welche ſich auf ihre Perſon und auf ihre Eltern bezogen. Dieſe Angaben waren ſo klar, einfach und rund, daß ſie ein abgeſchloſſenes Bild ihres früheren Lebens gaben und die Familie von der Argen vollkommen zufrieden ſtellten. Als ſie deren Verwandtſchaft mit Sintram im Lauf der Zeit erfuhr, war Rosmary ihres Schweigens unendlich froh, denn man hätte ſelbſtverſtändlich viel mehr von Roſalba geſprochen, wenn man deren ſchweſterliches Verhältniß zu Rosmary gekannt hätte. Und was ſollte ſie über die Arme und über dieſe armſelige Ehe ſagen, die ihr von Anbeginn unheilvoll erſchienen war! jedes Wort wäre ein Tadel für Roſalba und zugleich ihr eigenes Lob geweſen! Sie verblieb in einem unverbrüchlichen Schweigen, ſobald die Rede auf Waldhaus kam und man fand es ſehr taktvoll, daß ſie ſich nie mit einer Frage oder einer Bemerkung in dieſe Geſpräche miſchte. Uebrigens war man an ihr äußerſt taktvolles Benehmen zu ſehr gewöhnt, um es bei jedem beſondern Fall beſonders zu bemerken.

Dieſe zwei Jahre auf Argenfels in ſorgenfreier Ruhe, im häuslich traulichen Verkehr mit Menſchen, die gebildet an Geiſt und Herz, und aufrichtig bemüht waren Gott zu dienen, hatten auf ihre edlen Naturanlagen gewirkt, wie Sonnenſchein auf eine Pflanze, die bisher im Schatten ſtand. Der Grundzug ihres Characters blieb: ſie war ernſt und nahm es ernſt mit dem Leben. Sie hatte nicht Chriſtianens muntern Frohſinn, der ein junges Mädchen ſo lieblich macht; aber ihr Ernſt war keineswegs mürriſch, denn er wurde gelichtet durch eine große Heiterkeit der Seele, weil ſie zufrieden in ihrer Stellung und auf ihrem Platz war. Sie hielt ihr Leben für abgeſchloſſen in dieſem Kreiſe und ihre Wünſche gingen nicht über denſelben hinaus. Im vorigen Frühling war Fürſtin Antonie, die zweite Tochter, auf Argenfels geweſen, hatte ſehnlichſt gewünſcht, Rosmary für ſich zu gewinnen und ihr das Doppelte ihres Gehaltes geboten; — aber Rosmary lehnte es ab. Sie hatte ſich mit dem Herzen an Argenfels angeſchloſſen und konnte ſich nicht mit dem Gedanken befreunden es wegen eines pecuniären Vortheils zu verlaſſen. Ueberdas war zu erwarten, daß ſich Chriſtiane vermählen werde; dann würde die Gräfin gewiß um ſo lieber Rosmary behalten.

„Dieſe Rosmary iſt ein wahrer Schatz für Dich, Mama, und buchſtäblich ein unbezahlbarer, denn eine Gehaltserhöhung rührt ſie gar nicht,“ ſagte die Fürſtin: „ſehr merkwürdig heutzutage, wo im Allgemeinen hundert Gulden mehr oder minder für die Leute den Ausſchlag geben, welcher Platz zu wählen ſei.“

„Das iſt es eben! — weil Rosmary nicht ſo denkt, deshalb iſt ſie ein Schatz, mein liebes Kind, und ich hoffe, Du gönnſt ihn mir, denn ſie iſt wirklich unbezahlbar, theils für mich, theils für Chriſtiane, die ſich aufs Entſchiedenſte gegen eine Geſellſchafterin ſträubte, obſchon ſie den Einfluß des weiblichen Umgangs recht nöthig hatte, und die jetzt noch weniger als ich Rosmary entbehren möchte. Vielleicht iſt dieſe dadurch etwas zu ſehr in den Geſellſchaftskreis hinein gezogen und ich denke zuweilen mit einiger Beklommenheit, daß ihr daraus Schwierigkeiten und innere Kämpfe erwachſen könnten. Allein es iſt auf dem Lande ſchwer, eine Perſon im Familienkreis zu haben und vom Geſellſchaftskreiſe fern zu halten — um ſo ſchwerer, als Rosmary's äußere Erſcheinung ſo gewinnend und ein Schmuck für jeden Salon iſt. Tritt ſie ein, ſo wenden ſich alle Blicke ihr zu."

„Wie unvergleichlich war ſie vorgeſtern in dem Tableau als Tochter Jephta's! ſie entzückte mich! .... ich hätte weinen können über dies tragiſche Schickſal .... und alle Uebrigen verſchwanden neben ihr," ſagte die Fürſtin. „Aber im Leben iſt es anders als im Bilde! da muß denn freilich das arme Mädchen ohne Vermögen, ohne Namen trotz aller Schönheit hinter vielen Andern verſchwinden, und wenn Dir das einige Sorge macht, Mama, und wenn es in ihr einige Bitterkeit weckt: ſo finde ich das ganz begreiflich." — —

Doch bis jetzt war nicht der leiſeſte Anflug von Verſtimmung bei Rosmary wahrzunehmen. Sie blieb immer in einer gewiſſen würdevollen Zurückhaltung und nur wenn man ſie hervorzog, nahm ſie den Platz ein, den man ihr anwies. Christiane hing mit größter Zärtlichkeit an ihr. Ein Vergnügen, das Rosmary nicht theilte, war nur ein halbes Vergnügen und ſo machte es ſich mehr und mehr, daß Rosmary betrachtet und behandelt wurde, als gehöre ſie zur Familie und zu deren Geſellſchaftskreis.

Die traurigen Nachrichten über Roſalba erfuhr ſie früher und ausführlicher, als irgend Jemand, da Frau Weiß ihr nicht den tiefen Kummer verhehlte, der Roſalba's wegen an ihrem Herzen nagte. Dieſe war zuerſt mit ſtürmiſcher Freude über ihre Erlöſung aus dem Kerker — wie ſie es nannte — im Pfarrhaus erſchienen und war liebreich, als eine Kranke, aufgenommen worden. Nach vierzehn Tagen war ſie aber vollkommen von ihren Nervenleiden hergeſtellt und jetzt verlangte der Pfarrer, daß ſie zu ihrem Mann zurückkehre. Roſalba weigerte ſich mit großer Entſchiedenheit und als auch die Mutter nicht aufhörte in ſie zu dringen, war ſie eines Tages verſchwunden, indem ſie folgendes Schreiben in ihrem Zimmer zurückließ:

„Iſt der gefangene Vogel dem Käfig entſchlüpft, ſo kommt er nicht wieder — um ſo weniger, wenn ſich Niemand über ſeine Wiederkehr freut, wie das mein Fall iſt. Nur die ſchmählichſte Täuſchung hat mich zu meiner unheilvollen Ehe bewogen. Ahnungslos über das Schickſal, das mich erwartete, habe ich ſie geſchloſſen. Nie hat mein Mann mir zuvor geſagt, daß man mich wie eine Peſtkranke meiden, daß ich dürftig und einſam wie eine Klausnerin leben würde. Unvorbereitet überfielen mich dieſe entſetzlichen Ueberraſchungen. Ein Mann, der ſich einen ſolchen Betrug erlaubt, kann nicht auf die Liebe der Hintergangenen rechnen und ihre Kälte wird ihn ſehr bald kühl, ja gleichgültig ſtimmen. Das iſt geſchehen. Er iſt mir zur Laſt und ich bin es ihm. Nur getrennt können wir frei aufathmen. Ich gönne ihm das, was ich für mich in Anſpruch nehme. Wer uns vereinigen will, iſt unſer Feind. Traurig, daß meine Verwandten zu dieſen Feinden gehören! Auch ohne das grauſige Ereigniß, das mich forttrieb, wäre ich früher oder ſpäter dem Wahnſinn verfallen. Davor uns zu retten verlangt gebieteriſch die Natur. Ich folge ihr. Ich begehre nichts als Freiheit und Brod. Ich bin jung, ich kann arbeiten. Durch die Arbeit ſichere ich mir das Brod — und durch das Brod die Freiheit. Ich gehe in unſere Heimath zu Anton; — nicht um ihm zur Laſt zu fallen, ſondern um eine Art von Schutz zu haben und mit Muth und Kraft betrete ich meine neue Lebensbahn.“

„Dieſe Bahn führt ſie in den Abgrund,“ ſagte der Pfarrer traurig.

„Verblendet — verloren! das geht Hand in Hand,“ ſetzte Frau Weiß mit tiefem Schmerz hinzu.

„Wenn ſie nur nicht ganz von Geldmitteln entblößt iſt, gute Mutter, denn auf Antons Hülfe zähle ich nicht.“

„Sie brachte einige hundert Gulden mit und ſie wird dieſe Summe noch vollſtändig haben, da ſie hier kein Geld bedurfte.“

„Glaubſt Du, daß ſie von der Arbeit ihrer Hände leben kann?“

„Vielleicht könnte ſie es mit der äußerſten Einſchränkung möglich machen — vorausgeſetzt, daß ſie genug Arbeit finde! Aber .... ob ſie es wird wollen — ach, Aloys! das glaube ich nicht.“

Eine glänzende Exiſtenz.

Herr Anton Weiß ſaß bei ſeinen Geſchäftsbüchern, als ſich ſeine Thür öffnete und eine höchſt elegante und ſehr hübſche junge Dame eintrat. Ganz beſtürzt ſchaute er ſie an, als wolle er ſich vergewiſſern wer ſie ſei; dann ſagte er kühl:

„Biſt Du es, Roſe? Willſt Du hier die Cur brauchen? . . . . Von Krankheit merkt man in Deinem Ausſehen nichts."

„Ich bin ganz hergeſtellt und werde fortan hier leben," erwiderte ſie und ließ ſich mit großer Rückſicht auf ihren zierlichen Frühlingsanzug nieder, denn die Stühle waren ſehr beſtaubt und das ganze Zimmer unſauber.

„Was ſoll das heißen?" murrte er.

„Wir haben uns getrennt, mein Mann und ich."

„Was gibt er Dir?" fuhr Anton auf.

„Das heißt ich habe ihn verlaſſen," ſetzte ſie hinzu, „es war keine Rede vom Gelde."

„Ich kann Dir nichts geben, denn ich habe nichts, das ſiehſt Du ja an meinem Zimmer!“ .... —

„Ich verlange auch Nichts. Vor der Hand habe ich Geld genug. So wie ich von der Eiſenbahn kam ging ich zu einer Modiſtin und kleidete mich dort von Kopf zu Fuß nach der neueſten Pariſer Mode. Es iſt ſo angenehm, daß man jetzt die Anzüge fertig kaufen kann. Iſt dieſer nicht reizend? Du ſiehſt alſo, daß ich Geld habe.“

Antons Blick ſtreifte gleichgültig über ſie hin und er verſetzte:

„Wenn Du Geld haſt ſo iſt es ja einerlei ob Du hier oder wo anders lebſt.“

„Vor der Hand habe ich Geld, ja! ich will mich aber wieder auf mein früheres Geſchäft verlegen und bis das gehörig im Gang iſt, werden meine zweihundert Gulden wohl ausgegeben ſein.“

„Wie? was? .... das iſt ja zum toll werden! Du willſt von der Anfertigung künſtlicher Blumen leben? .... Du! die Baronin Uglas! und ich armer Teufel ſoll Dich unterſtützen! denn die ganze Geſchichte läuft doch darauf hinaus! Aber daraus wird nichts! .... ich habe keinen Heller.“

„Sei unbeſorgt! ich verlange keinen Heller von Dir. Was ich wünſchte, war dieſes: mit Dir in demſelben Hauſe zu wohnen. Allein ich ſehe ſchon es geht nicht; denn wenn ich auch keine Unterſtützung von Dir verlange, ſo würdeſt Du doch beſtändig dieſe Furcht haben und das wäre mir unerträglich.“

„Hab' ich's nicht vorhergeſagt!“ rief Anton und fuhr mit beiden Händen in ſeinem nicht ſehr gepflegten Haar umher: „hab' ich's nicht bei Deiner armſeligen Copulation prophezeiht! Sie wird in's Elend gerathen, denn ihr iſt weder ein Witthum noch ſonſt irgendetwas gerichtlich, contractmäßig ausgeſetzt — und jetzt haben wir die Beſcheerung!“

Roſalba erhob ſich und ſagte beleidigt:

„Adieu, alſo! ich gehe und ſuche mir eine Wohnung und werde hier leben unter dem Namen Frau Roſamunde Blank, denn Uglas will ich nicht und Weiß mag ich nicht mich nennen.“

Sie that wie ſie geſagt hatte.

„Zum toll werden iſt's mit den Weibern!“ murmelte der zärtliche Bruder: „leichtſinnig nehmen ſie einen Mann und leichtſinnig verlaſſen ſie ihn! Was verlangt denn ſo ein einfältiges Geſchöpf noch mehr, als daß ſie, die Tochter eines bettelhaften Schuſtergeſellen, eines Trunkenboldes, eines Freiſchärlers, eines Landſtreichers — die rechtmäßige Frau Baronin Uglas wird! Bei meiner Treu! ſie kann ihr Glück preiſen, denn zwanzig Barone wären nicht ſo redlich geweſen, ſie zu heirathen. Statt ſich vernünftig in die Verhältniſſe zu ſchicken, verfeindet ſie ſich mit ihm oder mit ſeiner Sippſchaft — die an der blutarmen Schuſtertochter ſelbſtverſtändlich kein Wohlgefallen hat — verfeindet ſich, zieht ab und wird natürlich hier am Hungertuch nagen. Ich thue aber nichts für ſie .... kann nichts thun .... weiß nicht wie die Dividende ausfallen wird! — Was hat man für Ueberraſchungen im Leben und wenn man auch, wie ich, als Einſiedler lebt, um für ſeine alten Tage einen Sparpfennig zurückzulegen. Otto Roth, der Taugenichts, hat alles Unrichtige richtig gemacht und iſt ein höchſt reſpectabler Mann geworden und dieſe einfältige Roſe macht es genau umgekehrt, denn möge ihre Lage geweſen ſein, wie ſie wolle — hier wird ſie ſchlimmer ſein — und dann ſoll der Anton ſchließlich doch ſeinen barmherzigen Beutel aufthun. Aber das wird nicht geſchehen! .... dies ſteht feſt! ſo feſt wie .... wie .... ja was ſteht denn heutzutag feſt? Sie wackeln Alle! Kaiſer und Könige, Papſt und Sultan! — Feſt wie Rothſchilds Geldmacht! — die ſcheint mir in Europa das Feſteſte zu ſein. Und darum iſt Jeder ein Thor, der an etwas Anderes denkt, als Geld zu erwerben.“ — —

Auf Waldhaus herrſchte tiefe Niedergeſchlagenheit.

Sintram war in Verzweiflung über ſein verfehltes Leben und machte täglich ſeiner Mutter die bitterſten Vorwürfe.

„Du hätteſt dieſe Heirath hintertreiben können und müſſen. Allein Du haſt halb und halb Deine Einwilligung gegeben und mich dadurch zur Hoffnung berechtigt, daß bald eine Ausſöhnung erfolgen werde" .... —

„Dieſe Hoffnung haſt Du Dir gemacht!" fiel die Baronin ein: „gegeben habe ich ſie Dir nie."

„Gleichviel! ich hatte ſie!"

„Und wenn ich jetzt ſpräche: ich bin mit Deiner Ehe verſöhnt — was thäteſt Du? Brächteſt Du dieſe ſelbſtſüchtige, leichtſinnige, pflichtvergeſſene Frau triumphirend zurück? — Du ſchweigeſt; denn Du willſt nicht Nein und Du kannſt nicht Ja ſagen."

„Jetzt iſt es zu ſpät! aber Du hätteſt entweder ganz dagegen oder ganz dafür ſein müſſen. Halbe Maßregeln führen immer zum Unheil! — Welche Exiſtenz ſteht mir bevor! ich bin getrennt von der unglücklichen Frau und doch in einer Weiſe gebunden, die mir eine andere Ehe unmöglich macht. Ehelos .... kinderlos .... es iſt über die Maßen troſtlos."

So lebten Mutter und Sohn ſtarr und finſter neben einander fort und der arme Vater hatte nicht mehr den Muth, von der großen Sept-Patience eine tröſtliche Prophezeiung zu erwarten. Der unausgebaute Flügel des Schloſſes blieb in dieſem Zuſtand und legte ein Zeugniß für die Verſtörung ab, die in die Lebensverhältniſſe und in die Gemüther eingezogen war. Die Baronin war weder eine empfindſame, noch eine zärtliche Natur, aber ſie hatte, in ihrer Weiſe, eine große Liebe für ihren Sohn und ſo grämte ſie ſich weit mehr, als man es ihr äußerlich anmerkte, weil ihr Kummer den Ausdruck der Unzufriedenheit annahm.

Kaum drei Monat, nachdem Roſalba Waldhaus verlaſſen hatte, empfing er ein Schreiben von ihr, worin ſie ihm anzeigte, daß ſie im Begriff ſei nach Amerika zu gehen und eine ſehr vortheilhafte Heirath zu machen. Schließlich lud ſie ihn ein ihrem Beiſpiel zu folgen und zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, was durch die Civilehe ganz leicht zu bewerkſtelligen ſei und durchaus keinen Schatten auf Moralität und Anſtand werfe. Er gab den Brief ſchweigend ſeiner Mutter. Sie las und ſagte:

„Fahre ſie dahin — dieſe Frau ohne Herz und ohne Seele! und möge dies das Letzte ſein, das wir von ihr hören.“

„Sie iſt im Stande glücklich zu werden — während ich elend bleibe“ — ſagte Sintram finſter.

„Da haben es die Proteſtanten beſſer,“ meinte der Baron: „die werden nicht blos oberflächlich getrennt, ſondern gründlich geſchieden, ſo daß ſie ſich wirklich und gültig wieder verheirathen können.“

„Gültig? das iſt wohl ſehr die Frage,“ verſetzte die Baronin.

„Und ich bin nun einmal nicht proteſtantiſch!“ ſagte Sintram: „ich muß in meiner elenden Exiſtenz verbleiben bis ihr Tod oder mein Tod derſelben ein Ende macht. O hätte man mich doch ein Jahr auf eine Feſtung gebracht, um meine Ehe zu verhindern.“

„Wäre das geſchehen, ſo hätteſt Du den Zorn des Himmels auf Deine Eltern herabgerufen,“ entgegnete ſchneidend die Baronin.

„Was kann mich hindern, es auch jetzt zu thun!“ brauſte er auf.

„O Fritzi! Fritzi!“ ſeufzte der Baron wehmüthig.

Aber Sintram hörte ihn nicht und ſtürmte hinaus.

„Sein Eigenſinn war ſein Verderben,“ ſprach die Baronin vor ſich hin: „allein die Frechheit dieſes Weibes überſteigt alle Begriffe. Wenn man ſie jetzt einſperren könnte — welche Wohlthat wäre das für ſie!“

„Ach, Minettchen, die Freiheit, die goldene Freiheit mag Niemand verlieren, ſelbſt dann nicht, wenn dadurch Schmach und Elend verhindert wird."

„Von mögen iſt auch gar nicht die Rede, mein guter Freund, und die größten Wohlthaten werden gewöhnlich verkannt. Es iſt aber gräßlich, daß eine Perſon, die unſern ehrlichen Namen trägt, ihn in den Koth und mit Füßen tritt. Was muß das für ein Mann ſein, der einer davongelaufenen Ehefrau dieſen Vorſchlag macht!" — —

Der Mann war Herr Otto Roth.

„Das nenne ich eine gute Carriere!" rief Anton bewundernd aus.

Otto ſaß — oder lag vielmehr auf dem Rücken und den Ellbogen in dem einzigen elenden Lehnſtuhl, der ſich in Antons unfreundlichem Zimmer vorfand, rauchte und hatte ſeinen Lebenslauf in der neuen Welt auf eine Weiſe mitgetheilt, die alle Angaben unbeſtimmt ließ und nur das Reſultat hervorhob, daß er reich geworden ſei. Anton begriff dieſe Verſchleierung vollkommen, denn er faßte ſogleich das wahre Sachverhältniß auf: Otto war ein berüchtigt glücklicher Spieler, der dieſen Ruf in der neuen Welt in Vergeſſenheit zu bringen wünſchte und deshalb einen Ausflug nach Europa machte. Daher that Anton keine einzige Frage bezüglich der Vergangenheit, aber er ſetzte jenem Ausruf der Bewunderung hinzu:

„Sie fliegen und ich krieche auf der Bahn des Glücks. Ich habe es endlich ſo weit gebracht Actionär an der hieſigen Spielbank zu werden.“

„Was ſind die Deutſchen für Philiſter!“ rief Otto: „ſie rupfen nicht minder ihre Leute als das Volk da drüben, aber es muß hübſch ſyſtematiſch geſchehen! man muß den Erlaubnißſchein dazu löſen, dann iſt die Sache geordnet und legal, und die Ehrenmannsposſe wird mit großer Würde geſpielt und wirft ſchließlich keine üble Dividende ab — nicht? — Es iſt auch gar nicht meine Abſicht, bei dieſen Deutſchen zu bleiben. Ich habe mich nur in meiner Heimath in der vollen Glorie der goldenen respectability zeigen wollen — dann gehe ich nach Paris. Wie geht's denn meiner Frau Stiefmama, die es wohl um mich verdient hat, daß ich ſie in der Klemme hier ſitzen ließ.“

„Längſt todt!“

„Sehr weiſe! man muß nicht zu alt werden! — Und die Roſe, genannt Rosmary, meine Schweſter?“

„Geſellſchafterin durch Vermittelung des Aloys in einem ungeheuer frommen gräflichen Hauſe.“

„Apage, fromm und gräflich! Nein! mit der will ich nichts zu ſchaffen haben.“

„Hahaha! wie würde die Rosmary Sie mißtrauiſch anſchauen und mit Fragen torquiren wie Sie es anfingen um in ſechs Jahren reich zu werden.“

„Neugier — dein Name iſt Weib. Das kennt man und darauf antwortet man wie ſich's gebührt! — Nun, und Ihre Schweſter? die reizende Roſalba?“

„Die iſt hier.“

„Hier? verheirathet? ledig? wie, wo, was? ſchön wie ein Engel?“

„Ja, wie der Engel, der Trübſal bläst, von welchem die Schrift ſpricht. Sie kann Ihnen ihr trauriges Schickſal ſelbſt erzählen.“

„Das verſteht ſich! ihre traurigen Schickſale müſſen die ſchönen Weiber ſelbſt erzählen damit ſie gehörig intereſſant klingen — und ſchön muß ſie geworden ſein, die Roſalba. Ich glaube ich hätte mich in meiner Jugend in ſie verlieben können, wenn nicht Coeur-Dame mein Herz unterjocht hätte. Wo finde ich ſie denn, Ihre Schweſter mit den traurigen Schickſalen?“

„In einer kleinen Dachſtube, arbeitend um ihr Brod zu verdienen.“

„Oho! das klingt ja in der That traurig. Well! ich ſuche ſie auf.“

Roſalba hatte ſehr bald eingeſehen, daß „Freiheit und Brod" — wie ſie ſich gegen Sintram ausdrückte — keineswegs ihr genügten. Im Förſterhauſe war ihre Eitelkeit nicht durch äußere Umſtände — ihre Neigung für Elegance und Schmuck jeder Art nicht angeregt worden. Jetzt aber in dem großen Curort, unter fremden Menſchen, die in Luxus und Wohlbehagen lebten, und auf dem Boden, wo ſie bis zu ihrem achtzehnten Jahr auch in Luxus und Wohlbehagen gelebt hatte, — jetzt nährten tauſend Umſtände ihre Eitelkeit und boten ihr Verlockungen, denen ſie nicht zu widerſtehen vermochte und ſie ſah mit großem Schreck den Einfluß, den der häufige Beſuch des Schauſpiels und ihre geſchmackvollen Anzüge auf ihre Caſſe hatten. Dieſe leerte ſich ſo raſch, daß ihre Arbeit nicht entfernt im Stande war mit kargem Verdienſt die gähnende Lücke zu füllen, ſelbſt dann nicht, wenn ſie ſich buchſtäblich mit Brod hätte begnügen wollen. Bei Anton fand ſie weder Rath noch Hülfe noch Troſt."

„Weshalb biſt Du hergekommen? . . . . Strecke Dich nach Deiner Decke, iſt ein Univerſalmittel gegen derartige Schwierigkeiten! . . . . Wandele nicht umher als eine lebendige Figur des Modenjournals! . . . . Suche Dir ein Geſchäft, das mehr Geld einträgt“: — dies waren ſeine beſtändigen Antworten auf Roſalba's beſtändige Klagen.

„Aber ſo nenne mir doch ein Geſchäft, das mehr Geld einträgt!“ rief ſie verzweiflungsvoll: „ich habe mir ſchon drei Abende nacheinander den Theaterbeſuch verſagt. Das kann doch nicht immer ſo fortgehen!“

„Warum denn nicht? beſuche ich das Theater? und ich lebe.“

„Aber wie!“

„Wie ein verſtändiger Mann, der für eine ſorgenfreie Exiſtenz im Alter arbeitet.“

„Ich möchte aber lieber eine ſorgenfreie Jugend haben.“

„Nun höre, Roſe, was man ſagt! Ich weiß es nicht . . . . aber man ſagt hübſche junge Frauen fänden eine Anſtellung bei der Spielbank in der Weiſe, daß ſie ſich in den Spielſälen und an den Spieltiſchen aufhielten um theils durch ihre angenehme Erſcheinung, theils durch ihr Geſpräch, die Herren für das Spiel zu gewinnen und dabei feſtzuhalten. Beſchwören will ich nicht dieſe Behauptung; aber weshalb ſollte ſie unrichtig ſein? Eine Spielbank iſt vom Staat anerkannt ſo gut wie jede andere Bank, die mit Papieren anſtatt mit Karten ſpielt. Alle dieſe Banken haben ihre Actionäre, die den etwaigen Gewinn theilen; meiſtens reiche Leute, folglich höchſt angeſehen, ſo daß Jedermann gern mit ihnen in Geſchäftsverbindung tritt. Sollte Dir das gelingen, ſo wärſt Du Deiner Sorgen quitt — denn ſchönen Frauen gegenüber, die indirect vortreffliche Dienſte leiſten, knauſert man nicht; — und Du hätteſt buntes Leben, Zerſtreuung und Vergnügen in Hülle und Fülle — und zwar durch ein anſtändiges Geſchäft. Freilich behaupte ich nicht, daß Damen, deren Poſten am grünen Tiſch iſt, lauter Tugendſpiegel ſind; — doch das iſt die Sache jeder Einzelnen und darf nicht dem Geſchäft zum Vorwurf gemacht werden."

Je länger Anton ſprach, deſto mehr ſchwanden Roſalba's Bedenken und ſie häufte die Einwürfe um ſie mit Vergnügen widerlegt zu hören. Er that es mit Eifer. Je mehr Spieler, deſto mehr Vortheil für die Actionäre, deſto größer die Dividende — und überdas Roſalba der Dürftigkeit entriſſen.

„Entſchließe Dich, Roſe!" ſagte er endlich: „Du biſt in einer desperaten Lage. Was zum Geier! es gibt im Ballet tugendhafte Figurantinnen und in der Oper tugendhafte Choriſtinnen — ſagt man — die Einen ſorgen für die Augenluſt, die Andern für den Ohrenſchmaus und es ſollte untugendhaft ſein den Leuten den grünen Tiſch ſo anziehend wie möglich zu machen? — das hat keinen Sinn, Roſe . . . .

um ſo weniger, als ich nicht begreiſe, wie Du in anderer Weiſe exiſtiren willſt — es ſei denn, Du faßteſt mit aller Energie den Vorſatz nur von Deiner Blumenarbeit und ihr gemäß zu leben.“

„Das iſt ganz unmöglich!“ rief Roſalba.

„Wohlan, überlege Dir die Sache. Wir .... d. h. die Bank hat Zeit; wir ſind ja erſt im April und die Zahl der Spielluſtigen iſt noch gering. Und jetzt geh' an Deine Arbeit, ich muß an die meine.“

Während Roſalba durch Ueberlegung zu dem Entſchluß kam, den der Leichtſinn gewöhnlich faßt, vom letzten Augenblick — alſo in ihrem ſpeciellen Fach, vom letzten Gulden ihre Entſcheidung abhängig zu machen und dieſe dann wie eine höhere Eingebung zu betrachten, erſchien Otto Roth in ſeiner Vaterſtadt und bald darauf auch bei Roſalba. In ihrem äußerſt ärmlichen Stübchen ſaß ſie bei ihrer zierlichen Arbeit ſo elegant gekleidet und ſo wunderhübſch anzuſehen, daß er ganz entzückt war und es ihr in ſeiner brutalen Art ausſprach. Dieſes mißfiel ihr zwar, allein jenes gefiel ihr ſo ſehr, daß das Mißfallen mehr und mehr verſchwand und daß ſie ihn ſehr bald in Kenntniß ihrer traurigen Lage und des Vorſchlags ſetzte, den Anton ihr gemacht hatte. Otto wußte ebenſalls den Vortheil zu ſchätzen, den eine ſchöne

Frau ſeinem Gewerbe brachte, und kaum waren vierzehn Tage verfloſſen, ſo machte er ihr einen Heirathsantrag, den ſie gern annahm, nachdem er ihr erklärt hatte, in Amerika beſtänden über die Ehe ganz andere Geſetze und Anſichten, als in Europa. Sie drängte nunmehr auf ihre ſchleunige Abreiſe. Sie fürchtete Aloys und ihre Mutter könnten die Sache erfahren und die Gültigkeit der amerikaniſchen Geſetze für eine Europäerin — an die Katholikin dachte ſie gar nicht — verwerfen. Otto liebte ſie — Otto war reich — Otto eröffnete ihr eine Stellung in der Welt von der ſie nun ſchon ſo lange geträumt hatte — der letzte Gulden war ausgegeben: folglich hieß die höhere Eingebung: mit Otto nach Amerika.

Sie reiſten ab; zunächſt nach Paris. Roſalba wollte durchaus nicht Europa verlaſſen ohne dies bezaubernde Paris geſehen zu haben, an deſſen Mauern bereits eine unſichtbare Hand das Mene Tekel ſchrieb, welches Diejenigen nicht beachteten, die es hervorgerufen hatten — genau wie im alten Babylon. Otto hatte ebenfalls ſeine Gründe um nach Paris zu gehen.

„Wie dieſe Mariage ſich geſtalten und enden wird — das ſoll mich wundern!“ ſprach Anton, der gute Bruder, zu ſich ſelbſt, als er einen wonnetrunkenen Brief von Roſalba aus Paris bekam. Sie trug ihm auf dies Schreiben, als Beweis und Bürgſchaft ihres Glücks, ihrer Mutter zu ſchicken. Ja, ſie erſchwang ſich ſogar — als ob ſie es im Melodrama der Porte St. Martin gelernt hätte — zu der Bitte, die Mutter möge ein Herzensbündniß ſegnen, — von einem Ehebündniß war nicht die Rede! — das ihr alles Glück gewähre, welches ſie bis jetzt ſo ſchmerzlich vermißt habe. Anton folgte dem Geheiß und dann dachte er nicht mehr an Roſalba, ſondern an ſeine Actien und deren Vermehrung. Frau Weiß las den Brief mit unausſprechlichem Jammer; aber weder ſie noch Aloys vermochten Roſalba zu retten.

„O wäre ſie, als ſie Waldhaus verließ, hier in meinen Armen reumüthig geſtorben, wie ſüß wäre dann mein Gram um ſie im Vergleich zu der gegenwärtigen bitterſten Bitterkeit geweſen!“ klagte ſie.

„Daß Anton ſie mit dieſem Otto fortgehen ließ überſteigt alle Begriffe von Herzloſigkeit!“ rief Aloys empört.

„Ach!“ ſeufzte Frau Weiß niedergeſchlagen und einen Grund ſuchend um Anton etwas entſchuldigen zu können: „weil Otto ſeine alten Gläubiger befriedigt hat, ſo mag Anton ihn für einen ehrlichen Mann gehalten haben, lieber Sohn. Wir wiſſen ja auch gar nicht, ob nicht die arme Roſe heimlich mit Otto davon ging. Gott wolle ihr barmherzig ſein! ....

— Was wird Rosmary für Kummer haben, wenn ſie dies erfährt . . . . und wiſſen muß ſie es, damit ſie es nicht durch Zufall, durch eine ſchreckliche Ueberraſchung erfahre.“ — —

Otto und Roſalba waren kaum zwei Monate in Paris, hatten ſich eben glänzend eingerichtet und einen Salon eröffnet, welcher dem Geſchäft Otto’s entſprach, das einen guten Fortgang zu nehmen ſchien, als der Krieg mit Preußen ausbrach. Otto, der ſich als ein Bürger der Vereinigten Staaten auswies und bei jeder Veranlaſſung das Sternenbanner mit Fanatismus ſchwang, wurde nicht von dem Mißtrauen berührt, das zur Ausweiſung der Deutſchen führte. Roſalba machte alſo ungeſtört jeden Morgen ihren Rundgang in den eleganteſten Modemagazinen und jeden Abend ihre Spazierfahrt im Bois de Boulogne, wo die zarte, blonde, elfenhafte, immer ſchneeweiß gekleidete Frau, deren Kutſcher und Diener zwei Neger in großer Livree waren, lebhaftes Aufſehen erregte. Am ſpäteren Abend empfing ſie mit großer Anmuth die Gäſte, die ſich zu einem gemüthlichen Bacarat und Lansquenet verſammelten — und ſie dachte nicht weiter, als daß ſie vierzig bis fünfzig Jahre dies herrliche Leben fortführen werde.

Aus dieſer ſüßen Täuſchung weckte ſie die Cataſtrophe von Sedan, die Ausſicht auf die Belagerung von Paris und Otto's finſtere Laune, die immer finſterer wurde, je mehr die vornehmen, d. h. die reichen Leute, vom Bacarat und aus ſeinem Salon verſchwanden.

„Laß' ab von Deiner tollen Verſchwendung," ſagte er eines Tages kurz und bündig zu Roſalba: „ich bezahle fortan Deine fabelhaften Rechnungen nicht."

„O Himmel! warum denn nicht?" fragte ſie beſtürzt und ſchrie laut auf, als er hinzuſetzte:

„Deine beiden Mohren nebſt Wagen und Pferden hab' ich ſoeben abgeſchafft."

„O Himmel! warum denn das!" rief ſie kläglich.

„Weil wir fortgehen!" verſetzte er barſch.

„Fort? . . . . von Paris? . . . . Unmöglich."

„Well! bleibe Du hier wenn Du willſt. Du kannſt Dich zu Deinem Bruder Philipp begeben." .... —

„Nimmermehr!" rief ſie leichenblaß.

„Er wird ſich ohne Zweifel ſehr freuen, wenn ſeine ſchöne Schweſter für die ſocialiſtiſche Republik agitiren will."

„Iſt denn Philipp hier? . . . . ich bin ihm Gottlob! nie begegnet . . . . und will es auch nicht!" ſtammelte Roſalba in furchtbarer Angſt. „Nein, Otto, ich gehe mit Dir . . . . aber ſprich! weshalb willſt Du Paris verlaſſen?"

„Alberne Frage! .... Weil ich mich hier ruinire, mein Schatz! oder eigentlich ſchon ruinirt bin.“

„Ruinirt! in ſechs Monaten ruinirt,“ ſagte ſie ſtarr und tonlos.

„Meinſt Du das ſei unmöglich? Schau' auf dieſe prachtvolle Einrichtung, die kaum zur Hälfte bezahlt iſt; denk' an unſer luxuriöſes Leben! auf welchem Fuß haſt Du gelebt! Eine Millionärin konnte nicht verſchwenderiſcher ſein. Ich aber war nicht ungeheuer reich, ich wollte es werden und zu einer andern Zeit wäre ich es hier auch geworden. Mit Luxus aufzutreten um als ein perfecter Gentleman betrachtet zu werden, das gehört zu meinem Geſchäft und unter andern Umſtänden hätte er mir fürwahr das Doppelte und Dreifache der Ausgabe eingetragen. Allein dieſe wahnwitzige Kriegserklärung eines Abenteurers, der in Amerika Schnell-Läufer, in Frankreich Kaiſer, in Europa Dictator war — ſchließlich va-banque ſpielt und verliert, macht meine klugen Berechnungen zu Schanden. Mit den Trümmern meines mühſam erworbenen Vermögens muß ich an einem andern Ort mein Zelt aufſchlagen.“

„Und wo das? .... wo?“ fragte Roſalba verſtört.

„Weiß ich's!“ war Otto's rauhe Antwort: „vielleicht in London . . . . zunächſt in Brüſſel . . . . am Beſten wär' es wohl direct nach Californien zu gehen."

„Nach Californien . . . . zu den Halbwilden!" rief Roſalba entſetzt.

„Warum denn nicht? da florirt mein Geſchäft."

„Was iſt denn eigentlich Dein Geſchäft?"

„Mein Geſchäft iſt, wie jedes andere, auf Gelderwerb gerichtet und heißt — das Spiel!"

Roſalba ſank erbebend zuſammen.

„Allons, Madame! hier iſt engliſches Riechſalz. Keine Scene, wenn ich bitten darf. Man muß ſo gedankenlos leichtſinnig ſein wie Du es biſt, um eine ſolche Frage zu thun."

Fröhliches Leben.

Diethelm von Thierſtein, Valerians älterer Bruder, war mit dieſem auf Argenfels angelangt und die Reiſe hatte ihn nicht erſchöpft ſondern gekräftigt, weil er der Atmoſphäre des Typhus und des Spitalfiebers entrückt war. Aber er war noch ſo geſchwächt von Wunden und Krankheit, daß er nicht im Kreiſe der Familie leben konnte. Von einer Krankenſchweſter verpflegt, bedurfte er hauptſächlich Ruhe — und ſo begnügte man ſich ihn abwechſelnd auf ein Viertelſtündchen zu beſuchen.

„Und das iſt ein wahres Glück,“ ſagte Emerenz: „denn wenn Winfried kommt, wird es trotz aller ſchonenden Rückſicht auf den kranken Gaſt, nicht möglich ſein aufregende Geſpräche zu vermeiden.“

Bei dem unregelmäßigen Gang der Eiſenbahnzüge konnte Winfried ſeine Ankunft nicht vorher beſtimmen. Eines Tages war er da. Man verſammelte ſich eben zum Gabelfrühſtück; da flog die Thür des Speiſezimmers ungewöhnlich ſchnell auf und Winfried trat ein. Mit allgemeinem Jubel wurde er begrüßt und mit tiefer Rührung freuten ſich die Eltern nach Jahren des Wiederſehens mit dieſem Sohn, dem Träger ihrer ſchönſten Hoffnungen. Seit ſeinem fünfzehnten Jahr war er in der Marine und aus ganzem Herzen einem Beruf zugethan, dem er die Hälfte ſeines Lebens gewidmet hatte, und deſſen Studien und Beſchwerden, deſſen Gefahren und Genüſſe ihm anziehender und befriedigender waren, als das, was irgend eine andere Laufbahn ihm geboten oder von ihm verlangt hätte. In der ſtrengen Disciplin des Seedienſtes hatte er gelernt mit Gleichmuth zu gehorchen wie zu befehlen und zwiſchen dieſen beiden Polen entwickelte ſich ſein Character zu einer friſchen Freiheit und Selbſtändigkeit. Die Dinge in Europa gefielen ihm wenig und er hatte deſſen kein Hehl. Jetzt war die erſte ſeiner Fragen, die auf Allgemeines ſich bezog, dieſe:

„Iſt hier Jemand vom Deutſchkaiſerrauſch befallen?“

„Nein! Niemand!“ erſchallte es rings umher.

Seine zweite Frage lautete:

„Wer war die Göttergeſtalt, die mir im Vorzimmer mit einem großen Blumenſtrauß in der Hand begegnet iſt.“

„Rosmary war es!“ rief Chriſtiane.

„Sie brachte meinem Bruder Camelien,“ ſagte Valerian.

„Und aſſiſtirt bei ſeiner einſamen Mahlzeit,“ ſetzte die Gräfin hinzu: „denn ſeine eigentliche Pflegerin iſt in unſerm Spitälchen durch einen Sterbenden und einen Todtkranken für heute in Anſpruch genommen. Deshalb ſiehſt Du die Göttin nicht als gewöhnliche Sterbliche mit uns eſſen und trinken.“

„Wie kann man nur einen ſo traurigen Namen haben, der immer an Rosmarin, das Todtenkraut erinnert!“ ſagte Winfried.

„Traurig?“ rief Chriſtiane: „ſie iſt Roſalie Maria getauft und die beiden Namen hat man zu Rosmary zuſammen gezogen. Das iſt lieblich, Winfried, und Du wirſt das ſehr bald finden .... nicht nur den Namen, ſondern noch mehr die Perſon.“

Als Rosmary ſpäter im Salon erſchien und mit ihrem etwas tiefen, melodiſchen Sprachton ſagte:

„Welche Freude für Argenfels, daß Sie endlich gekommen ſind, Herr Graf“ —

da fand Winfried Chriſtianens Bezeichnung „lieblich“ ſehr ungenügend, allein es fiel ihm keine andere ein. —

Das Leben auf Argenfels ging ſeinen gewöhnlichen Gang, aber erfriſcht und erheitert durch Winfrieds Anweſenheit — wie das immer zu ſein pflegt, wenn ein Mitglied einer Familie nach längerer Abweſenheit und aus einem ganz andern Kreiſe der Arbeit, der Beſchäftigung, der Gedanken, in ſie eintritt. Winfried, der ſogar auf einem andern Element zu Hauſe war und Streifzüge nach allen Welttheilen gemacht hatte, brachte eine anregende Kraft in den conſervativen Lebenskreis; — doch keine verſtörende. An geregelte Ordnung, pünktliche Pflichterfüllung und großen Reſpect vor der Autorität gewöhnt, war er ſehr conſervativ bezüglich der Pflichten und Rechte, und der Liberalismus des Tages hatte von ihm keine Verſtärkung zu erwarten.

„Liberale Phraſen im Munde führen und zu gleicher Zeit ſervil handeln — iſt meine Sache nicht,“ ſagte er.

Aber er hing nicht an Europa und an europäiſche politiſche Inſtitutionen und geſellſchaftliche Einrichtungen.

„Treu meinem Kaiſer bis in den Tod laſſe ich mich für ihn auf ſeinem Schiff in die Luft ſprengen, wenn's ſein muß oder wenn Habsburgs Ehre es verlangt; — doch für Miniſterium X. oder Z. mit nichten.“

„In unſern conſtitutionellen Staaten gehorchſt Du dennoch den Maßregeln, die Miniſterium X. oder Z. vorſchreiben,“ ſagte Valerian.

„Ja, ſo wie man die Gebote Gottes befolgen muß, wenn es auch ein gottloſer Lehrer iſt, der ſie deutet und uns ſagt, daß wir ſie zu befolgen haben.“

„In der Praxis läuft es auf daſſelbe hinaus.“

„Das kann ich nicht ändern! ich halte mich an meine Ideen und die bleiben, wenn Miniſterium X. und Z. — ja der ganze Conſtitutionalismus zu Grunde gegangen ſein werden, was ja doch über kurz oder lang geſchehen wird, weil eine Comödie nicht ewig dauern kann. Sollten auch die Schauſpieler derſelben nicht müde werden, die Zuſchauer werden es ſicher.“

„Beſonders die auf den letzten Plätzen,“ ſagte der Graf: „die haben ſchon jetzt große Luſt entweder in ihrer Weiſe die Bühne zu betreten oder ſie zu zertrümmern.“

„Und wenn ſie auftreten,“ bemerkte die Gräfin, „ſo wird wohl Europas Civiliſation in Trümmer gehen.“

„Die iſt ohnehin ſtark bedroht, liebſte Mama!“ rief Winfried: „eine Civiliſation, deren Glanzpunkt auf der Spitze der Bajonette ſchwebt, balancirt dort etwas unſicher. Seit zwanzig Jahren wird behauptet Frankreich marſchire an der Spitze der Civiliſation und um ſich in dieſem Ruf zu erhalten führte es unausgeſetzt Kriege: den Krimmkrieg, den italieniſch-öſterreichiſchen Krieg, den mexikaniſchen Krieg, den jüngſt beendeten Krieg — vier blutige Kriege innerhalb ſechszehn Jahren, Kriege die keineswegs im Intereſſe des Volkes und Landes, ja — wenigſtens die beiden letztern! — ſogar gegen deſſen Neigung und Willen war: was iſt das für eine Civiliſation, die ſolche Früchte trägt. Herrſcht ſie etwa in Italien, wo ein Fürſt zu den andern ſpricht: Euer Land ſoll mir gehören! und das Recht des Stärkern übend, jene verjagt. Damit aber nicht zufrieden ſchlägt er ſeine Reſidenz in einer Stadt auf, aus welcher ein anderer rechtmäßiger Fürſt ſich nicht vertreiben läßt — und dieſem in's Angeſicht ſagt der Uſurpator: Ich bin der rechtmäßige Herrſcher! — Und er gerirt ſich als ſolcher! — Iſt das Civiliſation? — Europas Fürſten aber ſprechen — mit höhniſcher Freude und innigſter Zuſtimmung dieſe, und mit machtloſem Kummer jene, das große Wort Nichtintervention aus und dulden die ſcandalöſe Verletzung des allgemeinen Rechtsbewußtſeins. Iſt das Civiliſation? Wenn ſich mit dieſem Begriff nicht die einfachſten Sätze der Moral, nicht Geſittung, nicht

Bildung, nicht Bewußtſein der eigenen und der fremden Würde, nicht eine einzige Idee verbinden läßt, die der Menſchheit zur Ehre gereicht — wenn ſie nichts weiter iſt, als das Ergebniß von vermehrten Eiſenbahnen, von verlängerten Steuerliſten und von neuerfundenen Kanonen, wenn Caſernenbildung für geiſtige und moraliſche Bildung gelten ſoll, dann iſt ſie reif genug um zertrümmert zu werden."

„Schweige, Winfried!" rief die Gräfin: „Du machſt mir Grauen."

Er lachte und antwortete:

„Ja, Mama, genau ſo ſieht Europa aus, wenn man es vom Meer aus betrachtet."

„Nun aber vom Lande aus betrachtet, Winfried?" fragte Emerenz.

„In der Beleuchtung der Gasflammen macht es ſich ganz gut — es blendet!" — —

Nach und nach genas auch Diethelm von Thierſtein. Er konnte immer länger im Familienkreiſe ſich aufhalten, und je länger er es that, deſto lieber that er es — wegen Chriſtiane. Er wagte aber nicht ſich großen Hoffnungen hinzugeben, da ſie wohl andere Anſprüche machen konnte; indeſſen ſprach er doch mit ſeinem Bruder und dieſer mit dem Grafen. Der Graf unterbrach die Anfrage kurz und barſch:

„Nichts da! ich gebe mein ſchönes, lebensfriſches Kind keinem alten Krüppel.“

„Aber lieber Vater, Diethelm iſt weder alt noch ein Krüppel! die Steifheit des linken Armes ſoll durch den Gebrauch einer Badecur gänzlich gehoben werden!“ rief Valerian.

„Soll!“ ſagte der Graf und ſchüttelte mißtrauiſch den Kopf.

„Und bei ſiebenunddreißig Jahren iſt man doch fürwahr nicht alt,“ fuhr Valerian fort.

„Er ſieht aber aus wie ſiebenundvierzig und Chriſtiane wird zwanzig im Mai.“

„Er wird ganz anders in drei Monaten ausſehen. Dies iſt nur eine ganz leiſe, ferne Anfrage, ob Du entſchieden gegen ſeine Bewerbung biſt.“

„Jetzt — ja! Er ſoll erſt ſeine Geſundheit herſtellen und dann wieder anfragen.“

Valerian kehrte auf ſein Gut zurück, um den unterbrochenen Ausbau ſeines Wohnhauſes zu betreiben und möglichſt zu beſchleunigen.

„Meine Kinder vergeſſen ganz, daß ſie außer Argenfels noch eine Heimat haben,“ ſagte er, die Hand der Gräfin küſſend, „und Emerenz führt hier ein ſo bequemes Leben, daß ſie ſich gänzlich von der Thätigkeit der Hausfrau in kleinen Verhältniſſen entwöhnen wird.“

„Das ſei Deine geringſte Sorge!“ verſetzte Emerenz: „mit dem Rücktritt in die Verhältniſſe erwacht die Gewohnheit.“

„Ich habe gar keine Freude an dieſem beſtändigen Kommen und Gehen,“ ſagte Chriſtiane: „ſiedelt Euch doch hier an! ich lobe mir das, was Winfried von den Beduinen am todten Meer erzählte. Da bleibt der ganze Stamm hübſch beiſammen und der Urgroßvater wohnt mit Kind und Kindeskind Zelt an Zelt. Da kann man ſich doch gemüthlich für ſein ganzes Leben mit Allen die man lieb hat einrichten. Das iſt hier unmöglich! Winfried — unberechenbar wo? — Emerenz im Oberland, Tony in Wien, Julian auf den Univerſitäten“ .... —

„Und Margarita in der Ewigkeit!“ fiel die Gräſin ein: „vergiß nicht den Tod bei Deinen Einrichtungen für's Leben, liebes Kind! und wenn wir noch ſo nah und traulich zuſammen wohnen — der drängt ſich doch zwiſchen uns ein.“

Der Graf blickte ganz wehmüthig auf Chriſtiane und dachte bei ſich ſelbſt: Wie lange währt es und auch ſie zieht in die Ferne und Argenfels verödet! — Zur Gräſin hatte er geſagt:

„Emerenz, ich bin empört über die maßloſe Selbſtgefälligkeit Thierſteins.“

„Habt Ihr politiſche Debatten gehabt?“ fragte ſie.

„Nein! in dem Punkt iſt er ganz verſtändig. All' die unfreiwilligen Aderlaſſe die er erduldet, und alle Gräuel die er geſehen hat, haben ihn gründlich abgekühlt gegen das Geſchmetter der Siegesposaunen — und da er bis ins Mark hinein deutſch iſt, ſo empört ihn der Gedanke preußiſch werden zu ſollen. Nein! wir ſtimmen ganz überein! Aber ich bitte Dich! er kommt her, erſchöpft, gelähmt, nervenſchwach, kurz — halbtodt! verliebt ſich nichtsdeſtoweniger in Chriſtiane, was ich verzeihlich finde, und bildet ſich ein, es könne wohl gar eine Heirath ſtattfinden. Dieſe Einbildung finde ich unverzeihlich.“

Und er theilte ihr ſein Geſpräch mit Valerian mit. Schließlich fragte er:

„Biſt Du nicht entrüſtet über dieſe Anmaßung?“

„Wir wollen ſehen, in welchem Zuſtand er aus dem Bade zurückkehrt und ob Chriſtiane ihm geneigt ſein wird. Bis jetzt hat ſie, mein' ich, nur Mitleid und etwas verwandtſchaftliche Theilnahme für ihn und er hält ſich in ſolchen Schranken, daß Niemand ſeine Wünſche ahnen kann. Gegen die Sache ſelbſt hab' ich nichts, lieber Winfried.“

„Wirklich?“ fragte er etwas erſtaunt und etwas beſänftigt.

„Es iſt, glaube ich, ein Glück für Chriſtiane, wenn ihr Gatte nicht mehr in der erſten Jugend ſteht, ſondern Ruhe und Erfahrung genug beſitzt um ſie zu leiten. An der Seite eines Mannes von fünfundzwanzig Jahren könnte ſie leicht etwas unbotmäßig werden.“

„Das wäre nicht unmöglich,“ erwiderte der Graf halb lächelnd, halb bedenklich.

„Nimm dazu ihre ernſte Erziehung und Bildung, die daraus hervorging, daß keine Schweſter, ſondern Julian der Gefährte ihrer Jugend war. Ein junger Mann — wofern er nicht auf derſelben Bildungsſtufe ſteht — wird das ſchwerlich zu ſchätzen wiſſen, weil er hauptſächlich an lauter Roſenmonde — und nur ſo nebenher an den Ernſt des Lebens denkt. Bei einem älteren Mann iſt es umgekehrt: er wird ſehr zufrieden ſein, wenn ſeine Frau im Stande iſt, ein ernſtes Buch zu leſen und Vergnügen findet ſich geiſtig zu beſchäftigen; und ihm wiederum käme Chriſtianens Jugendmuth und Geiſtesfriſche zu gut.“

„Du ſöhnſt mich mit einer Vorſtellung aus, die mir höchſt zuwider war,“ ſagte der Graf ganz erheitert: „Du haſt Frieden und ſtimmſt Alle zum Frieden. Die ſchönſte Gabe und Aufgabe der Frau! Ich weiß nicht, ob eine Deiner Töchter Mann und Kinder ſo glücklich macht, wie Du es thuſt.“

„Es kommt ſehr auf den Mann an und was er glücklich ſein nennt,“ entgegnete ſie.

„Du willſt mich loben, Emerenz, aber ich verdiene Dein Lob nicht,“ verſetzte der Graf mit großer Entſchiedenheit: „Ich bleibe dabei, je ruhiger die Frau — vorausgeſetzt, daß dieſe Ruhe nicht auf einem pflegmatiſchen Temperament, ſondern auf Selbſtverleugnung beruhe — deſto glücklicher iſt der Mann, iſt die Ehe, iſt die Familie und Chriſtiane, ſo lieblich ſie iſt, wird viel zu thun haben um Dir ähnlich zu werden.“

Die Gräfin warf ihm einen dankbaren Blick zu, aber unwillkürlich ſeufzte ſie:

„Armes Kind.“

„Wir wollen alſo in einigen Monaten die Sache in ernſte Ueberlegung ziehen. Gut katholiſch, d. h. ſtets bereit für ſeinen Glauben und ſeine Kirche einzuſtehen, iſt Thierſtein; — ein Ehrenmann ebenfalls; — das Uebrige findet ſich,“ ſagte der Graf ſchließlich ganz beruhigt. —

„Auch Sie gehen ſchon fort!“ rief Chriſtiane ganz überraſcht, als Thierſtein von ſeiner bevorſtehenden Badecur ſprach: „ich meinte, Sie wollten auf Argenfels Ihre völlige Herſtellung abwarten.“

„Sie würde hier nicht ſo bald eintreten, wie ich es erſehne,“ ſagte Thierſtein.

„Jammerſchade, daß Sie Argenfels nicht im vollen Frühlingsſchmuck ſehen," ſagte ſie und wiegte mißbilligend ihr Köpfchen.

„Liebes Kind!" rief der Graf lachend, „um geſund zu werden bringt man ganz andere Opfer als das iſt, die Obſtbäume um Argenfels blühen zu ſehen."

„Ach," ſagte die Gräfin, „der geſunde Menſch ahnt nicht, was der kränkelnde Menſch entbehrt und was er thun würde um geſund zu werden, wenn das Gottes Wille wäre! — Ich ſympathiſire ganz mit Ihnen, lieber Thierſtein, nur dürfen Sie nicht allzu früh nach Gaſtein gehen. Im Hochgebirg weht die Luft rauher, als am Rhein. Ich dächte, Sie blieben bis Mitte Mai bei uns."

Aber Thierſtein lehnte dankbar ab und bat nur um Erlaubniß wiederkommen zu dürfen, was ihm von allen Seiten gewährt wurde. — —

„Wer gefällt Ihnen beſſer, Herr von Thierſtein oder mein Bruder Winfried?" fragte Chriſtiane als Rosmary zur franzöſiſchen Lection, die noch immer gegeben wurde, in ihr Zimmer trat.

„Ich habe nie an dieſen Vergleich gedacht," antwortete Rosmary.

„Ich auch nicht . . . . aber er drängt ſich mir auf."

„Und da ich nicht darüber nachgedacht, habe ich kein Urtheil.“

„Immer klug und vorſichtig, Rosmary.“

„Mir ſcheint, daß auch Sie Sich vor einem vorſchnellen Urtheil hüten wollen,“ antwortete Rosmary lächelnd und Chriſtiane ſchwieg, denn es kam ihr unbegreiflich vor, daß man Thierſtein angenehmer finden könne als Winfried und doch ſtieg die Ahnung in ihr auf, daß dies gerade ihr geſchehen könne. — —

Zwiſchen allen dieſen ſo verſchiedenen Menſchen und ihren verſchiedenen Intereſſen für Gegenwart und Zukunft lebte Rosmary ein ſtilles Leben, ein ſeliges Leben. Nie war der Frühling ihr ſo reizend erſchienen, nie ſprachen die lieblichen Bilder der Natur ſo warm ſie an, nie ſchwebte ein ſolcher unfaßbarer Zauber um jeden Tag, um jede Stunde, um jedes kleine Ereigniß des Tages, als eben jetzt. Es wollte ihr ſcheinen als athme ſie tiefer, als ſchaue ſie weiter, als ſei die Luft friſcher, der Horizont größer geworden, als gehe Stern um Stern an ihm auf. Nicht der Weltlauf brachte das mit ſich. Der Strom der Zeit ſchoß an ihr vorüber und riß Thränen und Blut, Maſſacre und Leichen, Todesnoth und Todesverachtung, Peſt und Hunger mit ſich fort: von dort wehten keine Frühlingslüfte! — Und der Strom der Zeit ſchoß an ihr vorüber und wälzte Siegesjubel, Triumphgepränge, Kriegstrophäen, Banner und Kränze und lang nachſchleppende Trauerſlore dahin: und nicht von dort wehte Frühlingsluft ſie an. Ach nein! der Frühling, der ſie beſeligte, entfaltete ſich nur in ihrem eigenen Herzen und goß von dort aus ſeinen Zauber über die Welt und das Leben aus. In ihrer abgeſchloſſenen engen Exiſtenz, in ihrer untergeordneten Stellung hatte ſie immer Schranken erkannt und ſich ihnen gefügt, welche gewiſſe Anſprüche an Glück im Sinn ihres Herzens unterſagten. Es war ihr auch nie ein Weſen begegnet, das im Sinn ihres Herzens geweſen wäre — bis Winfried kam. Als eine ganz neue, ganz fremde Erſcheinung tauchte er plötzlich aus dem großen weiten Ozean vor ihr auf. Freilich hatte ſie ſeit zwei Jahren viel von ihm ſprechen und manchen ſeiner Briefe vorleſen hören; aber er war kein briefſchreibender Menſch. Er berichtete Thatſachen; er erzählte das, was ihm begegnete, was er ſah; er ſetzte ein Paar liebevolle Worte des Sohnes und des Bruders hinzu — ſo daß man immer geneigt war auszurufen: Wie viel erlebt er! — doch was er war und wie er war — das trat in ſeinen Briefen dermaßen in den Hintergrund, daß Rosmary ſich ein ganz anderes Bild von ihm machte, als ſie in der

Wirklichkeit fand. Dies iſt etwas ganz Gewöhnliches. Ungewöhnlich war das, daß Winfrieds perſönliche Erſcheinung jede Vorſtellung, die ſich Rosmary gemacht hatte, weit übertraf. Er war allerdings ein guter und ein thatkräftiger Menſch, aber er war auch ein intereſſanter Menſch, der einen ganzen Sturm von Gedanken und Gefühlen, die er auf ſeinem Schiff nicht unterbringen konnte, in Kopf und Herz beherbergte. Seine Mutter hatte ganz Recht zu ſagen:

„Du biſt eine Amphibie, Winfried, ein doppellebiges Geſchöpf: auf dem Waſſer — Berufsmenſch, einſeitig; auf dem Lande — Menſch, mit vielen Facetten.“

„Aber doch immer derſelbe Kern, nicht wahr, Mama?“ ergänzte Winfried: „ein ehrliches Gemüth . . . . ein deutſches Gemüth, d. h. deutſch, wie man es vor dem Jahr 1866 war, wo man die ſo und ſo viel Millionen Deutſche, die an der ſchönen blauen Donau und ihren Nebenländern leben, noch zum Begriff Deutſchland zählte. Jetzt freilich iſt das anders. Nur durch einen casus belli könnten ſie wieder Deutſche werden, Neu-Deutſche. Inzwiſchen ſind es die Waſſerpolacken geworden. Ich gönne es ihnen — lieber als mir! . . . . allein ich muß lachen über das Gerede von der nationalen Einheit und nationalen Entwickelung und ich denke, daß Diejenigen, die ſolche Reden führen, auch darüber lachen — verſteht ſich, nur untereinander, nicht wenn es gilt Vetter Michel in Feuer zu ſetzen für die Wohlthaten des neudeutſchen Reiches: Vermehrung der Rekruten, Erhöhung der Steuern und — am paſſenden Ort, — Knebelung der Kirche.“

„Ja wohl, Knebelung der Kirche!“ ſagte der Graf: „in einem Staat, deſſen Hauptgebäude die Caſerne iſt, hat die Kirche keinen Platz. Das lehrt die Weltgeſchichte, vom alten Rom bis auf unſere Tage. Wo die Militärherrſchaft florirt, wo man auf Eroberung ausgeht, da iſt die Religion und ihre öffentliche Ausübung eine Staatsanſtalt. Zu einer ſolchen kann die Kirche, vermöge ihrer göttlichen Inſtitution, nie herabgewürdigt werden. Das wiſſen auch die Machthaber und deshalb ſchieben ſie ihr einen Knebel in den Mund und binden ihr Hände und Füße mit Stricken. Dann iſt ſie hülflos, meinen ſie, und kann in aller Stille erwürgt werden.“

„Papa! . . . . o um's Himmelswillen! das wird doch nicht geſchehen? . . . . das glaubſt Du doch nicht!“ rief Chriſtiane beängſtigt.

„Nein, mein Kind, ich glaube es nicht und zwar deshalb nicht, weil es von Chriſtus heißt „Surrexit!“ nachdem er die Paſſion und die Kreuzigung erduldet und drei Tage im Grabe gelegen hat — und weil ſein Leben ſich in der heiligen Kirche fortſetzt. Aber nur auf dieſem ganz übernatürlichen Grunde beruht mein Glaube und Derjenige, der das katholiſche Dogma nicht annimmt oder es verleugnet, kann ſich immerhin einbilden es ſei möglich die Kirche zu erwürgen und kann dieſer Anſicht gemäß handeln. Eines iſt gewiß: die Weltzeit und die Weltlage deutet für die Kirche auf Sturm. Steht feſt, meine Kinder, harret aus. Die Jugend iſt von immenſen Gefahren bedroht, weil Glaubenslehrer — Irrlehrer geworden ſind und weil die Machthaber dieſe in Schutz nehmen.“

„Es wird aber auch Mancher zur Einſicht kommen, Papa!“ verſicherte Chriſtiane: „Wir haben es ja ſchon an Herrn von Thierſtein erlebt. Er war anfangs nicht gerade begeiſtert, aber doch eingenommen für die neue Ordnung der Dinge; — als er aber ſah, welche Wendung ſie nahmen, wurde er immer kühler und endlich ſagte er einmal in einem Geſpräch mit Dir ganz ſoldatiſch: Ich bleibe nach alter Art dabei den lieben Gott anzubeten, nicht den Götzen in der Pickelhaube! — Das freute mich unbeſchreiblich.“

„Hat er das geſagt, der gute Diethelm!“ rief Emerenz: „Nun, das freut auch mich aus ganzer Seele.“

„Möchten alle Katholiken ſo ſprechen,“ ſagte die Gräſin.

„Du haſt, wie es ſcheint, ein gutes Gedächtniß, Chriſtiane,“ bemerkte Winfried ſcherzend.

„Das kommt von den claſſiſchen Studien her,“ entgegnete ſie und lachte ſo hell auf als habe ſie Luſt ſich über alle Studien der Welt luſtig zu machen.

Mit Chriſtiane ſcherzte Winfried; mit Rosmary nicht. Sie war doch heiter, ſie war doch lächelnd, freilich in ganz anderer Weiſe als Chriſtiane; — aber ſie war es, und nie fiel ihm ein Scherz, eine Neckerei bei ihr ein. Ihm war als möchte er ihr unendlich viel ſagen, ſein Leben, ſeine Seele ſagen, um zu hören was ſie darauf antworten werde. Gleichwohl that er es nicht, wenn er das Wort an ſie richtete — und traf er ſie einen Augenblick allein im Zimmer der Gräſin oder ging er im Garten neben ihr, ſo ſprach er gewiß nur von Wind und Wetter — was ihn dann hinterdrein unausſprechlich verdroß. Dies intereſſante Weſen mußte ihn für ſtupide halten, für ganz unfähig ſich zu ihr zu erheben. In der That, ſehr demüthigend! .... Ein wahres Glück, daß er wenigſtens mit Andern in ihrer Gegenwart ſprechen konnte, und zwar viel lebhafter, als wenn ſie nicht da war. Fehlte ſie einmal in der Geſellſchaft, ſo war er ganz zerſtreut und unruhig. Trat ſie ein, ſo kam Ruhe über ihn und ihm ſchien, daß er glücklich ſei, wenn er ſie nur ſehe. — —

Auf Argenfels kam und ging Beſuch aus und ein. Antonie, die der Ausbruch des Krieges im vorigen Sommer verſcheucht hatte, kam jetzt wieder mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Söhnen und da ſie Landpartien und Ausflüge in die Umgegend eben ſo ſehr liebte, wie Emerenz ſie läſtig fand: ſo theilte man ſich in der Weiſe ein, daß Emerenz mit ſämmtlichen Kindern bei der Gräfin blieb und die Uebrigen Excurſionen machten, die am Rhein ſo lieblich, ſo mannigfaltig und durch Eiſenbahnen und Dampfboote ſo erleichtert ſind. Der Graf führte immer den fröhlichen Zug an. Die Jugend ſeiner Kinder verjüngte und erheiterte ihn. Dieſer friſche lebendige Kranz hielt ſeinen Blick in der Nähe feſt und zog ihn etwas ab vom Horizont, dem ſchwarzumwölkten, des öffentlichen Lebens.

Aus dem romantiſchen Ahrthal kamen ſie eines Abends zurück, als die Gräfin ſie mit den Worten empfing:

„Jetzt rathet, welchen Beſuch wir zu erwarten haben.“

„Iſt er angenehm oder .... das minder?“ fragte Chriſtiane.

„Ein freundſchaftlicher Beſuch iſt immer angenehm,“ verſetzte die Gräſin lächelnd: „rathet.“

Man nannte dieſen und jenen Namen, doch die Gräſin verneinte beharrlich.

„Aber wer iſt denn dieſer fremdartige Gaſt, der gar keine Sympathien auf Argenfels haben muß, da Niemand ihn erräth!“ rief ganz ungeduldig Fürſt Gundaccar.

„Es iſt unſere Couſine Uglas von Waldhaus mit ihrem Mann und ihrem Sohn,“ ſagte die Gräſin.

„Mit ſympathiſcher Freude wird dieſe Nachricht juſt nicht aufgenommen,“ verſetzte der Fürſt: „Chriſtiane z. B. ſieht plötzlich ganz mißmuthig aus und Fräulein Rosmary ganz betroffen.“

„Ich weiß von der Inſel Wight her, daß Sintram keine gute Grundſätze, ſondern ſehr egoiſtiſche hat,“ erwiderte Chriſtiane, „und folglich erfreut ſein Beſuch mich gar nicht, denn man muß doch mit ihm ſprechen und da gibt es gleich Hader.“

„Willſt Du nur mit Leuten reden, die nicht ſelbſtſüchtig ſind, ſo mußt Du ſchweigend durch die Welt gehen, Chriſtiane.“

„Doch nicht! Selbſtſucht ſteckt ja leider Gottes in uns Allen und in mir — eine tüchtige Doſis. Allein ich betrachte ſie nicht als ächte und wahre Richtſchnur für meine Handlungen und ich ſage nicht: was meiner Selbſtſucht dient iſt gut und iſt richtig."

„Genug, Sintram hat auf ewig Chriſtianens Gnade verſcherzt," ſagte Winfried: „aber was hat er Ihnen zu Leid gethan, Fräulein Rosmary?"

Sie hatte ſich inzwiſchen geſammelt und erwiderte:

„Nichts hat er mir zu Leid gethan. Hier iſt jedoch ſo viel von allem Traurigen geſprochen worden, das ihn und die ganze Familie getroffen hat, daß es mir recht fremdartig vorkommt dieſe Familie auf dem fröhlichen Argenfels zu ſehen."

„Vor einigen Jahren wurde mir als tüchtiger Verwalter für meine Beſitzungen in Croatien ein Herr Scheider empfohlen, von dem man mir sub rosa anvertraute, er ſei ein Baron Uglas. Ob der im Zuſammenhang mit dieſer Familie iſt?" ſagte der Fürſt.

„Gewiß! es iſt Sintram ſelbſt!" entgegnete die Gräfin: „das mußt Du jedoch gänzlich ignoriren, lieber Gundaccar, denn er wollte wegen ſeiner Frau die Heimat verlaſſen und dieſe Frau hat ihn verlaſſen und iſt mit einem Schwindler nach Californien gegangen .... wie es heißt."

„Dann iſt es leicht begreiflich, daß die ganze Familie in gedrückter Stimmung iſt."

„Wir wollen ſie erheitern!" rief Antonie. „Ohnehin iſt man am Rhein anders geſtimmt als im Speſſart. Wenn ich nur die zarten blauen Linien des Siebengebirges oder des Taunus ſehe, ſo lacht mein Auge und mein Herz."

„Ja, weil ſie keine Veranlaſſung zum weinen haben," verſetzte die Gräfin.

„Das iſt auch gar keine ſpecielle Schmeichelei für Taunus und Siebengebirg," ſagte der Fürſt trocken: „ich möchte die Stätte kennen, wo Tony's Auge nicht lacht! Auf der Praterfahrt, im Opernhauſe" .... —

„Lacht das Auge vielleicht, doch nicht das Herz," fiel ſie ein.

„O Du Heuchlerin!" ſagte der Graf heiter.

„Sogar unter dem Dach meiner Hütte," ſetzte Emerenz hinzu.

„Ja!" rief Antonie lebhaft, „da lacht das Herz. Aber ich bleibe dabei, wir wollen die Verwandten, die aus ihrem Waldhaus — ſchon der Name klingt ernſt! — herkommen, ſo lange an und auf dem Rhein hin und her fahren, bis ſie in deſſen Fluten ihren Kummer verſenken."

„Nein, Tony, Deine ſchreckliche Art die Leute umherzujagen wird ſie nur ermüden und gar nicht erfreuen," ſagte Emerenz beängſtigt durch dieſe Androhung eines großen Tumultes.

„Schweſterchen, Du lieferſt ein Seitenſtück zur Sage vom Paradiesvogel!" rief Tony lachend. „Er müſſe beſtändig in den Lüften ſchweben, weil er keine Füße habe — ſo hieß es. Weil Du beſtändig auf Deinem Sopha ſitzen willſt, haſt Du vielleicht auch keine Füße. Aber wir Andern, die wir dieſe unſchätzbaren Glieder beſitzen, wir ſetzen unſere Streifzüge fort .... und der nächſte Ausflug geht nach den Ruinen von Kloſter Heiſterbach." — —

Rosmary ſah mit Beklommenheit Eintrams Ankunft entgegen. Würde ihr Verhältniß zu Roſalba durch ihn bekannt werden? Wußte er, daß ihr Bruder der Mann ſei, dem Roſalba folgte? Wußte er überhaupt, welch ein ehrloſer Menſch dieſer Bruder ſei? — Ach! ſeufzte ſie, wie viel ruhiger könnte ich ſein, wenn ich gar keinen Verwandten hätte! Muß ich jetzt nicht immer vor dem Gedanken zittern, Otto in einem ähnlichen Zuſtand auftauchen zu ſehen, wie Roſalba's unglücklichen Vater? . . . . Geht er vielleicht nicht auf noch ſchlimmeren Wegen? . . . . Ach, und er reißt die Arme in den tiefſten Abgrund. — —

Die letzte Tochter.

„Für den König von Preußen mich umbringen zu laſſen, iſt mir nicht eingefallen,“ — hatte Sintram zu ſeinen Eltern geſagt: „aber jetzt, da man für die Schlachtopfer der Kriegsfurie etwas thun kann, jetzt will ich nicht zurückbleiben. Ich gehe nach Frankreich zu unſern braven Verwundeten und will ſie pflegen.“

„Thorheit!“ erwiderte ſeine Mutter: „was verſtehſt Du denn von Pflege der Verwundeten? . . . . Schicke Geld hin oder beliebige Unterſtützungen, was wir ja ſchon im vollſten Maße gethan haben; doch Deine Perſon laß aus dem Spiel, obſchon es jetzt Mode iſt, daß alle Welt als barmherziger Bruder die Kranken maltraitirt.“

„Du kannſt Dich ja auch in der Nähe mit Verwundeten abgeben, Fritzi!“ meinte der Baron. „Warum willſt Du denn ſo ungeheuer weit fortgehen! nach Frankreich!!“ —

„Weil es eine gründliche Veränderung iſt!“

„Und deshalb willſt Du uns in die größten Sorgen und in alle Qualen der Ungewißheit ſtürzen!“ ſagte die Baronin bitter: „Hätteſt Du geſagt, daß Du es für eine Pflicht hielteſt, ſo ließe ſich darüber berathſchlagen; aber Du verlangſt eine gründliche Veränderung: — das entſcheidet ohne Weiteres die Sache. Wann willſt Du abreiſen?“

„Am liebſten — morgen! das ſchneidet jede Discuſſion ab;“ antwortete Sintram finſter: „Jedem Unglücklichen gönnt man eine Veränderung ſeiner Lage, denn die Zerſtreuung iſt ſchon eine Erleichterung. Warum ſoll ich ſie mir nicht verſchaffen? Was haben meine Eltern davon mich täglich zu ſehen .... aber in einer Lage zu ſehen, die mir jeden Anſpruch an ein glücklicheres Loos raubt und die mich gleichſam zu einem Lebendigbegrabenen macht, denn meine Lebensäußerung beſteht darin, daß ich athme und daß ich in Verzweiflung bin.“

„O Fritzi! Fritzi!“ ſagte der Baron tiefbekümmert.

„Ja, Vater, ſo iſt's! .... Wie könnte es anders ſein? .... In Verzweiflung, daß ich mich täuſchte .... in Verzweiflung, daß mir weiſer, liebevoller Rath fehlte — in Verzweiflung, daß ein ſo armſeliges Weib, dem ich ſo große Opfer brachte, mich ſo ſchnell enttäuſchte .... in Verzweiflung über die Folgen meiner Illuſion . . . . ja! das bin ich! — Und um dies Daſein zu ertragen, muß ich es einmal auf die Nachtſeite des phyſiſchen Lebens zwiſchen Peſt, Hunger, Todesnoth und Leichen verſetzen; — dann kommt es mir vielleicht erträglicher vor.“

„Wohlan, ſo reiſe denn morgen ab,“ verſetzte die Baronin kalt; aber ihre Hände zitterten vor unterdrückter Gemüthsbewegung, denn der, welcher ſo ſprach, war ihr einziges Kind

Er reiste ab. War das Leben auf Waldhaus bis dahin traurig geweſen, ſo erhielt dieſe Färbung jetzt durch ſpannende Befürchtung und beſtändige Beunruhigung einen quälenden Character. Die Nachrichten liefen äußerſt ſpärlich und unregelmäßig ein und in den langen Pauſen zwiſchen den Briefen hörte, las und ſah man ſo viel Elend und hielt der Tod eine ſo furchtbare Ernte, daß der Gedanke ſich immer aufdrängte, der letzte Brief ſei in der That — der letzte geweſen. Die Baronin beſorgte die Adminiſtration von Waldhaus und ihre häuslichen Geſchäfte; der Baron las Zeitungen und ging auf die Jagd, legte Patience und rauchte; Beide ſpielten Piket; — aber Alles geſchah mehr aus maſchinenmäßiger Gewohnheit, als aus irgend einem Intereſſe für die Sache ſelbſt. Der Pfarrer, der einmal geſagt hatte Baron Sintram ſtehe ja immer und überall unter dem Schutze Gottes, bekam von der Baronin zur Antwort:

„Sie würden das nicht mit ſo goldener Ruhe ſagen, Hochwürden, wenn Sie einen Sohn von ſolchen Gefahren umringt hätten.“

Den einzigen Troſt in ähnlichen Umſtänden, ihr ſorgenvolles Herz in die Hand Gottes zu legen, verſchmähte ſie. Das that der Baron nicht; es wäre ihm recht lieb geweſen, wenn der Pfarrer täglich gekommen und täglich chriſtliche Troſtgründe vorgebracht hätte, denn ſie hafteten nicht in ſeinen ungeſammelten Gedanken. Bei ſeiner Frau fielen ſie auf ſteinigen Boden und bei ihm trugen die Zerſtreuungen im Vogelflug ſie fort. Da nun die Baronin felſenhaft ſtarr und der Baron wolkenhaft verſchwommen war, ſo ergänzten ſie einander nicht, weil jeder in ſeiner Art unzugänglich für den andern war. Beide ſpürten nur ihre gegenſeitigen Mängel; ſie, ſehr bewußt; er, ſo gewiß unbeſtimmt, wie er nun einmal war. Das trug nicht dazu bei den bleiernen Gang der [illegible] erleichtern. So ſchlichen Wochen und Monate dahin.

Gegen Ende des Winters kam ein Brief aus Frankreich von fremder Hand. Sintram hatte nur drei Zeilen dictirt, daß er am Typhus erkrankt ſei.

„Gräßlich!“ ſagte die Baronin: „jetzt iſt Friede geſchloſſen, jetzt würde er zurückkommen — und ſtatt deſſen muß er gerade jetzt von dieſer todtbringenden Krankheit befallen werden. Es iſt eine Tücke, eine Härte des Schickſals ohne Gleichen. Aber wir holen ihn! er ſoll wenigſtens nicht im fremden Lande ſterben.“

„O Minettchen! er ſoll überhaupt nicht ſterben,“ ſagte der Baron kläglich.

Sie zuckte bemitleidend die Achſeln und verſetzte: „Das Schickſal hat uns nun einmal für die härteſten Schläge auserkoren: wir müſſen auf ſeinen Tod uns gefaßt machen.“

Wirklich war Sintram dem Tode nah, als ſeine Eltern zu ihm gelangten; allein er ſtarb nicht. Nur furchtbar geſchwächt und hinfällig kehrte er mit ihnen nach Waldhaus zurück. Seinetwegen wollten ſie im Lauf des Sommers ein Nordſeebad beſuchen und auf der Hinreiſe ein Paar Tage in Argenfels zubringen.

Rosmary's Befürchtungen Sintram könne durch ſie in peinlicher Weiſe an Roſalba erinnert werden und es äußern — oder ſeine Eltern könnten, vom Aufenthalt in der Superba her, ſich ihrer erinnern, trafen nicht zu. Sintram erkannte ſie ſogleich, weil es freilich ſchwer war ihre Erſcheinung zu vergeſſen; allein er entſann ſich nur zu gut der Energie, mit welcher ſie ſeinem Verhältniß zu Roſalba in jeder ihr möglichen Weiſe entgegen getreten war. Es wäre für beide Theile peinlich geweſen ein Wort über die Vergangenheit zu ſagen oder zu hören und er ſtellte ſich als ein Fremder ihr gegenüber. Auch war er zu ſehr mit Chriſtiane beſchäftigt, um Rosmary ſonderlich zu beachten. Er begriff gar nicht, daß dies wirklich eine und dieſelbe Chriſtiane von der Argen ſei, die er auf der Inſel Wight garſtig, unerträglich und Gott weiß was alles! gefunden hatte. Freilich waren ſeitdem Jahre verfloſſen und Chriſtianens Geiſt und Character waren gereift; was aber ihre äußere Schönheit betraf, ſo ſtand es feſt, daß ſie nun einmal durchaus nicht ſchön war. Doch das fiel bei ihm nicht mehr in's Gewicht. Aber was half ihm das! Er hatte ſein Lebensglück um eines ſchönen Geſichtes willen verſcherzt und mußte dafür büßen.

Seine Mutter hatte nie einen andern Wunſch gehabt — ſeitdem ſie für Sintram an eine Gattin dachte — als daß Chriſtiane ihre Schwiegertochter werden möchte. Jetzt auf Argenfels, im Kreiſe der ganzen Familie, die aus ſo verſchiedenen Elementen beſtand und doch ſo innig verbunden war, und in welcher glückliche Ehen heimiſch zu ſein ſchienen, hatte ſie Anfälle von tiefer Troſtloſigkeit, die ſich meiſtens in Klagen über ihr Schickſal gegen die Gräfin äußerten.

„Liebſte Emerenz, wie biſt Du zu beneiden!“ ſagte ſie einmal zur Gräfin, deren ſechs Enkel der Großmama ſo eben den Guten Morgen geſagt hatten und nun im Garten ihren kleinen Freuden nachgingen. „Du haſt das große Loos des ehelichen und häuslichen Glückes gezogen.“

„Ja,“ verſetzte die Gräfin, „Gottes Güte iſt groß für uns; aber daß ſich das Glück ſo ganz fix und fertig aus der Lebenslotterie ziehen ließe — das kann ich doch nicht zugeben. Alle günſtigen Gaben und Umſtände dürfen nicht in ihrem ſo gewiß rohen Zuſtand verbleiben und genoſſen werden; ſie müſſen gepflegt, ſorgſam behandelt, gezügelt und gelenkt werden; wir müſſen uns ſelbſt und Andere erziehen, um in Uebereinſtimmung mit dem Glück, das Gott uns zuwendet, zu ſein und zu bleiben. Weil eine beſtändige Reſignation, eine beſtändige Abtödtung die Beſtimmung unſers Lebens iſt, ſofern wir deſſen letztes hohes Ziel in's Auge faſſen, ſo iſt es nicht immer ganz leicht glücklich zu ſein, denn Geduld, Opfer, Entſagung wollen nicht immer zu unſern Begriffen von Glück ſtimmen und ſind doch nicht davon zu trennen, weil uns das Glück wie das Leid in der Vollkommenheit vorwärts bringen ſoll.“

„Ich weiß nicht, welche ſublime Sorte von Glück Du verlangſt, liebe Emerenz,“ erwiderte die Baronin etwas ſpitz: „aber das weiß ich: mit einem ſolchen Ehemann, ſolchen Kindern, ſolchen Schwiegerſöhnen und Enkeln, ſolchen äußeren Verhältniſſen wie die Deinen, iſt jede Frau glücklich zu preiſen.“

„Darin ſtimmen wir vollkommen überein!“ entgegnete die Gräfin lebhaft: „es ſind lauter koſtbare Perlen! Aber, liebe Theophile,“ ſetzte ſie mit ihrem feinen Lächeln hinzu: „ich muß dieſe Perlen mit vieler Mühe und Anſtrengung aus der harten Muſchel brechen, denn all dieſe Kinder, große und kleine, haben ihren Character, ihre Richtung, ihre Fehler und Vorzüge, ſpäter ihre beſondere Lebensſtellung; — kein Kind entſpricht ganz oder auch nur etwas dem Ideal, das man bei der Erziehung vor Augen hatte; — man thut Mißgriffe und erkennt ſie zu ſpät; — man nimmt ſich die Schwierigkeiten, die Kämpfe, die Verkehrtheiten der Kinder übermäßig zu Herzen ohne ihnen dadurch weſentlich zu nützen; — mit dem Vermögen gibt es wieder andere Sorgen: daß man nicht verſchwende, daß man die Pflichten erfülle, die der Reichthum auferlegt; — genug, meine Perlen liegen ſämmtlich in rauhen Muſcheln — meinen Mann nicht ausgenommen. Denn es koſtet manchen Kampf bis ſich die von Illuſionen untrennbare, jugendliche Liebe in jenes Gefühl umformt, das in einer glücklichen Ehe bis zum Grabe zwei Menſchen verbindet.“

„Du ſagſt das Alles, nicht wahr? um in mir jedes Gefühl von Neid zu unterdrücken.“

„O nein! ſo gering denke ich nicht von Deiner Auffaſſung der menſchlichen Beſtimmung. Ich ſage das, was für mich wahr iſt.“

„Sorgen und Mühen habe auch ich im reichſten Maß gehabt, allein dieſe rauhen Muſcheln enthielten für mich keine Perlen. Sintram war mein Ein und Alles . . . . und ſeine Sache iſt, wie ich fürchte, eine hoffnungsloſe. Oder glaubſt Du, daß man ſeine Ehe für nichtig erklären könne?“

„Darüber habe ich kein Urtheil, beſte Theophile.“

„Wenn er frei und in den Stand geſetzt würde, ſich verehelichen zu können, was meinſt Du, wäre er Dir ein willkommener Schwiegerſohn?“

„Ich geſtehe Dir, daß mir dieſe Vorſtellung unter den obwaltenden Umſtänden allzu fern liegt um Deine Frage ſo zu beantworten, wie Du, beſte Theophile, es zu wünſchen ſcheinſt. Vor der Hand iſt der arme Sintram in beklagenswerther Weiſe gebunden . . . . und ſo lange er das iſt, meine ich, es ſei beſſer ſich nicht mit Gedanken zu beſchäftigen, die ſich auf das Gegentheil beziehen.“

Die Baronin war durchaus nicht geneigt, dieſen Rath anzunehmen. Sie ſagte:

„Wir wollen den nächſten Winter mit Sintram in Italien zubringen. In Rom denke ich es durchzuſetzen, daß Sintram's Ehe für nichtig erklärt werde. Es gibt ja Präcedenzfälle . . . . ich weiß es! Ich bin entſchloſſen Himmel und Erde in Bewegung zu ſetzen um ihm ſeine Freiheit zu verſchaffen — und hätte er dann Hoffnung auf Chriſtianens Hand“ . . . . —

„Liebe Theophile,“ unterbrach die Gräfin ernſt, „thue Alles für Deinen Sohn, was Du für Deine Pflicht hältſt! aber ihn ſchon jetzt als Bewerber um meine Tochter nennen zu hören, das iſt mir unerträglich und ich glaube es würde ſie ſchwer kränken, wenn ſie eine Ahnung davon bekäme; denn er iſt und bleibt, trotz aller Unwürdigkeit ſeiner Frau, ein Ehemann.“

„Nenne doch nicht dies ſchreckliche Weib ſeine Frau! Sie hat ſeinen Namen abgelegt . . . . ſie iſt mit einem Andern davongegangen . . . . trägt vielleicht deſſen Namen und Du, Emerenz, Du nennſt ſie Sintram's Frau!! das zerſchneidet mein Herz.“

„Liebe gute Theophile, vergib mir! . . . . allein Du haſt jene Bezeichnung herausgefordert. Ich würde nie dies traurige Thema berührt haben, das Dir ſo bitter weh thun muß.“

„Auch die Sympathie der beſten Freunde erſtirbt vor den großen Schickſalsſchlägen, welche zuweilen eine Familie oder eine Perſönlichkeit betreffen,“ ſagte die Baronin mit Kälte: „Wer jene unſelige Landſtreicherin Sintram's Frau nennen kann, der hat keine Theilnahme für meinen Schmerz und für ſein hartes Loos.“

Die Gräfin ſuchte auf's Liebreichſte die arme Mutter zu tröſten — aber nicht durch die Hoffnung auf Chriſtianens Hand, denn welche Phantaſiegebilde die Baronin auch aufſtellen mochte, Roſalba war Sintram's rechtmäßige Gattin und ſehr wahrſcheinlich blieb ſie es auch, weil durch die Unwürdigkeit der Perſon die Unauflösbarkeit der Ehe nicht aufgehoben wird. Ob dieſe unſelige Ehe überhaupt nicht rechtmäßig geſchloſſen ſei — dieſe Frage gehörte vor ein anderes Forum; die Gräfin konnte das Verhältniß nur ſo auffaſſen, wie es ſich in der Gegenwart herausſtellte.

Was die Fürſtin Antonie ſich vorgenommen hatte, führte ſie in der Weiſe aus, daß Ausflüge zu Waſſer und zu Lande abwechſelten, an denen die Baronin freilich ſelten — um ſo eifriger aber Sintram und ſein Vater Theil nahmen. Der arme Baron war mit ſeinem friedlichen Pflegma gar nicht auf ſchwermüthigen Jammer eingerichtet. Sintram war wieder da, Sintram war auf dem Wege zur vollſtändigſten Geneſung; — dies genügte ihm vor der Hand und mit neubelebter Hoffnung, daß endlich doch Alles gut werden müſſe — er wußte nur nicht wie! — legte er wieder die große Sept-Patience. Hätte er ſeine Geſinnungen an die Fügungen Gottes geknüpft, ſo wäre er ein ſehr vollkommener Chriſt geweſen. Jetzt unterhielt er ſich ganz vortrefflich, weil es ihm etwas Neues war, daß ſich Jemand damit beſchäftigte ihm immer neue Unterhaltung zu verſchaffen, und er bewunderte aus ganzem Herzen das ſchöne Rheinland mit ſeinem prächtigen Strom.

„Nicht wahr, Onkel, das Siebengebirg iſt viel lieblicher, als der finſtere Speſſart?“ fragte Tony.

„Das iſt es; allein der Speſſart hat auch ſeine Meriten.“

„Ja, Onkel — Räuberbanden!“ rief Chriſtiane. „Speſſart und Räuber gehören zuſammen.“

„Und die herrlichen Wälder des Speſſart, dieſe rieſigen Bäume, dieſe gewaltigen Forſten — bilden ſie nicht eine ernſte Schönheit, die ſich meſſen kann mit den Rebenhügeln des Rheins?“ fragte Sintram.

„Mit den Rebenhügeln ſchon! aber die bilden auch nur einen Theil der Schönheit des Rheinlandes,“ verſicherte Chriſtiane.

„Im Grunde iſt der Rhein doch nur ein niedliches Miniaturbild,“ ſagte Winfried ſcherzend: „es ſieht Alles aus, als wär's ein Puppenſpiel für große Kinder. Schon in Europa! Wie ganz anders großartig iſt die Donau, majeſtätiſch dahin rauſchend an den Ufern von Serbien, wo ſich die Wälder gleichſam wie grüne Laub-Katarakten von den Bergen herab in den Strom ſtürzen. Oder am Bosporus, wo die Platanen- und Kaſtanienwälder bis an's Geſtade des Meeres ſich drängen und die gewaltigen Bäume ihre Aeſte in den Meereswellen baden. Von Amerika mit ſeinen Strömen und Wäldern gar nicht zu reden! Am Rhein iſt Alles dermaßen cultivirt, daß der Character der Gegend kleinlich wird.“

„O Du Verräther am Vaterland!“ rief Tony.

„Nicht wahr, die Dome von Cöln und Mainz gehören auch zu den Puppenſpielen?“ fragte Chriſtiane ſtill empört.

„Ich habe nur von der Natur geſprochen,“ verſetzte Winfried begütigend.

„Und hier hat der Geiſt, der edelſte Geiſt, der germaniſche Geiſt, ihr eine Seele eingehaucht,“ rief

Chriſtiane, „und wo die zum Vorſchein kommt, da iſt es ſchöner als in der Natur der Wildniß.“

„Schöner vielleicht, großartiger nicht! die Schöpfung Gottes, einſam, ohne Menſchen, ohne menſchliches Treiben — in ihr und über ihr nichts was den Gedanken feſſelt, als der Schöpfer — das macht einen ganz überwältigenden Eindruck,“ verſetzte Winfried.

„Schau, ſchau! wie iſt das Chriſtianerl ſo patriotiſch!“ bemerkte der Baron.

„Nein, lieber Onkel, das bin ich gar nicht!“ proteſtirte ſie mit großer Entſchiedenheit: „patriotiſch — das iſt ſo ein künſtliches politiſches Parteiwort. Ich bin gar nicht patriotiſch, ich bin deutſch und zwar deutſch im Sinn ante 1866 — wie Winfried ſagt.“

„Chriſtiane,“ ſagte der Graf lachend, „wir erleben noch, daß Du dingfeſt gemacht und nach Ehrenbreitſtein transportirt wirſt.“

„Doch nicht, Papa!“ rief das fröhliche Mädchen: „ich conſpirire weder mit den Welfen, noch mit den Polen, noch mit der Internationalen — und ich werde ja auch nie auf der Kanzel ſprechen.“

Chriſtiane entzückte Sintram durch dieſe muntere, lebhafte Friſche des Geiſtes, die ihm in ſeiner Umgebung ſo wenig begegnet war. Sein verwelktes, kraftloſes Gemüth richtete ſich auf unter dem Hauch ihrer Jugendfriſche. Er verſchob die Abreiſe von Argenfels von einem Tage zum andern, indem er behauptete, die milde Luft am Rhein ſei ihm viel zuträglicher als die Luft der Nordſee. Seine Mutter war glücklich über ſeine ganz veränderte Stimmung und erging ſich in ihren Träumen und Plänen für ſeine Zukunft, die ſie freilich nicht mit der Gräfin, doch deſto mehr mit ihrem Mann beſprach.

„Es muß ein Grund gefunden werden, der es möglich macht die Ehe für null und nichtig zu erklären,“ ſagte ſie: „ich vergehe vor Ungeduld bis ich dieſe Entſcheidung habe.“

„Kannſt Du Dich nicht bei uns an die entſprechende Behörde wenden, Minettchen? da würde die Sache viel ſchneller ſich entſcheiden, als wenn ſie den ungeheueren Umweg über Rom nimmt.“

„Ich fürchte, daß ſie bei uns unangenehmes Aufſehen macht. Gehen wir aber zur Stärkung von Sintram's Geſundheit nach Italien, ſo ahnt Niemand, was außerdem noch beabſichtigt wird; es gibt kein Geſchwätz darüber und Sintram kehrt unbefangen als freier Mann mit uns zurück, ſo daß die ſchauderhafte Epiſode der letzten Jahre um ſo leichter in Vergeſſenheit gerathen wird, als er ſich möglichſt bald und gut verheirathet. Und da ſage nun Emerenz was ſie wolle, ich behalte Chriſtiane im Auge .... und ich meine, Sintram thue es ebenfalls.“

„Ja, Minettchen, das wäre gar nicht übel! aber was wird Chriſtiane thun?“

„Lieber Freund, ſie wird ihn heirathen. Eine Partie wie Sintram findet ſich nicht alle Tage. Der Herr von Waldhaus iſt mindeſtens eben ſo reich, wie der Herr von Argenfels und alle übrigen Verhältniſſe ſtimmen vortrefflich überein. Das hab' ich vor Jahren geſagt und das wiederhole ich jetzt. Was Chriſtiane betrifft, ſo ſchaut ſie friſch und klar in die Welt hinein, vertieft ſich folglich nicht in romantiſche Grillen über Liebe und Sympathie der Seelen, und iſt ganz geneigt, einen jungen Mann, der alle möglichen Vorzüge beſitzt, mit ihrer Hand zu beglücken. Was die Verwandtſchaft zwiſchen Sintram und Chriſtiane betrifft, ſo iſt ſie ja kaum ſo nah um eine Ehedispenſe zu erfordern .... und wäre das dennoch der Fall, ſo holten wir ſie in Rom. Genug — wohin ich blicken möge, nirgends fällt ein Schatten auf meinen Plan.“

„Das iſt ja herrlich, Minettchen! .... Möge er nur recht bald in Erfüllung gehen.“ — —

Schweigende Menſchen machen den Eindruck von großer Ueberlegenheit oder von großer Inferiorität. Rosmary verhielt ſich faſt immer ſchweigend; aber

Niemand glaubte, daß ſie ſchweige, weil ſie gedankenlos ſei und nichts zu ſagen wiſſe. Ihr Schweigen hing mit ihrer ganzen zurückhaltenden Weiſe zuſammen — und dieſe Weiſe entzückte Winfried, obſchon ſie ihm zuweilen wie ein Bann erſchien, der ihn fern von ihr hielt. Hingegen meinte er zuweilen, daß ſie dennoch ihm näher ſtehe, mehr Verſtändniß für ihn habe, als Mutter und Schweſtern zuſammen genommen. Einen größeren Zauber übte ſie — das war nun einmal gewiß! — einen ernſten Zauber, der nichts gemein hatte mit dem flüchtigen Wohlgefallen an weiblicher Schönheit und Anmuth. Er ſprach nicht viel mit ihr, nicht einmal zu ihr; aber was er auch ſagte, für ſie war es geſagt und, ihr ſelbſt unbewußt, gab ein Blick, ein Aufſchlag der Augen, eine Bewegung der Hand, ein flüchtiges Lächeln ihm die Antwort, daß und wie es verſtanden ſei. Für Rosmary ging durch Winfried eine neue Welt auf, die ſich keineswegs auf Herzensempfindungen beſchränkte. Wenn er ſprach von fremden Völkern und Zonen, von ſeinem Seemannsleben mit deſſen kühner Luſt und beſtändiger Gefahr, von den merkwürdigen Natur- und Culturbildern, die er mit eigenen Augen geſchaut hatte — wenn er von dieſen Dingen, die man in zwanzig verſchiedenen Büchern mit Verwunderung lieſt, als von etwas Selbſterlebtem, das ihm nahe getreten, das ihm ganz bekannt ſei, ſprach: ſo meinte Rosmary Winfried führe ſie wie durch einen Triumphbogen in die Herrlichkeit eines ungeahnten Daſeinsglücks ein. Aber ſie fühlte keine Unruhe, kein Verlangen aus ihrer Lage herauszutreten; ſie fühlte ſich nur glücklicher als ſie je geweſen war.

In einer ſtillen Stunde, als Antonie allein bei der Gräfin war, hub ſie an von Rosmary zu ſprechen und wiederum zu bitten, daß die Mutter ihr dieſen Schatz überlaſſen möge. Die Gräfin verweigerte es ſtandhaft.

„Gieb ſie mir wenigſtens ſo lange, als Winfried hier iſt, Mama,“ ſagte endlich Antonie.

„Warum denn das!“ rief die Gräfin.

„Weil mir eine Trennung zweckmäßig für Beide ſcheint.“

„Beſte Tony! Winfried und Rosmary ſind die vernünftigſten jungen Menſchen, die ich je gekannt habe — und ſolche pflegen nicht in Liebeleien und Phantaſtereien zu verfallen. Weder Dein Vater, noch Emerenz, noch ich — Niemand von uns hat etwas der Art wahrgenommen.“

„Ihr habt Euch ſämmtlich in Beide hinein gelebt, Mama; ich aber bin erſt ſpäter dazu gekommen und da iſt mir gleich Rosmary's Veränderung aufgefallen.“

„Wie ſo, beſtes Kind!“ ſagte die Gräfin mit einem Anflug von Unmuth: „Rosmary iſt jetzt zwei und ein halbes Jahr bei mir und ich habe nie etwas Anderes bemerkt, als daß ſie in jeder Beziehung, an Verſtand, Gemüth, Tact, an allen Gaben, die ein junges Mädchen zieren, zu den Ausgezeichneten gehört. Sehr abgeſchloſſen nach Außen iſt ſie und ſehr ernſt — vielleicht zu ſehr. Welche Veränderung willſt Du alſo an ihr bemerkt haben?“

„Eine ſehr liebliche,“ verſetzte Antonie lächelnd: „ſie iſt viel ſchöner geworden, Mama, ſie ſieht ja aus wie innerlich illuminirt. Wie leuchtet ihr Auge! welche wunderzarte Roſenfarbe überhaucht ihr Antlitz! ſie hatte immer etwas von einem Marmorbilde — jetzt iſt es beſeelt.“

„Und Du biſt poetiſch geworden, meine Tony, das iſt auch eine Veränderung!“ ſcherzte die Gräfin.

„Beobachte ſie, Mama! Winfried iſt zuweilen ganz verſtummt, ganz bezaubert — wie ſoll ich's nennen! — durch ihren Anblick. Das kann doch mit der Zeit bedenklich werden und ihm oder ihr oder beiden ſchwere Stunden bereiten, die vielleicht wegfallen, wenn Rosmary unter irgend einem Vorwand mich begleitete.“

„Das wäre allzu auffallend, liebes Kind! Hat Winfried einen kleinen Anfall von Verliebtheit, ſo darf deshalb nichts geſchehen, was Rosmary kränken könnte, denn ſie hat ihn ſicher nicht.“

„Beobachte nur, Mama, dann bin ich ganz ruhig,“ bat Antonie — und die Gräfin verſprach es.

Doch vor der Hand kam es nicht dazu. Emerenz reiſte endlich mit ihren vier Kindern ab und kehrte zu ihrem Mann zurück. Es kam aber ein Beſuch, der in anderer Weiſe die Gräfin ungemein beſchäftigte. Diethelm von Thierſtein kehrte ſo vollkommen geneſen aus Gaſtein zurück, daß man ihn kaum erkannte. Der lähmende Druck der Krankheit war von ihm genommen und in ſeinem Antlitz, ſeinem Ausdruck, ſeiner Haltung war er wieder ein kräftiger Mann. Er wurde mit Freude und mit herzlichen Glückwünſchen begrüßt und die Baronin Uglas ſtimmte zuerſt in dieſen Ton ein, weil Thierſteins vollkommene Geneſung ſie über Sintram's Herſtellung jedes Zweifels überhob. Da Thierſtein aber mit ſeinem raſchen, offenen Weſen ſehr bald verrieth weshalb er gekommen ſei — und da Niemand ſeiner Abſicht etwas in den Weg zu legen ſchien — am wenigſten Chriſtiane: ſo geriethen Sintram und ſei-

Mutter in die größte Aufregung. Er verwünſchte tauſendmal ſeine furchtbare Exiſtenz und verſicherte, daß die Hoffnung, dereinſt Chriſtiane zu beſitzen, ihn allein an's Leben feſſele, während der arme Baron immer wiederholte:

„O Fritzi, beruhige Dich .... das Chriſtianerl iſt ja noch zu haben .... und wenn nicht, ſo gibt's noch andere hübſche Mädchen! .... Nur ruhig, Fritzi, ſchön ruhig.“

Die Baronin aber bemeiſterte ihre Aufregung und ging zur Gräfin, bei der ſie niemand fand als Rosmary Dictando's ſchreibend.

„Liebſte Emerenz,“ begann ſie, „da wir ſo eben unſere Abreiſe, endlich einmal unwiderruflich, auf morgen anſetzten: ſo möchte ich gern ein wenig mit Dir plaudern.“

Auf ein Zeichen, das die Gräfin freundlich gab, erhob ſich Rosmary vom Schreibtiſch und verließ das Zimmer, während die Gräfin erwiderte:

„Du ſollteſt Deinen Beſuch verlängern, beſte Theophile, da ſich Dein Sohn ſichtlich erholt und gern mit Winfried und Gundaccar zu verkehren ſcheint.“

„Was Sintram belebt iſt nicht der Umgang mit Deinem Sohn und Deinem Schwiegerſohn; es ſind auch nicht die Land- und Waſſer-, die Reit- und

Jagdpartien — ſo unterhaltend ſie ſein mögen — es iſt lediglich Chriſtiane" . . . . —

„Liebe Theophile, ich muß Dich bitten in Allem was Sintram betrifft, Chriſtiane aus dem Spiel zu laſſen," fiel die Gräfin mit kalter Beſtimmtheit ein.

„Iſt es denn möglich dieſem Thierſtein als Bewerber den Vorzug zu geben vor Sintram!"

„Von Vorzug iſt nicht die Rede, da Sintram kein Bewerber ſein kann."

„Allein er kann es noch werden — und dann wäre er in jeder Beziehung eine paſſendere Partie für Chriſtiane, denn er iſt reicher und jünger."

„Ob das Chriſtiane glücklicher machen würde, iſt die Frage. Sie bedarf entſchieden eines Gatten, der ſie ſtützt und leitet, und das vermag der ältere Mann leichter, als der jüngere. Was aber das Vermögen betrifft, ſo gibt das nicht den Ausſchlag bei uns. Wir treiben keine Geldgeſchäfte, folglich iſt das Geld für uns kein Lebenszweck, ſondern nur ein Mittel um zu leben — und da es uns nicht einfällt mit dem Reichthum der Juden — überhaupt der Speculanten — in Luxus und Verſchwendung zu rivaliſiren: ſo ſehen wir nicht ein, weshalb wir beſonderes Gewicht auf das Vermögen eines Schwiegerſohnes legen ſollten."

„Es ſchadet doch gewiß nicht dem Fürſten Gundaccar in Deinen Augen, daß er enorm reich iſt,“ erwiderte die Baronin ſpitz.

„Gundaccar's großes Vermögen und Valerian's geringes Vermögen haben die Wahl unſerer Töchter und unſere Beſtätigung derſelben nicht beſtimmt — und nur davon ſprachen wir. Diethelm Thierſtein iſt nicht reicher als ſein Bruder. Gibt ſich Chriſtiane mit einer beſcheidenen Lebensſtellung zufrieden, ſo ſind wir Eltern es auch. Ob ſie es iſt, weiß ich aber noch nicht.“

„Mir ſcheinen die Abſichten des Herrn von Thierſtein klar wie die Sonne, beſte Emerenz.“

„Mir auch. Doch wie Chriſtiane ſie aufnimmt — das nicht.“

„Liebſte Emerenz, ich beſchwöre Dich verſchiebe die Entſcheidung ſo lange bis Sintram's Feſſeln gelöst ſind, denn mir ſcheint, daß ihm Chriſtiane große Theilnahme ſchenkt.“

„Ja, großes Mitleid, beſte Theophile; indeſſen wird ſie ſich durch Mitleid ſchwerlich zur Wahl eines Gatten beſtimmen laſſen. Sie hat kräftigere Gefühle .... und ich muß Dich beſchwören ein Thema nicht zu berühren, das mir über die Maßen peinlich iſt und Dich ſchmerzen muß.“

Die Baronin war unausſprechlich entrüſtet über dieſe Erklärung. Seitdem ſie im Gothaer Kalender über den Geburtstag der damals vierzehnjährigen Chriſtiane ſich vergewiſſert und zu ſich ſelbſt geſagt hatte: Ja! Chriſtiane von der Argen und Sintram! — — ſeitdem war dieſe Ehe bei ihr zur fixen Idee geworden. Sintram's Heirath ſchien deren Verwirklichung unmöglich zu machen; doch ſo wie jetzt die Sache ſich geſtaltet hatte, wollte die Baronin wieder an die Möglichkeit glauben. Je ſchwerer ihr ſelbſt das im Grunde ihres Herzens wurde, deſto mehr ſuchte ſie Andere für den Glauben an dieſe Möglichkeit zu gewinnen, weil die fremde Zuſtimmung ihr mehr Sicherheit gegeben hätte. Daß ihr dies bei der Gräfin gänzlich mißlang, kränkte ſie auf's Tiefſte. Nach dieſem Geſpräch ſagte ſie zum Baron:

„Die gute Emerenz iſt herzlos wie die glücklichen Menſchen zu ſein pflegen. Sie hat ſchnöde meine Wünſche bezüglich unſerer Kinder abgewieſen.“

„Schnöde? .... aber Minettchen, bedenke doch, daß Sintram noch nicht frei iſt“ .... —

„So gut wie frei!“ fiel ſie ein: „und ich gebe auch noch keineswegs die Hoffnung auf, ſobald er ſich ohne Rückhalt an Chriſtiane ſelbſt wenden wird. Deshalb wollen wir möglichſt ſchnell die Seebäder abthun und geradeswegs nach Rom gehen. Dann kommen wir doch noch anderen Bewerbern zuvor, und der Flügel des Waldhauſer Schloſſes wird ſeiner Beſtimmung gemäß ausgebaut."

„Möchte es nur recht bald geſchehen!" ſeufzte der Baron: „Nachdem ich hier das muntere Leben in einem großen Familienkreiſe geſehen habe, wird mir die Stille und Einſamkeit von Waldhaus gar nicht mehr ſo gefallen. Im Alter bedarf man der Erheiterung durch die liebe Jugend; — nicht wahr, Minettchen?"

„Du biſt ja noch gar nicht alt, mein lieber Freund," verſetzte ſie ausweichend, da es ihr unmöglich ſchien eine ſeiner Bemerkungen zu beſtätigen. — —

„Nein, liebe Tante, morgen kannſt Du nicht mit dem erſten Zug abreiſen," verſicherte Chriſtiane mit dem Eiſenbahnbuch in der Hand.

„Ich bin an frühe Stunden gewöhnt, gutes Kind," erwiderte die Baronin.

„Dann mußt Du ſehr früh aufſtehen, liebe Tante, denn wegen des hohen Feſtes Mariä Himmelfahrt iſt morgen die Frühmeſſe in der Pfarrkirche um halb ſechs Uhr und der Zug geht um ſieben von der Station ab."

Die Baronin hätte ſehr gern die Meſſe aufgegeben; da man es aber mehr als anſtößig gefunden hätte, ſo ſagte ſie mit ſüßſauerem Lächeln:

„Um nicht um vier Uhr Morgens das Schloß in Unruh zu verſetzen, werden wir alſo mit einem ſpäteren Zug gehen. Aber abreiſen müſſen wir, damit wir nicht die beſte Jahreszeit für das Seebad verſäumen.“

Chriſtiane ſagte leiſe zu Rosmary:

„Gottlob! Es wäre recht fatal geweſen und hätte uns ganz geſtört.“ — —

Am nächſten Morgen gingen Chriſtiane und Rosmary in aller Frühe zur erſten Meſſe in's Dorf hinab um die heiligen Sacramente zu empfangen. Im herrſchaftlichen Kirchenſtuhl waren bereits Winfried und Thierſtein — und in der nämlichen Abſicht. Die Einen wie die Andern waren überraſcht und hatten vielleicht einige Urſache ſich flüchtiger Zerſtreuung anzuklagen; aber kein Blick wurde gewechſelt, viel weniger ein Wort, und Chriſtiane und Rosmary kamen eine halbe Stunde ſpäter als die beiden Männer in's Schloß zurück, ſchweigend und andächtig.

Sintram eilte ihnen ſchon im Schloßhof entgegen und ohne auf ihre Stimmung Rückſicht zu nehmen, ſagte er lebhaft:

„O Chriſtiane, wie traurig iſt es, daß ich Dich zu früh geſehen und zu ſpät gekannt habe.“

„Wie?“ fragte ſie ganz zerſtreut wie Jemand, der von einer Anrede keine Sylbe verſtand.

Es iſt höchſt unangenehm, ein Wort wiederholen zu müſſen, das aus dem überwallenden Gefühl geboren iſt. Schon der Umſtand, daß es nicht verſtanden wurde, läßt ahnen, daß es trotz der Wiederholung daſſelbe Schickſal haben werde. Und ſo war es auch, denn Chriſtiane erwiderte:

„Ich entſinne mich nicht, wann ich Dich zuerſt ſah.“

Und damit war das Geſpräch zu Ende. Einige Stunden ſpäter reiſte die Familie Uglas ab. Am Abend dieſes Tages wurde Chriſtiane zu ihrer Mutter gerufen. Sie fand auch ihren Vater da und er ſagte ernſt und bewegt:

„Thierſtein hat um Dich angehalten, Chriſtiane, was antworteſt Du.“

„Das iſt eine ernſte Frage,“ erwiderte ſie, „zuerſt muß ich wiſſen, was meine Eltern dazu ſagen.“

„Sie wußten um ſeine Abſicht und waren ihr durchaus nicht entgegen; allein ſie wollen ſie auch nicht befürworten. Du mußt entſcheiden.“

„Ueberlege, Chriſtiane,“ ſagte die Gräfin: „es wird in Deinem ganzen Leben kein gewichtigeres Wort von Dir geſprochen werden, als wenn Du jetzt — Ja ſagſt. Das Seelenheil von zwei Menſchen wird auf dieſem Ja beruhen.“

„Ein furchtbarer Gedanke!“ rief Chriſtiane.

„Und der ſelten nach Gebühr erwogen wird,“ ſetzte die Gräfin hinzu.

„Sprich ganz unbefangen Nein, wenn Dein Sinn auf Nein ſteht,“ ſagte der Graf: „Du haſt es ja ſchon zweimal gethan.“

„Ach, das iſt es eben, Papa! ich möchte nicht gern Nein ſagen .... allein ich fürchte mich Ja zu ſagen.“

„Wenn es ſo ſteht, Chriſtiane,“ erwiderte er lächelnd, „dann ſprich nur friſchweg Ja, denn über die Furcht wird der liebe Gott Dir ſchon hinweghelfen.“

„Ich kann wirklich nicht Nein ſagen, obgleich Du das Ja ſo ungeheuer ernſt nimmſt, liebe gute Mama,“ ſagte Chriſtiane und ſchmiegte ſich an die Gräfin: „Bei den früheren Anträgen konnte ich unmöglich etwas Anderes ſagen als Nein .... doch jetzt wäre das eine Lüge. Nur weiß ich nicht ob ich Thierſtein genug liebe.“

„Flößt er Dir ſo viel Vertrauen zu ſeinem Character, ſeiner Denkungsart, ſeinen Grundſätzen ein, daß Du die Zuverſicht haſt in den Freuden und Leiden des Lebens einen ſichern Freund an ihm zu beſitzen?“ fragte die Gräfin: „und biſt Du bereit ihm dafür die Opfer zu bringen, die eine gute Frau in der Ehe zu bringen hat, weil der Mann der Herr iſt, ſo darfſt Du ruhig ſein — Du liebſt ihn mit einem Gefühl, das keinen Rückſchlag vor der Ueberſchwänglichkeit zu fürchten hat.“

„Nun, was ſollen wir ihm antworten?“ ſetzte der Graf hinzu: „Nimmſt Du nicht ſeinen Antrag an, oder willſt Du Dich längere Zeit beſinnen, ſo will er morgen in aller Stille abreiſen.“

„O bitte, das nicht! Er ſoll hier bleiben!“ rief Chriſtiane lebhaft.

Die letzte Tochter! ſeufzte der Graf für ſich und das Auge der Gräfin füllte ſich mit Thränen, als ſie Chriſtiane in ihre Arme ſchloß.

Boa constrictor.

In einer ſehr eleganten Wohnung in Brüſſel herrſchte eine merkwürdige Unordnung und der Salon ſah noch gerade ſo aus, wie die Geſellſchaft ihn Abends zuvor verlaſſen hatte, obſchon jetzt die Mittagsſtunde vorüber war. Die Vorhänge waren geſchloſſen, Tiſche und Stühle ſtanden durcheinander, die Luft war beklommen und es herrſchte eine ſolche Stille, als ob ſämmtliche Bewohner im tiefſten Schlaf lägen, oder als ob ſie in der Nacht geſtorben wären. Es war nicht dieſes und nicht jenes der Fall – und doch eine beängſtigende Oede! —

In dem Schlafzimmer dieſer eleganten Wohnung ſaß eine Frau, mit verweinten Augen, mit entſtellten Zügen. Ihr reiches blondes Haar hing aufgelöſt über ihren Morgenanzug herab. Sie wimmerte vor ſich hin und hielt krampfhaft ein zerknittertes Blatt Papier in der Hand, das ſie zuweilen mit dem Ausdruck der Gedankenloſigkeit glatt ſtrich und anſtarrte um bald wieder mit einem dumpfen Klagelaut in ſtumpfe Verzweiflung zu verſinken, denn ſie war ganz allein, ganz verlaſſen, ganz hülf- und mittellos. Sie beſaß nichts als die Kleider, die ſie trug. All' ihre Toiletten- und Schmuckſachen waren verſchwunden und die Zimmereinrichtung, die ſie umgab, gehörte ihr nicht. Wie — womit — auf welche Weiſe ſollte ſie ihr jammervolles Daſein friſten! .... oder ſollte ſie ſich ſtumpfſinnig im Elend untergehen laſſen! .... Bilder der Vergangenheit ſtiegen in ihrem Gedächtniß auf, ihre erſte Jugend in der Superba mit maßloſen Verwöhnungen — ihre ſpäteren Jugendjahre, mühſam zwar und dürftig, aber gelichtet durch glänzende Hoffnungen auf eine lange Zukunft voll Glück — ihre Ehe, voll Enttäuſchung zwar und voll mancher Bitterkeit, allein Sintram liebte ſie und hätte ſie ſich in ihre Lage finden und fügen wollen, ſo wäre er zufrieden geweſen und hätte ihr ſicher nicht das Leben ſchwer gemacht. Genug die Exiſtenz in der Manſarde und im Förſterhauſe, ſogar der Aufenthalt bei ihrem Bruder im Pfarrhof, der ihr damals ganz unerträglich vorkam — Alles bekam eine paradieſiſche Färbung durch den Gegenſatz zu der Lage, in welcher ſie ſich jetzt befand. Denn was las ſie auf dem ſchrecklichen Papier, das ſie vor einigen Stunden im Salon gefunden hatte? —

„Ich bin gänzlich ruinirt und im Begriff, nach Antwerpen und mit einem Auswandererſchiff nach Auſtralien zu gehen, wo ich, wenn alle Stricke reißen, Schaafhirt werden will. Unter dieſen Umſtänden iſt es ein großes Glück, daß unſere Verbindung ſich eben ſo leicht löſen läßt, als ſie geſchloſſen wurde, denn eine Hirtin in Auſtralien iſt etwas ganz anderes, als eine Hirtin auf dem Theater und iſt in jedem Fall etwas, das einer ſo eleganten, ſchönen und vergnügungsſüchtigen jungen Frau wie die Baronin Roſalba Uglas iſt, nicht zugemuthet werden darf. Sie wird mir alſo ohne Zweifel großen Dank wiſſen, daß ich ſie in meine armſelige Zukunft nicht verflechte. Otto Roth.“ —

Er war alſo verſchwunden und hatte in tiefer Nacht das Haus verlaſſen. Verſchwunden waren auch die beiden Diener. Das Kammermädchen war noch erſchienen um anzukündigen, daß ſie in einen andern Dienſt trete, da eben heute der Monat ablaufe, für welchen ſie den Gehalt pränumerando bekommen habe. Und ſomit war Roſalba allein — fürchterlich allein, denn ſie kannte Niemand, als die Männer, die ſich zum Spiel bei Otto einfanden und konnte ſie vernünftiger Weiſe von ihnen Rath, Schutz, Hülfe erwarten? — Nein, ach nein. Dieſe Männer gingen ihrer Leidenſchaft nach und hatten nicht das mindeſte Intereſſe für die unglückliche Frau, die ſie ja nur inſoweit beachtet hatten, als dieſelbe die Rolle der Dame des Hauſes geſpielt und die Geſellſchaft empfangen hatte. Was ſollte ſie beginnen? Wo zeigte ſich ihr ein Ausweg? — Sie verſank in ſtumpfes Hinbrüten, ohne zu überlegen, ohne nachzudenken, ohne zu beten, ohne irgend eine menſchenwürdige Regung des Willens, der moraliſchen Kraft, des ſittlichen Bewußtſeins, des religiöſen Aufſchwungs. Die Boa constrictor der Welt hatte ſie zu feſt umſchlungen, zu gründlich gelähmt. — —

Sie fuhr ſchreckhaft zuſammen, denn es wurde an ihre Thür geklopft. Wer konnte das ſein? — Wahrſcheinlich der Hausherr um ihr zu bedeuten, daß ſie die Wohnung zu verlaſſen habe. Sie ſprang auf, wand ihr Haar zuſammen, ſetzte ihren Hut auf und nahm die Handſchuhe, als ob ſie durch ihren Anzug jener Weiſung zuvorkommen wolle. Dann öffnete ſie die Thür und trat in ihren kleinen Salon. Allein es war nicht der Hausherr, der ſich ganz gemüthlich auf dem Sopha niedergelaſſen hatte, und Roſalba rief überraſcht:

„Mein Gott! . . . . der Fürſt! Wiſſen Sie denn nicht, was hier vorgefallen iſt?“

„Alles weiß ich und eben deshalb bin ich hier, denn es hat mich die cyniſche Weiſe empört, in welcher der ſaubere Schaafhirt in Spe mir geſtern Abend ſeinen Ruin und ſein Vorhaben mittheilte. Ich konnte daraus ſchließen, daß Sie Sich in einiger Verlegenheit, wenigſtens für den Augenblick befinden müßten und ich komme um Ihnen meine Dienſte anzubieten."

„Ach," erwiderte Roſalba, „meine Lage iſt ſo verzweifelt, daß Ihre Theilnahme, mein Fürſt, mich ſehr rührt .... aber daß ſie mir nicht helfen kann."

„Jugend und Schönheit dürfen nie verzweifeln. Die ganze Welt ſteht ihnen offen und tauſend Hände ſind bereit ihnen zu dienen."

„Das iſt nicht der Fall bei mir. Ich befinde mich ohne irgend eine Ausſicht in der größten Hülfloſigkeit und würde mich glücklich ſchätzen in eine dienende Stellung zu kommen."

„Eine dienende Stellung wollten Sie einnehmen, Sie mit Ihren Gewohnheiten der Elegance? Sie mit Ihren luxuriöſen Liebhabereien?" rief der Fürſt: „Aber ich bitte, überlegen Sie doch was Sie da unternehmen wollen! Eine Kammerfrau beſorgt die Toilette ihrer Herrin; — nicht die eigene. Eine Geſellſchafterin verkürzt die einſamen Stunden ihrer Herrin und verſchwindet, ſobald dieſe unterhaltendere Geſellſchaft hat. Sind Sie dazu geneigt? würden Sie in einer ſolchen Lage drei Tage ausharren?"

„Entmuthigen Sie mich nicht noch mehr, als ich es ſchon bin,“ verſetzte Roſalba, „mir bleibt keine andere Wahl.“

„Bei der Unmaſſe von Aspiranten zu jedem, auch zu dem geringſten, dem unſcheinbarſten Plätzchen, ſind gute Empfehlungen durchaus erforderlich,“ fuhr der Fürſt fort: „wer ſoll Sie, die Fremde, im fremden Lande empfehlen?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie tonlos und legte ihre Stirn in beide Hände.

„Hier ſind keine Ausſichten für Sie,“ ſetzte er kaltblütig hinzu: „aber vielleicht“ . . . . —

Er ſchwieg. Roſalba rief lebhaft.

„Vielleicht in Rußland durch Ihre Vermittelung. Sei es wo es ſei! nur daß ich dem Elend entrinne, das mich von allen Seiten als ſcheußliches Geſpenſt angrinſt.“

Sie ſprang auf und ging im Zimmer hin und her die Hände ringend.

„Verzeihen Sie die Frage,“ hub er wieder an, „hat der böſe Flüchtling Ihnen etwa für die nächſte Zeit Subſiſtenzmittel hinterlaſſen?“

„Nichts . . . . gar nichts! In den letzten Wochen hat er ſogar meine Schmuckſachen und von Toilettengegenſtänden Alles verkauft was irgend werthvoll war. Er hoffte von einem Tage zum andern auf die

Wechſelfälle des Glücks .... aber vergebens! und wir führten hinter der Maske von Glanz ein elendes Leben, ein gequältes Leben, das jetzt für mich den Höhepunkt erreicht hat .... denn ich bin nicht im Stande mir ein Stück Brod zu kaufen.“

„Das iſt ja haarſträubend!“ rief der Fürſt und ſtieß mit ſeinem Krückſtock auf den Fußboden: „beruhigen Sie Sich .... ich übernehme es Ihnen eine paſſende Stelle zu verſchaffen, die, wenn auch abhängig, doch keineswegs dienend iſt. Ich gehe nach Aachen zum Gebrauch der Bäder. In einigen Tagen hoffe ich Ihnen ein annehmbares Plätzchen anbieten zu können. Vor der Hand müſſen Sie dieſe Wohnung verlaſſen und eine kurze Zeit im Gaſthof wohnen.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß ich ganz mittellos bin,“ fiel ſie ein.

„Gewiß nicht! Sie aber brauchen Sich nicht zu beunruhigen, woher die Mittel kommen.“

„Doch, doch! fremde Großmuth kann ſchwer drücken.“

„O ich bin gar nicht großmüthig und wir ſind ja alte Bekannte — wenn Sie mich auch damals in der Superba wenig beachtet haben, weil Ihr romaneskes Köpfchen ein Idol hatte, welches zum erſten Kettenglied Ihres traurigen Schickſals geworden iſt.

Hier aber bin ich ſechs Monate lang täglich in Ihrem Hauſe, in dieſen jetzt verödeten Räumen geweſen und nicht wegen des Spiels, ſondern hauptſächlich wegen Ihrer muntern, ungezwungenen Unterhaltung, die in einem ſo ſchönen Munde doppelt bezaubert. Es iſt alſo ganz in der Ordnung, daß ich mich Ihrer in einem Augenblick annehme, wo Sie in der peinlichſten Verlegenheit Sich befinden, da Sie ſchwerlich wünſchen zu Baron Uglas zurückzukehren."

„Lieber ſterben!" rief Roſalba entſetzt.

„Nur ruhig! das Sterben iſt gar nicht nöthig! Doch Sie haben vielleicht Geſchwiſter, vielleicht Verwandte, zu denen Sie Sich begeben möchten."

„Nicht um die Welt! mein jammervolles Schickſal hat mich den Meinen entfremdet! Nein, lieber ſterben als mich an meine Verwandten wenden," rief Roſalba ganz außer ſich über die Möglichkeit vor Aloys oder vor Anton zu erſcheinen, die beide, freilich in ganz verſchiedener Weiſe, unendlich ſie demüthigen würden: der Eine durch ſein frommes Leben und ſeine den himmliſchen Dingen zugewendete Richtung; der Andere durch die Gemeinheit ſeiner Geſinnung. Und ihre Mutter! .... und Rosmary! .... wie hätte ſie vor ihnen erſcheinen können! — „Nein!" rief ſie, „ich muß wiederholen, daß mir der Tod minder bitter wäre."

„Laſſen wir den Tod aus dem Spiel!“ verſetzte der Fürſt, der die Mahnung an das Ende des Menſchen auf dieſer Seite des Lebens durchaus nicht liebte, weil ihm die Fortſetzung auf jener Seite kein beſonders tröſtlicher Gedanke war: „Mögen wir auch einige bittere Stunden haben — die bitterſte von allen — iſt die letzte. Doch genug davon. Ihre Verlaſſenheit, Ihre Hülfloſigkeit wird mir immer klarer und es ſoll mich unendlich freuen, wenn es mir gelingt Sie in eine Lage zu bringen, die Ihnen zuſagt.“

Damit erhob er ſich und ſagte verbindlich:

„Sie erlauben alſo, daß ich meinen Wagen ſchicke, der Sie und Ihre Koffer in ein Hotel bringt?“

„Sie ſehen', daß ich gezwungen bin von Ihrer Güte Gebrauch zu machen,“ entgegnete Roſalba und ſank erſchöpft in einen Lehnſtuhl.

„Wohlan denn, packen Sie Ihre Sachen zuſammen und faſſen Sie Muth. In einer Viertelſtunde holt mein Wagen Sie ab und ſchon die veränderte Umgebung wird Sie wohlthätig zerſtreuen und die Thränen verſiegen laſſen, die Ihre ſchönen Augen doch nur über Ihr Mißgeſchick und gewiß nicht über den Schaafhirten in Spe weinen. Alſo Muth — und auf baldiges Wiederſehen in Aachen.“

Er ſchüttelte ihre Hand und verließ ſie, etwas mehr auf ſeinen Stock ſich ſtützend wie in der Superba, übrigens durch allerhand Toilettenmittel noch immer gut conſervirt ausſehend und mit großen Anſprüchen für jugendlich zu gelten und dem ſchönen Geſchlecht nicht zu mißfallen.

Als Roſalba ſeinen Wagen fortrollen hörte, fuhr ſie aus ihrer Betäubung auf und ſprach zu ſich ſelbſt: Ja, fort von hier, wo jeder Blick auf die Umgebung mich an den entſetzlichen Menſchen erinnert, der mich in den Abgrund geſtoßen hat! .... Ohne ſeine falſchen Vorſpiegelungen ſäße ich friedlich in der Heimat bei meiner Blumenarbeit! .... O wie glücklich war ich an meinem Arbeitstiſch! .... — — Roſalba vergaß ganz und gar, daß ſie, als ſie bei ihrer Blumenarbeit ſaß, ſich mit nichten glücklich gefühlt — und daß ſie auch im Förſterhauſe die Klage geführt hatte, durch Sintram's Falſchheit aus einer zufriedenen Lage in eine beweinenswerthe verſetzt zu ſein, gleichſam als ſei ſie eine willenloſe Maſchine, die durch fremde Hände in Bewegung geſetzt wird. Lieber will der Menſch, die edelſte Gabe Gottes, die Willenskraft, verleugnen, als eingeſtehen, daß es ſeine Schuld iſt, wenn er ſie nicht anwendete.

Roſalba raffte ſich zuſammen um der Weiſung des Fürſten zu folgen und ihre Koffer zu packen. Ach, das war bald geſchehen! Geſtern Nachmittag war Otto mit einer alten Jüdin gekommen, welcher er den Inhalt von Roſalba's Kleiderſchränken verkaufte — den Reſt nämlich, denn Kleider von Sammt und Seide, Spitzen und Pelze waren ſchon früher nach und nach unter dem Vorwand verkauft, daß Roſalba dieſe Sachen im Sommer nicht brauche. — Als ein Lohndiener erſchien und ihr meldete der Wagen ſtehe zu Befehl, da war ſie auch ſchon zur Abfahrt bereit. Im Gaſthof erfuhr ſie, daß der Fürſt ſchon fort ſei. Es war ihr lieb; ſie konnte ungeſtört ausruhen und ſich erholen von dem furchtbaren Schlag, der ſie betroffen hatte, denn daß Otto ſie jemals verlaſſen könne, dies war ihr nie in den Sinn gekommen. Auf eine vorübergehend dürftige Exiſtenz hatte ſie ſich freilich in der letzten Zeit gefaßt machen und auch erkennen müſſen, wie flüchtig Otto's Zuneigung geweſen ſei. Allein bei ihrer Gewohnheit nie auf den Grund der Dinge und Verhältniſſe zu gehen, nahm ſie immer das an, was ihrem Leichtſinn zuſagte — und das war in dieſem Fall die Ueberſiedelung nach Amerika. Deshalb hatte Otto's Flucht ſie wie ein überraſchender Blitzſtral getroffen. — Das war nun vorbei. Auch dieſe Epoche lag abgeſchloſſen hinter ihr. Was nun? — Sie kannte den Fürſten genug und genug die Atmoſphäre der Welt, in welcher er lebte und ſie lebte, um mindeſtens zu ahnen, welche Stellung er ihr zudenke; aber was blieb ihr übrig, als ſie anzunehmen. Ja, wäre ihre Ehe mit Sintram wirklich aufgelöst, ſo könnte ſie den Anſpruch machen ſich mit dem Fürſten zu vermälen. Ob dieſer dazu geneigt ſei? — auf dieſe Frage gab ſie keine Antwort; ſie ging nur dazu über, die Unauflösbarkeit der Ehe zu verwünſchen und derſelben alles Unheil zuzuſchreiben, was über ſie und was ſeit dieſer entſetzlichen Einrichtung über die Welt gekommen ſei. Statt in der Unauflösbarkeit der Ehe einen Anker für die Schwankungen des Menſchenherzens auf dem Meer der Leidenſchaft zu erblicken, eine Schranke, die vor dem rettungsloſen Sturz bewahrt, eine Mauer an deren Anprall der Taumelnde zur Beſinnung und dadurch zum Gebrauch ſeiner betäubten ſittlichen Freiheit erwacht: wollte Roſalba nur eine unbefugte Tyrannei über das Herz und ſeine Gefühle — und wie all' die Redensarten in den Romanen heißen! — darin wahrnehmen. Eine unglückliche Frau, die ſich dem unerträglichen Ehejoch entzog, mußte nothgedrungen immer unglücklicher werden, wenn ihr nicht die Mittel zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz zu Gebot ſtanden. Dies war das Ergebniß ihrer Betrachtungen.

Plötzlich nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Sie hatte mit einer raſchen Bewegung ihr

Taſchentuch hervorgezogen und mit dem Tuch ein Goldſtück, das klingend zu ihren Füßen niederfiel und auf dem Parquet dahinrollte. Wie lange mochten dieſe zwanzig Francs ihrer Börſe entglitten und in einer Falte der Taſche verſteckt geweſen ſein! — ſie wußte es nicht. Jetzt aber waren ſie da. Zwanzig Francs beſaß ſie. Man konnte Verſchiedenes damit unternehmen: man konnte das Handwerkszeug für künſtliche Blumenarbeit kaufen, in einer Manſarde verſchwinden und das Leben der Arbeiterin fortſetzen. Man konnte auf dem letzten Platz der Eiſenbahn in die Heimat gelangen und ſich an Aloys wenden, der ſie gewiß nicht verlaſſen werde. Man konnte ſich hier an einen Geiſtlichen wenden und ihn bitten, ihr Unterkunft in einem Kloſter zu verſchaffen, das ſich der Verlaſſenen und Ausgeſtoßenen annehme und ihm als Unterpfand des guten Willens das Goldſtück einhändigen. Von dem kleinen glänzenden Punkt am Boden ſchienen dieſe Vorſtellungen wie Stralen eines guten Sternes auszugehen um Roſalba's Seele zu erleuchten; doch Eitelkeit, Stolz und Weltſinn zogen ihr finſteres Gewölk über das dämmernde Licht. Roſalba erhob ſich plötzlich aus ihrem Nachſinnen und ſteckte das Goldſtück wieder in die Taſche.

Am dritten Tage erhielt ſie ein Schreiben des

Fürſten, welches ihre Ahnung über ihre künftige Stellung zur Gewißheit machte. Schließlich ſagte er, er habe eine reizende Wohnung für ſie in Ausſicht und deshalb müſſe er um eine telegraphiſche Antwort bitten.

Mein Schickſal will es ſo! ſprach Roſalba ſtumpfſinnig zu ſich ſelbſt: welch ein Glück, daß ich die zwanzig Francs habe! .... ich kann nun doch das Telegramm bezahlen. Dann ſchrieb ſie: „Ich komme,“ ließ einen Fiacre holen, fuhr zum telegraphiſchen Bureau, wo ſie ihre Depeſche abgab — und ſpürte eine Art von Erleichterung als ſie zurückkehrte, daß nunmehr das Goldſtück, wie eine ſchwere Verſuchung, verſchwunden ſei.

Der Kammerdiener des Fürſten erſchien Tags darauf. Er hatte den Befehl Alles zu berichtigen, ſämmtliche Rechnungen zu zahlen und Roſalba nach Aachen zu begleiten. In dem Brief, den er ihr überbrachte, bat der Fürſt dringend, daß ſie ſich in dem eleganten Brüſſel mit Allem verſehe was die Toilette erfordere, und was ihrem Geſchmack irgend entſpreche. Der Kammerdiener beſchrieb die Wohnung der Frau Baronin als ein wahres Schmuckkäſtchen; — freilich nur ein kleines Haus, aber von exquiſiter Elegance, von einem Garten mit den ſchönſten Blumen und Zierpflanzen umgeben. Daraus zog Roſalba den Schluß, daß die Bewohnerin dieſes kleinen Feenpalaſtes in entſprechender Weiſe gekleidet ſein müſſe und die Aufforderung des Fürſten fand kein taubes Ohr. — —

Mir blieb keine Wahl — es ſei denn Cyancali! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, als ſie mit dem Kammerdiener und einer Unmaſſe von Colli zum Bahnhof fuhr. Die Boa constrictor hielt ihre Beute feſt.

Ein Blick.

Seit Chriſtianens Verlobung war Winfried in der unerklärlichen Unruhe, die dem Ausbruch heftiger Leidenſchaft vorhergeht. Weshalb ſind ſie denn glücklich, Thierſtein und Chriſtiane? fragte er ſich heimlich; ſie ſind doch beide nur zwei alltägliche Menſchen, die in alltäglichen Verhältniſſen, ohne Kämpfe und ohne Schwierigkeiten ihr Hüttchen bauen wollen. Was muß es ſein — das Glück, wenn eine ſtarke Liebe es errungen, wenn ein Kampf auf Tod und Leben es den Verhältniſſen abgetrotzt hat! Was würde es für mich ſein, wenn ich ſie mir erobern könnte! Aber ſie .... was weiß ſie von mir? verſteht ſie, daß mein Herz überwallen möchte um das Geheimniß des ihren herauszulocken — und daß ich doch ſchweigen muß bis ich ſicher bin, daß ſie die Meine werden kann. Ohne dieſe Gewißheit von Liebe zu ſprechen, wäre ehrlos .... und habe ich dieſe Gewißheit? .... Werde ich nicht meine Eltern auf's Tiefſte betrüben? .... in unſern Familienkreis, der ſo einig, ſo harmoniſch, ſo friedlich iſt, eine gründliche Verſtörung bringen? .... Werde ich, der älteſte Sohn, nicht meinem Bruder ein Beiſpiel geben, auf das er ſich dermaleinſt berufen könnte, wenn man ſeine Neigung, ſeine Wahl mit Recht mißbilligen müßte? .... Aber können dieſe Rückſichten als eine Pflicht betrachtet werden, die das ſchwerſte Opfer verlangt, welches der Menſch bringen kann — das Opfer ſeines Herzens? .... ich glaube nicht. Von geringer Herkunft iſt ſie und in dürftiger Lage hat ſie gelebt .... ja! doch zugleich in der Ausübung aller Tugenden. Und jetzt, in ihrer untergeordneten und abhängigen Stellung, hat ſie dieſe Dienſtbarkeit ſo geadelt, daß Jeder, der in ihre Nähe kommt ſie achtet und liebt und daß ein Fremder nicht ahnen würde, daß ſie nicht zur Familie gehört — dermaßen paßt ſie hinein und iſt gleichſam zur Adoptivtochter gemacht. Weshalb ſollte ſie nicht wirklich als Tochter aufgenommen werden? — Er ſeufzte, denn die Ueberlegung ſagte ihm, daß ſeine Eltern trotz des liebreichſten Wohlwollens und ſeine Schweſtern trotz freundlicher Zuneigung für Rosmary, doch nicht mit Unrecht eine andere Schwiegertochter, eine andere Schwägerin wünſchen dürften. Niemand würde über ſeine Wahl ſich freuen — das verhehlte er ſich nicht; doch wirklich ſtörend werde ſie nicht ſein, da er nicht auf Argenfels, ſondern in weiter Ferne lebe, wohin die Gattin ihm folgen werde. Daß ſie ihn empfange, wenn er von ſeinen langen Meeresfahrten heimkehre — konnten ihm die Eltern das mißgönnen? Sie, an Entſagung jeder Art gewöhnt, würde ſich finden in die Einſamkeit, in die lange Trennung, welche der Beruf des Seemanns für deſſen Gattin mit ſich bringt, würde zufrieden ſein in den beſcheidenen Verhältniſſen, die er ihr bieten könnte, würde genug Selbſtverleugnung haben um nicht das Aufgeben ſeines Berufs von ihm zu verlangen. Das Alles war nicht zu erwarten von einem in allen Verwöhnungen erzogenen jungen Mädchen und hing doch eng zuſammen mit ſeinem Ideal von Glück: in Freiheit dienen, in Beſchränkung zufrieden ſein.

Antonie war mit Mann und Kindern bald nach Chriſtianens Verlobung abgereiſt. Ihren Vorſchlag bezüglich Rosmary's hatte ſie nicht wiederholt, denn die Gräfin, die ihm ohnehin abgeneigt war, würde in dieſem Augenblick noch weniger darauf eingegangen ſein. Ueberdas war ſie ſelbſt ſchwankend in ihrer Anſicht geworden, nachdem ſie mit ihrem Mann ſich beſprochen und die Antwort bekommen hatte:

„Liebes Herz, alle Frauen ſind geneigt große

Paſſionen zu wittern, wo ſich ein flüchtiges Wohlgefallen kund gibt. Winfried iſt ein Seebär, ein excentriſcher Menſch, der nichts liebt als ſein Schiff.“

„Ja, weil er bis jetzt keine andere Liebe kannte, Cary. Iſt er aber ein excentriſcher Menſch — ich meine, ein Menſch, deſſen Axe nicht das hergebrachte Weltleben iſt, ſo wird das auch in ſeiner Herzensneigung an den Tag kommen und das ſpricht für meine Beobachtung.“

„Sie iſt ja wunderſchön — alſo mag er immerhin in ſie verliebt ſein, beſtes Kind, doch das iſt etwas ſo Alltägliches, daß ich wirklich nicht begreife, wie Dich dieſe Wahrnehmung bei Winfried beunruhigen kann. Du ſiehſt ja, daß die Mama ganz ruhig iſt.“

„Ja, denn ſie hält Winfried in dieſem Punkt für einen ſehr vernünftigen und gar nicht für einen excentriſchen Menſchen, wie Du es thuſt.“

„Winfried iſt auch inſofern höchſt vernünftig, als er gewiß nie ſuchen wird einem weiblichen Weſen das Köpfchen zu verdrehen; und da dieſe Rosmary neben all ihrer Schönheit auch große Klugheit beſitzt, ſo darfſt Du mit gutem Gewiſſen Deine Beſorgniſſe aufgeben.“

Antonie ſchwieg und reiſte ab. Im November wollte ſie zu Chriſtianens Vermälung mit Gundaccar, aber ohne die Kinder, wiederkommen. Der Familienkreis wurde kleiner auf Argenfels; aber Bekannte, Verwandte, Nachbarn und gute Freunde ſtellten häufiger denn zuvor ſich ein, theils um den Verlobten ihre Glückwünſche darzubringen, theils um die Freuden der Jagd zu genießen, an denen der Graf ſtets großes Vergnügen fand und die für Winfried etwas Neues waren. Dazwiſchen gab es denn endloſe Berathſchlagungen über den Punkt auf dieſem Erdball, wo ſich das künftige Ehepaar niederlaſſen werde. Thierſtein hatte ſeinen Abſchied aus dem Militär genommen und wollte zu Chriſtianens größter Freude ein Landgut kaufen, denn wie den meiſten auf dem Lande erzogenen Menſchen, kam ihr das Stadtleben eng und drückend vor. Doch wo war dies Gut zu finden? Es gaben ſich Wünſche ſo wie Rückſichten in Maſſe kund.

„Muß es denn durchaus in Europa liegen?“ fragte Winfried endlich.

„Meinſt Du im Mond?“ rief Chriſtiane.

„Nein, wir wollen unter dem Mond bleiben, aber in einem andern Welttheil.“

„O Winfried, ſchweige mir von dem gräulichen Amerika!“ rief die Gräfin.

„Willſt Du uns nach Cayenne deportiren?“ fragte Thierſtein.

„Nein, nein!“ verſetzte Winfried, „ich ſpreche ganz ernſthaft. Siedelt Euch doch auf einer Inſel der Südſee an: ein mildes, geſundes Clima, ein geſittetes, chriſtliches Volk, die ergiebigſten Zuckerplantagen, der großartigſte Weltverkehr nach und aus allen Zonen — lockt Euch das nicht?“

„Schauerlicher Gedanke, tauſend Stunden über Meer eine Heimath zu gründen,“ erwiderte Thierſtein, „und durch den Ozean von der alten Heimath auf immer getrennt zu ſein.“

„Keineswegs auf immer! ich bin ja wieder in der alten Heimath.“

„Aber nicht als Beſitzer einer Zuckerrohrplantage. Hat man die, ſo iſt man an die Scholle gefeſſelt.“

„Das iſt man durch jeden irdiſchen Beſitz.“

„Mehr und minder — ja! aber in den Feſſeln die der Ozean mir anlegt würde ich mir vorkommen, wie ein Verbannter.“

„Gottlob!“ ſagte Chriſtiane aus Herzensgrund.

Das begriff Winfried gar nicht.

„Was habt Ihr nur gegen den Ozean, den herrlichen, den majeſtätiſchen, den weltverbindenden Ozean, über den größere Menſchen gezogen und erhabenere Gedanken geflogen ſind, als in Euren ſtaubigen Poſtkutſchen und auf Euren qualmenden Eiſenbahnen."

„Das iſt denn freilich ein Fanatismus im rieſigen Maßſtab," ſagte der Graf.

„Es iſt Wahrheit!" verſetzte Winfried: „Waren das nicht Menſchen mit großen Gedanken und wunderſam kühnen Characteren, die über's Meer zogen, um neue Erden zu entdecken — wie die Seefahrer des fünfzehnten Jahrhunderts es thaten? Sind es nicht große Menſchen mit erhabenen Gedanken, die darauf ſeit faſt vierhundert Jahren als Boten des Evangeliums über das Meer ziehen um den fremden Völkern die Gnaden des Chriſtenthums zuzuwenden?"

„Gewiß!" rief Chriſtiane, „aber Europa hat auch ſeine großen Miſſionäre gehabt und iſt auch durch erhabene Gedanken aus dem wilden Zuſtand empor gehoben. Warum willſt Du dieſe Männer verleugnen?"

„Mit nichten! ſind ſie aber in Poſtkutſchen und auf Eiſenbahnen gefahren? Nur das habe ich geleugnet!" rief Winfried lachend.

„Das ſchlägt mich gar nicht," verſetzte Chriſtiane unverzagt, „denn all' jene Männer, die Du mit Recht bewunderſt, kamen und kommen aus Europa."

„Und alle Schwindler, alle Taugenichtſe, alle Spitzbuben, Verbrecher und Miſſethäter, die freiwillig oder gezwungen die neuen Erden bevölkern, kommen auch daher! Wir ſind quitt, Chriſtiane! Land und Meer wiegen einander auf. Wollt Ihr aber nicht durch den Ozean von Eurem geliebten Europa getrennt ſein und hübſch in der Nähe mit Eurem Landgut bleiben: ſo geht nach Syrien. Abermals ein herrliches Clima, ein fruchtbarer Boden und wo Ihr als Chriſten unglaublich gut wirken könnt" .... —

„Bis ein Paſcha uns verjagt!" fiel Thierſtein ein.

„Und doch ginge ich viel lieber nach Syrien, wenn ich wählen müßte," ſagte Chriſtiane.

„Ja, der Orient hat einen wunderbaren Zauber!" ſagte die Gräſin: „als Heimath des Menſchengeſchlechtes iſt er vielleicht jedem Einzelnen von uns nicht ganz fremd."

„Oder weckt er in uns die Sehnſucht nach dem verlorenen Paradieſe auf?" fragte Winfried.

„Und nach der Stätte, wo es wieder für uns erkauft wurde," ſetzte Rosmary hinzu.

„Aber unter die Türken gehen wir doch nicht!" rief Chriſtiane: „wir wollen nicht dem Ungläubigen botmäßig werden."

„Es iſt ſehr die Frage, ob der Muſelmann ungläubiger iſt als die Leute, welche den religionsloſen

Staat als Ideal der menſchlichen Vergeſellſchaftung hinſtellen," erwiderte Thierſtein.

„Wenigſtens hat der Muſelmann den großen Vorzug," ſetzte Winfried hinzu, „daß ſein Unglaube nur auf Unkenntniß des Chriſtenthums und nicht auf deſſen Verleugnung beruht. Ich bitte Euch, geht nach Cöleſyrien, in das herrliche, fruchtbare Land zwiſchen dem Libanon und dem Antilibanon, das der Leontes durchſtrömt, das die Ruinen des alten Sonnentempels von Balbeck trägt, ſiedelt Euch dort an, bildet eine chriſtliche Colonie, zahlt alljährlich dem Paſcha einen Tribut und ſeid verſichert, daß Ihr unter des Türken Botmäßigkeit viel freier lebt, als unter liberalen Kammermajoritäten und unter Regierungen mit türkiſchen Allüren und Neigungen."

„Bis die Druſen kommen und uns niedermetzeln, wie das vor einigen Jahren im Libanon geſchah!" entgegnete Chriſtiane: „denn von Zeit zu Zeit überfallen wilde barbariſche Völker doch immer wieder die Chriſten im Morgenland. So war es in den Tagen des h. Hieronymus und ſo iſt es geblieben."

„Was das anbelangt, ſo biſt Du keineswegs in Europa ſicher. Wie die Infernale — die man euphoniſtiſch Internationale nennt — wehrloſe Chriſten niederzumetzeln verſteht, hat uns die Pariſer Commune gezeigt. Wer iſt ſo kindlich zu bezweifeln, daß ſie auf den Moment hinarbeitet, wo ſie ihre Gelüſte im größeren Maßſtab befriedigen und nicht nur einzelne Chriſten, ſondern die chriſtliche Cultur, chriſtliche Sitte, chriſtlichen Glauben vernichten kann! Dahin ſtrebt ſie. Der Infernalen letztes Ziel iſt — Untergang der Kirche; denn die Kirche iſt von Oben und ſie iſt von Unten und ihrem Urſprung gemäß haßt ſie mit ſataniſchem Grimm alles Himmliſche, alles Göttliche, alles Uebernatürliche — folglich am meiſten die Kirche, die das Alles in höchſter Potenz iſt.“

„Am Ende müſſen wir doch auswandern,“ ſagte Chriſtiane etwas niedergeſchlagen und blickte fragend Thierſtein an.

„Ja, wenn die Kirche auswandert,“ erwiderte er ruhig.

„Ich denke zuweilen, daß das gar nicht etwas Unglaubliches oder Unmögliches iſt,“ nahm die Gräfin das Wort. „In den Tagen des heiligen Auguſtinus gab es mehr als vierhundert Biſchofſitze in Mauritanien und Numidien, und chriſtliche Cultur und altrömiſche Civiliſation brachten Nordafrika zu einer ſeltenen Blüte geiſtiger und materieller Entwickelung und auf dem biſchöflichen Stuhl zu Hippo ſaß der große, der wunderbare Mann, der mehr als irgend ein Anderer für dies Erblühen gewirkt und ſie gefördert hatte. Und dennoch mußte er in ſeinem hohen Alter erleben, daß Häreſie und Barbarei im Bunde mit allen ſchlechten menſchlichen Leidenſchaften den Grund legten zum allmäligen Untergang des Chriſtenthums in Afrika. Es kamen die arianiſchen Vandalen aus Spanien herüber — es brachen die wilden Völkerhorden aus den inneren Wüſten des ungeheuern Welttheils in Mauritanien und Numidien ein — Ehrgeiz und Habſucht der Machthaber verbanden ſich mit ihnen — alle Gräuel materieller Verwüſtung kamen wie eine Sündfluth über die reiche Cultur und fegten ſie fort — und die Häreſie unterdrückte dermaßen ganz allmälig jede Lebensäußerung der Kirche, daß ſie aus Nordafrika verſchwand und das Land dem Islam und den Beduinen preisgeben mußte. Freilich ſetzte ſie gerade damals mit wundervoller Kraft ihre ſegensreiche Aufgabe in Europa fort; — aber ob jetzt nicht für Europa jener Zeitpunkt eingetreten iſt, den St. Auguſtinus in Hippo erlebte, das frage ich mich oft, wenn Rosmary, wie eben jetzt, die Lebensbeſchreibung des großen Heiligen mir vorlieſt.“

„Denn die Häretiker wären da,“ ſetzte Winfried hinzu, „die Barbaren auch . . . . und Herrſchſucht und Habgier in Ueberfluß.“

„Und Heilige, die freilich erſt im Himmel proclamirt werden, haben wir gewiß auch,“ ſagte Rosmary, „denn die haben zu keiner Zeit der Kirche Gottes gefehlt.“

„Heiligt Euch, meine Kinder!“ ſagte der Graf ernſt: „das iſt ja immer unſre Aufgabe; allein in ſchweren und unheildrohenden Tagen muß es mehr denn je unſer Streben ſein, weil die furchtbaren Heimſuchungen Gottes immer Strafen der Sünden des Menſchengeſchlechtes ſind. Der Zug geht durch die Weltgeſchichte. Iſt das Maß voll, ſo tritt eine Epoche der Sündflut, in mannigfacher Form, ein. Wir wollen uns hüten, daß nicht wir es ſind, die das Maß voll machen. Das wird uns nicht für hinieden retten. Wir werden dem allgemeinen Schickſal mit ſeinen Leiden und Prüfungen verfallen; — aber es rettet uns für die Ewigkeit.“

Alle ſchwiegen. Der Graf ſprach ſelten mit dieſem tiefen Ernſt; geſchah es, ſo machte es um ſo ſtärkeren Eindruck. Heiligt euch! hatte er geſagt. Chriſtiane und Thierſtein dachten an ſchwere Pflichten, Winfried an Selbſtverleugnung, Rosmary an irgend ein großes ihr noch unbekanntes Opfer. Was konnte das ſein? .... Eine namenloſe flüchtige Angſt krampfte ihr Herz zuſammen.

Der Graf unterbrach das Schweigen, wendete ſich an Thierſtein und ſagte:

„Da die Vorſchläge Winfried's, des Weltbürgers im großen Styl, Euch nicht annehmbar ſcheinen zur Gründung Eures kleinen Heerdes, ſo komm' ich darauf zurück, daß wir uns hier in der Nähe umſchauen wollen, wo uns ja einige Güter vorgeſchlagen ſind. Ich nenne Nußdorf.“

„Nußdorf? Dein Nußdorf, Papa?“ rief Chriſtiane: „das wäre ja lieblich! .... aber in der Nähe iſt es doch eigentlich nicht.“

„Im Vergleich zum Sonnentempel von Balbeck iſt es in nächſter Nähe,“ ſagte der Graf munter, und ging dazu über mit Thierſtein die Vor- und Nachtheile dieſes Gutes zu beſprechen, das er bei Trarbach an der Moſel beſaß, während Winfried zur Gräfin ſagte:

„Papa macht ſich luſtig über mich; allein ich kann es nicht ändern: ich finde Europa und all ſeine Verhältniſſe drückend .... beklemmend.“

Chriſtiane, die zwiſchen Thierſtein und Rosmary geſeſſen hatte, ſtand auf und ſetzte ſich mit ihrer Arbeit zwiſchen Thierſtein und den Grafen auf ein Tabouret um den Verhandlungen über Nußdorf zu folgen. Rosmary hatte einen kleinen Rahmen auf dem Schooß und ſtickte feines Altarweißzeug. Sie ſaß Winfried und der Gräfin gegenüber.

„Es mag den Horizont ungemein erweitern,“ antwortete die Gräfin ihrem Sohn, „wenn man wie Du vierzehn Jahre wenig in Europa — oder doch wenig in der Lage geweſen iſt, ſich ſpeciell mit europäiſchen Verhältniſſen zu beſchäftigen. Dennoch darfſt Du es nicht allzu ſehr verachten, mußt es ertragen wie es eben iſt; denn ſchließlich iſt es doch Deine Beſtimmung in Europa und zwar hier auf Argenfels zu leben.“

„Wer weiß,“ ſagte er zweifelnd.

„Wie ſo?“ fragte ſie befremdet.

„Erſtens iſt Papa — dem der liebe Gott Methuſalems Alter ſchenken wolle — ein kräftiger Mann und im Seedienſt iſt das Leben ungewiß. Ein Strick, ein Brett das der Fuß oder die Hand verfehlt und der jähe Tod iſt da. Zweitens liebe ich meinen Beruf zu ſehr um ihn in jungen Jahren aufzugeben. Bevor ich Commodor bin geſchieht es ſicher nicht .... und bis dahin iſt vielleicht Argenfels an Julian übergegangen. Es gibt ſo manche Wechſelfälle .... und ungeahnte.“

„Du ſiehſt aus friſch und kräftig wie das Leben und denkſt ſo viel an den Tod?“

„Nicht an den Tod .... an das Leben denke ich .... an ein glückliches, ein glückſeliges Leben."

Sein Blick ruhte auf Rosmary, als ob er ſie aus der ganzen Welt ausſcheiden und in ſein Leben hinüberziehen möchte. Und ihr Auge begegnete ſeinem Blick ſo verſtändnißvoll erſtralend, daß eine Stimme tief in ſeinem Herzen aufjubelte: Sie liebt mich! — Aber es war nur ein Moment — und Rosmary ſenkte wieder die Augen auf ihre Stickerei. Doch ſo flüchtig er war, dieſer Blick, auch die Gräfin hatte ihn wahrgenommen, und mit zweifelloſer Gewißheit ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Tony hat Recht! — Sie ſagte gleichwohl im früheren, ruhigen Ton:

„Ich ſehe nicht ein, weshalb Argenfels und ein glückliches Leben ſich nicht für Dich vereinigen könnten."

„Weil meine Eltern das ſchönſte Leben auf Argenfels führen und — will's Gott! — ſo lange führen werden, daß ich mein Glück auf eine andere Stätte verpflanzen muß," entgegnete er lebhaft."

„Haſt Du in Wien Gundaccar's Schweſter geſehen?" fragte die Gräfin nachläſſig: „ich meine die Stiefſchweſter, die durch ihre ruſſiſche Mutter fabelhaft reich wird und die zugleich fabelhaft ſchön ſein ſoll?"

„Ich ſah ſie," verſetzte er trocken.

„Und Du findeſt ſie nicht ſchön?"

„Doch! als man mir ſagte, daß ſie es ſei, da fand ich es."

„Aber ſie gefiel Dir nicht?"

„Mir gefallen nur ſolche Schönheiten auf die man mich nicht aufmerkſam zu machen braucht; denn nur dieſe ſind mir ſympathiſch."

„Zuweilen entwickelt ſich die Sympathie erſt ſpäter und allmälig."

„Das geb' ich gern zu! allein junge Damen, die überall wo ſie erſcheinen, von Anbetern und Bewerbern umſchwärmt werden, ſind mir durch und durch unſympathiſch."

„Begreiflich! die unbefangene Friſche des Herzens wird durch die Gewöhnung an Huldigungen abgeſtreift und durch eitle Selbſtgefälligkeit erſetzt. Nach Tony's Beſchreibung hatte ich mir ihre junge Schwägerin ganz anders vorgeſtellt."

„Mama," ſagte Winfried ernſt, „ich weiß, welche Beſchreibungen Tony von Adelaide macht und warum ſie es thut . . . . und ich weiß, daß jedes Wort, inſofern es auf mich Eindruck machen ſoll, in den Wind geſprochen iſt."

„Denn Du bleibſt ein Anbeter der Nereiden und der Oceaniden," erwiderte die Gräfin ſcherzend, „und mit ihnen können die Adelaiden nicht in die Schranken treten — nicht wahr?“

„Nein, Mama,“ ſagte Winfried ablenkend, „wenn ich mich für das Meer begeiſtere, ſo iſt es nicht wegen ſeiner lieblichen Schönheit, welche durch die ſilberfüßige Thetis und ihr reizendes Gefolge von Meermädchen ausgedrückt werden ſoll. Nein! dann muß der Meergott ſelbſt im brauſenden Sturm daher kommen und wie ein gewaltiger Feldherr ſeine ſtahlgepanzerten Krieger — ſo die Wellen, die aufgebäumten, die ſchäumenden, vor ſich hertreiben, wilde ſchnaubende Roſſe, eiſengrau von Farbe, mit fliegenden weißen Mähnen, die ſich immer überſtürzen und immer wieder aufraffen. Dann iſt das Meer in ſeiner eigenthümlichen und unvergleichlichen Schönheit. Nur kann man ſie nicht recht genießen, denn im Sturm hat der Seemann andere Dinge zu thun, als Neptuns Erhabenheit zu bewundern. Weder das große Naturbild, noch die Naturſtimmen, die es begleiten und erklären, dies donnern und knattern, ſauſen und brauſen, ächzen und knarren darf ihn beſchäftigen.“

„Und unter ſolchen Umſtänden eine Seeſchlacht! — was muß das ſein!“ rief Rosmary.

„In der Schlacht von Liſſa war die See ruhig,“ erwiderte Winfried.

„Mama!“ rief Chriſtiane, „erlaubſt Du, daß ich mit Papa und Thierſtein nach Nußdorf gehe. Papa fürchtet es ſei dort kein anderes Wohnhaus als ein Hühnerhaus und das möchte ich ſehen.“

„Nußdorf iſt immer eine Art von Stiefkind geweſen, das wir ein wenig vernachläſſigt haben,“ ſagte die Gräfin: „begleite Deinen Vater, Chriſtiane, es wird Dir gefallen, mein’ ich, wenn es auch nur klein und einfach iſt.“

„Das iſt ja gerade das, was wir brauchen!“ rief ſie froh; — „aber es iſt meine erſte Trennung von Dir, Mama,“ ſetzte ſie hinzu, verließ ihren Platz und ließ ſich neben der Gräfin nieder, deren Hand ſie mit Küſſen bedeckte.

„Wer leben will muß ſich trennen können von Allem, von Menſchen und Dingen, von Freunden und Freuden, denn das gehört der Vergänglichkeit an und kann uns jeden Augenblick geraubt werden. Auch von uns ſelbſt müſſen wir uns trennen, von unſern liebſten Wünſchen und Hoffnungen“ .... —

„O Mama, das ſind traurige Gedanken, die man nicht gern denkt, wenn man glücklich iſt,“ ſagte Chriſtiane wehmüthig.

„Gerade im Glück ſollen wir an ſie denken, damit uns der Verluſt nicht ganz unvorbereitet finde.“

„Verlieren! . . . . ach, verlieren was man liebt — verlieren was uns glücklich macht, nein, Mama, ich bin gar nicht mit dem verlieren einverſtanden.

„Nun, Chriſtiane, dann lege Dich, Dein Herz, Dein Glück, Deine Liebe — in die Hand Gottes. Da geht Dir kein edler Beſitz verloren und nur der Staub wird davon hinweg genommen,“ ſagte die Gräfin.

Nur ein Tag.

Ein glückliches Leben .... ein glückſeliges Leben! .... So hatte Winfried geſagt. Dies Wort mit dem tiefen Klang ſeiner Stimme geſprochen vibrirte in Rosmary's Ohr, ſo daß ſie Alles, was weiter geredet wurde, wie aus der Ferne hörte. Und der Blick, womit er dieſe Worte ſprach, drang ſo tief, ſo leuchtend in ihre Seele, daß der Schleier zerriß, der ihr innerſtes Weſen vor ihr ſelbſt verhüllte. Wäre es denn möglich? ſprach ſie in ihren Gedanken, als ſie Abends allein in ihrem Zimmer war: ich könnte lieben? ihn lieben? .... und er könnte .... lieben? — O das wäre ein Abgrund von Glück, von Schmerz. Aber es darf nicht ſein. Es würde zu Unheil führen. Ein glückliches Ende iſt nicht denkbar. — — Nein! es war ja Alles dagegen! Wie war ſie nach Argenfels gekommen? — Halb und halb als Kammermädchen. Was war ſie zuvor geweſen? — Eine Näherin um Tagelohn. Wer waren ihre Verwandte? — Der unſelige Otto. Ihre Freunde? — Eine vortreffliche Frau, aber eine Haushälterin — und Roſalba! — Und als ob das Alles noch nicht genug ſei, tauchte eine Geſtalt in ihrer Erinnerung auf, die ſonſt faſt ganz ihrem Gedächtniß entſchwunden war, allein jetzt in einem grellen Licht vor ſie hintrat — Sir Ralph! Ja, es war ſo! ſie war die Verlobte dieſes Schwindlers geweſen! War es unmöglich, daß er vor ſie hintrat und ſprach: Meine Braut! — und Otto: Meine Schweſter! — und Roſalba: Meine Freundin! — Welche grauenhafte Geſellſchaft war das gegenüber Winfried und der Familie von der Argen, lauter tadelloſe Menſchen, mit Recht hochgeachtet und ſo gut, wie es der allgemeinen menſchlichen Schwäche möglich iſt zu ſein. — Nein! in Glück konnte dieſe Liebe nicht aufgehen. Unmöglich war das! — Aber . . . . liebte Winfried ſie? — Sie klammerte ſich an die Vorſtellung an, er liebe ſie nicht; ſie liebe ihn nur und ſie könne ja dies Gefühl in tiefſter Seele verſchließen — dann trete wenigſtens keine Verſtörung in den Verhältniſſen und keine Verſtimmung gegen ſie ein. Bald aber ſagte ihr die Ueberlegung, daß das Weſen der Liebe eine gegenſeitige, keine einſeitige Neigung ſei, daß die einſeitige Neigung ſich auf

Wohlgefallen, auf eine Anregung der Phantaſie beſchränke, eine Kohle ſei, die vielleicht eine Zeitlang glühe, dann aber verglimme und in Aſche zerfalle, weil ihr der Anhauch fehlte, der die Flamme weckt, und die Nahrung fehlte, welche die Flamme unterhält. — Und wenn er ſie liebte, würde er dann nicht verſuchen ſein Leben unauflöslich mit dem ihren zu verbinden? . . . . Das war bei ſeiner Entſchiedenheit gar nicht anders zu erwarten — und dann würden Verhältniſſe eintreten, wie in der Familie Uglas; aber nachtheiliger für ſie, Rosmary; denn Roſalba war den Eltern ihres Mannes fremd, während ſie dem ganzen Hauſe von der Argen die größte Dankbarkeit ſchuldete. Und ſtatt dankbar zu ſein ſollte ſie ſich als unwillkommene Tochter aufdrängen? — Ihr ganzer Stolz bäumte ſich dagegen auf. Lieber ſterben! . . . . ach und das Leben konnte doch ſo ſchön ſein! Ein glückliches . . . . ach, ein glückſeliges Leben konnte es ſein. — Zauberhafte Bilder ſtiegen vor ihr auf wie aus dem Meer, deſſen König er war, und gingen wieder unter . . . . in einem Meer von Thränen.

Kalter Schauder hatte Winfried's Herz überrieſelt, als er ſeine Mutter in dem Augenblick, wo ſeine ganze Seele von Rosmary erfüllt, ja überfüllt war, den Namen Adelaiden's nennen hörte. Er entſann ſich, daß Tony ein paar Mal von Adelaiden's Vorzügen geſprochen, ja daß ſie ſogar geſagt hatte: „Es wäre allerliebſt, wenn Adelaide zweifach meine Schwägerin wäre;“ — doch ſeine Eltern hatten bisher nicht die mindeſte Aeußerung gemacht, als ob ſie wünſchten ihn vermählt zu ſehen, denn ſie wußten ja, wie lieb ihm ſein Beruf ſei und daß es ſchwer ſei, mit dem Seemannsleben das häusliche Leben zu verſchmelzen. Er ſelbſt hatte ja bis jetzt noch nie den leiſeſten Wunſch nach ehelichem Glück geſpürt. Hingegen hatte er gefunden, es liege in demſelben die Gefahr der Verweichlichung, der Einſeitigkeit, der Abſchließung, des Vorwaltens materieller Intereſſen, und bis zum ſechsunddreißigſten Jahr müſſe der Mann frei bleiben — nicht aus niedriger Selbſtſucht, ondern um reif zu werden für die große Aufgabe, eine Familie zu gründen, ein Haus zu regieren, ſich ſelbſt und eine Gattin zu leiten. Dieſe Anſicht war ihm freilich in der letzten Zeit durchaus nicht als die unbedingt richtige erſchienen; geäußert hatte er das aber nie. Wie kam denn ſeine Mutter auf den ſchrecklichen Gedanken ihm gleichſam Adelaiden's Bild aufzudrängen, da er im Zauberſpiegel der Zukunft doch ein ganz anderes Bild ſah — ein Bild, das ihm Welt und Leben verklärte, wenn er es in Verbindung mit ſeinem Daſein brachte und das, wenn es ihm entſchwand, ein Chaos in ihm und um ihn zurückließ. Das mußte anders werden! . . . . Aber wie? . . . . Der Muth entſank ihm wenn er daran dachte — nicht mit ſeinen Eltern, ſondern mit Rosmary zu ſprechen, denn wie würde ſie ſeine Liebe aufnehmen?

— — Der Graf war in der Frühe mit dem Brautpaar nach Rußdorf gefahren. Winfried hatte ſie bis zur Eiſenbahnſtation begleitet. Rosmary hätte es ſehr gern auch gethan, aber ſie wollte den Rückweg mit Winfried allein vermeiden, kehrte am Schloßthor um, wünſchte Allen eine glückliche Fahrt und ging in den Garten.

Es war die liebliche Morgenfrühe eines Spätſommertages. Je höher die Sonne ſtieg, deſto mehr ſchwand der zarte, ſilberfarbene Duft, der wie ein von der Nacht vergeſſener Schleier über die ganze Natur gehaucht war. Allmälig wurde die Nähe frei, der blaue Strom, die Ortſchaften an beiden Ufern mit ihren hellen Häuſern und grauen Kirchthürmen; — dann die Fluren mit ihren Gärten, Feldern, Rebgeländen, Obſtbäumen, Hügel auf, Hügel ab, da und dort eine Waldpartie, die mit ihrem kräftigen Dunkel das Auge anzog und ausruhte, das von dem lichten Farbenglanz geblendet war; — endlich die weichen, anmuthig gezogenen Linien des Siebengebirgs, die das Bild einrahmten. Auf dem Strom wurde es lebendig. Ein Dampfboot zog von Coblenz zu Thal, durchſchnitt raſch und geſchmeidig die Fluth und der Rauch flog aus dem Schornſtein von der Sonne gelichtet wie ein wallender weißer Federbuſch und zerflatterte in weichen Wölkchen. Langſamer ging das Dampfboot von Cöln zu Berg, und am langſamſten und mit klapperndem, weithin ſchallenden Gepolter und dicke ſchwarze Rauchwolken aus dem Schornſtein ſpeiend, das Schleppſchiff, das ſieben große Kohlenkähne hinter ſich her zog und deren Ladung nach Mainz oder noch weiter ſtromaufwärts beförderte. Ein breites Floß mit ein Paar Bretterhütten und zahlreicher Bemannung kam bedachtſam wie eine große Schildkröte geſchwommen und Nachen ſchoſſen behend wie Waſſervögel von einem Ufer zum andern und vermittelten freundnachbarlichen Verkehr. Es war ein bewegtes, aber friedliches Bild von menſchlichem Treiben. Arbeit, Thätigkeit, rüſtige Friſche regten ſich unter dem blauen Himmel und im goldenen Sonnenſchein.

Auf einer kleinen Anhöhe im Garten ſaß Rosmary und ließ ihren Blick träumeriſch auf der Landſchaft ruhen. Der Platz war dazu beſonders günſtig. Eine Gruppe von herrlichen Platanen, unter denen Gartenbänke und Tiſche ſtanden, gaben den Schatten, den das Auge bedarf, um ein Bild zu genießen. Nach rückwärts war die Anhöhe mit dichtem Gebüſch bepflanzt, das einen ſchützenden Schirm gegen Zugluſt bildete. Den vorderen Abhang bedeckte feiner grüner Raſen, auf welchem eine Menge einzelner, niedriger Roſenbäumchen ſtanden, jeder von anderer Farbe, rund und voll wie ein Bouquet. Waren die Remontanten auch nicht mehr in der ganzen Fülle des Frühſommers vorhanden, ſo nahm ſich doch dieſer mit Roſen geſprenkelte grüne Abhang als Vorgrund zu dem übrigen Gemälde ganz reizend aus. Die obere Fläche der Anhöhe war mit feinem Kies beſtreut und glatt geharkt. Der Rechen lehnte an einen Gartenſtuhl; vielleicht mußten noch einige Steinchen weggeſchafft werden. Darin war die Gräfin ſehr eigen. Da ſie nie ihren Fuß außerhalb des Gartens auf den Erdboden ſetzte, ſo hatte ſie keine klare Vorſtellung von den Wegen und Stegen, auf denen der menſchliche Fuß gehen kann und zuweilen gehen muß und ſie verlangte daher möglichſt geringen Unterſchied zwiſchen einem Kiesweg und einem Fußteppich. Doch daran dachte Rosmary nicht. Sie hatte überhaupt keinen beſtimmten Gedanken. Es war ihr etwas ſo Neues, Fremdes, Ueberraſchendes, ach! Ueberwältigendes — die Liebe! und zu dieſem Mann von dem Alles ſie trennte, zu dieſem vornehmen

Mann, zwiſchen deſſen Schickſal und dem ihren eine ganze Welt von Hinderniſſen ſich aufthürmte. Wenn er aber aus ihrer Welt verſchwand, wenn die Erde für ſie wüſt und leer wurde, war es da nicht beſſer, gleich an den Himmel zu denken .... ſchweigend ihr Opfer zu bringen? —

Da ſtand er vor ihr. Sie hatte die nahenden Schritte nicht beachtet. Ihre Seele war in einem Elyſium, der Heimath der ſeligen Schatten, aber ach! doch immer nur — Schatten. Er ſetzte ſich ihr gegenüber auf einen Gartenſtuhl und ſagte:

„Hier iſt es wunderſchön.“

„Ja, aber Sie dürfen der ſchönen Landſchaft nicht den Rücken wenden,“ ſagte ſie lächelnd.

Er ſetzte ſich auf einen andern Stuhl, ſeitwärts von ihrer Bank, ſo, daß er zugleich ſie und die Landſchaft in's Auge faſſen konnte und ſagte dann mit bewegter Stimme:

„Wenn ich ſo ein friſches Morgenbild ſehe, in dem lieblichen Glanz, der auf Gottes Schöpfungen liegt, und das den Stempel des Friedens trägt, ſo möchte ich mich verſenken und auflöſen in den Naturelementen um Theil zu haben an ihrer friedlichen Ruhe und von der Unruhe meines Lebens erlöſt zu werden.“

Rosmary hatte ſich geſammelt, wie ſie es immer in ſeiner Gegenwart war, und entgegnete:

„Die Natur kann uns — wenn Sie den Ausdruck brauchen wollen! — vom Daſein erlöſen, d. h. von den phyſiſchen Bedingungen unſrer Exiſtenz, und kann dem Staube wiedergeben, was ihm entnommen iſt. Doch unſer Leben, das wirkliche, wahre, geiſtige, unſterbliche Leben gehört einer höheren Ordnung an, bedarf eines andern Erlöſers und iſt ein Fremdling in der Natur.“

„Das iſt wohl wahr!“ rief Winfried: „freundlich und gaſtfrei mag ſie den Menſchen, dieſen vorüberziehenden Fremdling, behandeln, aber von ſeinem Glück und von ſeinem Leid weiß ſie nichts.“

„Denn auch das gehört einer höheren Ordnung an,“ verſetzte Rosmary.

„Was verſtehen Sie unter Glück?“ rief er plötzlich und blickte mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit in ihr ernſtes, zaubervolles Auge.

„Das kann ich nicht genau angeben,“ verſetzte ſie und eine roſige Wolke flog über ihr Antlitz: „mir ſcheint, daß das Glück für jeden Menſchen etwas Anderes — wenn auch der Begriff von Glück, als vollkommene Zufriedenheit aufgefaßt, für alle Menſchen derſelbe iſt.“

„Können Sie Sich einen Zuſtand vollkommener Zufriedenheit vorſtellen? — Ich kann es.“

„Ich auch . . . . doch nur durch die Phantaſie, wenn es das Erdenleben — und durch den Glauben, wenn es das ewige Leben betrifft.“

„O Rosmary!“ rief er ganz überwältigt, „reden Sie nicht ſo kalt, nicht ſo hoch wie ein ſeliger Geiſt! reden Sie mit Ihrem Herzen zu mir . . . . ſagen Sie mir, daß Ihr Herz ſich das Glück — nicht dieſes oder jenes Glück, ſondern das Glück wie ich es verſtehe — vorſtellen kann, und dann werden wir es erringen. Laſſen Sie mich wiſſen“ . . . . —

„Daß wir kein gemeinſames Glück haben können und daß unſere Wege weit auseinander gehen,“ unterbrach ſie ihn feſt.

„Bis jetzt — ja! doch ich faſſe die Zukunft in's Auge.“

„Ich auch, Herr Graf.“

„Halten Sie mich für einen Mann, der vor Schwierigkeiten zurückbebt?“

„Gewiß nicht! es fragt ſich nur, ob es vernünftig iſt, gewiſſe Schwierigkeiten überwinden zu wollen.“

„Wann wäre es, nach Ihrer Meinung, nicht vernünftig?“

„Wenn der Kampf gegen ſie nicht mit dem Willen Gottes übereinſtimmt.“

„Wir können den Willen Gottes durch Beharrlichkeit auf unſere Seite bringen.“

„Zuweilen .... aber ſelten! Im Allgemeinen wird in ſolchen Fällen mehr die Zulaſſung, als der Wille Gottes erkämpft und faſt nie zu unſerm Glück.“

Sie ſtand auf und ſetzte im gleichgültigen Ton hinzu:

„Ich glaube es wird Zeit ſein in die Meſſe zu gehen.“

Auch Winfried hatte ſich erhoben, aber mit ſeinen vor der Bruſt gefalteten Händen ſagte er:

„Ich beſchwöre Sie, hören Sie mich an! .... nur dies eine einzige Mal! .... die Meſſe iſt ja erſt in einer Stunde! .... O nur Einmal laſſen Sie mich ſagen, was mir auf dem Herzen liegt.“

„Wenn es Ihnen ein Troſt oder eine Beruhigung ſein kann, daß ich Sie anhöre, ſo reden Sie. Ob ich Recht daran thue, weiß ich nicht,“ gab ſie mit traurigem Lächeln zur Antwort, nahm wieder ihren Platz ein und blickte mit ſtillem, namenloſen Schmerz an ihm vorüber und über die Roſen und die Bilder der Erde hinweg in die blaue Himmelsferne, die auf den Höhen des Siebengebirges zu ruhen ſchien.

„O!" rief Winfried: „ich wollte ja ſchweigen, bis alle Verhältniſſe gelichtet und geordnet wären! . . . . ich fühle nur zu gut, daß ich Ihnen dies ſchuldig bin . . . . aber dieſer Moment kommt vielleicht nie wieder und ich muß Ihnen ſagen, daß Sie wie eine Gottheit in mein Leben hineingetreten ſind und daß ich nichts wünſche, nichts verlange, nichts erſehne, als Sie zu lieben und . . . . Ihrer Liebe würdig zu ſein. Seit einem halben Jahr im täglichen, im intimen Verkehr mit Ihnen, habe ich Sie mehr und mehr bewundert, aber ſtets geſchwiegen, durch mein Schweigen mehr als durch tauſend Worte Ihnen gehuldigt — denn das Wort wird ſo leicht mißbraucht, ſo leicht mißverſtanden. Allein ich meine, daß ein ſympathiſcher Zug uns verband, daß derſelbe Gedanke, dieſelbe Anſicht, daſſelbe Urtheil durch die Erſcheinungen der Außenwelt in uns angeregt wurden, daß wir ſchweigend uns verſtanden, daß jeder von uns gleichſam eine Hemiſphäre der Welt der Empfindungen in ſich trug, die zuſammen — ein Ganzes bilden. O Rosmary! werden Sie nicht ſagen: So iſt es! — Iſt es aber ſo, nun ſo laſſen Sie uns um den Segen meiner Eltern bitten . . . . oder geben Sie Ihre Zuſtimmung, daß ich es zuerſt allein thue.

Jetzt wiſſen Sie Alles .... jetzt ſprechen Sie .... was ſoll geſchehen.“

„Nichts der Art,“ entgegnete ſie leiſe.

„O doch! ich habe geſprochen, ich habe Ihnen und mir die Lage ganz klar gemacht .... jetzt muß ſie auch nach Außen klar werden. Heimlichkeit iſt mir zuwider, denn ſie ſieht immer etwas falſch aus. Aber das will ich Ihnen noch ſagen: ein glänzendes Loos kann ich Ihnen nicht anbieten — wenn ich auch glaube, daß Ihr Herz edel genug iſt um in beſchränkten Verhältniſſen glücklich zu ſein. Jetzt reden Sie, geliebte Rosmary!“ .... —

„Wohlan!“ ſagte ſie und richtete ſich aus ihrer etwas zuſammengeſunkenen Stellung hoch und feſt auf: „wollen Sie wirklich meine Anſicht hören, Herr Graf, ſo iſt es dieſe: vergeſſen Sie Rosmary.“

„Ihre Anſicht mag das ſein!“ rief er lebhaft, „allein ich will nicht wiſſen, was Ihr Verſtand, ſondern was Ihr Herz ſagt.“

„Von meinen Herzensempfindungen ſpreche ich nur zu Gott,“ ſagte ſie mit einer Stimme, die faſt hart klang, weil ſie das Uebermaß der inneren Bewegung beherrſchen ſollte.

„Was heißt das? ich verſtehe Sie nicht,“ antwortete Winfried ganz betäubt: „Konnte denn Ihr

Auge mich täuſchen .... Ihr Blick, Ihr Lächeln, Ihr ganzes Weſen mich irre führen wollen?“

„O laſſen wir das!“ rief ſie beängſtigt: „Eines iſt nothwendig .... und das iſt: vergeſſen Sie Rosmary.“

„Sie erſchrecken vor Schwierigkeiten, die Sie in meiner Familie etwa finden könnten, nicht wahr?“ ſagte er, um ſie und mehr noch ſich ſelbſt zu beruhigen.

„Ich habe Ihren Wunſch erfüllt und Sie angehört,“ ſagte Rosmary und erhob ſich, „allein ich habe mich nicht verbindlich gemacht, jede Ihrer Fragen zu beantworten.“

„Es gibt denn doch Fragen,“ brauſte Winfried auf, „die gebieteriſch eine klare Antwort begehren.“

„Und ich gebe ſie Ihnen hiermit zum dritten Mal .... zum letzten Mal: vergeſſen Sie Rosmary.“

Die Glocke der Capelle rief zur heiligen Meſſe und Rosmary folgte auf der Stelle dem Ruf, denn ihr Platz war jetzt zu Füßen des Kreuzes; — das fühlte ſie. Langſam verließ ſie den Platanenhügel ohne ſich umzuwenden. Winfried blieb wie vernichtet zurück und ſtarrte ihr nach. Sie liebte ihn alſo nicht. Sie hatte nur mit Empfindungen getändelt. Denn was war das für ein armſeliges Liebesflämmchen, das einige Hinderniſſe nicht überdauern konnte. Oder liebte ſie ihn und waren in ihrem früheren Leben die wahren Hinderniſſe? .... ſchwarze Flecken in dieſer Sonne? .... Entſetzlich! dieſe wie jene Vermuthung — entſetzlich! Was war zu thun? O wenn er ſie doch nie widerzuſehen brauchte! wenn er ſich hinweg wünſchen könnte auf die hohe See, in alle Stürme des Ozeans, in alle Eisregionen der arktiſchen Meere, in alle Gefahren der wüthendſten Cyclonen — das, und das Alles auf ein Mal, wäre ihm gerade recht geweſen um ſich zu ſammeln, um ſeiner ſelbſt bewußt zu werden, um mit energiſcher Thatkraft im Kampf gegen die Elemente die Kämpfe der Leidenſchaft zu überwältigen. Denn ſo ſelig zu träumen und ſo unſelig zu erwachen — das ließ ſich nicht mit alltäglichen Mitteln ausgleichen. — —

Die Meſſe war zu Ende und er ſaß noch immer auf dem Platanenhügel mit verſchränkten Armen, unbeweglich, nichts ſehend in der ganzen Natur als einen Punkt da unten am Hügel, wo Rosmary hinter dem Gebüſch verſchwunden und ihr leichter Florſchleier eine Sekunde zurückgeflogen war wie ein Morgenwölkchen, das flüchtig entſchwebt. Eine Erſcheinung aus einer andern, einer beſſern Welt war ſie ihm geweſen, weil gerade der Gegenſatz zwiſchen ihrer untergeordneten Stellung und der edeln

Würde ihres Weſens, die ſich in ihrem Character, ihrer Geſinnung, ihrem Benehmen, ihrer Schönheit ausſprach, den edelſten Stempel der Seelenhoheit trug. Und jetzt ſollte ſie nichts Anderes ſein, als eine armſelige Kokette, die mit himmliſchen Gaben elend Comödie ſpielte? .... Oder hatte ſie eine andere Liebe im Herzen? — Dies fiel ihm jetzt erſt ein! vielleicht eine hoffnungsloſe? .... War dies ein neuer Schmerz? .... Er wußte es nicht. Ohne ihre Liebe that ihm nichts wohl und nichts weh. — —

Horch! Schritte nahen dem Platanenhügel. Mächtig ſchlug ſein Herz. O das Herz! wie iſt es zuweilen ſo klug und zuweilen von ſo merkwürdiger Stupidität! Ein Diener erſchien und meldete, daß eben ein Telegramm gekommen ſei und daß die Frau Gräfin ihn zu ſprechen wünſche. Winfried erhob ſich. Ihm war, als habe er Blei in den Adern, ſo kalt, ſo ſchwer, ſo lahm gingen alle Pulſe des Lebens. — —

„Hat Dich das Telegramm erſchreckt, lieber Winfried?“ rief ihm die Gräfin entgegen, als ſie die Verſtörung wahrnahm, die er nicht ganz bemeiſtern konnte: „Es bringt freilich keine gute Nachricht, aber ſie könnte ſchlimmer ſein. Valerian hat ein Bein gebrochen, doch nicht gefährlich; — dies meldet Emerenz.“

„Liebe Mama," rief Winfried haſtig, „ich will ſogleich hinaufgehen und mich durch den Augenſchein überzeugen wie Valerian ſich befindet."

„Du erräthſt meinen Wunſch, guter Winfried. Ja, gehe hinauf! es wird für uns tröſtlich und für Emerenz eine Freude, ja eine Erleichterung in der Pflege ſein. Später kann Diethelm Dich ablöſen."

„Das iſt nicht nöthig, Mama! ich freue mich der guten Emerenz zur Hand zu gehen, wie es Pflicht eines Bruders iſt, der nichts zu thun hat. Diethelm wird — wenn es zum Kauf von Nußdorf kommt, was ich nicht bezweifle — ſehr viel zu thun haben um bis Ende November das Haus in wohnlichen Stand zu ſetzen. Darin wollen wir ihn nicht ſtören. Man hat nur Einmal im Leben den Traum von Glück."

„Ich hoffe, daß Diethelm's Glück nicht auf einem Traum beruht und daß auch Du dereinſt ein anderes, als ein geträumtes Glück kennen-lernen wirſt," ſagte die Gräfin liebreich.

„O ich! — von mir iſt nicht die Rede! — Haſt Du vielleicht noch beſondere Aufträge für Emerenz? .... ich will ſie pünktlich ausrichten." — —

Die große Schloßuhr ſchlug halb eilf. Das war die Stunde, wo ſich Rosmary regelmäßig zur Gräfin begab, die Stunde der Correſpondenz. Sie hatte ſich gefaßt, wenigſtens äußerlich, und jede Spur von Aufregung war von ihren Zügen verwiſcht. Nur blaß ſah ſie aus. Sie warf einen Blick in den Spiegel. Sehr blaß! . . . . Aber das war ja ihre eigentliche Farbe. Sie war ja früher immer blaß geweſen, blaß wie ihr Leben. Nur hier hatte es eine Zeitlang eine roſige Färbung angenommen; . . . . die war nun dahin und die Grundfarbe ihres Lebens tauchte wieder auf. — —

Als ſie in der Mitte des langen Ganges war, der zu den Zimmern der Gräfin führte, kam Winfried ihr von dort entgegen. Sie erſchrak dergeſtalt über ſeinen veränderten Ausdruck und ſeinen eiſigen Blick, daß ſie zur Seite trat und ſich an einen großen Blumenkorb lehnte, der im Fenſter ſtand. Winfried blieb eine Sekunde vor ihr ſtehen, bot ihr die Hand und ſagte:

„Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm die Hand, die er flüchtig drückte. Dann ging er raſch weiter und ſtieg auf der großen Treppe zu ſeinem Zimmer hinauf. Rosmary war keines Lautes, keiner Bewegung mächtig. Sie horchte auf ſeine verhallenden Schritte, auf die Thür, die ſich oben hinter ihm ſchloß. „Lebe wohl!“ ächzte ihr Herz; ihr Mund blieb ſtumm. Sie ging zur Gräfin.

„Liebe Rosmary!" rief ihr die Gräfin freundlich wie immer entgegen, „ich bleibe ganz allein mit Ihnen. Winfried geht zu Emerenz."

Und ſie erzählte das Weitere. Rosmary empfand eine Erleichterung: Winfried kam wieder! es war kein Abſchied für's Leben!

„Jetzt wollen wir an Tony ſchreiben," ſagte die Gräfin und Rosmary nahm ihren Platz am Schreibtiſch ein, wo ſie durch das große Fenſter dieſelbe Ausſicht hatte, wie vom Platanenhügel, die ſich doch jetzt ſo ganz anders ausnahm, ſo, als ſei ſie grau umflort. Ach! wie viel verſchiedenfarbige Flore webt das Menſchenherz! Die Liebe, die Wahrheit, das Leid, das Glück, der Schmerz — Alles iſt umflort durch die Bedingungen des irdiſchen Lebens und des menſchlichen Weſens — und das reine Licht, welches das Auge hinter all' den prismatiſchen Schleiern ahnt und ſucht, geht ihm erſt im Lande der Verheißung auf — nicht hienieden. —

Die erſten Seiten des Briefes an Tony waren freundliche Plaudereien zwiſchen Mutter und Tochter, wie ſie bei einem ſehr intimen, ſehr häufigen und ſehr regelmäßigen Briefwechſel ſtattfinden. Plötzlich ſagte die Gräfin: „Winfried" — und Rosmary erſchrak dermaßen, daß ihr die Feder entfiel.

„Die blaue Tinte greift die Feder raſch an,“ ſagte ſie und nahm eine andere.

„Winfried gibt mir allerlei zu denken,“ dictirte die Gräſin weiter: „ich weiß nicht, ob ſein Beruf „ihm noch immer vollkommen genügt und mir ſcheint, „daß er ſelbſt es bezweifelt. Wäre er beſtändig auf „großen Expeditionen, die ſeine volle Thätigkeit in „Anſpruch nehmen, ſo würde er ſich vielleicht ganz „befriedigt fühlen. Allein die finden nicht immer „ſtatt und er kann nicht an einer jeden theilnehmen; „ſo muß er zeitweiſe am Lande leben. Da iſt der „Dienſt viel einförmiger und hat nichts Anregendes. „Da kommt leicht eine gewiſſe Stagnation über Geiſt „und Gemüth, wenn dieſe nicht in einer andern „Richtung Nahrung finden. Hier bei ſeinen Eltern „wird es nach und nach einſam. Er iſt der liebevollſte und aufmerkſamſte Sohn, doch ein friſches, „kräftiges Herz will nicht blos die Eltern lieben; es „will eine Liebe, die ihm die Zukunft eröffnet. Das „verräth ſich bei Winfried. Ich ſprach noch geſtern „Abend bis tief in die Nacht hinein über ihn mit „Deinem Vater. Wir wünſchen, daß er ſich verheirathe. Wir haben hier in der Gegend nur ein „junges Mädchen, das ganz für ihn paßt: die allerliebſte Sabine. Die übrigen ſind kaum erwachſen, „oder gleichen Alters mit ihm, oder dies, oder das.

„Sabine vereinigt alle Eigenſchaften, die wir für „Winfried's Frau wünſchen. Es ſpricht uns ganz „beſonders an, daß ſie eine vortreffliche häusliche Erziehung bekam und an der Seite ihrer klugen Mutter „genug von der großen Welt ſah um ſich taktvoll „und ungezwungen zu benehmen, und nicht genug um „die große Welt als Lebensluft einer Ehe zu betrachten. Bis jetzt hat aber Winfried nicht die „mindeſte Neigung für Sabine verrathen. Wir wünſchen „ſehr, daß Du, liebe Tony, im November, nach „Chriſtianens Hochzeit, Winfried entführſt und ein „Paar Monate bei Dir auf dem Lande feſthältſt. Er „hat dann Gelegenheit, durch Euer gaſtfreies und „gemüthliches Schloßleben verſchiedene junge Mädchen „kennen zu lernen und intimer mit ihnen zu verkehren, als dies im Faſching möglich iſt. Auf „Adelaide darfſt Du in dieſer Angelegenheit ſo wenig „beſtehen, liebe Tony, wie wir auf Sabine. Katholiſch, „aus gutem Hauſe, Erziehung, Traditionen, Gewohnheiten unſrer Lebensſphäre — keine exotiſche „Pflanze, Königstochter, Tänzerin — kein in die „Geſellſchaft durch Schönheit oder Reichthum hineingeſchobenes Weltwunder — das ſind die nothwendigen poſitiven und negativen Vorbedingungen. Es „gibt in der Ehe ſo entſetzlich viel Schwierigkeiten „zu überwinden bis die Charactere ſich ausgeglichen,

„die Neigungen ſich zuſammengefunden haben, und
„bis das Verſtändniß der gemeinſamen Intereſſen
„beiden Theilen gleichmäßig klar geworden iſt, daß
„eine grenzenloſe Verblendung dazu gehört um die
„Schwierigkeiten durch den Mangel jener Vorbedingungen
„zu vermehren. Ich weiß, daß Deine
„Anſichten ſo wie die Deiner Schweſtern in dieſem
„Hauptpunkt ganz mit denen Deiner Eltern übereinſtimmen,
„liebſte Tony, und daß ich im Grunde nicht
„nöthig gehabt hätte ihn zu erwähnen; — allein in
„unſern grenzenlos confuſen Tagen habe ich zuweilen
„das Bedürfniß mich darüber auszuſprechen, um
„mich ſelbſt zu prüfen, ob ich nicht etwa von der
„graſſirenden moraliſchen Schwäche, Raffgier und
„Genußſucht angeſteckt, ſondern im Stande bin, für
„meine geliebten Kinder ein Glück zu verlangen, das
„vielleicht ernſter, aber gewiß edler iſt als jenes,
„welches aus der augenblicklichen Befriedigung rückſichts-
„und ſchrankenloſer Leidenſchaft hervorgehen
„könnte.

„Behüte Dich Gott, mein liebes Kind. Küſſe
„Deine Bübchen und grüße Gundaccar herzlich von
„Deiner Dich liebenden Mutter.“ — —

„Liebe Rosmary,“ ſagte die Gräfin von der Handarbeit aufblickend, mit welcher ſie ſich während des Dictirens zu beſchäftigen pflegte, „ich habe ſo raſch dictirt, daß Sie gewiß ganz müde ſind. Sie ſehen etwas angegriffen aus.“

„Nicht doch, gnädige Gräfin! ich bin nur mit großer Theilnahme Ihren Gedanken gefolgt.“

„Und finden Sie dieſelben nicht etwas zu ſehr exclusiv?“

„Mir ſcheint, man müſſe exclusiv ſein um im Gleichgewicht mit den Lebensverhältniſſen zu bleiben, welche die göttliche Vorſehung uns angewieſen hat,“ verſetzte Rosmary ruhig und mit einem wundervollen Aufſtrahlen ihres Auges: „Ich, meines Theils, bin wenigſtens ſehr exclusiv und möchte nicht geſtatten, daß in meiner Lebensſphäre, ſo eng und niedrig ſie ſei, ein fremdartiges Element Platz nehme — gleichviel ob es aus einem höheren oder einem tieferen Kreiſe der Geſellſchaft ſtamme.“

„Bitte,“ ſagte die Gräfin, „nehmen Sie wieder die Feder und ſchreiben Sie weiter an Tony:

„P. S. Du hatteſt wohl Recht, Rosmary einen „ſeltenen Schatz zu nennen! ſie hat ein goldenes Herz „und eine Seele wie Criſtall.“

„Das muß ich der Wahrheit gemäß entſchieden verneinen,“ ſagte Rosmary.

„Sie kennen Sich Selbſt nicht,“ entgegnete die Gräfin: „das iſt freilich eine ganz allgemeine Unvollkommenheit, aber gewöhnlich überſchätzen wir uns und Sie unterſchätzen Sich; das iſt ein gewaltiger Unterſchied. — Jetzt ſind hier ein Paar Briefe, die ſich auf Chriſtianens Ausſtattung beziehen. Es iſt mir eine eigenthümlich wehmüthige Freude dieſe Dinge für die letzte meiner Töchter zu beſorgen; denn jetzt beginnt ein ganz anderer Abſchnitt meines Lebens: das einſame Alter. Die Töchter ſind verheirathet, ſind gebunden an Haus und Heerd und Wiege, die Söhne folgen ihrem Beruf oder bilden ſich für denſelben aus. Fünf Kinder — aber die Eltern ſind allein. Das iſt ganz gemäß der göttlichen Ordnung, die uns mehr und mehr von der Welt ablöſen will, nachdem wir in ihr unſere Beſtimmung erfüllten — und ich danke Gott für meine fünf guten Kinder und für das ſechſte, das beſte, das er früh zu ſich nahm. Es geht nun einmal ein melancholiſcher Zug durch das Menſchenleben und er ſpringt uns am meiſten in's Auge bei unſern Freuden — wie das eben jetzt mir geſchieht; denn es iſt eine unausſprechlich troſtvolle Freude, einem braven Mann die Zukunft einer Tochter anvertrauen zu können." — —

Die Briefe wurden geſchrieben. Dann erhob ſich die Gräfin von der Chaiſelongue, öffnete das Fenſter ſtützte ſich auf die Bruſtwehr und ſagte:

„Wie weich und erquickend iſt die Luft! und wie balſamiſch! .... Da unten wird das Gras gemäht, wie ich ſehe. Die Orangenbäume ſind ja ganz mit Blüthen beregnet. Wie ſteht es mit den Remontanten am Platanenhügel, Rosmary?“

„Sie blühen,“ erwiderte Rosmary und machte die Aufſchrift des letzten Briefes.

„Ah!“ rief die Gräfin, „wir ſind allein, wir wollen uns das Vergnügen machen, auf dem Platanenhügel das Gabelfrühſtück zu nehmen. Der Graf verabſcheut es, um ein Uhr Mittags im Freien eine Mahlzeit zu halten und ſeine Paar Biſſen, wie er ſagt, mit Bienen, Mücken und Fliegen zu theilen; aber heute bin ich Herr im Hauſe und das Wetter eignet ſich durchaus für dieſen kleinen Exceß.“

Sie ſchellte und gab dem eintretenden Diener ihre Befehle, nahm dann in ihrem Ankleidezimmer Hut und Shawl und ging mit Rosmary die große Treppe hinab. Als ſie unten an der Thür waren, kamen zwei Damen und ein Reitknecht in den Schloßhof geritten, zwei ungemein elegante Erſcheinungen, Sabine und ihre Mutter. Die Gräfin empfing ſie freudig und führte ſie gleich zum Gabelfrühſtück auf den Platanenhügel; — und Sabine ſetzte ſich auf den Platz, den vor einigen Stunden Winfried eingenommen hatte, frühſtückte mit gutem Appetit und gab beſcheiden, aber munter und lebhaft, ihr Wort zu dem allgemeinen Geſpräch. Das Alles ſah und hörte Rosmary wie im Halbſchlaf der Seele. Vor wenig Stunden hatte ſie hier geſeſſen — und in der kurzen Zeit war die Welt ganz anders geworden. Winfried hatte geſprochen; ſie hatte geſprochen; er hatte ihr Lebewohl geſagt; dann der Brief der Gräfin — gleichſam eine Erklärung der Nothwendigkeit dieſes Lebewohls. Und jetzt dies junge Mädchen, ſo graziös, ſo unbefangen, vielleicht bald Winfried's Braut. Es kam zuweilen das Gefühl einer grenzenloſen Verlorenheit über ſie, als ob ſie auf dem Grund des Meeres wäre und als ob ihr durch die Wellen eine unbeſtimmte Kunde von dem Thun und Treiben da oben auf der Erde zukomme.

„Denken Sie nur, Rosmary, die Baronin Uglas iſt nicht in Blankenberghe geweſen, wie ich eben höre,“ ſagte die Gräfin plötzlich: „ſie hat alſo auch nicht meinen Brief mit der Anzeige von Chriſtianens Verlobung erhalten.“

„Dieſer Brief wird ruhig auf dem Poſtbüreau in Blankenberghe liegen, da er poste restante adreſſirt war,“ antwortete Rosmary, „und die Frau Baronin wird ihn bei ihrer Ankunft daſelbſt vorfinden.“

„Sie wird aber ſchwerlich jetzt noch nach Blankenberghe kommen, da ſie in der Mitte dieſes Monats nach Italien gehen wollte.“

„Sie wird ein anderes Seebad gewählt haben,“ ſagte Sabinen's Mutter: „Blankenberghe bietet nicht viel Unterhaltung.“

„Ich habe mich herrlich unterhalten,“ verſicherte Sabine, „denn ich ſaß den ganzen Tag am Meer und machte täglich irgend ein kleines Aquarell.“

„Sie hat eine ganze Mappe voll Aquarellzeichnungen, mitunter recht hübſche, zurückgebracht,“ ſagte die Mutter.

„Das iſt eine allerliebſte Beſchäftigung, die in der Gegenwart keine Langeweil aufkommen läßt und ſpäter freundliche Erinnerungen weckt. Das nächſte Mal müſſen Sie dieſe Mappe mitbringen, liebe Sabine,“ ſagte die Gräfin: „ſie wird uns Alle intereſſiren. Ich wünſchte Chriſtiane hätte dies Talent.“

„O gnädige Gräfin!“ rief Sabine lebhaft, „Chriſtiane hat ganz andere Gaben.“

„Das iſt wahr! und die Hauptſache iſt ja immer, daß wir die Gaben, die Gott uns gab, gut anwenden. Dennoch liebe ich bei jungen Mädchen kleine Talente, die das eigene Leben und das der ganzen Umgebung erheitern und verſchönern und die Ihnen, liebe Sabine, im vollen Maß zu Gebot ſtehen.“

Sabine erröthete und küßte beſcheiden die Hand der Gräfin, während ihre Mutter von dem großen Intereſſe ſprach, welches ſie an dem Aufenthalt in

Belgien und Holland genommen, indem jede größere Stadt ihre eigenthümliche Phyſiognomie habe — wie ſich ja auch in Italien, nur reicher, großartiger, etwas Aehnliches finde.

„Das iſt die glänzende Lichtſeite der kleinen Staaten,“ ſetzte ſie hinzu, „dieſe mannigfachen und individuellen Lebensäußerungen, wie Bedürfniß, Richtung und Befähigung ſie wecken und anregen, ohne eine Schablone, die von hundert Meilen weit herkommt.“

„Und es iſt nichts weniger als erfreulich,“ ſetzte die Gräfin hinzu, „daß wir dies nur noch als eine Erbſchaft aus vergangener Zeit beſitzen. Die moderne Großſtaatsmaſchinerie lähmt jede freie Bewegung und verlangt und erzielt nur — Dreſſur. Da müſſen denn ganz allmälig Character, Geiſt und Genie ausſterben und einer Art von chineſiſchem Zuſtand Platz machen, deſſen Annehmlichkeit beträchtlich dadurch vermehrt wird, daß er permanent von den wüthendſten Revolutionsgelüſten bedroht iſt.“

„Ja wie ſollte es anders ſein,“ rief Sabinen's Mutter, „als daß ſich ein Widerſtreben gegen die Staatsmaſchinerie in Denjenigen entwickelt, die noch nicht für Bewunderung chineſiſcher Zuſtände reif ſind, und daß ſie auf einen ſo zu ſagen unterirdiſchen Boden gerathen, weil für wahre und edle Freiheitsideen und für die Möglichkeit nach ihnen zu leben, kein Platz iſt. Meine drei Söhne wollen ſämmtlich“ . . . .

„Doch nicht Revolution machen?“

„Nein, aber auswandern. Der Eine will Landmann in Tirol werden, der Andere — Bürger in der Schweiz. Der Dritte, der erſt zehn Jahre alt iſt, ſchwankt noch über das Wohin — und da der Aelteſte kaum ſechszehn Jahre zählt, ſo wird noch viel Waſſer im Rhein laufen bis die verſchiedenen Pläne zur Ausführung kommen. Da wo aber keine chriſtliche Erziehung das Widerſtreben in Schranken hält und in erlaubte Bahnen weiſt, da gibt es ſelbſtverſtändlich ſchon ſechszehnjährige Revolutionäre.“

„Es iſt gräßlich zu denken, daß eine ſolche Entartung, die keineswegs ein Phantaſiebild iſt, ihren eigentlichen Grund in dem Haß gegen die göttliche Anſtalt der Kirche hat,“ ſagte die Gräfin. „Soll man es ein Glück oder ein Unglück nennen, daß ſich vielleicht die wenigſten Adepten des Haſſes dieſes Grundes bewußt ſind.“

„Ein Unglück!“ rief Sabine, „denn wenn ſie es wüßten, ſo würden ſie ſich bekehren.“

„Liebes Kind,“ antwortete die Mutter, „man bekehrt ſich nicht durch das Wiſſen, ſondern durch das Wollen.“

„Es kann freilich auch ein Glück ſein," erwiderte Sabine, „weil der göttliche Heiland für die Verblendeten, die nicht wußten was ſie thaten, um Vergebung gebeten hat."

„Das wollen wir auf jeden Fall auch thun, liebe Sabine," ſagte die Gräfin, indem ſie ſich erhob: „Jetzt wollen wir aber das Rieſenbeet mit den neuen Blattpflanzen betrachten — dieſen Stolz unſeres Gärtners, der es mir nie verzeihen würde, wenn ich Gartenfreunde nicht zu dieſem achten Wunder der Welt führte."

Nach einem Spaziergang zu den ſchönſten Blumengruppen und Ausſichtspunkten des Gartens, wurden die Pferde verlangt und die Damen ritten nach Hauſe mit dem Verſprechen bald wiederzukommen und alle Beſuche nachzuholen, die ſie durch den langen Aufenthalt in Mähren bei Sabinen's Großeltern und durch die Belgiſche Reiſe ſeit fünf Monaten verſäumt hatten.

„Und zu Chriſtianen's Hochzeit müſſen wir uns ganz feenhafte Polterabendſcherze ausdenken — nicht wahr?" ſagte Sabine noch vom Pferde herab zu Rosmary.

„Das wird Ihnen gewiß gelingen," verſetzte Rosmary. — —

Darauf verlangte die Gräfin ihren Wagen und machte ihre gewohnte Spazierfahrt, bei der ſie ſich heute von Rosmary begleiten ließ. Sie ſprach faſt ausſchließlich von Sabinen's Vorzügen, die Rosmary willig anerkannte. Bei dem herrlichen Wetter dauerte die Fahrt ſo lange, daß man nur gerade Zeit hatte vor dem Diner den Morgenanzug mit einem andern zu vertauſchen. Als Rosmary den Salon betrat, war bereits der Pfarrer mit einem Miſſionär da, der für irgend eine Miſſion in irgend einem Welttheil ſammelte. Die Gräfin, eine eifrige Beſchützerin aller Miſſionswerke, hatte die Herren zum Eſſen eingeladen um recht viel von einem Gegenſtand erzählen zu hören für den ſie ſich auf's Lebhafteſte intereſſirte. Rosmary ſeufzte heimlich und unwillkürlich: Gottlob! es wird jetzt von etwas Anderem die Rede ſein, als von Sabine. — Großer Irrthum! Der Miſſionär war geſtern bei der Mutter geweſen, war reich bedacht worden und Sabine hatte geſagt, da ſie kein Geld habe, wolle ſie ſuchen der Miſſion nützlich zu ſein durch eine Paramentenſammlung.

„Dazu werden auch wir beitragen," ſagte die Gräfin erfreut: „zuerſt wegen der Sache ſelbſt und dann um den Eifer des lieben Mädchens zu unterſtützen. Es iſt ſchön wenn man bei neunzehn Jahren ſolche Intereſſen hat, die man nicht ohne Mühe und Beharrlichkeit in's Werk ſetzen kann."

Während man nach dem Eſſen beiſammen war, kam ein Herr aus der Nachbarſchaft mit ſeinen beiden Söhnen um den Grafen von der Argen, Winfried und Thierſtein zu einer großen Jagd einzuladen, die in acht Tagen ſtattfinden ſollte und von dem Miſſionsthema ging man auf das Jagdthema über. Aber auch da tauchte Sabine auf. Der eine Sohn, der Offizier und ſeit zwei Jahren nicht in der Heimat geweſen war, ſprach ſich ganz begeiſtert über die Veränderung aus, die ſeitdem mit ihr vorgegangen ſei und verſicherte ſie ſei die Perle der jungen Mädchen zwanzig Meilen in der Runde. Der Vater fand dieſe Erklärung, gegenüber Chriſtianens Mutter, nicht ſehr verbindlich; allein die Gräfin erwiderte:

„Baron Curt hat ganz Recht und ich ſtimme ihm um ſo lieber bei, als ich mich immer freue, wenn ein junger Mann ein ſo vorzügliches Weſen wie Sabine iſt, zu ſchätzen weiß."

Baron Curt's jüngerer Bruder fühlte ſich nunmehr verpflichtet auch ſeine Bewunderung kund zu geben und ſagte:

„Wie ſie die Lieder in ſteyriſcher Mundart zur Zither ſingt, das iſt gewiß nicht gehört worden rheinauf rheinab ſeit .... — nicht gehört .... — ſeit den Tagen" .... —

„Der Lorelei,“ ergänzte die Gräfin; und er verbeugte ſich zuſtimmend, obſchon er einen Minneſänger gemeint hatte, deſſen Name ihm nicht einfallen wollte. Aber die Lorelei war ja viel paſſender und er fühlte ſich ganz ſtolz dieſen Namen der Gräfin in den Mund gelegt zu haben. Als ein wißbegieriger, den Studien obliegender Jüngling, die ihn im Grunde mehr intereſſirten als Sabine, fragte er:

„Wie mag wohl die Loreleiſage entſtanden ſein?“

„Nehmen Sie vielleicht Maulbeeren?“ fragte ihn Rosmary, „oder Pfirſich? . . . . oder Melone?“

„Die Maulbeerbäume wollen nicht bei mir gedeihen,“ ſagte der Vater: „Ihr Gärtner, gnädige Gräfin, iſt unvergleichlich für die Obſtcultur.“

„Er bildet ſich auch nicht wenig darauf ein und wir ſind ſehr froh ihn zu haben, denn auf dem Lande müſſen Blumen und Früchte immer zur Hand ſein.“

„Nein, mein Fräulein,“ verſetzte der Student etwas beleidigt, daß die Maulbeerfrage ſeine Loreleifrage verdrängt hatte: „ich danke für Maulbeeren und bitte um Pfirſich; denn Maulbeeren ſchmecken wie Brombeeren — ungefähr ſo! . . . . und Brommbeeren hat ſchon ſeiner Zeit Sir John Falſtaff verachtet.“

„Ich ſehe nicht ein, weshalb Sie ein zweiter Sir John Fallſtaff ſein wollen,“ verſetzte Rosmary und reichte ihm die Pfirſich: „Sie müſſen aber Zucker dazu nehmen.“

Da er es auch nicht einſah, ſo begnügte er ſich ſchweigend ihrem Rath zu folgen.

Rosmary bereitete den Thee, ſtrich Butter auf die Toaſte, zerſchnitt die Melone, verſorgte Alle mit Allem und dachte zuweilen ganz ſtumpf: Wie viel hundert Stunden hat denn eigentlich dieſer Tag? — —

Endlich brachen die Herren auf und wiederholten ihre Einladung, welche die Gräfin beſtens auszurichten verſprach. Auf der Heimfahrt ſagte der Vater:

„Ein angenehmes Haus, das Argenfels — und die Gräfin eine charmante Frau mit der man über Alles ſprechen kann, nicht wahr, Curt?“

Curt war ſo beſchäftigt die ſchmerzlich entbehrte Cigarre anzuzünden, daß er nur ein zuſtimmendes: „Hum!“ brummen konnte, während der Student ſagte:

„Deſto ungeſprächiger iſt die Geſellſchafterin.“

„Sie hat den Theetiſch zu beſorgen und aufzupaſſen, daß Jeder zu einigen Lebensmitteln komme; folglich iſt es ſehr weiſe, mein Sohn, daß ſie ſich nicht mit überflüſſigem reden abgibt. Ich wollte Deine Schweſter machte es ebenſo! über ihrem Geſchwätz vergißt ſie ihr Geſchäft, läßt den Thee wie eine Suppe kochen und es währt eine halbe Stunde bis irgend ein Menſch eine Taſſe bekommt. Nein! in dieſem Hauſe iſt Alles perfect. Was meinſt Du, Curt, iſt es nicht ſchade, daß keine Tochter von der Argen-Sorte mehr zu haben iſt?"

„Ich halte das Haus unſerer weſtlichen Nachbarn für ebenſo perfect, in jeder Beziehung, wie das der öſtlichen," gab Curt diplomatiſch zur Antwort.

„Gut gebrüllt, Löwe! das heißt für dieſen Fall: fein gebrüllt," ſagte der Student, der Bewunderer Shakespeare's, während ſein Bruder zwiſchen den Zähnen und dem Cigarrendampf murrte:

„Grasaffe Du!" — — —

„Liebe Rosmary," ſagte die Gräfin als ſie allein waren, „welch ein unruhiges Leben führen wir! .... Nur ein Tag — und wir hatten Abreiſen, Telegramme, liebenswürdige Damen, Miſſionäre, Lieutenants — kurz, Alles was die Welt bewegt. Gute Nacht, liebes Kind! es ſchlägt eben halb eilf Uhr. Und morgen vergeſſen Sie nicht mich zu erinnern, daß ich an meine Couſine Uglas zu ſchreiben habe .... und zwar nach Waldhaus. Dort wird man ſchon wiſſen, wohin der Brief zu ſenden iſt."

Ja! nur ein Tag! .... aber das, was an dieſem Tage vorgegangen iſt .... den eigentlichen Vorgang — den ahnt ſie nicht! .... So ſeufzte Rosmary als ſie in der Stille ihres Zimmers endlich! endlich! zuſammenſinken durfte.

Gondelfahrt.

Ein junger blaſſer hagerer Mann kam aus dem Hotel Danieli in Venedig, überſchritt den Quai der Schiavoni und ſtieg in die Gondel, die im Canal grande für ihn bereit lag.

„In die Giudecca und weiter hinaus nach Torcello,“ gab er dem fragenden Blick des Gondoliers zur Antwort. Dann lehnte er ſich mit geſchloſſenen Augen auf den breiten Polſtern der Gondel zurück, wie ein Träumender, dem ſeine Traumwelt lieber iſt, als die Welt der Wirklichkeit. Er war krank, oder er fühlte ſich wenigſtens krank, erſchöpft, müde und matt, ein Opfer eigener und fremder Verkehrtheit, eigener und fremder ungeordneter Selbſtliebe; — denn ſo ſehr er es gewünſcht hätte, ganz frei von Schuld konnte er ſich nicht ſprechen. Aber es war eine ſo geringe, ſo verzeihliche Schuld in der Verblendung der jugendlichen, der erſten Liebe der

Vernunft kein Gehör gegeben und der Leidenſchaft ſich hingegeben zu haben. Wie oft geſchah das in viel ſträflicherer Weiſe! wie oft wurden Pflichten, Rückſichten und Anſtand weit gröblicher beleidigt und weit mehr aus den Augen geſetzt! Nein! je mehr er darüber nachdachte, ſtellte es ſich für ihn heraus, er ſei das Opfer von zwei egoiſtiſchen Frauen: das Opfer ſeiner Mutter und Roſalba's Opfer. Dieſen Gedanken bebrütete er mit einer Vorliebe, als müſſe ſein Heil daraus hervorgehen. Er war kein böſer Menſch; er wäre ſogar recht gern ein ſehr guter Menſch geweſen; allein in dem Schlummer jeder tüchtigen männlichen Eigenſchaft, beſonders der edeln Willenskraft um zu widerſtehen und der Thatkraft um zu handeln, war ſeine ſittliche Freiheit ſo geſchwächt, daß er es nicht weiter brachte als zu unbeſtimmten Gedanken und kurzathmigen Beſtrebungen, wie z. B. ſein Unternehmen geweſen war, die verwundeten Soldaten in Frankreich zu pflegen. Schwankend waren ſeine Gedanken und matt ſeine Beſtrebungen deshalb, weil er ihnen nie eine höhere Grundlage, nie ein edles Motiv gab. Dadurch können auch urſprünglich ſchwache Charactere ſtark werden. Aber er fing mit ſich und für ſich an, ſuchte ſich — und fand ſich. Folglich fand er keine Befriedigung; denn die liegt nicht im menſchlichen Ich; die liegt in der Entäußerung von demſelben.

Was kümmerte ihn Venedigs Geſchichte, Venedigs Kunſt, Venedigs tragiſches Schickſal und tragiſche Schönheit! Was kümmerte ihn dieſes merkwürdige Volk, das von der Erde verdrängt, wie der Halcyon auf dem Meer ſein Neſt gebaut — in dieſem Neſt Helden, Staatsmänner, Künſtler und Gelehrte erzeugt — und aus dieſem Neſt heraus eine Stimme erhoben hat, die gewichtig und maßgebend im Abendland und im Morgenland erklang! Was kümmerte ihn die Gründung, der Fortgang, der Aufſchwung, der Untergang, das ganze Geſchick dieſer Republik Venedig, die mit all ihren Thaten des Lichtes und der Finſterniß, mit all ihrem offenbaren Zauber und geheimen Schreckniſſen ohne Gleichen in der Weltgeſchichte iſt und einen unermeßlichen Stoff für Bewunderung, Staunen und Nachdenken bietet!

Zur Giudecca hinaus nach Torcello! Er weiß kaum, daß das kleine grüne dorfähnliche Inſelchen der erſte Anfang der gewaltigen Republik Venedig, daß die uralte kleine Kirche ihr erſter Dom iſt. Aber Torcello iſt jetzt verlaſſen und öde. Bis auf einige arme Fiſcher und Gärtner und dürftige Leute lebt dort Niemand und Fremde kommen ſelten hin, weil es keine ſolche anziehende Kraft hat wie Murano mit ſeinen Perlenfabriken, wie San Lazaro mit dem Kloſter und den Druckereien der Mechitariſten, wie San Michele mit dem Gottesacker, den die treuen Hüter der Gräber, die Männer, die wie Abgeſtorbene und wie Selige auf Erden leben — die Capuziner in ihrem Kloſter bewachen; wie der Lido, die große wüſte Sandbank, welche die Lagune gegen das adriatiſche Meer beſchützt und auf welcher die Juden ihre letzte irdiſche Ruheſtatt finden. Derartiges hat Torcello nicht. Dafür hat es einige Grasflecke und etwas Buſchwerk, wie man es an entlegenen Gewäſſern in unbebauten Gegenden zu finden pflegt. Zwiſchen dem niedern Geſträuch lag hie und da ein Marmorblock, der von einem längſt verfallenen Gebäude übrig geblieben ſein mochte. Dieſe geringen Trümmer machten die ganze Scenerie noch ſchwermüthiger und gerade das zog Eintram an. Was kümmerte ihn das muntere Leben auf der Piazza und das Treiben des Volks auf der Riva der Slavonier; — was San Marco's ſo großartige und ſo merkwürdig phantaſtiſche Herrlichkeit; — was dieſe Marmorkirchen, in denen ſich Gian Bellini's und Tintoretto's Meiſterwerke noch auf derſelben Stelle befinden, für welche ſie gemalt wurden; — was dieſe Palläſte, auf deren Architektur der Einfluß des Orients, der Verkehr mit der Levante, die Berührung mit Cairo und Damaskus ſich geltend macht und mit Palladio's königlichem Styl zu einem neuen, dem venetianiſchen Styl verſchmilzt; — was dieſe Bilder von Titian, Palma und Giorgione, die ihren Pinſel in Farben von flüſſigen Diamanten tauchten. Das Alles ließ ihn ganz gleichgültig.

„Für lebende Weſen mag das wunderſchön und höchſt intereſſant ſein; aber nicht für Schatten, die keinen Antheil am Glück und an der Freude des Lebens haben,“ ſagte er zu ſeiner Mutter, wenn ſie verſuchte, ihn aus ſeiner Gleichgültigkeit zu wecken.

Ihre Sorge um ihn war ſo groß, daß ſie ihm keine Vorwürfe machte und keines ihrer ſcharfen Worte fallen ließ. Der Baron aber theilte nicht in gleichem Maß dieſe Sorge. Er war überzeugt, daß Sintram ſich viel beſſer befinden würde, wenn er ſich zerſtreuen ließe und deshalb antwortete er:

„Nein, Fritzi, Du biſt kein Schatten, allein Du biſt eigenſinnig. Was haſt Du davon, ſtundenlang auf dem Torcello im Graſe zu liegen. Torcello iſt wie ein großes Neſt für Waſſervögel, aber gar kein Aufenthalt für Menſchen.“

Sintram lächelte ſchwermüthig, fuhr nach Torcello, legte ſich in's Gras oder ſetzte ſich auf einen Marmorblock und brütete über ſeine Vergangenheit, die rabenſchwarze — und über ſeine Zukunft, die ſonnenhell wurde, wenn Chriſtiane, wie eine gute Fee, ſie belebte, ſonſt aber in Nacht verhüllt blieb.

Aus Blankenberghe hatte ihn ein Arzt fortgeſchickt, ohne ihm auch nur ein Bad zu geſtatten: der Wellenſchlag ſei zu gewaltig für ihn; er brauche die weiche Luft der Lagune und die warmen Wellen der Adria. Ihm war dieſer Ausſpruch gleichgültig, ſeiner Mutter hingegen höchſt willkommen, weil Venedig auf dem Wege nach Rom lag. Jetzt waren ſie ſchon vier Wochen in Venedig, gleichwohl ſchien ſich Sintram's Zuſtand nicht gebeſſert, ſein Nervenſyſtem nicht gehoben zu haben.

„Wir müſſen abreiſen!“ ſagte die Baronin zu ihrem Gatten: „mir ſcheint, daß die Lagunenluft erſchlaffend, ſolglich nachtheilig wirkt.“

„Nachtheilig, Minettchen? das finde ich durchaus nicht!“ verſetzte er: „ich meine, es ſei ein unvergleichlich angenehmes Leben in Venedig.“

„Lieber Freund, Du weißt, daß wir nicht Deinetwegen in Venedig ſind und daß Du Dich überall eines vollkommnen Wohlbefindens erfreuſt. Ich habe nur Sintram im Sinn.“

„Wenn er ſo lebte, wie ich, würde er bald ſeine Hypochondrie verlieren; meinſt Du nicht, Minettchen?“

Was ſie meinte, ſei dahingeſtellt; ſie ſagte:

„Es iſt nicht Jedem gegeben, mit Vergnügen den ganzen Tag vor den Kaffeehäuſern des Marcusplatzes zu ſitzen um Tagesblätter zu leſen, zu rauchen, Gefrornes zu vertilgen und die Menſchenmenge anzuſchauen. Es freut mich, daß es Dich unterhält, mein lieber Freund, allein Sintram bedarf etwas Anderes.“

„Aber, Minettchen! hier gibt es ja ſo ungeheuer viel Anderes, eine ſolche Maſſe von Curioſitäten, daß er die Auswahl haben könnte vom Polichinell-Kaſten bis zur Fenice — und ſo in allen Dingen!“ rief der Baron enthuſiaſtiſch wie noch nie.

„Poetiſche Naturen, mein lieber Freund, gehen ihre eigenen Wege.“

„Macht er Verſe auf Torcello?“ rief der Baron neugierig.

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete ſie ungeduldig: „allein ſeine Geſundheit beſſert ſich hier nicht — das weiß ich. Deshalb können wir uns in den nächſten Tagen auf den Weg nach Rom machen und am 1. Oktober dort eintreffen. Der Oktober iſt der einzige Monat, wo die Luft in Rom geſund iſt: den wollen wir benutzen um zu unſerm eigentlichen Ziel zu gelangen und Anfang November, froh wie Gefangene aus dem Kerker, nach Waldhaus zurückkehren, wo denn Sintram ein neues Leben beginnen und ohne Zweifel ſeine Geſundheit herſtellen wird."

Selbſtverſtändlich ſtellte der Baron dieſen Anordnungen nichts entgegen. Er wollte ſich nur ſchleunigſt auf den Marcusplatz begeben, um die Genüſſe, die Venedig ihm bot, um keinen Augenblick zu verkürzen.

Da kam der Diener und überreichte der Baronin einen großen Brief.

„Höre doch erſt, wie es auf Waldhaus ſteht," ſagte ſie zu dem Baron, der pflichtſchuldigſt ſeinen Platz wieder einnahm.

Sie erbrach den Umſchlag. Es fielen verſchiedene Briefe heraus.

„Ach! von der guten Emerenz!" rief ſie und öffnete den Brief der Gräfin von der Argen. Doch bevor ſie die erſte Seite geleſen hatte, nahm ihr Antlitz einen ſolchen Ausdruck an, daß der Baron ganz beängſtigt fragte:

„Was iſt denn auf Argenfels vorgefallen, Minettchen? iſt ein Unglück geſchehen?"

„Ja, für uns .... ein großes Unglück! Chriſtiane iſt verlobt mit dem Oberſt Diethelm von Thierſtein, der den Abſchied genommen hat und ein Landgut zu kaufen ſucht nicht allzufern von Argenfels," ſagte die

Baronin ſo erſtarrt, als habe ſie eine Kunde aus der Geiſterwelt bekommen.

„Das wird dem armen Fritzi recht leid ſein,“ ſeufzte der Baron niedergeſchlagen.

„Ich ſollt' es meinen!“ brach ſie aus: „Sein Herz hing in ganz unbegreiflicher Weiſe an dieſer Chriſtiane, die ſo wenig ſeiner werth iſt, daß ſie ihm einen Thierſtein vorziehen kann. Und die falſche Emerenz! . . . . Wie viel Theilnahme hat ſie mir wegen Sintram vorgeheuchelt! . . . . Doch meine Bitte, Chriſtiane frei zu halten bis Sintram frei iſt und als Bewerber auftreten kann — die erfüllt ſie nicht . . . . und Chriſtiane iſt nun für ihn verloren. Es wird ihn zerſchmettern. Wie ſoll man ihm die Nachricht beibringen?“

Sie war ganz faſſungslos, weil ihr Hirngeſpinnſt der Wirklichkeit der Verhältniſſe nicht Stand hielt, dermaßen hatte ſie ſich in ihren Lieblingswunſch eingeſponnen. Als er in Nichts zerrann, ſchien es ihr als werde ſie von Gott und Menſchen, von Himmel und Erde feindſelig behandelt. Der Baron hingegen ſuchte ſich wie immer ſo auch jetzt zu tröſten und ſagte:

„Minettchen, gräme Dich nicht zu ſehr und bedenke, daß er früher Chriſtianerl nicht leiden konnte. Er muß ſich nur auf die Inſel Wight beſinnen, dann wird auch er ſich kein graues Haar wegen dieſer Verlobung wachſen laſſen.“

Dieſe nüchterne Auffaſſung einer Begebenheit, welche ſie über die Maßen tragiſch fand, entrüſtete die Baronin dergeſtalt, daß ſie ſich ſchweigend in ihre Gemächer zurückzog und ihren Gatten ſeinen Betrachtungen überließ. Er war aber mit denſelben zu Ende.

Kein Menſch kann etwas für, etwas gegen dergleichen Cataſtrophen thun . . . . ich auch nicht! So ſprach er beruhigend zu ſich ſelbſt und begab ſich nach dem Marcusplatz. — —

Sintram war keine jener Naturen, die aus dem Schmerz höhere Inſpirationen ſchöpften, keines jener Talente, die in Stürmen und Kämpfen mit ſich ſelbſt und der Welt ſich entwickeln und ſtark werden, keiner jener Charactere, die, wenn auch das Schickſal ſie zu Boden warf, die Fluth des Leidens über ſich hinbrauſen laſſen und ungebrochen ſich wieder erheben. Kraftlos, rath- und thatlos, ließ er ſich treiben von Umſtänden, ſchaukeln und wiegen von ſchwächlichen Gefühlen. Dazwiſchen erfaßte ihn zuweilen eine unerhörte Langweil und er wünſchte zu arbeiten, wie der Fiſcher, der ſeine Netze auswirft, wie der Schiffer, der ſeine Segel ausbeſſert. Dieſe Langweil erfaßte ihn auch jetzt auf Torcello. Er ſprang auf und zu ſeiner Gondel.

„Komm'!" rief er dem Gondolier zu: „laß uns hinausfahren zu den Murazzi."

„Das iſt zu weit, Signor! man verläßt die Lagune und kommt in's offene Meer. Ein Mann iſt nicht im Stande Sie hinzuführen, denn bei dieſem Winde gibt es an den Murazzi ſtarke Brandung."

„Ich helfe Dir mit rudern!"

„Ich habe nur meine beiden Ruder und die habe ich ſelbſt nöthig. Ueberdas, Signor, weiß ich nicht, ob Sie unſre Art zu rudern kennen" .... —

„So ſuche Dir hier einen Gefährten! ich will endlich einmal die Murazzi ſehen."

„Ach, Signor, Sie werden Sich ſehr wundern, wenn Sie die Murazzi ſehen, denn was ſind die gegen eine Eiſenbahnbrücke über die Lagune."

„Es war ein großes Werk eine ſtundenlange Böſchung von Marmorquadern längs der Küſte aufzuführen, damit das Meer nicht ein Sandkorn vom Feſtland wegſpüle, das für Venedig ſo ſpärlich gemeſſen und ſo koſtbar war," ſagte Sintram in ſo gebrochenem Italieniſch, daß der Gondolier keine Sylbe verſtand, ſondern nur „Si! Si!" ſagte. Sintram hielt dies für eine Einwilligung und rief:

„Nun denn friſchauf zu den Murazzi!"

Allein der Gondolier widerſetzte ſich dem Anſinnen ſo entſchieden, daß ein heftiger Streit ausbrach, der zuerſt einige Kinder, dann ein Paar Frauen und Männer herbeizog und der damit endete, daß Sintram in einer größeren Barke und mit zwei Ruderern nach den Murazzi fuhr und ſeine Gondel ſeine Rückkehr nach Torcello daſelbſt erwartete.

Darüber vergingen aber Stunden. Die Mittagsſonne brannte auf das Waſſer und auf die offene Barke und eine ſchwere brütende Hitze machte die Fahrt nichts weniger als angenehm. Plötzlich erhob ſich ein leichter Wind, den Sintram ſehr erquickend fand, der aber im Nu eine ſchwarze Wolke vor ſich her trieb, aus welcher ein Unwetter von Blitz, Donner und Regen hervorbrach. Nach einer halben Stunde war der Himmel wieder blau und klar und die Sonne wieder licht und warm, wie das bei dieſen heftigen italieniſchen Gewittern gewöhnlich der Fall iſt; aber Sintram, der ſeinen Regenmantel in der Gondel vergeſſen hatte, fühlte ſich durch und durch erkältet und eiſige Schauer durchrieſelten ihm Mark und Bein. Er ſtieg bei den Murazzi aus und die Bewegung in der warmen Luft trocknete auch bald ſeine Kleider. Höchſt zufrieden die Murazzi geſehen zu haben fuhr er nach Torcello und von dort nach der Stadt zurück, wo ſeine Eltern ihn mit Beſorgniß und Ungeduld erwarteten, theils wegen des Gewitters, theils wegen des Briefes aus Argenfels. Da er in guter Laune war, ſeine Expedition ganz lebhaft beſchrieb und des Gewitters nur beiläufig erwähnte: ſo fand die Baronin es gerathen ſeine gehobene Stimmung zu benutzen um ihm den Schlag minder fühlbar zu machen. Sie reichte ihm den Brief der Gräfin indem ſie ſagte, ſo kühl und gelaſſen wie möglich:

„Das Schickſal iſt uns immer ſo wenig günſtig geweſen, daß dieſe neue Tücke uns nicht überraſchen darf.“

Sintram las und wurde erdfahl.

„Das Leben iſt eine Kette von zerſtörten Hoffnungen,“ ſetzte ſie hinzu.

„Dies war die ſchönſte . . . . und es iſt die letzte,“ antwortete er kalt.

„O nein!“ rief ſie: „in Deinem Alter liegt die ganze Welt vor Dir! Laß uns nur recht bald nach Rom aufbrechen. Die Hauptſache iſt, daß Du frei wirſt und in Freiheit leben und handeln kannſt. Auf dieſem Standpunkt gewinnſt Du wieder Muth, Friſche und Entſchloſſenheit — das iſt meine feſte Ueberzeugung.“

„Ich muß ihn nur erreichen können,“ verſetzte er.

„Ja ja, Fritzi!" nahm der Baron das Wort, „der linke Schloßflügel wird ausgebaut . . . . das ſteht feſt."

„Ich fühle mich über die Maßen ermüdet . . . . ich muß mich zur Ruhe begeben," ſagte Sintram und ging in ſein Zimmer.

„Mein Gott, Minettchen, er iſt ſo gleichgültig! das will mir nicht gefallen!" ſeufzte der Baron ängſtlich.

„Soll er etwa kindiſch weinen oder thöricht wüthen?" fragte ſie hart und verächtlich.

„Nein, Minettchen, ach nein! das gerade nicht! aber er könnte doch reden, doch ſagen wie ihm um's Herz iſt."

„Nun und dann?"

„Dann wüßte man doch Beſcheid."

„Ich, mein lieber Freund, ich weiß zur Genüge Beſcheid im Herzen meines Sohnes, auch wenn er ſchweigt."

„Es würde ihm eine Erleichterung ſein."

„Wäre das der Fall, ſo würde er es ohne Zweifel thun."

„Gleichviel! ich gehe zu ihm."

An der Thür von Sintram's Zimmer kam ihm ſein Kammerdiener entgegen und meldete, der Herr Baron wolle ſchlafen und ungeſtört ſein.

„Mir ſchien, daß er Fieber habe,“ ſetzte der Kammerdiener hinzu: „der Gondolier ſagte der Herr Baron ſei bis auf die Haut durchnäßt worden in der offenen Barke und ohne Regenmantel.“

„Still! ſtill! die Frau Baronin darf es nicht erfahren, Ernſt .... und morgen befindet er ſich hoffentlich beſſer.“

Als die Baronin allein war legte ſie die Hand über die Augen um vor ſich ſelbſt ihre Thränen zu verbergen.

Die Krone des Lebens.

„Mama, wir finden Nußdorf reizend — was die Lage, und vortheilhaft was die geſchäftliche Seite betrifft“ — erklärte Chriſtiane bei ihrer Heimkehr — „und im Uebrigen auch ſehr paſſend, weil ſo viel einzurichten, das Haus bewohnbar zu machen, der Garten anzulegen iſt. Das ſchickt ſich ſo recht für uns Anfänger. Wir haben Spielraum für unſern Geſchmack und unſere Thätigkeit, und beginnen ganz klein.“

„Ich bewundere aufrichtig Chriſtiane,“ ſagte Thierſtein, „daß ſie ſich mit der größten Entſchiedenheit für Nußdorf ausſprach; denn es gehört Entſagung dazu wenn man von Argenfels dahin kommt.“

„Jugendmuth, lieber Thierſtein, keine Tugend!“ ſagte die Gräfin lächelnd: „Bewundern Sie nur ja nicht dieſe Chriſtiane, die großer Nachſicht bedarf.“

„Das iſt wahr,“ ſagte Chriſtiane mit Ueberzeugung.

„Wird die junge Frau im Anfang der Ehe ſehr von dem Gatten bewundert, ſo vergißt ſie gar leicht, daß er der Herr ſein ſoll, was denn doch, wenn rechte Ordnung beſteht, über kurz oder lang hervortreten muß.“

„Ich werde es nie vergeſſen, Mama,“ betheuerte Chriſtiane: „denn ich weiß,“ ſetzte ſie hinzu und wendete ſich mit ihrem reizenden ſchelmiſchen Lächeln an Thierſtein, „daß da wo rechte Ordnung iſt, neben dem Herrn — ſeine Herrin ſteht. Nicht wahr, lieber Diethelm?“

Und munter lachend hüpfte ſie aus dem Zimmer.

Nach einigen Tagen als die nothwendigen Geſchäfte bezüglich Nußdorfs abgemacht waren, ging Thierſtein zu ſeinem Bruder um Winfried abzulöſen; — aber Winfried kam nicht zurück. Er ſchrieb ſeiner Mutter, da er nun einmal dort oben ſei, wolle er das ganze Schwabenland und den ſchönen Bodenſee etwas kennen lernen, wozu ihm vielleicht nie wieder die Gelegenheit geboten werde. Von ſeinen verſchiedenen Streifzügen werde er immer wieder zu Valerian zurückkehren, deſſen Befinden ſo normal und ſo beruhigend wie möglich ſei; dadurch werde Diethelm frei, deſſen Anweſenheit auf Argenfels in dieſer Zeit willkommener und nöthiger als die ſeine ſei.

Die Gräfin lobte laut dies Vorhaben und dankte im Stillen Gott dafür; denn es ging daraus hervor, daß Winfried entweder nicht die Gefühle hatte, die ihre Beſorgniſſe erregten, oder daß er ſie zu überwinden trachtete. Das eine wie das andere war erwünſcht und tröſtlich, und mit zarter Rückſicht für ihn und Rosmary behielt ſie ihre Beobachtung als Geheimniß für ſich. Ja, als Antonie zur Antwort auf jenen Brief ihr ſchrieb: „Ich bin froh, liebſte Mama, daß Du endlich Deine klugen Augen aufgemacht und erkannt haſt,“ — ließ die Gräfin die Sache fallen ohne ſie mit einer Sylbe zu berühren, ſo daß die Fürſtin wieder ganz irr wurde, denn eben ſo entſchieden wie die Gräfin Rosmary nicht zur Schwiegertochter haben wollte, — wollte ſie auch von dieſer und deren tadelloſem Character und Benehmen jeden Hauch eines Geredes, jedes Atom eines Tadels fern halten. Darum ſchwieg ſie gegen Alle.

Ja, Winfried war feſt entſchloſſen, Rosmary wo möglich gar nicht oder mindeſtens dann erſt wiederzuſehen, wenn er genug ſeiner ſelbſt ſicher war um jeden Ausbruch des Gefühls zu unterdrücken. Denn um ihre Liebe betteln — das konnte er nicht! Wollte, durfte, konnte ſie ihm nicht ihr Herz ſchenken, was wäre es dann für eine armſelige Befriedigung ihr das ſeine aufzudrängen. Nein, ſie liebte ihn nicht! denn warum hätte ſie es ihm nicht geſtanden? Fürchtete ſie Schwierigkeiten, unbeſiegbare Hinderniſſe, ſo hätte ſie ja ſprechen können: „Ich liebe dich, doch wir müſſen uns trennen.“ Aber nein, kein ſolches Wort ſprach ſie .... ſondern ganz einfach und entſchieden, freilich traurig: „Vergeſſen Sie Rosmary.“ — Wohlan! ſo wollte er ſie denn vergeſſen, das erſte, das einzige weibliche Weſen, an deſſen Beſitz er die Zuverſicht auf ein dauerndes, ein heilbringendes, ein edles Glück geknüpft hatte. Und war es nicht möglich ſie zu vergeſſen, ſo wollte er wenigſtens ihr ſchönes Bild ſo tief in ſeine Seele zurückdrängen, daß es vor ihm ſelbſt verſchleiert blieb.

„Ich gönne ihm ſeine Streifzüge,“ ſagte Chriſtiane, „aber wenn er nicht hier iſt und Diethelm auch nicht, ſo kommt es mir hier ganz öde vor, oder wie in einem Kloſter .... Papa zählt nicht! — lauter Frauen.“

„Gewöhne Dich daran ganz allein, auch ohne Frauengeſellſchaft, zu ſein,“ verſetzte die Gräfin, denn das wird künftig oft genug geſchehen, wenn Thierſtein ſeinen Geſchäften nachgeht.“

„Ich werde ſie mit ihm zu theilen ſuchen.“

„Mit Maß, Chriſtiane, mit Maß! Eine Frau, die ihrem Gatten nicht von der Seite weicht, wird ihm mit der Zeit ganz unerträglich.“

„Das finde ich ſtark, Mama! Es würde mich ſehr frappiren, wenn Diethelm mich eines guten Tages unerträglich fände.“

„Deshalb benimm Dich ſo, daß Du ihm dazu keine Veranlaſſung gibſt, mein Kind. Zarte Zurückhaltung iſt für eine junge Frau ebenſo nothwendig wie ein freundliches Entgegenkommen — Beides am rechten Ort und zu rechter Zeit.“

„Mir ſcheint der Eheſtand mit ungeheuern Schwierigkeiten verknüpft zu ſein,“ erwiderte Chriſtiane nachdenkend.

„Gewiß, meine Tochter! Denke nur an das alte Sprichwort: Eheſtand — Weheſtand.“

„Und Du thuſt Alles, Mama, um ihn mir ſo ſchwer wie möglich vorzuſtellen,“ rief Chriſtiane faſt weinend.

„Gewiß! denn Du ſollſt über Deinen roſenrothen Jugendträumen nicht vergeſſen, daß Du Dich im Eheſtand heiligen ſollſt und daß, ſo lange die Welt ſteht, kein Menſch es je dahin gebracht hat, ſich durch roſige Phantaſien, ſpielend und ſcherzend zu heiligen. Das geſchieht nur durch gründliches Erkennen und ernſtes Erfaſſen dieſer erhabenen und ſchweren Aufgabe.“

„Du haſt immer Recht, Mama, und ich habe immer Unrecht!“ ſeufzte Chriſtiane: „Wie es mir noch im Eheſtand gehen wird — das weiß Gott allein!“

„Und der wird Dir auch beiſtehen, mein Kind.“

„Aber Winfried darf durchaus nicht an unſerm großen Feſt- und Freudentag, der nur Einmal im Leben gefeiert wird, hier fehlen! Bitte, Mama, ſchreibe ihm das.“

„Er wird ſich ſchon bis zum November einfinden.“

„Sabine wünſcht lebhaft, daß er nicht zu ſpät komme .... nicht wahr, Rosmary? .... Bitte, ſag' ihm auch das, Mama.“

„Wie geräth Sabine auf dieſen Wunſch?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Sie hat, glaub' ich, einen Polterabendſcherz ſich ausgedacht, wozu ſie Winfried nöthig hat. Ich darf die Sache nicht wiſſen .... der Ueberraſchung wegen! allein man hört doch dies und das, und es thäte mir leid, wenn Winfried eine Störung machte.“

„Wir wollen ihm alſo bis Anfang November Urlaub geben; aber vierzehn Tage vor dem 21ſten muß er hier ſein. Dies Ultimatum will ich ihm im nächſten Brief verkünden,“ ſagte die Gräfin und ging dann im Geſpräch mit Chriſtiane auf tauſend

Gegenſtände über, welche die Einrichtung von Nußdorf betrafen.

So friedlich und freundlich wie das Leben für Chriſtiane — ſo kampf- und leidenvoll war es für Rosmary. Sie ſah, daß Winfried ihr Wort ernſt genommen hatte. Es war das Rechte, das Richtige — und es ſchmerzte ſie doch namenlos! Sie hatte Augenblicke wo ſie ſich wegen dieſer Schwäche tief verachtete; andere wo ſie ſich tief bemitleidete wegen der unheilvollen Verſtörung, die ſo ganz ohne ihre Schuld in ihr friedliches Leben eingebrochen war; noch andere wo unbeſtimmte Hoffnungen ſich regten und die Vernunft beſiegen wollten. Es geſchah ja ſo viel Unerwartetes, Ueberraſchendes; konnte nicht auch für ſie eine Wendung zum Glück eintreten? Sie ſtellte ſich vor wie es ſein würde, wenn Winfried vor der ganzen Familie, die ſich nun bald ſo froh und ſo einig verſammeln würde, erklären wollte: Ich liebe Rosmary, meine Braut iſt Rosmary. Welch ein Donnerſchlag für Alle! nirgend ein freundliches Auge, ein Händedruck, ein Wort des Willkommens — nirgends! Alle wendeten ſich von dem Eindringling ab. O! es war leichter zu ſterben, als ſo etwas hervorzurufen und zu ertragen. Aber ach! man ſtirbt nicht! Nur das Herz ſoll ſterben .... erſterben .... und ringt in der Agonie mit Gewalt nach dem Leben, das im Morgenlicht der Liebe vor ihm liegt, wie vor dem Auge des Ertrinkenden ein lachendes, blumenreiches Geſtade.

Nein! dies iſt allzu unwürdig! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, nachdem ſie eines Tages in der heiligen Meſſe mit aller Inbrunſt gebetet hatte: Habe ich nicht immer verlangt mich ganz als Opfer an Gott hinzugeben? .... Habe ich nicht immer erkannt, daß mein Weg durch die Zeit in die Ewigkeit ein Weg der Trübſal, ein Weg des Kreuzes ſei? .... Und jetzt dieſe gränzenloſe Schwäche! dieſe Empörung gegen ein Paar Tage des Leidens! dies Verweilen in Verhältniſſen, welche den Kampf furchtbar erſchweren, weil ſie fort und fort an Winfried erinnern. Ich muß Argenfels verlaſſen! — Sie ſchauderte; .... aber nicht über das ungewiſſe Wohin? ſondern über die Gewißheit, daß ſie dann nie und nimmer Winfried wiederſehen werde. Konnte ſie nicht für einige Zeit, für dieſen Winter etwa fortgehen und nach ſeiner Abreiſe zurückkehren? Sie war ja der Gräfin ſo nützlich, ... faſt unentbehrlich! — Verſuchung hinweg! ſagte ſie traurig lächelnd: das iſt nicht die Weiſe, wie ich dieſe unſelige Liebe überwinde. Ich würde immer die Hoffnung feſthalten ihn wiederzuſehen und vielleicht, ach! vielleicht ihm den Kampf erſchweren mich zu vergeſſen. Nein! .....

es iſt beſſer ich ſcheide .... für ſeinen und meinen Frieden beſſer .... und ohne Frieden mit Gott und mit mir ſelbſt kann ich nicht leben, ... nicht menſchenwürdig leben, weil ich in Sclaverei qualvoller Leidenſchaft bin. Ich gehe .... aber wohin? .... — — — Ja, wohin? So weit der Himmel blau war wußte ſie keine Stätte für ſich. In der Nähe zu bleiben wäre Unſinn geweſen — und wie ſollte ſie zu fremden Menſchen in der Ferne gelangen? — Es gibt eine Menge Leute, welche meinen mit einer hoffnungsloſen Liebe im Herzen müſſe man friſchweg in's Kloſter gehen: das ſei ſo eine Art von Sanitätsanſtalt. Mochte Rosmary vor Jahren an das Kloſter gedacht haben — jetzt dachte ſie nicht daran, denn während ihres ganzen faſt dreijährigen Aufenthaltes in Argenfels war nie der Wunſch in ihr aufgeſtiegen, im Kloſter Gott zu dienen. Wie hätte er jetzt in ihr erwachen ſollen! — Der Ruf Gottes muß in's Kloſter führen. Der kann an eine Seele ergehen vor welcher die Welt im Sonnenglanz — und an eine Seele vor welcher ſie in Winternacht liegt. Der Ruf Gottes! Das iſt etwas ganz Anderes, als das Verlangen eines friſchen Herzens, als das Bedürfniß eines wunden Herzens. Es iſt ein Geheimniß Gottes. Dieſer Ruf erging nicht an Rosmary. Sie verblieb in ihren Aengſten, ihren

Qualen, unabläſſig bemüht ihre Kämpfe im innerſten Herzen vor jedem menſchlichen Auge zu verbergen und mit beſonderer Aufmerkſamkeit ihre Pflichten zu erfüllen. Damit verging die Zeit, der November rückte immer näher und mit ihm Winfried's Heimkehr. Er hatte am Bodenſee alte Freunde gefunden, mit denen er nach Tirol gegangen war um etwas Alpenjägerleben zu führen; aber er verſprach den Termin inne zu halten, den ihm die Gräfin geſetzt hatte. Inzwiſchen war Julian nach Argenfels gekommen und Sabine ritt ein paar Mal wöchentlich hinüber und berieth mit ihm und mit Rosmary was und wie Alles zu veranſtalten ſei. Die ganze Familie war entzückt von Sabine. Julian, der nicht ſehr ſchwärmeriſch angelegt war, ſagte einmal ganz phlegmatiſch:

„Ich glaube ich begehe den dummen Streich mich in Sabine zu verlieben.“

„Ich lobe Dich, mein Sohn, daß Du ſo weiſe biſt uns auf Deine dummen Streiche vorzubereiten,“ ſagte der Graf lachend.

„Aber Julian, was fällt Dir ein!“ rief Chriſtiane entrüſtet: „wie kannſt Du das einen dummen Streich nennen Dich in ein ſo liebenswürdiges Weſen zu verlieben. Das wäre ganz in der Ordnung. Alle

Männer müßten ihr zu Füßen liegen .... wenn ſie es erlaubte.“

„Auch ich?“ fragte Thierſtein.

„Das gerade nicht .... weil es immer Ausnahmen von der Regel geben muß. Aber es würde mich beglücken, wenn Sabine meine Schwägerin würde.“

„So weit habe ich noch gar nicht gedacht,“ verſicherte Julian immer ganz phlegmatiſch.

„Abermals ſehr weiſe, Julian! ich bin höchſt erfreut Dir ſo viel Lob ſpenden zu können,“ ſagte der Graf.

„Und ich geſtehe Dir, Julian, daß ſich nicht auf Dich mein Wunſch bezog.“

„Woher nur dieſe plötzliche Begeiſterung für ein Nachbarskind?“ fragte Thierſtein.

„Es gab in Chriſtianen's Leben eine Zeit, wo ſie den Verkehr mit Sabine unter ihrer Würde hielt,“ antwortete die Gräfin lächelnd, „denn erſtens iſt Sabine zwei Jahr jünger als ſie und zweitens lernte Sabine kein Latein.“

„Wie Du mich immer demüthigſt, Mama!“ warf Chriſtiane ein.

„Durch das lange Leiden von Sabinen's Vater war unſer Umgang ſehr gehemmt,“ fuhr die Gräfin fort: „Die ganze Familie ging vor zwei Jahren nach Madeira, des Vaters wegen, der aber dort ſtarb. Sie kam zurück in tiefer Trauer, ging dann auf Monate zu den Großeltern — und ſo kommt es, daß Sabine eine neue Erſcheinung iſt .... doch ganz gewiß nicht wegen ihrer Neuheit ſo viel Beifall findet, ſondern wegen der Vereinigung gar mancher liebenswürdigen und guten Eigenſchaften. Ich würde ſie mit Freuden als meine vierte Tochter willkommen heißen."

„Man behauptet ja," verſetzte Thierſtein, „daß ſich bei einer Hochzeit gewöhnlich Faden anſpinnen, die zu einer andern Hochzeit führen. Wer weiß was hier geſchieht."

„Silentium über dieſen Punkt, meine Lieben!" ſagte der Graf: „es gibt ſo zarte Verhältniſſe, daß ein voreiliges Wort genügt um ſie zu zerſtören."

„Morgen früh um zehn Uhr kommt alſo dieſe unvergleichliche Sabine," ſagte Julian, „und dann begeben wir uns an große Dinge, Sie, Fräulein Rosmary und meine Wenigkeit im Vordertreffen und in der Reſerve Dein fac totum, Mama, der unſchätzbare Lewold und ein Schreiner."

„Und ich werde es machen wie die Kinder, die neugierig durch's Schlüſſelloch lugen, während die Mutter die Weihnachtsbeſcheerung ordnet und den Chriſtbaum anzündet!" rief Chriſtiane.

„Wie ſeid Ihr zu beneiden, meine Kinder, daß Ihr Euch mit großen Dingen abgebt, die durch's Schlüſſelloch zu belauſchen ſind!" ſagte der Graf tief ſeufzend: „Mir wird es ſchwer mich von den Dingen abzuwenden, die vor unſern Augen geſchehen und die der Zeit, die ſich eine erleuchtete, eine freie zu nennen ſucht, das Brandmal der Lüge auf die Stirn drücken, denn ihre Thaten ſind die der Finſterniß und der Knechtsgeſinnung. Die Verfolgung der Kirche tritt in einer Weiſe auf, die jenes Apoſtaten würdig iſt, der Deinen Namen trägt, Julian."

„Ja! . . . . aber was ſagte der heilige Athanaſius über das Beginnen des Apoſtaten?" verſetzte Julian: „Er ſprach prophetiſch: „es iſt eine Wolke, die vorüberzieht;" — und was ſprach er ſelbſt in ſeiner letzten Stunde, die ſo unerwartet ihn ereilte? — „Galiläer, du haſt geſiegt." So und nicht anders wird es auch jetzt ſein."

„Zuvor aber bringt die Wolke unberechenbares Verderben, das in barbariſche Zuſtände zurückdrängt, denn Barbarei und Despotie bedeuten eines und daſſelbe: Entwürdigung der Menſchheit," verſetzte der Graf.

„Das mit dem Galiläer ſoll apokryph ſein, weißt Du, Julian," ſagte Chriſtiane: „thut aber nichts!

wenn auch nicht geſagt — gedacht hat der Apoſtat es ganz gewiß.“ — —

Ein Diener unterbrach das Geſpräch, indem er dem Grafen ein Schreiben mit breitem Trauerrand überreichte. Alle Augen wendeten ſich geſpannt auf den Grafen. Es war eine gedruckte Anzeige vom Baron und der Baronin Uglas, daß Sintram in Venedig am Nervenfieber im dreißigſten Lebensjahr verſchieden ſei. Alle waren tief erſchüttert. Mit Thränen ſagte die Gräfin:

„Der Einzige! im ſchönſten Mannesalter! .... im Grabe! — O arme Theophile.“

„Seine ſchreckliche Frau iſt nun frei — und er wäre es ſo gern geweſen,“ ſagte Chriſtiane.

„Er iſt es jetzt in anderer Weiſe,“ nahm der Graf das Wort: „ihn ſelbſt kann ich wenig beklagen. Es war ſo etwas Unvollkommenes in ſeinem Character, ſeinem Geiſt, ſeiner Richtung, nichts Beſtimmtes, nichts Ausgeprägtes — vielleicht Folge ſeiner Erziehung, vielleicht ſeiner natürlichen Anlagen. Dazu eine zerrüttete Geſundheit, ein zerrüttetes Herz, eine zerrüttete Lebensſtellung. Armer Sintram! .... Aber die Eltern in ihrer gänzlichen Vereinſamung ſind unausſprechlich zu beklagen. In welchem Zuſtand ſie ſind geht daraus hervor, daß wir eine gedruckte Todesanzeige bekommen. Vermöchte es Theophile von ihrem Verluſt zu ſprechen, ſo hätte ſie gewiß geſchrieben. Meinſt Du nicht, Emerenz?"

Die Gräfin murmelte ſo etwas wie eine Zuſtimmung. Sie hatte die Ueberzeugung, daß die Baronin ihr wegen Chriſtianen's Verlobung auf's Aeußerſte zürne. Der Graf fuhr fort:

„Wirſt Du ihr nicht morgen ein Paar tröſtliche Worte ſchreiben, Emerenz?"

„Es wird ſie viel mehr freuen, wenn Du es thuſt," entgegnete ſie lebhaft. „Ein dictando hat immer etwas Froſtiges."

Später, unter vier Augen mit ihm, theilte ſie ihm den wahren Grund ihrer Ablehnung mit.

„Die gute Theophile kommt durch ihren Eigenſinn auf ganz krankhaft fixe Ideen," antwortete er: „vielleicht hält ſie Dich und Chriſtiane für ſo etwas wie Sintram's Mörderinnen."

„Gott bewahre!" rief die Gräfin erſchreckt.

„Und in jedem Fall iſt es am Beſten, daß ich ihr theilnehmend und unbefangen ſchreibe." — — —

Dieſe Geſpräche, dieſe Nachricht, Sabinen's Leben und Sintram's Tod, erſchütterten Rosmary bis auf den Grund ihrer Seele. So elend war Sintram geworden, ſo früh war er geſtorben! wo war das Glück, das er durch ſeine verkehrte Ehe zu erringen, zu ertrotzen hoffte? Nein! ein friedliches Glück iſt nicht denkbar in einer gemiſchten Ehe und eine Ehe, in der freilich die Religion dieſelbe iſt, aber alle andern Verhältniſſe verſchieden ſind, iſt auch gemiſcht. Hingegen Winfried's und Sabinen's Verbindung, wie war ſie harmoniſch für die Betreffenden, ſympathiſch in zwei Familien und gut geheißen in größeren Kreiſen! wie traf und paßte Alles zuſammen und rundete ſich Alles ab um ſie zu Stande zu bringen und zu einem glücklichen Ende zu führen! — — Ja, mein Gott, ich erkenne es .... ich ſehe es ein .... das wird kommen! Aber es anſehen, es hier erleben — das kann ich nicht! .... Ich muß fortgehen, mein Gott! führe du mich hinweg .... o von hier hinweg, wo ich ſo glücklich war bevor ich ihn kannte — und als ich ihn kannte .... ſelig.

So rang ſie in Troſtloſigkeit mit ihrem Herzen, denn Alles wollte ſie feſthalten. Wie traulich war ihr Zimmer, behaglich eingerichtet, warm und geſchützt gegen den Sturm, der draußen tobte. Da ſtand ihr kleiner Schreibtiſch; dort ein großes Korbgeflecht voll der ſchönſten Blumen; hier lagen Bücher, Tagesbrochüren; lauter Dinge, die ſie früher nicht kannte! .... Eine halb aufgeſchnittene Brochüre! .... würde ſie zu Ende ſie leſen? — Trotz des Sturmes öffnete ſie die Vorhänge, die Läden und das Fenſter und blickte hinaus. Es war eine Mondnacht, aber der Sturm trieb Wolken über Wolken am Himmel auf, ein düſteres Heer, das ſich fort und fort über den Mond dahinwälzte, als ob empörte Titanen eine friedliche Gottheit mit Untergang bedrohten, als ob böſe Geiſter gegen etwas Heiliges anſtürmten oder . . . . als ob gegen eine Seele ihre eigene Leidenſchaft kämpfe. Dieſer Gedanke ſprach ſie an. Theilnehmend blickte ſie auf die Wolkenzüge. Zuweilen brach der Mond hervor und warf ſein flüchtiges Licht auf einzelne Punkte, auf den Platanenhügel, wo keine Roſen mehr blühten, oder auf den Strom, der dann wie eine glitzernde Schlange zwiſchen den dunkeln Ufern ſich hinwand. Oder der Mond rollte plötzlich über die Wolken hin, eine Leuchtkugel, ein Phänomen, um in ihrem ſchwarzen Abgrund wieder zu verſchwinden. Aber jetzt! wie war das ſchön! zur Geſtalt eines Sarkophages zogen ſich die Wolken zuſammen und aus ihnen ſtieg in goldener ungetrübter Klarheit wie ein ſeliger Geiſt, der überwunden hat, das ſchöne Geſtirn friedlich auf.

Ja! ſagte ſie und faltete die Hände: dies iſt das wahre Ende von Allem und wie bald tritt es ein! denn Jahre, Jahre, ſind doch nur kurz im Vergleich zur Ewigkeit. Und dann heißt es: „Dem Ueberwinder will ich die Krone des Lebens geben.“

Wer das Himmliſche ſucht, der findet es auch in irdiſchen Bildern. Ihr Entſchluß ſtand feſt: ſie wollte morgen die heiligen Sacramente empfangen und dann an Frau Weiß ſchreiben, man möge ſie unter irgend einem Vorwand umgehend durch ein Telegramm abrufen. — —

Durch den Nebel des grauen Oktobermorgens ging Rosmary zur Pfarrkirche hinab um ihr Opfer zu bringen und ſich auf's Kreuz zu legen. Sie war zum Sterben traurig, denn ihr ganzes Leben entſank in eine unbeſtimmte Tiefe von Schmerz, von Verlaſſenheit, von Deſolation, die ſie nie gekannt, nie geahnt hatte. Still war ihr Herz ſo lange geweſen, daß ſie nie an einen ſolchen Sturm geglaubt hätte! daß ſie oft mit ruhigem Lächeln dachte, dieſe Gefahr drohe ihr nicht! Früher unter dem Druck ihrer Verhältniſſe — ſpäter, in Argenfels, unter neuen Pflichten und vielfachen angenehmen Beziehungen, waren ihre Kräfte, Gedanken und Beſtrebungen darauf gerichtet den Kreis ihrer Verpflichtungen ſo vollkommen wie möglich auszufüllen. Als jedoch ein ſtärkeres Gefühl in ihr erwachte, als ihr Herz zum Bewußtſein eines ſelbſtändigen Lebens kam, da richtete ſich deſſen ganze Machtfülle auf, brach überraſchend hervor wie eine Quelle aus dem ſtillen grünen Wieſenthal und ſchien zu ſagen: ich bin auch da und will meine Wege gehen. Sie war eine kräftig angelegte Natur, ſtarker Empfindung fähig. Als ſie liebte war es eine ſtarke Liebe. Dieſe Stärke drängte ſie aber auch zum Opfer hin: das war die goldene Frucht ihrer Uebung der Pflichttreue, der Selbſtverleugnung. Jetzt rang die ſtarke Liebe gegen das ſtarke Bewußtſein eines unabweislichen Opfers. Es war ein Kampf bis zur Agonie. Aber ſie hielt ihn aus. In der Kirche, bei dem heiligen Meßopfer, zu Füßen des Altars fand ſie ihr Gethſemani. „Dein Wille geſchehe,“ ſprach ſie. Wie ein Opferlamm war ſie hinab gegangen und wie eine Opferprieſterin ſtieg ſie wieder von einer ſtralenden Morgenſonne umleuchtet zum Schloß hinauf.

Unter dem Portal kam ihr ſchon Lewold entgegen höflich berichtend er habe ſich erlaubt die Ankunft des Telegramms zu beſcheinigen, das vor einer halben Stunde gekommen ſei und im Zimmer des Fräuleins auf dem Schreibtiſch unter einem Briefbeſchwerer liege. Sie dankte ihm und flog die Stiege hinauf. Was konnte es ſein? Wirre Möglichkeiten und Unmöglichkeiten ſchoſſen durch ihren Sinn. — — Da war das Telegramm. Ihr Herz ſchlug ſtoßweiſe und eine ſchwarze Wolke hing vor ihren Augen, als ſie auf den Stuhl am Schreibtiſch niederſank und den Umſchlag öffnete. Da las ſie:

„Die Mutter iſt ſterbend und wünſcht Sie zu ſehen. A. Weiß.“

Gott will es .... dies iſt ſeine Fügung .... auf der Stelle ſoll ich gehen — ſprach ſie halblaut. Ein Diener trat ein und brachte ihr Frühſtück.

„Bitte, ſagen Sie mir wann geht ein Schnell- oder Courierzug hinauf?“ fragte ſie.

„Um zwölf Uhr zweiundfünfzig,“ war die Antwort.

Es war jetzt gegen neun Uhr. Alſo noch ein Paar Stunden und ſie verließ Argenfels und kam nie wieder .... nie! Gott will es ſo. An dieſem Gedanken hielt ſie feſt und unter dieſem Einfluß legte ſie ganz ſtumpf einige Sachen und ein Paar Bücher in eine Reiſetaſche. Da ſchlug es neun Uhr und die Glocke rief zur Meſſe in die Schloßcapelle. Dieſe Glocke hatte Rosmary auch vom Platanenhügel und von Winfried hinweg — und zu Gott gerufen. Heute alſo zum letzten Mal ſollte ſie dieſer Stimme folgen. Zum letzten Mal! Das iſt immer ein ernſtes Wort. Es iſt ein Abſchluß, es deutet ein Ende an, und der Menſch trägt in dieſer Welt der Endlichkeit immer das Bewußtſein mit ſich herum wie flüchtig Alles iſt, was ein Ende hat — die Jugend, das Glück, Luſt und Leid der Welt, das Leben — Alles! — Zum letzten Mal alſo in die Capelle! — Da zogen die drei Jahre an ihrem innern Blick vorüber, die zwiſchen dem erſten Mal und dem Heute lagen und ein wunderbarer Troſt überſtrömte ihre Seele, denn in dieſen drei Jahren fand ſie zwar Unvollkommenheit und Fehler in Menge; doch nichts was ſie von Gott getrennt hätte — keine Sünde! Nein! auch nicht in dieſer Liebe! —

Nach der Meſſe holte ſie das Telegramm und ging zur Gräſin. Die Tagesordnung war ſo geregelt und wurde ſo pünktlich inne gehalten, daß die Gräſin ganz erſchreckt war Rosmary ſo früh zu ſehen.

„Iſt etwas Ungewöhnliches vorgefallen?“ fragte ſie haſtig.

„Nur für mich,“ entgegnete Rosmary und reichte das Telegramm dar.

Die Gräſin überflog es und ſagte herzlich:

„Das iſt freilich eine traurige Nachricht, liebe Rosmary. Eilen Sie zu Ihrer guten Pflegemutter, denn es ſcheint ihr Ende nahe zu ſein .... und kommen Sie zurück, ſobald Sie die Pflichten einer guten Tochter erfüllten.“

Rosmary's Augen füllten ſich mit Thränen und ihr Herzklopfen nahm ſo zu, daß ihr die Stimme verſagte, denn ſie wußte ja, daß ſie zum letzten Mal vor der Gräfin ſtehe. Sie kniete neben ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit Küſſen und ſagte tonlos:

„Ich trete einen ſchweren Gang an .... o ſegnen Sie mich!“

„Gott ſegne Sie, liebe gute Rosmary! opfern Sie dieſen Kummer Ihm auf. Er wird Sie tröſten!“ ſagte die Gräfin ganz ergriffen von dieſem großen Schmerz, deſſen wahren Grund ſie nicht ahnte und umarmte zärtlich Rosmary. „Haben Sie denn auch Reiſegeld? Laſſen Sie Sich von Lewold einen Fußſack geben; er hat alles Pelzwerk in Obhut und Verſchluß. Und gerathen Sie nur nicht in ein Rauch-Coupé. Sollte das Damen-Coupé beſetzt ſein, ſo fahren Sie in der erſten Claſſe. Es iſt mir ganz beängſtigend, daß Sie allein reiſen.“

„Ich bin ja auch allein gekommen und erreiche ſchon heute Abend mein Ziel,“ ſagte Rosmary.

Chriſtiane und Sabine, letztere im Reitkleid, traten ein.

„Hier kommt die Tauſendkünſtlerin, Mama!“ rief Chriſtiane und ſetzte überraſcht und betroffen hinzu: „Was iſt denn das! Rosmary weint!“

Die Gräfin gab die Erklärung. Beide junge Mädchen brachen in Klagen aus.

„Wie traurig! gerade in dieſen letzten Tagen, die ich auf Argenfels verlebe!“ ſagte Chriſtiane und Sabine rief niedergeſchlagen:

„Wer wird nun die Siegesgöttin darſtellen!“

Unter dem Vorwand ihre Sachen ordnen zu müſſen entfloh Rosmary und ſchloß ſich in ihrem Zimmer ein, während Sabine ſich umkleidete und dann in einem obern Saal zwiſchen Wandſchirmen, Tapeten, Lattenwerk und Farbentöpfen hanthierte und während Chriſtiane bei der Gräfin die vacante Stelle des Secretärs einnahm. Es ging Alles ſeinen Gang trotz der momentanen Lücke. Niemand wähne unentbehrlich zu ſein.

Der Saal, in welchem die Bühne aufgeſchlagen werden ſollte, lag auf demſelben Gang wie Rosmary's Zimmer. Als die Stunde zum Aufbruch kam, ging Rosmary zuerſt zu Sabine um ihr Lebewohl zu ſagen, zu dieſer Sabine, in der und für die ſich Alles vereinigte um dereinſt, als Winfried's Gattin, glücklich zu ſein . . . . glücklich zu machen.

Sabine kam ihr entgegen in einem baumwollenen Kleide und grauer Schürze, das Haar feſt zuſammengefaßt unter einem Netz, das ſie bis auf die Stirn herabgezogen hatte, die Ermel zurückgeſtreift bis über den Elbogen hinauf, in der Linken einen großen blauen Farbentopf, in der Rechten einen gewaltigen Pinſel. In dieſem entſtellenden Anzug ſah ſie allerliebſt aus wie ein verkapptes Feenkind und Rosmary's neidloſes Herz verweilte mit Wohlgefallen bei dem anmuthigen Weſen.

„Alſo auf baldigſtes Wiederſehen und reiſen Sie glücklich," ſagte Sabine, wiſchte ihre kleine Hand ſo ſauber wie möglich ab und reichte ſie der Scheidenden.

„Und Sie .... bleiben Sie glücklich!" verſetzte Rosmary, drückte dieſe Hand und eilte zur Gräfin herunter, die auf's Herzlichſte ſie entließ. Der Graf war mit Thierſtein und Julian gleich nach der Meſſe auf die Jagd gegangen; — ſo war ihr dieſer Abſchied erſpart. Chriſtiane und ein Diener, der die Reiſetaſche trug, begleiteten ſie zur Station. Was auf dem Wege Chriſtiane ſagte, was ſie antwortete — ſie wußte es nicht.

Der Zug brauſte heran. Sie ſtieg ein. Noch ein Händedruck .... noch ein Lächeln .... und fort ging es. Gott ſei mir gnädig! ächzte Rosmary.

Briefe.

Auf Waldhaus herrſchte Grabesſtille. Wie ein geräuſchloſes Räderwerk ging das Leben fort. Sintram ruhte in der Familiengruft und mit ihm war die Hoffnung ausgelöſcht, dies wunderbare Licht, das viel beſeelender, viel ſtärkender, viel anregender iſt, als der Menſch ahnt, ſo lange er hofft. Ihm wird die merkwürdig beflügelnde Kraft der Hoffnung erſt dann klar, wenn er ſie verloren hat.

Alle Aerzte Venedig's ſtanden an ſeinem Krankenbett, aber der Rückfall in das Nervenfieber nahm einen tödtlichen Verlauf, denn die Folgen der heftigen Erkältung zehrten ſeinen geſchwächten Organismus auf. Mit einhundertundvierzig Pulsſchlägen in der Minute hält man die Krankheit nicht lange aus. Er verſchied nach acht Tagen. In ſeinen letzten Stunden hörte das Delirium auf, in welchem er fortwährend gelegen hatte. Todesmatt, aber bei voller Beſinnung, verlangte er einen Geiſtlichen. Seine Eltern gaben ſich einer kurzen Täuſchung hin: das Fieber war fort, das Bewußtſein zurückgekehrt; es galt jetzt nur die Kräfte zu heben; er war ja im Frühling, in Frankreich, ſchon in einem ähnlichen Zuſtand geweſen und hatte ſich wieder erholt.

„Es iſt eine Kriſis zum Beſſern," ſagte die Baronin, als ſie ihm nach dem Empfang der Sacramente den Todesſchweiß abtrocknete, der ſein feines braunes Haar in Streifen an ſeine bleiche Stirn klebte, über welche die Schatten des Todes flogen, die Niemand verkennt, der ſie an theuern Abgeſchiedenen beobachtete. Allein die Baronin hatte nie an einem Sterbebett geſeſſen. In ihrem langen Leben geſchah es jetzt zum Erſtenmal. Sie kannte nicht den Blick eines brechenden Auges, nicht den letzten Seufzer eines ſtockenden Herzens. Sie ſollte es bei ihrem Sohn kennen lernen. Der Baron ſchwamm in Thränen; Sintram war ruhig entſchlummert. Mit namenloſer Angſt in Blick und Ton ſagte die Baronin halblaut:

„Ilſe . . . . er ſchläft!"

Ilſe aber, die am Fuß des Bettes ſtand, wußte Beſcheid. Sie faltete die Hände und ſagte weinend:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe."

„Nein!" rief die Baronin mit hellem Aufſchrei: „Sintram .... wach auf .... ſieh mich an!"

Sie beugte ſich über ihn, ob er nicht vielleicht die Augen öffnen, ſie anblicken werde. Aber Sintram wachte nicht auf. — — —

Nach Waldhaus zurückgekehrt war es ihr erſter Gedanke den Flügel des Schloſſes, den Sintram bewohnen ſollte, niederreißen zu laſſen.

„O Minettchen! was gibt das für einen gräßlichen Tumult und Lärm! .... wie bei dem jüngſten Gericht!" ſagte der Baron, der ſeine Tage in ſtillen Thränen zugebracht, ganz entſetzt.

Dieſer Vergleich rettete vielleicht das ſchöne Gebäude. Die Baronin ſagte nur:

„Du biſt beneidenswerth .... Du kannſt weinen. Ich kann es nicht .... Nein! nicht eine einzige Thräne!"

„Ach, Minettchen! ob man weint oder nicht weint — die Hauptſache iſt immer dieſelbe."

Er verfiel in ſtillen Gram. Er las die Zeitungen, als ob er hebräiſch leſe. Er legte Patience, gleichgültig ob ſie auskomme oder nicht. Statt die Cigarre zu rauchen, hielt er ſie zwiſchen den Fingern und auf die Jagd mochte er nicht gehen. So gab es denn keine Zerſtreuung, keine Beſchäftigung für ihn .... und keinen Troſt.

Die Baronin beſchäftigte ſich mit ihren Gedanken; allein die waren nicht der Art um ſie zu tröſten. Umſonſt gelebt die vielen Jahre! umſonſt getragen die Mühen, die Beſchwerden, die Sorgen! nichts erreicht, als in einer Wüſte zu ſterben! — und ein ſolches Schickſal ſoll von einer göttlichen Vorſehung angeordnet ſein? . . . . Ein Kind wer das glaubt! — Darin vermauerte ſie ſich. Der Pfarrer von Waldhaus verſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Menſch für Gott leben müſſe, nicht für ein Geſchöpf; und daß man nie umſonſt gelebt habe, wenn man mit Hingebung in den Willen Gottes handele und leide.

„Dieſe Theorie iſt mir zu abſtract,“ ſagte ſie ſo kühl als ob es ſich um einen philoſophiſchen Satz handele. „Daß es einen Weltſchöpfer gibt, weiß ich,“ ſetzte ſie ſo apodiktiſch hinzu, als habe ſie darüber Privatoffenbarungen gehabt: „aber unſere Schickſale ſind etwas ganz anderes, als die Regierung von Sonne, Mond und Sternen — und unſere Schickſale hängen von Menſchen und Umſtänden ab.“

„Hängen mit ihnen zuſammen, gnädige Baronin, und ſehr eng zuſammen — doch nicht ab. Der lenkende Faden liegt in der allmächtigen Hand eines allliebenden Gottes.“

„Ich bitte, Hochwürden, ſprechen Sie nicht von Gottes Allmacht und Liebe, da er entweder nicht die Macht oder nicht die Barmherzigkeit hatte mir meinen Sohn zu erhalten,“ verſetzte ſie ſchneidend.

Der Pfarrer zog ſich zurück. Der Baron begleitete ihn und ſagte im Vorzimmer:

„Ach, Herr Pfarrer, wie verhält ſich denn das eigentlich mit der Allmacht und Liebe Gottes.“

„Beſter Herr Baron, wenn Sie annehmen, daß ſich der liebe Gott nur um Sonne, Mond und Sterne bekümmere, ſo iſt es ſchwer ihn als den liebenden und barmherzigen Vater ſeiner Menſchenkinder ſich vorzuſtellen.“

„Nein, ganz ſo denke ich nicht. Aber, Herr Pfarrer, Sie müſſen mir das gehörig klar machen. Ich werde Sie beſuchen .... wenn ich recht traurig bin.“

„Das ſoll mich herzlich freuen,“ verſetzte der Pfarrer und ſchied mit einem Händedruck von dem armen niedergeſchlagenen Mann, der gleichſam inſtinktmäßig nach dem Quell des Troſtes ſich wendete.

„Ich will zum Pfarrer gehen, Minettchen!“ ſagte der Baron nach einigen Tagen in einer trüben Stunde: „Du haſt Deine Geſchäfte und tauſend Dinge, die gethan ſein müſſen, der Ordnung wegen. Ich habe nichts was ich thun muß und was ich früher thun mochte — mag ich nicht mehr. Ich höre aber gern den Pfarrer von Gott reden und deshalb will ich ihn beſuchen.“

„Wird Dich das tröſten über Sintram's Tod?“ fragte ſie ſcharf.

„O nein!“ entgegnete er und ſchüttelte mit einer troſtloſen Geberde ſein Haupt, das gar nicht mehr ſo freundlich zufrieden wie der Vollmond ausſah.

Diesmal ging er nicht; aber am nächſten Tage ſagte er nichts, ſondern ging hin. Der Pfarrer war zu einem Sterbenden nach einer entlegenen Mühle gerufen; doch ſeine Schweſter empfing den Baron ſo theilnehmend und ſympathiſirte ſo herzlich mit einem Kummer, den ſie aus bitterer Erfahrung kannte, daß ſich der Baron ganz erquickt fühlte.

„Du biſt beneidenswerth, dabei bleib' ich,“ ſagte die Baronin, als er in gehobener Stimmung heimkehrte: „Du kannſt weinen und findeſt Du Unterhaltung, ſo zerſtreut Dich das.“

„Unterhaltung, Minettchen? Ja! die gute Profeſſorin hat mir erzählt, daß ſie an der Cholera zuerſt ihren Mann und dann, nach zwei Tagen, ihren einzigen Sohn verloren habe und in ſehr dürftige Verhältniſſe gerathen ſei. Und dann ſagte ſie: Je ſchwerer das Leben, deſto leichter der Tod. Dies war unſere Unterhaltung. Die Frau weiß wie mir zu Muth iſt. Ich werde ſie öfter beſuchen und dann werden wir von unſern lieben Söhnen ſprechen.“

„Thue das!“ ſagte die Baronin mit einer ſo milden Zuſtimmung im Ton, wie der Baron ihn in ſeiner dreißigjährigen Ehe nicht gehört hatte, ſo daß er ihr ganz überraſcht und gerührt die Hand reichte.

Nachdem ſie das Beileidsſchreiben des Grafen von der Argen erhalten hatte, nahm ſie ſich zuſammen und antwortete:

„Beſter Winfried! Von Deiner Theilnahme überzeugt danke ich Dir und der lieben Emerenz recht herzlich dafür. Allein es iſt mir nicht möglich Euren Wunſch zu erfüllen und Euch das Nähere über ein Ereigniß zu berichten, das jede Faſer meines Herzens zerriſſen hat. Vielleicht gewinne ich ſpäter die Faſſung dazu.

„Jetzt, beſter Winfried, will auch ich ein Zeichen meiner Theilnahme Euch geben. Jenes entſetzliche Weib, — die Grundurſache all meines Jammers — iſt die Pflegeſchweſter von Fräulein Rosmary, iſt mit dieſer bei deren Eltern aufgewachſen und ſtets zuſammen geweſen. Mein armer Sintram erzählte mir dies in Venedig — in Argenfels war er mit andern Gedanken beſchäftigt. Er ſetzte hinzu, Fräulein Rosmary ſei ſtets ganz anders geſinnt,

„wie die unſelige Roſalba — und namentlich der „Verbindung mit ihm entſchieden abhold geweſen. „Dennoch halte ich es für meine Pflicht Dich hievon „in Kenntniß zu ſetzen, umſomehr als Fräulein Ros„mary als ganz junges Mädchen mit einem Schau„ſpieler verlobt war, der ſich für einen vornehmen „Engländer ausgab, und der die Verlobung abbrach, „als er nicht ſeine Rechnung bei der verarmten Braut „fand. Obſchon ſie ſich auch in dieſem Verhältniß „gut benommen haben ſoll, ſo ſcheint es mir doch „rathſam einige Vorſicht zu üben — bezüglich Dei„ner Söhne, die beide in dem Alter ſind, wo das „Herz, der Schönheit gegenüber, leicht erglüht. Die „Möglichkeit, daß ſich auf Argenfels etwas Aehn„liches ereignen könnte wie das, was unſer Lebens„glück zerſchmettert hat, veranlaßt mich zu dieſer „vertraulichen Mittheilung, die Du hoffentlich im „verwandtſchaftlichen Geiſt aufnehmen wirſt, da ich „ſie im verwandtſchaftlichen Intereſſe machte. Mit „dieſer Geſinnung und mit den beſten Grüßen an „Emerenz verbleibe ich, lieber Winfried, Deine Freun„din und Couſine Theophile Uglas.“

Während der Graf höchlichſt erſtaunt dieſen Brief las, empfing die Gräfin einen Brief von Rosmary, die ihr ſchrieb:

„Gnädige Frau Gräfin! Mit der huldvollen

„Güte, die Sie mir ſtets bewieſen haben, verlangten
„Sie, als ich abreiſte, ich ſolle Ihnen Nachricht
„von hier geben. Die Dinge haben ſich ſo geſtaltet,
„daß es nicht nur meine Pflicht, ſondern auch
„eine Nothwendigkeit iſt, Sie davon in Kenntniß
„zu ſetzen.

„Meine gute Pflegemutter iſt für den Augenblick
„außer Gefahr. In der Nacht nach meiner Ankunft
„fand eine günſtige Criſis ſtatt und der Arzt gab in
„Folge derſelben die Erklärung ab, bei großer Schonung
„und guter Pflege könne ſich die Kranke allmälig,
„ja vollſtändig erholen, denn ihre Lunge ſei
„nicht eigentlich krank, ſondern nur ſchwach. Ich bin
„jetzt fünf Tage hier und muß ſeine Ausſage beſtätigen
„inſoweit es die allmälige Beſſerung betrifft.
„Nach gründlicher Rückſprache mit dem Herrn Pfarrer,
„bin ich zu dem Entſchluß gekommen, mindeſtens
„ein halbes Jahr hier zu bleiben und die häuslichen
„Geſchäfte ſo wie die Pflege der lieben Kranken zu
„beſorgen. Mutter und Sohn ſind mir dafür ſo
„dankbar, wie dieſer Dienſt es gewiß nicht verdient.
„Aber ich denke es ſoll ein Lohn für mein Opfer
„ſein Argenfels zu verlaſſen. Indeſſen iſt es nicht
„die Dankbarkeit allein, die mir hier meinen Platz
„anweiſt, obſchon dieſe vortreffliche Frau mir von
„meinem erſten Lebenstage an bis zu dieſer Stunde

„die arme Mutter in reichem Maß erſetzt hat, denn „ſie verſorgte und behütete meine Kindheit und ſtand „meiner Jugend durch ihre Vorſicht und Frömmigkeit bei, und was an mir gut iſt, hat ſie durch „ihren Rath, ihre Lehren und ihr Beiſpiel gepflegt „und entwickelt. Aber ſie hat eine Tochter, meine „Milchſchweſter, und dieſe — über ihre Verhältniſſe „bei meinen Eltern erzogen, weil ich mit kindiſch-„zärtlichem Eigenwillen an ihr hing — entfremdete „ſich ihrer Mutter und iſt eben die unglückliche Roſalba Weiß, jetzt die Wittwe des Baron Sintram „Uglas. Ja, noch mehr! — Der Mann, welcher „dieſe veranlaßte mit ihm in die weite Welt zu „gehen und dadurch die Verſöhnung mit ihrem Gatten, die möglich geweſen wäre, unmöglich machte — „iſt mein armer Bruder, der ſchon zuvor ſeine Familie auf's Empfindlichſte an ihrer Ehre gekränkt „hatte. Ich glaube ganz klar den Willen Gottes zu „ſehen, daß ich hier bleiben ſoll, um ſo viel wie „möglich den Platz der unglücklichen Tochter auszufüllen, und will die Rückſicht auf mich und will „meine Neigung ſich widerſetzen, ſo iſt das nichts „als ein trauriges Zeichen ungeordneter Selbſt-„liebe, die ich nie genug bekämpft habe.

„Von den Gefühlen mit denen ich von Ihnen, „gnädige Gräfin, und überhaupt von Argenfels

„ſcheide, ſchweige ich. Ich werde aber alle Tage
„meines armen Lebens auf den Knieen Gott danken,
„daß er mich zu Ihnen führte und daß er mir die
„Kraft gegeben hat von Ihnen zu ſcheiden, weil die
„Pflicht es gebietet.“ — — —

Dies iſt ein Abſchied für's Leben! ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt: und ich weiß den Grund. —

Der Graf brachte ihr ganz empört das Schreiben der Baronin indem er ſagte:

„Nein, dieſe Theophile! .... Sie hat doch einen recht häßlichen Character! Was bezweckt ſie denn eigentlich mit ihren Nachrichten über Rosmary? Will ſie uns verſtören .... will ſie uns Verdruß machen .... will ſie ein Paar Steine in unſere Blumenbeete werfen?“ .... —

„Das wird es ſein! ſie iſt erbittert. Aber lies jetzt den Brief von Rosmary. An dieſem klaren, reinen Weſen werden Theophilen's Befürchtungen zu Schanden.“

„Dieſe Rosmary iſt wirklich eine Lilie des Thals, die zwiſchen Diſteln und Dornen wächst,“ ſagte der Graf nachdem er geleſen: „der Vater ein Bankerotier, die Mutter eine Irrſinnige, der Bruder ein Spitzbube, die Pflegeſchweſter eine — Roſalba und, wenn es wahr iſt! der Verlobte ein Betrüger: das iſt ja eine furchtbare Geſellſchaft! — Weshalb ſie aber in einem Ton ſpricht, als habe ſie die Abſicht nicht wiederzukommen, das ſehe ich nicht ein. Iſt einmal die Frau Weiß hergeſtellt, ſo hat ſie dort keine Pflicht zu erfüllen und ich denke Du rufſt ſie dann zurück."

„Wir müſſen abwarten, was Gott fügt," ſagte die Gräfin vorſichtig.

„Unſrer jungen Welt wollen wir Theophilen's Brief verſchweigen und Rosmary's Brief mittheilen, nicht wahr Emerenz?" fuhr der Graf fort: „Es iſt ſo heilſam daß die Jugend — und beſonders die glückliche Jugend, die ihrer Natur nach immer eine Neigung zum Uebermuth hat — nicht aus Büchern ſondern im Leben ſieht, wie ernſt die Pflicht an den Menſchen herantritt und wie ernſt er ſie erfaßt, wenn ſein Vorhaben gründlich iſt, Gott zu dienen." — — —

Das war es in Rosmary. Sie hatte die Hand an den Pflug gelegt, der ſchneidende Furchen durch ihr Herz ziehen ſollte und ſie zog die Hand nicht zurück. Sie wurde vom Pfarrer wie ein Engel des Troſtes und von Frau Weiß wie die geliebteſte Tochter begrüßt, als ſie bei ihrer Ankunft erklärte, ſie werde bleiben ſo lange ſie nützlich ſei. Krankenpflege hatte ſie bei ihrer Mutter gelernt und Frau Weiß, die mit Allem zufrieden und für Alles dankbar war, erſchwerte ſie nicht. Die häuslichen Geſchäfte ſuchte ſie gewiſſenhaft zu erfüllen und ſo war ihr ganzer Tag ihren neuen Pflichten gewidmet und ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Das gab ihr äußerlich eine große Ruhe, aber in ihrem Innern nagte der Schmerz um ſo tiefer, als ſie ihn in die Tiefe drängte.

In ſeiner Freude über ihre Ankunft hatte der Pfarrer Rosmary in den erſten Tagen nicht beobachtet. Als er es aber that fiel ihm ihr Ausſehen auf. Sie war krankhaft bleich und die Lippen dunkelroth und bei einer raſchen Bewegung flog zuweilen ebenfalls ein dunkles Roth über ihr Antlitz.

„Strengen Sie Sich nur nicht übermäßig an, liebes Fräulein. Mir ſcheint Sie ſehen angegriffen aus,“ ſagte er beſorgt.

„Bei meiner armen Mutter hatte ich es nicht ſo leicht wie bei dem Mütterchen,“ verſetzte ſie ausweichend.

„Ja; aber ich glaube auch, daß Ihre Geſundheit damals etwas gelitten hat.“

„Seitdem habe ich mich vollſtändig erholt,“ verſicherte ſie.

Und ſie glaubte es. Sie hielt das gewaltige Herzklopfen, das ſich manchmal einſtellte, für eine Folge ihrer ſtets bekämpften Gemüthsbewegungen und mehr für ein pſychiſches als phyſiſches Leiden und es fiel ihr nicht ein ſich zu ſchonen. Sie hatte an Lewold geſchrieben und ihn gebeten ihre Sachen einzupacken und ihr zu ſchicken. Als der Koffer anlangte und gleichſam den letzten Faden ihres Aufenthaltes auf Argenfels abriß, übermannte ſie ein troſtloſer Schmerz und ſie bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht.

„Sie haben Heimweh, arme Rosmary,“ ſagte der Pfarrer mitleidig.

„Etwas . . . . ja! . . . . es iſt recht thöricht, denn ich bin gern hier!“ verſetzte ſie abgebrochen.

Dann las ſie Lewold's Antwort:

„Sehr geehrtes Fräulein! Indem ich Ihnen hie-
„bei ſämmtliche Sachen überſende, welche die Frau
„Beſchließerin und ich in Ihrem Zimmer gefunden
„und eigenhändig verpackt haben, ſo daß wir ſicher
„ſind nichts vergeſſen zu haben, bin ich ſo frei
„Ihnen, geehrtes Fräulein, ganz ergebenſt für Ihre
„gütigen Zeilen zu danken, weil Sie mir dadurch
„Gelegenheit gegeben haben Ihnen einen kleinen Dienſt
„zu erweiſen. Ich hätte nur gewünſcht, daß er anderer
„Art ſein möge. Das ſchöne Vermälungsfeſt wird
„die ganze gräfliche Familie und viele Anverwandte
„derſelben auf Schloß Argenfels verſammeln und
„Sie werden nicht dabei ſein. Die Frau Beſchlie-

„ßerin, Fräulein Johanna und ich wir ſprechen alle
„Tage davon wie leid es uns iſt, daß Sie überhaupt
„und beſonders gerade jetzt abreiſen mußten.
„Es geht nun freilich die Rede Sie würden nach
„einem halben Jahr wiederkommen und das freut
„uns herzlich; aber umſomehr bedauern wir, daß Sie,
„geehrtes Fräulein, an Gräfin Chriſtianen's Hochzeitstag
„nicht hier ſein können.

„Ich bin ſo frei Ihnen mitzutheilen, daß ich
„morgen mit dem Herrn Baron von Thierſtein auf
„zehn bis zwölf Tage nach Nußdorf gehe um dort
„die Handwerker zu überwachen und anzutreiben, die
„Sachen in Empfang zu nehmen, welche zur Einrichtung
„des Hauſes in großer Menge dahin geſchickt
„werden und Alles ſo zu ordnen, daß Gräfin
„Chriſtiane es bei ihrem Einzug wohnlich finde. Wie
„Argenfels wird es freilich nicht werden; aber wo
„gäbe es wohl ein zweites Argenfels? Das ſagt
„ſogar die Frau Fürſtin, die ſich doch auf Schlöſſer
„verſteht. Ein Wien und ein Argenfels! — ſo ſagt
„ſie. Geehrtes Fräulein können Sich vorſtellen wie
„viel ich in Nußdorf zu thun haben werde und wie
„viel mehr noch bei den Vermälungsfeſten. Allein
„es wird mir nie zu viel, denn es iſt mir eine
„Freude und eine Ehre meiner guten gnädigen Herrſchaft
„gut und bis zu meinem Lebensende zu dienen

„— wie die Frau Gräfin es mir zugeſichert hat, „als ich im vorigen Spätjahr meine fünfundzwanzigjährige Dienſtzeit auf Argenfels feierte und als „ſie ſprach: „Lewold, wir bleiben lebenslänglich beiſammen; das iſt mein beſtes Angebinde für Sie.“ —

„Ich bitte, ſehr geehrtes Fräulein, dieſe Zeilen „mit gewohnter Freundlichkeit zu empfangen, ſo wie „auch die angelegentlichen Empfehlungen der Frau „Beſchließerin, der Fräulein Johanne und der Fräulein Leontine, die, wenn die Frau Gräfin ihr „etwas dictirt, immer in Todesängſten ſchwebt auf „dem ſchönen Papier mit der eleganten Stampiglie „einen Tintenklex zu machen — eine Angſt, welche Sie „ohne Zweifel nie gehabt haben.

„Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. G. Lewold.“

Rosmary reichte dem Pfarrer den Brief, der ihn las und darauf ſagte:

„Er ehrt den Diener und die Herrſchaft.“

Auch von Chriſtiane kam ein Brief. Sie ſchrieb:

„Liebe beſte Rosmary! Ihre Zeilen an Mama „ſind für uns Alle recht niederſchlagend. Wir hatten „gehofft Ihre gute Pflegemutter werde ſich recht bald „erholen und Ihre Rückkehr geſtatten. Nicht nur iſt „dies nicht der Fall, ſondern Sie reden ſo, als „wollten Sie nie wiederkommen. Das mißbilligen „wir auf's Aeußerſte, namentlich Papa und meine

„Wenigkeit. Mama iſt ja immer äußerſt zart und „vorſichtig mit dem Ausdruck ihrer Mißbilligung — „was mir außerordentlich zu ſtatten kommt. Allein „im vorliegenden Fall iſt es anders. Ich, in Mama's „Stelle, würde ein energiſches Geſuch an Sie richten, liebſte Rosmary, und Ihnen vorſtellen, daß „Sie, ſobald Ihre Pflegemutter geneſen iſt, hier „mehr Gutes thun und wirken können als dort; beſonders deshalb, weil die Mama die Chriſtiane „verliert und ſich ſehr einſam fühlen wird. Als „meine Schweſtern heiratheten war ſie noch jünger, „war geſund und hatte Julian und mich im Hauſe. „Als ſie kränklich geworden war und Julian fortging, da führte der liebe Gott Sie zu uns und „wie lieb Sie uns Allen geworden, wie manchen „Dank wir Ihnen ſchuldig ſind: das ſagt Ihnen „Ihr Herz. Und jetzt ſoll Mama ganz einſam bleiben? — das will mir nicht einleuchten. Gleichwohl „verlangt ſie, daß ich Sie durchaus nicht mit Bitten „beſtürme. Sie ſpricht: „Rosmary wird kommen „wenn ſie kann.“ Es bleibt mir alſo nichts übrig „als den lieben Gott zu bitten die Umſtände ſo zu „fügen, daß Sie kommen können.

„Je näher der Tag kommt, der mich von meinen „Eltern trennt, deſto ernſter wird mir zu Sinn. Es „iſt ein furchtbarer Schritt, dieſer unwiderrufliche,

„den keine Macht im Himmel und auf Erden rückgängig
„machen kann — mit einem Mann in die
„weite Welt zu gehen. Zum Glück iſt Nußdorf die
„weite Welt. Wäre aber Thierſtein auf Winfried's
„Vorſchlag eingegangen ſich in Cöleſyrien niederzulaſſen,
„ſo müßte ich auch dahin mitgehen. Und ich
„thäte es . . . . ſogar gern, denn ich vertraue ihm,
„weil er ein characterfeſter Mann iſt. Er hält am
„Glauben, er hält am Recht, er hält folglich an der
„Ehre feſt — und Pflichterfüllung iſt die größte
„Ehre. In unſern Tagen, wo die Geſinnungen wie
„Wetterfahnen nach allen vier Winden ſich drehen
„— wo die Liberalen ſervil werden und Servile
„liberal thun — wie wäre ich unglücklich mit einem
„Mann, der nicht jene höhere Richtſchnur hat, durch
„all die Stürme der Welt und des Lebens zu gehen,
„z. B. mit unſerm vortrefflichen Nachbar, Baron
„Curt, der geſtern folgende Phraſe zum Beſten gab:
„Wir haben das herrliche Schauſpiel vor Augen,
„daß hohe politiſche Weisheit die glänzendſten Erfolge
„ſtützt und ſchützt. Ich that unbefangen und
„ſagte: „Ja, der dritte Napoleon, der ſich vom Carbonaro
„zum Kaiſer erſchwindelt hatte, galt für einen
„höchſt weiſen Politiker." — „Nein!" rief Sabine,
„Baron Curt hat Rumänien im Auge oder dergleichen
„Großes." — Sabinen's Hohn ging ihm ſehr

„zu Herzen. Dies nur ſo beiläufig um zu ſagen, „daß ich keinem andern Mann als Thierſtein meine „Zukunft anvertrauen könnte und daß ich dennoch „ein gewiſſes Zagen nicht überwinden kann.

„Ende dieſer Woche kommt Tony — Gundaccar „ſpäter — um dem guten Papa Geſellſchaft zu „leiſten, denn ich ſoll ein Triduum von geiſtlichen „Uebungen machen, was mich außerordentlich freut. „In der letzten Zeit war faſt von nichts die Rede „als von Kleidern, Möbeln, Dienſtboten, von Einladungen und Feſtprogrammen, ſo daß Mama einige „Tage ſtiller Sammlung und ruhiger Betrachtung „für ganz nothwendig hielt. Ich war damit ganz „einverſtanden, erklärte aber, ſie müſſe mitgehen. „Ich ganz allein unter fremden Menſchen — unmöglich! — So wurde denn Tony berufen, die allzeit „reiſefertige; und etwa zu derſelben Zeit kommt auch „der Seemann wieder — in einen Alpenjäger verwandelt. Thierſtein aber baut in Nußdorf unſer „Neſtchen recht heimlich aus.

„Liebe Rosmary, das nenne ich ein Plauderſtündchen! — Iſt aber doch nur ein kümmerlicher „Erſatz für jene, die wir in meinem trauten Zimmer „hatten, nachdem die franzöſiſche Grammatik abſolvirt war — ach, in dem Zimmer, das bald „ebenſo leer ſein wird, wie das Ihre, in welchem ich

„mit einem Stich durch's Herz Lewold und Frau „Danzl hanthieren ſah.

„Nun aber endlich Gott befohlen, liebe Rosmary. „Meine Eltern grüßen Sie auf's Herzlichſte. Ich aber „ſchließe Sie in meine Arme und mich in Ihr frommes Gebet ein. Ihre Chriſtiane.“

Auch dieſen Brief gab Rosmary dem Pfarrer zu leſen. Sie merkte ihm ein leiſe Beunruhigung über die Frage an, in welcher Weiſe — ob gern ob ungern — man ihre Abreiſe aufgenommen habe. Dieſe Briefe aus zwei ſo ganz verſchiedenen Quellen wie die Tochter des Hauſes und ein treuer Diener des Hauſes, waren ganz geeignet den Pfarrer vollſtändig zu beruhigen, indem ſie ein glänzenderes Zeugniß für Rosmary ablegten, als dieſe es hätte thun können. Es war alſo nichts auf Argenfels vorgefallen, was Rosmary gekränkt oder betrübt hätte und barg ſie dennoch in ihrer Seele einen Schmerz, den Niemand kannte, noch kennen ſollte, als Gott allein, ſo hatte er die Zuverſicht, daß auch Gott allein helfen könne ihn entweder zu überwinden oder zu tragen. Er wußte, daß der Schmerz die edelſten Kräfte des Menſchen dadurch entwickelt, daß der Schmerz, indem er das Herz zu Boden drückt, zugleich in den höheren Fähigkeiten das Bewußtſein weckt, der Menſch ſei nicht geſchaffen um ſich durch äußere Schickſale erdrücken zu laſſen, ſondern um ihnen Widerſtand zu leiſten, und vermöge dieſer Reaction höher aufzuſteigen als ohne ſie. Er ſprach zuweilen dergleichen Bemerkungen vor Rosmary aus und immer hörte ſie ihm beiſtimmend und mit Theilnahme zu. Jetzt ſagte ſie:

„Ich glaube aber, daß Ihre Auffaſſung des Schmerzes, als eines Erziehers für den Himmel nur von dem Chriſten gewürdigt werden kann. Der glaubensloſe Menſch wird ihn verabſcheuen, und doch hat auch er Schmerz und Leid. Was kann ihm helfen ſein Kreuz zu tragen? was kann ihn tröſten? .... So frage ich mich oft, wenn ich an die Unglücklichen denke, die in der Welt dahinleben, als ob es keinen chriſtlichen Glauben gebe.“

„Niemand kann ihnen helfen .... nichts ſie tröſten, aber ſie betäuben ſich. Sie meſſen ihr Leid den Verhältniſſen bei, den allgemeinen, den beſonderen — ſchieben auf dieſe und jene Menſchen die Schuld und entnehmen daraus das Recht, dieſe und jene feindlich zu betrachten, ſie zu haſſen und, wo möglich, ſich gegen eine Ordnung der Dinge zu empören, welche ſie als den Grund ihres Leidens betrachten. Aber dieſer Grund iſt in letzter Inſtanz unſere tiefgefallene Natur, die ſich nur im Läuterungsfeuer ſchwerer Kämpfe in die Höhe arbeiten kann, und die der Glaubensloſe leugnet. Er behauptet die menſchliche Natur ſei ganz vortrefflich, man müſſe nur Alles fern halten, was ihr unangenehm iſt und nichts von dem verſagen, was ſie begehrt; — die Schranken beleidigten ſie und ihre gerechte Rache begehe Thaten, die lügenhafter Weiſe Miſſethaten, Sünden, Verbrechen genannt würden. Mit dieſer Auffaſſung verſenkt man ſich in die Sinnenwelt mit ihren grauenhaften Freuden. Wohin aber der Menſch kommt mit dieſem Haß, dieſer Rache und dieſer Genußgier — das hat uns die jüngſte Pariſer Commune vor Augen geſtellt! ein Bild, an ſich ſchon haarſträubend genug — aber noch mehr dadurch, daß alle Elemente vorhanden ſind um es in Europa zu vervielfältigen, denn gegen Demoraliſation gibt es kein äußeres Mittel — und die inneren, die wahren, die wirkſamen, wollen die Machthaber dieſer Welt nicht anwenden. So wächst ſie denn wie eine ſteigende Sündflut vor unſern Augen; und wer die rettende Arche zimmert — das ſieht nur das Auge des Ewigen.“

„Hörten Sie nichts von dem armen Philipp?“ fragte Rosmary ſchüchtern und als ſie einen überaus ſchmerzlichen Ausdruck des Pfarrers wahrnahm ſetzte ſie lebhaft hinzu: „O nicht aus Neugier frage ich! allein ich möchte wiſſen ob und in wie weit das liebe Mütterchen vom Schickſal ihrer Kinder unterrichtet iſt.“

„Sie weiß, was ich weiß und das iſt ſehr wenig,“ verſetzte der Pfarrer mit Ueberwindung: „Anton hatte Theil genommen an Gott weiß was für einer Lieferung an die Armee und ging deshalb ſelbſt nach Frankreich, auch nach Paris, wo er von einigen Geſinnungsgenoſſen Philipps erfuhr, daß der Unglückliche bei einem Aufſtand umgekommen ſei. Von denſelben Leuten erfuhr er ferner, Philipp habe geäußert, ſeine Schweſter hätte ſich mit einem Amerikaner etwa ſechs Monate in Paris aufgehalten und ſei im Spätjahr nach Brüſſel gereiſt. Das iſt die letzte Kunde über die Unglückliche. Seit ihrer Abreiſe von Paris iſt alſo jetzt ein Jahr verfloſſen. Was Anton betrifft, ſo heißt es, daß ihm jene Lieferung einen bedeutenden Gewinn abgeworfen habe. Wir ſehen ihn nicht, denn . . . . Sie wiſſen ja, wie er iſt! er behauptet, er habe nicht Zeit um die Mutter zu beſuchen. Der Mammon iſt ſein Götze. Wie die arme Mutter mit ihrem Gram um drei Kinder — vom Vater nicht zu reden! -- mich dauert, das iſt unſagbar, gute Rosmary.“

„Der älteſte Sohn macht Alles gut,“ ſagte ſie tröſtend.

Er beachtete es nicht und fuhr fort:

„Ein Glaubensloſer könnte wohl fragen, weshalb dieſe Frau, die in ihren beſchränkten drückenden Verhältniſſen voll Noth und Sorgen, unter Schwierigkeiten und Widerſtand jeder Art, immer Gott vor Augen hatte und ſich redlich bemühte ihm durch Pflichterfüllung zu dienen — weshalb ſie in ihrem ganzen Leben nichts als Kreuz . . . ˙ und ſo wenig Glück gehabt hat. Aber in dieſer Frage, welche nicht faſſen kann, daß die Tugend auf Erden ohne irdiſchen Lohn bleibe, liegt ein tiefes Verkennen unſerer Beſtimmung, ein ſchneidender Widerſpruch gegen unſer Ziel. Wir ſollen uns heiligen: deshalb ſind wir auf Erden. Leid und Freude ſind nur die Mittel dazu, ſind gleichgültig. Und von oben herab betrachtet ſieht man das Glück und den Schmerz gerade umgekehrt an, als wir geneigt ſind es zu thun. Da iſt der Glückliche der, welcher in friedlicher Ergebung unter ſeinem Kreuz ſich opfert; und der Unglückliche der, welcher von der heiligenden Kraft des Kreuzes nichts weiß.“

„So iſt es,“ verſetzte Rosmary mit traurigem Lächeln, „aber wir verbleiben nicht auf den ſtillen Höhen, wo man dieſen Geſichtspunkt feſthält. Wäre das der Fall — ach! ſo wären wir ſchon hienieden ſelig und wandelten im ungetrübten Licht.“

„Und beſſer als die drei Lieblingsjünger Jeſu dürfen wir es nicht haben wollen," ſagte der Pfarrer: „Er nahm ſie freilich mit auf den Tabor und zeigte ſich ihnen in der Verklärung. Aber dann führte er ſie auch wieder herab und ſprach mit ihnen von ſeinem bittern Leiden. Es iſt genug für uns wenn Er uns das Auge des Glaubens für die Dinge des Lichts gegeben hat." — — —

„Wie iſt das Alles ſo richtig, ſo wahr, ſo aus meiner tiefſten Seele geſprochen," ſagte Rosmary zu ſich ſelbſt; — und ich weine!! — —

Frau Weiß fragte Rosmary ob man nicht auf Argenfels etwas über Roſalba durch Baron Uglas gehört habe. Rosmary theilte ihr Sintram's Tod mit und daß von ſeiner traurigen Ehe überhaupt ſelten — und nie mit ihr geſprochen worden ſei. Die arme Mutter ſeufzte:

„O wenn ſie nur nicht in ihrem Elend zu Grunde geht, wie Philipp."

Auf hohem Meer.

Es war ſpät am Abend. Fürſtin Antonie ſchlüpfte in die zierlichſten goldgeſtickten ruſſiſchen Pantöffelchen und in den behaglichen Sammetſchlafrock, entließ ihr Kammermädchen und trat aus ihrem Ankleidecabinet in ihr Zimmer um, nach ihrer Gewohnheit, die Ereigniſſe des Tages für ihren Mann aufzuſchreiben, dem ſie dann ein paar Mal wöchentlich dies Tagebuch ſchickte. Fürſt Gundaccar las ſehr gern lange Briefe, und ſchrieb ſehr ungern kurze; — lange nie. Dieſer Mangel an Erwiederung hielt aber die Fürſtin nicht ab ihm häufig und ausführlich zu ſchreiben. Die von der Argen'ſchen Töchter waren angeleitet dem Gemal jeden Gefallen zu thun.

Als die Fürſtin in ihr Zimmer trat, ſah ſie verwundert Winfried am Camin ſitzen.

„Winfried! Du hier? ich dachte Du wäreſt halberfroren, todtmüde und der Ruhe bedürftig.“

„Bitte, ſetze Dich, Tony, und antworte mir,“ ſagte er kurz, mit gepreßter Stimme.

Sie nahm ihm gegenüber Platz und erſchrak über den verſtörten Ausdruck, den ſie an ihm bemerkte.

„Lieber Winfried, was iſt Dir widerfahren?“ rief ſie beängſtigt.

„Wo iſt Rosmary?“ fragte er tonlos.

„Bei ihrer Pflegemutter,“ erwiderte die Fürſtin und ſchöpfte Athem.

„Warum iſt ſie fortgegangen?“

„Weil die kranke Frau ſie zu ſich rief. Haſt Du nicht gehört wie Papa Dir das Alles weitläufig erzählte?“

„Doch! allein ich möchte den Grund, den wahren, den eigentlichen wiſſen, weshalb ſie nicht mehr hier iſt.“

„Wenn ein geheimer Grund ſie dazu angetrieben haben ſollte“ — ſagte die Fürſtin und wurde aufmerkſam: „ſo bin nicht ich im Stande Dir darüber Auskunft zu geben, denn ſeit Mitte Auguſt ſah ich ſie nicht und als ich jetzt kam, war ſie ſeit acht Tagen fort. Du mußt Dich mit Deiner Frage an einen Andern wenden.“

„An wen?“ rief er haſtig.

„An Dich ſelbſt,“ antwortete ſie beſtimmt.

„Ja Tony! .... Du haſt Recht .... und ich habe wie ein Wahnwitziger gehandelt!“ rief er ſo verzweifelungsvoll, daß ſie in Beängſtigung zurückfiel und dringend ſagte:

„Lieber Winfried, rede verſtändlich! ich ſehe Dich in furchtbarer Aufregung und weiß nicht die Urſache. Das iſt nicht auszuhalten! .... Sprich, was iſt geſchehen?“

„Ich liebe ſie .... ich geſtand es ihr .... und ſie antwortete: Vergeſſen Sie Rosmary.“

„Nun,“ verſetzte die Fürſtin abermals ganz erleichtert, „dann hat ja die Sache bereits ihren Abſchluß gefunden.“

„Mit nichten! ich liebe ſie.“

„Aber wenn ſie Deine Gefühle nicht theilt — nicht theilen will?“

„Das iſt eben die Frage! ich glaube, daß ſie meine Liebe nicht unerwidert läßt. Hätte ich ihr geſagt: Meine Eltern ſegnen meine Wahl, ſegnen die Tochter, die ich ihnen zuführen möchte — o ich bin überzeugt ſie hätte anders geantwortet. Und ſo zu ſprechen war meine Abſicht. Aber mein Herz wallte auf, als ich ſie allein im Garten fand und hingeriſſen von ihrem Anblick, von der günſtigen Stunde, von dem Verlangen vor allen Dingen ihrer Liebe ſicher zu ſein und in dieſem ſeligen Bewußtſein jedes

Hinderniß zu beſiegen — brach ich das Schweigen, das ſo lange ſchon und ſo ſchwer im Bann mich hielt . . . . und ich ſprach! — O ich Thor! ich wahnſinniger Thor . . . . ich ſprach vor der Zeit."

„Und was antwortete ſie?"

„Vergeſſen Sie Rosmary! Das ſagte ſie ſehr traurig, ſehr beſtimmt, dreimal. Aber Du wirſt leicht begreifen, daß das keine eigentliche Antwort iſt."

„Beſter Winfried, welche Täuſchung von Deiner und welche Zartheit von ihrer Seite! Sollte ſie Dir etwa zur Antwort geben: Ich liebe Sie nicht — oder: Ich liebe einen Anderen?"

„Genau dieſen Sinn legte ich jenen drei Worten unter und betäubt von Schmerz, beſinnungslos, ergriff ich auf der Stelle die Veranlaſſung mich zu entfernen, die Valerian's Unfall mir bot. Am liebſten wäre ich gleich zur See gegangen, denn ich wollte ſie vergeſſen. Ich fühlte, daß meine Liebe ächt ſei, ächtes Gold . . . . und das mag man nicht umſonſt verſchwenden. Entweder kauft man dafür die köſtlichſte Perle . . . . oder man behält es für ſich. Aber es zu ihren Füßen hinzuwerfen — nein das nicht!"

„Lieber Winfried, Ihr habt alſo Beide die richtigſte Stellung eingenommen. Wie biſt Du denn plötzlich wieder in Aufregung gerathen?“

„Allmälig erwachte ich aus der Betäubung, in welche der ſo ganz unerwartete Schlag mich geſtürzt hatte und es wurde mir immer klarer, daß unter den vorliegenden Umſtänden, d. h. ohne Wiſſen und Willen meiner Eltern — ein ſo edles Weſen wie Rosmary ſich nie herablaſſen würde ihr Herz zu offenbaren. Ich lebte wieder zur Hoffnung auf und mit der Hoffnung — zur Unruhe, zur Spannung, die mich eine Zeitlang im Gebirg umherjagten, während ich zu jagen ſchien. Endlich, Tony, ſtand mein Plan feſt: trotz jener drei Worte rede ich mit den Eltern und gewinne ſie — und ich bin überzeugt wie von meinem Leben, daß alsdann Rosmary's letztes Wort ganz anders lauten wird. In heller Freude komme ich heute an .... und finde ſie nicht! .... finde ſie nicht zu Chriſtianen's Hochzeit!“ .... —

„Beſter Winfried, das ſcheint mir ganz Nebenſache zu ſein,“ erwiderte die kluge Fürſtin: „für Dich liegt das ganze Gewicht auf der Zuſtimmung unſerer Eltern und ich meine es ſei ganz gut, daß Rosmary während des Kampfes nicht hier iſt.“

„Du hältſt den Kampf für gewiß?“

„Für gewiß und für ſchwer.“

„Aber Du hältſt auch meinen Sieg für gewiß?“

„Das ſage ich nicht, Winfried!“

„Die Eltern ſchätzen und lieben Rosmary.“

„Ja, in ihrer Stellung und, mit Recht, über dieſe Stellung hinaus. Ob aber als Tochter?“ .... —

„Alles was an ihre gegenwärtige Stellung im Hauſe erinnern könnte, verſchwindet dadurch, daß ich nicht in dieſer Gegend, ſondern im Seedienſt bleibe und ſomit mein Heim in einem unſerer Hafenſtädte am adriatiſchen Meer gründe. Dort kümmert ſich Niemand um die Herkunft der Gräfin von der Argen und, als ſolche, wird ſie ſehr bald ein theures Mitglied unſerer Familie ſein.“

„Die Herkunft hat denn doch ihre gewaltigen Schattenſeiten, die nicht zu unterſchätzen ſind. Ich erinnere Dich an Sintram's Ehe .... und an den Vater der unglücklichen Roſalba, die Rosmary's Pflegeſchweſter und mit ihr aufgewachſen und erzogen iſt.“

„Wer ſagt das?“ fuhr Winfried auf.

„Rosmary ſchreibt es an Mama und erwähnt zugleich eines ehrloſen Bruders.“

„Das kann auch in vornehmen Familien der Fall ſein.“

„Und iſt es, leider Gottes! häufig genug. Papa nennt Rosmary die Lilie des Thales, die unter

Dornen wächſt; dennoch iſt es ſicher, daß ſie mit einem Schwindler, einem Betrüger verlobt war“ .... —

„Tony!“ rief Winfried drohend.

„Ich mache Dich auf die Schattenſeiten aufmerkſam, die unſere Eltern mit viel größerer Schärfe Dir vorſtellen werden. Sie ſind kein Tadel für Rosmary's Perſönlichkeit, allein ſie haben etwas Abſtoßendes für eine Familie wie die unſerige,“ verſetzte die Fürſtin gelaſſen und kühl.

„Und ſie ſollten den Glanz der Lilie des Thales verdunkeln? O nimmermehr! .... In meinen Augen ſtralt ſie nur um ſo reiner.“

„Ja, das pflegt ſo zu ſein.“

„Und Du magſt recht haben, daß Rosmary's Abweſenheit vor der Entſcheidung keine ſchlimme Fügung iſt.“

„Ich möchte Dich nur um Eines bitten, Winfried!“ ſagte die Fürſtin ernſt: „Wie die Entſcheidung auch ausfalle — Du bereiteſt unſern Eltern einen großen Schmerz, einen harten Kampf, denn Du bringſt eine ganz unbekannte, fremdartige Verſtörung in's Haus. Warte wenigſtens damit bis nach Chriſtianen's Hochzeit. Gönne ihnen die Freude ihre Kinder im ungetrübten Frieden um ſich zu verſammeln.“

„Welche Auffaſſung, daß dieſer Friede durch eine Rosmary geſtört werden könnte!“ brauste er auf.

„Es iſt die unſerer Eltern und Du weißt es!“ entgegnete ſie ruhig. „Deshalb bitte ich Dich, gönne ihnen dies friedliche, frohe Zuſammenſein, das ohnehin durch die bevorſtehende Trennung von Chriſtiane einen bittern Tropfen hat.“

„Wenn Du denkſt, daß ich durch dieſe Verzögerung auf andere Gedanken kommen ſoll — ſei es durch Sabine .... oder durch Deine Aeußerung, daß Rosmary einſt verlobt war .... oder durch ſonſt etwas — wenn Du das denkſt, Tony, ſo irrſt Du.“

„Ich denke genau das, was ich ſage: ich denke an unſere Eltern und wünſche ſehnlichſt, daß Du — da Du ihnen dieſen Kummer nicht erſparen kannſt — ihn wenigſtens ſo lange fern halten mögeſt bis er keinen Mißton in unſerm harmoniſchen Familienfeſt wachruft.“

„O könnte ich ihnen irgend einen Kummer ſparen — wie glücklich wäre ich! Aber es geht nicht anders! das Glück meiner Zukunft, meines Lebens ſteht auf dem Spiel.“

„Aber Du warteſt, Winfried.“

„Ich warte alſo und bringe dadurch ein großes Opfer. Denn bevor Alles klar iſt, fühle ich mich wie auf einem Schiff ohne Steuer auf hoher See, gefoltert von Ungewißheit an welcher Küſte ich landen werde. Du aber mußt mir gleichfalls verſprechen die Eltern inzwiſchen nicht gegen das, was kommen wird, einzunehmen.“

„Sei überzeugt,“ rief die Fürſtin lebhaft, „daß ich mich hüten werde ſie vor der Zeit zu betrüben.“

„So iſt die Welt!“ verſetzte er zürnend: „die Nähe des Himmliſchen verſtört und betrübt ſie.“

„In dieſem Fall irrſt Du, beſter Winfried. Eine Gattin — und wenn ſie auch eine Rosmary iſt! — iſt mit nichten nur ein himmliſches Weſen. Sie muß in den Weltverhältniſſen heimiſch ſein, welche ſie ausfüllen ſoll und dazu muß ſie unſere Erziehung, unſere Traditionen, unſere Lebensanſchauungen haben. Wenn nicht, ſo gibt es eine Art von gemiſchter Ehe, minder traurig wie die im Glauben gemiſchte, allein immer bedenklich genug, weil jenſeits der Flitterwochen ſchroffe Gegenſätze aufeinander prallen und das Himmliſche keineswegs im Vordergrunde bleibt. Doch ich weiß, daß ich tauben Ohren predige,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „und ich bin froh dem lieben Gott und Dir für Deine Zuſage danken zu können.“

Mit herzlichem Händedruck trennten ſich die Geſchwiſter und die Fürſtin begab ſich an ihren Tagesbericht für Fürſt Gundaccar. Der Schluß lautete:

„Genau zur Speiſeſtunde traf Winfried ein; war
„zuletzt mit Freund X. in Blühnbach, ſchoß drei
„Gemsböcke, auch anderes Gethier, und ſpricht, ſein
„Lebensſchifflein ſchwanke auf hohem Meer. Lieber
„Cary, welche Irrfahrten werden dereinſt unſere
„Bübchen machen! — Durch Winfried war ich von
„der Whiſtpartie befreit und dankte meinem Schöpfer;
„denn wegen meiner Kurzſichtigkeit paſſiren dabei
„ſchreckliche Dinge. Ich erkenne nicht genau die Karten,
„halte den König für einen Buben, den ich mit
„der Dame ſtechen will und dgl. mehr. Der gute
„Papa geräth darüber in ſtille Verzweiflung. Jetzt
„kann Winfried meinen Platz einnehmen. Heute aber
„gab es kein Whiſt, ſondern genug zu erzählen. —
„Gute Nacht, lieber Cary. Ich ſchließe Dich und die
„Bübchen in mein Gebet ein. Es betrübt mich, daß
„ich ſie nicht mitnahm. Ich dachte es ſei beſſer ſie
„in ihrer Ruhe zu laſſen, aber man ſollte ſich nie
„freiwillig von Kindern trennen. Sind ſie einmal
„draußen, ach, wie wenig hat man ſie — und dafür
„Sorgen in Menge. Denn am Lande wie zur See,
„Stürme gibt's überall. Und noch etwas, beſter
„Cary! Adelaide und ihre Mutter ſind dringend eingeladen
„und ſind hochwillkommen. Sollten ſie in-

„deſſen aus irgend einem Grunde nicht Luſt haben „zu kommen, ſo dringe bitte nicht in ſie. Den Grund „mündlich.“ — —

Die Fürſtin hielt es für gerathen Winfried in ſeiner gegenwärtigen Stimmung ſo wenig wie möglich daran zu erinnern, daß man ihm ganz andere Verbindungen vorſchlagen möchte, als die auf welche ſein Sinn gerichtet war.

Graf von der Argen hatte ſelbſtverſtändlich die Baronin Uglas nicht zu Chriſtianen's Vermälung eingeladen. Um es aber an keiner verwandtſchaftlichen Rückſicht fehlen zu laſſen, ſchrieb er ihr den Tag und bat ſie um Gebet für ſeine Tochter.

„Ich kann dieſe Manier nicht ausſtehen die Leute zum Gebet zu preſſen,“ ſagte ſie indem ſie dem Gatten das Schreiben reichte, „denn es iſt ja doch nur eine Manier.“

„Aber, Minettchen, eine gute, wie mir ſcheint. Schaden kann ſie gewiß nicht. Vielleicht hört der liebe Gott ſehr gern die Menſchen beten.“

„Lieber Freund, ich will Dir etwas erzählen. Auf einem großen Platz in Rotterdam ſteht die Bildſäule des Erasmus, eines berühmten Gelehrten, der dort geboren iſt. Erasmus iſt mit einem großen offenen Buch in der Hand dargeſtellt. Kommen Fremde dahin, betrachten und bewundern ſie den Erasmus, ſo ſagt man ihnen: „Schlägt die Uhr an der nächſten Kirche Mitternacht und er hört es, ſo wendet er ein Blatt in ſeinem Buch um.“ Dann ſind ſie ungeheuer verblüfft“ . . . . —

„Meiner Treu' das bin ich auch!“ rief der Baron, ſtarr vor Erſtaunen.

„Ohne es zu beachten,“ fuhr die Baronin fort, „daß man ſie auf's Glatteis führte, da der Erasmus nicht hören kann.“

„Aha!“ ſagte der Baron beruhigt.

„An dieſen Erasmus, der ein Blatt umſchlagen würde, wenn er hörte, muß ich immer denken, ſobald die Rede davon iſt, daß Gott die Gebete der Menſchen hört.“

„Aber, Minettchen, Gott iſt doch keine Bildſäule.“

„Was Gott iſt, weiß ich nicht und auch Du, mein lieber Freund, weißt es nicht . . . . und ebenſowenig weiß es Dein Pfarrer. Dies aber weiß ich: Gott hört nicht das Gebet des Menſchen, denn er ſchlägt das Blatt nicht um, worauf deſſen ſchwarzes Schickſal geſchrieben iſt. Folglich iſt er den Menſchen gegenüber wie eine Bildſäule.“

„Aber, Minettchen, der Pfarrer hat mir in der heiligen Schrift eine Stelle gezeigt, welche heißt: „Gott iſt die Liebe.“ Das ſpricht mich weit mehr an.“

„So bleibe dabei und bete für dieſe .... Braut, die ich nicht nennen mag, weil ihr Name mein Herz zerreißt. Sie .... und eine Andere .... haben Sintram's Leben verſtört.“

„O, Minettchen, ſie .... ohne ihre Schuld.“

„Er iſt haarſträubend der Einfluß, den das Weib auf den Mann hat! .... haarſträubend, daß ſich der Mann nie genug davor hütet, nie klug wird!“

„Das hat ſich ſeit Adams Zeiten auf ihn vererbt, Minettchen, und wird bis zum Untergang der Welt nicht anders werden,“ ſagte der Baron mit Ergebung in ſein Schickſal. — — —

Um dieſe Zeit empfing die Baronin ein Schreiben mit dem Poſtſtempel Pau. Das führte ihren Geiſt nach Frankreich zurück, in das grauenhafte Hospital der Typhuskranken, wo ſie Sintram halbtodt zwiſchen Sterbenden fand. Gelang es auch durch ſchleunige Entfernung aus der todtbringenden Luft ſein Leben zu retten, ſo hatte er ſich ſeitdem doch nicht vollſtändig erholt und der Keim des Todes wucherte heimlich in ihm fort. Und jetzt ſchrieb irgend ein Weſen aus dieſem unſeligen Lande an ſie! — Menſchen und Dinge, die Natur, die Ereigniſſe — Alles war in ihren Augen Schuld an Sintram's Tod.

Sie öffnete den Brief und ſah nach der Unterſchrift. „Schweſter Hilaria.“ Dies überſteigt doch alle

Begriffe! ſprach ſie für ſich: eine Bettelei vom Fuß der Pyrenäen in den Speſſart! Die Menſchen kennen in jeder Beziehung nicht Maß und nicht Schranken mehr. Was will nur dieſe Hilarie? — Es war ein franzöſiſcher Brief und ſie las:

„Hochgeehrte Frau Baronin!

„Wenn je die chriſtliche Charitas zu einem zwiefachen Werk der Barmherzigkeit — zu einem leiblichen und einem geiſtlichen — aufgefordert hat; „und wenn je unſer göttlicher Heiland den herrlichſten Lohn in der Ewigkeit dafür verheißen hat: ſo „iſt es ohne Zweifel das Werk, wozu ich die Frau „Baronin durch dieſe Zeilen, im Namen Jeſu flehend, „auffordern möchte.“

Nein! unterbrach ſich die Baronin, was dieſe Nonnen für Redensarten haben um ihre Kranken- oder Schulhäuſer zu empfehlen — das iſt unerträglich.

„Ich bitte mir einen Augenblick geduldiges Gehör zu ſchenken (— Ja, Geduld iſt mir freilich ſehr „nöthig —) Ich werde möglichſt kurz ſein. Vor „etwa vier Wochen brachte man eine Schwerkranke, „heimgeſucht an Leib und Seele in unſer Spital und „zwar in die geſonderte Abtheilung der Blatternkranken. Man brachte ſie im furchtbarſten Delirium „des Fiebers aus dem erſten Gaſthof der Stadt mit

„roher Schonungsloſigkeit zu uns. Ich möchte ſagen
„man warf ſie uns hin. Dabei erzählte man uns
„Folgendes: Sie war vor drei Tagen mit einem
„ältlichen vornehmen Herrn nach Pau gekommen um
„den Winter dort zuzubringen. Als ſie erkrankte und der
„Arzt ſeine Befürchtung ausſprach, wurde der Herr
„von einem ſo maßloſen Schreck ergriffen, daß er
„auf der Stelle mit zwei Livreedienern zur Eiſenbahn
„fuhr und den Kammerdiener beauftragte alle
„Sachen einzupacken und ihm zu folgen; in Montpellier
„wolle er ihn erwarten. Der Kammerdiener
„beſorgte die Verpackung und erzählte im Gaſthof:
„es ſei ein wahres Glück, daß es ſo gekommen, denn
„die Dame, zwar jung und ſchön, aber intrigant
„und verſchwenderiſch über die Maßen, gehe darauf
„aus das ganze Vermögen des Herrn an ſich zu
„reißen, habe bedeutende Capitalien in der Bank
„von London und werde tödtlich von deſſen Verwandten
„gehaßt. Ja ſie ſei wegen ihrer unerſättlichen
„Habgier auch dem Herrn unerträglich geworden.
„Sie nenne ſich Baronin Blanc, Amerikanerin;
„— ob ſie das ſei, wiſſe Niemand. Schließlich wurde
„hinzugefügt der Kammerdiener ſei nach Montpellier
„gereist, aber was aus der Kammerfrau geworden
„wiſſe man nicht. Sie habe die Koffer ihrer Dame
„zu uns in's Hospital bringen laſſen, habe die

„Träger begleitet und ſei nicht in den Gaſthof zurückgekehrt.

„Dieſe lange Mittheilung, die Ihnen vielleicht
„überflüſſig erſcheint, gnädige Frau, die aber weſentlich
„zu dieſer kläglichen Geſchichte gehört, war für
„uns, die wir uns mit den Verhältniſſen und äußern
„Umſtänden unſerer Kranken nicht zu beſchäftigen
„haben, höchſt gleichgültig, bis auf den einen Punkt,
„daß man uns die Effecten der Kranken bereits gebracht
„haben wollte, während doch nichts der Art
„gekommen war. Es wurden genaue Nachforſchungen
„angeſtellt und während wir dachten die Sachen
„der Kranken würden noch kommen, ergab es ſich,
„daß die Kammerfrau mit den Kofferträgern zur
„Eiſenbahn ſtatt zum Hospital gegangen ſei. Sie
„war und blieb verſchwunden und ſämmtliche Effecten
„gleichfalls. Die Kranke beſaß nichts als die
„eleganten Kleidungsſtücke die ſie eben trug und in
„ihrer Börſe etwa achtzig Francs. Von Allem was
„um ſie her und mit ihr vorging wußte ſie nichts.
„Die furchtbare Krankheit nahm ihren Verlauf mit
„allen Qualen die ihr eigen ſind. Das Gehirn und
„alle Organe wurden angegriffen. Während vier
„Tagen fürchteten wir, es ſei Erblindung eingetreten.
„Nach drei Wochen war die Wuth der Krankheit
„erſchöpft; aber jetzt trat für die Unglückliche

„ein anderer Leidenszuſtand ein. Trotz unſerer Bitten ſich nicht zu beunruhigen, erfragte ſie nach und „nach, daß ſie hülf- und mittellos und ganz verlaſſen ſei. Anfangs wollte ſie noch hoffen, daß ihr „Beſchützer — wie ſie ihn nannte — nur aus Furcht „vor Anſteckung geflohen ſei und zurückkommen werde. „Doch als ſie nach einigen Tagen ihre Sachen verlangte und als man ihr ſagen mußte, ſie wären „mitſammt der Kammerfrau verſchwunden, gerieth „ſie förmlich in Verzweiflung. Man bat ſie über „dieſe vorübergehende Mittelloſigkeit ſich zu beruhigen und mit einem Banquier über ihre Fonds in „der engliſchen Bank ſich zu verſtändigen. Sie begriff nicht, was das heißen ſolle — und es kam zu „Tage, daß der Kammerdiener ein Märchen erzählt „habe. Dieſer Menſch haßte mich — ſo klagte ſie „— er mißgönnte mir die Großmuth ſeines Herrn. „Was dieſer für mich that, betrachtete er mit einem „Neid, als ob es ihm gebühre, und fortwährend „ſuchte er denſelben gegen mich und meine Verſchwendung zu reizen. O hätte ich Capitalien in „der engliſchen Bank! aber daran habe ich nie gedacht .... denn ich bin leider ſehr verſchwenderiſch, doch habgierig bin ich nicht! — — Sie verfiel in einen Ausbruch von unbeſchreiblicher Troſtloſigkeit und ach! nicht ohne Grund. Ihre Her-

„ſtellung wird langſam fortſchreiten, denn ſie hat „bis jetzt noch nicht das Bett verlaſſen können. Bis „ſie ganz geneſen entlaſſen wird, vergehen ohne Zwei„fel Monate. Aber was dann? — —

„Heute früh ſagte ſie mir: Schweſter! in meinen „jammervollen Nächten, wo die Seelenqual ſtärker „iſt als die phyſiſche Erſchöpfung, taucht immer „wieder ein Gedanke vor mir auf, an den ich mich „anklammere, wie an meine einzige Hoffnung — „und das iſt dieſer: Es gibt einen Mann auf der „Welt an deſſen Großmuth ich mich in meiner ent„ſetzlichen Lage vielleicht wenden könnte, wenden „ſollte, und der mir aus Barmherzigkeit — das „glaube ich feſt! — die Mittel reichen würde mein „elendes Leben in der Verborgenheit zu friſten. „Gleichwohl wage ich es nicht. Ich habe ihn zu „ſchwer beleidigt. Dann gibt es auch noch eine „Frau auf der Welt, die mir freilich nie hold war „— vielleicht deshalb nicht, weil ſie mich richtig „beurtheilt hat! — und die dennoch Willens ſein „könnte ſich großmüthig meiner gräßlichen Lage zu „erbarmen. Schweſter! wollen Sie an dieſe Frau „ſchreiben? — Ich war ſelbſtverſtändlich gern dazu „bereit und ſie machte mir folgende Angaben, bei„fügend: Sie, gnädige Frau, würden aus denſelben „entnehmen, daß hier kein Betrug obwalte.

„Sie heißt Roſalba Weiß, Tochter eines Schuhmachers,
„nach ihrem Gewerbe Arbeiterin in künſtlichen
„Blumen, iſt fünfundzwanzig Jahr alt, und
„geboren in einem der berühmteſten Curorte unter
„den rheiniſchen Bädern.

„Sie wünſcht nichts ſehnlicher, als in ihre Vaterſtadt
„und zu ihrem früheren Gewerbe zurückzukehren.
„Sie behauptet ihren Unterhalt damit verdienen
„zu können, wenn man ihr die Mittel zur
„erſten Anſchaffung des Materials und des Handwerkszeuges,
„ſo wie die Reiſekoſten gewähren wolle.

„In ihrer Vaterſtadt lebend iſt ſie nur einige
„Stunden von ihrem Bruder entfernt, der Pfarrer
„iſt. Sie kann deſſen Hülfe nicht in Anſpruch nehmen,
„weil ſein Einkommen nur ſechshundert Gulden beträgt
„und weil er die Mutter, die bei ihm lebt,
„zu erhalten hat. Es iſt ihr heißer Wunſch ſich mit
„dieſem Bruder und der Mutter auszuſöhnen; allein
„ſie kann nicht im Pfarrhaus leben, weil ihre Vergangenheit
„ein öffentliches Aergerniß gab.

„Sie ſagt ſchließlich: Ich bin ein Schiffbrüchiger,
„der in Todesnoth auf dem hohen Meer von den
„Wellen umher getrieben wird und ich muß zu
„Grunde gehen, wenn ſich keine rettende Hand meiner
„erbarmt.

„In welchem Verhältniß dieſe Unglückliche zu

„Ihnen ſteht, gnädige Frau, hat ſie nicht mitgetheilt,
„ſondern nur Ihre Adreſſe gegeben. Wir wiſſen alſo
„nicht wie groß oder wie gering die Theilnahme iſt,
„die Sie Ihr ſchenken. Der Wahrheit gemäß iſt
„auch zu erwähnen, daß eine tiefe, auf religiöſer
„Grundlage fußende Bekehrung bis jetzt nicht ſtattgefunden
„hat. Sie iſt theils allzu krank, theils dem
„Glaubensleben allzu entfremdet, theils allzu ſehr
„beſtürmt von Sorgen; — und endlich ſcheint ſie
„einen ſchwachen, oberflächlichen Character zu haben,
„der von äußern Eindrücken, ſo wie von Launen und
„Neigungen beherrſcht wird. Der erbarmende Gott,
„der in ſeinen ſchärfſten Heimſuchungen zuweilen am
„allergnädigſten iſt, hat ihre Schönheit und Jugendfriſche
„gründlich zerſtört und dadurch die Uebermacht
„der Eitelkeit und Weltluſt gebrochen. Seine
„Gnade bleibt ja nie auf halbem Wege ſtehen. Hat
„er das Erſte für ſie gethan, ſo müſſen wir glauben,
„hoffen und flehen, daß er ſie nach und nach mit
„ihren kleinen Schritten weiter führen werde. Und
„deshalb will ich auch zweifellos vertrauen, daß Sie,
„gnädige Frau, der Schiffbrüchigen, der ach! ſo gefährlich
„Schwimmenden, die rettende Hand nicht verſagen
„werden, die durch dieſe chriſtliche Liebesthat
„ein Werkzeug der Erbarmungen Gottes wird.

„In tiefſter Ehrerbietung :c. Schweſter Hilaria.“

Mit ungetheilter Aufmerkſamkeit und ohne Unterbrechung durch ungeduldige Bemerkungen hatte die Baronin das Schreiben geleſen. Zuweilen ſchauderte ſie aber und zuweilen ſchienen ihre Lippen einen Ausruf des Entſetzens ausſprechen zu wollen. Allein ſie blieb ſtumm, und der Schmerz, der ihr Herz zerkrallte, äußerte ſich nicht. Sintram's Frau — die Elendeſte unter den Elenden!! Hatte ſie nicht Recht gehabt dies unſelige Weſen als einen Fluch für Sintram zu betrachten? .... Oder hätte es anders werden können, wenn ſie anders gehandelt hätte? .... Unnütze Fragen! Hatte Unrecht ſtattgefunden, ſo büßte Sintram dafür mit ſeinem frühen Tode; ſie, mit einer Trauer, die jede Stunde ihres Lebens verfinſterte; und die Unglückliche, mit einer Erniedrigung für die es keine Worte gab.

„Was iſt denn das für ein Brief aus dem Pau, wo wir keine menſchliche Seele kennen?" fragte endlich der Baron, der inzwiſchen den Umſchlag, die Poſtmarken, die Handſchrift und das Siegel gründlich ſtudirt hatte.

Schweigend reichte ſie ihm das Schreiben.

„Franzöſiſch! .... und wie lang! .... Minettchen, kannſt Du mir nicht in Kürze den Inhalt mittheilen?"

„Unmöglich," ſagte ſie mühſam.

Als er ſie ſo erſchüttert ſah, überwand die Neugier die Trägheit und er las den Brief, etwas mühſam und langſam, aber ganz genau. Dann legte er ihn zuſammen, verfiel ſeinerſeits in Nachdenken und ſagte endlich:

„Minettchen, ſiehſt Du wie die Bildſäule ein Blatt im Buch umſchlägt?"

„Du haſt Recht!" ſagte ſie ohne irgend ein beſchränkendes Wort beizufügen.

Im ſtillen Hafen.

Die Gräfin von der Argen kam zurück mit Chriſtiane, die auf Starkmuth und Demuth hingewieſen worden war um ihren ernſten Beruf zu erfüllen. Der Graf fand ſie etwas zu ernſt, aber die Gräfin ſagte:

„Das ſchadet nicht! die äußerlichen Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfeſt ſind ja ſo zerſtreuend, ſo weltlich, ach! ſo frivol, daß nur eine recht ernſte Stimmung im Stande iſt das Gegengewicht zu halten. Nein! nicht Chriſtianen's Ernſt macht mir Sorge, wohl aber Winfried's unruhige Zerſtreutheit.“

„Es iſt gar nicht gut,“ verſetzte der Graf, „daß junge Männer ſolchen langen Urlaub nehmen um ihn im Familienkreiſe zuzubringen.“

„Lieber Winfried, die Eltern wollen ſich doch zuweilen an der Geſellſchaft eines Sohnes erfreuen, welche ſie jahrelang entbehrten.“

„Und Gott weiß, wie ich mich nach ihm geſehnt habe. Aber acht Wochen hätten genügt. Jetzt iſt er faſt neun Monate hier und er langweilt ſich. Die Langweil erzeugt allerhand verſtörende Gedanken . . . . vielleicht Heirathsgedanken. Nun, dawider hätte ich nichts, allein dann muß er den Dienſt verlaſſen, denn jahrelange Trennungen taugen nicht in der Ehe. Mann und Frau gewöhnen ſich dadurch, daß jeder auf ſeine eigene Hand möglichſt zufrieden lebe. Und ob Winfried geneigt iſt ſeine Laufbahn ſchon jetzt aufzugeben, iſt mir ſehr zweifelhaft. Im Lauf des Sommers ſagte er einmal, bevor er Commodor geworden, würde er nie aus dem Dienſt ſcheiden. Genug, ich wünſche er möge wieder in der vollen Thätigkeit ſeines anſtrengenden und anregenden Seemannsberufes ſein; dann hören alle Zerſtreuungen auf. Der Seeoffizier, der Nachts auf dem Ozean ein Schiff zu führen und zu wachen hat, damit vier bis fünfhundert Männer, die nur durch ein Paar Bretter vom Tode in den Wellen getrennt ſind, ruhig ſchlafen können, der muß ſeine Sinne gehörig beiſammen haben."

„Mein Gott," ſeufzte die Gräfin, „welch Opferleben führen Eltern! das Herz möchte die Kinder immer bei ſich behalten und das Glück der Kinder gebietet Trennung. Die Liebesgefühle ſind untereinander im Kampf."

Winfried war in einer quälenden Aufregung. Jeder Tag ſchien mehr als vierundzwanzig Stunden zu haben; jede Stunde ſchlich im Schildkrötengang dahin. Er übernahm in Sabinen's Polterabendſpiel drei Rollen nacheinander; er ſchlug eine kleine Bühne auf wo es dargeſtellt werden ſollte; er beſorgte die Ausſchmückung der Schloßcapelle; er veranſtaltete ein Feuerwerk. Er verſtand das auch Alles, ſowohl anzugeben als auszuführen. Sabine war entzückt von dieſer hülfreichen Bereitwilligkeit; Dienerſchaft und Handwerker ſtaunten ob der großen Geſchicklichkeit des Herrn Grafen. Er war froh in dieſer Thätigkeit ſich ſelbſt und ſeine Gedanken zu übertäuben.

Nicht zum größten Vergnügen der Fürſtin Antonie kam deren Schwägerin Adelaide zur Vermälung und ſie wußte nicht genau ob es ſie betrüben oder freuen ſolle, daß es auf Winfried gar keinen Eindruck mache. Sabine rief frohlockend:

„Jetzt haben wir für das Schlußtableau eine Siegesgöttin! Adelaide wird auf den Sockel ſteigen, der für Rosmary beſtimmt war.“

Da ſagte Winfried betroffen:

„Meinen Sie?“

„Ich meine es nicht,“ verſetzte Sabine, „ich weiß es wird geſchehen .... und das freut mich.“ — —

Adelaide war ein Paar Jahre in einem Inſtitut des Sacré Coeur geweſen und ſehr bewandert in der Legende der Heiligen. Sie ſagte:

„Chriſtiane, Du biſt recht glücklich, nicht wahr?“

„Ja, ich bin es!“ erwiderte Chriſtiane aus vollem Herzen.

„Nun ſprich! was würdeſt Du thun, wenn Dir der göttliche Heiland, wie einſt der heiligen Catharina von Siena, als Symbol für Deine Zukunft einen Kranz von Roſen und einen Kranz von Dornen zur Wahl darreichte. Wie würdeſt Du wählen? Du weißt, die Heilige griff ſogleich nach dem Dornenkranz.“

Alle Blicke richteten ſich auf Chriſtiane. Sie ſchlug die Augen nieder und beſann ſich eine Secunde; dann ſagte ſie:

„Ich würde nicht wählen! ich würde ſagen: Herr, den Kranz, den du mir geben wirſt — den will ich.“

„Tochter meines Herzens!“ rief die Gräfin und warf Chriſtiane mit dem Finger einen Kuß zu.

Winfried fragte ſich heimlich ob auch er ſo ſprechen würde und er konnte ſich nicht entſchließen Ja zu ſagen. — —

Während das Leben auf Argenfels immer bunter und lauter wurde, hatte Rosmary den Troſt, daß ſich Frau Weiß ſichtlich erholte; — ein zwiefacher Troſt! ihre treue Pflege hatte zur Erhaltung dieſes

Lebens beigetragen und ſie konnte ruhig im Pfarrhauſe bleiben und ſich beſinnen, wohin ſie in Zukunft ſich wenden wolle. So wie Frau Weiß zu Kräften kam, richtete ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit auf Rosmary und ſie ſagte eines Tages:

„Liebes Röschen, Du ſiehſt angegriffen aus . . . Du übernimmſt hier zu viel. Ich meine Du ſollteſt in der nächſten Woche nach Argenfels zurückkehren, denn bis dahin kann ich das Zimmer verlaſſen und wieder die Küche beſorgen.“

„Nein, Mütterchen, daraus wird nichts! ich habe ſchon Alles mit dem Pfarrer abgemacht und ich bleibe hier bis Du ganz friſch und geſund biſt.“

„Liebes Röschen, in meinem Alter wird man nicht mehr ganz friſch und ich fürchte, daß Deine Geſundheit hier leide. Du haſt es ganz anders auf Argenfels! Wohnung, Koſt, Bedienung, Geſchäfte — Alles anders! Dort — gut und bequem; hier — dürftig und unbequem.“

„In meinem Alter iſt das ganz gleichgültig und je weniger ich verwöhnt werde deſto beſſer iſt es mir. Aeltere Leute müſſen es bequem haben, junge nicht. Alſo mache Dir keine Sorge um mich.“

„Aber wird die Frau Gräfin Dich nicht mit der Zeit ſehr vermiſſen? endlich ungeduldig werden und Deine Stelle anderweitig beſetzen?“

„Ja, Mütterchen, das wäre nicht unmöglich.“

„Und dieſe gute Stelle in einem ſo guten Hauſe würdeſt Du meinetwegen verlieren!“

„Nicht Deinetwegen, ſondern der Pflicht wegen. Quäle Dich darüber nicht und ſei feſt überzeugt, daß mir der liebe Gott zu rechter Zeit ein Plätzchen in einem ſtillen Hafen anweiſen wird. Es braucht ja nicht gerade in Argenfels zu ſein.“

„Haben ſie Dir dort etwas zu Leid gethan, mein Röschen?“ fragte Frau Weiß beſorgt.

„O nein, Mütterchen, mit Liebe und Güte bin ich überhäuft worden. Aber Gott hat mich abberufen und ich bin darauf gefaßt, daß er mich nicht dahin zurückführt. Soll ich deshalb verzagen, als ob er jetzt nicht mehr für mich ſorgen würde? O im Gegentheil! gerade jetzt verlaſſe ich mich erſt recht auf ſeine Führung.“

So ſprach ſie, ſo dachte ſie und ſo wollte ſie. Allein damit war ihr Kampf nicht abgethan. Je mehr ſie ihn vor jedem menſchlichen Auge verbarg, deſto mehr griff er in ihr innerſtes Weſen ein.

Mit Händearbeit beſchäftigt ſaß ſie an einem grauen Novembertag neben Frau Weiß, die eben ſchmerzlich über Roſalba geſeufzt hatte; — da trat der Pfarrer in's Zimmer und ſagte bewegt:

„Liebe Mutter, die verlorene Tochter macht ſich auf den Weg der Heimkehr.“

„Aloys . . . . iſt das gewiß?“ rief Frau Weiß und faltete die Hände zum Dankgebet. — —

Die Baronin Uglas hatte an Schweſter Hilaria umgehend die Antwort geſchickt:

„Ehrwürdige Schweſter! Es gereicht mir zu großer Befriedigung Ihnen auszuſprechen wie ſehr ich „die chriſtliche Liebe bewundere, mit welcher Sie die „leiblichen und geiſtigen Nöthen Ihrer Nebenmenſchen zu lindern ſuchen und ich danke Ihnen, daß „Sie mir durch Mittheilung eines ſpeziellen Falles „Veranlaſſung geben mich an einem Ihrer guten „Werke zu betheiligen.

„Ich überſende Ihnen hiebei einen Wechſel auf „zwölfhundert Francs mit folgenden Beſtimmungen:

„Erſtens: Mit eintauſend Francs ſollen die Verpflegungskoſten der kranken Roſalba Weiß in der „Weiſe beſtritten werden, daß dieſelbe bis zum nächſten Frühling in Ihrem Hauſe verbleibe. Ohne „Zweifel wird die Geneſung früher erfolgen; ich halte „jedoch einen längeren Aufenthalt unter Ihrer Obhut für erſprießlich, ja, für nothwendig.

„Zweitens: Ende März begebe ſich die Roſalba „Weiß auf die Reiſe nach ihrer Vaterſtadt. Für dieſen Zweck ſind die übrigen zweihundert Francs be-

„ſtimmt und ich bitte Sie, ehrwürdige Schweſter, „alsdann — und nicht früher — der beſagten Roſalba Weiß dies Reiſegeld einzuhändigen.

„Dies für die nächſte Zukunft. Was ſpätere Zeit „betrifft, ehrwürdige Schweſter, ſo erkläre ich mich „bereit der Roſalba Weiß eine lebenslängliche Rente „von vierhundert Gulden unter der Bedingung zu „ſichern, daß ſie ſich ſchriftlich verpflichte mir oder „einem Verwandten gegenüber auf keinen andern „Namen Anſpruch zu machen. Dies Schriftſtück muß „ſie ausſtellen, ſo wie auch die Adreſſe angeben, wie „die Rente ihr, vom 1. April nächſten Jahres an, „in ihrer Vaterſtadt richtig zukommen könne; — und „ich erſuche Sie, ehrwürdige Schweſter, mich davon „in Kenntniß zu ſetzen, weil ich eine directe Correſpondenz nicht beabſichtige. Mit dieſen vierhundert Gulden und dem Ertrag ihrer Handarbeit, „wird Roſalba Weiß die beſcheidene, untergeordnete „Exiſtenz haben, die ihrer Herkunft entſpricht. Ja genügt. Wie wenig ſie für eine andere Stellung geſchaffen iſt, hat die jammervollſte Erfahrung bewieſen.

„Schließlich, ehrwürdige Schweſter, mögen Sie „der Roſalba Weiß mittheilen, daß der Mann, den „ſie ſo ſchwer beleidigte, nicht mehr unter den Lebenden iſt.

„Empfangen Sie ꝛc. Baronin Uglas."

So trocken und geſchäftsmäßig der Ton dieſes Briefes und ſo dictatoriſch der Inhalt war — Roſalba war beglückt, denn ſie ſah die Möglichkeit vor ſich, wenigſtens leben zu können, ſehr dürftig, ſehr herabgedrückt auf das knapp Nothwendige; aber genug, ſie konnte leben! Mit dem gänzlichen Verluſt ihrer Schönheit, den ſie freilich zeitweiſe bitter beweinte, war denn auch die Neigung zu jeder Art von Eitelkeit beträchtlich gemindert und ſie verlangte nur nach einer ruhigen, unbeachteten Exiſtenz, in welcher ſie geſichert ſei vor den ſchrecklichen Wechſelfällen, die mit der ſittlichen Verkommenheit verbunden zu ſein pflegen.

Schweſter Hiliaria theilte dem Pfarrer den Brief der Baronin mit und ſagte zum Schluß:

„Möge die glückliche Wendung im äußeren Leben „Ihrer Schweſter eine ebenſo günſtige Wendung des „inneren Lebens zur Folge haben. Möge ſie, die von „allen Stürmen auf dem Ozean böſer Leidenſchaften „umhergeworfen wurde, im ſtillen Hafen demüthiger „Buße Verſöhnung mit Gott, mit ihrer Familie und „mit ſich ſelbſt finden. Darauf wollen wir unſere „vereinten Gebete richten, denn Armuth und Arbeit „ſind ſchwer zu ertragen, wenn man ſie nicht aus „Liebe zu Gott, als ein Kreuz aus der Hand Gottes

„trägt und zu dieſer Auffaſſung beginnt Ihre „Schweſter erſt ſich langſam zu erheben.“

Freude und Leid, Dank und Beſorgniß löſten ſich bei Frau Weiß in einen Strom von Thränen auf, während der Pfarrer und Rosmary mit Zuverſicht die Hoffnung ausſprachen, der liebe Gott werde das Werk des Erbarmens zu Ende führen, das er an Roſalba's Seele begonnen hatte.

Als Rosmary Abends ihr armes Kämmerchen betrat, fiel ſie auf die Kniee und ſeufzte: O Herr! dein Werk an meiner Seele, wirſt du es unvollendet laſſen? . . . . Werde ich nicht lernen mich freudiger deinem Willen zu opfern? . . . . Werde ich nicht den ſtillen Hafen finden, den die Stürme der Leidenſchaft nicht aufwühlen? . . . . — — —

Die Vermälung auf Argenfels mit ihren Feierlichkeiten, ihren Feſten, ihren Glückwünſchen, ihren Rührungen war vorüber — war überſtanden, wie Julian ſich ausdrückte. Nahe und ferne Verwandte, Nachbarn, Untergebene, Alle waren voll Theilnahme und Jeder trug das Seine zu einer harmoniſchen Stimmung bei. Chriſtiane und ihre Eltern waren durch Wohlwollen, Liebenswürdigkeit und Güte ungemein beliebt und frohe Ereigniſſe auf Argenfels wurden nicht beneidet und ſo wenig critiſirt, wie das der allgemein menſchlichen Neigung zur Kritik möglich iſt. Aber auf jede Freudenzeit folgt ihr Gegenſatz, ſchon dadurch, daß ſie aufhört. Hier nun war dies Aufhören mit Trennung verbunden. Zwei Tage nach der Hochzeit reiſten entfernte Verwandte ab; auch Adelaide und ihre Mutter, auch Emerenz und ihr Mann. Am dritten Tage kam der Abſchied von Chriſtiane, der, jedem guten Vorſatz zum Trotz recht gefaßt zu ſein, die Eltern und die Tochter tief erſchütterte.

„Lebewohl, frohe Jugendzeit,“ ſagte Chriſtiane als ſie mit Thierſtein durch die entlaubte Allee vom Schloßberg herabfuhr: „lebt wohl ihr Tage voll unbeſtimmter Hoffnungen, voll bunter Träume! mein kleines Lebensſchifflein iſt im Hafen eingelaufen.“

„Bedauerſt Du den Verluſt Deiner Freiheit, Chriſtiane?“ fragte Thierſtein.

„O nein!“ verſetzte ſie, „denn das Schifflein iſt vor Anker gegangen an Deinem Herzen.“ — —

Nur Einer hatte mit namenloſer, mühſam gezügelter Ungeduld den Augenblick erſehnt, wo Argenfels frei von Gäſten und Feſten — wo er allein ſein werde mit ſeinen Eltern. Damit Argenfels nicht auf Einmal veröde, blieben Antonie und Fürſt Gundaccar noch einige Zeit dort; doch deren Anweſenheit ſtörte Winfried nicht. Er hatte vor der heiligen Meſſe zu ſeiner Schweſter geſagt:

„Bete für mich, Tony, und für den Fall, daß

Du bei Mama ſein ſollteſt, wenn ich hernach zu ihr gehe, ſo ſei bitte ſo gut uns zu verlaſſen, denn ich möchte mit ihr unter vier Augen ſprechen.“

Die Fürſtin nickte ihm Gewährung zu.

Jetzt trat er in das Morgenzimmer ſeiner Mutter, wo er ſo oft Rosmary am Schreibtiſch geſehen hatte. Jetzt ſaß auf deren Platz Antonie und, wie ihm ſchien, ganz verſtört mit einem Brief in den Händen. Er hatte aber nicht Zeit zu Beobachtungen, denn die Gräfin rief ihm von ihrer Chaiſelongue entgegen:

„Lieber Winfried, welche traurig überraſchende Nachricht trifft eben ein: Rosmary iſt todt.“

„Ha!“ ächzte Winfried dumpf und warf beide Hände vor ſein erbleichendes Antlitz.

„Ja, es iſt furchtbar!“ .... fuhr die Gräfin fort: „und ſo überraſchend! .... Bitte, liebſte Tony, lies noch einmal den Brief vor.“

Winfried ſank faſſungslos, ſprachlos der Fürſtin gegenüber auf einen Sitz am Schreibtiſch und ſtarrte wie geiſtesabweſend ſie an, während er ſeiner Mutter den Rücken zuwendete. Antonie las mit zitternder Stimme:

„Gnädige Frau Gräfin! Die huldvolle Theil„nahme, die Euer Hochgeboren ſtets für Fräulein „Rosmary Roth an den Tag legten, veranlaßt mich

„zu der ſchleunigen Mittheilung, daß dieſelbe ſeit „einer Stunde in der Ewigkeit iſt. Geſtern früh, als „ſie aus der heiligen Meſſe kam und ruhig bei meiner Mutter ſaß, wurde ſie von einem heftigen „Blutſturz befallen. Dem Arzt, der ſchnell zur Hand „war, antwortete ſie auf ſein Befragen: ſie habe „ſchon zwei leichte Anfälle gehabt ſeit ihrem Aufenthalt „bei uns; da ſie aber immer nach denſelben eine vorübergehende Erleichterung, „eine gewiſſe Ruhe in „der unruhigen Bruſt“ — wie ſie ſich ausdrückte — „geſpürt, ſo habe ſie es nicht für etwas Schlimmes „gehalten und deshalb auch nichts davon geſagt. „Der Arzt war gleich ohne Hoffnung, ließ aber Eis „auf die Bruſt legen und wendete alle üblichen „Mittel an. Umſonſt. Als im Lauf des Tages zwei „heftige Anfälle eintraten, verlangte ſie die heiligen „Sterbſacramente und empfing ſie mit ihrer gewohnten tiefen ernſten Andacht. Dann kam noch ein „Anfall und erſchöpfte ihre letzten Kräfte. Friedlich, „in äußerſter Schwäche, ohne Wort, ohne Bewegung „aber bei Beſinnung wenn man laut neben ihr betete, „brachte ſie die Nacht hin. Als ich heute früh an „ihr Sterbelager trat, war ſie in der Agonie, doch „ohne Qual und als die Glocken mich zum Altar „riefen, flüſterte ſie ein Wort, das wie ich meine „Credo“ war — und hörte auf zu athmen. Ich

„brachte ſogleich zu meinem allergrößten Troſt das „hochheilige Opfer für die theure Seele dar. Requiescat in pace.“

„Genehmigen Euer Hochgeboren ꝛc. A. Weiß, „Pfarrer.“

Die Gräfin ſchwamm in Thränen, Antonie weinte. Winfried hörte den Brief an ſtarr wie eine Bildſäule. Als die Fürſtin ſchwieg ſtand er auf und verließ das Zimmer ohne eine Sylbe zu ſagen. Die Gräfin beachtete es nicht. Sie ſagte zu ihrer Tochter:

„So iſt das Leben! Vor wenigen Wochen waren hier zwei junge Mädchen in friſcher Jugendblüte. Heute liegt die eine im Sarge und die andere geht einer ungewiſſen Zukunft entgegen. Für welche von Beiden hat der himmliſche Vater am Beſten geſorgt? Wer das Leben kennt, ach, der muß ſagen nicht das härteſte Loos ſei derjenigen zugefallen, die als ein Kind Gottes aus der Unruhe der Zeit in die Ruhe der Ewigkeit überging. Aber was ſagte Winfried? wo iſt er geblieben?“ ſetzte ſie hinzu.

„Er iſt vielleicht zu Papa gegangen,“ ſagte die Fürſtin, obſchon ſie es nicht glaubte.

„Der wird auch einen großen Schreck haben! Er hatte ſie ſo gern! . . . . Heute iſt es ein Monat ſeitdem ſie fortging. Es war am Tage St. Rafaels des Erzengels. Der Schutzpatron der Reiſenden hat ſie dem

Tode zugeführt. Sie lebte vielleicht noch, wenn ſie hier geblieben wäre.“

„Schwerlich, Mama! Fehler am Herzen oder an der Lunge kommen in dem Alter, das ſie hatte, immer mit tödtlichem Ausgang zum Ausbruch und einen ſolchen organiſchen Fehler muß ſie gehabt haben.“

„Und Chriſtiane, was wird ſie ſagen! Die erſten Briefe von hier melden ihr einen Todesfall.“

Während die Fürſtin ihre Mutter ſo ergriffen von Rosmary's Tod ſah, dachte ſie bei ſich ſelbſt, daß deren Leben wahrſcheinlich eine viel größere Verſtörung hervorgerufen haben würde. Aber wo war Winfried? — —

Als Winfried nicht zum Gabelfrühſtück erſchien, hielt man Nachfrage und einer der Diener ſagte, er glaube der Herr Graf fahre in ſeinem Nachen auf dem Rhein. Vor etwa drei Stunden ſei der Herr Graf zu der Stelle am Ufer gegangen, wo der Nachen liege. Dergleichen Fahrten machte Winfried häufig, bald rudernd, bald ſegelnd; — aber es regnete ſündflutmäßig und ein eiſiger Wind ſchien den Regen in Schnee verwandeln zu wollen.

„Welch ein ſchrecklicher Einfall! bei dieſem Unwetter eine Nachenfahrt!“ ſeufzte die Gräfin.

„Es iſt draußen gar nicht ſo übel, Mama,“ ſagte

Gundaccar, der von einem Ritt zu Baron Curt zurückkehrend ſich eben umgekleidet hatte. Er ſtellte ſich vor den großen lodernden Camin im Speiſezimmer, rieb die Hände und wärmte ſich behaglich bevor er ſich an den Frühſtückstiſch ſetzte.

„Mir ſcheint, Cary, Du findeſt es auch drinnen gar nicht ſo übel,“ ſagte die Fürſtin: „Sprich, für wie viel Taſſen Thee habe ich zu ſorgen um Dich zu erwärmen? Ein halbes Dutzend, nicht wahr?“

„Die Hälfte, Tony, die Hälfte! ein Paar Glas Madeira ſind ebenfalls ein gutes Erwärmungsmaterial.“ — —

Der kurze Novembertag mit ſeinem düſtern Regengewölk ging in Abenddämmerung über und Winfried kam nicht zurück. Die Gräfin, ohnehin angegriffen durch den Abſchied von Chriſtiane und die unerwartete Todesnachricht, verfiel in nervöſe Angſt und in Vorſtellung von allerhand Unfällen. Die Fürſtin erſchöpfte ſich vergeblich in Beruhigungsgründen. Endlich ſagte ſie entſchloſſen:

„Mama! ich glaube zu wiſſen wo Winfried iſt. Er will Rosmary im Sarge ſehen und er hat den kürzeſten Weg eingeſchlagen, der dahin führt. Er hat es mir nicht geſagt — aber nach allen Anzeichen vermuthe ich es.“

Die Gräfin horchte hoch auf, ſah mit einem fragenden Blick die Fürſtin an und ſagte:

„Alſo doch?“

„Ja!“ antwortete Antonie.

Ihre Vermuthung war richtig. — — —

Im Pfarrhauſe in einem Zimmer zu ebener Erde ſtand der Sarg zwiſchen vier brennenden Kerzen. Das Fußende war der Thür zugewendet; zu Häupten ſtanden ein Paar hohe grüne Topfgewächſe. Im Sarge lag Rosmary, ſchneeweiß umhüllt, mit einem Kranz von weißen Roſen auf der Marmorſtirn, mit einem Cruzifix in den Marmorhänden. In der zwiefachen Majeſtät des Todes und der Jungfräulichkeit lag ſie da, ganz unentſtellt, unendlich friedlich, aber tief ernſt wie Jemand, der unter der Bürde des Lebens das Lächeln verlernte. Die Zimmerthür war offen. Leute gingen aus und ein, Frauen, Kinder, auch hin und wieder Männer. Sie ſtanden andächtig oder knieten am Sarge; beteten ein Paar Vaterunſer und warfen ein Paar Tropfen Weihwaſſer auf die ſtille Geſtalt bevor ſie ſich entfernten. Auf einem Betſchemel kniete eine Schulſchweſter. Tiefe Stille.

Eine leiſe Unruhe kam unter die Anweſenden. Ein Fremder trat ein. Er war faſt ſo bleich wie die Todte. Sein ſchwarzes Haar klebte feucht vom Regen an ſeiner Stirn und aus ſeinem Auge ſprach ein ſolcher Schmerz, daß Alle ihm Platz machten, als habe er das Recht der nächſte am Sarge zu ſein. Da kniete er nieder. Was dachte er — was fühlte er — betete er? — Gott allein weiß, was in einem ſolchen Augenblick in der Seele vorgeht. Der Menſch weiß es nicht.

Dann erhob er ſich, ſtellte ſich an das Fußende des Sarges und betrachtete mit verſchränkten Armen die entſeelte Hülle ſo, als ob er dieſen Anblick in ſein Herz graben wolle. Auch die Umgebung betrachtete er ganz genau: das niedrige Zimmer mit den kahlen Wänden, den plumpen Betſchemel, die künſtlichen Lilien und Roſen, die roh gearbeitet abwechſelnd um den Rand des Sarges gelegt waren. So ärmlich Alles! — und dazwiſchen ſie ſo wunderbar erhaben! Die Roſen ihres Kranzes hoben ſich wie Sterne vom ſchwarzen Glanz ihres Haares ab.

Und wieder kniete er nieder, legte die Stirn auf den Rand des Sarges und weinte. Es war etwas Anſteckendes in dieſer ſtummen Trauer eines Mannes. Ein Paar junge Mädchen fingen auch an zu weinen; dann ein Kind, dann ſämmtliche Kinder; endlich alle Anweſenden. Winfried hörte es nicht. Er war allein auf einer Welt, in welcher Rosmary nicht mehr war. Doch der Pfarrer hörte es in ſeinem Zimmer. Er kam um zu beruhigen. Der Anblick des

Unbekannten überraſchte ihn. Gleichwohl konnte ihn ein Mann, der auf den Knieen lag und weinte, nicht ſtören und er ſagte mild:

„Liebe Kinder, ſeid nicht ſo traurig. Bedenkt doch nur: ſie hat den Kampf des Lebens und des Todes überſtanden, den wir noch zu beſtehen haben. Sie hat für die Dornen der Erde eine Krone von immerblühenden Roſen eingetauſcht und für den Myrrhentrank der Welt einen Trank aus den Waſſern des ewigen Lebens. Sie iſt allen Stürmen und Ungewittern entrückt, die uns bedrohen. Sie iſt im ſtillen Hafen und kommt mit Gottes Gnade hoffentlich recht bald zu Seiner ſeligen Anſchauung. Um eine ſolche Seele dürfen wir nicht trauern und klagen, als ob wir keinen höheren Troſt, keine himmliſche Hoffnung hätten.“

Er kniete zwiſchen ihnen nieder. Allmälig trat die frühere Stille ein. Geräuſchlos entfernten ſich die Leute. Endlich erhob ſich auch Winfried. Er nahm eine Lilie, die am Fußende des Sarges lag, drückte ſie an ſeine Lippen, ſteckte ſie in ſeine Bruſttaſche, reichte dem Pfarrer die Hand, verließ das Zimmer und das Haus und verſchwand in der Dunkelheit. Ja, ſprach er zu ſich ſelbſt, du biſt im ſtillen Hafen und ich gehe wieder auf das hohe Meer. — —

Am Boden wo Winfried gekniet hatte fand der

Pfarrer ein kleines Notizbuch von Saffian. Es war nichts darin als ein Päckchen Banknoten und auf dem erſten Blatt die Worte:

„Bitte um heilige Meſſen, damit die theure Seele deſto eher ruhe im ewigen Frieden; — und um Gebet für Winfried von der Argen.“

Brief des Hofraths.

Meine gnädigſte Gräfin!

Mit nicht geringer Ueberraſchung las ich das Manuſcript, welches Sie mir gütigſt zugeſendet haben. Gewiß, das iſt die Geſchichte, die ich Ihnen erzählte. Aber daß ſie, niedergeſchrieben, ſo einfach, ſo über die Maßen dürftig an draſtiſchen Effecten werden würde, hätte ich nie gedacht. Es finden ſich gar keine Blitze und Donnerſchläge, die den Leſer aufrütteln; — und aufzurüttelnde Leſer, denen man ein Weniges die Moxa, geiſtiger Weiſe, appliziren muß, bilden in unſern Tagen der Ueberreizung und damit verbundenen Erſchlaffung, neun Zehntheile des leſenden Publikums. Und ſelbſt da, wo Ihnen die Thatſachen der Erzählung ſolche Donnerkeile gleichſam in die Hand drücken — wie z. B. den Selbſtmord — ſtehen Sie wie auf Bergeshöhen, ſchauen gelaſſen nach dem ewigen Blau des Himmels und laſſen die Gewitterwolke zu Ihren Füßen ſich entladen.

Ferner ſtellte ich Ihnen auch das ausgiebigſte Material zu ſocialiſtiſchen Anknüpfungen bei verſchiedenen Characteren zur Verfügung. Warum in aller Welt verſchmähen Sie es die Lichtparthien Ihres Gemäldes durch ſchwarzen Schatten und wilden Wirrwarr zu heben? Vielleicht antworten Sie mir: Ich ließ die betreffenden Subjecte in der Praxis ihrer Richtung und mit allen Folgen derſelben auftreten und handeln, und das gibt ein klareres Bild, als wenn man ihre Tendenzen durch merkwürdige und geheimnißvolle Verwickelungen klar zu machen ſucht. — Ich gebe das einiger Maßen zu; aber dennoch kann ich mein Bedauern nicht unterdrücken, ſolche Farben, die ich Ihnen auf die Palette gegeben habe, verſchmäht zu ſehen.

Nichtsdeſtoweniger muß ich Ihnen ſagen, daß mir etwas ſehr gefallen, und mir um ſo mehr wohl gethan hat, als es ſich durch die ganze Erzählung fortbewegt, und gleichſam der Träger derſelben iſt. Es iſt der Gedanke, welchen der Spruch zuſammenfaßt:

„Gottes Mühlen mahlen langſam,
Langſam aber trefflich fein.“

Freilich können wir uns Beide auf dieſen Spruch nichts zu gut thun, weder Sie noch ich; allein ſo, wie dieſe Wahrheit in ſtiller Siegesgewißheit durch die Erzählung geht, hat ſie mein Herz erquickt, das in der unermeßlichen Trübſal der Zeit zuweilen vermeint, die Tage des Antechriſts müßten gekommen ſein. Wenn wir aber feſthalten, daß Gottes Mühlen fort und fort, wenn auch noch ſo langſam mahlen, dann werden wir auch mit Roſe Roth ſagen: „Meine Trübſal iſt meine Krone;“ — oder wie ſie ſich darüber ausdrückt.

In dieſem Hauptpunkt mit Ihnen einverſtanden, empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit, meine gnädige Gräfin, als Ihr treu ergebener und gehorſamer Diener

X. Z.

P. S. Werden die Leſer auch verſtehen, daß die Frau, die mit mir am Gitter der Superba ſtand — Roſe Weiß war?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

32010

Der
breite Weg und die enge Straße.

Eine Familiengeſchichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1877.

P.o. germ. 1361^{m}

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehaltem.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die erſte Generation.

Erſtes Kapitel 3
Zweites Kapitel 12
Drittes Kapitel 30
Viertes Kapitel 58
Fünftes Kapitel 102
Sechſtes Kapitel 109

Die zweite Generation.

Erſtes Kapitel 123
Zweites Kapitel 137
Drittes Kapitel 147
Viertes Kapitel 155
Fünftes Kapitel 174

Frühlingsleben.

Erſtes Kapitel 187
Zweites Kapitel 204
Drittes Kapitel 217
Viertes Kapitel 241

Seite

Gewitterlage.

Erſtes Kapitel 257
Zweites Kapitel 276
Drittes Kapitel 291
Viertes Kapitel 302
Fünftes Kapitel 328

Die erſte Generation.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Ein rauher Novemberabend. Regen und Sturm brauſte und ſauſte um die Wette. Wagen rollten ſo raſch wie die Pferde zu laufen vermochten durch die breiten Gaſſen der Reſidenz. Einzelne unglückliche Fußgänger erkämpften ſich mit zerbrochenen Schirmen und zerzauſten Mänteln ihren Weg. Wer nicht gezwungen war der Wuth der Elemente zu trotzen, blieb daheim, und wer in ſeinen vier Wänden ſaß und die donnernden Windſtöße hörte, fühlte ſich mit Behagen in Sicherheit.

In Sicherheit war auch die Baronin Erting, denn ſie ſaß in ihrem angenehm erwärmten und erleuchteten, bequem und elegant eingerichteten Zimmer . . ſie ſaß auf Polſtern, die mit dem ſchönſten Lyoner Seidenſtoff überzogen waren, und ihre Füße ruhten auf dem ſchönſten Brüſſeler Teppich. Nichts weniger aber als Gefühle des Wohlbehagens gab ſich bei ihr kund. Sie ſah fieberhaft erregt aus. Es war zehn Uhr Abends und ſie war im Morgenanzug. Sie trug ein braunes Cachemirekleid und eine Jacke von braunem Sammt mit

Schwanpelz beſetzt. Dieſe Jacke knöpfte ſie bald feſt am Halſe zu und bald warf ſie dieſelbe vom Nacken zurück, je nachdem Froſt und Hitze bei ihr zu wechſeln ſchienen. Sie betrachtete unaufhörlich bald mit prüfendem, bald mit ſtarrem Blick zwei Photographien, die vor ihr auf dem Tiſche lagen: ihre eigene und die eines jungen Mädchens. Ihr Bild war das einer ſchönen Frau. Sie galt dafür in der Welt. Reiches braunes Haar, große dunkle Augen, ſchöne Zähne, eine kleine doch elegante Geſtalt, ſtets ein Anzug, der nicht vortheilhafter gedacht werden konnte: dies Alles machte ihre Erſcheinung blendend; — einnehmend nicht. Die Stirn, die ſenkrecht von der Naſe zu den Haarwurzeln aufſtieg, verrieth ungewöhnlichen Eigenſinn, und um den Mund war jener unbeſchreibliche und unverkennbare Zug, den die Redſeligkeit gibt. Selbſtverſtändlich betrachtete Baronin Exting ihre Photographie mit Wohlgefallen, während jeder Blick, den ſie auf das Bild des jungen Mädchens warf, von einem Zeichen der Mißbilligung begleitet war.

Da fuhr ein Wagen vor, ein zweiter und ein dritter. Sie kommen! ſprach die Baronin halblaut, ſchlug mit nervöſer Haſt den Deckel eines Käſtchens zu, in welches ſie die Photographien warf und betrat den kleinen Salon, der an ihr Zimmer ſtieß. Dort ging ſie ein Paar Mal auf und nieder, und dann den drei Damen entgegen, für welche ſich die Thür öffnete.

„Das nenne ich treue Freundinnen," rief ſie mit großer Lebhaftigkeit und zärtlichem Händedruck; „Ihr ſchenkt mir armen, durch die Grippe eingeſperrten Klausnerin den Abend, den Ihr ohne Zweifel in einer angenehmeren Geſellſchaft zubringen könntet."

„Liebe Eugenia, unter allen Umſtänden iſt es mir eine Freude Dich zu beſuchen," verſetzte Gräfin Melanie ebenfalls ſehr zärtlich; „doch geſtehe ich offen, daß die Mittheilung der überraſchenden Neuigkeit, welche Dein Einladungsbillet verheißt, mich heute magnetiſch zu Dir zog."

„O meine ehrliche Melanie! wie liebe ich dieſe kindliche Offenheit," ſagte Baronin Erting gerührt.

„Ach, dieſe Neuigkeit! was wird das ſein! ich bin blaſirt über Neuigkeiten, die doch weiter nichts ſind als alte, ſich ſtets wiederholende Geſchichten, Scenen aus dem Leben . . . nicht wahr, Eugenia?" rief Gräfin Fanny und ließ ihren Fächer rauſchen.

„Dennoch wirſt Du erſtaunen, beſte Fanny und aus der Blaſirtheit herausfallen," entgegnete Eugenia ſchalkhaft.

„Nun ſo ſprich!" rief Baronin Juliette ungeduldig; „da Du uns auf eine Neuigkeit eingeladen haſt, ſo verſteht es ſich, daß wir geſpannt ſind ſie zu erfahren."

„Wohlan!" ſagte Eugenia, „meine Neuigkeit iſt dieſe: Veldegg hat ſich verlobt."

„Wie . . . . was . . . . wann . . . . Veldegg

. . . . unſer Veldegg . . . . Emerich Veldegg!“ . . . . riefen die drei Freundinnen grenzenlos überraſcht.

„Ja, Emerich Veldegg,“ wiederholte Eugenia.

„Aber mit wem . . . . aber wo und wann! . . . und ſo ſtill . . . . ſo raſch! . . . wer iſt die Braut?“

„Er war verlobt mit Fräulein Hildegund von Althaus,“ erwiederte Eugenia.

„Hildegund von Althaus! . . . ein Name aus der Provinz,“ ſagte Gräfin Melanie; — Gräfin Fanny aber vergaß alle Blaſirtheit, klatſchte vergnügt in die Hände und rief:

„Dies wird immer ſchöner! Veldegg war verlobt, wie Du ſagſt, Eugenia; folglich iſt er es nicht mehr und die Sache ging zurück.“

„Im Gegentheil, liebſte Melanie, ſie ging einfach vorwärts. Veldegg war verlobt und iſt vermält. Heute iſt ſein Hochzeitstag.“

„Vermält! Veldegg! iſt es möglich!“ ſagte Gräfin Melanie und wiegte nachdenklich ihr ſchönes Köpfchen.

„Nicht nur möglich, ſondern gewiß: eine vollendete Thatſache!“ verſetzte Eugenia; „es treten die meiſten Menſchen in die Ehe . . . . alſo auch Veldegg.“

Gräfin Fanny klopfte mit ihrem Fächer gebieteriſch vor Eugenia auf den Tiſch und rief:

„O keine Betrachtungen! Thatſachen, Thatſachen wollen wir hören. Erzähle, Eugenia . . . . und zwar von Anfang an Alles ganz genau.“

„Es gibt nicht viel zu erzählen," entgegnete Eugenia; „die Sache machte ſich überraſchend ſchnell."

„Als ein zweiter Cäſar kam er, ſah und ſiegte!" warf die beleſene Juliette ein.

„Vielleicht wurde er beſiegt," ſagte Melanie.

„Aber laßt doch Eugenia erzählen!" rief Fanny ungeduldig.

„Vor etwa ſechs Wochen wurde Veldegg ſchleunigſt nach Carlsbad gerufen. Die Tante, die ihn zum Erben eingeſetzt hat, war dort von einem tödtlichen Schlaganfall getroffen. Er fand ſie noch am Leben, ja ihr Zuſtand ſchien eine gute Wendung zu nehmen, doch nach acht Tagen trat ihr Tod ein. In dieſen acht Tagen lernte Veldegg die Baronin Althauſen kennen, die mit ihrer Nichte in demſelben Hauſe wie ſeine Tante wohnte und ſich während der Cur mit dieſer befreundet hatte. Fräulein Hildegund von Althauſen ſehen und ſich in ſie verlieben war das Werk eines Augenblicks; denn während dieſer acht Tage erhielt er von der Baronin die Erlaubniß, ſie auf dem Lande beſuchen und ſich um Hildegund bewerben zu dürfen. Nun begleitete Veldegg die ſterbliche Hülle ſeiner Tante nach ihrem Wittwenſitz, wo ſie in der Schloßkapelle ihre Ruheſtätte fand; dann beeilte er ſich die Erlaubniß der Baronin Althauſen zu benutzen und die Verlobung war ſchnell geſchloſſen. Daß ein glühender Liebhaber auf ſchleunigſte Vermählung dringt, iſt in der

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von
3-598-51062-4
FNr. 20864 / 051

Ordnung. Fräulein Hildegund's Oheim und Vormund entſprach gern dieſem Wunſch. Wie es ſcheint, freute er ſich herzlich der Sorge für das Vermögen und für eine paſſende Heirath ſeiner Mündel enthoben zu ſein. So fand denn heute im engen Kreiſe der nächſten Verwandten der Braut ganz ſtill die Vermälung ſtatt, da Veldegg in Trauer, d. h. in Trauerkleidern iſt."

„Das iſt ja eine romanhafte Leidenſchaft!" bemerkte Juliette.

„Iſt dieſe Hildegund ſchön, jung, reich?" fragte Melanie.

„Ein ſolcher Dreiklang iſt ſelten und iſt nicht zu erwarten!" rief Gräfin Fanny.

„Fräulein Hildegund oder vielmehr Baronin Veldegg, iſt neunzehn Jahre alt und hat ein beträchtliches Vermögen," ſagte Eugenia.

„Hoffentlich iſt ſie grundhäßlich!" rief Gräfin Melanie; „denn wäre ſie auch noch ſchön, ſo hätte Veldegg ein ganz übermenſchliches Glück."

„Und müßte à la Polykrates empfinden," ſetzte Baronin Juliette hinzu.

„Nun, man wird ſie ja ſehen," ſagte Eugenia; „länger als ſechs bis acht Wochen ſoll die Reiſe nicht dauern."

„Und wohin geht dieſe Reiſe?"

„Nach Rom."

„Nach Rom! ich ginge lieber nach Paris!" rief Melanie.

„Nach Rom," wiederholte Eugenia. „Beldegg, in ſeiner liberalen Richtung, iſt wie alle Liberale ganz entzückt von dem Papſt, der höchſt freiſinnigen Anſichten huldigen ſoll."

„Möge er ſie in's Werk ſetzen und die hungernde Menſchheit wird ihn ſegnen," ſagte Melanie und faltete andächtig die Hände; „denn es iſt eine wahre Marter für mich, meinen armen Mann, der halb verhungert von der Jagd kommt, Freitags mit Mehlbrei und Apfelſtrudel abzuſpeiſen. Ich kann das unmöglich über mein Herz bringen. Er kann nicht leben ohne Fleiſchſpeiſen, und da ihm ſein Beefſteak nicht munden würde, wenn ich Mehlbrei verzehrte, ſo muß auch ich der Abſtinenz entſagen."

„Die Frage, ob Beefſteake oder Mehlbrei iſt kaum der Erörterung werth," nahm Fanny das Wort; „aber die Ehe .... wenn man dieſe nach freiſinnigen Prinzipien in's Auge faßte, — das, beſte Melanie, wäre eine Wohlthat für die Menſchheit. Dann dürfte meine arme Schweſter Adele ſich von ihrem Ungeheuer von Gatten trennen und eine neue Wahl treffen, die ihrer Neigung entſpricht."

„Beſte Fanny," verſetzte Juliette, „ein Ehemann iſt eine Art von Ungeheuer .... wenigſtens zeitweiſe. Dies kann auch der freiſinnigſte Papſt nicht ändern. Allein er kann dieſes und jenes hinweg räumen, was die Ungeheuerlichkeit hervorruft. Welche Noth ich habe, bis ich meinen Mann zu ſeiner öſterlichen Beicht bewege, — das iſt namenlos. Freiſinnige Prinzipien über die Beicht, o welche Wohlthat für die Menſchheit.“

„Faßt Euere frommen Wünſche in einer Petition zuſammen und laßt ſie durch Veldegg dem Papſt überreichen,“ ſagte Eugenia ironiſch.

Die Gedanken der Damen wendeten ſich jetzt wieder dem neuen Ehepaar zu und der Vermuthungen, Vorausſetzungen und tauſenderlei Betrachtungen war kein Ende. Als es Zwölf ſchlug, ſtand Fanny haſtig auf und ſagte:

„Wir vergeſſen, daß wir bei einer Kranken ſind.“

„Schon Mitternacht!“ rief Melanie erſchreckt. „O weh! Morgen wird mein Mann behaupten, die Pferde hätten den Schnupfen, weil ſie ein wenig im Regen ſtehen mußten.“

„Mein Mann behauptet dies nur dann, aber dann regelmäßig, wenn ich den Wagen wegen einer Predigt oder einer feierlichen Function ein wenig vor einer Kirche warten ließ,“ ſagte Juliette lachend.

Sie nahmen zärtlich Abſchied von Eugenia und dieſe ſagte ſchließlich:

„Ich denke es macht Euch Vergnügen, dieſe unerwartete Neuigkeit morgen zu verbreiten bevor noch die Portezettel eintreffen.“

So trennten ſich die Freundinnen. Auf der Treppe faßten ſich die drei Damen einander eng unter den Arm, ſtiegen langſam hinab und flüſterten:

„Das war klug, daß er die Sache ſo geheim hielt und ſo raſch ausführte.“

„Mit einem Schlag hat er die Kette geſprengt, die er ſieben Jahre trug.“

„Ich glaube nicht an ihre Grippe! ſie will nur das erſte Gerede der Leute verrauſchen laſſen.“

„Es mag ein furchtbarer Schlag für ſie geweſen ſein.“

„Freilich! . . . aber ein ſolches Verhältniß kann doch nicht ewig dauern.“

„Das Drama, das wir vorhin im Theater ſahen, iſt fade gegen das Drama, das unter dieſem Dache ſtattfindet.“

„Seine Heimkehr mit der jungen Frau — das wird intereſſant ſein.“

„Adieu! — Addio! — Auf Wiederſehen!“ —

Und die drei Wagen rollten dahin.

Baronin Erting blieb eine ganze Woche unſichtbar für Jedermann, den Baron nicht ausgenommen. Der Arzt habe ihr ſtreng das Sprechen unterſagt und die größte Ruhe empfohlen; — ſo lautete fortwährend der Beſcheid, den ihre Kammerfrau auf jede Anfrage gab. Wer ſich ſehr ſchnell über ihre Unſichtbarkeit tröſtete — das war Baron Erting.

Zweites Kapitel.

Baron Erting nahm ſich weder das Unwohlſein noch die Unſichtbarkeit ſeiner Gattin zu Herzen. Vor zwölf Jahren hatte er Fräulein Eugenia von Bernbach geheirathet, nicht aus Neigung, ſondern weil ſeine Eltern darauf beſtanden, daß ihr einziger Sohn ſich endlich und endlich vermäle — denn er zählte bereits ſechsunddreißig Jahre und alle Hoffnungen des reichen und ſehr geſchätzten Banquierhauſes Erting ruhten auf ihm. Sein Vater war baroniſirt und mit Orden bedeckt, ſtand in Verbindung mit allen Finanzminiſtern Europa's, hatte ein glänzend eingerichtetes Haus, gab Diners erſter Ordnung und war in der Geſellſchaft ſo geachtet, wie an der Börſe, während ſeine Gattin mit den eleganteſten Frauen der Reſidenz Schritt hielt. Der einzige Sprößling dieſer Ehe war Baron Ignaz. — Selbſtverſtändlich die Wonne ſeiner Eltern.

„Komm' her, Nazi," ſagte der Vater, „ich will Dir ein Rechenexempel aufgeben."

Nazi's Augen leuchteten.

„Wenn Du ſiebenundſechszig Gulden dreiundfünfzig Kreuzer zu fünf und ein halb Prozent verliehen haſt“ ...

„Zu ſechs ein halb, Papa,“ ſchaltete Nazi ein.

„Deſto beſſer .... zu ſechs ein halb!“ verſetzte lächelnd der Vater; „wie hoch belaufen ſich dann die Zinſen in ſieben Monaten, drei Wochen und fünf Tagen.“

Und Nazi rechnete zum Entzücken ſeines Vaters mit Eifer und Glück die Summe aus.

„Nazi,“ ſagte die Mutter, „ſo wild wie andere Buben darfſt Du nicht ſein. So wüthend herum zu rennen, zu klettern, zu ſpringen, ſich zu balgen — das ſchadet der Geſundheit, dabei kann man den Hals brechen und wenn auch das nicht geſchieht, ſo bekommt man doch rohe, plumpe Manieren, die ganz abſcheulich ſind.“

Nazi’s Anlagen waren der Art, daß ſie der Richtung ſeines Vaters und den Wünſchen ſeiner Mutter entſprachen. Er war ein fleißiger und zahmer Knabe. Nach und nach ſtudirte er Das, was in das Fach einſchlug für welches er beſtimmt war; — aber nur Das. Alles Uebrige exiſtirte nicht für ihn. Jetzt wünſchte freilich ſeine Mutter, er möge reiten, tanzen, fechten, ſchwimmen lernen, — das kam jedoch gar nicht in Nazi’s Sinn. Jetzt ſuchte ſie ihn freilich für Pferde, für Wettrennen, für Schießübungen, für Jagden, für Waffenſammlungen zu intereſſiren, denn in der Stille ihres Herzens fand ſie Nazi unbeholfen und linkiſch in ſeiner Erſcheinung und ſeinem Benehmen; ſie wünſchte ihm eine leichtere, ungezwungene Haltung und mehr Gewandtheit im Salon. Der Vater ſagte jedoch:

„Laß' ihn doch ungeſtört den großen Geſchäften ſich widmen. Das iſt ſeine Spezialität, dafür hat er Luſt und Talent. Beides fehlt ihm um ein Jockey oder ein Schütz zu werden und darüber bin ich herzlich froh. Der Schliff, den die Welt gibt, wird ihm mit der Zeit kommen, beſonders durch ſeine zukünftige Frau.“

„Er hat nicht die mindeſte Neigung für den Umgang mit Frauen,“ ſagte die Baronin.

„Das freut mich ganz beſonders,“ verſetzte der Baron; „eine ſolche Neigung bringt mehr Gefahren als Vortheil mit ſich und könnte jetzt, da Ignaz große Reiſen machen ſoll, allerhand Störungen bereiten.“

Das gab die Baronin zu. Sie hoffte, Ignaz werde von ſeinen Reiſen etwas Weltſchliff mitbringen. Sie täuſchte ſich. Ignaz reiſte durch eine Hälfte Europa's, erwarb ſich Kenntniſſe und einen guten Ruf; kam zurück ganz der Alte. Die jungen Mädchen lachten über ihn, die Mütter zuckten die Achſeln über ihn: ſo unerhört ungeſchickt und verlegen war ſein Benehmen. Er bereiſte die andere Hälfte Europa's — das Ergebniß war daſſelbe. Er ging nach Konſtantinopel und Alexandrien, nach Rio und New-York; — die jungen Mädchen nannten ihn unter ſich den Wallfiſch und fragten einander, ob wohl eine von ihnen den Muth habe ihn zu heirathen.

Die Baronin fand nach gerade eine Heirath ganz nothwendig und der Baron ſtimmte ihr bei, weil für Descendenz des Hauſes Erting zu ſorgen ſei. Die Baronin übernahm die Werbung; nur unter dieſer Bedingung wollte ſich Ignaz zur Ehe bequemen. Die Wahl der Gattin überließ er den Eltern. Seine Mutter nahm mit mehr Feuer als Glück die Sache in die Hand. Sah ſie auch nicht ihren Sohn für einen Adonis an, ſo war ihr mütterliches Auge doch ſehr fern davon, ihn mit dem Auge eines jungen Mädchens zu betrachten. Ueberdies deckten ſeine guten Eigenſchaften und die väterlichen Millionen den Mangel an Schönheit zu. So kam es, daß ſie ſich kühn an Perſönlichkeiten wendete, die für ihre Töchter Anſprüche machten, welche Ignaz von Erting nicht erfüllen konnte. Dreimal ſchlugen ihre Hoffnungen fehl, zu ihrem bittern Schmerz und zum Erſtaunen ihres Mannes — während Ignaz höchſt gleichmüthig ſagte, ihm liege nichts an dieſer Ehe, und überhaupt nichts an dem Eheſtand. Das ließen die Eltern jedoch nicht gelten und die Baronin dachte ſchon, ſie müſſe auf die Brautſchau in fremde Länder gehen; da wurde die verwittwete Generalin von Bernbach ihre Nachbarin, und auf deren Tochter Eugenia richteten ſich nunmehr die Gedanken der Baronin.

Durch Eugenia's älteſten Bruder, der ein ſtattlicher

Offizier, ein vorzüglicher Tänzer, beliebt in der Geſellſchaft und der Baronin Erting wohlbekannt war, wurde die Bekanntſchaft angeknüpft, deren Abſicht Julius von Bernbach ſogleich errieth, mit ſtillem Frohlocken begrüßte und mit größtem Eifer förderte. Frau von Bernbach lebte in höchſt engen Verhältniſſen mit ſieben Kindern von ihrer Wittwenpenſion. Waren die älteſten Söhne auch bereits im Militärdienſt, ſo bedurften ſie doch ſehr einige pecuniäre Unterſtützung, während zwei jüngere Söhne und zwei Töchter bei der Mutter waren. Eugenia von Bernbach ertrug mit dem äußerſten Unmuth ihre beſchränkte Lage, die in einem ſo grellen Gegenſatz zu den Freuden und Herrlichkeiten der Welt war, von welchen Julius ſo viel zu erzählen wußte. Sie wurde nicht müde die eleganten Toiletten der Damen, die glänzende Einrichtung der großen Häuſer, die Bälle, die Feſte, die Theater beſchreiben zu hören, und ſo jung ſie war und ſo wenig Ausſicht ſie dazu hatte, — feſt war ihr Entſchluß, nicht für immer den goldenen Sälen der großen, der reichen Welt fern zu bleiben. Jetzt bewohnte ſie dem prächtigen Erting'ſchen Hauſe gegenüber die beſcheidenen Räume eines dritten Stockes, aus deſſen Fenſtern ſie mit ſehnſüchtiger Neugier den Glanz dieſes Hauſes wahrnahm. Wie viel Wagen fuhren vor! wie viel Diener in Livree gingen aus und ein! wie herrlich erleuchtet war der Speiſeſaal! wie zauberhaft der Ballſaal! wie reizend war das blaue

Coupé, in welchem die Baronin Erting täglich ſpazieren fuhr! und dieſer Zobelpelz der Baronin! . . . . ihr dunkelgrüner Sammtpelz mit Chinchilla war aber doch noch ſchöner! . . . . —

„Möchteſt Du den nächſten Ball bei der Baronin Erting mitmachen, Eugenia?“ fragte Julius eines Tages ganz unbefangen.

„Welche Frage!“ rief Eugenia, „es wäre meine Seligkeit.“

„Ich würde Dir ein hübſches Ballkleid ſchenken, denn ich war eben glücklich in einer unſchuldigen Partie . . . . Whiſt.“

„Ein Ballkleid!“ rief Eugenia entzückt.

„Wozu das Alles, Julius?“ ſagte Frau von Bernbach verweiſend.

„Um Eugenia zu necken!“ rief Julius und lachte.

Eugenia hätte gern geweint. Doch grenzenlos war ihr Erſtaunen, ihre Freude, als zwei Tage darauf Baronin Erting ſich bei Frau von Bernbach melden ließ und mit größter Liebenswürdigkeit die Nachbarſchaft in Anſpruch nahm, um für ihren Ball eine ſo liebliche Tänzerin wie Fräulein von Bernbach zu gewinnen. Frau von Bernbach lehnte ab; ſie gehe nicht in die große Welt. Eugenia zitterte. Da bat die Baronin ſo dringend, Eugenia möge ihrer Obhut für den Ballabend anvertraut werden, daß Frau von Bernbach um ſo weniger die Bitte abſchlug, als ſie ſehr wohl begriff, daß es ſich im Grunde um eine viel wichtigere Sache als den Ball handele.

Und ſo war es in der That. Nach acht Tagen war Eugenia mit Ignaz verlobt und vier Wochen ſpäter vermält. Dieſe plötzliche Wendung ihres Schickſals erſchien ihr zauberhaft, ein goldener Traum. Doch in ihren Verhältniſſen fand ſie nicht Alles golden, vor Allem nicht — den Gemahl. Wenn ſie ſich im Spiegel betrachtete und ihn in Gedanken neben ſich ſtellte, ſo ſchien es ihr ganz in der Ordnung zu ſein, daß er vor ihr auf den Knieen gelegen hätte; dies fiel aber dem guten Ignaz nicht ein. Er wußte gar nicht ſich mit dieſem kleinen, hübſchen, eiteln ſechszehnjährigen Perſönchen in ein vertrauliches Verhältniß zu bringen und blieb auch ihr gegenüber in ſeiner Art und Weiſe: ſchweigſam, unbeholfen, verlegen. War er mit ihr allein, ſo rieb er beſtändig wie in ſtiller Verzweiflung die Hände, ſtand auf, ging an's Fenſter, trommelte an den Scheiben, ſagte zwanzig Mal: Hm, hm! — ging unruhig hin und her, bis er an die Wand kam und drückte ſich an ihr zum Zimmer hinaus, indem er ſagte:

„Die Bureauſtunde ſchlägt. Adieu.“

Nicht gekränkt im Herzen, deſto mehr in der Eigenliebe, fühlte ſich Eugenia durch das Benehmen ihres Gatten, und ihre Schwiegereltern thaten ebenfalls nichts, was dieſe Eigenliebe hätte nähren können. Sie waren keineswegs geſchmeichelt durch dieſe Ehe ihres Sohnes und behandelten Eugenia zwar gütig, doch nicht mit jener Zärtlichkeit, welche ſie einer willkommeneren Schwiegertochter erzeigt haben würden. Ueberdies fanden ſie ihre Bildung höchſt mangelhaft. Der Schwiegervater ſagte:

„Du haſt wahrſcheinlich bei einem deutſchen Winkelſchulmeiſter franzöſiſch gelernt, Eugenia, denn Deine Ausſprache iſt ohrenzerreißend. Als Du geſtern bei Tiſch zwiſchen dem ſchwediſchen und dem ſardiniſchen Geſandten ſaßeſt, hörte ich Dich viel von Diner und Souper mit dem Accent auf der erſten Sylbe ſprechen. So etwas iſt unerlaubt. Ich werde ſogleich eine Sprachmeiſterin aus Paris kommen laſſen und ich erwarte, daß Du binnen drei Monaten perfect franzöſiſch ſprichſt und mit Leichtigkeit ein franzöſiſches Billet ſchreibſt. Dann wird italieniſch und engliſch an die Reihe kommen. Das iſt nothwendig in dieſem Hauſe, das von ſo vielen Ausländern beſucht wird."

„Eugenia," ſagte die Schwiegermutter, „Deine Singſtimme iſt ſpitz und dünn wie eine Nähnadel. Eine ſolche Stimme iſt nur dann anzuhören, wenn ſie ſehr geſchult und ausgebildet iſt. Ich werde den beſten Geſanglehrer für Dich nehmen."

Eugenia fand es nicht angenehm, wie ein Schulkind behandelt zu werden; indeſſen ſah ſie die Mängel ihrer Bildung zu klar ein und wünſchte zu lebhaft, auch in dieſem Punkt hinter Niemand zurückzuſtehen, daß ſie ſich mit Eifer den Studien widmete, die ihr zugewieſen wurden und in denen ſie raſche Fortſchritte machte. Hoffte ſie aber dadurch einen Unterricht zu bekommen, den ſie erſehnte, weil er zur Eleganz gehörte, Unterricht im Reiten, ſo täuſchte ſie ſich.

„Dein Mann reitet nicht, er hat ganz andere Dinge zu thun,“ verſetzte die Schwiegermutter; „da eine junge Frau nicht anders ausreiten kann, als in Geſellſchaft ihres Mannes, ſo wäre Reitunterricht für Dich Zeitverſchwendung. - Ueberdies will ich Deine Zeit in anderer und beſſerer Weiſe in Anſpruch nehmen.“

Eugenia horchte geſpannt, was das wohl ſein könne, und war nicht wenig entſetzt, als ihre Schwiegermutter fortfuhr:

„Ich will Dich in den Wohlthätigkeitsverein einführen, deſſen Präſidentin ich bin.“

„Ach . . . davon verſtehe ich nichts,“ ſtotterte Eugenia.

„Du ſprichſt meine Ueberzeugung aus,“ entgegnete die Schwiegermutter kalt; „und eben deshalb iſt es nothwendig. Reiche Leute müſſen wohlthätig ſein; das geziemt ſich. Wir müſſen aber auch eine perſönliche Theilnahme für die Sache der Wohlthätigkeit an den Tag legen; wir lernen auf dieſe Weiſe die Forderungen beurtheilen, die an uns herantreten, wir lernen Perſonen aus den verſchiedenſten Ständen kennen; wir ſpinnen hie und da nützliche oder angenehme Verbindungen an. Nur durch ihre allbekannte Wohlthätigkeit iſt die Baronin Rothſchild in Paris mit der vortrefflichen Königin Amélie in Verbindung gekommen. Du ſiehſt, die Sache hat ihre glänzende Seite.“

Eugenia fügte ſich, weil ſie nicht anders konnte. Sie lebte in vollkommenſter Abhängigkeit im Hauſe und im Haushalte ihrer Schwiegereltern, und in dieſer Beziehung war ſie ganz und gar Tochter. Sie hätte die kräftigſte Unterſtützung ihres Mannes bedurft, um irgend etwas zu unternehmen, was ſeinen Eltern nicht genehm war. Sie ſah ein, daß es nicht ſchwerer geweſen wäre, eine egyptiſche Pyramide in Bewegung zu ſetzen, als Ignaz zu vermögen mit ihr ſpazieren zu reiten, und ſo gab ſie ihren Wunſch auf und ging auf das Anſinnen der Schwiegermutter ein, während ſie in der Stille ihres Herzens dachte:

Bin ich einmal fünfundzwanzig Jahre alt und kann ich all' die Dinge, die ich jetzt lernen muß und auch lernen will: dann ſoll es anders werden.

Sie brauchte nicht ſo lange zu warten. Vier Jahre nach ihrer Heirath ſtarb ihr Schwiegervater und zwei Monate ſpäter ihre Schwiegermutter. Als das Trauerjahr ablief, war Eugenia einundzwanzig Jahre alt und Selbſtherrſcherin im Hauſe Erting. Wohlverſtanden, nicht in den Bureaus des Geſchäftes. Dieſe lagen für Eugenia auf einem andern, einem niedrigeren Planeten, auf welchem Ignaz der Herr war. Sie faßte nur die Ergebniſſe in's Auge, welche aus dieſen Bureaus hervorgingen — und dieſe waren befriedigend. Sie ſah jetzt ein, wie heilſam die ſtrenge Zucht ihrer Schwiegermutter geweſen ſei, durch welche ſie nach und nach Das gelernt, Das geübt hatte, was ihr jetzt zum ſicheren Auftreten in der Geſellſchaft und zur Regierung eines großes Hauſes zu gut kam. Bisher war ſie im Hauſe und in der Welt nur der Trabant eines Geſtirns geweſen; jetzt wurde ſie ſelbſt ein Stern und zwar ein ſolcher, der Aufſehen machte.

Glänzend wie ein farbenreicher Schmetterling aus ſeiner Verpuppung trat ſie aus dem ſtillen Trauerjahre als eine ſehr hübſche Frau von ungewöhnlicher Eleganz und ungewöhnlich ſicherem Benehmen wieder in der großen Welt auf. Zu derſelben Zeit erſchien auch der Freiherr Emerich von Veldegg, auf den die Blicke aller Mütter und vieler Töchter ſich richteten, denn er war ein ſehr ſchöner, ſehr reicher, ſehr gebildeter junger Mann von dreiundzwanzig Jahren und vom beſten Ruf. Er jedoch beachtete gar nicht die Aufmerkſamkeit, die Alle ihm zuwendeten, denn ſeine Blicke fielen auf einen Gegenſtand, der ihm anziehender erſchien als die übrige geſammte Frauenwelt, und der ihn ſo ganz feſſelte, daß man allgemein erkannte, es ſei vor der Hand nicht daran zu denken, daß ſich Emerich von Veldegg vermäle. Man ſtaunte über dieſe große Leidenſchaft, man begriff ſie nicht, man fand nicht, daß die Baronin Erting einen Zauber beſitze, der ganz überwältigend ſei; man kritiſirte und tadelte ſie, man beneidete ſie — und ſchließlich bekam ſie einen gewiſſen Relief, eine Geltung, die ſie zuvor nicht gehabt hatte. Ihr Auftreten in der Geſellſchaft hatte einen glänzenden Erfolg gehabt, einen großen Triumph davongetragen; — dieſem Blendwerk, in welcher Richtung es zur Erſcheinung komme, huldigt die Welt.

Eugenia's ſelbſtſüchtiges Herz verſtand unter Liebe — geliebt werden und in dieſem Bewußtſein glücklich ſein. Daß Ignaz ihr dies Glück nicht gewährte, war ihr ſehr kränkend im Anfang ihrer Ehe. Nach und nach tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken, daß die Liebe eines ſo unbedeutenden Mannes nur ein ganz mattes Gefühl ſei, das nicht beglückend wirken könne. Ueberdies konnte ſie vor allen Studien und Beſchäftigungen, welche ihre Schwiegermutter ihr zuwies, nicht dazu kommen, irgend welchen Träumereien nachzuhängen. Jetzt aber, nach fünf Jahren, entwickelter in ihrem ganzen Weſen und feſt in ihrer Richtung, jetzt trat das Verlangen nach Glück, wie ſie es verſtand, lebhafter hervor, und Emerich's Huldigung war Das, was ſie erſehnte. Durch welchen Zauber ſie ihn während ſieben Jahren zu feſſeln wußte — wer kann es ſagen? Sie beherrſchte ihn: das war entſchieden.

Emerich von Veldegg war, wie man zu ſagen pflegt, ein ſehr guter Menſch: wohlwollend, dienſtbereit, anſpruchslos, bei großen äußeren Vorzügen verſtändig genug, um auf Bildung des Geiſtes für ſich ſelbſt und für Andere Werth zu legen und um die Sittlichkeit des Wandels zu ſchätzen.

Bei einer ſo glücklich angelegten Natur hätte er ein ſehr tüchtiger Menſch, ein ausgezeichneter Mann werden können, wenn ſeine Erziehung ſeine Anlagen unterſtützt und ſeinem Charakter Kraft gegeben hätte. Aber er war das einzige Kind reicher Eltern, verwöhnt von der Wiege an, umgeben von Weltluſt und Weltſinn. Seine ſchöne Mutter ſtarb, als er noch ein Knabe war. Sein Vater hatte ſie angebetet, war in Verzweiflung, faßte den Vorſatz ſich nicht wieder zu vermälen und dem Andenken der Unvergeßlichen treu zu bleiben. Daß er die erſte Hälfte des Entſchluſſes ausführte iſt gewiß, und eben ſo gewiß, daß er die zweite Hälfte ſehr bald vergaß. Trotz ſeines Leichtſinns wäre es ihm doch ſehr unlieb geweſen, wenn ſein Sohn ihm ähnlich geworden wäre, und er glaubte durch gründlichen Unterricht und ernſte Studien Emerich in eine andere Richtung bringen zu können. Allerdings folgte Emerich nicht dem Beiſpiele, das der frivole Leichtſinn des Vaters ihm gab. Seine Studien bewirkten dies aber nicht; ſeine Natur war ernſter, zurückhaltender. Der Vater ſtaunte ihn im Stillen an und ſagte zu ſeinen Freunden in vertraulichen Geſprächen:

„Einundzwanzig Jahre zählt mein Bub'. Iſt er ein Mirakel, iſt er ein Eisklotz — ich weiß es nicht! .... bin aber neugierig, wann ſeine Stunde ſchlagen wird."

Ein Freund entgegnete, der Sohn ſcheine anderen Grundſätzen zu huldigen, als der Vater.

„Kann ſein!" verſetzte dieſer; „doch das weiß ja jedes Kind, alſo auch jeder Mann, es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo die Grundſätze wackeln wie Thürme bei Erdbeben und ſchließlich deren Schickſal theilen und zuſammenbrechen."

Dieſen Augenblick erlebte der Vater nicht. In den drei Jahren, die Emerich auf verſchiedenen Univerſitäten zubrachte und ſich dem Studium der Rechts- und Staatswiſſenſchaften widmete, erwarb er ſich durch ſeinen Fleiß und ſeinen Wandel den beſten Ruf. Er beſtand glänzend die Prüfung, die man in Deutſchland zu beſtehen hat, um darzuthun, daß man genug wiſſe, um in den Staatsdienſt treten zu können, und war im Begriff nach England zu gehen, nach dem Lande der uralten Praxis, welche vielfach mehr Gewicht auf das Können als auf das Wiſſen legt. Da ſtarb ſein Vater. Die Reiſe unterblieb, denn die Vermögensverhältniſſe waren zwar glänzend, aber in der größten Unordnung. Mit blindem Vertrauen, das ihm bequem war, hatte der Verſtorbene ſeine Beamten ſchalten und walten laſſen, nie um den Gang der Geſchäfte ſich bekümmert, alle Rechnungsvorlagen ohne Umſtände liquidirt und die ganze Verwaltung vortrefflich gefunden, weil man ihm jederzeit die Gelder zur Verfügung ſtellte, die er gerade brauchte, wenn auch die Caſſe leer war. Emerich ſah ein, daß er ſich vor der Hand ſeinen Geſchäften widmen müſſe, wenn er gründlich deren Stand kennen lernen und in der That Herr ſeines Vermögens werden wolle, und mit ruhiger Umſicht that er Alles, was dazu erforderlich war.

Da ſchlug die Stunde, die ſein Vater mit Spannung erwartet hatte. In der letzten Zeit ſeines Trauerjahres erſchien er in der Reſidenz, und das erſte weibliche Weſen, das ihn bezauberte, war die Baronin Eugenia von Erting. Das moraliſche Erdbeben, das der Vater einſt prophezeite, trat ein und ſeine Grundſätze brachen zuſammen. Das iſt das Schickſal aller ſogenannten Grundſätze, die der Menſch aufſtellt, ohne ihnen eine unwandelbare Grundlage zu geben. Dieſe iſt aber nur in den ewigen Geſetzen zu finden, die Gott dem Menſchen offenbarte. Auf dieſer Grundlage fußend, mit aller Kraft und mit eiſerner Beharrlichkeit, iſt es möglich, den Stürmen gewaltiger Leidenſchaften unter gewaltigen Kämpfen zu widerſtehen. Fehlt dieſe Grundlage, ſo iſt andauernder Widerſtand nicht möglich. Emerich hatte ſie nicht. Er war ungläubig. So war er aufgewachſen, ſo war er erzogen, ſo hatte er es bei ſeinem Vater gehört und geſehen. Die Religion war für ihn die Geſchichte der verſchiedenen Religionen, welche ſeit Jahrtauſenden bei den verſchiedenſten Völkern des Erdballs geherrſcht haben, und die dem Culturzuſtand dieſer Völker und dem mehr oder minder ideellen Geiſt derſelben entſprachen. Dieſe Geſchichte, dieſe Seite des menſchlichen Geiſtes, der nach etwas Göttlichem verlangt, intereſſirte ihn; denn auch er kannte es; aber deſſen Befriedigung dort zu ſuchen, wo es zu finden war, kam ihm nicht in den Sinn. Der übernatürliche Glaube iſt ſehr ſtark im Kinde, will aber doch ſehr gepflegt werden, wenn dieſe himmliſche Gabe nicht durch die Naturanlagen erſtickt werden ſoll. Gänzlich hatte dieſe Pflege für Emerich gefehlt: er war gut, ſo lange keine heftige Leidenſchaft in ihm erwachte und ihn fortriß.

Im Laufe der ſieben Jahre, die ihn zu Eugenia's Füßen hielten, waren ſchon manche Auftritte vorgekommen, die ihm klar machten, daß dies Verhältniß — abgeſehen von deſſen Verwerflichkeit — auch läſtig und ſtörend ſei. Eugenia hatte aber immer verſtanden, entweder zu überreden oder nachzugeben oder zu beſchwichtigen. War es jetzt die Stimme des Gewiſſens, die ihn beunruhigte — die Stimme der Ehre, die ihn ſtachelte — die Stimme der Vernunft, die ihm ſeine namenloſe Thorheit vorhielt; oder wurde ſein Herz ſanft und friedlich berührt durch ein junges, einfaches, unbefangenes, weltfremdes Mädchen — genug, die Erſcheinung Hildegund's von Althauſen wirkte mächtig genug auf ihn ein, um ihn zu veranlaſſen, mit der Vergangenheit abzuſchließen und einen neuen Lebensweg zu betreten. Gewiſſen, Vernunft und Ehre waren im Bunde mit ſeiner lebhaften Zuneigung für dies liebliche Weſen. In aller Ruhe und Stille bewarb er ſich um Hildegund und acht Tage vor der Hochzeit ſchrieb er an Eugenia, als ſeiner theuern Freundin, daß und mit wem er verlobt ſei. Die näheren Umſtände ſeiner Bekanntſchaft mit Hildegund, ihrer Perſönlichkeit, ſeiner bevorſtehenden Vermälung und ſeiner Reiſe nach Rom — Alles war in einem allzu ruhigen Ton gehalten, um einen Zweifel aufkommen zu laſſen, ob dieſer Schritt unwiderruflich ſei.

Eugenia war gleichmäßig entſetzt, überraſcht und entrüſtet. Hatte ſie auch zuweilen an eine ſolche Möglichkeit gedacht, ſo verwies ſie dieſelbe doch in weite Ferne und auf jeden Fall dachte ſie die Hand dabei im Spiele zu haben. Jetzt geſchah urplötzlich das Gegentheil. Ihr Zorn überwog ihren Schmerz. Aber ſie war an Selbſtbeherrſchung nach Außen hin gewöhnt. Sie fand es am Beſten, wenn ſie die Erſte ſei, welche die Kunde dieſer Heirath bringe. Um dies ohne Aufregung zu thun, hielt ſie ſich unter dem Vorwand des Unwohlſeins einige Tage im Hauſe und beſchied dann drei intime Freundinnen zu ſich, von denen ſie ſicher war, daß ſie die intereſſante Neuigkeit mit telegraphiſcher Geſchwindigkeit verbreiten würden, blieb darauf wieder einige Tage unſichtbar und erſchien darauf gelaſſen und unbefangen genug in der Geſellſchaft, um von dieſer Begebenheit gleichmüthig wie von jeder anderen Heirath ſprechen zu können.

Drittes Kapitel.

Emerich ſaß im Morgenanzug an ſeinem Schreibtiſch. Hildegund trat ein mit Hut und Pelz und ſagte:

„Es iſt Zeit, Dich anzukleiden, wir kommen ſonſt zu ſpät.“

Ohne von ſeiner Schreiberei aufzuſehen, entgegnete er:

„Ich kann nicht . . . ich bin in Geſchäftsſachen vergraben.“

„Du hatteſt mir verſprochen, endlich einmal mit mir in die Meſſe zu gehen,“ ſagte Hildegund, und ein Schatten von Traurigkeit legte ſich über ihr liebliches Antlitz.

„Ja, ja! aber Du ſiehſt ich kann nicht.“

„Nein Emerich, das ſehe ich nicht!“ rief ſie und legte den Arm um ſeine Schultern. „Dieſe Papiere kannſt Du ja durchſtudiren, wenn wir zurückkommen. Geſchwind kleide Dich an.“

„Unmöglich! in einer Stunde muß mein Schreiben auf der Poſt ſein. Ein anderes Mal begleite ich Dich ... wenn Du es wünſcheſt.“

„Ach, Emerich, das ſagſt Du heute nicht zum erſten Mal,“ ſagte ſie.

„Ein anderes Mal, beſtes Kind ... halte Dich nicht länger auf ... Du verſäumſt die Meſſe und ich muß ſchreiben,“ gab er zur Antwort.

Ein anderes Mal! hatte Emerich geſagt — und das ſagte er ſo oft, daß Hildegund ihre Aufforderung fallen ließ. Und nicht nur das; ſondern ſie ſelbſt verſäumte aus Nachläſſigkeit hie und da am Sonntag die Meſſe. Sie hing mit inniger Zärtlichkeit und jugendlicher Begeiſterung an ihrem Mann. Er war für ſie der Inbegriff der Vollkommenheit. Er wußte und kannte ſo viel und ſie ſo wenig, daß ſie beſtändig zu ihm aufſchaute, auf ihn horchte, um ſein Urtheil, ſeine Anſicht von den Dingen zu erfahren und ſich ihnen anzupaſſen. Sie war fromm, wie ein junges, unſchuldiges, in guter Umgebung erzogenes Mädchen zu ſein pflegt; ſie war auch unterrichtet in den Lehren des Chriſtenthums, doch nicht genug, um ſich auf Controverſen einzulaſſen, am wenigſten mit ihrem Mann, der ihr als Autorität galt. Anfangs war ſie recht ſehr beunruhigt durch ſeinen Mangel an chriſtlichem Glauben; aber er war ja doch ſo gütig, ſo rechtſchaffen, ſo mildthätig, ſo wohlwollend, daß ſie ſich damit tröſtete, er lebe nach dem Glauben, er bekenne ihn nur nicht.

Ihre Tante, Baronin Althauſen, hatte ihr den Rath gegeben, ihre Frömmigkeit zu benutzen, um durch Sanftmuth, Güte und Liebe indirect Veldegg für die Religion zu gewinnen und nie durch Bitten und Vorſtellungen ihm läſtig zu werden und in den Widerſpruch hinein zu treiben. Sie vergaß aber den Einfluß in Anſchlag zu bringen, den Veldegg auf Hildegund's Jugend und ſchmiegſamen Charakter — den die große Welt durch Zerſtreuungen und Frivolität auf Hildegund's Leben haben werde. Veldegg hatte ja eine zärtliche Liebe für Hildegund, und ſo wie ſie eben war, war er entzückt von ihr. Er, der welterfahrene Mann von dreißig Jahren werde ſie zu behüten und zu leiten wiſſen.

Ja, Veldegg war entzückt von Hildegund, und was ein Minneſänger einſt von der ſchönen Kaiſerin Beatrix geſungen hatte: „Du Taube ohne Galle, du Roſe ohne Dorn," wendete er auf ſie an. Allein es machte ſich ganz natürlich ſo, daß er ihr in traulichen Geſprächen ſeine Anſichten mittheilte und daß dieſe nicht ohne Einfluß auf ſie blieben. Beide waren auf dem Gipfel des Glücks, als Hildegund eine Tochter bekam, die nach ihrem Vater Emerenz genannt wurde.

In der Welt gefiel Hildegund ungemein, zuerſt weil ſie wunderhübſch und höchſt elegant war; dann aber auch wegen vieler negativer Tugenden, die allen Menſchen gefallen. Sie war nicht gefallſüchtig, nicht boshaft, nicht neidiſch. Sie trat Niemand in den Weg.

ſuchte Niemand zu verdunkeln, freute ſich harmlos ihres friedlichen Glücks und gönnte von Herzen Anderen das ihre.

Baronin Erting hatte ſich bei Hildegund's Erſcheinung in der Geſellſchaft ſehr gut benommen. Sie wußte ja, daß Aller Augen mit geſpannter Neugier auf ſie gerichtet waren. Sie behandelte Veldegg mit ruhiger Freundlichkeit und Hildegund mit Wohlwollen. Dies ſetzte ſie ſo lange fort, bis man ſich überzeugt hatte, daß ihr Herz keineswegs gebrochen ſei und bis die Theilnahme anderen Vorfällen im geſellſchaftlichen Leben zuflatterte. Ihr Benehmen gegen Veldegg blieb daſſelbe; um Hildegund bekümmerte ſie ſich nicht mehr. War von ihr die Rede, ſo warf Eugenia gleichgültig hin, für einen intimen Verkehr ſei Hildegund nicht anziehend genug, ſie habe keinen glänzenden Verſtand.

„Das iſt möglich," verſetzte die Baronin Juliette, „aber man vermißt ihn nicht bei ihr. Sie kommt mir vor, wie Eva im Paradieſe."

„Wir wollen ſehen, wie ſie ſich gegen die Schlange benimmt," rief lachend Gräfin Fanny.

Aber es zeigte ſich keine Schlange. Hildegund trug ſie im Herzen: Emerich's Einfluß.

„Ich bin wahrlich der Letzte, der Dich in Deinem Glauben verſtören möchte, meine ſüße Hildegund," ſagte Veldegg zärtlich, wenn vom chriſtlichen Glauben die Rede war; — und jedes ſeiner Worte verſtörte ſie.

„Schau!“ ſagte er, „das mußt Du Dir klar machen. Es geht durch die ganze Geſchichte der Menſchheit ein Zug hindurch, den man nicht leugnen kann: ein Bedürfniß, ein Verlangen nach Etwas, wovon der Menſch das Ideal bald mehr und bald minder verhüllt in ſich trägt.“

„Ja!“ fiel Hildegund ein, „das iſt das Bedürfniß Gott anzubeten.“

„Reichbegabte Naturen, große Seelen, große Geiſter machten dies Bedürfniß, das ſie in ihrer Zeit vorfanden, ihrem Volk anſchaulich, indem ſie durch bilderreiche Dichtungen dies Verlangen von Unten mit einem Entgegenkommen von Oben in Verbindung brachten. So entſtand die Mythe, eine poetiſche ſagenhafte Darſtellung des Bewußtſeins, das der Menſch von ſich ſelbſt, ſeiner Beſtimmung und ſeinem Ziele hat. So haſt Du die indiſche, die perſiſche, die griechiſche, die nordiſche, die chriſtliche Mythe. So verſchieden ſie im Lauf der Zeit und des Volksgeiſtes ausgebildet wurden — phantaſtiſch bis zum Fratzenhaften, ſinnlich bis zur Brutalität, ſpiritualiſtiſch bis zum Traum- und Nebelhaften — ein und derſelbe Grundgedanke tritt Dir überall entgegen: der Kampf zwiſchen dem Guten und dem Böſen, perſonifizirt ſowohl durch Ormuzd und Ahriman, wie durch Baldur und Loki und durch Chriſtus und Belial. Dieſer Kampf iſt die Beſtimmung des Menſchen, und um ihn zu führen wird ihm auch überall, und unter verſchiedenen Namen ſein Ziel vorgeſtellt. Die alten Griechen hatten den Olymp, die nordiſchen Völker die Walhalla, der Muſelmann hat ein Paradies und der Chriſt einen Himmel. Du ſiehſt, daß ein unbeſtimmtes und unſtillbares Verlangen zu allen Zeiten den Menſchen getrieben hat eine vollſtändige Befriedigung außerhalb ſeines Erdenlebens zu ſuchen, weil dieſes voll Mängel iſt. Die Bilder, in denen er ſeine Glückſeligkeit ſich ausmalt, wechſeln; doch ihr Urſprung iſt immer derſelbe, und ob er ſchließlich ihre Verwirklichung findet — das weiß Niemand."

„Der Glaube gibt uns dieſe Verſicherung," rief Hildegund.

„Ja! unter der Bedingung, daß man ſich unwiderſtehlich getrieben fühlt oder von Anderen getrieben wird, dieſer oder jener Auffaſſung unbedingt ſich anzuſchließen. Die Bekenner des Islams glauben eben ſo feſt an ihr Paradies, wie Du an Deinen Himmel glaubſt."

„Aber Emerich, wenn Du nicht an den Himmel glaubſt, kannſt Du ja auch nicht auf ihn hoffen," ſagte ſie, „und das iſt doch ſehr traurig und ganz unchriſtlich."

„In der Fabel der Pandora drückten die alten Griechen ihre Ueberzeugung aus, daß die Hoffnung ein unverlierbares und beſeligendes Gut ſei. Denn als Pandora leichtſinnig und neugierig die verhängnißvolle Büchſe öffnete, in welcher alle Uebel der Menſchheit verſchloſſen waren, flogen dieſe über die Welt hin und es blieb nichts in der Büchſe zurück, — als die Hoffnung.“

„Ja ... aber welche Hoffnung?“ wendete Hildegund ein.

„Die, welche ſeinem geiſtigen Bedürfniſſe entſpricht;“ entgegnete Emerich, „und dieſes iſt unabhängig vom Chriſtenthum; denn durch die ganze Geſchichte der Menſchheit zieht ſich bald ganz klar, bald ſehr dunkel die Hoffnung auf ein unſterbliches Leben. Der Olymp, der Tartarus und der Hades waren bei den alten Griechen Das, was Du Himmel, Hölle und Fegfeuer nennſt.“

„Genau daſſelbe?“

„Nicht genau .... doch dieſelben Begriffe — von Unſterblichkeit — und mit ihnen muß ſich der Menſch begnügen, weil ihm die Zukunft verſchleiert iſt, möge er Chriſt, Jude, Muſelmann, Gheber, Fetiſchanbeter ſein.“

Getröſtet war Hildegund freilich nicht durch ſolche Geſpräche, wohl aber betäubt; und da Emerich für ſie das Ideal der Vollkommenheit, alſo maßgebend war, ſo wirkte dieſe Betäubung einſchläfernd auf ihren Glauben. Ungeübt in ſeiner Vertheidigung ließ ſie dieſe fallen, hielt anfänglich ſeine Lehren und Vorſchriften noch feſt, bis ſie allmälig gleichgültig wurde und ihn aus den Augen verlor.

Inzwiſchen kam das Jahr 1848. Veldegg huldigte den freiſinnigen Ideen von damals, war begeiſtert für conſtitutionelle Verfaſſung, ſchwärmte ungefähr wie Marquis Poſa für Gedankenfreiheit und war nicht angenehm überraſcht, als ſich dieſe Gedanken in Volksaufſtänden, in wilden Exceſſen, in Verfolgung und Mord ausſprachen. Europa's Throne bebten, die Fürſten flohen, der freiſinnigſten Einer für immer, die Anderen bis auf Weiteres, unter ihnen der liberale Papſt, nachdem ſein liberaler Miniſter Graf Roſſi — der kein Prieſter war! ermordet wurde. Darauf traten Schreckensſcenen und Mordthaten ein, in Wien, in Frankfurt, und ſchließlich rafften ſich die Regierungen aus ihrer Ohnmacht auf und Waffengewalt machte dieſen Revolutionsverſuchen ein Ende. In Frankreich hatte man Republik, in Deutſchland Conſtitution, in Italien theilweiſe; man hoffte auf Ruhe, die Liberalen — indem ſie ſich Fortentwickelung freiſinniger Ideen verſprachen; ihre Gegner — indem ſie auf möglichſte Beſchränkung dieſer Ideen zählten.

Veldegg brachte dieſe Jahre auf dem Lande zu. Die ländliche Bevölkerung, hie und da wild erregt, verhielt ſich auf ſeiner Beſitzung ziemlich ruhig. Er war immer ein gütiger Herr geweſen, wohlthätig und gerecht, und ſuchte ſie auch den möglichſten Vortheil aus den veränderten Verhältniſſen zu ziehen, ſo geſchah es doch ohne ſtürmiſche Auftritte, und er blieb bei ihr im alten Anſehen. Als die Zuſtände ſich wieder geordnet hatten, nahm Veldegg ein Mandat in der Volksvertretung an und widmete ſich mit Eifer dem öffentlichen Leben, das ihn zeitweiſe in die Reſidenz zurückrief.

Hildegund kehrte mit Freuden dahin zurück. Sie kam eben mit ihrem Mann von einem Ausflug nach Paris und brachte die eleganteſten Toiletten für ſich und die neueſten Zimmereinrichtungen für ihr Haus in der Stadt mit.

Veldegg fand vielleicht Hildegund etwas übertrieben in dieſer Richtung; allein ſie beſaß ein großes Vermögen, ſie ſah reizender denn je in ihren geſchmackvollen Anzügen aus und ſie ſagte:

„Die vier Mauern in denen wir glücklich ſind, verdienen den ſchönſten Schmuck. Du trägſt Sorge für das Schloß, ich für das Haus. So hat Jeder von uns ſeinen Antheil und einen Gegenſtand ſeiner Fürſorge.“

Gegen dieſe drei Gründe vermochte er nichts einzuwenden.

Hildegund war in dieſen Jahren ſo ſchön geworden, daß ſie in der Geſellſchaft das größte Aufſehen machte. Sie hatte aber auch mehr Selbſtbewußtſein bekommen und ſie verſtand ſich zur Geltung zu bringen. Sie war allzu ſehr vom Glück verwöhnt, um nicht einen hohen Werth auf ſich zu legen. Veldegg betete ſie an und erfüllte ihre Wünſche, wenn ſie auch nur im Traume ihr einfielen; ihre Stellung in der Welt war die angenehmſte, denn ſie beſaß alle Vorzüge, welche dort geſchätzt werden: Schönheit, Reichthum, Jugend, Geſundheit. Ihre kleine Emerenz war ſo allerliebſt, wie Kinder von ein Paar Jahren zu ſein pflegen. Einen Sohn hatte ſie allerdings noch nicht, aber ſie nahm es für gewiß an, daß ein Sohn ſchon kommen werde, wenn es ihr am meiſten zur Freude gereiche. Und ſo wandelte ſie auf lauter Roſen ohne Dornen.

Als Hildegund ſich umringt, gefeiert und bewundert ſah, nahm ſie den Weihrauch zuerſt mit Ruhe an; doch bald verlangte ſie ihn, und wenn eine kleine Rivalität ihr entgegen trat, faßte ſie es als ihre Berechtigung auf dieſe zu beſiegen. Veldegg fand das entzückend. Er verſchmähte den Rath, den Eugenia ihm einmal gab.

„Veldegg, öffnen Sie Ihre klugen Augen.“

„Um Sie deſto mehr zu bewundern — ſehr gern!“ gab er verbindlich zur Antwort.

„Sie wiſſen, daß ich es gut mit Ihnen meine und wahrhaft Ihre Freundin bin,“ fuhr ſie fort.

„Ja, davon bin ich überzeugt,“ entgegnete er mit Entſchiedenheit; denn er war Eugenien ſehr dankbar für ihr taktvolles Benehmen und ihre freundliche Haltung zur Zeit ſeiner Heirath, und dieſe Selbſtverleugnung verpflichtete ihn zu Erkenntlichkeit und Vertrauen. Als aber Eugenia jetzt hinzu ſetzte:

„Wohlan, ſo öffnen Sie die Augen über Ihre Frau.

Man huldigt ihr zu viel und ſie nimmt unvorſichtig dieſe Huldigung an."

Da gab er die kurze Antwort:

„Wenn Sie das Wort unbefangen brauchen würden, ſo wäre es bezeichnender."

„Nennen Sie das Benehmen Ihrer Frau wie Sie wollen, allein ſie läuft Gefahr, Anlaß zu vielem Gerede zu geben."

„Das iſt unvermeidlich für eine ſchöne junge Frau," erwiederte Veldegg, indem er ſich verbindlich verneigte und das Geſpräch abbrach.

Wollte Eugenia ihm wirklich einen guten Dienſt leiſten, oder wollte ſie prüfen, wie weit er in ſeiner Anbetung Hildegund's gehe, oder wollte ſie ſich als eine treue Freundin bewähren, die auch eine unwillkommene Wahrheit ſagt, oder freute es ſie dies zu thun: wer ſchaut in die tauſend Falten des Menſchenherzens.

„Sie iſt neidiſch, die gute Eugenia," ſprach Veldegg zu ſich ſelbſt; „kein Wunder das, wenn ſie die Kühnheit hat ſich mit Hildegund zu vergleichen."

Hildegund's lebhafter Wunſch ging in Erfüllung: ſie bekam einen Sohn. Veldegg jubelte. Man nannte Hildegund das Schooßkind des Glücks und den Liebling der ganzen Welt. Aber nichts erſchlafft die Seele mehr, als die Welt und ihr Glück. Hildegund wurde eitel, launenhaft, ausgegoſſen in oberflächliches Treiben, gelangweilt in ihrer Häuslichkeit, haſchend nach Zerſtreuung und ohne Widerſtand dieſer Richtung ſich hingebend. Veldegg mußte denn doch endlich dieſe allmälige Veränderung in Hildegund's ganzem Weſen wahrnehmen. Es ſchmerzte ihn, daß ihre Frömmigkeit, ihr Glaube geſchwunden waren. Er verſuchte ſie auf ihren früheren Standpunkt zurück zu führen.

„Hildegund," ſagte er liebreich, „Du gehſt ja gar nicht mehr in die Meſſe."

„Doch! auf dem Lande an allen Sonn- und Feſttagen, wegen des guten Beiſpiels für das Volk," antwortete ſie. „In der Stadt fällt dieſer Grund weg; da geſchieht es nicht regelmäßig."

„Es iſt Dir alſo keine Pflicht mehr . . . ſo wie früher?"

„Nein . . . es iſt ja auch für Dich keine Pflicht."

„Ich bin nicht wie Du in dieſer Gewohnheit erzogen."

„Ich ſage Dir ja, daß ich im Allgemeinen meiner alten Gewohnheit treu bin, lieber Emerich, aber Gewohnheiten ſind keine Verpflichtungen."

„Sind jedoch — wenn ſie gut ſind — etwas Schönes, Troſtreiches."

„Ach, die Gewohnheit ſtumpft dagegen ab," ſagte Hildegund nachläſſig und ſprach von anderen Dingen.

Der Winter war zu Ende und die Sitzungen der Kammern ebenfalls. Veldegg wünſchte nach Deggenrain zu gehen, wohin ſeine Geſchäfte ihn riefen.

„Vor Oſtern nach Deggenrain . . . das wäre ſchrecklich!" ſeufzte Hildegund.

„Der April iſt ſo ſchön auf dem Lande und viele unſerer Bekannten verlaſſen jetzt die Stadt," ſagte er.

„Ich möchte lieber während der öſterlichen Zeit hier ſein, beſter Emerich, denn in Deggenrain würde es auffallen, wenn ich nicht, wie ſonſt, am Donnerſtag in der Charwoche die Sacramente empfinge."

„Aber ſüßes Kind, warum willſt Du denn das nicht thun?"

„Weil ich jetzt vollſtändig zu Deinen Anſichten über die Religionen bekehrt bin, lieber Emerich."

„Wie iſt das gekommen? ich geſtehe Dir, es befremdet, ja, es betrübt mich. Mir ſcheint, daß für Dich Deine Anſichten mehr paßten, als die meinen."

„Die Deinen ſind aber richtiger und ſo habe ich geſucht mich ihnen anzupaſſen, was mir nur allmälig gelungen iſt. Anfangs war es mir ſehr ſchmerzlich Dir nicht meinen Glauben beibringen zu können: da vermied ich derartige Geſpräche. Später war es mir peinlich nicht ganz auf Deine Anſichten eingehen zu können, obſchon Das, was ich früher über die chriſtliche Religion, ihren Stifter und ihre Dogmen gelernt hatte, mir nicht mehr unerſchüttert feſt ſtand und mir doch zuweilen als das Beſſere erſchien. Dieſe Schwankungen waren unerträglich, Du wirſt ſie bemerkt haben. Das Ganze der Glaubenslehre zerfiel mir in Bruchſtücke, von denen ich bald dieſes, bald jenes feſthielt. Da wendete ich meinen Sinn von dieſen Gedanken ab. Während in mir eine ſolche Unſicherheit herrſchte, war in Dir Ruhe, Feſtigkeit und nicht der mindeſte Wechſel Deiner Anſichten. Das machte mir einen großen Eindruck und ich dachte, die Wahrheit müſſe dort ſein, wo die Unwandelbarkeit iſt. Für Grübelei habe ich weder Sinn noch Zeit; die Pflichten für mein Haus, meine Kinder, meine Freunde, für die Geſellſchaft mit ihren zehntauſend Anforderungen — alle dieſe Geſchäfte, alle dieſe Anſprüche, mögen ſie klein oder groß ſein — überfüllen mein Leben . . . . Du weißt es. Ich gab Manches auf, was ich früher gethan hatte, die Meſſe, den öftern Empfang der Sacramente. Ich las Einiges was für Deine Anſichten ſprach . . . . und ſo kam es, ich weiß nicht recht wie, Chriſtus als Sohn Gottes und Gottmenſch ſei eine Mythe, wie das vorchriſtliche Alterthum in ſeinen Heroen, ſeinen Götterſöhnen Aehnliches aufweiſe. Er ſei ein hochbegabter und hocherleuchteter Weiſer und gebe Lehren, die zur höchſten Vollkommenheit anleiteten. Dies ſei klar. Daran müſſe man ſich halten und es genüge. Ceremonien und gottesdienſtliche Gebräuche änderten ſich im Lauf der Zeit und kein Weiſer, kein Prophet könne ſie für immer und ewig einſetzen. Du begreifſt jetzt, nicht wahr, daß die kirchliche Vorſchrift von der öſterlichen Beicht und Communion um ſo weniger meinen Gehorſam in Anſpruch nehmen kann, als die Kirche ſelbſt kein größeres Recht hat ſich auf göttliche Einſetzung zu berufen, als der Islam oder die Synagoge.“

Sprachlos vor Erſtaunen hatte Veldegg dieſer Erörterung zugehört. Er ſah deren Oberflächlichkeit ein, während Hildegund fragte:

„Freut Dich mein Fortſchritt vom Irrthum zur Wahrheit nicht?“

„Er würde mich freuen,“ entgegnete Veldegg, „wenn ich ſicher wäre, daß er Dir einen Gewinn an Tugenden brächte.“

„Ich werde dahin ſtreben; mehr kann ich Dir nicht verſprechen, lieber Emerich. Du ſiehſt jetzt aber ein, nicht wahr, daß es unbehaglich wäre, wenn ich in Deggenrain die Oſterzeit zubringen müßte. Laß uns bis Ende April hier bleiben. Wir werden ohnehin nicht vor Anfang Dezember Deggenrain verlaſſen können .... denn ich will dort mein Wochenbett halten.“

Veldegg war ſo erfreut über dieſe Kunde, daß er gern Hildegund's Wunſch erfüllte und ſich der Hoffnung hingab, ſieben Monate Landleben und neue Mutterpflichten würden ihren Hang nach Zerſtreuung dämpfen. Er irrte ſehr. Hildegund hatte ihre ganze Jugend auf dem Lande zugebracht und in den erſten Jahren ihrer Ehe nicht das mindeſte Verlangen nach dem Leben in der Reſidenz gehabt. Das hatte ſich in den letzten Jahren ganz geändert. Sie langweilte ſich in Deggenrain.

Sie hatte keine große geiſtige Begabung und durchaus keine Neigung in irgend einem Zweige des Wiſſens Kenntniſſe ſich zu erwerben. Anhaltende ernſte Beſchäftigung war ihr nicht genehm. War Teggenrain auch ein ſehr gaſtfreies und beliebtes Haus, das man gern beſuchte und wo man gern ſich aufhielt, ſo gab es doch manchen Tag wo Gäſte fehlten und wo Hildegund an das tumultuariſche geſellige Treiben der Reſidenz mit Sehnſucht dachte. Sie beſchäftigte ſich mit dieſem und jenem, aber unregelmäßig und ohne Ausdauer. Die Stunden, die Tage wollten kein Ende nehmen.

„Welcher Fleiß!“ ſagte Veldegg, als er eines Morgens in ihr Zimmer trat. Hildegund ſpannte eine Stramin-Stickerei in einen großen Rahmen, während in einem kleineren ein weißes Kinderkleidchen mit rothem Garn geſtickt, angefangen war. Auf einem Tiſch lag eine Wollſtrickerei für arme Kinder in einem großen Arbeitskorb. „Kannſt Du das Alles zu Ende bringen?“ ſetzte er hinzu.

„Ich muß Abwechſelung haben,“ entgegnete Hildegund.

„Das merke ich,“ ſagte Veldegg lächelnd, indem er ſich an ihren Büchertiſch ſetzte, „denn hier ſind zwei engliſche Romane und beide nur zur Hälfte aufgeſchnitten.“

„Ja . . . der eine iſt langweilig und der andere gräßlich.“

„Das Pariſer Modejournal ſcheint Deine Lieblingslectüre zu ſein . . . . hier iſt ja ein ganzer Stoß . . . . und wie können Dich Frühlingsmoden beſchäftigen, da wir im Sommer ſind; und Sommermoden, da Du jetzt nicht in der Lage biſt Dich mit Deinem Anzug nach der Mode zu richten.“

„Gleichviel! . . . man muß das Neueſte immer kennen.“

„Was iſt denn das?“ fragte Veldegg und ſchlug eine große und nichts weniger als elegante Mappe auf, in welcher von zwölf verſchiedenen Zeitſchriften belletriſtiſchen Inhalts eine Nummer lag.

„Dieſe Mappe curſirt zwiſchen den Abonnenten und wird alle acht Tage gewechſelt,“ ſagte Hildegund.

„Wie! in acht Tagen mußt Du dieſe zwölf Blätter durchleſen und den Inhalt behalten . . . denn hier leſe ich: Schluß folgt — und dort: Fortſetzung folgt — und da auch.“

„Vielleicht ſind es vierzehn Tage . . . . ich weiß es nicht genau. Ich bin nur für ſechs Monate abonnirt, denn in der Stadt habe ich keine Zeit dazu.“

„Das iſt ſehr glücklich, denn ein ſolcher Miſchmaſch der Lectüre bringt weder Nutzen noch Unterhaltung . . . iſt nur zeittödtend.“

„Ich durchblättere ſie nur und leſe Einzelnes das mir gefällt. Zeit habe ich ja im Ueberfluß.“

„Wenn Du ein ernſtes Buch leſen wollteſt, ein geſchichtliches oder naturhiſtoriſches, ſo würdeſt Du die

Zeit beſſer anwenden. Du liebſt die Abwechſelung: ſo nimm denn auch ein ſolches Buch zur Hand.“

„Du mußt nur nicht erwarten, beſter Emerich, daß ich die Namen, die Jahreszahlen, die Begebenheiten, die Auseinanderſetzungen, die Erklärungen behalte, mit welchen wiſſenſchaftliche Bücher angefüllt ſind. Mein Gedächtniß iſt ſehr ſchlecht.“

Mit dieſer Ausrede aller trägen Köpfe, die lernen ſollen und nicht wollen, half Hildegund ſich durch, wenn ſie es dahin gebracht hatte in ein Buch zu blicken, das ihr Mann ihr brachte. Nur Einmal gerieth ſie in Feuer über eine ſolche Lectüre.

„Emerich!“ rief ſie lachend, „heute las ich etwas unausſprechlich Komiſches. Der Menſch, ſo hieß es, ſtamme vom Affen ab. Jetzt ſtelle ich mir vor, wie ein Orang-Utang ſeines Affendaſeins müde, ſich zum Menſchen zu erſchwingen verſuche, aus ſeinem Fell ſchlupfe, ſeine Arme verkürze und als junger Elegant zwiſchen uns erſcheine. Er müßte ſich aber ſtumm verhalten, weil ſein wildes Gekreiſch ſich nicht in menſchliche Sprache umbilden laſſe. Soll dieſe Auffaſſung ein Spaß ſein, ſo kann man darüber lachen; aber als Ernſt nimmt ſie doch wohl Niemand.“

„Es iſt eine Hypotheſe über den Urſprung des Menſchengeſchlechts,“ verſetzte Beldegg, „und es iſt ſchwer in dies dunkle Capitel Licht zu bringen.“

„So laſſe man es im myſtiſchen Dunkel! das ſcheint mir vernünftiger, als eine ſo fratzenhafte Anſchauung und die ſo niedrig iſt, auszuſprechen. Denn wenn der Urſprung des Menſchen vom Thier ausgeht, ſo könnte ſein Ende auch das des Thieres ſein. Gefällt Dir das? ... mir nicht."

„Mir auch nicht!" rief Veldegg; „unſer Schickſal hängt aber nicht von unſerm Gefallen ab."

In früheren Jahren hätte Hildegund die Veranlaſſung ergriffen, um von den Lehren des chriſtlichen Glaubens zu ſprechen, welche eine übernatürliche Erleuchtung gewähren; doch die Zeiten waren vorüber und ſie ließ dies Geſpräch fallen. Ohnehin lagen ihr andere Gedanken im Sinn.

Schon im verfloſſenen Winter hatte eine gewiſſe Saloneiferſüchtelei zwiſchen ihr und Gräfin Cunigunde beſtanden. Dieſe war ganz neu und friſch aus London gekommen, da ihr Mann ſeine Stelle als Botſchaftsrath aufgab. Sie war nicht ſchön, aber intereſſant durch ihren lebhaften und munteren Geiſt und durch ihr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent. Man fand ſie anziehender als Hildegund und daraus entſtanden für dieſe tauſend ſtille Nadelſtiche. Cunigundens Mann war viel reicher als Veldegg und die Einrichtung ſeines Hauſes, die Toiletten ſeiner Frau, ihre Diamanten, die Bälle die er gab, entſprachen ſeinem Reichthum; dazu Cunigundens weltgewandte, anziehende Perſönlichkeit — und es konnte nicht fehlen, daß ſie manche Frau in

Schatten ſtellte. Zu tief war Hildegund in die Frivolität der Welt eingegangen, um dies nicht mit Bitterkeit wahrzunehmen. Das Allerbitterſte war aber, daß Graf Othenio, der ihr bis jetzt ſeine volle Aufmerkſamkeit widmete, ſich dem neuen Geſtirn zuwendete. Ja, Hildegund warf einen ſchrecklichen Verdacht auf ihn.

Eine Prinzeſſin des Regentenhauſes ſtand im Begriff ſich zu vermälen. Sie war ungemein beliebt in der Geſellſchaft und man beſchloß, ihr bei einem Hofſeſt, das an ihrem Namenstag gegeben wurde, eine beſondere Huldigung darzubringen. Neun Damen, die ſchönſten und eleganteſten, ſollten Blumen vorſtellen, deren Anfangsbuchſtaben den Namen Apollonie bildeten. Zuerſt in maleriſcher Gruppe zu einem Bilde vereinigt, ſollten ſie ſich gehörig bewundern laſſen. Dann die Gruppe auflöſen und in Verſen — wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten üblich ſind — der Prinzeſſin die ſchönſten Dinge ſagen und wünſchen. Die Blumen waren: Aurikel, Pfirſichblüte, Orangenblüte, Levkoje, Lilie, Oleander, Narciſſe, Iris, Erika. Bei dergleichen Veranlaſſungen wurde immer Graf Othenio zu Rath gezogen und ſein nicht gewöhnlicher Dilettantismus in der Malerei, ſein Kunſtſinn, ſein feiner Geſchmack, ſein geübtes Auge empfahlen ihn mit Recht. Hildegund hatte auf die Pfirſichblüte gerechnet. Als dieſe nicht ihr, ſondern Cunigunden — ihr aber die Erika zugetheilt wurde, war ſie feſt überzeugt, ob mit Recht oder

Unrecht. Graf Othenio haben dies angeordnet, um Cunigunde auf ihre Koſten zu heben. Dieſen Verdacht durfte ſie freilich nicht ihrem Manne ausſprechen, ſie ſagte jedoch:

„Ich habe gar keine Luſt, die Erika zu übernehmen, dies kleine wilde unſcheinbare Blümchen! . . . . das unmöglich durch Toilette noch Verſe Effect machen kann, da es das letzte nach acht Vorgängerinnen iſt.“

„Es wird Dir ſpäter leid ſein, wenn Du nicht dabei geweſen biſt,“ ſagte Beldegg und fügte ſcherzend hinzu: „Vielleicht wird die Letzte die Erſte ſein.“

Wenn auch das nicht geſchah, ſo ſah Hildegund doch wunderhübſch aus mit ihrem vollen runden Kranz von blaßrother Erika und in einem blaßgrünen Florkleid, auf welches kleine Reiſer der Erika geſtreut waren. Das verſöhnte ſie mit ihrem Antheil, aber nicht mit Graf Othenio, um ſo weniger, als im Laufe des Winters ähnliche Fälle vorkamen. Mit dieſem Dorn im Herzen ging ſie nach Deggenrain. Von Perſonen, welche ſie dort beſuchten, erfuhr ſie, daß Cunigunde beabſichtige, ihr Haus in der Reſidenz neu einzurichten.

„Das ſollten wir auch thun,“ ſagte ſie zu ihrem Mann.

„Ein ſchrecklicher Gedanke, nach drei Jahren ein bequemes und geſchmackvolles Mobiliar zu erneuern. Das macht die Zimmer ungemüthlich wie ein Möbel-Magazin, wo immer neue Sachen zu ſehen ſind und Niemand ſich behaglich fühlt.“

„Hörteſt Du nicht, daß Cunigunde es thun wird.“

„Cunigunde hat die Einrichtung ihrer Schwiegereltern in ihrem Hauſe vorgefunden; da mag eine Erneuerung nothwendig ſein.“

„Sie will etwas ganz Beſonderes haben, einen Saal im mauriſchen Geſchmack. Es ſoll ein Geheimniß, eine Ueberraſchung ſein . . . . man hat es mir anvertraut. Es wäre herrlich, wenn wir zugleich mit ihr die Geſellſchaft in einem mauriſchen Saal empfingen.“

„Beſtes Kind, Cunigunde hat zu viel Geſchmack und Takt, um ihrem ſtattlichen herrſchaftlichen Hauſe ſo etwas anzuthun. Durch dergleichen Curioſitäten ſuchen Kaffeehäuſer Beſuch anzulocken.“

„Nun gut! . . . . der gelbe Salon verdient jedoch eine neue Einrichtung, wenn auch keine mauriſche. Warum auch nicht? wir ſind reich genug, um uns jede Annehmlichkeit zu verſchaffen.“

„Ja, jede Annehmlichkeit; doch nicht reich genug für jede Laune, die uns durch den Kopf fliegt. Und über ſolche Launen hat man ſich ohne Zweifel luſtig gemacht, als man Dir von Gräfin Cunigundens Saal im mauriſchen Styl erzählte.“

Hildegund's Nachſinnen, auf welche Weiſe ſie Cunigunde verdunkeln könne, wurde durch die Geburt einer Tochter unterbrochen. Darauf ſiedelte Beldegg zu Anfang des Winters mit ſeiner Familie in die Reſidenz über, wo die Kammern eröffnet werden ſollten. Er war jetzt ſechs Jahre verheirathet und nun wendete das flatterhafte Glück dieſer Ehe den Rücken, denn es verweilt dauernd nur dort, wo mit den Eheleuten ein Dritter im Bunde iſt — Gott.

Hildegund brachte es dahin, Graf Othenio wieder ausſchließlich an ihren Triumphwagen zu feſſeln, allein ſie compromittirte ſich dermaßen bei dieſem Beſtreben, daß man anfing ſehr bedenklich von ihr zu reden.

Auf einem glänzenden Ball bei Gräfin Cunigunde war Veldegg im tiefen Geſpräch mit einem Miniſter über die Vorlagen, welche die Regierung der Kammer gemacht hatte. Eugenia hatte ſich vom Tanz zurückgezogen und einen Platz eingenommen, wo ſie Veldegg beobachten konnte. Daß er ernſt und ſorgenvoll ausſah, mochte die Folge ſeines Geſprächs ſein; allein er ſah gedrückt aus, und die Wolke, die auf ſeiner Stirne lag, wurde nicht dahin geweht von der Luſt der Kammern. Eugenia kannte ihn zu genau, um nicht zu wiſſen, welcher Kummer ihn drücke — beſonders da an dieſem Abend Hildegund's Benehmen gegen Graf Othenio über die Maßen auffallend war. Er wich nicht von ihrer Seite, ſelbſt dann nicht, wenn ſie mit einem andern Herrn tanzte, und mit ihm ſprach Hildegund, anſtatt mit ihrem Tänzer.

Eugenia trat an Veldegg heran, als dieſer ſein Geſpräch mit dem Miniſter beendigt hatte und ſagte raſch:

„Mir iſt nicht wohl in dieſer afrikaniſchen Temperatur. Bitte, führen Sie mich aus dem Gedränge in ein kühleres Zimmer. Ich erſticke.“

Und ſie athmete tief an einem Flacon mit engliſchem Riechſalz. Beldegg führte ſie in ein Zimmer, wo nur zwei L'Hombretiſche mit ihren ernſten, aufmerkſamen Spielern ſich befanden. Nachdem der eine dieſer Herren geſagt hatte:

„Sieh da, gnädige Frau! Flüchten Sie ſich aus dem Geräuſch in dieſe ſtille Region?“

Und nachdem Eugenia geantwortet hatte:

„Fürchten Sie dieſe heilige Stille durch eine Frau verſtört zu ſehen, Excellenz? . . . Seien Sie unbeſorgt . . . ich ſpreche wenig und ganz leiſe.“

Sie ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl am andern Ende des Zimmers mit dem Rücken gegen die Spieltiſche und gab Beldegg ein Zeichen, in derſelben Weiſe Platz zu nehmen. Dann ſagte ſie mit gedämpfter Stimme:

„Wiſſen Sie noch, daß ich Sie vor ein Paar Jahren bat, Ihre klugen Augen zu öffnen?“

„Gewiß.“

„Entſinnen Sie ſich, daß Sie mich damals ſchnöde abwieſen?“

„Das nicht.“

„Schnöde abwieſen, ſag' ich, obſchon ich Das that, was nur wahre Freundſchaft leiſtet: ich gab Ihnen einen Rath, der Ihnen unlieb war. Jetzt ſtehen die Sachen ſo, daß Sie einſehen wie gut mein Rath war, und daß Sie bedauern, Ihre Augen nicht rechtzeitig geöffnet und ſo gehandelt zu haben, wie es dem weltkundigen Gatten einer jungen unbeſonnenen Frau geziemt. Dies Geſtändniß verlange ich durchaus nicht; aber ich bitte, vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihre treue, Ihre beſte Freundin bin und folgen Sie diesmal. Gehen Sie unter dem Vorwand ſchlechter Geſundheit mit Ihrer Frau nach Italien, nach Madeira, wohin Sie wollen — aber fort von hier."

„Das iſt unmöglich."

„Warum?"

„Es würde ungeheures Aufſehen machen."

„Oeffnen Sie die Augen, Veldegg . . . . und dann urtheilen Sie, ob Ihre Abreiſe oder Ihr Hierbleiben mehr Aufſehen macht. Jetzt fühle ich mich wohler und kehre in den Ballſaal zurück; bleiben Sie hier und erwägen Sie den Rath Ihrer beſten Freundin."

Sie erhob ſich und glitt wie ein Schatten aus dem Zimmer. Er hatte längſt die Augen geöffnet. Hildegund aber nicht — und ſie war die Hauptperſon. Er verſuchte es bei ihr. Sie wollte nichts hören. Es kam zu Vorwürfen, zu ſehr traurigen, ſehr heftigen Auftritten, durch welche beide Theile tief erbittert wurden, Hildegund im Bewußtſein eines Unrechts, das ſie nicht eingeſtehen und nicht aufgeben wollte; Veldegg tödtlich verletzt durch dieſen Leichtſinn, der ihren Ruf compromittirte, ihre und ſeine Ehre auf's Spiel ſetzte. Es ging ſehr trübe her im Veldegg'ſchen Hauſe. Hildegund's Zauber über Emerich hatte beſtanden in ihrem lieblich kindlichen Weſen, das ſich in ihrer ganzen Erſcheinung ausſprach. Aber dieſe Schmiegſamkeit, dieſe Argloſigkeit, dieſe Unbefangenheit — wo waren ſie geblieben? — Hildegund hatte gelernt, wie Eva Zwiegeſpräche mit der Schlange zu halten. Folglich war die Aufrichtigkeit dahin, folglich das gegenſeitige Vertrauen, folglich alle Traulichkeit, alle Gemüthlichkeit, folglich Eintracht und Zufriedenheit. Wo dieſe guten Engel walten, da ſind ſie Zeugen einer guten Ehe, denn ſie bewirken Das, was in der Natur der Frühling bewirkt, der über den Dornſtrauch eine ſolche Fülle von Blüten, ſchneeweiß oder roſenroth, wirft, daß ſie mit den Dornen verſöhnt. Eintracht und Zufriedenheit kommen mit einander und fliehen mit einander, und aus dem Veldegg'ſchen Hauſe waren ſie geflohen. Da ſtand es mit der Ehe ſo, wie mit dem Dornbuſch im Spätjahr, kahl, ſcharf, verwundend, feindlich, lauter ſpitze Dolche.

Endlich erklärte Veldegg Hildegunden, er werde in der Kammer Urlaub nehmen und nach Deggenrain gehen. Hildegund erklärte, ſie werde ihn in dieſem Fall nicht begleiten, weil die ſcharfe Märzluft dort weder ihr noch den Kindern zuträglich ſei. Veldegg gab zur Antwort, er reiſe ab und mit den Kindern: dies ſtehe feſt. Hildegund ſchrie laut auf über die Verkehrtheit eines ſolchen Schrittes, der ihr unerträglich ſei und den man in der Welt theils tadeln, theils beſpötteln werde. Beldegg blieb unerſchütterlich und ſagte endlich:

„Wohlan! ich laſſe Dir die Wahl: Du gehſt entweder jetzt mit mir oder Du betrittſt nie wieder die Schwelle von Deggenrain.“

„Welche Tyrannei!“ rief Hildegund in Verzweiflung; „ich kann mich ihr nicht unterwerfen! . . . . ich will es nicht! . . . . ich will nicht Sklavin ſein!“

„Du haſt die Wahl . . . . ich reiſe Ende der Woche,“ verſetzte Beldegg unerſchütterlich.

Hildegund war in der furchtbarſten Aufregung. Sie erkannte, daß ihre ganze Zukunft von ihrer Wahl abhänge — das Gewiſſen ſagte ihr, was ihre Pflicht ſei und was Ehre und Anſtand verlangten — und dennoch! dennoch! konnte ſie ſich nicht dazu entſchließen, dermaßen hatte ſie ſich in das ſelbſtgewebte Netz verſtrickt, dermaßen war aus dem frevelhaften Spiel der Eitelkeit und Gefallſucht eine Leidenſchaft erwachſen, gegen deren Tyrannei ſie ſich nicht wehrte.

Es war eine Fügung göttlicher Barmherzigkeit, daß am Abend dieſes Tages Hildegund's Onkel, Baron Althauſen ganz unerwartet eintraf. Er war ihr Vormund geweſen, und da Hildegund's Beſitzung neben der ſeinen und fern von Deggenrain lag, ſo hatte Beldegg ihn gebeten die Oberaufſicht fortzuſetzen. Jetzt handelte es ſich darum dieſe Beſitzung höchſt vortheilhaft zu verkaufen, und er fand es gerathen mündlich Rückſprache mit Hildegund zu nehmen. Statt deſſen kamen aber ganz andere Dinge zur Sprache, die ihn tief betrübten. Nach traurigen Unterhandlungen mit Veldegg und nach ernſten, ja gebieteriſchen Vorſtellungen bei Hildegund, gelang es ihm dieſe zu bewegen, auf einige Zeit mit ihm zu gehen. Der Verkauf ihrer Beſitzung bot dazu den Vorwand. Sie ſollte Emerenz mitnehmen, Veldegg aber bis zum Schluß der Kammern mit den beiden jüngeren Kindern in der Reſidenz verbleiben. In dieſer Weiſe wurde ſo wenig Aufſehen wie eben möglich war gemacht, und war der erſte Schritt zum Beſſeren geſchehen, werde ſich auch der zweite thun laſſen, hoffte Baron Althauſen. Hildegund aber reiſte in ſtiller Verzweiflung mit ihm und der kleinen Emerenz ab. Es verſteht ſich, daß dieſe Abreiſe dennoch das größte Aufſehen machte.

„Die Verbannung Eva's aus dem Paradieſe hat alſo ſtattgefunden,“ ſagte Baronin Juliette zu Eugenia.

„Das war zu erwarten,“ entgegnete dieſe lächelnd.

Viertes Kapitel.

Hildegund beſaß weder einen energiſchen Charakter, noch einen ſcharfen Verſtand. Dasjenige, was dieſen Mangel hätte erſetzen und ihr in ſchweren Kämpfen Kraft und Klarheit geben können — die Richtſchnur des Glaubens, die den Weg aus dem Labyrinth der Leidenſchaft möglich macht, hatte ſie verloren. Sie fühlte ſich namenlos elend, zerdrückt von den Feſſeln der Ehe, gefoltert von der Verkehrtheit ihres Herzens, das eine verbotene Freiheit begehrte, während es in Knechtſchaft war. Baronin Althauſen entſetzte ſich über die furchtbare Verwüſtung dieſer Seele, in welcher nichts Himmliſches Anklang fand. Sie behandelte Hildegund wie eine ſchwer Kranke mit ſchonender, zärtlicher Liebe und ſuchte Hildegund auf die Gnadenmittel hinzuleiten, die dem Menſchen zu Gebot ſtehen, der ſeine Irrwege zu verlaſſen ſtrebt. Aber Hildegund blieb unzugänglich und entgegnete ablehnend:

„Ich kann nicht beten, gute Tante .... kann nicht bis in den Himmel hinauf denken .... kann mich mit keinem andern Gedanken beſchäftigen, als mit dem einen, dem naheliegenden: wie ſoll ich dies Leben ertragen? Die Antwort heißt: ich kann es nicht, es iſt unmöglich.“

„Gerade das iſt ein Irrthum, der Dich immer tiefer in die Verkehrtheit hineintreibt, beſtes Kind. Du würdeſt ſie nach und nach überwinden, wenn Du aufrichtig und beharrlich Gott bitten wollteſt, Dir mit ſeiner Gnade beizuſtehen. So haben es Tauſende und Zehntauſende vor Dir gemacht und ſo wird es fortgehen„ ſo lange auf Erden arme ſchwache Menſchenherzen ſchlagen; ſie finden Kraft und Muth. Wolle nur.“

„Ich kann nicht wollen!“ ſeufzte Hildegund und verſank wieder in ihre wirren und trüben Träumereien.

Die kleine Emerenz ſchmiegte ſich zärtlich an die Baronin Althauſen an und lief ihr nach wie ein treues Hündchen auf jeden Schritt. Das tiefe Gemüth des Kindes hatte ſchon ſchmerzlich gelitten durch den Zwieſpalt der Eltern.

Es war gegen das Ende der Faſtenzeit. Die Aequinoctialſtürme wirbelten Schneewolken zuſammen, die ſich ſtoßweiſe entluden, weiter flogen und einem flüchtigen Sonnenſtral Platz machten, der bald wieder hinter einem Vorhang von Schnee verſchwand. In dem kleinen behaglichen Winterſalon ſaß Baron Althauſen, rauchte Cigarren und las Zeitungen und Zeitſchriften über Landwirthſchaft und Forſtkultur. Während der Lectüre murmelte er zuweilen:

„Das iſt Alles ſchön und gut . . . . aber ein Mittel gegen Engerling und Kiefernraupe, gegen Kartoffel- und Weinkrankheit weiß man doch nicht.“

Die Baronin ſaß auf einem Sopha in der Nähe des Fenſters und ſtickte eine Tapiſſerie für ein Meßgewand. Auf dem Polſter, auf dem ihre Füße ruhten, ſaß Emerenz ganz ernſthaft mit Fingerhut, Nähnadel, einem Stück Stramin und rother Wolle und übte ſich aufmerkſam im Kreuzſtich. Neben der Kleinen auf einem andern Polſter, lag eine große Cypernkatze, ein Liebling der Baronin — und unter dem Tiſch, auf welchem des Barons Cigarrenkaſten, Aſchenteller und Zeitungen ſich befanden, lag ſein Liebling, ein Wachtelhund. Noch nie war es vorgekommen, daß dieſe beiden Thiere ſich angefeindet hätten. Sie ſtraften das Sprichwort Lügen, welches den häuslichen Unfrieden mit „wie Hund und Katze leben“ bezeichnet. Mit hochgewölbtem Rücken und geſchwungenem Schweif ſchlich Minette zuweilen zu Caro hin, ob in feindſeligen oder freundſchaftlichen Abſichten — wer kann das bei einer Katze ergründen. Dann blinzelte Caro ſie ſchlaftrunken an, Minette ſchlich weiter und kehrte nach dieſer Promenade durch’s Zimmer auf ihr Polſter zurück.

Es herrſchte jene gemüthliche Stille im Zimmer, welche anzeigt, daß Jeder in ſeine Beſchäftigung verſenkt und mit ihr zufrieden iſt. Da hub Emerenz halblaut an, um den Onkel nicht zu ſtören:

„Tante, es gefällt mir hier gut, beſſer als zu Hauſe.“

„Beſſer doch wohl nicht,“ ſagte die Baronin bewegt, „denn Du haſt zu Hauſe den Papa und die kleinen Geſchwiſter.“

„Ja, die habe ich! . . . . aber Papa iſt böſe und dann weint Mama, oder Mama iſt böſe und dann iſt Papa traurig. Im Kinderzimmer bin ich recht gern, aber bei Papa und Mama nicht. Da werde ich immer traurig . . . . und ich mag lieber vergnügt ſein, wie ich hier bin. Es iſt mir ſo leid, wenn Papa und Mama mit einander böſe ſind . . . . ich möchte immer weinen und ich fürchte mich. Darf ich nicht immer bei Dir bleiben?“

Sie legte ihr Köpfchen ſchmeichelnd auf die Kniee der Baronin und dieſe ſagte ablenkend:

„In Deggenrain iſt es doch viel ſchöner, nicht wahr, Emerenz?“

„Das iſt wahr, Tante!“ rief Emerenz, und mit der ganzen Beweglichkeit des kindlichen Sinnes vergaß ſie ihren Wunſch und zählte die Herrlichkeiten von Deggenrain auf, bis ein Wagen vorfuhr und die Baronin ſich erhob.

Der Baron ſchob ſeine Brille auf die Stirne und fragte:

„Willſt Du bei dem Bärenwetter zur Predigt fahren?“

„Ja, lieber Alter, das will ich.“

„Aber, Schatz, nach fünfunddreißigjähriger Ehe ſo verſeſſen auf eine Standespredigt zu ſein .... nimm's nicht übel — das hat keinen Sinn, das kann Dir gar nichts nützen ... denn das Gute, wovon gepredigt wird, haſt Du gethan und das Schlimme haſt Du nicht gethan — Punktum."

„Ich mache einen Auszug ſämmtlicher Predigten für Clementine und da darf die Standespredigt für Ehefrauen nicht fehlen," ſagte die Baronin ſanft.

„So ſo ... für Clementine! nun, das iſt zweckmäßig .... Beſſer noch wäre es, wenn Hildegund ſie hörte. Frage ſie doch."

„Fragen will ich ſie, allein ich weiß ſchon ihre Antwort."

„Und mache es kurz, Schatz, damit die Pferde nicht gar zu lange warten."

„Ganz kurz!... Adieu mein Alter... Adieu Emerenz."

Der Fingerhut flog dahin, der Straminſtreif dorthin und Emerenz in die Arme der Baronin bevor dieſe das Zimmer verließ und bald nachher in das Landaulet ſtieg — ſie allein. Emerenz aber ſprang auf die Kniee des Barons und ſagte:

„Ich habe genug Kreuzſtich gemacht .... bitte, Onkel, erzähle mir etwas von Tini."

Der Baron liebkoſte ihren Lockenkopf und ſagte:

„Ja, Tini kommt bald mit ihren Eltern und Geſchwiſtern."

„Wie viel Geſchwiſter hat ſie?“

„Aber Emerenz, das mußt Du wiſſen! ich hab’ es Dir ſo oft ſchon geſagt.“

„Ich weiß es, Onkel! Tini hat drei Brüder .... ich mag aber lieber, daß Du es mir erzählſt.“

„Nun alſo: Tini hat drei Brüder und eine Schweſter und das ſind Deine Vetter und Deine Couſinen. Die Mimi iſt zwölf Jahre alt“ .... —

„Ach, ſo groß ſchon! ... da ſpielt ſie wohl nicht mit mir ... aber Tini! o das wird luſtig werden.“

„Ja, Tini iſt genau ſo alt wie Du .... doch ein ſolcher Tauſendſaſſa wie Du iſt ſie nicht. Sie iſt ſanft wie ein Täubchen, ſtill wie ein Lämmchen.“

„Wie ein Lämmchen!“ wiederholte Emerenz in Betrachtung verſunken und ſagte dann:

„Onkel, ich bin nicht immer ein Tauſendſaſſa. Schau’ nur den ſchönen Kreuzſtich an ... eine ganze Reihe hab’ ich genäht .... und leſen kann ich und ſchreiben ...“

„Tini ſchreibt beſſer und kann etwas rechnen.“

„Rechnen kann ich noch nicht... aber kann Tini dies?“

Emerenz ſprang von den Knieen des Barons herunter, ſtellte ſich ihm gegenüber und begann deutlich und fehlerlos zu declamiren: „In ſeinem Löwengarten — Das Kampfſpiel zu erwarten — Saß König Franz — Und um ihn die Großen der Krone — Und rings auf hohem Ballone — Die Damen im ſchönen Kranz.“

So declamirte ſie das ganze Gedicht und begleitete es mit den Geberden und Bewegungen, die ihr zur Erläuterung nöthig ſchienen. Nachdem ſie mit unbeſchreiblicher Verachtung in Blick und Ton den Schluß geſprochen hatte: „Den Dank, Damen, begehr' ich nicht — nahm ſie ihren früheren Platz wieder ein und fragte:

„Kann Tini das?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete der Baron ſtarr vor Erſtaunen, „von wem haſt Du das gelernt?"

„Von Annette."

„Wer iſt Annette?"

„Unſere Bonne, die jetzt bei Robert geblieben iſt."

„Weißt Du noch mehr ſolche Gedichte?"

„So lange und ſchöne nicht. Wir ſahen einmal viele wilde Thiere in Kaſten. Da wollte ich immer von wilden Thieren erzählen hören. Annette erzählte uns was ſie wußte, und als ſie nichts mehr wußte und ich ſie noch immer quälte, ſagte ſie mir den Löwengarten vor .... und der gefiel mir ſo gut, daß ich ihn ſchnell auswendig lernte."

„Willſt Du nicht zu Deiner Mama gehen, Emerenz? Du biſt den ganzen Morgen hier unten geweſen."

„O ja," ſagte ſie kleinlaut und ſchlich die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter.

Hildegund lag auf der Chaiſelongue, bleich, matt, mit verweinten Augen. Schmerzlich lächelnd blickte ſie

Emerenz an. Dieſe legte ihr Köpfchen auf die Schulter der Mutter und fragte zärtlich:

„Biſt du ſehr krank, Mama, oder haſt du Zahnweh?“

„Nein, Emerenz, . . . ich bin traurig.“ verſetzte Hildegund.

„Dann bin ich auch traurig,“ ſagte die Kleine und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, der ſo ſtand, daß ſie die Mutter — nicht aber dieſe ſie ſehen konnte. Als Hildegund Emerenz aus den Augen verlor, gingen ihre Gedanken andere Wege. Es trat eine tiefe Stille ein, die jedoch keineswegs ſo gemüthlich war, wie ſie unten im kleinen Winterſalon geherrſcht hatte. Die eine ging aus ruhiger Zufriedenheit hervor und die andere aus ſtumpfer Traurigkeit. Als dieſe für das Kinderherz zu ſchwer wurde, ſchlief Emerenz ein.

Am andern Morgen gab es einen ſonnigen Frühlingstag. Hildegund hatte erklärt, ſie wolle um keinen Preis Hainau, ihr ſchönes Landgut verkaufen. Der Baron ſchlug ihr vor nach Hainau zu fahren und es in Augenſchein zu nehmen, ob es ihr auch noch gefalle und ob es nicht gerathen ſei, den enormen Preis anzunehmen, der dafür geboten werde. Hildegund nahm den Vorſchlag an und es wurde ein Reitknecht nach Hainau geſchickt, der zum Gabelfrühſtück die Herrſchaft anmeldete. Er kam zurück und ſagte: Die Caſtellanin ſei außer ſich vor Freude, daß Frau Baronin endlich einmal wieder an ihr ſchönes Hainau denke; aber das

Gabelfrühſtück werde wegen Kürze der Zeit ärmlich ausfallen.

Unter einem ſtralenden Himmel, der von Lerchengeſang durchwirbelt war, fuhr man in einer Stunde nach Hainau. Hildegund war zum letzten Mal als Braut mit Veldegg dort geweſen, um ihm die Heimat ihrer Kindheit zu zeigen. Dieſe zwiefache Erinnerung bewegte ſie tief, und ganz erſchüttert betrat ſie die Schwelle des Hauſes, in welchem ſie ihre glücklichen unſchuldigen Tage verlebt hatte, bis ſie bei dreizehn Jahren ihre Eltern faſt zu gleicher Zeit am Typhus verlor. Das ſtattliche Haus war wohl erhalten, trug aber mit ſeinen geſchloſſenen Fenſterläden und Vorhängen das Gepräge der Oede, das unbewohnten Räumen eigen iſt. So war es auch in den Zimmern. Nur den Salon und das Speiſezimmer hatte die Caſtellanin etwas hergerichtet, Feuer in den Caminofen gemacht und Teppiche gelegt. Hildegund fand Alles ganz wunderſchön, nahm Emerenz bei der Hand, ging mit ihr durch alle Gemächer und erklärte ihr wer da gewohnt und was dort geſchehen ſei. Im Zimmer ihres Vaters ſtand in der Mitte ſein großer Schreibtiſch, der ihr, als kleines Kind, wie ein Haus vorgekommen war, worin ſie mit ihren Puppen hätte wohnen mögen; im Zimmer der Mutter auf gedrehten Füßen ein zierliches Eckſchränkchen, deſſen Thür ſich nur dann öffnete, wenn Hildegund für ihr Wohlverhalten ein Stückchen Biscuit oder Chocolade erhielt — was Emerenz zu der Frage anregte, ob nicht auch jetzt das Schränkchen dergleichen Schätze beherberge; — denn von der verfloſſenen Zeit hat ein Kind keinen Begriff. Die Caſtellanin, die Hildegund in dem Alter gekannt, das jetzt Emerenz hatte, freute ſich halb ſelig über die Zufriedenheit ihrer Herrin und erinnerte ſie an dieſe und jene kindliche Scene, welche Hildegund mehr und mehr rührte und Emerenz mehr und mehr entzückte. Dann ging es in den Garten und zu dem guten alten Gärtner, der das vortrefflichſte Obſt zu ziehen verſtand. Dann in die Stallungen. Der Stand der Kutſchpferde war freilich leer, ſo auch der von Hildegund's Pony; aber ſie dachte doch daran, wie ſelig ſie geweſen ſei, als ſie bei eilf Jahren zum erſten Mal frank und frei auf der großen Landſtraße neben ihren Eltern zum Onkel Althauſen ritt, und Emerenz, der ſie von dieſem Ritt erzählte, ſchwang ſich im Geiſt auf einen Pony und galoppirte durch die Welt.

Nachdem Hildegund ihre Wanderung mit dem Onkel und der Kleinen abgemacht hatte, fanden ſie die Baronin ſchon im Speiſezimmer den Thee bereitend.

„Tante," ſagte Hildegund fröhlich, „wenn man mir eine Million auf den Tiſch legte, ich würde mein Hainau nicht fortgeben — viel weniger für eine halbe Million."

„Das freut mich!" ſagte die Baronin froh über Hildegund's heitere Stimmung; „da bleiben wir gute Nachbarn."

„Emerenz!“ ſagte die Mutter, „was willſt Du lieber haben: Hainau oder eine halbe Million?“

Emerenz entſchied ſich ſofort für Das was ſie kannte und ſagte:

„Hainau.“

„Die Hauptperſonen ſind einig,“ verſetzte Hildegund lächelnd; „ich bitte Dich, lieber Onkel, die Verhandlung abzubrechen. Wir behalten Hainau.“

„Wir behalten Hainau!“ frohlockte Emerenz, klatſchte in die Hände, tanzte und ſprang umher und jubelte fort und fort: „Wir behalten Hainau!“

„Aber Du Tauſendſaſſa, was gefällt Dir denn ſo gut in Hainau?“ fragte der Onkel.

„Daß es uns gehört!“ rief ſie.

„O Liebe zum Eigenthum, wie tief iſt ſie dem Menſchen eingeprägt,“ ſagte die Baronin.

Bei der Rückfahrt erklärte Hildegund, ſie fühle ſich wohl genug, um am Abend die Tante nach der benachbarten Stadt zu begleiten, wo in der Pfarrkirche eine Volksmiſſion gehalten wurde. Es ſchien, als hätten die Erinnerungen der Kindheit ihr religiöſes Gefühl geweckt. Man fuhr in zwei Wagen zur Stadt, da der Baron ſeine Damen begleiten wollte und einige Frauen vom Dienſtperſonal der Miſſion ebenſo pünktlich folgten wie die Baronin.

Der Abfall von Gott durch die Sünde war das

Thema, welches in der Reihe der Miſſionspredigten an dieſem Abend behandelt wurde, und zwar ſo wie der Gegenſtand es mit ſich bringt: drohend und erſchütternd; denn die Seele ſoll ihren elenden Zuſtand erkennen, in ſich gehen und bereuen. Auf der Rückfahrt ſprach Hildegund keine Sylbe, und als man zu Hauſe kam, ſagte ſie, ſie werde nicht zum Thee kommen, ſondern ſchlafen gehen; ſie ſei ſehr müde. Man fand das begreiflich, und als die Baronin mit ihrem Manne allein war, ſagte ſie:

„Hildegund iſt augenſcheinlich ſehr ergriffen. Wie wohlthätig werden die nächſten Predigten auf ſie wirken, welche den Weg der Umkehr zu Gott angeben. Vielleicht iſt es eine himmliſche Fügung, welche ſie eben jetzt zu uns führte.“

„Möge ſie nur die nöthige Ausdauer haben und nicht abſpringen,“ entgegnete der Baron. — . — —

Schlag acht Uhr ſaß die Baronin in ihrem Morgenzimmer am Frühſtückstiſch; Emerenz neben ihr. Ein Haus, ein Zimmer, die lange von derſelben Familie, derſelben Perſon bewohnt wurden, nehmen etwas von deren Charakter an, weil ſich ihre Gewohnheiten, ihre Beſchäftigungen, ihre Liebhabereien darin ausdrücken. Dies Morgenzimmer, in welchem die Baronin ihre einſamen Stunden zubrachte, war ganz und gar wie ſie: einfach und gemüthlich, höchſt geordnet. In der Einrichtung keine Spur von Eleganz, kein Seidenſtoff, kein koſtbares Holz, nur Nußbaum und Wollenſtoff. Auch kein Schreibtiſch, auf dem tauſend Dinge liegen, die nicht zum Schreiben gehören, ſondern ein großer Schreibſchrank mit vielen Fächern und Auszügen, der ſeinen Inhalt unter Schloß und Riegel hielt, und keine Neugier in Verſuchung führte einen Blick in Briefe, Rechnungen ꝛc. zu werfen. Zwei Bücherſchränke, hinter deren Vorhänge von grünem Tafft, geſchützt gegen Staub, geſchmackvoll eingebundene Bücher ſtanden, belehrenden, unterhaltenden, erbaulichen Inhalts. Ein großer viereckiger Tiſch, der ſeine Beſtimmung dadurch anzeigte, daß ein Meßgewand — augenſcheinlich der Ausbeſſerung bedürftig, vorſichtig mit einem großen Gazeſchleier bedeckt, darauf ausgebreitet lag; im Salon wurden Paramente geſtickt, hier wurden ſie angefertigt. Ein Spinnrad, deſſen Rocken mit dem zarteſten blonden Flachs umwunden war, das von einem breiten, weißen, ſehr hübſch bemalten Seidenband zuſammen gehalten wurde. Ein Schränkchen, welches der Baron die Schatzkammer ſeiner Frau nannte, und welches in trauter Gemeinſchaft Käſtchen mit homöopathiſchen Gläschen und Magneſia — und Rhabarberpulver, Hoffmannstropfen, Meliſſengeiſt und engliſches Riechſalz, Salbentöpfchen und Arzneigläſer beherbergte. Ein runder Tiſch, an welchem man das Frühſtück nahm, wenn die Hausgeſellſchaft nicht zahlreich war. Alle Intereſſen, die das Herz und die Zeit der Baronin erfüllten, ſpiegelten ſich in dieſem Zimmer, deſſen Behaglichkeit durch ein großes Feuer im Kaminofen vermehrt wurde.

„Worauf warten wir, Tante?“ fragte Emerenz und rückte ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her.

„Auf Deinen Onkel,“ gab die Baronin zur Antwort, indem ſie emſig an einem Kinderjäckchen häkelte.

„Ich mag nicht ſehr gern warten, Tante,“ verſetzte Emerenz.

„Niemand wartet gern, aber wir Alle müſſen es lernen,“ ſagte die Baronin.

Sie war die Pünktlichkeit perſonifizirt, und es hatte ihr nicht wenig Mühe gekoſtet, ſich an die Unpünktlichkeit ihres Mannes zu gewöhnen und noch immer empfand ſie dieſelbe wie einen leichten Nadelſtich.

„Da bin ich! . . . gräßlich ſpät . . . . nicht wahr? Verzeihung, Schatz!“ Mit dieſen Worten, die der Baron ſeit fünfunddreißig Jahren faſt täglich wiederholte, trat er ein und ſetzte ſich an den Tiſch. „Wo iſt denn Deine Mama, Du kleiner Tauſendſaſſa?“ fragte er Emerenz.

„Sie ſchläft wohl noch, Onkel,“ entgegnete das Kind.

Da wurde ganz leiſe an die Thür geklopft. Es war nicht üblich, daß die Baronin um dieſe Stunde Audienz gab; es geſchah von neun Uhr an. Auf ihr befremdetes: „Herein!“ erſchien Hildegund's Kammerjungfer, blaß, zitternd, und bat die Baronin herauf zu kommen.

„Was gibt's denn ſo eilig?“ fragte der Baron unmuthig, denn er mochte nicht bei einer Mahlzeit geſtört werden.

Mit einem Blick auf Emerenz wiederholte die Kammerjungfer ihre Bitte. Die Baronin hatte ſich ſchon erhoben, und indem ſie ſagte: „Ich komme gleich wieder und bringe Nachricht,“ entfernte ſie ſich eilig.

Hildegund ſaß im Alkoven ihres Zimmers neben ihrem Bett. Auf dem Nachttiſch ſtand ein ſilberner Handleuchter, deſſen Kerze bis auf die letzte Spur verbrannt war. Das Bett war unberührt. Hildegund hatte augenſcheinlich im Lehnſtuhl die ganze Nacht zugebracht. In ihren Schlafrock eingewickelt, ſaß ſie mit verſchränkten Armen da und ſchien die Baronin gar nicht zu bemerken.

„Beſtes Kind, was ſtellt dies vor!“ ſagte die Baronin und ergriff Hildegund's eiskalte Hand.

„Ich denke über die Predigt nach, Tante,“ erwiederte Hildegund und blickte todmüde, ganz entſtellt durch die Nachtwache mit erloſchenen, eingeſunkenen Augen zur Baronin auf.

„Alles hat ſeine Zeit und ſeine Grenzen, beſtes Kind. Am Tag denkt man nach und in der Nacht ſchläft man.“

„Ja, wenn man ſchlafen kann.“

„Der Schlaf wird ſchon kommen . . . lege Dich jetzt nur geſchwind in's Bett. Du biſt ja ganz erſtarrt vor Kälte . . . . ich beſorge Dir Thee . . . oder was Du willſt.“

„Ich will nichts, Tante! . . . . die Predigt! die Predigt!“

„Ja, ſie war ſehr ergreifend, wir werden heute ihre Folge hören.“

„Die Folge weiß ich, Tante! es iſt die ewige Verdammung.“

„Für Den der ſich nicht beſſern will — ja! für den Andern iſt es die Bekehrung zu Gott, die Ausſöhnung mit ihm, die Hoffnung auf ein künftiges, ſeliges Leben.“

Hildegund ſchüttelte traurig den Kopf. Die Baronin ſagte:

„Du ſiehſt, in welche verkehrte Grübelei man aus Mangel an Schlaf verfällt. Hole alſo das Verſäumte nach“

Und ſie blieb bei Hildegund bis dieſe endlich im Bett war.

Als ſie zum Frühſtück zurückkehrte, fragte der Baron:

„Was gab es denn da oben?“

„Nervenaufregung! ich hoffe ſie mit Meliſſengeiſt zu beruhigen.“

Hildegund erſchien zum Gabelfrühſtück, war aber ſehr ſchweigſam und äußerte keine Sylbe über die Predigt und man ſprach von anderen Dingen. Im Salon fand man Briefe und Zeitungen.

„Sie kommen alſo nächſten Dienſtag. Clementine, Clemens und alle fünf Kinder!“ rief die Baronin, nachdem ſie einen Brief geleſen hatte.

„Alle ſieben — bravo!“ rief der Baron; „und wie lange bleiben ſie?“

„Clementine und die Kinder vier Wochen, Clemens — unbeſtimmt. In jedem Fall holt er ſie wieder ab, wenn ſich die Karavane auf den Zug macht. Hofmeiſter, Gouvernante und dienende Weſen ſind dabei.“

„Braviſſimo!“ rief der Baron und rieb ſich vergnügt die Hände: „dann wird es munter hergehen im ſtillen alten Hauſe.“

„Dann will ich Platz machen,“ ſagte Hildegund.

„Mit nichten, mein Schätzchen,“ verſetzte er fröhlich; „es iſt Platz im Ueberfluß da! . . . Du bleibſt hier . . . es ſei denn, daß Du nach Deggenrain gehen wollteſt,“ ſetzte er ernſt hinzu.

„Nach Deggenrain? . . . O, nicht um die Welt! nie! nein, nie! Ich will nach Hainau.“

„Den Gedanken mußt Du aufgeben, liebes Kind. Ein Aufenthalt bei uns, Deinen zweiten Eltern — das habe ich mit Deinem Manne abgemacht. Von Hainau war keine Rede und nicht dort iſt Dein Platz,“ gab der Baron gelaſſen zur Antwort.

„In Hainau iſt mein Friede.“

„Er war dort als Du, ein gutes folgſames Kind, dort lebteſt. Jetzt wird er dort ſein, wo Du andere heilige Pflichten treu und folgſam erfüllſt.“

Hildegund verſtummte vor dem tiefen Ernſt ihres Onkels. Als ſpäter die Baronin fragte, ob ſie zur Abendpredigt fahren wolle, erwiederte ſie heftig:

„Ich will nicht zum zweiten Mal mein Verdammungsurtheil hören.“

„Mache mich nicht ungeduldig, Hildegund!“ ſagte der Baron ſtreng. „Niemand hat Dich verdammt und Niemand kann Dich verdammen als Du Dich ſelbſt, wenn Du beharrlich, mit Wiſſen und Willen, in der Widerſetzlichkeit gegen göttliche Ordnung verbleibſt. Dies und nichts Anderes hat der Prediger geſtern Abend geſagt, und Dies und nichts Anderes mußte er ſagen, weil er auf der Kanzel ſteht, um das Wort Gottes zu verkünden und um uns Allen einzuſchärfen — was uns ſehr nöthig iſt — daß wir uns von ganzem Herzen zu Gott bekehren ſollen.“

„Und heute Abend wirſt Du hören, wie leicht uns dies gemacht wird,“ fügte liebreich die Tante hinzu.

„Ich danke Dir, liebe Tante, ich bin müde,“ erwiederte Hildegund kurz. Dabei blieb es.

Die Miſſion war zu Ende und die Baronin ſehr betrübt über den Eindruck, den Hildegund ſo eigenſinnig feſthielt. Den Vorſchlag, mit einem der Miſſionsgeiſtlichen zu ſprechen, hatte ſie abgelehnt, auch den vortrefflichen Stadtpfarrer, den ſie aus früherer Zeit kannte, wollte ſie nicht ſehen. Ihrer verſtörten, auf den Wellen der Leidenſchaft hin und her getriebenen

Seele, hatten zwei Eindrücke eines und deſſelben Tages ſich bemächtigt: ihre unſchuldige Vergangenheit und die Schuld ihrer Gegenwart. Sie hatte ſich zu wenig im Kampf gegen ſich ſelbſt geübt, um jetzt die Kraft zu beſitzen, ſich aufzuraffen und einen Schritt weiter zu gehen, der ſie aus dem unſeligen Zuſtand gerettet hätte. Im Glauben an die erlöſende Kraft des Blutes Jeſu hätte ſie Energie finden können. Wo war dieſer Glaube! . . . Er hatte ſich verflüchtigt, als ſie von der chriſtlichen Mythe wie von der indiſchen und nordiſchen Mythe ſprechen hörte und endlich ſelbſt ſprach. Sie verſank mehr und mehr in Schwermuth; da ſie aber wenig ſprach und nie eine Aeußerung über ihren Seelenzuſtand machte, bemerkte man keine Veränderung. Sie hatte ja die ganze Zeit in hinbrütender Verſunkenheit zugebracht. Die Ankunft ihrer Couſine Clementine mit Mann und Kinder brachte keine Veränderung hervor. Mochte das Kindervölkchen noch ſo glückſelig jubeln, ſpielen, plaudern — mochten Eltern und Großeltern noch ſo heiter und traulich das Glück eines großen Familienkreiſes genießen — mochte Emerenz in Wonne ſchwelgen über die zahlreichen munteren Geſpielen: Hildegund blieb ſtill und in ſich gekehrt und beachtete kaum das liebevolle Entgegenkommen Clementinens. Es fiel aber Allen peinlich auf, daß ſie ſich von der gemeinſamen Oſtercommunion fern hielt. Ganz außer Faſſung gerieth darüber Clemens Sternfels. Er war einer von den überfrommen, nicht ſehr einſichtsvollen Menſchen, die ſich berufen wähnen ihre Anſichten über Frömmigkeit Anderen beizubringen.

„Aber Mama!“ rief er in höchſter Entrüſtung, „wie kannſt Du unter Deinem Dach dies Aergerniß, dies ſchlechte Beiſpiel dulden?“

„Ruhig, Clemens! . . . . nur immer ruhig!“ verſetzten Clementine und ihr Vater, während die Baronin ſanftmüthig erwiederte:

„Kann ich mehr thun, als zuerſt Hildegund an die Oſtercommunion erinnern und dann ſie liebevoll dazu auffordern?“

„Viel mehr, Mama! Du hätteſt mit der Autorität ſprechen ſollen, welche einer Hausfrau zukommt, die für die Seelen ihrer Hausgenoſſen die Verantwortung hat.“

„Weiter als auf Vorſchlag, Bitte, Zureden reicht dieſe Autorität nicht, beſter Clemens.“

„Du hätteſt ihr einen Geiſtlichen auf’s Zimmer ſchicken ſollen, der ihr die Hölle heiß machte.“

„Sie würde ihr Zimmer vor ihm verſchloſſen haben.“

„Und das Alles, nachdem ſie hier der Volksmiſſion beiwohnte.“

„Das that ſie nicht.“

„Wie! was! das that ſie nicht! ſie war hier und Du haſt das nicht bewerkſtelligt?“

„Clemens ſcheint ſeine martialiſche Gewohnheit im

Gedächtniß zu haben und die Leute — wie früher ſeine Compagnie — in die Kirche führen zu wollen. Wer nicht dabei iſt, kommt in Arreſt," ſagte Clementine ſcherzend. Sie war viel klüger wie ihr Mann und ſtets bemüht, ſeinen Mangel an Einſicht durch Scherz zu verdecken.

„Ja! das mit Recht!" rief er tapfer.

„Du biſt närriſch, Clemens," ſagte höchſt gelaſſen der Baron, „ſobald Du auf Deinem frommen Steckenpferd reiteſt und ihm alle Capriolen geſtatteſt."

„Capriolen, Papa! ſind das Capriolen, oder mit anderen Worten ſind das meine Capricen, wenn ich die Leute veranlaſſen möchte, als gute Chriſten zu leben?"

„Veranlaſſen — iſt ſehr gut und iſt in dieſem ſpeziellen Fall verſucht worden. Zwang iſt verkehrt und ſeine Frucht iſt Erbitterung. Es gibt kranke Seelen, mit denen man Geduld haben muß, denn Gott iſt ſehr langmüthig, und ich glaube, mein lieber Clemens, daß eine Frucht der Frömmigkeit Geduld mit der Schwachheit des Nächſten ſein ſoll."

„Verſteht ſich, Papa! das verſteht ſich ja ganz von ſelbſt. Chriſtliche Geduld iſt Hauptſache. Aber die Volksmiſſion iſt eine Sache, die . . . . ich ſage Dir, ſie iſt eine große Sache . . . . und daß man plötzlich in der Kirche auf den Gedanken gekommen iſt, ſie dem chriſtlichen Volk anzubieten . . . . das iſt eine Gnade."

„Du brauchſt das rechte Wort, Clemens. Angeboten wird ſie, nicht aufgezwungen. Ueberhaupt kennt die Gnade keinen äußeren Zwang."

„Es iſt aber doch nicht übel, ſie zuweilen durch äußere Mittel eindringlich zu machen."

„Was nennſt Du ſo?"

„Belehrung, Unterricht, Ueberredung."

„Die beiden erſten ſind allgemein übliche und ganz nothwendige Canäle, durch welche die Gnade fließt. Ueberredung iſt ſehr bedenklich, denn ſie bringt keine Ueberzeugung bei, ſondern ſie bringt nur den Widerſpruch zum Schweigen."

„Mama, kannſt Du mir nicht eine Unterredung unter vier Augen mit Hildegund verſchaffen?"

„Hielte Dein apoſtoliſcher Beruf Schritt mit Deinem Eifer, lieber Clemens, entgegnete die Baronin, ſo könnte eine ſolche Unterredung vielleicht von Nutzen ſein. Jetzt wird ſich Hildegund ſchwerlich darauf einlaſſen."

Clemens Sternfels hatte mehr Vertrauen zu ſeinem apoſtoliſchen Beruf als ſeine Schwiegermutter. Als man an einem ſchönen Apriltag einen Spaziergang nach einem nahen Meierhof machte, bot er Hildegund den Arm und nahm die günſtige Gelegenheit wahr, um ihr die Lehre von der Gründung der Kirche und der Einſetzung des Abendmahls durch Chriſtus — wenn nicht ſehr klar, doch ſehr weitläufig zu entwickeln. Er ſchloß mit den Worten:

„Nicht wahr? Sie erkennen jetzt Ihre Verpflichtung zum Empfang der heiligen Sacramente in der öſterlichen Zeit.“

Hildegund hatte zuweilen zugehört, zuweilen nicht. Auf dieſe directe Frage gab ſie zur Antwort:

„Eine ſolche Verpflichtung habe ich nicht.“

„Warum denn nicht?“ fragte Clemens ſtarr vor Erſtaunen über die unerwartete Antwort.

„Weil ich weiß, daß Chriſtus eine Mythe iſt,“ ſagte ſie ruhig.

Clemens kannte die rationaliſtiſche Auffaſſung, die in dem Erlöſer einen Weiſen, einen Propheten ſehen will, es war ihm aber ganz neu, daß Chriſtus zu einer Mythe verflüchtigt werden ſolle und er rief entrüſtet aus:

„Das iſt eine Erfindung des Teufels, um die Menſchen ganz und gar vom Glauben abzubringen. Laſſen Sie ſich doch nicht von dieſen Schlingen des Satans umgarnen.“

„Ich bin ſchon umgarnt,“ gab ſie tonlos zur Antwort, zog ihren Arm aus dem ſeinen und eilte der vorangehenden Geſellſchaft nach, während er ganz verblüfft über dieſen Ausgang ſeiner apoſtoliſchen Belehrung ihr nachſah.

„Mama, ſie iſt nicht klar im Kopf,“ flüſterte er ſpäter der Baronin zu.

„Leider!“ gab ſie zur Antwort, ohne ſeinen Worten die Bedeutung beizulegen, die er im Sinn hatte.

„Du mußt alſo einen Geiſtlichen und einen Arzt zu Rath ziehen."

„Das iſt zu arg, Clemens!" erwiederte ſie lebhaft; „Du darfſt nicht Jemand für geiſteskrank erklären, weil er in religiöſer Beziehung nicht ſo perfect denkt wie Du."

„Ich ſage Dir, Mama, ſie hat fixe Ideen und bedarf der geiſtlichen und ärztlichen Hülfe."

Dieſe Behauptung theilte die Baronin ganz beängſtigt ihrem Manne mit. Er entgegnete:

„Das iſt richtig: durch ihre traurige Verblendung hinſichtlich dieſes unſeligen Othenio iſt Hildegund allerdings unter der Herrſchaft ihrer verkehrten Gedanken und der gläubige Sinn ihrer früheren Jahre ſcheint ſehr geſchwunden zu ſein. Es gibt in manchem Menſchenleben Zeiten von Sturm und Gewittern und die ſind für Hildegund eingetreten — obſchon man das nicht erwartet hätte. Und weil ſie ſelbſt nicht darauf vorbereitet war, mag ſie allzu ſorglos geweſen ſein. Doch Ungewitter ſind kein dauernder Zuſtand, nicht in der Natur, nicht im Menſchenleben; ſie ziehen vorüber und ihre Folgen ſind nicht ſelten heilſam. Daß Hildegund unſerm guten Apoſtel kein Gehör gab, ſpricht nicht gegen ſondern für ihre Vernunft."

„Du biſt ſehr ſtreng gegen den guten Clemens," ſagte mild die Baronin.

„Kann ſein, Schatz! ich erkenne gern ſeine vortrefflichen Eigenſchaften, ſeine Tugenden an .... allein er hat eine Gläubigkeit, die mich zum Unglauben reizt . . . und das verdrießt mich. Für dieſen Verdruß muß Clemens ſelbſtverſtändlich büßen.“

„Selbſtverſtändlich?“ wiederholte ſie und drohte ihm ſcherzend mit dem Finger.

„Ja!“ ſagte er lachend; „ich habe nicht Deine und Clementinens Engelsgeduld! . . . . die iſt eine Tugend der Weiber, Gott ſei Dank! — Alſo quäle Dich nicht allzu ſehr wegen unſerer armen Hildegund. Man muß ihr Zeit laſſen ſich zu beſinnen . . . . ſie iſt ja kaum einen Monat hier und ſo ſchnell findet man ſich nicht zurecht.“

Die Anweſenheit der Familie Sternfels, der Umgang mit der klugen und liebenswürdigen Clementine, die Fröhlichkeit der Kinderſchaar, der lebhaftere Verkehr mit der Nachbarſchaft — nichts von dem Allen machte Eindruck auf Hildegund. Sie war freundlich, aber ſo ſchweigſam und in ſich gekehrt, daß man ihr anmerkte, ſie ſei am liebſten allein. War ſie aber allein, ſo lag ſie vor ſich hinbrütend auf der Chaiſelongue. Sie las nicht, ſie ſchrieb nicht, ſie arbeitete nicht. Wo waren ihre Gedanken? — ſie wirbelten durcheinander: Leidenſchaft für Othenio, Unrecht und Widerwille gegen Beldegg, Gewiſſensbiſſe, unſchuldige Jugenderinnerungen, Troſtloſigkeit der Gegenwart, Angſt vor der Zukunft, verkehrte Auffaſſung der Glaubenslehren, Anſichten des Unglaubens — dies Chaos wogte ungelichtet, unentwirrbar eine trübe, ſtürmiſche Flut in ihren Gedanken, ſo daß ſie oft ſtiller Verzweiflung ſich hingab und tauſendmal lieber zu ſterben, als ferner ſo fortzuleben wünſchte.

Clementine hatte großes Mitleid mit ihr, doch faſt noch mehr mit Emerenz, die für Hildegund kaum zu exiſtiren ſchien.

„Und es iſt doch ein herrliches Kind,“ ſagte ſie; „ich möchte ſie mit mir nehmen, ſo lange die Mutter hier iſt.“

„Unmöglich!“ rief die Baronin; „Veldegg's Briefe ſind überfüllt von dem Wunſch Emerenz bei ſich zu haben.“

„Nein, Clementine, daraus wird nichts!“ ſagte der Baron; „nur dem Vater trete ich die Emerenz wieder ab; denn das Kind iſt meine Freude. Und daß Du mir im Sommer eine dritte Enkelin ſchenkſt, Clementine, das bitte ich mir aus! hörſt Du!“

„Ich höre, Papa, bin jedoch nicht dazu geneigt ... weil ich einen vierten Sohn wünſche.“

„Unbegreiflich dieſe Liebhaberei der Frauen für Söhne! das iſt ein ſchlechter Geſchmack, Clementine! ... Ja! ein Sohn oder zwei — ſetzte er hinzu, mit Wehmuth an ſeine beiden früh verſtorbenen Söhne denkend — die ſind freilich ein koſtbarer Schatz. Doch damit iſt's genug. Töchter aber kann man nie zu viel haben. Von Töchtern verſchiedenen Alters muß immer ein großer Vorrath ſein.“

„Söhne ſind der Stolz einer Familie,“ wendete Clementine ein.

„Secundum quid!“ ſagte bedachtſam der Baron: „Töchter aber ſind immer ihre Freude. Welche Noth hat man mit Söhnen von der Wiege an! der Bub’ will nicht gehorchen bevor er noch Hoſen an hat; dann will er nicht lernen, ſondern halsbrechende Dinge treiben; dann verläßt er das Elternhaus und die Sorgen hören gar nicht auf. Hingegen ein Mädchen! das gehorcht, das lernt was man will, das wächſt heran wie eine Blume, ganz allerliebſt anzuſehen, das erheitert das ganze Haus . . . . und ſchließlich heirathet es einen Clemens oder etwas der Art . . . und ſchreitet fort auf dem Wege der Vollkommenheit. Dies iſt meine Anſicht von den Töchtern.“

„Mögen meine Töchter ſie beſtätigen,“ entgegnete Clementine und küßte zärtlich die Hand ihres Vaters.

Die Baronin dachte im Stillen, es könne für Töchter ſo gut wie für Söhne das Je nachdem gelten — wie ſie das ſo eben bei Hildegund erlebten, welche unter denſelben Einflüſſen und guten Beiſpielen erzogen und erwachſen war, wie Clementine. Doch ſie wollte nicht das trauliche Geſpräch von Vater und Tochter durch ihre Einwendung verſtören.

Die Familie Sternfels war abgereiſt und der Frühling war da. Veldegg verlangte Hildegund’s Rückkehr; ſie habe zwei Monate gehabt um ſich zu ſammeln, das

Verkehrte zu vergeſſen, das Rechte zu erkennen; die Erzieherin für Emerenz ſei angelangt; es müſſe jetzt Alles in das Geleiſe eines geordneten Lebens zurückkehren.

Der Brief war an die Baronin gerichtet und voll herzlichem Dank für die Liebe und Sorgfalt, welche ſie Hildegund und Emerenz zuwende. Die Baronin gab den Brief an Hildegund. Sie las ihn und ſagte darauf mit ungewöhnlicher Heftigkeit:

„Nie gehe ich zu meinem Mann und nie nach Deggenrain zurück.“

„Du wirſt es früher oder ſpäter müſſen, beſtes Kind. Nimm Dich alſo zuſammen, bedenke daß Dein Platz bei Deinem Mann und Deinen Kindern iſt und reiſe ab. Wir müſſen darauf beſtehen.“

„Ich kann nicht, Tante! ich kann nicht!“ jammerte Hildegund.

„Aber warum nicht, Kind?“

„Ich bin umgarnt, Tante.“

„Umgarnt?“

„Ja, umgarnt! . . . Clemens hat das erkannt und ausgeſprochen . . . . freilich wußte er es nicht ganz beſtimmt, aber er ahnte die Wahrheit: ich bin umgarnt.“

„Wenn Du es biſt, mein armes Kind, und es als ein großes Unrecht und Unglück erkennſt, ſo zerreiße dieſe Schlingen.“

„Unmöglich, Tante! weißt Du nicht, daß es heißt:

Laß Dich vom Teufel bei einem Haar faſſen und Du biſt ſein auf ewig.“

„So heißt es für Diejenigen, die ſich keine Mühe geben wollen, ihm zu entkommen. Gib Dir Mühe, bitte Gott um Beiſtand und es gelingt Dir.“

„Ja . . . Gott! wer iſt Gott . . . wo iſt Gott . . . was iſt Gott . . . nicht wahr, er iſt ein überweltliches Weſen, eine Urkraft, welche das Weltall entſtehen ließ und es ſo ordnete, daß es in feſter Bahn fortrollt . . . die Erde, die Geſtirne, die Menſchen; aber was iſt das: Urkraft! und wie ſoll ich ſie, die ich nicht kenne, um Etwas bitten.“

„Das ſollſt Du auch nicht . . . . an unſern Heiland ſollſt Du Dich wenden, ihn anflehen, daß er ſich Deiner erbarme. Wir haben ja ihn, die menſchgewordene göttliche Barmherzigkeit . . . Chriſtus“ . . . —

„O Tante!“ fiel traurig lächelnd Hildegund ein; „Chriſtus iſt eine Mythe.“

„Wer ſagt das, armes Kind.“

„Emerich ſagt es . . . doch nicht er allein! aus den Forſchungen der Wiſſenſchaft geht es hervor.“

Mit namenloſem Schmerz erkannte die Baronin, daß Hildegund's Seelenſtimmung einer ruhigen Belehrung keinen Eingang geſtatten werde. Sie war auch nicht im Klaren darüber, ob Hildegund's Verſtand nur umnebelt ſei durch Unglaube und Leidenſchaft, oder ob er wirklich erkrankt ſei an einer fixen Idee. Sie antwortete nur mit Entſchloſſenheit:

„Wir wollen nicht weiter disputiren, ſondern einfach dabei ſtehen bleiben, daß Du Dich zur Abreiſe nach Deggenrain fertig machen mußt, beſtes Kind.“

„Verlange lieber gleich meinen Tod, Tante!“ rief Hildegund und warf ſich der Tante zu Füßen; „das überlebe ich nicht! . . . man wird ja dort ſogleich gewahr werden, daß Clemens Recht hatte . . . daß ich vom Teufel umgarnt bin.“

Jetzt gingen der Baronin mit einem furchtbaren Schreck die Augen auf; ſie ſagte nur:

„Beruhige Dich, liebes Kind, wir wollen das Weitere überlegen.“

Dann eilte ſie zu ihrem Mann und mit einem Strom von Thränen ſank ſie auf einen Sitz und ſeufzte:

„Clemens hatte Recht . . . ſie redet irr.“ — —

Es wurde der Hausarzt aus der benachbarten Stadt gerufen und aus einer größeren Stadt ein zweiter Arzt herbei gezogen. Hildegund fand es ganz unbegreiflich, daß man ſie wie eine Kranke behandeln wolle, gab den Aerzten keine Antwort auf ihre Fragen, ſondern richtete ganz ruhig Fragen an ſie über die Behandlung der Cholera. Der Beſuch der beiden Aerzte hatte nicht den geringſten Erfolg; ſie konnten nur ſagen, daß die Baronin Veldegg recht übel ausſehe, einen unſteten Blick habe und etwas nervenaufgeregt zu ſein ſcheine. Hildegund blieb bei ihrer Weiſe: in ſich gekehrt, traurig, ſchweigſam, doch aber gleichgültige Dinge verſtändig redend. So wie man aber von ihrer Abreiſe, von ihrem Mann oder von Deggenrain ſprach, gerieth ſie in Verzweiflung, warf ſich auf die Erde und wiederholte Das, was ſie der Baronin geſagt hatte.

„Es wird nicht anders,“ ſagte der Baron eines Tages niedergeſchlagen; „ich muß nach Deggenrain gehen, muß Veldegg mittheilen wie die Dinge ſtehen und ihm Emerenz bringen. Wer weiß, welche Maßregeln hier getroffen werden müſſen . . . und es iſt an ihm dieſe zu genehmigen und für ihre Ausführung zu ſorgen.“

Die Baronin ſtimmte ihm bei und ſetzte hinzu:

„Der Arzt wünſcht Zerſtreuung, Veränderung für Hildegund, eine größere Reiſe oder einen Aufenthalt an einem fremden Ort. Er meint, ihre Gedanken könnten dadurch in eine andere Bahn einlenken. Ich fürchte aber, dieſe Aeußerlichkeiten werden von geringer Wirkung ſein. Durch natürliche Mittel geſundet nicht eine kranke Seele und den übernatürlichen widerſtrebt ſie.“

Als der Baron Hildegund von ſeinem Vorhaben unterrichtete, ſagte ſie zufrieden:

„Das iſt gut, lieber Onkel! Emerenz wird bald ſechs Jahr, ſie muß zu einer ſo vortrefflichen Erzieherin kommen, wie Miß Mac Allan ſein ſoll . . . und ich gehe nach Hainau . . . da wird Niemand gewahr wie ich umgarnt bin.“

„Du biſt von Deinem Eigenſinn umgarnt, mein Kind, und es wäre wohl an der Zeit, daß Du dies endlich gewahr würdeſt, verſetzte der Baron mit einiger Ungeduld. In Deggenrain, bei Emerich und den Kindern iſt Dein Platz; das mußt Du Dir einprägen.“

„Nun und nimmer,“ ſagte ſie und ihr Blick flog unſicher umher. — —

Emerenz nahm mit tauſend Thränen Abſchied von der Baronin und von Allem was dieſe umgab. Sie lief zu allen Dienſtboten durch das ganze Haus und durch den Garten, um überall Lebewohl zu ſagen. Sie umarmte Caro und Minette und empfahl ihnen ſchön friedfertig zu ſein. Aber die Trennung von der Mutter rührte ſie wenig. Kinder lieben nicht traurige Menſchen. Sie haben flüchtiges Mitleid, wenn ſie glauben, daß die Leute traurig ſind, weil ſie kein Brot und keine Kleider haben oder weil ſie krank ſind. Sie haben keine Ahnung von einer Traurigkeit, welche nicht aus jenen Urſachen entſpringt. Wie könnten ſie mit ihren ohnehin ſo verflatternden Gefühlen große Theilnahme für etwas haben, was ihnen ganz fremd iſt. Ueberdies haben kleine Kinder ſchon große Anlagen zum Egoismus, welcher verlangt, daß man ſich mit ihnen in der Weiſe beſchäftige, die ihnen genehm iſt. Das that Hildegund nicht, und daher erfolgte ein ruhiger Abſchied zwiſchen Mutter und Tochter.

„Wie froh bin ich, daß Emerenz fort iſt; ſie kann jetzt nichts gewahr werden,“ flüſterte Hildegund ihrer Tante zu.

„Was könnte ſie denn gewahr werden?“ fragte die Baronin ſanft.

„O, Du weißt es ganz gut, Tante! ... ich wiederhole es nicht gern,“ gab Hildegund mit geheimnißvoller Miene zur Antwort.

Veldegg war nicht angenehm überraſcht, als der Baron Althauſen allein mit Emerenz in Deggenrain eintraf. Doch ſein Mißmuth ging in die äußerſte Beſtürzung über, als er Hildegund's Zuſtand erfuhr. Er hatte ſich der Hoffnung hingegeben, ſie werde durch Trennung und Nachdenken zur Beſinnung über die Verirrung ihrer Gefühle kommen und durch Vernunft zur Pflicht zurückgeführt werden. Er brachte nur nicht in Anſchlag, daß Verirrung des Gefühls in Leidenſchaft übergehen kann, wenn nicht der Wille einen entſchloſſenen Widerſtand leiſtet, und daß der Wille die Kraft zu ſolcher Entſchloſſenheit nicht im Nachdenken findet, ſondern indem er ſich anklammert an ein göttliches Geſetz, das ihm, um den Preis des Kampfes — Sieg verſpricht.

Veldegg ließ ſich den ganzen Verlauf von Hildegund's Geiſtesverwirrung genau erzählen, um zu ergründen, welcher Anſtoß ſie zum Ausbruch brachte. Als der Baron zu Ende war, ſagte er mit ſchneidender Bitterkeit:

„Es iſt klar .... die Predigt war es. Dahinter ſteckt einmal wieder ein Prieſter.“

„Mit nichten!“ entgegnete der Baron empört; „dahinter ſteckt der Unglaube.“

„Bah!“ ſagte Veldegg wegwerfend.

„Der Unglaube! ich wiederhole es!“ fuhr der Baron mit ſteigender Entrüſtung fort; „ich will Hildegund nicht frei ſprechen ... aber das iſt klar, Du trägſt einen großen Theil ihrer Schuld.“

„Ich habe ſie auf Händen getragen!“ rief Veldegg zürnend; „ich habe jeden Wunſch, ja, jede Laune erfüllt .... ich habe mit Liebe und Zärtlichkeit ſie umgeben.“ ... —

„Mag ſein! aber Du haſt ihr Gott geraubt, haſt ſie der Kirche entfremdet und ſie dadurch in ein Labyrinth des Unglaubens verſetzt, aus dem ſie den Ausgang nicht findet.“

„Das that ich nicht! ich habe ihr nur meine Anſichten mitgetheilt“ .... — —

„Und durch Verachtung deſſen, was ihr heilig war, ihre Anſichten, ihren Glauben verurtheilt.“

„Er muß nicht ſehr feſt geweſen ſein, um dadurch zu wanken.“

„Eine Theologin war Hildegund nicht, ein ſcharfer Verſtand und ein felſenfeſter Charakter auch nicht. Das Alles hätte ſie bei neunzehn Jahren ſein müſſen, um ſich frei zu halten vom Einfluſſe eines Mannes, zu dem ſie, wie zu einem höheren Weſen aufſchaute und von dem ſie in liebender Hingebung geleitet, geſtützt zu werden verlangte. Und er, ein Mann von dreißig Jahren, der die Welt und das Leben kannte, der mit den Gefahren vertraut war, denen die menſchliche Gebrechlichkeit ausgeſetzt iſt — er, der die ſchlichte Gottesfurcht ſeiner jungen Frau als einen heiligen Wall gegen Leichtſinn und Eitelkeit hätte hegen und pflegen ſollen — er reißt ſie nieder."

„Möge dieſe Anklage gerecht oder ungerecht ſein, ſo gibt ſie doch höchſtens Veranlaſſung, daß man frivol werde — aber nicht irrſinnig. Dies kann nur religiöſe Aufregung bewirken ... und das iſt bei Hildegund der Fall."

„Wenn ſie nicht eine unſelige Leidenſchaft zu beſiegen vermochte — wenn die Pflicht gegenüberſtand und mit Reue und Gewiſſensangſt ſie quälte — wie heilſam und wohlthuend wäre es für ſie geweſen, unſerm Herrgott zu Füßen zu fallen und im Bußſacrament Das zu finden, was der Menſch nöthig hat, um in ſeinen Kämpfen nicht zu unterliegen! Ein Bote Gottes wäre der Prieſter für ſie geweſen. Sie hat es nicht gethan, ſeit Jahren nicht — wie wir fürchten müſſen — ſie iſt allmälig tief und immer tiefer in Verdunkelung und Verwirrung der Erkenntniß gerathen; ganz allmälig .... und als jetzt durch eine Predigt gleichſam ein Blitz den Zuſtand ihrer Seele ihr zeigte, da hielt ſie ſich für verloren, weil der Glaube an den Erlöſer ſich in ihr zur

Mythe verflüchtigt hatte und die kranke Seele hat nicht die Stärke den marternden Gedanken durch Glaube und Hoffnung zu überwinden. So ſteht's mit Hildegund."

„Man muß ſie zerſtreuen, ſie erheitern, ſie in andere Umgebung verſetzen!" rief Veldegg; „denn das iſt und bleibt ausgemacht, daß religiöſe Exaltation ihren Verſtand überreizt hat."

„Ja, aber nur deshalb, weil ſie bereits das innere Gleichgewicht verloren hatte. Ich und Tauſende mit mir, wir haben jene Predigt gehört und keinen andern Eindruck empfangen als den, daß es uns ſehr nöthig und ſehr troſtreich iſt mea culpa zu ſagen."

Bis tief in die Nacht währte das Geſpräch der beiden Männer und ſchloß damit, daß Veldegg fragte, ob es dem Baron nicht ſehr unbequem ſei, gleich am andern Morgen die Rückreiſe anzutreten, da er wünſche ſich ſo bald wie möglich von Hildegund's Zuſtand zu überzeugen. Der Baron war damit einverſtanden. Damals war Deutſchland weder von einem Eiſenbahn-, noch von einem Telegraphennetz umſponnen, der Baron konnte alſo ſeiner Frau keine Nachricht zukommen laſſen, die früher angelangt wäre als er.

Es war gegen eilf Uhr Abends. Hildegund hatte ſich ſchon für die Nacht in ihr Zimmer begeben, als ein Poſthorn ertönte und ein Wagen in den Hof rollte. Sollte der Onkel ſo ſchnell heimkehren? dachte Hildegund und trat an ein Fenſter. Bei dem Lichte der

Wagenlaternen ſah ſie — und an den Stimmen hörte ſie, daß es ihr Onkel ſei mit Emerich. Sie flog an die Thür ihres Zimmers, verſchloß und verriegelte ſie; dann in ihr Ankleidezimmer, deſſen Thür ſie gleichfalls verſchloß und verriegelte; dann ſank ſie auf einen Sitz, bebend vom Scheitel zur Sohle, mit laut klopfendem Herzen und ſtockendem Athem und in ſo unmäßiger Angſt, daß ihre Zähne auf einander ſchlugen — und horchte in tödtlicher Spannung. Es war eine namenloſe Beruhigung den Schritt der Tante zu vernehmen, die an die Thür klopfte und ganz ruhig ſagte:

„Emerich grüßt Dich. Er will Dich nicht zu ſo ſpäter Stunde ſtören, lieber erſt morgen früh Dich ſehen, Hildegund. Hörſt Du noch?“ . . .

„Ja, Tante . . . es iſt gut,“ verſetzte Hildegund, und lautlos in äußerſter Spannung blieb ſie unbeweglich auf ihrem Platze und lauſchte auf das Kommen und Gehen, das in einem Hauſe ſtattfindet, wenn zu ſpäter Stunde ein unerwarteter Beſuch kommt.

Gegen Ein Uhr Nachts war Alles zur Ruhe gelangt — nur nicht Hildegund. Sie lauſchte noch immer; ſie wartete noch immer, ob etwa eine Thür knarre, ein Schritt kniſtere; aber nein! tiefe Stille herrſchte im Hauſe. Da ſtand ſie entſchloſſen auf, hüllte ſich in eine ſchwarze Taffetmantille, zog ihre Schuhe aus und ſchlich die Treppe hinab in den Sommerſalon. Dort öffnete ſie mit höchſter Vorſicht die von Innen verſchloſſenen Doppelthüren, die in den Garten führten, trat hinaus, lehnte ſie wieder vorſichtig an einander und glitt leiſe wie ein Schatten durch den Garten, der nicht geſchloſſen war, ſondern in die Allee der großen Landſtraße auslief. Dort ſchöpfte ſie Athem und ging ſo raſch ſie konnte nach Hainau zu. Sie war nur allein auf der Landſtraße geweſen; jetzt war ſie allein, in der Nacht, zu Fuß. Eine furchtbare Angſt überfiel ſie, ein Grauen vor unbeſtimmten Schreckniſſen. Es war im Mai, eine helle Sternennacht, doch nicht hell genug, um die Gegenſtände deutlich zu erkennen. Bald glaubte ſie Menſchen, bald Thiere, bald phantaſtiſche Geſtalten auftauchen zu ſehen. Dann ſtand ſie beklommen ſtill, um das Weitere zu beobachten. Wurde ſie gewahr, daß ſie ſich getäuſcht habe, ſo ging ſie raſch weiter, ja ſie lief eine Strecke, um die verlorene Zeit nachzuholen und endlich Hainau zu erreichen. Der Weg ſchien ſich in Unendlichkeit auszudehnen, die Minuten wurden zu Viertelſtunden, dieſe zu Stunden. Sie eilte weiter, erſchöpft, erhitzt, geängſtigt. Sie ſetzte ſich auf einen Steinhaufen neben der Chauſſee, um ein wenig zu raſten. Da fiel der Morgenthau eiskalt auf ihr Haar, auf ihren Nacken. Zuſammenſchaudernd erhob ſie ſich und bald war ſie in Hainau. Der Morgen dämmerte, im Dorf waren ſchon Leute um die Wege, ein Hund bellte, die Hähne krähten — das Alles hörte und ſah ſie wie im Traum, wie im Fieber.

Auf der Schwelle des Schloſſes ſank ſie zuſammen.

Baron Althauſen's Schreck war nicht gering, als er aus dem Morgenſchlaf geweckt wurde, weil der Verwalter von Hainau zu Pferd gekommen ſei, um ihn zu ſprechen. Er dachte nichts Anderes, als daß Hainau in einen Aſchenhaufen verwandelt ſei. Doch ſein Schreck ſteigerte ſich beträchtlich durch die Nachricht, die der Verwalter brachte. Er ließ ſogleich ſein Reitpferd ſatteln und ritt ſchleunigſt nach Hainau, um von Hildegund's Zuſtand Kenntniß zu nehmen.

So wie er in den Hof ritt, ſtürzte ihm die Caſtellanin entgegen und beſchwor ihn mit aufgehobenen Händen, er möge Frau Baronin Veldegg nach Walldorf zurück transportiren laſſen, denn ſie ſei ſchwer krank und es fehle hier an der nöthigen Pflege.

Er fand Hildegund zu Bett und in den wildeſten Fieberphantaſien, die ſich beſtändig um den einen Punkt drehten, daß ſie in Hainau bleiben und von Niemand geſehen werden wolle. Sie erkannte weder den Baron noch die Caſtellanin. Zuweilen ſchien das Grauen der Nacht ihr vorzuſchweben; dann ſprach ſie von Schreckbildern und geſpenſtiſchen Geſtalten und ſtrebte angſtvoll ſie zu verſcheuchen. Der Baron ſchickte unverzüglich einen reitenden Boten an ſeinen Hausarzt mit dem Erſuchen, auf der Stelle nach Walldorf zu kommen; dann beruhigte er die Caſtellanin einigermaßen durch das Verſprechen, in einigen Stunden mit dem Arzt wieder zu kommen und Hildegund's Ueberſiedelung nach Walldorf zu bewerkſtelligen.

Die Baronin ſaß am Frühſtückstiſch, wartend wie immer und überdachte, wie ſich das Wiederſehen von Emerich und Hildegund geſtalten und welche Folgen es haben werde — denn der Baron hatte ſtreng befohlen, von dem Hainauer Boten vor der Baronin zu ſchweigen. Beſtürzt, ihn geſtiefelt und geſpornt zum Frühſtück erſcheinen zu ſehen, rief ſie ihm bei ſeinem Eintritt entgegen:

„Wo warſt Du? ... wie ſiehſt Du aus? ... was fehlt Dir?“

Sie brach in Thränen aus bei der ſchlimmen Nachricht und Beide berathſchlagten, in welcher Weiſe Veldegg ſie erfahren ſolle. Da kam er ſelbſt und ſagte:

„Ich komme zum Frühſtück ... ich hoffte Hildegund zu finden.“

Er küßte die Hand der Baronin und drückte die Hand des Barons. Als Beide keine Sylbe der Begrüßung ſagten, fragte er:

„Iſt ſie etwa krank?“

„Ja!“ entgegnete der Baron entſchloſſen; „ſie iſt ſogar ſehr krank.“

„So will ich zu ihr!“ rief er aufſpringend.

„Sie iſt nicht hier ... ſie hat ſich heute Nacht in aller Stille nach ihrem lieben Hainau begeben. Wir erwarten jeden Augenblick den Arzt. Wir fahren dann

Bayerische Staatsbibliothek München

mit ihm hinüber und bringen ſie her .... in Hainau hat ſie nicht die Pflege, die ſie bedarf.“

„Nach Hainau begeben .... heimlich .... in der Nacht ... wie iſt das möglich!“ ſtotterte Veldegg ganz verwirrt.

„Ihr Seelenzuſtand treibt ſie zu ganz unberechenbaren Schritten,“ ſagte die Baronin traurig.

„Aber beſte Tante, das iſt ja ein entſetzlicher Gedanke! Sollte ſie gar nicht mehr der Beſinnung, des Urtheils fähig ſein?“

„Wie wenig ſie es iſt,“ gab der Baron zur Antwort, „magſt Du daraus ermeſſen, daß ihre fixe Idee Niemand ſehen zu wollen — alſo auch Dich nicht! — ſie in dieſer Nacht zu Fuß nach Hainau getrieben hat.“

„Schrecklich! entſetzlich! über die Maßen furchtbar!“ ſtöhnte Veldegg händeringend. — —

Der Arzt kam, man fuhr nach Hainau. Dort erklärte er, Hildegund habe den Gehirn-Typhus und das ſei ja ſtets eine Krankheit auf Leben und Tod. Vielleicht habe ſie ihr ſchon lange im Körper geſteckt, die Kopfnerven afficirt und dadurch eine große geiſtige Verſtimmung bewirkt. Vielleicht ſei dieſe Krankheit eine große Kriſis, aus der Hildegund geſund an Leib und Geiſt hervorgehen könne. Vor der Hand ſei der Ausgang unberechenbar, und der Ueberſiedelung nach Walldorf ſei nichts im Wege.

Während drei Wochen war Hildegund in der größten Gefahr. Dann trat Hoffnung ein, und allmälig ſtellte es ſich heraus, daß ſie körperlich geneſen werde. Der Geiſt ſchien aber ganz ſtumpf zu ſein. Die Aerzte verſicherten und man wußte es durch manches Beiſpiel, daß nach dem Typhus nicht ſelten ein vorübergehender geiſtiger Stumpfſinn ſich einſtelle — und man hoffte weiter. Er wich aber nicht. Es wurden andere Aerzte zu Rath gezogen: ſie hielten eine Orts- und Luftveränderung für heilſam, und Beldegg glaubte der Augenblick ſei günſtig, um ſie nach Deggenrain zu bringen. Er war während der ganzen Zeit in Walldorf geweſen, hatte ſeine Kinder nur ein paar Mal auf einen Tag beſucht, und lebhaft wünſchte er ſeine Frau unter ſeinem Dach zu haben und die vortrefflichen Verwandten der ſchweren Sorge um Hildegund zu entheben. Da dieſe das Gedächtniß verloren und ihn gar nicht erkannt hatte, war der Augenblick günſtig für ihre Ueberſiedelung. Komme ſie dann nach und nach zu Kräften und zur Beſinnung, ſo werde ſie ſich auf der Stätte, wo ſie ſo glücklich geweſen war, bei ihrem Mann und ihren Kindern wiederfinden und leichter die böſen Tage der letzten Zeiten vergeſſen.

„Er hat ſie wirklich ſehr lieb,“ ſagte die Baronin zu ihrem Mann; „gebe Gott, daß ſeine Hoffnung ſich erfülle. Ich mag gar nicht an das Gegentheil denken! .... welch trauriges Leben ſtände ihm bevor und den armen Kindern! ... von ihr gar nicht zu reden.“

„Ja, er hat ſie ſehr lieb,“ verſetzte der Baron ernſt, „er würde das Unmögliche möglich zu machen ſuchen, um ſie herzuſtellen — doch für ihre kranke Seele hat er kein Verſtändniß . . . durchaus nicht! — und wer weiß ob Hildegund, im Fall ihrer vollſtändigen Geneſung, die Kraft hätte ſich in religiöſer Beziehung ſeinem Einfluß zu entziehen. Schwache Charaktere ſchlagen nicht ſelten aus Eigenſinn und Widerſpruchsgeiſt einen eigenen Weg ein, der ihnen leicht und bequem iſt; einen unbequemen und opfervollen aber nie! . . . . — es ſei denn, daß ein großer gewaltiger Einfluß zum Guten ſich ihrer bemächtige; in dieſem Fall können auch ſie heroiſch werden.“

„Hildegund und heroiſch — das liegt weit auseinander,“ ſeufzte die Baronin und ihr Mann ſagte:

„Und doch muß der Menſch, Jeder in ſeiner Weiſe, in ſeiner Sphäre, in ſeinen Verhältniſſen nach Maßgabe ſeiner Kräfte heroiſch ſein. Nur dann iſt er auf dem rechten Wege, denn das ſteht feſt: „Die Gewaltigen reißen das Himmelreich an ſich.“

Alles war zur Abfahrt bereit. Hildegund im Reiſeanzug ſtand im Morgenzimmer der Tante, ſo theilnahmlos, als wäre ſie in einer Wüſte. Da reichte ihr die Tante ihren Hut. Sie hatte ſo lange keinen Hut getragen, daß er ihr ein neuer Gegenſtand ſein mochte. Sie betrachtete ihn und plötzlich zu einer Ideenverbindung erwachend, ſagte ſie im Ton ihrer geſunden Tage:

„Wohin geht denn die Reiſe?“

„Nach Deggenrain, liebe Hildegund,“ gab Veldegg raſch zur Antwort, trat lebhaft an ſie heran und wollte ihre Hand ergreifen. Sie wich mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens zurück und flüſterte mit bebenden Lippen kaum verſtändlich:

„Nach Deggenrain? . . . Nein . . . lieber ſterben.“

Und in den heftigſten Krämpfen ſtürzte ſie zu Boden.

Fünftes Kapitel.

Weich und wohlthuend aber ſchwermüthig wie der Blick eines ſcheidenden Freundes ſchien die ſinkende Sonne eines Nachmittags im Oktober in den kleinen grünen Salon zu Walldorf, wo Baronin Althauſen einſam bei ihrer Tapiſſerie ſaß. Minz lag auf ihrem Fußpolſter und ſchnurrte behaglich, machte aber doch zuweilen den gewohnten Rundgang, wenn auch Caro nicht auf ſeinem Platz war. Draußen im Garten ſtanden die Bäume in allen Schattirungen des Spätjahres, vom hellſten Goldgelb bis zur dunkelſten Broncefarbe und die meiſten mit ſehr gelichtetem Laub. Gladiolen blühten, Dahlien und Aſtern, farbenreiche aber geruchloſe Blumen hie und da auch noch Reſeda, kaum einen ſchwachen Arom aushauchend. Die ganze Natur fügte ſich dem Geſetz des Abſterbens. Weil es dem Menſchen ſo ſchwer wird, dieſem Geſetz ſich zu unterwerfen, ſei es in der natürlichen oder übernatürlichen Ordnung — ſo hat das Spätjahr, das ihn immer von Neuem daran erinnert, etwas Melancholiſches für ihn.

Auf dem guten freundlichen Antlitz der Baronin ſchwebte ein Hauch von Traurigkeit, und ihre Arbeit ſchien derſelben zu entſprechen. Sie lehnte ſich zuweilen zurück und betrachtete mit einem Blick, deſſen Ernſt nicht ihrer Arbeit galt, die im Rahmen aufgeſpannte Stickerei für ein Meßgewand, ein Kreuz von Paſſionsblumen umrankt. So iſt's! ſprach ſie für ſich; auch die Blumen müſſen die Signatur des Leidens tragen,... dann ſind ſie ein Schmuck des Kreuzes.

Vom Hof her wurde der Hufſchlag von Pferden hörbar. Minz erhob ſich vom Polſter, um geziemend Caro zu begrüßen, der munter und ſchweifwedelnd dem Baron und Veldegg in den Salon folgte. Beide Männer ſahen höchſt niedergeſchlagen aus.

„Kein Erfolg?“ fragte die Baronin zaghaft.

„Keinen!“ entgegnete Emerich und ſank muthlos in einen Lehnſtuhl. Der Baron nahm das Wort:

„Hildegund war ſo liebevoll, wie ſie immer für Dich und mich iſt und ſprach mir ihre volle Zufriedenheit mit ihrem Aufenthalt in Hainau, mit ihrer Einrichtung und ihren dienenden Frauen aus. Wenn ſie von den letzteren redete, ſetzte ſie mit geheimnißvoller Miene hinzu: „Dieſe Alle, auch die barmherzigen Schweſtern, wiſſen nichts und ſehen nichts. Auf meine Erwiederung, daß Niemand etwas Außergewöhnliches ſehe, ſchüttelt ſie lebhaft den Kopf, ſah mich flehend an und legt den Finger auf die Lippen, als bitte ſie mich um Ver ſchwiegenheit. Sie ſcheint ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, daß wir, Du und ich, das Netz ſehen, von dem ſie ſich umgarnt wähnt."

„Entſetzlich," fuhr Emerich auf, „ganz entſetzlich, eine einzige Predigt und der Irrſinn iſt da."

„Dies iſt Deine fixe Idee, lieber Freund," ſagte der Baron gelaſſen, „obſchon alle Aerzte, die wir conſultirt haben, wiederholt die Anſicht ausſprachen, daß eine Krankheit des Geiſtes ſich allmälig in der ganzen phyſiſchen und intellectuellen Organiſation vorbereite und zwar plötzlich ausbrechen, doch nicht plötzlich entſtehen könne."

„Dieſer Ausbruch hätte aber verhindert werden können," wendete Beldegg beharrlich ein.

„Verzögert vielleicht, verhindert nicht," ſagte der Baron und fuhr zu ſeiner Frau gewendet fort:

„Ich ging mit ihr in den Garten und brachte das Geſpräch auf Emerenz, die bei ihrem Beſuch in Hainau überglücklich war. Ja, ſagte Hildegund, ſie wollte nicht, daß Hainau verkauft werde; ſie wußte ſchon, daß ich hier bleiben und mich unſichtbar machen müſſe. Ich antwortete, daß ihr Mann und ihre Kinder ſehnlichſt wünſchten ſie zu ſehen. Da kam wieder ihr angſtvoll ſcheuer Blick und ihr krampfhaftes Zittern und ſie ſagte: Adieu, Onkel, adieu .... ich muß fort .... ich kann Niemand ſehen — und ſie lief eiligſt in's Schloß. Ich ſah, daß nicht daran zu denken ſei ſie zu vermögen

Emerich zu ſehen, und wir ritten unverrichteter Sache heim.“

„Ich habe inzwiſchen meine Zeit nicht verloren,“ ſagte Veldegg in einem Ton, als wolle er der Bitterkeit ſeiner Gefühle Luft machen; „ich ſprach mit allen Frauen die Hildegund umgeben, und auf’s Strengſte unterſagte ich ihnen, Hildegund durch religiöſe Geſpräche oder Lectüren aufzuregen oder gar zu ängſtigen. Selbſtverſtändlich fällt dies weder der Kammerjungfer, noch der braven Caſtellanin und ihrer Tochter ein; ich nahm aber auch dieſe zwei Borromäerinnen mit ihren affröſen ſchwarzen Hauben vor. Sie verſicherten freilich, ſie pflegten nur die Kranken und ängſtigten ſie nicht; ich hätte aber lieber andere Wärterinnen um Hildegund.“

„Nein, lieber Emerich, daraus wird nichts!“ ſagte ſanftmüthig die Baronin; „unſer Hausarzt hat uns dieſe Schweſtern empfohlen, die ſich im großen Spital zu X. Reſpect und Liebe erworben haben. Es hat große Mühe gekoſtet, dieſe zwei Schweſtern zu bekommen. Schickſt Du ſie fort, ſo unternimmt unſer guter Doctor nicht Hildegund’s Behandlung in Hainau und Du müßteſt ſie in eine Anſtalt geben.“

„Gräßliche Vorſtellung .... ſie! ... zwiſchen Irren. O, um keinen Preis und unter keiner Bedingung. Aber, beſte Tante, daß man ſie nur nicht mit Frömmelei quäle!“

„Lieber Freund,“ ſagte unmuthig der Baron, „Du

als ob bei uns die Betſchweſterei zu Hauſe ſei,
s doch nicht weniger anwidert als Dich. Wir
nfach Chriſten, die auf ihren Glauben halten und
ttesfurcht zu leben ſuchen. So ſtand es mit
nd als ſie Deine Frau wurde. Wollte Gott, es
auch jetzt noch ſo mit ihr! Das läßt ſich aber
rch eine gewiſſe Exaltation bewirken, welche durch
ichkeiten erregt wird, die Seele aber nicht be-
und welche das Kennzeichen der Betſchweſterei
s iſt unſere Ueberzeugung, und derſelben gemäß
ildegund, unſer Pflegkind, unſere zweite Tochter,
nſerer Aufſicht behandelt.“

egg ſah allzu deutlich ein, welchen großen Dank
egund's vortrefflichen Verwandten ſchuldig ſei,
nicht ſogleich durch den herzlichſten Ausdruck
rkenntlichkeit und ſeines vollen Vertrauens zu
n; allein er hatte wie Alle, die mit dem Glau-
der Kirche gebrochen haben, einen Groll gegen
aber nur dann hervortrat, wenn ſeine Anſich-
ihnen in Conflict geriethen. Von ſehr Vielen,
r von ſolchen, die nur nach Laune, Luſt und
ſt leben wollen, werden Glaube und Kirche
ehaßt, weil ſie dieſen Hang verdammen. Ein
rund war nicht bei Veldegg vorhanden; denn
ſeine Pflichten in jeder Richtung erfüllen, und
es vermöge ſeiner guten natürlichen Anlagen
ßen gelang, ſo fand er Glauben und Kirche

höchſt überflüſſig und daher unberechtigt in ihrem Anſpruch an göttliche Autorität. Gelang es ihm nicht ein ſtrenges Pflichtgebot zu erfüllen — wie ihm das in ſeinem früheren Verhältniß zu Eugenia von Erting geſchehen war — ſo ſchob er das auf eine ganz allgemeine menſchliche Gebrechlichkeit, auf den Rauſch der Jugend, auf Illuſionen, auf eine ſehr leicht zu entſchuldigende Neigung des Herzens; dies liege Alles ſeit Anfang der Welt im Lauf der Dinge und kein Glaube und keine Kirche könnten das ändern. Ueberwinde ſich dennoch ein Menſch, ſo ſei er von der Natur mit einer ſtärkeren Willenskraft begabt.

Hildegund's trauriges Geſchick lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Gern hätte er ihre Herſtellung mit ſeinem halben Vermögen erkauft. Vielleicht ſprach ihn ſein Gewiſſen nicht ganz frei von Verſchuldung ihr gegenüber. Er hielt aber den Gedanken feſt, daß die Predigt, die ſie hörte als ihre Kopfnerven ſchon heimlich vom Typhus ergriffen waren, ſie in ihren jammervollen Zuſtand verſetzte.

Er kehrte nach Deggenrain zurück, wo er den Winter mit ſeinen Kindern zubringen und nur zeitweiſe bei gewiſſen Kammerverhandlungen in der Reſidenz ſich aufhalten wollte.

„Er dauert mich unbeſchreiblich!“ ſagte die Baronin wehmüthig, ſeinem fortrollenden Wagen nachſchauend; „vor ſieben Jahren, als er mit Hildegund abreiſte, ſtanden wir auch hier und ſchauten dem Wagen nach mit der Wehmuth die man empfindet, wenn eine liebe Tochter einer ungewiſſen Zukunft entgegen geht. Aber wie dunkel dieſe Zukunft ſein werde — wer hätte das ahnen können! Jetzt hat er in der vollen Kraft des Mannesalters — keine Gattin, ſeine kleinen Kinder haben keine Mutter — ſein Haus hat keine Hausfrau! . . . ein Leben voll Sorgen und Entbehrungen aller Art erwartet ihn! . . . und ſie? . . ihr Leben iſt noch trauriger, denn für ſie iſt nichts zu erwarten als“ . . . —

„Schweige, ich bitte Dich!“ fiel der Baron ein; „bei dem gräßlichen Wort kehrt ſich mein Herz um und Aerzte können ſich irren. Lieber will ich Hildegund im Sarge ſehen.“

Ein rauher Nordwind fegte über den Hof hin und die letzten Blätter der alten Kaſtanienbäume flogen dürr herab und vor der Baronin nieder. Sie zog ihre Mantille zuſammen und ging in ihr Morgenzimmer, um an Clementine zu ſchreiben, die ihres Vaters Wunſch erfüllt und ihm eine dritte Enkelin geſchenkt hatte. Der Baron aber, noch immer ein rüſtiger Jäger, warf ſeine Büchſe über die Schulter und ging einige Stunden durch Feld und Wald. — —

Sechſtes Kapitel.

Im tiefſten Traueranzug ſaß Eugenia von Erting in ihrem ſtattlichen Hauſe, in ihrem eleganten Zimmer. Aber keine Spur von Trauer war in ihren Zügen zu entdecken, obgleich ihr Mann erſt vor einigen Wochen geſtorben war. Ein Schlagfluß hatte ſeinem Leben ein leichtes ſchnelles Ende gemacht. Seine Wittwe und ſein einziger Sohn erbten ſein Vermögen. Als dieſer Sohn vor eilf Jahren auf die Welt kam, machte ſeine Erſcheinung in einer achtjährigen kinderloſen Ehe einiges Aufſehen und gab Veranlaſſung zu Gloſſen mancher Art. Aber er war nun einmal da und führte den Namen Ignaz, wie ſein Vater und ſein Großvater. Er wuchs heran zu einem hübſchen muntern Knaben, und überverbindliche Leute gingen ſo weit zu behaupten, daß er ſeinem Vater ſehr ähnlich ſei — eine Schmeichelei erſter Ordnung, indem Baron Erting — abgeſehen von allem Andern — weder hübſch noch munter ausſah. Jetzt wurden die Gloſſen, die längſt verſtummt waren, wieder laut als man erfuhr, daß Baron Erting in dem

Teſtament, das er ein Jahr vor ſeinem Ableben machte, Baron Veldegg dringend gebeten habe, die Vormundſchaft für ſeinen Sohn zu übernehmen, da deſſen Mutter ſich nie um etwas bekümmert habe, das einem Geldgeſchäft ähnlich ſei. Veldegg hatte ſeit ſeiner Heirath das Erting'ſche Haus nicht mehr noch minder beſucht, als das von zwanzig anderen guten Bekannten, und man meinte, für den Knaben und ſeine Verhältniſſe ſei ein Mann des Geſchäfts paſſender geweſen. Eugenia's intime Freundinnen ermangelten nicht, dieſe und ähnliche Bemerkungen ihr mitzutheilen. Sie hörte ruhig zu und gab gelaſſen zur Antwort:

„Da es ſich nicht blos um das Bankhaus Erting, ſondern auch um die Erziehung meines Sohnes und um mein Vermögen — das gegen gewagte Speculationen zu ſichern iſt — handelt, ſo wird ohne Zweifel die Vormundſchaft in die beſten Hände gelegt ſein."

Veldegg nahm ſie ungern an, und ſeine erſte Regung war ſie abzulehnen. Eugenia's Bitten erquälten ſeine Einwilligung.

Sie las den Brief, worin er ihr ſein Ja mittheilte, mit großer Zufriedenheit, denn jede Einmiſchung eines Dritten in ihr Verhältniß zu ihrem Sohn war dadurch abgeſchnitten.

Als ein Wagen vorfuhr und gleich darauf zwei andere, fand ſie es nöthig ihre allzu zufriedene Miene etwas zu dämpfen. Sie zog ihre ſchwarze Kreppflorhaube tiefer auf die Stirn herab und ging in den kleinen Salon ihren drei Freundinnen entgegen, indem ſie mit ruhiger Freundlichkeit ſagte:

„Ihr ſeid Euch immer in Eurer Liebenswürdigkeit gleich! Ihr findet jetzt nichts als Langweil bei mir und dennoch kommt Ihr ganz getreulich. Wir bilden ein Kleeblatt von Freundinnen, wie man es ſelten findet, denn es iſt vierblätterig.“

„Ja, ſehr ſelten!“ ſagte Gräfin Melanie und ſetzte ſich bequem im Lehnſtuhl zurecht; „ich kenne nichts Angenehmeres, als nach dem Tumult einer rauſchenden Oper in intimſter Intimität das Ohr vom Tongewirr, das Auge von Gasflammen ausruhen zu laſſen, und die erregten Nerven durch einen vortrefflichen Thee und trauliches Geſpräch in beſſere Verfaſſung zu bringen.“

„Hier iſt der Thee,“ ſagte Eugenia, indem ſie der Gräfin Melanie eine Schaale reichte, „und was das Geſpräch betrifft, ſo wird es ſich um einen Gegenſtand bewegen, der uns Alle intereſſirt.“

„Nur gleich mit der Sprache heraus, Eugenia!“ rief Gräfin Fanny; „was iſt's? wer iſt's? wird geheirathet oder begraben? Zwiſchen dieſen beiden Polen bewegt ſich das geſellſchaftliche Intereſſe.“

„Es wird weder geheirathet noch begraben,“ verſetzte Eugenia; „wißt Ihr, daß es eben heute ſieben Jahre ſind, als wir auch ſo beiſammen ſaßen und ich Euch von Veldegg's Heirath in Kenntniß ſetzte?“

„Keine Ahnung mehr! … — Schon ſieben Jahre! … — Nun und was weiter?“ riefen die Damen.

„Das Weitere iſt dieſes: die arme Hildegund Veldegg iſt irrſinnig.“

„Schauderhaft! unmöglich! … wer ſagt das! … Rede doch, Eugenia!“ … —

„Veldegg hat es mir tief ergriffen mitgetheilt. Er will lieber, daß man die Wahrheit wiſſe, als daß man ſich in tauſend verkehrten Vermuthungen ergehe.“

„Aber wie iſt das gekommen?“ fragte ganz beängſtigt Baronin Juliette; „ſie war im vorigen Winter hier, ſehr munter, ſehr elegant, ſehr angebetet … und jetzt irr! … O Himmel, kann man ſo ſchnell um Verſtand kommen!“

„Ah … ich entſinne mich! ſie reiſte im März plötzlich ab mit ihrem früheren Vormund. Da ſprachen die Einen, es handele ſich um den vortheilhaften Verkauf ihres Landgutes — und die Anderen, Veldegg ſchicke ſie ein wenig in Verbannung zu ihren Pflegeltern, weil Othenio's Anbetung ihm minder genehm ſei, als ihr. Vielleicht war ſie ſchon damals irr.“

„Mit Hildegund's Aufenthalt bei den Pflegeltern wegen Verkauf ihrer Beſitzung hat es ſeine Richtigkeit,“ nahm Eugenia wieder das Wort; „ſelbſtverſtändlich gibt Veldegg keine andere Veranlaſſung an. Ob ſie ſchon krank war, weiß er nicht. Er hat die Ueberzeugung, daß eine Predigt ihren Verſtand verwirrte“ … —

„Nie wieder gehe ich in eine Predigt!“ rief Melanie.

„Es wird jetzt mehr Mode als früher,“ ſagte Fanny.

„Wie kam ſie auf den Einfall?“ fragte Juliette; „hier wurde ſie nicht in Predigten geſehen.“

„In einer benachbarten Stadt war eine Volksmiſſion . . .“ —

„Was für eine Miſſion hat das Volk?“ fragte Melanie unbefangen.

„Es ſoll heißen eine Miſſion der Kirche an das Volk.“

„Ah ſo! . . . aber worin beſteht ſie?“

„Sie ſoll das Volk gläubiger machen.“

„Nun, das iſt ein guter Zweck.“

„Die Geiſtlichkeit dringt ja ſtets auf Gläubigkeit — das iſt ihr Beruf und iſt nichts Neues,“ ſagte Fanny.

„Ganz neu iſt es aber,“ verſetzte Eugenia, „daß die Regierung von Eifer für die Gläubigkeit des Volkes beſeelt iſt und den Welt- und Ordensprieſtern allen Vorſchub leiſtet und Spielraum gibt, um das Volk durch Predigten und Andachten zur Buße und Bekehrung zu bewegen, damit es ſeine revolutionären Grillen von 1848 gründlich vergeſſe. Ein ſolcher Cyclus von Kanzelvorträgen in einer Gemeinde nennt man eine Volksmiſſion. Sie dauert gewöhnlich acht Tage, zuweilen aber auch zwei, ja drei Wochen und faſt überall unter großem Zudrang.“

„Wenn das Volk gründlich von Revolutionsluſt curirt wird, ſo lobe ich die Volksmiſſion,“ ſagte Fanny.

„Was ich im Jahre 48 für Angſt ausſtand — das hat keinen Namen. Nachts Katzenmuſik, am Tag wilde rothe Banden . . . einmal wollten ſie das Schloß in Brand ſtecken! . . . dazu mein Mann in beſtändiger Wuth und bereit, auf ſie zu ſchießen . . . welche Wohlthat, wenn dies Geſindel an die Höllenſtrafen für ſeine Miſſethaten glauben lernte.“

„Ja . . . aber was hat Hildegund Veldegg in ſolcher Volksmiſſion zu thun?“ fragte Melanie; „ſie lebte ja ſehr gut mit ihrem Mann, und ließ ſie ſich auch etwas auffallend den Hof machen, ſo iſt das doch kein Grund, um einer Miſſion beizuwohnen, die es auf Bekehrung bösartiger Leute abgeſehen hat.“

„Es ſcheint, daß dieſe Althauſen, Hildegund's Verwandte, ſehr vortrefflich, doch etwas bigot ſind,“ antwortete Eugenia; „man fuhr zur Predigt in die Stadt, ſie fuhr mit, ſie hörte eine fanatiſche Predigt, ſie bezog jedes Wort auf ſich, und von Stund an hielt ſie ſich für verdammt und von den Schlingen des Teufels unrettbar und Aller Augen ſichtbar umgarnt — und deshalb will ſie von Niemand geſehen werden.“

„Welche grauenhafte Begebenheit!“ ſagte Juliette und wickelte ſich ſchaudernd in ihre Spitzenmantille; „welche Seelenangſt mag die Arme ausſtehen! . . . und wo iſt denn das Ungeheuer, dieſer Othenio? . . . ich geſtehe, daß ich mich nicht des Glaubens erwehren kann, er ſei dabei im Spiel.“

„Boshafte Du!“ ſagte Eugenia und tippte drohend mit dem Finger auf Juliette's Arm und Melanie ſagte:

„Als wir im Auguſt einen Ausflug nach England machten, trafen wir ihn in Stonehenge. Da ſaß er ganz gemüthlich und zeichnete die alten affröſen Steinblöcke ab.“

„Die affröſen Steinblöcke, Melanie! ich kenne Dich! es wird eine ſchöne Ruine geweſen ſein,“ ſagte Juliette lachend.

„Es bleibt bei den Steinblöcken!“ verſicherte Melanie; „mein Mann, der ſelten, aber dann mit Nutzen, wie er ſagt, zu reiſen liebt, will immer Alles ſehen, Alles hören, Alles wiſſen, Alles eſſen und trinken, was das fremde Land irgendwie darbietet; und ſo fuhren wir denn auch von Salisbury mit ſeiner herrlichen Cathedrale ein Paar Stunden weit nach Stonehenge — rieſigen, im Kreiſe aufgeſtellten Steinpfeilern, die ſo roh ſind, daß man ſie Blöcke nennen muß, und die auf einer weiten, öden Ebene einſam ſich erheben. Dort fanden wir Othenio zeichnend — und er ſagte uns, daß er nach England gegangen ſei, um die Ueberreſte der Denkmale aus der Zeit der Celten zu ſtudiren. Stonehenge ſei eines der großartigſten; man glaube es ſei eine Opferſtätte geweſen, ein Heiligthum der Druiden. Mein Mann freute ſich halbſelig, etwas ſo höchſt Seltenes, wie ein Denkmal der Druiden, geſehen zu haben und hörte aufmerkſam Alles an, was Othenio von ihnen zu erzählen wußte . . .“

„Mein Gott!“ fiel Gräfin Fanny gelangweilt ein; „haben wir denn nicht genug an römiſchen, griechiſchen, ſogar egyptiſchen Alterthümern? müſſen wir uns auch noch mit denen der Celten befaſſen? ein Volk, das Niemand kennt.“

„Ausgenommen Othenio, mein Mann und ich,“ verſetzte lachend Melanie.

„Ihr ſeid in der That bewundernswürdig!“ ſagte Eugenia etwas ſpöttiſch; „über die Celten vergeßt Ihr das Schickſal der armen Hildegund.“

„Keineswegs!“ rief Juliette; „wir ſprechen ja von Othenio.“

„Ich finde den unglücklichen Beldegg mehr zu beklagen, als die arme Hildegund,“ ſagte Melanie ſpitz; „ſie weiß nichts von ihrem erbärmlichen Zuſtand und er iſt an eine Geiſteskranke gefeſſelt und hat weder eine Frau noch eine Mutter für die Kinder. Wittwer und Waiſen! . . . ſchrecklich!“

„Und ſchlimmer als das!“ rief Fanny; „als Wittwer könnte er ſich wieder verheirathen.“

„Vielleicht wird in einem ſolchen Fall eine vollſtändige Trennung und zweite Ehe geſtattet,“ ſagte Juliette.

„Ach, man hört gar nichts mehr von der Freiſinnigkeit des Papſtes, ſeitdem er von der Flucht nach

Gaëta zurückkam,“ entgegnete Fanny niedergeſchlagen; „wir haben uns unter der Hand viel Mühe gegeben, die vollſtändige Auflöſung der Ehe meiner Schweſter zu erwirken; — umſonſt!“

„Ihr Mann iſt aber auch nicht irrſinnig.“

„Er iſt ſchlimmer als das .... ein Wüthrich iſt er, ein Tyrann, ein Unhold; der ſie mehr plagt, als ein Irrer ſie plagen könnte.“

„Käme Hildegund wieder zur Beſinnung und Beldegg hätte eine andere Frau, ſo wäre das freilich ein fataler Umſtand,“ ſagte Melanie bedachtſam.

„Was ihre Geneſung betrifft,“ entgegnete Eugenia, „ſo haben die Aerzte erklärt, ihr Zuſtand der fixen Idee gehe allmälig in Blödſinn über, eher in Tobſucht als in Vernunft.“

„Dann wird ohne Zweifel Beldegg Alles verſuchen, um eine Trennung zu erwirken!“ rief Gräfin Fanny lebhaft; „für ihn iſt es nothwendig und der Geiſteskranken Rechte werden nicht beeinträchtigt.“

„In Rom ſoll man den goldenen Gründen nicht das Ohr verſchließen,“ bemerkte Eugenia.

„Ich entſinne mich genau, wie die arme Hildegund vor ſieben Jahren in der Welt erſchien,“ ſagte Juliette, „und welch liebliches, kindliches Weſen ſie war. In den letzten Jahren veränderte ſie ſich allerdings nicht zu ihrem Vortheil, und ein wenig Frivolität ja Gefallſucht machten ſich bemerklich. Aber dieſes Ende iſt furchtbar überraſchend! . . . Wie die däniſche Königin von Ophelia möchte ich von ihr ſagen: Sweet bells jingled out of tune."

„Sie hatte nicht Charakterſtärke genug, um dem Einfluß der Welt zu widerſtehen," ſagte Fanny.

„O die Welt! die böſe Welt!" rief Eugenia ſcherzend; „bei ihrer Betrachtung wird Juliette tragiſch und Fanny erhaben. Was ſagſt Du, Melanie?"

„Nichts! . . . ich denke an Othenio, der die Celtiſchen Alterthümer ſtudirte."

„Die Moral der ganzen traurigen Begebenheit iſt dieſe," bemerkte Eugenia: „man ſoll ſich auf's Strengſte vor religiöſen Scrupeln hüten — denn dieſe ſind es ſchließlich doch, die den Verſtand der armen Hildegund verdunkelt haben."

Die Freundinnen ſtimmten ein, verſicherten, daß ein anderer Grund vielleicht denkbar, doch nicht ſtichhaltig ſei, ſprachen Eugenien ihren Dank für die Mittheilung des genauen Sachverhaltes dieſer traurigen Begebenheit aus — und nachdem Juliette noch einige Taſſen Thee genommen, Melanie eine kleine Schaale mit Bonbon geleert und Fanny ſich mit einer Weintraube erfriſcht hatte, brachen ſie auf. Es ſchlug eben Eins nach Mitternacht.

„Die Geiſterſtunde liegt hinter uns," ſagte Eugenia lachend; „ich brauche mich nicht in meiner Einſamkeit zu fürchten."

Die drei Freundinnen gingen Arm in Arm die Treppe hinunter und Melanie flüſterte:

„Glaubt Ihr nicht auch, daß die gute Eugenia eine zweite Frau für Veldegg in Petto hat?“

„Das verſteht ſich von ſelbſt!“

„Sollten ſchon Schritte in Rom geſchehen ſein? ſie äußerte ſich mit einer gewiſſen Zuverſicht.“

„Kaum möglich! ihr Mann liegt erſt drei Wochen im Grabe.“

„Und wer weiß, ob Veldegg dazu geneigt iſt. Sie zählt fünfunddreißig Jahre und er kann Anſpruch an eine glänzende Partie machen.“

„Im Sprichwort heißt es: Alte Liebe roſtet nicht“ — ſagte Juliette.

„Und in einem andern Sprichwort: Qui vivra verra,“ ſetzte Melanie hinzu und ſtieg in ihren Wagen.

In wenigen Tagen war die Schreckensnachricht Stadtgeſpräch, daß die junge liebenswürdige Baronin Veldegg in Folge einer aufregenden Volksmiſſion, der ſie während drei Wochen täglich dreimal beigewohnt habe, irrſinnig geworden ſei.

Die zweite Generation.

Erſtes Kapitel.

Deggenrain war ein ſchöner herrſchaftlicher Sitz. Das Schloß war im ſtattlichen Styl des vorigen Jahrhunderts mit Pavillons und Seitenflügeln gebaut. Der innere Hofraum, der dadurch entſtand, war durch ein Eiſengitter vom äußeren Hof getrennt, der breiter als der innere und auf jeder Seite mit einer Reihe uralter Linden und mit Gebäuden eingefaßt war, welche von den Beamten und von der verheiratheten Dienerſchaft bewohnt wurden. Dieſen Hof ſchloſſen die Stallungen ab, in deren Mitte die Einfahrt ſich befand, ein großes Thor von einem ſtattlichen Thurm überragt. Der Mittelbau und die Flügel des Schloſſes hatten außer dem Erdgeſchoß ein Stockwerk, die Pavillons zwei. Vor den drei Mittelfenſtern der Façade lag ein breiter ſteinerner, von Säulen getragener Balkon. Unter demſelben fuhr man an der Schloßthüre vor.

An der Rückſeite des Schloſſes lag ein großer weitläufiger Garten, mit herrlichen ſchattigen Bäumen, mit Gewächs- und Treibhäuſern, die für Nützliches und

Angenehmes ſorgten. Das Ganze machte den Eindruck eines Beſitzes, der lange in der Hand einer und derſelben Familie und von ihr gehegt, gepflegt und mit Vorliebe bewohnt wurde.

Und ſo war es auch. Ein Ahnherr Emerich's von Veldegg hatte vor mehr als hundertfünfzig Jahren einen geiſtlichen Oheim beerbt, der nach der Sitte — oder Unſitte — jener Zeit verſchiedene reiche Pfründen inne hatte, deren Einkünfte er, ein Mann von einfachem Sinn und von ſchwacher Geſundheit, bis auf ein Minimum zurücklegte. Trotz ſeiner Kränklichkeit lebte er bis in ſein neunzigſtes Jahr und vermachte ſein großes Vermögen demjenigen Großneffen, der ihm der liebſte war, mit der Bedingung es gut zu verwenden. Dieſer war mit Kaiſer Carl VI. in Spanien geweſen, wo der Kaiſer — damals Erzherzog von Oeſterreich — als Nachkomme Kaiſer Carl's V. die Krone Spaniens gegen die Bourbons in Anſpruch nahm, ohne ſie zu gewinnen. Veldegg, ein ſehr thätiger Mann, der in der Welt Vieles geſehen hatte, kam der Beſtimmung ſeines Großoheims in der Weiſe nach, daß er auf ſeiner Herrſchaft Deggenrain dem Volk viel zu verdienen gab, indem er ſtatt der alten, ruinirten unbewohnbaren Burg das Schloß, wie es jetzt war, nach einem Plan und aus einem Guß erbauen ließ. Die ſpäteren Beſitzer ergänzten das, was noch mangelte. Außerhalb der großen Einfahrt befand ſich ein freier grüner, von Linden umgebener Platz; ringsum lief ein Weg, der geradeaus in fünf Minuten auf die große Landſtraße führte. Zur Linken dieſes Platzes lagen weitläufige Gebäude, die den Oeconomiehof umgaben; zur Rechten lag die Kirche und in einem Garten das Pfarrhaus, an welches ſich die freundliche, ſaubere Straße des Dorfes anſchloß, deſſen letzten Häuſer ſich mit ihren Gärtchen in eine reiche Flur von Aeckern und Wieſen verliefen. Kirſch- und Aepfelbäume faßten die Wege ein, hie und da auch der ſchöne Nußbaum. In der Ferne erhoben ſich die Vorberge des Hochgebirges und am äußerſten Horizont, wolkenähnlich, deſſen höchſten Punkte.

In dieſem ſchönen Deggenrain wuchſen die Veldegg'ſchen Kinder auf, freilich ohne Mutter, aber angebetet von ihrem Vater und von der größten Zärtlichkeit, Sorgfalt und Aufmerkſamkeit umgeben — drei Kinder, mit guten Anlagen und glücklichen Gaben der Natur, geſund, blühend, geiſtesfriſch. Ihre arme Mutter verträumte ein ödes Daſein in Hainau, und fuhr nur dann aus ihrem ſtillen und ſtumpfen Hinbrüten auf, wenn man die Frage ihr nahe legte, ob ſie nicht ihren Mann und ihre Kinder zu ſehen wünſche. Sie verneinte dies mit einer ſolchen Heftigkeit, daß der Arzt die Wiederholung einer Frage unterſagte, die einerſeits zwecklos und andererſeits aufregend war. Veldegg reiſte einige Mal im Jahr nach Walldorf, theils um die

Verwandten zu beſuchen, theils um den Zuſtand der Dinge in Hainau — für Hildegund unſichtbar, in Augenſchein zu nehmen. Die beiden jüngſten Kinder wußten gar nichts von einer Mutter; Emerenz hatte eine traurige Erinnerung an ſie und fragte zuweilen, warum ſie nicht nach Deggenrain komme. Da man ihr aber immer zur Antwort gab, die Mutter ſei noch viel trauriger als früher, ſo vergaß ſie nach und nach ihre Fragen.

Die Kinder waren Veldegg's Idole. Er lebte für ſie und mit ihnen. Er fand ihren Winteraufenthalt in der Reſidenz und das Hin- und Herreiſen mit ihnen nicht zuträglich für ſie und ſie blieben beſtändig in Deggenrain. Er gab zwar nicht ſein Haus in der Stadt auf, weil ihn die Kammerſitzungen dahin führten; aber ſein Aufenthalt war immer ſo kurz wie möglich. Er verkehrte ſo weit es nöthig war mit Perſönlichkeiten, mit denen er in politiſcher Beziehung übereinſtimmte. In der Welt erſchien er gar nicht; in einem kleinen Kreiſe alter Freunde ſehr ſelten und nur bei Eugenia von Erling ſo häufig, wie das bei ſeinen kurzen Anweſenheiten und ſeinen Beſchäftigungen möglich war.

Eugenia hatte es verſtanden, ihm in ſeinem bitteren Kummer wohl zu thun, indem ſie ihm eine innige Theilnahme bewies, welche von der einſt ausgeſprochenen Verſicherung durchſchimmert war, daß ſie ſeine beſte, ſeine treueſte Freundin ſei; — ja, treu in der

Stunde ſeiner Trübſal, während ſie in den Tagen ſeines Glücks dieſe Geſinnung nicht verleugnet, ſondern von ferne ihn beobachtet, Einmal ſogar wegen einer liebreichen Warnung eine ſchnöde Behandlung erfahren habe. Sie ſagte dies Alles keineswegs mit klaren Worten; ſie gab es nur zu verſtehen, nur zu bedenken, und Veldegg machte von ſelbſt den Schluß, daß Eugenia die liebevollſte und einſichtsvollſte Frau, die zuverläſſigſte und beſte Freundin ſei. Er beſprach Alles mit ihr, die Erziehung ſeiner Kinder ſowie die ihres Sohnes, ſeine und ihre Vermögensverhältniſſe, ſeine Geſchäfte — genug Alles, was ſeine Gedanken erfüllte; ſie ging bereitwillig, aber vorſichtig darauf ein, nie drängend, nie forſchend; und ihre Anſicht ſprach ſie, wenn auch dem Inhalte nach ſehr entſchieden, doch in einer Weiſe aus, die ihn nicht ſelten wähnen ließ, ſie folge der ſeinigen. Frauen von nicht aufrichtigem Charakter und die ein beſtimmtes Ziel verfolgen, beſitzen häufig in jener Beziehung ein großes Talent. Mochte Eugenia an die Möglichkeit einer Ehe mit Veldegg gedacht haben, ſo ließ ſie doch ſchnell dieſen Gedanken fallen, der ganz außerhalb ſeines Gedankenkreiſes lag und deſſen Verwirklichung auf unüberſteigliche Hinderniſſe geſtoßen wäre. Sie begnügte ſich vor der Hand mit ihrem Einfluß und mit ſeiner innigen Freundſchaft. Sollte das klägliche Daſein der armen Hildegund erlöſchen, dann würde ohne Zweifel dieſe Freundſchaft in eine andere

Phaſe übergehen. Und ſelbſt wenn das nicht geſchah, ſo war es ihr eine große Genugthuung, eine hohe Befriedigung ihres Selbſtgefühls, daß ſie Veldegg's Leben beherrſchte, daß er nach den Paar Jahren ſeiner Ehe, welche ihn von ihr trennten, zu ihr zurückkehrte, bei ihr Sympathie und Zufriedenheit fand und dadurch anerkannte, daß ſie das Beſte ſei, was er im Leben gefunden habe.

Nur in einem Punkt harmonirte ſie nicht mit ihm. Er wollte ihrem Sohn eine ernſte Erziehung geben laſſen, und obſchon ſie ihre Zuſtimmung gab, blieb doch die Ausführung, die in ihren Händen lag, höchſt mangelhaft. Sie nahm einen Hofmeiſter, wie Veldegg es vorſchlug, ſie ſtellte die Lehrer an, die er für nöthig erachtete; doch wenn Ignaz ihr bei ſeinem Gutenmorgengruß ſagte, er habe Kopfweh, ſo dispenſirte ſie ihn von den Lehrſtunden, ließ dem Hofmeiſter ſagen, ſie werde mit Ignaz ſpazieren gehen oder ausfahren, ſchickte die Lehrer fort und behielt ihn bei ſich. Während ſie dann las oder ihre Briefe ſchrieb oder Beſuch empfing, lag Ignaz in ihrem Schreibzimmer auf der Chaiſelongue, beſah ihre Albums, blätterte in ihren Büchern, hörte zuweilen den Geſprächen zu, die ſeine Mutter im Salon führte und vertilgte Bonbon und Chocolade ſo maſſenhaft, daß er bei den Mahlzeiten nicht eſſen mochte. Er war ein hübſcher Knabe mit ganz guten geiſtigen Anlagen; aber er wurde dermaßen verweichlicht und verzärtelt, daß er ſchwächlich ausſah und daß vor Arbeitsſcheu ſeine Fähigkeiten ſich nicht entwickelten. Sein Hofmeiſter war ein Philolog, der es viel vernünftiger fand, die Zeit auf eigene Studien zu verwenden, als ſie bei dem kopfloſen Ignaz zu vergeuden, der mit zwölf Jahren weder mensa decliniren, noch amo conjugiren konnte. Er half ihm hie und da bei den Aufgaben, welche die Lehrer ihm ſtellten. Die Lehrer corrigirten dieſe Aufgaben und ſtellten andere. Ignaz begriff weder dieſe noch jene. Schlaff und zerſtreut hörte er zu; confus waren ſeine Antworten, wenn er nicht ſtumm blieb. Die Lehrer hielten ihn für ſchwachſinnig, während Eugenia bei Veldegg bittere Klage über den mangelhaften Unterricht führte. Veldegg ſchlug vor, Ignaz in ein Inſtitut zu geben. Eugenia ſagte dazu Ja, wie immer — und begann ſich nach Erziehungsanſtalten zu erkundigen. Da hatte ſie denn bei der einen auszuſetzen, daß der Ehrgeiz zu ſehr genährt werde; bei der andern, daß man die Geſundheitspflege nicht in Obacht nehme und ſo fort. Schließlich fand ſie Ignaz zu zart und jung für ein Inſtitut. Und nach einigen Jahren fand ſie ihn zu ſelbſtſtändig und viel zu eigenthümlich, um ihn der rottenweiſen Erziehung eines Inſtituts zu unterwerfen.

Veldegg ſah das mit Kummer ohne es ändern zu können. Seine Kinder waren auch ſeine Idole, allein er bemühte ſich ihnen eine hohe Richtung zu geben.

Er ſuchte ſie für das Große, das Schöne zu begeiſtern; dies zu erkennen und zu üben ſei die Aufgabe des Menſchen; ſie ſei nicht leicht, ſie fordere zuweilen große Opfer; aber man müſſe ſeine Willenskraft üben und ſich nach dem höchſten Ziel ſtrecken. Bei zehn Jahren dachte Emerenz nichts Anderes als für ihr Vaterland zu ſterben wie Arnold von Winkelried, oder für ihre Großthaten auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, wie Jeanne d'Arc. Sie hing an ihrem Vater mit ſchwärmeriſch leidenſchaftlicher Liebe und wiederholte ihm die Verſicherung, daß ſie tauſendmal lieber für ihn, als für ihr Vaterland ſterben wolle. Ihr Erzieherin Miß Mac Allan war vortrefflich, ſehr unterrichtet und eine feſte Katholikin, hatte aber nicht Veldegg's Gemüthlichkeit und Wärme der Empfindung. Sie verſtand es nicht Emerenz für den chriſtlichen Glauben zu begeiſtern, und Emerenz weinte vielleicht heißere Thränen, weil Achilles Hector's Leiche um Troja's Mauern ſchleifte, als weil die Juden Chriſtus kreuzigten. Es war nicht leicht für Miß Mac Allan, mit Veldegg ſo weit in Harmonie zu bleiben, daß die Erziehung der Kinder nicht dadurch gefährdet wurde. Anfangs hatte er verlangt, daß von katholiſcher Religion keine Rede ſei. Sogleich erklärte Miß Mac Allan, dann müſſe ſie auf der Stelle ſein Haus verlaſſen; denn das ſei gegen ihr Gewiſſen. Dies gefiel ihm, und der Gedanke eine ſo gewiſſenhafte

Perſon bei ſeinen Kindern zu haben, gab ihm große Beruhigung. Ueberdies ſagte Eugenia:

„In einen richtigen Unterrichtsplan gehört Schreiben, Rechnen, Religion, Geographie ꝛc. und die Lehrer, die ſammt und ſonders Pedanten ſind, klammern ſich an ihn an, um ſich durch ihre Pünktlichkeit zu rechtfertigen, wenn Erfolge ausbleiben ſollten. Das können die Eltern nicht hindern: Doch hier eine Spitze umbiegen und dort einen Riegel vorſchieben können ſie ſehr leicht.“

Miß Mac Allan blieb, und allmälig blieb ſie gern. Sie mußte Veldegg achten, deſſen Leben ſo ernſt, ſo freudenlos war und der alle Pflichten ſo treu erfüllte, in ſo fern ſie ſeine Kinder und den Nächſten betrafen und in ſo fern er ſie als Pflicht erkannte — und ſie konnte nicht umhin zu hoffen, daß ihm das Licht höherer Erkenntniß noch aufgehen werde. Dieſe Hoffnung und dieſe Hochachtung veranlaßten ſie mit großer Schonung und Vorſicht ſich auszuſprechen, zuweilen ein klein wenig nachzugeben, ihre Anſicht zurückzuhalten, nicht beſtimmt auszuſprechen. Dies that ſie um ſo mehr, als Veldegg daſſelbe Verfahren gegen ſie beobachtete. Er wollte ſie nicht verletzen, um ſie nicht zu verlieren, und er wollte ſie auch nicht geradezu ihres Glaubens berauben. Sein Gewiſſen mochte ihm heimlich ſagen, daß er ſich in dieſem Punkt gegen Hildegund verſündigt habe. Aber Kinderſeelen ſollen in gleichmäßiger windſtiller Glaubensluft aufwachſen, nicht hin und her gezerrt und in allerhand Zweifel geſtürzt werden. Miß Mac Allan ſagte zu Emerenz, welche als die älteſte anfangs immer im Vordergrund war:

„Es iſt ſehr gut nach hohen Dingen, ja nach den höchſten zu ſtreben; denn Gott will, daß wir vollkommen werden ſollen. Das iſt aber nicht leicht. Deshalb mußt Du früh anfangen Dich in kleinen Dingen zu überwinden — und das wird Dir leichter werden, wenn Du es aus kindlicher Liebe zu Gott thuſt, der dann an Dir ſeine Freude hat.“

Darauf erzählte Emerenz ihrem Vater, ſie ſei den ganzen Tag nachgiebig gegen Robert geweſen, damit Gott ſeine Freude an ihr habe.

„Es iſt ſehr gut friedfertig zu ſein und ein gutes Beiſpiel zu geben, Emerenz,“ verſetzte Veldegg; „aber, vergiß nicht, daß es ſich für einen guten Menſchen geziemt ſo zu handeln, und daß er ſelbſt Freude daran haben ſoll.“

„Es freut mich aber gar nicht, Papa,“ erwiederte Emerenz ehrlich; „es würde mich viel mehr freuen, wenn Robert nachgeben wollte. Ich gab nur nach, weil ich gern ein liebes Kind Gottes ſein wollte.“

„Wenn Du älter und verſtändiger biſt, wirſt Du einſehen, daß man gut ſein muß, wenn es auch keinen Gott geben würde.“

„Gibt es vielleicht keinen Gott?“ fragte Emerenz wißbegierig wie ſie war.

„Das ſage ich nicht, Emerenz! ich ſage nur, daß der Menſch unter allen Umſtänden und immer das Wohl oder das Glück ſeiner Nebenmenſchen dem eigenen vorziehen muß.“

So gab Beldegg dem Kinde die ſchwerſten Aufgaben ohne die Mittel, wodurch ſie dieſelben löſen könne.

Emerenz wurde älter; ſie bekam Religionsunterricht bei dem Pfarrer. Beldegg hatte dies ungebührlich lange verſchoben. Beldegg behauptete, der Pfarrer ſei ſo alt und ſo kränklich, daß er ſich nicht zum Lehrer für die raſche und lebhafte Emerenz eigene. Der Caplan aber, den man dem Pfarrer zur Hülfe gegeben, ſei eben aus dem Seminar gekommen, blutjung und vielleicht höchſt ungeeignet für das Lehrfach. Ueberdies müſſe das Nachdenken geübt und der Verſtand entwickelt ſein, bevor man einem Kinde die ſchwierigen Religionslehren begreiflich machen könne. Endlich ſtarb der alte Pfarrer, der Caplan bekam die Pfarrei und Miß Mac Allan beſtand darauf, daß Emerenz, die bereits zwölf Jahre zählte und noch nicht gebeichtet hatte, zum Empfang dieſes Sacramentes gründlicher vorbereitet werde, als ſie ſich getraue es zu thun. Beldegg war ganz außer ſich.

„Wie wird das arme Kind gequält werden wegen Sünden, die es nicht begangen hat!“ rief er; „was kann Emerenz überhaupt beichten! wozu dieſe Quälerei, dieſe Aufregung in dem ſchuldloſen Gewiſſen.“

Da Miß Mac Allan wußte, daß Erklärungen keinen Eingang fanden, verſetzte ſie ruhig, es ſei kirchliche Vorſchrift und die erſte Stufe zur Communion; — und der Pfarrer ſei ein gemäßigter Mann, kein Fanatiker.

Der Pfarrer war nicht nur ein gemäßigter, ſondern auch ein ſchüchterner Mann, der für ſich ſelbſt auf's Aeußerſte ſtreng, für Andere auf's Aeußerſte nachſichtig war, der lieber durch die Finger ſah und Fünf gerade ſein ließ, als ein Wort des Mißfallens oder des Tadels am rechten Ort zu ſagen. Man muß mit allen Menſchen in Frieden leben: das war ſein Grundſatz; und mit den Worten: „Hätten die Leute mehr Erkenntniß, würden ſie beſſer handeln, reden, ſich benehmen ꝛc.“ ging er über verwerfliche Sachen hinweg. Er beſaß die apoſtoliſchen Tugenden der Frömmigkeit, der Demuth, der Abtödtung; nicht die des Muthes. Veldegg mußte zugeben, daß Niemand weniger im Stande ſei für die Religion zu exaltiren, als der Pfarrer. Veldegg wußte das; er kannte ja den Pfarrer ſeit drei Jahren, er ſtand in freundlichem Verhältniß zu ihm, kam häufig in Verkehr mit ihm als Gutsherr und durch Beziehungen der Wohlthätigkeit; der ängſtliche Charakter des Pfarrers hatte ſich nie verleugnet, und dennoch fürchtete er deſſen exaltirenden Einfluß! Dieſe irrige Anſicht war ein ganz unfreiwilliges Zeugniß, daß er in der chriſtlichen Glaubenslehre hohe und begeiſternde

Ideen anerkannte, und daß er, weil er dies nicht mit ſeiner Richtung in Einklang zu bringen vermochte, ſie fanatiſch nannte.

Indeſſen bekam Emerenz den nothwendigen Unterricht. Um deſſen exaltirender Wirkung möglichſt entgegen zu arbeiten, überhäufte Veldegg ſie in derſelben Zeit mit anderen Studien, indem er für ſie und für Robert zwei wiſſenſchaftlich gebildete Männer als Lehrer in's Haus nahm. Emerenz lernte gern und leicht Alles was ſie lernen ſollte, und troß der verſchiedenſten Richtungen, in welchen ihr Geiſt, ihre Faſſungskraft, ihre Gedanken ſich bewegten, machten die Lehren der Religion doch tiefen Eindruck auf ihr Gemüth. Je mehr das Kind der Jungfrau entgegenreifte, deſto ernſter, nachdenkender, ſinniger wurde ſie, und das lebhafte und innige Gefühl, das dem Kinde ſchon eigen war, nahm einen ſolchen Schwung, daß Miß Mac Allan ſchon hoffte, Emerenz werde einen hohen Flug der Frömmigkeit nehmen und ihren Vater nach ſich ziehen. Der Pfarrer ſchüttelte aber zu dieſen Hoffnungen bedenklich den Kopf und ſagte:

„Es ſind allzu viel Gegenſätze in dem Charakter! Begeiſterung für das Opfer iſt durchaus nicht Opferwilligkeit. Bis die Seele beides verbindet muß ſie ſehr durcharbeitet werden, und Fräulein Emerenz ſteht auf dem erſten Punkt, auf dem Boden des Gefühls. Damit kommt der Menſch nicht weit, denn er geräth in

Täuſchungen über ſich ſelbſt und betrachtet ſeine guten Gefühle als eben ſo viel gute Handlungen."

„So iſt ſie aber nicht!" rief Miß Mac Allan; „ſie iſt wahr und aufrichtig."

„Das iſt ſie, Miß Mac Allan, und eben darum iſt es ganz unberechenbar, welchen Weg ſie einſchlagen wird. Wenn es, wie wir hoffen, der Weg durch die enge Pforte iſt, ſo wird er ihr ſehr ſchwer werden; denn ihr Charakter iſt nicht für das Opfer geſchaffen. Dies iſt meine unmaßgebliche Anſicht."

Zweites Kapitel.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Veldegg ging im Park ſpazieren und beſprach ſich mit Herrn Zweiger, Dr. philosophiae über die Frage, wie weit es nothwendig ſei, den Kindern von allen Hypotheſen der Naturforſcher und von allen Lehren der Philoſophen vom Fach über die Schöpfung und den Urſprung des Menſchengeſchlechtes mitzutheilen. Herr Zweiger meinte: Es ſei für Emerenz höchſt nothwendig und die höchſte Zeit; ſonſt laufe ſie Gefahr bei der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte ſtehen zu bleiben. Veldegg erwiederte:

„Die Gefahr ſcheint mir nicht groß; denn dieſe Geſchichte iſt lebendig, großartig, bilderreich, gibt nicht weniger Aufſchluß über die intereſſante Frage, als alte und neue Philoſophen und Naturforſcher geben und iſt ſo beſchaffen, daß im Grunde alle möglichen Hypotheſen innerhalb des Sechstagewerkes untergebracht werden können."

„Ja, Herr Baron! das muß aber nachgewieſen werden. Wo nicht, ſo bleibt man dabei, eine einſeitige Auffaſſung und Darſtellung als abſolute Wahrheit zu betrachten und keine eigene Anſicht zu haben."

Da kamen Veldegg's Töchter von einem weiten Spaziergang zurück. Sie eilten ihm entgegen, hielten grüne Garben in die Höhe und die jüngſte rief:

„Schau' hier, Papa! lauter Waldmeiſter für den Maitrank.“

„Schade um den guten Wein, der durch Eure wilden Kräuter verdorben wird,“ ſagte Veldegg, und ſein Blick ruhte zärtlich auf den beiden ſtralenden Augenpaaren, die unter den breiten Strohhüten ihn anlachten.

„Hilft nichts, Papa! der Wein muß ſpendirt werden! doch Johannisberger oder Hochheimer braucht es nicht zu ſein . . . denn wir möchten den Maitrank an Kranke und Arme ſchenken,“ verſetzte die Kleine.

„Ja, das möchten wir!“ rief Emerenz und nahm Veldegg's rechten Arm, während ſich Graziane an den linken hängte; „aber koſten mußt Du den Maitrank . . . und Sie auch, Herr Zweiger und überhaupt Alle; denn der Maitrank iſt der letzte Ueberreſt des Maifeſtes, das unſere Altväter ſo lieblich und fröhlich feierten. Am erſten Mai zogen die jungen Leute hinaus in Flur und Wald, banden Blumenſträuße und ſangen ſchöne Lieder zu Ehren der Dame ihres Herzens — und war Einer recht fromm, ſo ſchenkte er Strauß und Lied der Jungfrau Maria.“

„Aber denke doch! König Heinrich VIII. von England machte auch in ſeiner Jugend den Gebrauch mit. In einem

Anzug von weißer Seide ging er auf die Wieſe und pflückte Blumen für ſeine Königin. Kannſt Du Dir dieſen Wütherich für ſein Volk, dieſen Blaubart für ſeine Frauen vorſtellen, wie er bei achtzehn Jahren im weiß ſeidenen Anzug auf der Wieſe Blumen pflückt? — ich nicht.“

„Du ſiehſt an ihm, was aus dem Menſchen wird, der ſich böſen Leidenſchaften überläßt, und Heinrich VIII. iſt nicht der Einzige, deſſen ſpätere Jahre nicht ſeiner hoffnungsvollen Jugend entſprachen.“

„Wie iſt das traurig,“ erwiederte Emerenz; „aber nicht wahr, das trägt ſich nur bei Jünglingen zu . . . nicht bei uns Mädchen?“

„Doch, Emerenz! . . . auch bei Euch. Von böſen Leidenſchaften kann jedes ſterbliche Weſen angefallen werden. Der Unterſchied iſt nur, daß der Eine ſie überwindet und der Andere überwunden wird.“

„Da kommt Einer, der überwinden wird!“ rief Emerenz, und ihr Auge ſtralte mit einem gewiſſen freudigen Stolz dem herrlichen Knaben entgegen, der am andern Ende der Allee erſchien. Es war Robert, ihr zwölfjähriger Bruder, der ihnen entgegen lief. Er glühte vom Spazierritt, den er ſoeben gemacht hatte. Seine dunkeln Locken hingen wie Trauben ungeordnet um ſeine Stirn. Verwegener Muth, ja Trotz lag in der Tiefe ſeines feurigen Auges und um den feingeſchnittenen Mund. Jetzt wurde dieſer Ausdruck gleichſam vergoldet durch das Lächeln, womit er den Vater begrüßte, der ihm ſcherzend zurief:

„Willkommen, Du Roſſebändiger!"

„Hat das Pferd Dich nicht abgeworfen?" fragte Graziane beſorgt.

Robert's halb erſtaunter, halb verächtlicher Blick war die Antwort, die er der kleinen Schweſter gab, und er erzählte ausführlich, wie er ſich auf dem neuen Pferde nach allen Regeln der Reitkunſt benommen habe. Dafür verſprach ihm Emerenz ſeinen Antheil am Maitrank und Herr Zweiger ſagte zu ihr:

„Sie ſind die Walkyre, die dem jungen Nordlands Recken den Becher credenzt."

„Aber noch lange, lange, lange nicht in Walhalla! . . . hier iſt es viel ſchöner!" rief ſie.

„Wer weiß das," ſagte er trocken.

„Weil eben Niemand es weiß, nehme ich es an," ſagte Emerenz entſchloſſen.

Sie gingen dem Schloß zu, gefolgt von Miß Mac Allan und Mademoiſelle Gournay, der franzöſiſchen Sprachlehrerin, die mit Emerenz und Graziane im Walde geweſen und mit Waldblumen befrachtet waren, und auch Herr Knapp, Dr. philologiae ſtellte ſich ein. Er hatte die ſpezielle Aufſicht über Robert zu führen und theilte — obſchon nur aus Geſundheitsrückſichten — deſſen Liebhaberei für die edle Reitkunſt, ſo daß er in Robert's

Gunſt und Achtung feſtere Wurzel geſchlagen hatte als durch die claſſiſchen Studien.

Dieſe ganze Hausgenoſſenſchaft, aus ſo verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt, bewegte ſich doch geordnet, wie das Planetenſyſtem, ein Jeder in ſeiner Sphäre; denn Veldegg war gerecht genug, um Jedem inſoweit Freiheit zu gönnen, als kein Anderer dadurch beeinträchtigt wurde, und einſichtsvoll genug, um zu erkennen wo Uebergriffe ſtattfanden.

„O, wenn der Baron ein Chriſt wäre, ſo könnte er ein Heiliger werden; ſo vollkommen iſt ſein Leben und ſeine Pflichterfüllung,“ ſagte Mademoiſelle Gournay zu Miß Mac Allan.

„Das iſt gerade ein Hauptunglück für ihn ſelbſt und für ſeine Kinder,“ erwiederte dieſe; „er behauptet und ſie ſehen, daß man ohne Religion pflichttreu ſein könne. Ich fürchte ſehr, daß die Kinder im ſpäteren Leben ſchwer dafür büßen müſſen, denn er ſtreut in die jungen Herzen tauben oder giftigen Samen. Erwachen die Leidenſchaften, ſo fegt ihr Sturm den tauben Samen fort, während ihre Glut den giftigen zur Blüte bringt. Ich kenne nicht die Vergangenheit des Barons, denn ich kam in's Haus, als er ſiebenunddreißig Jahre zählte und tief gebeugt war durch das Schickſal ſeiner unglücklichen Frau. Aber es ſcheint mir unmöglich, daß ſeine irrigen Grundſätze ihn in ſeiner Jugend immer auf dem rechten Weg gehalten haben ſollten.“

„Beſte Miß, müſſen wir nicht häufig einen Zweifel ähnlicher Art bei Perſonen hegen, welche chriſtliche Grundſätze haben?"

„Leider! denn ſie leben nicht nach dieſen Grundſätzen. Wer einen Goldbarren beſitzt, ihn aber nicht praktiſch in gangbare Münze auszuprägen verſteht, kann in große Noth gerathen, beſitzt aber Mittel um ſich zu retten. Wer aber unächtes Gold beſitzt, leidet beſtändig Noth] und müßte in ihr zu Grunde gehen, wenn ihm die Barmherzigkeit Gottes nicht irgendwie zu Hülfe käme. Unſer guter Baron iſt im Unglauben aufgewachſen — wie er ſelbſt mir geſagt hat — das unächte Gold hat er geerbt. Da mag es ſehr ſchwer ſein, es gegen ächtes umzutauſchen." —

Emerenz ſagte einige Tage ſpäter zu Veldegg:

„Ich habe kürzlich gegen Herr Zweiger geäußert, auf der Erde ſei es ſchöner als in Walhalla, oder im Paradieſe, oder im Himmel, oder wie man den Ort des Lebens nach dem Tode nennen will. Aber ich fürchte, daß das Leben auf der Erde nicht immer ſo ſchön iſt, wie ich es jetzt finde . . . jetzt, da ich mir nichts Glücklicheres vorſtellen kann, als immer ſo fort hier zu leben."

„Woher kommt denn plötzlich Deine Furcht?" fragte Veldegg:

„Von einigen Verſen, die ich kürzlich las. Sie lauten:

„Aber das Freudenfeſt dauert nicht immer.
Dann erlöſchen die feſtlichen Kerzen,
Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer,
Das ſind die Wunden und ſind die Schmerzen,
Und was wir davon haben in unſerm Herzen“ —

und das klingt mir ſo traurig, daß ich lieber ſterben möchte als es erleben. Und Du biſt auch ganz traurig geworden, Papa.“

Er hatte ihr mit tiefer Wehmuth zugehört und dabei gedacht, daß dies ohne Zweifel auch das Loos ſeiner Emerenz, ſeiner Sonnentochter ſein werde, wie es ſein eigenes — wie es im vollſten Maß das Loos der einſt ſo lieblichen und geliebten Hildegund geworden war, in deren Herz die tiefſte traurigſte Nacht einzog. Er ſchwieg einen Augenblick, überwältigt von Erinnerungen; Emerenz ſchaute ihn erwartungsvoll an. Aber anſtatt ihre junge Seele auf himmliſche Hoffnung und auf ein Licht hinzulenken, das heller ſtralt als die irdiſchen Kerzen, faßte er ſich und ſagte abbrechend:

„Laß das Grübeln über die Zukunft, Emerenz. Ein alter Spruch lautet: „Per aspera ad astra.“ Das halte feſt. Mühſam iſt's zu hohen Dingen zu gelangen. Sage mir,“ fuhr er im veränderten Ton fort, „ob Du Dir wieder eine Darſtellung ausdachteſt.“

„Ja,“ ſagte Emerenz, „heute Abend ſollſt Du ſehen wie Iſaak zum Opfertode geht.“

Emerenz hatte ein ſehr merkwürdiges und ſeltenes Talent: ſie ſtellte mimiſch und plaſtiſch einzelne Figuren, ja ganze Scenen dar. Kein Menſch war auf den Einfall gekommen, ſie hierin zu unterrichten — ſchon deshalb nicht, weil Niemand es gekonnt hätte. Es war eine Gabe der Natur. Als ganz junges Kind ſagte ſie einmal:

„Schau her, Papa . . . jetzt bin ich eine Katze.“

Und ſie nahm die lauernde, geſpannte Stellung der Katze an, die bereit iſt eine Maus zu fangen. Das war ſehr drollig; man lachte und Emerenz fuhr fort Katzendarſtellungen zu geben: wie die Katze mit einem Garnknäuel ſpielt, wie ſie ſich gegen einen Hund zur Wehr ſetzt. Veldegg dachte, Emerenz habe vielleicht Talent für bildende Kunſt und er zeigte ihr Flaxman’s berühmte Umriſſe zur Iliade und Odyſſee, die Zeichnungen zu Thorwaldſen’s Sculpturen und überhaupt Kunſtwerke im Kupferſtich. Emerenz ſah das Alles mit Entzücken und verließ die Katzenſtudien, um eine höhere Sphäre zu betreten. Allerdings lernte ſie Zeichnen und entwarf Zeichnungen nach eigener Idee; allein ihr eigentliches großes Talent war ihre Darſtellungsgabe. Jetzt war ſie die Melancholie nach Albrecht Dürer; jetzt die Circe nach Flaxman; jetzt die Aurora nach Guido Reni; ein Muſſelin-Shawl, den ſie ſo und ſo und wieder anders warf, genügte ihr als Draperie; und mit dem zerriſſenen Kranz, dem Becher, den Roſen in der Hand, war ſie ein Bild wie aus dem Rahmen herausgetreten, oder wie eine Statue auf ihrem Sockel. Selbſtverſtändlich wurde weder Gewicht auf dies Talent gelegt, noch Zeit damit verſchwendet. Emerenz unterhielt ſich in ihren Erholungsſtunden damit, und als ſie älter wurde erfand ſie Darſtellungen.

An dieſem Abend erlaubte der Vater, daß man zwei Wandſchirme im Salon aufſtelle, die einen Rahmen bildeten, durch welchen der Blick des Zuſchauers von den Sophas und Stühlen im Salon abgelenkt und auf einem Punkt feſtgehalten wurde. Innerhalb dieſer Wandſchirme ſtellte Emerenz in vier Momenten den Knaben Iſaak dar: wie er das Holz zum Opfer trägt; wie er den Abraham fragt, wer das Opferthier ſei; wie er auf den Knieen liegt, um den Todesſtoß zu empfangen; wie der Engel ſeinen Tod verhütet. Dies Alles vollbrachte Emerenz ohne irgend ein anderes Mittel als ihre Perſon, ihre Haltung, ihren Ausdruck der Miene und Geberde. Wie ſie das anfing — darüber wußte ſie keine andere Rechenſchaft zu geben, als daß ſie ſagte, es falle ihr ſo ein, wenn ſie ſich den Todesgang des Iſaak zum Berge Moriah — oder was ſonſt der Gegenſtand war — lebhaft vorſtelle. Da man nicht umhin konnte Emerenz zu bewundern und es ihr ausſprach, ſo ſagte Veldegg, der ſie im Stillen mehr bewunderte, als irgend Jemand:

„Du haſt ein recht unfruchtbares Talent, Emerenz!

während einer Minute biſt Du der Genius des Todes, in der andern Minute eine Victoria und dann iſt Alles vorüber wie ein Schattenſpiel an der Wand. Warum dichteſt Du nicht? warum malſt Du nicht? das wäre etwas Bleibendes."

„Ich weiß es nicht, Papa," entgegnete ſie unbefangen; „dies fällt mir ein. Muſik und Zeichnen lerne ich, indem ich mich fleißig und mühſam übe. Jenes iſt ein Naturproduct und das iſt mir viel bequemer."

Sie lachte und Veldegg ſagte:

„Ich entſinne mich von meinem Vater gehört zu haben, daß er in ſeiner Jugend Ida Brun, Gräfin Bombelles kannte, welche dies Talent der Darſtellung im höchſten Grade beſaß."

„So habe ich eine Vorgängerin und bin nicht einzig in meiner Art!" rief Emerenz erfreut; „man muß auch Curioſitäten und Raritäten gelten laſſen, Papa."

Drittes Kapitel.

Baronin Erting gab einen glänzenden Ball — wie es hieß nur für junge Leute, doch waren alle Eltern willkommen. Sie hatte ſich als Wittwe durchaus nicht von der Geſellſchaft zurückgezogen, ſondern geſagt, ſie ſei es ihrem Sohn ſchuldig alle geſellſchaftlichen Verbindungen zu pflegen, damit er dereinſt nicht wie ein Unbekannter in der Welt auftauche. Sie hatte ihren Empfangabend und der war nicht wenig beſucht, denn ſie gab häufig ganz vortreffliche Diners, bei denen die Gäſte die Zahl der Muſen nicht überſchritten — wie die feinen und gründlichen Liebhaber dieſes geſelligen Vergnügens es begehren. Bälle hatte ſie bisher nicht gegeben. Jetzt ſollte ihr Sohn durch einen Ball recht glänzend in der Geſellſchaft auftreten.

Ignaz war neunzehn Jahre alt; lang in die Höhe gewachſen, ſchmächtig wie ſein Alter es mit ſich brachte und in Haltung, Benehmen und Manieren gut geſchult. Er hätte für einen recht angenehmen jungen Mann gelten können, wenn der Ausdruck ſeines hübſchen Angeſichts angenehm geweſen wäre. Allein dieſer Ausdruck zeigte conſtant die allergründlichſte Langweil, und geiſtige und moraliſche Schlaffheit war ſeinen feinen Zügen ſo feſt eingeprägt, daß jede Friſche und Jugendkraft gelähmt ſchien.

„Welche intereſſante Erſcheinung iſt Dein Sohn," ſagte Gräfin Melanie, die ihre ſiebzehnjährige Tochter in dieſem Winter in die Welt führte; „ich kenne ihn ja von der Wiege an und habe ihn an Deiner Seite aufwachſen ſehen .... allein ich geſtehe, daß er mich heute wahrhaft überraſcht durch die ausgezeichnete Artigkeit ſeines Benehmens, während ſo viele junge Leute ſeines Alters wahre Bären ſind."

„Ja, das macht die Erziehung im Elternhauſe," ſagte Eugenia.

„Und was iſt ſeine nächſte Beſtimmung?" fragte Melanie theilnehmend; „ich behalte immer ein reges Intereſſe für die Kinder meiner Freunde."

„Er wird im Frühling eine Univerſität beſuchen und etwas Volkswirthſchaft ſtudiren; dann aber auf dem Lande ſich niederlaſſen, da er einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Arbeit hat, die mit dem Bankgeſchäft zuſammenhängt."

„Eugenia, ich bitte, ſchau' das allerliebſte Paar! eben tanzt Dein Sohn mit meiner Seraſine."

„Charmant ... in der That!" entgegnete Eugenia lächelnd und begab ſich zu anderen Gäſten.

Melanie rechnete in ſtillſter Geſchwindigkeit aus, daß Ignaz gewiß nicht mehr als zwei Jahre dem Studium der Volkswirthſchaft widmen werde, und daß dies genau der Augenblick ſei, wo ſie ihre Seraſine zu verheirathen wünſche, weil dann ihre Albertine ſiebzehn Jahre zähle und in der Welt erſcheinen müſſe. Eugenia aber hatte ganz andere Gedanken.

Veldegg befand ſich in der Reſidenz und erſchien ſogar einen Augenblick auf dem Ball, um Eugenia's Bitte zu erfüllen und bei dem Auftreten ihres Sohnes in der Geſellſchaft gegenwärtig zu ſein. Er theilte aber in keiner Weiſe ihre Zufriedenheit mit Ignaz.

„Tanzt er nicht ſehr gut?“ fragte jetzt Eugenia; „iſt ſeine Haltung nicht merkwürdig ruhig für einen ſo jungen Mann?“

„Allzu ruhig!“ erwiederte Veldegg; „er tanzt, er benimmt ſich, er ſpricht, als ſei ihm die ganze Welt gleichgültig ... oder als ſei er im Traum.“

„Würde Ihnen ein Brauſekopf, ein Sauſewind beſſer gefallen?“ fragte ſie ſpitz.

„Der hat auch ſeine Schattenſeiten! ... aber es iſt doch Leben, doch Jugend, doch Kraft in ihm.“

„Sie wiſſen einen ſanften ruhigen Charakter nicht zu ſchätzen.“

„Doch ſehr! allein die Sanftmuth darf nicht in Schlaffheit ausarten. Ignaz hat keinen Trieb zur Thätigkeit ... ihm fehlt Energie.“

„Wir wollen das morgen beſprechen, nicht wahr? heute bin ich zerſtreut durch meine Pflichten als Hausfrau. Morgen werde ich ganz Mutter ſein können ... was ja mein ſüßeſtes, mein einziges Glück iſt.“

Als Veldegg am andern Abend zu Eugenia kam und den Plan erfuhr, den ſie bereits der Gräfin Melanie mittheilte, war er nur mit der erſten Hälfte desſelben einverſtanden. Er ſagte:

„Daß Ignaz eine Univerſität beſuche iſt ſehr gut. Nur müſſen Sie ihm einen zuverläſſigen Begleiter geben, der die Studien leitet und den Studirenden anſpornt.“

„Beſter Veldegg, ich glaube Sie träumen! Seit ſeinem ſechszehnten Jahr iſt Ignaz dem Hofmeiſter entwachſen und entrückt und ſtudirt ohne ihn bei Fachlehrern ebenſo gut als mit ihm. Wie könnte ich ihm jetzt einen Erzieher geben!“

„Einen Begleiter wünſche ich für Ignaz,“ erwiederte Veldegg, „einen unterrichteten verſtändigen Mann, der dem Unerfahrenen in jeder Richtung und Beziehung rathend, warnend, belehrend zur Seite ſtehe.“

„Wo ſollte ich einen ſolchen Mann finden, beſter Veldegg?“

„Ich könnte vielleicht Doctor Zweiger beſtimmen, während zwei Jahren Ignaz zu begleiten.“

„O nur das nicht! Ihre Kinder ſind lauter Genie's! Gegen ſie würde mein armer Ignaz trotz ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften ſehr abſtechen. Nein, lieber Veldegg! dieſen Winter lernt er in der großen Welt auf eigenen Füßen ſtehen und mit eigenen Augen ſehen — dann wird er im Stande ſein, ſich ſelbſt zu leiten. Einem fremden Führer würde er weder Vertrauen noch Folgſamkeit ſchenken und der Verſuch wäre eben vergeblich und unerfreulich.“

Veldegg ſah allerdings ein, daß ein junger Mann, der unter keiner andern Autorität geſtanden iſt, als der einer ſchwachen nachgiebigen Mutter, ſich nicht im zwanzigſten Jahre einer ganz fremden Autorität unterwerfen werde. Er ließ alſo ſeinen Vorſchlag fallen und ſprach ſich um ſo lebhafter gegen Eugenia's Plan aus, Ignaz auf dem Lande anzuſiedeln. Er ſagte:

„Es iſt Trägheit, daß Ignaz ſich nicht in die Geſchäfte des Bankhauſes hineinarbeiten will.“

„Nein,“ verſetzte Eugenia; „er hat keinen Beruf für Thätigkeit innerhalb dieſer Sphäre; der Geſchäftsführer würde ihn beherrſchen und er hätte dennoch die Verantwortung. Da iſt es beſſer, daß Jenem dieſe bleibe.“

Auch das war richtig. Veldegg nahm wieder das Wort:

„Trägheit iſt es, daß Ignaz auf dem Lande leben, reiten, jagen, fiſchen will. Das iſt Tagedieberei und ſtumpft alle geiſtigen Fähigkeiten ab. Man muß die verſchiedenen Zweige der Bodencultur kennen lernen, die Bewirthſchaftung der Forſten, des Ackers, der Wieſen, des Gartens — man muß ſuchen zu verbeſſern und zu erhöhen ohne zu übertreiben — man muß den Boden lieb haben, auf dem unſer Haus und Heerd ſteht und ihn pflegen — man muß Intereſſe haben für die Leute, die ihn mit uns bewohnen und für uns bebauen — man muß Freude haben an der Natur und ihren wechſelnden Erſcheinungen — man muß ſich gern beſchäftigen und die Geſelligkeit betrachten als eine Erholung, nicht als ein tägliches Bedürfniß: dann iſt das Landleben das glücklichſte, das unabhängigſte, das genußreichſte Leben — und jagen, reiten und fiſchen gehören als Beiwerk zum großen Ganzen.“

„Wer ſagt Ihnen, lieber Veldegg, daß nicht Ignaz dereinſt in Ihrem Alter ſo geſinnt ſein werde wie Sie — .. vorausgeſetzt, daß ſeine Häuslichkeit glücklich ſei. Er muß aber einen Anfang machen, ſich einwohnen, ſich gewöhnen“ . . . —

„Und aus ſeiner trägen Gleichgültigkeit heraustreten,“ fiel Veldegg ein.

„Das wird geſchehen, wenn ſein Herz erwacht.“

„Wenn nur nicht früher ſchlimme Leidenſchaften erwachen, die durch Müſſiggang und Arbeitsſcheu gefördert und beſtärkt werden!“

„Die Gegenwart bürgt mir in dieſer Beziehung für die Zukunft,“ ſagte Eugenia.

„Allzu oft iſt eine ſolche Bürgſchaft — Täuſchung der Elternliebe. Die Flamme der Leidenſchaft entzündet ſich zuweilen ganz unerwartet . . . und ſchnell wie der Blitz."

„Warum ängſtigen Sie mich!"

„Ich möchte Sie warnen."

„Ignaz war immer an meiner Seite und das Beiſpiel iſt die Hauptſache für das Gute," ſagte Eugenia ſo beſtimmt, als habe ſie ihre Vergangenheit gründlich vergeſſen.

„Aber nicht Alles," erwiederte Veldegg; „ſchlimme Eltern haben zuweilen ein gutes Kind . . . . und umgekehrt."

„Wir wollen weitausſehende Pläne ruhen laſſen," ſagte Eugenia ſchließlich; „wer kann berechnen, welche Fügungen im Schooß der Zukunft ruhen, und gerade das Unberechenbare, das nicht von unſerer Sorge, von unſerem Willen abhängt, nimmt in unſerem Leben einen großen Platz ein."

Wie immer, ſo blieb es auch jetzt bei Eugenia's Anſicht. Während ſie aber für die Vortrefflichkeit ihres Sohnes mit größter Entſchiedenheit auftrat, ging er auf Wegen, die im Widerſpruch mit ihren Worten waren und die ſie nicht kannte — vielleicht ſogar nicht kennen wollte, um nicht in der Idee geſtört zu werden, die ſie ſich von ihm gebildet hatte.

Für Veldegg war Ignaz fort und fort ein Gegenſtand des Kummers und der Sorge. Wie ſchon ſo oft rief er ihn zu ſich, ſprach freundlich und ermunternd mit ihm, ſtellte ihm die Armſeligkeit des Müſſiggangs und deſſen ſchlimme Folgen für den Geiſt vor, den er einſchläfere, für den Charakter, den er erſchlaffe, für die ganze Zukunft, deren Glück er untergrabe. Ignaz verſprach die Ermahnung zu beherzigen; allein er war dabei mehr traurig als muthig. Er wäre ganz gern anders geweſen als er war, denn er fühlte ſich zeitweiſe höchſt unzufrieden mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt; aber er wußte nicht, wie er eine Beſſerung bewerkſtelligen ſolle, und er verblieb in der Gewohnheit ſeinen Neigungen nachzugeben, obgleich er ſich ſelbſt eingeſtand, daß ihm ſchließlich nichts Anderes daraus erwachſe, als eine bodenloſe Langweil.

Seine Mutter führte ihn den ganzen Winter von einem Salon in den andern, vom Diner in's Theater, vom Theater auf den Ball — und vernahm mit Selbſtzufriedenheit die Lobſprüche, welche einige Mütter und zuweilen auch Väter ſeiner guten Haltung, ſeinem höflichen Benehmen ſpendeten. Die jungen Mädchen jedoch flohen ihn und großen Beifall fand unter ihnen Serafinens Ausruf:

„Nein, der ſchreckliche Menſch! Seine Augen ſind ſo leer wie Knopflöcher ohne Knöpfe!“

Viertes Kapitel.

Baron Althauſen und ſeine Frau hatten die Gewohnheit, alle zwei Jahre auf einige Wochen nach Deggenrain zu kommen und ſich an den Veldegg'ſchen Kindern, welche ſie als ihre Enkel betrachteten und liebten, zu erfreuen. Im vorigen Sommer hätte der Beſuch ſtattfinden müſſen. Er fiel aber aus, zur großen Betrübniß der Kinder, denn Mimi Sternfels, Clementinens älteſte Tochter, die am Rhein verheirathet war, bekam einen Sohn, und zur Taufe dieſes erſten Urenkels hatten ſich die Urgroßeltern begeben. Sie waren alſo ſeit drei Jahren nicht in Deggenrain geweſen.

Veldegg hatte ein einziges Mal Robert und Graziane, als ſie noch ſehr jung waren und als Emerenz das Scharlachfieber hatte, nach Walldorf gebracht, Emerenz aber nie; dermaßen fürchtete er die Möglichkeit — obwohl ſie höchſt unwahrſcheinlich war — des Zuſammentreffens der Kinder mit ihrer armen Mutter. Ja, er fürchtete, die Kinder könnten dort zu viel von ihr und ihrem Zuſtand hören und dadurch einen ſchmerzlichen, traurigen, erſchreckenden Eindruck empfangen. Als Emerenz älter wurde hatte ſie oftmals den Vater gebeten, ſie nach Walldorf mitzunehmen — doch ſtets vergeblich. Einmal ſagte ſie, um ihre Bitte eindringlicher zu machen:

„Ich möchte ſo gern Hainau wiederſehen und die arme kranke Mama.“

„Bitte mich nie darum, Emerenz,“ verſetzte Veldegg traurig, „das kann nicht geſchehen; denn die arme liebe Mama iſt das, was man gemüthskrank oder melancholiſch nennt. Sie muß in der größten Stille, Abgeſchiedenheit und Einförmigkeit leben, und die geringſte Störung könnte die furchtbarſten Folgen für ſie haben, Dich aber für Dein ganzes Leben betrüben.“

Emerenz brach in Thränen aus, umarmte ihren Vater und ſprach nie wieder mit ihm von ihrer Mutter.

Baron Althauſen und ſeine Frau waren ungemein beliebt in Deggenrain und wurden mit Jubel begrüßt. Die große Einfahrt in den Schloßhof war mit grünen Zweigen geſchmückt, Laubgewinde umgaben die Säulen des Portals und vom Balkon herab wehten zwei Banner mit den Wappen von Althauſen und von Veldegg. Als ſich der Baron aus allen umſchlingenden Armen losgemacht hatte und um ſich ſchaute, ſagte er ſcherzend:

„Wo iſt denn aber die Emerenz, mein Tauſendſaſſa geblieben?“

„Hier iſt die Emerenz, Onkel . . . aber dies iſt der

Tauſendſaſſa,“ erwiederte Emerenz und legte die Hand auf Robert’s Schulter.

„Emerenz ... wie biſt Du groß geworden!“ ſagte der Baron, indem er ſie in’s Auge faßte; „wie groß und“ — — er wollte ſagen „wie ſchön!“ er verſchluckte es aber und wiederholte „groß! groß! ... wie alt biſt Du denn ſchon?“

„In einigen Tagen werde ich ſechszehn Jahre, lieber Onkel.“

„O wie jung!“ rief er.

„Schon ſo alt!“ ſagte Beldegg.

„Jetzt wächſt auch die kleine Graziane heran,“ ſagte die Baronin; „man muß förmlich neue Bekanntſchaft mit Euch Kindern machen.“

Die machte ſich ſchnell. Die Kinder waren zutraulich mit den lieben Verwandten und die verſchiedenen Lehrer und Lehrerinnen ſorgten dafür, daß ihre Zöglinge in allen möglichen Wiſſenſchaften und Künſten examinirt wurden und die Prüfung gut beſtanden. Die Baronin ſagte im vertraulichen Geſpräch zu Miß Mac Allan:

„Beſte Miß, es iſt nicht Ihre Schuld und deshalb darf ich Ihnen mein betrübtes Herz ausſprechen; ich würde ſagen, daß ich eine Muſtererziehung vor Augen habe, wenn nicht die Grundlage einer guten Erziehung — die Gottesfurcht fehlte. Die Kinder ſind gut geartet und gut gezogen; ſie bringen auch zuweilen mit einem kleinen heroiſchen Selbſtgefühl ein Opfer; — aber Emerenz und Robert ſind Charaktere, welche nur durch Religion wahrhaft und gründlich zu bändigen ſind ... und ach, ſie fehlt.“

Miß Mac Allan konnte nur betrübt beiſtimmen.

„Sollte Emerenz früh in die Ehe treten,“ fuhr die Baronin fort, „ſo würde mir angſt und bange werden. Es gewährt mir großen Troſt, daß ihr Vater geſtern gegen mich äußerte, er werde nie geſtatten, daß ſeine Töchter vor vierundzwanzig Jahren heiratheten. Dann wären ſie zu Einſicht und Selbſtſtändigkeit gelangt und liefen nicht ſo leicht Gefahr unter die Botmäßigkeit eines Gatten zu kommen.“

„Ich glaube gern,“ verſetzte Miß Mac Allan, „daß der Herr Baron ſich ſo ſpät wie möglich von ſeinen Töchtern zu trennen wünſcht; allein dieſe werden bei einer ſolchen Angelegenheit ein Wort mitſprechen und wahrſcheinlich das entſcheidende. Der Vater iſt für ſie nicht Stellvertreter Gottes, ſondern eine Gottheit ... aber eine ſolche, die ſich ſehr leicht durch Wünſche und Bitten gewinnen läßt.“

Beldegg war ſehr ergriffen von einer Nachricht, die Baron Althauſen mitgebracht hatte. Der Irrenarzt, der Hildegund behandelte, hatte erklärt, ſie ſei ſeit einem Jahr ſo ruhig und, vergleichsweiſe, ſo klar im Kopf, daß es vielleicht einen guten Eindruck machen und ihre Geneſung fördern werde, wenn eines ihrer Kinder ganz ruhig ihr zu Geſicht käme und ſie begrüße, als ob ſie ſich geſtern geſehen hätten. Sie werde vielleicht darauf eingehen und ihre fixe Idee fallen laſſen. Wenn er aber auch mißlinge, ſo ſei der Verſuch dennoch zu machen. Veldegg erwiederte:

„Ich halte es für eine Pflicht, dem Rath des Arztes zu folgen. Er aber denkt nur an die arme Kranke, während ich an das arme Kind denke, das vielleicht für ſein ganzes Leben einen furchtbaren Eindruck von ſeiner unglücklichen Mutter erhält. Um ihnen dieſen zu erſparen, habe ich nur den beiden Kleinen Einmal den Beſuch in Walldorf geſtattet, und Emerenz immer zurückgehalten. Sie iſt es aber, die jetzt den Verſuch machen muß, weil ſie verſtehen kann, was das iſt gemüthskrank ſein, tiefſinnig ſein. Graziane kann es nicht; ſie würde nur Grauen fühlen, und an Robert, den unberechenbaren, iſt gar nicht zu denken. Emerenz wird mit Entzücken auf den Gedanken eingehen.“

So war es auch. Als Emerenz erfuhr, daß ſie und wie ſie ihre Mutter ſehen ſolle, ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen und ſie rief:

„Das iſt ja ſeit Jahren mein ſehnlichſter Wunſch.“

Es wurde beſtimmt, daß ſie mit dem Onkel und der Tante nach Walldorf reiſen und dort den günſtigen Augenblick abwarten ſolle. Sie hätte gewünſcht, auf der Stelle abzureiſen. Doch die Verwandten hatten ihren Beſuch für den ganzen Monat Auguſt zugeſagt, und Veldegg hätte ihn lieber verlängern als abkürzen mögen — dermaßen graute ihm vor einer kurzen Trennung unter dieſen Umſtänden von ſeiner Emerenz, ſeinem Sonnenkind, wie er ſie nannte.

Veldegg war gaſtfrei. Wer nach Deggenrain kam, wurde empfangen als ſei er der allerwillkommenſte Gaſt. Dadurch machte Veldegg es gut, daß er ſo ſelten wie möglich Beſuche erwiederte. Man ließ ſeine Gaſtfreiheit und ſeine exceptionelle Lage als Entſchuldigung gelten und bewunderte ihn, wie vortrefflich er im Hauſe die Frau und den Kindern die Mutter zu erſetzen wiſſe. Jetzt, da Emerenz erwachſen war, mehrte ſich der Beſuch. Es war ihm recht. Er war feſt entſchloſſen, ſeine Töchter nicht in die Reſidenz zu führen und ſie, unter dem Vorwand, daß ſie die Freuden der Jugend, nämlich Bälle im Uebermaß genießen ſollten, den heirathsluſtigen oder heirathsfähigen jungen Männern vorzuführen. Er wollte ſie aber durchaus nicht iſoliren. Seine Kinder ſollten Umgang haben mit ihres Gleichen und ſich nach Jugendluſt unterhalten — aber auf ihrem heimiſchen Boden. Das Ehepaar Althauſen war ungemein beliebt. Wenn es ſich in Deggenrain aufhielt, ging es ganz beſonders munter her. Eines Tages ſagte Veldegg:

„Morgen, liebe Tante, wirſt Du eine ganz neue Bekanntſchaft machen: Baronin Erting hat ſich mit ihrem Sohne angemeldet. Der junge Mann war mehrmals hier, da ich ſein Vormund war. Jetzt iſt er einundzwanzig Jahre alt, und das Erſte was er als majorenn zu thun wünſcht iſt — Grafenthurm zu kaufen."

„Wird die herrliche Beſitzung verkauft?" rief der Baron.

„Ich erfuhr es geſtern durch Baronin Erling. Man hat ihrem Sohn den Kauf angetragen, da ſich der Beſitzer leider in mißglückte Speculationen einließ."

„Was iſt das für eine abſcheuliche Mode," verſetzte der Baron, „daß ſich Männer, welche bezüglich ihrer Finanzen auf einem ganz anderen Boden ſich befinden, auf den gefährlichen der Speculation begeben und mit den Banquiers um die Wette in der Rennbahn der Actien dem Glück nachlaufen. Dieſe Wuth über Nacht reich werden zu wollen, ohne Mühe, ohne Arbeit, auf Koſten Anderer und um einem wahnwitzigen Luxus zu fröhnen, iſt ſo niedrig, ſo entwürdigend, daß ich Denjenigen gar nicht bedauere, der dabei den Hals bricht. Es iſt empörend, daß der alte gute treue Boden den Beſitzern nicht mehr genügt, um zufrieden und anſtändig darauf zu leben!"

„Und das hängt eben mit dem wahnwitzigen Luxus zuſammen, der wie eine Peſt in der Welt graſſirt und der in Paris gehegt wird und namentlich ſeit dem Kriege von 1859 von den Tuilerien ausgeht," ſagte Veldegg.

„Wie ſich das für jenen Kaiſerhof ſchickt!“ rief der Baron; „nur Abenteurer oder Barbaren haben daran Wohlgefallen! jene — um zu blenden, dieſe — weil ſie geblendet ſind.“

„Lieber Alter,“ ſagte ſanftmüthig die Baronin; „von Barbaren will das gegenwärtige Geſchlecht nichts wiſſen, ſondern gerade vom Gegentheil.“

„Nach raffinirtem Luxus ſtreben und in ihm ſchwelgen, lieber Schatz, iſt ſchon Barbarei, welche auf Flitter den höchſten Werth legt, wie jene Indianer, die für farbige Glasperlen einen unſcheinbaren Goldklumpen, den ſie nicht zu verwerthen verſtanden, fortgaben. Wo der übermäßige Luxus herrſcht, werden die höheren Güter der Menſchheit, Religion, Sittlichkeit, gründliche Bildung, Ehrenhaftigkeit des Charakters mehr und mehr verachtet und das iſt ſittliche Barbarei. Auf eine ſolche folgt aber unwiderruflich eine allgemeine ſociale Barbarei; denn in dem Maße, wie Luxus, Genußſucht und die Mittel ſie zu befriedigen auf einer Seite ſich ſteigern, nimmt auf der andern Armuth und Elend zu. Im vorchriſtlichen Rom — nicht nur der Stadt, ſondern dem Staat — zählte die Bevölkerung nach Millionen Sclaven und die Reichen nach Tauſenden. Bei den Völkern des Orients ſitzen die Fürſten auf goldenen Thronen und das Volk ſtirbt vor Hunger in Perſien, in Indien. Je mehr ſich der Reichthum in einigen wenigen verſchwenderiſchen Händen concentrirt, deſto mehr wachſen um ſie herum im unmenſchlichen Elend barbariſche Zuſtände auf. Armuth erniedrigt keineswegs den Menſchen und ſeine Geſinnung; artet ſie aber aus in bodenloſes, rettungsloſes Elend — dann entmenſcht ſie. — Bei dem Allen iſt es mir doch leid, daß der alte Grafenthurmer ſtupide genug handelte, um ſeine herrliche Beſitzung verkaufen zu müſſen.“

„Er fordert einen enormen Preis,“ ſagte Beldegg; „ich werde dem Ignaz Erting nicht zu dem Kauf rathen. Er kommt mit ſeiner Mutter her, um Grafenthurm in Augenſchein zu nehmen.“

„Ich werde ihm gleichfalls dringend abrathen,“ ſagte Emerenz.

„Warum denn das?“ fragte die Baronin lächelnd.

„Er würde dann unſer nächſter Nachbar ſein und ich möchte lieber andere haben . . . junge Mädchen.“

„Das iſt begreiflich,“ ſagte die Baronin.

„Ich fürchte, das ſchöne Grafenthurmer Schloß trägt den Sieg davon über Deinen und meinen Widerſpruch, Emerenz,“ verſetzte Beldegg.

„Sieht er nicht auf den Ertrag?“ fragte höchſt verwundert der Baron; „ich ſtelle mir vor, daß der Chef eines großen Bankhauſes ſchon in der Wiege Dukaten zählt und mit Coupons ſpielt.“

„Das liegt ihm ſehr fern,“ entgegnete Beldegg; „er hat nicht das geringſte Intereſſe für dies Fach.“

„Wofür denn?“

„Das hat ſich bis jetzt noch nicht gezeigt.“

„Iſt er ein Sportsman?“

„Durchaus nicht.“

„Lockt ihn der kriegeriſche Ruhm?“

„Nichts weniger als das.“

„Das ſind ſchon in meinen Augen zwei Vorzüge.“

„Ja, negative.“

„Du ſcheinſt nicht ſtolz auf Deinen Mündel zu ſein,“ ſagte lachend der Baron.

„Er hätte vielleicht anders behandelt werden müſſen. Die Anſichten ſeiner vortrefflichen Mutter, die nur für ihn lebte und ihn bis in ſein zwanzigſtes Jahr nicht von ihrer Seite ließ, ſtimmten aber nicht mit den meinen überein.“

„Ach,“ ſeufzte die Baronin, „bei allen Erziehungen läuft es immer darauf hinaus, daß der liebe Gott gut machen muß, was wir Eltern verkehrt machen.“

„Das gilt nicht für uns, Tante!“ rief Emerenz und umarmte ihren Vater; „bei uns macht Papa nichts verkehrt.“

„Ihr habt alſo die Verpflichtung, ganz ausgezeichnet gute Menſchen zu werden, um einer ſolchen Erziehung Ehre zu machen,“ entgegnete ruhig die Baronin.

Sie wußte ſo gut wie ihr Mann und wie die ganze Welt von Eugenia's Verhältniß zu Veldegg vor ſeiner Ehe, und ſie ſah mit einiger Spannung der Baronin Erting entgegen. Dieſe war jetzt fünfundvierzig Jahre alt, äußerlich ungemein wohlerhalten und höchſt elegant; im Innern ſo kalt, ſo entſchieden, ſo ſelbſtbewußt wie immer, ungemein verbindlich, wenn ſie es ſein wollte, und ſtets mit einem gewiſſen Anſtrich von Nachgiebigkeit in Worten, ihre Anſichten oder Abſichten durchſetzend.

Am Abend nach ihrer Ankunft ſagte Baron Althauſen zu ſeiner Frau:

„Wenn unſere arme Hildegund nicht wäre, würde ich glauben, dieſe Eugenia ſei gekommen, um eine Doppelheirath zu ſtiften.“

„Die des Vaters würde doch auf Schwierigkeiten ſtoßen wegen ſeiner Kinder.“

„Ich glaube, daß der Sohn auch wenig Ausſichten hat . . . . vor der Hand. Man läßt ſich Zeit. Darauf deutet der Ankauf von Grafenthurm, der trotz des enormen Preiſes ſtattfinden wird. Eine Frau wie dieſe Eugenia, mein lieber Schatz, verſchwendet nicht eine ſo ungeheuere Summe für das mäßige Vergnügen, ein Schloß mit ſieben Thürmen zu beſitzen. Aber Grafenthurm iſt nur eine Stunde von Teggenrain entfernt.“

Wie Baron Althauſen in dieſem Punkt dachte, genau ſo dachte Eugenia. Sie entgegnete auf Veldegg's Vorſtellungen:

„Seien Sie verſichert, daß dieſer Kauf dem Hauſe Erting keine Capitalien entzieht, die es zu ſeinem glänzenden Fortbeſtand nöthig hätte. Ich verabſcheue ja dies ganze Geſchäftsweſen und bin froh, daß Ignaz es ebenfalls verabſcheut. Indeſſen iſt es doch zu wichtig, um nicht alle Berückſichtigung zu verdienen und ich habe mir die genaueſte Auskunft geben laſſen. Sehen Sie hier.“

Und ſie legte ihm verſchiedene Notizen vor, welche ihre Ausſage bekräftigten. Veldegg erwiederte:

„Ich würde es begreifen, wenn Ignaz wünſchte, ſich in Grafenthurm niederzulaſſen. Das ſcheint mir aber nicht, und wäre bei ſeinen einundzwanzig Jahren auch nicht in der Ordnung. Er würde dort ſitzen wie ein verwünſchter Prinz des Feenmärchens.“

„Beſter Veldegg, der Menſch muß einen feſten Punkt haben, von welchem ausgehend er ſein Leben ordnet. Für irgend ein ſtaatsdienſtliches Verhältniß iſt Ignaz ſo wenig geſchaffen, wie für die Leitung großer Geldgeſchäfte. Er muß Etwas haben, das ihm gehört, wofür er ſich intereſſirt. Ein großer Grundbeſitz — das ſagten Sie mir oft — führe tauſend Intereſſen und Beſchäftigungen mit ſich, und die Art, wie er gehandhabt werde, ſei von großem Einfluß auf die Volkswirthſchaft und das ganze Staatsleben.“

„Allerdings iſt das meine Anſicht, allein man muß Neigung für das Landleben und einige Kenntniſſe über daſſelbe haben, um auf jene Intereſſen in einer Weiſe einzugehen, welche ſie fördert. Verſteht man nicht, ſich zu beſchäftigen, ſo langweilt man ſich halbtodt; beſchäftigt man ſich ohne Sachkenntniß mit allerhand Neuerungen, Verſuchen, Unternehmungen, ſo kann man ſein Vermögen zu Grunde richten."

„Lieber Veldegg!" fiel Eugenia ein, „Klippen gibt es überall. Unſere alte bewährte Freundſchaft berechtigt mich zu der Annahme, daß Sie ſtets ein wachſames, wohlwollendes Auge für Ignaz und Grafenthurm haben. Und einſam wird er nicht ſein. Bis er heirathet werde ich die Hälfte des Jahres mit einigen meiner zahlreichen Couſinen und Nichten bei ihm zubringen . . . im Winter kommt er dann zu mir . . . ich wüßte nicht, wie ich beſſer für ihn ſorgen könnte . . . und wenn Sie, obwohl nicht länger ſein Vormund, doch immer ſein Freund und Rathgeber ſind, ſo iſt er für alle Zukunft geborgen. Eltern können ja weiter nichts thun, als ihren Kindern die Wege zu ihrem Glück ebnen . . . und das iſt das Beſtreben und das Ziel meines ganzen freudenloſen Lebens geweſen."

Die Erinnerungen an frühere Zeiten regten ſich in Veldegg's Herzen, und er verſprach Eugenien Alles was ſie wünſchte.

Ignaz war ein Menſch, dem man inſoweit Theilnahme ſchenken konnte, als das Mitleid reichte; er ſah aus wie Jemand, der ſich nicht glücklich — und nicht im Stande fühlt, ſein Unglück abzuſchütteln. Lebensluſt, Lebensmuth, Lebenskraft — Alles fehlte ihm. Er ſich die Heimlichkeit von ſelbſt. Kam er in den Ferien zu ſeiner Mutter, ſo war ſie denn doch zu klug, um ſich wirklich über ihn täuſchen zu können; allein ſie bemäntelte Alles mit der Entſchuldigung jugendlicher Unerfahrenheit. Sie ſuchte ihn ſo ſchnell wie möglich in eine glänzende unabhängige Lage zu verſetzen und zu verheirathen. Hatte ſie bei dieſem Punkte an Emerenz gedacht, ſo mußte es ihr bald klar ſein, daß Emerenz nicht daran denke — zuerſt nicht, weil ihr der Gedanke an die Ehe ganz fern lag, dann aber auch, weil ſie entſchieden Ignaz nicht leiden konnte. Bei der geringſten Veranlaſſung brach das unwillkürlich aus.

Er hatte eine kleine Specialität von Talent: er ſchnitt aus ſchwarzem Papier mit großer Leichtigkeit und ſprechend ähnlich Silhouetten. Er hatte in dieſer Weiſe Beldegg und Baron Althauſen portraitirt, wie ſie mit einander Tarok ſpielten. Die Aehnlichkeit war ſprechend, nicht nur des Geſichts im Profil, ſondern der ganzen Haltung; man glaubte ihre Bewegungen zu ſehen und ſie ſprechen zu hören. Und das hatte Ignaz gemacht, während er ganz gleichgültig zwiſchen allen Uebrigen daſaß, mit Papier und Scheere zu ſpielen ſchien und zuweilen einen Blick auf die Tarokſpieler warf. Selbſtverſtändlich wurde das kleine Kunſtwerk ungemein bewundert. Emerenz ſagte:

„Wie ſchade, daß Sie nicht vor hundert Jahren gelebt haben, Baron Ignaz! Damals hätten Sie mit dieſer Kunſtfertigkeit Ihr Glück machen und berühmt werden, vielleicht dem Herrn von Silhouette, der dieſe Erfindung machte, den Rang ablaufen können.“

„Ich will nur unterhalten, nicht berühmt werden,“ verſetzte Ignaz.

„Der Ruhm iſt doch verlockend für einen jungen Mann,“ ſagte Althauſen.

„Ach!“ ſagte Ignaz, „die Scheere iſt kein Werkzeug des Ruhmes.“

„Nein!“ rief Emerenz, „ſie iſt das Werkzeug des Schneiders! — Ich aber würde ſehr gern berühmt .... wüßte ich nur wie.“

„Gib Dir keine Mühe, Emerenz!“ ſagte Beldegg lachend; „wer wirklich berühmt wird, der weiß nicht wie das zugegangen iſt.“

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß man im Schlaf berühmt werde?“ fragte Eugenia.

„Das nicht. Aber ich meine, daß Der, welcher berühmt wird, es wird ohne gedacht zu haben, daß er es werden wolle, wie Emerenz.“

„Alexander der Große dürſtete nach dem Ruhm großer herrlicher Thaten!“ rief ſie feurig.

„Wir hatten den künſtleriſchen Ruhm im Sinn,“ erwiederte ihr Vater, „und da glaube ich, daß der Knabe Mozart, der Jüngling Raphael, der Kloſterbruder Fra Angelico ihre Kunſtwerke ſchufen, weil ihr Genie ſie dazu antrieb, nicht aber der Wunſch berühmt zu werden.“

„Ich will Deinen Alexander den Großen nicht herabſtellen, Emerenz,“ ſagte Baron Althauſen; „er hatte einen immenſen geiſtigen Horizont. Die Wohlfahrt der Welt ſeiner Zeit und ſeine Gedanken gingen höher als ſeine Thaten. Im Allgemeinen aber tritt bei den meiſten hiſtoriſchen Berühmtheiten, namentlich wenn dieſe kriegeriſcher Art ſind, der Ehrgeiz in den Vordergrund.“

„Worin beſteht der Unterſchied, Onkel?“ fragte Emerenz.

„Der Ruhm iſt etwas Ideales; die Zukunft ertheilt ihn und zuweilen erſt über einem Grabe. Der Ehrgeiz ſucht ſeine Befriedigung in der Gegenwart und hat ſelbſtſüchtige Beweggründe.“

„Ich kann mir den Ruhm als einen Genius vorſtellen,“ ſagte Eugenia, „der Kränze und Kronen vertheilt, Lorbeerkränze, Bürgerkronen, Stralenkronen — und der über uns ſchwebt; den Ehrgeiz aber nicht, der bleibt auf der Erde.“

„Agoſtino Caracci hat den Genius des Ruhmes ſo gemalt, wie Du ihn Dir vorſtellſt, Mama,“ ſagte Ignaz; „ich ſah das Bild in der Dresdener Gemälde-Gallerie.“

„Haben Sie denn wirklich Intereſſe für die Kunſt?“ fragte Emerenz.

„Sie ſcheinen zu glauben, daß mir die Scheere allen Sinn für das Schöne abgeſchnitten habe,“ entgegnete Ignaz.

Sie glaubte es; hatte aber doch nicht den Muth es zu ſagen.

Daß Grafenthurm gekauft wurde, verſteht ſich. Eugenia war entzückt von dieſem wahrhaft fürſtlichen Sitz. Ignaz ſprach ſich wenig darüber aus; er war entſchloſſen, ſich mehr in Paris aufzuhalten, als in dem ſiebenthürmigen Schloß. Emerenz war etwas mit dem Kauf verſöhnt, weil Eugenia äußerte, ſie werde im nächſten Frühling mit zwei jungen Nichten, Feodora und Charlotte von Bernbach, längere Zeit dort zubringen. Für Veldegg endlich, der in dieſer Sache keine Verantwortung hatte, war die Ausſicht angenehm, Eugenia in der Nähe zu wiſſen. Der Zauber, den ſie einſt für ihn gehabt und den Hildegund gebrochen hatte, machte ſich wieder geltend, wenn auch in anderer Weiſe als in ſeiner Jugend. Er war ein gemüthvoller Charakter und es rührte ihn, daß Eugenia ihm nie ihre wohlwollende Geſinnung entzogen und ihn in ſeinen glücklichen wie in ſeinen unglücklichen Tagen ſtets mit gleicher Theilnahme und Freundſchaft behandelt habe. Er wußte, daß man ihr Kälte und Mangel an Gemüth vorzuwerfen pflegte; da aber ihm gegenüber das Gegentheil hervortrat, zog ihn das nur um ſo mehr an.

Der Abſchluß der Grafenthurmer Angelegenheit zog ſich vierzehn Tage hin. Als Eugenia jetzt Deggenrain verließ, war ihre Freundſchaft für Veldegg feſter und intimer denn je. Gleich darauf kehrte auch das Ehepaar Althauſen nach Walldorf zurück und Emerenz begleitete es.

Fünftes Kapitel.

Im Hainauer Schloß herrſchte Grabesſtille, die aus der zehnjährigen Einförmigkeit von Hildegund's ſchattenhafter Exiſtenz hervorging. Je größer die Stille, deſto ruhiger war ſie, deſto ſicherer fühlte ſie ſich, daß nichts Fremdes ihr nahe, ſie gewahr werde. Zwei Schweſtern einer Krankenpflege-Congregation waren beſtändig in Hainau zu Hildegund's ſpecieller Aufſicht. Dieſe Schweſtern waren ſchon mehrmals gewechſelt worden; — das bemerkte Hildegund nicht. Das Kleid war daſſelbe, die ganze Art war dieſelbe — das genügte ihr. Eine Kammerjungfer, die Caſtellanin und einige weibliche Dienſtboten vollzogen ihre Obliegenheiten mit der geordneten Pünktlichkeit eines Uhrwerks. Einmal in der Woche kam Baron Althauſen oder die Baronin, zuweilen Beide, um nachzuſchauen, ob Alles im richtigen Gang ſei. Hildegund ſah ſie immer und erkannte ſie immer ohne Angſt und Schreck. Sie hatte ſich in den Gedanken gefunden, daß dieſe Verwandten nun einmal Kenntniß von dem Netz hätten, das der

Teufel über ſie geworfen habe; deshalb floh ſie nicht vor ihnen, aber ſie ſprach faſt gar nicht, lächelte zuweilen traurig ſie an und ſeufzte viel. Nur wenn die Baronin ihr ein neues Stickmuſter brachte, war ſie theilnehmend und beſprach die Beſtimmung der Stickerei, welche immer zu Teppichen für Kirchen, ſei es vor den Altar oder über den Betſtuhl des Geiſtlichen, verwendet wurde. Dieſe Stickerei war ihre einzige Beſchäftigung; ſie betrieb ſie mit Leidenſchaft und ſtickte ſehr ſchön. Die Mahlzeiten abgerechnet, vermochte nichts ſie vom Stickrahmen zu entfernen, als der vom Arzt verordnete Spaziergang, den ſie Vor- und Nachmittags im Park machen mußte. Dann wandelte ſie in ihrem grauen Cachemirekleide — das ſie beſtändig trug, weil die graue Farbe am wenigſten bemerkt würde — wie ein Schatten in den langen Alleen des Parks auf und nieder, bis die Stunde abgelaufen war und die Schweſter es ihr anzeigte.

Emerenz hatte ſich halb ſelig gefreut endlich einmal wieder in Walldorf zu ſein, Hainau wiederzuſehen, das ihrer Erinnerung wie ein Paradies vorſchwebte — und in Hainau ihre Mutter. Sie konnte in zärtlicher Ungeduld den Tag nicht erwarten, der ihr dies Glück bringen ſollte. Es war vom Arzt angeordnet, daß ſie nicht ſogleich in Hildegund's Nähe komme, ſondern ſie zum erſten Mal nur aus der Ferne ſehe. Sie war mit Allem einverſtanden und man fuhr nach Hainau.

„Das ſind die Bäume des Parks“ .... rief Emerenz mit hoch klopfendem Herzen und glühenden Wangen; „jetzt ... ein wenig vom Dach .... und jetzt ſchon den Giebel!“ — —

Man fuhr nie in den Hof hinein, um Hildegund nicht durch Wagengeraſſel zu verſtören. Außerhalb des Hofes ſtieg man aus. Als Emerenz ihn betrat, klammerte ſie ſich an den Arm der Baronin und flüſterte: „Tante ... hier ſieht es troſtlos aus.“

Das war ganz richtig. Das Gras wucherte zwiſchen dem Steinpflaſter, kein Hund bellte, kein Diener erſchien, im oberen Stockwerk waren alle Fenſterläden geſchloſſen, rings umher Grabesſtille.

„Tante ... wir betreten ein Mauſoleum,“ ſagte Emerenz tonlos. Sie war leichenblaß geworden und ſetzte hinzu: „Ich will meine Mutter lieber nicht ſehen.“

Eine der Schweſtern erſchien und ſagte: Die Frau Baronin befinde ſich nicht wohl und mache ſo eben ihren Spaziergang. Man ging in ein Zimmer, das Hildegund nie betrat und deſſen Fenſter auf die Kaſtanienallee führten, in welcher Hildegund wandelte. Emerenz zitterte vom Scheitel bis zur Sohle, als die Schweſter ſie zu einem der Fenſter führte, einen Stuhl hinſchob und ſagte:

„Dort geht die Frau Baronin.“

Emerenz mußte ſich Gewalt anthun, um ihre Augen dahin zu wenden, und ſie ſchöpfte Athem als ſie gewahr wurde, daß ihre Mutter die Allee hinab ging; — ſie konnte ſich an deren Anblick gewöhnen. Aber dieſer Anblick hatte nichts Fremdartiges, nichts Erſchreckendes. Im Gegentheil. Wie Hildegund in ihrem grauen Kleide mit einem ſchwarzen Spitzenſchleier über den Kopf und Nacken im milden Licht der Septemberſonne ruhig wandelte, ſo hätte jede andere Dame gekleidet ſein und ſich bewegen können.

Als Hildegund am untern Ende des Baumgangs umkehrte und wieder herauf kam, nahm Emerenz nach und nach wahr, welche tiefe, ſeelenloſe Schwermuth auf dem wachsfarbenen, magern Antlitz ihrer Mutter lag, die um zwanzig Jahre älter erſchien als ſie war, und die nicht die leiſeſte Spur jenes Liebreizes hatte, der ihr Bild zu Deggenrain ſo herzgewinnend machte.

Die Schweſter kam ihr entgegen und bot ihr den Arm. Hildegund nahm ihn maſchinenmäßig an und ging, immer ſtarr vor ſich hinblickend, die Stufen des Perrons hinauf. Als ſie verſchwunden war, löſte ſich die Spannung der armen Emerenz in einen Strom von Thränen. Sie warf ſich in die Arme der Baronin und rief:

„O Tante! . . . lieber zehnmal den Tod, als dies Leben eines Leichnams. Ich will ſie nicht wiederſehen! . . . ich kann es nicht ertragen! . . . laß uns fortfahren, lieber Onkel . . . ich ſterbe hier!“

Sie war dermaßen außer ſich, daß man ſogleich nach

Walldorf zurückkehrte. Nachdem ſie ſich aber dort von ihrem Entſetzen erholte, machte ſie ſich lebhafte Vorwürfe, einem kindiſchen Grauen nachgegeben zu haben; ſie habe ſich die Mutter ganz anders vorgeſtellt; jetzt wiſſe ſie, wie es in Wirklichkeit ſtehe, und jetzt werde ſie bei einem Wiederſehen ganz gefaßt ſich benehmen, weil es ja möglicher Weiſe wohlthätig auf die Mutter wirken könne.

In ganz anderer Stimmung als das erſte Mal fuhr Emerenz einige Tage ſpäter nach Hainau. Als man ausſtieg, blieb ſie einen Augenblick vor dem Hof ſtehen, betrachtete das Schloß in ſeiner Grabesſtille und Ausgeſtorbenheit und ſagte:

„Vor zehn Jahren kam es mir wie ein paradieſiſches Zauberſchloß vor; jetzt . . . wie ein Mauſoleum — wie wird es in zehn Jahren mir erſcheinen?"

„Vielleicht als eine Friedensſtätte," ſagte beruhigend der Baron.

Die Schweſter, die von dem anzuſtellenden Verſuch unterrichtet war, führte Emerenz in Hildegund's Zimmer und ſagte:

„Ich bitte, nehmen Sie an dieſem kleinen Tiſch am Fenſter Platz und beſchäftigen Sie ſich mit der Näharbeit, die dort im Körbchen liegt. Dort ſitzt häufig die Kammerjungfer oder eine andere Dienerin, ganz ſchweigſam. Tritt die Frau Baronin ein, ſo erheben Sie ſich ohne ſie anzuſehen, und hat ſie am Stickrahmen ſich niedergelaſſen, ſo nehmen auch Sie wieder Ihren Sitz ein. Dann bemerkt ſie nichts Fremdartiges und bleibt ganz ruhig. Das Weitere muß der liebe Gott fügen.“

Die Schweſter entfernte ſich indem ſie ſagte, daß ſie im Vorzimmer bleiben und eintreten werde, wenn Emerenz ſie rufe.

Emerenz blieb allein und in einem unbeſchreiblichen Zuſtand quälender Erwartung. Ihr Herz klopfte dermaßen, daß ſie jeden Schlag hörte. In ihren Schläfen hämmerte es, vor ihren Ohren brauſte es, vor ihren Augen flimmerte es. Jede Secunde wurde ihr lang wie eine Minute — jede Minute wie eine Stunde . . . wie eine Ewigkeit. Und doch währte es nicht fünf Minuten, ſo öffnete ſich langſam eine Tapetenthür und Hildegund trat ein: — im grauen Kleide, mit dem aufgelöſten langen Haar, dem farbloſen Antlitz, der abgezehrten Geſtalt, dem ſeelenloſen Blick, ſah ſie aus wie ein dem Grabe entſtiegener, ruheloſer Geiſt. Sie ſetzte ſich an den Stickrahmen und begann zu arbeiten. Daß Emerenz anweſend war, beachtete ſie nicht. Dieſe hatte ſich genau nach der Vorſchrift der Schweſter benommen. Sie nähte mechaniſch an dem Tuch, das ſie im Arbeitskörbchen gefunden hatte, wagte nicht die Augen zu erheben und harrte in namenloſer Spannung, was nun weiter folgen werde. Da ſeufzte Hildegund, ließ die Arbeit ruhen, ſtützte den Arm auf den Rand des Rahmens und legte die Stirn in die Hand. Emerenz ſchaute verſtohlen hin; heißer Jammer überſchlich ihr Herz, ihre Augen ſchimmerten von Thränen. Und wieder ſeufzte Hildegund ſo ſchwer, als ob ihr die Bruſt zerſpringen wolle; ihr Auge fiel auf Emerenz, von deren Wimpern ſich ſchwere Thränen wie Perlen ablöſten. Der Blick von Mutter und Tochter begegneten ſich.

„Wer ſind Sie?“ fragte Hildegund plötzlich unruhig und mit klangloſer Stimme: „Was wollen Sie hier?“ ſetzte ſie beängſtigt hinzu und erhob ſich.

Da hielt Emerenz ſich nicht länger. Sie lag vor Hildegund auf den Knieen und ſagte zärtlich:

„O liebe Mama, ich bin ja die Emerenz, Dein Kind.“

Aber wie vor einem Schreckbild wich Hildegund mit ausgeſtreckten Armen und abwehrenden Händen zurück; unheimlich flog ihr Auge links und rechts und nervöſe Zuckungen entſtellten ihre Züge; dann wurde ihr Blick ſtarr mit dem Ausdruck der furchtbarſten Angſt; ſie ſtieß einen kurzen heiſeren Schrei aus und entwich durch die Tapetenthür. Die Schweſter trat ſogleich ein. Emerenz lag beſinnungslos am Boden.

Der Verſuch war gründlich mißglückt, ſo daß an Wiederholung nicht gedacht werden durfte; Hildegund war in die heftigſte Angſt verſetzt. Sie ließ den Stickrahmen in ihr Schlafzimmer bringen und war nicht zu bewegen, dieſes zu verlaſſen. Nur dort wähnte ſie ſich vor fremden Blicken ſicher. Ja, ſie war ſo menſchenſcheu geworden, daß Baron Althauſen mehrmals in Hainau war, ohne Zutritt zu ihr zu erlangen. An einem ſonnigen Dezembertage ſtand ſie in einen Mantel gehüllt am offenen Fenſter und ſtreute Brotkrümchen und allerlei Sämereien auf die blendende Decke des über Nacht gefallenen Schnees. Im Nu flog eine Legion von Spatzen und Goldammern herbei, ließ ſich nieder und genoß zwitſchernd die willkommene Atzung. Hildegund ſah dem Gewimmel freundlich zu. Als der letzte Vogel wieder davon geflogen war, wollte die Schweſter das Fenſter ſchließen.

„Noch nicht,“ ſagte Hildegund, „die friſche Luft iſt ſo wohlthuend.“

„Frau Baronin ſollten den ſchönen Sonnenſchein im Freien genießen,“ verſetzte die Schweſter.

„Nein . . . nein, es könnten Leute kommen!“ rief ſie ängſtlich.

„Woher ſollten die kommen? Der Garten iſt mit einer Mauer umgeben und durch die Luft, wie die Vögel, können ſie nicht fliegen.“

„Sie könnten aber ſchon im Garten ſein,“ wendete Hildegund zaghaft ein.

„Unter den kahlen Bäumen ſieht man weit, und auf dem friſchgefallenen Schnee entdeckt man ſogleich einen menſchlichen Fußtritt. Frau Baronin dürfen ganz ruhig ſein. Man wird nichts gewahr, als hier vor dem Fenſter ein Krimskrams von tauſend winzigen Vogelfüßchen."

Beruhigt durch dieſe Verſicherung und ihrer Zimmerhaft überdrüſſig, begab ſich Hildegund in den Garten und kehrte zu ihren früheren Gewohnheiten zurück.

Auf Emerenz machte der Vorfall einen eben ſo tiefen als ſchmerzlichen Eindruck, der die letzten Tage ihres Aufenthaltes in Walldorf trübte.

„Welche unerhörte Grauſamkeit der Natur, den Menſchen ſeiner Vernunft zu berauben!" rief ſie weinend; „eine Mutter erkennt nicht ihr Kind! . . . eine Gattin trennt ſich von ihrem Mann! . . . eine ganze Familie wird verſtört, wird gedrückt von Gram über einen hoffnungsloſen Zuſtand, der ſich viele, viele, viele Jahre hinſchleppen kann! . . . Wie grauſam, wie übermenſchlich grauſam iſt das!"

Die Baronin ſuchte ihr die Auffaſſung beizubringen, daß alle Leiden der Zeit mehr und minder Räthſel ſeien, welche die Ewigkeit löſen werde — und daß der Menſch, weil er ſie hienieden nicht durchſchauen könne, ſie in jenem Glauben tragen müſſe, um ſie ertragen zu können. Emerenz hörte ſchweigend zu, wenn die Tante ſo ſprach; doch dieſe merkte, daß es ihr keinen Eindruck mache, ihren Gedankengang nicht ändere — und ſie ſagte traurig zu ihrem Mann:

„Emerenz iſt wie gebannt in eine ganz natürliche Auffaſſung der Erſcheinungen des Lebens. Sie will von nichts wiſſen, als von Glück. Mir bangt vor ihrer Zukunft.“

„Dies Gefühl hat man unwillkürlich allen jungen Leuten gegenüber, die mit vollen Segeln in's Leben hinaus ziehen zur Eroberung des Glücks. Doch gerade dann treten nicht ſelten große Umwandelungen ein. Iſt aus dem kleinen Tauſendſaſſa Emerenz ein ſchönes, ernſtes junges Mädchen geworden, ſo kann auch aus dieſem eine gute Frau werden — wohlverſtanden, wenn ſie ihr gehöriges Kreuz bekommt.“

„Und es annimmt — das iſt die Hauptſache,“ ſetzte die Baronin hinzu.

Als Veldegg kam, um Emerenz abzuholen, flog ſie in ſeine Arme, aufgelöſt von Schmerz, und rief:

„O lieber Papa! es iſt unerträglich grauſam, ein vernünftiges Weſen der Vernunft zu berauben. O, warum muß uns das begegnen?“

„Sic itur ad astra,“ verſetzte er und küßte zärtlich ihre heiße Stirn.

„Ach, Papa, die Sterne ſind ſo fern, ſo fern ... bis man zu ihnen kommt, kann man tauſendmal vor bitterm Gram zu Grunde gehen.“

Frühlingsleben.

Erſtes Kapitel.

Die Hausgenoſſen von Deggenrain waren im Salon beiſammen, der ein beſonders feſtliches Anſehen hatte. Auf einem großen Tiſch lag eine Menge der verſchiedenſten Sachen, Bücher, Bänder, Handſchuhe, die Garnitur eines Schreibtiſches, elegante Kleinigkeiten ohne Namen, ein Fächer; — auf einem andern Tiſch — Kuchen, Torten, Schaalen mit Bonbon; — auf beiden Tiſchen Vaſen voll Blumen; Emerenz und Graziane in weißen Kleidern mit roſenfarbenen Bandſchleifen und mit Blumenkränzen im Haar, ſtanden vor dem großen Tiſch und betrachteten Stück für Stück mit freudeſtralenden Augen die Herrlichkeiten, die freilich nur der älteren Schweſter gehörten, deren Geburtstag gefeiert wurde, die aber deshalb der jüngeren nicht minder gefielen. Veldegg, Miß Mac Allan und Mademoiſelle Gournay gingen ab und zu. Dr. Zweiger und Herr Knapp hatten ſich der Bücher bemächtigt. Vor dem Kuchentiſch ſtand ein junger, wunderſchöner, ſchwarzlockiger Menſch und vertilgte Bonbon. Graziane blickte zufällig hin und rief empört:

„Aber Robert, laß doch für Emerenz etwas übrig!… Emerenz, er verſchlingt allen chocolat praliné — das Beſte, was es im Bonbonfach gibt.“

„Eben darum!“ rief lachend Robert, „das Beſte iſt für uns!“

„Ich gönne es Dir,“ ſagte Emerenz; „aber ich frage, wer ſind dieſe „uns“.

„Uns Männern!“ gab er ſtolz zur Antwort.

„Wenn Ihr Männer Euch auf chocolat praliné als auf das Beſte, worauf Ihr Anſpruch machen könnt, beſchränkt, ſo ſei es Euch von Herzen gegönnt;“ ſagte ſie und lachte herzlich.

„Papa!“ rief Robert; „Miß Mac Allan! Mademoiſelle Gournay! bemerkt denn Niemand, wie ſchlecht dieſe Emerenz erzogen iſt! . . . ſie iſt übermüthig, ſie macht ſich luſtig über uns, ſie will ſich über uns ſtellen.“

„Das läßt ſie fein bleiben!“ fiel Emerenz ihm in’s Wort; „nicht über Euch, nicht unter Euch . . . aber neben Euch.“

„Gib den Kampf auf, Robert, bevor Du Dich für beſiegt erklären mußt,“ ſagte Veldegg ſcherzend.

„Ich thue es um ſo lieber,“ entgegnete Robert, „als ich das Beſte erobert habe.“

„O Du Böſewicht!“ rief Graziane und eilte zum Kuchentiſch, in der Abſicht, Hab und Gut ihrer Schweſter zu vertheidigen. Robert aber umfaßte ſie, walzte ſo lange mit ihr im Salon umher, rechts und links ſie drehend, bis ſie außer Athem war, dann ſprang er von dannen, indem er fröhlich rief:

„Jetzt verklage mich!“

„Du haſt Recht, Graziane, der Robert iſt ein Böſewicht,“ ſagte Beldegg lachend, ſtand auf und fügte hinzu: „Richte Dich ſo ein, Emerenz, daß Du um zwei Uhr zu mir kommſt.“

„Punkt zwei Uhr, gewiß!“ erwiederte ſie, küßte ſeine Hand und dankte ihm zärtlich für all die ſchönen Geſchenke.

Als ſie ſich zur beſtimmten Stunde zu ihm begeben hatte, trat Mademoiſelle Gournay bei Graziane ein und fragte freundlich:

„Nicht wahr, Graziane, Sie begleiten uns, Miß Mac Allan und mich?“

„Wohin?“ ſagte Graziane flüchtig erröthend.

„In den Nachmittags-Gottesdienſt . . . ſo eben wird geläutet. Trotz des hohen Feſtes Mariä Himmelfahrt waren Sie heute wegen des Geburtstages nicht in der Meſſe.“

„Nicht deshalb,“ ſagte Graziane.

„Was war es denn, das Sie zurückhielt?“

„Ich gehe höchſt ungern ohne Emerenz in die Meſſe . . . ich falle dadurch in der Kirche auf . . . das macht mich verlegen . . . und dann denke ich auch, daß Papa es lieber hat, wenn ich nicht gehe.“

„Sie irren, Graziane! er hat es ſeinen Kindern völlig frei geſtellt, in dieſem Punkt ganz nach eigenem Ermeſſen zu handeln. Da Sie das Gebot der Kirche kennen, ſo dürfen Sie nicht verlegen ſein, wenn Sie es erfüllen. Kommen Sie, wir wollen recht herzlich für Ihre Schweſter beten.“

Graziane nahm ihren Blumenkranz ab und ſetzte den Hut auf, um in die Kirche zu gehen. Sie war ein kleines, feines, zartes Weſen, gar nicht ſchön von Zügen, doch ſympathiſch und intereſſant mit ihren großen braunen, dunkelumwimperten Augen, ſchlichtem glänzendſchwarzen Haar und dem weichen farbloſen Colorit, das häufig mit dieſem Haar verbunden iſt. Beldegg nannte ſie ſeine Mondſcheintochter und Emerenz ſchlug vor, ſie in Selene umzutaufen — wogegen Graziane energiſch proteſtirte: ſie wolle nicht den Namen einer heidniſchen Göttin tragen.

Emerenz trat bei ihrem Vater ein, ſtralend von Jugend und Schönheit, mit ihrem Kranz im Haar und ihrem bänderreichen weißen Kleide, wie zu einem hohen Feſt geſchmückt. Er betrachtete ſie einen Augenblick mit Wehmuth und ſagte dann ruhig:

„Emerenz . . . ein Heirathsvorſchlag.“

„Es iſt genug, Papa, ich danke.“

„Du weißt ja gar nicht, von wem die Rede iſt.“

„Ich will es auch nicht wiſſen! ich will in voller Unbefangenheit bleiben. Wer er auch ſei — ich habe keine Neigung für ihn; denn wenn ich ſie hätte, ſo würde ich wiſſen, wer er iſt. Ohne Neigung heirathe ich aber nicht . . . wie ich ſchon mehrmals ſagte und wie Du damit einverſtanden biſt.“

„Ja, aber ich ſtelle meinerſeits vier Bedingungen“ . . . —

„O ich weiß ſie, Papa: guter Ruf, guter Charakter, gute Familie, gute Geſundheit . . . und dazu mache ich die fünfte . . . ich muß eine lebhafte Zuneigung fühlen. Bleibt ſie aus, ſo heirathe ich nicht.“

„Zuweilen, Emerenz, kommen Ehen dadurch zu Stande, daß ein Mann erfährt, ein junges Mädchen habe im Stillen eine Neigung für ihn. Jetzt erſt beachtet er ſie und findet Liebenswürdigkeiten und gute Eigenſchaften, die er nicht geahnt hat. Es könnte Dir umgekehrt vielleicht ebenſo gehen, wenn Du wüßteſt, wer der Mann iſt, der ſich um Dich bewirbt, und der, wie mir ſcheint, dazu gemacht iſt, eine lebhafte Neigung einzuflößen.“

„Verſchone mich, lieber Papa,“ bat Emerenz mit aufgehobenen Händen, „und geſtatte mir, friedlich wie bisher hier bei Dir zu leben. Ich trage nicht das mindeſte Verlangen meine Lage zu verändern, und was ich von der Welt geſehen habe, Menſchen und Dinge, lockt mich nicht.“

„In einigen Jahren wirſt Du anders denken.“

„Hältſt Du mich für unbeſtändig?“

„Jene Veränderung muß nothwendig eintreten, wenn ein junges Mädchen nach und nach zum Bewußtſein kommt über den Beruf des Weibes und daß das Vaterhaus nicht die Stelle iſt, auf welcher es all' ſeine Tugenden und Gaben entfalten kann."

„Ich bin gewiß, daß es Ausnahmen gibt, Papa."

„Ja . . . allein ich bin gewiß, daß Du nicht zu ihnen gehörſt."

„Nun, Papa, ſo laß uns warten, bis ich zum Bewußtſein über meinen Beruf komme. Vor der Hand kann ich mir kein glücklicheres und angenehmeres Leben vorſtellen, als hier in Deggenrain, und ich wünſche durchaus nicht eine Neigung zu empfinden, in deren Folge ich mich von Dir und von hier trennen müßte."

„Wohlan, Emerenz, ich ſchweige. Doch der Tag wird kommen, wo Du anders ſprechen wirſt."

„Und wenn ich dann wirklich glücklicher werden könnte, als ich jetzt bin, ſo haſt Du nichts dagegen, Papa!"

„Gewiß nicht! obgleich es mir immer bitter weh thun wird, mich von meiner Emerenz zu trennen."

„Und mir!" ſagte ſie mit gepreßter Stimme, küßte Veldegg's Hand und entfernte ſich raſch, um die hervorbrechenden Thränen nicht ſehen zu laſſen; denn ſie fühlte im Geiſt voraus, wie öde dem Vater ein Haus erſcheinen werde, wo ſeine Emerenz nicht war — und dann trat immer das Bild ihrer unglücklichen Mutter vor ihre Seele.

Veldegg ſah ihr nach und ſprach für ſich: Ihren Stürmen des Gefühls gegenüber wäre eben dieſer Mann der rechte geweſen und ſein ernſter Geiſt hätte den ihren zu würdigen und zu leiten verſtanden. Es ſollte nicht ſein! — —

Die ſchmerzlich erſchütternde Zuſammenkunft mit ihrer Mutter hatte auf lange Zeit einen Trauerflor über Emerenz geworfen. Dieſes furchtbare Schickſal, welches eine ganze Familie traf, indem die Mutter ihrem Kreiſe auf eine Weiſe entriſſen wurde, die bitterer war als der Tod, trübte ihr ganzes Weſen und nagte dermaßen an ihrem Herzen, daß man für ihre Geſundheit fürchtete. Der Arzt rieth Zerſtreuung an, Veränderung des Ortes, Alpenluft, Meeresluft — all' dieſe angenehmen Mittel, welche für reiche Leute erfunden ſind. Ein Winter in Italien, ein Sommer in den Pyrenäen werde vollſtändige Geneſung bringen — ſo hieß es. Veldegg war zu Allem bereit, was das Wohl ſeiner Kinder betraf; doch Emerenz weigerte ſich ſtandhaft und ſagte:

„Ich bin nicht krank, Herr Doctor. Mein Herz thut mir weh. Nicht der Fleiſchklumpen, den die Anatomen Herz nennen, ſondern mein ſeeliſches Herz, mein innerſtes Gefühl ... und ich begreife nicht, wie man es durch einen zweiten Schmerz curiren will! Was hat dieſe Sorte von Herz damit zu thun, daß in Italien die Sonne wärmer ſcheint als hier, daß in den Pyrenäen die Berge höher ſind, als hier unſere Hügel. Ich würde immer das Heimweh nach Deggenrain haben.“

Der Arzt fand Emerenz eigenſinnig, gab jedoch zu, daß ſie ſich auch in Deggenrain erholen könne. Veldegg, der es ſchrecklich fand mit jungen Mädchen umher zu reiſen, um ihnen die Welt — und ſie der Welt zu zeigen, war ſehr froh, daß Emerenz auf die Vorſchläge des Arztes nicht einging. Er ſagte:

„Die Jugend empfängt ſehr lebhaft Eindrücke des Augenblicks. Das Kind lacht und weint in derſelben Minute. Das junge Herz iſt ſo friſch, ſo offen, ſo bereitwillig für neue Eindrücke und ſo umgeben von Dingen die ihm neu ſind, daß es wenig der äußeren Veränderungen bedarf, um einen allzu heftigen Eindruck zu überwinden. Emerenz iſt noch in dieſer Jugendknoſpe. In der Jugendblüte kann es freilich ganz anders ſein.“

Eugenia hatte ihm vorgeſchlagen, den Winter in der Reſidenz zuzubringen. Sie ſagte:

„Sie haben Ihr bequemes vollſtändig eingerichtetes Haus. Wenn Sie ſich auf einige Monate bei uns niederließen, würden wir Alle eine wahre Freude haben und Sie wären des läſtigen Hin- und Herfahrens wegen der Kammerſitzungen überhoben. Emerenz könnte hie und da auf einem Balle erſcheinen und dieſe Freuden ihrer Jahre genießen.“

Doch Veldegg ging nicht darauf ein und Emerenz wurde wirklich ohne Carneval und ohne Reiſen wieder munter und lebhaft, nur mit einem gewiſſen ernſten Anhauch, der ihr Weſen, ihre ganze ſchöne Erſcheinung noch anziehender machte.

Eugenia kam im Frühling nach Grafenthurm und brachte fortan den größten Theil des Jahres dort zu, immer umgeben von einem Theil ihrer zahlreichen Verwandtſchaft und von vielen Freunden und Bekannten, die abwechſelnd kamen und gingen, bald länger blieben, während ſie zwei Nichten beſtändig bei ſich hatte.

Emerenz hatte eine geheime Abneigung gegen Baronin Erting, obſchon dieſe ſie mit Freundlichkeit überhäufte und obſchon ſie ſah, daß ihr Vater, der ſonſt in allen Dingen maßgebend für ſie war, Eugenia ſehr hoch ſtellte. Deshalb ſuchte ſie auch dieſe Antipathie nach Kräften zu unterdrücken, aber es wurde ihr ſchwer. Das kommt wahrſcheinlich daher, ſprach ſie nachdenkend zu ſich ſelbſt, weil ſie die Mutter dieſes unausſtehlichen Ignaz iſt ... und nur dadurch wird ſie bei mir gerettet, daß ſie die Tante Feodora's und Charlottens iſt. — —

Durch den lebhaften Verkehr mit Grafenthurm nahmen auch die geſelligen Beziehungen von Deggenrain ſehr zu, und Beldegg war ganz damit einverſtanden, daß Emerenz das kennen lerne, was man die Freuden der Jugend nennt — nur nicht in dem Tumult und dem Wirrwarr der großen Stadt. Die Haupttriebfeder, weshalb heutzutag junge Mädchen in dieſen Tumult, zuweilen ſchon bei ſiebenzehn Jahren geführt werden, iſt: um ſie ſo bald wie möglich zu verheirathen.

Dieſer Beweggrund lag Veldegg gänzlich fern. Er wünſchte freilich, mit der Zeit Emerenz glücklich verheirathet zu ſehen; da ſie aber bisher keine Luſt dazu bezeigte und ſich fort und fort ſehr glücklich im Vaterhauſe fühlte, ſo war er im innerſten Herzen froh, wenn ſie einen Heirathsantrag ablehnte. Der, welcher ihr eben jetzt gemacht wurde, ſchien ihm in jeder Beziehung ſo vortheilhaft, daß er einen Augenblick ihre Ablehnung bedauerte; doch in ſie zu dringen vermochte er nicht, und er mochte ſich auch wohl eingeſtehen, daß dies bei Emerenz nichts fruchten würde.

In dieſem Sommer war es viel ſtiller als früher in Grafenthurm geweſen. Der Krieg von 1866 laſtete ſchwer auf allen Gemüthern. Eugenia's Brüder und Neffen mußten faſt Alle ihn mitmachen. Auch Charlottens Verlobter. Die Hochzeit hatte im Sommer in Grafenthurm ſtattfinden ſollen; jetzt war ſie in's Unbeſtimmte verſchoben, und der Gedanke, ob ſie überhaupt jemals ſtattfinden werde, lag nahe. Angſt, Sorge, Kummer, ſowohl um perſönliche als um allgemeine Intereſſen, verbreiteten eine niedergeſchlagene Stimmung, die durch den Gram um den Bruderkrieg und deſſen unvermeidliche Folgen in Herzen von wahrhaft deutſcher Geſinnung zum bittern Schmerz wurde.

Beldegg empfand ihn tief. Die liberalen Ideen ſeiner Jugend, die auf's Engſte mit ſeiner ganzen innern Richtung zuſammenhingen und die in jeder Beziehung die ſelbſtgeſchaffene Autorität als höchſtes Ziel der Menſchheit hinſtellten und zu verwirklichen ſtrebten, hatten ſich keineswegs zu der Blüte entfaltet, die er ihnen einſt anträumte. Ja, — man redete und redete in ganz Europa im Uebermaß in den Kammern; ja, man ſchrieb und ſchrieb allüberall im Uebermaß für die Preſſe; ja, Telegraph, Eiſenbahnen und Börſenſpeculationen nahmen rieſige Verhältniſſe an; — doch wohin führte das Alles? — — Er ſah es in dem Lande, welches der Fahne liberaler Ideen am längſten, am entſchiedenſten gefolgt war; er ſah es in Frankreich, das ſclaviſch zu Füßen des dritten Napoleon lag. Freiheit der Rede, Freiheit der Preſſe, Freiheit zu ſpeculiren, zu organiſiren, zu combiniren, zu ſpioniren — genug und übergenug! — und in Folge davon Despotie mit ihrem unzertrennlichen und blutigen Trabanten: dem Krieg. Und Deutſchland? ... er ſchloß die Augen nach der Seite von Deutſchland.

Ein jammervoller Friedensſchluß folgte auf den jammervollen Bruderkrieg, ein Friede, der in jedem deutſchen Herzen eine blutende Wunde zurückließ. Aber die Welt ging ihren Gang. Sie begrub ihre Todten und lebte weiter.

In Grafenthurm war großer Jubel. Charlottens

Verlobter kam geſund und friſch aus allen Gefahren zurück; im November ſollte die Hochzeit ſein, und tauſend feſtliche Vorbereitungen ließen den Gedanken keine Zeit bei der trüben Vergangenheit zu verweilen, um ſo weniger, als es in der Bernbach'ſchen Familie zwar Verwundete, doch keine Todte gab.

Unter den Gäſten, die zur Hochzeit ſich einfanden, war auch Ignaz, eine ſeltene Erſcheinung in Grafenthurm. Sein Leben war eine unausgeſetzte Vergeudung aller Güter des Lebens, und da er fand, daß er dies am genußreichſten in Paris treiben könne, ſo lebte er in Paris. Einmal im Jahr machte er ſeiner Mutter einen kurzen Beſuch, aber in der Reſidenz; denn das Landleben fand er odios, und der Gedanke, daß ſie geglaubt habe, er werde ſich dort niederlaſſen und in der Ehe ſein Glück finden, machte ihn — wenn nicht lachen, doch lächeln. Ein friſches fröhliches Lachen lag ihm überhaupt ganz fern. Alles, was das Gepräge und den Ausdruck von Jugend trug, war von ihm gewichen. Er ſah gelangweilt, abgeſpannt und unbeſchreiblich gleichgültig aus und ſeine feinen ſchönen Züge machten dieſen Ausdruck noch auffallender; denn man ſagte ſich, daß er, mit einem andern Ausdruck, wirklich ſchön ſein konnte. Ein gewiſſer Anflug von Melancholie war das einzige, was mit dieſem Antlitz verſöhnte. Seine Mutter konnte ſich keiner Täuſchung über ſeine Gegenwart hingeben; deſto mehr that ſie es in Beziehung auf ſeine

Zukunft. Jetzt war er freilich dem jugendlichen Leichtſinn verfallen; doch dieſe Epoche währe nicht lange, und da ſie früh für ihn begonnen habe, werde ſie auch früh zu Ende gehen; man müſſe Nachſicht mit ihm haben und geduldig den Sieg ſeiner beſſern Natur abwarten. Daß dieſer Sieg zweifelhaft ſei, weil Ignaz ſich nie im Kampf geübt hatte, fiel ihr nicht ein.

Jetzt wandelte er wie ein Abgeſchiedener zwiſchen den muntern jungen Leuten umher. Es wurde getanzt, muſicirt, geſcherzt, gelacht: das Alles ging ihn nichts an. Einmal ſagte Beldegg halb erzürnt, halb mitleidig, indem er ihn bei den Schultern faßte und rüttelte:

„Aber, Menſch, ſchläfſt Du? biſt Du ſomnambül? wach auf!“

„Das Leben iſt ein Traum und ich verträume es in der Weiſe, die mir am meiſten zuſagt,“ verſetzte Ignaz.

„Es hat doch ſeine reelle und gar nicht traumhafte Aufgabe.“

„Welche Aufgabe kann ein Schatten haben? . . . er ſchwindet dahin,“ ſagte Ignaz und entzog ſich Beldegg's Händen. Nur Einmal ſchien er etwas angeregt zu werden.

Die ganze Grafenthurmer Geſellſchaft war in Deggenrain bei einem Feſte, welches Beldegg zu Ehren des jungen Ehepaares gab. Emerenz hatte verſprochen die Zeit, die zwiſchen dem Diner und dem Ball lag, durch ihre mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen auszufüllen, damit keine langweilige Lücke entſtehe. Dies ging vor in einem der Säle des Schloſſes zwiſchen ein Paar Wandſchirmen. Doctor Zweiger las die Erklärung des Bildes oder der Scene vor, welche Emerenz in ihrer Weiſe darſtellte, und Mademoiſelle Gournay, eine vortreffliche Pianiſtin, begleitete mit Talent und Verſtändniß auf dem Flügel die Darſtellung. Die letzte war „Das Mädchen aus der Fremde". Herr Zweiger las das Gedicht, während Emerenz erſchien, mit Blumen im Haar und einem Blumenkorb im Arm. So ſtand sie da wie eine Frühlingsgöttin, denn die Poeſie iſt in der Menſchheit ein ewiger Frühling, der von einem Geſchlecht auf das andere übergeht. Der zweite Moment war: ſie reicht dem Jüngling ein Lorbeerreis; der dritte: dem Greiſe einen Palmzweig; und bei dem vierten trat ſie hervor und gab an Charlotte von Bernbach, die ſeit einigen Tagen Frau von Heldern war — eine Roſe. Der entzückte und bewundernde Beifall war ſo groß, daß von allen Seiten die Bitte um Wiederholung des Mädchens aus der Fremde erſchallte, und eine der dringendſten Stimmen war die von Ignaz. Emerenz war auch ſogleich dazu bereit. Am Schluß aber trat ſie nicht hervor, ſondern ſie ging in ſpielenden graziöſen Muthwillen über, nahm die Roſe wie einen Ball in die Hand und warf ſie in den Saal hinein, um auf dieſe Weiſe durch einen Scherz den Sturm der Bewunderung zu brechen. Es griffen zwanzig Hände nach der Roſe. Graf Hellmuth von Tengenberg fing ſie auf. Als Emerenz auf dem Ball gewahr wurde, daß er ſie im Knopfloch trage, erröthete ſie vor heimlicher Freude. Das war ihr noch nie geſchehen. Sie vermied es mit Graf Tengenberg zu tanzen, erwiederte mehrmals ſie ſei ſchon verſagt; bis ſie endlich, am Schluß des Balles nicht mehr ausweichen konnte.

„Heute war ich der Glücklichſte!“ ſagte Tengenberg, indem er auf die Roſe deutete, die noch immer im Knopfloch ſaß.

„Das iſt ein geringes Glück, durch Zufall in den Beſitz einer welken Blume zu kommen,“ entgegnete Emerenz mit einer ihr ganz unerklärlichen, weil ungewohnten Verlegenheit.

Als Brautführer ſeines Freundes Heldern war Graf Tengenberg nach Grafenthurm gekommen, und da Emerenz Charlottens Brautführerin war, konnte er ſich, ohne aufzufallen, ſo viel wie möglich in der Nähe dieſes lieblichen Weſens halten, das ihn unwiderſtehlich anzog. Er hatte bis jetzt nie anders an die Ehe gedacht, als bis er Oberſt ſein und das große Loos in irgend einer Lotterie gewonnen haben werde. Er war Rittmeiſter, achtundzwanzig Jahre alt und hatte ein geringes Vermögen. Daß Emerenz ſchon einige Bewerbungen ausſchlug, hörte er in Grafenthurm. Dennoch war er genug unter dem Zauber, um Alles was gegen ihn war, ſammt ſeinen alten Vorſätzen zu vergeſſen und zu ſich ſelbſt zu ſagen: Das iſt lauter Unſinn! vom großen Loos gar nicht zu ſprechen! ... Bis ich Oberſt bin, iſt ſie längſt verheirathet! . . hätte ſie nur ein Fünkchen von Zuneigung für mich, ſo würde gewiß nicht der Mangel an glänzenden Verhältniſſen ihr edles Herz von mir entfernen .... aber! aber! die Zuneigung, die Liebe .... kann ich ſie gewinnen ... ſie verdienen?

Und doch — er gewann ſie. Wodurch? — wer kann das ſagen! wer kennt das Geheimniß, weshalb ſich ein Herz zu einem andern Herzen neigt, um die Ueberfülle der Empfindung darin auszugießen; um zu nehmen, indem es gibt, um durch dieſen Austauſch reicher zu werden. Dieſe tiefe Sympathie kommt leicht in Mißcredit, weil allzu oft Leichtſinn und Oberflächlichkeit der Jugend einem Gebilde, das der Regſamkeit der Phantaſie und den roſigen Wellen des Blutes entſpringt, jenen Namen geben. Und ſie verdient es auch nicht beſſer, wenn ſie nicht verſteht wie Pſyche dem Amor die Flügel zu binden; — wenn nicht das höhere Leben der Seele die Herzensempfindung ergreift, durchgeiſtet und ihr jene Richtung auf das Unvergängliche und Himmliſche gibt, in welcher die Seele ihre Heimat hat.

Die Hochzeitsfeſte von Grafenthurm, die ſich auf die ganze Nachbarſchaft erſtreckt und in ſie verpflanzt hatten, waren vorüber. In tiefer Nacht kam Emerenz von dem letzten Ball zurück. In ihrem Zimmer wurde ſie von ihrer ſchlaftrunkenen Kammerjungfer empfangen, die ihr den Mantel und die Hüllen von Kopf und Nacken nahm und ganz kläglich dabei ſeufzte:

„O wie zerdrückt iſt das reizende Florkleid! . . . gar nicht mehr zu brauchen! . . Hier fehlt eine Blume . . . ach! und hier ſind Falten zerriſſen . . . hier hängt eine Bandſchleife nur noch am letzten Fädchen, ſonſt wäre auch die verloren gegangen! . . . und wie hat die Capuze die wunderſchönen Blumen zugerichtet! . . . man kann es gar nicht ohne Jammer ſehen.“

„Winſeln Sie doch nicht um den Plunder,“ ſagte Emerenz gelaſſen und entließ das Mädchen. Dann betrachtete ſie die zerknickten Blumen und ſagte halblaut: Der Dichter hat Recht! . . . „Es erloſchen die feſtlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das ſind Wunden und Schmerzen — Und was wir davon haben in unſerm Herzen.“ — Aber was habe ich in meinem Herzen . . . Eine namenloſe Leere, als hätte ich die Welt beſeſſen und verloren, und einen namenloſen Druck, als laſte die Wucht des Erdballs auf mir. — —

Zweites Kapitel.

Der Abſchied von ihrer Freundin Charlotte ſchien Emerenz tief zu betrüben. Sie war ſtill und in ſich gekehrt und ſagte, es ſei gar nicht ſchön eine Hochzeit mit ſo viel Luſtbarkeit zu umgeben, denn hinterher mache ſich die Leere nur um ſo fühlbarer, wenn all' der Tumult verrauſcht und mit ihm die junge Frau verſchwunden ſei.

„Gut!“ ſagte Graziane neckend, „auf Deiner Hochzeit, Emerenz, ſoll es mäuschenſtill hergehen.“

„O, ich! ... ich heirathe nicht!“ ſagte Emerenz höchſt ernſthaft.

„Das müſſen wir erſt erleben!“ rief Graziane, „ich wette, Du heiratheſt. Laß uns wetten.“

„Nein, wetten mag ich nicht.“

„Aha! Du gibſt ſchon nach.“

„Das nicht! ... ich mag aber weder verlieren, noch gewinnen.“

„Wüßte ich nur wie viel Körbe Du ſchon ausgetheilt haſt, Emerenz.“

„Keinen einzigen, Du neugieriges Kind."

„Ich glaube ... drei — und jetzt, da Papa's Jagden beginnen, wird ſich die Veranlaſſung dazu wohl wieder einſtellen."

„Du biſt unerträglich naſeweis, Graziane!" rief Emerenz unmuthig, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte Beethoven's wunderſchönen Trauermarſch bei dem Tode eines Helden.

Da trat ein Diener ein mit der Meldung, daß der Herr Baron ſie zu ſprechen wünſche.

Was wird das ſein, dachte Emerenz, während ſie zum Vater ging ... vielleicht ein Antrag ... o Himmel! von wem? — — Sie ging ſo langſam, als wären ihre Füße gefeſſelt, ihre Glieder von Blei. Ganz blaß und verwirrt erſchien ſie bei ihrem Vater.

„Da Du die Marotte haſt, Emerenz," ſagte er liebreich wie immer, „nicht wiſſen zu wollen wer die Männer ſind, die ſich um Dich bewerben, ſo ſage ich Dir jetzt nur, daß Jemand mich gebeten hat, unter dem Vorwand der Theilnahme an den Jagden herkommen zu dürfen, damit Du ihn beſſer kennen lernen mögeſt. Was ſoll ich ihm antworten? wünſcheſt Du Jemand näher kennen zu lernen?"

„Ja ... Einen," ſagte ſie in größter Verwirrung.

„Ja?!" rief Veldegg nicht angenehm überraſcht. „Ja?! und eben dieſen Einen?"

„Ja ... wenn es iſt" ... — ſie ſtockte.

„Graf Hellmuth von Tengenberg," ergänzte Belbegg.

„Ja," ſagte Emerenz kaum hörbar. Dann ſchöpfte ſie Athem, als ſei ihr eine ſchwere Laſt vom Herzen gefallen.

„Ich kann mich nicht über dieſe Wahl freuen, Emerenz. Du hätteſt beſſere Heirathen eingehen können. Graf Tengenberg hat wenig Vermögen und Du biſt verwöhnt. Er lebt in ſeiner Garniſonſtadt und ich bin nicht reich genug, um Dir dort das Leben von Deggenrain zu verſchaffen."

„Das iſt ja dort gar nicht nöthig, lieber Papa; die Verhältniſſe fordern es nicht."

„Er iſt Soldat, Emerenz, und der Soldat, der Offizier, lebt mehr und minder in ſeiner Caſerne, wenigſtens dem Geiſte nach. In keinem andern Stande wird ein junger Mann mehr von ſeiner Familie getrennt und zwar abſichtlich. Die Kameradſchaft ſoll ihm werther ſein als das Familienleben, esprit de corps ihm mehr gelten als Familienſinn. Dadurch wird er eines Mittels beraubt, das weſentlich die geiſtige und ſittliche Bildung fördert, und Dreſſur und Reglement ſollen den äußern Mantel für den innern Mangel abgeben. Eitelkeit, Prahlerei, Aufgeblaſenheit und noch Schlimmeres gedeihen trefflich unter dieſem Mantel, und ein falſches Ehrgefühl, das den Soldatenſtand zur Axe der Welt und unantaſtbar von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge macht, fügt nicht ſelten zur Verkehrtheit die Lächerlichkeit.“

„Aber Papa, Graf Tengenberg hat, wie ich in Grafenthurm hörte, Wunder von Tapferkeit in dieſem mörderiſchen Kriege gethan und iſt durch Bravour Rittmeiſter geworden,“ wendete Emerenz ſchüchtern ein.

„Beſtes Kind! hätte der Offizier nicht ſeine Bravour im Kriege — was hätte er dann? ... Schießübungen, Wachparaden, Manöver ꝛc. ꝛc. Ich ſage indeſſen dies Alles nicht direct gegen Graf Tengenberg deſſen Perſönlichkeit mir nicht mißfällt; ich habe nur ſeinen Stand, ſeine Verhältniſſe im Auge. Er ſchreibt in einem recht beſcheidenen Ton und bittet um Erlaubniß, unter der Aegide des General Bernbach kommen zu dürfen — es ſei denn, daß ein entſchiedenes Nein ihn ſogleich jeder Hoffnung beraube.“

„Das kann ich nicht, Papa,“ ſagte Emerenz entſchieden.

Vierzehn Tage ſpäter herrſchte ein munteres Jägerleben auf Deggenrain. Beldegg's Couſine, die verwittwete Gräfin Dorn, vertrat wie früher ſo auch jetzt die Stelle der Frau vom Hauſe, und mit General Bernbach kam Graf Tengenberg. Beldegg empfing ihn höflich aber kühl, Emerenz begrüßte ihn ſchüchtern. Er fand die Situation unerträglich, weil zweifelhaft und er zürnte mit ſich ſelbſt, daß er ſie hervorgerufen habe, anſtatt friſchweg ſeinen Antrag zu ſtellen. Doch das wäre allzu vermeſſen geweſen, ſprach er dazwiſchen beruhigend zu ſich ſelbſt, in den acht Tagen des Grafenthurmer Getümmels hat ſie mich vielleicht kaum beachtet … jetzt ſchaut ſie mich vielleicht mit anderen Augen an … und mit welchen Augen! … Wenn nur das Vielleicht ein überwundener Standpunkt wäre. — —

Zaghaft wie noch nie erſchien Graf Tengenberg in Deggenrain. Emerenz ihrerſeits war ganz verwirrt und daher äußerſt ſchüchtern. Wie lange war es denn her, daß ihr jeder Gedanke an eine Ehe unerträglich war, und jetzt ſtand es urplötzlich ganz anders. Und weshalb? … Warum machte eben dieſer eine Mann einen ganz andern Eindruck? Sollte das Liebe ſein? …. War denn aber Liebe nicht ein beſeligendes, wonniges Gefühl? Wurde das nicht in tauſend Gedichten geſagt und geſungen? … Davon verſpürte ſie nichts … ſie hätte lieber geweint — ſo ſchwer war ihr Herz. Und ſie mußte geſprächig und munter ſein! Gräfin Dorn hatte zwei Enkelinnen, die eben aus der Erziehungsanſtalt entlaſſen waren, mitgebracht, und Veldegg hatte der Gräfin zur Geſellſchaft für die Jagdzeit Eugenia nach Deggenrain eingeladen, ſo daß auch Feodora Bernbach da war. Emerenz fand, was ſie noch nie gefunden hatte, die Unterhaltung mit dieſen jungen Mädchen ungeheuer mühſam, ihre Geſpräche langweilig über die Maßen, und gleichfalls ganz gegen ihre Gewohnheit erſehnte ſie die Speiſeſtunde, welche die Jäger in's Schloß zurückführte. Dann war die Unterhaltung allgemeiner und laut und lebhaft genug, um ihr ein wenig Schweigſamkeit zu gönnen. Setzten ſich nach der Tafel die älteren Herren an den Whiſttiſch, ſo ſagte Gräfin Dorn:

„Muſik, Emerenz Muſik! ohne Muſik kein Leben.“

Dann opferte ſich bald dieſe und bald jene Perſon auf, ſetzte ſich an den Flügel — und der erſte Akkord war kaum angeſchlagen, ſo waren auch ſchon alle Geſpräche im Gang.

Zwei Tage waren verfloſſen, und Graf Tengenberg hatte kaum zehn Worte mit Emerenz geſprochen. Sie ſchien ihm ganz verändert ſeit Grafenthurm; viel ernſter, viel ſinnender; ohne Zweifel war ſie wenig geneigt auf ſeine Bewerbung einzugehen, und wollte ihm dies durch ihre Haltung zu verſtehen geben. Am dritten Abend hatte ſie mit Mademoiſelle Gournay Beethoven's Ouvertüre zum Egmont vierhändig geſpielt. Als ſie ſich vom Flügel erhob, trat Tengenberg raſch auf ſie zu und ſagte:

„Mit dieſer Muſik müßte man in die Schlacht geführt werden. Sie reißt hin zum Siege.“

„Nicht wahr,“ verſetzte Emerenz, „dieſe Jubelfanfaren, welche die Todtenklage übertönen, bilden etwas ſo Heroiſches und ſo Tragiſches, daß ich begreife, wie man mit ihnen in den Tod gehen möchte?“

„Gehen könnte, habe ich geſagt, gnädiges Fräulein, nicht aber gehen möchte. Niemand mag ſterben und am wenigſten in einer Schlacht, ſobald man weiß, wie es da zugeht.“

„Gräßlich? nicht wahr?“

„Ueber die Maßen gräßlich! Der Reiter iſt vom Pferde geſtürzt mit einer tödtlichen Wunde, und jetzt ſauſen ganze Regimenter, mögen es Freunde oder Feinde ſein, über den blutigen Körper dahin, oder das ſchwere Geſchütz rollt wie Donner heran und zermalmend hinweg über den Sterbenden. Das iſt ein gräßlicher Tod . . . und ſo ſtirbt nicht Einer nur, nicht Hundert nur, Tauſend nur — ſondern viele, viele Tauſende.“

„Und Sie wählten eine Carriere, die ein ſolches Ende bringen kann!“ ſagte Emerenz faſt mit Vorwurf im Ton.

„Die Gefahr hat ihren Reiz — und iſt ſie vorüber, ſo erſcheint das Leben um ſo ſchöner.“

„Ja, wenn es ſchön iſt.“

„Oder wenn es ſchön werden könnte. Und ſollte dazu keine Hoffnung ſein . . . für mich?“

Emerenz verſtummte. Namenloſe Beklommenheit erfüllte ihre Bruſt. Von dem Wort, das ſie jetzt ſagen werde, hing ihre Zukunft ab; das fühlte ſie. Die ernſten Worte ihres Vaters fielen ihr ein. Die Frage, ob ſie Tengenberg liebe, tauchte wieder in ihrer Seele auf. Sie fand kein Wort; ſie blieb ſtumm.

„Sie ſchweigen!“ ſagte er drängend; „o ich beſchwöre Sie — reden Sie, ſprechen Sie.“

„Man ſagt ſo wenig, wenn man ſpricht,“ erwiederte ſie ſchüchtern.

„Das Allerwenigſte wäre mir das Allerliebſte. Entweder Ja oder Nein als Antwort auf meine Frage, ob ich hoffen dürfe.“

„Sie haben Recht,“ verſetzte ſie entſchloſſen; „ich ſage Ja! . . . aber reden Sie mit meinem Vater.“

Raſch wendete ſie ſich ab, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte eine Polka.

Der Abend ging munter zu Ende. Emerenz fühlte ſich erlöſt vom Unbehagen, das innere Unſicherheit mit ſich bringt — und Tengenberg beſeligt. Nachdem man ſich getrennt hatte, ging Emerenz zu ihrem Vater, warf ſich in ſeine Arme und geſtand ihm, was ſie gethan.

„So ſchnell!“ entgegnete Beldegg traurig. „Es handelt ſich um eine lange, lange Zukunft voll Glück oder voll Elend.“

„Lieber Papa, ich glaube das Glück zu finden und r glaubt es auch, denn es beſteht zwiſchen uns der geheimnißvolle Zug, den man Liebe nennt und der mir bis jetzt vollkommen unbekannt war . . Die vier Eigenſchaften, welche Du von einem Schwiegerſohne begehrſt, beſitzt er. Mir ſcheint, das genügt. Warum ſollten wir weniger glücklich ſein wie Andere, wie z. B. Mimi Sternfels.“

„Wenn das Leben ſo ruhig ſich abſpielte, wie eine gut einſtudirte Sonate auf dem Flügel! ... Aber was treten da nicht für Wechſelfälle ein.“

Emerenz dachte an ihre arme Mutter. Zärtlich umarmte ſie Veldegg und ſagte mit thränenfeuchten Augen:

„O lieber Papa, ein ſolcher oder ein ähnlicher Kummer wiederholt ſich nicht in einer und derſelben Familie. Du haſt durch den unſäglichen Schmerz Deines Lebens gewiß eine glückliche Zukunft für Deine Kinder erkauft. Du kannſt jetzt, nachdem Du mir eine gute Erziehung gegeben haſt, nichts weiter für mich thun, als mir den Weg ebnen, auf dem ich mein Glück zu finden hoffe.“

„Mögeſt Du es finden,“ ſagte er bewegt; „der Mann, der meine Emerenz glücklich macht, ſoll mir ein lieber Sohn ſein.“

In demſelben Sinn ſprach er am nächſten Morgen mit Tengenberg, ſetzte jedoch hinzu:

„Vor der Hand iſt aber von einer Verlobung keine Rede. Sie ſind frei und meine Tochter iſt frei bis zum nächſten Frühling. Ich werde dieſen Winter mit meiner Familie in der Reſidenz zubringen. Bisher kennt meine Tochter von der Welt und der Geſellſchaft nichts weiter, als das, was ſechs Stunden in der

Runde um Deggenrain liegt, unſere Nachbarn, Verwandte, Freunde, zwiſchen denen ſie aufgewachſen iſt. Größere Kreiſe, fremde Menſchen ſind ihr neu. Sie ſoll von dieſen mindeſtens einen Ueberblick haben. Beharrt ſie dann noch — und ſind Sie dann gleichfalls noch ſo geſinnt wie jetzt, ſo werde ich keine Einwendung erheben."

Tengenberg ſagte niedergeſchlagen:

„Ich ſehe, Herr Baron, daß Sie meinen Wünſchen abhold ſind; denn Fräulein Emerenz wird ohne Zweifel in dieſem Winter Männer ſehen, die ganz andere Vorzüge haben als ich, und die mich in tiefen Schatten ſtellen werden."

„Wenn das der Fall ſein ſollte, beſter Graf, wenn die Neigung meiner Tochter nicht dieſe kurze Prüfung überdauern würde, ſo müßten wir Alle, und Sie beſonders, ſehr froh ſein, daß ſie überhaupt angeſtellt wurde. Was verlange ich denn? — vier Monate zur Beſinnung und Ueberlegung. Wir ſind jetzt Ende November. Gleich nach Neujahr werde ich mich nach der Reſidenz begeben und bis Ende März dort verweilen. Wir kehren dann hieher zurück und ich werde Ihnen den Entſchluß meiner Tochter mittheilen, wenn ich nicht zuvor die Mittheilung von Ihnen erhielt, daß Sie Ihre Bewerbung aufgeben."

Tengenberg verſuchte noch dieſe und jene Einwendung zu machen; allein Veldegg blieb unerſchütterlich.

Die Vorſtellung, wie wenig er dieſer herrlichen Emerenz zu bieten habe — dieſem ſchönen, glänzend begabten, reichen Mädchen — bekümmerte ihn tief; mehr aber noch die Beſorgniß, von wie viel Huldigungen ſie umgeben und umworben ſein werde. Etwas Troſt fand er darin, daß Emerenz von jetzt an heiterer und zugänglicher war. Bis dahin ſchien eine Wolke auf ihrem innern Weſen zu ruhen; ſie war verſchwunden und ein ſonniger Himmel ſtralte aus ihrem wundervollen, tiefblauen Diamantauge, lachte auf ihren feinen ſchalkhaften Lippen. Sie ſchien ihm zu ſagen: Fürchte nichts, ich weiß was ich will. Auf dieſe ſtumme Sprache beſchränkte ſie ſich, weil Beldegg durchaus verlangte, daß kein bindendes Wort zwiſchen ihnen gewechſelt werde.

Die übrigen Tage vergingen munter und lebhaft. Die Jagden waren ausgezeichnet; jeder Jäger hielt ſich für einen Schützen erſter Ordnung. Die Tafel war vortrefflich, die Unterhaltung am Abend ſehr belebt — und das Wetter ſo günſtig, daß die Damen Vormittags zu dem Punkte hinfahren konnten, wo die Jäger ein Frühſtück nahmen. Die jungen Mädchen ſahen allerliebſt im grau und grünen Jagdanzug aus und die Herren, ein Paar wüthende Jäger ausgenommen, verzögerten gern den Aufbruch um ein Viertelſtündchen. Am wenigſten entzückt von dieſen Partien und von den Fahrten in der Break auf holperigen Waldwegen, war Gräfin Dorn, die in Begleitung von Miß Mac Allan die kleine Bande am Zügel führte.

„Es iſt merkwürdig,“ ſagte ſie zu dieſer, „wie die Jugend im Grunde nichts weiter braucht, um ſich zu unterhalten, als Bewegung. Laſſe man ſie tanzen, laufen, ſingen, im Freien ſich herumtreiben — und ſie iſt ſeelenvergnügt.“

„Der Ernſt taucht doch zuweilen dazwiſchen auf,“ verſetzte Miß Mac Allan, „und dann tritt eine gewiſſe Reaction ein, als ob man zum Bewußtſein käme, daß dies Alles doch nur ſehr oberflächliche und ſehr vergängliche Freude ſei.“

„Meine kleinen Enkelinnen ſind noch nicht ſo weit. Die ſchauen mit ihren ſiebenzehnjährigen Kinderaugen in die Welt hinein, wie in ein wunderſchönes Bilderbuch, das ſie Blatt für Blatt umwenden und dabei nichts als Vergnügen genießen. Emerenz wird ſchon anders ſein. Ein Paar Jahre machen einen gewaltigen Unterſchied.“

Gräfin Dorn hatte ganz Recht. Emerenz that und trieb alles das, was die Uebrigen thaten und trieben, doch tauſendmal dachte ſie dabei im Stillen: Glück — iſt das Alles nicht! . . . ich weiß was Glück iſt: lieben und geliebt werden. Lieben ohne der Gegenliebe gewiß zu ſein, iſt eine namenloſe Qual . . . ich habe ſie empfunden . . . ich wußte damals nicht wie und was das ſei — aber ſowie die Gewißheit der Gegenliebe mir aufging . . . o, da wurde es klar in mir: lieben und geliebt werden iſt ſeliges Glück, und ein Leben, das von dieſem Glück erfüllt, durchflutet iſt, iſt ein ſeliges Leben . . . und das wird mein Leben mit ihm ſein. —

Drittes Kapitel.

„Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind nun zu Ende," ſagte General Bernbach ganz altmodiſch und geziert am Morgen ſeiner Abreiſe zu Emerenz.

„Abwechſelung iſt auch nicht übel; jetzt kommt der Winter und man läuft Schlittſchuh," entgegnete ſie lachend.

Der General konnte ſich gar nicht tröſten, daß Ignaz Erting nicht die Jagden in Deggenrain mitmachte, und er überhäufte ſeine Schweſter mit Vorwürfen.

„So viel Autorität hätteſt Du doch haben müſſen, um ihn für dieſe Zeit feſtzuhalten," behauptete er.

„Kann ich einen Menſchen von vierundzwanzig Jahren wie ein Kind einſperren!" ſagte ſie verſtimmt, wie ſie das immer war, wenn man direct oder indirect Ignaz und ihr mütterliches Verhältniß zu ihm tadelte, weil dieſer Tadel die geheime Wunde berührte, welche ſie wegen Ignaz im Herzen trug.

„Einſperren! Unſinn!" murrte der General; „ſcharfe

Vorſtellungen ihm machen, damit er ſein verrücktes Leben in Paris aufgebe, herkomme, Brautſchau halte und — wenn auch nicht die reizende Emerenz, doch eines von den Dornröschen oder ſonſt ein hübſches Mädchen heirathe. Das hätteſt Du ihm klar machen müſſen, und daß ſein Standpunkt nach gerade der eines vernünftigen Menſchen ſein müſſe. Man iſt ja recht gern nachſichtig mit dem Leichtſinn der Jugend — es hat aber Beides ſeine Grenzen, und ich habe haarſträubende Dinge von Ignaz gehört, die, wenn er ſo fortfährt, unwiederbringlich ſein Vermögen, ſeinen Ruf, ſeinen Charakter, ſeine Jugend ruiniren und es ihm unmöglich machen werden, in anſtändiger Geſellſchaft zu erſcheinen."

„Welche ungeheuere Uebertreibung," erwiederte Eugenia.

„Willſt Du Thatſachen hören?"

„Nein. Erſtens halte ich ſie für übertrieben, und zweitens, mögen ſie wahr oder falſch ſein, mir ſteht kein Mittel zu Gebot, um ihn, der über ſein Vermögen verfügen kann, hier bei uns zu feſſeln. Wir müſſen warten, bis er der Exiſtenz in Paris, überhaupt der Frivolität überdrüſſig iſt und ſich nach einem geordneten Leben ſehnt."

„Je länger er in der Unordnung verbleibt, deſto ſchwächer wird nicht nur das Verlangen nach Ordnung, ſondern auch die Kraft, ſich in der Ordnung zu erhalten, ſogar wenn man es wünſcht. Dies ſieht man nur zu häufig, meine beſte Eugenia. Bei der ſchlaffen Natur und der gänzlichen Unthätigkeit Deines Sohnes iſt ſeine Rückkehr zum Beſſeren mit jedem Jahr zweifelhafter und ſchwieriger."

Eugenia fand dies Urtheil über Ignaz empörend und ſagte:

„Mein Sohn hat, als er ſeine Studien anfing, Deinen Julius nicht als einen Tugendſpiegel kennen gelernt."

„Das weiß ich! ſie haben manche Bowle mit einander geleert und hätten es bleiben laſſen ſollen — aber ſo arg wie Ignaz es jetzt treibt, haben ſie es damals keineswegs getrieben — und Julius iſt ein ſehr geſetzter, vernünftiger Menſch geworden."

„Da Julius ſechs Jahre älter iſt als Ignaz, ſo kann dieſer bei dreißig Jahren ebenfalls ein höchſt geſetzter und vernünftiger Menſch ſein — und ich finde es viel gerathener, einem jungen Mann Zeit zu laſſen zur Beſinnung zu kommen, als voreilig den Stab über ihn zu brechen."

Eugenia ſagte dies in einem Ton, welcher verrieth, daß ſie dies Kapitel für abgeſchloſſen halte, und der General ſchwieg.

Im Grunde ihres Herzens war ſie troſtlos, daß ihr heißeſter Wunſch nicht in Erfüllung ging. Vielleicht war ihr Wunſch, Baronin Beldegg zu werden, damals, da Hildegund erkrankte, noch heißer geweſen; die Verhältniſſe waren ihr aber durchaus entgegen, in jeder Richtung und in jeder Beziehung; und ſo wendete ſie ſich der Hoffnung zu, daß Emerenz Baronin Erting werde. Der Ankauf von Grafenthurm hing mit dieſem Wunſche zuſammen, doch er wurde vereitelt durch die entſchiedene Abneigung, die Emerenz gegen Ignaz an den Tag legte. Freilich war es eine Frage, ob Beldegg dieſe Heirath genehmigt hätte, da die Welt bei der Geburt ihres Sohnes allerhand Zweifel und Fragen aufwarf, die Beldegg ſo gut kannte wie ſie. Doch wenn Emerenz gewollt und ſich mit ihr zu demſelben Ziel vereinigt hätte, ſo würde Beldegg nachgegeben haben. Die Schuld lag an Emerenz. Anſtatt Ignaz anzuziehen, ſtieß ſie ihn ab, und tiefer in einen Kreis hinein, wo man ihn zuvorkommend behandelte.

So war es in der That. Bei Charlottens Hochzeit hatte Emerenz einen Augenblick ſein verwelktes Herz belebt. Ja, als ſie die Roſe ſchelmiſch in den Saal hinein warf, hatte er ſich darauf ertappt, ſeine Hand nach ihr auszuſtrecken. Doch Tengenberg fing die Roſe auf und trug ſie im Knopfloch, und Ignaz lächelte kühl und ſprach bei ſich ſelbſt: Mit ſolchen Kindereien kann man ſich nicht mehr befaſſen, wenn man die Realität des Lebens kennen gelernt hat.

Dieſe Roſe, verwelkt und entfärbt, trug Tengenberg in einem Saffiantäſchchen bei ſich. Er zeigte ſie am Morgen ſeiner Abreiſe an Emerenz und ſagte beklommen:

„Ich würde leichteren Herzens fortgehen, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir im nächſten Frühling ſtatt der welken Roſe eine blühende geben werden.“

„Nein, das dürfen Sie nicht hoffen,“ ſagte Emerenz und ſchlug die Augen nieder.

„Nicht? . . . nicht hoffen!“ rief er ſtürmiſch.

Sie gebot ihm Schweigen mit der Hand, ſah ihn lächelnd an und ſagte:

„Nein . . . hoffen nicht! ſicher ſein.“ Dann wendete ſie ſich raſch von ihm ab und Tengenberg verließ beſeligt Deggenrain und Emerenz blieb beſeligt zurück.

Einige Wochen ſpäter war das Schloß zum erſten Mal ſeit einer langen Reihe von Jahren gänzlich verödet und das Veldegg'ſche Haus in der Reſidenz überfüllt. Veldegg wähnte das Beſte und das Klügſte für Emerenz zu thun, indem er ſie in den Tumult der großen Geſellſchaft einführte. Dort ſollte ſie vergleichen und überlegen lernen, bevor ſie eine Entſcheidung über ihre Zukunft traf. Gefiel ein anderer Mann ihr beſſer, ſagte eine andere Lage ihr mehr zu, ſo war ihr die Wahl frei; die ganze Prüfung ſtand auf dem Boden der Aeußerlichkeit und bewegte ſich in deren Sphäre.

Hildegund's Couſine, Gräfin Sternfels, führte ihre jüngſte Tochter in dieſem Winter zum erſten Mal in die

Welt, und ihr vertraute Veldegg ſeine Emerenz an. Sie vertrat auch die Hausfrau bei dem Ball und bei den Diners, die er gab. Ihr älteſter Sohn bemühte ſich lebhaft um Emerenz, und ſeine Eltern ſowie ihr Vater wünſchten und begünſtigten dieſe Annäherung. Harald Sternfels war ein vortrefflicher, liebenswürdiger junger Mann, voll Geiſt und Bildung. Er hatte Emerenz nicht geſehen ſeit jenen Tagen, da ſie der kleine Tauſendſaſſa in Walldorf war. Er war bezaubert von ihr und ſagte zu ſeiner Mutter:

„Hie und da gibt's ein junges Mädchen, das anziehend iſt. Seltener iſt ſie einnehmend, ſo daß man in Gedanken oder in der Wirklichkeit bei ihr verweilt. Aber feſſelnd, Mama, o feſſelnd, daß man ſich gar nicht von ihr losmachen kann — das iſt ganz ungeheuer ſelten . . . und ſo iſt dieſe Emerenz beſchaffen."

„Iſt die Feſſel gegenſeitig, ſo freuet ſie mich," entgegnete Gräfin Sternfels; „einſeitig getragen — verwerfe ich ſie."

„Bis jetzt iſt ſie ganz einſeitig. Da Emerenz ſich jedoch ganz gleichmäßig gegen alle jungen Männer benimmt, ſo iſt ihr Herz frei, und vielleicht iſt Harald Sternfels der Glückliche, der es gewinnt."

Dem war aber nicht ſo. Der Winter war vorüber; verſchiedene Verlobungen hatten ſtatt gefunden, auch die von Tini Sternfels. Ueber Emerenz verlautete nichts. Hatten ſich Bewerber gefunden, ſo waren ſie nicht erhört worden. Ende März kehrte Veldegg nach Deggenrain zurück, und es machte gewaltiges Aufſehen, als Ende Mai ſein Portezettel die Vermälung ſeiner Tochter Emerenz mit dem Grafen Hellmuth von Tengenberg bekannt machte.

Das erſte Wort, das Emerenz zu ihrem Vater ſagte, nachdem ihr Fuß die Schwelle von Deggenrain überſchritt, war:

„Jetzt, mein ſüßer Papa, wirſt Du an Graf Tengenberg ſchreiben, nicht wahr, daß meine Geſinnung im Frühling iſt, wie ſie im Spätjahr war.“

Veldegg mußte Wort halten. Er ſchrieb ſo, wie Emerenz es wünſchte. Tengenberg ſäumte keinen Augenblick zu kommen. Das Schickſal von zwei Menſchen war für immer entſchieden und verkettet.

Veldegg wünſchte die Vermälung hinaus zu ſchieben, ein Jahr, zwei Jahre, ſo lange wie möglich. Tengenberg wünſchte das Gegentheil und ſagte:

„Wozu ſoll dieſer Aufſchub dienen? Ich kann nur äußerſt ſelten auf wenige Tage, wie eben jetzt, Urlaub bekommen; folglich würden wir in einem flüchtigen Beiſammenſein keine Gelegenheit haben uns näher kennen zu lernen, wie das vielleicht Ihr Wunſch iſt.“ Oder eine zweite Prüfung der Geſinnung ſoll die erſte beſtätigen. Dann wäre aber auch eine dritte möglich — und doch würde nur unſere Geduld auf die Probe geſtellt, nicht unſere Treue — und dieſe iſt doch nur der Punkt, um den es ſich handelt.“

„Es wäre ſehr hart, mein ſüßer Papa, und gar nicht Dir ähnlich, wenn Du jetzt eine Prüfung anſtellen wollteſt, von welcher urſprünglich keine Rede war,“ ſagte Emerenz ſchmeichelnd.

Und die zwei Jahre des Aufſchubs ſchrumpften zu zwei Monaten zuſammen, die Tengenberg in ſeiner Garniſon zubrachte. Dort mußte der häusliche Heerd eingerichtet werden, an welchem er ſich mit Emerenz niederlaſſen wollte. Es war die Hauptſtadt einer Provinz. Die Tengenbergs hatten in der Stadt ein großes, herrſchaftliches Haus, und in der Provinz große Beſitzungen, die ehemals den beiden Linien von Obertengenberg und Untertengenberg gehörten. Es hatte aber bereits der Vater des Grafen Hellmuth ſeine Herrſchaft Untertengenberg an ſeinen Vetter von Obertengenberg verkauft, ſo daß dieſer im Beſitz der ganzen Herrſchaft Tengenberg war. Nur das Haus in der Stadt gehörte beiden Vettern gemeinſchaftlich, und Hellmuth hatte im Erdgeſchoß, das der Antheil ſeiner Linie war, ſeine Wohnung behalten, nachdem ſeine Eltern geſtorben waren. Selbſtverſtändlich mußte Alles neu und vollſtändig eingerichtet werden, ſo daß er in athemloſer Thätigkeit war und alle Handwerker zu einer ähnlichen antrieb.

Auch in Deggenrain war man ſehr thätig. Veldegg wollte das Hochzeitfeſt ſeiner Emerenz und ihre Ausſtattung ſo glänzend und großartig wie möglich haben. Um die letztere bekümmerte Emerenz ſich wenig, denn Gräfin Dorn und Baronin Althauſen waren von Beldegg mit dieſem Geſchäft betraut worden; — deſto mehr aber um das erſtere. Sie hätte die ganze Welt einladen mögen Zeuge ihres Glückes zu ſein, und es war ihr leid, auf die Verwandtſchaft, Freundſchaft und Nachbarſchaft ſich beſchränken zu müſſen.

„Was ſtellen Sie ſich denn eigentlich von der Ehe vor?“ fragte Miß Mac Allan ganz wehmüthig, als Emerenz eben ausgerechnet hatte, daß noch vierhundertachtzig Stunden bis zum Hochzeitstag zu durchleben waren.

„Eigentlich nur dreihundertvierzig,“ ſetzte ſie hinzu, „denn einhundertvierzig verſchlafe ich ungefähr . . . und das iſt mir ſehr lieb.“

Dann gab ſie Miß Mac Allan zur Antwort:

„Was ich mir von der Ehe vorſtelle? . . . genau kann ich es nicht ſagen . . . aber ſo etwas wie ein kleines Paradies.“

„Vergeſſen Sie nur nicht, liebſte Emerenz, daß im Paradieſe Gott der Herr mit den Menſchen ſprach . . . und die Schlange.“

„Gewiß nicht, beſte Miß! ich denke mir dieſe ſchöne Allegorie ſo, daß wir unſer Herz mit edeln und hohen Gedanken und Beſtrebungen erfüllen und uns von Allem was böſe und niedrig iſt fern halten ſollen.“

„Um das zu können, muß man die Mittel anwenden, die uns Gott zu dieſem Zweck gegeben hat: das Gebet und den Empfang der heiligen Sacramente.“

„Beten iſt: das Herz erheben über alles Irdiſche hinauf zu etwas Idealem — zu einem höchſten Weſen, einer Gottheit, einem Gott.“

„Nein, liebe Emerenz! beten iſt mit demüthigem Herzen bitten, flehen, ſeufzen, daß der barmherzige Gott uns die Gnade gebe, unſern oft ſo rebelliſchen Willen mit ſeinem heiligen Willen zu vereinigen.“

„Auf die Worte kommt nicht viel an, beſte Miß.“

„Worte ſind der Ausdruck unſerer Geſinnung, liebe Emerenz. Das richtige Wort ſpricht die richtige Geſinnung aus und aus dieſer geht die richtige Handlungsweiſe hervor.“

„Es iſt ſehr hart an meiner guten Geſinnung zu zweifeln, weil ich nicht ſo bete, wie Miß Mac Allan es verlangt.“ ſagte Emerenz lebhaft.

„Ich zweifle nicht an Ihrem guten Wollen, nur an deſſen Ausführung, weil der Menſch nun einmal ſo beſchaffen iſt, daß er nichts vermag ohne die Gnade.“

„Iſt das höchſte Weſen ein gütiges Weſen, ſo muß es dem Menſchen die Gnade geben, die ihm nothwendig iſt, um ſein ideelles Ziel zu erreichen;“ verſetzte Emerenz.

„Daran läßt es Gott nicht fehlen. Der Menſch iſt umringt, umfloſſen von Gnade. Aber um ſie zu ergreifen und ſie ſich zu eigen zu machen — dazu gehört ein Licht und eine Kraft, die erbetet, erfleht, errungen ſein wollen."

Da umarmte Emerenz Miß Mac Allan und ſagte:

„Wir wollen hoffen, daß ich dieſe Gnade, wenn nicht erbeten, ſo doch erringen werde."

„Das Gebet iſt ja gerade ein Ringen der Seele, um ſich Gott näher zu bringen," entgegnete Miß Mac Allan.

„Sehen Sie!" rief Emerenz froh, „jetzt ſagen Sie ungefähr daſſelbe, was ich zu Anfang unſeres Geſprächs ſagte. Jeder Menſch hat Sehnſucht nach Idealen: ideales Glück, ideale Liebe, ideale Vollkommenheit möchte er erreichen, und zu dieſen Idealen ſucht er ſich zu erſchwingen."

„Ja! aber der Schöpfer, der dieſe Sehnſucht nach Idealen in das Weſen des Menſchen legte, zeigte ihm zugleich den Weg, auf welchem er ſie erſtreben könne, nämlich an der Hand der chriſtlichen Offenbarung. Wer ihr nicht folgt, weiß ſich in den Conflicten, die früher oder ſpäter ihn heimſuchen werden, ſchwerlich auf dem Wege der Pflicht, der ja meiſtens ſehr dornenvoll iſt, zu erhalten. Wächterin und Lehrerin der Offenbarung iſt die heilige Kirche, und je inniger wir uns ihr anſchließen, ihr folgen, deſto mehr dürfen wir hoffen zu unſerem Ziele zu gelangen und uns nach den Geſetzen der ewigen Wahrheit und der ewigen Liebe zu bilden

— und das, liebſte Emerenz, iſt das Ideal, das unſerer Seele trotz ihrer tauſend Armſeligkeiten vorſchwebt."

„Ach, beſte Miß!" ſagte Emerenz ſinnend und mit einem Anflug von Wehmuth, „ich würde vielleicht Ihre Anſichten, Ihre Ueberzeugungen theilen, glauben wie Sie, beten wie Sie — wenn nicht mein theurer, mein heiß geliebter Vater auf einem ganz andern, viel freieren Standpunkt ſich befände. Er findet den Ihren zu beſchränkt, zu einſeitig ... und da mein Vater die höchſte Autorität für mich iſt, ſo folge ich ihm. Das dürfen Sie mir nicht übel nehmen."

„Gewiß nicht, meine arme liebe Emerenz," verſetzte Miß Mac Allan zärtlich und mit Thränen im Auge; „wie die Dinge hier ſtehen, wäre es ein Wunder, wenn Sie anders dächten. Dennoch bleibt auch das gewiß: Wer einer Autorität huldigt, die von Gott getrennt iſt, huldigt einem Idol — und da in der Idolatrie keine Wahrheit iſt, gibt ſie auch kein Licht und auf die Dauer keinen Frieden. Darauf müſſen Sie ſich gefaßt machen."

„Unglücksprophetin! lieben Sie mich ſo wenig!" rief Emerenz zürnend.

„Nicht doch! es wäre zu Ihrem Heil ... und ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage, auch dann, wenn ſie Ihnen unwillkommen iſt."

Eine ſolche Sprache verſtand Emerenz allzu gut, um nicht mit zärtlicher Dankbarkeit an Miß Mac Allan zu hängen.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit kam Baronin Althauſen mit ihrem Mann, um die letzte Hand an alle Einrichtungen zu legen. Jetzt ließ ſie ſich auch von Emerenz genau erzählen, wie ſich die Sache mit Graf Tengenberg gemacht habe, und mit nicht geringem Schreck erfuhr ſie, wie wenig Emerenz ihn kenne.

„Bei der Hochzeit in Grafenthurm ſah ich ihn einige Tage,“ ſagte Emerenz, „und er fiel mir ganz merkwürdig auf.“

„Wodurch?“ fragte die Baronin.

„Ich wollte ſagen, Tante, es ſei merkwürdig geweſen, daß er mir überhaupt auffiel . . . denn das war noch nie geſchehen. Bis dahin ſah ich zwar junge Männer, aber ich bemerkte ſie nicht; . . . ihn hingegen dermaßen, daß ich ihn gar nicht vergeſſen konnte und daß es feſt bei mir ſtand, als Papa bald darauf von einer Bewerbung ſprach: geht ſie von ihm aus, ſo nehme ich ſie an. Darauf hin kam er zu den Jagden und er gefiel mir noch viel mehr . . . und wie kein anderer Menſch.“

„Was gefiel Dir denn ſo ungemein an Graf Tengenberg?“

„Er gefiel mir, Tante, nicht dies und nicht jenes an ihm . . . ſondern er wie er iſt — und als er ſich erklärt hatte und ich ſeiner Zuneigung gewiß war . . . . da hätte Papa eine Probezeit von zehn Jahren feſtſetzen können — ich hätte ſie beſtanden. Dann kam er zur Verlobung und war drei Tage hier, ſo daß wir ein wenig in Ruhe mit einander ſprechen konnten. Da hat er mir geſtanden, er ſei höchſt jähzornig und könne in einem ſolchen Anfall keinen Widerſpruch leiden. Er wolle ſich aber beſſern. Einmal habe er in der Wuth einem Diener wegen eines kleinen Verſehens den Arm zerſchmettert und gar manchen Stuhl zertrümmert. Andere böſe Sachen habe er nicht gethan, nicht geſpielt, nicht getrunken, ſo daß er ſagen dürfe, er ſei ein recht braver, rechtſchaffener, verſtändiger Mann."

„Und wie ſteht es mit ſeinem Glauben?"

„Das weiß ich nicht, Tante. Er hat nichts darüber geſagt. Er beſitzt jedoch die Eigenſchaften, die Papa von ſeinem Schwiegerſohn begehrt . . . . und wir lieben einander von ganzem Herzen . . . . ja, ich glaube, daß er heftig in mich verliebt iſt."

„Ich glaube, daß es Dir ebenſo geht, Emerenz, und daß von ernſter Prüfung, ob Ihr zu einander paßt, keine Rede war."

„Es haben ſich ſchon drei oder vier Männer bei Papa um mich beworben, Tante, allein ſie exiſtirten gar nicht für mich. Da es jetzt ganz anders iſt, kommt es ohne Zweifel daher, weil wir für einander paſſen und unſer gegenſeitiges Glück begründen werden."

Wie von einem Alp war die Baronin von dem Gedanken bedrückt, wie es mit dem Empfang der Sacramente, bezüglich Tengenberg's, gehen werde. Emerenz war willig bereit, wenn der Vater nichts dawider habe. Baron Althauſen ſprach mit Veldegg und ſtellte ihm vor, wie ſchön es ſei, wenn Emerenz ſo recht im vollen Glanz eines reinen Herzens die Ehe eingehe, und überdies ſei ſie dies Beiſpiel der ganzen Gemeinde ſchuldig; in ihrer Stellung, geliebt und geehrt wie ſie ſei, dürfe ſie keinen Anſtoß geben. Veldegg verſetzte:

„Sobald Emerenz es gern thut, habe ich nichts dawider, beſter Onkel. Nur darf kein Zwang, d. h. keine Gewiſſensbeängſtigung angewendet werden. Was aber Tengenberg betrifft, ſo iſt er mit Vorſchlägen dieſer Art zu verſchonen. Geht ein ſolcher Wunſch von ihm aus — was ich ſehr bezweifle — ſo würde ſich natürlich die Sache anders ſtellen.“

Die Baronin ging mit ihren ſchweren Sorgen zum Pfarrer und verlangte, er ſolle die Trauung nur in dem Fall vornehmen, daß Tengenberg zuvor die Sacramente der Buße und des Altars empfange.

„Ich bin nicht zu einer ſolchen Forderung berechtigt, gnädige Frau Baronin,“ gab er zur Antwort.

„Sie würden ſie doch an den geringſten Tagelöhner von Teggenrain ſtellen, Herr Pfarrer.“

„Doch nicht, Frau Baronin! auch bei ihm müßte ich mich auf Vorſtellungen und Ermahnungen beſchränken, denn das heilige Concil von Trident ſagt mitnichten: es iſt nothwendig, ſondern nur: es iſt wünſchenswerth, daß die Brautleute, bevor ſie das Sacrament der Ehe empfangen, ihre Herzen durch das heilige Buß- und Altarsſacrament heiligen.“

Die Baronin war überraſcht; ſie hatte das nicht gewußt und gern hätte ſie mit dieſer großen Nachſicht gegrollt, wenn das einem Concilsbeſchluß gegenüber möglich geweſen wäre. Um ſo dringender wünſchte ſie, der Pfarrer möge Graf Tengenberg dazu ermahnen. Aber auch dies Anſinnen lehnte der Pfarrer ab, indem er ſagte, ſo etwas gezieme ſich für einen vertrauten Seelſorger, nicht aber für ihn. Ueberdies treffe Graf Tengenberg erſt am Vorabend des Hochzeitstages ein; es ergebe ſich alſo 'gar keine Gelegenheit zu einer Beſprechung mit ihm.

Die Baronin kehrte tief betrübt in das Schloß zurück. Sie fand Emerenz bei ihrem Mann, der ſeiner Frau entgegen rief:

„Sie bleibt auch als Gräfin Tengenberg immer ein wenig mein lieber kleiner Tauſendſaſſa. Weißt Du noch, Emerenz, wie Du declamirteſt „In ſeinem Löwengarten“ — und bei der Stelle „Und ſchlägt mit dem Schweif — Einen gewaltigen Reif,“ ungeheure Schwingungen mit Deiner kleinen Hand machteſt?“

Beide lachten und die Baronin ſagte wehmüthig:

„Ihr lacht und mir iſt zum Weinen.“

„Warum, liebe Tante?“ fragte Emerenz beſorgt.

„Ich war eben bei dem Pfarrer, um die Stunde der Trauung feſtzuſetzen ... und da muß ich fragen, ob Du glaubſt, Emerenz, daß Graf Tengenberg die heiligen Sacramente mit Dir empfangen werde.“

„Nur das der Ehe,“ gab Emerenz unbefangen zur Antwort.

„Woher weißt Du das ſo gewiß!“ rief die Baronin ſchreckenvoll.

„Bei ſeiner letzten Anweſenheit kamen wir auf die öſterliche Communion zu ſprechen. Als ich ihm ſagte, Miß Mac Allan halte ſtreng darauf, daß ich ſie alljährlich mache und Papa lege mir kein Hinderniß in den Weg, erwiederte er: Auch ich werde das nicht thun, denn das iſt eine Gewohnheit, die ganz gut für das fromme Frauengeſchlecht ſich geziemt. Andacht und Unterwürfigkeit ſind lieblich bei der Frau, läppiſch bei dem Mann. Daraus entnahm ich, daß er in dieſem Punkt Papa's Anſichten theilt — und das iſt mir ſehr lieb, ich würde nicht wiſſen, wem ich vertrauen, zu wem ich mich halten ſollte, wenn ihre Anſichten aus einander gingen und dies würde mein Herz zerreißen.“

„In kirchlichen Dingen muß man den Geboten der Kirche folgen, welche die Autorität von Gott erhielt und Gehorſam fordert.“

„Aber doch nur von Dem, der das glaubt, nicht wahr, Tante? . . . ſonſt gibt es Heuchler.“

„Liebes Kind, wer ſo redet, der ſucht einen Vorwand, um ſeine Gottloſigkeit zu beſchönigen, und ſagt, er fürchte die Heuchelei.“

„Tante!" rief Emerenz zürnend, „hältſt Du Papa, den beſten, den edelſten, deſſen Leben eine Kette von Selbſtverleugnung iſt, für gottlos!"

„Gottlos — wie man einen Verbrecher, einen Böſewicht zu nennen pflegt und zwar ſehr tiefſinnig und richtig — iſt Dein guter Vater ſicher nicht; aber gottlos, d. h. ohne Gott . . . ja, Emerenz, das iſt er . . . und das iſt auch, wie es ſcheint, Graf Tengenberg."

„Nenne es wie Du willſt, Tante! ſie ſind Beide eines Sinnes — das macht mich glücklich. Ihre Toleranz für andere Geſinnungen beweiſt mir zugleich, wie gut, wie liebevoll ſie ſind."

„Beſte Emerenz, Gleichgültigkeit bezüglich jeder religiöſen Anſicht verdient nicht den Namen Toleranz. Wer im Beſitze der Wahrheit iſt und mit dem Irrthum Nachſicht hat — der iſt tolerant."

„Nun, liebe Tante, findeſt Du, daß wir im Irrthum ſind, ſo habe Nachſicht mit uns, bis wir vielleicht einmal die Wahrheit, welche Du im Sinn haſt, erkennen," ſagte Emerenz ſo zärtlich und ſo anmuthig, daß das Herz der Baronin immer ſchwerer wurde im Hinblick auf die Zukunft dieſes liebenswürdigen Weſens.

Tengenberg's perſönliche Bekanntſchaft verſöhnte ſie etwas mit ihm. Er war eine ſchöne ritterliche Erſcheinung, ungezwungen im Benehmen, friſch und feurig in ſeiner ganzen Art und ſo hingeriſſen und bezaubert durch Emerenz, daß man hoffen durfte, dieſe werde nicht allzu ſehr unter ſeine Botmäßigkeit gerathen; — denn das war auch klar: die größere geiſtige Begabung war auf ihrer Seite.

Eine ganze Reihe von Feſten folgte dem Hochzeitstage. Daß ſie die Königin dieſer Feſte ſei — davon ſchien Emerenz keine Ahnung zu haben, ſo liebenswürdig, ſo aufmerkſam war ſie für die zahlreiche Geſellſchaft, welche ſie umgab. Nächſt Tengenberg war Niemand mehr von ihr entzückt, als ihr Vetter Harald Sternfels, und unverhohlen gab er dieſem Entzücken Ausdruck.

Es gab am dritten Tage ein Volksfeſt für die Dorfbewohner von Teggenrain. Im äußeren Hof waren Zelte aufgeſchlagen, unter denen geſchmauſt und getanzt wurde, während eine Kegelbahn zur Rechten und ein Carrouſſel zur Linken Abwechſelung der Vergnügungen darbot; denn das Feſt dauerte von zwölf Uhr Mittags bis nach Mitternacht, am Abend bei glänzender Beleuchtung des Hofes. Man kam truppweiſe aus dem Schloß, um an der Freude der Leute Theil zu nehmen, ja die niedlichen Comteſſen konnten nicht dem Reiz widerſtehen, ein wenig Carrouſſel zu fahren — während ſich Emerenz mit den Leuten, unter denen ſie zwanzig Jahre gelebt hatte, ſo theilnehmend unterhielt, daß jeder Einzelne denken durfte, ſie wiſſe ganz genau, was ihm während dieſer zwanzig Jahre an Leid oder Freude geſchehen ſei.

„Menſch! was ſind Sie für ein bevorzugter Sterblicher!“ rief Harald Sternfels und legte ſeine beiden Hände auf Tengenberg's Schultern.

„Wie ſo?“ fragte dieſer und trat mit ungeheuer froſtiger Miene einen Schritt zurück.

„Das brauche ich Ihnen wahrhaftig nicht zu erklären,“ verſetzte Harald und wendete ſich ſehr befremdet ab, indem er bei ſich ſelbſt dachte: Was iſt das für eine bärenhafte Natur, die nicht begreift, welch' unvergleichliches Geſchöpf ihm zu Theil wurde — oder iſt er von Eitelkeit ſo aufgeblaſen, daß er es nicht anerkennen will. —

Emerenz hatte verſprochen, am Abend vor ihrer Abreiſe die Geſellſchaft mit ihren mimiſch plaſtiſchen Darſtellungen zu unterhalten. Sie hatte im jüngſtverfloſſenen Winter in der Reſidenz Kunſtwerke des Pinſels und des Meißels geſehen, welche ſie entzückten und ihr Talent anregten. Sie gab eine ganze Reihe von Darſtellungen. Harald Sternfels hatte ſo etwas nie geſehen. Er konnte ſich gar nicht faſſen vor Entzücken und jammerte, daß kein Künſtler anweſend ſei, um dieſe allzu raſch verſchwindenden Bilder feſtzuhalten, denn jetzt könne man gar nicht faſſen, daß die hehre Urania und die fröhliche Terpſichore, die tragiſche Melpomene und die liebliche Erato ein und dieſelbe Perſon ſei. Ein großer Bildhauer müſſe dieſe vier Statuen in Marmor meißeln und ein großer Maler vier Gemälde malen: die troſtloſe Hagar in der Wüſte, die ſtralende Aurora mit Roſen in den Händen, die geheimnißvolle Sibylla perſica und — vielleicht das ſchönſte von allen — die Melancholie.

Andere fanden andere Darſtellungen ſchöner; man erörterte, man disputirte, Alle waren angeregt, wie das wahrhaft Schöne denn dieſe Wirkung zu haben pflegt, und als Emerenz ſchließen wollte, wurde ſie einſtimmig um „Das Mädchen aus der Fremde“ gebeten. Sie war ganz bereit und erſchien nach kurzer Zeit mit ihrem Korbe voll Blumen ſo holdſelig, wie die Verkörperung der Poeſie nur gedacht werden kann. Am Schluß aber, als ſie aus den Wandſchirmen unter die Zuſchauer trat, ſagte ſie, indem ſie die Roſe in ihren Gürtel ſteckte:

„Diesmal behalte ich ſie für mich.“

Da ſtürzte Harald auf ſie zu und rief:

„Ich flehe Sie an, geben Sie mir das Lorbeerreis.“

„Gern,“ ſagte Emerenz, und ſogleich war ſie umringt von allen jungen Mädchen und Männern, die zum Andenken an dieſen unvergleichlich ſchönen Abend um eine Blume aus dem Korbe der Poeſie baten. Emerenz vertheilte den Inhalt und Harald bekam das Lorbeerreis.

Ganz hinten im Saal mit verſchränkten Armen an die Wand gelehnt, ſtand Tengenberg finſter wie die Gewitternacht. Emerenz ging zu ihm und fragte:

„Nun, Hellmuth, wie gefalle ich denn Dir am beſten?“

„So wie Du jetzt biſt,“ gab er kurz zur Antwort.

„Das freut mich,“ entgegnete ſie unbefangen, „denn das iſt die wahre Emerenz.“

„Iſt Emerenz aber auch wahr?“ fragte er.

„Bis in's Herz hinein,“ erwiederte ſie, und ihre ſchönen Augen ſtralten ihn friedlich wie zwei blaue Sterne an.

Seine Starrheit ſchmolz dahin und er flüſterte:

„Ich glaube Dir.“ — —

Am andern Tage kam der für Emerenz namenlos ſchwere Abſchied von Deggenrain und ſomit von Allem, was bis jetzt ihre Liebe und ihr Glück geweſen war.

Gegen Abend fuhr die Kaleſche mit zwei brauſenden Eiſenſchimmeln vor, welche ſie zur Eiſenbahn bringen und dann, als ein Geſchenk ihres Vaters, nach ihrem künftigen Wohnſitz ihr folgen ſollten. Die ganze Geſellſchaft begleitete Emerenz, die am Arm ihres Vaters zum Portal ging, und der innere wie der äußere Schloßhof war voll Lieben, welche die junge Frau Gräfin bei ihrer Abreiſe noch einmal ſehen und grüßen wollten. Die Kaleſche war niedergeſchlagen und die ſchönſten Blumenſträuße lagen darin. Emerenz riß ſich von ihrem Vater los und ſtieg ein. Sie ſetzte ſich aber nicht; ſie legte eine Hand auf Tengenberg's Schulter um feſt zu ſtehen, nahm in die andere einen Blumenſtrauß, küßte ihn und grüßte mit ihm rings umher.

So blieb ſie ſtehen, um länger zu ſehen und geſehen zu werden. Fort rollte der Wagen. Ein lauter Hochruf folgte ihm und viele thränenfeuchte Augen blickten ihm nach, bis er jenſeits des großen Thores den Blicken entſchwand.

Beldegg, leichenblaß vor innerer Bewegung, dachte nicht blos an die ſcheidende Emerenz, ſondern zwanzig Jahre zurück an Hildegund, die er auch ſo lieblich, ſo jugendfriſch, ſo lächelnd unter Thränen der Heimat ihrer Jugend entführt hatte. Mit einer ſo troſtloſen Geberde legte er die Hand über die Augen, daß Graziane in Thränen ſchwimmend ſeine andere Hand ergriff, küßte und leiſe fragte:

„Haſt Du Graziane nicht auch ein wenig lieb, Papa?“

Er küßte zärtlich ihre Stirn, ſprechen konnte er nicht. Man zerſtreute ſich dahin und dorthin. Baronin Althauſen und Miß Mac Allan begaben ſich nach der Kirche; der Pfarrer begleitete ſie.

„Wie wird die Zukunft unſerer Emerenz ſich geſtalten,“ ſeufzte die Baronin; „ich habe kein Vertrauen zu ihrem dauernden Glück.“

„Das iſt es eben,“ ſagte Miß Mac Allan, „das Glück der Welt hat keine Dauer.“

„Ich denke,“ ſagte der Pfarrer, „daß die junge Frau Gräfin ſehr unglücklich werden kann oder ſehr heilig — vielleicht beides . . . doch ſehr glücklich — das wohl nicht.“

Er öffnete die Thür der Kirche. Sie traten ein. Die ſinkende Sonne des Frühlingsabends umfloß den Tabernakel mit Roſenglut und das ewige Licht der Lampe ſchimmerte in dem roſigen Feuer wie ein blaſſer Stern. Die beiden Damen knieten nieder und beteten; der Pfarrer betete ſein Brevier. Die Zeit verging. — —

Als ſie die Kirche verließen, war die Sonne untergegangen, in der Kirche herrſchte Dämmerung und das ewige Licht leuchtete jetzt wie ein heller Stern. Der Pfarrer ſagte:

„So iſt's im Leben, gnädige Baronin; wenn der irdiſche Glanz ſchwindet, gehen himmliſche Geſtirne auf."

Viertes Kapitel.

Das Tengenberg'ſche Haus, das Emerenz bewohnen ſollte, war ein alter ſtattlicher Bau, der über dem Erdgeſchoß ein Stockwerk und über dieſem ein hohes gebrochenes Dach mit Manſarden und ein Frontiſpice hatte, welches das Tengenberg'ſche Wappen in Stein gehauen trug. Das Haus ſchaute ſehr ariſtokratiſch das Treiben auf der Gaſſe gleichſam nur über die Schulter an, denn es lag nur mit einer Giebelſeite an der Straße. Die eine Langſeite mit Portal, Balkon und Frontiſpice ging in den Hof, der durch ein großes Gitterthor nach der Straße ſich öffnete; die andere Langſeite ging in den Garten, der für einen Stadtgarten ungewöhnlich groß war und einige Gruppen von ſchönen alten Kaſtanien-, Akazien- und Nußbäumen hatte. Die hohe Mauer, die ihn rings umgab, war dicht tapezirt mit wildem Wein, mit Epheu und mit Reben. Am Ende des Gartens, dem Hauſe gegenüber, lag ein kleines Gewächshaus, um ſeltene und zarte Pflanzen und Blumen theils zu überwintern, theils zu ziehen.

Das Erdgeſchoß des Hauſes gehörte dem Grafen Hellmuth; der erſte Stock ſeinem Vetter, dem Grafen Andreas; die Manſarden und die Hofgebäude waren getheilt zwiſchen beiden. Graf Andreas lebte nicht hier; er war in der diplomatiſchen Laufbahn und kam nur zuweilen, um ſeine Mutter zu beſuchen, für welche ein Theil des oberen Stockes eingerichtet war, den ſie als Wittwe den größten Theil des Jahres bewohnte.

Im November des vergangenen Jahres, als die Hochzeitfeſte in Grafenthurm ſtattfanden, ſaß die verwittwete Gräfin im Tengenberg'ſchen Hauſe in ihrem kleinen bequem eingerichteten Cabinet, deſſen Fenſter in den Garten ging. Sie war im tiefen Traueranzug, der im Einklang war mit dem Gram, der auf ihrem Antlitz lag. Sie hielt eine Arbeit in den Händen, doch dieſe lagen auf ihrem Schooß und ihr Auge ſchien ganz andere Dinge zu ſehen, als ihre Tapiſſerie. Zuweilen fuhr ſie aus dieſer Verſunkenheit auf; nahm ſich zuſammen, richtete ſich aus ihrer gebeugten Stellung auf und blickte aus dem Fenſter, um ſich von ihren Gedanken abzuwenden. Allein der Garten bot keinen erheiternden Anblick. Der Blumenſchmuck war dahin, der Raſen entfärbt, das Laub braun und todt, mehr auf der Erde, als an den kahlen Baumzweigen, die ganze Natur erſtorben. — —

Gräfin Tengenberg betrauerte den Verluſt ihrer einzigen Tochter, die vor drei Monaten ſtarb und ihrem

Gatten ſieben Kinder hinterließ. Einige Jahre zuvor war ihr älteſter Sohn geſtorben und Graf Andreas war jetzt ihr einziges Kind. Er war im Lande, war gekommen auf den Wunſch der langſam hinſiechenden Schweſter, die mit heißer Liebe an ihm hing, war an ihrem Sterbebett und hielt ſich darauf längere Zeit, theils zum Troſte ſeiner Mutter und ſeines Schwagers, theils in eigenen Geſchäften im Lande auf. Jetzt aber war er im Begriff abzureiſen und zwar zur Geſandtſchaft nach Madrid. Von Obertengenberg, wo er vierzehn Tage zwiſchen ſeinen Beamten und Geſchäftsleuten verweilte, ſollte er heute zurückkehren.

Ein Wagen rollte in den Hof. Er war es. Die Gräfin eilte ihm entgegen und ſchloß ihn weinend in ihre Arme, während ſein ernſtes ſanftes Auge zärtlich auf ſie herabſchaute.

„Du kommſt . . . um zu gehen, Andreas,“ ſagte die Gräfin ſchmerzlich.

„Ich komme wieder, liebe Mama,“ entgegnete er tröſtend.

„O ſage das nicht, Andreas! . . . Johannes kommt nicht wieder . . . Suſanna kommt nicht wieder . . . da verzagt das Herz bei jedem Abſchied, der doch immer eine Mahnung an die letzte Trennung iſt.“

„Vielleicht verlangt Gott nicht mehr ſo ſchwere Opfer von Dir, theure Mama,“ ſagte Andreas, ſetzte ſich neben ſeine Mutter und berichtete mit gemüthlicher

Ausführlichkeit Alles, was er in Oberlengenberg geſehen, gehört, gethan hatte.

Ihr Auge hing an ihm während er ſprach, und ihr ganzes Herz war in ihrem Blick: ein Gemiſch von Liebe, von Freude, von Wehmuth. Andreas war ein Mann von zweiunddreißig Jahren und nicht das, was man nennt ein ſchöner Mann. Er war nicht groß, er hatte nichts Frappantes in ſeinen Zügen, ſeiner Haltung; es war möglich, daß man in der Menge an ihm vorüber ging, ohne ihn zu bemerken. Hatte man ihn aber bemerkt, ihn in's Auge gefaßt, ſo war es ſchwer, ihn zu vergeſſen; ſchwer, andere ſchönere Männer mit ihm zu vergleichen — ſo edel ſah er aus, ſo edel, als ob der innere Adel ſeine Züge gebildet habe, ſein Antlitz durchleuchte. Doch waren ihm tobende Schmerzen und wilde Kämpfe durch die Seele gegangen; denn er war ein ſterblicher Menſch, ein Sohn des Staubes, und als ſolcher mit dem Staube verwandt und von der Schlange angehaucht, die im Staube ſich windet.

Vor zehn Jahren kam er als Botſchafts-Attaché nach Paris. Er lernte dort eine Frau kennen, die jung wie er und durch eine Convenienzheirath mit einem Mann von ſechszig Jahren verbunden war, den beſtändige Kränklichkeit noch älter machte und deſſen Hinfälligkeit nur durch ärztliche Kunſt und Hülfe geſtützt wurde. Andreas war ein energiſcher Charakter, ein glühendes Herz; was er ergriff, das hielt er feſt —

und was ihn ergriff, das ſetzte ihn in Flammen. Er verfiel in eine heftige Leidenſchaft für jene Frau und ſie wurde erwiedert. Beide träumten ſich in die Seligkeit einer Ehe hinein, ſobald dieſe durch einen Todesfall möglich gemacht werde. Das dauerte fünf Jahre. Da ſtarb der Gatte. Andreas glaubte am Ziel zu ſein. Aber die ſchöne Wittwe wurde immer kälter und kälter, denn der Verſtorbene hatte ihr allerdings ſein großes Vermögen hinterlaſſen, doch nur ſo lange ſie seinen Namen führe. Verehelichte ſie ſich wieder, ſo wurde ſie mit einer unbedeutenden Geldſumme abgefunden. Andreas hatte wenig Vermögen; — ſo hätte denn die ſchöne Wittwe ſich in einer ſehr beſchränkten Lage zurecht finden müſſen. Dies entſprach durchaus nicht ihrer Neigung und ſie brach mit Andreas. Da es aber auch nicht ihrer Neigung entſprach Wittwe zu bleiben, ſo vermälte ſie ſich kurz nachher mit einem Mann der großen Finanz, der keinen andern Vorzug beſaß, als den — Erzmillionär zu ſein. Andreas war zerdonnert. Doch nur einen Augenblick. Ich habe es verdient, ſprach er zu ſich ſelbſt. Da ſtarb ſein älterer Bruder, Graf Johannes, ganz unerwartet und unvermält und Andreas wurde ſein Erbe und Herr auf Tengenberg. Da ſprach er in tiefſter Zerknirſchung des Herzens zu ſich ſelbſt: Dieſe Fügung göttlicher Barmherzigkeit habe ich nicht verdient. Wäre mir dieſe Erbſchaft vor vier Wochen zugefallen, ſo wäre ich jetzt mit einer Frau verbunden, deren Geſinnung zu dem Niedrigſten gehört, was gedacht werden kann . . . mit einer Frau, deren Herz durch Geld zu gewinnen iſt. Von dieſem unerhörten Unglück hat göttliche Fügung mich befreit . . . und ich habe es nicht verdient! . . . —

Andreas ließ ſein Herz von dieſem Stral der Gnade demüthig durchleuchten, und die Täuſchungen irdiſcher Nebelgebilde löſten ſich mehr und mehr in ihr Nichts auf. In ſeinem äußern Leben änderte er nichts. In der Laufbahn die ihm zuſagte verblieb er, nicht ſowohl um eine große Carriere zu machen, viel weniger um ſich in der großen Geſellſchaft zu unterhalten, ſondern um die Verhältniſſe der Staaten Europa's und die Lage der Völker kennen zu lernen. Deshalb ließ er ſich binnen fünf Jahren, welche auf jene Cataſtrophe ſeiner Liebe folgten, von Paris nach Stockholm und von dort nach London — jetzt nach Madrid verſetzen. Seine Mutter ſowie Verwandte und Freunde fanden dies Verfahren ſehr verkehrt, weil weder eine höhere Stellung noch höherer Gehalt mit dieſem Wechſel verbunden war; doch dieſen hatte er nicht nöthig und jene lockte ihn nicht.

„Du könnteſt ſchon eine ſelbſtſtändige Stellung haben, Andreas,“ ſagte ſein Vetter, Graf Hellmuth, „wenn Du Deinem diplomatiſchen Gaſtrollenſpiel entſagen wollteſt, und an einem kleinen Hof könnteſt Du eine hervorragende Perſönlichkeit ſein.“

„Ich habe gar keine Luſt in einem Krähwinkel hervorzuragen,“ verſetzte Andreas lächelnd.

„Das iſt keine hohe Geſinnung, Andreas! Julius Cäſar wollte lieber in einem Krähwinkel der Erſte, als in Rom der Zweite ſein.“

„Jeder hat ſeine Marotte, Julius Cäſar ſo gut wie Andreas Tengenberg,“ entgegnete dieſer höchſt gleichmüthig.

Seine Mutter hatte ganz andere Wünſche. Er ſollte ſich vermälen und ſich auf ſeinem herrlichen alten Schloß zu Obertengenberg niederlaſſen. Allein auch dazu hatte Andreas keine Luſt. Er hatte eine allzu ernſte Lehre bezüglich des ſchönen Geſchlechts bekommen, um nicht auf ſeiner Hut zu ſein, und er hatte es ſeiner Mutter offen geſtanden, damit ſie in ſeiner Weigerung keinen Eigenſinn ſehen möge.

Jetzt aber, nach dem Tode ihrer Tochter, ſteigerte ſich der Wunſch der Gräfin mehr und mehr; und obwohl er im Begriff war abzureiſen, drang ſie nochmals lebhaft in ihn. Sie nahm zärtlich ſeine Hand in ihre Hände und ſagte:

„Hätteſt Du doch während dieſer Monate ein wenig an meinen Herzenswunſch gedacht, Andreas, dann wären wir jetzt gewiß nicht am Vorabend einer Trennung, die mir ſchwerer denn je wird und die mich ſo zu ſagen kinderlos macht; . . . denn Spanien iſt mir ſo fremd, ſo fern, daß mir ſcheint, meine Gedanken könnten gar nicht ſo weit reichen, gar nicht in dieſer unbekannten Welt Dich finden. Wäre es nicht viel ſchöner, wenn Du, ſtatt nach Madrid zu reiſen, nach Obertengenberg zu Deiner liebenswürdigen Frau zurückkehrteſt.“

„Beſte Mama, um eine liebenswürdige Frau zu gewinnen, müßte ich liebenswürdiger ſein, als ich bin.“

„Das iſt leeres Gerede, Andreas; doch das iſt richtig: Wenn Du Dich nach Deiner Weiſe gar nicht um junge Perſonen bekümmerſt, ſo haben ſie keine Gelegenheit Dich kennen zu lernen.“

„Ich glaube, liebſte Mama, daß Gott mich ganz und gar untauglich findet, ein guter Ehemann zu ſein.“

„Sprich keinen Unſinn, Andreas. Vor Jahren wäre das wahrſcheinlich der Fall geweſen; denn die Axe der Pflicht, um die ſich das Leben des Menſchen bewegen ſoll, ſtand bei Dir nicht feſt auf der Grundlage der Religion. Doch jetzt, da Du den ewigen Halt begriffen und ergriffen haſt, jetzt würdeſt Du ein vortrefflicher Ehemann ſein und würdeſt ſehr gut verſtehen, ein ſo unerfahrenes Weſen, wie eine junge Frau nun einmal iſt, zu leiten.“

„Beſte Mama, ich habe nun einmal die Idee, daß Gott die Sache anders ſieht. Was er nicht will, das geſchieht nicht.“

„Das klingt ja, als ob Du Dich dem Fatum unterworfen wähnteſt.“

„Das nicht, Mama, wohl aber einer göttlichen, einer liebevollen Vorſehung.“

Die Gräfin ſchwieg. Was hätte ſie dawider ſagen können. Andreas fuhr fort:

„Einſt hat mich ein Nebelbild in die Irre geführt; jetzt möchte ich ein Weſen finden, das mich dem Himmel näher bringt. Allein ich ſuche es nicht; denn wenn ich ſuchte, liefe ich Gefahr, meine Wünſche der Wirklichkeit zu unterſchieben. Ich glaube an Fügungen der göttlichen Vorſehung, welche das Heil meiner Seele für die Ewigkeit bezwecken. Dieſer Glaube ſteht, wie ich hoffe, feſt in mir, weil ich ihn mir unter den ſchwerſten Kämpfen errungen habe. Eine Frau nehmen, nur um eine Frau zu haben, beſte Mama, das kann ich nicht! . . . das widerſtrebt meinem Herzen und meiner Vernunft, die etwas Höheres begehren. Wird es mir nicht zu Theil, ſo muß ich Entſagung üben.“

Die Gräfin war gerührt und erbaut, vermochte es jedoch nicht zu ſchweigen und ſagte:

„Man hat auch Rückſichten auf die Familie zu nehmen, auf ihr Beſtehen, ihre Fortdauer.“

„Hellmuth iſt ja da und wird es ohne Zweifel mit Vergnügen übernehmen dafür zu ſorgen,“ entgegnete Andreas.

„Hellmuth iſt da . . . allerdings! ich habe jedoch unſere Linie im Auge.“

„Liebſte Mama, die Welt und die Zeit kommt mir nicht ſchön genug vor, um mich zu dem Verlangen zu beſeelen, meine Nachkommen möchten ihre Herrlichkeit genießen. Die großen Prinzipien, die dem Leben Inhalt, Stütze und Würde geben, ſind vielfach vermorſcht, und folglich werden auch die Charaktere vielfach morſch, ſo daß ſie vor ſchweren Prüfungen erliegen müſſen. Man kann nicht mit freudiger Zuverſicht in eine ſolche Welt hinein ſeine Nachkommen ſchicken.“

„Ach, Andreas!“ rief die Gräfin ungeduldig, „wenn Viele ſo dächten, würde die Welt bald ausſterben.“

„Nun, Mama, das iſt vor der Hand nicht zu beſorgen,“ erwiederte Andreas lachend; „Hellmuth iſt auf einer Hochzeit. Wer weiß, ob ihm das nicht Luſt gibt, bald Hochzeit zu halten.“

„Er muß eine reiche Braut finden, und in unſerm Stande ſind reiche Mädchen ſelten. In der Nähe von Grafenthurm ſind die Veldegg'ſchen Töchter, und die ſind vermögend durch ihre Mutter. Doch ſo viel ich weiß, lebt die arme irrſinnige Frau noch immer . . . und es gehört auch Muth dazu, die Tochter einer Geiſteskranken zu heirathen. Uebrigens ſagt man, die Emerenz Veldegg ſei ein reizendes Geſchöpf, klug, ſchön und vortrefflich erzogen.“

Wollte die Gräfin ihren Sohn neugierig machen dies reizende Geſchöpf kennen zu lernen, ſo mißlang ihre Abſicht, denn Andreas ging auf Geſchäftsſachen über und ſagte:

„Ich muß Dir noch mittheilen, Mama, daß ich vor einigen Tagen einen höchſt zufriedenen Brief von meinem Schwager erhielt, der über die Ausgleichung des gefürchteten Prozeſſes mit Gräfin Dorn ganz ſelig iſt und mich den geſchickteſten Diplomaten Europa's nennt, weil ich in drei Tagen perſönlicher Beſprechung mit der Gräfin die Ausgleichung zu Stande brachte, die dem Advokaten ſeit drei Jahren nicht gelang."

„Das freut mich für Dich und für den guten Conſtantin," ſagte die Gräfin, und ihren Hauptgedanken wieder aufnehmend, ſetzte ſie hinzu: „Nicht wahr, Du haſt damals bei Gräfin Dorn ihre beiden Enkelinnen geſehen, die ſogenannten Dornröschen Roſemund und Roſalie?"

„Geſehen — ja, beachtet — nein!" verſetzte Andreas ſeiner Mutter die Hand küſſend.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter war er auf dem Wege nach Madrid.

Als Emerenz im nächſten Frühling in das Tengenberg'ſche Haus als Hellmuth's Gattin einzog, konnte ſich die Gräfin nicht enthalten für ſich zu ſeufzen: O wäre doch dies reizende Geſchöpf meine Schwiegertochter.

Emerenz war ſelig in ihrer neuen Behauſung. Das alte ſtattliche Haus mit ſeiner Steinmetzarbeit, zwiſchen Hof und Garten liegend, machte einen ernſten aber vornehmen Eindruck ſchon von Außen. Dem entſprechend war das Innere. Die breite bequeme Treppe, die großen Flügelthüren, die hohe Lambris in den geräumigen Zimmern, die Fenſterrahmen — Alles von Eichenholz, welches durch die Zeit dunkelbraun gefärbt war — waren lauter Dinge, die man in modernen Häuſern nicht findet, die aber einen gewiſſen hiſtoriſchen, angeerbten Stempel trugen, welcher ſie, wenn auch nur im Kleinen, an Deggenrain erinnerte. Die Einrichtung der Zimmer war freilich im Geſchmack der Neuzeit, jedoch ſo gehalten, daß die ernſten Gemächer freundlich und behaglich waren. Daß ihre Zimmer in den Garten ſahen, daß ſich das eine durch eine große Fenſterthür unmittelbar in den Garten öffnete, daß in der Mitte eines friſchen Raſenplatzes ein Springbrunnen von Waſſerpflanzen umgeben, mit goldenen Kugeln ſpielte, daß in den alten dicht belaubten Bäumen die Vögel ihr Morgen- und Abendlied ſangen: jedes Einzelne und Alles zuſammen überraſchte und beglückte Emerenz; weil ſie nicht erwartet hatte, ein wenig Ländlichkeit mitten in der Stadt zu finden. Nachdem ſie einige Tage gebraucht hatte, um ſich in ihren neuen Verhältniſſen zu orientiren, beſchrieb ſie in einem bogenlangen Brief ihrem Vater Alles ſo genau wie möglich und ſchloß mit den Worten:

„Mein Reich iſt nicht groß, beſchränkt ſich auf die Hälfte eines Hauſes und auf einen Garten; doch keine Königin kann in ihren großen Staaten glücklicher ſein als ich; — als wir! Ja, wir ſind ſo glücklich, daß wir die Stunden des Schlafes bedauern, weil wir dann unſeres Glückes nicht bewußt ſind.“

Ein anderes Mal ſchrieb ſie:

„Es freut mich, lieber Papa, Dir ſagen zu können, daß Hellmuth ſich ſelbſt verleumdete, als er mir von ſeiner furioſen Heftigkeit ſprach. Wahr iſt's — im Hauſe hat er kaum Veranlaſſung dazu. Ich meide Alles, was ihn reizen könnte, bin ſo nachgiebig, daß Miß Mac Allan angenehm überraſcht ſein würde, und kommt eine kleine Unannehmlichkeit durch Dienſtboten oder ſonſt wie vor, ſo begütige ich oder ſcherze darüber. Von Außen her berührt uns nichts. Nachdem die nothwendigen Pflicht- und Anſtandsbeſuche gemacht und erwiedert ſind, leben wir ganz zurückgezogen, um ſo mehr, als der geſellige Kreis ſehr klein iſt, da gar Manche, wie auch die Tante Tengenberg, fünf bis ſechs Monate auf dem Lande zubringen. Wir begehren durchaus keine Geſelligkeit. Ich habe Hellmuth und er hat Emerenz, und das genügt uns.“

Auch im Winter war von Geſelligkeit keine Rede, denn Emerenz ſah ihrer Niederkunft entgegen und war ſehr leidend. Gräſin Tengenberg war ungemein für ſie eingenommen und nahm ſich ganz mütterlich ihrer an. Sie ſchrieb ihrem Sohn nach Madrid:

„Durch dieſe Emerenz iſt Leben und Intereſſe in mein armes einſames Daſein gekommen. Sie iſt nicht nur ein reizendes, ſondern auch ein liebes Geſchöpf, obſchon ich mit Kummer ſagen muß, daß ſie blutwenig Religion hat, und was ſie etwa hat, wird ohne Zweifel bei und durch Hellmuth verſchwinden, denn ſie iſt ſehr in ihn verliebt. Bis jetzt geht die ganze Häuslichkeit ſo glatt wie auf Schienen. Mögen keine Stürme kommen.“

Als Andreas dieſe Zeilen las, ſprach er zu ſich ſelbſt: Wie man ſich täuſchen kann! eine Frau, die mit Hellmuth glücklich iſt, muß ſehr oberflächlich oder ſehr unbedeutend ſein.

Als Beldegg ſeine Tochter beſuchte, um die Bekanntſchaft ſeiner kleinen Enkelin zu machen, ſagte Emerenz ganz durchſtralt von Freude und Zufriedenheit:

„Das nächſte Mal, lieber Papa, wirſt Du einen Enkel finden . . . und dann fehlt uns nichts zu unſerm Glück.“ —

Gewittertage.

Erſtes Kapitel.

Emerenz ſaß am Flügel und ließ ihre Finger auf den Taſten umherirren, bis die verſchlungenen Modulationen und kreiſchenden Diſſonanzen den harmoniſchen Accord fanden, in welchem ſie ſich auflöſten, wie wilde Wolkenzüge im Licht des aufgehenden Mondes. Auch durch ihre Bruſt gingen Wolkenzüge. Sie war im zweiten Jahr ihrer Ehe. Es hatte damit begonnen, einen Trauerflor über den Schluß des erſten zu werfen: ſie hatte ihre kleine Tochter verloren und ſie nahm eine gewiſſe Leere in ihrem Leben wahr. Liebesglück, Mutterhoffnung, Mutterfreude hatten bis jetzt nichts der Art aufkommen laſſen. Als ſie das Kind verlor, das ſie ſelbſt nährte, das während drei Monaten Tag und Nacht der Gegenſtand ihrer zärtlichſten Sorgfalt war, that ſich eine Lücke auf; — war es in ihr — war es um ſie her — ſie wußte es nicht! aber ſie wußte auch nicht ſie auszufüllen; ſie fühlte nur eine große unbeſtimmte Entbehrung. In dem zahlreichen häuslichen Kreiſe von Deggenrain war ſie an ein reges geiſtiges Leben gewöhnt. Das Streben ihres Vaters ging ja dahin, ſeinen Kindern eine ernſte gründliche Bildung zu geben; demnach umgab er ſie mit Perſönlichkeiten, welche — jede in ihrer Art — auf dies Ziel hin arbeiteten. Man intereſſirte ſich für Wiſſenſchaft, Kunſt, Literatur; man machte Muſik; es wurde vorgeleſen; zur Abwechſelung wurde Flur und Wald durchſtreift, oder ein munterer Ritt gemacht, oder Schlittſchuh gelaufen; — genug, Emerenz hatte die Langweil bisher nur als Wort, nicht als Wirklichkeit gekannt. Jetzt machte ſie dieſe unerfreuliche perſönliche Bekanntſchaft. Ihr Mann hatte jene Intereſſen nicht. Er hatte ſeine Fachwiſſenſchaften ſo weit getrieben, wie es eben nöthig war, um ein Examen gut zu beſtehen; als er es abgethan hatte, beſchäftigte er ſich wiederum nur nach vorgeſchriebener Pflicht mit Kriegswiſſenſchaft. Er fand, daß der Soldat zum Einhauen da ſei; verſtehe er gut zu reiten und ſei er muthig, ſo genüge das. Jede Lectüre war ihm zuwider.

„Wozu der gedruckte Plunder?“ fragte er unbefangen; „was in den Zeitungen ſteht, erleben wir, was in Romanen ſteht, ſehen wir oder thun wir und was in Reiſebeſchreibungen ſteht — das ſind entweder Lügen oder die gleichgültigſten Dinge von der Welt: ein Miſchmaſch von ſchönen Gegenden, von unbekannten Leuten, von abgeſchmackten Sitten ꝛc. ꝛc., ein Miſchmaſch, der für uns von gar keinem Gewicht iſt.“

Emerenz ſchlug ihm vor, die Lebensbeſchreibungen großer Männer des Alterthums mit ihr zu leſen; unter ihren Büchern ſei der Plutarch. Er rief:

„Um keinen Preis, lieber Engel. Das paßte für Euer Univerſitätsleben zu Deggenrain, wo die Studien ganz merkwürdig florirten. Du haſt aber jetzt die Schuljahre hinter Dir . . . Du mußt nur das üben, was Du gelernt haſt. Auf die Praxis kommt Alles an.“

Da aber in ſämmtlichen Büchern der armen Emerenz kein Wort davon ſtand, wie man einen Gemahl zu unterhalten habe, der ungemein ſchwer zu unterhalten war, ſo mußte ſie ſich erſt dieſe Praxis erdenken, bevor ſie an deren Ausübung ging.

„Setze Dich zu mir und erzähle mir etwas . . . was Du willſt! das iſt meine liebſte Unterhaltung,“ ſagte Hellmuth fort und fort.

Zuerſt war Emerenz ganz entzückt von dieſer Geſinnung und ſie erzählte Alles, was ſie ſeit ihrer erſten Kindheit bis zu ihrer Verheirathung in ihrem Gedächtniß fand. Nach und nach erſchöpfte ſich aber der Stoff, den ſie Tag für Tag ausbeuten mußte; ja er gab Veranlaſſung zu einem ſtürmiſchen Auftritt.

Emerenz erwähnte unbefangen der Bewerbungen um ihre Hand. Mit zornſprühenden Augen rief Hellmuth:

„Wer waren dieſe Frechen!“

„Ich weiß es nicht, lieber Hellmuth.“

„Das iſt unmöglich! ... Du mußt es wiſſen ... und ich will es wiſſen.“

„Ich wiederhole Dir, ich weiß es nicht. Man hat ſich immer an Papa mit der Anfrage gewendet. Da ich, bevor ich Dich kennen lernte, nie die mindeſte Neigung für irgend Jemand, noch auch für die Ehe ſpürte, ſo war mir die Bewerbung höchſt gleichgültig und immer bat ich Papa mir keinen Namen zu nennen, damit ich jenen Bewerbern gegenüber in meiner vollen Unbefangenheit verbleiben könne.“

„Du ahnſt aber doch, wer ſie waren — alſo ſprich.“

„Es ſchickt ſich nicht von den Körben zu ſprechen, die man austheilt,“ ſagte Emerenz ſcherzend.

„Alſo weißt Du die Namen und verſchweigſt ſie mir!“ rief er heftig. „Ich dulde keine Heimlichkeiten!“

„Und ich habe keine Heimlichkeiten,“ ſagte ſie kalt.

„So ſchwöre mir, daß Du die Namen nicht weißt.“

„Ich weiß ſie nicht, Hellmuth. Es zu beſchwören fällt mir nicht ein. Der Eid iſt eine heilige Sache und iſt nicht dazu beſtimmt, einer kindiſchen Anforderung Genüge zu thun.“

„O Falſchheit der Weiber!“ rief Hellmuth wüthend und überſtürzte Emerenz mit einem ſolchen Strom von Vorwürfen, daß ſie ſchließlich in Thränen ausbrach.

„Spare Deine Krokodilsthränen,“ rief Hellmuth außer ſich vor Zorn, nahm die Taſſe, die vor ihr ſtand und ſchleuderte ſie gegen den Ofen, ſo daß ſie in tauſend Scherben zerſprang und verließ in Wuth das Zimmer.

Emerenz ſammelte weinend die Scherben der ſchönen Taſſe auf, die zu einem wunderhübſchen Theegeſchirr gehörte, welches Baron Althauſen mit Anſichten von Walldorf, Hainau und Deggenrain eigens für ſie zum Hochzeitsgeſchenk hatte malen laſſen.

Mit der zerſchmetterten Taſſe brach ſich Hellmuth's Zorn. Er kam nach einiger Zeit wieder, bat um Vergebung, verſprach eine neue Taſſe malen zu laſſen — und von der Streitfrage war nicht mehr die Rede.

Ein anderes Mal kam wiederum Das zum Vorſchein, was Emerenz den launenhaften Jähzorn ihres Mannes nannte. Er war am liebſten mit ihr allein.

„Deine Geſellſchaft genügt mir, und das muß gegenſeitig ſein,“ hatte er von Anfang an geſagt.

Emerenz fand das zuerſt ganz in der Ordnung, nach und nach aber nicht durchzuführen. Hellmuth's Verhältniſſe ließen keine totale Abſperrung zu, und hatte man die Einladung der Frau des Generals angenommen, ſo erforderte es die Höflichkeit, daß die Einladung der Frau des Oberſt nicht ausgeſchlagen werde. Dieſe Frau, ein paar Jahre älter als Emerenz, war ſehr angenehm, ſehr gebildet, Mutter von zwei kleinen Kindern, ſo daß zwiſchen ihr und Emerenz eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten lag, durch welche ſympathiſche Gefühle bei den jungen Frauen geweckt wurden und eine Annäherung hervorriefen. Dies fand Hellmuth empörend.

„Wie ich dieſe Intimität, dieſe Freundſchaft zwiſchen Weibern haſſe!“ ſagte er verſtimmt.

„Sie iſt doch ſehr unſchuldig,“ wendete Emerenz ruhig ein.

„Mit nichten! . . . ſie läuft darauf hinaus, daß über die Ehemänner geklagt wird.“

„Keine von uns Beiden hat Veranlaſſung zu ſolchen Klagen. Hätten wir ſie aber auch, ſo müßteſt Du uns doch genug Zartgefühl zutrauen, um darüber zu ſchweigen.“

„Geheimnißkrämerei iſt immer dabei im Spiel . . . . und dieſe iſt Vorläuferin der Intrigue . . . dieſer Wonne der Weiber.“

„Hellmuth! Hellmuth!“

„Ja, ſage nur Hellmuth! Hellmuth! . . . . Hellmuth hat Recht, wenn er wiederholt: die Wonne der Weiber.“

„Ich habe Dir keine Urſache zu einer ſolchen Behauptung gegeben und eben ſo wenig — das iſt meine Ueberzeugung — die gute Ida Verſen.“

„Ida Verſen! ſchrecklich! Ida!“

„Was haſt Du gegen den armen kleinen Namen, der in der ungeheuern Menge von Worten ein ſo geringes Plätzchen einnimmt?“ fragte Emerenz ſcherzend.

„Ah bah! an dem Namen liegt mir nichts! . . .

allein ich haſſe dieſe Vertraulichkeit. Nenne Gräfin Verſen wie es ſich ziemt Gräfin Verſen.".

„Du nennſt Deine Kameraden, wenn Du mit mir ſprichſt, keineswegs Graf A. und Prinz B., warum ſoll ich eine Freundin nicht bei dem Namen nennen, unter welchem ſie mir lieb iſt."

„Du ſollſt keine Freundin haben, wiederhole ich!" verſetzte Hellmuth blaß vor Zorn; „ich muß Dein Eines und Alles ſein .... Dein Freund, Dein Vertrauter, Dein Rathgeber. Bin ich das nicht, ſo zerſtörſt Du die Einigkeit, das Glück unſerer Ehe und machſt uns Beide grenzenlos elend."

Emerenz wollte etwas erwiedern, doch er ließ ſie nicht dazu kommen, ſondern ſprach fort und fort in ſtets erhöhtem Ton und mit ſtets verſtärkten Ausdrücken. Dabei rannte er im Zimmer hin und her mit ſo wüthenden Geberden, daß ſich Emerenz in ihrer Sophaecke ganz klein zuſammendrückte, um ſeine Evolutionen nicht zu beeinträchtigen. Schließlich ſtürmte er hinaus. Sie ſchöpfte Athem und weinte bittere Thränen. Den eigentlichen Grund ſeines Zornes verſtand ſie nicht; ſie fühlte nur, daß Hellmuth ihr das Leben furchtbar ſchwer mache. Er wollte ihr Eines und Alles ſein, allein er bot ihr weiter nichts als Das, was er ſeine raſende Liebe nannte, keine Unterhaltung, keine geiſtige Anregung, kein Intereſſe für ernſte Fragen, keinen Verkehr mit Perſonen, die ihr zuſagten. Er wiederholte beſtändig:

„Ich bin für Dich da und Du biſt für mich da. Das genügt uns.“ Es genügte ihr aber keineswegs, und wenn ſie auch nicht dies Gefühl aufkommen laſſen wollte, ſo fragte ſie ſich doch zuweilen im Stillen ſehr niedergeſchlagen: Alſo dies iſt eine Liebe? ... Dies iſt ein Glück? — Nach dem frühen Tode ihrer kleinen Tochter trat die wehmüthige Stimmung auch im Aeußern hervor, und Hellmuth äußerte darüber ſein entſchiedenes Mißfallen.

„Ein Kind von drei Monaten iſt Dir lieber, als Dein Mann,“ ſagte er.

„Warum thuſt Du mir weh, Hellmuth?“ fragte ſie ſanft.

Dann brach er gewöhnlich in einen Sturm von Zärtlichkeit aus, überhäufte ſie mit Liebesworten und mit Liebkoſungen. Zuweilen jedoch blieb er dabei.

„Wäre ich, wie es ſein ſoll, Dein Eines und Alles, ſo würde der Tod des Kindes Dir nicht ſo zu Herzen gehen.“

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten ſoll,“ entgegnete ſie; „aber das weiß ich, Hellmuth: eine Entſchuldigung wäre hier ſo wenig am Platz, wie eine Liebesverſicherung.“

„Aber ich werde nicht müde Dir Liebesverſicherungen auszuſprechen!“ brauſte er auf.

„Ja ... das iſt ſo Deine Art, doch nicht die meine.“ — —

Gräfin Tengenberg war ſehr liebevoll für Emerenz und dieſe ſchloß ſich ihr herzlich an; indeſſen beſtand doch zwiſchen ihnen eine zwiefache Schranke; die eine war das taktvolle Schweigen, das Emerenz bezüglich Hellmuth's gegen die Tante beobachtete; die andere war ihr Mangel an Religioſität. Im erſten Winter hatte die Gräfin einmal geſagt:

„Liebe Emerenz, Du wirſt ohne Zweifel vor Deiner Niederkunft die heiligen Sacramente empfangen wollen. Der Pfarrer von St. Florian und Caplan Burgel am Hochſtift ſind zwei vortreffliche, hochgeachtete Geiſtliche. Es gibt deren noch viele Andere; ich nenne nur dieſe, weil ich ſeit Jahren ſie kenne und ſchätze.“

„Tauſend Dank, liebe Tante, ich will es mit Hellmuth beſprechen,“ gab Emerenz zur Antwort.

Sie that es. Er verſetzte kurz:

„Das iſt ganz überflüſſig! Haſt Du Etwas gethan, was Dein Gewiſſen beſchwert, ſo ſage es mir und damit baſta.“ — —

Später ſchrieb Miß Mac Allan und erinnerte an die öſterliche Pflicht. Emerenz ſagte zu Hellmuth:

„Ich habe dieſe Vorſchrift immer beobachtet. Miß Mac Allan hielt es für unerläßlich . . . ſchon des Beiſpiels wegen.“

„Dieſer Grund fällt hier weg und einen andern gibt es nicht!“ verſetzte Hellmuth verſtimmt; „die Heimlichkeitskrämerei zwiſchen einem Geiſtlichen und Dir dulde ich nun einmal durchaus nicht.“

Damit war die Sache abgethan und kam nicht wieder zur Sprache, auch nicht von Seiten der Gräfin Tengenberg, denn ſie ſah, daß es ganz umſonſt war. — —

Jetzt im zweiten Winter, da Emerenz in der Geſellſchaft Fuß gefaßt hatte, konnte Hellmuth unmöglich ihr Abſperrungsſyſtem, wie die Tante es ſcherzend nannte, inne halten. Dadurch hatte ſie denn Unterhaltung und Zerſtreuung, doch keine leichtere häusliche Exiſtenz. Hellmuth tadelte ſie unaufhörlich. Sie hatte zu viel getanzt, zu viel geſprochen, zu viel gelacht — — nach ſeiner Meinung, während Frauen von maßgebendem Urtheil, wie Gräfin Verſen und Gräfin Tengenberg übereinkamen, ſelten ſei ſo viel Takt, ſo viel Grazie und ſo viel Lebhaftigkeit in einer jungen Frau vereinigt zu finden.

Als Emerenz am Flügel ſaß und den Schlußaccord ihrer Phantaſien gefunden hatte, ließ ſie die Hände ſinken und ſprach halblaut: „Dann erloſchen die feſtlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das ſind nur Wunden und ſind nur Schmerzen.“ — — Nein! Nein! ſetzte ſie energiſch hinzu, erhob ſich und trat an das Fenſter. Der Garten lag unter dem Leichentuch des Schnees. Jetzt iſt es Winter, dachte Emerenz; es kommt aber auch der Frühling wieder ... auf ihn will ich hoffen. — —

Hellmuth ſtürmte herein wie ein Ungewitter und rief:

„Harald Sternfels iſt eben gekommen, iſt hieher verſetzt und bleibt folglich hier. Iſt es Dir ſehr lieb?“

„Es iſt mir lieb. Harald iſt ein guter und angenehmer Menſch.“

„Er war aber raſend in Dich verliebt und hatte deſſen kein Hehl.“

„Davon weiß ich nichts. Wir ſind verwandt und er iſt Tini's Bruder. Dies begründet unſere freundlichen Beziehungen und ich hoffe, daß er Dir gefallen wird. Er ſingt wunderſchön . . wir werden Muſik machen und das haſt Du ja gern.“

„Ja . . . von Dir allein und für mich allein . . . aber nicht mit dieſem Harald.“

„Was haſt Du gegen Harald?“

„Was ich gegen alle Männer, gegen alle Menſchen, gegen alle Dinge habe, die Dich intereſſiren, mit denen Du Dich beſchäftigſt, die Dich von mir abziehen.“

„Aber Hellmuth, das iſt ja wahnſinnige Eiferſucht.“

„Eiferſucht — ja! wahnſinnig — nein! Eiferſucht gehört zur Liebe.“

„O nein! ſie iſt eine Krankheit der Liebe.“

„Genug, meine Liebe iſt unzertrennlich von Eiferſucht.“

„Und die meine iſt unzertrennlich von Vertrauen, lieber Hellmuth.“

„Gleichgültigkeit und ein kaltes Herz kennen keine Eiferſucht."

„Habe ich ein kaltes Herz!" rief Emerenz und ihre ſchönen Augen ſtralten ihn vorwurfsvoll an.

„O!" ſeufzte er, „ich liebe Dich zu ſehr ... buchſtäblich zu ſehr .... denn ich bin dadurch unglücklich."

„Nicht durch die Liebe, Hellmuth, ſondern durch das Mißtrauen, das Du gegen mich hegſt und wozu ich Dir nie Veranlaſſung gab," ſagte Emerenz traurig.

„So iſt's! ... ich kann's nichts ändern."

„O Hellmuth! welch furchtbares Leben bereiteſt Du mir, wenn ſich Deine Eiferſucht mit Deinem Jähzorn verbindet," ſeufzte Emerenz.

„Sprich nicht ſo!" rief er und ſchloß ſie mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit in ſeine Arme; „ich liebe Dich ſo unausſprechlich, ſo namenlos, daß mir eine ſolche Aeußerung ein Dolchſtich iſt. Denn ich möchte Dein Leben ſelig ... ja überſelig machen! ... ich meine, Du würdeſt es ſein, wenn Du mich liebteſt, wie ich Dich liebe ... und dann kommt eine ſolche Aeußerung, die mir beweiſt, daß Du an meiner Seite Dich elend fühlſt! Begreifſt Du denn nicht, Emerenz, daß mich das in Verzweiflung ſtürzt."

„Deine Chimären machen Dich elend, Hellmuth und durch ſie werde ich unglücklich. Gib ſie auf, laß dieſe thörichte Eiferſucht fahren und wir leben glücklich und zufrieden. Aber unter dem ewigen Druck Deines Mißtrauens zu exiſtiren und dennoch froh zu ſein — dies überſteigt meine Kräfte."

Er hatte ſich allmälig durch ihre Ruhe beruhigen laſſen und ihr zugeſtanden, daß ſeine Chimären die Todfeindinnen des Glücks in jeder Ehe ſein müßten; dennoch war ſein letztes Wort:

„Lieber wär' es mir doch, dieſer Harald Sternfels wäre nicht hieher verſetzt worden." — — —

Jetzt *wußte alſo* Emerenz wie es mit ihrem Mann ſtehe, und daß Eiferſucht der eigentliche Grund einer Launenhaftigkeit ſei, welche ihr bis dahin ganz unbegreiflich geweſen war. Sie hoffte ihn zu heilen durch Anwendung von zwei Mitteln: Vorſicht und Unbefangenheit. Ließ ſie ſich durch ſeine Verkehrtheit nicht einſchüchtern, weder ängſtlich noch traurig machen, ſo mußte er ſich ja nach und nach von ſeiner Thorheit überzeugen. Aus dieſer Hoffnung ſchöpfte ſie Muth, und die heitere Seite ihres Charakters kam wieder zur Geltung. Die Geſellſchaft war in dieſem Winter ſehr belebt; man tanzte, man unterhielt ſich durch alle Veranſtaltungen, die einen Faſching munter machen, und Emerenz Tengenberg war die allgemein Gefeierte und zugleich — was keineswegs immer Hand in Hand geht — die allgemein Beliebte.

Hellmuth hatte ſeiner Frau ſtreng unterſagt in ihrem Zimmer Beſuch zu empfangen, und nur für einige wenige Damen hatte er dies Interdict aufgehoben.

In jenen Vormittagsſtunden, welche in der Geſellſchaft für Beſuche feſtgeſetzt ſind, befand ſich Emerenz, wenn ſie ſelbſt keine zu machen hatte, in ihrem Salon und las oder machte Muſik.

Sie war eines Morgens in eine Arbeit vertieft, welche ihr viel Vergnügen machte. Sie war eine geſchickte Holzſchnitzerin und ſchnitt nach Zeichnungen, welche ſie ſelbſt entwarf, Käſtchen, Bilderrahmen und tauſend Kleinigkeiten in Lindenholz aus. Jetzt war ſie mit dem Korbe für einen Blumentiſch beſchäftigt, hatte eine große Schürze vorgebunden und ſtarke Handſchuhe an, um mit den Werkzeugen nicht den Händen wehe zu thun.

Graf Sternfels wurde gemeldet und Harald trat in den Salon, der vor ihrem Zimmer lag. Die Verbindungsthüre war offen und die Portiere zurückgeſchlagen: ſo ſtand er auf der Schwelle des Zimmers, bevor ſich Emerenz ihrer Schürze und Handſchuhe entledigt hatte. Er trat ein, ſah ſich um und ſagte:

„Es heißt, ein Zimmer gebe Aufſchluß über den Charakter ſeines Bewohners. Hier ſieht es ja aus wie in einer Schreinerwerkſtatt und nichts Olympiſches verräth, daß hier ein Götterkind wohnt.“

„Bitte, Harald, ſprechen Sie nicht ſolchen Unſinn,“ erwiederte Emerenz, „und ſagen Sie mir, welche von dieſen Zeichnungen Ihnen als Rahmen um einen ovalen Toiletteſpiegel am Beſten gefällt.“

Sie führte ihn zu einem Tiſch, der mit allerhand Apparat zum Zeichnen bedeckt war. Harald nahm einige Zeichnungen in die Hand und fragte:

„Eigene Compoſition?“

„Größtentheils! Die Compoſition iſt der Hauptſpaß.“

„Ja, ja! das Götterkind iſt zugleich eine geniale Künſtlerin.“

„Wer iſt das Götterkind und die geniale Künſtlerin?“ ließ Hellmuth ſich vernehmen, der inzwiſchen eingetreten war und hinter Beiden ſtand.

„Hier iſt es!“ rief Harald; „leider bin ich es nicht, der dieſe Benennung für meine ſchöne Couſine erfunden hat. Die ganze Geſellſchaft nennt ſie einſtimmig das Götterkind und beneidet Sie, den glücklichen Sterblichen, zu welchem es ſich herabgelaſſen hat.“

Alle Welt kannte Hellmuth's eiferſüchtige Neigung, und die Männer machten ſich unter einander über ihn luſtig und ſuchten ihn zu necken, ſo weit es mit Rückſicht auf ſeine Frau möglich war. Harald war überzeugt, daß Hellmuth jetzt in ſtiller Wuth ſei, und da er dies im höchſten Grade unvernünftig fand, ſagte er ſo gemüthlich wie möglich zu Emerenz:

„Jetzt muß ich mir mit Ihrer Erlaubniß, die Behauſung des Götterkindes im Einzelnen betrachten und dann genau an Tini berichten, die ſich da unten im Banat als Nachbarin der Türken, in einem Bauernhauſe zurechtfinden muß.“

„Sie werden hier gar nichts finden, was der hohen Abkunft des Götterkindes entſpricht,“ entgegnete Emerenz munter.

Harald beſah und beſprach Alles.

„Sie haben zu viel Geräth auf Ihrem Schreibtiſch und allerhand geſchmackloſe Sachen: Marmor, Bronce, Porzellan durcheinander; räumen Sie etwas auf, denn es macht ſich wie eine Boutique von bric-à-brac.“

„Daraus wird nichts, mein Herr Couſin! es ſind Geſchenke, es ſind Andenken, die ich gern vor Augen habe.“

„Sie werden doch nicht ſentimental ſein, meine ſchöne Couſine. . . . — Was iſt denn aber das?“

Er war zu einem Tiſch gegangen, auf welchem ein Bäumchen in Lindenholz geſchnitzt ſtand, in deſſen Zweigen Photographien in kleinen Rahmen von Epheu hingen.

„Die Arbeit iſt wunderhübſch . . . das Ganze ſcheint mir aber doch ein wenig ſchwerfällig.“

„Das findet Hellmuth auch,“ verſetzte Emerenz.

„Das iſt aber etwas ganz Exquiſites!“ rief Harald vor einem dritten Tiſch, auf welchem zwiſchen verſchiedenen Körbchen und Käſtchen eine Truhe von Schildkrot mit der feinſten eingelegten Arbeit von Silber ſich befand. „Das iſt ein Kunſtwerk . . . das iſt wirklich etwas Schönes.“

„Nicht wahr? es gefällt auch und über Alles. Hellmuth hat es mir zum Geburtstag geſchenkt.“

„Wo fanden Sie dieſe kleine koſtbare Truhe?“ fragte Harald zu Hellmuth gewendet.

„Weiß nicht! meine Tante beſorgte ſie,“ murrte Hellmuth aus dem Lehnſtuhl heraus, in den er ſich vergraben hatte.

„Darf ich Ihre Bücher anſehen?“ fragte Harald und öffnete ohne Umſtände den Bücherſchrank. Dann las er die Titel: „Die Odyſſee ... die Ilias ... Sophocles’ Tragödien ... Plutarch’s Lebensbeſchreibungen ... Ganz in der Ordnung! Das Götterkind lebt in der antiken Welt der Götter und Heroen. Jetzt kommen pflichtſchuldigſt Goethe’s und Schiller’s Werke an die Reihe ... Aha! Johannes von Müller’s Weltgeſchichte! Die iſt voll Leben und Kraft, ohne Parteifarbe; ... — lauter ernſte Bücher ... Bücher, bei denen man ſich nicht langweilt, wenn man ſie wieder zur Hand nimmt ... deſto mehr hier: franzöſiſches, engliſches, italieniſches Wörterbuch, nebſt entſprechender Grammatik ... eine Rubrik, ganz unwürdig des Götterkindes“ ... —

„Ihm ſehr nothwendig!“ rief Emerenz lachend.

„Dieſe Entdeckung ernüchtert mich etwas ... ich werde ſie gegen Tini verſchweigen. — Alſo auf Wiederſehen heute Abend bei Gräfin Verſen und morgen bei dem Salonengel!“

„Bei wem?“

„Bei Baronin Elkhof, die mit ihren Mienen und

Geberden à la Sainte Nitouche zum Salonengel wird.“

„Ah, Sie ſind jetzt entlarvt! Sie ſind der Böſewicht, der den Leuten Spitznamen gibt! ich hörte noch nie etwas von einem Salonengel!“ rief Emerenz; „Du vielleicht, Hellmuth?“

„Weiß nicht!“ murrte er aus ſeinem Lehnſtuhl heraus.

„Adieu, Sie bevorzugter Sterblicher!“ warf Harald ihm zu und entfernte ſich.

Jetzt brach ein ſolcher Sturm von Vorwürfen über Emerenz ein, daß ſie weder eine Erklärung, noch eine Vertheidigung verſuchte, bis endlich Hellmuth ganz heiſer vor Zorn mit den Worten ſchloß:

„Heute Abend gehen wir nicht zu Gräfin Verſen. Du ſollſt für mich leben, nicht für die Geſellſchaft und am wenigſten für ſolche Gecken, wie Harald Sternfels, deſſen Inſolenz alle Begriffe überſteigt.“

Emerenz hatte ſchweigend wieder zu ihren Werkzeugen gegriffen.

„Findeſt Du das nicht?“ fragte Hellmuth und ſtellte ſich drohend vor ſie hin.

„Nein,“ ſagte ſie trocken; „er iſt ein munterer, unbefangener Menſch, und unſer Verkehr iſt immer auf dieſem Fuß geweſen.“

„Schlimm genug für ein junges Mädchen, ſchlimmer für eine Frau.“

„Lieber Hellmuth, wenn auf der Welt nichts Schlimmeres vorfiele, ſo ſtände es gut mit ihr.“

„Es iſt der Weg zum Schlimmſten.“

„Höre auf mich zu kränken, Hellmuth . . . Du machſt mir das Leben unerträglich!“ brach Emerenz heftig aus; „ich bin nicht an eine ſolche Behandlung gewöhnt und bin auch nicht geſonnen, mich an ſie zu gewöhnen. Ein Mann, der ſeine Gattin nicht achtet, verdient keine Achtung, und am wenigſten von ihr.“

Dieſer hohe Ton machte ihn betroffen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen ſei und der Strom von Vorwürfen ging in einen Strom von Liebesverſicherungen über, der freilich für den Augenblick ſeine Sinnesänderung ausſprach, jedoch keine Bürgſchaft für gründliche Beſſerung gewährte. Selbſtverſtändlich hob Hellmuth das Interdict gegen die Soiree bei Gräfin Berſen auf, und Emerenz erſchien munter wie immer, anmuthig wie keine Andere. Hellmuth ſah es. Freute es ihn oder ſchmerzte es ihn? „O, wenn außer mir Niemand ſie ſehen würde . . . dann wäre ich glücklich,“ ſeufzte er.

Zweites Kapitel.

Mehr als zwei Jahre waren ſeit ihrer Heirath verſtrichen und Emerenz war noch nicht wieder in Deggenrain geweſen. Ihr Vater hatte ſie zweimal beſucht: zuerſt allein, dann mit ihren Geſchwiſtern. Jetzt endlich konnte Hellmuth nicht länger ausweichen; er wollte Urlaub nehmen und einige Wochen des Spätſommers mit ihr in Deggenrain zubringen. Je weniger Emerenz in ihrer Ehe jene Befriedigung gefunden hatte, welche ſie in ihrer Unkenntniß des Wechſels und Wandels alles Menſchlichen einſt träumte — je ferner es ihr lag dies Reich irdiſcher Unvollkommenheit durch das Reich der Gnade zu unterbauen und zu erheben: deſto mehr trug ſie Verlangen nach der Heimat ihrer Jugend, nach dem friſchen freien Leben im Vaterhauſe. Hellmuth faßte dieſe Sehnſucht in ſeiner Weiſe als eine Kränkung auf und ging verſtimmt, wie Emerenz jubilirend, nach Deggenrain. Er wurde aber ſo liebevoll, ſo ganz als Sohn empfangen und behandelt — in Allem was geſchah, wurde er als ſo unzertrennlich von Emerenz betrachtet, daß nach und nach die Ueberzeugung ſich in ihm Bahn brach, in Deggenrain ſuche Niemand Emerenz ihm abſpenſtig zu machen.

„Biſt Du denn noch immer recht glücklich, meine Emerenz?“ fragte ihr Vater in der erſten ſtillen Stunde, die er mit ihr hatte.

„O gewiß, mein lieber Papa,“ entgegnete ſie und ihr Auge ſchimmerte von Thränen der Rührung und Wehmuth; „nur ganz anders, als ich es mir vorgeſtellt hatte.“ — Und um keine betrübende Deutung im Vaterherzen zuzulaſſen, ſetzte ſie hinzu: „O wenn jetzt meine kleine Hildegund mit uns wäre!“ —

Auf dieſe Weiſe waren die Wolken von Schwermuth motivirt, die Beldegg zuweilen wahrnahm. Er durfte hoffen, daß ſie Erſatz für den Verluſt der Kleinen finden werde und berührte nicht wieder die Herzenswunde, die doch eigentlich einen andern Grund hatte. Da Hellmuth ſich ſehr beherrſchte, um ſeine eiferſüchtige Neigung nicht aufkommen zu laſſen, ſo ging Emerenz mit einem Scherz, wenn ſie doch einmal durchbrach, über ſie hinweg, und da ſeine Liebe zu Emerenz unverkennbar war, ſo konnte man dieſe Ehe für eine recht glückliche halten.

Emerenz fand Deggenrain außerordentlich verändert. Das Schloß, der Garten, der Hof, die Zimmer, die Tagesordnung — das Alles war wie früher; aber es lebte hier nicht mehr derſelbe friſche Geiſt. Robert war fort und mit ihm, als Begleiter, Herr Knapp. Mademoiſelle Gournay war fort, weil ſie ihr Muſiktalent nicht länger hier verwerthen konnte, denn Graziane war nicht muſikaliſch. Sie war überhaupt ein ſtilles Weſen, ſehr empfänglich, doch nicht anregend. Die guten alten Freunde Miß Mac Allan und Herr Zweiger waren freilich da, allein es fehlten ihnen die jungen Weſen, die ſie bilden ſollten, und die ihnen bis dahin Stoff genug für ihre Thätigkeit geboten hatten.

Nach der Heirath ſeiner älteſten Tochter hatte Beldegg eine Leere geſpürt, welche ſeine beiden jüngeren Kinder nicht ausfüllten — ſei es wegen ihrer Jugend oder wegen ihrer Charaktere: Robert war voll Trotz und Selbſtzufriedenheit wegen ſeiner geiſtigen Fähigkeiten und wegen ſeines Wiſſens, Graziane war fügſam, doch ſo ſtill, ſo verſchloſſen, daß man nicht klar in ihr Inneres ſehen konnte. Beide waren durch dieſe Anlagen minder anſprechend, als Emerenz mit ihrer offenen, reichen, großartig angelegten Natur, und liebte Beldegg ſie auch zärtlich, ſo fühlte er ſich doch nicht ſo beglückt, ſo befriedigt durch ſie, wie durch ſeine unvergleichliche Emerenz.

Die Baronin Erting war den ganzen Sommer und bis gegen Weihnachten in Grafenthurm, und von Deggenrain konnte man zu Pferd oder im leichten Wagen Grafenthurm in einer halben Stunde erreichen.

„Die Stunden, in denen ich gewohnt war, Emerenz zu ſehen, ſind mir eine wahre Qual — dermaßen vermiſſe ich ſie," hatte Beldegg niedergeſchlagen zu Eugenia geſagt.

„Sie werden, glaube ich, leichter mit dieſer Sehnſucht fertig," verſetzte Eugenia, „wenn Sie jene Stunden nicht zu Hauſe zubringen. Grafenthurm iſt ja ſo nahe."

„Treue Freundin!" erwiederte Beldegg und drückte dankbar ihre Hand.

„Gerade in ſolchen Augenblicken kann die Freundſchaft wirklich wohlthuend ſein — was ihr ſelten vergönnt iſt," ſagte Eugenia; „gewöhnlich nimmt ſie im Leben der Menſchen und im Reich der Empfindungen beſcheiden den zweiten und dritten Platz ein. Die Freude iſt groß, wenn ſie einmal auf dem erſten erſcheinen darf — und Sie dürfen verſichert ſein, daß Sie mir keinen Dank ſchuldig ſind."

So machte es ſich, daß Beldegg täglich die Abendſtunden in Grafenthurm zubrachte.

„Warum bringen Sie nicht zuweilen Ihre Kinder mit?" fragte einmal Eugenia. „Ich bin überzeugt, daß die liebe kleine Graziane Sie gern begleitete."

„Graziane iſt erſt fünfzehn Jahre alt und noch nicht eigentlich geſellſchaftsfähig," erwiederte Beldegg lächelnd.

„Ich meinte dies nicht für Zeiten wenn ich viel

Beſuch habe. Dazwiſchen gibt es aber doch gar manche ſtille Tage, in denen ich mit Feodora allein bin.“

„Würde ſich Fräulein Feodora zu meiner kleinen Graziane herablaſſen?“ wendete er ſich an dieſe.

„Wir kennen uns ja ſeit Jahren, und gegenüber der Schweſter meiner geliebten Emerenz, iſt von keiner Herablaſſung die Rede,“ ſagte Feodora ganz ſchwärmeriſch.

Graziane war von dieſer Einladung entzückt, wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren es zu ſein pflegt, wenn es in ein Freundſchaftsverhältniß mit einer Zwanzigjährigen treten kann. Später ändert ſich das nicht ſelten, und die Zwanzigjährige zieht ſich zurück von einer Freundin, die inzwiſchen fünfundzwanzig Jahre alt wurde und die ſchon zu den Alten gezählt wird. Jetzt aber fühlte ſich Graziane ſehr geſchmeichelt durch ihren vertraulichen Umgang mit Feodora. Dieſe hatte große Neigung zu ſchwärmeriſchen Gefühlen. Lieben und geliebt werden — nämlich in Ekſtaſe ein Idol anbeten und als Idol angebetet werden — dieſe Sorte von Liebe war für Feodora die nothwendigſte Vorbedingung zur Ehe; war das Ideal, das ſie in traulichen Geſprächen Grazianen vor Augen ſtellte.

„Deine Schweſter,“ ſagte ſie, „hat wenigſtens eine Ahnung von dieſem Ideal, aber meine arme Schweſter... nicht die leiſeſte Spur! Es genügt ihr, daß der gute Heldern ein rechtſchaffener kluger Mann iſt, den ſie achten muß und zu dem ſie Vertrauen haben kann. Das hält für's Leben vor, ſo meint ſie; ich behaupte aber, Graziane, eine ſolche Ehe iſt nicht werth, daß ſie gelebt werde, und wir wollen eine ſolche nicht eingehen."

„Durchaus nicht!" rief Graziane begeiſtert.

Miß Mac Allan machte Veldegg aufmerkſam, daß der intime Verkehr mit Feodora nicht heilſam für Graziane ſei, die ihr kindliches einfaches Weſen mit Ueberſpannung vertauſche. Er nahm das ſehr übel auf und erwiederte, Graziane könne nicht ewig Kind bleiben; ſie ſei in dem Alter einer Uebergangsepoche; da ſtelle ſich nicht ſelten eine gewiſſe Ueberſpannung ein, die mit der Zeit wieder verſchwinde und der jungfräulichen Ruhe Platz mache. Dies war im Allgemeinen richtig und Miß Mac Allan ſchwieg.

Kaum war das Weihnachtsfeſt vorüber, ſo ging Veldegg mit ſeinem ganzen Hauſe in die Reſidenz, wo er vier Monate blieb und erſt nach Deggenrain zurückkehrte, als Eugenia ihre Ueberſiedelung nach Grafenthurm vornahm. Er hatte ſich dermaßen an den ununterbrochenen Umgang mit ihr gewöhnt, daß es ihm ein Lebensbedürfniß war, ſie täglich zu ſehen. Seine Kinder fühlten ſich nicht durch dieſe Neuerung beeinträchtigt. Graziane ging ganz auf ſie ein, und Robert trieb mit Eifer ſeine Studien und widmete ſeine freie Zeit mit Leidenſchaft der Jagd und den Pferden. Ein wildes Pferd zu bändigen und zuzureiten war ſeine Glückſeligkeit, und ſein Vater freute ſich über dieſe Liebhaberei, die allerdings etwas wagehalſig, doch für einen Jüngling minder gefährlich als manche andere ſei.

Auf dieſe Weiſe war die Zeit verſtrichen, bis Emerenz nach Deggenrain kam. Selbſtverſtändlich wurde ſie von einer großen Veränderung im häuslichen Leben ſehr überraſcht — und nichts weniger als angenehm. In den erſten Tagen, als auch Robert kam, war Beldegg ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß Eugenia in den Hintergrund trat. Nachdem er aber von ſeinen Kindern umgeben einen muntern Ritt nach Grafenthurm gemacht hatte, wo die ganze Cavalcade von Eugenia mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen wurde, war die alte Gewohnheit wieder angeknüpft und er ritt täglich nach Grafenthurm, wenn auch nur auf eine halbe Stunde. Eugenia wurde nicht müde, mit einer Begeiſterung, die man ſelten an ihr wahrnahm, über Emerenz ſich auszuſprechen und dem Vater, dem Erzieher dieſer unvergleichlichen Tochter, indirect die höchſte Bewunderung zu zollen. Kein Wunder, daß Beldeg nicht müde wurde ihr zuzuhören — und ſo zog ſich das Band zwiſchen ihnen immer feſter. Emerenz hatte von jeher eine Abneigung gegen Eugenia gefühlt, die ſie nicht zu erklären wußte. Mit tiefer geheimer Betrübniß nahm ſie wahr, wie nicht nur ihr Vater, ſondern auch Graziane, ganz und gar für die Baronin

Erting eingenommen war, und immer mehr drängte ſich ihr die Beſorgniß auf, Eugenia beabſichtige eine Ehe zwiſchen ihrem Sohn und Graziane. Sie wagte nicht, mit ihrem Vater dieſen Punkt zu beſprechen, doch der treuen Miß Mac Allan offenbarte ſie ihre Sorgen und ſagte:

„Es iſt erſtaunlich, wie eingenommen Graziane für Feodora, ja für ganz Grafenthurm und für Alles, was da lebt und webt, voll Theilnahme iſt."

„Es kann kaum anders ſein," verſetzte Miß Mac Allan; „Graziane wird von der Baronin Erting mit Zärtlichkeit und von Fräulein Feodora mit ſchwämeriſcher Freundſchaft überhäuft . . . Das gefällt ihr, und ſie bemüht ſich es zu erwiedern — ſo kommt ſie in eine gewiſſe Schwärmerei hinein, die ich zu bekämpfen ſuche — was aber ſeine Schwierigkeiten hat, da Ihr Herr Vater ſie darin beſtärkt . . . wenn auch nicht gerade mit Worten."

„Papa wird wiſſen was er thut," ſagte Emerenz leiſe ſeufzend; „ich, liebe Miß, zittere aber bei der Vorſtellung, daß ſich die ſchwärmeriſchen Gefühle meiner Schweſter auf den Baron Ignaz erſtrecken könnten. War er häufig in Grafenthurm?"

„Er kommt nie dahin. Er findet Grafenthurm und überhaupt das Landleben unausſtehlich. Er beſucht ſeine Mutter jeden Winter auf drei bis vier Wochen in der Reſidenz, wo ſie dann ihm zu Ehren einen glänzenden Ball gibt, und ſich bemüht, wie man ſagt, ihn zur Ehe zu bewegen. Bis jetzt vergeblich. Er erſcheint wie ein Komet, er verſchwindet wie ein ſolcher . . . um dann in Paris auf- oder eigentlich unterzugehen."

„Alſo den Eindruck macht er!"

„O, einen namenlos traurigen! In der großen Geſellſchaft mag er ſich zuſammen nehmen oder angeregt werden; wenn er aber mit uns ſpeiſte oder Abends eine kurze Erſcheinung machte, kam er mir vor, wie ein Menſch, der ſich ſeines Ruins bewußt iſt . . . wenn auch nicht klar, weil die Klarheit ihn antreiben würde ſich zu retten, mindeſtens es zu verſuchen."

„Wie äußert ſich Graziane über ihn?"

„Leider beſitze ich nicht ihr Vertrauen! Sie iſt ein verſchloſſenes Buch, das ſich nur von Fräulein Feodora leſen läßt."

„Aber Feodora, — deſſen müſſen Sie ſich entſinnen, liebe Miß — war früher gar nicht ſchwärmeriſch. Ich glaube ſie wäre ganz bereit geweſen, jeden braven Mann zu heirathen, der ſich um ſie beworben hätte, und unſere Freundſchaft beſtand in einem fröhlichen Verkehr junger Mädchen, die mit einander ſcherzen und lachen, ſingen und tanzen und dazwiſchen auch einmal ein ernſtes Wort, einen guten Gedanken zum Beſten geben."

„Ja, liebe Gräfin, damals gab Emerenz Veldegg den Ton an. Das kann Graziane nicht. Gefühlsmenſchen ſind meiſtens paſſive Naturen.“

„O ich habe auch Gefühl!“ rief Emerenz.

„Gewiß!“ verſetzte Miß Mac Allan lächelnd; „Sie haben aber noch Anderes. Sie haben Initiative, die anregt, Sie haben Energie, die beherrſcht; — und was Fräulein Feodora betrifft, ſo iſt meine Anſicht dieſe: Fände ſich ein Freier, ſo ließe ſie ihre Schwärmerei fallen; bis ſich aber einer findet, treibt ſie ihr Spiel mit roſigen und goldenen Gefühlsſeifenblaſen, welche den Bund der Herzen umſchweben und verherrlichen ſollen — zugleich aber auch die Feſtigkeit und die Dauer von Edelſteinen haben ſollen.“

„Jugendträume, liebe Miß,“ gab Emerenz faſt ſchmerzlich zur Antwort.

„Als flüchtige Träume kann man ſie der Jugend gern gönnen; nicht aber um ein Leben darauf zu gründen, das ſo ungeheuer folgenſchwer iſt wie die Ehe. Davon würde auch Feodora gleichſam den Inſtinkt haben — und mit ihr eine Menge junger Mädchen. Ein ernſter Antrag eines achtbaren Mannes hat ſchon zahlloſe Seifenblaſen platzen laſſen.“

„Vielleicht widerfährt dies auch Grazianen! Es ſcheint mir wenigſtens unmöglich, den Baron Ignaz in roſige Träume hinein zu weben.“

„Wäre Graziane nur nicht als halbes Kind in dieſe Richtung gerathen,“ ſagte Miß Mac Allan.

Emerenz ſchöpfte keinen beſondern Troſt aus dieſem Geſpräch, und daß ſie gar nicht auf einen gewiſſen traulichen Fuß mit ihrer Schweſter kam, that ihr weh. Graziane war bei ſiebenzehn Jahren ganz anders, als ſie in dem Alter geweſen war, viel abgeſchloſſener, viel fertiger; ſo daß es den Anſchein hatte, als habe ſie ſich ihren Lebensplan ſchon feſtgeſtellt. Dies war aber bei ihrer Jugend nicht natürlich und nur durch einen fremden Einfluß möglich — und dieſer kam von Grafenthurm.

An einem ſchönen September-Nachmittag gingen Robert und Hellmuth auf die Jagd, Beldegg ritt nach Grafenthurm und Emerenz lehnte es ab ihn zu begleiten, weil ſie mit Graziane einen weiten Spaziergang im Wald machen wolle. Arm in Arm wandelten die Schweſtern durch die langen Alleen des Parks dem Eichengehölz zu, hinter welchem ein munterer Bach deſſen Grenze bildete. Eine ländliche Brücke führte auf eine kleine Wieſe, und jenſeits derſelben lag der ſchöne ſtille Wald mit vielfach verſchlungenen Wegen.

„Iſt es Dir nicht leid, Graziane, daß Papa im Grunde ein häusliches Leben mehr in Grafenthurm zu finden ſcheint, als hier?“ fragte Emerenz.

„Mir ſcheint es recht natürlich,“ antwortete Graziane; „jetzt freilich, da Ihr Alle hier ſeid, geht es munter genug in Deggenrain zu; ſind wir aber allein, ſo iſt es ſehr ſtill; wir ſind gar wenig Perſonen, und Papa, der früher an einen größeren und belebteren Kreis gewöhnt war, langweilt ſich und begehrt eine Unterbrechung der Stille. Da ich ihn immer begleite, ſo iſt es ja einerlei, ob wir hier oder dort beiſammen ſind.“

„Wäre es zu meiner Zeit ſo hergegangen . . . ich wäre troſtlos geweſen.“

„Du warſt nicht ſo befreundet mit Feodora, wie ich es bin.“

„Ich hatte ſie und Charlotte ſehr gern und freute mich immer ſie zu ſehen.“

„Ja, aber eine excluſive Freundſchaft, eine unbeſchränkte Intimität, ein Bund für die Ewigkeit war es nicht.“

„Was die Ewigkeit betrifft,“ rief Emerenz lachend, „ſo iſt der Zeitpunkt, wo Eine von Euch ſich verheirathet, wahrſcheinlich ihr Ende. Iſt die Intimität mit einem Gatten vollſtändig, ſo bleibt für excluſive Freundſchaft wenig Zeit, wenig Raum, wenig Neigung.“

„Nun, dann bringt man ein großes Opfer, und das iſt ja das Schönſte und Glücklichſte was man thun kann.“

„Vergiß nicht beizufügen — das Schwerſte.“

„Liebt man, ſo iſt Alles leicht.“

„Du haſt ja noch keine Ahnung, was das iſt: ein Opfer.“

„Ich habe noch kein wahres Opfer bringen können, aber eine Ahnung habe ich doch, worin es beſteht.“

„Und worin? . . . nach Deiner Meinung.“

„In der Hingebung unſeres ganzen Weſens, mit allen unſeren Gedanken, Handlungen, Beſtrebungen und Gefühlen — an und für Jemand, der dieſe Hingebung nicht in demſelben Maße erwiedert.“

„Und das kommt Dir leicht vor?“

„Wenn ich dieſen Jemand liebe — ja! und ganz beſonders, wenn ich hoffen darf, ihn dadurch zu veredeln, zu beſſern . . . oder gar von Irrwegen zu retten. Schöneres kann ich mir nicht vorſtellen, und da die höchſte Schönheit die höchſte Vollkommenheit in ſich ſchließt, ſo bin ich auf dem richtigen Standpunkt, wenn dies mein Ideal von Liebe und von Glück iſt.“

„Es mag ſo ſein,“ verſetzte Emerenz ernſt; „aber ſei nur nicht ſo vermeſſen Dir einzubilden, daß Du dies Ideal leicht verwirklichen könnteſt. In Dir ſelbſt ſowohl, wie in dem Gegenſtand für den Du Dich opferſt, wirſt Du ſo rebelliſche Elemente finden, daß Dir nichs gewiſſer iſt, als ſchwere Kämpfe . . . um ſo ſchwerer, als das Ideal hoch iſt.“

„Es heben die Götter verlorene Kinder — Mit feurigen Armen zum Himmel empor“ — ſo ſpricht der Dichter,“ ſagte Graziane ſchwärmeriſch.

„Die Götter mögen feurige Arme haben,“ entgegnete Emerenz lächelnd, „Du, meine Graziane, haſt ſchwache menſchliche Arme, denen leicht die Kraft fehlen dürfte, das Götterwerk auszuführen — und dann brichſt Du entmuthigt zuſammen unter dem Uebermaß der Anſtrengung. Und ſollte etwa Alles das, was Du eben geäußert haſt, Dich bei der Wahl eines Gatten leiten, ſo beſchwöre ich Dich, Deine Kräfte genau zu prüfen, ſie nicht zu überſchätzen, Dich nicht täuſchen zu laſſen — Du könnteſt ſonſt ſehr elend werden."

„Emerenz ich finde Dich ungeheuer proſaiſch."

„Da ſiehſt Du die Folgen des Eheſtandes," ſagte Emerenz lachend.

„Die ſtellen ſich aber gar früh ein. Du biſt verheirathet — laß mich zählen wie lange! — zwei Jahre, drei Monat und drei Wochen, und Du redeſt, als hätteſt Du bereits die ſilberne Hochzeit hinter Dir. Biſt Du denn gar nicht glücklich? . . . und Hellmuth liebt Dich ſo ſehr! . . . was kannſt Du mehr verlangen?"

„O nichts . . . gar nichts, liebe Graziane! es iſt und bleibt aber ſchwer, daß ſich die Eigenthümlichkeiten von zwei Charakteren genug abſchleifen, um die größtmögliche Verſchmelzung Beider zu einer Einheit zu bewerkſtelligen. Dies iſt nun ſelbſtverſtändlich keine geringe Arbeit — und ich bin nun einmal ſo beſchaffen, daß ich mich über die Dinge ausſpreche, wie ich ſie verſtehe. Um glücklich zu ſein, iſt es nicht nöthig das Glück in ſo excentriſcher Weiſe aufzufaſſen, wie Du und wie wir Alle es nur zu gern in den Eheſtand verlegen, während uns das alte Sprichwort warnen ſollte: Eheſtand, Weheſtand."

„Du könnteſt mir die Ehe verleiden, Emerenz! Es iſt gut, daß ich noch gar nicht ernſtlich an ſie denke.“

„Du wirſt aber im nächſten Winter in die Welt gehen und vielleicht ernſtliche Gedanken bekommen. Denke dann auch ein wenig an Das, was ich Dir heute geſagt habe.“

Graziane verſprach es. Als ſie am nächſten Tage Feodora ſah, erzählte ſie ihr das ganze Geſpräch mit Emerenz und Feodora antwortete:

„Für mich iſt und bleibt Ideal des Glucks zu leiden aus Liebe, durch Liebe, für Liebe. Hat Emerenz nicht dieſen Schwung des Gefühls, ſo iſt ſie für mich und Dich — denn Du haſt ihn auch — nicht maßgebend.“

Damit war Graziane einverſtanden.

Drittes Kapitel.

Emerenz erhielt einen tiefbetrübten Brief von Gräfin Tengenberg, die ihr den Tod ihres Schwiegerſohnes anzeigte. Ihre ſieben Enkel, Kinder von drei bis fünfzehn Jahren, waren nun ohne Vater, wie ſie ſeit drei Jahren ſchon ohne Mutter geweſen waren. Die unvermählte vortreffliche Schweſter des Verſtorbenen, die nach dem Tode ſeiner Frau dem Hauſe vorſtand, ſei freilich bereit dies Opferleben fortzuführen; — werde es aber nicht ihre Kräfte überſteigen?

„Hellmuth!“ rief Emerenz, als ſie zuſammen den Brief laſen, „laß uns das jüngſte Kind, die kleine Suſanna, zu uns nehmen. Es würde die arme Tante beglücken das Kind im Hauſe zu haben.“

„Wenn es ſie beglückt, ſo kann ſie ſich dies Glück bereiten,“ verſetzte er trocken.

„Nein, Hellmuth! eine Großmutter, die ſo viel Gram und Schmerz hatte wie die arme Tante, und überdies von ſchwacher Geſundheit iſt, iſt nicht mehr kräftig genug, um die Erziehung einer ſo jungen Enkelin durchzuführen. Wir aber“ . . . —

„Ich bitte Dich, rede nicht weiter davon! Du biſt bereits durch tauſend Intereſſen dermaßen in Anſpruch genommen, daß ich faſt nichts von Dir habe. Wie würde es ſein, wenn der letzte Reſt durch dies fremde Kind beanſprucht würde.“

„Ich weiß von keinen Intereſſen, Hellmuth, die Dich irgendwie beeinträchtigen.“

„Du muſizirſt, Du lieſt, Du ſchreibſt, Du zeichneſt, Du machſt eine Million von Handarbeiten.“

„Jetzt fehlt weiter nichts, als daß Du ſagſt: Du denkſt!“ fiel Emerenz lachend ein.

„Das ſage ich auch und gar nicht zum Spaß; denn all' dieſe Dinge erfüllen Deine Gedanken ... und was bleibt für mich übrig? ... ich frage!“

„Ich, Hellmuth, ich! Emerenz wie ſie leibt und lebt. Jene Beſchäftigungen unterhalten mich, freuen mich, füllen in angemeſſener Weiſe meine Zeit aus — das kann unmöglich eine Störung zwiſchen Dir und mir hervorrufen.“

„Wenn ich mich aber doch beeinträchtigt fühle!“

„So hat das einen andern Grund, den Du kennſt, Hellmuth,“ ſagte ſie traurig.

„O meine ſüße Emerenz, betrübe Dich nicht ... Du weißt ja, daß ich Dich nur aus Uebermaß der Liebe quäle ... vergib mir und liebe mich trotz meiner Verkehrtheit, die nun einmal zu meinem Weſen gehört, welches in Dir den Inbegriff ſeines Glückes umfaßt, und daher Anſpruch macht auf jeden Blick, jedes Wort, jede Regung, jeden Gedanken. Mag ſie übertrieben genannt werden, — meine Liebe iſt nun einmal ſo beſchaffen! der Menſch kann ſein Herz ſo wenig ändern wie ſeine äußere Geſtalt, kann nicht vom Rieſen zum Zwerge einſchrumpfen.“

Hellmuth hatte dies Alles mit jener leidenſchaftlichen Zärtlichkeit heraus gebrauſt, durch welche er ſeine Frau entwaffnete, denn Vorwürfe konnte ſie ihm dann nicht machen und für vernünftige Vorſtellungen war er in dieſem Punkt unzugänglich. Von der kleinen Suſanna war natürlich nicht mehr die Rede.

Ein anderer Todesfall, der die ganze Familie ſchmerzlich berührte, war der des Baron Althauſen. Die Nachricht traf ein, als Emerenz den Brief ſchrieb, durch welchen ſie ſich und ihren Mann in Walldorf anmeldete. Jetzt war allgemeiner Aufbruch zur Beiſetzung, und die Tage von Deggenrain gingen für Emerenz zu Ende wie das Leben — vor einem Sarge.

Die Baronin Althauſen war in tiefſter Traurigkeit. Nach fünfzig Jahren einer Ehe, in welcher Mann und Frau gleichſam mit einander verwachſen, in einander verſchmolzen waren, kam ihr die Trennung ganz widernatürlich vor. Sie ſagte in Thränen:

„Gott muß mein Herz ſtill machen. Es möchte beſtändig aufſchreien vor Weh.“

„Schau, Emerenz, das iſt Liebe,“ ſagte Hellmuth.

„Ja . . . ſie war gegründet auf unbedingtes gegenſeitiges Vertrauen,“ erwiederte Emerenz.

Daß dieſe ſo wie jede zufriedene Ehe eine übernatürliche Grundlage habe in der Pflichterfüllung, die auf Gottesfurcht beruht und aus ihr Kraft und Segen ſchöpft, konnte Emerenz nicht ſagen, denn ſie wußte es nicht. Sie wähnte, es ließe ſich mit natürlich guten Gaben, guten Eigenſchaften, gutem Willen, das ſchwierigſte Verhältniß andauernd glücklich geſtalten, das unter Menſchen beſteht: die Ehe.

Das Grauen, das Emerenz früher vor ihrer armen Mutter gehabt, hatte ſich verloren; nicht nur durch die Wirkung der Zeit, ſondern auch weil ſie inzwiſchen das Leiden beſſer — weil aus Erfahrung — kennen lernte. Wer nicht gelitten hat, verſteht nichts, denn auf Leiden iſt das Leben gegründet und die ganze Entwickelung des Menſchen beruht auf der Weiſe, wie er das Leiden bald duldend, bald handelnd erträgt. Das Verſtändniß des Leidens war für Emerenz aufgegangen; freilich nur dämmernd, wie ein blaſſer Stern im roſigen Morgenhimmel. Sie fürchtete ſich nicht mehr, ihre arme Mutter zu ſehen, und ſprach in Walldorf ihren Entſchluß aus nach Hainau zu gehen und Graziane und Robert verlangten ſie zu begleiten; auch ihr Mann, obſchon er es anfangs um ſo weniger gut hieß, als Veldegg dieſen Beſuch nicht billigte, der den Kindern nur ſchmerzliche Eindrücke bereiten, an der Mutter ſpurlos vorüber gehen werde, da ſie die Anweſenheit ihrer Kinder nicht ahnen durfte. Ihre Menſchenſcheu hatte dermaßen ſich geſteigert, daß ſie in der letzten Zeit auch die Baronin Althauſen nicht mehr vor ſich ließ. Emerenz blieb aber bei ihrem Entſchluß. Man traf die nöthige Verabredung mit Hildegund's Wärterinnen und die Geſchwiſter fuhren in Hellmuth's Begleitung nach Hainau.

Grabesſtille im Hof, Grabesſtille im Hauſe, Grabesſtille im Garten. Hier lebte und waltete kein Geiſt.

„Wäre es nicht heller Tag, ſo könnte man ſich vor Geſpenſtern fürchten,“ flüſterte Graziane beklommen.

Hildegund war im Garten, wo ſie täglich viele Stunden zubrachte und ſo ließen ſich ihre Kinder zuerſt ihre Zimmer zeigen, die noch genau ſo waren, wie Emerenz ſie vor Jahren fand.

„Die Frau Baronin duldet nicht die mindeſte Veränderung,“ ſagte die Krankenſchweſter; „wie es war, ſo muß es bleiben, ſonſt geräth ſie in Aufregung und der Herr Doctor ſagt, das müſſe verhütet werden, denn es kann ſie in Tobſucht ſtürzen.“

„Entſetzlich! furchtbar!“ riefen die Geſchwiſter und Hellmuth ſagte erzürnt:

„Schweigen Sie, Schweſter!“

Die gute Schweſter ſah ihn ganz erſtaunt an. Für ſie war die Tobſucht ſo gut eine Krankheit, wie die Waſſerſucht oder die Lungenſucht.

„Da ſteht ja auch der Stickrahmen!“ rief Emerenz; „alſo ſetzt ſie die Teppichſtickerei fort!“

„Ja! doch der Fleiß nimmt ab. Sie ſetzt ſich an den Rahmen, aber meiſtens ruhen die Hände.“

„Vielleicht läuft das Räderwerk ab, nachdem die Federkraft aus der Uhr geſchwunden iſt,“ ſagte Robert.

„Sie können Recht haben, Herr Baron,“ verſetzte die Schweſter, „die Kräfte der Frau Baronin nehmen in jeder Richtung ab.“

Neben Hildegund's Schlafzimmer lag das der Schweſtern. Dahin begab ſich die betrübte Geſellſchaft. Hinter den geſchloſſenen Vorhängen von dünnem Muſſelin konnte man ungeſehen Hildegund genau beobachten. Dieſe Zimmer lagen im Erdgeſchoß und vor den Fenſtern war ein Blumengarten angelegt. Da ſtand Hildegund auf einen Rechen geſtützt und ſtarrte vor ſich nieder. Sie trug wie früher ein graues Kleid und um den Kopf ein grauſeidenes Band, welches ihr langes aufgelöſtes über den Nacken herabfallendes Haar zuſammenhielt, ſo daß es ihr weder durch den Wind, noch durch eine raſche Bewegung in's Geſicht fallen konnte. Dies Geſicht ſchien das Antlitz einer Sechszigjährigen zu ſein, ſo welk, ſo ſchlaff waren die Züge. Ausdruck hatten ſie nicht; eine gewiſſe erſtarrte Verzerrung lag feſt auf ihnen. Als ſie ſich nach geraumer Zeit zu beſinnen ſchien, daß ſie eine Arbeit zu beſorgen habe, nahm ſie den Rechen zur Hand, hackte die Wege zwiſchen den Blumenbeeten, pflückte welke Blätter und entfärbte Blumen ab, warf ſie in einen Korb und jätete mit einem Werkzeug das Unkraut aus. Dazwiſchen machte ſie lange Pauſen auf ihren Rechen ſich ſtützend.

„Iſt der Blick immer ſo leer?“ fragte Robert; „auch dann, wenn ſie ſpricht?“

„Immer!“ ſagte die Schweſter.

„O ich bitte, gute Schweſter, gehen Sie doch einmal zu ihr und ſprechen Sie mit ihr, damit wir ihre Stimme hören,“ bat Graziane; „ich will das Fenſter ganz vorſichtig ein klein wenig öffnen.“

„Nur um Himmelswillen kein Geräuſch ... keinen Laut!“ erwiederte die Schweſter, ging hinaus und ſagte freundlich:

„Aber wie fleißig ſind Frau Baronin! Der ganze Korb iſt ja voll Unkraut.“

Hildegund verſuchte zu lächeln. Jedes menſchliche Angeſicht wird durch das Lächeln, wenn es mit Bewußtſein verbunden iſt, verſchönert, denn es ſpiegelt ein ſeeliſches Leben ab, das durch Freude, Liebe, Wohlwollen, Dankbarkeit oder eine andere ſchöne Empfindung erhöht iſt. Doch bei der armen Hildegund war es nur eine entſtellende Muskelbewegung des Mundes. Es lächelten nicht einmal ihre Lippen — was die unterſte Stufe des Lächelns iſt — viel weniger ihr Auge; dieſes blieb ſeelenlos und unruhig, wie das Auge eines

Vogels, und mit einer Stimme, die ſo ſtumpf wie der Blick war, ſagte ſie:

„Wenn das Unkraut nur nicht immer wieder wachſen wollte . . . . und die Blätter werden auch gar zu oft wieder gelb.“

Graziane drückte leiſe das Fenſter zu. Beide Schweſtern ſchwammen in Thränen und Robert war leichenblaß. Hellmuth drang auf die Heimfahrt. — — —

Tags darauf erfolgte ein allgemeiner Aufbruch, der neben einem kaum geſchloſſenen Grabe doppelt traurig war. Hellmuth kehrte mit Emerenz in ſeine Garniſon, Veldegg mit Graziane nach Deggenrain, Robert auf die Univerſität zurück. Clementine Sternfels wollte noch ſo lange bei der vereinſamten Mutter in Walldorf bleiben, als ihr kränklicher Gemahl ihr Urlaub gab. Von ihren ſechs Kindern konnten nur die drei Söhne es möglich machen, zu den Exequien des Großvaters zu erſcheinen. Die älteſte Tochter lebte an der franzöſiſchen Grenze, die zweite an der türkiſchen, die jüngſte, kaum erwachſen, war bei dem Vater geblieben. So löſen die Lebenswege den Familienkreis äußerlich auf, und hält nicht Familienſinn und Anhänglichkeit an das Elternhaus ihn zuſammen, ſo zerfällt er auch in den Herzen.

Mit ſehr trüben und ſchmerzlichen Eindrücken betrat Emerenz wieder ihr ſtilles ernſtes Haus. Die Veränderung in Deggenrain, der jammervolle Zuſtand der Mutter, der Tod des Onkels — Alles preßte ihr Herz zuſammen. Wie froh, wie leicht hatte es damals geſchlagen, als ſie zum erſten Mal dieſe Schwelle überſchritt! wie war es dem Leben entgegen geflogen! ... Und was war denn ſeitdem verändert? ... Nichts! ... Nichts? ...

So ſprach Emerenz mit ſich ſelbſt am Abend ihrer Ankunft, nachdem ſie Alles wieder in die alte Ordnung gelegt, geſtellt, gerückt hatte, wie das nach einer Abweſenheit zu geſchehen pflegt. Sie ſaß im Fenſter und blickte in den Garten, der ihr ſehr eng vorkam, weil die ſpärliche Belaubung des Spätjahrs überall die umgebende Mauer wahrnehmen ließ.

Da flog die Thür auf, Hellmuth trat ein, ſetzte ſich zu Emerenz, umſchlang ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und ſagte:

„Jetzt endlich! endlich! endlich! nach ſechs ewig langen Wochen, jetzt gehörſt Du wieder mir ... mir allein.“

Hellmuth war der alte ... und ſie war es ja auch. Warum ſagte ſie denn in der Stille fragend, zweifelnd zu ſich ſelbſt: Iſt dies Liebe? ... iſt dies Glück?

Als Belldegg am Tage nach ſeiner Heimkehr Eugenia beſuchte, fand er ſie ungewöhnlich froh geſtimmt.

„Während ich trübe Tage hatte, iſt Ihnen etwas Angenehmes begegnet, nicht wahr?“ ſagte er theilnehmend; „ich kenne Sie zu genau, um das nicht zu bemerken und mich darüber zu freuen.“

„Ja, mein treuer Freund,“ verſetzte Eugenia, „es ſcheint, als wolle ſich die ſchwarze Wolke lichten, die ſchon ſo lange mein Leben verdüſtert hat.“

„Kommt Ignaz zur Beſinnung?“

„Ich wage einer gegründeten Hoffnung Raum zu geben, denn zum erſten Mal ſpricht er ſich mit Entſchiedenheit für eine Heirath aus, als für das Mittel, auf immer mit einer Lebensweiſe zu brechen, die er mehr und mehr verabſcheue und von der er ſich losſagen wolle. Um mir zu beweiſen, wie ernſt er es mit dieſem Bruch meine, wolle er den ganzen Winter bei mir zubringen. Ich möge ihm ſchreiben, wann ich den Aufenthalt in Grafenthurm mit dem in der Stadt vertauſche: dann wolle er gleich kommen. Sie können ſich vorſtellen, wie dieſe Ausſicht mich beglückt, und ich will Grafenthurm Mitte November verlaſſen.“

„Schon ſo früh!“ rief Veldegg.

„Ich denke, Sie folgen mir bald in die Stadt. Träumte es mir oder haben Sie es einmal flüchtig geäußert: Nachdem Robert, Ihr wilder Jäger fort ſei, wollten Sie keine großen Jagden mehr geben.“

„Ich habe es nicht geäußert und Sie haben es nicht geträumt. Aber Sie ahnen das, was ich denke, wie das zuweilen der Fall iſt zwiſchen Perſonen, die in langer Intimität lebten. Ich gehe ganz gern hin und wieder auf die Jagd, doch für mich allein habe ich keine Freude an einer großen Jagdgeſellſchaft. Zu einer ſolchen gehört es weſentlich, daß man muntere junge Leute im Hauſe habe.“

„Deſto beſſer! es ſteht alſo Ihrer frühen Ueberſiedelung in die Stadt nichts im Wege — und möge dort der Wirrwarr der Geſellſchaft noch ſo groß ſein, wir bleiben unſerer Gewohnheit treu und finden täglich eine ruhige Stunde, die uns Beiden, nicht wahr? mehr und mehr zum Bedürfniß wird. In der Jugend lebt man in der Phantaſie und findet es charmant, Freunde auf der andern Hemiſphäre zu haben. Je älter und verſtändiger man wird, ſchließt man mit derartigen Schwärmereien ab, und man fühlt ſich glücklich, möglichſt wenig von ſeinen Freunden getrennt zu ſein.“

Da Veldegg dies Gefühl theilte, ſo war nicht nur Grafenthurm, ſondern auch Deggenrain Mitte November verödet. Clementine Sternfels, in tiefer Trauer um ihren Vater, blieb den ganzen Winter auf dem Lande. Ob Gräfin Dorn kommen werde, war ganz ungewiß wegen Geſundheitsrückſichten; ſo machte es ſich ganz einfach, daß Veldegg Eugenia bat, Graziane in der Geſellſchaft, ſo weit es nöthig ſei, unter ihre Obhut zu nehmen.

Viertes Kapitel.

„Wer war der dunkele Mann, der am Schluß unſeres Conzerts kam und meinem Flügel gegenüber, auf eine Conſole geſtützt, ſtehen blieb?“ fragte Emerenz, als ſie mit ihrem Mann aus einer Abendgeſellſchaft nach Hauſe fuhr.

„Wenn Du nicht mit einer lebendigen chineſiſchen Mauer umgeben geweſen wäreſt, ſo hätte ich ihn Dir vorgeſtellt,“ ſagte Hellmuth.

„Ja . . . aber wer iſt er?“

„Er war ſchon heute Nachmittag bei mir und ich wollte ihn zu Dir führen . . . doch Du warſt ausgegangen.“

„Ja, lieber Hellmuth . . . aber ich bitte, wer iſt es?“

„Andreas.“

„Richtig!“ rief Emerenz.

„Richtig? . . . wie ſo . . . weshalb . . . warum . . . in welcher Beziehung richtig.“

„Er kam mir bekannt vor, ſo gewiß verſchwommen . . . ich wußte ihn nicht unterzubringen. Jetzt fällt mir Alles ein.“

„Was fällt Dir ein?“

„Wo ich ihn ſah. Im Sommer waren es drei Jahre ... bei der Tante Dorn. Es war ſehr komiſch.“

Der Wagen hielt. Emerenz wollte ſogleich zu Gräfin Tengenberg hinauf gehen, die erſt am Abend vom Lande gekommen war; doch Hellmuth hielt ſie feſt und ſagte:

„Halt! erzähle mir zuvor Dein Zuſammentreffen mit Andreas.“

Emerenz mußte ſich ganz gemüthlich zurecht ſetzen und ſo ausführlich erzählen, wie Hellmuth es verlangte.

„Die Tante Dorn hatte mich von Papa auf einige Tage erbeten. Ihre Enkelinnen, die Zwillinge Roſalie und Roſemund, genannt die Dornröschen, waren aus der Erziehungsanſtalt entlaſſen, in welcher ſie nach dem Tode der Eltern, die an der Cholera ſtarben, ſechs volle Jahre zugebracht hatten. Die Großmutter hatte ſie alljährlich beſucht; herausgekommen waren ſie nie. Jetzt war ihnen Alles ſo neu, ſo fremd, und das machte ſie ſo menſchenſcheu und unbeholfen, daß die arme Tante Dorn mich zu Hülfe rief, um ihren Enkelinnen ein gutes Beiſpiel zu geben. Zum Namenstag der Tante, die Alfonſine heißt, brachte Miß Mac Allan mich hin. Ich fand die Dornröschen ſo, daß ich ſie lieber Gänſeblümchen genannt hätte. Sie wurden dunkelroth, wenn man ſie anredete; ſie ſtießen einander mit den Ellbogen an, und wenn ein junger Mann ihnen auf zehn Schritte ſich näherte, ſo hätten ſie gern die Flucht ergriffen und flüſterten ängſtlich: Was ſoll ich ſagen? was ſoll ich thun? — Nur wenn man in den Garten ging, wurden ſie belebt, und wie wilde Füllen ſtürzten ſie ſich in's Freie. Graf Tengenberg kam erſt nach dem Namenstag; er hatte Geſchäfte mit der Tante und blieb zwei Tage. Er bekümmerte ſich wenig um uns. Er kam uns ſehr ernſt vor. Roſemund ſagte einmal ganz beruhigt:

„Gott ſei Dank! Graf Tengenberg iſt ſo alt, daß er gewiß nicht an heirathen denkt.“

„Denkſt Du denn bei jedem Mann unter dreißig Jahren an's Heirathen?“ fragte ich neckend. Sie wurde purpurroth — es war höchſt komiſch. Einige Monate ſpäter haſt Du ſie beide in der Jagdgeſellſchaft zu Deggenrain geſehen, wo ſie aber wie unſer eins waren. Jetzt iſt Roſemund Braut und es heißt, Roſalie werde ihrem Beiſpiel folgen.“

„Alſo das war Deine Begegnung mit Andreas,“ ſagte Hellmuth beruhigt; „jetzt geh' zur Tante hinauf . . . ich folge Dir.“

Emerenz begab ſich zu Gräfin Tengenberg und ließ ſich alle Umſtände vom Tode des Schwiegerſohnes und was darauf folgte, genau erzählen.

Graf Andreas war von ſeinem ſterbenden Schwager zum Vormund der ganz verwaiſten Kinder beſtimmt worden. Eine mühſame Aufgabe, da ſich zwei unbändige Knaben unter ihnen befanden und die Vermögensverhältniſſe weder glänzend noch gehörig geordnet waren. Gräfin Tengenberg beſchwor ihren Sohn, die diplomatiſche Laufbahn zu verlaſſen, die in der Jetztzeit ſo unerfreulich wie möglich, allen Variationen revolutionärer Bewegung, allen Launen wechſelnder Miniſterien preisgegeben ſei. Eine ernſte Pflicht werde ihm von der göttlichen Vorſehung ſo nahe gelegt, daß es ihr bedenklich ſcheine ſie nicht zu übernehmen. Er finde in der Heimat einen größeren und ſegensreicheren Wirkungskreis als in Spanien, wo Königin Iſabella verjagt und Alles in Aufruhr oder in Aufregung ſei. — Nach ernſter Erwägung faßte Andreas den Entſchluß, den die Pflicht zu fordern ſchien, er verlangte ſeinen Abſchied, nahm einſtweilen Urlaub und ging in die Heimat, wo er als ein rettender Engel empfangen wurde.

Die pecuniären Angelegenheiten zu ordnen, lag ihm nicht ſo am Herzen, als ſeine beiden Neffen, Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren, in Zucht zu halten. Sie waren ihrem ſchwachen Vater über den Kopf gewachſen, waren aus zwei Inſtituten entlaufen, in welche er ſie gebracht hatte, und erklärten feierlich, ſie würden nie die Schwelle eines dritten betreten. Auch dem Onkel. Eben ſo entſchieden erklärte aber auch ihre Tante, ſie wolle gern dem Hauſe und der Erziehung ihrer fünf Nichten vorſtehen; es überſteige aber ihre Kräfte, die Verantwortung für die unbotmäßigen Knaben zu übernehmen, die jetzt freilich einen vortrefflichen Präceptor hätten und ſich brav hielten.

Graf Andreas brachte die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit zu Ende. Er ließ ſich im Tengenberg'ſchen Hauſe nieder und nahm ſeine Neffen mit deren Präceptor zu ſich. Dort war er in der Mitte zwiſchen Obertengenberg und der Beſitzung ſeines verſtorbenen Schwagers, während ſeine Mutter als Hausfrau ſorgte und waltete.

„Dieſe Wendung der Dinge iſt für mich ein ſo unerwartetes glückliches Ereigniß,“ ſagte ſie ſchließlich zu Emerenz, „daß ich mich kaum über den Tod des armen guten Conſtantin betrüben kann. Haſt Du nicht bei Ida Berſen die Bekanntſchaft meines guten Andreas gemacht? Ich ſchickte ihn hin, damit er nicht den unbehaglichen Abend der Ankunft, wo noch nichts in gehöriger Ordnung iſt, bei mir zubringe.“

„Ich ſah ihn nur von ferne, liebe Tante,“ erwiederte Emerenz, „denn ich wollte gern dieſen erſten Abend bei Dir zubringen, um ihn Dir etwas gemüthlich zu machen.“

„Du liebes Herz!“ ſagte die Gräfin und ſetzte hinzu, als der Diener die Thür öffnete: „Da iſt er ja!“

„Ein alter Bekannter . . . wenn auch vergeſſen — nicht wahr?“ ſagte Andreas und bot Emerenz die Hand.

„Nicht vergeſſen, nur dem Gedächtniß entrückt,“ entgegnete ſie freundlich.

„Das iſt ungefähr daſſelbe! hat aber nichts zu ſagen — wir werden ſchon bekannt werden,“ ſagte er lächelnd.

Emerenz blickte erſtaunt zu ihm auf. Sein ernſtes, dunkles, etwas leidenvolles Auge nahm durch dies Lächeln einen ganz überraſchenden Ausdruck von Wohlwollen an und ſie fragte ſich heimlich, ob er vor einigen Jahren denſelben edelgeformten Kopf, dieſelbe gedankenvolle Stirn, dieſelben ſchönen Züge gehabt habe. Er muß damals ganz anders ausgeſehen haben — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Aber Emerenz irrte ſich. Andreas ſah jetzt aus wie damals; ſie ſah ihn mit anderen Augen an. Doch ſie wagte nicht ihre Ueberraſchung ihrem Mann ſpäter auszuſprechen; es hätte einen heftigen Auftritt von ſeiner Seite veranlaßt und ſie war derſelben herzlich müde. Um Ruhe zu haben, mußte ſie die einfachſten Bemerkungen und Aeußerungen zurückhalten. Dadurch kam etwas Gezwungenes in ihr offenes Weſen, und weil das ganz und gar gegen ihre Eigenthümlichkeit war, fühlte ſie ſich bedrückt und beengt. Bald ſuchte ſie dieſen Druck abzuſchütteln, nahm keine Rückſicht auf Hellmuth's Verkehrtheit, war froh und munter bei jeder Unterhaltung; bald verſank ſie in Schmerz über die furchtbare Diſſonanz in ihrem ehelichen Leben, das ſie voll harmoniſcher Seligkeit geträumt hatte.

In Hellmuth's Augen war die ganze Welt, Sonne, Mond und Sterne, Nebenbuhlerin ſeiner Liebe; denn Emerenz ſah ſie an. Gleichfalls war es die ganze Geſellſchaft, Männer und Frauen, Junge und Alte, denn ſie ſahen Emerenz an. Als ſeine gefährlichſten Rivalen betrachtete er Gräfin Verſen und Harald Sternfels, denn ſie war eine ſpezielle Freundin und er war ein Vetter ſeiner Frau. Beide waren überdies ſehr muſikaliſch und beſtärkten Emerenz mehr und mehr in der Ausübung ihres muſikaliſchen Talents.

Etwas ſo Unausſtehliches, wie die Mittwochabende bei Gräfin Verſen, ſucht man vergebens auf dem ganzen Erdball!“ ſagte er an einem Mittwochmorgen zu Emerenz.

„Man iſt hier anderer Anſicht, lieber Hellmuth. Es wird keine beſondere Einladung zu dieſen Abenden gemacht und dennoch ſind die beiden großen Salons voll Menſchen.“

„Ja . . . weil es Ton iſt.“

„Nein, das iſt ein ſehr guter Ton, ſollte ich meinen, wenn die Geſellſchaft Freude an ſchöner Muſik hat.“

„Auch ohne Muſik kann man ſich unterhalten.“

„Man kann es — aber der Stoff geht aus. Da die meiſten Menſchen nur über äußere Dinge ſprechen mögen — oder ſprechen können — ſo iſt die Muſik ein willkommenes Thema und zugleich ein unſchuldiges — und das iſt auch Etwas!“ —

„Laß doch die Leute reden was ſie wollen, oder mit einer Cigarre zwiſchen den Lippen gar nicht reden! Dir ſind dieſe Muſikabende angenehm, weil Du am Flügel ſitzeſt und bewundert wirſt, nachdem Du zuvor mit Harald und Gräfin Verſen das Concert eingeübt haſt.“

„Das Letztere macht mir mehr Vergnügen als das Erſtere, lieber Hellmuth, und der Gedanke iſt Dir vielleicht tröſtlich, daß der größte Theil der Bewunderung auf Ida Verſen und Harald fällt, denn ſie ſind Meiſter in ihrem Fach . . . ich nicht. Was aber Deine gräuliche Idee mit der Cigarre betrifft, ſo iſt Ida Verſen nicht die Frau, die darauf eingeht. Sie ſagte mir noch kürzlich: Du biſt zu jung und nicht in den Verhältniſſen, um einen Salon zu haben. Kommt aber einmal die Reihe an Dich, ſo erkaufe ihn nicht um den Preis der Cigarre. Wo dieſe florirt fehlt nichts, um den Salon in eine Tabagie zu verwandeln, als daß die Weinflaſche auf den Tiſch geſtellt werde — und dieſe Sorte von Geſelligkeit ſchickt ſich nicht für wohlerzogene Frauen.“

„Nein . . . dieſe Inſolenz! und das haſt Du ruhig hingenommen?“

„Es iſt meine Anſicht, Hellmuth.“

„Sei es Deine Anſicht oder nicht! Es iſt eine Inſolenz Dir Rathſchläge zu geben, als ob Du einen Mann hätteſt, der nicht dazu befähigt wäre.“

„Ein vernünftiger Mann wäre froh, wenn ſeine Frau von einer Jda Berſen Rathſchläge bekommen und annehmen würde. Du aber gehörſt leider in eine andere Claſſe!“ rief Emerenz übermannt von Ungeduld durch Hellmuth’s quälende Thorheit.

Nun brach ſein Zorn in den unſinnigſten, wüthendſten Vorwürfen aus, bis endlich Emerenz in Thränen ſich in ihr Zimmer flüchtete. Dann eilte er ihr nach und bat:

„Habe Mitleid mit mir! . . . Wenn ich Dich weniger liebte, würde ich anders ſein. Es iſt nur ein Uebermaß von Liebe, das Dich quält.“

„O!“ ſeufzte ſie, „Marter ſpüre ich . . . keine Liebe.“

Gewöhnlich aber bat er nicht um Vergebung, ſondern ließ die Sache fallen, nachdem er ſich ausgetobt hatte; und Emerenz zog dies Verfahren vor, denn ſeine Liebesbetheuerungen machten ihr mehr und mehr einen peinlichen, ja abſtoßenden Eindruck, denn ſie ſprach für ſich: Von dieſer Art Liebe fühle ich keine Spur in mir. Jch kann ſie nicht erwiedern, alſo mag ich ſie auch nicht einflößen . . . aber o Himmel! was iſt das für eine klägliche Ehe! . . .

Mit den beiden Neffen des Grafen Andreas kam junges Leben in das ernſte Tengenberg’ſche Haus. Sie waren glücklich, dem Inſtitut entronnen und in der Familie geblieben zu ſein, und verſprachen aus Dankbarkeit dem Onkel Gehorſam und Fleiß. Er war überhäuft mit den complicirten Geſchäften, welche die Vormundſchaft mit ſich brachte und nahm an der Geſelligkeit einen höflichen, doch keinen eifrigen Antheil. Selbſtverſtändlich blickten die Augen einiger Mütter und Töchter erwartungsvoll auf ihn, doch er beachtete es nicht. Die erſten Stunden der langen Winterabende brachte er regelmäßig bei ſeiner Mutter zu. Es waren die Stunden, in denen Emerenz es ſich zur Pflicht gemacht hatte, täglich Gräfin Tengenberg zu beſuchen. Da hatte ſie häufig Veranlaſſung Graf Andreas aufrichtig zu bewundern. Denn die Gräfin war allerdings fromm und wohlwollend und ſtand im Ruf der Frömmigkeit und der Güte. Man ſagte es ihr oft, und obſchon ſie es ſich nicht eingeſtand, glaubte ſie es doch ein wenig in der Stille ihres Herzens. Die Meinung, die ſie von ſich hatte, kam dadurch an den Tag, daß ſie ſehr gern und ſehr häufig Rathſchläge und Unterweiſungen ertheilte und zuweilen hinzuſetzte: ſie thue es aus reinem Wohlwollen, aus herzlicher Theilnahme. Emerenz hatte immer die Rathſchläge der Tante dankbar angenommen und ſie praktiſch gefunden, denn ſie betrafen das Hausweſen und geſellſchaftliche Verhältniſſe; wenn aber Gräfin Tengenberg nicht müde wurde, ihrem Sohn Unterweiſungen zu geben, wie die Knaben zu erziehen wären und wie der Hofmeiſter zu behandeln ſei und wie man hier eine Rückſicht zu nehmen habe, dort auf ſeiner Hut ſein müſſe, ſo konnte Emerenz nicht anders, als die Tante langweilig und beſchränkt — Graf Andreas aber bewundernswerth finden durch die liebenswürdige Gelaſſenheit, mit welcher er die breiten Auseinanderſetzungen hinnahm. Dann nahm ſie ſich vor, ihren Mann mit einer ähnlichen Gelaſſenheit zu ertragen — es gelang ihr aber nicht. Freilich war deſſen Quälerei auch ganz anders unerträglich.

Jetzt unterſagte er ſtreng den Beſuch bei der Tante zwiſchen fünf und ſieben Uhr.

„Aber dieſe Stunden ſind ihr angenehm,“ verſetzte Emerenz, „und mir auch. Später fehlt es ihr nicht an Beſuch, und wir fahren in's Theater. Früher habe ich meine Beſchäftigungen.“

„Die Tante hat Deinen täglichen Beſuch überhaupt nicht mehr nöthig. Als ſie ganz allein lebte, mochteſt Du dieſe Rückſicht für ſie haben, die nunmehr wegfällt,“ ſagte Hellmuth; „und das wird ſie ſehr gut begreifen.“

Gräfin Tengenberg begriff es aber durchaus nicht und ſah eine Vernachläſſigung darin.

„Die alten Tanten müſſen hinter den jungen Freundinnen zurückſtehen; das iſt der Welt Lauf,“ ſagte ſie ganz ſpitz zu Emerenz, als dieſe an drei Abenden nicht gekommen war und jetzt am Vormittag erſchien.

„Das nicht, liebe Tante," entgegnete Emerenz unbefangen; „Hellmuth meinte nur, daß Du vielleicht lieber allein ſein möchteſt mit Graf Andreas."

„Das iſt wieder ein verdrehter Hellmuth'ſcher Einfall, beſtes Kind! Wäre Andreas auf vierzehn Tage hier — dann hätte es einen Sinn, das Beiſammenſein von Mutter und Sohn nicht zu ſtören. Unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt dieſe Furcht ein Unſinn. Sei ſo vernünftig keine Rückſicht auf ſeine Laune zu nehmen und in den erſten Abendſtunden ganz wie ſonſt zu kommen. Geſchieht das nicht, ſo komme ich mit Andreas zu Dir."

Selbſtverſtändlich verfiel Hellmuth in den äußerſten Zorn, als ihm Emerenz die Worte der Tante hinterbrachte.

„Thue was Du willſt!" rief er ſchließlich ganz außer ſich; „ich zähle ja doch nur für Null in Deinem Leben."

„Wäre das der Fall, ſo würde ich mich nicht namenlos unglücklich fühlen, ſondern meinen Weg gehen," erwiederte ſie empört.

„Nun, das freut mich, daß Du Dich unglücklich fühlſt . . . dann ſtehen wir endlich auf derſelben Stufe . . . und können wir nicht mit einander glücklich ſein, ſo iſt es in der Ordnung, daß wir zuſammen elend ſind."

„Nein!" rief Emerenz und ihre ganze Energie bäumte ſich gegen dieſen Gedanken auf; „nein, ich will nicht elend ſein . . . will nicht in dieſer kläglichen Weiſe ein ganzes Leben hinbringen. Ich ſage ſo: Kann ich nicht durch Dich und mit Dir glücklich ſein — nun, ſo ſei es ohne Dich. Ich thue nichts Böſes und auf dieſem Wege will ich bleiben . . . aber in's Elend hineinquälen laſſe ich mich nicht! Vielleicht gelingt es mir endlich, Dich zu überzeugen, daß Du ein Thor biſt . . . ein raſender Thor."

Ihr Auge warf Stralen, ihre Wange glühte; ſie war ſo ſchön, daß Hellmuth ſchwankend zwiſchen ſeiner Befriedigung im Beſitz dieſes herrlichen Geſchöpfes zu ſein und zwiſchen ſeiner traurigen Leidenſchaft, aus ganzem Herzen und zum tauſendſten Mal ſeufzte:

„Du haſt Recht . . . ich bin ein Thor . . . aber ich liebe Dich nun einmal ſo!" — —

Seit dieſer Zeit ging Emerenz wieder zur altgewohnten Stunde zu Gräfin Tengenberg, nur nicht täglich; hingegen war es eine Neuerung, daß dann die Gräfin zu Emerenz kam, häufig in Begleitung ihres Sohnes. Hellmuth konnte dies unmöglich ändern, ja er mußte als wohlerzogener Mann ſeinen Unmuth vor der Tante verbergen. Mit Andreas unter demſelben Dach zu leben blieb aber ein ſcharfer Dorn, der fort und fort ſein Herz verwundete, und bald kam er dahin, Harald's auf Muſik gegründeten Verkehr mit Emerenz minder gefährlich zu finden, als die ernſten

Geſpräche des Grafen Andreas. Gefährlich fand Emerenz ſie gar nicht, dieſe Geſpräche, nur ſehr angenehm, wahrhaft unterhaltend. Sie hatte in dieſer Beziehung gedarbt, denn Hellmuth hatte weder einen gebildeten Geiſt, noch trug er Verlangen nach Bildung. Im erſten Rauſch ihres Eheglücks beachtete Emerenz nicht ſonderlich dieſen Mangel; doch mit der Ernüchterung trat allmälig die Erkenntniß ein, daß Hellmuth nicht Recht habe zu behaupten, der ſchlichte Menſchenverſtand reiche aus, um alle geiſtigen Lücken zu decken. Sie war ebenſo bildungsfähig als bildungsbedürftig. Sie wollte Urtheile, Anſichten, Meinungen über Welt und Leben, über Menſchen und Dinge vernehmen, um ſie mit den ihren zu vergleichen oder ſich nach ihnen zu bilden; denn ſie war ſich bewußt, wie eng ihr Horizont, wie gering ihre Erfahrung ſei. Dieſem Bedürfniß kam Andreas ungeſucht entgegen. Er hatte ſo viel geſehen, gehört, gedacht, geleſen — er hatte ſo viel durchlebt, daß Emerenz, mochte ſie fragen was ſie wollte, immer Antwort oder Auskunft erhielt. Ihm that die Wahrnehmung wohl, daß Emerenz nicht das oberflächliche Weſen ſei, für das er ſie, nach der Wahl ihres Gatten, gehalten habe, und daß es hingegen keine Täuſchung blinder Leidenſchaft, keine aufwallende Bezauberung war, als er einſt aus ihrer Art und ihrem ganzen Sein den Schluß zog, reiche Keime der herrlichſten Entfaltung fähig, und die ſchönſten Anlagen, die nur gereiſt zu werden brauchten, ruhten in ihr. Ob es jetzt mit ihr dahin kommen werde, als Hellmuth's Gattin in einer Ehe, welche ſie, wie tauſend Andere es thun, im jugendlichen Feuer eines aufbrauſenden Liebebedürfniſſes geſchloſſen hatte; das war freilich um ſo mehr die Frage, als das eigentliche, wahre, principielle Bildungsmittel ihr gänzlich abhanden gekommen war. Dadurch ſtand es für ſie wie Tauſend gegen Eins; die Stunde gewaltiger Leidenſchaft werde ihr ſchlagen — und wo war dann ihr Halt? — — —

Hellmuth geleitete ſehr höflich Gräfin Tengenberg bis zur Treppe ihres Stockwerks, wo ſie den Arm des Grafen Andreas nahm — kehrte dann raſch in den Salon zurück und ſagte:

„Nein, dieſer Andreas! hat er nicht zwei Stunden geredet, wie ein Profeſſor der Theologie! und Ihr hört ihm zu als predige er das Evangelium."

„Vielleicht thut er es," verſetzte Emerenz nachdenkend.

„O ich bitte . . . nur keinen religiöſen Humbug! Eile Dich, Emerenz! der Wagen fährt gleich vor. Bei Offenbach's deliziöſer Muſik muß ich mich von der Langweil dieſer Stunden erholen und auffriſchen."

„Wie kannſt Du dieſe gemeine, rohe Muſik deliziös nennen! Sie iſt ein brutaler Ohrenkitzel . . . und ich habe gar nicht Luſt, ſie heute zu hören."

„Willſt Du etwa ein Trio mit Harald und Gräſin Berſen einüben?“

„O nein . . . ich möchte zu Hauſe bleiben.“

„Ganz allein?“

„Ganz allein.“

„Aber weshalb . . . warum . . . was ſoll das bedeuten?“

„Ich möchte mir Alles, was Graf Andreas geſagt hat, in's Gedächtniß rufen und niederſchreiben.“

„Emerenz!“ ſagte Hellmuth im drohenden Ton; nahm ſich aber zuſammen und ſetzte hinzu: „Ich werde ſchellen, daß die Liſette Deinen Pelz bringe.“

„Nein Hellmuth, ich bitte, laß mich zu Hauſe . . . fahre heute allein in's Theater . . . ich kann das fade Zeug nicht hören, nachdem ich das hörte.“

„Aber was, was, was hörteſt Du?“ fragte er mit funkelnden Augen und bebenden Lippen.

Emerenz ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, ſtützte den Arm auf, legte die Stirn in die Hand, und ohne Hellmuth's Zorn zu beachten, ſprach ſie wie für ſich:

„Die Furcht Gottes iſt die einzig ſichere Grundlage der Erziehung — aus der heiligen Furcht Denjenigen zu beleidigen, der uns erſchaffen, uns erlöſt hat, uns heilig und ſelig machen will, gehen die Tugenden hervor, die uns in den Kämpfen des Lebens die nothwendigſten ſind: Wachſamkeit, Selbſtbeherrſchung, Opferſinn, Beharrlichkeit. Sage ich zu einem Kinde: Du mußt immer gut und edel handeln, immer großmüthig ſein: ſo findet das Kind in dieſer Lehre keine nachhaltige Kraft, ſondern eine geheime Nahrung für den menſchlichen Hochmuth. Kommt es in ſpäteren Jahren am Scheideweg an, da wo es heißt: Willſt Du Gott dienen oder Deinem Ich? — dann kommt entweder die markloſe Schwäche zu Tage, welche wimmert: Es iſt allzu ſchwer Gott zu dienen — oder die hochmüthige Selbſtüberhebung, welche ſpricht: Ich bin gut und edel, und Alles was ich thue oder unterlaſſe, iſt daher auch edel und gut. Beide werden zu Grunde gehen. Iſt aber Gottesfurcht dem Menſchen eingeprägt, ſo wird er auf jene furchtbare Frage, deren Beantwortung keinem Sterblichen erlaſſen wird, erwiedern: Dir, o Gott, will ich dienen, aber gib mir die Kraft, daß ich es könne.“

Hellmuth war auf und nieder gegangen; jetzt blieb er ſtehen, ſtampfte mit dem Fuß und rief:

„Emerenz, ich frage jetzt: Was in aller Welt geht das Dich an!“

„Es geht mich ſehr nahe an, beſter Hellmuth; denn ich bin ohne Gottesfurcht erzogen.“

„Das iſt jetzt ganz gleichgültig! . . . So wie Du biſt — genau ſo liebe ich Dich. Jetzt nimm Deinen Mantel. Der Wagen iſt längſt vorgefahren.“

Sie folgte ihm in's Theater; aber ſie hörte nichts, ſie ſah nichts; ihr Geiſt war in andere Dinge verſenkt, ihre Gedanken gingen andere Wege. So wie heute Andreas — das geſtand ſie ſich ein — hatte früher Miß Mac Allan, hatte der Pfarrer von Deggenrain geſprochen; wenn es ſich gerade ſo machte. Weshalb war das an ihr vorüber geglitten? hatte das Gegengewicht ihres Vaters die Wirkung aufgehoben? war ſie zu unreif, zu oberflächlich geweſen, um einen ſtarken Eindruck zu empfangen? — Und weshalb hatte ihr guter, kluger, zärtlicher Vater die Erziehung ſeiner Kinder nicht auf jene Grundlage gebaut, welche ohne Zweifel die wahre, die richtige war. Konnte ihm dieſe Erkenntniß fehlen? . . . Wie kam es denn, daß ihr urplötzlich die Einſicht kam. — — So ſaß ſie da in ſich verſunken, ſinnend, gedankenvoll. Sie wußte nicht, daß die Stunde der Gnade für ſie geſchlagen habe.

„Man wagt kaum Sie zu ſtören, gnädige Gräfin,“ ſagte Prinz Arthur, als er in ihre Loge trat; „dermaßen hat die Bühne Ihre ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt.“

„Ja . . . es iſt ſehr intereſſant,“ entgegnete ſie zerſtreut.

„Iſt's möglich! Sie finden dies Stück intereſſant?“

„Es iſt intereſſant,“ ſagte ſie ſchnell ſich faſſend, „daß hier Hunderte von Menſchen ſitzen, die das Stück eben ſo langweilig finden wie Sie und wie ich, und die dennoch davor ſitzen bleiben und wahrſcheinlich ihren Gedanken nachhängen — was ſie viel bequemer zu Hauſe hätten thun können. Führt die Langweil ſie her, oder die Gewohnheit, oder der Ton der Geſellſchaft, oder Neugier, oder Schauluſt — oder was ſonſt?“

„Vergeſſen Sie nicht: ſehen und geſehen werden, gnädige Gräfin. Die kleinen Scenen in den Logen ſind zuweilen viel unterhaltender als das ganze Schauſpiel auf der Bühne.“

„Die armen Schauſpieler!“

„Warum ſie bedauern? Sind ſie Künſtler, ſo genügt ihnen die Ausübung ihrer Kunſt; ſind ſie Handwerker, ſo iſt der Gehalt für ſie die Hauptſache. Uebrigens gibt es immer einige unverwüſtliche Theaterfreunde, die das Schauſpiel beſuchen um des Schauſpiels willen. Außerdem hat jeder Schauſpieler, wenn er nicht etwa unter aller Kritik iſt, ſeine Clique und ſeine Claque, und ſo kann ſich Ihr edles Herz beruhigen, meine gnädigſte Gräfin, über die kleine Vernachläſſigung der Schauſpieler. — Da tritt unſer nordiſcher Held in die Loge der Generalin.“

„Wer iſt dieſer Held?“ fragte Emerenz verwundert.

„Ihr Vetter, Graf Harald. Es iſt ſeine Liebhaberei, mehr oder minder verbindliche Spitznamen zu geben; da rächen wir uns und benutzen zu unſerer Rache ſeinen nordiſchen Namen. Jetzt wird er Sie gewahr, gnädige Gräfin. Ich mache dem Nordlandsrecken Platz.“

Prinz Arthur verließ die Loge und Harald trat ein. So ging das fort. In beſtändiger Spielerei wirbelte die Zeit dahin und noch nie hatte Emerenz die Stunden im Theater ſo lang und ſo unerhört langweilig gefunden.

Am andern Morgen kam Gräfin Berſen und fragte:

„Nicht wahr, Du biſt nicht ungeneigt, die Sonate von Bach für drei Pianos zu wiederholen? Graf Sternfels iſt ganz dazu bereit.“

„Ich auch ... und mit Vergnügen,“ verſetzte Emerenz; „aber wir müſſen ſie zuvor durchgehen.“

Hellmuth war bei ſeiner Frau und er ſagte verſtimmt zu Gräfin Berſen:

„Wie iſt es möglich, an dieſe langweilige dürre Muſik ſo viel Zeit und Mühe zu verſchwenden.“

„Sie ſind kein Liebhaber der alten Muſik, ich weiß es!“ verſetzte Gräfin Berſen freundlich; „ich bin es aber und ich kann mich der Freude nicht erwehren, wenn Jemand meinen Geſchmack theilt.“

„Das iſt gewiß ſelten, da in unſeren Tagen Wagner und Offenbach floriren.“

„Dieſer Flor wird verblühen, beſter Graf. Tumultuariſche Tonmaſſen betäuben das Ohr; durch ſeelenloſes Geklimper wird es einen Augenblick geſchmeichelt. Befriedigt wird es weder durch dieſes noch durch jene. Sie ſind jetzt in der Mode und dieſe hängt mit der ganzen Richtung der Zeit eng zuſammen — einer Zeit, welche für die Kunſt, d. h. für das Ideal ewiger Schönheit, in welcher Richtung es auch ſei, kein Verſtändniß, keinen Sinn hat. Die Architektur beſchäftigt ſich mit rieſigen Bahnhof- und Ausſtellungsgebäuden; die Plaſtik mit Thonfabrikat; ſtatt der Malerei beſitzt man die Photographie. Dieſe Dinge können unmöglich den Kunſtſinn bilden und den Geſchmack veredeln. Ich weiß wohl, daß Leute, welche dieſer Richtung, d. h. dieſem Verfall der Künſte huldigen, ihren Geſchmack dadurch zu ſtützen und einzuführen ſuchen, daß ſie ganz-naiv ſagen: wer ihn nicht theilt, verſteht nichts von Kunſt; — ich weiß auch, daß es Leute genug gibt, die ebenfalls höchſt naiv ſolche Behauptung ohne Prüfung hinnehmen. Vielleicht gehören auch Sie, lieber Graf, zu dieſen Leuten. Das Alles kann mich aber nicht beſtimmen, das Princip aufzugeben, auf welchem die Kunſt beruht — denn alle Künſte ſind im tiefſten Grunde zuſammenhängend, ſind die Kunſt — und dies Princip iſt die Verſinnlichung von Idealen, von Urbildern, von göttlichen Ideen durch jenes Material und nach jenen Geſetzen, die jedem Kunſtzweig eigenthümlich ſind.“

„Ich erlebte eine höchſt unterhaltende Scene,“ ſagte Emerenz; „als mein Vater hier war, beſuchten wir die ſchönen alten Kirchen, welche der Ungeſchmack der Neuzeit vielfach mit ſeinen Producten verunziert. Wir ſtanden ganz beſtürzt vor einem Fratzenbilde und fragten uns, was man durch dieſe Häßlichkeit bezwecke. Da trat eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft herzu und eine Dame rief, auf das Bild deutend: „O wie gräulich!“ Da ſprach ein Herr mit wichtiger Kunſtkennermiene: „Es iſt die chriſtliche Auffaſſungsweiſe unſerer Alten, die allerdings von der Schönheit des Heidenthums weit entfernt iſt.“ — „Warum iſt es aber gräulich?“ fragte die Dame. — „Es bedarf nicht der heidniſchen Schönheit, wenn es fromm iſt,“ lautete die Antwort. Ob die Dame noch weiter fragte, weiß ich nicht. Wir hatten genug, gingen unſerer Wege und wunderten uns ſehr, daß dieſer Kunſtkenner von „unſeren Alten“ ſprach, als von Künſtlern, die nichts von Schönheit wußten, da ſchon ganz allein die Boiſſerée'ſche Sammlung, die nur altdeutſche Bilder enthält, das Gegentheil bezeugt. Mein Vater beſitzt die Sammlung in herrlicher Lithographie von Hanfſtängl, und hundertmal haben wir dieſe edlen, ernſten, zarten und würdevollen Bilder bewundert. Vielleicht exiſtirten zur Zeit der Völkerwanderung die „Alten“ dieſes Kunſtkenners.“

„Und dennoch hat er ſein Auditorium!“ ſagte lachend Gräfin Berſen. „Genug, liebſte Emerenz, wir nehmen unſern alten Bach wieder vor. Graf Andreas hat mich darum gebeten, weil er nur den letzten Satz gehört hat.“

„Graf Andreas!“ wiederholte Emerenz mit ſtillem Schreck.

„Auch ich war erſtaunt,“ fuhr Gräfin Berſen fort,

„da er aber ſagte, er liebe Alles was ernſt ſei — und da ich ſehr ſelten die Freude habe, durch eine Sonate von Bach Vergnügen zu bereiten, ſo gab ich ſchleunigſt mein Jawort.“ — —

Kaum hatte Gräſin Verſen ſich entfernt, ſo brach Hellmuth's Empörung aus:

„Unerhört, dieſe Willfährigkeit ihm Freude zu machen! . . . Nie iſt es ihr eingefallen mir ein Vergnügen zu machen . . . warum denn ihm! Und warum mußt Du dabei ſein, Du, Emerenz!“

„Es macht ſich ſo,“ erwiederte ſie gelaſſen.

„Ha, ich ſehe, Du biſt entſchloſſen keine Rückſicht auf mich zu nehmen.“

„Auf Dich — immer; auf Deinen Wahnſin nicht, denn meine Nachgiebigkeit würde ihn ſteigern,“ entgegnete Emerenz und ſetzte ſich an den Flügel.

So ging das fort. Die Geſelligkeit war auch dieſen Winter ſehr belebt. Man tanzte, man muſizirte, man ging in's Schauſpiel, man empfing und erwiederte Beſuche, man vergeudete die Zeit, als ob man über die Ewigkeit verfügen könne: und das Alles zuſammen nannte man Unterhaltung, Vergnügen. Das that auch Emerenz; ſie lebte ja im großen Wirbel der Geſellſchaft. Zuweilen aber und gerade mitten im Tumult, regte ſich in der Tiefe ihrer Seele eine namenloſe unbeſtimmte Sehnſucht nach etwas Höherem — als ob ſie Flügel habe und ſie nicht zu brauchen verſtehe; und dann war es ihr ganz klar, daß eine Stunde des Geſprächs über ernſte Dinge ihr lieber ſei, als jede Weltfreude. Kam aber ein Ball oder ein Maskenſcherz oder eine Schlittenfahrt an die Reihe, ſo war ſie ganz dabei, die ernſten Gedanken zerſtreuten ſich und die Sehnſucht zog ſich wie ein Frühlingsvogel, der zu früh den Lenz erwartet hat, ſchüchtern in das Neſt des Herzens zurück.

Graf Andreas erkannte das Alles, und daß es nicht anders ſein könne bei ihrer Jugend, ihrem unentwickelten inneren Leben, an der Seite ihres Mannes; und dieſe Hinderniſſe ſteigerten ſeine Theilnahme nur noch mehr.

„Iſt das nicht ein Jammer mit der Emerenz!“ ſagte Gräfin Tengenberg faſt täglich zu ihrem Sohn; „ein ſo liebes Geſchöpf . . . und ohne Religion! . . . Wie wird ſie durch die böſe Welt kommen, die ihr ſolche Huldigung darbringt. Prinz Arthur iſt wie an ſie verloren. Geſtern ſagte er mir: Welch' merkwürdiges Weſen iſt Gräfin Emerenz! ihre Erſcheinung macht mir den Eindruck, als ob das Morgenroth in die Welt hinein fliege.“

„Redensarten, Mama!“ gab Andreas mit einiger Ungeduld zur Antwort.

„Ja, für Dich, lieber Sohn! Eine bildſchöne Frau von zweiundzwanzig Jahren könnte ſie ſehr leicht anders auffaſſen. Du mußt es als Deine Aufgabe betrachten, im entgegengeſetzten Sinn auf ſie zu wirken . . . .

und Du kannſt es, denn ſie verehrt Dich; das leuchtet hervor.“

„Nein, gute Mama, dieſe Aufgabe lehne ich ab! ich ſpreche unbefangen mit ihr und beantworte ihre Fragen ſo gut ich kann, denn ich ſehe, daß ſie Wahrheit verlangt. Bitte Gott, daß ſie dadurch dem Glauben näher komme. Mich jedoch ſpeciell damit beſchäftigen ſie in dieſe Richtung zu bringen — das unterlaſſe ich.“

„Hilf Himmel! ein ſo gutes Werk unterlaſſen . . . und abſichtlich!“

„Meinſt Du, daß ich Gräfin Emerenz nicht bildſchön, nicht feſſelnd finde? . . . . dann biſt Du im Irrthum.“

Gräfin Tengenberg ließ den Zwicker, den ſie zu ihrer Handarbeit brauchte, von der Naſe fallen, ſtarrte verblüfft ihren Sohn an und rief:

„Alſo Du biſt auch in ſie verliebt?“

„Nein Mama, allein ich könnte es werden.“

„O, mein lieber Andreas! wie beglückt es mich zu vernehmen, daß Dein Herz noch einer lebhaften Neigung fähig iſt. Auf Emerenz wirſt Du dieſe Neigung nicht hinwenden . . . . davor bewahren Dich Deine Grundſätze, Deine Erfahrung. Du biſt aber nicht ungeneigt mir eine Schwiegertochter zuzuführen.“

„Nicht entfernt denke ich daran!“ verſetzte Andreas ernſt.

Gleichwohl blieb Gräfin Tengenberg bei dieſem ihr ſo wichtigen Thema, bis endlich Andreas etwas ermüdet ſagte:

„Flößt mir ein weibliches Weſen die Zuverſicht ein, daß ich in dieſer Verbindung ein ſchönes, ein edles Glück finden werde — dann, nur dann, heirathe ich.“

Fünftes Kapitel.

Nicht blos für Gräfin Tengenberg war die Vermälung ihres Sohnes ein Anliegen von der äußerſten Wichtigkeit, Baronin Erting faßte die Sache noch viel dringender auf.

Ignaz war gekommen mit dem Vorſatz, ſeinem bisherigen Leben gründlich zu entſagen und mit dem ſehnlichen Wunſch ſich zu verlieben, damit ihm jene Entſagung leichter werde; denn wenn auch die Luſt ihn nicht mehr an jenes Leben feſſelte, ſo fühlte er doch allzu klar, daß er die Feſſel der Gewohnheit trage, und daß dieſe nur durch große Kraft zu brechen ſei. Seiner Schwachheit ſich bewußt, bedurfte und verlangte er Hülfe. Seine Mutter hatte ihn mit der größten Zärtlichkeit und Freude empfangen. Ignaz ſah noch immer ſehr gut aus, etwas ſchlaff, etwas kühl, aber die Züge waren fein, dunkles Haar und dunkle Augenbrauen hoben ſie hervor, und der ihm eigenthümliche ſchwermüthige Ausdruck konnte ihn intereſſant erſcheinen laſſen. Seine Haltung, ſein Anzug ließen nichts zu wünſchen;

dazu ſprach er alle Sprachen, die in der großen Welt geſprochen werden, geläufig und accentlos; genug, ſeine Mutter war von ihm entzückt und ſagte:

„Ignaz! mit Deinen perſönlichen Vorzügen und Deinem Vermögen wird es nur von Deinem Wunſch abhängen, jede Dir zuſagende Heirath zu ſchließen. Unter den jungen Mädchen, die zum erſten Mal dieſen Winter erſcheinen, finde ich zwei ungemein reizend: die jüngſte Tochter meiner Freundin Melanie und Graziane Veldegg; jene blond, dieſe ſchwarz, beide ſiebzehn Jahre alt und vortrefflich erzogen.“

„Grazian eVeldegg hat mir keinen Eindruck gemacht, als ich ſie zuletzt ſah.“

„Du wirſt erſtaunen, was ein Jahr aus ihr gemacht hat. Graziane ſieht aus wie die Heldin einer ſpaniſchen Tragödie.“

„Wahrſcheinlich biſt Du für dieſe Partie beſonders eingenommen.“

„Ich bin es, Ignaz, und ich würde es ſein, wenn Graziane auch minder anziehend wäre. Ich freue mich auf Deine Ueberraſchung.“

Was Eugenia vorherſagte, traf ein. Ignaz ſah Graziane zuerſt auf einem Ball und erkannte ſie kaum. Ungewöhnlich hoch und ſchlank gewachſen, mit glänzend ſchwarzem Haar und ſchwarzen orientaliſch geſchnittenen Augen, mit Zügen, die nicht regelmäßig, aber zart und anmuthig waren, mit einem weichen, marmorfarbenen

Colorit, ſchneeweiß gekleidet, mit einer einzigen Roſe im Haar, ſtand ſie unter den jugendlichen Schönheiten in erſter Reihe. Ignaz war dermaßen überraſcht, daß er mit ganz ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf ſie zuging und fragte:

„Kennen Sie mich noch, gnädiges Fräulein?“

„Wie ſollte ich nicht?“ fragte ſie ſanft zurück.

„Verzeihen Sie die ungeſchickte Frage. Sie haben ſich ſo wunderbar verändert, daß mir ſchien, ich müßte Ihnen fremd geworden ſein.“

„Alte Bekannte bleiben einander nicht lange fremd,“ antwortete Graziane.

Ignaz, der ſonſt nie tanzte, bat Graziane um einen Tanz; — und dann tanzte er nicht mehr.

„Habe ich von Graziane zu viel geſagt?“ fragte Eugenia nach dem Ball ihren Sohn.

„Es iſt eine abgebrauchte Phraſe, allein ich muß ſie ſagen: Zu wenig!“ verſetzte er.

„Nun, und die allerliebſte Melanie?“

„Ja ja, Mama, ein hübſches Comteſſechen, wie man ſie zu Dutzenden ſieht.“

„Du biſt ungerecht, Ignaz,“ ſagte Eugenia mit Befriedigung.

„Und dieſe Ungerechtigkeit freut Dich, Mama! ... — Graziane hat wunderbare Augen ... ihr Blick iſt mehr ernſt als freundlich, aber ſanft wie Sammt und das thut wohler als Freundlichkeit .... denn es iſt nicht ſo alltäglich.“

Baronin Erling war überglücklich. Sie wußte es einzurichten, daß Ignaz täglich Graziane ſah, und täglich ſagte ſie zu Feodora in allen möglichen Variationen:

„Bemerkſt Du, von welcher innigen Neigung für Graziane Ignaz erfüllt iſt? Er kann nicht leben, wenn er ſie nicht jeden Tag ſieht. Ob ſie dieſe Neigung erwiedert, weiß ich nicht .... es ſollte mich wundern, wenn ſie gleichgültig bliebe. Ueberdies wäre es eine herrliche Aufgabe für Graziane und zugleich ſehr wohlthuend für das weibliche Selbſtgefühl, einen jungen Mann dauernd zu feſſeln, welcher dermaßen durch Frauen in der großen Welt verwöhnt wurde, daß er bezüglich weiblicher Schönheit und Anmuth etwas blaſirt iſt und nicht leicht in dieſem Punkt einem Einfluß Raum gibt.“

Sie ſagte das Alles abſichtlich und verrechnete ſich durchaus nicht. Feodora unterhielt Graziane angelegentlichſt von der Leidenſchaft, welche Ignaz empfinde, die ihn einerſeits beſelige, doch anderſeits ſein Herz beklemme, weil er keinen Grund habe auf Erwiederung ſeiner Gefühle zu hoffen.

Graziane ſchwieg dazu; gleichwohl verrieth die Art wie ſie auf dieſe Mittheilungen lauſchte, daß ſie ſehr ſüß dadurch berührt wurde — und eben weil ſie ſchwieg, ſammelten und ſenkten ſich in der Stille ihre Empfindungen, durchwebt mit den Gebilden der Phantaſie, in ihre Seele. Da ſie immer ernſt und ſchweigſam geweſen war, fiel ein Grad mehr oder weniger durchaus nicht auf.

Eugenia mochte ihn bemerken; da Graziane gegen ſie noch viel anſchmiegender als früher ſich benahm, ſo deutete ſie dies Alles in der richtigen Weiſe und rechnete mit Gewißheit auf die Erfüllung eines heißen Wunſches.

Veldegg ahnte nicht, was in dieſen Herzen vorging; theils beſchäftigten ihn wichtige Fragen in den Kammern mehr denn je; theils fiel es ihm nicht im Traum ein, daß Graziane bei ihrem erſten Auftreten in der großen Welt ihr Herz verſchenken und ihren erſten Carneval mit einer Verlobung beſchließen könne; theils war Ignaz der letzte, an welchen er in dieſer Beziehung dachte. Er war zu ſehr für Eugenia eingenommen, um nicht einigermaßen deren Verblendung über Ignaz zu theilen und deſſen Verirrungen geringer, deſſen gute Vorſätze höher anzuſchlagen, als ſie es verdienten; dennoch hätte er nie Ignaz als Gatten für Graziane gewünſcht, da in dieſer Heirath nichts glänzend geweſen wäre, als ſein Vermögen — und eben darauf legte Veldegg nicht den höchſten Werth. Er ſah zwar, daß Ignaz in zurückhaltender Weiſe Grazianen huldigte; doch das ſchien ihm ganz in der Ordnung, da Ignaz nicht der einzige Verehrer war — und ſo hatte er denn eine ungeheure Ueberraſchung, als er eines Morgens zur gewohnten Stunde Eugenia beſuchte. Sie pflegte dann in ihrem Schreibcabinet allein zu ſein. Sie war es auch jetzt und ſie begrüßte ihn freudeſtralend mit den Worten:

„Beſter Veldegg, ich bin unausſprechlich glücklich.“

„Und worin beſteht dies unausſprechliche Glück?“ fragte er.

„Ignaz hat mir ſeine Liebe für Graziane geſtanden und zugleich ſeine Hoffnung auf Erwiederung.“

Veldegg war ſprachlos. Als Eugenia ihn erwartungsvoll anſah, entgegnete er:

„Graziane iſt ein Kind.“

„Sie iſt Ihr Kind,“ verſetzte Eugenia lächelnd; „allein im achtzehnten Jahre iſt ein ſo ſchönes ernſtes Mädchen wie Graziane kein Kind mehr. Ich heirathete mit ſechszehn Jahren.“

„Ich kann mich nicht mit dem Gedanken befreunden, Graziane ſo jung in die Ehe treten zu laſſen, und eine Verlobung die jahrelang währt, iſt unausſtehlich.“

„Warum, lieber Veldegg? . . . Zwei junge Menſchen hoffen und ſind ſelig.“

„Ein Paar Jahre bringen in jungen Menſchen gewaltige Veränderungen hervor, indem ſie Urtheil, Verſtändniß und Einſicht reifen. Eine Verlobung kann jubilirend geſchloſſen ſein und nach drei Jahren beweint werden. Dann fehlt aber gewöhnlich der Muth ſie aufzulöſen und es gibt eine klägliche Ehe.“

„Ach, lieber Beldegg! Enttäuſchungen gehören zum Leben! Bei jedem Glücksfall muß man ſie in den Kauf nehmen, und ich meine, wir müßten ſehr froh ſein, wenn unſere Kinder eine Zeit haben, in denen ihnen das Leben wonnevoll erſcheint. Was Ignaz betrifft, ſo iſt dieſe Neigung in dieſem Augenblick von äußerſter Wichtigkeit für ſeine ganze Zukunft .... ja, ſie iſt eine beſonders günſtige Fügung des Schickſals. Er kommt her, feſt entſchloſſen mit dem frivolen Leben zu brechen, und um ihn in dieſem Vorhaben zu beſtärken, wird er von einer Leidenſchaft ergriffen, die er noch nie empfunden hat. Iſt das nicht eine wunderbare Fügung? ... muß nicht ein Mutterherz frohlocken? ... — Beſter Beldegg, geben Sie wenigſtens vor der Hand meinem armen Ignaz die Hoffnung, daß er einſt zum Ziel gelangen könne — und wird Beide, Sohn und Mutter, wollen damit zufrieden und Ihnen ewig dankbar ſein."

So ſprach Eugenia immer inniger und immer lebhafter, Beldegg's Gefühle anregend. Es war ihm unmöglich ihr wehe zu thun durch entſchiedene Ablehnung; nur blieb er dabei, er müſſe ſich zuerſt von Grazianens Geſinnung überzeugen. Eugenia ſtimmte ihm bei — wie immer, wenn ſie wollte daß Beldegg ihr beiſtimme.

Feodora war durch einen leichten Huſten an das Haus gefeſſelt und ließ Graziane bitten ſie zu beſuchen. Graziane kam eiligſt, und die Freundinnen beſprachen das große Ereigniß, daß Melanie verlobt ſei und zwar mit einem bildſchönen jungen Mann.

„Gewiß, er kann für ſchön gelten," ſagte Graziane, „doch nach meinem Geſchmack iſt dieſe blonde Schönheit nicht. Indeſſen paßt ſie ganz für Melanie."

„Für Dich würde Ignaz paſſen, nicht wahr? mit ſeinen ſchwermüthigen braunen Augen?" fragte neckend Feodora.

Graziane erglühte und ſagte haſtig:

„Noch weniger als die Schönheit des Fürſten Ladislas gefällt mir ſeine Jugend. Einundzwanzig Jahre! . . . das iſt ungeheuer jung. Ich begreiſe nicht, wie Melanie vor einem ſo jungen Gatten einigen Reſpect haben kann."

„Wenn er achtundzwanzig Jahre zählte ginge es ſchon eher, nicht wahr?" fragte Feodora wie vorhin.

„Ja! . . . ich werde nie einen Mann heirathen, der ſo zu ſagen aus der Kinderſtube kommt."

„Sehr verſtändig, liebe Graziane," ſagte im Eintreten Baronin Erting. „Der Mann ſoll die Frau leiten und berathen — dazu gehört Erfahrung, und dieſe kann man unmöglich in erſter Jugend haben. Aber ich trenne für einen Augenblick die beiden Freundinnen . . . . ich bitte Graziane mich zu begleiten."

Sie verließen Feodora. Im Zimmer der Baronin zog dieſe Graziane zu ſich auf den Sopha, umarmte ſie zärtlich und fragte:

„Beſtes Kind, haſt Du eine Ahnung der Gefühle, die mein Sohn für Dich hegt?“

„Baron Erting hat ſie mir nie ausgeſprochen,“ verſetzte Graziane ausweichend und leiſe.

„Er wagt es nicht, und das iſt in der Ordnung. Er möchte aber wiſſen, wie Du geſinnt biſt, bevor Schritte bei Deinem Vater geſchehen. Ha, da kommt er!“ ſetzte ſie plötzlich hinzu, ſtand auf, ging raſch ihrem Sohn im Salon entgegen, und gleich darauf trat Ignaz ein — ohne ſeine Mutter. Nach etwa zehn Minuten glaubte Eugenia, daß man Zeit gehabt habe zur Verſtändigung — und dem war auch ſo. Denn bei ihrem Eintritt flog Graziane ihr in die Arme und Ignaz ſagte:

„Sie liebt mich.“ — —

Als Veldegg zu Eugenia kam, ſagte ſie mit einem Anflug wirklicher oder erzwungener Verlegenheit:

„Beſter Veldegg, ich will nicht zögern, Ihnen mitzutheilen, daß Ignaz mir anvertraute, er habe ſichern Grund von Grazianens Zuneigung überzeugt zu ſein. Darf ich ihm Muth machen, ſeine Bitte Ihnen ausſprechen zu dürfen?“

Eine ſchwere Wolke lag auf Veldegg's Stirn und er ſagte nach langer Pauſe mit großer Ueberwindung:

„Er iſt mir kein willkommener Schwiegerſohn.“

„Als Grazianens Gatte wird er Sie mit ſeiner Vergangenheit verſöhnen.“

Veldegg ging einige Mal im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor Eugenia ſtehen, die geſpannt zu ihm aufſchaute und ſagte mit tiefem Ernſt:

„Wünſchen Sie aufrichtig dieſe Heirath?"

„Von ganzem Herzen, denn das Herz meines Sohnes hängt an dieſer Heirath, und der Wunſch ihn glücklich zu wiſſen gibt meinen Wünſchen die Richtung. So war es immer. Ich habe vielleicht in den Mitteln gefehlt, um ihn glücklich zu machen — das geſchieht leicht bei der Erziehung eines einzigen Kindes — doch in dem Fall, den wir jetzt beſprechen, irre ich nicht und deshalb wünſche ich deſſen Erfüllung über Alles."

„Wohlan! ſagen Sie ihm, daß er morgen Vormittag zu mir komme."

Es war ein ſehr ernſtes Geſpräch, das Veldegg mit Ignaz hatte.

„Du haſt noch gar nichts gethan, um Deine Umkehr zu einem vernünftigen und geordneten Leben zu beglaubigen, und Du verlangſt von mir den Beweis des höchſten Vertrauens, den ein Vater geben kann, welcher für das Glück ſeiner Tochter beſorgt iſt. Fühlſt Du den ganzen Umfang des Begehrens, das Du an mich ſtellſt?"

Ignaz beantwortete dieſe und ähnliche Aeußerungen ſo zerknirſcht, demüthig und reuevoll, daß Veldegg's wohlwollendes Gemüth ergriffen wurde und daß er, eingedenk ſeiner Jugend, endlich ſagte:

„Ich weiß, daß man ſich beſſern kann und daß eine warme Zuneigung zu einer lieben Gattin und häusliches Glück in eine ganz andere Richtung bringen können; dennoch iſt es bei einem Charakter wie der Deine, der in keiner Weiſe an Selbſtverleugnung gewöhnt iſt, ein Wagniß Dir Vertrauen zu ſchenken, ohne Dich durch die Zeit geprüft zu haben. Gebe ich alſo Deine Verbindung mit Graziane zu, ſo bleibt doch die Ehe in weite Ferne gerückt und die Verlobung ein Geheimniß.“

Ignaz verſicherte hoch und theuer, er ſei mit jeder Anordnung Veldegg's zufrieden, wenn ihm nur Grazianens Beſitz geſichert ſei. Veldegg ließ ſie rufen. Sie ahnte weshalb und erſchien vor ihm um ſo verwirrter, als ſie nicht auf Erting's Anweſenheit vorbereitet war. Mit einem etwas ſtrengen Ton ſagte Veldegg:

„Durch Deine Schweſter bin ich an ein ganz anderes und kindlicheres Verfahren gewöhnt, als durch einen Dritten zu erfahren, daß Du trotz Deiner Jugend und ohne mich um meinen Rath zu fragen, über Deine Perſon und Deine Zukunft verfügteſt. Kaum kann ich es glauben! .... Iſt es wirklich ſo?“

Graziane brach in Thränen aus, fiel ihrem Vater zu Füßen und ſeufzte:

„Es iſt ſo . . . verzeih, o verzeih mir.“

Ignaz kniete neben ihr nieder und bat gleichfalls ſo demüthig um Verzeihung, daß Veldegg beſänftigt und gerührt ſeine Vergebung ausſprach und ſeine Einwilligung gab. Grazianens Frohlocken war ſo groß, wie er es nimmer von dem ernſten ſtillen Mädchen erwartet hätte. Er konnte ſich nicht enthalten, in einem Geſpräch mit Miß Mac Allan ihr den Vorwurf zu machen, ſie habe es an Wachſamkeit über Graziane fehlen laſſen. Doch Miß Mac Allan gab ruhig zur Antwort:

„Als nach der Vermälung von Gräfin Emerenz die Intimität zwiſchen Graziane und Fräulein von Bernbach begann, machte ich Ihnen die Bemerkung, daß mir dieſe Freundſchaft nicht wünſchenswerth für Graziane erſcheine. Sie waren anderer Meinung und begünſtigten auf jede Weiſe Grazianens Neigung, ſich an Fräulein Feodora anzuſchließen. Dieſe hat Grazianens Vertrauen in ſolchem Grade gewonnen, daß ſie für mich ein Buch mit ſieben Siegeln geworden iſt; denn das ganze Herz wurde der Freundin zugewendet. Ich geſtehe ganz einfach, daß ich von dieſer Zuneigung für Baron Erting ſo wenig eine Ahnung hatte wie Sie, Herr Baron.“

Was konnte er antworten? — Eugenia's und Grazianens Freude überwanden mehr und mehr ſeine Unzufriedenheit; obſchon ein Paar präliminäre Anfragen gemacht wurden, die ſeiner Tochter ein glänzenderes Loos in Ausſicht ſtellten. Die Sache war nun einmal für Ignaz entſchieden und er ſuchte ihr die beſte Seite abzugewinnen: Graziane blieb in Grafenthurm und in der Reſidenz, alſo in ſeiner nächſten Nähe — und Ignaz beſtändig unter ſeinen Augen. Von der Verlobung war nicht in der Welt — und von der Vermälung nicht in der Familie die Rede. Emerenz erfuhr nichts. Veldegg wußte voraus, daß dieſer Schwager ihr wenig willkommen ſein würde; er verſchob die Mittheilung.

Eines Tages war Ignaz verſchwunden. Wo iſt er? fragten Veldegg und Graziane unbefangen. Wo mag er ſein? fragte ſich Eugenia heimlich beklommen. Sie antwortete aber lächelnd auf die Frage:

„Ein kleines Geheimniß! . . . bald wird es ſich enthüllen.“

Es enthüllte ſich aber nichts; als er nach acht Tagen wieder erſchien und da Ignaz nichts ſagte, fragte man ihn auch nicht. Als bald darauf ein Beamter in Grafenthurm entlaſſen wurde, fragte Veldegg Eugenia:

„Das hängt wohl zuſammen mit dem Verſchwinden Ihres Sohnes?“

Eugenia legte den Finger auf ihre Lippen.

* * *

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der
breite Weg und die enge Straße.

Eine Familiengeschichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1877.

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Eiferſucht.

Erſtes Kapitel 3
Zweites Kapitel 17
Drittes Kapitel 28
Viertes Kapitel 46
Fünftes Kapitel 65

Der Kampf des Lebens.

Erſtes Kapitel 81
Zweites Kapitel 103
Drittes Kapitel 117
Viertes Kapitel 132
Fünftes Kapitel 147

Die Auserwählte.

Erſtes Kapitel 163
Zweites Kapitel 178
Drittes Kapitel 194
Viertes Kapitel 209
Fünftes Kapitel 229

Eiferſucht.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Graf Hellmuth Tengenberg fühlte ſich namenlos unglücklich. In ruhigen Augenblicken ſagte er ſich zwar, er habe allen Grund glücklich zu ſein, doch dieſe Augenblicke waren gar ſelten und gar flüchtig. Emerenz hatte nicht immer Geduld und Mitleid mit ihm. Zuweilen lachte ſie, zuweilen hörte ſie gar nicht auf ihn, zuweilen warf ſie ihm ſeine Verkehrtheit mit Heftigkeit vor. Häufig kam ſie mit verweinten Augen zu Gräfin Tengenberg oder Gräfin Verſen. Doch nie äußerte ſie die leiſeſte Klage, die entfernteſte Andeutung ihrer beſtändigen Qual, und ſo wie ſie unter Menſchen war, überwog ihre natürliche Lebhaftigkeit den Kummer. Niemand ahnte das traurige Geheimniß ihrer Ehe.

„Nein, wie ich dem Hellmuth zürne, kann ich gar nicht ausſprechen,“ ſagte Gräfin Tengenberg zu Andreas; „er quält mit ſeinem Jähzorn die arme Emerenz bis auf's Blut. Als ich heute Vormittag aus der Meſſe kam, hörte ich ihn poltern und toben. Das iſt ein wahres Hauskreuz und ſie trägt es mit bewundernswerther Ruhe.“

Niemand war von größerer Bewunderung für Emerenz durchdrungen als Andreas, obſchon Niemand es weniger an den Tag legte als er. Das Intereſſe, das er im erſten Augenblicke, da er ſie ſah, für ſie empfand, ſteigerte ſich mehr und mehr in der näheren Bekanntſchaft. Dem Gemahl an Geiſt und Gemüth ſo überlegen, dennoch von ihm ſo gequält, aber von der ganzen Welt gefeiert zu ſein und dabei auf dem geraden Wege zu bleiben — welche Reinheit der Seele ſetzte das voraus! Denn nur durch dieſe Reinheit hing ſie mit der Gnade zuſammen, und alle Kraft und alle Stärkungsmittel, die der Glaube gewährt, fehlten ihr. Deshalb hegte Andreas die feſte Zuverſicht, daß Emerenz zum Glauben ſich bekehren werde, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit belauſchte er jede Aeußerung, verfolgte er jede Regung, die ihm verheißungsvoll ſchien. Sie that zuweilen eine Frage oder machte eine Bemerkung, welche deutlich zeigten, daß in der Tiefe ihrer Seele Gedanken ſich regten, die nach höherem Verſtändniß ſtrebten. Wenn Andreas ſie allein bei ſeiner Mutter fand, nahm das Geſpräch gewöhnlich eine ernſte Richtung; ſo wie aber Hellmuth dazu kam, wurde es alltäglich, denn er hörte ſtumm und gelangweilt zu und brachte dann plötzlich ein höchſt gleichgültiges Thema zur Sprache. Hätte Andreas Emerenz allein ſprechen können, ſo würde er verſucht haben, ſie direct auf das Verlangen ihrer Seele nach Erkenntniß der Wahrheit aufmerkſam zu machen. Aber er ſah ſie nie allein und ſchon die Gegenwart ſeiner Mutter ſetzte ihm Schranken der Vorſicht, da er nicht ohne Beſorgniß vor ihren frommen Rathſchlägen geweſen wäre.

„Emerenz wäre ein Engel, wenn ſie fromm wäre,“ ſagte ſie häufig, und immer gab Andreas gelaſſen zur Antwort:

„Bete, daß ſie es werde.“

Der Grund, weshalb Hellmuth an jenem Vormittag einen Anfall von Berſerkerwuth gegen die ganze Welt hatte, die ſich beſtändig zwiſchen ihn und Emerenz drängte, war der, daß Harald Sternfels Abends zuvor in einer Soirée von den entzückenden plaſtiſchen Darſtellungen ſeiner Couſine geſprochen und folglich die Geſellſchaft Emerenz beſtürmt hatte, ihr dieſen Genuß zu bereiten. Die arme Emerenz, wohl wiſſend was ihr von Hellmuth bevorſtehe, lehnte ab, verſicherte ſie ſei aus der Uebung gekommen u. ſ. w. Selbſtverſtändlich ließ man das nicht gelten, man war ſo geſpannt auf etwas Neues. Man bat, man flehte, man beſchwor, man fiel über Hellmuth her und verlangte, daß er als Herr und Gemahl befehlen ſolle — genug, es war unmöglich bei der Weigerung zu beharren, und es wurde ein Tag in der nächſten Woche feſtgeſetzt, wo bei Gräfin Berſen die Darſtellung ſtattfinden ſollte, und zwar mit der Muſikbegleitung von Harald Sternfels.

Als Emerenz am andern Morgen verſchiedene Hefte mit Zeichnungen anſah, und dabei ſagte, daß Harald um eilf Uhr kommen werde, brach der unterdrückte Sturm aus und Hellmuth verlangte, Emerenz ſolle ihm ſchwören, daß dies für immer und ewig die letzte ihrer Darſtellungen ſei. Sie entgegnete:

„Du weißt bereits, daß ich ſo etwas nicht thue. Solleſt Du je eine vernünftige Einwendung zu machen haben, ſo kannſt Du überzeugt ſein, daß ich ſie beachten werde. Für diesmal iſt die Sache entſchieden, und es freut mich, daß Harald mich dabei unterſtützt, denn er iſt muſik- und kunſtverſtändig. Ich will es recht ſchön machen, lieber Hellmuth,“ ſetzte ſie liebreich ſcherzend hinzu; „Du ſollſt Ehre einlegen mit Deiner Emerenz.“

Da half kein Scherz und keine Anmuth! Er verwünſchte ſein Leben, ſeine Ehe, die Welt, die Menſchheit .... und hauptſächlich ſeine Liebe, die ihn in ein namenloſes Elend ſtürze.

„Auch mich,“ ſagte Emerenz und große Thränen fielen auf das Blatt, das ſie in der Hand hielt.

„Ah bah! Dich! ... Harald kommt und Du biſt ganz vergnügt.“

Emerenz weinte heftiger.

„Ja weine nur, das paßt vielleicht für eine von Deinen Darſtellungen. Mich rührt es nicht .... denn Du biſt ungerührt von meiner Liebe.“

„Hellmuth, Du wirſt es dahin bringen, daß ich wünſchen muß, Dir gleichgültig zu ſein.“

„Nun, das iſt ehrlich geſprochen. Ich entnehme daraus, daß ich Dir bereits gleichgültig bin. Alſo adieu. Unterhalte Dich gut mit Harald," ſagte Hellmuth mit gezwungener Ruhe und verließ das Zimmer. Sie war troſtlos. Wie ſoll ich dies Leben ertragen!... wie kann ich es ändern! ... wie wird es enden! ſeufzte ſie unter heißen Thränen. Doch ſie mußte ſich faſſen. Sie wickelte ſich in einen Plaid und ging in den Garten, um ſich zu erfriſchen. Es war kalt; eiſig ſtrich der Wind durch die dürren Baumäſte. Sie ging raſch und als ſie in den Seitenweg einbog, begegnete ihr Andreas. Sie blieb vor ihm ſtehen und fragte:

„Können Sie mir ſagen, warum der Menſch ſo namenlos unglücklich ſein kann, Graf Andreas?"

„Um ſein Glück höher zu ſuchen als auf der Erde."

„Wer verbürgt mir, daß ich ein höheres Glück finden werde?"

„Dieſe Bürgſchaft leiſtet uns der barmherzige Gott."

„Können wir es nicht finden, ohne zuvor gelitten zu haben?"

„Kaum. Die Wucht des Schmerzes gibt der Seele einen Schwung, den ſie zuvor nicht hat .... und je reiner der Schmerz, deſto höher der Schwung."

„Was nennen Sie einen reinen Schmerz?"

„Einen unegoiſtiſchen."

„Danke, danke, guter Graf ... der ſcharfe Wind thut den Augen weh,“ ſagte ſie haſtig und ging weiter, denn ſie bemerkte, daß Andreas ſie fixire.

Andreas ging in das Haus und ſtieß im Vorſaal auf Hellmuth, der durch die offene Glasthür im Hintergrunde des Gartens Emerenz gewahr wurde; ſie hatte alſo ein Zwiegeſpräch mit Andreas gehabt. Kaum deſſen Gruß erwiedernd, ſtürzte er verzweiflungsvoll hinweg, um einen ſchwer kranken Kameraden zu beſuchen, einen ganz jungen Mann, der ihm von deſſen Eltern beſonders empfohlen war.

Emerenz hatte ſich gefaßt und erfriſcht, und als Harald kam, war ſie ganz erfüllt von ihren künſtleriſchen Gedanken, erklärte ſie ihm und beſprach mit ihm die Tonſtücke, die er zu wählen habe und die er durch freie Phantaſien mit einander zu verbinden habe. Selbſtverſtändlich ging Stunde um Stunde damit hin. Es ſchlug Zwei als ſich Harald entfernte, indem er ſagte:

„Wie die Zeit verfliegt .... und wir ſind doch erſt bei der Vorübung.“

„Ja, ſind wir aber darüber im Klaren, ſo macht es ſich hernach für ein muſikaliſches Genie, wie Sie ſind, ganz leicht. Alſo auf morgen wieder um eilf Uhr,“ entgegnete Emerenz.

In Hellmuth tobte ein Sturm. Er nahm ſich vor noch mehr Material zu ſammeln, bevor es zum Ausbruch kommen ſolle.

Gegen Abend hatte er wieder den jungen Kranken beſucht. Von dort zurückkehrend traf er auf dem Platz, an welchem das Tengenberg'ſche Haus lag, ſeinen Oberſt, Graf Verſen, der ihn aufhielt und ſagte:

„Die Kriegsgerüchte nehmen fort und fort zu. Man weiß nicht, ob Frankreich den Krieg will, ob Preußen ihn will, ob beide ihn heimlich wollen und ihn ſcheinbar nicht wollen. Genug, im Frühling gibt's Krieg. Hören Sie nur.“

Und langſam mit Hellmuth auf dem Platz hin und her gehend, erzählte Graf Verſen, was ihm ein Freund aus Paris geſchrieben habe und welche Mittheilung ihm durch die dritte Hand aus Berlin zugegangen ſei. Daran knüpfte er ſeine Muthmaßungen und Betrachtungen, Befürchtungen und Hoffnungen. Der Platz war einſam, die Laternen brannten hell, der ſcharfe Morgenwind hatte ſich gelegt und Graf Verſen ſchien dieſe abendliche Promenade ſehr gemüthlich zu finden. Zuerſt hörte Hellmuth aufmerkſam zu: ein Soldat iſt immer aufmerkſam, wenn von Krieg die Rede iſt. Plötzlich war es mit der Aufmerkſamkeit aus und vorbei.

Das Arbeitszimmer des Grafen Andreas lag im erſten Stock des Hauſes ſo, daß es zwei Fenſter nach dem Hof und eins nach dem Platz hatte. Zufällig und ohne etwas dabei zu denken, hatte Hellmuth Licht in dieſem Zimmer geſehen. Auf einmal war es verſchwunden, und wie ein Blitz flog es durch Hellmuth's Sinn, Emerenz habe Vormittags im Garten die Verabredung getroffen, Andreas möge ſie um dieſe Stunde beſuchen. Je länger er vor ſeinem Hauſe mit Graf Berſen Schildwache halten mußte, um deſto feſter ſetzte ſich der unſinnige Verdacht in ihm feſt, nährte ſich durch all den Groll, den er am Morgen nicht ausgeſprochen hatte, ſteigerte ſich zu ſtiller Verzweiflung durch den Zwang, den er durch den Oberſt erduldete — ſo daß, als dieſer ihn endlich entließ, Hellmuth wie eine Bombe in den Hof flog, in's Haus, durch das Haus in den Garten, um in die Fenſter ſeiner Frau zu ſehen, ob Andreas bei ihr ſei. War das der Fall .... — weiter gingen ſeine Gedanken nicht! ... Er ſtand im Garten vor den Fenſtern; aber o weh! die Fenſterladen waren inwendig geſchloſſen. Seiner Beſinnung nicht mächtig, ſtieß er ſeinen Säbel in die Fenſterſcheibe, die klirrend zerſprang und ein heller Schrei folgte darauf. Dies war aber weder die Stimme noch die Art ſeiner Frau, und er war ſchon etwas verblüfft. Im Nu wurde jetzt Fenſterladen und Fenſter aufgeriſſen, Emerenz erſchien, erkannte ihren Mann und rief in's Zimmer hinein:

„Sei unbeſorgt, liebe Tante, es iſt Hellmuth!“ — Und zu ihm ſich wendend, ſetzte ſie hinzu: „Biſt Du wahnſinnig geworden?“

„Ein Scherz ... verzeih' ... ich wollte Dich erſchrecken“ .... ſtotterte er in der höchſten Verlegenheit.

„Komm' herein und bitte die Tante um Vergebung.“

ſagte Emerenz und ſchloß wieder Fenſter und Fenſterladen.

„Welche ſonderbare Art, einen Scherz zu machen — mit dem Säbel und zerſprengten Fenſterſcheiben,“ ſagte Gräfin Tengenberg verſtimmt, als Hellmuth verwirrt eintrat und verſetzte:

„Liebe Tante, hätte ich gewußt .... Emerenz ſpricht immer ſo enorm tapfer .... ich wollte ſie auf die Probe ſtellen .... ſie ein wenig necken.“

Dabei blieb es. Im Lauf des Geſprächs erfuhr Hellmuth, daß Andreas gar nicht in der Stadt ſei; er war am Nachmittag auf ein Paar Tage nach Obertengenberg gefahren. Jetzt erwachte der Verdacht in ihm, Andreas habe im Garten Abſchied von Emerenz genommen und er ſagte:

„Das hätteſt Du mir doch ſagen können, Emerenz!“

„Ich wußte es ja nicht,“ entgegnete ſie; „ich erfuhr es, als die Tante vor einer halben Stunde herunter kam.“

Für den Augenblick ſah Hellmuth ſeine Ungerechtigkeit und die Kränkung ein, die er ſeiner Frau zufügte, und er nahm ſich vor weniger vorſchnell zu handeln, mit mehr Kaltblütigkeit zu überlegen. Hat aber eine Leidenſchaft ſich im Menſchenherzen feſtgeſetzt, ſo ſchießen aus der böſen Wurzel fort und fort die Sproſſen ihrer Art hervor.

Der Faſching ging zu Ende, man mußte ſeine ſcheidenden Freuden gründlich genießen. Um vier Uhr früh kehrten Emerenz und Hellmuth von einem glänzenden Ball heim. Der Salon war erleuchtet und erwärmt, die Thee-Urne ſtand ſiedend auf dem Tiſch und der kleine Waſſergeiſt in ihr ſang ſein leiſes Liedchen.

„So liebe ich es!“ ſagte Emerenz vergnügt, legte Fächer, Blumenſtrauß und Handſchuhe bei Seite, nahm eine Mantille um und ſetzte ſich an den Theetiſch. „Die trauliche Stille iſt ſo wohlthuend nach dem Gewirr und Getöſe, und dieſe eine Schaale Thee ſchmeckt mir beſſer, als das ganze ungeheuer ſplendide Souper.“

„Mir . . . weder das eine noch das andere,“ ſagte Hellmuth mürriſch.

„Und warum nicht, Hellmuth? Beides iſt gut.“

„Weil ich ſehen mußte wie Du tanzteſt, tanzteſt, tanzteſt, unaufhörlich, Stunde um Stunde.“

„Man geht ja auf einen Ball um zu tanzen.“

„Du gehſt aber ganz unter im Tanz.“

„O nein, ich unterhalte mich auch . . . . wenn ein Tänzer unterhaltend iſt.“

„Eines iſt gewiß.“

„Und was iſt das?“

„Daß Du auf dem Ball gar nicht an mich denkſt.“

„Doch! wenn ich ſah daß Du tanzteſt, freute es mich, und bei dem Souper habe ich nach Dir umgeſchaut, um zu ſehen, bei welcher Dame Du Platz genommen hätteſt.“

„Was ſind das für erbärmliche Gedanken!“

„Ernſte und hohe weiß ich nicht daran zu knüpfen,“ ſagte Emerenz und lachte.

„Du lachſt . . . und doch bin ich überzeugt, daß Du ernſte Gedanken gehabt haſt.“

„Das iſt wahr.“

„Im Geſpräch mit Prinz Arthur.“

„Nein.“

„Mit Harald?“

„Nein.“

„Mit Graf Berſen?“

„Auch nicht.“

„Alſo mit Andreas!“

„Endlich gerathen.“

„Und worüber ſpracht Ihr?“

„Er ſagte, es ſei ein Mißbrauch der Wiſſenſchaft, ſie im Dienſt des Unglaubens zu verwenden. Der allweiſe Gott ſei der Urquell alles Wiſſens, aller Erkenntniß; aus dieſer Quelle werde alle menſchliche Wiſſenſchaft abgeleitet, folglich müſſe ſie den Stempel ihrer Abkunft tragen und gleichſam Zeugniß von Gott ablegen.“

„Was in aller Welt geht Dich der Urſprung der Wiſſenſchaft an! Du biſt ja keine Gelehrte.“

„Nein . . . aber ich höre es unausſprechlich gern, wenn alle irdiſchen Beſtrebungen, alle menſchlichen Dinge auf Gott und auf einen göttlichen Zuſammenhang zurückgeführt werden . . . . und das thut er.“

„Er? . . . welcher Er? . . . gibt es nur den einzigen Er auf Erden?“

Emerenz war vom Theetiſch aufgeſtanden und ſagte ſcherzend:

„Du ſchläfſt wohl ſchon, Hellmuth, und haſt vergeſſen, daß wir von Graf Andreas ſprachen . . . ich bin noch gar nicht ſchläfrig . . . ſchau her.“

Sie machte ein graziöſes chassé en avant, blieb vor ihm ſtehen und ſetzte hinzu:

„Meine Toilette fand ungeheuren Beifall.“

„Wahrſcheinlich bei Andreas,“ entgegnete er mit zornfunkelnden Augen und grimmiger Stimme.

„Nein, bei den Damen,“ wollte Emerenz ſagen, aber die Worte erſtarben auf ihren Lippen, denn Hellmuth faßte ſie mit beiden Händen um den Gürtel, und mit einem Ruck zerriß er das Florkleid von oben bis unten ſo gewaltſam, daß einige Fetzen mit Blumen und Bandſchleifen rechts und links auf den Teppich flogen. Dann warf er ſich in einen Lehnſeſſel ſo, daß er ſeiner Frau den Rücken zukehrte und vergrub ſich in Finſterniß.

Emerenz war leichenblaß geworden und um ihren Mund zuckte es. Sie nahm Handſchuhe und Fächer und ging ſchweigend in ihr Zimmer. Vor der Kammerjungfer nahm ſie ſich zuſammen, und erſt als ſie im Bett lag, ließ ſie den mühſam verhaltenen Thränen freien Lauf; denn ſo etwas hatte ſich Hellmuth noch nie erlaubt.

Er, als er ſich allein ſah auf dem Schauplatz ſeiner Thaten und zwiſchen deren Trophäen, ſpürte ein grollendes Unbehagen mit ſeinem Jähzorn, keineswegs mit ſeiner Eiferſucht. Er ſammelte die abgeriſſenen Blumen und Schleifen auf, warf ſie in's Ofenfeuer, legte das verwelkte Bouquet ſeiner Frau dazu und betrachtete mit Wohlgefallen, wie die ganze Ballherrlichkeit in den Flammen verſchwand.

Nach dieſem Auto da fé brütete er über die Möglichkeit ſeine Lage zu verändern und einen Ort zu finden, wo er in gänzlicher Abgeſchiedenheit mit Emerenz leben könne. Bald wollte er ſich in eine kleine entlegene Garniſon verſetzen laſſen, bald den Abſchied nehmen und in irgend einem dunkeln Winkel der Karpathen — denn die Alpen waren ihm nicht einſam genug — mit Emerenz ſich vergraben. Beide Pläne hatten in der Ausführung ſo viel Unerfreuliches, daß ihm der vernünftige Gedanke kam, es ſei am klügſten ſich in ſeine Lage zu ſchicken und Emerenz etwas weniger zu quälen. Die Zeit verging. — —

„Wachſt Du noch, Emerenz?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, als er in das Schlafzimmer trat.

Emerenz wachte, denn ſie weinte; aber ſie verbarg ihr Geſicht in die Kiſſen und that, als ſchlafe ſie den Schlaf des Gerechten — und Hellmuth ſagte nichts mehr. Als er wirklich ſchlief, weinte Emerenz noch viel heftiger, weil ſie ſich vorwarf, unverſöhnlich geweſen zu ſein.

Dieſer Auftritt erweiterte die geheime Kluft, die zwiſchen ihnen ſich aufgethan hatte. Emerenz empfand vor Hellmuth eine Scheu, die an Abneigung grenzte, und in Hellmuth griff mehr und mehr die Ueberzeugung um ſich, daß Andreas eine heftige Leidenſchaft für Emerenz im Herzen trage und daß Emerenz ſie erwiedere. Er wurde immer finſterer und ſie immer gleichgültiger.

Zweites Kapitel.

Es war am Abend des Aſchermittwochs. Gräfin Tengenberg und Andreas waren bei Emerenz. Hellmuth war zugegen.

„Wie iſt das angenehm, einen gemüthlichen Abend vor ſich zu haben und keine große Toilette machen zu müſſen — was meinſt Du, Emerenz?“ fragte die Gräfin ſcherzend und ſetzte ſich behaglich mit ihrer Häkelarbeit im Sopha zurecht.

„Ganz Deiner Meinung, liebe Tante,“ verſetzte Emerenz lebhaft; „die Faſchingsfreuden ſind hohl wie Seifenblaſen. Es ſieht recht luſtig aus, die bunten Kugeln umherfliegen zu ſehen; aber ſie platzen und man hat nichts davon — und platzten ſie nicht, ſo wäre uns die Monotonie ſehr bald unerträglich. Im vorigen Winter unterhielt ich mich viel beſſer als heuer.“

„Das glaubt Niemand, der Dich in der Welt ſieht,“ ſagte Hellmuth.

„Auf dem langweiligſten Rout ſind Sie ſtralend,“ ſetzte Andreas hinzu.

„Nun ja!“ ſagte Emerenz lachend. „Miß Mac Allan hat mir eingeprägt, man müſſe ſich mit Anmuth zu langweilen verſtehen. Ich finde es ſehr unverbindlich, den Leuten ein gelangweiltes Geſicht zu zeigen ... und bin ich einmal in dem Gewirr, ſo ſpreche ich, ſo höre ich, ſo ſehe ich — und werde davon ganz munter. Es iſt aber mehr eine äußere, als eine innerliche Munterkeit.“

„So wird es den meiſten Menſchen gehen, die über zwanzig Jahre alt ſind,“ ſagte die Gräfin; „ſie werden nach Ausruhen verlangen — und es iſt große Weisheit der Kirche, dieſen Augenblick zu benutzen, um uns durch die Aſchenweihe an den Tod zu erinnern, der allen irdiſchen Freuden ein Ende macht.“

„Das wiſſen wir ja ohnehin,“ ſagte Hellmuth.

„Eine kleine Erinnerung iſt dann und wann nicht übel,“ entgegnete die Gräfin; „ich meinestheils werde immer bußfertig geſtimmt, wenn der Prieſter mir das Aſchenkreuz auf die Stirne zeichnet und dabei ſpricht: Memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris.“

„Bußfertig?“ rief Hellmuth; „das ſchmeckt nach Geißel, Cilicium und Kaſteiung, beſte Tante!“

„Bußfertig!“ ſagte Emerenz langſam und ernſt; „vielleicht bedeutet es das aufrichtige Verlangen, das Leben zu benutzen um beſſer zu werden.“

Ein Schleier von Schmerz und Trauer flog über ihr ſonniges Antlitz. Hellmuth ſtarrte ſie an und dachte für ſich: Was mag ſie wohl zu bereuen haben? Andreas blickte ſie auch an und dachte: Möge ſie auf dieſem Wege weiter gehen. Emerenz ſetzte hinzu:

„Wir ſind ſo unvollkommen, wir armen Kinder des Staubes.“

„Das ſind wir,“ entgegnete Andreas lebhaft; „dieſe Abkunft vom Staube, dieſe Verwandtſchaft mit ihm, iſt die beſtändige Demüthigung des Menſchen — denn er kann nicht, wie er will; iſt die beſtändige Folter des Menſchen — denn er will nicht, wie er ſoll; und dient zur Glorie des Menſchen — wenn er ihn mit Füßen tritt, ſich über ihn, d. h. über ſich ſelbſt erhebt und dadurch beurkundet, daß er ſeine andere Abſtammung aus dem Reich des übernatürlichen Lebens nicht vergeſſen hat und ihren Werth am höchſten achtet. Und leicht iſt es nicht, die Welt des Staubes mit Füßen zu treten, weil ſie ſich in einem kleinen, aber furchtbar gebieteriſchen Punkt concentrirt.“

„Und das iſt?“ fragte Emerenz geſpannt.

„Im Herzen! . . . ſein Herz muß der Menſch opfern, das will ſagen: will er den Staub mit Füßen treten, ſo muß er das opfern, was ſein Herz begehrt — oder das, was ſein Herz erfüllt.“

„Aber warum denn?“ fragte Emerenz und legte bittend die Hände zuſammen, als ob ſie um Schonung flehe.

„Um einem höheren Willen Platz zu machen, der im Herzen herrſchen ſoll, weil er den Menſchen ſeiner ewigen Beſtimmung entgegen führt."

Andreas ſchwieg und Alle ſchwiegen, die Gräfin — erbaut, Hellmuth höchſt verſtimmt, Emerenz tief erſchüttert, ſo daß ſie nach einer kleinen Weile unbefangen fragte:

„Nicht wahr, wenn man ſich gründlich beſſern will, muß man eine ſogenannte Lebensbeicht ablegen?"

Andreas lächelte gerührt über dieſe kindliche Naivetät und die Gräfin ſagte erfreut:

„Ein vortreffliches Mittel!"

„Nichts für Emerenz!" rief Hellmuth.

„Vortrefflich für Emerenz und vortrefflich für Dich, mein guter Hellmuth."

„Beſte Tante, ich liebe Dich, ich verehre Dich, ich bewundere Dich, ich . . . ich . . . ich weiß nicht was ich ſagen ſoll, um Dir meine Hochachtung auszudrücken . . . allein in Dingen, welche Emerenz auf dieſe Weiſe berühren, habe ich ein Wort mitzureden. Emerenz thue ihre Pflicht, ſo hat ſie nichts zu beichten, und vernachläſſigt ſie ihre Pflicht, ſo wird ſie ſich nicht dadurch beſſern, daß ſie es einem Geiſtlichen ſagt . . . . und darauf läuft ja doch nur die ganze Beicht hinaus."

„Lieber Hellmuth, in welchem ungeheuren Irrthum biſt Du befangen."

„Liebe Tante, Irrthum oder nicht — ſo iſt meine Auffaſſung und bei ihr verbleibe ich."

„Du wirſt Dich beſinnen, nicht wahr?“ ſagte Emerenz bittend.

„Mit nichten! Dies Gerede im Beichtſtuhl iſt und bleibt mir ein Gräuel. Jetzt, liebe Tante, habe ich die Ehre mich Dir zu empfehlen .... ich muß nach meinem jungen Reconvalescenten ſchauen. Adieu, Andreas ... auf Wiederſehen, Emerenz!“

Er ſtürmte fort.

„So iſt er nun einmal,“ ſagte Emerenz gleichmüthig; „ich werde mich nicht dadurch abhalten laſſen, in der öſterlichen Zeit eine Lebensbeicht abzulegen. Ich war bisher recht kalt bezüglich der Religion ... und leider recht nachläſſig, aus Leichtſinn mit der Beicht. Widerwillen habe ich aber nicht gegen ſie ... ja, ich begreife nicht, wie man ihn haben könne.“

„Im Allgemeinen haben Diejenigen Widerwillen gegen die Beicht,“ ſagte Andreas, „die in ihrem Gewiſſen einen Punkt oder eine Sache herum tragen, welche ihnen ſchwer wird zu bekennen. Im Allgemeinen, ſage ich . . . es mag auch beſondere Gründe geben, allein ſtichhaltig ſind ſie nie,“ ſetzte er hinzu, da Emerenz ihn bedenklich anſah. Er glaubte, ſie denke an ihren Mann, ſie dachte aber an ihren Vater. Welcher Grund konnte ihn den guten, den klugen Mann ſo abgeneigt machen?

„Hängt es nicht vielleicht zuſammen mit einem gewiſſen Mangel an Religion . . . an poſitivem Chriſtenthum?“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Sehr richtig! . . . . glauben Sie aber, daß dieſer Mangel bei uns, die wir im Chriſtenthum geboren und erwachſen ſind, mit unſerer Tugend zuſammenhängt?“

„Wenn ich an mich denke, ſo muß ich Nein ſagen,“ erwiederte ſie.

„Und mit uns ſelbſt haben wir übergenug zu thun,“ gab Andreas beruhigend zur Antwort, um jeder unnöthigen Aufregung in Emerenz vorzubeugen. Dann ſprach er von ſeinen Neffen, die im Frühling gefirmt werden ſollten und das Geſpräch blieb ernſt bis Hellmuth nach einer Stunde zurück kam. Da brach Andreas es ab und ging auf die politiſche Tagesgeſchichte über und auf die Frage, ob ein kleiner deutſcher Prinz Ausſicht habe König von Spanien zu werden.

„Das waren herrliche Zeiten,“ rief Hellmuth, „als ein kleiner deutſcher Graf, der die Soldtruppen der Stadt Zürich geführt hatte, römiſch-deutſcher Kaiſer wurde, weil er ein tüchtiger, kräftiger Mann war; der Reſpect und Vertrauen einflößte. Aber durch Intriguen, Beſtechungen, Ueberliſtungen König einer wildfremden Nation zu werden, deren Sprache man nicht kennt, deren Sinn und Sitten man nicht verſteht, die von dieſem importirten König ſo wenig weiß wie vom Mann im Mond — das iſt eine politiſche Combination, die allzu ſehr wackelt, um Ehre und Segen zu bringen.“

„Solche Schmuggelei hat etwas Empörendes, wenn man bedenkt, daß es ſich um die Würde einer Krone und um das Wohl eines Volkes handelt,“ ſagte Emerenz.

„Die Spiegelfechterei des modernen Conſtitutionalismus, der aus revolutionären Anſichten und Beſtrebungen hervorgegangen iſt, hat die Auffaſſung der Königswürde und des Volkswohls bis zur Entſtellung herabgeſetzt,“ ſagte Andreas; „ſie verſchwinden hinter dem Wohl des Staates. Wird die Jugend in Schulen getrieben, wo ſie Stunde um Stunde mit überflüſſigem und oberflächlichen Lernen bei überſpanntem Geiſt und abgeſpanntem Körper ſitzt — wird die zweite Jugend in die Kaſerne geſperrt und durch äußere Dreſſur abgerichtet eine Maſchine in Menſchengeſtalt zu werden — wird die ganze Manneskraft dazu ausgebeutet, um einen möglichſt hohen Ertrag der Steuern zu erpreſſen, ſo geſchieht das Alles unter dem pomphaften Namen des Staatswohls, und daß dabei das Wohl des Volkes zu Grunde geht, fällt um keines Strohhalms Gewicht in die Schaale. Nur auf moraliſcher, nicht auf mechaniſcher Grundlage gedeiht das Volkswohl; moderne Staatsform iſt ein ſtarrer Mechanismus, deſſen Räderwerk die Kammermajoritäten bilden, denen ſchließlich auch der Fürſt ſich zu unterwerfen hat. Will er nicht, ſo wäre er nicht der ächte, der wahre conſtitutionelle Monarch und man müßte ein Revolutiönchen machen, um ſeiner ledig zu werden. Pfiffiger Intrigue, niedrigem Ehrgeiz, bodenloſer Habſucht öffnet der Conſtitutionalismus bereitwillig ſeine Reihen; edle Freiheit, unabhängige Geſinnung, Anſichten, die das Wohl des Volks im Auge haben, ſchließt er aus oder erdrückt ſie. Weil der Conſtitutionalismus unmoraliſch iſt, entſittlicht er die Charaktere und ſchwächt den Glauben und die Religioſität, ſo weit ſein Einfluß ſich erſtreckt — und der erſtreckt ſich weit.“

Da ſich kein Anhänger des Conſtitutionalismus in dem kleinen Kreiſe befand, ſo machte ſich keine Disharmonie geltend und der Abend ging friedlich zu Ende.

Emerenz verließ den Salon und ſetzte ſich in ihrem Zimmer an den Schreibtiſch. Hellmuth rief:

„Es iſt eilf Uhr! . . . willſt Du jetzt noch ſchreiben?“

„Nein! . . . nur eine kleine Notiz machen, um ſie nicht zu vergeſſen.“

Er trat hinter ihren Stuhl und las die Worte, die ſie in ein Buch ſchrieb.

„Aſchermittwoch 1870. Der Menſch kann nicht wie er will: das iſt ſeine Demüthigung — und er will nicht was er ſoll: das iſt ſeine Folter.“

„Sieh’ Emerenz, nun weiß ich es!“ rief Hellmuth außer ſich; „Du ſollſt mich lieben und Du willſt es nicht.“

„Laß ab von Deinen Quälereien!“ ſagte ſie müde; „ich gebe Dir mein Wort, daß ich nicht an Dich dachte, als ich dies ſchrieb.“

„Darauf brauchſt Du mir nicht Dein Wort zu geben . . . das weiß ich ohnehin . . . aber an Andreas dachteſt Du.“

„Auch nicht . . . ich dachte nur an mich und an die Wahrheit dieſer Worte. Sei ſo gut, mich nicht zu ſtören. Es fehlt noch der letzte Satz.“

„Da Du jedes Wort im Gedächtniß haſt, iſt das Aufſchreiben unnöthig,“ ſagte Hellmuth, nahm mit raſchem Griff das Tintenfaß aus dem Schreibzeug und goß es über das Blatt. Dann ſauſte er wie ein Wirbelwind hinaus.

Das Buch ſchwamm in Tinte, Emerenz ſchwamm in Thränen, rang troſtlos die Hände und ſeufzte: O ich will ihn ja lieben, dieſen ſchrecklichen Mann . . . aber ich kann nicht! . . . O ja . . . es iſt eine furchtbare Demüthigung, daß ich nicht mehr mit meinem Willen eine Liebe zuſammenbringe, welcher ich ewige Dauer beimaß und die mir wie ein Schatten aus dem Herzen ſchwindet. O, um wie Vieles möchte ich Andreas fragen . . . er gibt mir Aufſchlüſſe, die meine Seele ergreifen. Aber Hellmuth's Raſerei wird ſich ſteigern . . . o, ich bin unausſprechlich unglücklich. —

Und allerdings ſteigerte ſich Hellmuth's Raſerei. Er wollte durchaus nicht, daß Emerenz ihre Pflicht als Katholikin erfülle und in der öſterlichen Zeit die heiligen Sacramente empfange. Er behauptete, Andreas habe ihr dieſen Gedanken beigebracht, ohne Andreas wäre ſie nie darauf verfallen und er wolle nicht, daß

Andreas einen ſolchen Einfluß auf ſie gewinne, denn die Religioſität ſei nur ein Schleier, unter welchem er ſich in ihr Herz ſchleichen wolle. Schwieg Emerenz zu dieſen Beſchuldigungen, ſo ſagte er:

„Es iſt ſonnenklar! . . . Du verſuchſt nicht einmal Dich zu vertheidigen.“

Wies ſie die Beſchuldigungen zurück, ſo ſagte er:

„Gib Dir keine Mühe . . . Du änderſt meine Ueberzeugung nicht.“

Gab ſie ihm ruhige Antworten, ſo hieß es:

„Du willſt mich durch Sanftmuth entwaffnen . . . Doch Du täuſcheſt mich nicht.“

Sprach ſie ſich gereizt aus, ſo rief er:

„Endlich hab' ich es getroffen. Du wirſt zornig, weil Du Dich nicht vertheidigen kannſt.“

Man hätte viel ſanftmüthiger ſein müſſen als Emerenz war, um bei dieſer beſtändigen moraliſchen Folterung geduldig zu bleiben. Bei ihrem leidenſchaftlichen Charakter und ihrer gänzlichen Rathloſigkeit hatte ſie Anfälle von Verzweiflung, durch welche ſie ſich ſelbſt und ihren Mann nur noch mehr aufreizte. In einem ſolchen Anfall ſagte ſie einmal:

„Ich kann das Leben mit Dir in dieſer Weiſe nicht ertragen . . . ich will zu meinem Vater zurückkehren.“

„Willſt Du den Scandal machen, ſo bedenke, daß er von Dir ausgeht, nicht von mir. Uebrigens wird Dein kluger Vater lächeln, wenn er erfährt, daß Du

Dich zu ihm flüchteſt, um in aller Ruhe eine Lebensbeicht abzulegen, um Dich zu beſſern — während es doch nur von Dir abhängt, stante pede zu Deiner Beſſerung zu ſchreiten.“

Vielleicht hatte Hellmuth Recht. Sie nahm ſich zuſammen; ſie wollte ſehr gern ſanftmüthig und geduldig ſein; es gelang nur nicht. Und der Abend des Aſchermittwochs hatte ihr ſo tiefe Eindrücke zurück gelaſſen, daß ſie den Vorſatz, den ſie geweckt hatten, nicht aufgeben wollte.

Gräfin Tengenberg und Andreas fanden Emerenz ungewöhnlich ernſt. Nie kam eine Andeutung, nie die leiſeſte Klage über ihre Lippen; es war unmöglich, den Umfang ihrer häuslichen Leiden zu ergründen. Die Gräfin und ihr Sohn freuten ſich über den größeren Ernſt, den ſie bei Emerenz wahrnahmen und er beſchwor ſeine Mutter, ſie nicht durch Fragen oder Rathſchläge zu drängen oder zu verwirren. Er ſah mit Wonne, daß die Keime eines höheren Lebens, die unentwickelt in ihrer Seele lagen, ſich zu entfalten begannen und gleichſam aus einem Traumzuſtand zum Licht des Tages erwachten. Ein namenloſes Intereſſe für Emerenz ſtand über all ſeinem Thun und all ſeinem Denken, wie der Polarſtern über ſeinem Haupt.

Drittes Kapitel.

Emerenz ſaß in ihrem Zimmer mit einem Brief in der Hand, deſſen Inhalt ihr bitter weh that. Ihr Vater theilte ihr die Verlobung Grazianens mit Ignaz mit. Wie iſt es möglich! ſprach Emerenz tief niedergeſchlagen zu ſich ſelbſt; wie iſt es möglich, daß Graziane dieſe Wahl treffen, daß Papa ſie genehmigen konnte! ... O, das iſt ihr Einfluß! ... ſie, ja ſie hat es möglich gemacht.

Und ſie las zum dritten und vierten Mal den Brief, um eine Spur von Mißbilligung zu entdecken. Vergebens. Veldegg wußte, wie wenig ſympathiſch Eugenia und Ignaz für Emerenz waren; er wußte aber auch, daß Emerenz niemals nachträglich eine Sache öffentlich mißbilligen werde, die mit ſeiner Zuſtimmung abgeſchloſſen war; deshalb ſprach er ſich zufrieden aus und legte beſonderen Nachdruck auf ſeine Freude, Graziane ſo ungemein beglückt zu ſehen. Wie iſt's möglich! ſeufzte Emerenz, glücklich mit Ignaz? ... unmöglich! —

Ihr Blick fiel auf einen zweiten Brief von unbekannter Hand; ſie erbrach ihn gleichgültig. Keine Unterſchrift — kein Datum — wie ſeltſam! ſie hatte nie einen anonymen Brief erhalten, ſie las geſpannt:

„Wer Einmal die wundervollen Augen der Gräfin Emerenz geſehen hat, der vergißt ſie nie wieder. Doch ſo wundervoll dieſe Augen ſind, ſo beſitzen ſie nicht die Gabe, die Verhältniſſe einer früheren Generation klar zu durchſchauen. Wäre dies der Fall, ſo würde Gräfin Emerenz ohne Zweifel ihren ganzen Einfluß aufbieten, um eine Ehe zu hintertreiben, die jetzt in ihrer Familie geſchloſſen werden ſoll.“

Starr wie eine Bildſäule ſaß Emerenz da. Was ſollte das bedeuten ... wer hatte das geſchrieben ... Freund oder Feind ... war etwas Entſetzliches im Werk? ... — Sie las und las wieder. Jedes Wort prägte ſich in ihr Gedächtniß ein wie Blei in Wachs. Aber ihr Vater hatte zuweilen geäußert, nichts ſei verächtlicher als anonyme Enthüllungen, Drohungen; Warnungen; wer von der Wahrheit ſeiner Ausſagen durchdrungen ſei, ſcheue ſich nicht, ſie auszuſprechen, wenn er glaube Gutes zu ſtiften — und wenn er das nicht glaube ſo ſchweige er; kein Mann von Ehre ſchreibe anonyme Briefe. Das war einleuchtend. Und doch! und doch! ... es konnte doch vielleicht wahr ſein! Emerenz ſchauderte. Sie hörte Hellmuth's -Schritt, ſprang auf und warf den Brief in's Feuer.

„Wie ſiehſt Du aus ... was fehlt Dir ... warum zitterſt Du .... was haſt Du in's Feuer geworfen?" fragte Hellmuth eintretend.

„Den Umſchlag dieſes traurigen Briefes ... lies was Papa ſchreibt."

Zum Glück hatte ſie den Umſchlag auch wirklich verbrannt, und Hellmuth fand ſeinerſeits die Nachricht wenig erfreulich.

„Das hat Mama Erling zuwege gebracht," ſagte er; „die ſetzt durch was ſie will, und bei einem Gänschen wie Graziane, iſt das nicht ſchwer. Man muß ſich mit dem Sprichwort tröſten: Ehen werden im Himmel geſchloſſen."

„Ja ... aber ſie werden auf Erden gelebt," verſetzte Emerenz, wie von einem Donnerſchlag betäubt. Das Zuſammentreffen der Briefe in demſelben Augenblick und deren Inhalt machte ihr den Eindruck, als werde eine Rückſchau in die Vergangenheit ihr erſchloſſen, das innerſte Weſen ihres Vaters entſchleiert und ihre inſtinctive Abneigung gegen Eugenia erklärt. Hiegegen ſträubte ſich ihr gerader Sinn, auf anonyme Andeutungen Werth zu legen, ihnen Glauben beizumeſſen, und nirgends war Klarheit, war Beruhigung zu ſuchen; denn auch hierüber wie über Alles, was ihre Seele bewegte, mußte ſie ſchweigen. Daß ſie voll ſorgenſchwerer Gedanken war, konnte ſie nicht verbergen, und ſie erregte dadurch nicht wenig Hellmuth's Unwillen. Ein Brief Grazianens war wenig tröſtlich. Sie ſchrieb voll ſchwärmeriſcher Begeiſierung für ihre hohe Aufabe, einen ſo edlen, zartfühlenden, liebenden Mann, wie Ignaz, zu tröſten über bittere Erfahrungen und ihn mit einem Leben zu verſöhnen, das ihm bis jetzt nur ſchmerzliche Enttäuſchungen geboten habe. Sie finde dieſe Aufgabe beſeligend, und die Liebe werde ihr die Mittel zur Ausführung gewähren.

„Wie alt iſt Graziane?“ fragte Hellmuth, der auch den Brief geleſen hatte.

„Im achtzehnten Jahre.“

„Da iſt ſie um zwei Jahre zu alt für ſolchen Unſinn. Sie wird ihrem Mann unausſtehlich werden durch romanhafte Ueberſpannung, denn er iſt ein Liebhaber der Realitäten des Lebens und ihre phantaſtiſchen Grillen werden ihm nicht zuſagen. Schreibe ihr das ..... ſage ihr, ſie ſolle den Ignaz glücklich machen, ganz proſaiſch, ganz ſchlecht und recht glücklich; das ſei ihre Aufgabe — und Punktum.“

„Ja, ja!“ ſagte Emerenz lächelnd, „iſt man ſchlecht und recht glücklich, ſo iſt Punktum ſehr leicht zu ſetzen. Doch die Wenn und die Aber, die ſich fort und fort eindrängen, ſchieben Punktum ſehr weit hinaus.“

„Sprichſt Du ſo in Beziehung auf Dich . . . auf uns?“

„Es iſt allgemein ſo; die Menſchen wollen es immer noch beſſer haben, als ſie es haben.“

Auch Ignaz wünſchte es beſſer zu haben, als er es hatte, und ſeine Mutter ging ganz auf ſeinen Wunſch ein. So ſagte ſie denn eines Tages mit ſorgenvollem Ton zu Veldegg:

„Sie haben vollkommen Recht, durch eine längere Verlobungszeit Ignaz prüfen zu wollen, ob er beharrlich iſt in ſeinen guten Vorſätzen, und ich bin wahrlich die Letzte, die in dieſer Fürſorge ein unbegründetes Mißtrauen ſieht. Indeſſen“ . . . —

„Da Sie mir vollkommen Recht geben,“ entgegnete Veldegg etwas gereizt, „ſo ſcheint mir eine Einwendung unmöglich.“

„Beſter Veldegg, was denken Sie! Eine Einwendung kommt mir nicht in den Sinn . . . nur eine Bemerkung möchte ich machen. Nämlich: eine Sache kann in der Theorie vortrefflich ſein, und in der Praxis ſchlimme Folgen haben.“

„Das beſtreite ich nicht.“

„Ich bitte alſo, lieber Veldegg, bedenken Sie dieſes: Jetzt ſind wir hier beiſammen — Ignaz verkehrt täglich mit Graziane und mit Ihnen — er iſt ganz unter dem Zauber der Tochter, unter dem Einfluß des Vaters — er hat das herzlichſte aufrichtigſte Verlangen nach der Verbindung mit Graziane — all ſeine Pläne, ſeine Hoffnungen, ſeine Ausſichten bewegen ſich um Graziane. Doch der Winter geht zu Ende, wir trennen uns; Sie gehen nach Deggenrain, ich nach Grafenthurm, Ignaz wird mich begleiten, er wird auch ohne Zweifel Graziane häufig, vielleicht täglich ſehen. Dennoch — es iſt nur eine Frage, beſter Veldegg, die aus der Aengſtlichkeit des Mutterherzens entſpringen mag, — dennoch ſcheint es mir ein Wagniß, daß Ignaz, der nicht an das Landleben gewöhnt iſt, Monate lang dort verweilen ſoll. In einem Augenblick von Mißmuth, von übler Laune, denen wir arme Menſchen ausgeſetzt ſind, könnte Langweil oder ein plötzlicher Rückfall in alte Gewohnheit, ihn zu irgend einem Schritt hinreißen, den wir Alle, ihn inbegriffen, auf's Schmerzlichſte beklagen würden und deſſen traurige Folgen ich gar nicht zu ermeſſen wage."

„Wird Ignaz nicht durch die Hoffnung auf Grazianens Beſitz an ein vernünftiges Leben gefeſſelt, ſo ſehe ich nicht ein, wie die Ehe das zu Stande bringen ſoll."

„Die Ehe, lieber Veldegg, lenkt in eine ganz neue Bahn ein, bringt ganz neue Verhältniſſe, neue Intereſſen, neue Gewohnheiten mit ſich, - und dieſe ſetzen der menſchlichen Unbeſtändigkeit und dem Flatterſinn des Herzens feſtere Schranken, als eine Hoffnung, deren Erfüllung in weiter Ferne liegt."

„Graziane iſt das letzte Kind, das ich fortziehen laſſe. Sie geht — und mein Haus iſt verödet. Ich geſtehe, mir grauet davor."

„O ſprechen Sie nicht in dieſer für uns Alle ſchmerzlichen Weiſe, Veldegg! Graziane bleibt ja in Ihrer Nähe, hier ſowohl wie auf dem Lande ... und wir, die wir bisher Ihre Freunde waren, wir gehören dann zu Ihrer Familie. Nicht veröden wird Ihr Haus. Es belebt, es bereichert ſich."

„Sie wiſſen immer das Herz zu treffen," ſagte Veldegg und drückte gerührt ihre Hand. Für jetzt ſchwieg Eugenia. Die Sache war gewonnen, das wußte ſie.

Als Veldegg einige Tage ſpäter bei Eugenia war, traten Graziane und Ignaz Hand in Hand ein, knieten vor ihm nieder und baten ſo zärtlich, ſo rührend, er möge die Stunde ihres vollkommenen Glücks nicht aufſchieben, daß er nicht widerſtehen konnte und die Vermälung auf den Monat Mai feſtſetzte.

An dem Tage, da Graziane ihrem Vater zu Füßen fiel, lag auch Emerenz auf ihren Knieen. Sie hatte tiefes Stillſchweigen gegen Hellmuth bezüglich ihrer religiöſen Pflichten beobachtet, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß ſie ihre Abſicht aufgegeben habe. An einem ſchönen Nachmittag, wie er zuweilen Ende März als Vorbote des Frühlings auf unſerm kalten deutſchen Boden vorkommt, war Emerenz mit Gräfin Tengenberg, wie das zuweilen geſchah, ſpazieren gefahren. Hellmuth, der von Emerenz Rechenſchaft über jede Stunde ihres Tages verlangte, hatte gefragt, wie lange ſie ausbleiben werde, und die Antwort erhalten:

„Mindeſtens zwei Stunden."

War Emerenz nicht daheim, ſo langweilte er ſich.

Er quälte ſie furchtbar, aber er konnte nicht leben ohne ſie. So ſchlenderte er zwecklos in der Stadt umher, gerieth in eine entlegene Gaſſe und erſtarrte zur Bildſäule. Da lag eine Kirche und vor deren Thür hielt der Wagen von Gräfin Tengenberg. Ja, ihr Wagen — aber leer! Er ging auf den Kutſcher, den wohlbekannten, zu und fragte gedankenlos:

„Was iſt das für eine Kirche, Wilhelm?“

„Man nennt ſie vom alten Hochſtift, Herr Graf,“ verſetzte Wilhelm.

„Iſt drinnen etwas Merkwürdiges zu ſehen?“

„Kann's nicht ſagen, Herr Graf.“

„Sind die Gräfinnen hineingegangen?“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

„Beide?“

„Beide — zu Befehl.“

Hellmuth betrat die Kirche. Alt, finſter, um- und wieder umgebaut, bot ſie keine Spur von Sehenswerthem dar. Wäre ſie damit überfüllt geweſen, hätte doch Hellmuth nicht hingeſchaut. Er ſuchte nur Emerenz, d. h. nur die Beichtſtühle und fand ſie leicht, denn in deren Nähe knieten Andächtige. Unter dieſen war Emerenz nicht ... ſie mußte im Beichtſtuhl ſein ... ja, ſie war es! .. Trotz des Halbdunkels erkannte er ihr corinthfarbenes Kleid! ... ſie beichtete! — Wem? Er wußte es nicht. — Was? Er wußte es nicht. — Weshalb? warum? — Er wußte es nicht. Ihm vergingen die Sinne — er mußte ſich ſetzen. Da trat aus einem andern Beichtſtuhl Gräfin Tengenberg heraus. Sie bemerkte ihn nicht, ging zu einer Bank wo ihr Gebetbuch lag und kniete dort nieder. Hellmuth ſchöpfte ein wenig Athem. Emerenz mußte ja nun auch fertig ſein. Aber die Tante beichtete häufig; Emerenz hatte es in drei Jahren nicht gethan; ſie verweilte länger, länger, länger! — und die Tante hatte ſich ganz gemüthlich hingeſetzt, als ſei ſie geſonnen drei Stunden zu warten. Dem unglücklichen Hellmuth ſtanden die Schweißtropfen auf der bleichen Stirn. Zuweilen ſetzte er ſich, zuweilen ſtand er auf und lehnte ſich an einen Pfeiler. Die heftigſte Spannung zuckte durch ſeine Nerven, pulſirte in ſeinen Adern und umflorte zuweilen dermaßen ſeinen Blick, daß ihm das corinthfarbene Kleid entſchwand. Aber er rieb die Augen — und es war da! war im Beichtſtuhl! — —

Endlich trat Emerenz heraus, ging zu Gräfin Tengenberg und kniete neben ihr nieder. Hellmuth ſchöpfte ein wenig Athem; Emerenz war wenigſtens nicht mehr im Beichtſtühl! Gleichwohl legte ihn die Ungeduld wieder auf die Folter, denn es verging mindeſtens eine halbe Stunde, bevor die beiden Damen Anſtalt machten, ihre Andacht zu beenden. Nun ſchlüpfte er aus der Kirche und ſtellte ſich draußen ſeitwärts neben die Thür, ſo daß ſie ihn nicht ſogleich gewahr werden konnten, wenn ſie heraustraten. Sie kamen und gingen die wenigen Schritte zum Wagen, deſſen Schlag der Diener geöffnet hatte. Gräfin Tengenberg ſtieg ein; da ſtürzte Hellmuth hervor, ſchob den Diener zur Seite, ließ die entſetzte Emerenz einſteigen und warf den Schlag zu, indem er mit einem wüthenden Lächeln ſagte:

„Die Spazierfahrt war kurz.“

Der Wagen flog dahin und die Damen ſahen ſchreckensbleich vor Ueberraſchung einander an.

„Das wird eine heftige Scene geben!“ ſagte die Gräfin; „welcher Unſtern führte ihn zum Hochſtift.“

„Es iſt vielleicht gut, daß er es weiß, und daß ich mich zuvor faſſen kann,“ entgegnete Emerenz.

Hellmuth ging langſam zu Hauſe. Er wollte die tobende Wuth abdämpfen; und nicht zu Emerenz ging ſein erſter Schritt, ſondern zu Andreas. Dieſer hatte ſeine Neffen bei ſich und examinirte ſie über ihr Verhalten während der verfloſſenen Woche, wie er das zu thun pflegte. Als Hellmuth mit verſtörter Miene eintrat, ſagte Andreas abbrechend:

„Jetzt, meine Buben, macht Euren Spaziergang mit Herrn Werner.“

Die Knaben entfernten ſich etwas niedergeſchlagen; ſie gingen lieber mit dem Onkel ſpazieren und hatten wegen Wohlverhaltens darauf gehofft.

„Was iſt Dir begegnet? ſetze Dich,“ ſagte Andreas zu Hellmuth.

Dieſer aber ging nach ſeiner Weiſe im Zimmer hin und her, blieb dann vor Andreas ſtehen und donnerte:

„Du haſt's gewußt.“

„Was?“ fragte Andreas ruhig.

„Daß meine Frau heute beichtete.“

„Ihre Abſicht wußte ich — nicht aber, daß ſie es bereits that.“

„Es iſt himmelſchreiend, daß Ihr, Du und Deine Mutter, Euch mit Emerenz gegen mich verbindet. Ihr wißt, daß ich gegen das Beichten bin, und Ihr ruhet nicht, bevor Ihr ſie dahin gedrängt habt.“

„Was das Drängen betrifft, ſo gebe ich Dir mein Wort, daß Du im Irrthum biſt; allein Du irrſt auch — ich muß es Dir offen ſagen — wenn Du ein Recht zu haben wähnſt, Deiner Frau die Beicht zu unterſagen.“

„Durchaus nicht. Die Frau hat dem Gatten zu gehorchen.“

„Gewiß! . . . in allen erlaubten Dingen. Das Gebot der Kirche ſteht aber über dem Verbot des Gatten.“

„Das ſind Spitzfindigkeiten! er iſt ihre höchſte Autorität.“

„Ja, im Hausregiment.“

„Nein, immer! . . . denn Ungehorſam in einer Sache ruft allmälig überall Unbotmäßigkeit hervor.“

„Vielleicht bei Deinen Rekruten, beſter Freund, nicht aber bei einer verſtändigen Frau, welche durch das, was Du Ungehorſam nennſt, die Grenzen ihres Rechtes nicht überſchritten hat.“

„Und Du!“ rief Hellmuth auf's Höchſte gereizt durch den ruhigen Widerſpruch, „Du bemühſt Dich für Emerenz die höchſte Autorität zu werden! ... Das will ich nicht, das leide ich nicht! ... das gibt zwiſchen Dir und mir einen Kampf auf Tod- und Leben. Sieh, wie Du verſtummſt.“

„Was ſoll ich antworten? ... ich kann nur fragen, woher Du den Grund zu ſo unerhörter Beſchuldigung nimmſt.“

„Woher? ... O, das kann ich Dir ſagen: Aus Deiner Vergangenheit! ... Was Einmal war, kann ſich wiederholen.“

Andreas erbleichte, gab aber gelaſſen zur Antwort: „Für die Vergangenheit verdiene ich den Vorwurf — für die Gegenwart nicht.“

„Genug ... ich will nicht, daß Emerenz in das Netz von Frömmelei verſtrickt werde, welches Ihr ſpinnt — Du und Deine Mutter.“

„Wenn ein menſchliches Weſen keine Neigung zur Frömmelei und auch keine Anlage hat in ein Netz verſtrickt zu werden, ſo iſt es ganz gewiß Gräfin Emerenz mit ihrem geraden Sinn und aufrichtigen Charakter. Was nun dieſe Beicht betrifft, die Dich ſo erzürnt, mußt Du bedenken, daß Deine Frau vor ihrer Ehe immer die

Pflicht erfüllt hat, die ihr als Katholikin, in der öſterlichen Zeit oblag."

„Doch ſeitdem nicht mehr und Du haſt ſie daran erinnert."

„Iſt das der Fall, ſo bedenke, daß es ſich um eine religiöſe Pflicht handelt, und Du wirſt weder Deiner Frau noch mir zürnen."

„Ich kann und ich will durchaus nicht die Einmiſchung eines Dritten zwiſchen mir und Emerenz dulden — weder die Deine noch die eines Prieſters."

„Beſter Hellmuth, es iſt gar nicht mit Dir zu reden, denn Du nimmſt Sachen für gewiß an, die gar nicht vorliegen und ereiferſt Dich gegen ſie, wie Don Quixote gegen die vermeintlichen Rieſen, die doch nur Windmühlen waren."

„Wer einen Dolchſtich über den andern in's Herz bekommt, dem muß es ſchwarz vor den Augen werden. Genug, Andreas: keinen Einfluß auf meine Frau — das rathe ich Dir! ... ich dulde ihn nicht."

Er ſtürmte hinweg. Andreas blieb in Gedanken verſunken. Hatte er wirklich einen guten Einfluß auf Emerenz, ſo war das ja das größte Glück, das er in Beziehung zu ihr erreichen konnte — ein Glück, das ihm damals ſchon vorſchwebte, als er ſchöne Hoffnungen hegen durfte. Das war vorbei. Sie hatte es anders gewollt. Ob zu ihrem Glück? ... ob ſie nicht glücklicher geworden wäre an ſeiner Seite? ... — Hinweg mit dieſen verführeriſchen Träumen. Sie war Hellmuth's Gattin ... für ihn war Alles aus und vorbei! ... Alles? .... konnte er nicht ein Weſen finden, das ihn ſo mächtig anzog wie damals Emerenz? .. — Andreas lächelte traurig vor ſich hin und dachte: Eine zweite Emerenz gibt es nicht .... wäre das aber auch der Fall, ſo wäre ſie für mich nicht das, was die erſte iſt! .. O hinweg mit dieſen Gedanken! ... — —

Er ſprang auf und ſchellte. Ein Diener brachte die Lampe und ſtellte ſie auf den großen Schreibtiſch. Da lag ein Berg von Akten, von denen er als Vormund Kenntniß nehmen mußte und er ſetzte ſich zur Arbeit nieder, die ihm über die Maßen langweilig vorkam, ſo daß er ſich jeden Augenblick verſucht fühlte, ſie zu unterbrechen und ſich ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Aber ſollten denn wieder die Rieſenkämpfe längſt verfloſſener Jahre auf's Neue beginnen! Sollten wieder die Gewalten, die wie Geiſter der Unterwelt im Menſchenherzen eingeniſtet ſind, ſo wild ſich aufbäumen gegen die Ketten, mit denen er ſie gefeſſelt hielt, daß dieſe zu brechen drohten! Sollte wieder die uralte Schlange ihn mit ſchillernden Ringeln umwinden wollen, ihn lähmen, ihn zermalmen! .... — Entſetzlich! und nicht unmöglich! O Verwandtſchaft mit dem Staube! wir wiſſen, daß die im Staube ſich windende Schlange nichts Anderes für uns in Bereitſchaft hat, als ein tödtliches Gift, durch welches wir in den ewigen Abgrund taumeln — und dennoch, und dennoch will und wählt der Menſch das Gift, wenn nicht übernatürliche Kraft ihn zurückhält! —

Emerenz erwartete mit großer Seelenruhe ihren Mann. Nachdem er ſeine Vorwürfe ausgedonnert hatte, erwiederte ſie:

„Lieber Hellmuth, ich habe in dieſem Punkt gegen meinen Vater daſſelbe Verfahren beobachtet. Nicht betrogen noch hintergangen habe ich ihn, ſondern geſchwiegen, und ich glaube, daß er es mir Dank wußte, keine Discuſſion hervorzurufen. Ich bitte Dich herzlich, laß uns daſſelbe Verfahren inne halten, denn ich erkläre Dir mit aller Beſtimmtheit: ich werde fortan jeden Sonntag in die Meſſe gehen.“

„Haſt Du das auch in Deggenrain gethan?“

„Leider nein! ich hatte keine klare Einſicht und kein unabhängiges Urtheil.“

„Auch jetzt iſt Dein Urtheil nicht unabhängig. Was Andreas ſagt, iſt maßgebend für Dich.“

„Das Gebot der Kirche iſt es. Andreas kann es nur ausſprechen.“

„Alſo doch indirect maßgebend.“

„Beſter Hellmuth, ſpricht ein vernünftiger Mann eine vernünftige Anſicht aus und ſtimmt ein Vernünftiger ihm bei, ſo iſt die Vernunft maßgebend — nicht der Mann.“

Was konnte Hellmuth antworten? — Er brannte vor Begier zu ſagen: ich will es nicht. Das hätte jedoch keinen Eindruck auf Emerenz gemacht, nachdem ſie ſich mit Entſchiedenheit erklärt hatte. Er begann alſo von ihrem Vater zu ſprechen, der ſo klug ſei, ſo gut, ſo geachtet, ſo gebildet, ſo dies und ſo das — und dabei doch ganz anders geſinnt ſei als Andreas. Emerenz gab ſchmerzlich bewegt zur Antwort:

„Beſter Hellmuth, über meinen innig geliebten Vater ſteht mir kein Urtheil zu.“

„Da Du ſo handelſt, wie Andreas es gut heißt, ſo iſt Dein Urtheil bereits gefällt. Dein Vater hat Unrecht, Andreas hat Recht. Iſt es nicht ſo?“

„In dieſem Punkt hat Andreas Recht; das iſt gewiß. Er hat die Kirche für ſich.“

So ſchlicht und ruhig Emerenz auch ſprechen mochte, es machte keinen Eindruck auf den von Leidenſchaft verblendeten und zerwühlten Hellmuth. In lichten Augenblicken ſprach er zu ſich ſelbſt: Wie kann ſie dich lieben, wenn du dich wie ein Tyrann, wie ein Türke, wie ein Folterknecht gegen ſie benimmſt! — Aber die betrügeriſche Stimme des Egoismus gab ſogleich die Antwort: Fühlt ſie nicht, daß dies Alles ein Uebermaß von Liebe iſt, ſo liebt ſie mich nicht ... denn ſie ändert ſich nicht! — —

Daß Hellmuth ihr fortwährend ihren Vater vorführte, bewegte Emerenz auf's Schmerzlichſte. Ihr Vater war für ſie ein Ideal aller Vortrefflichkeit geweſen, und in dem Augenblick, da ſie ſo zu ſagen Chriſtin wurde, chriſtliche Anſchauungen, chriſtlichen Maßſtab bekam, mußte ſie ſich geſtehen, daß ihm die Grundlage der chriſtlichen Vollkommenheit, der Glaube fehle, und daß er vielleicht nie ſeine himmliſche Beſtimmung erreichen werde, weil er ſich, trotz vieler guter Gaben, doch nicht über das Chaos des Irdiſchen erheben könne — denn chaotiſch bleibt Alles, was nicht vom Licht der ewigen Wahrheit durchleuchtet wird. Dann fiel ihr der anonyme Brief zentnerſchwer auf's Herz — dann die Aeußerung, die Andreas einmal gemacht hatte: Ein dunkler Punkt im Gewiſſen ſei häufig der Grund des Widerwillens gegen die Beicht. Hellmuth behauptete freilich, in ſeinem Gewiſſen ſei kein beſonders dunkler Punkt; er habe ſeine Fehler wie alle Menſchen, denn das ſei nun einmal ihre Beſchaffenheit, und er halte es für eine bodenloſe Schmach, daß ein Mann darüber im Beichtſtuhl winſele. Vielleicht theilte ihr Vater Hellmuth's Anſicht! . . . — Schweigend mußte ſie ihre Sorgen, ihre Leiden tragen. Nur Andreas ſchien ſie zu verſtehen. Er wußte immer ein Wort zu ſagen, das ihr wohl that, eine Bemerkung hin zu werfen, die ſie brauchen konnte. Er ſah ſie nie allein; ſeine Mutter war immer, Hellmuth häufig zugegen, und da die Winterfreuden aufgehört hatten, und da man wußte, daß Gräfin Tengenberg nie am Abend ausging und daß man ziemlich ſicher ſei, ſowohl Andreas wie Emerenz bei ihr zu treffen, ſo fanden ſich zuweilen ziemlich viel Leute bei ihr ein. In dieſem Fall war freilich eine Unterhaltung, wie Emerenz ſie liebte, nicht möglich; doch irgend eine kleine Ermunterung wußte Andreas ihr dennoch zu ſagen.

„Wie ernſt iſt das Leben, wenn man es ernſt nimmt,“ ſeufzte ſie.

„Möchten Sie lieber Kinderſpiele treiben?“ fragte er lächelnd.

„Nebenher — ſehr gern, z. B. da unten auf dem ſchönen jungen Raſen — Crocket.“

„Nun, das kann leicht eingerichtet werden.“

„Ich bitte, Graf Andreas, nicht für mich,“ ſagte ſie ängſtlich.

„Bei Kinderſpielen denke ich nicht an Sie, Gräfin Emerenz, ſondern an Fritz und Franz. Die Buben werden ſelig ſein und Sie ſpielen mit wem Sie Luſt dazu haben.“

Am nächſten Tage war Crocket im Gang und die beiden Knaben, Emerenz, Andreas, Hellmuth und Harald ſpielten mit Eifer. Hellmuth war ſehr zufrieden mit dieſer Art von Unterhaltung, die jedes Geſpräch abſchnitt.

Viertes Kapitel.

Grazianens Vermälung wurde eben ſo feſtlich begangen, wie die ihrer Schweſter drei Jahre zuvor. Die allgemeine Stimmung war aber nicht ſo froh und heiter wie damals. Ignaz war nicht beliebt. Man begriff nicht Grazianens Neigung, und man begriff eben ſo wenig Veldegg's Zuſtimmung. Man ſah darin Eugenia's Einfluß und man bedauerte Vater und Tochter. Graziane neben Ignaz — ihre hohe feine reine Erſcheinung neben ſeiner ſchlaffen und blaſirten — flößte Mitleid und Beſorgniß für ihre Zukunft ein.

Genau dies empfand Emerenz. Ihr Herz war ſchwer — nicht nur um Graziane; ſie dachte an die frohlockende Seligkeit, mit welcher ſie in die Ehe getreten, und daß jetzt kaum ein blaſſer Schatten noch vorhanden ſei. Welcher Enttäuſchung ging Graziane entgegen! — Und Robert, ihr Bruder, wie verändert kam er ihr vor. Auf ſeiner ſonnigen Stirn lagen die ſchwarzen Locken wie finſtere Wolken, und aus ſeinen herrlichen dunkeln Augen blitzten die Gewitter einer verſchloſſenen

Leidenſchaft. Meiſtens war er in ſich gekehrt und zuweilen zuckte er in greller Luſtigkeit auf, als wolle er ſich von ſich ſelbſt losreißen. Und durch etwas ganz Anderes noch, was ihr ſelbſt nicht klar war, fühlte Emerenz ſich herabgeſtimmt. Ihr Vater hatte Graf Andreas zur Vermälung Grazianens ſehr freundlich eingeladen und Andreas hatte abgelehnt. Als ſie dieſe Einladung erfuhr, ſagte ſie mit ihrem freudeſtralenden Auge ganz zuverſichtlich:

„O herrlich! jetzt werden Sie mein geliebtes Deggenrain kennen lernen.“

„Doch nicht!“ ſagte Andreas ſanft.

„Nicht?“ wiederholte ſie leiſe und Ton und Blick waren traurig.

Er ſah es und ſein Herz wallte auf; aber er drückte es nieder und verſetzte:

„Ich muß eine Reiſe machen.“

„Treten Sie die Reiſe acht Tage ſpäter an,“ bat Emerenz.

„Nein, es iſt jetzt beſſer. Ich will einige Inſtitute in Augenſchein nehmen, in welche Fritz und Franz vielleicht eintreten werden.“

Emerenz wollte eine Einwendung machen, aber ſie verſtummte, denn Andreas ſagte mit Beſtimmtheit:

„Es iſt ſo beſſer! . . . glauben Sie mir, Gräfin!“ — —

Er war alſo nicht in Deggenrain, und Emerenz hing in der Stille fort und fort dem Gedanken nach, weshalb wohl Andreas es beſſer finde nicht da zu ſein. Hellmuth war darüber ganz ſelig. Andreas, der einzige, der wahre Feind ſeines Glücks war nicht da — Harald Sternfels und wer es ſonſt ſein mochte, Keiner ſchien ihm gefährlich; er überhäufte Emerenz mit Liebesverſicherungen, und alle Anweſenden gewannen aus der Art, wie Beide mit einander umhergingen die Ueberzeugung, daß Hellmuth Tengenberg ſeine Frau anbete, daß ſie ſich in der anmuthigſten Weiſe anbeten laſſe, und daß ſie ungemein glücklich mit einander lebten.

Am Hochzeitstag ſagte Hellmuth zu Graziane:

„Ich wünſche Dir von Herzen, daß Ignaz Dich drei Tage lang ſo liebe, beſte Graziane, wie ich meine himmliſche Emerenz ſeit drei Jahren liebe.“

Graziane ſah Hellmuth mit ihren ſchönen, mandelförmig geſchnittenen Augen ganz erſtaunt an über dieſen mehr aufrichtigen als verbindlichen Wunſch. Eine Liebe von drei Tagen war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Ignaz war ſo bezaubert durch Graziane, daß er den feſten Entſchluß gefaßt hatte, ein muſterhafter Ehemann zu ſein und gründlich mit ſeinen früheren Thorheiten zu brechen. Es war ihm ſehr lieb, daß Beldegg ausdrücklich begehrt hatte, von Roſenmonden in Paris dürfe unter keiner Bedingung die Rede ſein in dem Fall, daß Ignaz mit ſeiner jungen Frau eine Reiſe machen wolle. Dies wollte Ignaz allerdings;

der Aufenthalt in Grafenthurm erſchien ihm unter allen Umſtänden erſchreckend langweilig, und als die Hochzeitsfeſte vorüber waren, trat das junge Paar eine Reiſe nach Tyrol an.

Miß Mac Allan ſagte zum Pfarrer:

„Sie ſtellten einſt das Horoſkop für Gräfin Emerenz: ſie kann recht glücklich werden, aber elend; oder ſehr unglücklich und heilig; — ſo ungefähr. Wie betrachten Sie die Zukunft der jungen Baronin Erting?“

„Ich maße mir nicht an die Gabe des Vorherſehens zu beſitzen,“ entgegnete der Pfarrer lächelnd, „und jenes Horoſkop, wie Sie es nennen, kann ja auch auf Baronin Graziane angewendet werden, wie überhaupt auf jedes jugendliche Weſen, das ſorglos und unerfahren ohne feſte Richtſchnur in's Leben tritt. Aber der Charakter der letzteren iſt noch ſo wenig ausgeprägt, daß ich, einer natürlichen Anſchauung folgend, mehr fürchten als hoffen würde.“

„Und was ſagen Sie zu Baron Robert?“ fragte Miß Mac Allan ernſt und leiſe, und in demſelben Ton antwortete der Pfarrer:

„Ein Abgrund ruft den andern — ſpricht die heilige Schrift.“ —

Wie ein zärtlicher Bräutigam verließ Hellmuth mit Emerenz Deggenrain, und in der erſten Viertelſtunde nach der Rückkehr in ſeinen Wohnort war er ſchon wieder in einen finſtern Eheherrn verwandelt, denn Gräfin

Tengenberg und Andreas hatten die Heimkehrenden freudig empfangen und Emerenz hatte mit übergroßer Herzlichkeit, wie Hellmuth behauptete, den Händedruck von Andreas erwiedert.

„Biſt Du ſchon wieder da?“ fragte er ganz mürriſch.

„Nun das iſt ſchön!“ fiel Emerenz lebhaft ein; „dann können wir die Ereigniſſe einer Woche mit einander austauſchen.“

Sie war ſo froh, wie ſie in Teggenrain keinen Augenblick geweſen war. Hellmuth machte ihr ſpäter bittere Vorwürfe.

„Wie biſt Du verkehrt!“ rief ſie; „ich freue mich wieder in meinem Hauſe zu ſein und Du grollſt mir.“

„Schwöre mir, daß Deine Freude ſich nur auf Dein Haus bezieht.“

„Du kennſt meine Geſinnung in Betreff eines Schwurs,“ ſagte ſie kalt.

„Alſo iſt Andreas der wahre Gegenſtand Deiner Freude!“ rief er triumphirend.

„Meiner Hochachtung und meiner Freundſchaft,“ erwiederte ſie ſtolz; „warum ſoll ich das verſchweigen.“

„Dieſe Art von Freundſchaft kennt man,“ entgegnete Hellmuth mit mühſam verhaltener Wuth.

„Das iſt mir lieb . . . dann wirſt Du aufhören mich zu kränken.“

„Du verdrehſt den Sinn, den ich den Worten unterlege. . . . doch das ändert die Sache nicht . . . und die iſt der Art, daß ſie mich zur Verzweiflung bringt.“

„Und mich!“ rief Emerenz troſtlos.

„Es liegt in Deiner Hand, ihr ein Ende und mich ruhig und glücklich zu machen.“

„Ich habe es während drei Jahren gehofft und verſucht — umſonſt. Ich geb' es auf.“

„Was willſt Du thun?“ rief er grimmig.

„O thun! . . . ich kann nichts thun als leiden und Dir ſagen, daß Du mich unausſprechlich unglücklich machſt.“

„Das iſt der Dank für meine unausſprechliche Liebe!“

Emerenz ſchwieg. Allzu oft war das Thema über dieſe Art von Liebe zwiſchen ihnen abgehandelt worden, als daß nicht bereits alles Vernünftige von ihrer Seite und alles Unvernünftige von der ſeinen geſagt wäre. Sie verfiel in Niedergeſchlagenheit und weinte manche ſtille Thräne. Die Zukunft lag dunkel und durch keinen religiöſen Glauben gelichtet vor ihr. Sie hatte ſich wieder der Kirche angeſchloſſen und das Bedürfniß des Glaubens war in ihr erwacht; doch eine große Kluft trennte ſie noch von dem Leben im Glauben, in das der Menſch nur ganz allmälig und unter tauſend heißen Kämpfen Schritt vor Schritt ſich hinein ringt. In Hellmuth ſtieg der Ingrimm über Emerenz und der Haß gegen Andreas immer mehr bis zur zitternden Wuth.

Gräfin Tengenberg war erkrankt. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Emerenz ſich viel bei ihr aufhielt. Andreas mied, ſo viel wie möglich, mit ihr zuſammen bei ſeiner Mutter zu ſein. Es koſtete ihn große Ueberwindung, aber er fand es beſſer für Hellmuth, für Emerenz — und für ſich ſelbſt. Doch war es nicht immer zu vermeiden, und wenn er das Krankenzimmer betrat, ging ein Freudenblitz in dem traurigen Auge der gequälten Emerenz auf. Sie ſollte nicht ahnen, daß er das traurige Geheimniß ihrer Ehe kenne; nie anders als ermuthigend und beruhigend ſprach er mit ihr, aber in ſeinem Ton, ſeiner Haltung, ſeiner ganzen Art, lag ein ſo liebevoller Ernſt, daß ihr war, als fließe Balſam über ihr wundes Herz.

So wenig wie vor Emerenz bemühte ſich Hellmuth vor Andreas ſeine Eiferſucht zu verbergen. War Emerenz bei Gräfin Tengenberg, ſo ſtürzte Hellmuth zehnmal in das Zimmer ſeines Vetters. Traf er ihn, ſo that er eine gleichgültige Frage und entfernte ſich wieder. Traf er ihn nicht, ſo legte er ſich in irgend einer Weiſe auf die Lauer, um in fieberhafter Unruhe zu erkundſchaften, ob Andreas bei ſeiner Mutter oder ausgegangen ſei. Der unglückliche Mann hatte keine friedliche Stunde. Wie das Raubthier ſeine Beute verfolgt, trieb die Leidenſchaft ihn unſtät und raſtlos umher.

„Wie raſend liebe ich Dich, um Deinetwegen ſolche

Höllenpein zu leiden!“ rief er zuweilen und riß Emerenz mit wilder Zärtlichkeit in ſeine Arme.

„Daraus kannſt Du entnehmen, daß es keine wahre Liebe iſt,“ entgegnete Emerenz; „Liebe beglückt ... Du aber biſt elend und machſt elend.“

„Tauſend Frauen wären beglückt, wenn ſie ſo geliebt würden.“

„Vielleicht in der Theorie, nicht in der Praxis,“ gab ſie kühl zur Antwort. Ihre Kälte ſteigerte die Flamme, die in ihm tobte.

Gräfin Tengenberg genas. Theils um ſie zu unterhalten, theils um ihr die Freude auszudrücken, die man über ihre Geneſung empfand, ſchlug Gräfin Verſen vor, den Namenstag der Gräfin durch ein kleines Feſt mit lebenden Bildern, Verſen u. dgl. mehr zu feiern. Harald Sternfels ſollte die Verſe machen, Emerenz die Bilder organiſiren, nicht großartig, nur gemüthlich. Emerenz war mit Freuden bereit und Hellmuth durfte nicht dagegen ſein. Andreas mußte in's Geheimniß gezogen werden, wegen der Decoration des Saales, in welchem die Bilder dargeſtellt werden ſollten. Gerührt und erfreut über die Theilnahme, die man ſeiner Mutter ſchenkte, griff er die Sache mit Eifer an, war bei den Beſprechungen und Proben gegenwärtig und erregte Hellmuth's Neid, der davon ausgeſchloſſen war, auf's Heftigſte. Emerenz war ganz in ihrem Element und folglich ſehr vergnügt; aber ſie mußte dies Vergnügen theuer bezahlen mit Hellmuth's übler Laune und ſeinen bitteren Vorwürfen. Er ließ es ſich nicht nehmen, daß die ganze Idee von Emerenz ausgegangen ſei, und daß ſie bewundert und gefeiert werden wolle — namentlich von Andreas. Emerenz hatte Einmal gelaſſen Alles widerlegt; dann aber antwortete ſie nicht mehr.

„Warum widerlegſt Du mich nicht!“ rief er grimmig.

„Weil ich Dich nicht von der Wahrheit überzeugen kann.“

„Doch! Du kannſt es . . . und ſehr leicht.“

„Wodurch?“

„Du brauchſt nur von dem kindiſchen Poſſenſpiel zurück zu treten.“

„Das iſt unmöglich! man zählt auf mich.“

„Ich erwartete dieſe Antwort, indeſſen will ich Dir doch beweiſen, daß es nicht unmöglich iſt,“ ſagte Hellmuth in einem Ton, der Emerenz erzittern machte. Aber ſie ſchwieg.

„Es gibt noch Mittel unbotmäßige Frauen zum Gehorſam zu bringen,“ ſetzte er hinzu.

Sie ſchwieg. Da rief er mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck:

„Zweifelſt Du daran?“

„Willſt Du ein neuer Othello werden?“ fragte Emerenz mit leichtem Spott.

„Alſo Du gibſt es zu!“ rief er frohlockend.

„Was gebe ich zu?“ fragte ſie verwundert.

„Daß nur der Tod Deiner Liebe für Andreas ein Ende machen kann."

„Hellmuth, Du biſt erbarmenswerth," entgegnete Emerenz und ging in ihr Zimmer.

Ihre Kälte entfachte ſein wildes Feuer. Er entnahm daraus, daß er ihr ganz gleichgültig geworden ſei; denn früher hatte ſie ſich vertheidigt, ſich beklagt, ihm Vorwürfe gemacht; — daß ſie der vergeblichen Vertheidigung müde ſei, wollte er nicht begreifen. Seine aufgeregte Einbildungskraft beſchäftigte ſich mit tauſend Vorſtellungen, die ihm zuerſt als Möglichkeit, dann als Gewißheit erſchienen und ihm die Ueberzeugung beibrachten, es beſtehe zwiſchen Emerenz und Andreas ein geheimes Verſtändniß. Er verbrachte die Nacht in Fieberphantaſien, und kochend vor Zorn und Haß trat er am nächſten Morgen in das Zimmer ſeines Vetters, der ruhig am Arbeitstiſch ſaß und ſeinen Seſſel zu Hellmuth wendete, als ſich dieſer in einen Lehnſtuhl warf und faſt erſtickt vor Aufregung abgebrochen hervorſtieß:

„Meine Frau wird nicht an Eurem Poſſenſpiel Theil nehmen."

„Wäre dies der Fall, ſo würde die ganze Sache zuſammenfallen," erwiederte Andreas ruhig; „Gräfin Emerenz weiß das. Erlaube mir an ihrer plötzlichen Sinnesänderung zu zweifeln."

„Sie will das, was ich will. . . . Sucht Euch eine andere Darſtellerin . . . Emerenz ſoll es nicht ſein.“

„Der Namenstag iſt morgen . . . . ſeit acht Tagen wird die Sache betrieben, noch geſtern Abend war Gräfin Emerenz nach ihrer Art mit ganzer Seele dabei . . . und jetzt ſollte ſie zurücktreten?“

„Ja . . . ich bin es müde.“

„Beſter Freund, biſt Du der Vorbereitungen und Proben müde, ſo bedenke, daß morgen Alles aus und vorbei iſt.“

„Was Proben! . . . was Vorbereitungen! . . . die Hauptſache bleibt . . gegen ſie will ich als Herr auftreten. Du verſtehſt mich! . . . Alſo: Emerenz ſpielt morgen nicht mit.“

Andreas fing an zu verſtehen, daß dies mehr als eine vorübergehende Laune ſei und er ſagte kalt:

„Alſo werde ich ſogleich mit Gräfin Emerenz die Möglichkeit einer Stellvertreterin beſprechen.“

„Was! mein Wort genügt Dir nicht! . . . Du glaubſt mir nicht, wenn ich ſage: es iſt aus damit!“ rief Hellmuth mit donnernder Stimme, ſprang auf und ſtellte ſich zornſprühend und glühend vor Andreas hin.

„Ich glaube, daß Du in einem großen Irrthum befangen biſt,“ ſagte Andreas noch kälter.

„Als einen Lügner willſt Du mich hinſtellen, nachdem Du mir das Glück meines Lebens geraubt haſt!

... Wer lügt iſt ehrlos ... folglich bin ich in Deinen Augen ein Ehrloſer ... und das ſoll ich ertragen!"

„Ein Thor biſt Du, ein raſender Thor!" rief Andreas. Doch ehe er das Wort geſprochen hatte, ſauſte Hellmuth's Arm auf ihn herab und deſſen flache Hand gegen ſeine Wange. Wie vom Blitz getroffen fuhr er in die Höhe, geiſterbleich, mit ſtarrem Auge und bebenden Lippen. Dann entrang ſich ſeiner Bruſt ein dumpfes Stöhnen, krampfhaft ballten ſich ſeine Hände, Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn und er ſank taumelnd in den Seſſel zurück, indem er mit leiſer, heiſerer Stimme ſagte:

„Ein Wahnſinniger kann mich nicht beleidigen ... ich vergebe Dir."

Aber gerade dieſe Gelaſſenheit ſteigerte Hellmuth's Wuth und er rief:

„Zum Wahnſinnigen willſt Du mich ſtempeln, um mir keine Genugthuung für mein zerſtörtes Glück zu geben, Du Feigling, Du! ... Soll ich Dich mit Füßen treten, um Dich zu zwingen meiner gerechten Rache Dich zu ſtellen ... oder ſoll ich aller Welt verkündigen, daß Andreas Tengenberg ſich von mir in's Angeſicht ſchlagen ließ, weil er nicht im Stande war, ſeine Liebe für meine Frau zu verleugnen."

„Genug und übergenug!" rief Andreas übermannt von Zorn, „wir ſchlagen uns."

„Endlich!“ frohlockte Hellmuth grimmig. „Wann? wo?“

„Uebermorgen früh, auf der Grenze.“

„Uebermorgen mit dem Frühzug zur Grenze . . . ſo iſt's Recht!“ rief Hellmuth.

„Nein, ſo iſt's nicht Recht, Du unſeliger Menſch!“ ſagte Andreas. „Vielleicht beſinnſt Du Dich bis dahin eines Beſſern . . . und dann bin ich bereit Dir zu vergeben.“

„Wie iſt es möglich für eine hochherzige Frau einen ſo feigen Wicht zu lieben!“ rief Hellmuth und ſtürmte hinaus.

Starr vor Entſetzen über den ganzen Vorfall, vor Schmerz über das Duell, vor Troſtloſigkeit wegen Emerenz, vor Kummer wegen ſeiner Mutter, ſaß Andreas da und fragte ſich, wie dies Schreckliche über ihn herein gebrochen ſei. Ja, das konnte und das wollte er ſich nicht verhehlen: Emerenz war ihm theuer, theurer als Alles zuſammengenommen, was ihm ſonſt auf Erden theuer war; gleichwohl durfte er ſich das Zeugniß geben, daß er mit der äußerſten Selbſtverleugnung ſein Herz bewacht, nie ſeine Gefühle verrathen habe. Und ſie, die arme Emerenz, hatte für ihn keine andere Empfindung, als eine gewiſſe dankbare Anhänglichkeit, wie man ſie für einen Menſchen hat, der uns wohl thut. Das ſollte nun Alles verwüſtet werden durch eine Handlung, welche die Kirche unterſagt: durch ein Duell!

und er, Andreas! Er, der ein folgſamer Sohn der Kirche ſein wollte, er war im Begriff dieſe Handlung zu begehen! Er ſah keinen Ausweg. Hellmuth's blinde Wuth verlangte ihr Opfer. Er dachte, ob es nicht zweckmäßig ſei, Graf Verſen in Kenntniß zu ſetzen, damit dieſer unter irgend einem Vorwand Hellmuth auf einige Zeit in eine andere Garniſon verſetze; — doch wenn dies auch ohne Schwierigkeit geſchehen könne — was nicht glaublich war — ſo würde eine ſolche Maßregel Hellmuth auf's Höchſte erbittern. Oder er, Andreas. wollte verſchwinden, eine Reiſe antreten. Daß Hellmuth über dieſe Flucht wie über eine Feigheit triumphiren werde, rührte ihn nicht; allein wenn er zurück kam, ſtand dann die Sache anders? . . . ein Lächeln, ein freundlicher Blick der armen Emerenz verſchlimmerte ſie nur. Und was war das Ende? . . . Wahrſcheinlich ſeine ſchwere Verwundung . . . . ſein Tod. Er war ein vortrefflicher Piſtolenſchütz und Hellmuth nicht; doch daß er dem Gegner kein Haar krümmen werde, verſtand ſich von ſelbſt. Fiel er — wie war ſeine Mutter zu beklagen . . . . und welcher Schmerz für Emerenz, daß ihretwegen Blut gefloſſen, ihretwegen ein Menſchenleben geopfert ſei. Gräßlich! Andreas ſprang auf. Er wollte zu Hellmuth und ihm den Frevel, den Wahnſinn dieſes Duells vorſtellen. Da wurde ihm ein Kamerad Hellmuth's gemeldet, und Andreas mußte ſeine ganze Kraft zuſammennehmen, um äußerlich Herr ſeiner innern Verſtörung zu werden. Der Rittmeiſter Hohenfelt kam in Hellmuth's Auftrag, um die Angelegenheit feſtzuſtellen. Andreas erklärte ſich mit Allem einverſtanden, ſetzte aber ſchließlich hinzu, er wünſche lebhaft, daß das Duell nicht ſtattfinde und er hoffe, Rittmeiſter Hohenfelt werde in dieſem Sinne auf ſeinen Vetter zu wirken ſuchen. Der Rittmeiſter erwiederte etwas befremdet, er halte das für vergebliche Bemühung, da er aus einigen Worten des Grafen Hellmuth entnommen habe, es ſei auf beiden Seiten tödtliche Beleidigung vorgefallen; indeſſen wolle er dem Wunſch des Grafen Andreas entſprechen, da ein Duell zwiſchen ſo nahen Blutsverwandten etwas Brudermörderiſches an ſich habe; er hege jedoch nicht die mindeſte Hoffnung auf friedliche Beilegung.

Von dem furchtbaren unerwarteten Wechſel der Dinge, der binnen zwei Stunden über ihn gekommen war, fiel Andreas vernichtet in ſich ſelbſt zuſammen. Er verabſcheute das Duell und jetzt bedrohete es ſein Leben — ſein Leben, das er gern hingegeben hätte, wenn dadurch für Emerenz Heil, Glück und Wohlfahrt gefördert wäre: ſo theuer war ſie ihm! das ſtand klar und feſt in ſeiner Seele — und dieſe geliebte Emerenz war Hellmuth's Frau! Er ſchloß die Augen, als wolle er nicht den Abgrund ſehen, der ſich vor ſeinen Füßen öffnete. Tauſende taumelten hinein, wenn für ſie die Stunde ſchlug, in welcher der glimmende Funke zündete und das Herz durchflammte. War er ſicherer als Tauſende? war das Verhängniß das über ihn einbrach eine Warnung? war es eine Strafe? — O ewige Vergeltung, du bleibſt nicht aus — ſeufzte er und ordnete einige Papiere, die er der Obhut ſeines Geſchäftsmannes übergeben wollte.

Er ging die Treppe hinab ganz in Nachdenken verloren. Da trat Emerenz aus ihrem Zimmer in den Vorſaal, und ſein langſamer Schritt, ſein ungewöhnlich tiefer Ernſt fiel ihr dermaßen auf, daß ſie raſch an ihn herantrat und fragte:

„Was iſt Ihnen widerfahren?“

Er fuhr faſt erſchreckt zuſammen vor ihrer ſonnigen Erſcheinung, die in ihrem weißen Morgenanzug wie ein Lichtſtral in ſeine traurigen Gedanken hineinflog und er ſagte mühſam gefaßt:

„Unangenehme Geſchäfte.“

„O die werden Sie ſchnell erledigen, nicht wahr? — und bitte, vergeſſen Sie nicht, daß man ſich um zwei Uhr bei Gräfin Verſen zur Generalprobe verſammelt. Ich will jetzt der Tante guten Morgen ſagen. Alſo auf Wiederſehen.“

Sie ging die Treppe hinauf und Andreas verließ in ſtumpfer Troſtloſigkeit das Haus. Achtundvierzig Stunden ſpäter, was wird ſie dann ſagen — ſeufzte er.

Hellmuth hatte eben ſeine Zimmerthür aufgemacht, als Emerenz ſagte: Auf Wiederſehen. Leiſe ſchloß er ſie wieder und murmelte ingrimmig: Eine Verabredung! ... und das ſoll ich dulden! —

Wie brachte Andreas dieſen Tag und den Namenstag ſeiner Mutter hin? er wußte es nicht. Ihm war zu Sinn, als liege er auf dem Grund des Meeres, die Wellen rauſchten über ſeinem Haupt dumpf hin und her und durch ſie hindurch hörte und ſah er, was die Menſchen ſagten und thaten. Das kleine Feſt fiel allerliebſt aus. Er mußte verbindlich reden und verbindlich lächeln; er mußte hier loben und dort bewundern, es war ja Alles aus Freundlichkeit für ſeine Mutter veranſtaltet; und als zum Schluß im Garten unter den dunkeln Bäumen der Name Clotilde in Brillantfeuer erſtralte, mußte er Beifall klatſchen und ganz entzückt ſein von der Ueberraſchung. So geht es in der Welt her: man möchte weinen, das Herz iſt voll Gram, heiße Angſt zerwühlt die Bruſt — aber man hat zu lächeln und man lächelt.

Gegen Mitternacht trennte ſich die Geſellſchaft. Andreas bat heimlich Harald Sternfels das Haus nicht zu verlaſſen, ſondern ihn in ſeinem Zimmer zu erwarten. Harald, etwas befremdet, hatte eben ganz gemüthlich eine Cigarre angeraucht und ſich in einem Lehnſtuhl bequem zurecht geſetzt, als auch ſchon Andreas eintrat. Er hatte einen kurzen Abſchied von ſeiner Mutter genommen und ihr geſagt, er müſſe auf acht bis zehn Tage in Geſchäften verreiſen — was ihr nicht auffallend war. Von Emerenz Abſchied zu nehmen war ihm nicht möglich. Er hatte ganz verwirrt geſagt:

„Tauſend Dank, daß Sie dies Feſt verherrlichten und ſchmückten! es iſt vielleicht das letzte“ . . .

Er ſtockte und Emerenz fiel ein:

„Aber nein! was ſind das für Gedanken! Noch zwanzig Mal kann Ihre Mutter dieſen Tag erleben — und ich wünſche es herzlich.“

„Ja, das kann ſie,“ — verſetzte er gefaßt; „alſo nur dies Eine: tauſend und aber tauſend Dank.“

Und er entfernte ſich raſch.

„Was ſteht zu Dienſten, ich bin zu Allem bereit,“ ſagte Harald ſorglos, als Andreas erſchien.

„Es iſt ein großer Freundſchaftsdienſt,“ entgegnete Andreas; „ich weiß Niemand der ihn leiſten könnte — beſonders was die Folgen betrifft.“

Und er theilte die ganze Sache einfach mit und ſetzte hinzu:

„Hellmuth iſt ſicher vor meiner Kugel . . . . das brauche ich Dir nicht zu ſagen. Widerfährt mir aber Schlimmes oder gar das Schlimmſte: ſo kannſt Du betheuern, daß ich durch dieſen wahnwitzigen Wütherich gezwungen worden bin, mein Leben in einer Weiſe auf's Spiel zu ſetzen, welche ich verabſcheue und welche die Kirche verdammt. Du wirſt auch am beſten meine Mutter und die arme unſchuldige Frau vorbereiten können. Verſprich mir auch dafür zu ſorgen, daß im

Fall einer Verwundung ein Prieſter zur Stelle ſei. Mit dem Nachtzug um zwei Uhr fahren wir fort.“

Der entſetzte Harald verſprach Alles, was Andreas verlangte, fand aber die Sache ſo ſchrecklich und ſo unſinnig, daß er ſagte:

„Auf dem Kampfplatz werdet Ihr — müßt Ihr Euch verſöhnen .... wenn Du bei Deiner großmüthigen Geſinnung bleibſt und wenn Hellmuth ein mit Vernunft begabter Menſch iſt.“

„Ich bleibe bei meiner Geſinnung und ich fürchte, Hellmuth beharrt bei der ſeinen,“ erwiederte Andreas.

Fünftes Kapitel.

Gräfin Tengenberg und Emerenz ſaßen auf dem Balkon, am Abend nach dem Feſt. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Die ganze Atmoſphäre war erfüllt vom Duft der Akazien, die im Garten in üppigſter Blüte ſtanden. Dieſer Arom, verbunden mit dem Wohlgeruch den die ganze Pflanzenwelt im Frühling aushaucht, mit der ungewöhnlich warmen und weichen Temperatur und mit einer Luft, die ſo windſtill war, daß nicht einmal das feine Laub der Akazie ſich regte, — das Alles zuſammen machte den Eindruck, als fließe ein linder balſamiſcher Strom durch die ganze Natur und hinein in's bewegliche unruhige Menſchenherz.

Emerenz war unruhig. Hellmuth's Stimmung war in den beiden letzten Tagen ſo unfreundlich, ſo abſtoßend geweſen, wie noch nie, und ſie hatte es zwar ſehr empfunden, aber es gar nicht beachtet, weil ſie glaubte, der Groll über ihre rege und frohe Theilnahme am Feſt verſtimme ihn und weil es ihr feſter Vorſatz war, ſich nicht durch ſeine eiferſüchtige Laune um Muth und

Kraft bringen zu laſſen. Als er heute in tiefer Nacht aufgeſtanden war, hatte ſie es kaum bemerkt, denn das geſchah nicht ſelten an heißen Tagen, wenn die Truppen Uebungen zu machen hatten. Durch einen Diener hatte er ihr ſagen laſſen, er werde nicht zur Stunde der Mahlzeit zurückkehren. Emerenz ging ſorglos zum Speiſen zu Gräfin Verſen. Dort aber war von nichts die Rede, als vom Kriege und von den tauſend Gerüchten, die ihn wahrſcheinlich machten, obſchon man ihnen offiziell widerſprach.

„Halten Sie den Krieg für wahrſcheinlich?“ ſagte Emerenz zu Graf Verſen.

„Ich halte ihn für gewiß,“ erwiederte er; „denn zwei Mächte ſtehen einander todfeindlich gegenüber, weil beide um die Suprematie in Europa ringen. Da iſt kein friedlicher Ausweg möglich und nur ein blutiger Krieg kann entſcheiden.“

„Und werden wir in den Krieg verwickelt werden?“

„Ueber die allgemeine Weltlage kann ich mir Anſicht und Urtheil bilden, meine gnädigſte Gräfin,“ verſetzte lächelnd der Oberſt; „nicht aber über die Geheimniſſe der Cabinette und über diplomatiſche Schachzüge.“

„Ich hoffe, wir bleiben in Frieden,“ ſagte Gräfin Verſen; „die entſetzlichen Kriege von 1859 und 1866 ſtehen mir ſo lebhaft vor Augen, daß ich Gott bitte, nichts Aehnliches über uns zu verhängen.“

„Das iſt ja eine wahre Kette von Kriegen,“ ſeufzte Emerenz.

„Ja wohl, eine Kette bei welcher jedes Glied aus dem vorhergehenden entſpringt, alſo intereſſant zu verfolgen iſt und noch intereſſanter dadurch wird, daß vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren unter dem Bürgerkönigthum Louis Philipp's vertrauensſelige Gemüther einen ewigen Frieden prophezeiten, weil der hohe Grad der Bildung der Menſchheit die Rohheit des Krieges nicht mehr zulaſſe. Dieſe hohe Bildung kam zu Tage durch einen der kleinſten aber der ungerechteſten Kriege, die je geführt worden ſind: im Jahr 1847 durch den Sonderbundkrieg in der Schweiz. Seidem hat Europa keine Ruhe mehr. Es iſt die Strafe dafür, daß ſich damals keine Hand erhob, um der Ungerechtigkeit Einhalt zu thun.“

Ganz beklommen von dieſen Kriegsgeſprächen kehrte Emerenz zurück, ſtaunte daß Hellmuth noch immer nicht da ſei und fand einige Zerſtreuung in einem Brief ihrer Schweſter, die aus Brunnecken in Tyrol ihr Glück und das ihres Mannes pries. Jetzt war Emerenz bei ihrer Tante und dieſe ſagte:

„Welch ein Gegenſatz geſtern und heute Abend. Geſtern — munteres Leben, fröhliche Stimmen, bunte Menſchengruppen, Licht, Glanz, Farben überall — und heute ſtille Einſamkeit. Geſtern — der Name Clotilde ſtrahlend und weithin leuchtend — heute tiefes Dunkel.

Es war ſehr ſchön geſtern, doch die Stille und der Friede ſind auch wohlthuend.“

„O wie glücklich iſt’s,“ entgegnete Emerenz wehmüthig, „wenn ein fröhlich bewegtes Leben mit friedlicher Stille abwechſelt und wenn es nicht ſo iſt wie der Dichter ſagt: Dann erloſchen die feſtlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das ſind die Wunden und die Schmerzen — Und was wir davon haben in unſerm Herzen.“

Die Glocke am Hofthor wurde gezogen.

„Endlich kommt er! . . . Gute Nacht, liebe Tante!“ rief Emerenz, ſtand lebhaft auf und wollte ihrem Mann entgegen gehen. Allein ſie blieb mitten im Salon ſtehen, denn es kamen Schritte die Treppe herauf und das war nicht Hellmuth’s Schritt. Ein Diener öffnete die Thür des Salons und ſagte anmeldend:

„Herr Graf Sternfels.“

Gräfin Tengenberg trat vom Balkon in den Salon und in lautloſer Spannung ſtanden beide Frauen einem Unglücksboten gegenüber — denn ſo war Harald’s ganze Erſcheinung, Blick, Haltung, Stimme.

„Nehmen Sie Ihre ganze Faſſung zuſammen . . . . es trifft Sie ein furchtbarer Schlag,“ ſagte er ohne Eine von ihnen zu nennen.

„Mein Vater!“ — „Mein Sohn!“ riefen Emerenz und die Gräfin.

„Beide leben . . . . Hellmuth aber nicht mehr.“

„Hellmuth todt! . . . wie . . . wann . . . wodurch!“ ſchrie Emerenz hell auf.

„Wir waren heute früh auf der Jagd . . . es fielen zwei unglückliche Schüſſe . . . der eine nahm Hellmuth das Leben, der andere verwundete Andreas ſchwer.“

Zwei Schüſſe . . . . alſo ein Mord . . . . wer hat Hellmuth ermordet!“ . . . . ſchrie Emerenz — und die Gräfin:

„Wer hat Andreas verwundet!“

„Kein Mord! kein Mord! o nein! die Schüſſe fielen aus dem Gewehr des Grafen Andreas.“

„Zwei ſolche Schüſſe aus demſelben Gewehr? . . . das iſt nicht wahr, Harald! . . . ich will die Wahrheit,“ ächzte Emerenz . . . . — „und jetzt will ich zu Hellmuth! . . . wo iſt er!“

„Andreas ſoll ihn getödtet haben? o nein . . . das iſt nicht wahr . . . das kann nicht ſein,“ jammerte die Gräfin. „Mein armer Andreas iſt in Angelegenheiten der Vormundſchaft verreiſt . . . bei Ihrer Jagdpartie war er nicht . . . . und folglich verhält ſich die ſchauerliche Begebenheit ganz anders.“

Emerenz legte beide Hände auf Harald's Schultern, rüttelte ihn und rief:

„Was iſt's mit Andreas und Hellmuth . . . wo ſind ſie . . . leben ſie . . . ſind ſie todt . . . die Wahrheit, Harald, die Wahrheit wollen wir wiſſen — keine Lüge.“

Harald war auf der Folter.

„Reden Sie die Wahrheit,“ flehte die Gräfin, „denn Ihre Verwirrung legt Zeugniß ab, daß Sie uns täuſchen wollen“ . . . —

„Und die entſetzlichſte Gewißheit iſt beſſer, als in Täuſchungen leben, ohne wirklich getäuſcht zu ſein!“ fiel Emerenz ein.

„Wohlan . . . Sie wollen es . . . aber nehmen Sie Ihre Kraft, theure Gräfinnen . . . die volle Wahrheit iſt entſetzlich,“ ſagte Harald und ſammelte ſich, um mit einiger Ruhe den traurigen Bericht erſtatten zu können. „In einem Anfall der eiferſüchtigen Wuth, die den unglücklichen Hellmuth elend machte, fügte er dem Grafen Andreas vorgeſtern Morgen eine tödtliche Beleidigung zu, und obſchon dieſer mit heroiſcher, mit übermenſchlicher Selbſtverleugnung ihm vergeben wollte, ſo war Hellmuth keineswegs damit zufrieden, ſondern trieb es ſo weit, daß nichts übrig blieb als ein Duell. Heute Nacht fuhren wir zum nächſten Grenzort. In dem Walde wo das Duell ſtattfinden ſollte, verſuchten wir Secundanten, Rittmeiſter Hohenfelt und ich, eine Ausſöhnung zu bewirken, da wir Beide die Ueberzeugung hatten, Hellmuth müſſe ſich mit der Bereitwilligkeit des Grafen Andreas zufrieden geben, da dieſer ſogleich erklärte, keine Macht der Welt werde ihn veranlaſſen, auf ſeinen Vetter zu ſchießen. Hellmuth blieb jedoch beharrlich und ſagte: „Wir haben uns gegenſeitig ſo ſchwer beleidigt, daß Blut fließen muß.“

„Ich verzeihe vollſtändig,“ ſagte Graf Andreas.

„Vielleicht mit Worten — in der That iſt es unmöglich! ... und ich verzeihe nicht!“ rief Hellmuth.

„Andreas wendete ſich an Rittmeiſter Hohenfelt und mich und ſagte feierlich:

„Meine Herren! ich ſtehe vielleicht in einigen Augenblicken vor dem Richterſtuhl des allwiſſenden Gottes und würde in ſo ernſter Stunde meine Seele nicht mit einer Lüge beflecken mögen. Ich verſichere bei meiner Ehre, daß mein Vetter mir keine Beleidigung zu verzeihen hat.“

„Worte! Worte! Zur Sache!“ rief Hellmuth ungeduldig.

„Er verlangte, daß a tempo geſchoſſen werde; das gehe raſcher, ſagte er in ſeiner wilden Haſt. Andreas machte keine Einwendung. Er ſtellte ſich und zielte ſo, daß die Kugel über Hellmuth's Haupt dahin fliegen mußte. Die Schüſſe fielen und wie vom Blitz getroffen ſtürzte Hellmuth kerzengerade zu Boden, kein Glied regte ſich, kein Nerv zuckte: er war todt! Ob ſeine Kugel, die vielleicht eine Sekunde früher die Schulter des Grafen Andreas zerſchmetterte, deſſen Arm zittern und ſinken machte, ob der Schmerz ſein Auge umflorte — genug, Hellmuth's Hirnſchale war geſprengt und die Kugel in ſein Gehirn gedrungen. Als Andreas ſeinen Vetter fallen ſah, brach er mit einem herzzerreißenden Aufſchrei ohnmächtig zuſammen. Wir fürchteten zwei Leichen vor uns zu haben; doch Andreas lebt — ſchwer verwundet und in unbeſchreiblicher Troſtloſigkeit — indeſſen er lebt und liegt in dem Grenzſtädtchen in Obhut eines Geiſtlichen und eines Arztes. Auch Hellmuth's Leiche iſt noch da; ſie muß morgen nach Obertengenberg geſchafft und in der Familiengruft beigeſetzt werden. Wir ſprengten das Märchen von einem Unglück bei dem Schießen auf Waldtauben aus. Das iſt der Sachverhalt; Sie wiſſen jetzt Alles."

Und Harald trocknete erſchöpft den Schweiß von ſeiner bleichen Stirn.

„O mein armer, mein unglückſeliger Andreas!" jammerte die Gräfin; „ſo unſchuldig zu ſein — gewaltſam hingetrieben zu werden zum Frevel des Duells — und dafür ſo gräßlich beſtraft zu werden — o mein armer Sohn! — Ich will zu ihm! Wann geht der Frühzug?"

„Um zwei Uhr Nachts und ich werde Sie begleiten, weil ich für den Transport Hellmuth's zu ſorgen habe; da ſich Hohenfelt um nichts bekümmern darf, um ſich keine Ungelegenheit zuzuziehen."

Emerenz hatte während der ganzen Zeit wie eine Bildſäule da geſeſſen. Hellmuth todt — urplötzlich — mit Haß und Verdacht im Herzen — getödtet von der Hand Desjenigen, der ihn ſchonen wollte — den er ſchwer beleidigt hatte und der ihm nie mit einem Blick, mit einem Wort eine Kränkung zufügte — ihre Gedanken ſtanden ſtill und ihr Herz drohete ſtill zu ſtehen.

Sie preßte krampfhaft beide Hände vor die Augen und wimmerte leiſe, während die Gräfin in Thränen ſchwamm.

„Und was wollen Sie thun, liebe Emerenz?“ fragte Harald ſanft, um ſie aus ihrer Betäubung zu wecken. Sie richtete ſich auf und ſagte:

„Ich will nach Obertengenberg gehen und Hellmuth dort erwarten .... wenn Du erlaubſt, Tante, Du und Andreas, daß ich ohne Euch mich dort aufhalte.“

Die Gräfin umarmte ſie weinend.

„Vergeſſen Sie nur nicht dort wie hier das Märchen vom Taubenſchießen in Umlauf zu ſetzen,“ bat Harald beklommen, weil er wußte, daß Hellmuth als ein Excommunicirter in die Ewigkeit gegangen ſei und weil er fürchtete, der Pfarrer werde etwa Schwierigkeiten mit dem Begräbniß machen, wenn er wiſſe, daß Hellmuth im Duell geblieben ſei.

„Wozu das Märchen? Die Wahrheit kommt doch an den Tag,“ ſagte Emerenz tonlos.

„Ja .... mit der Zeit! ... in dieſem Augenblick könnte die Wahrheit ſchlimme Folgen für mich und Hohenfelt haben,“ verſetzte Harald.

„Das darf nicht ſein, guter Harald,“ antwortete ſie freundlich. Sie weinte nicht. Sie war durch Ueberraſchung und Entſetzen in einem ſo überreizten Nervenzuſtand, daß ſie nichts zu empfinden ſchien als eine Art von Erſtarrung ihrer Seelenkräfte.

Als die Gräfin einige Stunden ſpäter von Emerenz

Abſchied nahm, um mit Harald abzureiſen, umarmte ſie Emerenz und fragte:

„Nicht wahr, beſtes Kind, Du zürnſt nicht meinem armen Andreas? Ich darf ihm das ſagen?“

„O Tante!“ rief ſie; „wie könnte ich ihm zürnen! Er iſt ja meinetwegen in dies furchtbare Unheil gerathen. Ich bin die Unſelige, die ihn und die Hellmuth in dies Elend geſtürzt hat — freilich ohne es zu ahnen!... Aber ich bin nun einmal der Mittelpunkt dieſes grauſigen Verhängniſſes.“

Unter der Wehklage der Dienſtboten reiſte zuerſt die Gräſin, ſpäter Emerenz ab. Sie hatte zuvor ihrem Vater telegraphirt, der ſich in einem Badeort befand:

Ein ſchwerer Unfall machte mich zur Wittwe. Ich erwarte Dich an der Familiengruft.

In ſechs Stunden führte ſie der Schnellzug nach Obertengenberg. Mitten in ihrem ſtumpfen Schmerz war ſich doch frappirt durch das alterthümliche burgartige Schloß, das maleriſch auf einem Felſen lag, welcher auf der einen Seite ſteil aus dem herrlichen blauen Strom aufſtieg, und auf der andern Seite in bequem gewundenen Wegen zugänglich war. Jeden Sommer hatte Gräſin Tengenberg ſie eingeladen, einige Zeit bei ihr dort zuzubringen; ſie hatte ſich aber nie von Hellmuth trennen mögen, der nicht häufig Urlaub bekam. Jetzt war ſie da und für immer von ihm getrennt — getrennt durch Denjenigen, unter deſſen Dach er ſeine letzte Ruheſtätte finden ſollte, und der lieber ſein eigenes Leben hatte opfern, als das ſeine nehmen wollen. Es war Alles ſo unfaßbar, ſo unglaublich, ſo entſetzlich! und ſie — ſie war die Urſache dieſer unerhörten Dinge.

Die Caſtellanin, durch ein Telegramm vorbereitet, empfing mit tiefem Bedauern dieſe ſchöne Gräfin Emerenz, von der ſie ſo viel Lobendes gehört hatte und die noch jetzt, trotz Erſchöpfung und Schmerz, wie ein lichter Schönheitsſtral in dem alten Schloß erſchien; — und führte ſie in das für ſie bereitete Zimmer. Dann zog ſie ſich zurück und ſorgte für die Kammerfrau und den Diener der Gräfin, mit der leiſen Hoffnung, Näheres über Graf Hellmuth's Tod zu erfahren. Mit dem Taubenſchießen im Walde mußte ſie ſich begnügen.

Emerenz meinte der Erde entrückt zu ſein, ſo ſtill, ſo abgeſchieden lag das Schloß auf ſeiner einſamen Höhe, nur bewohnt von den wenigen Dienſtleuten, die es zu hüten und in Ordnung zu halten hatten. Ihr Zimmer war ſehr geräumig; hatte Tapeten von dunkelgrünem Damaſt, zwei Fenſter, die in tiefen Niſchen der dicken Mauer auf den Strom und auf die reiche Landſchaft jenſeits deſſelben eine liebliche Ausſicht boten — und nach der andern Seite einen Erker, unter welchem eine Terraſſe lag, die in ein etwas verwildertes Blumengärtchen verwandelt war, aus welchem Jasmin und rankende Roſen zum Erker hinauf kletterten und das ganze Zimmer durchdufteten. In der Tiefe des Zimmers befand ſich ein Alkoven von ſchweren Damaſtvorhängen umgeben und über dem Bett hing ein ſchönes altes Cruzifix von Ebenholz und Elfenbein. Emerenz war nie an einem fremden Ort ganz allein geweſen. Jetzt überfiel das Gefühl des Alleinſeins ſie mit eiſerner Wucht und erpreßte ihr ſchwere Thränen. Es waren die erſten die ſie weinte; ſie durchbrachen die Erſtarrung des Entſetzens und heißer Jammer trat in ſein Recht.

Ihre phyſiſchen Kräfte waren übermüdet; ſie ging zur Ruhe und ſchlief, aber unruhig, fieberhaft; häufig aufgeſchreckt. Dann rauſchte der Strom, Jasmin und Roſen dufteten in das offene Fenſter des Erkers hinein, der Nachtwind ſäuſelte leiſe — und ſie lag zu Füßen des Cruzifixes. Es kam ihr Alles wie ein trauriges Märchen vor.

Am andern Morgen traf Veldegg ein. Vier Wochen nach Grazianens Hochzeit ſahen Vater und Tochter ſo ſich wieder!!

Emerenz berichtete wahrheitsgetreu die ſchauerliche Begebenheit und erwähnte zum erſten Mal gegen ihren Vater Hellmuth's Eiferſucht und die bitteren Leiden, die er dadurch über ſie und über ſich ſelbſt gebracht habe.

„Auf wen richtete ſich ſeine Eiferſucht?“ fragte Veldegg.

„Auf Alles was mich intereſſirte und was nicht er war,“ entgegnete ſie; „auf Menſchen und Dinge: auf Ida Verſen ſo gut wie auf ihren Mann — auf meine Bücher und Handarbeiten ſo gut wie auf

Harald. Zuletzt und am heftigſten auf den armen Andreas, weil dieſer mich veranlaßte, mich wieder der Kirche anzuſchließen und weil ich ihm dafür herzlich dankbar war."

„Ohne Zweifel hat Andreas nicht verſtanden ſeine Neigung für Dich zu beherrſchen," ſagte Veldegg beſorgt und zögernd.

„Er war für mich voll Rückſicht, Wohlwollen und Mitleid und immer bereit mir zu rathen ... doch von einer beſondern Zuneigung weiß ich nichts."

„Du weißt nicht, daß er ſich vor etwa vier Jahren um Dich beworben hat?"

„Wie!... Andreas! ... — iſt's möglich! Andreas! — und ich wußte es nicht . . . und Du haſt es mir verſchwiegen!" rief Emerenz in äußerſter Ueberraſchung.

„Du wollteſt nie die Namen von Bewerbern hören, um ihnen gegenüber in vollkommenſter Unbefangenheit zu bleiben, und ich ſehe mit Freuden, daß Du bis zur Stunde darin verblieben biſt. Ja, beſtes Kind, Andreas bat mich zu vermitteln, daß Ihr einander näher kennen lernen möchtet — und Du lehnteſt dies Geſuch entſchieden ab. An ſeiner Seite wäre Dein Leben anders geweſen. Es ſollte nicht ſein."

„Andreas wollte mich heirathen — und ich wollte nicht — auf immer und auf's innigſte hätte ich mit ihm verbunden ſein können . . . . und jetzt fließt zwiſchen ihm und mir ein Strom von Blut! ... O, das iſt grauſig.

lieber Vater. O, wer kann auf eine ſo tragiſche Verkettung von Umſtänden, von Charakteren gefaßt ſein!“

„Menſchenſchickſal!“ ſagte Veldegg trübe.

Der alte Pfarrer von Obertengenberg wiegte bedächtig ſein graues Haupt und ſagte:

„Die Jagd! o, die Jagd! Werden unſere Cavaliere nie das wilde Vergnügen ſatt bekommen unſchuldige Thiere umzubringen, da ſie doch ſelbſt dabei in großer Gefahr ſind . . . in Gefahr für Leib und Seele. Da gehen ſie zu Grunde ohne Beicht, ohne Wegzehr, ohne heilige Oelung, und hätten doch das Alles Gott allein weiß wie nöthig! . . . und wir beten das requiescat in pace vielleicht für eine friedenloſe Seele.“

Mit der erhabenen Feierlichkeit der katholiſchen Kirche wurde Hellmuth’s Sarg in der Gruft ſeiner Ahnen beigeſetzt und Emerenz reiſte mit ihrem Vater nach Deggenrain. Sie war Wittwe und noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt.

Der Kampf des Lebens.

Erſtes Kapitel.

Roſen und Jasmin waren längſt verblüht, und im Leichentuch des Schnees lag die Erde begraben. Im Veldegg'ſchen Hauſe in der Reſidenz ſaß Emerenz im tiefen Trauerkleide der Wittwe an einem Krankenbett.

„Bitte, Emerenz, öffne die Vorhänge," ſagte der Kranke; „ich will die Sonne ſehen ... ſie belebt mich ... und ich will leben, Emerenz! ſterben will ich nicht."

Emerenz öffnete ſchweigend die Vorhänge der Fenſter und die Winterſonne fiel matt in's Zimmer hinein.

„Sie ſcheint nur, ſie wärmt nicht," ſeufzte der Kranke.

Sie beleuchtete ſein ſchönes junges abgezehrtes Antlitz, ſeine großen müden Augen, die bläuliche Färbung der Haut um den Mund und die eingeſunkenen Schläfen, die wachsfarbenen abgemagerten Hände, die kraftlos auf der Decke ruhten.

„Es wäre entſetzlich wenn ich ſterben müßte," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu; „aber ich glaube es nicht, denn bei einundzwanzig Jahren ſtirbt man doch eigentlich nicht . . . ich fürchte es nur, weil ich mich ſo ungeheuer ſchwach fühle. Was meinſt Du, Emerenz?"

„Wir wollen hoffen, lieber Robert," ſagte ſie ſanft.

„Nicht wahr, Du begreifſt, wie ich am Leben hange — wegen Arabella."

„O laß Arabella, lieber Robert."

„Ohne Arabella liegt mir nichts am Leben! . . . Du weißt es! Papa weiß es! Darum hat er mir auch ſchon halb und halb verſprochen, daß ich Arabella heirathen dürfe — wenn ich geſund werde."

Dieſen hinſterbenden jungen Mann von Geneſung und Heirath ſprechen zu hören, war herzzerreißend. Emerenz erwiederte mit erſtickter Stimme:

„Nun, dann wird Papa Wort halten."

Sie wußte es ſei wahrſcheinlicher, daß Robert wegen dieſer Arabella ſterben, als mit ihr leben werde.

Das Gewitter, das ſie im verfloſſenen Frühling bei Grazianens Hochzeitfeſte in Robert's Bruſt geahnt, in ſeinen Augen geleſen hatte, war tobend ausgebrochen. Er hatte ſich leidenſchaftlich verliebt in die Kunſtreiterin Arabella.

Robert war erzogen wie ſeine Schweſtern es waren, nach der maßgebenden Anſicht, es ſchicke ſich für den Menſchen, gut zu ſein und edel zu handeln — was ſehr richtig, aber unter allen Umſtänden ſehr ſchwer iſt, weil eine ſolche Handlungsweiſe auf fortgeſetzter

Verleugnung der eigenen Neigungen, der eigenen Leidenſchaften, des eigenen Willens beruht. Zu einem ſolchen Opfer befähigen nur die erhabenen Lehren des Chriſtenthums über den Werth der Menſchenſeele und über ihr letztes Ziel, befähigen nur die Gnadenmittel, die der ſchwachen menſchlichen Natur übernatürliche Kraft geben. Und auf dieſem Boden war Robert nicht erwachſen, waren ſeine Anlagen nicht ausgebildet worden. Er war reich und glücklich begabt, mit hellem Verſtand und ſcharfer Faſſungskraft und zugleich mit großem Wiſſensdurſt und mit Eifer für die Studien. Er hatte ein großmüthiges Herz und eine freigebige Hand, einen aufrichtigen Charakter, ein höchſt gewinnendes Aeußere — aber dieſer brillanten Natur fehlten nicht ihre Schattenſeiten: Stolz und Egoismus. Als die Stunde der Leidenſchaft ſchlug, trat ſein ganzes Weſen mit aufbrauſender Ueberkraft der Jugend in die Schattenſeite hinein.

In der Univerſitätsſtadt, wo Robert das zweite Jahr ſeiner Studien machte, gab eine Kunſtreitergeſellſchaft während des ganzen Winters ſehr beſuchte und ſehr bewunderte Vorſtellungen. Niemand bewunderte lebhafter als Robert, zuerſt freilich nur die vortrefflichen, die ſchönen, die unvergleichlich geſchulten Pferde, für die er von Jugend auf eine große Liebhaberei hatte. Allmälig aber ging ſein Intereſſe auf die Perſonen über, welche dieſe herrlichen Thiere lenkten, und ſchließlich blieb es haften an einer Perſon, an Miß Arabella, der erſten Reiterin. Sie war eine frappirende Erſcheinung, hochgewachſen, dunkeläugig, mit vornehmer Miene, immer ruhig von oben herabſchauend, mochte ſie die wildeſte Quadrille oder die kunſtvollſte Schule reiten. Wenn ſie daher geritten kam als mittelalterliches Edelfräulein auf weißem Zelter — oder als Amazonenkönigin auf feurigem Roß — oder in ihrem dunkeln Reitkleid auf dem ſchönſten Pferde — immer ſah ſie aus, als ſei ſie in der That das Edelfräulein, die Königin, die Reiterin, die zu ihrem eigenen Vergnügen und nicht für die Zuſchauer alle Evolutionen ihrer Kunſt machte. Einige nannten ſie hochmüthig und undankbar gegen das Publikum.

„Soll ſie ſich bedanken, weil ſie Euch entzückt!" rief Robert empört; „das wäre die verkehrte Welt!"

Daß er Arabella's Bekanntſchaft machte, verſteht ſich. Sie war ein ganz rohes Weſen, auf dem Pferde erwachſen, mit dem Pferde ſo zu ſagen verwachſen. Sie ſprach engliſch geläufig, franzöſiſch und deutſch ſehr gebrochen und ſie konnte engliſch leſen, ſchreiben nicht. Darauf beſchränkten ſich ihre Kenntniſſe. Die Unterhaltung mit ihr drehte ſich um Pferde und um die edle Reitkunſt. Bewunderung, die ihrer Perſon galt, wies ſie zurück. Dieſe kalte Gleichgültigkeit entflammte Robert's Leidenſchaft — und in dieſem Zuſtand war er bei Grazianens Hochzeit.

Bald nach ſeiner Rückkehr zur Univerſität wurde der Circus abgebrochen, denn die Kriegsgerüchte mehrten ſich und die Kunſtreitergeſellſchaft begab ſich nach einer Stadt, die, wenn der Krieg wirklich ausbrechen ſollte, von deſſen muthmaßlichem Schauplatz ganz fern lag. Der Krieg brach aus und Robert ſchrieb ſeinem Vater, der Aufenthalt in der Nähe der franzöſiſchen Grenze ſei unangenehm, tumultuariſch, und er wolle ſich einen andern Ort für ſeine Studien ſuchen. Belsdegg fand das in der Ordnung. Dieſer Ort war kein anderer als der, wo Arabella weilte und wo ebenfalls eine Univerſität war. Robert bekümmerte ſich aber nicht im mindeſten um Profeſſoren und Vorleſungen; wegen Arabella war er gekommen und für Arabella lebte er dort. Sie nahm mit etwas mehr Herablaſſung ſeine Huldigung an; er durfte alſo hoffen, ſchließlich ihre Kälte zu überwinden. Einmal, ganz von Leidenſchaft hingeriſſen, fragte er ſie:

„Was würden Sie thun, Arabella, wenn ich Ihnen einen Heirathsantrag machte?“

„Ich würde ihn annehmen,“ verſetzte ſie lachend.

„Iſt's möglich!“ rief er beſeligt.

„Ich würde ihn annehmen,“ wiederholte ſie, „doch erſt nach fünf Jahren. Vor der Hand iſt mir der Circus lieber als Ihr Schloß — vorausgeſetzt, daß Sie ein Schloß haben.“

Robert war zwanzig Jahre alt, im Feuer der erſten

Leidenſchaft, überzeugt von der Zärtlichkeit ſeines Vaters. Er verſicherte, das Schloß werde ihm nicht fehlen, ſobald er gewiß ſei Arabella zu beſitzen und ſie verlobten ſich. Arabella's Vormund — wie der Director der Geſellſchaft ſich nannte — faßte die Sache von ihrer praktiſchen Seite auf, und verlangte ein ſchriftliches Eheverſprechen von Robert unterſchrieben und unterſiegelt.

Robert gab es mit Wonne. Arabella's Beſitz ſchien ihm dadurch verbrieft; Arabella war damit zufrieden und der Vormund dachte klug und weiſe: Die Zeiten ſind ſchlimm, der Krieg tobt, kann lange währen, kann ſich hierher und dorthin wenden . . . ein ſchönes Sümmchen Abſtandsgeld an Arabella, wie es ſich ſchickt für einen ſo reichen Herrn, wäre mir ſchon lieber als eine Frau Baronin anſtatt Arabella . . . und vielleicht hat der Papa Baron Gedanken, die mit meinem Wunſch im Einklang ſind. Vor allen Dingen heißt es aufgepaßt! denn Jugend hat nicht Tugend.

Robert fand es ungeheuer lange und langweilig, auf Arabella's Beſitz fünf Jahre zu warten. Er hoffte dieſen Termin abzukürzen, ſobald er die Einwilligung ſeines Vaters und deſſen Verſprechen habe, für ein ſtandesmäßiges Einkommen des jungen Ehepaars zu ſorgen. Zuweilen fiel der Gedanke, daß ſein Vater nichts von dem Allen thun werde, wie ein Nachtfroſt im Mai auf ſeine Frühlingsliebe; aber er verſcheuchte ihn ſogleich. Hatte der Vater jemals ſeinen Kindern etwas abgeſchlagen? Hatte er nicht Grazianens Neigung nachgegeben, obſchon ihm Ignaz nichts weniger als ein willkommener Schwiegerſohn geweſen ſei! War alſo der armſelige Ignaz aus Liebe zu einer Tochter in Gnaden angenommen, warum nicht aus Liebe zum einzigen Sohn dieſe unvergleichliche Arabella — eine Schönheit, eine Künſtlerin, ein Naturkind — mit einem Wort, etwas Unvergleichliches, noch nie Dageweſenes. Gehoben von Liebe, getragen von Hoffnung ging Robert in den Vacanzen nach Deggenrain, wo er Vater und Schweſter in tiefer Trauer und Traurigkeit fand. Hellmuth's Ende hatte Robert eine kurze Zeit tief erſchüttert, denn er dachte: Jung und glücklich war der Arme, und dennoch mußte er ſterben. Allein die Nutzanwendung hieß: „Man muß ſich eilen glücklich zu werden . . . gräßlich muß es ſein zu ſterben, wenn man es nie war . . . Emerenz war es . . . ſie hat eine ſelige Erinnerung . . . und wäre ich drei Jahre mit Arabella glücklich geweſen, ſo würde dies Glück nicht zu theuer mit einem frühen Tode bezahlt.

Er wunderte ſich im Stillen über die wehmüthige Stimmung, die in Deggenrain herrſchte, während Emerenz im Stillen ſich wunderte, daß die Gewitterwolken, die bei Grazianens Hochzeit Robert verdüſterten, ſpurlos verſchwunden waren. Seine Stirn war hell, ſein Auge ſtralte, Jugendmuth belebte ſeine ganze Erſcheinung: Veldegg freute ſich über den herrlichen Jüngling.

Die Freude verſchwand ſpurlos, als Robert nicht zögerte, ihn in Kenntniß von ſeiner Liebe und deren Gegenſtand zu ſetzen. Veldegg war empört und Robert auf's Höchſte erzürnt über des Vaters Empörung.

„Sprich mir nie wieder von dieſer unwürdigen Liebelei,“ ſagte Veldegg, um ein ſehr aufgeregtes Geſpräch abzubrechen.

„Arabella bleibt die erſte, die einzige, die große Leidenſchaft meines Lebens und — möge ich von ihr reden oder ſchweigen — ihr Beſitz iſt mein Ziel und mit allen Kräften werde ich es erſtreben,“ verſetzte Robert mit derſelben Beſtimmtheit.

Unter dieſen Umſtänden war an ein trauliches Leben nicht zu denken. Man ſprach vom Kriege, von den Nachrichten, den Ausſichten, welche die Blätter brachten — oder von Ignaz und Graziane, die in dem Hochgebirg der Schweiz Sommerfriſche genoſſen — oder von dieſem und jenem, was in der Verwandtſchaft und Nachbarſchaft vorfiel; — aber man that es ohne Theilnahme, ohne Munterkeit, denn Jeder hing ſeinen trüben Gedanken nach. Eugenia kam jeden Abend mit Feodora von Grafenthurm herüber. Beide waren nicht ſympathiſch für Emerenz; doch mußte ſie ihnen Dank wiſſen, daß ſie in ihrer Theilnahme nicht ermüdeten und für Veldegg eine zerſtreuende Unterhaltung waren. Sie ſelbſt konnte es nicht ſein; ſie war noch zu ſehr unter dem Druck des Ereigniſſes, das ihr Leben aus ſeiner Bahn geſchleudert hatte.

War Robert mit Emerenz allein, ſo ließ er ſeinem Zorn und Unmuth freien Lauf.

„Papa will freiſinnig ſein und iſt ſo erſtaunlich engherzig in den Schranken, die er meiner Freiheit ſetzt!“ ſagte Robert zürnend. „Verlangte ich, daß er glücklich ſei Arabella zur Schwiegertochter zu haben, ſo dürfte er mir dies Begehren verweigern; aber mein Begehren, mit ihr glücklich zu ſein, beruht auf meiner perſönlichen Freiheit, und ich bin berechtigt, dieſe in Anſpruch zu nehmen.“

„Du biſt ſo jung und unerfahren, beſter Robert, und die Wahl einer Gattin iſt etwas ſo Ernſtes, ſo Folgenſchweres,“ verſetzte Emerenz ſanftmüthig, „daß Du dankbar ſein ſollteſt, wenn Papa Dich vor Uebereilung bewahrt.“

„O, ich kenne dieſe Phraſen! Aber das ſchwöre ich Dir, Emerenz, ich heirathe nicht irgend eine bleichſüchtige Comteſſe, mit der Papa mich ohne Zweifel verheirathen will.“

„Beruhige Dich, beſter Robert, Papa denkt nicht daran, ſeinen zwanzigjährigen Studenten zu verheirathen . . . am wenigſten mit einer bleichſüchtigen Comteſſe.“

„Du lächelſt, Emerenz! . . . aber ich ſage Dir und wiederhole Dir, wäre ein Weib ſchön wie Cleopatra und geiſtvoll wie Aspaſia — ich will nichts von ihr wiſſen! — Ich liebe Arabella und ſie will ich heirathen.“

„Ich will Dir eine Begebenheit erzählen, die wahr ſein ſoll, Robert. Ein ungariſcher Graf verliebte ſich in eine ſchöne Zigeunerin, heirathete ſie und lebte einige Jahre ſehr glücklich mit ihr. Plötzlich verſchwand die Gräfin aus dem Schloß, und die Nachforſchungen ergaben, daß ſie mit einer Zigeunerbande, die im benachbarten Walde ihr Lager aufgeſchlagen hatte, auf und davon gegangen ſei. Die Eindrücke, Erinnerungen und Gewohnheiten der Jugend übten eine ſolche Gewalt über ſie, daß ſie ihr heimatloſes Zigeunerleben ihrem Gemahl, ihren Kindern und dem behaglichen und geordneten Leben im Schloß vorzog. Etwas Aehnliches könnte Dir begegnen, beſter Robert.“

„Erzähle Geſchichten ſo viel Du willſt und ſo lange Du willſt, Emerenz, ſei es Fabel, ſei es Wirklichkeit — ſie ſind mir vollkommen gleichgültig. Weigert ſich Papa mich und Arabella in eine ſorgenfreie Exiſtenz zu verſetzen, ſo werde ich Mittel finden, mein Brot zu verdienen . . . und findet ſich Papa dadurch gedemüthigt, ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich bin ſtets ein ſo gehorſamer Sohn geweſen, Emerenz, daß Papa nicht über mich klagen kann, und ich hatte mit Grund und mit Recht erwartet, meinen erſten, hochwichtigen Wunſch erfüllt zu ſehen. Es geſchieht nicht! . . . wohlan, Emerenz, der Gehorſam hat ſeine Grenzen.“

„Gewiß, beſter Robert! nur nicht da, wo er ſich bewähren ſollte.“

Ihre Ermahnungen und Vorſtellungen blieben fruchtlos, weil ſie nur dann Eingang finden können, wenn der Menſch ſeiner Vernunft mächtig iſt. Im Fieber iſt er es nicht, und eine Leidenſchaft iſt ein Fieber der Seele. Robert hatte nichts im Sinn als Arabella: ſo war er gekommen, ſo blieb er, ſo reiſte er ab — und zwar lange vor dem Ende der Ferien. Veldegg entließ ihn tief betrübt.

„Robert!“ ſagte er ſchmerzlich, „Du haſt von der Natur die ſchönſten Gaben, die glänzendſten Fähigkeiten bekommen, — Du haſt eine Erziehung bekommen, die Deine Anlagen pflegte und entwickelte; — und jetzt, da ſie in Blüte ſtehen und edle Früchte verheißen ſollten, jetzt trittſt Du ſie mit Füßen, indem Du Dich zum Sclaven einer Leidenſchaft machſt, die Dich erniedrigt . . . denn ſie beraubt Dich der Vernunft und der Selbſtbeherrſchung, weil ihr Gegenſtand niedrig iſt.“

„Nein, ſie erhebt mich!“ rief Robert außer ſich; „denn ſie gibt mir Muth und Kraft, um Dir zu beweiſen, daß Du mich zur wahren Tugend des Mannes, zur Selbſtſtändigkeit erzogen haſt.“

Es vergingen kaum acht Tage und Veldegg wurde durch ein Telegramm an das muthmaßliche Sterbelager ſeines Sohnes gerufen.

Robert war in der Reitbahn, als Arabella eines Morgens ihre Reitübungen machte. Das Pferd war noch nicht geſchult und war unfolgſam. Als ſie es zwingen wollte bäumte es ſich und ſtieg dergeſtalt, daß es Gefahr lief ſich rücklings zu überſtürzen. Robert verlor den Kopf, ſprang mit einem Satz herbei und wollte das Pferd am Zügel ergreifen und auf die Vorderfüße herabreißen. In demſelben Augenblick war Arabella Meiſter des Thiers geworden. Es ſprengte weiter, wie ſie es wollte; aber der Huf des einen Vorderfußes traf Robert's Bruſt und warf ihn zu Boden. Er wurde bewußtlos aus der Reitbahn getragen.

„Faſt hätte er mich gehindert, die ſchlimme Beſtie zur Raiſon zu bringen," ſagte Arabella unwillig. „Solche Herren wiſſen gar nicht meine Kunſt zu beurtheilen und zu ſchätzen . . . ſie ſtören mich und ſtürzen ſich kopflos in Gefahr. Hoffentlich kommt er mit dem Leben davon."

Vor der Hand allerdings; ob auf die Dauer? — Die Aerzte gaben Hoffnung, doch reichlich verklauſulirt mit wenn und mit aber. Robert's Bruſt war ſchwer verletzt. Zweimal trat ein Blutſturz ein und man ſah ſeinem Ende entgegen. Dann erholte er ſich etwas.

Veldegg und Emerenz bewachten mit tödtlicher Angſt jeden ſeiner Athemzüge. Die geringſte Bewegung konnte einen neuen Ausbruch herbeiführen. Ohnmächtige Abſpannung und raſendes Fieber wechſelten ab. Tobte das Fieber, ſo wünſchte Robert zuweilen Arabella zu ſehen; trat aber die Ermattung ein, ſo ließ die Schwäche keinen Wunſch aufkommen.

So vergingen Wochen. Veldegg benützte ſie, um mit dem Vormund der ſchönen Arabella in Verhandlung zu treten, die für beide Theile in befriedigender Weiſe zum Abſchluß kam. Veldegg erhielt das Schriftſtück, durch welches Robert ſich Arabellen ſo zu ſagen verſchrieben hatte, und der Vormund erhielt eine beträchtliche Geldſumme als Reukauf. Dann zog die Geſellſchaft ab. Als Robert ſich ſo weit erholt hatte, um fortgebracht zu werden, verlangte er dringend von Arabella Abſchied zu nehmen. Man ſagte ihm ſie ſei fort, werde aber mit der Geſellſchaft den Winter in der Reſidenz ſich aufhalten, und ſobald er auf dem Wege der Geneſung ſei, werde er ſie dort ſehen. Mit dieſer Ausſicht gab er ſich zufrieden, und die Ueberſiedelung in das väterliche Haus war ihm willkommen und ging glücklich vorüber. Veldegg und Emerenz ſchöpften wieder ſo viel Hoffnung als nothwendig iſt, um durch die langwierige Pflege eines geliebten Kranken nicht zu Boden gedrückt zu werden.

Der Winter kam; die Geneſung kam nicht. Robert's

Zuſtand ging über in ein ſchleichendes Fieber. Es war jammervoll ihn zu ſehen, jammervoll ihn zu hören. Zuweilen klagte er bitter über ſeinen Tod, und wenn er von ſeinem Leben ſprach, war es immer nur in Verbindung mit Arabella. Er war es zufrieden, daß die Kunſtreiter zu denen ſie gehörte, nicht nach der Reſidenz kamen. Wehmüthig ſagte er:

„Ich dürfte ſie vielleicht nicht ſehen, und wenn ich es dürfte, ſo möchte ich es kaum . . . denn die lange Krankheit hat mich ſehr entſtellt . . . nicht wahr, Emerenz? — und das würde ſie erſchrecken.“

Mit namenloſem Gram im Herzen, ſaß Emerenz an dieſem Krankenbett, das keine andere Ausſicht zuließ als auf ein Grab. Hellmuth todt! . . . Robert dem Tode verfallen! . . . und der beklagenswerthe Andreas — ein Krüppel! Hellmuth's Kugel hatte ſeine rechte Schulter zerſchmettert und den Arm unbrauchbar gemacht. Die Aerzte wollten ihn abnehmen; ſie behaupteten er afficire die Lunge; Andreas wollte es nicht. Seine Geſundheit war furchtbar erſchüttert; — mehr durch Leiden der Seele als des Körpers. An ſeiner Hand klebte Blut. Nicht abſichtlich war es vergoſſen, aber dennoch in frevelhafter Weiſe durch ihn. Denn er, der das Duell für einen Frevel hielt, der es verabſcheute, der das Verbot der Kirche kannte — er war gegen ſein beſſeres Wiſſen und gegen ſeine Ueberzeugung auf dies Duell eingegangen. Was hätte er thun ſollen, um es zu vermeiden? er wußte es nicht. Doch das ſtand feſt in ihm: er hätte es vermeiden müſſen. Jetzt war er geſtraft und wie furchtbar! Hellmuth war todt . . . und wie war er in die Ewigkeit gegangen? Mit einem Herzen überfüllt von den wildeſten Leidenſchaften, von Haß, von Eiferſucht, von Rachgier — ohne einen einzigen Augenblick, in welchem er zur Beſinnung, zur Reue hätte kommen können. Ging dieſe Seele auf ewig zu Grunde — wer trug die Schuld? — Er! — Und der andern Seele, die er mehr liebte als ſein Leben, ihr drückte er den raſtlos nagenden Gram in's Herz, den Gatten auf dieſe zweifach ſchreckliche Weiſe zu verlieren. Gott iſt gerecht! ſprach er wieder und immer wieder in ſeinen heißen Schmerzen zu ſich ſelbſt: ich liebe ſie! — Er litt furchtbar auf ſeinem Folterbett. In der vollen Kraft des Mannesalters war er für immer verkrüppelt, der rechte Arm, der thätige Arm, für immer außer Thätigkeit geſetzt — ſeine Geſundheit geſchwächt — ſeine Mutter in Jammer — alle Welt voll Entſetzen — und nie an ein Wiederſehen mit Emerenz zu denken. Bei einem Unglück auf der Jagd hätte nichts dem Wiederſehen entgegen geſtanden; doch bei dieſer Sachlage war es unmöglich; denn ſie war die unſchuldige Urſache des Duells und er liebte ſie! Hellmuth's Schatten ſtand für immer zwiſchen ihnen.

Dieſer Doppelunfall bei Taubenſchießen täuſchte

Niemand gründlich, doch bis man auf den Grund kam, machte ſowohl Harald Sternfels wie Rittmeiſter Hohenfelt eine Reiſe; Andreas war ohnehin außer Landes — und bald verſchlang die Spannung, welche der franzöſiſch-preußiſche Krieg herbeiführte, die Theilnahme für Ereigniſſe in einer Familie; und das Meer von Blut und Thränen, in welchem Tauſende und Tauſende und abermals Tauſende ſchwammen, überflutete das Blut und die Thränen der Tengenberg.

Andreas hatte ſeiner Mutter die Wahrheit geſagt, hatte ihr auch anvertraut, daß er ſich vor vier Jahren vergeblich um Emerenz beworben habe. Daß ſeine Liebe fortdauere verſchwieg er, denn das gehörte nicht zur Aufklärung. Und es war gut, daß er ſchwieg; denn ſchon jetzt warf die arme Gräfin in ihrem bittern Schmerz einen Groll auf Emerenz. Warum hatte Emerenz Hellmuth vorgezogen? warum hatte Emerenz nicht Hellmuth überzeugt, daß er keinen Grund habe auf Andreas eiferſüchtig zu ſein? warum übte Emerenz einen Zauber aus, der nicht blos ihren Mann berührte? Wäre Emerenz eine fromme Frau, ſo würde Alles ganz anders gegangen ſein. Andreas verſetzte ſanft:

„Vielleicht! . . . aber vergiß nicht beſte Mutter, daß ſie trotz dieſes Mangels und von großen Gefahren umgeben, ſich vortrefflich benommen hat; denn ſie hat einen reinen Willen und einem ſolchen kommt die göttliche Gnade zu Hülfe.“

Emerenz ſchrieb einmal an Gräfin Tengenberg, daß ſie ſich entſchloſſen habe ihren Wohnſitz bei ihrem Vater zu nehmen. Sie dankte der Tante für alle Liebe und Güte, bat um ihr ferneres Wohlwollen und fragte nach dem Ergehen des Grafen Andreas.

Gräfin Tengenberrg antwortete kurz und kühl und Emerenz ſchrieb nicht wieder. Durch Harald erfuhr ſie ſpäter, daß Andreas den Winter in Corfu zubringen wolle und daß ſeine Geſundheit ſehr angegriffen ſei. Sie verſank in tiefe Schwermuth. Sie lebte zwiſchen Bildern des Todes und des Schmerzes. Nagender Gram über das Schickſal ſeiner beiden Sonnenkinder — wie er ſo gern Emerenz und Robert nannte — zehrte an Veldegg; das Leben der Tochter geknickt, das Leben des Sohnes verloren und nirgends ein lindernder Troſt. Stunden lang ſaß er an Robert's Lager und ſtarrte vor ſich hin, gedankenlos weil hoffnungslos. Ihm gegenüber ſaß Emerenz ſo abgehärmt, ſo bleich, daß ſie einer verwelkten Roſe glich; — und troſtloſer als Veldegg, denn ihr energiſcher Charakter kam zur Geltung; ſie wollte ſich wehren gegen die Wucht der Schwermuth und wußte nicht wie. Aber ſie war dennoch glücklicher: in ihm war der Glaube erloſchen; in ihr glimmte er als ein Funken; er war keine Sonne, die das Leben durchleuchtet, nur ein kleiner blaſſer Stern im ungeheuren Firmament; aber er war da — und weil Emerenz gar kein anderes Licht ſah, blickte ſie [illegible]

Bayeriſche Staatsbibliothek München

linden Schimmer und dann ſtiegen Gedanken an Gott, an den Zweck des Leidens, an ein ewiges Leben in ihr auf, wie Fragen oder wie Klagen. Aber ſie dachte doch an Gott! Und ſie dachte weiter: Warum iſt in unſerm Hauſe ſo viel Leid? iſt es ein Zufall oder eine Schickung? ein Zufall? das ſtimmt nicht mit meinem Glauben an eine göttliche Vorſehung überein. Alſo eine Schickung, eine Fügung dieſer Vorſehung, die göttlich iſt, weil ſie Gott iſt. Folglich muß das Leiden einen Zweck haben. Der Schöpfer, der Erhalter des Weltalls kann nicht die Abſicht haben, ſeine Geſchöpfe zwecklos zu quälen. Er hat eben göttliche Abſichten, die, wie unſer irdiſches Daſein, auf ein ewiges Leben ſich beziehen. So hat denn das Leiden — ſei es Strafe, ſei es Prüfung — einen himmliſchen Zweck, und wir ſind im Stande demſelben zu entſprechen, wenn wir über die ſchwarze Wolke des Leidens hinweg auf die Hand Gottes ſchauen, der ſie lenkt.

Das ſtimmte ihre Seele bereitwillig in ihren Schmerzen; freilich ganz langſam und mit Unterbrechung durch Gleichgültigkeit, Zweifel, Trübſinn, Entmuthigung. Beſonders entmuthigt fühlte ſie ſich durch ihren Vater, der nie auf dieſe Gedanken einging. Er war ſo klug, ſo gut, ſo gebildet: er könnte ſich doch ein wenig mit ähnlichen Gedanken beſchäftigen. Doch wenn ſie dieſen Ton anſchlug, erwiederte er abbrechend mit einer gewiſſen Trockenheit:

„Ich denke anders.“

Sie wußte es ja: ihr Vater glaubte nicht an die chriſtliche Religion und deren göttliche Offenbarung; vielleicht aus Gründen, die mit dem anonymen Brief zuſammenhingen. Was Andreas einmal über den Widerwillen geäußert hatte, den ſo Manche gegen die Beicht haben, tauchte dann auch in ihrem Gedächtniß auf. Und ſie ſchloß unwillkürlich die Augen, als wolle ſie ſich blind machen für die ganze Welt und allein ſein mit ſich ſelbſt. Ich glaube, ſprach ſie für ſich, alſo muß ich leiden wie ich glaube. Und das Leiden im Glauben führte ſie allmälig dahin, das Geheimniß des Kreuzes, das erlöſende, zu verſtehen: Buße und Opfer. Sie ging den ganzen Kreis Derjenigen durch, die ihr am nächſten ſtanden: Vater, Mutter, Hellmuth, Robert, Graziane, Ignaz — war von ihnen Allen — Einer, ach nur ein Einziger aus ganzem Herzen zu Gott hingewendet? Von ihrer Mutter wußte ſie es nicht; bei den Uebrigen hieß es Nein! Nein! und immer Nein. Dafür war denn auch die Antwort auf die Frage: Iſt bei dieſer Abkehr einer ganzen Familie von Gott, Segen, Friede, Glück zu erwarten? — abermals Nein. Leiden kommen in jedem Leben vor — allein unglücklich wird man nur durch Troſtloſigkeit im Leiden; und das Kreuz fehlt keiner Seele — allein das Kreuz heiligt nicht, ſondern die Art wie es angenommen, wie es getragen wird. Nur im Glauben wird das gelernt, nur geübt im Geiſt der Buße und des Opfers. — —

„Wo biſt Du geweſen, Emerenz? Deine Hände ſind eiskalt,“ ſagte Robert, als ſie ſich eines Morgens an ſein Bett ſetzte und ſeine fieberheiße Hand drückte.

„In der Meſſe, lieber Robert.“

„Was haſt Du da gemacht?“

„Ich habe gebetet.“

„Was haſt Du gebetet?“

„Den Willen Gottes zu erkennen und zu lieben.“

„Glaubſt Du an Gott? . . . ich meine an den überweltlichen, dreieinigen Gott mit wundervollen Eigenſchaften, den die chriſtliche Offenbarung lehrt?“

„Ja, lieber Robert.“

„Beglückt Dich dieſer Gaube?“

„Er lehrt mich was ich zu thun habe, um Gott zu gefallen, und das iſt die Hauptſache im Leben.“

„Daran habe ich nie gedacht und jetzt iſt es zu ſpät für ſolche Gedanken . . . . ich muß ſterben . . . ich fühle es . . . die Schwäche nimmt täglich zu.“

„Sollte Dein Leben ſo kurz gemeſſen ſein, lieber Robert, ſo wären dergleichen Gedanken gar ſehr am Platz. Opfere Dich dem Willen Gottes auf, und Du biſt ſicher ihm zu gefallen.“

„Wie fängt man es an, um an Gott zu glauben, Emerenz.“

„Man macht es, wie es im Evangelium heißt und bittet: „Herr, hilf meinem Unglauben.“

„Der Glaube iſt eine Ueberzeugung, Emerenz.“

„Keine Ueberzeugung, wie ihn die Wiſſenſchaft über irdiſche Dinge gibt, lieber Robert, ſondern eine von der göttlichen Gnade eingegebene Ueberzeugung, daß es unſere Pflicht iſt und unſer Heil begründet, unſern Verſtand und unſern Willen einer von Gott geſetzten Autorität zu unterwerfen. Eine ſolche Unterwerfung, und eine ſolche Ueberzeugung ſind übernatürlich und die Folgerungen und Schlüſſe der Wiſſenſchaft gehören dieſer Ordnung des geiſtigen Lebens nicht an.“

„Genug, Emerenz! . . . ich bin matt und müde . . . kann nicht ſo weit, ſo hoch denken.“

Wer kann die Geheimniſſe ergründen, die in einer Seele vor ſich gehen, für welche auf dem Krankenlager jede Hoffnung auf Geneſung ſchwindet. Zuweilen wollte ſich Robert noch an irgend einen Strohhalm klammern, inſtinctmäßig; doch je näher der Frühling kam, deſto mehr nahmen ſeine Kräfte ab. Emerenz hatte nicht gewagt, das ernſte Thema wieder zu berühren; da hob Robert auf einmal an:

„Weißt Du, Emerenz, daß ich ſeit meiner erſten Communion nie wieder die Sacramente empfangen habe?“

„Dann wird es recht nothwendig ſein, daß Du ſie jetzt recht bald empfängſt, nicht wahr, das iſt Deine Meinung?“ verſetzte Emerenz in der Stille frohlockend.

„Ja . . . ſo bald wie möglich . . . . die Zeit drängt.“

Er ſammelte ſeine letzten Kräfte und ſeine volle

Beſinnung für dieſe erhabenen und feierlichen Augenblicke, und am Abend dieſes gnadenvollen Tages entſchlief er, aufgerieben von der Krankheit, ſtill und friedlich wie ein müdes Kind. Der Name des armen Geſchöpfes, das mittelbar Schuld an ſeinem Tode war, kam ſchon längſt nicht mehr über ſeine Lippen.

Als er in Deggenrain beigeſetzt war, er, der letzte jugendliche männliche Sprößling des Hauſes, verfiel Veldegg in eine ſchwere Krankheit.

Zweites Kapitel.

Ein Lichtblick in dieſer trüben Zeit war Grazianens Heimkehr. Sie hatte mit Ignaz ein ganzes Jahr auf Reiſen zugebracht, den Sommer in Tyrol und in der Schweiz, dann ſechs Monate in Nizza, wo ein Sohn auf die Welt gekommen war. Eugenia war im Lauf des Winters zur Pflege ihrer Schwiegertochter nach Nizza gereiſt und nach acht Wochen ſehr zufrieden wieder in der Reſidenz eingetroffen. Das Glück des jungen Ehepaars ließ nichts zu wünſchen übrig. Waren ſchon dieſe Nachrichten tröſtlich geweſen, um wie viel mehr Grazianens Ankunft in Grafenthurm, ſtralend von Glück, ſelig in ihrer Mutterfreude.

„Wenigſtens ein glückliches Kind . . . eines von drei! . . . ich verdanke es Ihnen und Ihrem Sohn,“ ſeufzte Veldegg und drückte Eugenia's Hand.

Ignaz war zu ſeinem Vortheil verändert, war minder gleichgültig, minder blaſirt. Das Bewußtſein, als Gatte und Vater ernſte Pflichten zu haben, ſchien ſeine moraliſche Kraft anzuregen und zu heben. Sogar der

Aufenthalt in Grafenthurm war ihm nicht zuwider; die Forſten und die Art ſie zu bewirthſchaften intereſſirten ihn, und oftmals ſagte er, er könne ſich gar nicht genug wundern über den ungeheuren Einfluß, den das häusliche Glück auf ſeine Weltanſchauung übe.

„Mein Ideal iſt erreicht!“ ſagte Graziane mit frohem Stolz in vertraulichem Geſpräch zu Emerenz; „die Liebe hat Ignaz zu einem neuen Menſchen gemacht. Höheres gibt es nicht.“

„Als daß er es bis zum Ende bleibe,“ ſetzte Emerenz hinzu.

„O, wer einmal auf gutem Wege iſt, der bleibt darauf, denn er fühlt ſich zufriedener als früher,“ entgegnete Graziane ſorglos in der Unkenntniß des Menſchenherzens, die ihre achtzehn Jahre mit ſich brachten.

„Bitte Gott, daß es ſo bleibe,“ ſagte Emerenz.

„O ja! das thue ich alle Tage!“ rief Graziane.

Emerenz bemerkte bald, daß ſich auf dieſe Bitte ſo ziemlich Grazianens religiöſes Bedürfniß und deſſen Aeußerung beſchränke. Und wie wäre das anders möglich, ſeufzte Emerenz, neben dieſem Gatten, den ſie anbetet, neben dieſer Schwiegermutter, die ſie verehrt, von Beiden auf Händen getragen, in jeder Richtung ihres Weſens befriedigt und ohne religiöſe Grundlage.

Sie ſelbſt fand das Leben, wie es ſich für ſie geſtaltet und im Lauf dieſes Jahres feſtgeſtellt hatte, ſchwer — ja ganz außerordentlich ſchwer. Nachdem die erſte erdrückende Wucht des Schlages, der ihr Leben aus ſeiner Bahn ſchleuderte, vorüber war; — nachdem ſie aus der Betäubung zu ſich kam, die auf eine ſo unerwartete, ſo verwüſtende Cataſtrophe folgen mußte; nachdem ſie aus einem ſo gewiß mechaniſchen Daseinszuſtand wieder in ein bewußtes Leben überging: ſuchte ſie ſich zu ſammeln, zu orientiren, und der große, gewaltige, ach ſo ſehr verkannte Bote Gottes, der Schmerz — war ihr dazu ungemein behülflich, indem er ihren Blick von der Außenwelt ab und nach Innen lenkte und ſie auf die unglaubliche Nichtigkeit des irdiſchen Glücks aufmerkſam machte. Denn während der drei Jahre ihrer Ehe hatte ſie für glücklich gegolten, hatte ſie ſich zeitweiſe glücklich gefühlt. Sie war ja die ſchöne, die liebenswürdige, die gefeierte Emerenz, ihr Mann vergötterte ſie und hatte manche gute Eigenſchaft, ihre Freunde liebten und ſchätzten ſie, ihre äußere Lage war angenehm: das Alles zuſammen nannte man Glück. Aber wie viel Bitterkeit, wie manche Enttäuſchung, wie viel Thränen, welche Entmuthigungen und welche Troſtloſigkeiten verſchleierte jener roſige Flor, den die Welt Glück nennt. Ein ſolches Glück zu erſtreben war der tauſend Mühen nicht werth. Frieden wollte ſie und Ruhe im Leben des Glaubens, das ihr wie ein paradieſiſches Eiland im Ozean der Welt erſchien.

Ihre Wittwentrauer und Robert's lange Krankheit verſetzten ſie in eine Abgeſchiedenheit, die ihr willkommen und ihrer innern Sammlung günſtig war. Seine Pflege nahm aber auch ihre Sorgfalt, ihre Aufmerkſamkeit ſehr in Anſpruch. Ihn unterhalten, ihn erheitern, günſtig auf ihn einwirken, die tauſend Wünſche eines Kranken — ſo weit es möglich war — erfüllen: das war ihre Aufgabe. Nach ſeinem Tode trat die Krankheit ihres Vaters ein und hielt ſie beſtändig in phyſiſcher oder moraliſcher Spannung. Mit ſeiner Geneſung und mit Grazianens Heimkehr hörte ihre Thätigkeit auf. Sie hatte gar nichts zu thun. Ueberdies war es ihr ein großer Schmerz, daß ſich ihr Vater, obſchon ſchwer krank, keineswegs einer religiöſen Einwirkung geneigt bewieſen hatte. Er war bei ſeiner Gewohnheit geblieben, Alles unbeantwortet zu laſſen, was in dieſe Richtung einſchlug und doppelt tief empfand Emerenz dieſen Schmerz, weil ſie nur allzu deutlich wahrnahm, daß Eugenia's Einfluß den ihren vernichtete. In ihrem Jugendmuth gehoben durch Robert's chriſtliches Ableben, hatte ſie ſchon gehofft, ihren Vater für das Chriſtenthum gewonnen von dem Krankenbett erſtehen zu ſehen. Es geſchah das Gegentheil. Veldegg liebte Emerenz auf's Zärtlichſte; doch maßgebend für ſeine Anſichten war ſie nicht. Das war Eugenia, die mit ihm übereinſtimmte. Durch langjährige Freundſchaft, welche auf ein zärtlicheres Verhältniß folgte, war Eugenia und die Harmonie mit ihr, zur Gewohnheit, alſo zum Bedürfniß ſeines Lebens geworden, namentlich in den letzten Jahren.

Sie war immer da, voll Theilnahme, voll Freundlichkeit, immer bereit ihn gerade ſo zu unterhalten, wie er gerade geſtimmt war. Ja, ihre intime Freundin Gräfin Melanie behauptete, ſollte je die arme Hildegund aus dem Leben ſcheiden, ſo würde Eugenia unfehlbar Baronin Veldegg. Jetzt ſagte Eugenia:

„Es iſt mir ein großer Troſt, daß die liebe Emerenz in der Religion einen Balſam für ihr wundes Herz ſucht. Weſen, die ſo jung, ſo lebhaft und ſo unglücklich ſind, bedürfen ſchwärmeriſche Gefühle, um die Leere des Herzens auszufüllen, bis die Zeit die Wunde heilt und die Wirklichkeit in ihr Recht tritt und einen neuen Heerd erbaut. Ich hoffe, ſie bleibt nicht lange Wittwe und wird ſich dieſe ſchwärmeriſche Erregung beruhigen.“

„Das iſt auch meine Anſicht,“ entgegnete Veldegg, „nur mit dem Unterſchied, daß ich glaube, Emerenz wird nicht leicht zur Wahl eines zweiten Gatten ſich entſchließen.“

„Das kann ſein! doch ſcheint mir, daß ſie mit ihrem Charakter und ihrer Natur nicht für den Wittwenſtand beſtimmt iſt.“

Aus den verſchiedenen und gewaltſamen Erſchütterungen ging das Leben allmälig wieder in ſein altes Geleiſe zurück, ſo wie der Fluß ruhig zwiſchen ſeinen Ufern dahin fließt, der jüngſt durch ein Unwetter geſchwellt in einen reißenden Strom verwandelt war, der zerſtörend dieſe Ufer überflutete.

Oede lag das Leben in ſeiner ſtillen Einförmigkeit vor Emerenz. Was ſollte ſie beginnen mit dieſen langen, langen Tagen, die gleichmäßig und eintönig wie ein Uhrwerk verliefen! Deggenrain war nicht mehr das Deggenrain der früheren Zeiten, wo drei Kinder fröhlich ſpielten, wo ſie hineinwuchſen in's reiche Leben der Jugend. Was war aus den drei Kindern geworden? — Der herrliche Knabe lag in der Todtengruft und die eine Tochter lebte im Hauſe des Gatten. Die andere Tochter war wieder in Deggenrain; aber als Wittwe, einſam, bei dem einſamen Vater; unthätig, ohne Beſchäftigung, ohne Wirkungskreis, doch mit Gaben und Kräften ausgeſtattet, die dem größten Wirkungskreis des Weibes entſprochen hätten. Wohin damit? zum Opfer! ſie ſah keinen andern Weg. Sie hatte ihn nicht gewünſcht, nicht gewählt und ſchwerlich hätte ſie ihn je betreten, wenn die Ereigniſſe des äußern Lebens ſie nicht dahin geführt — und wenn die Umwandelung in ihrem Innern ſie nicht dort gefeſſelt hätte. Der Gedanke verließ ſie nicht mehr, dies Alles ſei göttliche Fügung und habe den Zweck, das Leben des Glaubens in Seelen zu erwecken, die demſelben entfremdet wären. Und bei der Vorſtellung, daß dies an ihrem Vater geſchehen könne, fühlte ſie ſich zu reich belohnt, um nicht zu jedem Opfer bereit zu ſein. Allein ſie wußte ſehr genau, wer ihr bei ihrem Vater hauptſächlich im Wege war — Eugenia. Welche Schlangenklugheit und welche Taubenſanftmuth mußten das Ruder führen, um dieſe Klippe zu umſchiffen, und unter den Gaben die Emerenz beſaß, befand ſich weder vorſichtige Klugheit noch Sanftmuth.

Der Pfarrer von Deggenrain kannte die Perſonen und die Verhältniſſe genau und war die Vorſicht ſelbſt; zu ihm nahm ſie ihre Zuflucht. Doch nicht ſelten verließ ſie ihn verſtimmt, weil er ihr immer wiederholte, man müſſe auf den Wegen des innern Lebens erſt gehen lernen, bevor man laufen könne — während Emerenz am liebſten geflogen wäre. Wenn ſie das ſagte, gab er freundlich zur Antwort:

„Ja, liebe Frau Gräfin, im Walzer oder im Schlittſchuhlauf kann man allerdings ſo etwas wie dahinfliegen. Wir aber müſſen Gott danken für unſern Schneckengang, damit nicht etwa ein Krebsgang darauf folge.“

Das gefiel ihr wenig. Sie meinte es müſſe anders ſein. Gleichwohl kam ſie immer wieder zu ihm.

Vor ſeinem Hauſe lag ein Blumengärtchen, das von der Straße durch ein Gitter getrennt war. Er ſaß am Schreibtiſch und ſtudirte ſeine Predigt. Da wurde er Emerenz gewahr, die noch jenſeits des Gitters ihn erblickte und grüßte, raſch durch den Garten ging und mit den Worten bei ihm eintrat:

„Wie furchtbar ſchwer iſt das Leben.“

„Ja, liebe Frau Gräfin, das iſt eine alte Wahrheit. Wer anders ſpricht beweiſt, daß er das Leben des Chriſten nicht kennt, denn dieſes verläuft ſich auf der via crucis.“

„Dagegen ſträubt ſich meine ganze Natur, Herr Pfarrer.“

„Nicht blos die Ihre, ſondern überhaupt die menſchliche Natur. Wäre das nicht der Fall, ſo würde die Welt von guten Chriſten wimmeln, die jetzt, wie die Sachen nun einmal ſtehen, ziemlich ſparſam geſäet ſind.“

„Sie ſind zu beneiden, daß Sie auf Ihrer via crucis ſo zufrieden wandeln, als gingen Sie auf Roſen.“

„Es werden ſich doch wahrſcheinlich einige Dörnlein fühlbar machen, liebe Frau Gräfin. Dieſe Erbſtücke fehlen Keinem von uns.“

„Ach, Herr Pfarrer, Sie predigen, Sie taufen die Kinder, Sie copuliren und begraben die Erwachſenen .... was ſind das für friedliche Beſchäftigungen! woher ſollten Dornen kommen? Sie haben nicht die Angſt und Sorge daß Seelen, die Ihnen ſo nahe ſind wie Ihr eigenes Herz, zu Grunde gehen.“

„Erſtens, liebe Frau Gräfin, antworte ich, daß die Dornen — und zwar die ſchärfſten — von Innen heraus wachſen. Zweitens iſt ein Seelenhirt, dem eine Gemeinde anvertraut iſt, nie ohne Angſt und Sorge um gar manche ſeiner Schäflein ..... und in einem ſpeziellen Fall iſt unſere Sorge eine gemeinſame.“

„Die Tochter fühlt anders wie Sie, hochwürdiger Herr. Sie können nur indirect wirken; ich möchte meinem Vater als guter Engel immer zur Seite ſtehen.“

„Beſtreben Sie ſich ſehr tugendhaft, ſehr vollkommen zu werden, liebe Frau Gräfin. Das iſt ganz nothwendig, um ein guter Engel zu ſein.“

„Und eben das iſt ſo ſchwer, daß wir wieder auf der via crucis ſtehen.“

„Ja, liebe Frau Gräfin, das iſt nicht zu ändern! Wir haben nur die Wahl zwiſchen ihr und zwiſchen dem andern Weg, dem breiten, der in den Abgrund führt.“

Oftmals dachte Emerenz mit tiefer Wehmuth an Andreas und daß er ſie geliebt habe, daß ſie ſein Unglück herbeiführte — und wie ganz anders ihr Leben ſich geſtaltet hätte, wenn ſie gewußt, daß er höher zu ſchätzen ſei als Hellmuth. Freilich war das Gefühl, das ſie für Hellmuth empfand und Liebe nannte, ganz verſchieden von dem ernſten, tiefen, vertrauensvollen Gefühl für Andreas; aber mochte dies eine Liebe ſein oder Dankbarkeit oder Verehrung — eine Annäherung zwiſchen ihr und Andreas war nicht möglich, widerſtrebte dem Zartgefühl. O, einen Freund wie ihn zu haben — welch Glück! welcher Troſt! ſeufzte ſie; allein es darf nicht ſein! ... ich darf nicht die Hand als die eines Freundes drücken, die Hellmuth's Blut vergoß .... obſchon ich weiß, daß er mein beſter Freund iſt ....

denn er dachte an das, woran Niemand gedacht hat: an meine Seele. Leiden in jeder Richtung, entſagen in jeder Beziehung: das iſt mein Loos. Ich will es annehmen .... aus der Hand Gottes.

Zuweilen bäumte ſich die ganze Kraft ihrer Jugend und ihres Herzens dagegen auf und ſie dachte: Warum ſoll ich nicht leben wie die Welt lebt und das Erlaubte genießen? — Doch immer antwortete eine Stimme in ihr: Du nicht! Du biſt zu anderen Dingen berufen! Selbſtverleugnung führt zum Ziel.

In Grafenthurm herrſchte ein ſehr munteres und bewegtes Leben. Eugenia ſonnte ſich in dem Glück, eine ſo liebenswürdige Schwiegertochter zu haben und Ignaz als vortrefflichen Gatten zu ſehen. In der Welt hatte man das Letztere ſo ſehr bezweifelt, daß es ihrem Stolz keine geringe Genugthuung war, die Ehe ihres Sohnes als eine muſterhafte preiſen zu können. Ihre Freunde, ihre Verwandten erhielten die dringendſten Einladungen, und wer ſie annahm, befand ſich ſehr behaglich in Grafenthurm.

Emerenz nahm an dieſem Leben Theil ſo weit es nöthig war, um nicht für gleichgültig zu gelten und um nicht ihren Vater und Graziane durch gänzliche Zurückgezogenheit zu betrüben; aber fröhlich konnte ſie nicht ſein.

Graziane zeigte ihr einmal verſchiedene elegante Anzüge, mit denen Eugenia ſie beſchenkt hatte, und fragte dann zärtlich:

„Das Trauerjahr iſt längſt vorüber ... willſt Du denn nicht endlich dieſe Halbtrauerkleidung ablegen, die Du doch nicht immer tragen wirſt . . . nicht wahr?“

„Das weiß ich nicht, Graziane . . . vor der Hand iſt ſie mir lieb.“

„Ja . . . das begreife ich . . . nur nicht für immer ... Du biſt ſo jung.“

„Es zählen im Leben nicht blos die Jahre, ſondern auch die Erlebniſſe, die Erfahrungen — und wer ſo Erſchütterndes erlebt und erfahren hat, wie ich, der iſt vielleicht älter bei vierundzwanzig Jahren, als ein Anderer bei fünfzig. Ich gehöre nicht mehr der fröhlichen unbefangenen Jugend an, Graziane, darüber können wir uns nicht täuſchen. Ich weiß, welche vergängliche, unvollkommene Sache das iſt, was wir als Glück betrachten.“

„Vergänglich? . . . unvollkommen? . . . das Glück? . . . Doch nicht etwa das meine, Emerenz?“

„Auch das Deine liegt in der Hand Gottes und ſeine Fügungen ſind uns verborgen, liebe Graziane.“

„Ach, ich ſehe nicht ein, weshalb ich aufhören ſollte glücklich zu ſein . . . es ſei denn, daß Ignaz ſterben würde.“

„Und er iſt ſo wenig unſterblich, wie Hellmuth es war.“

Ignaz dachte aber durchaus nicht an den Tod, ſondern an ganz andere Dinge, und im Spätjahr, als man ſchon anfing in Deggenrain und Grafenthurm die Ueberſiedelung in die Reſidenz zu beſprechen, erklärte er zu allgemeiner Ueberraſchung, er müſſe durchaus Paris in dem Zuſtand ſehen, wie ihn die Communiſten im Frühling herbeigeführt hätten — und er werde jetzt einen kleinen Ausflug von etwa einer Woche unternehmen.

„Aber ohne Graziane!“ ſagte Eugenia eifrig; „der Schutthaufen iſt wenig intereſſant und die raſche Reiſe ermüdend.“

„O gar nicht!“ rief Graziane, „und es würde mir viel Vergnügen machen, gerade in der Zerſtörung Paris zu ſehen.“

Ignaz ſchwieg und der Punkt blieb unerledigt.

Als Emerenz mit ihrem Vater allein war, ſagte ſie:

„Lieber Papa, ich bitte Dich inſtändigſt, ſorge dafür, daß Graziane Ignaz begleite. Sie iſt ſein ſichtbarer Schutzengel und es iſt unberechenbar, was aus ihm wird, wenn ſie nicht in Paris wie überall ihm zur Seite iſt. Ich habe durch den armen Hellmuth erfahren, daß es vor ſeiner Verheirathung recht ſchlimm mit Ignaz geſtanden hat, und es iſt gewiß kein gutes Zeichen, daß er ein ſolches Verlangen nach Paris hat.“

„Es iſt nicht weiſe, ihm ſeine Frau aufzudrängen, beſtes Kind . . . und Eugenia hält die Reiſe für Graziane nicht zweckmäßig.“

„Vielleicht iſt Eugenia nicht ſo im Klaren über ihren Sohn wie Du, liebſter Papa, und was Graziane betrifft, ſo iſt ihre Geſundheit viel zu kräftig, um durch dieſe Reiſe zu leiden. Bitte, denke Dir die Art und Weiſe aus, wie Du ſie möglich machen willſt.“

Am andern Tage kam Ignaz mit Eugenia und Graziane zum Gabelfrühſtück nach Deggenrain.

„Nun, meine Kinder, wie ſteht's mit der Pariſer Reiſe?“ fragte Veldegg.

„Ignaz ſagt, der Aufenthalt in Paris ſei ſehr koſtſpielig,“ verſetzte Graziane, „werde mehr als verdoppelt, wenn ich mitginge . . . und wir würden dieſen Winter in der Reſidenz ſehr viel Geld nöthig haben . . . alſo bleibe ich zurück.“

„Ich habe mir ſchon ſo etwas gedacht,“ ſagte Veldegg lächelnd, „und in meinem Zimmer liegt ein kleines Portefeuille bereit, welches dieſen Grund beſeitigt.“

„Lieber Papa, wie gut biſt Du! wie danke ich Dir! . . . Paris in der Zerſtörung zu ſehen — o, wie merkwürdig iſt das!“

Sie küßte zärtlich Veldegg's Hand; Ignaz lächelte verbindlich dankbar und Eugenia ſagte verſtimmt:

„Paris zerſtört, weil ein Paar Gebäude es ſind —

welcher Einfall. Du wirſt ſehr enttäuſcht werden, Graziane."

„Was dieſen Punkt betrifft, Mama, bin ich mit der Enttäuſchung ganz zufrieden," erwiederte Graziane ſehr vergnügt, und in 24 Stunden war ſie auf dem Wege nach Paris.

Drittes Kapitel.

Der November und Dezember waren verſtrichen und Veldegg fühlte ſich wohl und zufrieden in der Häuslichkeit, die Emerenz ihm in der Reſidenz ſo angenehm wie möglich zu machen ſuchte. Sie ging nur gerade ſo viel in die Welt, als die letzte Grenze der Höflichkeit es erheiſchte, und ſie verſtand es, ſolche Perſönlichkeiten anzuziehen, die ihrem Vater gefielen und ihm in ſeinem Hauſe einen geſelligen Kreis bildeten, der ihm zuſagte. Sie that, was möglich war und was keineswegs immer ihrer ernſteren Richtung entſprach, um ihn an ſein Haus zu feſſeln, und da der Mittelpunkt dieſes Hauſes eine ſchöne, liebenswürdige junge Frau war, Veldegg überdies vortreffliche Diners gab, ſo wurde es bald ſehr belebt und beſucht.

„Meine Emerenz," ſagte er zuweilen mit innigſter Zärtlichkeit, „es muß Dir ein kleiner Troſt ſein, daß Dein zerſtörtes Leben noch reich genug iſt, um Deines armen Vaters Freude und Beglückung zu ſein."

Und das war es auch. Er ging ſeltener zu Eugenia.

und Emerenz meinte zu ſpüren, daß er ſich den höheren Dingen in dem Maß geneigter zeige, als jener erkältende Einfluß ſich minderte; vielleicht aber auch dadurch, daß Veldegg's Furcht verſchwand, Emerenz wolle ihn bekehren, wie ſie Robert auf dem Sterbebett bekehrt habe; ſo vorſichtig verhüllte ſie dieſen heißeſten Wunſch ihres Herzens.

Jetzt ſchwebte man in größter Sorge um Graziane, denn nach einer langen Pauſe in der Correſpondenz kam ein Telegramm, das nur die Worte enthielt: „Ich bin wohl.“

„Sie ſehen, wie verkehrt es war, lieber Veldegg, dieſe Reiſe Grazianens in's Werk zu ſetzen,“ ſagte Eugenia; „ohne Zweifel iſt ſie krank geweſen.“

„Dann hätte Ignaz ſchreiben müſſen.“

„Ein ſchreibender Ignaz wäre kein Ignaz.“

„Nein!“ rief Veldegg ungeduldig; „kein Ignaz, das iſt richtig! ſondern ein vernünftiger Mann. Und ich gehe nach Paris und ſchaue nach Graziane.“

„Um's Himmelswillen nicht, beſter Veldegg! ich will gehen, ſchonen Sie Ihre Geſundheit! Emerenz, wirſt Du das dulden!“ rief Eugenia.

Aber Emerenz miſchte ſich nicht in den Streit, und er wurde an dieſem Abend um ſo weniger entſchieden, als eine bittere Kälte eintrat.

Die froſtige Sonne eines Januarmorgens ſtand kaum am Horizont, als ein Fiaker vor dem Veldegg'ſchen Hauſe hielt. Emerenz war in ihrem Toilettenzimmer, hüllte ſich in einen Pelz und wollte in die Meſſe gehen, als flüchtige Schritte durch ihr Zimmer eilten.

„Wer iſt denn das?“ ſagte ſie erſtaunt zu ihrer Kammerjungfer, und ſowie dieſe die Thür öffnete, flog Graziane in die Arme der Schweſter.

„Seid Ihr endlich da!“ rief Emerenz beglückt; „ſeit wann?“

Graziane zog Emerenz aus dem Toilettenzimmer heraus und ſagte mit erſtickter Stimme:

„Ich komme direct aus Paris.“

„Du allein?“

„Mit meiner Kammerjungfer.“

„Iſt Ignaz“ . . . ihre Stimme verſagte; doch Graziane ſetzte raſch hinzu:

„Todt für mich! . . . ein elender Menſch.“

„Sprich nicht ſo ſchrecklich!“ ſeufzte Emerenz erſchüttert.

„Ein elender Menſch!“ fuhr in fieberhafter Haſt Graziane fort; „ich betrete nicht mehr ſein Haus . . . ich bleibe bei Papa . . . ich laſſe meinen Sohn holen“ . . . —

„Das Alles iſt unmöglich!“ ſagte Emerenz beſonnen; „was auch in Paris vorgefallen ſein mag — ſchweige, Graziane, ſchweige und fahre ſogleich nach Deinem Hauſe.“

„Nimmermehr! ... ich kann nicht und ich will nicht mit ihm leben ... er iſt ein elender Menſch.“

„Er iſt Dein Mann und der Vater Deines Sohnes.“

„Eben darum! ... ich kann nicht mit einem Mann leben und kann nicht meinen Sohn von einem Vater erziehen laſſen, den ich verachte ... ich bleibe hier ... Papa wird es erlauben.“

Beldegg hatte inzwiſchen die Ankunft ſeiner Tochter erfahren. Höchſt überraſcht und ſchwankend zwiſchen Freude und Beſorgniß trat er ein und glaubte auf den Tod ſeines Schwiegerſohnes gefaßt ſein zu müſſen, als ihm Graziane mit einem Strom von Thränen in die Arme ſank und krampfhaft ſchluchzend kein Wort hervorbringen konnte. Stunden vergingen, bis man erfuhr was vorgefallen ſei. Es war das, was ſich erwarten ließ: Ignaz war zu ſeinem früheren Leben zurückgekehrt. Er hatte Graziane in Paris umherfahren laſſen und war ſeine Wege gegangen, und als ſie das ſehr langweilig fand und es äußerte, verſetzte er:

„Ich weiß nicht, ob die Geſellſchaft meiner Jugendfreunde Dir angenehm ſein wird.“

„Warum denn nicht? Es ſoll mich freuen ſie kennen zu lernen.“

„Ihr Ton iſt leichter, ihre Manieren ſind ungezwungener, als Du es gewöhnt biſt.“

„Vielleicht gefällt mir das,“ entgegnete ſie ſorglos.

Selbſtverſtändlich geſchah das Gegentheil, nachdem er ſie zu einer Dame geführt hatte, bei welcher ſtark geſpielt wurde. Sie fand den Ton über alle Maßen frivol und brutal.

„Ich warnte Dich,“ entgegnete er gleichgültig.

„Wie kannſt Du das ertragen!“ rief ſie.

„Spielt man, ſo achtet man nicht darauf,“ ſagte er kalt.

Graziane langweilte ſich entſetzlich in dem intereſſanten Paris. In einem Zuſtand von Schlaftrunkenheit fuhr Ignaz mit ihr ſpazieren und in's Theater; übrigens war ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Sie drängte zur Heimkehr. Ignaz ſagte:

„In einigen Tagen.“

Dabei blieb es. Sie fühlte ſich ſo gedemüthigt, daß ſie aufhörte den Ihrigen zu ſchreiben. Einmal fiel es ihr ein, ſich nach dem Theater nicht zur Ruhe zu begeben, ſondern die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten. Er kam um fünf Uhr in der Frühe. Als ſein Kammerdiener und ein Diener des Hotels ihn in das Vorzimmer mehr ſchleppten als führten, eilte Graziane ängſtlich auf ihn zu und rief:

„Ignaz, was fehlt Dir! . . . biſt Du krank!“

Mit gläſernen Augen, wie ein Blödſinniger, ſtarrte er ſie an, und unfähig zu gehen oder zu ſtehen, wurde er in ſein Zimmer geſchleppt. Graziane folgte händeringend und ſagte zum Diener, er ſolle einen Arzt rufen; doch der Kammerdiener ſagte bittend:

„Nur das nicht, gnädige Frau . . . das nicht. Der Herr Baron kommt zu ſich, wenn er ausgeſchlafen hat.“

„Woher wiſſen Sie das?“ ſagte Graziane erſtaunt.

„Ich bin ja ſeit zwölf Jahren bei dem Herrn Baron.“

„Er iſt alſo nicht zum erſten Mal in dieſem Zuſtand?“

„Zum erſten Mal . . . nein, gnädige Frau . . . nicht zum erſten Mal . . . es kommt zuweilen“ . . . —

„Und ich weiß nichts davon!“ rief ſie außer ſich; „es ſoll auf der Stelle ein Arzt kommen! Ich will wiſſen, was das iſt . . . ein Krampf, ein Schlaganfall . . . geſchwind zum Arzt geſchickt!“

„Es iſt nicht nöthig, gnädige Frau!“ ſagte der Kammerdiener verwirrt; „nach einem kleinen Rauſch iſt der Schlaf die beſte Arznei.“

Graziane hatte ſich mit ängſtlicher Theilnahme dem Sopha genähert, auf welchem Ignaz wie eine todte Maſſe ausgeſtreckt lag.

„Glauben Sie, daß dies ein kleiner Rauſch iſt, Bergmann?“ ſagte ſie verwundert.

„Ich weiß es, gnädige Frau.“

„Woher wiſſen Sie es?“

„Weil ich, wie ich ſchon ſagte, ſeit zwölf Jahren bei dem Herrn Baron bin.“

„Soll das heißen“ . . . — ſagte Graziane; aber verſtummend prallte ſie vom Sopha zurück, ſchlug beide Hände vor das Geſicht und ſank in einen Seſſel.

„Der Anfall geht wieder vorüber, gnädige Frau,“ ſagte Bergmann tröſtend; „es iſt der erſte, den der Herr Baron ſeit ſeiner Vermälung gehabt hat. Der letzte fand ſtatt in der Zeit, da er verlobt war. Damals gingen wir auf acht Tage nach Grafenthurm und damit war es vorbei, denn in jenen acht Tagen kam der Herr Baron faſt gar nicht zur Beſinnung. Jetzt aber dauert es länger, weil er am Tage gar nicht trinkt . . . nur des Nachts. Es iſt ein großes Unglück . . . aber es iſt nun einmal ſo,“ ſetzte er mitleidig hinzu, denn Graziane ſaß da, leichenblaß, mit ſtarrem Blick, ein Bild des Entſetzens. Dieſer Mann, der von einem verthierenden Laſter beherrſcht war — war ihr Gatte! — Leichtſinn, Verſchwendung, Spielſucht, Alles was man jugendliche Thorheit zu nennen pflegt und wovon ſie einigermaßen einen Begriff hatte — Alles das war eben die Gefahr geweſen, aus welcher ſie durch ihre Liebe Ignaz retten wollte. Aber auf den Trunk war ſie nicht vorbereitet. Gegen dieſe bis zum gemeinſten Laſter geſteigerte Leidenſchaft nur in die Schranken treten zu wollen, ſchien ihr ſchon erniedrigend und dermaßen beſchämend, ſowohl für ſie als für Ignaz, daß ſie am liebſten bis an's Ende der Welt geflohen wäre. Betäubt von der Wucht dieſer furchtbaren Entdeckung, voll Widerwillen gegen den Gatten, welcher mehr ſinnlos als ſchlafend einen abſtoßenden Anblick gewährte, hülflos, rathlos, ſchutzlos, fand ſie keinen andern Ausweg als die Flucht. Sie ließ ſchleunigſt ihre Koffer packen, fuhr mit ihrer Kammerjungfer zur Oſtbahn und war auf deutſchem Boden, bevor Ignaz aus ſeinem Zuſtand, der mehr Betäubung als Schlaf war, zu ſich kam. Zum Kammerdiener hatte ſie nur geſagt, ſie reiſe nach Hauſe. Er war ein braver Mann und treuer Diener, der ſich ſehr betrübte, ſeinen Herrn nach einer Unterbrechung von faſt zwei Jahren in ſeine unſelige Gewohnheit zurückfallen zu ſehen, und zwar um ſo heftiger, als die Pauſe lang war. Als Ignaz wieder anfing zu trinken, hatte Bergmann auf den Knieen ihn beſchworen, davon abzuſtehen, und da dieſe Bitten und Vorſtellungen ſelbſtverſtändlich ohne Erfolg blieben, hatte er ſich bemüht, deſſen eigentlichen Zuſtand vor Graziane zu verbergen. Jetzt war das Elend offenkundig geworden und gern hätte er ſich umſtändlich gegen Graziane darüber ausgeſprochen, wenn ſie es geſtattet hätte; doch ſie wollte nichts hören und nichts wiſſen und eben ſo beſinnungslos in ihrer Art, wie Ignaz in der ſeinen, entfloh ſie in die Heimat und zum väterlichen Hauſe.

Ignaz war ſo ſtumpfſinnig, daß ihm dieſe Flucht wenig Eindruck machte. Er war entweder im Rauſch oder in der Bewußtloſigkeit — oder aber, wenn er aus der letzteren zu ſich kam — ſo erſchöpft und abgeſtumpft, körperlich und geiſtig ſo hinfällig, daß er nichts Anderes faßte, als den Drang zu befriedigen, der ihn zu einer neuen Berauſchung trieb. Bergmann kannte das zur Genüge. Auf die Periode der Berauſchung pflegte plötzlich, als ob er überſättigt ſei, eine Periode der Nüchternheit einzutreten, und Bergmann mochte hoffen, daß die Kunde von Grazianens Abreiſe eine heilſame Erſchütterung bewirken werde; aber Ignaz vermißte Graziane durchaus nicht, und Bergmann mußte ſich geſtehen, daß der Zuſtand ſeines Herrn noch nie ſo ſchlimm, ſo lange andauernd geweſen ſei. Ueberdies leerte ſich die Caſſe ſeines Herrn in bedenklicher Weiſe. Verlor Ignaz im Spiel ſein Geld — verſchenkte er es — kam es ihm in anderer Weiſe abhanden? — Bergmann ſetzte ſich ſorgenvoll hin und ſchrieb ausführlich an Eugenia.

Dieſe hatte längſt Alles durch die troſtloſe Graziane erfahren, und obgleich in ſtiller Verzweiflung über die Unverbeſſerlichkeit ihres unglücklichen Sohnes, ſuchte ſie doch Graziane zu ermuthigen und den ganzen Vorfall als etwas Vorübergehendes darzuſtellen. Sie knüpfte einen Vorwurf für Graziane daran und ſagte:

„Eine junge Frau muß zurückhaltend ſich benehmen und darf nicht dem Gatten auf Schritt und Tritt folgen wollen. Junge Männer wollen ſich zuweilen in Freiheit bewegen.“

„Wie konnte ich das ahnen,“ ſagte Graziane ganz vernichtet.

„Du nicht, liebes Kind, wohl aber Deine Schweſter . . . und ſie trieb Dich zur Reiſe an, während ich immer dagegen ſprach.“

Dieſe Aeußerungen verſtimmten Graziane gegen Emerenz und ſie ſagte einmal ganz bitter:

„Mein Ideal von Glück und von Liebe iſt dahin und das haſt Du bewirkt, Emerenz. Ohne dieſe unſelige Reiſe würde ich nichts erfahren haben und in meinen Illuſionen glücklich ſein.“

„Es konnte Dir doch nicht beſtändig verborgen bleiben,“ erwiederte Emerenz; „und jetzt, im Anfang Deiner Ehe, iſt es Dir vielleicht möglich, einen Einfluß auf Deinen Mann zu üben, welchen Du in ſpäteren Jahren nicht hätteſt.“

„Ich bitte Dich, ſchweige!“ rief Graziane aufgeregt; „von meinem Einfluß iſt fortan keine Rede. Mit einem ſo tief geſunkenen Menſchen hört die Lebensgemeinſchaft in dem Augenblick auf, da ich ihn in ſeiner wahren Geſtalt erkannte. Ich bin zwar in ſein Haus zurückgekehrt, um ſeiner Mutter dieſen Troſt zu gewähren und weil Papa darauf beſtand, mich unter einem Erting’ſchen Dach zu wiſſen. Sollte es aber je dem unſeligen Menſchen einfallen herzukommen, ſo gehe ich auf der Stelle nach Grafenthurm und nehme meinen Sohn mit mir.“

„Dein Sohn iſt ſein Sohn, und Ignaz wird ſich ſchwerlich eine ſolche Trennung gefallen laſſen. Ueberdies iſt er Dein Mann, und kommt er zurück, ſo mußt Du ihn freundlich empfangen. Es war ja Dein Ideal von Glück, einen Menſchen vom ſittlichen Verderben zu retten; jetzt iſt es die Aufgabe Deines Lebens.“

„Gegen ein Verderben, das in ſo abſchreckender Geſtalt auftritt, habe ich keine Waffen . . . nur Abſcheu, und tauſendmal wünſche ich mir die glückliche Unwiſſenheit zurück, in welcher ich mich vor dieſer jammervollen Reiſe befand.“

Dabei blieb ſie. Eugenia ſuchte vor der Welt eine Sachlage zu verheimlichen, welche der ganzen Welt bekannt war und ſprach von den wichtigen Geſchäften, die Ignaz in Paris feſthielten, da er ſich leider auf Speculationen eingelaſſen habe, die eine ſchlimme Wendung nehmen könnten, wenn er ihren Gang nicht überwache; Graziane aber ſei zu ihrem Söhnchen zurückgekehrt.

War der vorige Winter durch Robert's Krankheit und Tod ſchmerzlich geweſen, ſo meinte doch Veldegg, dieſer Winter ſei ungleich trauriger und ſchmerzenreicher; denn der Tod eines geliebten Kindes zerreiße nicht ſo gründlich, ſo unheilbar das Herz, als der beſtändige Anblick eines Kindes, deſſen Leben rettungslos einem namenloſen Unglück verfallen ſei. Und er ſelbſt hatte dazu die Hand geboten! Aus ſchwacher Nachgiebigkeit gegen Eugenia, aus verkehrter Zärtlichkeit für Graziane hatte er dieſe Verbindung zugegeben. Zuweilen ſuchte er ſein Gewiſſen durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß er den Zuſtand des armen Ignaz nicht im vollen Umfang gekannt und daher mit Recht gehofft habe, die Ehe werde ihn beſſern. Allein das Gewiſſen wiederholte fort und fort: Gilt es das Lebensglück einer ſiebzehnjährigen Tochter, ſo iſt es des Vaters ſtrengſte Pflicht, den bedenklichen Umſtand eines höchſt zweideutigen Rufs des Mannes zu ergründen. Jetzt war der Gatte ſeiner Tochter, der Vater ſeines Enkels, ſein Schwiegerſohn — ein Mann, der dem niedrigſten und unheilbarſten Laſter verfallen war! — — Bitterer Gram nagte an Veldegg's Herzen, färbte ſeine ſchwarzen Locken grau und beugte ſeine hohe Geſtalt. Freude, Zufriedenheit und Stolz, die er früher ſo reichlich in ſeinem Familienkreis gefunden, waren für immer verſchwunden.

Mehr als Veldegg und Graziane litt Emerenz. Sie hatte ſich entſchloſſen, ihren Antheil am Kreuz anzunehmen und in dieſer Geſinnung ihrem ſchmerzenreichen Loos ſich zu unterwerfen. Wie ſchwer der Kampf ihr auch wurde, ſo ſehr ſich ihr Charakter und ihre Jugend gegen ein immerwährendes Opfer ſträubte: ſie ließ ſich nicht entmuthigen, ſie hielt feſt an dem Glauben, daß die Leiden der Zeit eine ſelige Ewigkeit nichts zu theuer bezahlten und ſie ging tapfer auf dem Dornenweg der Wittwe. Aber der Gedanke, daß ihr Vater in ſeinem Gram keinem übernatürlichen Troſte zugänglich ſei, daß Graziane ihren Kummer in egoiſtiſcher Abgeſchloſſenheit und ohne höhere Auffaſſung ihrer Pflicht trage, daß Beide ſterben könnten, wie ſie lebten, plötzlich ſterben, wie der arme Hellmuth — dieſer Gedanke war für ſie die bitterſte Bitterkeit. Unverſtanden und einſam ſtand ſie da mit ihrem Schmerz der Seele um Seelen. Graziane war in Empörung über ihr Schickſal, das ihren Schwärmereien ſo wenig entſprach; ſie fand Emerenz kalt. Veldegg war zermalmt vom Schickſal, das auf ſeiner ganzen Familie lag, und zu wenig begriff er Emerenz und ihren Standpunkt, um ſich nicht ein wenig ihr zu entfremden — und je mehr das geſchah, um ſo größer wurde der Einfluß, den Emerenz am meiſten für ihn fürchtete: der Einfluß Eugeniens. Obſchon er im innerſten Herzen ſich eingeſtand, daß Emerenz höher ſtehe, die edlere Seele ſei, wollte er doch eine Schwachheit darin ſehen, ſich von ihr beeinfluſſen zu laſſen; weil ſie ſeiner Anſicht widerſprach, während er es männliche Entſchiedenheit nannte, auf jener Seite ſich zu halten, wo er nie Widerſpruch fand.

Im Lauf des Winters war Harald Sternfels in die Reſidenz gekommen und Emerenz erhielt durch ihn Kunde von Graf Andreas. Es war keiner der geringſten Dornen ihres Lebens, daß jammervolle Umſtände jede Annäherung zwiſchen ihr und Andreas unmöglich machte. Er wäre ein Freund, ein Rathgeber, ein Vertrauensmann geweſen, wie ſie ihn nöthig gehabt hätte, ihn erſehnte und in dem Kreiſe nicht fand, der ſie umgab. Mit ihm hätte ſie die ſchwierigen Verhältniſſe berühren können, zwiſchen denen ſie ſich bewegte und die ſie vor anderen Augen lieber verſchleiert hätte. Mit ihm hätte ſie ſo manche Seite des innern Lebens beſprechen können, über die ſie jetzt ein beſtändiges Schweigen beobachtete, weil Niemand weder Verſtändniß noch Theilnahme dafür zeigte. Und gerade von dieſem Mann war ſie getrennt, jetzt und immer.

Er hatte ſich auf ſeinem Schloß niedergelaſſen, wo Harald ihn beſuchte.

„Das Haus in der Stadt mag er nicht mehr betreten; die Erinnerung iſt ihm zu ſchmerzlich,“ erzählte Harald an Emerenz: „er macht einen unausſprechlich melancholiſchen Eindruck, ſo vergrämt und kränklich ſieht er aus. Dazu der rechte Arm, der faſt unbrauchbar iſt. Ich ſagte ihm, in dieſem Einſiedlerleben müſſe er zu Grunde gehen. Geſelligkeit, Zerſtreuung ſei ihm nöthig.“

„Nein,“ ſagte er, „ich trage das Kainszeichen wenn nicht an der Stirn, ſo doch im Herzen . . . und wer das trägt, bleibt gern allein.“

„O, ſo iſt es ja nicht!“ rief Emerenz ſchmerzlich; „er trägt ja keine Schuld.“

„Das ſagte ich ihm auch,“ verſetzte Harald, „allein er gab zur Antwort: „Es war meine Kugel.“ Und dabei bleibt er. Ich ſprach von Unfällen, die auf der Jagd geſchehen. Lebhaft verſetzte er:

„Auf die Jagd zu gehen iſt erlaubt; — das Duell iſt es nicht.“

Emerenz hielt ihren Kopf mit beiden Händen und rief:

„Ein Leben iſt vernichtet, ein Leben iſt gebrochen... indirect durch meine Verſchuldung.“

„Das dürfen Sie nicht ſagen!“ rief Harald.

„Wer weiß, welche Schuld das Auge Gottes an mir wahrnimmt,“ ſagte ſie ernſt; „und wollen Sie das nicht hören, ſo müſſen Sie doch zugeben, daß ich die Urſache dieſes Unheils bin und daß es meinetwegen eintrat. O, daß ich es ſühnen könnte.“

Viertes Kapitel.

Eines Tages war Ignaz da. Er fiel Grazianen zu Füßen, bat und flehete um Vergebung, verſprach die äußerſte Wachſamkeit, um ſich vor einem Rückfall zu hüten und gelobte Beſſerung. In gleicher Weiſe ſprach er zu ſeiner Mutter und zu Veldegg. Jene beruhigte er, dieſen nicht und am allerwenigſten Graziane. Sie gab ihm die kühle Antwort:

„Da Du um Verzeihung bitteſt, ſo muß ich ſie gewähren; doch das Vertrauen iſt dahin.“

„Ich werde es wieder erringen,“ verſicherte Ignaz.

Doch Graziane behandelte ihn kalt, faſt abſtoßend. Emerenz ſtellte ihr vor, wie verkehrt das ſei, einem Menſchen der Reue bezeige und ſich beſſern wolle, ſeine Vergangenheit beſtändig in's Gedächtniß zu rufen, wenn nicht durch Worte, ſo doch durch Behandlung.

„Hätte Ignaz ſein ganzes Vermögen verſpielt,“ verſetzte Graziane, „hätte er für irgend eine Frau eine heftige Leidenſchaft gefaßt: ſo würde mich das namenlos ſchmerzen, aber nicht mit dem Widerwillen erfüllen, den mir dieſe abſcheuliche Neigung und der Zuſtand, in welchen ſie verſetzt, einflößt. Vertraulich mit Ignaz zu leben iſt mir ganz unmöglich! und willſt Du mich etwa daran erinnern, daß es einſt mein höchſter Wunſch geweſen ſei, einen geliebten Mann auf beſſere Wege zu führen, gleichſam ſein Schutzengel zu ſein, ſo antworte ich: mein Wunſch iſt derſelbe ... aber der Verſuch mißlang."

„Du mußt ihn in anderer Weiſe erneuern, Graziane, mußt liebevoll, langmüthig und vertrauend Dich benehmen, um ihm Vertrauen zu ſeiner Kraft und zu Deiner Liebe einzuflößen .... wenn Dir auch nicht ſo um's Herz iſt."

„Unmöglich, Emerenz! ... das wäre Heuchelei."

„Du irrſt, es wäre Selbſtverleugnung."

„Ich vermag nichts gegen mein Herz."

„Wir Alle müſſen lernen unſer Herz zu regieren, anſtatt ihm zu folgen."

„In dieſem Fall wäre es übermenſchlich, Emerenz."

„Sage übernatürlich und es wäre das Richtige — ſowohl das Wort wie die Handlungsweiſe. Deine gegenwärtige Geſinnung, liebe Graziane, entſpricht nicht der Aufgabe, welche die Ehe ſtellt."

„Seitdem ich Ignaz in ſeinem gräulichen Zuſtand ſah, iſt meine Kraft gebrochen, und daß ich ihn ſah ... haſt Du bewerkſtelligt, Emerenz. Ich hätte noch lange in friedlicher Unwiſſenheit glücklich ſein können."

„Dieſe Art von Glück geht für uns Alle ſchnell verloren. Das kann nicht anders ſein, denn wir Alle ſind ſehr unvollkommen und alle unſere Verhältniſſe ſind mangelhaft.“

„Eine entſetzliche Erkenntniß.“

„Nicht entſetzlich . . . . denn ſie führt uns zur Wahrheit: wir ſollen innerhalb dieſer unvollkommenen Verhältniſſe unſern Frieden finden und in ihm — Zufriedenheit.“

„Weiter nichts?“

„Beſte Graziane, das iſt ungeheuer viel!“

„Du biſt ſehr genügſam, Emerenz. Ich verlange mehr.“

„Dann wirſt Du weniger finden, meine arme Graziane.“

Das Verhältniß zwiſchen ihr und Ignaz blieb geſpannt. Sie konnte ſich nicht zu einem traulichen Verkehr mit ihm entſchließen, und er fühlte ſich gedemüthigt und gekränkt. Veldegg war dermaßen niedergeſchlagen, daß es ihm gar nicht einfiel, irgend einen Einfluß auf das Ehepaar zu üben; Eugenia blieb bei ihrer Weiſe: ſie gab ſich den Anſchein, als ſei ſie von einem vortrefflichen Gang der Dinge überzeugt. Ein kleiner Rückfall habe nichts zu bedeuten, da Ignaz Graziane anbete, und ſei Grazianens Benehmen gegen ihn ein wenig ſpröde, ſo habe dieſe unſchuldige Koketterie mit einem Ehemann nichts Bedenkliches. So legte ſie ſich die Dinge zurecht, wie ſie dieſelben zu ſehen und fremden Augen vorzuſtellen wünſchte und vermied alle Vorwürfe, die ſie höchſt ungern machte, weil ſie überzeugt war, daß ſie fruchtlos ſind und nur Verſtimmung hervorrufen. Nur als ſie bemerkte, daß ſich Ignaz an Emerenz zu wenden und Gefallen an ihrer Unterhaltung zu finden ſchien, wurde ſie aufmerkſam und ſagte einmal im ſcherzenden Ton:

„Wie weit biſt Du im Katechismus, lieber Sohn?“

„Ich? im Katechismus?“

„Ja! ich denke mir, daß ſich Deine Unterhaltung mit Emerenz um ihn dreht.“

„Wie kannſt Du der klugen feinen Emerenz ſo etwas zutrauen.“

„Weil ſie eine gewiſſe fromme Richtung genommen hat und weil mit dieſer die Neigung verbunden iſt, die ganze Welt in dieſe Richtung zu bringen.“

„Ich habe nichts der Art bemerkt. Vielleicht ahnt ſie, daß eine ſolche Richtung mir nicht zuſagen würde. Wir ſprachen über Dies und Das .... und iſt ſie frommer als andere Leute, ſo iſt das höchſt merkwürdig, denn ſie iſt ſehr unterhaltend.“

Dieſe für die Frömmigkeit wenig ſchmeichelhafte Anſicht ihres Sohnes ſtellte Eugenia zufrieden. Wäre Ignaz ſo ganz von ſelbſt ein höchſt tugendhafter Menſch geworden, ſo wäre ihr das ohne Zweifel ſehr lieb geweſen — aber durch den Einfluß der Religion? ... das war ſehr zu bezweifeln, weil es ein Vorwurf für ſie geweſen wäre. Und ſie machte nicht gern Vorwürfe; am ungernſten — ſich ſelbſt.

Was vermochte aber die kühle Behandlung von Seiten der Gattin und die freundliche von Seiten einer Schwägerin über eine eingewurzelte Leidenſchaft! Nur ein rieſiger Wille, nur eiſerne Beharrlichkeit hätte ihr widerſtehen können. Ignaz verſuchte den Widerſtand. Er ſah, er fühlte, daß er ſich ſelbſt und Graziane unglücklich mache durch dieſe verderbliche Neigung. Er kämpfte gegen ſie; er wäre ihr lieber nicht gefolgt; doch allzu gewaltig war das Bedürfniß der Aufregung und zu mächtig die lange Gewohnheit. Das Eis war nun einmal gebrochen, Graziane kannte ſeinen Zuſtand und er wußte, daß häusliches Glück nicht kräftig genug auf ihn einwirke, um — wie er gewünſcht und gehofft haben mochte — ſeine Leidenſchaft zu überwinden. Fortan hielt er es für unmöglich, ſie nicht zu befriedigen. Es blieb ihm nur noch ſo viel Ehrgefühl, um ſich in die Verborgenheit zu begeben, wenn er der Verſuchung nicht länger widerſtehen konnte; er verſchwand auf einige Tage und wenn er wieder kam, fragte ihn Niemand wo er geweſen ſei, oder was er getrieben habe. Für Graziane war es ein Troſt, beſtändig in der Nähe des Vaters und der Schweſter zu ſein; für Veldegg aber war es aufreibend, denn in der Bitterkeit ihres Grames machte ſie ihm zuweilen heftige Vorwürfe, daß er dieſe

Verbindung zugab. Eugenia bemühte ſich noch immer, von Beſſerung in ſpäteren Jahren zu ſprechen; doch man glaubte ihr nicht. Als ſie die Unmöglichkeit einſah, den Schleier feſtzuhalten, den ſie über Ignaz geworfen hatte, ſchlug ſie einen andern Weg ein, um auch jetzt noch an der Spitze der ganzen Situation zu bleiben: ſie ließ ihrer Verzweiflung freien Lauf und nannte ſich die Unglückſeligſte in der ganzen Familie; denn mit der Mutterliebe ſei keine andere Liebe zu vergleichen und folglich kein anderer Schmerz mit dem Schmerz der Mutter.

„Ich erhielt ſo eben einen jammervollen Brief von dem guten Bergmann,“ ſagte ſie eines Tages zu Veldegg, als Ignaz einmal ſeit drei Wochen verſchwunden war; „der verlorene Sohn iſt wieder in Paris . . . . und in einer ſo furchtbaren Umgebung, daß er förmlich ausgeplündert wird, da man ſeine Berauſchung, bevor ſie den höchſten Grad erreicht hat, benützt, um ihn zu einem Spiel zu vermögen, das täglich ungeheure Summen verſchlingt und, wenn es ſo fortgeht, ſein Vermögen ruiniren kann, dies ſichere, geordnete, große Vermögen! . . . Ruin nach allen Seiten hin! . . . welche Ausſicht für mich, die ich mich zeitlebens beſtrebte, in allen meinen Verhältniſſen Ordnung zu erhalten. Jetzt wird ſie zerſtört durch mein einziges Kind! . . . Beſter Veldegg, gibt es eine unglückſeligere Mutter!“

Er mußte ihr beiſtimmen und um ſo aufrichtiger ſie bedauern, als ſie fortfuhr:

„O, wäre ich doch ſtrenger gegen meinen Sohn geweſen! Hätte ich doch die Rathſchläge befolgt, die Sie mir bezüglich ſeiner Erziehung gaben! Hätte ich ihn nicht ſo verwöhnt, nicht ſo verweichlicht! — O, lieber Veldegg, Sie haben die Folgen vorher geſehen, Sie wollten ihnen vorbeugen und ich folgte nicht Ihrer Einſicht. O, wie bin ich geſtraft."

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man einer Perſon, die ſich ſo gründlich anklagt, ihr verkehrtes Verhalten nicht vorwirft.

So lebte man fort in Sorgen und Kummer, während nach Außen der ruhige Gang nicht geſtört wurde, der mit inneren Zerwürfniſſen häufig genug verbunden ſein kann.

Veldegg's Geſundheit begann zu leiden. Die Erlebniſſe der drei letzten Jahre, die erſchütternden Ereigniſſe, die Schlag auf Schlag in ſeiner Familie ſtattfanden, verbunden mit den traurigen Zuſtänden im öffentlichen Leben und in der politiſchen Welt — das Alles drückte ihn ſchwer in der Gegenwart. Und für die Zukunft wagte er nicht auf Beſſerung ſeines Schwiegerſohnes zu hoffen und die Erziehung ſeines einzigen Enkels lag in der Hand einer jungen ganz unerfahrenen Frau. Die Aerzte beſtanden auf einer Badecur. Veldegg entſchloß ſich dazu unter der Bedingung, daß Emerenz ihn begleite. Sie that es gern, denn der Badeort lag in der Nähe von Walldorf und Hainau.

Seitdem ſie Wittwe war, hatte ſie alljährlich Baronin Althauſen und ihre Mutter beſucht. Das ſollte auch jetzt nach vollendeter Cur geſchehen.

Vor ſiebenundzwanzig Jahren hatte Veldegg in dieſem Badeort Hildegund kennen gelernt, und nun lebte ſie ſchon ſeit zwanzig Jahren in der Nähe dieſes Ortes ihr ſchattenhaftes Daſein fort. Das ſtimmte ihn ſehr wehmüthig, und Emerenz hatte Mühe ihn zu bewegen, einige Bekanntſchaften anzuknüpfen. In einem Curort iſt das nicht ſchwer. Es wurde noch leichter dadurch, daß Veldegg und ſeine Tochter Perſönlichkeiten waren, deren Erſcheinung angenehm auffallen mußte — Emerenz um ſo mehr deshalb, weil ſie von einer Einfachheit in ihrer Kleidung, von einem Ernſt in ihrem Benehmen war, welche mit ihrer Schönheit und Jugend contraſtirten. Man erkannte ſogleich, daß ſie auf alle Anſprüche verzichtete, die ſie hätte machen können. Doch ſo wie ſie in der Frühe mit ihrem Vater auf der Promenade erſchien, wurde ſie ſtets, ſei es von Männern, ſei es von Frauen, begrüßt und begleitet. Beſonders von Graf Olinsky.

Er war ein Mann von einigen dreißig Jahren, Wittwer, Vater eines vierjährigen Knaben, von dem er ſich nie trennte und der auch jetzt bei ihm war. Wohl wünſchte er dem einzigen Kinde eine zweite Mutter zu geben; doch wo war die zu finden, ſo wie Olinsky ſie erſehnte? Er war in einer dreijährigen Ehe ſo glücklich geweſen, daß es ihm unmöglich ſchien ein weibliches Weſen zu finden, das ihn auch nur annähernd hätte glücklich machen können. Jetzt aber, nachdem er Emerenz kennen lernte, ſchien es ihm nicht unmöglich. Er traute ihr zu, daß ſie den Ernſt begreife, mit welchem ein Wittwer in die Ehe tritt, indem er einer Frau, die nicht die Mutter ſeines Kindes iſt, doch Mutterpflichten auferlegt. Er traute ihr zu, daß ſie im Stande ſei, ohne Langweil und ohne Mißmuth das abgeſchiedene Leben auf ſeinem Schloß in Volhynien mit ihm zu theilen, welches er führte, theils aus Neigung, theils durch die Verhältniſſe dazu veranlaßt. Allein ihr ſchien nichts ferner zu liegen, als der Gedanke an die Ehe, ſo ganz lebte ſie für ihren Vater.

Ein Brief ihrer Tante rief ſie nach Walldorf; denn er brachte die Nachricht, daß Hildegund in einen Zuſtand von Schwäche gefallen ſei, der wahrſcheinlich ihrem Leben ein Ende machen werde. Sie fuhr ſogleich nach Hainau mit der ſtillen Hoffnung, daß das Bewußtſein vielleicht in dieſem Zuſtand phyſiſcher Schwäche erwachen könne. Sie täuſchte ſich. Hildegund erholte ſich von dieſem Anfall und Emerenz kehrte nach einigen Tagen ganz hoffnungslos zu ihrem Vater zurück.

Während ihrer Abweſenheit hatte Graf Olinsky noch mehr als zuvor Veldegg's Geſellſchaft aufgeſucht, und als ſie wieder am Brunnen erſchien, begrüßte er ſie mit einer Freude, als widerfahre ihm ein hohes Glück. Dann fragte er ſie:

„Haben Sie, gnädige Gräfin, in einer religiöſen Genoſſenſchaft eine Schweſter?“

„Ich habe nur eine Schweſter und ſie iſt vermält,“ verſetzte Emerenz.

„Das iſt ſehr ſeltſam!“

Emerenz ſah ihn erſtaunt an. Er fuhr fort:

„So war es vielleicht eine Verwandte, denn ich ſah vorgeſtern auf einem Spazierritt, der einige Stunden währte, eine Ordensſchweſter, die Ihnen auffallend glich. Ich ritt längs eines Parks dahin, deſſen herrliche alte Bäume über die Umfangsmauer hinweg die Chauſſee beſchatteten, und gelangte an ein großes Gitterthor, das die Mauer durchbrach, das aber von Innen durch ein zweites hölzernes dem Blick ſo undurchdringlich wie die Mauer war. Eine unbeſcheidene Neugier befiel mich; ich hob mich im Sattel und konnte jetzt gerade über den innern Verſchluß hinweg durch das Gitter in den Park ſehen. Da ſah ich ein ergreifendes Bild. Auf einer Bank ſaß eine abgezehrte ſchattenhafte, augenſcheinlich geiſtesſchwache Frau und zerpflückte mit dem ſeelenloſen Blick und der maſchinenmäßigen Bewegung der Geiſteskranken, zuweilen durch krampfhafte Zuckungen unterbrochen, Blumen, Blätter, Gräſer, welche eine Ordensſchweſter unermüdlich aus einem großen Korbe ihr darreichte, indem ſie wehmüthig dem gedankenloſen Spiel zuſah; — und dieſe Schweſter ſah Ihnen, gnädige Gräfin, auffallend ähnlich.“

„Ich war es ſelbſt,“ entgegnete Emerenz ruhig; „meine arme Mutter duldet in ihrer Umgebung nur Perſonen in dieſer Tracht. Um einige Tage ungeſtört bei ihr zu verweilen, trage ich, wenn ich ſie beſuche, ein Kleid, das mir nicht gebührt.“

„Es war ein rührendes Bild kindlicher Liebe und der Hingebung an ein Weſen, welches dieſe Liebe nicht verſtand. Es wird mir unvergeßlich bleiben,“ ſagte Olinsky ergriffen.

Emerenz hatte von der Baronin Althauſen wiſſen wollen, in welchem Seelenzuſtand ihre Mutter ſich befand, bevor ihr Geiſt ſich verdunkelte. Die Baronin wußte es nur zu gut und ſie konnte weiter nichts der traurigen Tochter ſagen, als:

„Ich fürchte, daß der Einfluß Deines Vaters nicht günſtig auf Deine arme Mutter gewirkt hat. Wir wollen dieſe Frage der göttlichen Barmherzigkeit überlaſſen.“

„O, ich verſtehe Dich, Tante!“ rief Emerenz; „auch da geht ein Leben mit allem Elend, dem der Menſch unterworfen iſt, mit aller Unvollkommenheit, die ihm anklebt zu Ende .... unbereut, ungebeichtet, ungeſühnt. Sie wird ſterben wie Hellmuth geſtorben iſt, und bei dem Tode der Mutter wie bei dem des Gatten, iſt es nicht der Tod, den ich am heißeſten beweine.“

Der Badeaufenthalt ging zu Ende; auch für Graf Olinsky. Er wollte eine Traubencur am Genfer See brauchen.

„Nach derſelben möchte ich einige Zeit in der Reſidenz verweilen, bevor ich nach Volhynien zurückkehre,“ ſagte Olinsky zu Emerenz, als er Abſchied nahm; „doch nur in dem Fall, daß ich Sie in der Reſidenz finde“ — ſetzte er hinzu.

„Mein Vater pflegt dort Ende Oktober ſeinen Aufenthalt zu nehmen,“ entgegnete ſie.

Sie wußte, was Graf Olinsky meinte und was er beabſichtigte, ohne daß weiter ein Wort gewechſelt wurde. So trennten ſie ſich. Er ging in die Schweiz, Emerenz mit Veldegg nach Deggenrain.

Als ſie dort wieder in die Einförmigkeit eines Lebens zurücktrat, das ihr keine andere Beſchäftigung darbot als die, welche ſie ſelbſt ſich ſchaffte, keine andere Pflicht als die, welche innerhalb Deggenrain's Grenze lag, ſchien ihr dieſe Exiſtenz ſo leer, ſo unbefriedigend, ſo wenig im Einklang mit ihrem thatkräftigen Weſen und mit ihren natürlichen Eigenſchaften, daß ſie vor dem Gedanken zurückbebte, dieſe und keine andere ſei ihre Zukunft. Zwar ſagte ſie ſich andererſeits, wenn ihr Vater, der ſie genau kannte und daher auch genau wußte, welch' Opfer ſie auf dieſe Weiſe ihm bringe, dadurch zum chriſtlichen Glauben geführt werde, weil er erkennen müſſe, daß nur dieſer zu einer ſolchen Selbſtverleugnung befähige: ſo fühlte ſie ſich dermaßen gehoben, daß ſie ſich feig und kleingläubig nannte und feſter bei dem Entſchluß beharrte, ein Ziel zu verfolgen, welches ihre edelſten Kräfte in Anſpruch nahm. Es wäre ihr eine große Hülfe geweſen, bei dem guten Pfarrer eine entſchiedene Ermunterung zur Beharrlichkeit zu finden. Dem war aber durchaus nicht ſo.

„Was würden Sie ſagen, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen jetzt meine Verlobung anzeigte?“

Mit dieſen Worten trat Emerenz eines Tages bei ihm ein. Er ſah ſie ſehr ruhig an und erwiederte:

„Hoffentlich iſt der Verlobte ein braver katholiſcher Mann; — da wünſche ich Ihnen Gottes beſten Segen, liebe Frau Gräfin.“

„Wie? . . . . Sie finden die Sache ganz in der Ordnung, hochwürdiger Herr? . . . Haben Sie denn vergeſſen, daß es mein Vorſatz iſt, Wittwe und bei meinem Vater zu bleiben?“

„Nein, liebe Frau Gräfin! allein ich dachte, daß Sie ihn vergeſſen hätten.“

„Und das finden Sie ganz in der Ordnung?“

„Die Kirche hat durchaus keine Freude an einer zweiten Ehe und ſchreibt deshalb vor, eine ſolche ſei in aller Stille, ohne Gepränge und ohne Feſtlichkeiten zu ſchließen. Doch iſt die Kirche fern davon ſie zu verwerfen. Da Sie ſehr jung ſind, liebe Frau Gräfin, ſo könnte jener ernſte Vorſatz Sie gereuen, und hätten Sie vor Gott geprüft und überlegt, was Sie für das Heil Ihrer Seele zu thun haben — und dann gefunden, daß es eine zweite Ehe ſei: ſo müßte ich Ihnen Gottes Segen wünſchen.“

„Aber nicht wahr, die Kirche hält den Wittwenſtand höher?“

„Das gewiß! denn er beruht auf Entſagung. Doch Niemand darf ſeine Kräfte überſchätzen, liebe Frau Gräfin, und leben Sie in einem gottgefälligen Eheſtande, ſo können Sie ſowohl auf Ihre eigene Seele, als auf andere Seelen große Gnaden herabziehen.“

„Es iſt doch ſchön nach dem Höchſten zu ſtreben.“

„Was unſere Vervollkommnung betrifft — ja. Was unſern Beruf betrifft — nein. Bezüglich deſſelben müſſen wir unſer Streben nach dem Willen Gottes bemeſſen und ordnen. Das Ordensleben zum Beiſpiel wird von Tauſenden aufrichtig bewundert, ohne daß Einer von dieſen Tauſenden den Beruf dazu hat.“

„Aber wie fangen wir es an, damit unſer Beruf uns klar werde?“

„Wir bitten Gott um Erleuchtung — und wenn wir es ehrlich meinen, ſo gibt er uns die nothwendige Klarheit und Feſtigkeit. Zuweilen fügt er auch äußere Umſtände ſo, daß wir aus ihnen Licht ſchöpfen können — immer vorausgeſetzt, daß wir es ehrlich mit dem lieben Gott meinen.“

War dies Alles ermuthigend oder entmuthigend? Emerenz hätte gewünſcht, der Pfarrer möge ihr einfach ſagen, es ſei ihre Pflicht unvermält bei ihrem Vater zu bleiben; dann hätten, ſo meinte ſie, alle Schwankungen aufgehört. Sie ſagte ſcherzend:

„Lieber Herr Pfarrer, warum drängen Sie mich nicht in den Himmel hinein?“

„Weil die heilige Schrift ſagt: Nur die Gewaltigen reißen das Himmelreich an ſich. Das will ſagen: Nicht durch äußern Zwang, ſondern durch die Gewalt, mit der er ſich ſelbſt bekämpft, heiligt ſich der Menſch.“

Fünftes Kapitel.

Graf Olinsky kam, und ſein erſter Schritt war in das Veldegg'ſche Haus. Veldegg hatte nicht den mindeſten Zweifel über die Abſicht des Grafen, wohl aber über die Geſinnung und den Entſchluß ſeiner Tochter. Da ſich Olinsky in demſelben Fall befand, ſo verzögerte er ſeinen Antrag. Dadurch lernte Emerenz ihn mehr und mehr kennen, ſeinen gediegenen Charakter ſchätzen, ſeine ernſte Auffaſſung des Lebens würdigen. Wenn er von ſeiner Heimat ſprach, ſeinem geliebten Volhynien, mit ſeinen ſtillen dunkeln Wäldern, ſeinen ſtillen weiten grünen Triften, ſeinen ſtillen blauen Gewäſſern — von ſeinem Schloß, das am Abhang eines waldigen Hügels die ganze Landſchaft beherrſchte — von einem friedlichen Hirtenvolk, das auf dieſen grünen Fluren die Heerden weidete und in ſeiner Abgeſchiedenheit vom Tumult der Fabriken und der Eiſenbahnen keine Ahnung hatte von dem Treiben des großen Weltverkehrs: ſo meinte Emerenz, daß dies Alles der Hintergrund eines Gemäldes ſein könne, das im Vordergrund das ernſte Glück von zwei Menſchen zeige, und das Bild einer Ehe, wie ſie jetzt ihrem innern Weſen entſprach, trat vor ihre Seele: kein brauſender Jubel, keine frohlockende Beſitznahme eines Reichs der Freude, wohl aber ernſte heilige Pflichten, umleuchtet von der ſchönen Zuverſicht in gegenſeitiger treuer Zuneigung und einer gemeinſamen Richtung auf ein ewiges Ziel. Der ſchöne zarte Knabe aus Olinsky's erſter Ehe war ein ſtarker Magnet für ihr Herz, das keinen Gegenſtand für mütterliche Gefühle hatte. Auch die Abgeſchiedenheit von der Welt in dem fernen Volhynien ſagte ihr zu. Sie hatte genug vom geräuſchvollen geſelligen Leben genoſſen, um zu wiſſen, daß dieſer Genuß nicht nur ein oberflächlicher, ſondern ein verflachender ſei.

So ſtand ein Bild des Glücks vor ihrer Seele, gegen deſſen Zauber ſie ſich nicht verſchloß. Und dennoch ermuthigte ſie nicht Olinsky ſich entſchieden auszuſprechen, denn es war, als fürchte ſie ſich vor der Entſcheidung, die ſie dann geben mußte.

Eugenia wünſchte lebhaft, Emerenz möge eine zweite Ehe ſchließen. Je älter ſie wurde und je gedemüthigter ſie ſich durch ihren unglücklichen Sohn fühlte, in deſſen jammervollen Leben ſie für nichts zählte — deſto lebhafter wurde ihr Verlangen, für Denjenigen die Hauptperſon zu bleiben, für den ſie es einſt geweſen war — und der Welt zu zeigen, daß ſie zu den ſeltenen Frauen gehöre, die nicht durch flüchtige Jugendreize, wohl aber durch gediegene Eigenſchaften des Charakters und Geiſtes lebenslänglich und bis zum Ende zu feſſeln verſtehen. Perſönliche Theilnahme für Beldegg und die lange Gewohnheit der Intimität, verſtärkten dies Verlangen, und ſie mußte ſich eingeſtehen, ſeitdem Emerenz bei ihrem Vater lebe und zwar ohne Bekehrungsverſuche — wie Eugenia es nannte — zu machen, ſeitdem ſcheine der Einfluß der Tochter den ihren zu überwiegen. Beldegg kam zu ihr wie ſonſt, beſprach mit ihr ſeine und ihre Angelegenheiten wie ſonſt, theilte ihre Sorgen um Ignaz, ſuchte Graziane umzuſtimmen, welche ihrer Schwiegermutter vorwarf, unaufrichtig geweſen zu ſein; trotz deſſen nahm Eugenia's ſcharfer Blick wahr, daß ſo zu ſagen leiſe Schattirungen von der Farbe der Tochter auf den Vater übergegangen waren. Mochte Niemand es bemerken, mochte Beldegg ſelbſt es nicht wiſſen — Eugenia ſah es. In einem vertraulichen Geſpräch, das ſie bei ſeinen täglichen Morgenbeſuchen mit ihm hatte, ſagte ſie einmal:

„Wäre Emerenz nicht die Vollkommenheit ſelbſt, ſo könnte man in ihrem Benehmen gegen Graf Olinsky ein wenig Koketterie finden. Jedermann kennt ſeine Geſinnung, alſo auch ſie; und doch ſcheint es, ſie wolle nur ſeine Huldigung — nicht einen ernſten Antrag annehmen. Wäre es nicht beſſer Ja oder Nein zu ſagen?“

„Emerenz hat ſich nie über dieſen Punkt geäußert,“ verſetzte Veldegg; „ich denke, ſie erwägt gründlich, ob ſie Olinsky zu einem Antrag ermuthigen ſoll.“

„Würde Ihnen dieſe Heirath nicht willkommen ſein?“

„Willkommen? . . . Nein! nach meinen Erfahrungen bin ich nicht mehr im Stande, mich über eine Heirath meiner Tochter zu freuen . . . es ſei denn zehn Jahre nach der Hochzeit. Und dieſe Entfernung, dieſe Trennung von Emerenz wäre mir ein ſchweres Opfer, welches nur der Gedanke an ihr Glück erleichtern könnte. Und das Glück iſt eine Frage, deren Beantwortung allzu häufig negativ ausfällt.“

„Emerenz würde ohne Zweifel Graf Olinsky beſtimmen können, ſich bei uns niederzulaſſen.“

„Das wird ſie nicht verſuchen, denn ein ſolches Begehren wäre nicht verſtändig.“

„Lieber Veldegg, die Polen ſind ſo reiſeluſtig, ſo beweglich, ſo wenig an die Scholle gebunden, als kämen ſie friſch aus den aſiatiſchen Steppen.“

„Olinsky nicht! Er liebt ſein Land, ſein Volk, ſeine Heimat, ſeine Stellung daſelbſt mit ihren Pflichten und Beziehungen. Das kann man ſogleich aus jeder ſeiner Aeußerungen entnehmen. Er iſt zu Hauſe auf dem Boden Volhynien's und auf jedem andern Boden ein Fremder.“

„Dennoch wüßte ich Niemand, der ſich mehr dazu eignete, die liebenswürdige Emerenz zu beglücken,“ ſagte Eugenia beharrlich.

„Wenn Emerenz dieſer Anſicht iſt, werde ich es hinnehmen als eine Fügung der Vorſehung.“

„Daß eine ſchöne junge Wittwe an eine zweite Verbindung denkt, liegt ganz und gar in der Ordnung der Natur,“ entgegnete Eugenia, „und ich fürchte, Emerenz würde ſich auf die Dauer im Wittwenſtande höchſt unglücklich fühlen, weil Herz und Thatkraft keine Nahrung, keinen Gegenſtand haben, um ſich auszuleben.“

So ſprach Eugenia, ſo dachte Veldegg und ähnliche Gedanken gingen auch Emerenz durch die Seele.

Olinsky's Abreiſe ſtand bevor. Er bat ſchriftlich um ihre Hand und um Entſcheidung binnen vierundzwanzig Stunden.

Da ſaß ſie mit dem Brief in der Hand. Ihr Herz ſagte Ja. Doch fehlte dieſem Ja die zuverſichtliche Entſchloſſenheit, die man bei einer hochwichtigen Wahl, wenn man ſich mit voller Ueberlegung zu ihr entſchließt, zu fühlen pflegt. Aus beklommener Bruſt ſeufzte ſie: „O mein Gott, zeige mir, was ich thun ſoll! . . . Sage mir, was zum Heil meiner Seele dient.“

Alles blieb ſtill, in ihr, um ſie herum. Graziane kam klagend wie immer, voll abenteuerlicher Gedanken.

Der treue Bergmann hatte geſchrieben, Ignaz ſei wieder in die Periode der Rüchternheit eingetreten und beabſichtige ſeine Rückkehr. Die Frau Baronin möge ihn doch recht dringend darum bitten und, wenn er komme, ihn recht feſt halten, denn ſo arg wie dieſes Mal habe er es noch nie getrieben, weder im Spiel noch im Trunk, und er ſelbſt ſei darüber entſetzt.

„Möge die Mama thun was ſie will,“ ſagte ſchließlich Graziane; „ich bitte Papa, meine Ehe gerichtlich trennen zu laſſen ... und dann will ich unter einem fremden Namen, zum Beiſpiel als Frau von Hainau, in irgend einem abgeſchiedenen Winkel der Welt mit meinem kleinen Emerich von dem Jahrgeld leben, das Papa mir nicht verſagen wird ... denn mit dieſem ſchrecklichen Menſchen will ich durchaus nichts zu thun und zu theilen haben.“

„Quäle Papa nicht mit ſolchen Bitten, Graziane! Dieſer Einfall iſt unausführbar. Du biſt es Deinem Ruf, Deinem Sohn und uns Allen ſchuldig, in der Welt keine zweideutige Stellung einzunehmen, ſondern im Hauſe Deines unglücklichen Mannes und bei ſeiner Mutter zu verbleiben.“

„Ich bin unglücklich, Emerenz ... nicht er! Der ſchreckliche Zuſtand, in welchem ich ihn ſah, läßt bei ihm kein Gefühl des Unglücks zu.“

„Deſto quälender wird es in der Ernüchterung.“

„Dann ſchüttelt er es ab in einem neuen Rauſch.“

„Bergmann ſchreibt, Ignaz ſei über ſich ſelbſt entſetzt. Folglich ſieht Ignaz ſeinen elenden Zuſtand ein.“

„Was hilft die Einſicht, Emerenz, wenn der feſte gute Wille fehlt.“

„Nicht viel . . . ich gebe es zu . . . doch wir müſſen dieſen Strohhalm feſthalten.“

„Für eine Schwägerin iſt das ſehr leicht . . . für eine Frau . . . für mich — unmöglich!“

„Bitte Gott um Beiſtand und er macht es Dir möglich, Graziane.“

„Nein! das kann Gott nicht von mir verlangen!“ rief Graziane und dabei blieb ſie.

Dies iſt auch eine Ehe! dachte Emerenz für ſich und ſchauderte. O was machen die Menſchen in ihrer Schwäche und Verkehrtheit aus einer Verbindung, in welcher ſie ſich heiligen ſollen!

Veldegg trat ein mit einem Telegramm in der Hand und ſagte zu ſeinen Töchtern:

„Heute früh iſt Eure Mutter verſchieden.“

Graziane weinte, Emerenz war ſtill und marmorbleich. Sie wußte jetzt, was ſie zu thun habe. Wie von einem Blitz erleuchtet hatte ſie die Möglichkeit einer Verbindung ihres Vaters und Eugenia's wahrgenommen, wenn ſie ihn verließ und als Olinsky's Gattin nach Volhynien ging — und dann blieb die theuerſte ihrer Hoffnungen unerfüllt. — —

Nachdem Veldegg die Reiſe nach Hainau zur Beiſetzung Hildegund's auf den folgenden Tag feſtgeſtellt hatte, ſammelte ſich Emerenz und ſchrieb freundlich, dankbar und ablehnend an Graf Olinsky! Sie habe beſchloſſen Wittwe — und bei ihrem Vater zu bleiben.

Olinsky ſchrieb auf der Stelle zurück:

„Ich verehre Ihren Willen in Allem was Sie thun. Aber Ihr Vater iſt leidend und ein ſterblicher Menſch. Laſſen Sie mich hoffen auf die Möglichkeit meines Glücks. Athanas Olinsky.“

Sie ſchrieb zurück:

„Mein Entſchluß iſt unwiderruflich. Gewähren Sie mir ein Andenken in Ihrem frommen Gebet. Emerenz Tengenberg.“

Als Graziane ihrer Schwiegermutter den Tod der Mutter mittheilte, dachte Eugenia ganz heimlich: Sollte Emerenz Gräfin Olinsky in Volhynien werden, ſo . . . — —

Veldegg ging am nächſten Morgen mit ſeinen Töchtern nach Hainau. Am Sarge der armen Hildegund, die bewußtlos wie ſie gelebt hatte, auch geſtorben war, erneuerte Emerenz ihren Vorſatz bei ihrem Vater zu bleiben und mit Gottes Gnade und ihrer Liebe gegen den Geiſt zu kämpfen, der ihn beherrſchte. Jetzt wußte ſie was ſie wollte, und das gab ihr Ruhe.

„Wie kurz iſt das Leben,“ ſagte ſie zu Graziane. „Aber wie lang iſt ein Jahr, wenn ſich täglich das Leiden — und immer daſſelbe! — fühlbar macht. Glaubſt Du, daß ein Galeerenſklave, der an einen verbrecheriſchen Gefährten gekettet iſt, das Leben kurz findet?“ entgegnete Graziane.

„Glaubſt Du, daß ich es kurz finde, daß mir der Tag nicht lang erſcheint, wenn ich vom natürlichen Standpunkt aus umherſchaue? . . . Blicke höher hinauf, Graziane; dann offenbart ſich Dir ein himmliſches Licht, welches Dir den goldenen Faden zeigt, der durch alle Trübſal unſeres Lebens läuft und in der Hand Gottes Anfang und Ende hat.“

„Ein goldener Faden in meiner unſeligen Ehe!“ rief Graziane mit Bitterkeit.

„Gewiß! Die Erziehung Deines Sohnes iſt ganz in Deine Hand gelegt. Gibt es eine ſchönere Aufgabe?“

„Und wenn er ein zweiter Ignaz wird!“ rief Graziane.

„Erziehe ihn anders, als ſein armer Vater erzogen iſt und Du darfſt auf einen andern Erfolg hoffen,“ erwiederte Emerenz ernſt; „wir Alle ſind ja leider ohne Gottesfurcht erzogen. Vielleicht kommt über uns Alle ſchweres Kreuz, damit wir uns durch daſſelbe zu Gott hinführen laſſen. Denn das ſteht feſt, Graziane: Die Welt und die Zeit und das Leben mit allen Ereigniſſen außer uns und mit allen Erfahrungen und Ergebniſſen in uns, hat für uns Alle ohne Ausnahme nur jenen Zweck — und je früher wir das erkennen und unſer

Leben nach dieſer Erkenntniß einrichten — deſto ſicherer gelangen wir zu dem Ziel, das jeder Menſch, auch wenn er es kaum ſich ſelbſt und viel weniger Anderen eingeſteht — erſehnt: zu einer ſeligen Ewigkeit."

„Darum ſagt Papa ſo häufig bei ſchmerzlichen Vorfällen per aspera ad astra," entgegnete Graziane nachdenkend.

„Ja! in ſeiner Auffaſſung ſind ihm die Geſtirne Symbol eines himmliſchen Friedens, den die Erde nicht geben kann. O laß uns beten, Graziane, daß er den alten chriſtlichen Spruch verſtehen lerne: Via crucis via lucis."

„Ach, Emerenz!" rief Graziane in Thränen, „ich verſtehe ihn ja nicht einmal für mich."

„O, Du verſtehſt ihn!" verſetzte Emerenz tröſtend und zärtlich; „nur die Anwendung auf Dich und auf Deine Wege wird Dir ſchwer . . . und ſo, Graziane, geht es uns Allen."

„Ich will Dir geſtehen, was ich im Sinn hatte, Emerenz. Ich wollte Papa ſo lange beſchwören, um meine Niederlaſſung in Hainau, bis er ſie mir geſtattet hätte. Vielleicht gehört es aber zu meiner Via crucis in Grafenthurm zu bleiben. Was ſagſt Du?"

„Mir ſcheint Du betrittſt die Via lucis," erwiederte Emerenz gerührt.

Beldegg verweilte mit ſeinen Töchtern vierzehn Tage in Hainau und Walldorf. Bei ſeiner Heimkehr in die Reſidenz fand er einen Brief von Graf Olinsky vor, der Abſchied nahm und den Grund ſeiner Abreiſe andeutete.

„Olinsky iſt fort,“ ſagte er zu Emerenz, „und Du bleibſt bei mir?“

„Bis in den Tod,“ verſetzte ſie ruhig.

Nach Hildegund's Tode erbten ihre Töchter ihr bedeutendes Vermögen. Dadurch wurde Emerenz, die von Hellmuth nur ein geringes Vermögen erbte, eine wohlhabende Frau, eine gute Partie, und im Lauf des Winters wurden ihr verſchiedene Heirathsvorſchläge gemacht, doch keiner, der ſie auch nur einen Augenblick in Schwankung verſetzt hätte, denn ihr Herz blieb ungerührt. Der Frühling führte ſie nach Deggenrain zurück, und ihr erſter Weg ging zum Pfarrer.

„Es iſt nichts mit der Verlobung, hochwürdiger Herr!“ rief ſie ſcherzend bei der erſten Begrüßung.

„Vielleicht ein anderes Mal, liebe Frau Gräfin,“ entgegnete er freundlich wie immer.

„Aber Herr Pfarrer, warum haben Sie gar nichts Anderes mit mir im Sinn, als mich zu verheirathen!“ ſagte ſie ungeduldig.

„Weil das der gewöhnliche Lauf der Dinge iſt.“

„Ja, in gewöhnlichen Verhältniſſen. Die meinen ſind es nicht . . . und Sie wiſſen es.“

„Ihre Auffaſſung, liebe Frau Gräfin, iſt ungewöhnlicher als Ihre Verhältniſſe. In unſeren Tagen iſt es nichts Seltenes, daß ein ungläubiger Vater eine gläubige Tochter habe. Daß aber dieſe Tochter bei ſiebenundzwanzig Jahren und mit Allem ausgeſtattet, was die Welt bewundert und beneidet, kein anderes Ziel vor Augen hat, als das Seelenheil ihres Vaters, ganz ſich ihm widmet, ganz für ihn lebt, ganz jedes Erdenglück zum Opfer bringt, um ihn vielleicht mit Gott zu verſöhnen — das iſt ſelten genug, um mich zweifelhaft zu machen, ob Sie das durchführen werden."

Eine weniger energiſche Seele hätte durch ſolche Bemerkungen entmuthigt werden können, Emerenz wurde nur demüthig.

„Wer bittet, der empfängt. Ich werde um die Gnade bitten beharrlich zu ſein — warum ſollte ich ſie nicht empfangen?"

„Sie dürfen nicht wähnen, den lieben Gott dadurch zu zwingen Ihren Herrn Vater zu bekehren. Seine Rathſchlüſſe ſind unergründlich. Wir kämpfen für ſein Reich . . . der Sieg, wie wir ihn wünſchen, iſt ungewiß, denn eine Bekehrung iſt eine gewaltige Sache. Das wird uns klar, wenn wir an die Rieſenkämpfe eines heiligen Auguſtinus, vor und nach ſeiner Bekehrung denken."

„Ja, ich denke aber auch an die heilige Monica," entgegnete Emerenz; „was Gott einer Mutter gewährte, kann er auch einer Tochter gewähren, und möge er gewähren oder nicht — ich will ſeine Sache führen ſo gut ich kann, und für einen ſolchen Kampf iſt es der Mühe werth zu leben.“

„Das iſt wahr, liebe Frau Gräfin, Sie waren ſchon als Kind kriegeriſcher Natur und bereit für Ihr Vaterland zu ſterben.“

„Alſo um wie viel mehr für die himmliſche Heimat! . . . Sie ſehen, hochwürdiger Herr, Natur und Gnade ſtimmen zuſammen, um mir meinen Platz anzuweiſen . . . und Sie werden mir beiſtehen, damit ich ihn behaupte.“

Das verſprach er, und als Emerenz fortging, ſah er ihr durch das Gärtchen nach und ſprach für ſich: Es iſt doch ſchön, daß es fort und fort Seelen gibt, die mit der heiligen Thereſa ſagen: Solo Dios basta. — —

Die Auserwählte.

Erſtes Kapitel.

Graziane, die immer von Gefühlen beherrſcht wurde, hatte am Sarge ihrer Mutter und durch Emerenz einen Eindruck bekommen, der ihr einen andern Weg zeigte, als jenen, den ſie bis jetzt eingeſchlagen hatte. In ihrer Kindheit unter Miß Mac Allan's Leitung, hatte ſie eine gewiſſe Neigung zur Frömmigkeit gehabt. Aber die Frömmigkeit hat zwei Seiten, die äußere und die innere. Jene entſprach Grazianens Richtung ſich in Gefühlen zu ergehen: ſie betete recht gern, ſie beſuchte recht andächtig den Gottesdienſt, ſie hörte recht gern von Gott ſprechen und pflückte mit Eifer Blumen, um den Altar zu ſchmücken oder einen Kranz für ein Muttergottesbild zu winden. Weiter ging ſie nicht, und ſo machte dieſe Frömmigkeit auch ſehr bald ſchwärmeriſchen Phantaſien Platz, welche ſie Ideale nannte und auf die Liebe, auf die Ehe, auf Ignaz anwendete. Als dieſe Träumereien wie Nebel zerfloſſen und ihren Gefühlen nicht mehr die gewünſchte Nahrung boten, verfiel ſie in matte Ernüchterung und Schlaffheit — bis eben jetzt eine neue Erſchütterung ſie aufrüttelte und ſie vor den Prüfſtein der innern Frömmigkeit ſtellte: Pflichterfüllung aus Liebe zu Gott. Sie nahm ihre ganze Kraft zuſammen, zeigte nach der Rückkehr von Hainau ihrem Mann den Tod ihrer Mutter an und hieß ihn willkommen. Er kam und ſie ſuchte freundlich ihn zu behandeln, während auch er ſich Mühe gab auf die Intereſſen der Familie und des häuslichen Lebens einzugehen. Es war jedoch immer ſo, als befinde er ſich im Traum, unfähig zu kräftiger, einfacher Lebensäußerung. Er langweilte ſich über alle Maßen, und in Folge dieſer Langweil ſagte er eines Tages zu ſeiner Mutter:

„Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre alt und erkenne mit Schmerz, daß ich bisher mein Leben und meine Zeit vergeudet habe — hauptſächlich deshalb, weil ich ganz unthätig war. Ich will mich jetzt den Geſchäften des großen Hauſes widmen, das meinem Vater und meinem Großvater ſeinen Glanz verdankt — und um dieſen Glanz zu erhöhen, will ich es auf den Mittelpunkt alles Glanzes verſetzen, nach Paris."

Eugenia war außerordentlich verſtimmt. Ihre Freundin Gräfin Melanie hatte vertraulich geſagt:

„Geſtehe es nur, liebſte Eugenia, jetzt wird der Fall eintreten, dem die Welt ſeit zwanzig Jahren entgegen ſieht."

„Ich verſtehe Dich nicht, Melanie," verſetzte Eugenia trocken, denn ſie verſtand ſehr gut.

„Verſtelle Dich wie Du willſt. Wir wiſſen Alle ganz gut, daß durch den Tod der armen Hildegund Veldegg frei geworden iſt, ſeine Hand Derjenigen zu bieten, mit welcher er ſeit langen Jahren durch gegenſeitige herzliche Zuneigung verbunden iſt. Glaube mir, Liebſte, man iſt allgemein davon überzeugt und man findet es ſehr rührend, daß der Abend Eures Lebens Euch vereinigen wird. Sei alſo nicht verſchwiegen in einer Sache, welche in der Geſellſchaft ein öffentliches Geheimniß iſt.“

„Beſte Melanie, dieſer kleine Roman iſt ein Phantaſiegebilde. Sei ſo gut, in dieſer Sache nur mir Glauben zu ſchenken,“ entgegnete Eugenia ſo trocken, daß Melanie ſogleich zur richtigen Einſicht kam und mit dem ſcharfen Blick, den für ſolche Dinge die große Welt gibt, erkannte, daß Veldegg an keine Vermälung denke, daß jedoch Eugenia an eine ſolche gedacht habe und getäuſcht ſei. So war es auch. Ob Veldegg zu gewinnen geweſen wäre, wenn Emerenz Graf Olinsky geheirathet hätte — dieſe Frage beantwortete Eugenia unbedenklich mit Ja. Jetzt ſah die ganze Welt, welche die inneren Verhältniſſe nicht kannte, ihrer Verbindung entgegen und — vergebens! denn Emerenz ging nicht nach Volhynien! Das Fehlſchlagen ihrer Abſicht kränkte Eugenia empfindlich und der Gedanke, daß man ſich in der Welt darüber luſtig machen werde, erbitterte ſie. So war ſie keineswegs in roſiger Laune, als Ignaz in der Reſidenz erſchien. Sein überraſchender Einfall empörte ſie. Sie liebte den Reichthum und das bequeme geordnete Leben, das er gewährt; ſie liebte das Anſehen, das ein altes gediegenes Haus genießt; von ihrem ſechszehnten Jahre an genoß ſie dieſen Reichthum, kam ihr dies Anſehen zu gut; und jetzt, in ihrem Alter, wollte ihr Sohn beides auf's Spiel ſetzen! — Von dem Augenblick an, da das Treiben ihres Sohnes weltkundig wurde, hatte ſie ihn aufgegeben. Für ſie, die Alles nach dem Maßſtab ihrer Eigenliebe und Eitelkeit maß, war dieſer mißrathene Sohn weit mehr eine Demüthigung als ein Schmerz, und wenn ſie es ſich auch nicht eingeſtand, ſo wäre ſeine Auswanderung nach Amerika oder Auſtralien ihr vielleicht nicht unwillkommen geweſen. Nach ihrer Art gab ſie ihm mit großer Zurückhaltung zur Antwort:

„Hätteſt Du doch in Deiner Jugend dieſen Plan gemacht, lieber Ignaz, ſo hätte das Haus ohne Zweifel zu einem eminenten Glanz ſich erſchwungen; denn Du hätteſt Dich ausgebildet, um deſſen Leitung zu übernehmen. Leider geſchah es nicht. Jetzt biſt Du der Geſchäfte ganz unkundig und die allgemeine Weltlage iſt der Art, daß ſie freilich alle ſchwindelhafte Speculationen, doch keineswegs große ehrenhafte Geſchäfte begünſtigt. Jedermann iſt zufrieden wenigſtens auf einem Fuß ſicher zu ſtehen und ſucht für den zweiten ein ſicheres Plätzchen, denn Krieg, Revolution, Umſturz, Socialismus, Nihilismus und weiß der Himmel welche Schreckniſſe, bedrohen den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge.“

„Ich wünſche mir Thätigkeit und Beſchäftigung, beſte Mama, und finde es in der Ordnung, ſie in den gegebenen Verhältniſſen zu ſuchen.“

„Sehr richtig, lieber Sohn, deshalb laſſe Dich zuvor hier in den Geſchäftsgang einweihen.“

„Es iſt mir peinlich eben hier dieſen Weg zu betreten.“

„Das begreife ich! . . . er iſt jedoch ungefährlich, weil Du hier erprobte und verſtändige Rathgeber findeſt. Uebrigens iſt dies eine Angelegenheit, die gründlich erwogen, bedachtſam vorbereitet und im günſtigen Augenblick ausgeführt ſein will. Beſprich alſo die Sache mit kundigen Männern. Ich habe Dir nur meine perſönliche Anſicht mitgetheilt. Du weißt, von den Combinationen des eigentlichen Geſchäfts verſtehe ich nicht das Mindeſte.“

So viel verſtand aber Eugenia ſehr gut, daß Ignaz viel leichter ſein Vermögen zu ruiniren, als in Flor zu bringen wiſſe, und ſie war feſt entſchloſſen, ſich nicht um das Ihre durch ſeine Verkehrtheit bringen zu laſſen. Sie berief den Geſchäftsführer des Hauſes zu ſich, theilte ihm die Abſicht ihres Sohnes mit und ſetzte hinzu:

„Die Ausführung iſt höchſt zweifelhaft. Ich aber will für alle Fälle mein Vermögen ſichern, weniger für mich als für meinen Enkel. Und deshalb will ich es aus dem Geſchäft herausziehen und hypothekariſch ſicher belegen. Grafenthurm gehört mir ohnehin und iſt auf meinen Namen gekauft. Sollte dann ein Unglück eintreten, ſo iſt wenigſtens dieſer Theil des Ganzen gerettet.“

Der Geſchäftsführer ſchlug entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammen bei dem Gedanken, daß ſich der Herr Baron direct in den Gang der Geſchäfte miſchen wolle. Dann müſſe er zurücktreten und die Frau Baronin handele höchſt weiſe, ihr Vermögen in Sicherheit zu ſtellen. Ohnehin kenne die Verſchwendung des Herrn Barons keine Grenzen und ſeine Verluſte im Spiel überſtiegen alle Begriffe. Zum Glück ſei der ganze Plan leichter ausgeſprochen als durchgeführt.

Eugenia theilte dieſe Anſicht, beſtand jedoch auf ihrem Vorhaben, ihr Vermögen von dem ihres Sohnes zu trennen und für ſich und für ihren Enkel in Sicherheit zu bringen.

Graziane war die Einzige in der Familie, die vollkommen auf den Plan ihres Mannes einging. Nach ihrer Art ſich kopfüber in eine Richtung zu werfen, die dem aufgeregten Gefühl entſprach, wollte ſie ihre frühere Schroffheit vergeſſen machen, indem ſie Alles gut hieß, was ihr die Beſſerung ihres Mannes zu verbürgen ſchien.

„Er hat ſich in Paris mit einem vortrefflichen Mann befreundet,“ ſagte Graziane ihrem Vater, „mit einem Grafen Richecourt, der im Begriff iſt, ſich mit der Tochter eines ungeheuer reichen Mannes in Bordeaux zu verheirathen. Deren Mitgabe von zehn bis zwölf Millionen will er zur Gründung eines großen Bankhauſes in Paris verwenden — und da der Name Erting wohlbekannt iſt, hat er meinem Mann vorgeſchlagen, ſich mit ihm zu aſſociren. Ignaz iſt entſchieden; er will ſich mit dieſem Freunde verbinden und ſich ganz und gar den Geſchäften widmen. Ich begrüße dieſen Entſchluß als das Morgenroth beſſerer Tage um ſo ſicherer, als Ignaz verlangt, ich möge ihn begleiten und mich nie wieder von ihm trennen.“

„Das wäre allerdings ein gutes Zeichen,“ verſetzte Veldegg, „wenn er ſeine guten Vorſätze hier ausführen wollte. Er iſt der Geſchäfte unkundig und gefährlichen Verſuchungen leicht zugänglich. Für ſolche Leute iſt Paris kein günſtiger Boden. Suche ihn zu bewegen bei uns zu bleiben.“

„Unmöglich, Papa! Nachgiebigkeit iſt meine Pflicht!“ rief Graziane abbrechend.

Veldegg kam eines Tages von ſeinem Morgenbeſuch bei Eugenia zurück und trat ganz aufgeregt bei Emerenz ein.

„Beſtes Kind,“ ſagte er, „ich muß Dir geſtehen, daß wir — Eugenia und ich — nicht mit der Richtung zufrieden ſind, in welche Du Deine Schweſter gebracht haſt. Sie iſt ohne Zweifel ſehr fromm, denn ſie geht täglich in die Meſſe, ſie betet ſtundenlang, ſie läßt hier eine Kerze brennen und dort Blumen aufſtellen; — aber ſie iſt unvernünftig geblieben wie ſie war — jedoch im andern Extrem. Nachdem ſie jahrelang nichts im Sinn hatte, als Trennung von Ignaz, geht ſie jetzt mit vollen Segeln und unter dem Vorwand, Unterwürfigkeit ſei ihre Pflicht, auf ſein unſinniges Project ein .... und Du biſt es, die Graziane fanatiſirt."

„Ich habe verſucht, Graziane aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung zu reißen, indem ich ſie auf ein Leben im Glauben hinwies — nämlich auf opferwillige Pflichterfüllung und Selbſtverleugnung, lieber Papa. Das Gebet iſt uns höchſt nothwendig, um dieſe Tugenden zu üben. Wenn Graziane das übertreibt, und wenn ſie ſich ohne Ueberlegung den Wünſchen ihres Mannes fügt, ſo hängt das leider mit ihrer Eigenart zuſammen: ſie wurde immer von Gefühlen überwältigt, und auch jetzt ſcheint ihre Frömmigkeit eine Sache des Gefühls — nicht aber eine innere Sammlung und Richtung des Willens auf den Willen Gottes zu ſein .... was Niemand mehr bedauert als ich; denn ich fürchte ſehr, daß ihre Frömmigkeit ſo wenig von Dauer ſein wird, wie einſt ihre Schwärmerei für Ignaz."

„Es iſt entſetzlich, welche Scene ſie ihrer Schwiegermutter macht, weil dieſe gegen das Pariſer Project ſich ausſpricht — was jeder Vernünftige, der es mit Ignaz gut meint, thun muß. Und es iſt höchſt widerwärtig, daß ſie dabei ſtets den Willen Gottes im Munde führt. Beruft man ſich auf höhere Erkenntniß, ſo handele man demgemäß. Wir Alle wünſchen, daß Ignaz hier bleibe, wenn er es mit ſeiner Beſſerung ernſtlich meint; und anſtatt ſich mit uns, den Erfahrenen zu verbinden, folgt ſie kopflos ihrem Mann und behauptet, Gott wolle es und Gott werde ſie nicht verlaſſen und ähnliche Redensarten."

Emerenz ſuchte ihren Vater zu beruhigen und Graziane umzuſtimmen. Jenes gelang ihr unvollkommen, weil Eugenia ihn immer wieder aufregte; dieſes gar nicht. Graziane ſagte:

„Ich verſtehe Dich nicht! Du haſt früher behauptet, mein Platz ſei bei Ignaz . . . . und jetzt, da ich ihn einnehmen will, behaupteſt Du das Gegentheil."

„Durchaus nicht! Bleibe bei Ignaz . . . beſtimme ihn aber dem Rath der Sachverſtändigen zu folgen und hier zu bleiben."

„Ignaz iſt kein Kind, das man am Gängelband führt," ſagte Graziane verletzt. „Er hält es für zweckmäßig und dem Glanz des Hauſes ſehr förderlich, nach Paris zu überſiedeln, wo wir uns häuslich niederlaſſen und einrichten wollen. Er findet auch, daß es für mich ganz nothwendig ſei, endlich einmal aus der Vormundſchaft ſeiner guten Mama herauszutreten und ſelbſtſtändig ein Haus zu führen, was — wie die Verhältniſſe nun einmal hier ſind — unmöglich durchzuſetzen wäre. Dies Alles hat er gründlich erwogen, und ſtatt ihm Vertrauen zu zeigen, da er doch augenſcheinlich einen guten Weg betritt, kränkt Ihr Alle ihn und mich durch unberechtigten Widerſpruch. Was wir wollen iſt gut . . . folglich iſt es der Wille Gottes."

Die Niederlaſſung in Paris war unabänderlich beſchloſſen.

„Liebe Emerenz, wie traurig iſt es, daß unſere gute Graziane durch die Frömmigkeit ſo eigenſinnig und ſelbſtgefällig geworden iſt," ſagte Eugenia im bedauernden Ton.

„Die Sache verhält ſich etwas anders," erwiederte Emerenz ruhig; „Graziane hat ſich mit ein wenig Eigenſinn in ihre Anſicht vertieft und iſt nicht fromm genug, um ſich einer beſſeren zu unterwerfen. Mangel an wahrer Frömmigkeit iſt ihr Fehler."

Konnte Eugenia nichts gegen Emerenz einwenden, ſo blieb ſie doch Veldegg gegenüber bei jener Behauptung. Der Gedanke war ihr unerträglich, Emerenz könne zwiſchen ihr und Veldegg eine geiſtige Kluft ziehen, wie ſie bereits eine äußere Schranke zwiſchen ihnen geſetzt hatte, und ſie ſah in Emerenz eine Widerſacherin, welche ſie zu bekämpfen habe, um nicht ihr einziges Glück zu verlieren: ihre Seelenharmonie — wie ſie es nannte — mit Veldegg. Er ſeinerſeits fand

Eugenia, theils wegen ihres Sohnes, theils wegen Grazianens unkindlichem Benehmen ſo unausſprechlich zu beklagen, daß er ſie mit der zarteſten Aufmerkſamkeit und liebreichſten Schonung ihrer Schwächen behandelte und durch Rückſicht auf ihre eiferſüchtige Laune nicht ſelten Emerenz wehe that, die aber ſtets in gleichmäßiger Liebe und Sanftmuth verblieb, obſchon ihr Herz tief die Zurückſetzung empfand, die ſie zuweilen wegen Eugenia hinnehmen mußte. Wollte Unwille oder Verzagtheit ſie übermannen, ſo ging ſie zu dem Mann ihres Vertrauens, bei dem ſie ſich ohne Rückhalt ausſprechen durfte, und der unzerſtörbare Gleichmuth des Pfarrers verſetzte ſie wieder in ihr gefährdetes Gleichgewicht.

„Es heißt,“ ſagte ſie ihm einmal, „daß die Schiffer in heftigen Stürmen Oel auf die Wellen gießen und daß die tobenden Fluten ſich beſänftigen und den Lauf des Schiffes nicht länger hemmen; ſo iſt's, wenn ich mit Ihnen geſprochen habe. Die See geht noch gewaltig hoch, aber das Schiff ſetzt wenigſtens die mühſame Fahrt fort.“

„Und das iſt die Hauptſache, liebe Frau Gräfin.“

„Im Grunde iſt es die Hauptſache, daß es ein anderes Schiff, welches es in Schlepptau genommen hat, mit ſich in den Hafen führe.“

„Mit nichten, liebe Frau Gräfin, Ihr eigenes Schiff ſollen Sie in den Hafen bringen; das iſt unſere große, unſere eigentliche Aufgabe. Verwenden Sie alle Kräfte darauf, Ihre eigene Seele zu retten. Dieſe Arbeit iſt ſchwer genug, und vielleicht wird Ihnen dafür die Gnade zu Theil, die Sie erſehnen."

„Es iſt egoiſtiſch, Herr Pfarrer, zuerſt an uns zu denken."

„Dieſer Fall macht eine Ausnahme. Zuerſt und vor Allem müſſen wir unſere eigene Seele durcharbeiten und ausbilden; dann erſt kann Gott ſich ihrer als tüchtiges Werkzeug für ſeine Zwecke bedienen, — wenn das in ſeinem Plan liegt. Und wenn das nicht, ſo hat ſie genug gethan mit ihrer eigenen Heiligung, um zu ihrem ewigen Ziel zu gelangen."

Und ſo machte ſich Emerenz immer wieder an ihr Tagewerk: ſo zu leben, ſo zu ſein, wie es ihrem Vater genehm war. Dazu gehörte weſentlich das, was ihr am wenigſten zuſagte, ein beſtändiger und — wenigſtens äußerlich — freundſchaftlicher Umgang mit Eugenia. Zog ſie ſich ein wenig zurück, ſo ſpürte ſie ſogleich an dem Benehmen ihres Vaters, daß er damit unzufrieden ſei. Es kränkte ihn, theils weil er darin eine Mißbilligung ſeiner Freundſchaft mit Eugenia ſehen wollte, theils weil Eugenia nie die Veranlaſſung vorüber gehen ließ, um eine kleine Bemerkung fallen zu laſſen, die ihn verſtimmte.

„Für die liebe Emerenz," ſagte ſie lächelnd, „fliegt mein Geiſt nicht hoch genug. Ich begreife, daß ſie ſelten mich beſucht, und ich beklage es hauptſächlich deshalb, weil Sie ſich behaglicher fühlen, wenn Emerenz nicht zwiſchen uns fehlt.“

War aber Veldegg abgehalten worden Eugenia zu beſuchen, wenn ſie ihn erwartete, ſo ſagte ſie — aber ſtets lächelnd und zuweilen im ſcherzenden Ton:

„Ja, ja! ich kenne die liebenswürdige Emerenz!... ſie liebt ihren Vater ſo zärtlich, daß ſie eine gewiſſe Eiferſucht empfindet und ihn jedem andern Umgang entziehen möchte.“

Dem widerſprach Veldegg freilich; doch konnte er ſich nicht der immer wieder auftauchenden Beſorgniß erwehren, Emerenz ſinne nur auf ſeine Bekehrung. Das war ganz richtig; doch an Ueberredung oder an Vorſtellungen dachte ſie nicht, und kamen zuweilen religiöſe Anſichten oder Glaubenslehren zur Sprache, ſo begnügte ſie ſich die Prinzipien feſt und klar hinzuſtellen, damit Jeder die richtigen Folgerungen ziehen und zum richtigen Schluß gelangen könne.

„Nichts iſt abſtoßender als die Lüge, welche jetzt die Welt beherrſcht!“ rief Veldegg; „das Recht wird krumm gemacht, das Licht wird geſchwärzt, die Wahrheit wird verdreht —, es muß anders werden.“

„Hat eine Richtung der Zeit ſich erſchöpft, ſo hört ſie ganz von ſelbſt auf,“ ſagte Eugenia.

„Man kann aber ihr Ende beſchleunigen und eine beſſere Zeit vorbereiten, indem man gegen das Schlechte und Verkehrte reagirt, andere Prinzipien aufſtellt und ſich zu ihnen hält. Dieſe furchtbare Auflehnung gegen rechtmäßige Autorität und dieſe ſklaviſche Unterwerfung unter den Popanz, den man Geſetz nennt und der weiter nichts iſt, als eine Ausgeburt des Haſſes gegen hiſtoriſches, natürliches und perſönliches Recht, verſetzt die Menſchheit in ſolche Barbarei, daß ohne Zweifel Tauſende mit uns ſagen: Es muß anders werden."

„Damit iſt nichts gewonnen, beſter Veldegg!" ſagte Eugenia.

„Gar nichts!" ſetzte Emerenz hinzu. „Erkenntniß des Beſſeren ohne auch den Willen ihm zuzuwenden, entmuthigt und erſchlafft."

„Aber die Erkenntniß fehlt, beſtes Kind."

„Das bezweifle ich, lieber Vater! Wer mit Aufrichtigkeit ſagt: Es muß beſſer werden — der erkennt in ſeinem innerſten Herzen, daß der Mangel an Gottesfurcht der Krebsſchaden der Zeit iſt — und daß dieſer Mangel nicht durch äußere Ereigniſſe gehoben, daß beſſere Zuſtände nicht von Außen in die Maſſe des Volkes gebracht werden können, ſondern daß eine ſolche durchgreifende Umbildung in jedem Einzelnen vorgehen und er ſein Scherflein beitragen müſſe, um die Menſchheit auf die Stufe zu heben, der ſie entſunken iſt."

„Das ſind Schwärmereien, gutes Kind, die für unſere realiſtiſche und materialiſtiſche Zeit nicht paſſen."

„Du nennſt es ſo, liebſter Vater," entgegnete

Emerenz lächelnd; „ich nenne es Wahrheit, die für Jeden von uns paßt.“

„Wie ſchwer verſtändigt man ſich über Dinge, die über das Einmaleins hinausgehen,“ ſagte Eugenia abbrechend.

Veldegg ſchwieg, denn ſein Verſtand neigte ſich der Anſicht ſeiner Tochter zu und er dachte für ſich: Wenn ſich der Wille jedes Einzelnen auf Erkenntniß der Wahrheit ehrlich und ohne Rückhalt richtete, ſo wäre die Verſtändigung über die wichtigſten Fragen nicht allzu ſchwer, weil ſie Alle denſelben Maßſtab führten und demſelben Licht folgten; und nicht ungern hing er ſolchen und ähnlichen Gedanken nach. Gleichwohl gab er ihnen keinen Ausdruck, keine Folge; und er, der ſo ängſtlich bemüht war, ſich vor dem Einfluß ſeiner Tochter zu hüten, bemerkte nicht, daß er in der Abhängigkeit von Eugenia’s Einfluß ſei. Freilich gab er ſich darüber keine Rechenſchaft. Die Gewohnheit hielt Einſicht und Urtheil in Banden. Das iſt ihr Fluch.

Zweites Kapitel.

Gräfin Tengenberg hatte jahrelang einer ungerechtfertigten Abneigung gegen Emerenz Raum gegeben und ihr eine Schuld an dem unſeligen Duell beigemeſſen, welche die Arme, die am ſchwerſten davon betroffen wurde, in keiner Weiſe hatte. Endlich war Gräfin Tengenberg denn doch zu dieſer Einſicht gelangt. Sehr liebevoll ſchrieb ſie an Emerenz, ſprach ihr Verlangen aus, das alte herzliche Verhältniß wieder anzuknüpfen und lud ſie dringend nach Obertengenberg ein. Die Gräfin ſetzte hinzu:

„Wir haben überlegt, Andreas und ich, daß ein
„Wiederſehen für Euch Beide die ſchmerzlichſte Erinnerung
„hervorrufen würde und ſo wirſt Du, liebſte Emerenz,
„ihn nicht treffen. Er macht eine Badereiſe nach
„Oſtende.“

Emerenz nahm gern die Einladung an. Erkannte ſie das Zartgefühl des Grafen Andreas in der Einrichtung ſeiner Badereiſe, ſo konnte ſie ſich doch nicht eines ſchmerzlichen Gefühls erwehren, daß gerade zwiſchen ihr und dem Manne, den ſie am höchſten ſchätzte und zu dem ſie mit dem tiefſten Vertrauen ſich hingezogen fühlte, eine ſolche Kluft ſich aufgethan habe. Für alltägliche Freundſchaften hatte ſie keinen Sinn. Sie verlangte Höheres. Sie hatte es gefunden; — aber kaum gefunden für immer verloren! — Nirgends für mich ein Troſt wie das Menſchenherz es begehrt! ſeufzte ſie; Gott allein! — —

Namenloſe Wehmuth überfiel ſie, als ſie am Ziel ihrer Reiſe das alte graue Schloß auf dem Felſen am Strom gewahr wurde, und ſie überdachte die ſeltſam verketteten Geſchicke der Menſchen. Einſt hatte Andreas ſie geliebt; einſt hätte ſie ſeine Gattin und als Herrin in dieſes Schloß geführt werden können. Sie betrat es jedoch nur in dem Augenblick, als es die letzte Ruheſtatt eines Gatten wurde, der nicht Andreas war, und ſie hatte von jenem Aufenthalt nur zwei Punkte klar im Gedächtniß behalten: Hellmuth's Sarg und das ſchöne Crucifix über ihrem Bett. Dieſe waren ſo zu ſagen zur Signatur ihres Lebens geworden.

Als ihr Wagen in den Hof einfuhr, hielt ein anderer Wagen vor der Thür des Schloſſes, der zur Seite fuhr, um dem ihren Platz zu machen. Sie ſtieg aus und trat über ein Paar Stufen in die alterthümliche Halle. Da ſtand Andreas mit ſeiner Mutter, von der er Abſchied genommen hatte. Raſch ging er auf Emerenz zu, die ſo bewegt war, daß ſie ſtehen blieb und keines Wortes mächtig ihm ſchweigend die Hand reichte. Er ergriff und drückte ſie mit ſeiner Linken, während er Emerenz mit einem Blick in's Auge faßte, als wolle er ihr Bild in ſeine Seele hinein ziehen — eilte aus der Halle, ſprang in ſeinen Wagen und fuhr von dannen. Mit einem Strom von Thränen ſank Emerenz in die Arme der Gräfin, die mit alter Zärtlichkeit und einem Gemiſch von Freude und Rührung Emerenz begrüßte.

Dieſe Empfindungen ſteigerten ſich in dem Maß, als ſie mehr und mehr und gleichſam von Neuem Emerenz kennen lernte und gewahr wurde, zu welcher innern Klarheit und Kraft ſie ſich entfaltet und welche hohe Auffaſſung vom Leben ſie hatte; und dann ſprach ſie ſeufzend zu ſich ſelbſt: Welche Frau wäre ſie für Andreas! . . . Warum mußte die verhängnißvolle Kugel juſt aus ſeiner Hand kommen. — Emerenz fühlte ſich ungemein wohlthuend durch das ſtille Leben der Gräfin angeſprochen. Vielleicht würde die Einförmigkeit ihr auf die Dauer nicht zugeſagt haben. Jetzt war es ihr eine Erquickung, aus der Unruhe von Deggenrain und Grafenthurm, wo Jeder etwas Anderes wollte, in dieſe friedliche Einſamkeit verſetzt zu ſein. Sie bewohnte wieder das grüne Zimmer mit dem kleinen Erker, dem großen Alkoven und dem ſchönen Crucifix. Alles was ſie umgab, die Einrichtung, die täglichen Gewohnheiten — Alles war einfach. Von Paris, von großen Geſchäften, von Schwindeleien, von Toiletten, von Berechnung des Budgets für Ignaz und Graziane war keine Rede. Sie lebte wie auf einem andern Planeten und dachte erſt dann an ihre Heimreiſe, als die Ankunft des Grafen Andreas nahe bevorſtand. Zuweilen wurde ſie von dem heißen Wunſch befallen ihn zu erwarten, ihn zu ſprechen, ein Wort ihm zu ſagen, ein Wort von ihm zu hören. Gräfin Tengenberg bat dringend darum. Doch Emerenz dachte für ſich: Wozu ſoll das führen? ... es würde mich einen Augenblick beglücken und dann die Entbehrung deſto ſchmerzlicher ſein. Weshalb mir das Herz noch ſchwerer machen ... vielleicht auch ihm! ... Nein! ... wir ſind uns begegnet wie zwei abgeſchiedene Seelen ... und dabei ſoll es bleiben! — — Allein der Gedanke, dies ſei vielleicht die letzte Begegnung geweſen — Andreas, der ſo bleich, ſo abgehärmt, ſo erſchöpft ausſehe, könne einem frühzeitigen Tode verfallen, erpreßte ihr heiße Thränen, und als ſie endlich am Vorabend ſeiner Rückkehr Obertengenberg verließ, ſprach ſie für ſich: So hat denn auch dieſe Freude ihren Schmerz.

In Deggenrain fand ſie die ganze Unruhe der Welt vor. Harald Sternfels war gekommen und vertraute Veldegg an, ſeine Abſicht ſei ſich um Emerenz zu bewerben. Durch den Tod ſeines Vaters in eine Lage verſetzt, welche dieſen Schritt begünſtige, wage er zu hoffen, daß Emerenz ihren älteſten und treueſten Verehrer erhören werde.

Beldegg erwiederte, Emerenz werde ſich ſchwer entſchließen, ihren Vater zu verlaſſen, der alt und kränklich werde und der durch Grazianens Ueberſiedelung nach Paris ganz vereinſamt ſein würde.

Harald verſicherte hingegen, im Sommer werde ſein Haus ſtets das ſeines Schwiegervaters ſein, der Winter vereinige ſie in der Reſidenz — und er werde in allen Dingen ſich beſtreben dem Beiſpiel zu folgen, das Emerenz gebe und ein guter Sohn ſein.

Beldegg wurde um ſo mehr für den Plan gewonnen, als Eugenia lebhaft darauf einging und mit Spannung ſahen alle drei Perſonen der Entſcheidung der Hauptperſon entgegen. Doch Emerenz lehnte ab.

„Ich habe nicht mehr den Muth die ſchweren Pflichten der Ehe zu übernehmen,“ ſagte ſie zu Harald — und ihrem Vater:

„Ich habe Harald recht gern, er iſt ein guter Menſch, ein treues Herz. Allein er gehört zu den Männern, die ſich gern im Glanz ihrer Frauen ſonnen. Ich habe allerhand Gaben, welche die Welt bewundert, das iſt eine Gefahr für mich; denn ich theile das allgemeine Loos der Sterblichen und finde Gefallen an Bewunderung. Würde dieſe Eitelkeit durch meinen Gatten genährt, ſo könnte das ſchlimme Folgen für mich haben. Der Gatte, dem ich mich und mein Glück für Zeit und Ewigkeit anvertrauen könnte, müßte einen andern Charakter als der gute Harald haben.“

„Hoffſt Du ihn zu finden?“ fragte Veldegg.

„O nein,“ verſetzte ſie ernſt; „ich weiß, daß ich ihn nicht finde. Olinsky gegenüber ſchwankte ich zwiſchen Ja und Nein — und das Nein trug den Sieg davon. Jetzt ſpüre ich nicht die mindeſte Schwankung, weil mir die Vorſtellung widerſteht, Harald’s Gattin zu werden. Es iſt der Wille Gottes und ich habe ihn reiflich überlegt, daß ich unvermält und — wenn Du es geſtatteſt — bei Dir bleibe.“

„Welch Opfer bringſt Du mir, mein geliebtes Kind!“

„O,“ rief ſie und umarmte ihn zärtlich, „welch Opfer haſt Du gebracht, als Du während langer, langer Jahre nur für Deine Kinder lebteſt. Ich bin die Einzige, die es Dir einigermaßen vergelten kann — alſo gönne es mir.“

Harald war außer ſich und verſicherte, Emerenz werde ſich beſinnen und er laſſe ſich nicht ſo ſchnell entmuthigen. In drei oder ſechs oder zwölf Monaten werde er wieder erſcheinen und ſo fort, bis Emerenz, ſeiner Zudringlichkeit müde, ihn erhöre. Emerenz lächelte dazu und ſagte:

„Das iſt ein Harald’ſcher Einfall. Die Grundlage der Zudringlichkeit ſcheint mir für das Glück der Ehe nicht ſicher genug.“

„Ich weiß Beiſpiele anzuführen, die für mich ſprechen,“ verſicherte Harald.

„Das kann möglich ſein bei einer jungen unerfahrenen — oder auch bei einer koketten Perſon,“ ſagte Emerenz; „ich aber bin weder das eine noch das andere.“

Harald reiſte ab, indem er Veldegg und Eugenia beſchwor ſeine Fürſprecher zu ſein, denn er werde wieder kommen.

Veldegg hätte ſich nie dazu herbei gelaſſen, wenn nicht Eugenia auf Harald's Seite geweſen wäre. Ihr war Alles willkommen, wodurch Veldegg und Emerenz möglichſt getrennt würden, und ſo brachte ſie es dahin, daß Veldegg, nachdem er ein Paar Tage ſehr verſtimmt war, endlich zu Emerenz ſagte:

„Ich habe mir lange im Stillen die Sache mit Harald überlegt, liebes Kind, und bin ſchließlich zu der Anſicht gelangt, es ſei vielleicht gerathen, ſeinen Antrag anzunehmen.“

„Vor vier Wochen dachteſt Du anders, beſter Vater,“ entgegnete Emerenz ruhig; „darf ich fragen, was Dich umgeſtimmt hat?“

„Ich will es Dir aufrichtig ſagen, obſchon ich fürchte Dir weh zu thun — wenn es auch nur leeres Geſchwätz iſt, was man ſagt.“

„Und was ſagt man?“

„Nach jenem unſeligen Duell gab es Stimmen, welche übelwollend oder ſchlecht unterrichtet waren und die Anſicht ausſprachen, in Folge der heftigen Leidenſchaft, die Graf Andreas für Dich empfinde, ſei Hellmuth's Eiferſucht ausgebrochen und habe zu jenem tragiſchen Ende geführt. Jetzt, ſeit Deinem Beſuch bei Gräfin Tengenberg, ſind wiederum Leute da, welche behaupten, es habe ſeine Richtigkeit mit der Leidenſchaft des Grafen Andreas, Du erwiederteſt ſeine Neigung, Ihr hättet Euch jetzt verſtändigt und dächtet an eine Vermälung. Ich bin überzeugt, daß ein ſolcher Mangel an Sinn für das Schickliche und an Zartgefühl meiner Emerenz ganz und gar unähnlich iſt; allein das widerliche Gerede verdrießt mich und es würde ſogleich verſtummen, wenn Du unſern guten Harald beglücken wollteſt."

„Es wird verſtummen, liebſter Vater, vielleicht nicht ſogleich, doch gewiß über's Jahr, wenn ich Graf Andreas nicht heirathe und ruhig bei Dir bleibe. Um den Leuten den Mund zu ſchließen, möchte ich doch nicht eine unwillkommene Ehe eingehen."

„Es kränkt mich über alle Maßen, Deinen Ruf gefährdet zu ſehen."

„Sei ruhig, liebſter Vater! nicht von einigen böſen Zungen, ſondern von unſerm ganzen Weſen und Benehmen hängt unſer Ruf ab — und ich lade unverzagt zu einem Zeugniß für mich — Harald ſelbſt ein."

Ihr gelaſſenes Benehmen dämpfte Veldegg's Unmuth, und er gab ſich zufrieden, daß Emerenz bei ihrer Ablehnung blieb. Für ſie aber, für ihren offenen ehrlichen Charakter war der andauernde geheime Krieg, den Eugenia gegen ſie führte, eine furchtbare Qual. Welche Ueberwindung es ſie koſtete, welchen Kampf mit ſich ſelbſt ſie zu beſtehen hatte, mit welcher ungeheuern Anſtrengung ſie ſich gegen die Empörung ihrer Natur zuſammen nehmen mußte, in welchem Aufſchrei unter einer beſtändigen Folterung ihrer Eigenthümlichkeit ſie zuweilen ausbrach: das hörte kein Ohr und ſah kein Auge, als das des guten ſtillen Pfarrers. Bevor er ſich überzeugt hatte, daß ſie im Stande ſei auf dem eingeſchlagenen Wege auszuharren, machte er ihr Schwierigkeiten. Doch nachdem er ihrer Beharrlichkeit inne wurde, ſuchte er ſie kräftig zu unterſtützen und ihr Muth zu machen in dem heißeſten Kampf, den der Menſch führen kann, in dem Kampf gegen die Neigung, die Richtung, die Befähigung ſeiner Natur.

Dies energiſche Herz, immer niedergedrückt, immer in Feſſeln gelegt, rächte ſich phyſiſch für die moraliſche Qual, und der Arzt empfahl ihr die größte Stille und Ruhe.

„Wäre es nicht zweckmäßig," ſagte Eugenia mit größter Theilnahme zu Veldegg, „daß ſich Emerenz ſelbſtſtändig in Hainau niederließe?"

„Weshalb denn das!" verſetzte er befremdet.

„Sie hätte dort mehr Spielraum für ihre Thätigkeit. Sie äußerte kürzlich, der ſchöne Garten ſei ganz verwildert, die Einrichtung des Hauſes ſei höchſt mangelhaſt. Sie könnte dort organiſiren und ein wenig nach ihrem Sinne regieren — wie der Menſch das nun einmal gern hat.“

„Sie kann bei mir organiſiren was — und regieren wie ſie will,“ verſetzte er unmuthig.

„Beſter Veldegg, in Ihrem unvergleichlichen Hauſe fällt das weg. Da gleitet Alles auf Schienen dahin. Sie wiſſen wie junge Leute ſind. Das Chaos gefällt ihnen, wenn ſie es lichten dürfen; ſie haben Freude am Schaffen.“

„Hat Emerenz in dieſem Sinn mit Ihnen geſprochen?“

„Durchaus nicht. Ich erlaube mir nur Sie auf eine Maßregel aufmerkſam zu machen, die zweckmäßig ſein dürfte.“

Veldegg überdachte den Vorſchlag, fand, daß Emerenz etwas leidend ausſehe, ſprach mit dem Arzt, der ſelbſtverſtändlich ſagte, ſchaden könne es nicht und fragte ſchließlich Emerenz, ob eine ſelbſtſtändige Niederlaſſung in Hainau ihr genehm ſei. Er ſei in dieſem Fall bereit, die Hand dazu zu bieten. Emerenz entgegnete höchſt verwundert:

„Was ſollte ich dort anfangen, beſter Vater! ich ganz allein! Das wäre eine klägliche Exiſtenz; . . . ich bin nicht für eine ſolche Einſamkeit geſchaffen und habe daher auch kein Verlangen nach ihr.“

Veldegg ließ die Sache ſogleich fallen, Emerenz wußte aber, daß Eugenia ſie angeregt habe, weil ſie fort und fort darauf ſann, Vater und Tochter zu trennen. Doch je älter der Vater wurde, deſto feſter ſtand der Entſchluß der Tochter ihn nicht zu verlaſſen.

Da trat ein Ereigniß ein, das ihr wie ein zweiſchneidiges Schwert durch die Seele ging. Veldegg erkrankte lebensgefährlich. Der Pfarrer beſuchte ihn, wie der gute Geiſtliche die Kranken ſeiner Gemeinde zu beſuchen pflegt und Veldegg empfing ihn freundlich. Doch als der Pfarrer den eigentlichen Zweck ſeines Beſuches zur Sprache bringen wollte, ſagte Veldegg gelaſſen, er werde zu ſterben wiſſen; der Tod erſchrecke ihn nicht und der Pfarrer möge ſo gut ſein, ihn nicht in ſeinem Frieden zu beunruhigen. Tief betrübt mußte ſich der Pfarrer entfernen. In der folgenden Nacht erwartete der Arzt die Criſis. Emerenz durchwachte ſie theils mit dem Kranken beſchäftigt, theils im Gebet, theils in einem ſo namenloſen Schmerz, daß ſie ihrer Gedanken nicht mächtig war. Der Pfarrer hielt ſich in der Nähe des Krankenzimmers auf, betend, immer hoffend auf einen Sonnenblick der Gnade — der nicht kam. Emerenz ging zuweilen zum Pfarrer und wechſelte einige Worte mit ihm.

„Beten und hoffen,“ wiederholte er ſtets.

„Ich bin zu jedem Opfer bereit,“ ſagte ſie händeringend, „wenn nur ſeine Seele gerettet wird.“

„Auch zu dem Opfer ſeines Lebens, liebe Frau Gräfin?“

„Es wäre mir eine Wonne mit ihm zu leben, wenn er ein gläubiger Chriſt würde. Müßte er aber zeitlich ſterben um ewig zu leben, ſo nehme ich den Tauſch an.“

„Und Ihr eigenes Leben . . . würden Sie es opfern um dieſen Preis?“

„Mit Freuden!“ rief ſie.

„Das Sterben iſt bitter und ſchwer, liebe Frau Gräfin; Sie ſehen, wie furchtbar der Herr Baron leidet.“

„Mit Freuden!“ wiederholte Emerenz.

Es kam anders. Veldegg überſtand die Criſis.

„Er iſt gerettet und mein Herz kann nicht frohlocken!“ Mit dieſen Worten trat Emerenz in das Zimmer, wo ſich der Pfarrer aufhielt und ſank erſchöpft in einen Seſſel.

„Im Gegentheil, liebe Frau Gräfin, danken Sie Gott und hoffen Sie. Denn der barmherzige Gott läßt vielleicht Ihrem Herrn Vater nur deshalb das Leben, damit er ſich allendlich doch bekehre.“

„Haben Sie Hoffnung?“ fragte Emerenz muthlos.

„Sind Sie kleingläubig, liebe Frau Gräfin?“ fragte er ſanft.

Als die Gefahr drohend wurde, war Graziane gekommen; ſie allein. Niemand fragte, weshalb Ignaz ſie nicht begleite. Um deſto mehr ſtaunte Emerenz zu vernehmen, was Graziane ihr ohne die geringſte Aufforderung mittheilte und dadurch beſtätigte, was ihre Briefe beſagten.

„Wir leben in ſchönſter Eintracht, Ignaz und ich. Wir haben eine reizende Wohnung, ſchöne Pferde, gute Geſellſchaft, Zutritt zu den eleganteſten und beſten Salons, und es fällt uns nicht ein, Paris jemals zu verlaſſen. Ich bin in einem großartigen Wohlthätigkeitsverein. Mit vielen Damen aus der erſten Geſellſchaft helfe ich Lotterien für die Armen arrangiren und Bazars organiſiren. Wir haben enorm zu thun, denn in Paris iſt Alles rieſig — auch das Elend. Haarſträubende Scenen der Armuth und Noth könnte ich Dir erzählen. In unſeren Vereinsſitzungen kommt das Alles zur Sprache. Es war eine Eingebung des Himmels, daß wir uns in Paris niederließen.“

„Und was treibt Dein Mann?“ fragte Emerenz. „Aus ſeinem Plan, ſein Bankhaus nach Paris zu verpflanzen, iſt nichts geworden; das wiſſen wir längſt. Er war aber im vorigen Sommer ſo begeiſtert für Thätigkeit, daß er ſich doch ſehr empfindlich getäuſcht fühlen muß.“

„Die Vermälung des Grafen Richecourt mit der Erbin von zwölf Millionen iſt wegen der großen Jugend der Braut aufgeſchoben. In zwei Jahren etwa wird ſie ſtattfinden, und ſind dann die Conjuncturen ſo, wie die Herren es wünſchen, werden ſie ohne

Zweifel ihren Plan ausführen. Um Geſchäftsſachen bekümmere ich mich nicht.“

„Das begreife ich . . . indeſſen doch um die Beſchäftigungen Deines Mannes, nicht wahr? Was treibt er in Paris?“

„Was er treibt? beſte Emerenz, er unterhält ſich. Paris iſt ſo beſchaffen, daß man ſich bei jedem Schritt und Tritt unterhält. Er geht umher, er ſchaut dies an und das an, er ſpricht mit Dieſem und mit Jenem . . . und ſo erfährt er immer etwas Neues mehr und minder Unterhaltendes. Dann lieſt er . . . ſehr viel lieſt er, weilet im Bois de Boulogne, geht in's Schauſpiel . . . und ſo verſtreichen ſeine Tage höchſt ruhig und angenehm, ganz wie die meinen, nur in anderer Weiſe.“

Emerenz mußte ſich begnügen dieſe Lobeserhebungen zu hören, denn auf alle Fragen bezüglich eines ernſten oder eines innern Lebens ging Graziane entweder gar nicht ein, oder beantwortete ſie mit Wohlthätigkeitsverein, mit Bazar und Lotterie für die Armen. Es war klar, daß ſie in jeder Beziehung in Aeußerlichkeit ſich ausgegoſſen hatte; folglich war Emerenz ſehr wenig beruhigt über Ignaz. Einige Tage nach der glücklichen Criſis reiſte Graziane wieder ab, um nicht Ignaz und den kleinen Emerich allzulange allein zu laſſen. Sie hatte ihre Schwiegermutter, die täglich nach Deggenrain kam, nur flüchtig geſprochen, ihr aber die Verſicherung gegeben, daß ſowohl ſie wie Ignaz ſich der größten Sparſamkeit befleißigten — eine Verſicherung, von der Eugenia genau das Gegentheil für wahr hielt. Grazianens Erſcheinung hatte auf Niemand einen guten Eindruck gemacht.

„Welch ein ſchmerzlicher Gegenſatz und wie muß er Dich betrüben!“ ſagte Eugenia mit ihrer ſanfteſten Stimme zu Emerenz; „fromm wie eine kleine Heilige haſt Du vor einem Jahr Deine Schweſter entlaſſen und ach! wie frivol finden wir ſie wieder.“

Emerenz gab weiter nichts zur Antwort als: „Arme Graziane.“ Sie ließ ſich auf keine Discuſſion mit Eugenia ein; aber ſie wußte, dieſe werde nicht ermangeln denſelben Ton gegen Veldegg anzuſchlagen, um ihm wieder und immer wieder das Oberflächliche und Bedeutungsloſe der Frömmigkeit und überhaupt des poſitiven Chriſtenthums vor Augen zu führen. Dieſe ewigen Nadelſtiche auf die zarteſte und wundeſte Stelle ihres Herzens, verbunden mit der geſteigerten Sorge um ihren Vater, über deſſen Zuſtand die Aerzte ſich dahin ausgeſprochen hatten, daß ein neuer Anfall ebenſo wahrſcheinlich wie gefährlich ſei — dazu ihre inneren Kämpfe: das Alles wirkte zu gewaltig auf ihre ganze Organiſation, um nicht an ihrer Geſundheit zu nagen. Doch ſie beachtete nicht den Rath des alten Hausarztes, eine Brunnencur zu brauchen.

Veldegg erholte ſich allmälig und wurde wieder nach dem Badeort geſchickt, den er ſchon mehrmals mit Erfolg beſuchte. Der Hausarzt kam darauf zurück, Emerenz möge während der Zeit das Bad beſuchen, das er ihr angerathen hatte.

„Können Sie mir garantiren, daß mein Vater keinen Anfall ſeines Leidens haben wird, ſo lange er die Cur gebraucht?“ verſetzte Emerenz.

„Das iſt unmöglich!“ rief er.

„Nun, Herr Doctor, dann können Sie mir ebenfalls unmöglich zumuthen, daß ich ihn verlaſſe.“

„Ein Telegramm würde Sie ja ſogleich rufen“ … —

„Und ich würde in Erwartung dieſes Telegramms in beſtändiger Spannung ſchweben und nicht die ſorgloſe Ruhe genießen, die zum Erfolg einer Badecur gehört. Laſſen wir das. Der Sommer iſt noch lang.“

„Wir ſind bereits Mitte Auguſt und Ihr Herr Vater hat mindeſtens vier Wochen nöthig. Dann iſt es aber für Sie zu ſpät.“

„So wollen wir den nächſten Sommer abwarten,“ ſagte Emerenz freundlich und entſchieden.

Drittes Kapitel.

Der Sommer verging und auch der Winter ganz in den alten Verhältniſſen und im längſt gewohnten Geleiſe. Da trat ein ganz unerwartetes Ereigniß ein. Graziane ſchrieb, ihr Mann ſei von einer Geiſteskrankheit befallen. Man möge jedoch nicht allzu beſorgt ſein. Man habe ihn einem Specialarzt für dieſe Fälle übergeben und ihn in deſſen Klinik gebracht; es ſei Hoffnung auf Geneſung vorhanden. Sie brauche aber höchſt nöthig Geld; denn ſie wiſſe es ſich nicht zu verſchaffen, da Ignaz ganz beſinnungslos ſei.

Dieſe Nachricht verſetzte Alle in die heftigſte Unruhe. Der Geſchäftsführer wies nach, daß ſich Ignaz fort und fort ganz enorme Summen habe ſchicken laſſen — wie war es möglich, daß Graziane mittellos ſei! Veldegg erklärte ſogleich, er werde nach Paris gehen und Emerenz, ſie werde ihn begleiten. Eugenia erklärte aber:

„Meinen unglücklichen Sohn ſollte ich im Irrenhaus ſehen! . . . Nein! . . . macht was Ihr wollt — ich gehe nicht mit .... Solchen Schreckniſſen ſind die Kräfte einer Mutter nicht gewachſen.“

Man begriff das und Beldegg ſagte:

„Ich aber muß meinem armen verlaſſenen Kinde im fremden Lande zu Hülfe kommen, denn die Arme iſt ja nach allen Seiten hin rathlos ... eine Frau von vierundzwanzig Jahren mit einem ſechsjährigen Knaben ... kann man ſich etwas Hülfsbedürftigeres vorſtellen!!“ —

Er ging mit Emerenz nach Paris, nachdem er Grazianen ſeine Ankunft gemeldet hatte. Er fand ſie troſtlos. — — —

Da Ignaz vor zwei Jahren ſtets von ſeinem Verlangen nach Beſchäftigung geſprochen hatte, ohne aber mit dem praktiſchen Geſchäftsgang ſich zu befaſſen, ſo wähnte Graziane, die keine Ahnung von den Kenntniſſen hatte, welche ein ſolches Geſchäft erfordert, er werde ſich in Paris den ernſteſten Studien widmen und mit Eifer einen gründlichen Curſus der Staatswiſſenſchaften, des Finanzweſens, der Volkswirthſchaft durchmachen. Sie ermunterte ihn dringend, dies ja nicht zu verſäumen, da in Paris ohne Zweifel für alle Zweige des menſchlichen Wiſſens Lehrſtühle eröffnet wären.

„Dann kannſt Du vielleicht einmal Finanzminiſter werden,“ ſetzte ſie hinzu, um ſeinen Ehrgeiz anzuſpornen; „was wäre das für ein Triumph und welche großartige Laufbahn würde ſich für Emerich eröffnen.“

Damit wäre Ignaz ganz zufrieden geweſen, — aber Ueberwindung, aber fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, aber geiſtige Anſtrengung, um zu verſtehen, zu begreifen, feſtzuhalten, was dieſe abſtrakten Gegenſtände darboten und entwickelten — wie hätte ſeinem trägen, ungeübten Geiſt dieſe mühſame Arbeit gelingen können! Es war ſchon beſſer ſie gar nicht zu beginnen — um ſo weniger, als er denn doch ſo viel Geſchäftskunde hatte, um einzuſehen, daß er ſein Haus durch Theorien nicht fördern werde, weil ihm die Praxis fehle und er denn doch zu alt und zu hochgeſtellt ſei, um ſich in die Lehrjahre zu verſetzen.

So kamen ſie vor zwei Jahren nach Paris, wo Graziane in einer für ſie ganz neuen Freude ſchwelgte: ſie richtete ihr Haus ein. Ignaz ließ ihr durchaus freie Hand, ſowohl was den Geſchmack als was die Caſſe betraf — und da Graziane, obſchon ſieben Jahre vermält, nur bei ihrer Schwiegermutter oder in Gaſthöfen gelebt hatte, ſo ſchien es ihr entzückend, ein eigenes Haus zu haben. Von dem Werth der Dinge, ſo wie von dem was die Einrichtung eines Hauſes und eine Haushaltung koſte, auch von dem Vermögen ihres Mannes hatte ſie keinen Begriff. Sie gab Unſummen aus und wähnte, ihre Einrichtung auf's Billigſte gemacht zu haben, weil die Kaufleute und Lieferanten hoch und theuer verſicherten, wegen der Ehre ſie zu bedienen, ließen ſie ihr Alles um den halben Preis.

Derjenige, der ſie in dieſem Punkt hätte aufklären können, wurde bald entfernt. Graziane ſchrieb ihrer Schweſter:

„Ich hoffe, liebe Emerenz, Du gehſt auf meinen Wunſch ein, und wir geben die Stelle eines Haushofmeiſters in Hainau — da die alte Caſtellanin geſtorben iſt — dem vortrefflichen Bergmann. Er wird dort ganz an ſeinem Platz ſein und mit größter Ordnung, Treue und Pünktlichkeit quaſi unumſchränkt regieren. Dieſe Art von Regierung liebt er dermaßen, daß er mir gegenüber fortwährend Hofmeiſtergelüſte an den Tag legt, die für ihn eben ſo unpaſſend, als für mich läſtig ſind ꝛc. ꝛc.“

Emerenz antwortete, Graziane möge ſich doch ernſtlich beſinnen, ob es vernünftig ſei, einen erprobten treuen Diener von Ignaz zu entfernen. Ihr ſei ſelbſtverſtändlich Bergmann als Haushofmeiſter in Hainau ſehr willkommen.

Er wurde es denn auch ſehr bald. Bevor er ſeinen Poſten antrat, ſtellte er ſich Emerenz vor und erwiederte auf ihre Frage mit Thränen im Auge:

„Die Frau Baronin meint es ſehr gut, iſt aber gar unerfahren und will Alles nach ihrem Sinn haben, und der Herr Baron läßt ſie gewähren. Er hat noch immer in der Hauptſache ſeine gute Zeit — Gottlob! Doch das kann ſich ändern wie man die Hand umdreht . . . und je länger die Pauſe war, deſto ſchlimmer und ſchlimmer wird jeder neue Anfall.“

Indeſſen waren Grazianens Briefe ſo, daß Emerenz ſich für den Augenblick beruhigen durfte. Ignaz ging mit Graziane in die Welt der hohen Finanz und ſie lebten ganz und gar im Ton, im Kreiſe und auf dem Fuß der guten Geſellſchaft. Das Alles erzählte und beſchrieb Graziane mit großer Ausführlichkeit. Anfangs hatte ſie ihre andächtigen Gewohnheiten beibehalten; doch nicht allzu lange. Die Zeit verſtrich ſo ſchnell — es gab ſo viel zu thun — es war ſo entſetzlich unbequem, daß es um zwei oder drei Uhr keine Meſſe gab: in dieſem Fall hätte man ſie mit der allgemeinen Ausfahrt in Verbindung bringen können. Man ſchlief aber bis zehn Uhr, auch wohl noch länger. Wie war es möglich, eine halbe Stunde für die Meſſe zu finden! Ueber dieſen Punkt beobachtete Graziane tiefes Stillſchweigen gegen ihre Schweſter. Sie ſprach für ſich: Die Hauptſache iſt ja, daß Ignaz durch unſere gute Ehe gebeſſert werde.

Ignaz hatte ſeinen Freund, den Grafen Richecourt ſogleich Grazianen vorgeſtellt. Sie fand ihn mäßig angenehm, und es machte ihr keinen guten Eindruck, daß der großartige Plan, für den er Ignaz gewonnen hatte, vor der Hand aufgegeben werden mußte.

Graf Leonie de Richecourt war ein Sohn aus guter Familie, hatte ſehr angeſehene Verwandte und war wohlgelitten in der Geſellſchaft, deren Ton und Manieren er beſaß. Er war aber beſeſſen von der allgemein graſſirenden Krankheit, reich zu werden ohne zu arbeiten, und in möglichſter Geſchwindigkeit. Eine reiche Heirath führte am ſchnellſten zum Ziel . . . . Seine Eltern waren es herzlich müde fort und fort ſeine Schulden zu bezahlen und hatten ihm erklärt, er müſſe fortan auf eigenen Füßen ſtehen, und ſie würden ihn gern in dieſem Streben unterſtützen — nur nicht durch Geldmittel. Durch allerhand Combinationen und Protectionen gelang es ihm, eine Bewerbung anzuſpinnen bei der Tochter eines ungeheuer reichen Weinhändlers in Bordeaux, die überdies durch ihre verſtorbene Mutter ein immenſes Vermögen beſaß, welches ihr an ihrem Hochzeitstag zu übergeben war. Graf Richecourt bekam die Antwort, das Fräulein ſpiele noch mit Puppen; in drei Jahren dürfe er ſeine Werbung wieder vorbringen. Er zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolg und verkündigte mit der größten Keckheit ſeine heimliche Verlobung. Ignaz, den er in einem eleganten Spielſaal kennen lernte, oder vielmehr der Name Erting ſchien ihm eine gewiſſe Garantie für ſeine hochfliegenden Pläne zu bieten, und da er ein ganz unerſchöpfliches Redetalent und die Gabe beſaß, die roſige Seite einer Sache in tauſend Facetten ſo lange ſpielen zu laſſen, bis ſein Zuhörer ganz geblendet war vom Uebermaß des Roſenroths: ſo hatte er bei dem ſchlaffen Ignaz, der eben damals in ſeiner beſten Stimmung war und Jemand zur Hand zu haben wünſchte, der ihn hielt, trieb und drängte, gewonnenes Spiel. Richecourt war kein böſer Menſch und hatte keine ſchlechten Abſichten bei dieſem Verfahren. Er war nur ſo unerhört oberflächlich und leichtſinnig, daß er dasjenige für wahr und richtig hielt, was ſich ihm als zweckdienlich vorſpiegelte. Als Ignaz nach Paris überſiedelte, um nach ſeiner Meinung den erſten Schritt zu einer grandioſen Unternehmung zu thun, erklärte Richecourt vor der Hand die eine Hälfte des Verhältniſſes, nämlich an eine Vermälung ſei erſt in einigen Jahren zu denken und folglich auch dann erſt an Dispoſition über das Vermögen. Auf den trägen Ignaz machte das wenig Eindruck; Graziane aber fand ein ſolches Verfahren unzuverläſſig und verhehlte es nicht, weder ihrem Mann noch dem Grafen Richecourt. Der erſte erwiederte, bei großartigen Unternehmungen müſſe man ſich Zeit laſſen und der andere wunderte ſich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo entſchieden eine abweichende Meinung äußere. Unter gewiſſen Umſtänden könnte das ſehr unbequem werden, beſonders wenn ſie auf ihren Mann Einfluß hätte. Er gab ſich alle Mühe ihr eine beſſere Meinung vom Grafen Leonie de Richecourt beizubringen, der im höchſten Grade niedergeſchlagen und gedemüthigt ſich fühle, daß er ihr Mißtrauen durch einen Fall geweckt habe, der ihn ohnehin höchſt ſchmerzlich berühre, weil er eine lebhafte Zuneigung für ſeine jugendliche Braut fühle und keineswegs auf die Laune des Vaters vorbereitet geweſen ſei. Mit unglaublicher Redefertigkeit entwickelte er ſeinen Kummer und durchflocht ihn mit ſo viel Huldigung für Graziane und brachte ſo lange die Sache immer wieder und wieder zur Sprache, bis er ſie halb überredet und halb betäubt hatte, er ſei der vortreffliche Menſch, für den er ſich hielt. Hatte er ja doch nur die allerbeſten Abſichten! wollte er ja weiter gar nichts, als ſich verheirathen und durch großartige Speculation das Glück ſeiner Familie begründen! waren ja doch Abſicht und Handlung ſo moraliſch wie möglich! fielen kleine Unregelmäßigkeiten vor, ſo waren ſie nun einmal im engſten Zuſammenhang mit allgemein menſchlicher Unvollkommenheit.

Graziane war bald dermaßen beſchäftigt, daß ſie nicht Zeit fand, ſich ihres Mannes Mangel an Beſchäftigung zu Herzen zu nehmen. Ihr Haus, ihr Sohn, ihre geſelligen Verbindungen, ihre geſellſchaftlichen Pflichten, ihre Wohlthätigkeitsvereine, und was damit zuſammenhing, Alles das nahm ihre Zeit dermaßen in Anſpruch, daß ſie ſich wenig um ihren Mann bekümmern konnte. So fiel er nach und nach ohne äußern Sporn wie ohne innern Trieb ſich ſelbſt überlaſſen dem Nichtsthun anheim, langweilte ſich entſetzlich, fühlte das Bedürfniß der Anregung und ſuchte ſie dort, wo er gewohnt war ſie zu finden. Nur brauchte ſeine erſchöpfte Organiſation immer ſtärkere Mittel zur Anregung und er griff zu Spirituoſen die am meiſten Alkohol enthielten. So konnte er durch eine geringere Doſis und in kürzerer Zeit ſich in Berauſchung verſetzen. Seine Nerven wurden dadurch ſo abgeſtumpft, daß die Nüchternheit ihm unerträglich war und daß er immer häufiger zu dem Mittel greifen mußte, welches ihn vorübergehend aus ſeinem erbärmlichen Zuſtand befreite, jedoch ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte untergrub. Die geringe Quantität der Spirituoſen machte es ihm möglich, ſich deren Genuß zu verſchaffen ohne ſein Haus, ſein Zimmer zu verlaſſen. Sein Kammerdiener verſorgte ihn mit dem Nöthigen und bewachte ſeine Thür. Auf dieſe Weiſe fand der öffentliche Scandal der früheren Zeit nicht ſtatt, und es blieb auch für Graziane eine Zeit lang verborgen. Als es zur Enthüllung kam, wie es eigentlich mit Ignaz ſtehe, war in Graziane eine traurige Veränderung vorgegangen. Die Beſſerung ihres Mannes war ihr zum zweiten Mal mißglückt und ſo fand ſie es gerathen, ihn ſeiner elenden Leidenſchaft zu überlaſſen und ihren eigenen Weg zu gehen — einen Weg, auf welchem ſie ſich durch Graf Richecourt begleiten ließ. Seiner Ausdauer ſich um ihr Vertrauen zu bewerben war es gelungen, daß Graziane ihn für den ergebenſten Freund hielt, und als ihr Kummer wegen Ignaz zu Tage kam, Richecourt's Einfluß in Anſpruch zu nehmen. Sie theilte ihm ihre Angſt in der Gegenwart, ihre Sorge für die Zukunft bezüglich ihres Mannes, ihres Sohnes mit. Er verſuchte Vorſtellungen und Bitten bei Ignaz anzuwenden, und in nüchternen Augenblicken verſprach ihm Ignaz Alles, was verlangt wurde. Trat aber die Verſuchung ihm wieder entgegen, ſo umſtrickte ſie wie eine Schlange Gedächtniß und Phantaſie, Vernunft und Willen — immer enger und immer feſter zog ſie ihre Ringel — und ſchließlich brach Ignaz unter ihrer Wucht zuſammen und vergaß, was er mit Hand und Mund gelobt hatte. So ſank er immer tiefer und wurde allmälig ein Gegenſtand des Widerwillens und der Verachtung für ſeine Frau, deren letzter Reſt von Theilnahme ſich darauf beſchränkte, ſeinen Zuſtand vor der Welt, vor ihrem Sohn und vor ihrer Familie zu verbergen. Ihr Herz wendete ſich Demjenigen zu, der ihr im Anfang dieſer Schreckenszeit als Freund und Vertrauter zur Seite ſtand und den ſie tauſend Mal um Vergebung bat, daß ſie ihn einſt oberflächlich und leichtſinnig genannt hatte. Allmälig gewöhnte ſie ſich an ihre Lage. Ignaz hatte keinen Platz in ihrem Leben — nur in ihrem Hauſe, in ſeinem Zimmer, das er ſelten verließ — und Graziane lebte fort wie ſonſt, in der Geſellſchaft und wie ſie es beſchrieben hatte, als die Krankheit ihres Vaters ſie in die Heimat rief. Nur über Graf Richecourt beobachtete ſie tiefes Schweigen und die Ihren fanden es in der Ordnung, daß der mißglückte Plan ſeine Freundſchaft mit Ignaz zerſtört habe und hatten kein Intereſſe ſich nach ihm zu erkundigen.

Der beklagenswerthe Einfluß, den Graf Richecourt auf Graziane hatte, äußerte ſich auch dadurch, daß ſie ſich gewinnen ließ für ſeine Liebhaberei an der Börſe zu ſpeculiren. Frauen lieben eine gewiſſe erregende Spannung. Er beſchrieb ihr dieſe ſo reizend, die Erwartung ſo anziehend, ob man etwa für eine geringe Summe morgen oder übermorgen eine halbe Million in der Hand haben werde, daß Graziane mit der Neugier einer Evastochter vor Begier brannte, dieſe Spannung zu genießen. Sie händigte ihm eine Geldſumme ein, die nach ihren Begriffen ſehr gering war und trug ihm auf Papiere zu kaufen, mit denen ſie, nach einer ſpannenden Friſt, eine halbe Million gewinnen könne. Richecourt war entzückt in die Reihe der Speculanten einzutreten. Zu ſpeculiren, zu combiniren, zu riskiren — das war ihm die Hauptſache, die feſſelnde Erwartung. An Gewinn für Graziane und weit weniger für ſich, dachte er nicht im Entfernteſten. Täglich brachte er ihr Berechnungen von tauſend Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche für oder wider ihre Papiere Chancen eröffneten, und Graziane ſuchte ſich für Dinge zu fanatiſiren, von denen ſie keine Sylbe verſtand, weil ſie ihn begeiſterten.

Leider verſtand aber auch der leichtſinnige Richecourt nichts vom Börſenſpiel, und er war nicht wenig betreten, nach einiger Zeit zu erfahren, die Papiere, die ſein Portefeuille füllten, wären beträchtlich entwerthet und er müſſe eilen ſie zu verkaufen. Er that es ſchleunigſt, aber mit ungeheurem Verluſt — und ſiehe da! nach drei Tagen ſtiegen dieſelben Papiere zu ſchwindelnder Höhe und die leichtgläubigen Verkäufer waren geprellt.

Entrüſtet und gedemüthigt offenbarte Graf Richecourt Grazianen ſein Mißgeſchick und daß von der Summe, welche ſie ihm anvertraut habe, ungefähr die Hälfte durch jene ränkevolle Manipulation geſchwunden ſei. Sie tröſtete ihn auf's Beſte und bat ihn die Speculation damit fortzuſetzen. Er that es mit dem größten Eifer, kam in den Beſitz von Actien, von Looſen, von Papieren aller Art — nur nicht in den Beſitz von Geld — ſondern von enormen Schulden, die ſich gehäuft hatten — er wußte nicht wie. Einmal hatte er ſich freilich das unſchuldige Vergnügen gemacht, eine bedeutende Summe zu borgen, damit Graziane den Spaß habe eines glänzenden Gewinnes ſich zu erfreuen. Es war ſeine Abſicht, das Geld am andern Tage dem Wucherer zurück zu ſtellen; doch Graziane beſtand darauf, daß er das Glück verfolge. Er verlor das Geld und gerieth in einen finanziellen Wirrwar, aus welchem ſo wenig Rettung für ihn war, wie für den Schiffer, deſſen Nachen in einen Strudel gerathen iſt: er rudert und rudert mit größter Anſtrengung; er bewegt auch den Nachen; doch nur im Kreiſe. Und immer enger wird der Kreis, je mehr der Nachen ſich dem Mittelpunkt des Strudels nähert. Endlich läßt der Schiffer die müden Arme ſinken, ſtarrt in den ſichern Untergang und ſchießt plötzlich mit ſeinem Nachen in die Tiefe. Die ſtrudelnden Wellen ſpielen noch eine Zeit lang mit dem Manne und ſeinem Fahrzeug — aber Rettung iſt unmöglich. So ungefähr, doch noch nicht auf der letzten Stufe, ſtand es mit ihm.

Da brach bei Ignaz das Delirium tremens aus und man brachte ihn zu einem Arzt, der in einer Privatanſtalt Geiſteskranke behandelte. Graf Richecourt glaubte in dieſem Augenblick der Beſtürzung und Verwirrung werde ſein Geſtändniß geringeren Eindruck machen. Er warf ſich Grazianen zu Füßen und bekannte ſich ſchuldig, mit maßloſem Unglück ſpeculirt zu haben — und zwar in ihrem Namen — wie ſie das gewünſcht habe. Er wage kaum die Ziffer der angehäuften Schuld zu nennen; — es müſſe aber ſein. Graziane beruhigte ihn mit der Verſicherung, ihr Mann ſei außerordentlich reich, ſie ſelbſt habe Vermögen, ſie wolle fortan ſehr eingeſchränkt leben, die Schuld werde ſich nach und nach abtragen laſſen; er möge nur angeben, was zuerſt zu thun ſei. Natürlich ſagte er: Geld verlangen.

Nun erhielt Graziane die Kunde, ihr Vater und Emerenz würden kommen und das Geld mitbringen. Dies war ſehr wenig nach ihrem Wunſch und durchaus gegen den des Grafen Richecourt. Er war entſchloſſen zu verſchwinden und alle Gläubiger direct an die Baronin Erling zu weiſen; denn der Vater werde ohne Zweifel mit dieſen Blutſaugern von Juden und Wucherern ſehr leicht fertig werden. Mit dergleichen willkürlichen „ohne Zweifel“ ſetzte er leichtfüßig über die bedenklichſten Fragen hinweg und er ſann nur darüber nach, wie er Graziane auf ſein Verſchwinden und deſſen Nothwendigkeit vorbereiten wolle. Ein unverhofftes Glück bot einen vortrefflichen Ausweg.

Man meldete ihm aus Bordeaux, das betreffende Fräulein ſei höchſt eingenommen von ſeiner Photographie und wünſche lebhaft ſeine perſönliche Bekanntſchaft. Entſpreche dieſe ihren Erwartungen und den Forderungen, welche der Vater an den künftigen Eidam ſtelle, ſo werde auf dieſen Beſuch bald die Hochzeit folgen können, da das Fräulein vor Kurzem ſechszehn Jahre alt geworden ſei.

Graf Richecourt wußte ſich vor Freude nicht zu faſſen. Er wäre faſt auf die Kniee gefallen, um Gott zu danken. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb Graziane einen Brief von acht Seiten. Sieben Seiten füllte er mit den Verſicherungen ſeiner Bewunderung, ſeiner Verehrung, ſeiner Dankbarkeit und mit Klagen über die Grauſamkeit ſeines Schickſals, das ihn von ihr hinwegreiße. Und auf der letzten Seite ſchrieb er, ſein Wort ſei dem jungen Fräulein gegeben; er müſſe es halten, wenn auch mit brechendem Herzen, denn ſein Wahlſpruch ſei: Die Ehre über Alles.

Es war ein vortreffliches Schriftſtück, das er nicht ohne Wohlgefallen bezüglich ſeines Styls überlas. Dann ſetzte er ſich auf die Eiſenbahn und fühlte ſich von ſchwerer Laſt befreit, als ihm Paris im Rücken lag. Graziane erhielt am Vormittag ſeinen Brief. Am Abend traf Veldegg mit Emerenz ein.

Viertes Kapitel.

Es war ſehr ſtill im Schloß von Grafenthurm. Wenig Dienſtboten. Die großen herrſchaftlichen Zimmer geſchloſſen. Freilich war der Aufenthalt auf dem Lande nicht lockend in jener Jahreszeit, wo Winter und Frühling unter heftigen Kämpfen mit einander um den Sieg ſtreiten. An dieſem Tage war er entſchieden auf Seiten des Winters. Der Schneeſturm heulte und aus dem grauen Gewölk ſauſten rieſenhafte Flocken ſo maſſenhaft herab, daß ſie das Tageslicht verdunkelten. Im Schloßhof und im Garten herrſchte Grabesſtille und im Schloß ſelbſt gab ſich nur im kleinſten Theil desſelben einiges Leben kund. Der Thurm, der einſt das Hauptgebäude geweſen, jetzt aber in ſeiner Alterthümlichkeit erhalten und an den Neubau gelehnt war, ſchien bewohnt zu ſein, denn deſſen ſämmtliche Fenſter waren weder durch Vorhänge, nach durch Läden geſchloſſen. Dieſe viereckige Steinmaſſe ſah von Außen plump aus, war aber zu einer äußerſt behaglichen Wohnung eingerichtet und hatte ſeinen beſondern Eingang. Unmittelbar neben demſelben lag die Wendeltreppe, die zu drei Stockwerken führte. Jedes Stockwerk hatte vier Zimmer.

Im Salon des mittleren Stocks ſaßen zwei Damen mit Handarbeit beſchäftigt. Ein großer alterthümlicher Ofen erwärmte gründlich das große Gemach. Ein ſtarker Teppich bedeckte den Fußboden, Portieren von ſchwerem Stoff hingen vor den Thüren und Doppelfenſter hielten jeden Luftzug ab. Die ganze Einrichtung war ſo behaglich, daß man ſich recht gemüthlich und häuslich zufrieden hätte fühlen müſſen. Da das letztere nicht bei dieſen Damen der Fall war, ſo ſpürten ſie auch nichts von dem erſten — und das war ſehr begreiflich, denn die eine dieſer Damen war Graziane und dieſen Thurm mit ſeinen elegant behaglichen Räumen hatte Eugenia für ihren Sohn einrichten laſſen, als er zum Erſtenmal mit Frau und Kind nach Grafenthurm kam.

In tauſend Erinnerungen an die Wechſelfälle in ihrem jungen Leben verſenkt, ließ Graziane die Handarbeit ruhen und blickte träumeriſch auf den wilden Tanz der Schneeflocken, die der Sturm gegen die Fenſter wirbelte. Sie war immer die intereſſante ernſte Graziane, mit ihren ſchwarzen melancholiſchen Augen.

„Ob es wohl noch einmal Frühling wird“ — ſagte ſie halblaut.

„Dem Kalender zufolge in acht Tagen,“ verſetzte die andere Dame; „allein ich muß bekennen, daß ich dieſe Winterſtürme dem grauen, kühlen, duftigen nordiſchen Frühling weit vorziehe. Ueberhaupt liebe ich die Stürme — ſie ſind von großartiger Poeſie.“

„Ja, in der Poeſie.“

„Nein! auch in der Wirklichkeit! Wie wir hier leben, ſtill, abgeſchieden, in dem alten ganz herrlich eingerichteten Thurm, den die Stürme umſauſen, auf dem die Wetterfahne kreiſchend ſich dreht — iſt das nicht eine poetiſche Situation? könnte man ſie nicht gleich zu einer Ballade benutzen? wird man nicht an alte Sagen erinnert von gefangenen Königinnen? . . . oder an die ſchöne, tragiſche Maria Stuart?“

„Ich ſtaune immer von Neuem, Feodora, daß Du Dir die Neigung bewahrt haſt, mit Phantaſiegebilden Dich zu unterhalten.“

„Wer in der Wirklichkeit ſein Glück, ſeine Freude, ſeinen Genuß nicht findet, erſetzt das Alles durch Phantaſiegebilde, ſo wie Jemand, der an die kalten und kahlen Wände eines Zimmers, das er nicht verlaſſen darf, ſchöne Gemälde aufhängt.“

„Sie ſind todt und ſie bleiben todt, Feodora.“

„Aber meine Phantaſie iſt lebendig, indem ich ſie male.“

„Deſto nüchterner nimmt ſich die Wirklichkeit gegen ſie aus, und in ihr müſſen wir leben. Was hilft mir der

Gedanke hier zu ſitzen wie eine gefangene nordiſche Königin, wenn ich die unglückliche Graziane bin und bleibe.“

Feodora, als ein Fräulein von dreißig Jahren, hatte ſich der Reſignation in die Arme geworfen und ſich entſchloſſen, die Poeſie höher zu ſchätzen als die Wirklichkeit. Dies war nicht der Fall mit Graziane, der fünfundzwanzigjährigen Frau eines Geiſteskranken, der in ſeinen lichten Augenblicken nichts begehrte als — Alkohol.

Es fanden im verfloſſenen Sommer die traurigſten Auftritte ſtatt, als Beldegg und Emerenz nach Paris und Grazianen zu Hülfe eilten. Am wenigſten traurig war es, Ignaz ſicher untergebracht und in zuverläſſiger Behandlung zu finden. Doch der Wirrwarr der pecuniären Verhältniſſe, dieſe Schuldenlaſt, dieſe Sorte von Gläubigern und dazwiſchen Graziane ganz zerſchmettert — nicht von dieſen Dingen, ſondern von Schmerz über Richecourt, den ſie nur in ſo fern nannte, als ſie unumgänglich Auskunft geben mußte über dieſen wahnwitzigen Ankauf und Verkauf von Papieren, die zum Theil ſo wenig Werth hatten wie ein Zeitungsblatt von geſtern: das Alles führte zu herzzerreißenden Verwickelungen und Enthüllungen. Es war für Beldegg unmöglich, dieſe Angelegenheit zu entwirren. Er übergab ſie einem geſchickten Advokaten, damit gerechte Anſprüche von Wucher und Prellerei geſchieden würden — und kehrte mit Töchtern und Enkel in die Heimat zurück.

Graziane wäre viel lieber in Deggenrain und bei ihrem Vater geblieben; doch Eugenia ließ das nicht zu. Zwei Töchter und ein Enkel — das wäre ja ein ganzer Familienkreis für Veldegg, ſie aber vereinzelt geweſen! Ueberdies war ſie allzu erzürnt über Graziane, um ihr nicht etwas heilſame Strafe angedeihen zu laſſen.

„Von Selbſtſtändigkeit kann ja in keiner Beziehung bei Graziane die Rede ſein,“ ſagte Eugenia, als ſie mit Veldegg die Zukunft ihrer Schwiegertochter überlegte; „ſie hat uns leider bewieſen, daß ſie weder ſich ſelbſt, noch ein Haus zu leiten verſteht, und es ſcheint mir das Sicherſte, wenn ſie bei mir in früherer Weiſe lebt. Der Aufenthalt in Grafenthurm iſt ihr dann geſichert; ob wir aber unſer Haus in der Reſidenz behalten, iſt fraglich.“

„Steht es ſo ſchlimm?“ ſagte Veldegg beſtürzt.

„Wenn auch nicht eben ſchlimm, ſo iſt doch der Geſchäftsführer entſchieden der Anſicht, daß man liquidire; weil der Chef des Hauſes unheilbar erkrankt und deſſen Sohn und Erbe ein ſechsjähriger Knabe ſei. Dieſe beiden Umſtände bieten nach ſeiner Meinung einen günſtigen Augenblick, um ohne Aufſehen dieſen Schritt zu thun. Von der Höhe der früheren Jahre ſei das Haus ſchon lange, theils durch äußere Conjuncturen, theils durch den Mangel eines tüchtigen Chefs herab geſtiegen. Er ſelbſt werde alt und fühle ſich der Laſt und der Verantwortung nicht gewachſen. Der Zeitpunkt ſei gekommen, um mit Ehren das Haus aufzulöſen.“

„Seine Anſicht ſcheint mir ganz richtig und muß in dieſem Fall maßgebend ſein. Möge Emerich's Vermögen ſich verringern, wenn es nur geordnet und geſichert iſt;“ ſagte Veldegg.

So bitter Eugenia ſich durch den Zuſtand ihres Sohnes gedemüthigt fühlte, ſo eifrig ſuchte ſie ſich andererſeits Genugthuung für ihre despotiſche Neigung zu verſchaffen, indem ſie Schwiegertochter und Enkel unter ihre Botmäßigkeit brachte. Sie fand es in der Ordnung, daß Graziane, die den großen Wirrwarr in Paris angeſtiftet habe, mit ihrem Vermögen dazu beitrage die Schuld zu decken, und dieſe war zu Allem bereit, was die Schwiegermutter begehrte, wenn man ſie nur mit dieſer ſchrecklichen Geſchäftsſache verſchonte. Hätte ſie gewußt, wie beſtürzt Graf Richecourt aus Bordeaux zurückkehrte, ſo würde ſie darin eine gerechte Strafe gefunden haben. Mochte das junge Fräulein von ſeiner perſönlichen Erſcheinung ebenſo eingenommen ſein, wie von ſeiner Photographie — der Vater war es ſo wenig, daß er die Verhandlungen ohne Weiteres abbrechen wollte, und ſich ſchwer herbeiließ auf Richecourt's Anſprüche einzugehen, der eine Vergütung verlangte, weil er „ohne Zweifel“ eine glänzende Heirath gemacht hätte, wenn er frei geweſen wäre; er habe ſich ſtets als gebunden betrachtet. Der Vater entgegnete, davon ſei nie die Rede geweſen. Graf Richecourt erneuerte jedoch ſo unermüdlich und mit einem ſolchen Strom von Worten ſeine Behauptung, daß der Kaufmann ſchließlich fand, es ſei vortheilhafter einige tauſend Francs, als ſeine koſtbare Zeit mit dieſem Schwätzer zu verlieren — und der elegante Graf Leonie de Richecourt mußte ſehr froh ſein, für die Summe von vierzigtauſend Francs ſeine vermeintlichen Anſprüche zu verkaufen.

Von dieſer Wendung ſeines Schickſals wußte Graziane nichts. Sie war in Grafenthurm und blieb dort, als ihre Schwiegermutter im Spätjahr wie gewöhnlich in die Reſidenz ging. Graziane erklärte, es ſei ihr unerträglich in der Welt zu erſcheinen. Paris habe ſie in dieſer Beziehung überſättigt; ſie wiſſe ſich zu beſchäftigen, und für den kleinen Emerich ſei das Landleben vortheilhafter als der Aufenthalt in der Stadt. Ueberdies ſei ſie ungefähr in der Lage einer Wittwe und die Zurückgezogenheit gezieme ihr.

Eugenia fand das ſehr paſſend und ließ ihr Feodora zur Geſellſchaft. Ein junger braver Mann war gefunden, der bei dem Kleinen die Hofmeiſterſtelle übernahm, und ſo befand ſich in Grafenthurm ein kleiner häuslicher Kreis, den hauptſächlich der Knabe belebte, der mit allen Gaben der Natur ausgeſtattet, mehr Veldegg als Erling war. Bei der Wahl des Hofmeiſters hatte es ſtille Kämpfe gegeben, welche nicht von Graziane ausgingen. Emerenz und Eugenia ſtanden einander gegenüber, und zu Eugenia's größtem Schmerz hatte Emerenz geſiegt. Eine jämmerliche Erziehung durch eine verblendete Mutter trug die Hauptſchuld am Verderben des unglücklichen Ignaz, und Veldegg verſchloß ſich dieſer Einſicht nicht. Darauf fußte Emerenz, um ihn zu beſchwören, einen Mann zu wählen, der chriſtliche Prinzipien habe, mit denen er freilich auch andere Fähigkeiten verbinden müſſe. Sei er tauglich und geſchickt wie alle Uebrigen, ſei er außerdem aber auch noch ein guter Chriſt: ſo wage man ja nichts bei einer ſolchen Wahl. Erweiſe ſie ſich unbefriedigend, ſo könne man ja einen Wechſel vornehmen.

Eugenia wendete ein:

„Vielleicht iſt es doch zweckmäßiger in unſeren Tagen religiöſer Aufregung ein Kind ohne poſitive Religion zu erziehen. Iſt ſeine Vernunft dereinſt entwickelt, ſo verſteht es vorurtheilsfrei die verſchiedenen Lehrſyſteme und entſcheidet ſich ſelbſtſtändig für das Eine oder das Andere.“

„Oder auch für Keines und tappt dann zeitlebens unſicher umher,“ ſagte Veldegg ungewöhnlich lebhaft.

„Sie haben zu entſcheiden, beſter Veldegg,“ ſagte Eugenia einlenkend; „Sie kennen meine Art: ich mache

Einwände, um mich von Ihnen belehren zu laſſen. Allzu gründlich iſt mir die Erziehung meines armen Sohnes mißglückt, als daß ich bei der meines Enkels ein entſcheidendes Wort beanſpruchen möchte.“

Wenn Eugenia dergleichen Selbſtanklagen vorbrachte, war Veldegg gerührt durch die ſcheinbare Demuth und er gab zur Antwort:

„Ihr Enkel iſt der meine und iſt der einzige Nachkomme meiner drei Kinder. Mein Hab' und Gut muß ich einſt ihm geben, und meinen Namen, der ſonſt ausſterben werde, will ich ihm geben. Sie können alſo überzeugt von der Liebe ſein, die ich für den Knaben fühle, und von der Sorge, mit welcher ich ſeine Erziehung überwachen werde.“

Und ſo war denn Emerich in den Händen eines jungen tüchtigen Mannes, der von ſeiner Aufgabe im chriſtlichen Sinne durchdrungen war und vor Allem die Seelenbildung des Kindes vor Augen hatte.

Zum Weihnachtsfeſt hatte Emerenz ihre Schweſter beſucht und mit Freuden die Veränderung bemerkt, die in drei Monaten mit dem verwilderten unbotmäßigen Knaben vorgegangen war.

„Denke Dir,“ ſagte Graziane, „Emerich gehorcht auf's Wort!“

„Und nur das iſt Gehorſam!“ rief Emerenz froh. „Gehorchen, weil es der Einſicht oder der Ueberzeugung entſpricht, iſt etwas ganz Anderes, als kindliche Folgſamkeit.“

War auch Graziane in ihrem winterlichen Aufenthalt nicht eben heiter geſtimmt, ſo war doch in ihrem Sohn ſo viel Gutes und Liebenswürdiges, und es kam unter einer ſorgſamen Pflege ſo erfreulich zu Tage, daß ſie ſich, wenigſtens vorübergehend, erwärmt und zufrieden fühlte. Emerenz hoffte, die Mutterliebe werde ſchließlich alle Schwärmerei, die ja nur eine Ausartung oder eine verkehrte Anwendung des Gefühls iſt, beſiegen. Ueberdies kann wahre Mutterliebe ohne Liebe zu Gott gar nicht beſtehen; denn ſie iſt nur dann die wahre, wenn ſie ſich als das Werkzeug betrachtet, durch welches das Kind zu Gott geführt werden ſoll. So hoffte Emerenz weiter: was eigentlich die Mutter für das Kind zu thun habe, werde vielleicht durch das Kind für die Mutter — ja ſogar für den Großvater geſchehen.

An jenem ſtürmiſchen Wintertage ſprang Emerich nicht ſo munter wie gewöhnlich in den Salon hinein, er ſah übel aus und ſeine Hände waren heiß. Abends trat ein heftiges Fieber ein, und als der Arzt kam, war die Diphtheritis ausgebrochen.

Emerenz und Veldegg folgten ſogleich der Bitte Grazianens, die in ängſtlicher Spannung dem raſchen Verlauf der ſchrecklichen Krankheit zuſah. Die allgemeine Beſorgniß war bald gehoben. Der Kleine genas; aber Graziane wurde von derſelben Krankheit befallen und ihre Geneſung ging ſehr langſam vorwärts, und ſie war erſt hergeſtellt, als der Frühling in aller Pracht grünte und blühte. Veldegg und Emerenz waren während der ganzen Zeit, theils zur Pflege, theils zur Geſellſchaft in Grafenthurm geweſen. Jetzt gingen ſie nach Deggenrain. Graziane wollte ihnen in nächſter Zeit mit Emerich und Herrn Roſer folgen, um einige Monate dort zu verweilen. Während ihrer Anweſenheit ſollte Emerenz die Badecur brauchen, welche der Arzt ſchon ſeit zwei Sommern vergebens für ſie verlangt hatte. Sie war jetzt dazu bereit, weil ſie ihren Vater in einer vortrefflichen Geſellſchaft zurückließ — in der eines tief gläubigen, gebildeten, charaktervollen jungen Mannes, und in der eines Knaben, deſſen ſchöne Geiſtes- und Herzensanlagen auf dem warmen Boden und in der ſonnigen Atmoſphäre des Chriſtenthums entwickelt wurden. Von Emerich hörte Veldegg die erſten Grundlehren der Religion in ihrer ganzen Einfachheit und Erhabenheit — und gegen den heiligen Glauben des Kindes war keine Controverſe möglich. Von Emerich vernahm Veldegg die Leidensgeſchichte des Erlöſers, und wenn der Knabe zuweilen mit Thränen im Auge und mit bebenden Lippen einzelne Züge, die ihn beſonders ergriffen, erzählte, ſo dachte Veldegg fortwährend in ſeinem Herzen: O ſeliger Glaube! O ſeliges Kind! — Einmal hatte Veldegg den Herrn Roſer gefragt:

„Wie fangen Sie es an, um in das Kind den Glauben hineinzulegen?“

„Im unſchuldigen Kinde iſt die Glaubensfähigkeit durch die Taufgnade vorhanden, Herr Baron,“ verſetzte Herr Roſer; „daher faßt es die Glaubenslehren ſehr leicht. In dem Maß als das Kind die Taufgnade verliert, geht ihm auch die Glaubensfähigkeit verloren und es kann zum Zweifler, ja allmälig zum Gleichgültigen, zum Ungläubigen werden, wenn es nicht Sorge trägt, daß ihm das Sacrament der Buße die verlorene Gnade und mit ihr die Glaubensfähigkeit wiederbringt.“

„Steht dann . . . ich meine im ſpäteren Leben — der Glaube ſo feſt wie in dem unſchuldigen Kinde?“

„In anderer Weiſe, Herr Baron! Das Kind ahnt keinen Zweifel — der Mann beſiegt ihn. Innerhalb des engen kindlichen Horizontes bietet weder der Geiſt noch die Außenwelt Verſuchungen, die gegen die Glaubenslehren ſtreiten. Dem Mann drängen ſie ſich auf Schritt und Tritt entgegen. Das Kind hat Frieden, der Mann hat Kampf — und dies iſt ja überhaupt die Signatur der verſchiedenen Lebensalter. Daher iſt es ſo unbeſchreiblich wichtig, daß das Kind im ungetrübten Frieden der Unſchuld verbleibe.“

Emerenz jubelte im Stillen bei dergleichen Geſprächen; denn Herr Roſer war aus einer ganz entfernten Gegend, kam ganz fremd in die Familie, hatte keine Ahnung von der irreligiöſen Richtung Veldegg's;

— folglich durfte dieſer nicht annehmen, daß Herr Roſer die Abſicht habe ihn zu bekehren, — was er häufig bei Emerenz und bei ſeinem Pfarrer vorausſetzte, und ſich dadurch gegen das was ſie ſagten zur Wehr ſetzte.

„Wir ſollen nicht die Genugthuung haben, lieber Herr Pfarrer, günſtig auf meinen Vater eingewirkt zu haben,“ ſagte Emerenz lächelnd; „ein Kind wird uns den Rang ablaufen.“

„Deſto beſſer! ſo bleiben wir in der Demuth und danken Gott, daß er tauglichere Werkzeuge hat. Indeſſen wiſſen wir doch nicht, wie weit die Tochter dem Enkel vorgearbeitet hat, liebe Frau Gräfin.“

Emerenz ſollte abreiſen und Feodora ſie begleiten. Nach der Badecur wollte ſie einige Zeit bei Gräfin Tengenberg zubringen. Ihre Abweſenheit war auf zwei Monate berechnet. Veldegg befand ſich ſehr wohl und in beſter Umgebung; ſie hingegen fühlte ſich ſo angegriffen, daß ſie wünſchte ihre Geſundheit zu ſtärken und die Reiſe war ihr willkommen. Doch am Vorabend der Abreiſe erkrankte ſie. Schon lange hatte ſie täglich gegen Abend ein leichtes Fieber gehabt, ohne es zu ahnen. Sie war nie krank geweſen, und ſo hielt ſie die unbehagliche Erregung, die mit dem Fieber verbunden iſt, einfach für Nervenſchwäche, der man nicht nachgeben dürfe. Jetzt ſtellte ſich die Sache anders, und der Arzt verſuchte vor Allem dem Fieber ein Ende zu machen. Ohne Erfolg. Er verlangte, daß ein zweiter Arzt herbeigezogen werde. Auch dieſer war nicht glücklicher. Ein unſäglicher Schreck bemächtigte ſich aller Gemüther. Emerenz leidend, krank, vielleicht ſehr krank, ſogar gefährlich krank: dieſen Gedanken hatte noch nie Jemand gehabt. Es war ſo viel Leben, ſo viel Kraft in ihr — ihr ganzes Weſen war durch und durch der Gegenſatz zu Kränklichkeit — man hätte ſie für unſterblich halten mögen. Und jetzt waren zwei erfahrene Aerzte nicht im Stande, ſie von einem elenden Fieber zu befreien. Veldegg gerieth in tödtliche Angſt. Emerenz war nicht bettlägerig, ſie erſchien im Familienkreiſe, ſie nahm Theil an der Unterhaltung — doch ihre ſchlafloſen Fiebernächte erſchöpften mehr und mehr ihre Kräfte. Sie ſtand immer ſpäter auf und legte ſich immer früher nieder. Sie verließ nicht mehr ihre Zimmer. Sie ertrug nicht mehr die Anweſenheit verſchiedener Perſonen — nicht mehr lautes, fortgeſetztes Geſpräch — und eines Morgens ſagte ſie:

„Ich will heute den ganzen Tag im Bett bleiben . . . ich bin ſo müde.“

Veldegg ſtarrte ſie an. Ihm war als werde ein Schleier von ſeinen Augen genommen. Wie furchtbar ſah die ſchöne blühende Emerenz aus! wie eingeſunken das Auge! wie entſtellt die Züge! wie entfärbt, wie abgezehrt das Antlitz! —

Als er ihr Zimmer verließ, ſtand der Angſtſchweiß auf ſeiner Stirn, ſeine Zähne ſchlugen auf einander. Er traf einen Arzt, legte die Hand mit eiſerner Schwere auf deſſen Schulter und ſagte mit erſtickter heiſerer Stimme:

„Sie ſtirbt! . . . das iſt mein Todesurtheil.“

Der Arzt ſagte, was ihm in einem ſolchen Fall zu ſagen bleibt. Doch Veldegg hörte nicht auf ihn und wiederholte nur:

„Sie ſtirbt! O meine Emerenz . . . meine Emerenz! . . . ſie ſtirbt.“

Die Einen hofften mehr, die Anderen weniger. Es wird den Angehörigen und der nächſten Umgebung unglaublich ſchwer, ſich zu überzeugen, daß der Tod ſich naht. Das geht ſo weit, daß ſie zuweilen Symptome des Todes für Symptome der Geneſung halten. Dieſe Hoffnung iſt eine Erleichterung. Ohne ſie würden ſie in jedem Augenblick am Krankenlager den Schmerz des letzten Abſchieds empfinden.

Emerenz wußte nicht, wie es mit ihr ſtehe. Der Hausarzt ſagte dem Pfarrer, es ſei nicht unmöglich, daß ſie, wenn das Fieber ſich ſteigere, plötzlich auslöſchen werde. Der Pfarrer theilte ihr tief erſchüttert die Anſicht des Arztes mit.

„Muß ich ſchon ſterben!“ ſagte ſie überraſcht; „ich bin doch noch jung . . . und ſehr unfertig.“

„Nach ſeinem Rathſchluß ruft Gott der Herr über Leben und Tod die Seinen ab. Die Ergebung, mit der wir die Entſcheidung aus ſeiner Hand annehmen, iſt unſer letztes Opfer, liebe Frau Gräfin."

„Das meine nicht," erwiederte Emerenz ſanft.

In tiefem Frieden bereitete ſie ſich vor auf die letzte Stunde, von der ſie nicht wußte, wann ſie ihr ſchlagen werde. Dann ließ ſie ihren Vater bitten zu ihr zu kommen. Er kam mit der mühſam unterdrückten Troſtloſigkeit, in welche der bevorſtehende Verluſt der Tochter ihn verſenkte. Sie beſprach mit ihm ihren letzten Willen ſo ruhig, wie ſie vor einiger Zeit ihre Badereiſe beſprochen hatte. Graziane hatte ſich ihren Antheil an Hainau auszahlen laſſen, um zur Deckung der Pariſer Schulden beizutragen, wie ihre Schwiegermutter es verlangte. Jetzt ſetzte Emerenz den kleinen Emerich zum Erben von Hainau ein, doch mit der Beſtimmung, daß Graziane die Einkünfte genieße, damit die Arme einer unabhängigen Exiſtenz ſicher ſei, da man ja noch immer nicht wiſſe, wie ſich die Erting'ſche Angelegenheit geſtalten werde. Die Einkünfte des kleinen Tengenberg'ſchen Vermögens beſtimmte ſie zu Jahrgeldern für zwei Dienſtboten, die ſeit ihrer Heirath bei ihr waren und für ein Paar hülfsbedürftige Perſonen. Das Capital ſollte getheilt werden und zur Hälfte der Armenkaſſe von Deggenrain und der von Obertengenberg zufallen.

Mit brechendem Herzen und mehr durch Zeichen als durch Worte gab Veldegg die Verſicherung, daß

Alles genau befolgt und erfüllt werden ſolle. Endlich ſagte Emerenz:

„Jetzt habe ich nur noch einen Wunſch, mein lieber, theurer Vater. Es iſt der, welcher mich in dieſen ſieben Jahren, die ich bei Dir verlebte, beſeelt hat und Gegenſtand meines inſtändigen und beharrlichen Gebets geweſen iſt. Es iſt der Wunſch in Dir einen treuen Sohn der katholiſchen Kirche zu ſehen. Dies Glück zu erleben — o liebſter Vater! . . . für dieſe Wonne habe ich keine Worte. Aber ſie war zu groß für mich und ich bekenne willig, daß ich ſie nicht verdient habe. Jetzt, da ich auf dies Glück verzichten muß, ruft mich der liebe Gott in eine andere beſſere Welt. Vielleicht werde ich dort beſſer für Dich beten können als hienieden, wo mein ohnehin ſo armſeliges Gebet ſeine geringe Wirkſamkeit durch meine tauſend Fehler verlor. Dann wird er Dir gewiß die Erkenntniß geben, die Eine, die uns Allen nothwendig iſt: daß die Menſchwerdung Gottes der Mittelpunkt der Weltgeſchichte und der Mittelpunkt jedes einzelnen Menſchenlebens iſt. Zu ihm ſollen all' unſere Wege gerichtet ſein. Zu ihm ſollen wir uns hinwenden, uns hinziehen laſſen, durch Freude und Leid, durch Glück und Schmerz. Und da wir ſo eingerichtet ſind, daß uns Leiden und Schmerzen am ſicherſten zu Gott hinführen, ſo muß er ſie uns ſo lange zuſenden, bis wir erkennen, daß ſie uns auf den Pfad des Heils hinweiſen, den wir einſchlagen ſollen. Dieſe höchſte Gnade wird die Liebe für Dich erflehen, theurer Vater . . . und ſehen wir uns dereinſt in der Ewigkeit wieder, ſo werden wir beſeligt die Hymne von Gottes Erbarmungen ſingen.“

Mit einem Jammerſchrei, der ſich ſeiner gequälten Bruſt entrang, ſank Veldegg neben dem Sterbebett auf die Kniee und ächzte:

„O meine Emerenz, verlaß mich nicht! ich will glauben wie Du glaubſt . . . aber bleibe bei mir . . . Emerenz, Du Einzige.“

„Gott will es nicht!“ erwiederte ſie ſanft; „ich verdiente nicht den Tag dieſes Glücks zu ſehen. Es wird Beſſeren, als ich bin, zu Theil werden. Ich habe dies Opfer meinem Herzen abgerungen, mein liebſter Vater.“

„Nein, Emerenz, nein! Beſſeres wie Du gibt es für mich nicht. Was der Vater für ſein Kind ſein ſoll, biſt Du für Deinen Vater geworden: ein Schutzengel! . . . Ja Emerenz . . . ein Schutzengel . . . liebend, betend, ſchweigend, ſelbſtlos, geduldig: ſo haſt Du ſieben Jahre, die ſchönſten Deiner Jugend, an meiner Seite und nur für mich, den alternden, kränkelnden Vater gelebt. Meinſt Du, das habe mir keinen Eindruck gemacht und ich hätte nicht verſtanden, welch Gefühl Dich beſeele? Nein, Emerenz, ſo ſtumpf war mein Herz nicht. Doch um zu ſagen: Du haſt Recht, Emerenz, und ich habe Unrecht — dazu gehörte der zerſchmetternde Hammerſchlag auf mein Herz, der Dich mir raubt. Jetzt ſollſt Du wenigſtens den Troſt in die Ewigkeit mitnehmen, daß ich mich auf Gnade oder Ungnade in die Arme Gottes werfe und daß Du es biſt, Du allein, die mich dazu gebracht hat!" — —

Ganz Deggenrain ſtrömte am andern Morgen im Schloßhofe und in der untern Halle zuſammen, als man erfuhr, daß der Pfarrer die heilige Wegzehr der Frau Gräfin bringe, und viele Thränen floſſen, als er daher kam den Heiland der Welt, tragend und, am Portal von Kerzenträgern empfangen, durch die knieende Menge und über die große geſchmückte Treppe ſchritt und oben verſchwand.

Aufgerieben und abgezehrt von der Krankheit, welche die Aerzte galoppirende Schwindſucht nannten, athmete Emerenz leiſe mit geſchloſſenen Augen. Die Schatten des Todes lagen auf ihrem Antlitz, das Leben war am ſtillen Erlöſchen. Da empfing ſie die heilige Wegzehr und ſchlug die Augen auf. Und aus dieſen trüben, matten, tief eingeſunkenen Augen ſtralte urplötzlich ein Licht auf, wie der Abglanz aus einer höheren Welt. Sie ſah zu Füßen ihres Sterbebettes ihren Vater auf einem Betſtuhl knieend, der nach ihr das Unterpfand des ewigen Lebens empfing. Mit dieſem Blick ſchloſſen ſich ihre Augen für dieſe Welt.

Tiefe Stille herrſchte in dem Zimmer, in welchem ſich ſo wunderbare, ſo göttliche Geheimniſſe vollzogen. — —

Der Pfarrer zerdrückte eine Thräne und ſagte: „In pace.“

Fünftes Kapitel.

„Sie kommt zu uns," ſagte Gräfin Tengenberg in Thränen ſchwimmend, „und ſie bleibt bei uns."

„Unverlierbar," ſetzte Graf Andreas hinzu.

Für ihn war die ganze Welt mit einem Trauerflor bedeckt.

Außer in ihren letzten Tagen hatte Emerenz nie von ihrem Tode geſprochen. Man fand aber einen Papierſtreif, auf den ſie mit Bleiſtift und mit zitternder Hand geſchrieben hatte:

„In Obertengenberg habe ich zum erſten Mal in meinem Leben zu Füßen eines Cruzifixes geſchlafen. Ich möchte in der Gruft zu Obertengenberg an Hellmuth's Seite den Schlaf finden, auf den ein ewiger Morgen folgt."

Als Gräfin Tengenberg dieſe Nachricht empfing, rief ſie:

„Wer weiß, ob ſie es nicht der Barmherzigkeit Gottes abgerungen hat, daß Hellmuth nicht auf ewig verloren gehe."

Veldegg geleitete die theure Leiche nach Obertengenberg.

„Anders als Sie es einſt wünſchten,“ ſagte er zu Andreas, „führe ich ſie Ihnen zu, ſie — deren Werth Sie zuerſt von uns Allen im vollen Umfang erkannt haben.“

Schweigend erwiederte Andreas Veldegg's Händedruck. Er war ſprachlos vor Schmerz.

Die letzten Töne des Requiems verhallten und Veldegg's Kraft brach mit ihnen zuſammen. Ein neuer Anfall ſeines Herzleidens trat mit ſolcher Heftigkeit ein, daß der erſchreckte Arzt Beiſtand verlangte. Ein Telegramm rief Graziane und Veldegg's Hausarzt herbei.

Die zärtlichſte Pflege und die ſorgſamſte ärztliche Behandlung vermochten nicht Veldegg zu retten. Er entſchlief im Frieden des Herrn. Graf Andreas führte ſeine Ueberreſte nach Teggenrain, deſſen Herrin jetzt die vereinſamte, ſchmerzgebeugte Graziane war.

Nach ſeiner Rückkehr ging Andreas in die Gruft, wo ſein Vater und ſein Bruder, Hellmuth und Emerenz in ihren großen ſchwarzen Särgen in feierlicher ernſter Reihe ruhten. Dort betete er ein De profundis, küßte ihren Sarg und ſagte:

„Unverlierbar.“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

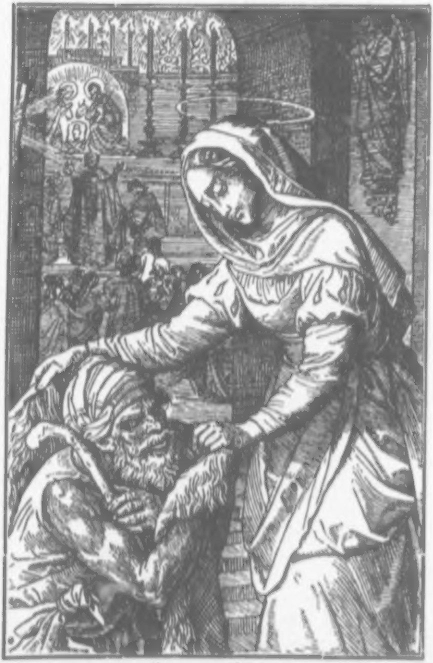

[illegible] [illegible]

Die heilige Zita,

Dienſtmagd zu Lucca im Dreizehnten Jahrhundert.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1878.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mainz. Druck von Florian Kupferberg.

Ein Leben von ſechszig Jahren: zwölf Jahre ein kleines gehorſames frommes Bauernmädchen im Hauſe braver Eltern; — achtundvierzig Jahre eine treue thätige fromme Magd im Hauſe ein und desſelben Herrn; — weder außerordentliche Schickſale, noch Krankheiten, noch Verfolgungen; — kein Kloſter, keine Ordensgelübde, keine Congregation; — Tag für Tag, und Jahr um Jahr nach allen Seiten hin die gewöhnlichſte Alltäglichkeit: ſo war Zita's Leben. Und als ein kurzes Krankenlager es beendete, als ſich ihr reines gutes Auge für die Erde ſchloß — ſiehe! da war ſie im Himmel eine Heilige — da fuhr ihre Seele auf zu den ewigen Freuden, ſank anbetend nieder vor dem Throne des Lammes, und alle Chöre der Engel frohlockten ihr Hoſanna entgegen; — und über dem Hauſe ihres Herrn auf Erden ging plötzlich ein wunderſchöner Stern auf, der im hellen Sonnenlicht ſo glänzend ſtrahlte, wie vielleicht ihre verklärte Seele im Sonnenlicht der

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20865 / 052

göttlichen Liebe. Denn: „Die Demüthigen erhöhet Er[1].“

Die Freunde Gottes, die Heiligen, heiligten ſich nicht durch große und gewaltige Thaten, ſondern dadurch, daß ſie Kleines und Geringes aus großem Herzen übten und keine andere Gewalt anwendeten, als um die Natur der Gnade dienſtbar zu machen. War dieſer Prozeß beendet und der Kieſel der Natur zum Rubin der Gnade verklärt, dann gefiel es oftmals Dem, „Der wunderbar iſt in ſeinen Heiligen,“ ihr Licht, obgleich noch im Körper gefangen, weit über Länder und Völker leuchten und ſie auf die Ereigniſſe der Welt und die Wichtigkeit der Zeit und die Strömung der Geiſter einen mächtigen Einfluß üben zu laſſen. Schon bei Leibesleben auf den Leuchter der Kirche geſtellt, greift ihre Wirkſamkeit ſo tief und ſo geſtaltend in die Geſchichte der Menſchheit hinein, daß ſie die Bildner, die Lehrer, die Retter ganzer Epochen — und ſpäteren Geſchlechtern ſo vertraut geworden ſind, wie perſönliche Freunde und Wohlthäter. Dieſe herrlichen und erhabenen Geſtalten kennt Jedermann; ihre Wunder, ihre Macht, ihre Unwiderſtehlichkeit, ihre Erfolge ſind Allen mehr oder minder bekannt; der Geiſt. den ſie

---

1) Ev. Luc. 1.

ihren Orden, ihren Lehren, ihren Stiftungen, ihren Schriften einhauchten, theilte dieſen — weil er der Geiſt Gottes war — ein ewiges Leben mit, welches der Geiſt der Welt weder jetzt, noch einſt zu zerſtören vermag. Trifft es ſich einmal in unſerer confuſen, verſchnörkelten Welt, daß ein paar Seelen von Heiligen ſprechen, an Heilige denken: ſo ſind es eben dieſe Glanzvollen, dieſe Hervorragenden. Daher werden Manche veranlaßt, zu wähnen, Heilige müßten in ewigen Ekſtaſen ſchweben, oder ſtigmatiſirt ſein, oder die Zukunft verkünden und Kranke geſund machen — oder doch wenigſtens einen geiſtlichen Orden gründen; zu wähnen, mit Viſionen und Ekſtaſen hätten die Heiligen angefangen und ohne einen Regenbogen zu ihren Füßen und einen Sternenkranz zu ihren Häupten hätten ſie gar nicht auf Erden beſtehen können; zu wähnen, dieſe ſo ganz außerordentlichen Wege wären nur für ganz Einzelne beſtimmt und man dürfe die Heiligen wohl lieben, bewundern, verehren und anrufen, aber nicht daran denken, ihnen nachzuahmen und auch heilig werden zu wollen. Allerdings, was ihre außerordentlichen Wege betrifft, ſo wandelten ſie dieſelben nur unter der beſonderen Führung Gottes. Daß Simeon Stylites auf ſeiner Säule wohnte, wie ein Paradiesvogel, ohne irdiſche Bedürftigkeit — darf für Niemand ein Vorbild ſein; aber der Geiſt der

Buße, der Abtödtung und Selbſtverleugnung, der ihn zu einem ſolchen Wunder der göttlichen Gnade machte — o möchte doch ein Fünkchen davon unſere ſchweren irdiſchen Herzen entzünden! erſt wollen wir uns heiligen, wie Simeon Stylites, d. h. unſer Leben nach der Ordnung der Natur ganz und unbedingt dem Leben nach der Ordnung der Gnade unterwerfen; — dann ſtelle uns Gott, wohin es Ihm gefällt! Es braucht nicht auf eine Säule zu ſein, um die Welt mit Füßen treten zu können! — Was iſt das: die Welt? — Der Apoſtel ſagt es, der Jünger der Liebe, der am Herzen ſeines göttlichen Meiſters nichts als Liebe eingeathmet hatte; er wird nicht zu ſtreng ſein. Was iſt das: die Welt? — „Augenluſt, Fleiſchesluſt, Hoffart des Lebens;" — das Haben, das Genießen, das Wollen in ſeiner Verkehrtheit, in ſeiner Abwendung von Gott; dieſe dreifache Kette, die den irdiſchen Menſchen, den unerlöſten, an Sünde und Tod ſchmiedete: das iſt die Welt. Um dies zu erkennen braucht man nicht in Paläſten und auf Thronen zu leben, und um ſie zu bekämpfen, nicht auf einer Säule zu ſtehen. „Welt iſt Welt," ſpricht die heilige Thereſe. Für Jeden iſt ſie da, lockend, mächtig, bethörend, hemmend; die Eiſenkugel, welche der Sträfling am Fuße mit ſich ſchleppt, damit er nicht ſeiner Haft entrinne; die bittere Frucht voll Gift des Todes, welche die erſte Sünde unter dem Baume der Erkenntniß gezeitigt hat.

Ja, ſo ſteht es mit dem unerlöſten Menſchen! Aber — dieſer gefangene Knecht des Staubes ſoll ein himmliſcher Ueberläufer werden, der ſich das Reich Gottes und in demſelben eine Krone erobert. Der, welcher durch den Mund des Propheten zu dieſem elendeſten aller Gefangenen geſprochen hat: „Mit ewiger Liebe liebe Ich dich“ — Der hielt ihm Wort; Der nahm nach ein paar Jahrtauſenden Selbſt die Geſtalt des Menſchen an, lebte, litt und ſtarb im Fleiſche — ein Menſch, ein Gott! ließ mit Seinem Blut die unendliche, die heiligmachende Gnade wie ein Balſamſtrom über die Todeswunden der Sünde fließen und ſagt: „Ihr ſollt heilig ſein, denn Ich bin heilig.“ — „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.“

Dies gebot Er; dies verlangt Er von den Geſchöpfen, deren entſtellte und verzerrte Seele Er ſo liebte, daß Er, um ihnen ihre urſprüngliche Schönheit zurück zu geben, ihre Häßlichkeit vor dem Angeſichte Seines himmliſchen Vaters auf Sich nahm; — ſo liebte, daß Er ihres Gleichen werden wollte, damit Er das Recht der Liebe üben und ſagen dürfe wie ein ächter Liebender, daß ſie nun wiederum Seines Gleichen werden müßten; — ſo liebte, daß Er zu dem Myſterium Seiner Menſchwerdung und zu dem Myſterium Seines Kreuzestodes ein drittes fügte: das Myſterium Seines ſacramentaliſchen Lebens; und aus der Fülle dieſes Lebens heraus ſagte: „Wer Mein Fleiſch iſt und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm.“ Dies iſt das Mittel unſerer Heiligung! Und wir ſollten uns nicht heiligen wollen? Wir ſollten an Ihn glauben als an die ewige Wahrheit und die ewige Liebe, aber Sein Wort, dieſen Brennpunkt der Liebe und Wahrheit verſchmähen? nur es anhören und nicht es beherzigen? gleichgültig es bei Seite ſchieben und ſprechen: Das iſt für die außerordentlichen Menſchen, denen Gott Viſionen, Entzückungen, Prophetengaben verleiht; das geht uns nichts an! — — O es geht uns wohl an, uns Alle an, denn wir haben Alle eine unſterbliche Seele. Und uns heiligen heißt weiter nichts, als unſere unſterbliche Seele ihrer Beſtimmung, der Anſchauung Gottes, der Vereinigung mit Gott zuführen. Wer ſich nicht heiligen will, „hat umſonſt ſeine Seele empfangen“. Mit jeder guten Gabe. die Gott uns verliehen hat, ſollen wir haushälteriſch doppelt gute Frucht eintragen; für zwei Talente Ihm noch zwei dazu wiedergeben und für fünf Talente — noch andere fünf. Das ſoll gelten für unſere Geſchicklichkeit, unſern Geiſt, für moraliſche und genialiſche Anlagen und Fähigkeiten; aber nicht für unſere Seele?

Oder für unſere Reichthümer, für Hab und Gut, für unſere hohe Stellung, für Einfluß und Würden, die wir beſitzen; — nur niemals für unſere Seele? Sie iſt doch „geſchaffen nach Seinem Bilde“ und will ſich aus ihrem Abfall, von ihrer Verkehrtheit nicht erheben, nicht in Seinem Blut die entſtellenden Züge des Todes abwaſchen, nicht ſchön zurückgeben, was Er doch ſo ſchön gebildet hat! — Der Wahn, daß ungewöhnliche Schickſale den Heiligen zufallen müßten, wirkt lähmend wie jeder Irrthum auf manchen guten Willen, und iſt für manchen ſchwachen Willen ein beliebter Vorwand. — Das Alltagsleben, die engen Verhältniſſe, die beſchränkten Mittel, der geringe Zuſchnitt des ganzen Daſeins, der Mangel an vielſeitiger Wirkſamkeit — das iſt nicht die Pflanzſtätte der Heiligkeit, und auf ſolchem dürren und platten Boden kann ſie unmöglich gedeihen: ſo ſpricht man. Das iſt richtig: auf dem platten Boden der Natürlichkeit gedeiht ſie nicht; — aber welche Seele kann denn überhaupt auf dieſem gedeihen? Die Lebensluft der Seele, worin allein ſie wachſen, ſich entfalten, ſich nähren kann, iſt die Gnade — und welche Verhältniſſe wären wohl zu eng, um nicht die Gnade aufnehmen zu können, da doch die Botſchaft der höchſten Gnade von den Lippen eines Engels in der dürftigen Hütte zu Nazareth erklang und die Liebesfülle des heiligen Geiſtes auf die ärmſte Jungfrau von Nazareth ſich herabſenkte! Nein! der Gnade gegenüber ſind die irdiſchen Zuſchnitte nicht groß und nicht klein, nicht weit und nicht eng. Wie die Seele beſchaffen iſt, welche die Gnade aufzunehmen hat, in welchem Maß ſie rein vom Wuſt der Welt, entleert von ihrem Ich iſt — darauf kommt es an bei dem Werk der Heiligung. Die Heiligen ſelbſt maßen all ihre Verhältniſſe, ſammt deren Freuden und Schmerzen, Genüſſen und Entſagungen, nach dem Maßſtab der Ewigkeit; daher kam ihnen der unwandelbare Gleichmuth. Nicht für die Zeit, ſondern für das ewige Leben richteten ſie ſich ein mit ihrem Leben; daher ward ihnen die Entbehrung der Irdiſchkeit ſo leicht. Die heilige Eliſabeth von Thüringen war eine Königstochter und ward eine Bettlerin, die nicht wußte, wohin ſie ihr Haupt legen würde; aber ſie blieb in ihrem ſüßen Frieden, und weinte ſie, ſo waren es Thränen der Liebe, nicht der Klage. Nie hat je irgend ein Heiliger ſeine Verhältniſſe größer und glänzender gewünſcht, als Gott ſie ihm gegeben. Im Gegentheil haben Alle gewünſcht, ſich in die äußerſte Unſcheinbarkeit und Armſeligkeit zu verſetzen und die Meiſten haben es freiwillig gethan, entflammt von Liebe zu dem Gott in der Krippe, der ſich einen Handwerksmann zum Pflegevater, Hirten zu ſeinen erſten Bekennern, Fiſcher zu Jüngern und Freunden erwählte. Daß ein Heiliger, der arm und gering war, reich und vornehm hätte werden wollen — das iſt unter ſo vielen tauſend Heiligen nicht ein einziges Mal geſchehen.

O nein! unſere engen Verhältniſſe ſind nicht Schuld daran, wenn wir uns nicht heiligen, ſondern unſer enger Glaube und unſer enges Herz. Mit dem Glauben den Himmel erfaſſen und die Welt verlaſſen; mit dem Herzen die göttliche Liebe umfaſſen und die Selbſtliebe entlaſſen: das ſind die nothwendigen Bedingungen zur Heiligung. Sonſt nichts. Alles Andere iſt ihnen durchaus untergeordnet. Aber einen ſolchen Glauben und eine ſolche Liebe, ſo himmelſtürmend, ſo weltbeſiegend — wer gibt ſie? — Die Gnade! — Aber die Gnade — dieſe myſtiſche Lebensluft über den Todesgrüften der Natur — was zieht ſie herab? — Gebet und Erfüllung der Pflicht mit dem reinen wechſelloſen Hinblick auf Gott.

Liebe heilige Zita, ich möchte jetzt gern Dein demüthiges, unſcheinbares Leben beſchreiben, zur Ehre Gottes, zur Freude Dir, zum Nutzen des Nächſten, zum Heil meiner Seele. Ich werde jetzt ſehr viel an Dich denken und den Wegen nachſinnen, welche Du auf Erden gewandelt biſt. Bitte, denk' auch Du an mich und bitte für mich, daß ich dem Wege nicht blos nachdenke, ſondern nachgehe, auf dem Du in das himmliſche Jeruſalem eingewandert biſt. Du haſt ja nur gelebt, um ſelig zu werden! O bitte für mich, damit auch ich ewig ſelig werde —

im Namen Jeſu[1])!

---

[1]) Ad Rom. 10.

Erſtes Kapitel.

Wie Zita geboren ward.

Im Jahre unſeres Herrn 1218, als Papſt Honorius III. auf dem Stuhl Petri zu Rom ſaß, als Friedrich II. von Hohenſtauffen römiſcher König und Kaiſer der Deutſchen war, als Robert den Biſchofſitz von Lucca einnahm — ſchenkte Boniſſima ihrem Mann Giovanni Lombardo ein zweites Töchterchen, das den Namen Zita in der heiligen Taufe empfing.

Das dreizehnte Jahrhundert iſt, wie das ſechszehnte, das Jahrhundert der Heiligen, welche Gott Seiner Kirche immer dann am reichſten ſendet, wenn ſie von den größten Gefahren bedroht iſt. Dieſe drohten ihr im dreizehnten Jahrhundert. Die weltliche Macht hatte ſich zu einer ſolchen Höhe erſchwungen, daß ſie in Deutſchland wie in Frankreich und wie in den zahlreichen Freiſtaaten Italiens, der geiſtlichen Macht zu ihrem ſichern Fortbeſtand nicht mehr zu bedürfen wähnte und deren heilſamen Einfluß trotzig ſich zu entziehen ſuchte. Traurige Verkehrtheit, ſündhafte Verblendung, die ſich noch jedes Mal, wenn auch erſt an den Kindern oder an noch ſpäteren Geſchlechtern gerächt hat. Die geiſtliche Macht iſt das Fundament jeder anderen, denn Gott Selbſt hat ſie unmittelbar eingeſetzt, indem er der chriſtlichen Heerde einen Hirten gab, dem ſie in ihrer wichtigſten Angelegenheit, dem Heil der Seele, zu folgen hat. In der Entwickelung dieſer einen großen Wiſſenſchaft des Heiles, oder der chriſtlichen Lehre, bildeten ſich allmälig alle menſchlichen Verhältniſſe aus der Barbarei des Heidenthums in die Sittigung des Chriſtenthums hinein, nahmen Geſtalt und Ordnung an, und entfalteten ſich zum Gehorſam und zur Freiheit — zum höchſten Standpunkt, den der Menſch auf Erden einnehmen kann, und den die heidniſche Welt nicht hatte und nicht verſtehen konnte; ſie begriff nur Sclaverei und ungebundene Willkür, denn das iſt die Art, in welcher der natürliche Menſch, der nicht im Lichte der Offenbarung wandelt, dient und herrſcht. Den demüthigſten Gehorſam mit der Freiheit der Kinder Gottes zu verſchmelzen, konnte Der allein lehren, der dieſe Lehre zugleich lebte; vom Himmel an's Kreuz und vom Kreuz zurück auf Seinen Thron von Ewigkeit. Dieſer Gehorſam, der ſich um Gottes Willen unterwirft, und dieſe Freiheit, die den Willen Gottes zu ihrem eigenen Willen macht, löſen des Menſchen erniedrigende Knechtſchaft von Sclaventhum und von Zügelloſigkeit. Auf ihnen beruht die Sicherheit der Verhältniſſe in der Familie, in der bürgerlichen Geſellſchaft; der Gehorſam vollzieht ſtets von Neuem das nothwendige Opfer, und die Freiheit wird durch daſſelbe bereichert und beglückt. Gott über Allem und ſeine Stellvertreter in Allem: in Königen, Vätern und Herren — für Unterthan, Kind und Diener, und für Könige, Väter und Herren, ſammt all ihren Unterthanen, Kindern und Dienern in der geiſtlichen Macht des Hohenprieſterthums, welches Quell und Vorbild jedes irdiſchen Anſehens iſt, jedem eine unantaſtbare Würde verleiht, und die ganze Menſchheit, unabhängig von den Feſſeln des Standes und des Berufes, zu der heiligen Gleichheit des Evangeliums beruft.

An dieſer Ordnung der Dinge, die den Menſchen veredelte und beglückte, rüttelten von je her Alle, die von ſelbſtiſchen Leidenſchaften geſtachelt und verblendet, außerhalb dieſer heilſamen Ordnung, welche die größtmögliche Wohlfahrt der Geſammtheit bezweckte — das Maß ihrer Genüſſe auf Koſten Anderer zu vergrößern trachteten, Alle die der Welt lieber dienten als Gott, dem Baal lieber huldigten als dem Heiland und „die Augenluſt, die Fleiſchesluſt und die Hoffart des Lebens“ zur unheiligen

Dreiheit machten, die ſie dem heiligen dreifaltigen Gott nicht unterwerfen wollten. Kaiſer und Könige, Prieſter und Gelehrte, Reiche und Vornehme, Arme und Geringe, bildeten in jenem dreizehnten Jahrhundert ein zahlreiches Heer, das unter verſchiedenen Führern und von verſchiedenen Punkten aus, bald weltlich — durch Krieg, bald geiſtig — durch Ketzerei, immer aber durch Glaubens- und Sittenloſigkeit Diejenigen betrübten, welche im Mittelpunkt alles Lebens damaliger Tage zu Rom die Tiara trugen und die Verantwortung für die Reinerhaltung der chriſtlichen Lehre hatten.

Aber, wenn „der Fürſt dieſer Welt“ ſeine Streiter entſendet und dem Geiſte des Hochmuths, der Ehrſucht, der Sinnlichkeit und des Unglaubens die verkehrten Herzen gewinnt: ſo rüſtet ihrerſeits die Kirche Gottes, Sein Reich auf Erden, ihre Diener aus, um in ſolchen Zeiten der Verwirrung Alle zu tröſten, zu beſchirmen, zu retten, die graden Herzens und guten Willens ſind. Immer noch hat der Erzengel Michael den Kampf gegen Lucifer aufgenommen und zu einem ſieghaften Ende geführt.

Den traurigen und beklagenswerthen Menſchen gegenüber, die oft mit großer doch irregeleiteter Intelligenz und mit ſchönen doch falſch angewendeten Gaben ausgeſtattet, großes materielles und geiſtiges Elend und für lange Zeiten, über die Menſchheit brachten: erhob ſich damals eine lange Reihe von Heiligen, deren ſtille friedenvolle, wunderbar mächtige Geſtalten ein erhabenes Siebengeſtirn am Himmel der Ewigkeit bildeten. Sie thaten genug für die Empörung der Kronenträger, der Reichen, der Vornehmen, der Klugen der Welt. Ludwig der Heilige von Frankreich, die heilige Eliſabeth von Thüringen, der heilige Dominicus, der heilige Franciscus der ſeraphiſche, die heilige Clara, der heilige Thomas von Aquino, „der Engel der Schule,“ der heilige Bonaventura, der es werth war, das Leben ſeines ſeraphiſchen Vaters zu ſchreiben; — welch eine feierliche Geſellſchaft! und zwiſchen ihnen nimmt Zita, das Bauernmädchen, die Dienſtmagd, im Namen der Armen und Geringen, die ebenfalls in Maſſe an der Empörung Theil genommen hatten, einen Platz ein, den ſie ſich in demüthiger Vollkommenheit und in äußerſter Unſcheinbarkeit errang — welch eine holdſelige Gemeinſchaft!

Am Abhang des Monte Sagrati, acht Meilen von Lucca, unfern des Kirchleins della Pieve, die dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht iſt, lag die Hütte des Giovanni Lombardo. Ein kleines Feld umgab ſie. Es war ſein Eigenthum; dürftig aber zufrieden lebte er mit den Seinen in der Furcht Gottes und in mühſeliger Arbeit. Die ganze Familie war ſehr fromm. Boniſſima's Bruder, Graziano, ſtand wegen ſeines Einſiedlerlebens auf dem Lupeglia in ſolcher Verehrung bei dem Volk, daß man dieſen Berg nicht anders, als „Berg von St. Graziano“ nannte. Zita's ältere Schweſter, Margarethe, nahm den Schleier bei Kloſterfrauen des Ciſterzienſer-Ordens. Man hielt es damals für Ehre, Gnade und Glück, wenn eine Seele zum ausſchließlichen Dienſt Gottes in ſein Heiligthum berufen ward; denn man war eingedenk, daß die Engel dem Heiland in der Wüſte dienten, nachdem Er die Herrlichkeiten der Erde verſchmäht hatte. Und dieſe Seelen ſollten das Amt der Engel auf Erden vertreten. Es war eine große Gottinnigkeit in den Seelen; nicht die Zerſtreutheit und Flatterhaftigkeit unſerer Tage; daher war ihnen das betrachtende und beſchauliche Leben in der Zelle oder in der Einſiedelei nicht langweilig oder peinlich. Sie verſtanden es mit Gott ſich zu unterhalten — die Einen gemäß den heiligen Verpflichtungen ihrer Ordensregel, in klöſterlicher Genoſſenſchaft; die Anderen in noch größerer Abgeſchiedenheit, zuweilen ohne beſtimmte Regel, dem Gebet und den Bußübungen obliegend, und, wenn ſie Prieſter waren, den Seelen dienend, welche in irgend einer Weiſe ihre Hülfe in Anſpruch nahmen. Die Süßigkeit eines vertrauten, ſo gewiß freundſchaftlichen Umgangs mit Gott, iſt den Menſchen der neuen Zeit dermaßen abhanden gekommen, daß ſie ſich des Mitleids mit einem beſchaulichen Leben, ſogar der Verachtung deſſelben, nicht erwehren können. Aber ſie ahnen wohl nicht, daß ſie ſich ſelbſt damit ein ſchlimmes Zeugniß ausſtellen. Das beſchauliche Leben iſt eben ein Schauen der verborgenen Schönheit und Herrlichkeit Gottes, und dazu erhebt ſich nur eine ſehr reine Seele, wie die heilige Schrift es bezeugt: „Selig ſind, die reinen Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.“ — Damals gab es wohl ſelten eine Familie, in welcher nicht mindeſtens ein Mitglied dem Ordensſtande ſich widmete, um deſſen Gnaden auf die übrigen zu übertragen.

Unter dem Einfluß ſo gottſeliger Gemüther wuchs Zita auf. Sie lernte früh die heilſamſte Wiſſenſchaft des Lebens: beten und arbeiten. Mit einem Eifer, der weit über ihre Jahre war, half ſie ihrer Mutter im Hauſe, ihrem Vater auf dem Felde, opferte ſie mit ihnen im Morgen- und Abendgebet all ihre Verrichtungen Gott auf. Die glücklichen Eltern beobachteten mit Freuden die Richtung des Kindes und pflegten ſie. Wenn die Mutter ſagte: „Dies gefällt dem lieben Gott und Jenes beleidigt Ihn“ — ſo war das ganz genug für Zita, um das Eine zu thun und das Andere zu meiden. Den Willen Gottes kennen und ihn erfüllen — war Eines für ſie. So übte ſie ſich im kindlichen Gehorſam, der ſie in der Unſchuld des Taufbundes erhielt und ihr die große Gnade zuzog, nie der Einwirkung der Gnade zu widerſtreben.

Dies iſt Alles, was man von ihrer Kindheit weiß. Das Schönſte darin iſt die Aehnlichkeit mit der ebenfalls verſchleierten Kindheit Jeſu, von der die heilige Schrift ſpricht: „Und Er war ſeinen Eltern unterthan und nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menſchen [1].“

Die große Stille ihres ganzen Lebens von der Wiege bis zum Grabe — ja, über das Grab hinaus, hat etwas wunderbar Erfriſchendes in einer ſo ſtürmiſch bewegten, ſo kämpfenden Zeit, wo Alle ſich in religiöſen und politiſchen Parteien ſchlagfertig gegenüber ſtanden, wo nicht blos mächtige Fürſten in Krieg und Fehde lebten, ſondern kleine Freiſtaaten, ja einzelne Städte, ſogar einzelne Familien, wo gewaltige Bewegungen die Gemüther ergriffen und trieben — auf Wege des Heiles, auf Wege des Fluches, zu Kreuzzügen, zu neuen Orden — in Abfall, Empörung und Ketzerei. Und nicht etwa die Maſſen allein wurden ſo durch das Sieb herber Prüfungen gerüttelt, um zur Beſinnung zu kommen; auch nicht allein die Großen und die Mächtigen der Erde, damit ſie lernten, daß „der

---

[1] Ev. Luc. 2.

Arm Gottes nicht verkürzt iſt.“ Nein! auch die Heiligen, die Zeitgenoſſen Zita's, haben äußere Stürme durchzumachen, Throne und Paläſte zu verlaſſen, über die Meere und Länder zu pilgern, Widerſtand aller Art zu beſiegen, um Jeſu willen Gefangener, Bettler, Verſtoßener, Flüchtling zu werden, aus den Höhen des Glanzes in die Tiefen der Verachtung hinab zu ſteigen — nur Zita nicht! Zita bleibt in ihrem Geleiſe, in ihren Verhältniſſen, ſie verliert oder gewinnt weder Krone noch Reichthümer, ſie tauſcht nicht für ein Sammetgewand ein grobes, ſchlechtes Kleid ein, ſie verläßt keine Teppiche, um auf nackten Füßen zu gehen. Es iſt eben Alles ganz ſtill und gewöhnlich um ſie her und nichts iſt ungewöhnlich als die Art, wie ſie in ihrer Stille lebte: ganz und einzig und immer in der Vereinigung ihres Willens mit Gott — in der vollkommenen Liebe. Als einem ächten Kinde des heiligen Johannes des Täufers, deſſen Kirchlein den ganzen Monte Sagrati gleichſam in Schutz nahm, floſſen ihre Tage in der Abgeſchiedenheit einfach und ruhig, arm und demüthig vor dem Auge Gottes und ſeiner Engel dahin. Und wie der heilige Täufer auf's innigſte mit dem geliebten göttlichen Heiland verbunden war, ohne doch als ein unmittelbarer Jünger Ihm zu folgen: ſo ſollte Zita eine Braut des göttlichen „Liebhabers ihrer Seele“ ſein, ohne ſich der Schaar frommer Jungfrauen anzuſchließen, die in dem klöſterlichen Frieden und im Nonnenſchleier Ihm dienen. Wer kann ſagen, welche himmliſche Einwirkungen geheimnißvoll diejenigen Seelen führen, die nicht durch die Sünde von der Verbindung mit dem Himmliſchen losgeriſſen worden ſind! Ein Auge, das nie die verblendenden Bilder der Welt angeſchaut — ein Ohr, das nie auf die bethörenden Einflüſterungen der Welt gehorcht — ein Mund, der nie den Giftbecher der Welt gekoſtet hat: wie rein ſind die! — Und welche Gebete kann ein ſolcher Mund zu Gott empor ſenden! wie ſpricht er gleichſam von ſelbſt die Sprache die Gott gefällt. Und wie zart iſt das Ohr um die Antwort, die Einſprechung von Oben zu vernehmen! keine falſchen Stimmen erklingen dazwiſchen — alſo iſt weder Verwirrung noch Mißverſtehen möglich. Und wie ſcharf ſieht das Auge im Licht der göttlichen Gnade die Hand Gottes und den Pfad, auf den ſie hinweiſt! Dieſe unbedingte Hingebung in die göttliche Führung war es, welche für Zita den Platz der ſchlichteſten Demuth, den einer Dienſtmagd, erwarb — der für eine ſolche Seele und in einer ſolchen Zeit ſehr merkwürdig iſt, indem das Leben in Orden und nach Gelübden, durch den ſeraphiſchen heiligen Franciscus neu durchflammt und auf eine bis dahin unbekannte Stufe der Vollkommenheit erhoben, einen faſt unwiderſtehlichen Zauber über Alle ausübte, die ſich nach höherer Vereinigung mit Gott ſehnten.

Zita horchte aber zu genau auf Seinen Ruf und folgte demſelben zu pünktlich, um nicht gerade die Stelle zu finden und einzunehmen, wo Er am Meiſten durch ſie verherrlicht werden wollte. Denn Seine Ehre zu fördern iſt das höchſte Ziel der Heiligen.

Zweites Kapitel.

Wie Zita in Dienſt ging.

Als Zita zwölf Jahre alt war, entſchloſſen ſich ihre guten Eltern ihren ſanften aber unabläſſigen Bitten nachzugeben und ſie in einem fremden Hauſe in Dienſt treten zu laſſen.

Obwohl damals die Sitten nicht die äußere Glätte ſpäterer Tage hatten, auch dem Weſen nach derber, vielleicht roher waren; obwohl Gewaltthaten häufiger vorfielen, als in unſerer Zeit und die Macht der Parteiungen viele Uebel hervorriefen und bittere Feindſchaften ſtifteten: ſo waren dies doch nur die Schatten, die ſich überall finden, wo Licht iſt. Das Licht jener Zeit war ein kräftiges, warmes Gemüthsleben. Wohl konnten Leidenſchaften, die ſich überall entzünden, wo Menſchen beiſammen wohnen, ihre Gewitter und Stürme über das reine Sonnenlicht werfen, welches der Glaube in die Seelen hinein ſtrahlte, und im Wirbelwind die Menſchen zu Thaten und Handlungen hinreißen, die mit der heilig verehrten Lehre im grellen Widerſpruch ſtanden; — aber nie ſuchte man aus ſolchen Wolken die Grundlage der Verhältniſſe und der Beziehungen der Menſchen zu einander zu machen. Die Leidenſchaft überhörte oder betäubte die Stimme der ewigen Wahrheit, die durch den Mund der lehrenden Kirche das göttliche Geſetz in unwandelbarer Lauterkeit den Völkern verkündete; aber nur wenn die Leidenſchaft das Herz dermaßen vergiftet hatte, daß es für jetzt und für immer von Gift zu leben begehrte und ſich deshalb in die ewige Lüge, die Ketzerei warf: nur dann zerriß ſie das Band, welches der alte heilige Glaube um alle Verhältniſſe des Lebens geſchlungen hatte. Gehorſam und Freiheit, dieſe zwei ſcheinbar ſich widerſprechenden Richtungen und Bedürfniſſe einer jeden Seele, die nicht der Verthierung anheim gefallen iſt — entwickelt das Evangelium zur ſchönſten Blüte, indem es den Sohn Gottes als Knecht und als König, als Diener und als Herr, allen Menſchen ohne Ausnahme zum Vorbild gibt.

Damals ſtand das Evangelium in voller Kraft, war der Mittelpunkt, aus welchem alle Geſtaltungen des Lebens ihre Wahrhaftigkeit und Wirkſamkeit zogen. Deshalb hatten die Verhältniſſe noch einen Inhalt, waren noch nicht zu einer Maskerade herabgeſunken, wo Keiner das iſt, wofür er ſich ausgibt, und wo durch das allgemeine Scheinweſen ſolche Nichtachtung eines höheren Seins in die Seelen ſich ſchleicht, daß ſie in Aeußerlichkeiten auf- und verloren gehen. Damals lebte man das, was man glaubte. Nicht abſeits ſtand der Glaube wie ein verbannter König, dem man Ehren halber nicht öffentlich den Eid der Treue brechen will, während man doch nicht das Herz hat, ihn auf ſeinen Thron zurückzuführen, ſondern es gelaſſen anſieht, daß die Kroninſignien in gemeine Hände übergehen. Nein! er war der herrſchende König, und man hielt es für Glück und Ehre, ſich ihm zu unterwerfen und ſeinen Ausſprüchen gemäß das Leben einzurichten.

Da alſo der Glaube an den menſchgewordenen Gottesſohn ein ächter war, ſo betrachtete man jedes ſeiner Worte als Ausſpruch einer ewigen Wahrheit. Und da Er von ſich ſelbſt geſagt hat, Er ſei „in die Welt gekommen nicht um bedient zu werden, ſondern um zu dienen“: ſo war dadurch die Dienſtbarkeit auf ewig geadelt und Niemand ſah in ihr eine Schmach oder ein Unglück.

Die ganze wundervolle Einrichtung der chriſtlichen Geſellſchaft beruhte urſprünglich auf dem Dienſt im

Sinne Jeſu. Man gehorchte Ihm, man folgte Ihm, indem man Seinen Brüdern diente; man ward Sein beſonderer Freund, wenn man ſich des Dienſtes Seiner Lieblinge beſonders befliß — und Seine Lieblinge waren die Armen, die Elenden, die Geringen. Man fühlte ſich als ein lebendiges Glied Seines myſtiſchen Leibes, deſſen Haupt Er iſt, im Zuſammenhang, in Wechſelwirkung mit allen übrigen Gliedern, und folglich weder beſchämt noch beläſtigt in dieſer übernatürlichen Oekonomie irgend einen Platz der Dienſtbarkeit einzunehmen. Wer nicht gedient hätte, wäre nicht vom Lebensathem Jeſu durchſtrömt geweſen, denn Sein ganzes Leben war Ein Dienſt — Dienſt des himmliſchen Vaters, Dienſt der irdiſchen Brüder.

Darum begannen Kaiſerſöhne und Königstöchter, die ihr Leben auf Thronen beſchließen ſollten, oftmals mit Dienen, und nicht etwa nur an fürſtlichen Höfen, ſondern bei ſolchen Rittern und Edelfrauen, die einen hohen Ruf von Tugend beſaßen. Der junge Knappe oder Page leiſtete auch nicht blos Waffendienſt, er bediente bei Tiſch, er trug die Livree, d. h. die Wappenfarben ſeines Herrn, und ſchätzte das als eine hohe Ehre, weil er dadurch als zur Familie gehörend betrachtet wurde. Ebenſo diente das edle Fräulein der Burgfrau in häuslichen Verrichtungen und bei kunſtvollen Arbeiten und glaubte ſich in dieſer Schule der Unterwürfigkeit für ihr ſpäteres Leben nicht entwürdigt, ſondern gebildet.

Weil alſo die Großen und Vornehmen bereitwillig dienten, ſo folgten die Kleinen und Geringen gern deren Beiſpiel, und die Herrn, welche ihrerſeits dieſe Schule durchgemacht hatten und ſie in der Zukunft ihrer Kinder ſahen, behandelten ihre Diener wie Glieder ihres Hauſes, für deren Wohlfahrt ſie verantwortlich waren und deren Anhänglichkeit und Treue ſich oft in der rührendſten Weiſe durch ein ganzes Leben bewährte. Nicht fremd und kalt ſtanden Herr und Diener ſich gegenüber, abwägend und berechnend, was Einer dem Andern zu leiſten ſchuldig iſt. Es war etwas Gemeinſames in ihrem Verhältniß, das aus dem Wohlwollen floß, welches das Chriſtenthum in alle menſchlichen Beziehungen bringt. Das Gebet war gemeinſchaftlich, die Mahlzeiten waren es, zuſammen erhoben ſich die Seelen zu Dem, der für den Herrn wie für den Knecht Sein göttliches Blut vergoſſen hat, zuſammen genoß man das Mahl am häuslichen Heerde, ohne Beeinträchtigung der Ehrfurcht, die dem Haupt des Hauſes und der Familie gebührte — denn dieſe Ehrfurcht ſtand eben unter der Obhut des gemeinſamen Gebetes, das ſeine ſtille Weihe über Alle goß. Dienen ohne Chriſtenthum iſt Sclaverei und die erniedrigt beide Theile. Dienen im Chriſtenthum iſt Hingebung und auf dieſer Hingebung im wechſelſeitigen Dienſt beruhte die ganze Ordnung der Verhältniſſe im Mittelalter. Sie iſt von der Erde geſchwunden und Gott zu Liebe dient man nicht mehr; nur noch für Geld. Und wenn nicht der Prieſter wäre, der jetzt wie damals und wie zukünftig den Seelen dient, ſo würde man die durch das Beiſpiel des göttlichen Heilands zum Ideal erhobene Hingebung im Dienſt aus Liebe zu Gott — gar nicht mehr verſtehen. Aber der Prieſter rettet dies Ideal, dem das Mittelalter mit einer wunderbaren Energie und Beharrlichkeit in all ſeinen Geſtaltungen zuſtrebte. Dieſe Richtung und dies Verlangen nach einem idealiſchen Typus ſich zu entwickeln, der das Herz und das Leben und die Lehre eines Gottes nicht als ein Scheinbild, ſondern als eine ewige Wahrheit aufgeſtellt hat, iſt die Sonne des Mittelalters, die in tauſend und tauſend ſeiner Herzen himmliſche Blüten des Glaubens, der Liebe, der Barmherzigkeit, der Andacht und der Entſagung wachgerufen hat und die unſerer froſtigen Epoche zeigt, welch einen Frühling ſie hervor zu zaubern vermag.

Zita wollte dienen, und eines Morgens ſtieg ſie mit ihrem Vater vom Monte Sagrati herab und machte ſich auf den Weg nach Lucca, einen Korb mit Früchten am Arm, den ſie der italieniſchen Sitte gemäß ihrem Herrn überreichen wollte. Giovanni Lombardo brachte ſeine Tochter in das Haus des

Herrn Pagano di Fatinelli, deſſen Familie zu den angeſehenſten der Stadt gehörte, in großer Achtung ſtand und die erſten Aemter bekleidete. Herr Pagano di Fatinelli ahnte nicht, als dies kleine Landmädchen vor ihn trat und ihm freundlich und beſcheiden den Korb mit Früchten anbot, daß er und ſein Haus ihre größte Berühmtheit durch Diejenige erhalten ſollten, die er unter ſeinen Mägden aufnahm — ahnte nicht, daß dieſe junge Bäuerin ſeine Schwelle überſchritt, um ſich in der Unſcheinbarkeit zu heiligen, und aus der Dunkelheit ihres Standes heraus dereinſt einen unvergänglichen Glanz über ſeine und ihre Heimath zu verbreiten. Giovanni Lombardo ſegnete ſeine liebe Tochter und kehrte allein in ſeine Hütte zurück und Zita blieb in Lucca, ganz jung, ganz fremd, ganz unerfahren, ungewohnt des geräuſchvollen Lebens in einem großen ſtädtiſchen Hauſe und des Schwarms einer zahlreichen Dienerſchaar und einer Menge von Menſchen, die in Geſchäften oder wegen anderer Veranlaſſungen und Verbindungen aus und ein gingen. Es war ein greller Abſtich gegen ihr ſtilles einſames ländliches Leben auf dem Felde und in der Hütte ihrer Eltern. Aber ſie war gekommen um zu dienen — und ſo beſchloß ſie denn ſo treu, ſo bereitwillig wie nur möglich dieſen Entſchluß in's Werk zu ſetzen.

Wie ſie auf dem Monte Sagrati vor dem Angeſicht Gottes gelebt, alle ihre Werke ihm aufgeopfert und ſich unter den Schutz des Tabernakels vom Kirchlein della Pieve geſtellt hatte, ſo ſollte er auch jetzt „der Beſchützer und Helfer ihrer Seele ſein“, denn trotz ihres guten Willens und ihres feſten Vertrauens litt ſie durch die Trennung von ihren guten Eltern, von ihren heimiſchen Umgebungen, von den traulichen Gewohnheiten ihrer Kindheit. Je ſchmerzlicher ſie dieſe Entbehrungen empfand, um deſto inniger ſuchte ſie Troſt bei Dem, der ſie nicht umſonſt in dieſe Lage verſetzt hatte. Arbeit und Gehorſam waren nur eine Stütze für ihre noch ungewiſſen Schritte; die andere, die nothwendige, damit jene nicht zuſammenbreche — war das Gebet.

Unfern des Hauſes Fatinelli lag die alte ſchöne Kirche von St. Frediano, welche das Grabmahl des heiligen Biſchofs dieſes Namens umſchließt. An jedem Morgen wohnte Zita der Darbringung des heiligen Meßopfers auf ſeinem Grabe bei — jedoch zu ſo früher Stunde, daß ihre häuslichen Verrichtungen nicht dadurch geſtört wurden. Sie entzog die erforderliche Zeit ihrem Schlaf, nicht ihrem Dienſt, und verband auf dieſe Weiſe eine ſinnliche Abtödtung mit dem geiſtigen Opfer, die Myrrhe der Selbſtverleugnung mit dem Weihrauch des Gebetes. Und damit die dritte Gabe, welche der Heiland in der Krippe gnadenvoll annahm, nicht fehle — legte Zita das Gold der Beharrlichkeit hinzu: jahraus, jahrein, im Winter und im Sommer, bei jedem Wetter, ging ſie zu einer und derſelben frühen Stunde zur heiligen Meſſe nach St. Frediano. Da bat ſie um die Gnade, ihre Pflichten recht zu erkennen und zu erfüllen, und war ſie aus menſchlicher Gebrechlichkeit in eine Verletzung derſelben gefallen, ſo floh ſie mit Thränen der Reue zum heiligen Bußſacrament und fand erſt dort ihre Beruhigung im Blute Jeſu, im Schmerz der Reue, in Kraft der Liebe wieder. Da betrachtete ſie den Umfang der Verpflichtung, was das heißt, eine chriſtliche Dienſtmagd zu ſein, und maß ſie ab nach dem Vorbild des göttlichen Heilands, der ſich mit immer gleicher Geduld, Langmuth, Barmherzigkeit und Freundlichkeit während ſeines irdiſchen Lebens zum Dienſte Aller hergegeben hatte, die ſeiner bedurften, um eine Lehre, eine Hülfe, einen Troſt von ihm zu empfangen, wofür ſie häufig ihm nicht einmal dankten. Zehn Ausſätzige machte er auf Einmal geſund und ein Einziger unter ihnen kehrte zurück, um dem himmliſchen Arzte zu danken. Zwölf Jüngern wuſch er die Füße und was war deren Dank? Judas verrieth ihn, Petrus verläugnete ihn, Thomas zweifelte an ihm und Johannes, der Freund und Liebling ſeines Herzens, den er in der furchtbarſten Stunde ſeines Erdenlebens, als die menſchliche Natur mit der göttlichen im Todeskampfe rang, den er bat, mit ihm zu wachen — Johannes entſchlief ſammt Jacobus und Petrus und ließ ſeinen Herrn und Meiſter allein in der Agonie am Oelberg. Gott im Dienſt ſeiner Geſchöpfe, ſo belohnt, ſo mißachtet, ſo mißhandelt, das war ein Vorbild, welches ſich Zita unabläſſig vor Augen hielt, um muthig und willig bei ihrem Dienſt zu ſein. Da gedachte ſie der heiligen Jungfrau Maria, wie die im Häuschen von Nazareth ihre unſcheinbaren Pflichten ſo ſtill erfüllt und dem heiligen Joſeph ſo unbedingt gehorcht hat, ſie — die Mutter Gottes. All dieſe frommen Betrachtungen, denen der Entſchluß, ſie nach Kräften zu verwirklichen, ſtets zur Seite ging, warfen in Zita's Seele nicht blos das Licht einer reinen Erkenntniß, ſondern theilten ihr die höhere Gnade mit, ſich im Kreiſe dieſes Lichtes zu halten und zu handeln. Denn ſie legte Hand an's Werk durch großmüthige Entſchlüſſe, durch energiſchen Kampf gegen die Neigungen der verderbten Natur, Zorn, Trägheit, Sinnlichkeit, durch unausgeſetzte Wachſamkeit über ſich ſelbſt, um wo möglich nie, auch nicht aus Unvorſichtigkeit, Gott zu beleidigen; durch die äußerſte Demuth, die nie den Blick auf die eigene Schwäche und Gebrechlichkeit und auf die Wundermacht der göttlichen Gnade verliert. Gott aber iſt ſo großmüthig, daß Er die geringſte Gabe hundertfach vergilt. Zita ſchenkte ihm ihren Willen und die ganze Richtung ihrer Seele; dafür ſchenkte Er an Zita die größte aller Gnaden: ſie verlor ſich nie aus ſeiner Gegenwart, ſie war immer in der Vereinigung mit ihm. Nicht in jener Frühſtunde bei dem heiligen Meßopfer nur, ſondern bei jeder Arbeit, in jedem Geſchäft, hielt ſie ſich vor ſeinem heiligen Angeſichte, arbeitete für ihn, ſprach mit ihm, befragte ihn, ſo daß jede ihrer Handlungen ein Ausdruck ſeines Willens ward.

Um ſich in der Selbſtverleugnung zu üben, tödtete Zita die Sinne ab. Im Winter wie im Sommer ging ſie barfuß und trug ſie ein leichtes Leinwandkleid. Selten ſchlief ſie in ihrem Bett; ganze und halbe Nächte lag ſie auf dem ſteinernen Fußboden oder auf einem Brett. Sie faſtete häufig, um den Armen ihre ganze Mahlzeit geben zu können, und mehr als die äußerſte Nothdurft gebot, genoß ſie nie. Wollte ihr etwas ſchwer fallen, ſo dachte ſie an das Leiden Jeſu am Oelberg und auf Golgatha; dann fand ſie Alles leicht und ſüß, denn auf ſeine Marter folgte ja ſeine Auferſtehung — und auf die Paſſion die Himmelfahrt; und Er hatte ja allen Denen das Himmelreich verheißen, die ſich Gewalt anthun, um es an ſich zu reißen. Durch dieſe gewaltigen, aber aus reiner Liebe zu ihm geübten Abtödtungen zügelte ſie ihre Neigungen, bezwang ſie ihre Sinnlichkeit, beherrſchte ſie ihren Charakter. Durch unausgeſetzte

Arbeitſamkeit kam ſie dem Gebet und der Abtödtung zu Hülfe, und machte ſie ihre Natur allmälig ſo geſchmeidig unter ihrem energiſchen Willen, daß ſie vom leiſeſten Lufthauch der Gnade gelenkt, wie ein Schiff vor dem Winde, mühelos über das Meer des Lebens voll Klippen und Sandbänke glitt.

Zita wußte wohl, daß die Stunde des Müſſiggangs auch die Stunde der Verſuchung iſt, daher half ſie ihren Gefährtinnen, wenn ihre eigene Arbeit gethan war. So lange irgend Jemand im Hauſe ſeine dienſtliche Obliegenheit noch nicht erfüllt hatte, hielt ſie es für ihre Pflicht, ihm dabei behülflich zu ſein, weil ſie den Dienſt überhaupt als ihre Aufgabe betrachtete. Ward ſie um Aushülfe angeſprochen, ſo leiſtete ſie dieſelbe mit der größten Freundlichkeit. Zita's Frömmigkeit war nicht etwas, das ſie wie ein Schaugericht außerhalb ihres Lebens hinſtellte; nein! es war die heilſame Nahrung ihrer Seele: Gebet und Arbeit war die Beſchäftigung ihrer Tage, Gebet und Almoſen geben, war die Wonne ihres Herzens; — alſo erfüllte ſie das Gebot: „Du ſollſt Gott über Alles lieben und deinen Nächſten wie dich ſelbſt“ — in ſeinem weiteſten Umfang und mißbrauchte nicht die Gnade der Andacht als einen Deckmantel der Selbſtſucht und Trägheit, welche ſich allzuleicht in das Seelenleben einſchleichen.

Der Segen der Prüfungen blieb für Zita nicht aus. Es iſt das Geheimniß der Heiligen, daß ſie äußerlich leben wie andere Leute, nur mit dem Unterſchied, daß ſie Alles was ſie thun mit einer großen Vollkommenheit thun, weil ſie es aus übernatürlichen Beweggründen verrichten; weil ſie von der göttlichen Liebe ergriffen und entzündet jede Handlung zu einem Opfer machen, das ſie in Vereinigung mit dem ewigen Kreuzesopfer Gott darbringen zur Sühnung der Sünde, zum Dank für die Erlöſung. Die ſo übernatürlichen Gründe geben ihren geringſten Verrichtungen einen übernatürlichen Werth für das ewige Leben, denn ſie ſind getaucht in das Blut Jeſu. Damit aber dieſe glückſeligen Heiligen nicht ſchon auf Erden „ihren Lohn dahin haben", läßt Gottes Gnade es zu, daß ſie gerade um ihrer Vollkommenheit willen gehaßt und verſpottet werden, denn die Welt liebt nur Das, was von der Welt iſt.

Drittes Kapitel.

Wie Zita zu leiden hatte.

Zita war eine liebliche Erſcheinung, engelhafte Reinheit in ihrem Blick, heilige Züchtigkeit in ihrem Ausdruck, Haltung und Bewegung demüthig und ruhig. Ihr äußerſt ſchlichter, ſittſamer Anzug ließ ihrer Schönheit ihr volles Recht widerfahren. Eine unzerſtörbare, ſtille Heiterkeit, der Widerſchein ihrer ſtillen Seele, lag wie ein Morgenroth auf ihrem Antlitz, in ihrem ganzen Weſen. Nichts war ſüßer und ſanfter, als ihre Stimme, die niemals einen leichtfertigen, lauten Klang annahm, niemals den Ausbruch eines heftigen oder harten Tones hatte. In ihrer ganzen Perſon war ein überaus anmuthiges Gemiſch von Ernſt und Lieblichkeit, von Würde und Beſcheidenheit, ſo daß ſie zugleich Ehrfurcht, Bewunderung und Vertrauen einflößte.

Von den Vergnügungen ihres Alters und ihrer Genoſſen hielt ſie ſich fern, ſie liebte weder Tänze, noch lärmende Spiele, noch geräuſchvolle Beluſtigungen, Geſang und Geſchwätz. Sie wußte, wie leicht bei all dieſen Unterhaltungen Gott beleidigt, die Nächſtenliebe gekränkt, die Herzensreinheit verletzt wird. Sie floh jeden Anlaß zur Trübung dieſer Tugenden. Sie hatte mit ihren Augen einen Bund gemacht, nichts anzuſchauen was ihr Gefahr bringen konnte und wendete ſie im Geiſt den Wunden des gekreuzigten Heilands zu; — mit ihren Ohren: auf keine böſe Rede zu hören, ſondern nur auf das ſüße Wort Jeſu zu horchen; — mit ihren Lippen: nie die leiſeſte Aeußerung zu machen, die wie ein Schatten auf ſie ſelbſt oder auf Andere fallen konnte, ſondern rein in der Rede wie in der Geſinnung zu ſein. Dieſen Vorſätzen gemäß lebte ſie.

Die Gefährtinnen begriffen das nicht. Sie war ſo jung und wollte ſich nicht beluſtigen; ſo ſchön und wollte nicht gefallen; ſo heiter und wollte nicht ihre Unterhaltungen mitmachen. Anfangs verſuchten ſie Zita auf ihre Wege hinüber zu ziehen, ihr Geſchmack und Eitelkeiten, Putz und lauten Vergnügungen beizubringen. Als das mißlang, wurde ihnen die arme Zita verhaßt. Sie nannten ihre Frömmigkeit — Heuchelei; ihre Ruhe — Hochmuth; ihre Dienſtfertigkeit — Falſchheit. Sie behaupteten, Zita habe keine andere Abſicht als mit ihrer Tugend zu prahlen, um ihre Gefährtinnen zu demüthigen, und den Schein der Vollkommenheit anzunehmen, um dadurch die Unvollkommenheit Anderer recht ſcharf hervorzuheben. Dieſe nannten ſie Närrin; jene — Lügnerin; Alle warfen ihr vor, die beſondere Gunſt der Herrſchaft ſich erſchleichen zu wollen durch Scheinheiligkeit — wie ihr Leben, das ſich auf Gott allein begründe und in der Liebe zu ihren Pflichten allein abſchließe, dies hinreichend an den Tag zu legen; denn dies ſei keine Wahrheit, ſondern eine Komödie. Spott, Verhöhnung, Beleidigungen — Alles mußte Zita erdulden und erduldete ſie, ſo daß man ihr endlich auch noch aus ihrer Geduld ein Verbrechen machte, weil man eben ſo wenig an dieſelbe, als an ihren Dienſteifer und ihre Andacht glauben wollte. Unſer eigener Mangel an Tugenden iſt immer

Schuld, daß wir keine Tugend bei Anderen vorausſetzen. Während Zita ſchweigend litt und ſich über Nichts und Niemand beklagte, ward ſie von ihren ſämmtlichen Gefährtinnen bei der Herrſchaft verklagt und verleumdet, ſo daß ſie förmlich zu einem Gegenſtand des Haſſes und Widerwillens für das ganze Haus ward. Täglich ſah ſie ſich dem Tadel, dem Mißtrauen, den bitterſten Vorwürfen, der ſchnödeſten Behandlung ausgeſetzt. Aber ſie ging durch dieſen Strom von Bitterkeit, ohne ſich erbittern zu laſſen. Sie bat Gott die Verſtimmung ihrer Herrſchaft, den Unwillen und die böſe Laune ihrer Gefährtinnen zu beſänftigen. Sie dankte Gott, daß er ihr die große Gnade erwies, ihr Alles zu entziehen, was in irdiſchen Verhältniſſen ſüß und troſtvoll ſein könnte, um ſie einzig auf Den hinzulenken, der in Ewigkeit der ſüßeſte, der einzige Troſt ſein will. Sie vereinigte ſich mit Gott, um bereitwillig von dem Myrrhen, dem Eſſig und der Galle zu trinken, welche ſeine Peiniger ihm am Kreuze reichten — oder um ihm das Kreuz ſelbſt tragen zu helfen, das ſeinen wunden Schultern leichter wird, wenn eine treue Seele ihm nachfolgt und es ein wenig auf ſich nimmt.

Zita's Leiden waren nicht die der Größe, der Herrlichkeit, die eine Welt erſchüttern und zu Thränen rühren — die eine Art von äußerer Verklärung, von Glorie der Buße und Sühne, auf den Leidenden werfen — die ein zauberiſches Licht um ihn verbreiten, das ringsumher verkündet: ſo ſchwere Geſchicke werden nur den Lieblingen Gottes zu Theil. Ludwig der Heilige, beim Kreuzzug zum heiligen Grabe in der Gefangenſchaft des Sultans ſterbend — Eliſabeth die Heilige, nach dem Tode ihres Gemahls von der Wartburg verſtoßen, obdachlos mit ihren Kindern umherirrend: das ſind ſolche Prüfungen, bei denen ſelbſt die ſteinharte, die eiskalte Welt erzittert. Aber das Leben einer armen Magd in ihrem ganz gewöhnlichen Dienſt — wen rührte das! wer beachtete das! wer denkt daran! — O Niemand — als Gott allein. Und eben weil Er allein es ſieht, darum iſt es wunderbar köſtlich vor ihm, denn Er iſt ein eiferſüchtiger Gott und will die Seinen ganz und ungetheilt haben. Je weniger Berührung mit der Welt, Theilnahme der Welt, Troſt durch die Welt — um ſo wohlgefälliger iſt ihm der Leidende. Warum? weil dann der Leidende Seinem eingeborenen Sohn am ähnlichſten iſt, der in einer Sündfluth von Jammer am Kreuz ſterbend, zwiſchen inneren Verlaſſenheiten und äußeren Qualen keinen andern Troſt hatte, als ſagen zu dürfen: „Es iſt vollbracht.“ Mit ihm vereinigte ſich Zita.

Gerade in dieſe erſten Jahre ihres Eintritts in das Haus Fatinelli's, als ſie von den Drangſalen ihrer perſönlichen Lage beſtürmt wurde, ward Lucca von einer großen allgemeinen Heimſuchung befallen, welche alle Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft ſchwer betraf, doch am ſchwerſten die innerlichen Seelen, die das Leben Jeſu in Seiner heiligen Kirche durchleben: Lucca ward vom heiligen Vater mit dem Interdict belegt und der Trauerflor des geiſtlichen Todes legte ſich über die heitere betriebſame Stadt, die in ihrer fruchtbaren Ebene, von Olivenhügel beſchattet, von blauen duftigen Bergen in der Ferne umzogen, wie auf einem Blumenbeet liegt; aber damals alle Elemente des Zwiſtes und der Zerwürfniß in ihren Mauern umſchloß, welche ſämmtlichen Freiſtaaten Italiens im Mittelalter eigen waren.

Guelf oder Ghibellin, Papſt oder Kaiſer, Rom oder Germanien, waren das Loſungswort, der Schlachtruf, an dem man Feind oder Freund im Kampf erkannte und zu dem man hielt, je nach den politiſchen Ueberzeugungen, oder nach den Bedürfniſſen, welche aus Lage, Abhängigkeit, Eiferſucht entſprangen. Guelf oder Ghibellin! daran knüpfte ſich nicht blos der Gegenſatz, daß die Einen die geiſtliche Macht auf das weltliche Gebiet herab zu ziehen und ſie dort zur überwiegenden zu machen ſuchten; — und daß die Anderen für die weltliche Macht eine Herrſchaft im geiſtlichen Gebiet beanſpruchten und auszuüben trachteten, die für die Kirche wie für die Throne von den unheilſchwerſten Folgen war, weil das Gleichgewicht zwiſchen dieſen beiden Gewalten, die ſich einander ſtützen und tragen, nicht beneiden und bekriegen ſollen — traurig zerſtört wurde. Guelf oder Ghibellin wurde zum Parteinamen für alle Leidenſchaften, und Ehrgeiz, Ruhmſucht, Eroberungsluſt, Rachdurſt, die hundert und tauſend kleinen Triebfedern, die kaum zu erkennen und doch ſehr im Spiel ſind, wenn die Gemüther ſich aufregen und Andere für ihre Sache gewinnen wollen. — Alles nannte ſich Guelf oder Ghibellin, ohne vielleicht im Mindeſten päpſtlich oder kaiſerlich geſinnt zu ſein, und nur, um hinter einem großen Namen die eigenen kleinlichen Abſichten theils zu verbergen, theils zu verfolgen. Um Guelf oder Ghibellin zerfleiſchte Italien ſich durch mehrere Geſchlechter in ſeinen reichſten und edelſten Gebilden und richtete auf Jahrhunderte ſeine Staaten und Völker zu Grunde, ſo daß ſie erſchöpft dem heidniſchen Einfluß des fünfzehnten Jahrhunderts erlagen.

Lucca war urſprünglich Guelfiſch und hielt zum Papſt, war daher immer verfeindet und verfehdet mit der wunderbar ſchönen, melancholiſchen, unwandelbar treuen Ghibellinenſtadt Piſa, die mit dem Anſehen der deutſchen Kaiſer in Italien ſtand und fiel. Von ſolcher würdevollen Feſtigkeit war Lucca aber nicht, denn die innere Einheit fehlte. Es zählte gegen dreihundert adelige Familien in ſeinen Mauern und dieſe hielten mehr zum Reich als zur Kirche. So ſtanden Volk und Adel ſich feindſelig gegenüber. Der Adel verwandelte ſeine dreihundert Häuſer in ebenſo viele Feſtungen mit Böſchungen, Schießſcharten und drohenden maleriſchen Wartthürmen, und die unbedeutendſte Veranlaſſung, der leiſeſte Vorwand, verwandelte Straßen und Plätze in Schlachtfelder und ſtellte die Einwohner in zwei feindliche Lager unter den Waffen einander gegenüber. Bei einer ſolchen Ordnung der Dinge hatten Kabalen immer die Oberhand, denn der Adel war oftmals wegen ſeiner perſönlichen Vortheile von verſchiedener politiſcher Geſinnung und ſuchte dann auch das Volk in ſeine Parteiungen zu ziehen, während er es in Zeiten der Einigkeit gemeinſchaftlich bekämpfte. So trat im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Gerhard Fatinelli als Vorſtand der Kaufleute ſeinen Standesgenoſſen gegenüber und entflammte das Volk zu einer ſolchen Wuth, daß es die Adligen aus ihren feſten Häuſern vertrieb und ſie im Dom, wohin ſie ſich geflüchtet hatten, förmlich belagerte. Die heilige Stätte wäre vermuthlich durch Mord und Greuelthaten entweiht worden, wenn nicht die Prieſter in feierlicher Trauerprozeſſion, das Miſerere betend, Kruzifixe, Reliquien und geweihte Gefäße, unter einem Baldachin aber das Sanctiſſimum tragend — die Kathedrale verlaſſen hätten, um das Allerheiligſte vor Entheiligung zu bewahren. Dieſer Anblick beſänftigte die tobende Menge. Der Gott des Friedens gab ihnen Frieden.

Dieſe Macht des Geiſtes über die rohe Gewalt, der Gnadenordnung über die Natur, der Religion über die Leidenſchaft, der Kirche über die Welt, des Gottesreichs über das Reich des Satans — iſt die Axe, um die ſich die ganze Civiliſation der Menſchheit bewegt und entwickelt. Sie bildete im Mittelalter den diamantenen Kern, welcher der chriſtlichen Menſchheit Mittelpunkt, Einheit, Richtmaß gab; denn dieſe Axe iſt in ihrem Weſen nichts Anderes, als das chriſtliche Dogma in ſeiner ungetrübten Kraft. Chriſtlich — das heißt katholiſch; denn ketzeriſch iſt Alles, was nicht katholiſch iſt, alſo iſt ketzeriſch und unchriſtlich Eins und Daſſelbe. Ja, es gab damals wilde Leidenſchaften und große Laſter; aber Niemand ſagte: die Verbrechen, welche ſie erzeugen, gehen aus Tugenden hervor. Man handelte unrecht und beging Ungerechtigkeiten; aber Niemand ſagte: das Unrecht iſt recht und die Ungerechtigkeit iſt billig. Man erlaubte ſich Verbotenes; aber Niemand ſagte: das Verbotene iſt erlaubt. Die göttlichen Geſetze, welche die Geſellſchaft, die Familie, das Individuum regieren und für Zeit und Ewigkeit in eine geheiligte Ordnung einreihen, erfaßte Jeder mit dem Glauben, wenn ſich auch ſeine Leidenſchaften gegen ſie empörten. Dieſe Geſetze bildeten zuſammen das chriſtliche Princip, das unerſchüttert mitten in den Stürmen und Ungewittern der menſchlichen Thaten und Unthaten, wie ein wellenumrauſchter Leuchtthurm ſtand und ſein ewiges Licht, wie Gott ſeine Sonne, über Gerechte und Ungerechte ſcheinen ließ. Die Gewiſſen blieben nicht rein — aber auch nicht in Grund und Boden verdorben. Ungeheuere Buße und ungeheuere Sühnen, ſprechen vielleicht für die Größe der Sünden, aber ganz gewiß für die Innigkeit der Reue. Die größten Sünder wurden die größten Bekehrten, denn ſie behielten moraliſche Kraft genug, um das Elend ihrer Seelen zu fühlen und ſich in einem geſegneten Augenblick zur Gnade zu wenden. Das Recht, die ewige Wahrheit, die unſer göttlicher Heiland mit Seinem Blut in Seiner Kirche niedergelegt hat, vor den Richterſtuhl der menſchlichen Willkühr zu zerren, war noch nicht geſetzmäßig anerkannt worden. Und weil die ewige Wahrheit herrſchte, ſo war der Einfluß und die Wirkung der Gnade groß über den Menſchen. Nichts tritt derſelben ſo hemmend entgegen, als die Lüge.

Auf dieſe gläubige Welt fiel, wie ein Grabſtein, ein Interdict.

Lucca war in unausgeſetzten Streitigkeiten mit dem mächtigeren Piſa, und nur durch die Vermittelung des Papſtes Gregor IX. kam im Jahre 1226 ein für Lucca vortheilhafter, ſchonender Friede zu Stande. Wenig darauf bedacht, Anderen eine ähnliche Schonung angedeihen zu laſſen, behandelte es die Landſchaft Garfagna, welche dem Freiſtaat nach Norden hin ein wichtiges Bollwerk gegen Ueberfälle der Nachbarſtaaten bildete, mit ſo wenig Rückſicht auf dieſe guten Dienſte, daß die Landſchaft Garfagna ſich von Lucca's Botmäßigkeit zu befreien verſuchte. Sie wurde aber überwunden und mit einer ſolchen Strenge gezüchtigt, daß ſie empörter noch durch tyranniſche Grauſamkeiten an Papſt Gregor IX. ſich wendete, ihre Unterwerfung unter Lucca als eine Folge von Gewaltthaten, nicht der freien Wahl darſtellte, ihre alte Freiheit als ihr Recht beanſpruchte und ſich kraft deſſelben der Botmäßigkeit des heiligen Stuhles unterwerfen wollte. Der Papſt erkannte dieſes Recht an, nahm ihr Anerbieten auf, wies Lucca's Anſprüche zurück und ließ die Landſchaft Garfagna in ſeinem Namen in Beſitz nehmen. Da fiel Lucca unverſehens über den Ort Lupia her, der zuerſt dem Papſt den Eid der Treue geleiſtet hatte, verwüſtete ihn mit Feuer und Schwert, raubte die Gotteshäuſer aus, mißhandelte und mordete die Prieſter und kühlte den Durſt nach Rache an der Entweihung von Allem, was Gott geheiligt war.

In Folge hiervon ſprach der Papſt die Excommunication über die Republik Lucca und das Interdict über die Diöceſe aus.

Sie war nun dem geiſtlichen Tode verfallen und es war ausgeſprochen, daß das chriſtliche Leben, das Leben der Gnade, das man nur als ein Glied des myſtiſchen Leibes Chriſti genießt und deſſen man ſich durch die Sünde freiwillig ſelbſt beraubt — ſich von dieſer Stätte zurückgezogen habe. Das Interdict war eine Mahnung an das letzte Gericht; es ſprach die Wahrheit aus, die der Menſch ſo ſehr gern vergißt, weil ihm die Langmuth Gottes bequemer iſt, als deſſen Gerechtigkeit; die Wahrheit, daß Liebe und Gnade Denjenigen endlich verlaſſen, der im trotzigen Abfall beharrt, und daß ſie ihn der Gerechtigkeit überliefern, welche die fürchterliche Strafe ausſpricht, die er ſelbſt ſich gewählt hat: Trennung von Gott. Es gibt kaum ein glänzenderes Zeugniß für die hohe Stufe des religiöſen Lebens im Mittelalter, als daß die Seelen tief und innig genug im übernatürlichen Leben wurzelten, um ſich für deſſen Verluſt durch keine Befriedigung ihrer Leidenſchaften tröſten zu können. Nicht der Eine oder der Andere, nein! — Alle! ganze Städte, ganze Völker, ganze Reiche wurden ergriffen von namenloſer Traurigkeit. Sie hatten Recht! ein »Dies irae« — „Tag des Zornes“ aus der Meſſe für die Abgeſtorbenen — ging über ſie auf;

das himmliſche Jeruſalem verſchloß ihnen die Thore, die heilige Braut Chriſti, die Kirche, erkannte ſie nicht mehr als ihre Kinder an; nichts blieb ihnen, als das elende irdiſche Daſein ohne Vermittelung mit dem himmliſchen.

Die feierliche Verkündigung des Interdictes war mit den Ceremonien der Trauer tiefſten Leidens umgeben. Wenn jetzt am Charfreitag die Gotteshäuſer ſo tief und ſtill traurig ſind, ohne Glocken- und Orgelklang — und die Altäre ohne Schmuck — und wenn die Tabernakel ſo troſtlos weit geöffnet zeigen, daß ſie leer und öde ſind, weil die Sünde der Welt den Erlöſer der Welt an's Kreuz ſchlägt — wie ſinkt man da mit der Magdalena auf die Knie und ringt die Hände vor dem verödeten Heiligthum, und bittet und fleht, daß der Erretter wiederkehren und nicht die unſelige Welt und das zermalmte Menſchenherz in der ſchauerlichen Vereinſamung laſſen möge. Dies währt nur zwei Tage; aber wie ſind ſie ſchwermüthig! wie gibt es in ihnen ſo gar keine andere Sprache der Seelen, als die Sprache der Kirche: Lamentationen und Improperien. Gott klagt um uns, klagt über uns — und wir drücken die Stirne in den Staub und ſeufzen und weinen vor dem gekreuzigten Opferlamm. Sonſt iſt Alles ſtumm. Wie ein Wonneſtrom der Erlöſung rauſcht am Auferſtehungsmorgen der Glockenklang von oben herab und das „Gloria“ zum Himmel herauf, denn das ewige Leben hat den Tod überwunden und triumphirt für uns, in uns — und die ganze Schöpfung iſt überſtrahlt vom Sonnenglanz der Oſterfreude — und die Seelen ſteigen auf aus ihren Grüften, die Herzen wickeln ſich los von ihren Grabtüchern, und was eine Zunge hat preiſet und lobt und frohlockt dem Auferſtandenen zu, denn Er lebt und wir loben in Ihm das ewige, ſelige Gnadenleben, das Er uns dann giebt, wenn wir Ihm das kurze, dürftige Erdenleben ſchenken. — Und, das ſind doch nur zwei Tage, die einer ſolchen Freude vorausgehen! Ein Interdict währte länger.

Um Mitternacht erklang die Sterbeglocke, die ſonſt immer geläutet wurde, wenn Einer im letzten Kampfe rang, damit die Gläubigen ein »de profundis« „Aus der Tiefe ꝛc.“ für die ſcheidende arme Seele beten möchten. Bei Fackelſchein zogen Biſchof, Chorherrn und Prieſter in die Kathedrale und ſtimmten den Bußpſalm »Miserere mei, Deus« „Erbarme dich meiner“ (50. Pſ.) an; denn ein Bußgebet für die Schuldigen war das letzte Wort der Kirche, bevor ihr Mund in Gram verſtummen mußte. Hinfort ſprachen ihre Diener nicht mehr innerhalb der geweihten Mauern zu dem verſammelten Volk. Die Kruzifixe wurden verſchleiert, die Altargemälde umgekehrt auf den Boden gelegt, die Reliquien der Heiligen, die Gebeine glorreicher Bekenner in die unterirdiſchen Gewölbe geflüchtet, weil das Menſchengeſchlecht unwürdig war Zeugen und Zeugniſſe des Gottes zu ſehen, den es beleidigt hatte. Feuer verzehrte die geweihten Hoſtien: das reine Element nahm den heiligen Leib auf, der die ſündigen Lippen nicht berühren durfte. Alle Kerzen wurden ausgelöſcht, denn ohne Licht der Gnade fällt die Erde der Nacht und Finſterniß anheim. Der Legat des Papſtes in violetter Stola, ſprach das Interdict aus, das ſo lange auf der Diöceſe laſten ſolle, bis eine der Verſchuldung entſprechende Genugthuung ſie geſühnt habe. Dann wurden Steine von der Kanzel geworfen, ſinnbildend, daß Gott alſo das Volk von ſeinem Angeſicht verworfen habe. Dann entfernte ſich wehklagend und weinend die entſetzte Menge, die Pforten der Kathedrale ſchloſſen ſich, mit ihr zugleich ſämmtliche Gotteshäuſer der Diöceſe — und der arme Menſch war fortan nur in den Boden der Irdiſchkeit gepflanzt und mußte leben wie er nicht leben kann: „von Brod allein.“

Stille des Grabes legte ſich über die ununterbrochene Einförmigkeit der Tage, denn der klangvolle Mund verſtummte, der die Erinnerung an Ueberirdiſches zwiſchen dem gleichgültigen und geſchäftigen Treiben wach erhält: die Glocken ſchwiegen. Sie läuteten nicht mehr mit dem Angelus die Menſchen aus dem Morgenſchlaf, um die Jubelbotſchaft anzubeten, daß „das Wort Fleiſch ward“. Sie mahnten nicht mehr am geräuſchvollen Mittag daran, daß „das Wort unter uns wohnt“. Sie riefen nicht mehr am dämmernden Abend zum dritten Mal den troſtvollen Gruß herab, der ſeinen Segen und ſein Heil auch über die Nächte ausbreitet. Sie verkündeten nicht während des Vormittags, daß das heilige Meßopfer an zahlreichen Altären dargebracht, die Theilnahme der Gemeinde erwarte; — nicht, daß in Domſtiften und Klöſtern das gemeinſchaftliche Chorgebet von der Matutine bis zur Complet ſeinen feierlichen Lobgeſang durch alle vierundzwanzig Stunden des Tages webe; — nicht, daß ein Sterbender im Tode ringe; — nicht, daß ein Neugeborener ſeine Rettung von der Geburt zum Tode, in der Wiedergeburt zum Leben durch die Taufe begehen. Die myſtiſche Sprache der Andacht in ihrem Aufflug zu Gott, welche die Glocken ſo wunderbar reden, war verhallt für die Unſeligen.

Wie verſteinerte Leichen ragten die Gotteshäuſer über den Wohnungen der Menſchen empor, ohne ihnen den heitern und tröſtenden Aufblick von Sonſt zu gewähren. Streng geſchloſſen blieben die Thüren, die ſonſt ſo einladend offen ſtanden und zu ſagen ſchienen: „Kommt her zu mir Alle, die ihr beladen ſeid, ich will euch erquicken.“ Einſam vollzog der Prieſter das heilige Opfer, Niemand nahm Theil an dem Gaſtmahl der ewigen Liebe und die Engel allein beteten es an. Sonntags und im Vorhof nur durfte der Prieſter das Wort Gottes verkünden und das Volk zur Buße auffordern, dem in Trauerkleidern zu nahen geboten war. In den Vorhallen der Gotteshäuſer war die ganze, lichte wunderſchöne Welt der Heiligen und Patriarchen, der Engel und Propheten, welche von frommen Künſtlern gemeißelt die Eingangsthüren in's Heiligthum bewachten und ſchmückten — auch mit Trauerſchleiern umhüllt. Wer den Himmel verlor, durfte auch nicht in's Paradies blicken; — und in manchen Gegenden hieß dieſe Vorhalle wirklich „das Paradies". Zwiſchen ihren verſchleierten Heiligen, die ſonſt ſo froh auf die Freude der Frommen herabſchauen, wurde flüchtig das Kind getauft, die Ehe eingeſegnet. Dort betete der Pilger, bevor er ſich auf die ferne Wallfahrt begab, dort die arme Mutter, die in dieſe Welt des Schmerzes ein Kind geboren hatte, welches die Kirche kaum willkommen hieß. Das Sacrament des Altars erquickte nicht die Lebenden und das der letzten Oelung nicht die Sterbenden. Doch damit ihnen nicht jedes Getröſten zur Gnade Gottes abgeſchnitten ſei, empfingen Jene das Sacrament der Buße, um die gequälten Gewiſſen zu erleichtern, und Dieſe, aber geheim, die letzte Wegzehrung, welche der Prieſter in der dämmernden Frühe des Freitags, am Leidenstage des Heilands, zu weihen hatte. Die Todten blieben unbegraben — wenigſtens außerhalb geweihter Erde. Nur Prieſter, Bettler, fremde Pilger und Kreuzfahrer empfingen eine chriſtliche Beſtattung wegen ihres entſagungsvollen, von den Erdengütern enterbten Wandels. Aber ſonſt durfte kein Weib ihren Gatten, kein Sohn ſeine Mutter zur letzten Ruhe geleiten! das galt für Hohe und Niedrige, für Fürſten und Knechte. Gerade zu dieſer nämlichen Zeit lag der Leichnam des unſeligen Grafen Raymund von Toulouſe, Hauptanführers der Albigenſer, fünfzig Jahre lang unbeerdigt, weil er als Ketzer im Kirchenbann geſtorben war. Am traurigſten waren die ſonſt ſo heiteren Feſt- und Feiertage der Kirche! die Gewißheit der Gnadengüter — die beſeligende Zuverſicht zu einer Heilsordnung, welche dem Daſein Freude und Frieden gibt — verbunden mit der glänzenden Majeſtät der kirchlichen Ceremonien, machten dieſe Tage dem chriſtlichen Volk, vom mächtigſten Herrn bis zum geringſten Vaſallen, ſo lieb und werth, daß der innere Frohſinn auch äußerlich ſich kund gab, in Verzierung der Häuſer, in Pracht der Gewänder, in Prozeſſionen, Geſängen und Spielen. Das Alles hatte aufgehört! Die ganze Sonnenſeite des Lebens war mit fahlem Grau zugedeckt. Die Prieſter thaten Buße im Sack und in der Aſche und gaben den Laien keinen anderen Troſt, als die Aufforderung ein Gleiches zu thun.

Dies war ein Interdict im Mittelalter, durch welches die Kirche ihrer Pflicht, die ſo alt wie ihre Stiftung iſt, nachkam — diejenigen Glieder ihrer Gemeinſchaft unwürdig zu erklären, die taub für Ermahnungen und Zurechtweiſungen ihre Lehren oder ihre Geſetze mißachteten. Verfielen Fürſten in ſolche Vergehungen, ſo litten Länder und Völker mit ihnen; denn Fürſt und Volk bildeten damals ein unzertrennliches Ganze, einen lebendigen Organismus, einen gemeinſchaftlichen Körper mit Haupt und Gliedern, in welchem ſich weltlich das Verhältniß wiederholte und abſpiegelte, welches überweltlich in der Kirche, als dem Körper Chriſti beſtehend; und ſo empfingen Fürſt und Volk dieſelben Segnungen, dieſelben Strafen. Doch ſelten nur trat das Interdict in ſeiner ganzen Strenge ein, damit nicht der Schuldloſe mit dem Schuldigen allzuſehr leide.

Dieſe edle Auffaſſung des Menſchen, daß die Entbehrung geiſtiger Güter und übernatürlicher Gnaden ihn elend macht mitten im Beſitz des Irdiſchen — war dem Mittelalter nicht zu hoch; gerade dazu hatte die Kirche ihre Kinder herangebildet. Das Interdict ließ ihnen ja Geld und Gut, Handel und Wandel, Speiſe und Trank — kurz Alles, was der natürliche Menſch zu ſeiner Exiſtenz, und zu einer ganz behaglichen, bedarf. Aber was half ihnen das!

ſie verſchmachteten vor Sehnſucht nach himmliſchen Gaben; ſie fühlten ſich abſterben, weil der Born der Gnaden ihnen geſchloſſen — weil das Blut Jeſu nicht im Umlauf durch ihre Adern war. Darum verblich auch das äußere Leben; Feſte und Gelagen, Spiel und Tänze hörten auf; ein allgemeines Faſten trat an ihre Stelle; ja ſogar der Verkehr ſtockte und der Erwerb nahm ab. Es war eben das Eine, was auch in dieſer Form ſich wiederholte: der Geiſt beherrſchte die Materie.

Ob nun das Interdict mit ſeiner vollen Schwere während der Jahre 1231 bis 1234 auf Lucca laſtete, ſei dahingeſtellt. Auch in ſeiner mildeſten Form war es eine Geißel Gottes.

Eine ſo innerliche Seele wie Zita mußte unſäglichen Schmerz empfinden, ſich mit ihrem Volk gleichſam in Babyloniens Gefangenſchaft zu ſehen. Die Heiligen dringen mit ihren klaren, von Erdenbildern ungetrübten Augen, tiefer in das Weſen der Dinge hinein. Die Erſcheinungen ſind ihnen durchſichtig wie Kryſtall und ſie verfolgen in denſelben den Faden, das Weſen, welches ſie im Zuſammenhang mit dem göttlichen Willen, der ewigen Weisheit bringt. Daher erkennen ſie jede Auflehnung gegen dieſen Willen, jede Abtrennung von dieſer Weisheit auf's ſchärfſte und leiden durch dieſe Beleidigungen Gottes, die doch nicht ſie ihm zugefügt haben, mehr, als wenn wir uns wirklich gegen ihn verſündigen. In das Herz des Heilands verſenkt, durch ſein Blut gemyſtiſch mit ihm verſchmolzen, theilen ſie in geheimnißvoller Weiſe ſeine Leiden und ſeine Freuden und ſuchen die Wunden ſeines heiligen Leibes, von ſündiger Hand geſchlagen, zärtlich zu verbinden, indem ſie freiwilligen Opfern, angeſchmiegt an ſein Kreuz, ſich unterziehen.

Kein anderes Sacrament konnte Zita empfangen als das der Buße. Soweit der Boden des Freiſtaates Lucca reichte, wurde das göttliche Manna, die Nahrung der Seelen, das „die Jungfräulichen erzeugt und die Starken bildet“ — nicht geſpendet. Wohl empfing ſie wundervolle Kräfte und ſüße Tröſtungen in jenem Sacrament der Barmherzigkeit, wo der göttliche Heiland immer und immer wieder als der ächte Samaritan die kranke Seele in ſeinen Schooß nimmt, Oel auf ihre Wunden gießt, in ſeine Heilsanſtalt, die Kirche, ſie führt, damit ſie ferner gepflegt werde, und Alles zahlt, was ihre vollkommene Heilung koſtet; — allein eben darum iſt ihre Sehnſucht nach dieſem himmliſch Liebenden, dieſem überirdiſch Treuen ſo groß, daß ſie in der Trennung von ihm nicht beſtehen kann, daß ſie ſeiner Hingebung mit ihrem Verlangen entgegen kommen muß, und daß ſie Dem, „der mit dem nächtlichen Thau auf ſeinen Locken“ harrend „an der Thür ſteht" — zueilen und ihn frohlockend zum Eintritt unter ihr armes Dach laden muß.

Außerhalb des Freiſtaates Lucca gab es kein Interdict! Da ward auf den Altären das Mal der Liebe bereitet! Da hatten Alle freien glücklichen Zutritt! Sonntags alſo, wenn die Arbeit ruhte, erbat ſich Zita die Erlaubniß nach beliebten Wallfahrtskirchen auf dem Gebiet und in der Nähe von Piſa zu pilgern, um dort in der heil. Communion mit Dem ſich zu vereinigen, welcher „der Gott ihres Herzens und ihr Antheil in Ewigkeit" war. Nicht der weite und beſchwerliche Weg, nicht ihre Einſamkeit, nicht die Gefahren, welche die Unruhe der Zeitläuften durch Kriegsknechte und lockeres Geſindel mit ſich brachten — nichts hielt ſie ab! — Sie ging — frei in ihrem Gott und gehorchend ihrem Gott; unterwürfig ihrem irdiſchen wie ihrem himmliſchen Herrn und folgend ihrem Herzen; denn die Kinder des Gehorſams ſind immer Kinder der Freiheit. Leiblich und geiſtig wunderbar geſtärkt kehrte ſie dann am ſpäten Abend heim, und die nächſte Morgendämmerung fand ſie ſchon wieder bei ihren Arbeiten. Dann war ſie auch wieder die Geſchmähte, die Verhaßte, die Mißhandelte; — aber was kümmerte das ſie! ſie hatte in ihrem Herzen Dem eine Ruheſtatt bereitet, der auch ein Verhaßter und Geſchmähter in der Welt war und der gerade jetzt ſo ſehr von derſelben mißhandelt ward. Und die Engel, die ihn im Garten Gethſemane tröſtend umſchwebten, kamen auch zu Zita und goſſen ihr die Fülle der himmliſchen Liebe in's Herz; denn ſie bat Die um Verzeihung, welche ſie kränkten und verfolgten.

„Vergebt mir, daß ich gefehlt habe, damit der liebe Gott euch vergebe! — ſagte ſie bittend; aber zürnt nicht ſo, denn das könnte ihn beleidigen." Und dann verdoppelte ſie Eifer und Anſtrengung, um das Wohlwollen von Menſchen zu gewinnen, welche keine Ahnung von dieſer heroiſchen Tugend hatten. Dadurch wurde ihr Herz immer reiner, immer abgelöſter von ihrem Ich. Von Allen zurückgeſtoßen, hielt ſie ſich keiner beſſeren Behandlung werth; von Allen verachtet, verachtete ſie ſelbſt ſich am tiefſten; von Allen mit Füßen getreten, legte ſie ſich demüthig unter jeden Fuß in den Staub: nicht knechtiſch, nicht kriechend, ſondern mit dem ſanften, heitern, unverwüſtlichen Frieden der Kinder Gottes. Sie kam ſo weit, daß ſie eine innige Dankbarkeit gegen ihre Peiniger empfand und in der Einfalt ihres Herzens glaubte, man handele ſo aus ernſter Liebe zu ihr, um ſie von ihren tauſend Fehlern zu beſſern und ſie zu ihrer ſchlecht erfüllten Pflicht zurückzuführen. Sie wußte nicht, wie ſie ſich für das Uebermaß dieſer Liebe, das Jedermann antrieb ihr eine Abtödtung zuzuwenden, erkenntlich genug zeigen könne; denn wenn ſie dafür danken wollte, ſo nannte man ſie Heuchlerin. Darum wendete ſie heiße Dankgebete für ihr martervolles Leben zu Gott, und fand nie, daß es zu viel oder zu ſchwer ſei.

Plötzlich aber trat eine gründliche Veränderung ein, plötzlich hörten alle Verfolgungen auf. Niemand weiß wann oder warum! — Die Hand Gottes hatte ſie verhängt; Zita hatte ſie beſtanden: die Hand Gottes ſetzte ihnen ein Ziel. Zita aber erſchrack, denn ſie wähnte man halte ſie für unverbeſſerlich, und mit Thränenſtrömen flehte ſie zu Gott: er möge ſie jetzt in heilſame Zucht nehmen und unerbittlich ſtreng gegen ihre Fehler ſein, da die Menſchen aufhörten ihr dieſen Liebesdienſt zu erweiſen. Das ganze Haus Fatinelli's, vom Herrn an bis herab zum letzten Diener, bezeigten ihr Vertrauen, Achtung und Liebe. Zita war aber durch eine zu gründliche Schule der Demuth gegangen, zu feſt im Gehorſam gegründet — und mit dieſen Schwingen zu hoch hinauf geflogen zur göttlichen Liebe, um ſich durch einen ſolchen Wechſel ihrer Verhältniſſe irre auf ihrem Wege und über ſich ſelbſt machen zu laſſen. Sie blieb in ihrer Unterwürfigkeit, in ihrem Gleichmuth, in ihrer Dienſtfertigkeit Anderen gegenüber, in ihrer Strenge gegen ſich ſelbſt, in ihrer andächtigen Vereinigung mit Gott. Ihre Herrſchaft konnte ihr keine größere Freude machen, als ſie hart zu behandeln; als Fatinelli dies bemerkte, that er manchmal als ſei er erzürnt und fuhr ſie heftig ohne Urſache an, um ſie durch dieſe Abtödtung zu beglücken.

Durch den Gehorſam hatte Zita die Welt überwunden; wie die heil. Schrift ſagt: „Selig ſind die Sanftmüthigen; denn ſie werden das Erdreich beſitzen.“

Viertes Kapitel.

Wie Zita nur einen Brautkranz im Himmel begehrt.

Im erſten Erblühen ihrer Jugend hatte Zita ſchon feſt beſchloſſen jungfräulich zu bleiben. Der göttliche Sohn der Jungfrau, der himmliſche Bräutigam der Jungfrauen, der ſeinen vielgeliebteſten Seelen dieſe Gnadenrichtung einhaucht, hatte ſie auch ihr gegeben und ſie folgte derſelben treu. Sie hatte immer die Jungfräulichen vor Augen, welche dem Heiland in ſeinem Erdenleben die Nächſten, die Liebſten waren. Zuerſt ſeine heilige Mutter, die allerſeligſte Jungfrau Maria, die Königin der Engel, die Königin der ſeligen Geiſter — weil ſie die Königin der Jungfrauen an Reinheit und Unſchuld war. Dann den heiligen Joſeph, der um ſeiner jungfräulichen Seele willen den Eintritt des menſchgewordenen Gottes in die Welt behütete und ſeine erſten Schritte ſchirmte, den Göttlichreinen an ſeiner reinen Hand führend. Dann den heiligen Vorläufer, Johannes der Täufer, dermaßen geheiligt im Mutterſchooß durch die geheimnißvolle Nähe des Allheiligen, daß er in hoher Reinheit durch die ſündhafte Welt ging, ohne je wieder ſich ihm zu nahen, als in dem Augenblick, wo ſein reines Auge gewürdigt ward den Geiſt Gottes zu gewahren, der ſich auf den Sohn Gottes am Jordan herabließ. Dann den heiligen Jünger Johannes, der in himmliſchen Viſionen die wunderbare Glorie und die ewige Wonne der Jungfräulichen ſah, zu denen auch er berufen war; die lichte Schaar ſah, die auf dem Berge Sion um das Lamm ſtand, die deſſen Namen und ſeines Vaters Namen wie eine Strahlenkrone um die Stirn geſchrieben trug; die ein wunderbares Lied ſang, deſſen Melodie keine andere Lippe ſingen konnte; und die in weißen Gewändern „dem Lamme folgt, wohin es geht“ — weil ſie „ohne Makel gefunden iſt vor dem Throne Gottes“..

Das geheimnißvolle Vorrecht dieſer ſeligen Weſen, für die Ewigkeit ihrem Gott in der Fülle ſeiner Schönheit und ſeiner Liebe am nächſten zu ſein, entflammte Zita's Herz zur Sehnſucht nach dieſem namenloſen Glück, neben welchem das vergängliche, dornumgebene, kummervolle Glück der Erde, das immer an die Sünde erinnert und ſo leicht an ſie ſtreift — keines Wunſches werth erſcheint. Entzündet für die Liebe ohne Anfang und ohne Ende, für die unerſchaffene Liebe — konnte Zita bei der erſchaffenen ſich nicht aufhalten; denn die Liebe zum gebrechlichen Geſchöpf zerbröckelt das Herz, während die Liebe zum allmächtigen Schöpfer es ſtark macht.

Sie lebte in einer Zeit und in einer Welt von großer Ungebundenheit der Sitten. Die ununterbrochene Fehden, die Fremden in Italien, die Kriegsleute, die unſicheren öffentlichen Verhältniſſe, riefen Sittenloſigkeit hervor und begünſtigten ſie; denn Ehrgeiz, Stolz, Herrſch- und Habſucht, Willkühr, ſind unzertrennliche Gefährten der Sinnlichkeit, und wenn die Großen der Erde, die Fürſten auf den Thronen ihnen huldigen, und ſie mit dem Glanz und Schmuck bekleiden, welche man immer für Götzen in Bereitſchaft hält: ſo wird die Menge leicht verblendet und folgt gern dem willkommnen berauſchenden Zauber. Die Hohenſtauffiſchen Kaiſer, ein heldenhaftes wundervoll begabtes Geſchlecht, verbanden damit alle Fehler der alten heidniſchen Helden; ihrer irdiſchen Größe fehlte nichts — als die überirdiſche, die ihre Wurzel in der göttlichen Liebe hat. Durch die

Macht ihrer außerordentlichen Perſönlichkeit, ihres Genies und ihrer Schickſale, wirkten ſie gewaltig auf ihre Zeit und brachten ein gewiſſes ſinnlich romantiſches Element ihr zu, dem die Romantik aber ſchnell genug von den gewöhnlichen rohen Charakteren abgeſtreift ward. Sie folgten ihren Leidenſchaften und lehnten ſich auf ihre Gewalt, um den göttlichen Geſetzen zu trotzen; dieſer Trotz pflanzte ſich fort in den weiteſten Kreiſen, während ſie ſelbſt ihre Gewalt als ein Rohr erkennen lernten, das zerſplitternd ihre Hand verwundete: das Hohenſtaufſiſche Geſchlecht ging unter im Kampf gegen die Kirche, in Blut und in Thränen. — Der Prieſterſtand, durch eben dieſe Kämpfe — die ſeit Jahrhunderten zwiſchen Päpſten und Kaiſern beſtanden und den inneren Organismus der Kirche durch die Uebergriffe der weltlichen Macht bedrohten — in die Stürme und Parteiungen des politiſchen Lebens hineingeriſſen, verlor in manchen ſeiner Glieder durch die Berührung mit den Leidenſchaften der Welt die Herrſchaft über ſich ſelbſt — und folglich über ſie. Und da die Menge immer geneigt iſt, ſich lieber auf das Beiſpiel eines ſchlechten Prieſters, als hundert guter zu berufen — eine böſe Handlung lieber als hundert fromme nachzuahmen: ſo fehlten ihr auch in dieſem Stande verführeriſche Vorbilder nicht.

Die Unruhen in den politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſen, wirkte auch auf die religiöſen und machte die Seele unruhig ſchwankend. Die Sammlung ging verloren, Fragen und Zweifel tauchten auf, wachgerüttelt von der verderbten Natur, die immer aufpaßt um Bundesgenoſſe zu werben, welche ihr zur Herrſchaft verhelfen. Der entfeſſelte Sinnenmenſch griff mit der einen Hand nach dem Kelch verbotener Genüſſe und mit der andern, um ſich gegen das Verbot zu betäuben — nach dem Kelch des Elends ohne Grenzen — nach dem Kelch der Ketzerei. Unter dem Vorwand, daß irgend ein Prieſter kein würdiger Diener der Kirche ſei, ward die Lehre, die er in ihrem Namen lehrte, zuſammt mit ihm verworfen. Man entzog ſich dem ſüßen Joch der unbefleckten heiligen Braut Chriſti, um ſich in die glühenden Feſſeln der Häreſie zu ſchmieden, welche ihre Sclaven unwiederruflich in das Thor hineinführt, über dem der große Dichter dieſer Zeit die Worte las: „Hier hört jede Hoffnung auf.“

Es war alſo kein ſtilles, für Tugend und Glauben gefahrloſes Leben, das Zita umgab, und ihre untergeordnete Stellung war ebenfalls kein Schutz für ſie, denn Verlockung und böſes Beiſpiel wähnen gar leicht gewonnenes Spiel der Armuth und Niedrigkeit gegenüber zu haben. Aber Gott berief ſie unter die Zahl Derer, die ihrer Zeit und allen Zeiten zeigen ſollen, daß „der ſchwache Menſch Alles kann in Dem, der ihn ſtark macht“. Und Er führte ſie ſo, daß ſie auf einem ganz einſamen Wege zu ihrem Ziel gelangte.

Die beiden reinen, weltüberwindenden Geſtalten des heil. Dominicus und des seraphiſchen Franciscus, riſſen in dieſer Zeit die Welt von dem Abgrund zurück, an deſſen Rand ſie hintaumelte in dem zwiefachen Rauſch der Sinnlichkeit und der Ketzerei. Franciscus lehrte die Entſagung, Dominicus lehrte das Gebet, und jene zwei Vampyre, welche der Menſchheit das übernatürliche Herzblut der Liebe und des Glaubens auszuſaugen trachteten, ſanken knirſchend in den Staub zurück. Ja! ein paar arme Mönche beteten, ein paar Bettler liebten Gott — und ſiehe! welch ein neues geiſtiges Wehen flog über die Welt! ſie lief Gefahr zu erſtarren unter dem Einfluß von Eiſen und Gold — zu verſumpfen durch die überquellenden trüben Gewäſſer der irdiſchen Freuden — ſich zu vergiften unter dem Schatten des todbringenden Bohun-Upas-Baumes des falſchen Glaubens. Und ſiehe! von den Frühlingsauen der Ewigkeit weht ein Morgenlüftchen herab und rührt lind ſie an. Da ſchüttelt ſie ſich, fährt auf aus der Betäubung, wirft den lähmenden Bleimantel ab, läßt die wüſten Pokale fallen, rafft ſich auf aus dem Schlummer im giftigen Schatten —

und nimmt plötzlich einen ſolchen Aufſchwung, daß man einen Augenblick glauben konnte, ſie wolle mit demſelben Schritt den himmliſchen Gütern zueilen, mit dem ſie gewöhnlich den irdiſchen nachzujagen pflegt. Alle Stände, alle Alter, alle Klaſſen der Geſellſchaft zogen dieſe beiden himmliſchen Thoren des Kreuzes in die glühende Liebe zur Entſagung und Armuth, in die Schulen der Heiligen, hinein. Heilige ſtanden auf den Thronen, auf den Lehrſtühlen, in den Spitälern, am häuslichen Herde, im Kloſter. Heiligmäßige Seelen ſtrömten den beiden neuen Orden — oder mindeſtens deren Bruderſchaften für Weltleute zu. Männer trugen unter Wehrgehänge und Ehrenketten — Frauen unter goldgeſtickten Kleidern den rauhen Strickgürtel des heil. Franciscus, wenn ihnen die Verhältniſſe nicht geſtatteten, die weltlichen Gewänder ganz mit einer Kutte zu vertauſchen. Es war, als ob ſich die Sonne der göttlichen Liebe in tauſend und tauſend Strahlen ſpalten wolle, um die Erde einzuwickeln und zu heilen in Wärme und in Licht.

Ein ſolcher Strahl ſenkte ſich auch in Zita's Herz und bewahrte es frühlingsfriſch und ſonnenhell in der Verbindung mit ihrem himmliſchen Bräutigam, ohne daß ſie ſich durch den Eintritt in einen Orden feierlich und öffentlich als ſeine Braut bekannt hätte. Die heil. Clara, des ſeraphiſchen Franciscus ſeraphiſche

Tochter gründete dazumal Klöſter über Klöſter, in welchen ſich unter dem groben Schleier der „armen Clariſſen“ die Blüte der Frauenwelt verbarg; doch Zita überſchritt nicht die Schwelle der Klauſur. Nicht in der demüthigen Würde der Ordensfrau, nur in dem unſcheinbaren Stande der Magd ſollte ſie Dem dienen, der ihr Gott und ihr Alles war und nur in ihrer Seele ſich ihm anverloben. Er war ihr Erbtheil; ſie hatte ihr Genügen: ſie hatte den Heiland und hatte die Armen, d. h. Gott in der Glorie und Gott im Elend, den Gegenſtand für ihre beſtändige wonnevolle Anbetung und für ihre beſtändige opferfrohe Hingebung. Für ſie begann das ewige Brautfeſt ſchon auf Erden mit der Verzichtleiſtung auf Alles, was die Erde feſtlich macht. Die Pflichten ihres Standes und Berufes brachten es mit ſich, daß ſie für die geliebten Armen, die leidenden Glieder Jeſu, Geringes nur thun, wenig ihnen geben, ſelten ſie beſuchen konnte. Auch dieſen Troſt, ihren lieben Heiland ſo recht zu pflegen, entbehrte ſie! Es war eben ein unſäglich armes Leben; und da ſie die wunderſame Süßigkeit der gänzlichen Armuth um Jeſu willen begriff, ſo ſorgte ſie vor Allem dafür, ſich im Herzen eben ſo arm und leer zu machen, als ihr äußeres Leben war. Mit der ſchärfſten Wachſamkeit behütete ſie ihr Herz. Die leiſeſte Regung oder Veranlaſſung, welche es hätten beunruhigen können, tödtete ſie ab. Sie mied jedes unnütze Wort, jedes überflüſſige Geſpräch — nicht blos mit Männern, ſondern auch mit Perſonen ihres Geſchlechtes, weil das leere Geplauder immer beſſere Gedanken verſcheucht. Sie verband Gebet und Faſten mit ununterbrochener Arbeit, um Phantaſie und Sinne zu beherrſchen. Doch verließ ſie ſich in dieſer Beziehung am allerwenigſten auf ihre eigene Kraft und ihren guten Willen. Sie wußte wohl, daß der Schatz unſeres Herzens nur in der Hand und Obhut Gottes ſicher iſt und daß wir ihn immer nur in einem gebrechlichen Gefäß in uns umhertragen. Darum wendete ſie ſich dem kräftigſten Heilmittel, der häufigen heiligen Communion zu. Mit unausſprechlicher Sehnſucht verlangte und empfing ſie den heiligen Leib, und durch jene geheime Kraft, welche ein geliebter Gegenſtand über den Liebenden übt — ſo zwar, daß ſchon Menſchen, die ſich ſehr lieben, einander ähnlich werden und daß ſehr treue Diener Geberde und Redeweiſe ihres Herrn annehmen: — wandelte ihr himmliſcher Bräutigam immer mehr und mehr die Vereinigung in der Euchariſtie zu einer Verſchmelzung ihres Herzens mit dem ſeinen um. Denn das glaube man doch nur ja: was ein ſchwacher Menſch über einen andern Menſchen vermag — das vermag auch Gott über einen Menſchen, und zwar in einem übermenſchlichen Grade.

Mit tiefer Betrübniß ſah Zita ihre Gefährtinnen leichtſinnig in Liebesverhältniſſe eingehen und in den Eheſtand treten. Sie hätte gern jedes Herz zu einem Thron der Jungfräulichkeit angeworben! doch machte ſie ihre Vorſtellungen immer ſo ſanft und vorſichtig, daß ſie Niemand verletzte. „O welchem Jammer und Elend ſetzt ihr euch aus,“ ſagte ſie mit ihrer lieblich ſüßen Stimme, „welche Laſt ladet ihr auf euch! O denkt doch nur, was ihr zu leiden habt durch die Thorheit, die Eiferſucht, die Rohheit eines Ehemannes — oder durch böſe Kinder — oder durch die ſchwere Sorge und Verantwortung für ihre Erziehung. Und machte ſich dies auch Alles ganz gut — was aber äußerſt ſelten der Fall iſt: ſo würdet ihr doch ganz gewiß mehr daran denken eurem Mann zu gefallen, als dem ſüßen Jeſus. Daher verliert ihr nicht blos die Krone der Jungfräulichkeit, ſondern ebenſoviel Stufen der Glorie, als ihr erlangt haben würdet, wenn ihr euch ganz der Liebe Gottes hingegeben und euch mit Leib und Seele ihm geweiht hättet¹).“ —

Dieſe Worte waren um ſo eindringlicher in ihrem Munde, als ſie dieſelben mit ihrem Beiſpiel verband. Man ſah wohl, daß die Liebe zum Heiland und zu ſeiner jungfräulichen heiligen Mutter

---

1) Fioriti, Vita du S. Zita.

ihr Herz ganz in Flammen ſetzte. So ging ſie unverwundet, wenn auch nicht ungefährdet, an Leichtſinn, Verderbtheit und böſem Beiſpiel vorüber.

Der Erzfeind der Seelen ſah es und bebte vor Wuth. Er entzündete eine heftige Leidenſchaft für Zita in einem jungen Diener des Hauſes, einem Menſchen von ſittenloſem Wandel und verwegenen Reden. Dieſer traf eines Tages Zita allein in einem abgelegenen Zimmer arbeitend. Entſchloſſen ging er auf ſie zu und wollte ſie umarmen. Zita wehrte ihn ab und drohte ihm mit dem Zorn Gottes und Fatinelli's. Der junge Menſch ließ ſich aber nicht zurückſchrecken, ſondern ſuchte ſie durch verführeriſche Reden zu gewinnen. Da beſann ſie ſich weiter gar nicht, ſondern zerkratzte ihm mit größter Entſchloſſenheit das Geſicht, ging fort und ſchwieg über die Sache. Fatinelli bemerkte am Abend, wie erſtaunlich entſtellt der junge Menſch ausſah und forſchte der Urſache nach, die Niemand wußte als Zita. Sie mußte alſo die Begebenheit erzählen und that es ſo einfach, ſo ganz ohne Haß und ohne Eigenliebe, daß ſich in ihren Worten nichts ausſprach als Schmerz über die Beleidigung Gottes. Vor einer ſolchen Seele aber nimmt die ganze Hölle die Flucht.

Waren Zita's Tage voll mühſeliger Arbeit, welche ſie durch ſtete reine Abſicht auf die Ehre und den Willen Gottes heiligte: ſo waren ſie gewiß voll Verdienſt für das ewige Leben; denn die heilige Schrift nennt die Tage „köſtlich, die voll Mühe und Arbeit ſind". Zita's Nächte aber waren ſeraphiſche Vigilien. Da flog ihre Seele zu dem Geliebten empor, der am Tage gleichſam verſchleiert mit ihr auf ihren unſcheinbaren Pfaden wandelte. War Alles auf's Pünktlichſte beſorgt, was ihr oblag — kehrte Ruhe und Stille in dem großen geräuſchvollen Hauſe ein — ſuchte Jeder die Stärkung des Schlafes für die Mühen und Sorgen des nächſten Morgens: ſo zog auch Zita ſich in das Kämmerlein zurück, welches ſie unfern der Gemächer ihrer Herrſchaft bewohnte, ſchloß ſorgfältig die Thür, um ungeſtört und unbeobachtet zu ſein und verſenkte ſich in eine andere Ruhe, als die des ſtumpfen Schlafes — in die Ruhe des Gebetes. Sie betrachtete mit unſäglicher Zärtlichkeit die Menſchwerdung, das bittere Leiden und den Tod des Heilands — dieſen Quell unſerer Seligkeit, und mit heiligem Ernſt die letzten Dinge des Menſchen, die Flüchtigkeit unſeres Erdenlebens, die Ungewißheit über unſere Todesſtunde, die ewige Vergeltung und die Wonne der Seligen. Welche Wonnen bei dieſen Betrachtungen ſie ſelbſt überſtrömten, welch eines Schauens der Glorie und welcher Einweihung in göttliche Myſterien ſie gewürdigt ward — hat ſie Keinem anvertraut als ihrem Beichtvater allein; und auch dem ſtets ſchüchtern, mit wenig Worten, ſich ſelbſt mißtrauend, wegen der Neigung der verderbten Natur zum Hochmuth. Aber das einſtimmige Zeugniß ihrer Zeitgenoſſen bekräftigt, daß eine überirdiſche Helle durch die Thürſpalten ihres Kämmerleins ſtrahlte, während ſie in den ſeraphiſchen Ekſtaſen ſchwebte, welche Denen verheißen ſind, welche mit vollkommener Liebe Gott zu lieben verſtehen.

O wären wir eingedenk der königlich prachtvollen Verheißungen des Evangeliums — und eingedenk, daß kein König, ſondern ein Gott ſie macht: wie könnte es uns denn befremden, daß dieſer Gott — Wort hält, daß Er die großmüthige Hingebung der Creatur mit Seiner Großmuth, nach göttlichem Maßſtab gemeſſen, belohnt. Er hat geſagt: „Selig ſind die reines Herzens ſind — denn ſie werden Gott ſchauen.“ Er hat geſagt: „Wer überwindet, den mache ich zu einem Pfeiler im Tempel Gottes[1]).“ Er hat geſagt: „Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf meinem Thron zu ſitzen, gleichwie auch ich überwunden und mit meinem Vater auf ſeinen Thron mich geſetzt habe[2]).“ Er hat es geſagt; Er Selbſt iſt das ewige Wort, welches Eins iſt mit der ewigen Wahrheit. So macht Er ſich Selbſt zum Unterpfand der Wahrheit; — und nun

---

1) Offb. 3, 12. — 2) Offb. 3, 21.

kommt ein Geſchöpf, glaubt an dieſe Wahrheit mit ſolcher Kraft, Liebe und Beharrlichkeit, daß es ſeinerſeits die Bedingungen erfüllt, durch die man mit voller Verſchmähung der irdiſchen Welt den Preis für die Herrſchaft in der übernatürlichen zahlt; — nun „betet es ohne Unterlaß“; nun nimmt es „ſein Kreuz auf ſich und folget Ihm nach“; nun iſt es „ſanftmüthig und demüthig von Herzen“; nun „verläßt es Vater und Mutter und verleugnet ſich ſelbſt“; nun „ſuchet es um zu finden — bittet, damit ihm gegeben — klopfet an, damit ihm aufgethan werde“; nun hat es „Glauben wie ein Senfkorn“, was genug iſt „um Berge zu verſetzen“; nun „ſuchet es zuerſt das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit, damit ihm alles Andere zugegeben werde“; nun „entſagt es Allem was es beſitzt, um Sein Jünger zu ſein“; nun „wendet es Gewalt an, um das Reich Gottes zu erlangen“; nun vertraut es dem Wort, das Er zu Martha ſprach: „Hab ich dir nicht geſagt, daß, wenn du glaubſt, du die Herrlichkeit Gottes ſehen wirſt?“ nun ißt es „das Brod, welches das ewige Leben gibt“; nun trinkt es das Blut, woran die Verheißung geknüpft iſt: „du bleibſt in mir und ich in dir;“ — das Alles thäte das Geſchöpf, zu dem Allen gäbe der Schöpfer die nothwendigen Gnaden — und dann plötzlich hielte Gott nicht Wort? dann ließe Gott ſich an großmüthiger Liebe von einem Menſchen übertreffen? Nein, nein! die Geſchichte der Heiligen — aller Heiligen ohne Ausnahme — iſt weiter nichts als eine ganze Reihe von Thatſachen, die den Beweis liefern und die Belege ſtellen, daß „Gott treu iſt“; daß Er „der Seele gut iſt, die ihn ſucht“; — daß Er ſeinen eingeborenen Sohn nicht Lügen ſtraft, wenn Derſelbe ſagt „alle Macht ſei ihm von ſeinem Vater gegeben“. Nur unſer Kleinmuth, unſer Unglaube — dieſe Todeswunden an unſeren ſündenkranken Seelen — machen uns ſo ohnmächtig für das übernatürliche Leben, daß uns deſſen folgerichtigſte Aeußerungen ſo befremdend erſcheinen, als ob wir gar nichts mit ihnen zu thun haben könnten. Und doch beſteht der einzige Unterſchied zwiſchen den Heiligen und uns darin, daß ſie Menſchen mit geſunden Seelen ſind — und wir, Menſchen mit kranken Seelen.

Wenn Reiſende das Hochgebirg der Pyrenäen und Alpen beſuchen, ſehen ſie oft erſtaunenswerthe Dinge bei den Gebirgsbewohnern: mit ſchweren Laſten auf dem Kopf oder auf dem Rücken gehen ſie auf Wegen und Stegen, die nur anzuſehen dem Reiſenden ſchon Schwindel und Schauder verurſachen. Aber grüßend und ruhig, oft lachend und ſcherzend wandeln ſie dahin — bald längs einem Abgrund auf einem Fußſteig, der um die Hälfte zu ſchmal für eine menſchliche Geſtalt ausſieht — bald über ein ſchmales Brettchen ohne Bruſtwehr, oder gar über einen halb vermorſchten Baumſtamm, welche als Brücke über einen Waldbach dienen, der mit donnerndem Brauſen in der Tiefe tobt — bald einen Schneeabhang hinunter, deſſen feſte weiße Decke ihnen die Klüfte verbirgt, in die ſie ſtürzen können — bald ſenkrechte Felſenwände hinauf und herab auf ſchwankenden, gebrechlichen Leitern. Der Reiſende ſieht es und ſchüttelt ſich vor Grauen, denn er kommt von ſeinen breiten gepflaſterten Straßen, oder von den Kiesgängen ſeines Parks, oder von den Teppichen ſeiner Gemächer, mit Schwindel behaftet, mit unſicherm Tritt, mit kurzathmiger Bruſt — lauter Dinge, von welchen die Gebirgsleute nichts wiſſen, weil die Gewohnheit des Kampfes gegen die ſie umringenden Gefahren ihnen Fertigkeit in deren Ueberwindung gegeben hat.

Solche Gebirgsbewohner ſind die Heiligen im übernatürlichen Leben. Auf dem hohen Berge der Vollkommenheit wandeln ſie feſten Fußes, klaren Auges, an den drohenden Schreckniſſen der Tiefe vorüber, und die ſtille Ruhe, womit ſie es thun, zeigt eben, wie geſund ihre Seele und wie kräftig das himmliſche Leben in ihnen iſt. Gott, die Heiligen! was ſind ſie herzſtärkend! was ſind ſie erfriſchend! was ſind ſie vernünftig! — Menſchen wie wir, unſeres Geſchlechts, unſerer Natur — mit all unſeren Gebrechlichkeiten behaftet und unſeren Verſuchungen ausgeſetzt — halten ſie ſich gar nicht in der Region auf, wo ſie der allgemeinen Anſteckung verfallen und von dem Fieber der Leidenſchaften ergriffen werden würden: — ſondern ſtreben aufwärts aus dem Peſtqualm zu der reinen friſchen Luft des Hochgebirges, verſcheuchen auf ihrem Wege durch den beſtändigen Weihrauch des Gebetes die giftigen Dünſte, und üben ſich durch fortgeſetzte Selbſtverleugnung und Entſagung zu einer ſolchen Ueberwindung der Neigungen, daß ſie allmälig vollendete Meiſter der irdiſchen Natur — und folglich von deren Joch erlöſt werden. Nun herrſchen ſie mit Chriſtus. Sie haben die Herrſchaft in ihrer vollen Herrlichkeit begriffen; — denn herrſchen in der Welt durch Scepter und Krone, oder Geld und Gut — herrſchen in der Natur durch Schönheit, Genie, Intelligenz — wie gering iſt das! wie kommt da immer „der Stärkere und überwindet den Starken“ — und wie oft! wie oft! iſt es nicht einmal der Stärkere, ſondern der Schwächere, der den ſogenannten Starken unterjocht! — Nein! die Herrſchaft über der Welt und über der Natur kann einzig und allein die drängende unſtillbare Sehnſucht des Menſchen nach einem unbegrenzten Glück befriedigen: wie vernünftig iſt es alſo, ſich bei nichts Anderem aufzuhalten. Will

Jemand heirathen, ſo wählt er ſich gewiß keine Braut, von der er vorher weiß, daß ſie über's Jahr todt ſein wird. Jede irdiſche Freude iſt aber für die Seele eine Braut, die über's Jahr todt iſt. Je mehr alſo die Seele nach dieſen Bräuten ringt, deſto mehr häufen ſich die Leichen um ſie her; und ſie ſelbſt, die ihr Leben an dieſe Todten ſetzte, ſtirbt allmälig mit ihnen hin und ab. Aber das Brautfeſt, das Chriſtus mit einer geliebten und geheiligten Seele feiert — das iſt anderer Art! das beginnt nur auf Erden, um im Himmel durch die Ewigkeit fortzudauern. Als Seine göttliche Natur in der Incarnation die menſchliche Natur annahm, da begann unter dem Hoſanna aller Engel und in dem Lichte der allerheiligſten Dreifaltigkeit der Vermälungstag, der ohne Ende iſt; denn für immer ward jetzt der menſchlichen Natur durch ihn die heiligmachende Gnade als Morgengabe mitgetheilt, und mit jeder Seele, welche dieſelbe anzuwenden verſteht, erneuert Chriſtus das himmliſche Brautfeſt: die Vereinigung in der göttlichen Liebe — auf welche kein Tod mehr folgen kann. Die Seele hat das ihre gethan und ſeinem Befehl gehorchend „die Welt überwunden“. Jetzt thut Er das Seine und nimmt ſie zu ſich auf ſeinen Thron der Herrſchaft und der Herrlichkeit.

Iſt darin irgend etwas Befremdliches? — Allerdings! Etwas! — nämlich: daß ſo wenig Seelen mit aller Kraft nach dieſem Ziel verlangen und hinſtreben; — aber ſonſt nichts.

Zita begriff nicht, wie man müde werden könne im Gebet mit Gott zu ſprechen und durch Gebet ſich in ſeiner Gegenwart zu erhalten. Das Gebet war für ſie ein Flügelpaar, auf dem ſie wie die Engel, in Anbetung ausgegoſſen ſchwebten. Sie arbeitete viel und hart; doch fühlte ſie ſich nie zu ermüdet um beten zu können. Sie hatte von Natur einen zarten Körper, den ſie durch Faſten und Bußübungen wahrlich nicht kräftigte; doch nie fühlte ſie ſich durch ihre Andachtsübungen erſchöpft und nie in ihrem Leben war ſie krank. Der Anblick eines Kreuzes ergriff ſie ſtets mit einer ſolchen Aufwallung von Liebe und Dankbarkeit, daß ſie in Thränen gebadet davor auf die Knie fiel und ſich nicht faſſen konnte über eine Liebe, die ſo beſiegend war, daß ſie einen Gott aus ſeinem Himmel in dies äußerſte Elend zog.

Ein altes Kruzifix in St. Frediano war der Gegenſtand ihrer beſonderen Verehrung. Es heißt noch jetzt das Kruzifix der heiligen Zita, befindet ſich über dem Altar, der ihre Gebeine umſchließt, und die alte Tradition berichtet, daß der Gekreuzigte einſt liebevoll mit ihr geſprochen habe. Es ſtellt mit jener frommen Innigkeit und Treuherzigkeit, welche die alten Künſtler beſeelte, weil ſie das, was ſie darſtellten, wahrhaft glaubten, den ewig gebenedeiten Ausſpruch des göttlichen Heilands zu ſeiner heiligen Mutter und ſeinem geliebten Jünger vor: „Siehe, deinen Sohn! Siehe, deine Mutter.“ Dieſe barmherzigen und troſtvollen Worte, wodurch der ſterbende Heiland in ſeinem Jünger alle Menſchen dem Schutz der allerſeligſten Jungfrau Maria anvertraut, alle Menſchen mit einem neuen und traulichen Bande der Liebe an ſein eigenes Herz knüpft, alle Menſchen daran erinnert, daß er in ſeiner heiligen Menſchheit alle menſchlichen Verhältniſſe auf immer geweiht und verklärt habe — zogen Zita in die ſeligſten Ekſtaſen hinein. Die Mutter Gottes war ihre Mutter, ihre Zuflucht, ihre Helferin, bewachte und behütete ſie, theilte ihre Sorgen, freute ſich ihrer Liebe für den göttlichen Sohn, lehrte ſie immer vollkommener, immer unbedingter ihn lieben. Bei einer Betrachtung dieſer wunderbaren Gnade verfiel Zita in Entzückung und vernahm von dem Kruzifix die Stimme ihres himmliſchen Bräutigams.

Nächſt der heiligen Mutter Gottes ſtanden in ihrer Verehrung am höchſten der heilige Johannes der Evangeliſt und die heilige Maria Magdalena. Denn ſchlicht und einfach ging ſie auf den Wegen Gottes: daher durchdrang ſie mit klarem Blick, reinem Herzen und gläubigem Sinn die lichten Geheimniſſe des chriſtlichen Lebens und der chriſtlichen Lehre, welche der Augenluſt, der Fleiſcheslust und der Hoffart des Lebens ſich verhüllt und ganz unverſtändlich bleiben. Sie ſtützte ſich auf Alles, was ihre Andacht beleben, ihren Eifer anregen konnte: ſie erkannte, daß das Beiſpiel der Heiligen uns ſehr befeuern — ihre Fürbitte uns ſehr fördern kann; denn dieſe Freunde Gottes ſind ja auch unſere Freunde, wenn wir in ſeiner Freundſchaft ſind oder wenigſtens aufrichtig nach derſelben ſtreben. Sie ſind in der Glorie und wir im Kampf. Die ganze Kluft, welche den irdiſchen Streit von dem himmliſchen Triumph trennt, liegt zwiſchen ihnen und uns. Aber zu dieſem Siege und ſeinem Strahlenkranz ſind ſie als irdiſche Streiter gelangt. Sie waren unſeres Geſchlechts, unſerer Natur; unſere Gefahren bedrohten auch ſie, unſere Schwächen waren auch die ihren. Aber ſie werfen ſich der Gnade in die Arme — nicht Einmal im Affekt, ſondern lebenslang, täglich, ſtündlich, mit der ganzen Glut ihres Willens — und die Gnade machte ſie zu feurigen Helden, die für die Fahne des Kreuzes und für den Lohn der Dornenkrone und der Wundmale lebten, litten, ſtarben — um mit ihrem Herrn und Meiſter aufzuerſtehen. Dieſe wahrhaften Nachfolger Chriſti ſtellt uns die treue Mutter, die heilige Kirche, zu Vorbildern — und als würdige Gegenſtände unſerer Verehrung und Betrachtung auf. Welch' ein niedriges Ziel muß die Seele verfolgen, die ſich von einer ſo edlen Geſellſchaft zurückzieht!

Das that Zita nicht! ſie hielt ſich in ihrer tiefen Demuth für eine große und böſe Sünderin. Aber der göttliche Heiland hatte ja das Werk der Erlöſung vollbracht „um die Sünder ſelig zu machen“. Er liebte das Ebenbild Gottes, welches der Schöpfer ihrer Seele aufgeſtempelt hatte, ſo ſehr — daß er mit ſeinem Blut all' den Wuſt und Unrath wegwaſchen wollte, den die Fluten der Sünde angeſchwemmt. Er liebte ihre Seele genug, um für ſie zu ſterben. Kann aber Gott für eine elende ſündhafte Seele aus Liebe ſterben, um ſie in den Himmel hinein zu ziehen: ſo müſſen Heilige — die ja nur deshalb heilig ſind, weil er ſie würdigt an ſeinem Werk zu arbeiten — ſie gewiß genug lieben, um für ſie um den Himmel zu bitten. Deshalb hatte ſie ein großes Vertrauen zu den Heiligen, und beſonders zu dieſen Beiden, die ſie für erklärte Lieblinge Jeſu hielt, da beide unter dem Kreuz ſtanden: er, wegen ſeiner überirdiſchen Reinheit; ſie, wegen ihrer überirdiſchen Reue und Buße. Die Liebesflammen Beider erweckte ſie in ihrem Herzen, und in engelhafter Lauterkeit wie Johannes wandelnd, empfand ſie für die geringen Unvollkommenheiten, in die ſie manchmal aus menſchlicher Schwäche fiel, die herzzerſchmelzende Reue der Magdalene.

Dieſer Kultus der Heiligen übt eine mächtig reinigende Kraft über die Seelen, welche ihn pflegen. Für ſie ſteht die Leiter, welche Jacob im Traum nur ſah, wirklich zwiſchen Himmel und Erde, und die ſeligen Weſen, denen die Glorie beſtimmt iſt, ſteigen als Menſchen die Leiter hinauf und neigen ſich als Heilige wieder zärtlich herab, um Denen, die ihnen nachfolgen hülfreiche Hand zu leiſten. Mit ihnen lebte und liebte Zita, und ihre Seele fing wohl an ihnen ſehr ähnlich zu werden.

Denn eines Morgens war ſie bei der heiligen Meſſe in St. Frediano dermaßen in Gebet verſunken, daß ihr die Zeit unbeachtet entſchwand. Als ſie ſich endlich erhob und den Dom verließ, ſah ſie ſchreckenvoll, daß die Sonne hoch am Himmel ſtand und daß folglich die Stunde verfloſſen ſei, in welcher ſie das Brod zu kneten hatte. Sie eilte heim, ihre Nächläſſigkeit bitter ſich vorwerfend; denn ſie gebrauchte nicht das Gebet als eine Beſchönigung für die Verſäumniß ihrer Pflicht. Doch ſiehe da! Zita fand den Teig geknetet und ſie brauchte ihn nur in den Ofen zu ſchieben. Sie zweifelte nicht, daß eine andere Magd — vielleicht ihre Herrin ſelbſt — das Geſchäft übernommen habe und ſie ging zu dieſer, um ſich demüthig anzuklagen. Doch weder Herrin noch Dienerinnen wußten davon. Niemand hatte das Brod geknetet — und Niemand zweifelte daran, daß, während Zita das Geſchäft der Engel verrichtete und Gott anbetete — Gott ſeine Engel ſchickte, um ihr Geſchäft zu vollbringen.

Fünftes Kapitel.

Wie Zita fromm war.

Einem Kruzifix zu Füßen fallen, iſt außerordentlich leicht; auch der Heuchler kann es. Und ein paar Thränen davor vergießen, iſt nicht ſchwer; das vermag auch der Leichtſinnige. Dazu gehört gar keine Frömmigkeit. Aber das Kruzifix, an dem die thränenvollen Augen hängen, mit beiden Händen ſo feſt in's Herz prägen, daß es ſeinen geiſtigen Abdruck darin zurückläßt und ſeinen Wiederſchein aus dieſem Herzen zurückſtrahlt — dies kann kein Heuchler und kein Leichtſinniger; dies vermag nur aufrichtige und beharrliche tapfere Frömmigkeit. „An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen,“ ſpricht der göttliche Heiland. Die Blüte der Frömmigkeit iſt Liebe; ihre Früchte ſind Gehorſam und Barmherzigkeit — dieſe beiden Haupttugenden des menſchgewordenen Gottes. Die Frömmigkeit, als der ſchönſte Baum im myſtiſchen Garten der übernatürlichen Welt, hat es mit dem ſchönſten Baum unſerer Erde gemein, mit dem Orangenbaum — daß ſie zu gleicher Zeit Blüten und Früchte trägt: Blüten, wie reine ſilberweiſe Sterne, im unſchuldigen Licht blinkend, gleich dem Gehorſam, der von einer höhern Sonne ſeinen Perlenglanz empfängt; Früchte wie glühende Flammen, durchſtrahlt vom „brennenden Gold der Liebe“ gleich den Werken der Barmherzigkeit, die der menſchgewordene Gott geübt und an deren Ausübung er die ewige Seligkeit für uns geknüpft hat. Doch wohlverſtanden, wenn wir dieſe Werke „in ſeinem Namen“ üben. Nicht der „Becher Waſſer“ oder das Kleid, oder das Geld, das wir geben, erwirbt uns die ewige Seligkeit; o nein! um ſeines Namens willen ſei die Gabe gereicht und weil die Armen „Chriſto angehören“: dann nur hat ſie Werth vor ſeinem Auge, weil ſie in das einzig Werthvolle, einzig Reine, in ſein Blut getaucht und durch ſein Opfer geweihet iſt. Was das natürliche gute Herz gibt oder die Aufwallung von Mitleid — kann keinen großen Segen nach ſich ziehen, weil es abgelöſt iſt vom Opfer. Einen irdiſchen Erfolg kann es haben — doch was iſt der im Vergleich zur Ewigkeit? Zuweilen iſt freilich die göttliche Gnade ſo groß, daß ſie ſolch ein natürlich gutes, mitleidiges Herz erleuchtet und ihm den Weg zeigt, um aus den Schranken der Wohlthätigkeit hinaus in das grenzenloſe Feld der chriſtlichen Barmherzigkeit — vom natürlichen Boden des Wohlwollens, auf den übernatürlichen der Nächſtenliebe überzugehen. Denn Gott iſt ſo gut, ja gewiſſermaßen ſo dankbar, daß er, wo er nur ein Fünkchen von gutem Willen findet, gleich bereit iſt, es durch den Anhauch der Gnade zur Flamme anzufachen.

Zita war wirklich fromm, denn ſie war gehorſam und barmherzig, und ſuchte durch die tiefſte Demuth dieſe Tugenden zu verſchleiern. Der Gehorſam wird Denen leicht, „die ſanftmüthig und demüthig von Herzen“ ſind. Sie ſchritt nur deßhalb auf dem Wege der Vollkommenheit mit ſolchen Rieſenſchritten vor, weil ſie unbedingt dem Rath und der Leitung ihres Beichtvaters folgte, in nichts ihre eigene Befriedigung, nie ihren eigenen Willen ſuchte. Sie war zu tief von dem Bewußtſein ihrer Nichtigkeit, ihrer perſönlichen Ohnmacht durchdrungen, um dem Licht ihres Verſtandes und Urtheils folgen zu wollen; — ſie wußte zu genau, wie kurzſichtig das eigene Auge iſt, wenn es gilt, den richtigen Pfad im innern Leben zu erkennen — und wie ſchwach die eigene Stärke, wenn es gilt, darauf vorwärts zu wandeln; — ſie erkannte zu klar die Gefahren, mit denen auf dieſem Wege unſere Phantaſie uns bedroht, bald falſche Schreckniſſe hervorruft, bald falſche Sicherheit uns einflößt, um ſich nicht unbedingt in den Angelegenheiten ihres Seelenheiles ihrem geiſtlichen Führer zu unterwerfen. Aus eigener Laune und nach eigener Wahl unternahm ſie nicht die geringſte Bußübung, noch äußere Abtödtung, keine Wallfahrt, keine heilige Communion. Sie wußte, daß unſere geringſten Handlungen ein unendliches Verdienſt durch den Gehorſam erlangen, und daß Gott ſie mit großen Gnaden ſegnet; wie hätte ſie ſich dieſes Verdienſtes berauben mögen — ſie! die Braut Desjenigen, der „gehorſam war bis zum Tode am Kreuz“. So gehorchte ſie Allen, die als Stellvertreter Gottes ihr befahlen: ihrem Beichtvater in geiſtlichen — ihrer Herrſchaft in weltlichen Dingen; und nicht aus Verzagtheit oder Mattigkeit des Herzens, in knechtiſcher Geſinnung mit Hinblick auf Lob oder Tadel, Lohn oder Strafe; ſondern mit großer Seele und ſtarkem Willen, aus unüberwindlicher Liebe zu Gott.

Einſt ſtand über Lucca ein Gewitter, ſo heftig, wie nur Italien es kennt; ein Wolkenbruch ſtrömte herab und verwandelte die Straßen der Stadt in Gießbäche, welche die Verheerungen der Ueberſchwemmung anrichteten. Ein Jüngling, der älteſte Sohn Fatinelli's, wollte einer fremden Dame, die ſich eben im Hauſe befand, ein Beiſpiel der rückſichtsloſen Unterwürfigkeit geben, mit welcher Zita gehorchte. Er rief ſie und ertheilte ihr einen Auftrag, den ſie augenblicklich am andern Ende der Stadt zu vollziehen hatte. Sie ging eilig von dannen unter dem ſtrömenden Regen und kehrte nach einiger Zeit mit der Antwort auf ihre Botſchaft zurück. Groß war das Staunen, daß ſie auf der Stelle gegangen ſei; größer war es, als ſie heimkehrte: denn Zita war nicht naß geworden! wie ein Gewölbe von Perlen war der Regen über ihr ſtehen geblieben.

Eine große Laſt ward auf ihre Schultern gelegt: Fatinelli vertraute ihr die Aufſicht über ſein Haus und über ſeine jüngeren Kinder an.

Ein Haus im Mittelalter in einer Stadt der zahlreichen kleinen Republiken Italiens, war etwas ganz anderes, als das Haus des reichſten Bürgers oder Edelmanns in unſeren Tagen — denn es war zugleich eine kleine Feſtung, eine Fabrik und der Sitz einer Familie. Die alten angeſehenen Familien in jenen Freiſtaaten, die Patrizier, waren nicht wie der Ritteradel im Norden der Alpen durch Herkommen, Geſinnung, Beruf und Sitte, durch Abkunft wie durch Tradition, von Handel und Gewerbe ausgeſchloſſen. In Frankreich gab es ein einziges Handwerk, welches der Edelmann treiben durfte, ohne ſich zu entehren: die Glasbrennerei; — und zwar deshalb, weil die Ausübung deſſelben mit Lebensgefahr verknüpft, — ſei es in Folge unvollkommener Einrichtungen oder übergroßer Anſtrengungen — nicht unwürdig des Edelmanns ſchien, der ja in Kampf und Fehde keine Gefahr zu ſcheuen und ſtets ſein Leben für Nichts zu achten hatte. Da man es bei dieſem Handwerk einſetzte, ſo ließ man daſſelbe als ehrenhaft gelten. Die italieniſchen Patrizier aber lebten nicht wie die nordiſchen Edelleute zwiſchen ihren Vaſallen, auf einſamen Burgen, ſelbſt Vaſallen ihrer Fürſten und im Kriege um ſie geſchaart; — ſondern zu Hunderten beiſammen in einer und derſelben Stadt, die ein Freiſtaat und ohne fürſtliches Oberhaupt war. Da nahmen die Lebensäußerungen eine andere Richtung und die Macht ſetzte ſich auf einem andern Fundament zurecht. Vom Grund und Boden war nicht zu leben; der zerſplitterte ſich in einer Stadt in eben ſo viel Theile, als Häuſer auf demſelben ſtanden; ſo mußte denn innerhalb des Hauſes ſelbſt der Quell des Reichthums, des Anſehens eröffnet werden. Der Beſitz war gering, der Erwerb ſollte ihn vergrößern. Die Häupter der Familien waren immer zugleich Häupter von großen Werkſtätten, die ſie in ihren Häuſern für ihre armen Mitbürger eröffneten. Dieſe ihre Arbeiter hielten dann zu ihnen in Parteikämpfen und Privatfehden und vertraten, ſo weit wie der minder feſte Verband es möglich machte — die Vaſallen.

Die Induſtrie von Lucca waren Webereien in Seide und Wolle, und die Patrizier, die wie alle ihre italieniſchen Standesgenoſſen zugleich Gewerb- und Handelsmänner waren, ſtanden wegen Wucher und Geiz durch ganz Italien in einem beſonders ſchlechten Ruf. Den Haß, welchen damals die Juden wegen ihrer Geldgier allgemein einflößten, ward den Patriziern von Lucca, ſowie denen von Siena, Florenz und Pavia, von Seiten ihrer Zeitgenoſſen zu Theil.

Pagano di Fatinelli war durchaus kein böſer, mit jenen groben Laſtern befleckter Mann, ſondern nur genau, heftig und launenhaft. Doch war es für eine Seele wie Zita, immer eine ſchwere Bürde, ſeinem Vertrauen zu entſprechen und die Verantwortung der nothwendigen Aufſicht zu übernehmen. Da ſeine Familie zu den erſten der Stadt zählte, die wichtigſten Aemter bekleidete, an Fehden innerhalb und außerhalb des Freiſtaates lebhaft Theil nahm, eine große Anzahl von Webſtühlen für Woll- und Seidenſtoffe beſchäftigte — und er das Haupt dieſer Familie war: ſo wimmelte ſein Haus von den Menſchen verſchiedenſter Art. Seine Standesgenoſſen, ſeine Anverwandten, ſeine Clienten, ſeine Parteigänger, ſeine Arbeiter gingen darin aus und ein — bald als ruhige Bürger, Gewerb- und Kaufleute, friedliche und kunſtfertige Weber; bald als Kriegsmänner und Lanzenknechte. Heute wurde Geld gezählt und das Weberſchiffchen geworfen — morgen der Speer geſchwungen und das Schwert geſchliffen. Das Geklapper des Webſtuhls ging unter im tumultuariſchen Geſchrei irgend eines Aufſtandes und dieſes verſtummte allmälig wieder hinter dem klappernden Webſtuhl.

Wie viel wird nicht in einem ſolchen Hauſe verſchwendet und vergeudet! wie viel geht nicht verloren! und dennoch kann es geſchehen, daß nicht Jeder darin zu ſeinem Recht kommt! — um wie viel weniger können alle Anſprüche befriedigt werden, welche Eigenliebe, Leidenſchaft und Genußſucht machen.

Unter einer ſo beweglichen, thätigen und geſchäftigen Familie, zwiſchen Leuten, die abwechſelnd Diener, Krieger und Arbeiter waren, in einem Kreiſe voll beſtändiger Aufregung um öffentliche Angelegenheiten, oder politiſche Parteiungen, in dieſem Dunſtkreis von Haß und Feindſchaft, von Intriguen und fiebernden Leidenſchaften — lebte Zita in tiefſtem Frieden und von keinem andern Feuer entzündet, als dem der reinſten Nächſtenliebe für Alle, die ſie umgaben. In allen Stürmen blieb ſie ruhig; zwiſchen allen Verkehrtheiten blieb ſie gerade; rein, zwiſchen allen Unordnungen. In der Vereinigung mit Gott fand ſie Muth und Kraft zur ununterbrochenen Ausübung guter Werke; von dieſen ruhte ſie aus im Gebet, ſtieg mit den Flügeln der Hoffnung und Liebe über Wolken und Donner der Zeit empor — und „beſaß ihre Seele in der Geduld“, wenn ſie wieder eingreifen mußte in die Geſchäftigkeit des Tages. Ihre eigentliche Arbeit beſtand in der Arbeit aller Heiligen — in der Arbeit, die auch unſere, leider ſehr vernachläſſigte Aufgabe iſt, zu deren Erfüllung wir als Mittel Religion und Frömmigkeit beſitzen: ſie erneuerte ſich in Chriſtus, ſie ließ den alten Sündenmenſchen abſterben und ſtatt ſeiner das Ebenbild des Gottesſohnes ſich geſtalten. In dieſer unausgeſetzten Arbeit beſteht das Leben aller Heiligen; es hat für ſie nur inſofern Werth, als ſie den Kampf des Geiſtes gegen das Fleiſch und der Seele gegen die Sinne in jedem Augenblick durchfechten; — in jedem Augenblick bereit ſind, mit der Gnade die Natur zu unterjochen. Nach dieſem Siege maßen ſie des Lebens Werth ab. Der natürliche Menſch macht es gerade umgekehrt; darum liegt am Schluß deſſelben ſein Herz bei Dingen, „welche von Motten und Roſt zerfreſſen ſind“ und das Herz der Heiligen bei einem in Ewigkeit unvergänglichen Schatz.

Zita wurde nicht hochmüthig durch das Vertrauen, das ihr Herr ſo ſehr gerechter Weiſe ihr erwies. Im Gegentheil war ſie nur um ſo demüthiger und dienſtfertiger. Sie hielt ſich auch nicht ihrer niedrigen Arbeiten für enthoben, ſondern noch mit neuen dazu beauftragt. Mit der höchſten Leichtigkeit ging ſie vom Gebet zu häuslichen Verrichtungen über und verließ dieſe mit derſelben Freiheit wieder, wenn ſie ſich der Betrachtung widmen durfte. Man ſtaunte über dieſe wunderbare geiſtige Abgelöſtheit, durch die ſie zu Allem bereit, zu Allem willfährig war — durch die ſie an nichts dachte, als Das zu thun, was Dieſem gefallen, Jenem nützen, den Dritten freuen, den Vierten belehren — Alle fördern konnte; — durch die ſie für alle Andere lebte und bei allen Anderen war — nur nicht für ſich ſelbſt und nicht bei ſich ſelbſt. Dieſe Kunſt der innerlichen Seelen beruht darauf, daß ſie für Gott leben und bei Gott ſind.

So gewann ſie das Vertrauen des ganzen Hauſes. Die weibliche Dienerſchaft betrachtete ſie wie eine Mutter und wendete ſich in allen Bekümmerniſſen an Zita. Sie ermunterte die Gedrückten, beſchwichtigte die Zänkiſchen, tröſtete die Betrübten, pflegte die Kranken. Die Herrſchaft der Liebe in ihr war ſo mächtig, daß Niemand ohne Beruhigung und Troſt ſie verließ. Allen „wohlthuend ging ſie vorüber“. Dieſe Selbſtverleugnung, dieſe Fülle von Liebe konnte unmöglich ohne tiefen Einfluß auf die Zeugen derſelben bleiben. Wie der Stern in Strahlen und die Blume im Duft ſteht, ſo ſtand Zita im Glanz und Wohlgeruch ihrer Tugenden. Wer hätte jetzt noch eine ſo aufrichtige, reine Frömmigkeit beſpötteln können? wer hätte es nicht eine ſehr liebliche, ſehr beglückende Sache gefunden, Gott ſo zu lieben? Zita war ja ganz beneidenswerth mit ihrer Andacht, ihrer Heiterkeit, ihrem Frieden. So kam es denn, daß ſich in Fatinelli's Hauſe allmälig Religion und Sitten nach Zita's Beiſpiel und unter ihrer Einwirkung beträchtlich hoben. Sie wußte Geſchmack an ernſte Gewohnheiten einzuflößen und für die verborgenen Süßigkeiten der heiligen Liebe nach und nach zu gewinnen. Die größte Vorſicht leitete ihren Eifer. Sie hielt keine unnütze Ermahnungen, ſie ermüdete Niemand durch verdrießliche Bemerkungen, ſie beunruhigte Niemand durch übertriebene Anforderungen. Sie beobachtete in Jedem das Maß der Gnade, griff derſelben nie haſtig vor, ſondern wartete gelaſſen auf die Stunde Gottes. Sie wendete nur ein Mittel an, um dieſelbe zu beſchleunigen: das Gebet. Jede böſe Handlung flößte ihr tiefe Traurigkeit ein — ſo tief, daß ſie häufig keinen andern Vorwurf machte, als durch Schweigen. Vernahm ſie aber boshafte Bemerkungen und unanſtändige Reden, ſo tadelte ſie laut und entſchieden, lebhaft verletzt durch jedes Wort, welches die Nächſtenliebe und die Sittſamkeit kränkte.

Doch nie war ſie vorſchnell mit ihrem Tadel, ſtets geneigt zur beſten Meinung von Anderen. Nach ihrer eigenen Tugend beurtheilte ſie den Mitmenſchen. Sie floh zu ſorgfältig das Böſe, um nicht Anderen einen ähnlichen Abſcheu zuzutrauen. Und wie hätte ſie Fehler, ſogar wenn ſie ihr in die Augen ſprangen, ſtreng verdammen können — ſie, die ſich ſelbſt ſo voll Fehler und Gebrechlichkeit ſah! Der Schlüſſel zu der himmliſchen Nachſicht, dem unausſprechlichen Erbarmen der Heiligen mit Schwachen und Sündern, liegt in ihrer Demuth, durch welche ſie ſich ſelbſt als die allergrößten Sünder betrachten. Fiel ab und an etwas Strafbares im Hauſe vor, ſo ſtellte ſich Zita vor die Schuldigen und führte deren Sache bei Fatinelli. Gelang es ihr nicht ſie zu rechtfertigen, mindeſtens zu entſchuldigen: ſo legte ſie ſich auf's Bitten, und beſänftigte auch dies nicht ſeinen Zorn, ſo warf ſie ſich ihm zu Füßen und weinte und flehte ſo lange um Gnade, bis ſie ihn überwältigt — und er Verzeihung zugeſagt hatte. All ſeine Heftigkeit brach an Zita's Sanftmuth, all ſein Zorn an ihrer Geduld. Ja, man bemerkte daß er ihr auswich, wenn er voll Aerger oder übler Laune war. Bei ihr fanden Feind und Freund, Gute und Böſe, eine wohlwollende, nachſichtige Geſinnung; — denn ſie liebte die Guten als Freunde Gottes und die Böſen, weil ſie es werden können, wenn ſie ſich beſſern. Alle waren ja Brüder, Kinder deſſelben Vaters, Alle erkauft durch das koſtbare Blut Jeſu.

Ihr Herz brach bei der Vorſtellung, daß die Bosheit der Menſchen den Tod des Heilands vergeblich mache. Eine ſolche Beleidigung Gottes hätte ſie mit ihren Thränen, mit ihren Bußwerken wegwaſchen mögen. Damals war es gebräuchlich, daß am Dom die Arme-Sünder-Glocke jedes Mal geläutet wurde, wenn man einen verurtheilten Verbrecher zur Richtſtätte führte — eine rührende und troſtvolle Sitte, wie ſo manche aus jenen alten Tagen voll Glauben und Liebe. Fromme Seelen wurden dadurch aufgefordert ſich an's Gebet zu begeben, um die Bekehrung des armen Sünders zu erflehen und um ſeinen furchtbaren Uebergang aus der Zeit in die Ewigkeit mit Hülfe und Troſt zu umgeben. Nicht mit ſchauerlicher kalter Härte ſtieß ihn die ſtrafende Hand der Gerechtigkeit in die drohende Ewigkeit hinein; ſondern ſie verwies ihn mit ſeiner Hoffnung an die Gnadenquelle, zu der am Ende auch der Gerechteſte auf Erden ſeine Zuflucht nehmen muß — und eröffnete ihm durch das Gebet der Frommen eine Fürbitte bei Dem, der am Kreuz dem reumüthigen, gekreuzigten Mörder vergeben hat. Welch' eine Ermahnung für die Menſchen! welch' ein Troſt für den armen Sünder! — Hörte Zita den traurigen Ton der Glocke, ſo erſchauerte ſie in ihrer Seele! da ſollte nun ein Menſch mit Verbrechen bedeckt, ohne Reue, ohne Buße, ohne Sühne vor dem Richterſtuhl Gottes erſcheinen! Von Schmerz überwältigt, in Thränen zerfließend, fiel ſie auf die Knie und rief die Barmherzigkeit Gottes um der heiligen fünf Wunden Jeſu willen an. Ihre Faſten, ihre Geißelungen, ihre Abtödtungen, ihre guten Werke — Alles, Alles opferte ſie für den Unglückſeligen, der jetzt für Zita kein Verbrecher mehr war, ſondern eine Seele, welche durch die Verdienſte des Erlöſungstodes Jeſu gerettet werden konnte.

Zita wendete ihre größte Sorgfalt den Kindern Fatinelli's zu; ſie begriff den vollen Umfang ihrer Pflicht und ihrer Verantwortung dieſen jungen Seelen gegenüber. Dieſe Kinder waren durch ihre Herkunft und ihre Verhältniſſe dazu beſtimmt in Zukunft einen großen Einfluß zu üben und ein Beiſpiel für Viele zu ſein. Zita war unwiſſend, war ganz ungebildet — wie man heutzutage ſprechen würde — aber ſie war himmliſch unterrichtet in der Schule Jeſu. In dieſe Schule führte ſie die Kinder, nämlich zu Füßen des Kreuzes; — das war ihr Lehrmeiſter. Bei Kindern iſt das Leben des Gefühls und der Phantaſie ſo früh rege, daß man ihnen nie zu früh reine Nahrung und ächte Gegenſtände gibt. Wird das verſäumt, ſo verfallen ſie auf Verkehrtheit, auf weſenloſe Träumerei. Wird dann ſpäter der Verſtand in ihnen wach, findet er keinen Inhalt in dieſem Gefühlsleben, ſo ſchämt er ſich deſſelben als etwas Kindiſchem und wirft es mit der Unbeſonnenheit der erſten Jugend vorſchnell über Bord — und das junge Herz iſt dann leer und verödet. Dieſen Zuſtand kann aber kein Menſchenherz ertragen, weil es für Ewiges geſchaffen iſt, und hat es keinen himmliſchen Gegenſtand, um ſich mit ihm zu erfüllen und einzuleben, ſo nimmt es mit irdiſchen vorlieb. Nahrung muß es haben, wie alles Lebendige! — Nichts ſchmiegt ſich ſo vertraulich, ſo befreundet in das Kinderherz, das ſeiner Natur nach warm, theilnehmend, offen und empfänglich, — weil auf das Empfangen hingewieſen iſt — als das Leben des menſchgewordenen Gottes. Himmelnäher durch Unſchuld und Herzensreinheit als die alten Menſchen — vielleicht auch weil das ganze Daſein ihm noch ein Myſterium iſt — nimmt das Kind die Myſterien der Religion innig und kräftig an. Es iſt noch nicht durch die Sünde dermaßen vom Ueberirdiſchen losgeriſſen, daß es keine Liebe für den Gott empfinden ſollte, Der ſich ihm zu Liebe zum Kinde macht. Das Kind Jeſu in der Krippe, auf der Flucht nach Egypten, in der Zimmermanns-Werkſtatt zu Nazareth — iſt für jedes Kind ein heiliges Bilderbuch voll unerſchöpflicher Anziehung und Belehrung. Ein Kind, das gleichſam an der Hand des Kindes Jeſu aufgewachſen wäre und von ihm gelernt hätte, dem himmliſchen Vater zu Liebe gehorſam, willig, fleißig und ſanft zu ſein, — dem würde es in ſpäteren Jahren nicht ſo ſchwer fallen, ſein unvermeidliches Kreuz auf ſich zu nehmen, um auch jetzt dem geliebten göttlichen Heiland nachzufolgen. So könnten Eltern ihren Kindern vielen unnützen Schmerz, tauſend bittere Kämpfe — ſich ſelbſt aber namenloſen Gram erſparen, wenn ſie dieſelben recht zu Hauſe machten in der Schule Jeſu; — wenn ſie nicht wähnten, alle anderen Wiſſenſchaften wären dem Kinde nothwendiger und heilſamer, als das Wiſſen von der himmliſchen Liebe, die einen Gott zum Kinde gemacht hat.

Zita dachte anders! ſie zog die kleinen Herzen zu dieſem Gott hin, der ihnen ſo rührend und zärtlich die Arme entgegenſtreckt. An ſeiner dürftigen Krippe mit ihnen knieend, ſtreute ſie den Samen der Tugenden, welche ſie ſchon jetzt üben konnten, in ihre Seelen — gab ſie ihnen gute Lehren über die Aufrichtigkeit, den Gehorſam, die Mildthätigkeit, die Selbſtverleugnung. Ihr eigenes Beiſpiel bekräftigte ihre Ermahnungen. Ihr Leben war ein Spiegel, in welchem ſich jedes ihrer Worte wahr und anmuthig abſpiegelte. Sie hätte es ſich zum Verbrechen gemacht, das Vertrauen dieſer Kinder zu hintergehen und anders zu handeln, als ſie zu ihnen redete. Nicht gegen ſie war die furchtbare Drohung des göttlichen Kinderfreundes gerichtet: „Wehe Dem, der einem dieſer Kleinen Aergerniß gibt!“

Und ſo war denn Zita's Frömmigkeit eine durchaus praktiſche, lebendige, thatkräftige — nicht kopfhängeriſch, nicht grübelnd, nicht abgeſtorben. Friſch griff ſie Alles an, was ihr zu thun oblag; geduldig arbeitete ſie daran fort; beharrlich brachte ſie es zu Ende. Sie hatte den Zuruf Jeſu wohl verſtanden: „Nicht die zu mir Herr! Herr! ſagen, werden in den Himmel kommen, ſondern die den Willen meines Vaters thun.“

Sechſtes Kapitel.

Wie Zita die Armen liebte.

Unter jedem Schritt der Heiligen liegen wie Blumen Worte des Evangeliums. Nicht durch Worte ſuchen ſie zu beweiſen, daß ſie daſſelbe verſtehen, ſondern ſie beweiſen es wirklich und ungeſucht durch Handlungen. Sie leben gleichſam das Evangelium, denn ſie leben von und mit dem ewigen Wort. Kaum daß eines in der ganzen heiligen Schrift troſt- und liebevoller klingt als dieſes: „Kommet, ihr Geſegneten meines Vaters, beſitzet das Reich, welches ſeit Grundlegung der Welt euch bereitet iſt. Denn ich war hungrig und ihr habt mich geſpeiſet; ich war durſtig und ihr habt mich getränket; — — denn was ihr

Einem meiner geringſten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ — — „Und die Gerechten gehen ein zum ewigen Leben[1].“ — Der Glaube an dieſen Ausſpruch iſt der Kern der chriſtlichen Barmherzigkeit. Aus ihm geht ſie hervor, wächſt und erſtarkt ſie, treibt Blüten und Früchte und ſtreut neuen Samen für die Garben der Ewigkeit. Dieſer Kern hatte ſich tief in Zita's Herz geſenkt und blühte daraus als eine prächtige unvergängliche Blume hervor. Ja, prächtig und unvergänglich; denn ſie gab und gab, als ob ſie ſehr reich wäre und erſchöpfte ſich nie, als ob ihr die Gaben aus der Hand wüchſen. Und doch war Zita außerordentlich arm. Jedes Geſchenk das man ihr machte, ging auf der Stelle zu den Armen; ihr Lohn ebenfalls — und ſonſt beſaß ſie nichts auf der weiten Welt. Gott ſegnete aber ganz wunderbar ihre barmherzige Hand; war irgendwo große Noth, ſo ſchaffte ſie Hülfe. man wußte nicht wie!

Fatinelli hatte das größte Vertrauen zu Zita und ſchätzte ſie mehr von Tag zu Tage. Sein Haus glänzte durch Ordnung und Regelmäßigkeit des Dienſtes, ſeitdem ſie die Führung deſſelben hatte. Ihre Thätigkeit half jedem Bedürfniß ab; ihre weiſe Sparſamkeit wehrte der Vergeudung. Klug und gewandt ſorgte ſie für das Gut dieſer Welt, damit die

---

[1] Ev. Matth. 26, 34.

Familie nicht daran zu kurz komme und verwendete für die Armen das, was in einem ſo großen Hauſe verloren und untergegangen wäre. Da Fatinelli wußte, wie ſehr Zita auf ſeinen Vortheil ſah und zugleich ſah, wie ſie ihn zwiefach bereicherte, indem ſie ihm durch Almoſen Schätze für jene Welt ſammelte, ſo ließ er ſie gern gewähren, bei ihren Erfindungen den Armen zu helfen. Reichten dieſe aber nicht aus, ſo wußte Zita noch ärmer als nur arm ſich zu machen; ſie machte ſich zur Bettlerin. Sie bettelte bei Fatinelli ſelbſt, bei ſeiner Frau, bei den Freunden des Hauſes, bei der Dienerſchaft, ſo beweglich, ſo eindringend, mit ſolchen guten Gründen hier, mit ſolchen innigen Bitten dort und immer ſo durchdrungen von rührender Liebe, daß Niemand ihr etwas abſchlagen konnte.

Indeſſen ereignete es ſich doch zuweilen, daß ſie in der That gar nichts zu ſpenden hatte — dann verdoppelte ſie ihre Zärtlichkeit für die Armen, wuſch ihre Füße, verband ihre Wunden, kämmte und ſäuberte ſie, ermunterte ſie zur Geduld mit ſüßen zärtlichen Worten. Ja, ihr bloßer Anblick war ſchon ein Troſt für die Unglücklichen! In ihrem dürftigen Leinwandkleide, mit ihrem groben Kopftuch und barfuß, ging ſie Winter und Sommer wohlgemuth, immer geſund, immer friſch, in größter Armſeligkeit und größter Freudigkeit einher.

Zita war eben arm wie der arme Jeſus, ohne Werth darauf zu legen, ohne Anſprüche deshalb zu machen. Sie war gern arm, weil der liebe Gott ſie arm und nicht reich haben wollte; aber ſie hielt ſich nicht für beſſer als die Reichen, weil ſie arm war. O nein! Zita war „arm im Geiſt“; — darum war ſie ſo freudig.

Bitteren Schmerz empfand Zita, die ſo ſehr Jeſus in den Armen liebte, wenn ſie wahrnehmen mußte, daß dieſe ſich nicht in ihrem Elend mit ſeinem heiligen Leiden zu vereinigen und zu tröſten wußten, daß ſie ſich für die Enterbten und Verſtoßenen ſeiner Liebe hielten. Dann begleitete ſie ihre Almoſen mit den weiſeſten Rathſchlägen, mit den rührendſten Ermahnungen. „O denkt an den Himmel! bat ſie dann mit gefalteten Händen. O beraubt euch doch nicht durch Murren des Verdienſtes euerer Leiden! O habt nur ein paar Tage Geduld: dann ruhet ihr für immer aus im Schooße Gottes. Denkt an den lieben Heiland, wie war er arm! wie wußte er nie wohin er ſein Haupt legen ſollte! Klagte er? murrte er? Niemals. Ihr lebt äußerlich gleich ihm — o lebt doch auch in euerem Herzen ſo wie er.“

Ihr tiefſtes Mitleid aber wendete ſie dem moraliſchen Elend zu. Je größer da die Verſunkenheit, der Sündenausſatz — um deſto größer auch Zita's Erbarmen. Von der Straße nahm ſie die unſeligen

Geſchöpfe auf, welche ihr ſchlechter Lebenswandel zu Ausſätzigen zwiſchen den Menſchen macht. In ihr eigenes Kämmerlein führte Zita ſie, ſpeiſte ſie, ließ ſie Nachts in ihrem Bett ſchlafen, während ſie ſich auf ein Brett legte, beſchwor ſie mit tauſend Thränen, von ihrem Sündenleben abzugehen. Warf man ihr mit einem gewiſſen natürlichen Widerwillen dieſe gar ſo übergroße Barmherzigkeit vor, ſo entgegnete Zita gelaſſen: „Wie ſind ſie zu beklagen, weil ſie ſo ſehr ſtrafbar ſind! aber vielleicht bekehrt die Gnade ſie recht bald; und daß ſie Gott nicht beleidigen, wenn ſie bei mir ſind — daß iſt gewiß, und das iſt doch ſchon ein großes Glück für die Aermſten.“ Zita war wie ihr göttlicher Meiſter, dem man auch vorwarf mit Zöllnern und Sündern zu Tiſch zu ſitzen — und der es that, um Seelen zu retten.

Daß im Leben der Heiligen Wunder vorkommen — wie kann man ſich darüber wundern? es wäre viel erſtaunenswerther, wenn keine Wunder vorkämen. Lebendige und leibhafte Mirakel durch unausgeſetzte Uebung der übernatürlichen Tugenden, welche die kahle natürliche, ſogenannt moraliſche Kraft des Menſchen nimmermehr leiſten kann, ſind ſie durch ihr Verweilen auf dem übernatürlichen Boden und in der Himmelsluft der Gnade zu durchaus geſunden Seelen geworden, in welchen Gott mit Liebe und Freude ſein Ebenbild wieder erkennt. Geſunde

Seelen! dies müſſen wir uns einprägen, ſo ſchwer es uns auch werden mag: die Heiligen ſind Menſchen mit geſunden Seelen und wir ſind Menſchen mit kranken Seelen — krank durch unſere tauſend läßlichen Sünden, durch unſere tauſend ſchlechtbekämpften Fehler, durch unſere tauſend nicht abgetödteten böſen Neigungen — was Alles die Wirkung der Gnade in uns ſo lähmt und ſchwächt und ihren Spielraum ſo beſchränkt, daß unſere Seelen matt bis zur Ohnmacht werden. Von todten Seelen, abgetrennt von Gott durch ſchwere Sünden, wollen wir gar nicht reden und davor wolle Er uns in Gnaden behüten; — — die kranken machen ſchon traurig genug. Aber krank ſind wir nun mal und zwar ſo ſehr, daß wir uns wundern, wenn wir von geſunden Seelen und von den Dingen hören, die ſie thun. Das iſt gerade ein Symptom der Krankheit! wer recht krank iſt begreift gar nicht mehr, wie Leute nur ſo tollkühn ſein können, ein munteres Pferd zu beſteigen, auf die Jagd zu gehen, eine Fußreiſe zu unternehmen; das kommt ihm Alles äußerſt verwegen vor. In dem Grade als er wieder kräftiger wird, nimmt ſeine Zaghaftigkeit ab und endlich ſchwingt er ſich ſelbſt auf's Pferd. So geht es auch den kranken Seelen: je geſunder ſie werden, deſto weniger wundern ſie ſich über geſunde; denn da ſie an ſich ſelbſt erfahren, wie mächtig die heilende Kraft der göttlichen Gnade an ihrer Herſtellung arbeitet: ſo glauben ſie gern, daß dieſelbe volle Geſundheit bei Denen bewirken könne, die, wie die Heiligen, ihr nie Widerſtand leiſten, ſondern ſchleunig jedes Hinderniß ihr aus dem Wege räumen. Und dieſe geſunden Seelen ſollten nicht in einem ganz andern Verhältniß zu Gott ſtehen, nicht in viel größerer Vertraulichkeit mit ihm leben, als die kranken? — Wie geht ein Arzt um mit einem Kranken, der eine Gehirn- oder Herzentzündung, Gicht oder Nervenfieber hat? Er ſchreibt vor, unterſagt, befiehlt, läßt ſchneiden, brennen, Arznei nehmen, ſetzt ſich ein wenig an's Bett des Kranken, ſpricht ihm Muth zu und verheißt Geneſung. Und was thut der Kranke? er ächzt, wimmert, klagt, bittet, iſt ungeduldig und übellaunig, weil der Arzt ihn nicht auf der Stelle geſund machen kann — oder liegt ganz ſtumpf da und kümmert ſich gar nicht um ihn, obwohl er in geſunden Tagen ſein beſter Freund iſt. Endlich iſt die Krankheit überſtanden! nun ſtehen der Geneſene und der Arzt wieder auf gleichem Fuß; die Verbindung zwiſchen ihnen iſt wieder ihre Freundſchaft; gibt das nicht ein ganz anderes Verhältniß? Und dieſe Veränderung bewegt ſich doch nur auf dem Gebiet des Lebens nach der Ordnung der Natur! wie unberechenbar und unbegrenzbar muß ſie auf dem Gebiet des Gnadenlebens ſein, bei einer ſo innigen und dauernden Verbindung einer von Krankheit erlöſten, von Geſundheit durchſtrömten Seele mit Gott! Die Kraft ihres Gottes iſt ja in ihr; zuweilen wendet ſie ſelbſt ſie gar nicht an, ſondern ſtrahlt ſie nur aus, iſt nur ein Werkzeug, in dem und durch das Er mit Liebe ſeine Allmacht offenbart und die Verherrlichung ſeines geliebten Geſchöpfes. Zuweilen läßt Er ſie über ſeinen Willen gebieten, weil ſie ſelbſt ſchon längſt keinen andern mehr hat; zuweilen treibt er ſie an, kühne Bitten mit großem Vertrauen an ihn zu richten, um zu prüfen, ob ſie den Glauben habe, der Berge verſetzt; und hat ſie ihn — ſo verſetzt Er den Berg. Weil ſie aus ihrem Ich heraus- und in ihren Gott eingegangen iſt, ſo ſchaltet ſie mit ſeinen Mitteln. Weil ſie ſeine Sache führt, ſo führt er auch wiederum ihre Sache. Weil ſie die Knechtſchaft des Fleiſches abgeworfen hat, ſo gibt er ihr die Herrſchaft des Geiſtes zurück, für die ſie geſchaffen war. Ein König der Natur war der erſte Menſch; er erkannte ihr Weſen und die Geſetze, welche ſie beherrſchten, und daß er einem höheren Geſetz zu folgen habe, das ihn von ihren Feſſeln befreite. Durch dieſe ſeine Freiheit beherrſchte er ſie; ſie gehorchte ihm, die wilden Thiere dienten ihm, alle natürlichen Kräfte waren ihm unterworfen. Aber nur ſo lange, als er ſelbſt ſich nicht ihnen unterwarf! So wie das geſchah, ſo wie er ſich empörte gegen das himmliſche

Geſetz, das ihn zum König machte — da verfiel er der Natur als ihres Gleichen, da ward er Materie, da war ſein himmliſches Erſtgeburtsrecht verkauft für ein Linſengericht! — Als aber die Stunde der Erlöſung ſchlug und Gott Menſch ward, um für die Menſchen genugzuthun, und im Fleiſch wandelte, um das Fleiſch zu vergeiſtigen, und ſein Blut vergoß, um in dieſem Bad der Gnade den natürlichen Menſchen wieder zu einem himmliſchen Menſchen umzubilden: — da wurde es anders! Da bereitete Er dem Menſchen nicht blos Einmal dies Bad der Reinigung, ſondern zugleich ein anderes gleichſam innerlich zu brauchendes Mittel — Arznei und Speiſe und Unterpfand des ewigen Lebens, des Lebens in Gott, des erlöſten Lebens. Da ſagte Er:

„Ich bin das Brod des Lebens. Das Brod, welches ich geben werde, iſt mein Fleiſch für das Leben der Welt. Wer mein Fleiſch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben — der bleibt in mir und ich in ihm — der wird durch mich leben[1]."

Und nachdem Er dieſe überirdiſch beſeligenden Verheißungen gemacht und das Mittel zu ihrer Erfüllung zugeſagt und beſtimmt genannt hatte, ſprach Er:

---

[1] Ev. Joh. 6.

„Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Wer Sünde thut, iſt ein Knecht der Sünde[1]).“

Was thun nun die Heiligen zur Antwort auf dieſe Verheißungen? Einfach das, was Simon Petrus that. Sie ſagen: „Herr, zu wem ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du biſt der Chriſtus, der Sohn Gottes[2]).“

Somit erkennen ſie die Wahrheit — ſomit glauben ſie, daß der Sohn Gottes das thun und halten werde, was er zuſagt — ſomit wenden ſie ſich dahin, wo Er alle Tage im allerheiligſten Sacrament des Altars Sein Fleiſch für das Leben der Welt gibt, empfangen ihn, *bleiben in ihm, leben durch ihn*, werden durch die Wahrheit frei von der Knechtſchaft der Sünde und treten zurück in ihr urſprüngliches, durch das Blut Jeſu aufgefriſchtes und geheiligtes Recht der Kinder Gottes, „der Miterben ſeiner Herrlichkeit“. Und dann geſchieht wiederum was Er geſagt hat: „Es werden aber Denen, die da glauben, dieſe Wunder folgen: In meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, mit neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn ſie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht ſchaden,

---

[1]) Ev. Joh. 8. — [2]) Ev. Joh. 6.

Kranken werden ſie die Hände auflegen und ſie werden geſund werden[1]).“ Sie werden durch Macht und in Kraft des ſie beſeelenden Geiſt Gottes die tödtlichen Gewalten in der verderbten Natur, in der Sünde und ihren Folgen unſchädlich machen, und die Intelligenz unmittelbar in den Dienſt Gottes ſtellen. Daher können ſie weiſſagen, das Ferne und Verborgene in Raum und Zeit erkennen, das Zukünftige unverſchleiert ſehen und verkünden. Die Heiligen ſind eben die ächten Gläubigen, wie Chriſtus ſie haben will.

Wer nicht an das Myſterium der wirklichen, weſenhaften Gegenwart Gottes im allerheiligſten Altarsſacrament glaubt, der hat allerdings das traurige Recht auch nicht an Heilige und ihre Wunder glauben zu dürfen. Dieſe ſind überirdiſche Kinder der Euchariſtie. Alle jene Ketzereien, welche den Glauben an dies göttliche Myſterium, an dies wahrhafte „Geheimniß des Glaubens“ verwerfen, halten Heilige für unmöglich, für Lügner, Narren und Betrüger, glauben nicht an die Heiligen und, was recht merkwürdig iſt, haben auch keine. Dadurch liefern ſie, freilich ſehr wider ihren Willen, den Beleg, daß ſie nicht den wahren Glauben haben, denn der begehrt und erzeugt vollkommene Menſchen, heilige Menſchen,

---

1) Ev. Marc. 16.

in Chriſtus lebende Menſchen; — und daß ihnen das Mittel fehlt, um dieſen wahren Glauben in ſich zu nähren und zu pflegen: das wahre Fleiſch und Blut Jeſu im allerheiligſten Sacrament des Altars.

Aber wir, die wir durch das chriſtliche Bekenntniß den Glauben an das übernatürliche Leben, welches Chriſtus der heiligen Kirche verliehen hat, ausſprechen — die wir die fortdauernde Wirkung dieſes Lebens als eine Kette von Wundern in der Geſchichte des Chriſtenthums und jeder einzelnen Seele vor Augen haben — wir ſollten zweifeln, daß es unter ſo viel Millionen mittelmäßiger und ſchlechter Chriſten auch einige vollkommene gibt, die ſich das volle Gnadenmaß der Erlöſung zu eigen gemacht haben? Da dieſer Zweifel ſich auf nichts gründet, als auf unſere eigene Unvollkommenheit, auf die krankhafte Schwäche unſerer Seele: ſo ſollten wir, anſtatt uns bei ihm aufzuhalten, lieber all' unſere Zeit und Kraft daran ſetzen, um an Geſundheit zuzunehmen; dann werden Mattgläubigkeit und Kleinmuth wie Nebel vor der aufgehenden Sonne ſchwinden.

Zita gehörte zu den glückſeligen Begnadigten, die ſich das volle Maß der Erlöſung zu eigen gemacht haben. Sie mußte ſich das übernatürliche Leben erringen, „einen guten Kampf kämpfend und den Glauben bewahren“ — das verſteht ſich! Die Krone des ewigen Lebens fällt nicht auf Stirnen, die nicht des Tages Laſt und Mühen getragen haben. Verfloß aber die eine Hälfte ihres Lebens in dieſem Kampf, ſo zeigte die andere, daß Zita geſiegt habe. Der, für den ſie ſich arm gemacht hatte, gab ihr von ſeinem Reichthum; Der, dem ſie ihre Kräfte geweiht hatte, gab ihr ſeine Kraft; Der, für den ſie ſich des Irdiſchen entäußert hatte, ſchmückte ſie mit ſeiner Verherrlichung. Und iſt das nicht ein prachtvoller Tauſch? ein Tauſch, wie nur Gott ihn eingehen kann? und wir Thoren gehen daran vorüber! und was thun wir!! — Zita ſetzte den niederen Menſchen ein, um für den höheren Unvergängliches zu gewinnen. Wir aber ſetzen unſere Seele ein, den himmliſchen Menſchen in uns, um für den niederen Staub und Aſche zu gewinnen — gleichviel in welcher Geſtalt; denn Staub und Aſche iſt Alles, was nicht Gott iſt. Und Gott ſteht dabei und ſieht uns zu und wartet auf uns, mit einer Geduld, mit einer Liebe, die herzzerſchmelzend ſind; — aber ſie rühren uns nicht — und wir gehen vorüber. Und dann ſind wir unbeſchreiblich verwundert, wenn die Seelen, die nicht an Ihm vorübergegangen ſind, die in Ihm bleiben, die mit Ihm ſein ewiges Leben leben in einem andern Verhältniß zu ihm ſtehen!!

Lucca ward von einer ſchweren Geißel Gottes heimgeſucht: von einer Hungersnoth. Kriege und bürgerliche Unruhen hatten ſchon verderblich auf den

Wohlſtand des Volkes gewirkt, der nur im Frieden ſich erhalten und ſteigern kann: nicht blos deshalb, weil die Ruhe der öffentlichen Verhältniſſe Handel und Wandel, Gewerbe und Künſte begünſtigt und beſchirmt; ſondern mehr noch, weil die Gemüther ruhig und ohne Aufregung der Leidenſchaften darauf angewieſen ſind, in ihren verſchiedenen Wirkungskreiſen Zufriedenheit zu ſuchen, zu ſchaffen, zu finden, ohne auf Ueberraſchungen des Glücks oder Umwälzungen des Beſtehenden rechnen zu dürfen. In Zeiten öffentlicher Unruhen zählen ſieben Achtel von Denen, welche nicht zu den Bevorzugten des Glücks ſich rechnen, darauf, daß es ihnen nun in's Haus fallen werde. Sie irren ſich heftig — und dennoch heilt die Erkenntniß ihres Irrthums die Wenigſten. Bei der nächſten Gelegenheit machen ſie ſich doch wieder heimlich vergnügt auf einen Ueberfall des Glücks gefaßt. Dieſer Wechſel von Spannung und Enttäuſchung lähmt in unruhigen Zeiten ihre vernünftigen Fähigkeiten, zieht ſie ab von Arbeit, Fleiß und Beruf, und bereitet ſie vor in Elend zu verſinken, wenn irgend eine Landplage, Seuchen, Hungersnoth, Theuerung eintritt.

In Lucca war die Zahl der Elenden außerordentlich groß und mehrte ſich von Tag zu Tag ſo ſehr, daß alle Hülfsmittel ſich erſchöpften. Sie irrten truppweiſe durch die Straßen und bettelten von Thür zu Thür, oder lagerten ſich auf den öffentlichen Plätzen und ſchrien die Vorübergehenden um Brod an. Häuſer faßten dieſe Menge von Jammergeſtalten nicht mehr, die bleich, abgezehrt und krank haufenweiſe vor Hunger und Mangel umkamen. Zu Zita drängten ſie ſich in Schaaren, als zur „Tröſterin der Betrübten", und das Leid jedes Einzelnen ging ihr wie ein Schwert durch das Herz. Aber auch für ſie waren endlich die Hülfsquellen verſiegt, nachdem ſie Alles erſchöpft hatte, was ihr irgendwie zu Gebote ſtand. Da kam eine Frau mit einer Menge Kinder; alle umringten ſie und baten ſie wie ihre letzte Zuflucht, wie ihre Mutter, — ihnen doch Brod zu ſchaffen.

Zita beſaß das Vertrauen ihrer Herrſchaft, wußte daß man ihre Almoſen gut hieß, weil ſie den Segen Gottes über das Haus brachten; — alſo entſchloß ſie ſich ſchnell. Sie öffnete große Kaſten, in denen ein gewaltiger Vorrath von Bohnen aufgeſpeichert lag, und vertheilte davon der armen Familie. Als die hungernde Menge draußen erfuhr, daß bei Fatinelli Bohnen ausgetheilt wurden, ſtrömte ſie nach dem gebenedeiten Hauſe und bat und flehte ſo kläglich, daß die ſehr gute Dienerin Gottes — wie ihr alter Biograph ſie nennt — dachte: in Zeiten eines ſolchen Elends dürfe man nicht für die Güter dieſer Welt beſorgt ſein, und es ſei doch unmöglich, ſo viel liebe Gottesgeſchöpfe vor Hunger umkommen zu laſſen. So theilte ſie denn Bohnen aus und immer aus, ſo tief ſie nur mit ihren Armen in die Kaſten hinabreichen konnte; — und die Halbverhungerten prieſen und ſegneten ſie.

Plötzlich fiel ihr ein, ob ſie auch recht thue, ob ſie nicht zuvor ihren Herrn hätte fragen ſollen. Sie verſchloß den Speicher, ging nachdenklich an ihre Arbeit und hatte Gewiſſensunruhe. Sie fürchtete gefehlt zu haben, viel Vorwürfe zu verdienen, ihren Herrn zu erzürnen. O lieber Gott, ſeufzte ſie, du weißt aber doch, wie gern ich Vorwürfe und gar Strafen hinnehmen würde, um nur nicht den Jammer deiner Armen zu hören und zu ſehen.

Inzwiſchen kehrte Fatinelli heim. Er hatte ſoeben ſeine Bohnen vortheilhaft verkauft und das Geld empfangen. Er rief Zita herbei, um den Speicher zu öffnen und die Bohnen dem Käufer abzuliefern. Sie gehorchte, ſchloß auf und bat Gott um weiter nichts, als daß ihr Herr nicht allzu heftig werden und ſich über den Verluſt ſeiner Bohnen nicht allzu ſehr betrüben möge. Fatinelli übernahm ſelbſt das Geſchäft die Bohnen auszumeſſen und ging zu den Kaſten. Zita aber hielt ſich in der Ferne und wunderte ſich über ſein Schweigen. Als es fortdauerte, wagte ſie ſich leiſe näher und ſiehe! die Kaſten waren bis zum Rande voll Bohnen. Sie pries Gott mit gerührtem Herzen, daß er ihr es erlaubt hatte, dies hungernde arme Volk zu ſättigen, welches ſich bittend in Seinem Namen an ſie gewendet hatte.

Einmal war es zur Weihnachtszeit ungewöhnlich kalt in Lucca. Die Berge rings umher waren mit Schnee bedeckt und in den großen Kaminen der herrſchaftlichen Häuſer ging das Feuer den ganzen Tag nicht aus. Am Vorabende des heiligen Feſtes war Fatinelli mit den Seinen im Familienzimmer um das große, luſtige, behagliche Feuer verſammelt. Es war ſchon ſpät; da ſtand Zita auf, legte ihre Arbeit zuſammen und wollte ſich unbemerkt entfernen, um die heilige Nacht in St. Frediano zuzubringen. Fatinelli bemerkte es. Zita! Zita! rief er ihr zu, wie kannſt du in deinem dünnen Kleide ausgehen, Nachts, bei einer Kälte, wo man am Kamine friert! Da hängt mein Pelz, nimm ihn um, und dann bete nach Herzensluſt. Aber bring' ihn mir wieder, gute Zita, verliere ihn nicht, — das bitt' ich mir aus. — Er machte dieſen Zuſatz abſichtlich, da es täglich vorkam, daß ſie ſich für die Armen des Nothwendigſten beraubte.

Zita nahm ſich vor zu gehorchen, wickelte ſich in den Pelz und dankte Gott für die große Güte ihres Herrn. Sie trat in St. Frediano durch diejenige Thüre ein, die noch jetzt zum Andenken an dieſe Begebenheit die Thüre des Engels heißt. Da lag ein Greis auf dem eiskalten Marmor-Fußboden, faſt nackt, leiſe wimmernd. „Was fehlt dir, mein Bruder?“ fragte Zita und blieb neben ihm ſtehen. Er konnte nicht antworten, der Froſt ſchüttelte ihn und ſeine Zähne klapperten an einander. Zita nahm den Mantel ab, bedeckte den Greis damit und ſagte: „Wärme dich, mein Bruder, ſo lange ich hier im Dome bleibe. Wenn ich fortgehe, nehm' ich ihn wieder; denn ich darf dir den Pelz nicht ſchenken, weil er mir nicht gehört.

Sie war glücklich, in der heiligen Nacht etwas zu leiten für den König des Leidens, der jetzt auf dem Stroh einer Krippe im Stalle von Bethlehem ſeinen Thron aufſchlug. Sie ſammelte ihre Seele vor dem göttlichen Kinde und bald war ſie entrückt zu den begnadeten Hirten, die zuerſt ihn anbeten durften. Wie immer, blieb ſie in ihrem ekſtatiſchen Gebete bis zu der Frühſtunde des nächſten Morgens, wo ihre häuslichen Geſchäfte ſie heimriefen.

Beim Herausgehen aus dem Dome ſuchte ſie den Greis; aber vergeblich. Er war nicht da. Ich bin zu lange für den alten Mann hier geblieben, ſprach ſie bei ſich ſelbſt. Der liebe Gott hat ihm vielleicht nicht die Gnade gegeben, ſich die ganze Nacht mit ihm zu unterhalten. Er wird heimgegangen ſein und mir den Pelz, den ich ihm ja nur geborgt habe, ſchon wieder bringen. — Es that ihr wohl leid, daß ſie Fatinelli's Vorſchrift nicht vollkommen befolgt habe, — aber es war ihr doch ganz unmöglich, in den Greis Mißtrauen zu ſetzen. Traurig über ihre Unvorſichtigkeit und doch zuverſichtlich ging ſie heim.

Später am Morgen begegnete ihr Fatinelli und fragte nach ſeinem Pelz. Zita entgegnete, ſie habe denſelben einem alten unbekannten Bettler geliehen, der ihn noch nicht zurückgebracht habe. Fatinelli gerieth in heftigen Zorn und ſagte ihr, man könne unmöglich dem lieben Gott wohlgefällig ſein, wenn man Almoſen mit anderer Leute Gut gebe und dadurch eine heilige Pflicht verletze. Zita nahm in Demuth die Vorwürfe hin, bekannte ſich ſchuldig und bat heimlich und innig den lieben Gott, deſſen Einſprechung ſie ja nur gehorchte als ſie den Pelz fortgab — ihren erzürnten Herrn zu beſänftigen. Aber ſein Zorn und ſeine Vorwürfe währten bis zur Stunde, wo man ſich zur Mittagsmahlzeit im Speiſeſaal verſammelte. Man wollte das Tiſchgebet beginnen, da klopfte es an die Thüre des Saales. Der Greis trat ein, gab ſchweigend den Pelz an Zita zurück und verſchwand in einem großen Lichtglanze. Wunderbarer Troſt erfüllte die Gemüther aller Anweſenden, und freudig gerührt ſchauten ſie dem geheimnißvollen Boten Gottes nach, der dieſe arme Geſtalt angenommen hatte, um die Barmherzigkeit ſeiner treuen Dienerin zu verherrlichen.

Fatinelli's Unwille war immer Zita's lebhafteſter Schmerz, weil ſein zorniger Charakter ſich denn gar leicht zu heftigen Ausbrüchen hinreißen ließ, die Gott beleidigten. So ſuchte ſie ihn denn möglichſt in der Sanftmuth zu erhalten. Eines Tags ſtieg ſie die Treppe hinab, ihre Schürze ganz gefüllt mit den Brodüberbleibſeln des Mittagsmahles. Sie wollte dieſes Brod armen Familien in der Nachbarſchaft bringen, aber nicht es öffentlich über die Straße tragen — darum hielt ſie die Schürze zuſammen. Da begegnet ihr Fatinelli höchſt übler Laune und fährt ſie an: „Wohin, Zita? was trägſt du da? — was ſchleppſt du wieder fort aus meinem Hauſe?“ — „Blumen, lieber gnädiger Herr, nur Blumen!“ entgegnete Zita lächelnd und ſchlägt die Schürze auf, die wirklich zu ihrem höchſten Erſtaunen mit den lieblichſten Blumen gefüllt war. Friedlich ſetzte ſie ihren Weg fort, das Herz voll Wonne über die Gnade Gottes, denn bei den armen Familien waren die Blumen wieder kräftiges Brod.

In dieſem lieblichen Wunder begegnen ſich zwei Seelen, die auf Erden keinen anderen Berührungspunkt hatten, obwohl ſie ungefähr derſelben Zeit angehören: Zita, die Dienſtmagd zu Lucca, Eliſabeth, die Landgräfin von Thüringen. Die volle Kluft aller irdiſchen Verhältniſſe liegt zwiſchen ihnen und trennt ſie durch Geburt, Stellung und Schickſale ſo weit wie möglich von einander. Ja, dieſe Verſchiedenheit dauert fort bis über das Grab hinaus; denn nicht einmal im Grabe wird der armen Eliſabeth die letzte Ruhe gegönnt. Ihr ganzes Leben ging durch Stürme. Stürme brachen ihr Herz, Stürme warfen ſie vom Throne, Stürme verfolgten ſie in die Einſamkeit — und Stürme zerwühlten ihr Grab und verwehten ihre Aſche. Eine gottloſe Generation entweihte ihre Friedensſtätte, dazu angeleitet von einem Sprößlinge ihres eigenen Geſchlechtes, den ſeine Laſter in die Arme der Ketzerei warfen, welche ihm Das, was er begehrte, die Vielweiberei, bereitwillig geſtattete. Der Todeshaß iſt begreiflich, den der brutale Landgraf Philipp von Heſſen gegen die reine heilige Eliſabeth hegen mußte. „Das Licht leuchtet in der Finſterniß; aber die Finſterniß hat es nicht begriffen[1].“ — Und: „Wenn auch die Welt haßt, ſo wiſſet, daß ſie mich vor euch gehaßt hat. Wäret ihr von der Welt geweſen, ſo würde die Welt das ihrige lieben[2].“ In dieſen Worten des Evangeliums iſt der Grund des tödtlichen Haſſes ausgeſprochen, den die Welt — „Augenluſt, Fleiſchesluſt, Hoffart des Lebens“ — gegen die Jünger und Nachfolger Jeſu hegt. Und als ein ächter Sohn dieſer Welt, als ein Ketzer, handelte Landgraf Philipp gegen eine ächte Jüngerin Jeſu, gegen die heilige Eliſabeth. Seit 300 Jahren iſt das Gotteshaus verödet und eine ſtarre Mumie, das der chriſtliche Glaube über ihrem Grabe erbaute; ſeit 300 Jahren iſt der ſchöne Dom zu Marburg ſeelenlos, geiſtlos, bedeutungslos. Auf die gottloſe Generation folgten gleichgültige Generationen, die nichts wiſſen von der „Myſtiſchen Roſe“, die ſich neben dem „Weinſtock“ in wunderſchöner Steinmetzarbeit über dem Hauptportal erhebt — nichts wiſſen von den Seelen, die von dem Trunk dieſes Weines und dem Duft dieſer Roſen Heilige geworden ſind. Im Innern iſt das ewige Licht in der Lampe erloſchen, denn der Tabernakel iſt leer, das heilige Meßopfer wird ſeit 300 Jahren nicht mehr dargebracht zur Verſöhnung für die Sünden der Welt; und wird einmal die liebe heilige Eliſabeth um ihre Fürbitte angerufen, ſo geſchieht es von einem vorüberziehenden Fremden. Ueber ſolchen Ungewittern und Sündfluthen ſchwebt ſie, die holde Friedenstaube, in der ewigen Glorie — und neben ihr Zita, die ohne Stürme, nur mit ein paar ſtillen Thränen und ſtillen Kämpfen hinaufgeſtiegen iſt, und deren irdiſche Hülle ſo ſtill im Schrein zu St. Frediano ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend ruht, wie ſie ſelbſt während 48 Jahren ſtill am Altare zu St. Frediano betete. Was ſie gemeinſam hatten und was ſie am Throne Gottes mit ſtrahlenden Kronen ſchmückt. — Beide, Königstochter und Bauernkind — das iſt: die vollkommene Liebe. Dieſe vollkommene Liebe zog auf Beide für das ſo geringe Almoſen von etwas Brod das holdſelige Blumenwunder herab; als ob Der, welcher zum Lohne für einen Becher Waſſer die ewige Seligkeit verſpricht, ſo recht ſein Wohlgefallen an einer unſcheinbaren Handlung, in ſeinem Namen geübt, offenbaren und durch deren Verherrlichung ſagen wollte: Stört ſie nicht, dieſe „Geſegnete meines Vaters“! Laßt ſie gehen auf ihrem Wege, er führt in’s Himmelreich.

---

[1] Ev. Joh. 1. — [2] Ev. Joh. 15.

Siebentes Kapitel.

Wie Zita wallfahren ging.

Wenn uns der heilige katholiſche Glaube nicht hinlänglich darüber belehrte, daß die heilige Kirche durch Anordnung ihres göttlichen Stifters die Fülle der Weisheit und Erleuchtung und Macht beſitzt, um uns für das ewige Leben zu bilden: ſo könnten wir, abgeſehen von ihren Lehrſätzen, in allen ihren Veranſtaltungen für das Heil ihrer Kinder eine ſo tiefſinnige, zärtliche Auffaſſung der geheimſten und geheimnißvollſten unſerer Seelenbedürfniſſe finden, daß wir eingeſtehen müßten: Nur der Schöpfer der Seelen kann ſo ſie kennen! Nur Er kann durch den heiligen Geiſt die Heilsanſtalt geöffnet haben, in welcher für alle ihre Bedürfniſſe Sorge getragen wird, indem himmliſche Hände ſich nach ihnen ausbreiten und ſie liebend auf die Wege und die Verpflichtungen führen, die dem Verlangen der Seelen zwar durchaus entſprechend — aber dennoch nicht leicht zu finden ſind ohne himmliſche Hülfe, weil ſo viel Wuſt der Erde ſich dazwiſchen wälzt.

Gar Mancher meint: die Glaubensſätze der Kirche glauben — damit ſei man ein vollkommener Chriſt. Ja! die Glaubensſätze der Kirche wahrhaft glauben und befolgen — damit iſt man allerdings ein vollkommener Chriſt. Dann aber hat man ſich dermaßen in das innere Leben der Kirche verſenkt, in ihren Schooß gebettet, an ihrem Herzen erwärmt, in ihr Auge geſchaut, an ihren Lippen gehangen, daß man ihr auf Schritt und Tritt folgt, ihren Rath begehrt, ihre Meinung theilt und jeden Wink ihr ablauſcht, weil man aus Erfahrung weiß, wie erleuchtet, wie wohlthuend, wie erquickend ihre geringſten Rathſchläge ſind. Weil der liebe Heiland die erlöſten Seelen ſeiner Braut, der heiligen Kirche, anvertraut hat — darum liebt die Kirche ſie mit einem übernatürlichen Mutterherzen, das jede Regung im Herzen des Kindes vorausfühlt, jeder ihre Beſtimmung anweiſt, für jedes Bedürfniß einen entſprechenden Gegenſtand bietet; und zwar immer mit jener erhabenen Liebe, welche nie ihre Aufgabe aus dem Auge verliert, nämlich: durch all dieſe Mittel ihre Kinder an das Herz Gottes zu führen.

Was iſt der Menſch? Ein Fremdling und Pilger auf Erden, der keine bleibende Stätte hat und der immer wie ſuchend durch das Leben geht. Die Heimath verlangt er! Der Glaube verſpricht ſie ihm, die Hoffnung zeigt ſie ihm; aber die Liebe gibt ihm die Sehnſucht nach ihr. Dieſe wächſt mit jener. Je geringer die Liebe, um deſto ſchwächer die Sehnſucht nach der himmliſchen Heimath. Dann nimmt Unruhe die Stelle des ſuchenden Zuges ein, den der Menſch nun einmal ſo wenig los wird, als den Schlag ſeines Herzens; und die Unruhe arbeitet ſich ab in kleinlichen Anſtrengungen oder gießt ſich aus über eine halbe Welt — je nachdem der ſuchende Zug durch ein ſchwaches oder ſtarkes Liebesbedürfniß angeregt wird. Zu ſeinem Frieden, d. h. zur Ruhe über der Unruhe, kommt der Menſch erſt dann, wenn er ſeine Sehnſucht von der Erde abgelöſt und ſich auf die Wanderſchaft nach der Heimath gemacht hat, mit entſchiedenem Willen und vollem Bewußtſein. Die Sehnſucht aber bleibt ihm. Die wird nicht ſtumpf! im Gegentheil iſt es oft, als ob ſie ihm innerlich Flügel gäbe, um ſich wie ein Adler aufzuſchwingen und in der Heimath zu ruhen. Aber er iſt gebunden, er iſt ein Sinnenweſen, das ſeine Feſſeln nicht abſtreifen kann; er hat die Phantaſie, eine ſchöne Gabe, wenn ihr die Farben geboten werden, mit denen ſie ſchöne Bilder geſtalten kann.

Siehe! da errichtet ihm die Kirche gleichſam Stationen auf ſeinem Pilgerwege nach der ewigen Heimath, Gnadenorte, Wallfahrtsorte, Stätten des Gebetes und des Segens, geheimnißvoll durch irgend eine beſondere Offenbarung, worin Gott ſo reich iſt, um ein äußeres Zeichen, ein Bild, ein Grab, ein Kreuz auferbaut — myſtiſche Stätten, von überſinnlichem Zauber, in ihrer eigenthümlichen Luftſchicht von Gebet, wie der Mond in ſilbernem Gewölk ruhend und, auch wie der Mond, von der himmliſchen Sonne ihr Licht der Gnade empfangend.

Die Kirche befiehlt nicht: Gehe dahin! dein Heil iſt daran geknüpft! — O nein! ſie ſpricht: Willſt du, kannſt du — ſo gehe. Dein Leben iſt, wie jedes Leben, eine Wanderung nach einem überirdiſchen Ziele; das ſinnbildet dir die Wallfahrt nach einem Gnadenorte vor. Je friedlicher, je demüthiger, je bußfertiger du dahin pilgerſt, um deſto größeren Troſt wirſt du dort finden; denn alsdann wandelſt du ſo, wie du immer vor dem Angeſichte Gottes wandeln ſollteſt, und der Strom der Gnade, der dort aus den heiligen Sacramenten dir entgegenquillt, wird das Waſſer des ewigen Lebens in dein erneuertes Herz gießen können. Gehe denn, o Kind! — Dies ſagt ſie, weiter nichts. Es iſt kaum ein Rath zu nennen; — ſie ſtimmt nur dem Bedürfniſſe der Seelen bei und ſorgt, daß ſie es befriedigen können, wenn es ſich in ihnen regt, wenn ſie durchaus einmal in das flache Einerlei der Tage eine Wanderſchaft bringen müſſen, um zu zeigen, daß ſie Waller im Staube, aber Bürger des Himmels ſind — und ihr Bürgerrecht nicht vergeſſen haben. Von Allem und für Alles das Ideal — iſt die Kirche und hat die Kirche. Die Welt ſagt: wallfahren gehen wär' dumm und roh. Was iſt das, die Welt? „Augenluſt, Fleiſchesluſt, Hoffart des Lebens." Und die will nach ihrem Maßſtab das Ideal meſſen!? Sie iſt erſtaunlich beſchränkt, die Welt, ſogar für die Erkenntniß der irdiſchen Vortheile. Sie ſieht nicht, daß dem ſuchenden Zuge in der menſchlichen Seele Rechnung gehalten werden muß und daß, wenn man ihm nicht die Pfade des überſinnlichen Lebens gönnt, er ſich auf die des ſinnlichen Lebens ſtürzt — und überſtürzt.

Wie ſind ſie ſchön die alten Wallfahrtsorte — ſo in Maria Einſiedeln im Canton Schwyz, ſo in Maria von Loretto hoch oben im Appenin! Der Friede, den Millionen von Herzen an ſolchen Gnadenſtätten gefunden, iſt ihnen aufgeprägt. So ruhig iſt Alles, ſo ſtill und feierlich, ohne viel menſchliche Handthierung. Hier iſt die Hauptſache — das Gebet. Hier folgen ſich in ununterbrochener Reihe durch die Jahrhunderte menſchliche Geſchlechter aus allen chriſtlichen Völkern der Erde — nur um zu beten; und zwar aus freiem Willen, von Niemand gedrängt, durch Nichts verpflichtet, nur folgend dem Zug ihrer Seele; myſtiſche Wandervögel, die dem Frühling entgegen fliegen.

Im Mittelalter gehörten Pilgerfahrten durchaus zum Leben des Volkes. Die großen Pilgerfahrten nach Jeruſalem zum heiligen Grabe, nach Rom zum Grabe des Apoſtelfürſten, regten eine allgemeine Wallerſehnſucht an, die in den Kreuzzügen ihren ſtärkſten Ausdruck fand. Auf dem Boden wollten die Menſchen ihre Sünden beweinen, wo der Heiland ſie durch ſein bitteres Leiden geſühnt hatte. Auf der Stätte wollten ſie ſich der Erlöſung freuen, wo der Heiland den Stuhl Petri über den Katakomben aufgerichtet hat. Doch wenn ſich auch ganze Völkerſchaften dahin aufmachten, ſo war es doch nicht Jedem möglich, dieſen Zügen ſich anzuſchließen. Der Wiederſchein von der „Sonne der Gerechtigkeit“ ward ja von reinen Gefäßen aufgefangen, von Heiligen und Märtyrern, in denen Gott ſeine Liebe und Allmacht verherrlicht. Ihre Leidensſtätten, ihre Gräber, ihre Schreine und Altäre, wurden gleichſam zu Sternen, die von jener Sonne ihren troſtreichen Glanz erhielten — wie ſich an einer Fackel tauſend

Kerzen entzünden, ohne deren Licht zu ſchwächen. Nur durch glorreiche Bekenner, die bis zur Heiligung und zum Martertthum für den Heiland arbeiteten, iſt das Chriſtenthum verbreitet worden: ſo fehlte es denn in keinem Lande an Stätten, die nicht durch ihre Spur, ihre Thaten, ihre Gebeine geheiligt und den Gläubigen theuer geworden wären. Da es Gott gefiel zuweilen Wunder und immer Gnaden an ſolchen Orten zu wirken, ſo wendeten ſich diejenigen Pilger, denen die Ferne unerreichbar blieb, mit andächtigem Sinn den näheren Heiligthümern zu, und brachten durch eine fromme Wallfahrt Reue und Verſöhnung in das beunruhigte Gewiſſen zurück oder erhöhten durch ſie den Frieden und das Gottvertrauen der ruhigen Seele.

Daß Zita eine fromme Pilgerin war, verſteht ſich von ſelbſt. Die kleinliche Unruhe der irdiſch geſinnten Menſchen quälten ſie nicht; ſie kannte nicht die Unzufriedenheit mit ihrem Stande, mit ihrem Platz — dies trübſelige Mißbehagen, das wie ein grauer Landregen auf allen Menſchen laſtet, welche ihr Bürgerrecht im Himmel vergeſſen, oder gar aufgegeben haben. Sie gehörte zu „den Kleinen“, denen Gott „das offenbart, was er den Weiſen und Klugen verbirgt“; ſie begriff in ihrer ſchlichten Einfalt, daß die wahre Würde und Weisheit darin beſteht: die Aufgabe und die Stellung mit Muth und mit Liebe anzunehmen und durchzuführen, die Gott uns anweiſt. Jede Gnade will durch Leid erkauft oder geſühnt ſein. Der allerſeligſten Jungfrau Maria ging „ein Schwert durch die Seele“, weil ſie die Mutter des Erlöſers der Welt war; Königin aller Heiligen wird ſie, nachdem ſie die Königin der Märtyrer war, und die Mutter der göttlichen Gnade, heißt zugleich die ſchmerzhafte Mutter. Dies iſt ein unumſtößliches Geſetz im Buch der Erlöſung. Die höchſte Gnade, die uns zu Theil werden kann und uns verheißen iſt — iſt unſere allendliche Vereinigung mit Gott. Zu dieſer Vereinigung können wir Menſchen nicht anders kommen, als durch das Erdenleben: folglich muß unſer Leben den Kaufpreis und die Sühne für jene höchſte Gnadengabe — durch Leiden zahlen. Und da wir wiſſen, daß „die Leiden dieſer Zeit nicht werth ſind der zukünftigen Herrlichkeit“, die uns erwartet: ſo müſſen wir wie frohe Bettler die Kupfermünzen unſerer kleinen Schmerzen für das Königreich der Zukunft bereitwillig zahlen. So machte es Zita. Auf dem Wege in dies Königreich ruhte ſie häufig an den Stationen der Pilgerfahrt, an Gnadenorten aus. Ihre Dankbarkeit trieb ſie vorzugsweiſe zu Denen hin, wo ſie in früheren Jahren während des Interdictes ſo großen Troſt gefunden hatte, und ihre gütige Herrſchaft verſagte ihr nie die Erlaubniß.

Einſt begann ſie am frühen Morgen mit einer Gefährtin eine Wallfahrt nach St. Jacob im Brunnen — unfern Piſa. In St. Jacob angelangt verrichtet die Gefährtin ihre Andacht, ganz vergnügt nach derſelben frühſtücken zu dürfen und heimzukehren. Zita aber fand, daß ihr Verlangen nach dem heiligen Leibe ihres Herrn durch eine längere Wallfahrt geſteigert werden müſſe und ſchlug der Gefährtin vor, fünf Meilen weiter, nach St. Peter im Grado zu pilgern. Dieſe aber wies entſchieden den Vorſchlag zurück und machte ſich auf den Heimweg nach Lucca. Zita ging alſo allein weiter, kam nach St. Peter, hielt ihre Andacht und vertiefte ſich mit gewohnter Inbrunſt in ihr Gebet. Als ſie von demſelben ſich erhob, empfand ſie keine irdiſche Bedürftigkeit, ſondern dachte nur an die Rückkehr. Die Sonne ſtand ſchon ganz tief, als ſie Piſa erreichte. Um ſo mehr eilte ſie heim. Am Fuß des unwegſamen Berges St. Juliano wohnte ein Bekannter von ihr, der ſie bat die Gaſtfreundſchaft bei ihm anzunehmen; doch ſie dankte und ging weiter. Auf halber Höhe des rauhen Berges hatte ein frommer Eremit ſeine kleine Einſiedelei. Er bat Zita dringend, während der kurzen Sommernacht in ſeiner Zelle zu raſten, da die Wege gar gefährlich und mühſam wären — beſonders im Finſtern; doch ſie dankte freundlich und ging weiter. Endlich forderten ſogar die Kriegsknechte, welche das feſte Schloß Maſſa bewachten, Zita auf, den Morgen abzuwarten, weil gar böſes Geſindel umherſchweife. Stark im Geiſt überwand ſie die Furcht des Fleiſches, dankte freundlich und ging weiter. Aber um die Stunde des Hahnenſchreies ſanken plötzlich ihre Kräfte. Da beginnt der neue Tag: das iſt der Augenblick, wo die Nachtwache ſchwer wird, weil der Körper den Mangel an der nothwendigen Raſt des Schlafes zwiſchen den beiden Tagen verſpürt. Erſchöpft durch das Faſten, die Hitze, den langen Weg, ſetzte ſich Zita an einer Quelle nieder, immer noch hoffend, es werde ihr möglich ſein zu der Stunde, in welcher ihre Arbeiten begannen, in Lucca eintreffen zu können. Sie ſchöpfte eben ein wenig Waſſer in der hohlen Hand, um ihre brennenden Lippen zu erfriſchen, als plötzlich eine leiſe Hand ihre Schulter berührte und eine milde Frauenſtimme fragte: „Zita, willſt du mit mir nach Lucca gehen?“ — „Gern!“ entgegnete Zita, ohne ſich zu verwundern oder zu erſchrecken. Hunger, Durſt, Ermüdung ſchwanden vor dieſer leiſen Berührung, vor dieſer linden Stimme. Friſch und kräftig ſtand ſie auf und machte ſich froh und ſchweigend mit ihrer ſchweigenden Unbekannten weiter auf den Weg.

Eine einzige Brücke führte über den Oſorio, und ein feſter Thurm, Pontetetto, bewachte dieſelbe gegen Ueberfälle der Piſaner. Zur Nachtzeit waren die Thore dieſes Thurmes geſchloſſen und die Wache öffnete ſie für Niemand. Aber von ſelbſt thaten ſie ſich auf, als die beiden Pilgerinnen ſich naheten, und dann auch wieder eben ſo leiſe hinter ihnen zu. Daſſelbe ereignete ſich am Thore von Lucca, und Zita ſtand endlich wohlbehalten vor Fatinelli's Hauſe und ward ganz grämlich von einer Magd empfangen, die es verdroß, daß ſie zu ſo früher Stunde geweckt wurde, um die Hausthür aufzuſchließen. Nun wandte Zita ſich, um ihrer unbekannten Gefährtin die Hand zu bieten und ſie gaſtfrei in das Haus zu führen; allein ſie war verſchwunden, und der Glaube ging, daß die allerſeligſte Jungfrau Maria, die „Magd des Herrn", der frommen Dienerin Gottes das Geleit gegeben hatte, um ihre Andacht zu belohnen, und ihr einen Beweis himmliſchen Schutzes auf den Wegen, die Zita Gott zu Liebe ging, angedeihen zu laſſen.

Die Quelle, aus welcher Zita Waſſer mit der Hand ſchöpfte und wo die Begegnung mit der himmliſchen Pilgerin ſtattfand, heißt noch jetzt „Quelle der heiligen Zita". Das Waſſer thut den Kranken wohl, und auf einem Kapellchen daneben, worin allwöchentlich einmal die heilige Meſſe aufgeopfert wird, ſtehen die Worte: »Sancta Zita, ora pro nobis.«

Zita hatte eine beſondere Andacht nach St. Angelo in Monte, ſechs Meilen von Lucca am Serchio, zu wallfahren und zwar an jedem Freitag, dem Leidenstage des lieben Heilands. Wenn ihr Beichtvater ihre Andachtsübungen gut geheißen — wenn ihr Herr ihr die dazu nothwendige Zeit geſchenkt hatte, ſo blieb Zita beharrlich bei ſolchen frommen Gewohnheiten, und weder Hitze noch Kälte, weder ſpäte Stunde noch Ermüdung hielten ſie davon zurück. Dadurch wollte ſie dem lieben Gott zeigen, daß ſie mindeſtens „treu über Wenigem“ ſei und nicht nach Laune, Leichtſinn und Bequemlichkeit ihm zu dienen beabſichtige. Eines Freitags war ſie durch gehäufte Arbeit ungewöhnlich lange aufgehalten worden. Spät am Nachmittag konnte ſie erſt das Haus verlaſſen und die Nacht brach ein, als ſie wenig über eine Meile von Lucca entfernt war. Ein Reiter kam deſſelben Weges geritten, überholte ſie bald, fragte nach ihrem Ziel und rieth ihr, als er es erfuhr, für heute wieder umzukehren, denn dieſer Weg ſei zu ſo ſpäter Stunde wegen vieler Abgründe ſehr gefährlich. „Sorgt nicht um mich, lieber Herr,“ ſprach Zita unbefangen, „und ſetzt nur ruhig eure Reiſe fort. Ich hoffe auch die meine mit der Gnade Jeſu in Frieden zu beendigen.“ Der Reiter gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte von dannen; dachte auch nicht weiter an Zita. Wie groß war ſeine Verwunderung, als er, an der Kirche von St. Angelo vorüberreitend, Zita im Gebet vor der verſchloſſenen Pforte knieen ſah. Menſchlicher Weiſe war es unmöglich, daß ſie vor ihm dort angelangt ſein könne, und doch war ſie es! Vielleicht hatten die Engel zum Lohn für ihre vertrauensvolle Antwort ſie dahin getragen! Von Ehrfurcht ergriffen fragte er ſie: „Wie kommt es, o du heilige Frau, daß du früher als ich hier angekommen biſt?“ Zita erwiederte gelaſſen: „Es hat ſich gemacht, wie Gott es gewollt hat.“

Das Feſt der heiligen Maria Magdalena wurde mit großer Andacht in einer Kirche dieſes Namens, zehn Meilen von Lucca, in einſamer Gegend, auf dem Gebiet von Piſa gefeiert. Beide Freiſtaaten waren dazumal im Krieg gegen einander und Niemand wagte eine Wallfahrt nach jenem Gnadenort zu unternehmen, weil die Nachzügler beider Heere die Pilger ausplünderten und mißhandelten. Zita aber, voll Liebe und Verehrung für die große heilige Büßerin und daher unverzagt, machte ſich an der Vigilie des Feſtes muthig auf. Sie trug eine Kerze, die ſie als ein Symbol der brennenden Liebe zu Ehren der Heiligen am Ende der Wallfahrt entzünden wollte. Es war ein außerordentlich ſchwüler Tag und der Weg weit; dazu drohte der Ausbruch eines ſchweren Gewitters. Zita eilte vorwärts aus allen Kräften, langte aber doch erſt ſpät

Abends an und fand die Kirchthüren wegen der unruhigen Zeitläufte vorſichtig geſchloſſen. Nach ihrer Gewohnheit kniete ſie an der Schwelle nieder und verſenkte ſich in Betrachtung. Aber ihre Ermüdung und die Schwüle waren ſo groß, daß ſie auf ihren Knieen einſchlummerte. Da brach das Gewitter aus mit Regen, Donner und Sturm; — aber Zita ſchlief! und ſo feſt, daß erſt die aufgehende Sonne ſie weckte. Der Boden rings umher war von Regen überſtrömt; daher ſtaunte ſie, daß ihre Kleider nicht naß waren und daß die Kerze, die ſie in Händen hielt, friedlich brenne, obgleich nicht ſie dieſelbe angezündet hatte. Zita ſtand auf; — da öffneten ſich die Thüren leiſe, ſie trat ein. Niemand war drinnen; ſie begab ſich an ihr Gebet.

Als es völlig Tag geworden war, kam der Prieſter mit anderen Pilgern und Niemand begriff, wie die knieende Frau da in die Kirche hinein gekommen ſei. Der Prieſter wollte ſie fragen; allein er ſah die tiefe Andacht ihres Gebetes, die fromme Sammlung, in der ſie, wie abgeſtorben für Alles was ſie umgab, verharrte — und ſtatt zu fragen, gab er ihr ſtillſchweigend ſeinen Segen. Die Kunde dieſer wunderbaren Begebenheit verbreitete ſich ſchnell durch das ganze Land und beſtärkte immer mehr den allgemeinen Glauben, daß Zita zu den Lieblingen Gottes gehöre, für welche es ihm gefalle Wunder zu thun.

Achtes Kapitel.

Wie Zita eines ſeligen Todes ſtirbt.

Je mehr Zita's Leben ſich dem Ende zuneigte, um ſo vollkommener wurde es. Immer reiner ſtieg ihr Gebet zu Gott empor, immer ſtrenger wurden ihre Abtödtungen, immer pünktlicher verrichtete ſie ihre Arbeiten. Sie beharrte bis zum Ende! ſie ließ ſich nie von dem Wahn befangen, als habe ſie bereits eine Stufe der Vollkommenheit erreicht, die ihr zu raſten gönne. Sie blieb in ihren eigenen Augen eine arme elende Sünderin, die nur durch Gottes Gnade ihre Schuldigkeit — und kaum die! — thue. Fatinelli und ſeine ganze Familie behandelten ſie nicht wie eine Dienerin, ſondern wie eine Freundin und begehrten nicht die mindeſte Arbeit von ihr. Zita aber vergaß nie ihre dienende Stellung im Hauſe und wünſchte immer, daß auch Andere derſelben eingedenk ſein möchten. Nie hätte ſie ihre häuslichen Verrichtungen aufgeben mögen, denn gerade bei ihnen hatte Gott ſo oft ſie beſucht und getröſtet. Freie Stunden widmete ſie neuen Werken der Barmherzigkeit; ſie beſuchte die Kranken in den Spitälern, die Gefangenen im Kerker und trug ihnen nach Kräften leibliche und geiſtige Erquickung zu. Reichten ihre Kräfte aber nicht aus für ihre brennende Nächſtenliebe, ſo bat ſie mit unbefangenem Vertrauen Gott um die ſeinen.

Eines Tages ſtand ſie im Hof am Brunnen und ſchöpfte Waſſer. Ein greiſer Wanderer trat mit allen Zeichen der äußerſten Ermattung in das Hofthor, ſetzte ſich müde auf eine Bank am Brunnen und bat ſie, ihm um Gottes Willen einen Trunk Wein zu geben. Es mußte ſich aber gerade ſo treffen, daß ihr der Weinvorrath ausgegangen war. Wie ſollte ſie die Bitte des Wanderers erfüllen? Wie konnte ſie dieſelbe abſchlagen? — Zita hielt gerade eine kleine Schaale voll Waſſer in der Hand. Sie beſinnt ſich nicht lange. Felſenfeſt im Glauben ſchlägt ſie die Augen zum Himmel auf, ſegnet die Schaale, bittet Gott, daß er durch ſeine Kraft ſie heilſam machen wolle und reicht ſie im Namen Jeſu dem Wandersmann. Er nimmt ſie zweifelhaft und ſetzt ſie zögernd an die Lippen; doch bald trinkt er in langen Zügen, denn nie hatte ihn ein ſo kräftiger Wein geſtärkt. Er wollte darauf vor Zita niederknieen, um ihr ſeine Bewunderung und Dankbarkeit gebührend auszudrücken; doch ſie wies ihn mit unbefangener Demuth auf die Zuſage Gottes hin, daß Er der Bitte des Glaubens nichts abſchlagen werde und Wort gehalten habe.

Und ſo verfloſſen ihre Tage unſäglich einfach, ſelbſt in ihren Wundern ſchlicht — und doch ſo ganz übernatürlich. Denn im Leben der Gnade, das vor Gott gilt, kommt es bei keiner Handlung auf das Was an, ſondern nur auf das Wie. „Wenn ich alle meine Güter zur Speiſung der Armen austheilte, hätte aber die Liebe nicht, ſo nützte es mir nichts“ — ſagt die heilige Schrift[1]). Wie ihre Kämpfe und Leiden verhüllt waren in der Dunkelheit ihrer unſcheinbaren Verhältniſſe, ſo blieb es auch ihre Verherrlichung. Demüthig und abgetödtet ging Zita mehr und mehr aufwärts auf dem Pfade der Gnade, die, als eine Frühlingsluft von den heiteren Höhen der Ewigkeit, ihre Seele ſo durchſtrömte und erweiterte, daß ſie im beſtändigen Anſchauen der zukünftigen Verklärung verblieb und unausſprechliche Wonne in der Anbetung ſolcher Wunder der göttlichen Liebe genoß. Und wie — wie ſollte ſie ihrem Gott dafür danken? Er hatte ſie ja in Seinen Dienſt geführt, dort ſie gefeſſelt, dort ſie belohnt; — und dafür, daß ſie ſich unbedingt von ihm führen ließ und nicht ſich verlocken ließ von irgend einem irdiſchen Reiz: dafür ließ er ſie ſchon auf Erden wie eine Selige des Himmels leben! Sie hat ja nur gehorcht wie ihr göttlicher Meiſter und himmliſcher Bräutigam, nur ſchmiegſam ſich hingegeben dem Willen, den Fügungen, den Zulaſſungen Gottes — und für dieſe leichte, dieſe geringe Unterwürfigkeit ſpricht Er nun zu ihr: „Ich Selbſt will dein übergroßer Lohn ſein!“ — Zita faßt es nicht!

---

[1]) Ad Cor. I. 13.

Aber wir — faſſen denn wir es? Glauben denn wir es? Wir leſen dieſe erfriſchenden Leben der Heiligen, die ſo beruhigend, ſo balſamiſch, ſo erwärmend über all dem Elend, den Widerſprüchen und den Schmerzen ſtehen, welche die Prüfungen des menſchlichen Daſeins bilden. Wir ſehen, wie ſie durch die Verachtung der vergänglichen Tröſtungen, ſchon hienieden unvergängliche erlangen und wie ſie ſchon dieſſeits des Grabes in unzerſtörbarer Ruhe wandeln und im Beſitz eines Friedens ſind, den Fleiſch und Blut nicht kennen, den aber der Heiland den Seinen verſprochen hat. Wir ſehen, daß die Gleichgültigkeit der Heiligen gegen Alles, was der irdiſche Menſch wünſcht, begehrt und preiſet, der Schlüſſel zum Geheimniß des Gleichmuths und der Zufriedenheit iſt, das uns ſo wundervoll in ihnen gefällt; ſie wollen weder Ehren noch Freuden, weder Reichthümer noch Genüſſe — wie könnte ihnen alſo der Friede fehlen? Sie heften ihre Augen feſt auf jene Berge, von denen das Heil kommt — wie könnten ſie ſich von den Nebelgebilden im dumpfen Thal irre führen laſſen? Das Alles ſehen wir. Aber ach! daß wir Kinder der Heiligen, Miterben der Verheißungen ſind, welche ſie zu Heiligen gemacht haben — daß wir uns auch losmachen könnten von den groben Wünſchen, den niedrigen Beſtrebungen, die das Menſchenherz ſo müde und ſo unruhig machen — daß wir unſere Prüfungen und Leiden der Zeit im Glauben annehmen und mit der Liebe uns flüchten könnten an das Herz Gottes, der ſie tragen hilft — ach, das Alles ſehen, faſſen, glauben wir nicht! und das wäre doch der einzig wahre Vortheil, den wir davon hätten.

Zita's Wandel war im Himmel. Von Jeſus leben, von Jeſus ſprechen, nach Jeſus verlangen — dies war der Zuſtand ihrer Seele. Sie ſagte wie die heilige Braut im Hohen Liede: „Unter Seinem Schatten, wonach ich verlangt habe, ſitze ich, und die Liebe iſt Sein Panier über mir.“ Und ſie hörte die Stimme des Geliebten, der zu ihr ſprach: „Stehe auf, meine Freundin und komme! denn der Winter iſt ſchon vorüber!“ — Wohl war er vorüber, der kurze kühle Winter eines flüchtigen Menſchenlebens!

Als Zita ſich eines Tages bei einem Fieberanfall in's Bett legte, erſchien dies ihren Umgebungen ſo außerordentlich, ſo ganz gegen ihre Gewohnheit, daß Alle überzeugt waren, die Nähe ihrer letzten Stunde ſei ihr offenbart worden — um ſo mehr, als ſie in der letzten Zeit mit vielen Ekſtaſen und Offenbarungen begnadet worden war. Das Fieber wurde ſehr ſtark und in den fünf Tagen, die bis zu ihrem Tode verfloſſen, litt ſie viel. Aber ihr frohes friedliches Antlitz nahm das fleiſchliche Gepräge der Furcht und der Schreckniſſe des Sterbens nicht an; es drückte nur die Wonne einer Seele aus, die der Vereinigung mit Gott entgegen geht, die auf den Flügeln der vollkommenen Liebe dem gerechten Richter vertrauensvoll zufliegt.

Fatinelli und ſeine Familie beſuchten ſie täglich, und eine Menge Frauen des Hauſes und der Stadt, die ſie als Mutter oder Freundin oder Wohlthäterin liebten, erfüllten Tag und Nacht ihr Kämmerlein. Zita aber hörte nicht auf deren Klagen und Thränen, ſondern bereitete ſich friedlich auf ihren endlichen Heimgang von der Erde vor. Als ſie erkannte, daß es ihr unmöglich ſei, den heiligen Leib des Herrn an einem ſeiner Altäre zu empfangen, da bat ſie mit unſäglicher Demuth um die Gnade, daß Er zu ihr kommen möge. In tiefſter Andacht empfing ſie die heilige Oelung und das Sacrament der Buße und bat mit heißen Thränen ihren Herrn und alle Anweſenden um Verzeihung für die tauſend Pflichtverletzungen, welche ſie ſich gegen Alle habe zu Schulden kommen laſſen. Und als nun der ſelige Augenblick nahete, wo „der Gott ihres Herzens“, der Gott des Weltalls in ſeiner vollen Gottheit und Menſchheit, aber umhüllt von der Geſtalt des Brodes ihre Lippen berührte, da ging eine überirdiſche Flamme der Liebe in ihrem Auge auf. Sie faltete dankend die Hände, und gab ihre gebenedeite Seele Dem zurück, von dem ſie während der ſechszig Jahre ihrer Gefangenſchaft im Fleiſch nicht einen Augenblick ſich getrennt hatte.

Heilige Zita, bitte für uns.

In dem Augenblick ihres Todes ging ein Stern über Lucca auf, ſtrahlend mitten im Sonnenlicht, den Glanz ſinnbildend, den Zita aus der ewigen Glorie heraus auf ihre irdiſche Heimath Lucca — und ihre überirdiſche, die Kirche, werfen ſollte. Und zur nämlichen Zeit, bevor noch die Kunde ihres Todes ſich verbreitet hatte, eilten Kinder durch die Straßen und die Plätze von Lucca und riefen frohlockend: „Kommt, kommt! wir wollen die Heilige ſehen, die in Fatinelli's Hauſe geſtorben iſt. — Wir wollen nach St. Frediano, um die heilige Zita zu ſehen.“

Zita ſtarb Mittwoch, 27. April 1278, unter dem Pontificat von Papſt Nicolaus III., als Biſchof Paganello den Hirtenſtab über Lucca hielt. Ihre Seele hatte die Staubeshülle verlaſſen, aber die Kraft Gottes waltete noch über der ſtillen Leiche und ſprach ſich in Wohlthaten aus gegen Diejenigen, welche Gott und ſeine fromme getreue Magd am meiſten geliebt hatten — gegen Kranke und Elende, die herbeigeeilt waren, um ſie zu verehren: ſie wurden geſund und geſtärkt. Zita war kaum unter ungeheurem Zudrang des Volkes aus Fatinelli's Hauſe nach St. Frediano gebracht und nach dem Gebrauch der Zeit in einem geiſtlichen Kleide im Sarge ausgeſtellt worden, als man ſie auch ſchon als Fürſprecherin und Schutzpatronin ihrer Mitbürger anrief. Die Menge durchwandelte Tag und Nacht die Kirche, ſelbſt den Kreuzgang, Fatinelli's Haus; küßte den Boden des Kämmerleins, wo ſie ihre Nächte in himmliſchen Ekſtaſen durchwachte — des Speichers, wo ſich die Bohnen unter ihren milden Händen vermehrt hatten; kniete neben dem Brunnen nieder, wo ſie wie ein Engel der Barmherzigkeit eines der Wunder, das Gott ſelbſt auf Erden gethan, von ihm erflehte, um ihrer heiligen Nächſtenliebe zu genügen.

Es kamen aber auch die Zweifler und ſagten, ihr Leben, ja ihre ſogenannten Wunder ſelbſt, wären zu alltäglich geweſen, wären nur geſchehen im Hauſe ihres Herrn und für arme geringe Leute. Das ſei verdächtig. Die Herrſchaft könne aus Zuneigung blind eingenommen — das arme Volk aber nach ſeiner Art leichtgläubig ſein.

Dann kamen die Hochmüthigen im Geiſt und meinten, am Heerde und beim Spinnrade könne man nicht genügend Gott dienen, und bei den niedrigen Beſchäftigungen einer Magd ſich nicht heiligen. Ohne Freiheit des Geiſtes erhebe ſich die Seele nicht über die Alltäglichkeit, und in dieſem Fall ſei durch Stand, Beruf und Verhältniſſe die Alltäglichkeit förmlich zur Pflicht gemacht.

Der Biſchof Paganello hörte die verſchiedenen Meinungen und Urtheile an, und verordnete, daß Zita's Leichnam in einem beſonderen und ganz neuen Grabmahl beſtattet werden ſolle. Kaum ruhte er dort, als ſich ein lieblicher Wohlgeruch um das Grab verbreitete und ein balſamiſches Oel durch die Fugen quol. Es wurde auf Wunden und leidende Theile gelegt und ſiehe! es hatte heilende Wunderkraft, und immer allgemeiner, bald frohlockend, bald gerührt, pries man die Zeichen Gottes über der armen Magd. Da zögerte der Biſchof nicht länger nach ſo vielen Zeugniſſen und geſtattete den regulirten Chorherren von St. Frediano, Zita's Grabmahl über einem Altar aufzurichten. Dort häuften ſich die Gebetserhörungen, die Geneſung der Kranken und ähnliche Zeichen ſo ſchnell, daß Zita bereits am fünften Jahrestag nach ihrem Tode die öffentliche und feierliche Verehrung der Kirche und der Gläubigen empfing.

Dieſe Verehrung breitete ſich weit über Lucca und über Italien aus. Auf Sicilien, auf Malta, ja im fernen England wurden ihr Kirchen, Kapellen, Altäre, Bruderſchaften und Andachten gewidmet und Gemälde und Statuen pflanzen ihr Bild und ihr Leben durch die Jahrhunderte fort. Im glaubensfeurigen Spanien, zu Saragoſſa, in der weltberühmten Kathedrale von Unſrer Lieben Frau zum Pfeiler, hat das kleine Bauernmädchen vom Monte Sagrati einen Altar, den die zärtlichſte Verehrung umgibt. Und in Rom hat ein Nachkomme des Herrn Pagano — Monſignor Fatinelli, Präfekt der römiſchen Curie — in der Kirche St. Croce di St. Bonaventura, der heiligen Dienſtmagd ſeines Ahnherrn eine Kapelle erbauen laſſen, die von Marmor und Vergoldung ſtrahlt. Inmitten dieſes Glanzes zeigt das Altarbild Zita am Brunnen, in der gewöhnlichen Kleidung der Mägde. Das war ſie, als ſie lebte! Aber der Tod weiſt erſt dem Menſchen ſeinen wahren Platz an. Welch' ein Troſt für die Kleinen! welch' eine Warnung für die Großen der Erde! welch' ein Sporn für uns Alle! Weil Zita ein Kind des heiligen Gehorſams war, wurde ſie ein Kind der ewigen Freiheit; denn „wo der Geiſt des Herrn, da iſt Freiheit". Und jetzt iſt ſie mit der ſtrahlenden Krone dieſes unendlich liebevollen und großmüthigen Herrn geſchmückt und theilt ſein Reich

in Saecula Saeculorum.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 3

Erſtes Kapitel. Wie Zita geboren ward 13

Zweites Kapitel. Wie Zita in Dienſt ging . . . 23

Drittes Kapitel. Wie Zita zu leiden hatte . . . 35

Viertes Kapitel. Wie Zita nur einen Brautkranz im Himmel begehrt 59

Fünftes Kapitel. Wie Zita fromm war 82

Sechſtes Kapitel. Wie Zita die Armen liebte . . 98

Siebentes Kapitel. Wie Zita wallfahren ging . . 120

Achtes Kapitel. Wie Zita eines ſeligen Todes ſtirbt 134

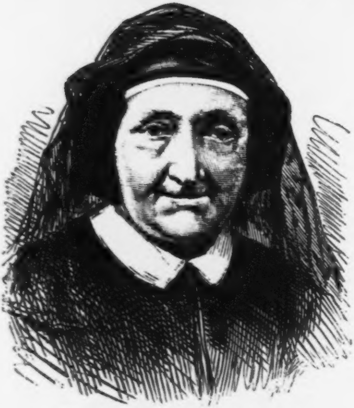

Nach einer Photographie aus dem Jahre 1879.

Ida Hahn-Hahn

147 616

Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Geſammelte Werke.

Mit einer biographiſch-literariſchen Einleitung von
Otto von Schaching.

1. Serie: 1. Band.

Maria Regina.

Eine Erzählung aus der Gegenwart.

Erſter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Eine Skizze

von

Otto von Schaching.

Betrachten wir in der Geſchichte der Literatur Deutſchlands jene Frauen, welche mit dem Weihekuß der Poeſie auf der Stirne durch das Leben gewallt ſind, ſo tritt uns in der vorderſten Reihe derſelben eine ariſtokratiſche Erſcheinung entgegen, die den Ruhm genießt, „die berühmteſte deutſche Schriftſtellerin ihrer Zeit“ geweſen zu ſein: es iſt dies die mecklenburgiſche Gräfin Ida Hahn-Hahn. Einſt von Tauſenden geleſen, bewundert und verehrt, mußte ſie doch, wie kaum eine zweite den Muſen dienende Frau, die Unbeſtändigkeit der öffentlichen Gunſt erfahren im Einklange mit dem Dichterwort: „Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen.“ Ihre unzähligen Verehrer verwandelten ſich in leidenſchaftliche Gegner, und ſie ſind es geweſen, die das Charakterbild der genialen Gräfin mit verzerrten Linien gezeichnet, ihm häßliche Lichter aufgeſetzt und ſich in widerlicher Eile überboten haben, ihr den Ruhmeskranz zu zerpflücken, welchen ſie ſelbſt einſt der großen Dichterin zuerkannt hatten. Und was führte dieſen Umſchwung der Geſinnung herbei? Der Übertritt der Gräfin vom Proteſtantismus zur katholiſchen Kirche, ein Schritt, welchen ihr die akatholiſche Kritik, die ſich ſonſt ſo gerne ihrer Objektivität rühmt, niemals verziehen hat.

Ungewöhnlich wie das Leben dieſer Frau war auch ihr Denken und Dichten. Kühn hob ſie ſich über manche Forderung göttlichen und menſchlichen Geſetzes hinweg, Goethe recht gebend, wenn er ſagt: Die größten Menſchen hängen immer mit ihrem Jahrhundert mit einer Schwachheit zuſammen, — aber doch auch wieder an ein anderes Wort desſelben Dichterfürſten erinnernd, das da lautet:

Irrtum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

Und nach langem Suchen, Irren, Ringen und Kämpfen fand auch Gräfin Hahn-Hahn die Wahrheit, jene Wahrheit, die uns nach dem Zeugnis des Apoſtels frei macht.

Gräfin Ida wurde am 22. Juni 1805 zu Treſſow in Mecklenburg geboren, in welchem Lande ihre Vorfahren, ein altfränkiſches Geſchlecht, ſeit dem Jahre 1231 ſeßhaft waren. Ihr Vater, Graf Karl von Hahn, war Landmarſchall von Mecklenburg, ein exzentriſcher Mann, den eine faſt lächerliche Leidenſchaft für das Theater bis zu einem ſolchen Grade beherrſchte, daß er auf ſeinem Gute Remplin nicht bloß ein großartiges Liebhabertheater einrichtete, die erſten Bühnenkünſtler dafür anwarb und fürſtlich entlohnte, ſondern ſogar, als er wegen ſeines maß-

Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Nach einem Ölgemälde aus dem Jahre 1843.

loſen Geldverbrauches unter Kuratel geſtellt worden war, mit einer Schauſpielertruppe umherwanderte. Ganz anders geartet war Idas Mutter, eine geborne Sophie von Behr, die ein echt weibliches Gemüt und alle Tugenden einer deutſchen Hausfrau beſaß. Während die übrigen Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, mehr dem Weſen der ſtillen Mutter nachlebten, ſchloß ſich Ida mit ihrem lebhaften, erregbaren Temperament der Natur des Vaters an.

Die Erziehung Idas gedieh über eine gewiſſe, durch Standesrückſichten geleitete Vermittlung von Formen nicht hinaus. Eine tiefgehende Bildung des Geiſtes griff nicht Platz, ſelbſt der Religionsunterricht erhob ſich niemals zu jener Wärme, welche für ein religiös empfindendes Gemüt, wie Ida es beſaß, ſo unerläßlich iſt, wenn der Same ſich zur Frucht vervielfältigen ſoll. „Nie und zu keiner Zeit habe ich mich darauf beſinnen können, was ich in dem Religionsunterricht gelernt," geſteht Gräfin Hahn einmal in einem ihrer Bücher. Alles, was von demſelben haften blieb, war nach ihrer eigenen Angabe die Erinnerung an das grün angeſtrichene Zimmer des Paſtors und an die tabaksdumpfe Luft, in welcher der ſilberhaarige Geiſtliche mit ſeinem Samtkäppchen ſaß. Durch umfaſſende und eifrige Lektüre ſuchte ſie ſpäter den Mangel einer regelrechten Schulbildung auszugleichen, und in der Tat erwarb ſie ſich auf dieſem Wege vermittelſt ihrer glänzenden Veranlagung einen ſtaunenswerten Reichtum von Wiſſen.

Im Alter von 21 Jahren vermählte ſich die durch äußerliche Vorzüge wie durch hohe Geiſtesgaben gleich ausgezeichnete Gräfin mit ihrem nur ein Jahr älteren Vetter, dem Grafen Friedrich von Hahn auf Baſedow. Wenn ſie die Ehe auch nicht aus beſonderer Zuneigung eingegangen hatte, ſo hegte ſie doch auch keinen Widerwillen gegen ihren jugendlichen Gemahl. Dieſem aber mangelten alle Eigenſchaften zu einem glücklichen Eheleben. Er hatte nur für Sport, Pferde und Hunde Intereſſe, vernachläſſigte ſeine Gattin vollſtändig und widmete ſich dafür anderen Vertreterinnen des weiblichen Geſchlechtes. Schließlich trennte er ſich ganz von ihr und im dritten Jahre leitete er den Eheſcheidungsprozeß ein.

Ehe derſelbe noch entſchieden war, genas die Gräfin einer Tochter. Dieſe blieb zum größten Schmerze der Mutter geiſtig und körperlich unentwickelt und ſtarb 24 Jahre alt im Jahre 1853 in Berlin als Pflegling einer, der unglücklichen Mutter befreundeten Dame.

Durch Anwendung von geradezu erbärmlichen Mitteln gelang es dem Grafen Hahn, den Ausgang des Eheſcheidungsprozeſſes in ſeinem Sinne zu geſtalten. Er heiratete hierauf eine

Gräfin Schlippenbach, ſeine „geſetzlich“ von ihm getrennte Gattin aber kehrte zu ihrer Mutter zurück, welche mit der ſchwer geprüften Tochter ein ähnliches Schickſal teilte, indem auch ſie von ihrem Mann getrennt lebte.

In der Ehe alſo hatte Gräfin Hahn das Glück nicht gefunden; nichts war ihr geblieben, als bittere Enttäuſchung und ein vergrämtes Herz. Auf Grund ihrer traurigen Erfahrungen bildete ſich nun bei ihr die Anſchauung, daß die Ehe nichts ſei, als eine für die Frau ſchmachvolle Feſſel; dieſem Gedanken lieh ſie ſpäter in ihren Romanen deutlichen Ausdruck.

Um den Schmerz ihrer Seele zu betäuben, um Linderung und Zerſtreuung zu ſuchen, begab ſie ſich jetzt auf Reiſen, die ſie von Jahr zu Jahr mehr ausdehnte. So durchkreuzte ſie im Jahre 1835 die Schweiz nach allen Richtungen der Windroſe, im folgenden Jahre bereiſte ſie Öſterreich und verblieb längere Zeit in Wien, von 1838 bis 1842 beſuchte ſie Italien, Frankreich und Spanien, Dänemark und Schweden, und im Jahre 1843 bis 1844 unternahm ſie ihre bedeutendſte Reiſe, auf der ſie über Konſtantinopel nach Kleinaſien, Syrien, Paläſtina und Ägypten gelangte. Auch nach England und Irland kam ſie. Erſt im Jahre 1848 wählte ſie Dresden zu ihrem bleibenden Aufenthaltsorte.

Die Frucht ihrer Kreuz- und Querzüge waren Reiſebeſchreibungen, welche vom gebildeten Leſepublikum mit großem Beifall aufgenommen wurden und bedeutendes Aufſehen hervorriefen. So erſchien 1840 die italieniſche unter dem Titel: „Jenſeits der Berge“; im nächſten Jahre folgten die ſpaniſchen „Reiſebriefe“, 1844 „Ein Reiſeverſuch im Norden“ und in drei Bänden „Orientaliſche Briefe“. Was ſie geſehen und erlebt, welche Eindrücke ſie von Land und Leuten empfangen hatte, das ſchilderte ſie in friſcher, anſchaulicher Weiſe, und nicht ſelten entwickelt ſich ihre Darſtellung zu wirklich klaſſiſcher Schönheit, beſonders in den „Orientaliſchen Reiſebriefen“.

Zwanzig Jahre lang, von 1829 bis 1849, vollzog ſich das Leben der Gräfin zwiſchen zwei Tätigkeiten, zwiſchen Reiſen und Schriftſtellerei. „Zuweilen war es ein Heroismus,“ ſo ſchreibt ſie, „daß ich mich hinſetzte und einen Roman ſchrieb. War er fertig, ſo machte ich eine Reiſe. Kam ich heim, ſo beſchrieb ich ſie.“

Den Reiſebeſchreibungen hatte die Gräfin bereits einen Roman, ihren erſten, vorausgehen laſſen, der im Jahre 1838 erſchien und den Titel führte: „Aus der Geſellſchaft.“ Außerdem hatte ſie von 1835 bis 1837 vier Bändchen Gedichte veröffentlicht.

Auf ihren Reiſen wurde ſie zwei Jahrzehnte hindurch von einem Mann begleitet, der in ihrem Leben eine eigentümliche Rolle durchführte: es iſt dies der kurländiſche Baron Adolf von

Byſträm, ein feingebildeter, edler Ariſtokrat, deſſen Geſamtbild in vielen Zügen an manche prächtige Geſtalt der mittelalterlichen, vom Schimmer der Romantik verklärten Ritterzeit erinnert. Als ihn die Gräfin bald nach ihrer Eheſcheidung in Dresden kennen lernte, hatte er ſeine Jugend ſchon längſt hinter ſich; er war Witwer, hatte ſeine Frau frühzeitig durch den Tod verloren und ſich ſelbſt durch ein derſelben gegebenes Verſprechen, nach ihrem Ableben nicht mehr zu heiraten, zur Eheloſigkeit verpflichtet. Dieſen Mann liebte die Gräfin Hahn mit der vollen Glut ihres Herzens, ohne daß deswegen das Verhältnis zu ihm etwas an ſeiner Reinheit eingebüßt hätte. Freilich, die Welt, die ſich auf den Schein verſteift, urteilte anders und der Schein ſprach allerdings gegen ſie, zumal wenn man als Maßſtab zur Beurteilung ihrer Lebensführung die lockeren Grundſätze und Ausſprüche heranzog, welche die Gräfin über Ehe und Moral in ihren Romanen niederlegte.

Warum ſie dem treuen Genoſſen, der nach ihrem eigenen Geſtändnis für ſie ein Fels war, an welchem ſie ſich wie ein Efeu emporranken konnte, nicht die Hand zum ehelichen Bunde reichte, das mochte ſeinen Grund wohl in ihrer bekannten Anſchauung über die Ehe haben; ſie wollte ſich eben in jene für ſie ſchwere Feſſel nicht ein zweites Mal ſchlagen laſſen. Das Verhältnis zu Byſtram dauerte bis zum Jahre 1849, dann löſte es zu ihrem größten Schmerz der Tod. Sie ſelbſt aber ergoß ihre Klage in den Worten: „Da verlor ich ein ſolches Herz! Er ſank ins Grab! Und ſo war ich denn allein in meiner Höhle! Die Kerzen erloſchen, die Blumen verwelkten! Mir war alles gleichgültig."

Man hat in dem Verluſt ihres geliebten Freundes den erſten, ja einzigen Anſtoß zu ihrem bald darauf erfolgten Glaubenswechſel ſehen wollen. Aber dieſe Annahme beruht auf reiner Willkür, und die gewichtigſten inneren Gründe ſtemmen ſich gegen ſie. Vor allem wird eine Perſönlichkeit von ſolch' eigenartigem Geiſtesleben und beſonders von einer ſo ausgeprägten Verſtandesſchärfe, wie beides der Gräfin Hahn eignete, nicht durch äußerliche Tatſachen zu wichtigem innerem Handeln beſtimmt. Und gerade der Sinn für Innerlichkeit erfreute ſich bei der Gräfin einer ungemein kräftigen Entwicklung. „Auf die Innerlichkeit ging ich immer aus," ſchreibt ſie einmal, „die Seelen wollte ich wiſſen; was ſie gehört und geſehen, war mir vollkommen einerlei, was ſie dabei gedacht und empfunden, ſehr wichtig."

Nur langſam rang ſich Gräfin Hahn zur Erkenntnis durch, daß nicht alle poſitiven Religionen, wie ſie anzunehmen pflegte, die volle und echte Wahrheit für ſich hatten, ſondern daß nur eine von ihnen die Hüterin und Beſitzerin derſelben ſein könne. Sie fand, daß der Proteſtantismus mit ſeiner ſubjektiven Bibelauslegung und ſeinem Mangel an Autorität einer nach dem Heil lechzenden Seele keine Befriedigung und Erquickung zu bieten vermöge. Ihre Reiſen in katholiſche Länder, ihr Studium der Schriften eines heiligen Auguſtin, Thomas von Kempen, Fenelon und anderer erleuchteter Geiſtesmänner brachten ſie der Einſicht immer näher, daß nur der Katholizismus ihr Sehnen ſtillen könne. Auf ihrer Orientreiſe (1843 bis 1844) erwachte zum erſten Male ein ſchmerzliches Empfinden, nicht katholiſch zu ſein. Das geräuſchloſe und doch ſo ſegensreiche Wirken der demütigen Mönche, die ihr Vaterland verlaſſen hatten, um im Orient kleinen Kindern Unterricht zu geben und Pilger zu verpflegen, die charitative Arbeit der Klöſter hinterließ einen tiefen Eindruck in ihrer empfänglichen Seele. Um jene Zeit ſchrieb ſie über die katholiſche Kirche: „Bis dahin hatte ich wohl ſchon öfter gefunden, es müſſe gar ſchön ſein, in ihr geboren zu ſein — doch weiter nichts ... Nun, da ich die katholiſche Kirche in ihrer Glorie, d. h. in Liebe und Armut ſah, da fing ich an, ſie zu lieben.“ Im Gegenſatze hiezu ließ ſie ſich über ihre eigene Kirche folgendermaßen aus: „Vor der jetzt modiſchen evangeliſchen Kirche ekelt mich! Nein! Kirche! Wenn Kirche ſein ſoll, gibt es für mich nur eine, die katholiſche!“

Wertvolle Anregungen erhielt ihr Geiſt auf einer Reiſe nach England und Irland im Jahre 1847. Dort erwachte, wie ſie ſelbſt geſteht, ihre Seele aus dem Murmeltierſchlafe. Beſonders das religiöſe Leben des katholiſchen Irlands überwältigte ſie und belebte ihr Verſtändnis für das Weſen der katholiſchen Kirche.

Nach ihrer Rückkehr von dem Inſelreiche warf ſie ſich mit aller Energie auf ſolche Studien, von denen ſie religiöſe Erleuchtung erwarten durfte; ſie vertiefte ſich in die Bücher der heiligen Schrift, zog die ſcharfſinnigen Lehren St. Auguſtins, der auf ſie wie ein Magnet wirkte, zu Rat, las die Geſchichte und Satzungen des Tridentinums, daneben vergleichsweiſe aber auch die Schriften Luthers.

Endlich brach ſich die Gnade in ihr Bahn und verſcheuchte die letzten Nebelſtreifen des Zweifels, die noch ihre Seele umflatterten. Mit dem feſten Entſchluſſe, Katholikin zu werden, wandte ſie ſich Ende des Jahres 1849 an den Kardinal und Fürſtbiſchof Diepenbrock von Breslau. Von dieſem wurde die Heilsbegierige an den damaligen Propſt in Berlin, Emanuel von Ketteler, gewieſen, der ſie für den Übertritt vorbereitete, ſoweit dies noch erforderlich war. Am 26. März 1850 vollzog ſich ihre Rückkehr in den Schoß der Mutterkirche; der inzwiſchen zum Biſchof von Mainz ernannte Freiherr von Ketteler ſelbſt nahm ſie in denſelben auf.

Obwohl Gräfin Hahn ſchon ſeit der Veröffentlichung ihrer „Orientaliſchen Briefe“ in den Verdacht des Kryptokatholizismus geraten war, erregte doch jetzt ihr Glaubenswechſel das größte Aufſehen, das ſich noch ſteigerte, als ſie in den beiden Büchern: „Von Babylon nach Jeruſalem“ (1851), und „Aus Jeruſalem“ ihren Austritt aus der proteſtantiſchen Kirche rechtfertigte und geiſtvoll begründete. Die Katholiken laſen mit Freude, die

Das Kloſter vom guten Hirten in Mainz.
Gegründet von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Proteſtanten voll Erbitterung die Darlegung der Gräfin. Von mehr als einer Seite wurde ſie heftig in der Preſſe angegriffen. Die bisherigen Verehrer ihrer Muſe und namentlich die proteſtantiſchen Kritiker wurden ihre Feinde, und über die nach ihrer Bekehrung erſchienenen Romane brach man, wenn man ſie nicht überhaupt totſchwieg, einfach den Stab. Bezeichnend iſt, was Rudolf von Gottſchall, der bekannte Literaturhiſtoriker, ſchreibt: „Mußte es der Einſiedlerin nicht von allen Entſagungen, die ſie ſich auferlegen mußte, als die ſchlimmſte erſcheinen, daß dieſe Werke kein Echo mehr fanden in der deutſchen Literatur, die ihr doch einſt den ſchönen Kranz gewunden?“

Die „Einſiedlerin“ aber ließ ſich weder durch offene noch durch verſteckte Angriffe beirren. Bald nach ihrem Übertritt verlegte ſie ihren Wohnſitz nach Mainz, wo ſie in der Nähe des Domes ſich in einem Privathauſe einmietete. Im Jahre 1854 bezog ſie im Kloſter vom guten Hirten, welches ſie aus eigenen und fremden Mitteln ins Leben gerufen, ein beſcheidenes Zimmerchen, „groß genug, um einen Tiſch und Stuhl und Bett zu faſſen“, hier lebte ſie bis zu ihrem Tode, noch dreißig Jahre lang, hier ſchuf ſie ihre herrlichen Werke voll katholiſchen Geiſtes und Empfindens, von hier aus wirkte ſie, eine begeiſterte Tochter der chriſtlichen Charitas, im ſtillen nach allen Seiten hin, wo man ihrer Hilfe bedurfte, beſonders wenn es ſich um wohltätige Vereine oder um ein kirchliches Werk handelte.

Im Jahre 1853 wurde ihr die Freude zu teil, auch ihren Bruder, den Grafen Ferdinand Hahn-Neuhaus und deſſen Gemahlin zur katholiſchen Kirche übertreten zu ſehen. Gemeinſchaftlich mit dieſen beiden reiſte ſie im Winter 1869 nach der ewigen Stadt, um dort Zeuge zu ſein von dem an das Konzilium ſich anſchließenden katholiſchen Leben.

Eine ſchwere Heimſuchung kam in den letzten Jahren ihres Daſeins über ſie. Nachdem ſie bereits im Jahre 1848 infolge einer Operation und wohl auch infolge eigener Sorgloſigkeit ein Auge eingebüßt hatte, trübte ſich auch das Licht des anderen Auges faſt bis zur Blindheit, ſo daß die Gräfin diktieren und ſich vorleſen laſſen mußte. Ein Jahre vor ihrem Tode ſchwanden auch ihre körperlichen Kräfte bedeutend und die Füße verſagten ihr den Dienſt. Schließlich erkrankte ſie im Dezember 1879 an Herzerweiterung, der ſie am 12. Januar 1880 erlag.

Mit ihr verlor die katholiſche Literatur Deutſchlands ihre größte Romanſchriftſtellerin. Dieſer Verluſt iſt bis heute noch nicht wettgemacht, noch wird er ſobald erſetzt werden, denn von den lebenden Schriftſtellerinnen auf katholiſcher Seite kann ſich keine mit der Genialität der Gräfin Hahn meſſen, mögen ihre literariſchen Verdienſte im übrigen noch ſo unbeſtritten und rühmenswert ſein!

Gräfin Hahn war nicht nur eine geniale, ſondern auch eine fruchtbare Schriftſtellerin. Vom Jahre 1835 an, in welchem ſie ihren erſten literariſchen Verſuch der Öffentlichkeit bot, bis zum Jahre 1878, in welchem ſie ihr letztes Erzeugnis erſcheinen ließ, alſo innerhalb 43 Jahren, gab ſie nicht weniger als 48 Werke heraus, meiſtens Romane von je zwei Bänden Umfang. Zu ſagen, daß alle dieſe Gaben ihrer Feder gleichwertig ſeien, hieße die Augen gegen die Tatſache verſchließen, daß auch dem beſten Schriftſteller nicht jeder Wurf gelingt. Aber wenn man die ſchwächeren Schöpfungen der Gräfin Hahn ausſcheidet, bleibt noch immer ein ſolcher Reichtum übrig, daß man um den dauernden Ruhm der Dichterin nicht zu bangen braucht.

Ihre Fruchtbarkeit findet ihre Erklärung nur in der erſtaunlichen Leichtigkeit ihres Schaffens. Dieſe befähigte ſie, unter Umſtänden einen druckfertigen Roman innerhalb drei Wochen herzuſtellen, ohne daß an dem Manuſkripte auch nur das geringſte geändert zu werden brauchte, was namentlich in Hinſicht auf die nach ihrer Konverſion entſtandenen Romane, welche als ihre vorzüglichſten gelten, nicht wenig beſagen will.

In mehr als einer Beziehung erreicht ihre dichteriſche Kraft diejenige der George Sand, ihrer berühmteſten franzöſiſchen Zeitgenoſſin auf dem Gebiete des Romans. Sogar Rudolf von Gottſchall geſteht, daß keine deutſche Schriftſtellerin der George Sand im Ausdruck der Herzensempfindungen und der poetiſchen Sprache ſo nahe gekommen ſei wie die Gräfin Hahn. Und dabei hat dieſer Kritiker nicht einmal ihre Meiſterwerke, die katholiſchen Romane, im Auge, ſondern nur ihre früheren; jene ſcheint er offenbar nicht gekannt zu haben, denn wie er ſelbſt ſagt, war das Buch: „Von Babylon nach Jeruſalem“ das letzte große Werk, von dem man in literariſchen Kreiſen Notiz nahm; ſie hatte ja ihr letztes Wort geſprochen.“*)

Ringt die deutſche Dichterin in bezug auf naturgetreue Darſtellung der Leidenſchaften und Sprachgewalt ſieghaft mit der Franzöſin um die Palme, ſo tritt ſie doch gegen dieſe bei einem Vergleich des beiderſeitigen Talents zurück; die Franzöſin umfaßt alle Lebensverhältniſſe, ſie kennt die vornehme Welt ſo gut wie das Leben und Treiben des Bauernvolkes, ja dieſes letztere noch beſſer, wie ihre Dorfgeſchichten beweiſen. Die

---

*) R. v. **Gottſchall**, Deutſche Nationalliteratur, 9. Aufl. Seite 926.

deutſche Gräfin dagegen bewegt ſich meiſtens in der gleichen Sphäre, es iſt faſt immer der Ariſtokratismus in ſeinen wechſelnden Erſcheinungsformen, der ihren poetiſchen Bauten zum Untergrunde dient. Über die Grenzen des Salons ſchreitet ſie kaum hinaus, und inſofern waren ihrer Begabung allerdings Schranken gezogen. „Wenn ſie einmal herniederſteigt in eine ärmliche Hütte,“ ſchreibt einer ihrer beſten Kenner, „ſo entſetzt ſie ſich vor der Verlaſſenheit, der beklemmenden Öde, vor dem Mangel an Luft und Licht und flieht zurück in ihren wohldurchwärmten, von den feinſten Parfüms duftenden Salon.“*)

Eine reichgegliederte Handlung zu erfinden, war ebenfalls nicht die ſtarke Seite ihres Talents, das ſich mehr am Lyriſchen Genüge ſein ließ; auch breitet ſich über die in ihren Romanen auftretenden Perſonen eine gewiſſe Einförmigkeit, und immer muß der Leſer die Wahrnehmung machen, daß ihm die Dichterin dieſe vornehmen Herren und Damen ſchon ſo und ſo oft vorgeſtellt hat. „Aber zu bewundern iſt es, wie trefflich es ihr gelingt, die nämlichen Charaktere, die nämlichen Empfindungen immer neu und geiſtreich vorzuführen.“**) Und hierin liegt das Geheimnis ihrer großen dichteriſchen Gewalt, die ſie über die Gemüter der Leſer gewann. Wenn man in Betracht zieht, daß gerade die Zeichnung von Charakteren an die plaſtiſche Kunſt eines Dichters die höchſten Anforderungen ſtellt, ſo ergibt ſich für die Gräfin Hahn, daß ſie ohne allen Zweifel zu den größten ſchriftſtellernden Geiſtern des 19. Jahrhunderts zu rechnen iſt. Man braucht nur „Maria Regina“ zu leſen, um ſich geſtehen zu müſſen, daß die Weltliteraturen, ſoweit es ſich um die Romangattung handelt, wenige Werke aufzuweiſen haben, in denen die Kunſt der Charakterſchilderung einen ſolchen Grad bewundernswerter Vollkommenheit erklommen hat, wie in dieſer herrlichen Dichtung.

Welch' prächtig gezeichnete, lebenswahre Geſtalten treten uns auch in den übrigen Romanen entgegen, Geſtalten, die immer echt ſind, mögen ſie nun in ihrer Lebensrichtung dem Lichte oder dem Schatten, dem Guten oder dem Laſter folgen. Es ſei hier nur erinnert an die ideale Dulderin Doralice im Roman gleichen Namens, an Euphroſyne, Grazia, Pater Smaragd („Die beiden Schweſtern“), Heliande („Peregrin“), Floreſtine („Die Erbin von Cronenſtein“), Wendeline („Die Glöcknerstochter“).

---

*) Heinrich Keiter, Kathol. Erzähler der neueſten Zeit. 2. Aufl. S. 34.

**) Heinr. Kurz, Geſch. der neueſten deutſchen Literatur. Bd. 4. S. 755.

Im ganzen gelingen der Dichterin die weiblichen Charaktere beſſer als die männlichen, obſchon man auch bei dieſen kaum etwas von jener Schärfe und Feinheit vermißt, mit welcher Gräfin Hahn die pſychologiſchen Regungen ihrer Helden und Heldinnen zu erfaſſen und darzuſtellen verſteht. Und gerade dieſe Eigenſchaft iſt es, die ihre Romane ſo anziehend macht.

So groß aber auch der Genuß iſt, welchen man beim Leſen der meiſten Romane der Gräfin Hahn empfindet, wird er doch beeinträchtigt von zwei Umſtänden: einmal in formeller Hinſicht durch den gehäuften Gebrauch von fremdländiſchen, beſonders franzöſiſchen Ausdrücken, welche allerdings den bon ton der ariſtokratiſchen Kreiſe kennzeichnen ſollen, in denen ſich die Romane abſpielen, und ſodann in techniſcher Beziehung durch das zu üppige Überwuchern von Geſprächen und Reden über Dinge, welche zur Handlung in gar keinem organiſchen Gefüge ſtehen und die Entwicklung hintanhalten. Freilich muß anderſeits wieder geltend gemacht werden, daß dieſe Schwäche der Verfaſſerin dem Leſer reichlich Gelegenheit verſchafft, ihr ausgedehntes Wiſſen, ihren Gedankenreichtum, ihre leuchtende Denkkraft und bezwingende logiſche Schärfe kennen und bewundern zu lernen. Und von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, dient jener techniſche Mangel der Dichterin ſogar zu ihrer Verherrlichung: wir ſtehen bewundernd vor dieſer Frauengeſtalt, die mit dem erhabenen Flug ihrer Seele hoch über der gewöhnlichen Menſchheit ſchwebt und mit ihrem Blick, der ſeine Schärfe aus überirdiſchen Regionen zu holen ſcheint, nicht bloß das Gegenwärtige erfaßt, ſondern ſelbſt — denn der Dichter iſt ein Seher — den Schleier der Zukunft durchdringt!

Die Gräfin Hahn iſt recht eigentlich die Schöpferin des katholiſchen, beſonders des ſozialen Romanes geworden. Schätzt man ihren merkwürdigen Lebensgang richtig ein, ſo kann man nicht umhin, in ihr gewiſſermaßen ein providentielles Werkzeug zu ſehen, dazu beſtimmt, den Menſchen des 19. und 20. Jahrhunderts Wahrheiten in einer Form zu verkündigen, in welcher ſie am leichteſten Zugang in die Herzen gewinnen. War die Dichterin vor ihrer Bekehrung eine bewunderte und gefeierte Modeſchriftſtellerin, ſo wurde ſie nachher zu einer furchtloſen, unermüdlichen und geiſtvollen Ruferin im Streite, zu einer beredten Verteidigerin der katholiſchen Kirche, ihrer Wahrheiten und Rechte.

Der verderbliche Zeitgeiſt, wider den die große Dichterin und geniale Frau beharrlich kämpfte, hat ſich vererbt auf das 20. Jahrhundert. Die Geſellſchaft krankt auch heute noch an denſelben Schäden und Gebreſten, wie ſie in den Romanen der Gräfin Hahn vor zwanzig und mehr Jahren geſchildert wurden.

Zug um Zug ähnelt die Gegenwart mit ihren ernſten, inhaltsvollen Fragen der Vergangenheit. Indem alſo die Gräfin Hahn ihre Werke aus den Bedürfniſſen ihrer Zeit heraus ſchuf, hat ſie ein geiſtiges Arſenal für die Zukunft aufgebaut, deſſen ſich auch die lebenden Geſchlechter mit Vorteil im Kampf für die ewigen Prinzipien der Wahrheit bedienen können. In dieſem Sinne werden die Schöpfungen der Gräfin Hahn niemals altern, ſondern ſtets auch dann noch von Wert bleiben, wenn das Rad der Zeit längſt über manchen literariſchen Modegötzen der Gegenwart hinweggerollt iſt und ihn für immer in den Staub gedrückt hat.

Otto von Schaching.

Maria Regina.

Vater und Töchter.

Ein milder Sommerabend ruhte auf den heitern, lieblichen Ufern des Mains. Grüne Hügel, Rebgelände, Haine von Fruchtbäumen, Städtchen und Dörfer drängen ſich an ſeine krauſen Windungen heran. Auf einer Höhe am nördlichen Ufer liegt Kloſter Engelberg, der berühmte Wallfahrtsort, mit ſeinem Hintergrund von dunkelm Nadelholz. Die ärmſten Söhne des armen heiligen Franziskus, die Kapuziner, dienen hier Tag und Nacht Gott und den Seelen. Drüben auf dem ſüdlichen Ufer erhebt ſich auf der Platte eines Hügels, den die Kunſt in einen terraſſierten Garten verwandelt hat, das Schloß des Grafen Windeck im Stil der Renaiſſance unter uralten Linden und Kaſtanien. Auf den Zinnen hing das Banner in den Windecker Wappenfarben ſchlaff an der Stange herab und auf den Terraſſen tanzten die Springbrunnen wie Elfen und ihr ſchlanker Waſſerſtrahl trug ſpielende glänzende Kugeln, ohne ſie fallen zu laſſen: ſo ſtill war die Luft. Die Blüten der Orangenbäume dufteten betäubend, und Granaten und Oleander mit ihren prächtigen Blumen glühten doppelt in der Abendſonne. Breite Steintreppen, deren Abſätze mit großen Vaſen voll Hortenſien und anderen Prunkblumen geſchmückt waren, führten von einer Terraſſe auf die andere. Die oberſte trug zu beiden Seiten Gruppen von ſchattigen Linden und in der Mitte ein weites, von Waſſerpflanzen und kleinen Baſaltblöcken umgebenes Baſſin, aus dem ein ſtarker Waſſerſtrahl aufſtieg und mit drei Kugeln zugleich ſpielte. Auf einem der Felsblöcke ſaß ein kleines Mädchen und ſchaute mit ſtillen großen Augen träumeriſch die tanzenden Kugeln an. Über den Main ſchwamm ein Nachen und trug einen bejahrten Herrn mit ſchneeweißem Haar und ein junges Mädchen, die ſoeben die hohe ſteile Wallfahrtstreppe herabgeſtiegen waren, vom Kloſter Engelberg nach Schloß Windeck hinüber. Friedlicher als der Abendhimmel und der ſtille Fluß und die ganze ruhende Natur war der Ausdruck, der auf dem Antlitze des Greiſes und des jungen Mädchens lag, denn es war der Friede, der nichts gemein mit der Erde hat.

In dem reichmöblierten Saal, deſſen drei hohe Fenſtertüren der Terraſſe zu weitgeöffnet ſtanden, ging Graf Windeck auf und nieder, ſofern ihm das nämlich möglich war. Denn der Saal, obzwar ſehr geräumig, war mit Sofas, Ottomanen, Lehn- und anderen Stühlen, Tiſchen in allen Größen und Formen, Geſtellen mit Blumen, mit Vaſen, mit Lampen, mit Büchern, mit Porzellan, mit tauſend und aber tauſend modiſchen Überflüſſigkeiten, die alle kreuz und quer ſtanden, dermaßen überfüllt, daß er mehr dem Magazin eines Tapeziers als einem Familienzimmer glich. So liebte es aber der Graf, denn ſo war es eben Gebrauch in der Welt, obſchon ſeine Liebhaberei für das Auf- und Abgehen, was für müßige Menſchen eine Art von Beſchäftigung iſt, ſehr dadurch beeinträchtigt wurde. Er ſchob auch ziemlich unmutig bald einen Seſſel, bald einen Tiſch, einmal ſogar das Polſter zurück, auf dem Amour ruhte, Amour, das köſtliche Bologneſerhündchen, nicht viel größer als ein Schneeball, ein höchſt ſeltenes Exemplar dieſer faſt ausgeſtorbenen Raſſe. Amour kläffte empört über dieſe rauhe Behandlung ſeinen Herrn an und ein ſchöner Aras, aus ſeiner abendlichen Ruhe aufgeſchreckt, kreiſchte laut auf und ſchüttelte voll Entſetzen ſein Gefieder. Dann wurde alles wieder ſtill.

Nach einiger Zeit ſah der Graf auf die Uhr, trat unter die Türe, die auf die Terraſſe führte, und blickte verdrießlich nach Kloſter Engelberg hinüber. Dann fiel ſein Auge auf die Kleine, die zwiſchen einem hohen Strauß von blühenden Callas wie die Nymphe des Springbrunnens an deſſen Rand ſaß — und er rief:

„Korona!“

Die Kleine ſprang auf und eilte zu ihm. Er fragte:

„Wo bleibt Regina?“

„Sie wird wohl gleich kommen, lieber Vater.“

„Woher weißt du, daß ſie gleich kommen wird, wenn ſie jetzt noch nicht zurück iſt?“ fragte ganz unmutig der Graf.

„Weil du geſagt haſt, daß ſie um ſieben Uhr zu Hauſe ſein ſolle, lieber Vater,“ entgegnete ſie unbefangen.

Da ſchlug es ſieben und Regina trat durch eine Seitentüre in den Saal, küßte dem Grafen die Hand und nickte freundlich der kleinen Schweſter zu.

„Du kannſt wieder in den Garten gehen, Korona,“ ſagte der Graf, ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, deutete ſeiner älteſten Tochter an, ihm gegenüber Platz zu nehmen, und fuhr fort: „Ich hab' es reiflich erwogen, Regina, ich ſchicke euch nicht zu den Damen vom Sacré Coeur zurück. Die gute Tante Iſabella hat mir verſprochen, uns nicht zu verlaſſen, und ich behalte euch bei mir. Du biſt jetzt ſiebzehn Jahre alt; da muß das Lernen aufhören. Denn entweder haſt du etwas gelernt — und dann biſt du hinreichend unterrichtet; oder du haſt nichts gelernt — und dann iſt's überhaupt umſonſt, dann wirſt du auch nichts lernen. Genug, ihr ſollt bei mir bleiben und mich unterhalten. Du ſollſt dieſen Winter mit mir in die Welt gehen, und für Korona will ich Gouvernante und dergleichen halten. Aber das Sacré Coeur bin ich überdrüſſig. Seit dem Tode eurer guten Mutter, alſo fünf volle Jahre waret ihr dort. Ein längerer Aufenthalt würde dir entſchieden ſchädlich ſein, dich der Welt entfremden, dich wohl gar auf den Gedanken bringen, ganz und gar da zu bleiben — und das geht nicht."

„Das würde ich auch nie wünſchen, lieber Vater," antwortete Regina, als der Graf ſchwieg, um zu hören, was ſie erwidern würde.

„Nicht?" rief er erfreut; — „nun, das iſt mir lieb! ich fürchtete ſchon, du hätteſt Kloſtergedanken."

„Du fürchteteſt es, lieber Vater?" ſagte Regina, und ſah ihn mit ihrem tiefen klaren Auge ganz erſtaunt an.

„Nun freilich!" fuhr der Graf auf; — „alle romantiſchen Grillen ſind mir verhaßt."

„Scheint es dir eine romantiſche Grille, dem lieben Gott dienen zu wollen?" fragte Regina weiter.

„Was wär' es ſonſt?" rief er zornig.

„Ich dachte, es ſei eine Pflicht," ſagte ſie ſanft.

„Ärgere mich nicht, Regina!" brach der Graf aus. — Da hub auf Kloſter Engelberg das Ave-Maria-Läuten an. Regina ſtand auf, trat zurück, blickte hinüber nach dem armen Kirchlein, das — wie einſt der Stall von Bethlehem den menſchgewordenen Gott im Tabernakel umſchloß, und betete andächtig den Engliſchen Gruß. Der Graf, unterbrochen in ſeinem Zornerguß, ſah während der Zeit die Tochter an und ſprach zu ſich ſelbſt: Wie ſchön ſie iſt! woher hat ſie nur die Schönheit? von ihrer armen Mutter gewiß nicht! — Dieſer Ideengang verſöhnte ihn etwas, und als Regina nun ſanft vor ihm niederkniete und um Vergebung bat, wenn ſie gefehlt habe, antwortete er:

„Du mußt ſuchen aus den Widerſprüchen zu kommen, mein Kind, und dir ſelbſt klar zu werden. Eben ſagteſt du, du wünſchteſt nicht im Sacré Coeur für immer zu bleiben und gleich darauf ſchienſt du dennoch mit Kloſtergedanken umzugehen."

Welt der Stand ſo wenig, daß Komödiantinnen ihn erlangen, warum ſoll es dann nicht Perſonen dieſes Standes erlaubt ſein, ihm freiwillig zu entſagen?“

Graf Windeck hätte am liebſten geantwortet: „Weil ich es nicht will.“ Indeſſen ſammelte er ſich, nahm eine hohe Miene an und glaubte eine höchſt weiſe Äußerung zu machen, indem er ſagte:

„Weil nicht ein Skandal den andern gutmachen kann. Ich habe gar nichts gegen die Theaterprinzeſſinnen, gar nichts! im Gegenteil! auf der Bühne ſind ſie charmant; aber ſie müſſen dort bleiben — gerade ſo, wie die Gräfinnen und Fürſtinnen in ihren Verhältniſſen bleiben — und nicht mit Bettelbüchſen ſtraßauf ſtraßnieder laufen müſſen.“

„Das gehört auch nicht zur Ordensregel der Karmeliteſſen, lieber Vater.“

„Schweige von ihnen! ſchon dieſe Benennung iſt mir unerträglich.“

„Ich hänge nicht eigenſinnig an ihnen, lieber Vater. Wenn ich wüßte, daß du mich lieber zu den Trappiſtinnen gehen ließeſt . . .“ — —

„Nun iſt's genug!“ donnerte der Graf. „Nun iſt meine Geduld erſchöpft und ich will von all dem Unſinn keine Silbe mehr hören. Alſo merk' es dir, Regina: du gehſt nicht mehr zur Beicht ins Kloſter und ihr geht beide nicht zurück ins Sacré Coeur. Ich werde mit euch reiſen, euch die Welt zeigen. Das wird deine Überſpannung kurieren und Korona davor bewahren. Haſt du mich verſtanden?“

„Ja, mein lieber Vater,“ ſagte Regina freundlich, küßte zärtlich des Grafen Hand und entfernte ſich ſo ruhig, ſo heiter, als ob all dieſe Anordnungen ihren Wünſchen entſprochen hätten. Er ſah ihr nach und murmelte für ſich: Im Grunde iſt ſie ein prächtiges Mädchen! es tut ihr leid, ich weiß es, nicht ins Sacré Coeur zurückzukehren und nicht mehr dem alten, kreuzbraven, langweiligen Graubart da drüben beichten zu dürfen; aber keine Miene verzogen! aber kein Wort geſagt! aber keine Träne vergoſſen! keine einzige Träne! O wie hat ihre arme Mutter mich gelangweilt mit ihren Tränen; — denn was kann man tun einem weinenden Weibe gegenüber? Nachgeben? — das mag man nicht. Alſo nicht nachgeben und ſie weinen laſſen nach Belieben. Prächtiges Mädchen, die Regina! Soll auch prächtig bleiben! . . . . nur nicht fromm ſein, nur nicht Betſchweſter werden, nur nicht ins Kloſter gehen! — Wie mag denn wohl die Kleine geſinnt ſein? — — Er ging die breiten Stufen hinab, die aus dem Saale auf die Terraſſe führten. Der weſtliche Himmel ſchwamm in der Roſenglut des Sonnenunterganges, während im Oſten die Nacht aufſtieg und mit ihrem bläulichen, von blaſſen Sternen durchwebten Schleier mehr und mehr den Horizont umhüllte. Die Landſchaft ſank in unbeſtimmte Schatten hinein; nur Kloſter Engelberg lag noch roſig angehaucht auf ſeiner einſamen Höhe und ſchimmernd wand ſich der Main durch die dunkelnden Ufer. Korona lag, geſtützt mit beiden Armen, auf der Bruſtwehr der oberen Terraſſe. Als ſie Schritte auf dem Kieswege hinter ſich hörte, kehrte ſie ſich raſch um, lief dem Grafen entgegen und ſagte mit der jubilierenden Stimme der Kinder, wenn ſie ſo recht froh ſind:

„O lieber Vater, hier iſt es ſchön!“

„Das freut mich zu hören, Korona! Du willſt alſo nicht, wie Regina, ins Kloſter?“

„Nein, nicht ins Kloſter! ich will in der Welt bleiben! ſie gefällt mir gar zu gut — die Welt!“

„Närrchen!“ ſagte der Graf lachend; „was denkſt du denn eigentlich in der Welt anzufangen?“

„O,“ rief ſie, „ich will in der Welt dem lieben Gott dienen.“

Graf Windecks Angeſicht verfinſterte ſich wieder. Er ging in den Saal zurück, in welchen ſoeben Lampen und Zeitungen gebracht wurden, und murmelte für ſich hin: „Was iſt das nur für eine fixe Idee bei den Kindern, daß ſie Gott dienen wollen? Gottesdienſt — den gibt es, ja! Da wird die Meſſe geleſen, Hochamt zelebriert und dergleichen. Dem wohnt man bei — wenn man Luſt hat. Aber dann noch ganz extra Gott zu dienen, wie der Knecht dem Herrn, wie der Soldat dem König dient — das iſt ein famoſer Einfall der beiden Mädchen, von dem ich ſonſt nie das mindeſte gehört habe. Was ſie wohl darunter verſtehen? immerfort beten? — ob das im Kloſter möglich iſt, weiß ich nicht. In der Welt iſt es aber unmöglich — das weiß ich — immerfort zu beten.“ Und ſo beruhigt durch dieſen Ausſpruch, als habe er ſein halbes Leben mit Ergründung dieſer Sachen zugebracht, griff er zu ſeinen Zeitungen.

Regina hatte ſich nach dem öſtlichen Teil des Schloſſes begeben. Da lag die Kapelle, die als ein länglich runder Ausbau in eine Gruppe uralter Linden hineintrat und die mit einem flachen Dach gedeckt war, welches einen geräumigen Altan vor Reginas Zimmer im oberen Stockwerk bildete. Eine kleine Wendeltreppe, in der Dicke der Mauer angebracht, verband hier beide Stockwerke, ſo daß Regina unbemerkt aus ihrem Zimmer in die Kapelle gelangen konnte. Dieſe war ihr Lieblingsplatz im väterlichen Schloß. Kein Blick auf die Schönheiten der Natur, auf die Werke der Kunſt — um wieviel weniger auf Bilder und Schätze der Welt hatte für ſie einen ſolchen Zauber als der — auf den Tabernakel dieſes einfachen Altars. In der Kapelle war keine Spur von dem Luxus, womit alle anderen Räume des Schloſſes ausgeſtattet waren. — Die Lampe, in welcher das ewige Licht brannte, und die Altarleuchter waren von unedlem Metall; die Blumenvaſen von geringem Glas; nirgends ein heiliges Gemälde oder ein frommes Standbild; aber Blumen in Fülle, geſtickte Teppiche und anderes mehr, was aus weiblichen Händen hervorging. Für eine würdige Ausſtattung der Schloßkapelle hatte der Graf immer eine leere Kaſſe, erſchöpft durch die ewigen Betteleien von Müßiggängern und Faulenzern. Dies behauptete er wenigſtens, und ſo nannte er die Notleidenden und Dürftigen. Regina bekümmerte ſich aber nicht über die Armut der Kapelle; ſie ſah im Glauben die Stätte von allem Glanz des Himmels erfüllt und vermißte nicht die irdiſche Pracht. Jetzt trat ſie ein, ſorgſam zwei Kränze tragend, die ſie, nachdem ſie das Sanktiſſimum angebetet hatte, zu Füßen eines Kruzifixes aufhing, vor welchem ſie niederkniete und in andächtiges Gebet verſank — in die Betrachtung des Leidens Chriſti, des Leidens der göttlichen Liebe, deren myſtiſches Bild in der Sprache gottliebender Seelen jene Kränze waren — der eine von Granaten, und von blauen Schwertlilien der andere. Der Granatapfel mit ſeiner tauſendfachen, von harter Schale umfloſſenen Fülle der Kerne, welche mit einem ſcharfen Riß in ihrer Reife die Schale ſprengen, iſt das Symbol der bitteren Todesnot des Erlöſers und der Gnadenfrüchte, die in Überfülle ſein durchwundetes Herz birgt; während die Granatblüte im hochroten Kelch das Opfer des heiligſten Blutes ohne Unterlaß darbringt. Die tiefblaue Schwertlilie aber iſt das Symbol des Leidens um dieſen Tod, des Leidens jener myſtiſchen Lilie, die mit ſieben Schwertern im Herzen einſt unter dem Kreuze ſtand, klagend um den Tod des Einzigen und jede Menſchenſeele anrufend zur Teilnahme an ihrer Trauer und zur Buße für das unendliche Weh, das der Gottesſohn für die Sünden litt. Regina verſtand dieſe myſtiſche Sprache, die nicht ſowohl von den Lippen, als aus dem innerſten Gemüt quillt, und daher nur jenen verſtändlich iſt, welche ſich nicht von äußeren Dingen einnehmen und betäuben laſſen.

Regina war nicht allein in der Kapelle. Derſelbe alte Mann, der mit ihr im Nachen von Kloſter Engelberg gekommen war, kniete auf einem Betſchemel und betete bei dem ſpärlichen Lichte eines Wachsſtockes, der neben ihm auf der Armlehne ſtand, ſein Brevier. Aber keiner beachtete den anderen, keiner ließ ſich vom anderen ſtören. Beide waren hier ſo vollkommen zu Hauſe, daß jeder ſich einſam fühlte mit ſeinem Gott. Dieſer Mann trug eine ſchwarze Soutane, Schnallenſchuhe und zwiſchen den Silberlocken ſeines Hauptes — die Tonſur. Graf Windeck hatte ihn im Geſpräch mit Regina ſchon genannt; es war Onkel Levin, wie die Familie ihn nannte, während man ihn ſonſt ſo allgemein und ſo kurzweg „der hochwürdige Herr“ hieß, als ob er dadurch richtiger bezeichnet werde als durch irgend einen Namen.

◆

Onkel Levin.

Levin war, als der jüngere Sohn, von ſeinen Eltern dem geiſtlichen Stande geweiht worden zu einer Zeit, wo in die Kirche vielfache Verweltlichung gedrungen war, welche, trotz aller kanoniſchen Vorſchriften, die Domherrenſtellen mit ihren Präbenden faſt zum Erbgut der nachgebornen Söhne des Adels machte. Und der deutſche Adel hat eine tiefe Scharte auszuwetzen, daß von dem Augenblick an, wo dieſe Sinekuren im Anfang des Jahrhunderts ihm entgehen, ſeine Söhne faſt ganz aus dem geiſtlichen Stande verſchwinden; denn dies Verſchwinden beweiſt, wie nur die Begier nach irdiſchen Gütern ins Heiligtum führte, das allein dem himmliſchen Sinne geöffnet werden ſoll. Bei Levin war es anders. Er trat mit ſeiner Seele in den geiſtlichen Stand und ſuchte mit heiligem Ernſt und mit einer hohen, von allen Gnadenquellen genährten ſittlichen Kraft ſich desſelben würdig zu machen. Die tiefe Innigkeit ſeines Gemütes riß ſchon eine natürliche Kluft zwiſchen ihm und der Flachheit der Welt, in deren Wüſten voll täuſchender Luftſpiegelungen ſein Herz keine Befriedigung finden konnte. Als der Glaube mehr und mehr wie ein balſamiſches Öl das feinſte Geäder ſeines inneren Lebens durchdrang und all deſſen Tätigkeit und Fähigkeit in Bewegung ſetzte, vertiefte ſich auch jene natürliche Kluft noch mehr. Er ſah mit anderem Auge, hörte mit anderem Ohr, redete mit anderer Sprache, maß mit anderem Maßſtab, wandelte nach anderer Richtſchnur; denn er folgte ſeinem Heilande nach — und die Welt ihren Götzen.

Wohl trat auch zu ihm der Verſucher, wie zu jedem Staubeskinde, und bot ihm die Genüſſe und die Freuden der Erde um den Preis der himmliſchen Güter an; aber er betrachtete und wog ſie im Lichte des Glaubens — und da fand er ſie ſo häßlich und ſo gering, daß er ſie von Herzen verachtete. Er war noch ſehr jung, als jener Sturm über die Kirche hereinbrach, der einerſeits manches Vermorſchte, Unhaltbare aus ihrem unverwüſtlichen Bau hinwegfegte und ihr ewiges Fundament von manchem Wuſt und Schutt ſäuberte, und andererſeits die Wogen der weltlichen Macht ſo hoch wider ſie aufbäumte, daß ſie in der zweifachen Drangſal hätte untergehen müſſen, wenn ſie eine irdiſche Anſtalt wäre. Dem revolutionierenden, vom Glauben abgefallenen und daher aller Sittlichkeit fremden Geiſte des Jahrhunderts erlagen zuerſt die geiſtlichen Kurfürſten, welche zum Teil ſelbſt dieſen Geiſt gepflegt und begünſtigt hatten, in ahnungsloſer Kurzſichtigkeit über deſſen Richtung ſich täuſchend. Als ſo die erſten Fürſten des deutſchen Reiches gefallen waren, hielten es die weltlichen Herrſcher für angemeſſen, den weltlichen Beſitz aller Kirchenfürſten, der Biſchöfe, der Kapitel, der Stifter und Klöſter einzuziehen und Staatsſchatz und Land durch das Kirchengut zu bereichern und zu vergrößern. Sie erfanden für dieſen koloſſalen Raubzug ein eigenes Wort: die Säkulariſation. Als das Werk ſchauerlicher Ungerechtigkeit vollendet und der revolutionierende Geiſt in ſeiner gemeinſten Richtung, durch Antaſtung fremden Eigentums, ſo unbefangen ans Tageslicht getreten war, kam die Vergeltung über die weltlichen Fürſten: das alte, ehrwürdige, römiſch-deutſche Kaiſertum ging unter nach tauſendjährigem Beſtande und alle Throne krachten und wankten in ihren Fugen vor der Gottesgeißel, welche der korſikaniſche Sprößling der Revolution über Europa ſchwang, um den Fürſten und den Völkern zu zeigen, was das ſei: Macht ohne Gerechtigkeit.

Nachdem die Dom- und Stiftsherren wie ausgediente Beamte gleichſam in Ruheſtand und auf Penſionen geſetzt worden waren, kam es vor, daß mancher ſich ſelbſt ſäkulariſierte, nämlich zum Weltgeiſt ſich hielt und nicht bloß in, ſondern auch mit der Welt ſo gründlich ſich einlebte, wie der niedere Sinn es vielleicht ſchon längſt begehrt hatte. Daraus entſprang mannigfach Ärgernis und Betrübnis. Wenige mochten mit tieferer Trauer auf dieſe Mißſtände, auf dieſe Verwüſtung des Heiligtums und ihre Verwüſter blicken, als Levin. Nach der Auflöſung ſeines Stiftes hatte er ſich zu ſeiner Mutter begeben, die an ſchweren, unheilbaren Leiden langſam dahinſiechte — auch ſie eine Verwüſterin des köſtlichſten Heiligtums: ihrer eigenen Seele. Die vielen Verirrungen ihres Lebens hatten ſogar ſeinem frommen reinen

Auge, das ſo gern mit liebender Verehrung an ihr gehangen hätte, nicht verborgen bleiben können. Ein Alltagsherz wäre dadurch erkältet, bei ihm aber ging die natürliche Liebe des Sohnes in die übernatürliche des Prieſters auf, deſſen Beruf es iſt, alle Tage ſeines Lebens für die Sünden der Welt und des Einzelnen nicht bloß als Opfernder, ſondern auch als Opfer, unter dem Kreuze nach Kalvaria zu gehen. Die bejahrte, kranke Frau hing noch immer an allem Tand der Eitelkeit, als ob ſie zwanzig Jahre alt ſei. Wenn die Wucht der Leiden ein wenig nachließ, ſchminkte ſie ihre abgezehrten Wangen mit dem ſchönſten Karmin und verſuchte vor dem Spiegel ein Häubchen nach dem andern, bis ihre Wahl ſich für das jugendlichſte und eleganteſte entſchied. Dann nahm ſie gern ſolche Beſuche an, die von neuen Moden und neuen Romanen zu erzählen wußten. Eine ihrer Kammerfrauen verſtand gut vorzuleſen und hatte dadurch einen ſchweren Dienſt; denn ſie mußte viele Stunden des Tages, zuweilen ſogar der Nacht, ſolche Bücher vorleſen, in welchen die Kranke eine Erinnerung oder Wiederholung der nichtigen Freuden und törichten Leiden ihrer Vergangenheit fand. Sie hatte ihre Seele dermaßen an äußere Dinge gehängt, daß ihr Sinn wie tot für das Höhere war.

Levin hatte keine Vorſtellung von dieſer ſeeliſchen Abgeſtorbenheit ſeiner Mutter. Nicht er, ſondern ſein älterer Bruder, der Stammherr, war der Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und Sorgfalt geweſen, und in dieſem Punkt — dem einzigen in ihrer Ehe — ſtimmte ſie mit ihrem Gemahl überein. Die engen Herzen faßten die Familie nur in ihrem Zuſammenhang mit der Welt auf. Glanz und Anſehen, Reichtum und Grundbeſitz, Vertretung des uralten Namens — alles knüpfte ſich an den Erſtgeborenen. Levin war überflüſſig, wurde auch immer ſo behandelt und in den geiſtlichen Stand wie in ein Exil geſchickt. Vielleicht war es dieſe irdiſche Enterbung, die ihm das himmliſche Erbe zuwendete. Die Geringſchätzung von ſeiten der Eltern bewirkte, daß er ſich ſelbſt von Herzen geringſchätzte und ſich von Kindheit auf daran gewöhnte, für nichts zu gelten und ſeine Wünſche wie ſeine Perſönlichkeit nie in Anſchlag zu bringen. Er hätte kleinmütig, feig und mißtrauiſch werden können; aber er hatte die Geiſterweihe der Frömmigkeit empfangen: er wurde demütig. Er traute ſich ſelbſt nichts Gutes zu; darum flüchtete er, wenn das Böſe ſich ihm nahte, zu der göttlichen Gnade — und ſie erhielt ihn gut. Je mehr er dieſe Wirkung der Gnade in ſich erkannte, deſto entſchiedener und inniger hing er ſich ihr an, folgte ihr und ſuchte mehr und mehr aus ſeiner Seele zu räumen, was an Eigenliebe und Selbſtſucht ihr entgegenſtand. Der erſten, der natürlichſten

Liebe, der Elternliebe beraubt, ſenkten ſeine Herzfaſern ſich überhaupt nicht mehr in eine Erdenliebe ein. Der Boden war zu kalt und zu arm für ſie; ſie richteten ſich aufwärts; ſie faßten Wurzel im Stamme des Kreuzes; und ſeine Liebe wurde der Gekreuzigte. Mit dieſer Liebe kam er zu ſeiner Mutter, betrat er ihr Krankenzimmer und verließ es Jahr um Jahr nicht mehr. Sie lebte jetzt auf Schloß Windeck, deſſen Stille ihren Leiden wohltat und wo ſich immer einige Glieder der Familie aufhielten und ihr Geſellſchaft leiſteten, am ſeltenſten ihr Gemahl und ihr älteſter Sohn. Levins Vater hatte ſich wenig um ſeine Frau bekümmert, ihr ſchon früh das Beiſpiel ſeiner Irrwege gegeben und oft jahrelang von ihr getrennt gelebt. Das ging auch jetzt ſo fort. Der älteſte Sohn war verheiratet und in der Nähe ſeiner Schwiegereltern angeſeſſen; überdies wenig geneigt, die Einſamkeit eines Krankenzimmers zu teilen. Levin war ſeiner Mutter kaum willkommen. Sie hatte nie ein Herz für ihn gehabt und traute ihm daher auch keines für ſich zu.

„Er will mich gewiß bekehren,“ ſagte ſie zu Fräulein Leonore, ihrer Couſine und Buſenfreundin, die ſich faſt immer bei ihr aufhielt und noch oberflächlicher und weltlicher war als ſie.

„Bekehren? warum denn?“ fragte Fräulein Leonore ganz verwundert. „Ich dachte, man bekehrte nur die Heiden, die Wilden und ſolche Völker.“

Zwiſchen Fräulein Leonore, einigen anderen Verwandten dieſes Schlages und den Kammerfrauen mit Romanen und Modejournal wollte Levin Fuß faſſen, um das Herz ſeiner armen Mutter der Welt abzuringen. Für dieſen Kampf mußte er ſeine Feſtung haben. Die Schloßkapelle war ganz vernachläſſigt oder — richtiger geſagt — vergeſſen. Man hatte die Erlaubnis, das Sanktiſſimum darin aufzubewahren; ſtatt deſſen bewahrte man altes Hausgerät darin auf, das man zum eigenen Gebrauch zu ſchlecht und für die Armen zu gut fand. Ein Hauskaplan, eine tägliche Meſſe — das waren Dinge, die nicht im Gedankenkreiſe von Levins Eltern gelegen hatten. In aller Stille und Ruhe machte Levin dem Haushofmeiſter begreiflich, daß es ſich zieme, die Kapelle in Ordnung zu ſetzen, damit er nicht außerhalb des Schloſſes die Meſſe zu leſen brauche. Der Haushofmeiſter meinte: wenn ſich gräfliche Gnaden damit bemühen wollten, ſo ſei es allerdings geziemend, es im Schloß zu tun: und die Kapelle wurde eingerichtet. Altargerätſchaften, Paramente, Weißzeug waren teils verſchwunden, teils unbrauchbar durch lange Vernachläſſigung. Levin ſchaffte alles Notwendige aus ſeinen Mitteln an. Aber dieſe waren beſchränkt durch ſeine unbeſchränkten Almoſen. Nur die Gefäße, welche bei der Feier der heiligſten

Geheimniſſe dienten, ließ er prächtig und kunſtreich anfertigen; alles andere konnte nur ganz ſchlicht ſein. Aber welch ein Frohlocken durchſtrömte ſeine Seele, als nun alles geordnet und bereitet — und er ſelbſt ſo glücklich war, den „verborgenen Gott", wie der Prophet Iſaias ihn nennt, „deſſen Luſt es iſt, bei den Menſchenkindern zu ſein" — wieder zu dem verlaſſenen Altar zurückzuführen und wieder unter dem Dache der Väter zu haben. Er zweifelte nicht, daß dieſe göttlich wahrhafte, myſtiſche Gegenwart ein Teich Bethesda, ein Born des Heils und der Geneſung für ſeine arme Mutter ſein werde. Sein Leben wurde nun ein fortgeſetztes Gebet, damit ſie den Gnadenquell erkennen möge, der in ihrer nächſten Nähe geöffnet ſei; damit ſie wenigſtens in ihren letzten Stunden den Gott nicht verſchmähe, der mit ſeinem Blut ſie retten wollte; der zärtlich wartend „vor der Türe ſtand und anklopfte" — und wieder und immer wieder anklopfte; und dem das arme Herz ſich nicht öffnen wollte. Es gab Zeiten, wo er Unſägliches litt. Sein in die ewige, göttliche Schönheit verliebte Seele erſchauerte vor der Kälte eines Gemütes, das gar kein Verlangen trug nach Ewigſchönem. Dann ſeufzte er: „O Herr und Heiland! es iſt meine Schuld! wenn ich in deine Liebe einzugehen verſtünde, wenn ich in dir lebte und webte, und mich dir gleichförmig zu machen wüßte, ſoweit meine Armſeligkeit es vermag: ſo würdeſt du das Werk deiner Gnade in mir — an meiner armen Mutter vollenden und ſie könnte dir nicht widerſtehen. Aber ich Sünder ſtehe zwiſchen dir und ihr, wie eine Mauer, welche der Blume den Sonnenſtrahl raubt." Er hatte anfangs verſucht, zuweilen ein Wort von himmliſchen Dingen fallen zu laſſen; es war aber für ſie, als ob er arabiſch rede. Er ſchwieg; doch je weniger er von Gott zu ihr ſprach, deſto mehr ſprach er von ihr zu Gott. Er durchwachte und durchweinte halbe Nächte vor dem Altar, namentlich dann, wenn die Heftigkeit ihrer Leiden jeden Augenblick ihren Tod herbeiführen konnte; — und in der öſterlichen Zeit, wenn er umſonſt vor ihr auf den Knien gelegen und ſie beſchworen hatte, ihrer Chriſtenpflicht nachzukommen. Die Zeit war wirklich eine Ölbergsnacht für ihn. Dann überwog ein Blick auf das heiligſte Leiden jedes Bedenken; dann flehte er die Mutter an, doch nicht denjenigen zu vergeſſen, der in bitterer Todesnot ihrer nicht vergeſſen habe; doch eingedenk zu ſein, daß ſie ja gleichſam mit den armen Schächern durch ihre Leiden am Kreuze hinge und ſich das Paradies erſchließen könne durch einen Akt demütiger Liebe. Dann empfing er immer dieſelbe Antwort, die kühle Verſicherung, daß ſie großes Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes — aber gar keines zu kirchlichen Zeremonien habe. Ja ſie ließ ſogar nicht undeutlich merken, der liebe Gott ſei eigentlich ihr Schuldner wegen der großen und langen Marter, die ſie ertragen müſſe; und Fräulein Leonore ermangelte nicht, in demſelben Sinne zu Levin zu ſprechen und ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er durch ſeinen unkindlichen Fanatismus die Ruhe der kranken Mutter ſtöre.

„Gnädige Couſine,“ ſagte Levin einmal bei dieſer Gelegenheit, „käme ein Arbeiter zu Ihnen und ſpräche: Gib mir meinen Lohn, denn ich habe den ganzen Tag ſchwer gearbeitet; ſo würden Sie ohne Zweifel, ehe Sie ihn bezahlten, fragen: Haſt du denn in meinem Auftrag und für mich gearbeitet? — Und wenn er antworten würde: Nein, ich habe für andere oder auch ſo auf gut Glück gearbeitet; ſo würden Sie ſagen: Mein Freund, dann kann ich dich auch nicht bezahlen. Nicht wahr?“

„Das verſteht ſich,“ ſagte Leonore; „aber was geht das Ihre arme Mutter an?“

„Nur inſofern, gnädige Couſine, als der Dienſt der Welt keinen Anſpruch machen darf an himmliſche, ſelige Vergeltung.“

„Aber doch gewiß an die Barmherzigkeit Gottes, deſſen Liebe Sie ja ſo feurig preiſen,“ wandte ſie ein.

„Ja, unter einer Bedingung.“

„Nein, unter keiner! Das lehrt uns ja ganz deutlich der arme Schächer, von dem Sie vorhin redeten. Chriſtus verſpricht ihm das Paradies.“

„Denn er bekennt ſeine Sünde, bekennt die Gerechtigkeit der Strafe, die er leidet, bekennt ſeinen Erlöſer,“ ergänzte Levin ihre Bemerkung.

„Wie Sie das alles deuten!“ rief Leonore.

„Sie deuten es ja auch, gnädige Couſine.“

„Aber mit Liebe! und Sie — mit Härte und Strenge.“

„Wenn das Härte und Strenge iſt, ſo haben Sie, gnädige Couſine, mehr Liebe als der göttliche Erlöſer ſelbſt, der nur dem einen Schächer das Paradies verſprach.“

„Sie ſind freilich ein Schriftgelehrter,“ ſagte Leonore mit einem Tone, der deutlich verriet, daß ſie im Herzen den Zuſatz mache: „und Phariſäer“.

Levin ſchwieg. Die Welt verſteht die Liebe in ihrem Sinn, nämlich als Schmeichelei. Sie löſt die Wahrheit von der Liebe ab, weil die Wahrheit nicht ſchmeicheln kann, und erklärt ohne Umſtände denjenigen für lieblos, der Wahrheit und Liebe vereint in Gott ſieht.

Eine Seele retten iſt mehr als Wunder tun: das war Levins Wahlſpruch. Wo er nur konnte, diente er den Seelen. Er hatte ſich die Erlaubnis erbeten, in der Seelſorge aushelfen zu dürfen.

Das war ſeine Wonne! Niemand war eifriger, das Bußſakrament zu ſpenden; niemand bereitwilliger, der Jugend Chriſtenlehre zu halten. Zu dieſen Werken geiſtlicher Barmherzigkeit fügte er auch die leiblichen. Er ging ſtundenweit umher und ſuchte Kranke, Arme, Verlaſſene, Witwen und Waiſen, Kinder und Greiſe auf, um ihnen in ihren vielfachen Nöten beizuſtehen, um zu helfen, zu tröſten, zu retten, um zu ſorgen für die Sorgloſigkeit des Elendes, um die irdiſch Verlaſſenen in den Himmel zu ziehen. Kein Wintertag, keine Regennacht, kein Herbſtſturm hielt ihn zurück von den Wegen, auf denen er als ein liebender Nachfolger ſeines göttlichen Meiſters wandelte, unſäglich dankbar, daß ihm dieſe hohe ſüße Gunſt zuteil werde. Im Kreiſe ſeiner Familie fand man ihn ſehr überſpannt. Sein Vater fühlte ſich geradezu dadurch beleidigt, als ob es die Würde der Grafen von Windeck verletze. Sein Bruder, ein höchſt gemütlicher aber beſchränkter Mann, ſtaunte dieſe Liebhaberei für die armen Leute — wie er ſich ausdrückte — als eine Kurioſität an. Seine Mutter krittelte und mäkelte krankhaft an all ſeinem Tun und Laſſen. Die Hausbedienten und Untergebenen, eines ſolchen Mitgliedes der gräflichen Familie gänzlich ungewohnt, wußten nicht genau, ob er nicht etwa für ein wenig närriſch zu halten ſei. In dem Kreiſe ſeiner Pfleg- und Schützlinge fand er zahlloſe Undankbare, Zudringliche, Boshafte, Verkommene, die ihm Verlegenheit, Kummer und Sorge, zuweilen tiefe Betrübnis verurſachten. Wohin er ſich wendete, fand er nichts als Kränkungen und Widerſpruch; wohin er die Hand legte und den Fuß ſetzte, griff er in Dornen, trat er auf Dornen. Das war ihm gerade recht. Er dachte an die Nichtachtung, die der Heiland in Nazareth fand; an die zehn Ausſätzigen, die der Heiland geſund machte und von denen nur einer ihm dankte, und mit demütiger Freude ſprach er zu ſich ſelbſt: Der Knecht iſt nicht über den Herrn! und wer bin ich, o geliebter Herr, daß ich dein Knecht ſein darf? — Wollte einmal Unluſt, Ermüdung, Bitterkeit froſtig ſein Herz anhauchen: ſo gedachte er der Verſchmähung, welche der aus Liebe gekreuzigte Gott tagtäglich erfährt — und wie der nächtliche Reif vor dem Strahl der aufgehenden Sonne von der Frühlingslandſchaft verſchwindet: wich jede Kälte aus ſeinem Herzen und tauſende Blüten der Hingebung, der Opferfreude, der Geduld, der Barmherzigkeit drängten ſich fröhlich und friſch empor.

So brachte er ſieben Jahre hin, die ſchönſten der Jugend, entſagend und gottliebend wie der Mönch in der Zelle und der Aſzet in der Wüſte. Es nahete wieder die heiligſchöne öſterliche Zeit, die ſo bedeutungsvoll in die letzten Winterſtürme und den Vorfrühling fällt, gleichſam als Vorbote des übernatürlichen

Frühlings, der mit dem Auferſtehungsfeſt beginnt. Die Gräfin war ſo krank, daß die Ärzte ihr höchſtens noch einige Wochen — vielleicht nur Tage, Lebensfriſt gaben. Mehr Weh, als ſie körperlich litt, fühlte Levin in der Seele. Die zwiefache Liebe des Sohnes und des Prieſters wurde unter den obwaltenden Umſtänden zu einem zweiſchneidigen Schwert, das ihm das Herz durchbohrte. O Herr! ſeufzte er auf den Knien vor einem Kruzifix, ſieben Jahre diente im Alten Bunde Jakob um Rahel, und als die Zeit um war, hatte er nur Lea gewonnen und er mußte abermals ſieben Jahre dienen: alſo vierzehn Jahre um ein armſeliges Staubesgebilde, an dem nichts ſchön war als deine Gnade. Aber er diente mit Freuden, weil ſeine Liebe zu Rahel ſo groß war. Ach, wie iſt dieſe Liebe zu einem ſterblichen Weibe ſo beſchämend für mich! kann ich denn nicht vierzehn Jahre dir dienen aus Liebe zu einer Seele? ſind mir ſchon dieſe ſieben Jahre zu viel? Aber du weißt es, geliebter Herr: nicht ſieben Jahre und nicht ſiebzig Jahre — ſondern mein Leben lang iſt es eine wonnevolle Gnade, dir dienen zu dürfen als ein armer Bettler, der ich bin. Vergiß nun aber auch nicht, um welche Seele ich bettele! — So goß er oft kindlich ſein Herz vor Gott aus und bat um Erleuchtung, wie er es anzufangen habe, um mit ſeiner heißeſten Bitte diesmal nicht von der Mutter abgewieſen zu werden. Am Mittwoch in der Karwoche beginnt die Kirche gegen Abend feierlich klagend die Tenebrä zu beten und die Lamentationen zu ſingen, die der Prophet Jeremais um Jeruſalems Fall weint — Vorbild der Klagen des Erlöſers um gefallene Seelen. Als Levin am Morgen zu ſeiner Mutter kam, lag ſie geiſterhaft bleich und zum Skelett abgezehrt auf ihrem Bett und die Schatten des Todes ſchlichen ſchon über ihre Züge. In ihrem eingeſunkenen Auge glänzte aber ein ganz fremdes, mildes Licht auf, als ſie ihn anſah und ſagte:

„Mein Sohn, lies mir die Paſſion nach Johannes vor und laß den Pater Guardian von Engelberg bitten, ſich zu mir armen Sünderin zu bemühen."

Stumm vor Übermaß der Freude ſank Levin neben dem Bett auf ſeine Knie. Die Gräfin fuhr fort:

„Vor vielen, vielen Jahren, ehe ich ſo unglücklich war, mich vom Glauben abzuwenden, hörte ich ſie, am Karfreitag mein' ich, im Dom zu Würzburg leſen. Es war das letzte der Art, was ich gehört habe — und ich will ſie noch einmal hören, ehe ich ſterbe."

Auf ſeinen Knien, das Buch auf den Rand des Bettes gelegt, las Levin, in Wehmut zerſchmelzend, ihr die Paſſion nach Johannes vor. Dann kam der Pater Guardian und blieb bei ihr lange, lange Zeit, ſo daß Fräulein Leonore und die Kammerfrauen fürchteten, ſie könne wohl ſchon abgeſchieden ſein und der Pater in ſeinem Gebetseifer es nicht bemerken. Als der Pater endlich das Krankenzimmer verließ, fand man die Gräfin aufgelöſt in Tränen. Die ganze Dienerſchaft, alle Hausgenoſſen mußten ſich auf ihren Wunſch um ihr Sterbelager verſammeln. Sie bat alle zuſammen und jeden einzeln um Vergebung wegen des böſen Beiſpiels und des Ärgerniſſes, das ſie durch Verachtung der Kirche und des Glaubens gegeben habe, und forderte alle auf, nicht bis zur Todesſtunde mit der Bekehrung und der Buße zu warten. Zu Levin ſagte ſie dann:

„Um dir den Gram abzubitten, den ich dir gemacht habe, mein Sohn — dazu fehlen mir die Worte . . . . und die Zeit. Bete für mich, bete für unſer ganzes Haus! ein gottentfremdetes Leben iſt ein elendes Leben . . . . und ach! meiſtens werden wir das erſt dann gewahr, wenn es uns entſchwindet. Gott Dank, daß du es früh begriffen haſt! Alſo bete, Kind! Du biſt ſo gut, daß der liebe Gott dir gewiß nichts abſchlägt. Er hat ja auch dein Gebet für mich erhört! . . . . Gelange ich einſt zu ſeiner ſeligen Anſchauung, ſo dank' ich es dir.“

Mit großer Sammlung empfing die Gräfin die Sakramente der Sterbenden. Ein Altar war in ihrem Zimmer hergerichtet; im Vorzimmer lagen die Hausbedienten auf den Knien; katholiſche Erinnerungen wurden in ihnen wach; ſie hatten doch noch die Ahnung davon, was es ſei, wenn ſich der König der Ewigkeit herabläßt, auf den erſten Wink eines armſeligen Geſchöpfes, das ihn ſo lange verſchmäht hat, beſeligend einzugehen.

Als die erſten Glockenſchläge in Kloſter Engelberg den Beginn der Paſſionszeit mit den Tenebrän anzeigte, trat die Gräfin in die Agonie. Unſägliche Qualen wechſelten mit Bewußtloſigkeit ab. Konnte ſie aber einmal bei Beſinnung aufatmen, ſo küßte ſie zärtlich ein Kruzifix, das Levin an ihre Lippen legte, ſah ihn an und breitete ihre Arme in Kreuzform aus. Er verſtand ſie: am Kreuze wollte ſie ſterben; am Kreuz ſollte er leben. Er ſchrak nicht vor dieſem Wunſch, vor dieſer Erbſchaft zurück. Er verließ ſeine Mutter keinen Augenblick, und in Tränen und Gebeten aufgelöſt pries er die Barmherzigkeit Gottes, die ihr ſolche Geſinnungen ſchenkte. Am Karfreitag in der Frühe kam ſein Vater, der ohnehin höchſt gleichgültig für die Gräfin — und zu lange daran gewöhnt war, ſie ſterbend zu wiſſen, um nicht ganz vorbereitet zu ſein auf ihren Tod. Aber — auf dieſen Tod war er freilich nicht vorbereitet! Dieſe entſetzliche Agonie, auf deren Qual das Licht des Glaubens ſo tröſtlich fiel, hatte er nicht erwartet. Der Eindruck war ſo erſchütternd für jemand, der lebenslang jeden Ernſt gemieden hatte und der nun plötzlich an den furchtbaren Ernſt eines jeden Lebens gemahnt wurde, welches unwiderruflich ſo endet, daß der alte Mann am Sterbebett zuſammenbrach. Die Gräfin tat ihren letzten Atemzug am Karfreitag zur Stunde der Veſper. Der Graf wohnte ihren Exequien bei; dann erkrankte er und genas nicht wieder — dem Körper nach. Seine Seele aber fand Geneſung durch das Brot des ewigen Lebens, welches der Glaube ihm verhieß und die Kirche ihm vermittelte. Nach wenigen Wochen ſtand auch ſein Sarg in der Familiengruft zu Kloſter Engelberg und der Friede des Grabes vereinigte dies Ehepaar, das durch den Unfrieden des Lebens ſo traurig getrennt geweſen war. Die Welt, in ihrer oberflächlichen Anſchauungsweiſe, machte einige ſentimentale Phraſen: wie rührend es ſei, daß ſo oft alte Eheleute ſich ſchnell im Tode nachfolgten — und wie ſo ſehr rührend, daß ſich dies auch bei zwei Menſchen ereigne, von deren guter Eintracht man ſo wenig gewußt habe — und dann wurde dies höchſt rührende Ereignis vergeſſen. Levins Bruder, Graf Matthias, der Erb- und Stammherr, kam nun nach Schloß Windeck. Er war ein Menſch, deſſen große natürliche Gutmütigkeit für ſeinen Mangel an geiſtigen Fähigkeiten hätte entſchädigen können, wenn ſie durch eine feſte religiöſe Grundlage zur Tugend gemacht worden wäre. Daran hatten aber ſeine Eltern nie gedacht; und ſo ſank dieſe ſchöne Gabe Gottes zu Schwäche, Leichtſinn, verkehrter Nachgiebigkeit — zu einem Spielball eigener und fremder Laune herab. Er fühlte das und war nicht glücklich; am wenigſten in ſeiner Ehe mit Juliane, einer reichen und ſtolzen Erbtochter, die ihm an Verſtand weit überlegen war und es bei jeder Gelegenheit zur Schau trug. Niemand war weiter davon entfernt als ſie, ſich zum Opfer zu bringen; und niemand ſuchte mehr als ſie die Rolle eines Opfers der Konvenienz zu ſpielen, indem ſie behauptete, nur zwei Häuſer, aber nicht zwei Herzen hätten dieſe Ehe geſchloſſen. Mit einer Frau, die ihn nicht durch ihr Übergewicht erdrückt hätte, würde Matthias ſich vielleicht gehoben haben. Julianens verkehrte Art bewirkte das Gegenteil: er ließ ſich gehen in Leichtſinn und an Nichtigkeit, an armſelige Beſchäftigungen und freudenloſen Lebensgenuß. Die Richtung auf das Himmliſche, die ſich ſo früh und entſchieden in Levin ausſprach, lag in ihm, dem verwöhnten Liebling der Eltern, der den Sonnenſchein irdiſchen Glückes genoß — abgeſtorben da. Dieſe Richtung blüht meiſtens nur in ſolchen Seelen auf, die, wie im Winter Hyazinthen — hinter gefrorenen Fenſterſcheiben des Lebens ſtehen. Matthias hatte ſeinen Bruder von Herzen gern, nur aber verſtand er deſſen in Gott ruhendes Gemüt gar nicht. Doch ſagte er ihm:

„Levin, du biſt unſer Beter! Du bleibſt doch immer hier bei uns auf Windeck — nicht wahr? Du tuſt uns gar zu ſehr not: den Eltern da drüben, und mir und den Buben hier.“

„Und Juliane?“ fragte Levin bedenklich.

„Juliane!“ ſagte Graf Matthias verlegen. „Ja ſo! . . . . Juliane! . . . . ich vergaß ſie! Levin, ich bitte dich — ſprich ſelbſt mit ihr.“

Das tat Levin ſehr gern. Er fragte ſeine ſtolze Schwägerin ganz einfach und freundlich, ob ſie damit einverſtanden ſei, daß er als Hauskaplan auf Windeck bleibe. Er legte Nachdruck auf den Hauskaplan; denn das war eben die Stellung, die er im Hauſe ſeiner Väter zu haben wünſchte. Juliane kannte ihn kaum, hatte nie die mindeſte Teilnahme für den beſcheidenen, ſchweigſamen Schwager verſpürt, der gegen jedermann ſo gleichmäßig freundlich war. Sie antwortete äußerſt gleichgültig:

„Ach ja, recht gern! Warum ſollte ich nicht!“

Levin aber ging in ſeine geliebte Kapelle und dankte Gott aus der Fülle ſeines Herzens. Wenn er nicht auf Windeck geblieben wäre, ſo hätte vermutlich die Feier der heiligſten Geheimniſſe dort aufgehört; denn in Matthias lag das religiöſe Bedürfnis brach und Juliane war proteſtantiſch. Er hatte den Gnadentau vergeſſen, den das heilige Meßopfer im Blute Jeſu ausſtrömt — und ſie hatte nie etwas davon gehört. Levin hoffte, daß dieſer Urquell des Heiles den beiden Kindern ſeines Bruders zugute kommen werde.

Es war die Zeit der franzöſiſchen Kriege, als Deutſchland ſich entſchloß, die fremde Zwingherrſchaft abzuſchütteln. Der Schlachtruf fiel belebend in die untätige, markloſe Exiſtenz des Grafen Matthias. Als die Männer und Jünglinge ſich zum Kampfe ſcharten, ſagte er :

„Ich gehe auch mit!“ — und ſagte es mit einer ſolchen Entſchiedenheit, daß Juliane, die ſchon den Mund zum Widerſpruch geöffnet hatte, zum erſten Male ihrem Manne gegenüber verſtummte. Matthias ordnete ſeine Geſchäfte und Angelegenheiten, beſtimmte im Fall ſeines Todes Levin zum Mitvormund ſeiner beiden Söhne, nahm Abſchied von den Seinen und rüſtete ſich zur Abreiſe. Da ſagte Levin:

„Jetzt bitte ich dich, lieber Matthias, mache noch einen Abſchiedsbeſuch mit mir.“

„Sehr gern,“ ſagte Matthias; „aber bei wem denn? Ich glaube, bei ſämtlicher Verwandtſchaft und Freundſchaft geweſen zu ſein.“

Schweigend deutete Levin nach Kloſter Engelberg hinüber.

„Ja!“ rief Matthias, „komm’ zur Gruft.“

Während ſie über den Main fuhren, ſagte Levin innig:

„Matthias! alles Zeitliche haſt du wohl beſorgt für einen möglichen Fall. Wie ſteht es aber mit dem Ewigen?“

„Mit dem Ewigen?“ wiederholte Matthias langſam. „Schlecht, Levin! ich fürchte, ſehr ſchlecht.“

„Wer das fürchtet, mit dem ſteht es keineswegs ſchlecht,“ entgegnete Levin liebevoll.

Matthias wurde ernſt und nachdenkend und ſagte nach einiger Zeit:

„Ich wäre ein großer Tor, wenn ich das irdiſche Haus, das ich vielleicht auf immer verlaſſe, beſtellt und nicht daran gedacht hätte, mir die Anwartſchaft auf das himmliſche zu eröffnen! Pater Seraphin ſoll mir helfen die Rechnung in Ordnung zu bringen, die ich dem lieben Gott abzulegen habe. Ich danke dir, Levin, daß du mich daran erinnert haſt. Ich behaupte ja immer, du ſeieſt unſer Beter! Vater und Mutter haſt du in ein ſeliges Sterbeſtündlein hineingebetet; ich hoffe, du tuſt es auch für mich.“

Levin drückte ihm ſchweigend die Hand und blieb vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes in dem Kirchlein von Kloſter Engelberg, betend für die Abgeſchiedenen und für die Lebenden, während Matthias mit Pater Seraphin ſeine Rechnung machte — wie er es nannte. Als ſich die Brüder ſpäter zur Heimkehr zuſammenfanden, hatte Matthias rotgeweinte Augen und er ſagte zu Levin:

„Verſprich mir eines! verſprich mir dafür zu ſorgen, daß die Buben eine katholiſche Erziehung und katholiſche Frauen bekommen — für den Fall meines Todes. Als Vormund iſt das ja ohnehin deine Pflicht.“

„Ich fürchte, Juliane wird ſie mir ſchwer, vielleicht unausführbar machen. Was in meinen Kräften liegt, werd’ ich tun. Das brauch ich dir nicht zu verſprechen.“

„Hätte ich doch Juliane ganz von der Vormundſchaft ausgeſchloſſen! aber .... das war nicht wohl möglich; ſie iſt und bleibt die Mutter! .... die reiche Mutter.“

Levin ſchwieg. Er kannte dieſe kleinen nachdruckloſen Emanzipationsgelüſte vom Weiberregiment bei Matthias. Als ſie ins Schloß zurückkamen, empfing Juliane ſie mißmutig und ſagte:

„Wie kann man ſich denn aber ſo lange in der feuchten Gruft aufhalten! Du wirſt gewiß den Schnupfen bekommen, Matthias. Du haſt ihn ſchon! .... ich ſehe es deinen Augen an.“

„Wer ſich vor den Kugeln nicht fürchtet, darf ſich auch nicht vor dem Schnupfen fürchten," entgegnete Matthias mit großem Gleichmut. Er hatte geweint — die Tränen geweint, die aus den Tiefen des Gemütes aufquellen; und Juliane ſprach von ſeinem Schnupfen; ein ſolches Verſtändnis herrſchte in dieſer Ehe!

Graf Matthias zog aus — und kam nicht wieder. Er blieb in der Schlacht von Waterloo. Juliane weinte anſtandshalber ein paar Tränen und ſorgte mit großer Aufmerkſamkeit dafür, daß die verſchiedenen Grade der Trauer in ihrer eigenen Kleidung und der ihrer Söhne und ihrer Dienerſchaft während des Trauerjahres pünktlich beobachtet wurden. Sie brachte dies ganze Jahr auf Windeck zu, weil es ſich ſo ſchickte. Sie beſchäftigte ſich mit Lektüre und Handarbeit; hauptſächlich aber mit der Verwaltung des Vermögens. Das verſtand ſie aus dem Grunde; hatte auch nie ihrem verſtorbenen Mann geſtattet, ſich darein zu miſchen. Beide hatten die Übereinkunft getroffen, daß Damian, der älteſte Sohn, das ganze Windeckſche Vermögen, und Gratian, der nachgeborene, das mütterliche erhalte, welches ſie als eine Stambergſche Erbtochter beſaß. Dieſen großen Reichtum zu ordnen, zu mehren, den größtmöglichen Vorteil zu berechnen und zu benutzen, umſichtig wie ein Geſchäftsmann und ſorglich wie eine Haushälterin dabei zu Werke zu gehen, dies war Julianens liebſte Unterhaltung und größte Freude. Sie war nicht geizig, ſie hielt ihre Untergebenen gut, bezahlte Beamte und Dienerſchaft hinreichend, hatte eine Liſte von Almoſenempfängern: ſie war nur eben ein ſo trockenes und kaltes Gemüt, daß diejenigen Intereſſen, welche ſich in Ziffern ausdrückten, ihr am meiſten zuſagten. Jeder idealen Richtung, die etwas anderes begehrt, als die Intereſſen des Lebens auf ein Rechenexempel zu beſchränken, war ſie abhold. Sinn für das Übernatürliche, Neigung zu himmliſchen Dingen, höhere Auffaſſung der irdiſchen Verhältniſſe nannte ſie Schwärmerei, und ſorgſam ſuchte ſie ihre Söhne, die bei des Grafen Matthias Tod zwölf und dreizehn Jahre alt waren, in dieſer froſtigen Atmoſphäre zu erhalten. Bei Damian wurde ihr das ſehr leicht; bei Gratian ſchwerer, denn des Vaters Güte und urſprüngliche Gemütlichkeit war auf ihn übergegangen. Levin war und blieb für Juliane ein harmloſer Schwärmer, der aber doch ſo nahe an Narrheit ſtreifte, daß ſie ihre Söhne aufs kräftigſte gegen ſeinen Einfluß zu ſchützen ſuchte und zwar durch ein Mittel, welches bei Kindern und bei Alltagsmenſchen ſelten die beabſichtigte Wirkung verfehlt: durch Geringſchätzung Levins. Es gehört Gemütstiefe, oder ein ſehr gutes Herz, oder geiſtiger Scharfblick, oder eine ſehr große Liebe dazu, um ſich nicht der Geringſchätzung anzuſchließen, die eine

Perſon, welche als Autorität gilt, oder die mehrere Perſonen, bei denen die Anzahl die Autorität erſetzt, anhaltend gegen jemand an den Tag legen. Es war eine ganz beſondere Fügung, daß Levin wiederum in häuslichen Verkehr mit einer Frau kommen mußte, die Nichtachtung für ihn empfand. Bei ſeiner armen Mutter entſprang dieſe Nichtachtung aus einer Art von Rache, welche das befleckte Gewiſſen an der Tugend zu nehmen ſuchte; bei ſeiner Schwägerin aus Stumpfſinn gegen das, was Tugend überhaupt iſt: Selbſtverleugnung aus Liebe zu Gott. Für jene war Levin ein heimlicher Vorwurf; für dieſe — eine Null. Jene fühlte unwillkürlich, daß ſein Leben ganz abſichtslos ihr Leben verurteile; dieſe hielt ſich für dermaßen vollkommen, daß eine Levinsſeele neben ſolcher Vollkommenheit ſpurlos verſchwand. Aber dieſe Seele ertrug mit derſelben milden und gleichmäßigen Liebe jetzt die Schwägerin wie früher die Mutter. Seine ganze Sorgfalt richtete ſich darauf, daß ihm die Kinder nicht entfremdet würden. Dabei leitete ihn keine egoiſtiſche Abſicht, nur das Verlangen, dem letzten Wunſche ſeines Bruders nachzukommen und die jungen Seelen im Glauben zu ſchirmen. Juliane war ganz gleichgültig gegen alle Konfeſſionen; da die Windecker nun einmal katholiſch waren, ſo mußten auch ihre Söhne katholiſch ſein. Lieber wäre es ihr geweſen, wenn ſie proteſtantiſch hätten ſein können; keineswegs aus einem religiöſen Beweggrund, nur weil ſie ſelbſt proteſtantiſch und unausſprechlich zufrieden mit ihrer eigenen Entwickelung und Richtung war. Sie überließ es Levin, für Hofmeiſter und Lehrer zu ſorgen, denn ſie erwartete von ſeiner Gewiſſenhaftigkeit zweckmäßige und gediegene Wahlen, und ſie wünſchte, daß ihre Söhne eine vortreffliche Erziehung bekämen. Nur verſchmähte ſie eine religiöſe Grundlage derſelben und alle Äußerungen und Einflüſſe, die aus der Fülle des Glaubens in das Leben und in andere Gemüter übergehen. Eine Mutter wirkt erwärmender oder erkältender auf das Gemüt ihrer Kinder, als alle übrigen Menſchen zuſammengenommen. Juliane hielt ihre Söhne in dem Kreiſe der Selbſtſucht und der Eigenliebe feſt, worin ſie ſich ſelbſt bewegte, und machte dann häufig bittere Vorwürfe an Levin, daß der Hofmeiſter ſie zu nichts anderem als zu kleinen Egoiſten erziehe.

„Ich mühe mich ab in Geſchäften, Sorgen und Arbeiten; ich gebe ihnen das Beiſpiel eines opferwilligen Lebens; ich kenne kaum eine andere Freude als die Erfüllung meiner Pflichten; ich ſtrebe dahin, meinen Söhnen die beſte Erziehung, alle Bildungsmittel, jeden Unterricht zukommen zu laſſen, und ſehe doch gar wenig guten Erfolg,“ klagte ſie mißmutig ihren Freunden. Es war aber niemand unter ihnen, der ihr geantwortet hätte:

Ja, das alles tuſt du; aber haſt du dabei die Ehre Gottes und das ewige Heil deiner Söhne vor Augen? Erfleheſt du dir von Gott das Licht der Gnade, um deine Söhne zu tüchtigen Männern zu erziehen? Schöpfeſt du deine Opferwilligkeit aus dem Quell jedes wahren Opfers: aus der Liebe zur göttlichen Liebe? Entnimmſt du das Beiſpiel, das du deinen Söhnen gibſt, der Nachfolge deines Heilandes? — Beantworteſt du all dieſe Fragen, getreu der Wahrheit, mit Nein! ſo höre auf, dich zu beklagen und zu ſtaunen; du ſtreueſt irdiſche Saat aus und ſie trägt dir irdiſche Ernte ein.

Wie oft hatte Levin verſucht, ihr ganz leiſe ſolche Andeutungen zu machen! wie oft ihr vorgeſtellt, daß ein warmes, aufrichtiges, religiöſes Leben der Boden ſei, auf welchem Früchte der Gnade gediehen! Juliane faßte das mit der höchſten Oberflächlichkeit auf und pflegte zu antworten:

„Ja, ich weiß ſchon, welch Gewicht Sie auf das Gebet legen, auf den Gottesdienſt, auf die gemeinſchaftliche Andacht; ich ſehe aber nicht, daß meine Söhne dadurch beſſer werden! Ich meinesteils begnüge mich ganz einfach, Gott ſo zu verehren, wie er es haben will: nämlich im Geiſt und in der Wahrheit.“

Die Ablöſung vom kindlichen gläubigen Geiſt des Chriſtentums, die Vereinzelung in nüchterner Verſtandesöde nannte Juliane eine Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit, ohne zu beachten, daß bei dieſem gänzlichen Mangel an Geiſt und Wahrheit auch die Anbetung zu kurz kommen müſſe. Zu jeder Andachtsübung, die Levin mit ihren Söhnen machte, zuckte ſie die Achſeln oder lächelte ſie mitleidig oder ſchaute mit kalter Gleichgültigkeit zu. Wie ein ertötender Reif fiel dieſe Froſtigkeit des Gemütes auf jene Keime, die Levin ſo gern zu Blüten in den Seelen ſeiner Neffen entwickelt hätte. Aber er ließ ſich nicht entmutigen. Er flüchtete ſein einſames, tauſendfach betrübtes Herz an das einſame leidenvolle Herz ſeines Heilandes und opferte in der Vereinigung mit ihm jeden Tag und jede Stunde ſeines Lebens für diejenigen auf, die ſo wenig ſein Opfer verſtanden. So legte er in anſcheinend geringe und von der Welt verkannte Tat eine Fülle der reinſten, umfaſſendſten Liebe nieder. Die Knaben konnten ſich einer gewiſſen Zuneigung für den Onkel Levin nicht erwehren; er war ihnen angenehmer als die herzloſe Mutter, die auch ſie immer in kühler Entfernung hielt. Sie hatten Vertrauen zum Onkel Levin bei ihren kleinen Freuden und Leiden, denn niemals hatten ſie ihn teilnahmlos gefunden. Nur ging die Zuneigung nicht ſo weit, um ſeinen Ermahnungen Gehör zu geben und ſeine Ratſchläge anzunehmen, ſobald dieſelben Selbſtverleugnung von ihnen forderten. Sie fanden es recht ſchön, daß er ein ſolches entſagendes Leben führe; aber ſehr unnütz, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Juliane erntete im reichen Maß den Egoismus ein, den ſie in den Herzen ihrer Söhne hatte wuchern laſſen. Beide machten ihr den Kummer, den ſie am ſchmerzlichſten empfand: ſie brachten ihr als Schwiegertöchter und ohne ſie zu Rate zu ziehen ganz unbemittelte Mädchen. Von Damian hätte ſie ſich eine ſolche Wahl gefallen laſſen, da er ja bereits Beſitzer des großen Windeckſchen Majorates war; aber von Gratian fand ſie es empörend, weil ſie fürchtete, er wolle ſchon bei ihren Lebzeiten den Mitgenuß ihres Vermögens haben — das nach ihrem Tode ihm zufiel — und dadurch ihr Einkommen verringern und ihre Stellung in der Geſellſchaft möglicherweiſe gefährden. Gratian hatte ſich allerdings auf das Vermögen ſeiner Mutter verlaſſen und war nicht minder empört über ihre froſtige Kargheit, als ſie über ſeine Rückſichtsloſigkeit. Damian wurde in die mütterliche Ungnade verwickelt, weil beide junge Frauen Schweſtern waren und weil Juliane behauptete, Damians ſchlechtes Beiſpiel, eine Frau zu wählen, die nichts habe als ihr ſchönes Geſicht, ſei anſteckend für Gratian geweſen. Genug, dieſe beiden Heiraten ſtifteten großen Unfrieden zwiſchen Mutter und Söhnen, und niemand litt mehr darunter, als die jungen Frauen, die immer von der Schwiegermutter und zuweilen von ihren Männern darüber viel Bitteres hören und leiden mußten. Es waren zwei ſanfte, liebe Weſen, ſehr gut erzogen, ſehr fromm, jedoch dermaßen im Gefühl und in der Phantaſie lebend, daß ihre Männer ſie, wenigſtens in den erſten Jahren, als unmündige Kinder betrachteten und ihnen wenig Einfluß einräumten.

Familienbilder.

So blühte denn abermals ein neues Geſchlecht um Levin auf; aber ein ſolches, worin er Kinder ſeiner Seele erkennen konnte. Damians Frau, Gräfin Kunigunde, ſchloß ſich mit zärtlicher Ehrfurcht ihm an und ſah in ſeinem Aufenthalt zu Windeck eine beſondere Gnade Gottes. Ihre Schwiegermutter hatte ſich nach ihrer Herrſchaft Stamberg im Odenwald begeben, richtete das Schloß prächtig ein, machte große Gartenanlagen, neue vortreffliche Bauten und wurde noch kälter gegen ihre Söhne als früher, indem ſie mit der größten Trockenheit behauptete: wären Söhne verehlicht, ſo würden ſie gleichgültig für die Mütter. Gratian, der als nachgeborner Sohn nur eine unbedeutende Apanage hatte und freilich ſehr leichtſinnig in die Ehe getreten war, würde nicht imſtande geweſen ſein, mit einer Familie zu exiſtieren, da ſeine Mutter ihm nur das Jahrgeld gab, welches er ſchon auf der Univerſität von ihr empfing, wenn ſich nicht Damian ſehr brüderlich benommen und ihm eine ſeiner Beſitzungen ganz in der Nähe von Windeck gegeben hätte, deren Herr Gratian ſo lange ſein ſollte, bis ſich ſeine äußeren Verhältniſſe beſſer geſtalteten. Dieſe Großmut Damians rührte Gräfin Juliane nicht im mindeſten; auch nicht die große Eintracht, in welcher beide Familien lebten. Sie äußerte gegen Freunde:

„Nun ja, es ſind ein paar harmloſe Geſchöpfe, meine Schwiegertöchter, und ich glaube gern, daß ſie ihren Männern nichts in den Wege legen, ſondern eher zu viel Nachſicht mit ihnen haben und ganz gewiß ohne Einfluß auf ſie ſein werden; allein mir iſt dies zärtliche, empfindſame, weichliche Weſen antipathiſch. Ich finde keinen Berührungspunkt mit ihnen; ſie ſind unbrauchbar für einen großen Wirkungskreis.“

Unter „großem Wirkungskreis“ verſtand Juliane immer den, welchen ſie ſelbſt ausfüllte, und ihr Talent für Verwaltung und Finanzen war freilich den jungen Frauen fremd. Beide überließen das ihren Männern. Gratian ſagte einſt zu ſeinem Bruder:

„Wenn nur die Mama nicht wieder heiratet.“

„Poſſen!“ rief Damian, „was könnte die Mama dazu bewegen! ein zärtliches Herz gewiß nicht. Onkel Levin! haben Sie gehört, was Gratian befürchtet?“

„Eure Mutter war immer eine ſehr verſtändige Frau, die ſich in ihrem Witwenſtande vortrefflich benommen hat,“ entgegnete Levin mild. „Ich begreife nicht, weshalb Gratian dieſen Scherz macht.“

„Weil die Mama jemand haben muß, den ſie hofmeiſtern kann, Onkel Levin! Das iſt nun einmal ihr Fach. Das hat ſie an dem guten Vater gezeigt und dann an uns. Sie könnte jetzt freilich unumſchränkt ganz Stamberg beherrſchen und hofmeiſtern und ſich damit begnügen; allein was ſoll ſie im häuslichen Leben anfangen? Da iſt eine Lücke und die erſchreckt mich; zuerſt für die Mama und dann für mich. Denn wenn ſie wieder heiratet, heißt es für mich: „Adieu Stamberg!“

„Aber, lieber Gratian,“ unterbrach ihn Levin begütigend, „es iſt vor einem Vierteljahrhundert abgemacht, daß die Herrſchaft Stamberg dir dermaleinſt zufallen ſoll. Traue doch deiner guten, verſtändigen Mutter keinen Schritt zu, der dies alte Übereinkommen aufheben würde.“

„Man muß nie mit einer Frau das Wort alt in Verbindung bringen,“ ſagte Gratian ſcherzend mit dem Finger drohend; „das würde der Mama gar nicht gefallen, obgleich ſie eine vernünftige Frau iſt und bald Großmama ſein wird. Ich habe aber gehört, es hätte ſich ein entfernter Verwandter, ein Stamberg aus Schleſien, ein verabſchiedeter Leutnant, bei ihr präſentiert.“

„Es iſt doch ganz in der Ordnung, daß ein Neffe aus Schleſien, wenn er eine Reiſe an den Rhein oder nach Baden-Baden macht, ſeine Tante beſuche.“

„Onkel Levin, ein verabſchiedeter Leutnant!!! Sie können es nicht faſſen, wie erpicht ein ſolcher Menſch auf ein gutes Etabliſſement iſt! geradeſo wie ein zartes Jungfräulein von fünfunddreißig Jahren auf ein eheliches Geſpons. Ein Leutnant im aktiven Dienſt würde mich gar nicht erſchrecken; der hat Hoffnung, Feldmarſchall — oder totgeſchoſſen zu werden. Aber ein verabſchiedeter Leutnant! was bleibt dem übrig? Um ſeiner Verdienſte willen hat noch nie einer den Abſchied bekommen. Eine andere Laufbahn öffnet ſich ihm nicht leicht. Was tut er? Er macht eine reiche Heirat.“

„Gratian, ich bin es überdrüſſig, deine Poſſen zu hören!“ rief Damian unmutig. „Ich begreife nicht, wie dir deine Spaßmacherei bei einer ſo ernſthaften Geſchichte nicht vergeht. Übrigens halte ich es mit Onkel Levin und glaube nicht, daß ſich die vernünftige Mama betören läßt.“

„Ihr ſeid beide bewundernswert mit eurem Vertrauen auf die Vernunft einer Frau,“ entgegnete Gratian, in ſeinem munteren Tone bleibend. „Solange die Welt ſteht, hat man von der noch nichts Tüchtiges gehört.“

„Aber Gratian,“ wendete ſeine Frau halb weinerlich ein, „wir ſind doch auch vernunftbegabte Weſen.“

„Du, mein Kind, nur halb und halb — denn ſonſt hätteſt du mich ausreden laſſen und Dinge zu hören bekommen, die dein Herzchen entzückt hätten — über das Vertrauen, das man zur Liebe einer Frau haben könne, zur Frömmigkeit einer Frau ꝛc. ꝛc. Allein zur Strafe dafür, daß du als ein vernunftbegabtes Weſen mir Vertrauen einflößen willſt, ſchweige ich.“

Gratian ſchwieg, als aber die Familie nach ein paar Tagen wieder beiſammen war, hub er an:

„Wer hätte je gedacht, daß ſich die Mama einer ſolchen Leidenſchaft für das Pharo hingeben würde.“

Alle ſtarrten ihn an; nur Damian ſagte:

„Du biſt unerträglich mit deinen Späßen.“

„Mit meinen Späßen — kann ſein! Dies iſt jedoch ein Ernſt, den du wirſt ertragen müſſen.“

„Daß die Mama Pharo ſpielt?“ rief Damian hellauf lachend.

„Und uns ein Paroli bietet,“ ſetzte Gratian hinzu. „Sie heiratet den Leutnant. Verlaßt euch darauf, ich habe ſichere Nachrichten, weil ich bisher immer zu Stamberg als der zukünftige Herr gegolten habe.“

So war es wirklich. Nach einigen Wochen zeigte Gratian ſeiner Mutter die Geburt ſeines älteſten Sohnes an, und ſie antwortete darauf mit der Anzeige, daß ſie ſich ganz in der Stille mit ihrem Vetter, dem Freiherrn von Stamberg, vermählt habe. Sie habe zu lange nur für andere gelebt, um es ertragen zu können, nur für ſich zu leben. Indem ſie einem zweiten Gatten das Opfer ihrer Freiheit bringe, wünſche ſie nicht ſowohl Glück zu finden, als vielmehr es zu bereiten; und mit dieſen und ähnlichen Redensarten füllte ſie vier Quartſeiten an. Zum Schluſſe bemerkte ſie: ihre Söhne wüßten ja am beſten, daß ſich die Ehen am leichteſten ſchlöſſen, wenn man zuvor keine Ratſchläge von den Naheſtehenden begehre und alles unnütze Hin- und Herreden vermeide; das habe auch ſie getan.

„Merkt ihr das Paroli?“ rief Gratian. „Nun, Onkel Levin! was ſagen Sie jetzt über die vernünftige Frau?“

„Ich ſchweige,“ war die Antwort; „und ich glaube, ihr tätet ſamt und ſonders gut, ſo wenig wie möglich über die Sache zu ſprechen, die jetzt unabänderlich iſt und die euch nicht veranlaſſen darf, euch von eurer Mutter zurückzuziehen — um ſo weniger, als wir gar nicht wiſſen, ob dieſer Baron Stamberg nicht ein ſehr rechtſchaffener und angenehmer Mann iſt.“

„Ich habe gar nichts Böſes von ihm gehört,“ ſagte Gratian in ſeiner ſpottenden Redeweiſe. „Den Abſchied hat er bekommen wegen einer zarten Neigung für die Weinflaſche. Mit der muß die Mama alſo rivaliſieren.“

„Und die prächtige Herrſchaft wird ſich ein elender Abenteurer durch die Gurgel jagen!“ rief Damian außer ſich vor Zorn. „Welch Glück, daß die Mama proteſtantiſch iſt! nun kann ſie ſich doch von ihrem ſauberen Herrn Gemahl zur rechten Zeit ſcheiden laſſen.“

Walburg hielt ſich ſchreckenvoll die Ohren zu. Kunigunde ſagte ſanft zu ihrem Manne:

„Lieber Damian, du machſt die Sache noch trauriger.“

„Das verſtehſt du nicht!“ fuhr er heftig auf; „für ſolche Verhältniſſe iſt die Scheidung vortrefflich.“

„Sage doch lieber: für ſolche Verhältniſſe iſt die Ehe nicht eingeſetzt.“

„Das ſag' ich von ganzem Herzen; allein ich will zugleich eine Abhilfe haben.“

„Die bringt der Tod,“ ſagte Levin. —

Gräfin Juliane war nunmehr Baronin Stamberg, aber immer dieſelbe Juliane. Sie hatte nicht einen Funken von Neigung für ihren Mann. Er ſchmeichelte ihr über alle Maßen; das war ihr immer angenehm, und da ſie fünfzehn Jahre älter als er war, doppelt angenehm. Von ſeiner „zarten Neigung“, wie Gratian ſich ausdrückte, war Juliane unterrichtet. Sie hatte nicht verſäumt, dem ehemaligen Regimentschef des Barons zu ſchreiben und ſich zu erkundigen, weshalb derſelbe entlaſſen ſei. Sie legte aber keinen Wert auf die Antwort, ſondern nahm ſich vor, ihren Mann ſo vortrefflich zu erziehen, daß er dieſe Schwäche überwinden werde. Über das konnte ſie ihre Liebhaberei fortſetzen und ſich als eine opferfreudige Seele hinſtellen, als ein Rettungsengel und Schutzgeiſt für den jungen Mann. Ihr verletztes Muttergefühl und ihr Mißfallen an den beiden armen Schwiegertöchtern legten nicht das kleinſte Gewicht in die Wagſchale für Baron Stamberg. Juliane wollte ihren Kindern zeigen, daß ſie unbeſchränkte Herrin ihres Vermögens ſei und daß dieſelben ſich mit dem Pflichtteil dermaleinſt zu begnügen hätten, wenn es ihr gefiele, ihren Mann zum Haupterben einzuſetzen. Wie ſie es aber halten wolle, darüber ſchwieg ſie. Einſtweilen war ihr Mann Herr auf Stamberg, ſoweit ſie es ihm geſtattete, das heißt im Pferdeſtall, im Hundezwinger und auf der Jagd. Vielleicht hätte er ſich auch noch den Weinkeller dazu gewünſcht; allein er fühlte ſich allzu behaglich in der Befriedigung ſeiner übrigen Liebhabereien, für welche Juliane glänzend ſorgte, um noch andere Anſprüche zu machen.

Das Verhältnis zwiſchen den Söhnen und der Mutter war immer ſo froſtig geweſen, daß es durch ihre zweite Ehe im Grunde gar nicht froſtiger werden konnte, um ſo weniger, als Baron Stamberg ein gutmütiger Menſch war, ſchwach von Charakter, beſchränkt von Verſtand, der ſich mehr und mehr mit wunderſamer Gefügigkeit von Julianen tyranniſieren ließ und von ihren Söhnen weder Aufmerkſamkeit noch Freundſchaft begehrte, ſondern froh war, wenn ſie ihn ungeſtört pirſchen gehen ließen.

Es wurde alſo der äußere Anſtand ſtets aufrecht gehalten. Zu Julianens Geburtstag, den ſie als Proteſtantin feierte, machten ihre Söhne ſtets die Reiſe nach Stamberg und hielten ſich einige Wochen bei ihr auf — nicht ungern, weil er mit der Jagdzeit zuſammentraf. Für Walburg und Kunigunde war es aber immer eine ſchwere Zeit, teils wegen des herben Umganges mit Julianen, teils wegen der Entbehrung des katholiſchen Gottesdienſtes. Nach der nächſten Kirche mußten ſie eine Stunde fahren. Die meiſten großen Grundbeſitzer im Odenwald ſind proteſtantiſch; einige Städtchen katholiſch, andere gemiſcht, andere vorherrſchend proteſtantiſch, ſo daß ſich die Schweſtern in jeder Beziehung zu Stamberg auf einem fremden Boden fühlten.

„Gott!“ ſeufzte Kunigunde, „wie iſt es doch ſolche Totenſtille hierzulande in der Morgenfrühe, weil nie eine Glocke zur heiligen Meſſe ruft.“

„Und tagein tagaus kein Ave-Maria-Läuten,“ ſagte Walburg. „Ach, und die Glocken wollte man ſchon entbehren, wenn man nur irgendwo einen Kirchturm gewahr würde, der ſich über dem hochwürdigſten Gut erhebt. Aber da iſt keiner weit und breit. Nirgends kann ſich das Auge mit ſeinen Tränen und das Herz mit ſeiner Trübſal auf einer Kirche ausruhen, welche das heiligſte, teuerſte Sakrament umſchließt, und es iſt doch eine wunderbare Erquickung, die man zuweilen aus einem einzigen ſolchen Blicke ſchöpft. Ach, die armen Beraubten! wie ſind ſie zu beklagen.“

„Und nie Nachlaß der Sünden,“ ſagte Kunigunde, und eine Träne engelhaften Mitleides gab ihrem ſchönen Auge einen himmliſchen Glanz. „Nie die beſeligende Gewißheit der Verſöhnung mit Gott, die auf keiner Selbſtgefälligkeit, keiner Täuſchung beruht. Nie Empfang des wahren und weſenhaften Leibes des Herrn, alſo nie die Vereinigung mit dem liebevollen zärtlichen Gott, der hienieden in uns ſeine Wohnung nehmen will, um damit den Keim des ewigen Lebens für den Himmel in uns zu legen. O Walburg! wenn ich all die Weltherrlichkeit hier in Stamberg ſehe und nirgends ein Kruzifix, nirgends ein Bild der heiligen Gottesmutter, nirgends ein Weihwaſſerbrünnlein, ſo jammert mein Herz über dieſe von Gott abgelöſte, leichenhafte Pracht, und ich möchte mich vor der armen Mama auf die Knie werfen und ſie anflehen, ein ganz klein wenig an den lieben gekreuzigten Heiland zu denken.“

„Dieſelbe Empfindung habe ich auch ſchon gehabt!“ rief Walburg lebhaft. „Sie dauert mich unausſprechlich, die arme Mama! ſie iſt ſo kalt — kalt für uns, kalt für ihren Mann, kalt für ihre Söhne, kalt für meinen kleinen Uriel. Ein kaltes Herz, kann das glücklich ſein? Ach nein, denn es liebt nicht! Liebe iſt warm und innig, denn ſie hängt mit dem Herzen Gottes zuſammen.“

Es war ein gar liebliches Bild, wie ſie traulich auf einem kleinen Divan nebeneinander ſaßen, die beiden ſchönen jungen Frauen, und mit der gedämpften weichen Stimme ſprachen, die eine hohe Seelenbildung verriet und wie ihre Augen gleichgültig über den irdiſchen Reichtum hinwegſchauten und Tränen vergoſſen über den Mangel an himmliſchen Gütern.

„Was geht denn hier vor?“ fragte plötzlich Damian, der durch die offene Türe des Vorzimmers unbemerkt eingetreten war. „Gundel in Tränen gebadet, Walburg in Tränen ſchwimmend. Gab es eine Szene mit der Mama? Habt ihr kein Geld für eure geliebten Bettler? Hat ſich Uriel das Näschen geſtoßen? Was iſt geſchehen?“

„Nichts von dem allen, lieber Damian,“ ſagte Kunigunde ſchüchtern und trocknete ihre Tränen.

„Ihr werdet doch unmöglich weinen vor Rührung über den prachtvollen Sonnenuntergang!“ rief er ungeduldig.

„Ach nein — wir grämen uns nur ſo ſehr über die armen Proteſtanten, deren Seelen ſo wenig Nahrung haben,“ entgegnete Kunigunde zaghaft, weil ſie wußte, daß dies Kapitel ihrem Manne nicht ſehr zuſagte.

„Da ſpart eure Tränen!“ rief Damian unmutig. „Die befinden ſich ſehr wohl auf der Welt und haben es im Grunde beſſer als wir, brauchen nicht eine Maſſe von Rückſichten zu nehmen, haben keine Faſtenzeit, keine geſchloſſene Zeit, keine öſterliche Zeit — was alles unter Umſtänden recht unbequem ſein kann.“

Hätte ſich Kunigunde ſo weit überwinden können, um mit einem leichten Scherz dieſe „Unbequemlichkeiten“ fallen zu laſſen, ſo hätte ſie ihren Mann vor der Verſchanzung im Widerſpruch bewahrt und den kleinen Antagonismus vermieden, der ſich auf dem religiöſen Gebiete ſo leicht zwiſchen der Hingebung des weiblichen Gemütes und dem Unabhängigkeitsbedürfnis des männlichen Charakters erhebt; Antagonismus, der jedoch nur auf den unteren Stufen der Seelenentwicklung ſtattfindet, nur da, wo man das religiöſe Leben zur Sache des Gefühles macht. Wird es aber als die Sache des Willens erfaßt, ſo geht es in eine höhere Ordnung über, wo die natürlichen Anlagen zur Hingebung und zur Unabhängigkeit in der freiwilligen Unterwerfung aus energiſcher Liebe ſich begegnen. Es iſt ſehr zu beklagen, daß das religiöſe Leben des Weibes dem Manne gar oft als eine Schwäche des Herzens, als ein Mangel an Kraft entgegentritt, während es den Stempel des höchſten Adels, der klarſten Energie tragen ſollte. Aber die Tränen, aber die Andachten, aber die Gebetbücher, aber die tauſend damit verknüpften Kleinigkeiten laſſen es dem Manne „weibiſch“ erſcheinen und fliehen. Dies war auch bei Kunigunden zu beklagen. Sie hatte noch nicht die Menſchenkenntnis, um ihren Mann richtig zu behandeln, und auch nicht die Erkenntnis, welche meiſtens erſt aus einem längeren Leben hervorgeht, daß von der Frau mehr Selbſtverleugnung an einem einzigen Tage, als von dem Manne während ſeines ganzen Lebens gefordert wird. Genug — ſobald Damian in irgend eine kleine heterodoxe Behauptung verfiel, verfiel Kunigunde in Tränen, ohne daran zu denken, daß er durch ſeine Mutter in der froſtigen Atmoſphäre religiöſer Gleichgültigkeit aufgewachſen und deshalb mit Nachſicht und Schonung zu behandeln ſei.

„O Damian! wie kannſt du ſo ſprechen!“ rief ſie klagend aus. „Alles, was du aufzählſt, zeigt ja eben, wie arm an Gnaden man außerhalb der Kirche iſt; denn jene Zeiten ſind Gnadenzeiten, und wer arm an Gnaden iſt, der iſt wahrhaft arm.“

Dieſe himmliſche Wahrheit verſtand er gar nicht. Er antwortete ſpöttiſch:

„Ich werde alle Armen unter den Katholiken des Odenwaldes ſammeln und zu dir bringen. Vielleicht kannſt du ihnen beſſer als mir begreiflich machen, daß ſie nicht arm ſind.“

„Mancher von ihnen mag wirklich durch den Glauben viel reicher ſein als du, Damian.“

„Sieh, wie gut Gott das eingeteilt hat: die einen macht er reich durch den Glauben ohne Geld und Gut, und die anderen durch Geld und Gut ohne Glauben.“

„Aber Damian, ſage doch nicht kaltblütig ſolche entſetzliche Dinge!“ rief Kunigunde. „Gott gibt die Glaubenslehre und die Fähigkeit zu glauben den Armen wie den Reichen . . . .“

„Aber Kunigunde, ſprich doch nicht ſo weitläufig über ſolche langweilige Dinge!“ unterbrach ſie Damian, drehte ſich auf dem Abſatze um und ging von dannen.

Kunigunde ſchlang ihren Arm um den Nacken ihrer Schweſter und fragte leiſe:

„Iſt das nicht herzbrechend?“

Walburg nickte ſanft mit dem Kopfe und ſagte:

„Gratian hat zuweilen auch ſolche Launen. Sie ſind eben die Söhne ihrer Mutter! wir müſſen um ſo eifriger für ſie beten.“

„Und um ſo mehr ſie lieben,“ ſetzte Kunigunde hinzu.

Sie war nicht glücklich, die arme Kunigunde; ihre Ehe war kinderlos und Damian zuweilen außerordentlich darüber verſtimmt; denn er war nicht daran gewöhnt, unerfüllte Wünſche zu haben. Walburg hatte in den fünf Jahren ihrer Ehe ihrem Manne drei Söhne geſchenkt, und je mehr ſich Kunigundes neidloſes Herz an dem Glück ihrer Schweſter freute, deſto inniger ſehnte ſie ſich, es ſelbſt zu genießen.

„Könnte ich nur einmal zur Mutter Gottes nach Altötting und dort eine neuntägige Andacht halten,“ ſagte Kunigunde zu ihrem Ratgeber und Tröſter Levin. „Glauben Sie wohl, lieber Onkel, daß Damian mir die Wallfahrt erlaubt?“

„Halten Sie hier eine Novene zur heiligen Gottesmutter,“ entgegnete Levin ausweichend.

„So unmöglich ſcheint es Ihnen alſo!“ rief ſie traurig.

„Ich meine, Sie ſollten alles vermeiden, wodurch kleine Differenzen zwiſchen Ihnen und Damian auf dem religiöſen Gebiete hervorgerufen werden. Ihr Opfer zieht vielleicht die Gnade ſicherer herab als Ihre Wallfahrt,“ ſagte Levin mild.

Es war um Mariä Himmelfahrt. Zahlreiche Prozeſſionen zogen nach Kloſter Engelberg, wo ein Gnadenbild der heiligen Gottesmutter ſehr verehrt wird. Der Main war mit Nachen bedeckt, welche vom anderen Ufer Andächtige hinüber führten, die ſich am Fuße der ungeheuren Treppe hinter ihrem Kreuz und ihren wehenden Fahnen in Reihe und Glied ſtellten und betend langſam bergan ſtiegen, um droben die heiligen Sakramente zu empfangen und ihre mit Gott verſöhnten Herzen voll Bitten und Klagen und Nöten auszuſchütten vor der Tröſterin der Betrübten. Nach mehreren Stunden zogen ſie auf der anderen Seite durch den Wald bergab. Von Windeck aus ſah man dieſe bunten beweglichen Bilder in größter Deutlichkeit, war aber zu ſehr an ihre Wiederholung gewöhnt, um ſie zu beachten. Nur bei Kunigunde regten ſich die Flügel der Sehnſucht, wie bei einem jungen Zugvogel, der ſich dem Schwarm anſchließen möchte, der nach Süden fliegt. Sie faßte ihren ganzen Mut zuſammen und ſagte zu ihrem Manne:

„Lieber Damian, gib mir Urlaub auf vierzehn Tage und ſchlage mir dieſe Bitte nicht ab, weil ſie ſo ſehr ungewöhnlich iſt. Frage auch nicht, wohin ich gehe, ſondern triff nur Anſtalt, daß ich in der erſten Woche des Septembers reiſen kann.“

„Die Welt kehrt ſich um, Onkel Levin!“ rief Damian. „Haben Sie es gehört? Gundel ſpricht befehlshaberiſch; da muß man wohl gehorchen. Und weil ich mich in der Tat freue, dies Wunder erlebt zu haben, ſo will ich der Reiſe auch nichts in den Weg legen. Ich denke, ſie geht zu deiner Schweſter Iſabelle,“ — ſetzte er fragend hinzu.

„Fragen darfſt du nicht,“ ſagte Kunigunde errötend.

„Gut! da ich nun das Meine getan und dir Urlaub gegeben habe, ſo wirſt du mit demſelben Vertrauen mich belohnen und mir das Ziel deiner Reiſe nennen.“

„Es iſt Altötting,“ ſagte Kunigunde unverzagt, und es brach ein ſolcher Glanz von Liebe und Zuverſicht aus ihrem Auge, daß Damian beinahe gerührt ſagte:

„Reiſe denn, Kunigunde; aber bitte zuvor Onkel Levin, dich zu begleiten, damit er dich vor allen Andachtsexzeſſen bewahre.“

Levin, der Kunigundens ſchüchterne Zaghaftigkeit kannte, ſtaunte nicht minder als Damian über die Beherztheit, welche ſie aus ihrem übernatürlichen Vertrauen ſchöpfte, als Kunigunde plötzlich ſich ihrem Manne in die Arme warf und, nicht zufrieden mit dem, was ſie erreicht hatte, noch mehr haben wollte und ihn bat:

„Ach, Damian, wenn du doch auch die Wallfahrt mit uns machen wollteſt.“

„Lieber Engel, wenn's einmal dahin kommt, dem Türken mit dem Säbel in der Fauſt das Gelobte Land zu entreißen, dann werd' ich mich bei der Wallfahrt einfinden; — aber nach Altötting — das überlaſſe ich dir; das iſt das Fach der Damen.“

„Nun, lieber Damian,“ ſagte Levin lächelnd, „du biſt ſehr großmütig, das Vorrecht der frommen Andacht den Damen einzuräumen.“

„Der Prieſter hat es durch ſeinen Stand, beſter Onkel. Allein, ich meine die Idee: auf dem und dem Punkt der Erde ſei das Gebet wirkſamer als anderswo, könne ſich nur in einem Weiberkopfe feſtſetzen.“

„Und warum meinſt du das?“

„Weil es eine kindiſche, beſchränkte Auffaſſung von der Allmacht und Güte des Schöpfers iſt, der ſeine Gnaden überall ſpenden kann.“

„Ganz richtig: allüberall! Seine Allmacht wird alſo nicht durch unſere Vorſtellung begrenzt, ſondern gleichſam erweitert, daß er, der über die ganze Welt die Fülle ſeiner Gnaden überſchwenglich ausſtrömt, dennoch auf gewiſſen Stätten noch reicher, noch verſchwenderiſcher ſie ſpendet; und ſolche Stätten ſind die Wallfahrtsorte.“

„Aber, beſter Onkel, welche Verbindung kann denn zwiſchen einer Erdſcholle und einer Gebetserhörung ſtattfinden?“

„Welches iſt die Bedingung, muß ich zurückfragen, unter welcher der liebe Gott die Gebete erhören will, die dem Betenden zum Heil gereichen?“

„Ich denke — es wird frommes Vertrauen ſein,“ antwortete Damian, der mit ſeiner rationaliſtiſchen Richtung es vorzog, „frommes Vertrauen“ zu ſagen anſtatt „Glaube“, und „der Schöpfer“ oder „die Vorſehung“ anſtatt „Gott“ oder gar „der liebe Gott“, und „die Madonna“ anſtatt „die heilige Mutter Gottes“.

„Alſo,“ fuhr Levin fort, „an einen kindlichen Akt des Glaubens eine glänzende Gebetserhörung knüpfen: das iſt ihre Verbindung mit der Erdſcholle. Sie iſt übernatürlicher Art. Fleiſch und Blut verſtehen ſie nicht; die fünf Sinne faſſen ſie nicht; der menſchliche Verſtand begreift ſie nicht. Aber, wie der Herr, als er auf Erden wandelte, ſo oft ſagte, dein Glaube hat dir geholfen; oder: dir geſchehe, wie du geglaubt haſt! und dann ſeine Gnaden ſpendete: ſo macht er es noch jetzt. Er verlangt einen kindlichen, demütigen, unbedingten, ſchwunghaften Glauben, der nicht fragt: Warum da und weshalb dort? wie ihn der fromme Wallfahrer an den Tag legt — und den krönt er manchmal durch Gebetserhörung.“

„Beſter Onkel, wenn demnach eine Wallfahrt ein ganz enormer Tugendakt iſt, ſo muß man wohl annehmen, daß er immer gekrönt werde?“ fragte Damian liſtig.

„Ja, lieber Damian, immer!“ ſagte Levin mit einem himmliſchen Lächeln, „aber nicht immer hienieden. Dem Glauben ſind auch ewige Kronen aufbewahrt. Übrigens iſt aber unſer Glaube immer noch ſo ſchwach, ſo unvollkommen, von ſo manchen irdiſchen Hoffnungen beflügelt, daß er, auch in dem frömmſten Wallfahrer, kein ſo enormer Tugendakt iſt, wie du annimmſt.“

„Das muß wohl ſein, denn die Wallfahrten ſind ja hierzulande längere Zeit verboten geweſen wegen vielfachen, damit verknüpften Skandals.“

„Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich unter den vielen, vielen tauſend Wallfahrern, die alljährlich ihre gemeinſchaftlichen Bittgänge zu den Gnadenorten machten, auch einige befunden haben werden, welche kein erbauliches Beiſpiel, vielleicht ſogar ein Ärgernis gaben; aber das iſt die Schuld des einzelnen und man hat ſie nur hervorgehoben, um dadurch die Wallfahrten ſelbſt zu verdächtigen und dieſe echt katholiſche Lebensäußerung zu unterdrücken, weil ſie mit dem öden Begriffsweſen moderner Humanität nicht zuſammenſtimmen wollte. In dem Einerlei des mühſeligen, ſorgenſchweren Alltaglebens braucht der Menſch aber zeitweiſe eine Erfriſchung, eine Aufrichtung, ein Vergeſſen der irdiſchen Nöten und Arbeiten. Er will einmal einige Tage der Freiheit und der Ruhe haben und ungeſtört ſeinen teuerſten und höchſten Intereſſen ſich hingeben. Das ſind unſtreitig die ewigen, denn ſie umſchließen den ganzen Menſchen mit allen ſeinen Verhältniſſen und Pflichten gegen den Nächſten und gegen Gott. Da verläßt er denn auf einige Tage ſein Haus und begibt ſich nach einem jener uralten Gnadenorte, wo ſeit einem halben oder ganzen Jahrtauſend Millionen von Menſchen gebetet und Troſt geſunden haben. Auf dem Hinweg ſammelt er ſich in ſeiner Seele und bedenkt all den Wuſt, der ſie drückt: ſoviel Sünden, ſoviel Torheit und Verkehrtheit, ſoviel Leid und Gram und Kummer, ſo viele Wünſche, Hoffnungen, Beſtrebungen, das überlegt er alles und teilt es ein: die Sünden mit ihrem Gefolge von Reue und guten Vorſätzen für das Bußſakrament und die Bitten, die Klagen, das Flehen für das Altarsſakrament; und dann wendet er ſich an die Fürſprache der großen Freunde Gottes, der ſeligſten Jungfrau Maria, der heiligen vierzehn Nothelfer, oder ſtellt ſich unter den Schutz und vertraut auf die Kraft des heiligen Blutes oder der Not Gottes, oder wie ſonſt das Geheimnis heißen möge, deſſen Verehrung der Gnadenort geweiht iſt; und in dieſer Stimmung bringt er dort einen Tag zu oder zwei, manchmal auch nur einige Stunden, und geht dann heim, verſöhnt mit Gott, erquickt in ſeiner Seele, voll guter Entſchlüſſe, getröſtet und aufgerichtet — oft für ſein ganzes Leben, und macht ſich dann wieder an ſein mühſeliges Tagewerk. O mein lieber Damian, ſcheint dir das wirklich ein großer Skandal zu ſein? Ich meines Teils wünſchte recht oft ihn zu machen und ihn zu erleben."

„Sie ſind ein Idealiſt, Onkel Levin!" rief Damian. „Sie haben immer das Ideal im Herzen und vor Augen! Aber ich wette darauf, daß all jene guten Wallfahrer, die ſich da drüben ſchieben, drängen und ſtoßen, ſehr weit davon entfernt ſind."

„Gott allein ſieht ins Herz, lieber Damian, und ſo wollen wir ihm das Urteil über jene braven Leute anheimſtellen, die bei ihrer Andacht auch noch das Unbehagen des Gedränges in den Kauf nehmen müſſen. Übrigens hält die Kirche uns allen, für all unſer Tun und Laſſen, in der chriſtlichen Vollkommenheit das Ideal vor, das wir immer vor Augen haben ſollen. Bemühen wir uns nicht, das Geringſte mit möglichſter Vollkommenheit zu tun, ſo werden wir es bald ganz ſchlecht machen."

„Lieber Onkel!" rief Damian, „warum werden Sie nie ärgerlich, da ich Sie doch manchmal mit meinen Bemerkungen recht ſekkiere."

„Weil ich dich lieb habe, mein Damian."

„Ach nein, Onkel, das glaub' ich nicht; ſondern weil Sie Gott lieben und in ihm auch mich."

„Das verſteht ſich: Gott iſt der Urgrund jeder wahren Liebe."

„Zuweilen denk' ich, wären alle Prieſter wie Sie, Onkel Levin, ſo wäre die ganze Welt, auch die katholiſche, gut katholiſch.

„Wären wir Prieſter dem Ideal des kreuztragenden Heilandes näher, ſo ſtände es ohne Zweifel beſſer mit der Welt; darin haſt du ganz recht," ſagte Levin demütig und freundlich.

„Aber die ganze Laſt laſſe ich mir nicht aufbürden. Um gut katholiſch zu ſein, muß man es auch ſein wollen. Dreiunddreißig Jahre hatten die Juden Chriſtus vor Augen mit all ſeinen Wundern und göttlichen Beglaubigungen, und wie wenige ſchloſſen ſich ihm an! Ohne den Willen kein Glaube und keine Tugend, darauf verlaß dich.“

Kunigunde reiſte nach Altötting, das gewiß eine der merkwürdigſten Stätten der Erde iſt — ſo irdiſch reizlos und ſo unirdiſch reizend. Eine halbe Stunde vom Inn entfernt, flach, baumlos, unmaleriſch, liegt auf der weiten Ebene zwiſchen München und Paſſau der kleine Marktflecken Altötting, der aus ein paar Straßen und einem freien Platz beſteht. An dieſem Platz, der weit und unregelmäßig iſt, liegen drei Kirchen und verſchiedene größere und kleinere Häuſer: die Pfarrkirche, die Kapuzinerkirche mit dem daranſtoßenden Kloſter, und Kirche und Haus der Patres Redemptoriſten. Das übrige ſind Privathäuſer. Alles iſt ohne Schönheit der Architektur, ohne Pracht, ſo ungemein einfach und ſchmucklos, daß man, wenn man an Loretto oder Einſiedeln in ihrer großartigen Majeſtät denkt, ganz vergebens nach der Wallfahrtskirche mit dem Heiligtum ſich umſieht, während man dort nichts anderes ſieht. Dann liegt mitten auf dem freien Platz eine kleine Kapelle, achteckig, mit ſpitzem Dach und vor dem Achteck, das man auch den Chor nennen kann, ein Langſchiff; das Ganze umgeben von einem ſchwerfälligen, niederen Bogengang, der Schutz gegen Regen und Sonnenſchein gewährt. Welch ein ſeltſames kleines Gebäude! Aber ſieh! alles Gemäuer des Bogenganges iſt mit Votivtafeln bedeckt und ſchwere Kreuze, welche büßende Pilger getragen haben, ſtehen an den Pfeilern; denn dies unſcheinbare, ja dürftige Gebäude, ſo unanſehnlich und gering wie die Grotte von Bethlehem, iſt die Gnadenkapelle. Auch im Innern iſt etwas von der Dunkelheit, der Stille, dem Geheimnisvollen und Feierlichen jener Grotte. Das kleine Langſchiff, 36 Fuß lang und 24 breit, hat zwei Altäre und einige Kniebänke; über der Eingangstür die Orgelbühne. In der inneren Kapelle, dem Achteck, ſteht über dem Altare in einem ſilbernen Schrein das kleine uralte Gnadenbild: Maria mit dem Jeſukinde auf ihrem rechten Arme und in der Linken den Szepter, aus dem die Lilie hervorblüht. Maria, als Mutter und Königin; die Liebe in ihrer Zärtlichkeit und in ihrer Macht, in allem, was ſie Süßes und was ſie Großartiges hat. In der Dicke der Mauer ſind Niſchen angebracht und vor ihnen Kniebänke aufgeſtellt, um den engen Raum möglichſt zu beſchränken. Über den Niſchen befinden ſich auf ſchwarzem Grunde hinter Glasſcheiben koſtbare Votiv- oder auch Liebesgaben, Hals- und Armbänder, Ringe, Münzen, Kreuze, köſtlich gefaßte Reliquien. Fünf herrliche Lampen hängen vor dem Altare und das ewige Licht in ihnen leuchtet mild durch das Dunkel und wirft hie und da einen Glanzblick auf den reichen Schmuck. Die Herzen bayeriſcher Landesfürſten, unter ihnen Kaiſer Karl VII., † 1745, und König Maximilian I., † 1825, ruhen einbalſamiert in ſilbernen herzförmigen Gefäßen an der Wand, welche dem Gnadenbilde gegenüber ſich befindet. Trotz Purpur und Krone betteten ſie ſich zur letzten Ruhe unter den Schutzmantel der Mutter Gottes von Altötting. Ein leiſes Säuſeln verhallt nie in dieſem geheiligten Raume, der vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend geöffnet iſt. Das Flüſtern des Gebetes, die leiſen Seufzer, die Atemzüge der Andächtigen, das Rauſchen eines Kleides, der Fall einer Kugel des Roſenkranzes, das Umſchlagen der Blätter im Gebetbuch — dieſe Laute, welche man ſonſt kaum bemerkt, ſind in dieſer tiefen Stille hörbar, wie am Abend ein Säuſeln durch den Wald geht, oder wie man in weiter Ferne die Wellen des Sees ans Geſtade rieſeln hört. In eine wunderbar tiefe Ferne ſinkt die Welt und das Leben und das Treiben der Leidenſchaft und der Kampf in der eigenen Bruſt zurück. Wie man von einem hohen Berge ringsum den Horizont ſchaut ſo weit, ſo weit, daß Erd' und Himmel ineinander ſchwimmen, aber Städte und Dörfer nicht mehr zu ſehen ſind: ſo geht es der Seele in dieſem Raum, der ſeit mehr als einem Jahrtauſend nichts geweſen iſt als eine Stätte des Gebetes. Es gibt andere berühmte Orte, wohin auch ſeit langer Zeit die Menſchen reiſen, um Kunſtwerke, oder Naturſchönheiten, oder prachtvolle Paläſte, Kirchen, Gärten, oder merkwürdige und intereſſante Sammlungen und Anſtalten zu bewundern, und ſie ſuchen ſich dabei zu unterhalten, zu bilden, zu belehren, oder die Zeit zu töten und das Geld zu verſchwenden. Die Bewunderung bildet eine Art von Glorie um ſolche Punkte und eine gewiſſe geiſtige Atmoſphäre, deren Einfluß ſogar ſtumpfe und äußerſt proſaiſche Menſchen etwas empfinden. Welch eine geiſtige Atmoſphäre muß um einen Punkt ſich gebildet haben, den nie ein Menſch in anderer Abſicht betrat, als um zu beten! ſeit mehr als tauſend Jahren — nur um zu beten, nur um die Tiefen des Herzens vor Gott auszuſchütten. Und dieſer Zug des Gebetes vererbt ſich von einer Generation auf die andere, zieht ſich durch ein Menſchenalter in das andere hinein, läßt ſich nicht ſtören durch den Wechſel, den ein Jahrtauſend in alle Verhältniſſe der Menſchheit bringt; wird unterbrochen durch dieſe und jene Ungunſt der Zeiten, und hebt jenſeits derſelben gerade ſo wieder an, wie er notgedrungen diesſeits aufgehört hatte! Seitdem der heilige Rupert im ſiebenten Jahrhunderte das Chriſtentum in

Bayern gründete und das Muttergottesbild nach Altötting brachte, ſind Reiche und Völker auf- und untergegangen, ſind Throne und Kronen geſunken und aufgerichtet; aber die andächtige Wallfahrt zu der Stätte, wo die Mutter Gottes ſo gnädig iſt, geht jetzt gerade ſo wie damals fort — ein Strom lebendiger Einheit in Glauben und Liebe, der aus Millionen von Herzen bricht und in der kleinen grottenhaften Kapelle ſich ſammelt, ewig wiederholend die Wallfahrt der Könige des Morgenlandes und der armen Hirten zum Kindlein von Bethlehem.

Kunigunde hielt mit großer Sammlung und Ruhe ihre neuntägige Andacht und erbaute ſich ungemein an den feierlichen Prozeſſionen, die am Tage Mariä Geburt ſich einfanden und ſoviel Menſchen brachten, daß der ganze Platz belebt war und jeder nur nach und nach in die Kapelle dringen konnte. Auch an den übrigen Tagen fehlte es nicht an einzelnen Wallfahrern aus den verſchiedenſten Ständen. Das Landvolk war am zahlreichſten vertreten; ſehr natürlich, weil es überhaupt die größte Zahl in der Bevölkerung ausmacht. Levin brachte das heilige Meßopfer in der Gnadenkapelle dar, und ſeine Seele wallfahrtete in den Himmel und pries Gott, der durch das Chriſtentum Glauben und Liebe ſo tief in das Menſchenherz verſenkt hat, daß ſie gleichſam als organiſche Lebensäußerungen daraus emporwachſen und in dieſer zugleich ſo kindlichen und ſo großartigen Form ein wunderbares Zeugnis der Jahrhunderte für die Glaubenseinheit in der Kirche ablegen. Am Vorabend der Abreiſe ſagte er zu Kunigunde:

„Jetzt muß ich Ihnen eine Merkwürdigkeit zeigen, die freilich nicht unmittelbar zur Wallfahrt nach Altötting gehört, aber doch ſehr lehrreich iſt.“

Er führte ſie nach der Pfarrkirche in eine Kapelle des Kreuzganges. Auf einer kleinen Treppe ſtiegen ſie zur Gruft unter der Kapelle herab und ſtanden vor einem Sarge, auf den Levin deutete und ſagte:

„Hier ruht ein ausgezeichneter Mann, ein großer Feldherr, ein tüchtiger Diener ſeines Herrn, ein wahrhaft frommer Sohn der Kirche, ein tadellos reiner Menſch, ein ſo inbrünſtiger Verehrer der Mutter Gottes, daß er ſein Herz in ſilberner Kapſel in der Gnadenkapelle beiſetzen ließ; ein ſo demütiger Chriſt, daß er nach ſeinen Schlachten und Siegen vor dem Bilde des Gekreuzigten hinkniete und Gott um Verzeihung bat für den Fall, daß durch ſeine Schuld zu viel Blut vergoſſen ſei. Und welch Andenken glauben Sie, bewahrt die Geſchichte ihm auf? Als ein blutdürſtiger Unmenſch, mit dem man ſchon Kindern in der Schule Grauen erregt, wird er dargeſtellt, und wandelt er fluchbeladen ſeit zweihundert Jahren durch die ſogenannte unparteiiſche Geſchichte. Es iſt der berühmte Feldherr des traurigen Dreißigjährigen Krieges: Tilly.“

„Aber wie kann die Entſtellung eines ſolchen Charakters eine Feder finden?“ fragte Kunigunde.

„Weil manche Feder im Dienſte einer Partei, ſtatt im Dienſte der Wahrheit ſchreibt, und weil die Parteiwut das Auge ſo krank macht, daß es im Spiegel ſeiner eigenen Verzerrtheit des Gegners Tugenden als Laſter ſieht. Iſt ein großer Gegner ein gläubiger Chriſt, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, daß er bei den Glaubensloſen keine Gnade findet.“

„Ach, lieber Onkel, wie ſchmerzlich iſt doch dieſer Haß des Unglaubens und des Abfalles gegen den heiligen Glauben und gegen alles, was wir mit unſterblicher Liebe lieben.“

„Beſtes Kind, das Kreuz iſt ein Zeichen, dem widerſprochen werden wird; dies ſagt uns die Heilige Schrift. Meinen Sie, es ſei nur geſagt für die erſten Tage des Chriſtentums? nur für jene Zeiten, als die Welt heidniſch war? O nein! jene erſten Tage werden dauern bis zum Jüngſten Tage, denn in der Welt iſt immer ein Stück Heidentum zu finden: die Selbſtvergötterung — und auch in unſer Herz iſt ſie immer bereit, ſich einzuſchleichen. Manche Zeiten ſind ganz beſonders von ihr überwuchert, Zeiten wilder Kämpfe, leidenſchaftlicher Aufregung ſowohl als Zeiten voll materiellem Segen. Jene erhitzen und verwirren, dieſe erſchlaffen die Gemüter, und ſolchen iſt die Lehre vom Kreuze unwillkommen und der Götzendienſt des Ichs äußerſt bequem. Haben ſie ſich aber recht feſt darin zurecht geſetzt, ſo kommen Stürme und Erſchütterungen, und all die kleinen Götterchen krachen zuſammen und mancher, der ſich ſelbſt als ſeinen Götzen verloren hat, ſieht ſich um nach einem Gott, der unverlierbar iſt.“

„Beſter Onkel,“ ſagte Kunigunde, „wenn ich künftig die ſcharfen, ja oft ſo barbariſchen Urteile der Welt höre, will ich immer denken an Tillys Herz in der Gnadenkapelle zu Altötting.“ — —

Im nächſten Jahr war große Freude im Schloß Windeck. Der Tag Mariä Geburt war der Geburtstag eines Kindes, das Kunigunde in zärtlicher Dankbarkeit für die Gnade der Himmelskönigin Maria Regina nannte. Sie war glückſelig! all die Innigkeit, die Wärme, die Zartheit der Empfindung, für die ſie bei ihrem Manne kein Verſtändnis fand, übertrug ſie auf das Kind, das freilich jetzt im Morgenſchlaf ſeines kleinen Lebens bewußtlos dieſe Liebe hinnahm, aber allmählich mit den erwachenden Kräften ſeines Herzens an das Mutterherz ſich ſchlingen würde. Kunigunde freute ſich unſäglich, daß es gerade eine

Tochter war. Die behielt ſie immer an ihrer Seite; die ging auf keine Univerſität, auf keine Reiſen, auf keine Jagden, in keinen Krieg; die gehörte ihr, mit der richtete ſie ſich fürs Leben ein. Es gab keine Tugend, keinen Vorzug, kein Talent, womit ſie nicht im Geiſte ihre Tochter ſchmückte — vor allem aber mit jener fleckenloſen Reinheit, welche vor jeder Beleidigung Gottes zurückſchaudert. Deshalb ſtellte ſie das Kind unter den beſondren Schutz der ſeligſten Jungfrau Maria und nahm ſich vor, es immer in Weiß zu kleiden, um auch äußerlich an die innere Lauterkeit zu mahnen. Zwiſchen Kunigunde und Walburg war jetzt ein beſtändiger fröhlicher Streit, wer von ihnen die glücklichſte Mutter ſei und die glänzendſten Hoffnungen habe. Wenn Walburg mit ihrem Knabenkleeblatt ein wenig prahlen wollte, ſo pflegte Kunigunde zu ſagen:

„Warte nur ein paar Jahre! dann wirſt du gleichſam eine kinderloſe Mutter ſein. Dann ſind die Bübchen in alle vier Winde verſtreut, während ich mit meiner Regina äußerſt behaglich hier ſitze und du zu uns kommſt, um zu ſehen, wie das iſt, wenn man ein Kind hat. So geht's mit den Söhnen."

„Und dann," ſagte Walburg lachend, „kommt eines Tages ſtatt meiner irgend ein charmanter Jüngling, wirbt um das Töchterchen und führte es nach Oſt- oder Weſtindien; und das Töchterchen, das bisher nie einen Tag von der Mutter getrennt war, geht urplötzlich löwenkühn mit dem fremden Mann ans Ende der Welt. So geht's mit den Töchtern!"

„Das iſt eine ſchauerliche Vorſtellung," ſeufzte Kunigunde.

„Nun, ich will dir etwas ſagen," fuhr Walburg beruhigend fort, „Uriel muß Regina heiraten; dann behalten wir beide in unſerer Nähe."

„Uriel muß ein ſehr ausgezeichneter Menſch werden, wenn er Regina haben will," ſagte Kunigunde höchſt ernſthaft, obwohl Regina erſt ſechs Monat alt und Uriel im ſechſten Jahre war.

„Du ſagſt wohl mit Schillers Wallenſtein: „Meinen Eidam will ich mir auf Europas Thronen ſuchen," wenn du mit meinem Uriel nicht zufrieden biſt," ſagte Walburg ſcherzend.

„Die Ehe iſt ein herber Stand, liebe Schweſter!"

„Freilich! Aber der eheloſe iſt noch herber, iſt ſo einſam."

Der Ordensſtand war zu jener Zeit etwas ſo Fremdartiges unter den höheren Ständen, weil man nur ſolche klöſterliche Inſtitut duldete, welche ſich dem Unterrichtsweſen oder der Krankenpflege widmeten, daß Kunigunde ſeufzte:

„Und wenn ſie Urſulinerin oder Saleſianerin würde, müßte ſie Tag für Tag Schule halten für fremde Kinder und ich verlöre ſie doch! Es wird wohl am beſten ſein, wenn ſie Uriel heiratet.“

Auf dieſe frohe Zeit folgten Tage ſchwerer Heimſuchung. Gratian hatte ſich auf der Jagd erkältet und ſein Übelbefinden nicht geachtet. Als er endlich den Arzt rufen ließ, war die Krankheit ſchon bedenklich, wurde bald gefährlich und ſteigerte ſich zu einem furchtbaren Nervenfieber. Walburg ſchickte ihre Söhne nach Windeck, um ſie vor der Anſteckung zu bewahren, und pflegte Gratian Tag und Nacht. Damian kam ſogleich und ſtand ihr hilfreich zur Seite, damit ſie ſich nicht über ihre Kräfte anſtrenge. Levin ging hin und her zwiſchen den beiden zagenden, betrübten Frauen und ſprach ihnen himmliſche Hoffnung zu, je mehr die irdiſche ſchwand. Die Stärke des Fiebers verſetzte Gratian gewöhnlich in einen bewußtloſen Zuſtand; aber Gott erhörte Walburgs und Levins heißes Gebet: kurz vor ſeinem Ende kam Gratian zu ſich und empfing die Sterbſakramente; dann ſagte er faſt unhörbar zu ſeinem Bruder:

„Nimm dich meiner armen Buben als Vater an.“

„Verlaß dich darauf,“ erwiderte Damian traurig. „Uriel heiratet Regina und für die beiden anderen ſorge ich auch.“

Sanft drückte Gratian des Bruders Hand, warf einen zärtlichen Blick auf Walburg, fiel ins Delirium zurück und verſchied ruhig nach einigen Stunden. Die troſtloſe Walburg war gar nicht zu trennen von der geliebten Leiche. Als Damian ſie endlich mit Gewalt wegführte, legte ſie ſich zu Bett — und ſtand nicht wieder auf. Binnen neun Tagen riß die Krankheit, die junge kräftige Menſchen am heftigſten befällt, ſie in ihr frühes Grab. Kunigunde war aufgelöſt von Schmerz. Die Schweſtern hatten ein Doppelleben zuſammen geführt und jede die Freuden und Leiden der anderen ſo innig geteilt, daß Kunigundens halbes Herz in Walburgs Sarg ſank. Bei ihrer großen Schüchternheit kam ihr auch die Erziehung der drei Knaben als eine übermäßig ſchwere Aufgabe vor, und doch fand ſie wieder ihren ſüßeſten Troſt darin, den kleinen Verwaiſten die Mutter zu erſetzen. Damian hatte die Knaben ſo lieb und war ſo ganz von der Vorſtellung erfüllt, in Uriel den künftigen Majoratsherrn und ſeinen Schwiegerſohn zu ſehen, daß er ſich darüber tröſtete, keinen Sohn zu haben, und die Kinder ganz väterlich in ſein Haus nahm. Ihre Erziehung machte ihm nicht viel Sorgen!

„Gundel, ſei nicht ſo ängſtlich!“ ſagte er einmal zu der Gräfin, als ſie von den Gefahren ſprach, denen junge Leute in der Welt ausgeſetzt ſind. „Die Welt erzieht den Mann.“

„Aber wie!“ ſeufzte Kunigunde.

„Nun, wie? wie ſie ihn braucht, mein Kind. Der junge

Mann muß Erfahrungen machen, und hat er die hinter ſich, ſo wird er vernünftig; der eine früher, der andere ſpäter.“

„Aber er macht dieſe Erfahrungen gewöhnlich auf Koſten ſeines beſſeren Selbſt und zahlt für Niedriges den höchſten Preis.“

„Das Paradies für einen Apfel — allerdings, das kann geſchehen,“ ſagte Damian höchſt gleichmütig. „Dieſen Weg hat der Schöpfer von Adams Zeiten an dem Menſchen zugewieſen.“

„Der Menſch hat freiwillig den Weg des Abfalls eingeſchlagen,“ rief Kunigunde lebhaft, „und für das Paradies, das er aufgab, hat der barmherzige Gott ihm die Anwartſchaft auf den Himmel gegeben. Die Welt nun, die es ihm ſo leicht macht, das Paradies zu verlieren, was tut ſie, um ihn an ſeine himmliſchen Anſprüche zu erinnern?“

„Nichts, mein Kind, gar nichts! iſt auch nicht nötig! Man hat ja Grundſätze, die freilich zuweilen etwas wackeln, aber mit der Zeit ſich befeſtigen. Die Karriere, in die man tritt, die vortreffliche Frau, die man heiratet, tut denn auch das Ihre; und ſo wimmelt die Welt von klugen, rechtſchaffenen, gebildeten, tüchtigen Männern, zu denen unſere Buben ohne Zweifel gehören werden.“

Kunigunde lächelte traurig und ſuchte Troſt bei Levin. Auch er ſagte: „Seien Sie nicht ſo zaghaft, Kind!“ aber aus anderen Gründen als Damian. „Statt vor der Zukunft der Knaben zu bangen, benutzen Sie die Gegenwart, um auf dem Wege der Tugend ſo fortzuſchreiten, daß Sie Ihren Kindern ein liebliches, leuchtendes, unvergeßliches Vorbild der Gottesliebe und der chriſtlichen Vollkommenheit werden. Daran ſcheitert manch Blendwerk der Welt.“

„Aber meine Mißgriffe, mein Mangel an Einſicht, meine Schwäche, wieviel Schaden können ſie ſtiften trotz all meinem guten Willen.“

„Dem menſchlichen Tun wohnt Gebrechlichkeit inne, und wir alle laſſen es an Mißgriffen, auch bei unſeren teuerſten Angelegenheiten, nicht fehlen. Faſſen wir aber immer wieder und wieder die Richtung auf die Ehre Gottes und das Heil der Seelen ins Auge, ſo wird Gott, für den wir das Beſte zu tun ſuchen, ohne Zweifel viel Beſſeres für uns tun und den Folgen unſerer Mißgriffe Schranken ſetzen.“

Damian, der einmal ſolchem Geſpräch beigewohnt hatte, ſagte ſpäter zu Kunigunde:

„Es iſt recht ſeltſam, daß Onkel Levin immer ſo ſpricht, als ob die Vorſehung von unſerem Tun und Treiben ſpezielle Notiz nähme.“

„Lieber Damian," antwortete Kunigunde lächelnd, „ob die Vorſehung das tut, weiß ich freilich nicht. Aber Gott tut es: darauf verlaß dich. Warum ſollte er ſich die Mühe genommen haben, jedes Haar auf deinem Haupte zu zählen, wie wir es leſen in heiliger Schrift, wenn er keine ſpezielle Notiz von dir nehmen wollte?"

„Lieſt du die Heilige Schrift?" fragte Damian höchſt verwundert. „Ich meine gehört zu haben, ſie ſei verboten, weil das ganze künſtlich erſonnene und zuſammengeſetzte Gebäude der katholiſchen Kirche über den Haufen fallen würde, wenn man die Leſung geſtattete."

Kunigunde lachte herzlich und rief: „Das wäre ja eine ungemein tragiſche Begebenheit, wenn eines guten Tages die apoſtoliſche Kirche zuſammenpraſſeln ſollte vor dem Echo der heiligen Schriften, die ja in ihr abgefaßt, geſichtet und beglaubigt ſind, und die nur ein Leben haben, inſofern ſie gehören zum lebendigen Organismus des Heiligen Geiſtes, deſſen Bau eben dieſe Kirche iſt. Einem Denkgebäude, von menſchlicher Weisheit erſonnen, könnte es hingegen wohl geſchehen, daß es zuſammenſtürzte, wenn die mächtige Stimme des Evangeliums darin erſchallte, weil ſeine Wahrheiten nicht ſtandhielten vor der ewigen Wahrheit der Offenbarung."

„Es iſt der katholiſchen Kirche ſchon oft der Untergang prophezeit worden."

„Jawohl, zu ihrem großen Troſt! denn dies „Oft" beweiſt, daß es immer falſche Propheten waren; daß ſie nur verkündeten, was ſie wünſchten, und daß ſie wünſchten, was der Antichriſt immer wünſcht: Chriſtus in ſeinem Erlöſungswerk zu vernichten."

„Gundel, du ſprichſt wie ein Profeſſor myſtiſcher Theologie! Haſt du deine Freude daran, ſo ſei ſie dir gegönnt. Aber ich bitte mir aus, daß du ſie nicht unſeren Buben einpflanzeſt; die brauchen vom Antichriſt nichts zu wiſſen und nicht in den heiligen Schriften zu ſtudieren."

Kunigunde war nach und nach erfahrener und vorſichtiger geworden. Sie ließ die Sache fallen und nahm ſich um ſo feſter vor, einen kindlichen frommen Glauben in den Knaben zu pflegen, als ſie wohl wußte, daß Damian ſie nicht darin unterſtützen würde. Es war ein Donnerſchlag für ſie, als Juliane plötzlich mit überraſchender Zärtlichkeit ſchrieb, ſie wünſche den zweiten Sohn ihres geliebten Gratian zu ſich zu nehmen, zu erziehen und ihm nach ihrem und ihres Mannes Tode Stamberg als Fideikommiß zu übergeben. Leichenblaß ſaß Kunigunde da, während Damian den Brief vorlas; ihre Hände waren vom Stickrahmen in ihren Schoß geſunken und zitterten leiſe, und mit unausſprechlichem Schmerz ſah ſie Levin an, als wolle ſie ſeines Beiſtandes ſich verſichern.

„Der arme Junge dauert mich,“ ſagte Damian, als der Brief zu Ende war. „So ganz allein bei der Großmama, das wird eine traurige Kindheit geben! Dafür bekommt er denn freilich ſpäter ein prächtiges Fideikommiß, das ſomit den gierigen Klauen der ſchleſiſchen Stambergs entriſſen wird und unſerer Familie bleibt. Ich bin recht froh, endlich darüber Gewißheit zu haben. Nun, Gundel, was ſagſt du? Du biſt ja ganz ſtarr vor Überraſchung.“

„Ich ſage, lieber Damian,“ erwiderte Kunigunde mit bebender Stimme, „daß ich auf deine Zuſtimmung zähle und das Kind nicht hergebe. Dir hat Gratian ſeine Söhne anvertraut und ich habe ſie von Walburg geerbt. Sie ſind auch ein Fideikommiß, ein viel koſtbareres als alle Güter der Welt — und ich denke, wir vertauſchen ſie nicht gegen Stamberg — nicht alle und nicht einen.“

„Kind, es handelt ſich um eine Rente von mindeſtens fünfzigtauſend Gulden. Die wirft man nicht fort wie eine Einladungskarte, welcher man nicht Folge leiſten will. Die erſte Jugend des kleinen Oreſt wird nicht ſehr munter ſein; aber im ſpäteren Leben kann er das ja leicht nachholen und ganz andere Freuden genießen als die unbedeutenden der Kindheit. Weigern wir uns aber, nimmt die Mama unſere Weigerung übel, macht ſie ein Fideikommiß zugunſten der Stambergs, und Oreſt, erfährt er dermaleinſt, daß er durch unſere verkehrte Zärtlichkeit es verloren hat, wird er uns dann keine Vorwürfe machen? und haben wir ſie nicht verdient?“

„Lieber Damian,“ erwiderte Kunigunde, „es iſt eine von deinen glänzendſten Eigenſchaften, daß du als ein echter Ariſtokrat ſehr großmütig in bezug auf Geld und Gut biſt. Das haſt du bewieſen, als du ein ganz unbemitteltes Mädchen zur Frau nahmſt, und als du die Exiſtenz deines Bruders und ſeiner Familie nicht einige Wochen oder Monate, ſondern acht Jahre hindurch ebenſo behaglich machteſt, wie die deine es iſt, und als du ihm auf dem Sterbebette verſprachſt, ſeinen Söhnen Vater zu ſein, und bei tauſend anderen Gelegenheiten.‘

„Das iſt richtig! aus dem Mammon mache ich meinen Götzen nicht,“ ſagte Damian, mit heimlichem Wohlgefallen das Lob ſeiner Tugenden einſchlürfend, was ihm hoffentlich nur diejenigen übel nehmen werden, welche über dieſe Schwäche erhaben ſind. „Aber, Kunigunde, es handelt ſich hier nicht um mich und mein Vermögen, ſondern um ein prächtiges Fideikommiß für Oreſtes.“

„Würdeſt du Regina zur Mama geben, wenn ſie deren Erbin ſein ſollte?“

„Nicht um die Welt!“ rief Damian; „nein, mein einziges Kind geb' ich nicht her.“

„Von dem Augenblick an, da du deinem Bruder verſprachſt, ſeinen Söhnen Vater zu ſein, hatteſt du vier Kinder,“ ſagte Kunigunde, „und ich ſehe nicht ein, wie du mit gutem Gewiſſen für einen der Knaben tun magſt, was du um keinen Preis für deine Tochter täteſt. Der arme kleine Oreſt iſt unglücklich genug, Vater und Mutter verloren zu haben; o trenne ihn wenigſtens nicht von uns und ſeinen Geſchwiſtern.“

Damian hatte ſich inzwiſchen von Kunigundens Schweichelworten erholt und ſagte: „Dir iſt nicht zu trauen, denn du haſt bei der ganzen Sache im Grunde nur die eine Furcht, daß Oreſt nicht fromm genug erzogen wird.“

„Und wäre ich nicht dazu berechtigt?“ fragte Kunigunde errötend, weil Damians Bemerkung ganz richtig war. „Ich will nicht von deiner guten Mutter ſprechen; ich will annehmen, daß ſie Oreſt erzieht, wie ſie dich erzogen hat; aber du hatteſt doch Onkel Levin und hörteſt und ſaheſt doch etwas vom katholiſchen Leben und Weben, während Oreſt in ſeiner Vereinzelung auf Stamberg demſelben gänzlich entfremdet und gleichſam losgeriſſen von jeder katholiſchen Tradition ſein würde. Welch ein unermeßlicher Schaden für die Seele des Kindes! wer erſetzt ihm den Verluſt oder auch nur die Schwächung des Glaubens!“

„Nun, ſo glaubt er etwas anderes, oder etwas weniger,“ wendete Damian ein.

„Oder auch nichts,“ ſagte Levin mit ſeiner milden Ruhe in Ton und Blick.

„Sind Sie Kunigundens Bundesgenoſſe, beſter Onkel?“ rief Damian. „Das wundert mich! Sie pflegten doch ſonſt, trotz Ihrer tranſzendentalen Richtung, einen klaren Blick für alle Verhältniſſe zu haben und auch die irdiſchen Dinge nach ihrem Werte zu ſchätzen.“

Levin lächelte leiſe zu der tranſzendentalen Richtung, die Damian ihm lieh, und antwortete:

„Dazu ſind wir alle verpflichtet und eben deshalb dürfen wir ſie nicht über ihren Wert ſchätzen. Das Vaterhaus, das Mutterherz, das Familienleben, beſeelt und durchwärmt vom heiligen Glauben, iſt ein ſo unermeßliches Gut, daß ein Kind, welches ohne dasſelbe aufwächſt, bettelarm iſt — und hätte es Millionen! Denn die Millionen ſind zu zählen und alles, was gezählt werden kann, iſt armſelig im Vergleiche zum Unermeßlichen.“

„Aber, beſter Onkel, vom Unermeßlichen lebt man nicht, ißt und trinkt man nicht, wird man nicht Majoratsherr. Ein Vater muß für ſeinen Sohn ein Fideikommiß bewahren; weshalb alſo nicht eines erwerben?"

„Bewahre zuerſt für Oreſt das, was er hat; alles andere findet ſich."

„Beſter Onkel, Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß der arme kleine Oreſt, der nachgeborene Sohn eines Nachgeborenen, nichts hat."

„Eben darum, lieber Damian, bewahre ihm ſein übernatürliches Gut, damit der Knabe, den vielleicht ſchwere und drückende Verhältniſſe erwarten, eine Stütze habe, welche ſie tragen hilft. Bewahre ihm das himmliſche Fideikommiß des Glaubens, welches Gott ſelbſt den Eltern anvertraut, damit es ungeſchmälert auf die Kinder, und aus einer Generation in die andere übergehe. Das kann Oreſt dereinſt von dir verlangen; Stamberg nicht. Der vernünftige Menſch zieht das Ewige dem Vergänglichen vor, ſowohl für ſich ſelbſt als für ſeine Kinder.'

„Wenn man Sie hört, ſollte man meinen, Oreſt müſſe über Stamberg geradewegs in die Hölle laufen," rief Damian unmutig, „und es iſt doch ganz ungewiß, ob er über Windeck in den Himmel ſpaziert."

Levin ließ dieſe Bemerkung fallen und ſagte:

„Wäre ich ein reicher Mann und könnte ich nicht meine Kinder im Glauben der katholiſchen Kirche erziehen, ſo müßte ich verzweifeln, denn nur dort ſehe ich Waffen, um den furchtbaren Kampf mit dem Leben, der den Reichen ſo beſonders gefährlich iſt, ſiegreich zu beſtehen."

„Wo ſehen Sie denn die Tugendhelden, die aus dem Kampf als Sieger hervorgehen," fragte Damian bitter, „da doch die Waffen allen zu Gebote ſtehen?"

„Nur leider braucht ſie nicht jeder," entgegnete Levin. „Die Waffen fliegen nicht von ſelbſt jedem in die Hand; ſie müſſen ausgewählt, ergriffen und geführt werden. Übrigens, lieber Damian, iſt das Heldentum der Tugend etwas, das man nicht immer auf der Oberfläche und mit dem erſten Blick wahrnimmt."

„Ich ſehe ſchon, daß ich keinen Frieden im Hauſe haben würde, wenn ich nicht Oreſt behielte," ſagte Damian nachdenkend; „nur weiß ich nicht, wie ich den Antrag der Mama ablehnen ſoll."

Kunigunde bog ſich tief über ihren Stickrahmen, um ihre hervorquellenden Freudentränen zu verbergen, da ſie Damians Feindſeligkeit gegen alle Arten von Tränen genügend kannte. Levin ſagte:

„Will deine Mutter ſogleich das Kind haben?"

„Nein, im nächſten Frühling."

„Dann würde ich in deiner Stelle vorderhand ihrem Wunſche nicht entgegentreten. Wer weiß, ob ſie ihn im Frühling noch hegt."

„Wenn der Bube aber ein Taugenichts wird und doch nicht Stamberg bekommt: wie dann, Onkel Levin?" fragte Damian ſinnend.

„Haſt du deine Schuldigkeit gegen Gott und Oreſt getan — und ſollte er dann ſo unglücklich ſein, die ſeine nicht zu tun: ſo iſt es auch dann beſſer, wenn er ein armer als ein reicher Taugenichts iſt. Es ſehen weniger Augen auf ihn und folglich geht ſein ſchlechtes Beiſpiel nicht über einen kleinen Kreis hinaus, während er, als der Mittelpunkt eines größeren, entſetzliches Unheil ſtiften kann."

„Ich bitte euch, ſchweigt von ſo traurigen Möglichkeiten!" ſagte Kunigunde flehend. „Welche Mutter kann ohne Herzeleid ſolche Vorausſetzungen anhören!" —

Bald darauf wäre der kleine Oreſt in ganz anderer Weiſe beinahe ſeiner Familie entriſſen worden. Er ſpielte am Ufer des Mains, kletterte in einen Nachen, verlor das Gleichgewicht von deſſen leiſen Schaukeln und fiel ins Waſſer. Da er vor Schreck nicht ſchrie, wurde die Wärterin, die in eine Handarbeit vertieft war, nicht aufmerkſam gemacht und Oreſt wäre vermutlich ertrunken, wenn nicht ſein Spielkamerad, Florentin der Fährmannsſohn, beherzt ihm nachgeſprungen wäre, ihn gepackt hätte und dann, um Hilfe rufend, am Nachen ſich anzuklammern ſuchte. Es war in der Mittagsſtunde und niemand am Ufer. Als die Wärterin in höchſter Beſtürzung herbeieilte und beide Knaben aus dem Waſſer gezogen hatte, bedrohte ſie Oreſt heftig, nichts von ſeinem Unfall verlauten zu laſſen, weil er hart geſtraft werden würde, und deshalb müſſe auch Florentin ſchweigen. So hoffte ſie, werde die Gräfin nichts erfahren und ihr jeder Verweis, vielleicht ſogar die Entlaſſung geſpart werden. Sie brachte die Kinder auf Umwegen ins Schloß, kleidete ſie um, und es war weiter nicht die Rede davon, da Oreſt wohl wußte, daß es ſchwerlich ohne Strafe für ſeinen Ungehorſam abgehen würde. Levin hatte aber von der Terraſſe aus den ganzen Vorfall geſehen und ſich gefreut, wie herzhaft der kleine Florentin zu Werke ging. Er glaubte, die Wärterin würde Kunigunden ihre Unaufmerkſamkeit geſtehen; da aber gar nichts von der Sache verlautete, teilte er ſie nach einigen Tagen der Gräfin mit, um ſie vor der Sorgloſigkeit der Wärterin zu warnen. Kunigunde war außer ſich vor Schreck über Oreſt und vor Freude über Florentin. Er war das erſte Kind, das ſie in Windeck aus der Taufe gehoben hatte. Sie war eine treue Pflegerin ſeiner Mutter geweſen, die bruſtkrank langſam dahinſiechte. Sie hatte der armen Sterbenden verſprochen, immer ein Auge auf Florentin zu behalten. Deſſen Vater hatte wieder geheiratet, und die Stiefmutter war nicht gut gegen Florentin. Sie ſchlug ihn ohne Urſache, wenn ſie eben übler Laune war, und ihre eigenen Kinder durften ihn ungeſtraft quälen. Er war in Uriels Alter und Kunigunde, die ihn immer gern gehabt hatte, ließ ihn jetzt häufig ins Schloß kommen, ſeitdem die Knaben in Windeck waren. Kürzlich hatte Florentin auch ſeinen Vater verloren und führte nun bei ſeiner Stiefmutter und ſeinem alten Großvater, der dem böſen Weibe nicht gewachſen war, ein trauriges Leben. Kunigunde wußte ihrer Dankbarkeit keinen beſſeren Ausdruck zu geben, als den, daß ſie beſchloß, ihn mit ihren Kindern zu erziehen.

„Er hat uns das Leben eines Sohnes gerettet,“ ſagte ſie zu Damian, „dafür wollen wir wiederum ihn retten! Bei der Stiefmutter kommt er um an Leib und Seele.“

Damian hätte den Knaben lieber in irgend eine Erziehungsanſtalt gegeben. Er fand es bedenklich, ihn in Verhältniſſen und Umgebungen aufwachſen zu laſſen, die er ſpäter ungern vermiſſen würde; Fährmannsſohn und Grafenkinder dürften nicht auf demſelben Fuße erzogen werden. Dagegen ſagte Kunigunde, gerade aus ſolcher Verſchiedenheit der Verhältniſſe könnten ſich die ſchönſten Tugenden entwickeln: Dankbarkeit, Hingebung, treue Anhänglichkeit in Florentin und in ihren Söhnen eine richtige Würdigung des Menſchen ohne Rückſicht auf Stand und Herkunft, brüderliche Geſinnung für Arme und Niedriggeborene, vielleicht auch heilſamer Wetteifer, da Florentin ein ſehr intelligentes Kind ſei. Onkel Levin wurde zu Rate gezogen wie immer. Er ſagte:

„Liebe Kunigunde, ich glaube kaum, daß ich Ihren Mut hätte. Es iſt nicht leicht, ein fremdes Kind ſo zwiſchen den eigenen Kindern zu erziehen, daß es ſich nicht fremd fühle.“

„Beſter Onkel, Florentin fühlt ſich ſchon jetzt heimiſcher und behaglicher bei uns als bei ſeiner Stiefmutter, die ihn faſt verhungern läßt.“

„Das glaub' ich ſchon; aber ich weiß nicht, ob dies Behagen ein Glück für die Zukunft des Knaben iſt.“

„Iſt ganz meine Meinung!“ rief Damian. „Was willſt du denn eigentlich mit ihm anfangen?“

„Ich denke, du läßt ihn ſtudieren, lieber Damian,“ ſagte Kunigunde. „Wie ſchön wäre es, wenn er Arzt würde! wie gut könnteſt du einen Arzt brauchen, ſo recht in der Mitte deiner Beſitzungen ihm einen Wohnort anweiſen und alle armen Leute ihm übergeben. Oder wie ſchön wär' es, wenn er geiſtlich würde

— ein frommer Prieſter, ach, welch Gnade! Den Arzt der Seelen könnten wir eigentlich noch notwendiger brauchen als den für die Körper. Oder will Florentin nicht ſtudieren, ſo kann er Förſter werden, Verwalter, Rentmeiſter. Du haſt eine Menge Stellen, zu denen du treue, tüchtige Menſchen brauchſt."

Damian hatte mancherlei Nöten mit ſeinen Beamten. Der Gedanke, einen recht tüchtigen, zuverläſſigen Beamten in Florentin heranzubilden, war ihm eine erfreuliche Vorſtellung, und er ſagte:

„Wohlan, Kunigunde, wir wollen Florentin behalten! Es gefällt mir ſehr gut von dem kleinen Patron, daß er ſo unverzagt und entſchloſſen ins Waſſer ſprang; aber noch viel mehr, daß er kein Wort von ſeiner Heldentat verlauten ließ, der kleine Schweigende!"

Mit großer Freude zog Florentin im Schloſſe ein und der ganze Kindertrupp gedieh aufs beſte. Im Frühling hatten alle das Scharlachfieber; Juliane konnte alſo Oreſt nicht zu ſich nehmen. Im Sommer auch nicht, denn ſie mußte wegen ihrer Geſundheit in die böhmiſchen Bäder gehen. Im Herbſt auch nicht, denn ſie fürchtete die rauhe Luft des Odenwalder Spätjahres für den Kleinen. Und endlich erklärte ſie, es ſei wohl am zweckmäßigſten, wenn er nicht vereinzelt, ſondern mit den übrigen Kindern erzogen werde. Über das beabſichtigte Fideikommiß ſchwieg ſie; aber Damian rechnete dennoch darauf für Oreſt, weil ja nicht er und Kunigunde den Erziehungsplan durchkreuzt, wohl aber die Mutter ſelbſt ihn aufgegeben, alſo in keiner Weiſe Widerſpruch zu ſtrafen hatte. Uriel bekam Windeck ſamt Reginen und für Hyazinth war dann ſehr leicht zu ſorgen. So richtete Damian in Gedanken die Zukunft der Kinder ſo ſicher im irdiſchen Glück und Glanz ein, wie Kunigunde darauf zu hoffen wagte, ſie ſämtlich zu halben Wundern der Vollkommenheit aufblühen zu ſehen. — Nach einigen Jahren hatte ſie ein zweites Töchterchen, das ihr Mann mit unausſprechlicher Freude empfing, denn er hatte halb und halb einen Sohn gefürchtet, dermaßen hing ſein Herz an Uriel. Und wieder gingen Jahre vorüber mit den Sorgen und Freuden des Familienlebens, denen ſich Kunigunde mit unbegrenzter Hingebung widmete. Da wurde ſie von einem Bruſtfieber befallen und nach einem kurzen Krankenlager ſchied dieſe ſchöne, zärtliche, liebevolle Seele vom irdiſchen Leben. Ein Schrei des Jammers folgte ihr nach. Damian war faſſungslos; Levin nahe daran; ſämtliche Kinder in Verzweiflung. Von einer ſolchen Trauer hatte kein Menſch auf Windeck je eine Ahnung gehabt. Als ihr Sarg über den Main geführt wurde nach Kloſter Engelberg in die Familiengruft, ſtanden beide Ufer gedrängt voll Menſchen, die ihr nachweinten und andächtig für ſie beteten. In den achtzehn Jahren, die ſie auf Windeck verlebt hatte, war ihr Herz zuweilen recht kummervoll und gedrückt geweſen; aber nie hatte ſie irgend jemand anders als freundlich empfangen und nie einen Unglücklichen oder Traurigen anders als getröſtet entlaſſen. Dafür wurde ihr jetzt manche Träne nachgeweint und manches Gebet nachgeſchickt. Im Schloß ging das Leben mechaniſch fort, wie ſie es geordnet hatte; aber es hatte einen leichenhaften Anflug. Jetzt erſt merkte man, wie ſie es in ihrer ſtillen, demütigen, freundlichen Weiſe beſeelt hatte. Als Damian ſeine Töchter zum erſtenmal nicht weiß gekleidet, ſondern im Traueranzug ſah und dazu ihre kleinen, blaſſen, verweinten Geſichter, ſchloß er ſie angſthaft in ſeine Arme und ſagte zu Levin:

„Was ſoll aus ihnen werden ohne Mutter?"

Da umſchlang Regina ihn zärtlich und ſagte: „Gräme dich auch nicht zu ſehr, lieber Vater, denn die heilige Mutter Gottes wird jetzt unſere Mutter ſein. Eine andere können wir nicht brauchen."

Er beneidete faſt das Kind um dieſe tiefe Zuverſicht und um dies Eingehen in die übernatürliche Welt. Er machte ſich tauſend Vorwürfe, daß er gerade in dieſem Punkt Kunigunde ſo oft betrübt, ſo häufig die zarteſte Blüte ihres inneren Lebens mit dem kalten Froſt ſeines Indifferentismus verletzt hatte. Er mußte ſich eingeſtehen, daß er das Beſte, was er in ſich ſelbſt fand, Kunigunden verdankte, deren milde Liebe immer gegen ſeine Selbſtſucht kämpfte, ohne ſich durch geringe Erfolge entmutigen zu laſſen. Da er ihr nicht ſelbſt mehr danken konnte, ſo nahm er ſich vor, in den Töchtern ihr zu vergelten und ſie im Sinne der Mutter erziehen zu laſſen. In Wien bei den Saleſianerinnen hatten Kunigunde und Walburg ihre Erziehung empfangen, und Damian beſchloß, ſeine Töchter ebenfalls einem klöſterlichen Inſtitute zu übergeben.

„Nach Wien bringe ich ſie aber nicht," ſagte er zu Levin, als er mit ihm den Plan überlegte. „Sie müſſen ſo gütig ſein, beſter Onkel, und ein Inſtitut der Dames du Sacré Coeur auskundſchaften, von dem Kunigunde zuweilen redete. Gegen Wien ſprechen drei Gründe."

„Und das ſind?" fragte Levin voll Erwartung.

„Erſtens die große Entfernung. Zweitens, daß die liebe Kunigunde im Franzöſiſchen keinen Pariſer Akzent hatte. Drittens möchte ich gerne die Kinder von einer gewiſſen kleinen deutſchen Sentimentalität fernhalten, von einer gewiſſen Überſchwenglichkeit des Gemütslebens, worin die beſten und frömmſten

Frauen leicht verfallen und welche ſicherlich in einer deutſchen klöſterlichen Erziehungsanſtalt ungemein floriert.“

Levin ließ dieſe letzte Annahme auf ſich beruhen und erwiderte: „Alle klöſterlichen Genoſſenſchaften, die ſich der Erziehung der Jugend widmen, tun es im Geiſte des göttlichen Heilandes, der da geſagt hat: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen,“ und folglich mit der größten Liebe, Hingebung und Opferwilligkeit, denn ſie haben aus der Nachfolge Jeſu im Dienſte der Seelen freiwillig ihren Stand gemacht. Daher erfüllen ſie ihre Pflichten in möglichſter Vollkommenheit und verdienen das größte Vertrauen. Aber, lieber Damian, wo Menſchen wirken und handeln, da gibt es Schwächen, und in den Charakteren der Zöglinge gibt es Schattenſeiten. Du darfſt alſo deine Erwartungen nicht übermäßig hoch ſpannen und ſpäter die etwaige Unvollkommenheit der Kinder nicht auf Rechnung der klöſterlichen Erziehung bringen. Verſprichſt du mir das, ſo will ich gleich Erkundigungen einziehen, die ohne Zweifel höchſt günſtig lauten werden, indem ja die Dames du Sacré Coeur berühmt ſind wegen ihrer brillanten Erziehung für die Welt.“

„Das iſt's gerade, was ich wünſche!“ rief Damian. „Seien Sie unbeſorgt, beſter Onkel! Geraten die Kinder einigermaßen in dieſer Richtung, ſo ſchwärme ich für das Sacré Coeur. Aber wie einſam, wie unerträglich einſam wird es hier werden.“

Das empfand Levin mit ſchneidendem Herzweh. Die Beſchäftigung mit den Kindern war ſeine Wonne; aber er ſagte tröſtend zu Damian: „Es war ja ſchon feſtgeſetzt, daß die älteſten Knaben fort ſollten, und wir behalten doch vorderhand Hyazinth.“

„Ja, den einen, und alle anderen gehen! Mir graut vor der Stille, die hier eintreten wird.“

An einem und demſelben Tage war allgemeiner Aufbruch in Windeck. Uriel, Oreſt und Florentin reiſten in Begleitung eines Hofmeiſters ab, um Gymnaſialſtudien zu machen; und Damian mit ſeinen Töchtern zuerſt nach Stamberg, um ſie noch einmal der Großmama vorzuſtellen, und dann zu den Dames du Sacré Coeur im Elſaß. Juliane mußte nach ihrer Gewohnheit Einwendungen gegen dieſen Erziehungsplan machen, von dem ſie ahnte, daß er mittelbar von Kunigunden herrühre. Weshalb nicht die Kinder nach Mannheim bringen, in das weltberühmte Inſtitut, deſſen glänzende Reſultate man kenne. Oder noch lieber nach Norddeutſchland, wo man überhaupt auf einem viel höheren Stand der Bildung ſtehe, nach Dresden zum Beiſpiel; da könnten künſtleriſche Anlagen in ihnen entwickelt werden. Gab es aber irgend etwas, wodurch Damian in ſeinen Anſichten und Plänen beſtärkt wurde: ſo war es gewiß der Widerſpruch ſeiner Mutter. Ohnehin ging er nicht leicht von ſeinen Ideen ab und ſo hatte Julianens Mißbilligung nicht die geringſte Wirkung auf ihn. Er war ganz gleichgültig gegen ihre beſtändige Krittelei.

Der Abſchied von ſeinen Töchtern, die Heimkehr nach Windeck, die Verödung ſeines Hauſes ſtimmten den Grafen ungemein ſchwermütig. Er hatte an Kunigunden die treueſte Freundin gehabt, deren Teilnahme zu jeder Stunde, für jede Kleinigkeit ihm gewiß war und die ſorgſam alles zu entfernen oder ſelbſt zu übernehmen wußte, was ihn beläſtigte oder verſtimmte. Er hatte in Uriel und Oreſt ſchon Geſellſchafter gehabt, die mit ihm jagten und ritten, und in den beiden fröhlichen, kleinen Mädchen eine beſtändige Quelle des Scherzes und der Heiterkeit. Er hatte an dem Perſonal, welches die Erziehung der Kinder bald für immer, bald zeitweiſe ins Haus brachte, eine Unterhaltung gehabt. Hofmeiſter, Muſiklehrer, Zeichenlehrer, Tanzlehrer, Engländerin, Franzöſin und was ſonſt noch die moderne Erziehung erheiſchen mag, zog auch in Windeck ein und aus. Zwölf Perſonen am Familientiſch, das war die geringſte Zahl; und zwiſchen ihnen allen war er der Herr, war er der Mittelpunkt. Ihn wollten alle unterhalten; ihm — alle gefallen. Um ihn bemühte ſich alles, drehte ſich alles. Kunigunde gab allen die Richtung auf ihn, die ſie ſelbſt nie verlor. Jetzt hatte er niemand als den Onkel Levin, den dreizehnjährigen Hyazinth und deſſen Erzieher, einen jungen Geiſtlichen.

„Seitdem ich keine Frau mehr habe, komme ich mir gar nicht vor wie der Herr des Hauſes,“ ſagte er oft.

Levin verſuchte Saiten zu berühren, die in traurigen Herzen manchmal Anklang finden: Ergebung, Entſagung, Hinwendung zum höchſten Gut, das für den Verluſt jedes anderen einen himmliſchen Erſatz bietet. Allein dafür war der Graf taub. Er fühlte ſich ſeiner glücklichen Exiſtenz beraubt und faßte es nicht, wie man ohne eine ſolche zufrieden leben könne. Die Selbſtſucht war noch immer übermächtig in ihm.

„O wie beneide ich den geiſtlichen Stand um ſeine ewige, unzerſtörbare Ruhe!“ äußerte er einmal in aufgeregter Traurigkeit gegen Levin. „Der Prieſter iſt der glücklichſte Menſch auf Erden. Er fühlt keinen Schmerz mehr.“

„Die ſtille Ruhe fliegt ihm nicht an,“ entgegnete Levin ſanft; „ſie will erkämpft ſein. Und der Schmerz flieht nicht von ſelbſt vor ihm; er will bezwungen ſein. Und nicht mit einem Kampf iſt die Ruhe auf immer hergeſtellt und nicht mit einem Willensakt der Schmerz beſiegt! Das dauert fort — durchs Leben. Aber wir ſind freilich wie tüchtige Soldaten darauf eingeübt, uns nicht den Feind über den Kopf wachſen zu laſſen, ſondern uns beizeiten durchzuſchlagen.“

„Was kann der Prieſter für Schmerzen haben?“ fragte der Graf unbefangen. „Er hat nicht Weib noch Kind; er verliert ſie nicht; er kennt keine Sorge um ſie. Gegen irdiſche Leidenſchaften — denn es verſteht ſich, daß ich von einem frommen Prieſter rede — ſchützen ihn Stand, Beruf und Gnade; woher ſoll alſo für ihn der Schmerz kommen?“

„Aus der Sünde, der eigenen und der fremden,“ entgegnete Levin und heftete ſein ſeelenvolles Auge auf Damian. „Aus der Sünde, die den Gekreuzigten, welcher aus einem Wunder der Liebe für uns ſtirbt und aus einem anderen Wunder der Liebe für uns lebt, wieder und immer wieder kreuzigt und die Seelen, die er retten will, ihm entreißt und in den ewigen Tod ſtürzt. Der Schmerz um die verſchmähte Liebe Gottes, um das Elend des Sünders, um die Leiden der Kirche, um den Abfall vom Glauben, um die Anfeindung der Religion bewegt ſich in einer anderen Sphäre, als die der irdiſchen Verhältniſſe, aber er hat auch ſeinen Stachel, auch ſeine Bitterkeit, mein lieber Damian, und wenn wir ihn nicht hinnehmen würden als einen Dorn aus der Krone, die Chriſtus trägt, und als einen Anteil an dem Kelch, den Chriſtus trinkt: ſo würde kein Menſchenherz ſtark genug ſein, um ihn zu ertragen.“

„Das iſt es ja eben, lieber Onkel: Sie haben immer das Kreuz bei der Hand, an das Sie ſich lehnen.“

„Ergreife das Kreuz, dann haſt du es auch. Das Kreuz iſt ein Gemeingut der Menſchheit und hat für uns all dieſelbe Kraft. Es tut uns weh und heilt all unſer Weh.“

Aber das wollte der Graf nicht verſtehen! — Um ſich zu zerſtreuen, reiſte er viel, ging in die Bäder, machte bald in Wien, bald in Paris einen Winteraufenthalt und beſuchte alle Jahre einmal ſeine Töchter, während ſeine Söhne — wie er ſie nannte — in den Ferien nach Windeck kamen und munteres Leben mit ſich brachten. Durch die oberflächliche und erkältende Berührung mit der Welt ließ ſich der Graf mehr und mehr von jeder höheren Anſicht und Lebensauffaſſung ablöſen. Das Wenige, was ihm Kunigunde allmählich von ihrer Seelenwärme, von ihrem Seelenadel mitgeteilt hatte, ging wieder unter in der allgemeinen Weltepidemie der Selbſtvergötterung — und das war der Moment, in dem er ſeine Töchter aus dem Inſtitut des Sacré Coeur abholte, um ſie fortan bei ſich zu behalten.

* * *

Präludien.

„Wie gefällt Ihnen denn eigentlich Regina, beſter Onkel," ſagte Damian, nachdem er jenes Geſpräch mit ſeiner Tochter gehabt hatte. „Sie iſt jetzt vierzehn Tage hier, da kann man ſchon ein Urteil über ſie haben."

„Ich denke, ihre gute Mutter würde eine innige Freude an ihr haben," verſetzte Levin.

„Und ihr guter Vater?" fragte Damian.

„Nun, ihr guter Vater hat dieſe Freude doppelt," entgegnete Levin lächelnd, „für ſich und für die Mutter."

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich etwas ganz anderes von der Kloſtererziehung erwartet hatte! Regina macht mir durchaus nicht den Eindruck eines unterwürfigen Charakters, einer fügſamen Seele. Sie iſt ſehr ſchön, ſie hat ſehr viel Verſtand, ſie hat eine große Anmut des Benehmens; aber ihre innere Entſchiedenheit mißfällt mir. Ich fürchte, ſie hat wenig Neigung zum Gehorſam."

„Sie ſucht doch alle deine Wünſche buchſtäblich und mit großer, zuvorkommender Bereitwilligkeit zu erfüllen."

„Das iſt richtig — aber! aber! ſie hat einen Willen!"

„Du wirſt doch nicht wünſchen, daß ſie ein Automat ſei?"

„Unter Umſtänden könnte ich es wünſchen! Hat ſie noch nicht mit Ihnen über ihre Kloſterideen geſprochen?"

„Nicht eine Silbe! und ich bitte dich, darauf kein großes Gewicht zu legen. Solche Idee hat manches junge Mädchen, ohne daß ein wahrer Beruf ihr zugrunde liegt."

„Glaub' es gern! nur fürchte ich, daß äußere Einflüſſe ſie in ihrer verkehrten Idee beſtärken könnten und deshalb hab' ich beſchloſſen, ſie mit Uriel zu verloben, ſobald er kommt, und das wird ja in den nächſten Tagen geſchehen."

„Beſter Damian, das iſt gefährlich! Uriel und Regina haben ſich in fünf Jahren nicht geſehen, ſind als Geſchwiſter aufgewachſen und haben vielleicht nicht die mindeſte Neigung füreinander."

„O die findet ſich! Ich will auch nicht mit der Türe ins Haus fallen, ſondern nur, wenn ſie einige Wochen traulich miteinander gelebt haben, ihnen zu verſtehen geben, was ich wünſche. Überdies iſt Regina ein Mädchen, in das man ſich leicht verlieben kann; bemerkt aber ein Mädchen, daß ſie eine Neigung weckt, ſo erwidert ſie dieſelbe. Das liegt in der weiblichen Natur und darauf baue ich meine Hoffnung: Uriel muß ſich verlieben und die Kloſterideen bekämpfen; ich werde ſie unberückſichtigt laſſen."

„Das iſt die klügſte Taktik," ſagt Levin einſtimmend.

„Sie wünſchen alſo nicht, daß Regina ins Kloſter gehe?" fragte der Graf etwas verwundert. „Ich dachte, Ordensleute und Prieſter hätten dafür eine beſondere Liebhaberei."

„Hoffentlich," entgegnete Levin lächelnd, „iſt ihre größte Liebhaberei die, daß die Ehre Gottes und das Heil der Seelen in größtmöglicher Vollkommenheit gefördert werde. Wo aber kein Beruf zum geiſtlichen Stande iſt, geſchieht von beidem das Gegenteil."

„Ach, Onkel Levin! Sie ſind ein prächtiger Mann!" ſagte der Graf erheitert und klopfte ihm freundlich auf die Achſel; „bei Ihnen wird Regina nicht in ihren Träumereien Unterſtützung finden, und wahren Beruf zum Ordensſtande kann ſie ja unmöglich haben. Das ſind Schwärmereien junger Mädchen und es beruhigt mich ſehr, daß ſie gar nicht mit Ihnen darüber geſprochen hat. Gewiß ſcheut ſie Ihren klaren Blick in dergleichen Angelegenheiten."

Regina ſaß während dieſes Geſpräches in einer von dichten Schlingpflanzen umrankten Veranda am Stickrahmen und ſtickte zierlich auf einem ſchweren, weißen Seidenſtoff mit Goldfäden eine Girlande von Reben und Ähren, die ſich um ein Dorngewinde ſchlang. Ihr Vater hatte wohl recht, zu ſagen, ſie ſei ſehr ſchön. Ihre feinen edlen Züge waren beſeelt durch einen Ausdruck von lieblicher Kindlichkeit und von hohem Ernſt, wie man ihn bei den Heiligen und Engeln der alten florentiniſchen Maler findet. Unter ihrer zarten, durchſichtigen Stirn zogen ſich ihre dunklen Augenbrauen feſt und gerade mit großer Entſchiedenheit hin, während ihr klares, glänzendes, graues Auge einen ungemein ſeelenvollen Blick hatte, wenn ſie ihre langen, ſchwarzen Wimpern langſam aufhob. Es lag ein namenloſer Friede, eine gänzliche Unberührtheit von der Welt auf ihrer ganzen Erſcheinung. Sie ſtickte emſig und ſummte dabei, wie junge Mädchen zu tun pflegen, eine Melodie vor ſich hin, die ſehr fröhlich klang. Zuweilen ſtützte ſie aber den Arm auf den Stickrahmen und den Kopf auf die Hand, blickte hinüber nach Kloſter Engelberg und ging aus dem leiſen Summen in ein helles, wunderliebliches Singen der zwei Worte „Venite, adoremus!" über. Es lag in der Melodie ein Frohlocken, das kein Ende der Freude kennt und in welches Reginas ganze Seele einſtimmte. Dann arbeitete ſie weiter. Als ſie Männerſchritte auf dem Kieswege hörte, der zur Veranda führte, verſtummte ſie. Levin war nachdenkend über ſein Geſpräch mit dem Grafen in den Garten gegangen. Auch er hatte ſich von jeher mit dem Gedanken vertraut gemacht, Uriel und Regina würden ein Paar werden. Die Äußerungen des Grafen über Regina beunruhigten ihn, obwohl er, Damian gegenüber, die Sache unwichtig genommen hatte, um ihn nicht aufzuregen. Hatte Regina wirklich einen Lebensplan entworfen, welcher mit dem ihres Vaters nicht übereinſtimmte, welchen Stürmen ging ſie dann entgegen. Und war es denn etwas Unmögliches, daß ſie, die Tochter einer ſo frommen Mutter und ein Kind des Gebetes, andere Wege ginge als den der Welt? Er trat in die Veranda und ſagte liebreich:

„Du ſingſt ja wie eine Lerche ſo fröhlich, Regina.“

Sie ſtand ſchnell auf, ſtellte einen Gartenſtuhl für ihn neben ihren Stickrahmen und ſagte aus vollem Herzen: „Ich bin auch froh, lieber Onkel! Wenn die Lerche ſchon ſo fröhlich ſingt, weil ſie zum blauen Himmel auffliegen kann, wie müſſen wir dann ſoviel tauſendmal fröhlicher ſein, weil uns ein Himmel erwartet, der tauſendmal ſchöner iſt als der Äther um unſeren Erdball.“

„Denkſt du, junges Kind, ſchon an den Tod?“ fragte er.

„O nein!“ ſagte ſie unbefangen; „nur an das ewige Leben.“

Mit unſäglicher Liebe ruhte ſein Blick auf ihr, während er ruhig ſagte: „Ich wundere mich, Regina, daß du dich ſo leicht in die Trennung von den guten Damen vom Sacré Coeur findeſt, bei denen du es ſo gut hatteſt.“

„Ich hab' es auch hier ſehr gut, und ſo lieb ich die Damen habe und ſo innigen Dank ich ihnen ſchuldig bin, ſo weiß ich ja doch, daß es nicht meine Beſtimmung iſt, bei ihnen zu bleiben; das erleichtert mir die Trennung.“

„Du biſt ja ungemein verſtändig,“ ſagte er ſcherzend.

„Hab' ich denn nicht meinen Vater hier?“ fuhr ſie fort, „und dich hier, mein lieber Onkel? und da in Engelberg das Grab meiner Mutter, über dem die Mutter Gottes Wache hält? Tante Iſabelle iſt auch ſehr gütig für mich und Korona iſt mit ganzem Herzen hier. Wie könnte ich wohl unzufrieden ſein!“

„Die Vettern kommen auch nächſtens; dann wird es munter werden, und der Winter noch munterer, da dein Vater ihn in Frankfurt zubringen will.“

Es flog ein Schatten von Traurigkeit über Reginas Antlitz, als ſie erwiderte: „Ich freue mich ſehr, meine Vettern wiederzuſehen; aber auf einen Winter, gleichviel in welcher Stadt, freue ich mich gar nicht.“

„Das kommt daher, weil dir ein ſolches Leben ungewohnt iſt. Bald wird es dir gefallen.“

Sie ſchlug ihre Augen groß zu ihm auf und fragte:

„Hat es dir je gefallen, lieber Onkel Levin?“

„Mir, mein Kind!“ rief er lächelnd. „Aber du weißt ja, daß der Geiſtliche an den ſogenannten Freuden der Welt nicht teilzunehmen pflegt und daß ich ſeit meinem achtzehnten Jahre geiſtlich bin. In Worms, wo ich ein paar Jahre Domherr war, hatte ich übergenug Beſchäftigung mit theologiſchen Studien, und als ich nach Auflöſung des Stiftes hierher zu meiner armen kranken Mutter zurückkehrte, fand ich ein Sterbebett — aber keine Weltfreuden. Später, zur Zeit meines Bruders Matthias, deines Großvaters, ging es hier freilich außerordentlich luſtig her. Allein ich war ſchon bei dreißig Jahren ein ſolcher Brummbär geworden, daß ich gar keine Neigung für dieſe Art von Luſtigkeit und Weltfreuden hatte!“

Regina ergriff ſeine Hand, küßte ſie zärtlich und ſagte: „Was du geworden biſt, Onkel Levin, das wiſſen wir beſſer als du.“

Die ſchmetternden Töne eines Poſthorns hatten ſich ſchon in der Ferne hören laſſen; jetzt erklangen in der Nähe die gellenden Diſſonanzen. Korona flog atemlos in die Veranda und rief froh in die Hände klatſchend und gleich wieder davonſpringend:

„Sie kommen! eben kommen die Vettern an! Papa läßt dich rufen, Regina.“

Regina bedeckte ſorgfältig ihren Stickrahmen, nahm Levin unter den Arm und ſagte lächelnd:

„Ich werde die Buben gar nicht mehr kennen! ſie ſind in den fünf Jahren ja ſämtlich junge Herren geworden.“

Als ſie in den Saal traten, herrſchte darin ein ungeheures Getümmel. Der Graf, vier junge Männer, Tante Iſabelle und Korona ſprachen alle auf einmal. Fragen, Antworten, Begrüßungen durcheinander. Ein rieſenhafter Neufundländer hatte die allgemeine Freude benutzt, um mit einzudringen in den Saal und durch leiſes Freudengeheul ſeine alten Kameraden zu begrüßen und bald an dieſen, bald an jenen hinanzuſpringen. Hyazinth hatte ſeinen Mops mitgebracht, der ohne Umſtände im Saal erſchien und höchſt ungnädig von Amour empfangen wurde, welcher ſich allein für ſalonberechtigt hielt und es in ruhigen Zeiten auch war. Ihm mißfiel dieſe revolutionäre Bewegung, die ihn vielleicht ſeines Polſters beraubte, und er kläffte zänkiſch gegen den Mops, während der Arras mit ſeinem betäubenden Geräuſch alle anderen Stimmen von Menſchen und Tieren übertäubte.

„Ah, Onkel Levin!“ rief plötzlich in dem Wirrwarr eine klingende Stimme und einer der Jünglinge brach ſich Bahn und küßte zärtlich Levins Hand.

„Grüß dich Gott, Uriel,“ ſagte Levin.

„Du biſt alſo Uriel?“ fragte Regina freundlich. „Ich muß euch ſämtlich der Reihe nach wieder kennen lernen.“

„Aber wir ſämtlich kennen dich, Regina,“ ſagte Uriel.

Sie gab ihm die Hand; auch an Oreſtes, auch an Florentin; als ſie ſich aber zu Hyazinth wendete, nahm ſie ſeine Hand zwiſchen die ihren und drückte ſie innig und ſagte:

„O Hyazinth, mein lieber Hyazinth! Dich kenne ich am beſten! wir waren ja immer zuſammen bei der lieben ſeligen Mutter.“

Der Graf beobachtete Regina mit einer faſt ängſtlichen Spannung. Nichts wäre ihm erwünſchter geweſen, als in Reginen „den zündenden Funken der Liebe“ zu Uriel wahrzunehmen, von dem zuweilen in Romanen geſprochen wird. Das war aber unmöglich! ſie hielt ſich entſchieden am meiſten zu Hyazinth, der nur ein Jahr älter als ſie und früher ihr unzertrennlicher Gefährte geweſen war. Allmählich legten ſich die Wogen der Aufregung, welche mit einem Wiederſehen nach langer Trennung verbunden ſind, und der Graf ſagte:

„Nun, meine Buben, tut und treibt, was ihr wollt, und amüſiert euch. Den Weg zum Pferdeſtall kennt ihr und zur Gewehrkammer auch. Die Hühnerjagd floriert! Bei jedem Schritte durch die Felder knattert eine Kette Rebhühner wie eine lebendige Rakete in die Höhe.“

„Als ob ich's geahnt hätte!“ rief Oreſt, ein wütender Jäger. „Vor acht Tagen erſt kaufte ich einen famoſen Hund, um ſchweres Geld freilich! aber er iſt's wert, der Nimrod! dreſſiert wie ein preußiſcher Soldat! der ſoll uns gute Dienſte tun.“

„Und in acht Tagen,“ fuhr der Graf fort, „haben wir einen Ball. Dann iſt Reginens Namens- und Geburtstag, und den wollen wir endlich einmal wieder feiern und uns freuen, daß wir beiſammen ſind.“

„Tanzeſt du gern, Regina?“ fragte Uriel.

„Nein!“ ſagte ſie ſanft und feſt.

„Frage ſie doch nicht, Uriel,“ rief der Graf; „darauf kann ſie dir nicht antworten, denn ſie hat ja noch nie einen Ball erlebt.“

„Und im Kloſter zu tanzen, das mag nicht ſehr amüſant ſein,“ bemerkte Florentin.

„Im Kloſter wird überhaupt nicht getanzt, lieber Florentin,“ entgegnete Regina. „Im Penſionat bekommen die Zöglinge Tanzunterricht ſo gut wie jeden anderen.“

„Nun, daß der himmelweit verſchieden von einem Ball iſt, verſteht ſich von ſelbſt und folglich hat Regina kein Urteil über den Tanz,“ ſagte der Graf entſcheidend.

„Vielleicht lern' ich es noch, lieber Vater,“ entgegnete Regina. „Mit meinen Fortſchritten im Reiten biſt du ja nicht unzufrieden.“

„Braviſſimo! Du reiteſt, Regina? — allen Reſpekt!‘ rief Oreſt. „Tanzen kann jede junge Dame. So gottverlaſſen iſt keine, um nicht einigermaßen gut zu tanzen; aber reiten . . . .“

„Reiten iſt für eine junge Dame ein übernatürliches Talent,“ warf Florentin hin.

„Vielleicht weißt du auch mit dem Gewehr umzugehen?“ fragte Oreſt; „oder doch wenigſtens mit Piſtolen?“

„Warum nicht gar mit der Zigarre!“ ſagte Uriel unmutig.

„Ich ſehe ſchon, daß meine Erziehung ſehr vernachläſſigt iſt,“ erwiderte Regina munter.

„Die Zigarre iſt vorderhand zu viel der Vollkommenheit,“ fuhr Oreſt fort. „Wir müſſen erſt ſehen, ob du imſtande biſt, die Allüren einer Lionne anzunehmen.“

„Einer Löwin!“ rief Korona entſetzt und ſchlug ihre Hände zuſammen. „Regina . . . und eine Löwin!“

„Kinder, ihr ſeid aber wirklich ſchlecht erzogen,“ fuhr Oreſt fort; „nun wißt ihr nicht einmal, daß eine Lionne keine Löwin iſt . . .“

„Sondern was denn?“ fragte Korona geſpannt.

„Oreſt! beſinne dich auf die Antwort!“ rief ihm Uriel zu, dem des Bruders burſchikoſer Ton mit den Couſinen höchſt unangenehm war.

„Brauch mich gar nicht zu beſinnen,“ erwiderte Oreſt, „iſt weltbekannt — ausgenommen im Sacré Coeur. Der modiſche Kunſtausdruck für eine etwas exzentriſche, brillante, hyperelegante, durch allerlei liebenswürdige Torheiten berühmte Frau — iſt Lionne. Verſtehſt du jetzt, Korona?“

„Nein!“ ſagte die Kleine treuherzig.

Der Graf beluſtigte ſich über alle Maßen an dieſen Geſprächen. Levin legte die Hand auf Koronas lockiges Haar und ſagte zu ihr:

„Wer viele Vettern hat, muß viele Neckereien aushalten, Korona. Du kannſt dich jetzt in der Geduld üben.“

„Ich werde ſuchen, mich zu wehren, Onkel Levin,“ verſetzte ſie unverzagt.

„Brav, Korona!“ rief Oreſt, „aus dir kann vielleicht eine Lionne werden.“

„Dann hüte dich vor mir!“ rief ſie.

Seit langer Zeit war es auf Windeck nicht ſo luſtig hergegangen wie eben jetzt. In dem allgemeinen Rauſch von Vergnügen und Wohlbehagen blieben nur Onkel Levin und Regina im gewohnten Gleichmute. Regina tat und trieb, was die übrigen taten und trieben. Man wollte ſpazieren reiten — ſie ritt mit; auf dem Waſſer fahren — ſie fuhr mit; Billard ſpielen — ſie ſpielte mit. Sie war zu allen dieſen Dingen freundlich bereit;

aber ſie ließ ſich keinen Augenblick aus ihrem inneren Gleichgewichte bringen. In der ſtillen Morgenfrühe, ehe irgend einer von den Dienſtboten ſichtbar war, ſtand ſie ſchon auf und eilte in die Kapelle, die einzige Stätte des Schloſſes, die einſam blieb und wo nur der Unterſchied gegen ſonſt ſtattfand, daß Hyazinth ſehr andächtig dem Onkel Levin bei der Feier des heiligen Meßopfers diente. Im Laufe des Tages wußte ſie immer ein paar Stunden zu finden, um ſich unbemerkt zurückzuziehen. Dann ſchlüpfte ſie auf ihr Zimmer, las, muſizierte oder nahm ihren Hut und beſuchte kranke und arme Leute, wie ſie das früher mit ihrer Mutter getan hatte. Ihr Vater beobachtete ſie mit der höchſten Spannung; es war ihm unmöglich, etwas Tadelnswertes an ihr zu bemerken. Sie benimmt ſich perfekt, murmelte er zuweilen bei ſich ſelbſt; nur ſcheint ſie kein Herz zu haben, und das iſt doch ein großer Fehler! Auch keine Augen hat ſie! ſonſt müßte ſie doch gewahr werden, daß Uriel nur für ſie Augen hat. Welch ein Kreuz ſind doch die Töchter! man wird nie aus ihnen klug! im Grunde freilich — aus keiner Frau.

„Iſt Uriel nicht ganz geſchaffen, um einem jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen?" fragte er einmal Levin.

„Je nachdem der Kopf iſt!" antwortete dieſer lachend.

Uriel war in der Tat ein herrlich begabter Menſch voll Adel der Geſinnung, Kraft des Charakters und hellem Verſtande, noch nicht ganz abgeklärt in den innerſten Tiefen ſeines Weſens, noch etwas übermannt von der chaotiſchen Bildung der Zeit; ganz verſchieden von Oreſt, der um ein Jahr jünger, aber ſchon ganz weltfertig in ſeiner Richtung und ſehr entſchloſſen war, ſich das Leben nicht verkümmern zu laſſen. Uriel war nichts weniger als befreundet mit Florentin, deſſen ſkeptiſcher und negierender Verſtand in der Schule moderner Aufklärungswiſſenſchaft ſein Element gefunden hatte. Oreſt hatte ſich nicht ſehr mit den Studien befaßt; um ſo williger ging er auf die Anſichten ein, die ſich bei Florentin entwickelt hatten und die er ungemein bequem für das Leben fand, ausgenommen einen Punkt. Florentin bezeichnete kurz und bündig ſeinen Standpunkt ſo: In der Religion — Proteſtantismus; in der Philoſophie — Radikalismus; in den Rechts- und Naturwiſſenſchaften — Empirismus; in den allgemeinen Weltverhältniſſen — Sozialismus. Zu dieſem letzten Punkte vermochte Oreſt ſich nicht zu erheben. Die Herrſchaft Stamberg war das Bleigewicht, welches ſeinen Schwung lähmte. Wenn es an den Sozialismus ging, ſprang er ab. Florentin hatte ihm hundertmal bewieſen, das ſei unlogiſch; untergrabe man das Fundament eines Hauſes, ſo ſtürzten Mauern und Dach ein, und es ſei unmöglich, auch nur einen Dachziegel ſchwebend in

der Luft zu erhalten. Man müſſe nur den wahren Sachverhalt
allen Gefühlsnebeln entrücken, die Dinge bei ihrem wirklichen
Namen nennen, und die Empfindſamkeitsverbrämungen beiſeite
ſchieben. Die Verwerfung der Autorität der Kirche im ſech-
zehnten Jahrhundert ſei der erſte Akt der Mündigkeit des Men-
ſchengeiſtes und eine Verwerfung derjenigen Lehre geweſen, welche
unter dem Namen Chriſtentum von herrſchſüchtigen und heuch-
leriſchen Pfaffen erſonnen und gehandhabt, während anderthalb
Jahrtauſende die Menſchheit in kraſſer Stupidität erhalten haben.
Damit ſei ſelbſtverſtändlich der Chriſtengott über Bord geworfen,
deſſen Stellvertreterin und Lehrorgan die Kirche zu ſein behauptet
habe. Sie und ihr Oberhaupt, der Papſt, wurden als Lügner ge-
brandmarkt. Da nun ſeit anderthalb Jahrtauſenden von dieſer
alten Lügnerin jede Autorität auf jedes Gebiet des Lebens im
Namen Gottes übertragen worden ſei, ſo habe ganz folgerichtig
jede Autorität durch ihren Sturz einen tödlichen Schlag aufs
Herz bekommen, obzwar bornierte Köpfe gewähnt hatten, es ſei
nur auf den römiſchen Papſt abgeſehen geweſen und der König
auf ſeinem Throne, der Prediger auf ſeiner Kanzel, der Magiſter
auf ſeinem Katheder, der Familienvater hinter ſeinem Ofen, der
Beſitzer mit ſeinem Geldſack übten vor wie nach ihre alte Auto-
rität. Kindiſcher Wahn! Der Individualismus habe ſich nicht
von ſeiner anderthalbtauſendjährigen Knechtſchaft erhoben, um
nur auf religiöſem Gebiet eine heilſame Revolution zu machen
und dann wieder ſchlafen zu gehen. O mit nichten! er pflanze das
revolutionäre Banner mit demſelben Recht auf dem politiſchen
und ſozialen Boden auf und werde auch dort unfehlbar denſelben
ſiegreichen Erfolg haben, denn der Individualismus ſei die echte
Religion jedes Menſchen, das Grundgeſetz ſeiner Natur, das Ziel
ſeiner Entwicklung, die Richtſchnur ſeines Willens. Durch ihn
gelange die Menſchheit zu ihrer eigentlichen Beſtimmung: zu einer
erhabenen Freiheit, die keine äußerlich *gegebene*, ſondern nur
eine ſelbſtgewählte Schranke anerkenne. So lange noch von außen
aufgezwungene Schranken des alten Herkommens, der alten Ge-
ſetze, der alten Familien- und bürgerlichen Einrichtungen
exiſtierten, ſei die Menſchheit verkümmert in ihrem Recht und in
ihrer Größe, denn innerhalb derſelben reibe ſich das Individuum
wie ein Sklave an ſeiner Kette wund und werde verhindert, die
ſelbſteigen gewählte Schranke ſich zu ſetzen. Wer nur einen
Funken von Liebe zur Menſchheit habe, müſſe den Sturz der alten
Knechtſchaft in den beſtehenden Verhältniſſen fördern helfen und
an der Zertrümmerung der Traditionen von Religion, von hiſto-
riſchem Recht, von Familie, von Eigentum aus allen Kräften
arbeiten.

Zu dieſer Höhe nun, die für Florentins Denkweiſe ganz folgerichtig iſt, vermochte Oreſt nicht ſich zu erſchwingen. Er blieb unerſchütterlich bei ſeiner Behauptung: der Sozialismus ſtreite wider den geſunden Menſchenverſtand; wogegen denn Florentin behauptete der Menſchenverſtand von heutzutage ſei ſo krankhaft borniert durch Vorurteile, daß er nicht wagen dürfe, ſich Geſundheit zu vindizieren. „Findeſt du aber in der Tat, daß der Sozialismus gegen den geſunden Menſchenverſtand ſtreitet," ſetzte Florentin hinzu, „ſo mußt du auch dasſelbe vom Proteſtantismus behaupten, denn wie der Stamm ſo der Aſt. Dann verfällſt du der römiſchen Finſternis, aber du biſt doch wenigſtens konſequent." Oreſt hätte allerdings antworten können, daß der Proteſtantismus den geſunden Menſchenverſtand wider ſich habe, ſobald es ſich darum handle, eine allgemeine Kirche zu ſtiften; denn der geſunde Menſchenverſtand iſt poſitiv, verlangt Poſitives und läßt ſich nicht abſpeiſen mit der Verneinung. Bevor er ſich dazu verſteht, muß er kränkeln durch Einfluß der Leidenſchaften, die ihn blenden und verwirren, und durch Unwiſſenheit, die ihn angemeſſener Nahrung beraubt. Aber Oreſt wollte durchaus nicht mit Florentin disputieren, deſſen Anſichten ihm ſoweit zuſagten, als ſie für ſeine perſönliche Theorie des Individualismus paßten; die genügte ihm. Um Religionslehren kümmerte er ſich nicht. Er legte ſie ſo ziemlich beiſeite, indem er fand, daß der Vorrat, den er in ſeiner Kindheit eingeſammelt habe, übergroß ſei.

Uriel ſtimmte weder mit ihm noch mit Florentin zuſammen und hielt den Einfluß für ſchädlich, den Florentin auf Oreſt übte. Er war froh, daß ihre Wege fortan ſich trennten; Oreſt wollte die militäriſche Laufbahn beginnen und Florentin ſeine mediziniſchen Studien fortſetzen, um dann praktiſcher Arzt zu werden und — womöglich! als Privatdozent an einer Univerſität den akademiſchen Lehrſtuhl zu beſteigen, um zur Bildung der Menſchheit für den Sozialismus aufs kräftigſte zu wirken. Es waren die gärenden Zeiten des Jahres 1847, voll der Schwüle, der Unruhe, der Beklommenheit in der geiſtigen Atmoſphäre und der fieberhaften Spannung und Aufregung in den Gemütern, welche dem herannahenden moraliſchen Erdbeben vorangingen. Lehrſtuhl und Journalismus beherrſchten deſpotiſch die freiheitsdurſtige Welt, jener den werdenden, dieſer den fertigen Staatsbürger, welche mit bewundernswerter Kindlichkeit und mit unverwüſtlicher Zuverſicht an der Unfehlbarkeit ihrer Stimmführer hingen, blind dem Anſtoß folgend und die Richtung einſchlagend, welche dieſe angaben. Es ging der großen Menge genau ſo wie dem guten Oreſt: es war ihr gar nicht unlieb, etwas Revolution zu machen gegen Kirche und Könige, gegen Religion und Geſetze; in dem allen war ja ſo viel Mißbrauch, Verkehrtheit, Einſeitigkeit, Tyrannei, daß das Kind in der Wiege es einſehen mußte, und daß nur der ein Ehrenmann ſein konnte, der zur Oppoſition gehörte. Ein wenig antichriſtlich ging es wohl dabei zu. Das hatte aber gar nichts zu ſagen. Die großen edlen Männer der Oppoſition beabſichtigten ja nur den Fortſchritt, keineswegs einen radikalen Umſturz, und zum Fortſchritt gehörte das poſitive Chriſtentum durchaus nicht, ſondern ſtatt deſſen eine größere Doſis Aufklärung, die dann den Menſchen ganz von ſelbſt äußerlich vortrefflich und glücklich machen würde. Wenn man gut wüßte, würde man gut ſein: zu dem Punkte der Bildung hatte ſich die Menſchheit erhoben; das durfte niemand bezweifeln; das wäre ein Majeſtätsverbrechen an der Menſchheit geweſen und vor einem ſolchen ſchauderte man. War es aber gegen einen Fürſten gerichtet, ſo blieb man gelaſſen. Daß aber hinter den großen, edlen Männern der Oppoſition andere ſtanden, die noch größer und edler waren, weil ſie eine noch umfaſſendere Oppoſition machten und ein noch erhabeneres Ziel erſtrebten, nämlich radikalen Umſturz und darauf radikalen Neubau der menſchlichen Vergeſellſchaftung: das wurde die große Menge nicht gewahr. Kamen ihr Schriften in dieſem Sinne vor Augen, ſo belächelte ſie die vereinzelte Übertreibung oder beklagte die vereinzelte Begriffsverwirrung eines Fanatikers des Fortſchrittes, gerade ſo, wie Oreſt bei der letzten Konſequenz von Florentins Theorie behauptete: dieſe und nur dieſe habe den geſunden Menſchenverſtand wider ſich, weil ja doch unmöglich Revolution gegen den Fideikommißbeſitzer von Stamberg gutzuheißen ſei. Auf dieſer Höhe ſtand die große Menge, daß jeder Einzelne dachte, wenn auch nicht ſagte: revolutioniert gegen wen ihr wollt, nur nicht gegen mich.

Nicht ganz ſo tolerant war Graf Damian. Die Fahne der Freiheit wünſchte er nur gegen die Übergriffe der Kirche, wie er ſich ausdrückte, aufgepflanzt zu ſehen und im übrigen möge es beim alten bleiben. Preßfreiheit, Lehrfreiheit, allgemeine Volksvertretung ſchienen ihm überflüſſig, da ja das Volk unmöglich dieſe Maſſen von Freiheiten genießen könne.

„Aber die Freiheit muß es haben, am Sonntage zu arbeiten, ſtatt in die Meſſe zu gehen,“ ſetzte er hinzu, „denn davon hängt manchmal ſeine Exiſtenz ab.“

Es war Abend. Die Familie war verſammelt, man las Zeitungen und diskutierte. Regina miſchte ſich höchſt ſelten ins Geſpräch, welches ſich meiſtens um Gegenſtände bewegte, die ihr fremd waren. Nur Angriffe gegen die Kirche ſuchte ſie zu beſeitigen. So antwortete ſie auch jetzt dem Grafen mit ihrer lieblichen Stimme:

„Der Menſch lebt nicht vom Brot allein.“

„Sehr wahr, Regina!“ rief Oreſt; „er bedarf auch Beefſteak, Auſtern und Côte rotie.“

„Seit einer Stunde ſitzeſt du hier, als hätteſt du die Sprache verloren,“ ſagte der Graf — „und plötzlich ein Orakelſpruch? Woher haſt du ihn?“

„Aus dem Evangelium, lieber Vater. Chriſtus weiſt damit den Verſucher ab; und iſt das nicht eine ſehr paſſende Antwort für alle, welchen die Verſuchung nahe tritt, den Sonntag durch knechtliche Arbeit zu entheiligen?“

„Das Evangelium hat keine Glaubwürdigkeit mehr vor der modernen Kritik,“ wendete Florentin ein.

„Das heißt,“ ſagte Uriel erklärend — denn Regina ſah erſtaunt Florentin an — „ein gelehrter Herr hat die hiſtoriſche Tatſache, daß Chriſtus gelebt und gelehrt hat, zu einer Mythe entgeiſtert, und dieſe hat bei einigen Leuten, zu denen auch Florentin gehört, Beifall gefunden. Das Evangelium gilt ihm für ein Menſchenmachwerk, vielleicht in böſer und gewiß in beſchränkter Abſicht zuſammengeſetzt, und er verwirft es.“

„Wie ſeltſam das iſt,“ ſagte Regina, „lieber an einen Gelehrten zu glauben, als an die vom Sohne Gottes geoffenbarte ewige Wahrheit.“

„Jener Gelehrte,“ erwiderte Florentin, „iſt nur deshalb glaubwürdig für mich, weil er das Bewußtſein einer Menſchheit ausſpricht, die nach achtzehn Jahrhunderten wohl das Recht hat, Windeln abzuſchütteln, welche ihren Fortſchritt immer gelähmt haben und jetzt im grellen Widerſpruch mit ihren Bedürfniſſen und Beſtrebungen ſind.“

„Wäre die Menſchheit wirklich im Widerſpruch mit dem Evangelium, was ich aber durchaus nicht annehme,“ ſagte Regina, „ſo wäre ſie im Rückſchritt und nicht im Fortſchritt begriffen, und müßte geſchwind umkehren.“

„Die Menſchheit iſt nicht im Widerſpruch mit dem Evangelium,“ ſagte Uriel; „aber das Böſe in jedem einzelnen Menſchen ſträubt ſich, das Evangelium als eine göttliche Wahrheit anzuerkennen, um nicht von derſelben gerichtet zu werden. Das Böſe wähnt, es ſei genug, die göttliche Wahrheit zu leugnen, damit ſie auch in der Tat untergehe, und wenn die ſchlimmen Leidenſchaften ein recht arges Getöſe machen, ſo wähnt man triumphierend, die Wahrheit ſei ſtumm und dumm geworden.“

„Wäre das Evangelium, wie man ſonſt ſagte, das Wort Gottes, entgegnete Florentin, „ſo müßte es ſich notwendigerweiſe ein Organ gebildet haben, das ſeiner Erhabenheit entſpräche.“

„Nun, das iſt die lehrende Kirche, der unter dem Beiſtande des Heiligen Geiſtes die Unfehlbarkeit zugeſichert iſt,“ erwiderte Regina.

„Unfehlbar? der ſündhafte Prieſter?“ rief Florentin mit ſchneidender Bitterkeit.

„Sie ſollten wiſſen,“ entgegnete Regina kalt und hoch, „daß die Unfehlbarkeit der Lehre verheißen iſt und dem Prieſter nur inſofern, als er ſie verkündet. Wiſſen Sie das aber nicht, ſo ſollten Sie über die Kirche ſchweigen.“

„Mein Gott,“ ſagte der Graf halb gähnend zur Baronin Iſabella, „welch eine Jugend umgibt uns! lauter Doktoren der Theologie und Profeſſoren der Moral! Du aber, mein lieber Florentin, kannſt aus dieſer Diskuſſion auch eine Sorte von ewiger Wahrheit entnehmen, nämlich die: daß die Damen immer recht behalten. Übrigens, meine Kinder, bitte ich recht ſehr, ſolche Geſpräche nicht in Onkel Levins Gegenwart aufs Tapet zu bringen. Zum Glück betet er jetzt ſein Brevier in der Kapelle! er würde ſich vielleicht etwas alterieren; er iſt nicht à la hauteur der modernen Anſichten, die ja übrigens, wie ich hoffe, die Rechtſchaffenheit des Charakters und die Geradheit der Geſinnung nicht im mindeſten beeinträchtigen! Nicht wahr, Florentin?“

„Nicht im mindeſten,“ verſicherte Florentin, „und deshalb müſſen ſich alle in dem heißen Wunſch begegnen, den Georg Forſter ausſprach, indem er ſagte: „Wann wird es doch dahin kommen, daß Menſchen einſehen lernen, die Quelle der edelſten, erhabenſten Handlungen, deren wir fähig ſein können, habe nichts mit den Begriffen zu tun, die wir uns vom lieben Herrgott und vom Leben nach dem Tode machen!“ Denn wer daran feſthält, gerät mit der ganzen Zeitrichtung in Widerſpruch; ſie will die Tugend üben um ihrer ſelbſt willen, nicht aus ſklaviſcher Furcht oder aus kaufmänniſcher Spekulation, die ſich im Jenſeits ihren Wechſel zahlen läßt.“

„Wer war Georg Forſter?“ fragte Regina.

„Ein Weltumſegler, Naturforſcher und Revolutionär,“ ſagte Uriel mit leichtem Spott; „alſo ein dreifach großer Mann.“

„Ein begeiſterter Liebhaber der Freiheit,“ ſagte Florentin.

„Wie konnte er das ſein, wenn er von Gott nichts wiſſen wollte!“ rief Regina. „Chriſtus hat geſagt: „Die Wahrheit wird euch frei machen;“ und: „Ich bin die Wahrheit, der Weg und das Leben.“

„Die Urwahrheit wird uns allerdings frei machen,“ antwortete Florentin; „nur nicht die geoffenbarte Wahrheit, wie man ſie zu nennen pflegt; ſondern die Erkenntnis, daß die Freiheit das Erbgut jedes Menſchen iſt und in der Verwerfung fremder, aufgedrungener Autorität beſteht. Mit dieſer Freiheit kommt jeder Menſch auf die Welt, und ſie wird ihm ſpäter geraubt, indem man ihm eine verkehrte Erziehung gibt.“

„Es iſt ganz unnütz, daß du mit Florentin ſtreiteſt,“ ſagte Uriel zu Regina. „Du gehſt aus von der göttlichen Offenbarung, welche die Würde und das Glück des Menſchen in ſeine ſittliche Freiheit, in ſeine freiwillige Anerkennung göttlicher Autorität ſetzt; und Florentin geht aus von einem natürlichen Geſetz in der ungezügelten Menſchheit, welche ihren Launen, ihren Bedürfniſſen, ihren Leidenſchaften und Anſichten nachlebt und gehorcht, und einen Zuſtand der Barbarei, das heißt gänzlicher Ungebundenheit, zum Ideal menſchlicher Würde und menſchlichen Glückes macht.“

„Der langen Rede kurzer Sinn iſt dieſer,“ rief Oreſt: „Regina ſpricht mittelalterlichdeutſch und Florentin jungdeutſch; und dabei hat er den ungeheuern Vorteil, daß man ihn viel beſſer verſteht. Deshalb ſind die Sympathien der modernen Zeit für ihn.“

„Denn man weiß ſehr gut,“ ſetzte Florentin hinzu, „daß ein Rückſchritt in Barbarei nicht von denen zu fürchten ſei, welche den Fortſchritt der Menſchheit im Auge haben und deshalb den hemmenden Wuſt vermorſchter Autoritäten beiſeite räumen.“

„Aber mit Maß, Florentin, mit Vorſicht und Maß,“ rief der Graf. „Von vermorſchten Autoritäten zu ſprechen, beweiſt etwas zu wenig Um- und Rückſicht. Wir ſprachen von den Übergriffen der Kirche — und baſta! ſonſt werden wir demagogiſch und räumen hinweg mit Dolch und Guillotine — was dann freilich etwas barbariſch iſt — wie auch du finden wirſt, hoffe ich.“

„Sie ſind allerdings höchſt beklagenswerte Notwendigkeiten, welche der Widerſtand gegen Freiheit und Wahrheit aber ſelbſt hervorgerufen hat. Man muß hoffen, daß die nächſte revolutionäre Bewegung in ſo begeiſtertem und großartigem Maßſtab und ſo allgemein in ganz Europa ſtattfinden werde, daß niemand an Widerſtand denkt,“ ſagte Florentin pathetiſch.

„Denn ſonſt müßte man leider! die Guillotine als Autorität einſetzen,“ ſagte Uriel.

„Lieber Schwager,“ rief die Baronin Iſabelle, „tun Sie doch dieſen greulichen Geſprächen Einhalt, von denen man ganz nervenſchwach wird.“

„Ei Tantchen,“ ſagte Oreſt, „man darf nicht mehr hyperſentimental ſein, ſeitdem der Hyperſentimentalſten einer, der berühmte, bewunderte, gefeierte lyriſche Dichter Lamartine, bei deſſen poetiſchen Meditationen du gewiß vor zwanzig Jahren ſüße

Tränen der Rührung geweint haſt, ſeitdem er in höchſt intereſſanter Weiſe die tragiſche Notwendigkeit der Guillotine in ſeinen „Girondiſten“ dargeſtellt hat, und ſeitdem dies Buch einen ſo raſenden Beifall findet, daß es weniger geleſen als verſchlungen wird von Männern und Frauen, jung und alt, vornehm und gering, Ariſtokraten und Liberalen — und ſeitdem ich, ſage ich! kein paſſionierter Leſer, wahrhaftig! — es von Anfang bis zu Ende geleſen habe.“

„Da ſieht man, wie unwiderſtehlich die Wahrheit iſt!“ rief Florentin. „Sie ergreift ſogar den Mann der Herzensempfindungen und Gefühlsſchwärmereien, eröffnet ihm den grenzenloſen Horizont der neuen Ära — und er, berauſcht und bezaubert, ſtimmt an das Lied von der Göttin Revolution und zieht Völker und Nationen unwiderſtehlich zu ihrer Huldigung nach ſich.“

„Da gleicht er ja dem famoſen Rattenfänger von Hameln,“ ſagte Uriel, „dem ganz unwiderſtehlich die Kinder nachzogen.“

„Wo blieben die Kinder?“ fragte Korona.

„Sie gingen unter, man weiß nicht wie,“ ſagte Uriel.

„Die großen Wahrheiten in der Weltgeſchichte bereiten hingegen den Aufgang, nicht den Untergang der Völker,“ erläuterte Florentin.

Hyazinth hatte bisher ganz eifrig mit Korona Schach geſpielt und ſie ſoeben durch „Matt!“ erſchreckt. Nun ſagte er: „Heute hab' ich im heiligen Auguſtinus die Frage geleſen: „Warum wird die ewige Wahrheit der Offenbarung oft ſo gehaßt? und warum finden ihre Verkünder ſo viele Feinde?“ Darauf antwortet der Heilige: „Weil der Menſch eine ſolche Neigung zur Wahrheit hat, daß er, was er auch lieben möge, immer behauptet, gerade das ſei die Wahrheit. Weil niemand betrogen werden mag, ſo mag auch niemand eingeſtehen, daß er betrogen ward, und die Wahrheit wird gehaßt wegen des Gegenſtandes, der ſtatt ihrer geliebt wird.“ So geht es dir wohl auch, Florentin, mit deinen Revolutionsliebhabereien? Du liebſt die Wahrheit, aber du läßt dich täuſchen.“

„Nun, Regina, freut ſich wohl dein Herzchen, da du von den Heiligen ſprechen hörſt,“ ſagte der Graf. „Aber woran denkſt du denn? Du biſt ja mäuschenſtill geworden!“

„Ich denke an den gekreuzigten Heiland,“ ſagte ſie ſanft.

„Erzähle uns etwas von deinen Reiſen, lieber Uriel,“ nahm die Baronin das Wort; „aber etwas Freundliches, was uns ein angenehmes Bild vorführt und nicht aufregt.“

„In England und Schottland,“ ſagte Uriel, „gibt es eine Menge ſchöner Ruinen von Kirchen und Klöſtern, die, wie bekannt, im Namen des reinen Evangeliums bei dem Abfall im ſechzehnten Jahrhundert geplündert, zerſtört und aufgehoben wurden. Tintern-Abbey, Melroſe-Abbey ſind allbekannt durch engliſche Stahlſtiche, die freilich ihre romantiſche Schönheit durch einen gewiſſen modiſchen Anſtrich abſchwächen. In der Umgegend von Edinburg befindet ſich eine Ruine, die an Großartigkeit zwar jenen nachſteht, aber äußerſt anmutig zwiſchen grünbelaubten Hügeln liegt. Sie heißt Roßlyn Chapel. Ihre reiche Architektur nimmt ſich in der Zerfallenheit eigentümlich melancholiſch aus und trägt ſo recht das Gepräge eines verwüſteten Heiligtums. Auf einem Pfeiler dieſer Kapelle ſtehen in lateiniſcher Sprache die Worte eingegraben: „Stark iſt der Löwe; ſtärker der König; noch ſtärker das Weib; am ſtärkſten die Wahrheit". Sieh, Regina, welch ein Troſt für dich: biſt du im Bunde mit der Wahrheit, ſo trägſt du den Sieg davon."

„Ach, an meinen Siegen liegt mir nichts!" entgegnete ſie gleichgültig. Alles, was wie eine Huldigung klang, die ihr dargebracht wurde, verſtand ſie gar nicht; davor trat ſie zurück in die Region der Kindheit.

„Das iſt gewiß!" rief Florentin, „die Frauen haben bei der Löſung der ſozialen Fragen im Geiſt des Fortſchrittes ein ungeheures Intereſſe, und deshalb ſchließen ſich auch die eminenteſten unter ihnen, eine George Sand, eine Chriſtina Belgiojoſo, eine Fanny Wright, derſelben als ihre Apoſtel an und verbreiten ſie durch Schrift und Wort, durch Lehre und Leben. Unter welchem dreifachen Druck, dreifach gelähmt im Geiſt, im Herzen, in ihrer Stellung zur Welt, ſchmachteten die Frauen, ſolange die Religion der Vergangenheit, das heißt der kirchliche Glaube, und die daraus entſpringenden Inſtitutionen der Ehe und des Privateigentums, aufrecht gehalten werden."

„Florentin, ich glaube, du biſt berauſcht!" rief der Graf verblüfft. „Wir wollen es zu deiner Entſchuldigung annehmen."

„Ich ſpreche von Tatſachen," entgegnete Florentin unverzagt, „indem ich ſage, was die ganze Welt weiß und die halbe bewundert: daß Frauen von genialiſchem Kopf und großem Herzen das Banner des Fortſchrittes nicht nur frohlockend begrüßen, ſondern in ihren ſchönen Händen weiter tragen. Iſt das nicht Glück und Ehre, Regina, die Fahne der Wahrheit im Kampfe gegen die Lüge zu ſchwingen?"

„Ich habe nie etwas von dieſen Frauen und ihrem Tun und Treiben gehört, denke aber, daß jener Ausſpruch des heiligen Auguſtinus auf ſie anzuwenden ſei: ſie lieben etwas ganz anderes als die Wahrheit und ſind davon ſo eingenommen und verblendet, daß ſie behaupten, gerade das, was ſie lieben, ſei die Wahrheit, denn" . . . . —

„O Regina!“ rief Oreſt und klatſchte ganz entzückt in die Hände; „wie haſt du den Nagel auf den Kopf getroffen! O Regina! du biſt ja klug wie . . . . wie“ . . . —

„Wie die Unſchuld!“ ergänzte Uriel.

„Denn,“ fuhr Regina ungeſtört fort, haben dieſe Frauen wirklich Kopf und Herz, wie Sie behaupten, Florentin, ſo haben ſie beides doch nicht auf dem rechten Fleck, und das iſt immer die Folge der Betörung durch Leidenſchaften.“

„George Sand nicht Kopf und Herz auf dem rechten Fleck!“ rief Florentin achſelzuckend.

„Um Namen kümmere ich mich nicht,“ entgegnete Regina; „ſie heiße A oder Z! Aber ich kann nicht glauben, daß eine Frau von Kopf und Herz, ohne Verblendung durch Leidenſchaften, freiwillig die himmliſche Sphäre der Offenbarung verlaſſe, um ſich ich weiß nicht in welcher Niedrigkeit zu ergehen. Nein in Ewigkeit glaub’ ich das nicht.“

„Die Sache der Menſchheit nennen Sie niedrig!“ brach Florentin aus.

„Niedrig nenne ich, was ſich von Gott abgelöſt hat, und das tut die Selbſtvergötterung.“

„Aber Regina!“ rief Oreſt mit grenzenloſer Verwunderung in Blick und Ton; „woher weißt du das alles? Wo haſt du das alles geleſen?“

„Das kann ich dir ſo genau nicht angeben, lieber Oreſt; aber in allen Büchern über das innere Leben wirſt du die Fülle finden von dem, was ich nur ſo ganz unvollkommen ſage,“ erwiderte ſie beſcheiden.

„Eines iſt gewiß!“ ſagte die Baronin, „die religiöſe Bildung wird hauptſächlich von den Frauen in ihrem Verhältnis als Gattinnen und Mütter getragen und gefördert. Gelänge es, aus ihnen Atheiſten zu machen, ſo ſtände es ſchlimm um das Menſchengeſchlecht.“

„Du vergißt, liebe Tante,“ wendete Uriel ſpöttiſch ein, „daß Georg Forſter uns belehrt hat, unſere religiöſen Anſichten hätten durchaus nichts zu ſchaffen mit unſerem Leben, und der Adel der Seele beginne erſt da, wo der Glaube an Gott aufhöre.“

„Das iſt aber falſch,“ entgegnete ſie. „Der Unglaube verwirft Gott und folglich auch die göttlichen Gebote, welche unſerem Weſen und Leben die Richtung geben. Sind dieſe aufgehoben, ſo gibt es keine Schranken für die böſen Neigungen des Menſchen, außer etwa die ſeines Willens. Aber in der Stunde der Verſuchung und im Getöſe der Leidenſchaft wird es ſich zeigen, daß ſich der Wille, der ſich von Gott abkehrte, auch vom Guten hinweg wendete.“

„Iſt ganz klar!“ rief Oreſt. „Wenn ich nicht glaube, daß die Antaſtung fremden Eigentums Diebſtahl ſei: ſo nehme ich ganz getroſt anderen das, was ich brauche oder wünſche, und nicht habe; mit anderen Worten — ich ſtehle.“

„Ich weiß wohl,“ entgegnete Florentin, „daß die Menſchheit der Gegenwart, noch befangen in allen Vorurteilen, ſich teilweiſe durchaus nicht zu jenem Standpunkte erſchwingen kann, den ſie in der Zukunft einnehmen wird. Dazu muß ſie herangebildet werden; und zwar in der Weiſe, daß ſie von der Wiege an eine vernunftgemäße Erziehung erhält, nämlich eine ſolche, aus welcher jede Spur des Aberglaubens, den die Prieſterherrſchaft ihr ſeit achtzehn Jahrhunderten einimpft, radikal verſchwindet. Das wird nicht ſchwer ſein, ſobald man das Licht der wahren Wiſſenſchaften aufleuchten läßt. Sie gibt ein rationelles Wiſſen von der Welt, das auf Erfahrung und auf Wahrnehmung durch die fünf Sinne begründet iſt. Das ſind die fünf Tempeltore der echten Weisheit, der Humanität. Kommt dieſe durch die Erziehung im Menſchen zur Herrſchaft, ſo erkennt er ſeine Beſtimmung: die Förderung der allgemeinen Glückſeligkeit — und ſein Ziel: den Genuß dieſer Glückſeligkeit; aber keineswegs in einem nebuloſen Jenſeits, ſondern auf dieſer ſichtbaren und einzig wirklichen Erdenwelt. Dann wird es ſehr leicht ſein, die vorhin erwähnten neuen ſozialen Inſtitutionen einzuführen, die mir jetzt freilich den Vorwurf zugezogen haben, daß ich im Rauſch ſpräche. Die vom Aberglauben erlöſte Menſchheit wird ſie mit aller Macht herbeiſehnen und -führen, weil ſie die höchſt unſittlichen Schranken heben, welche um die edelſten Kräfte, um das Freiheitsbedürfnis in unſerem Willen, in unſerer Liebe, gezogen ſind; Schranken, welche das, was man jetzt Sünde nennt, zur Sünde ſtempeln, folglich die Menſchen gefliſſentlich zu Sündern machen, damit die Prieſter abſolvieren können. Fallen die Schranken, ſo gibt es keine Sünde mehr, denn es kann dann nicht mehr gepredigt werden: rechts von der Schranke ſteht die Tugend und links das Laſter, und wenn dennoch ſo gepredigt würde, ſo lacht der wiſſende Menſch über ſolche Torheit oder knirſcht die Zähne über ſolche Heuchelei. Bevor aber nicht die Erziehung der ſämtlichen Jugend von der Geburt an, und die Verwaltung des ſämtlichen Privateigentums in den Händen des auf neuer ſozialer Baſis ruhenden Staates iſt, kann die Menſchheit nicht in allen ihren Gliedern aus einer elend gläubigen eine glückſelig wiſſende werden. Die Reaktion behauptet ihre Verſchanzungen in der Familie und im Privatbeſitz, in dieſen Bollwerken der alten Finſternis im Kampfe gegen das neue Licht. Daher zittert der wiſſende Menſch jetzt vor Verlangen nach einer Revolution, die tabula rasa mache mit dem Chriſtentume, mit der falſchen Religion des Kreuzes, damit endlich, endlich! das Reich der Wahrheit und des erſehnten Glückes für alle auf Erden anbreche.“

Als Florentin endlich in dieſem Erguß ſeiner Begeiſterung eine Pauſe machte und die ganze Geſellſchaft vor Verwunderung über den neuen Propheten verſtummte, ſtand Regina auf, ging zum Flügel, winkte Hyazinth herbei, machte ein brillantes Vorſpiel, eine wahre Schlacht von brauſenden widerſtrebenden Akkorden, deren Diſſonanzen ſpät ſich löſten; dann fielen Sturm und Wellen auf dieſem Meer der Töne, wie die See zuweilen ruhig wird, wenn der Mond aufgeht, und die zwei glockenreinen Stimmen huben an zu ſingen: O sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria! mater amata, intemerata,“ ora pro nobis.“ Es war die Antwort, welche die Kinder des Glaubens dem Sohn des Wiſſens gaben. Während er dem Erdgeiſt in der Menſchheit und in der eigenen Bruſt huldigte, brachten ſie ihre Huldigung der ſündenloſen Fürbitterin des gefallenen Menſchengeſchlechtes dar. Es machte einen ſo lieblichen Eindruck, daß der Graf am Schluſſe rief:

„Da capo! ſingt weiter und ſingt mehr! es iſt, als ob der Hirtenknabe David vor dem irren König Saul ſänge.“

Nichts tat Regina lieber! Von Melodie und Rhythmus getragen, fand der Schwung ihrer Seele ein klingendes Flügelpaar, mit dem ſie aufſtieg und ſich wiegte in den Regionen, wo die ewige Harmonie zu Hauſe iſt. Uriel ſetzte ſich ſo, daß er ſie im Profil ſehen konnte — dies zarte und doch ſo beſtimmte Profil, das, ganz charakteriſtiſch für ihr Weſen, etwas von der Schönheit und dem Schmelz der Blume, etwas von der des Edelſteines hatte, Grazie ohne Weichlichkeit, Kraft ohne Härte, Adel ohne Stolz: ein holdſeliges Menſchenbild. Zuerſt ſah und horchte er auf ſie; dann floſſen Bild und Stimme ineinander, wie am Horizont das Morgenrot mit den ſanft rauſchenden Meereswellen zuſammenfließt, und es ging ihm ein Singen und Klingen durch die Seele, das uralte Lied der erwachenden Liebe, das uralte Echo aus dem Paradieſe, bevor die Schlange es vergiftete, der uralte Sehnſuchtsſeufzer des Menſchenherzens nach einem Glück, deſſen Urbild ihn nach oben, deſſen Schatten ihn nach unten zieht. Uriel kannte den Wunſch der Familie. Er wußte, daß er dereinſt Herr auf Windeck ſein werde. Er fand es ganz in der Ordnung, daß er der Schwiegerſohn des Mannes werde, der ihn mit der innigſten Vaterliebe gehegt und gepflegt hatte und deſſen Erbe und Nachfolger er war. Sein edles Herz hatte früher immer eine Pflicht der Dankbarkeit darin gefunden. Jetzt, da er Regina nach fünf Jahren wiederſah, jetzt freilich wünſchte er, ſie möge ihm erlauben, dankbar ſein zu dürfen, und er geſtand ſich ein, daß dazu wenig Hoffnung ſei. Um ſich etwas zu tröſten, dachte er an ihre große Jugend, an ihre Erziehung im Kloſter, und hoffte auf unbeſtimmte himmliſche Fügungen, wie man eben hofft, wenn man auf einen Würfelfall die Erfüllung des Glückes geſetzt hat.

Nachdem man ſich ſpät getrennt hatte und Regina einſam in ihrem Zimmer war, dachte ſie nach über Florentins Reden und Anſichten. Bittere Tränen traten ihr in die Augen. Der Unglückliche! dachte ſie. Es iſt der Weg des Seelentodes, den er wandelt: er verachtet Gott, er verſchmäht die gekreuzigte Liebe. Ach, und er iſt der Pflegeſohn meiner Mutter! Ob er wohl betet? . . . . Könnte er ſich ſo weit von der Offenbarung verirrt haben, wenn er betete? Sie nahm ihren Roſenkranz und ſtieg die enge Wendeltreppe hinab, die aus ihrem Zimmer in die Kapelle durch eine Seitentür führte, um für Florentin den Roſenkranz zu beten. Als ſie leiſe die Türe öffnete, ſah ſie vor dem Altare Hyazinth knien. Mit ausgeſpannten Armen und mit unausſprechlicher Inbrunſt lag er da. Der Schimmer des ewigen Lichtes in der Ampel fiel auf ſeine blonden Locken und goß einen goldenen Glanz um ſein Haupt. Überall ſonſt war es dunkel. Regina trat nicht in die Kapelle ein; ſie fürchtete dieſe Gebetsſtille zu ſtören. Sie kniete auf der unterſten Stufe der Treppe nieder und empfahl Florentin der Fürbitte der heiligen Gottesmutter; und als der Roſenkranz zu Ende war und ſie einen Blick in die Kapelle zurückwarf, kniete Hyazinth noch immer im ſtummen Herzensgebet vor dem Altare.

Solo Dios basta.

Der Balltag kam heran. Der Graf ſagte, er habe eigens den Tag dazu gewählt, wo Regina ihr achtzehntes Jahr antrete, um mit einem Feſt, wie es ſich für die Jugend ſchicke, einen neuen Abſchnitt ihres Lebens zu bezeichnen.

„Und beſorge dir ein Ballkleid, Regina,“ ſetzte er hinzu, „von Flor oder Krepp, oder wie der Stoff heißt! recht leicht, recht luftig. Es wird wohl am beſten ſein, wenn die Tante dafür ſorgt.“

Damit war Regina ganz einverſtanden. Sie ging zu Onkel Levin und ſagte kleinlaut:

„Ach, lieber Onkel, der erſte Ball!“

„Ja, mein Kind, der erſte, aber gewiß nicht der letzte," entgegnete er ſcherzend.

„Ich fürchte mich vor den vielen fremden Menſchen."

„Ganz unnütz, Kind! ſei freundlich zuvorkommend gegen alle Frauen und freundlich zurückhaltend gegen alle Männer, ſo biſt du, wie du ſein ſollſt, und haſt nichts zu fürchten."

„Lieber Onkel," ſagte ſie errötend, „ich fürchte die Menſchen nicht ſowohl, weil ich mich ihnen gegenüber ungeſchickt benehmen, ſondern weil ich mich in ihrem Tumult und zwiſchen all dem Gerede aus der Gegenwart Gottes verlieren könnte. Man ſagt ja, das geſchehe ſehr leicht und ſehr häufig in ſolchen rauſchenden Luſtbarkeiten."

„Freilich iſt es leichter, in der ſtillen Kapelle oder im einſamen Zimmer in der Gegenwart Gottes ſich zu halten als auf einem Ball! Aber ich hoffe, du willſt für Gott nicht bloß das tun, was dir leicht wird. Alſo hebe in Gedanken dein Herz zuweilen von der Nichtigkeit eines Balles zu den Freuden der Ewigkeit empor und wirf zuweilen einen Blick hinüber nach Engelberg oder nach unſerer Kapelle. Dann wird dir eitler Tand gewiß nicht lieblicher erſcheinen als das höchſte Gut. Aber munter, Kind, heiter, fröhlich! das bitte ich mir aus!" ſetzte er hinzu, freundlich mit dem Finger drohend. „Und damit dir das alles ganz leicht werde, wollen wir am Morgen in aller Frühe zur erſten Meſſe nach Engelberg hinüber fahren und den himmliſchen „Morgenſtern" anrufen, der an dieſem Tage der Welt aufgegangen iſt, und zu ihm flehen, daß er der Stern unſeres Lebens und dereinſt unſer Abendſtern ſei."

In der Morgendämmerung des Tages Mariä Geburt glitt der Nachen von Windeck leiſe über den Main nach Engelberg, wo ſchon fromme Wallfahrer ſich eingefunden hatten. Mit einer Wallfahrt begann Regina ihren Eintritt ins Leben — ins Leben, das ja ſelbſt eine höhere Wallfahrt, ein Wandeln nach einer übernatürlichen Gnadenſtätte ſein ſoll. Als ſie an den Fuß der großen Treppe kamen, welche von vielen Pilgern auf den Knien erſtiegen wird, legte Regina plötzlich die Hand auf Levins Arm und ſagte:

„Lieber Onkel, ſieh'! da iſt ja Hyazinth!"

Er war unter jenen Pilgern das ſchönſte Bild der Demut, die ein hohes Ziel erreicht. Unten in der Kapuzinergruft ruhte der Staub der Mütter dieſer beiden Kinder; aber wie mögen ſie von den Höhen der Ewigkeit ſo zärtlich auf dieſe jungen Seelen herabgeſchaut haben, die ſich nicht gefangen gaben an die Gedanken und Beſtrebungen der irdiſchen Welt.

Gegen Abend mußte Regina in ihrem Ballanzuge vor dem

Grafen erſcheinen. „Denn ich muß in Ruhe beurteilen, ob du auch einigermaßen präſentabel biſt," ſagte er. Höchſt gleichmütig ſagte Regina, als ſie ſich vor den Vater hinſtellte:

„Es wird wohl ſo ganz gut ſein."

Sie trug ein äußerſt einfaches weißes Linonkleid und einen Kranz von friſchen Scabioſen, deren tiefes Violett einen eigentümlich reizenden Kontraſt zu ihrem blonden Haar und ihrem blühenden Antlitz bildete. Der Graf, ganz überraſcht von ihrer Schönheit, vergaß, daß er ſich vorgenommen hatte, einige Bemerkungen über die Notwendigkeit der modiſchen Toilette zu machen, und ſagte:

„Es iſt ſehr gut ſo."

Oreſt, der leidenſchaftlich alles liebte, was Bewegung war — Reiten, Fechten, Schwimmen, Turnen, Tanzen — war bereits ballmäßig gekleidet in ungeduldiger Erwartung bei dem Grafen. Er ſagte in ſeiner ungenierten Weiſe, die Uriel ihm als burſchikos vorzuwerfen pflegte, indem er ſeine fünf Fingerſpitzen an die Lippen legte und leicht küßte:

„Regina, du biſt zu ſchön für dieſe Welt."

„Das hör' ich gern," erwiderte ſie munter.

„O du Heuchlerin!" rief er. „Wir halten dich ſämtlich für eine Sainte N'y touche und nun kommt es zum Vorſchein, daß das koloſſalſte Kompliment dir das liebſte iſt."

Der Graf dachte bei ſich ſelbſt, es würde geradezu ein Verbrechen gegen die menſchliche Geſellſchaft ſein, wenn eine ſo ſchöne und anmutige Perſon ſich im Kloſter vergraben wollte. Das könnten ja die Häßlichen tun, die Dummen und Krummen, die Lahmen und Kranken, die in der Welt weder Freude hätten noch Freude machten; für die ſei das Kloſterleben erfunden, denn einen irdiſchen Bräutigam fänden ſie nimmermehr und dem himmliſchen fielen ſie nicht zur Laſt. Regina aber ſei eine Perſon, die, ſobald ſie nur eine andere Wendung nehmen wolle, unfehlbar von der Welt vergöttert werden müſſe; und es ſei doch höchſt angenehm, der Vater eines ſolchen Idols zu ſein.

Wie Regina mit Oreſt geſprochen hatte, ſo blieb ſie, und dieſe unbefangene gleichmäßige Munterkeit zeigte am beſten, daß nichts von allem, was ſie ſah und hörte und tat, ihr Herz berührte. Hyazinth tanzte nicht; er ſagte, er habe es nicht gelernt. Oreſt tanzte mit Leidenſchaft, um zu tanzen, nicht wegen dieſer oder jener Tänzerin. Uriel hätte am liebſten nur mit Regina getanzt; da das aber unmöglich war, ſo machte ihm der ganze Ball gar kein Vergnügen. Er fand es im Gegenteil höchſt läſtig, ſich mit einem ſolchen Schwarm von Damen zu unterhalten. Florentin tanzte nur mit den eleganteſten Tänzerinnen oder gar nicht. Die

Theorie der allgemeinen Gleichberechtigung ging in der Praxis nicht weiter, als daß er ſich für berechtigt hielt, nach Luſt und Laune unter dem Ausgezeichneten zu wählen. Er verlor Regina nicht aus den Augen. Er hatte Anwandlungen von Haß gegen ſie, weil ſie mit ſolcher klaren Entſchiedenheit ſeine Anſichten verwarf und vielleicht — weil er Neigung gehabt hätte, ſie zu lieben. Es hatte ihn tödlich verletzt, daß Regina ihn nicht mehr mit dem ſchweſterlichen „Du“ begrüßt und ihm dadurch einen anderen Platz angewieſen hatte als ihren Vettern, was doch niemand ſonſt in der Familie getan. Sie aber fand es paſſend, die kindliche Gewohnheit aufzugeben, um nicht in unnütze äußere Vertraulichkeit zu geraten, und den Moment günſtig dafür, als ſie nach jahrelanger Entfremdung, beide aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, ſich wiederſahen. Florentin nannte in ſeinem Sinn Regina „ariſtokratiſch und fanatiſch“; was ja nach ſeiner Anſicht unſäglich verkehrt und ſchlecht war: und dennoch! dennoch! hatte er ſeine innerliche Freude daran, daß Regina gar nicht Uriels Neigung beachtete. Auch jetzt auf dem Ball, wo ſo leicht in der allgemeinen lärmenden Erregung die gewohnte Haltung nachläßt und wo Florentin immer ſein Augenmerk auf beide richtete, fühlte er ſich über dieſen Punkt vollkommen beruhigt, und in gänzlicher Vergeſſenheit, daß ſein Glückſeligkeitsſyſtem den lieben Gott entthront habe, ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, als er einmal Regina mit Uriel ſprechen ſah: Gott Dank! ſie liebt ihn nicht! —

Dem Grafen mochte ſich auf dem Ball dieſelbe Überzeugung aufgedrängt haben. Wenigſtens ging dieſe Angelegenheit nicht ſo raſch vorwärts, als er es wünſchte; daher nahm er ſich vor, ſie auf die bündigſte Weiſe zu Ende zu bringen. Er ließ eines Morgens Uriel in ſein Schreibkabinett rufen und ſagte:

„Mein lieber Junge, ich ſehe, daß du Regina ſehr gern haſt. Das freut mich außerordentlich, denn ich habe immer eure Verbindung gewünſcht und gewollt. Ich finde zu meiner Freude Regina ſo weit über ihre Jahre hinaus vernünftig und geiſtig entwickelt, daß mir nichts lieber wäre, als euch bald verheiratet zu ſehen. Bringe alſo die Sache in Ordnung. Meinen Segen haſt du.“

„Aber nicht Reginas Herz,“ entgegnete Uriel, auf deſſen Zügen Freude und Trauer kämpften.

„Larifari! ſoll ſie dir etwa ihr Herz anbieten?“

„Sie hat entſchieden Hyazinth lieber als mich. Sie ſpricht mehr mit ihm, beſchäftigt ſich mehr mit ihm . . . .“ —

„Lieber Junge, das verſtehſt du nicht! das alles kann gerade ein Beweis ſein, wie ungefährlich Hyazinth für ſie iſt, der ohnehin ein pures Kind iſt. Ich begreife dich gar nicht! Du haſt

Regina gern — ich freue mich darüber — und du ſiehſt aus, als wäre dir ein Unglück widerfahren! Wie kann ein Verliebter ſo zaghaft ſein? Solche Schüchternheit überlaſſe doch den jungen Mädchen. Allons! heute noch ſprichſt du mit Regina, nicht wahr?“

„Nein, lieber Onkel, das iſt unmöglich! ſie wird vor Erſtaunen aus den Wolken fallen . . .“

„Und du wirſt ſie auffangen in deinen Armen! das macht ſich ja ganz vortrefflich!“

„Es iſt unmöglich, mit Regina von Liebe und von Ehe zu reden, denn ſie denkt nicht entfernt daran, beſter Onkel.“

„Uriel, mache mich nicht böſe! Was ſoll ich von dir halten, daß du nicht imſtande biſt, einem ſiebenzehnjährigen Mädchen ein paar Liebesgedanken beizubringen! Es gibt ja nichts Leichteres auf der Welt!“

„Je nachdem das Mädchen — und der Bewerber iſt. Regina iſt ein ſehr ſeltenes Mädchen und ich bin ein ganz gewöhnlicher Menſch.“

„Du haſt wohl nicht Luſt zu dieſer Ehe?“ fragte der Graf unmutig und mit gerunzelter Stirne.

„Nur zu dieſer Ehe, lieber Onkel,“ antwortete Uriel mit großer Beſtimmtheit.

„Gut, mein Junge,“ ſagte der Graf erheitert. „Da du aber ein ſo entſetzlich blöder Schäfer biſt, was, unter uns geſagt, das ſchöne Geſchlecht gar nicht beſonders liebt: ſo werde ich deine Bewerbung vorbringen. Glaube mir! unter fünfhundert Mädchen, die ganz kalt und ſpröde ſcheinen, befindet ſich kaum eine einzige, welche einen jungen charmanten Mann, der zugleich eine gute Partie iſt, ausſchlüge. Dafür hat die Natur geſorgt. Geh' jetzt! ich bringe dir bald das Jawort der Herzenskönigin.“

Der gute Graf hatte ſich ſelbſt Mut und Zuverſicht eingeſprochen. Es war ein Etwas in ſeiner Tochter, das ihn heimlich ängſtigte, ſie könne unter jenen fünfhundert jungen Mädchen eine Ausnahme machen oder wenigſtens machen wollen. Aber wenn ſie auch ihren eigenen Willen hat, wie ich fürchte: ſo iſt ſie doch gehorſam, murmelte er, in ſeinem Kabinett auf- und niedergehend, ſchellte, ſagte zu dem eintretenden Bedienten: „Die Gräfin Regina!“ und überlegte, in welcher Weiſe er am eindringlichſten zu ihr reden könne.

Regina hatte eben ihre ſchöne Stickerei vollendet und aus dem Rahmen genommen. Sie freute ſich kindlich ihrer Arbeit, ſchlug ſie in Seidenpapier ein und nahm ſie mit, um ſie dem Grafen zu zeigen, als ſie zu dieſem gerufen wurde.

„Was bringſt du da?“ rief er ihr freundlich entgegen; denn er hatte ſich vorgenommen, ungemein liebevoll zu ſein.

„Einen Umhang um das Ziborium, lieber Vater. Ich hab' ihn geſtickt. Gefällt er dir?“ ſagte Regina und breitete froh ihre prächtige Arbeit aus.

„Ja, ja, ganz gut!“ rief der Graf ſchnell verdüſtert, ſchob die Stickerei ſo haſtig beiſeite, daß ſie vom Tiſche fiel, und ſetzte hinzu: „Laß jetzt die Kindereien, wir haben von ernſten Dingen zu reden.“

Regina nahm ihre Stickerei auf, ſchlug ſie ſorgſam wieder ein und ſah dann ihren Vater in unbefangener Erwartung mit ihren ſtrahlenden Augen an.

„Liebes Kind,“ ſagte der Graf entſchloſſen, „ich ſpreche jetzt nicht als Vater zu dir, ſondern im Auftrage eines anderen, der eine herzliche Liebe zu dir hat und um dich wirbt.“

„Bitte, lieber Vater, danke ihm für dieſe gütige Geſinnung und ſage ihm, ich wünſche nicht mich zu verheiraten!“ rief Regina lebhaft.

„Weißt du denn, von wem ich rede?“ fragte der Graf.

„Nein! und ich brauche es auch nicht zu wiſſen, denn Name und Perſönlichkeit ſind mir ganz einerlei.“

„Aber mir nicht!“ rief der Graf mit mühſam bekämpftem Zorn. „Wiſſe, es iſt Uriel! und wiſſe, er hat nicht bloß meine Zuſtimmung, ſondern meinen Wunſch, und den Wunſch deiner ſeligen Mutter und ſeiner Eltern für ſich; folglich macht ſein Name einen ganz enormen Unterſchied.“

Regina ſchwieg, ſenkte ihr Haupt mit einem Ausdruck von unſäglicher Demut und legte ihre Hände wie zum Gebet vor der Bruſt zuſammen.

„Nun, was antworteſt du jetzt?“ fragte der Graf.

„Jetzt und immer dasſelbe,“ antwortete ſie mit einer Stimme, die aus leiſem Zittern allmählich in Feſtigkeit überging. „Es iſt das, was du ſchon weißt, lieber Vater: mein Verlangen geht nicht nach der Welt, ſondern nach dem Kloſter, und ich habe meinem Herrn und Heiland das Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit abgelegt.“

Der Graf ſprang auf und rief mit Donnerſtimme:

„Bleib hier ſitzen! nicht vom Fleck dich gerührt! ich komme wieder!“ Er verließ das Kabinett.

Regina ſeufzte leiſe: Liebe Mutter Gottes, ſtehe mir bei! und drückte innig einen Roſenkranz an ihre Lippen, den ihre Mutter immer bei ſich getragen und täglich gebetet hatte. In das goldene Kruzifix dieſes Roſenkranzes war ein Partikel vom wahren Kreuz gefaßt. Regina betrachtete es zärtlich und ſagte zu ſich ſelbſt: Jetzt beginnt mein Kreuzweg, denn ich betrübe meinen Vater. Der Graf kam wieder. Er hatte ſich zum Beiſtande Onkel

Levin geholt. Als Regina ihn eintreten ſah, brach ein Freudenſtrahl aus ihren Augen. Sein mildes Antlitz ſchien ihr noch milder als gewöhnlich zu ſein. Der Graf hatte ſich inzwiſchen auch gefaßt und überlegte, daß es nicht länger geraten ſei, Regina einzuſchüchtern und im Stillſchweigen über ihre innerſte Seelenſtimmung zu erhalten. Er ſetzte ſich mit Levin ihr gegenüber und ſagte gelaſſen:

„So! nun weiter, Regina! Du haſt alſo das Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit abgelegt. Wann iſt das geſchehen?“

„Am Tage meiner heiligen Erſtkommunion.“

„Wie alt warſt du da?“

„Dreizehn Jahre; und ſeitdem hab' ich es immer am Jahrestage erneuert.“

„Wen haſt du dabei zu Rate gezogen?“

„Niemand.“

„Ganz für dich allein haſt du dieſe Verwegenheit gehabt?“

„Ich wußte nicht, daß es verwegen ſei, der göttlichen Liebe eine ausſchließliche Liebe zu geloben,“ ſagte ſie ſo treuherzig, daß Levin unwillkürlich zum ſtillen Dankgebet für dieſe Lauterkeit der Seele die Hände faltete.

„War das ein Brauch bei den Damen von Sacré Coeur?“

„Ein Brauch iſt es ja nie und nirgends, lieber Vater.“

„Ich meine, hat man euch im Penſionat direkt oder indirekt zu einem ſolchen Gelübde veranlaßt?“

„Niemals.“

„Haben andere es abgelegt?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe nie darüber geſprochen.“

„Auch nicht in der Beicht?“

„O nein! da ſpricht man von ſeinen Sünden — und dies iſt keine.“

„Es könnte doch eine ſchwere Sünde ſein, ſo über ſich zu verfügen ohne Wiſſen der Eltern! Kennſt du nicht das Gebot: Du ſollſt Vater und Mutter ehren?“

„Doch, mein lieber Vater! Aber Chriſtus hat auch geſagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht wert.“

„Wie biſt du aber überhaupt auf dieſen Gedanken gekommen?“

„Durch die liebe ſelige Mutter zuerſt!“

„Das iſt nicht wahr,“ rief der Graf. „Deine ſelige Mutter hat nie anders gedacht, als daß du Uriel heiraten würdeſt.“

„Ich glaube, dein Vater hat recht, Regina!“ ſagte Levin. „Beſinne dich, Kind.“

„Ich brauche mich nicht zu beſinnen, lieber Onkel Levin, ich weiß es ganz genau! Erinnerſt du dich nicht, daß die liebe Mutter gar viel ein paar ſpaniſche Verslein der heiligen Thereſe im Munde führte, die gar lieblich klangen und deren Schluß war: „Solo Dios basta"?*)

„Gewiß!" ſagte Levin und der Graf nickte einſtimmend.

„Solo Dios basta! das klang mir ſo erhaben und lieblich und ich fragte ſie einmal, wie das auf deutſch heiße. Da ſagte ſie: Es heißt: „Nichts genügt uns als Gott;" denn in ihm haben wir Liebe, Glück, Freude, Frieden wechſellos und unvergänglich, während das alles außer Ihm gar ſchwankend und unſicher iſt. Und dann pflegte ſie mir viel zu erzählen von den heiligen Kloſterfrauen der alten Zeiten, wie ſie gewirkt hätten für das Reich Gottes auf Erden durch ihr Beiſpiel und ihr Gebet, und wie ſie durch ihren himmliſchen Wandel die Chriſtusliebe geweckt und genährt hätten in tauſend Seelen, und weit hinaus über ihr irdiſches Leben, und wie ſie, oftmals von Leid und Trübſal und mancherlei Nöten heimgeſucht, doch immer froh wie die Seligen geweſen wären, weil es für ſie wie für die heilige Thereſe ſtets geheißen habe: Solo Dios basta. Bald darauf ſchied die liebe Mutter von uns. Aber ich vergaß nie ihr „Solo Dios basta" und was ſie darüber geſagt hatte. Als nun die ſelige Zeit der heiligen Erſtkommunion für mich kam, als ich mehr und mehr erfuhr von dem Wunder der Liebe Gottes, das er im euchariſtiſchen Opfer für uns wirkt, um unſere Seelen auf den Pfad der Gnade zum Thron der Glorie hinzuziehen, und von der unendlichen Verdemütigung der ewigen Liebe, die nichts ſo ſehr begehrt als die armſelige Liebe des ſtaubgeborenen Geſchöpfes, und wie ſie ſtatt deſſen Verſchmähung, Beleidigung, Verlaſſenheit erfährt, und wie die Seelen, ach, ſo leicht! alles für Glück halten, was Gott nicht iſt: da kam mir das Solo Dios basta gar nicht mehr aus dem Sinn.

---

*) Auf ein Merkzeichen in ihrem Brevier hatte die heilige Thereſe geſchrieben:

Nada te turbe,
Nada te espante,
Todo se pasa,
Dios no se muda,
La pacienzia,
Todo se alcanza;
Quien a Dios tiene,
Nada le falta;
Solo Dios basta.

Der ſelige Kardinal Diepenbrock in ſeinem „Geiſtlichen Blumenſtrauß" hat es überſetzt:

Nichts ſoll dich ängſtigen,
Nichts dich erſchrecken,
Alles vergehet,
Gott bleibt derſelbe.
Geduld erreicht alles.
Wer Gott beſitzet,
Dem kann nichts fehlen;
Gott nur — genüget!

Ich dachte es nicht und wollte es auch gar nicht denken; aber wohin ich ſah und hörte, überall ſah und hörte ich Solo Dios basta! Am Tage der heiligen Feier konnte ich mich gar nicht faſſen vor Übermaß der Freude, daß meine Seele mit dem König der Ewigkeit ein himmliſches Brautfeſt, eine Vereinigung für die Ewigkeit gefeiert habe und daß ich jetzt, wie die ſelige Mutter geſagt hatte, alles Glück, alle Liebe und alle Befriedigung wechſellos und unvergänglich mein nennen durfte. Als wir am Abend wieder in der herrlich erleuchteten Kapelle waren, wir Erſtkommunikanten in unſeren weißen Kleidern, mit dem Kränzchen im Haar, wie Bräute, alle ſo froh und glücklich, und die übrigen ſo teilnehmend und gerührt, und alles ringsumher ſo feſtlich geſchmückt: da fiel mir ein, ich weiß nicht wie! daß wohl manche aus dieſer Schar dereinſt ein Brautfeſt im Sinne der Welt feiern werde. Da ſchaute ich auf den Tabernakel und ſagte innerlich: Aber ich, Herr, ich werde das nicht tun. Ich bleibe Deine Braut in Ewigkeit. Ich trage Deinen Brautkranz; keinen anderen; und dieſen Kranz lege ich dereinſt vor Deinem Throne nieder, ſo gewiß ich hoffe, mit Deiner Gnade meine Seele Dir zu bringen, die ich in dieſem Kranz Dir anvermähle, geliebter Herr, Dir und keinem anderen. Das ſagte ich innerlich ganz entſchieden und wurde ſo froh, als ob ich ſchon unter den Seligen wäre. Während der Andacht bat ich unaufhörlich die heilige Mutter Gottes und meine liebe Mutter um ihre Fürbitte, daß ich der Gnade, eine Braut Chriſti zu ſein, auch recht würdig werden möge, und als zum Schluß der Andacht der Segen mit dem Sanktiſſimum gegeben wurde und einige von uns, unter denen auch ich war, mit dem „O salutaris hostia“ es begrüßt hatten, da ſchaute ich auf die Monſtranz und ſagte: So wahr, wie Du da geheimnisvoll und weſenhaft in die Geſtalt der Hoſtie Dich verſchleiert haſt, und ſo wahr, wie Du Dich heute geheimnisvoll und weſenhaft im teuerſten heiligſten Sakrament mir geſchenkt haſt: ſo ſchenke ich mich Dir, ohne Rückhalt, ohne Teilung, für Zeit und Ewigkeit, und will als Kloſterjungfrau für Dich leben und ſterben. Und bei dem Entſchluß iſt es denn geblieben.“

Regina hatte mit einer ſo ruhigen Faſſung geſprochen, als erzähle ſie die einfachſte Begebenheit von der Welt, über die man gar nicht viel Worte zu verlieren brauche.

„Iſt ein ſolches Gelübde gültig, lieber Onkel?“ fragte der Graf.

„Gewiß!“ entgegnete Levin.

„Aber der Biſchof oder der Papſt kann eine Dispenſe geben, nicht wahr?“

„Wenn ſie verlangt wird, allerdings.“

„Verlange ſie nicht für mich, lieber Vater," ſagte Regina bittend, „denn ich werde doch nie Gebrauch davon machen."

„Dispenſe fürs Gelübde und Dispenſe für die Ehe wegen der Verwandtſchaft," fuhr der Graf fort, ohne ſich ſtören zu laſſen. „Ich denke, wir betreiben das perſönlich in Rom. Die Grillen eines dreizehnjährigen Kindes fallen nicht ins Gewicht neben dem Glück einer Familie."

„Aber, lieber Vater, zu dieſer Familie gehört doch auch dies Kind und ſein Glück, und es iſt nicht mehr dreizehn Jahre alt."

„Allein es iſt ganz unerfahren über ſich ſelbſt und Welt und Leben, und weiß daher nicht, wo ſein Glück liegt."

„Ich weiß, daß es nicht in der Welt und nicht in mir ſelbſt liegt, ſondern in Gott; und da ich das weiß, weshalb ſoll ich denn noch Erfahrungen machen, die mir zu keiner höheren Erkenntnis verhelfen? Solo Dios basta! Wer das weiß, der weiß genug und hat genug."

„Aber begreifſt du denn gar nicht, daß es auch in weltlichen Verhältniſſen Glück geben könne?"

„Ich begreife das ſehr gut für diejenigen Menſchen, welche von Gott in die weltlichen Verhältniſſe hineingeführt werden; alſo für die große Mehrzahl. Aber nicht für mich; denn Gott führt mich aus ihnen heraus."

„Und begreifſt du denn gar nicht, daß dereinſt bittere Reue, ja Verzweiflung dein Los ſein können?"

Regina ſah den Grafen mit einem reizenden ſchelmiſchen Lächeln an und fragte zurück:

„Wirſt du je darüber in Verzweiflung geraten können, lieber Vater, daß du in deinem Leben keinen Mord begangen haſt?"

„Alberne Frage!" brummte der Graf.

„Sieh, du ſelbſt hältſt es alſo für unmöglich, Reue zu empfinden über die Befolgung eines göttlichen Gebotes. Da nun Chriſtus uns über das höchſte Gebot belehrt hat, indem er ſagte: „Liebe Gott über alles," ſo begreife ich durchaus nicht, wie die Befolgung desſelben mir je Reue und Verzweiflung zuwege bringen könnte. Die Nichtbefolgung würde ſie hervorrufen, gerade ſo, wie der Mörder aus Gewiſſensangſt verzweifelt, weil er ein göttliches Gebot verletzt hat."

„Du haſt nur die Hälfte jenes Ausſpruches Chriſti geſagt. Der Nachſatz wird dir zeigen, daß man nicht in egoiſtiſcher Vereinzelung ſein Glück verfolgen darf. Wie heißt es weiter?"

„Der Ausſpruch Chriſti lautet: Liebe Gott über alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt. Ich habe alſo Uriel zu lieben, nicht wie ich Gott liebe, ſondern wie ich mich ſelbſt liebe; und das tue ich, indem ich aus ganzer Seele wünſche, daß er in den geiſtlichen Stand treten möge."

„Regina!" donnerte der Graf; aber Levin legte ihm beſänftigend die Hand auf die Schulter und ſagte:

„Regina, du wirſt wohl wiſſen, daß das Gebot, Gott über alles zu lieben, Weltleute wie Kloſterleute angeht und durchaus nicht zum Ordensleben verpflichtet; und daß große Heilige, ja ich möchte ſagen, die berühmteſten, die populärſten, Frauen geweſen ſind, die im Eheſtand lebten, wie die heilige Eliſabeth von Thüringen, die heilige Franziſka Romana, die heilige Birgitta von Schweden, die heilige Katharina von Genua, die heilige Johanna von Chantal und viele, viele andere."

„Ich weiß es, lieber Onkel," erwiderte Regina, „und ich freue mich, daß es Seelen gibt, die groß und ſtark genug ſind, um in den ermattenden, zerſtreuenden weltlichen Verhältniſſen ihr Herz in unzerſtörbarer Vereinigung mit Gott zu halten. Aber ich weiß auch, daß im Evangelium der jungfräuliche Stand höher geſchätzt wird als der eheliche, weil er auf einem Rat des göttlichen Heilandes beruht, und weil es eine vollkommenere Liebe vorausſetzt, den beſonderen Rat anzunehmen, als dem allgemeinen Gebot zu gehorchen. Übrigens wirſt du wohl wiſſen, daß all jene heiligen Frauen, teils nach dem Tode ihrer Ehemänner, teils bei deren Lebzeiten noch, aber mit ihrer Erlaubnis, aus den weltlichen Verhältniſſen ſich zurückzogen, um ſich durch die Befolgung der evangeliſchen Räte deſto vollkommener mit Chriſtus zu vereinigen. Was ſie alſo am Ende ihres Lebens ausführten, weil ſie es für das höchſte Glück hielten, ſie, dieſe großen, herrlichen Frauen, denen es nicht an Erfahrung fehlte, um die Freuden und Vorteile weltlicher Verhältniſſe richtig zu ſchätzen: das möchte ich im Anfang meines Lebens tun. Kann das bedenklich ſein?"

„Es iſt ein Riß im Familienleben, eine Lücke im Hauſe, eine Kluft zwiſchen traulichem Verkehr, mein Kind."

„O lieber Onkel, wenn ein ruſſiſcher Fürſt käme und Korona heiraten wollte und ſie ihn, ſo würde der gute Vater ſie getroſt ziehen laſſen bis nach Archangel, ohne die Lücke im Familienleben zu beachten und ohne zu fürchten, daß ihm ſeine Tochter im fremden Lande, unter fremden Leuten entfremdet werden könnte; denn ihr Glück und der Wille Gottes brächten das mit ſich. Und mit welchen Sorgen müßte er doch auf ſie ſchauen! Um mich hingegen braucht er gar keine Sorgen zu haben, ſobald ich bei den Karmeliteſſen bin. Da kann ich nichts verlieren! Da tut mir niemand weh! da gibt's keine Nöten und Ängſte des Irdiſchen! Solo Dios basta! Wer ſich Gott allein in die Arme wirſt, der fährt wohl und wird ſicherer getragen, als wenn noch der und der Menſch ſich auch damit abgibt. Glaubſt du das nicht, lieber Onkel Levin?“

„Ich glaub' es, mein Kind,“ ſagte er zärtlich, „aber dein Vater bezweifelt es.“

„O mein lieber Vater!“ rief ſie, und ihre Augen leuchteten in himmliſcher Zuverſicht auf; „auch du wirſt es glauben!“

Sie kniete vor ihm nieder und küßte ſeine Hand.

„Es iſt gut, Regina, du kannſt gehen; morgen wollen wir weiterſprechen,“ ſagte der Graf und verſenkte ſich ſtumm in ſeinen Lehnſtuhl, nachdem ſie das Kabinett verlaſſen hatte. Auch Levin verſank in Schweigen und Nachdenken über den wunderſamen myſtiſchen und doch ſo wahrhaften Zuſammenhang im übernatürlichen Leben; über die Blitze und Funken, die von der ewigen Liebe entſendet, heimlich in die Menſchenherzen fallen, hier in ihrer Finſternis untergehen, dort in ihrer Kälte erlöſchen; aber auch zuweilen, wie auf einem Opferaltar, das Feuer zum Opfer entzünden. Und an den unberechenbaren Einfluß heiliger Geſinnung dachte er! Eines der gnadenreichſten Gottesgeſchöpfe, das je auf Erden gelebt hat, die heilige Thereſe, ſpricht in drei Worten den Kern ihres Lebens, ihrer Vollkommenheit aus, und durch die Jahrhunderte klingen ſie in einer frommen Seele wider, in einem treuen Mutterherzen, das mit dieſen Worten, ahnungslos, wie tief ſie greifen, dem geliebten Kinde eine himmliſche Richtung gibt. Die heilige Thereſe wird Regina ſchon zum myſtiſchen Karmel führen, dachte er, wenn ſie den langen Atem des Herzens, die heilige Beharrlichkeit hat. Sein Opferleben, ſein Gebet, ſeine übernatürliche Liebe und Geduld brachte Levin nicht in Anſchlag, dachte gar nicht daran, obwohl gerade ſie zu den weſentlichen heiligenden Einflüſſen, zu den Kanälen des göttlichen Gnadenſtromes gehörten, die Regina umgaben.

Es war ſo ſtill im Kabinett, daß der Pendelſchlag der altertümlichen Wanduhr ein großes Geräuſch machte. Plötzlich fuhr der Graf aus ſeinen Träumen auf, ſtrich mit der Hand über Stirn und Augen und ſagte:

„Lieber Onkel, was hat ſie geſagt? was haben wir gehört? was iſt das nur?“

„Das iſt die Chriſtusliebe in einem reinen Herzen,“ entgegnete Levin.

* * *

Die Sibylla persica.

Ein Fluß, der könnte mancherlei erzählen von den Dingen, die er in ſeinem raſtloſen Laufe durch die Zeit und den Raum an ſeinen beiden Ufern wahrgenommen hat, und ſeine murmelnden Wellen bewegen ſich ſo geheimnisvoll wie Lippen, die ein Zauberbann geſchloſſen hält. Welch ein Wechſel von Bildern aus dem Natur-, dem Völker- und dem Menſchenleben ſpiegelt ſich in ſeiner Flut. Die Weltgeſchichte und die Jahrtauſende rollen ſich neben ihm auf und ab. Welch ein Kontraſt, wie der Main aus den rauſchenden Wäldern und den dunkeln Felſenſchluchten des Fichtelgebirges in die grünen Wieſen des Frankenlandes und dann in deſſen Rebenhügel ſich hineinwindet, an alten ehrwürdigen Städten mit feierlichen Domen, an herrlichen Ruinen gebrochener Abteien, an Dorf und Schloß, an Kloſter und Kapelle vorüber, die alle, alle ihre Geſchichte haben, und oft eine recht traurige! bis er ſich flach und matt, wie lebensüberdrüſſig, dem ehemals „goldenen Mainz“ gegenüber in den Rhein gehen läßt, der ihn in raſcher Strömung dahinreißt. Ehe es ſo weit mit ihm kommt und nachdem ſich Kloſter Engelberg und Schloß Windeck längſt nicht mehr in ihm ſpiegeln, fließt er an Frankfurt vorüber, der alten Stadt der Kaiſerkrönung, und an einem ſchönen Garten im engliſchen Stil, in deſſen Mitte eine elegante Villa liegt. Die Stürme des Spätjahres hatten die Geſträuche bereits entblättert und die ſpärliche Belaubung der Bäume in kupferfarbene Schattierungen gefärbt. Die Raſenplätze waren durch die eiſigen Herbſtnebel und Nachtfröſte bräunlich geworden und von den Maſſen der Blumen, die auf ihnen in tauſend Farben geprangt hatten, war nichts übrig geblieben als hie und da eine vereinzelte halberfrorene Georgine. Im Hauſe ſelbſt war es aber ſehr freundlich. Die Blumen, die im Garten fehlten, ſtanden in Fülle in den Zimmern, und in den Kaminen glimmte behagliches Feuer. An den Wänden hingen einige ſchöne Gemälde; auf den Tiſchen lagen Lithographien, engliſche Stahlſtiche, Journale, die Tagesliteratur Deutſchlands, Frankreichs und Englands. Totenſtille herrſchte im Hauſe. Die Beſitzerin war in die Stadt gefahren, der Salon leer, und leer die Zimmer rechts und links. Endlich im letzten Gemach ſaß ein junges Mädchen, die Tochter des Hauſes, die Tochter des ſpaniſchen Bankiers Miranes, der mehrere Jahre in Paris gelebt und ſich jetzt hier niedergelaſſen hatte. Das junge Mädchen ſaß gedankenvoll mit untergeſchlagenen Armen vor einer Staffelei, auf der ein herrliches Gemälde, ein Frauenbild in orientaliſcher Tracht, aufgeſtellt war. Sie betrachtete aufmerkſam das Gemälde. Welch ein Auge! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; und welch ein Blick! ein Blick, der alles zu wiſſen ſcheint, und doch iſt er traurig. Wär' ich allwiſſend . . . . ich wollte nicht traurig ſein! — Sie war allerdings das Bild der Melancholie. Ihre Züge waren von jener edlen regelmäßigen Schönheit, die man an den antiken Statuen bewundert, und jener tief tragiſche Hauch, welcher der Antike ganz eigentümlich iſt — von jener Sphinx an, im Sande der ägyptiſchen Wüſte, zu Füßen der Pyramiden, bis zu jener Pſyche, die in ihren Bruchſtücken eine Perle des Muſeums zu Neapel und der griechiſchen Kunſt iſt — lag auch auf ihren Zügen. Dieſer tragiſche Hauch der Antike gibt ihrer Schönheit, die oftmals herbe erſcheinen könnte, einen großen Reiz: ſie weckt Sympathie in jedem Menſchenherzen, das, ſeiner Natur nach, durch ſtille Trauer gerührt wird. Die ganze antike Welt mit ihren Heroen und ihren Göttern ſteht unter der Signatur des Todes: ſie iſt unerlöſt! Wie ſollte ſie nicht traurig ſein? traurig durch jene Melancholie, die unbeſtimmt ein höchſtes Gut ahnt und es nicht zu finden, ja nicht einmal zu ſuchen weiß. Und eine Unerlöſte war auch dieſe ſchöne, ſchwermütige Judith Miranes: ſie war Jüdin. Aus ihrem Nachſinnen erhob ſie ſich mit einer ungeduldigen Bewegung, ſah nach der Uhr und murmelte unmutig: Schon halb eins! ob der Erneſt heute nicht kommen wird? ich wüßte gar gern, was dies für ein Bild iſt! — Sie ſtand auf, zog graue Vorärmel an, rückte eine zweite Staffelei herbei, auf der ein Rahmen mit Leinwand überſpannt ſich befand, nahm ihre Palette, Pinſel, Zeichenſtift hervor und hatte alles in Bereitſchaft geſetzt und wohl zwanzigmal nach der Uhr geſchaut, bis endlich ein Diener die Türe öffnete und der Erwartete eintrat. Es war ein ältlicher Mann, in einem ſehr abgetragenen Rock, mit einem äußerſt wohlwollenden Geſicht, in welchem nichts Ungewöhnliches war als ein ungemein klares Auge und eine ſehr zart ausgearbeitete Stirne. Judith ſagte ſtolz und hart, und ihr Ausdruck war nicht mehr ſchwermütig, wohl aber hochfahrend:

„Sie haben mich lange warten laſſen, Herr Erneſt.“

„Grüß Sie Gott, mein Fräulein! Verzeihung, wenn ich Sie warten ließ,“ antwortete er höchſt unbefangen. „Sie hätten ſich beſchäftigen ſollen, dann würden Sie ein Stündchen früher oder ſpäter gar nicht bemerken. Nun, wie gefällt Ihnen mein Gemälde?“

Mit beiden Händen in den Rocktaſchen pflanzte er ſich vor demſelben auf und betrachtete es vergnügt.

„Es iſt wunderſchön," ſagte Judith, „und auch wunderſchön gemalt. Aber wen ſtellt es vor?"

„Es iſt eine Kopie der berühmten Sibylla persica von Guercino, deren Original ſich im Kapitol zu Rom befindet."

„Wer war die Sibylla persica?"

„Die Sibyllen waren, wie man ſagt, hehre Frauen des Altertums, die unter den Heiden den Platz der Propheten im Volke Israel einnahmen und den zukünftigen Erlöſer verkündeten. Die Geſchichtsforſchung verwirft ſie. Poeſie und Kunſt lieben ſie."

„Überall die Spur der Lüge, Herr Erneſt!"

„Überall die Spur der Sehnſucht nach Offenbarung, Fräulein Judith."

„Wenn ſie die Offenbarung wußte, warum trauert die Sibylla persica?"

„Sie trauert um die Sünden der Welt, die den Sohn Gottes vom Himmel herabziehen und ans Kreuz ſchlagen."

„Das verſtehe ich nicht, oder eigentlich: das verſtehen wir nicht!"

„Glaub' es! das Kreuz iſt euch ein Ärgernis; uns ein Geheimnis himmliſcher Liebe, voll unſäglich ſüßer Schmerzen und namenlos herber Wonne, und ſo hat es auch die Sibylla persica verſtanden, obgleich ſie nicht Chriſtin war."

„Sind Sie denn ein Chriſt, Herr Erneſt?"

„Wofür halten Sie mich denn?" fragte er höchſt erſtaunt.

„Für einen Papiſten," entgegnete ſie unbefangen.

Erneſt brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Judith ſah ihn verwundert an und ſetzte hinzu:

„Ich habe gehört, das ſei eine Sekte, die ihr Oberhaupt, den Papſt, anbete und mit dem Chriſtentume, aus dem ſie hervorgegangen iſt, nichts mehr zu ſchaffen hätte; und Chriſten wären nur die, welche vom Papſt, als dem Antichriſt, nichts wiſſen wollten. Da ich nun mit den Chriſten nichts zu tun haben mag, ſo war es mir ſehr angenehm, in Ihnen einen Papiſten zu finden. Jetzt bin ich enttäuſcht."

Erneſt lachte dermaßen, daß er die Hände in die Seiten ſtemmte und ſich erſchöpft niederſetzte.

„Werd' ich endlich erfahren, worüber Sie lachen?" fragte Judith halb lächelnd und halb unmutig.

„Es wäre zu weitläufig, Ihnen das zu erklären," ſagte endlich Erneſt, „und trotz aller Mühe würden Sie mich doch nicht verſtehen. Aber nicht wahr, jene Erklärung, was das ſei, ein Papiſt, hat Ihnen jemand gegeben, der ſich ſelbſt Chriſt nannte?"

Judith wurde noch bleicher, als ihr farbloſes Geſicht ſchon war, und erwiderte: „Ich habe es von einer anderen Perſon in

Paris gehört; denn ich meinesteils bekümmere mich durchaus nicht weiter um die Chriſten, als inſofern es die geſellſchaftlichen Verhältniſſe meiner Eltern erfordern — und ob ſie an den Papſt oder an ſonſt etwas glauben — das iſt mir ganz einerlei, und ich ſpreche nie mit ihnen darüber.“

„In letzterem haben Sie vollkommen recht! Der Glaube will nicht im Salon zwiſchen einer Taſſe Tee und einer Schale Gefrorenem beſprochen werden. Er will gelebt ſein, Fräulein Judith, gelebt im Salon wie im Dachſtübchen, gelebt in der Kirche wie auf dem Markte.“

„Erzählen Sie mir lieber von den Sibyllen, Herr Erneſt! das freut mich mehr,“ ſagte Judith und heftete ihr dunkles Auge ſinnend auf das Gemälde.

„Die Sage ſpricht, daß die Sibylle von Cumä zum Beherrſcher der alten Roma, zum König Tarquinius kam und ihm ihre prophetiſchen Schriften über Roms Geſchicke um einen ungeheuren Preis anbot. Der König wollte ihn nicht zahlen; da warf die Sibylle drei ihrer Bücher ins Feuer und ging von dannen. Nach einiger Zeit kam ſie wieder und bot dem König ihre um drei Bücher verminderten Schriften, aber für denſelben ungeheuren Preis an. Der König fand das unſinnig und wies ſie ab; da warf die Sibylle abermals drei Bücher ins Feuer und ging von dannen. Und zum drittenmal erſchien ſie vor König Tarquinius und forderte für ihre drei letzten Bücher den ungeminderten, ungeheuren Preis. Da kaufte ſie der König und ſie wurden auf dem Kapitol niedergelegt; und Tag für Tag war darin verzeichnet, welche Begebenheiten das heidniſche Rom treffen würden, bis es ſeinen Untergang fand.“

„In den verbrannten Büchern ſtand vielleicht, wie es ſich hätte retten können.“

„Kann ſein. Man ſoll eben nicht feilſchen um die Wahrheit. Und mehrere hundert Jahre ſpäter, gerade am Tage der gnadenreichen Geburt des Herrn, ſagt die Legende, ließ Kaiſer Auguſtus die Sibylle von Tibur vor ſich rufen und fragte ſie, ob es an der Zeit ſei, daß er ſeinen Platz zwiſchen den Gottheiten Roms einnähme? das römiſche Volk wollte ihm göttliche Ehren erweiſen. Da ſtand die Sibylle und ſchaute gen Himmel und ſie gewahrte die Sonne, umgeben von einem leuchtenden Zirkel, und in der Mitte der Sonne ſaß eine hehre Frauengeſtalt, die hielt auf ihrem Schoße ein zartes Kindlein. Die Sibylle deutete auf dasſelbe und ſprach zum Kaiſer: „Dies Kind iſt größer als du! bete es an.“ Da entſetzte ſich der gewaltige Kaiſer und ließ zu Ehren dieſes göttlichen Kindes auf dem Kapitoliniſchen Hügel einen prächtigen Altar errichten. Später wurde die Kirche Ara

Coeli — Altar des Himmels — dort erbaut und ſie ſteht bis zu dieſer Stunde auf dem Kapitol. Aber auf den reizenden Hügeln von Tivoli, über welche die berühmten Kaskatellen dahintanzen, ſteht der kleine, von joniſchen Säulen getragene Tempel, den man den Tempel der Sibylle nennt; denn Tivoli iſt das alte Tibur. Mehr weiß ich nicht von den Sibyllen.“

„Aber die Kunſt, ſagten Sie, habe ſie verherrlicht.“

„Und unſterblich gemacht! ja, das iſt wahr!“ rief Erneſt mit funkelndem Blick. „In des erhabenen Vatikans feierlicher Sixtiniſcher Kapelle, in welcher nur an den größten Feſten die heiligen Geheimniſſe des Glaubens gefeiert werden, haben Perugino und Michelangelo, der eine mit ſeinem holdſeligen und der andere mit ſeinem gewaltigen Pinſel, das ganze Epos des Menſchengeſchlechtes, von der Schöpfung bis zum Weltgerichte, in großartigen Gemälden an den Wänden und der Decke geſchrieben, und Michelangelos Sibyllen, als die Verkünder des Erlöſers in der Heidenwelt, ſchauen mit den Propheten des Alten Teſtamentes vom Gewölbe herab auf den Altar des Neuen Bundes, wo das Lamm Gottes im ewigen Opfer geſchlachtet wird; auf den myſtiſchen Kalvarienberg, den ſie am Horizont der Zukunft mit dem Auge des Glaubens aufſteigen ſahen. Und da man in Rom keinen Schritt tun kann, ohne auf Spuren vom Göttlichen im Menſchen nach der Gnadenordnung zu ſtoßen, Spuren, die ſich bald als Genie, bald als Seelenadel, bald als Liebeskraft, bald als Geiſtesgröße ausſprechen: ſo findet man denn auch eine zahlloſe Menge von Kirchen, welche fromme Andacht gebaut hat, und welche daher, mögen ſie groß oder klein ſein, ihren Schmuck, ihren Reichtum, ihre Kunſtwerke, ja Meiſterwerke haben. Ein ſolches iſt in der Kirche Sta. Maria della pace die Gruppe der vier Sibyllen von Raffael. Das ſind Fresken, Fräulein Judith! die müſſen Sie ſehen, um eine Idee zu bekommen, wie warm und lebendig die Freskomalerei auf dem kalten Stein ſich ausnehmen kann.“

„Schade, daß ein ſolches Kunſtwerk in einer Kirche verſteckt iſt,“ bemerkte Judith.

„Nicht ſchade, mein Fräulein! Sehen Sie, die alten Ägypter, ein tiefſinniges Volk, aber wandelnd in den Schatten der Unerlöſung, höhlten die Felſen ihres Landes zu Paläſten aus, mit Hallen und Sälen, mit Treppen und Säulen; und alle Wände dieſer geheimnisvollen Behauſung bemalten ſie im bunteſten Farbenglanz mit tauſend Göttergeſtalten, mit Kriegsſzenen, mit Bildern aus dem Volks- und dem häuslichen Leben; dann ſtellten ſie in dem allerinnerſten und letzten Gemach einen Sarkophag mit der Mumie eines Königs auf, und dann wälzten ſie vor den

Eingang dieſes Grottenpalaſtes gewaltige Felsblöcke, entzogen ihre Mühe, ihre Arbeit, ihre Kunſt jedem menſchlichen Auge und fanden es höchſt geziemend und gar nicht ſchade, all jene Herrlichkeit einer Königsmumie zu weihen. Wie könnten wir den Schmuck unſerer Kirchen beklagen, in denen Gott ſelbſt geheimnisvollerweiſe wohnt und weilt? Übrigens ſehen in deutſchen Landen nicht wenige Kirchen ſo aus, als fände man für ſie alles gut genug, was der Rumpelkammer angehört, und Motten-, Mäuſe- und Wurmfraß, den die Menſchen nicht mehr haben mögen, iſt beinahe noch zu ſchön für das Haus und den Dienſt des lieben Gottes."

„Ach, Herr Erneſt," ſagte Judith ungeduldig. „Ihre Kirchen, mit oder ohne Mäuſefraß, intereſſieren mich gar nicht."

„Gut!" entgegnete er gleichmütig; „nun an die Staffelei!"

„Nein, auch das nicht!" rief ſie. „Erzählen Sie mir noch etwas von den Sibyllen. Herr Erneſt! ich höre gern von großen Frauen reden — und höre es nie!"

„Die Sibyllen ſind aber nur dadurch groß, daß ſie auf unſere Kirchen und auf den, der ſie geſtiftet hat, hinweiſen, Fräulein Judith. Ihre Größe beſtand eben darin, daß ſie die Wucht der Offenbarung durch die ſündenkranke Welt zu tragen vermochten, und ſie waren begnadete Weiber, weil ſie die Gebenedeite unter den Weibern, die jungfräuliche Mutter Gottes und den menſchgewordenen Gott prophezeit haben. Dieſen Zuſammenhang hat die bildende Kunſt in einer weltberühmten Kirche Italiens, in Loretto, wunderſam ſchön aufgefaßt und dargeſtellt. Der Kern dieſer Kirche iſt das Häuschen, in welchem die allerſeligſte Jungfrau Maria zu Nazareth lebte und welches in einer Weiſe, die nur Gott bekannt iſt, auf die Höhe des Apennins verſetzt wurde. Um dies Heiligtum läuft eine Kolonnade von prächtigen Marmorſäulen und zwiſchen ihnen ſtehen paarweiſe die Propheten und Sibyllen, welche die glor- und freudenreichen Gnaden der Mutter Gottes vorhergeſagt haben. Sie bilden gleichſam eine Prozeſſion durch die Jahrtauſende bis zu der Stätte, wo das Wort Fleiſch ward, und im feierlichen Reigen ſchließen ſie ſich huldigend dem Gruß des Engels an. Der unſterbliche Meißel von Cioli, Lombardo, della Porta, Sanſovino und von anderen berühmten Bildhauern hat ſie verherrlicht und ſie ſich ſelbſt in ihnen."

„Ich möchte nach Loretto, um das zu ſehen!" rief Judith.

„Ich will Ihnen ſagen, wie Sie ſich dabei zu benehmen haben, Fräulein Judith. Zuerſt müſſen Sie in eine prachtvolle Kapelle ſich begeben, in deren Mitte eine koloſſale Schale von Bronze ſich befindet, die mit Basreliefs aus der Geſchichte des Alten und Neuen Bundes verziert und von vier Engeln getragen iſt. Vier wunderbar ſchöne Statuetten, ebenfalls von Bronze, ruhen am Rande der Schale und ſind gleichſam ihrer Tiefe entſtiegen. Es ſind vier Tugenden und ſie heißen Glaube, Hoffnung, Liebe, Beharrlichkeit. Unter dem Glauben ſtehen die Worte: Nescio falli; er wird nicht getäuſcht. Unter der Hoffnung: Nescio flecti; ſie wird nicht erſchüttert. Unter der Liebe: Nescio scindi; ſie wird nicht geteilt. Unter der Beharrlichkeit: Nescio frangi; ſie wird nicht gebrochen. In dieſer Schale iſt Waſſer, das myſtiſcherweiſe dem Blute des Kreuzes beigemiſcht iſt, und die Kraft des Heiligen Geiſtes ruht darauf. Und ein paar Tropfen dieſes Waſſers auf Ihrem Haupte bewirken, daß Ihre Seele fähig wird, jene Tugenden in ſich aufzunehmen. Und dann gehen Sie in die Kirche ſelbſt und ſchließen Sie ſich den Sibyllen und Propheten an, und dann erſt werden Sie verſtehen, was Sie ſehen. Denn jene Schale iſt das Taufbecken und jene Tugenden ſind die, welche aus der Taufgnade hervorgehen und im großen Umriß angeben, wie das Leben des im Waſſer und im Geiſt Wiedergeborenen ſein ſoll. Gehen Sie aber nur als neugierige Touriſtin nach Loretto, ſo iſt es in der Tat ganz einerlei, ob Sie dort waren oder nicht."

„Keineswegs, Herr Erneſt! ich bilde meinen Kunſtſinn aus."

„Iſt nicht möglich, wenn der innere Sinn des Kunſtwerkes ſelbſt Ihnen nicht aufgegangen iſt! Können Sie Ihren Geiſt an einem großen Schriftſteller bilden, wenn Sie nicht imſtande ſind, deſſen Ideengang zu verfolgen? Gewiß nicht! Irgend einen ſchlagenden Ausdruck, irgend eine überraſchende Wendung können Sie ihm entnehmen und dieſelben in Ihre Brieflein oder Ihre Albums verſetzen, wie exotiſche Blumen in ein Kartoffelfeld; aber Ihr Geiſt bleibt arm wie zuvor. Farbenmiſchung, Gruppierung, korrekte Zeichnung — ja, das können Sie lernen, wenn Sie Kunſtwerke äußerlich, in ihrer Technik, ſtudieren; doch Ihre Seele hat nichts davon, und in der Seele werden die großen Meiſterwerke, wie überhaupt alles Große, geboren, denn alles Große und alles Schöne iſt eine Revelation der ewigen Schönheit, von der Gott eine Ahnung in die Menſchenſeele geſenkt hat. Weckt die Schönheit eines Bildes, eines Gedichtes, eines Buches, einer Statue nicht himmliſche Gedanken im Menſchen: ſo iſt entweder der Menſch zu ſchwach, zu ungebildet, zu verkommen und roh, oder die Schönheit iſt eine falſche, trügeriſche, die den Blendwerken der Sinnenwelt angehört. Die wahre Schönheit ſoll auf uns wirken wie der Sonnenſtrahl auf die Regenwolke: ſie ſoll auf unſere trübe, graue, tränenvolle Seele ein Stück Regenbogen zaubern; Sie wiſſen ja, Fräulein Judith, daß er ein Symbol des Friedens iſt, den Gott nach der ſchrecklichen Sündflut mit dem Menſchen ſchloß. Ein Etwas von himmliſchem Frieden, von tiefinnerſter Verſöhnung mit Gott, wenigſtens der Sehnſucht nach, ſoll das Kunſtwerk uns geben.“

„Haben Sie auch eine tränenvolle Seele?“ fragte Judith; „man ſieht es Ihnen nicht an, Herr Erneſt! Ja, ich meine, der Regenbogen wäre ſogar beſtändig in Ihnen.“

„Menſch — und tränenvolle Seele — das gehört zuſammen, ſeitdem unſere Stammeltern das Paradies verloren haben, Fräulein Judith. Die Schwere des Staubes laſtet auf ihr, die Dornen der Erde verwunden ſie, die Ringel der Schlange bedrohen ſie; welche Laſt, welche Schmerzen, welche Ängſte muß ſie mit ſich herumſchleppen. Siehe, da kommt einer und nimmt ihr all den Ballaſt ab, und heilt all ihre Wunden, und ſtellt ſich zwiſchen ſie und die Schlange, und tröſtet ſie unendlich liebevoll und zärtlich, und trocknet mit linder Hand all ihre Tränen ab, und verläßt ſie nie und bleibt ihr treuer, ihr ewiger Freund. Nun, Fräulein Judith, das begreifen Sie gewiß: habe ich jemand, der ſo große und ſüße Dinge für mich tut und mit ſo unermüdlicher Zärtlichkeit mich liebt, ſo frag' ich nicht viel nach Tränen und Wunden. Vielmehr freue ich mich ihrer, weil ſie mir immer neue Liebesbeweiſe des geliebten Freundes bringen, und daraus mag denn wohl ſo etwas wie ein Regenbogen in meiner Seele entſtehen, zu der ſie das graue Gewölk, und der Freund den Sonnenſtrahl der Liebe hergibt.“

„Aber, Herr Erneſt, wen haben Sie denn zum Freunde?“ fragte Judith geſpannt.

„Den menſchgewordenen und gekreuzigten Gott der Offenbarung, Fräulein Judith.“

Sie wendete gleichgültig ihr ſchönes Haupt ab und ſagte mit eiſiger Kälte: „Graues Haar und eine ſolche Liebesſchwärmerei: reimt ſich das, Herr Erneſt?“

„Erſt recht, Fräulein Judith,“ entgegnete er gelaſſen. „Die irdiſche Liebe erſtirbt, wenn die Roſenwangen verblühen und wenn auf Rabenlocken der Schnee des Lebenswinters fällt, und an etwas ſo Vergänglichem mit Schwärmerei zu hängen, iſt allerdings der Erfahrung und dem Ernſt des grauen Haares nicht anſtändig; denn wenn das Herz ſtille ſteht, das von ſolcher Liebe erfüllt war, ſo iſt es Staub und bleibt im Staube. Aber mit meiner Liebe iſt es ganz anders! die zerreibt nicht das Herz, ſondern lebt und webt darin fort und fort, und immer flammender und inniger, je weißer mein Haar wird. Und ſteht das Herz einſt im Tode ſtill, was geſchieht? es fliegt ein Schmetterling daraus empor, die Pſyche, die Liebe meiner Seele, die Seele meines

Weſens; und der Schmetterling, der noch mit ſchwerem Flügelſchlag fliegt, weil Erdenſtaub ihm die Schwingen beſchwert, ſinkt in eine Region von lodernden Flammen hinein, die nicht ihn, ſondern nur das Irdiſche, das an ſeinen Flügeln klebt, verzehren und dann ihn frei laſſen, daß er auffahre zu den immerblühenden Roſen der Ewigkeit, zu den verklärten Wundmalen des gekreuzigten Gottes."

Judith ſchüttelte langſam den Kopf und ſagte: „Eine ſolche Liebe verſtehe ich nicht! aber von der Staubesliebe will ich ſo wenig wiſſen als Sie."

„Das iſt leichter geſagt als getan," entgegnete er.

„Ich habe mir aber feſt vorgenommen," rief ſie heftig, „keinen Menſchen auf der Welt zu lieben."

„Oho! Fräulein Judith! das iſt ja ein formidabler Vorſatz!" ſagte Erneſt lachend. „Wie alt ſind Sie?"

„Achtzehn Jahre."

„Gut, gut! ein paar Jahre Geduld, und Ihr Vorſatz verſchwindet."

„Nein!" rief ſie noch heftiger und ihr ſamtſchwarzes Auge ſprühte Funken; „nie! Herr Erneſt! niemals. Ich will nicht lieben, denn lieben tut weh — und ich will nicht, daß ein Menſch mir weh tue; ich will nicht leiden."

„Ohne Leid und ohne Liebe lebt man hienieden nicht!"

„Nun, ſo mögen andere durch mich leiden, wenn ohne Leid nicht gelebt werden kann!"

„Immer beſſere Vorſätze, Fräulein Judith! Wenn Sie das alles ausführen, werden Sie auf einer erſtaunlichen Höhe — der Unmenſchlichkeit anlangen."

„Meine Eltern nehme ich aus," ſagte ſie.

„Das iſt etwas Troſt," entgegnete er lächelnd. „Aber nun genug des Geplauders! Der Unterricht darf nicht verſäumt werden."

„Es kann Ihnen ja ganz einerlei ſein, wofür Sie Ihre Bezahlung bekommen, wenn Ihr Geſpräch mir beſſer gefällt als Ihr Unterricht," ſagte Judith mit dem ſchneidenden Hochmut, der ſie zuweilen abſtoßend machte.

„Mit nichten, mein Fräulein," erwiderte Erneſt ruhig. „Ich habe mich gegen Ihre Eltern verpflichtet, Ihr Talent für die ſchöne Malkunſt auszubilden, und eine Verpflichtung iſt heilig. Wollen Sie aber nicht länger bei mir Unterricht nehmen, ſo ſagen Sie es nur. Dann komm' ich nicht wieder. Aber die Sibylla persica laſſen ich Ihnen doch ſehr gern zum Kopieren — und wenn ſie fertig und gelungen iſt, ſchicke ich Ihnen auch meine

Sibylla cumana, Kopie nach Domenichino, welche von einigen der persica noch vorgezogen wird.“

„Sie ſind ein prächtiger Mann, Herr Erneſt! wir müſſen gute Freunde bleiben!“ ſagte Judith und die Lehrſtunde begann. —

Judith war ein ſehr verwöhntes Kind, beſonders ſeitdem ſie das einzige und ihre ältere Schweſter etwa ein Jahr vorher geſtorben war. Ihre Schönheit, ihre Talente waren ſo ungewöhnlich, daß ihre Eltern die glänzendſten Hoffnungen für die Zukunft ihrer Tochter hegten und der Vater ſich bemühte, derſelben eine ſolide Baſis im Sinn der Welt zu geben, nämlich ein großes Vermögen. Darauf war ſein ganzes Streben gerichtet. Das Streben ſeiner Frau ging dahin, ſich und ihrer Tochter die Vorzüge der Genüſſe einer glänzenden Exiſtenz zu verſchaffen, und blendend wie ein Meteor in der Welt zu erſcheinen. Sie ſelbſt war noch ſchön und ſie hing mit Leidenſchaft an Luxus, Eleganz und allen Arten und Abarten modiſcher Verfeinerung. Dies zu bedenken, anzuſchaffen, einzurichten füllte ihre Zeit dermaßen aus und nahm alle Stunden, die nicht den Pflichten und Freuden der Geſellſchaft gewidmet waren, ſo ganz in Anſpruch, daß ſie ſich nur noch mit der Leitung ihres Hauſes, doch unmöglich mit der Erziehung und Bildung ihrer Tochter abgeben konnte. Sie hielt derſelben die beſten Lehrer und Meiſter, gab ihr in London eine Franzöſin, in Paris eine Deutſche zur Gouvernante, und als Judith mit ſechzehn Jahren fünf Sprachen redete und ſchrieb, eine ganz brillante Stimme hatte und ein ungewöhnliches Talent für Malerei entwickelte, frohlockte die Mutter über ihr Meiſterwerk von Erziehung. Die Seele ihrer Tochter war ihr gänzlich fremd; oder beſſer geſagt: ſie wähnte, daß die Summe des Erlernten, durch das Urteil des Verſtandes gelichtet und geordnet, das geiſtige Sein ihrer Tochter ausmache: ſie hielt Bildung für Seele. Übrigens liebte ſie Judith zärtlich, kam allen Wünſchen zuvor, erfüllte jedes Begehren und bedauerte nur immer, daß Judith nicht das enorme Vergnügen empfinde, welches ſie ſelbſt bei jeder Art von geſelliger Unterhaltung, und bei allem, was Tand und Flitter war, mit vollen Zügen genoß. Judith war ernſt und blieb ernſt, im Salon ihrer Mutter, im Theater, auf dem Ball; ſogar bei der Toilette, wenn die reizendſten Kleider, Blumen und Bänder ihr zur Auswahl vorlagen; ſogar bei den Huldigungen, welche die junge Männerwelt ihr darbrachte. Sie wußte, daß ſie ſchön und daß ihr Vater reich ſei; ſie wußte, daß man damit in der Geſellſchaft herrſcht; ſie ſah durchaus nicht ein, weshalb ſie ſich geſchmeichelt fühlen ſollte, wenn andere das anerkannten. Ihr mit äußerem Glück überſchüttetes Daſein ermattete ſie, ohne zufrieden zu ſtellen.

Aus dieſer bleiernen Windſtille konnte wohl ein Sturm der Leidenſchaft jäh auffahren und da, wo ein Charakter jeden inneren Halt entbehrt, furchtbare Verwüſtung anrichten. Judith hatte das erlebt an ihrer Schweſter, die in einem ſolchen Sturm zugrunde ging und mit zwanzig Jahren am gebrochenen Herzen ſtarb. Die Tiefe des Jammers und das Wie und Warum war ihr wohl nicht klar; allein es genügte, um ihr einen Abſcheu vor Verhältniſſen beizubringen, in denen ſo viel Verrat und Lüge zu Hauſe ſein konnten. Judith hatte mit zärtlicher Liebe an ihrer Schweſter gehangen; deren Verluſt erbitterte ſie, wie der Tod jeden erbittern muß, der glaubenslos an einem teuren Grabe ſteht. Kein Funke eines religiöſen Troſtes leuchtete ihrem Herzen. Ihre Eltern gehörten dem Rationalismus an, der ſich im Judentum ſowohl als im Chriſtentum überall breit macht, wo der Erdgeiſt im Menſchen gepflegt und wo deſſen Wirken und Walten als die höchſte Beſtimmung des Menſchen verherrlicht wird. Man iſt reich, man iſt klug, man iſt gebildet, man iſt angeſehen, man zählt in der Geſellſchaft; das alles hat man erlangt ohne Gott; Höheres als das gibt es nicht: alſo weshalb ſich um Gott bekümmern? Ohnehin iſt es ſo ziemlich erwieſen und abgemacht, daß nicht bloß der alte, außerweltliche, perſönliche Gott längſt von ſeinem Nimbus entkleidet und von ſeinem Thron verſchwunden iſt, ſondern auch daß er aufgehört hat, als Weltſeele des Alls ſein Daſein zu friſten, welches man ihm in dieſer Form eine Zeitlang gönnte, weil man durch ſie leichten Kaufs zum Anteil am göttlichen Sein gelangte, was für manche etwas Schmeichelhaftes hat. Aber auch die Weltſeele iſt der Welt entſchlüpft und nichts übrig geblieben als die Materie, ſeitdem die Erforſchung der Natur, ihrer Kräfte und ihrer Geſetze eine ſehr bewunderte Schule bildet, die es ſich zur Aufgabe macht, die Schöpfung von der Offenbarung abzulöſen, die Geſchichte der Menſchheit, welche deren Zuſammenhang beweiſt, beiſeite legt, mit dem vereinſamten Ich an das Studium des Univerſums geht, inſofern dieſes nicht über die fünf Sinne und deren Erfahrungen und Schlüſſe hinausreicht, und dann, bewaffnet mit Lupen, mit Seziermeſſer, mit Fernröhren, mit Deſtillierkolben und ungeheurem Apparat der Wiſſenſchaft die Bildungen der Natur ſo ſicher und feſt auf ihren Geſetzen von Maß und Zahl und Kraft beruhend findet, daß ſie in dieſer abgerundeten und geſchloſſenen natürlichen Vollkommenheit einen Grund zu finden wähnt, um mit dem Aſtronomen Lalande zu erklären: „Ich habe den Himmel durchſucht und nirgends die Spur Gottes gefunden." Dies iſt nun gar nicht überraſchend; mit Lupe und Fernrohr entdeckt man Gott nicht. Sehr überraſchend iſt aber der Schluß, den jene

Schule daraus macht: Alſo gibt es keinen perſönlichen, außerweltlichen Gott, Schöpfer und Geſetzgeber dieſer Natur. Ebenſogut könnte ein Kind ſagen, nachdem es das Einmaleins durchgerechnet hat: Das iſt ganz richtig und keine Spur von Gott iſt darin; alſo gibt es keinen Gott. Am allerüberraſchendſten würde es ſein, daß eine ſolche Schule gläubige Adepten findet, wüßte man nicht, daß der Erdgeiſt, der in jeder Menſchenbruſt ſich regt, wenn er nicht von geheiligter Willenskraft gebändigt wird, die Brücke ſchlägt, auf der die Lehren, die ihm zuſagen, ins Menſchenherz einziehen. Aber geheiligt wird der Wille nur dadurch, daß er ſich aus freiem Entſchluß Gott unterwirft, und ſolche Unterwerfung bewirkt nur der Glaube an eine göttliche Offenbarung, weil in dieſer eine göttliche Liebe ſich offenbart. Doch von der wußte Judith nichts. Sie lebte unter dem Einfluſſe einer tiefen Glaubensloſigkeit, die ihr Innerſtes zu einer Felſenöde, ſtarr, kalt und einſam machte.

„Haben Sie viel Leid im Leben gehabt, Herr Erneſt?“ fragte Judith, nachdem ſie eine Weile ſchweigend gearbeitet und den Schluß des Geſpräches überdacht hatte.

„Nicht der Rede wert, Fräulein Judith! Das Leid, das vor uns liegt, erſcheint uns hoch wie ein Berg; hinter uns — iſt's ein Maulwurfshaufen.“

„Doch nannten Sie es vorhin eine Lebensbedingung.“

„Gewiß! Wenn's kein Leid gäbe, woran ſollte es ſich bilden, das ſelbſtſüchtige Menſchenherz? Leid tut ihm weh und im Weh denkt's an Gott; und je mehr es eingenommen wird von dieſem Gedanken, deſto heilſamer iſt ihm das Leid geweſen. Sie meinen aber wohl, weil ich ein Maler bin, ſo ein Stückchen von einem Genie, müßt' ich ganz idealiſche Leiden gehabt haben. Fehlgeſchoſſen! Ein bißchen Hunger und Kummer, einige Ängſte und Nöten — Punktum.“

„Auch Hunger, Herr Erneſt?“

„Warum nicht, Fräulein Judith? Ich bin ein armer Bauernbube, der älteſte von elf lebenden Kindern, aus Berchtesgaden, wo man gar geſchickt iſt im Holzſchnitzen. Das trieb auch der Vater und ich half ihm fleißig, ſuchte aber immer mein Schnitzwerk zu kolorieren, was mir verboten wurde. Allmählich entdeckte man Talent in mir; ich fand Gönner und Beſchützer; ich kam nach München, lernte, arbeitete. Ich ging nach Italien, wie es alle Künſtler zu machen pflegen, ſtudierte dort in den verſchiedenen Städten die verſchiedenen Malerſchulen; ſchlug mich durch, manchmal mühſelig genug, mußte Geld verdienen und in die Heimat ſchicken, denn ein Schlagfluß lähmte den Vater, die Mutter konnte mit all den Kindern nicht ohne meine Hilfe fertig werden, und als ſie ſtarb, die brave, fromme Mutter, konnten's die armen Kinder noch weniger werden. Da hieß es denn arbeiten, Fräulein Judith, vom Morgen zum Abend, bei knapper Koſt, bis mir die Augenlider und der Arm ſchwer wie Blei waren, und Gott danken, wenn ich nur immer Arbeit hatte. Deshalb verlegte ich mich aufs Porträtieren; die Arbeit geht ſo leicht nicht aus, denn die Leute ſind ſo erpicht darauf, ihr Geſicht gemalt zu ſehen, als ob ſie nie in den Spiegel geſchaut und nie die Wahrheit von ihm erfahren hätten, daß es eigentlich nicht der Mühe wert ſei, ſolch ein Alltagsgeſicht zu verewigen. Nun, ich dankte dem lieben Gott für dieſe allgemein graſſierende Ophthalmie und malte, malte, malte . . . ."

„Aber das muß ja ſehr Ihr ſchöpferiſches Talent gehemmt haben," unterbrach ihn Judith.

„Ganz recht, mein Fräulein, und das war vielleicht mein größtes Leid, mein ſchwerſter Kampf; denn es war ein Etwas in mir, das ſich zu höherem Schaffen erſchwingen wollte und ſich ducken mußte; mußte, weil Gott von mir verlangte, nicht daß ich ein großer Maler, ſondern ein treuer Sohn und Bruder ſei. Und ſehen Sie, Fräulein Judith, den Willen Gottes zu tun iſt ſüßer als des Heiligen Vaters Vatikan mit Fresken auszumalen wie ein zweiter Raffael. Kurz, ich ſorgte für meine ganze Familie und half ſieben Brüdern und drei Schweſtern zu einem ehrlichen Fortkommen. Alle ſind rechtſchaffene Leute geworden und hängen an mir wie an einem zweiten Vater. Einige ſitzen auf einem grünen Zweig, andere auf einem dürren — wie das ſo geht in einer zahlreichen Familie! Mein Pinſel tut noch immer ſeine Schuldigkeit. Aber meine jüngſte Schweſter, die Klara, hat mich auch königlich belohnt."

„Das glaub' ich nimmermehr!" rief Judith. „Dann würden Sie nicht in dieſem kalten Nebelwetter ohne Paletot im Sommerrock gehen."

„Was Rock! was Paletot! Nein, Fräulein Judith, einen Lohn, der durch Schneiderhände — unbeſchadet dem Reſpekt vor dem ehrſamen Handwerk! — einen Umweg macht, hat die Klara zu gering für mich erachtet. O nein! die Klara iſt ein Nönnchen geworden bei den ehrwürdigen Frauen Benediktinerinnen auf dem Nonnberg zu Salzburg, und betet Tag und Nacht für mich armen Sünder."

Judith ſah ihn ſtarr an, als erwarte ſie einen Aufſchluß, eine Erklärung dieſer Worte. Aber Erneſt, der immer ſo ſprach, als gebe es auf def ganzen Welt nur gute katholiſche Chriſten — Erneſt ſchwieg und es flog nur ein Blick voll ſeliger Freude aus ſeinem lichten Kinderauge dankbar zum Himmel auf.

„Sie ſind ſehr exzentriſch, wie man in der Welt ſich auszudrücken pflegt, Herr Erneſt," ſagte ſie endlich.

„Exzentriſch ſein, bedeutet außerhalb des Zentrums oder ohne Mittelpunkt ſein," erwiderte er. „Es kommt alſo ganz darauf an, was man zum Mittelpunkt des Menſchenlebens oder Weſens ſetzt. Die Welt nimmt an, ihre Geſetze, ihre Vorſchriften wären das notwendige Zentrum, um welches man ſich zu bewegen habe. Da ich nun das nicht tue, ſo mögen Sie mich meinethalben exzentriſch nennen, Fräulein Judith! ich weiß ja doch, daß ich mein Zentrum, und zwar ein ganz feſtes, unerſchütterliches, in Gott habe."

„Da Sie es ſo ſchön finden, daß Ihre Schweſter Nonne ward, warum ſind Sie denn nicht Mönch geworden?"

Erneſt lachte hellauf und erwiderte: „Weil es zweierlei iſt, etwas ſchön zu finden und ſchön zu ſein. Ich mit meiner Wanderluſt, mit meinem ungebundenen Sinn — ein Mönch, der unter dem Gehorſam und nach der Ordensregel lebt! nein, das iſt mir nie eingefallen. Ins Heiligtum muß man durch die Gnade berufen werden, nicht ſich hineindrängen."

„Und an wen ergeht ein ſolcher Ruf?"

„An die, welche Gott ſo lieben oder ſo lieben wollen, daß ſie ſich mit der Welt und ihren Geſtalten nicht befreunden mögen."

„Das wäre etwas für mich," ſagte Judith, „wenn ich einen Gott hätte, den ich lieben könnte. Aber auf ſolche phantaſtiſche Träumereien laß ich mich nicht ein."

Ein Wagen fuhr vor; Türen öffneten ſich. In einen ſuperben perſiſchen Schal gehüllt, mit Boa und Muff von Zobel, rauſchte Madame Miranes durch die Gemächer und ins Zimmer ihrer Tochter. Die Lektion war zu Ende. Erneſt verbeugte ſich tief vor der prächtigen Dame, die ihm in ihrer Art recht gut gefiel, denn ſein Wohlwollen umſchloß alle Geſchöpfe Gottes. Sie entließ ihn huldreich und er dachte auf dem Heimweg bei ſich ſelbſt: In einem Gemälde, als die ſtolze Königin Vaſthi, würde ſie ſich trefflich machen! recht eine Geſtalt für den Pinſel des Veroneſe!

Der Beruf.

Nachdem ſich Graf Damian von der Verwunderung erholt, in welche Regina ihn verſetzt hatte, überlegte er, was nun zu tun ſei. Zwang, Befehl würden vergeblich ſein gegen dieſen feſten Entſchluß, das ſah er ein. Auch würde Uriel darauf nicht eingehen. Widerſpruch reizt zum Eigenſinn, beſonders ſo einen kapriziöſen Mädchenkopf, der ſich einbildet, die Welt müſſe nach ſeiner Pfeife tanzen. Sie muß dahingebracht werden, von ſelbſt ihre Kloſterideen aufzugeben. Das dauert vielleicht ein Jahr oder zwei und dann läßt ſie ſich überwinden. Uriel muß Geduld haben und ſoll immer in unſerer Nähe ſein. Wäre der politiſche Horizont nicht ſo wetterdrohend, ſo ginge man nach Italien oder Paris und Uriel reiſte mit. Es iſt aber nicht geheuer in der Ferne und Fremde, man könnte in ein Weſpenneſt hineingeraten! So mag ſich denn Uriel der Geſandtſchaft in Frankfurt attachieren laſſen. Ein wohlerzogener Geſandtſchaftsattache, aus gutem Hauſe, der ſein eigenes Geld ſplendid ausgibt, iſt überall willkommen. Wir gehen dann auch hin. Regina iſt wie eine Feſtung, die man mit dem Glück, den Freuden, den Zerſtreuungen und Unterhaltungen der Welt blockieren, und der man die Zufuhr religiöſer Lebensmittel möglichſt abſchneiden muß. Mit dieſem Plan zu einer Wetterkampagne gegen ſeine Tochter war der Graf äußerſt zufrieden. Er teilte ihn Levin mit, welcher erwiderte:

„Es iſt gut, daß ſie geprüft werde; Gott wird ihr beiſtehen. Nicht umſonſt heißt es in der Heiligen Schrift: Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewaltigen werden es an ſich reißen.“

Als Uriel erfuhr, mit welchem Rival er um Reginas Herz zu kämpfen hatte, geriet er in heftige Aufregung. Er fand es geradezu empörend. Es gefiel ihm außerordentlich gut, daß Regina ſo fromm war und wie in einer Glorie von Glaubensglut ſtand; aber daß Gott dies gleichſam benutzte, um ihr Herz an ſich zu reißen — nein! das war unerträglich! das ging über die Rechte Gottes hinaus! ein ſolcher Eingriff in die heiligſten Verhältniſſe und ſüßeſten Empfindungen war nicht zu dulden! Hätte ſie einen anderen geliebt, nun, ſo reſignierte man ſich zum Schmerz; oder niemand geliebt, ſo hatte man Hoffnung! Aber Gott zu lieben, Gott allein, Gott ausſchließlich und dabei gar nicht das zerſtörte Glück eines Menſchenherzens zu berückſichtigen — —

„Nein, lieber Onkel!“ rief er, „Regina träumt, Regina irrt ſich! Erlaube mir, mit ihr zu ſprechen; ſie wird gewiß zur Beſinnung kommen.“

„Nichts iſt mir lieber!“ entgegnete der Graf und rieb ſich vergnügt die Hände. „Ich bin froh, daß du endlich Feuer fängſt und aus deinem blöden Schäferſtand heraustrittſt. Ich erlaube dir, stante pede zu ihr zu gehen. Du wirſt ein beſſerer Anwalt deiner Sache ſein, als der Papa iſt.“

Mutig wie ein Eroberer flog Uriel im Sturmſchritt die Treppen hinauf. Als er an ihre Türe klopfte und das: „Herein!“

ihrer weichen Stimme hörte, ſank ihm der Mut und beträchtlich herabgeſtimmt trat er ein und ſagte:

„Verzeih', wenn ich dich ſtöre! der Vater ſchickt mich mit einer Frage."

Regina ließ das Buch, worin ſie las, auf ihre Knie ſinken und ſah ihn an, ſo unbefangen — ſo entſetzlich unbefangen dieſe Frage erwartend, daß es dem armen Uriel unmöglich war, eine andere über die Lippen zu bringen, als die:

„Welch ein Buch lieſt du?"

„Will der Vater wiſſen, was ich leſe?" entgegnete ſie. „Es iſt die Philothea vom heiligen Franz von Sales; — ſieh'!"

Sie reichte ihm das Buch. Uriel nahm es und ſagte, indem er in das Buch blickte:

„Ich möchte dich um etwas bitten, Regina."

„Was wünſcheſt du, lieber Uriel?" fragte ſie ſanft.

Er ſchloß das Buch, legte es auf den Tiſch und ſagte, indem er zum erſtenmal Regina ins Auge ſchaute:

„Dein Herz und deine Hand."

Sie errötete, legte die Hand über ihre Augen und entgegnete mit gepreßter Stimme: „Nach allem, was ich dem Vater geſagt habe, hoffte ich, daß er dir und mir dieſen Augenblick erſparen und dir meinen Entſchluß mitteilen würde."

„Er hat es getan, Regina."

Sie ließ die Hand ſinken und ſagte mit ihrer gewohnten freundlichen Ruhe: „Warum fragſt du mich dann?"

„Weil ich dich liebe, Regina!" erwiderte er aus voller Seele.

Sie ſchwieg; denn ſie fühlte, daß das für Uriel ein gültiger Grund ſei.

„Und weil ich hoffe," wollte er fortfahren.

„Nein!" unterbrach ihn Regina, „hoffe nicht! Sprichſt du von Liebe, Uriel, ſo kann ich nur Gott bitten, daß er ſie dir aus deinem Herzen nehme. Sprichſt du aber von Hoffnung — die kann ich dir ſelbſt nehmen!"

„So laß mich von Liebe ſprechen," entgegnete er; „vielleicht lernſt du ſie verſtehen."

„Ich verſtehe ſie wohl — und gerade deshalb weiß ich, daß ſie nicht für mich iſt."

„Weshalb willſt du dich ſeitab von uns allen ſtellen und dich zu jenen Ausnahmen halten, die mehr zu bewundern als nachzuahmen ſind? Denke an unſere Mütter! Gab es frömmere, liebevollere, edlere Seelen? hätten ſie im Kloſter vollkommener ſein können, Regina?"

„Nein, ſie nicht! denn Gott rief ſie nicht dahin!"

„Oder glaubſt du, daß eine Frau wie deine Mutter — mit einem ſo großen Herzen, daß ſie einer Schar verwaiſter Kinder Mutter wurde — und mit einem ſo demütigen Herzen, daß ihr Leben ein beſtändiges Opfer geweſen war — nicht ſehr wohlgefällig vor Gott geweſen ſei?“

„Möchte ich dereinſt ſo wie ſie vor Gott beſtehen!“ ſagte Regina, und zwei große Tränen fielen von ihren Wimpern.

„Nun, was fürchteſt du denn, Regina? Fürchteſt du, ich könnte deine religiöſen Überzeugungen nicht teilen? aber du weißt ja das Gegenteil! Oder ich könnte dich in Lebensverhältniſſe einführen wollen, die dir nicht zuſagen? aber ich kann ſie ja ſo geſtalten, wie ſie deiner Neigung entſprechen, und das würde zugleich immer die meine ſein.“

„Ich fürchte das alles gar nicht, Uriel, aber . . . ich liebe dich nicht und werde dich niemals lieben.“

„Und ich lieb' dich ſo, daß ich deinen Worten keinen Glauben ſchenke.“

„Ein ſeltſamer Beweis von Liebe!“ rief ſie lächelnd.

„Denn ich traue mir zu, in die Schranken zu treten und dich Gott abzuringen, ohne das Heil deiner Seele zu gefährden. Im Kloſter kannſt du dich allein heiligen; in der Ehe auch mich, und zwei Seelen ſind mehr wert als eine. Das bring' in Anſchlag bei deinen egoiſtiſchen Projekten, die du gewiß in aufrichtiger Frömmigkeit, aber im Mangel eines gründlichen Verſtändniſſes gemacht haſt. Du biſt nicht vereinzelt auf der Welt und haſt folglich auch kein Recht, dich und dein Glück in der Vereinzelung zu erfaſſen. Das tut nur die Blüte des Egoismus: blinde Leidenſchaft.“

Regina hörte ihn ruhig an: „Es geht mir wie dem großen Freund Gottes, dem armen Job,“ ſagte ſie endlich; ich kann dir auf tauſend nicht eins antworten. Alles, was du ſagſt, iſt richtig; aber innerhalb gewiſſer Schranken irdiſcher Glücksbedürftigkeit, irdiſcher Lebensauffaſſung und der Annahme, daß man Gott nicht ausſchließlich lieben könne, ja kaum dürfe, und daß das Geſchöpf ein höheres Recht an uns habe als der Schöpfer. Dieſe Annahme iſt aber nicht in göttlicher Wahrheit begründet, was uns das Evangelium durch den heiligen Apoſtel Paulus lehrt, der ausdrücklich den jungfräulichen Stand über den ehelichen ſtellt, und zwar deshalb, weil dieſer ſeine Richtung auf das Wohlgefallen des Geſchöpfes, jener auf das des Schöpfers nehme. Wer das Verlangen nach irdiſchem Glück ſpürt, wähle den Stand, der es ihm durch das Geſchöpf und durch menſchliche Verhältniſſe darbietet; das tun viele Millionen, und wir wollen ihnen von Herzen wünſchen und hoffen, daß ſie ſich heiligen. Dieſe ins Ordensleben zu verſetzen, wäre grauſam und unſinnig. Wer aber ſagt und mit dem Herzen ſagt: Solo Dios basta, und die jungfräuliche Gottesmutter und den heiligen Apoſtel Paulus, und Tauſende von Heiligen und von frommen Ordensleuten, und den ganzen Prieſterſtand der heiligen Kirche für ſich hat und leben will wie ſie: der faßt es nicht, lieber Uriel, wie man ihm ein ſolches Leben als Egoismus vorwerfen könne, weil, ſolange die Welt ſteht, der egoiſtiſche Menſch ſein Glück nicht in Gott geſucht hat, ſondern in allem anderen, was Gott nicht iſt.“

„Das geb' ich zu, Regina; aber das opferwillige Herz findet in allen Verhältniſſen Veranlaſſung zu Entſagung.“

„Ja,“ ſagte ſie, „es wird ſich mannigfachen Entſagungen unterziehen; aber es macht nicht, wie das Ordensleben, ſeinen Stand und ſeine Pflicht aus der vollkommenen Weltentſagung.“

„Es iſt ſchwerer zu entſagen inmitten großer Verſuchungen als hinter Kloſtermauern.“

„Das zu entſcheiden iſt nicht meine, ſondern Gottes Sache, beſter Uriel. Ich denke ja nicht daran, eine Heldin zu werden, nur eine demütige Braut Chriſti. Das hab' ich dem Vater geſagt und das wiederhole ich dir.“

„Du beraubſt den Vater ſeiner liebſten Hoffnung und zerreißt ein Band, welches zwei Familien in zärtlicher Übereinſtimmung geknüpft haben.“

„Ich weiß es, Uriel!“ rief ſie ſchmerzlich, „und gäbe es nichts Höheres als den Wunſch der Eltern, o glaube mir, ich gehorchte. Nun aber geht es mir wie dem heiligen Pionius bei ſeinem Martertode, als er ſagte: Ich fühle wohl die Wunden und den Schmerz, aber mein Gott ruft mich zu ſich.“

„Du biſt eine himmliſche Schwärmerin,“ ſagte er, in ihren Anblick verloren; „aber die Erde hat auch Rechte an dich.“

„Ich entziehe mich ihnen nicht, Uriel; denn ich leide und werde noch viel mehr leiden. Das iſt mein Anteil an den Rechten der Erde.“

„Leid ohne Liebe, das iſt fürchterlich!“ rief er in heftiger Bewegung.

„O du Tor!“ ſagte ſie lieblich und mit einem ſeligen Lächeln, „kannſt du wähnen, daß der göttliche Vielgeliebte keine Liebe zu ſeiner Braut hat?“

Uriel ſchüttelte leiſe den Kopf und erwiderte:

„Regina, du machſt mir den Eindruck einer Nachtwandlerin, die mit leichtem und ſicherem Schritt am Rande eines Abgrundes geht, wohin kein menſchlicher Fuß ſich wagt. Sie geht ſicher, ſolange ſie nicht ſieht; ſchlägt ſie aber ihre Augen auf und wird den Abgrund gewahr, ſo ergreift ſie Schwindel und ſie ſtürzt hinab. Deshalb iſt es wohl recht wunderbar, ſie wandeln zu ſehen; aber man erſchauert vor Angſt.“

„Lieber Uriel, die Mondſucht iſt eine körperliche Krankheit, durch die ich weiß nicht was für Kräfte im Menſchen geweckt, hingegen ſeine Willensfreiheit gefeſſelt wird. Daher entſetzt ſich der Mondſüchtige über ſeine Wege und Stege, wenn er plötzlich geweckt wird, denn er hat ſie nicht mit Bewußtſein gewählt. Dein Vergleich paßt alſo nicht auf mich."

„Doch!" ſagte er traurig; „du wandelſt in Nacht; die Sonne der Liebe iſt dir nicht aufgegangen."

„Du haſt nicht ſo ganz unrecht mit der Nacht," erwiderte ſinnend Regina. „Ja, Uriel, ich wandele in Nacht, in der heiligen Sternennacht des Glaubens, und du wirſt wohl wiſſen, daß deſſen Geſtirne lichter und treuer ſind als die Sonne der Welt."

Mit einer troſtloſen Bewegung bedeckte Uriel ſein Geſicht mit beiden Händen und ſeufzte beklommen:

„Ich faſſe es nicht, daß ich dich verlieren ſoll."

„O nein!" rief ſie lebhaft, „nicht verlieren, Uriel! ich bleibe mit euch allen in ſüßer Verbindung."

„Mit uns allen!" ſagte er bitter. „Hätteſt du doch wenigſtens geſagt: mit dir, Uriel! Sag' es Regina, ſage wenigſtens das!"

Regina ſchwieg. Er ließ ſeine Hände vom Geſicht ſinken und ſah ſie an. Seine ſchönen Züge voll Adel und Empfindung wurden noch ſchöner und ſeelenvoller durch den Ausdruck von Trauer und Bitte in ſeinen Augen.

„Nun?" ſagte er, „ſind drei Worte zu viel für mich?"

„Auch mit dir, Uriel," ſagte Regina leiſe.

„O ſchweige!" rief er heftig; und nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Regina, du biſt allzu vollkommen! Laſſen wir das; aber hör' mich an. Du glaubſt mir keine Hoffnung, auch nicht die allergeringſte, geben zu können; doch ich, ich laſſe ſie mir noch nicht nehmen. Du biſt erſt ſiebenzehn Jahre alt: ich warte. Bei ſiebenzehn Jahren kann jeder Tag ſowohl eine Revolution in der inneren Welt machen, als auch eine allmähliche Umgeſtaltung derſelben bewirken. Und darauf wart' ich."

„Uriel," ſagte Regina beängſtigt, „wenn du vergebens wirſt gewartet haben, ſo gib dereinſt nicht mir die Schuld für die verlorenen Jahre. Ich weiß nicht, wann ich des Vaters Einwilligung bekomme. Hab' ich ſie aber, ſo gehe ich ins Kloſter. Ach Uriel, warte nicht."

„Laß mich warten," ſagte er, „das iſt ſchon eine Art von Glück."

„Welche Qual bereiten ſich die Menſchen unter der Firma: Liebe!" ſeufzte Regina aus tiefſter Bruſt.

„So jung und ſchon ſo weiſe!" rief er mit einem Anflug von Spott. Sie verteidigte ſich nicht; als ob ſie wiſſe, daß ſie in ſeinem Herzen ihren ſicherſten Verteidiger habe. Er ſetzte auch gleich zärtlich hinzu: „Du biſt bei den Engeln in die Schule gegangen und haſt bei ihnen ſo viel Himmliſches gelernt, daß du wohl die Dinge der Erde richtiger betrachten magſt als wir.“

„Sage das dem Vater, lieber Uriel!“ ſagte ſie. Er wollte ſie nicht verſtehen. Er wollte da bleiben, in dem ſtillen Zimmer, wo er nichts ſah, nichts hörte, nichts dachte, nichts wußte als ſie! gleichviel ob mit Schmerz, mit Leid, mit Freude, mit Wonne, nur ſie! das war genug. Er liebte ſie eben. Da ſtand Regina auf, legte ihre Hände bittend zuſammen und winkte ſo leiſe mit ihrem Blick nach der Türe, daß man ihr recht tief ins Auge ſehen mußte, um ſie zu verſtehen. Uriel gehorchte der leiſen Bewegung ihrer Augenwimpern; er ging; aber er ſagte:

„Weil du meine Königin biſt, Regina.“

Der Graf hörte Uriels Bericht gelaſſen an und ſprach tief ſeufzend: „Wir müſſen uns mit Geduld waffnen. Es iſt eine gute Vorſchule für deinen Eintritt in den Eheſtand. Welch ein Maß der Geduld man der Frau gegenüber haben muß, davon weiß nur der Eheherr ein Lied zu ſingen! Heute Migräne, morgen Nervenweh, übermorgen ein Raptus für eine höchſt gleichgültige Sache und übermorgen gegen eine ſehr wichtige! Bald Enthuſiasmus ohne Ziel, bald Abneigung ohne Grund! Jetzt Tränenſtröme um ein Nichts, dann Skrupel um ein Garnichts! Zur Ehre der Wahrheit muß ich ſagen, daß ich von dem allen bis jetzt keine Spur bei Regina gefunden habe; allein der Trotz, der Eigenſinn, die bei ihr zum Vorſchein kommen, zeigen deutlich, daß es dir an einem Hauskreuz nicht fehlen wird, was freilich kein Verliebter glaubt! Nun wollen wir aber ihrem Trotzkopf einen ſo weiten Spielraum öffnen, daß er vor Ermüdung zuſammenbrechen muß. Ich werde ihr erklären, daß ich ihre Kloſteridee auf eine zehnjährige Prüfung ſetze. Das hält ſie nicht aus! Nichts macht die geſpannten Kräfte ſo gründlich morſch als langes Warten ins Blaue hinein. Ein Jahr, auch zwei und ſogar drei Jahre warten auf die Erfüllung des Lebensglückes, das hat etwas Reizendes, davor ſchreckt niemand zurück; allein zehn Jahre ....“ —

„Lieber Onkel!“ unterbrach ihn Uriel, „ich warte mit Freuden zehn Jahre auf Regina.“

„Die Freuden werden doch wohl mit einiger Ungeduld vermiſcht ſein,“ entgegnete der Graf. „übrigens findeſt du denn doch am Ende von zehn Jahren in Regina eine Realität; aber was würde ſie bei ihren Karmeliteſſen finden? eine Chimäre, vor der ſie ſelbſt ſich entſetzen würde. Das wird ſie auch ſchon einſehen und zu rechter Zeit Kehrt machen.“

Er kündigte ihr ſeinen Entſchluß an. „Zehn Jahre ſollſt du dir die Welt und die Menſchen anſehen und dich beſinnen über Glück und Pflicht," ſagte er.

„Und dann darf ich mit deiner Einwilligung zu den Karmeliteſſen?" fragte Regina geſpannt.

„Ja," ſagte der Graf; „wenn du uns allen während zehn Jahren das Leben verbittert haſt, anſtatt es, wie eine gute Tochter, zu verſchönern: dann will ich dir erlauben, deine Verkehrtheit in einem beliebigen Kloſter zu beweinen."

Regina ſank vor dem Grafen auf die Knie und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen und Tränen, indem ſie rief:

„O mein lieber Vater! wie dank' ich dir! ſo iſt es recht; ſo muß es ſein: über allerlei Dornen geht mein Weg; aber ich komme zum Ziel .... ich danke dir."

Was war mit einer Perſon anzufangen, die ſich für jedes rauhe Wort bedankte und in jeder Strenge eine Gnade ſah! Dieſer Charakter ging über des Grafen Maßſtab und Erfahrungen ſo weit hinaus, daß es ihm manchmal ganz unheimlich war, der Vater einer ſolchen Tochter zu ſein. Er teilte inzwiſchen der ganzen Familie die Parole aus, um einen Chor der Klage über Reginas Entſchluß zu bilden: die Baronin Iſabella, Korona, Oreſt, Florentin, ſogar einige der alten treuen Dienſtboten, deren Leben mit dem Leben der Familie zuſammengewachſen war, und die mit einem rührenden Gemiſch von Stolz und Zärtlichkeit die Kinder des Hauſes „unſere Kinder" nannten; alle ſollten bei jeder paſſenden Veranlaſſung ein Klagelied anſtimmen über die Kalamität, welche Regina über ihre ganze Familie verhänge, was natürlich ihrem Herzen ſehr wehe tun mußte. Und mit ſeltener Übereinſtimmung gingen alle auf die Abſicht des Grafen ein, jeder in ſeiner Weiſe. Niemand machte ihr Vorwürfe, aber niemand — Levin und Hyazinth ausgenommen — ſympathiſierte mit ihr. Wie mit einer Kranken, deren elenden Zuſtand man beweint und auf deren Geneſung man ſehnlichſt hofft, ging man mit ihr um. Und keineswegs auf Befehl des Grafen, ſondern aus eigenem Antrieb! Er hatte nur die allgemeine Geſinnung gleichſam organiſiert und in eine und dieſelbe Richtung gewieſen. Das vollkommene Opfer iſt eben die Sache, von welcher der göttliche Heiland geſagt hat: „Wer es faſſen kann, der faſſe es." Damit iſt ausgeſprochen, daß wenige es verſtehen werden, und eine Sache, die kein Verſtändnis findet, leidet Widerſpruch. Nur für Hyazinth wurde ſie die Veranlaſſung, ſeinen Entſchluß zur Reiſe zu bringen und auszuſprechen. Er wollte in den geiſtlichen Stand treten und bat den Onkel Levin, dem Grafen dieſe Mitteilung zu machen. Es geſchah.

„Mein Gott!" ſeufzte der Graf tief niedergeſchlagen, „welch ein Geiſt übertriebener Frömmigkeit fährt denn gerade in meine armen Kinder und fanatiſiert ſie! .... Hyazinth geiſtlich! der blutjunge Menſch! Es iſt ein wahrer Jammer."

„Tröſte dich," ſagte Levin lächelnd; „ich glaube nicht, daß du um Hyazinth großen Jammer wirſt auszuſtehen haben!"

„Lieber Onkel, das verſtehen Sie nicht! der gute Junge tut mir unausſprechlich leid. Zu Ihrer Zeit galt der geiſtliche Stand noch etwas. Da fing man mit dem Domherrn an und wurde Kurfürſt, Erzbiſchof, Biſchof, wenigſtens Weihbiſchof; aber jetzt! wie gering ſind die Ausſichten für eine Karriere! der arme Junge muß mit dem Kaplan anfangen und mit dem Pfarrer enden. Schrecklich, lieber Onkel, ſchrecklich! Sagen Sie mir aufrichtig, aber nehmen Sie die Frage nur nicht übel: iſt Hyazinth einfältig?"

„Ich glaube, daß er einen klaren, feinen Verſtand hat," entgegnete Levin.

„Oder hat er nichts gelernt? mag er nicht ſtudieren?"

„Ich glaube, daß er mehr Neigung und Talent für ernſte Studien hat als ſeine Brüder."

„Was in aller Welt bringt ihn denn zu dem deſperaten Entſchluß! Sollte er vielleicht eine unglückliche Liebe haben? eine Neigung für Regina zum Beiſpiel, und geiſtlich werden wollen, weil ſie ins Kloſter will? Er iſt freilich ſehr jung, um eine ſo formidable Leidenſchaft zu empfinden; aber er muß doch einen Grund haben."

„Lieber Damian, ſein Grund iſt der: Chriſtus ruft ihm zwei Worte zu: „Folge mir nach!" und: „Weide meine Lämmer!" Oreſt will Soldat werden, Florentin Arzt; ſie wählen ihren Beruf, wie er ihren Neigungen und Fähigkeiten zuſagt. Hyazinth tut dasſelbe; nur mit dem Unterſchied, daß jene in ihrer Laufbahn ſogenanntes irdiſches Glück zu finden hoffen und daß er darauf verzichtet."

„Das macht aber einen ungeheuren Unterſchied aus!"

„Allerdings, die Kluft iſt groß, iſt ſo groß, wie ſie eben beſteht zwiſchen Seelen, die Gott lieben und Gott nicht lieben."

„Man kann recht ſehr Gott lieben," ſagte der Graf empfindlich, „ohne geiſtlich zu werden."

„Gewiß!" entgegnete Levin. „In dem Maß aber, wie man Gott mehr liebt, widmet man ſich ihm auch mehr; und wer ihn ausſchließlich lieben will, widmet ſich ihm ausſchließlich. Das tut Hyazinth. Er ſagt auch: Solo Dios basta. In ihm wie in Regina iſt das übernatürliche Leben, welches aus der Gnade fließt, ſo ſtark, daß die Beſtrebungen und Wünſche abſterben, welche auf dem natürlichen Leben und den irdiſchen Daſeinsbedingungen beruhen. Bei Oreſt und Florentin iſt es umgekehrt:

das Gnadenleben tritt bei ihnen in den Hintergrund und das natürliche Leben in den Vordergrund. Sie fragen nicht, was gottgefällig ſei: ſondern leben nach Luſt und Laune, und haben, um ungeſtört mit allen Segeln der Leidenſchaften fahren zu können, Gott als unbequemen Ballaſt über Bord geworfen. Hyazinth und Regina fragen hingegen, was am allergottgefälligſten ſei und am allervollkommenſten das himmliſche Ebenbild in ihnen herſtelle; und da das die Nachfolge und Nachahmung des Gottesſohnes, die opferfreudige Wahl der Entſagung aus Liebe, die Demut der Krippe und das Leiden von Golgatha iſt: ſo verſchmähen ſie das, was ihnen von den Freuden und Genüſſen der Welt erlaubt wäre, weil dadurch ihre Vereinigung mit Gott gewiß nicht gefördert, aber ſehr leicht gemindert, wohl gar ganz aufgehoben wird.“

„Könnte der arme Junge ſich in ſeinem kaplaniſchen Elend wenigſtens damit tröſten, daß er heiratete;“ ſagte der unverbeſſerliche Graf.

„Dann dürfte er eben nicht Prieſter werden,“ erwiderte Levin. „Es iſt die Glorie der Kirche, daß ſie die unirdiſche geheimnisvolle Feier des unblutigen Opfers nur denen anvertraut, welche freiwillig den Stand der Virginität aus Liebe zu Gott gewählt haben, und es iſt ein Zeichen ihrer göttlichen Weisheit, daß ſie dieſe freiwillige Wahl als einen Prüfſtein, der nicht umgangen werden kann, vor die Stufen des Altars legt. Der zweifelhafte Beruf, der irdiſche Sinn, der ſchwankende Charakter ſchrecken vor ihm zurück. Das reine Herz nicht. Die reinen Herzen aber, mein lieber Damian, ſind, ſolange die Welt ſteht, auch die ſtarken Herzen, und ſtarke Herzen braucht die Kirche in ihren Prieſtern, in den Stellvertretern des ewigen guten Hirten.“

„Es iſt freilich nicht ſchwer einzuſehen,“ ſagte der Graf, „daß das Entſagungsleben in Permanenz, wie der Prieſter es führt, ihn zu den größten Opfern fähig und tüchtig macht. Allein ich beklage unſeren armen Hyazinth, daß er ein ſolches Leben führen ſoll.“

„Nun, du würdeſt doch nie wünſchen,“ entgegnete Levin lächelnd, „ihn als einen mit Weib- und Kinderſegen erfreuten Prieſter zu ſehen. Das Leben der Kirche iſt all ihren Kindern, wenn dieſelben auch nicht übermäßig eifrig ſind, nicht wahr, lieber Damian? doch zu ſehr ins eigene Leben übergegangen, um ihnen nicht Mißtrauen und Widerwillen gegen die Prieſterehe einzuflößen, die nur ganz verkommenen Subjekten, gleichviel welchen Taufſcheines, und den Radikalen in der Politik ſowie den Rationaliſten in Glaubensſachen erwünſcht wäre; den einen, damit der Weltſumpf, der ihr Behagen und ihr Ziel iſt, ſich um ſo mehr ausbreite, als die Tradition von Opfer, von Hingebung, von Lauterkeit, die durch den Zölibat in jedem Prieſter aufs neue ins Leben tritt, aus der Welt verſchwände; den anderen, damit ein Eckſtein aus dem Bau der heiligen Kirche gebrochen werde, die in ihren eheloſen Prieſtern freie Männer zu Dienern hat, welche nicht zu beugen und nicht zu knechten und nicht in armſelige Abhängigkeit von irdiſcher Macht hinein zu ängſtigen ſind. Den Männern des modernen freien Denkens ſind ſolche Männer des freien Willens verhaßt, und zwar deshalb, weil dieſe mit ihrer unverwüſtlichen Selbſtändigkeit in dem unverwüſtlichen Fundament des Glaubens an eine geoffenbarte Religion wurzeln, ein Fundament, welches von jenen gerade beſtritten, geleugnet, bekämpft wird, nicht gelten ſoll, nicht da ſein ſoll, und dennoch ſich nicht hinwegräſonieren und revolutionieren läßt. Der ärmſte und verlaſſenſte Prieſter in dem ärmſten und entlegenſten Dörſchen macht durch ſein ſchlichtes Daſein alle Theorien falſcher Wiſſenſchaft zuſchanden. Er lebt ein übernatürliches Leben, deſſen Quell und deſſen Ziel der Gottmenſch Chriſtus iſt, wie der Glaube ihn offenbart, und das ohne dieſen ganzen, vollen, gewaltigen Glauben nicht gelebt werden kann. Wer nun dies himmliſche Prinzip leugnen will, der wird ungemein in ſeinen Theorien geſtört, wenn er dasſelbe in voller Triebkraft wirkſam ſieht. Was bleibt ihm übrig? Von zwei Dingen eines: entweder die Verleugnung aufgeben, das himmliſche Prinzip anerkennen und ſich unterwerfen; oder es haſſen, wie nun einmal die Finſternis das Licht und Belial — Chriſtus haſſen muß, muß — weil das Böſe, die freiwillige Abwendung vom Guten, den Haß des Guten in ſich ſchließt. Solange noch ein frommer Prieſter auf der Welt iſt, der mit reiner Hand das ewige Opfer darbringt, fühlt ſich der Unglaube als Lüge gebrandmarkt. Daher ſeine Neigung, den Prieſterſtand zu verdächtigen, zu unterdrücken, zu verfolgen, womöglich zu erſticken und auszurotten. Dazu iſt ihm jedes Mittel willkommen, wie eben die Umſtände es geſtatten! Bald wird er verleumdet, bald lächerlich gemacht, bald guillotiniert. Dazwiſchen ſucht man ihn durch heuchleriſches Mitleid zu gewinnen und ihm das Bild eines Familienvaters als höchſtes Ziel alles Glückes hienieden vorzuhalten, damit er von ſelbſt verſinke in die Niedrigkeit der Leidenſchaften und in die Gemeinheit des Alltagslebens."

„Beſter Onkel, es gibt in anderen Religionsgeſellſchaften äußerſt achtbare Männer unter den Geiſtlichen und ſie leben, mit wenigen Ausnahmen, ſämtlich im Eheſtande."

„Lieber Damian, wir ſprechen aber nicht von anderen Religionsgeſellſchaften, ſondern von dem Prieſterſtand der heiligen katholiſchen Kirche, dem unſer Hyazinth ſich anſchließen will.

Außerhalb der Kirche wird, wie du weißt, nirgends die Feier unſerer heiligen Geheimniſſe des Altars begangen, nirgends in heiliger Meſſe das unblutige Opfer, dieſe Fortſetzung jenes blutigen auf Golgatha, in lebendiger Weſenhaftigkeit dargebracht. Wo das Opfer fehlt, kann es keinen Prieſterſtand geben, denn der Prieſter iſt eben der unmittelbare Darbringer des Opfers. Was alſo außerhalb der Kirche geſchieht oder nicht geſchieht, iſt für uns nichts weniger als maßgebend, denn ſonſt könnte man Uriel mit dem Vorſchlag der Vielweiberei beglücken wollen, welche die Sekte der Mormonen lehrt, was dir nicht ſehr wünſchenswert im Hinblick auf Regina erſcheinen würde. Alſo was draußen geſchieht, laſſen wir auf ſich beruhen. Aber wir, wir haben das heilige Opfer und dies Opfer iſt das Lamm Gottes und der Darbringer dieſes Opfers iſt der Prieſter, der glückſelige, der begnadete Prieſter, der täglich in die unmittelbare Vereinigung mit dem Allerheiligſten eingeht, in ſeiner Hand den heiligen Fronleichnam hält, mit ſeinen Lippen ihn berührt, in ſeinem Herzen ihn aufnimmt. Lieber Damian, für einen ſolchen Prieſter ziemt es ſich wohl, ſollte ich meinen, daß er im Heiligtum bleibe, die Kraft und Wärme ſeines Herzens dem Dienſte ſeines göttlichen Meiſters widme und die Behaglichkeit des häuslichen Herdes denen überlaſſe, die ihm den Altar überlaſſen haben."

„Gott hat auch den häuslichen Herd durch das Sakrament der Ehe zu einer heiligen Stätte erhoben," wendete der Graf ein.

„Das iſt ſchon wieder eine Verteidigung, wo kein Angriff geſchah," erwiderte Levin lächelnd. „Du wirſt mir nicht zutrauen, daß ich die heilige Berechtigung des häuslichen Herdes unterſchätze. Aber ich muß abermals ſagen: wir ſprechen vom Prieſter. Die Kirche zwingt niemand geiſtlich zu werden und geht nicht voreilig bei der Aufnahme zu Werk. Sie ſagt dem Aſpiranten: Überlege und beſinne dich. Sie erteilt ihm die niederen Weihen und ſagt abermals: Prüfe dich, denn du kannſt noch umkehren, und lockt dich die Welt, ſo wende dich ihr zu. Hat er ſich aber entſchieden und iſt er ins Heiligtum eingetreten, ſo verlangt ſie, daß er in demſelben ſo diene, wie er gewußt hat, daß er dienen müſſe: frei von jenen Leidenſchaften, die das, was am höchſten im Menſchen iſt — ſeine Liebe, zugunſten deſſen, was am niedrigſten in ihm iſt, in Sklaverei bringen. Nun wirſt du mich gewiß verſtehen, wenn ich wiederhole, was ich vorhin ſagte: für den Prieſter wäre die hausväterliche Exiſtenz ein Verſinken in Erniedrigung, denn er würde himmliſche Verpflichtungen aufgeben, um irdiſche einzugehen; ein göttliches Joch, das Chriſtus mit ihm trägt, abwerfen, um ein menſchliches anzunehmen. Er ſteht nun einmal am Altar, d. h. um ein paar Stufen höher als die Weltlichen. Was bedeutet das? Glaubſt du etwa, das bedeute, daß er auf ſie herab blicken und ſich um ſoviel höher ſchätzen ſoll? O nein! es bedeutet das, was er täglich in der heiligen Meſſe betet: Sursum corda! Empor die Herzen! empor, du mein glückſeliges Herz, und reiße alle die, welche auf dich als ihren Hirten ſehen, mit dir aufwärts zu Gott, der dich in ſeine gnadenvolle Nähe geſtellt hat, damit du, angeglüht von der Flamme ſeines Opfers, andere Seelen anfeuerſt und dereinſt auf dem Erntefeld der Ewigkeit mit vollen Garben erſcheineſt, mit einem Geleit liebentzündeter Herzen, die durch dich für die göttliche Liebe gewonnen ſind. Und er ſollte, von der Altarſtufe herabſteigend, angeglüht von der Flamme des Opfers ſeines Gottes, ſie erſticken laſſen in der Schwüle erdentſtammter Liebe? Nein! wer dem Prieſter ſo etwas wünſchen kann, der hat es entweder ſchlimm mit ihm im Sinn, oder urteilt, ohne die Sache zu kennen, oder ſpricht wie du, lieber Damian, unter dem Einfluß übergroßer natürlicher Zärtlichkeit, und deshalb verkehrt.“

„Sie ſind nun einmal begeiſtert für Ihren Stand, weil Sie ſelbſt eine Art von Ideal desſelben ſind . . . .“

„Da irrſt du ſehr!“ unterbrach ihn Levin lebhaft; „ich bin ja gar nichts: nicht Pfarrer, nicht Ordensmann, nicht Miſſionär! ich bin nur unnützer Knecht. Aber mit Hyazinth wird es anders ſein; der wird brauchbar werden! und iſt er das, ſo findet ſich die Begeiſterung für ſeinen Stand von ſelbſt, denn man arbeitet alsdann für Gott und für das ewige Leben, ohne auf beſonders große Reſultate hienieden zu rechnen und ohne beſonders glückliche Erfolge zu erwarten, und das gibt Freiheit und Freude im Geiſte.“

„Und wenn ihm ſein Beruf mit der Zeit zu ſchwer fiele! Das Leben iſt lang, die Welt iſt bunt! Wenn Hyazinth ein ſchlechter Prieſter würde, beſter Onkel, welch ein Skandal! Ein ſchlechter Prieſter — auf den ſind die Augen der ganzen Welt gerichtet, als ob es nur den einen einzigen auf Erden gäbe! und wenn das nun ein Windecker wäre!“

„Du fürchteſt nicht, daß Oreſt von ſeiner Fahne deſertiere, wenn's zur Schlacht geht; ſo hoffe doch auch für Hyazinth den notwendigen Kampfesmut, um ſeinem Panier zu folgen. Hat er den, ſo iſt er unüberwindlich, weil die Gnade noch nie den Beharrlichen verlaſſen hat. Nur der treuloſe Feigling verläßt die Gnade. Das iſt richtig: auf einen ſolchen ſieht die halbe Welt. Welch eine unabſichtliche Glorie für den geiſtlichen Stand! Tauſende fallen in der Welt zur Rechten, tauſende zur Linken, ſtehen auf, fallen wieder — niemand ſieht hin, kaum die Allernächſten, man zuckt die Achſeln, man ſpricht ein paar Worte ſchwacher Mißbilligung, ſchwächlichen Mitleids, und man vergißt, eingedenk eigener Gebrechlichkeit. Aber für den Prieſter macht man eine Ausnahme. Er iſt dermaßen im allgemeinen Bewußtſein anerkannt als der Repräſentant der Heiligkeit, daß ein ſittlicher Makel an ihm mit endloſem ſchadenfrohen Triumph von allen Glaubensfeinden bejubelt, mit unſäglichem Schmerz von den Gläubigen beweint wird. Unſere Glaubenslehre iſt etwas ſo Göttliches, daß die Welt ſich gar nicht der Vorſtellung erwehren kann, deren Organ, der Prieſterſtand, müſſe Anteil haben an deren Erhabenheit; und darin hat ſie vollkommen recht! wer ſich vorzugsweiſe mit Gott und göttlichen Dingen beſchäftigt, ohne nach innerer Heiligung zu trachten, iſt ſeines himmliſchen Berufes nicht wert. Darin aber hat die Welt vollkommen unrecht, daß ſie wähnt, der einzelne ſchlechte Prieſter ſei ein Beweis für die Ungöttlichkeit ſeiner Glaubenslehre. Sie vergißt bei einem ſolchen Urteil den Verrat des Judas und die Verleugnung des Petrus, d. h. ſie vergißt, daß der Menſch aus Schwäche fallen und aus Bosheit abfallen kann, weil er keine Maſchine iſt, die von äußerer Kraft in Bewegung geſetzt wird, ſondern weil er ſeinen Willen zur Beharrlichkeit im Guten brauchen muß und zur Wahl des Böſen mißbrauchen kann. Sei getroſt, lieber Damian, und bedenke eines: das Werk, welches Hyazinth beginnen will, beginnt in ihm die göttliche Gnade, und mit ihr, der er vertraut, auf die er ſich ſtützt, wird er es zu Ende führen. Ein ſolcher Entſchluß entſpringt nicht aus Gedanken von dieſer Welt, und darin liegt ſeine weltüberwindende Kraft.“

„Ja, ja!“ ſeufzte der Graf kopfſchüttelnd; „das iſt alles ſehr gut und klingt ganz ſchön. Aber! aber! . . . . der arme Junge!“ —

Die übrigen Mitglieder der Familie nahmen Hyazinths Entſchluß ſehr verſchieden auf, aber nicht mit der allgemeinen Mißbilligung, die auf Regina ruhte, weil Hyazinth nicht anderweitige Pläne durchkreuzte. Unter anderen Umſtänden würde ſich Uriel herzlich gefreut und in dem Beruf ſeines Bruders eine große Gnade erkannt haben. Jetzt aber ſchien es ihm bedenklich, allzu große Zufriedenheit zu äußern — Reginas wegen, die durch Hyazinths Entſchluß leicht in dem ihren beſtärkt werden konnte. Oreſt äußerte ein grenzenloſes Erſtaunen, Florentin Zorn, die Baronin Iſabella zaghafte Freude; Korona beklagte, daß Hyazinth nicht auf der Stelle ſeine Primiz feiern und ſie ſeine Kerzenträgerin ſein dürfe. Regina lobte Gott.

„Was fängſt du denn an mit deinen Hunden?“ fragte Oreſt ganz verblüfft; „und wo läßt du denn dein Gewehr? Dem Reiten und Jagen mußt du wohl auf immer Valet ſagen, und Burſchenlieder darfſt du wohl auch nicht mehr ſingen?“

„Du biſt aber allzu kurzſichtig, Hyazinth!“ eiferte Florentin. „Siehſt du denn nicht, daß es mit der katholiſchen Kirche zu Ende geht? Siehſt du denn nicht, daß ſie zitternd zuſammenbröckelt vor dem klirrenden Schritt und dem Weckruf der Freiheit? Siehſt du nicht, daß ſich Deutſchland nimmermehr den Ultramontanismus wird gefallen laſſen, und daß der römiſche Papſt, vom großen Geiſte des Jahrhunderts ergriffen, in einen Liberalismus verfällt, der, unvereinbar mit katholiſcher Finſternis und Knechtſchaft, ihn unfehlbar in die Arme des Proteſtantismus liefert? Dieſer aber bildet die erſte Stufe zum Sozialismus, in dem nicht Religionsſyſteme, ſondern die Ausführung großer Ideen ihren Kultus haben werden, deſſen Prieſter jeder einzelne ſein wird! Siehſt du das nicht?“

„Nein!“ ſagte Hyazinth gelaſſen, „das alles ſehe ich gar nicht; denn es ſind nur Phantasmagorien: künſtliche Fratzenbilder, welche ſich außerhalb der Finſternis des Unglaubens nicht wahrnehmen laſſen. Ich ſehe vielmehr, daß nichts auf Erden Beſtand, nichts eine Zukunft hat als einzig und allein die katholiſche Kirche und alles, was aus ihrem Mutterſchoß Lebenskraft ſchöpft.“

„Bei der Erhabenheit des prieſterlichen Berufes würde mich das Bewußtſein meiner Schwäche ängſtigen, ob ich ihm auch immer mit ganzer Treue anhinge,“ ſagte Uriel. „Stets das Ewige und Unvergängliche vor Augen haben, ſcheint mir übermäßig ernſt und ſchwer.“

„Wenn du heirateſt,“ entgegnete Hyazinth, „mußt du deiner Frau ewige Treue verſprechen und bleibſt unauflöslich mit ihr verbunden: das müßte dich dann auch in Angſt verſetzen.“

„O nein!“ rief Uriel; „da verbinde ich mich mit meinem zeitlichen und ewigen Glück, das der Sehnſucht des ganzen Menſchen entſpricht.“

„Und ich,“ ſagte Hyazinth, „laſſe das unſichere zeitliche Glück ganz und gar beiſeite und wähle das unvergängliche: Gott zu dienen aus Liebe, welches der echten Sehnſucht des erlöſten Menſchen gewiß am allertiefſten entſpricht.“

„Dann bin ich nicht erlöſt,“ rief Oreſt, „denn ich erſchaudere vor deiner Sorte von Glück! Nein, Hyazinth! luſtig leben gehört auch zum Leben, und eine Exiſtenz ohne Hühner- und Parforcejagd, ohne Steeple chase und ſonſtige Pferderennen, ohne Oper und Ballett, ohne Auſtern und Champagner — aber non-mousseux! — die iſt zum Totſchießen.“

„Das iſt die Geſinnung der Welt,“ entgegnete Hyazinth. „Sie behauptet, es gebe kein anderes Glück als das, welches die fünf Sinne genießen und der natürliche Verſtand begreift. Das iſt aber grundfalſch, denn das Unſterbliche im Menſchen wird durch die Genüſſe der Vergänglichkeit nicht befriedigt, ſondern elend gemacht. Tauſendmal iſt das geſagt und bewieſen worden;

BIBL. UNIVERS. LIPS.

allein Worte ohne Tat bedeuten nicht viel. Deshalb muß gegen den Ausdruck jener Geſinnung der Welt ein beſtändiger tatſächlicher Proteſt abgelegt werden, und das tun die, welche mit Gottes Gnade und um Gottes willen ihr entſagen: Prieſter und Ordensleute."

„Hyazinth!" rief Florentin feurig und ſchlang den Arm um ſeine Schulter, „lege ab deine Gottesideen, mache die Menſchheit zu deiner Gottheit und ihre Berechtigung zu allgemeiner und allſeitiger Beglückung zu deinem Kultus, ſo kannſt du ein ausgezeichneter Mann der Zukunft werden."

„Nein, armer Florentin," entgegnete Hyazinth zärtlich, „das iſt unmöglich! Wer Chriſtus erkannt hat, dient in ſeinem Namen mit tauſend Freuden und ſo weit die Kräfte reichen in aller Demut einer Menſchheit, die der Gottesſohn geheiligt hat, indem er ſich zu ihresgleichen machte und für ſie lebte und ſtarb; das gehört zur praktiſchen Nachfolge Jeſu. Aber aus der Menſchheit einen Moloch zu machen, der ich weiß nicht was für unſinnige ſakrilegiſche Opfer verlangt, das iſt unverträglich mit der ewigen Wahrheit. Chriſtus hat die Selbſtverleugnung als den Weg des Heiles gelehrt, als das einzige Mittel zur Beglückung der Menſchheit für Zeit und Ewigkeit. Von einer Beglückungstheorie, welche allen zum allſeitigen Genuß irdiſchen Wohlbehagens behilflich wären, weiß die Lehre des Kreuzes nichts."

„Deshalb eben nimmt ſie auch nur einen ganz untergeordneten Rang und längſt überwundenen Standpunkt in der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit ein!" rief Florentin. „Sieh'! bereits vor mehr als dreihundert Jahren entwickelte ſich in der Menſchheit jene gewaltige Bewegung, welche anzeigte, daß ſie der Lehre vom Kreuz, der Selbſtverleugnung, ſatt ſei; es war die Reformation. Alle und jede Selbſtverleugnung konzentriert ſich im Gehorſam, und da die Kirche ihn von der ganzen Welt im Namen des gekreuzigten Gottes forderte, ſo ſagte ihr die Reformation den Gehorſam auf, um anzuzeigen, daß ſie mit der Lehre vom Kreuz breche. Und das bewies ſie tatſächlich. Wer ſich zu ihr bekannte, war der Selbſtverleugnung überdrüſſig und folgte dem Zug der Freiheit, für die der Menſch geſchaffen iſt. Die Fürſten ſagten dem Kaiſer den Gehorſam auf, die Bauern den Edelleuten, die Ritter ihren Lehensherren, die Städte ihren Biſchöfen und Äbten, die Prieſter ihren Oberhirten, die Mönche und Nonnen ihren Gelübden. Durch den erhabenen Akt, dem römiſchen Papſt den Gehorſam aufzuſagen, fiel ſelbſtverſtändlich das Joch knechtiſcher Selbſtverleugnung von Millionen, die nun wieder frei aufatmen und ſich ihrer Menſchenrechte erfreuen konnten; denn vom römiſchen Papſt ging ja eben der ganze chriſtliche

Lebensorganismus aus, der während anderthalb Jahrtauſenden die Menſchheit wie ein Spinngewebe umfing. Die Reformation blieb freilich nicht auf ihrer Höhe. Sie machte klägliche Verſuche, den entſeſſelten Geiſt wieder einzufangen und in die Botmäßigkeit ihrer Bibel, die politiſchen Verhältniſſe in die Abhängigkeit von den Fürſten, die ſozialen Verhältniſſe in die Feſſeln verkehrter, weil auf papiſtiſchen Anſichten beruhender altmodiſcher Geſetze zu bringen; allein ſie erwarb ſich doch unſterblichen Ruhm und den Dank künftiger Jahrhunderte dadurch, daß ſie zeigte, wie verhaßt die Lehre vom Kreuz der Menſchheit ſei, und daß ſie jenen Proteſt gegen heilige Rechte, von dem du vorhin ſprachſt, aufhob, indem ſie keine Prieſter, keine Ordensleute mehr duldete. Denn kein Menſch will ſeiner Natur gehorchen, keiner arm ſein, keiner den irdiſchen Freuden entſagen, und was der vernünftige Menſch nicht will, das ſoll er auch nicht.“

„Wenn er nun aber dennoch will,“ entgegnete Hyazinth gelaſſen.

„So darf er nicht!“ rief Florentin.

„Das wollte ich eben hören!“ ſagte Hyazinth ruhig. „Euerer Beglückungstheorie hat man zu gehorchen: dann iſt man glücklich, und euerer Deſpotie in Durchführung euerer Ideen ſich zu fügen: dann iſt man frei. Die Sache kennt man, mein Florentin. Deine hochgeprieſenen Reformatoren in Deutſchland und England führten ſie a[illegible] dem Gebiete des Glaubens und ſagten: Glaubt an uns; das iſt der wahre Glaube. Deren Nachfolger, die Revolutionsmänner in England zuerſt und dann in Frankreich, ſagten auf dem politiſchen Gebiet: Nehmet unſere Ideen an; das iſt Freiheit. Und wehe denen, welche es wagten, der neuen Glaubenslehre und den neuen Freiheitsanſichten nicht beizuſtimmen! ihr Ungehorſam wurde mit Verbannung, gewaltſamer Unterdrückung, Martertum und Tod von denjenigen geſtraft, welche den Ungehorſam gegen die Anſtalt Gottes, die heilige Kirche, hohe Tugend nannten. Das haben wir gelernt in den drei Jahrhunderten, auf welche du pochſt, und welche in unſerem Jahrhunderte nach der Vervollſtändigung trachten, die eine Revolution in den ſozialen Verhältniſſen, den kirchlichen und politiſchen Revolutionen geben würde. Wehe denen, die euerem Joch verfallen! Ihr macht aus eueren Ideen ein Bett des Prokruſtes, in welches ihr die Menſchheit hineinzwängen wollt und ſie zu dieſem Zweck verrenkt und verſtümmelt, und dann nennt ihr dieſe kläglichen und unvollſtändigen Gebilde Ideale von Schönheit und Würde, weil ſie in euere Schablonen paſſen. Aber eben deshalb fehlt ihnen in Wirklichkeit beides, denn ihr gönnt ihnen keine Selbſtändigkeit, um zu lieben, und keine Freiheit, um zu gehorchen, da doch die ganze

Schönheit der Menſchenſeele in ihrer Liebe, und ihre ganze Würde im Gehorſam liegt."

„Was die Liebe betrifft," entgegnete Florentin, „ſo geben die Prinzipien des Sozialismus ihr einen ganz ungeheuren Spielraum."

„Keineswegs! ſie verflachen und verflüchtigen die Liebe in die Weite und Breite und berauben ſie ihres ewigen Quelles und ewigen Gegenſtandes — Gottes. Ohne Kalvarienberg gibt es keine wahre Liebe."

„Und was den Gehorſam betrifft, ſo iſt der nach den Prinzipien des Sozialismus für das Individuum durchaus überflüſſig, indem der Staat, das heißt die geſamte Vergeſellſchaftung, alle Verhältniſſe ſo harmoniſch ordnet, daß jeder einzelne in ſeiner Berechtigung geſchützt iſt, niemand beeinträchtigen kann und von niemand beeinträchtigt wird."

„Das muß eine Art von idealiſtiſchem Zuchthaus werden, und die geſamte Vergeſellſchaftung muß darin an Ketten liegen, jeder auf ſeinem Fleck, denn ſonſt ſehe ich nicht ein, wie dieſe ſämtlichen Gleichberechtigten miteinander Friede halten werden," ſagte Oreſt."

„Das iſt ganz in der Ordnung," ſagte Hyazinth; „ja, es muß ein Zuchthaus werden, aber ein höchſt reelles. Wer die Selbſtverleugnung verachtet, den Gehorſam verwirft, in der Losgebundenheit von göttlichen Geſetzen einen Fortſchritt ſehen will, der muß durch äußeren Zwang in Zucht und Ordnung gehalten werden und der Tyrannei eines Deſpoten verfallen, wie der ſozialiſtiſche Staat eben iſt."

„Ihr vergeßt, daß eine nach ſozialiſtiſchen Prinzipien gebildete und in deren Schulen unterrichtete Menſchheit allmählich eine ganz andere, edlere ſein wird, als die von heutzutage in ihrer Verdummung und ihrer Unwiſſenheit," entgegnete Florentin.

„Wiſſen und Wollen ſind aber zwei ſehr verſchiedene Fähigkeiten," rief Hyazinth. „Entwickelſt du in deiner Menſchheit zuerſt und zuletzt das Wiſſen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß du ſie eher zu Teufeln als zu Engeln bildeſt; denn das Wiſſen nährt den Hochmut und der iſt die Schoßſünde des Menſchen. Unſer Stammvater im Paradieſe wußte ſehr gut, was verboten und was geboten war; allein da die Schlange ſagte, durch ein noch höheres Wiſſen würde er wie Gott ſein: ſo ließ er ſeinen Willen für das Gute durch dieſe Vorſpiegelung lähmen — und fiel. Und ſo und noch viel ſchlimmer wird es der Menſchheit gehen, wenn man ſie in den Wahn einlullt, mit dem Wiſſen des Guten ſei deſſen Ausübung gleichſam von ſelbſt verbunden. Ein kleines Kind kann dieſe Behauptung Lügen ſtrafen: es weiß recht gut, daß es nicht naſchen darf, und dennoch naſcht es, als ein kleiner Sklave der böſen Begierlichkeit, die dem Menſchen ſeit der Erbſünde innewohnt und die nur durch den Willen zum Guten, das heißt durch Gehorſam aus Liebe zu Gott, überwunden werden kann. Aber ihr leugnet einen außerweltlichen Gott und einen menſchgewordenen Gottesſohn und Erlöſer, der euch die Gnade erworben hat, euren Willen im Guten zu feſtigen und von der Knechtſchaft der böſen Begierlichkeit zu befreien. Jedoch wünſcht ihr für ſehr vortreffliche und edle Menſchen zu gelten, und da ihr keinen Erlöſer habt, der von Sünde befreit, ſo leugnet ihr friſchweg die Sündhaftigkeit des Menſchen und lehrt: nur aus Unwiſſenheit würden Fehltritte begangen: Aufklärung! Aufklärung! dann ſei die Tugend ſchon vorhanden.“

„Deine Barbarei überſteigt alle Begriffe!“ rief Florentin mit höchſter Entrüſtung. „Tauſendfache Erfahrung hat bewieſen, daß die ſchwerſten Verbrechen von Menſchen begangen wurden, die in kraſſer Unwiſſenheit und ohne Erziehung aufwuchſen.“

„Das iſt etwas ganz anderes,“ erwiderte Hyazinth. „Wir hatten bei deinen Bildungsplänen die ganze Menſchheit, nicht einzelne Verbrecher im Auge, deren Miſſetaten allerdings oft aus trauriger Unwiſſenheit hervorgehen, indem ſie nichts wiſſen von den göttlichen Lehren des Chriſtentums und daher keiner Entwickelung ſittlicher Kraft gegen ihre böſen Begierden fähig ſind. Das Leben im Glauben aber und nicht das Wiſſen vom Glauben gibt jene Kraft und ſie äußert ſich durch Gehorſam gegen die Glaubenslehre. Bildeſt du deine Menſchheit außerhalb jenes Lebens, ſo wird ſie mit all ihrem Wiſſen vom Glauben und von ſonſtigen hohen und tiefen Dingen an ſittlicher Kraft, das heißt an Widerſtandskraft gegen die böſe Begier, ſo arm ſein, daß ſie ſich blind von ihren Leidenſchaften beherrſchen läßt und durch dieſelben in eueren Zuchthausſtaat hineintaumelt, für den ſie reif iſt, weil ſie verſchmäht, folgſam in der Freiheit des Chriſtentums zu leben.“

„Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele am ſchönſten frei,“ ſagte auf einmal mit ihrer ſanften Stimme Regina, die in der Tiefe einer Fenſterniſche mit ihrem Stickrahmen wie in einer kleinen Zelle ſaß.

„Was ſagſt du da, Regina?“ rief Uriel, ſprang auf und ſetzte ſich ihr gegenüber; „es klingt alles, was du ſagſt, wie Muſik, aber dies ganz beſonders.“

„Es wird wohl die Anſicht irgend eines Heiligen oder eines mittelalterlichen Skribenten ſein,“ bemerkte Florentin wegwerfend.

„Ratet!“ rief Regina lachend.

„Klingt es nicht ſo gewiß Schilleriſch?“ fragte Oreſt.

„Nein, nein, nein!“ rief Florentin, „das iſt von unſereinem nicht zu erraten! in die Poeſien der Heiligen vertiefen wir uns nicht.“

„Auch nicht in die des heiligen Goethe?“ fragte Regina ſchalkhaft.

„Goethe?“ riefen alle aus einem Munde.

„Ja, Goethe, meine Herren! Goethe in der Iphigenia, Akt V Szene 3. Schlagt nach, wenn's euch beliebt. Ja, Goethe, der ſein Ideal einer reinen Seele in der Iphigenia aufſtellt, die doch gewiß nicht vom Chriſtentum befleckt iſt, nicht wahr, Florentin? Goethe läßt ſie jene Worte ausſprechen: „Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele am ſchönſten frei.“ Das gefiel mir ſo gut, weil es ſo wahr iſt, daß ich es behalten habe.“

Uriel, der ein leidenſchaftlicher Bewunderer Goethes war, fragte doch etwas erſtaunt:

„Regina, lieſt du Goethe?“

„Onkel Levin hat mir Iphigenia und Taſſo gegeben, um mir eine Idee beizubringen von der vollendeten Schönheit, deren unſere Sprache fähig iſt.“

„Die beiden Tragödien find' ich herzlich langweilig,“ ſagte Oreſt. „Aber der Fauſt, erſter Teil, der gefällt mir.“

„Und mir Egmont und Götz von Berlichingen!“ rief Florentin; „das ſind meine Leute: Kämpfer für die Freiheit!“

„Nämlich für die Unabhängigkeit von Kaiſer und Reich und von der geſetzmäßigen Regierung,“ ſagte Uriel.

„Gib doch den beſtändigen Streit mit Florentin auf,“ ſagte Regina leiſe zu Uriel. „Er ſetzt ſich dadurch mehr und mehr im Widerſpruch feſt.“

„Er wirft immer zuerſt den Fehdehandſchuh hin,“ erwiderte Uriel, „und noch dazu mit Behauptungen, die entweder ganz falſch oder verdrehte Wahrheiten ſind. Er iſt überfüllt von jener furchtbaren Intoleranz, die dem Geiſt der Lüge eigen iſt, weil er weiß, daß er nur durch gewalttätige Unterdrückung der Wahrheit zur Herrſchaft kommen kann. Das darf man ſich nicht gefallen laſſen.“

„Ach, Uriel! wieviel Intoleranz muß ſich die Kirche gefallen laſſen; und ſie ſchweigt dazu, nach dem Beiſpiel des göttlichen Heilandes, der auch duldete durch den Lügengeiſt und dennoch ſchwieg. Was wird nur aus dem armen Florentin werden!“

„Ein Opfer des freien Denkens, womit er prahlt.“

◆

Das Paradies und die Peri.

Das Spätjahr löſte den Familienkreis nach und nach auf. Hyazinth ging zuerſt fort — ins Seminar. Er mußte dem Grafen verſprechen, daß keine falſche Scham ihn verhindern ſolle, den geiſtlichen Stand aufzugeben, wenn er denſelben nicht als ſeinen wahren Beruf erkenne. Levin ſagte in ſeiner ſchlichten Weiſe:

„Wandele vor Gott, bete fleißig, ſei wachſam, kreuzige dich und dann vertraue der Gnade. Denke an den 77. Pſalm: Das Erſehnte gab ihnen der Herr. Er täuſchte nicht ihr Verlangen.“

„Hyazinth,“ ſagte Uriel wehmütig, „du magſt wohl den beſten Teil erwählt haben! aber folgen könnt' ich dir nicht. Es iſt gewiß eine beſondere Gnade Gottes, daß nun ſchon ſo lange ein frommer Prieſter in unſerer Familie iſt, und daß, wenn dereinſt Onkel Levin von uns ſcheidet, das heilige Opfer aus ſeiner Hand in die deine übergeht.“

Oreſt und Florentin ſprachen anders zu Hyazinth; allein die Farben, womit ſie ihm die Welt ausmalten, taten ſeinem reinen Auge weh, und die Gründe, durch die ſie ihn in der Welt zurückzuhalten ſuchten, waren eben die, weshalb er ſie meiden wollte, und was ſie ihm von Glück und Freude und Genüſſen erzählten, beſtärkte ihn nur in ſeiner Überzeugung, daß darin für ihn nicht der leiſeſte Hauch von Befriedigung zu finden ſei.

„O laßt mich gehen,“ ſagte er ſchmerzlich, „quält mich nicht. Ich weiß, daß ich den Weg zum ewigen Leben einſchlage; aber ob ihr nicht auf den Pfaden des Todes wandelt: ach, das weiß ich nicht.“

Er war wie der Heiland in der Wüſte, dem die Engel dienten, nachdem der Verſucher geflohen war. Regina ſagte zu ihm:

„Hyazinth, du wirſt nun ein Nachfolger unſeres gekreuzigten Gottes werden, und ich werde es in anderer Weiſe auch werden. Wir ſind glücklich, wir wiſſen, wen wir lieben. Aber ſtehe mir bei mit deinem Gebet; denn du bringſt dich nach außen in Sicherheit, während ich gleichſam in eine Arena zum Kampf mit wilden Tieren hinabgeſtoßen werde. Mir graut vor einer Welt, an welcher Oreſt und Florentin hängen.“

„Der heilige Johannes Chryſoſtomus ſagt,“ antwortete Hyazinth, „eine Jungfrau, die ſich Gott verlobt habe, müſſe durch die Welt wie durch eine Wüſte gehen, und während ihr Fuß auf Erden weile, mit ihrem Herzen im Himmel ſein. Sieh', damals gab es viele gottgeweihte Jungfrauen, welche durch dieſe und jene

Verhältniſſe veranlaßt wurden, in ihren Familien zu bleiben. Auch ſpäter haſt du ähnliche Beiſpiele, und zwei der glänzendſten an den beiden Dominikanerinnen dritten Ordens, die heilige Katharina von Siena und die heilige Roſa von Lima, welche nie im Kloſter lebten und doch die Welt mit dem Glanz ihrer Heiligkeit beſtrahlten. Halte dich zu ihnen. Dazu haben wir ja die lieben Heiligen.“

Er zog von dannen wie ein Seliger, der den Ballaſt der Erde ſchon abgeworfen und ſeinen Schwung zum Himmel genommen hat. Mit einer Art von Neid ſah Florentin auf ihn; nicht daß er ſich geſehnt hätte, wie Hyazinth zu ſehen, zu denken, zu glauben, zu ſein; aber er mißgönnte ihm dieſe klare Stille, dieſen Frühlingsmorgen in der Seele, den der Glaube mit ſeinem Gefolge von Frieden und Liebe in ihr hervorruft. Nachdem Florentin, wie ſo manche junge Leute, an der Klippe ſchlechter Bücher und ſchlechter Geſellſchaft einen traurigen Schiffbruch der Sittlichkeit gelitten hatte, ließ er ſich leicht blenden durch philoſophiſche Syſteme und wiſſenſchaftliche Studien, welche eine höhere Erkenntnis ewiger Grundwahrheiten zu geben verſprachen, indem ſie die göttliche Offenbarung als eine abgenutzte Antiquität beſeitigten, die für den im Fortſchritt begriffenen Menſchengeiſt ohne Geltung ſei: und warf ſich mit dem Heißhunger und dem einſeitigen Eifer einer zügelloſen Jugend auf alle antireligiöſen Schriften, an denen die Zeit ſo überreich war, daß ſie auf jedem Gebiet des Denkens, in jedem Fach des Wiſſens wucherten. Sie entſprachen den böſen Inſtinkten, die ſich in ihm, wie in jeder Menſchenbruſt regten, indem ſie, die Abhängigkeit des Geſchöpfes vom Schöpfer nicht anerkennend, dem Hochmut und der Ichſucht ſchmeichelten, der Genußgier keine Schranken ſetzten, das Selbſtbewußtſein und Selbſtvertrauen maßlos ſteigerten, und dem Menſchengeiſt die volle Omnipotenz zuſprachen, welche ſie dem Schöpfer und Regierer des Alls abſprachen, ſo daß jedes Individuum ſich ſelbſt, als ſeinen Gott, anbeten durfte. Weil dies Zugeſtändnis aber für manche, in denen auch edle Inſtinkte ſich regten, abſtoßend geweſen wäre, ſo wurde die Vergötterung des Ichs verſchleiert durch die Vergötterung der Ideen. Die Freiheit, der Fortſchritt, die Gleichberechtigung aller Menſchen, wozu natürlich auch die Emanzipation der Frauen gehörte, waren die Stichworte, bei denen man in Begeiſterung verfiel, waren die Ideen, welche das Individuum, oder die Kotterie, oder die Partei, nicht im Zuſammenhang mit der ewigen Wahrheit, ſondern ſubjektiv erfaßt und gedeutet, vergötterte. Dieſe Ideen ſollten in der Seele und in dem Leben und Streben des Menſchen denjenigen Platz einnehmen, den bei dem Gläubigen Gott einnimmt; man ſollte ſich ſelbſt und andere nach ihnen bilden und für ſie hinopfern. So ſpann man ſich in die Selbſttäuſchung ein, außerordentlich unegoiſtiſch zu ſein, während man in der Tat das liebe Ich im Maskenkleid der ſubjektiven Idee anbetete, wohlweislich die Vorſicht gebrauchend, die ſubjektive Auffaſſung immer als die einzig richtige und allgemein anerkannte darzuſtellen. Daß infolge einer ſolchen Verfälſchung der inneren Entwickelung des Geiſtes, ſeines Strebens und ſeines Zieles, Unwahrheit, Verwirrung und Unruhe in ihm herrſchen, kann nicht befremden. Gott hat den Menſchengeiſt geſchaffen für die Offenbarung und hat die Offenbarung gegeben für den Menſchengeiſt. Es beſteht zwiſchen beiden eine übernatürliche, geheimnisvolle und doch ganz wahrhafte Verbindung, wie ſie in der Natur zwiſchen dem Sonnenſtrahl und der Blume beſteht, die, vom Licht entfernt, farblos bleibt. Außerhalb ſeines Sonnenſtrahls, der aus der Offenbarung auf ihn fällt und den Glauben in ihm weckt, bleibt der Menſchengeiſt verkrüppelt. Er fühlt es, aber er will es nicht eingeſtehen; er ſucht vielmehr nach anderen Sonnen, nach anderem Licht, und irrt dabei immer weiter und weiter von dem Quell alles Lichtes ab und verſinkt immer tiefer und tiefer in jammervolle Finſternis und in unſtillbaren Unfrieden. Ein Zeichen dieſes inneren Unfriedens iſt es, daß der Glaubensloſe den Gläubigen nicht neben ſich, nicht einmal auf der Welt dulden will. Er hat das gemein mit dem Laſter, welches auch gern die Tugend vertilgen möchte, die ihm ein Dorn im Auge iſt. Daher der Grimm des Unglaubens gegen das poſitive Chriſtentum, das ſich am beſtimmteſten in der katholiſchen Kirche ausdrückt; daher ſein Haß gegen ihre Inſtitutionen; daher die Verachtung, mit welcher er ſie in ruhigen Zeiten zu ignorieren — daher die Wut, womit er ſie in gärenden und aufgeregten zu vernichten ſucht. Das alles wogte durch Florentins Seele. Er hatte mit dem Glauben auch die Liebe verloren. Er wußte nichts von Dankbarkeit gegen den Grafen, der ihn, den armen, gequälten, vernachläſſigten Fiſcherbuben, zum Kind ſeines Hauſes gemacht hatte; nichts von Anhänglichkeit an die jungen Leute, mit denen er als ein Bruder aufgewachſen war. Wie ein erſtarrender Nachtfroſt hatte ſich der Unglaube über alle Blütenknoſpen ſeines Gemütslebens gelegt. Der Glaube verbindet tauſend Herzen in der Liebe zu Gott; der Unglaube trennt ſich von Gott und vereinzelt ſomit Tauſende, die wie vermauert in ihrem Ich ſtecken bleiben. Ich bin ja doch kein Windecker, ſagte Florentin bisweilen zu ſich ſelbſt; gehöre ja doch nicht ihrer Kaſte an; bin nicht gleichberechtigt weder in ihren Augen noch in denen der Welt; habe nicht ihre Traditionen: deshalb muß ich meinen eigenen Weg gehen. Im Herzen beneidete er ſie alle:

Uriel um die Hoffnung auf Reginas Hand; Oreſt um die Ausſicht auf Stamberg; Hyazinth um ſeinen ſtillen Frieden. Oftmals dachte er heimlich, dieſe drei Dinge müßten eigentlich ihm gehören, und wenn er nur Regina und Stamberg beſäße, würde ſich der Friede wohl von ſelbſt finden. So unerſättlich iſt der Egoismus! und ſo wenig berückſichtigte Florentin, daß Hyazinths Frieden auf Entſagung beruhe und nicht auf Beſitz. Von all den Hoffnungen, welche die gute Gräfin Kunigunde an Florentin geknüpft hatte, war noch keine in Erfüllung gegangen.

Der Graf glaubte nicht, daß es Florentin ernſt ſei mit ſeinen ſozialiſtiſchen Tendenzen. Überhaupt hielten ja damals ſehr viele dieſe Richtung für eine ſolche, welche rein theoretiſcher Art ſei und nur den Anſpruch mache, geſchrieben, allenfalls geleſen, höchſtens beſprochen, doch nimmermehr gelebt zu werden; er hielt ſie eben für unmöglich, was ſie freilich hinſichtlich der Durchführung, doch gewiß nicht hinſichtlich eines Verſuches ſein mag. So hielten im vorigen Jahrhundert auch ſehr viele, welche ſich ungemein an den Vorſpielen der Revolution in Schriften und Reden erfreuten und beluſtigten, deren Richtung auf die Guillotine für unmöglich. Der Graf glaubte, Florentins irreligiöſe und ſonſtige etwas blasphematoriſche Anſichten wären nur eine Art von Reaktion gegen die gar zu fromme Erziehung, die Kunigunde ihm wie allen Kindern gegeben habe, und jene mache ſich Luft, indem ſie in den Gegenſatz umſchlage. Er ſagte ihm zum Abſchied, als Florentin zur Vollendung ſeiner Studien nach Würzburg ging:

„Klammere dich nur nicht allzu feſt an deinen Kommunismus und Republikanismus. Mit den Studentenjahren müſſen alle Überſchwenglichkeiten aufhören; denn da hört die Nachſicht auf, die man mit der erfahrungsloſen, hitzköpfigen Jugend hat. Ich verlange wahrhaftig keine Bigotterie von dir; allein du mußt dich hüten, in ein entgegengeſetztes und wahrhaft indezentes Extrem zu verfallen.“

Florentin verſicherte dagegen, er ſei äußerſt gemäßigt, wie ſich das ja von ſelbſt verſtehe für eine Richtung, die kein anderes Ziel noch Streben habe als wahre Humanität. Der Graf erwiderte:

„Schon recht! Aber die Mittel, durch welche du deine wahre Humanität zu verbreiten ſuchſt, ſcheinen mir nicht eben gemäßigt, ſondern etwas inhuman zu ſein. Revolutionäre Querköpfe machen nirgends Glück als in Revolutionen, und die können wir nicht brauchen.“

Regina gab an Florentin ein ganz kleines Büchlein in violettem Ledereinband und ſagte:

„Lieber Florentin, wenn Sie einmal mit all Ihren Weltverbeſſerungsprojekten gründlichen Schiffbruch gemacht haben: dann wird dies kleine Buch Ihnen zeigen, wohin und wie Sie ſich retten können."

„Sie nehmen alſo meinen Schiffbruch für eine ausgemachte Sache an?" fragte er beleidigt.

„Ich hoffe darauf," entgegnete ſie liebreich. „Ich hoffe, daß das lecke Schiff ohne Steuerruder und ohne Kompaß, mit dem Sie ſich ins Lebensmeer hinauswagen wollen, ſich recht bald in ſeiner Untauglichkeit ausweiſen möge. Dann werden Sie ſich flüchten in die rettende Arche, und Beſſeres kann ich Ihnen nicht wünſchen."

„Ah, die Nachfolge Chriſti!" ſagte Florentin, das Büchlein aufſchlagend; „ich nehme es zum Andenken an ihren Fanatismus, Regina."

„Nehmen Sie es nur, Florentin," entgegnete ſie mild; „es war das Lieblingsbuch der lieben Mutter."

Da führte er es haſtig an ſeine Lippen und drückte einen Kuß darauf. Dann reiſte er ab. Solange er auf Windeck geweſen war, hatte er nicht ein einziges Mal ſeine Stiefmutter und Stiefgeſchwiſter beſucht. Er vergaß nie die ſchlechte Behandlung, die er in ſeiner Kindheit von ihr erfahren hatte; und vergaß gänzlich, daß gerade dies ein Hauptgrund war, der ihn zum Pflegeſohn der Gräfin Kunigunde machte.

Oreſt wollte nun auch fort. „Aber," ſagte er, „Soldat im Kriege oder Soldat in der Garniſon zu ſein, iſt ein famoſer Unterſchied. Der Krieg verſüßt alles, auch die Subordination, die ſtrenge Diſziplin, das ſtramme Kommandieren und Exerzieren, was in unſeren philiſtröſen Zeiten äußerſt läſtig ſein mag. Schade, daß der Sonderbundkrieg zu Ende iſt. Ich hätte ihn als Volontär mitmachen und zum General Salis gehen ſollen! Es war hier aber ein recht luſtiges Leben, und darüber hab' ich's verſäumt."

„Läßt du dich denn von gar nichts anderem beſtimmen, als von einem luſtigen Leben!" rief Uriel ungeduldig.

„Weshalb ſollte ich das?" fragte Oreſt ſo unbefangen, als habe er nie von einer anderen Richtſchnur gehört.

„Ich bitte doch recht ſehr," ſagte der Graf, „daß du einen beſtimmten Beruf wählſt und ergreifſt, damit du nicht mit deinem Hange zum luſtigen Leben ein charmanter Vagabunde wirſt."

„Ich — ein Vagabunde! Aber Papachen, woran denkſt du! ich bin ja der unermüdlich tätigſte Menſch unter der Sonne!" rief Oreſt. „Sieh', jetzt denk' ich nach Weſtfalen und nach Mecklenburg zu Parforcejagden zu gehen, zu denen ich ſchon im vorigen Jahre eingeladen war. Nein! ein tüchtiger Reiter und Jäger gehört zu den reſpektabelſten Menſchen auf Erden, iſt mutig, ausdauernd, rührig, abgehärtet. Sind das nicht herrliche männliche Tugenden? Beſitzt ſie ein Vagabunde? In England würde ich vielleicht einen Sitz im Parlament erreiten und erjagen. Ich — ein Parlamentsmitglied! Ich — ein Lord vom Wollſack! Was verlangſt du mehr? Iſt es meine Schuld, daß Deutſchland nicht ſo vernünftig wie Old-England iſt? Wäreſt du meinesgleichen, ſo müßten wir uns ſchießen, Papachen, über dem Taſchentuch ſchießen; jetzt bleibt mir nichts übrig, als dir zu verzeihen."

„Du biſt ganz wie dein Vater!" ſagte der Graf lachend; „der machte auch immer Spaß, und wollte man darüber ärgerlich werden, ſo ſpaßte er ſo lange, bis man über ihn und mit ihm lachen mußte. Alſo amüſiere dich auf deinen Fuchsjagden, du hochherziger Nimrod, und brich dir nicht den Hals dabei."

So war denn nur Uriel noch auf Windeck, und der Graf wollte, daß er bliebe, bis die ganze Familie nach Frankfurt ginge. Regina ſollte ſich durchaus an den Gedanken gewöhnen, mit Uriel verbunden zu ſein und zu bleiben. Sie änderte ihr Benehmen in keiner Weiſe; ſie war, was ſie ſein wollte: eine Braut Chriſti. Sie legte dieſe unüberwindliche Entſchiedenheit gegen Uriel immer an den Tag, um keine falſche Hoffnung in ihm zu wecken; gegen ihren Vater aber nie, weil es ihn erbittert hätte und weil ſie ja ſeine Zuſage hatte, nach zehn Jahren ſie ziehen zu laſſen. Widerſtand und Ungewißheit löſchen zuweilen eine Neigung aus und zuweilen entzünden ſie dieſelbe zur Leidenſchaft; das letztere geſchah bei Uriel. Regina war für ihn der Inbegriff menſchlicher Vollkommenheit; dieſer Adel der Seele, dieſe Lauterkeit des Herzens, verbunden mit ſoviel Schönheit, Anmut und Geiſt, mit ſolcher Grazie und Güte, forderten ja recht zur Liebe auf. Wer würde ein ſo herrliches Geſchöpf Gottes nicht lieben? fragte er oft heimlich ſich ſelbſt. Und daß ſie dieſen hohen Schwung des Gefühls und dabei dieſen großartigen, opferfreudigen Willen hatte, um über alles Irdiſche hinweg zu ſehen und zu gehen — ach! wie gefiel ihm das! wie begeiſterte ihn das für ſie! wie trieb das auch ihn an, den Dingen der Erde nicht den ungemeſſenen Wert beizulegen, den die Welt ihnen leiht. Aber daß Reginas Beſitz zu den Dingen der Erde gehörte, das wollte ihm nicht einleuchten. Majorat, Vermögen, Karriere erſchienen ihm nichtig, keines Wunſches und keiner Anſtrengung würdig, ohne Einfluß auf ſein Glück; doch Reginas Herz zu gewinnen war ein Streben, welches die edelſten Kräfte ſeines Weſens anregte; Regina — ſein zu nennen, war eine unerhörte Befriedigung dieſes Strebens, denn er hätte ſie ja Gott abgerungen; mehr noch, er hätte ja den Sieg über Gott in ihrem Herzen davon getragen. So ſang ihm die Leidenſchaft ihre bezaubernden Sirenenlieber vor. Der Gedanke an einen irdiſchen Nebenbuhler hätte ihn gründlich durchkältet und auch den leiſeſten Wunſch unterdrückt, ein Herz zu beſitzen, das ſich zu einem anderen neigte; denn Liebe — iſt exkluſiv. Aber der Gedanke an den göttlichen Rival gab ihm Glut und Mut, und geadelt fühlte ſich ſeine Liebe, weil ſie gegen Himmliſches in die Schranken trat. Der Graf freute ſich über dieſe Geſinnung Uriels; Levin warnte ihn ſanft.

„Wenn ich dich um etwas bitten dürfte, lieber Uriel, ſo wär' es dies: laſſe dich zur Geſandtſchaft nach Wien, nach Rom, nach Paris, oder wohin ſonſt du Luſt haſt, ſchicken; nur nicht nach Frankfurt. Du verbitterſt dir das Leben, und die Wellen werden dir ſo hoch ans Herz gehen, daß du bald deine Lage unaushaltbar finden wirſt. Du rechneſt unbedingt auf einen günſtigen Ausgang deiner Wünſche; iſt er nun aber ungünſtig, was dann?“

„Was dann?“ ſagte Uriel befremdet. „Beſter Onkel, was nach meinem Tode geſchehen wird, das weiß ich nicht. Ich behaupte nicht, daß ich ohne Regina leiblicherweiſe ſterbe, aber mein Herz ſtirbt, das iſt gewiß.“

„Möge es in Gott aufleben,“ ſagte der milde Greis, der wohl einſah, daß mit der Leidenſchaft nicht ruhig zu überlegen iſt.

Regina trennte ſich mit ſchwerem Herzen von Windeck und von Onkel Levin, der, wie der Schutzgeiſt des Hauſes, unzertrennlich vom Schloß und der Kapelle war.

„Ich bin eine Art von Schnecke geworden, die mit ihrem Hauſe verwachſen iſt,“ ſagte er freundlich ablehnend, als alle, vom Grafen an bis auf Korona, in ihn drangen, nicht ſo ganz allein auf Windeck zu bleiben. „Hier iſt mein Standquartier, mein Wachtpoſten, gleichviel ob es hier einſam oder geſellig hergehe. Überdas würde ich in der Stadt gar nichts von euch allen haben: Uriel ſoll diplomatiſieren, Regina ſich amüſieren, Korona ſtudieren; der Papa und die Tante müſſen ein Haus machen und alle Sorgen des Lebens in der Geſellſchaft auf ſich nehmen; was ſollte Onkel Levin, der alte Nichtstuer, mitten in eurer großartigen Geſchäftigkeit anfangen? Nein! er bleibt hier in ſeinem Geleiſe, wie es ſich für alte Leute ſchickt.“

„Und tut alles Gute, wofür wir keine Zeit haben,“ ergänzte die Baronin Iſabella.

Dabei blieb es. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der November mit ſeinen Stürmen und ſeinem erſten Schnee hatten auch Judith und ihre Mutter aus dem Gartenhauſe in die Stadt getrieben. Erneſt kam eines Morgens ſtrahlenden Angeſichts zu ihr und ſagte:

„Fräulein Judith, ich male jetzt ein Bild, wodurch man verſöhnt wird mit der Porträtmalerei! Ich male zwei Schweſtern, Töchter des Grafen Windeck, Mädchen von zwölf und von ſiebenzehn Jahren, die anziehendſten Phyſiognomien, die ich ſeit langer Zeit ſah. Stellen Sie ſich vor die Geſtalt einer Hebe und den Kopf einer Heiligen, das iſt die Älteſte. Die Kleine aber ſieht ſo romantiſch intereſſant aus, als ob etwas von einer Mignon, von einer Ophelia in ihr ſtecke. Ich hatte beide ſeit ein paar Tagen in der Siebenuhrmeſſe im Dom bemerkt. Ganz einfach gekleidet, in große Schäferplaids verhüllt und mit ſchwarzen Samthüten, kamen ſie zu Fuß, auch bei dem ſchlechteſten Wetter, mit einer Begleiterin, Gouvernante, Kammerfrau, was weiß ich! und einem Livreediener. Ich traute meinen Augen nicht, als ich zum erſtenmal ſah, daß ſich dieſe großmächtige Figur im mauerfarbenen langen Rock hinter ihnen aufpflanzte; denn Sie müſſen wiſſen, Fräulein Judith, Damen mit Livreedienern ſind quaſi Phönixe in der Siebenuhrmeſſe! Und dieſe beteten mit einer Andacht, mit einer Sammlung, ohne die Augen aufzuſchlagen, ohne ſich zu regen und zu bewegen, immer auf den Knien, immer ſo tief geneigt wie anbetende Engel, daß ich vom bloßen Anblick teilweiſe ganz andächtig, teilweiſe ganz zerſtreut wurde. Wüßten die Frauen, wie ſchön ihnen die Andacht ſteht, ſie würden alle fromm werden wollen! Einſtweilen vertrauen ſie mehr der Schönheit, welche das Modejournal, als der, welche das Gebetbuch gibt. Vorgeſtern nun kommt ein Graf Windeck zu mir und bittet mich, ſeine Töchter zu malen. Ahnungslos ſag' ich ja; ſie möchten nur kommen. Und wer tritt geſtern in mein Atelier? meine Beterinnen. Sie wiſſen, Fräulein Judith, wie es in meinem Atelier ausſieht: konfus genug! Kann nicht anders ſein. Dazu war geſtern ein extraordinär trüber Tag. Nun, ich ſage Ihnen, als ſie eintraten, glitt gleichſam ein Sonnenſtrahl mit hinein und machte alles ganz licht und klar. Die Kleine war roſenfarben gekleidet; die Älteſte weiß, und ſie trug in der Hand einen Kranz von Scabioſen. Plötzlich ſetzt ſie ſich dieſen Kranz auf und ſagt, ſo wünſche es der Vater. Können Sie ſich eine Vorſtellung von meinem grenzenloſen Erſtaunen machen?"

„Nein, ganz und gar nicht," ſagte Judith. „Die Scabioſe iſt freilich keine ſchöne Blume."

„Fräulein Judith! unter tauſend Frauen, die eines Spiegels mächtig ſind, ſetzen ſich neunhundertneunundneunzig ihre Schlafhaube mit mehr Feierlichkeit auf wie dies ſchöne Mädchen den Blumenkranz, mit welchem ihre Schönheit verewigt werden ſoll! O Gott! das iſt ein ganz großartiger Seelenzug!"

„Alle Welt ſpricht von dieſer Komteſſe Windeck," ſagte Judith mit ihrem Anflug von kaltem Hochmut. Sehr ſchön und ſehr reich, das iſt ja Grund genug, um die Welt zu elektriſieren. Geſtern auf dem Diner bei der Mama war viel von ihr die Rede und ein paar Herren ſchienen ſehr zu bedauern, daß ſie mit ihrem Vetter verlobt ſei. Ich meinesteils kann mir eine deutſche Komteſſe gar nicht anders denken als langweilig und ſentimental, ſo gewiß veilchenblau, halb duftig, halbe ſade."

„Ich bin leider zu wenig bewandert unter den deutſchen Komteſſen," ſagte Erneſt lachend, „um über die Richtigkeit dieſes Charakterkolorits urteilen zu können. Indeſſen glaub' ich doch, daß Regina von Windeck ſich Ihres Beifalls erfreuen wird. Nach Weihnachten beginnt ja das Leben in der Geſellſchaft; dann werden Sie meinen Phönix kennen lernen."

„Leider muß ich in die Welt gehen, da meine Eltern es durchaus verlangen," ſagte Judith. „Es ſollte mich recht freuen, wenn ich jemand in dem tumultuariſchen Wirrwarr fände, der mir gefiele."

„Nun, nun! es gibt ja doch gar manche angenehmen, guten und klugen Leute in der Welt! man muß nicht gar zu übergewaltige Ideale haben," ſagte Erneſt gutmütig und munter.

„Sie ſind freilich mit allen Menſchen zufrieden; das hab' ich ſchon bemerkt," erwiderte Judith.

„Bis auf einen gewiſſen Punkt — ja! ſie ſind alle geſchaffen wie ich, nach dem Ebenbilde Gottes, und die Nächſtenliebe lehrt mich, bei allen anzunehmen, daß ſie, wie ich, ſich beſtreben, dies göttliche Ebenbild, welches jeder von uns durch ſeine Sünden ſo ſehr verwiſcht hat, nach Kräften wieder in ſich herzuſtellen. Eine fix und fertige Vollkommenheit ſuche ich aber nicht hienieden."

„Es gibt aber böſe Menſchen, bei denen Sie jenes Beſtreben unmöglich annehmen können. Was halten Sie von denen?"

„Das lehrt mich der heilige Auguſtinus, welcher ſagt: „Glaubet nicht, daß die Böſen ſo umſonſt auf der Welt ſeien, und „daß Gott nichts Gutes durch ſie wirke! Jeder Böſe lebt, entweder damit er gebeſſert oder damit der Fromme durch ihn geprüft werde." Sehen Sie! ich muß alſo für ihn hoffen und für ihn beten, damit ſich die Hoffnung erfülle; und daraus wird denn in meinem Herzen ein Etwas, das im verkleinerten Maßſtab der Liebe nicht unähnlich iſt, welche Gott für uns arme Sünder hat. Die Böſen werden mir alſo ganz unabſichtlich zum Mittel, das göttliche Ebenbild in mir herzuſtellen."

„Ich haſſe ſie, beſonders wenn ſie mich kränken," ſagte Judith.

„Das begreift ſich," ſagte Erneſt kalt.

„Warum ſehen wir denn aber die Menſchen ſo ungeheuer verſchieden an? das kann ich ganz und gar nicht begreifen," ſagte Judith ſinnend.

„Weil ich an den menſchgewordenen und gekreuzigten Gottesſohn glaube," erwiderte Erneſt; „Sie aber nicht."

„Und da halten Sie ſich denn für unendlich viel edler und beſſer als mich?" fragte ſie ſchneidend.

„Fräulein Judith!" entgegnete Erneſt liebreich, „wofür ich mich ſelbſt halte, das ſag' ich unter vier Augen dem lieben Gott, der zu dem Zweck der Selbſterkenntnis eine heilſame und gnadenvolle Anſtalt in ſeiner Kirche angeordnet hat, welche das Sakrament der Buße heißt; aber ob ich berechtigt bin, meinen Glauben für edler und beſſer zu halten als Ihren Glauben — oder Unglauben: das werden Sie ſich allein beantworten können."

Judith konnte es gar nicht laſſen, ernſte Geſpräche mit Erneſt anzuknüpfen, denn trotz ihrer Jugend hatte ſie eine Kraft in ihrem Charakter, die es ihr unmöglich machte, auf der Oberfläche des Lebens ihr Genügen zu finden; dieſe Richtung war eine Reaktion gegen die unſägliche Oberflächlichkeit, welche ſie umgab. Aber ebenſowenig konnte ſie es unterlaſſen, ſich zuweilen ſo ſcharf und herb gegen Erneſt auszuſprechen, als ob ſie ihn gefliſſentlich verletzen wolle; denn Kraft des Charakters iſt noch lange nicht Adel der Seele. Die tiefe Kluft, die zwiſchen einer natürlichen guten Anlage und einer Tugend liegt, trennt ſie, und Judith, die mit Stolz auf ihrer ſelbſtbewußten Kraft ruhte, fühlte inſtinktmäßig, daß ihr in Erneſt etwas Edleres und Höheres entgegentrete, was ſie nicht anerkennen wollte und deshalb gering zu ſchätzen ſuchte. Sie ertappte ihn aber nie auf der leiſeſten Bitterkeit oder Verſtimmung, wenn ſie ihm herbe widerſprach, und das mußte ſie dann wieder ſehr bewundern. Denn, ſprach ſie oft heimlich zu ſich ſelbſt, ich bin auch entſchieden, aber hart und ſchneidend, und er iſt mild bei der größten Entſchiedenheit. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einem Ball bei dem öſterreichiſchen Geſandten ſollte Regina zum erſtenmal in der großen Welt erſcheinen. Sie hatte ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es für die nächſte Zeit ihre Beſtimmung ſei, in der Geſellſchaft zu leben, und ſie unterzog ſich dieſer Pflicht, wie jeder anderen, mit lieblicher Bereitwilligkeit. Aber ihr inneres Leben ließ ſie ſich nicht antaſten und ihre frommen Gewohnheiten behielt ſie bei. Sie hatte den Grafen gebeten, ſie jeden Morgen zur Meſſe nach dem Dom fahren zu laſſen.

„Warum nicht gar!" erwiderte er; „Sonntag genügt."

Sie ließ ſich auf keine Bitten und Erörterungen ein; aber ſie ſagte der Baronin Iſabella, daß ſie täglich in den Dom gehen werde, und zwar früh genug, um hernach vollkommen angekleidet beim Frühſtück zu erſcheinen, wie der Graf es liebte. Die Baronin war eine ängſtliche Seele, die es weder mit dem lieben Gott noch mit den Menſchen verderben wollte, wobei denn freilich jener häufiger zu kurz kam als dieſe. Sie warnte denn auch jetzt Regina vor dem Zorne des Grafen.

„Ach,“ ſagte Regina, „der gute Vater iſt ja gar nicht ſo leicht erzürnt. Er hat mir auch nichts verboten; nur will er ſeine Pferde ſchonen, wie das nun einmal die Art der Herren iſt. Ich gehe auch viel lieber.“

„Aber du wirſt dich erkälten,“ ſagte die Baronin.

„Abhärten werd' ich mich, liebe Tante, und das iſt mir recht notwendig, denn die Karmeliteſſen ſtehen nachts zum Chorgebete auf.“

„Das wäre ein Grund mehr, dich zurückzuhalten,“ ſeufzte die Baronin, und Korona rief, die Schweſter zärtlich umſchlingend:

„O, das fatale Kloſter! dahin gehe ich gewiß nicht mit dir! aber außerdem .... bis ans Ende der Welt und folglich auch alle Tage in den Dom.“

Der Graf erfuhr keine Silbe von dem Morgengang ſeiner Töchter. Er fragte nicht weiter, und obwohl alle im Hauſe, darum wußten, hatte doch niemand das Herz, Regina zu verraten.

Am Ballabend klopfte Uriel an die Türe der jungen Mädchen. Korona ſteckte den Kopf heraus, und er ſagte:

„Der Papa ſchickt mich zu Regina.“

„Du kannſt ſie nicht ſprechen,“ antwortete ſie leiſe.

„Nun, ſo ſage ihr, daß ſie ſich mit der Toilette nicht zu übereilen brauche; der Papa macht noch erſt ein paar Beſuche.“

„O, ſie iſt angekleidet, und wunderſchön!“ flüſterte Korona.

„Dann darf ich ihr ſelbſt meinen Auftrag ausrichten,“ ſagte Uriel und wollte ins Zimmer treten.

„Nein, nein, Uriel! ſie will nicht geſtört ſein!“ rief Korona, immer mit halber Stimme und ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen in die Türe, um den Eingang zu verteidigen. „Sie fürchtet nach der Rückkehr vom Ball zu müde zu ſein, um den Roſenkranz aufmerkſam beten zu können, und deshalb tut ſie es jetzt.“

„Im vollen Ballanzug?“ fragte er.

„Und in einem allerliebſten!“ ſagte ſie triumphierend.

Mit einer raſchen Bewegung drehte Uriel ganz ſanft Korona zur Seite und trat ins Zimmer; es war leer. Als ſich Korona beſiegt ſah, legte ſie einen Finger auf die Lippen und deutete mit der anderen Hand auf eine Seitentür, die nur durch Vorhänge geſchloſſen war. Aber Uriel ſchlug den Vorhang nicht zurück. Er blieb diesſeits desſelben ſtehen, denn er wollte nichts als Regina ſehen, und da die Vorhänge nicht feſt ſchloſſen, ſo ſah er ſie durch deren Spalte gerade vor ſich im Profil. Eine Muttergottesſtatuette ſtand unter einem Bogen von Lilien auf einer Konſole an der Wand. Regina kniete vor ihr auf einem Betſtuhl, die Arme auf deſſen Lehne geſtützt, in den zuſammengelegten Händen die zierliche Perlenſchnur eines Roſenkranzes von Onyx haltend, den Kopf und das Auge aufwärts gehoben. Ihr roſenfarbenes Florkleid wellte ſich wie ein Frühlingsmorgengewölk um ihre ſchlanke Geſtalt. Einige blaßrote Teeroſen hingen leicht in ihrem Haar, das ganz einfach mit zwei großen goldenen Nadeln aufgeſteckt war, deren Knopf echte Perlen verzierten. Übrigens trug ſie keinen Schmuck, nicht einmal ein Armband. Ein Strauß von friſchduftenden Teeroſen und ihre Handſchuhe lagen neben ihr; ſie war alſo ganz bereit zum Ball, aber ihre Gedanken wendeten ſich nicht ihm zu! die gingen auf anderen Wegen als auf dem Parkett eines Tanzſaales und hörten andere Melodien als die eines Galopps, und ſahen andere Geſtalten als ballmäßig geſchmückte Elegants. Ebenſo regungslos wie Regina auf den Knien lag, ſtand Uriel hinter dem Vorhang, der ſich, wie die Schranke der Irdiſchkeit über eine himmliſche Viſion, herabſenkte und ihm nur gerade einen Durchblick gönnte, um ſie wahrzunehmen. Und als er ſo daſtand und auf dies holdſelige Weſen ſchaute, das ihm verlobt von der Wiege an und jetzt aufs neue zugeſagt und durch alle Wünſche und alle Verhältniſſe mit ihm verkettet war: da wurde ihm das Herz ſchwer und immer ſchwerer, und der namenloſe Schmerz ſtieg in ihm auf, der ſich im Innerſten ſeiner Seele entwickelt, wenn ſie durch die Macht der Leidenſchaft gleichſam als Hellſeherin in die Zukunft ihrer Liebe ſchaut und dort, trotz aller Gunſt der Verhältniſſe, ihre Hoffnungen unerfüllt ſieht. Solche Ahnungen oder Warnungen fliegen an das Menſchenherz wie Möven an die Küſte: der Himmel lächelt, die Sonne ſtrahlt, das blaue Meer wogt goldbeflittert vom Sonnenſchein in weichen, verrieſelnden Wellen; aber der Schiffer weiß, es gibt Sturm, denn von der hohen See kommen die Möven. Traurig mit ſeinem ahnungsvollen Herzen ſtand Uriel da. Er konnte ſich der Stimme nicht erwehren, die in ſeiner Bruſt ihm zuflüſterte, dieſe Blume im Garten Gottes blühe nicht für einen Sterblichen. Auch er vergaß den Ball und die Welt und die Zeit, und ſeufzte ſtill mit einem Anflug von zärtlicher Reſignation: „Du myſtiſche Roſe — bitte für mich.“ Da veränderte Regina ihre Stellung, machte das Kreuzzeichen und begann halblaut die herrliche Antiphone „Salve Regina“, dies Sehnſuchtslied der Verbannten nach der himmliſchen Heimat. Leiſe trat Uriel zurück und entwich aus dem Zimmer.

Nach einiger Zeit kam ſie in den Salon, wo die Baronin, Uriel und der Graf, der ſeine Beſuche abgemacht hatte, beiſammen ſaßen. In des Grafen Gegenwart fühlte ſich Uriel beſchützt in ſeinem Recht und ſeiner Neigung, Regina nicht bloß ſtillſchweigend anzubeten. Er ſprang freudig auf, ihr entgegen, beugte ein Knie vor ihr und rief:

„Salve Regina!"

„Wo wäre mein Szepter?" fragte ſie und drohte ſcherzend mit dem Finger.

„Dein Finger iſt's!" ſagte er und küßte ſchnell die Spitze dieſes zierlichen Fingers.

Sie antwortete nichts; ſie zog nur ihre Handſchuhe an.

„Regina," ſagte der Graf, „du biſt aber über alle Maßen hochfahrend! Da liegt ein liebenswürdiger Sterblicher vor dir auf den Knien und du reichſt ihm nicht einmal deine Hand, damit er aufſtehe."

„Warum ſollte ich das, lieber Vater?" entgegnete ſie lachend; „Uriel hat ſich ja zu ſeinem Vergnügen in dieſe höchſt maleriſche Stellung geworfen; ich würde es für ein Verbrechen halten, ihn darin zu ſtören."

„Wäreſt du nicht ein Engel, Regina," ſagte Uriel, „ſo hätteſt du, glaub' ich, große Anlagen zur Bosheit."

„Frauenart!" ſagte der Graf; „hinter dergleichen Bosheit ſteckt immer etwas Koketterie."

„Das heißt?" fragte Regina.

„Das heißt: die Neigung in aller Gemütlichkeit möglichſt vielen Männern den Kopf zu verdrehen."

„Ach, lieber Vater, das iſt ja abſcheulich!" rief Regina. „Das wirſt du mir doch nicht zutrauen! — Ich bin froh, wenn mir mein eigener Kopf nicht verdreht wird."

„Es iſt auch nicht ſo arg, wie der Vater ſcherzweiſe ſagt, Regina," wendete die Baronin ein. „Zwei oder drei charakteriſieren nicht das ganze Geſchlecht."

„Liebe Schwägerin," erwiderte der Graf, „man ſollte es wohl eigentlich nicht in Gegenwart eines jungen Mädchens ſagen, weil es auf den Einfall kommen könnte, die Sache auch einmal zu verſuchen; aber ich habe die Überzeugung, daß jene Neigung den Frauen angeboren iſt — wie die Eitelkeit."

„Darüber will ich nicht ſtreiten," entgegnete ſie; „es mag wohl mit der Eitelkeit zuſammenhängen. Allein gute und vernünftige Frauen ſuchen ihre natürliche Neigung zu Eitelkeiten aller Art zu beherrſchen. Malen Sie die Welt nicht ſchwärzer als ſie iſt."

„Im Grunde kann man ſie gar nicht ſchwarz genug malen," ſagte der Graf. „Trüge ſie nicht ihr buntes Maskenkleid, das mitunter anmutig iſt, man lieſe davon! Überall jetzt in der Geſellſchaft dieſe Juden! das iſt unerhört. Und warum ſind ſie aufgenommen? Bei dem einen heißt's: er iſt enorm reich; bei dem anderen: er iſt ein großes Genie, ein muſikaliſches, ein poetiſches — was weiß ich! Aber Geld und Genie haben mit dem Salonleben gar nichts zu ſchaffen; denn das beruht auf der Tradition von gutem Ton, und den kann man nicht kaufen und auch nicht durch Genie erwerben. Daher kommen ganz falſche Elemente in dasſelbe, und es wird in die Höhe geſchraubt zu wahnwitzigem Luxus und zu einer lächerlichen Vergötterung des Geiſtreichen, des Genialen. Warum? — um mit Juden zu rivaliſieren. Die Welt iſt höchſt einfältig! ſind ſolche Leute ſalonfähig, ſo werden ſie auch nächſtens politiſche Gleichberechtigung begehren und Allianzen mit unſeren Familien für möglich halten, was denn freilich mit Florentins Glückſeligkeitstheorien übereinſtimmt, vor denen uns Gott behüte.“

„Die Juden unſerer Tage kommen mir wie die Freigelaſſenen im alten Rom vor,“ ſagte Uriel. „Eben aus der Sklaverei entronnen, häufig voll Talent und Verſtand, ohne Heimat, fremd im Staatsbürgertum trotz ihrer Freilaſſung, rächten ſie ſich, zum Teil unbewußt und unabſichtlich, für die Tyrannei, die auf ihren früheren Verhältniſſen drückte, und für die halbe Gunſt, die ihnen in den neuen zu teil wurde und die ihrem erwachten Ehrgeiz nicht genügte, indem ſie Zuſtände zu zerſetzen und zu zerſtören ſuchten, welche auf einem ihnen feindlichen Prinzip beruhten. Ihr ränkevoller Verſtand, ihre Schlauheit, um tauſend Mittel und Wege zum Ziel ausfindig zu machen, ihre ungezügelte Gier nach Einfluß und Genuß, ihre Talente, die ſich leicht da entwickeln, wo auf die Entwicklung gediegener Vorzüge und ſittlicher Tugend nicht viel Zeit und Mühe verwendet wird, warfen ein furchtbares Gewicht der Demoraliſation in die ſinkende Schale des alten Roms und halfen es reif machen zum Untergang vor den Barbaren. Und ſo kommen mir in unſeren Tagen die Juden vor, dieſe Freigelaſſenen einer Ziviliſation, welche ihnen Rechte einräumt, ohne ſie als gleichberechtigt zu betrachten und ihnen eine unvollſtändige Ebenbürtigkeit zuweiſt, die ihnen nicht zukommt, weil ſie, als Nichtchriſten, auch nicht verwachſen ſind mit den Traditionen der chriſtlichen Vergangenheit. Ihre Traditionen ſind ſo, daß ſie uns haſſen müſſen; nicht individuell, aber in unſerem Prinzip. Denn wir ſind die Anhänger und Nachfolger des Gottes, den ſie gekreuzigt haben. Dieſe Kreuzigung ſetzen ſie fort, ſoviel an ihnen iſt, indem ſie die Lehre vom Kreuze zu vernichten ſuchen. In der Literatur und Journaliſtik, in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften wimmelt es von

Juden, die zum Teil mit Genie und Talent, zum Teil mit frecher Unwiſſenheit, jeder in anderer Weiſe, das Chriſtentum zerſetzen, verfälſchen, benagen, ignorieren, verleumden, verhöhnen, mit einem Wort: das Ihre tun, um es zu beſeitigen.“

„Aber wer glaubt ihnen?“ fragte Regina.

„Nicht als Glaubenslehrer treten ſie auf,“ entgegnete Uriel. „Das tief Antichriſtliche ihrer Weltanſchauung, das ſie auf ihrem Standpunkt haben müſſen, kleiden ſie in das blendende Gewand, welches ihr Talent webt und die große Menge, der überhaupt nichts ferner liegt, als einen chriſtlichen Maßſtab an die Erſcheinungen auf dem großen Markt des Lebens zu legen, bewundert alles, was amüſant, pikant, frappant und brillant iſt, kümmern ſich nicht darum, ob eine objektive Wahrheit die Flamme iſt, an der ſich dieſe Lichter entzünden, ſondern betrachtet ſie ſelbſt als Wahrheit, bloß deshalb, weil ſie glänzen, und bildet ſich allmählich zu den Anſichten und Urteilen um, die ſie, hauptſächlich wegen der Darſtellungsart, ſo ſehr bewundert. Wie einſt Voltaire die gröbſten Lügen und frechſten Verleumdungen mit gewandtem Wort und leichtem Witz vorbrachte, wütenden Beifall fand und den verderblichſten Einfluß übte, weil die große Menge es für eine Art von Schmach gehalten hätte, ein ſolches Genie nicht zu bewundern, und für eine Unmöglichkeit, daß ein ſolches Genie nicht Wahrheit und Recht auf ſeiner Seite habe: ſo iſt es auch jetzt bei einer Menge von Voltairs im kleinen Stil, die keineswegs lauter Juden ſind, aber mit ihnen das Antichriſtliche gemein haben. Darauf beruht die Größe vieler Sommitäten der Gegenwart: ſie ſind das, was man ſo unmäßig überſchätzt, ſie ſind geiſtreich in jener oberflächlichen Weiſe, welche dem Durchſchnittsmaß der Menge entſpricht — und weil ſie es ſind, läßt man ſich die geiſtige Falſchmünzerei gefallen, die ſie treiben, indem ſie Falſches oder Verkehrtes und Halbwahres mit dem Gepräge ihres Geiſtes als Wahrheit ſtempeln und in der Welt in Kurs ſetzen.“

„Alſo überwiegt wohl gar das Antichriſtliche das Chriſtliche in der Welt?“ fragte Regina.

„In dem, was man im engeren Sinne die Welt nennt, ganz entſchieden!“ ſagte Uriel; „und zwar ſo ſehr, daß ſie meint, es ſei ihr Recht und das Chriſtentum habe draußen zu ſitzen in beliebigen Kirchen und Bethäuſern, wo es frequentiert werden könne unwiſſenden, ungebildeten, geiſtloſen Leuten, von Scheinheiligen und Betſchweſtern männlichen und weiblichen Geſchlechtes. Wer ſeinen Fuß in einen Salon ſetze, müſſe auf deſſen Schwelle in das Antichriſtentum, das heißt in die Vergötterung des Irdiſchen verfallen und deſſen Kodex zur Richtſchnur wählen: alſo die Geſetze der Selbſtſucht und der Leidenſchaften befolgen, welche dem

Individuum zur Entfaltung ſeiner Anſprüche und zum Ziel ſeiner Beſtrebungen verhelfen.“

Regina legte ihren Roſenſtrauß auf den Tiſch, zog ihre Handſchuhe aus und ſagte ernſt:

„Lieber Vater, du kannſt mir unmöglich zumuten, meinen Fuß in einen Salon zu ſetzen. Ich bin Chriſtin und will es immer und überall ſein — in der Geſellſchaft wie zu Hauſe. Auf die Weltvergötterung laſſe ich mich nicht ein.“

Der Graf, der mit ſeiner prinzipienloſen Oberflächlichkeit immer nach der Laune des Augenblickes oder nach perſönlichem Wohlgefallen oder Mißfallen urteilte, war höchſt verdrießlich, eine Erörterung hervorgerufen zu haben, die ihn langweilte und die Regina ernſthaft nehmen wollte.

„Welche Torheit, Regina! welcher Profeſſorenton, Uriel!“ rief er unmutig. „Ich ſpreche von dem Bankier Miranes, den ſein koloſſaler Reichtum und ſeine ſchöne Tochter ſalonfähig macht, und davon nimmt Uriel Veranlaſſung, ſich auf den Katheder zu ſchwingen und gegen das Weltverderbnis Moralpredigten zu halten, und Regina glaubt ihm plötzlich wie einem Evangeliſten.“

„Ich habe Uriels Wahrhaftigkeit nie bezweifelt,“ ſagte Regina, „und da ich weiß, daß der Menſch ein gefallener Geiſt iſt, ſo leuchtet es mir ſehr ein, was Uriel eben ſagte, daß nämlich in einer Welt, die von Chriſtus nichts wiſſen will, Götzen herrſchen müſſen, die man nicht anbeten darf.“

„Kind, nimm die Dinge nicht ſo langweilig gründlich!“ ſagte der Graf immer verdrießlicher. „Du wirſt die Geſellſchaft doch nicht reformieren. Der Salon iſt keine Kirche und ſoll keine ſein; und wie die Menſchen im Salon beſchaffen ſind — das geht dich ebenſowenig an, als wie ſie auf der Straße beſchaffen ſind. Du ſollſt mit ihnen ſprechen und tanzen: — baſta.“

„Ich glaube gar nicht, daß du viel von meiner Wahrhaftigkeit hältſt, Regina,“ unterbrach Uriel die Strafrede; „denn wenn ich ſage: nimm deinen Roſenſtrauß wieder in die Hand, dann ſiehſt du aus wie eine Aurore von Guido Reni — wirſt du mir glauben?“

„Ich werde glauben,“ antwortete ſie lächelnd, „daß du wahrhaft in das Antichriſtentum, wie du es charakteriſiert haſt, verfallen biſt.“

„Sieh, Regina,“ ſagte der Graf freundlich, „ſo iſt es recht. So mußt du ſprechen, ſo mußt du antworten. Glatt wie ein Aal, munter wie eine Lerche, das iſt charmant und iſt eine gute Ballſtimmung.“

Die Schule, welche Regina bei ihrem Vater durchmachen mußte, war ihr eine Vorübung für das Leben in der Geſellſchaft:

dort wie hier eine beſtändige Selbſtverleugnung ihrer tiefſten Neigungen. —

Man war geſpannt, Regina auf einem Ball zu ſehen. Nicht bloß die junge Männerwelt; das verſteht ſich von ſelbſt! auch die Frauen waren wenigſtens neugierig. Der Ruf ihrer Schönheit brachte das mit ſich. Aber ſie war von einer ſo ſeelenvollen Schönheit und dabei ſo einfach und unbefangen, ſo ganz ohne Anſprüche, daß ihre Liebenswürdigkeit gleichſam ihre Schönheit in Schatten ſtellte.

„Sie ſieht gar nicht intereſſant aus,“ ſagte ein junger Mann, dem die Überzeugung aus den Augen ſchaute, daß er ſelbſt mit ſeinen dunkeln Locken und ſeinem marmorfarbenen Antlitz intereſſant ausſehe wie Lord Byrons „Corſar“.

„Sie ſieht aus wie ein harmloſes Kind,“ ſagte ein anderer, ein großer Herzenseroberer, und erwog bei ſich ſelbſt, ob es der Mühe wert ſei, dieſe Eroberung zu verſuchen.

„Sie ſieht aus wie eine perſiſche Anahid,“ ſagte ein Dritter, ein ungemein beleſener Jüngling. Da natürlich kein Menſch wußte, wer die perſiſche Anahid ſei, ſo ſetzte er zur Erklärung hinzu: Ihre Schönheit zog zwei Engel vom Himmel herab, die ihr von Liebe ſprachen. Aber Anahid hörte nicht darauf, ſondern ließ ſich von den Engeln das geheimnisvolle Wort nennen, das in den Himmel zurückführte. Und als die Engel es genannt hatten, ſprach Anahid es aus, ſchwebte vor ihren Augen in den Himmel hinein und wurde in den Morgenſtern verſetzt, während die Engel mit goldenen Ketten an den Füßen in einem Brunnen zu Bagdad aufgehängt wurden bis zum jüngſten Tage.“

„Was die alten Chineſen ſich doch für Unſinn ausdachten,“ ſagte ein Vierter, der einzige, welcher die Anahids-Sage zu Ende gehört hatte, deſſen Kenntnis vom Orient ſich aber auf China beſchränkte, wegen des Opiumkrieges und des chineſiſchen Tees.

Der beleſene Jüngling war ſo betreten über dieſe Bemerkung ſeines einzigen Zuhörers, daß er ſich mit kalter Verachtung von ihm wegwendete. Wie würde er triumphiert haben, wenn er gewußt hätte, daß wirklich etwas von Anahids Himmelsſehnſucht in Regina ſei! — Ein Fünfter hatte inzwiſchen bedachtſam geäußert:

„Wenn ſie auf der Goldwage der Schönheit nicht beſteht, ſo iſt es mit dem Vermögen auch nicht anders. Es ſoll alles zum Majorat gehören.“

„Iſt nicht wahrſcheinlich! Graf Windeck iſt ein ſehr guter Wirt, und hat gewiß geſorgt für ſeine Töchter.“

„Ja, in der Weiſe, daß er ſie beide mit ſeinen Neffen verheiratet.“

„Und dann iſt ja auch noch eine ſteinreiche Großmama in irgend einem alten Schloſſe des Odenwaldes vorhanden, die freilich in zweiter Ehe vermählt, aber kinderlos iſt."

„Welch eine gründliche Kenntnis der Windecker Vermögensverhältniſſe!"

„Tritt man die Winterkampagne eines Karnevals an," lautete die Antwort, „ſo muß man ſich gehörig orientieren, um nicht falſcher Fährte zu folgen. Zuweilen ſind die Aushängeſchilder ungeheuer prahlend und doch ſteckt nichts Solides und Reelles dahinter. Wo es Majorate gibt, ſteht's nie brillant mit den Töchtern; es ſei denn, daß die Mutter eine Erbtochter oder ſonſt ſehr reich ſei, was aber hier nicht der Fall war."

„Nun und die ſchöne ſpaniſche Donna, die eben jetzt neben der Gräfin Windeck ſteht wie die Sternennacht neben dem Frühlingstag, um mich poetiſch auszudrücken, bauen ihre ſpaniſchen Dublonen eine goldene Brücke über die Kluft der Allianze mit einer Jüdin?"

„Es iſt etwas Myſteriöſes mit dieſer Familie," erwiderte der Bedachtſame. „Der Papa ſoll ein raſender Spekulant ſein, und Mutter und Tochter ſollen in London das Moſaiſche Geſetz verlaſſen und ſich einer der dort wimmelnden Sekten angeſchloſſen haben. Vielleicht iſt dies aber nur ein Gerücht, wie tauſend andere! und vielleicht breiteten ſie ſelbſt es aus, um mit weniger Schwierigkeiten in der haute volée eine Partie für die Tochter zu finden, die wegen ihrer Schönheit freilich dahin gehört."

„Das iſt richtig: ſie macht alle übrigen Damen tot, dieſe Judith; aber ſie hat ein Etwas, als ob ſie auch allenfalls einem Holofernes den Kopf abſchneiden könnte."

„Mais, mon cher! wie können Sie ſolche gewagte Urteile in die Welt hineinſchleudern. Den Kopf abſchneiden! ich bitte Sie, wie wäre das möglich in der hypereleganten Geſellſchaft unſerer Tage."

„Daß dieſe hyperelegante Geſellſchaft auch eine ſchauderhafte Kehrſeite hat, iſt uns allen im vorigen Sommer bei den gräßlichen Szenen im Hotel de Praslin*) in Paris wohl recht klar vor Augen getreten. Übrigens haben Sie ganz recht: man muß dergleichen zu vergeſſen ſuchen und möglichſt wenig davon reden."

Ungeteilten Beifall fand Regina nur in der Damenwelt; ja, dieſe bemühte ſich, ſie recht hervorzuheben, um dadurch indirekt Judith herabzudrücken, die von den meiſten Männern unmäßig bewundert wurde. Sie ließ ſich bewundern, äußerlich ganz gleichgültig, innerlich mit ſtolzer Selbſtgefälligkeit, als etwas, das ihr zukam. Nur dann, wenn ſie ſehr lebhaft ſich unterhielt, was äußerſt ſelten geſchah, verſchwand ihr ſchwermütiger Ausdruck; ihr Ernſt nie. Nie ſtieg ihr Lächeln bis in ihre Augen hinauf! es blieb auf den Lippen ruhen, während aus Reginas ſeelenvollem Auge ein freundliches Lächeln, gleichſam ein inneres Licht, nie verſchwand. Graf Windeck hörte außerordentlich viel Schönes über ſeine liebliche Tochter, was er in Judiths Stil aufnahm. Uriel fühlte ſich mehr und mehr von dem Zauberbann gefangen, den ſie ſo ganz abſichtslos durch ihr Sein und Weſen um ihn wob. Spräche ſie nur anders, oder blickte ſie nur anders, oder ginge und ſtände ſie anders — ach! oder wäre ſie nur etwas anders — ſeufzte er heimlich: ſo könnte man durch eines dieſer Tore ihr entrinnen; aber jetzt, da alles in ihr und an ihr harmoniſche Vollkommenheit iſt, jetzt iſt es eine Unmöglichkeit. Er konnte nicht nur Judith nicht bewundern, ſondern nicht einmal begreifen, daß andere ſie bewunderten: ſo aufrichtig war er durch Regina bezaubert.

---

*) Die Ermordung der Herzogin de Praslin durch ihren Gemahl, im Sommer 1847.

Wie alle hienieden, ging denn auch dieſer Ball vorüber. Um zwei Uhr nachts ſchöpfte Regina Atem in ihrem ſtillen Zimmer und verſenkte ſich zur Erholung ihrer Seele in die andächtige Betrachtung des Gnadenhimmels, der dieſe Schein- und Flitterwelt überwölbt und deſſen Geſtirne die heiligen fünf Wunden des gekreuzigten Gottes ſind. Und dich über dem Tand vergeſſen, ſagte ſie halblaut und ſchaute auf ihr Kruzifix, das nennt die Welt Freuden; und an dir vorüber gehen und nach buntem Staube greifen, das nennt ſie Glück; und dich und dein Kreuz und deine Nachfolge verſchmähen, das nennt ſie Vernunft; und alles lieben, was du nicht biſt, das nennt ſie Liebe. O welch eine ſchauerliche Abwendung von ihrem Ziel! Und das ſoll auch ich verfolgen lernen?! Dein bin ich! hilf mir! rief ſie und Ströme von Tränen Unſtürzten aus ihren Augen, die wie friedliche Sterne über die Unruhe der Welt hinwegſchauten, und zu Füßen des Kruzifixes ſchmiegte ſie ſich nieder und gelobte wieder und wieder ihre ungeteilte Liebe demjenigen, der mit dieſer Liebe ihr armes Herz begnadet hatte. Am Morgen war ſie pünktlich in der Siebenuhrmeſſe, als hätte ſie die ganze Nacht, wie Korona, den Schlaf der Gerechten geſchlafen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun wie gefällt Ihnen mein quaſi Phönix?“ ſagte Erneſt nach einiger Zeit zu Judith. „Gehört die Gräfin Regina zu Ihren ſentimentalen Komteſſen? iſt ſie veilchenblau?

„Nein! ſie iſt lilienweiß,“ antwortete Judith.

„Sie ſind merkwürdig geſcheit!“ rief er.

„Weil ich Ihren quaſi Phönix richtig taxiere?“ fragte ſie ſpöttiſch.

„O,“ ſagte Erneſt gelaſſen, „dazu ſind Sie trotz all Ihrer Geſcheitheit nicht imſtande. Ich bewundere nur, daß Sie ſo bereitwillig Ausnahmen machen und ſo bezeichnende Ausdrücke wählen.“

„Kann man durch Klugheit glücklich werden?“ fragte ſie.

„Mittelbar, ja! wenn wir die Klugheit anwenden, um zur Selbſterkenntnis zu kommen, d. h. zur Einſicht unſerer Unvollkommenheit und unſeres Mangels an Tugend, woraus dann Demut entſpringt, und Demut iſt die Wurzel aller Vortrefflichkeit, alſo auch des wahren Glückes. Aber unmittelbar und allein durch Klugheit iſt noch nie ein Menſch glücklich geworden und die Welt, die doch mancherlei Kurioſa erlebt, wird doch das nimmermehr erleben.“

„Wozu dienen uns denn Geiſtesgaben, wenn ſie uns nicht glücklich machen?“

„Fräulein Judith, Sie tun Fragen, die mehr als wunderlich ſind! Wenden Sie Ihre Geiſtes- und ſonſtigen Gaben ſo an, wie es der Abſicht des lieben Gottes entſpricht, der ſie Ihnen verlieh, nämlich zu ſeiner Ehre und zum Heil Ihrer Seele, dann werden Sie ſchon erkennen, wozu Verſtand und Talente dienen. Wenn Sie ſich aber einbilden, daß Sie durch ein paar kluge Urteile, oder durch Ihren Nixengeſang, oder durch Ihre Kopie der Sibylla persica mit beiden Füßen in die Glückſeligkeit nur ſo hinein ſpringen können, ſo irren Sie ſich heftig. Unſere Glückſeligkeit hienieden hält gleichen Schritt mit unſerer Opferſeligkeit und beruht nicht darauf, was wir in irdiſcher Weiſe beſitzen, ſondern darauf, was wir uns mit allem, was unſer iſt, zu einem lebendigen Brandopfer machen, deſſen Altar unſer Herz iſt und deſſen Flamme unſere Liebe zu Gott iſt. Der Liebe wird man nie überdrüſſig. Warum nicht? Weil eine übernatürliche Kraft, die Gnade, ſie nährt; und hat der Menſch ſein Genügen in ſeiner Liebe, ſo iſt er glückſelig.“

Es war nun einmal ſeine Art, zu allen Menſchen zu ſprechen, als wären ſie ebenſo gläubige Chriſten als er. Er betrachtete ſie immer als das, was ſie urſprünglich ſind: berufen zur Erkenntnis der Wahrheit, und behandelte ſie als ſolche, denen nur momentan die Wahrheit verſchleiert iſt. Dadurch ſind ſie ſchon konfus genug, pflegte er mitleidig zu ſagen; ich meinesteils will wenigſtens nicht ihre Konfuſion vermehren, indem ich auf ihre Anſchauungsweiſe eingehe, ſondern will ihnen reinen Wein einſchenken.

„Kann der Menſch einen anderen Menſchen ſo lieben, daß er ſein Genügen in dieſer Liebe finde?“ fragte Judith.

„Nein, das iſt ganz unmöglich, denn das wäre gegen ſeine

Beſtimmung. Gott hat ihn geſchaffen zur ewigen Beſeligung durch das höchſte Gut, das Gott Selbſt iſt, alſo kann das Verlangen ſeiner Seele auch durch nichts Geringeres befriedigt werden. Hätte ich eine liebe Frau und ein halbes oder ganzes Dutzend liebe Kinder, meine Seele würde dennoch nach dem höchſten Gut ſchmachten, nur würde ich, in tauſendfache Sorgen und Nöten verſtrickt und durch tauſend irdiſche Geſchäfte in Anſpruch genommen, vielleicht weniger dieſer Sehnſucht Raum geben können und wollen; was denn wahrlich weder ein Vorteil noch ein Troſt für die arme Seele iſt. Weil aber das Menſchenherz die Beſchaffenheit hat, daß es ſich neigt zu ſeinesgleichen und die ſüße Lebensgemeinſchaft, den innigen Zuſammenhalt, die trauliche Tätigkeit für einen kleinen, beſonderen, ſelbſtgeſchaffenen Kreis gar ſchwer entbehrt: ſo hat Gottes weiſe und zärtliche Vorſorge ihm eine Sphäre geöffnet, wo dieſe Neigung ihren Ruhepunkt findet, indem die freiwillig übernommenen Pflichten ihr zugleich Schranken und Würde geben und die Weihe des Sakramentes ihr den Gnadenbeiſtand zu Kraft, Beharrlichkeit und Selbſtverleugnung bringt, deren ſie ſo ſehr bedarf.“

„Wovon ſprechen Sie denn eigentlich, Herr Erneſt?“ fragte Judith geſpannt.

„Von der chriſtlichen Ehe, Fräulein Judith.“

„Von der Ehe? — ſo ernſthaft feierlich? — Sie haben doch immer Ihre ganze eigentümliche Art ſich auszudrücken!“

„Von der chriſtlichen Ehe, deren Bürde ohne die Gnade des Sakramentes für menſchliche Schultern zu ſchwer iſt — ja, von der ſpreche ich! Die Welt ſpricht von ihr, wie ſie's verſteht! Bald oberflächlich, bald ſchief. Für die jungen Damen iſt die Ehe die Tür, durch welche ſie ihren erſehnten Eintritt in die Geſellſchaft machen, oder der Triumphbogen, durch den ſie in das Königreich einer Liebe einziehen, welche der vielbeſungenen Schönheit des Monats Mai darin ähnlich iſt, daß ſie nur in der Poeſie exiſtiert. Für die Mamas iſt es eine Verſorgungsanſtalt der lieben Töchter. Für die jungen Herren iſt ſie ein Mittel, um Schulden zu bezahlen, um eine Karriere zu machen, um ein bequemes Leben zu führen, um ſich anbeten zu laſſen, und was dergleichen wichtige Gründe mehr ſind, in welche denn allerdings auch etwas Neigung und die eigentümliche Entzündbarkeit des jugendlichen Herzens hineinſpielen.“

„Was Sie da ſagen, iſt ganz richtig und gar nicht übertrieben,“ unterbrach ihn Judith. „Das habe ich ſchon mehrmals bei anderen erlebt.“

„Aber die Stellvertreterin Gottes hienieden, die heilige Kirche, betrachtet die Ehe anders“, fuhr Erneſt fort, „nicht als eine Idylle, nicht als ein Feſt der Herzen, ſondern als eine heilige, unauflösliche Verbindung, bei der im Vorgrund die Übernahme ſtrenger Verpflichtungen und ſchwerer Laſt, im Hintergrund das ernſte und unter Tränen lächelnde Glück ſteht, welches durch herbe Kämpfe und vielfache Selbſtverleugnung gegangen iſt. Darum gibt ſie der Ehe den Gnadenbeiſtand des Sakramentes, und unter dieſem Schutz, mit dieſer Weihe und dieſer Hilfe iſt es denn möglich, daß zwei Menſchen ſich mit dem Willen fortlieben, auch nachdem die Leidenſchaft verrauſcht und die Neigung verblüht iſt. Ihr Genügen werden ſie freilich nicht in dieſer Liebe finden, aber ſie werden lernen, ſich zu begnügen, und da hiezu viel Reſignation und Selbſtüberwindung gehört, viel Opfermut und Hingebung an den göttlichen Willen: ſo können dieſe zwei Menſchen in der Ehe ganz außerordentlich glücklich werden, weil ſie, wie ich vorhin ſagte, opferfreudig ſind. Haben Sie mich verſtanden, Fräulein Judith?“

„Ich habe verſtanden, daß kein Menſch einen Menſchen ganz glücklich machen kann. Aber ob Sie recht haben, das weiß ich nicht.“

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, Fräulein Judith, hätten Sie mich ja überhaupt nicht zu fragen brauchen;“ antwortete Erneſt. „Ich ſage das nicht meinetwegen, denn meine Überzeugungen werden dadurch nicht beſtärkt oder geſchwächt, daß Sie ſie annehmen oder verwerfen. Allein Ihretwegen tut es mir leid, daß Sie kreuz und quer mit Fragen umherfahren, deren richtige Beantwortung Ihnen am Herzen liegt und überhaupt wichtig iſt, und die Sie doch nicht einfach und kindlich annehmen.“

„Haben Sie nie verſucht, durch ein Menſchenherz glücklich werden zu wollen?“ fragte Judith gleichmütig.

„O ja!“ rief Erneſt erheitert; „aber mein Verſuch ſcheiterte an einem ſchiefen Näschen.“

„Woran?“ ſagte Judith lächelnd.

„Hören Sie nur! es iſt eine ſehr lehrreiche Geſchichte! Als ich zum erſten Male in Venedig und vierundzwanzig Jahr alt war, begegnete ſie mir. Das iſt ſo recht das Alter, in welchem das Menſchenherz die Neigung hat, ſich einem anderen Herzen anzuſchmiegen und zu erſchließen, und die Gegenwart mit allerlei darauf bezüglichen Hoffnungen zu ſchmücken, welche dann die Zukunft erfüllen ſoll.“

„Herr Erneſt!“ rief Judith zürnend, „welcher Barbar führt denn das Regiment über die menſchlichen Geſchicke, daß Sie in einen ſolchen Widerſpruch geſchleudert werden! Das Herz iſt nicht geſchaffen, um ſein Genügen in der Kreatur zu finden, und dennoch neigt es ſich ihr zu!“

„Sie müſſen hübſch aufpaſſen, Fräulein Judith, und nicht gleich wieder vergeſſen, was man Ihnen eben weitläufig expliziert hat: der Menſch hat nicht die Beſtimmung, hienieden ſein volles Genügen zu finden, wohl aber die: ſich begnügen zu lernen in freiwilliger Beſchränkung. Durſt nach Glück iſt das Prinzip ſeines Lebens; dadurch und dafür entwickeln ſich ſeine Kräfte. Die ſchönſte und vollkommenſte Form, in welcher ihm das Glück erſcheint, iſt die Liebe, weil ſie das Leben bereichert, vervollſtändigt, verdoppelt, abrundet, alſo eine Fülle guter und ſüßer Gaben ihm bringt, die der zärtliche Vater im Himmel gern ſeinen Kindern auf Erden gönnt, ja dies Glück erhöht, indem er es heiligt. Iſt das ein barbariſches Regiment? Aber weiter! Der Menſch lebt nicht für die kurze Spanne Zeit voll Wechſel trüber und froher Tage, ſondern für ein ewiges Leben voll unendlicher, ungetrübter, wechſelloſer Seligkeit; es muß alſo ein Etwas in ihm ſein, das nach Unendlichem und Wechſelloſem begehrt, und das ſich unmöglich mit Vergänglichkeit und Schwankendem begnügen kann. Iſt es barbariſch, der Seele eine Größe gegeben zu haben, welche durch die ganze Welt der Sinne und der Sichtbarkeit, der Gedanken und der Gefühle nicht ausgefüllt werden kann und zu der Gott durch den erhabenen Propheten Ihres Volkes ſpricht: Ich Selbſt will dein übergroßer Lohn ſein!“

„Sie werden doch zugeben, Herr Erneſt, daß daraus ein beſtändiger Zwieſpalt, ein quälender Kampf entſpringt. Der Durſt nach dem Ewigen und die Neigung zum Vergänglichen in ein und dasſelbe Herz gepflanzt und beide mit berechtigten Anſprüchen, wie Sie ſelbſt ſagen, das muß den Menſchen in ein Meer von Schmerzen, von Irrtum, von Täuſchungen, ja von Verzweiflung ſtürzen. Denn er wird etwas ergreifen und als ungenügend fallen laſſen; und anderes ergreifen, aber als unvollkommen wegwerfen; und abermals anderes ergreifen, und es wird ihm entſchwinden wie Rauch und Schatten. Das kann kein Menſch aushalten! Dabei geht er zugrunde.“

„Ganz richtig, Fräulein Judith, ſobald dieſer Menſch außerhalb des Chriſtentums ſteht; und da ſtehen leider! gar manche, denen das heilige Sakrament der Taufe nicht gefehlt hat und die nun kläglich zugrunde gehen im Strudel ihrer Leidenſchaften, im Taumel ihrer Selbſtſucht. Aber die chriſtliche Offenbarung belehrt den Menſchen über den Urſprung dieſes tiefen Zwieſpaltes, den jeder in ſeiner eigenen Bruſt empfindet und beweint: es iſt der Sündenfall, die Abkehr von Gott, die geheimnisvolle Luſt zum Böſen in der gefallenen menſchlichen Natur. Lehrte die Offenbarung nur das, ſo dürfte man erſt recht deſperat werden! Allein ſie lehrt auch Mittel und Wege, um jenen Zwieſpalt nicht ſowohl zu tilgen, als vielmehr heilſam für uns zu machen. Mittel iſt — das Blut Jeſu, das für uns und über uns und in uns mit Gnadenſtrömen rinnt, und uns Licht gegen alle Verfinſterung, Waffen gegen alle Verſuchungen bringt. Der Weg iſt für jeden ſein eigener Kampf. Jeder muß lernen, durch Selbſtverleugnung die Eigenliebe, durch Selbſtbeherrſchung den unbändigen Willen, ich ſage nicht: zu beſiegen; denn ſo weit bringt es unſereins nicht! aber doch beſiegen zu wollen. Wer dieſen Kampf redlich beginnt, Fräulein Judith, der findet den Zwieſpalt nicht ſo troſtlos, als er Ihnen erſcheint. Im Gegenteil! er hat eine Art von heiliger Freude daran, wie der brave Soldat ſich freut, in der Schlacht für ſeinen König ſein Blut zu vergießen, wenn nur die gute Sache ſiege. Es iſt herrlich, einen Menſchen zu beobachten, der wider ſich ſelbſt für Gott kämpft. Das ſind keine welterſchütternde Schlachten, das Auge der Mit- und Nachwelt ruht nicht auf ihnen, kaum ahnt ſie der eine oder der andere; aber die ganze triumphierende Kirche ſchaut verklärten Angeſichtes dieſen ſtillen Helden zu, die doch weiter nichts ſind, als ein unbedeutender Mann, ein ſchwaches Weib, ein armer Jüngling, eine ringende Seele in irgend einer Hütte oder irgend einem Palaſt, wo ſie ſich wehren bis zu Tränen, bis aufs Blut, aber ohne Verzweiflung, gegen das Andringen ihrer übermächtigen Selbſtliebe und ihres unbändigen verkehrten Willens.“

„Mir graut vor ſolchem Kampfe!“ rief Judith.

„Kann ſein!“ erwiderte Erneſt; „aber Ihr Grauen würde ſich ſteigern, wenn Sie ſehen könnten, in welche Abgründe der Menſch verſinkt, der ihn nicht führt, der hingegen nach ſeinen Gelüſten und Leidenſchaften lebt, und ihnen keine andere Grenze und Schranke ſetzt, als die Stimmung des Augenblickes und irgend einen perſönlichen Vorteil. Nein, nein, Fräulein Judith: die Unvollkommenheit aller Verhältniſſe und aller Zuſtände als den Staubesanhang unſeres bißchen Erdenglückes mit ruhigem Auge betrachten und mit gefriedetem Herzen annehmen, und die Vollkommenheit, nach der wir ſolch Verlangen haben, in uns ſelbſt durch Opferwilligkeit zu erringen trachten, davor darf Ihnen nicht grauen, denn das iſt die Bedingung jedes guten reinen Lebens.“

„Erzählen Sie mir Ihre venetianiſche Geſchichte,“ ſagte Judith; „dabei bekommt man wieder feſten Boden unter den Füßen, den man bei Ihren idealiſtiſchen Tendenzen Gefahr läuft zu verlieren.“

„Lieber Gott!“ ſeufzte Erneſt mitleidig, „wie verkehrt reden doch deine Menſchen! die einfache Wahrheit nennen ſie nebuloſe Träumerei, und die platte Alltäglichkeit nennen ſie das Element der Wahrhaftigkeit, in dem ſie ſich wohl befinden. Nichts für ungut. Fräulein Judith, aber ſo iſt's! — Alſo in Venedig ſah ich bisweilen Sonntags bei meiner Hauswirtin ein liebes, hübſches, munteres, frommes Kind, das mir ungemein gefiel. Es hieß Gianetta, im weichen venetianiſchen Dialekt ausgeſprochen Zanetta. Wenn ſie in dieſem allerliebſten Dialekt ihre Barcarolen ſang und ein wenig auf der Guitarre klimperte, oder die großen Ereigniſſe ihres Lebens, z. B. eine Gondelfahrt nach dem Lido, mit ausführlichſter Wichtigkeit, als handle es ſich um eine Nordpol-Expedition, beſchrieb: ſo war ſie wirklich wunderlieb und ihr kindliches ſpielendes Auge überrieſelte mit ſüßem Glanz mein Herz, wie der Tau aus weichem Frühlingsgewölk den Blütenbaum."

„Welch eine Idylle von Dragant und Roſenwaſſer!" rief Judith lachend.

„Ja, ich war damals ungemein idylliſch und hätte für mein Leben gern an den Ufern der Brenta — denn in Venedig ſelbſt war kein Platz dafür — eine ſchäferliche Hütte erbaut und die holde Zanetta als Schäferkönigin und Hausfrau darin eingeführt. An dergleichen konnte aber ſo ein armer Tropf von angehendem Maler nicht denken; er mußte ſich begnügen, ſeine Wünſche in den Schoß der Zukunft zu legen und ſich zu ſonnen in den hellen Augenſtrahlen der allerliebſten Zanetta — aber nur Sonntags; am Werktag hatte er weder Zeit noch Gelegenheit dazu."

„Herr Erneſt," ſagte Judith höchſt beluſtigt, „Ihre Liebesgeſchichte flößt mir unwiderſtehliche Lachluſt ein."

„Warten Sie nur, es kommt gleich tragiſch, oder wenigſtens elegiſch. Zwei Jahre war ich ein ſchweigender Anbeter der kleinen Zanetta geweſen. Was hätte ich ihr ſagen können? Die Liebe gibt ſich kund, und wenn tauſendmal der Mund ſtumm iſt. Hat man das Roſenöl auch noch ſo feſt im Flacon verſiegelt, doch durchduftet es das Glas; und ſo geht's dem Herzen mit der Liebe. Die Zanetta wußte wohl, woran ſie mit mir war, und ich glaube, daß ſie mich auch recht gern hatte. Aber, Fräulein Judith, es iſt Ihrem liebenswürdigen Geſchlecht nun einmal eigen, in Permanenz kleine Zwiegeſpräche mit dem Engel Luzifer zu haben. Erzürnen Sie ſich nicht, hören Sie mich weiter. Wir Männer halten leider Gottes auch dieſe Zwiegeſpräche, und zuweilen länger und gründlicher, aber nicht ſo permanent. Allen Töchtern Evas klebt die Neigung ihrer Stammutter an, die ſogar im Paradieſe mit der Schlange Konverſation machen mußte! Ein Wörtchen, oder mindeſtens ein Silbchen muß jede bei jeder Vorkommenheit ihres Lebens mit beſagtem Engel wechſeln. So auch Zanetta! Sie wurde ungeduldig, die kleine Donna, über mein unverbrüchliches Schweigen; ſie wurde neugierig, wie es denn wohl klingen möge das bezaubernde Wort von der Liebe; ſie wollte mich heraustreiben aus meiner Verſchanzung durch Stillſchweigen, indem ſie mir Feuer ans Herz legte — das Feuer der Eiferſucht. Der Sohn meiner Hauswirtin, der in Padua ſein Geſchäft trieb, beſuchte ſeine Mutter, und Zanetta, die jeden Sonntag zu ſeinen Schweſtern kam, bewies ſich ungemein freundlich gegen ihn, was mir natürlich höchſt mißfiel und mich nur noch ſtummer, vielleicht ſogar etwas bärbeißig machte. Wie ſich nun einmal das Geſpräch auf Deutſchland wendete, und wer die Frage an Zanetta ſtellte: ob ſie wohl Deutſchland ſehen möchte? das weiß ich nicht mehr, weil ihre Antwort meine ganze Aufmerkſamkeit verſchlang. Sie ſagte nämlich: „Ach nein! das muß ein ſchreckliches Land ſein; ganz bevölkert mit den ſchläfrigen deutſchen Murmeltieren!“ Wie ſie das ſagt, und zwar mit einer ganz allerliebſten kleinen ſpöttiſchen Miene, ſehe ich ſie höchſt gelaſſen an, und was entdecke ich! die Spitze des Näschens iſt etwas links gewendet. Welche Difformität! welche Beleidigung für das ſchönheitsdurſtige Auge eines Malers! wie hatte ich das nicht früher bemerkt! Ich ſchaue hin, ich ſchaue her — die Naſe iſt ſchief! ich reibe mir die Augen, halte die Hand ſchirmend vor, um ſchärfer zu ſehen — die Naſe bleibt ſchief! Beſtürzt ziehe ich mich zurück. In meinem Stübchen ſuche ich mir Zanettas freundliches Auge, die dunkeln Locken um ihre heitere Stirn, ihr Lächeln, ihr kindliches Gemüt, ihren Frohſinn, ihre Lieder und ihre Guitarre vorzuſtellen — alles, was mich vor wenig Stunden entzückt hatte; aber umſonſt! die ſchiefe Spitze des zierlichen Stumpfnäschens warf einen ſo dunklen Schatten, daß die ganze Zanetta darin verſchwand. Ich gehe ſchlafen und träume von der ſchiefen Naſe. Ich erwache und denke zuerſt an die ſchiefe Naſe. Wie ein Alp legt ſie ſich auf meine Bruſt und nimmt ſo rieſenhafte Proportionen an, daß ſie mir bald ungeheuer lächerlich, bald ungeheuer garſtig, in jedem Falle aber durchaus unerträglich erſcheint. Da faſſe ich mir ein Herz und ſpreche zu mir ſelbſt: Biſt du nicht imſtande, eine ſo geringe äußere Unvollkommenheit an Zanetta zu überſehen, wie wirſt du es denn anfangen, um ihre tauſend Unvollkommenheiten des Herzens, des Charakters, des Geiſtes, die ſie mit allen Sterblichen gemein hat, zu ertragen und mit freundlicher Nachſicht hinzunehmen? und wie darfſt du von Zanetta das erwarten, was du ſelbſt nicht zu leiſten vermagſt? Gib alle Gedanken an ſie für Gegenwart und Zukunft auf, und danke dem lieben Gott, daß er dich zur rechten Zeit durch die Erkenntnis ihres ſchiefen Näschens von großer

Torheit und Elend abgehalten hat. Dabei blieb es. Während drei Sonntagen benutzte ich meine Muße um ans Feſtland zu fahren und die Ufer der Brenta zu betrachten, die mir ganz ſumpfig und unidylliſch vorkamen. Und als ich am vierten Sonntag wieder bei meiner guten Hauswirtin erſchien, ſtellte ſie mir ihren Sohn und Janetta als glückliches Brautpaar vor, und ich ſtattete mit aufrichtiger Herzlichkeit meine Gratulation ab. Später, wenn je ſo etwas wie der Wunſch, durch ein Menſchenherz glücklich zu werden, ſich in mir regen wollte, warnte mich meine Erfahrung mit Janetta. Ich gedachte der hunderttauſend Unvollkommenheiten jedes Geſchöpfes, und ſah ſomit deſſen Unvermögen ein, mir ein wechſelloſes Glück zu gewähren. Ein vorübergehendes ſchien mir aber nicht der Mühe wert, deshalb mit den ſchweren Sorgen und Pflichten des Eheſtandes mich zu belaſten. So wendete ich mehr und mehr mein Herz von jeder ausſchließlichen Liebe zum Geſchöpf ab; denn wenn dieſe nicht mit einem hohen Grad von Reſignation gepaart iſt — und das iſt ſie ſelten — ſo wird ſie zur Qual. Hingegen bemühte ich mich, alle Geſchöpfe, alle ohne Unterſchied, in Gott zu lieben, und dabei wurde mir das Herz leicht und frei, unbeſchwert durch irdiſchen Ballaſt. Genügte die Liebe zu einem Menſchen mir nicht für die Ewigkeit, weshalb ſollte ich mir von der Leidenſchaft die Täuſchung vormalen laſſen, als könne ſie mir für eine Spanne Zeit genügen?"

„So beſonnen oder ſo kalt iſt aber nicht jeder," wendete Judith ein. Sie hätte auch ſagen können: „So gottliebend."

„Drum übe ſich jeder beizeiten in der Entſagung, ſchlage es nicht allzu hoch an, wenn er es im irdiſchen Glück nicht ſehr weit bringt, und hüte ſich ganz beſonders, auf Koſten anderer glücklich ſein zu wollen, wie der rückſichtsloſe Egoismus es zu treiben pflegt."

„Sie geben mir ſehr gute Lebensregeln, Herr Erneſt, und ich könnte, abgeſehen von der Malerkunſt, vieles von Ihnen lernen; aber . . . ." —

„Aber Sie werden nichts lernen, Fräulein Judith, gar nichts, auch nicht malen, ſolange Sie immer „aber" ſagen. Denn nur der kindliche Sinn lernt etwas, nimmt willig an und auf; drum macht der Glaube — der Kinderſinn in höchſter Sphäre des Lernens — ſo ungemein, ſo überraſchend klug. Darum verknöchert nichts ſo ſehr das Auffaſſungsvermögen, als der Geiſt des Widerſpruchs, die Negation. Es iſt die Krankheit der Zeit, mit einem „aber" alles in Frage zu ſtellen. Darum begreift und verſteht ſie denn auch nichts — als Rechenexempel."

„Aber," fuhr Judith fort und ſah ihn mit ihren tieftraurigen

Augen ruhig an, „ich habe nicht Ihre inneren Beweggründe, und deshalb kann ich nicht einſehen, urteilen und handeln wie Sie. Alles, was Sie ſagen, kommt mir ſehr ſchön, ſehr edel, auch ſehr anziehend vor; gerade wie die Sibylla persica. Doch wie dieſe nur ein Bild, nur eine bemalte Leinwand iſt, die mich in ich weiß nicht was für angenehme Träumereien verſetzt, aber nicht mein Leben lenkt und regiert; ſo geht es mir auch mit Ihren Worten.“

Ein feuchter Schimmer, wie von einer zerdrückten Träne, glitt über Erneſt's Auge, als er entgegnete:

„Ich bin ein Schwachkopf, der das immer wieder vergißt! alſo verzeihen Sie mir, Fräulein Judith. Ach, wenn man überall das Wirken und Walten der Erlöſung wahrnimmt, wie es in tauſend unſichtbaren Kanälen die Staubeswelt durchrinnt und beſeelt: ſo will einem gar nicht einleuchten, daß bei ſo vielen, vielen Menſchen der Blick des Geiſtes noch nicht aufgegangen iſt für dies Wunderwerk, während doch ihre lechzende Seele dahin getrieben werden müßte, um einen Trunk zu tun aus jenen Waſſern, welche nicht von den dumpfen Ziſternen der Menſchenweisheit ummauert ſind.“

„Die Quellen der Tiefe, hab' ich mir ſagen laſſen, entdeckte die Wünſchelrute,“ erwiderte Judith. „Können Sie mir eine ſolche verſchaffen für Ihre unter- und überirdiſchen Bronnen?“

„Sehr leicht! Berühren Sie Ihr Herz und die Welt mit dem Kreuz, ſo brechen vor Ihren Augen die gefeſſelten Bronnen der Tiefe auf und aus dem Abgrund des liebedurchwundeten Gottesherzens rauſcht Ihnen die Flut der Gnaden entgegen, die jeden Durſt ſtillt, und von jedem Fleck reinigt, und jeden Blick klar wäſcht, und jedes Schifflein an die immerblühende Küſte des ewigen Lebens trägt.“

„Des ewigen Lebens!“ wiederholte Judith ſinnend. „Welch eine unbegreifliche Vollkommenheit ſetzt das voraus, daß unſer armſeliges Leben übergehen könne zum ewigen Leben.“

Madame Miranes unterbrach das ernſte Geſpräch zum großen Leidweſen ihrer Tochter. Sie hatte allerlei Pläne an Erneſt mitzuteilen für ein Feſt, das ſie geben wollte. Ein gewöhnlicher Ball genügte ihr nicht, auch nicht einmal ein Ball en costume; der konnte nebenher gehen. Es ſollte ſo recht ein Feſt aus Tauſend und eine Nacht ſein und alle übrigen Karnevalsfeſte weit überſtrahlen; höchſt glänzend, aber auch künſtleriſch und poetiſch ſollte es ſein.

„Und dabei ſoll ich helfen?“ frage Erneſt verblüfft.

„Gerade Sie! Wenn kein Maler die lebenden Bilder ſtellt, ſo geraten ſie nicht.“

„Gott!“ ſeufzte Erneſt, „aus Salonfiguren ſoll ich ein Kunſtwerk zuſammenſtellen! Das geht über menſchliche Kräfte.“

„Nicht doch!“ ſagte Madame Miranes; „wir haben in der Geſellſchaft einige ſehr ſchöne Perſonen, die ſich vortrefflich zu einer heiligen Cäcilia, heiligen Iſabelle“ . . . . —

„Halt! halt!“ rief Erneſt; „ſo hoch wollen wir uns nicht verſteigen! Raffael und Murillo wollen wir aus dem Spiel laſſen, wenn's Ihnen gefällig iſt; denn da genügt nicht eine oder die andere ſchöne Perſon, da müſſen alle Einzelheiten, ja jede Fingerſpitze perfekt ſein, ſonſt wird das Ganze eine Karikatur. Wir wollen uns an Genregemälde halten, rokoko Schäferinnen, verzauberte Prinzeſſinnen, italieniſche Bäuerinnen, „Goldſchmidts Töchterlein“, „Ezzelin im Kerker“ und dergleichen mehr.“

„O herrlich!“ rief Madame Miranes. „Ja! „Ezzelin im Kerker“ mit den beiden Mönchen, dem alten und dem jungen; das wird ein ſüperbes Bild geben, ſobald die Beleuchtung desſelben richtig getroffen wird. Meinen Sie nicht, daß wir auch in engliſchen Keepſakes nachſchlagen ſollten, Herr Erneſt? ich glaube, da würden wir manch anſprechendes Bild finden.“

„Ja,“ ſagte er humoriſtiſch ernſthaft, „auf der Höhe des Keepſake-Stils werden wir uns wohl befinden.“

Judith nahm ein Buch zur Hand und ſagte, indem ſie es durchblätterte: Dies ſind illuſtrierte Gedichte des Thomas Moore, und da würde mir „das Paradies und die Peri“ recht gut gefallen.

Sie reichte ihm das Buch, und während er die Bilder betrachtete, erklärte Judith ihm das engliſche Gedicht und ſagte:

„Die Peri iſt nach der indiſchen Mythologie oder Poeſie ein Luftgeiſt, dem eines Tages ſein Element nicht genügt. Er möchte gern ins Paradies. Aber davor hält der Engel des Lichtes Wache und weiſt die Peri ab. Als ſie um Einlaß bittet und fleht, ſagt er ihr endlich, es gäbe eine Gabe, die köſtlichſte der Erde, vor welcher ſich die Pforte des Paradieſes erſchließe: die möge ſie ſuchen und bringen. Die Peri fliegt froh zur Erde herab und ſchaut ſich um nach der köſtlichen Gabe. Sie ſchwebt über einem Schlachtfeld. Ein junger Held hat die Schlacht gewonnen und durch ſie ſein Vaterland befreit; aber er liegt da und ſtirbt an ſeinen Wunden. Die Peri fängt den letzten Blutstropfen aus ſeinem Heldenherzen auf und kehrt damit triumphierend zur Pforte des Paradieſes zurück. Doch der Engel weiſt ſie ab und heißt ſie eine höhere Gabe bringen. Die Peri findet nun auf der Erde die Heimſuchung durch die Peſt, und ſieht ein junges Mädchen, das dem geliebten Jüngling ihr Leben zum Opfer bringt, indem ſie ihn pflegt in der gräßlichen Krankheit. Er findet Geneſung und ſie den Tod. Den letzten Atemzug dieſes treuen Herzens fängt die Peri auf und bietet ihn dar dem Engel des Lichtes. Allein er öffnet ihr nicht das himmliſche Tor, ſondern begehrt eine höhere Gabe. Und zum dritten Male ſchwebt die Peri zur Erde herab und ſchaut ſinnend umher nach einem himmliſchen Kleinod. Siehe, da gewahrt ſie in einem Blumengarten ein fröhliches Kind, das plötzlich, als die Abendglocken läuten, ſeine Spiele unterbricht, auf die Knie fällt und andächtig betet. Unfern ſteht ein Mann, in Sünden ergraut, von Leidenſchaften zerriſſen. Sein finſterer Blick fällt auf das betende Kind. Alle Erinnerungen an ſeine eigene unſchuldige Kindheit erwachen in ihm und beſtürmen ihn mit einem ſo heftigen Schmerz um ſeinen verlorenen Seelenfrieden, daß eine bittere Träne ſein ſonſt ſo kaltes und hartes Auge füllt. Die Peri aber nimmt die Träne des reuigen Sünders von ſeiner Wimper und bringt ſie dem Engel des Lichtes. Da öffnen ſich die ſtrahlenden Tore des Paradieſes der Peri! eine Reueträne iſt die köſtliche Gabe der Erde, welcher der Himmel nicht widerſtehen kann. — Iſt das nicht ein liebliches Gedicht, Herr Erneſt?"

Er hatte inzwiſchen mit Wohlgefallen die Bilder betrachtet und antwortete nun auf Judiths Frage:

„Eigentlich hätte die Peri dieſe Träne nicht bloß bringen, wohl aber auch ſelbſt weinen müſſen, um in den Himmel zu gelangen! Indeſſen, bei ſo einer Elfe oder Fee wollen wir's nicht allzu genau nehmen und die Bilder können ſehr ſchön werden. Sie, Fräulein Judith, werden die Peri darzuſtellen haben, und Gräfin Regina Windeck — den Engel des Lichtes. Alles übrige findet ſich."

Madame Miranes frohlockte über ſeine Willfährigkeit und über die Ausſicht auf ſo ganz ausgeſucht ſchöne Tableaux.

„Wir wollen auf der Stelle unſere Einladungen an die mitwirkenden Damen machen," ſagte ſie zu ihrer Tochter. „Die Herren kann man zu einem Diner einladen und ihnen dabei den Antrag ſtellen; dann nehmen ſie ihn um ſo leichter an."

„Müſſen die armen Teufel mit indianiſchen Vogelneſtern gekirrt werden?" fragte Erneſt lachend. „Ich verdenk' es ihnen nicht! All' dieſe Mummereien ſind eigentlich nur die Sache der Damen, deren Wonne es nun einmal iſt, ſich in Flitterwerk zu begraben und ſich angaffen zu laſſen."

Madame Miranes drohte ihm mit huldvollem Scherz, und er ſetzte hinzu:

„Sorgen Sie nur dafür, daß die Gräfin Regina willfährig ſei! Sie — und nur ſie — iſt wie geſchaffen für den Engel des Lichtes, und ohne ihre Mitwirkung müßten gerade dieſe Bilder wegfallen.“

„Dieſe originellen, poetiſchen Bilder wegfallen? das wäre entſetzlich, Herr Erneſt, das darf nicht ſein!“ rief Madame Miranes in einem Tone, als handele es ſich um die Wohlfahrt ihres Hauſes. „Judith, nimm Hut und Mantel, wir wollen ſogleich zu ihr fahren.“

„Wenden Sie ſich an den Vater, wenn ich raten darf,“ ſagte Erneſt; „dann iſt die Sache gleich abgemacht.“

„Gut, gut! der Engel des Lichtes ſoll uns nicht fehlen.“ —

Regina war nicht angenehm überraſcht, als der Graf ihr beim Mittageſſen ſagte, er habe die Aufforderung der Madame Miranes, zu ihrem Zauberfeſt als Engel des Lichtes in einigen Tableaux mitzuwirken, in Reginas Namen angenommen. Was die Toilette dieſes Himmelsbürgers beträfe, ſo würde Erneſt ihr die nötigen Anweiſungen geben, der überhaupt das Ganze dirigiere.

„Regina — ein Engel des Lichtes! das iſt aber ſchön!“ rief Korona mit leuchtenden Augen; „das freut mich!“

„Mich auch!“ ſagte Uriel.

„O, an dich kommt auch die Reihe, Uriel!“ ſagte der Graf. „Du biſt auserkorren, um einen Mönch darzuſtellen, der den Tyrannen Ezzelin da Romano in der Gefangenſchaft zur Buße bekehren ſoll, was ich aber nur unter der Hand dir ſage. Madame Miranes wird es offiziell bei einem demnächſt ſtattfindenden Diner tun.“

„Uriel ein Mönch! das gefällt mir!“ rief Regina.

„Mir gar nicht,“ ſagte Korona. „Uriel in einer dunkeln Kutte, hu! abſchreckend! mich brächte kein Menſch in ſolchen Habit, auch nur zum Spaß hinein.“

„Das iſt ein ſehr guter Geſchmack für die Wirklichkeit,“ ſagte der Graf, „aber als Karnevalsſpiel kann man auch einmal die Kutte anlegen.“ —

Es war nicht zu ändern, Regina mußte ihre Rolle in den lebenden Bildern übernehmen, die Proben mitmachen, ihren Engelsanzug nach Erneſts Anweiſung anfertigen laſſen. „Ich wundere mich nicht ſo ſehr,“ ſchrieb ſie einmal ihrem geliebten Onkel Levin, dem ſie zuweilen ihr Herz eröffnete, „daß man ſich einen Abend bei dem oder dem Feſt unterhält. Aber daß man „ſich zu einem ſolchen wochenlang vorbereitet, ſich beſinnt, überlegt, beſpricht, beratſchlagt, in eine Wichtigkeitskrämerei ohnegleichen verſinkt und einen Eifer an den Tag legt, als gelte „es ein Menſchenleben zu retten: darüber kann ich gar nicht aufhören mich zu wundern, denn nach drei Tagen fällt irgend etwas

„anderes vor, und kein Menſch ſpricht mehr eine Silbe von einem „Feſt, das mit ſolcher Verſchwendung von Zeit, Mühe und Geld „vorbereitet worden iſt.“ — Ein anderes Mal hatte ſie ihm geſchrieben:

„Lieber Onkel, geſtern hatte ich einen frohen Abend! und „wo? mitten in einer glänzenden Soiree! wirſt Du es glauben? „Ja, es wurde muſiziert und zum Teil ſehr gut. Dann verſtummt all' das oberflächliche Geſchwätz, was mich immer ſehr „beängſtigt, weil man ja dereinſt Rechenſchaft vor Gott über jedes „unnütze Wort wird ablegen müſſen, und die Salongeſpräche ſind „wirklich ſehr überflüſſig. Tante Iſabelle ſagt, die Höflichkeit „ſei auch eine Tugend, ſei eine Art von Nächſtenliebe, und man „ſpräche ja aus Höflichkeit. Aber es drängt ſich mir leider die „Bemerkung auf, daß in den Salongeſprächen nicht ſo wenig zum „Vorſchein kommt als die Nächſtenliebe. Darum bin ich immer „ſehr froh, wenn Muſik gemacht wird. Auch macht ſie mir die „Seele ſo gewiß einſam frei, und meine Gedanken gehen ihre „Wege, gehen fort aus dieſer bunten unruhigen Geſellſchaft — „zum ſtillen Karmel. Das iſt nun einmal der Naturzug meines „Herzens, wie das Schwälbchen im Herbſt nach Süden fliegt. „Geſtern abend nun ſang ein junges Mädchen mit einer wunderbar ſchönen, großartigen Stimme und entzückte die ganze Geſellſchaft. Ich hörte ſagen, es ſei eine ganz ſeltene Stimme, „den berühmteſten Sängerinnen der Gegenwart überlegen, und „das junge Mädchen ſei eine zweite Paſta, deren Namen, Judith, „ſie auch trage. Sie ſang nur Opernarien, etwas anderes kennt „die Welt ja nicht! aber durch den Klang, die Fülle und den „Ausdruck ihrer Stimme trat etwas eigentümlich Ergreifendes „in die profane Muſik hinein, etwas tief Tragiſches; wenigſtens „kam es mir ſo vor, weil ich dies junge, ſchöne Mädchen ſo ſehr „dauere: ſie iſt nämlich Jüdin. Ich mußte immer denken, wie „das klingen würde, wenn ſie „Ave verum“ ſänge oder „O salutaris“ und ihre unvergleichliche Stimme zu Lobliedern der ewigen Liebe anwendete, von der ſie nichts weiß. Ich war ſchon „früher mehrmals aufgefordert worden zu ſingen, hatte es aber „immer abgelehnt und mir ſchon Vorwürfe von dem guten Vater „deshalb zugezogen. Es iſt mir unheimlich, vor den vielen Leuten „mich hinzuſtellen und ihre Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. „Überdas iſt mein Singſang wirklich zu unbedeutend für eine „elegante Soiree. Als man mich geſtern wieder bat, doch auch „einmal mich hören zu laſſen, dacht' ich, nun ſei gerade der günſtige Moment gekommen, um den Leuten zu zeigen, daß ich nichts „kann, denn mein Geſang verhält ſich zu dem der ſchönen Judith, „wie das Trillern des Finken zum Schlag der Nachtigall. Und

„was ich zu ſingen hätte, das wußt' ich auch gleich und das war „auch nicht auf den Salonton geſtimmt. Die Welt ſingt von „ihrer Liebe, ihren Freuden, ihrem Glück; — nun wohlan! Ich „werde von dem meinen ſingen! Und weißt Du, lieber Onkel, „was ich ſang? — Das Wiegenlied der Mutter Gottes von Lope „de Vega. Ich frohlockte es ordentlich aus der Bruſt heraus, dermaßen erfriſchte ſich mein Herz an dem Gedanken, daß ſo ein „wenig Himmelsluft in die ſchwülen irdiſchen Dünſte hineinwehe:

„Heilige Engel,
Die ihr dort flieget
Über den Palmen,
Sänftigt den Wind!
Kommet und wieget
Das göttliche Kind."

„Ich ſang aber ſpaniſch, lieber Onkel. Das verſtand kein „Menſch, und dadurch fühlte ich mich recht geſchützt in meinem „Liebesgeſpräch. Man wollte wiſſen, was ich geſungen habe. Ich „ſagte, es ſei ein Lied von Lope de Vega, und ich vermute, daß „man ſich verpflichtet fühlte, um dieſes berühmten Dichters willen „meinen Geſang zu loben. Ach, lieber Onkel! Alles wird gelobt, „nur nicht derjenige, der allein alles Lobes würdig iſt. Gott „wird verſchmäht, iſt Null, und was Null iſt, wird verherrlicht. „O ewige Liebe, man liebt dich nicht." — —

In der Geſellſchaft fing man an, Regina ganz ungemein zu bewundern. Mit ihrer Herzensfriſche, ihrem lebhaften Verſtande, ihrer anſpruchsloſen Einfachheit, ihrer Seelengrazie machte ſie zwiſchen den bis zur Dreſſur wohlerzogenen jungen Damen den Eindruck, als trete ſie aus irgend einem paradieſiſchen Urwald in die Welt hinein. Die kleinen niedrigen Triebfedern, welche dieſe beherrſchen: Eitelkeit, Gefallſucht, Selbſtbeſpiegelung, berührten ſie gar nicht, denn ſie wollte keinem Menſchen gefallen. Aber ſie hielt ſich deshalb nicht für beſſer, ſondern nur für glücklicher. Sie hatte ihr Herz in Sicherheit gebracht bei der ewigen Liebe: gab es ein größeres Glück? Der heitere Friede, der aus dieſem reinen, ſtillen, ſicheren Glücksbewußtſein hervorging, und der ſich durch die liebenswürdigſte Freundlichkeit gegen alle Menſchen ausſprach, machte ſie zu einer äußerſt wohltuenden Erſcheinung in einer Sphäre, wo ſo viel Zerriſſenheit und Verwirrung durch traurige Leidenſchaften zu Hauſe iſt. Obwohl niemand weniger als ſie mit den Anſichten, Beweggründen und Urteilen der Welt ſympathiſierte: ſo wußte ſie dieſen Mangel an Sympathie doch ſo lieblich zu umſchleiern, daß man ſich faſt zur Übereinſtimmung mit ihr gedrängt fühlte. In jener muſikaliſchen Soiree hatte Judith durch ihren prachtvollen Geſang, namentlich der berühmten „Gnadenarie" aus Robert dem Teufel, die Geſellſchaft in eine Art von gewitterhafter Aufregung verſetzt. Niemand wollte nach ihr einen Akkord anſchlagen, einen Ton ſingen. Jeder fühlte, daß er Fiasko machen müſſe, und zog ſich deshalb zurück. Für Regina war das ein Grund zu ſingen. Ihre Herzensluſt und ihre innerſte Meinung verſchleierte ſie hinter der ſpaniſchen Sprache und ſang ſo ſüß und liebreizend, daß es nicht anders war, als ob die blitzdurchzuckten Wetterwolken, die Judith heraufbeſchworen hatte, von leuchtenden Sternen überraſchend durchbrochen würden. Nicht Lope de Vega wurde am Schluß bewundert, ſondern Regina. Das glaubte ſie aber nicht. Der Graf ſonnte ſich in den Huldigungen, die ſeiner Tochter dargebracht wurden, und freute ſich ſeiner luminöſen Idee, ſie ſo früh in die Welt eingeführt zu haben. Die Reize des wirklichen Lebens würden ganz allmählich ihre Träume aus dem Sattel heben, hoffte er zuverſichtlich. Uriel hoffte auch, aber auf ſeine Liebe, nicht auf die Welt.

Die lange und viel beſprochenen, probierten und ſtudierten lebenden Bilder kamen endlich zuſtande. Erneſt beklagte aber hundertmal, ſeine Hand in dies Weſpenneſt geſteckt zu haben, wie er ſich ausdrückte. Gegen die Aufgabe, aus ſo rebelliſchen Elementen von hölzernen Männer- und gezierten Frauengeſtalten ein Bild zuſammenzuſtellen, ſei es ein Kinderſpiel, ein wandgroßes Gemälde zu ſkizzieren. Überdas wollten ſich die Damen nach dem Modejournal kleiden, nicht nach ſeiner Angabe; und jede war überzeugt, daß er ihr gerade die Stellung und den Ausdruck angewieſen habe, welche ihr am wenigſten vorteilhaft wären. Die eine konnte nicht ihren ſchönen Fuß präſentieren; bei der anderen wurde gerade ihr ſchöner Arm beſchattet, und bei der dritten keine Rückſicht auf ihr ſchönes Haar genommen, womit ſie doch ganz gewiß die heilige Genoveva von Brabant hätte darſtellen können! Ferner wollte eine jede, daß gerade ihr Tableau das letzte ſei, den letzten Eindruck mache, durch kein nachfolgendes verdunkelt werde. Endlich ſagte Erneſt:

„Meine gnädigen Damen, wie kunſtvoll Sie ſich ſämtlich in Ihren reſpektiven Tableaux gruppieren, und ob Sie auf einen Fuß oder auf keinen ſich ſtellen werden, das, ſehe ich ein, muß ich Ihrer beſſern Einſicht überlaſſen. Da es mir aber mit dem beſten Willen unmöglich iſt, jedes Tebleau zum letzten zu machen: ſo beanſpruche ich die Reihenfolge derſelben ſo feſtzuhalten, wie ich ſie von Anfang an beſtimmt habe: das Paradies und die Peri werden den Schluß machen, weil jenſeits des Paradieſes Irdiſches keinen Effekt mehr machen kann."

Keinen Effekt mehr machen kann! — Dieſer Ausſpruch wirkte

Wunder bei den Damen. Nunmehr wollte keine mit ihrem Tableau auf das Paradies und die Peri folgen. Judith und Regina waren die einzigen, die ſich durchaus fügſam gegen Erneſt bewieſen, und ſich genau ſo kleideten, ſo ſtellten, ſo blickten, wie er es ihnen angab. Judith dachte, es ſei ja genug der Herablaſſung, daß ſie ſich bewundern laſſe, und das könne ihr ja gar nicht fehlen, möge ſie nun ſo oder anders ſtehen. Regina — gehorchte. Aber die Sache hatte einen geheimnisvollen Reiz für ſie. Erneſt hatte ihr geſagt:

„Gnädige Gräfin, wenn Sie da ſtehen werden als Engel des Lichtes, vorgreifend jenem ſeligen Augenblick, der Sie einſt ins himmliſche Jeruſalem und unter die Reihen der Auserwählten, durch Gottes Gnade, ruft, ſo ziehen Sie ihre Seele ein wenig zurück von der buntgefärbten Aſchenwelt, die Sie umgibt, und beten Sie für die arme Peri Judith, daß dieſe Tochter der Nacht und der Finſternis, wie der Apoſtel Paulus ſo ſchön ſagt, in ein Kind des Lichtes und des Tages umgewandelt werde. So kann der himmliſche Sinn den ganzen Plunder von Welt heiligen und nebenbei wird das Ihnen den wahrſten und richtigſten Ausdruck geben. Dieſe innere Sammlung würde ich freilich keiner anderen Dame hier zumuten; da Sie aber derſelben fähig ſind, ſo haben Sie die Güte, ſie in Anwendung zu bringen."

Regina war ſo vertraut mit dem Beſtreben, ſich ſtets innerlich geſammelt zu haben, daß ihr Erneſts Zumutung gar nicht ſeltſam oder übertrieben erſchien. Auch wußte ſie, daß ein wahrhaft apoſtoliſcher Eifer, um Seelen für die Erkenntnis der ewigen Wahrheit zu gewinnen, ein Grundzug bei den geiſtlichen Töchtern der heiligen Thereſe, und die Gebetsinbrunſt für dieſen Zweck unter allen Umſtänden und in allen Verhältniſſen eine Hauptaufgabe der Karmeliteſſe ſei. Daß dieſer Auftrag eine wunderſame Huldigung für ſie enthalte, bemerkte ſie gar nicht. Demütig und dankbar antwortet ſie:

„Wie ſind Sie gütig, Herr Erneſt, mich an etwas zu erinnern, was man ſo leicht in dem betäubenden Getümmel aus den Augen verliert. Nun kommt doch ein vernünftiger Sinn in den charmanten Unſinn!"

Die Tableaux kamen zur Darſtellung unter ungeheurem Beifall. Einige waren ſehr maleriſch, andere ſehr elegant, alle im ſchönſten Lichteffekt und umwogt von paſſender Muſik- und Geſangsbegleitung. Aber alle erbleichten vor den beiden letzten, in denen niemand figurierte, als Judith und Regina, die jede in ihrer Art und für ihre Rolle von idealiſcher Schönheit waren. Die Peri trug ein lichtblaues, ſilberdurchwirktes Florgewand, Schmetterlingsflügel von Silberflor mit Pfauenfederaugen, und über der Stirn, wo die dunkeln Wellen ihres Haares ſich ſcheitelten, einen Stern von Saphieren, deren bläuliches Licht mit dem Schimmer von Schwermut harmonierte, der immer auf ihrem ſchönen Antlitz lag und der ſo paſſend für ein Weſen war, dem das Paradies verſchloſſen blieb. Der Engel des Lichtes trug ein weißes Gewand, mit Saum und Gürtel von Goldſtickerei, große, blendend weiße Flügel, in der Rechten einen Palmzweig und um die Fülle der blonden Locken einen feinen Goldreif, den über der Stirn ein kleines Kreuz von ſtrahlenden Brillanten zuſammenhielt. So ſtand eine jede unter ihrer eigenen Signatur, unter dem Schönſten, was die natürliche und übernatürliche Welt aufzuweiſen hat: unter dem Stern und unter dem Kreuz. Im erſten Bilde lag die Peri flehend vor dem Engel auf den Knien, der verneinend ihr entgegentritt. Im zweiten nahte ſie ſich hoffnungsfreudig, und der Engel reicht ihr den Palmzweig dar. Judith, die für alle Künſte Talent hatte, beſaß ein großes für die Mimik und verſtand es meiſterhaft, ſowohl ihren Zügen, als ihrer ganzen Geſtalt und Haltung zuerſt den Ausdruck von flehender Bitte und dann von triumphierender Freude zu geben. Regina mochte wohl keine Spur von mimiſchem Talent haben; allein ſie nahm ſich Erneſts Auftrag ſo zu Herzen, daß ſich ganz natürlich eine milde Trauer um die arme Judith und eine ſüße Wonne bei dem Gedanken an deren Rettung in den klaren Frieden ihres ſchönen Angeſichts miſchte.

„Ganz wie ein Engel," flüſterte halblaut Erneſt vor ſich hin, der ſich unter die Zuſchauer begeben hatte. „Wie ein Engel, der die Schwingen zum Fluge in die himmliſche Heimat ausbreiten wird!"

Es war finſter im Saal, wie es eben ſein muß, damit die richtige Beleuchtung der Bilder nicht geſtört werde. Erneſt wußte nicht, wer ihm ins Ohr ſagte:

„O ſchweigen Sie von Prophezeiungen des Todes."

Erneſt ſah ſich um, erkannte in dem Sprechenden Uriel, der ſein Mönchsgewand wie eine Raupenhülle abgeſtreift hatte, und antwortete ihm:

„Sie wiſſen ja gar nicht, von wem ich ſpreche."

„Nicht?" fragte Uriel; „könnte man wirklich in Zweifel darüber ſein, wen Sie meinen?"

„Nun, Herr Graf, wenn Sie auch die eine Meinung richtig getroffen haben ſo irren Sie doch in der anderen. Ich dachte nicht an Todesprophezeiungen, ſondern drückte mich nur figürlich aus, um das Schwunghafte in dieſem Engel des Lichtes zu bezeichnen. Iſt denn die Gräfin Regina kränklich? fürchtet man für ihre Geſundheit?"

„Nein, gar nicht! Aber ich weiß nicht, wie es kommt, dieſe Bilder machen mich traurig, und es iſt mir, als ob ich meine Couſine im Himmel ſähe.“

„Anticipando — iſt das ganz richtig, Herr Graf, und ich wünſchte ſehr, daß Sie dieſe Second sight auch von der Peri hätten.“

„Die Peri,“ ſagte der vielbeleſene junge Mann, der auf der anderen Seite neben Erneſt ſtand, „die Peri iſt und bleibt eine Oreade.“

Erneſt tat ihm den Gefallen, gutmütig zu fragen:

„Warum denn gerade eine Oreade? könnt' es nicht auch eine Dryade ſein, oder eine Najade? die ich freilich lieber Nixe nenne.“

„Keineswegs!“ ſagte der Beleſene. „Die Oreade muß es eben ſein; denn die Oreade iſt ein Geiſt, der in Felſen wohnt, und der dadurch ſo gewiß verſteinert und unnahbar iſt, wie dieſe Peri, d. h. wie ihre Darſtellerin.“

Erneſt dachte in ſeinem Sinn, es ſei der Peri kaum zu verargen, wenn ſie dieſem Beleſenen gegenüber ihren Oreadencharakter recht entſchieden hervorgekehrt habe. Er fragte weiter:

„Nun, und der Engel des Lichtes? was haben Sie von dem zu bemerken?“

„Wie es in dem indiſchen Gedicht Nal und Damajanti heißt: „Sie iſt an Schönheit und Huldgeberden — Wie eine Wunderſage auf Erden“ — war die Antwort.

„Ei!“ rief Erneſt, „was Sie nicht alles wiſſen! Von der griechiſchen Mythologie bring' ich wohl allenfalls ein Stückchen zuſammen wegen der allegoriſchen Manier der bildenden Künſte, welche im Zeitalter der Renaiſſance und ihres Auswuchſes, des Rokoko, in ganz Europa florierte, und von der unſereiner Notiz zu nehmen hat. Aber indiſche Poeſie — nein! ſo hoch hab' ich mich nie verſtiegen! und was Sie für ein ausgezeichnetes Gedächtnis haben! das iſt auch beneidenswert.“

„Mein Gott,“ flüſterte Uriel Erneſt zu, „er bringt uns ja alle vor Langeweile um mit ſeinen Zitaten, und Sie beſtärken ihn darin!“

„Ach,“ ſagte Erneſt, „ſolch harmloſe Leute ſind gar nicht übel und etwas ſanftmütige Langeweile bei indiſchen und ſonſtigen Zitaten iſt meiner Seele viel heilſamer, als die Unterhaltung durch pikante Bosheiten.“ —

Der Vorhang rauſchte zum letzten Male nieder, die Kronleuchter wurden wieder angezündet, die Darſtellungen waren zu Ende, der Ball begann. Die meiſten Damen, die in den Bildern figuriert hatten, blieben in ihrem Koſtüme. Regina hatte es aber für ſich höchſt unpaſſend gefunden und ihr Kammermädchen mit einem Ballanzug nach Judiths Zimmer beordert. Als ſie dies Zimmer betrat, fiel ihr Blick auf die Uhr; es war Mitternacht.

„Genug der Mummerei!" ſagte ſie zu dem Mädchen, das erwartungsvoll zwiſchen Flor, Blumen und Bändern daſtand. „Ich kann unmöglich in tiefer Nacht ein Maskenkleid ablegen, um ein anderes anzuziehen. Packen Sie den Kram zuſammen, Brigitte, während ich meinem Vater in zwei Zeilen ſchreibe, daß ich nach Hauſe fahre."

Als ein Diener dem Grafen dies Zettelchen überreichte, ſtieg Regina mit Brigitte in einen Fiaker und fuhr von dannen. Der Graf war gar nicht darüber erzürnt, ſuchte die Baronin Iſabella auf und folgte mit ihr ſeiner Tochter. Im Wagen ſagte er zu ſeiner Schwägerin:

„Es war ein recht unheimlicher Abend! Haben Sie nichts gehört?"

„Doch! ſchlimme Gerüchte von einer Revolution in Paris."

„Wobei das allerſchlimmſte, daß die Gerüchte wahr ſind! Die Revolution iſt ausgebrochen, Louis Philipp hat ſeinen Bündel ſchnüren müſſen, und wir wollen dasſelbe tun und unverzüglich nach Windeck zurückkehren. Die Herren von der Diplomatie und von der Bank hatten die größte Mühe, ihre bedenklich verlängerten Geſichter in den ſtereotypen, nichtsſagenden Falten zu erhalten. Beſonders der Feſtgeber ſelbſt, von dem man behauptet, auch er werde ſein Bündelchen ſchnüren müſſen."

„Welche Kalamitäten verhängt doch dies beſtändig revolutionierende Frankreich über die Welt, und wähnt ſich im Fortſchritt begriffen, während es dem Abgrunde zutaumelt und andere mit hinabreißt!" ſeufzte die Baronin.

◆

Revolution.

Die Nachrichten waren ganz richtig, und die revolutionäre Mine, welche am 24. Februar 1848 in Paris Exploſion machte, ſetzte nach und nach alle Minen voll lange angeſammeltem Zündſtoff in ganz Europa in Feuer. Wie weit die Flamme um ſich greifen werde, wußte niemand, und noch viel weniger, wie ſie zu löſchen ſei. Die geſunde Vernunft ließ ſich in einer Weiſe teils überrumpeln, teils hinter das Licht führen, teils terroriſieren, die vielleicht ohne Beiſpiel in der Weltgeſchichte iſt. Der Geiſt, der die Geſchicke der Menſchheit regiert, ließ das zu, um warnend zu zeigen, wohin die Worte Fortſchritt und Freiheit führen, wenn man ſie ihres wahren Sinnes, ihres Zuſammenhanges mit dem Chriſtentum beraubt und die edelſten und heiligſten Aſpirationen des Menſchenherzens, zu denen die Sehnſucht nach Freiheit und das Streben nach Fortſchritt gehören, durch materialiſtiſche Auffaſſung und egoiſtiſche Deutung verfälſcht und mißbraucht. Die wahre Freiheit und der wahre Fortſchritt des Menſchen führen ihn zu ſeiner Heiligung und da es ſeine Beſtimmung iſt, hienieden an ſeiner Heiligung zu arbeiten, und da zwiſchen ſeiner Beſtimmung und ſeiner Sehnſucht ein geheimer Zuſammenhang beſteht, ſo gibt es wohl wenig Herzen, die bei den Worten: Fortſchritt, Freiheit kalt und gleichgültig blieben. Aber, wenn nur auf irdiſchem Gebiet und mit irdiſchen Kräften und Mitteln jener ſich ſchrankenlos fortbewegen, dieſe ſich unbegrenzt entfalten ſoll; wenn der Begriff der Freiheit zur willkürlichen Ungebundenheit herabſinkt und der des Fortſchrittes ausartet in ein tolles Rennen für materielle Zwecke ohne übernatürliches Ziel; wenn dieſe beiden Triebe des Menſchen, die dazu beſtimmt ſind, ihn zu adeln, indem er ſie der Leitung der ewigen Wahrheit und dem Dienſte eines höheren Willens unterwirft, ſtatt deſſen von blinder Leidenſchaft irregeführt, in das Netz der Lüge ihn verwickeln: dann gibt es wenig Waffen, welche dem Geiſt der Finſternis willkommener wären, um mit ihnen ſeinen uralten Krieg gegen das Licht fortzuſetzen, als die falſche Freiheit und der falſche Fortſchritt, d. h. Willkür und Zügelloſigkeit auf religiöſem, ſittlichem und politiſchem Gebiet. Dadurch wird die Welt in Barbarei geſtürzt, in Nichtachtung fremden Rechtes und eigener Pflicht, in einen Individualismus, der das Gegenteil von aller Ziviliſation iſt, weil er jeden einzelnen in einen Ismaël verwandelt, „deſſen Hand gegen alle und aller Hand gegen ihn“ ſich erhebt.

Ziviliſation iſt die Bildung der Menſchheit nach chriſtlichen Prinzipien. Das Chriſtentum allein iſt bildend, weil ſein Lebenskern das Opfer iſt, weil allein es opferwillig macht und die Achtung fremden Rechtes, die Erfüllung eigener Pflicht und die heilige Notwendigkeit lehrt, den Individualismus zu beſchränken, um die Einheit herbeizuführen, die einſt wilde Horden ſamt ihren Häuptlingen, und Sklavenvölker ſamt ihren Neronen in chriſtliche Staaten umgeſtaltete. Das Chriſtentum allein erfaßt die Freiheit als eine freiwillige Unterwerfung von gottentſtammter Autorität, und den Fortſchritt als eine freiwillige Bewegung in die Richtung auf chriſtlich-ſittliche Vollkommenheit. Dieſer übernatürliche Gehorſam, verbunden mit dieſer übernatürlichen Strebſamkeit entwickelte eine ſolche Kraft des Geiſtes und einen ſolchen Adel der Seele, daß eine Menſchheit, die von dieſen beiden Begriffen durchdrungen und belebt wäre, in die höchſten Bahnen der Ziviliſation, der harmoniſchen Entfaltung und Anwendung aller guten ſittlichen und geiſtigen Kräfte einlenken, und ihre politiſchen, bürgerlichen und ſozialen Inſtitutionen zu einem ihnen entſprechenden Ausdruck machen würde. Da nun ein ſolches Ideal wohl angeſtrebt, aber, vermöge der Unvollkommenheit, die allem, was Menſch iſt, durch die Sünde anklebt — in allen Einzelheiten nicht verwirklicht werden kann: ſo ſucht der gefallene unruhige Menſchengeiſt den Grund dieſer Unvollkommenheit nicht in der eigenen Schwäche und der eigenen Neigung zum Böſen, nicht in ſeinem Hochmute und in ſeiner Sinnlichkeit, welche die edelſten Inſtitutionen entkräftigen und unwirkſam machen, ſondern in den beſtehenden Inſtitutionen ſelbſt; und da dieſe in ihren Grundzügen aus dem Chriſtentum hervorgegangen ſind und der gefallene Menſchengeiſt weſentlich antichriſtlich iſt: ſo iſt es ihm bei Abſchaffung verhaßter Inſtitutionen im letzten Grund um Abſchaffung des verhaßten Chriſtentums zu tun, was ohne Revolution, d. h. ohne völligen Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe unmöglich iſt. Die Worte, die das Chriſtentum ſo erhaben deutet und durch ſie auf die Bahn des Heiles hinweiſt und hinzieht, behält er bei, der gefallene Menſchengeiſt, ja er macht ſie recht zu ſeinen Loſungsworten, weil die Herzen gewöhnt ſind, für ſie zu entbrennen; nur aber verfälſcht er ihren Begriff dergeſtalt, daß ſie förmlich in ihren Gegenſatz umſchlagen, daß Fortſchritt genannt wird, was eine unmäßige Steigerung der niederen Fähigkeiten und Tätigkeiten auf Koſten des höheren iſt; und Freiheit, was der Rauſch des Sklaven, der gekettet an ſubjektive Anſichten und ſelbſtſüchtige Leidenſchaften iſt, und Ziviliſation was Verſumpfung der Seelen in die Materie iſt.

Dies alles, ſophiſtiſch dargeſtellt, mit halben Wahrheiten vermiſcht, mit verwegener Berufung auf große Namen geharniſcht, deren Träger ſich freilich gegen dieſen Mißbrauch ihres gewichtigen Zeugniſſes empören würden, wenn ſie noch unter den Sterblichen wandelten; dies alles wird durch Trugſchlüſſe einleuchtend gemacht, durch Schlagworte ſcheinbar zu unantaſtbarer Wahrheit erhoben, und der Menſchengeiſt, der gleich verdunkelt iſt, ſo wie er aus dem Licht des Glaubens heraustritt, geht auf die Täuſchung ein, die ihm blendend und ſchmeichelnd entgegenkommt. Es lebt kein Menſch auf Erden, der nicht irgendwo Laſt und Druck, irgendwie Entbehrung und Mangel ſpürte und in dem ſich nicht ein Etwas regte, um ſich davon zu befreien. Aber dies Etwas wird wachgerufen — entweder durch die Lockung der alten

Schlange, die ihm ihr altes Lied vorziſcht: Wie Götter werdet ihr ſein, wenn ihr euch aufbäumt gegen Gott; oder durch den Mund der ewigen Wahrheit, die unabläſſig zu ihm ſpricht: Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. Je nachdem der Menſch ſo viel Selbſterkenntnis hat oder nicht hat, um den Grund dieſer Regungen in ſich wahrzunehmen, und ſo viel Selbſtverleugnung, um ſeine Laſt als einen Splitter vom Kreuz zu betrachten oder nicht — wird er den Weg der Empörung einſchlagen, das Kreuz verwerfen und durch den Umſturz des Geſetzes zur Barbarei und übertünchten Sklaverei gelangen — oder den Weg der göttlichen Gebote wandeln und die Freiheit finden und geben, von welcher der Apoſtel Paulus ſagt: „Wo der Geiſt des Herrn, da iſt Freiheit.“ Der Geiſt des Herrn aber iſt Liebe zum Kreuz in ſolchem Maße, daß dadurch das Kreuz zum Symbol der höchſten Liebe geworden iſt.

Freilich richtet ſich die Revolution öffentlich nicht zuerſt gegen das Kreuz, welches eins und dasſelbe mit Chriſtentum iſt; denn das würde vielen Wohlmeinenden, deren Zuſtimmung, wenigſtens der paſſiven, die Revolution in ihrem Beginn ſehr nötig hat, die Augen öffnen; ſondern ſie erhebt ihr Feldgeſchrei gegen Abſolutismus und Obſkurantismus für Menſchenrechte, oder Aufklärung, oder Volksvertretung, oder Preßfreiheit, oder Grundrechte, oder wie immer die Parole heißt, die aus einem wahren oder eingebildeten Bedürfnis der Zeit entſpringt, dem die Wohlmeinenden gern beiſtimmen; die aber allmählich geſteigert und übertrieben durch die Reibung der Maſſen, die Erhitzung der Leidenſchaften und die ſündige Verblendung der Anführer zu etwas Ungeheuerlichem aufſchwillt, das kein Recht und Geſetz über oder auch nur neben ſich dulden will, ſo daß ſich dann, etwas zu ſpät, die Wohlmeinenden ernüchtert und verſtört die Augen reiben und ſagen: Das haben wir nicht gedacht und dahin nicht gewollt! Lange bevor die Revolution öffentlich, gleichviel mit welchem Schlachtruf und gegen welche Inſtitutionen auflebt, hat ſie aber ihre Empörung gegen das Kreuz betrieben, und auch da wieder große, gangbare Worte gebraucht deren Begriff ſie fälſchte. Geiſt, Wiſſenſchaft, Forſchung, Humanität — alles dies, ſo gewichtig für die wahre Bildung der Menſchheit, ſo berechtigt in einer richtigen Anwendung — mußte jener Empörung zur Maske dienen und zur Waffe werden. Der Kalvarienberg iſt der Mittelpunkt und der Schlußſtein der Weltgeſchichte. Welch ein Hindernis für diejenigen, welche die Weltgeſchichte mit ſich beginnen und die Weltordnung nach ihrem Kopf konſtruieren möchten! Um die Freiheit und den Fortſchritt auf ihre Irrbahn zu reißen, müſſen dieſe das Kreuz aus den Augen verlieren, muß der Kalvarienberg ſo gut wie jeder andere Berg, der im Wege liegt, mit einem Tunnel durchſprengt werden, damit die Menſchheit durch dieſen dunkeln Schacht hindurch irdiſchen Seligkeiten entgegenraſe, deren Horizont nichts abſchließt, als die krankhaft und leidenſchaftlich geſteigerte Entwicklung des Individuums, und deren Schranke nichts iſt als der Tod, dem Glaube und Hoffnung fehlen auf das ewige Leben, weil dieſe Tradition, die vom Kalvarienberg herabklingt, mit ihm vom Fortſchritt überflügelt iſt. Der Abfall der Geiſter von der ewigen Wahrheit geht dem Ausbruch einer politiſchen Revolution, die er herbeiführt, lange vorher, und äußert ſich jedesmal durch die neue Phaſe eines Lichtes der Aufklärung, das nicht vom „Vater des Lichtes" ſtammt.

So ging der große Abfall von der Kirche im ſechzehnten Jahrhundert der engliſchen Revolution vorher, die König Karl I. auf das Schaffot brachte. So war die materialiſtiſche Philoſophie der Engländer und die atheiſtiſche Literatur der Franzoſen im vorigen Jahrhundert Vorläuferin der Revolution von 1789. So bereitete Deutſchlands pantheiſtiſche Philoſophie, verbunden mit ſeiner eigenen und mit Frankreichs Literatur des Kommunismus und Sozialismus, den neueſten Revolutionen die Wege. Wiſſenſchaftliche und belletriſtiſche Werke, Journale, Gedichte, Flugſchriften, Zeitungen, Lehrvorträge, Theater, öffentliche Vorleſungen: alles atmete, bewußt oder unbewußt, den Geiſt der Empörung gegen politiſche oder ſoziale oder kirchliche Zuſtände aus. In der Theorie war längſt die Revolution da. Die geheimen Geſellſchaften, gleichviel welchen Namen ſie führten, ſind die Laboratorien, wo das Gift dieſer Theorien am gründlichſten deſtiliert und am begierigſten eingeſogen wird. Alles Geheime hat ſeinen Reiz, beſonders für die Unerfahrenen und für Menſchen, deren Leidenſchaften in der geſetzlichen Ordnung nicht den begehrten Spielraum finden. Unerfahren und in Gärung der Leidenſchaften iſt hauptſächlich die Jugend. Die Verpflichtungen, welche die chriſtliche Religion ihr auferlegt, finden diejenigen drückend, die nicht guten Willens ſind, die Leidenſchaften zu beherrſchen. In den geheimen Geſellſchaften werden ſie belehrt, daß die chriſtliche Religion ein ſchmählicher Aberglaube und nur erfunden ſei, um die große Mehrzahl zum Beſten einer geringen Minderzahl zu knechten und es werden die Mittel erſonnen, um die Sache umzukehren und um ohne Religion die bisher Geknechteten zu befreien und die bisher Bevorzugten in Sklaverei zu bringen oder zu vertilgen. Das Hauptmittel beſteht immer darin, Thron und Kirche zu ſtürzen und Fürſten und Prieſter aus der Welt zu ſchaffen. Das iſt das letzte Wort aller geheimen Geſellſchaften und aller Revolutionen.

Der in tauſend Sekten zerfallene Proteſtantismus mit ſeinen letzten erbärmlichen Ausläufern, den ſogenannten Lichtfreunden, zu denen ſich Freunde desſelben Lichtes, abgeſetzte und abgefallene Prieſter der heiligen katholiſchen Kirche voll Sympathie neigen, führen ihre Anhänger, die keine Befriedigung in der dürren Öde und den ängſtlichen Schwankungen der Sektiererei finden, und die nicht um Rettung vor der Pforte der Gnade flehen, ſchnurſtracks in die finſteren Abgründe der geheimen Geſellſchaften, bei denen ſie das finden, was der Menſch ſo ſehr bedarf: Gemeinſamkeit, Vereinigung der Kräfte; aber zum Fraktionsgeiſt, dieſem blinden und wilden Zerſtörer aller Ordnung, aller Geſetzlichkeit, alles Friedens, aller Freiheit, aller Kultur, der mehr als jeder Mißſtand die gedeihliche Entwickelung der Staaten hemmt, indem er eine permanente Widerſetzlichkeit hervorruft und dadurch die Herrſchaft geſetzlicher Ordnung unmöglich macht. Die übernatürliche Einheit der Menſchheit in Chriſtus, welche die katholiſche Kirche vermittelt und darſtellt, wird von dem Fraktionsgeiſt mit blindem Grimm angefallen, wirklich verzerrt und dann wird dieſe Verzerrung mit unerhörter Frechheit für eine wahre Geſtalt ausgegeben, die kein vernünftiger Menſch bezweifeln könne. Dann wird alles begeifert! Der großartige Aſſociationsgeiſt, der dem triebkräftigen Boden des Chriſtentums entwächſt, durch die Kirche geheiligt wird und während anderthalb Jahrtauſenden Wunder der Sittigung, der Bildung, der harmoniſchen Entfaltung aller Kräfte, der ſelbſtändigen Bewegung auf allen Gebieten des Lebens geleiſtet hat und immer und überall leiſtet, wo man ihm Spielraum gönnt — wird entweder als böſer Mißbrauch gehäſſig gemacht, oder mit verächtlichem Achſelzucken kurzweg abgefertigt als: finſteres Mittelalter! oder man drückt ſeinen Forderungen irgend ein beliebiges Brandmal auf. Das Ordensweſen befördert den Müßiggang, ſo wird behauptet; das Zunftweſen raubt die perſönliche Freiheit: folglich ſind es haſſenswerte Inſtitutionen, was zur Genüge dadurch bezeugt wird, daß ſie in der chriſtlichen Kirche wurzeln, welche die Anſtifterin alles Unheils auf Erden iſt.

Beweiſen werden ſolche Behauptungen gar nicht: ſie werden nur ſo lange und ſo laut wiederholt, daß ſie in jedes Ohr dröhnen. Laſter und Mißbräuche gab es freilich zu allen Zeiten; Miſſetaten wurden in allen Epochen begangen; aber zwiſchen den Frevlern in Tagen des Glaubens und des Unglaubens zum Vorteil der erſteren: ſie haben nicht ſelten die Kraft, ihre Miſſetaten durch Reue und Buße zu ſühnen. Auf ihrer Seite ſtehen die großen Bekehrungen, während ſich auf der Seite des Unglaubens das Zeichen der äußerſten ſittlichen Verkommenheit, der Selbſtmord, gräßlich häuft. Da es nun nichts Chriſtlicheres gibt für den gefallenen Menſchen als die Buße, und nichts Unchriſtlicheres als die Judastat des Selbſtmordes: ſo wird jene aufs äußerſte verhöhnt vom Antichriſtentum, damit ſich nur niemand einfallen laſſe, auf dieſer Notbrücke ſich zu retten, wenn ihm die ſteigende Flut des böſen Gewiſſens ans Herz geht. Dem Selbſtmord hingegen, als dem Höhepunkt des Abfalles von Gott, hat die Apotheoſe nicht gefehlt. Bis zur letzten Maſche wird das Netz ausgewebt, worin die alte Schlange alle diejenigen zu fangen ſucht, denen es lockender klingt „wie Götter" — als „Kinder Gottes und Mitbürger der Heiligen" zu ſein.

Bei dieſem Werk hat ſie alle böſen Neigungen und verderblichen Leidenſchaften der ganzen Menſchheit zu Bundesgenoſſen. Darum darf ſich keiner von der Mitſchuld freiſprechen, wenn ein ſolcher Krater zum Ausbruche kommt. Es gibt Stufen in der Mitſchuld; es gibt Sandkörner und Felsblöcke im Reiche des Böſen; aber jeder klopfe an ſeine Bruſt und ſpreche ſein „mea culpa"; denn in ihrem innerſten Weſen ſind Revolutionen nie etwas anderes, als ſittliche Erkrankungen der Menſchheit infolge der Sünde — und dazu hat jeder in ſeiner Weiſe beigetragen, ſei es ein Atom, ſei es auch nur negativ, oder durch Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Recht, oder durch unbedachtſamen Beifall für das blendendgeſchmückte Böſe, oder durch paſſives Gewährenlaſſen desſelben, das man Toleranz nennt und das doch nur ein Mangel an Entſchiedenheit für das Gute iſt.

Im heimlichen Bewußtſein dieſer allgemeinen Mitſchuld erbebte die Welt, vom Thron bis zur Hütte, und alle Fundamente, die man ſchon ſo lange aus ihren Fugen zu ſprengen ſuchte, ſchienen wirklich auseinanderzufallen und einen Schutt- und Trümmerhaufen nach ſich zu ziehen, als die Revolution im Jahre 1848 Europa in Brand ſteckte. Der Augenblick der Emanzipation aller von allem ſchien gekommen zu ſein, denn diejenigen, welche nicht in den Schwindel einſtimmten, wurden als Minorität betrachtet und für die, welche ihm entgegentraten, wurde das Wort „Reaktionär" erfunden, wodurch ſie als Verbrecher gegen das erhabene Werk der Revolution geſtempelt und den Folgen einer blindraſenden Aufregung in den unteren Volksſchichten preisgegeben wurden. Die Revolte ging bis in die Kinderſtuben herab: Schulknaben empörten ſich gegen mißliebige Lehrer. Die Fürſten aber ließen ſich einſchüchtern durch Studenten, Literaten, Advokaten, Journaliſten und deren Anhang, flohen oder unterwarfen ſich — und die Revolution regierte.

Niemand ſog ihren Rauſch mit volleren Zügen ein als Florentin! Endlich war die Ära angebrochen, nach welcher ſein vom

Stachel des Ehrgeizes in ein beſtändiges Wundfieber verſetztes Herz ſo brennend verlangte! Endlich ſollte eine großartige Demokratie die Ketten Europas brechen und die befreite Menſchheit aus den widernatürlichen Zuſtänden erlöſen, unter denen ſie ſchmachtete! Endlich ſollte das Individuum zu ſeiner wahren Geltung kommen und die ungeheuere Geiſtes- und Charaktergröße offenbaren, welche die revolutionäre Geſinnung in ihren Anhängern entwickelt! Er ſchwelgte in dieſen Vorausſetzungen. Zu welcher Höhe er ſelbſt ſich erſchwingen werde — ob zu einem Cajus Gracchus, ob zu einem Brutus, oder Cromwell, oder Waſhington, oder Danton — das war ihm freilich nicht klar; das hing ab von Umſtänden und Verhältniſſen. Es galt nur, ſie zu ergreifen und zu benutzen; dann war ihm die Größe gewiß. Vorderhand galt es, mit den großen Schlagworten Emeute zu machen und zum Schutz derſelben Barrikaden zu bauen. Florentin hätte ſich verhundertfachen mögen, um überall dies hochherzige Werk des Barrikadenbaues zu fördern, woran „die vertierte Soldateska," welche ſo niedrig dachte, ihren Fahneneid zu halten, ſcheitern ſollte.

Als ein eifriges Mitglied geheimer Bünde wußte er, daß die Revolution in ganz Europa organiſiert ſei. Er wollte daher ſeine Kräfte der Befreiung Deutſchlands widmen — ſo ſehr ihn auch das Verlangen zog nach Paris, dem großen Babylon der Revolution, zu eilen — oder nach Rom, um dieſe wichtigſte Citadelle der Völkerknechtſchaft und der Geiſtesverfinſterung ſtürmen zu helfen. Im deutſchen Vaterlande gab es ja aber eine ganze Kette ſolcher Citadellen zu ſprengen! Florentin verließ Würzburg und ſeine Studien! Dort war nicht mehr die Stätte und das Feld ſeiner Tätigkeit. Nicht der leiſeſte Gedanke an Windeck erſchwerte ſeinen Entſchluß. Wie hätte das ſein können? Hatte nicht Brutus den Cäſar umgebracht? Gab es Größeres als die Taten der alten Römer? War die ariſtokratiſche Uſurpation minder fluchwürdig als imperatoriſche Kronengelüſte? Nicht Dank war er dem Windecker Grafen ſchuldig für ſeine Erziehung, Bildung und Erhaltung; denn das alles war ihm ja nur infolge einer Laune der bigotten Gräfin Kunigunde zuteil geworden, die nichts Höheres kannte, als den Ultramontanismus zu verbreiten. Wie leicht hätte er demſelben verfallen können gleich dem armſeligen Hyazinth! Nein! ſein Dank gebührte den großen Männern, deren wiſſenſchaftliche Forſchungen auf dem Gebiete der Natur- und Geſchichtskunde herausgeſtellt hatten, daß die Natur die ewig aus ſich ſelbſt gebärende Allmutter und Schöpferin — der Geiſt des Menſchen ein Produkt ſeines Gehirns — Religion die Erfindung und Politik ſchlauer

Prieſter — göttliche Offenbarung ein widerſinniges Märchen — ein außerweltlicher perſönlicher Gott etwas Undenkbares — das Leben ein Tummelplatz für alle Gelüſte — der Tod der Eintritt in das Nichts ſei. Sein Dank gebührt den freien Denkern, die nicht nur gänzlich abſahen vom Katholizismus, der ja, ſeit dreihundert Jahren ſchon tot, nur noch als Geſpenſt mit den Nachteulen und Wehrwölfen zu mitternächtiger Stunde umherſchleiche, und nur von kleinen Kindern und alten Weibern wahrgenommen werde; ſondern auch vom Proteſtantismus, der ja nichts weiter ſei, als eine Kritik des Katholizismus, viel weniger innere Triebkraft und ſchöpferiſche Befähigung habe, als dieſer, um einen Fortſchritt der Menſchheit zur Verbrüderung zu erzielen, und allenfalls nur zu dulden ſei, weil ſeine tauſend Sekten ebenſo viel Tore öffneten, durch die man dem Chriſtentum entfliehen könne.*) — Nein, dem Windecker Grafen gebührte kein Dank! Aber mit unausſprechlichem Wohlbehagen ſtellte ſich Florentin die Möglichkeit vor, daß er in irgend einem, für die Windecker recht gefährlichen und recht demütigenden Augenblick als ihr Beſchützer vor ihnen auftreten und ihnen beweiſen könne, welch' edles Herz in einer demokratiſchen Bruſt ſchlage.

So, ohne einen Funken von religiöſer Denk- und Willensrichtung, die gänzlich erloſchen war in dem eiſigen Egoismus ſeines Hochmutes und Ehrgeizes, machte ſich Florentin an die Neugeſtaltung der menſchlichen Verhältniſſe. In erfahrungsloſer Kurzſichtigkeit und ohne richtige Kenntnis des Menſchen und der Geſchichte der Völker brachte er den Mangel an jener Richtung gar nicht in Anſchlag. Er dachte: nur niedergeriſſen! nur tabula rasa gemacht! dann findet ſich der Aufbau von ſelbſt! Aber nur die religiöſe Denk- und Willensrichtung hat Trieb- und Bildkraft, denn nur ſie hat einen Lebensgrund in der Liebe zu Gott und zum Nächſten die verbindend wirkt und aus der ſie ſchöpft. Dieſe übernatürliche Liebe iſt in der Menſchheit, was im einzelnen Menſchen ſeine Seele: ſie hält den ganzen Organismus zuſammen. Ohne ſie — tritt der Tod ein, die Auflöſung, und Totengebein wird zu Staub, wenn nicht, wie in jener Viſion des Propheten Ezechiel, der Geiſt Gottes es neu belebt. Florentin wähnte mit ſozialiſtiſchen Ideen das nämliche leiſten zu können. —

Auf Windeck war freilich mit der Rückkehr der Familie auch etwas von der ſchwülen Stimmung und Spannung der Zeit eingekehrt; aber ſie hatte auch ihr Gegengewicht. Der Graf hegte große Beſorgnis vor der Gefährdung des Beſitzes, der infolge der

---

*) Edgar Quinet.

Gefährdung des hiſtoriſchen Rechtes allerdings ſehr bedroht war, und mit unausſprechlicher Geringſchätzung betrachtete er die Leute, die plötzlich durch die Wogen der Revolution von unten nach oben gebracht, in ihrer Weiſe zu herrſchen und ihre Ordnung einzuführen ſuchten. Die Baronin Iſabelle ſtand Todesangſt aus vor den Forderungen des Landvolkes und den Zuſammenrottungen allerhand Geſindels. Sie hätte ſich ſelbſt und ganz Windeck unſichtbar machen mögen, um nur ja keine ſcheelen Blicke auf dies Ariſtokratenneſt zu lenken. So wie der Graf aus Frankfurt zurückkam, ließ er, wie immer, wenn er anweſend war, über dem Schloß ſeine Fahne aufziehen. Nicht genug, daß dies ſtolze Banner äußerſt ariſtokratiſch da wehte und den Schloßherrn verkündete, ſo waren die Windecker Wappenfarben auch noch zum Unglück die Farben Öſterreichs: ſchwarz und gelb. Wenn es ein mildes Weiß und Blau, oder ein freundliches Rot und Weiß geweſen wäre, das hätte doch nicht ſo finſter, ſo drohend, ſo unheilverkündend ausgeſehen! Mit Tränen flehte ſie ihren Schwager an, dieſe entſetzliche Trauerfahne mit öſterreichiſchen Färbungen bei den gegenwärtigen Verhältniſſen einzuziehen; ſie walle ganz zwecklos über den Zinnen, denn willkommene Gäſte dürfe man in den betrübten Zeitläuften doch nicht erworten, und der Heimſuchung durch unwillkommene wünſche man ja ſehnlichſt zu entgehen. Aber ſtolz wies der Graf dies Geſuch ab mit dem Beſcheid, ſein alter Brauch habe nichts zu lernen von revolutionärer Inſolenz.

Uriel und Oreſt waren beide in öſterreichiſche Kriegsdienſte gegangen. Die ganze Jugend war kampfesdurſtig und bereit, an der allgemeinen Aufregung tätigen Anteil zu nehmen: die einen im revolutionären Sinn, die anderen im konſervativen. Obgleich Öſterreich für den Augenblick vielleicht mehr gefährdet war, als irgend ein anderer Staat, da innere und äußere Feinde zugleich ihn anfielen: ſo ſtand dennoch das alte traditionelle Vertrauen zu ſeiner Lebenskraft, die ſich in den vielfachen Stürmen von mehr als einem halben Jahrtauſend entwickelt und bewährt hatte, in allen denjenigen feſt, welche nicht geſonnen waren, mit der Revolution zu gehen, und ſich ohne Schwertſtreich vor ihr zu beugen. Als man ſah, welche Wendung die Dinge in Deutſchland nahmen, erklärte Uriel gleich:

„Ich gehe nach Öſterreich in den italieniſchen Krieg! Welche Wonne, gegen einen äußeren Feind die Kräfte zu brauchen, die ſich in der Untätigkeit fieberhaft ſteigern, und die zu edel ſind, um ſie gegen deutſche Freiſcharen anzuwenden."

Oreſt verließ ſogleich ſeine Jagden und ſeine Berliner Oper- und Balletfreuden, deren Zauber vor den Barrikaden ſchwand, und eilte nach Windeck, um mit Uriel nach der Lombardei zu gehen. Er hatte an Florentin geſchrieben und ihn nach Windeck beſchieden, um zu hören, was Florentin jetzt beginnen werde. Allein von dieſem kam weder eine Antwort noch er ſelbſt. Oreſt ging nach Würzburg, um ihn zu ſuchen und bei Hyazinth, der dort im geiſtlichen Seminar ſtudierte, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Aber er war fort und niemand wußte, ob nach Wien, ob nach Frankfurt, ob nach Paris oder wohin ſonſt. Während des ganzen Winters hatte Hyazinth ihn ein einziges Mal geſprochen und ihn aufgeregter, bitterer denn je gefunden.

„Alſo einen Revolutionär habe ich unter meinem Dache großgezogen und mit aller Liebe und Sorgfalt einen Baſilisken ausgebrütet,“ ſagte der Graf, als Oreſt mit dieſen Nachrichten zurückkam.

„Wir wollen Gott danken, daß es von vieren — nur einer iſt,“ ſagte Levin.

„Und kein Windecker!“ ſetzte der Graf hinzu.

Levin ruhte mehr denn je am Herzen Gottes. Sein Friede konnte durch den Unfrieden in der Welt nicht getrübt werden. Seine lange Erfahrung zeigte ihm in dem immer wiederkehrenden Ausbruch ſolcher Ungewitter die tiefe Störung im geiſtigen Leben der Menſchheit, die aus ihrem Gleichgewicht gekommen war, weil ſie in ſich dem Niederen die Macht über das Höhere gegeben hatte, und die nun, taumelnd und berauſcht, in Orgien verfiel, welche den einen Untergang, den anderen aber Ernüchterung bringen mußten. Lange Friedenszeiten, die der Entwicklung des materiellen Wohlſtandes günſtig ſind, führen die Menſchheit leicht zur Überſchätzung ihrer Kräfte, ja, zu einer Vergötterung derſelben. Brechen dann große geſchichtliche Kataſtrophen wie Orkane ein, ſo knicken alle die überſchätzten und angebeteten Kräfte zuſammen, zeigen ſich in ihrem Nichts, ja, werden zum Rohr, das zerſplitternd die Hand verwundet, die ſich darauf ſtützt und bringen durch das Bewußtſein tiefer Hilfloſigkeit die Menſchheit zur Beſinnung über die lange verſchmähte Liebe Gottes, die während des Idolendienſtes nicht zur Geltung kam. Dies iſt nun freilich nie die Abſicht derjenigen, welche die Kataſtrophen zum Ausbruch bringen; denn Liebhaber des Kreuzes machen keine Revolution; aber ſo iſt der Gang der Weltgeſchichte! Dem freien Willen des Menſchen iſt aller Spielraum gelaſſen, bis zu einem gewiſſen Punkt, den niemand kennt als Gott allein. Iſt die Sündflut bis zu dem Ararat geſtiegen, ſo ſinken die Waſſer der Trübſal und mancher Noe richtet den Altar auf, um Gott ein Dankopfer darzubringen. Je größer und allgemeiner die Überſchätzung des Niederen und die Mißachtung des Höchſten in der

Welt iſt, um ſo größer müſſen die Kataſtrophen ſein, die aus einer ſolchen Verletzung der göttlichen Ordnung hervorgehen; um ſo lauter muß der Warnungsruf erklingen, der die Berauſchten aus ihren Orgien wecken ſoll. Das alles hatte Levin ſchon in den geſamten Weltereigniſſen und häufiger noch in den Schickſalen einzelner erlebt. Er war daher ganz ruhig und ſuchte auch andere zu beruhigen, namentlich das Landvolk, das durch glänzende Vorſpiegelungen geblendet wurde und auf die Revolution eingehen ſollte. Eine ſo lange, lange Reihe von Jahren hatte Levin hier gelebt, ſeine zärtlichſte Sorgfalt gerade dem gemeinen Manne zugewendet, zwiſchen denen er, wie ſein göttlicher Meiſter, „wohltuend umherging", kannte auf den Windecker Beſitzungen alle Leute, die Alten — als ſeine Zeitgenoſſen und ſo abwärts bis zu den Kindern herab, deren Eltern er ſchon als Kinder gekannt. Da war kaum einer, dem er nicht irgendwie einen Dienſt geleiſtet, einen Gefallen getan, einen Rat erteilt — und da waren ſehr viele, denen er hilfreich die Hand gereicht hatte in mannigfachen Nöten und Drangſalen.

In ruhigen Tagen waren auch alle feſt überzeugt, daß niemand es beſſer mit ihnen meine und bereitwilliger ſei, ihnen mit Rat und Tat zu dienen, als der hochwürdige Herr; aber durch die feindlichen Aufſtachelungen und bösartigen Verdächtigungen, welche die Umſturzpartei überall ausſtreute, um Mißtrauen an die Stelle des Vertrauens zu bringen, kam es denn doch dahin, daß dies Vertrauen ſehr geſchwächt und dadurch Levins Einfluß ſehr geſchmälert wurde. Es wurde den guten Leuten vorgeſtellt, er ſei zu alt, um auf die neuen Zeiten eingehen zu können; er hänge deshalb zu feſt an den Vorurteilen, welche die Welt beherrſchten, halte zu viel auf die Vorrechte einiger und zu wenig auf die Rechte aller — und könne daher für die Gegenwart kein guter Ratgeber ſein. Die Gegenwart habe nichts im Auge, als den Vorteil des Volkes. Es ſei ſchwer, ja kaum möglich, daß einer vom Adel, der noch dazu Prieſter, alſo zwiefach beteiligt ſei, das Volk in Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten, um es materiell und geiſtig zu beherrſchen, ſeine und ſeines Standes Vorrechte fallen laſſe, und ſich aufrichtig mit dem Volk verbrüdere. Es möge ſich alſo nicht blind leiten laſſen von irgend einem Herrn; denn ein ſolcher werde es immer und immer wieder zur Ruhe, Ordnung, Geſetzlichkeit auffordern und ſomit um die Vorteile bringen, die es eben jetzt durch entſchiedene Forderungen ſich erringen müſſe. — Wer iſt taub gegen die Lockungen perſönlicher Vorteile? und wem muß man leichter verzeihen, wenn er es nicht iſt, als dem gemeinen Mann, deſſen mühſeliges Leben ſo arbeits- und ſorgenvoll iſt! Das Licht des Glaubens muß mit voller Klarheit auf ein ſolches Leben fallen, und deſſen Verdienſte in der Vereinigung mit dem verborgenen Leben recht hervorheben, welches der Sohn Gottes in der armen Hütte des geringen Zimmermanns führte, um in ſolchen Verhältniſſen gegen die Vorſpiegelungen von großen rechtmäßigen Vorteilen taub und blind zu machen. Levin empfing ſein volles Maß von Bitterkeit durch die Kälte und das Mißtrauen, die vielfach ſeiner warmen Treue begegneten; aber er ließ ſich nicht erbittern! Lebenslang hatte ja ſein göttlicher Meiſter nichts ſo reichlich mit ihm geteilt, als die Myrrhen. Je heftiger der Zorn des Grafen aufbrauſte, wenn die neu erfundenen „Grundrechte" eine Breſche nach der anderen in der Mauer des hiſtoriſchen Rechtes und einen Raubzug nach dem anderen auf fremdem Gebiet machten, deſto milder wurde Levin, ſo daß der Graf zuweilen auch ihm zürnte und ihm vorwarf, im Bunde mit der Revolution zu ſein. Aber er blieb ruhig bei ſeiner Behauptung:

„Das Volk iſt betört, berauſcht und irregeleitet durch das Geſchrei der falſchen Freiheitspropheten, die ihm goldene Berge der Zukunft vorſchwindeln."

„Aber dieſe Schwindelei bringt uns in Wirklichkeit um Hab und Gut," rief der Graf aufgeregt; „und was viel mehr iſt, bringt uns um unſer uraltes Recht, ja ſogar um unſere Ehre, indem wir gezwungen werden, die Erfindungen der revolutionären Schreier als Geſetze gelten zu laſſen — gezwungen durch offenbare Feindſeligkeit und Aufhetzerei des Volkes gegen uns, ſo daß man eines Tages, man weiß nicht wie! den roten Hahn auf dem Dach hat. Ebenſo gut könnte man einer Räuberbande gehorchen."

„Dahin kommt es mit einer Menſchheit, die aus dem Geleiſe des wohlgeordneten Gehorſams gewichen iſt," ſagte Levin ernſt. „Der Menſchengeiſt hat ſich in jedem Einzelnen von Gott emanzipieren und der ewigen Weisheit den Gehorſam verweigern wollen; dafür wird er jetzt ein durch Furcht vor Gewalttaten verſchüchterter Sklave menſchlicher Verkehrtheit. Der himmliſchen Liebe hat er nicht dienen wollen in edler Freiheit ſeines Willens, ſo gehorche er jetzt, furchtgeknechtet, ſündiger Torheit und Bosheit."

„Welch ein Troſt!" murrte der Graf.

„Ein großer, lieber Damian, denn damit ſchlägt man den Weg der Buße ein. Nimm hin die Trübſal als heilſame Arznei und bringe die geforderten Opfer nicht der Revolution, nicht den ſogenannten Rechten des Volkes, die ſich nicht urplötzlich dekretieren laſſen, ſondern bringe ſie Gott dar, deſſen Hand unſichtbarer Weiſe in dieſer Revolution die Menſchen prüft und wägt, und denjenigen fallen läßt, den er zu leicht befindet." —

Der Graf hatte Frankfurt viel früher verlaſſen, als er es urſprünglich beabſichtigte. Daher war das Gemälde, welches Erneſt von ſeinen Töchtern malte, noch lange nicht vollendet. Der Graf lud Erneſt ein, es auf Windeck fertig zu machen, da auch ihm der Aufenthalt in Frankfurt und überhaupt in jeder Stadt gegenwärtig nicht angenehm ſein könne. Freudig nahm Erneſt die Einladung an. Ihm gefielen die Windecker ſehr gut, für Regina hatte er eine andächtige Zärtlichkeit, und da ſein Aufbruch von einem Ort keine großen Anſtalten erheiſchte, ſo vollendete er noch einige Porträts und begab ſich dann nach Windeck, wo ihm die Baronin ein kleines paſſendes Atelier eingerichtet hatte. Er war allen willkommen. Der Graf, gaſtfrei wie ein echter grand seigneur, hatte gern viele Menſchen unter ſeinem Dach, und freute ſich, wenn ſie ſich behaglich fühlten und ungeniert bewegten. Beläſtigen und ſtören durfte man ihn nicht; dafür ließ er aber auch jeden gewähren. An Erneſts heiterem Sinn fand er großes Gefallen in der trüben Zeit. Die Baronin ſah in jedem männlichen Weſen einen Beſchützer gegen etwaige Attentate. Sie hätte das große Schloß voll Gäſte haben mögen, um aus ihnen gleichſam eine Leibwache ſich zu bilden. Regina und Korona fühlten ſich mit der Sorgloſigkeit der Jugend und dem kindlichen Gottvertrauen der frommen Seelen perſönlich nicht beängſtigt durch die Zeitverhältniſſe. Ja, Regina hätte ſich freuen mögen, weil ſie Uriels Entfernung veranlaßten. Aber was in den öffentlichen Ereigniſſen ſie betrübte, das waren die vielfachen Gottesbeleidigungen, die ſich bei dieſer Auflöſung von Zucht und Ordnung kundgaben, und der bittere Haß gegen die Kirche, welcher der Revolution gleichſam aus allen Poren drang. Das ſah ſie ein: eine ſo furchtbare Mißſtimmung unter den Menſchen, eine ſo klägliche Verwirrung aller Begriffe über Recht und Pflicht mußte ihren eigentlichen Grund und Urſprung in der Zerfallenheit der Menſchen mit Gott haben, woraus dann die Zerfallenheit des Menſchen mit ſich ſelbſt und mit dem Nächſten hervorgeht, und verwirrend und verfinſternd auf alle Verhältniſſe wirkt.

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie einmal traurig und beklommen zu Levin, „ſieh', wie die einen ſo wild fordern und ſo blind niederreißen und mit Gewalt ihr Ziel zu erreichen ſuchen — und wie die andern ſo ungern geben und nachgeben, und dennoch ſo ſchwach ſich verteidigen, als zweifelten ſie an ihrem Recht, der Willkür entgegentreten zu dürfen! Ach, wo iſt da der heilige Geiſt geblieben, der jener Erſtlingsgemeinde der Chriſten zu Jeruſalem „ein Herz und eine Seele“ gab und einen himmliſchen Kommunismus hervorrief!“

„Der heilige Geiſt iſt da, wo er immer iſt,“ ſagte Levin, „im Herzen derer, die ihn auf ſich wirken laſſen, und die man nicht im Tumult der Faktionen und im Zank und Streit der Parteiſucht ſuchen darf. Er wirkt in der Stille und bereitet ſich in der Verborgenheit ſeine Werkzeuge und ſcheidet die guten Elemente in dem großen Schmelztiegel der Gegenwart von den böſen ab, und wie die Saaten gut gedeihen bei Ungewittern, ſo werden auch die Blitze und Donnerwolken der Zeit den Keimen und Pflanzungen nicht ſchaden, die der heilige Geiſt gerade jetzt und ohne daß wir wahrnehmen können, wie — ausſtreut und pflegt. Du aber, Kind, fürchte nicht, daß er, wie ein entthronter König, vor Barrikaden und Freiſcharen aus ſeinem Reich fliehe, und nimmſt du wahr, daß die Weltkinder ihm ihre Herzen verſchließen, ſo lichte und reinige du mehr und mehr das deine, damit er gern bei dir ſeine Einkehr nehme. Dann lebſt du ja in dem himmliſchen Kommunismus des myſtiſchen Leibes Chriſti, den die heilige Kirche darſtellt, und haſt mit allen ihren lebendigen Gliedern, ihren gläubigen Kindern, die ſeelenernährende Gemeinſchaft der heiligen Sakramente und die herzſtärkende Gemeinſchaft des Gebetes.“

„Und dennoch, lieber Onkel,“ ſagte Regina lächelnd, „hab' ich eine große Neigung für den äußeren Kommunismus der erſten Chriſten, der gewiſſermaßen einen natürlichen Ausdruck für ihre übernatürliche Gemeinſchaft war und ein warmes Zeugnis von ihrer Chriſtusliebe ablegte. Die Armen und Geringen, die Verlaſſenen und Elenden nahmen um Chriſti willen teil an Hab und Gut der Reichen und Großen, und die ſchreckliche Kluft wurde ausgefüllt, welche zwiſchen Not und Wohlbehagen beſteht und welche mir wie eine tiefe blutige Wunde am Leibe der Menſchheit vorkommt. Ach, war das nicht ſchön?“

„Wohl war es ſchön!“ entgegnete Levin, „wohl war es ein glänzendes Zeugnis für die Chriſtusliebe, die in den Bekehrten der erſten Jahrhunderte flammte, wenn ſie den Sieg, den das Chriſtentum in ihren Herzen über heidniſche Wertſchätzung des Irdiſchen und über heidniſche Genußſucht davongetragen hat, dadurch feierten, daß ſie freiwillig den Mitteln entſagten, durch die das irdiſche Daſein behaglich gepflegt wird und zu einer verkehrten Geltung kommt — und in die freiwillige Armut eingingen, die um Chriſti willen die Genüſſe der Sinnlichkeit, die Triumphe des Hochmutes verſchmäht. Wunderſchön war es, wenn dieſe ſtolzen Patrizier, dieſe königlich reichen Senatoren, dieſe mächtigen Statthalter, die über weite Provinzen geboten, plötzlich ergriffen von dem wunderbaren Glauben an einen freiwillig leidenden Gott, ſich ihrer Glücksgüter, ihrer Weltherrſchaft ſchämten, weil dieſelben einen ſchneidenden Gegenſatz zu Golgatha bildeten, und ihre Schätze mit ihren armen und bis dahin verachteten Brüdern teilten. Aber das Schöne in dieſem Opfer iſt eben deſſen Freiwilligkeit. Niemand wurde bei den erſten Chriſten gezwungen, es zu bringen. Weder die Apoſtel noch die Armen in der Gemeinde forderten ſo etwas. Chriſtus hatte nur einfach geſagt: „Willſt du vollkommen ſein, ſo verkaufe was du haſt, und gib es den Armen" — und hatte es nur als Rat geſagt, nicht als Gebot. Es war alſo ein himmliſcher Antrieb, aus dem jene Gemeinſchaft hervorging: die Liebe Gottes entzündete edle Herzen zur innigſten Nächſtenliebe. Der Kommunismus kam von oben herab und iſt der ſchlagendſte Gegenſatz zu dem modernen, unchriſtlichen, der durch Zwang und von kommuniſtiſchen Geſetzgebern eingeführt werden ſoll. Übrigens gab es ſchon im zweiten Jahrhundert Häretiker,*) welche neben ihrer Irrlehre auch irrige ſoziale Verhältniſſe und namentlich die allgemeine Gütergemeinſchaft predigten, und bei einigen häretiſchen Sekten des Mittelalters tauchte ſie ebenfalls auf. Es iſt alſo an dieſer Erſcheinung in unſerer Zeit nichts neu, als der Name: Kommunismus. Er gibt ihr einen gewiſſen pedantiſchen Anſtrich, als ſei die Sache im Syſtem verſteinert, bevor ſie ſich im Leben als praktiſch bewährt hat, und ſie gehört auch zu denjenigen Theorien, welche der Unglaube ausbrütet, um das Chriſtentum, wie er wähnt, zu überflügeln."

„Ja" ſagte Erneſt, „der brutale Burſche Kommunismus rächt die Verbannung der himmliſchen Charitas! Wie manche Staaten wähnten ſich in der ſelbſtgefälligen Vorſtellung von ihrer Omnipotenz beeinträchtigt, weil die Charitas reiche, friſche, kräftige Blüten auf dem Boden der Kirche trieb. Die katholiſche Liebe mit ihren unzähligen Anſtalten der Barmherzigkeit nicht unter Verwaltung des Staates zu ſehen, war dieſer krankhaften Sucht nach Regiererei unerträglich. Dieſe Anſtalten wurden eingezogen, zuſammengeſchmolzen, umgeſtaltet, unter ein Heer von Beamten geſtellt, die über jeden Kreuzer eine weitläufige Rechnung, über jedes Stück Brot eine genaue Kontrolle führen mußten und deren Beſoldung einen beträchtlichen Teil der Habe der Armen verſchlang. Nun war man doch ſicher, daß nichts verſchleudert wurde! Nun hatte man doch der Kirche dieſe großen Geldmittel entriſſen, vermöge welcher es ihr ſo leicht wurde, das geringe Volk für ſich zu gewinnen und ungeſcheut Übergriffe in die Rechte des Staates zu machen und ihren Obſkurantismus zu verbreiten

---

*) Epiphanes, ein Gnoſtiker, drang auf Gemeinſchaft der Güter und Frauen.

— während nun hinter den Bollwerken der Bureaukratie der Staat geſchirmt und geſichert für ewige Zeiten war und die Aufklärung ihre Siege feierte! — Alle engen Herzen und beſchränkten Köpfe ſtießen in die Jubelpoſaune über ſolche Maßregeln von Seiten der Regierungen. Aber ſiehe da! die Zuflüſſe ſtockten! vor dem Rauſchen der Schreibfedern in ungeheuren Regiſtern floh die verſchüchterte Charitas, die an den Verkehr mit armen Ordensbrüdern, ſtillen Nönnchen und einfachen Prieſtern gewöhnt war, auf vertrautem Fuß mit ihnen lebte, ſie als Verwalter und Ausſpender der Gaben Gottes kannte und deshalb keine ängſtlich genaue Rechnungsablage von ihnen begehrte. An die Stelle jener ungeheuren freiwilligen Liebesgaben, welche das chriſtliche Europa mit Anſtalten der Barmherzigkeit erfüllten, die im bedürftigen Nächſten Chriſtus den Herrn ſieht und ihn demgemäß behandelt wiſſen will — trat der Staat mit ſeiner Verwaltung, ſeinen Beſoldungen, ſeiner Armentaxe, ſeiner Armenſteuer, ſeinem Geſchäftsgang, und machte die leidenden Glieder Chriſti zu Objekten, für die man faſt ebenſogut zu ſorgen habe, als dafür, daß keine Motten in die Montierungskammern kommen. Dies fühlen die Armen ſehr gut; es mißfällt ihnen ungemein — was ihnen auch nicht zu verdenken iſt — und Dankbarkeit kann durch dieſe Sorte von Wohltätigkeit nicht geweckt werden. Im Gegenteil! vom Staat erwartet jeder vor allem Gerechtigkeit. Nimmt der Staat alſo die Sorge für die Armen in die Hand, ſo möge er doch — folgern die Armen — etwas mehr für ſie tun und ſie nicht ſo kläglich unterſtützen, da es ihm ja doch nie, in ihren Augen, an Mitteln fehlt. In ruhigen Zeiten läßt ſich ihr Murren überhören als bedeutungslos; aber in unruhigen kann ſehr leicht ihr Mißvergnügen benutzt und dem Staat gefährlich werden. Er hat die Charitas unter Vormundſchaft ſeiner Bureaukratie ſtellen wollen — wie es hieß, zum Vorteil der Armen; jetzt tritt der grobe Kommunismus auf und ſucht zu beweiſen, deren wahrer Vorteil beginne mit ihm, und da man jetzt dem Fortſchritt vor allem und in allem huldige und auf des Volkes Wohl zuerſt und zuletzt bedacht ſei: ſo müſſe man nunmehr dem Kommunismus huldigen. Der Staat hat das uralte heilige Recht der Kirche überflügelt zugunſten ſeiner Omnipotenz: der Kommunismus überflügelt dieſe zugunſten der ſeinigen, der durch einen furchtbaren Mechanismus im Geſamtgang des Lebens jede friſche Blüte und jede edle Kraft in demſelben unterdrückt."

„Wie troſtreich," ſagte Levin, „nimmt ſich neben dieſen, ſo ganz aus dem Erdgeiſt hervorgegangenen Beſtrebungen das Walten des heiligen Geiſtes in der Kirche aus, der nichts untergehen läßt, was zum Leben in ewiger Wahrheit berechtigt iſt. Ein echter Ableger chriſtlicher Gütergemeinſchaft wächſt fort und fort durch die Jahrhunderte und beweiſt, daß es, wie in den erſten Tagen des Chriſtentums, ſo auch in der Gegenwart, Seelen gibt, welchen es ein heiliges und durch die Chriſtusliebe gerechtfertigtes Bedürfnis iſt, in jener zu leben. Der Ordensſtand bringt die Gütergemeinſchaft mit ſich.“

„Eigentlich die Armutsgemeinſchaft,“ ſagte Erneſt.

„Allerdings — und das iſt denn freilich etwas ſo ſchönes, daß ſich der natürliche Menſch nicht zu dieſer Höhe zu erheben vermag. Der natürliche Kommunismus ſchreit von unten nach oben: Ihr Reichen, wir ſind eure Brüder, wir wollen mit euch von dem euren genießen und ſchwelgen! — Der übernatürliche ſpricht von oben herab: Ihr Armen, meine Brüder in Chriſtus, ich will mit euch arm ſein.“

„O Gott!“ rief Erneſt, „wenn das nur von oben herab geſagt würde! Das iſt das Elend in unſerer Zeit, daß die Glaubenskälte, wie ein Gletſcher, von den Höhen in die Täler hinabwächſt! Damit ſtand es ſonſt anders! Da hatte das Volk wirklich ſtrahlende, erwärmende Bilder heiliger Liebe und frommen Glaubens vor Augen. Da ſah es einen König Ludwig von Frankreich täglich in ſeinem Palaſt eine Anzahl Armer nicht bloß ſpeiſen, ſondern bei der Mahlzeit bedienen; einen König Stephan von Ungarn, nicht zufrieden mit dieſem Akt der Demut, die Armen in ihren Hütten aufſuchen — oft zur Nachtzeit, weil ſein Tag übervoll an Geſchäften war — und ihnen milde Gaben bringen; eine Iſabelle von Portugal die Ausſätzigen waſchen und kleiden; eine Eliſabeth von Thüringen im Spital die Kranken pflegen. Da ſah es Kaiſerstöchter und Königswitwen herabſteigen von ihren goldenen Stühlen und in die ſtrengen Orden der heiligen Klara, der heiligen Thereſia eintreten, deren Mitglieder armſeliger leben, als die Allerärmſten, elend gekleidet, dürftig genährt, Leib und Leben in frommer Buße und heiliger Andacht verzehren. Das Volk liebt alle armen Orden. Es iſt ihm ein Troſt, daß andere freiwillig jene Entbehrungen übernehmen, die es oft nur widerwillig ſelbſt erträgt. Es wird unwillkürlich zu dem Gedanken hingedrängt, ohne Glücksgüter und ohne Lebensgenüſſe auf Erden zu wandeln, müſſe doch nicht ſo ganz unerträglich ſein, da ja dieſe alle darauf verzichten. Es lernt ahnen, daß es eine Liebe gebe, welche mächtiger und ſüßer ſei, als alle Lieben der Welt; die Liebe zum Leiden, in der Nachfolge des dornengekrönten, geißelzerriſſenen, nägeldurchwundeten, gekreuzigten Gottes. Gewahrt es nun, daß dieſe Liebe in den Großen der Erde mächtig genug iſt, um ſie in ein freudiges Schlacht und Brandopfer der vollkommenen Entſagung zu verwandeln: ſo faßt es umſomehr Vertrauen zu ſolchen ſtarken, zärtlichen, kreuztragenden Seelen, als die irdiſche Höhe, von der ſie herabgeſtiegen, blendender iſt. Ein Fürſtenkind bei den Karmeliteſſen oder Klariſſen verſöhnt tauſend Arme mit den Nöten ihres Daſeins, denn ſie ſehen, daß die irdiſche Größe ſich gläubig und liebend in ein Daſein voll tauſend Nöten verſenkt. Es iſt eine wunderſame und gar nicht genug geſchätzte Gnade, welch ein Segen auf dem guten Beiſpiel eines frommen Glaubens von oben herab liegt; es wirkt heilſam in die weiteſten Kreiſe! O wenn doch recht bald nach alter Sitte aus jedem katholiſchen Fürſtenhauſe zwei oder drei Töchter in ein Kloſter ſtrengen Ordens treten wollten! An dieſe zwei bis drei Prinzeſſinnen — fuhr Erneſt zu Regina gewendet fort — würden ſich dann zwei bis drei Dutzend hochadelige Fräulein anſchließen und dieſe wiederum zwei- bis dreihundert Jungfrauen bürgerlichen Standes“ . . . —

„Halt, halt! Herrn Erneſt, Sie entvölkern die Welt!“ rief die Baronin ängſtlich.

„Ja, von Proletariern, gnädige Frau,“ entgegnete er gelaſſen; „und das wäre in der Tat äußerſt wünſchenswert, denn es gibt auch ein fürſtliches und adeliges Proletariat, ſeitdem man ſich in dieſen Regionen nicht mehr dem geiſtlichen und dem Ordensſtande widmet.“

„Man nennt das aber nicht ſo!“ bemerkte ſie mit leiſem Vorwurfe im Tone.

„Ach, gnädige Baronin,“ rief Erneſt, und ſah ſie freundlich mit ſeinem treuherzigen klugen Auge an; „mir ſteckt der unverbeſſerliche Bauernbube im Blut, ſo alt ich auch bin, und Sie werden immer große Verdienſte ſich zu ſammeln haben durch Ihre Nachſicht mit mir. Aber hier darf ich doch wahrlich ohne Scheu von jenem Proletariat ſprechen, das — man möge es ſo nennen oder nicht — leider in der Welt iſt; denn die Windecker ſind davon unberührt. Hier haben wir den hochwürdigen Herrn, und Graf Hyazinth tritt in deſſen Fußtapfen ein.“

„Ja, die Liebe zum Leiden!“ ſagte Levin ſinnend. „Dieſe himmliſche Blüte entſproßt dem Baum des Glaubens nur, wenn er in voller Kraft ſteht! Nur da, wo er ganz tiefe Wurzeln in das Erdreich des Menſchenherzens hineintreibt, wachſen ſeine Äſte ſo ſtark und ſo hoch hinauf, daß ſie ſich von den irdiſchen Stürmen nicht mehr erſchüttern laſſen; und nur in dieſer ſtillen Höhe entfaltet ſich des Chriſtentums myſtiſche Paſſionsblume, die zeitweiſe in früheren Jahrhunderten zu ſo prachtvoller Entwicklung kam: die Liebe zum Leiden.“

„Die iſt allerdings heutzutage nicht Mode," ſagte Erneſt; „im Gegenteil! Jedermann hat eine entſchiedene Liebe zum Nichtleiden in einem ſolchen Grade, daß man ſich gar keine Mühe mehr gibt, dieſe übermacht des Erdgeiſtes in der eigenen Bruſt zu bekämpfen. Und das iſt ſehr erklärlich! Man muß anbetend vor dem Kreuze knien, um es liebend mit all ſeiner Herbe umfaſſen zu können. Aber wovor kniet die Welt? Ein Teil, der pantheiſtiſche, vor dem Gott, der ſich im All offenbart und deſſen Offenbarung nirgends herrlicher zu Tage kommt, als in dem Individuum A. oder Z. Da beten denn Z. oder A. ſich ſelbſt an und beanſpruchen für dieſe Gottheit in ihrer Bruſt die Glückſeligkeitsfülle, die der Allmacht eigen iſt. Ja, ja, Gräfin Regina, ſehen Sie mich nur an mit Ihren Augen voll ſeraphiſchem Erſtaunen! ich fable nicht! ſolcher Wahnwitz exiſtiert nicht bloß in den wilden Phantaſien hindoſtaniſcher Religionsſyſtem, die ihn erfanden, ſondern auch in Köpfen, die von chriſtlichem Taufwaſſer berührt ſind — und er heißt Pantheismus. Es werden freilich viele ſchöne Phraſen und Floskeln drum und dran gehängt, um zu blenden und zu betäuben; aber die laſſe ich beiſeite und gebe Ihnen „des Pudels Kern" — um mit Doktor Fauſt zu ſprechen."

„Alſo das ſind die Pantheiſten," ſagte Regina. „Nun und was betet die übrige Welt an, die nicht pantheiſtiſch geſinnt iſt, aber auch vom Kreuze nichts wiſſen mag?"

„Fetiſche, Gräfin Regina! — Der Fetiſch iſt, wie bekannt, jedes beliebige Ding oder Unding. Die alten Ägypter beteten unter anderen, nebſt Krokodil und Katze, auch die Zwiebel an, weil ſie gern dieſelbe ſpeiſten. Wenden Sie das auf die Welt an! Der größte Fetiſchdienſt wird aber unſtreitig mit Papierſchnitzeln getrieben."

„Da muß ich auch zuhören!" rief Korona, und legte ihren Bleiſtift nieder, mit dem ſie bis dahin fleißig gezeichnet hatte. „Das iſt ja über alle Maßen merkwürdig! — Alſo, Herr Erneſt, Papierſchnitzel!"

„Ja, Komteßchen, mit Zahlen bedruckte. Steht Eins darauf, ſo iſt die Anbetung gering! Zehn — zehnmal höher! Hundert — hundertmal höher! Tauſend — nun dann iſt ſie enorm! Ein Päckchen ſolcher mit der Zahl Tauſend bedruckter Papierſchnitzel — ja, wenn das da drüben zu Engelberg auf der Stelle läge, wo die heilige Mutter Gottes ſteht — und es hieße: Derjenige bekommt es, der zuerſt auf Händen und Füßen den Berg erklimmt — o mein liebes Komteßchen, welch' eine Jagd würden wir erleben! Kein Glatteis, kein Regen, kein Schnee, keine dreißig Grad Hitze — nichts hielte dieſe Adoranten zurück, ſich auf allen Vieren an die Eroberung ihres gebenedeiten Fetiſches zu machen.

Kniend die Wallfahrtstreppe zu erſteigen, andächtig dabei den Roſenkranz zu beten und ſich in dieſer kindlichen Weiſe vor dem göttlichen Kindlein Jeſu zu demütigen: das iſt in den Augen dieſer Fetiſchdiener der höchſte Grad des Lächerlichen und Törichten. Aber eine Promenade auf allen Vieren wäre höchſt weiſe, reſpektabel und durchaus notwendig, wenn es ſich um jene Papierſchnitzel handelte; denn das ſind Bankzettel, die Geldeswert haben — oder haben ſollen."

„Bankzettel!" ſagte Korona im Tone getäuſchter Erwartung. „Ich dachte Wunder, was das ſein würde!"

„Sie ſind gar nicht auf der Höhe des Jahrhunderts, wenn das Wort Sie nicht elektriſiert zu brennendem Verlangen. Ja, Bankzettel ſind die Idole der Welt, denn ſie verhelfen zum Genuß ihrer Herrlichkeit und darin beſteht, nach vorherrſchender Meinung, das Glück und die Würde des Menſchengeſchlechtes."

„O," rief Regina, „wie notwendig iſt es, daß gegen dieſen niedrigen Zug, der durch die Menſchheit geht und ſie entadelt, ein energiſcher Proteſt eingelegt werde und ein Zug nach dem himmliſchen mit Entſchiedenheit ſich kund gebe! Je mehr die einen nach den Freuden der Erde ſchreien und rennen, deſto mehr müſſen die anderen ihre Verachtung dieſer Nichtigkeiten an den Tag legen und nach übernatürlichen Gütern ſeufzen und ſtreben."

„Dieſen himmliſchen und ganz unausrottbaren Zug in der Menſchheit, der durch ihre dunkelſten Epochen wie Sternenlicht ſchimmert, vertritt eben der Ordensſtand," ſagte Levin. „Sein Daſein iſt der energiſche Proteſt einer Menſchheit, die nach dem Bilde Gottes ſich geſchaffen und für ein ewiges Leben beſtimmt weiß; die ſich als verbannt aus dem Paradieſe fühlt und ſich dahin zurückſehnt; die, von geheiligter Willenskraft bewogen, eben ſo entſchieden erlaubtem Erdenglück entſagt, wodurch ſie, — wie Atalante durch die goldenen Äpfel — in ihrem Lauf gehemmt werden könnte, als man ſich auf der anderen Seite, von brutalen Leidenſchaften blind getrieben, gierig im Unerlaubten ergeht. Der Ordensſtand iſt der entſchieden und in beſtimmteſter, gleichſam handgreiflicher Form ausgeprägte Proteſt der Kinder Gottes gegen das Gebaren der Kinder Belials. Daher der unausſprechliche Grimm dieſer gegen jene! ſie fühlen ſich gleichſam bei Leibesleben ſchon verdammt durch die lichte Richtung, welche ihre finſtere doppelt dunkel erſcheinen läßt. Haben ſie die Oberhand in den Angelegenheiten der Welt, ſo iſt es regelmäßig ihre erſte Großtat, daß Klöſter aufgehoben und Ordensleute verjagt werden. Dies ſage nicht ich, dies ſagt ſeit mehr als dreihundert Jahren die Geſchichte. Jede Verbindung in der menſchlichen Geſellſchaft, welche irgend einem Zweige des Baalsdienſtes huldigt, darf beſtehen. Verbinden ſich aber einige Männer oder Frauen, um gemeinſam dem göttlichen Heiland durch Gebet und Liebeswerke zu dienen, ſo wird irgend ein beliebiges Zetergeſchrei ſo hartnäckig und ſo betäubend von ihren Widerſachern angeſtimmt, als führten ſie den Untergang der Welt herbei. Fahndet man aber auf die Singvögel wie auf Habicht und Geier, ſo wird der Wald ſtumm und öde und der liebliche Geſang verhallt, der dem Wandersmann das Herz friſch und fröhlich machte und ihn zuweilen veranlaßte einzuſtimmen in die friedlichen Hymnen. So ſind denn auch wir gar arm jetzt an Klöſtern und daher auch bitterarm an Gebet. Das Kloſter iſt ſo recht deſſen Heimat. In der Welt bereiten ihm wohl auch fromme Seelen eine Stätte, allein es iſt dort eine Ausnahme, im Kloſter iſt es die Regel. Dem Gebetsleben ſich widmen: das war in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten der bezeichnende Ausdruck für das klöſterliche Leben; er zeigte an, daß jede Arbeit, jede Beſchäftigung, jedes Werk, jede Handlung durch das Gebet in der Vereinigung mit der Anbetung der Engel geſchehen ſollte. Das gemeinſchaftliche Chorgebet, das durch Tage und Nächte zu feſtgeſetzter Stunde anhub — die andächtige ſtille Betrachtung der heiligen Geheimniſſe des Glaubens — die Anbetung des Sanktiſſimums, worin ſich ununterbrochen, Stunde um Stunde, in gewiſſen Klöſtern die Ordensleute abwechſelten — das höhere, beſchauliche Gebet, das ſich verſenkt in das Leben, Leiden und Sterben des Gottesſohnes — das alles iſt mit den Klöſtern verſchwunden. Dazu hat in der Welt niemand Zeit, niemand Luſt, auch niemand Anleitung. Die Weltgeiſtlichkeit iſt in viel zu geringer Zahl, um ſogar den notwendigſten Anforderungen der Seelſorge zu genügen; wie ſollte ſie höhere Bedürfniſſe des Seelenlebens pflegen können! Je mehr ſie ſich notgedrungen vielfachem Verkehr mit der Welt und deren Geſinnungen und Verhältniſſen hingeben muß — deſto heilſamer wär' es auch ihr, wenn ſie die weltfremde Richtung des Ordenslebens vor Augen hätte und zu heiligem Wetteifer angeſpornt würde.“

„Es gab auch viele Mißbräuche in den Klöſtern, viel Trägheit, Schwelgerei und Müßiggang,“ bemerkte die Baronin, um Regina herabzuſtimmen, deren leuchtende Augen immer heller leuchteten, je länger der Onkel ſprach. „Die Zahl der Klöſter war zu groß, als daß der Beruf ſie hätte bevölkern können; ſie wurden ein Exil, wohin Eltern unliebſame Kinder ſchickten, oder ein Zufluchtsort für Taugenichtſe, die dort ihr Behagen fanden.“

„Das mag alles ſtattgefunden und der liebe Gott den Kloſterſturm deshalb zugelaſſen haben,“ entgegnete Levin. „Wir wiſſen ja ſämtlich, daß der Menſch alles Gute mißbrauchen und jede Gnade in ihr Gegenteil verwandeln kann. Läßt er ſich von Selbſtſucht und Eigenliebe beſtimmen und leiten, ſo iſt er inner- wie außerhalb der Kloſtermauern ein Kind Belials. Überdies hat das Kloſter, als ſolches, kein Privilegium, wodurch es hermetiſch gegen die allgemein menſchliche Schwäche verſchloſſen wäre. Jeder Bewohner desſelben bringt ſein Stückchen Schwachheit mit und der Reichtum einiger Klöſter iſt ihnen zum Verderben geworden."

„Nun," ſagte Erneſt, „dieſen Stein des Anſtoßes hat man ja mit zarter väterlicher Sorgfalt faſt überall hinweg geräumt."

„Wir wollen auch nicht darüber klagen," entgegnete Levin. „Arm ſein iſt für alle Menſchen ohne Ausnahme beſſer, als reich ſein, weil die Armut auf Sinnlichkeit und Hochmut drückt, Reichtum ſie nährt. Wer ſich der Nachfolge Chriſti widmet, freut ſich der Armut und nennt ſie, wie St. Franziskus Seraphicus, ſeine geliebte Braut. Daß wir keine gefürſteten Äbte und Äbtiſſinnen haben, wollen wir verſchmerzen — ohne doch das Recht anzuerkennen, welches ſie von ihren Stühlen warf. Aber daß man die Engherzigkeit und Kurzſicht ſo weit treibt, um dem lieben Gott zu mißgönnen, daß ihm einige ſtille Seelen in demütiger Zurückgezogenheit, durch geiſtliche und leibliche Werke der Barmherzigkeit dienen — das iſt wohl ſehr ſchmerzlich. Nie gab es mehr Leid hienieden, als in unſerer Zeit, weil ſeit achtzehnhundert Jahren noch nie die Begier nach Genüſſen und Freuden und Wohlleben ſo allgemein verbreitet, ſo raſend geſteigert war, und weil ſie noch nie einen ſolchen Schein von Zugänglichkeit für alle und jeden hatten, als eben jetzt vermöge der vielfach geſteigerten Mittel der Bildung, der Spekulation, der Tätigkeit, der Verbindung für kommerzielle Zwecke. Da wähnen denn alle und jeder, ſie müßten ihren Sitz haben bei dem Feſtgelage des Lebens und ſind mißvergnügt, wenn ſie ihn nicht einnehmen. Dieſe maſſenweiſe getäuſchten Erwartungen der Eitelkeit, des Dünkels, der Hoffart, der Lüſternheit machen die Menſchen unſäglich elend, und ſie wird nicht eher zu ihrem Frieden kommen, als bis ſie das gefunden hat, was keine Revolution, wohl aber die Religion ihr geben kann: Liebe zum Leiden. Daß eine ſolche Liebe exiſtiere, würde ſie gewahr werden durch die armen Klöſter, und wenn durch deren Beiſpiel, Anregung und Gebet auch nur hundert Herzen vom Dienſte des Baal abgelöſt würden — oder fünfzig, oder nur zehn — welch ein Gewinn für die Ewigkeit!"

„Wie würden die aber als Reaktionäre verſchrien werden!" rief Erneſt lächelnd.

„Gerade ſo wie in der franzöſiſchen Revolution des vorigen Jahrhunderts diejenigen als Ariſtokraten verſchrien wurden, die ſich nicht wollten guillotinieren laſſen. Sie waren Reaktionäre gegen die Guillotine, die das letzte Mittel aller Vergewaltigung durch Revolution iſt."

„Es iſt in der Tat kein übles Monopol, welches ſich die revolutionäre Partei vindiziert, daß nur ihr Tun und Treiben als berechtigte Bewegung und Handlung gelten ſoll," ſagte Erneſt. „Jede andere Bewegung empfängt das Stigma „Reaktion"! was die Bedeutung von Hochverrat gegen die Majeſtät dieſer Partei haben ſoll, und was die gedankenloſe und verſchüchterte Menge ihr nachlallt. übrigens gefällt es mir, daß die Demokraten ſich ſomit als Aktionäre der Revolution bezeichnen; nämlich als ſolche, die auf dieſelbe zum Vorteil ihrer Aufgeblaſenheit ſpekulieren."

„Mir iſt das Wort „ultramontan" noch widerwärtiger!" ſeufzte die Baronin.

„Es iſt auch — wo möglich — noch hämiſcher," ſagte Levin. „Jeder Katholik, der ſchlecht und recht ſeinen Katechismus glaubt und demgemäß ſpricht und handelt, ſoll ein „Ultramontaner" ſein. Dies Wort, das nur einen geographiſchen Sinn hat, wird von der Revolutionspartei angewendet, um jemand zu bezeichnen, der Verrat am Vaterlande durch ſein Glaubensbekenntnis begehen, während der „Reaktionär" dieſen Verrat durch politiſche Inſtitutionen treiben ſoll. Der Ultramontane iſt ſelbſtverſtändlich immer reaktionär; aber der Reaktionär — und wenn er der ſtrengſte Kalviner oder Altlutheraner wäre — muß es ſich auch gefallen laſſen, „ultramontaner Tendenzen" beſchuldigt zu werden, ſei ſein Abſcheu vor der römiſch-katholiſchen Kirche auch noch ſo heftig."

„Wir Windecker," ſagte Korona, „ſind alle ultramontan und reaktionär; bei Onkel Levin angefangen und bei mir geendet."

„Das wolle Gott!" ſagte Levin.

„Iſt das ſchwer, lieber Onkel?" fragte ſie.

„Die Revolution zu haſſen und zu bekämpfen iſt für jemand, der Herz und Ehrgefühl hat, nicht ſchwer; allein der äußere Krieg gegen das Reich der alten Schlange genügt nicht; er muß auch innerlich gegen die Revolten der Selbſtſucht geführt werden — und das iſt ſchwer; das iſt die ächte, wahre, heilige Reaktion gegen das Böſe, die das Fundament jeder anderen ſein müßte. Und ultramontan biſt du noch nicht, weil du deinen Katechismus auswendig weißt. O nein! Nur wer ein in Glauben und Werken lebendiges Glied iſt des myſtiſchen Leibes Chriſti, der ſein ſichtbares Haupt zu Rom im Stellvertreter Gottes, dem heiligen Vater, hat — und wer ſich beſtrebt zu leben, wie es ſich ziemt für ein Kind des Reiches Gottes: der nur darf ſich die Benennung ultramontan als einen Ehrennamen ausbitten. Dazu aber brauchen wir recht ſehr den Gnadenbeiſtand Gottes."

Korona küßte errötend des Onkels Hand und geſtand ſich heimlich, daß ein ſolcher Ultramontanismus ſeine Schwierigkeiten habe. Levin ſchlug einen Spaziergang vor. Der Graf war nach der Beſitzung gefahren, wo früher Gratian gelebt hatte; man wollte ihm entgegen gehen. Die Sonne ſtand ſchon zum Untergang, aber die Hitze war den Tag über ſo drückend geweſen, daß man ſich nicht im Freien hatte aufhalten können und daß man ſich gegen die Einwendung der Baronin, welche nicht für Spaziergänge auf der Landſtraße in der Dämmerung war, einſtimmig ausſprach. Sie ging nicht mit; Levin, Erneſt, Regina und Korona machten ſich auf den Weg und freuten ſich des lieblichen Abends, der ſich recht wie eine Gabe Gottes, mit ſeinem heiteren Frieden und ſtillen Segen über die Welt legte und all' deren Aufregungen und Leidenſchaften für ein paar Stunden zur nächtlichen Ruhe brachte. Dann ſchlafen ſie alle, die armen Menſchen! dann ſind ſie alle hilflos, gebunden, ſtill, auf gleicher Stufe, in gleicher Unfähigkeit, ohnmächtig hingeſunken in die Hand Gottes, die ihnen die Erquickung des Schlafes ſpendet und ſie dann erweckt für einen neuen Tag, der ihnen neue Gnaden bringt und in den ſie ihren Unfrieden, ihren Haß, ihre Unruhe, ihren Hader bringen.

Aber dieſe friedvollen Seelen dachten an keinen Hader! Erneſt mußte erzählen von ſeinen Reiſen, von ſeinem Aufenthalt in fremden Ländern, von der wilden Schönheit des Hochgebirges und den zauberiſchen Reizen der ſüdlichen Natur. Regina wollte wiſſen, ob wohl ein Punkt auf der Erde ſo ſchön ſei, daß man darüber die Sehnſucht nach dem Himmel vergeſſen könne. Korona verſicherte, ſie faſſe nicht, daß es irgendwo ſchöner ſein könne als gerade hier um das liebe Windeck herum, hier — wo man Waſſer und Berge, Fluren und Wälder beiſammen habe.

„Waſſer und Berge ſchön und gar freundlich gemiſcht," entgegnete Erneſt. „Indeſſen muß ich doch bekennen, Komteßchen, daß mir die mit Kaktus, Aloe und Myrthen umſäumten Felſenküſten der leuchtenden Meere des Südens — und die Granit- und Gletſcherpyramiden des Hochgebirges mit ihren pyrenäiſchen Tälern und ihren Schweizerſeen — großartiger, mannigfaltiger und maleriſcher erſcheinen, als der kleine Main und als die Ausläufer des Odenwaldes hüben und des Speſſarts drüben. Im ganzen genommen haben Sie aber gar nicht unrecht! die Elemente der Naturſchönheit ſind überall dieſelben, und das, was ſie erſt recht ſchön macht, die wundervolle Weisheit und Allmacht des Schöpfers, ſtrahlt auch überall aus ihnen hervor."

„So bin ich denn ganz gerechtfertigt in meiner Vorliebe für mein Windeck!" ſagte Korona. „Ich weiß nun, daß es gewiſſermaßen alle Schönheit in ſich faßt." —

Sie ging vor den übrigen her und zwar rückwärts nach Kinderart, um alle anſehen zu können, mit denen ſie ſprach. Plötzlich ſtieß ſie einen kurzen Schrei aus, denn ſie ſah einen Stein von der Seite durch die Luft fliegen, und in demſelben Augenblick ſank Levin mit dem dumpfen Seufzer Jeſus Maria! zu Boden. Sie hielten ihn für tot und knieten mit grenzenloſem Schmerz und Entſetzen neben ihm nieder. Der Stein hatte ihn dicht über der Schläfe verletzt und hätte leicht die gefährliche Stelle treffen können, da er, nach ſeiner Gewohnheit, den Hut abgenommen hatte und in der Hand trug. Das Blut ſtrömte aus der Wunde. Regina ſuchte es mit Taſchentüchern zu ſtillen, Korona unterſtützte das Haupt des lieben Onkels Levin; beide verſchmolzen in Tränen. Erneſt hatte auch Tränen in den Augen. Er hätte gern nach dem Frevler umhergeſpürt, aber er konnte die jungen Mädchen nicht verlaſſen und es dämmerte ſtark.

„Was fangen wir an?“ wehklagte Korona.

„Wir warten auf den Vater, der ja bald kommen muß,“ ſagte Regina, „da er nie die Teeſtunde verſäumt und es nicht weit von neun Uhr ſein kann.“

Da ſchlug Levin die Augen auf und ſagte:

„Ach, es iſt nichts, liebe Kinder! Wir wollen Tücher um den Kopf binden und heimgehen.“

Er ſtand auf. Indem ließ ſich das dumpfe Rollen hören, das auf einer Chauſſee die Ankunft eines Wagens ſchon in großer Entfernung anzeigt.

„Gott Dank! da kommt der Graf!“ rief Erneſt. „Nun werd' ich ausſchauen, wer dieſe Untat verübt hat.“

„Nicht doch, Herr Erneſt,“ ſagte Levin, „das war ein Zufall! ſeien Sie ganz ruhig!“

„Ja, ein Zufall — der nur „Ultramontane“ trifft!“ rief Erneſt empört.

„Genug, es bleibt bei dem Zufall!“ entgegnete Levin.

Der Wagen kam näher. Erneſt eilte ihm entgegen und erkannte bald mit unbeſchreiblicher Freude die offene Kaleſche des Grafen. Er winkte dem Kutſcher Halt zu und des Grafen Erſtaunen über Erneſts unerwartete Erſcheinung ging in zornige Beſtürzung über, als er die ruchloſe Tat erfuhr. Die Kaleſche mußte die ganze Geſellſchaft aufnehmen, und langſam, jede Erſchütterung vermeidend, fuhr der Kutſcher heim.

Im Schloßhof empfing ſie neue Beſtürzung. Es war eben eine Staffette aus Stamberg mit einem Brief an den Grafen angelangt, ſchwerlich eine gute Nachricht bringend. Die Spannung der Baronin und der Dienerſchaft löſte ſich in Jammern auf, als man den verwundeten Onkel Levin und Regina und

Korona in blutbefleckten Kleidern ſah. Die arme Baronin war ganz faſſungslos. Erneſt mußte ihr zwei- dreimal das Attentat erzählen, bis ſie es verſtand. Es wurden inzwiſchen Eisumſchläge über die Wunde gemacht und Arzt und Wundarzt herbeigeholt. Regina beſorgte alles mit Ruhe und Pünktlichkeit und ließ es ſich nicht nehmen, die Nacht bei dem lieben Kranken zu wachen, der fortwährend verſicherte, die Wunde ſei unbedeutend, obſchon der ſtarke Blutverluſt und der brennende Schmerz ihn ſehr abmatteten. Die Staffette hatte einige Zeilen von Baron Stamberg gebracht: ein Schlaganfall bedrohte das Leben der Baronin, doch war ſie bei Beſinnung und ihr Zuſtand noch nicht ganz hoffnungslos. Die vielfachen Gemütsbewegungen der letzten Zeit erſchütterten ihr Nervenſyſtem aufs heftigſte. Als eine Erkältung dazu kam, trat der Anfall ein. Der Graf machte ſich reiſefertig. Er wollte nur abwarten, wie der Kranke die Nacht hinbringe und den Ausſpruch des Arztes — und dann in der Morgenfrühe aufbrechen. Er ſagte zu Erneſt, der bei dem Verwundeten ab und zu ging und die Eisumſchläge bereiten half:

„Welch eine Beruhigung für mich, daß Sie in dieſem Augenblick hier ſind, wo ich meine Töchter auf zwei bis drei Tage verlaſſen muß! Ich würde ſie am liebſten mitnehmen, aber Regina trennt ſich nicht von dem Krankenbett des guten Onkels.“

„Darf ich fragen, Herr Graf, weshalb Sie plötzlich ſo beſorgt ſind?“

„Man ſagte mir in Jochhauſen, es hätten ſich dort geſindelhafte Figuren mit großen Bärten und Schlapphüten gezeigt. Das Attentat auf den Onkel beglaubigt ihre Nähe. Daß ich ein Reaktionär bin, verſteht ſich von ſelbſt — und was ein ſolcher zu erwarten hat, auch wenn er ſich fern von jeder politiſchen Demonſtration hält, haben wir geſehen bei der Brandſtiftung des Schloſſes Waldenburg in Sachſen. Auf dergleichen muß unſereiner jetzt gefaßt ſein.“

„Gott verhüt' es! kommen Sie nur recht bald wieder!“

„Mir brennt der Boden unter den Füßen, um fortzuziehen und heimzukehren, das glauben Sie mir! Aber ich muß meine arme Mutter noch einmal ſehen. Als ich ſie im Winter von Frankfurt aus beſuchte, merkte man ihr nicht im entfernteſten ihre ſiebenundſechzig Jahre an — und jetzt! ja, ſolche Zeiten machen die kräftigſten Menſchen kaput, weil man ſo tatlos daſitzen und von dieſer Legion von Schwätzern ſich tyranniſieren laſſen muß. Hätte ich nicht die beiden Kinder, ſo ginge ich zu meinen Buben nach der Lombardei, wo man doch im Kampfe mit Ehren leben kann!“

Der Arzt traf in Begleitung eines Wundarztes ein und beide erklärten die Verwundung für ſchwer, aber nicht für gefährlich, vorausgeſetzt, daß ſich das Wundfieber nicht ſteigere; deshalb müſſe die äußerſte Ruhe und Stille den Kranken umgeben. Sie legten ihm einen regelrechten Verband an, lobten die Eisumſchläge und empfahlen ſich. Levin ſagte lächelnd:

„Nun habt ihr es von den Sachkundigen gehört: es hat gar nichts zu bedeuten. Eine Dornenwunde iſt es vom Dornenkranz unſeres Heilandes.“

„Das glaub' ich auch,“ entgegnete Erneſt gerührt.

Der Graf teilte nun die Erkrankung ſeiner Mutter dem Onkel mit, nahm Abſchied von allen, verſprach möglichſt ſchnelle Heimkehr und reiſte ab. Kaum war er fort, ſo ließ die Baronin Iſabelle in aller Stille das Banner einziehen. Als es von den Zinnen ſank, fiel ihr ein Stein vom Herzen. Der Tag verſtrich wie jeder andere und mit Levins Befinden ging es gut. Regina ſaß mit ihrer Arbeit in ſeinem Vorzimmer, während er ſtill im Schlafzimmer ruhte. Zu beſtimmten Stunden gab ſie ihm Arznei oder einen kühlenden Trank und in der Zwiſchenzeit ſtand ſie zuweilen auf, ging auf den Fußſpitzen zur Türe des Schlafzimmers, ſchaute hinein und nickt zärtlich dem lieben Onkel Levin zu. Die Baronin, Korona und Erneſt kamen und gingen; zuweilen auch Brigitte, Reginas Kammermädchen.

Es war gegen Abend, als dieſe geiſterbleich und bebend eintrat und mit gebrochener Stimme flüſterte:

„Unſere Leute, die von draußen kommen, ſagen, es ſei eine Rotte im Anmarſch, welche den Herrn Grafen um ſeine Gewehre bitten wolle. O liebſter Heiland, was wird das für eine Bitte ſein!“

Leiſe öffnete Erneſt die Türe des Vorzimmers und winkte Regina zu kommen. Sie ſagte zu Brigitte:

„Bleiben Sie ruhig hier und fürchten Sie ſich nicht. Wir ſind ja alle ſicher in Gottes Hand. Ich will ſelbſt mit unſeren Leuten reden.“

Brigitte ſank zitternd in einen Seſſel und ſah im Geiſte ſchon eine Mordbrennerbande vor das Schloß rücken. Regina ging hinaus und fragte Erneſt:

„Was iſt denn Wahres an dieſer Geſchichte?“

„Ein Reitknecht, der Pferde friſch beſchlagen ließ, begegnete auf dem Heimritt von der Schmiede zwei Männern, die ihn fragten, wieviel Gewehre der Windecker Graf wohl in ſeiner Gewehrkammer habe. Der Reitknecht gab zur Antwort, das wiſſe er nicht, und ritt von dannen. Er und die übrigen Leute ſagen aber, es munkele ſchon ſeit ein paar Tagen von einem ungebetenen Beſuch auf Windeck und Ihr Herr Vater ſchien geſtern in Jochhauſen ähnliches gehört zu haben — nach ſeiner eigenen Äußerung zu ſchließen und nach denen des Kutſchers und des Bedienten, die ihn begleiteten."

Während er ſo ſprach, gingen ſie die Treppe hinab.

Unten in der Halle ſtanden der Portier, der Koch, zwei Bedienten und ein paar Stubenmädchen und unterhielten ſich eifrigſt von den Dingen, die da kommen ſollten.

„Was geht hier vor?" fragte Regina ernſt. Aber ehe jemand antwortete, flog die Türe des Salons auf und die Baronin Iſabelle ſtürzte, von ihrem Kammermädchen und von Korona begleitet, in die Halle und umfing mit krampfhaftem Weinen Regina. Nun ſprach die ganze Dienerſchaft auf einmal, was man alles tun müſſe: das Hoftor und die Fenſterladen ſchließen; die äußeren Türen verrammeln; Geld, Silberzeug und ſonſtige Koſtbarkeiten zuſammenpacken und dann überſetzen nach Engelberg; die Gewehre aber ſämtlich vor dem Hof niederlegen, damit jeder Vorwand zum Einbruch in das Schloß entfernt ſei.

„Welche Feigheit!" rief Regina.

„Ach Gott, ja! nach Engelberg!" ſeufzte die Baronin.

„Und Onkel Levin?" ſagte Regina. „Nein! ich bleibe — und ich denke, wir bleiben alle, ruhig jeder bei ſeinem Geſchäft und mit geöffneten Fenſtern und Türen — ganz wie gewöhnlich. Kommt irgend jemand mit irgend einer Anfrage, ſo rufe man mich."

„Regina!" rief die Baronin, „du wollteſt dich weiß der Himmel welchen Beleidigungen ausſetzen? O nimmermehr leid' ich das!"

„Liebe Tante, ich bin die älteſte Tochter des Hauſes und muß in meines Vaters Abweſenheit deſſen Stelle vertreten. Ich tue meine Pflicht, Gott iſt mit mir, und es wird keinem Menſchen einfallen mich zu beleidigen," ſagte Regina ſanft und feſt.

„Kind," ſagte die Baronin in grenzenloſer Aufregung, „Kaiſer und Könige ſind vor dieſen Männern der Volksſouveränität gewichen und haben ihnen ihre Rechte abgetreten — und du willſt ihnen ein paar Gewehre verweigern: das iſt unerhört kühn."

„Wollen Kaiſer und Könige ihre Arſenale von dem ſouveränen Volk erſtürmen laſſen: ſo iſt das ihre Sache; allein in dem unſeren hat es nichts zu tun. überdies find' ich, daß wir gerade ſo gut zum ſouveränen Volk gehören, wie irgend ein Blouſenmann."

Regina ſagte dies alles ſo einfach und heiter, daß ſich die allgemeine Aufregung etwas legte — nur nicht bei der Baronin. Sie rang die Hände und rief klagend:

„Was fangen wir an, wenn ſie mit dem einbrechenden Dunkel kommen?“

„Halten Sie Windlichter bereit,“ ſagte Regina zu den Dienern. „Die werden ganz feſtlich die Audienz beleuchten, welche wir den Herren von der Blouſe auf dem Perron geben werden, wenn ſie heute kommen; was ja ganz ungewiß iſt.“

„Gewiß kommen ſie heute,“ jammerte die Baronin; „gewiß benutzen ſie des Vaters Abweſenheit.“

„Sollten ſie davon unterrichtet ſein?“ fragte Regina.

„Verſteht ſich! ich ließ ſogleich die Fahne einziehen.“

Regina lächelte und ſagte zu den Dienern:

„Alſo wenn jemand in den Hof kommt, ſo rufe man mich; aber bei Zeiten, denn draußen will ich mit dem ſouveränen Volk ſprechen — nicht hier in der Halle. Und niemand zeige den ungebetenen Gäſten Unruhe oder Mißtrauen.“

„Liebſte Regina, ich faſſe gar nicht deine übermenſchliche Verwegenheit,“ ſagte die Baronin. „Die Leute kommen vielleicht, um das Schloß an allen vier Ecken anzuzünden und du willſt mit ihnen Geſpräche führen!“

Regina nahm die Baronin unter den Arm, führte ſie in den Salon zurück und ſagte:

„Wer ſoll denn ſonſt mit ihnen ſprechen, liebe Tante? man muß ihnen doch Beſcheid geben und unſere Leute könnten ſich verwirren laſſen.“

„Daß der Rentmeiſter auch gerade jetzt auf vierzehn Tage Urlaub nahm! der iſt redefertig und dreiſt!“ ſeufzte die Baronin.

Regina erwiderte nichts, ſondern ging in das Zimmer ihres Vaters, das zur Rechten neben dem Salon lag. Es war ſein Schreibzimmer; ſie ging hindurch; auch durch ſein Schlafzimmer. Die dritte Türe, welche ſie öffnete, war die der ſogenannten Gewehrkammer, ein ſehr geſchmackvoll eingerichtetes kleines Arſenal, die Wände mit Eichenholz getäfelt und die verſchiedenſten Arten von Waffen trophäenmäßig darin aufgehängt. Eine Sammlung von Piſtolen und eine andere von Dolchen enthielt alte, ſeltene und manche ſehr koſtbare Exemplare, welche ſich der Graf mit vieler Mühe und großen Koſten verſchafft hatte. Seine Gewehrkammer war ſeine Liebhaberei und noch weit mehr die ſeiner Söhne, die, wie alle junge Männer, eine wahre Leidenſchaft für Waffen hatten. Und dies ſollt' ich plündern laſſen? Nimmermehr! ſprach Regina bei ſich ſelbſt. Sie verſchloß die Türe, nahm den Schlüſſel, ging in den Salon zurück und ſagte:

„Jetzt bekommen die Goldfiſche im Baſſin einen eiſernen Kameraden.“

Die Baronin ſtarrte ſie an ohne ſie zu ſehen und fragte ganz ſtumpf, als Regina auf die Terraſſe ging, zu Erneſt gewendet:

„Was ſagt ſie? was will ſie?“

„Sie wirft den Schlüſſel der Gewehrkammer in das Baſſin,“ entgegnete Erneſt, der mit größter Freude Regina beobachtete.

„Iſt Ihnen je ein junges Mädchen von ſolcher Löwenkühnheit vorgekommen, mit einem Trupp Blouſenmänner es aufnehmen zu wollen!“ flüſterte die Baronin mit verſagender Stimme:

„Gräfin Regina hört alle Tage in heiliger Meſſe beten: Adjutorium nostrum in nomine Domini,“ erwiderte Erneſt. „Da ſie glaubt, was ſie hört und was ſie mitbetet, ſo iſt ſie mutig. Die gnädige Baronin ſollten ſich darüber freuen und auch etwas Mut faſſen.“

Regina kam aus dem Garten zurück und ſagte :

„Ich gehe jetzt wieder zu Onkel Levin. Werd' ich aber abgerufen, ſo bitte ich Sie, Herr Erneſt, mich bei ihm zu erſetzen und dafür zu ſorgen, daß er ſich weder erſchrecke noch ängſtige. Welch Glück, daß er gartenwärts wohnt.“

„Nein!“ rief die Baronin ſich ermannend; „dann gehe ich zu ihm und Herr Erneſt bleibt an deiner Seite.“

„Wenn du mir verſprichſt, Onkel Levin nicht zu beunruhigen, liebe Tante,“ wendete Regina ein und verließ den Salon. Sie ging zuerſt in die Kapelle, um ſich daran zu erinnern, wer unter dem Dach ihres Vaterhauſes weile. Du biſt es, o göttlicher Heiland, flüſterte ſie vor dem Tabernakel niederknieend; und du haſt geſagt: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gott, was Gottes iſt.“ Aber verwilderte, abtrünnige, ungläubige Menſchen nehmen die Rechte, die den Fürſten gehören, und daß du, gnadenreicher Herr, noch ganz andere Rechte habeſt — und daß ſie dieſe mit Füßen treten: darauf ſind ſie ſtolz. Und ſolchen Menſchen ſoll man aus Furcht nachgeben? Nimmermehr! Ich fürchte mich nicht „vor denen, die nur den Leib töten können,“ wenn ich „im Schatten deiner Flügel wandele.“

Als Regina die Kapelle verließ, war es faſt ganz dunkel, umſomehr, als ſich ein ſchweres Gewitter über den weſtlichen Himmel und den Sonnenuntergang gelagert hatte. Sie wollte die Treppe hinaufſteigen — da trat ein Diener raſch von außen in die Halle und meldete, unten im Hof ſei eine Truppe von Männern, die den Grafen oder ſonſt jemand im Schloß zu ſprechen begehrten.

„Gut,“ ſagte Regina, „laſſen Sie ſie nur kommen; ich werde ihnen auf dem Perron entgegengehen.“

Sie eilte in den Salon und rief: „Nun, liebe Tante, auf deinen Platz! zu Onkel Levin.“

Die Baronin und Korona flogen beide auf ſie zu und umſchlangen ſie, um ſie feſtzuhalten.

„Zu Onkel Levin!“ ſagte Regina dringend und ſuchte ſich loszumachen.

„Nein, nein, nein!“ ſtammelte die Baronin wie beſinnungslos vor Angſt.

„So wollen wir in die Kapelle gehen,“ ſagte Regina, und zog beide raſch dahin. Als ſie aber eingetreten waren, floh Regina mit einer ſchnellen Wendung hinaus und ſchloß die Türen von außen zu. Das alles ging blitzgeſchwind vor ſich. In der Halle ſtand Brigitte und warf eine Mantille um Reginas Schultern.

„Wer iſt bei Onkel Levin?“ fragte Regina.

„Herr Erneſt.“

„Ah, das iſt gut!“ ſagte ſie und ging durch die Halle auf den Perron, wo ſie ſtehen blieb, während eine Truppe von zwölf bis fünfzehn Männern durch den Hof auf den Perron zuſchritt. Sie trugen das beliebte Koſtüm des Tages, Blouſen, wilde Bärte, Schlapphüte und hatten rohe, gemeine Geſichter. Vor dem Perron machten ſie Halt, denn Regina trat ihnen entgegen und ſagte:

„Sie haben meinen Vater ſprechen wollen; er iſt verreiſt. Was wünſchen Sie von ihm?“

„Wir wollen nach Holſtein ziehen,“ ſagte der eine.

„Und nach Baden!“ rief der andere.

„Nein, nach Holſtein!“

„Ich bitte allen Lärm zu vermeiden,“ ſagte Regina, „und möglichſt kurz zu ſagen, was Sie von meinem Vater wünſchen. Wir haben einen Schwerverwundeten im Hauſe, der nicht beunruhigt werden darf und den ich nicht gern verlaſſe.“

„Wir wollen alſo für die Einheit und Freiheit des deutſchen Volkes überall kämpfen, wo ſie bedroht wird. Dazu brauchen wir Waffen, Flinten, Säbel, Piſtolen — und da ſich hier ein förmliches Waffendepot befindet, ſo kann es zu gar keinem beſſeren Zweck verwendet werden als zur Volksverteidigung.“

„Sie ſind im Irrtum über ein Waffendepot. Mein Vater beſitzt nur Jagdgewehre, und eine Sammlung von altertümlichen, ſeltenen, für den Krieg ganz unbrauchbaren Waffen.“

„Mit denen aber doch auf das Volk eingehauen und geſchoſſen werden kann!“

„Mein Vater ſchießt auf Wild, nicht auf Menſchen.“

„Da jetzt die Grundrechte dem Volk die Jagd freigegeben haben: ſo wird er ſeine Gewehre nicht mehr nötig haben und andere können ſie beſſer brauchen — vorzüglich in den edlen Freiheitskämpfen."

„Ich bedauere, Ihrem Wunſche nicht entſprechen zu können, indem mir nicht das Recht zuſteht, über den Beſitz meines Vaters zu verfügen — was Sie ganz in der Ordnung finden werden. Ich darf nichts fortgeben, was mir nicht gehört."

„Sie brauchen es auch gar nicht zu geben," rief derjenige, welcher den Freiſcharenzug nach Baden ſtatt nach Holſtein führen wollte, und ſchlug mit der Fauſt ſeinen Hut tiefer in die Stirn. „Wir borgen es!"

„Auch dazu hab ich kein Recht."

„So nehmen wir es!" ſchrie der Menſch.

„Dazu haben Sie kein Recht," ſagte Regina mit unverändert gelaſſenem Tone, wendete ſich dann wieder zu dem Wortführer und ſetzte hinzu: „Sie ſehen alſo, daß ich nicht imſtande bin, Ihren Wunſch zu erfüllen. Da nun die Nacht einbricht, das Gewitter heraufzieht und unſer Kranker mich vermißt . . . ." —

„Der alte Pfaff!" rief der badiſche Freiſchärler.

„Woher wiſſen Sie, daß mein Onkel der Kranke iſt?" fragte Regina lebhaft.

„Wir werden wiederkommen!" rief der Wortführer haſtig. „In den nächſten Tagen kommen wir und zählen darauf, daß die Verteidiger der deutſchen Einheit und Freiheit die notwendige Unterſtützung finden werden."

„Behüt' Sie Gott!" ſagte Regina.

Statt ihren Gruß zu erwidern, ſtimmte er mit rauher Kehle an: „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" und ſeine Gefährten fielen ein.

Schade, daß Erneſt nicht da war! er hätte ein recht maleriſches „lebendes Bild" zu ſehen bekommen, einen Gherardo della notte mit ſeinen Lichteffekten in der Finſternis. Die Halle und einzelne Fenſter des Schloſſes waren, wie gewöhnlich, beleuchtet und warfen ihren Schein in einzelnen Lichtſtreifen auf den Hof und auf die Männergruppe, deren Figuren, je nachdem die Beleuchtung ſie traf, bald aus dem Dunkel auftauchten, bald darin verſchwanden, und im Ganzen eine finſtere, geſtaltloſe, unheimliche Maſſe bildeten. Ihnen gegenüber und durch die Höhe des Perrons, zu dem ſechs breite Stufen hinanführten, über ſie erhoben und von ihnen getrennt, ſtand Regina. Die Windlichter, ihr zur Seite von den Dienern gehalten, ließen ſie ganz hell erſcheinen und ihr weißes Kleid, ihre hellblaue Taftmantille umfloſſen ſie mit ſanftem Glanz. Wie Pſyche in der Unterwelt ſtand ſie da, ein himmliſcher ſeliger Fremdling, zwiſchen den dunkeln, verzerrten, traurigen Gebilden des Orkus.

„Schleswig-Holſtein ſtammverwandt!“ brüllte die Bande, machte kehrt und zog ab. Regina blieb auf dem Perron, bis ſie vom Hof herunter waren, das Gittertor im Rücken hatten und durch die Lindenallee der Chauſſee zugingen. Nur einer von ihnen, der ein beſonderer Liebhaber des Steinwerfens war, kehrte ſich um und ſchleuderte mit kräftiger Fauſt einen Stein gegen einen der Löwen, die in Sandſtein gehauen auf den beiden Pfeilern des Gittertores lagen, das den Hof ſchloß. Der ruhende Löwe, ſchwarz im goldenen Felde, war das Wappen der Windecker.

Als die wüſten Stimmen ſich mehr und mehr entfernten, trat Regina in die Halle zurück und ſagte zu dem einen Bedienten:

„Der Portier ſoll das Gitter nicht früher ſchließen als gewöhnlich.“

Dann eilte ſie zur Kapelle, ſchloß auf, kniete einen Augenblick vor dem Tabernakel nieder, nickte freundlich der Baronin Iſabelle zu, die halbohnmächtig auf einem Betſtuhl kniete — und ging ſchnell die kleine Treppe hinauf durch ihr Zimmer zum Onkel Levin, bei dem ſie Erneſt und Korona fand.

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie zärtlich, „wie befindeſt du dich? Haſt du mich auch nicht vermißt? — ich mußte ein kleines Geſchäft beſorgen.“

Sie kniete neben ſeinem Bett nieder und küßte ſeine Hand. Er ſah ſie mit unbeſchreiblicher Liebe an, legte die Hand auf ihr ſchönes Haupt und ſagte:

„Sieh’, wie die heilige Mutter Gottes dich lieb hat!“

„Die Herren Volksſouveränler,“ nahm Erneſt das Wort, „haben nicht Ihren ſchwebenden Schritt, Gräfin Regina, ſondern treten auf mit dem vollen Gewicht ſelbſtbewußter Majeſtät. Durch die abendliche Stille drang das dumpfe Geräuſch auch in dies Zimmer, und da es den hochwürdigen Herrn beunruhigte, ſo ſagte ich ihm einfach, um was es ſich handle, damit er Sie durch ein Salve Regina der heiligen Mutter Gottes empfehle; und das hat denn auch ſeine Wirkung getan.“

„Es war aber ſchauerlich!“ ſagte Korona und ſchlang den Arm um Reginas Nacken, als wolle ſie die geliebte Schweſter noch nachträglich feſthalten.

„Wo warſt du denn?“ fragte Regina. „Ich ſchloß dich ja in der Kapelle ein.“

„Aber ich lief über die kleine Treppe durch dein Zimmer zu Brigitte. Da löſchten wir das Licht aus und überſahen den ganzen Hof!“ rief ſie eifrig.

„Ja,“ ſagte Erneſt trocken, „das Komteßchen war neugierig! ſonſt hätte es wohl zum würdigen Herrn kommen und mich ablöſen können! und dann wär’ ich zu Gräfin Regina gegangen.“

„Ich dachte, Tante Iſabelle wolle Sie ablöſen, Herr Erneſt," erwiderte Korona kleinlaut.

„Ach, die arme Tante!" rief Regina mitleidig. „Ich muß ſie holen, damit ſie uns alle beiſammen ſieht und zur Ruhe kommt."

Sie eilte hinab. Erneſt ſagte zu Korona:

„Komteßchen! Ihre Schweſter iſt ein goldenes Herz."

„Und will ins Kloſter!" platzte Korona heraus.

„Ah! will ſie das!" rief Erneſt freudeſtrahlend. „Das ſieht ihr ähnlich! da hat ſie recht."

„Aber Papa will es nicht und wir alle wünſchen es auch nicht," entgegnete Korona; „und ſo wird wohl nichts daraus werden."

„Es wird das geſchehen, was Gott will!" erwiderte Erneſt, und Levin ſetzte hinzu:

„Amen."

Die Baronin erſchien, ganz erſchöpft auf Reginas Arm gelehnt, und ließ ſich von ihr Zuckerwaſſer à la fleur d'orange bereiten.

„Willſt du nicht auch etwas nehmen, Kind?" fragte ſie. „Biſt du nicht ungeheuer alteriert?"

„Gar nicht, liebe Tante!" entgegnete Regina munter. „Ich habe ſtarke Nerven! — Aber zum Tee wollen wir gehen."

„O Himmel!" rief die Baronin, „kommt jetzt erſt die Teeſtunde? Ich dachte, es ſei Mitternacht. Nun ſo geht nur. Ich kann nichts genießen und bleibe hier." —

So endigte dieſer Tag ruhig am Teetiſch, wie jeder andere. Mit dem wilden Beſuch war auch das Gewitter abgezogen. Bis Mitternacht wachte Regina dann noch in der trauten Kapelle im Frieden ihres Gottes und ihres Herzens. —

Ihr Vater war inzwiſchen wohlbehalten auf Stamberg angelangt. Er fand ſeine Mutter nicht nur nicht in Lebensgefahr, ſondern die Ärzte, die aus Darmſtadt und Heidelberg gerufen waren, verſicherten ſogar, daß ſie ſich erholen könne, wenn ſie recht gepflegt und geſchont werde. Ob ihr Mann ſich darauf verſtehe, war dem Grafen zweifelhaft; denn Baron Stamberg, übrigens der harmloſeſte Menſch auf Erden, war jetzt in einer permanenten Wut, weil der Gegenſtand ſeines lebhaften Intereſſes hienieden ihm durch die Erfindung der Grundrechte beeinträchtigt wurde: die Jagd, die geliebte Jagd! Statt alſo ſeine Frau zu beruhigen, regte er ſie doppelt auf — zuerſt durch ſeine zornig gereizte Stimmung, welche die Zukunft für ewige Zeiten rabenſchwarz und hoffnungslos ſah; dann durch den Ärger, den ſie empfand, weil er ſo ganz außer Rand und Band war. Der Graf konnte nicht umhin, Vergleiche anzuſtellen, zwiſchen Stamberg und Windeck, die ganz zu Gunſten Windecks ausfielen; denn, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ich auch — und zwar mit vollem Rechte — über die gegenwärtigen öffentlichen Zuſtände wüte und Iſabelle ein weniges zu viel lamentiert: ſo haben die übrigen doch friſche Hoffnung und guten Mut — was allerdings heroiſch iſt! — und Hoffnung iſt anſteckend. Ohne Hoffnung aber iſt das Leben eine Hölle. Ich meinesteils möchte nicht hier bleiben! — —

Brigitte ſagte am andern Morgen, während ſie Reginas ſchönes Haar flocht, ganz ſchüchtern:

„Haben die Gräfin wohl den Herrn Hauptmann bemerkt?“

„Warum titulieren Sie den Rädelsführer ſo feierlich als einen Herrn Hauptmann?“ fragte Regina lächelnd.

„Den meine ich nicht,“ entgegnete Brigitte, „ſondern Herrn Florentin, deſſen Zuname ja Hauptmann iſt.“

„Florentin! unſer Florentin? Wie käme der unter eine ſolche Bande!“ rief Regina überraſcht.

„Ich möchte wetten, daß er es war!“ ſagte Brigitte.

„Meine Schweſter war ja bei Ihnen; hat auch ſie ihn erkannt?“

„Ich glaube nicht! Sie hat wenigſtens nichts geäußert.“

„Und ich glaube, daß Sie träumen, Brigitte! Hüten Sie ſich vor ſolchen Äußerungen, die ein verkehrtes Geſchwätz unter die Leute bringen, dem armen Florentin viel ſchaden und meinem Vater ſehr wehe tun könnten. In der unbeſtimmten Beleuchtung und bei Ihrer Ängſtlichkeit haben Sie gewiß nicht erkannt, welche Geſichter denn eigentlich zwiſchen Hut und Bart ſteckten. Es wird jetzt ſoviel Falſches und Lügenhaftes in die Welt geſprengt, daß man ſich mehr denn je vorſichtig in Worten zeigen und auch nicht alles glauben muß, was die Leute erzählen.“

„Wie hätte die Bande wohl wiſſen können von der Gewehrkammer des Herrn Grafen!“

„Gutes Kind,“ verſetzte Regina, „ich bin feſt überzeugt, daß man auf zehn Stunden in der Runde ganz genau weiß, wie es hier ausſieht und was hier vorfällt. Das ſpricht ſich herum — auch ohne den armen Florentin.“ —

Regina nahm ein Buch zur Hand und Brigitta ſah ſich genötigt, ihr Geſchäft ſchweigend zu vollenden. Dennoch blieb ſie dabei, ſie habe Florentin erkannt. Und ſie hatte auch ganz recht. Er hielt ſich in Frankfurt auf. Je näher dem babyloniſchen Feuerofen der Leidenſchaften — deſto beſſer! da konnte er an jedem Ereignis teilnehmen, zu jeder Bewegung mitwirken. Warum nicht auch in Windeck um Waffen bitten für die Freiheitskämpfer der Einheit Deutſchlands? Er fand das ſehr erhaben; der Graf ſelbſt mußte, trotz reaktionärer Geſinnung und ultramontaner Umgebung, für Schleswig-Holſtein Sympathien haben und die Freiſchärler mit offenen Armen empfangen, das war ja gar nicht anders möglich. Heroiſch wollte er den Zug nach Windeck führen. Der Steinwurf, den ein roher Geſell aus dieſer Schar abends zuvor, als er von Ferne einen Prieſter erblickte, auf Levin warf, verſtimmte Florentin aufs äußerſte, denn im unglücklichen Falle wäre das ein Meuchelmord geweſen — und damit wollte er nichts zu tun haben. Als er nun gar die Abweſenheit des Grafen erfuhr, wäre er am liebſten wieder umgekehrt; denn vor wem ſollte er ſeine gracchiſche Rede halten? Doch Umkehr ließen ſeine Kameraden nicht zu; ſie wollten nicht unverrichteter Sache abziehen und Florentin blieb, um den Ausgang derſelben zu überwachen. Als aber Regina erſchien, verſenkte er ſich in die tiefſte Dunkelheit und überließ einem anderen das Wort. Der Moment war doch nicht großartig genug, um vor ihr in der vollen Würde eines Volkstribuns auftreten zu können. Vor dem Grafen ſchon eher! aber vor ihrem klaren, unbeſtechlichen Auge — nimmermehr! Wie er ſie da ſah auf dem Perron, ſo unausſprechlich edel in ihrer Ruhe, ſo umfloſſen von einer Sphäre von Licht fielen ihm als ſchneidender Gegenſatz Frauen ein, die er an Barrikaden geſehen hatte, in karikierter Begeiſterung und verzerrter Leidenſchaft. Unwillkürlich mußte er ſich eingeſtehen, daß jene Freiheitsheldinnen einen widerwärtigen Eindruck neben dieſer Vertreterin der Reaktion machten. Er war froh, als der Rädelsführer den Abmarſch antrat und feſt entſchloſſen, einen zweiten Zug gen Windeck nicht mitzumachen. Die brutalen Bemerkungen ſeiner Kameraden über Regina und ihre Schönheit machten alles Blut in ſeinen Adern vor Zorn kochen; aber was war da zu tun? — nichts, als in der Liebe für die Volksfreiheit alles Mißbehagen zu erſticken. In der dunkeln Lindenallee kehrte ſich Florentin nach dem Schloß um, das mit ſeinen abendlichen Lichtern ſo friedlich und heimlich da lag, als ob weder Revolution noch Freiſcharen in der Welt wären; und der ſchöne Löwe am Tor, gegen den ſoeben der grimmige Steinwurf geſchah, ließ ſich auch gar nicht ſtören auf ſeinem Pfeiler und hielt ſeine Wache fort. Da dies ſich nun alles ſo entſetzlich ariſtokratiſch ausnahm und Regina, das verſöhnende Element, aus dem Bilde verſchwunden war, ſo fühlte ſich Florentin wieder in ſeinem Gleichgewichte, d. h. in ſeinem Haß gegen traditionelle Vorurteile, Kaſtengeiſt ꝛc. und grimmig hob er einen Stein auf, um ihn ſeinerſeits gegen einen der ſtolzen Löwen zu ſchleudern. Aber er ließ ihn fallen und murmelte für ſich: Großtaten der Gaſſenbuben? — pfui, Florentin! —

Am dritten Tage kam der Graf zur größten Freude der Seinen wieder aus dem Odenwalde zurück, beruhigt über das Befinden ſeiner Mutter — und ebenſo über den Zuſtand der Beſſerung, worin er den Onkel Levin antraf. Natürlich wurde ihm gleich von allen Seiten der Freiſcharenbeſuch mitgeteilt.

„Wer weiß, ob ich mich ſo ruhig benommen hätte wie Regina,“ ſagte der Graf liebreich.

„Drum hat es der liebe Gott gerade ſo gefügt!“ rief ſie munter und küßte ſeine Hand.

„Hatteſt du denn gar keine Furcht dem wüſten Geſindel gegenüber, das dich durch Wort oder Tat hätte beleidigen können?“

„Nein, gar nicht,“ ſagt ſie.

„Und hatteſt niemand, um dich zu beſchützen?“

„O doch!“ rief ſie, zog ihren Roſenkranz hervor, küßte das kleine Kruzifix mit dem Partikel vom wahren Kreuz und ſetzte hinzu: „Im Schutz des Kreuzes bin ich gefeit.“

„Das iſt ein Glaube, der Berge verſetzt,“ ſagte der Graf.

„Und der die Welt überwindet,“ bemerkte Erneſt. —

Das Befinden der Baronin Stamberg wurde beſprochen, und als der Graf beklagte, daß ſie keine andere Pflege als von Dienerinnen habe, erbot ſich Regina ſogleich, zur Großmama zu gehen.

„Kind, du biſt allzu vollkommen, das iſt auch eine Art von Unvollkommenheit!“ ſagte der Graf unmutig, der durchaus nicht gewillt war, ſich der Geſellſchaft ſeiner Tochter zu berauben.

„Ums Himmels willen nicht!“ flehte die Baronin Iſabelle. „Im Badiſchen hauſen die Freiſcharen und könnten einmal Stamberg überfallen.“

„Nun, wegen der bekannten Freiſcharenbravour könnten ſie dort wohl bald ausgehauſt haben,“ bemerkte Erneſt.

„Vorderhand iſt nicht daran zu denken,“ ſagte der Graf. „Ich kann doch unmöglich ganz allein bleiben? Die Buben ſind fort — nun ſoll ich auch meine Regina fortſchicken? Nein, daraus wird nichts.“

Die Buben, wie er ſie nannte, machten freudig den Feldzug in der Lombardei mit. Uriel ſchrieb fleißig, und die Siegesnachrichten von jenſeits der Alpen lichteten die trüben Zuſtände diesſeits derſelben.

„Mailand hätten wir wieder!“ rief der Graf froh. „Jetzt nur auch bald Wien.“

„Wird ſchon kommen!“ entgegnete Erneſt zuverſichtlich.

„Ach, aber der Heilige Vater!“ ſagte Regina beklommen. „Das undankbare Rom mißhandelt ſein mildeſtes Herz — und wer weiß, ob ihn die Revolution nicht verjagt oder Schlimmeres noch begeht.“

„Daran ſind die Stellvertreter Chriſti gewöhnt,“ bemerkte

Levin. „Vom erſten Apoſtelfürſten an, der auf dem Janikulus kopfabwärts gekreuzigt wurde und deſſen dreizehn erſte Nachfolger ſämtlich den Martertod für den katholiſchen Glauben fanden — bis zur heutigen Stunde haben dem ſichtbaren Oberhaupt der heiligen Kirche Schmach und Geißelung, Dornenkranz, Kreuzigung und Herzenswunde ſo wenig gefehlt, als einſt dem Gottesſohn ſelbſt. Hörte die eine Art von Martertum auf, ſo brach die andere an: heidniſche Verfolgung, Heimſuchung durch Barbaren, deutſchrömiſche Kaiſer, franzöſiſche Könige, die furchtbarſten wildeſten inneren Faktionen voll republikaniſcher Gelüſte und Adelstyrannei, Schisma und Häreſie haben ſich ſeit achtzehn Jahrhunderten über und gegen Rom gewälzt und dem Stellvertreter Chriſti ſeinen reichlichen Anteil am bitteren Leiden des Herrn gebracht; denn in der Siebenhügelſtadt liegt myſtiſcher Weiſe auch der Hügel Golgatha; ja, er iſt recht eigentlich das Fundament des Vatikans — und das haben die Stellvertreter Chriſti in ſo vollem Umfang begriffen, daß es dem bitterſten Haß und der feindlichſten Scheelſucht nicht möglich iſt, mehr als fünf oder ſechs Päpſte ausfindig zu machen, welche die Nachfolge Chriſti nicht angetreten hätten — alſo einer etwa in dreihundert Jahren, bei dem der natürliche Menſch den übernatürlichen beſiegte! Welche lange, lange, wunderbare Reihe von Heiligen, und wie ſelten wird ſie unterbrochen durch einen armen Sünder!“

„Man bekommt eine Art von Grauen vor der Heiligkeit,“ nahm der Graf das Wort, „wenn man ſie immer und immerfort in einer Sündflut von Leiden und Bitterkeiten gewahr wird.“

„O lieber Vater, ſind das aber die Bedingungen zur Heiligkeit, wie gern müſſen wir ſie annehmen!“ rief Regina — und Levin ſagte:

„Das Auge des Glaubens nimmt die Dinge anders wahr als das ſinnliche und vom Irdiſchen befangene Auge. Leiden machen gottähnlich — ſagt der fromme Heinrich Suſo. Gottähnlich zu werden, das Ebenbild Gottes in der Seele herzuſtellen, iſt die Aufgabe jedes Chriſten und iſt das erſehnte und angeſtrebte Ziel jedes Gläubigen. Was ihm dazu behilflich iſt, heißt er willkommen. Nichts adelt die Seele mehr, als ein mit frommer Ergebung und edler Geduld getragenes Leiden. Das gibt ihr die Stigmata der Kreuzigung und auf ihnen ruht das Auge Gottes mit ewiger Liebe. Wer ſie trägt, iſt Gott wohlgefällig, denn er iſt Chriſtus ähnlich — und in dieſer Liebesverbindung mit Gott führt der gläubigleidende Menſch ſchon hienieden mitten in ſeiner Trübſal ein ſeliges Leben, weil der Friede der Seligen in ihm iſt.“

Erneſt ſah ihn an, während er ſo ſprach, und dachte, daß auf dieſem zarten durchſchmerzten Antlitz die Stigmata des Kreuzes nicht fehlten — aber auch nicht die balſamiſchen Tröſtungen der Kreuzesliebe. Er ſagte:

„Kein Thron der Welt iſt von ſo verſchiedenen Seiten und ſo zu allen Zeiten von Stürmen umbrauſt worden, als der Stuhl des heiligen Petrus. Der liebe Gott läßt das zu, um zu zeigen, daß Er ihn halte. Päpſte in der Verbannung durch — und auf der Flucht vor Faktionen, Päpſte in der Gefangenſchaft — ſind ganz häufige Erſcheinungen in der Geſchichte, und nicht ſelten traf die ausgezeichnetſten das Los. Leo III. floh vor häretiſchen Aufrührern nach Paderborn zu Karl dem Großen. Gregor VII. ſtarb in der Fremde zu Salerno, von einem Gegenpapſt, den ein deutſcher Kaiſer wählte und ſtützte, aus Rom verdrängt. Bonifatius VIII. ſtarb an den Mißhandlungen, welche König Philipp der Schöne von Frankreich, in Verbindung mit einer Partei des römiſchen Adels, ihm zufügte. Dann gerieten die Päpſte während ſiebenzig Jahren unter die königlichen franzöſiſchen Kerkermeiſter, welche die Faktionen in Rom auszubeuten verſtanden — und lebten im babyloniſchen Exil zu Avignon. Später ließ Kaiſer Karl V. Papſt Klemens VII. in Rom belagern. Unſere Tage haben Pius VI. von franzöſiſchen Republikanern, die Rom als Republik proklamierten — gefangen nach Frankreich ſchleppen und in der Gefangenſchaft zu Valence umkommen ſehen. Und wie das vorige Jahrhundert ſchloß, ſo begann das jetzige! Napoleon Bonaparte vereinigte den Kirchenſtaat mit Frankreich und hielt während der letzten fünf Jahre ſeiner Zwingherrſchaft Papſt Pius VII. in der Gefangenſchaft zu Savona und zu Fontainebleau. Dann wanderte er nach St. Helena und ſtarb auf der Felſeninſel im tropiſchen Meere — und Pius VII., der gottſelige unüberwindliche Greis, kehrte nach Rom zurück und beſchloß auf dem Stuhle Petri ſein heiliges, vielgeprüftes Leben. Die Signatur, unter welcher, nach jener uralten Prophezeiung, ſein Leben ſtand, hat ſich bewährt; ſie hieß Aquila rapax „der raubgierige Adler“. Aber die Taube hat den Adler beſiegt.“

„Ja, in Wahrheit beſiegt!“ rief Levin. „Und viel mehr, als man geneigt iſt, ihm zuzugeſtehen, zwiſchen den politiſchen und kriegeriſchen Ereigniſſen, die den korſikaniſchen Diktator ſtürzten. Ich erinnere mich lebhaft des ungeheuren Enthuſiasmus, der in den katholiſchen Herzen aufflammte, als Pius VII. auf das berüchtigte napoleoniſche Dekret, das im Jahre 1809 den Kirchenſtaat mit dem franzöſiſchen Reich vereinigte und den Papſt mit einer Rente von zwei Millionen Franks penſionierte — durch die Exkommunikationsbulle antwortete. Alle Monarchen Europas litten Vergewaltigung durch jene Gottesgeißel; die einen zitterten vor ihm und die anderen ſchloſſen Freundſchaft mit ihm, und die zertretenen Völker zähneknirſchten in Blut und in Tränen gebadet. Europa erſeufzte und erlahmte unter dem Alp, ohne ihn abzuſchütteln. Da ſchleudert der machtloſe, von franzöſiſchen Soldaten in ſeiner eigenen Reſidenz umgebene und der Tat nach gefangene Greis die Exkommunikation über alle, welche Gewalttat im Kirchenſtaat ausüben, und läßt die Bulle am hellen Tage, angeſichts der franzöſiſchen Truppen, an den drei Hauptkirchen Roms anheften. Der Blitz vom Vatikan hatte zu gut getroffen, als daß Napoleon ihn, ohne Rache zu nehmen, verſchmerzt hätte. In der Nacht zum 6. Juli drang der General Radet mit Gewalt in den päpſtlichen Palaſt und entführte den Heiligen Vater ſamt dem Kardinal Pacca, deſſen Simon von Cyrene, aus Rom und Italien. An dieſem nämlichen 6. Juli beſiegte Napoleon in der Schlacht von Wagram Öſterreich. Mehr denn je war Europa geknechtet, und hohnlachend des Bannes ſchrieb Napoleon ſpöttelnd an den Vizekönig von Italien, ſeinen Stiefſohn: „Croitil que ses excommunications feront tomber les armes des mains de mes soldats?"*) Nun, der Tag ließ nicht lange auf ſich warten, wo der ewige Gott die Bulle ſeines irdiſchen Stellvertreters ratifizierte! Zwei Jahre darauf, im ruſſiſchen Feldzug, geſchah buchſtäblich das, was Napoleon im blinden Wahn ſeiner Omnipotenz für unmöglich hielt: die Waffen fielen aus den erfrorenen Händen der franzöſiſchen Soldaten und der Rückzug aus Rußland war eine der furchtbarſten Niederlagen einer Armee, welche die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. Mit ihr begann die Sonnenwende des Napoleoniſchen Glückes und ſie war eine Tat Gottes — nicht menſchlicher Weisheit und Kraft. Könnte der Felſen Petri pulveriſiert werden, wie der Haß der Hölle es ſeit achtzehn Jahrhunderten begehrt und verſucht: ſo wäre es längſt geſchehen. Statt deſſen werden ihre Sendlinge pulveriſiert. Die Dynaſtie des armen Fiſchers iſt unſterblich! Unſer Heiliger Vater gehört ihr an. Man kann ihn zu Tode quälen, aber ſie lebt fort."

„Iſt auch über ihn eine Prophezeiung geſprochen?" fragte Korona.

„Jawohl!" entgegnete Erneſt. „Das Wort der Weisſagung über ihn heißt: Crux de Cruce. Gewiß eine großartige, gewichtige Verheißung „Kreuz vom Kreuze," die ein Übermaß der Leiden andeutet."

„Wer hat denn das alles prophezeit?" fragte ſie.

---

*) „Glaubt der Papſt, daß durch ſeine Exkommunikation meinen Soldaten die Waffen aus der Hand fallen werden?"

„Ein Biſchof Malachias zu Armagh in Irland,“ erwiderte er.

„Welche Rätſel gehen durch die Welt,“ ſagte Regina, „gleichſam Diſſonanzen, welche erſt ſpät ihre Auflöſung finden, und doch ſo groß und mächtig in der Harmonie mitwirken.

„Ich würde wünſchen, daß ſich die Diſſonanzen der Gegenwart möglichſt bald löſten,“ ſagte der Graf. „Dies ohrzerreißende Freiheitsgeheul kann nimmermehr zur Weltharmonie mitwirken.“

„Doch!“ ſagte Erneſt; „nur nicht für die Gegenwart! Es iſt aber geringe Hoffnung vorhanden, daß ſich Ihr Wunſch, Herr Graf, erfülle.“

„Sie ſind ja ein wahrer Unglücksprophet, Herr Erneſt!“ rief die Baronin Iſabelle. „Iſt denn auch über unſere Zeit, wie über die Päpſte, eine traurige Weisſagung geſprochen?“

„Nicht daß ich wüßte,“ entgegnete Erneſt gleichmütig. „Allein es geht ein gräßlicher Zug durch die Zeit, den jeder wahrnehmen kann, der Augen hat: ſie neigt ſich maſſenhaft der Tiefe zu und dieſe Maſſen haben ihre dämoniſche Freude daran, daß dem ſo iſt. Es gab Epochen in der Weltgeſchichte, die wilder und ungeordneter waren als die Jetztzeit, in denen ſich mehr Gewalttat, Roheit, brutale Sinnlichkeit, und auch maſſenhaft, zeigten.“

„Nun, das iſt beruhigend,“ unterbrach ihn die Baronin, „denn Sie geben damit zu, daß es ſchlimmere Zeiten gab.“

„Der Nachſatz folgt!“ erwiderte Erneſt. „Aber in jenen Epochen ſittenloſer Verwilderung, die zu mannigfachen Greueln führte, fehlte die charakteriſtiſche Signatur der Jetztzeit: heuchleriſche Schöntuerei mit Bildung, Fortſchritt, Geiſt, welche den furchtbaren Abfall von Gott und vom Chriſtentum als einen Rieſenſchritt aufwärts anpreiſt und hinter jenen drei Worten den Kultus des Materialismus verſchleiert. Viel leſen und viel ſchreiben — iſt Geiſt; viel Eiſenbahnen und Börſenſpekulationen haben — iſt Fortſchritt; viele Opern und Ballets angaffen und im raffinierteſten Luxus den Nerv der Seele abſtumpfen und das Gehirn ſchwächen — iſt Bildung; und dieſe drei Zauberworte ſollen weiter nichts bezwecken, als dem Menſchen einen möglichſt hohen Lebensgenuß zu verſchaffen, der durch die alte fixe Idee der chriſtlichen Menſchheit von Gott — bis jetzt beeinträchtigt wird. In anderen ſchlimmen Zeiten vergaß man nicht ſowohl Gott, als vielmehr ſeine Gebote und im Sturm tobender Leidenſchaften kümmerte man ſich nicht um ihn. Die Sinne ſündigten im Taumel; nicht der Geiſt mit Überlegung. Roher waren die Frevel — vielleicht! gewiß nicht ſo niederträchtig. Das hämiſche Bemühen, den ewigen Gott vom Thron der heiligen Dreifaltigkeit herabzureißen, die Weltordnung von ſeiner Allmacht abzulöſen, die Menſchheit von ſeiner Gnade und Liebe hinweg zu drängen, an die Stelle des menſchgewordenen Gottes den Wechſelbalg eines Gottes zu bringen, der in jedem einzelnen Menſchen zum Bewußtſein kommt, in der Gattung Menſch — den Zwillingsbruder der Gattung Affe zu ſehen, der ſich von dieſer nur durch ſein größeres Gehirn unterſcheidet: und dies Bemühen auszuführen, kaltblütig, hohnlächelnd, Brill' auf der Naſe, Bein' unter dem Schreibtiſch, in zahlloſen Werken, Schriften, Vorträgen, Vorleſungen, die ſündflutartig aus allen Weltgegenden, in allen Sprachen, in gebundener und ungebundener Rede, gedruckt und geſprochen, eindringen und einbrechen und — auf die die Sympathien der niederen Inſtinkte in der Menſchheit pochend — frech behaupten, dies und nur dies ſei echte und rechte Wahrheit: dieſe maſſenhafte Lüge iſt die Signatur unſerer Zeit. Im alten, heidniſchen, abſterbenden Römerreiche gab ſich ein ähnliches Bemühen kund, den Gott der Chriſten aus den Seelen der Gläubigen zu reißen, und ſchon damals hieß es, das Chriſtentum verdumme die Leute und mache ſie gleichgültig gegen Philoſophie, Wiſſenſchaft, heiteren Genuß des Daſeins und andere hohe Dinge mehr — und um ſie aus ihrer Gleichgültigkeit aufzuwecken, ließ man wilde Beſtien gegen ſie los und folterte ſie mit Feuer und Eiſen. Allein dies Bemühen ging von Heiden aus und die Antwort, welche die Chriſten darauf gaben, war der Martertod von Millionen und die Bekehrung von Millionen aus dem Heidentum zum Chriſtentum. Jetzt aber findet den Bemühungen getaufter Heiden gegenüber, die ſo gefährlich ſind, weil ſie nicht direkt den Abfall vom Glauben, ſondern nur von höherer Erkenntnis, wiſſenſchaftlicher Forſchung, Licht der Aufklärung ꝛc. predigen — keine maſſenhafte Bekehrung zum wahren Glauben ſtatt: folglich iſt es unmöglich, daß die kreiſchenden Diſſonanzen ſchnell gelöſt werden. Sie behalten im Gegenteil die Oberhand und werden vermutlich noch lauter aufheulen.“ —

Ein Jahr vorher hätte der Graf gewiß geantwortet: politiſche Revolutionen hätten nicht das mindeſte mit dem religiöſen Glauben oder Unglauben zu tun; aber jetzt war ihm doch ein gewiſſer Zuſammenhang derſelben nicht unwahrſcheinlich und er begnügte ſich mit der Äußerung:

„Die Soldaten müßten nur mit gehöriger Energie auf ſämtliche Demokraten-, Republikaner-, Carbonari-, Sozialiſten-, Freimaurer- und ſonſtige Neſter losgehen: dann würde es ſchon beſſer werden.“

„Äußerlich vielleicht,“ ſagte Levin, „aber jene armen Menſchen würden ſchwerlich dadurch gebeſſert!“

„Nun bedauern Sie die noch gar, beſter Onkel!“ rief der Graf empört.

„Ich auch!“ ſagten Erneſt und Regina aus einem Munde.

„Das iſt unerhört!“ rief der Graf. „Nein! ich haſſe ſie gründlich.“

„O lieber Vater!“ rief Regina, „auch ſie ſind als Ebenbild Gottes geſchaffen und machen ſich zu ſeinen Feinden! Kann es etwas Erbarmenswerteres geben? und wer weiß denn, ob ihr Irrtum nicht größer iſt als ihre Bosheit.“

„Das muß man hoffen!“ ſagte Levin. „Der Irrtum, dem nie das wahre Licht geleuchtet hat, dem nie die katholiſche Wahrheit aufgegangen iſt — iſt unausſprechlich zu beklagen. Von ihm heißt es in der Tat: er weiß nicht, was er tut. Der freiwillige, abſichtliche Irrtum hingegen, der „das Licht haßt, weil ſeine Werke böſe ſind“ — wie es in heiliger Schrift heißt — der ſteht in engſter Wechſelwirkung mit der Sünde und beide bedingen und verſtärken einander. Sünde befleckt das Herz, und die Nebel, welche aus einem ſolchen Herzen aufſteigen, beflecken die Intelligenz und berauben ſie tiefer Einſicht und reiner Erkenntnis. Nicht umſonſt hat der göttliche Heiland geſagt: „Die reinen Herzen werden Gott ſchauen.“ Je mehr das Menſchenherz in Sünden vergraben iſt, deſto weniger Erkenntnis hat es von göttlichen Dingen, deſto weniger Liebe ſpürt es für Göttliches. Dadurch gerät es allmählich in eine, ſeiner Beſtimmung genau widerſprechende Richtung: in die Feindſchaft Gottes. Der Verluſt der heiligmachenden Gnade beraubt es des übernatürlichen Lebens. Gibt es ein größeres Elend als dieſes: der Seele nach eine galvaniſierte Leiche zu ſein, die ſich regt und bewegt, von äußerem Impuls getrieben, aber ohne den Lebenshauch, den ſie von Gott empfing? Wem würde nicht ein ſolcher Zuſtand zu Herzen gehen? Und ihn nimmt das Auge des Glaubens in denjenigen wahr, welche ihre Luſt an der abſichtlichen Empörung gegen Gott finden.“

„Ich betrachte ſie aber ſchlecht und recht mit meinem Sinnenauge,“ entgegnete der Graf, „und nehme wahr, daß die Luſt an Empörung gegen Recht und Geſetz nicht die revolutionären Herren, wohl aber uns ins Elend ſtürzt, ins wirkliche, materielle und reelle Elend; alſo bitte ich, nicht zu verſchwenderiſch mit dem Bedauern für unſere Widerſacher zu ſein, die ſich ohnehin ungeheuer luſtig über euch alle machen würden, wenn ſie euer zartes Mitleid ahnten. Wir können ſämtlich durch ſie an den Bettelſtab gebracht werden, ſo gut wie der Herr Miranes, von dem es im vorigen Winter hieß, er habe ſoundſo viele Millionen.“

„Die ſchöne Judith an den Bettelſtab? . . . das kann ich mir gar nicht vorſtellen!“ rief Regina.

„Seit jenem Abend, da ſie die Peri darſtellte,“ ſagte Erneſt, „hab' ich ſie nur noch einmal geſehen, zur gewöhnlichen Unterrichtsſtunde. Da war ſie ganz unverändert und ſprach von den Zuſtänden in Paris ſo gleichgültig wie vom Wetter. Zwei Tage darauf ſchickte ſie mir ein Gemälde und andere Sachen, die ſie von mir hatte; auch mein rückſtändiges Honorar und ſchrieb mir dazu in zwei Zeilen, ſie verreiſe mit ihrer Mutter auf längere Zeit. Als ich zu ihr eilte, um von ihr Abſchied zu nehmen, war ſie fort, verſchwunden, einige ſagten nach Braſilien. Bald darauf brach denn auch für Herrn Miranes eine gründliche Kataſtrophe ein; aber die allgemeinen Weltverhältniſſe verſchlangen alle Teilnahme. Man ſprach kaum von ihm! Einmal hörte ich, er ſei tiefſinnig geworden."

„Wie traurig!" ſagte die immer mitleidige Regina.

„Kind!" rief der Graf unmutig, „bedenke das Schickſal, welches das Haus Habsburg traf, und wimmere nicht um das Haus Miranes!"

„Revolution!" ſagte Erneſt gelaſſen.

◆

Im Kriſtallpalaſt.

Im Sommer des Jahres 1851 machte Europa eine Wallfahrt zum Tempel der Göttin, die ſich mit einer bis dahin unerhörten Geſchmeidigkeit, Tätigkeit und Umſicht des ganzen Räderwerkes der revolutionsmüden Welt bemächtigte: der Göttin Induſtrie. Eine Ausſtellung ihrer Erzeugniſſe, auf dem ganzen ziviliſierten Erdball eingeſammelt, fand in London ſtatt, in dem eigens dazu erbauten Lokal, das ſich unter den herrlichen Eichen und auf der grünen Wieſenflur von Hyde-Park wie ein Feenſchloß im Märchen — aus Glas erhob. Die franzöſiſche Republik lag in den letzten Zügen, ganz bereit, wie fünfzig Jahre zuvor, von einem zweiten Diktator ſich in eine Knechtſchaft bringen zu laſſen, gegen welche die beiden letzten, durch Emeuten geſtürzten Regierungen Frankreichs im hellſten Lichte der Freiheit aufleuchteten; ein Schickſal, das übrigens, wie die Weltgeſchichte lehrt, nicht die franzöſiſchen Republiksverſuche allein, ſondern alle diejenigen haben, die ſich auf den Ruinen einer anderen durch Gewalt und Willkür zerſtörten Regierungsform erheben. Der demokratiſche Geiſt, auf dem die moderne Republik beruhen ſoll, hat in ſich etwas Zerſetzendes und Zerſplitterndes, weil jedes Individuum zum Mitherrſcher in der äußeren Welt berufen wird. Er muß alſo mit hoher Tugend gepaart ſein, um der Maſſe von Individuen die Charakterſtärke und die ſittliche Reinheit zu geben, welche jeden einzelnen über die Klippe des Wahnes und des Wunſches hinwegheben, Alleinherrſcher zu ſein oder zu werden. In unſeren alten monarchiſchen — jetzt leider! vielfach bureaukratiſchen Staaten, in denen ſich der demokratiſche Geiſt aber nur als Gegenſatz zu denſelben, ja eigentlich nur als Gegenſatz zu ihren Schattenſeiten entwickelt, mangelt ihm jede hohe, einfache Tugend, welche notwendig wäre, um ſeinen Deklamationen gegen Mißbräuche, Übergriffe und Untaten der Monarchien einige Würde zu verleihen und um ſeine beliebten Worte von Volksbeglückung und Volksbildung in Taten zu verwandeln. In Europa hat er ſich als unfähig zu dieſer Aufgabe erwieſen, hat überall, wo er revolutionierend die Oberhand gewann, in England, in Frankreich, in Deutſchland, die Völker in Verwirrung, Entſittlichung und Elend geſtürzt; und hat ſie zuletzt, ſtumpf und morſch, der Diktatur eines Cromwell, zweier Bonarpartes überliefert. Daß es in Deutſchland nicht zu etwas Ähnlichem kam, hat man wahrlich dem demokratiſchen Geiſt nicht zu danken. Da nun deſſen glänzendſtes Produkt, die franzöſiſche Republik, im Abſterben begriffen war, ſo verſchwand die Hydra Revolution mit ihren tauſend Köpfen — aber nur aus der Öffentlichkeit, und nur auf dem Kontinent. In England und in Amerika züngelten und ziſchten die Schlangenzungen dieſer tauſend Köpfe nach wie vor in giftiger Frechheit; da man aber keine Barrikaden und keine beblouſten Freiheitshelden unmittelbar vor Augen hatte, und einen in Revolutionsſchwindel und Atheismus verkommenen Teil der Schweiz als zu gering für Ausbreitung geiſtiger Miasmen betrachtete, ſo frohlockte man in Europa, und mit einer Art von gieriger Wut warf man ſich darauf, „die Segnungen des Friedens" auszubeuten und herauszuſtreichen. Dieſe Segnungen beſtanden vorzugsweiſe in einem ungeheueren Aufſchwung der Induſtrie, welcher durch die Ausſtellung im Kriſtallpalaſt zu London eine Art von europäiſcher Bürgerkrone aufgeſetzt wurde. So etwas hatte die Welt noch nicht erlebt: aus allen Himmelsgegenden über Land und Meer zu reiſen, um allerhand Fabrikat in geſchmackvoller Aufſtellung anzuſehen. Eine Art von Völkerwanderung begab ſich auf den Zug nach London. Was jeder heimbrachte, war die Erinnerung an einen fabelhaft bunten Wuſt, aus dem, wie ein Wrack aus dem Weltmeer, irgend ein Lieblingsgegenſtand auftauchte.

Wer ſich eifrig an dieſer Völkerwanderung beteiligte, war Graf Windeck. Im Grunde war ihm alles Fabrik-, Induſtrie- und Spekulationsweſen äußerſt gleichgültig, ja zuwider. Er hatte eine entſchiedene Abneigung gegen alle Emporkömmlinge durch Reichtum, weil er in ihrer Stellung und ihren Verhältniſſen keine Garantie des konſervativen Elementes fand. Wer ſo plötzlich reich wurde, nur durch geſchickte Benutzung günſtiger Zeitumſtände, könne durch deren Ungunſt auch einmal ebenſo plötzlich arm werden, und befände ſich in einem beſtändigen Schaukelzuſtand, nie in einem zuverläſſigen und ſtabilen, und zu einem ſolchen könne er kein Vertrauen haben — pflegte er zu ſagen. Zu jeder anderen Zeit hätte er ſich ungemein gewundert, daß man ſich mit einer Induſtrie-Ausſtellung ſo enorme Mühe gebe und ſoviel Geld und Teilnahme an ſie verſchwende; allein gegenwärtig erſchien ſie auch ihm als eine Blüte der Segnungen des Friedens, ja als deren Beſiegelung; denn wie mußte ſich eine Induſtrie, die es dahin gebracht hatte, im märchenhaften Kriſtallpalaſt überköniglich zu thronen — gegen die Emeute zur Wehr ſetzen, deren brutale Erdſtöße ihre Feenbehauſung ſamt ihrer Tätigkeit in Grund und Boden krachen würden.

„Das Ungeheuer Induſtrie,“ hatte er im Frühling zu den Seinen geſagt, „hält das Ungeheuer rote Republik im Zaum. Ein Monſtrum beſiegt das andere! Wir wollen uns das ſiegende betrachten und nach England gehen.“ —

Die Verhältniſſe in der Familie waren unverändert geblieben; auch die Geſinnungen. Regina war ſchöner denn je, denn es legte ſich über ihre liebliche und edle Erſcheinung ein Schmelz der Wehmut, wie ſie aus einer tiefen ungeſtillten Sehnſucht, die nie in Klage ausbricht und nie von ſchmerzlicher Unruhe ſich bewegen läßt — unwillkürlich entſpringt; ein Nachtviolenduft der Seele, der dem Glanz der Schönheit einen unvergleichlichen Zauber gab. Neben ihr war Korona zu einem reizenden jungen Mädchen aufgeblüht, mit ein paar Augen ſo tief und ſo dunkel, wie das nächtliche Meer, das über ungeahnten Geheimniſſen geheimnisvoll aufleuchtet. Korona war nicht mehr das ſpielende, allem Ernſt abholde Kind, das einſt ein Ordensgewand ſogar als Maskenkleid mit Furcht und Abneigung betrachtete. Sie verſtand jedes ernſte Streben und jeden höheren Aufſchwung, aber ſie war nicht, wie Regina, durch und durch von einer weltentfremdeten Sehnſucht ergriffen, ſondern ſie wünſchte ein Stückchen Welt in ihrem Herzen himmelwärts zu heben, oder ein Stückchen Himmel in die Welt zu verpflanzen; ſie wußte ſelbſt nicht recht wie! ſie war eben ſechzehn Jahre alt! und war als die Jüngſte — auch der verzogene Liebling der ganzen Familie. Der Graf adorierte ſie, als ſie ſich ſo ſchön und anmutig entwickelte. In Regina war ein Etwas, das ihm unwillkürlich einen gewiſſen Reſpekt einflößte, über den er ſich im Stillen ärgerte. Überdies gab es

Punkte, von denen ſie, trotz aller Unterwürfigkeit, nicht abging; ſie hatte nicht Koronas unbedingte Fügſamkeit.

Oreſt war im Kriegsdienſt geblieben. Uriel hatte denſelben nach Beendigung des lombardiſchen Krieges verlaſſen und war wieder in die diplomatiſche Laufbahn getreten, aber nicht nach Frankfurt zurückgekehrt. Die furchtbaren Ereigniſſe der Zeit, die bitteren Erfahrungen, an denen ſie ſo überreich war, die Kriegs- und Schlachtenbilder, angeſchaut in nächſter Nähe und in voller Herbe — die auch den glorreichſten Siegen nicht fehlt; die Ungewißheit des eigenen Daſeins und der eigenen Zukunft: alles ſtimmte ihn ernſt, und er nahm ſich vor, ſeine Tage nicht in träumeriſcher Anhänglichkeit an Liebesgedanken zu verſchwenden, durch welche Regina nun einmal nicht zu gewinnen ſei. Er war eine Zeitlang in London, dann in Wien, dann in Florenz. Dazwiſchen kam er aber immer wieder nach dem lieben heimatlichen Windeck, und wie bunt, bewegt und regſam ſich auch die Welt mit ihren blendenden Farben, beſtechenden Erſcheinungen, intereſſanten Fragen und gewichtigen Tatſachen vor ihm entfalten und ihn zur Teilnahme auffordern mochte: Eines war gewiß — ſein Herz blieb an Regina gefeſſelt, ſeine ganze Zukunft hatte nur inſofern Reiz für ihn, als er hoffte, ſie mit Regina zu teilen, und ſooft er ſie wiederſah, um ſo feſter ſtand es in ihm, daß er ihresgleichen nicht in der Welt gefunden habe. Aber er ſchwieg und bat auch den Grafen zu ſchweigen, der jedesmal, wenn Uriel kam, Regina mit Vorſtellungen zu beſtürmen dachte, um ſie zu einer günſtigen Entſcheidung hinzudrängen. Regina wußte ihm innigen Dank für dieſe Schonung, allein ihr Herz lag auf der Folter durch die Peinlichkeit dieſes Verhältniſſes. Sie wechſelten in drei Jahren kein Wort, welches darauf Bezug hatte. Da — kurz vor Uriels Abreiſe von Windeck, als er zufällig allein mit ihr auf der Terraſſe auf- und niederging — da blieb ſie ſtehen, ſah ihn ſanft und ernſt an und ſagte mit ihrem innigen Sprachton:

„Uriel, du kennſt mich! Du kannſt dich verlaſſen auf mein Wort und du weißt es. Nun wohlan, lieber Uriel: Warte nicht!“

„O Regina,“ entgegnete Uriel ebenſo ſanft und ebenſo beſtimmt als ſie, „von den feſtgeſetzten zehn Jahren iſt noch nicht die Hälfte verfloſſen und du wirſt ſchon ungeduldig, während ich geduldig warte! Wir ſind noch lange nicht bei der letzten Entſcheidung!“

Mit einem Ausdruck von unausſprechlichem Schmerz ſchloß Regina eine kleine Weile ihre Augen, als wolle ſie vor Uriel verſchleiern, wie weh er ihr tue; dann ſagte ſie gefaßt:

„Gottes Wille geſchehe.“

„Iſt er dir noch immer nicht klar?“ fragte er.

„Mir — vollkommen; aber leider nicht dir," ſagte ſie und ſetzte raſch hinzu mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Wie traurig, daß wir beide ſolche eigenſinnige Köpfe haben, und wie gut Gott iſt, ſie gründlich zu brechen."

Uriel war nicht ſo lebhaft von dieſer Güte Gottes durchdrungen. Die Hauptabſicht Gottes in der Lenkung der Schickſale: die Erziehung des Menſchen für das ewige Leben, entſchwand ſehr oft ſeinem inneren Auge. Für Regina war ſie immer ganz klar, wie die Feuerſäule, welche dem nächtlichen Zuge der Kinder Iſraels durch die Wüſte vorleuchtete. —

Baron Stamberg war früher aus dieſem Leben abgerufen als ſeine Frau. Während ſie ſich von ihrem Schlaganfall erholte, begann er zu kränkeln, und vermochte ſich nicht aufzureißen aus ſeinem Kummer über die verlorenen Jagdrechte. Die Tiefe der Ungerechtigkeit, welche einer ſolchen Maßregel zum Grunde lag, war es nicht, die ihn ſo heftig erſchütterte, nur ſein perſönlicher Verluſt. Er hatte ſich während ſeines Lebens nie über die niedrigſte Stufe der Selbſtſucht erhoben und ſo ſtarb er auch auf ihr. Die Baronin, immer kalten Herzens — und noch kälter durch das höhere Alter das nur dem himmelwärts gewendeten Sinn himmliſche Innigkeit verleiht, aber die irdiſche abſterben läßt — war höchſt gefaßt bei dieſem Ereignis und blieb nur ihrer alten Gewohnheit treu, ſich als eine Verfolgte des Schickſals zu betrachten und zu beklagen. Indeſſen kam doch auch an ſie die Mahnung, daß jedes Leben zu Ende gehe. Sie erkrankte an einem abzehrenden Leiden. Nun war Regina nicht länger zu halten. Sie bat ihren Vater ſo flehentlich und ſo wiederholt, die Pflege der Großmama übernehmen zu dürfen und ſtellte es ihm als eine ſo heilige Pflicht vor, daß er endlich einwilligen und ſie nach Stamberg bringen mußte. Zum Glück konnte Korona jetzt vollkommen ihren Platz in Windeck ausfüllen, am Piano, am Billard, am Teetiſch, bei dem Spazierritt; ſonſt hätte der Graf ſchwerlich dies Opfer gebracht. Was es Regina koſtete, ſich von der lieben Kapelle zu trennen und am einſamen Krankenbett auf alle Tröſtungen zu verzichten, die für die gläubige Seele aus der Nähe des Sanktiſſimums ſtrömen — das ahnte der gute Graf freilich nicht. Er ſagte zu Levin:

„Es iſt merkwürdig, was das Mädchen für eine Paſſion hat, ſich zu opfern! Was ihr ſchwer wird — gerade das ſucht ſie ſich aus! Ich bezweifle ſehr, daß die gute Mama ihr dieſen Liebesbeweis danken wird."

„Ich auch," entgegnete Levin, „aber deſto beſſer iſt's für Regina. Es gibt noch immer Seelen hienieden, die das tun, was einſt die heilige Katharina von Siena tat: als der göttliche Heiland ihr zur Auswahl einen Blumenkranz und eine Dornenkrone darbot, nahm ſie die letztere, weil ſie ſicher war, unter den Dornen ihren gekreuzigten Gott zu finden — unter den Blumen nicht. Zu dieſen Seelen gehört durch Gottes Gnade auch Regina."

„Ja, es muß wohl Gottes Gnade und Ihr Beiſpiel ſein, lieber Onkel! Ich muß mir das Zeugnis geben, nichts getan zu haben, wodurch Regina in die Nachfolge der Heiligen hätte geraten können," ſagte der Graf ehrlich.

„Es beweiſt zugleich, wie ernſt und feſt ſie an ihrem Kloſterberuf und Gelübde hält," ſagte Levin.

„Glauben Sie wirklich?" rief der Graf beängſtigt. „Sie macht nie die leiſeſte Andeutung, und ſo hab' ich gehofft, die Sache werde allmählich einſchlafen."

„Regina — und einſchlafen!" rief Levin. „Lieber Damian, kennſt du ſo wenig das kräftige Herz deiner Tochter? Glaubſt du ſo wenig an die Gnadenwirkung in einer Seele, die nach Gott verlangt? Das iſt richtig: ſie ſchweigt. Aber was ſollte ſie auch noch weiter ſagen? ſie hat uns ja alles geſagt — und dabei bleibt ſie. Ich habe die Überzeugung, daß Regina nicht „abfällt von ihrer erſten Liebe" — und daß dieſe Liebe die erſte und die letzte und die einzige bleiben wird."

„Entſetzliche Vorſtellung!" ſeufzte der Graf; „und aufrichtig geſtanden — es iſt auch die meine! ich ſuche ſie nur immer zu unterdrücken. Bemerkten Sie wohl, wie ihre Augen aufleuchteten, als kürzlich von Kloſter Himmelspforten bei Würzburg geſprochen wurde, das früher aufgehoben und in eine gemeine Schenkwirtſchaft verwandelt — nunmehr aber von einer Ordensgenoſſenſchaft angekauft und ein Kloſter von Karmeliteſſen ſei? Wenn dieſe Illumination in ihre Augen tritt, dann hat ſie eine grenzenloſe innere Freude — das kenne ich an ihr! Gewiß hofft ſie als Karmeliteſſe durch Himmelspforten in den Himmel einzuziehen."

„Es iſt mir ſehr lieb, daß du anfängſt, dich mit dieſem Gedanken vertraut zu machen," entgegnete Levin.

„Ja, wenn Uriel ſich nur ſtatt in Regina — in Korona verlieben wollte," verſetzte der Graf, „ſo würde ich mich allenfalls darin ergeben! Aber er iſt leider! gar kein Menſch mit einem beweglichen Herzen."

„Welch Unglück du mit deinen Kindern haſt!" ſagte Levin mit gutmütigem Spott. —

Regina richtete ſich einſtweilen auf Stamberg ein und wurde von der Baronin, die ihr Zimmer nicht mehr verlaſſen konnte, freundlicher behandelt, als man es zu Windeck erwartete. Nicht als ob der Liebesbeweis ſie rühre; ſondern weil ſie ſehr bald in Regina eine Eigenſchaft erkannte, die ſie höher als jede andere ſchätzte: Regina war imſtande, die Führung der Geſchäfte unter ihrer Leitung zu übernehmen, Geſchäftsbriefe zu ſchreiben, Rechnungen durchzuſehen, Koſtenüberſchläge nachzurechnen und die Ordnung des Hauſes geradeſo aufrecht zu halten, wie die Baronin es ſeit fünfzig Jahren zu Windeck erſt und dann zu Stamberg getan hatte. Da Regina immer ganz bei ihrer Pflichterfüllung war, in welcher ſie den Willen Gottes freudig erkannte und vollzog, ſo war ſie aufmerkſam bei den Anweiſungen, welche die Großmama ihr gab und äußerſt pünktlich in deren Vollziehung, ſo daß die Baronin ihr jedesmal glänzendes Lob ſpendete, wenn der Graf bald allein, bald mit Korona und Baronin Iſabelle nach Stamberg kam. Hatte Regina aber gehofft, durch ihre Liebe und Ergebenheit die Großmutter zum Urquell aller Liebe — zu Gott hinzuweiſen, ſo irrte ſie ſich gründlich. Das religiöſe Leben hatte bei derſelben während ſiebenzig Jahren unter dem Gefrierpunkt geſtanden; ſie hatte zu keiner Zeit, nicht in der Kindheit, nicht in der Jugend, nicht in guten und nicht in ſchlimmen Tagen die beſeligenden Lehren des Chriſtentums, die Wonne der Erlöſung, die Gnaden der Sakramente in ſich aufgenommen, ſondern ſtets auf ein fremdes kühles Wiſſen vom Chriſtentum ſich beſchränkt und mit großer Selbſtgefälligkeit darin ein Genügen gefunden. überdies war ſie immer höchſt tugendhaft geweſen, nämlich ſo, wie die Welt es verſteht. Der heilige Gregor von Nyſſa, welcher ſagt: „Tugend iſt die praktiſche Liebe zu Gott“ — würde vermutlich Julianens Tugend minder hoch geſchätzt haben, als ſie ſelbſt es tat. Aber von den Heiligen, deren Leben und Lehren die Ausübung des Evangeliums ſind, wußte Juliane nichts; ſie begnügte ſich mit ihren Ideen von Gott und Unſterblichkeit und erwähnte zuweilen mit einer bei ihr höchſt ſeltenen Anwandlung von Ehrfurcht zweier Schriftſteller, aus denen ſie hauptſächlich jene Ideen geſchöpft habe: das waren Herder und Jean Paul. Sie vertraute ſogar Reginen an, daß ſie, obzwar eine abgeſagte Feindin aller Schwärmerei, dennoch ein wenig für Jean Pauls Romane geſchwärmt habe und bis zur Stunde nichts Rührenderes und Ergreifenderes kenne, als in deſſen „Heſperus“ Lord Horions Grabſchrift. Regina fragte ganz erwartungsvoll, wie dieſe laute? Juliane erwiderte:

„Eine weiße Marmortafel mit einem blutroten Herzen in der Mitte bildete den Grabſtein, und unter dem Herzen ſtanden nur die zwei Worte ‚Es ruht‘.“

„Ich würde es noch ſchöner finden, liebe Großmama,“ ſagte Regina, „wenn zwei Worte hinzukämen und wenn es hieße: ‚Es ruht in Gott‘.“

„Nein," entgegnete die Baronin, „gerade dieſer Ausdruck der vollkommenen Einſamkeit in ſtiller Grabesruhe iſt erhaben. Aber freilich! das verſtehen nur wenige! Ich erzählte dies einmal meinem ſeligen Mann, deinem Großvater, und er gab mir lachend zur Antwort: „Ich wünſche nicht ein ſolches Coer-Aß als Grabſtein zu haben."

Regina ſchwieg; aber heimlich ſtimmte ſie dem Großvater bei. Fünf Monate brachte ſie auf Stamberg und im Krankenzimmer zu, ohne andere Erholung als die, jeden Sonntag Morgen zum Gottesdienſt nach der nächſten katholiſchen Kirche zu fahren und ſich dort durch den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altares zu ſtärken. Dann ſchied die Baronin vom Leben und verhauchte ſtill ihre letzten Atemzüge in Reginas Armen. Hätte Regina nicht ihrem brechenden Auge das Kruzifix vorgehalten und nicht die Gebete der Sterbenden neben ihr gebetet: ſo würde niemand geahnt haben, daß dies das Sterbelager einer Chriſtin ſei.

Der Graf war in höchſter Spannung wegen des Teſtamentes ſeiner Mutter und in grenzenloſer Überraſchung, als es geöffnet wurde. Es war in den letzten Monaten, und zwar zugunſten Uriels gemacht. Warum Oreſt nicht Univerſalerbe — wie das früher ihre Abſicht war; ob ſie ein anderes Teſtament vernichtet hatte; ob ſie ihr Vermögen Reginen zuwenden wollte und in der Vorausſetzung, daß dieſe Uriel heiraten werde, es ihm vermachte; ob ſie nur bis zuletzt zeigen wollte, ſie ſei unumſchränkte Herrin ihres Vermögens: das alles blieben Fragen ohne Antwort, und nur die Tatſache beſtand: Uriel war Herr auf Stamberg.

Dies trug ſich im Frühling zu, und im Sommer ging Graf Windeck mit ſeinen Töchtern nach England. Er fand Zerſtreuung und veränderte Luft ganz notwendig für Regina. Der Anhauch von zarter Schwermut, der ſich wie ein leichter Schleier über ihre Schönheit legte, erſchien ihm als Kränklichkeit, als Nervenſchwäche. Aber Regina ſagte zu Levin:

„Lieber Onkel, ich bin nicht krank und fünf Wintermonate an einem teuren Kranken- und Sterbebett erſchüttern meine Nerven nicht. Allein dies Leben und dies Scheiden vom Leben in tiefer Gottentfremdung, wie ich es bei meiner armen Großmutter vor Augen hatte — ſieh! das hat mir Herzweh gemacht."

Levin war immer bemüht, Regina in der Tugend der Heiligen, in der Demut, zu üben und lächelnd fragte er:

„Ah, du hoffteſt wohl, deine arme Großmutter im Laufe einiger Monate für die katholiſche Wahrheit zu gewinnen? O mein liebes Kind, ſoll dir ſo etwas gelingen, ſo lerne zuvor leiden. Wer Seelen retten will, vereinige ſich mit Chriſtus in ſeinem Martertum für die Seelen und teile mit ihm — wenn nicht die blutige Paſſion auf dem Kalvarienberge, ſo doch die ſtille Paſſion des Herzens am Ölberg. Du mußt myſtiſcherweiſe in dein Herzblut deine Gebete für Seelen eintauchen, wenn Gott ſie erhören ſoll. Wie unausſprechlich haben die Heiligen, die große und zahlreiche Bekehrungen bewirkten, unausgeſetzt gelitten! Ihre Liebe und ihre Vollkommenheit haben wir nicht; um ſo mehr wollen wir uns bemühen, ihnen im Leiden ähnlich zu werden. Du haſt Herzweh um deine arme Großmutter? O Kind, das glaub' ich dir! aber das Leiden darf kein Zuſtand — es muß eine Tugend ſein, indem Liebe zum Leiden es zum Opfer macht und die Seele in ein tägliches Holocauſt verwandelt.“

Mit einem Ausbruch der tiefſten Sehnſucht rief Regina:

„Iſt es nicht auch vermeſſen, lieber Onkel, wenn ich beteure: das — gerade das, nur das begehre ich!“

„Nun, wenn du das wirklich begehrſt — das kannſt du haben, unter allen Verhältniſſen und zu jeder Stunde,“ entgegnete Levin.

„Aber ſo recht doch erſt unter dem ſtrikten Gehorſam des Ordenslebens, das zu jeder Stunde den eigenen Willen, die eigenen Abſichten, die eigenen Wünſche abtötet.“

„Ich ſage nicht nein; aber ich ſage: zur vollkommenen Hingebung an den Willen Gottes brauchſt du das Ordensleben nicht. Dieſes übt die Hingebung auf einer höheren Stufe des inneren Lebens, weil es nach den evangeliſchen Räten geordnet iſt. Übe du dich einſtweilen in der Hingebung deines Willens, die auf den Geboten Gottes ruht; dann machſt du dich vielleicht der Gnade würdig, jene höhere Stufe betreten zu dürfen.“ —

Auch ihn hatte Julianens Tod ſehr ergriffen. Sie war ſeine Zeitgenoſſin, wenig älter als er; viele Jahre — und vielleicht die ſchmerzlichſten ſeines Lebens, hatte er neben ihr auf Windeck verlebt und tief die Lähmung empfunden, die von ihr ausging und auf der höheren Entwicklung ihres Mannes und ihrer Söhne laſtete. Aber immer hatte er es als ſeine Schuld, als ein Zeichen ſeiner Unvollkommenheit betrachtet, daß das wundervolle Licht des katholiſchen Glaubens, mit dem Juliane in ſo häufige Berührung kam, ihr dennoch verſchleiert blieb. Er wendete auf ſich ſelbſt an, was der heilige Karl Borromäus einſt zu ſeinen Provinzialbiſchöfen auf einer Synode ſagte: „Möchte das göttliche „Licht, das in dem Herzen der Biſchöfe leuchtet, nie verdunkelt „werden von der Finſternis ihrer ſündigen Natur.“ Das gilt für uns alle, dachte er bei ſich ſelbſt; das göttliche Licht und die göttliche Liebe ſind ja immer bereit, unſer Herz zu entzünden; doch jenes ſtirbt in der Finſternis — und dieſe in der Kälte unſerer ſündigen Natur — und da Juliane ſie nicht in mir, dem Prieſter, ausſtrahlen ſieht, ſo müſſen ſie ihr freilich verborgen bleiben. Alles wurde ihm ein willkommener Anlaß, um ſich zu verdemütigen. Nun war ſie tot, die arme Juliane! nun war ſie eingetreten in die Welt, die von der ewigen Wahrheit ſchleierlos durchleuchtet wird! War dieſe ihr aufgegangen als ein ſengender Blitzſtrahl oder als eine überirdiſche Sonne? — —

Niemand war im erſten Augenblick ſo betroffen und im zweiten ſo gefaßt über Julianens Teſtament als der, den es am meiſten anging: Oreſt. Er hatte ſich von Kindheit auf daran gewöhnt, ſich als den künftigen Herrn von Stamberg zu betrachten; plötzlich war das vorbei! eine ſehr unangenehme Überraſchung allerdings; doch nicht heftig genug, um ihn aus ſeinem Gleichgewicht zu bringen. Mit der größten Gemütsruhe beſchloß er auf der Stelle, ſeinen Etat, den er im Hinblick auf die glänzende Erbſchaft gemacht hatte, nicht im geringſten zu beſchränken und Uriel dafür ſorgen zu laſſen, daß er denſelben durchführen könne. Oreſt war ganz der Alte: der Ausdruck des genußſüchtigen Egoismus. Da aber kein Menſch unverrückbar auf einer und derſelben Stelle in ſeiner Richtung ſtehen bleibt, ſondern entweder mit ſtarker Willensfreiheit aufwärts geht, oder ſich von den Windſtößen der Neigungen, der Leidenſchaften, der Triebe beherrſchen läßt und unter ihrem Einfluß mehr und mehr abwärts ſinkt: ſo hatten ſich denn auch in Oreſt die Grundzüge ſeines Charakters und ſeiner Richtung beträchtlich entfaltet und ihn nicht aufwärts geführt. Sein Loſungswort hieß: Lebensgenuß, der ununterbrochen angeregt und ebenfalls ununterbrochen befriedigt werden mußte. Wie er ſich das Herz verwüſtete und den Kopf verödete, wie alle höheren Fähigkeiten ſeiner Seele nach und nach aus Mangel an Nahrung abſterben, aus Mangel an Übung verkommen mußten, das wurde er nicht gewahr, weil ſein Leben ſich eben auf der ſinnlichen Oberfläche, nicht in der ſittlichen Tiefe bewegte. In den lombardiſchen und ungariſchen Feldzügen war er der bravſte, unermüdlichſte Soldat geweſen, immer munter, immer herzhaft, pünktlich im Dienſt, tapfer in der Schlacht, kühn in der Gefahr. Er wurde auch ſehr bald Rittmeiſter; ſeine Chefs hatten ihn gern, ſeine Mannſchaft liebte ihn. Dies war Oreſts glänzende Seite. Das kriegeriſche Leben mit ſeiner Gefahr, ſeiner Mühſeligkeit, ſeiner Anſtrengung, ſeiner Beweglichkeit — war das Element, in welchem ſich Oreſt mit Wonne bewegte; da fühlte er ſich immer angeregt und immer beſchäftigt; da konnte er entbehren und ſogar großmütig ſein, für andere ſorgen, denken, wachen, denn dies war eben die Richtung und die Gabe ſeiner Natur. Aber über ſeine natürlichen Anlagen reichte ſeine gute Seite nicht hinaus. Da, wo jene aufhörten, hörten ſeine Vorzüge auf. Unter blutigen Wunden gegen den Feind kämpfen — mit Freuden! Kanonendonner, Waffengeklirr, Pulverdampf, wehende Fahnen, Hörnerſignale, Trommelgeraſſel, das unnennbare betäubende Getöſe der Schlacht verſetzte ihn in eine Art von Jubelrauſch. Aber die geringſte Selbſtüberwindung auf ſittlichem Gebiete, der leiſeſte Kampf gegen die Laune und die Stimmung des Augenblickes — nein! das war zu viel! das durfte man ihm nicht zumuten!

Nach beendigten Feldzügen kam ſein Regiment nach Mailand. Er war außerordentlich mit dieſer Garniſon zufrieden: herrliche Oper, zahlreiches corps de ballet, die ganze lombardiſche Ebene, um ein paar Dutzend Pferde darauf tot zu jagen, und die Tiroler Alpen nahe genug, um im Sommer den Urlaub für die Gemsjagd zu benutzen. Was brauchte er mehr? — Geld vollauf — das verſtand ſich von ſelbſt! daran hatte es Graf Damian bis jetzt nicht fehlen laſſen — nur reichte es immer noch nicht für Oreſts allernotwendigſte Bedürfniſſe, wie er behauptete, aus. Machte Uriel jetzt die Zuſchüſſe, woran er keinen Augenblick zweifelte, ſo lag ihm nichts an dem Beſitz des einſamen Schloſſes im Odenwald; denn ein ſolcher Beſitz zieht gewiſſe Verpflichtungen nach ſich und Verpflichtungen ſetzen Schranken. Oreſt aber wollte keine anderen gelten laſſen als Barrieren — und dieſe nur, um beim Wettrennen oder auf der Steeple chase über ſie hinwegzuſetzen.

Er kam nach Windeck, um ſich mit der neuen Ordnung der Dinge bekannt zu machen und um ſeine Verhältniſſe durch Uriel regulieren zu laſſen; nebenbei auch, um all' die Seinen einmal wiederzuſehen, denn Uriel war auch dort eingetroffen, bevor er ſeinen Wohnſitz auf Stamberg nahm. Hätte Uriel die Ausſicht gehabt, Regina als Herrin dort einzuführen, ſo wäre er ſehr glücklich geweſen. Ihm ſagte das Landleben mit ſeinen ruhigen Beſchäftigungen und mit dem abgeſchloſſenen Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit zu. Der Reiz der Neuheit, den die große Welt für die Jugend hat, war ihm ſchnell entflohen, weil er mehr begehrte, als ſie geben kann — vielleicht auch deshalb, weil ſeine Liebe für Regina ihn zu ausſchließlich einnahm, um ihm von anderer Seite dauernd befriedigende Eindrücke zukommen zu laſſen. Solange es Krieg gab, war er gern Soldat geweſen; aber nicht, wie Oreſt, um Soldat zu ſein, ſondern um unter Öſterreichs Fahnen für Recht und Ehre gegen die Revolution zu kämpfen. In die diplomatiſche Laufbahn trat er, wie überhaupt ſeine Standesgenoſſen, um durch ſie in die Geſellſchaft eingeführt zu werden und in dem jugendlichen Wahn, Einblick und Einfluß in die

Geſchicke der Völker und Staaten zu erhalten; ein Wahn, der allerdings nur durch die Unerfahrenheit der Jugend erzeugt und entſchuldigt werden kann, da in unſeren Tagen, die freilich überall einen traurigen Mangel an Genie kundgeben, kaum eines ſeltener iſt als das diplomatiſche Genie — und da die Depeſchenſchreiberei ins bureaukratiſche Fach gehört, von welchem die Geſtaltung der großen Weltverhältniſſe nun einmal nicht ausgeht. Uriel war hierüber auch bereits ſo vollkommen im klaren, daß er ganz gern ſeine diplomatiſche Karriere aufgab, als das Teſtament ſeiner Großmutter ihm Erbe und Herrſchaft zuwendete. Oreſt's Wünſchen entſprach er bereitwillig und großmütig; nur bat er ihn, bei dem Feſtgeſetzten zu bleiben, und Oreſt, dem ein Verſprechen gar nichts koſtete, weil er ſich immer feſt vornahm, es zu halten — ſolange es eben möglich ſei, verſprach es froh. Es herrſchte die größte Eintracht unter den Brüdern, denn Hyazinth war mit ſeinem Pflichtteil vollkommen zufrieden.

„Und er kann es auch ſein!“ ſagte der Graf; „ſeine perſönlichen Bedürfniſſe ſind unglaublich gering, und hat er ſich ein paar Bücher angeſchafft, ſo wandert ſein Geld zu den Armen.“

„Das meine auch, nur im größeren Maßſtab,“ verſicherte Oreſt.

„Das hätte ich dir nicht zugetraut,“ ſagte der Graf.

„Wie!“ rief Oreſt, „ſind Schuſter, Schneider und Handſchuhmacher, ſind Traiteur, Zigarrenfabrikant und Pferdehändler, ſind Theaterunternehmer und Kaffeewirt nicht auch arme Leute, die leben wollen? und muß man denn durchaus mit der Unterſtützung warten, bis ſie ſämtlich zu Bettlern werden und dem Almoſen verfallen? Treib' ich's nicht viel grandioſer, indem ich ſie vor der tiefſten Stufe bewahre?“

„Es iſt merkwürdig,“ bemerkte Levin lächelnd, „welch blendende Scheingründe dem Weltſinn zu Gebote ſtehen.“

„Onkelchen, du tuſt mir himmelſchreiendes Unrecht mit deinen Scheingründen!“ behauptete Oreſt. „Es iſt ja ſonnenklar, daß ich drei Fliegen mit einer Kappe ſchlage: ich unterſtütze die Induſtrie, ich befördere die Ziviliſation, ich wehre dem Proletariat — und bewirke das alles, indem ich in der arbeitenden Klaſſe, welche zugleich die arme iſt, Geld in Umlauf bringe. Bin ich da nicht ganz in der vernünftigen Idee des Jahrhunderts — von der natürlich der Kommunismus auszunehmen iſt?“

„Ja freilich, du echter Sohn deines Jahrhunderts, du biſt in deſſen Idee!“ ſagte Levin und klopfte ihm freundlich auf die Achſel, „viel der Bedürfniſſe haben, ſoll — beſonders wenn man ſie prompt bezahlt — für Tugend gelten! Aber ſo wenig wie das eine Tugend iſt, ebenſowenig wird das allgemeine Wohl durch ſie gefördert. Dein Zigarrenfabrikant mag ein Millionär werden, aber ſeine Arbeiter verkümmern in Armut und Elend an Leib und Seele, während er und du, ihr beide, euch etwas darauf zu gut tut, in euren Genüſſen, eurem Überfluß, eurem Luxus zu ſchwelgen — weil ihr Geld unter die Leute bringt. Glaubſt du wirklich, daß hierin Ähnlichkeit mit der chriſtlichen Barmherzigkeit iſt, die Hyazinth übt, indem er ſeine Bedürfniſſe auf das knappſte Maß einſchränkt — nicht um deinen Zigarrenfabrikanten reicher zu machen, ſondern um deſſen dürftige Arbeiter zu unterſtützen, die bei ihrem kargen Tagelohn halb verhungern und, wenn ſie krank werden, ganz hilflos ſind!"

„Nein, lieber Onkel, das glaub' ich keineswegs; aber es war anfangs auch gar nicht die Rede von chriſtlicher Barmherzigkeit," antwortete Oreſt, der immer gleich nachgab, wenn ihm eine Sache zu ernſt wurde. —

Der Graf ſchlug ihm vor, die Reiſe nach England mitzumachen und um Verlängerung ſeines Urlaubs zu bitten. Oreſt beſann ſich etwas. Er wußte gar nicht genau, ob die Reiſe auch gehörig unterhaltend ausfallen werde. Endlich ſagte er zum Grafen:

„Ich will's nur geſtehen, Papachen — ich fürchte, unſer Reiſegeſchmack geht weit auseinander! was willſt du denn eigentlich in England ſehen?"

„Alle Merk- und Sehenswürdigkeiten der drei Königreiche: Natur und Kunſt, Fabriken und Parks, Kathedralen und Kottages, Kriegsſchiffe, Kriſtallpalaſt und alle anderen Kurioſitäten — ausgenommen die Geſellſchaft in London, weil wir noch in Trauer ſind und auch keine Neugier ſpüren, einen Schwarm von langlockigen Ladies und weißkravattierten Gentlemen beiſammen zu ſehen."

„Nun, das alles iſt mir recht! aber ich muß einige Zuſätze zu deinem Regiſter machen und mir meine freien Allüren für dieſelben ausbedingen; und zwar zuerſt Epſom, Askot, Tatterſal."

„Nicht mehr wie billig! dabei bin ich auch."

„Dann — die Oper, überhaupt Theater."

„Ganz richtig! Etwas davon werd' auch ich in Augenſchein nehmen. Aber die Mädchen ſind nicht dazu zu bewegen, das heißt Regina nicht. Korona allein hätte vielleicht Luſt dazu; aber ohne Regina tut ſie es nicht und die geht nun einmal nicht ins Theater."

„Originell das! Die ganze elegante und gebildete Welt ſtrömt ja ins Theater, kann ohne Loge ſo wenig exiſtieren wie ohne Dach und Fach, hat nichts zu ſprechen und nichts zu denken, wenn ſie kein Schauſpiel zu ſehen hat! Ich ſpreche nicht von uns

— denn das verſteht ſich von ſelbſt; ſondern auch von den Damen. Was ſagt ſie denn eigentlich dagegen — dieſe ſonderbare Regina?“

„Sie ſagt, alle Geiſtesmänner und Lehrer des inneren Lebens erklärten einſtimmig den Theaterbeſuch für gefährlich und verderblich, weil das Schauſpiel gefährliche Leidenſchaften mit allem Zauber der Kunſt und allem Blendwerk der Phantaſie ausſtatte und darſtelle.“

„Da hat ſie wahrhaftig ganz recht; aber eben darin beſteht der ungeheure Reiz der Bühne: ſie idealiſiert dermaßen das Verbotene, daß es unwiderſtehlich erſcheint.“

„Solche Behauptung würde Regina Sünde nennen, und umſomehr bei ihrer Weigerung beharren. Sie iſt nun einmal aus ganz beſonderem Stoff! Weil ein alter Erzbiſchof, der Johannes Chryſoſtomus hieß und vor fünfzehnhundert Jahren in Konſtantinopel lebte, geſagt hat: das Schauſpiel ſei ein Überreſt des entſittlichten Heidentums und wütende Schauluſt verrate heidniſche Geſinnung; ſo nimmt ſie das auf, wie das Evangelium. Im Grunde hat ſie recht! Das Theater iſt nichts für junge Mädchen — nicht einmal die ſogenannten klaſſiſchen Stücke, wie z. B. Emilia Galotti. Regina würde es empörend für Vernunft und Herz finden, daß ſich die Heldin von ihrem Vater erdolchen läßt, um nicht in Liebesſchlingen zu geraten; und, beim Licht beſehen, muß ich wieder ſagen: ſie hat recht.“

„Ja,“ ſagte Oreſt, „das iſt mir nicht auffallend, denn Regina iſt klug und ſo kann ſie wohl das Richtige leicht erkennen; daß ſie aber nun auch felſenfeſt danach handelt, während ſie ringsumher ſieht, daß die ganze Welt es anders macht — darüber muß ich ſtaunen. In mir iſt nun einmal die heidniſche Geſinnung ſtark entwickelt, nach der Anſicht des alten Johannes — wie hieß er weiter? — und ich bin ein raſender Liebhaber der Bühnenwelt, verſpreche mir auch Brillantes von ihr während einer Saiſon in London.“

„Sei verſichert,“ ſagte der Graf, „daß ich dich durchaus nicht in deinem Vergnügen ſtören werde.“ —

Und ſo war die Sache abgemacht; man ging im hohen heißen Sommer nach London, wo der Graf in demjenigen Teil des Weſtendes, der Belgravia genannt wird, und der faſt ganz für Fremde eingerichtet iſt, ein komfortables Haus nach engliſcher Sitte einnahm und allein bewohnte — eine Sitte, die allerdings etwas koſtſpielig, aber ungemein bequem iſt. Man iſt zu Hauſe, lebt ruhig und ungeſtört ohne Gaſthofstumult, ohne läſtige Zimmernachbarn, ohne das wilde Heer halbtotgehetzter Kellner, und richtet ſich ein, wie man es gewohnt iſt. Oreſt hatte ſich nicht umſonſt ſeine „freien Allüren“ ausgebeten. Er fand in London einen ganzen Schwarm von Bekannten und guten Freunden, mit denen er ſich vortrefflich unterhielt, ohne an „der Beſichtigungskampagne aller Merkwürdigkeiten" — wie er ſich ausdrückte, Anteil zu nehmen.

„Solchen Strapazen für nichts und wieder nichts bin ich nicht gewachſen!" verſicherte er. „Ich kann viel aushalten — aber dies ewige Stehen und Stehen und zwei Schritte gehen und wieder Halt machen, nein! das macht mich kaput. Und wenn ich nun im Tower die Kronjuwelen, wie wilde Tiere hinter Eiſengitter — und in der Münze die Prägung eines Sovereigns, der nicht mir gehört, geſehen habe — was hab' ich davon? mein Herz bleibt leer."

Korona lachte und ſagte in dem ſcherzenden Ton, den Oreſt mit ſeinen Couſinen beibehielt:

„Da erfährt man ja plötzlich, daß du ein Herz haſt."

„Und was für eins!" rief er. „Schau', Krönchen, könnte ich die engliſchen Kronjuwelen auf deiner ſchönen Stirn ſehen, ſo würden ſie mir außerordentlich gefallen: ſolch ein Herz hab' ich!"

„Dies iſt nur ein Beweis gegen deinen Anſpruch," entgegnete Korona; „das Herz ſagt keine Fadaiſen."

„Was weißt denn du von der Sprache des Herzens!" rief Oreſt mit komiſchem Erſtaunen. „Erſt ſechzehn Jahr und ſchon darin bewandert!"

„Ja, gerade deshalb!" nahm Regina das Wort. „Sie betrachtet das Herz als den Ausdruck des unverfälſchten Gefühls. Je jünger man iſt, deſto leichter kann man wohl dies Zutrauen haben."

„Königin und Krone, beide gegen mich," ſagte Oreſt mit Anſpielung auf ihre Namen; „dann muß ich freilich die Segel ſtreichen! aber dem Kronchen vergeſſ' ich nicht den Zweifel an meinem Herzen."

Es fiel Oreſt nicht im Traume ein, ſich anders mit ſeinen Couſinen zu beſchäftigen, als in dieſer munteren Weiſe. Die Oreſts bringen ihre Huldigungen entweder den verheirateten Frauen dar, oder ſie begeben ſich in eine Sphäre hinab, wohin man ihnen nicht folgen mag. Seiner erklärten Liebhaberei für die Bühnenwelt getreu, hatte er ſich auch nicht damit begnügt, dem Syrenengeſang der Prima Donna der italieniſchen Oper von der Loge aus ſein Entzücken kund zu geben, ſondern ſich mit einem halben Dutzend ſeiner guten Freunde durch ein anderes halbes Dutzend ihr vorſtellen laſſen.

Einſt begleitete er, wider ſeine Gewohnheit, den Grafen und deſſen Damen in den Kriſtallpalaſt, um in einer für London frühen Stunde deſſen Schätze mit einiger Muße betrachten zu können. Als ſie ſich nach langer Wanderung dem Platz der Spitzen näherten, welche für alle Damen eine gewiſſe magnetiſche Anziehungskraft hatten, ſtanden zwei ſehr elegante Damen bewundernd vor dieſen köſtlichen Geweben, und obgleich ſie den Ankommenden den Rücken zugewendet hatten, erkannte Oreſt ſie dennoch und ging auf ſie zu. Regina würde dies nicht weiter beachtet haben, wenn ihr nicht die Stimme bekannt ins Ohr gefallen wäre, womit die eine Dame Oreſts Verwunderungsausruf beantwortete:

„Wir ſind hier noch zu große Neulinge, um Geſchmack zu finden an dem Gedränge, welches die obligate Freudenerhöhung des Londoner Vergnügens iſt.“

Indem ſie das ſagte, wendete ſie ſich und ging weiter. Oreſt blieb ihr zur Seite und Regina flüſterte dem Grafen zu:

„Das iſt die ſchöne Judith Miranes mit ihrer Mutter.“

„Wie kommt denn die aus Braſilien her? und wie kommt Oreſt zu ihr?“ ſagte der Graf, der ſie nicht bemerkt hatte.

„Sie war es und ſchöner denn je,“ ſetzte die Baronin Iſabelle hinzu.

„Oreſt ſoll uns Auskunft geben,“ ſagte der Graf.

Aber Oreſt kam nicht wieder. Man war daran gewöhnt und kehrte ohne ihn ~~nicht~~ zurück. Als er ſich gegen Abend zu einem verabredeten Spazierritt einſtellte, rief ihm der Graf entgegen:

„Woher ſtammt denn deine Bekanntſchaft mit der ſchönen Dame im Kriſtallpalaſt?“

„Wo denn anders her, als von der italieniſchen Oper, wo du ſie faſt täglich ſehen könnteſt,“ ſagte Oreſt.

„Da bewundere ich ihre Nerven beinahe noch mehr als ihre Schönheit!“ rief der Graf. „Tag für Tag gegen Mitternacht italieniſche Oper — das präſtiere ich nicht!“

„Du biſt auch keine Primadonna mit einem horrenden Gehalt für die Dauer der Seaſon.“

„Iſt ſie die Primadonna der italieniſchen Oper?“ rief Regina. „Sie — Judith Miranes!“

„Ob ſie Judith Miranes heißt, weiß ich nicht,“ erwiderte Oreſt; „aber hier iſt ſie ſchwarz auf weiß zu leſen.“

Er ſuchte das Tagesblatt, in welchem die verſchiedenen Schauſpiele angezeigt waren, und las:

„Alſo heute Othello, der Mohr von Venedig. Da iſt ſie! Desdemona — geſperrt gedruckt: Signora Giuditta. Eine göttlichere Desdemona gab es wohl nie. Die und die Norma ſind ihre Hauptrollen. Nun, Regina, warum ſiehſt denn du ſo betrübt aus? war ſie etwa deine Penſionatsfreundin im Sacré Coeur?“

Regina ſchwieg mit beklommenem Herzen, und der Graf erzählte, was er von Judith und ihre Eltern wußte.

„Menſchenſchickſal!“ verſetzte Oreſt äußerſt gleichgültig.

„Jetzt gehe ich aber gewiß in die italieniſche Oper!“ rief der Graf. „Wollt ihr nicht alle mitgehen?“

„Ich gewiß nicht,“ ſagte Regina traurig.

„Ach geht doch alle mit,“ bat Oreſt, „ihr werdet entzückt ſein.“

„Iſt denn dieſe Oper ſo beſonders ſchön?“ fragte Korona mit leiſer Neugier.

„Verſteht ſich! das Libretto iſt nach der Tragödie von Shakeſpeare bearbeitet.“

„Ach erzähle doch etwas, lieber Oreſt, bitte!“

„Die Sache iſt in Kürze ſo: Die Republik Venedig hat einen heroiſchen Feldherrn, der Othello heißt und ein Mohr iſt. Die Dogentochter Desdemona faßt eine ſo heftige Leidenſchaft für ihn, daß ſie über den Fluch ihres Vaters, der keinen ſchwarzen Schwiegerſohn haben will, ſich hinwegſetzt und Othello heiratet. Der Mohr liebt nun ſeine ſchöne Desdemona auf gut afrikaniſch, d. h. mit einer tüchtigen Doſis Eiferſucht gemiſcht; und als er den falſchen Verdacht auf ſie wirft, daß ſie einen andern liebe, läßt er ſich vom Satan blenden und ermordet die unſchuldige Desdemona. Es iſt furchtbar ergreifend, wie ſie zuerſt den Fluch des Vaters und dann den Dolch des Gemahls von ſich abzuwehren ſucht!“

„Nein!“ rief Korona, „ſolche Entſetzlichkeiten mag ich nicht ſehen. Ich würde mich halbtot ängſtigen und halbtot weinen und die ſchauderhaften Szenen gar nicht aus dem Gedächtnis bringen. Wie kann man an ſolchen Vorſtellungen Vergnügen finden!“

„Wohlan, Papa, ſo gehen wir allein und bewundern allein die Vereinigung der dreifachen Kunſt Shakeſpeares, Roſſinis und Giudittas — eine Vereinigung, welche meine ſublimen Couſinen doch zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit gelten laſſen ſollten.“

„Lieber Oreſt,“ entgegnete Regina mit ihrem ſchönen Lächeln, „du biſt zu gut erzogen, um nicht zu wiſſen, daß ſich ſolche Späße in unſerem Kreiſe nicht ſchicken. Mäßige alſo den Ausdruck deiner extatiſchen Bewunderung.“

„Liebenswürdigſte Königin,“ rief Oreſt entzückt und glitt graziös auf ein Knie vor ihr; „du biſt immer perfekt! Wenn alle Damen einen dummen Spaß ſo beantworteten wie du, bei Gott! wir würden keinen zweiten machen. Gewöhnen wir uns dergleichen an, ſo iſt das wahrhaftig Eure Schuld, denn Ihr könnt es uns abgewöhnen. Wie beneidenswert iſt Uriel, unter ein ſolches Pantöffelchen von Samt und Perlen zu kommen.“

„O,“ ſagte Regina unbefangen, „Uriel iſt ſelbſt ſo perfekt, daß er das gar nicht nötig hat.“

„Aber nun hört auch meine Neuigkeit!“ ſagte Oreſt. „Ihr habt im Kriſtallpalaſt eine Salonbekannte als Opernſängerin wiedergefunden; aber wem bin ich begegnet? ratet.“

„Nein,“ ſagte die Baronin Iſabelle, „da könnte man die halbe Welt der Bekannten durchraten! Sag' es uns.“

„Ich begleitete alſo die Giuditta und ihre Mama auf ihrer Wanderung und machte dabei die ſchmeichelhafte Bemerkung, daß das Töchterlein etwas weniger wortkarg als gewöhnlich war.“

„Iſt ſie das noch immer?“ fragte teilnehmend Regina.

„In einer Weiſe, die noch nicht da geweſen iſt!“ verſicherte Oreſt. „Deinem charmanten Couſin gelang es aber, ihr einige zuſammenhängende Worte zu entlocken.“

„Mein charmanter Couſin,“ erwiderte Regina lachend, „iſt wirklich recht beſcheiden — für einen fat!“ —

„Nun, wem biſt du begegnet?“ fragte ungeduldig der Graf.

„So geleitete ich ſie zum Wagen. Als eben der Schlag geſchloſſen wird und ich mit vieler Grazie meinen letzten Kratzfuß mache, ſchlüpft eine Geſtalt an mir vorüber, die ich ſogleich erkenne und die auch mich erkennt — denn ſie wendet ihr Geſicht ab und drängt ſich in einen Menſchenknäuel hinein, der ſich dem Eingang zuwälzt. Ich ſpringe vom Wagen zurück und mitten unter die Menſchen und ſchreie aus Leibeskräften: Halt! halt! Alles ſtäubt entſetzt auseinander, man denkt, ich ſetze einem Taſchendiebe nach. Eine Miß mit ellenlangen blonden Locken machte Miene, ſich in Ohnmacht vor Schreck legen zu wollen. Mir einerlei! Wie ein Tiger auf ſeine Beute ſpringe ich auf die Geſtalt zu, die ſich trotz des Tumults rund umher gar nicht umſchaut und nur vorwärts eilt. Aber ich nach, und halte ſie beim Kragen! — und wen halte ich — Florentin!“

Alle waren überraſcht und riefen durcheinander Fragen aller Art. Der Graf ſagte:

„Warum haſt du ihn nicht mitgebracht? hat er ſeine Revolutionsgrillen noch immer nicht ſatt? ich dächte, er könnte nun endlich zur Vernunft gekommen ſein und in guter Ruhe mit uns heimkehren. Ich würde ihm alles verzeihen, Barrikaden, Freiſcharen — alles! denn im Jahr 1848 haben ganz andere Köpfe, als der ſeine, ſich verdrehen laſſen. Es waren revolutionäre Miasmen in der Welt, die das Gehirn in ein Delirium verſetzten. Wie ſpricht er denn jetzt?

„Gerade wie vor vier Jahren, als er zum letzten Mal in Windeck war.“

„Wie? er hat ſich gar nicht gebeſſert?“

„Im Gegenteil! grimmig iſt er geworden und hat ſich, wie man zu ſagen pflegt, in ſeine Idee verbiſſen. Ich nahm ihn ohne Umſtände unter den Arm, führte ihn aus dem Kriſtallpalaſt hinaus und in Hyde-Park umher. Da mußte er denn erzählen. Wär's nicht alles im Satansdienſte der Revolution bis zur roten Republik geweſen, ſo könnte man ihn beneiden um ſein bewegtes Leben. Er ſagte, als Wien für die Revolution verloren gegangen und wieder kaiſerlich geworden ſei, da habe er geahnt, daß alles in Deutſchland ſchief gehen würde. Solange man nicht Öſterreich dies Bollwerk der Stabilität, dieſe Grundfeſte der konſervativen Ideen und des hiſtoriſchen Rechts" . . . —

„Alſo das erkennt er alles an?" fragte der Graf.

„Freilich! und darum haßt er es und nennt es weiter: eine Baſtille der Freiheit, die man entweder aus Deutſchland herausbeißen, oder es ſo lange revolutionär bearbeiten und unterminieren müſſe, bis es in ſich ſelbſt zuſammen und in ſoviel Brocken auseinander falle, als es Völker verſchiedener Zunge in ſeinen Ketten ſchmachten laſſe. Kurz, die erhabenen Ideen der Demokratie ſind, nach Florentins Meinung, nicht durchzuführen im deutſchen Vaterlande, ſo lange es mit Öſterreich behaftet iſt, und da die Stunde der Vernichtung noch nicht für dasſelbe geſchlagen habe, ſo machte Florentin ſich nach Italien auf. In Rom ging es ja herrlich her! Der Papſt war landflüchtig, Mazzinis Republik oben auf. Er war bei den Opfern zugegen, die Mazzini nach altrömiſcher, d. h. heidniſcher Weiſe, im Kapitol den alten Göttern darbrachte und ſomit die katholiſche Kirche abſetzte, wie denn auch des Papſtes weltliches Regiment abgeſetzt war. Aber, o Jammer! auch im Kirchenſtaat war man noch nicht reif für die rote Republik, und ſogar verſchiedene, wohl applizierte Dolchſtöße, vulgo Meuchelmorde, wollten nicht die gehörige Überredungskunſt üben. Rom war eingeſchüchtert — was ſich begreifen läßt! — gewonnen nicht. Die Banditenwirtſchaft, wie wir auf gut deutſch ſagen, ging zu Ende, die Banditenhäuptlinge Mazzini und Garibaldi ſuchten das Weite; der Papſt kam wieder, die Kardinäle kamen wieder, die katholiſche Kirche brauchte nicht wieder zu kommen, denn es zeigte ſich, daß ſie, trotz der gräßlichſten Mißhandlung der Geiſtlichen, immer dageweſen war — und mein Florentin ging nach Amerika."

„Möge er da bleiben!" rief die Baronin Iſabelle aufgeregt. „Ich hoffe, lieber Schwager, Sie nehmen dieſen verwilderten Menſchen nicht zu Gnaden an."

„Hat er dir das alles wirklich eingeſtanden?" fragte der Graf.

„Eingeſtanden?" rief Oreſt; „o keineswegs! Geprahlt hat er mit den Großtaten der heroiſchen Republikaner! geprahlt mit der Hingebung an die Befreiung der Völker in politiſcher und religiöſer Beziehung! geprahlt mit dem Haß gegen Kirche und Prieſtertum!"

„Auch geprahlt mit dem Meuchelmord?“ fragte Regina.

„Mit jener Kälte davon geſprochen, wie andere Deutſche ſeiner Farbe im Jahre 1848 von dem Morde Lichnowskys, Auerswalds, Lambergs, Zichys ꝛc. ꝛc. ſprachen. Solche kleine Zufälle haben ja nicht das mindeſte bei dem erhabenen Gange der Revolution zu bedeuten! Was tut's, wenn ein paar armſelige Reaktionäre, die, als ſolche, Verräter an der Sache des Volkes und der Freiheit ſind, mit einem Stilett beiſeite geſchafft werden! Was tut's, daß die halbe Welt untergeht, wenn nur die andere Hälfte als rote Republik floriert! ſo redet Florentin und die Florentine — das kennt man zur Genüge!“

„Was machte er denn in Amerika?“ fragte der Graf.

„Da gefiel es ihm durchaus nicht,“ erwiderte Oreſt. „Ich fragte ihn, ob er ſich dort nicht recht gut als Arzt habe durchbringen können? Er behauptet Nein! — Ein Arzt, der zu Fuß ſeine Patienten beſuche — bekäme keine Praxis. Wer Vermögen habe, oder wer ſich auf Handels- und Spekulationsgeſchäfte gut verſtände, der könne in Amerika Seide ſpinnen. Auch der Urwäldler. Aber Geld und Arbeitskräfte müſſe man tüchtig mitbringen. Übrigens habe er gar nicht den Beruf, im freien Amerika zu leben.“

„Das glaub' ich!“ ſagte der Graf; „auf Windeck lebt ſich's anders! Nun, was iſt denn ſein Beruf?“

„Europa zur Freiheit zu verhelfen! Jetzt ſitzt er hier und wartet auf ſeine Zeit — ſchwört aber darauf, daß ſie kommen müſſe.“

„Wovon lebt er denn?“

„Darüber rückte er nicht mit der Sprache heraus! Ob ſie eine Bundeskaſſe haben, welche von den Reichen der Partei genährt wird, ob ſie kommuniſtiſch leben, ob er Mitarbeiter an einem Journal iſt, ob er Unterricht in der deutſchen Sprache gibt, ob das alles zuſammen? ich kann's nicht behaupten! Auch England ſchien ihm nicht ſehr zu behagen. Er machte wütende Ausfälle gegen die Wucht, womit die Klaſſe der Beſitzenden, ſowohl in der Ariſtokratie, als in der Induſtrie und der Bank, auf der Klaſſe der Nichtbeſitzenden drücke.“

„Er muß ſich in eine Geßner'ſche Schäferwelt begeben,“ ſagte die Baronin, „wo die ganze Geſellſchaft mit weißen Kleidern mit roſenfarbenen Schleifen zarte Lämmer an himmelblauen Bändern ſpazieren führt! denn die ganze wirkliche Welt iſt ja zu ſchlecht für ſeine erhabene Perſönlichkeit.“

„Einſtweilen wünſchte er nach Geßner's Heimat zu gehen, nach der Schweiz. In Ermangelung jener Idylle findet er dort

Geſinnungsgenoſſen. Auch iſt er dort näher an Deutſchland, und darauf hat er nun einmal zärtlichſt ſein Augenmerk geworfen.“

„Nun, und wie kamt ihr auseinander?“ fragte der Graf.

„Hat er ſich gar nicht nach Papa und Onkel Levin erkundigt?“ fragte Korona.

„Doch! nach der ganzen Familie.“

„Gott ſei Dank! das iſt doch wenigſtens menſchliches Gefühl!“ ſeufzte die Baronin aus tiefer Bruſt.

„Als ich ihm ſagte, Onkel Levin ſei heiligmäßig wie ſonſt, der Papa ariſtokratiſch wie ſonſt, Hyazinth ultramontan wie ſonſt, Uriel Gentleman wie ſonſt, die Damen fromm und andächtig wie ſonſt, und ich Bruder Luſtig wie ſonſt: da gab er mir zur Antwort: Ja, ihr ſeid und bleibt Windecker! — Verſteht ſich! rief ich; echte Windecker! Keine untergeſchobenen Wechſelbälge! — Nein, ſagte er darauf, kein einziger iſt von dem Stoff, dem die Zukunft gehört. Ich wollte ihn herbringen; aber durchaus nicht! Unſere Wege ſind geſchieden — wiederholte er.“

„Wenn es ſo mit ihm ſteht, hat er recht!“ ſagte der Graf. „Das iſt der Dank, den Florentin Hauptmann für die Windecker hat!“

„Und wie trenntet ihr euch?“ fragte die Baronin.

„Er ſchrieb mir ſeine Adreſſe in mein Notizenbuch,“ ſagte Oreſt, „und ich gab ihm eine Hundertpfundnote.“

„Was! biſt du raſend!“ rief der Graf.

„Lieber Onkel, ich ſagte ja, daß er gern nach Geßners Heimat wollte,“ entgegnete Oreſt gelaſſen.

„Was Geßner! was Heimat! er iſt ein Revolutionär und geht nach der Schweiz, um von dort aus das Gift ſeiner Prinzipien bequemer zu uns herüberzuſpritzen — und das erleichterſt du ihm! Er würde uns allen ganz getroſt das Fell über die Ohren ziehen — und du fütterſt ihn dazu auf!“

„Ja, Onkelchen! ſo unterſcheidet ſich Oreſt Windeck von Florentin Hauptmann! er hat mir als Kind das Leben gerettet: dafür bleib' ich ihm dankbar, ſo lange ich lebe. Windecker Art knauſert nicht um ein paar Gulden!“

„Paar Gulden!“ brummte der Graf; „eine Hundertpfundnote ſind zwölfhundert Gulden!“

„Corpo di Bacco! zwölfhundert Gulden!“ rief Oreſt höchſt verwundert. „Das iſt ſtark! — hätte ich das gewußt! — Aber bei dem unendlichen Ideenreichtum meines Kopfes kann ich unmöglich das Verhältnis der fremden Geldſorten zu den unſeren immer gegenwärtig haben. Nun, hin iſt hin! — Morgen will ich aber den Florentin beſuchen. Vielleicht treffe ich eine ganze rote Bande beiſammen.“

„Nimm dich in acht!“ rief Korona ängſtlich; „ſie könnten dich auch erdolchen!“

„Ich bin für dieſe Ehre zu gering,“ erwiderte Oreſt lachend. „Aber wo wohnt er denn — der Florentin? im Weſtende ſchwerlich!“

Oreſt zog ſein kleines Notizenbuch hervor und durchblätterte es vorwärts und rückwärts. Plötzlich rief er:

„Schau! der Florentin! ſtatt ſeine Adreſſe einzuſchreiben, hat er ganz leiſe ein Blatt herausgeriſſen. Mein Beſuch war ihm alſo nicht angenehm. Servus! die Sache iſt abgemacht. — Jetzt, Königin und Krone, verwandelt euch in Amazonen! es wird einen herrlichen Ritt geben in der Abendkühle unter den Eichen von Hyde-Park.“ —

„Welch eine konfuſe Welt!“ ſprach Regina heimlich zu ſich ſelbſt, als ſie ſpäter mit Hunderten von Reitern und Reiterinnen auf dem ſmaragdgrünen Raſen und unter den kräftigen Eichen von Hyde-Park ihr Pferd tummelte, während in unabſehbarer Reihe die eleganteſten Wagen hintereinander fuhren, lauter echtes Equipagen-Vollblut, nirgends unterbrochen durch den gemeinen Eindringling Fiakre, deſſen Räder noch nie Hyde-Parks ariſtokratiſchen Boden entweiht haben. Über dieſe hochfahrende Herrlichkeit glitt Reginas gedankenvolles Auge hinweg und ſah im Geiſte die rote Republik, die dahinter lauert, und den Abgrund, der daneben gähnt, und in den dieſer ganze Weltprunk hineinpraſſelt, wenn ein Ruck die künſtlich emporgeſchraubte Maſchinerie der modernen Ziviliſation in ihrer ſchwindelnden Steigerung aufhält. Sie dachte an Florentin und an Judith. Was war aus dem Pflegeſohn ihrer Eltern, aus dem brüderlichen Gefährten ihrer Kindheit geworden — und was konnte noch aus ihm werden? Was war aus dem jungen Mädchen geworden, das mit ihr gleichberechtigt in der Geſellſchaft aufgetreten war und jetzt, außerhalb derſelben auf der Bühne ſtand? Florentin lebte und webte in Haß und Groll gegen dieſe goldübertünchte Ziviliſation; Judith lebte und webte durch ſie und von ihr. Er — ein Revolutionär; ſie — eine Opernſängerin; beide — durch Zufall zuſammengeführt mit den Windeckern im Tempel dieſer Ziviliſation: im Kriſtallpalaſt! — O heiliger Karmel! eröffne mir deine Einſamkeit, deine Armut, deine Stille, ſeufzte Regina aus tiefſter Bruſt. Öffne mir deine aſzetiſchen Zellen! ich verlange nach ihnen, nicht als nach Zaubergrotten voll überirdiſcher Freudenfeſte, ſondern als nach den Katakomben, in denen die erſten Chriſten die Welt beſiegten.

Die Nachtigall von Cintra.

Auch Judith war an dem Abend in Hyde-Park und ſtärkte ſich in der erfriſchenden Abendluft gegen die qualmende, drückende Schwüle, die ihrer in der Oper harrte, wenn ſie zum hundertſten Male als Desdemona das Publikum in einen Rauſch des Entzückens verſetzte. Sie fuhr in einer leichten, offenen, dunkelblauen Kaleſche, die mit weißem Damaſt ausgeſchlagen und mit zwei brauſenden Apfelſchimmeln beſpannt war. Sie ſaß in ruhender Stellung ganz allein im Wagen. Neben ihr auf dem Sitz ſtand ein zierliches Körbchen, mit kirſchrotem Atlas weich und warm gefüttert, und darin lag ein braſilianiſches Äffchen, nicht länger als ihre Hand, das ſie zuweilen mit großem Intereſſe betrachtete. Sie trug ein ganz einfaches weißes Kleid und ſtatt des Hutes die ſpaniſche Mantille, von ſchwarzem Tafft mit breiter ſchwarzer Spitze, die über den Hinterkopf geworfen und auf der Bruſt zuſammengeſchlagen wird. Über dem linken Ohr war, echt andaluſiſch, eine prächtige dunkelrote Nelke angeſteckt. Ein großer ſpaniſcher Fächer, auf dem eine ganze Hirtenwelt aus Arkadien im zierlichſten Rokoko paradierte, diente ihr zugleich als Spielwerk und als Schirm gegen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Judith war unbeſchreiblich ſchön. Ihr marmorfarbenes Antlitz ruhte in dem ſchwarzen Rahmen der Mantille, wie eine zarte antike Gemme in weißen und dunkeln Onyx geſchnitten. Daß ihr Mund ſchon nicht mehr die vollkommene Reinheit der Linien hatte, welche ihren Zügen einen ſo edlen Charakter gab, daß er ſchon einen Anflug von dem komödiantenhaften Etwas hatte, das aus der Gewohnheit hervorgeht, Leidenſchaften, heftigen Empfindungen, fremdartigen Seelenzuſtänden den entſprechenden mimiſchen Ausdruck zu geben, würde höchſtens ein Erneſt bemerkt haben.

Wie bei der italieniſchen Korſofahrt bewegten ſich auch hier die Wagen langſam hintereinander her, hielten auch zuweilen ganz ſtill. Man will nicht bloß Luft ſchöpfen, man will auch ſehen, auch geſehen werden, auch ſich unterhalten mit den Reitern, die den Inhaberinnen der Wagen — denn ſelten ſind es Inhaber, oder ſie ſind doch nicht allein! — ihre Huldigung bezeigen. Zur Konverſation aber hatte Judith nicht die mindeſte Luſt. Jeden Gruß, den ſie beachtete — und ſie beachtete nicht jeden — erwiderte ſie mit einer ganz leichten Neigung ihres ſchönen Kopfes, ohne eigentlich den Grüßenden anzuſehen. So ſchnitt ſie die Möglichkeit eines Geſpräches ab. Man mußte die grenzenloſe Unverzagtheit eines Oreſt beſitzen, um ſich durch ein ſo froſtiges Benehmen nicht zurückſchrecken zu laſſen. Oreſt war an der Wagenreihe hinabgeritten, um ſich die Damen und die Pferde in der Nähe zu betrachten. Als er ſich Judiths Wagen nahte, fiel es ihm ein, ſie in italieniſcher Sprache zu begrüßen, und es ſchien ihr angenehm zu ſein, denn ſie erwiderte ihm zwei Worte. Das war ihm gerade genug, um zu ſagen:

„Welchen Zauber hat denn dieſer Fächer, Signora? Sie würdigen Ihres Blickes nur ſeine Bilder — aber nicht das großartige Bild der ſchönen Welt von Europa.“

„Großartig und ſchöne Welt — ſind zwei Worte, die nicht zuſammen gehören,“ ſagte Judith. „Das Großartige liegt außerhalb der ſchönen Welt.“

„Nicht immer!“ entgegnete Oreſt.

„Wenn Sie das ernſthaft behaupten wollen, ſo bin ich wirklich neugierig auf ein einziges Beiſpiel.“

„Die großartige Schönheit befindet ſich mitten in der ſchönen Welt.“

„Selten!“ ſagte ſie ablehnend.

„O Signora!“ rief Oreſt, „Sie haben ein einziges Beiſpiel haben wollen und ſo rede ich auch nur von einer einzigen Schönheit.“

„Dies paßt vortrefflich auf meine Nanko,“ entgegnete Judith. „Schade, daß ſie es nicht verſteht.“

„Wer iſt Ihre Nanko, Signora?“

„Hier mein Äffchen,“ ſagte Judith, nahm es aus dem Körbchen, ſteckte den Ring an ihren Finger, der an einem Ende des goldenen Kettchens hing, das um Nankos Hals geſchlungen war, und ſetzte das kleine graziöſe Tier auf ihre Hand.

„Bei Gott, ein allerliebſtes Tierchen!“ rief Oreſt mit ſo aufrichtiger Bewunderung, als habe er wirklich Nankos Schönheit im Sinne gehabt.

„Sehen Sie, Graf!“ ſagte Judith, „Nanko ſchweigt und meine Fächerbilder ſchweigen; darin beſteht der Zauber, nach dem Sie fragten.“

Ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, entgegnete er:

„Sie haben am allerwenigſten das Recht, dem Schweigen eine Lobrede zu halten! Ihre Kunſt und Ihr Genie ſind nicht ſtumm.“

Judith ſchwieg und bettete ihren Affen wieder in den roten Atlas. Oreſt fuhr fort:

„Wenn wir nun aber einmal der Norma und Desdemona gegenüber ſo ſtumm wären, wie Signora Giuditta es uns gegenüber iſt — was würden Sie dann ſagen?“

„Dann würde ich ſagen, daß man ſich in London nicht auf die Kunſt verſteht,“ antwortete Judith — und da man eben auf einem Punkt angelangt war, wo die Wagen wendeten, ſagte ſie zu dem Bedienten: „Nach Hauſe!“ nickte Oreſt einen kühlen Gruß zu — und dahin flogen die Apfelſchimmel.

Schau! eine perfekte Komödiantin . . . . aber im großen Stil! ſagte Oreſt vergnügt zu ſich ſelbſt; der kleine genre iſt auch nachgerade langweilig. Und munter ſprengte er zu ſeiner Geſellſchaft zurück. —

Einige Stunden ſpäter war er mit dem Grafen in der italieniſchen Oper, wo die ganze haute volée beiſammen war, um Desdemonas tragiſches Schickſal zu bewundern und zu beweinen. Denn auf der Bühne war Judith hinreißend, voll Leben, voll Feuer, voll Bewegung, voll tiefer Empfindung und auch im Ausdruck heftiger Leidenſchaft immer edel. Ihre mächtige Stimme durchdrang mit einem goldenen Glockenton den ungeheuren Raum, herzerſchütternd im tiefen, gehaltenen Ausdruck großer Schmerzen, ſinnbezaubernd in den perlenden Fiorituren der Fröhlichkeit, des Glückes, der Zärtlichkeit. Die Damen zerfloſſen in Tränen, die Herren erſchöpften ſich in Beifallsſturm. Seit der Paſta und der Malibran hatte man keine ſolche Stimme von ſolchem Metall und ſolcher Ausbildung, verbunden mit einem ſo hinreißenden theatraliſchen Genie, in der italieniſchen Oper gehabt. Mit Giudittas goldener Stimme verglichen, hatten die Sontag und die Lind nur Silberſtimmen, und deren anmutiges Darſtellungstalent verſchwand vor den Kunſtſchöpfungen dieſer tragiſchen Muſe.

Man erzählte, ſie habe geäußert, die Desdemona mache ihr den Eindruck von Orangenblütenduft in einer italieniſchen Sommernacht — ſo viel Glut und Zartheit liege in dem Charakter. Das war genug, um einen Regen von Orangenblüten hervorzurufen, mit dem die Bühne überſchüttet wurde, als Desdemona auftrat. Die krankhafte Exaltation der Zeit für Erſcheinungen in der Theaterwelt hatte ſich auch der kühlen, baumwollſpinnenden Söhne Albions bemeiſtert — wenn auch nicht bis zu dem Grad von Wahnwitz geſteigert, der ſich auf dem Kontinent an manchen Orten kundgab. Der Gegenſtand dieſer Bewunderungsexploſion blieb auch auf der Bühne ſtets in ruhiger Haltung — und das gefiel nur um ſo mehr. Die Schickſalswendung, welche Judith getroffen hatte, war nicht geeignet, um ihr Welt und Menſchen in einem lieblichen Lichte darzuſtellen. Der gänzliche Umſturz ſeiner glänzenden Verhältniſſe hatte Judiths Vater geiſtig entkräftet. Er fühlte ſich außerſtande, noch einmal — und zwar bei ſechzig Jahren — das Rieſenwerk des Reichwerdenwollens von vorn wieder anzufangen. Madame Miranes, die ihr Leben lang nichts anderes getan, als Geld ausgegeben hatte, war eine Ausnahme unter den Töchtern ihres Volkes, verſtand nichts von Geſchäften, von Einſchränkung ihres Luxus, von einem Leben nach ganz niedrigem Maßſtab der Finanzen, und anſtatt ihrem Mann ſeine traurige Lage tragen zu helfen, erſchwerte ſie ihm die Laſt. Judith ſtand zwiſchen dem kraftloſen Vater und der verzweiflungsvollen Mutter, ganz bereit, ihn zu unterſtützen und ſie zu tröſten, denn der Verluſt des Vermögens und der damit verknüpften geſellſchaftlichen Stellung berührte ſie nicht tief. Sie war noch jung genug, um zu wähnen, daß man auch ohne das zur Geltung gelangen könne, und es war ihr ungemein ſchmerzlich, daß ſich die Klagen ihrer Eltern hauptſächlich um das Unglück drehten, welches die Ausſichten der Tochter betroffen habe. Die Familie ging nach Bordeaux, Vaterſtadt der Madame Miranes, wo ihre Brüder, zwei wohlhabende Männer, lebten. Mit der Bereitwilligkeit, Verwandten fortzuhelfen und zu dienen, welche ſich nicht immer in chriſtlichen Familien findet, boten beide Schwäger dem Herrn Miranes die Mittel, um einem befreundeten Hauſe in Liſſabon ſich anzuſchließen. Dies war nun freilich eine ganz beſchränkte und untergeordnete Lage im Vergleich zu der früheren; allein Madame Miranes war herzlich froh, der Heimat zu entrinnen, wo ſie unaufhörlich an den entſchwundenen Glanz ihrer Vergangenheit erinnert wurde; und Herr Miranes fühlte nur zu gut, daß ihm nicht mehr die energiſche Tätigkeit früherer Jahre zu Gebote ſtehe, um nicht mit dem beſchränkten Spielraume zufrieden zu ſein. Allein das Glück war ihm nicht mehr hold. Die Geſchäfte dieſes Hauſes nahmen keine günſtige Wendung, Herr Miranes kränkelte mehr und mehr, Madame Miranes langweilte ſich mehr und mehr; Judith litt für ihre Eltern. Für ſich ſelbſt wäre ſie recht glücklich geweſen! Sie bewohnten ein kleines Landhaus in den Zitronenhainen von Cintra, das in ſeiner poetiſch bezaubernden Wildheit vier Stunden landeinwärts von Liſſabon an die ſchroffen Felſenausläufe der Gebirge von Eſtremadura ſich lehnt. Judith erkletterte dieſe Felſen, durchſtreifte dieſe Bergabhänge voll Kaſtanienwälder, dieſe Ebene voll Zitronenhaine, wo ſich ſo wenig Spuren von Kultur und Ziviliſation finden, und die Natur noch ſo ungeſtört einen urſprünglichen Stempel von wilder Schönheit und melancholiſcher Poeſie trägt. Aber gerade das, was ihr gefiel, verabſcheute ihre Mutter. Madame Miranes begehrte von der ſchönen Natur nichts weiter, als einen macadamiſierten Weg, um ſpazieren zu fahren — und den gab es nicht zwiſchen Cintra und Liſſabon, vielleicht nicht in ganz Portugal. Was lag ihr an maleriſchen Bergpartien, die man zu Fuß oder zu Eſel mühſelig aufſuchen muß! Auch ihr Landhaus war weit entfernt von der Eleganz ihrer Frankfurter Villa, war faſt ärmlich eingerichtet. Die pyrenäiſche Halbinſel hat das Glück, mit dem erdrückenden Komfort des Lebens noch nicht behaftet zu ſein, der wie ein Alp auf Mitteleuropa laſtet und es entnervt. Wo die materielle Bedürftigkeit eine ſo ungeheure Bagage mit ſich ſchleppt, da müſſen höhere Bedürfniſſe verkommen. Das ſoll nicht heißen, als würde dieſe auf der pyrenäiſchen Halbinſel beſonders gepflegt; daß es nicht geſchieht, hängt mit anderen Gründen zuſammen, namentlich mit dem einen, daß die halbe und oberflächliche Bildung gewiſſer Klaſſen verkehrten Fortſchrittsideen die Oberhand gibt, und dadurch eine Revolutionsphaſe nach der anderen herbeiführt. Unter manchem Druck, der von England ausgeht, ſchmachtet die pyrenäiſche Halbinſel; allein die Bürde des engliſchen Komforts belaſtet ſie noch nicht — und ach! wie ſehr ſeufzte Madame Miranes gerade danach! — Judith wurde angeſteckt von der Niedergeſchlagenheit ihrer Eltern. Sie hing an ihnen mit zärtlicher Ehrfurcht, und der Wunſch, ihrem ſpäteren Alter den Glanz der äußeren Verhältniſſe zurückzugeben, wurde immer lebendiger in ihr. Sie wußte nur durchaus nicht, was ſie dazu tun könne.

Ein Verwandter des Herrn Miranes berührte Liſſabon auf ſeiner Reiſe von Cadix nach Mexiko. Er ſah Judith und bewarb ſich auf der Stelle um ſie. Er beſaß ein koloſſales Vermögen und die Eltern zweifelten keinen Augenblick an Judiths bereitwilliger Zuſtimmung. Aber Judith ſagte nein! ſie habe keine Neigung, ſich zu verheiraten und wünſche bei ihnen zu bleiben. Umſonſt wurden ihr alle Vorzüge dieſer brillanten Heirat vorgeſtellt, umſonſt der Luxus ausgemalt, der in Mexiko ſie erwarte, umſonſt die Pflicht ihr eindringlich gemacht, auf ihre Eltern Rückſicht zu nehmen, die plötzlich aus der Armut befreit, an ihrem Reichtum teilnehmen und mit ihr nach Mexiko gehen würden: Judith blieb bei ihrer Weigerung. Der Vater kam allein und flehte ſie an, aus Rückſichten für ihre Mutter dieſe Verbindung einzugehen; und die Mutter kam allein und beſchwor ſie um dieſelbe Rückſicht für den Vater. Judith weinte — aber ſie ſagte nein. Eine Flut von Vorwürfen des Undankes, der Kälte, des Eigenſinnes, des Mangels an kindlicher Liebe beſtürmte ſie. Judith fiel ihren Eltern zu Füßen und bat um Verzeihung — aber ihr nein nahm ſie nicht zurück. Der Bewerber reiſte höchſt beleidigt ab und die Eltern waren geradezu in Verzweiflung, daß ihre Tochter nichts für ſie tun wolle, nachdem ſie alles für die Tochter getan hatten. Judith verfiel in tiefe Traurigkeit.

Welche Zukunft ſtand ihr bevor? Die Eltern unglücklich und mißvergnügt über ſie; und ſie — um dieſer drückenden Lage zu entrinnen — vielleicht veranlaßt, den nächſten Bewerber zu erhören, deſſen Vortrefflichkeit in Reichtum beſtehe. Sie hatte nie eine Neigung für einen Mann gehabt; darum begriff ſie nicht, weshalb ſie heiraten ſolle — und ſie war feſt entſchloſſen, es nicht zu tun, ja bis — ſie wußte ſelbſt nicht, ob dieſes: bis ſie einen Mann liebe, je eintreten werde; denn ſie wollte lieben, um glücklich zu werden, aber Erneſt hatte ja einmal geſagt, daß kein Menſch einen anderen je ganz glücklich machen könne, und ihre Schweſter war durch die Liebe unglücklich geworden; das vergaß ſie nicht.

Madame Miranes fand einen Troſt darin, Leidensgefährten zu haben. Eines Tages erzählte ſie ihrer Tochter, daß die berühmte Sängerin Sontag, welche ſeit einer Reihe von Jahren von der Bühne abgetreten war und mit ihrem Manne in der eleganteſten Sphäre der Hauptſtädte Europas lebte, wieder dem Theater ſich zuwende und eine Kunſtreiſe nach England und Amerika beabſichtige, um das zuſammengeſchmolzene Vermögen ihrer Kinder zu vergrößern. Madame Miranes fügte hinzu:

„Hätte ich ein ſolches Talent, würd' ich es auch ſo machen.“

Wie ein Blitz flog es durch Judiths Sinn: Vielleicht hab' ich es! — aber ſie äußerte nichts, weil ſie ihres Talentes nicht gewiß war und keine vergebliche Hoffnung in ihrer Mutter wecken wollte. In Liſſabon war ein vortreffliches Konſervatorium der Muſik, wie man ſolche Anſtalten nennt, in denen muſikaliſche Talente ſowohl für Opern- als Kirchen- und Kammermuſik ausgebildet werden. Die große Sängerin aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, die Catalani, welche zugleich Primadonna und Direktrice der italieniſchen Oper zu Liſſabon geweſen war, hatte auch auf das Konſervatorium einen großen bildenden Einfluß gehabt, ſo daß es nach ihrer Tradition die muſikaliſche Pflanzſchule fortſetzte. Judith wendete ſich an den Direktor der Anſtalt, anfangs nur, um ſich ſeinen Unterricht zu erbitten. Er war, als ein guter Kenner, dermaßen entzückt von Judiths Stimme und Schule, daß er ihr erklärte, ſie brauche die Ausbildung im Konſervatorium und ſeinen Unterricht eigentlich nicht mehr; wolle ſie ſich aber der Bühne widmen, auf der ſie ohne Zweifel das glänzendſte Phänomen der Zeit werden würde, ſo müſſe ſie ſich für dieſen Beruf unter ſeiner Leitung eine gewiſſe Übung aneignen, die ihr nicht ſchwer fallen könne. Dies war gerade alles, was Judith wünſchte! Da ſie zu Ende des Sommers das Landhaus in Cintra mit dem Aufenthalte in Liſſabon vertauſchte, ſo wurde es ihr ganz leicht, ihre Studien im Konſervatorium zu machen, ohne daß ihre Eltern eine Ahnung von ihrer eigentlichen Abſicht hatten; ſie glaubten nur, daß Judith in der Kunſt und in ihrem Talent Zerſtreuung ſuche für ihr einförmiges häusliches Leben. Der Direktor nahm mit Freude und Stolz war, daß Judiths theatraliſches Talent hinter ihrem muſikaliſchen nicht zurückſtehe, ja daß beide recht eigentlich zuſammen gehörten, wie der Duft und die Roſe, daß ihr Spiel durch ihre Stimme getragen werde und zugleich ihre genialiſche Kunſtfertigkeit plaſtiſch mache. Er nannte ſie die goldene Nachtigal von Cintra; ihren Namen und ihre Verhältniſſe kannte er nicht. Gegen den Winter fragte er ſie, ob ſie geneigt ſei, für dieſe Saiſon ein Engagement an der italieniſchen Oper zu Liſſabon anzunehmen. Judith entgegnete mit ihrer gewohnten Ruhe, wenn es glänzend ſei, wolle ſie es tun; ſie betrete dieſe Laufbahn, um ihren Eltern ein ſorgenfreies Alter zu bereiten, und da ſie ihres Erfolges gewiß ſei, müſſe ihr pekuniärer Gewinn demſelben entſprechen. Das fand der Direktor ganz in der Ordnung. Er übernahm die Unterhandlungen mit dem Impreſſario der Oper, das heißt mit demjenigen, der nach italieniſchem Gebrauch Unternehmer der Oper iſt und Sänger und Sängerinnen für eine Winterzeit engagiert. Judith wurde die Primadonna. Als das Geſchäft vollkommen abgetan war — und das war nicht ganz leicht, weil der Impreſſario die Forderungen dieſer unbekannten Nachtigall von Cintra übermäßig hoch fand — teilte Judith den Eltern ihren Entſchluß und ihre Ausſichten mit und fügte hinzu, ſie hoffe dadurch zu beweiſen, daß es ihr nicht an kindlicher Liebe und Dankbarkeit fehle, denn für ſich ſelbſt begehre ſie weder Reichtum noch künſtleriſche Berühmtheit. Herr Miranes war gerührt und Madame Miranes entzückt, doppelt entzückt, als Judith ſagte, ſie ſei durch eine Äußerung ihrer Mutter zur Klarheit gekommen über das, was ſie zu tun habe, und danke derſelben im voraus ihre Erfolge.

Da der Impreſſario ſich nun einmal zu dem ungeheueren Wagſtück entſchloſſen hatte, eine gänzlich unbekannte Primadonna dem Publikum vorzuführen: ſo tat er ſein Möglichſtes, um ihr einen fabelhaften Ruf von Schönheit und Genie vorauszuſchicken. Den Effekt, den ſie machen würde, konnte er ſelbſt nicht ermeſſen, denn Judith ſang in der Probe nur mit halber Stimme und ſpielte mit kaum halber Aktion; allein daß ſie nicht Fiasko machen werde — und folglich auch nicht ſeine Kaſſe! — das ſtellte ſich denn doch beruhigend für den geübten Beurteiler heraus. Als Desdemona trat Judith zum erſten Male auf und ſo, daß der Impreſſario ſich eingeſtand, ſie habe ganz recht, ihre Forderungen hoch zu ſpannen, und dieſer Winter werde wohl der erſte und letzte für Liſſabon ſein, da eine ſolche Sängerin unſtreitig bald einen europäiſchen Ruf genießen und auf den großen Bühnen von Neapel, Mailand, Paris und London glänzen werde.

Judith lebte nun das Leben, welches die gefeierten Heldinnen der Bühne zu leben pflegen, bewundert, vergöttert, angeſtaunt, beneidet, von Kabalen und Intriguen, von Huldigung und Anbetung umringt — das glänzendſte und flüchtigſte inhaltloſe Schein- und Schaumdaſein, welches ein menſchliches Weſen leben kann; zugleich auch das gefährlichſte, weil es alle böſen Neigungen des Menſchenherzens weckt und aufſtachelt. Der Glanzpunkt einer ſolchen Exiſtenz beſteht darin — zu gefallen! Es heißt zwar nicht ſo! es heißt: durch genialiſche Darſtellung bezaubern, durch künſtleriſche Vollendung entzücken. Aber darauf kann man mit Hamlet erwidern: „Worte! Worte!“ Die Tatſache iſt: man muß gefallen — und zwar den Augen und den Ohren der Menſchen — und zwar in ſolcher Weiſe, daß ſie ganz Auge und ganz Ohr und gleichſam der Sphäre der menſchlichen Vernunft entrückt werden. Die vier- bis fünftauſend Perſonen, welche ein Opernſaal faßt, müſſen durch Ohrenkitzel und Augenverblendung in Wonnetaumel verſinken und in einen enthuſiaſtiſchen Rauſch auffahren, die in allerhand Extravaganzen übergehen: das iſt der höchſte Triumph, den man in dieſer Exiſtenz feiern kann. Auch Judith errang ihn und mußte ihn erringen wollen. Ohne ihn — hätte ſie ja ihre Laufbahn verfehlt. Sie mußte es zu einem Gegenſtand ihres ernſten Studiums machen, durch einen Blick, einen Ton, eine Stellung die elektriſche Kette des Beifalls in Bewegung zu bringen. Sie mußte die Falte ihres Gewandes, die Haltung ihres Kopfes, den Aufſchlag ihrer Augen, ihr Lächeln, ihren Gang, alles und jedes, Großes und Kleines, auf den Effekt berechnen, den ſie hervorzurufen hatte, und mußte es dahin zu bringen ſuchen, daß der Eindruck von Berechnung hinter dem der einfachſten Natürlichkeit verſchwinde, wozu allerdings ein großes Talent gehört. Aber weil ſie es hatte, ſo fand ſie auch Vergnügen daran es zu üben. Höchſt läſtig war ihr hingegen die Huldigung, die man ihr außerhalb der Bühne darbrachte. Sie wollte durchaus ihre Perſon in Schatten und nur ihre Kunſt ins Licht ſtellen. Allein bei ihrer Kunſt macht die Perſon ſelbſt einen weſentlichen Teil und Gegenſtand derſelben aus: wie der Bildhauer ſeinen Marmorblock, muß der Schauſpieler ſeine Perſon behandeln und bearbeiten, und da Judith dieſen Teil ihrer Kunſt auch außerhalb der Bühne beibehielt, ſo mußte ſie es ſich gefallen laſſen, auch außerhalb derſelben Huldigungen entgegenzunehmen, die oftmals ihr ſtolzes Herz tief verletzten. Niemand glaubte an die kalte Gleichgültigkeit ihrer Erſcheinung im gewöhnlichen

Leben; einige hielten es für Koketterie, andere für Maske, noch andere ſanden den Schlüſſel — in einer unglücklichen Leidenſchaft, die ja durchaus bei jeder Erſcheinung, welche der Alltagswelt nicht klar iſt, eine Hauptrolle ſpielen muß. Von den Verhältniſſen, welche ſie auf die Bühne geführt hatten, ſprach ſie nie. Nur gelegentlich äußerte ſie einſt, daß ſie eine ſpaniſche Jüdin ſei. Sie lebte bei ihren Eltern, erſchien nie öffentlich ohne ihre Mutter, und ihr Vater trieb ſein Geſchäft nur nach Luſt und Laune, um nicht in die Langeweile der Untätigkeit zu verſinken.

Als der Winter und mit ihm Judiths Engagement in Liſſabon zu Ende war, ging ſie nach Amerika. Europa hatte noch nicht wieder das gehörige Gleichgewicht gewonnen, um ſich für die Nachtigal von Cintra zu fanatiſieren; es lag noch in den letzten Krämpfen der momentan gebändigten Revolution. Nach England hätte Judith freilich gehen können; aber ſie wußte, daß ſie dort als eine Berühmtheit auftreten mußte, wenn ſie gefeiert werden wollte. Dieſe Berühmtheit gab ihr das an der äußerſten Grenze von Europa gelegene Liſſabon nicht und deshalb wählte ſie Amerika, das geld- und ſtädtereiche, als den entſprechenden Schauplatz für ihre künſtleriſchen Großtaten. Sie gelangen ihr über alle Erwartung. Judith trat als Opern- und Konzertſängerin auf; wo keine Bühne war — oder keine, die ihr zuſagte — war doch gewiß ein Saal zu finden, und das Konzert bildete ſie allein. Manche hörten ſie ſogar am liebſten im Konzert, weil man ſie dort in ihrer eigenen Perſönlichkeit, anſtatt in einer Rolle *ſah*; und dies Sehen gehörte weſentlich zum Hören! Wenn ſie ſo daſtand, immer weiß und einfach gekleidet; immer in ruhiger edler Haltung, immer mit ihrem melancholiſchen Ausdruck auf dem unvergleichlich ſchönen Antlitz, ſah ſie aus wie die tragiſche Muſe ſelbſt, während die Norma, Desdemona, Lucia ꝛc. nur Schöpfungen dieſer Muſe waren. Sie konnte auch ſingen was ſie wollte: ihre Stimme, ihr Vortrag machten aus dem Singen der Skala bald eine Bravourarie und bald ein zauberhaftes Liebeslied. Eine alte Arie aus einer vergeſſenen Oper von Zingarelli, die Romeo und Julia heißt und die heutzutage kein Menſch kennt, war in Judiths Hand gekommen, gefiel ihr ungemein wegen der ſeelenvollen, melodiſchen Muſik des einſt berühmten, jetzt verſchollenen alten Meiſters, und wurde von ihr in jedem Konzert vorgetragen. Wenn ſie Romeos Nachruf an die geliebte Julia anhub: „Ombra adorata, aspetta“ — ſo war es nicht anders, als ob eine in tauſend und tauſend Herzen verſteckte, verſchloſſene, ſchlummernde Sehnſucht nach dem Schatten der Liebe in Judiths Klage ihren Ausdruck gefunden habe; und Amerika, das Land der Praxis und der Realität, ſeufzte:

„Ombra adorata!“ Solche Macht hat nun einmal das Genie in dieſer Richtung. Ihr Vater ſtarb in Amerika. Sie hatte kaum Zeit ihn zu beweinen. Die Bühne iſt auch ein Deſpot. Aber Judiths Trauer erhöhte den Zauber ihrer Stimme und ihres Spiels.

Als nach zwei Jahren ihrer Kunſtreiſe in Amerika der Kriſtallpalaſt die halbe Welt nach London zog, flog denn auch die Nachtigal von Cintra über den atlantiſchen Ozean nach Europa zurück und nach England, wo ſie den Enthuſiasmus wiederfand, deſſen ſie in Amerika herzlich überdrüſſig war. Aber ſie mußte ihn hinnehmen; das gehörte zur Handwerksſeite ihrer Kunſt, und obwohl er ihr nicht eigentlich Freude machte, begehrte ſie ihn doch, wenn und wo ſie auftrat: er verhalf ihr zu einer Art von Betäubung gegen die innere Leere, die ſie immer peinlicher, immer quälender in ſich empfand. Wohl waren unter den Millionen Worten, die ſie umſchwirrten, auch Worte der Liebe geweſen. Ob ſie ihnen geglaubt hatte? ob ſie gewähnt hatte, die Welt des Scheins, die ſie umgab, könne eine Blüte des Herzens erzeugen und hervorlocken? ob ſie, um der Langenweile zu entrinnen, einem Traum von Liebe ſich hingab? Es iſt nicht immer möglich, allen labyrinthiſchen Fäden zu folgen, die ſich in einem und demſelben Herzen durchkreuzen. Aber gewiß war eines: hatte Judith einen ſolchen Verſuch gemacht, ſo war er nicht ſchwer in die Schale ihres Glückes gefallen. Hätte ſie Zeit gehabt, über ſich ſelbſt nachzudenken: ſo würde ſie ſich noch tauſendmal elender gefühlt haben, als es jetzt der Fall war. Doch ſie kam nicht dazu! ſie trieb mit vollen Segeln auf dem hohen Meer der Welt und mußte immer Menſchen ſehen, ſprechen, hören, die ſich einerſeits zu der gefeierten Künſtlerin drängten, und die andererſeits ihr nötig waren und ihr künſtleriſche Verbindungen in allen Weltgegenden anknüpfen halfen. Dazu ihre Darſtellungen, ihre Studien, ihre Reiſen, um in den großen Städten Englands Konzerte zu geben — dies ganze angreifende und aufregende Treiben ließ keinen klaren und entſchiedenen Gedanken über ihren inneren Zuſtand in ihr aufkommen. Sie verfiel nur zuweilen in einen gründlichen Gegenſatz zu ihrem Leben, in ein gewiſſes träumeriſches Hinbrüten, das aus dem Schlaf der höheren Seelenkräfte hervorging — wie damals, als ſie in Hyde-Park lieber mit dem Affen ſpielte, als mit Oreſt ſprach. Warum fuhr ſie aber überhaupt nach Hyde-Park und auf dem großen Wege, wo jedermann ſie bemerken mußte und wo von Erholung und Erfriſchung keine Rede ſein konnte? — Weil alle Welt da fuhr und weil ſie zur Welt gehörte und gehören wollte! — In ähnlichen Widerſprüchen bewegen ſich tauſend und aber tauſend Leben in der

Welt. Man fühlt die Schwere ihres Jochs und weiß nichts mit ſich ſelbſt anzufangen, wenn man es nicht trägt. —

Einige Damen aus der großen Geſellſchaft bewerkſtelligten ein Konzert für eine Wohltätigkeits-Anſtalt, welche ſie patroniſierten und brachten es dahin, daß ſich Judith darin hören ließ; nun waren ſie einer guten Einnahme gewiß! man riß ſich um die Eintrittskarten, und der ohnehin nicht große Saal von Hanovre house, wo ſolche Konzerte ſtattzufinden pflegen, war überfüllt. Hier hörten auch Regina und Korona das berühmte „Ombra adorata". Korona mit ihrem jungen, friſchen, unabgeſtumpften Gefühl war ſo hingeriſſen, daß ſie in Tränen zerſchmolz und ſpäter zu Oreſt ſagte, ſie beneide ihn um das Glück, ein ſo herrliches Weſen perſönlich zu kennen."

„Ja, ſie iſt außerordentlich intereſſant," entgegnete Oreſt.

„Und welch ein Gemüt muß ſie haben, um ſo himmliſch zu ſingen!" rief Korona.

„O du Kind!" erwiderte er; „das iſt bei ihr Sache der Kunſt — und du verſtehſt das nicht zu trennen, weil du nie ins Theater kommſt. Du würdeſt vermutlich jeden guten Schauſpieler, der einen edlen Helden darſtellt, ohne weiteres für einen höchſt edlen Menſchen halten, während er vielleicht ein erbärmlicher Wicht iſt."

„Das würd' ich ſchwer glauben," ſagte ſie.

„O beneidenswerte Unſchuld!" rief Oreſt in ſeiner ſpaßhaften Weiſe. „Über dies kindliche Vertrauen ſind wir hinaus!" —

Er machte öfter ſeinen Beſuch bei Judith. Immer war ſie ſo umringt, daß der einzelne es nie zu einem Geſpräch mit ihr brachte. Es herrſchte immer das allgemeine Wortgeklingel, das man Konverſation nennt. Umſomehr freute ſich Oreſt, daß er ſie endlich einmal allein mit ihrer Mutter — und überdas in ungewöhnlich heiterer Stimmung fand.

„Wünſchen Sie mir Glück, Graf Oreſt, ich freue mich!" rief ſie ihm entgegen. „Ich gehe endlich in die Heimat der Muſik und darf die Nebelatmoſphäre verlaſſen, die der Stimme ſo nachteilig iſt. Ich gehe nach Mailand, zur Skala."

„Da wünſche ich zuerſt mir Glück," entgegnete Oreſt fröhlich, „denn ich lebe in Mailand. Iſt denn aber die Freude bei Ihnen etwas ſo Seltenes, daß Sie ſich dazu beglückwünſchen laſſen?"

„Ich dächte nicht, daß die Freude für irgend einen Menſchen, Kinder vielleicht ausgenommen, etwas Alltägliches ſein könnte," erwiderte ſie. „Ach! Freude! Iſt das nicht ein Stückchen Frühling in der Seele? ſo etwas wie Morgenrot und Maientau und Roſenduft und Finkenſchlag? ſo etwas, wovon ſie ganz hell, friſch und leicht wird? — Das begegnet meiner Seele höchſt ſelten, und wenn ich über die Freude nachdenke: ſo wird es mir mehr und mehr klar, daß mein Engagement an der Skala zu Mailand mir im Grunde ſo wenig Freude macht, wie irgend etwas anderes in der Welt.“

„Aber wer grübelt denn auch über die Freude nach!“ rief Oreſt. „Man muß ſie genießen — baſta!“

„Aber um ſie genießen zu können,“ ſagte Judith, „muß man ſie doch erſt empfinden.“

„Nicht wahr, meine Tochter iſt eine große Törin?“ ſagte Madame Miranes zu Oreſt. „Sie beſitzt doch gewiß alles, was glücklich macht, und iſt dennoch immer ganz ſchwermütig.“

„Beſitzen!“ rief Judith lebhaft; „was hab' ich denn, wenn ich alles beſitze? Ballaſt, der das Schiff flott erhält! Nein, mein Lieblingslied iſt Ombra adorata.“

„Ob dieſer Schatten einer untergegangenen Sonne nachſinkt — oder ob er *der* Schatten iſt, den der Sonnenaufgang zerſtreut: das wüßt' ich gern,“ ſagte Oreſt.

„Das glaub' ich!“ antwortete Judith; „aber man muß nicht ſo neugierig ſein, Graf Oreſt.“

„Man muß auch nicht mit der Adoration der Schatten kokettieren, Signora Giuditta.“

„Wenn es überhaupt etwas Wahres in meinem Leben gibt, ſo iſt es dies!“ rief Judith.

„Was?“ fragte Oreſt.

„Gerade das, was Sie Koketterie zu nennen belieben: etwas Weſenloſes, etwas Ungekanntes dem Sichtbaren und Handgreiflichen vorzuziehen.“

„Da haben Sie ſehr unrecht, Signora!“ ſagte Oreſt; „als eine kleine Koketterie könnte man es ſich eher gefallen laſſen; aber daß es wirklich Ihr Ernſt iſt — das iſt unverzeihlich.“

„Wie häufig mache ich meiner Tochter dieſen Vorwurf!“ rief Madame Miranes.

„Wozu wären ſie denn da, dieſe ganze reiche herrliche Welt der Sichtbarkeit mit ihren mannigfaltigen Erſcheinungen, wenn man ſich nicht ihrer freuen, nicht ſie bewundern und lieben, nicht ſich behaglich in ihr fühlen wollte!“ rief Oreſt. „Das müſſen Sie noch lernen; ſonſt haben Sie ganz vergeblich gelebt, denn wenn Sie immerfort von Schatten ſingen und ſagen, führen Sie ein Schattendaſein — und das iſt grauenhaft. Das haben Sie ſich gewiß in Amerika angewöhnt, in dem Lande der Rechenexempel — nicht wahr? Die Art von Realität war zu trocken, um Sie nicht in den Gegenſatz hineinzutreiben. Ja, ja, das begreift ſich! — aber in Mailand wird das ganz anders werden, und wenn Sie auch etwas für Ihre ſchwärmeriſche Neigung tun wollen, ſo beziehen Sie im Frühling eine Villa am Komerſee.“

„Das klingt ja, als ob Sie ſagten: Und wenn Sie etwas für ihre Geſundheit tun wollen, ſo brauchen Sie im Sommer eine Brunnenkur,“ ſagte Judith beluſtigt. „Ich werde mir Ihr Rezept überlegen.“

„Nur nicht zu lange und nicht zu viel,“ bat Oreſt.

„Was ſind Sie für ein oberflächlicher Menſch, Graf Oreſt!“ entgegnete Judith. „Für den Augenblick und von Schaum leben — das iſt die Philoſophie Ihrer Exiſtenz.“

„Und iſt die nicht charmant?“

„Für einen Schmetterling — ja! für einen Menſchen — nein!“

„Nun möcht' ich doch aber auch nach der Philoſophie Ihres Daſeins zu fragen mir erlauben.“

„O ich habe keine.“

„Wohlan, Signora, ſo werden Sie erſt meine Schülerin und dann wollen wir ſehen, ob Ihnen meine Schmetterlingsphiloſophie, die Sie jetzt ſo ſehr verachten, nicht ungemein zuſagt.“

„Es wäre möglich, daß ich ſie mir aneignete; aber es wäre unmöglich, daß ſie mir genügte.“

„Verſuchen Sie nur erſt, ſie ſich anzueignen, und das weitere findet ſich.“

„Wenn es ſich aber nun nicht findet? wenn das Daſein leer bleibt, hohl, öde? wenn all' die Verſuche erſt recht deutlich herausſtellen, daß man mit ihnen nicht zum Glück gelangt? wenn man von der vergeblichen Anſtrengung doppelt müde und traurig wird — was dann, Graf Oreſt?“

„Nun, dann iſt der Moment gekommen, um wieder zu ſingen: Ombra adorata!“ rief Oreſt mit luſtigem Zorn. „Nein, Signora, vor Ihren Wenn und Aber ſtreich' ich die Segel und ſtreck' ich die Waffen. Ich bekenne mich überwunden und bin Ihr Gefangener.“

„Ich dachte, das wären Sie längſt, Graf Oreſt,“ entgegnete Judith mit ſtillem Lächeln.

„O ſchöne Circe!“ rief er entzückt.

„Mäßigen Sie Ihr Entzücken,“ entgegnete ſie kühl, „und vergeſſen Sie nicht, daß Schauſpielerei mein Handwerk iſt.“

„Circe erſt recht!“ erwiderte Oreſt. — Es kamen Beſuche und er ging hinweg, heimlich frohlockend über die Ausſicht, Judith in Mailand zu ſehen und nicht einen Augenblick bezweifelnd, daß es ihm gelingen werde, ihr Herz zu erobern. Etwas lange wird's dauern und etwas ſchwer wird's halten — das ſehe ich ſchon, ſprach er zu ſich ſelbſt; aber das ſchadet nichts, ſie iſt der Ausdauer wert. All' die leichten Eroberungen verlieren auch eben ſo leicht ihren Reiz und ihren Beſtand, und löſen ſich auf in nichts, man weiß kaum wie. Aber dieſe Judith mit all' ihrer abwehrenden Kälte verſteht zu feſſeln! — — Vier Wochen hatte er ſie geſehen und bewundert; das nannte der gute Oreſt gefeſſelt ſein! Für jetzt hatte er nicht mehr das Glück, ſich ungeſtört mit ihr zu unterhalten; er traf immer Leute bei ihr, die ihn zuweilen ſo unmutig machten, daß er ſie gern zum Fenſter hinausgeworfen hätte; und bald darauf ging Judith nach Liverpool, um dort eines jener ungeheuern Muſikfeſte verherrlichen zu helfen, das die Engländer ſo ſehr lieben und wobei Hunderte von Muſikern und von Sängern während vier bis fünf Tagen täglich ungefähr zehn Stunden ſingen und muſizieren. Vormittags werden Oratorien und Symphonien ausgeführt, abends kleinere Muſikſtücke. Alle muſikaliſchen Kräfte, die in Großbritannien einheimiſch ſind, und alle großen Künſtler aus der Fremde, welche ſich zur Seaſon in London aufhalten, müſſen in der Regel dabei mitwirken. Der Zuhörer — wenigſtens der, welcher nicht die gewiſſe kühle Unempfindlichkeit eines engliſchen Ohres für Muſik hat — wird dermaßen betäubt von dieſem Tonmeer ohne Zuſammenhang und ohne Einheitspunkt, daß er zuletzt ein gewiſſes harmoniſches Ohrenbrauſen bekommt und nicht mehr imſtande iſt, eine Melodie klar aufzunehmen. Dem Engländer aber tut das nichts: er harrt doch vier bis fünf Tage auf dem Poſten aus und labt ſich an einem Kunſtgenuß, der eine Abſtumpfung der Gehörwerkzeuge bewirkt. —

Während Judiths Abweſenheit verließ auch Graf Damian London und ging mit ſeinen Damen nach Schottland; Oreſts Urlaub war aber zu Ende und er mußte ſich, ſtatt gen Norden zu den Seen des Hochlandes — gen Süden zu den lombardiſchen Seen begeben, welche letztere übrigens unvergleichlich ſchöner ſind, da ſich an ihren Ufern die großen Kontraſte des Hochgebirges und der ſüdlichen Vegetation begegnen, tiefern Ernſt und graziöſe Anmut ſich verbinden und eine Fülle wilder und weicher Formen von dem Schmelz eines überreichen Farbenſpiels umfloſſen werden. Dieſe großen Gegenſätze in Formen und Farben fehlen dem ſchottiſchen Hochlande, überhaupt der Naturſchönheit des Nordens; es hat nur eine Farbe: grün — und dadurch bekommt es einen ganz eigentümlichen Charakter von Schwermut, der aus dieſer ſtillen, kühlen, einförmigen, wechſelloſen Färbung hervorgeht. Es gibt kaum etwas Melancholiſcheres als einen Sommerabend im ſchottiſchen Hochland, an einem dieſer ſtillen Seen, mit grünbewaldeten hügeligen Ufern, wenn der Abendwind durch die Wälder rauſcht und die unbelebte Fläche des Sees ein wenig kräuſelt und die eintönige Melodie eines Liedes herüberweht, das ein „Bagpiper" auf ſeinem Dudelſack bläſt und das einſt das Schlachtlied von Clan M'Donald oder von Clan M'Kenzie war. Graf Windeck behauptete, einen der größten Liebesbeweiſe für ſeine Töchter habe er ihnen durch dieſe romantiſche Reiſe zu den Seen des ſchottiſchen Hochlandes gegeben; denn man laufe Gefahr, auf derſelben einen Anfall von Spleen zu bekommen. Wenn kein Walter Scott gekommen wäre, würde ſich nie ein Menſch um dieſe triſte Naturſchönheit bekümmert haben, die ihm den Eindruck eines grünen Leichentuches mache. Regina empfand in dieſem nebelreichen und ſonnenarmen Lande doppelt ſchmerzlich, daß auch die warme Liebesſonne der katholiſchen Kirche hier hatte untergehen müſſen. Als ſie ſtatt des Kruzifixes, das die Katholiken gewöhnt ſind inmitten ihrer Gottesäcker zu ſehen, um zwiſchen der Grabestrauer und den Todesſchmerzen auf die ſelige Auferſtehungshoffnung in und mit Chriſtus hingewieſen zu werden — als ſie auf dem Gottesacker zu Glasgow dafür die koloſſale Statue, hoch thronend und weit ſichtbar, des Apoſtels des reinen Evangeliums für Schottland erblickte, ſagte ſie zu Korona:

„Sieh, wie die Irrlehre ſich unabſichtlich als ſolche ſtempelt! John Knox hat Chriſtus verdrängt! Über unſere Gräber ſchwingt ſich der gekreuzigte Gottesſohn aus ſeinem Grabe mit der Siegesfahne der Auferſtehung empor und im Glauben an Ihn finden wir das ewige Leben. Dieſe Armen aber müſſen zuerſt an John Knox und dann an das glauben, was er ihnen von Chriſtus übrig gelaſſen hat, müſſen mit einer verſtümmelten Lehre und mit verkümmerten Gnaden ſich zufrieden geben — und müſſen ſich endlich im Grabe zu ſeinen Füßen betten. O, auf dem Karmel! wie will ich da beten für die armen irrenden Brüder. Die heilige Thereſe ſtiftete ihre betenden und büßenden Klöſter der unbeſchuhten Karmeliten für Männer und Frauen, gerade zu der Zeit, als hier ein John Knox und in anderen Ländern Brüder ſeines Geiſtes gegen die heilige Kirche wüteten und die weltliche Macht auf ihre Seite riſſen, ſo daß die guten Katholiken verfolgt, unterdrückt, martyriſiert und ausgerottet — die lauen aber angeſteckt, wankelmütig und eingeſchüchtert wurden, und die Irrlehre in der Welt die Oberhand zu gewinnen ſchien — wie denn hier im Lande eine Maria Stuart unterlag und eine Eliſabeth triumphierte. Und ſieh! plötzlich trat ein ungeheurer Umſchwung ein: der Strom der verderblichen Lehre wurde nicht bloß eingedämmt, ſondern zurückgedrängt und der wiedergewonnene Boden aufs neue und kräftiger als zuvor von der heiligen Kirche angebaut und beſtellt. Dieſe Gnadenkräfte hat nur das Gebet vom Himmel herabgezogen, und wo konnte mehr gebetet werden, als in den Klöſtern, deren Ordensgenoſſenſchaften damals entweder neu ſich bildeten oder neue Zweige trieben, indem ſie in urſprünglicher

Strenge hergeſtellt wurden. O Korona, wenn dereinſt die ſchwere Erdenbinde von unſeren Augen fallen wird, welche wundervolle Dinge werden wir ſchauen! . . . und eine Schönheit erſter Ordnung wird es ſein, das fromme beharrliche Gebet um Rettung der Seelen wahrzunehmen — dies Gebet, das gleichſam ein Perlennetz und eine goldene Angel nach den armen Fiſchlein auswirft, welche in den bitteren Waſſern der Glaubenstrübung ſchwimmen; dies Gebet, das die heilige Thereſe mit ihren Söhnen und Töchtern vom Karmel ſo gut verſtand."

„Wenn ich dich ſo ſprechen höre, Regina, möcht' ich auch gern ins Kloſter," ſagte Korona; „aber ich habe nicht den Mut dazu."

„Bitte Gott darum," entgegnete Regina, „und er wird dir Mut geben."

„Aber ich habe auch nicht einmal den Mut, den lieben Gott recht aufrichtig um einen ſolchen Heldenſinn zu bitten," erwiderte Korona zaghaft.

„Nun, dann wird das Kloſter wohl nicht deine Beſtimmung ſein!" ſagte Regina lachend.

„Hoffſt du es denn wirklich bei dem Papa durchzuſetzen, daß er dich gehen läßt?" fragte Korona.

„Wenn ich nicht zuvor ſterbe — gewiß! Gott wird es ſchon ſo fügen! Er gibt den Dingen plötzlich eine Wendung, die kein Menſch ihnen geben — ja, nicht einmal ahnen konnte, und das Ziel, das wir tauſend Meilen fern von uns wähnten — liegt nahe vor uns."

Und wenn es vor uns liegt und uns unerreichbar iſt, trifft es ſich zuweilen, daß wir inzwiſchen anders geworden ſind und — ſtatt vorwärts zu gehen, umkehren möchten! von ſo wandelbarer Gebrechlichkeit iſt der Menſch.

Auf Stamberg.

Es war ein wunderſchöner Herbſttag. Die Sonne ſchien ſo golden vom blauen Himmel herab, als wolle ſie durch ihren Glanz ihren Mangel an Wärme erſetzen. Die Laubholzwaldungen leuchteten in ihren bronzefarbenen Schattierungen, je nach Art der Bäume, vom hellen Zitronengelb bis zum tiefen Blutrot. Einzelne Tannen ſprangen ſchwarz und finſter aus dieſem goldenen Meer auf, das mit ungeheuren Wellen von Laub über die Abhänge des Odenwaldes bis zu den Wieſen an ihrem Fuß hinabſtieg. Einzelne kahle Felſen erhoben ſich hier und da über dieſe Waldungen, und auf anderen Punkten war der Kamm der Berge mit Nadelholz wie mit einer ſchwarzen Linie eingefaßt, die eine ſcharfe Grenze zwiſchen dem Blau des Himmels und der ſchillernden Bronzefarbe des Laubholzes zog. Auf den Wieſen blühte in Menge die Herbſtzeitloſe und auch hier, wie bei den Bäumen, zeigte der Mangel an friſchem Grün, daß das Spätjahr und nicht der Frühling die Herrſchaft führe, denn ſtatt mit üppigem Graswuchs war der ganze Boden mit dieſen kleinen lilafarbenen Blumen, wie mit Urnen von Amethyſten überſäet.

Auf einem Felſenvorſprung des Berges, umrauſcht von wogenden Wäldern, lag Schloß Stamberg mittelalterlich hoch und herriſch, wie ein Leuchtturm auf einer Klippe im Meere. Juliane hatte es vortrefflich in Stand gehalten, hatte es nicht mit ſich alt werden laſſen nach Art der meiſten alten Leute. Was ſie auf Erden vielleicht am herzlichſten liebte, war eben Stamberg, denn es gehörte ganz und ungeteilt ihr, ſie konnte damit ſchalten und walten und fand nie einen Widerſpruch. Dafür war es denn auch gepflegt wie ein Schmuckkäſtchen, prächtig und doch nicht überladen eingerichtet, großartig und doch bequem. Das Ganze hatte einen anziehenden Charakter von romantiſcher Einſamkeit; die bewaldeten Hügel und Kuppen des Odenwaldes, von Wieſentälern durchbrochen, ſtiegen herab bis an die Bergſtraße, und jenſeits derſelben breitete ſich die weite Ebene, das Stromgebiet des Rheins aus, am weſtlichen Horizont begrenzt von dem bläulichen gewellten Streif der Vogeſen.

Hyazinth brachte einen Teil der Vakanzen in Stamberg zu. Während der erſten Wochen war er bei Onkel Levin geweſen. Uriel hatte gewünſcht, der verehrte Onkel möge dann mit Hyazinth nach Stamberg kommen; aber Levin entgegnete:

„Die Nahrung der ſinkenden Flamme meines Lebens iſt das heilige Meßopfer. Seitdem ich geiſtlich bin, war ich ſo glücklich, keinen Tag zu verleben, ohne es darzubringen. Es iſt mir notwendiger geworden, als das tägliche Brot. Wenn du auf Stamberg eine Kapelle haben wirſt und wenn Gott es ſo fügt — dann komme ich und leſe dort die heilige Meſſe. Aber bis dahin weiche ich nicht von hier.“

„Du biſt hier aber ſo einſam, lieber Onkel,“ ſagte Uriel zärtlich, „daß ich mir faſt eine Gewiſſensſache daraus mache, dir den Hyazinth zu entführen.“

„O lieber Sohn,“ ſagte Levin lebhaft, „wähne das nicht! ich bin unter einem Dach mit dem lieben Gott im hochheiligen Sakrament — wie könnte ich mich einſam fühlen! — Bedenke doch die lange Gewohnheit von faſt fünfzig Jahren!“ ſetzte er hinzu, um nach ſeiner Weiſe vor jedem menſchlichen Auge die Glut und Innigkeit ſeiner Andacht zu verſchleiern.

So waren denn die Brüder auf Stamberg und beide froh eines Beiſammenſeins, das ſie ſeit Jahren nicht genoſſen, weil Uriels Urlaubszeiten nie mit den Vakanzen des Seminars zuſammengeſtimmt hatten. Uriel freute ſich, in Hyazinth gleichſam eine neue Auflage von Onkel Levin zu ſehen, dieſelbe Reinheit, dieſelbe Einfachheit, dieſelbe Geiſtesſtille bei intenſivſtem inneren Leben, dieſelbe Bereitwilligkeit zu jedem Opfer, zu jeder Hingebung, dieſelbe frohe Verzichtung auf alles, wodurch das Reich Gottes, weder in eigener Seele noch in fremden, gefördert wurde. Hyazinth freute ſich wohl auch über Uriel — aber mit gemiſchter Freude. So lange Uriel eiſenfeſt an dem Glücksprogramm hielt, welches er ſich verfaßt hatte, war er da auf dem Wege zu Gott? Und wenn es im Plane Gottes lag, dies Programm nicht zur Ausführung kommen zu laſſen, wie würde Uriel die Vereitelung ſeiner Wünſche und Hoffnungen aufnehmen? Es war beängſtigend für Hyazinth, zu ſehen, in wie hohem Grade Regina den Schlußſtein in Uriels Glücksgebäude bildete. Das ſollte nicht ſein! ſprach er oft mit heimlicher Trauer zu ſich ſelbſt. Dabei kommt die Hingebung in den Willen Gottes und der heilige Gleichmut offenbar zu kurz! — Der gute Hyazinth bedachte nicht, daß die Leidenſchaft in ihrem eigenſüchtigen Durſt nach Glück eine Art von Verachtung gegen jenen geheiligten Gleichmut empfindet, welcher nur in ſolchen Seelen wohnen kann, deren ſelbſtloſes Glück darin beſteht, den Willen Gottes zu tun. Der gute Hyazinth dachte ganz einfach, was vermutlich manche Leſerin höchſt proſaiſch finden wird: wenn es Uriels Beſtimmung ſei, in den Eheſtand zu treten und die Laſt des Familienlebens für die Windecker auf ſeine Schultern zu nehmen: ſo ſei es nicht durchaus notwendig, daß gerade Regina, und nur ſie, dies Leben mit ihm teile; es gebe ja noch andere liebe, fromme Mädchen in der Welt, mit denen er glücklich werden könne. Hyazinth hatte einmal bei paſſender Gelegenheit eine derartige Andeutung gemacht, die aber mit einer ſo ſouveränen Verachtung von Uriel aufgenommen worden war, daß Hyazinths Bekümmernis ſtieg. Er war jetzt im Begriff, in den nächſten Tagen nach Würzburg zurückzugehen; und zwar zum letztenmal ins Seminar, da er im nächſten Frühling die Prieſterweihe empfangen ſollte. An jenem ſchönen Tage ſaßen die Brüder in einem Erker von Uriels Zimmer, der die ſchönſte Ausſicht gewährte und mit kühnem Vorſprung aus der Mauer über dem ſtill rauſchenden Walde ſchwebte, der in der Umgebung des Schloſſes zu einem herrlichen Park umgeſchaffen war. Sie betrachteten

Zeichnungen zu einer Kapelle, welche Uriel bauen und dazu einen alten Turm benützen wollte, der vielleicht in katholiſcher Zeit dazu gedient hatte, jetzt aber zu den Stallgebäuden gehörte. Uriel hatte ſchon andere Pläne und Zeichnungen anfertigen laſſen, und Hyazinth ſagte mit einiger Verwunderung:

„Aber warum zögerſt du mit deiner Wahl? Die Kapelle könnte beinahe fertig ſein, wenn du gleich den erſten Plan ausgeführt hätteſt."

„Das doch wohl nicht!" ſagte Uriel etwas verlegen, und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Ich werde den Plan ausführen, den Regina wählen wird. Sie müſſen nun doch endlich wieder nach Windeck zurückkehren; ſie ſind faſt vier Monate abweſend! — Regina hat einen ſo feinen Geſchmack und ſieht jetzt manche ſchöne Bauwerke, da kann ſie mir einen guten Rat geben .... um ſo mehr, als ich ja doch nur für ſie baue."

Hyazinth legte das Blatt ſanft auf den Tiſch, nahm zärtlich Uriels Hand und ſagte:

„Baue Schlöſſer, wenn du willſt, für Regina, aber die Stätte, wo der Altar ſtehen wird, auf dem das Lamm Gottes ſich ſchlachten läßt, baue für Gott."

„Du haſt recht!" entgegnete Uriel und fuhr mit der Hand über die Stirne; „aber mir ſcheint ja auch, daß ich alles für Gott tue, was ich für Regina tue: ſo verbunden mit Gott iſt ſie in meinem Herzen"

„Eigentlich ſteht es ſo mit deinem Herzen: es vergißt Gott, es vergöttert Regina und dann ſucht es ſich ſelbſt zu täuſchen, als ob dieſe Anbetung eines vergötterten Geſchöpfes eins und dasſelbe mit der Anbetung Gottes ſei; nicht wahr, ſo iſt's?"

„O Hyazinth!" rief Uriel, „dem Verſtande nach wirſt du immer in dieſen Sachen recht haben. Aber ich muß mit dem heiligen Auguſtinus ausrufen: Gebt mir einen Liebenden und er wird mich verſtehen!"

„Wie du ſchlau biſt!" entgegnete Hyazinth mit ſanftem Lächeln; „jetzt berufſt du dich ſogar auf den großen heiligen Auguſtinus, der allerdings jenen Ausruf gemacht hat. Aber ebenſowenig wie ein anderer bekannter Ausruf: „Liebe! und dann tue, was du willſt!" ſich auf die Liebe zum Geſchöpf bezieht, ſondern auf die Liebe zu Gott — ebenſowenig wird er mit dir über die Anwendung einverſtanden ſein, die du von ſeinen Worten machen willſt. Nein, lieber Uriel, alle Heiligen kämpfen mit aller Kraft, welche ſie aus der Gnade ſchöpften, gegen die paraſytiſche Pflanze leidenſchaftlicher Zuneigung, die allmählich das Herz dermaßen überwuchert, daß für die heilige Liebe kein Platz darin bleibt."

„Sobald ich meines Glückes ſicher ſein werde," entgegnete Uriel, „ſollſt du mit mir zufrieden ſein, Hyazinth! dann werde ich anfangen, Gott zu lieben! Freude und Dankbarkeit werden das mit ſich bringen. Aber jetzt, in dieſer jahrelangen Spannung, Erwartung, Ungewißheit und Sehnſucht — jetzt bin ich wie ein Jäger auf dem Anſtand, der für die ganze übrige Welt taub und blind iſt."

Hyazinth legte mit einer tiefſchmerzlichen Bewegung die Hände zuſammen und rief: „O ewige Liebe, ſo wirſt du behandelt von deinen Geſchöpfen! Wenn du ihren Willen tuſt, ſind ſie geneigt, dir zu danken; bis du ihn erfüllt haſt, denken ſie nicht an dich, und wenn du ihn nicht erfüllſt — — ja, was dann, Uriel?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Uriel. „Zürne mir nicht, es iſt nun einmal ſo! Alle Hoffnungen meiner Zukunft ſind mit Regina verwebt, und mir muß durch ſie unſägliches Glück oder unſägliches Leid zuteil werden. Sie iſt kein Weſen, das man lieben — und dann vergeſſen könnte! Von Kindheit auf habe ich mich daran gewöhnt, unſer Leben als ein gemeinſames — unſere Exiſtenz als eine unauflöslich verbundene zu betrachten. Mit dieſer ſtillen ungeſtörten Gewohnheit iſt ſpäter die Liebe mir ins Herz gedrungen und iſt umſo heftiger geworden, als zugleich auch heftige Störungen eintraten. Kein Menſch auf Erden läßt ſich gleichgültig ſein teuerſtes Kleinod entreißen. Je höher er deſſen Wert ſchätzt, deſto lebhafter wird er ſich gegen den Verluſt ſträuben und ſein Anrecht behaupten."

„Hier iſt aber nicht die Rede von einem Schatz, den Räuber und Diebe zu ſtehlen trachten," ſagte Hyazinth, „ſondern von einem willensfreien Weſen, das mit demſelben Rechte wie du Anſpruch macht an Glück, — und zwar an ein ſolches, welches dem deinen entgegenſteht. Das weißt du! ſeit vollen vier Jahren ſiehſt du, daß Regina bei ihrem heiligen Entſchluſſe bleibt, und dennoch kannſt du es nicht über dich gewinnen, zu dem deinen zu kommen. Iſt das nicht feig?"

„Ich bin nicht feig!" rief Uriel aufgeregt; „aber ich liebe ſie und ſolange es liebefähige Herzen auf Erden gibt, werden ſie dir ſagen, daß es möglich ſei, keine Furcht vor Not und Tod, vor Armut und Elend zu haben und zu gleicher Zeit den Verluſt eines geliebten Herzen bitterer als alle Todesſchmerzen zu fürchten. Einem ſolchen Todesſchmerz aber — das begreifſt du doch? — wirft man ſich nicht freiwillig in die Arme. Man wartet, bis er kommt."

„Und läßt ſich das Herz zerbröckeln, anſtatt es mit kräftigem Schnitt von ſeinen Feſſeln zu befreien und die Wunde zu heilen!" ſagte Hyazinth. „Willſt du denn wirklich noch ſechs Jahre hier auf Stamberg einſam ſitzen und warten, bis die zehn Jahre um ſind und Regina ihre Freiheit errungen hat und ins Kloſter geht? Ach, Uriel, verſchwende doch nicht dein Leben, deine Kräfte, deine Gaben, deine Jugend an einen Traum von Glück. Gib deine Anſprüche an Regina auf! . . . umſo leichter läßt der Vater ſie ziehen und ihre ſchöne Seele kommt dann in Ruhe.“

„Liebſt du Regina ſo ſehr, daß du ſie keinem andern gönnſt?“ fragte Uriel ſcharf.

„So ſehr, daß ich ſie nur Gott gönne — ja!“ antwortete Hyazinth; „aber daß mich dazu keine perſönlichen oder irdiſchen Wünſche beſtimmen, brauche ich dir nicht zu verſichern. Ich denke nur an euer beiderſeitiges wahres Glück.“

„Ich glaub' es! ich danke dir!“ rief Uriel herzlich; „aber, Hyazinth . . . ich liebe ſie! Für ſie und mit ihr will ich dies Stamberg zu einem Paradieſe umſchaffen, wo alles zu finden ſein ſoll, was hienieden gut und glücklich macht; ohne ſie . . .“

„Nun? ohne ſie?“ fragte Hyazinth geſpannt, da Uriel ſtockte. „Du haſt alſo doch bereits an dieſe Möglichkeit gedacht?“

„Ohne ſie . . . fällt der Vorhang!“ verſetzte Uriel. —

Er ahnte nicht, wie nahe die geliebte Regina ihm ſei!! Als Graf Windeck auf dem Heimwege in Frankfurt ankam, erklärte er plötzlich zu Reginas größtem Schrecken:

„Jetzt überraſchen wir Uriel! darauf hab' ich mich ſchon lange heimlich gefreut. Wir müſſen doch ſehen, wie der gute Junge auf ſeinem Bergſchloß einſam wie ein verzauberter Prinz ſitzt.“

„O herrlich!“ rief jubelnd Korona.

„Er iſt nicht einſam,“ wendete Regina ſchüchtern ein; „nach den letzten Briefen iſt Hyazinth noch bei ihm.“

„Deſto beſſer! dann ſehen wir ſie beide!“ ſagte der Graf entſchieden. —

So ging es denn am andern Morgen gen Stamberg. Nach einigen Stunden verließen ſie die Eiſenbahn und fuhren bergwärts ins Tal hinein und langſam ſteigend, in weiten bequemen Windungen zum Schloß hinauf. Die Brüder hatten ihr Geſpräch abgebrochen und ſaßen ſchweigend im Erker. Jeder hing ſeinen Gedanken nach. Beider Blick ruhte auf der ſchönen Landſchaft — und keiner nahm ſie wahr! Uriels ſchwärmeriſches dunkles Auge glitt über Wälder und Hügel, über Täler und Ströme in eine Zukunft hinein, aus der Reginas edle und holde Geſtalt beſeelend und beherrſchend aufſtrahlte; und Hyazinths klares, ſtilles Auge flog über alle Gebilde und Erſcheinungen der Erde zu demjenigen auf, der das Weſen dieſer Schattengeſtalten iſt und ihnen ihre vergängliche Schönheit, den matten Abglanz ſeiner unvergänglichen und wechſelloſen gibt. Das große Erkerfenſter war weit geöffnet und rahmte ein Stück des leuchtenden blauen Himmels ein, aus dem der Sonnenſtrahl, wie ein goldener Strom, ins Gemach quoll. Ein Nachzügler des Sommers, ein verſpäteter Schmetterling, gaukelte durch die warme Luft und ſuchte umſonſt nach den entblätterten Roſen. Eine Schwarzdroſſel, verſpätet auf ihrem Wanderzug, ſchlug zuweilen ein paar ſüße Töne an, Erinnerungsklänge an ihren vergeſſenen Liebesfrühling. Ein rötliches Blatt, müde von Regen, Wind und Sonnenglut, löſte ſich leiſe vom Zweig und rieſelte zur Ruhe herab auf das weiche Moos, das die mächtigen Wurzeln der Eiche bedeckte, in deren Wipfel es im Frühling geſäuſelt hatte. Eine bezaubernde Stille herrſchte in der ganzen Natur, eine Stille, welche das unruhige Menſchenherz bald als etwas Erſehntes beſchwichtigt, bald als etwas Fremdartiges bedrückt.

„Ohne ſie . . . . fällt der Vorhang über alles, was erdenſchön iſt: das ſteht feſt!“ ſagte Uriel halblaut zu ſich ſelbſt, als das Ergebnis ſeines Nachſinnens.

„Und gerade dann geht die übernatürliche Schönheit auf,“ erwiderte Hyazinth und blickte mild in das ſchwärmeriſche Auge ſeines Bruders. „Du führteſt vorhin Worte des heiligen Auguſtinus an; vergiß nicht, daß er auch geſagt hat: „Keine irdiſche Schönheit und keine irdiſche Freude konnte mich je glücklich „machen. Müde machte ſie mich, aber nie ruhig. Ein glückſeliges „Leben iſt die Freude an der Wahrheit — iſt die Freude an dir, „o mein Gott, und in dir, denn du biſt die ewige Wahrheit.“

„Auguſtinus hat auch keine Regina geliebt,“ erwiderte Uriel.

„Er hat, wie du, ein Geſchöpf geliebt,“ ſagte Hyazinth, „und Adeodats Mutter hatte das in ihrer Seele, was aus großen Sündern große Heilige macht: ſie begriff das Opfer. Als ſie ſah, daß ſie ein Hindernis für Auguſtinus vorteilhafte Verehelichung ſei, trennte ſie ſich von ihm, ging nach Afrika zurück und verzehrte ihr Leben in Buße und Tränen. Gewiß hat er ſie ſehr geliebt; aber er geſteht, daß ſein Herz erſt dann Ruhe fand, als es in Gott ruhte.“

Uriel ſchwieg und ſank in ſeine Träumerei zurück. Da trat raſch ein Diener ins Zimmer und meldete, daß ein bepackter Wagen den Schloßberg hinauf fahre; und er glaube den Kammerdiener des Windecker Grafen zu erkennen. Der Ausdruck einer ſo unausſprechlichen Freude ergoß ſich über Uriels ſchönes Antlitz, daß Hyazinth mit einem Seufzer erkannte, des heiligen Auguſtinus Anathema gegen irdiſche Freude und Schönheit habe wenig Eindruck auf Uriel gemacht. Er folgte dem Bruder, der mit zwei Sätzen die Treppe hinabflog und im Hof dem Wagen entgegenſah, der möglicherweiſe die Königin ſeiner Seele unter ſein Dach führte. Als der Wagen durch das Schloßtor in den Hof fuhr, und Uriel in dem Kammerdiener erkannte, daß wirklich Regina komme, ſchloß er einen Moment die Augen, um ſich zu ſammeln und nicht ganz faſſungslos ſeine Gäſte zu bewillkommnen. Da hörte er auch ſchon die Stimme des Grafen, der ihm fröhlich zurief:

„Schau, da ſind wir, mein Junge! wir müſſen ſehen, wie's dem Grafen von Stamberg geht! das iſt uns viel wichtiger als der Kriſtallpalaſt und alle ſonſtigen Herrlichkeiten Großbritanniens. Sind wir dir auch willkommen?“

Uriel ſah ſo ſtrahlend glücklich aus, daß er keine Antwort zu geben brauchte — und es auch wirklich nicht tat.

„Du haſt wohl die Sprache verloren in deiner Einſamkeit — armer verzauberter Prinz Uriel!“ ſagte Korona ſchalkhaft.

„Die kleine Fee Korona wird mir die Sprache ſchon wiedergeben,“ antwortete Uriel, dem es am leichteſten wurde, ſcherzend zu ſprechen, weil das Überwallen des Herzens dadurch in Schranken gehalten wurde.

„Grüß dich Gott, lieber Uriel,“ ſagte Regina mit der ihr eigentümlichen Innigkeit in Blick und Ton, indem ſie ihm die Hand bot.

Wie war ſie ſo ſchön! wie ſtand ihr die Halbtrauer ſo gut und der einfache Reiſeanzug von hellgrauer Seide! und der kleine weiße Taffthut mit dem Halbſchleier von ſchwarzer Spitze! — Korona und die Baronin Iſabelle waren genau ebenſo gekleidet. Davon bemerkte Uriel ſo wenig, daß er es gar nicht geglaubt haben würde! Er war verloren in Reginas Anblick. Ihm war zu Sinn, als nehme ſie Beſitz von Stamberg, als könne er ſie nimmermehr wieder ziehen laſſen, als habe ſie ſich jetzt in die Gefangenſchaft ſeiner Liebe begeben, als ſei nun alle Ungewißheit vorüber und ſelige Erfüllung nahe, als müſſe er in dieſen Tagen die Siegesfahne auf den höchſten Zinnen ſeiner Wünſche aufpflanzen. Wie bei Gewitter Feuerflämmchen aus den Kelchen gewiſſer elektriſcher Blumen aufſteigen, brach in Uriels Herzen die tiefe Glut der Leidenſchaft zu lichter Flamme aus. Der Graf, dem Glut der Leidenſchaft lebenslang ein unentdecktes Land geblieben war, ahnte nicht, welchen Sturm er über Uriel heraufbeſchwor und hoffte nur Regina etwas mit der Vorſtellung vertraut zu machen, bald als Herrin und Hausfrau auf Stamberg einzuziehen. Sie benahm ſich ja ſo vernünftig und ſo weltvertraut, als ſei ſie ganz bereit, auf ihre kindlich ſchwärmeriſchen Grillen zu verzichten. Man mußte ihr nur den Übergang zu den Realitäten des Lebens erleichtern, und das konnte möglicherweiſe durch dieſen Beſuch geſchehen. Regina fühlte die Abſicht ihres Vaters und den

Eindruck auf Uriel und beſchloß, ſich eben hier und eben jetzt mit ſolcher Entſchiedenheit auszuſprechen, daß beide über ihre unveränderte Geſinnung klar würden. Uriels Wunſch kam ihr entgegen; die ſpannende Ungewißheit wurde ihm unaushaltbar. —

Hyazinth ging jeden Morgen in grauer Dämmerung des Oktobers eine ſtarke Stunde, um dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, und Regina bat ihn, ſie mitzunehmen.

„Wenn du fort biſt und wir noch länger hier bleiben, bin ich wieder auf den Sonntag beſchränkt — wie ich es auf der ganzen langen Reiſe war,“ ſetzte ſie hinzu.

„Fürchteſt du nicht die kühle Frühe?“ fragte er.

„O Hyazinth!“ rief ſie, „unſer Gott und Heiland ſenkt ſich vom Himmel auf den Altar — und mir ſollte der Weg zu weit ſein von Stamberg zum Altar?“

„Ich fragte auch nur! ich glaubte es nicht,“ entgegnete Hyazinth einfach.

Am andern Morgen, als das ganze Schloß noch in Morgenträumen lag, gingen ſie ſtill von dannen.

„So!“ ſagte Regina froh, „jetzt wollen wir denken, wir zögen mit den heiligen drei Königen nach Bethlehem zum Jeſukindchen! Gold und Weihrauch haben wir Armen nicht darzubringen; aber deſto mehr Myrrhen, die ſchönen heiligen Myrrhen der Abtötung.“

„Oder wir gehen mit den Jüngern und den heiligen Frauen zum Grabe des Herrn, trauernd um die Sünde, die ihn dort in ſeinem Blut gebettet hat,“ ſagte Hyazinth.

„Und mit den zwei Jüngern können wir gen Emaus wandern,“ nahm Regina das Wort; „o möchten wir dem Herrn begegnen und möchten wir mit liebentbranntem Herzen zu ihm ſagen: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden! — — der Abend, Hyazinth, der eine gottentfremdete Finſternis iſt, die jeden bedroht, der nicht mit Gott und ſeiner Gnade wandelt.“

„Und all' dieſe ſüßen und göttlichen Myſterien, von der Menſchwerdung, vom bittern Leiden und Sterben, von der Auferſtehung, vom geheimnisvollen und weſenhaften Verbleiben bei den Seinen — feiern wir in heiliger Meſſe!“ rief Hyazinth, „und ich Glückſeliger werde nun bald, trotz all' meiner Unwürdigkeit, die himmliſche Vollmacht erhalten, dieſe überirdiſche Feier zu begehen und mich ausſchließlich dem Dienſte des göttlichen Heilandes zu widmen. O Regina, welch' ein Beruf für den ſtaubgeborenen Menſchen! kein Engel hat einen höheren! Dem Wort des Geſchöpfes gehorcht der Schöpfer und zum myſtiſchen Kalvarienberg des Altars kommt das Lamm Gottes. Ecce! venit! ruft ſtaunend der Prophet Malachias. „Siehe, Er kommt.“

„Wie freue ich mich zu deiner Primiz im nächſten Frühling, Hyazinth! zuerſt für dich und dann für mich; denn da muß mir deine Bitte die Zelle des Karmels öffnen.“

„Und wenn du dann heimiſch biſt auf dem ſtillen Karmel, als die Taube in Felſenklüften des Hohen Liedes, dann zähle wiederum ich auf dein Gebet, Regina; denn alsdann biſt du geborgen vor dem Nebelanhauch der Welt und ich muß in ihr leben, ohne mich von ihr berühren zu laſſen.“ —

In ſolchen Gedanken waren ihre Seelen zu Hauſe und in traulichem Geſpräch oder in ſinnender Stille wanderten ſie unbedrückt durch die Schwere eines erdwärts geſenkten Sinnes, wie ſelige Geiſter zu ihrem Ziel. Regina empfing die heiligen Sakramente und ſo wurde es ſo ſpät, daß die Stunde des gemeinſchaftlichen Frühſtücks vorüber war, als ſie mit Hyazinth zurückkehrte. Uriel kam ihnen ſchon am äußern Schloßtore entgegen und ſagte bittend:

„O Regina, ich hätte dich ja ſo gern zur Meſſe fahren laſſen! Jetzt iſt der Papa ungehalten über deine Promenade in Nacht und Nebel — wie er ſagt.“

„Sei ruhig, lieber Uriel, er wäre es auch über die frühe Fahrt geweſen; du kennſt ihn ja!“ verſetzte Regina lächelnd. „Ich aber wollte es mir heute nicht nehmen laſſen, den Tag der heiligen Thereſe zu feiern und vor dem heiligſten Sakrament mein Gelübde zu erneuern — Solo Dios basta.“

Uriel wurde leichenblaß. Regina ſagte:

„Komm' ein wenig in den Park“ — und ſchlug aus dem Hof den Weg dahin ein, während ſie Hyazinth zuwinkte, ins Schloß zu gehen, was dieſer ſehr gern tat und heimlich ſeinem Gotte dankte, daß er kein ſolches Geſpräch zu führen und zu hören habe, wie jetzt Regina. Sie ging ſchweigend durch eine Kaſtanienallee zu einem freien, ſonnigen Platz auf einem Hügelvorſprung, wo unter einer herrlichen alten Eiche Gartenſtühle um einen Tiſch ſtanden; ein allgemeiner Lieblingsplatz wegen ſeiner ſchönen Ausſicht. Da ſetzte ſie ſich nieder und Uriel ſetzte ſich ſchweigend zu ihr.

„Lieber Uriel,“ hub ſie mit faſt zitternder Stimme an, „es tut mir unausſprechlich leid, daß ich hier bin; aber du weißt, daß der Vater ſeinen Gang geht.“

„Ich weiß, daß du mir keinerlei Freude gönnſt,“ entgegnete er finſter.

„Du irrſt, lieber Uriel! Stände es in meiner Macht, dir Glück und Freude zu bereiten, es ſollte dir nicht fehlen.“

„Wozu die leeren Verſicherungen, da du ja ſehr gut weißt, daß es in deiner Macht ſteht, und nur in ihr, mich glücklich zu machen.“

„Du vergißt, daß ich gebunden bin.“

„Das Band iſt zu löſen!“

„Daß mein Herz gebunden iſt und bleibt, Uriel, wenn mein Gelübde auch tauſendmal gelöſt würde.“

Er machte eine ungeduldige Bewegung und rief:

„Genug und übergenug! ich warte!“

„Und was iſt deine Abſicht dabei?“

„Du ſollſt nicht glücklich ſein ohne mich, ſolange ich es hindern kann!“ rief er heftig.

„Iſt das edel gedacht, Uriel? O verleumde dich nicht! Nein, deine Abſicht iſt nur, deine Hoffnung auf eine unmögliche Erfüllung zu nähren. Du hoffſt mich treulos zu ſehen, damit ich dir Treue verſprechen könne. Schlechte Bürgſchaft für dein Glück! Möchteſt du eine Frau, die zehn Jahre geſchwankt hätte in ihrer Wahl zwiſchen dir und einem anderen Mann? — ſchwerlich! Um wieviel weniger, wenn ſie ſchwankte zwiſchen Gott und einem Menſchen! Welch' eine armſelige Charakter- und Herzensſchwäche würde das verraten! Laß mich alſo ganz ſein, was ich ſein kann und ſei auch du es ganz. Dadurch, daß du und nicht Oreſt, wie wir alle glaubten, Stamberg geerbt haſt, ſind deine Verhältniſſe ja ganz verändert. Du wirſt hier leben, findeſt hier den Kreis deiner Wirkſamkeit dir zugewieſen und Haus und Herd bereit. Nun, ſo nimm ſie in Beſitz, aber ganz und vollſtändig! Mache dir den häuslichen Herd lieblich und traut, ſchmücke dein Haus mit deinen eigenen Tugenden und denen einer lieben frommen Frau, erfülle deine ſchöne, ſegensreiche Beſtimmung und laß mich die meine erfüllen — dann wirſt du mehr und mehr deinen Frieden finden, weil du dein Leben ordneſt nach dem Willen Gottes, anſtatt es zu verſchwenden an leere Leidenſchaft. Einſam darfſt du nicht bleiben! Du würdeſt dein Herz hängen an Hunde und Pferde, an Bauten und Parkanlagen, vielleicht an den Mammon — was weiß ich! die Einſamkeit mitten in weltlichen Verhältniſſen iſt Vereinzelung und tut weh, weil das Herz durch ſie abſtirbt oder verknöchert. Ach, Uriel, du kannſt ja ein ſo ſchönes Leben haben! wolle nur!“

Während ſie ſprach, ſchwand der finſtere Ausdruck von Uriels Zügen, und er ſagte in ihren Anblick verloren:

„Ja, Regina, es iſt alles ganz richtig, was du ſagſt, und ich könnte ein ſchönes Leben haben, aber nur durch dich und nur mit dir! und ich begreife nicht, wie du ſo feſt auf dem Wege deiner Liebe wandeln — aber zugleich mir raten kannſt, den meinen zu verlaſſen.“

„Weil das ein Unterſchied iſt wie Himmel und Erde — den Schöpfer zu lieben . . . . oder ein Geſchöpf! Die Welt wimmelt von Reginen, aber der Geliebte meiner Seele iſt nur einer. Du kannſt ohne mich eine tauſendmal beſſere Wahl treffen; ich würde durch jede andere Wahl ein elendes Los ziehen.“

„Meine Liebe läßt ſich nicht beliebig auf irgend ein Individuum — gleichviel welches! — des weiblichen Geſchlechtes übertragen, Regina. Bei einer ſo ernſten, ſo heiligen, ſo verantwortungsſchweren Verbindung wie die Ehe, die unwiderruflich über das Lebensglück von zwei Menſchen entſcheidet, genügt das allgemeine Wohlwollen und die chriſtliche Nächſtenliebe nicht. Da muß zugleich tiefe übereinſtimmung über die höchſten Angelegenheiten — und ausgleichender Gegenſatz in den Charakteren herrſchen. Da muß das Etwas ſein — die Sympathie, die Neigung, der unerklärliche und unleugbare Zug des Herzens, den man Liebe nennt, der ein Weſen ausſcheidet aus tauſenden, ja aus allen übrigen — und der durch dies eine Weſen alle Hoffnungen, alle Wünſche, alle Träume, alle Sehnſucht zugleich geweckt und erfüllt ſieht. Sage mir nicht, daß man ſich irren kann, daß man getäuſcht wird, daß man ſtatt Glück — Elend findet; oder ſage es, denn ich leugne es nicht, und das alles beruht auf unſerer Schwäche, unſerer Unvollkommenheit, unſerem Mangel an Selbſtbeherrſchung. Aber dennoch, ſo lange Menſchenherzen hienieden ſchlagen, wird die Liebe, die ausſchließliche Neigung zu einem Weſen, heimatberechtigt in ihnen ſein — und mögen ſie dieſelbe kennen durch Schmerzen und Opfer oder durch Wonnen und Troſt — ſie finden eine unausfüllbare Kluft zwiſchen dem einen geliebten Geſchöpf und den Millionen nicht geliebten. Ich weiß, man ſchließt Ehen ohne eine ſolche exkluſive Neigung, und dieſe Ehen fallen ganz gut aus. Ach, warum nicht? Die Menſchennatur iſt ſchmiegſam in jeder Beziehung, ſiedelt ſich auch in einem Kamtſchatka an und hat Freude an ihrer Anſiedelung, weil es eben die ihre iſt. So kann ſich auch das Herz in einem Kamtſchaka zurechtfinden, wenn es nie im blauen duftenden Süden ſelig war, oder wenn Pflicht oder was weiß ich für Rückſichten es an den Nordpol ins Exil ſchicken. Aber, Regina, dann iſt man eben glücklich durch mancherlei, was nicht Liebe iſt und wodurch nicht jeder glücklich werden mag und kann. Das liebende Herz empört ſich gegen die Zumutung, ſeine Neigung auf einen anderen Gegenſtand übertragen zu ſollen. Das meine iſt dir anvermählt und bleibt es für Zeit und Ewigkeit.“

„Nein, Uriel!“ rief Regina erbleichend, „das darf nicht ſein! das wäre Torheit, Sünde vielleicht.“

„Haſt du allein das Recht, Gelübde abzulegen, die anderen als Torheit erſcheinen?“ fragte er.

„Ja!“ ſagte ſie feſt; „denn meine Torheit iſt die des Kreuzes und mein Wille iſt kein Eigenſinn, ſondern iſt eingeſenkt in die zärtlichſte und ſchönſte Abſicht Gottes mit ſeinen Menſchen — während der deine dem göttlichen Willen widerſpricht.“

„Wenn ich es nur faſſen könnte, daß es wirklich unmöglich iſt, Gott und einen Menſchen zu lieben!“ brach Uriel aus. „O glaube mir, du würdeſt hier einen viel größeren Wirkungskreis für deine Liebe zu Gott finden als im Kloſter! Wünſcheſt du ein Krankenhaus, eine Schule, irgend ein Aſyl für menſchliches Elend — du ſollſt es haben! ja, unter deinem Dach haben. Sieh', wie groß das Schloß iſt! Sieh', die Stallgebäude werden verlegt und deren Flügel, der an die Kapelle ſtößt, wird ausgebaut nach deinem Wunſche und deiner Angabe für Chriſtus in den Armen. Sage nur ein Wort! ſage nur — Ja! und es geſchieht.“

„Ich glaub' es, Uriel,“ entgegnete Regina und ſah ihn mit unausſprechlicher Freundlichkeit an. „Aber wenn du es unmöglich findeſt, mit deiner Liebe im Herzen eine Frau zu heiraten, welche du nicht liebſt, wie ſoll ich es denn möglich machen, einem ungeliebten Mann mein Jawort zu geben, während mein Herz in den ſtillen Flammen einer Liebe ſteht, die, wie Naphthaquellen, unſichtbar und unauslöſchlich brennt. Gewiß, es ſtünde ſchlimm um die Welt, wenn man nicht Gott und einen Menſchen zugleich lieben könnte! allein ich bin in meiner Meinung gerade ſo exkluſiv, wie du in der deinen. Ich überlaſſe es anderen, jene ſchwierige Aufgabe zu löſen, ohne daß Gott dabei zu kurz komme — und halte mich einfach an der meinen: Solo Dios basta. Wir ſtehen, wie mir ſcheint, auf einem Wendepunkt deines Lebens, wohin die Hand Gottes dich geführt hat, damit du klarer als bisher den Weg überſchauen könneſt, welchen du zu wandeln haſt. Deshalb hab' ich es für meine Pflicht gehalten, dich mit aller Entſchiedenheit daran zu erinnern, daß mein Entſchluß jetzt ſo feſt iſt, wie er vor vier Jahren war und wie er, mit Gottes Gnade, in ſechs Jahren ſein wird. Auf dieſe Weiſe nehme ich keinen Teil an der Peinlichkeit, welche unſer Zuſammenleben vielleicht für dich hat.“

Sie wollte aufſtehen. Heftig ergriff Uriel ihre Hand und rief:

„Bleibe noch! iſt hier ein Wendepunkt in meinem Leben, ſo kann ich unmöglich zugeben, daß er ſchon jetzt erreicht — daß ich ſchon jetzt verdammt ſei, auf der Nachtſeite des Erdenglückes zu gehen. Du mußt mich hören.“

„Und was haſt du noch zu ſagen?“ fragte ſie.

Uriel ſah ſie an und ſagte langſam:

„Ich liebe dich.“

Sanft und traurig wendete Regina ihre Augen von ihm ab und ließ ſie auf der lieblich beleuchteten Landſchaft ruhen. Auch Uriel ſchwieg und blickte auf das zarte Profil ihres Angeſichtes, das ſich von dem blauen Himmel abſchnitt und auf das Ganze ihrer edlen Erſcheinung, die im Goldglanz der Morgenſonne ſchwamm, wie ein Heiligenbild in der Glorie.

„Ich liebe dich!“ fuhr er fort; „und nach deinem Beiſpiel richte ich mein Leben für meine Liebe ein. Alle Außerlichkeiten haben nur inſofern Wert für mich, als ich ſie in Zuſammenhang mit dir bringen kann. Kann ich das nicht, ſo fallen ſie von mir ab, wie Dinge, die mich nichts angehen, denn mein Herz kennt ſie nicht. Ich liebe dich! nun wohlan, Regina, gehe deinen Weg — ich gehe den meinen.“

„Zu Gott, Uriel?“ fragte ſie mit gepreßter Stimme.

„Was du ſo nennſt — ſchwerlich!“

Um ihre eigene Bangigkeit zu unterdrücken, ſagte ſie im ſcherzenden Tone:

„Denke an Goethes Prometheus: Ich ſollte das Leben haſſen, in Wüſten fliehen, weil nicht alle Blütenträume reiften?“

„Mit der Goethemanie iſt's aus, Regina! die taugt nur für junge und für alte Kinder, die aus dem Leben nichts zu machen verſtehen, als eine Schaubühne, auf der ſie Komödie ſpielen ſehen, oder ſelbſt Komödie ſpielen. Für eine ſolche Manie iſt mein Herz nicht mehr kindiſch genug und noch nicht altersſchwach genug.“

„Deſto beſſer, Uriel! Dadurch biſt du der ewigen Wahrheit um einen Schritt näher. Jeder zertrümmerte Götze iſt eine Huldigung für Gott. Wie du jetzt deine Goethemanie mitleidig belächelſt, ſo wirſt du auch einſt deine Reginamanie belächeln.“

„Kann ſein! Doch zu meinem Heil wäre das nicht, denn in dir liebe ich die Offenbarung von etwas Himmliſchem. In Goethe ſah ich nur das leuchtende Genie, die vollendete Intelligenz, und ich bewunderte ſeine Schöpfungen und Gebilde, aber nicht ihn als Gottesgeſchöpf. Aber was geht er mich an? was geht die ganze Welt mit ihren Genies mich an? . . . . Ich liebe dich, Regina!“

Regina ſtand lebhaft auf und ſagte entſchieden:

„Genug, Uriel! Du kennſt mich nun bis ins Herz hinein. Was du tun willſt oder zu tun haſt, muß ich dir überlaſſen. Aber eines verſpreche ich dir feierlich: nach Stamberg komm' ich nicht wieder! — nie wieder! und ſollte ich noch zwanzig Jahre warten, ehe die Kloſterzelle mich aufnimmt — Uriel, ich komme nicht wieder.“

Auch Uriel war aufgeſtanden. Er blickte über die ſonnig glänzende Flur und ſagte:

„Der Vorhang ſinkt! — laß uns gehen.“

Sie ſah ihn an; ein Silberlicht ſchimmerte in ſeinem Auge, aber er deckte es mit ſeinen dunkeln Wimpern zu und die Träne zerſchmolz. Wie ſchön er iſt! dachte unwillkürlich Regina. Schweigend gingen ſie ins Schloß.

Der Graf ſaß auf dem großen Balkon, rauchte Zigarren und las Zeitungen. Er hatte mit Zufriedenheit das Geſpräch unter der Eiche aus der Ferne bemerkt und ſchmeichelte ſich mit der kühnen Hoffnung, Regina werde ſich ihm als Braut vorſtellen. Aber nicht ſie erſchien auf dem Balkon, ſondern Uriel allein und zwar ſo ernſt, daß der Graf erſchreckt fragte:

„Bringſt du eine Trauerbotſchaft?"

„Wenigſtens keine neue, lieber Onkel! Regina iſt unüberwindlich in ihrem alten Entſchluß!"

„Iſt's möglich!" rief der Graf; „hat ſie eine ſolche Selbſtbeherrſchung, nie eine Silbe zu äußern, in der Welt zu leben wie unſereiner — oder doch ungefähr ſo! und dabei die Kloſtergrillen feſtzuhalten?"

Der Graf tat ein paar tiefe Züge aus der Zigarre und ſah gedankenvoll die kleinen bläulichen Rauchwolken an, die geſchlängelt ſeinen Lippen entquollen und in der Luft zerfloſſen.

„Hör', mein Junge," ſagte er nach einiger Zeit, „nimm du Vernunft und guten Rat an, gib du deine Grille auf, laß Regina fahren und heirate Korona; dann iſt uns allen geholfen. Dann wird Korona die Erbtochter, du wirſt mein Schwiegerſohn, und wenn Regina es denn durchaus nicht anders will, ſo gehe ſie ins Kloſter. Seitdem die Kleine herangewachſen und — wie alle Welt ſagt! — bildhübſch geworden iſt, flog mir ſchon öfter dies glückliche Auskunftmittel durch den Kopf; allein ich hoffte immer noch, daß ſich Regina beſinnen werde — namentlich hier, wo es ihr recht anſchaulich werden müßte, welch' ein glückliches Leben mit dir ihrer harrt. Iſt ſie aber eigenſinnig, ſo ſei du es nicht! Du ziehſt vielleicht mit Korona ein glücklicheres Los. Was ſagſt du zu meinem Vorſchlag?"

„Daß ich die Königin liebe und nicht die Krone!"

„Ach, mein Junge, ſei nicht romanesk! Tauſend Männer würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ihnen ein ſolcher Antrag gemacht würde!"

„Und auch ich könnte es ſein, wenn ich nicht Regina liebte."

„Nun, ſo vergiß Regina, denke nicht an ſie, beſchäftige dich nicht mit ihr: dann dauert es nicht lange und ſchau! du liebſt ſie nicht mehr. Und dann dauert es wieder nicht lange und ſchau! du liebſt Korona. Dieſe kleinen wunderniedlichen Perſönchen haben einen eigenen Reiz, womit ſie ſich in die Herzen ſtehlen — wenn man nur nicht wie ein Bramarbas das Herz gegen ſie panzert. Leg' ab deine Rüſtung, laß es getroffen werden von dem Liebespfeil des kleinen Gottes Amor . .

„Lieber Onkel, es iſt ja bereits durch und durch getroffen!" unterbrach Uriel traurig lächelnd.

„Überlaß doch den Eigenſinn dem ſchönen Geſchlecht!" rief der Graf. „Gott weiß, wie gern ich Regina als deine Frau geſehen hätte! aber wir werden doch beide wahrhaftig nicht ſo töricht ſein, uns durch ſie unſere Zukunftspläne ſtören zu laſſen? Bisher hoffte ich ſicher auf Reginas Bekehrung zum Eheſtande, und ich habe in dieſen vier Jahren alles getan, wodurch ich hoffen konnte, ſie für die Welt zu gewinnen. Umſonſt! Nun wohlan, ſo müſſen wir die Sache anders anfangen. Ich bin jetzt runde fünfzig Jahre alt. Niemand ſieht mirs an, nicht wahr? . . . . aber anno eins geboren, macht fünfzig Jahre wohlgezählt. Es verlangt mich, junge Sproſſen an meinem Stamm zu ſehen, Windecker Nachkommenſchaft. Habe drei Söhne und zwei Töchter, und noch immer keine Ausſicht dazu! Das iſt verdrießlich und muß aufhören. Nicht umſonſt hat es ſich ſo fügen müſſen, daß du Herr auf Stamberg wurdeſt und ſo früh eine glänzende ſelbſtſtändige Stellung bekamſt. Es iſt augenſcheinlich der Wille Gottes — um mit Regina zu ſprechen! — daß du dich als der Stammhalter der Windecker gerierſt, und da das törichte Mädchen davon nichts wiſſen will, ſo wollen denn auch wir ſie nicht weiter bitten und uns Korona erwählen. Was ſagſt du dazu?"

Uriel war ſo tief in ſeine eigenen Gedanken verſunken, daß er des Grafen Betrachtungen gar nicht gehört hatte. Jetzt weckte ihn deſſen Frage und er rief:

„Ja! Korona!"

„Alſo du willigſt ein?" fragte der Graf erfreut. „Braviſſimo! — Bei der Kleinen machen wir die Sache kürzer und vernünftiger. Sie wird weiter nicht gefragt, ſondern ich kündige ihr an, ſie ſei Uriels glückliche Braut und in vier Wochen ſeine Frau; — nicht wahr?"

Uriel rief lebhaft: „Meine Frau? Korona? . . . . lieber Onkel, ich muß Zeit haben und mich beſinnen. Vorderhand kann von dem allen gar keine Rede ſein; aber ſei feſt überzeugt, daß ich alles tun werde, was deinen Wünſchen entſpricht. — Biſt du mit den Zigarren zufrieden?"

„Mehr als mit euch allen zuſammen!" murrte der Graf kopfſchüttelnd. „Welche Nöten ſteht man doch mit ſeinen Kindern aus! Wahrhaftig, ich ſehe nicht ein, weshalb ich mit meinen miſerablen Erfahrungen ſie noch durch Enkel zu vervollſtändigen wünſche; aber das iſt die Verpflichtung, welche der alte Name und das Anſehen der Familie aufbürdet. Wäre man von geſtern, ohne Ahnen und ohne Erbgut, ſo würde man kein beſonderes Verlangen nach Enkeln haben.“ —

Es vergingen noch einige Tage recht angenehm, denn Regina war wieder ganz in ihrer unbefangenen Haltung und Uriel beherrſchte ſich meiſterhaft. Nur als der Graf von der nahen Abreiſe ſprach, zuckte ein gräßlicher Schmerz, wie ein Todesſtich durch Uriels Herz, weil er wußte — Regina kommt nicht wieder her. Jetzt iſt ſie noch hier, noch einen Tag, noch ein paar Stunden, noch einige Augenblicke; dann iſts aus und vorbei! ſie kommt nicht wieder.

Am letzten Morgen, als ſich alle zur Abreiſe rüſteten, ging Regina ſchon reiſefertig auf den großen Balkon und blickte auf das wogende Nebelmeer, welches die Landſchaft bedeckte, Himmel und Erde mit farbloſem Grau verhüllte und einzelne kalte Tropfen, wie ſchwere Tränen, fallen ließ. Es war ſo recht ein trüber Herbſtmorgen, dem zuweilen ein ſchöner Tag folgt. Ein Bild des Lebens! dachte Regina; wir wandeln in Wolken, ſolange wir hienieden wandeln; der ungetrübte Sonnenſchein bricht erſt mit der Ewigkeit an. — Uriel folgte ihr auf den Balkon.

„Regina!“ ſagte er und ſeine ſonſt ſo klingende Stimme ſank durch die Übermacht der Herzensbewegung zu einem Flüſtern herab; — „wirſt du wiederkommen?“

Sie verneinte ſchweigend und ohne ihn anzuſehen.

„Beſinne dich wohl!“ fuhr er fort; „dieſer Augenblick entſcheidet über deine und meine Zukunft — und wer weiß über welches Schickſal! Es liegt in deiner Macht, das ſchönſte, edelſte Glück hier einzuführen, hier auf dieſer Stätte heimiſch zu machen — ein Glück, worauf Gottes Wohlgefallen und Segen ruht, ein Glück, das die Seelen adelt und die Herzen verklärt, ein Glück, woran ſich eine Kette von Gnaden knüpft und das in weite und ferne Lebenskreiſe wohltätig hineinwirkt. Sieh dich um, ſieh dir dieſe Stätte genau an, ſieh mich an, ſieh mir ins Herz hinein — — dann ſprich! und bedenk' es wohl; was du jetzt ſagſt, mußt du verantworten in der Ewigkeit.“

Regina blickte geradeaus und leiſe bewegten ſich ihre Lippen, dann ſah ſie Uriel an und eine übernatürliche Zärtlichkeit verſchmolz mit tiefer Trauer in ihrem unergründlich ſchönen Auge und ſie ſagte:

„Solo Dios basta.“

Es glitt ein ſolcher Schmerz über Uriels Züge, daß ſie ihre gefalteten Hände lebhaft an die Bruſt drückte und ausrief:

„O mein Gott! wandle du dieſen Schmerz in Gnade um, und dieſen Dorn der Erde in himmliſche Roſen.“

Der Graf, die Baronin Iſabelle, Korona und Hyazinth traten ſoeben alle reiſefertig in den Salon und gingen auch auf den Balkon, und der Graf fragte Regina:

„Du nimmſt wohl Abſchied von Stamberg?“

„Nein, lieber Vater, von Uriel,“ ſagte ſie ruhig.

Hyazinth ging raſch auf den todesbleichen Uriel zu, legte zärtlich den Arm auf deſſen Schulter und ſagte:

„Auf Wiederſehen zu meiner Primiz, Uriel.“

„Ja, auf Wiederſehen!“ entgegnete Uriel gedankenlos.

Der Wagen fuhr vor — und fuhr dahin! Uriel ſah ihm nach, horchte ihm nach — und als er nichts mehr von ihm ſah und hörte, war ihm zu Mut, als habe er die ganze Welt beſeſſen — und verloren.

Die Verſuchung.

Der Winter mit ſeinen Freuden der Geſelligkeit hatte den Grafen wieder nach Frankfurt geführt. Diesmal ſollte auch Korona in der Welt erſcheinen. Die ſchauerliche Kataſtrophe, durch die vor vier Jahren der Faſching unterbrochen wurde, war ſo ziemlich ſeinem Gedächtnis entſchwunden: ein übergraſtes Grab, wie es deren ſo zahlloſe und mannigfache hienieden gibt. Die Welt mit ihrem unverbeſſerlichen Leichtſinn und Heißhunger nach berauſchenden und blendenden Genüſſen und materiellem Wohlbehagen machte es genau wie Graf Windeck, ließ ſich durch keine warnende Vergangenheit und durch keine ſchwankende Zukunft aus ihrem Opiumtraum von allgemeinem Frieden und Fortſchritt aufwecken und verſenkte ſich immer tiefer in die öden Freuden eines krankhaft geſteigerten Luxus und in die ſchwindelnden Reigen einer Ziviliſation, die auf Dampfmaſchinen beruht. Damit der allmächtige Faktor der Zeit, Dampf — in ſeiner Tätigkeit und Wirkſamkeit nur beileibe nicht geſtört werde, ſchrie die Welt nach Frieden und überredete ſich, daß das Brodeln der Dampfkeſſel und das Schwirren der Maſchinen Grundlage und Unterpfand eines Friedens wären, deſſen Dauer die hohe und allgemeine Bildung der Menſchheit verbürge. Und ſo hatte denn die Welt ihre Art von Frieden, das heißt es gab keinen Krieg.

Mit großer Selbſtgefälligkeit führte der Graf ſeine beiden ſchönen Töchter in die Geſellſchaft ein. Reginas erſtes flüchtiges

Auſtreten war im Laufe der Jahre und der Ereigniſſe vergeſſen. Sie war eine ebenſo neue Erſcheinung als Korona, ja neuer, inſofern ihre Eigentümlichkeit entſchiedener und nicht ſalonmäßig war. Sie ging und ſtand und ſprach und tanzte zwar mit allen übrigen, aber ſie tat es nicht wie ſie. Sie trug zwar die Farbe der Welt, aber in einer beſonderen Nüance. Man hielt ſie allgemein für Uriels Braut und man zerbrach ſich den Kopf, weshalb wohl noch immer nicht die Dispenſe aus Rom gekommen ſei, welche die Verehelichung geſtatte. Korona aber wurde die gefeierte Schönheit des Tages. Sie war auch ſchön wie der Tag, mit ihren bezaubernden goldbraunen Augen, die ſchwärmeriſch und ſchalkhaft zugleich, halbverſchleiert hinter ſchwarzen Wimpern lagen — und mit ihrer feinen nymphenhaften Geſtalt, die ſich ſo edel bewegte und ſo graziös das liebliche, braungelockte Haupt trug. Sie unterhielt ſich vortrefflich; alles machte ihr Vergnügen: der Tanz, die Muſik, die verbindlichen Menſchen, die geſchmackvollen Kleider, die glänzenden Feſte; auch die Huldigungen, deren Gegenſtand ſie war; auch die dadurch erhöhte Zärtlichkeit ihres Vaters, bei dem die Wertſchätzung ſeiner Töchter in dem Maße ſtieg, als die Welt ihnen huldigte. Wie ein Blumengarten lag das Leben vor Korona und ſie wähnte, ſie brauche nur die Hand auszuſtrecken, um ſich tauſend duftende Blüten zum Strauß zuſammenzubinden. Zu anderer Zeit würde Regina ſorgenvoll Koronas Richtung beobachtet haben; allein Reginas innerſtes Weſen ſtand ſelbſt in den Flammen eines Scheiterhauſens, und ſie wußte nicht, ob ihr Herz darin zu Aſche verbrennen oder zu jenem Gold von vierundzwanzig Karat ausglühen werde, über welches keine Flamme mehr Gewalt hat. Sie litt und ſchwieg — und kämpfte ihren Kampf nach ihrer Art, ſtill vor Gott, ohne zu klagen und zu fragen. Aber ſie litt ſo ſehr, daß die friſche Blüte ihrer Geſundheit davon angehaucht wurde. Sie ſuchte es zu verbergen; je bleicher ſie wurde, um deſto freundlicher lächelte ſie, und daß ſie ſichtlich abmagere, ſchob ſie den durchtanzten Nächten zu. Aber Korona hörte ſie zuweilen in ſtillen Nächten beten und weinen und ſagte es der Tante Iſabelle mit dem Zuſatz:

„Sie vergeht vor Sehnſucht nach dem Kloſter.“

Und die Tante ſagte es dem Grafen und bat ihn, einen Arzt zu Rat zu ziehen, ob der Gram nicht wirklich Reginas Geſundheit zernage. Der Graf hatte ſeinerſeits nicht ohne Sorgen Reginas Zuſtand wahrgenommen, aber ſich, nach Art der Egoiſten, darüber zu täuſchen verſucht, indem er alles für bare Münze nehmen wollte, was ſie von den Anſtrengungen des Faſchings vorſchob. Nun aber brach er gegen die Baronin aus:

„Beſte Iſabelle! bin ich nicht ein beklagenswerter Vater! Alles tue ich für meine Kinder — alles! In die ſchottiſche Romantik begebe ich mich mit ihnen und in die Faſchingsluſtbarkeiten — und was iſt mein Lohn? Regina vergrämt ſich in wahrhaft ſtupider Sehnſucht nach dumpfen Kloſtermauern, und Uriel — ſtatt herzukommen und friſchweg Korona zu heiraten, ſitzt auf Stamberg und bebrütet Gott weiß was für Pläne. Ehe er ſich aber nicht entſchieden hat, kann ich doch unmöglich Regina ziehen laſſen. Das wäre zu früh, da ich ihr eine zehnjährige Friſt geſtellt habe. Das hieße meinem Anſehen als Vater etwas vergeben. Ließe ich mir meine Einwilligung von ihr abtrotzen — wer weiß, was der Kleinen einſie[illegible]“

„Davon reden wir ja nicht,“ entgegnete die Baronin, ängſtlich wie immer. „Laſſen Sie nur einen Arzt für Regina rufen. Es wäre doch beſſer, ſie ihrem Kloſterberuf folgen — als ſie ſterben zu ſehen.“

„Sterben! meine prächtige Regina ſterben!“ rief der Graf aufgeregt; „das darf nicht ſein. Es ſoll auf der Stelle ein Arzt gerufen werden.“

Er ging in das Zimmer ſeiner Töchter. Beide ſaßen am Flügel und ſpielten vierhändig Beethovens Symphonie aus C-moll. Sie wollten ihr Spiel unterbrechen, als er eintrat; aber er hieß ſie fortfahren und ſetzte ſich ihnen gegenüber, um ſie zu beobachten und zu vergleichen. Koronas Geſichtchen glühte von Eifer und Aufmerkſamkeit; ſie ſpielte die erſte Partie, und ihre hellroſigen Wangen, ihre leicht geöffneten Lippen, der feſte Blick, womit ſie auf ihre Noten ſah, verrieten, wie vertieft ſie in ihrer Aufgabe war. Regina ſpielte mit viel größerer Leichtigkeit, gab gewandt hie und da der Schweſter nach, ſchlug die Notenblätter um, verriet gar keine Anſtrengung; warum brannte denn aber ein ſo ſcharfes abgezirkeltes Rot auf ihren Wangen? und warum hatten ihre Augen ſolchen auffallenden Glanz? Sie wird doch nicht hektiſch ſein! murmelte der Graf beängſtigt. Nach dem Schlußakkord rief er:

„Bravo, Kinder! Korona muß ſich noch tüchtig üben, du aber, Regina, ſollteſt dich nicht anſtrengen; du ſiehſt leidend aus — und zwar ſo ſehr und ſo lange ſchon, daß wir denn doch einen Doktor konſultieren wollen.“

„Du biſt ſo gut, lieber Vater; aber weshalb der Doktor?“ ſagte Regina und küßte zärtlich des Vaters Hand.

„Weshalb? wunderliche Frage! weil ich nicht will, daß du dahinſiechen und ſterben ſollſt.“

„O mein lieber Vater, ſei ganz ruhig! ich glaube nicht, daß mich jetzt ſchon der liebe Gott in die Ewigkeit ruft," ſagte Regina mit ſanfter Wehmut.

„Du wärſt imſtande, das zu bedauern!" rief der Graf faſt zornig, weil er ſich von ihrer Sanftmut gerührt fühlte. „Aber daraus wird nichts — das ſage ich dir! lieber laſſe ich dich ins Kloſter gehen. Geſtehe mir aufrichtig: biſt du krank vor Sehnſucht nach deinen Karmeliteſſen?"

Regina legte die Hand flüchtig über ihre Augen; dann ſah ſie ihren Vater mit zärtlichſter Dankbarkeit an und ſagte feſt:

„Nein, mein lieber Vater."

„Nein? — du ſagſt nein, Regina! Hätteſt du ja geſagt, ſo würde ich dir antworten: Geh ins Kloſter."

„Ich kann keine Unwahrheit ſagen, lieber Vater."

„Aber du biſt doch leidend, Regina?"

„Ich leide wohl etwas; nur kann kein Arzt mir helfen."

„Das wollen wir erſt erleben!" ſagte der Graf.

Der Arzt kam, fragte, fühlte den Puls, tat, was ſeines Amtes iſt, ſprach von Aufregung der Nerven und erklärte endlich, er müſſe die Gräfin mindeſtens acht Tage beobachten, bevor er ſich ausſprechen könne. Man fand das ganz in der Ordnung. Er kam täglich, bald zu der einen Stunde, bald zu der anderen. Er beobachtete Regina und unterhielt ſich mit ihr. Er ließ ſich von der Baronin und von Korona deren Bemerkungen unter vier Augen mitteilen. Endlich erſchien er bei dem Grafen und ſagte nicht ohne Verlegenheit, er ſei etwas betroffen über ſeine Entdeckung und der Graf möge es nicht übelnehmen, wenn eine unangenehme Sache zur Sprache komme; aber nach Pflicht und Gewiſſen könne er nicht anders. Der Graf ſtarrte verblüfft den Doktor an und rief endlich ungeduldig:

„Nur heraus mit der Sprache! iſt ſie hektiſch?"

„Nicht im geringſten!" erwiderte mitleidig lächelnd der Doktor. „Es iſt allerdings eine gewiſſe Spannung des Nerven- und Erregung des Blutſyſtems bei Ihrer Gräfin Tochter wahrzunehmen, allein dies iſt nicht mit anderen Krankheitsſymptomen verbunden, ſondern ſteht vereinzelt da. Deshalb muß ich ſchließen, daß es Folgen von Gemütsleiden ſind, und ich glaube mit allem Recht behaupten zu dürfen, daß die Gräfin eine unglückliche Liebe im Herzen trägt — vielleicht für jemand, der unter ihrem Stande iſt. Ich bin noch nicht ganz darüber im klaren. Auch Sie ſcheinen es nicht zu ſein — fuhr er fort, als ihn der Graf ſprachlos vor Erſtaunen anſah — und es tut mir wahrhaftig herzlich leid, eine wunde Stelle zu berühren. Aber ich habe allen Grund, bei der Diagnoſe ſtehen zu bleiben und die heißt — unglückliche Liebe."

„Welchen Grund haben Sie denn eigentlich dafür?“ fragte der Graf, der ſich von dieſem Ausgang nichts hatte träumen laſſen.

„Einen ſolchen, der Jhnen einleuchten wird, Herr Graf! denn er iſt ſchwarz auf weiß,“ erwiderte der Arzt und zog triumphierend ein Billett hervor. Sehen Sie hier .... einen poetiſchen Liebesbrief.“

„Einen Liebesbrief von Regina! Herr Doktor, Sie faſeln!“ rief der Graf lachend, indem er das Blatt ergriff. Überdas iſt das nicht Reginas, ſondern Koronas Handſchrift. Was? Verſe!“

„Nun, das verſteht ſich, Herr Graf! eine ſo zarte und noble Dame, wie Gräfin Regina, drückt ihre Herzensempfindung auch zart aus.“

Kopfſchüttelnd las der Graf:

Mein Erbteil.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte,
Die ſchwarz um den Pfad ſich geballt,
Wenn Jrrwiſch und trügende Mächte
Verlocken in Gaukelgeſtalt;
Wenn immer ein Stern zu erſpähen,
Wenn ſtrauchelt der Fuß — ach, wie oft!
Doch du wachſt auf ſeligen Höhen:
Jch weiß, in wen ich gehofft.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte,
So Jnnen die Seele umziehen,
So ſchwarz, daß das Wahre, das Rechte,
Nicht kräftig und friſch kann erblüh'n.
Doch ſind auch die ſpärlichen Saaten
Der ſegnenden Sonne beraubt,
Du wachſt und ſie können geraten:
Jch weiß, an wen ich geglaubt.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte,
Worinnen das Herz verſinkt,
Wenn dürſtend nach Liebe, die echte,
Ach fern, ach verloren ihm dünkt,
Wenn zitternd im ſchmachtenden Bangen
Nicht Labſal noch Tröſtung ihm gibt;
Doch du wachſt und ſtillſt ſein Verlangen:
Jch weiß, wer mich ewig geliebt.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte,
Die Erde, durch Leid und durch Luſt;
Das Leben, ein Dornengeflechte,

Zerreißt und verödet die Bruſt.
Es birgt auch in Roſen nur Herbe,
Weil Dauer überall fehlt,
Doch du biſt mein ewiges Erbe:
Ich weiß, wen ich mir erwählt.

Der Graf hatte laut geleſen und der Doktor, ganz verſunken in ſeine vorgefaßte Meinung, hatte aufmerkſam zugehört.

„Was ſagen Sie nun, Herr Graf?“ rief er ſelbſtzufrieden; „iſt das nicht klar genug? Dies ewig wache, angebetete Weſen, das in einer anderen Sphäre weilt, iſt eben der Geliebte, der unerreichbare — nur etwas myſtiſch ausgedrückt.“

„Sehr myſtiſch,“ antwortet der Graf lakoniſch.

„Leſen Sie nur gefälligſt weiter; es wird deutlicher im zweiten Gedicht.“

„O Gott!“ ſeufzte der Graf, „jetzt leſe ich ſogar Gedichte, meine Horreur! . . . . Alles für meine Kinder! Ich bin wirklich ein halber Martyrer.“ Er las:

Seliges Genügen.

Der Abend ſinkt, zur Ruhe geht die Erde,
Es bricht die Nacht mit kaltem Schauer an,
In Aſche ſtirbt die Flamme auf dem Herde,
Zur Heimatshütte eilt der Wandersmann.
Unheimlich ſtarrt das Reich der Finſterniſſe,
Wo weilt die Sonne? wo das gold’ne Licht? — —
„O frag’ nicht mich, ob ich das Licht vermiſſe,
„Ich habe Ihn — ich brauch’ die Sonne nicht!“

Das Leben ſinkt! es fliehen Tag’ und Jahre
Die Wolkenzüge über Himmels Blau.
Wo Jugend blühte — ſteht die Totenbahre,
Wo Roſenflor — ein fahles kahles Grau.
Iſt das noch Leben, wenn der Tod es endet?
Iſt’s Tag noch, wenn er ſtirbt im Abendrot?
„O frag’ nicht mich! mir hat ſie nichts gewendet,
„Ich habe Ihn — ich weiß von keinem Tod!“

Das Herze ſinkt! — es hat ſich matt gerungen,
Im blut’gen Kampf nach dem geträumten Glück.
War’s je zum heißerſehnten Ziel gedrungen —
O weh! es fiel in Sehnſucht heiß zurück.
Iſt Liebe nicht ein Schattenſpiel für Toren?
Ein kläglich Blendwerk mit des Glückes Schein? —
„O frag’ uicht mich! ich habe nichts verloren!
„Ich habe Ihn — die ew’ge Lieb iſt mein.“

„Iſt das nicht ſehr rührend, Herr Graf?“ fragte der Doktor. „Ich an Ihrer Stelle würde dieſer tiefen innigen Liebe alle Standesvorurteile zum Opfer bringen.“

„Auch dann, Herr Doktor,“ fragte der Graf mit leichtem Spott, „wenn der Geliebte niemand anders wäre — als der liebe Gott?“

„Wieſo?“ entgegnete der Doktor höchſt verblüfft.

„Ja, meine Tochter will ins Kloſter und deshalb verſchmäht ſie jede irdiſche Liebe.“

„Ah,“ ſagte der Doktor gedehnt, „mit dieſer Sorte von Sentimentalität bin ich freilich weder bekannt noch einverſtanden, da ich gottlob! Proteſtant bin. Indeſſen verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß ein guter Vater einer ſolchen Grille ſeine Zuſtimmung verſagt.“

„Die Mesalliance mit dem lieben Gott wäre allzu ſchreiend, nicht wahr?“ fragte der Graf ſpitz.

„Solche Zuſtände liegen außerhalb des Horizonts meiner Wiſſenſchaft und meiner Erfahrung,“ antwortete der Doktor und empfahl ſich. —

Der Graf ging zu ſeinen Töchtern. Korona knüpfte roſenfarbene Bandſchleifen, die ſie am Abend tragen wollte; Regina ſaß am Schreibtiſch, als er eintrat.

„Schreibſt du Verſe, Regina?“ fragte er.

„Ich bringe nur ein paar Reime zuſammen,“ entgegnete ſie leicht errötend.

„O Papa! ſie iſt eine Minneſängerin — aber der himmliſchen Liebe!“ rief Korona über ihre roſenfarbenen Bänder hinweg.

„Darf ich leſen?“ fragte der Graf und blickte über Reginas Schulter.

Sie reichte ihm willig, aber verlegen, das Blatt und ſagte entſchuldigend:

„Verzeih, lieber Vater! es wird dir wohl nicht gefallen und iſt ja auch nur ganz armſelig. Aber du weißt: Solo Dios basta! darauf bezieht ſich alles bei mir.“

Der Graf las:

Die Lampe im Heiligtum.

Das ewige Licht
Iſt die Flamme, die aus dem Herzen bricht.
Das ewige Licht
Iſt die Stimme, die ſtill zum Geliebten ſpricht
Das ewige Licht
Iſt die Roſe, die ihn bräutlich umflicht,
Das ewige Licht
Iſt ein bezauberndes Liebesgedicht.

Das ewige Licht
Macht alle Lichter der Welt zunicht.
Das ewige Licht
Iſt die Seele betend vor Gottes Angeſicht.
O ewiges Licht
Mir leuchte dein Glanz, wenn mein Auge bricht.

„Wie monoton!“ rief der Graf.

„Nicht wahr?“ ſagte ſie freundlich.

„Regina,“ fuhr er fort, „hier ſind ein paar deiner Reimereien, die Korona, weil ſie dich für eine Minneſängerin hält, abgeſchrieben und dem Doktor gegeben hat. Dieſer ſtellte ſie mir ſoeben zurück, und bemerkte dabei, er könne dich nicht eigentlich krank finden! nur müßteſt du dich ſchonen.“

„Das fühle ich auch, lieber Vater,“ entgegnete ſie, „und deshalb erlaube mir, nach Windeck zu Onkel Levin zu gehen. Wenn du dann in einigen Wochen kommſt, werd' ich mich gewiß ganz erholt haben und dir keine Sorge mehr machen.“

Was war zu tun? der Graf ließ ſie reiſen.

„Wir müſſen uns darauf vorbereiten, ſie ins Kloſter gehen zu laſſen,“ ſagte er zur Baronin und zu Korona. „Dieſe Trennung iſt eine kleine Vorübung.“

„Willſt du es wirklich erlauben, Papa!“ rief Korona.

„Sie zwingt mich ja,“ ſagte er unmutig. „Der Doktor, obzwar er auf ganz falſcher Fährte war, riet mir doch, den Widerſtand nicht aufs äußerſte zu treiben. Von dir, Korona, hoffe ich auf Erſatz für alle Sorgen, die ich um deine Schweſter habe.“

„Und ſie iſt doch tauſendmal beſſer als ich!“ rief Korona, zärtlich an ihren Vater ſich ſchmiegend.

Mit froher Überraſchung, doch nicht ganz ohne Beſorgnis, empfing Onkel Levin die Tochter ſeiner Seele, ſeine geliebte Regina. Seit ihrer Rückkehr aus England hatte er eine leiſe Verſtörung in dem Gleichmut ihres inneren Lebens wahrgenommen. Er kannte aber ihre ſchweigende Art und mochte nicht fragen, bevor ſie nicht Veranlaſſung dazu gab. Wie der Pflanzenkeim ſeine Zeit braucht, ehe er das Erdreich durchbricht, ſo will auch das Wort ſeine Zeit haben, bis es ſich vertrauend ausſpricht. Als Regina den lieben Onkel Levin wiederſah, und wieder in der trauten Kapelle vor dem Allerheiligſten auf den Knien lag, und wieder ihr ſtilles Zimmer betrat, das in ſchlichter Einfachheit einer Zelle glich und eher einem Kloſter als einem gräflichen Schloß zu gehören ſchien — da drängte ſich all' ihr Weh über ihr Herz hinaus, und ſie ging raſchen Schrittes zum Onkel Levin, nachdem ſie am erſten Morgen ſeiner Meſſe beigewohnt hatte.

„Ich erwartete dich," ſagte er liebreich zuvorkommend, „denn du ſahſt verweint aus. Was betrübt dich, Kind? Sprich! der liebe Gott wandelt auch unſere bitterſten Tränen in Gnadentau um."

Er blickte ſie an mit ſeinen ſeelenvollen verklärten Augen, die über ſeinem edeln, blaſſen, vielfach durchſchmerzten und tief gefriedetem Antlitz ſtrahlten, wie ſtille Sterne über einer Winterlandſchaft. In einem Strahl der Morgenſonne ruhte ſein Haupt mit den Silberlocken. Er ſah aus wie jemand, der heimiſch iſt in einer beſſeren Welt. Regina ſank zu ſeinen Füßen nieder und bedeckte ſeine Hände mit Tränen und Küſſen. Er ließ ſie gewähren und betete ſtill für ſie. Endlich erhob ſie ſich und ſagte mühſam gefaßt:

„Ich bin abgefallen von meiner erſten Liebe."

„Das glaub' ich nicht!" erwiderte Levin freundlich.

„Ich bin es! mein Herz geht nicht mehr geradesweges zu Gott; meine Gedanken wenden ſich nicht mehr ungeteilt dem höchſten Gut zu; meine Liebe ſtrebt nicht mehr einzig und allein zur ewigen Liebe. Ein Menſch iſt mir in den Weg getreten und ſucht mein Herz an ſich zu reißen; und dies törichte Herz neigt ſich ihm zu — und nur mit meinem Willen hefte ich es an das Kreuz meines Gottes. So ſteht es mit mir."

„Nun, beſtes Kind, dann ſteht es ja ſehr gut mit dir. Deine Liebe iſt aus der Religion des Gefühls in die des Willens übergegangen. Die bloße Neigung hört auf und die Tugend beginnt. Aus der natürlichen Ordnung wandert deine Liebe aus und ſtrebt heimiſch zu werden in der Ordnung der Gnade. Und du weinſt? und du zitterſt? O falle auf deine Knie und danke Gott, daß endlich die Stunde des Kampfes für dich geſchlagen hat."

„Er reibt mich auf, dieſer Kampf! ich kann nicht leben unter der Laſt meiner Treuloſigkeit!"

„Ja Kind, wenn du ſtolz biſt, dann kann es leicht von dir heißen: Wie biſt du vom Himmel gefallen, ſchöner Morgenſtern! — Nimm in Demut dein Kreuz auf dich — das ſchwerſte Kreuz: deine Armſeligkeit — und wandele damit weiter; dann findeſt du Gott, denn der kreuztragende Heiland und Millionen von heiligen Liebhabern des Kreuzes geleiten dich. Biſt du aber ſtolz, ſo ſagſt du dich von ihnen los."

„Lieber Onkel! Du weißt, welch' ein Entſchluß mir aus der Kindheit in die Jugend gefolgt iſt und wie ich deshalb die Wünſche meines Vaters nicht erfüllen konnte. Von meiner Familie, von Uriel, von der ganzen Welt mich zu trennen, war mir kein Opfer; denn ich lebte in einer überirdiſchen Freudenwelt, und es wäre mir wie ein Gottesraub erſchienen, hätte ich mich mit vergänglichem Glück beſchäftigen wollen. Seit dem vorigen Herbſt iſt es anders geworden — anders, ſeitdem ich in Stamberg auf immer von Uriel Abſchied nahm. Warum? das weiß ich nicht! — aber ſeitdem erſcheint mir Uriel ſehr liebenswürdig und das Leben mit ihm auf Stamberg ſehr glücklich; und eine Stimme ſagt mir, es wäre Gott ſehr wohlgefällig, wenn ich meinem Vater gehorchte und meine liebe ſelige Mutter würde im Himmel meine Verbindung mit Uriel ſegnen. Und das alles ſpricht ſo mächtig zu meinem Herzen und lähmt dermaßen meine Verteidigungswaffen, nämlich mein Gebet und die Hingebung meines Willens an Gott, an Gott allein — daß ich nicht weiß, auf welche Seite der Sieg ſich neigen wird und nicht weiß, ob ich nicht tauſend Tränen weinen werde, wenn er ſich auf die Seite Gottes neigt."

„Wohlan, Regina, dein Gelübde ewiger Jungfräulichkeit kann gelöſt werden. Es iſt gültig, aber nicht unauflöslich. Haſt du alles wohl erwogen, viel gebetet, viel um die Erleuchtung des heiligen Geiſtes gefleht" . . . — —

„Das habe ich getan, lieber Onkel; doch in der Abſicht nie, o nie! ich will nicht die Löſung meines teuern Gelübdes! ich will nicht mit Gott angefangen haben, um kläglich mit einem Menſchen zu enden! ich will nicht mein Herz in zwei Lieben und zwei Treuen zerſpalten und verkleinern! ſondern ich will dies: mein Herz unberührt von jeglichem Anhauch aus den Niederungen des Lebens zu Füßen des Gekreuzigten hinlegen. Das möchte ich erbitten und erflehen. Deshalb durchwache ich halbe Nächte in Tränen und Klagen. Aber Gott erhört mich nicht — denn wieder und immer wieder werden betörende Stimmen laut, nach denen ein Etwas in meinem Herzen hinhorcht, weil ſie ſüß und ſchmeichelnd klingen, obſchon ſie wehe tun."

„Ah, nun verſtehe ich!" nahm Levin mit unausſprechlicher Milde das Wort; „du möchteſt dem lieben Gott vorſchreiben, auf welche Weiſe er dich ins Himmelreich führen ſoll. Durch ein Triumphtor möchteſt du einziehen, nicht wahr? das frohe Selbſtbewußtſein deiner Stärke ſollte dir eine goldene Rüſtung anlegen, von der jeder feindliche Pfeil abprallte, nicht wahr? in ſtolzer Zuverſicht unverwundbar, möchteſt du über Schlangen und Nattern ſchreiten und lächelnd den Drachen beſiegen, nicht wahr? O weh, meine arme Regina! das iſt die Art des Erzengels, aber nicht des Menſchenkindes! Als der heilige Apoſtel Paulus ſich zu Gott bekehrte, ſprach eine Stimme: „Ich will ihm zeigen, wie viel er um Meines Namens willen leiden ſoll." Sieh', das iſt Menſchenart! Gekreuzigt dem Leibe und der Seele nach — mit

Wundmalen am Körper und am Herzen — zermalmt von innerem Leid über ſeine Schwachheit — gequält von allen Verſuchungen, denen der Sohn des Staubes durch ſeinen Zuſammenhang mit der Irdiſchkeit ausgeſetzt iſt — wandelte dieſer gewaltige Kreuzträger, zum tröſtlichen Vorbild für uns alle, immer gedemütigt und immer tapfer, durch die furchtbare Schlacht des Lebens. Und wie er ſich hindurch gekämpft hatte, ſo kämpften ihm nach die großen Heiligen aller Jahrhunderte, ein Baſilius, ein Auguſtinus, ein Bernardus, ein Franziskus, ein Alphonſus — dieſe Wundermenſchen an Glauben, an Liebe, an Genie und an Demut. Sie alle bauten ſich keine Triumphbogen und ſchwangen nicht zuverſichtlich ihre Siegesbanner. Sie alle ſprachen mit Paulus: „Wenn ich ſchwach bin, dann bin ich ſtark“ — um anzudeuten, daß ſie im Gefühl ihrer Schwäche ſich zu Gott wendeten und von ihm Stärke empfingen. Sie alle gingen vorſichtig, gebeugt und wachſam auf „dem ſchmalen Wege und durch die enge Pforte,“ die zum Himmel führen. Nicht auf ihren herrlichen natürlichen Gaben, und nicht auf ihrer friſchen, ungebrochenen, menſchlichen Kraft ruhte das Gebäude ihrer Vollkommenheit, ſondern auf ihrer unüberwindlichen Demut. Sie ſuchten auch nicht den ſelbſtgefälligen Genuß ihrer eigenen Vollkommenheit in ihrer Hingebung an Gott. Sie baten ihn nicht, ihr Herz auf einem Höhepunkt zu erhalten, der über dem Niveau alles Menſchlichen iſt; ſie baten ihn nur, ihr armes, elendes Herz nicht zu verſchmähen; es zu verbinden, wenn es wund; es zu reinigen, wenn es befleckt wurde; es in Gnaden anzunehmen mit ſeinen Krankheiten und ſeinen Narben. Und wie die großen Heiligen, ſo machen es Millionen von guten ſchlichten Kindern Gottes. Willſt du es anders haben und anders machen, Regina? o, dann liefeſt du Gefahr, eine Tochter Luzifers zu werden.“

Reginas Tränen waren verſiegt und ihre ſchmerzliche Aufregung hatte ſich geſtillt. Mit geſchloſſenen Augen ſaß ſie ruhig da; ſie blickte nach innen. Levin ſchaut mitleidig auf ihr ſchönes bleiches Antlitz, das noch von einem Anhauch von Schmerz überſchattet war und fragte liebreich:

„Tue ich dir weh, beſtes Kind? ſoll ich ſchweigen?“

„O ſprich, lieber Onkel, ſprich noch mehr zu mir!“ ſagte ſie ſanft und ohne ihre Stellung zu verändern. „Deine Stimme klingt mir wie die, welche einſt ſagte: Ich will ihm zeigen, was er um meines Namens willen leiden ſoll.“

„So heißt es auch in der Tat für jeden, der ſich aus ganzem Herzen zu Gott bekehrt; denn Welt und Fleiſch und Blut, die ihm wahrlich ſeine Bekehrung nicht eingegeben haben, fühlen, daß ſie durch dieſelbe zu kurz kommen, ſetzen ſich zur Wehr, verbinden ſich mit der überall geſchäftigen alten Schlange und rücken mit einem Heer von Verſuchungen ins Feld. In dem Maße, als dieſe bekämpft und überwunden werden, vermehren ſich die Siege, und je größer der Sieger, deſto glänzender ſeine Kronen. Willſt du keine Verſuchungen haben, ſo verzichteſt du aus Feigheit auf den Siegespreis. — Sieh'! als du auf Stamberg von Uriel Abſchied nahmſt und dich vielleicht recht ſtark wähnteſt mit deiner Entſagung, und recht ſicher gegen jeden Angriff von ſeiten der menſchlichen Schwäche, da trat der Verſucher zu dir, wie einſt zu dem Herrn — und zeigte dir von der Höhe herab die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Und du blickteſt auf ſie, wie jemand, der ſich gewaffnet wähnt gegen einen feindlichen Überfall, aber die Schlange vergißt, die ihn in die Ferſe ſticht. Die böſe Natur haſt du ſtets zu überwinden geſucht — dies Zeugnis geb' ich dir gern. Aber Regina, das genügt nicht dem Menſchen, der ſich ausſchließlich der Liebe und dem Dienſte des Herrn widmen will. Der muß auch ſeine edle und gute Natur abtöten, um ganz in der Gnade, durch ſie und für ſie, zu leben; denn die Natur iſt nun einmal betrügeriſch! Mit tauſend Faden hängt ſie zuſammen mit der Welt, mit dem Nächſten, mit unſeren guten und ſchlimmen Eigenſchaften, mit unſeren Vorzügen und Talenten — und beſtändig ſucht ſie dieſen Zuſammenhang zu ihren Gunſten auszubeuten und der ſchönſten Seelenblüte, der reinen Abſicht auf Gott, die Spitze umzubiegen und ſie in die Richtung der Selbſtſucht zu bringen. Die groben und dicken Faden löſen wir wohl allenfalls ab; aber es bleiben Millionen feine Fädchen übrig, die zuweilen weich wie Seide und ſchimmernd wie Gold ſind und die, wenn wir ſie nicht recht vorſichtig ablöſen, abſtäuben und, in Gnade getaucht, an ihren Platz zurückbringen — ein Netz von feiner Selbſtgefälligkeit knüpfen, welches den Fortſchritt der Seele kläglich hemmt. Wohlan, Regina, betrübe dich nicht, daß deine Natur um kein Haar anders iſt, als die von uns anderen armen Sündern; aber liebe und lobe Gott, der dir den Willen und die Gnade gibt, ſie in ihren letzten Verſchanzungen abzutöten und der für die durchwundetſten Herzen auch wundervolle Tröſtungen hat."

„Welch' ein wunderbarer Tauſch das iſt: Gottes Troſt für vergängliches Leid," ſagte Regina mit einem ſeligen Lächeln.

„O Kind, irre nicht wieder ab vom geraden Weg," ſagte Levin ſanft und ſchwermütig und durch ſeine Stimme, ſeinen Blick, ſein Lächeln ſchimmerte eine Welt voll namenloſer heiliger Schmerzen. „Gottes Troſt findet der, der mit dem heiligen Apoſtel Paulus geſtorben iſt, um in Gott zu leben." Was war denn Gottes Troſt für den hinſterbenden Gottesſohn? Eſſig, Myrrhen, Verhöhnung, Deſolation. Der Wille Gottes muß dir ſo ſüß und lieblich werden, daß er allein dein Troſt iſt, und wenn dieſer Wille auch darin beſtände, daß du die myſtiſche Todesnot am Ölberg und die innere und äußere Verlaſſenheit am Kreuze Zeit deines Lebens zu erdulden hätteſt. Willſt du Meiſterin werden in der vollkommenen Liebe, ſo fange damit an, Schülerin zu werden im vollkommenen Leiden — im ausgeſetzten mühſeligen Kampf gegen die Welt in und außer dir, gegen deine ſündhafte Natur, gegen Hölle und Teufel. Dieſe alle werden wider dich ſtreiten, werden ganze Heere von Verſuchungen — immer andere, immer neue, immer überraſchende — wider dich in die geiſtige Schlacht führen. Und du wirſt ſie nicht bloß zu jeder Stunde und unter allen Umſtänden ſchlag- und ringfertig bekämpfen müſſen, ſondern auch die beklemmende Angſt zu ertragen haben, nicht zu wiſſen, ob du deinen Kampf in gottgefälliger Weiſe führſt — nicht zu wiſſen, ob du, wie die heilige Schrift es nennt, „des Haſſes oder der Liebe würdig“ biſt. Sieh'! einen Tropfen aus dieſem Kelch myſtiſcher Prüfung iſt dir jetzt zuteil geworden — und ſchon warſt du dem Verzagen nahe, und ſchon ſchmachteteſt du nach Gottes Troſt, wie ihn die weichliche Natur verſteht! O Kind, beſinne dich! das Leben nach den evangeliſchen Räten iſt ein beſtändiges und allſeitiges Opferleben, das nur die reinſte Chriſtusliebe antreten und durchführen kann. Wo bleibt aber die Liebe zum gekreuzigten Chriſtus, wenn du Lohn für ſie, in Troſt ausgezahlt, erwarteſt? Mit einer Hand biſt du ans Kreuz genagelt und begehrſt ſchon ſie abzulöſen? O reiche auch die andere hin und laß ſie annageln, und hänge nackt und bloß und ſchmerzzerriſſen geduldig an den drei Nägeln; denn das und nichts anderes ſind die drei Gelübde — und vermagſt du jenes nicht, wenigſtens dem Willen nach, auszuhalten: ſo darfſt du dieſe nicht ablegen.“

„Welch' eine Welt eröffneſt du mir, teurer Onkel,“ ſagte Regina ſinnend und trocknete ihre Tränen.

„Die Welt des myſtiſchen Leidens, des Leidens aus Liebe zu Gott,“ entgegnete er, „die ſich früher oder ſpäter allen erſchließt, welche ſich wahrhaft, aus innerſtem Herzen und aus ganzem Gemüt zu Gott bekehren. Es verſteht ſich, daß es tauſend Stufen in ihr gibt. Zu der niedrigſten ſind wir alle berufen; zu der höchſten ſind es die größten und heiligſten Seelen, die in Wahrheit mit dem Apoſtel ausrufen: mortuus sum, ut Deo vivam!“

„Alſo die Lieblinge Gottes müſſen am meiſten leiden und ihr Troſt wird erſt in der Ewigkeit beginnen?“ fragte Regina.

„Nicht anders, Kind! der Herr ſelbſt preiſt ſelig in Ewigkeit die Armen, die Leidtragenden, die Verfolgten, die Weinenden. Leiden um Jeſu willen macht den Menſchen liebenswürdig vor Gott, denn der leidende Menſch iſt Jeſu ähnlich. Im vierzehnten Jahrhundert lebte in Schwaben ein ganz wunderſamer Liebling Gottes, der in der Welt Heinrich Suſo — im Kloſter Bruder Amandus hieß. Er war ein Sprößling jenes übernatürlichen Baumes, den St. Dominikus in der heiligen Kirche gepflanzt hat — ein Baum, durch deſſen Gezweig das ſüßeſte Gebet ſäuſelt, welches Menſchenlippen je geſprochen haben und welches St. Dominikus zuſammengeſtellt hat: der Roſenkranz. Als lebendige Blüten dieſes Roſenkranzes glänzen, duften und ſchimmern Seelen von unübertrefflicher Schönheit im Dominikanerorden: ein Thomas von Aquin, genannt der Engel der Schule, der die Theologie bezaubernd macht. Eine Katharina von Siena, die mit himmliſcher Beredſamkeit das Schisma von Avignon zu Ende — und Papſt Gregor XI. nach Rom zurückführt. Eine Roſa von Lima, die ſich zärtlich in die Leiden des göttlichen Vielgeliebten mitleidend verſenkt und extatiſch aus ihnen hervorgeht. Ein Angelico von Fieſole, der ſtille Maler, den ſogar die ſtumpfe Welt „Beato", den Seligen nannte, weil ſeine Bilder, die er auf den Knien malte, ein Abglanz himmliſcher Herrlichkeit, geſchöpft aus ſeliger Anſchauung Gottes, zu ſein ſchienen. Ein Seelenbruder dieſer Auserwählten war diesſeits der Alpen Heinrich Suſo, ein in die Wunden Jeſu ganz verliebter und ganz verſunkener Ordensmann, der mit ſo lieblichen, herzzerſchmelzenden Worten, als ob ſie vom Kreuz herabtönten, von den Leiden heiliger Liebe in ſeelendurchwundeter Erfahrung ſchreibt. Dieſer ſagt einmal — und ich ſage es dir
als Antwort auf deine Frage: „Es gibt nichts Peinlicheres,
„als Leiden; aber nichts Erfreulicheres, als aus Liebe zu Gott
„gelitten zu haben. Leiden tut dem Menſchen hier wehe, droben
„wohl. Wären aller Menſchen Herzen nur ein Herz, ſo könnte
„es auf Erden doch nicht den kleinſten Lohn ertragen, den der
„Herr in der Ewigkeit für das geringſte Leiden geben wird,
„das aus Liebe zu ihm gelitten iſt. Leiden — iſt der ſicherſte
„und kürzeſte Weg zum Himmel; iſt die Rute der Liebe für
„Gottes Auserwählte; mindert die Freuden, aber vermehrt die
„Gnaden. Alle Heiligen im Himmel ſind Freunde und Beſchützer
„eines leidenden Menſchen, denn ſie haben es ſelbſt empfunden,
„wie bitter und doch wie heilſam der Trank der Leiden iſt. Ge-
„duld in Leiden iſt größer als Tote erwecken oder andere Zeichen
„tun; es iſt ein lebendiges Opfer, ein edler Balſamduft, der
„mächtig zu Gottes Angeſicht dringt. Es macht zu Genoſſen der

„Martyrer und führt mit ſich den Sieg wider alle Feinde. Wer „nicht gelitten hat, was weiß der! Im Himmel ſingt die leidende „Seele ein neues Lied, das alle Engelſcharen nie ſingen konnten, weil ſie nie gelitten haben.“ — Sieh' Regina, etwas ſo Königliches im Reiche Gottes iſt das Leiden. Es iſt ein Purpurmantel, den unſer Herzblut webt.“

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie, und ihr gewohnter heiterer Friede lächelte wieder aus ihrem ſchönen Antlitz; „ich hatte dennoch recht zu ſagen: O wunderbarer Tauſch! Gottes Troſt für vergängliches Leid! — nur darf ich dieſen Troſt nicht in dem vergänglichen Leben hienieden erwarten. Nun wohlan! um deſto ſicherer iſt er mir in der Ewigkeit aufbewahrt! Meine Glücksbegriffe ſind ja noch ſehr eng und niedrig, denn ich bin ungeübt und unerfahren. Gehört aber die ganze Summe von menſchlichen Elendserfahrungen dazu, um ſtandhaft in der vollkommenen Hingebung an Gott zu werden: ſo will ich ſie in gelaſſener Unterwerfung annehmen und mit dem heiligen Auguſtinus beten: Gib mir Kraft, o Herr, zu tun, was du gebieteſt, und dann gebiete, was du willſt.“

„Ja, Kind! halte dich möglichſt in heiliger Gelaſſenheit. Kommen dir Ruhezeiten und Tröſtungen, ſo preiſe die Barmherzigkeit Gottes; bleiben ſie aus, ſo preiſe ſeine Gerechtigkeit. Begehre nie, einen Genuß in deinem geiſtlichen Leben zu finden, denn ein ſolcher iſt leicht mit Selbſtgefälligkeit gemiſcht; ſondern ſprich mit dem heiligen Bonaventura: Gibſt du mir Freuden, ſo verwunde mein Herz; und gibſt du mir Leiden, ſo verwunde mein Herz — damit es deinem Herzen, mein Heiland, ähnlich werde!“ — Und nun genug, geliebtes Kind! tritt ein in die Schule des Kreuzes mit vieler Demut und vieler Großmut, ſieh gänzlich ab von dir und ſchaue einzig und allein auf den Gekreuzigten, dem du nachfolgen willſt. Nur das iſt der Weg, auf dem du die Welt überwinden kannſt. — Ich habe jetzt einen Krankenbeſuch zu machen,“ fuhr er in verändertem Tone fort. „Wendel iſt vor ein paar Tagen aus Amerika zurückgekommen, ſchwer krank, ohne Frau und Töchter, mit ſeinen drei Buben. Ich ließ ihm ſagen, ich würde ihn beſuchen.“

„Der Wendel iſt wieder da?“ rief Regina erſtaunt; „iſt er vom Republikanismus geheilt?“

Nimm Hut und Shawl und begleite mich. Unterwegs erzähle ich dir, was ich weiß. Er wohnt jetzt bei ſeiner braven Schweſter.“

* * *

Gottes Mühlen mahlen langſam.

Sie gingen einem Bauernhof zu, der etwa eine halbe Stunde vom Schloß am Fuße eines bewaldeten Hügels lag. Die freundliche Märzſonne milderte mit ihrem warmen Strahle ſchon etwas die ſcharfe Luft. Die Äcker wurden beſtellt und lagen mit ihren umgebrochenen Furchen in langen ſchwarzen Streifen neben den lichtgrünen der jungen Winterſaat, die unter der eben geſchmolzenen Schneedecke kräftig gediehen war. Die Lerchen fuhren von den Feldern auf und in den blauen Himmel hinein und frohlockten ihr ewig junges Lied vom Lob Gottes und vom erwachenden Frühling. Scharen von Tauben rauſchten auf und nieder mit ihrem klingenden Flügelſchlag und ſchimmerten wie Silberflocken im lichten Blau. Der Fink ſaß am Waldesſaum in unbelaubten Bäumen und ſchlug ſorglos ſeinen ſüßen Schlag; und aus der Waldestiefe tönte dumpf und taktmäßig die Axt des Holzſchlägers. Die Hähne krähten ſchallend von einem Gehöft zum andern. Hie und da bellte ein Hund, der eine einſame Hütte zu bewachen hatte, in welcher kleine Kinder ihrem Schutzengel und ſeiner Obhut von den auf Arbeit ausgehenden Eltern anvertraut waren. Aus den Schornſteinen ſtiegen kerzengerade ſeine geſchlängelte Rauchſäulen auf und zerfloſſen in der Höhe. Wohltuender Friede war der Grundzug dieſes ſchlichten Stillebens in der Natur- und der Menſchenwelt.

Als Regina mit Levin in den friſchen Tag hinaustrat, ſog ſie dieſe Bilder und dieſe Klänge durſtig ein und ſagte dann mit einem langen Atemzuge ſehr fröhlich:

„Ach, lieber Onkel! hörſt du wohl, daß die Lerche ſingt: Dir! dir! dir! dir, Herr, ſei Ehr'! — und daß der Fink ſchlägt: Wie lieb', wie lieb', wie lieb' ich dich!“

„Ja, Kind,“ erwiderte er gerührt, „wer gern an Gott denkt, der findet ihn überall — und wer aus ganzem Herzen nach ihm verlangt, dem begegnet er überall.“

„Aber wo iſt denn die Wendelroſe geblieben?“ fragte ſie teilnehmend.

„Das weiß ich nicht! wir werden es ja bald von dem Vater erfahren.“

„Und wie iſt er denn zum Kreuz gekrochen, der böſe Wendel?“

„Wie der verlorene Sohn, beſtes Kind! Er ſchrieb mir im vorigen Herbſt einen verzweiflungsvollen Brief aus New-York und bat um Reiſegeld zur Heimkehr für ſich und ſeine Söhne."

„Wie frech! Du haſt ja früher ſo viel für ihn getan!"

„Und doch nicht genug — nicht genug für ihn gebetet! Überdies geſtand er ein, daß er ſich der Unterſtützung von meiner Seite um ſo unwürdiger fühle, als er einſt in ſeinem blinden Haß gegen die Prieſter mit einem Steinwurf mich ſchwer verletzt habe. Dies freiwillige Bekenntnis rührte mich ſehr. Ich ſorgte für Reiſegeld — und jetzt iſt er da."

Sie hatten das Gehöft erreicht. Bei ihrem Eintritt in den Hof balgten ſich drei Buben in armſeligen Kleidern mit dem großen Hofhund herum, der von ihnen abließ, um durch heftiges Bellen Fremde anzukündigen. Die Bäuerin eilte aus der Küche herbei, begrüßte mit ehrfurchtsvollem Handkuß den hochwürdigen Herrn und Regina mit beſcheidener Vertraulichkeit und ſeufzte, in Tränen ausbrechend:

„Ach, mein armer Bruder! Nichts als das nackte Leben, Gram und Krankheit und die Buben da — hat er heimgebracht!"

„Aber vielleicht ein belehrtes Herz: und das iſt die Hauptſache," ſagte Levin tröſtend.

Die Bäuerin führte den Beſuch in die Stube, die mit vielen Heiligenbildern — den Schutzpatronen der ganzen Familie — mit Kruzifix und Muttergottesbild von Engelberg, mit Weihwaſſerbrünnlein und geweihtem Palmzweig — der freilich nur Buxbaum war — ſauber und freundlich ſich ausnahm. Tiſche und Bänke waren ſo rein und glatt abgewiſcht, daß ſie wie poliert ausſahen. Die buntbemalte Schwarzwälderuhr ging mit ihrem ſchweren Pendelſchlag. Daneben hing der Kalender; — in ungeſuchter und richtiger Zuſammenſtellung an den Wert und die Flüchtigkeit der Zeit erinnernd. In einer Ecke ſtand ein Nußbaumſchrank, hinter deſſen Glasfenſtern allerlei Koſtbarkeiten vor Kindern und Fliegen bewahrt wurden. Da ſtanden uralte Gläſer mit goldenem Rande; bunte Taſſen; ein Jeſukindchen von Wachs; ein Oſterlämmlein von ſchneeweißem Zucker, mit einer Siegesfahne von roſenfarbenem Tafft; zwei verblichene Blumenſträuße, welche einſt Gräfin Kunigunde vom Altar der Schloßkapelle entfernt und welche ſich die Bäuerin zum Andenken ausgebeten hatte; zwei hellgrüne Pappkäſtchen, worin ſich die Goldkrönchen verbargen, die bei der heiligen Erſtkommunion die Kinder getragen hatten; einige Roſenkränze und bemalte geweihte Kerzen, Andenken an Wallfahrten zum heiligen Blut nach Walldürn in ſchweren Zeiten und großen Nöten. Kurz, die Freuden und Leiden von ein paar Generationen waren in verſtändlicher Zeichenſprache hier eingeſchrieben. Nichts war unbehaglich in der Stube als die furchtbare Hitze, die aber der Bauer liebt, um ſich ebenſo gründlich zu erwärmen, als er bei ſeinen Feldarbeiten gründlich durchkältet wird. Trotz dieſer Hitze war der Großvaterſtuhl am Ofen nicht leer. Da ſaß ein Mann von ſtämmigem Wuchs, aber abgezehrt bis auf die Haut, die welk und gebräunt an ſeinen derben Händen hing, während ſein Geſicht, ganz zeriſſen von Blatternnarben, und ſeine roten geſchwollenen Augenlider, ſeinen erbärmlichen Anblick erhöhten.

„Wendel! der hochwürdige Herr beſucht dich, und Gräfin Regina!“ ſagte die Bäuerin freundlich.

„Gott vergelt's, hochwürdiger Herr, Gott vergelt's tauſendfach, was Sie an mir armen Sünder tun! und bin ich auch nicht Ihrer Güte würdig, ſo kommt ſie doch meinen armen Buben zu gut, die es Ihnen, will's Gott! beſſer danken werden als ich!“ rief Wendel mit zitternder Stimme und am ganzen Körper ſo heftig zitternd, daß er, der aufgeſtanden war, um Levin und Regina zu begrüßen, ſich gleich wieder ſetzen mußte. Aber er ergriff deren Hände und küßte, drückte und ſchüttelte ſie, und ſeine groben vernarbten Züge nahmen den Ausdruck innigſter Dankbarkeit an. Und die Bäuerin ſtand daneben und klopfte zum Ausdruck ihrer Liebe immerfort ganz ſanft mit der rechten Hand auf Reginas Schulter, während ſie in der Linken den Saum ihrer Schürze hielt und ſich zuweilen die Augen damit abtrocknete.

„Armer Wendel! biſt du krank geweſen?“ fragte Levin und ſetzte ſich teilnehmend zu ihm an den glühenden Ofen. Haſt du kein Gold gegraben in Kalifornien — oder wo du ſonſt warſt?“

„Zwei Gräber hab' ich gegraben — für eine Tote und für eine Lebende, ſonſt nichts!“ ſagte Wendel mit dumpfer Stimme und fuhr mit der Fauſt über ſeine geſchwollenen Augenlider.

„Wir wollen Gott danken, daß du wieder bei uns biſt,“ ſagte Levin mild ablenkend, „und die Toten der Barmherzigkeit Gottes empfehlen. Dann wollen wir ſorgen, daß du wieder geſund wirſt und arbeiten kannſt. Ich beſorge dir den Arzt, Medikamente und Wein zur Stärkung; Regina ſchafft einige Kleidungsſtücke für dich und die Buben an; deine brave Schweſter gibt euch Obdach und Nahrung; und mit der Sommerszeit biſt du ein neuer Menſch geworden — gelt?“

„Und wie hat er mir zugeſetzt, der Wendel, auch nach Amerika zu gehen!“ rief die Bäuerin. „Da wären Ländereien, groß wie eine Grafſchaft, um nichts zu haben und keinen Heller

Steuer dürfte gefordert werden — und Prinzen heirateten Bauernmädel und Bauernbuben Prinzeſſinnen — und alle wären ein Herz und eine Seele."

„Hat mir alles der Florentin erzählt, der Florentin Hauptmann, hochwürdiger Herr!" ſagte Wendel. „Aus dem hat ſich der Herr Graf eine Natter auferzogen! ja, eine Natter für viele von uns! In den böſen Jahren ſchlich er hier umher, und tat ſo ſchön und ſprach ſo klug, daß es in der ganzen Welt jetzt vorwärts! hieße, ſo daß die geringen Leute obenauf kämen. Denn die, welche den Erdboden bebauten, die müßten ihn auch von Rechts wegen beſitzen. So wär's in Amerika; leider aber in Deutſchland nicht, denn die Fürſten und Edelleute verhinderten das, und die Pfaffen unterſtützten ſie in ihrer Bosheit, indem ſie dem gemeinen Mann Gehorſam vorpredigten. Darum müßten ſie ſich alle zuſammentun, die das Herz auf dem rechten Fleck, Liebe für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes und Sinn für den Fortſchritt hätten; und ſie müßten es durchaus dahin bringen, daß Deutſchland nicht hinter Amerika zurück und nicht in der Knechtſchaft ſitzen bliebe. Das wär' eine Schande, ſagte er. Und in dieſem Ton ging das fort. So ſprach er, ſo las er aus allerhand Schriften vor. Wer ihm glaubte — das war ich! beſonders dann, hochwürdiger Herr, wenn er den Schoppen dazu ſetzte. Ich hatte ja immer einen unruhigen Kopf, wie Sie ja wiſſen, und meinte, ich wäre zu was Beſſerem geboren; ich wußte nur nicht zu was. Aber der Florentin ſteckte mir ein Licht auf — nur leider ein Irrlicht! Ich wollte in Deutſchland ein freier Amerikaner werden, und haßte deshalb Fürſten und Herren und Prieſter, und half Barrikaden gegen ſie bauen. Ich warf grimmig den Stein gegen Ihr weißes Haupt, hochwürdiger Herr, als ich durch die Flur ſtrich, um meine Kameraden aufzuſuchen, mit denen ich, unter Florentins Anführung, den Marſch auf Windeck und die Plünderung der Gewehrkammer des Herrn Grafen verabreden wollte. Es kam aber nicht dazu! Florentins Stirn war nicht eiſern genug, um vor dem Schloß Stich zu halten, und Gräfin Regina ließ uns durchaus nicht herein. Aber, hochwürdiger Herr, da der Florentin, der doch auf dem gräflichen Schloß in Samt und Seide und aller Gelehrſamkeit aufgewachſen und faſt ein Grafenſohn geworden, und dennoch ſtatt mit ſeinem Schickſal zufrieden — mit der ganzen Welt mißvergnügt war: mußte ich da nicht leicht irregeführt werden und glauben, es gehe verkehrt auf der Welt zu?"

„Es war eine Verſuchung, armer Wendel, und du hätteſt ihr wohl widerſtehen können."

„Freilich, hochwürdiger Herr! aber ich war wie ein Menſch, der im Rauſch umherraſt, um etwas zu ergreifen, was in ſeinem verkehrten Hirn ſitzt, aber ſonſt nirgends."

„Ach, Wendel!" jammerte die Bäuerin, „hätteſt du auf mich gehört und auf dein armes Weib, ſo wärſt du nimmer in dies Elend geraten."

„Ich weiß! ich weiß, Bärbel! Ihr war't beide brav und gottesfürchtig und habt mir tauſendmal geſagt: Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht; und habt mich bitterlich weinend gebeten, mich mit dem lieben Herrgott durch würdige Beicht und Kommunion zu verſöhnen. Dafür hab' ich euch verlacht und verſpottet, und mich trotzig abgewendet von Gottes Gnade und Herrlichkeit, und mein armes Weib ins Elend geſchleppt, wo ſie vor Hunger und Kummer umgekommen iſt ohne Prieſter und Sakrament — und die Roſel verloren für Zeit und Ewigkeit — und den ſiechen Leib, den Bettelſtab und die hungernden Buben in dein Haus zurückgebracht, weil ich auf Gottes weiter Welt ſonſt nicht weiß wohin. Ja, Bärbel: Gottes Mühlen mahlen langſam, langſam, aber trefflich fein; was durch Langmut er verſäumet, holet er durch Schärfe ein. Das war ein Kernſpruch von der Mutter ſelig; weißt du's noch, Bärbel? ich vergaß ihn Zeit meines Lebens. Als ich drüben blind und krank an den Pocken lag — ein armer Lazarus vor des reichen Mannes Tür — da fiel er mir ein und kommt mir nicht mehr aus dem Sinn. Ja, ja, Bärbel! Gottes Mühlen mahlen langſam, langſam, aber trefflich fein!"

„Wenn du das einſiehſt, armer Wendel," ſagte Levin mit zärtlichem Mitleid, ſo iſt dein Herz ja in der Tat trefflich fein ausgemahlen."

„Und ich wollt' es ſchon aushalten, hochwürdiger Herr, wenn nur nicht der Gram um mein Weib und die Roſel wäre! mir hat der Florentin den Kopf verdreht — der Roſel das Herz."

Regina hatte bisher ſchweigend zugehört. Jetzt ſtand ſie auf und ſagte mild wie der Engel der Barmherzigkeit: „Wendel, ich kann's nicht aushalten, eine ſo traurige Geſchichte von der armen Roſe zu hören. Ich will hinausgehen und die Buben ein wenig im Katechismus examinieren.

„Im Katechismus?" ſagte die Bäuerin, indem ſie Regina begleitete; „daß Gott erbarm! Die Buben ſind wie die Wilden, gnädige Gräfin, und wiſſen vom Katechismus ſo wenig, wie die Krähe vom Sonntag."

„Wo iſt denn die Roſe? kann man ihr nicht helfen?" fragte Levin, als er mit Wendel allein war. „Sie kann ja nicht im Böſen verhärtet ſein; ſie iſt ja ſo jung."

„Auf Georgi neunzehn Jahre, hochwürdiger Herr. Sie war von Kindesbeinen an ein ſauberes Mädel, aufgeweckt und klug — aber hoffärtig! den Sparren im Kopf hat ſie richtig von mir geerbt: ſie wollte hoch hinaus. Das grämte ihre arme Mutter; mich freute es. Als der Florentin hier herum ſcharwenzelte, war ſie blutjung; aber ſie ſuchte immer dabei zu ſein, wenn er mit mir ſprach, und begriff alles ſo gut, daß ſie mir manches erklärte, was ich nicht begriff, ſo zum Beiſpiel das Selbſtregiment, welches das Frauenzimmer in der neuen Freiheit führen würde; und die edle freie Liebe, die jede glücklich machen würde, wenn ſie der Neigung ihres Herzens freien Lauf ließe. Ich meine, ſie war damals ſchon in ihn vernarrt. Da ich aber meinen eigenen Grillen nachging und auch ſah, daß der Florentin, trotz ſeiner glatten Reden, viel zu hochnaſig war, um nicht lieber mit einer amerikaniſchen Prinzeſſin, als mit einem deutſchen Bauernmädel zu charmieren; ſo kümmerte ich mich nicht weiter darum und arbeitete für die deutſche Freiheit, die mich und Roſel zu hohen Ehren bringen ſollte. Statt deſſen ging das Ding ſchief. Die Fürſten brauchten ihr Recht, wie ich *jetzt* ſage; damals ſagte ich: Gewalt! und ließen tüchtig auf die Revolutionäre ſchießen, was ſie von Anfang an hätten tun müſſen, um die Rädelsführer zu ducken und die Betörten zu belehren, daß man ſich beim Barrikadenbau ganz umſonſt die Fäuſte blutig arbeite. Bei dem Maiaufſtand in Dresden im Jahre 1849 war ich noch; denn ich zog umher, bald hier und bald da, und ließ mein Weib auf unſerem Hofe wirtſchaften, und ließ mir jeden Kreuzer ſchicken, den ſie, Gott weiß wie ſauer! erarbeitete. Aber in Dresden bekam ich's ſatt. Da hieß es freilich, nun müßten alle tüchtigen Männer nach Holſtein ziehen und den Dänenkönig aufs Haupt ſchlagen. Aber ich ging nicht mit; ſondern heim, verkaufte in der Stille meinen Bauernhof und erklärte dann meiner Frau, wir wären jetzt Auswanderer, die ſich in Amerika ein Stück Paradies ausſuchen würden. Ihr Jammergeſchrei klingt mir noch in den Ohren! — Der Hof war verſchuldet, daß von der Verkaufsſumme nicht einmal unſer Reiſegeld übrig blieb. Der Herr Graf und Sie, hochwürdiger Herr, mußten eine Beiſteuer geben, die ich durch mein armes Weib erbitten ließ, wobei Sie noch ſagten: es tue Ihnen recht leid *wegen der guten Frau*. Endlich mußte auch noch die Bärbel mit ihrem Sparpfennig herausrücken, damit wir nur fortkämen. Das war eine erbärmliche Reiſe, ein Stück vom Fegfeuer, hochwürdiger Herr! mein jüngſtes Kind ſtarb auf der Überfahrt; ein herziges Kind, die Theres, ſechs Jahre alt, der Mutter Augentroſt. Es konnte die Stürme und die Seekrankheit und das Elend der Zwiſchendeckspaſſagiere nicht aushalten; es bekam ein Fieber, das immer ſtärker und ſtärker wurde und am neunten Tage war es tot. Unter den Paſſagieren der erſten Kajüte befand ſich der Florentin, der inzwiſchen in Italien Revolution gemacht hatte — aber auch nicht auf die Dauer. Er war ja ein ſtudierter Arzt und er beſuchte auch die kleine Theres; allein er ſagte, gegen einen ſo heftigen Typhus ſei nichts zu machen. Das Kind war kaum verſchieden und noch nicht kalt, da ſchrie das ganze Schiff, man müſſe es gleich über Bord werfen, damit es aus dem Wege komme und nicht Anſteckung verbreite. Sie hätten es ſchon gerne bei lebendigem Leibe über Bord geworfen, glaub' ich! Meine Frau wollte ſchier verzweifeln. Ach, erbarmt euch, ihr Leute, erbarmt euch! ſchrie ſie, und ſchafft mir einen Prieſter, daß er den letzten Segen über mein Kind ſpreche. Es war aber kein Prieſter auf dem Schiff, und die Leute, die umherſtanden und hörten, wie ſie nach einem Prieſter jammerte, brummten in den Bart oder grinſten höhniſch und einer ſagte, man müſſe nicht ſo viel Umſtände machen mit dem Stückchen Fiſchfraß. Als nun meine Frau fortwimmerte: erbarmt euch meiner, ihr Leute! es iſt ja ein chriſtliches Kind! ein im heiligen Blut Jeſu getauftes, unſchuldiges Kind! das kann man ja nicht dahinwerfen ohne prieſterlichen Segen! da trat die Roſe auf ſie zu, ſchüttelte ſie am Arm und ſagte ganz rot und verlegen: Mutter, ſchreit doch nicht ſo! die Leute ſehen Euch an und wundern ſich, was Ihr mit dem Prieſter wollt! man muß ſich ja ſchämen für Euch! — Starr blickte die arme Frau die Roſe an und ſagte kein Wort mehr; aber ſie ſchluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Und nun nahm ſie das Beſte, was ſie ihrem Kinde zu geben hatte, ihren Roſenkranz nahm ſie vor, der am heiligen Blut zu Walldürn geweiht war, den ſie manches Jahr in der Taſche bei ſich getragen und hundert- und tauſendmal gebetet hatte. Den zog ſie hervor und küßte ihn andächtig, und küßte einzeln den lieben Herrgott und die Muttergottesmedaille, die daran hingen. Dann ſchlug ſie ihn um den Hals des Kindes und ſteckte das Kreuzchen mitten auf der Bruſt des Kindes mit einer Nadel ganz feſt am Hemdchen an. Dann ſchlug ſie die kleine Leiche von Kopf bis zu Fuß in eine ihrer Schürzen ſauber und ſorgſam ein und trug ſie vorſichtig auf ihren Armen zu den Matroſen, welche ſie in ein altes Stück Segeltuch wickelten, mit Stricken auf ein ſchmales Brett feſtſchnürten, an deſſen Fußende eine eiſerne Kugel hing. Das ſah ſie alles mit an, die arme Mutter, und die drei Buben und ich ſahen es auch mit an; und darauf ſagte ſie: „Nun kommt, ihr Kinder! nun wollen wir fünf Vaterunſer und fünf Gegrüßt ſeiſt du, Maria für unſere liebe kleine Theres beten, damit ſie bald zur ſeligen Anſchauung Gottes gelange;“ kniete nieder mit ihren Buben und betete laut. Und ich betete mit, hochwürdiger Herr, aber leider nur ganz leiſe. Und ich kniete auch nicht; mir waren die Knie ſteif von Trotz gegen Gott und von Menſchenfurcht. Die Roſe aber war gar nicht mitgegangen, hatte ſich in ein Eckchen gedrückt und weinte da ſtill vor ſich; denn nicht aus Bosheit hatte ſie ſo hart zur Mutter geredet, ſondern aus Menſchenfurcht, beſonders wegen dem Florentin; und Sie ſehen, hochwürdiger Herr, daß ſie von mir auch den Sparren im Kopf geerbt hatte. Endlich hoben die Matroſen das traurige Brett auf. Da ſtieß mein armes Weib einen dumpfen Schrei aus und fiel wie tot zu Boden. Ich aber ſchaute ſtarr aufs Meer und ſah etwas in die Wellen hineinſchießen, die ſich ſpalteten und wieder zuſammenrauſchten; und es wurde mir ſchwarz vor den Augen.“ — —

Wendel ſchwieg erſchöpft, drückte ſeine Hände krampfhaft an die Stirn und ſagte nach einer Weile:

„Ich will es kurz machen, hochwürdiger Herr, und Sie nicht ermüden mit der Erzählung von allem, was wir drüben gelitten haben. Es waren nur zwei Jahre, aber man könnte dicke Bücher davon ſchreiben. Das Schiff war ein Stück Fegfeuer; ja! aber da hoffte ich! Drüben kam die Hölle, wo man nicht mehr hofft. Geht man hinüber, ledige Leute, kräftig, zu jeder Arbeit willig; oder Vater und Mutter noch rüſtig und mit erwachſenen rüſtigen Kindern — nun ja, dann ſchlägt man ſich durch unſägliche Mühſale durch, und muß auch die eine Hälfte darüber ins Gras beißen, ſo kommt die andere doch wohl auf einen grünen Zweig. Aber wir! — wir waren unſerer ſechs, von denen die drei Buben nicht arbeiten konnten, weil der älteſte erſt zwölf Jahre alt war. Ich ging nicht nach Amerika, um zu arbeiten; hätte ich das gewollt, ſo hätte ich daheim bleiben und Weib und Kinder ernähren können. Die Roſe war ebenſo arbeitsſcheu wie ich, alle Untugenden hat ſie von mir geerbt. Da war alſo niemand, der ſich auf die Arbeit verlegte, als meine Frau. Eſſen und Obdach haben — wollten wir aber alle ſechs. Es gibt auch gar keine Arbeit in den großen Seeſtädten für die armen Auswanderer. Die müſſen gleich in die Landſtrecken des Weſtens ziehen und ein kleines Betriebskapital mitbringen, um ſich das Notwendigſte an Lebensbedarf, Gerätſchaften und was eine Niederlaſſung und Ackerwirtſchaft in der Wildnis erfordert, zu kaufen. So machtens ein paar Schwaben, Vater und Sohn, brave Leute, mit denen wir zufällig den erſten Tag zuſammentrafen. Der Sohn freite auf der Stelle um die Roſe. Weibsbilder ſind rar in Amerika; da bleibt keine ledig. Aber Roſe rümpfte gewaltig die Naſe und meinte, es verlohne ſich nicht der Mühe, nach Amerika zu gehen, um dort einen ſchwäbiſchen Bauern zu heiraten; den könne man auch in Europa haben. Sie war wie behext von dem Florentin. Auf der Reiſe hatte das angefangen und es nahm zu, je mehr Florentin erkannte, daß in New-York die amerikaniſchen Prinzeſſinnen nicht herumliefen, die ſich ihm in die Arme werfen würden. Da ſtieg denn das Bauernmädel ganz gewaltig in ſeinen Augen, und da er ſich auch recht verlaſſen fühlen mochte, ſo tat's ihm wohl, daß ſie ein Herz für ihn hatte. Es ging ihm ſchlecht, ich ſah es an ſeinem abgetragenen Rock; und er fing auch bald an, auf Amerika zu ſchimpfen, obgleich mehr und mehr von ſeinen Leuten, den Revolutionsmännern, herüberkamen. Es hatte aber jeder vollauf zu tun, um ſich nur durchzubringen; denn alles, was zum Lebensbedarf gehört, iſt furchtbar teuer da drüben. Was man anſchaut, koſtet einen Dollar. Da kann nicht ſo leicht einer dem andern beiſtehen, wenn er auch wollte, und wenn er Zeit hätte, an einen andern zu denken, als an ſich ſelbſt. Jeder muß zugreifen und das Stück Arbeit, das er eben findet, geſchwind verrichten; ſonſt ſchnappts ihm ein anderer vor der Naſe weg. Mit ſeinem Pulsfühlen wird er ſich den Geldbeutel wohl nicht ſehr geſpickt haben, der Florentin! Kurz, er fing an von Kalifornien, dem Goldlande, zu ſprechen; denn er kam immer fleißig zu uns — verſteht ſich wegen der Roſe. Mir aber fielen vor dem amerikaniſchen Paradieſe die Schuppen von den Augen. Wir ſchmachteten im gräßlichſten Elend und ich glaubte auch an ſein Goldland nicht. Ein Wort gab das andere; und endlich verbot ich ihm, den Fuß je wieder über meine Schwelle zu ſetzen. Er ging — und am anderen Morgen war die Roſe verſchwunden. Wir haben ſie nicht wieder geſehen!"

„Stelltet Ihr denn gar keine Nachforſchungen an, Wendel?"

„Ach, lieber hochwürdiger Herr! ein blutarmer Mann kann in Amerika keine anderen Nachforſchungen anſtellen als die, daß er Tag und Nacht Straß' auf Straß' niederrennt und ſein Kind ſucht. Nachforſchungen von den Behörden koſten viel Geld! Der wackere Geiſtliche, bei dem mein Weib in die Meſſe und zur Beicht ging und an den ſie ſich in ihrem Herzeleid wendete, tat, was er konnte, um die Verlorene aufzuſpüren; er ſelbſt und andere barmherzige Leute. Aber nirgends die geringſte Spur! ſie wird ſich eben mit dem Florentin auf ein Dampfſchiff oder die Eiſenbahn geſetzt haben und in die weite Welt — oder zur Hölle gefahren ſein! Mein Weib wurde ein Jammerbild. Hunger, Sorge, ſchwere Arbeit hatten ihr nicht ſo zugeſetzt, wie der Gram um Roſel. Schau', Wendel! ſagte ſie und ſah mich an mit ihren hohlen eingeſunkenen Augen; ſchau', wohin der

Menſch kommt, der den Glauben verliert. Für unſere kleine Theres hat die Roſel damals den prieſterlichen Segen verachtet; jetzt verachtet ſie ihn für ſich ſelbſt und geht in blinder heidniſcher Weiſ' zu einem Mann, der ſie in Schande und Unglück ſtürzen wird. — Es ging mir durch Mark und Bein, denn ich hatte ja auch den Glauben verloren und das hatte mein armſelig Mädchen ebenfalls von mir geerbt!! — Der brave Geiſtliche hatte großes Erbarmen mit uns, das ich wahrhaftig nicht verdiente, denn trotz meines Elendes hatte ich mich nie im Gottesdienſte, nie bei den heiligen Sakramenten eingefunden. Ein Farmer, der alle Jahr zur öſterlichen Zeit nach New-York kam und dreihundert engliſche Meilen nicht ſcheute, um ſeine Chriſtenpflicht zu erfüllen, hatte den Pfarrer gebeten, ihm einen tüchtigen Knecht zu verſchaffen. Der Pfarrer empfahl mich und ſtellte dem braven Farmer, der ſein Weib verloren hatte und ſich nicht zur zweiten Ehe entſchließen konnte, ſo dringend vor, wie nötig ihm eine Magd ſei, daß er ganz gern auch mein Weib als Haushälterin nahm; und als er ſo weit war, da erklärte ihm der Pfarrer, die drei Buben müſſe er obendrein nehmen — und ſo lange ſprach er ihm zu und ſo innig verhieß er ihm die Seligkeit, welche die Barmherzigkeit erwartet, daß ſich der gute Farmer endlich willig fand uns alle aufzunehmen. Wir zogen mit ihm in die Wildnis. Wäre meine Arbeitsſcheu nicht mürbe geworden vom Hunger, hochwürdiger Herr, ſo hätte ich mich billig entſetzen dürfen vor der rauhen, ſchweren, mühſeligen Arbeit, die mich erwartete. Hier war ich zu faul geweſen, um als Bauer meine Ackerwirtſchaft zu beſtellen, daß ich meine, ich hätte zuweilen Blut geſchwitzt. Doch gleichviel! der Herr war gut und teilte alles mit uns, das rohe Obdach und die grobe Koſt; wir konnten leben. Ein Stück Wald ſollte in urbares Land verwandelt werden; da mußte man alle Bäume und Sträuche nicht bloß fällen, ſondern auch Wurzeln aus der Erde graben. Das war mein Geſchäft; die Frau beſorgte die Küche, die Milchwirtſchaft und was es im Hauſe zu tun gab. Die Buben gingen ihr und mir zur Hand, hüteten Pferde, Kühe und Hühner und halfen dem Herrn, der mit der Feldwirtſchaft, der Jagd, dem Inſtandhalten ſeiner Gerätſchaften vollauf zu tun hatte. Ein neues und größeres Blockhaus wurde gebaut. Das alte war zu eng und ganz vermorſcht; der Farmer hatte es bereits halb zerfallen vorgefunden. Als das neue fertig war, kam es uns vor wie ein Schloß ſo ſtattlich — und beſtand doch nur aus Wänden von Baumſtämmen mit Moos verſtopft und aus dem natürlichen Eſtrich der Erde, nur feſtgeſtampft. Es war recht feucht, dies Schloß und wir ließen, als wir es bezogen, am erſten Tage das Feuer gar nicht in unſerer Kammer ausgehen. Es brannte in einer Art von Kamin auf einem niedrigen Herd von Lehm. Zu beiden Seiten des Kamins waren Schlafſtätten bereitet: rohe Bretter lagen auf dem nackten Boden, ungegerbte Tierfelle bedeckten ſie und darauf war eine dicke Streu von dürrem Laub gehäuft. Hier bei uns hat kein Taglöhner ein ſo elendes Lager. Nun, ich war froh, daß wir wenigſtens dies hatten und ich ſtreckte meine todmüden Glieder recht bequem zur Ruhe aus. In der Nacht fuhr ich halb und halb aus meinem bleiernen Schlafe auf. Mir war, als hätte ich dumpfes Geräuſch vernommen und tiefes Seufzen. Was gibt's! rief ich ſchlaftrunken. Sei ruhig! ich bin bei den glimmenden Kohlen; antwortet mein Weib und ich ſchlafe wieder feſt ein. Mit dem Tage erwache ich und was muß ich ſehen, hochwürdiger Herr! ſchwarz im Geſicht, ſteif geſtreckt, liegt mein Weib tot am Boden — und in der Aſche des Herdes eine zuſammengeringelte Schlange! Neben mir ſtand ein Holzklotz, auf dem wir das Brennholz ſpalteten. Ich hob ihn auf und warf ihn mit aller Macht auf die Schlange, die er zermalmte, und dann hieb ich ihr mit der Axt den Kopf ab. So waren die Buben gerettet — aber mein liebes, frommes Weib war dahin, kläglich umgekommen, ohne Prieſter und Sakrament. Wir huben ein Geheul an, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. Der Farmer kam und weinte mit uns. Er war kreuzbrav und ſehr fromm, wie die meiſten Irländer ſind. Er ſprach viele Gebete bei ihrer Leiche und, nachdem wir ſie armſelig verſcharrt hatten, an ihrem Grabe; und er zimmerte ein Kreuz und ſteckte es darauf. Die Schlange hatte vermutlich halb erſtarrt in ihrer Höhle unter der Erde und in der Nähe des Kamins gelegen, war durch das Feuer erwärmt und geweckt worden und hatte ſich einen Ausweg geſucht, um in deſſen Nähe zu kommen. Das geſchieht nicht ſelten. Vermutlich hatte mein armes Weib bei den glimmenden Kohlen das Untier geſehen. Hätte ſie es ruhig liegen laſſen, ſo wäre es vielleicht nach einigen Stunden ohne Schaden zu tun fortgekrochen; denn dieſe Art pflegt nur dann zu ſtechen, wenn man ihr irgendwie in den Weg kommt. Sie iſt aber ſo giftig, daß der Menſch augenblicklich von ihrem Stich aufſchwillt, ſtirbt und ſchnell in Verweſung übergeht. Wir glauben, daß mein armes Weib aus Angſt um die Buben, die auf der anderen Seite des Kamins ſchliefen, den Kopf verlor und die Schlange zu erſchlagen verſuchte mit einem dicken Knüttel, den wir neben dem Herde fanden, und daß ſie dadurch das Tier zum Stich aufreizte. So erkläre ich mir das dumpfe Geräuſch, das mich weckte. Aber noch in ihrem Todesſtöhnen dachte ſie an mich und die Buben! Sei ruhig! ſagte ſie. Hätte ſie mich geweckt, wie leicht hätten die Buben erwachen und Lärm machen und die gereizte Schlange uns alle in der Dunkelheit ums Leben bringen können. Sie war nun dahin, die gute Seele, und der liebe Gott ſchenke ihr die ewige Ruhe. Auf Erden hat ſie nicht viel gute Tage gehabt — durch meine Schuld! Mein Farmer vermißte ſie ſehr und ſagte mir eines Tages, es ging nicht gut im Hauſe ohne Frau; er müſſe ſich entſchließen, ein Weib zu nehmen. Mir wurde das Herz ganz ſchwer bei dieſer Rede! ich weiß nicht warum! aber ich konnte ihm nur denſelben Rat geben. Er vertraute mir die Farm an, ritt von dannen und kam erſt nach zwei Monaten wieder mit einer ſchönen jungen Frau und zwei Schwägern, ſtämmigen Burſchen, die mich ſcheel anſahen und meine Buben noch mehr. Nach drei Tagen erkrankte die junge Frau und die Pocken brachen ſo furchtbar bei ihr aus, als ſei ſie nie geimpft worden. Wer in der Wildnis krank wird, muß von ſelbſt geſund werden oder ſterben! Ärzte ſind unerreichbar. Die Frau ſtarb. Der Farmer hatte ſie treu gepflegt und dabei das Pockengift eingeſogen. Er wurde ebenfalls krank und ſtarb in großen Qualen, der brave Mann; die Schwäger aber ſagten, nun hätten ſie die Farm geerbt und ſie brauchten keinen Knecht mit drei Kindern. Sie gaben mir das Notwendigſte, um nach Newyork zurückzukehren und ſo ſtand ich denn im vorigen Spätjahr wiederum bettelarm vor der Türe des braven Pfarrers. Da konnt' ich aber die Laſt meiner Leiden und meiner Sünden nicht mehr ertragen. Der liebe Gott mußte ſie mir tragen helfen. Ich erleichterte mein Herz durch eine reumütige Lebensbeicht und dann ſchrieb ich Ihnen, hochwürdiger Herr, und bat Sie um Reiſegeld zur Heimkehr, und der brave Pfarrer ſchrieb Ihnen auch. Ehe das Geld aber ankam, ergriffen mich die Pocken und ich war ſo geſchwächt von all' meinem Elend, daß die heftige Krankheit mich faſt um all' meine Sinne brachte. Ich lag drei Monate im Spital, faſt blind, halb taub, zitternd an allen Gliedern, und ſo bin ich denn, wie Sie mich jetzt ſehen, aus dem amerikaniſchen Paradieſe heimgekehrt." —

Es wurden Stimmen im Hofe laut und Männerſchritte ließen ſich vernehmen. Wendel blickte mit ſeinen kranken Augen ſcheu nach dem Fenſter und Levin ſtand auf, um zu ſehen, was vorfalle. Da flog die Türe auf und die Bäuerin ſtürzte mit den Gebärden höchſter Verzweiflung in die Stube und ſchrie:

„Wendel! ſie ſagen, die Roſe ſei eben gefunden, erſtickt im Kohlendampf. O Jeſus Maria! iſt ſie denn nicht in Amerika geblieben, Wendel!" —

Zwei Gerichtsdiener folgten der Bäuerin; die Buben drängten ſich ängſtlich herein und in eine Ecke; Regina eilte ſchreckenvoll zu Levin und umfaßte ſeinen Arm; Wendel rührte ſich nicht; alle ſahen geſpannt die Gerichtsdiener an. Dieſe grüßten höflich Levin und der eine ſagte zur Bäuerin:

„Heule Sie nicht, Frau, und komm' Sie mit uns. Iſt Ihre Nichte wirklich in Amerika, ſo kann ſie freilich nicht bei uns erſtickt im Kohlendampf liegen. Da aber die Leute ſagten, es ſei die Wendelroſe, die vor dritthalb Jahren mit ihren Eltern ausgewandert ſei und wir möchten uns bei Ihr, Frau, Auskunft holen: ſo ſind wir gekommen, um Sie mitzunehmen."

„Wendel, hörſt du nicht!" ſchrie die Bäuerin ganz außer ſich. „Die Leute ſprechen ja, deine Tochter ſei da — aber tot."

„Seine Tochter!" rief der Gerichtsdiener erſtaunt. „Iſt denn der Wendel auch aus Amerika zurückgekommen? Hätt' ihn nimmer erkannt! er ſieht ja aus wie ſein eigener Großvater. Nun Wendel, ſprecht: kann das Eure Tochter ſein?

„Gottes Mühlen mahlen langſam," ſagte Wendel ſtumpf, tat ſeine kranken Augen weit auf und blickte mit blödſinnigem Lächeln umher.

„Auch das noch! er iſt irr!" ächzte die Bäuerin und fiel auf die Bank. —

Regina unterſtützte ſie und rief nach Eſſig und kaltem Waſſer. Der Gerichtsdiener ſagte ehrerbietig zu Levin, der den unglücklichen Wendel in ſeinen Armen hielt:

„Hochwürdiger Herr, reden Sie der Frau zu, daß ſie mit uns gehe. Der arme Mann iſt ja ſeiner nicht mächtig. Vielleicht iſt's auch nicht die Wendelroſe. Die Bräuerin aus dem roten Ochſen kann ſich ja irren. Man muß nur Gewißheit haben, ob Ja, ob Nein."

„Hat die Bräuerin aus dem roten Ochſen geſagt, daß es die Wendelroſe ſei: ſo iſt ſie es!" nahm die Bäuerin mit ſchwacher Stimme das Wort; „denn die iſt aus der Verwandtſchaft meiner Schwägerin ſelig. Wer von uns zur Stadt geht, kehrt bei ihr ein. Die kennt die Roſe wie ihr eigen Kind." —

Man kam endlich dahin überein, daß die beiden älteſten Buben mit den Gerichtsdienern in das benachbarte Städtchen gingen. In einer Oberſtube des Poſthalterhauſes lag auf dem Bette, völlig angekleidet und in einen ſchottiſchen Shawl gehüllt, eine weibliche Geſtalt. Die Fenſter des Zimmers waren geöffnet und die Türe verſchloſſen. Ein Gerichtsdiener hielt vor derſelben Wache. Unten in der Wirtsſtube drängten ſich die Leute und beſprachen das grauſige Ereignis. Als die beiden Buben anlangten und die Treppe hinauf geführt wurden, wälzte ſich ein Menſchenſtrom ihnen nach, und kaum öffnete ſich ihnen die

Zimmertür, ſo ſtürzten beide mit dem Jammergeſchrei: „Roſel! ach Roſel!“ dem Bette zu. Nun wußte man, daß es die Wendelroſe ſei!

Das Gericht nahm ihren armſeligen Reiſeſack in Verwahrung. Es fand ſich darin kaum das Notdürftigſte an Wäſche, ihr Paß, der vor einigen Tagen in London ausgeſtellt war, und ein kleines Buch von der Nachfolge Chriſti, in welchem der Name Kunigunde Windeck ſtand. In dieſe Hände war Reginas fromme Gabe an Florentin geraten!

Tags zuvor in aller Frühe war aus dem Poſtomnibus, der zwiſchen Aſchaffenburg und Miltenberg fährt, in dieſem Städtchen ein junger Mann und eine junge Frau ausgeſtiegen, die man für Engländer hielt, denn ſie ſprachen engliſch und trugen blaue Brillen. Er forderte ein Zimmer und Frühſtück. Man hörte ſie lebhaft, ja heftig ſprechen — wohl eine Stunde lang. Dann ging der Mann fort und ſagte zu der Magd in der Küche: wenn die Frau zu Mittag noch da ſei, was er aber nicht glaube, ſo möge man ihr eine Suppe bringen. Sie war noch zur Mittagszeit da und die Magd brachte ihr etwas Eſſen. Sie lag auf dem Bette, hatte ihre blaue Brille abgelegt und die Magd bemerkte, daß ſie furchtbar geweint habe. Gegen Abend ging ſie aus und blieb ein paar Stunden fort. Als ſie wiederkam, war es ganz finſter und ſehr kalt. Sie zitterte am ganzen Körper und begehrte Feuer im Ofen und einen Kaſten voll Kohlen. Als die Magd das Feuer angezündet hatte und das Mittagbrot unberührt auf dem Tiſche ſah, fragte ſie, ob ſie vielleicht warmes Abendeſſen bringen ſolle. Nein, war die Antwort, aber Bier; ich verſchmachte vor Durſt, denn ich habe ein Fieber. Als die Magd das Bier brachte, dankte ſie ihr und ſchloß die Türe hinter ihr zu. Am andern Morgen um neun Uhr war es noch immer ganz ſtill bei der Fremden. Die mitleidige Magd horchte, klopfte leiſe an und verſuchte die Türe zu öffnen. Alles blieb ſtill. Sie wurde ängſtlich, lief zur Wirtin und bat dieſe, die Fremde zu wecken. Aber umſonſt. Die Stille war ſo unheimlich, daß die Poſthalterin den Schloſſer rufen und die Türe ſprengen ließ. Kohlendunſt erfüllte das Zimmer, denn die Klappe des Ofens war zugedreht — und die Fremde lag tot auf dem Bette. Neben dem leeren Bierkrug lagen zwei Zwanziger auf dem Tiſche. Dies war das Ende der Wendelroſe: Hoffart, die in Gemeinheit unterging; zuerſt der Rauſch der Sinnlichkeit, zuletzt der Rauſch des Biers; — Schmach im Leben, Schmach im Tode. Abſeits an der Kirchhofsmauer wurde ſie in aller Stille beerdigt, und kein Prieſter ſprach den Segen über ihrem Grabe. Als die Begebenheit bekannt wurde, erzählte ein Reitknecht: es ſei an jenem

Abend ein Frauenzimmer im Windecker Schloßhof erſchienen und habe ſich ſcheu umgeſehen. Er habe ſie für eine Art von Bettlerin gehalten und ſie gefragt, ob ſie den hochwürdigen Herrn zu ſprechen wünſche. Nein! habe ſie gerufen, den Prieſter will ich nicht! aber die Gräfin Regina! Auf ſeine Antwort, daß dieſe abweſend ſei, habe ſie ſich gleich entfernt. Eine Stunde ſpäter ſei Gräfin Regina angekommen; ſo daß er bei ſich ſelbſt gedacht habe: Schade, daß die arme Perſon nicht gewartet hat! — Noch da, gleichſam in ihrer letzten Stunde, bot ihr die göttliche Barmherzigkeit Verſöhnung und Gnade durch ſeinen Prieſter an. Der hätte ſie gerettet an Leib und Seele. Sie ſchlug ihn aus; ſie begehrte menſchliche Hilfe; als ſie dieſe nicht fand — ging ſie unter an Leib und Seele. —

Florentin war verſchwunden. Leichten Herzens ging er nach der Schweiz. Hatte er nicht das Äußerſte für Roſe getan und ſie zurückgebracht auf die Schwelle ihrer Heimat, nachdem er ſie dem Elend in Newyork entriſſen und ſeine Armut in London mit ihr geteilt? Um welchen Preis, das brachte er nicht in Anſchlag. Es war ja ihr Wille, ihre Leidenſchaft für ihn, welche ſie zu ſeiner Sklavin machten. Sie war ja glücklich durch ihn, ſo lange er ſie liebte — und daß er ſie nicht ewig lieben werde, hätte ſie ſich doch wohl vorſtellen können. Er hatte ihr ja tauſendmal geſagt, das wahre Glück beruhe nur auf freiwilligen Verhältniſſen und Neigungen und erſterbe in jeder Art von Zwang. Zwang des Herzens ſei ein Verbrechen, ein Selbſtmord, den der Menſch an ſeiner Liebe begehe; und weil die Ehe dieſen Zwang auf zwei Leute für immer werfe, die vielleicht nach ſechs Monaten gründlich gleichgültig füreinander wären: ſo müſſe man die Ehe verabſcheuen. Mit dem allen war ſie einverſtanden geweſen, ſo lange er ſie liebte — und dann plötzlich nicht mehr! Schwäche des weiblichen Kopfes, der jeder Logik unzugänglich iſt, weil er von den falſchen Schlüſſen des Gefühls übermeiſtert und konfus wird, ſprach Florentin zu ſich ſelbſt. Alle Frauen ſcheitern an ihrem Subjektivismus! Zur hohen objektiven Anſchauung und Beurteilung großer allgemeiner Verhältniſſe, denen man ſich mit voller Kraft und Begeiſterung hingeben muß, erſchwingt ſich keine! — nämlich keine Roſel. Die bleibt im Gefühl ſtecken .... und Punktum! — Aber das Gewiſſen ließ ſich nicht ganz übertäuben. Wer ſteckte denn tiefer im praktiſchen Subjektivismus, nämlich im Egoismus, als er? In ſtiller Nacht, in den Augenblicken, welche dem Schlaf vorhergehen, wenn die geheimnisvolle Macht, die einen Rieſen an geiſtigen und leiblichen Kräften in unſichtbare unwiderſtehliche Feſſeln ſchlägt, ſeine richtige oder falſche Logik durch das Einſchlafen unterbrach: dann ſtiegen andere Bilder in Florentins halbträumenden Gedanken auf. Ja! ihre Leidenſchaft hatte ſie zu ſeiner Sklavin gemacht; aber auf dem Bauernhof ihrer Eltern, auf dem Auswandererſchiff, in dem Elend von Newyork hatte er dieſe Leidenſchaft geweckt und genährt durch ſeine giftigen Lehren, ſeine verderblichen Anſichten. Warum hörte ſie hin? warum nahm ſie dieſelben an? Ja, das war freilich ihre Schuld: ſie gab Gehör dem Ziſchen der alten Schlange! Aber warum ſchmeichelte er ihr mit ſeiner Bewunderung, daß ein ſchlichtes Bauernmädchen eine ſo feine Faſſungsgabe beſitze, und warum ging dieſe Bewunderung mehr und mehr auf ihre Perſönlichkeit über, und warum fand er einen ſolchen Reiz in der Wahrnehmung, daß ihr Herz, welches er ſo gefliſſentlich vom Glauben an Gott und an göttliche Gebote ablöſte, ihn zu einem Gott machte, an den es glaubte? Ich bin kein Gott! rief Florentin aus ſeinen Bilderträumen ſich aufreißend und wach ſchüttelnd. Ich bin kein Geſetzgeber für andere! warum glaubte ſie an mich? warum folgte ſie mir? — — Ein Grauen überfiel ihn, daß er die Verantwortung ſeiner Grundſätze und ihrer Folgen für ſich ſelbſt und für andere übernehmen ſolle; und doch wollte er behaupten, dieſe Grundſätze wären die einzig wahren, und an ihrer Verbreitung und Durchführung hänge der Fortſchritt der Menſchheit. Und immer, wenn er einſchlafen wollte, kamen dieſe quälenden Vorſtellungen. Sein eitler Triumph, als ſie, alle weibliche Zurückhaltung verlierend, ihre Eltern floh und zu ihm kam — und für ihn arbeitete und ſich abmühte, was ihr ſonſt ein Greuel war — und für ihre Perſon mit dem Armſeligſten ſich begnügte, während ſie ſonſt an eitlem Tand übergroßes Wohlgefallen hatte — und ihm nach London folgte und auch dort mit übermenſchlicher Anſtrengung zu jeder Arbeit, zu jedem Dienſt bereit war, um ihr Leben zu friſten, damit ſie ihm nur nicht zur Laſt falle und um wohl gar ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen! Und wie ſein eitler Triumph bald verrauſchte und überging in Widerwillen, ja, in grimmigen Haß, weil ſie ihm fürchterlich zur Laſt fiel mit ihrer Perſon, mit ihrer Opferwilligkeit, mit ihrer Liebe, die er verachtete, weil ſie ſich mißhandeln ließ. Die Unglückſelige, was ſollte ſie beginnen? Lieben muß das Menſchenherz; dazu iſt es geſchaffen, dazu wird es von der Natur gedrängt, dazu geheiligt von der Gnade; das iſt ſein höchſtes, irdiſches und göttliches Geſetz. Aber die Unglückſelige! ſie hatte die Liebe zu Gott verlaſſen, den einzig echten Quell jeder Liebe hienieden, welche Anſpruch machen darf auf dieſen himmliſchen Namen; ſie klammerte ſich an die Kreatur, und umſo feſter, als ſie keinen anderen Halt hatte — und das nannte ſie Liebe. Mit einer Ausdauer, welche unter anderen

Verhältniſſen und um Gottes willen geübt, die ſchönſte Tugend und die lichteſte Glorie des weiblichen Herzens iſt, ertrug ſie Florentins ſchneidende Behandlung, die Ausbrüche ſeines Zorns, ſeines Widerwillens, ſeine Vorwürfe über ihre läſtige Gegenwart. Sie ſuchte ſich unſichtbar zu machen, um ihm nur nicht in den Weg zu kommen. Sie wünſchte gar nicht von ihm beachtet zu werden; und all' dieſe unſäglichen Ängſte und Erniedrigungen nahm ſie hin, damit er ſie nur in ſeiner Nähe dulde und ſie nicht ganz verſtoße. Wenn er damit drohte, ja, dann geriet ſie außer ſich und in einen ſolchen Wahnwitz von Verzweiflung, daß er ſich fürchtete. Hätteſt du einen Hund, ſagte ſie, den du nicht zu füttern brauchteſt, würdeſt du ihm nicht den Platz im Winkel deines Zimmers gönnen? verlange ich mehr als ein Hund? In welchem Roman haſt du das geleſen? fragte er höhniſch. Sie hatte es allerdings in einem Roman geleſen, den er ihr mit großen Lobſprüchen gegeben hatte. Aber ſie ſchwieg, denn das hatte er vergeſſen. In ſeinen Träumen fiel es ihm wieder ein. Als Oreſt ihm in London die Hundertpfundnote gab, warf er ihr ein paar Goldſtücke hin und ſagte kalt: Iß dich einmal ſatt! Sie tat es buchſtäblich einmal. Das übrige Geld hob ſie auf, um es ihm zu geben, wenn er ſpäter nichts mehr haben würde, wenn die Redaktionen der Journale ſeine Artikel unbenutzt zurückſchickten und wenn es ihn langweilte, ungelehrigen Kindern Unterricht in der deutſchen Sprache zu geben. Mit Frohlocken fand er zu Ende des Winters die kleine Summe auf ſeinem Tiſch. Er fragte nicht, er dankte nicht; er rief nur: Jetzt reiſen wir! Sie wagte nicht zu fragen, wohin? Er reiſte mit ihr ab und fort bis zu jenem Städtchen, wo er ihr erklärte: hier könne ſie ſich zu ihren wohlhabenden Verwandten begeben oder ſich anderweitig leicht ihr Brot verdienen, und hier trennten ſich ihre Wege für immer; ſie ſei der Fluch ſeines Lebens und den möge er nicht länger mit ſich herumſchleppen. Sie bat und flehte; er drohte und zürnte. Da ſagte ſie, ſie werde ſich das Leben nehmen; er lachte — und ging von dannen. Aber in ſeinen halbwachen Träumen fiel ihm ein, daß ſie das ſagte, und er fuhr zähneknirſchend auf: Bah! wollten ſich alle Weiber aus Liebesgram ein Leid antun, ſo wäre die halbe Welt entvölkert. Und endlich ſchlief er denn doch ein. —

Der arme Wendel aber murmelte ununterbrochen.

„Gottes Mühlen mahlen langſam.“ Das war der Gedanke, der ſich am tiefſten ſeines Gemütes bemächtigt hatte und der ihm Stich hielt, als ſein von Leiden aller Art geſchwächter Organismus unter dem letzten furchtbaren Schlag ſeine geiſtigen Fähigkeiten, ſein klares Bewußtſein verlor. Seine brave Schweſter gönnte ihm gern den Platz im Großvaterſtuhl hinter dem Ofen im Winter — und im Sommer auf der Bank unter dem alten Birnbaum im Garten, wo die Bienen ſo munter ſummten. Im Hauſe tappte er ſtill herum, tat nichts, ſprach mit niemand. Seine Buben zog die Bäuerin ebenſo rechtſchaffen und fromm auf, wie ſie ihren eigenen Sohn erzogen hatte, der ihr im Spätjahr eine liebe willkommene Schwiegertochter ins Haus brachte. Regina und Levin beſuchten öfters den Bauernhof und ſeine guten Menſchen. So wie Wendel Levin erblickte, pflegte er lebhaft auszurufen: „Gottes Mühlen mahlen langſam“ und die Bäuerin pflegte betrübt beizuſetzen:

„Ach, hochwürdiger Herr! hätte die arme Roſel das bedacht, ſo hätte ſie Buße tun und vielleicht noch eine Heilige werden können.“

„Ja,“ ſagte Levin, „Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe.“

Brautkränze.

Hyazinth hatte das wunderbare Erbe angetreten, das niemand durch irdiſche Begabung beanſpruchen und durch irdiſche Berechtigung in Beſitz nehmen kann; das wunderbare Erbe, welches dem Auserwählten himmliſche Begünſtigung zuwendet, an die zugleich irdiſche Entſagung geknüpft iſt, damit er eingedenk bleibe, daß dieſe höchſte Gunſt von oben komme und keine Naturgabe ſei; Hyazinth hatte die Prieſterweihe empfangen. In ſeiner zärtlichen Andacht zur Mutter Gottes wählte er den Tag Maria-Hilf, um ſeine Primiz, ſeine Erſtlingsfeier des heiligen Meßopfers, zu begehen. Ganz Windeck war in einem Freudenrauſch; ſogar der Graf — obgleich er behauptete, er werde nur durch die übrigen mit fortgeriſſen, ihm blute eigentlich das Herz, da ja nun der gute Hyazinth in ſein kaplaniſches Elend hineingehen müſſe. Dennoch tat er alles, um in ſeiner Weiſe das Feſt zu verherrlichen. Das Schloß wurde von oben bis unten bekränzt, bewimpelt und beflaggt, die Böller aufgeſtellt, die ganze Verwandtſchaft und Freundſchaft eingeladen, die Kapelle glänzend geſchmückt. Ein wunderſchöner Kelch ſollte ſein Angebinde für Hyazinth ſein. Die Baronin Iſabelle, Regina und Korona hatten jede ein Meßgewand für ihn geſtickt und Regina ihm den Kranz gewunden.

„Denk' an mich, wenn du ihn trägſt und bitte Gott, daß ich bald einen ähnlichen Brautkranz tragen dürfe,“ ſagte ſie, als ſie ihm den Kranz reichte.

„Die heilige Gottesmutter vergißt dich nicht,“ entgegnete Hyazinth.

Es kamen viele Verwandte. Uriel fehlte nicht. Sogar Oreſt traf aus Mailand ein; Uriel hatte darauf gedrungen.

Am Tage Maria-Hilf trug die ganze Natur den bräutlichen Frühlingsſchmuck; die Erde lachte im Blütenkranze des Mai und der blaue Himmel unter ſeiner Sonnenkrone. Die Schloßkapelle glich einer Blumenlaube mit Kerzenlicht durchwebt; der Altar war ſtrahlend. Hyazinth im weißen, goldgeſtickten Meßgewande, den myſtiſchen Brautkranz auf der reinen Stirn, ging zum Altar; neben ihm die myſtiſche Braut, die ihm die brennende Kerze trug, ein kleines ſechsjähriges Mädchen, die jüngſte unter allen Verwandten. Levin und Pater Athanaſius von Kloſter Engelberg, Hyazinths Beichtvater von Kindheit auf, aſſiſtierten. Ein wunderbares Feſt! auf Erden wird es gefeiert, aber es gehört dem Himmel an. Die Weihe, das Opfer, der Gegenſtand, die Beſtimmung — alles iſt himmliſch, alles iſt Gnade, alles betrifft den übernatürlichen Menſchen. Da wandelt ein Jüngling zum Altar, verliebt in die göttliche Liebe und dem geheimnisvollen Opfer, das ſeine gebenedeite Hand als reines und demütiges Werkzeug vollzieht, ſchließt er das Opfer ſeiner vollkommenen Hingebung an und da, wo der ſüße Wohlgeruch des heiligſten Blutes zum Throne Gottes emporwallt, da ſteigt auch aus der zarteſten Blüte des Menſchenweſens ein Strom von unirdiſcher Lieblichkeit und Schönheit auf. Der Jüngling, der da zum Altare wandelt, der meint es ernſt mit Gott — und Gott mit ihm. Gott hat ihn aus der Welt auserkoren und geheiligt; dafür ſoll er die Welt geheiligt an Gott zurückgeben. Er hat den Zuruf des Apoſtels im vollen Umfange verſtanden: „Was droben iſt, habet im Sinn; nicht was hienieden;“ und deshalb wandelt er zum Altar, er ſelbſt ein geſchmücktes Opferlamm, um ſich für jetzt und für immer mit ſeinem Opfer in das Opfer ſeines Gottes zu verabgründen, um — das Droben mit dem Hienieden zahlend — in die Gnadenwelt einzugehen, die der Prieſter der Menſchheit vermittelt und durch die er der Fortſetzer des Erlöſungswerkes, der Stellvertreter und Mitarbeiter Gottes iſt. Eine Feier, die holdſeliger und erhabener, rührender und großartiger wäre als eine Primiz, gibt es auf Erden nicht, denn nirgends ſonſt erſcheint der Menſch in ſo idealiſcher Verklärtheit, nirgends ſonſt ſteht er auf ſo lichter Höhe des Tabor und nirgends ſonſt iſt ihm ein Gethſemane ſo gewiß. Die Seelen lieben, die Chriſtus geliebt hat, den Seelen dienen, denen er gedient hat, — das bringt Leiden mit, die er glitten hat, und die leiden nur Seelen, die ſich ihm verähnlichen.

Wie ein Engel, in demütige Anbetung Gottes verſunken, ganz weltvergeſſend, ganz aufgelöſt in die Gnadenfülle, die ſich um ihn, in ihn, über ihn ausgoß, vollzog Hyazinth die Feier der heiligſten Geheimniſſe, ohne ſich auch nur einen Augenblick aus der Gegenwart Gottes zu verlieren. Mit heiliger Andacht und tiefer Rührung dienten ihm ſeine Aſſiſtenten, beide — Meiſter und Vorbilder ſeines inneren Lebens, beide — treue Glieder der lehrenden und ſtreitenden Kirche, beide — wohlgeübt in der Schule des Kreuzes, beide — betend, da er gewürdigt werde ſie zu durchwandeln. Levin ſah ſo ſtrahlend von ſeliger Freude aus, daß Regina den Greis Simeon zu ſehen glaubte, nachdem er „das Heil Israels" geſchaut hat und in Frieden heimzugehen wünſcht. Stille Wonne durchſchauerte ſie bei dem Gedanken, daß dieſe beiden Erwählten, der Greis und der Jüngling, ihr die Hand reichten, um ſie in die Chöre der Bräute Chriſti einzuführen. Ihrer Ängſte und Verſuchungen achtete ſie ſeit jenem Geſpräch mit Levin nicht mehr, als der Wandersmann, der einen hohen Berg erſteigen will, der Nebel achtet, die ſich zuweilen um ihn zuſammenziehen; er ſchreitet rüſtig weiter. Wer „dem Lamme folgen will, wohin immer es geht," muß die Siegespalme tragen, ſprach ſie bei ſich ſelbſt; und ſie hatte Uriel mit der klaren Stille empfangen, die ihm deutlicher als tauſend Worte ſagte: Solo Dios basta.

Das heilige Opfer war dargebracht und der fromme Gebrauch vorüber, nach welchem ſich die Andächtigen den Segen des Prieſters, der ſeine Primiz gefeiert hat, geben laſſen. Sie knien vor ihm nieder und er ſpricht, indem er ihnen die Hände auf das Haupt legt: „Durch die Auflegung meiner Hände ſegne dich der Vater und der Sohn und der heilige Geiſt;" und macht das Kreuzzeichen über ſie. Frommer und lieblicher, aus tiefer Andacht zum heiligſten Fronleichnam entſpringender Gebrauch! wie ſollen die Hände nicht ſegensreich ſein, die zum erſtenmal ſo glücklich waren, daß ſich unter ihrer Segnung die gnadenvolle Wandlung vollzog! Graf Damian, der ſich noch nie um eine Primiz bekümmert hatte, weit weniger je dabei anweſend war, kannte den Gebrauch nicht und wußte nicht, was geſchehen ſolle, als ſeine Töchter, die Baronin und die übrigen Damen zum Altare vorgingen und dort niederknieten. Als er es aber gewahr wurde und die ſchlichten Worte hörte — und Hyazinth ſo demütig in ſeiner prieſterlichen Würde — und die knienden Frauen ſo würdig in ihrer demütigen Unterwerfung ſah: ſo ging ihm der Anblick dermaßen zu Herzen, daß er ebenfalls aufſtand und vor Hyazinth niederkniete, vor dem Jüngling, den er ſonſt gar nicht anders, als mit einem gewiſſen Gefühl von Mitleid und Protektion zu betrachten pflegte. Oreſt tat dasſelbe — keineswegs aus Andacht oder Ehrfurcht, ſondern weil er glaubte, das gehöre mit zu einer Primiz. Uriel verließ nicht ſeinen Platz; er war zu einem ſtarren Abſchluß mit Herz und Leben, nicht zu frommer Ergebung in den Willen Gottes gelangt; deshalb ging er auf keine Äußerung froher und gerührter Andacht ein. Er hielt ſich knapp auf der Grenze des Schicklichen. Allein Hyazinth ſchien zu ahnen, was in ſeinem geliebten Bruder vorgehe, und er ging zu Uriel, legte ihm die Hände auf und ſprach den Segen über ihn.

Am Abend ließ der Graf den Garten illuminieren und auf der unteren Terraſſe ein prächtiges Feuerwerk abbrennen, welches Raketten und Leuchtkugeln wie fliegende Sterne zum Himmel hinaufſchickte und in dem ſtillen Main das Roſen- und Silberlicht des bengaliſchen Feuers abſpiegelte. Tauſende von Menſchen waren zuſammengeſtrömt, um in Nachen oder von den Ufern aus an dem prächtigen Schauſpiel ſich zu ergötzen. Die meiſten dachten gar nichts dabei; ſie gafften nur. Einige freuten ſich aufrichtig, daß einer der Windecker Grafen geiſtlich geworden ſei und daß all der Jubel zu Ehren ſeiner Primiz ſtattfinde; und andere fanden es unbegreiflich, daß man für eine Primiz ſolche Freudenbezeugungen verſchwende, da ſie ja den jungen Mann zu einem beklagenswerten Leben und zu einer beſtändigen Heuchelei verdamme. Ja, wenn's eine Hochzeitsfeier geweſen wäre — daran könnte man teilnehmen! aber eine Primiz!! — Regina ſagte zu Hyazinth:

„Da deinetwegen heute auf Erden ſchon ſolch Frohlocken iſt, wie mag dann erſt der Himmel jubilieren!“

„O Regina!“ rief Hyazinth ſehr bewegt, „nach ein paar Tagen oder Jahren kommt ein Stündlein, da iſt alles ganz ſtill auf Erden, denn ich liege auf dem Sterbebett und alle Freudenfeuer ſind erloſchen und es brennt nur meine Sterbekerze, die Brautfackel für's ewige Leben. Bitte für mich, daß alsdann im Himmel ein Jubilieren ſei.“

Korona ſagte, als man auseinander ging:

„Ach, wie ſchade, daß ſolche Tage ein Ende haben und daß man zuletzt äußerſt proſaiſch ſchlafen geht.“

„Ich meinesteils,“ rief Oreſt, „fühle mich von der vierundzwanzigſtündigen Rührung dermaßen erſchöpft, daß mir jene Proſa höchſt willkommen iſt.“

Als nach einigen Tagen die gewohnte Ruhe und Ordnung wieder eingetreten war, begab ſich Uriel zum Grafen und bat ihn, den Onkel Levin rufen zu laſſen, da er ihnen beiden etwas mitzuteilen habe. Uriel war in dieſer Zeit ſo ernſt und abgeſchloſſen geweſen, daß der Graf ganz betroffen ſagte:

„Onkel Levin? ja, ſehr gern! aber du wirſt doch kein wunderlicher Kauz ſein und uns ankündigen, du wolleſt geiſtlich oder Ordensmann oder dergleichen werden.“

„Sei ruhig, lieber Onkel, ſo hochfliegende Ideen hab' ich nicht,“ entgegnete Uriel mit Bitterkeit.

„Ich müßte ſie mir auch recht ſehr verbitten und Onkel Levin würde gleichfalls keine Freude daran haben. Nun komm' zu ihm!“ ſagte der Graf und nahm vergnügt Uriel unter dem Arm, denn er zweifelte nicht, daß es jetzt ein Brautpaar geben werde.

„Uriel will uns eine gute Nachricht bringen, lieber Onkel!“ rief er, bei Levin eintretend.

Levin warf einen fragenden Blick auf Uriel und ſagte liebreich: „Möge ſie zur Ehre Gottes gereichen.“

Uriel nahm das Wort und ſagte zum Grafen:

„Im vorigen Spätjahr machteſt du mir auf Stamberg einen Vorſchlag, den ich in Erwägung zu ziehen verſprach. Er betraf meine Verehelichung mit Korona, welche zur Erbtochter eingeſetzt werden, während Regina die Freiheit erhalten ſollte, ins Kloſter zu gehen. Ich habe ihn während dieſer langen ſieben Monate überlegt und bin zu einem feſten Entſchluß gekommen, der dir hoffentlich genehm ſein wird, beſter Onkel, und deſſen Ausführung ich ſchon begonnen habe.“

„Und der wäre?“ fragte der Graf geſpannt.

„Ich trete Stamberg an Oreſt ab und er heiratet Korona.“

„O nimmermehr!“ rief Levin ſchmerzlich.

„Und du? was wird mit dir?“ fragte der Graf.

„Ich gehe nach Kopenhagen, wo man ſoeben ein Schiff ausrüſtet, das eine Reiſe um den Erdball machen ſoll. Es iſt nicht auf Handel und Wandel dabei abgeſehen, wenn er auch nicht ausgeſchloſſen wird. Man will der Reiſeliebhaberei unſerer Tage eine Weltumſegelung, und den Gelehrten, den Naturforſchern, den Künſtlern die Möglichkeit anbieten, den Horizont ihrer Wiſſenſchaft und ihres Studiums durch eigene Beobachtungen und Anſchauungen, und durch praktiſche Erfahrungen in Länder-, Völker- und Sprachenkunde zu bereichern. Ich bin nun freilich kein Gelehrter, kein Künſtler und kein Touriſt; aber ich werde die ganze Welt in lebendigen Bildern an mir vorüberziehen ſehen und werde vielleicht etwas entdecken, wofür es ſich der Mühe lohnt zu leben, nachdem ich nicht für Regina leben kann. Im nächſten Monat reiſe ich ab und in zwei Jahren komme ich zurück: ſolange dauert die Reiſe."

„Uriel, ich glaube du haſt in deinem Bergſchloß den Verſtand verloren!" rief der Graf und ſetzte ſich zurecht, um eine lange Rede zu halten. Doch Uriel unterbrach ihn:

„Ich habe mich, mein Wollen und mein Können nach allen Seiten betrachtet und gründlich erwogen. Um freiwillig die ſchweren Verpflichtungen des Welt- und Familienlebens zu übernehmen, und ſie mit einiger Geſchicklichkeit und Ausdauer zu erfüllen, dazu könnte mich nur mein Herz beſtimmen, meine Neigung, meine Liebe. Ich müßte ein Weſen an meiner Seite haben, bei dem ich ſicher wäre, daß das Alltagsleben mit ſeinem Einerlei, ſeinen Forderungen, ſeinen Bedürfniſſen, ſeinen Gewohnheiten, kurz mit ſeiner ganzen Wucht von Irdiſchkeit ein Gegengewicht fände in der Richtung auf Himmliſches, und in dem Streben, das Irdiſche mit dieſem Himmliſchen zu durchgeiſten. Mein Glück ruht nicht auf Geld und Gut; ruht nicht darauf, eine blinde Leidenſchaft zu empfinden und einzuflößen. Lieben will ich — und geliebt ſein, edel, rein, geheiligt: das iſt mein Ideal von Glück, und hätte Regina mich lieben können, ſo hätte ich es mit ihr verwirklicht und dann keine Pflicht zu ſtreng und keine Aufgabe zu ſchwer gefunden. Ohne Regina — iſt aber die Laſt zu groß für meine Schultern, und da ich es weiß — lege ich ſie nieder. Ich darf es. Stamberg kommt mir nicht eigentlich zu; es ſollte urſprünglich eine Sekundogenitur ſein und hat während eines halben Jahrhunderts dafür gegolten. Eine Laune der guten Großmutter wendete es zu unſerer aller höchſter Überraſchung mir zu; mir, weil ſie glaubte, Regina würde dann Herrin auf Stamberg. Aber Regina wird es nicht. Sie kommt nicht wieder dahin. Folglich hab' ich nicht das mindeſte Anrecht an Stamberg, und freudig trete ich es an Oreſt ab, dem es nach Billigkeit gehört. Die gerichtlich notwendigen Schritte habe ich bereits getan. So kommt alles ins richtige Geleis — Oreſt in ſein Erbe, Regina ins Kloſter und Korona wird Erbtochter — oder Oreſt tritt auch für Windeck in die Rechte der Primogenitur ein."

„Halt! mit nichten!" rief der Graf ganz außer ſich. — „Das hängt von mir ab! ich nehme dieſe Veränderungen nicht vor. Willſt du Stamberg an Oreſt abtreten — gut! Willſt du die Welt umſegeln — gut! beides iſt Unſinn, aber ich kanns nicht hindern. Willſt du Regina aufgeben — das iſt verſtändig, denn ſie läßt ſich nicht überwinden und Zeit, Geduld und Mühe ſind bei ihr verſchwendet. Aber was Korona betrifft — hab' ich ein Wörtchen mitzureden. Sie heiratet binnen zwei Jahren nicht, und kehrſt du heim von deiner Weltumſegelung, ſo reden wir abermals von der Sache. Weißt du, wie ſie dieſen Winter genannt wurde? „Die Krone des Bundes" nannte man ſie, ſymboliſch, als die ſchönſte Perſon in Deutſchland. Warum biſt du nicht nach Frankfurt gekommen? was kalmäuſerſt du auf deinem Odenwäldiſchen Bergſchloß mutterſeelenallein ſieben lange Monate? Da muß man ja mit Gewalt melancholiſch werden und das Leben verabſcheuen, nämlich ſolch ein Leben zwiſchen Eulen und Raben! Sei kein Tor! führe Korona nach Stamberg und du wirſt bald aus einem anderen Ton ſprechen. Biſt ſo untröſtlich um Regina, daß du zwei Jahre der Weltumſegelung brauchſt, um dich zu faſſen, ſo ſegle ab und komm' vernünftig wieder. Ich bin ſehr froh, wenn ich Korona noch zwei Jahre behalte."

„Lieber Onkel," ſagte Uriel entſchieden und eine helle Glut flog über ſeine Stirn, „ſo wahr ich ein Windecker bin, ich heirate Korona nicht! ſie iſt Reginas Schweſter und würde mich an die geliebte Regina erinnern. Das darf nicht ſein!"

Der Graf ſetzte ſich im Lehnſtuhl zurück, ließ die Hände ermattet auf die Knie ſinken und ſagte tief niedergeſchlagen zu Levin:

„Beſter Onkel, haben Sie es gehört? Uriel fällt auch in einen Raptus von ſublimen Gefühlen und will Korona nicht heiraten."

„Ja, es gibt noch immer zarte Herzen auf der Welt," entgegnete Levin.

„Was zarte Herzen!" fuhr der Graf auf. „Überſpannte Gehirne gibt's — und die wuchern in meiner Familie! aber nun hab' ich's ſatt, nun ſchieb' ich einen Riegel vor. Dieſe Influenza ſoll nicht weiter graſſieren! Korona heiratet Oreſt, lieber heute als morgen — ſo wahr ich ein Windecker bin! Baſta."

Als Uriel erfreut ſeine Hand küßte, wendeten ſich ſeine Gedanken aber wieder dieſem, ſeinem Lieblingsneffen zu, den er ſeit ſo langen Jahren als ſeinen Erben und Schwiegerſohn geliebt hatte, und er ſagte kopfſchüttelnd:

„Wenn du aber nach zwei Jahren wiederkehrſt — was willſt du beginnen? Aus der diplomatiſchen Karriere biſt du ausgetreten, Stamberg haſt du abgegeben. Alſo was biſt du, was haſt du dann? Sollte ich bis dahin ſterben, ſo bekommſt du freilich Windeck mit allem, was dazu gehört, und damit kannſt du ſchon in der Welt beſtehen. Aber ich ſollte meinen, daß ich noch ſo zwanzig, dreißig Jahre leben und Kinder meiner Enkel ſehen könnte."

„Ich habe mir eine kleine Apanage vorbehalten, die der Beſitzer von Stamberg mir alljährlich zahlen wird und die mir genügen ſoll."

„Du haſt aber immer wie der Sohn eines reichen Mannes gelebt!"

„Ja, beſter Onkel, dank deiner Güte. Aber — ſo gewiegt zu werden im Wohlleben, ſo aufzuwachſen in allem Behagen, ſo zu genießen die Vorzüge des weltlichen Glücks — darin liegt ein Etwas, das die Entwicklung des inneren Menſchen hemmt, ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe ins Unglaubliche ſteigert und ſeine geiſtigen nicht befriedigt. Nie war die Welt in einem ſo raſenden Rennen nach eben dieſem Zuſtande begriffen: Glücksgüter erringen und genießen iſt ihr Ideal. Ein ſehr brutales — man muß es geſtehen! Darum iſt ſie denn auch ſelbſt ungemein brutal unter ihrem glatten, blanken Bildungsfirnis; oberflächlich der Verſtand, ſchwach der Charakter, trüb das moraliſche Bewußtſein, lahm der Sinn für Höheres, Null — das Verlangen danach. Im kläglichſten Subjektivismus zerfällt die große Einheit der Menſchheit, wie ein toter Körper in widerliche Atome ſich zerſetzt. Ich habe nicht wie ein Blinder und Tauber dieſe letzten verhängnisvollen Jahre durchlebt. Ich hab' mich umgeſchaut, ich habe aufgehorcht; ich bin dageſtanden, wo es genug zu ſehen und zu hören gab. Eines iſt mir klar: in ihrem tiefſten Grunde iſt die Welt ratlos. Sie hat die Wahrheit nicht. Hinter all der pomphaften Prahlerei mit Ziviliſation und Aufklärung, mit Wiſſensdurſt und Freiheitsdrang, mit Völkerglück und Bildungsfortſchritt liegt eine ungeheuere Leere. Bildungsfortſchritt? — und die Gefängniſſe, die Zuchthäuſer, die Strafanſtalten vergrößern ſich mehr und mehr, und die ſtatiſtiſchen Tabellen weiſen nach, daß dieſe Vergrößerung nicht Schritt hält mit der wachſenden Zahl derer, für welche dieſe Anſtalten beſtimmt ſind. Völkerglück? und das Proletariat und das Elend des Fabrikweſens wächſt in monſtröſer Progreſſion. Freiheitsbedürfnis? und niemand will das edle Joch der Selbſtbeherrſchung tragen, und jeder ſpricht ſich das Recht zu, Selbſtherrſcher — über andere zu ſein. Wiſſensdurſt? — ja: freche Neugier und Forſchungen auf der Oberfläche der Dinge und Erſcheinungen. Aufklärung? — ja: Bankrott an geſundem Menſchenverſtand, an Sinn für Recht und Unrecht, an klarer Einſicht und Beurteilung der Verhältniſſe und entſchiedene Sympathie für jede Art von Marktſchreierei und Charlatanismus. Ziviliſation? — ja: Eiſenbahnen, Telegraph, Schreibfedern, Papiergeld, Zeitungen, ſtehende Heere, Büreaukratie, Branntweinſchenken, allgemeine Begier nach materiellen Freuden und Genüſſen, allgemeines Mißvergnügen, weil ſich keiner, auf dem Punkt befriedigt fühlt. So ſieht es aus in der Welt! Weil ſie die Wahrheit nicht hat, wird ſie wehrlos ſein, wenn der Umſturz kommt. Und er wird kommen, denn es iſt unmöglich, daß die Fiktion oder, deutſch geſprochen, die gleißende Lüge dauernd die Menſchheit beherrſche. Frei muß ſie werden von der Lüge; dann kann die Wahrheit ſie retten. Ich will ſuchen nach dieſer rettenden Wahrheit und deshalb brechen, ſo weit ich vermag, mit der großen Lüge der Zeit, mit der Überſchätzung von Geld und Gut."

„Uriel!" rief der Graf, „du wirſt ja ein leibhafter Don Quixote: ziehſt aus für deine Dulzinea — Wahrheit!"

„Uriel!" ſagte Levin, „wenn du alles, was du tun willſt, aus übernatürlichen Beweggründen täteſt und die Wahrheit mit dem Auge des Glaubens ſuchteſt: ſo würde ſich dir ein ſeliges Leben erſchließen, und — wenn nicht die Welt, ſo doch gewiß deine Seele fände ſicher ihren Rettungshafen."

„Ich ſuche die Wahrheit, weil ich die Liebe verloren habe und weil ich ohne etwas Göttliches nicht leben kann," ſagte Uriel kalt.

„O ſage doch: nicht ohne Gott leben kann!" rief Levin. „In ihm haſt du die ewige Wahrheit vereint mit der ewigen Liebe — und folglich das, was deine Seele, was jede Seele begehrt."

„Nicht doch!" ſagte Uriel und blieb bei ſeiner abwehrenden Kälte; „wer nur mit dem Auge des Glaubens ſucht, verliert gar leicht die Liebe aus dem Geſicht und gerät auf Irrwege."

Levin ſchwieg. Er hatte Mitleid mit dieſem wunden Herzen. Der Graf ſagte gelangweilt:

„Um auf die praktiſche Wahrheit, nämlich auf das wirkliche Leben zu kommen, Uriel: willſt du denn gar nicht heiraten? Auch ohne Stamberg biſt du als Windecker Erbgraf eine brillante Partie."

„Hu! ſchrecklicher Gedanke, eine brillante Partie zu ſein!" rief Uriel ſcherzend. „Da ſehe ich im Vordertreffen die heiratsluſtigen Augen von hundert Komteſſen — und im Hintertreffen die nicht minder heiratsluſtigen, aber im zweiten Grade, von hundert Mamas. Nein! da ſchlag' ich Schamade über den Ozean."

„Wenn du ſchon auf dem Punkt des Scherzes angelangt biſt," ſagte der Graf, „ſo bleibt mir freilich nichts übrig, als die neuen Verhältniſſe in Gang zu bringen, damit ſie endlich einmal zum

Abſchluß kommen und damit jeder wiſſe, woran er iſt. Ich bin von der langen Ungewißheit ſchon ganz morſch geworden.“

Oreſt wurde zuerſt vorgerufen.

„Was geht hier vor?“ rief er in ſeiner luſtigen Weiſe. Warum ſeht Ihr ſo feierlich aus? Wollt Ihr mich in den Freimaurerorden aufnehmen! Papachen biſt du Meiſter vom Stuhl?“

Aber zum erſten Mal in ſeinem Leben wies der Graf entſchieden Oreſts Scherze zurück, eröffnete ihm die neue Lage der Dinge, durch welche nunmehr Oreſt der Stammhalter der Windecker werde und ſetzte hinzu, er hoffe alle Freude, die er durch Uriel und Regina nicht gefunden habe, jetzt doppelt durch Oreſt und Korona zu finden. Oreſt war mehr überraſcht als erfreut. Der Gedanke, in die Ehe zu treten, hatte ihm ſtets ganz fern gelegen und erſchien ihm nur als eine Bürde und Schranke — beſonders jetzt, da er in Judiths Zauberfeſſeln gefangen war. Indeſſen ſchmeichelte es doch ſeiner Eitelkeit, plötzlich zu ſolcher Geltung in der Familie zu kommen, eine viel eminentere Stellung in der Geſellſchaft einzunehmen und ein ſo liebliches Mädchen wie Korona als Gattin heimzuführen. Er nahm ſich vor, ſich auf der Stelle in ſie zu verlieben — was in der Tat recht leicht war — und erklärte ſich dankbar einverſtanden mit dieſer Wendung ſeines Schickſals. Der Graf ließ die Brüder beiſammen, die Hyazinth aufſuchten, während er mit Onkel Levin zu ſeinen Töchtern ging und während des Gehens ſagte:

„Korona wird ſich doch nicht weigern? was meinen Sie?“

„Armes Kind!“ ſagte Levin; „ich glaube, der frühere Beſitzer von Stamberg wäre ihr lieber als der gegenwärtige.“

„O Gott!“ rief der Graf, „nur nicht abermals eine unglückliche Liebe.“

„Das behaupte ich nicht,“ entgegnete Levin, „dazu iſt ſie noch zu jung. Aber der Keim iſt da.“

„Den wollen wir geſchwind ausrotten! Die exaltierten Gefühle meiner Kinder machen mich ganz nervenſchwach.“

Er trat bei ſeinen Töchtern ein und rief ihnen fröhlich zu:

„Nun, Kinder, kommt her und wünſcht mir Glück! ich habe zwei Bräute unter meinem Dach! eine für den Himmel — das iſt Regina, und eine für Oreſt — das iſt Korona. Nun ſind wir alle auf unſerem Platz.“

Beide Schweſtern erbleichten — Regina vom Affekt der höchſten Freude, Korona von einem leiſen Schmerz, der durch ihr Herz glitt. Sie hatte es ſich wohl nie eingeſtanden und es war auch nie ein beſtimmter Wunſch geweſen; aber unwillkürlich waren ihr liebliche Bilder vor die Seele getreten, als ob ſie, an

Reginens Stelle, ſehr glücklich auf Stamberg ſein könnte; doch in dieſen Bildern hatte Oreſt nie einen Platz eingenommen. Regina ſank ihrem Vater zu Füßen, bedeckte ſeine und Levins Hände mit Küſſen und Tränen und ſprach ihm Dank, Liebe und Freude in abgebrochenen einzelnen Worten aus.

„Alſo endlich hat es der Papa denn doch recht gemacht!“ ſagte der Graf mit dem Ausdruck inniger Zufriedenheit. „Es ging nicht anders! ich mußte erſt die Standhaftigkeit deines Entſchluſſes prüfen. Da Uriel und ich uns nunmehr überzeugt haben, daß du eine uneinnehmbare Feſtung biſt, ſo ſiedle dich an auf deinem Karmel! Ich hätte dich vielleicht noch länger zappeln laſſen, aber Uriels Entſchluß brachte alles ins Reine und macht jetzt meine Korona zum Troſt meines Alters.“

Schweigend und mit niedergeſchlagenen Augen hatte Korona ſich in die Fenſterniſche zurückgezogen. Als der Graf das Wort an ſie richtete, ſchlug ſie die Augen zärtlich zu ihm auf und zwei ſchwere Tränen fielen von ihren Wimpern.

„Kind, weine nicht!“ ſagte der Graf liebevoll; „du gehſt einer ſchönen Zukunft entgegen, du machſt uns alle glücklich und Oreſt wird dich auf den Händen tragen.“

„Ach, ich möchte lieber noch etwas warten,“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Larifari! das ſagen alle jungen Mädchen. Spürſt du etwa auch den Kloſterberuf?“

„Nein, lieber Vater, dazu bin ich nicht fromm genug,“ erwiderte ſie aufrichtig und unbefangen.

„Möchteſt du etwa in der Welt eine alte Jungfer werden?“

„Das wäre juſt nicht meine Liebhaberei,“ ſagte ſie mit der Munterkeit ihrer ſiebzehn Jahre.

„Weshalb wollteſt du alſo warten? Ein Sprichwort ſagt: Jung gefreit, hat niemand gereut. Deine ſelige Mutter war ein Jahr älter — und Oreſts Mutter ein Jahr jünger wie du, als ſie heirateten. Alſo habe nur guten Mut. Du bleibſt in der Familie, du kommſt in alte wohlbekannte Umgebungen — das erleichtert den Schritt.“

Nach ihrer Neigung fragte der Graf durchaus nicht. Er würde auch nichts anderes von ihr gehört haben, als daß ſie für Oreſt ſchweſterlich geſinnt und immer bereit ſei, die Wünſche ihres Vaters zu erfüllen.

Regina eilte in die Kapelle, zum Tabernakel ihres himmliſchen Bräutigams — und ihrem äußerſt irdiſchen wurde Korona vom Grafen zugeführt. Die Baronin Iſabelle, die ihren Gatten kaum ein Jahr nach ihrer Verheiratung verloren und ihn ſchwärmeriſch geliebt hatte, beurteilte den Eheſtand nach den Erfahrungen ihrer eigenen Roſenmonde und fühlte grenzenloſes Bedauern, daß Regina eines ſolchen Glückes verluſtig gehe. Es tat ihr aber auch ſehr leid, in Korona nicht die leiſeſte Spur der ſchwärmeriſchen Gefühle wahrzunehmen, in denen ſie einſt geſchwelgt hatte, und ſie ſagte beängſtigt, wie ſie leicht war, zum Grafen:

„Beſter Schwager, wenn nur Koronas Herz mit Ihrer Wahl übereinſtimmt! Sie ſieht ſo gewiß melancholiſch aus, wie ſonſt nie.“

„Beſte Iſabelle,“ unterbrach ſie der Graf, „verſchonen Sie mich mit melancholiſchen Beobachtungen, denn ich bin endlich einmal in Jubilo und mein Haus iſt es mit mir. Solch' ein Bräutchen weiß nicht recht, was es für ein Geſicht machen ſoll, halb freundlich, halb verlegen; das nennen Sie melancholiſch. Bedenken Sie doch, daß Korona, die von Kindesbeinen an den guten Oreſt gekannt hat, unmöglich stante pede in heftige Liebe zu ihm verfallen kann.“

„Das bedaure ich eben, weil ich nicht einſehe, wie ſie ohne Liebe die ſchweren Pflichten, die ihrer harren, erfüllen ſoll.“

„Und ich juſtement nicht! Bei ſolcher gewaltigen Liebe ſind gewaltige Enttäuſchungen unvermeidlich und dieſe machen viel unglücklicher, als das bißchen Liebe glücklich gemacht hat. Aber je weniger man erwartet, deſto mehr findet man. Alſo tröſten Sie ſich!“ —

Korona ging inzwiſchen zu dem, an dem ſich alle wendeten, die Rat oder Troſt ſuchten — zu Levin, und fragte ihn mit großer Entſchiedenheit:

„Nicht wahr, lieber Onkel, Oreſt iſt doch ein guter katholiſcher Chriſt?“

„Gott ſieht ins Herz, mein Kind! wir aber hoffen es.“

„In London ging er nie Sonntags mit uns zur Meſſe.“

„Vielleicht ging er zu anderer Stunde! Nicht ſelten iſt es den Männern unangenehm, gerade von den nächſten Verwandten bei ihren Andachtsübungen beobachtet zu werden. Hier in Windeck fehlt Oreſt nie.“

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie beklommen, „ach bitte, frage ihn doch, wie es mit ſeinem Glauben ſteht.“

„Es iſt viel beſſer, wenn du ſelbſt, liebes Kind, dich darüber mit ihm ausſprichſt. Habt ihr euch erſt in den höchſten Intereſſen zuſammen gefunden, ſo ordnen und geſtalten ſich alle übrigen befriedigend.“

„Ich fürchte einen Ton anzuſchlagen, der keinen Widerhall findet!“ rief ſie ſchmerzlich.

„Welch' Mißtrauen, Korona!“ ſagte Levin und drohte freundlich mit dem Finger. „Es findet ſich gewiß recht bald eine Veranlaſſung, um dich darüber mit Oreſt auszuſprechen, und ich hoffe, du wirſt dann beruhigt ſein.“

Da trat Oreſt ein, um im Namen des Grafen zu fragen, ob Levin ſchon wegen der Dispenſe von der Verwandtſchaft nach Rom geſchrieben habe.

„Ich war damit beſchäftigt, als Korona mich unterbrach,“ entgegnete Levin. „Sage mir, Oreſt,“ fuhr er fort, um ein Geſpräch anzuknüpfen, welches Korona dann in ihrem Sinne fortſetzen konnte — „iſt die Kapelle im Stamberger Schloß fertig? und hat Uriel vielleicht eine Meſſe daſelbſt geſtiftet?“

„Ich weiß von nichts, lieber Onkel, von gar nichts — als daß ich unerhört glücklich bin! glücklicher noch wie Saul, der Sohn Cis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und eine Krone fand; denn ich ſuchte nichts und fand doch eine Krone.“

„Du biſt ja ſehr beleſen in der Heiligen Schrift,“ ſagte Korona lächelnd.

„Laßt mich jetzt ſchreiben, meine Kinder!“ unterbrach ſie Levin und Korona ſagte ſcherzhaft:

„Komm’ ein wenig auf die Terraſſe mit mir, Oreſt! der Abend iſt herrlich.“

Levin nickte ihnen freundlich zu und ſie gingen hinab; Oreſt ſeelenfroh, endlich einmal mit ſeiner Braut allein zu ſein, der er doch unmöglich vor allen Leuten ſagen konnte, wie lieblich, wie reizend, wie bezaubernd er ſie finde; und ſehr geſchmeichelt, daß auch ſie mit ihm unter vier Augen zu ſein wünſchte, weil ſie ihm vermutlich etwas Ähnliches zu ſagen hatte. Sein Erſtaunen war daher grenzenlos, als Korona ſich auf einen Baſaltblock an dem plätſchernden Springbrunnen ſetzte, ihm mit ihrem lieblichſten Lächeln tief ins Auge ſah und mit ihrer ſüßeſten Stimme eindringlich fragte:

„Oreſt, wie ſteht es mit dem Glauben?“

Er prallte förmlich zurück vor Überraſchung; doch ſchnell gefaßt rief er ſcherzend:

„Aber Krönchen, du irrſt im Wort! Du willſt wohl ſagen: Wie ſteht’s mit der Liebe!“

„O nein! danach brauch’ ich nicht zu fragen!“ antwortete ſie mit einem Anflug von Selbſtbewußtſein, der ſie ſo anmutig machte, daß Oreſt meinte, er habe nie ein holdſeligeres Weſen erblickt, und am Rande des Baſſins neben ihr niederkniete.

„Ah!“ rief ſie, „das iſt gerade die Stellung, in der ich dich haben will. Nun beichte! alſo: wie ſteht’s mit dem Glauben?“

„Ich glaube, daß Korona ganz dazu geſchaffen iſt, angebetet zu werden, und ich bekenne, daß ich auf gutem Wege dazu bin,“ entgegnete Oreſt.

„Laß uns nicht mehr ſcherzen, lieber Oreſt,“ ſagte ſie ſanft und ein milder Ernſt trat in ihr Auge; „laß uns von dem Höchſten und Heiligſten reden, wie es ſich geziemt. Sieh, ich habe öfter ſagen hören, die junge Männerwelt unſerer Tage ſei recht ungläubig, verachte die Lehren der heiligen Kirche, welche doch nichts anderes ſind als Gottes Gebote — und verſchmähe die Sakramente, deren Ausſpenderin die Kirche iſt. Nun iſt es Gottes Wille und der Wunſch unſeres Vaters, daß wir in die Ehe treten. Nun mußt du mir ſagen, daß du nicht zu der ungläubigen Männerwelt gehörſt, ſondern gläubig für wahr hältſt, was die Kirche lehrt und gläubig hinzutrittſt zu den heiligen Sakramenten. Verachteſt du ſie; ſo würdeſt du ja auch die Ehe als Sakrament verachten und ſie ohne die Mitteilung der Gnade Gottes ſchließen. Woher ſollten wir dann aber die Zuverſicht nehmen, daß unſere Ehe gottgefällig wäre, daß die göttliche Gnade uns beiſtehen werde? und wie könnte ich mich auf dich verlaſſen, wenn du dich nicht auf Gott und ſeine Gnade verläßt?“

Dieſe tief wahren, einfachen Worte trafen Oreſt in ſeinem Gewiſſen. Er dachte an die bunte Kette von gottentfremdeten Freuden, welche ſich durch ſein Leben ſchlang, an die tauſend Fäden, welche ſeine Seele umſpannen und von denen auch nicht einer den inneren Menſchen an Höheres knüpfte — an Judith, die eine unerklärliche Macht über ihn ausübte, eine Macht, die ihm ſo zauberiſch lockend erſchien, daß er, auf welchen Punkt der Zukunft er ſein Auge heftete, überall in ſie hineinſchaute, wie in eine blendende Sonne. Wenn er an Judith dachte, ſo kam er ſich in ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen wie das Opferlamm ſeiner Familie vor, obzwar er eingeſtehen mußte, daß ſein Opfer mehr ein Empfangen als ein Geben ſei. Er empfing die ſchöne Braut, die große Herrſchaft, das bedeutende Vermögen; aber er opferte doch ſein ungebundenes, zwangloſes Daſein. Freilich war mit Judith an keine Ehe zu denken und er konnte doch unmöglich ihr zu Gefallen unter den gegenwärtigen Umſtänden ehelos bleiben und das alte Geſchlecht der Windecker ausſterben laſſen. Und gab es nicht tauſend Ehen, neben denen eine Judith ſtand? Ich muß mir das alles aus dem Sinne ſchlagen, Judith gar nicht wieder ſehen und jetzt mein Beſtes tun; dachte er bei ſich ſelbſt, während Korona ſprach. Als ſie ſchwieg und ihn fragend anſah, antwortete er:

„Ich wußte gar nicht, daß du ſo enorm fromm wäreſt, Korona! aber das tut nichts. Fromme Frauen — allen Reſpekt! Ich werde dich nie in deiner Frömmigkeit irgendwie beeinträchtigen; du aber mußt auch nie verlangen, daß ich in dieſem Punkt genau mit dir ſympathiſiere."

„Ich verlange es nicht — ich hoffte es nur," antwortete Korona traurig und ſah dabei ſo lieblich aus, daß Oreſt ganz hingeriſſen ausrief:

„Du biſt ja wahrhaftig ein kleines himmliſches Geſchöpf, dich zu grämen, weil ich nicht die Sakramente zu empfangen pflege."

„Ah, du empfängſt nicht die Sakramente?" fragte ſie.

„Nein," ſagte er unbefangen, „dieſe Gewohnheit habe ich nicht; aber in die Meſſe geh' ich — zuweilen."

Korona ſtand von ihrem Baſaltblock auf, warf einen Blick voll unausſprechlichem Ausdruck auf Oreſt und ging ernſt und ſchweigend von dannen. Seine erſte Bewegung war, ihr nachzueilen. Aber nein! ſprach er zu ſich ſelbſt, ich rede lieber mit Onkel Levin und ſchütte ihm mein Herz aus. Ganz aufgeregt eilte er zu dem frommen Vertrauten aller verſtörten Gemüter und rief:

„Beſter Onkel, ich bin im höchſten Grade betroffen! ich ſcheine Korona ſehr betrübt und verletzt zu haben. Als es ſich in unſerem Geſpräch herausſtellte, daß wir nicht vollkommen harmonierten, ſah ſie mich an — mit einem Blick .... einem unbeſchreiblichen, ſagte kein Wort — und verließ mich."

„Und wie entſtand eure Disharmonie?"

„Beſter Onkel, es war ein unerhörtes Geſpräch. Es ſteht gewiß einzig im Jahrhundert da, daß Verlobte, zum erſten Mal unter vier Augen, ein ſolches Geſpräch führen!"

„Um welchen Gegenſtand drehte ſich denn dies merkwürdige Geſpräch?"

„Um die Lehre von den Sakramenten."

„Ah ſo! um die Lehre! — nicht wahr, um die praktiſche Ausübung dieſer Lehre?"

„Richtig getroffen, lieber Onkel. Es iſt doch wahrhaftig unmöglich, daß unſereiner in dem Punkt Schritt halten ſoll mit einem Geſchlecht, das nicht nur das ſchöne, ſondern noch ganz extra das fromme heißt! Der Soldat dient Gott in anderer Weiſe, mit Blut und Leben, in Gefahr und Ungemach, in Schlacht und Krieg. Da bekommt er denn ganz natürlich aus gewiſſen Gewohnheiten heraus."

„Wenn ich nicht irre," unterbrach ihn Levin, „ſo werden die Soldaten pünktlich dazu angehalten, ſich jeden Sonntag beim Gottesdienſte und alljährlich zur öſterlichen Zeit zum Empfang der heiligen Sakramente einzufinden."

„Verſteht ſich, beſter Onkel, das gehört zum Reglement!" rief

Oreſt eifrig. „Ordnung muß ſein und der Offizier muß ſorgen, daß ſie von den Mannſchaften beobachtet werde.“

„Ich kann nicht glauben, daß ſich das militäriſche Reglement nur auf die Mannſchaften beziehe: aber das weiß ich gewiß: das kirchliche Reglement macht keine Ausnahme für Offiziere, bei dem Leutnant angefangen, und bei Kaiſer und Königen aufgehört, welche die oberſten Anführer ihrer Heere ſind. Und da du ſo beſorgt biſt, das erſtere aufrecht zu halten, mein' ich, du könnteſt doch auch für das zweite etwas Eifer bewahren.“

„Wenn du wüßteſt, lieber Onkel, wie ungeheuer beſchäftigt ich gerade immer in der öſterlichen Zeit war, wie ungeheuer viel Gedanken mir im Laufe eines einzigen Tages durch den Kopf wirbeln, ſo daß man gar nicht zur Beſinnung kommt und das Aufgeſchobene nicht mehr nachholen kann . . . .“

„So würd' ich dir raten,“ unterbrach ihn Levin, „all' dieſen Ungeheuerlichkeiten auf eine Zeit Valet zu ſagen und dich als ein guter Soldat, der nicht bloß treu ſeinem Kaiſer, ſondern treu dem Herrn aller Kaiſer dient — um das kirchliche Reglement zu kümmern.“

„Werde ich dadurch mit Korona meinen Frieden ſtiften?“

„Mit Korona auch; aber zuerſt mit Gott, und das iſt es eben, was Korona von dir mit Recht verlangt. Liebe, Achtung und Vertrauen kann eine Frau nur zu dem Manne faſſen, mit dem ſie eine und dieſelbe aus dem gemeinſamen Glauben entſpringende Lebensrichtung hat. Iſt dieſe Richtung bei dem einen Teile der Ehegatten unchriſtlich, ſo führt ſie beide ins Unglück.“

„Unchriſtlich! ach, lieber Onkel, ich bin ein ſehr guter Chriſt — nur nicht immer ſtrikt kirchlich. Aber das mag wohl nur eine ſchlechte Gewohnheit ſein; und kurz, um mit Korona — ich wollte ſagen mit Gott, meinen Frieden zu machen, will ich mein pater peccavi beten. Es iſt wahrhaftig kurios, was man alles lernt als Bräutigam.“ —

Korona aber nahm die Sache nicht ſo leicht, wie Oreſt, und tröſtete ſich nicht ſo ſchnell über ſeinen Mangel an ſtrikter Kirchlichkeit, wie er es nannte. Sie erkannte, daß ſein Glaubensleben unter dem Gefrierpunkt ſtehe und ſie fühlte mit dem richtigen Inſtinkt des reinen Herzens, daß dieſe Kälte nicht die Folge von Oreſts Tugenden ſei. Nun, ſo muß ich Gott doppelt lieben! ſprach ſie zu ſich ſelbſt und trocknete ihre ſchönen Augen, die noch nie ſo bittere Tränen geweint hatten und die ihrem Vater gegenüber heiter ſein ſollten. Sie wäre gern glücklich geweſen, ihr junges Herz hatte unbeſtimmte Träume von Glück gehabt und Bräute pflegen ja glücklich zu ſein; aber ſie war es nicht! Regina war es. —

„Jetzt haſt du, was du verlangſt," ſagte Hyazinth freudeſtrahlend zu ihr.

„Und was du ſchon beſitzeſt," erwiderte ſie. „Ja, Hyazinth, jetzt beginnt das Leben ſchön für uns zu werden: jetzt beginnt das Leiden aus Liebe, das vollkommene Opfer ohne irdiſchen Troſt."

„Biſt du ſo leidensdurſtig?" fragte er.

„O nein!" ſagte ſie; „mich will zuweilen große Furcht übermannen, daß ich von euch allen auf immer getrennt ſein ſoll, und das enge Menſchenherz zittert und bebt vor dem nahen Opfer — und dennoch geht mir ein unſägliches Frohlocken durch die Seele; denn ich denke, Hyazinth, daß die Nahrung der Liebe hienieden im Leiden für Gott und mit Gott beſteht — und liebe ich nur immer vollkommener — was frag' ich dann nach Leid!"

„Droben wird's anders ſein, Regina! droben nährt ſich die Liebe von ihrer Seligkeit und die ſteigert ſich in dem Maß, als wir im irdiſchen Leben gelitten haben."

„Ich hörte einmal," ſagte ſie, „die vollkommene Liebe dächte nie an die vergeltenden Wonnen der Ewigkeit und es ſei ein jüdiſcher Handel, etwas zu geben und zu tun, um viel zu erlangen."

„Das klingt ja ungemein erhaben und iſt doch nur halb wahr," entgegnete Hyazinth; „denn wenn die vollkommene Liebe gewiß niemals an eine Vergeltung denkt, die ihr in der Form dieſer oder jener himmliſchen Freudengenüſſe ausgezahlt werden müßte: ſo iſt es doch eben ſo gewiß, daß ſie mit all' ihrem Denken und Empfinden, Wollen und Handeln, mit jeder Fähigkeit und Tätigkeit ihres Weſens zu jeder Zeit den Gegenſtand ihrer Liebe umſchlingt und die Kluft, welche das Gnadenleben vom Leben in der Glorie trennt, auch als Trennungsſchmerz von dem göttlichen Geliebten empfindet. Der Übergang in die Ewigkeit ſchließt dieſe Kluft, das weiß ſie. Da gibt es keine Trennung, keine Schleier mehr. Da beſitzt ſie auf ewig, ungeteilt und unzertrennlich, nicht dieſe oder jene ewigen Güter, ſondern das eine Gut, das Urgut, ihren Gott, den einziggeliebten, und in ihm — die Fülle der Seligkeit. Das iſt kein niedriger Handel; denn um Gott zu beſitzen, müſſen wir das Ich fallen laſſen Wucher treiben können wir ebenſowenig mit der vollkommenen Liebe, als dieſe beſtehen könnte ohne die beſtändige Sehnſucht nach Vereinigung mit Gott." —

Zu Uriel, der mit kalter Abgeſchloſſenheit auf all' die bewegten Herzen ſah, ſagte Regina:

„Gott vergelt's, Uriel! ich weiß, daß ich des Vaters Nachgiebigkeit deinem großmütigen Entſchluß zu danken habe."

„Ich hoffe," ſagte Uriel finſter, „daß Gott dir vergelten werde, wie du es verdienſt: mit dem Kreuz — weil du mein Herz gekreuzigt haſt."

„Sein Wille geſchehe!" entgegnete ſie ſanft.

Immer zerſchmolz ihm das Herz in unſäglicher Liebe, wenn er in ihres Auges klare Stille ſah.

„Sieh'!" ſagte er in verändertem Tone, „du wirſt gekreuzigt werden innerlich; denn das fehlt dir zu deiner Vollkommenheit. Alſo, Regina, wenn du es wirſt, ſo werde es für mich."

„Wenn Gottes Wille mir Kreuz ſchickt, Uriel, ſo werd' ich es vereinigen mit dem Kreuz auf Golgatha. Chriſtus litt nicht für dich allein, nicht für mich allein! Er litt für alle, ohne Ausnahme, ohne Bevorzugung. In ſeine Hände geb' ich mich ohne Rückhalt."

„Deine Herzenskälte iſt ſchauerlich!" rief er.

Sie lächelte und ſchwieg. „Ah, du lächelſt, als ob du es beſſer wüßteſt!" fuhr er fort. „Nun, wohlan, Regina, biſt du aufrichtig, alſo ſage mir: haſt du eine Ahnung davon, wie ſehr ich dich liebe?"

„Ja!" ſagte ſie einfach.

„O dann," rief er freudig, „werd' ich immer einen beſonderen Platz in deiner Erinnerung haben."

„So lange es Gott gefällt!" erwiderte ſie ruhig. „Ich habe zu viel in der Welt leben müſſen, um nicht einige weltliche Eindrücke im Gedächtnis zu haben . . . ."

„Weltliche Eindrücke!" rief Uriel zürnend. „Du nimmſt eine Liebe wahr, die ſo tief, ſo ſtark, ſo umfaſſend iſt, daß ſie mein ganzes Schickſal über den Haufen — und mich ſelbſt, Gott weiß in welche Bahn wirft — und das macht dir einen weltlichen Eindruck!"

„Lieber Uriel," antwortete Regina, „wir beide dürfen uns auf keine Erörterungen einlaſſen. Wir ſprechen jeder eine Sprache, von welcher der andere nur einzelne Worte verſteht; da ſind denn Mißverſtändniſſe ganz unvermeidlich — und die tun weh. Ich wiederhole dir: Gott vergelt's! — und dabei wollen wir es laſſen."

„Wann wirſt du eingekleidet?" fragte er finſter.

„Ich hoffe am Tage der heiligen Maria vom Karmel," ſagte ſie mit ſtrahlendem Blick.

„Deinen Kalender kenn' ich nicht!" entgegnete er hart. „Den Datum will ich wiſſen — um vorher abzureiſen."

„Ende dieſer Woche gehe ich nach Himmelspforten, um, wie es üblich iſt, einige Wochen in weltlichen Kleidern im Kloſter zu leben. Finden die Oberen, daß ich mich ins Kloſterleben ſchicke — und finde ich mich darin heimiſch: ſo darf ich mein

Noviziat und mit ihm die ernſte und gründliche Prüfung meines Berufes beginnen. Die Einkleidung bezeichnet den Eintritt ins Noviziat; ich vertauſche dann die weltlichen Gewänder mit dem geweihten Ordenshabit und empfange den weißen Schleier der Novizen. Hoffentlich findet dieſe heilige Handlung am 16. Juli ſtatt. Erſt nach einem Jahre werde ich zur Ablegung der heiligen Gelübde zugelaſſen und dann erhalte ich den ſchwarzen Schleier, der da bedeutet, daß die Ordensfrau tot und begraben für die Welt iſt.“

„Und wenn ſie es nicht iſt, Regina?“

„So betet ſie, daß ſie es mehr und mehr werde, Uriel.“

„Und wie lange betet ſie ſo?“

„Lebenslang! denn das Stück Welt in uns muß täglich von neuem ſterben.“

Jedes ihrer Worte tat ihm weh und doch wollte er immer ſie hören und ſehen, und ſehen und hören, weil ſie jenſeits dieſer paar Tage fürs Leben ihm verloren war. Die ganze Familie wollte Regina nach dem Karmelitеſſenkloſter Himmelspforten bei Würzburg begleiten; nur Uriel nicht! er hätte das Kloſter in Brand ſtecken mögen: ſo haßte er es. Korona war faſt ebenſo traurig, wie er. Häufig umſchlang ſie die geliebte Regina, legte den Kopf auf ihre Schulter und weinte bitterlich.

„O,“ ſagte Regina zärtlich, „weine nicht um mich. Die Bräute Chriſti haben es beſſer als die weltlichen Bräute.“

„Das fühl' ich nur zu gut!“ ſeufzte Korona, „und doch kann ich dir nicht nachfolgen.“

„Nein, Gott will es nicht! Deine Aufgabe iſt, dich in der Ehe zu heiligen — und Oreſt mit dir.“

„Ich werde der Aufgabe erliegen!“ jammerte Korona; „ſie iſt allzuſchwer.“

„Sie wäre es, wenn du mit deinen menſchlichen Kräften ſie löſen ſollteſt. Aber die Gnade des Sakramentes ſteht dir bei und deine Laſt trägt Gott ebenſogut mit dir, wie er die meine mit mir teilt.“ —

Der Graf war dermaßen erfreut über die Verheiratung der einen Tochter, daß er den Kloſterberuf der anderen darüber verſchmerzte. Was Uriel betraf, ſo hegte er die Hoffnung, die Weltumſegelung werde ihn von ſeinem Liebesleid herſtellen und dann ſei es ja noch immer Zeit, ſich nach einer paſſenden Partie für ihn umzuſchauen.

Drei Wagen ſtanden im Hof. Der eine ſollte gen Weſten fahren und die beiden anderen nach Oſten. Um die Wagen, auf dem Perron in der Vorhalle des Schloſſes war die ganze Dienerſchaft verſammelt und viele Leute aus den Beſitzungen des Graſen, um von Regina Abſchied zu nehmen. Man hatte zwar ſchon längſt geſagt, ſie ſei ſo fromm, daß ihr Sinn nach dem Kloſter ſtehe; der Graf wolle es jedoch nicht erlauben. Nun ging ſie wirklich in das arme, ſtrenge Kloſter — die junge, ſchöne, reiche, liebenswürdige und geliebte Regina! nun verließ ſie wirklich das Vaterhaus und die Familie und den jungen Mann, der ſie anbetete! in welcher übernatürlichen Liebe zu Gott mußte das Herz entbrannt ſein. Sie hatte in der Frühe zu Kloſter Engelberg die heiligen Sakramente empfangen, Abſchied genommen von der Gruft ihrer Mutter, von dem Gnadenbilde der Mutter Gottes, von den frommen Patres, die ihre Seele gepflegt hatten; dann Abſchied genommen von dem lieben Windeck, von jedem Zimmer im Schloß, von jedem Plätzchen im Garten, ach! und von der trauten Kapelle. Jetzt trat ſie in Onkel Levins Zimmer, bleich, verklärt, wie ein Geiſt, der — wie einſt Erneſt von ihr geſagt hatte — die Schwingen entfaltet zum Ausflug in die Heimat der Geiſter.

„Mein Herz ſtirbt, geliebter Onkel!“ ſagte ſie leiſe und ſank zu ſeinen Füßen nieder.

„Wohl dir, teures Kind! in dem durchwundeten Herzen unſeres Gottes findet es ſein Leben wieder! Nimm nur getroſt alle Kronen von deinem Herzen ab, auch die der Kraft, auch die der freudigen und ſtolzen Zuverſicht; ſetze keine Grenzen deiner inneren Verdemütigung und Selbſtentäußerung — verlange auch die Dornenkrone nicht, denn das könnte dich ſtolz machen, aber nimm ſie ſelig an, wenn dein Herr und Heiland ſie mit dir teilen will — und nun komm'! die Stunde iſt da.“

Er ſegnete ſie, hob ſie von der Erde auf und ſagte mit unausſprechlicher Zärtlichkeit:

„Nicht hier nehme ich Abſchied von dir. Ich gehe auch mit nach Würzburg. Ich will ſelbſt das Kleinod meines Herzens im Schrein Gottes niederlegen.“

Sie verließen Levins Zimmer. Da ſtand Uriel an eine Säule gelehnt.

„Regina!“ rief er und trat ihr entgegen; „iſt's denn wirklich ein Lebewohl für immer?“

„O nein, Uriel!“ ſagte ſie gefaßt, „nur für die Erde — ein kurzes Lebewohl. Und dann: auf Wiederſehen, lieber Uriel!“

Sie ging vorüber mit Onkel Levin. Uriel folgte ihr gedankenlos. Wie durch einen Schleier ſah und hörte er, was um ihn her vorging. Er hörte ſprechen, er hörte weinen; er ſah ſich umringt von der ganzen Familie, die ihm tauſend Liebes und Herzliches ſagte und ihm glückliche Reiſe und glückliche Heimkehr wünſchte. Onkel Levin ſagte:

„Der Engel Raphael geleite dich zu uns zurück.“

Das verſtand Uriel, ſonſt nichts. Er antwortete auf alles ganz gedankenlos: „Ja, ja!“

Der Graf, Onkel Levin, Regina und Hyazinth ſtiegen in den erſten Wagen; die Baronin Iſabelle mit Korona und Oreſt in den zweiten. Kinder und junge Mädchen warfen den beiden Schweſtern Blumen zu. Die Wagen rollten vom Hof.

„Dahin iſt mein Glück!“ ſeufzte Uriel. Er ſprang in ſeinen Wagen, ſchloß die Augen und ſein Kammerdiener ſagte zum Poſtillon:

„Fort nach Frankfurt! von da geht's weiter nach Hamburg und rund um die Welt.“

◆

147, 816

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Geſammelte Werke

1. Serie · 2. Band

Maria Regina

Eine Erzählung aus der Gegenwart

Zweiter Band

Regensburg
Druck und Verlag von Joſef Habbel

Die Villa Diodati.

Es war ein herrlicher Oktober. Dieſer Monat iſt der ſchönſte am Genferſee, iſt ſo ſommermäßig, daß die Abende ſogar noch warm ſind, und verbindet damit die Vorzüge des Herbſtes: gleichmäßige Witterung, klare Luft und einen unvergleichlichen Schmelz der Farben auf dem Gebirg und dem See. Die Villa Diodati, berühmt durch den Aufenthalt, den einſt Lord Byron dort machte, liegt auf dem Ufer von Savoyen, eine Stunde von Genf, in einem terraſſierten Garten, unmittelbar am See, der ſeinen ſtrahlenden Spiegel wie eine lichtblaue, mit Goldfunken durchblitzte Emaille vor ihr ausbreitet. Auf dem entgegengeſetzten Ufer ſteigen die Rebgelände des Waadtlandes auf, unterbrochen von Schluchten und Hügeln mit reicher Bebaumung und überſäet mit Städten, Dörfern, einzelnen Schlöſſern und Campagnen. Im Oſten ſchließt das Hochgebirge des Walliſerlandes den See ab, ſchickt ihm aber aus den gewaltigen Gletſchern am Fuße der Grimſel und Furka die reißende Rhone zu, die im Weſten, bei Genf, an dem Becken des Sees im ungeduldigen Jugendmut herausbricht und ſich ihre eigenen Wege ſucht, hinab zur Küſte des mittelländiſchen Meeres. Die Krone des Sees und der ganzen Landſchaft iſt der gewaltige Montblanc; er liegt da wie ein weißer Marmorblock in einem Blumengarten.

Es war gegen Abend; die Sonne ſank und zog einen roſenfarbenen Schleier über alle Berge, während der ewige Schnee des Montblanc im feurigſten Roſenlicht aufflammte. Mitten auf dem See, da, wo man die volle Anſicht des Montblanc hat, ſchwamm eine Barke, leiſe gewiegt von den rieſelnden Wellen, denn die Schiffer hatten die Ruder eingezogen. In der Barke ſaßen einige Männer und eine Frau. Sie hatte ſich in einen weißen Burnus eingewickelt, der ihre hohe ſchlanke Geſtalt hervorhob, nicht verhüllte, und deſſen Kapuze über den Kopf gezogen. Sie blickte mit ihrem ernſten ſchwarzen Auge unverwandt auf den Montblanc und kümmerte ſich nicht im mindeſten um die Herren und ihre Geſpräche. Zwei dieſer Herren waren übrigens ebenſo ſchweigſam wie die Dame, obſchon ſie nicht, gleich ihr, in den Anblick des zauberhaften Naturgemäldes verſunken waren. Endlich ſagte der eine zu ihr:

„Signora Giuditta!“ — aber er mußte es wiederholen, bevor ſie die Kapuze ein wenig zurückſchob und, ohne nach ihm umzublicken, ſagte:

„Was wünſchen Sie, Graf Oreſtes?“

„Sie zu hören, da Sie uns das Glück nicht gönnen, Ihr Antlitz zu ſchauen.“

Als ob dieſe Aufforderung ihrer Stimmung einen Ausdruck gegeben hätte, begann Judith ſogleich jenes Lied vom Wanderer zu ſingen, das durch Schuberts Kompoſition ſo berühmt geworden iſt: „Ich komme vom Gebirge her — Es ruht das Tal, es rauſcht das Meer.“ Sie ſang alle Strophen durch. Kein Atemzug war in der Barke zu hören; auch die Schiffer lauſchten. Als ſie zu Ende war, blieb alles ſtill.

„Hat Ihnen das Lied nicht gefallen, Graf Oreſtes, oder klingt meine Stimme tonlos über der Tiefe?“ fragte Judith.

„Das Lied iſt ſo fürchterlich melancholiſch, daß man davon angeſteckt wird,“ entgegnete er.

„Ein deutſches Lied!“ antwortet ſie mit leichtem Achſelzucken.

„Ganz recht, Signora!“ rief der zweite der ſchweigſamen Männer; „ein deutſches Lied — das muß melancholiſch ſein! Deutſchland hat nicht genug Stimmen, um zu weinen und zu klagen über ſeinen tiefen Verfall.“

„Warum ziehen Sie es nicht empor — Sie und Ihre Gleichgeſinnten?“ fragte Judith kalt. „Sie klagen über die mark- und tatenloſe Zeit; aber was haben Sie denn aufzuweiſen an Kraft im Willen und im Handeln?“

„Barrikaden, Signora!“ erwiderte nicht der Gefragte, ſondern ſtatt ſeiner Oreſt mit ſcharfem Hohne. „Es gehört ſehr viel Kraft an Leib und Geiſt dazu, um den Pferden eines Omnibus in den Zügel zu fallen — die bekanntlich ſo wild ſind, als ob ſie eben auf den Steppen der Ukraine eingefangen wären — um den Omnibuskutſcher von ſeinem Sitz herabzureißen, der bekanntlich erhabener als ein Thron iſt, um den Omnibus quer über die Straße zu werfen, mit der Intention, alſo ſämtliche Throne Europas in den Gaſſenkot zu ſchleudern, und um dann einen Fetzen, welcher Fahne der Freiheit tituliert wird, nicht eigentlich auf den zerſchmetterten Thronen, wohl aber auf dem zerſchmetterten Omnibus, dem Bollwerk der modernen Freiheit aufzupflanzen.“

„Die Freiheit iſt das Gut des Volkes!“ rief der Verhöhnte ſchneidend zurück. „Schlimm genug, wenn ihr ſie im Gaſſenkot unberückſichtigt laßt, anſtatt ſie aufzunehmen in euren goldenen Sälen.“

„Müſſen Sie denn immer wieder Streit anfangen mit Fiorino, Graf Oreſtes?“ rief Judith.

„Aber, Signora, er iſt ein ehrlicher Deutſcher und heißt Florentin!“ rief Oreſt. Tauſendmal ſchon ſagt' ich es Ihnen! Florentin Hauptmann heißt er.“

„Ach, ich weiß es ja ſehr gut,“ erwiderte ſie gleichgültig. „Er iſt ja ſeit drei Jahren mein treuer Sekretär und Geſchäftsführer; allein der Name Fiorino gefällt mir beſſer und iſt leichter auszuſprechen. Setzen Sie nur Ihre Jeremiaden über Deutſchland fort, Fiorino! ich finde ſie ganz richtig. Ein engliſcher Schriftſteller hat die Deutſchen „ein Volk von Denkern“ genannt. Ob er ihnen ein Kompliment damit machen wollte, weiß ich nicht. Mir aber fällt bei dieſem ewigen deutſchen Grübeln, Philoſophieren und abſtrakten Spekulieren der Prinz Hamlet ein mit ſeinem berühmten Monolog. Aller Tatkraft der Deutſchen wird „des Gedankens Bläſſe angekränkelt“ — um mit beſagtem Hamlet zu ſprechen — und dadurch die Energie des Willens und die Originalität des Charakters gebrochen, welche beide die Baſis der Tatkraft ſind.“

„Welche Studien machen Sie über die Deutſchen infolge von Florentins Jeremiaden!“ rief Oreſt.

„O nein!“ entgegnete Judith lächelnd, „die haben mit meinen Beobachtungen wenig gemein! Sie wiſſen ja, Graf Oreſtes, daß ich von jeher Studien der Menſchen und Charaktere machte. Je älter ich werde, deſto lieber und umfaſſender mache ich ſie. Überdies gehören ſie zur Bühnenkunſt.“

„Mir ſcheint aber,“ ſagte Oreſtes, „daß Ihnen durch dieſe Studien von Jahr zu Jahr mehr „des Gedankens Bläſſe angekränkelt wird.“

„Darin können Sie recht haben,“ ſagte ſie abbrechend, — und dann zu Florentin: „Wie heißt ſie weiter, Ihre Lamentation um Deutſchland?“

„Einſt war es groß, kräftig, mächtig!“ rief Florentin. „Einſt ſtand es an der Spitze der Weltbewegung, der Ziviliſation, des Fortſchrittes. Einſt lag es in ſeiner Hand, die Geſetze einer neuen Bildung unſerem Weltteile vorzuſchreiben. Es war bei ſeinen Gaben und Kräften das erſte Volk der Erde. Aber von dem Augenblick an, wo es ſich nur teilweiſe, nicht gemeinſam in die Bahn eines bis dahin unerhörten Fortſchrittes ſchwang, da ging es in Splitter und ſeitdem verkommt es.“

„Das verſtehe ich nicht,“ ſagte Judith. „Wenn ein Teil von Deutſchland einen großartigen Fortſchritt machte, ſo hätte er ja den anderen Teil mit fortreißen müſſen, oder wenigſtens, wenn das über ſeine Kräfte ging, allein zu einem glänzenden Reſultate gelangen müſſen.“

„Und gerade derjenige Teil von Deutſchland,“ rief Oreſt, „der nach Florentins Ausdruck einen großartigen Fortſchritt machte — oder, wie ich mich ausdrücke, Deutſchlands religiöſe und politiſche Einheit zerriß, durch welche es faſt ein Jahrtauſend an der Spitze der Ziviliſation geweſen war: gerade der Teil verband ſich mit allen Völkern, welche gegen das alte großartige, macht- und kraftvolle Deutſchland feindlich geſinnt waren — und mit allen Tendenzen, welche das Streben und Verlangen nach Einheit hintertreiben. Gerade der Teil hat mit ſeinem freien Forſchen und freien Denken, mit ſeinen philoſophiſchen und metaphyſiſchen Syſtemen und mit den tauſend Scharteken, welche zum Apparat hoher Bildung und Wiſſenſchaft gehören, dermaßen die Tatkraft des deutſchen Volkes gelähmt und dermaßen ſeinem geſunden Sinne „des Gedankens Bläſſe angekränkelt,“ daß es wirklich teilweiſe in den gebildeten und halbgebildeten Schichten marklos geworden iſt. Ob übrigens ein markloſes Geſchlecht „ein Volk von Denkern“ und imſtande ſein könne, einen klaren Gedankenprozeß durchzumachen, bezweifle ich. Mir ſcheint, die Verwirrung der Begriffe ſtehe in üppigſter Blüte, beſonders auf dem Gebiete der ſozial-politiſchen Theorien. Aber die Söhne Albions möchten nicht bloß Deutſchland, ſondern Europa — ja den ganzen Erdball in das Gebiet des Gedankens hinein ſchmeicheln, damit ſich möglichſt wenig Hände außerhalb Englands an die allerdings furchtbar gedankenloſe Praxis der Baumwollſpinnerei und -weberei begeben.“

„Ich ſtaune, Graf Oreſtes!“ rief Judith. „Sie ſtehen ja ganz auf der Höhe des Jahrhunderts und halten Reden wie ein Kammermitglied, ſo daß alle Hoffnung vorhanden iſt, auch Ihnen könne noch „des Gedankens Bläſſe angekränkelt“ werden!

Aber jetzt beruhigen Sie ſich durch einen Blick auf den Montblanc.“

Die Sonne war nicht nur ſchon unter den Horizont hinabgeſunken, ſondern der weſtliche Himmel hatte bereits die glühenden Färbungen verloren, die aus lichtem Goldglanz in feuriges Roſenrot, dann in zarten Purpur und Violet allmählich verſchwimmen, bis ſie endlich zu einem bläulichen Duft verbleichen, der den ganzen Himmel umflort und der nur im Weſten mit einem leichten, grünlich gelben Anhauch gemiſcht iſt. Das Gebirg, das allen Schattierungen des Sonnenunterganges und des Abendhimmels folgt und, wie ein Geſchmeide von Topaſen, Rubinen und Amethyſten für den König der Erdgeiſter, prächtig und anmutig in glänzenden Farben ausſtrahlt, wird ebenfalls in die bläuliche Umflorung gehüllt, welche vom Himmel zur Erde herabſinkt, nimmt jedoch durch ſeine Maſſe und Schwere ein ſtumpfes, hartes Grau an, das ſelbſt die ſchwerſte Wolke nicht hat, und ſieht ganz tot und leichenfahl aus. In ſolchem Moment tritt zuweilen — und am häufigſten im Herbſt — das wunderliebliche Alpglühen ein. An die todesſtarren Spitzen des Hochgebirges mit ewigem Schnee fliegt plötzlich ein roſiges Licht und eine zauberhafte Illumination flammt auf zwiſchen Himmel und Erde. Die höchſten Spitzen der Schneeberge bilden über der grauen Tiefe und unter dem Grau in der Höhe eine Kette von roſigen Flammen oder von glühenden Roſen, die im Äther zu ſchweben und ohne Zuſammenhang mit der Erde zu ſein ſcheinen.

Dies wunderſchöne Naturſchauſpiel fand ſoeben am Montblanc ſtatt: ſeine drei eisgrauen Häupter ſtrahlten im Roſenfeuer des Alpglühens. Das dauerte ein paar Minuten; dann ſank das Feuer, verglomm mehr und mehr, die Schatten krochen aufwärts, nur eine Kohle glimmte noch auf der äußerſten Spitze — nur ein Funke noch — nun erloſch auch der und das Gebirg trat in ſeine tote Starrheit zurück und die Schatten der Nacht machten es doppelt finſter und kalt. Judith wickelte ſich fröſtelnd in ihren Burnus, wendete ſich plötzlich zu den Männern hin und ſagte:

„Meine Herren, warum iſt die häßliche Erde zuweilen ſo wunderſchön?“

Einer der Herren, ein ruſſiſcher Fürſt, entgegnete verbindlich:

„Die Rätſel der Sphynx löſt nicht jeder Sterbliche.“

Zwei Engländer, Vater und Sohn, wütende Touriſten und geſchworene Bewunderer aller Merkwürdigkeiten und aller Berühmtheiten, ſagten aus einem Munde:

„Oh! Ah! No! very well!“

Ein junger Franzoſe rief lebhaft:

„Weil Sie, Signora, über die Erde wandeln."

Florentin ſagte: „Weil in den Stoffen der Natur auch diejenigen Kräfte liegen, welche im harmoniſchen Zuſammenwirken die Schönheit bilden."

„Was ſagt Graf Oreſtes?" fragte Judith ihn; denn er ſchwieg.

„Er ſagt nichts!" rief Oreſt ungeduldig. „Ich bitte, verſchonen Sie mich mit ſolchem hohlem Gerede! Sie ſelbſt ſind ein ſolches Rätſel, daß Sie mir wahrhaftig keine neuen aufzugeben brauchen."

„Nun aber müſſen Sie uns auch die Löſung geben," ſagte der Fürſt.

„Es war kein Rätſel, es war eine Frage," erwiderte Judith; „und ich fragte ganz ehrlich, weil ich durchaus nicht begreifen kann, weshalb dieſe Erde, die ja weiter nichts als ein immenſer Klumpen von Moder iſt, in welchem alles Leben ſich auflöſt, weshalb und woher dieſe garſtige Maſſe zuweilen eine Schönheit erhält, welche das Herz rührt und die Seele erſchüttert."

„Die ganze Schöpfung iſt von Gott — die Natur, wie das Menſchenherz," ſagte der junge Franzoſe; „und um dieſes auch durch die Sinnenwelt an Gott zu erinnern, nehmen die Werke der Allmacht zuweilen den Schmuck der Schönheit an."

„Ah, Sie ſind gläubig!" ſagte Judith. „Es überraſcht mich immer von neuem, daß es für den Glauben eigentlich gar keine Rätſel gibt."

„Man muß ſehr genügſam ſein," rief Florentin, „um ſich mit den Auflöſungen zufrieden zu geben, die der Glaube gibt."

„Ich ſage nicht, daß er die Rätſel löſe; das iſt Sache der Intelligenz, die ſich bei dieſem Bemühen tauſendmal für inkompetent erklären muß, wenn ſie aufrichtig iſt — und das iſt ſie ſelten. Ich ſage aber: es gibt kaum Rätſel für den Glauben. Er legt das, was für unſereins unverſtändlich und unbegreiflich iſt, gleichſam in einen Lichtſtrahl, der von der Hand Gottes ausgeht, und im Widerſcheine dieſes Lichtes ſieht er klar."

„Dann ſtände ja der Glaube höher als die Intelligenz," ſagte der Fürſt, „und das kann doch nicht ſein, denn er muß durch ſie geprüft und geſichtet werden."

„Vielleicht um ihn in ſeinen Äußerungen und Tätigkeiten zu regeln," ſagte Judith. „Mir ſcheint aber, als ſtehe wirklich die Fähigkeit des Menſchengeiſtes am höchſten, die das Rätſel der Welt auf eine übernatürliche Einheit zurückführt."

„Ah! Oh! No!" hub der jüngſte Engländer an; „die Fähigkeit iſt die höchſte, welche Signora beſitzen: der Zaubergeſang."

„Sie denken wohl, der Villa Diodati gegenüber, an Lord Byrons Zauberlied: „When the moon is on the wave,“ ſagte Judith und rezitierte zum höchſten Entzücken der Engländer, worin der Ruſſe und der Franzoſe pflichtſchuldigſt einſtimmten, das Gedicht. Es war inzwiſchen ganz finſter geworden und aus den tauſend Wohnungen rings an den Ufern flammten Lichter auf, dieſe ſtummen Zeugen und Zungen von Menſchentreiben, Menſchenunruhe, Menſchenleid, Menſchenglück.

Judith ließ die Barke der Villa Diodati zuwenden. Sie hatte ſich dort für einige Wochen niedergelaſſen, um ſich von der furchtbaren Anſtrengung zu erholen, in den großen Opernhäuſern Europas als Primadonna das Publikum zu entzücken. Obſchon ſie auch in dieſem idylliſchen Aufenthalt nie allein war und Tag für Tag Beſuche empfing, ſo führte ſie doch vergleichsweiſe ein ſehr ruhiges Leben, da ſie von keiner Verpflichtung abhängig und Herrin ihrer Zeit und ihrer Beſchäftigungen war. Letztere beſtanden darin, daß ſie ſtundenlang auf dem See fuhr, viel las, etwas ſang und etwas auch mit ihren Hausgenoſſen — und mit den Fremden, den Bekannten und den Verehrern, die ſie umlagerten, ſich unterhielt. Ihre Hausgenoſſenſchaft beſtand aus ihrer Mutter, aus einem italieniſchen Muſiker namens Lelio, den ſie bei ihren muſikaliſchen Studien zum Akkompagnieren, zum Transponieren, dann zur Durchſicht von muſikaliſchen Manuſkripten, die man ihr widmen wollte, und von Opernpartituren, die ſie auf die Bühne bringen und berühmt machen ſollte — ganz notwendig brauchte; und aus Florentin, der ihre pekuniären Geſchäfte und ihre offizielle Korreſpondenz führte — zwei Dinge, die ihr ein Greuel waren. Lelio und Florentin hatten ſich zuerſt bei der Revolution in Rom als feurige Geſinnungsgenoſſen kennen gelernt. Als aber die Beſchäftigung in dieſem Fache durch die momentane Rückkehr zur bürgerlichen Ordnung unterbrochen wurde, widmete ſich Lelio wieder der Muſik, bekam eine Stelle im Orcheſter zu Mailand und lernte dort Judith kennen, die auf ſeine Brauchbarkeit ſchnell aufmerkſam wurde, als ſie zum erſtenmal nach Mailand kam, und ihn leicht bewog, eine Stellung in ihrer Umgebung einzunehmen. Sie fühlte damals, daß ſie jemand nötig habe, der firm in der italieniſchen Muſik und Schule ſei und den italieniſchen Geſchmack gründlich kenne. Sie wußte, daß kein Beifall in Amerika und in England genüge, um ihr den gültigen Stempel einer großen Sängerin aufzuprägen, und daß die Sängerinnen erſter Ordnung ſich in Italien entweder ihre Bildung holen oder ihre Proben durchmachen müſſen. Sie war feſt entſchloſſen, eine Sängerin erſter Ordnung zu werden, und verſäumte nichts, was ihr dazu behilflich ſein konnte.

Florentin war durch ſeinen verkehrten Freiheitstrieb eine Art von Vagabunde geworden. Er ſchweifte umher, er ging nach Amerika, er ging nach Europa zurück und nach England; er fand nirgends eine Stätte, nirgends einen Wirkungskreis, nirgends Ruhe. Seine innere Haltungsloſigkeit machte ihn unfähig zu jeder beharrlichen und anſtrengenden Tätigkeit. Die höchſte Blüte menſchlichen Hochmutes, der Subjektivismus, verſchlang all' ſeine guten Kräfte oder vertrocknete dasjenige Erdreich ſeines Weſens, auf welchem ſie ſich gedeihlich hätten entfalten können. Für einen Menſchen, der nichts kennt, nichts begreift, nichts will, als eine ſchrankenloſe Entwickelung und Durchlebung ſeines Ichs, ohne andere Richtſchnur als die, welche aus dem falſchen Syſtem einer abſoluten Freiheit entſpringt, für einen ſolchen gibt es keinen Platz auf der Welt, ſo groß ſie auch iſt. Es floſſen ihm freilich überall einige Unterſtützungen aus den Mitteln ſeiner Partei zu, die in Verbindung mit allen geheimen Geſellſchaften und eigentlich nichts anderes iſt, als deren in der Öffentlichkeit tätige rechte Hand. Dieſe Geſellſchaften und Verbrüderungen, welchen Namen und welche Zeichen ſie führen mögen, haben alle einen und denſelben Hauptzweck: die Ausrottung aller poſitiven Religion — oder mit einem anderen und deutlicheren Wort: die Vertilgung der katholiſchen Kirche von der Erde. Aber nicht alle Mitglieder dieſer Verbrüderungen legen öffentlich Hand an das Werk des Umſturzes und der Zerſtörung. Das verbieten Verhältniſſe und Rückſichten, Stellung und Charakter. Umſomehr ſind ſie bereit zu derjenigen Unterſtützung, welche für alles, was einen Fortgang auf dieſer irdiſchen Welt haben ſoll, mehr oder minder notwendig iſt: ſie ſpenden Geldmittel. Die Männer der öffentlichen Revolution ſind gleichſam die Kriegstruppen der geheimen Revolution und werden als ſolche von dieſer auf jede Weiſe unterſtützt. Die einen werden zu Stellen und Ämtern befördert; die anderen erhalten Jahrgelder, um Reiſen oder Studien im Sinne der Aufklärung und des Unglaubens zu machen; noch andere werden beſoldet als Journaliſten und Verfaſſer von Tendenzſchriften; wieder anderen macht man einen erſtaunlich großen Ruf hinſichtlich ihres Wiſſens, ihrer Talente, um auf dieſe Art ihr Fortkommen zu begünſtigen; und ſo wird dieſe Armee der Revolution in ſtillen Zeiten durchgebracht, um in unruhigen alsbald auf ihrem Platz und dienſtbereit zu ſein.

Florentin empfing alſo wohl einige Unterſtützung, allein ſie entſprach nicht ſeinen Bedürfniſſen, noch konnte ſie ſeinen

Ehrgeiz befriedigen; daher fühlte er ſich mehr erbittert als verpflichtet, was von ſeinem kommuniſtiſchen Standpunkt aus nicht anders ſein konnte. Nachdem er die unglückliche Wendelroſe in ihre Heimat zurückgebracht und verſchiedene Wanderungen durch Deutſchland gemacht hatte, um den Stand ſeiner Partei nach ſo langer Abweſenheit zu rekognoszieren, ging er nach der Schweiz, deren Gletſcher in einen Krater der Revolution verwandelt zu ſein ſchienen, und ſtieß in Chamouny auf Lelio, der Judiths Kreuz- und Querzüge mitmachen und ſie auf ihren Kunſt- und Erholungsreiſen begleiten mußte. Lelio freute ſich ſehr, ſeinen alten Genoſſen am Fuße des Montblanc wiederzufinden, nachdem er ihn am Fuße des Kapitols verlaſſen hatte — und da Judith einen gewandten und gebildeten Sekretär in ihrer Umgebung zu haben wünſchte, der die neueren Sprachen geläufig ſchreibe, und da Florentin von Kindheit auf die praktiſche Übung dieſer Sprachen hatte: ſo ſchlug Lelio ihn in der zwiefachen Eigenſchaft ſeines Freundes und eines höchſt brauchbaren Geheimſchreibers ihr vor. Er ließ auch die Bemerkung fallen, Florentin ſei ein Italianiſſimo, habe als ſolcher viele politiſche Verfolgungen ausſtehen müſſen und ſei eines Ruhehafens recht bedürftig. Judith erwiderte mit ihrem kühlen Indifferentismus, Lelio wiſſe ja, daß ſie ſich für den politiſchen Fanatismus ebenſowenig wie für den religiöſen intereſſiere; daß ſie aber gern einem Hilfloſen, der brauchbar für ihre Abſicht ſei, einen Platz in ihrer Umgebung anweiſen wolle, vorausgeſetzt, daß er es verſtehe, ſich auf dieſem Platz zu halten. Am anderen Tage beſtieg ſie den Montanvert und beſuchte das große Eisfeld, das unter dem Namen mer de glace ebenſo berühmt als ſehenswürdig iſt. Florentin hatte ſich ſeinerſeits zur mer de glace begeben; und auf dieſem Punkt, einem der intereſſanteſten in Europa, ließ er ſich durch Lelio einer der berühmteſten Frauen von Europa vorſtellen, deren Schönheit und Genialität ihn verſöhnte mit der untergeordneten Stellung, die er bei ihr einnehmen ſollte. Hätte Graf Windeck ihm den Vorſchlag gemacht, ſein Privatſekretär zu werden: ſo hätte Florentin ihn mit der äußerſten Verachtung zurückgewieſen; aber Privatſekretär bei einer italieniſchen Primadonna, das war etwas ganz anderes! ſie gehörte zu den Celebritäten des Jahrhunderts, ſie war ein großes Genie, und Florentin betrachtete jedes Genie als einen gekrönten Sprößling der Freiheit — einesteils, weil es die breitgetretene Bahn der Alltäglichkeit verlaſſe und eigene Wege einſchlage; andernteils, weil es mannigfache Kämpfe gegen eingeroſtete Vorurteile und mit dem Stumpfſinn der unempfänglichen Maſſe zu beſtehen habe. Da Florentin ſich ſelbſt als einen Freiheitsſprößling anſah, der durch die Ungunſt der Verhältniſſe noch nicht gekrönt ſei, ſo fand er eine gewiſſe Verwandtſchaft ſeines Geiſtes mit allen großen Genies, wenn auch nicht in der Begabung, ſo doch in der Richtung. Judith war indeſſen mit ſeinem Benehmen und ſeinen Leiſtungen zufrieden und behielt ihn.

„Wie lebt man denn mit der Signora Judith?“ fragte er ſeinen Freund.

„O ſehr gut!“ entgegnete Lelio. „Sie iſt ſehr ungeniert und gönnt jedem ſeine Freiheit; ſie behandelt alle Leute, die mit Huldigung, Verehrung ꝛc. ꝛc. zu ihr kommen, über einen Leiſten — und Gott weiß, wer nicht zu ihr kommt! Prinzen und Journaliſten, Bankiers und Künſtler, Neugierige und Touriſten, Bettler und Kröſuſſe! — Sie nimmt, wie eine marmorne Göttin, jeden Ausdruck der Bewunderung an, möge er zutage kommen durch einen Blumenſtrauß oder ein fades Gedicht, durch eine Liebeserklärung oder einen Diamantenſchmuck. Zuweilen aber iſt ſie launenhaft, und dann nicht ſelten inſolent.“

„Wer iſt der primo amoroso?“ fragte Florentin.

Lelio zuckte die Achſeln bis zu den Ohren hinauf und ſtieß das unnachahmliche „Eh!“ der Italiener aus.

„Du wirſt doch nicht mit mir den Verſchwiegenen ſpielen wollen?“ rief Florentin. „Ich frage ja nur, um mich auf meinem Platz zu orientieren und um nicht in Verlegenheit zu kommen und zu bringen.“

„Niemand kann das verraten, was er ſelbſt nicht weiß,“ erwiderte Lelio kaltblütig. Als Florentin ihm aber mit ſpöttiſch fragendem Blick in die Augen ſah, gab er lachend zur Antwort:

„O nein! — Ich kann dir nur ſagen, daß ich mich um ihre intimen Verhältniſſe gar nicht bekümmere und kann dir nur raten, in dieſer Beziehung meinem Beiſpiel zu folgen. Ein gemeines Weib iſt ſie nicht! aber . . . .“ —

„Nun — aber?“ rief Florentin geſpannt.

„Aber vielleicht ein böſes!“

„Bah! ſie wird doch nicht mit Gift und Dolch umgehen?“

„Nein; doch mit eiskalter Koketterie. Sie verlangt große Triumphe. Leute wie dich und mich beachtet ſie gar nicht.“

Lelios Aufrichtigkeit verdroß Florentin ungemein und er gab ſeine Fragen hinſichtlich Judiths aus Empfindlichkeit auf. Wie nun auch ſeine eigenen Beobachtungen ausfallen mochten, er blieb ihr Privatſekretär und war bereits drei Jahre in dieſer Stellung, als ſie ihren Aufenthalt in der Villa Diodati nahm.

Judiths Schönheit hatte in dieſer Zeit verloren und gewonnen; verloren — alle Friſche und Weichheit der Jugend, allen Schmelz der erſten, unwiederbringlichen Blüte; gewonnen — eine gewiſſe tragiſche Ruhe in Ausdruck und Haltung. Sie ſchien beſtändig zu denken: Es iſt nichts anzufangen mit dem Leben! ich weiß es aus Erfahrung! — —

Sie trat jetzt mit dem ganzen Schwarm ihrer Begleiter in den eleganten, hell erleuchteten Salon der Villa Diodati, wo Madame Miranes ſie erwartete, und ihr entgegenrief:

„Lelio iſt endlich zurückgekehrt!"

„O glückliche Nachricht!" rief der ruſſiſche Fürſt.

„Jetzt wird mir vielleicht die Wonne zuteil „Casta Dia" zu hören."

„Beſter Fürſt," ſagte Judith, „ich begreife gar nicht dieſe Marotte. Sie haben ja unzählige Male die Norma gehört."

„O welch ein Unterſchied, ſie zu hören auf der Bühne als Oper und mit dem ganzen Publikum — oder im Salon, und gerade dieſe eine Arie! das iſt ein Genuß, der nur wenigen Lieblingen des Glückes zuteil wird."

„Dieſe Sucht nach dem Beſonderen iſt eben das, was ich Marotte nenne," erwiderte Judith.

Aber der Fürſt fuhr fort: „Ich flehe Sie an, Signora, laſſen Sie den Herrn Lelio rufen, daß er ſeinen Platz am Pianino einnehme und die „Casta Dia" akkompagniere. Legen Sie Ihren Burnus nicht ab! er drappiert Sie unvergleichlich und bildet ganz ungeſucht das Gewand der Druidin."

Da alle Herren die Bitte des Fürſten unterſtützten, ſagte Judith endlich zu Florentin:

„Hätten Sie wohl die Güte, uns den Lelio zu holen?"

Ein Sturm des Entzückens brach aus und der junge Engländer wurde geſprächig vor froher Erwartung und ſagte:

„Von den Druidinnen, die in meiner Heimat Wales recht eigentlich zu Hauſe waren, erzählt die Sage: ſie hätten Lieder von ſo wunderbarer Schönheit geſungen, daß ſie die Meeresſtürme damit bezaubert und zur Ruhe gebracht hätten. Das fällt mir immer ein, wenn ich Signora Judith die Norma ſingen höre."

„Nur mit dem enormen Unterſchied," fiel der Fürſt ein, „daß die Signora Stürme erregt, nicht beſchwichtigt." —

Florentin trat ſoeben mit einem ganz verſtörten Geſicht wieder ein und berichtete dem erwartungsvollen Kreiſe, Lelio laſſe ſich entſchuldigen, er liege bereits im Bett.

„Deſto beſſer!" ſagte Judith und warf ihren Burnus ab. „Sie brauchen über dies Mißgeſchick nicht faſſungslos zu ſein, Fiorino."

„Aber ich deſto mehr!" rief der Fürſt. „Seit vierzehn Tagen bin ich hier feſtgehalten durch . . ."

„Ihre Marotte!" warf Judith lächelnd ein.

„Gut alſo! durch meine Marotte; werde von einem Tag auf den anderen vertröſtet: Wenn Lelio kommt! — Er kommt, der Unglückliche, und legt ſich mitten im Tage — denn es iſt ja wohl kaum ſieben Uhr — legt ſich zu Bett!"

„Morgen iſt auch noch ein Tag," ſagte Judith.

„Nicht mehr für mich!" rief der Fürſt klagend aus. „Meine Paßerlaubnis iſt bis zur äußerſten Grenze abgelaufen; ich muß fort."

„Welche Sklaverei!" rief Florentin.

„Nun ja," entgegnete der Ruſſe kalt, „ohne einige Sklaverei lebt ſich's nicht auf dieſer ſublunariſchen Welt. Ketten von oben und unten, von innen und außen ſind unſer aller Los. Der eine gehorcht dem Zar, der andere dem Volk, der dritte einem geheimnisvollen Alten vom Berge, der vierte einem ſchönen Augenpaar: Ketten allüberall! Nur ein Menſch ohne alle Beziehungen könnte ſich ihrer entledigen; damit würde er jedoch aufhören, Menſch zu ſein."

„Denoch iſt es ſehr hart," rief unbeſonnen der Marquis d'Avallon, „von ſolchen Beziehungen umſponnen zu ſein, die für eine geringe Überſchreitung polizeilicher Ordnung nach Sibirien führen."

„Oder nach Cayenne," entgegnete der Fürſt mit ſeinem verbindlichſten Lächeln.

Madame Miranes machte es ſich zur beſonderen Aufgabe, allen Geſprächen, die eine ſcharfe Wendung zu nehmen drohten, die Spitze abzubrechen. Bei den vielen und verſchiedenartigen Menſchen, die zu ihrer Tochter kamen, wachte ſie darüber, daß ſich alles in Ruhe und Harmloſigkeit bewege und unterhalte, und daß vor allen Dingen nie eine politiſche Diskuſſion geführt werde, von der nichts zu erwarten ſei, als Erbitterung für die Redner und Langeweile für die Zuhörer. Jetzt rief ſie lebhaft:

„Was Sibirien und Cayenne! ich ſage etwas ganz anderes! ich ſage Clarens! wir wollen morgen mit dem Dampfboot eine Exkurſion an das Waadtländiſche Ufer machen und in Clarens die „bosquets d'Héloise" durchwandeln."

Alle gerieten wieder in gute Laune. Marquis d'Avallon ſagte triumphierend, der Genferſee trage eine wahre Krone von berühmten Namen; aber die glänzendſten unter dieſen gehörten doch der „großen Nation" an: Voltaire, Rouſſeau, Madame de Staël. Dagegen behaupteten die Engländer, Lord Byron mit ſeiner ſchwunghaften Poeſie überwiege bei weitem die beiden letzteren, und Gibbons ſkeptiſche Intelligenz dürfe ſich mit Voltaire meſſen.

„Das Schloß von Chillon hat durch Lord Byron gleichſam eine unſterbliche Seele bekommen,“ ſagte der junge Engländer.

„Rouſſeau hat dasſelbe für Clarens getan,“ verſetzte der Franzoſe.

„Welches Land ſchickt denn jetzt ſeinen koſtbarſten Edelſtein für die Krone des Leman?“ wendete ſich der Fürſt an Judith.

„Mein Vater war ein Spanier,“ antwortete ſie, „und meine Kindheit verlebte ich in Cadiz.“

„O herrlich!“ rief Florentin. „Dieſe großen Genies, die ſämtlich für das höchſte Gut der Menſchheit, für die Freiheit, ſchrieben und wirkten, haben nicht bloß ihren Schatten und ihren Namen an dieſen Ufern zurückgelaſſen. Der Genius der Freiheit, der jetzt über der Schweiz ſein Banner ſchwingt, iſt hervorgegangen aus ihren Mühen, ihren Anſtrengungen, ihren Studien, ihren Nachtwachen. Wahrlich, ſie verdienen die Pilgerfahrt zu den Stätten, die ſie unſterblich gemacht haben. Aber wenn der Erinnerung Rouſſeaus in Clarens gehuldigt wird, und Voltaires in Ferney, der Frau von Staël in Coppet, Gibbons in Lauſanne und Lord Byrons auf dem ganzen See: ſo iſt doch auch Vevay nicht zu vergeſſen. Dort iſt das Grab eines Mannes der Tat, eines politiſch großen Mannes ....“ — —

„Oh! No!“ unterbrachen ihn die Engländer, Vater und Sohn, die ihr Reiſehandbuch auswendig wußten.

„Wer war der Mann?“ fragte Judith geſpannt.

„Es war Ludlow — einer jener Männer, die Karl von England aufs Schaffot ſchickten.“

„Wir ſind Whigs,“ ſagte der alte Engländer, „aber wir lieben nicht das Schaffot für die Könige.“

„Ein ſehr guter Geſchmack, Mylord!“ verſicherte Madame Miranes. „Der Signor Fiorino hat Sympathien, vor denen man ſchaudert.“

„Ich meinesteils,“ ſagte Judith, „ſchaudere vor all dieſen prunkhaften Sympathien mit Leuten, die doch weiter nichts getan, als eine Maſſe Bücher in die Welt geſchleudert haben, welche von Millionen, ohne den mindeſten Nachteil für Leib und Geiſt — nicht geleſen — hingegen von Tauſenden zu ihrem größten Schaden geleſen werden. In die Bewunderung des Genies legt man eine lächerliche Übertreibung.“

„Aber was ſoll man bewundern, wenn nicht das Genie — dieſe göttliche Flamme des menſchlichen Geiſtes!“ rief der Fürſt verwundert.

„Das iſt es eben,“ entgegnete Judith, „man weiß nicht, was man bewundern ſoll, und deshalb verfällt man auf dieſen Kultus, bei welchem unausbleiblich ein paar Weihrauchkörner für den Adoranten ſelbſt abfallen, indem ſich jeder — verſteht ſich in tiefſter Stille des Herzkämmerleins — eine gewiſſe Ähnlichkeit oder Beziehung, oder Verwandtſchaft mit dem Genie zuſpricht.“

Der junge Franzoſe, der bei der Waſſerfahrt geſagt hatte, die Schöpfung ſei das Werk Gottes, beſann ſich, ob er nicht einen Mann nennen ſolle, der gleichfalls an dem Ufer dieſes Sees, in dem kleinen Städtchen Thonon, in großer Mühſal und Demut ſeine glorreiche Laufbahn begann und von deſſen Schriften das Gegenteil von Judiths Behauptung galt: denn es iſt ein Schaden für die Seelen, die Werke des heiligen Franz von Sales nicht zu kennen. Aber wenn ſich auch der franzöſiſche Mut bis zu der Verwegenheit erhob, Gott als den Schöpfer der Natur zu bekennen, ſo ging er doch nicht ſo weit, um auf Gottes übernatürliche Schöpfung, die Gnadenwelt — und auf deren übernatürliche Genies, die Heiligen — Judith mit ihrem ungeſtillten Bewunderungsverlangen hinzuweiſen. In der Geſellſchaft von zwei Jüdinnen, zwei Hochkirchlern, einem Ruſſen und einem Kommuniſten den heiligen Biſchof von Genf als überebenbürtig von Voltaire und Gibbon zu nennen — nein! zu dieſer Großtat des Glaubens erſchwang der Marquis d'Avallon ſich nicht und er, der einzige, der von dem großen und liebenswürdigen Heiligen hätte ſprechen können, er nannte ihn nicht.

Endlich empfahlen ſich die Herren und begaben ſich nach Genf zurück. Als Judith mit ihrer Mutter allein war, ſagte ſie zu Florentin:

„Was iſt denn dem Lelio widerfahren? Sie kamen ja in einem entſetzlichen Zuſtand von ihm zurück.“

„Das wird er Ihnen ſelbſt ſagen!“ brach Florentin aus. „Mir fehlen die Worte, um eine ſolche Schmach zu bezeichnen.“

„Hat er geſtohlen?“ rief Madame Miranes beängſtigt.

„Oder ein anderes Verbrechen begangen?“ fragte Judith, ihrerſeits beunruhigt.

„Er hat gebeichtet!“ ſagte Florentin dumpf.

„Nun, was denn?“ fragte Madame Miranes neugierig. „Hat er Ihre oder ſeine Geheimniſſe ausgeplaudert?“

„O Gott! Sie verſtehen das nicht!“ rief Florentin ungeduldig. „Er iſt ein Apoſtat der Gewiſſensfreiheit geworden! er iſt zum Kreuz zurückgekrochen! er hat das Joch der Pfaffenherrſchaft auf ſeine Schultern genommen! Ha! ſo ſind dieſe Italiener: unzuverläſſig bis ins Mark hinein!“

„Aber, beſter Fiorino, weshalb wüten Sie ſo?“ ſagte Judith gelaſſen. „Sie predigen ja Gewiſſensfreiheit für jedermann. Nun, ſo laſſen Sie doch auch dem armen Lelio das Recht, die Freiheit ſeines Gewiſſens zu wahren und zu üben, wie es ihm zuſagt."

„Wenn es ihn von der Sache der allgemeinen Geiſtesbefreiung abtrünnig macht — nein! und abermals nein!"

„Das iſt leeres Gerede! warum ſoll er ſeine Idee von Freiheit der Ihren — oder der Idee von Millionen opfern? Wo iſt das Richtige? wo iſt die Wahrheit? wer bürgt dafür? auf dieſem Gebiet beweiſen große Zahlen gar nichts! Millionen können irren und einer kann ihnen gegenüber das Rechte und Richtige verteidigen und die Wahrheit behaupten. Alſo nicht über Lelio herfallen, mein Beſter!"

„Sie ſind ein großes muſikaliſches Genie, Signora," rief Florentin empört, „und haben überhaupt manche eminente Fähigkeit. Geht Ihnen aber nicht das wahre Licht der Erkenntnis auf und bemühen Sie ſich nicht, für dasſelbe zu wirken — was einer geiſtreichen Frau in einer bewunderten Stellung ſo leicht iſt — ſo werden Sie nie mitzählen unter den Größen des Jahrhunderts."

Er ſtürmte hinaus und Madame Miranes ſagte:

„Das fehlte noch! eine Barrikadengöttin für den Signor Fiorino! Liebes Kind, ich habe andere Wünſche für dich. Du haſt jetzt ein großes Vermögen und eine große Berühmtheit erworben; es wird nun Zeit, an eine glänzende Heirat zu denken. Wie gefällt dir der ruſſiſche Fürſt?"

„Gar nicht," ſagte Judith trocken.

„Es wäre doch nicht übel, Fürſtin — — wie heißt er denn eigentlich? — zu werden. Nach ſo vielen Theaterkronen würde ſich eine ſolide Fürſtenkrone gar paſſend auf deiner Stirne ausnehmen und dein Streben wahrhaft krönen."

Madame Miranes küßte die Stirn ihrer Tochter und verließ den Salon. Judith legte ſich matt in einen Seſſel zurück und ſagte halblaut:

„Welch' eine Menagerie — von Menſchen umgibt mich!"

Da öffnete ſich die Balkontüre, die Vorhänge rauſchten und Oreſt trat in den Salon. Judith ſah ihn befremdet an und ſagte:

„Was fällt Ihnen ein, Graf Oreſtes! wir ſind beide zu alt, um Verſteckens zu ſpielen."

„Ich ſpiele nicht, Signora," erwiderte Oreſt und ſetzte ſich ihr gegenüber; „und ich wünſchte ſehnlichſt, daß auch endlich einmal das Spiel von Ihrer Seite aufhören möge."

„Zu dieſer, wie es ſcheint, höchſt ernſten Unterhaltung —

denn Sie ſehen finſter wie die Nacht aus — wollen wir doch eine gelegenere Stunde wählen,“ ſagte Judith und wollte aufſtehen. Aber Oreſt ergriff ihre Hände, hielt ſie feſt und ſagte:

„Mit nichten, Judith! glauben Sie, ich hätte drei Stunden auf dem Balkon gewartet, um mich jetzt fortſchicken zu laſſen? um Sie morgen wieder nicht allein, ſondern in Ihrer Menagerie zu finden? um von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, in der immer geſteigerten Qual der Ungewißheit zu verharren? Nein, Judith! das geht nicht mehr! Sie müſſen mir Rede ſtehen.“

„Gut!“ ſagte ſie, ſchob ihren Lehnſtuhl zwei Schritte zurück, legte die Arme übereinander und ſah ihn an mit ihren wunderſchönen, wie ſchwarze Diamanten glänzenden Augen, über welche lange Wimpern einen zarten, dunkeln Schleier warfen. Sie ſah bezaubernd aus.

Oreſt betrachtete ſie eine Weile, drückte dann heftig beide Hände vors Geſicht und ſagte halbleiſe:

„Judith! . . . . ich liebe dich!“

„Darauf hab' ich nichts zu antworten!“ ſagte ſie.

„Ha!“ rief er, ſprang auf und ſtampfte wild mit dem Fuß auf den Boden; „wenn Sie nicht darauf antworten können, ſo dürfen Sie es auch nicht anhören.“

„Wer hört es nicht gern, das ſüße Wort von der Liebe?“ entgegnete Judith mit ſo weichem Ausdruck in Ton und Blick, daß Oreſt wieder gefangen und entwaffnet wurde und bat:

„Aber das Wort werde erwidert, Judith!“

„Ich bin von wenig Worten, Graf Oreſtes, das wiſſen Sie ja längſt.“

„Wie Sie mich foltern!“ rief er.

„O armer Martyrer der Liebe,“ entgegnete ſie lächelnd.

„Und wenn ich des Martertums überdrüſſig werde?“

„So verleugnen Sie mich!“ ſagte Judith in einem Tone, der mit tauſend Schlingen ſein Herz umſpann; „aber erwarten Sie nie von mir, daß ich je zu Ihnen von Liebe ſprechen könnte! Dadurch wird das Weib des Mannes Sklavin; er weiß ſich geliebt — und triumphiert. Das Weib hingegen findet keinen Triumph in der Gewißheit, geliebt zu werden — ſondern ein Glück. Er kann ſprechen; ſchweigen muß ſie.“

„Bis auf einen gewiſſen Punkt können Sie recht haben. Allein das Schweigen darf nicht lange genug währen, um Zweifel zu wecken.“

„Graf Oreſtes! ich habe Ihnen einmal vor Jahren ein Wort geſagt. Wiſſen Sie es noch?“

„Ob ich es weiß! ob es mir nicht Tag und Nacht das Herz durchklingt! Judith! Alles für alles — ſo lautete das Wort.“

„Das iſt doch gewiß klar und verſtändlich; und Sie haben es dennoch mißverſtanden. Als Sie zuerſt in Mailand um meine Liebe warben, da ſprach ich: Alles für alles! — und Sie? was taten Sie, Graf Oreſtes? — Sie gingen hin und vermählten ſich mit Ihrer ſchönen Couſine. Kaum waren die Flitterwochen vorüber, ſo lagen Sie wiederum zu meinen Füßen. Konnte ich anders, als dieſe — Liebe kann ich unmöglich ſagen! als dieſe Sorte von Liebe tief zu verachten? Wer auf die Zuſage: Alles für alles — ſo antwortet, der verſteht ſich nicht auf die Liebe des Weibes, überhaupt nicht auf die Liebe des Herzens — und eine andere mag ich nicht! — Damals ſprach ich Ihnen unumwunden meine Verachtung aus und ſtieg bei Ihnen im Preiſe, als Sie erkannten, daß ich ſo leichten Kaufes nicht zu gewinnen ſei. Sie wurden erzürnt, gekränkt, Sie gaben Ihre Liebesverſicherungen nicht auf und ſprachen viel vom Drang der Umſtände und von ſchuldiger Berückſichtigung der Familienverhältniſſe — was mich natürlich nicht im mindeſten von Ihrer Liebe zu mir überzeugen konnte. All die heftigen Szenen, all die bitteren Vorwürfe, welche ich Ihnen hätte machen können, machten Sie mir unter dem Vorwand Ihrer glühenden Leidenſchaft — was mich natürlich, als eine armſelige Komödie, ſehr langweilte. Und ſo trennten wir uns, wie ich glaubte — auf immer! Aber Sie kamen wieder, Sie ſuchten mich von neuem auf, Sie drängten ſich an mich; meine Kälte, meine Gleichgültigkeit ſtieß Sie nicht zurück; Sie behaupteten, nicht von mir laſſen zu können — und dies haben Sie allerdings bewieſen, denn ſeit drei Jahren ſind Sie, bald nach längeren, bald nach kürzeren Pauſen, nach Paris, nach der Inſel Wight und wieder nach Paris mir gefolgt. Dieſe Beharrlichkeit würde mich rühren und ich könnte ſie wohl als einen Beweis von aufrichtiger Liebe betrachten, wenn ich nicht wüßte, daß verſagtes Glück reizender für das Menſchenherz iſt, als erlangtes; denn um die Hoffnung ſchwebt ſtets ein Abglanz von der Unendlichkeit und auf der Erfüllung liegt ſtets ein Schatten des Todes — die Endlichkeit. So ſind Sie nicht allein; ſo iſt der Menſch, ſo iſt ſein melancholiſches Schickſal. Aber weil ich das weiß, ſo betrachte ich die Extravaganzen Ihrer Leidenſchaft und Ihr Beharren bei derſelben auch noch nicht als die wahre Liebe. Die muß ſich ausſprechen in einer Tat, einer entſcheidenden lebenumfaſſenden Tat; und deshalb ſage ich heute wie damals: Alles für alles. Nur ſage ich es jetzt mit noch größerer Entſchiedenheit, denn Sie ſind mir jetzt eine Ehrenerklärung für die tödliche Beleidigung ſchuldig, eine frivole Liebelei bei mir geſucht zu haben.“

„Das hab' ich nie!“ rief Oreſt und ließ die Hände ſinken, mit denen er, ſolange Judith ſprach, ſein Geſicht bedeckt hatte.

„Das nie! ich habe immer gefühlt, daß Sie die Herrin meines Schickſals ſein würden und habe niemals begehrt, den Zauberbann zu löſen, der mich an Sie feſſelte. Zu Ihren Vorwürfen, daß ich mich mit meiner Couſine vermählte, muß ich ſchweigen — denn ich hab' es getan! ich wußte, daß mein Glück in dieſer Ehe nicht liege — und ging ſie dennoch ein. Ich war ein leichtſinniger Tor, der ſich von den Verhältniſſen überrumpeln ließ, oder beſſer geſagt, der vor ihnen erlag. Sie haben keine Ahnung davon, was das iſt: die Familientradition, dies Forterben des Standes, des Namens, des Vermögens, der Erinnerungen, der Wirkſamkeit, von einem Geſchlecht auf das andere. Sie iſt ſo mächtig, daß ich mich ihr gegenüber gefangen und wehrlos fühlte."

„Kann ſein!" erwiderte Judith. „Indeſſen mag doch auch die Schönheit der Gräfin Windeck dieſe Gefangenſchaft nicht reizlos gemacht haben."

„Eiferſucht, Judith?" rief Oreſt freudeſtrahlend. „O wenn das iſt, ſo werden Sie begreifen, in welchem Kreuzfeuer ich ſtehe, wenn ich ſehen muß, wie man Ihnen huldigt — und wie ich zittern muß bei dem Gedanken, daß einer unter den vielen Ihr Herz gewinnen könnte — und daß ich dieſer eine vielleicht nicht bin! O dann werden Sie Mitleid mit mir haben, nicht wahr, Judith?"

„Wer hat denn Mitleid mit mir, Oreſt?" ſagte ſie ſanft. „Sie gehen zurück zu Gräfin Windeck . . . ." —

„Ein Wort von Ihnen, Judith, und ich bleibe!"

„Alles für alles! — Iſt dies das Wort, Graf Oreſtes, welches Sie nicht hören möchten?"

„Judith!" ſagte er mit gepreßter Stimme. „Sie ſind ein dämoniſches Weib."

„Das ſagen die Männer ſehr leicht, ſobald man nicht mit ihnen einverſtanden iſt," erwiderte ſie kalt. „Und das muß abwechſeln mit dem Ausruf: herzloſes Weib!"

„O könnte ich Sie doch haſſen, Judith!" rief Oreſt, ſprang vom Stuhl auf, hielt mit beiden Händen ſeinen Kopf und eilte auf den Balkon.

„Stürzen Sie ſich nur nicht in den See! — er iſt ſehr kalt!" rief ihm Judith nach. „Armer Oreſt!" ſetzte ſie nach einer Weile mit ihrer Sirenenſtimme halblaut hinzu. Als er nicht kam, folgte ſie ihm auf den Balkon. Er hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, die Arme auf das Eiſengeländer — und den Kopf auf die Arme gelegt.

„Kommen Sie doch herein, Oreſt!“ ſagte Judith und berührte ganz leiſe ſein geſenktes Haupt. „Die Luft iſt feucht und der nächtliche Tau ſchädlich.“

Er ſtand auf und folgte ihr in den Salon, willenlos wie ein Kind.

„Ich kann Sie nicht haſſen, Judith!“ ſeufzte er.

„Graf Oreſtes,“ nahm ſie wieder mit ihrem kühlen Tone das Wort, „Sie veranlaſſen immer Geſpräche mit mir, bei denen Sie ganz Feuer und Flamme werden und Gefahr laufen, in ein kaltes oder ein hitziges Fieber zu verfallen, je nachdem die Wagſchale mit Haß oder Liebe ſich mir zuſenkt. Iſt das vernünftig? iſt das liebenswürdig? was kann man mit einem zu ſolchen Exzeſſen geneigten Mann anfangen?“

„Ihn lieben, Judith.“

„Vorderhand nicht! ſondern ihm Gute Nacht wünſchen,“ antwortete ſie ſcherzend, ſchellte und ſagte zu dem eintretenden Diener: „Graf Windecks Wagen.“

Oreſt machte Anſtalt, den Befehl zu überhören, indem er ſich in einen tiefen Lehnſtuhl verſenkte und drei Journale auf einmal zur Hand nahm. Da öffnete und ſchloß ſich leiſe eine Seitentüre des Salons; und als er aufblickte, war Judith verſchwunden und er allein. Ohne mir Gute Nacht geſagt zu haben! murmelte er und blickte ihr zornig nach. Dabei fiel ſein Auge auf den Burnus, der über dem Lehnſtuhl hing, in welchem Judith ihm gegenüber geſeſſen hatte. Er ſprang auf, ergriff den unſchuldigen Burnus, zerriß das feine Gewebe von oben bis unten, drückte es an ſeine Lippen — und eilte zu ſeinem Wagen.

Als er fortrollte, kehrte Judith in den Salon zurück, fand ihren Burnus zerriſſen am Boden liegen, hob ihn auf und ſagte für ſich: „Du armer Mantel! auf dem Webſtuhl zu Marocco träumte dir vielleicht davon, in die Klauen eines Tigers oder eines Löwen des Atlas zu fallen und zerfetzt zu werden — und jetzt erfüllt ſich dein Schickſal nicht in Afrikas Wüſte durch wilde Beſtien, ſondern am eleganten Genferſee durch ein Menſchenkind!“ Sie wickelte ſich in ihren zerriſſenen Burnus ein, ging auf den Balkon, und ging auf demſelben auf und nieder, eine Stunde, und noch eine Stunde — und fand nicht einmal die Ruhe der Ermüdung in dieſem raſtloſen Wandeln: ſo unruhig waren ihre Gedanken.

Immer drängten ſich dieſe Gedanken der Zukunft zu; aber nicht, um ſich über freundliche und glänzende Bilder hingleiten zu laſſen; nicht, um bei Phantaſiegebilden von Freuden und Genüſſen zu verweilen, oder um Lebensverhältniſſe mit lieblichen Farben auszumalen. O nein! — Lechzend, atemlos, durſtig, ſtanden ihre Gedanken vor der dunkeln Zukunft und fragten: Was birgſt du mir? Was bringſt du mir? Biſt du die Sphynx, die das Rätſel meines Lebens mir vorlegt? und muß ich unter deinem ſteinernen Griff umkommen, wenn ich es nicht löſe? Gelöſt hab' ich meine Aufgabe nicht, denn ich habe keine Befriedigung gefunden. Und doch hab' ich alles erreicht, was ich damals in den Zitronenhainen von Cintra mir zu erreichen vornahm. Ich habe Gold, Ruhm und Bewunderung eingeerntet; ich habe Welt und Menſchen in bunten und glänzenden Geſtalten, in feſſelnden und intereſſanten Erſcheinungen — nebenbei auch in allen ihren Niedrigkeiten kennen gelernt; ich habe Freude gehabt an der Kunſt, an der Ausübung meines Talentes, an den Studien, die damit verbunden ſind, an der Begegnung mit anderen, die eines Weges mit mir gingen. Ich habe mit ſtolzem Selbſtgefühl die Huldigung der einzelnen und der Maſſen empfangen. Ich habe Triumphe gefeiert — aber ſie verrauſchen, und die alte Leere und die alte Unruhe ſind wieder da. Es war zuweilen wohl ſtill in meiner Bruſt, aber die Stille der Ermüdung, die Stille dumpfer Reſignation, wenn ich zu mir ſelbſt ſprach: Laß ſie dahinrollen, die Welt und das Herz und die Zeit und das Leben! laß ſie gehen, wie ſie wollen und können! das Menſchenſchickſal iſt nun einmal ein Ringen ohne Sieg! und wenn ich ſo zu mir ſelbſt ſprach, ſo kroch mir ein Etwas wie Verzweiflung durch alle Adern, alle Nerven, alle Fibern — und ein anderes Etwas ſtemmte ſich dagegen und ſchrie in mir: Nein! das Leben muß etwas anderes ſein, als ein Ringen aus dem Nichts, für das Nichts, in das Nichts! gerade dies Ringen beweiſt, daß es ein Ziel habe und daß es folglich auch einen Sieg gebe — und in dem Siege Befriedigung! Aber wo iſt ſie — die Befriedigung? Sphynx meines Schickſals, habe ich dich noch immer nicht verſtanden mit deinem geheimnisvollen dunkeln Blick? Meinſt du die Liebe? — Ja, die große Leidenſchaft, von der man zuweilen hört und lieſt, mag wohl ſolchen Zauber haben, daß ſie, wenn ſie mit vielen Schmerzen und Bitterkeit Hand in Hand geht, das Herz befriedigt. Aber die kommt, man weiß nicht wie und woher; die kann man nicht erringen, man fühlt ſie nur. Empfunden hab' ich ſie nie. Ob ich ſie einflöße? ich weiß es nicht. Die armſeligen Lieben aber, durch welche der friſche Schmelz des Herzens, der Blütenduft des innerſten Weſens trüb' und matt wird — und welche ſich doch wiederholen, weil ſie einem Opiumrauſch gleichen, der des Menſchen Träume lieblicher macht als ſeinen wachen Zuſtand — nein! für ſie bin ich nicht mehr jung und noch nicht alt genug. — —

Und ſie verfiel in trübes Sinnen über dieſe traurigen Lieben, an die auch ſie geſtreift war und die ihr Herz gepanzert hatten mit einer ſo kalten und gründlichen Verachtung von allem, was man Liebe nennt, daß ſie — mit ſich ſelbſt allein — auch ſich ſelbſt verachtete. Aber dann erwachte der Stolz und ſchüttelte dieſe Bürde ab, hob trotzig das Haupt und ſchaute nach anderen Triumphen aus. Oreſt liebt mich — fuhr ſie fort in ihren Gedankenzügen. Er ſoll mich lieben. Er hat mich für eine leichte Eroberung gehalten: dafür will ich eine große Genugtuung. Gräfin Windeck will ich werden. Ja, ich will in den Kreis dieſer Hochgeborenen hinein; aber nicht als die berühmte Sängerin, der ſie eine Ehre zu erzeigen meinen, wenn ſie ihr ein paar bewundernde Worte zuwerfen und die ſie als eine exotiſche Merkwürdigkeit, für die Dauer einer Soiree, in ihrem Salon aufweiſen möchten, um am anderen Abend mit leichtem Augenblinzeln hinter Fächer und Lorgnette über ſie hinwegzuſehen. O man kennt dieſe Hochgeborenen! Und gerade in ihrem Kreiſe will ich Platz nehmen, gerade zu ihnen will ich gehören, als ihresgleichen will ich durchs Leben gehen. Dies gehört nicht zu den Vorſätzen von Cintra! die ſind erreicht und abgetan. Dies iſt ein neuer Vorſatz: noch ein paar Jahre, höchſtens, meines glanzvollen Kunſtlebens und dann mitten aus dem Glanz der Öffentlichkeit in ein glänzendes Privatleben. Sphynx meiner Zukunft, iſt das dein Rätſel? und wird deſſen Löſung mir beſſer Stich und Farbe halten, als der Erfolg meiner Pläne von Cintra? — Da flog ihr durchs Gedächtnis, daß ſie vor wenigen Stunden zu Oreſt geſagt hatte: auf jede Erfüllung eines erſehnten Glückes falle ein Todesſchatten von Endlichkeit. Sie ſchauerte in ſich ſelbſt zuſammen und ſtrich das Haar von der Stirn, als ob ſie die quälenden Gedanken verſcheuchen wolle und blickte über den See hinweg, einen Gegenſtand ſuchend, der wenigſtens ihr Auge feſſeln möge. Da fuhr der Nachtwind auf und blätterte im Oſten das Gewölk auseinander, das wie eine ſilbergraue Roſe über das Gebirg heraufſchwebte und ſanft ſich öffnete und immer tiefer unter der aus ihr aufſteigenden Mondesſichel zurückſank. Und mit dem vollen Glockenton ihrer goldenen Stimme hub Judith zu ſingen an: „O casta dia;“ und niemand blickte in ihr Auge, als das melancholiſche Licht des Mondes im letzten Viertel — und niemand begleitete ihren Geſang, als die leiſe plätſchernden Wellen des Genferſees — und einſam ſtand ſie da, wie der Genius dieſer nächtlichen Natur, der an die Schatten gebannt iſt und die Flügel zu regen ſucht, um ihnen zu entfliehen und immer tiefer und tiefer in ſie zurückſinkt und ſich ſehnt nach Erlöſung.

◆

Lelio.

Am anderen Morgen befahl Judith, daß ihre Tür bis zum Abend für jedermann verſchloſſen bleibe. Sie wollte mit Lelio ſprechen, den Grund ſeiner befremdend langen Abweſenheit erfahren und ihm ſein Benehmen des vorigen Abends verweiſen. Lelio erſchien auf ihr Begehren — ein kleiner ſchwarzer lebhafter Italiener, mit feurigen römiſchen Augen und mit der vollkommenſten italieniſchen desinvoltura — ein Wort, welches in deutſcher Sprache nicht wiederzugeben iſt, wahrſcheinlich deshalb, weil der Deutſche die Sache ſelbſt nicht hat. Man könnte etwa ſagen: zwangloſes Benehmen — vorausgeſetzt, daß ſich keine brutale, bengelhafte Schattierung in dieſe Zwangloſigkeit miſche.

„Nun, Signor Lelio, ſind Sie von den Toten auferſtanden!" rief ihm Judith entgegen und reichte ihm freundlich die Hand zum Willkommen.

„Ecco, das iſt's! juſt was Sie ſagen!" rief Lelio vergnügt und ſchüttelte ihre Hand.

„Waren Sie wirklich lebensgefährlich krank?"

„Oh!" ſagte Lelio mit einem Ausdruck, als fände er keine Worte für ſeine Gefahr und mit einer Gebärde namenloſen Entſetzens.

„Ich bitte, Lelio, erzählen Sie mir Ihre Reiſeabenteuer nicht bloß durch Seufzer und Gebärden, ſondern recht ausführlich. Sie wiſſen ja, wieviel Anteil ich an Ihnen nehme."

„Ich weiß es, Signora, und ich will Ihnen gern alles erzählen. Nur fürchte ich zwei Dinge."

„Und die wären?"

„Erſtens: von meiner Seite, Mangel an Worten; — zweitens: von Ihrer Seite, Mangel an Verſtändnis."

„Das iſt freilich übel," entgegnete Judith lächelnd, „denn damit fehlt auf beiden Seiten die Hauptſache! aber fangen Sie nur an! wir wollen uns Mühe geben."

„O Judith, teure Signora! denken Sie an Petrarca, der einſt klagte: „Non ti conosco il mondo, mentre ti ha!"*) und doch nur von der Laura, von einem ſterblichen Weibe ſprach!"

„Aber, guter Lelio, es wird Ihnen doch nicht eine Unſterbliche begegnet ſein?"

„O Judith, das Göttliche iſt in der Welt und die Welt kennt es nicht und verachtet es und geht vorüber zu ihren Feſten, die nach Moder duften; zu ihren Freuden, die nach Moder ſchmecken; zu ihren Klügelein, die um Moder ſich bewegen; zu ihren Beſtrebungen, die in Moder untergehen."

---

*) „Die Welt beſitzt dich, ohne dich zu kennen."

„Sehen Sie, Lelio, das verſtehe ich ſehr gut!" warf Judith mit einem ſchwermütigen Lächeln ein und legte ſinnend ihre Stirn in die aufgeſtützte Hand.

„Es mögen wohl ſchon ſechs Wochen ſein," fuhr Lelio fort, „denn wir waren noch in Venedig und Sie hatten noch eine Reihe von Vorſtellungen in der Fenice zu geben — da bat ich Sie um einen Monat Urlaub. Ich wollte in der Schweiz eine Zuſammenkunft mit politiſchen Geſinnungsgenoſſen haben und dann nach Regensburg gehen, um den Gregorianiſchen Kirchengeſang in Deutſchland kennen zu lernen, der am dortigen Dom am tüchtigſten ausgeführt werden ſoll. Ich reiſte ab. Ich fand meine Freunde in Genf ganz in unſerer Art und Weiſe beſchäftigt, Syſteme zu erſinnen, Theorien zu verbreiten, Verbindungen zu ſchließen, Faden anzuknüpfen, Lehren zu predigen, Taten auszuführen, Adepten zu gewinnen — alles zu dem einen Zweck: die beſtehende geſellſchaftliche Ordnung von ihrer Baſis und aus ihren Fugen zu drängen, um dann, in einem günſtigen Augenblick, durch den heftigen Stoß einer Revolutionsbewegung das wankende Gebäude über den Haufen zu werfen und darauf den Neubau der geſellſchaftlichen Ordnung nach dem Programm: Völkerfreiheit! Geiſtesfreiheit! auszuführen. Hierin ſtimmen alle Männer der Zukunft überein. Dies iſt Plan und Ziel aller geheimen Bünde, mögen ſie Carbonari, Illuminaten, Freimaurer, Italianiſſimi oder ſonſtwie heißen. Was nun jeder einzelne unter Völker-, Geiſter-, Gewiſſens- und ſonſtiger Freiheit verſteht, wie weit er ſie verallgemeinert, wie groß er ihr den Spielraum läßt — das iſt ſeine Sache und hängt mit ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Spezialität zuſammen und man gönnt es ihm, inſofern das bundesgemeinſame Wirken nicht dadurch beeinträchtigt und gehemmt wird. Wir Italianiſſimi wollen die Zeiten der alten Roma wieder haben — die Zeiten der Republik, mit ihren Volkstribunen, ihren Großtaten und ihrer Beſiegung aller Karthaginenſiſchen Nebenbuhler um die Weltherrſchaft."

„Ich weiß es," unterbrach' ihn Judith; „Sie haben ſich oft mit höchſter Begeiſterung über dieſe Geſtaltung der Zukunft gegen mich ausgeſprochen, und da ich nun einmal glaube, daß jeder Menſch ſeine fixe Idee, ſeine Chimäre, ſeine Marotte hat: ſo hab' ich mich über die Ihre nicht weiter gewundert. Ginge ich aber nicht von einer allgemeinen, einer Ur-Marotte aus, ſo würde ich Sie für verrückt halten müſſen, denn kein vernünftiger

Menſch unternimmt es in Wirklichkeit, die Weltgeſchichte um zwei bis drei Jahrtauſende zurückzuſchleudern. Ich bitte Sie, was fangen Leute unſeres Schlages in Ihrer altrömiſchen Republik an! Wir müſſen uns für die Göttin Roma ſchlachten laſſen, ſonſt kommen wir um vor Hunger und beides wäre nicht nach meinem Geſchmack."

„Ich weiß nicht," fuhr Lelio lächelnd fort, „ſoll ich es dem ernüchternden Einfluß Ihres Umganges, Signora, oder irgend einem feindlichen Geſtirn zuſchreiben, genug, ich fand im Kreiſe meiner Freunde und Bundesbrüder nicht die Begeiſterung früherer Tage. Manche Anſicht kam mir hohl vor, mancher Weg ſchief, manche Theorie unhaltbar, mancher Plan unausführbar. Disharmonien innerer Widerſprüche gellten mir in die Ohren, und Diſſonanzen mit Wahrheit und Recht wollten ſich durchaus nicht löſen laſſen. Ich fühlte mich etwas verſtimmt, etwas ernüchtert, etwas abgekühlt — und um wieder in meinen Freiheitsſchwung zu kommen, beſchloß ich, von dem hyperkultivierten Leman, wo nichts mich an die altrömiſche Republik erinnerte, an den Vierwaldſtätterſee zu gehen. Ich tat es! aber! aber! — auch die kleinen Kantons, die Urſchweiz, die Wiege der ſchweizeriſchen Freiheit — ſie wollten mir nicht gefallen. Dieſe Löwenkühnheit in der Verteidigung ihrer politiſchen Unabhängigkeit gegen fremde Herrſchaft, von den Tagen ihres erſten Bündniſſes bis zu den Tagen der franzöſiſchen Republik — als die Weiber von Schwyz die Kanonen herbeizogen, um die Männer im Kampfe gegen die Franzoſen zu unterſtützen; und dagegen dieſe hündiſche Treue, einem Ludwig XVI. den Fahneneid zu halten, auf der Seite eines Königs wider ein Volk zu ſtehen . . . ." —

„Lelio!" fuhr Judith heftig auf, „fühlen Sie nicht, daß Sie ſich ein Brandmal auf Stirn und Herz durch Verachtung des Fahneneides drücken?"

„Ich fühlte es nicht!" erwiderte er gelaſſen und fuhr fort: „Und dagegen dieſe mehr als hündiſche Unterwürfigkeit vor einer Religion, welche die heftigſte Gegnerin aller Freiheit iſt und von ihrem erſten Anbeginn das edelſte und beſte, was der Menſch hat: die Freiheit ſeines Willens — nicht ſowohl in Ketten, als in Windeln legte: ich konnte einen ſo ſchreienden Widerſpruch nicht begreifen und kaum ertragen. Als ich vom Rigi herabſteigend das grüne Alpenland des Kantons Schwyz durchwanderte, fand ich nach und nach eine Menge von Reiſegefährten, Männer und Weiber, die mit einem Bündel auf dem Rücken, mit beſtaubten Schuhen, manche mit der Perlenſchnur des Roſenkranzes in der Hand, andere auf einen Stab ſich ſtützend, des

Weges zogen. Einige gingen in größeren Scharen, einige in kleinen Häuflein, bekümmerten ſich weder um die Gegend, noch um Reiſebegebenheiten, beteten Litaneien und Roſenkranz und knieten oftmals vor den Kruzifixen nieder, welche dort ſo häufig ſind, daß ſie naturwüchſig zu ſein ſcheinen. Fragte ich den einen oder anderen: „Wohin des Weges?“ — ſo antwortete jeder: „Nach Einſiedeln, zur Engelweihe.“ — Ha! dacht' ich, das kommt dir gerade recht! da gehſt du auch hin und ſchauſt dir einen Aufzug der Farce mit an, welche von der katholiſchen Kirche zum beſten der leichtgläubigen Menſchheit aufgeführt wird. Ich ging noch über ein paar Berge und durch eine Strecke grünen ſtillen Hirtenlandes — dann durch einen großen Flecken, deſſen Häuſer von außen förmlich mit Wirtshausſchildern tapeziert ſind — und war in Einſiedeln. Im Hintergrund des weiten Tales, gelehnt an einen mächtigen, mit Schwarzwald bedeckten Bergrücken, erhebt ſich das großartige, majeſtätiſche Kloſter, das mit ſeiner von zwei Türmen überragten Kirche zwiſchen zwei langen Seitenflügeln ein ſtattliches Gebäude im Stil des vorigen Jahrhunderts bildet und von den Häuſern des Fleckens durch einen großen freien Platz abgeſondert iſt. In der Mitte desſelben ſteht eine Muttergottesſtatue auf einem Springbrunnen, der beſtändig in zwölf Strahlen Waſſer ſpeit und rings herum liegen kleine unanſehnliche Boutiken, in denen Kruzifixe, Medaillen, Roſenkränze, Heiligenbildchen und dergleichen Gegenſtände, welche die Andacht liebt, feilgehalten werden. Verſtehen Sie mich, Signora?“ fragte Lelio, plötzlich abbrechend.

Halb mit leiſem Lächeln, halb mit leichtem Achſelzucken neigte Judith bejahend ihr ſchönes Haupt — und Lelio fuhr fort: doch mit ſo verändertem ernſten Ausdruck, daß auch ſie unwillkürlich ganz ernſt wurde.

„Vor dreizehnhundert Jahren lebte ein Jüngling, der hieß Benedikt, und der wurde von einer ganz wunderſamen Liebe ergriffen — von einer Liebe, welche die Welt nicht begreift, weil ſie nicht mit Fleiſch und Blut zuſammenhängt — von der Liebe zu Gott, zu dem menſchgewordenen, leidenvollen, gekreuzigten Gott der chriſtlichen Offenbarung. Er war jung und von hoher Geburt; aber er vergrub ſeine Jugend und ihre Anſprüche in einer Felſenhöhle — denn von einer ganz anderen Höhe ſtieg der Herr des Himmels und der Erde in die Felſenhöhle von Bethlehem hinab. Weil der Gegenſtand ſeiner Liebe ein gekreuzigtes Leben führte, wollte Benedikt es nicht anders haben. Das iſt Urgeſetz der Liebe: alles teilen mit dem Geliebten, ähnlich ſein dem Geliebten, um unzertrennlich zu ſein vom Geliebten! Das begreift jedes Herz; das ſtellt auch die griechiſche Mythe lieblich und tiefſinnig in den Brüdern Caſtor und Pollux dar. Pollux war ein Götterſohn, Caſtor der Sohn eines Sterblichen, und als nun Caſtor ſterben mußte und, gemäß dem Menſchenſchickſal, in den Orkus verſinken ſollte, da erklärte Pollux, der unſterbliche, er wolle zeitweiſe mit ſeinem geliebten Bruder in der Unterwelt weilen; dafür ſolle dieſer dann zeitweiſe die Wonnen des Olymps mit ihm teilen. Das iſt Liebe. Die Griechen dichteten von ihr; Chriſtus übte ſie; aber — da er Gott war, ſo übte er ſie als Gott, immer und für alle. Auch darin ſuchte Benedikt ihm ähnlich zu werden und die Ströme der Liebe, welche ſich in ſeinem für die Irdiſchkeit abgeſtorbenen Herzen angeſammelt hatten, für die Menſchen, ſeine Brüder, auszugießen. Was braucht der Menſch zu ſeinem Glück? — die richtige Erkenntnis Gottes. Sie iſt der klare Born, aus dem der Trunk der Ruhe geſchöpft wird, der Ruhe, die über alle Unruhe der Welt tröſtend hinweghilft. Die richtige Erkenntnis Gottes wollte Benedikt in der Menſchheit fördern, das Apoſtelamt fortſetzen und ausbreiten. Es ſammelten ſich gleichgeſinnte Männer zu ihm, um ihren guten Willen an ſeiner höheren Erleuchtung und Kraft zu ſtärken, um durch Gemeinſchaft ihre Unvollkommenheit zu ergänzen. Benedikt lehrte ſie zuerſt, die ſinnliche Natur zu beſiegen durch Selbſtverleugnung, Gebete und Arbeit; und dann dem Nächſten zu dienen, wie Gott es fügen würde. Und Gott nahm große Dienſte von dieſen Männern aus Benedikts Schule an! Was Europa von Kultur und Ziviliſation beſitzt, hat es ihnen zu danken. Sie drangen aus Italien immer weiter gen Norden; ſie hielten in der vielfach vermorſchten, und mit dem Chriſtentum häufig nur übertünchten, römiſchen Geſittung das chriſtliche Ideal aufrecht und zündeten wie auf einem Leuchtturm das Licht an, das ein Signal der Rettung für alle war, welche zwiſchen den Wellen und Stürmen jener unter- und aufgehenden Zeit gefährlich ſchifften. Sie zogen zu den barbariſchen Völkern Galliens und Germaniens und weiter noch, über Nord- und Oſtſee, predigten das Evangelium, ſiedelten ſich an unter dem rauhen Himmel, in weiter, wilder Ferne von ihrer Heimat und ihrer Sprache, unter fremden Menſchen, von denen ſie gehaßt, verfolgt, gemartert, gemordet wurden; und zum Dank dafür brachten ſie dieſen barbariſchen Horden nicht nur das Licht, ſondern auch die Liebe des chriſtlichen Glaubens und machten ihnen das zeitliche Leben leicht, nachdem ſie ihnen das ewige Leben gerettet hatten. Die Glaubensboten wurden Holzſchläger, Ackersleute, Handwerker. Sie rodeten Wälder aus, ſie legten Sümpfe trocken, ſie bebauten das Feld, ſie trieben Gartenbau, ſie pflanzten den Weinſtock; ſie führten Kapellen und Kirchen auf, daneben enge Räumlichkeiten zu ihrer Wohnung, und größere, um Kinder und Jünglinge aufzunehmen, zu unterrichten und auszubilden. Sie wußten Männer herbeizuziehen, von Jagd- und Kriegszügen abwendig zu machen und für das geſittete Leben des Feldbaues und des Handwerkes zu gewinnen. Dieſe ſiedelten ſich auf den urbar gemachten Stätten rings um die Kirche an, bildeten Familien und die Familien bildeten eine chriſtliche Gemeinde; ſo entſtanden Dörfer, dann Städte. Das ging nicht ſchnell, das währte Jahrhunderte; aber Benedikts Schüler waren nicht ungeduldig, denn ſie wirkten nicht, um ſich an ihren Erfolgen zu freuen, ſondern um das Werk Gottes unter den Menſchen fortzuſetzen: „Pertransivit benefaciendo." Eine ihrer Generationen ſtarb nach der anderen, und eine Generation übertrug die Fortſetzung dieſes Werkes der anderen; ſie lehrten und lebten das Evangelium. Je wilder die Zeiten wurden, je trüber die Gärung brodelte, die bei dem Untergang und der Neubildung großer Epochen die Menſchheit zerwühlt, je feindlicher äußere Stürme, Fehden, Kriege, barbariſche Invaſionen, räuberiſche Einfälle die Keime der chriſtlichen Kultur mit Untergang bedrohten, und alle Bildung, alles geiſtige Leben in den Nöten und Drangſalen des Augenblickes begruben, um ſo eifriger waren Benedikts Schüler, das Werk der Finſternis zu hemmen und der Zerſtörung des geiſtigen Lebens der Völker ein Bollwerk zu ſetzen. Immer größer, zahlreicher, umfaſſender wurden ihre Bildungsanſtalten für die Jugend. Das zarte Knäblein fand bei ihnen die Pflege der Mutterliebe; der wißbegierige Jüngling die Lehre der Wiſſenſchaft; der weltentfremdete Sinn die Meiſter in der erhabenen Askeſe, der höchſten Blüte des Menſchengeiſtes. In ihrem gemeinſchaftlichen Leben unter einem Dach, ſpärlich genährt, einfach gekleidet, waren ihre perſönlichen Bedürfniſſe gering. Alle Mittel, welche dem Notleidenden, dem Kranken, dem Reiſenden, dem Pilger nicht zufloſſen, wurden darauf verwendet, Bibliotheken von Manuſkripen anzulegen, und dieſe zu erhalten, zu vervollſtändigen, abzuſchreiben, mit unſäglicher Mühe zu entziffern, bildete einen großen Zweig der Tätigkeit für dieſe demütigen Männer. Sie verlangten nicht die armſelige Ehre, ihren Namen auf ein Manuſkript verzeichnet zu ſehen. Sie verlangten die Ehre Gottes, die durch alles gefördert wird, was den Menſchen in ſeiner Erziehung für ein übernatürliches Ziel — ich meine für ein ſolches, das außerhalb der Grenzen dieſes Erdballes liegt — bilden hilft. So waren ſie; ſo ſind ſie."

„Aber wer ſind ſie, dieſe Männer der großen Taten und der demütigen Herzen?" rief Judith.

„Es ſind Männer, die heutzutage verachtet, verhöhnt, verfolgt, verleumdet, angefeindet werden und über die ich, von der vollen Höhe meines Ichs herab, längſt den Stab gebrochen und ſie unwürdig erklärt habe, in der Lichtwelt unſerer Tage zu exiſtieren.“

„Beſter Lelio, Sie reden irre.“

„Keineswegs, beſte Judith! dieſe Männer ſind ja Mönche! Mönche des Benediktinerordens.“

„Es ſind Mönche!“ ſagte Judith gedehnt. „Wie konnten ſie dann doch ſo viel Gutes ſtiften?“

„O du echte Tochter deiner Zeit!“ rief Lelio. „Ja, ſehen Sie, Judith: weil es Mönche ſind, deshalb ſtiften ſie ſoviel Gutes. Es ſind Jünger, es ſind geiſtige Söhne von jenem Benedikt, den eine wunderſame Liebe ergriff: die Liebe zu Gott; und Söhne erben die Neigungen und Eigenſchaften ihrer Väter — das müſſen Sie bedenken.“

„Welch ein Erbe von Liebe für die Menſchheit, um nach dreizehnhundert Jahren nicht erſchöpft zu ſein!“ ſagte Judith ſinnend. „Warum gehen denn Ihre modernen Volksfreunde und Weltverbeſſerer nicht bei dieſen Mönchen in die Schule, Lelio?“

„Das will ich Ihnen ſagen: weil die modernen Apoſtel die Abtötung, die Verdemütigung und die Selbſtverleugnung des Kreuzes ebenſo ſehr haſſen und fliehen, als die Söhne Benedikts ſie ſuchen und lieben; und weil ihre heilige und ſegensreiche Wirkſamkeit ganz abſichtslos unſere unheilige und verderbliche verdammt, deshalb verfolgen wir diejenigen, welchen wir nicht nachahmen wollen. — Dies iſt aber alles nur die Einleitung, um zu ſagen, daß Einſiedeln eine Benediktinerabtei iſt, und die frommen Mönche jetzt, wie vor dreizehnhundert Jahren, Gott in dem Nächſten dienen: ſie beten für ihn, ſie ſtudieren für ihn, ſie unterrichten ihn. Sie lichten keine Wälder und trocknen keine Sümpfe mehr; dafür aber lichten ſie die Herzen und retten ſie die Seelen aus dem Sumpf der Sünden. Einſiedeln empfing den Namen nach einem Einſiedler und nach der Mutter Gottes. Im neunten Jahrhundert floh Meinrad, ein ſchwäbiſcher Grafenſohn, in dieſe Waldeswildnis, an den Rand dieſer Quelle. Nichts nahm er mit von den Schätzen ſeines Hauſes, als eine kleine Muttergottesſtatue, vor welcher er ſeine Gebete verrichtete. Er übte gegen ſich ſelbſt, nach Art der Heiligen, unerbittliche Bußſtrenge, und gegen andere, welche bei ihm Rat und Troſt in ihren Drangſalen ſuchten, liebevolle Barmherzigkeit. Himmliſche Erleuchtungen wurden ihm zuteil; er wendete ſie an, um das Reich Gottes in den Seelen zu fördern. Böſe Buben haben zu keiner Zeit, nicht im erſten, nicht im neunten, nicht im neunzehnten Jahrhundert, die

Heiligen geliebt. Böſe Buben erſchlugen Meinrad, der ſie gaſtfreundlich beherbergt hatte. Die Legende — dieſe poetiſche Arabeske um ein hiſtoriſches Gemälde — berichtet: zwei Raben, die Gefährten Meinrads in der Einöde, wären den Mördern auf Schritt und Tritt mit wütendem Geſchrei und wilden Flügelſchlägen durch Berg und Tal, über den See bis in ein Gaſthaus der Stadt Zürich nachgeflogen; und dadurch ſei die Miſſetat entdeckt worden. Das Gaſthaus heißt bis zur Stunde zu den beiden Raben, und die Abtei hat ſie in ihr Wappen aufgenommen. Meinrads Zelle mit dem Muttergottesbilde blieben in hoher Verehrung und andächtige Menſchen kamen von nah und fern, um auf der Stätte zu beten, wo er ſoviel gebetet hatte, und um in geiſtiger Gemeinſchaft mit ihm und mit allen Seligen, unter denen die allerſeligſte Jungfrau Maria obenan ſteht, um Gottes Gnade zu weinen und zu flehen, und für Gottes Barmherzigkeit zu preiſen und zu danken. So wurde die Meinradszelle ein vielbeſuchter Wallfahrtsort, wo auf Fürbitte des Heiligen und der Muttergottes große Gebetserhörungen ſtattfanden. Bald fand ſich ein frommer und reicher Mann, der ſein ganzes Vermögen dazu verwendete, den geiſtigen Bedürfniſſen der Pilger entgegen zu kommen. Er kaufte dieſen Landſtrich, baute Meinrads Zelle zum Kloſter, Meinrads Oratorium mit dem Muttergottesbild zu einer Kirche aus, fand gottſelige Genoſſen, welche bereit waren, den Seelen zu dienen, nahm mit ihnen die Benediktinerordensregel an, und nannte das Kloſter von Unſerer Lieben Frau zu Einſiedeln, woraus denn der gegenwärtige Name entſtanden iſt. Dieſer Mann hieß Eberhard und wurde der erſte Abt des Kloſters. Als der Bau vollendet war, bat Eberhard den Biſchof Konrad von Konſtanz, die feierliche Einweihung der Kirche vorzunehmen und die Stätte zu ſegnen, wo fortan die göttlichen Geheimniſſe des Glaubens vollzogen werden ſollten. Biſchof Konrad kam und brachte die Nacht vor der großen Zeremonie mit Gebet und Wachen hin. Plötzlich hört er einen wunderſüßen Pſalmengeſang, der aus der Kirche zu kommen ſcheint. Er horcht, er verläßt ſeine Zelle; der Geſang dauert fort. Er eilt zur Kirche, öffnet die Türe — ein Meer von Licht flutet ihm entgegen und in dieſem Licht ſieht er Geſtalten, welche freilich unſere trüben, von irdiſchen Bildern verdunkelten Augen nicht wahrnehmen können. Auf dem feſtlich erleuchteten Altar ſteht die Mutter Gottes von Strahlen umfloſſen, und vor dem Altare, bekleidet mit den hohenprieſterlichen Gewändern, bringt Chriſtus der Herr das heilige Opfer dar. Die vier Evangeliſten aſſiſtieren; St. Petrus hält den biſchöflichen Hirtenſtab, St. Gregorius die Mitra, St. Ambroſius bringt den Opferwein dar und St. Auguſtinus den Weihrauch; St. Stephanus lieſt die Epiſtel, St. Laurentius das Evangelium und Erzengel Michael, der Anführer der himmliſchen Heerſcharen, ſingt mit allen Engeln, welche Palmenzweige und Rauchfäſſer ſchwingen, das Offizium der Kirchweihe.“

„Das iſt ja wunderſchön, Lelio! das ſieht ja aus wie eine jener himmliſchen Viſionen, die Fra Angeliko gemalt hat!“ rief Judith. „Nur ſchade, daß dieſe Arabeske die hiſtoriſche Wahrheit überwuchert!“

„Ich erfinde nichts! ich berichte nur die Tradition,“ erwiderte Lelio; „aber die Tradition bildet ein großes und wahrhaftes Stück Welthiſtorie, denn ſie faßt immer den Zuſammenhang der natürlichen Weltordnung mit der übernatürlichen auf, ohne welchen Zuſammenhang alle Wahrheit aus der Weltgeſchichte verſchwindet und ſie zu einem öden Schattenſpiel herabſinkt. — Biſchof Konrad teilte dem Abt Eberhard am anderen Morgen die nächtliche Feierlichkeit mit und weigerte ſich, die Einweihung der Kirche vorzunehmen. Aber man hielt ihn für einen frommen Viſionär und beſtand auf die Einweihung. Nachdem er lange umſonſt Widerſtand geleiſtet hatte, mußte Konrad nachgeben und die Zeremonie ſollte beginnen, als plötzlich eine Stimme, die alle hörten und die allen unbekannt war, ihm zurief: „Halt ein! ſie iſt geweiht.“ Dieſe wunderbare Begebenheit erlebten Tauſende; die Zeitgenoſſen glaubten ſie, die Tradition bewahrte ſie, päpſtliche Bullen beſtätigten ſie — und Einſiedeln wurde mehr und mehr eine Stätte, auf der es Gott gefiel, große Gnaden und ungewöhnliche Gebetserhörungen an die Verehrung der allerſeligſten Jungfrau Maria zu knüpfen. Kein Tag verging, der nicht Pilger nach Einſiedeln geführt hätte. In ungeheuren Maſſen ſtrömten ſie herbei am Jahrestage des wunderbaren Ereigniſſes, das die Benennung „die Engelweihe“ empfing. Ohne recht zu wiſſen wie, war ich am Vorabend dieſes feſtlichen Tages, der auf den 14. September fällt, zwiſchen Scharen von Wallfahrern nach Einſiedeln gelangt — ich, ein feuriger Jünger und Apoſtel der Offenbarung des neunzehnten Jahrhunderts, deren Glaubensbekenntnis für jeden einzelnen lautet: „Es iſt kein anderer Gott als Gott — und der bin Ich!“ Glänzender Fortſchritt gegen das Glaubensbekenntnis des Islams, welches auch ſagt: Es iſt kein anderer Gott, als Gott; aber dann ganz beſcheiden hinzuſetzt: Und Muhamed iſt ſein Prophet! alſo noch eine andere Autorität feſtſetzt, als die des Selbſtherrſchers Ich. Aber Fortſchritt muß ſein, und da das erſte Jahrhundert zum ſiebenten und das ſiebente zum neunzehnten fortgeſchritten iſt, kann die Menſchheit doch unmöglich beim

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Glaubensbekenntnis der Apoſtel Chriſti und der Anhänger Muhameds ſtehen bleiben. Darin ſind wir ja längſt übereingekommen, nicht wahr, Judith? Moyſes, Solon, Confutſe, Chriſtus, Zoroaſter, Muhamed — haben wir glücklich überwunden! Wir laborieren für den Augenblick ein wenig an Fourier, Proudhon und Brigham Young; aber das alles liegt doch ſchon in den letzten Zügen und nicht lange währt's, ſo herrſcht in der fortſchreitenden menſchlichen Geſellſchaft die abſolute Subjektivität. Jeder ſitzt auf dem Thron, den er ſich ſelbſt baut — trägt eine Krone, die er ſich ſelbſt flicht — empfängt den Kultus, den er ſich ſelbſt darbringt — lebt nach den Gelüſten ſeines Herzens, die natürlich ebenſo erhaben ſind, wie dies Herz es iſt — und nebenbei wird Italien glückſelig und Rom der Mittelpunkt der modernen Götterherrſchaft."

„Dieſe und ähnliche Hochgefühle ſchwellten meine Bruſt, und im ſtolzen Bewußtſein meiner Würde und meiner Weisheit wanderte ich, wie ein verkappter Götterſohn, zwiſchen den armſeligen und einfältigen Menſchenkindern umher, die ſich zu meinem Fortſchritt nicht erſchwangen und die ſich wie eine Völkerwanderung über Einſiedeln ausgoſſen. In den verſchiedenſten Trachten, hier ländlich, da ſtädtiſch, dort national eigentümlich, wogten tauſend Gruppen, in beſonderer Färbung und geſchiedener Originalität, zu einer Maſſe verſchmolzen, durch die Gaſſen dem großen freien Platz zu, wo ſie ſich ſonderten und trennten, am Springbrunnen tranken, die Kaufläden beſichtigten, am Bergesabhang ſich lagerten oder die breiten Stufen zum Portal der Kirche hinanſtiegen. Da waren Leute aus allen katholiſchen Kantonen und aus allen Nachbarländern der Schweiz: aus Oberbayern, Schwaben und dem badiſchen Oberland; aus dem Elſaß und dem fernen Lothringen; aus Deutſchland und Welſchtirol. Da hört man italieniſch, franzöſiſch, deutſch, romaniſch in den verſchiedenſten Mundarten reden, und da ſah man Geſichter und Trachten, die eine ebenſo große Verſchiedenheit der Sitten, der Gewohnheiten, der Lebensverhältniſſe andeuteten. War es nicht ſehr ſeltſam, daß ſoviel tauſend Menſchen aus allen Weltgegenden, von einem und demſelben Gedanken bewogen, ſich hier zuſammenfanden in aller Stille, Ruhe und Ordnung! und was war es für ein Gedanke? wollten ſie einen Karnevalszug ſehen, — oder ein Pferderennen — oder die Eröffnung einer Eiſenbahn — oder den Einzug einer Prinzeſſin? wollten ſie Gold graben wie in Kalifornien, oder Diamanten ſuchen wie in Peru? — Ach nein! ſie wollten hier beten. Keiner ſtörte den anderen, keiner beeinträchtigte den anderen; keiner beobachtete den anderen; jeder war wie verſunken in ſeine innere Welt, und alle waren in vollkommener Eintracht in der äußeren. Signora, ich muß geſtehen, dieſe idealiſche Geiſtesverbrüderung frappierte mich ungemein, beſonders weil ſich mir gewiſſe patriotiſche Feſte ins Gedächtnis drängten, die wir vor ſechs, acht Jahren in Rom feierten, und weil dieſe Zuſammenſtellung nicht zum Vorteil unſerer Bacchanalien war. Nun warf ich mich, um gegen alle milde Eindrücke hieb- und ſchußfeſt zu ſein — in die Frechheit. Das hab' ich ſchon oft mit Glück getan. Ich ging umher, Händ' in den Taſchen, Zigarre im Munde, Lorgnon in der Augenhöhle — und ſah mir die Leute an. Es waren wirklich kräftige Männer dabei, friſche Burſchen, hübſche junge Mädchen, — keineswegs lauter Krüppel, Greiſe und alte Hexen. Aber bei den jungen Mädchen dachte ich: Ah, ihr wollt hier um einen Ehegatten bitten; und bei den Jünglingen: und ihr um die Gunſt eurer Liebſten; und bei den Männern: und ihr um das große Los, oder um den Tod eures verblühten Weibes; und Tagediebe ſeid ihr alle miteinander. Traf ich aber auf ein altes Weiblein oder einen müden Greis, die erſchöpft von der Wallfahrt haſtig und zerſtreut einige Gebete murmelten, dann dacht' ich frohlockend: Ihr ſeid der echte und rechte Wallfahrertroß! Euch grinſt der Tod an; da erſchreckt ihr und nennt die Freuden eurer Jugend — Sünden. Und eure Feigheit läßt ſich's weiß machen, daß ihr euerem Gott ein X für ein U machen und aus Sündern — Heilige werden könnt, wenn ihr gerade hier auf dieſer Stätte fünfhundert Ave Maria murmelt. Ja, ja, ihr ſeid mir die Rechten, euch kennt man! In Gedanken von ſolcher Stupidität, ſolcher Bosheit und ſolcher Gemeinheit erging ich mich con amore. Endlich begab ich mich in die Kirche, die nach einer Feuersbrunſt im vorigen Jahrhundert im reichſten, ornamentierteſten, italieniſchen Stil, mit einer Fülle von Gemälden, Statuen und Fresken gebaut und geſchmückt iſt. Meißel und Pinſel ſtellen durch Marmor und Farben die Geſchichte der Menſchheit in jenen großartigen Umriſſen dar, welche aus dem Alten und dem Neuen Bunde geſchöpft werden, und an den majeſtätiſchen Gewölben rollen ſich die Geheimniſſe des Chriſtentums und das Leben des Gottesſohnes von Bethlehem bis Kalvaria, dem himmelwärts gewendeten Blick auf. Unfern vom Eingang, mitten im Hauptſchiff, ſteht eine kleine offene Kapelle, deren Kuppel von ſchwarzen Marmorſäulen getragen wird. Unter der Kuppel ſteht über dem Altar eine ſchwärzliche Muttergottesſtatue mit dem Jeſukinde. Goldene Strahlen bilden ihr den Hintergrund und vor ihr ſchwebt eine Lampe mit dem ewigen Licht. Mit meinem Lorgnon im Auge gaffte ich alles an, und zum Glück durfte ich mir, als Künſtler, erlauben, dieſe ganze Schöpfung der chriſtlichen Kunſt zu bewundern. Daß ſie ein Sprößling des chriſtlichen Glaubens ſei, ließ ich beiſeite. Es waren viele Leute in der Kirche, aber es herrſchte eine lautloſe Stille. Die meiſten knieten um die Muttergotteskapelle herum, denn die Statuette iſt St. Meinards uraltes Gnadenbild und der Altar, über dem ſie ſich erhebt, iſt derjenige, an welchem Biſchof Konrad die himmliſche Erſcheinung wahrnahm. Dort ergießen ſich ſeit tauſend Jahren die Menſchenherzen in Gebet und Tränen; dorthin wenden ſich zuerſt die Pilger. Ich aber, als ein Neugieriger, ſchlenderte auf und nieder in den breiten Schiffen der Kirche und beſichtigte alle Seitenkapellen. In einer derſelben kniete eine einſame Frau. Sie fiel mir auf, denn in ihrer edlen Haltung war etwas, das mich an meine Mutter erinnerte. Auch in deren Alter mochte ſie ſein; aber ſie trug noch die Spuren einer ſo ausgezeichneten Schönheit, daß es mich verdroß, ſolch ein edles Menſchenbild in dem Verdummungsprozeß des Roſenkranzgebetes zu ſehen. Ich pflanzte mich ſeitwärts vom Altar, vor dem ſie kniete, auf und ſtarrte ſie an."

„Aber Lelio, Sie ſind unerträglich!" unterbrach ihn Judith. „Gönnen Sie doch den Leuten das Gebet — beſonders den Frauen! Wer weiß, in welchen Schmerzen es die einſame Beterin getröſtet hat."

„Nein, Signora, das dürfen wir nicht dulden. Die Apoſtel des Lichts müſſen Licht verbreiten und Finſternis erhellen! Ich nahm meine ganze Frechheit zuſammen und ſagte auf italieniſch ganz laut zu der Beterin: Nicht wahr? du biſt eine perfekte Magdalena? Sie ſchlug ein paar große, milde, müde Augen zu mir auf und ſagte im reinſten Italieniſch mit einem unausſprechlich friedlichen und ſanften Lächeln: „Nicht in der Buße, mein Sohn! bete ein Ave Maria für mich." — Judith! mein Gefühl war ungefähr das von Don Juan, als die Marmorſtatue des Komturs ein vernehmliches Ja! ſagt; nur miſchte ſich in meinen Schreck eine grenzenloſe Beſchämung. Ich hätte mich unſichtbar machen und aus der Kapelle, aus der Kirche, aus ganz Einſiedeln verſchwinden mögen. Ich fand mich auf dem freien Platz wieder, ohne Lorgnon vor dem Auge. Wie ich hinaus gekommen, weiß ich gar nicht! mir ſchien, alle Blicke müßten auf mich gerichtet geweſen ſein."

„O wie gönne ich Ihnen die Beſchämung!" rief Judith und klatſchte in die Hände. „Sie waren ja von einer ganz giftigen Inſolenz."

„Es ſcheint, die heilige Atmoſphäre habe die Macht gehabt, alle Herzen zu öffnen, und als das meine ſich auftat — ſieh'! da kam Gift heraus! Und hätten Sie nur die Frau geſehen mit dem ſchönen Blick und der ſchönen Sprache und wie ſie ſo mild ſagte: Figlio mio! ſo würden ſie ſich noch mehr meiner Beſchämung freuen! In der friſchen Luft und im heitern Sonnenſchein, der die bunten bewegten Bilder glänzend umrahmte, kam ich wieder zu mir und kehrte in die Kirche zurück, als zur Vorfeier des feſtlichen Tages die Veſper begann. Die Menſchenmaſſe war ſo groß, daß ſich Kopf an Kopf und Schulter an Schulter drängte; doch kein profanes Wort wurde laut und keine profane Neugier gab ſich kund. Ich fand gar keinen Stoff für meine Beobachtungen und horchte deshalb auf die Muſik. Das Magnifikat wurde prachtvoll geſungen, mit einer Würde, einem Schwung, einer Ruhe, einem feierlichen Ernſt, daß jedes Wort und jeder Ton wie Perlen in Gold gefaßt dahin rollten und in mein Ohr fielen. Was das für eine ſeltſame Verheißung iſt, dachte ich bei mir ſelbſt: „Die Mächtigen ſtößt er vom Stuhl und erhöhet die Niedrigen." Sollte Gott wirklich mit den Republikanern gemeinſame Sache machen, die Fürſten und großen Herren wegjagen und das Volk auf den Thron bringen wollen? Dann kämſt du auch auf den Thron, Lelio! — Aber du haſt ſchon deinen Thron, inwendig in dir! — Am Ende gehörſt du zu denen, welche geſtürzt werden ſollen, und die kleinen niedrigen Geſchöpfe rings um dich her kämen dann in die Höhe! Ja, klein und niedrig von Geſinnung wie jene Frau, die zu dem böſen Buben, der ſie zu beleidigen verſucht, mild ſagt: Mein Sohn, bete für mich! Solche kurioſe Gedanken hatte ich bei dem Magnifikat. Nach der Komplet mit ihren wunderbaren Tönen, die wie Abendglocken zur Ruhe läuten, wurde es ſtill in der Kirche und dämmernd. Die Kerzen erloſchen. Vor dem Tabernakel hing eine Lampe mit dem ewigen Licht und vor dem Gnadenbild eine andere. Wie ſelige Geſtirne flimmerten ſie in die Schattenwelt hinein. Ein Teil der Pilger hatte ſich in die Galerie begeben und umlagerte die Beichtſtühle ſo maſſenhaft, ſo ausdauernd, wie unſereiner die Aſpiranten zu einer anderen Galerie vor der Türe des Opernhauſes zu ſehen pflegt — wenn Judith die Norma oder die Desdemona ſingt. In der Kirche, um die Beichtſtühle, allüberall, Stillſchweigen, Sammlung, Ruhe und keine andere Bewegung als die, welche durch das leiſe Kommen und Gehen vieler Menſchen verurſacht wird. Ich fragte einen Kirchendiener, der am Eingange ein paar Lichter anzündete, damit die Dunkelheit nicht überhand nehme, ob ſpäter noch irgend eine Zeremonie ſtattfände. Er verneinte es mit dem Zuſatz, daß die Beichten bis Mitternacht fortdauerten und daß am anderen Morgen um vier Uhr die erſten Meſſen geleſen würden. Ich fing an mich zu langweilen. Ich hatte genug geſehen, gehört, mein Mütchen gekühlt; ich dachte an meinen Rückzug. Aber ich blieb wie eingewurzelt auf meinem Platz, denn es erhub ſich plötzlich ein ganz eigentümliches Getön, flüſternd erſt, wie das Laub im Winde, wie ein Bächlein, das über Kieſel und Moos behende fortrieſelt; dann ſteigend, anſchwellend, rauſchend wie ein gewaltiger Sturm — brauſend wie die Meeresbrandung— unmelodiſch und doch voll übernatürlicher Harmonie — regellos, und doch zur übernatürlichen Einheit geſammelt. Es quoll aus allen Teilen der großen Kirche hervor, aus den Stufen der Altäre; es ſtieg und ſank — und erhob ſich wieder — eine Flut, ein Orkan von Gebet, das aus dem Herzen und von den Lippen von zehntauſend Pilgern kam. Jeder betete halblaut ſeine Gebete in ſeiner Sprache, weinend, klagend, frohlockend, flehend, angſthaft, zuverſichtlich, jammernd, lobpreiſend — der eine ein Pater, der andere ein Miserere, der dritte ein Salve Regina, der vierte ein De profundis, der fünfte ein Te Deum, der ſechſte ein Veni sancte. Und einige beteten mit ihren Tränen und andere mit ihren Seufzern und andere mit gebrochenen Worten: alle Leiden und Schmerzen, alle Nöten und Trübſale, alle Kämpfe und Qualen, alle Liebe und Hoffnung, welche über den Erdball ausgebreitet ſind, drängten ſich auf dieſem einen Punkt der Erde zuſammen, und ſchrien auf in dieſem einen ungeheuern, Mark und Bein erſchütternden Akkord: es war der Geiſt der Menſchheit, der ſehnſüchtig an das Herz Gottes flüchtete. Es überfiel mich, ich weiß nicht was für ein Verlangen, einzuſtimmen in dieſe wunderbare Hymne der betenden Menſchheit; aber ich verteidigte mich aufs äußerſte und dachte an unſere Hymnen auf den Barrikaden, auf den Gaſſen, bei Volksbanketten, im Theater, bei unſeren Orgien; was ſangen die? Ja, was ſingen die! Blut, Mord, Luſtgier, Wahn und Rauſch. Ein namenloſer Ekel wandelte mich an. Ich ſtieß ſie fort — mit dem Fuß. Hinweg mit euch! ihr ſeid nicht die Stimme eines höheren Geiſtes in der Menſchheit; denn was iſt euer Grundton? Trotz! — Trotz gegen Gott und ſeine Offenbarung. Nennt's wie ihr wollt! . . . . aber das iſt's: Trotz gegen Gott und ſeine Offenbarung. Ihr ſeid gerichtet!! — Judith, verſtehen Sie mich?"

„Ich weiß nicht!" flüſterte ſie. „Erzählen Sie weiter."

„Aber ich!" fuhr Lelio fort, „ich ſollte einſtimmen in die Hymnen des Gebetes zu Ehren eines menſchgewordenen, eines gekreuzigten Gottes und Erlöſers? ich glaubte ja nicht an ihn! Mein Glaube lag ja begraben unter jenen Diſteln und Dornen, die mir das weiße Kleid der Gnade zerriſſen hatten. Wer nicht glaubt, kann nicht beten! Da fiel mir die Frau mit dem ſchönen liebreichen Blick ein und ihr Wort: Figlio mio, bete ein Ave-Maria für mich! Nun ſchloß ich einen Kompromiß mit mir ſelbſt ab und ſprach heimlich: Ich habe die Frau gekränkt; dafür will ich ihr den Gefallen tun und ein Ave-Maria für ſie ſprechen. Auf dieſe Weiſe war halb und halb mein Verlangen befriedigt, halb und halb meine Ehre gerettet. Es gibt nichts Elenderes unter der Sonne, als ein Kompromiß mit der Wahrheit. Dann verließ ich die Kirche, begab mich in meine Herberge und ſuchte zu ſchlafen. Es ging aber nicht recht. Teils hielten mich wahre Gedankenſtürme wach; teils ſtörten mich die Pilger, die in neuen Scharen herbeikamen und ohne Obdach zu ſuchen geradeswegs zur Kirche gingen und auf den Stufen gelagert, Roſenkranz und Litaneien beteten und geduldig harrten, bis ſich um zwei Uhr morgens die Türen öffneten und ſie zum Teich Bethesda der Seelen — zum Bußſakrament eingehen ließen. Schlief ich aber ein paar Minuten ſo war mir unausſprechlich wohl, denn das unbeſchreibliche und unvergeßliche Nachtgebet der Pilger ſäuſelte über mich fort wie ein Wiegenlied. Um drei Uhr läuteten alle Glocken. Ich ſprang ſo eilig auf, als dürfe ich keinen Moment des Feſttages verlieren und eilte in die Kirche; nicht aus Andacht, aber wir Künſtler lieben allerhand Emotionen, nicht wahr, Judith? Wie das aber zu gehen pflegt: ſucht man ſie, ſo findet man ſie nicht. Um vier Uhr begann der Gottesdienſt. Die ganze Kirche und alle Kapellen waren erleuchtet. Am Hochaltar feierte der Abt das heilige Meßopfer und an den übrigen Altären die Mönche und fremde Geiſtliche. Dann wurde die heilige Kommunion ausgeteilt — an Tauſende und Tauſende. Zuweilen trat eine Pauſe in der heiligen Ausſpendung ein. Dann flutete aber wieder ein Menſchenſtrom zum Tiſche des Herrn und wieder erſchien der Prieſter und brach das Brot des Lebens. Um zehn Uhr wurde ein prachtvolles Pontifikalamt zelebriert und zwar vom Nuntius des Papſtes — was mich denn wieder in meine allergiftigſte Stimmung verſetzte. Der alte ſchwache Prieſterfürſt in Rom hat ſeine Geſandten überall, bei Kirchenfürſten, bei weltlichen Fürſten und wie ſie; und die Oberhäupter des echten, des republikaniſchen Roms, ein Mazzini, ein Garibaldi, werden als Revolutionäre verbannt, gehaßt und mißachtet! Überdies mißfiel mir die frohe Stimmung des Volkes, das ſich nach dem Hochamt wie ein bunter, beweglicher, tauſendfarbiger Teppich über den Platz und den Bergabhang und die Gaſſen hinzog. Und ach! was war das doch für eine unſchuldige Fröhlichkeit! ſie waren mit Gott ausgeſöhnt, ſie waren mit der Speiſe der Engel erquickt: nun lagerten ſie ſich traulich zuſammen, die Familien, die Freunde, die Gemeinden — auf dem Raſen, um den Brunnen, in den Gaſtſtuben, wo ſie eben ein Plätzchen fanden — und genoſſen das Wenige, was ſie mitgebracht hatten, oder was ſie mit knapper Not ſich kauften. Und wer etwas hatte, der teilte es mit dem Dürſtigen und labte den Krüppel und den Armen. Wie hätten die nicht froh ſein ſollen! Da waren ja alle beiſammen, die Chriſtus auf Erden geliebt und denen er im Himmel die Seligkeit verſprochen hat: die reinen Herzen, die Armen im Geiſt, die Leidtragenden, die Barmherzigen. Aber ich — ich gehörte nicht in das Reich dieſer guten Kinder Gottes und deshalb grollte ich ihnen.

„Um mich zu zerſtreuen, geriet ich auf einen ſeltſamen Einfall. Ich ging in die Sakriſtei und bat um Erlaubnis, die Orgel ſpielen zu dürfen, da ja jetzt während einiger Stunden kein Gottesdienſt ſtattfinde; ich ſei ein Muſiker aus Rom, und die Orgel mein eigentliches Fach. Sie wiſſen, Signora, daß dies die volle Wahrheit iſt, daß meine Eltern mein Talent für die Kirchenmuſik ausbilden ließen und daß ſogenannte Freunde mich ſpäter in das Bühnenorcheſter und ſo weiter! und ſo weiter lockten! aber die Orgel blieb mein Lieblingsinſtrument, und in Einſiedeln überfiel mich das Verlangen, ſie zu ſpielen. Mein Wunſch wurde gewährt; doch mit kluger Vorſicht. Man kannte mich ja nicht! ich konnte ein Stümper ſein oder ein Böswilliger, der durch ſchlechtes Orgelſpiel die Andächtigen verletzte oder ärgerte. Man führte mich auf eine Orgelbühne, die zu einem Oratorium gehören mochte; und da fand ich ein herrliches Inſtrument. Ich war ganz allein, ganz ungeſtört. Durch die Fenſter, die mehr als mannshoch vom Fußboden angebracht waren, ſchaute der reine Septemberhimmel wie ein tiefblaues Augenpaar auf mich herab. Außerdem ſah und hörte ich nichts von der ganzen Welt. Ich ſetzte mich an die Orgel. Die Anklänge des geſtrigen Abends gingen mir noch durch die Seele. Ich entfeſſelte eine Welt von Tönen. Alle Klagen der Menſchenbruſt, vom Jammerſchrei bis zum Todesſeufzer rief ich wach und ließ ihre Wogen ſteigen, wachſen, ſchwellen, bis ſie mir ſelbſt über dem Kopf zuſammenſchlugen und nicht ich mehr ſie beherrſchen konnte, ſondern ein höherer Meiſter; und wer: Pergoleſe! an ſeinem himmliſchen Stabat mater brach ſich die ſteigende Flut. Erinnern Sie ſich, Signora, wo Sie zuletzt das Stabat ſangen und ich Ihren Geſang begleitete? In der letzten Karwoche war's, zu Paris, in der Kapelle der Kloſterfrauen von Note-Dame-de-Sion — da war's! da ſangen Sie mit Ihrer Erzengelſtimme, großmütig wie immer, für den Zweck dieſes Ordens: die Bekehrung der Juden in Jeruſalem. Seitdem hatte ich nicht an das Stabat gedacht. Nun fiel es mir ein. Nun tauchte aus den Schmerzen einer Welt — das Kreuz auf, und alles irdiſche Wehegeſchrei verſtummte vor der übermenſchlichen Klage eines Herzens, das unter dem Kreuze ſtand „pertransivit gladius“. Ich weiß nicht, wie lange ich ſpielte. Ich ſchwamm, ich badete in dieſen Melodien einer höheren Sphäre; ich durchwob ſie mit meinen Fantaſien, ich ließ alle Verzweiflung der Erde und alles Wutgeheul der Hölle in ſie hineingellen; aber nur um ſo mächtiger rauſchten die Ströme himmliſcher Harmonie auf ſie herab, und wie ein ſtiller ſilberweißer Schwan zog das Stabat durch die tobende See und ſtellte das Kreuz immer feſter, immer leuchtender auf ein zermalmtes Mutterherz.

„Endlich kam ein dienender Bruder mit der Bemerkung, daß der Abend ſinke, und daß ich doch ja nicht die Prozeſſion verſäumen möge, welche beginne, ſobald es ganz dunkel ſei. Ich riß mich mühſam von meiner Orgel los und eilte ins Freie. Ich hatte die Abſicht, einſam auf den Bergen umher zu ſchweifen, um der langweiligen Prozeſſion aus dem Wege zu gehen; da bemerkte ich Anſtalten zu einer Beleuchtung und die Beleuchtung der St. Peterskirche in Rom, dieſe Wonne meiner Kindheit, fiel mir ein. Ich blieb, um zu ſehen, ob hier etwa eine Nachahmung ſtattfinden ſolle. Je mehr die Nacht einbrach, deſto mehr verſammelte ſich die Menſchenmaſſe auf dem freien Platz. Er war zuletzt wie gepflaſtert mit Köpfen. Da ich etwas kurzer Statur bin, verwünſchte ich hundertmal die langgewachſenen Söhne der Alpen, zwiſchen denen ich eingekeilt ſtand, und verfiel in eine höchſt grimmige Stimmung über die ſtupide Neugier, welche ſoviel tauſend Menſchen hier zuſammenführe, während ich vielleicht der einzige ſtupid Neugierige unter ihnen war. Endlich entſtand in der Kirche eine große Bewegung; die Orgel erklang, die Kerzen auf allen Altären wurden angezündet, feierlicher Geſang ertönte, die Glocken huben an zu läuten, die Prozeſſion ſetzte ſich in Bewegung. Eine Doppelreihe von Mönchen und Geiſtlichen, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand, zog vom Hochaltar aus durch die Kirche, aus der Türe, die Stufen hinab, um den Platz. Am Schluß der Doppelreihe ging der Abt unter einem Baldachin, von Weihrauchwolken umwogt, das Sanktiſſimum tragend. Als es außerhalb der Kirche erſchien, flammte über dem Portal ein koloſſales Lichtkreuz und rings um den Platz, in gewiſſen Zwiſchenräumen, Bündel von Fackeln auf, und im feierlichen Reigen wandelte die Prozeſſion dahin. Wie die Wellen des roten Meeres ſich teilten, um dem Volke Iſraels Durchgang zu laſſen: ſo wich die Menſchenmaſſe und ſtand zu beiden Seiten wie eine Mauer, und kniete nieder, wenn die kleinen Glöckchen und die Weihrauchwolken ſich näherten, und erhob ſich wieder, wenn das Sanktiſſimum weiter zog. Ich aber kniete nicht nieder, ſondern reckte mich ſo hoch ich konnte, und ſtand mit verſchränkten Armen, Lorgnon vor dem Auge, Hut auf dem Kopf, in der vorderſten Reihe kerzengerade, als ſich das Sanktiſſimum meinem Platze nahte und alles neben mir, hinter mir und gegenüber auf die Knie ſank. Ich ſtand im ſtolzeſten Bewußtſein meiner Würde und Freiheit; aber mein Hut fiel! ein ernſter dunkeläugiger Tiroler nahm ihn mir ganz ruhig ab, mit dem Ausdruck eines Vaters, der ſeinem Bübchen zeigt, was ſchicklich ſei. Ich riß ihm empört meinen Hut aus der großen ſehnigen Hand, die mit ungewöhnlicher Behendigkeit das Kreuzzeichen machte, und drängte mich, von Zorn gekräftigt, nach der anderen Seite des Platzes, wo man unfern der Kirche zum Behuf dieſer Feierlichkeit einen Altar errichtet hatte, der wie ein Meteor im nächtlichen Dunkel aufſtrahlte. Er war um viele Stufen erhöht und von einer ſäulengetragenen Kuppel überwölbt, und alle Umriſſe des kleinen Gebäudes waren mit ungemein glänzenden Lampen, wie mit Schnüren von Diamanten eingefaßt. Das Innere war ganz mit Blumen austapeziert und an der Hinterwand ein großes transparentes Gemälde angebracht, jene Viſion, die Johannes auf Pathmos hatte: das wunderbare Weib mit den zwölf Sternen um das Haupt und der Mondesſichel zu ihren Füßen. Nach dieſem Altar zog die bewegliche Lichtlinie der Prozeſſion.

„Trotz meiner kritiſierenden Stimmung fand ich das Schauſpiel großartig. Es war nichts zu ſehen, als eine tiefdunkele, von einzelnen Lichtgruppen erleuchtete Erde: das Kreuz in der Höhe, Altar und Fackelbündel im Vorgrund, in der Tiefe des Bildes der Flecken Einſiedeln illuminiert von tauſend Lichtlein — einer kleinen Welt von Leuchtkäfern ähnlich. Die Menſchen — ſtill, ernſt, geſammelt, ruhig auf einem Fleck, kein Gedränge, keine Schauluſt, und doch zu Tauſenden beiſammen. Im Hintergrund die gewaltigen Berge, die ſich in ihrer Maſſenhaftigkeit ganz ſchwarz zum Nachthimmel erhoben. Dazu die großartigen Stimmen, welche dem Bilde einen Ausdruck von Seelenleben gaben, Orgelklang, Chorgeſang, Glockenton — und über dem allen der ſtarke Wind, der von den Gletſchern kam und über den Wald ſauſte und die Spitzen der hohen Tannen umbog und mit ihren Äſten wie mit Fahnen wehte. Der Abt war zum Altare hinaufgeſtiegen und nun erklangen dieſe wunderbaren euchariſtiſchen Hymnen, welche von den Heiligen geſchaffen ſind und vielleicht von den Engeln geſungen werden. Dann hob er hoch auf das goldene Haus, in welches die überhimmliſche Dreifaltigkeit, verſchleiert von der heiligen Hoſtie, ſich herabgelaſſen hat, hielt es einige Augenblicke feſt und hoch vor allem Volk und bewegte ſich dann langſam, im Kreuzzeichen, ſegnend über die Menge. Alle

Gebete waren verſtummt; die Orgel ſchwieg; nur die Kanonen donnerten in den Choral der Glocken hinein; alle Stirnen ſenkten ſich zu Boden; denn nicht der Prieſter — Gott der Herr ſegnete ſein Volk. Und ich? — o ich ſtand aufrecht, als der Abt die Monſtranz erhob und hoch hielt und darzeigte; und ſtand aufrecht, als die Kanonen krachten und die Menge auf die Knie fiel und der Abt die beiden erſten Bewegungen mit der Monſtranz machte. Und als er ſie nach meiner Seite wendete und ich ſie feſt und kalt ins Auge faſſen wollte, da ging von ihrem Mittelpunkt ein goldener Strahl aus — und der traf mich, war's ins Herz, auf die Stirn, im Blick — ich weiß es nicht! genug, er traf mich beſiegend. Meine Stirn ſank zur Erde, meine Seele flog in den Himmel, ich lag im Staube und ich betete an."

„Was iſt das, Lelio!" rief Judith geſpannt und aufgeregt. „Was war das für ein Strahl?"

„Nichts Irdiſches war's, Signora, nichts Materielles. Kein Blitzſtrahl war es, und kein Spiel der Lichter auf den Diamanten der Monſtranz. Aber auch eine Viſion war es nicht, wie die Heiligen ſie wohl haben; kein Flammenpfeil, wie er der heiligen Thereſe das Herz durchbohrt und zu ſeraphiſcher Liebe entzündet . . . ."

„Nun denn," rief Judith beinahe heftig, „was war's?"

„Die Gnade war es, Signora!" ſagte Lelio ſanft. „Der Hebel war es, der ſeinen Stützpunkt im Herzen des Erlöſers hat, und der ein elendes Menſchenherz aus dem Abgrund der Sünde emporhebt."

„Das verſtehe ich nicht," ſagte Judith kalt.

„Ich prophezeihte es," erwiderte er lächelnd.

„Nun weiter!" rief ſie.

„Ich bin zu Ende, Signora! ich habe in der ganzen Zeit Einſiedeln nicht verlaſſen, gründlich in meinem Gewiſſen aufgeräumt und komme nun, um meine Vorſätze auszuführen."

„Aber Ihre unbekannte Beterin werden Sie doch erkundſchaftet haben?"

„O nein! die iſt mir unbekannt geblieben. Komme ich aber einſt in den Himmel, ſo werd' ich ſie ſchon erkennen — unter den Heiligen oder zwiſchen den Engeln."

Das Geſchlecht, welches „das ſchöne" und „das fromme" genannt wird, hat eine Eigenſchaft, welche ſeine Schönheit und Frömmigkeit ſehr beeinträchtigt: es verträgt nicht gut das Lob einer anderen Frau. Bei Judith, die nicht den mindeſten Anſpruch an Frömmigkeit machen konnte, wird es alſo nicht auffallen, daß ſie von ihrer Höhe herab entgegnete:

„Nun was iſt denn darin ſo großartig, einen armſeligen

Menſchen zu verachten, der uns beleidigen will? es fliegt Staub an den Saum unſeres Kleides: wir ſchütteln ihn ab — und gehen weiter. Das iſt doch eine allzu unbedeutende Handlung, um einen Paß in die Heimat der Engel zu erwirken."

Lelio machte eine lebhafte verneinende Gebärde.

„Tag und Nacht!" rief er, „Himmel und Erde! Sie verachten den Menſchen, der Sie beleidigt: heidniſcher Stolz! die Unbekannte bittet ihn: Mein Sohn, bet' ein Ave für mich: katholiſche Demut!"

„Und gaben Sie ſich gar keine Mühe, dieſem Mirakelweſen auf die Spur zu kommen? Schade, daß es nicht ein Vierteljahrhundert jünger war!"

„Signoria," ſagte Lelio ernſt, „dies verſtehen Sie wirklich nicht."

„Und weshalb nicht, Signor Lelio?"

„Weil ſich die Welt nach der Ordnung der Gnade Ihnen noch nicht erſchloſſen hat."

„Und was iſt das für eine neue myſtiſche Weltordnung, Signor Lelio?"

„Es iſt die, in welcher die Liebe zu dem gekreuzigten Gott der Offenbarung des Menſchen höchſtes Geſetz und heiligſte Richtſchnur iſt. Es iſt die, in welcher der Menſch, erlöſt von der Wucht ſeines Ichs und von deſſen unerträglicher Sklaverei, in den freiwilligen Dienſt der göttlichen Liebe tritt und dadurch ein Werkzeug Gottes wird."

„Und für ein ſolches halten Sie Ihre Unbekannte?"

„Allerdings, Signora. In der Gnadenwelt ſind höhere Kräfte tätig, als in der übernatürlichen Welt, darum üben ſie auch einen höheren Einfluß. Lebt und webt eine Seele in der Gnade, ſo gehen auch Gnadenwirkungen von ihr aus. Die höchſte iſt: eine Seele zu retten. Die Unbekannte hat den Grund zur Rettung meiner Seele gelegt; aber ſo recht wie ein unſcheinbares Werkzeug Gottes: ſie wußte es nicht, ſie wollte es nicht. Sie übte nur einen kleinen Akt von Demut und Liebe — ſo klein, daß die Weisheit der Welt ihn nur beachtet, um ihn zu verachten; aber er war gottgefällig und darum folgte göttlicher Segen ihm nach. Ahnungslos hat ſie meinem verhärteten Herzen den erſten Ruck zu ſeiner Bekehrung gegeben. Gottes Barmherzigkeit tat das Weitere. Jetzt muß ich das Meine tun."

„Was wird das ſein!" rief Judith erwartungsvoll.

„Nicht wahr, den Montblanc in den Leman ſtürzen — oder eine neue Sonne entdecken — oder einen neuen Weltteil erobern — darauf ſind Sie gefaßt? Nein, teure Judith! ich gehe ſchlecht und recht zu meinen Eltern zurück, bitte ſie um Verzeihung, daß ich ſo viele lange Jahre ſo bitter ſie betrübt habe, und ſuche fortan ein guter Sohn zu ſein, mit der feſten Überzeugung, daß die wahre Befreiung Italiens ſehr gefördert wird, wenn ein Italianiſſimo daran geht, ſich vom Unglauben und von der eng damit zuſammenhängenden hochmütigen Selbſtſucht zu befreien.“

„Wie, Lelio! Sie verlaſſen mich?“ fragte Judith traurig.

„*Stabat mater*, teure Judith! Auch meine Mutter ſteht unter ihrem Kreuz und weint! — ach! um ihren verlorenen Sohn. Was wären Entſchlüſſe, wenn wir ſie nur faßten, um unſerem aufgeregten Gefühl eine momentane Befriedigung zu geben, und wenn ſie mit unſerer Erregung verſchwinden würden! Nein! heute noch reiſe ich nach Rom ab.“

„Unmöglich! Sie wiſſen, wie unentbehrlich Sie mir ſind!“

„Ich weiß, daß Sie einen Muſiker brauchen, ja! — doch hier nicht, denn hier ruhen Sie aus von Muſik. Singen Sie dem Fürſten X., dem Marquis Y., dem Lord Z. die Skala vor, ſo brauchen Sie niemand zum Akkompagnement und die Herren ſind ebenſo entzückt, als hätten Sie die „*Casta dia*“ geſungen. Überdas kommen Sie ja auch bald und für den Winter nach Rom. Da hoffe ich Ihnen einen brauchbaren Muſiker aufgefunden zu haben.“

„Alſo auch in Rom wollen Sie nicht mit mir zuſammen bleiben? Hindere denn ich Sie daran, ein guter Sohn zu ſein? Oder überlaſſen Sie mich meiner Verdammung, nachdem Sie ſich gerettet haben?“

„Ich muß meine Seele retten, nicht die Ihre! das überlaſſe ich vollkommneren Menſchen. Was aber Ihre Verdammung betrifft, ſo hoffe ich genau das Gegenteil! ich hoffe, daß Ihnen hienieden das Gnadenleben — und droben die ewige Herrlichkeit zuteil wird.“

„Werden Sie für mich beten, Lelio?“ fragte ſie und reichte ihm die Hand. Er drückte ſie herzlich und rief:

„Gewiß! ich — und Beſſere als ich!“

„Nun, ſo beten Sie für mich, daß ich zu meinem Ziel komme und Gräfin Windeck werde.“

Lelio ſchleuderte ihre Hand fort und ſprang zurück, als habe ihn eine Natter geſtochen, und rief heftig:

„Wiſſen Sie denn nicht, daß der Mann verheiratet iſt?“

„Ja, ſehr unglücklich.“

„Unglücklich oder glücklich, das gilt gleich! Sie werden doch nicht in ein Serail gehen wollen?“

„Signor Lelio, ich bitte, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke. Ich will Graf Windecks rechtmäßige Frau werden.“

„Ganz richtig, Signora! dem Muhamedaner ſind vier rechtmäßige Frauen erlaubt; Sie müſſen ſich alſo mitſamt Graf Windeck zum Islam bekennen, wenn Sie ihn heiraten wollen — denn eine rechtmäßige Frau hat er bereits.“

„Haben Sie denn nie gehört, daß man unglückliche Ehen auflöſt, um eine glücklichere zu ſchließen?“

„Judith, Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen — nicht, was Sie anſtiften!“ rief Lelio mit dem Ausbruch tiefſten Schmerzes. „Ich ahnte wohl die Leidenſchaft des Grafen für Sie, doch nicht dieſe Wendung. O erbarmen Sie ſich des Unglücklichen und treiben Sie ihn nicht zum äußerſten! Er kann Sie nur dann heiraten, wenn er abfällt vom Glauben und in eine Sekte außerhalb der Kirche, kalviniſche, lutheriſche, evangeliſche — was weiß ich, wie ſie ſich nennen! eintritt — und Sie, Judith, mit ihm.“

„Wozu die enormen Anſtalten, Lelio! Bleibe er doch katholiſch, wenn er es iſt, der arme Oreſt. Daß ich getauft ſein muß, um ihn zu heiraten, weiß ich. Europas Ziviliſation ſteht noch auf einer ſo niedrigen Stufe, um die Gültigkeit der Ehe an eine ſo leere Zeremonie zu binden. Mir iſt es aber gänzlich einerlei, nach welchem Ritus es geſchieht, und ich kann ebenſo gut katholiſch als kalviniſtiſch oder lutheriſch mich nennen laſſen.“

„Ach, arme Judith, in welchem Wahn ſind Sie befangen! Die katholiſche Kirche betrachtet die Ehe als einen unauflöslichen Bund, welcher der Gnadenordnung, nicht den Gelüſten der wandelbaren menſchlichen Natur angehört. Im Blut Jeſu haben die Eheleute das Sakrament empfangen, ſind ſie verbunden zu einer Einheit, die nur der Tod ſcheidet. Dawider gibt es keinen menſchlichen Richterſpruch, und ſo lange Graf Windecks Gemahlin lebt, iſt eine Ehe mit einem anderen Weibe für ihn unmöglich.“

„Die Sekten aber geſtatten ſie?“

„Ja! denn ſie beruhen auf Irrlehren! und eine ſolche iſt es, welche die Ehe ihres ſakramentaliſchen Charakters beraubt, und gerade ſie, welche mehr wie jedes andere menſchliche Verhältnis des Beiſtandes der heiligmachenden Gnade bedarf, zu einem lockern Vertrag herabſetzt, über deſſen Dauer der Rauſch der Leidenſchaft entſcheiden darf. Judiht! Judith! den Bund der Ehe dürfen Sie nicht anrühren. Sie dürfen es nicht!“

„Alſo auf Wiederſehen in Rom!“ ſagte Judith abbrechend. „Reiſen Sie glücklich, lieber Lelio. Ich halte Sie keinen Augenblick zurück, denn ich ſehe wohl, daß der Lelio, den ich vier Jahre lang gekannt habe, durch vier Wochen in Einſiedeln mir fremd geworden iſt.“

„Und gerade jetzt möcht' ich bei Ihnen bleiben, möchte wachen und warnen . . . .“ —

„Sie werden langweilig, Lelio! ich brauche keinen Mentor.

Ich will jetzt noch einige Wochen Nachſommer in Genua oder Nizza genießen; dann komme ich nach Rom. A rivederlo!“ Sie winkte ihm freundlich mit der Hand zu und verließ das Zimmer.

Lelio ſah ihr traurig nach und ſeufzte heimlich: O die Arme! ſie ſtürzt in den Abgrund und reißt ihr Opfer mit ſich hinab. Niemand geht allein in den Himmel, allein in die Hölle. Die Seelen hängen zuſammen — im Abfall, in der Heiligung. Das erſte Menſchenpaar verwickelte die ganze Menſchheit in den Sündenfall; Chriſtus zieht die ganze Menſchheit am Kreuz empor.

◆

Drei Jahre im Eheſtand.

Während der Genfer See in Sonnenglanz und Farbenpracht funkelte und ſtrahlte, hingen graue Wolken über den Odenwald; am Morgen lagen ſchwere Nebel auf den Tälern und am Abend ſauſte der Sturm durch die entlaubten Wälder und drehte kreiſchend die Wetterfahne des Schloßturms von Stamberg. Im Schloß herrſchte tiefe Stille, kein Laut war zu hören, keine Bewegung zu ſehen, kein Gehen und Kommen von Dienern und Untergebenen wahrzunehmen. Kein Pferd ſtampfte im Stall, kein Hund ſpielte im Hof. Ein trübes Geſtirn ſchien über dem Schloß zu walten, ſo daß ſich ſeit den Tagen der Gräfin Juliane kein friſches Leben darin entfalten konnte. Und doch war es mit Luxus und Komfort eingerichtet! von der Eingangshalle bis zum Speiſeſaal — und vom Salon bis zu den Zimmern für Gäſte — allüberall Behagen und Eleganz! die weichſten Teppiche, die bequemſten Polſter, die ausgeſuchteſten Möbel, um in behaglichſter Weiſe zu ſitzen, zu liegen, zu leſen, zu ſchreiben, zu eſſen, zu ruhen — kurz, um dem Körper ſchlafend und wachend ein Nonplusultra des Wohlſeins zu bereiten. Überdies arbeitete der Koch im weißen Barett und mit der weißen Schürze äußerſt tätig in der Küche und der Haushofmeiſter ſaß mit der Feder in der Hand und führte Buch über den Inhalt des Weinkellers, und die Kaſtellanin wandelte mit einem Federwedel in der Hand durch die unbewohnten Gemächer, um ſie zu lüften und von jedem Stäubchen zu befreien. Es war alſo nicht ausgeſtorben, das ſtattliche Schloß — und doch ſo tot! denn es fehlte in dieſen prächtigen Räumen das etwas, das Leben hervorruft: das häusliche Glück.

In einem runden Turmkabinett befand ſich die Herrin des verzauberten Schloſſes — Korona Windeck, mit ihrer kleinen Tochter Felizitas. In dieſem Gemach war Leben — ja, gleichſam ein Brennpunkt alles Lebens: eine traurige Frau und ein fröhliches Kind. Das Kabinett war mit der höchſten Eleganz eingerichtet; die Wandtapeten, die Vorhänge vor den beiden Spitzbogenfenſtern und vor der Türe, der Möbelbezug, alles war dunkelblauer Damaſt. Die Tiſche und die in der Dicke der Mauer eingelaſſenen Wandſchränkchen mit zierlichen gotiſchen Türen waren von der ſchönſten eingelegten Holzarbeit mit feinen Metallſtreifen und Perlmutterverzierungen. In dem weißen Marmorkamin brannte ein munteres Feuer, und auf deſſen Geſims ſtand eine Garnitur Vaſen von Meißener Porzellan in Blau und Gold, unter einem prächtigen Spiegel. In dem einen Fenſter ſtand Koronas Schreibtiſch, ganz überladen mit den Millionen von Sächelchen, welche einen Schreibtiſch höchſt elegant — und höchſt unbequem zum Schreiben machen. überdas hatte ſie eine kleine Gemäldegalerie von Familienporträts, ſehr ſchön in Aquarell ausgeführt, darauf eingerichtet. Im anderen Fenſter ſtand ihr Stickrahmen und daneben auf beſonderem Geſtell zwei große chineſiſche Deckelkörbe voll Seide, Wolle, Garn, Stickmuſter und allem, was die weiblichen Arbeiten erfordern. Ein ganz niedriges Kindertiſchchen, mit Spielzeug und Bildern dermaßen überladen, daß die Hälfte davon auf dem ſamtweichen Teppich am Boden lag, verriet — auch wenn ſie beide nicht dageweſen wären — daß Koronas Kabinett auch das Zimmer ihres Kindes ſei. Sie ſaß am Schreibtiſch und hielt einen Brief in der Hand, den ſie überlas, um ihn zu beantworten. Aber es traten oft Tränen in ihre Augen und dann blickte ſie über das Blatt hinweg mit namenloſer Zärtlichkeit auf Felizitas. Zwiſchen den Fenſtern ſtand ein breites Sofa, und auf demſelben hatte ſich die Kleine mit ihren Puppen häuslich niedergelaſſen und eingerichtet. So oft Koronas Blick auf das Kind fiel, flog ein Sonnenſtrahl über ihr Antlitz; allein er verſchwand, wenn er wieder in den Brief fiel. Er war aus Genf und lautete:

„Da ich in dieſen Tagen mit einigen lieben Freunden nach
„Genua gehen und dort Seebäder brauchen will, ſo leidet unſer
„Reiſeplan eine kleine Veränderung, liebe Korona. Ich kann
„unmöglich nach Stamberg zurückkehren, um Dich abzuholen, was
„ja auch ganz überflüſſig iſt, da Du an dem guten Papa einen
„beſſeren Reiſemarſchall haſt, als an mir. Ich gehe von Genua
„direkt nach Rom, wahrſcheinlich Ende November. Du wirſt am
„beſten tun, wenn Du Dich ſogleich nach Windeck begibſt, und
„wenn Ihr von dort aus die Reiſe nach Rom antretet, wie und

„wann es Euch genehm iſt. Schreibt nur vorher an Hyazinth,
„daß er Quartier mache, Piazza di Spagna, Via Condotti — oder
„da ſo herum. Laß Dir vom Rentmeiſter Geld geben, wenn Du
„es notwendig brauchſt. Ich meine aber, der gute Papa könnte
„die ſämtlichen Reiſekoſten zahlen. Kurz, möglichſt wenig Geld
„laß Dir geben, denn ich gebrauche enorm viel. Ich habe mir
„ein paar ſuperbe Reitpferde gekauft und will ſie mitnehmen
„nach Genua und Rom. Du darfſt auf keinen Fall einen Diener
„mitnehmen. Für die Reiſe genügt der des Papa — und in Rom
„der meine. Adieu, gutes Kind! Befiehl im Stall, daß die
„Pallas nie über eine halbe Stunde täglich ſpazieren geführt
„werde, damit es ſich erhole, — das pompöſe Tier; und küſſe
„Felizitas. Dein Oreſt."

So ſchrieb der Gatte dieſer Frau und der Vater dieſes Kindes — immer derſelbe Oreſt von Jugend auf; nur fortſchreitend — aber auf ſeiner Bahn; und immer raſcher und geſteigerter, je feſter er ſie verfolgte. Ein Ruf vom Himmel zieht das Menſchenherz aufwärts; die Stimme des Erdgeiſtes — abwärts. Die erſten Schritte nach beiden Richtungen hin gehen langſam, ſchwankend, mit Ungewißheit, ja mit Rückſchritten ſogar: der Zug zum Himmliſchen läßt nach; der Zug zum Irdiſchen begegnet beſſeren Einflüſſen. Die Kämpfe, welche hieraus entſpringen, ſtählen entweder den Willen, der das köſtlichſte Gut, ſeine Freiheit, bewahrt und mit ihr auf der Bahn des Lichtes mehr und mehr aufwärts ſteigt; oder die Willenskraft läßt ſich beſiegen vom verlockenden Böſen, läßt ſich von den Leidenſchaften in Feſſeln ſchlagen, wird immer ohnmächtiger zum Guten und läßt das Menſchenherz mehr und mehr einem Abgrunde zurollen, deſſen Tiefe das ſterbliche Auge nicht ermißt. Auf dieſem Wege flieht der Menſch alles, was ſeine Genüſſe und Freuden ſtören und ihn an ſeine Pflicht erinnern könnte. Er verliert den Sinn für himmliſche Dinge; er ſchätzt nur die Irdiſchkeit, kennt nur materielle Intereſſen, verſteht nur die Neigungen, die Beſtrebungen, die von der Erde ſtammen. Er iſt gefeſſelt an die Gebilde des Staubes, er iſt der Knecht der Sünde. Dieſer innere Zuſtand des Menſchen wirft einen furchtbaren Schatten auf ihn, den Schatten des ewigen Todes, der langſam, froſtig, vernichtend an der Seele hinaufkriecht und ſich zwiſchen ſie und Gott ausbreitet. Davor weichen alle Ströme der Gnade zurück! daran erlöſchen alle Strahlen höheren Lichtes! dadurch vertrocknet allmählich das übernatürliche Leben nicht bloß — ſondern auch alle höheren Fähigkeiten des Menſchen. Seine Intelligenz verdunkelt ſich, ſein Herz verhärtet ſich, ſein Verſtand ſchwächt ſich. Jeder Erkenntnis, welche über die Materie hinausliegt, wird er unfähig. Er begräbt ſeine entwürdigte Seele in dem Kerker ſeiner gefallenen Natur. So ſtand es mit Oreſt. Sein Wahlſpruch: froher Genuß des Lebens! hatte ihn dahin gebracht, daß er des ſchönſten Lebens nicht froh wurde und all ſein Glück nicht zu genießen verſtand. Daß das Glück Opfer fordere und daß aus den Verhältniſſen Pflichten hervorgehen, fand er über alle Maßen läſtig, und was ihm läſtig war, dem wich er aus. Selbſtverleugnung, Selbſtbeherrſchung hatte er nie geübt, nie zu einem kräftigen geſunden Willen ſich erhoben. Von ſeinen Launen und Einfällen, von ſeinen Neigungen und augenblicklichen Eindrücken ließ er ſich wiegen und tragen, beſtimmen und hinreißen. So geriet er auch manchmal an ein gutes Wollen; aber es hielt nicht ſtand. Durch gute Aufwallungen wird der Menſch nicht gut! der Wind iſt zu ſchwach, um ſein Schifflein flott zu machen, wenn es auf eine Sandbank gelaufen iſt. Nur ernſter Beharrlichkeit und unermüdlicher Selbſtüberwindung iſt die Tugend erreichbar; denn Tugend iſt Beſchränkung des Ichs nach allen Richtungen hin. Oreſt aber pflegte ſein Ich nach allen Richtungen wie eine äußerſt koſtbare und edle Pflanze, und ſo wurde denn dieſes Ich in der moraliſchen Welt zu einem Upasbaum, der alles Leben tötet, das in ſeine Nähe kommt. Einen Augenblick war er von Koronas Lieblichkeit ergriffen genug geweſen, um verſchiedene gute Vorſätze zu faſſen und ſeinen Eheſtand mit dem Entſchluß zu beginnen, Judith nicht wiederzuſehen. Aber wie das immer zu gehen pflegt: hat man große Entſchlüſſe gefaßt, ſo treten ſtets eine Menge Umſtände ein, um ſie wankend zu machen. Das iſt ganz in der Ordnung; denn wie könnte ſich ein Entſchluß bewähren ohne Prüfung. Wer aber nicht geneigt iſt, ihnen treu zu bleiben, klagt über ſein unerhörtes Schickſal und die zwingende Gewalt der Umſtände — und gibt ſie auf. So machte es Oreſt. Gleich nach ſeiner Vermählung trat er mit Korona eine Reiſe ins Berner Oberland an und traf in Interlaken — auf Judith, auf ſeine ſchwarze Sonne, wie er ſie nannte. Aber ſie ließ kalt und ſtolz keinen Strahl auf ihn fallen. Sie überſah ihn bei jeder öffentlichen Begegnung, und als er ihr ſeinen Beſuch machen wollte, nahm ſie ihn nicht an. Dies war ganz genug, um ſeine Eitelkeit zugleich zu verwunden und zu befriedigen. Sie war verletzt, oder wenigſtens beleidigt; folglich war er ihr nicht gleichgültig. Je froſtiger ſie ſich zeigte, deſto heftiger wurde der Reiz, eine Kälte zu überwinden, die nur der Schild vor ihrem Herzen war — wie er hoffte und wie Judith es ihn zuweilen, wie durch ein leiſes Wetterleuchten, ahnen ließ. Noch in Interlaken, kaum drei Wochen ſeine Frau, ſah Korona ihn in Judiths Feſſeln und ſich ſelbſt in der Vernachläſſigung, welche fortan ihr

Los blieb. Es könnte befremden, daß ein ſo oberflächlicher Charakter wie Oreſt, dem es hauptſächlich nur darum zu tun war, den Schaum vom Lebensbecher zu ſchlürfen, in eine ſolche verzehrende Leidenſchaft verfiel; aber einesteils war er ſehr hartnäckig, wenn es galt, das, was er ſein Glück nannte, zu verfolgen — wie es Jäger gibt, die auf der Jagd voll Feuereifer, übrigens aber ganz phlegmatiſch ſind — und anderenteils zeigt leider die traurige Erfahrung, daß nicht ſelten Menſchen, welche in jedem geheiligten Verhältnis eine Laſt finden und eine Sklaverei ſehen, durch unheilige Verhältniſſe in ganz erſtaunlicher Weiſe ſich binden laſſen. Es iſt die natürliche Strafe ihrer Verkehrtheit: ſie wollten nicht die edle Freiheit ihres Willens üben, drum ſind ſie unfrei — und in einem ſolchen Grade, daß ſie ihre Gefangenſchaft für die rechtmäßigſte und natürlichſte Sache von der Welt halten.

Korona war zu unerfahren und zu rein, um von dieſen traurigen Verirrungen eine Vorſtellung zu haben. Sie hatte, ohne die mindeſte Neigung für Oreſt, dem Wunſche ihres Vaters, der Fügung Gottes gehorcht und, war je ein Traum von Liebe durch ihr junges Herz gezogen, ſo war es nicht Oreſt, der ihn hervorgerufen hatte. Aber ſie reichte ihm mit dem feſten Entſchluß die Hand am Altar, daß ſie ihn lieben wolle, wie es ſich für eine chriſtliche Ehefrau ziemt. Oreſt machte es ihr ſehr ſchwer. Für die Feinheit ihrer Empfindung, für die zarte Jungfräulichkeit ihres Herzens fehlte ihm durchaus jedes Verſtändnis. Tauſendmal verletzte er ſie, quälte er ſie durch ſeine Scherze, durch ſeine Bemerkungen, durch ſeine Handlungsweiſe, durch ſeine Auffaſſung von Welt und Leben; ſie litt und ſchwieg. Sehr ſelten erlaubte ſie ſich eine Einwendung, aber ſo bittend und demütig, daß Oreſt, der ohnehin ſchon, vermöge ſeiner Selbſtſucht, vielmehr ihr Herr als ihr Gatte ſich fühlte, dadurch in ſeiner Deſpotenlaune beſtärkt wurde. Ihr Ton hätte ſehr ernſt und äußerſt beſtimmt ſein müſſen; dann würde ſie ihm imponiert haben — wie ihm das zuweilen bei Regina geſchehen war; aber dieſe unüberwindliche Entſchiedenheit, die, auf dem innerſten Grunde von Reginas geiſtigem Sein beruhend, ihre ganze Weſenheit gleichſam illuminierte — war nicht in Korona. Bei ihrem Vater hatte ſie gehorchen gelernt! an ihre Schweſter hatte ſie ſich gelehnt wie an eine zärtliche und weiſe Mutter; einem Oreſt war ſie nicht gewachſen. Aber ſie hatte die Tradition ihrer frommen Mutter und das Vorbild ihrer frommen Schweſter! Die Baronin Iſabelle und Regina hatten ihr oftmals erzählt, wie dieſe Mutter durch Milde, durch Stillſchweigen, durch Opferwilligkeit dem Egoismus des Vaters begegnet ſei und wie ſie ihn damit gewonnen habe. Die Mutter, die kaum in ihrer Erinnerung lebte — lebte um ſo mehr in ihrer Gegenwart als ein Vorbild ſtiller, unſcheinbarer Tugend, und an dem Streben, dieſem Beiſpiele nachzufolgen, entwickelte ſich die tiefe Frömmigkeit, die von der Wiege an ihrem Gemüt eingeſenkt, aber nicht entfaltet war und jetzt aus einer grünen Knoſpe in voller Blüte hervorbrach. Korona erkannte ſchnell, daß ſie in ihren Verhältniſſen himmliſchen Beiſtand nötig habe, denn kein irdiſcher genügte ihr, noch bot er ſich ihr. Ihr Vater hatte nun einmal beſchloſſen, daß Oreſt und Korona miteinander glücklich zu ſein hätten. Der arme Vater! ſprach Korona zu ſich ſelbſt; hat er nicht bei Regina, Hyazinth und Uriel ſich an ſeinen Hoffnungen getäuſcht geſehen und auf ſeine Wünſche und Erwartungen verzichten müſſen! ich will ihm, ſo viel an mir liegt, keinen Kummer machen; ich werde glücklich ſein, glücklich — *die* Beſtimmung zu erfüllen, die Gott mir angewieſen hat. Und ſo machte ſie ſich denn an das Heldenwerk der Heiligen: in übernatürlicher Weiſe glücklich zu ſein.

Zu Oreſts quälenden Eigenſchaften gehörten auch die, daß er, wenn er nicht in irgend einer Spannung und Erregung war, ſich beſtändig langweilte. Die ſoldatiſche Diſziplin, dies und das und jenes zu der und der Stunde pünktlich verrichten zu müſſen, war ihm anfangs äußerſt läſtig, allmählich aber ganz lieb geweſen; denn ſie gab ihm täglich die Befriedigung, die aus einer, wenn auch noch ſo geringen Pflichterfüllung hervorgeht. Überdas machte es der ganze Schwarm der Kameraden, unter denen ſich doch mancher rebelliſche Kopf und ſtörriſche Nacken befand, genau ſo wie er, weil die Unannehmlichkeiten, welche der Mangel an Diſziplin nach ſich zog, doch am Ende noch läſtiger waren als die militäriſche Subordination. Aber auf Stamberg gab es keine Lebensregel für ihn. Er konnte ſchalten und walten wie — tun und treiben, was ihm beliebte. Hatte er heute ein Geſchäft begonnen, ſo zwang ihn niemand, es morgen fortzuſetzen. Er konnte es ganz liegen laſſen, oder es nach acht Tagen wieder aufnehmen, oder es dem Rentmeiſter, dem Förſter, oder ſonſt dem betreffenden Beamten zur Fortſetzung zuſchicken. Letzteres geſchah denn auch regelmäßig! Er fand alle Geſchäfte, die Art ſie zu führen, den Gang, den ſie gingen, tödlich langweilig, und da die Beamten nun einmal auf dieſe Langeweile eingeübt waren und dafür bezahlt wurden, auch die Sache viel pünktlicher und ſchneller machten: ſo gab er es ſehr bald ganz auf, ſich um ſeine Geſchäfte, ſeine Verhältniſſe, den Zuſtand der Herrſchaft, die Verwaltungsart ſeiner Beamten, um das Gute, das zu tun, um die Mißbräuche, die abzuſtellen waren, zu bekümmern. Drei Arten von Beſchäftigungen hatte er auf Stamberg, und die trieb er abwechſelnd mit einer Art von Wut: jagen, reiten, leſen. Die Jagdzeit war ſeine Lieblingszeit; da trieb er ſich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in Flur und Wald umher und ermüdete ſich dergeſtalt, daß ſeine etwaige üble Laune bei der Heimkehr — in Schlaf unterging. Reiten war ſeine zweite Liebhaberei, nämlich Pferde zuzureiten. Das verſtand er meiſterhaft, und je böſer das Pferd war, deſto lieber übernahm er deſſen Erziehung und „brachte die Beſtie zur Raiſon“ — wie er es nannte. Das war denn aber auch der Hauptſpaß! war einmal das Pferd zugeritten, ſo hatte er keine Freude mehr daran. Deshalb verſchwendete er Unſummen für den Ankauf junger roher Pferde, die er zuritt und dann für ein Billiges verkaufte, um ſie nur wieder los zu werden und Platz in den Stallungen für neue Zöglinge zu gewinnen. Endlich, wenn er bis zur äußerſten Abſpannung im Walde ein Nimrod und in der Reitbahn ein Roſſebändiger geweſen war — pflegte er zu ſagen: „Jetzt erhole ich mich an Leib und Geiſt bei den ſchönen Wiſſenſchaften;“ legte ſich auf einen breiten, niedrigen Diwan von braunem Saffian, rauchte ein orientaliſches Nargileh und las dutzendweiſe franzöſiſche Romane greulichſter Art. Dermaßen war er dann in ſeine Lektüre verſunken, daß er nicht ſelten bei Tiſch mit ſeinem Buch erſchien und, da Korona ſich ſeine Vorleſung verbat, während des Eſſens ſtill für ſich las. Dieſe Bücher trugen natürlich nicht dazu bei, ihm Luſt und Liebe zum häuslichen Herd und zu deſſen Freuden und Beſchäftigungen zu geben. Mißmut überfiel ihn; die Bücher wurden ihm verhaßt; Korona ſollte ihn unterhalten. Wie gern hätte ſie das getan! allein er fand ſie nicht munter, nicht aufgeweckt genug.

„Als Kind hatteſt du Anlagen zu einer Lionne!“ rief er einmal höchſt mißmutig; „aber die fromme Erziehung hat ſie bis aufs letzte Fünkchen ausgelöſcht. Du biſt eine ganz alltägliche Perſon geworden.“

„Darin haſt du recht, lieber Oreſt,“ ſagte ſie demütig. Und ſie hatte doch einen feinen Verſtand und eine liebenswürdige Munterkeit; aber freilich, einbalſamiert in geiſtige Grazie, ſo daß alles Scharfe, Exzentriſche, Leidenſchaftliche — alles, was nicht beſtehen konnte neben zarter Sitte und heiliger Wahrheit — dem Kreiſe ihrer Anſchauungen und Urteile, dem Gang ihrer Gedanken fern blieb. Ein ſolcher Geiſt war nicht nach Oreſts blaſiertem Geſchmack. Er machte den Verſuch, ſie in ſeinem Sinn höher zu bilden und ſie mit einer gewiſſen traurigen Richtung des Geiſtes in literariſchen Erzeugniſſen bekannt zu machen, an welche manch' großes Talent ſich wegwirft. Er brachte ihr ſolche

Bücher und empfahl ihr dringend, ſie zu leſen. Sie las den Namen der Autoren, machte die Bücher zu und ſagte:

„Ich danke dir tauſendmal, aber leſen kann ich dieſe Bücher nicht.“

„Was ich dir gebe, darfſt du leſen!“ fuhr Oreſt auf.

„Gewiß — inſofern es nicht gegen Glauben und Sittlichkeit iſt. Onkel Levin hat mir aber eben dieſe Autoren als ſolche genannt, die gegen beides verſtoßen und mich vor ihnen gewarnt.“

„Onkel Levin! . . . . ich bitte dich, rede doch nicht ſo kindiſch! der ſiebzigjährige Greis hat andere Anſichten über Lektüre als die ſiebzehnjährige Frau.“

„Andere — aber richtigere, lieber Oreſt.“

„Höre, Korona, du tuſt mir leid, daß du mit deinem bißchen Verſtand fortwährend zwiſchen den Scheuklappen vegetieren ſollſt, die Onkel Levin dir anbindet. Darum ſtelle ich dir die Bücher hier ins Wandſchränkchen und ſchenke ſie dir erb- und eigentümlich. In einem Augenblick von Langeweile nimmſt du ſie doch vielleicht zur Hand und guckſt neugierig hinein, und haſt du das nur erſt getan, ſo wirſt du auch ſchon weiterleſen. Schau', wie ſie gut eingebunden ſind — dunkelblauer Saffian, ganz in Harmonie mit deinem Kabinett! eine wahre Zierde deiner Bibliothek!“

„Da du mir die Bücher ſchenkſt, lieber Oreſt, ſo ſage ich dir meinen ſchönſten Dank,“ ſagte Korona.

Die Bücher blieben unverändert auf ihrer Stelle! Oreſt, der eine Ahnung hatte, als ob ſie vielleicht verſchwinden könnten, öffnete von Zeit zu Zeit das Wandſchränkchen; aber da ſtanden ſie in Reih' und Glied. Weiter brachte er es jedoch nicht bei Korona. Fragte er, ob ſie geleſen habe, ſo verneinte ſie es. Da rief er einmal zornig:

„Nun! willſt du ſie nicht leſen, ſo ſollſt du ſie hören!“ und griff ein Buch heraus. Es klappte in ſeiner Hand zuſammen, denn es war nur ein Deckel: das Buch ſelbſt war herausgeſchnitten. Korona ſagte ungemein freundlich:

„So ſind ſie alle. Du haſt ſie mir geſchenkt, folglich durfte ich über ſie verfügen, und ſie ſind längſt dem Feuer übergeben. Den Einband ließ ich ſtehen, weil er dir gefiel und unſchädlich iſt.“

„Warum gabſt du mir nicht meine Bücher zurück, wenn du ſie durchaus nicht haben wollteſt“ — murrte Oreſt.

„Weil ich keine ſchlechten Bücher verſchenke und gern alle, die je geſchrieben wurden, von der Erde vertilgen möchte.“

„Das iſt einmal ganz à la Regina geſprochen! ſie — im

Fanatismus für den Glauben; du — im Fanatismus für die Tugend!“ rief er ſpöttiſch. Allein er verſuchte nicht wieder, ſie mit dergleichen Büchern zu beläſtigen. Weil er aber immer in unzufriedener Laune war, ſo mäkelte er an ihr vom Morgen bis zum Abend.

„Was machſt du für Toiletten, Korona! biſt du denn ein altes Weiblein von dreißig Jahren? was helfen ſchöne Stoffe, wenn man ſie nicht zu tragen verſteht!“

Korona kleidete ſich ſehr gut und ſtandesgemäß elegant, wie ſie das bei ihrem Vater gewohnt war. Sie war aber ein durchaus edles Weſen; deshalb kam ihr ein Herausſchmücken ihrer Perſon, ein Geltendmachen ihrer Schönheit nie in den Sinn, und ſie kleidete ſich, wie es ſich ſchickt für die züchtige vornehme Frau.

„Korona, dein Geſang iſt eben nicht deine glänzendſte Seite — umſoweniger, als deine Ausſprache des Italieniſchen auch vieles zu wünſchen läßt.“

„Lehre mich die richtige,“ ſagte ſie bittend.

„Sprachmeiſter meiner Frau zu ſein — horrender Gedanke! koloſſale Zumutung! Nein, gutes Kind, willſt du durchaus ſingen, ſo ſinge deutſch.“

Und ſang ſie deutſch, ſo klagte er über die unmelodiſche, echt odenwäldiſche Muſik! Jeder dieſer kleinen Nadelſtiche war für Korona ein Schmerz, den ſie zu überwinden hatte. Ihre feine Natur fühlte die leiſeſte Verletzung und empfand ſie tief; das war ihre ſchwächſte Seite, und weil ſie es war, ſo ſorgte Gott, der alle Menſchen für das ewige Leben erziehen und ſie ſtark machen will, dafür, daß gerade auf dem ſchwächſten Punkte die Angriffe nicht aufhörten. Auf Windeck war ſie das verzogene Kind geweſen. Wie das oft in zahlreichen Familien geht: das jüngſte Kind wird allgemeiner Liebling. Für ihn laſſen die Eltern nach von früherer Strenge oder von allzu großen Anſprüchen. Für ihn haben die übrigen Geſchwiſter, die ſich zuweilen ſchroff genug gegenüber ſtehen, ein Herz. Ein ſolcher Liebling des ganzen Hauſes war Korona und — ſoweit ſie in der Welt erſchienen war — auch dort. Ihrem Vater hatte ſie gehorchen müſſen; allein dafür trug er ſie auch auf den Händen. Jetzt mußte ſie lernen, ſich ihrem Mann zu fügen, ohne je die Genugtuung zu haben, daß er zufriedengeſtellt ſei. Und wäre es nur bei den kleinen Nadelſtichen geblieben!

Koronas heißeſter Wunſch ſtand nach Hausgottesdienſt. Noch als Braut hatte Oreſt ihr die Zuſage machen müſſen, die Kapelle zu vollenden und einzurichten, welche Uriel begonnen hatte, eine Meſſe zu ſtiften und einen Hausgeiſtlichen anzuſtellen; damals hatte Oreſt zu allen dieſen Wünſchen Ja geſagt. Als ſie ſich nun aber auf Stamberg niederließen und Korona ihren Mann an das Notwendigſte: den Ausbau der Kapelle erinnerte, da hieß es, im nächſten Frühling ſolle er vorgenommen werden. Aber im nächſten Frühling hieß es: die Kaſſe ſei eben leer. Korona, die von ihrem Vater ein reichliches Nadelgeld erhielt, bat Oreſt, zu geſtatten, daß ſie die Koſten des Ausbaues beſtreiten dürfe.

„Und die Einrichtung, ſoll die vom Himmel fallen?“ rief er unmutig. „Die koſtet enorm viel und eines zieht das andere nach ſich. Beſſer der Ausbau unterbleibt. Mir liegt nichts an der Kapelle, ich möchte lieber die Stallungen erweitern, und du fährſt ja ſo pünktlich jeden Sonntag zum Gottesdienſt, daß du dich an den Werktagen ſchon mit dem Gebet in deinem Zimmer begnügen kannſt.“

„Ich kann es freilich! aber es quält mich, daß ich es nicht möglich machen kann, ſämtliche katholiſchen Dienſtboten Sonntags dem Gottesdienſt anwohnen zu laſſen. Bei der Entfernung der Pfarrkirche geht der Vormittag darauf; da können ſie nicht alle fort. Hätten wir Kapelle und Hausgeiſtlichen — ach, welch ein Troſt!“

„Hausgeiſtlichen! das fehlte noch, um die Langeweile des Hauſes komplett zu machen! Nein! den Gedanken laß total ſchwinden. Ich — mit einem Schwarzrock unter einem Dache!“

„Lieber Oreſt, vergiß nicht, daß Onkel Levin und Hyazinth geiſtlich ſind und daß dies eine Gnade und Ehre für uns alle iſt.“

„Nun ja, die gehören einmal zur Familie — und was in der Familie geſchieht, wird gutgeheißen. Da iſt ein esprit de corps, wie im Soldatenſtande. Da läßt auch keiner irgend etwas auf ſein Regiment kommen. Doch von den beiden iſt hier nicht die Rede! Übrigens möchte ich keinen von beiden hier auf Stamberg anders haben als zum Beſuch. Um wieviel weniger einen anderen von dieſen ſchwarzen — Diamanten! Denn wahrhaftig! rar wie ſchwarze Diamanten ſollen ja dieſe Herren ſein, weil kein vernünftiger Menſch geiſtlich werden mag. Das kann dich tröſten: der Biſchof würde uns keinen Hausgeiſtlichen geben.“

„Haſt du ihn denn darum gebeten?“

„O nein! ich bitte nicht um Dinge, von denen ich weiß, daß man ſie mir abſchlägt.“

„Es kommt darauf an, wie man die Bitte ſtellt und mit welchen Gründen man ſie unterſtützt. Ich wollte ſie gleich wagen — wenn ich nur deine Genehmigung hätte.“

„Zuerſt müßte denn doch eine Kapelle vorhanden ſein — und dieſe hier . . . . wird wohl eingehen müſſen wegen notwendiger Erweiterung der Stallgebäude!“ ſagte Oreſt und begab ſich zu ſeinen Pferden.

Koronas Herz wollte aufwallen und heiße Tränen hingen an ihren Wimpern. Aber da kam ihr der Gedanke, ſie ſei der Gnade nicht wert, daß unter ihrem Dache die Feier der heiligſten Geheimniſſe begangen werde. Und die Aufwallung des jungen raſchen Herzens legte ſich. Sie trat in die Schule der Demut ein und übte ſich mehr und mehr in der Kunſt der Heiligen, welche der Pſalmenſänger in dem Wort zuſammenfaßt: „Drücke dein Herz nieder und leide.“

Oreſt hatte in Interlaken gehört, Judith werde den Winter an der italieniſchen Oper in Paris ſingen. Im Karneval erklärte er plötzlich ſeiner Frau, er müſſe ſich jetzt vierzehn Tage in Paris amüſieren und ſie könne während der Zeit nach Windeck gehen. Korona zuckte ſchmerzlich zuſammen. So wenig froh ihr Leben an Oreſts Seite war, ſo fühlte ſie doch inſtinktmäßig, daß es beſſer für ſie und für ihn ſei, wenn er ſich nicht daran gewöhne, ſich fern von ihr in den Strudel der Welt zu ſtürzen. Überdas hatte ſie ſich noch nicht ſo recht auf Stamberg eingewohnt. Das junge Ehepaar hatte viele Beſuche gemacht und empfangen; vielen Feſten beigewohnt, die ihm zu Ehren von den Nachbarn gegeben wurden. Es hatte ſich am Hof des Landesfürſten vorgeſtellt und das Weihnachtsfeſt im Vaterhauſe zu Windeck zugebracht. Korona ſehnte ſich nach Ruhe. Sie war leidend. Alle Hoffnungen der Erde ſind mit Leiden gemiſcht; auch die auf Mutterglück. Sie wäre gern auf Stamberg geblieben und ſie ſagte ihrem Mann, ſie hoffe die Einſamkeit von vierzehn Tagen aushalten zu können. Er aber, der in ſeinem Sinn ſchon an eine Abweſenheit von ſechs bis acht Wochen dachte und ſie doch nicht ſo lange ganz allein wiſſen wollte, drang darauf, daß ſie nach Windeck gehe. Sie tat es — und ihr vierzehntägiger Beſuch dehnte ſich auf drei Monate aus — denn Oreſt blieb in Paris. Da ſetzte ſich Graf Damian hin und ſchrieb ihm: „Lieber Sohn! ich kenne dich; alſo wundere ich mich nicht, daß „du nicht urplötzlich mit beiden Füßen zugleich in den vernünftigen Eheſtand hineinſpringſt, ſondern noch ab und an ein „Stückchen Junggeſellenleben fortlebſt. Lieber wär' es mir „freilich, wenn du — um mit jenem Holländer zu ſprechen — „bereits ausgeraſt hätteſt. Da dies aber nicht der Fall iſt, ſo „ſehe ich mich veranlaßt, dir eine väterliche und freundſchaftliche „Bemerkung zu machen. Und das iſt dieſe: man läßt ſeine Frau „nicht allein in einer Kataſtrophe, die ihr das Leben koſten kann, „um ſich in Paris zu amüſieren. Das iſt gegen Anſtand, Gefühl „und Gebrauch. Dieſe Kataſtrophe wird des nächſten für Korona

„eintreten. Deshalb begleite ich ſie morgen mit Tante Iſabelle „nach Stamberg zurück, wo wir dich ſämtlich mit Ungeduld „erwarten." Dieſer kurze trockene Brief tat ſeine Wirkung: Oreſt kam. Er kam mit ſehr guter Laune, denn er hatte ſich mit Judith ausgeſöhnt. Ihre Pläne lauteten freilich ganz anders als ſeine Wünſche. Vorderhand aber war er froh, daß ſie den Bann von Interlaken von ihm zurückgenommen hatte. Deshalb ließ er ſich auch gar nicht durch Damians etwas kühlen Empfang aus der Faſſung bringen und benahm ſich wie jemand, der das Recht hat, ſeine höchſt wichtigen Intereſſen ſelbſtändig zu verfolgen. Korona empfing ihn mit liebenswürdiger Freude und Freundlichkeit. Sie hoffte das Herz des Vaters — wenn auch nicht das des Gemahls zu gewinnen.

Der Tag Maria Hilf war der Geburtstag der kleinen Felizitas. Korona war ſelig — ſelig über ihr Kind! ſelig, daß es im Muttergottesmonat an einem Muttergottesfeſte auf die Welt kam! Sie weihte und ſchenkte es tauſendmal der heiligen Jungfrau Maria und rechnete auf ſie, wie auf eine Mutter, für die Erziehung des Kindes. Alle edlen und ſchönen Seelen haben in der Jugend einen Schwung zu den Höhen des Lebens, ein uneigennütziges Verlangen nach Hingebung und Opfer, eine Phantaſie, welche den Himmel ohne Wolken, die Vortrefflichkeit ohne Mangel, den Horizont ohne Grenzen, die Roſen ohne Dornen ſieht. Darin beſteht ihr Adel und ihre Schönheit, daß ſie ſich nicht aufhalten in den Niederungen des Daſeins, und — wenn ihnen die Erfahrung ſpäter auch zeigt, daß ſich an dem Strauch mehr Dornen als Roſen befanden — ſie mit um ſo größerer Freude und tieferer Treue die Roſen pflegen. So machte es Korona. Ihr ſtiller Durſt nach Glück, der in jedem Menſchenherzen ſo wach iſt, wie die Unruhe in der Uhr, fand nun ſeine Labung: ſie hatte einen Gegenſtand für ihre Liebe. Gott hat der Mutterliebe eine Ähnlichkeit mit der göttlichen Liebe gegeben: ſie liebt durch das, was ſie gibt, nicht durch das, was ſie empfängt. Mutterliebe iſt von allen Lieben hienieden die einzige, die genügſam iſt, und die, ohne an Dank oder Erwiderung zu denken, fort und fort liebt. Dadurch zeigt ſie ſich eben als etwas Himmliſches, und je mehr das Übernatürliche in ihr vorherrſcht, deſto mehr ſieht ſie im Kinde das Kind Gottes, der es ihr für eine Spanne Zeit anvertraut, damit ſie es ihm für die Ewigkeit zurückbringe. So begrüßte, ſo empfing, ſo umfing Korona ihr Kindlein: ſich ſelbſt heiligen, um Felizitas heiligen zu können — das wurde ihre Idee von Mutterpflicht, Mutterfreude, Mutterglück.

Oreſt blieb ſich gleich. Sein erſtes Wort an Graf Damian war:

„Leider kein Sohn, Papa!"

Eigentlich war dem Grafen das kleine Mädchen auch nicht willkommen, indeſſen fand er doch Oreſts Äußerung ſo rückſichtslos, daß er ihm ironiſch erwiderte:

„Tröſte dich! man erlebt häufig mehr Freude an den Töchtern als an den Söhnen." —

Solange Graf Damian auf Stamberg war, nahm ſich Oreſt mehr zuſammen und war freundlicher gegen Korona, als er aber wieder allein mit ihr war, begannen die alten Quälereien aufs neue. Er ſann nur darauf, Judith nachzureiſen, und da er fühlte, daß dies im Grunde unmöglich ſei, ſo wurde ihm ſeine Lage unerträglich und die arme Korona verhaßt. Warum war ſie ohne Zauber für ihn? Das war doch offenbar ihre Schuld! Niemand hat anziehender, pikanter, reizender zu ſein, als gerade die Ehefrau, damit ſie eine ſiegreiche Nebenbuhlerin aller übrigen Frauen ſei; vermag ſie das nicht, ſo hat ſie die Folgen ihrer Unvollkommenheit ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Warum hatte ſich Korona überhaupt in ſeinen Weg gedrängt und ihn einer Laufbahn entführt, auf welcher er ſich froh und zufrieden bewegte und welche ihm mehr zuſagte als das ſtupide Landjunkertum! Jetzt ſtand ſie zwiſchen ihm und ſeinem Glück, während ſie ſich mit ihrem Kinde unſäglich beglückt fühlte! Welche Härte des Schickſals! ja, welche Ungerechtigkeit, welche Grauſamkeit des Schickſals gegen ihn — den beklagenswerten Oreſt. Dann trat Judith in ſeine Gedanken hinein, mit dem zwiefachen Reiz ſtolzer Kälte und feiner Koketterie; Judith, die Bewunderte, die Gefeierte einer Welt, deren Huldigung ſie ſpröde hinnahm; Judith, mit dem abſtoßenden Benehmen und dem anziehenden Blick; und dieſen Gedanken gab er ſich ſo gern, ſo häufig, ſo widerſtandslos hin, daß ſie die Meiſter ſeines Lebens wurden und ihn, wie Schlingpflanzen den Baum, umrankten und überwucherten und das Mark ſeiner Kraft zum Guten aufſogen. Tauſendmal war er willens, ſich aufs Roß zu ſchwingen, bei Nacht und Nebel davon zu reiten und Weib und Kind, Haus und Hof zu verlaſſen; und er ſtaunte ſeine hohe Tugend an, daß er noch immer nicht dieſen Entſchluß ins Werk ſetzte. Einmal wird es aber doch geſchehen! ſagte er dann tröſtend zu ſich ſelbſt; alle Tugend hat ihre Grenze da, wo die Leidenſchaft übermächtig wird; und auf dieſem Punkte angelangt, iſt der Menſch nicht mehr Herr ſeines Schickſals, ſondern das Schickſal iſt Herr über ihn! — Von dieſer Romantheorie durchdrungen, war es denn ganz in der Ordnung, daß ſich Oreſt aus allen Kräften nach jenem Punkt hinarbeitete, wo das Schickſal Herr über ihn werden müſſe.

Korona kannte nicht den Schlüſſel zu ſeiner für ſie ſo rätſelhaften Verſtimmung. Sie ahnte wohl, daß eine ſo gründliche Unzufriedenheit mit einer ſo glücklichen Lebenslage nur aus Oreſts Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und aus einem geheimen Zwieſpalt zwiſchen Pflicht und Neigung entſpringen könne. Aber ſeine Leidenſchaft für Judith ahnte ſie nicht. So etwas lag unter dem Horizont ihrer Gedanken und Gefühle. Sie hatte damals in London Oreſt im Rauſch des Entzückens über Judith geſehen; dann in Interlaken abermals in dieſem Rauſch; allein ſie ſchrieb dies auf Rechnung der Huldigung, welche die Männerwelt den gefeierten Heldinnen der Bühne darbringt. Hatte ihr Vater bei einer ſolchen Veranlaſſung doch einmal ganz gleichmütig geſagt: „Ja, das iſt heutzutage nicht anders! zwiſchen den jungen Männern unſeres Standes gibt es nicht viele, die nicht in der Region der Theaterprinzeſſinnen ihren erſten Kurſus der Liebe gemacht hätten.“ Daher kam es denn, daß Korona zu jenen „Hochgeborenen“ — wie Judith ſich ausdrückte — gehörte, welche die ganze Bühnenwelt mit ihren ſämtlichen Berühmtheiten als etwas betrachteten, das in ihre Sphäre nicht gehöre und nur der unerfahrenen männlichen Jugend gefährlich ſei. Nach ihrer Anſicht konnte eine Primadonna für Oreſt eine Unterhaltung ſein — doch keine Feſſel. Was ſie aber auch verſuchen oder vorſchlagen mochte, um ihm ſein Haus lieb und traulich zu machen — es ſcheiterte an ſeinem ſchroffen Widerſtand gegen jeden guten Einfluß, der ſich durch einen peinigenden Geiſt des Widerſpruches gegen all ihr Tun und Treiben äußerte. Zuweilen war er ſo bitter in ſeinen Bemerkungen, ſo hart in ſeinen Äußerungen, ſo abſtoßend in Worten und Benehmen, daß er ſelbſt darüber erſchrak, beſonders wenn er ſah, wie Korona es aufnahm. Sie wurde nie heftig oder ungeduldig. Es ging ihr wie den Kindern, wenn ihnen irgend etwas ſehr leid tut: ſie erröten und ihre Augen füllen ſich mit Tränen. Das rührte ihn zuweilen einen Augenblick und er ſagte dann freundlicher:

„Ich quäle dich, Krönchen, vergib es mir! du glaubſt nicht, wie verſtimmt ich bin! ich reibe mich auf in der Untätigkeit und im Ärger über mein verfehltes Leben.“

Wollte ſie ihm aber begreiflich machen, daß er einen ſchönen Kreis für tätige Wirkſamkeit haben und in ſeinem Alter und ſeinen Verhältniſſen nicht von einem verfehlten Leben reden dürfe: ſo verfiel er gleich wieder in unbändige Aufregung und erwiderte:

„Du verſtehſt nicht, was mir not tut und weißt nicht, was ich bedarf."

Auch den zweiten Winter brachte er in Paris zu; aber er nahm Korona mit. Einerſeits war es ihm läſtig, da er ſie doch nicht der vollkommenen Verlaſſenheit übergeben durfte. Andererſeits war ihre Anweſenheit ihm, der Welt gegenüber, eine Art von Rechtfertigung. Warum ſollte ſich ein junges Ehepaar nicht einen Winter in Paris aufhalten? Korona fügte ſich ſeinen Anordnungen und hoffte, daß Oreſt ſich beſſer unterhalten und vielleicht dadurch beſſer geſtimmt werde. Für ſich ſelbſt hoffte ſie nichts. Da wie dort mußte Gott ihr Troſt, Felizitas ihre Freude ſein. So war es auch. Oreſt führte ſie in einige Häuſer der guten Geſellſchaft ein und begleitete ſie knapp ſo viel, als es der Anſtand erheiſchte. Da ſie fühlte, wie ſchwer die Stellung in der Welt für eine junge Frau iſt, um welche ihr Mann ſich gar nicht bekümmert, und welche Gefahren dies Alleinſein mit ſich bringt, da die Männer nicht ermangeln, einer ſchönen Verlaſſenen ihre Huldigungen darzubringen: ſo zog ſich Korona leiſe ſoviel wie möglich zurück und ſchob auf ihre ſchwache Geſundheit, die allerdings nicht ſehr feſt war, ihre ungeſellige Neigung. Oreſt ließ ſie gern gewähren. Blieb ſie zu Hauſe, ſo war er um deſto freier, ſeine Tage bei Judith und ſeine Abende in der italieniſchen Oper zuzubringen. Korona ſah ihn kaum; wenn ſie ihn aber ſah, war er munter, geſprächig und augenſcheinlich fühlte er ſich hier zufriedener als auf Stamberg.

Judith hatte ihn in die Reihen ihrer Verehrer aufgenommen und geſagt:

„Es bleibt aber, wohlverſtanden, bei der Verehrung, der Bewunderung, Graf Oreſtes, und von Liebe iſt keine Rede zwiſchen Ihnen und mir."

Oreſt hatte erwidert: gerade das ſei ſein Thema. Judith antwortete kalt:

„So werden Sie ſich darüber mit Ihrer Frau Gemahlin unterhalten."

Wenn Judith in dieſer Weiſe ſprach, war er immer auf dem Punkt, auch ſie zu haſſen, und dennoch hatten ſolche Worte die Wirkung von Waſſertropfen, die man ins Feuer ſpritzt: die Flamme brennt um deſto heller auf.

Wer mit Zorn und Groll Oreſt wieder zu Gnaden bei Judith aufgenommen ſah — das war Florentin. Das Wort ſeines Freundes Lelio: An Leute wie dich und mich denkt Judith nicht! hatte um ſo tiefer ſeine Eitelkeit verletzt, als er bald gewahr wurde, wie richtig es ſei. Während ſein Herz von Ehrgeiz zerfreſſen war, machte er ihr heimlich einen Vorwurf daraus, daß es mit ihr nicht anders ſtehe. Ehrgeiziges, eitles Weib! murrte er zuweilen, wenn ſie ihn eben ganz wie ihren Sekretär behandelt und fortgeſchickt hatte, um ihre Geſchäftsbriefe zu ſchreiben, während ſich die eleganteſte Männerwelt um ſie verſammelte; Triumphe will ſie — nichts als Triumphe! und in welchen niederen Regionen bewegen ſich dieſe Triumphe! Den Ehrgeiz der Künſtlerin laſſe ich gelten; denn durch ihr Genie hängt ſie mit dem ganzen Volk zuſammen, das ſie bezaubert, und indem ſie den Beifall des ganzen Volkes begehrt und erſtrebt, wird ſie von ihm abhängig, ſo daß ihre Triumphe ohne ein Buhlen um des Volkes Gunſt unmöglich ſind. Das laſſe ich gelten, denn da huldigt ſie meiner Gottheit! Aber ſie iſt außerdem von niederem Ehrgeiz beſeſſen. Irgend einen hochtönenden Namen will ſie erobern, der nicht im goldenen — ſondern im ſchwarzen Buch der Menſchheit, auf vergelbten Pergamenten verzeichnet ſteht. Sie iſt kalt und klug — ſie wird es durchſetzen. Daß aber Oreſt derjenige ſein könnte, auf den ihre Wahl fiele, daß Oreſt von dem gefeierten Weſen bevorzugt werde, von dem er, Florentin, gar nicht beachtet wurde: das war ihm ganz unerträglich. Überdas verdroß es ihn bitter, daß Oreſt ihn bei Judith wieder in einer ganz untergeordneten Stellung fand, nachdem er ihn in London ſchon in einer armſeligen getroffen hatte. Müſſen mir denn überall dieſe Windecker in den Weg kommen! murrte er. Als er hörte, daß Korona in Paris ſei, frohlockte er: Sie ſoll alles erfahren. Sie weiß nichts, davon bin ich überzeugt, denn ſie würde nicht gekommen ſein, wenn ſie wüßte, welcher Magnet Oreſt nach Paris zieht. Sie muß es wiſſen! Warum denn aber? fragte ihn heimlich ſein Gewiſſen; warum der armen Frau dieſen Kummer bereiten? Um irgend ein Übel zu verhüten, das in ſolchen Verhältniſſen nie ausbleibt, murmelte er ſeinem Gewiſſen zu. Er ging zu Korona, um ſich als ihr Pflegebruder und Kindheitsgefährte vorzuſtellen, zu deſſen Wahrhaftigkeit ſie Vertrauen faſſen dürfe. Aber vor dem Hauſe kehrte er wieder um. War Oreſt nicht auch ſein Pflegebruder und Jugendgefährte? Sie iſt vielleicht nicht allein! beſſer ich ſchreibe ihr! ſo beſchwichtigte er abermals die Regung ſeines Gewiſſens. Und wirklich ſchrieb er an Korona und ſetzte ſie unter dem Schleier innigſter Teilnahme von Oreſts Leidenſchaft für Judith in Kenntnis, die ſchon von ſeiner Verehelichung in Mailand begonnen habe. Aber er ſetzte ſeinen Namen nicht unter den Brief. Sie könnte an der Wahrheit zweifeln, da ich ja in ihren Augen ein Verlorener bin, ſprach er ironiſch zu ſich ſelbſt. Der eigentliche Grund war: er ſchämte ſich dieſes Schreibens. Anonym kam es in Koronas Hände. Sie las es und warf es ins Feuer. Welche Bosheit, mir dieſe Sache zu ſchreiben — möge ſie Wahrheit und Verleumdung ſein! rief ſie empört. Aber ach! wenn es Wahrheit wäre! Sie ſank zuſammen wie gebrochen von der Wucht ſolcher Sünde, ſolcher Schmach. Herr, erbarme dich unſer und unſeres Kindes! betete ſie, zitternd vom Scheitel bis zur Sohle. Neben der kleinen Wiege kniet ſie nieder. Da ſchlief Felizitas, da wachten die Engel, da fand Korona eine übernatürliche Ruhe. Was hat der zu fürchten, der ſein ganzes Herz voll Liebe, voll Wünſche, voll Sehnſucht in unbedingter Hingebung dem Willen Gottes aufopfert? Offenbar — nichts! denn was auch geſchehen möge — es wird immer aufgenommen als Gottes anbetungsvoller Wille, Fügung oder Zulaſſung. Nur da, wo es eigenen Willen gibt, gibt es auch Furcht: Furcht vor dem Opfer. Iſt es gebracht, tritt Ruhe ein. Der Schmerz hört nicht auf; der gehört zum Menſchenleben. Aber Ruhe im Schmerz ſproßt zu Füßen des Kreuzes.

Wenn es Wahrheit wäre? ſagte Korona zu ſich ſelbſt; wenn er in der Todſünde lebte, mein Mann, der Vater meines Kindes — an den wir gewieſen ſind fürs Leben, als an unſere irdiſche Stütze, unſeren Freund, Ratgeber und Beſchützer — wie dürfte ich es dulden als chriſtliche Ehefrau und Mutter! und ach! wie könnte ich es hindern? Iſt es nicht Mangel an Liebe für Oreſt, wenn ich den Inhalt dieſes Briefes für Wahrheit halte? und halte ich ihn für Verleumdung — iſt das nicht eine heimliche moraliſche Feigheit? So ſprach ſie mit ſich ſelbſt und mit Gott, und betete und flehte um Kraft, Einſicht und Gnade, damit ſie das Rechte treffen möge und litt den bitterſten Schmerz, der auf Erden gelitten werden kann: den Schmerz um eine ſchwere Gottesbeleidigung, verübt von einem geliebten Menſchen. Denn ſie liebte ihn, — aber nicht wie der Menſch den Menſchen zu lieben pflegt, aus Neigung des Herzens, aus blinder Leidenſchaft, aus ſelbſtſüchtigem Wohlgefallen; ſondern als eine nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffene Seele. Oreſt bemerkte nicht ihr ſtilles Leid, das ſie freilich immer hinter einem noch ſanfteren Lächeln und noch ſanfteren Wort zu verbergen ſuchte. Hätte er es aber auch bemerkt — er würde es doch nicht beachtet haben: ſo wenig zählte ſie in ſeinem Leben.

Der Faſching war längſt vorüber, der größte Teil der Faſtenzeit auch. Da ſagte Korona eines Tages, als Oreſt mit ihr zu Mittag gegeſſen hatte — was nicht oft geſchah:

„Lieber Oreſt, die öſterliche Zeit hat begonnen. Willſt du deine Andacht hier oder zu Hauſe halten? Im vorigen Jahre waren wir getrennt: du hier, ich auf Stamberg. Ich bitte dich, laß uns in dieſem Jahre vereint ſie halten.“

Oreſt hatte im vergangenen Jahre nicht im entfernteſten an ſeine Chriſtenpflicht in der öſterlichen Zeit gedacht: und auch jetzt ſah er in dieſer heiligen Zeit nichts anderes, als den entſetzlichen Moment, der ihn von Judith trennte, indem ſie ſich Ende April zur italieniſchen Oper nach London begab und ihm erklärt hatte, ſie ſchicke ihn dann zurück in ſeine odenwäldiſche Wildnis, da ſie in ihrem Salon auch für andere Leute Platz machen müſſe und da es viel angenehmer ſei, wenn er ſich nach einer längeren Abweſenheit wieder bei ihr einfinde. Oreſt hatte ihr eine empfindliche Antwort gegeben; darauf ſagte ſie denn in ihrer Weiſe, die nichts beſtimmtes verhieß und doch viel zu verheißen ſchien:

„Wie kann Sie das verletzen, Graf Oreſtes? Was wäre der Frühling, wenn er beſtändig dauerte? gibt es ein traurigeres, ſtumpferes Grün als das Immergrün?“

So verfiel er ſtets aufs neue unter ihre Bezauberung. Jetzt ſprach Korona von der öſterlichen Zeit und wie alle leichtſinnigen Menſchen, die ſtets das Unangenehme aus ihrer Gegenwart in die Zukunft zu ſchieben ſuchen, ſagte er:

„Zu Hauſe! natürlich!“

Ein heller Freudenſtrahl blitzte in Koronas Augen auf. Sie hatte keine Ahnung von einem ſo verdunkelten Gewiſſenszuſtand, daß er, wenn's notwendig war, ſeiner Frau mindeſtens dieſe kleine Freude zu machen, auch allenfalls mit ihr ſeine Andacht halten wollte. Nur wußte er gar nicht, um was er ſich anzuklagen habe! ſein Verhältnis zu Judith war ja eine ganz unglaublich platoniſche Liebe! Vielleicht ließ ſich auf Stamberg auch noch ein Mittel finden, dieſer kirchlichen Zeremonie zu entkommen. Er glich, der Seele nach, jenen Todkranken, die gar nicht glauben wollen, daß ſie in Lebensgefahr ſind. Es iſt eine der fürchterlichſten Wirkungen des Weltgeiſtes, das Gewiſſen einzuſchläfern, ihm in dieſer Schlaftrunkenheit die Pflichten, die Verhältniſſe, die inneren Zuſtände in ein trügeriſches Licht zu ſtellen und dann dieſe geiſtige Verblendung und moraliſche Erſchlaffung zu benutzen, um es zuerſt verwirrt über Wahrheit und Recht — und dann gleichgültig gegen beides zu machen.

Freudig kam Korona nach Stamberg zurück; Oreſt — in halber Verzweiflung.

„Ich ſterbe an der Monotonie des häuslichen Lebens!“ rief er und umbaute ſeinen Diwan mit einem Wall von franzöſiſchen Romanen.

Korona mahnte ihn mild an ſeine Zuſage; die öſterliche

Zeit ſei faſt verfloſſen. Sie bat ihn flehentlich, auf ein paar Tage wenigſtens mit etwas anderem als mit dieſer Literatur ſich zu beſchäftigen, die, ebenſowenig als die Welt, der ſie entſtamme, ihm Frieden und Freude geben könne. Er blieb auf ſeinem Diwan, rauchte und las — und verſicherte, er habe noch Zeit genug. Endlich ſagte Korona, der nächſte Sonntag ſei der letzte in der öſterlichen Zeit, und fügte hinzu:

„An deine arme Seele willſt du nicht denken, lieber Oreſt; ach! ſo denke mindeſtens daran, daß du deinen katholiſchen Dienſtboten und Untergebenen kein Ärgernis geben darfſt durch Verletzung dieſes heiligen Kirchengebotes.“

„An meine arme Seele ſoll ich denken? nun, wenn ſie auch nicht ſo ſchwanenweiß iſt, wie du die deine wähnſt, ſo iſt ſie doch auch gewiß nicht ſo rabenſchwarz, als du es dir einbildeſt: *das* denke ich von dir.“

„Lieber Oreſt,“ ſagte ſie ſanft, „auf unſere Einbildungen kommt es nicht an; die täuſchen uns. Der heilige Franz von Aſſiſi ſagt: Wir ſind das, was wir vor Gott ſind.“

„Dieſe Sekkatur!“ rief Oreſt, ſprang auf, lief in den Pferdeſtall, ſchwang ſich auf den Mars, das unbändigſte ſeiner Pferde, und jagte von dannen. Er blieb den ganzen Tag aus, kam ſpät abends wieder und ſagte, er ſei drüben in Oggersheim bei den Minoritenpatres geweſen. Ob es ſich ſo verhielt? ob er bei ihnen war, um das heilige Bußſakrament zu empfangen? Korona erfuhr es nicht. Sie bat Gott, daß es ſo ſein möge und daß ſich Oreſt bei dem Empfange der heiligen Kommunion keines Gottesraubes ſchuldig mache. Bei *dem* Gedanken ſchwand ihre Ruhe, ihre Ergebung. Sie bot ſich ganz zum Opfer für Oreſt dar — mehr noch: ſie bot ihr Kind, ihr einziges, ihre Wonne auf Erden Gott dar, wenn nur Oreſt in *den* Abgrund nicht ſinke. „O ſüßes Kind,“ ſagte ſie zärtlich zu Felizitas, die mit ihren ſeraphiſchen Augen ſie anlachte; „dich würde ich ja nach ein paar armſeligen Erdentagen im Himmel und für die Ewigkeit wiederfinden! du gehſt mir ja nicht verloren, du wirſt mir nur in Sicherheit gebracht, wenn der liebe Gott dich zu ſich ruft. Aber wenn ich deinen armen Vater nicht wiederfände! Bete, ſüßes Kind, bete!“ Und ſie legte die Händchen der Kleinen zuſammen und nahm ſie in ihre Hände und hob ſie vereint zu Gott auf.

So lebte Korona; ein Marterleben, der Seele nach — immer verwundet durch eine Waffe, die bis aufs Blut geht; liebloſe Demütigung; und immer verwundet auf dem Punkt, welcher der empfindlichſte für eine Frau iſt: im Herzen ihres Bewußtſeins als Gattin und Mutter. Sie brachte einen Teil des Sommers auf Windeck zu — gern und doch auch ungern. Dort fühlte ſie ſich zu Hauſe, denn dort war ſie geliebt; aber in der weichen Luft der Liebe wird auch gar leicht das Herz weich und öffnet ſich zur Klage. Das wollte Korona nicht. Soweit es in ihrer Macht ſtand, ſollte weder ihr teurer Vater noch der liebe Onkel Levin eine Ahnung haben von ihrer traurigen Ehe, und deshalb verteidigte ſie immer Oreſt, wenn Graf Damian zuweilen ſeine Mißbilligung nicht verhehlte. Er ſagte einmal ganz mürriſch:

„Korona, du biſt allzu demütig! Ich glaube gar, du bedankſt dich, wenn dein Mann dir das Herz zermalmt.“

„Der Thymian duftet am ſtärkſten, wenn er zertreten wird,“ ſagte Levin in ſeiner milden Weiſe. Ihm brauchte Korona nichts zu ſagen, nichts zu verſchweigen. Er hatte die Schule der Demütigung zu gründlich durchgemacht, um nicht ihre Wirkung in anderen Seelen zu erkennen.

„Das iſt ſtark, lieber Onkel!“ rief der Graf. „Wir ſind es nicht anders gewohnt, als erhabene Anſichten und Lehren von Ihnen zu vernehmen; allein dies iſt die Erhabenheit zu weit getrieben. Was müßte ſich denn, nach Ihrer Meinung, die Frau gefallen laſſen, ehe ſie ſich gegen den Mann empört?“

„Alles — nur nicht die Sünde. Alles andere, in Demut getragen, kann dazu dienen, ihn zu Gott zurückzuführen. Läßt ſie ſich aber ſeine Sünden gefallen, ſo nimmt ſie teil an ſeiner Schuld, und ſtatt ihm die Hand zu reichen, die ihn aus dem Abgrund ziehen könnte, ſtößt ſie ihn hinein.“

„Ich bitte dich, lieber Vater,“ rief Korona flehend, „laß dich nicht irre machen durch Oreſts Benehmen! du weißt ja, daß er von jeher alle Verhältniſſe etwas leicht zu nehmen und zu behandeln pflegte.“

„O ja! das weiß ich zur Genüge,“ ſagte Graf Damian bitter. „Nichts war ihm wichtig, als ſeine hohe Perſon, ſein liebes Ich.“

In ſeiner Tochter fühlte ſich Graf Damian ſehr verletzt durch die Selbſtſucht, die ihm nie auffiel, wenn er ſelbſt ſie übte.

„Ja, Väterchen, du haſt den armen Oreſt ſehr verzogen,“ ſagte Korona und drohte lieblich mit dem Finger; „du darfſt am allerwenigſten ungehalten ſein, wenn er iſt, wie er iſt.“

„Er wäre vielleicht in der ſcharfen Zucht meiner armen Mutter beſſer geraten,“ ſagte der Graf nachdenklich; „aber das wollte ja deine ſelige Mutter nicht, Korona.“

„Laß ruhen die wenn und die aber!“ nahm Levin das Wort. „Die liebe Kunigunde hat nur ihre Schuldigkeit getan, indem ſie Oreſt nicht fortgab. Jede Erziehung, auch die beſte, hat einige Mängel, da ſie von unvollkommenen Menſchen ausgeht; und es iſt die Sache des Zöglings, ſolche Mängel zu ergänzen und ſolche Lücken auszufüllen. Das iſt überhaupt nicht die Aufgabe der Erziehung und kann es nicht ſein, eine junge Menſchenſeele feſt und fertig für alle Ewigkeit im Guten zu machen. Die Tugend wird dem Menſchen nicht angetan; er muß ſie ſelbſtändig ſich zu eigen machen. Und deshalb kann die Erziehung keine andere Aufgabe haben, als ihm durch Beiſpiel und Belehrung Liebe zur Tugend einzuflößen, ſeine Füße auf den Weg zu ihr zu ſtellen und in ſeine Hände einen ſicheren Wanderſtab zu geben. Daß er am Ziel anlange, iſt ſeine Sache. Dafür iſt er Menſch und dazu empfing er von Gott die Freiheit des Willens. Kunigunde hat ihren Kindern das Evangelium nicht bloß gelehrt; ſie hat es ihnen auch vorgelebt. Mehr kann keine Mutter tun.“ —

Oreſt war nach Oſtende gegangen. Er behauptete, angegriffene Nerven zu haben, welche durch Seebäder geſtärkt werden müßten. Er war auch ein paar Tage dort; dann fuhr er hinüber nach der Inſel Wight, wo ſich Judith von der Saiſon in London etwas erholte. Sie empfing ihn ſehr freundlich.

„Sie ſind ein recht treuer Menſch, Graf Oreſtes,“ ſagte ſie und gab ihm huldreich ihre ſchöne Hand. „Ich wüßte nicht, was ich im Menſchen höher ſchätzte als die Treue. Man nennt die Männer ſooft treulos! Sie ſind eine glänzende Ausnahme und ich darf ſtolz ſein, einen ſo treuen Freund zu haben.“

Sie fürchtete zuweilen, er könne ſeines Joches überdrüſſig werden und es abſchütteln; darum legte ſie hie und da Freude an ihm und Freundſchaft für ihn an den Tag; aber mehr nicht. Dann rief Oreſt:

„Bei Ihnen iſt mir wohl, kann ich leben, atmen, denken, wollen, wünſchen, hoffen — kann ich Menſch ſein!“ rief er und atmete tief auf und fuhr mit den Händen über ſeine Stirn und durch ſein Haar, wie jemand, der ſich von ſchwerer Anſtrengung erholt.

„Iſt Ihnen wirklich ſo zu Mut oder ſpielen Sie mir eine kleine Komödie vor?“ fragte Judith nachläſſig. „Wir Schauſpielerinnen denken gar leicht an Komödie.“

„Wie ſoll ich Ihnen die Überzeugung beibringen, daß es keine ſei?“ rief er aufgeregt.

„O Graf Oreſtes,“ erwiderte ſie kalt und hoch, „es iſt nicht an mir, ſondern an Ihnen, dieſes Wie ausfindig zu machen.“

„Ich werde Sie entführen, Judith, in irgend eine Wüſte Aſiens oder Afrikas.“

„Mit nichten, Graf Oreſtes! ich hänge ungemein an dem europäiſchen Luxus und Komfort,“ erwiderte Judith eiſig und ſang eine Roulade, die mit einem graziöſen Triller endete. „Paßt ſo etwas in Ihre Wüſtenphantaſie?" ſetzte ſie hinzu.

„O Judith, wie wird dies enden!" ſeufzte Oreſt und warf ſich in einen Lehnſtuhl. Die Wellen ſeines Schickſals, wie er es nannte, brauſten über ihn zuſammen. Er fühlte ſich grenzenlos elend.

„Sie ſind ein Tor, Graf Oreſtes," ſagte Judith froſtig und achſelzuckend. „Man muß imſtande ſein, einen Entſchluß zu faſſen und auszuführen; dazu hat man ſeinen Willen."

Die wildeſten Gedankenſtürme gingen ihm durch den Sinn. Sollte er ſich von Korona trennen? ſollte er ſie bitten, ihm ſeine Freiheit zu laſſen? war ſeine Ehe auch gültig, auch rechtmäßig, ſo daß er wirklich durch ſie gebunden war? wäre es denn gar nicht möglich, Judith zu vergeſſen? Nein! ſprach er zu ſich ſelbſt, das iſt unmöglich. Alles andere iſt möglich — aber das nicht! — — So lagerten ſich die Schatten immer tiefer über Recht und Pflicht und ſo wurde der böſe Wille immer mehr der Beherrſcher in dieſem Reich der Finſternis.

Mit Judiths Aufenthalt auf der Inſel Wight ging auch der ſeine zu Ende. Bis die italieniſche Oper in Paris eröffnet wurde, machte ſie eine Kunſtreiſe durch Belgien und Norddeutſchland, wo ſie noch nie geweſen war. Oreſt wünſchte ſehnlichſt ſie zu begleiten. Sie ſagte trocken:

„Ich glaube, Sie ſind wahnwitzig, Graf Oreſtes. Was ſoll denn das bedeuten?"

„Florentin und Lelio begleiten Sie doch!"

„Florentin und Lelio ſind in meinem Dienſt, gehören zu meiner Umgebung. Ich brauche den einen im Fach meiner Geſchäfte, den anderen im Kunſtfach. Jeder hat ſeine Stellung und die iſt abhängig von mir; alſo iſt ſie durchaus vor der Welt gerechtfertigt. Aber wenn Sie, ein verheirateter Mann, aus einer bekannten Familie, meine Kunſtreiſen mit mir machen wollten: das gäbe einen enormen Skandal, und ich wüßte nicht, weshalb ich einen ſolchen hervorrufen ſollte. Auf Wiederſehen in Paris."

So trennten ſie ſich. Judith ging nach Brüſſel, Oreſt nach Windeck. Dort war auch Hyazinth. Einen ſchneidenderen Gegenſatz, als dieſe beiden Brüder, gab es vielleicht nie, ſo ganz Welt der eine, ſo ganz Gnade der andere; jener — durch und durch im Irdiſchen wurzelnd, dieſer — im Himmliſchen. Oreſt durch ſelbſtſüchtige Zwecke und Hoffnungen in die gefallene Menſchennatur gebannt; Hyazinth durch gänzliche Hingebung an ſeinen Beruf, getragen von der göttlichen Kraft, welche die gefallene Natur beſiegt. Oreſt ſo ſeelenmatt, daß er ohne Schwertſtreich der Gegenwehr von Leidenſchaften ſein Herz zerfleiſchen ließ, und ſo unfähig zu jeder höheren Auffaſſung des Lebens, daß ihm die reiche Blütenfülle ſeines Daſeins nicht genügte, weil ſie den Gelüſten nicht entſprach, deren Befriedigung ſein Ziel war; und Hyazinth, ein ringfertiger Kämpfer gegen die leiſeſte Verſuchung und dabei ſo unerſchütterlich ruhend in den Verheißungen des Glaubens, daß ihm alle Mühen und alle Dornen ſeiner anſtrengenden, ſchmerzen-, ſorgen- und arbeitsreichen Laufbahn in Paradieſesblumen umgewandelt wurden. Oreſt ein leibhafter Vertreter des Materialismus der Zeit; Hyazinth ein lebendiger Proteſt gegen ihn. Der Gegenſatz war ſo auffallend, ſo ſchlagend, ſo ausgeprägt in der Geſinnung und in den Worten der beiden Brüder, ſo ausgeprägt in ihrer äußeren Erſcheinung, in Ton und Blick, in Haltung und Gebärden, daß Korona, wenn ſie die Brüder beiſammen ſah, immer ganz heimlich eine gewiſſe ſchmerzliche Beſchämung für Oreſt empfand, und ſich wunderte, wie er, der ſein Leben lang in der eleganten Welt, der großen Welt, der künſtleriſchen Welt ſich bewege, ſo roh und alltäglich ausſehen könne neben Hyazinth, der als ein armer Kaplan zwiſchen Bauern verkehre. Aber das iſt's: der Menſch iſt nicht bloß der Sohn des Staubes, er iſt auch der Mitbürger der Heiligen; und dies Bewußtſein himmliſcher Heimatberechtigung, das unabhängig von jedem Stand, von jeder Lage, von jedem Ort, von jedem Verhältnis iſt, machte Hyazinth zu einem Flüchtling aus der Region des Staubes, während Oreſt, in dem es erloſchen war, der Sklave des Staubes wurde. Dieſe innerliche Abkehrung von allem Höheren, die mehr und mehr in Oreſt um ſich griff, erfüllte Hyazinth mit nagendem Kummer. Korona hatte ihn und Onkel Levin gebeten, ſie möchten Oreſt zu bewegen ſuchen, daß er die Kapelle ausbaue und ſich um einen Hausgeiſtlichen bemühe. Beide fanden dieſen Wunſch durchaus gerechtfertigt, aber Oreſt wollte nichts davon hören.

„Eine Frau muß nicht immer ihren Willen durchſetzen!“ entgegnete er.

„Immer nicht,“ antwortete Levin; „aber doch zuweilen, wenn er ſo gut iſt, wie in dieſem Falle.“

„Ich mag keinen Dritten in meiner Häuslichkeit haben.“

„Iſt auch nicht nötig!“ ſagte Hyazinth. „Je weniger der Geiſtliche mit euch — was das äußere Leben betrifft — zu tun haben wird, deſto lieber wird es ihm ſein.“

„Das iſt deine Geſinnung, aber nicht die allgemeine. Die Prieſter wollen überall die erſten ſein und herrſchen.“

„Wir müſſen durch Oreſt geiſtliche Geſinnung kennen lernen, lieber Hyazinth,“ ſagte Levin lächelnd.

„Beſter Onkel, verzeih!“ rief Oreſt; „du und Hyazinth — ihr ſeid Ausnahmen von der Regel.“

„Und wo hatteſt du denn Gelegenheit, die Regel kennen zu lernen?

„Nun da, wo alle Welt ſie kennen lernt: in der Geſchichte.“

„Sage lieber, in den Geſchichten; dann bezeichneſt du deine Quellen etwas richtiger.“

„Der größte Teil der Bevölkerung in der Herrſchaft iſt proteſtantiſch; da würde ich in den Verdacht der Proſelytenmacherei kommen.“

„Ich glaube, daß du in dieſen Verdacht nicht ſo leicht kommen wirſt,“ ſagte Hyazinth.

„Du willſt mir dadurch kein Lob ſpenden, ich weiß es!“ entgegnete Oreſt; „aber ich betrachte es dennoch als ein ſolches. Ich will mit wildem Fanatismus blinder Bekehrungswut nichts zu tun haben, und meine Pflicht als Ehemann iſt es, Korona vor ſolchem Verdacht zu ſchützen. Ich kann es aber nicht, wenn mein Haus eine Kapelle und einen Prieſter umſchließt. So etwas würde den konfeſſionellen Frieden ſtören. Das darf nicht ſein! darin darf ich kein ſchlechtes Beiſpiel geben.“

„Du ſprichſt ja, als wärſt du Mitarbeiter an gewiſſen Zeitungen,“ ſagte Hyazinth, „die alsbald ein Zetergeſchrei über Störung des konfeſſionellen Friedens erheben, wenn ſich irgendwo und irgendwie eine katholiſche Lebensäußerung kundgibt. Willſt du dich denn mit dieſen Rittern Don Quixote auf einer und derſelben Roſinante tummeln? und würdeſt du nicht durch Ehrfurcht und Liebe für deinen Glauben und deſſen kirchliche Ausübung der proteſtantiſchen Bevölkerung ein ſehr gutes Beiſpiel geben?“

„Lariſari, Hyazinth! du biſt ja nur Koronas Organ! Prieſter und Frauen machen immer gemeinſchaftliche Sache zu demſelben Zweck.“

„Und der wäre?“ warf Levin ein.

„Herrſchaft!“ rief Oreſt. „Frauen und Prieſter wollen herrſchen — und wollen es um ſo eifriger, durſtiger, heißer, als ſie es nur heimlich dürfen.“

„Du irrſt, lieber Oreſt, wenn du annimmſt, daß die Frau und der Prieſter nur heimlich herrſchen dürften,“ ſagte Levin gelaſſen. „Beide haben von Gott die Miſſion zu einer ganz öffentlichen und anerkannten Herrſchaft empfangen. Zum Prieſter hat der Herr ſelbſt geſprochen: „Wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch.“ Der Prieſter kommt als Stellvertreter Chriſti, um über die Seelen der gläubigen Gemeinde zu herrſchen, eine Herrſchaft, die ganz Liebe, ganz Dienſtbarkeit, ganz Opferwilligkeit iſt. Er kommt als der ſichtbare Schutzengel der Gläubigen, belehrt, warnt, heilt, rettet, tröſtet, belebt und beſeelt ſie. Für ſie betet er, für ſie opfert er. Ein ſolches Amt gibt eine Herrſchaft, die der Prieſter nicht zu verheimlichen braucht, mein Sohn, denn er braucht ſich ihrer nicht zu ſchämen. Sein Szepter iſt das Kreuz, beſonders dasjenige, welches er unſichtbar auf ſeiner Schulter und in ſeinem Herzen trägt. Und was er in der Gemeinde, das iſt die Frau in der Familie. Indem Gott ſie an die Wiege des Kindes ſtellte, hat er ſie zum Schutzengel des Hauſes gemacht. Da übt ſie ihr häusliches Prieſtertum, da wacht und warnt, da belehrt und beſeelt, da betet und opfert ſie. Der Prieſter iſt ein Mitarbeiter Gottes, ſagt der heilige Apoſtel Paulus; aber die Frau iſt die Mitarbeiterin des Prieſters für das Reich Gottes. In dieſer übernatürlichen Weiſe herrſchen ſie und ſollen ſie herrſchen; nicht aus ihrer Machtvollkommenheit, ſondern im Auftrag Gottes; nicht verſtohlen, ſondern offen vor der ganzen Welt."

„Beſter Onkel," beteuerte Oreſt, „du ſiehſt alles im idealen Licht und faſſeſt es auf von der idealen Seite, weil du ſelbſt ein Ideal biſt."

„Lieber Gott!" ſagte Levin demütig; „iſt man ſchlecht und recht ein armſeliger Prieſter, aber ganz durchdrungen von ſeinem Beruf, ſo ſoll man für ein Ideal gelten."

„Aber das müßt ihr doch zugeben," rief Oreſt, „daß der prieſterliche Beruf oft zu herrſchſüchtigen Zwecken mißbraucht worden iſt."

„Lieber Bruder!" ſagte Hyazinth und legte ſeine beiden Hände auf Oreſts Schultern. „Du haſt ja deinen ganz guten Verſtand! alſo wende ihn doch an, ich bitte dich flehentlich, um einen anderen Einwand oder Vorwurf aufzufinden, als jene klägliche Redensart: der Beruf kann mißbraucht werden! — Das bedeutet gar nichts, denn das kann man von allem Guten, ſowohl in der materiellen als in der geiſtigen Schöpfung ſagen."

„Es iſt aber nirgends empörender als im geiſtlichen Beruf!" ſagte Oreſt, „und deshalb will ich keinen Hausgeiſtlichen auf Stamberg."

„Mit dem Vorderſatz bin ich vollkommen einverſtanden," entgegnete Hyazinth; „allein der Nachſatz iſt keine richtige Folgerung."

„Baſta! ich will es nicht!" rief Oreſt heftig. „Ich muß wiſſen, was ich in meinem Hauſe zu tun und zu laſſen habe." Damit ſtürmte er fort. —

Levin und Hyazinth hatten beide grenzenloſes Mitleid mit Korona, und als ſie allein waren, fragte Hyazinth den Onkel, ob es nicht ſeine Pflicht ſei, ſich ſo auf Stamberg niederzulaſſen, wie Levin auf Windeck. Aber Levin entgegnete:

„Das waren andere Verhältniſſe. Ich ging in mein elterliches Haus, nachdem ich meiner Stellung in der Welt beraubt war, und zu meiner totkranken Mutter. Der Platz konnte mir nicht wohl ſtreitig gemacht werden; er gehörte mir. Der Sohn des Hauſes iſt ſchwer zu entfernen. Du aber haſt keine Heimatberechtigung auf Stamberg, und ſobald dein Bruder deine Anweſenheit daſelbſt nicht wünſcht, biſt du ein Eindringling und um ſo weniger auf einem haltbaren Platz, als Oreſt ſeinen Groll mit dir gegen Korona auslaſſen würde. Sie hat es ſchwer — das arme Kind! aber Gott ſteht ihr bei. Sie leidet und lächelt und ſchweigt: untrügliches Zeichen, daß ſie ſich heiligt."

Es blieb wie es war! — Gleich nach Weihnachten begann Oreſt zu Korona von der Reiſe nach Paris zu ſprechen. Sie machte keine Einwendungen. So quälend der dortige Aufenthalt für ſie war, ſchien es ihr doch beſſer, mitzureiſen, als ihn allein gehen zu laſſen. Sie war aber außerordentlich leidend und der Arzt erklärte, in Rückſicht auf ihre Mutterhoffnung müſſe er ihr jede Reiſe in ſo rauher Jahreszeit und jede Unruhe ſtreng unterſagen. Korona bat den Arzt, er möge ſelbſt ſein Verbot ihrem Mann kund tun, damit Oreſt nicht wähne, daß ſie es ſei, die ein Hindernis in ſeinen Plan lege.

„Wie unangenehm!" rief Oreſt; „nun . . . . dann muß ich allein reiſen!"

„Der Herr Graf werden doch die Reiſe etwas abkürzen, nicht wahr?" ſagte der Arzt, ein ältlicher, trockener Mann, der gewohnt war, ſeine Meinung unverhohlen zu ſagen.

„Wieſo? warum?" rief Oreſt.

„Weil die Frau Gräfin ſehr leidend — und ſo ein einſamer Winter ſehr lang für eine Leidende iſt."

„O, meine Frau liebt ganz außerordentlich die Einſamkeit!" rief Oreſt und traf ſeine Reiſeanſtalten.

Korona kämpfte einen ſchweren Kampf mit ihrer Schüchternheit, bevor ſie einen Entſchluß faßte, zu dem ſie ſich durch ihre Pflicht gedrängt fühlte. Sie nahm als kleinen Bundesgenoſſen Felizitas bei der Hand und ging eines Morgens mit ihr zu Oreſt, der eben beſchäftigt ſein Portefeuille zu ordnen und ſehr guter Laune war.

„Ah, Lili!" rief er und nahm die Kleine auf den Arm; „was ſoll ich dir aus Paris mitbringen? eine Puppe, ſo groß wie du ſelbſt biſt, nicht wahr? und eine Unmaſſe von Bonbon!"

„Lieber Oreſt," nahm Korona mit leiſe bebender Stimme das Wort, „Lili und ich — wir möchten dich um etwas ganz anderes bitten.“

„Und das wäre?“ fragte er ziemlich gleichgültig.

„Daß du bei uns bliebeſt und für dieſen Winter auf deine Reiſe nach Paris verzichteſt.“

„Ah bah!“ ſagte er im wegwerfenden Ton; und zum Kinde: „Nicht wahr, Lili, du willſt Bonbon aus Paris haben?“

„Bitte, bitte!“ ſagte die Kleine und klatſchte in die Händchen, froh über die Ausſicht auf Bonbon.

„Siehſt du, Lili iſt auf meiner Seite!“ rief Oreſt.

„Lieber Oreſt,“ entgegnete Korona mit ſchmerzlichem Lächeln, „wüßteſt du, wie mir zu Mute iſt, ſo würdeſt du nicht deinen Scherz mit Lili treiben.“

„Ich bitte dich, laß dich doch nicht durch den Doktor hypochonder ſtimmen!“ ſagte Oreſt unmutig. „Es iſt ja der Vorteil dieſer Herren, die Menſchen ängſtlich über ihr Befinden zu machen, damit man ſich deſto mehr an ſie wende.“

„Du tuſt dem guten Doktor und mir unrecht, lieber Oreſt. Er hat nur ſeine Schuldigkeit getan, indem er mich von der Reiſe zurückhielt, und ich bin wahrlich nicht beſorgt um mein Befinden, das körperlich und vorübergehend iſt, ſondern nur beſorgt um dich und deinen Seelenzuſtand.“

„Die Sorge überlaſſe mir!“

„Aber, lieber Oreſt, du behandelſt ihn nicht mit Sorgfalt! Du ſtehſt unter irgend einem unglücklichen Einfluß, dem du dich willenlos, beſinnungslos überläßt, und der dich deiner Frau, deinem Kinde, deinem Hauſe, deiner Familie, deinem Wirkungskreis — mit einem Wort: deiner Pflicht entfremdet. Von wem dieſer Einfluß ausgeht, weiß ich nicht und verlange ich nicht zu wiſſen; ich ſehe nur ſeine traurige Wirkung auf dich, denn er verſetzt dich in einen innerlich verkehrten und verwirrten Zuſtand, der dich elend macht und der nicht nach dem Willen Gottes iſt. Wie ſoll das aber werden, lieber Oreſt, wenn du auf einem Wege bleibſt, der ſo entſchieden der Bahn zuwiderläuft, welche Gott dir zugewieſen hat.“

„Ich tue nichts Böſes,“ ſagte Oreſt finſter; „ich habe mir nichts vorzuwerfen, als daß ich mich auswärts beſſer unterhalte als hier. Ich bin nicht für das Kartäuſerleben geſchaffen, nicht für den Ehemann, nicht für den Hausvater, nicht für die Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes.“

„Das hätteſt du bedenken ſollen, bevor du dich in dieſe Lage begabſt. Aber ich glaube, wenn du dich nur ein wenig gegen den böſen Einfluß ſtemmen wollteſt, von dem du dich beherrſchen läßt, ſo würdeſt du anfangen, weniger unglücklich dich zu fühlen. Du würdeſt nach und nach zur Beſinnung über deine Lage kommen, ſie würde dir in einem freundlicheren Licht erſcheinen, und was dir jetzt ſchwer, ja unerträglich vorkommt, würde dir leicht und immer leichter werden. Ach, lieber Oreſt, nur ein wenig guter Wille — und Gott hilft nach! Nur der Verſuch zum Widerſtand — und du überwindeſt die inneren oder äußeren Feinde! Und deshalb flehe ich dich an: gehe nicht nach Paris! bleibe bei uns! bleibe hier."

Sie hob die Hände bittend zu ihm auf und ſchwere Tränen rollten über ihre zarten bleichen Wangen. Als Felizitas die Mutter weinen ſah, verzog auch ſie, nach weicher Kinder Art, ihr Geſichtchen zum Weinen, ſchlang beide Arme um Oreſts Nacken und ſagte:

„Papa, hier bleiben."

„Jetzt iſt Lili auf meiner Seite!" rief Korona.

Oreſt ſtellte finſter das Kind auf den Boden und ſprach:

„Ich begreife nicht, weshalb du mir dieſe Szene machſt. Ich ſage dir ja, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe; ich amüſiere mich nur mit — Freunden. Es gibt nichts Unerträglicheres, als eiferſüchtige Launen."

„Gott ſieht in mein Herz," antwortete Korona ſanft. „Ich hoffe, er ſpricht mich frei von unedler Eiferſucht und gibt mir das Zeugnis, daß ich keine andere Abſicht habe, als dich zufrieden — und mit dir ſelbſt, mit deiner Lage und mit Gott verſöhnt zu ſehen."

„Und woher weißt du denn, daß ich es nicht bin?"

„Weil deine Pflichten dir eine ſo unerträgliche Bürde ſind, daß du ſie fliehſt, lieber Oreſt," ſagte ſie ſchüchtern. „Ach, ſie können uns ja ſchwer werden und wir dürfen ja ihre Wucht empfinden; aber wenn Gott ſie tragen hilft, ſo harren wir aus. Verſuch' es, lieber Oreſt, ach, verſuch' es! harre aus. Ich bitte nicht für mich! um mein eitles und ſelbſtſüchtiges Herz mehr und mehr zu verleugnen, fügt Gott es ſo, daß ich in deinem Herzen nichts gelte: alſo bitte ich nicht meinetwegen! aber ich bitte für dich ſelbſt und für deine Kinder."

Sie ſank ihm zu Füßen mit ſtrömenden Tränen, aber ohne Leidenſchaft, ohne Aufregung. Sie weinte mit ſeinem Schutzengel, um ihn, nicht um ſich. Felizitas brach aber in lautes Weinen aus und ſchmiegte ſich an die kniende Mutter. Oreſt rief in äußerſter Ungeduld:

„Auch das noch! muß man da nicht aus dem Hauſe getrieben werden! Weibertränen und Kindergeſchrei — das iſt einem Menſchen zu viel zugemutet, davon werden die Nerven ganz erſchüttert."

„O lieber Oreſt!“ bat Korona immer auf den Knien, „ſage das nicht, verleumde dich nicht! nicht deine Nerven werden erſchüttert, ſondern dein Herz. Vergib uns die Tränen! Du kannſt ſie ja ſo leicht ſtillen. Sprich nur: ich bleibe! — und wir weinen nicht mehr.“

Sie ergriff ſeine Hand und küßte ſie. Da trat er zurück und rief heftig:

„Steh auf! all' ſolche Szenen ſind mir verhaßt. Ich kann es nun einmal nicht jahraus jahrein hier aushalten; ich muß im Winter und im Sommer kleine Reiſen zu meiner Erholung machen. Du wirſt doch nicht verlangen, daß ich hier umkommen ſoll.“

„Ich verlange gar nichts, lieber Oreſt, ich bitte nur.“

„Da ich dir aber meine Gründe geſagt habe, ſo mein' ich, du ſollteſt deine Bitten einſtellen.“

„O vergib mir, daß ich dennoch bitte. Ach, du ſagſt, du müßteſt eine Erholungsreiſe machen; nun wohlan, reiſe! aber reiſe nach Venedig, oder Wien, oder wohin du willſt — nur nicht nach Paris.“

„Nun iſt's genug!“ brach Oreſt im heftigſten Zorn aus; „nun hab' ich's ſatt! nun kommt dein Eigenſinn zutage! Ja, reiſe! . . . . nach Kamtſchatka reiſe! nach Marokko reiſe! . . . . nur nicht nach Paris. Und warum nicht nach Paris? . . . . eben weil ich dahin will!“

„Ganz recht, lieber Oreſt, eben um dir einen Anlaß zu geben, deinen Willen zu verleugnen.“

„Du biſt ſehr gütig, dich zu meiner Gouvernante machen zu wollen; allein ich rate dir, dies Amt bei Lili anzutreten und ihr das Weinen abzugewöhnen. Übermorgen gehe ich nach Paris.“

Korona hatte noch immer auf den Knien gelegen; jetzt ſtand ſie auf und ſagte zu Felizitas, indem ſie ihr die Tränen von den langen Wimpern trocknete:

„So, meine Lilie! jetzt küſſe dem Papa die Hand und bitte ihn um Verzeihung, daß wir geweint haben.“

Zaghaft gehorchte das Kind, küßte Oreſts Hand und ſagte ängſtlich:

„Papa, nicht böſe auf Lili.“

„Geh' nur, geh'!“ erwiderte er rauh.

Korona nahm die Kleine auf den Arm und verließ ſchweigend Oreſt, der mit beiden Händen ſeinen Kopf ergriff und hielt und bei ſich ſelbſt murmelte: „Die Weiber ſind ganz darauf eingerichtet, einen ehrlichen Mann um den Verſtand zu bringen!“

So wirkt die Leidenſchaft: ſie entnervt den Menſchen und ſie macht ihn barbariſch.

Oreſt ging nach Paris, Korona blieb allein; aber Gott war mit ihr. Sie war wochenlang auf ihre Gemächer beſchränkt, ſo leidend, daß ſie ſich kaum mit etwas Handarbeit — und gar nicht mit Muſik und Leſen beſchäftigen durfte; und daß es ihr nicht einmal möglich war, Sonntags zum Gottesdienſt zu fahren. Sie verlor nie die Geduld bei ſo herben Entbehrungen; ſie klagte nie, daß ſie ihr zur Laſt fielen. In ihrem freundlichen Turmkabinett verbrachte ſie meiſtens ihre Tage. Zuweilen ruhte ihr Blick lange auf der winterlichen Landſchaft, die ſie aus ihren Fenſtern weit und breit überſah. Das weiße Leichentuch des Schnees lag auf Berg und Tal, auf Wald und Flur — ſo kalt, ſo ſchauerlich, ſo ertötend. O Winter meines Lebens! ſeufzte wohl einmal Koronas Menſchenherz mit ſeinen zwanzig Jahren. Und der Frühling kommt doch! der ewige Frühling! ſetzte ſie entſchloſſen hinzu und zog mit himmliſcher Energie ihr Herz höher, über ſeine zwanzig Jahre und ſeine Erdenwünſche hinauf. Und fiel ihr Auge gar auf Felizitas, ſo rief ſie froh: Mein Gott, wie undankbar ich bin! hab' ich nicht im Erdenwinter mein Schneeglöckchen, mein ſüßes Kind! O du Seele meines Kindes — in dir beſitze ich ja das Paradies! — — Graf Damian beſuchte ſie und fand ſie ſo leidend, ſo übel ausſehend, daß er der Baronin Iſabelle ſchrieb und ſie bat, nach Stamberg zu kommen. Grenzenlos war Koronas Freude, als ſie nicht allein kam; Onkel Levin begleitete ſie. Seit vielen langen Jahren hatte er Windeck nicht verlaſſen. Aber er dachte: Vielleicht iſt ſie reif für die Ewigkeit; vielleicht ruft der gnädige Gott eine Seele, die durch reine edle Schmerzen früh geläutert iſt, aus dieſem Tal der Tränen. Und ſie hat niemand, der ihr in ſchwerer Stunde mit geiſtlichem Troſt und mit den göttlichen Gnadenmitteln der Kirche zur Seite ſtehe. Er erbat und erhielt die biſchöfliche Erlaubnis, in einem Saal, der an die Wohnzimmer ſtieß und nicht benutzt wurde, eine Kapelle einrichten und die heiligſten Geheimniſſe feiern zu dürfen.

„Heute iſt meinem Hauſe Heil widerfahren!" frohlockte Korona, als Onkel Levin eintraf und dieſe Nachricht mitbrachte. Ihrem Vater gegenüber wär ſie immer fröhlich, mitteilend, geſprächig — und ganz ungeſucht, ganz einfach. Sie litt nicht, daß er auch nur eine Silbe der Mißbilligung über Oreſts Benehmen äußere. Von dieſem Zwang, der ihm ſehr läſtig war, erholte er ſich bei Levin.

„Ich möchte dem Jungen, dem Oreſt, den Hals umdrehen!" rief er zuweilen.

„Lieber das Herz!" entgegnete Levin.

„Ja freilich — das Herz! aber hat er ein Herz, wenn er keines hat für dieſen Engel von Frau? ſie iſt meine Tochter und es iſt wider den Anſtand, das eigene Kind zu loben; aber ich kann mir nicht helfen! Sehe ich ihr liebes, ſanftes Geſicht an, ſo muß ich immer denken: O du lieber Engel!“

Mit Levin ſprach Korona anders als mit Graf Damian. Sie ſagte:

„Lieber Onkel, wie gut iſt Gott! wie erbarmt er ſich meiner! Ich war ein kleines, eitles, launenhaftes Mädchen, mit allen Anlagen zur Selbſtſucht und zur Selbſtgefälligkeit — und dabei verzogen und verwöhnt wie Eine! Wäre das ſo fortgegangen, hätten mich die äußeren Verhältniſſe immer ſo weich und warm gewiegt und getragen — wer weiß, ob ich nicht ein recht ſchlimmes Weltkind geworden wäre.“

„Wohl dir, daß du es erkennſt, geliebtes Kind,“ erwiderte Levin. „Irdiſches Glück erſchlafft und erkältet uns oft gegen unſere himmliſche Beſtimmung. Das Herz des Menſchen iſt wie ein Rauchfaß, in welchem allerhand Weihrauchkörner liegen und aus welchem dennoch kein Wohlgeruch aufſteigt — denn der Weihrauch brennt nicht. Da fallen Kohlen auf ihn, entzünden ihn, entwickeln ſeinen Arom, der ſich zu lieblichem Duft und in zartem Gewölk ausbreitet und zum Tabernakel emporſteigt, in welchem unſer Gott unter uns wohnt. Die zündende Kohle im Menſchenherzen, Kind — das iſt der Schmerz. Wer möchte ihn miſſen, da durch ihn unſer kaltes trockenes Herz verwandelt wird in eine Schale, die vor Gott ſüßen Wohlgeruch aushaucht.“ — —

Korona war ſehr krank. Zwei Ärzte waren im Schloß. Ein Telegramm ging nach Paris und benachrichtigte Oreſt von ihrer Gefahr. Er war aber nicht in Paris, ſondern in Lyon, wo Judith ein Konzert gab. Korona ſagte zu den Ärzten:

„Ich habe von Fällen gehört, in denen es möglich ſein ſoll, Mutter und Kind am Leben zu erhalten. Es könnte ja ſein, daß ſich dieſer Fall für uns ereignete; denn ich weiß, es ſteht nicht gut mit mir. Tritt er ein — dann vergeſſen Sie nicht, daß es ſich handelt um eine unſterbliche Seele. Ich habe ſoeben die heiligen Sterbſakramente empfangen und darf hoffen, daß der liebe Gott meine Seele in Gnaden aufnehmen werde; alſo ich kann ſterben. Aber das Kind muß leben — denn es muß die heilige Taufe empfangen.“

Der eine Arzt dachte bei ſich ſelbſt: die Logik verſtehe ich nicht. Der andere, Koronas Hausarzt, der trockene Mann, ſah ſie an mit feuchtſchimmernden Augen und ſagte im barſchen Ton:

„Gnädige Gräfin müſſen nicht ſo ſprechen! davon wird einem ja ganz unnützer Weiſe das Herz weich. Man iſt ja auch ein Chriſtenmenſch und hat ein Gewiſſen.“

„Gut, Herr Doktor!“ ſagte Korona; „auf Ihr Gewiſſen lege ich die Seele des Kindes.“ — —

Namenloſer Jubel brach im Schloß aus: Korona lebte und ihr Sohn lebte auch; ſchwach und ſchwankend zwar, aber er lebte.

„Wie ſoll er heißen?“ fragte Levin; „ich taufe ihn gleich.“

„Gott war mit uns!“ ſagte Korona ſtrahlend vor Wonne; „Emanuel ſoll er heißen.“

Alles an ihr war übernatürlich: ihre Freude wie ihr Leid; ihre Gedanken wie ihre Liebe. Und abermals ging ein Telegramm mit dieſen Nachrichten zu Oreſt und traf ihn nicht; denn er war noch in Lyon bei einem prächtigen Feſt, das man zu Ehren Judiths gab. Tags darauf ging ſie nach Paris zurück. Man war in der Karwoche und ſie hatte verſprochen, am grünen Donnerstag in der Kapelle der Kloſterfrauen von Unſerer Lieben Frau von Sion zu ſingen; Pergoleſes „Stabat mater“, zum beſten des Kloſters. Auch ihr Konzert in Lyon war für einen Zweck der Barmherzigkeit geweſen und nie ſchlug ſie eine ſolche Bitte ab. Mit Oreſt zugleich traf ein drittes Telegramm aus Stamberg ein, ſo daß er auf ſeinem Tiſch drei telegraphiſche Depeſchen fand. Trotz ſeines Leichtſinns entſetzte er ſich und öffnete die letzte zuerſt. Sie meldete ihm den Tod ſeines Sohnes. Das ſchwache Lebensflämmchen war nicht zu erhalten geweſen und nach vierundzwanzig Stunden ſtill erloſchen. Oreſt war vernichtet. Er hatte einen Sohn gehabt und verloren — und ihn nie geſehen! Er ſauſte mit dem Schnellzuge durch die Nacht und war am andern Vormittag auf Stamberg, außer ſich, verzweifelnd, mit Gott und Menſchen hadernd, denn einen Sohn hatte er gewünſcht, einen Träger des Namens, einen Erben des Vermögens, einen Vertreter des Hauſes Windeck; und nun fand er ihn — aber als Leiche. Auf Frühlingsblumen gebettet und in Spitzen eingehüllt lag die kleine Leiche in dem Saal, der zur Kapelle umgeſchaffen war, und Felizitas ſaß, mit Blumen ſpielend, ſo ruhig und ahnungslos neben dem kleinen Sarge, als ob es die Wiege ihres entſchlafenen Brüderchens ſei. Dies Bild eines Friedens, der Zeit und Ewigkeit umſchloß, trat ſo überwältigend in die wilde Gewitternacht ſeines Innern, daß Oreſt ohnmächtig neben den beiden Kindern zuſammenſank. Dies entwaffnete etwas den Graf Damian, der einen beträchtlichen Vorrat von Groll gegen ſeinen Schwiegerſohn in ſich aufgeſpeichert hatte, und der Hausarzt ſagte zu Levin:

„Ja, ja! ſo ſind die Leute! Nichts wollte der Herr Graf davon hören, ſeine Reiſe abzukürzen, obgleich es ja auf der Hand liegt, daß bei einer ſo zarten Geſundheit, wie die Frau Gräfin hat, die Dinge leicht eine ſchlimme Wendung nehmen. Und nun iſt er deſperat, das Bübchen nicht mehr am Leben zu treffen, und hat nicht übel Luſt, uns alle dafür verantwortlich zu machen.“

Korona hatte ihr Kind in die Hand Gottes zurückgegeben, aus der ſie es empfangen hatte. Bei ſolcher Geſinnung verliert der Schmerz ſeine Herbe und ſeinen Stachel; aber weh tut er doch! Das Herz blutet ſich leiſe nach innen aus. Sie ſuchte Oreſt zu tröſten und zu beruhigen und bat ihn, daß das Kind in der Familiengruft zu Kloſter Engelberg beigeſetzt werde.

„Dort ſind wir im Sarge zu Hauſe,“ ſagte ſie, „und viele heilige Meßopfer und Gebete erheben ſich über unſere Gruft und ſchlingen die Toten in den Verband des ewigen Lebens hinein.“

Was ſie wünſchte, geſchah. Es war, als habe ſie einen Blick in ihre Zukunft getan. Allmählich ſenkten ſich wieder die Wellen in den aufgeregten Gemütern, und das Alltagsleben kehrte in das gewöhnliche Geleiſe zurück. Graf Damian, Levin und die Baronin Iſabelle verließen Stamberg. Korona erholte ſich; doch ſo langſam, daß ſie im Laufe des Sommers eine Kur in Ems brauchen mußte und daß die Ärzte erklärten, ſie müſſe den nächſten Winter in Italien zubringen, in Rom oder Piſa; ihre Bruſt ſcheine angegriffen.

„Alſo nach Rom!“ rief Oreſt.

„Ja, nach Rom!“ ſagte Graf Damian. „Ich gehe mit. Das habe ich mir ſchon lange gewünſcht.“

Er war auch in Ems mit Korona; er konnte ſich kaum mehr von ihr trennen, ſo ſehr fühlte er die Verpflichtung, in ihrer Verlaſſenheit ihr beizuſtehen. Hyazinth war bereits im Frühling nach Rom gegangen, um dort ein Jahr theologiſche Studien zu machen. Der Grund, weshalb Oreſt ſich für Rom entſchied, war kein anderer, als weil Judith dahin ging. Dieſe hatte erklärt, ihr Ruhm ſei jetzt begründet; ſie brauche London und Paris nicht mehr; ſie wolle fortan nur in Italien ſingen — und dieſen Winter in Rom. Als Oreſts Schmerz um ſein Kind ſich gelegt hatte, ſchlief auch ſein Gewiſſen wieder ein und der Schmerz ging ſchnell vorüber, denn er hatte doch eigentlich nur einen künftigen Oreſt in ſeinem Sohn erſehnt, geliebt, betrauert. Ein ſolcher Schmerz iſt nicht die glühende Kohle, die das Innere entzündet; iſt nur ein dürftiger Funke, der in der kalten inneren Finſternis ſchnell erliſcht. Mit brennender Ungeduld harrte er auf den Augenblick, wo Judith am Genferſee ſich ausruhen werde; dann wollte er zu ihr, ſein Verſchwinden aus Paris und ohne Abſchied von ihr — gleichviel wie erklären und dann nach Stamberg zurückgehen, um mit Korona die italieniſche Reiſe anzutreten. Die Ärzte hatten freilich geraten, Korona möge nicht den

Oktober dieſſeits der Alpen abwarten; aber Judith war ja im Oktober in der Villa Diodati! da mußte Korona ſchon Geduld haben! Endlich kam ſtatt ſeiner jener Brief, der ihr anzeigte, daß ſie die Reiſe allein mit Graf Damian zu machen habe.

◆

Die Heimkehr.

In Sinnen verloren ſaß Korona am Schreibtiſch, den Brief in der einen Hand und in die andere den Kopf geſtützt — ſo lieblich in ihrer Erſcheinung, ihrem Ausdruck, ihrer Haltung, daß die volle ehemänniſche Gleichgültigkeit dazu gehörte, um eine andere Frau ihr vorzuziehen. Ihr lichtbraunes Haar war à la Valois in weichen Wellen zurückgeſchlagen und ließ die Stirn ganz frei, die weiß wie Alabaſter, an den Schläfen ein feines bläuliches Geäder, zart wie auf Blumenblätter getuſcht, durchſchimmern ließ. Vom zarteſten Schnitt waren ihre Züge, vom zarteſten Roſenhauch ihr Kolorit und mit einer ihr eigentümlichen Grazie hoben und ſenkten ſich ihre langen, gebogenen Wimpern über ihr mildes, aber melancholiſches Auge. Sie trug ein Kleid, wie es ſich für die Jahreszeit paßte, von ſchwerem Seidenſtoff, perlgrau mit korallenfarbenen Ramagen, und Broche und Ohrringe von geſchnittenen Korallen und eine Fülle von Spitzen fiel von ihren ſchmalen weißen Händen zurück. Sie ſah aus, wie eine wunderſchöne Blume aus einem fremden Himmelsſtrich — fein und zart organiſiert an Leib und Seele, an Herz und Geiſt. Ein Ausruf des Kindes weckte ſie aus ihrem Nachſinnen.

„Mama!“ ſagte Felizitas im Tone des Erſtaunens und zeigte mit dem Finger nach der Türe, die aus dem Kabinett in den Salon führte. Korona wendete ſich nach der Türe um: da ſtand Uriel. Sie ſtreckte ihm beide Hände entgegen, aber ſie zitterte ſo heftig, daß ſie nicht aufſtehen konnte. Die Erinnerung an den Abſchied damals in Windeck — und an alles, was zwiſchen dem Damals und Jetzt lag, überwältigte ſie und ſie brach in Tränen aus.

„Korona, du weinſt! . . . . und ich freue mich!“ rief Uriel, und drückte und küßte ihre Hände.

„O, ich freue mich auch,“ ſagte ſie, trocknete ihre Augen und ſuchte ſich zu faſſen; „aber du haſt mich erſchreckt. Sieh', Uriel, dies iſt Felizitas."

Die Kleine hatte bei dem Eintritt eines Fremden ihre Puppenwelt verlaſſen und ſich zur Mutter geflüchtet. Uriel hob ſie auf, ſtellte ſie vor ſich auf den Tiſch und ſagte zärtlich:

„Alſo du biſt Felizitas! Sei willkommen! und ſei das Glück deiner Eltern, du liebes Kind! .... Wo iſt Oreſt?" ſetzte er in einem Tone hinzu, der die Erwartung verriet, er werde die Antwort bekommen: Auf der Jagd.

„Er iſt verreiſt — er braucht die Seebäder in Genua," entgegnete Korona beklommen.

„Oreſt — Seebäder des Südens!" rief Uriel in höchſter Verwunderung. „Wenn du es wäreſt!"

„O nein," ſagte ſie abbrechend, „ich bin wohl und brauche desgleichen nicht. Aber nun ſprich von dir, nun erzähle, du Weltumſegler! Was haſt du geſehen, gehört, gedacht, getan!"

„Geſehen: wie ſchön Gott die Erde geſchaffen — und wie häßlich die Menſchen ſie und ſich ſelbſt gemacht haben. Gehört: mehr Worte als Wahrheit. Gedacht: eines; nämlich — das Menſchenherz iſt größer als der Erdball. Getan: nichts."

„Du biſt ein lakoniſcher Berichterſtatter," ſagte Korona lächelnd.

„Ich habe dir die Quinteſſenz meiner Reiſeerfahrungen gegeben; iſt das nicht die Hauptſache? Allerlei Bilder laſſen ſich wohl ſpäter ausmalen und dienen mehr zu Unterhaltung, als daß ſie der Teilnahme genügten. Und deshalb iſt jetzt an dir die Reihe, mir einen Abriß Eures Lebens zu geben."

Korona legte ſanft ihre Hand auf das lockige Haar ihres Kindes und ſagte himmliſch freundlich:

„Felizitas."

„Du biſt aber doch noch lakoniſcher als ich!" entgegnete Uriel gerührt.

„Ich habe auch keine Weltfahrten gemacht!" rief ſie heiter.

Dann fragte er nach dem Vater, nach Onkel Levin, nach Hyazinth, nach Tante Iſabelle, nach ganz Windeck. Nach Regina fragte er nicht. Aber Korona erzählte von allen und allem und auch von der geliebten Schweſter: daß dieſelbe den Kloſternamen Thereſe trage — und daß ſie alle einmal im Jahre von Windeck aus ſie in Himmelspforten beſuchten und im Sprechzimmer ſie ſehen und ſprechen dürften. „Das heißt, wir ſehen ſie hinter dem Gitter und ſie ſchlägt nie ihren Schleier auf. Auf Wiederſehen im Himmel! ſagte ſie am Tage ihrer feierlichen Einkleidung, und als der Vater ſie vor der Zeremonie noch einmal zu ſehen und zu ſprechen verlangte. Sie war, wie es üblich iſt, noch in dem glänzenden weltlichen Anzug, den ſie gleich darauf mit dem groben braunen Habit der Karmeliteſſen vertauſchen ſollte. Wie eine Königin ſtand ſie da, in dem weißen Seidenkleide und mit den herrlichen Perlenſchnüren von der ſeligen Mutter um den Hals — wie die Königin einer höheren Welt, in welcher Diamanten als Staubeskörner gelten. So ſtand ſie da und das Gitter im Sprechzimmer war weit geöffnet. Der Vater hatte durchaus verlangt, ſie im letzten Augenblick zu ſprechen und wir waren alle dabei. Alle Verwandten waren gekommen zu der heiligen Feierlichkeit, die der Biſchof vollzog. Papa ſagte ihr vieles und Onkel Levin auch ein paar Worte; aber ſie erwiderte nur: Der Bräutigam ruft, ich muß ihm folgen! und ähnliches mehr, ganz ſanft, ganz beſtimmt — wie ſie immer war. Endlich kniete ſie am Gitter nieder und bat Papa und Onkel Levin um ihren Segen — und als ſie dann aufgeſtanden war und uns alle und jeden einzelnen anſah mit ihrem tiefen unvergeßlichen Blick, da ſagte ſie: Auf Wiederſehen im Himmel! und wie eine wandelnde Lilie verließ ſie das Zimmer. Jetzt, wenn wir kommen, iſt ſie immer von einer ganz herzzerſchmelzenden Liebe, als ob ſie ihr Leben aushauchen möchte, um Seelen zu Gott hinzuziehen. Dieſen Sommer fragte ich ſie: Kommſt du vom Kalvarienberg, um ſo zu lieben? Da antwortete ſie ſo recht nach alter Art, damit nur niemand ſie für etwas Beſonderes halten möge: Ach nein! aus meiner Zelle! Wir gehen dann immer in die Kloſterkapelle, um ſie ſingen zu hören; am Abend nach der Veſper ein „Salve Regina“ oder „Regina coeli, laetare“. Die Karmeliteſſen ſingen wunderſchön, mit gedämpfter Stimme, nach der Tradition der heiligen Thereſe, welche geſagt hat, die laute Stimme, der weithin tönende Geſang ſchicke ſich nicht für Kloſterfrauen, bei denen alles das Gepräge der Abtötung, nicht der natürlichen Gabe tragen müſſe. Und ſo ſingt denn auch Regina wie vom Himmel herab. Die Leute kommen aus der Stadt, um ſie zu hören. Ihre Stimme ſchwebt gleichſam über den anderen Stimmen, wie ein Balſamduft über Blumen. Ach, Uriel, von Regina gilt das Wort unſeres Heilandes: Sie hat den beſten Teil erwählt!“

„Für ſich ſelbſt — gewiß!“ ſagte Uriel.

„Auch für uns!“ entgegnete ſie. „Regina iſt unſere Beterin. Es gibt in den Familien einige Glieder, die zahlreichſten, welche für irdiſchen Beſtand und irdiſche Wohlfahrt der Familie ſorgen. Damit ſich dieſe nicht zu tief und zu ausſchließlich in das Irdiſche verſenke und verliere, hat ſie auch andere Glieder, welche ihr himmliſche Gnaden zuwenden. Das Gebet des Gerechten vermag viel: ſo lehrt und beweiſt uns die heilige Schrift. Wir ſind reich an betenden Seelen: Onkel Levin, Hyazinth, Regina."

„Und was haben ſie denn für dich erbeten?" fragte er bewegt und blickte in ihr melancholiſches Auge.

„Das, was mir not tut, lieber Uriel," ſagte ſie mild.

„Nun aber ſprich von Oreſt!" rief er.

„Dieſen Brief erhielt ich ſoeben von ihm; der ſagt dir alles, was ich ſelbſt weiß," entgegnete ſie ausweichend und reichte ihm das Schreiben. „Daraus wirſt du ſehen, daß ich am Vorabend einer Reiſe nach Italien bin. Morgen werden die Koffer gepackt, übermorgen gehe ich nach Windeck und mit dem Papa gen Süden, nach Rom — wo ich Oreſt finde."

Uriel war über alle Maßen durch den Inhalt dieſes Schreibens betroffen. Oreſt brauchte enorm viel Geld — Korona ſollte nichts brauchen! Er reiſte mit Reitpferden — ſie ſollte ohne Diener reiſen! Zuerſt nannte er ſein Pferd — dann ſein Kind! Er fing an, ihre melancholiſchen Augen zu verſtehen. Sie ſprachen den ganzen Abend traulich und offenherzig wie Geſchwiſter miteinander; aber Koronas eheliche Verhältniſſe berührten ſie nicht. Korona ſchwieg darüber und Uriel fühlte alles, was in dieſem Schweigen lag. Als er ihr ſeine Verwunderung ausſprach, daß ſie ihr Söhnchen nicht in ihrer Nähe habe beerdigen laſſen, ſagte Korona:

„Sieh', ich bin hier nicht recht heimiſch!" Aber gleich ſetzte ſie erklärend hinzu: „Ringsumher alles proteſtantiſch — das macht mir den Eindruck von unüberwindlicher Fremdheit."

„Und die Kapelle?" fragte er.

Korona kramte tief in ihrem großen chineſiſchen Arbeitskorb, um ihr Erröten zu verbergen und womöglich die Frage im Eifer der Geſchäftigkeit zu überhören. Als Uriel ſie aber wiederholte, ſchlug Korona ihm zierlich mit einer Häkelnadel von Elfenbein auf die Finger und erwiderte:

„Warum haſt du ſie nicht ausgebaut? Wir haben kein Geld dazu."

Ihn überfiel ein unſägliches Mitleid mit dieſer Frau, die in der Blüte der Jugend und Schönheit, und umringt von Reichtum und Wohlbehagen dennoch ein verzichtendes Leben zu führen hatte, deſſen Entbehrungen grell abſtachen gegen den äußeren Glanz. Sie rührte ihn um ſo mehr, als ſie ſehr heiter war. Ihre Kindheit und ihre erſte Jugend wachten in tauſend Bildern und Erinnerungen in ihr auf, als ſie Uriel wiederſah; die zehn Jahre, die er vor ihr voraus hatte, trugen dazu bei, jene aufzufriſchen und zu vervollſtändigen; und daß er darauf einging, daß er es nicht langweilig fand, wie Oreſt, von der Vergangenheit zu ſprechen; daß er nicht vergeſſen hatte dieſe Kinderei und jenen Scherz und daß er gar noch mehr wußte als ſie — das ſtimmte ſie ſo froh, wie ſie lange nicht geweſen war, die arme Korona. Dieſe Freude traulicher Mitteilung war ein ſeltener Gaſt bei ihr; denn derjenige, auf den ſie von Gott und durch die natürlichen Verhältniſſe gewieſen war, ſtieß ſie rauh zurück, und bei allen anderen fürchtete ſie, bald wehe zu tun, bald ſchmerzlich berührt zu werden. Bei Uriel fühlte ſie eine gewiſſe wohltuende Sicherheit. Aber ſo zart hatte ihr demütiges Gebets- und Leidensleben ihr Gewiſſen gemacht, daß ſie, als ſie ſpäter allein war und vor Gott Rechenſchaft über ihren Tag ablegte, mit heiliger Wachſamkeit — mit dieſem Gnadenlicht, das um ſo heller brennt, je reiner die Luft des inneren Lebens iſt — ihr Herz durchleuchtete. Und ſie dachte daran, daß früher ein leiſer, ihr ſelbſt unbewußter Zug von Neigung für Uriel wie ein warmer Hauch ihr Herz berührt habe. Sie verſchloß nicht ihr Auge gegen die kleinſte Gefahr. Sie verließ ſich nicht auf ihr ſchweſterliches Verhältnis zu ihm; nicht auf ihren reinen Willen. Sie betete um himmliſchen Schutz und faßte ihren Vorſatz. „Heilige Mutter Gottes, beſchirme du mein Herz! ich will mich nicht ſo ſehr über Uriel freuen!“ — So heiligt man ſich. —

Auf Windeck war ſie zwiefach willkommen, da ſie Uriel mitbrachte. Graf Damian rief vergnügt:

„Geh' nur gleich mit uns nach Rom!“

„Ich bleibe erſt noch etwas bei Onkel Levin,“ ſagte Uriel; „aber ich komme. Es iſt recht ſeltſam, daß ich trotz meiner Weltfahrten noch nie in Rom war.“ —

Graf Damian betrieb raſch die notwendigen Reiſeanſtalten, um ſo mehr, als Korona täglich nach Kloſter Engelberg hinüberfuhr. Er brach gegen Uriel in heftige Klagen über Oreſt aus.

„Was ſagſt du zu einem ſolchen Benehmen? Iſt's nicht empörend? Die Hälfte des Jahres ſitzt er bei dieſer Sängerin, dieſer Judith Miranes — du weißt ja deren Geſchichte! und wenn er auf Stamberg iſt, würde man wünſchen, daß er nur lieber fortginge — ſo mißmutig, ſo verſtimmt, ſo gelangweilt, ſo lebensſatt, ſo durch und durch unerträglich benimmt er ſich und beſonders gegen Korona. Hätte ſie nicht eine übermenſchliche Geduld, ſo wäre ſie längſt davongelaufen! Wer hätte je eine ſolche Geduld von der kleinen lebhaften Korona erwartet — und je, daß Oreſt ſo ausarten könne! Leichtſinnig war er zwar immer; allein ſolche Leute werden oft die allerbeſten Ehemänner. Früher war er doch munter, guter Laune, auch ſo gewiß gutmütig und geſcheut. Jetzt — alles fort! aber alles! untergegangen in Egoismus, verſchlungen von verrückter Leidenſchaft. Ich ſag' dir, verrückt! denn wenn du mit ihm ſprichſt, wie ich es einmal getan habe, ſo antwortet er dir: höchſt edle Freundſchaft — platoniſche Liebe — ꝛc. ꝛc. Stelle dir dies vor: Oreſt und platoniſche Liebe! — Was hab' ich von ſeinem Platonismus, wenn er all' ſeine Standespflichten verſäumt, Frau und Kind verläßt, der Welt Skandal gibt! Aber die Sache iſt ſo: die Donna iſt klug! ſie weiß, wie ſie ihn feſſeln kann. Ich weiß nur nicht, wie lange das währen ſoll!“

„Mein Gott,“ ſagte Uriel niedergeſchlagen, „wie ſchwer iſt die Kunſt, glücklich zu ſein! für Oreſt ſind doch wahrlich alle Elemente, alles Material dazu vorhanden und er benutzt es nicht und macht ſich ſelbſt und Korona unglücklich.“

„Mein Troſt iſt der,“ ſagte Graf Damian mit einer an ihm ganz ungewöhnlichen inneren Erhebung, „daß Korona ſich wirklich zu einer kleinen Heiligen bildet. Ich war dieſen Sommer mit ihr in Ems. Sie iſt ja eine ganz charmante Perſon und einer ſolchen fehlt es in der Welt nie an Leuten, die ihr das ſagen oder zu verſtehen geben. Aber es war als ob ſie von dem Mann im Mond oder zu ihm ſprächen! Ich habe ſie oft in der Stille bewundert wegen ihres unvergleichlich taktvollen Benehmens. Und das weiß ihr leichtfertiger Patron von Mann gar nicht zu ſchätzen.“ —

Am Tage nach Allerſeelen reiſte Graf Damian mit Korona und Felizitas gen Italien.

„Du bleibſt bei uns alten Leuten!“ ſagte die Baronin Iſabelle freundlich zu Uriel. „Du magſt auch recht müde von dem raſtloſen Umherſchweifen dieſer viertbalb Jahre ſein! Was willſt du denn nun beginnen?“

So hatte auch Graf Damian gefragt und Onkel Levin ebenfalls. Ja — wußte er es denn? Was er nicht wollte, das wußte er. Aber was er wollte? —

„Lieber Onkel,“ ſagte er einmal in einem ſtillen Geſpräch zu Levin, „ich weiß durchaus nicht, was ich auf der Welt anfangen ſoll. Ich bin ausgereiſt, um etwas zu ſuchen, das ich hier nicht fand; ich habe mir in fernen Weltteilen das menſchliche Treiben und Wirken betrachtet und überlegt, das mir in dem unſeren ſo fürchterlich mißfiel. Es iſt dort wie hier. Ich bin nach Europa zurückgekehrt — vielleicht mit der leiſen Hoffnung, es werde mir jetzt einen beſſeren Eindruck machen. Aber im Gegenteil! ich habe dies letzte Jahr faſt ausſchließlich in Petersburg, London und Paris zugebracht, und zwar nicht in dem Teil der Geſellſchaft, welche ſich exkluſiv „die Geſellſchaft“ nennt. Die kenne ich aus früherer Zeit! die iſt ſo blaſiert, ſo entſittlicht, ſo verkommen im brutalſten Materialismus, daß der Duft von

Eßbukett und Patchouly, in welchem ſie ſchwimmt, ihren eigentümlichen Verweſungsgeruch nur zurückdrängt, aber nicht verſcheucht. Die kenne ich mit ihrer moraliſch verſunkenen Männerwelt und ihrer durch Eitelkeit ſinkenden Frauenwelt, und deren Loſungswort, das zu allem hintreibt und alles entſchuldigt, es ſei noch ſo gemein und noch ſo ſchlecht: genießen wollen! gefallen wollen!

„Der Ekel vor ihr hat mich recht eigentlich damals aus Europa vertrieben, als ich mein Gegengewicht gegen ihren furchtbar verderblichen Einfluß mit der Hoffnung auf häusliches Glück verlor. Aber das öffentliche Leben in Europa, das Leben der Staaten und Völker, die große allgemeine Geſellſchaft, die wollte ich ins Auge faſſen, wollte beobachten, was es denn ſei, das die Menſchen treibt und bewegt auf der ungeheueren Flut einer raſt- und ruheloſen Anſtrengung, die augenſcheinlich, wie aus unſichtbaren geöffneten Schleuſen, den Weltteil ſo gewaltſam überſtürzt, wie die Menſchheit es noch nie erlebt hat. Ähnlich war es bei dem Untergang des alten Römerreiches vor den nordiſchen Barbaren. Ähnlich auch, tauſend Jahre ſpäter, als Byzanz vor dem Islam fiel. Aber nur ähnlich im kleinen Maßſtab. Nicht zu einer ſolchen Ausbreitung über Weltteil und Erdball hatte ſich das tauſendgliederige Weſen, welches man Ziviliſation nennt und welches doch keine iſt, zerdehnt. Nicht brauchte ſie ein China und ein Kalifornien, den Hindu und die Rothaut zu ihrer Tätigkeit; nicht ein Netzwerk von Eiſenſchienen zu ihrer Bewegung; nicht einen Flug des Gedankens mit Blitzesſchnelle über Länder und Meere zu ihrer Mitteilung, wie ſie das alles jetzt hat und jetzt braucht. Aber zu welchem Zweck hat die menſchliche Geſellſchaft dieſe unerhörte Bewegung zu einem ſo wichtigen Faktor ihres Beſtehens gemacht? welche Bildung wird durch ſie errungen, welche Wahrheit durch ſie verbreitet, welche Tugend durch ſie gepflegt, welche ſittliche Größe durch ſie erlangt? welche Würde bringt ſie in die Verhältniſſe des Menſchen, welchen Adel in ſeine Geſinnung, welche Grundlage in ſeine Handlungen? — — Null, lieber Onkel, unter Null! Wenn man ſich einen Kreis denkt, ausgeweitet bis zur äußerſten Spannung, und Millionen von Radien ſchießen aus der Mitte dem Umkreis zu und drängen und treiben ihn immer noch mehr und mehr auseinander — aber der Punkt, von dem ſie auslaufen, hat keine Schwerkraft, um ſie zu halten und zu binden, iſt kein Zentrum, iſt Nichts, iſt Null: ſieh, lieber Onkel, das iſt ein Bild der Zeit. Die Radien aber blitzen und ſchießen und ſpielen in tauſend Farben, wie ein Nordlicht, blendend, überraſchend, fort und fort dem Umkreis zu und ziehen alle Blicke von der Leere des Mittelpunktes ab — und auf ſich. Und die Blicke laſſen ſich feſſeln durch dies Sinnenſchauſpiel und das, was es bietet — und die Augenluſt zieht die Gier nach Genuß und die Gier nach Beſitz nach ſich — und das iſt das Ende der hochgeprieſenen Ziviliſation! da ſinkt ſie zuſammen im Moder ihrer eigenen Zerſetzung. Wenn ſie etwas Höheres zu geben vermöchte, ſo würde ja nicht eine ſo koloſſale Lüge, wie wir ſie erleben, das öffentliche Leben beherrſchen.

„Alle Zuſtände ſind hohl. Die Verhältniſſe von Staat zu Staat, von Fürſt zu Volk, von Volk zu Fürſt — ſind hohl, ſind ohne gegenſeitiges Vertrauen, ſind ohne Wahrheit, ſtehen im Kreiſe jener Radien ohne Zentrum. Alle fühlen es, jeder weiß es von ſich ſelbſt und von dem anderen, und keiner will es ſich merken laſſen. Daher wird denn jetzt eine Komödie aufgeführt, die in der Welt umſonſt ihresgleichen ſucht — eine Komödie, an der Europa untergeht; die Komödie vom Fortſchritt. Ich kann ſie nicht mitſpielen! ich kann und kann nicht für und durch die Lüge leben und ſterben! Schau' auf das Völkerleben, ob je ſo große Worte im Schwange waren, und ſo wenig — ja, das Gegenteil, hinter ihnen ſteckte! Freilich, das große Wort führen die großen Herren in den Kammern, die, in Parteien geteilt, herrliche Reden halten über alles Gute und Vortreffliche — die einen, was ſie bereits tun, die anderen, was ſie tun wollen. Da grünt und blüht Friede und Gerechtigkeit, Bildung und Betriebſamkeit; da geht alles am Schnürchen, von der Dorfſchule bis zum Staatshaushalt. Aber ſchau' auf den gemeinen Mann, wie ihm die Schuldenlaſt des Staates, die man deſſen Reichtum zu nennen beliebt, ſeine paar Pfennige abquält, die er im Schweiß ſeines Angeſichts mühſelig verdient hat und gern ſparen möchte für ſchlimme Zeit oder ſeine alten Tage. Wie er, während die großen Herren in Papieren ſpekulieren und mit einem Bankerott ſo leicht fertig werden, als mit einer Flaſche Champagner, und endlich denn doch den geliebten Mammon erſchwindeln — wie er an dieſen Eiſenbahnen, an dieſen Fabriken, die den Spekulanten, den Beſitzer mit Gold mäſten, ſeine Geſundheit opfern, ſein Leben wagen muß für geringen Tagelohn, der für die knappſten Bedürfniſſe nicht ausreicht; wie er ſeine Kinder in die Fabriken ſchicken muß, wo ſie entarten an Leib und Seele, aber dafür doch einige Kreuzer heimbringen und ihre armſelige Exiſtenz friſten helfen; wie er dabei beſtändig zittert vor Stockung im Handel und Wandel, vor Krankheit, vor Herabdrücken des Arbeit- oder Tagelohnes, vor Erhöhung der Preiſe der gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe. Schau' ihn an, wie er marklos wird vom unausgeſetzten Kampf gegen die bitterſte Not, die ihn täglich aus den hohlen Augen von Weib und Kind, aus ihren Lumpen, von ihrem Strohlager, von ihrem kalten Herde angrinſt; wie er in leiblicher Schwäche und ſeeliſcher Ermattung dieſe ſtumpfe Folter nicht mehr erträgt — und zum Branntwein greift, in Ausſchweifung hineintaumelt, die Arbeit haßt, Vernunft und geſundes Urteil verliert und die ungeheuere Zahl der Betörten vermehrt, welche jetzt wähnen, republikaniſche Verfaſſungen nach kommuniſtiſchen und ſozialiſtiſchen Theorien eingerichtet, oder ihnen ſich nähernd, brächten das Heil der Welt. Die Arbeit in der Wildnis iſt ſchwer und rauh und mehr als einer erliegt ihr. Aber die Arbeit in unſerer Ziviliſation iſt entſetzlich, ſaugt das Mark aus den Knochen, das Gehirn aus dem Kopf, das Herz aus der Bruſt, macht zu einer beſinnungslos ſchwirrenden Maſchine. Und dieſe zählen nach Millionen!! Iſt es denn möglich, ohne Erröten vom hohen Zuſtand unſerer Kultur zu ſprechen? Da heißt es denn freilich: Der gemeine Mann vegetiert doch nicht mehr in kraſſer Unwiſſenheit; er wird unterrichtet, er lernt, er kann ſich fortbilden und jede Laufbahn ſteht ihm offen — allerdings zum Erſticken überfüllt von Nebenbuhlern. Ja, er lernt in den Schulen mancherlei, was er bald vergißt, ſei's in der Werkſtatt, bei dem Feldbau, in der Fabrik oder wo er ſein Brot verdient. Indeſſen etwas behält er doch! er kann leſen. Was lieſt er? welche Bücher ſind ihm erreichbar? — ſchlechte Zeitſchriften, von denen es in der Welt wimmelt, die darauf berechnet ſind, den unentwickelten Menſchengeiſt in die Dämmerung eines falſchen Wiſſens zu verſetzen, um ihn dort für Parteizwecke zu gewinnen; und Bücher der gemeinſten Art, Romane und Erzählungen auf Löſchpapier gedruckt, in Winkelbibliotheken für ein Geringes leihweiſe zu haben — Gift und Peſt für Moral und Sittlichkeit, die ſich in Dachkammern und Kellerlöcher, wo Hunger und Kummer hauſen, wie Schlangen einſtehlen, von Hand zu Hand gehen und ebenſo gierig verſchlungen werden, wie die Zeitſchriften in der Schenke und in der Werkſtatt. Das lieſt er; denn das findet er gleichſam von ſelbſt und mundrecht ihm gemacht, auf den Wegen und Stegen ſeines Lebens; und das ſoll für Bildung gelten!! Nein, die Epoche ſtirbt an der Lüge!"

Mit dem Ausdruck troſtloſer Entmutigung lehnte Uriel ſeine Stirn in die Hand und ſetzte hinzu:

„Es iſt der Weg des Todes, den wir ſchreiten! — Das iſt von unſerer Zeit geſagt. Sie ſtirbt an ihrer eigenen Lüge."

Levin hörte ſtill dieſen Klagen zu. Er dachte an jenen himmliſchen Retter, der die hinſinkende Welt, wie der Pelikan ſeine erſchmachtende Brut, mit ſeinem Herzblut errettet; allein er ſagte es nicht.

„Du armer Sturmvogel!" ſagte er liebevoll, „haſt du verſucht, dir ein Neſt zu bauen auf den Wellen der Zeit und biſt du müde geworden von dem vergeblichen Beſtreben? Dann bleibt dir nichts übrig, als dich loszuſagen von dem treuloſen Element und einen Ausflug zu verſuchen. Du biſt müde von den Erſcheinungen der Zeit. Das war auch ein großer Teil der menſchlichen Geſellſchaft im vierten und fünften Jahrhundert, als die Überreſte der alten heidniſchen Welt, welche ſich in mumienhafter Starrheit dem beſeelenden Einfluß des Chriſtentums widerſetzte, von dem Andrang der barbariſchen Völker mehr und mehr bedroht, dann überſchwemmt und endlich hinweg gefegt wurden. Damals klammerte ſich auch die ſieche Welt, im heimlichen Bewußtſein ihrer Ohnmacht, an den Glanz und die Überfeinerung, welche die innere Vermorſchung der Verhältniſſe äußerlich übertünchte. Damals ſuchte ſie auch eine Beſchirmung ihrer Unhaltbarkeit in großen Worten und in großem Reichtum. Die Göttin Roma ſtand noch im Sitzungsſaal des Senates zu Rom und die Tempel der Götzen hatten noch ihre Prieſter und ihre Verehrer. Die Vermögen der konſulariſchen und ſenatoriſchen Geſchlechter waren ſo groß, daß deren Beſitzungen unſeren Fürſtentümern glichen. Die Sklaven der alten Ziviliſation zählten ebenſo wie die der modernen — nach Millionen, und die Gladiatorenſpiele, blutiger zwar, doch nicht entſittlichender als die Schauſpiele der modernen Bildung, beſtanden noch immer. Und die Macht des heidniſchen Geiſtes mit ſeinem Hochmut, mit ſeiner Überſchätzung des Ichs und der äußeren Vorzüge, mit ſeiner Sucht zu prahlen und zu ſchwelgen, war ſo gewaltig, daß die Entwickelung des chriſtlichen Geiſtes in den Maſſen durch ihn gehemmt wurde. Er war taub und blind; er wollte die Signatur der Zeit nicht verſtehen; er wollte beharren bei ſeinen Wollüſten, in ſeinen Traumbilden, bei den Ausgeburten ſeiner ſtolzen Geſinnung, gepaart mit niedrigen Begierden.

„Da öffneten ſich, wie du von der Jetztwelt ſagſt, unſichtbare Schleuſen und aus ihnen quoll und ſchwoll eine Sündflut auf, welche nicht bloß die abgeſtorbene, kraft- und markloſe heidniſche Kultur, ſondern auch die friſchen Saaten, die ſproſſenden Keime, die duftenden Blüten der chriſtlichen zu vernichten drohte. Verwüſtend wie Wildwaſſer brauſten die Völker aus den Wäldern des Nordens und den Steppen des Oſtens heran, überſchwemmten den Süden und Weſten Europas und ſetzten nach Afrika über, als ob ſie begierig wären, allen Spuren der alten römiſchen Bildung zerſtörend nachzugehen. Jahrhundertelang ſtanden ſie wogend und wallend auf dem Schutt und den Trümmern; dann ſanken ſie allmählich, die Wildwaſſer verliefen ſich, und es zeigte ſich, daß der Geiſt Gottes über dem Chaos geſchwebt und ſeine

Schöpfung, das Chriſtentum, behütet, entwickelt, gefeſtigt hatte. Der menſchliche Wille, möge er zum guten oder böſen ſich wenden, iſt nicht der einzige Faktor in der Weltgeſchichte. Der Geiſt Gottes, der nie aufhört zu wehen, iſt ein anderer — und konnte der die Barbaren der Wildnis zu ſeinem Werk gebrauchen, ſo kann er auch die Barbaren der Ziviliſation zur Zerſtörung des modernen Heidentums, das den chriſtlichen Geiſt zu erſticken ſucht, verwenden. Im vierten und fünften Jahrhundert ſchlich, gerade wie jetzt, ein geheimnisvolles Grauen durch alle Seelen, welche in dem Schattenſpiel des öffentlichen Lebens und in den brutalen Genüſſen der Sinnlichkeit keine Befriedigung fanden, ſondern wie du, von dem Atem des Todes, den die Lüge aushaucht, ſich angeweht fühlten. Sie wollten dieſen Göttern und dieſen Kaiſern ſo wenig dienen als ihrem eigenen Ich; ſie ſuchten einen größeren Herrn. Aber nicht ſuchten ſie ihn auf der Oberfläche des Daſeins, nicht am Rande des Kreiſes, den die blitzenden und ſchillernden Radien wirbelnd ausdehnen. Sie ſuchten im Zentrum; ſie ſuchten das, was jeder Menſchengeiſt finden ſoll: Wahrheit — die eine, von der alle Wahrheiten ausgehen, wie die Planeten ihr Licht von der Sonne empfangen. Sie ſuchten mit Ernſt, mit Beharrlichkeit. Sie fragten nicht hie und da, oberflächlich wie Pilatus: was iſt Wahrheit? — Sie gingen ihr nach, ſie ſpürten ihr nach, aufmerkſam, geſpannt wie der Bergmann, der in den Felſenmaſſen des Schachtes unverwandt die Goldader verfolgt, die durch das Geſtein läuft. Aus dem Heidentum, aus dem Judentum, aus der Häreſie, aus dem lauen Chriſtentum, aus der Barbaren- wie aus der Römerwelt — kamen ſuchende Seelen; und unter ihnen mancher Sturmvogel wie du, der die halkyoniſchen Tage der Fabel auf den Wellen der Zeit nicht gefunden hatte; aber dafür fanden ſie die Wahrheit, die eine, die ewige, die göttlich offenbarte: „Gott iſt die Liebe!“ — und dann ſprachen ſie mit Philippus: „Das genügt uns.“ — Jene ſo wilden, ſo ſtürmiſchen, ſo gedrangſalten Zeiten waren zugleich die der großen Bekehrungen. Wir wollen hoffen und beten, daß es auch jetzt ſo ſei und wollen damit anfangen, uns ſelbſt zu bekehren.“

„O ſprich nicht von dir, lieber Onkel!“ rief Uriel.

„Gerade von mir, denn mich ſelbſt kenne ich am beſten. Und zu uns allen ſpricht der Engel der Offenbarung, den Johannes auf Pathmos hörte: „Wer gerecht iſt, werde noch gerechter, und wer heilig iſt, werde noch heiliger.“ Wir ſind alle bekehrungsbedürftig.“

„O ja!“ rief Uriel, „es gibt auch jetzt große Seelen. Aber in einer Sphäre, die mir unzugänglich iſt.“

„Die Seelengröße hängt von keiner Sphäre des Lebens ab und iſt an keine gebunden. Ihr Weſen iſt: das Opfer des natürlichen Menſchen — und das kann, mit Gottes Gnade, überall geübt werden.“

„Nur fehlt leider überall dieſe Opferliebe ſo ſehr in der Welt, daß man verſucht wird anzunehmen, ſie ſei an eine gewiſſe Sphäre gebunden,“ ſagte Uriel. „Die großen Seelen, von denen ich ſpreche, ſteckten in der Kutte des Mönchs und in der Soutane des Prieſters. Miſſionäre muß man ſehen in anderen Weltteilen: dann bekommt man wieder Achtung und Liebe für das Menſchengeſchlecht. Bei dem Miſſionär iſt ſo recht anſchaulich das Apoſtolat des Evangeliums. So gingen die Zwölf aus, die von Chriſtus unmittelbar ihre Weihe und Sendung empfingen — und ſo gehen ſie jetzt aus, von demſelben Chriſtus mittelbar geweiht und geſendet. In welcher Armut und Entblößung, unter welchen Entbehrungen, Gefahren und Drangſalen der Miſſionär ſein apoſtoliſches Werk vollführt — davor ſchaudert die menſchliche Natur zurück. Das iſt eine Marter von Mühſal, die jede Fiber zerreißt und jeden Nerv aufreibt, und die er nur ertragen kann, weil Chriſtus in ihm lebt. Mit natürlichen Kräften iſt es unmöglich. Die Phantaſie erlahmt, wenn ſie ſich die Anſtrengung vorſtellen will, die einen Miſſionär in den ungeheueren Öden von Nord- und Südamerika erwartet. Hunger, Ermüdung, Krankheit, feindliches Klima, wilde Tiere, wilde Menſchen — alles das ſteht ihm bevor; alles das erträgt und überwindet er, um in tief geſunkenen, halb tieriſchen und halb blödſinnigen Raſſen das Ebenbild Gottes herzuſtellen und ſie zum Bewußtſein über ihre Beſtimmung zu bringen — oder um in einer kleinen Herde von bereits gewonnenen, aber hirtenloſen Schäflein das Reich Gottes zu befeſtigen. Und in welcher Einſamkeit und Weltabgeſchiedenheit vollführt er ſein Werk! wie getrennt von allem, was Troſt und Stütze gibt! Vaterland, Vaterhaus, Mutterſprache, Familie, Jugendfreude — alles iſt fern. Aber auch ſein Ordenshaus, ſeine Brüder nach der Gnadenordnung, ſeine Wirkſamkeit in der Heimat hat er verlaſſen. Mit einigen Gefährten, zuweilen mit einem einzigen, zuweilen ganz allein, zieht er über Eis- und Schneegefilde, durch Savannen und Wüſten, durch Urwälder und Sümpfe, über Gebirge und Ströme — allein! und wenn er in tropiſchen oder arktiſchen Nächten das Auge zum Himmel aufſchlägt, iſt er ſo einſam, daß er nicht einmal die Geſtirne ſeiner Heimat wiederfindet. Und welch' ein Tod krönt dieſes Leben? — Iſt's der Martyrertod mit ſeinen raffinierten Qualen, unter dem Wut- und Triumphgeheul ſeiner Glaubensfeinde? — Oder ſiecht er im Kerker dahin, auf dem langſamen Folterbett der Gefangenſchaft? Oder reißt ihm ein Tiger das Herz aus der Bruſt? Oder fällt er unter dem Skalpiermeſſer eines Wilden? Oder verſchmachtet er langſam am Fieber, das ſein Blut verbrennt, ſein Mark verzehrt und ihn endlich niederwirft im Schatten eines Felſens oder eines Baumes, wo er ſich ausſtreckt zum Sterben, wo kein Gefährte da iſt, um ihm die heilige Wegzehrung zu reichen und ihm den Todesſchweiß von der Stirne zu trocknen, wo er über ſich ſelbſt das Totenoffizium betet und wo ſein kaum erkalteter Leichnam eine Beute der Raubvögel oder der Tiere des Waldes wird! — Und ſolch ein Leben und ſolch ein Tod — weshalb werden ſie gewählt? frei gewählt? ſo fragte ich einſt einen Miſſionär. Um dem gekreuzigten Chriſtus in aller Demut nachzufolgen, antwortete er freundlich und einfach. Das iſt Seelengröße! Aber die Welt geht an ihr vorüber, wie die Juden am Kalvarienberg — gleichgültig oder verachtend oder läſternd. Hätte jedoch einer von den ihren ein weniges von dieſen Dornen und Myrrhen genoſſen, um die Wiſſenſchaft zu fördern, oder aus ehrgeiziger Neugier, oder um ein Vermögen für die Seinen zu erwerben — ja, dann hat ſie nicht Kränze genug, nicht Lob und Bewunderung genug, um dieſe Verdienſte zu krönen. Mögen es Verdienſte ſein! ich taſte ſie nicht an. Von übernatürlicher Seelengröße ſind ſie jedoch weit entfernt. Solche Menſchen dienen ihrem Ich, ihren vorherrſchenden Neigungen oder Talenten und ſomit auch der Welt; das ſchmeichelt ihr. Der Miſſionär geht an ihr vorüber wie an ſich ſelbſt und dient einem höheren Herrn; das nimmt ſie übel. Sie will nichts von Höherem wiſſen, als von ſich ſelbſt. Ich aber habe immer den Miſſionär beneidet, gerade weil er einem höheren Herrn dient.“

„Nun, lieber Uriel,“ ſagte Levin lächelnd, „ich hoffe, du wirſt ihm auch noch einmal als Miſſionär dienen.“

„Nein, lieber Onkel,“ rief Uriel und ſtand lebhaft auf, „ich habe nicht die mindeſte Anlage zu ſolcher Seelengröße und keine Neigung zu ſolchem übernatürlichen Heldenmut.“

„Die fremde Seelengröße erkennen und bekennen, gleichviel in welcher Geſtalt man ſie antrifft, iſt der erſte Schritt, um ſie zu erwerben.“

„Aber um ſie in einem ſo heroiſchen Grade zu üben,“ rief Uriel, „dazu fehlt mir die Lebendigkeit des Glaubens.“

„Ganz richtig,“ entgegnete Levin. „Du trägſt deinen Glauben in feſten Goldbarren mit dir umher, ſo daß er dir manchmal beinahe eine Laſt iſt. Zur Münze ausgeprägt, flüſſig gemacht für den täglichen Gebrauch, für alle Umſtände, für alle Verhältniſſe, in allen Nöten, wider alle Prüfungen — beſitzeſt du ihn nicht. Er iſt dir noch ein toter Schatz.“

„So iſt's!" ſagte Uriel trübe. „Er leuchtet mir vor, aber er leuchtet nicht in mir. Meine Vernunft folgt allen Lehren der Offenbarung, die ſo fein und ſo logiſch ausgezweigt ſind, daß es ein Genuß für meinen Verſtand und eine willkommene Übung für meinen Scharfſinn iſt, ihnen nachzugehen. Und dennoch iſt mein Herz nicht ergriffen; dennoch iſt eine geheimnisvolle Scheidewand zwiſchen mir und Gott."

„Das kann auch gar nicht anders ſein," entgegnete Levin. „Du haſt die Weltteile durchpilgert und die Ozeane durchmeſſen und draußen das Etwas geſucht, mit menſchlichen Kräften und menſchlichen Mitteln geſucht, was größer ſei als dein Herz — wie du damals bei deiner Abreiſe ſagteſt — das Etwas, welches dir eine dauernde Befriedigung geben könnte; und haſt es nicht gefunden und konnteſt es nicht finden. Denn die Schöpfung, dies wundervolle Werk Gottes, ſteht unter dem Gotteswerk der Erlöſung. Dieſer gehört die chriſtliche Seele an, hier ſoll ſie zu Hauſe ſein. Sucht ſie ihre Heimat in der Schöpfung, ſo iſt ſie abgeirrt von ihrer Beſtimmung, mein armer Uriel, und dann ſind die Lehren der Offenbarung dem Geiſt ein feines, tiefſinniges Syſtem, deſſen Logik ihn überwältigt; aber ſie ſind kein Troſt für das Verlangen ſeines Herzens. Nur in Gedanken löſen ſie ihn ab von der Erde; das Herz bleibt an ihr haften, hört nicht auf himmliſche Einſprechungen und erkennt nicht himmliſche Fügungen, die alle, alle mahnende Boten Gottes ſind, durch die er zu uns ſpricht: „Kind, gib mir dein Herz." Aber was willſt du denn anfangen, Uriel, mit dieſer Laſt deines an der Erde haftenden Herzens?"

„Haftet es denn an ihr, lieber Onkel?" fragte Uriel ernſt und ſinnend. „Hab' ich nicht den Ballaſt des Mammon über Bord meines Schiffleins geworfen, um nicht in die Schlingen dieſes Götzen zu fallen, deſſen Kultus mehr als irgend einer — den Materialismus fördert? hab' ich mich je verloren in die brutale Genußſucht der Zeit? oder an den Ehrgeiz? oder an die Sucht der Eitelkeit, etwas gelten zu wollen, ein Mann der Partei zu ſein? Und meine Reiſen — hab' ich denn Gemeines, Niedriges, Alltägliches von ihnen begehrt? ſollten ſie vorwitzige Schauluſt und einen unbeſtimmten Drang nach Bewegung befriedigen? Mir ſcheint, ich dürfe all' dieſe Fragen mit Nein beantworten. O wie oft habe ich gerade auf dieſen Reiſen, gerade dieſen wunderbar ſchönen Naturbildern gegenüber die ganze Nichtigkeit des Erdendaſeins empfunden! O, in ſtillen Nächten unter dem leuchtenden Sternenhimmel und auf den leuchtenden Meeren des Südens — o, in der roſigen Morgenfrühe der paradieſiſchen Überfülle tropiſcher Länder, mit ihrem unvergleichlichen Zauber von Farbe und Form, von Licht und Luft — o, bei dem feierlichen Sonnenuntergang in der Savanne und der Wüſte mit ihrer grenzenloſen, bis zum Entſetzen majeſtätiſchen Einſamkeit — hat dies göttliche Schweigen, dieſe göttliche Stimme mich je anders berührt, als daß ich empfunden hätte, es gebe noch etwas Höheres — und das ſei ſo hoch und ſo groß und ſo wundermächtig, daß alle Erdenſchönheit ſich dazu verhalte wie ein Sandkorn gegen das Himalajagebirg. Und dann hätte ich die Erde mit einem Fußſtoß von mir ſchleudern mögen, um mich aufzuſchwingen zu jener nur geahnten Herrlichkeit. Nennſt du das an der Erde haften, teurer Onkel?“

„Der heilige Auguſtinus ſchreibt in ſeinen Bekenntniſſen: ‚In mehr als einer Weiſe ſchließt man ſich den gefallenen Engeln an‘,“ entgegnete Levin. „So gibt es auch mehr als eine Weiſe, in welcher das Herz an der Erde haften kann. Es kann begraben ſein in ihrem Moder, verſtrickt in ihren Dornen. Es kann aber auch ſo fein mit ihr zuſammenhängen, wie manchmal Blumenblätter an fliegenden Sommerfädchen ſchweben. Eines iſt gewiß: du haſt Gott nicht gefunden. Mit deiner Intelligenz haſt du das Daſein Gottes außerhalb ſeiner Schöpfung begriffen; mit deinem Gefühl haſt du ihn über der Schöpfung geahnt. Aber dein eigen, dein Zentrum — iſt er nicht geworden, weder der menſchgewordene Gott, noch der gekreuzigte Gott, noch der euchariſtiſche Gott! und deshalb biſt du auch keinen Augenblick deiner ſelbſt ſicher und der nächſte kann dein Herz begraben in den Aſchengrüften der Erde. Daß es bis jetzt nicht geſchah, haſt du, nächſt der Gnade Gottes — deiner Liebe für Regina zu danken. Du betrachteſt ſie als dein Leid — aber ſie iſt dein Heil geweſen! Die Liebe iſt etwas ſo Himmliſches, ſo Gottverwandtes, daß ſogar die natürliche imſtande iſt, dem Menſchen eine Zeitlang einen edlen Impuls zu geben und in edler Richtung ihn zu halten. Aber in dem wechſelvollen Daſein hienieden, zwiſchen tauſend neuen Eindrücken und abertauſend neuen Erfahrungen, verliert dieſe Liebe allmählich ihre Triebkraft, vermag nicht mehr Schwung und Ausdauer zu geben, und läßt das Herz nach und nach ſo öde zurück, ſo leer, ſo traurig, ſo arm, daß ihm die Bilder und Erſcheinungen der Erde wünſchenswerter vorkommen als ſeine Erſtorbenheit. Das iſt die allgemeine Geſchichte jeder Liebe, die nur aus dem natürlichen Gefühl hervorgegangen iſt: ſie keimt, ſie wächſt, ſie blüht, ſie verblüht — wenn man ſie nicht in das übernatürliche ſelige Liebesleben hineinſchlingt, welches die myſtiſche Braut Chriſti mit ihrem göttlichen Geliebten führt. Dein Herz haftet an der

Erde, mein armer Uriel! Du haſt die ewige Wahrheit noch nicht gefunden, denn du haſt ſie noch nicht geſucht."

„Aber wo — aber wie — ſoll ich ſie ſuchen?" fragte Uriel tief in Sinnen verloren.

„Wo? — in der Krippe von Bethlehem und am Kreuz von Golgatha. Wie? — durch Gebet. Bete, Uriel! wie es jetzt mit dir ſteht, kann und darf es nicht bleiben. Du biſt flügellahm. Es iſt mehr Welt an dir vorüber gerauſcht, als du — als irgend jemand mit der bloßen Beobachtung überwältigen kann. Das Übermaß der Tätigkeit, deren Zuſchauer du biſt, betäubt dich und bringt dich um die, welche dir von Gott beſtimmt iſt."

„Lieber Onkel," unterbrach Uriel ihn ſehr lebhaft, „du wähnſt doch wohl nicht, daß es mir je einfallen könnte, Miſſionär zu werden, weil ich geſagt habe, ich hätte bei ihnen Seelengröße gefunden und ich beneidete ſie, weil ſie einem ſo großen Herrn dienten? Miſſionär will ich durchaus nicht werden! und käme mir je ein ſolcher Gedanke, ſo würde mein eifrigſtes Gebet gegen ihn ſein."

„Sei unbeſorgt!" erwiderte Levin lächelnd, „zu ſo kühnen Hoffnungen erſchwingt mein altes Herz ſich nicht. Das wäre eine große Gnade, wenn du die Welt abermals durchpilgerteſt — nicht um die Wahrheit zu ſuchen, ſondern um ſie anderen zu verkündigen; nicht zu deiner Befriedigung, ſondern aus Liebe zum gekreuzigten Chriſtus. Aber eine ſolche Gnade ſenkt ſich nur in ein ihr entſprechendes Herz. Vorderhand bin ich froh, daß du in Kalifornien kein Goldgräber geworden biſt."

Es war ein unvergleichlicher Zauber von Würde und Huld um den fünfundſiebenzigjährigen Greis. Er war ſo ſtark bei ſeiner heiteren Milde, ſo nachſichtig bei ſeinem heiligen Ernſt, ſo lächelnd bei ſeiner tiefen Einſicht, — der Geiſt ſo offen, das Herz ſo warm, die Seele ſo licht, daß Uriel oft in ſeiner Nähe dachte: die Verklärung des Tabors ſei ſchon über dies Leben ausgegoſſen, das mehr als ein halbes Jahrhundert in der Verſchattung des Kreuzes verharrt ſei. An Onkel Levins Seite, in Geſprächen und im traulichen Verkehr mit ihm fühlte ſich Uriel zufriedener, als ſonſtwo auf Erden. Aber eine leiſe Unruhe, ein unausgeſetztes Vibrieren des inneren Menſchen mahnte ihn ſtets daran, daß er ſeinen Schwerpunkt noch nicht gefunden habe. Es tat ihm leid, an Graf Damian verſprochen zu haben, daß er ihm nach Rom folgen wolle; leid, den geliebten Greis zu verlaſſen.

„Komm' mit mir nach Rom!" bat er ihn einſt. „Die Griechen hielten es für ein Unglück, das Götterbild ihres Zeus, das Meiſterwerk des Phidias, nicht geſehen zu haben. Iſt es nicht ein ganz anderer Schmerz für einen Prieſter, den Stellvertreter des Erlöſers und den Nachfolger des Petrus nicht geſehen zu haben?“

„Ja, lieber Sohn, ganz anders! er iſt ein Glied in der langen Kette der Entſagungen; aber die löſt ſich mit dem Tode. Die armen Griechen hatten ſchon recht, ihren Zeus zu betrachten; denn ſeine Marmorſtatue war doch mehr — als das Nichts, welches ſie vorſtellte. Aber für uns, Kind, iſt es gerade umgekehrt: wir ſehen hienieden nur Bilder, aber droben das Weſen. Deshalb hab' ich mich nie danach geſehnt, mich viel umzuſchauen in der Welt. Scheide ich von ihr — dann werden meine Augen ihre Wonne haben und mein Herz ſeine Luſt. Kommſt du aber nach Rom, ſo grüße mir eine traute Stätte: das Koliſeum, wo die Martyrer ſich verbluteten und wo St. Ignatius von Antiochien unter den Zähnen der Löwen rief: Meine Liebe iſt gekreuzigt! laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes ſein! Um das Koliſeum ſchwebt in meiner Phantaſie eine Glorie von Purpurfarbe.“

„O dieſe Martyrer,“ rief Uriel, „haben in Wahrheit die ſtreitende Kirche zur triumphierenden gemacht!“

„Darum ſtirbt auch dies heilige Geſchlecht nie in ihr aus. Sie ſoll triumphieren — trotz Ketten und Banden, trotz Schmach und Verfolgung, über den Satan und ſeinen Anhang! Und das tut ſie, bald auf dieſem, bald auf jenem Punkt der Erde. Sieh' die Chriſtenverfolgungen in China, in Japan — überall wiederholt ſich die alte Tatſache: Chriſtus der Gekreuzigte lebt in den kämpfenden Gliedern ſeiner Kirche. Sie werden mit ihm gemartert, gehöhnt und getötet; ſie werden begraben und Steine vor die Gruft gewälzt und Wächter beſtellt; und wenn das alles ſicher beſorgt iſt, dann kommt der Oſtertag, und mit den Hingewürgten iſt die Kirche, die man erwürgt und begraben wähnte, auferſtanden. Das ſind ihre unvergänglichen Geſchicke. So hat ſie es auf Kalvaria gelernt. Dazu lebt und webt in ihr der heilige Geiſt. Deshalb umfängt und trägt ſie durch die Weltzeiten den euchariſtiſchen Chriſtus. Solche Gottesanſtalten überdauern den Anprall Luzifers und ſeiner Legionen.“

„Jawohl, Legionen!“ rief Uriel. „Von allen Ecken und Enden der Welt ſtrömen eben jetzt die hochgehenden Fluten des Unglaubens und des Irrglaubens mit voller Wut gegen den Felſen Petri und die revolutionären Stürme, die aus allen Gegenden der Windroſe, von Thron und Katheder, aus Schenkſtube und Preſſe, aus Kammerverhandlungen und geheimen Geſellſchaften zuſammenbrauſen, toben gegen nichts und niemand ſo raſend, als gegen das Schifflein des galiläiſchen Fiſchers. Ich habe in England und Deutſchland Leute gekannt, von denen es heißen konnte, wie in Schillers Wallenſteins Lager: „Es ſind Tieſenbacher, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher" — ſo behaglich ſchmauſten ſie ihr Beefſteak mit obligatem Porter; ſo friedlich kannegießerten ſie bei der Tabakspfeiſe und dem Schoppen; Damen hab' ich gekannt, gebildete, kunſtſinnige, ſchöngeiſtige, romanesk poetiſche; nun! dieſe ganze Geſellſchaft — ſo philiſterhaft der eine Teil und ſo hypergebildet der andere — verfiel in eine Art von Berſerkerwut, wenn die Rede auf den Papſt und die katholiſche Kirche kam. Rom, als Mittelpunkt der antiken Welt und der modernen Kunſt, ließen ſie gelten. Über Rom, als Hauptſtadt der Chriſtenheit, waren ſie rabiat. In den Kreiſen der Freiheitsmänner, der Licht- und Volksfreunde verſteht ſich ſo etwas von ſelbſt, weil Rom das unüberwindliche Bollwerk der Wahrheit — alſo der wahren Freiheit, des wahren Lichtes, des wahren Rechtes iſt; aber bei meinen Tieſenbachern und bei meinen Geiſtreichen hab' ich mich immer verwundern müſſen, daß ſie nicht einſehen, wie Beefſteak und Bildung nicht zu retten ſind, wenn es möglich wäre, daß das Schifflein Petri unterginge. Ein geſellſchaftliches Chaos würde beginnen. Es gehört mit zu den greulichen Lügen der Zeit, die geſchichtlichen Ereigniſſe und Charaktere zu Parteizwecken zu verfälſchen und ſchon dem Kinde in der Schule Zerrbilder ſtatt Vorbilder in die junge Seele zu prägen."

„Und damit zieht ſie, wie das von der Lüge auch nicht anders zu erwarten iſt, einen ſo traurigen und furchtbaren Haß groß, daß, wenn jetzt heftige Kataſtrophen ausbrächen, der giftigſte Gram ſich gegen die Vertreter und Diener der Kirche entladen würde. Lies die vertilgungswütigen Verfolgungen, welche der treue und ſtandhafte franzöſiſche Klerus in der Revolution des vorigen Jahrhunderts zu erdulden hatte. So würde es jetzt überall ſein, wo Revolutionsmänner an die Spitze kämen. Der Prieſterhaß wächſt, je mehr Luzifers Scharen wachſen."

„Das wäre ein Grund, um Prieſter zu werden! Was Satan haßt, muß Gott lieben!" rief Uriel.

„Und doch ſind die Beſtrebungen des Haſſes dem Prieſter vielleicht nicht ſo quälend, als die der ſogenannten Humanität," ſagte Levin. „Ich habe in meinem langen Leben ſchon manche Phaſe der Geſchicke der Kirche durchgemacht. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ging man mit der Guillotine und Deportation auf ſie los; das hat ihr nichts geſchadet; im offenen und entſchiedenen Martertum liegt eine Art von übernatürlicher Lockſpeiſe, die ihr gut bekommt. Aber nach den napoleoniſchen Kriegen brach in Deutſchland eine entſetzliche Zeit, eine nüchternſchwärmeriſche Epoche aus, die mit Deutſchtümelei und allerhand

Bruderliebe ſeltſam herausgeputzt war. Da ſollte die Kirche deutſch ſein und human und jedermanns Freund; den Quell ihres Lebens ſollte ſie verſtopfen und von Rom ſich losſagen; und dafür die Vorteile genießen, die der Zeitgeiſt ihr aufzuzwängen ſuchte; Lockerung heiliger und heilſamer Diſziplin, Verblaſenheit ihres Dogmas, Fraternität mit allerhand unkirchlichen und widerkirchlichen religiöſen und philoſophiſchen Syſtemen. Statt der katholiſchen Kirche ſollte eine Allerweltskirche organiſiert werden, ohne Offenbarung Gottes, ohne feſtbeſtehendes Dogma, ohne poſitiven Glauben, folglich ohne wahres Chriſtentum und zwei Mittel ſchienen vorzugsweiſe geeignet, dies zu bewerkſtelligen: die Aufhebung des Zölibates und die Sanktionierung der gemiſchten Ehen. Das verehelichte Individuum, welches den katholiſchen Prieſter erſetzen ſollte, lehrt, was der Staat oder ein beliebiges Oberhaupt ſeiner Sekte von ihm begehrt: das beweiſt die Erfahrung aller Zeiten; und in einer Miſchehe iſt von einem friſchen und kräftigen Familienleben im poſitiven Glauben keine Rede; das ſieht man alle Tage. Dieſe Mauerbrecher ſollten die Kirche zerſprengen. Aber unbewegt hielt ſie den Stoß aus — die heilige Kirche! die gemiſchten Ehen wurden nicht ſanktioniert — nur traurig geduldet; und der prieſterliche Zölibat nicht aufgehoben. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie meine Schwägerin Juliane, deine Großmutter, mich oftmals fragte, ob ich ſchon mein Augenmerk auf eine künftige Gattin geworfen habe; worauf ich ihr regelmäßig antwortete: man dürfe ſich nicht voreiliger Hoffnung hingeben. Als nun das Projekt zu Waſſer wurde, ſagte Juliane, ich hätte ſehr weiſe getan, nicht zu früh zu hoffen. Da lachte ich und ſagte: „Ihre Hoffnungen hab' ich voreilig genannt." Das war ihr aber nicht genehm. Ja, es war ſogar manchem Katholiken nicht genehm! Aber kurz! die Allerweltskirche kam nicht in Deutſchland zuſtande. Dagegen wurde die Braut Chriſti in Zucht und Vormundſchaft genommen, mußte knappe Haushaltung lernen, durfte ohne Genehmigung betreffender Behörden keine Kerze auf dem Altare anzünden, kein Meßgewand des Prieſters anfertigen; mußte lernen, wie ſie zu lehren habe, ſie — die Chriſtus ſelbſt zur Lehrerin der Völker eingeſetzt hat; mußte in Staatsdienſt treten und ſich beſolden laſſen, die uralte Ernährerin und Haushälterin jener zahlreichen Familie der Armen Chriſti, welche gerade an ſie gewieſen, ihrer frommen Fürſorge anvertraut ſind. Das alles und viel tauſendmal mehr mußte ſie ſich gefallen laſſen, und du darfſt mir glauben: manches treue Prieſterherz hat darüber ſoviel Gram und Kummer ausgeſtanden, daß man wohl ſagen darf: es habe freilich nicht für und mit dem Heiland den Tod gelitten, allein es habe die unblutige Paſſion von Gethſemane mit ihm durchgemacht. Das alles gehört zum Leben der Kirche. Es hat kein Leid, keine Bitterkeit, keinen Schmerz gegeben, welche der Sohn Gottes auf Erden nicht gekoſtet hätte. Könnte ſeine heilige Braut es wohl anders haben als er? Darum haben alle, welche in Wahrheit erkennen, was es heiße, den myſtiſchen Leib zu bilden, einen unüberwindlichen, langatmigen Mut. Sie wiſſen, wem der endliche Sieg gehört, ſie fürchten nicht die Legionen von gefallenen Geiſtern, die auf den Felſen Petri Sturm laufen.“

„Fünfundſiebzig Jahre und kampfesfreudig wie St. Michael?“ rief Uriel. „O lieber Onkel, welchem großen Herrn mußt du dienen?“

„Ach und immer als ein unnützer Knecht!“ entgegnete Levin lebhaft und faltete ſeine Hände, als wollte er ſeinen Herrn um Verzeihung bitten.

„Wäre ich doch ein ſolcher unnützer Knecht!“ ſeufzte Uriel.

„Wozu hätte ich fünfundſiebenzig Jahre und über ein halbes Jahrhundert im geiſtlichen Stande gelebt,“ entgegnete Levin, „wenn ich kein mutiges Vertrauen zu dem allmächtigen Herrn gewonnen hätte, dem ich diene? Das Leben des Prieſters iſt ein Leben im Glauben und in der Gnade. Sie ſind die himmliſchen Stützen ſeiner gebrechlichen Natur. Er verläßt ſich auf ſie: das iſt Vertrauen. Und dies Vertrauen auf göttlichen Beiſtand ſollte er nur in Bezug auf ſeine armſelige Perſon und nicht für ſeine vielgeliebte Mutter, die heilige Kirche, beſitzen? Nein, das wäre ein Widerſinn! O ſchwanke du nur, du Schifflein Petri! laß ſie heulen — die Orkane! laß ſie toſen — die Wellen! laß ſie brüllen — die Meeresungeheuer! du trägſt deinen Hort: Chriſtus ſchläft. Er wird erwachen und dann werden die Stürme fallen. Aber, mein Sohn, wir wollen nicht zu jenen gehören, zu denen er ſagen wird: „O ihr Kleingläubigen!“

◆

Himmelspforten.

Es war die ſchöne, heiligſtille Adventzeit — dieſer Vorfrühling im übernatürlichen Jahr, welches die Kirche durchlebt; der Vorfrühling unſerer Erlöſung. Uriel hielt ſich noch immer in Windeck auf. Was ſollte er in Rom? was überhaupt in der

Welt? Die Baronin Iſabelle quälte ihn ein wenig mit ihren verſchiedenen Ratſchlägen, was er alles verſuchen und unternehmen könne; und mit ihrem leiſen Bedauern, daß er nicht Herr auf Stamberg geblieben ſei. Er nahm es ruhig hin und ſagte:

„Liebe Tante, dieſer Entſchluß war eine höhere Fügung und ich harre jetzt wieder auf eine ſolche.“

„Aber, lieber Uriel,“ erwiderte ſie, „man muß dem lieben Gott doch gewiſſermaßen Vorſchläge machen und Spielraum geben, damit ſeine Fügungen irgend einen feſten Boden vorfinden.“

„Ich wüßte ihm in der Tat keinen Vorſchlag zu machen,“ entgegnete Uriel lächelnd.

„Nun, zum Beiſpiel!“ rief ſie; „laß dich auf Jochhauſen nieder, wo deine guten Eltern gelebt haben. Das wäre ſo eine Art von Andeutung, welche der liebe Gott verſtehen und dir häusliches Glück ſchicken würde.“

Uriel lachte und ſagte: „Das wäre eine entſetzliche Überraſchung! Hätte ich das geſucht, liebe Tante, ſo wär' es allerdings vernünftiger geweſen, auf Stamberg zu bleiben — und daß ich dies nicht tat, betrachte ich eben als eine höhere Fügung.“

Sie ſchüttelte zweifelnd den Kopf und entgegnete:

„Ich bitte dich, Uriel, ſei vorſichtig! Du ſtehſt in einem bedenklichen Lebensalter.“

„Doch weniger als vor zehn Jahren, ſollt' ich meinen!“ entgegnete er immer noch lachend.

„Ach, Kind!“ rief ſie, „lache nicht; es iſt ſehr ernſthaft! Sieh': iſt ein Mann über dreißig Jahre alt geworden und unverheiratet — ja ſogar ohne den Wunſch und Willen zu heiraten, geblieben, da er es in ſeiner Lage doch könnte, ſo droht ihm von Tag zu Tag immer mehr die Gefahr, in Verhältniſſe zu geraten, in Schlingen ſich zu verwickeln, die ihn nicht glücklich und nicht gut machen, in die er aus Langeweile fällt und in denen er aus Trägheit bleibt — zuweilen für immer, zuweilen lange Jahre. Es gibt Frauen genug, deren Eitelkeit es ſchmeichelt, einen ſolchen Gefangenen mit ſich durch's Leben zu führen; und Männer genug, die ſich ſo mitführen laſſen, weil ſie dabei gehätſchelt und verzogen werden — bis ſie alte Hageſtolzen und vollkommen unerträglich ſind.“

„Eine furchtbare Perſpektive, liebe Tante!“ ſagte Uriel ſcherzend, „und ich begreife,“ ſetzte er ernſt und liebevoll hinzu, „daß dein wahrhaft mütterliches Auge ſie für mich nicht ertragen kann. In ein ſolches Verhältnis gerät man, wenn man niemand liebt und doch gern geliebt ſein möchte. Bei mir iſt es aber gerade umgekehrt: ich liebe jemand — und will von niemand ſonſt geliebt ſein.“

„Ach!“ ſeufzte die Baronin, „wie konfus iſt das Leben mit all' ſeinen Erſcheinungen! Hört man von der Treuloſigkeit der Männer, ſo ſeufzt man. Und findet man einmal die Treue — ſo ſeufzt man auch.“ —

Am anderen Morgen erſchien Uriel nicht zum Frühſtück und Levin ſagte der Baronin, daß er nach Himmelspforten gefahren ſei.

„Und Sie hielten ihn nicht zurück?“ rief ſie.

„Er hat mich nicht gefragt, ſondern nur geſagt, er gehe. Warum ſollte er aber auch nicht gehen?“

„Warum? mein Gott, warum will er denn durchaus in Reginas Nähe kommen, da es nur ſeinen Schmerz erneuert! Ich intereſſiere mich lebhaft für alle liebende Herzen, aber nicht für ihre Torheiten.“

„Das iſt doch recht ſchwer zu trennen,“ antwortete Levin heiter. „Leidenſchaft iſt Torheit. Nun, wer weiß, ob Regina ihm nicht die Pforte des Himmels aufſchließt, die enge Pforte, durch welche wenige gehen.“

„Dann wäre es freilich eine höhere Fügung — und nach einer ſolchen verlangt er,“ ſagte die Baronin. —

Uriel hatte lange mit ſich ſelbſt gekämpft, ob er Regina aufſuchen ſolle — oder nicht. Er fürchtete nicht die Aufregung des Schmerzes; aber ſehr, den Stachel von Bitterkeit gegen Gott und Menſchen, der ihm ſoviel zu ſchaffen gemacht hatte und deſſen er ſich noch immer nicht ganz erwehren konnte. Doch vielleicht nimmt ſie mir gerade dieſen Stachel aus dem Herzen, ſprach er zu ſich ſelbſt; wer weiß, welche Gnaden eine ſolche Seele mitteilen kann.

Zur Stunde der Veſper war er in Kloſter Himmelspforten und ging in die Kapelle, die geöffnet — jedoch hinter dem Altar durch Gitter und Laden abgeſchloſſen gegen den Chor, war, in welchem die Ordensfrauen gemeinſchaftlich die kanoniſchen Stunden beteten. Es war ein grauer milder Nachmittag, die Luft ſo ſeltſam lau, wie ſie zuweilen im Dezember auf ein paar Tage oder Stunden eintritt; man denkt dabei an erfrorene Roſen. In der Kapelle herrſchte ſchon die Dämmerung des Abends und die Veſper hatte begonnen, als Uriel eintrat. Alſo hier in dieſem trüben, froſtigen Dunkel verblüht die leuchtende Lilie! ſprach er zu ſich ſelbſt; in dieſer Schattenwelt iſt ihr energiſches Leben untergegangen, in dieſer Grotte des Karmels ihr Herz eingeſargt! Ein namenloſes Weh zerſchnitt ihm die Seele; das Weh, welches jeder empfindet, der in der Opferflamme des

Altars ein blutendes Menſchenherz langſam verzehren ſieht und nicht weiß, daß es darin auf der Hand Gottes liegt. Er horchte auf die betenden Stimmen; ſie waren zu einem und demſelben Ton eingeübt: er konnte nicht Regina herausfinden. Begraben! begraben! jammerte ſein Herz. Er hoffte auf die Antiphone; es war ja unmöglich, die Singſtimme ganz ihres eigentümlichen Gepräges zu entäußern. Die Antiphone des Advents „Alma redemptoris“ wurde geſungen; aber ohne Regina. Er hätte ihre Stimme mit dem ihr eigenen ſeeleninnigen Klang unter Tauſenden erkannt. Begraben! begraben! jammerte ſein Herz; und wie es ſo jammerte, fiel ihm ein, dies ſei vielleicht keine figürliche Redensart und ſie ſei in der Tat tot oder ſterbend. Er floh aus der Kapelle, eilte zur Kloſterpforte und ſchellte haſtig. Die Pförtnerin erſchien am kleinen Fenſter und mit ſtockendem Atem ſagte Uriel:

„Ich wünſche die Schweſter Thereſe vom Lamm Gottes zu ſprechen.“ Dies war Reginas vollſtändiger Kloſtername; es konnte jetzt keine Verwechſelung mit irgend einer anderen Schweſter Thereſe vorfallen.

„Sie iſt im Chor,“ ſagte die Pförtnerin, und ſetzte ein paar Worte hinzu, welche beſcheiden andeuteten, daß die ſpäte Stunde ungelegen ſei.

„Alſo komme ich morgen vormittag,“ erwiderte Uriel und ging ruhiger in die Kapelle zurück, die ihm plötzlich nicht mehr ſo finſter und froſtig vorkam, denn — *ſie* war im Chor und wo ſie war, da wurde es ſonnenhell und ſonnenwarm. Er fühlte ſich beglückt, in ihrer Nähe zu atmen, von denſelben Mauern umſchloſſen, von demſelben Dach beſchirmt zu ſein. Nichts trennte ſie — als der Altar mit dem Tabernakel; als Gott! Und trennt denn Gott die Seelen? fragte er ſich heimlich. Sind ſie nicht ſüß und feſt geheimnisvoll in ihm verbunden? . . . , viel ſicherer, viel unzertrennlicher in dieſer göttlichen Lebensgemeinſchaft, als in einer irdiſchen? . . . . Und doch! und doch! das Menſchenherz hat nicht ſein Genügen in ihr! — Und er dachte mit einer ſo unerhörten Freude, daß ihm die Bruſt davon beklemmt wurde: morgen werde ich ſie ſehen, ſie hören, mit ihr ſprechen! und dann? . . . . — Ihm war zu Sinn, als ob dann ſein Herz ſtill ſtehen werde.

Es war ganz dunkel geworden, nur das ewige Licht verbreitete ſeinen ruhigen Schimmer durch die Kapelle und ſtimmte ihn friedlich. Er ſchlug das Auge zur Lampe auf und ſagte leiſe: So zu leuchten im Heiligtum, und vor Gott und für Gott, das Los hat Regina ſich gewählt und vielleicht iſt es das ſüßeſte, welches uns hienieden zuteil wird, weil es über dem Wechſel und dem Wandelbaren iſt. Dies Schwanken zwiſchen Wonnen und Qualen, dieſer Wechſelgeſang von Luſt und von Weh, dieſe zitternde Sehnſucht und dies troſtloſe Ungenügen, dieſe himmelſtürmenden Wünſche und dieſe gräßliche Nichtigkeit in ihrer Erfüllung: dies alles, das draußen liegt, außerhalb des Gottesfriedens — iſt's eine Entbehrung, wenn man es nicht kennt? iſt's ein Verluſt, wenn man es aufgibt? — — — Da hub das Angelusgeläute an. Ihm war, als bewege die Glocke ſein Herz. Er kniete nieder, barg das Geſicht in den Händen und betete: Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder! — Dann klirrten Schlüſſel in ſeiner Nähe. Er entwich wie ein Schatten aus der Kapelle, deren Türe hinter ihm geſchloſſen wurde, und ging nach der Stadt zurück.

Die Nacht verging wie alle Nächte. Für Uriel aber hatte ſie hundert Stunden und jede Stunde hundert Minuten. Er ging wieder zum Kloſter. Der helle friſche Wintermorgen mit dem ſtillen blauen Himmel und der feinen weißen Decke, welche der nächtliche Schnee über die Erde gebreitet hatte, tat ihm wohl und kühlte den Scirocco, der ihm durch den Kopf und die Bruſt ging. Iſt das denn Freude? fragte er ſich ſelbſt. Ich freue mich — und die vorherrſchende Empfindung iſt — Qual! An der Pforte fragte er, ob die Schweſter Thereſe jetzt zu ſprechen ſei. Es wurde bejahet und er in das Sprechzimmer gewieſen. Es war von äußerſter Einfachheit: weiße Wände, einige hölzerne Stühle, ein ſchwarzes Gitter, hinter welchem ſich ein geſchloſſener Laden befand, und dem Gitter gegenüber ein großes ſchönes Kruzifix. Nach ſeinem Namen war er nicht gefragt worden und er hatte ihn nicht genannt. Als ein Unbekannter, ein Namenloſer ſollte er vor ſie treten! Jenſeits des Gitters lag das innere Sprechzimmer. Es währte nicht lange, ſo öffnete ſich eine innere Tür. Es trat jemand ein und ſagte, zum Gitter vorgehend: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte Uriel mit verſagender Stimme — denn das war Regina!

„Uriel! grüß dich Gott!“ ſagte ſie ſo herzlich, als ob ſie beide in Windeck wären.

„Weißt du denn noch von mir? haſt du mich nicht vergeſſen?“ rief er überwältigt.

„Wähnſt du, wir vergäßen die Unſeren?“ fragte ſie zurück. „Das wäre ja treulos, herzlos. Gott zerreißt keine Bande des Herzens: er heiligt und verklärt ſie.“

„Ja, das iſt Regina!“ ſagte er ſeufzend.

„Wie kommſt denn du zu unſerem Karmel?“ fiel ſie ein.

„Ich möchte von dir wiſſen, ob du glücklich biſt,“ entgegnete er. „Du wirſt es bejahen; das weiß ich! Hat der Menſch ſich ein ungewöhnliches Schickſal mit freiem Willen bereitet, ſo iſt er oft zu ſtolz, um ſpäter zu geſtehen, daß es mit ſeinem geträumten Glück kaum mittelmäßig beſchaffen ſei. Darum bitte ich dich, mir zu ſagen, warum oder wodurch du glücklich biſt; das gibt mir vielleicht einen richtigeren Maßſtab, und ich werde dein Leben beſſer verſtehen.“

„Ich bin glücklich, weil ich das höchſte Gut liebe und gemäß dem Drang dieſer Liebe leben darf.“

„Und wohin drängt dieſe Liebe dich?“

„Zum Opfer, Uriel. Ich bin glücklich, weil ich mich in jedem Atemzug in gottgefälliger Weiſe der göttlichen Liebe opfern kann.“

„Woher weißt du, daß ſie gottgefällig iſt?“

„Weil ſie auf den evangeliſchen Räten beruht, welche durch die drei Gelübde beſiegelt werden. Das iſt die höchſte Gnade, welche dem Menſchen zuteil werden kann. Wie gern folgt man nicht in weltlichen Verhältniſſen dem Wunſch, dem Wink eines geliebten Weſens, ohne im mindeſten zu betrachten, ob ſich eine ſolche Folgſamkeit rechtfertigen laſſe vor der Vernunft und der Wahrheit und ob man ſie nicht dereinſt bereuen werde. Wir aber ſind ſicher vor ſolcher Täuſchung. Wir folgen einem Wink, der ſo zart iſt, daß Millionen ihn nicht verſtehen, und wiſſen dennoch, daß wir keinem ſelbſtgeſchaffenen Wolkengebilde folgen, denn der menſchgewordene Gott Selbſt winkt uns zur Nachfolge.“

„Und worin beſteht dieſe Nachfolge?“

„Im Leiden aus Liebe.“

„Leideſt auch du, Regina?“

„Wer die drei Gelübde abgelegt hat und treu zu erfüllen ſucht, iſt gleichſam durch die drei Nägel Jeſu mit ihm an das Kreuz geheftet, denn Armut, Entſagung und Gehorſam allzeit geübt, kreuzigen den natürlichen Menſchen auch allzeit. Das tut freilich weh, aber dem göttlichen Heiland haben auch die Nägel weh getan, als er an ihnen in ſeinen Wunden hing.“

„Wie fängſt du es aber an, um dies Bild ſo feſt dir einzuprägen, daß es dein Vorbild wird?“

„Man denkt an ihn.“

Uriel hätte faſt gelächelt über dieſe Antwort.

„Darin liegt eben das Schwierige,“ ſagte er.

„In der bunten, lauten, zerſtreuenden Welt — ja!“ antwortete Regina. „Da hat man weder Zeit noch Luſt noch Aufforderung, anders als ruck- und ſtoßweiſe an den göttlichen Geliebten zu denken — wenn's überhaupt geſchieht! Aber für uns heißt es: Was droben iſt, habet im Sinn, nicht was hienieden.

Wir ſind ja da, um uns in die Betrachtung ſeines Lebens und Leidens, ſeines Todes und ſeiner Herrlichkeit, ſeiner Lehre und ſeiner Liebe zu verſenken; ſind ja da, um es nach unſeren Kräften mitfühlend nachzuleben; ſind ja da, um ihm zu ſagen, daß wir ihn lieben; daß wir verlangen, ihn ſo zu lieben, wie er geliebt ſein ſoll und ſein will; daß wir wünſchen, der ganze Erdkreis möchte ihn erkennen und lieben; daß wir begehren, jeden Blutstropfen zu vergießen, jeden Atemzug zu verhauchen, um zu bewirken, daß ſein Name verherrlicht und ſein Reich verbreitet werde. Er will hören, daß ſein Geſchöpf ihn liebe. Zwiſchen den Millionen von Worten, die eine armſelige Liebe verherrlichen, und zwiſchen den Millionen von Beleidigungen, welche ſein göttliches Herz durch ſündige Liebe empfängt, will er doch auch ein paar Worte hören, die zu ihm allein von Liebe ſprechen und denen der Beweis nachfolgt, daß es keine leeren Verſicherungen ſind. Dazu ſind wir da; das iſt die Beſtimmung unſeres myſtiſchen Karmels. Uns erwartet nicht ein großer Kreis von frommer Tätigkeit, der anderen Orden zugewieſen iſt; nicht die unmittelbare Wirkſamkeit auf die Seelen, welche man in der Armen-, Kinder-, Gefangenen- und Krankenpflege übt. Wir ſind nur da, um den göttlichen Liebhaber der Seelen zu lieben und es ihm zu ſagen — betend, leidend. Wer das will — der denkt an ihn! und wer einmal angefangen hat, an ihn zu denken — o, der findet das nicht mehr ſo ſchwierig, wie es dir erſcheint. Aber anfangen mußt du! Du mußt an ihn denken wollen, ihn lieben wollen.“

„Ich will aber nicht Karmelit werden!“ verſicherte Uriel eifrig.

„Was ſoll denn eigentlich aus dir werden?“ fragte ſie, als habe ſie ſeine innere Unruhe erkannt.

„Ich weiß es nicht!“ brach Uriel aus. „Ich weiß nur dies: ich kann nicht mein Herz der Welt vor die Füße werfen; nicht lieben, wie ſie liebt; nicht begehren, was ſie begehrt; nicht dienen, wem ſie dient! ich kann in nichts mit ihr Schritt halten.“

„Gott Dank!“ rief Regina; „iſt das Herz gründlich von der Welt abgewendet, ſo kehrt es ſich leicht dem Himmliſchen zu. Aber, Uriel, zur Welt gehört auch die Welt deines Ichs; und der Abſchied von ihr iſt nicht ſo leicht, als von der äußeren Welt.“

„Ich meine,“ entgegnete Uriel, „ich hätte auch die verabſchiedet.“

„Suchſt du kein Glück irgend einer Art zu erringen und zu genießen?“

„Doch!“ rief er lebhaft; „die Seele ringt nach Glück. Allein ſie will nur ein übernatürliches genießen.“

„Sieh! das iſt noch Welt, Uriel: Genuß finden wollen im übernatürlichen Leben! Begehrſt du den, ſo biſt du ja gleichſam ein Lohndiener. Als der göttliche Heiland am Kreuz hing, durchſtrömte ihn ohne Zweifel eine unbegreifliche Seligkeit, das Werk der Erlöſung vollbracht zu haben; allein er empfand ſogar nicht den Troſt, der doch in überſchwänglicher Weiſe daraus hervor hätte ſtrömen müſſen, daß er wehklagte: Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! So müſſen auch wir unſer Glück einzig und allein in der vollkommenen Hingebung an den Willen Gottes — ohne Beimiſchung von Genuß und Troſt ſuchen.“

„Ich bin aber nicht ſo vollkommen!“ rief Uriel.

„Ich auch nicht!“ entgegnete Regina. „Daß wir es werden, iſt Gnadenſuche; daß wir uns alles Ernſtes daran machen, es werden zu wollen, iſt unſere Sache. Übrigens bleibt dir keine Wahl! da du dein Herz nicht der Welt vor die Füße werfen willſt, mußt du es ans Kreuz heften. Eine Zwiſchenſtation gibt es nicht.“

„Allein es gibt ein Maß in der Kreuzigung, Regina! Du haſt immer das Leben nach den evangeliſchen Räten mit ſeinen drei entſetzlichen Nägeln im Sinn.“

„O,“ fiel ſie lebhaft ein, „du nennſt ſie entſetzlich; ich nenne ſie unſer Brautgeſchmeide. Mit ihrem Schmuck ſind wir des Bräutigams wert, denn ſie verähnlichen uns ihm. Schlagen ſie den natürlichen Menſchen ans Kreuz, ſo heben ſie dafür den übernatürlichen zum Himmel hinauf. Sie machen es ihm möglich, ſeinen Reichtum in Gott allein, ſeine Freuden in Gott allein, ſeinen Willen in Gott allein zu ſuchen und zu finden. Ja, nur ſie machen ihm die vollkommene, die Chriſtus ähnliche Hingebung an Gott möglich. Unter dem Gelübde des Gehorſams, welches die beiden anderen ſicher ſtellt, führt der Menſch ein Abbild vom Leben des Gottesſohnes, der dreißig Jahre lang in der Hütte und der Werkſtatt von Nazareth ſterblichen Menſchen untertan war. Nein, Uriel! göttlich iſt das ganze Evangelium! aber die drei Nägel ſind ſeine Krone und ſeine Glorie. Die bilden büßende Seelen, jungfräuliche Seelen, Martyrerſeelen. Nimm dieſe hinweg — was bleibt übrig im Leben des Chriſtentums? nur die Gebote, nur das Alltagsbrot, während das himmliſche Manna verſchwindet. Den Vater behalten wir, aber den Bräutigam verlieren wir. Die evangeliſchen Räte ſind das eigenſte Eigen des Chriſtentums. Das Jeſukindchen hat ſie vom Himmel herunter gebracht; um die Krippe von Bethlehem ſind ſie aufgeblüht. Und weil ſie dieſe wundervolle Abkunft haben, deshalb ſind ſie ſo edel, daß ſie mit Geld und Gut und irgend einem Beſitz von geſchaffenen Dingen ſich nicht vertragen! ſo geiſtig, daß ſie die innerſte Freiheit von jeder Kreatur, die Trennung von dem Liebſten auf Erden, die Losſchälung der feinſten Bande von Fleiſch und Blut begehren; ſo erhaben, daß ſie mit den gewöhnlichen Wegen der Menſchen nichts zu ſchaffen haben und nur den Weg gehen, den ſie vom Jeſukind gelernt haben, gehorſam bis zum Tode am Kreuz. Uriel! ein einziger Menſch, der in der Vollkommenheit nach den evangeliſchen Räten lebt — und aus ihnen drei Nägel macht, mit denen er ſich an das Kreuz des Herrn heftet, überwiegt weit alle Größe aller Menſchen zuſammen genommen, welche die Welt groß nennt; denn der himmliſche, nach Chriſtus gebildete Menſch iſt größer in ihm. Und davor grauet dir? und das flößt dir Entſetzen ein? Ach, Uriel! ich will dir ſagen, woher das kommt: du denkſt nicht an die Menſchwerdung Gottes, an dieſes ſüße, liebeſelige Geheimnis, welches die Kirche jetzt im Advent andächtig betrachtet und welches gleichſam der immerblühende Roſenſtrauch iſt, aus dem ſich fort und fort alle anderen heiligen Glaubensgeheimniſſe wie göttliche Roſen entwickeln. Dem Gottesſohn, der ſich liebebeſiegt durch unſer Elend, zum Sohn der ſeligſten Jungfrau macht, und als das gebenedeite Jeſukindchen zu Bethlehem auf unſerer armen Erde erſcheint: dem müſſen wir zuerſt, zum gerührten Dank für eine ſo göttliche Liebe, unſer Herz ſchenken — und iſt das geſchehen, ach! wie weiß er es dann feſtzuhalten, und wieder zu gewinnen, und ſich darum zu bewerben, und es an ſich zu ziehen, und es zu berauſchen mit ſeinen Myrrhen und ſeinem Blut, ſo daß ſich das Herz endlich auch liebebeſiegt ihm anſchmiegt und dann ſein Genügen hat — für die Ewigkeit."

„Dazu muß das Herz beſonders begnadet ſein, Regina!" wendete Uriel ein.

„Das Herz bildet ſich allmählich um nach ſeiner Liebe; das iſt deren Geſetz, ſo mächtig iſt ſie. Liebt der Menſch irdiſches Gut, ſo wird er irdiſch. Liebt er gemeine Genüſſe, ſo wird er gemein. Liebt er Schlechtes an Menſchen und Dingen, ſo verſchlechtert er ſich und wird mehr und mehr unfähig zum Guten. Liebt er Gott, ſo vergöttlicht er ſich, ſo geht aus dem trauten und beſtändigen Umgang mit dem unendlich Schönen und Guten auch etwas Gutes und Schönes in ſeine Gedanken, Gefühle, Beſtrebungen und Handlungen über. Je beſſer das Herz wird, um ſo mehr liebt es Gott, und je mehr es ihn liebt, deſto größere Gnaden empfängt es. Er iſt ein Herr von unendlicher Milde und Großmut und kommt der leiſeſten Liebesregung zärtlich entgegen."

„Dennoch, Regina, muß das Herz beſonders begnadet ſein, um ſich innerlich und vollſtändig von allen Geſchöpfen — und von dem Glück und den Freuden, welche ſie bringen, abzutrennen. Es gibt ſündloſe Freuden und Verhältniſſe voll geheiligtem Glück."

„Gewiß!" entgegnete ſie lebhaft. „Nicht jeden beruft Gott zum vollkommenen Aufgeben des Irdiſchen; allein er verlangt von jedem, daß dasjenige, was in dem ſündloſen Glück und den erlaubten Freuden irdiſch iſt, durch Beziehung auf Gott mehr und mehr gereinigt und verklärt werde. Willſt du alſo Irdiſches beſitzen und in deiner Freude darüber das rechte Maß inne halten und dich nicht beſinnungslos darin verlieren; willſt du Menſchen lieben und in ihnen dein Glück finden: ſo darfſt du es doch nur als etwas von Gott Geliehenes beſitzen, das du allzeit bereit biſt, mit Gleichmut ihm zurück zu geben. Tuſt du das nicht, ſo wirfſt du dein Herz der Irdiſchkeit zu Füßen. Tuſt du es aber, ſo lebſt du gewiſſermaßen auch nach den evangeliſchen Räten, arm im Geiſte, bereit zur Entſagung, willig zum Gehorſam — und in dieſer Weiſe heiligen ſich unzählige Seelen."

„Und warum, Regina, haſt du dieſen leichteren Weg nicht gewählt?"

„Weil ich ihn für einen gefährlichen und mühſeligen Umweg halte. Mein Ziel iſt Gott: danach verlange ich. Mein Ende iſt Gott: darüber frohlocke ich. Weshalb ſollte ich bei der Kreatur mich aufhalten? überdas ſetzt es ein Streben nach höherer Vollkommenheit voraus, wenn man den Entſchluß nach den evangeliſchen Räten zu leben, durch die Kloſtergelübde beſiegelt und ſich durch ſie, an Hand und Fuß himmliſcher Weiſe gebunden, wehrlos das ſüße Joch und die ſanfte Bürde Jeſu auflegen läßt."

„Immer der alte, hohe, energiſche Schwung!" rief Uriel.

Sie unterbrach ihn, wie ſie jedesmal tat, wenn ſie fürchtete, daß er von Lob oder von Liebe ſprechen wolle, und fragte:

„Biſt du denn wirklich all dieſe Jahre in der Welt umher geſchweift?"

„Ja!" erwiderte Uriel. „Ich wollte die eine Liebe vergeſſen und eine andere finden; dazu braucht man Zeit und allerhand Kenntnis."

„Im Grunde nur — Erkenntnis!" ſagte Regina. „Nun, wohin biſt du denn mit deinen Kenntniſſen gelangt?"

„Daß ich nichts habe finden können, das größer als mein Herz und folglich meiner Liebe würdig wäre. Die Höhen des Tſchimboraſſo, und die Weiten der Wüſte und die Tiefen des Ozeans und der Donnerſturz des Niagara füllen die Abgründe meines Herzens nicht aus — und all das Lebensgewimmel voll Tätigkeit und Geſchäftigkeit, voll Klügeleien und Betrügereien, voll Berechnung und Täuſchung, voll Anſtrengung und Nüchternheit gibt meinem Herzen auch nicht einen einzigen raſcheren Schlag."

„Das begreift ſich!" ſagte Regina. „Das Menſchenherz iſt ein goldener Kelch, den Gott mit Opferwein gefüllt haben will. Soll er den ſchalen Wein der täglichen Mahlzeit oder der irdiſchen Feſte aufnehmen, ſo entſpricht er nicht ſeiner Beſtimmung. Er wird entweiht — und das Herz, das ein lebendiger Kelch iſt, wendet ſich ab von der Entweihung — wenn es ſie begreift — und bleibt lieber leer. Weißt du wohl, daß dies eine große Gnade iſt?"

„Zu der Erkenntnis hab' ich es noch nicht gebracht," antwortete Uriel mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Der Trank aus trüben Ziſternen genügt dir nicht; aber du verſchmachteſt," entgegnete Regina. „Nun wohlan, Uriel! wende dich zu den Waſſern des ewigen Lebens, wende dich zu dem Born, aus dem ſie in unergründlicher Fülle ſtrömen. Durchſchweife nicht länger den Erdball. Geh' in das erſte beſte Kirchlein, knie nieder vor dem Tabernakel. Sieh! dort in dem engen, dunkeln, kleinen Raum, dort wohnt der, der einzige, welcher größer iſt, als dein Herz und folglich deſſen Leere füllt. Dann haſt du, was du brauchſt, was du erſehnſt, was dir genügt. Meinſt du, daß uns die Kloſtermauern und die enge Zelle ſüßer wären, als das liebe Vaterhaus, wenn Er nicht im Tabernakel unter uns wohnte? Er iſt der göttliche Magnet, der uns feſſelt! er iſt der himmliſche Kompaß, der unſeren Weg beſtimmt. Der geheimnisvolle Gott im Tabernakel iſt die Vervollſtändigung des Jeſukindchens in der Krippe und des bittern Leidens auf Golgatha: ſo liebt uns Gott — der König der Ewigkeit. Wer das erkennt, dem wird eine namenloſe Seligkeit das Herz durchfluten, ſo geliebt zu ſein. Dann werden ſich die Fluten ſenken und das Herz in ſeiner eigenen Armſeligkeit zurücklaſſen und traurig wird es ſprechen: Ach Herr! zu lieben verſtehe ich dich nicht, dazu bin ich zu gering! aber dienen will ich dir alle Tage meines Lebens bis zum letzten Atemzug auf dem ſtillen langen Kreuzweg von Bethlehem bis zum Tabernakel. Und dann ſei verſichert, Uriel, du haſt den gefunden, der dein Herz erfüllt. In der Enge, in der Stille, in der Abgeſchiedenheit begegneſt du dem Gott, dem du auf deinen Weltfahrten nicht begegnet biſt."

„Regina! Regina!" rief Uriel, „in dieſe Enge, in dieſe Stille muß man ein wunderbar reines und friedliches Herz bringen; ſonſt reibt es ſich auf."

„Ach!" ſagte ſie, „es bringt jeder ſein elendes Herz mit, das unruhig iſt, weil es in menſchlicher Bruſt ſchlägt. Beginnt nur erſt ſeine ſtille Kreuzigung durch die praktiſche Ausübung der evangeliſchen Räte, ſo wird es nach und nach gefriedigt. Jeder hat ſeine Kämpfe zu beſtehen, ſeine Verſuchungen zu überwinden, in ſeinen Prüfungen ſich zu läutern.“

„Und das alles ohne das erleichternde Gegengewicht großer Tätigkeit!“

„Ach, Uriel, wir haben hier mehr zu tun, als je die Tante Iſabelle, Korona und ich auf Windeck zu tun hatten.“

„Iſt Gebet — Tat?“ fragte er.

„Meinſt du nicht?“ fragte ſie zurück. „In ſtiller Nacht geht der göttliche Heiland in die Einſamkeit der Berge und betet für die ſieche Menſchheit. Iſt das weniger Tat, als wenn er am Tage ihre Gebrechen heilt? In ſtiller Nacht kniet Franziskus, der ſeraphiſche, vor einem Kruzifix und betet: „Mein Gott und mein alles.“ Das war vielleicht mehr Tat, als ſeine ergreifendſten Predigten, durch die er Tauſende zur Buße bekehrte. Das Gebet iſt eine ungeheuere Tat, Uriel, iſt das Fundament von allem, was auf Erden zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen geſchieht. Nur ſetzt ſie, ſtatt der Hände und Füße, die höchſten geiſtigen Kräfte in Bewegung. Sie iſt der Atemzug des Gedankenlebens. Die Wiſſenſchaft mit ihren Entdeckungen und Erforſchungen, die von ſo unberechenbarem Einfluß auf die Menſchheit ſind, wirkt in der Sphäre des Verſtandes etwa ſo, wie das Gebet in der höheren und umfaſſenderen geiſtigen Sphäre: ſie erfindet, was andere ausführen. Das Gebet lenkt und unterſtützt, was anderen frommt. Am jüngſten Tage wird es dereinſt offenbar werden, was wir dem Gebet frommer Seelen zu danken haben. Unſer Gebet hier iſt nun freilich zu gering, um große Erfolge zu haben. Wir ſind ſehr unvollkommen und gehören nicht zu jenen Lieblingen Gottes, deren Bitten und Wünſche er gern hört und gern erfüllt. Wir ſind jedoch in äußerer Praxis auch nicht ſo untätig, wie du zu glauben ſcheinſt! In einer armen Familie hat jedes Mitglied das Seine zur Erhaltung des Hausweſens beizutragen, der eine verrichtet dies und der andere jenes. Wir bilden eine arme Familie mit einer geiſtlichen Mutter und zwölf Töchtern. Die Zahl iſt feſtgeſetzt zu Ehren des göttlichen Meiſters und ſeiner heiligen Apoſtel. Sie iſt groß genug, um allen Verpflichtungen nachzukommen; ſie iſt klein genug, um ohne Lärm und Tumult das ſtille Grottenleben des Karmels führen zu können. Die eine hat die Haushaltung zu beſorgen, die andere die Bedürfniſſe der Sakriſtei. Die dritte iſt Krankenwärterin, die vierte ſpielt die Orgel und leitet den Geſang. Alle ſtehen auf zum gemeinſamen nächtlichen Chor und beten die Horen zu den beſtimmten kanoniſchen Stunden. Iſt das nicht alles eine höchſt geziemende Beſchäftigung? in ſtiller Zurückgezogenheit, die überall den Frauen ſo wohl anſteht, werden die häuslichen Pflichten des geiſtlichen Familienlebens erfüllt — und erfriſchend und beſeelend, wie ein ſchöner Strom durch einförmige Fluren, ſchlingt und windet ſich das Gebet durch all unſer Tun und läßt uns nicht allzuweit aus der Gegenwart Gottes uns verlieren. So vergehen Tage, Wochen, Jahre. Können wir nicht in Wahrheit mit König David ſelig ausrufen: „Kommt vor Sein Angeſicht mit Jubel. Wir ſind Sein Volk „und die Schäflein Seiner Weide. Gehet ein mit Frohlocken in „Seine Tore. Preiſet Jhn, lobet Seinen Namen; denn lieblich „iſt der Herr." Und zu einer ſo ſüßen Gegenwart geſellt ſich eine noch ſüßere Hoffnung. Dereinſt kommt ein Stündlein, ach, das gebenedeite, glückſelige Sterbſtündlein. Dann heißt es: Der Bräutigam kommt! Dann ſpricht die Seele: Tritt ein, o Herr, bei deiner Magd! längſt hat mein Herz zu dir geſagt: Dein Antlitz ſuch' ich! — Und dann ſpricht er, der unendlich milde und liebliche Herr: Stehe auf, meine Freundin, und komm'. Der Winter iſt vorüber! — Sieh, Uriel, ſo lebt man und ſtirbt man auf dem Karmel."

Er hörte ihr zu. Sie hätte ſtundenlang ſprechen können und er würde des Zuhörens nicht müde geworden ſein. Jhm zerſchmolz das Herz vor dieſen Frühlingslüften aus einer übernatürlichen Welt. Sie ſagte das alles mit einer Einfachheit und Geiſtesſtille, welche deutlich zeigten, wie heimiſch ſie in jener war. Wie von lindem Balſam überfloſſen und geſchmeidigt löſte ſich die Spannung, die Unruhe, die ihm die Bruſt zerkrallten. Er vergaß, daß er ſie geliebt, daß er ſie verloren hatte. Er war bei ihr, er war glücklich.

„Regina, Königin meiner Seele!" rief er mit einem Ausbruch von namenloſer Wonne.

„Willſt du zur Königin der Seelen ſprechen," entgegnete ſie ſanft, „ſo mußt du ſie nennen Maria Regina, die gebenedeite Gottesmutter. Die Regina, welche du im Sinne hatteſt, iſt ja längſt tot. O wende dich doch nicht den Schatten und dem Tode zu, wenn ein göttliches Leben dich ruft und deiner harrt. Lerne Gott lieben, indem du ihm dienſt: das iſt mein Wunſch und mein Gebet für dich."

Er hörte, daß ſie vom Stuhle aufſtand.

„O warte noch!" rief er in heftiger Bewegung; „erfülle mir erſt eine Bitte! ſie iſt gering. Du haſt am Tage deiner Einkleidung hier am Gitter zu der ganzen Familie geſagt: Auf Wiederſehen im Himmel! aber ich war nicht dabei. Wohlan, Regina, öffne das Gitter, ſchlage den Schleier vom Antlitz zurück, damit ich dich noch einmal auf Erde ſehe, dich — die du alles biſt, was ich je geliebt habe! und dann ſprich auch zu mir: Auf Wiederſehen im Himmel."

„Es geht nicht," antwortete ſie zögern; „ich tue es nie."

„Ich will es nicht verraten," ſagte Uriel flehend, „nicht dem Vater, nicht an Korona, nicht an Hyazinth."

„O, Hyazinth wünſcht ſo etwas nicht!" rief ſie. „Er war nie hier — und es wäre doch ihm und mir ein Troſt geweſen. Aber er will nicht den irdiſchen Troſt. Sein Herz iſt ſo recht ein Opferkelch. In den heiligen fünf Wunden bin ich immer mit ihm vereint; denn nichts verknüpft die Seelen ſo innig, Uriel, als die Entſagung."

„Ja, er iſt eben Hyazinth," ſagte Uriel ſanft. „Wirf mir nicht vor, daß ich anders bin. Einmal, nur ein einziges Mal laß mich dich ſehen in dem wunderbaren Leben, das du von himmliſchen Geiſtern gelernt haben mußt. Einmal tritt heraus aus den Wolken, du Morgenſtern meines Lebens — und dann bleibſt du mein Polarſtern. Einmal, du ſeliges Geſchöpf, laß mich den Abglanz deines Glückes ſchauen und meiner Seele einprägen."

„Genug," ſagte ſie. „Warte hier, ich komme wieder."

Sie kam wieder und ſagte:

„Uriel! es war eine beſondere Eingebung Gottes, daß ich mir vornahm, als ich den Schleier empfing, er ſolle mir nun auch wirklich alle Geſtalten der Erde verſchleiern. Aber heute iſt's ein beſonderer Fall!"

„O Dank, Regina! Gott Dank!" frohlockte er.

„Verſprich mir aber eines," ſagte ſie feierlich. „Der Vater und Korona dürfen nie erfahren, daß du mich geſehen haſt. Verſprich es mir bei dem gekreuzigten Herrn und Heiland."

„Bei dem gekreuzigten Herrn und Heiland!" wiederholte Uriel mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte.

Der innere Laden wurde aufgeſchloſſen, der dunkle Vorhang zurückgeſchoben, endlich das Gitter weit geöffnet. Da ſtanden drei Karmelitesſinnen in ihrem dunkelbraunen Habit mit dem weißen Skapulier und dem ſchwarzen Schleier. Zwei von ihnen hatten ihn tief über das Antlitz herabgeſenkt. Die dritte hatte ihn ganz zurückgeſchlagen; nur weißes Linnen umgab ihr Geſicht. Das war Regina; ſchlank und hoch ſtand ſie zwiſchen den Ordensſchweſtern und blickte ruhig zu Uriel hinüber. Er hielt die Augen geſchloſſen, bis all die Vorbereitungen gemacht waren; dann ſchlug er ſie zu Regina auf. Als habe er einen Todesſtoß mitten im Herzen empfangen — ſo taumelte er vom Gitter zurück, brach zuſammen, ſank auf die Knie, ſchlug beide Hände vor's Geſicht und rief mit einem ächzenden Schrei:

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von

3-598-51062-4
FNr. 20866 / 053

„Ah! Ah! Regina — iſt das die Milde und Großmut Gottes!"

„Seine Barmherzigkeit iſt's, die mir ſchon auf Erden mein Purgatorium — ſeine Liebe iſt's, die mir Anteil am Kreuz gönnt," entgegnete ſie ruhig.

Leichenblaß und abgezehrt waren ihre Züge, eine fürchterliche Wunde klaffte an ihrer linken Wange und zog ſich zu der Schläfe hinauf — und wie Kerzen in einer Gruft ſtanden ihre Augen, noch größer, noch ſtrahlender als ſonſt, mit ſtillem Glanz über der grauſigen Zerſtörung.

„Das Gitter zu! den Schleier herab!" rief Uriel in namenloſer Verzweiflung. „Ich halt es nicht aus! ich ſterbe vor dem Anblick."

Der Vorhang rauſchte zuſammen und ſie ſagte:

„Sieh, Uriel, das iſt die Regina, die du geliebt haſt — und du ſchauderſt vor ihr zurück! Wirſt du nun die Fügungen Gottes preiſen?"

„Nein!" rief er, und ſeine Verzweiflung löſte ſich in Tränenſtrömen — „das iſt ſie nicht! Das Lamm Gottes, das Opfer, das ſich lächelnd und ſelig langſam am Kreuz ſchlachten und verbluten läßt: das iſt die Regina, die ich liebe. O du gottbegnadetes Geſchöpf, welch einem großen Herrn dieneſt du!"

„Es iſt der, welcher geſagt hat: ich liebe, die mich lieben; und der mir zum Beweis ſeiner Liebe ſeine Dornenkrone aufgeſetzt hat."

Uriel drückte mit beiden Händen die Tränen aus ſeinen Augen, nahm alle Kraft zuſammen, um ſeine Aufregung zu bemeiſtern, blickte auf das Kruzifix, das ihm noch nie ſo verſtändlich, ſo lebendig geweſen war, ſammelte ſein Herz in ſeinem Willen und ſagte gefaßt:

„Wohlan, Schweſter Thereſe vom Lamm Gottes, der Herr, der deine Liebe mit einem ſolchen Lohn auf Erden vergilt, deſſen Liebe muß etwas über alle Begriffe Großes, Süßes, Göttliches ſein, welches das Maß meines Herzens überfüllt. Das hab' ich verlangt, das hab' ich geſucht! nun iſt es gefunden: dem Herrn will ich fortan dienen."

Da teilte ſich der Vorhang. Regina erſchien in ihre Schleier verhüllt und nichts von ihrem Antlitz war ſichtbar, als ihre Augen, die wie aus dem Jenſeits ſchimmernd ihn anblickten. Mit unbeſchreiblicher zärtlicher Freude ſagte ſie:

„Auf Wiederſehen im Himmel!" und verſchwand. —

Am Abend dieſes Tages ſuchte Uriel in der Stadt den Superior der Karmeliteſſen auf, nannte ſich ihm und fragte ihn, nachdem er in einigen Worten den Vorgang mitgeteilt hatte, wie denn eigentlich dies furchtbare Leiden über die blühende kräftige Regina gekommen — und ob nichts zu ihrer Herſtellung verſäumt ſei.“

„Letzteres iſt gewiß nicht der Fall,“ erwiderte der Geiſtliche. „Wir haben hier äußerſt geſchickte Ärzte und keine Mittel, auch die ſchmerzlichſten nicht, ſind unverſucht geblieben. Aber dies Übel iſt ja faſt immer unheilbar! — Als die Gräfin bei den Karmeliteſſen eintrat, ſiechte eine Laienſchweſter daran hin und die demütige Novize bat um Erlaubnis, die Kranke pflegen zu dürfen. Anſteckend iſt es nicht; nur heißt es, daß der Krankheitsſtoff, wenn er auch nur durch ein Minimum in das Blut des Geſunden übergehe, dieſes vergifte. Die Gräfin empfing mit Freuden die Erlaubnis und beſorgte ihr Geſchäft mit ſolcher Andacht, daß die Oberin mir ſagte, ihr fielen dabei die Legenden von der heiligen Eliſabeth von Thüringen und der heiligen Katharina von Siena ein. Kaum war die Laienſchweſter tot, ſo zeigte ſich das Übel bei der Gräfin; aber ſie kannte deſſen Entſtehung nicht und beachtete es nicht, hielt es für vorübergehend, vielleicht erzeugt durch die veränderte Lebensweiſe und mochte nicht davon reden, aus Furcht, man werde ſie, die noch Novize war, zurückſchicken, damit ſie ſich im Vaterhauſe herſtellen laſſe. Bemerken konnte es niemand, da der Halsſchleier die Wangen zur Hälfte bedeckt, da ſie immer ganz heimlich die Linnen wuſch, welche ſie auf die Wunde legte und nie die leiſeſte Unruhe oder Bekümmernis kund gab. Nachdem ſie Profeß abgelegt hatte und ſomit ganz ſicher war, daß man ſie behalten müſſe — wie ſie unbefangen ſagte — da ſprach ſie denn endlich von dem Übel und ſogleich wurde ein geſchickter Arzt zu Rate gezogen. Er meint, ſie könne einen Nadelſtich, einen feinen Riß an der Hand gehabt — und durch denſelben, bei dem Verbinden der Laienſchweſter, den Giftſtoff im Blut aufgenommen haben.

„Und ſo iſt ſie verloren — rettungslos verloren!“ ſagte Uriel tonlos.

„Nur für die Erde, Herr Graf, von der ſie ja, der Sehnſucht nach, längſt abgeſchieden iſt; droben iſt ihr ein herrlicher Platz bereitet. Die heilige Thereſe ſagt: „Nach dem Maß der Liebe, „mit der wir unſerem guten Jeſus nachgefolgt ſind, werden uns „die himmliſchen Wohnungen eingeräumt.“ Da iſt denn wohl zu hoffen, daß der gute Jeſus die Schweſter Thereſe vom Lamm Gottes liebevoll empfangen werde, wenn ſie vor ſeinem Thron erſcheint. Ein Blutbräutigam, wie die heilige Schrift ihn nennt, iſt er ihr hienieden geweſen; in ſeinen Wunden hat er ſie ſich anvermählt; zu einem lebendigen Schlachtopfer hat er ſie auserkoren; und ſie hat, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, gänzlich dem Willen des göttlichen Bräutigams ſich hingegeben, nie den Mund zur Klage, viel weniger zum Widerſpruch geöffnet, und ſo gelitten, in ſtiller, ſchweigender Liebe, wie die ganz guten Kinder Gottes leiden. O Herr Graf! das gibt eine ſelige Sterbeſtunde — und wenn wir uns einer ſolchen erfreuen, ſo haben wir ja unſere Beſtimmung erfüllt und unſer Ziel erreicht.“

Uriel ließ ſich noch mancherlei erzählen von ihrer heldenhaften Geduld, von ihrer großmütigen Ergebung. Der Arzt hatte ihr jede Anſtrengung unterſagt — auch Orgelſpiel und Geſang, auch das gemeinſchaftliche Chorgebet; gerade alles, was ihre ſüßeſte Beſchäftigung war. Die ſchlafloſen Nächte wurden ihr zuweilen ſo lang und gern hätte ſie ſich dann zum Tabernakel geflüchtet und Kraft geſucht in der weſenhaften Gegenwart Gottes; aber ſie durfte nachts nicht die Zelle verlaſſen: ſo wollte es der Arzt — und ſie fügte ſich mit einer Bereitwilligkeit, als habe ſie auf Geneſung gehofft. Uriel fragte, ob ſie noch ein langes Leiden vor ſich habe? Der Geiſtliche erwiderte, das könne der Arzt nicht beſtimmen. Es gehöre Zeit dazu, bis eine ſo kräftige Natur aufgerieben ſei. Manchmal trete ein Stillſtand in der Krankheit ein — und das ſei eben jetzt der Fall — dann erſcheine ſie, der Stimme und den Bewegungen nach wie eine Geſunde. Aber nach ſolchen Pauſen im Leiden erhebe es ſich jedes Mal mit verſtärkter Gewalt.

„Ich war ahnungslos über ihren Zuſtand, bis ich ſie ſah,“ ſagte Uriel.

„Ja, ſie iſt eine Heldin im Leiden,“ entgegnete der Superior. „Sie iſt viel näher bei Gott, als bei ſich ſelbſt. Sie hängt mit Chriſtus am Kreuz und ſchweigt, wie er. Nur dauert ihre Paſſion länger, als von der Sext bis zur Non. Betrüben Sie ſich nicht, Herr Graf! den Auserwählten ſollen wir nachahmen, nicht nachweinen.“

Das fühlte Uriel. Ihm war zu Mut, als ſei der Nachen ſeines Lebens vom Ufer und von deſſen Untiefen und Klippen weit hinweg und auf die hohe See geſchleudert, damit er endlich mit vollen Segeln gehen und den Geſtaden der übernatürlichen Welt zuſteuern lerne. Ein Orkan war durch ſeine Seele in wenigen Minuten geflogen und hatte ſein Inneres zu einem Chaos gemacht; aber ſo, wie einſt die Sündflut die Schöpfung verheerte, damit eine neue Erde aus ihr hervorgehe. Die Taube mit dem Ölzweig ſchwebte ihm zu. Alle Bitterkeit war geſchwunden, alle Härte zerſchmolzen — denn die ſind irdiſch und Himmliſches hatte ſich ihm genaht. Martyrer ſind Wundertäter. Das empfand er. Er dachte daran, daß er einſt vor Jahren zürnend zu Regina geſagt habe, ſie müſſe für ihn leiden, weil ſie ihm ſoviel Leid bereite. Das war nun geſchehen. Er ſagte, wie der heilige Johannes von Gott vor einem Kruzifix zu ſagen pflegte: „Deine Dornen ſind meine Roſen und deine Leiden mein Paradies.“

So kam er nach Windeck zurück. Die Baronin empfing ihn wie eine zärtlich beſorgte Mutter. Er ſagte ihr nur, dankbar und beruhigend:

„Es iſt alles gut, liebe Tante, alles gut — mit ihr und mit mir!“

Aber in Levins Arme ſank er und ſagte:

„Ich habe gefunden, was mein Herz ausfüllt: Liebe zum Leiden, aus Liebe zu Gott.“

◆

Der Kreuzweg.

„Alſo dies iſt die berühmteſte Ruine der Welt!“ ſagte Judith und blickte ſinnend umher.

„Ja! dies iſt die Weltruine!“ entgegnete Lelio.

„Dies iſt die Ruine, welche Tyrannenmacht verherrlichen ſollte — und ihrer ſpottet!“ rief Florentin.

„Sie iſt höchſt maleriſch!“ bemerkte Madame Miranes.

Sie ſtanden im Koliſeum zu Rom.

„Was ſagt Graf Oreſtes?“ fragte Judith, zu ihm ſich wendend.

„Nichts,“ erwiderte er. „Er hört und ſieht — Sie.“

Das war begreiflich! Von Kopf zu Fuß in ſchwarzen Samt gekleidet, mit dem dunkeln Auge in dem ſchönen farbloſen Antlitz, glich ſie jenen Statuen aus hadrianiſcher Zeit, die freilich nicht mehr im reinen Stil der Antike, aber vielleicht um ſo überraſchender — nicht geiſtiger, aber ſinnlich lebendiger ſind: deren Gewandung iſt aus dunkelm Marmor; Hände, Füße, Antlitz — aus weißem Marmor und das Auge aus ſchwarzer Emaille.

„Sie ſehen aus wie ein Götterbild, das aus alter Zeit vergeſſen hier ſtehen geblieben wäre,“ ſetzte er hinzu.

„Nein!“ rief Lelio; „ſondern wie eine echte Tochter Sions, die im Trauergewande auf dieſer Stätte ſtehen muß. Hier erfüllte ſich das Schickſal Ihres Volkes in ſeiner ganzen Herbe.

Während hier zwölftauſend gefangene Juden auf Kaiſer Veſpaſians Geheiß Block auf Block zu dieſem Rieſenbau hinwälzten und zuſammentürmten und bei der Anſtrengung und Mühſal umkamen, wurde ihr eigener Tempel von den Römern zertrümmert, ſo daß kein Stein auf dem andern blieb. Sie mußten ſklaviſch zur Verherrlichung der Göttin Roma beitragen, während Rom das Volk Gottes ſamt dem Gottestempel vernichtete. Seitdem iſt es auseinandergefallen in wandernde Stämme, an denen ſich noch nicht die Verheißung des Propheten erfüllt: „Israel zieht hin zu ſeiner Ruhe."

„Wie das ſchön klingt!" ſagte Judith: „Israel zieht hin zu ſeiner Ruhe!" weit ſchöner als Opernarien und Freiheitshymnen! Wer ſpricht ſo, Lelio?"

„Ein Mann Ihres Volkes; aber keiner von denen, welche die modernen Opern komponieren und die modernen Freiheitshymnen dichten. Der Prophet Jſaias ſpricht ſo, ein Gottgeſandter, der die Ankunft des Meſſias und die Erlöſung verkündete und den ein gottloſer König ums Leben brachte, weil göttliche Wahrheit dem irdiſchen Sinn verhaßt iſt."

„Warum kennen wir nicht die Schriften unſerer größten Männer?" fragte Judith ihre Mutter.

„Beſtes Kind," erwiderte dieſe, „woher ſollten wir Zeit nehmen, uns mit der alten Literatur zu beſchäftigen, da wir ja an der modernen in vier bis fünf Sprachen übergenug haben."

Lelio lächelte und Florentin nahm das Wort:

„Wie wär' es möglich, ſich mit dergleichen Antiquitäten zu befrachten, da jetzt unſere ganze Gegenwart eigentlich eine Weisſagung iſt."

„Welche ſich durch tanzende Tiſche ausdrückt, nicht wahr?" warf Judith ein.

„Oder durch Brigham Young, den Mormonenhäuptling und Konſorten!" rief Lelio.

„Nein, nein! Durch Jung-Deutſchland und Jung-Jſraels Zeitungsblätter!" ſagte Oreſt.

„Genug!" rief Florentin triumphierend, „durch Millionen Stimmen, die Ihr verhöhnt, weil Ihr ſie nicht widerlegen könnt — und gegen die Ihr aufſchreit, weil Ihr Euch vor ihnen fürchtet."

„O nein," ſagte Lelio, „wir wiſſen, daß es von Anbeginn falſche Propheten gegeben hat, und daß ſie großen Zulaufs ſich erfreuten; denn ſie reden zur Welt vom Weltgeiſt. Sie ſchauen ſich um in den niederen Geiſtesſchichten der Epoche nach der vorherrſchenden Strömung und Richtung derſelben und nach welchem Punkt hin dieſe die Fahne des Zeitgeiſtes drehen, die eben eine

Wetterfahne nur iſt und kein edles Banner von beſtimmter Farbe, das ſeinen Ehrenplatz einnimmt. Jenen Punkt faſſen die falſchen Propheten ins Auge, erzählen Wunderdinge von ihm, zünden bengaliſches Feuer um ihn an, ſtreuen Weihrauch in dasſelbe und machen ſich zu deſſen Prieſter. Die Luft weht irdiſch ſchwül in jenen Niederungen. Da bläht ſich eine falſche Wiſſenſchaft auf, da fächelt ſich die Selbſtvergötterung mit Pfauenfedern, da ſpreizt ſich der Hochmut, da flattert die Neugier umher, da ſchwelgt die Sinnlichkeit, da haucht jede böſe Luſt ihre giftigen Dämpfe aus; und in dieſen Niederungen ſind die falſchen Propheten zu Hauſe, oder ſiedeln ſie ſich an. Da ſind ſie willkommen; da werden Verheißungen gierig aufgenommen. Es ſind ja die Spiegelbilder der eigenen Begierden! Der falſchen Wiſſenſchaft wird die Herrſchaft ihres Idols: Erkenntnis, verheißen; der Selbſtvergötterung die Herrſchaft ihres Idols: Emanzipation von jeder höheren, heiligen Schranke; der Neugier ihr Idol: den Einblick in ſchauerlich intereſſante Myſterien; dem Hochmut: einen Thron für das Individuum; der Sinnlichkeit wird das uralte Wort zugerufen: wie Götter werdet ihr ſein! So hört jeder von dem falſchen Propheten das, was ſeine Begier verlangt, labt ſich an dieſer Zuſage, hofft auf deren Verwirklichung, treibt und drängt nach ſeinen Kräften zu ihr hin, ſchwelgt in der Verheißung und preiſt den, der ſie gemacht hat — ſo daß ſich um ihn, nicht ſelten zu ſeinem eigenen Erſtaunen, lawinenartig ein immenſer Anhang bildet und mehr und mehr ſeinen Ruhm erhöht.“

„Aber worin beſteht denn der Unterſchied zwiſchen dem wahren und dem falſchen Propheten — zwiſchen Iſaias und Joe Smith, von dem ich geleſen, daß er das „Buch Mormon“, die nordamerikaniſche Bibel, aufgefunden haben wolle und, auf ſie ſich ſtützend, behaupte: ſeine Anhänger wären „die Heiligen der letzten Tage“ und mit beſonderen Kräften und Gaben ausgerüſtet?“ fragte Judith.

„Darin, daß die falſchen Propheten die Idole in der Menſchenbruſt hegen und pflegen, ſchmeicheln und bereichern und dadurch ihren Weisſagungen Eingang verſchaffen — und daß die wahren Propheten dieſe Idole zu ſtürzen und eine höhere Geiſtesſtrömung in die Niederungen des Lebens zu lenken ſuchen. Die falſchen Propheten fabeln von Menſchenwitz und Menſchentat; die wahren verkündeten eine Gottestat. Als dieſe ſich erfüllte und Gott — Menſch wurde, brauchte die Welt keine Propheten mehr, denn ihr wurde fortan durch das Evangelium Weg und Ziel gewieſen. Heilige Seher hat es ſeitdem noch im Chriſtentum gegeben, welche durch eine beſondere Kraft die Dinge der Zukunft in der Zeit wie in der Ewigkeit in wunderbaren Geſichten ſchauten und ihnen Worte gaben. Allein dieſe Geſichte, dieſe Prophezeihungen des Zukünftigen wurzelten immer in der Offenbarung und waren im tiefſten Einklang mit dem Evangelium. Eine neue Wahrheit verhießen ſie nicht; ein neues Wort Gottes wie Joe Smith ſein Buch Mormon, erfanden ſie nicht; und deshalb bildeten ſie auch keine neue Sekten, ſondern blieben ſchlichte, einfache Glieder der heiligen katholiſchen Kirche. Außerhalb derſelben wimmelt es von Propheten — bei Muhamed anzufangen, bei Joe Smith und ſeinem Nachfolger Brigham Young vorderhand zu endigen. Da ſie eine neue Offenbarung oder eine neue Deutung derſelben zu bringen vorgeben, ſo drücken ſie ſich ſelbſt den Stempel der Unwahrheit auf und erweiſen ſich weniger klug, als die Orakel der vorchriſtlichen Welt, die, nach glaubwürdigem Zeugnis gleichzeitiger heidniſcher Schriftſteller, verſtummten, als Chriſtus geboren wurde."

„Mit jemand, deſſen kategoriſcher Imperativ die katholiſche Kirche iſt," verſetzte Florentin achſelzuckend, „iſt freilich nicht zu ſtreiten."

„Das kommt mir auch ſo vor," ſagte Judith gedankenvoll.

„Denn er ſieht," fuhr Florentin fort, „in dem Geiſtesrauſchen, das über die Welt hinfegt, um einer neueren, beſſeren Ära die Bahn zu brechen, nur einen Orkan, der ſein Idol ſtürzen wird."

„Der Orkan der Zeit kann die Rechte, die Beſitztümer, die freie Bewegung der Kirche hinwegfegen — wie das ſchon oftmals geſchehen iſt," entgegnete Lelio ruhig. „Aber das Ewige in ihr wird vom Vergänglichen nicht geſtürzt!"

„Idole ſind Scheingötter, d. h. Götzen; und dieſe ſtürzen zuſammen. In der katholiſchen Kirche aber iſt Gott — und Er iſt Der, der da iſt. Der Urgrund alles Seins kann nicht geſtürzt werden. Sein Geiſt beſeelt, lenkt und führt die katholiſche Kirche, hat ſchon oft vom Zeitgeiſt ausgelöſcht werden ſollen, wurde aber immer fertig mit ihm und wird es auch werden mit dem Geiſtesrauſchen, das ſich, wie Graf Oreſtes ſagt, in Jung-Deutſchlands und Jung-Iſraels Zeitſchriften vernehmen läßt. O!" fuhr er lebhaft fort, zu Judith gewendet, „muß man nicht auf dieſer Stätte von unerſchütterlicher, in göttlicher Verheißung wurzelnder Überzeugung ergriffen werden, daß das Evangelium und die Kirche, welche es bewahrt und verkündet, göttlichen Urſprunges und voll übernatürlichem Leben ſein müſſen? Hier wüteten während dreihundert Jahren alle Mächte der Welt und der Unterwelt gegen das Chriſtentum. Hier wollten es die Imperatoren vertilgen, und die Philoſophie es mit der Ferſe zertreten, und das Volk es in Blut ertränken; und ſiehe da! nach drei Jahrhunderten hatte das Chriſtenblut die heidniſche Welt überflutet, ſo daß nur noch deren ſchwarze Trümmer aus dem rauchenden Meer von Blut und von Tränen aufſtarrten. Hier vollzog ſich der Untergang Iſraels; hier der Untergang des heidniſchen Roms. Die Legionen beſiegten die Juden und die Martyrer die Legionen. Für beide Siege blieb als Denkmal das Koliſeum zurück; drum nannte ich es vorhin die Weltruine! und ſehen Sie, Signora, die Trophäe des letzten Sieges: — dort!“

Lelio zeigte auf das ſchlichte hölzerne Kreuz, das von einigen Stufen umgeben, mitten in der Arena des Koliſeums ſich erhebt. Sie waren ſämtlich zum Podium hinauf geſtiegen, dem breiten Umlauf vor den Sitzen der Zuſchauer bei den Gladiatorenſpielen — und blickten von hier über eingeſtürztes Mauerwerk und grüne Schlingpflanzen in das ſchöne edle Oval der Arena hinab. Judith ließ ſich von Lelio die Einrichtung des Gebäudes und die Art der Spiele, die hier ſtattfanden, beſchreiben. Madame Miranes ſchauderte. Judith ſagte:

„Welch' eine Entnervung des Charakters gehört dazu, um in eine ſolche Verwilderung zu fallen.“

„Ich kann ſie begreifen!“ ſagte Oreſt. „Es iſt ja unmöglich, in permanenter Bewunderung des Ballets zu bleiben. Das Auge ſtumpft ſich ab; das Herz nimmt es übel, daß es durch das Auge keinen Eindruck mehr empfängt, der es zu einem raſcheren Schlage anſpornt, und mag nicht in der faden Mattigkeit verbleiben. Da gerät man denn in den Gegenſatz, um die Sehnerven wieder zu beleben und dem Herzen wieder Spannkraft beizubringen. Beſtändig Honig iſt der Zunge widerlich. Drum indiſchen Pfeffer her! So ging's den alten Römern — und wer weiß, was uns noch paſſiert.“

„Beſſer doch zum Schwarzbrot des Lebens greifen,“ rief Judith.

„Um an der Koſt Behagen zu finden, muß man eine ſehr geſunde Natur haben,“ bemerkte Lelio.

„Ich wundere mich aber ſehr, Graf Oreſtes,“ ſagte Judith, „daß Sie ſolche affröſe Neigungen dem Herzen zuſchieben wollen! Schieben Sie es auf Erziehung, Beiſpiel, rohe Umgebung, ſchlechte Sitten oder ſonſt etwas — nur nicht auf's Herz.“

„Die höchſt edlen Herzen leben und handeln nicht höchſt brutal,“ entgegnete Oreſt. „Das Ding, das in der Menſchenbruſt Tiktak macht, ſtellt den Zeiger auf unſere Handlungen.“

„O, er hat recht, Signora!“ rief Lelio; „der Graf hat ganz recht! im Herzen ſitzt der Wille des Menſchen und macht ihn göttlich oder teufliſch oder gemein — je nachdem er das Herz mit ſeinen Neigungen zur Höhe treibt, zur Tiefe drängt.“

„Könnt' ich nur begreifen, Lelio," ſagte Judith faſt ungeduldig, „wie Sie in ſo wenig Wochen ſich ganz haben verwandeln können! Früher ſprachen Sie in Fiorinos Stil und lebten in deſſen Anſchauungsart — allerdings ſchwunghafter! und jetzt iſt das ſpurlos verſchwunden, wie mit einem feuchten Schwamm von der Schiefertafel hinweg gewiſcht!"

„Das verſpricht Dauer!" rief Florentin verhöhnend.

„Sie müſſen bedenken, Signora," ſagte Lelio gelaſſen, „daß ich eine vortreffliche katholiſche Erziehung genoſſen und bis zu meinem achtzehnten Jahre in dem Kreiſe einer Familie aufgewachſen bin, die, ſo einfach bürgerlich ſie iſt, durch echt chriſtliche Bildung ſich auszeichnet. Nichts macht den Geiſt ſo empfänglich für ſchöne und große Ideen, nichts hebt das Gefühl zu einer ſolchen Höhe, als die Kultur der Seele durch Religion. Unter dieſen Einflüſſen verlebte ich meine Kindheit, meine erſte Jugend. Ein Bruder meines Vaters iſt Pfarrer an der Kirche Maria della pace; ein Bruder meiner Mutter iſt Benediktiner zu Sta. Scholastica, droben im Gebirg; eine ihrer Schweſtern Kloſterfrau bei den vive sepolte" . . . . —

„Gräßlich!" rief Judith; „bei den Lebendigbegrabenen! o gräßlich!"

„So nennt ſie der Volksmund — ja Signora!" fuhr Lelio ruhig fort. „Was iſt denn darüber zu lamentieren? Begraben zu ſein für die Bosheit und Gemeinheit der Welt iſt doch wahrlich kein Unglück! Tröſten Sie ſich, Signora! meine Mutter hat noch drei Brüder und zwei Schweſtern, die ſämtlich in glücklicher Ehe leben und zuſammen wohl zwei Dutzend Kinder haben: die Welt ſtirbt nicht aus! aber die Seelen, die ſich von ihr zurückgezogen haben, erhalten in der Familie durch ihr Gebet und ihr Beiſpiel ein gewiſſes himmliſches Element, ein übernatürliches Gut, das auch denen zugute kommt, die im Strome der Welt ſchwimmen. Als ich jetzt zu meinen Eltern zurückkam, brauchte ich mich nur unterzutauchen in die Erinnerungen meiner Jugend — und der ganze Ballaſt ſündhafter Verkehrtheit fiel mir wie eiſerne Bande von der Stirn, von der Bruſt, vom Auge. Ich wurde frei — denn ich trat aus der Luft des Todes in die des Lebens — aus der Knechtſchaft in die Erlöſung zurück."

„Ja," ſagte Judith gedankenvoll, „es mögen geheimnisvolle Einflüſſe um uns tätig ſein und wir bemerken es nicht! oder wir fliehen wohl gar die heilſamen und ſuchen die unheilvollen auf."

„So hab' ich es damals gemacht, als ich es vorzog, meinen Leidenſchaften den Zügel ſchießen zu laſſen, anſtatt ſie zu bändigen," entgegnete Lelio.

„Signora," ſagte Oreſt unmutig, „Sie ſcheinen nach Rom gegangen zu ſein, um ſich ausſchließlich mit Signor Lelio zu unterhalten.“

„Man folgt gern den Schickſalswendungen eines alten Freundes nach,“ ſagte ſie.

„Jetzt wollen wir uns aber aus dem Staube machen!“ rief Florentin. „Da kommt eine Prozeſſion mit ihrem plärrenden, ohrenzerreißenden Gebet! das iſt unaushaltbar.“

Durch den großen Eingangsbogen, vom Forum her, trat ein Kapuzinerpater, ein großes Kruzifix tragend, in die Arena, und eine Menge Menſchen folgte ihm laut betend.

„Ah, die Kreuzwegandacht! es iſt heute Freitag,“ ſagte Lelio.

„Was beginnen dieſe Leute?“ fragte Judith; „weshalb knien ſie alle dort nieder und was bedeuten die blaſſen Gemälde, die ich eben jetzt erſt an der inneren Ringmauer der Arena bemerke?“

„Nachdem das Koliſeum ſeine erſte Beſtimmung verloren hatte und kein Zirkus für Gladiatorenkämpfe mehr war — dank dem frommen Einſiedler Telemach, der vom Geiſt chriſtlicher Liebe aus ſeiner Felſenzelle getrieben, ſich mitten in die Arena flehend und weinend warf“ . . . —

„In was ſich dieſe Mönche nicht überall einmiſchen!“ unterbrach Florentin Lelios Bericht. „Die Ziviliſation hätte dieſe Spiele ja von ſelbſt erſterben laſſen!“

„Und daß bis dahin noch ein paar tauſend Menſchen von anderen Menſchen und zum Vergnügen von abermals Menſchen hingewürgt wurden, hat freilich in den Augen der Ziviliſation gar nichts — für den armen Einſiedler aber ſehr viel zu bedeuten;“ entgegnete Lelio. „Die entmenſchte Roheit war in dieſem Punkte ſo hoch geſtiegen, daß kein Geſetz des Kaiſers Theodoſius die blutgedrängte Arena in Rom zu ſchließen vermochte und noch weniger gelang es ſeinem Sohn, dem Kaiſer Honorius. Telemach brachte es zuſtande, indem er ſich opferte. Er ſtürzte ſich zwiſchen die Kämpfer, um ſie zu trennen, und rief die Zuſchauer an, ihm beizuſtehen in dieſem Bemühen. Allein die Gladiatoren, im Blutrauſch des wütenden Kampfes, metzelten denjenigen nieder, der ihnen das Leben retten wollte, und Telemachs zerfleiſchter Leichnam lag vor den blutigen Schwertern beider Parteien. Da entſetzte ſich das Volk über eine ſolche Barbarei, und nun wurde es dem Kaiſer Honorius leicht, die Gladiatorenſpiele aufzuheben. Wenige Jahre ſpäter wurde Rom von den wilden nordiſchen Völkern mehrmals bedroht und belagert, erobert und geplündert. Sie machten das Koliſeum zu ihrer feſten Burg und ihrem Lagerplatz. Als ſie abzogen, war Rom verwüſtet und durch Feuersbrünſte verheert. Da wurde das Koliſeum ein Steinbruch: aus ſeinen Blöcken erbaute man ganze Paläſte. In eine unzerſtörbare prächtige Ruine verwandelt ſtand es nun da, bis im Mittelalter die wilden Parteien des römiſchen Adels teils dem Papſt, teils ſich untereinander die Herrſchaft der ewigen Stadt zu entreißen ſuchten und in blutigen Fehden, welche die fremden Könige zu ihrem Vorteil unterſtützten und ausbeuteten, gräßliches Elend, Not und Schmach über die ewige Stadt brachten. Die Orſini und Kolonna, Roms ſtolzeſte Söhne, hauſten ſchlimmer als Gothen und Vandalen, und das Koliſeum mußte auch ihnen als Feſte und Warte dienen, worin ſie ſich verſchanzten und die Kampagna überſchauten. Dann wurde es wieder ſtill um dieſe wunderbare Ruine, an die jeder Sturm in der Weltgeſchichte heranbrauſte, ohne ihre Schönheit zu beeinträchtigen.

„Im vorigen Jahrhundert lebte ein großer apoſtoliſcher Miſſionär, der ſelige Leonardo von Porto Mauricio, Franziskanerordens. Der erwog in ſeinem von Chriſtusliebe glühenden Herzen, es gezieme ſich, daß dieſe Stätte, über welche Martyrerblut in Strömen gefloſſen war, eine heilige Weihe empfange. So viele Kirchen Roms waren über den Gräbern derjenigen Martyrer erbaut, deren Namen, Taten und Leiden zur allgemeinen Kenntnis gekommen waren; aber die Armen, die Namenloſen, die Unbekannten, die hier ihre Seele in ihrem Glaubensbekenntnis aushauchten und deren Grab niemand kennt als Gott: ſie waren es wohl wert, daß das Leid, welches ſie hier geduldet — hier auch mit dem göttlichen Leiden in Verbindung gebracht werde, welches allein ihre Kraft und Stärke war. Der heilige Vater Papſt Benedikt XIV. genehmigte die Bitte und den Vorſchlag des ſeligen Leonardo. Es wurden jene kleinen Kapellen an der inneren Ringmauer errichtet, die ſo unſcheinbar ſind, daß ſie den Charakter des Koliſeums nicht ſtören, aber ihm gleichſam eine chriſtliche Seele geben. In jeder der vierzehn Kapellen iſt ein Gemälde, welches einen Moment aus dem bitteren Leiden und Sterben des Herrn darſtellt: ſeinen Kreuzweg; alſo für jeden Chriſten der Weg und der Wegweiſer zum Himmel, daher ſehr heilſam zu betrachten und im Herzen zu erwägen und deshalb eine der beliebteſten Andachtsübungen des chriſtlichen Volkes. Sehen Sie, Signora, vor jedem Bilde wird Halt gemacht — Station gemacht, iſt der kirchliche Ausdruck — werden einige kurze Gebete gebetet, die ſich auf den Moment des heiligen Leidens beziehen und eine kleine Nutzanwendung auf uns ſelbſt machen. So wandelt die Seele an den vierzehn Stationen vorüber, im Geiſt den Herrn begleitend, von ſeiner Verurteilung bis zu ſeiner Grablegung, gekräftigt in ihrer Trübſal und zu ihren Kämpfen durch das leuchtende, rührende Vorbild ihres göttlichen Erlöſers. Fiorino behauptet freilich, die ſtupiden Mönche miſchten ſich unnützer Weiſe in eine Menge von Dingen, die auch ohne ſie zuſtande kommen würden; aber ich glaube nicht, daß die liebliche Kreuzwegandacht hier von ſelbſt aus Sand und Steinen aufgeblüht wäre. Ein armer Mönch mußte kommen und ſie aus ſeinem liebeflammenden Herzen hierher verpflanzen."

„Armſeliger Spott," rief Florentin erbittert, „der meinen und Ihren geſunden Menſchenverſtand, Signora, nicht trifft. Aber das behaupte ich: ob dieſe Andacht hier oder im Mond gehalten wird, das iſt für das wahre Wohl der Menſchheit durchaus gleichgültig und deshalb hätte dieſer erbärmliche Mönch ſie in ſeinem Herzen oder in ſeinem Kloſter behalten dürfen."

„Wie denn überhaupt die beſte Lebensäußerung der katholiſchen Kirche und die beſte Kundgebung innigen Glaubens in deinen Augen, Fiorino, die wäre — daß ſie ſich unſichtbar machten; nicht wahr?" ſagte Lelio.

„Und ich bin der Anſicht," ſagte Judith, „daß das wahre Wohl der Menſchheit außerordentlich gefördert wird, wenn man ihr durch Andachtsübungen Troſt und Kräftigung beibringen kann. Das iſt ein edles, einfaches Mittel und es freut mich viel mehr, Fiorino, die Kreuzwegandacht im Koliſeum gehalten zu wiſſen, als im Monde."

„Wenn Sie das Menſchenwohl im ſtumpfen Dulden erblicken, Signora, ſo begreift ſich Ihre Freude. Nur entadeln Sie den Menſchen dadurch und berauben ihn ſeiner Würde," entgegnete Florentin.

„O nein!" rief Lelio; „der betende Menſch iſt ſich mehr als ein anderer ſeiner Würde bewußt: er ſpricht mit Gott, als ein Kind zum Vater."

„Lelio, ich bitte dich, hör' auf mit deinen Faſeleien!" rief Florentin mit ſteigender Heftigkeit. „Es iſt entſetzlich, einen vernünftigen Menſchen — denn du warſt noch vor drei Monaten ein ſehr vernünftiger Menſch, von hellem Kopf und klarer Einſicht — in einer ſo traurigen Verwirrung ſeiner Begriffe zu ſehen. Der Menſch iſt ein aus ewigen Naturgeſetzen hervorgehendes, in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes, ſelbſtändiges Individuum, das ſich innerhalb der Schranken jener Geſetze frei bewegt. Er kann ſich nicht unſterblich machen, kann nicht immer zwanzig Jahre alt bleiben, kann nicht auf einem anderen Planeten ſich anſiedeln und was dergleichen Schranken mehr ſind, welche eine Bedingung ſeines Daſeins ausmachen. Aber in die Abhängigkeit von einem ſogenannten höheren Weſen ihn bringen, zu einem unmündigen Kinde ihn machen wollen, das jenem Weſen gegenüber zu bitten, zu danken, zu wünſchen, zu jammern hätte, um es ſich geneigt zu machen — ja, das iſt eben ein Märchen, womit man die Völker in den Tagen der Unwiſſenheit am Gängelbande führt. Ein ſolches höheres Weſen kann ſchon deshalb gar nicht für uns exiſtieren, weil kein Zuſammenhang zwiſchen ihm und uns beſteht."

„Was wäre denn das Leben deines Geiſtes und deine unſterbliche Seele?" fragte Lelio.

„Der Geiſt iſt ein Erzeugnis der Tätigkeit des Gehirns," erwiderte Florentin, „entwickelt ſich mit dem Gehirn und ſtirbt mit ihm dahin. Das läßt ſich beobachten von der Wiege bis zum Grabe, vom Kinde bis zur Leiche. Unſterbliche Seelen hat die Wiſſenſchaft noch nicht entdeckt. Sie fallen mitſamt jenem höheren Weſen, jenem außer- und überweltlichen Gott, in die Kategorie der Fabel. Spricht alſo ein Menſch zu dieſem Wahngebilde, ſo macht er den Eindruck eines Fieberkranken, der ſeine Phantaſien für Wahrheit hält. Wie kann da von der Würde des Menſchen die Rede ſein? Ein aufrichtiger Menſch, der nicht mit ſich ſelbſt und nicht für andere gefliſſentlich Komödie ſpielt — was könnte der wohl in einer ſolchen betenden Situation ſagen?"

„Vergib uns unſere Schuld," erwiderte Lelio ernſt.

Florentin erbleichte und ſchwieg. Oreſt rief:

„Allons, Florentin, Antwort! Soll der römiſche Katholik das letzte Wort haben gegen Jung-Deutſchlands freien Forſcher?"

Madame Miranes aber, die eine grenzenloſe Langeweile bei ſolchen Geſprächen empfand und gar nicht begriff, wie Judith ihnen ſtets mit Intereſſe folgen möge — benützte den günſtigen Augenblick und rief:

„Barmherzigkeit! wir werden hier auch zu Martyrern! wir erfrieren in dieſen Steinmaſſen, denn die Sonne iſt faſt untergegangen und die feuchte Novemberluft iſt ſo ſchädlich."

Die Geſellſchaft brach auf, durchwanderte noch die übrigen Gänge und Räume des Koliſeums und ſtieg dann wieder in die Arena hinab. Die Kreuzwegandacht war zu Ende. Der ſelige Leonardo von Porto Mauricio hat nicht bloß die Errichtung der vierzehn Stationskapellchen im Koliſeum bewerkſtelligt, ſondern auch eine Bruderſchaft gegründet, welche die Verpflichtung übernahm und bis zur Stunde erfüllt, jeden Freitag daſelbſt die Anbetung des Gekreuzigten öffentlich zu verkünden. Ihr ſchließen ſich gewöhnlich andere Andächtige an; und einige von dieſen knieten noch betend an verſchiedenen Stationen. Auch zwei Kapuziner, von denen er eine einen Sack über die Schulter gehängt trug. Als Judith an ihnen vorüberging, ſtockte ihr Schritt unwillkürlich und Florentin rief laut genug, um von den Kapuzinern gehört zu werden:

„Der Auswurf der Menſchheit: Tagediebe, Faullenzer, Bettler und Heuchler in einer Perſon!“

„Die Blüte des Chriſtentums und deshalb von den modernen Heiden gehaßt!“ rief Lelio ebenſo laut.

Die Kapuziner befolgten den Rat, den ein alter ägyptiſcher Einſiedler einem Jüngling gab: ſich gegen Lob und Tadel der Menſchen wie eine Bildſäule zu verhalten. Judith ſagte im Weitergehen:

„Fiorino, Sie machen es mir unmöglich, Sie hier in meine Begleitung aufzunehmen. Solche rohe Äußerungen will ich nicht hören — und um ſo weniger, als der eine Kapuziner ein Mann iſt . . . o ein unvergleichlicher Mann! Haſt du ihn nicht erkannt, liebe Mutter? Erneſt war es!“

„Beſtes Kind,“ entgegnete Madame Miranes, „glaubſt du, Erneſt werde hier auf ſeine eigene Hand lebende Bilder aufführen?“

„Erneſt war es!“ wiederholte Judith; „älter geworden, wie man eben wird in acht Jahren, verändert durch die Tracht . . . . aber er war es. Damals in Frankfurt,“ ſagte ſie zu Oreſt, „war ich ſeine Schülerin in der Malerei. Jetzt iſt er Kapuziner und ich bin Opernſängerin! — welche Kluft! ich möchte ihn nicht wiederſehen.“

„Braviſſimo, Signora!“ rief Florentin.

„Wenn Sie mich loben, Signor Fiorino,“ entgegnete ſie kalt, „ſo fürchte ich unrecht zu haben. Was ſagt Graf Oreſtes?“ wendete ſie mit ihrem bezaubernden Lächeln zu dieſem ſich hin.

„Diesmal hat Florentin recht,“ erwiderte Oreſt. „Die Kapuziner ſind äußerſt reſpektable Männer, ich kenne ſie von meiner Heimat und Kindheit her und in ihrem Kloſter am Main iſt die Begräbnisgruft meiner Familie; aber mit Ihnen, Judith, und mit dem Leben haben ſie nichts gemein.“ —

Sie fuhren nach dem Korſo, wo Judith eine große, elegante Wohnung hatte. Dort angelangt, verabſchiedete ſich Oreſt, ſetzte ſich auf ſein Pferd, das im Hof des Palaſtes ihn erwartete, und ritt der Porta del popolo und der Milviſchen Brücke zu — denn auf der Straße ſollte heute Graf Damian mit Korona von Florenz nach Rom kommen.

Oreſt ſchien keine Eile zu haben, die Seinen wiederzuſehen. Er ritt im Schritt, nichts weniger als heiter war ſein Ausdruck und das ſchlanke Vollblutpferd fühlte mit Unbehagen und mit nervöſem Unwillen die Verſtimmung des Reiters an deſſen unſtäter Hand. Oreſt dachte bei ſich ſelbſt: O hätte ich eine Wünſchelrute! ich verſetzte den Schwiegerpapa von dem ponte molle nach Windeck zurück! Korona allein — würde der Vernunft Gehör geben, aber er! aber er! Hyazinth iſt freilich auch da . . . . als Moralprediger — aber als Prediger in der Wüſte! auf einen Bruder hat man nicht Rückſicht zu nehmen, wenn es das Lebensglück gilt — und Hyazinth hat das zuerſt bewieſen, als er, ganz gegen meinen Rat und meine Anſicht, geiſtlich wurde. Uriel will auch kommen — ſchreiben ſie. So wäre dann die Familie ziemlich beiſammen! allein Uriel macht auch Extravaganzen . . . . in ſeiner Art! drum iſt mir niemand läſtig als der Papa. Schwiegervater, Pflegevater, Onkel und Vormund in einer Perſon — das gibt eine Reſpektsperſon ſondergleichen ab, wenn man auch längſt der Vormundſchaft entwachſen iſt. — — Oreſt fühlte ſich dem Grafen Damian gegenüber deshalb unfrei in ſeinen Projekten, weil er vorausſah, daß derſelbe ſie ganz kalt und ohne die mindeſte Berufung auf religiöſe Grundſätze und einen übernatürlichen Standpunkt abfertigen werde. Seinen Brüdern war er entſchloſſen zu antworten, daß ſie mit ihren exzentriſchen und ſchwärmeriſchen Ideen nicht imſtande wären, die Herrſchaft der großen Leidenſchaften zu begreifen; allein dem Grafen Damian, der mit ihm, was den Egoismus betraf, ungefähr auf gleicher Stufe ſtand — dem ſcheute er ſich, Rechenſchaft ablegen zu ſollen. Seine Hoffnung war Korona. O! ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, die Jagd nach dem erſehnten Glück iſt etwas verzehrendes! Wäre nicht Judith mein Ziel und erreichte ich es nicht bald — ich weiß nicht, ob ich noch lange die Folter des Lebens aushalten könnte. — — Unfern des ponte molle traf er die Reiſenden, ſtieg zu ihnen in den Wagen und gab ſein Pferd ſeinem Reitknecht.

Graf Damian war ſeinem Schwiegerſohn nicht ſehr gewogen; es trafen zwei ſelbſtſüchtige Naturen aufeinander, welche beide Rückſichten forderten, aber nicht nahmen, und welche beide geneigt waren, im Univerſum nur ſich ſelbſt und ihre Perſönlichkeit zu ſehen. Dieſe überwiegende Wertſchätzung ſeiner Perſönlichkeit hatte ſich bei Graf Damian durch ſeine Liebe für Korona nur geſteigert, gleichſam ausgedehnt. Er zog ſeine Tochter in den Kreis ſeines Ichs hinein und verlangte, ſie glücklich zu ſehen, um ihr Glück zu genießen. Dahin ließ es aber Oreſt nicht kommen und ſo fühlte er ſich beeinträchtigt in ſeinen ſo äußerſt edlen Glücksanſprüchen, die ihm um ſo rechtmäßiger erſchienen, als ſie ja nur das Glück der Tochter verlangten. Der Menſch hat immer allerhand Scheingründe, um ſeine Schwächen — und gerade ſie! als Tugenden darzuſtellen; denn ſeine

Schwächen — ſind ſeine Schoßkinder! ſeine großen Fehler wäre er wohl meiſtens ſelbſt gerne los. — Eine gewiſſe Spannung zwiſchen dem Schwiegervater und Schwiegerſohn ergab ſich aus dieſen Verhältniſſen, und Korona, zwiſchen beiden ſtehend, mußte noch gar die Vermittlerin abgeben und das Öl ihrer ſchonenden Milde über die bitteren Fluten der Gereiztheit und des Trotzes ſänftigend ausgießen.

Hyazinth, der zur Vervollkommnung ſeiner theologiſchen Studien auf ein Jahr nach Rom gegangen war und dort im deutſchen Prieſterhauſe Santa Maria delle anime lebte, hatte für die Ankommenden eine Wohnung am ſpaniſchen Platz genommen und erwartete ſie in derſelben. Sie war ſehr freundlich und empfing die müden Reiſenden mit behaglichem Kaminfeuer und Lampenlicht.

„Guter Hyazinth!“ rief Graf Damian und rieb ſich vergnügt die Hände, „bei dir iſt's warm und häuslich. Bisher war es recht froſtig!“

„Du biſt hier bei dir und nicht bei mir, lieber Onkel!“ entgegnete Hyazinth.

„Ich weiß! ich weiß!“ rief der Graf. „Es war nur, um dir zu ſagen, daß du deine Sache vortrefflich gemacht haſt.“

Die Koffer wurden gebracht und die Zimmer verteilt. Als der Graf in den Salon zurückkam, ſagte er:

„Es iſt aber ein Zimmer zu wenig, Hyazinth! du haſt wohl nicht auf Lili und ihre Bonne gerechnet. Wo Oreſt ſein Unterkommen finden ſoll, weiß ich nicht.“

Oreſt ſaß am Kamin und Felizitas auf ſeinen Knien. Mit einem Anflug von Verlegenheit ſagte er:

„Da dieſe Wohnung ſehr hübſch iſt und bequem liegt, ſo riet ich Hyazinth zu ihrer Wahl. Eine Stallung für meine Pferde hat ſie aber nicht, und da ich dieſe nicht einzig und allein der Obhut eines engliſchen Jockeys überlaſſen kann, der zwar exzelent iſt, doch kein anderes Wort ſpricht, als Yorkſhire-Engliſch: ſo hauſe ich mit ihnen im Hotel Meloni — ganz in der Nähe.“

„Unbequeme Einrichtung!“ brummte der Graf; „da muß immer ein Diener auf den Beinen ſein, um mit Aufträgen, Anfragen ꝛc. hin und her zu laufen!“

Sein Mißmut würde zugenommen haben, wenn er gewußt hätte, daß das Hotel Meloni mit nichten in der Nähe lag, ſondern an der Piazza del popolo und durch die ganze lange Straße del Condotti vom ſpaniſchen Platz getrennt. So hatte Oreſt es ſich ausgedacht, um freier in ſeinen Bewegungen zu ſein. Korona ahnte nichts Gutes aus dieſer Einrichtung; Oreſt aber ſagte:

„Du wirſt für dich und Lili gewiß mit dieſer Wohnung zufrieden ſein, Korona, denn davon abgeſehen, daß ſie eine angenehme und geſunde Lage hat, brauchſt du nur die ſogenannte ſpaniſche Treppe hinaufzuſteigen, ſo biſt du auf der herrlichen Promenade des Monte Pincio und ſtehſt zugleich vor der Kirche Trinità dei Monti, welche den Damen vom Sacré Coeur gehört."

„Das iſt gut!" ſagte ſie, „das werden wir benutzen, das brauchen wir."

Es war etwas ſo Eiſiges in Oreſts Ton und Benehmen, daß ſich ihr Herz erſchauernd zuſammenzog und daß ſie, als ob ihre Seele prophetiſch geweſen wäre, zu ſich ſelbſt ſprach: Hier werd' ich recht den Kreuzweg zu gehen haben! Geheimnisvolles Vermögen des inneren Menſchen, daß er zuweilen am Vorabend ſchwerer Geſchicke oder auf dem Wendepunkt ſeines Schickſals Andeutungen vernimmt, die vielleicht ſein Schutzengel zur Warnung oder zur Vorbereitung ihm gibt! Hyazinth fragte viel nach Uriel und nach Onkel Levin und mußte viel von Rom erzählen und von allem, was man hier zu tun und zu ſehen habe. Oreſt war einſilbig und fragte wenig. Noch weniger fragte man ihn, was er getrieben, wie und mit wem er am Genferſee und in Genua gelebt habe. Die Leidenſchaft iſt eine Mauer, welche den Menſchen umgibt, vereinzelt, und allem unzugänglich macht, was nicht ſie iſt. Er fühlte ſich elend zwiſchen denen, welche ſeinem Herzen die Nächſten — und deſſen Glück und Freude hätten ſein ſollen; ein Fremdling am häuslichen Herd, ohne Sympathie für das reine, friedliche und doch ſo reichhaltige Leben, welches ihn umblühte. Er langweilte ſich bei dieſen Geſprächen, bei dieſen Fragen nach Perſonen und Dingen, die ihm, durch die fürchterliche Kälte, welche die Leidenſchaft für alles äußert, was ihren Gegenſtand nicht betrifft, tief gleichgültig waren.

Die Leidenſchaft iſt etwas entſetzliches und doch verwechſelt die Welt ſie häufig mit der Liebe! Leidenſchaft iſt der von Gott ab- und der Kreatur zugewendete Hunger des Herzens, ein unſtillbarer, nagender, wütender Hunger, der, ähnlich dem phyſiſchen, den Menſchen ſo entmenſcht, daß er ihn fähig macht, wenn er den höchſten Grad erreicht hat, den Nächſten zu ſchlachten, den Bruder zu morden und von deſſen Fleiſch und Blut das Leben zu friſten. Dasſelbe tut in der ſittlichen Welt die Leidenſchaft; ſie verlangt ihre Befriedigung, ohne zu achten auf die Tränen, auf das Herzeleid, auf den Jammer, welche ſie denen bereiten, die ihr im Wege ſtehen und die ſie gleichgültig beſeitigt; ohne zu achten der Schmach, der Entwürdigung, der Entmenſchung, welche ein ſolches Verfahren nach ſich zieht. Sie iſt eine Feuersbrunſt: auf einem Punkt wilde, zügelloſe, gierige Flammen und ringsumher Verwüſtung und Elend, Klage und Trauer und zerſtörtes Glück. Sie iſt die vollkommenſte Blüte des Egoismus; ſie iſoliert den Menſchen in ſeinem Ich — gegenüber der wundervollen Gemeinſchaft der Liebe, die Gott gewollt und angeordnet hat, indem er den Seelen ſein Ebenbild gab. Gott iſt die Liebe: darum liebt die Seele; darum iſt Liebe — ihr Leben, ihr Weſen, ihr Zuſammenhang mit Gott und durch ihn mit aller Kreatur, folglich iſt ſie der Leidenſchaft geradezu entgegengeſetzt. Die göttliche Liebe befriedigt in übernatürlicher Weiſe den Hunger des Herzens, das ein übernatürliches Ideal von Glück in ſich trägt. Die göttliche Liebe entzündet in übernatürlicher Weiſe die Flamme des Herzens, das ſich ſehnt zu verlodern im heiligen Feuer des Opfers. Die göttliche Liebe entfaltet in übernatürlicher Weiſe die Kräfte und Neigungen des Herzens zu einer ſolchen Blüte, daß ein Paradies von Tugenden darin aufgeht. Und das iſt nun das wunderbare Geheimnis, daß der von der Erbſünde angehauchte und von der eigenen Sünde befleckte Menſch dennoch aus freier Wahl der übernatürlichen Liebe ſich zuwenden kann. Das Urgeheimnis von der Freiheit der Liebe, die im Paradieſe an egoiſtiſche Leidenſchaft ſich gefangen gab, wird jedem Menſchen zur Löſung vorgelegt. Um es richtig zu löſen — dazu hat der Menſch ſeinen Willen, der, wenn's ein guter Wille iſt, von der göttlichen Gnade unterſtützt wird. Nicht jeder löſt es bei dem erſten Verſuch zu ſeinem Heil. Auf einen Hyazinth, dem es gelang, von der Wiege an in dem leidenſchaftsloſen Frieden einer übernatürlichen Liebe zu wandeln — kommt mancher, ach mancher Uriel, der eine Welt braucht, mit ihren Bitterkeiten und Schmerzen, ihren Erfahrungen und Enttäuſchungen, ihren Kämpfen und Stürmen, um ſich zu beſinnen auf das verlorene Gut der übernatürlichen Liebe, das den Hunger ſeines Herzens ſtillen kann. Und auf einen Uriel kommen viele, ach viele Oreſts, die es vergeſſen haben, daß die Liebe in der Leidenſchaft ihnen verloren ging und daß es, um den Hunger des Herzens zu ſtillen, etwas anderes gibt, als die Speiſe im Trog der Tiere.

Während Korona dachte, jetzt beginne ihr Kreuzweg, dachte Oreſt, jetzt ſei der Augenblick gekommen, der durch einen kühnen Schritt ſeinem Leben eine glückliche Wendung geben könne. Als die Familie auseinander ging, war es noch nicht zu ſpät, um zu Judith zu eilen, die bis Mitternacht Menſchen bei ſich aus- und eingehen ließ. Es waren an dieſem Abend ihrer ſo viele, daß er ſich unmutig in das letzte Zimmer zurückzog, wo er um niemand ſich zu kümmern brauchte und ziemlich gedankenlos ein

Album durchblätterte. Nach einiger Zeit geſellte ſich Florentin zu ihm und fragte:

„Weißt du, daß Hyazinth hier iſt?“

„Gewiß! längſt! er ſtudiert hier ſchon ſeit einem halben Jahr.“

„Und was ſagte er dazu, dich in dieſer Geſellſchaft in Rom zu treffen?“

„Da er nicht deine Inſolenz hat, ſo ſchweigt er.“

„O,“ ſagte Florentin, „du und ich, wir ſind Seelenbrüder — du kannſt mir ſagen, was du willſt — ich nehme dir nichts übel — und um ſo weniger, als ich dich aufrichtig bedaure, denn du verlierſt bei der ſtolzen Judith deine Zeit und deine Mühe.“

„Wer gibt dir das Recht in dieſem Tone zu mir zu ſprechen?“ fuhr Oreſt mit brauſendem Zorn auf.

„Unſere alte Freundſchaft, unſere gemeinſame Kindheit und erſte Jugend, unſere frühere Vertraulichkeit. Wir hatten ja nie Geheimniſſe voreinander. Freilich iſt dieſe Vertraulichkeit geſchwunden, ſeitdem du mich bei Judith gefunden haſt. . . .“ —

„Sage lieber, ſeitdem du auf politiſchem Gebiet einen Weg betreten haſt, den ich verabſcheue und der mir jeden Gedanken an Vertraulichkeit in der Bruſt erſtickt,“ unterbrach ihn Oreſt.

„O nein!“ erwiderte Florentin; „damals in London lag es nur an mir, unſere alte Vertraulichkeit wieder anzuknüpfen. Doch waren meine Verhältniſſe ſo, daß ich nicht Luſt dazu hatte.“

„Und jetzt hab' ich keine Luſt dazu!“ ſagte Oreſt abbrechend; denn es war ihm in der Tat äußerſt unangenehm, gerade Florentin in Judiths nächſter Umgebung ſehen zu müſſen; teils weil er ihn zu genau kannte, um Florentins Umgang für irgend ein weibliches Weſen wünſchenswert zu finden; teils weil er ſich durch Florentin jeden Augenblick an Windeck und an ſeine Familie erinnert fühlte. Die gemeinſte aller Eigenſchaften, der Neid, ſprach dann auch noch ganz leiſe ſein Wörtchen mit: Florentin war immer in Judiths Geſellſchaft und er ſo ſelten.

„Ich beklage dich unausſprechlich!“ fuhr Florentin mit einem Ton fort, der keine Spur von Teilnahme durchklingen ließ. „Zwiefache Feſſeln zu tragen — hier am Herzen, dort an der Hand: das muß mehr ſein, als ein Menſch aushalten kann.“

„Darin haſt du recht,“ ſagte Oreſt dumpf; „aber warum ſprichſt du ſo?“

„Um dich zu fragen, weshalb du nicht die eine Feſſel ſprengſt und dann der anderen ungehindert folgſt?“

Oreſt entſetzte ſich, ſeine geheimſten Abſichten von Florentin erraten zu ſehen — und ſchwieg.

„Sieh!“ fuhr dieſer fort, „du biſt nicht umſonſt nach Rom gekommen. Bei der römiſchen Kurie iſt mit Geld — alles möglich und dann auch wieder unmöglich zu machen. Laß deine Ehe für null und nichtig erklären, ſo biſt du frei. Wie das zu bewerkſtelligen iſt, weiß ich natürlich nicht; aber möglich iſt's! verſteht ſich für Geld. Du weißt, wie ich von jeher über die Ehe gedacht habe, daß ſie nämlich nicht als ein äußerer Zwang, ſobald die Weihe der Herzenszuſtimmung fehlt, haltbar ſei. Ich wünſche ſehr, daß du meinen Grundſatz in Ausübung bringen mögeſt. Als ich heute zufällig an Hyazinth vorüberſtreifte, ſchlug mein Haß gegen dieſe Vertreter der Finſternis einmal wieder in hellen Flammen auf. In der politiſchen Welt iſt in dieſem Augenblick nichts zu machen gegen das Nachteulengeſchlecht. Tatlos muß man daſitzen und zuſehen, wie ſie Einfluß gewinnen und Herrſchaft an ſich reißen. Da nahm ich mir vor, mit erneutem Eifer auf jedem Gebiet ſie zu bekämpfen, wo ich ihre Geſetze finden würde. Und wo findet das mehr ſtatt und wo ſprechen ſie der menſchlichen Freiheit mehr Hohn, als in der Ehe. Das Wörtchen „muß“ ſollte eigentlich gar nicht exiſtieren im Wörterbuch der ziviliſierten Menſchheit. In Verbindung geſetzt mit der Herzensneigung, iſt es ein Widerſinn; denn die Neigung hängt nicht von uns ab, iſt durchaus unwillkürlich und ſchaudert heimlich vor der Vorſtellung zurück, gerade nur dieſe eine Frau, dieſen einen Mann bis zum letzten Atemzug ausſchließlich lieben zu müſſen.“

„Und doch gibt es ein „muß“ in der Liebe!“ ſagte Oreſt. „Man iſt nicht darauf ausgegangen, dieſe oder jene Perſon zu lieben; allein ſie beſitzt den Zauber — und man muß ſie lieben. Von der Kleopatra wird erzählt, ſie habe einen orientaliſchen Talisman beſeſſen, der die Wirkung hatte, daß man ſie lieben mußte und nie vergeſſen konnte.“

„Dieſes „Muß“ iſt ein anderes!“ rief Florentin; „es entſpringt aus einer inneren Nötigung, aber nicht aus einem äußeren Zwang.“

So redeten ſie ſich immer tiefer in die Verkehrtheit hinein, ohne zu bedenken, daß allerdings das Erwachen einer Neigung unwillkürlich — hingegen ganz dem Willen anheim gegeben iſt, ihr zu folgen oder ihr zu widerſtehen — und daß der Widerſtand deshalb ſo ſelten mit aller Kraft erfolgt, weil die Neigung den Gelüſten der verderbten Natur ſchmeichelt. Florentin verfolgte ſeine Theorie. Oreſt ſeine Wünſche; und obgleich Oreſt ſonſt bei jeder Gelegenheit Florentins Anſichten mit Spott und Geringſchätzung abfertigte und ſeine Theorien zuweilen lächerlich und immer unhaltbar fand, ſo hörte er ihm doch jetzt mit Wohlgefallen zu, weil Florentin im Sinn ſeiner Leidenſchaft ſprach und ſeinen Gedanken Worte lieh. Endlich wurde es ſtill im Salon; die Stimmen verhallten, die Türen öffneten und ſchloſſen ſich; Oreſt ſtand auf und ſagte zu Florentin:

„Heute abend iſt mein Schwiegervater gekommen .... mit Korona.“

„Und du biſt hier!“ rief Florentin ſtaunend.

„Ja, ich habe noch mit Judith zu ſprechen.“

Da trat ſie ein und ſagte:

„Hier iſt ſie! was wünſcht Graf Oreſtes? Ach, ich bin recht froh, noch ein paar ſtille Augenblicke mit Ihnen zu ſprechen. Man wird ſo beäubt von all dem leeren ſinnloſen Gerede, daß der Kopf ſchmerzt und ſchwindelt.“

„Auch der Ruhm hat ſeine Bürden,“ ſagte Florentin, „und die Lorbeerkränze, die, von Tauſenden geſucht und nicht errungen, Ihre ſchöne Stirne krönen, ſind Ihnen zur Laſt. Sie ſollten fortan nur Roſenkronen tragen, Signora.“

„Als ob die Roſen keine Dornen hätten!“ ſagte Judith ſchwermütig lächelnd und nickte ihm freundlich zu, als er das Zimmer verließ. Dann ſprach ſie:

„Nun, Graf Oreſtes, was haben Sie mir zu ſagen? Sie ſehen bewegt aus. Iſt's Leid, iſt's Freude?“

Sie behandelte ihn ganz anders, als an jenem Abend in der Villa Diodati; traulicher, inniger und doch mit edler Zurückhaltung. Sie wollte eben Gräfin Windeck werden und glaubte ſeiner ſicher genug zu ſein, um nicht mehr nötig zu haben, ihn durch den Wechſel von Abſtoßen und Anziehen zu feſſeln. Oreſt ſchöpfte tief Atem und ſagte:

„Judith, ich muß mit Ihnen über die Zukunft reden — die Ihre und die meine. Bleiben Sie bei Ihrem Wort: alles für alles?“

„Ich bleibe dabei.“

„Werden Sie mir angehören, wenn ich in voller Freiheit um das Glück werbe, Sie zu beſitzen?“

„Als Gräfin Windeck — ja!“

„Werden Sie nicht zurückſchrecken vor Kämpfen, Stürmen, Widerwärtigkeiten, Quälereien, peinlichen Auftritten ...“

„Aber warum das alles?“ unterbrach ſie ihn.

„Weil meine Ehe gelöſt werden muß und weil meine Frau jetzt hier iſt.“

„Sein Sie unbeſorgt,“ entgegnete ſie lächelnd; „ich habe Mut und Beharrlichkeit, wenn das Ziel es wert iſt. Ich erſchrecke nicht vor Unannehmlichkeiten und Hinderniſſe zu überwinden iſt ein Sporn des Willens. Ich will auch einmal glücklich ſein! ich will nicht umſonſt gelebt haben! ich bin dieſer

Exiſtenz hinter Schminke und Lampen und unter ſtupidem Beifallsgetöſe ſatt und überſatt! ich habe ſie nicht zu meinem Vergnügen gewählt, bin nicht für ſie erzogen worden, habe nur durch ſie Kindespflicht erfüllen wollen und habe nie — aber auch nie! eine wahre Befriedigung in ihr gefunden. Die Eitelkeit feierte ihre Triumphe; die Huldigungen, die mich in Wolken von Weihrauch hüllten, gaben mir zuweilen eine ſüße Berauſchung; allein es war und blieb — ein Rauſch und er ließ eine Leere zurück, die mein Herz tief und immer tiefer durchgräbt und meine Sehnſucht nach Glück mehr und mehr ſteigert. Und fragen Sie mich, Oreſt: Was iſt das — dein Glück? ſo antworte ich Ihnen: Es iſt der ruhige und ungeſtörte Beſitz eines treuen Herzens. Ihres Herzens, Oreſt! Sie ſind treu! Sie zwingen mich, dieſe Zuverſicht zu Ihnen zu faſſen. Wer jahrelang ſo um Liebe geworben hat, wie Sie — und jetzt ſo bereit iſt, alles wegzuwerfen, was ſie vom Ziel zurückhält, der iſt nicht flatterhaft, nicht leichtſinnig, nicht ſchwankend. Der iſt treuer Liebe fähig und die findet immer Gegenliebe.“

Nie hatte Judith ſo zu Oreſt geſprochen; aber ſie erkannte, der Augenblick ſei nun da, der über ihre Zukunft entſcheide und Oreſt müſſe, nicht bloß von ſeiner, ſondern auch von ihrer Liebe getrieben, ſeine Ketten brechen. Als er zu ihren Füßen niederſank und keine Worte fand, um die Wonne auszuſprechen, die ihn überſtrömte, ſagte ſie zärtlich:

„Stehen Sie auf, Oreſt! ich müßte Ihnen zu Füßen fallen und Sie um Vergebung bitten, daß ich ſo lange Sie gequält und in Ungewißheit gehalten — daß ich ſcheinbar ein kokettes Spiel mit Ihnen getrieben habe. Allein jetzt bin ich vor Ihnen gerechtfertigt, nicht wahr? und Sie ſelbſt werden dieſe Prüfung, die Ihnen oft weh getan hat, jetzt billigen, nicht wahr? Überdas,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „iſt es beſſer, die allgemeine Regel inne zu halten, daß die Herren den Damen zu Füßen liegen. Weicht man von ihr ab, kommt ſelten ein glückliches Verhältnis dabei heraus.“

Unwillkürlich tauchte jener Moment in ſeinem Gedächtnis auf, als Korona mit der Liebe der Engel vor ihm gekniet und ihn gebeten hatte, ſeine Seele zu retten. Dieſe Erinnerung kam zu höchſt ungelegener Zeit, denn Oreſt war längſt über den Punkt hinweg, wo noch ein Kampf zwiſchen dem Guten und Böſen geführt wird und wo folglich eine heilſame Erinnerung die gute Sache kräftigen kann. Jetzt ſtörte ſie ihn nur und er rief:

„Wie ſehr verſtehen Sie ſich auf weibliche Würde und auf die richtige Behandlung des männlichen Charakters! Sie ſind geſchaffen, um angebetet zu werden und deshalb iſt es mir eine quälende Vorſtellung, Sie durch meine unglücklichen Verhältniſſe in eine Menge von Verdrießlichkeiten zu ſtürzen.“

„Was ſteht mir denn eigentlich bevor?“ fragte ſie.

„Nun, zuerſt und auf jeden Fall müſſen Sie ſich taufen laſſen, arme Judith. Dem höchſten Weſen, das von uns verehrt wird, iſt es ſelbſtverſtändlich äußerſt gleichgültig, in welcher Religionsform der Menſch dieſe Verehrung kund gibt. Da aber in Europa die chriſtliche ſo vorherrſchend iſt, daß ſich die bürgerliche Geſetzgebung großenteils auf dem Boden ihrer Geſetze entfaltet hat: ſo ſind gewiſſe Bedingungen für gewiſſe Verhältniſſe unumgänglich zu erfüllen, um dieſe gültig zu machen; und dazu gehört, daß die Ehe von Chriſten eingegangen werde.“

„Oreſt!“ ſagte Judith finſter, „es iſt mir in meinem Leben noch kein Chriſt vorgekommen, der beſſer, edler, reiner geweſen wäre, als ein Jude. Ich nehme Erneſt aus. Muß ich alſo eine chriſtliche Religionsform annehmen: ſo wünſche ich, daß es die katholiſche ſei, denn er war Katholik.“

„Das muß ſich nach den Umſtänden richten, teure Judith. Die katholiſche könnte uns Verlegenheit bereiten. Es wird ſich herausſtellen, was Sie zu wählen haben: ohne Taufe geht es nicht!“

„Wohlan, Oreſt! Sie bringen Ihre Opfer und ich werde das meine bringen. Aber es ruft in mir eine fürchterliche Erinnerung wach. Ich hatte eine ältere Schweſter, ein ſo ſchönes, liebenswürdiges, talentreiches, gutes und kluges Mädchen, daß ſie ihren königlichen Namen Eſther zu tragen verdiente. Es war in Paris und ich damals noch zu jung, um in die Welt zu gehen. Ein junger Mann aus einer vornehmen Familie faßte eine heftige Neigung zu ihr, die ſie leider! erwiderte. Da er von ſeiner Verbindung mit ihr ſprach, ſo erklärte er, es könne nicht mit einer Jüdin geſchehen und ſie müſſe ſich taufen laſſen und Chriſtin werden. Eſther und meine Eltern willigten ein. Eſther wurde Chriſtin; aber die Ehe fand nicht ſtatt! ich habe nie dies traurige Geheimnis ergründet; aber ich weiß, daß der Chriſt ſich von Eſther zurückzog, ſich auf eine diplomatiſche Miſſion begab und daß Eſther am gebrochenen Herzen ſtarb, während einige Herren und Damen dann und wann bei ihr erſchienen, welche ſich um ihre Taufe und um den Unterricht, der dabei ſtattfinden mußte, bekümmert hatten — und welche ihr immer die Bibel empfahlen. Die müſſe ſie leſen und glauben müſſe ſie, daß ſie durch den Tod Chriſti vor Gott gerechtfertigt ſei. Und wenn die arme Eſther verſicherte: das glaube ſie ſehr gern und von ganzem Herzen; aber ſie ſterbe vor Gram und ein Buch könne ſie nicht tröſten, nicht beruhigen; ſo gab man ihr zur Antwort, dann fehle ihr der rechte Glaube und ſie möge nur Sonntags in die Predigt gehen. Sie tats einige Male; aber ſie kam ſtets traurig zurück und ſagte mir zuweilen: „Ach Judith! das iſt keine Religion für ein ſchwaches leidendes Mädchenherz! da iſt kein Stab, um es zu ſtützen, da iſt keine Kraft, die ihm überwinden hilft, da iſt kein Balſam, der ſeine Wunden heilt!“ Nun, ſie grämte ſich zu Tode, die arme, geliebte Eſther! bei neunzehn Jahren ſank ſie ins Grab — ganz das, was die Dichter nennen: eine geknickte Roſe. Mir aber hat ihr Schickſal etwas Hartes gegeben, Eiſen ums Herz. Ich trat nach zwei Jahren in die Welt ein, mit Haß und Groll gegen eine Welt, in welcher für ein Weſen wie Eſther kein Platz war; mit Haß und Groll gegen die Chriſten, von denen einer ihren Tod auf dem Gewiſſen — und keiner ſie getröſtet hatte. Was ſind das für Diener und Lehrer einer Religion, die damit tröſten wollen, daß ſie ſprechen: Lies die Bibel! Sei ſie geſchrieben von Gott und ſeinen Heiligen — ich wills glauben! aber jeder Leſer macht die Deutung, die Anwendung nach dem Maß ſeines Geiſtes und trägt folglich ſeine Leidenſchaften, ſeine Neigungen, ja ſein ganzes Ich in deren Verſtändnis hinein; und was hat er dann gewonnen? Vielleicht die Wahrheiten, die er eben finden will. Aber iſt das die Wahrheit, welche die Offenbarung verkündet? Ach, es wäre mir entſetzlich, wenn ich proteſtantiſch werden müßte, jetzt, da die Erinnerung an Eſther mir ſo lebendig geworden iſt! Ach, Oreſt, dies iſt eine ſchlimme Vorbedeutung! Auch ich werde unglücklich werden und troſtlos dahin ſchmachten!“

Tränen ſtanden in Judiths Augen und die tiefſte Bewegung malte ſich in ihren Zügen. So gewaltig war die Erſchütterung, die ihr junges Herz durch das Schickſal der Schweſter erfahren hatte, daß ſie noch jetzt, nach mehr als zehn Jahren in die ſchmerzlichſte Aufregung geriet. Oreſt aber, der nie eine Träne in ihren diamantenen Augen geſehen hatte, war davon ſo ergriffen, daß er es ſich als eine Grauſamkeit vorwarf, dieſen edlen Charakter, dies große ſchöne Herz mit den Formalitäten der chriſtlichen Religion beläſtigen zu müſſen. Er rief:

„O Judith, iſt Ihre Abneigung gegen den Proteſtantismus ſo groß, daß Sie davon traurig werden, ſo laſſen Sie ſich katholiſch taufen! aber hüten Sie ſich, Ihre Anſichten und Ihre Handlungsweiſe von irgend einem Prieſter abhängig zu machen! Verbannen Sie alle ſchwermütige Furcht und faſſen Sie das Vertrauen zu mir, daß ich für Ihr dauerndes Glück einſtehe. Wenn Sie an mir zweifeln, woher ſoll mir die Kraft kommen, das Meer von Hinderniſſen zu durchſchwimmen, welches ſich vor mir ausdehnt. Lächeln Sie, Judith! lächle, du ſchwarzes Sonnenauge, ich bedarf deines Lichtes.“

Er kniete vor ihr und nahm ihre Rechte in ſeine Hände. Sie legte die Linke leicht und leiſe auf ſein Haupt und ſagte lächelnd und lieblich:

„Welche Torheit von mir! auf dieſen böſen Kopf ſetz' ich all mein Glück.“

Stille Dornen.

Koronas erſter Ausgang am anderen Morgen war die ſpaniſche Treppe hinauf zur Meſſe in der Kirche Trinità del Monte. Mehr denn je fühlte ſie ſich machtlos ihren Verhältniſſen gegenüber und gedrückt durch die Verſtimmung zwiſchen ihrem Vater und ihrem Mann, die hier aufs peinlichſte zum Vorſchein kommen mußte, wo beide, auf längere Zeit und durch die Fremde mehr als ſonſt aneinander gewieſen, zuſammen leben mußten. Und was konnte ſie tun, um die beſtändige Reibung zu verhüten? ſich aufreiben laſſen; ſonſt nichts. Sie bat Gott um Kraft zum vollkommenen Opfer und um himmliſche Klugheit, um in jedem Augenblick das Richtige zu erkennen, zu ſagen, zu tun. Als ſie nach beendeter Meſſe die Kirche verließ, fand ſie draußen Oreſt, der vor derſelben auf- und niederging und ſagte:

„Ich war ſchon bei dir und erfuhr von Juſtine, daß du hieher gegangen wäreſt. Komm nun, ich bitte dich, mit mir ins Hotel Meloni, in meine Wohnung. Ich habe an Juſtine geſagt, du würdeſt bei mir frühſtücken. Lili ſchlief noch.“

Er gab ihr den Arm und ſie gingen den Monte Pincio entlang und dann die prächtigen Rampen hinunter zur Piazza del Popolo, an welchem das Hotel Meloni liegt. Sie ſprachen von der Peterskirche, die ſich dem Monte Pincio gegenüber in gigantiſcher Großartigkeit erhebt — ein Felſendom, die ewige Stadt ſo weit überragend, wie dieſe alle Städte der Welt — und wenn ſie ihre Einwohner nach Millionen zählen — an Großartigkeit weit überragt; ein Felſendom, ſinnbildend den Felſen Petri, in dem die Kirche Chriſti, göttlicher Verheißung gemäß, unerſchütterlich wider die Pforten der Hölle gegründet iſt. Von An- und Ausſichten, von Paläſten, Kirchen und Ruinen ſprachen Oreſt und Korona ſo gleichgültig, als ob ſie nicht zwei Monate getrennt geweſen wären. Aber hinter dem gleichgültigen Ton klopften unruhige Herzen, und Oreſt war in ſo fieberhafter Aufregung, daß er kaum ſein Zimmer betrat, als er ſich auf ein Sopha fallen ließ und ſagte:

„Korona, du mußt mich retten!“

Sie legte ihre Hände wie zum Gebete vor der Bruſt zuſammen und ſagte innig:

„Gott wolle mir dieſe Gnade geben.“

„Ja, du mußt mich retten, Korona!“ fuhr Oreſt fort; „du kannſt, du wirſt es! meine ganze Hoffnung ruhet auf dir. Sage, daß du es auch willſt!“

„Lieber Oreſt,“ erwiderte ſie traurig, „hätteſt du nur die leiſeſte Ahnung von den Sorgen, die ich um dich trage, ſo würdeſt du mich nicht fragen, ob ich dich retten wolle. Überdas iſt es ja meine Pflicht, alles für dich zu tun, ſoweit meine Kräfte reichen. Alſo ſprich! ich ſehe ja, daß du leideſt.“

„Ich werde dir wehe tun!“ rief er in äußerſter Aufregung, und ging heftig im Zimmer hin und her.

„O daran bin ich gewöhnt,“ antwortete ſie ruhig, wie jemand, der nicht den geringſten Anſpruch an eine andere Behandlung hat. „Sprich nur ohne Scheu.“

„Wohlan, Korona!“ ſagte Oreſt, indem er vor ihr ſtehen blieb, „ſei barmherzig und gib mir meine Freiheit.“

Sie ſchlug erſtaunt die Augen zu ihm auf und fragte:

„Hab' ich je verſucht, deine Freiheit zu beſchränken?“

„Nein, nein! in Kleinigkeiten nie! aber meine Freiheit iſt im Ganzen verloren, weil du meine Frau biſt.“

Korona legte mit einem Ausdruck von ſtillem, namenloſem Schmerz die Hand über ihre Augen und ſagte.

„Nur ein paar Jahre noch, lieber Oreſt, und ich denke — dann biſt du frei.“

„Ach, nur nicht ſolche unſinnige Todesgedanken! davon iſt keine Rede! du ſollſt ja nicht ſterben, ſondern nur meine Freiheit mir geben.“

„Und was verſtehſt du darunter?“ fragte ſie.

„Daß unſere Ehe für ungültig erklärt werde, indem du erklärſt, du ſeieſt zu derſelben gezwungen worden. Ich habe mir ſagen laſſen, auf den nachweislichen Grund des Zwanges hin könne eine Ungültigkeitserklärung bewirkt werden, ſo daß beide Teile zu ihrer vollkommenen ungeſchmälerten Freiheit gelangen und eine andere Ehe eingehen dürfen. Da nun wirklich eine Art von Zwang bei dir ſtattgefunden hat, ſo mache davon Gebrauch zu meinen Gunſten und gönne mir das Glück — eine Frau glücklich zu machen, die ich ſeit Jahren grenzenlos liebe und die viel zu edel iſt, um eine Liebe zu erwidern, welche ihre weibliche Würde auch nur durch einen Hauch verletzte. Ich gehe zu Grunde bei dieſem Verhältnis und du biſt auch nicht glücklich; faſſe alſo einen großmütigen Entſchluß — und drei Menſchen richten ſich auf von einem vernichtenden Druck.“

„Lieber Oreſt,“ entgegnete Korona ruhig, „auf dieſen Vorſchlag war ich freilich nicht gefaßt; aber mein Entſchluß iſt dennoch reif. Zu deiner Rettung biete ich mit Freuden die Hand — bis zum höchſten Opfer. Aber nicht zu deiner Entwürdigung.“

„Und ſo willſt du an mir haften als der Fluch meines Lebens!“ rief er knirſchend.

„Ich will, was Gott will: bis zum Ende die Feſſel tragen, die er geheiligt und unauflöslich gemacht hat.“

„Ich ſage dir aber, daß die Ehe freilich nicht aufgelöſt, allein für null und nichtig erklärt werden kann. Da die Kirche das tut, deren Autorität dir ja über alles geht, ſo wirſt du ihr Recht dazu und die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens nicht in Abrede ſtellen.“

„Durchaus nicht!“ entgegnete Korona mit unerſchütterlicher Ruhe. „Die menſchliche Verkehrtheit und Bosheit iſt ſo groß, daß es der uralten Schlange möglich wird, in jedes Verhältnis ihr Gift zu ſpritzen, und da mag es denn wohl zu troſtloſen Zuſtänden kommen, welche eine ausnahmsweiſe Behandlung erfordern. Ein ſolcher Fall liegt aber bei uns durchaus nicht vor. Daß ſich in der Ehe der eine Teil durch traurige Verblendung einer verbotenen Liebe hingibt, iſt leider, ach leider! in unſerer Zeit und unſerer Welt nicht ſo ſelten, um die Kirche zu veranlaſſen, jenes Mittel, das auf ganz unheilbare Zuſtände berechnet iſt, auf heilbare anzuwenden.“

„O wollte man doch weniger von dieſer Heilbarkeit faſeln,“ rief Oreſt, „und mehr jenes Mittel anwenden! es würde dadurch viel Skandal vermieden und viel menſchliche Schwäche von dem Brandmal der Treuloſigkeit befreit bleiben, die ſich auch in das edelſte Herz einſchleichen kann.“

„Und der Menſch den Gelüſten der gefallenen Natur preisgegeben werden, gegen welche das edle Herz ſich bis aufs Blut verteidigt, wenn es ſo unglücklich geweſen ſein ſollte, ihnen irgendwie Gehör zu geben,“ ſagte Korona. „Nein, Oreſt! jede Wunde an der Menſchenſeele iſt heilbar. Daran darf man nicht zweifeln; man muß nur Geduld haben, wie Gott mit uns Geduld hat. Noch in der elften Stunde kann Reue erwachen und zur Umkehr vom böſen Wege mahnen und drängen; kann der Pflichtvergeſſene ſich beſinnen, auf ſeine Pflicht und in ihren

Kreis zurücktreten und den Kummer gut machen wollen, den er auf Weib und Kind gehäuft hat. Iſt dann die Brücke hinter ihm abgebrochen, gähnt dann eine unausfüllbare Kluft zwiſchen ihm und ſeiner Vergangenheit, iſt er neue Verpflichtungen eingegangen, die ihm ebenſo läſtig werden, wie die alten — weil es Verpflichtungen ſind, die auf der verderbten Natur drücken und drücken ſollen: ſo ſchleppt er den Stachel in der Todeswunde mit ſich umher, ungeſühnt, ungebüßt. Nein, Oreſt, wir wollen Gott danken, daß die heilige Kirche von göttlicher Weisheit erleuchtet und geführt, ihr letztes Mittel nur in ganz ſeltenen Fällen anwendet und ſtatt deſſen den einen Teil zu Liebe, Geduld und Gebet — den anderen zu Reue und Buße auffordert."

„Es muß charmant ſein für einen Flüchtling vom häuslichen Herde, ſich wieder bei demſelben einzufinden als Büßer und ſich deſſen Aſche aufs Haupt ſtreuen zu laſſen."

„Lieber Oreſt," entgegnete Korona mit himmliſcher Liebe in Blick und Ton, „ein ſolcher Flüchtling würde aufgenommen werden, wie der göttliche Heiland den Petrus nach ſeiner Verleugnung aufnahm: er vertraut ihm die Leitung ſeiner Herde an; und wie der Vater den verlorenen Sohn empfing: er eilt ihm entgegen und richtete ein Feſtmahl für ihn an."

„Ach, Krönchen!" rief Oreſt, „könnt' ich dich nur lieben! du biſt wirklich ein ſeelengutes Geſchöpf, zu gut für mich. Darum hab' ich ja das Vertrauen zu dir, daß du mir ein Opfer bringen werdeſt . . ." —

„Du verlangſt Unmögliches!" unterbrach ſie ihn mit großer Beſtimmtheit. „Mich ſelbſt, mein Kind, dich, meinen Vater, alles was mir teuer iſt, kann ich zum Opfer bringen, wenn der anbetungswürdige Wille Gottes es verlangt. Aber dich deiner Leidenſchaft zum Opfer bringen, wenn der Satan es verlangt — nein, Oreſt, das kann ich nicht, denn ich will es nicht. Ich kann es nicht! ich kann nicht lügen! es hat nicht der leiſeſte Zwang ſtattgefunden bei meiner Verheiratung."

„Hätteſt du mich gewählt, wenn der Vater nicht unſere Verbindung angeordnet hätte?" fragte er.

„Als ich dich heiratete," erwiderte ſie, „war ich zu jung, um je vorher an die Ehe oder die Wahl eines Gatten gedacht zu haben. Nach meiner Verheiratung hab' ich nie gedacht, daß ich anders hätte wählen können."

„Es iſt doch gewiß, daß der Vater die Sache abmachte, ohne uns ſo recht zu fragen. Er kündigte ſie an und erwartete Gehorſam."

„Ja, das iſt ſo ſeine Art. Aber wir haben an Regina und Hyazinth das Beiſpiel vor Augen, daß ſie ihm nicht gehorchten, wenn die Stimme Gottes anders zu ihnen ſprach, als die Stimme des Vaters — und daß er es ſich gefallen ließ. Du und ich, wir hätten beide es machen können wie unſere Geſchwiſter. Wir taten es nicht. Wir gaben freiwillig unſere Zuſtimmung."

„Der Wunſch, den ein geliebter Vater mit der größten Zuverſicht ausſpricht, iſt auch ein Zwang, ein moraliſcher, für ein gutes Kind."

„Wenn du Gehorſam aus Liebe — Zwang nennen willſt, lieber Oreſt! Aber ein ſolcher iſt gewiß nicht darunter verſtanden, wenn auf den Grund hin eine Ehe ungültig erklärt werden ſoll. Aus Rückſicht für den Wunſch der Eltern werden gewiß ſehr viele Ehen geſchloſſen, welche glücklicher ſind, als jene, die von blinder Neigung geſchloſſen werden. Ja, wenn ich ebenſo ſicher wüßte, daß du in einer anderen Ehe dein geträumtes Glück fändeſt, als ich jetzt weiß, daß du es nicht finden wirſt, ſo könnte ich es dir doch nimmermehr verſchaffen um den Preis einer Lüge."

„Entſetzliches Schickſal!" rief Oreſt und warf ſich in troſtloſer Aufregung in einen Lehnſtuhl. „Wodurch hab' ich es bewerkſtelligt, daß ein ungeliebtes Weib ſich ſo feſt an mich klammert!"

„Du haſt mir freilich nicht das Leben an deiner Seite ſo lieblich gemacht," entgegnete Korona ſanft, „daß es mir, menſchlich geſprochen, ſehr ſchwer fallen ſollte, mich davon zu trennen. Aber die Ehe gehört nicht der menſchlichen Denk- und Empfindungsweiſe, ſondern dem Gnadenleben an. Die Würde des Sakramentes ruhet auf ihr und das verbindet uns für dies irdiſche Leben zu einer höheren Gemeinſchaft als die iſt, die auf verflatternder Neigung und verrauſchender Leidenſchaft beruht. Sie ſoll uns im Wechſel von trüben und heiteren Stunden, von bald lieblichen und bald ſchweren Pflichten, uns und unſere Kinder für den Himmel erziehen. Das iſt der Zweck der Ehe; zu dieſer erhabenen Beſtimmung haben wir uns verbunden; wir müſſen ſuchen, ſie zu erfüllen. Hatteſt du, als du ſie eingingſt, mit frevelhaftem Leichtſinn eine andere Abſicht: ſo mußt du das vor Gott verantworten. Das iſt aber kein Grund, um die Ehe ungültig zu machen. Hingegen ſollte es ein Grund ſein, um die Vergangenheit gut zu machen. Ach, vergib mir, daß ich ſo zu dir ſpreche, lieber Oreſt! Glaube mir, ich tue es ohne Selbſtſucht, ohne Empfindlichkeit. Ich denke nicht daran, mich an dein Herz zu drängen und irgend einen Anſpruch an deine Liebe zu machen; allein ich muß den Platz behaupten, auf den Gott mich geſtellt hat und dich anflehen, dasſelbe zu tun!"

„So ſind dieſe frommen Frauen!" brach Oreſt aus. „Immer im Kanzelton geredet! immer den lieben Gott als Larve vor ihrem Eigenſinn! immer ihre Herzenskälte verbrämt mit tötenden Phraſen! unfähig zu jedem Opfer! unfähig zu erkennen, wo ihre Würde liegt. Du ſiehſt ja, daß das Leben mit dir eine Folter für mich iſt, daß ich es fliehe, und, wenn ich es nicht fliehen kann, unter deſſen Bleigewicht zuſammenbreche. Wie iſt es möglich, daß ein zartfühlendes Weib ſo etwas aushalten mag, und nicht lieber tauſendmal ſich von dem Mann trennt, der ihr nichts ſein kann, da ſie ihm nichts iſt. Ich faſſe das nicht! ich begreif' es nicht: aber ich muß ein Weſen verabſcheuen, das aus ſtarrem Egoismus mich um mein Glück bringt.“

Der heftige Kampf ſtreitender Gefühle wogte in Koronas Bruſt, und drückte ſich in dem Wechſel ihrer Farbe und in dem ſchmerzlichen Zittern ihrer Lippen, ihrer Hände und ihrer Stimme aus, als ſie mit der Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung ſagte:

„Wollte ich meinem Egoismus folgen, ſo würde ich meine Tochter bei der Hand nehmen und, ſtatt unter dein Dach zurückkehren, mit ihr in mein Vaterhaus gehen. Aber ich darf nicht, ich muß bei dir ausharren. Ich muß vor der Welt deine Ehre in meinen Schutz nehmen und vor Gott deine Seele, für die auch ich verantwortlich bin — denn wir ſind eins.“

Sie ſtand auf, tauchte ihr Taſchentuch ein wenig in ein Glas Waſſer und drückte es an ihre bebenden Lippen, nahm dann ihren Hut und ſagte mit einer Stimme, die — wie das oft bei ſeelenzarten Perſonen der Fall iſt — durch Gemütsbewegung zu einem leiſen Flüſtern herabgedämpft war, während die Roheit in ſolchem Falle lärmt und ſchreit; ſie ſagte:

„Ich bitte dich, laß einen Wagen kommen und mich zu Hauſe fahren.“

„Und du fragſt gar nicht?“ rief Oreſt; „nicht nach einem Namen oder einer Perſon? nicht nach meinem ferneren Plan oder Entſchluß?“

„Es gibt Dinge, von denen es ſich nicht ſchicken würde, daß ich ſie mit dir beſpräche, und andere Dinge, von denen es gut iſt, wenn du ſie ſo wenig wie möglich beſprichſt,“ entgegnete Korona mit Faſſung.

„Wähnſt du denn, alles ſei abgetan mit deiner wahnwitzigen Weigerung!“ rief Oreſt mit ſolchem Zorn in Ton und Gebärde, daß Korona wieder in ein vernöſes Zittern verfiel und nichts erwiderte als: „Um Gottes willen, einen Wagen, Oreſt!“

Aber er beachtete ihre Bitte gar nicht. Er fuhr fort, mit den heftigſten Ergüſſen von Zorn, von Klagen, von Vorwürfen ſie zu überſchütten und ſie förmlich unterzutauchen in das Meer von Bitterkeit, das ſich in ſeinem Herzen bloß deshalb gegen ſie angeſammelt hatte, weil er ihr ſo viel zu Leide getan. Denn geradeſo, wie der Menſch eine Zuneigung für diejenigen ſpürt, denen er wohl tut, ebenſo faßt er eine Abneigung, die ſich bis zur härteſten Ungerechtigkeit, ja bis zum Haß ſteigern kann, gegen Perſonen, die nicht etwa ihm, ſondern denen er wehe getan. Korona ſchwieg, ſammelte ſich vor Gott und ließ den Sturm brauſen — bis es ihm einfiel, ihr die unſinnigſten Vorwürfe zu machen über den Tod ihres Sohnes. Wäre der am Leben, ſo wüßte man doch, weshalb dieſe ganze unſelige Ehe geſchloſſen ſei! Das konnte ſie nicht mehr hören. Das Mutterherz drohte zu brechen. Sie ſtand auf, verließ ſchweigend das Zimmer, das Hotel Meloni, verhüllte ſich in Shawl und Schleier und ging die via Condotti hinauf zum ſpaniſchen Platz, ganz allein in der großen fremden Stadt. Ihr war zu Mut, als könne ihr von keinem Menſchen ſchlimmeres begegnen, als von ihrem Mann. Neben der ſpaniſchen Treppe erkannte und erreichte ſie glücklich ihre Wohnung. Felizitas ſtand am Fenſter und rief:

„Da kommt Mama!“

„Endlich!“ ſagte Graf Damian, trat zum Fenſter und ſah mit grenzenloſem Erſtaunen Korona ohne irgend eine Begleitung über den Platz gehen. Er ging ihr in das Vorzimmer entgegen und fragte:

„Wo kommſt du denn her? wo iſt Oreſt? wo ſind ſeine Leute? warum gehſt du denn mutterſeelenallein in der wildfremden Stadt ſpazieren? gibt es keine Wagen in Rom?“

„Doch, lieber Vater! aber ich wollte gehen!“ antwortete ſie und ging in ihr Zimmer, wo ſich die übermäßige Spannung von Leib und Seele in Tränen auflöſte und im Gebet ſänftigte. Graf Damian fuhr zu einigen der fremden Geſandten, mit denen er bekannt war, und ſo war Korona allein, als Hyazinth kam. Sie ſah ſo angegriffen aus, daß er teilnehmend ſagte:

„Biſt du müde von der Reiſe, liebe Korona? oder biſt du krank?“

Sie verneinte ſchweigend; als ihr aber Tränen ins Auge quollen, ſagte ſie entſchloſſen:

„Oreſt iſt krank — an der Seele! und ich bin ratlos. Deshalb muß ich mit dir ſprechen, Hyazinth, nicht um zu klagen. Ich möchte ja am liebſten ſeinen Zuſtand vor mir ſelbſt verbergen; es geht aber nicht mehr, daß wir ſo fortleben wie bisher. Er treibt es zum äußerſten.“

Und ſie erzählte an Hyazinth klar und einfach ihr ganzes Leben, ſeitdem ſie Oreſts Frau geworden war, mit der größten Schonung für Oreſt und mit der größten Bereitwilligkeit ihren

Anteil an dem traurigen Verhältnis anzuerkennen, obzwar ihre Schuld höchſtens in Unerfahrenheit beſtand, wie ſie den ſiebzehn Jahren eigen iſt. Zum Schluß ſagte ſie:

„Die Szene von heute früh hat mir gezeigt, wie tief das Übel bei Oreſt um ſich gegriffen hat. Es haben weder meine Bitten noch die Geduld, die ich drei Jahre übte, den geringſten Eindruck auf ihn gemacht; und obgleich ich, wenn es Gott ſo fügt, bereit bin, mein Leben lang in Geduld auszuharren, wie das ja meine Pflicht iſt: ſo muß ich doch fürchten, daß Oreſt durch dies Verfahren nicht zur Erkenntnis kommt. Er iſt blind und taub für alles, was nicht mit ſeiner Leidenſchaft zuſammenſtimmt."

„Das ſind eben die Schatten des Todes," ſagte Hyazinth, „von denen die heilige Schrift ſo ergreifend ſpricht. In der Finſternis der Sünde, im dunkeln Schattental ſitzen die Menſchen, geblendet, gelähmt, betäubt — und ahnen nicht, daß die Nacht des geiſtigen Todes mit dem Verluſt der heiligmachenden Gnade über ſie hereingebrochen iſt. Ach, Korona! einem ſo ſchrecklichen Zuſtand gegenüber ſind wir alle macht- und ratlos; denn Oreſt will nicht hören, will nicht ſehen, will nicht verſtehen — und wenn wir uns alle zu Tode reden und bitten, ermahnen und flehen. Wir müſſen Gott bitten um Erleuchtung für uns und für ihn. Wir müſſen uns bereit machen, nicht bloß Opfer zu bringen, ſondern uns ſelbſt durch die ſtets erneuerte Hingebung unſeres Willens an Gott als ein lebendiges Holocauſt ihm darzubieten. Wir müſſen leiden, Korona! und zwar ſo, daß uns die Liebe zum Leiden in freudige Opfer verwandelt. An die Ausführung von Oreſts wahnwitzigen Plan, die Ehe für ungültig erklären zu laſſen, iſt gar nicht zu denken! aber daß er ſo lange ſchon in dieſer jämmerlichen Leidenſchaft befangen iſt und dennoch daran denkt, ſeine Ketten immer feſter zu ſchmieden — iſt ein böſes Zeichen."

„Glaubſt du," fragte Korona beklommen, „was der anonyme Brief in Paris ſagte: die ſpaniſche Sängerin, Judith Miranes, habe ihn gefeſſelt?"

„Ich glaub' es, denn unſer Vater hat mir ähnliche Andeutungen gemacht."

„Alſo weiß es der Vater!" rief ſie erſchreckt.

„Liebe Korona," ſagte Hyazinth traurig lächelnd, „in der Welt weiß man alles, was zur Welt gehört. Mit dir ſpricht niemand darüber, das verſteht ſich! aber der arme Vater, der ſo viele Menſchen kennt und mit ſo vielen in Verbindung iſt, weiß gewiß alles, was Oreſt betrifft. Ich habe aber immer dieſe Mitteilungen vermieden; denn es war mir ein grenzenloſer Schmerz, meinen Bruder auf ſolchem Wege und dich in ſolchem Leid zu wiſſen, ohne euch helfen zu können.“

„Ach, und ſtelle dir nur vor, wie gräßlich das iſt: dieſe Circe iſt eine Jüdin — ungetauft, unerlöſt, gnadenlos, nie eingetreten ins übernatürliche Leben.“

„O die Unglückſelige!“ rief Hyazinth ſchmerzlich. „Bedauere ſie, Korona, verdamme ſie nicht. Das Gewiſſen und das natürliche Licht des Verſtandes könnten ihr freilich ſagen, welch Unrecht ſie begeht. Aber ach! wie leicht werden die von der Leidenſchaft gefälſcht und ausgelöſcht, wenn man nicht höheres Geſetz und höheres Licht zu Rat ziehen kann, welche ſich nicht der Leidenſchaft anbequemen, ſondern ihre ewige, unwandelbare, objektive Geltung haben. Davon weiß ſie nichts, dieſe Circe! ſie ſitzt, wie jener gefeſſelte Menſch des Plato, in einer düſtern Höhle, mit dem Rücken dem hellen Eingang zugewendet, und ſieht vor ſich an der Wand nur die Schatten, welche die Geſtalten werfen, die ſich hinter ihr im Licht bewegen. Der Wahrheit ins Auge — ſieht ſie nie! hat ſie nie geſehen! o arme Circe!“

„Aber Oreſt iſt noch viel unſeliger!“ rief Korona. „Er weiß, was wir wiſſen, Hyazinth, und ach! er lebt, als wiſſe er es nicht. Mir grauet vor jeder Erörterung über dieſen Gegenſtand mit dem guten Vater, und doch fürchte ich, daß es unmöglich ſein wird, länger in dieſer Weiſe fortzuleben — denn Oreſt will keine Rückſicht mehr nehmen. Ach, Hyazinth! darf man ſich den Tod wünſchen? wenn mich der liebe Gott in die Ewigkeit riefe, ſo wäre all' die Trübſal zu Ende und Oreſt frei.“

„Das wäre die Auflöſung eines Romans und nicht ſo pflegt Got ſeine Menſchen zu führen. Er will ſie an ſein Ziel, nicht an das ihre bringen. Oreſt wird nicht frei, wenn er ſich ungehindert ſeiner Leidenſchaft hingeben darf — und du haſt nicht Zeit, dich zu heiligen, wenn du vor der Zeit vom Leben ſcheideſt. Aber ſieh! Dorn, wohin der Fuß tritt, wohin die Hand greift! Wermut, was die Lippe berührt: das iſt uns heilſam! das löſt uns ab von unſerer ſündigen Natur, die ſo ſelbſtſüchtig iſt, daß ſie in jedem Verhältnis ganz heimlich, wenn auch uneingeſtanden, Freude und Troſt begehrt; und ſo betrügeriſch, daß ſie, möge man noch ſo innig Gott ins Auge und ins Herz faſſen, all' Augenblick ſucht, ihm das Geſchöpf vorzuſchieben. Es iſt aber kein irdiſches Verhältnis ohne Trübſal, ohne Verwirrung, ohne Bitterkeiten, und nur in dem Maß, als wir das erkennen, ſuchen wir unſeren Troſt in dem einzigen Verhältnis, das ohne Trübſal für uns iſt — in dem, zu unſerem göttlichen Heiland. Deshalb müſſen wir uns mehr über Dorn und Wermut freuen, als über Nektar und Ambroſia.“

„Statt deſſen grämt man ſich!“ ſagte Korona ſchmerzlich; „ſtatt deſſen verlangt man immer wieder ein wenig blauen Himmel und Sonnenſchein — ein wenig Glück!“

„Und ganz beſonders: Genuß des Glücks,“ entgegnete Hyazinth lächelnd; — und damit ſind wir denn wieder bei unſerer ſelbſtſüchtigen Natur angelangt, der wir auf jedem Schritt und Tritt begegnen.“

„Was fang' ich an, Hyazinth? ich meine immer, ich müſſe etwas tun für Oreſt!“ rief Korona und rang ſchmerzlich ihre Hände.

„Laß dich mit unüberwindlicher Geduld demütigen und kreuzigen, ſo tuſt du genug,“ entgegnete Hyazinth. „Bete viel, opfere viel, hoffe viel — mit einem Wort: liebe viel; damit brachten die Heiligen große Dinge zuſtande. Aber freilich, das unruhige Menſchenherz findet eine Erleichterung in äußeren Handlungen, und läßt ſich gern zu ihnen hinreißen! Bleibe du in der Stille und Ruhe deines Herzens. Sieh, die Chriſtenheit feiert jetzt den Advent, die Ankunft des Herrn. Wie kommt der Herr? mit welchen Taten tritt er auf? wie bekehrt er die Menſchheit? wie erlöſt er die Welt? Die ſeligſte Jungfrau bereitet ihm ein Kripplein im elenden Stall, und das Kindlein in Windeln iſt der menſchgewordene Gott und er friert in kalter Winternacht und er weint. So erlöſt er die Welt. Er läßt ſich demütigen; und dann — läßt er ſich kreuzigen. Weshalb wollten wir es anders machen — da doch gerade dies uns vorgezeichnet iſt?“

„Vielleicht, weil gerade dies am ſchwerſten iſt,“ erwiderte Korona.

„Sieh, wie gut es Gott mit dir meint! Du ſollſt es nicht anders haben, als er es hienieden hatte. Weine nicht, Korona, blicke in dich und über dich mit dem Auge des Glaubens und du wirſt frohlocken mit jenem heiligen Sänger: „Mir iſt das Los aufs Lieblichſte gefallen, mir iſt ein herrliches Erbteil geworden.“

„Bete für mich, bete für uns!“ ſagte Korona. Sie fühlte ſich ermutigt durch Hyazinths Zuſpruch, und gefaßter ſah ſie einer Zukunft entgegen, von der ſie nicht ahnte, wie drohend ſie ſich geſtalten werde. Auch Hyazinth ahnte es nicht und wußte nicht es anzufangen, um einen klaren Blick in Oreſts Seele zu werfen; denn daß dieſer ihn nicht eher in ſeine Pläne einweihen werde, als bis er auf ihre Durchführung hoffen könne — das war zu erwarten. Ihm Vorſtellungen machen, hieß aber weiter nichts, als Waſſer auf heißes Eiſen gießen. Es ziſcht, es raucht — und bleibt heiß wie zuvor. Er beſchloß, Oreſt mit der größten Liebe zu behandeln und dadurch, wenn nicht Einfluß auf ihn, doch vielleicht ſein Vertrauen zu gewinnen. Als Oreſt ſich bald darauf bei den Seinen einfand, überſah Hyazinth gänzlich deſſen Verſtimmung und äußerte nicht das leiſeſte Zeichen von Erſtaunen über das Auffallende in ſeinem Benehmen und in der ganzen Art und Weiſe, wie er den Zuſchnitt ſeines Lebens gemacht hatte. Er ließ ihn gewähren und bot ſich ganz ungeſucht zu Koronas Begleitung an, um die zahlreichen Kirchen zu beſuchen, in welchen wahre Schätze von Gemälden, von Fresken, von Bildhauerarbeit, von köſtlichem Material, von Kunſt- und von heiligen Gegenſtänden aufgehäuft ſind — während Oreſt mit der ernſthafteſten Miene von der Welt die Behauptung ausſprach: er könne die Kirchenluſt nicht vertragen. Sie ſei dumpf, feucht, beklommen, durchräuchert — kurz, ſie mache ihn nervös.

„In der Beziehung halte ich mich zu dir, Oreſt,“ ſagte Graf Damian, der inzwiſchen von ſeinen Beſuchen heimgekehrt war. „Ich glaube, man kann hier ganz angenehm im diplomatiſchen Kreiſe leben, in welchem ſich auch immer einige ausgezeichnete Fremde vorfinden, ohne die ermüdende Unterhaltung aufzuſuchen, die mit der Beſichtigung ſo vieler Merkwürdigkeiten verbunden iſt. Die Hauptkirchen, die Hauptruinen, die Hauptpaläſte und baſta — für mich. Sehr unterhaltend iſt es in der Stadt ſelbſt ſich umzuſehen; da hat man merkwürdige Überraſchungen! Ein Platz iſt ganz überſäet mit abgebrochenen, umgeſtürzten, verſtümmelten Säulen, die wie ein Kegelſpiel ausſehen, welches von Rieſen aufgerichtet und verlaſſen worden wäre. Zwiſchen ihnen erhebt ſich eine prächtige, mit Bildwerken bedeckte himmelhohe Säule. Trajans Forum — nannte es der Lohndiener. Ein anderer Platz ſieht aus, als wäre er unter Waſſer geſetzt, ſo enorm und zu ebener Erde iſt das Baſſin, an welchem die Tritonen ſo ungeniert ſitzen, als würden ſie ſich nächſtens aus ihrer Verſteinerung aufmachen und auch ihr Wort mitreden zwiſchen den übrigen Leuten, die da zirkulieren. Fontana de Trevi, nannte es der Lohndiener. Solche Waſſermaſſe in einem Springbrunnen iſt großartig. Und der Venetianiſche Palaſt — welch' ein herrliches Gebäude! halb Kaſtell, halb Schloß — ein Adlerhorſt! ich freue mich, daß Öſterreichs Adler drin horſtet! Die öſterreichiſche Botſchaft iſt drin, ſagte er erläuternd zu Korona, die ſich an ſeinem Intereſſe für Rom erfreute. Ich habe doch wahrlich die größten Hauptſtädte Europas geſehen und abermals geſehen und laſſe mich daher nicht ſo ganz leicht durch Häuſer und Straßen und was drum und dran hängt, verblüffen; aber in dieſem Rom komm' ich mir vor, wie ein Krähwinkler in der Reſidenz. Er ſperrt Mund und Augen auf über die ungeahnte Herrlichkeit. Und das tue ich redlich. In anderen Städten gibt's auch Herrlichkeiten an ſchönen Gebäuden, öffentlichen Plätzen und dergleichen mehr. Aber es iſt alles ſo berechnet, ſo wohlgeordnet, ſo gemacht, ſo fremd, ſo eingewandert, ſo — ich weiß nicht was. Hier iſt es naturwüchſig und eingeboren. Das hab' ich noch nie geſehen! ich ſchwärme für Rom."

„Gewiß die erſte Schwärmerei deines Lebens, Papa!" ſagte Oreſt.

„Nun, das will ich doch nicht behaupten," entgegnete Graf Damian. „Früher hatte ich eine große Vorliebe für Paris — wie du ſie jetzt haſt. Das begreift ſich. Es iſt die Stadt des eleganten Lebensgenuſſes, und der Menſch hat Epochen, in denen er für denſelben ſchwärmt. Damit ſcheint es hier nicht ſplendid auszuſehen. Die Kaffeehäuſer und die Kaufläden ſind nicht luxuriös ausgeſtattet und zur Schau geſtellt, und ob es hier einen guten Reſtaurant gibt, iſt wohl ſehr die Frage. Als ich mich bei meinem Lohndiener nach einem ſolchen erkundigte, ſagte er betreten, es gäbe recht gute Trattorien in Rom. Aber eine Trattorie iſt auf gut deutſch — eine Garküche! Wie ſieht's denn mit dem Diner aus, Korona? — das wird wohl auf Windeck beſſer ſein." —

Nachdem die erſten Tage der Niederlaſſung an einem fremden Ort, die ſtets etwas Unbehagliches für alle haben, welche nicht in langer Gewohnheit des Reiſens ſind, vorüber waren, ſchien die Familie ins rechte Geleiſe gekommen zu ſein. Man wohnte ſich ein, man lebte ſich ein. Graf Damian ging in die Welt, machte Beſuche, fand alte Bekannte, ritt mit ihnen in der Kampagne umher, ging auf die Jagd und unterhielt ſich vortrefflich. Korona trank Eſelsmilch, fuhr ſpazieren und nahm mit Maß Roms unerſchöpfliche Herrlichkeiten in Augenſchein. Mit der großen Geſellſchaft befaßte ſie ſich nur gerade ſoviel, als ſie es ihrem Vater nicht abſchlagen mochte, der zu behaupten pflegte, er werde freundlicher empfangen, wenn Korona an ſeiner Seite erſcheine.

„Die Welt," ſagte er, „bedarf des Schmuckes der Jugend und Schönheit. Ältliche Leute — zu denen ich leider anfange gezählt zu werden, aber mich ſelbſt keineswegs zähle — ſieht ſie gern nur unter drei Bedingungen. Entweder: ſie ſind europäiſche Berühmtheiten — oder ſie geben ungeheuer gute Diners — oder ſie haben ſchöne Töchter. Das erſte bin ich nicht; das zweite kann ich in Rom nicht bewerkſtelligen! dazu muß man mich in Windeck aufſuchen. Doch die dritte Bedingung — die erfülle ich und zwar in höchſter Potenz: mein feines Töchterlein iſt vermählt. Folglich kann man ihr in aller Gemütsruhe huldigen, ohne Furcht, ſich deshalb in Hymens Feſſeln begeben zu müſſen — was bei der bekannten Eheſcheu, die jetzt wie eine Grippe bei den jungen Männern unſeres Standes graſſiert — ein großer Vorzug iſt."

„Lieber Vater," ſagte Korona in dem heiteren Ton, womit ſie immer zu ihm ſprach, auch wenn ſie ernſte Dinge ſagte, weil er auf dieſe Weiſe ſie anhörte; „deine Welt iſt ein Babylon, mit König Baltaſſars Feſtmahl. Die Geiſterhand ſchreibt ihre geheimnisvollen Zeichen an die Wand des Königsſaales; der Perſerkrieg ſteht vor der Tür; aber ſie achtet es nicht und taumelt dahin in ihrem Rauſch und ihrem Frevel." Sie dachte an Oreſt — den echten Sohn dieſer Welt. Graf Damian erwiderte:

„Kind, warum nennſt du ſie *meine* Welt? Ich habe ſie nicht geſchaffen und bin recht froh darüber, denn ich würde mich tot ärgern, ſehen zu müſſen, wie ſie jeden Augenblick — bald nach der verkehrten Seite ſich umdreht, bald wieder ſchief ins Blaue hinein fliegt, bald einen ungeſchickten Burzelbaum macht. Die Welt iſt Gottes Welt. Er hat ſie geſchaffen, er muß für ſie ſorgen, daß ſie wie ein Stehauf immer wieder auf die Beine kommt, wenn ſie auch tauſendmal auf die Naſe fällt. Ich ſehe bei dem Spektakel nur ganz vergnüglich zu und wälze alles getroſt auf ſeine Schultern. Das iſt meine Philoſophie. Iſt ſie nicht ſehr chriſtlich?"

„So ganz wohl nicht," ſagte ſie lachend.

„Nicht ganz?" rief er verwundert. „Ei, Kind, was fehlt denn noch?"

„Von dem, was fehlt, wollen wir gar nicht reden, mein Väterchen! nur von dem, was zu viel iſt."

„Zu viel Chriſtlichkeit! ſieh, das überraſcht mich."

„Der vergnügliche Zuſchauer, lieber Papa, der dem Weltbankerott zuſieht und die Hände reibt, und auch wohl einmal Beifall klatſcht — der iſt zu viel in deiner chriſtlichen Philoſophie."

„Ja, Kindchen!" ſagte Graf Damian und ſtreichelte liebevoll ihr weiches Haar, „du biſt aus Onkel Levins Schule! mit euch iſt für unſereinen nicht Schritt zu halten."

Oreſt beobachtete einigermaßen den äußeren Anſtand Korona gegenüber — hauptſächlich auf Judiths Wunſch. Als ſie ſicher war, ihr Ziel zu erreichen, hatte ſie zu ihm geſagt:

„Wähnen Sie nicht, Graf Oreſt, mir einen Gefallen zu tun oder mir eine Huldigung darzubringen, indem Sie ihre Leidenſchaft für mich zur Schau tragen, oder Aufſehen erregen, oder Ihre Gemahlin beleidigen. Für eine gewöhnliche Schauſpielerin könnten Sie dergleichen tun, denn die hat Freude daran. Aber ich bin keine gewöhnliche Schauſpielerin und alles, was an eine ſolche erinnert, iſt mir zuwider. Ich will ruhig und ohne komödiantenhaftes Gepränge und Getöſe den Platz in der großen Welt einnehmen, den Ihre Liebe mir bereitet. Daß dazu die Trennung von Ihrer Gemahlin gehört, tut mir leid, iſt aber unvermeidlich. Um ſo mehr müſſen Sie ſchonend und rückſichtsvoll verfahren, und wenn es Sie auch einige Monate Ihres Glückes koſten ſollte! wir haben ja das ganze Leben vor uns, um glücklich zu ſein."

„Aber wie lang iſt denn überhaupt das Leben," fragte Oreſt, „daß Sie die Verſäumnis von einigen glücklichen Monaten nicht als Verſchwendung betrachten?"

„Ich werde mich freuen, wenn Sie in zehn Jahren auch noch ſo geſinnt ſind," erwiderte Judith. —

Oreſt hatte in ſeinem Geſpräch mit Korona erkannt, daß ſie nie ihre Zuſtimmung zu ſeinem Vorſchlag geben werde.

„Sie ließe ſich lieber umbringen als dazu bewegen," ſagte er zu Florentin, der plötzlich, er wußte ſelbſt nicht wie! ſein Vertrauter geworden war. Neigung zum Böſen iſt kein dauerhaftes, aber zuweilen ein ſehr ſtarkes Band zwiſchen den Menſchen, die ſich ihm hingeben. Einer ſtützt den andern, ſo lange es gilt, das gute Prinzip zu bekämpfen. Später verfolgt dann jeder ſeinen beſonderen Zweck und dann verwandelt ſich die Freundſchaft nicht ſelten in bittere Feindſchaft. Florentin hatte ſchon früher durch den vollen Zynismus ſeiner Grundſätze einen verderblichen Einfluß auf Oreſt geübt. Dieſer fand zwar immer, daß Florentin zu weit gehe, aber er merkte nicht, daß er ihn nur in der Theorie, nicht in der Praxis bekämpfe und dasjenige bereitwillig annehme, was mit ſeinen Leidenſchaften übereinſtimme. Als Florentin ihm jetzt erwiderte, es ſei nun an der Zeit, endlich Anſpruch an ſeine volle Freiheit zu machen und ſich den abgeſchmackten Geſetzen der katholiſchen Kirche gründlich zu entziehen, entgegnete Oreſt:

„Das iſt mein feſter Entſchluß! ich werde proteſtantiſch und laſſe mich ſcheiden."

„Vortrefflich!" jubelte Florentin. „Ja, du mußt proteſtantiſch werden! das iſt der erſte Schritt zur geiſtigen Befreiung, dadurch widerſagſt du der prieſterlichen Vormundſchaft und nimmſt deinen Platz ein zwiſchen denjenigen, welche ihre Selbſtberechtigung beanſpruchen, ihre höchſten Angelegenheiten nach ihrem eigenen Gewiſſen zu geſtalten. Einen Grund zur Scheidung findet man ſehr leicht und der beſte wird ſein — daß du proteſtantiſch wirſt. Dann kommt auch wieder ein proteſtantiſcher Herr auf deine proteſtantiſche Herrſchaft Stamberg! Vortrefflich! nach welcher Seite hin man es betrachten möge — ganz vortrefflich!"

„Ich wußte nicht, daß du ein ſo wütender Proteſtant geworden ſeieſt, um ſogar auf ein harmoniſches Verhältnis zwiſchen Herr und Untertan Rückſicht zu nehmen, du Sozialiſt und Kommuniſt!“ erwiderte Oreſt, immer ſpottend über Florentins Anſichten und immer bereit, ihnen zu folgen, wenn ſie ſeinen Projekten zuſagten. „Was biſt du denn eigentlich? kalviniſch, lutheriſch, anglikaniſch, high church, low church, presbyterianiſch? nennſt du dich evangeliſch oder reformiert? gehörſt du zu den Mennoniten, den Irvingianern, den Anabaptiſten? biſt du der geſchworene Anhänger irgend einer Landeskirche? oder wie oder was?“

Florentin antwortete mit verächtlichem Achſelzucken:

„Der große Wilhelm von Oranien ſagte: Ich weiß nicht, ob die Prädeſtinationslehre grau oder blau iſt. Aber ich weiß, daß Oldenbarneveldts Kopf und der meine nicht unter einen Hut gehen. Der Kampf für und wider dieſe Lehre, in den ſich natürlich politiſche Meinungen und Intereſſen verwebten, zerriß damals Holland in zwei wütende Parteien und Oranien war der Führer der einen, nicht um die Prädeſtinationslehre ſiegen — ſondern um Oldenbarneveldt um einen Kopf kürzer zu machen. Schlaue Politiker und ſonſtige kluge Köpfe haben es immer als etwas höchſt gleichgültiges betrachtet, ob die religiöſen Lehren grau oder blau ſind; ſie haben ſie benutzt für ihre Zwecke. Und ſo mache ich es auch, obſchon ich nichts weniger als ein kluger Politiker bin. Aber das iſt ja handgreiflich klar: religiöſe Lehren und Ideen ſollen in irgend einer Weiſe den Menſchen beglücken. Tun ſie das nicht, ſo haben ſie weder Sinn noch Zweck. Der Menſch beſitzt ſeine Vernunft, um zu erkennen, ob ſie zu ſeinem Glück beitragen oder nicht — und ſeinen freien Willen, um andere Lehren aufzuſuchen und anzunehmen, welche mit ſeinen Glücksbedürfniſſen in Einklang ſind.“

„Hyazinth würde ſagen,“ warf Oreſt ein, „das ſei kein Akt des *freien* — ſondern des von Gelüſten und Begierden geknechteten Willens.“

„Sophiſtik! Prieſterart!“ rief Florentin. „Hyazinth haben wir hinter uns! der Wille iſt frei, wenn er wählen kann nach ſeiner Luſt: das verſteht jedes Kind; aber der Prieſter verdreht die Auslegung. Genug! daß kein denkender Menſch, wenn er zugleich aufrichtig und unegoiſtiſch iſt, im Proteſtantismus ſitzen bleibt, das iſt ſo gewiß, wie zweimal zwei — vier iſt. Daß der Proteſtantismus noch immer als Landeskirche oder Bekenntnis, oder wie man das Ding nennen ſoll, exiſtiert — beweiſt, wie ſelten jene drei Eigenſchaften in einem und demſelben Menſchen vereinigt ſind. Hingegen als Sauerteig in der politiſchen

Welt, und als ein getreuer Eckart der Revolution gegen Tiare und Krone — da wird er beſtehen, ſolange dieſe zu bekämpfen ſind. Das iſt ſeine Glorie — und darum lieb' ich ihn. Seine Sekten verachte ich; und wenn ich dir rate, dich an eine derſelben zu ſchließen, ſo geſchieht das nur, um dich von Rom abzulöſen und in der Hoffnung, daß du vom Proteſtantismus nach und nach zu irgend einem anderen —ismus fortſchreiten werdeſt, denn er iſt mit ihnen allen verwandt. Auch macht es mir Vergnügen, mir den Schreck vorzuſtellen, den die ariſtokratiſche ultramontane Partei in der Heimat wegen deines ſogenannten Abfalles bekommen wird. Dies Geſchrei der Prieſter! dies Geſchnatter der Betſchweſtern, die ſich ihre letzten drei Haare ausreißen werden! Ah, denen gönn' ich beſonders dieſen Schlag."

„Judith hat einen großen Widerwillen gegen den Proteſtantismus," bemerkte Oreſt.

„Judith iſt ſtolz und tief ungläubig," entgegnete Florentin. „Welcher Religionsgeſellſchaft ſie ſich zuwenden möge — es iſt für ſie eine Sache der Form. Es liegt ein gewiſſer Schmelz auf der katholiſchen Kunſt und dem katholiſchen Gemütsleben, das ihre Phantaſie anſpricht; aber ſie beugt ihren Geiſt vor keinem fremden und deshalb iſt es ziemlich gleichgültig, ob ſie auf katholiſche oder proteſtantiſche Weiſe die Zeremonie der Taufe durchmacht. Iſt ſie einmal Gräfin Windeck, ſo hoffe ich noch viel von ihr und von dir. Bis dahin verfolgt ihr beide ganz ſelbſtſüchtig eure perſönlichen Beſtrebungen und es iſt nichts mit euch anzufangen."

„Seid ihr denn noch immer damit beſchäftigt, die euren zu verfolgen und die Welt zu revolutionieren?" fragte Oreſt.

„Bedarf ſie es etwa nicht?" rief Florentin. „Sitzt hier nicht der Papſt im Regiment, als ob das ewig dauern ſollte?"

„Ich bekümmere mich ja wenig um dieſe Angelegenheiten," erwiderte Oreſt, „aber ich höre von Männern, die imſtande ſind, es gründlich wiſſen zu können, weil ſie ſich um die Tatſachen bekümmern, daß dies Regiment nichts weniger als ſchlecht ſein ſoll; daß man Reformen beginnt, Freiheiten gibt, auf Neuerungen eingeht wie überall, und daß die Staatsſchulden und die Abgaben geringer ſind als irgendwo."

„Und wenn die Zuſtände paradieſiſch wären — ſie taugten doch nichts! ja, ſie taugten gerade dann am wenigſten, denn durch ſie würde ſich ja das päpſtliche Regiment rehabilitieren — und es ſoll untergehen," rief Florentin; „durchaus untergehen! Das Haupt der katholiſchen Kirche iſt das Haupt der gegenwärtigen Weltordnung, denn es ſtellt eine moraliſche Macht ohnegleichen dar, eine Macht, die Fürſten und Völker miteinander und mit dieſem Oberhaupt der Kirche verbindet. Drum iſt es die Zielſcheibe unſerer Beſtrebungen. Verbeſſerungen, Freiheiten, Reformen, Erleichterungen — wir wollen ſie nicht; denn wir wollen nicht die Hand, die ſie erteilt.“

„Ihr ſeid wahnwitzig!“ rief Oreſt: „Ihr verabſcheut die Herrſchaft eines Lammes und ſehnt Euch nach der Herrſchaft von Tigern.“

„Und *du* wirſt das noch ganz in der Ordnung finden, wenn du etwas logiſch denken willſt,“ entgegnete Florentin hohnlachend. „Tuſt du nicht dasſelbe? nur in enger egoiſtiſcher Sphäre und nach kleinem Maße. Korona — iſt ſie nicht ein Lamm? duldend, friedfertig, lieblich, zur Erfüllung jedes Wunſches bereit. Was helfen ihr die Tugenden und Gaben! Du liebſt ſie nicht, du ſagſt dich von ihr los, du willſt dein Leben nicht mit ihr teilen. Und Judith — iſt ſie nicht ſo etwas, wie das ſchöne, ſtolze Tiegertier der Wüſte in wilder, königlicher Freiheit! und ihr huldigſt du! und ihr biſt du bereit, allerhand Opfer zu bringen! und von ihr erwarteſt du die Wonne deines Lebens! Und was du tuſt für ein ſterbliches Weſen und es gerechtfertigt findeſt durch deine Liebe — und wenn dich tauſendmal die Welt deshalb verdammt! — das nennſt du wahnwitzig, wenn es gilt, die Liebe zu einer unſterblichen Idee in Taten auszuprägen? wenn es gilt, die wonnige Braut der Menſchheit, die Freiheit, in ihrer vollen, wilden, ungeſchminkten Schönheit zu erringen! wenn es gilt, mit ihr eine neue Ära zu begründen — nicht für *ein* Haus und an *einem* Herde! ſondern für die große Familie der Nationen, die nach ihr ſchmachtet und der ſie ſchon ſo lange verheißen iſt. Ich ſehe, Oreſt, daß ich auf dich noch geraume Zeit werde warten müſſen.“

„Ja,“ entgegnete Oreſt kaltblütig; „und um ſo länger, je glücklicher ich ſein werde. Kein glücklicher, mit ſeinem Schickſal zufriedener Menſch macht Revolution. Drum habt ihr bei den euren immer Banditen und Leute dieſes Schlages bei der Hand, die ihr Glück erſt machen wollen und in ruhigen Zeiten und geordneten Zuſtänden nicht dazu kommen können. Alſo auf mich rechne nicht.“ — —

Hyazinth hatte Koronas Mitteilungen mit um ſo größerem Schmerz aufgenommen, als er vor ihr verbergen mußte, wie tief ſie auch ihn erſchütterten. Korona verlangte von ihm in Geduld und Kraft beſtärkt und zu edler Ergebung ermuntert zu werden. In dem Sinn mußte er zu ihr ſprechen und von demſelben beſeelt vor ihr erſcheinen, denn das iſt der echte chriſtliche Sinn: er iſt gefaßt in den Willen Gottes — nicht aus Stumpfheit, ſondern weil er ein St. Chriſtophorus des Geiſtes, ein Rieſe in der himmliſchen Liebe iſt, und durch die brauſenden Wellen des reißenden Lebensſtromes zärtlich und unerſchütterlich den Heiland der Welt auf ſeinen Schultern trägt. Wohl ſtand Hyazinth mit ſeinem Willen auf dieſem Gipfelpunkt des inneren Lebens; aber er ſah zugleich auch in den Abgrund hinab, in welchem die Sünde, die tödliche Beleidigung Gottes fort und fort geboren wird und ſah dieſen Abgrund geöffnet im Herzen ſeiner Familie, unter dem Dach ſeines Hauſes. Welche Strafgerichte konnten da nicht einbrechen! auf welche Gottesgeißel mußte man da nicht gefaßt ſein! Wird die Ehe nicht in ihrer vollen Heiligkeit hoch und unangetaſtet gehalten, ſo durchſchleicht ein geiſtiges Gift nicht ein Herz allein, ſondern es ergießt ſich, wie die übervolle Schale eines Springbrunnens in ein weiteres Becken — in die Familie, und geht aus ihr, in tauſend Kanälen, deren Zuſammenhang das Menſchenauge freilich ſelten entdeckt, in die ganze menſchliche Geſellſchaft über. Denn der Menſch iſt nicht ein abgeriſſenes Einzelweſen, das ohne Zuſammenhang mit ſeinesgleichen und mit den Höhen und den Tiefen, die ihn umgeben, ſein Daſein für ſich allein hat, wie eine Kugel dahin rollt. Durch das Gnadenleben, welches Chriſtus der Menſchheit gebracht hat, iſt ſie in eine übernatürliche Gemeinſchaft eingetreten und zu einem myſtiſchen Leibe geworden, an welchem die Schönheit und Vollkommenheit jedes einzelnen Gliedes dem Ganzen zur Zier gereicht. Indem jeder einzelne an ſeiner Vervollkommnung arbeitet, dient er zugleich der übernatürlichen Gemeinſchaft und trägt, nach dem Maß, das ihm geworden, ſein Sandkorn oder ſeinen Edelſtein zu ihrer Vervollkommnung bei. Wer es nicht tut, reißt eine Lücke in ſie; ſeine Arbeit fehlt; der Platz iſt leer, den er ausfüllen ſollte, und alsbald zeigt ſich und vergrößert ſich der Schaden. Wo eine Lücke war, bröckelt mehr und mehr die Mauer ein, bis ſie zuſammenſtürzt und aus einem ſchönen Gebäude einen Schutthaufen macht, worin häßliches Getier wohnt. Je mehr der Menſch von der Wahrheit und Wärme dieſer übernatürlichen Lebensgemeinſchaft durchdrungen iſt, welche durch die Menſchwerdung Gottes begründet und durch die Sakramente erhalten wird, deſto ſchärfer erkennt er den Frevel gegen dieſe göttliche Liebesordnung, der in der Sünde liegt; deſto ſchmerzlicher beweint er die Vereitlung göttlicher Liebesabſicht, welche ſich der Frevler in ſündiger Verblendung zu Schulden kommen läßt. Und das war Hyazinths untröſtlicher Gram: die Sünde hatte ſich eingeniſtet in ſeinem Hauſe! ſein Bruder vergaß Gott und ſeine Pflicht und huldigt einem Götzen und ſeiner Leidenſchaft; und wie weit der innere Abfall ihn auch äußerlich noch ſtürzen werde — das war nicht zu berechnen und ließ den ſchlimmſten Befürchtungen Raum. Ihm war zu Mut, als müſſe er ſich vor den Abgrund werfen, dem Oreſt zutaumelte, und den Berauſchten auffangen und feſthalten — ſollte er auch unter der Laſt zuſammenbrechen. Mit unausſprechlichen Ängſten und mit grenzenloſem Vertrauen bat und flehte, weinte und ſeufzte er vor Gott um die Rettung ſeines Bruders, und indem er ſein Kreuz an das des göttlichen Erlöſers lehnte, begehrte Hyazinth ſein Opfer mit dem Opfer des Gottesſohnes zu vereinigen und die Seelen zu lieben, wie Chriſtus ſie geliebt hat: für alle ſein Blut zu vergießen, für die fremdeſte, die geringſte, die unbekannteſte — nicht für Oreſt allein.

So lebten ſie alle ein Doppelleben, wie das bei den meiſten Menſchen der Fall iſt; äußerlich — roſenrot, Samt und Seide, gefälliger Umgang, genußreiche Unterhaltung. Trat dann jeder in ſein Kämmerlein zurück, ſo war es anders! da fand ſich jeder gegenüber ſeinem Herzen, das die Folge und Strafe der Sünde, der eigenen und der fremden — einen Dornenkranz trug.

Das Auge der Welt.

Es gehörte zu Florentins größten Peinen, daß Judith nach wie vor eine treue Freundſchaft für Lelio bewahrte. Die kleine Mißſtimmung, die ſie am Genferſee gegen ihn äußerte, war längſt verſchwunden, um ſo mehr, als er ſich wohl hütete, ihren liebſten Plänen wieder mit der Schärfe von damals, die ſie ja auf ihrem Standpunkte durchaus nicht verſtehen konnte, entgegenzutreten. Das läßt ſich niemand gefallen ohne Erbitterung — ausgenommen die vollkommenen, der Selbſtſucht abgeſtorbenen Seelen. Die nehmen auch den ſchärfſten Widerſpruch, der ſich nicht etwa gegen ihre Fehler, wohl aber gegen ihre Tugenden erhebt, mild und liebevoll hin. Judith hatte Lelio gern, wie ſie früher Erneſt gern hatte: es lag auf beiden der Schmelz des katholiſchen Gemütslebens — wie Florentin es nannte. Erneſt machte ihr einen ſo tiefen Eindruck, weil er das war, was man nächſt dem Vogel Phönix am ſeltenſten in der Welt findet: er war aus einem Stück; denken, wollen, handeln ſtimmten bei ihm überein; immer, nicht ausnahmsweiſe. Die meiſten Menſchen ſind aus Bruchſtücken von dieſem und jenem Denken, Wollen, Handeln, zufällig und äußerlich, planlos zuſammengeſetzt; die einen mehr, die anderen minder. Sind die Bruchſtücke ſchön, ſo gibt es das, was man nennt intereſſante Menſchen. Bei Lelio kamen jetzt ſolche Bruchſtücke zum Vorſchein. Er war nicht aus einem Guß wie Erneſt; Judith ſelbſt hatte ihn ja noch vor kurzem auf einem ganz anderen Wege, mit einem ganz anderen Streben gekannt. Um ſo mehr intereſſierte ſie ſich für ſeine Umwandlung, die augenſcheinlich aus ſeinem innerſten Weſen hervorging. Florentin verſicherte zwar, er folge einem fremden Impuls. Einmal wollte er gehört haben, ein ſehr reiches junges Mädchen habe ſich zum Sterben in Lelio verliebt; aber von ihrem Beichtvater die Weiſung erhalten, unter keiner Bedingung mit einem Menſchen ſich zu verehelichen, der zu den geheimen Geſellſchaften, zu einer Venta oder einer Loge gehöre; nun könne Lelio doch unmöglich dieſe ſchöne reiche Perſon vor Liebe umkommen laſſen! Ein anderes Mal hatte Florentin gehört, daß die Jeſuiten, deren fabelhafte Reichtümer ja immer eine ſehr große Rolle bei allen Gegnern der katholiſchen Kirche ſpielen, Lelios Bekehrung erkauft haben ſollten. Ein drittes Mal ſollte ſeine bigotte Familie ihn dermaßen mit Schilderungen der Höllenſtrafen geängſtigt haben, daß er durch Grauen zur Apoſtaſie von der Sache der Freiheit und des Fortſchrittes getrieben ſei. Aber all dieſe Angaben machten nicht den mindeſtens Eindruck auf Judith, obſchon eine Menge Menſchen, vielleicht die meiſten, in ähnlichen Fällen ähnliche Motive vorausſetzen. Sie war zu ſelbſtändig, um nicht an eigene, innere Bewegung zu glauben, und zu ſtolz, um nicht zu begreifen, daß man ihnen rückſichtslos folgen könne. Sie ſagte kaltblütig zu Florentin:

„Geben Sie ſich keine Mühe, mich durch das Wutgeheul Ihrer Partei zu betäuben, Fiorino. Ich glaube das, was Lelio mir geſagt hat. Er lügt nicht."

„Darf man wiſſen, was er geſagt hat?"

„Die Gnade hat ihn bekehrt."

„Und das begreifen Sie, Signora?"

„Nein, das hab' ich nicht geſagt; wohl aber, daß ich an Lelios Aufrichtigkeit glaube."

„Die Gnade? . . . . ja, was iſt denn das für eine myſtiſche oder mythiſche Perſon? Wie gibt ſie ſich kund? wodurch wirkt ſie? wie ergreift ſie den Menſchen? was ergreift ſie in ihm?"

„Fragen Sie doch lieber: was ißt ſie, was trinkt ſie? dann ſtehen Sie vollkommen auf der Höhe von Sir John Falſtaff!" unterbrach Judith ihn unmutig. „Iſt das Genie nicht auch eine myſtiſche oder mythiſche Perſon, wie Sie höhnend fragen — und iſt es deshalb etwa nicht? Wer verſteht die geheimnisvolle

Flamme zu erklären, die zum Beiſpiel über der Stirn eines kleinen Bauernbuben ſo wunderbar leuchtet, daß ſie ihm die Augen öffnet für die Schönheit, die im Stein verborgen iſt, ihn antreibt, den Meißel zu ergreifen und die ſchönen Götterbilder aus ihrer Verſteinerung heraus zu arbeiten; und die ihn endlich zu einer der großen Berühmtheiten macht, die man unſterblich zu nennen pflegt. Ich finde es nicht ſeltſam, daß Lelio von der Gnade — als daß ein Canova vom Genie ergriffen wird.“

„Nur haben beide äußerſt verſchiedene Folgen! das Genie wirkt ſchöpferiſch, die Gnade ertötend.“

„O nein!“ rief Judith, „auch die Gnade iſt ſchöpferiſch; aber nach innen.“

„Sie ſind hellſehend, Signora!“ rief er ſpöttiſch.

„Und Sie ſind blind, armer Fiorino,“ ſagte ſie kalt.

„Das muß wohl ſein,“ entgegnete er; „denn ich nehme nichts wahr von dieſer wunderbaren Schöpfung in Lelio. Er iſt ein Abtrünniger einer heiligen Sache geworden, ein Deſerteur von der Fahne der Freiheit, ein Überläufer ins Lager der Finſternis. Er iſt treulos gegen ſeine beſten Freunde, er entſagt der Kunſt, die das Leben lieblich ſchmückt. Nein, Signora, ich entdecke keine goldenen Früchte, welche ſeine Gnade ihm trägt.“

„Sie macht ihn gut, Fiorino; rechnen Sie das für nichts? Er iſt ein guter Sohn geworden, er lebt in dem Kreiſe ſeiner einfachen Pflichten, er iſt die Wonne und der Herzenstroſt ſeiner Eltern, er hat ſich losgeſagt von dem wüſten Sinnenleben, in deſſen Schwelgereien er ſich berauſchte; er begnügt ſich mit einer ganz unſcheinbaren Stellung, mit einem äußerſt beſcheidenen Loſe, um nicht in den Strudel der Welt zurückgeſchleudert zu werden; er verzichtet auf den Beifall und die Bewunderung, die ſeinem herrlichen muſikaliſchen Talent folgen würden, auf dieſen gewiſſen Kunſtrauſch, dem man ſchwer entſagt, wenn man ihn genoſſen hat. O es iſt eine ganz wunderbare Veränderung mit Lelio vorgegangen, und ſo wie er jetzt iſt, iſt er beſſer und edler, als er früher war. Ich nehme natürlich mit den Menſchen, wie ſie eben ſind, guter Fiorino! allein innerhalb dürfen Sie nicht wähnen, daß ich den Maßſtab für höhere Naturen verloren hätte. Er roſtet mir nur ein wenig ein, weil ich ſo äußerſt ſelten ihn an jemand anlegen kann.“ —

Florentin wütete heimlich bei ſolchen Äußerungen Judiths und hatte zuweilen Luſt, auf irgend eine Weiſe rächeriſch ſtörend einzugreifen in ihr Verhältnis zu Oreſt. Aber abgeſehen davon, daß ihm bei Oreſts Leidenſchaft für Judith die Unmöglichkeit einer Störung einleuchtete, verſprach er ſich durch ihre Ehe doch noch einen viel höheren Triumph ſeiner Ideen. Eine Apoſtaſie, ein zerriſſenes Eheband, eine jüdiſche Sängerin — und das alles im Hauſe der Windecker — welche Elemente des Fortſchrittes, nach ſeinen Anſichten, waren nicht darin enthalten! Vorderhand mußte er ſich in ſein Schickſal ergeben, bei den Ausflügen, die Judith in Roms Umgegend machte, und bei der Beſichtigung der Altertümer, der Kirchen und Kunſtwerke immer Lelio an ihrer Seite zu ſehen. Dieſer hatte ihr einen Muſiker empfohlen, wie ſie ihn für ihre Studien brauchte und auf ihre Einladung, ſie oft zu beſuchen, geantwortet:

„Nein, Signora, die Welt, die Sie umgibt, iſt meine Welt nicht mehr. Ich ſuche die Sprache zu vergeſſen, die man dort ſpricht; der Gedanken mich zu entſchlagen, die dort herrſchen; den Beſtrebungen mich zu entziehen, die dort verfolgt werden. Kann ich Ihnen aber als Cicerone dienen, ſo bin ich gern dazu bereit und hoffe Ihnen etwas von der Langweile zu erſparen, welche Sie bei einem gemieteten Cicerone unfehlbar ausſtehen müßten.“

Judith nahm gern den Vorſchlag an und ſetzte hinzu:

„Deſto mehr genieße ich Ihre Unterhaltung.“

Florentin ſagte erbittert: „Signora, Ihr kapriziöſer Kopf macht es wir Ihre Stimme: beide ſuchen umſonſt ihresgleichen! Sie haben jahrelang Lelio zum Hausgenoſſen gehabt und nie eine Vorliebe für ſeine Unterhaltung geäußert. Kaum verläßt er Ihr Haus, ſo wird er Ihnen unentbehrlich.“

„Unentbehrlich nicht,“ entgegnete Judith, „aber lieb und angenehm, und ich finde meine Kaprizen durchaus gerechtfertigt.“

„O das finden die Damen immer!“ rief Florentin.

„Dann bin ich ja vollends in meinem Recht,“ ſagte Judith lachend, „wenn ich es mache, wie mein ganzes Geſchlecht.“

Sie fuhr eines Tages mit Madame Miranes, Lelio und Florentin zum Grabe der Cäcilia Metella — dieſer Frau, welche das ſeltſame Schickſal hat, daß ihr Name und ihr Grabmal durch die Jahrtauſende gehen, ohne daß man irgend etwas von ihr ſelbſt weiß.

„Und dann iſt man noch ſtolz auf ſeine Berühmtheit!“ rief Judith. „Und dann freut man ſich des Gedankens, daß die Nachwelt unſere Namen aufbewahren werde! Eine gänzlich unbekannte Frau genießt dieſe Ehre in weit höherem Grade, als ſie unſereinem je zu teil wird, nur weil ihr Name, in eine Marmortafel geſchnitten, ihr Grab anzeigt und weil dies Grab eine Art von feſtem Turm iſt, der den Jahrtauſenden trotzt. Rom kühlt ungemein gegen den Durſt nach irdiſcher Unſterblichkeit ab. Man ſieht hier ſo recht, wie die verſchiedenen Epochen in der Geſchichte aufeinander folgen, wie eine jede ihre Größen hat und wie ſie alle nach und nach untergehen. Rom iſt ein echtes elyſiſches Gefilde im Sinn des Altertums: eine Schattenwelt! und iſt melancholiſch, wie eine ſolche ſein muß."

„Iſt es nicht recht eigentümlich," ſagte Lelio, „daß gleichſam ein verlorener Ton aus uralter Offenbarung in die Fabelwelt ſich verſenkt hat und einen leiſen Anklang der großartigen Harmonie angibt, die im Chriſtentum zur vollen Erhabenheit ſich entfaltet? Die chriſtliche Lehre vom Daſein nach dem Tode — im Himmel für die Heiligen, in der Hölle — für die Verlorenen, im Purgatorium für die, welche dereinſt in den Himmel übergehen werden, findet ſich, gleichſam durch einen Hohlſpiegel verzerrt, in der griechiſchen Fabel vom Olymp, vom Orkus und von den elyſiſchen Gefilden."

„Der Hohlſpiegel iſt die Sinnlichkeit, in welche die Griechen verſunken waren," ſagte Judith. „Die verzerrt alles Große! die Schönheit wird weichlich, die Kraft brutal und ich habe nie begreifen können, wie vernünftige Menſchen unſerer Tage für die griechiſche Götterlehre und für das griechiſche Kunſtideal ſchwärmen konnten. Das Techniſche der Kunſt, die Vollendung und Harmonie der Form, die Behandlung des Materials iſt unvergleichlich; aber ein Herkules als Ideal der Kraft, oder eine Venus als Ideal der Schönheit genügen mir nicht."

„Sie ſtellen das Menſchliche idealiſiert dar," ſagte Florentin. „Was verlangen Sie denn noch mehr, Signora?"

„Daß ſich Göttliches in ihnen darſtelle."

„Mit der Anforderung geraten Sie abermals in eine Fabelwelt."

„Oder in die chriſtliche Kunſt," ergänzte Lelio.

Wie ein guter und ein böſer Geiſt ſtanden dieſe beiden Menſchen beſtändig neben Judith und jeder redete zu ihr in *ſeiner* Sprache und ſuchte ſie zu gewinnen für das Reich, das er vertrat. Aber um jeden Menſchen, wenn auch nicht in ſo ausgeprägten Geſtalten, regen und bewegen ſich ähnliche Einflüſſe.

Während ſie das Grabmal betrachteten, das ein Rundbau von ſo enormer Größe iſt, daß er in Roms mittelalterlichen Bürgerkriegen als Feſtung diente — und nach allen Seiten ihn umgingen, kam von der Stadt her ein Wagen gefahren, in welchem Graf Damian, Korona, Hyazinth und Felizitas ſaßen. Oreſt machte eine große Jagdpartie mit, ſonſt würde er zwar nicht ſeine Familie, wohl aber Judith begleitet haben. Florentin erkannt ſchon von weitem die Ankommenden und rief:

„Da iſt die ganze Familie von Graf Oreſt."

„Wer iſt der junge Geiſtliche?“ fragte Lelio.

„Sein jüngſter Bruder — ein Schwärmer erſter Ordnung! vielleicht kein Betrüger, doch ganz gewiß ein Betrogener.“

„Du machſt eine Einteilung und einen Unterſchied, als ob du von den verſchiedenen Graden der Eingeweihten in irgend einer geheimen Geſellſchaft ſprächeſt,“ entgegnete Lelio mit großer Beſtimmtheit. „Das paßt aber nicht für den katholiſchen Prieſterſtand und ich bitte dich nicht zu vergeſſen, daß ich Katholik bin und folglich eine Gleichſtellung vom Grand-Orient und von der heiligen Kirche nicht dulden kann.“

„Warum denn nicht!“ rief Florentin. „Der Prieſterſtand iſt gleichſam die Miliz einer Sache, die er heilig nennt und er ſchart ſich zu gegliederter Ordnung um ſeine Anführer, die Biſchöfe, welche die Parole erteilen. Wir ſind auch eine Miliz, haben auch eine heilige Sache und empfangen auch von unſeren Führern die Parole. Aber an uns iſt es, uns jeden Vergleich mit der Kirche zu verbitten.“

„Kommen Sie, Lelio!“ rief Judith ungeduldig; „wir wollen zum Zirkus des Maxentius gehen — ſo nannten Sie ihn ja wohl? — deſſen Trümmer man ſchon von hier gewahr wird.“ Und raſch ſchlug ſie den Weg dahin ein, ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen.

Madame Miranes blieb etwas zurück, nahm die Ankommenden in Augenſchein und ſagte dann zu Florentin:

„Das iſt aber nicht die Gräfin Regina Windeck.“

„Nein, es iſt die jüngſte Tochter von Graf Damian. Die älteſte iſt im Kloſter.“

„O Himmel! warum denn das?“

„Fanatismus! Sucht nach beſonderen Dingen! Es hieß, ſie wolle Fürſtin werden und die Heirat ſei nicht zuſtande gekommen.“

„Und dafür ſuchte ſie Erſatz im Kloſter?“

„Erſatz, Troſt, was weiß ich! Unglückliche Liebe iſt ja immer der Grund, der junge Mädchen ins Kloſter treibt.“

„Was iſt denn aus dem Graf Uriel geworden, der damals in Frankfurt lebte und ein bildſchöner und ſehr angenehmer junger Man war.“

„Nichts! ein Herumtreiber! ein hochgräflicher Vagabund!“

„Hat er ſich auch auf die unſelige revolutionäre Seite gelegt?“ rief Madame Miranes unbefangen.

„O nein,“ entgegnete Florentin, äußerſt entrüſtet über dieſe naive Frage; „der iſt und bleibt ein Ultra unter den Ariſtokraten. Aber es iſt eben nichts Tüchtiges aus ihm geworden, man hat ihn im Staatsdienſt nicht brauchen können und ſo hat er ſich auf die echte faule Seite gelegt: er reiſt in der Welt umher, ohne Zweck, ohne Geſchäft, ohne Sinn."

Schade um ihn! er war ſchon damals eine brillante Erſcheinung in der Geſellſchaft."

„Freilich ſchade! aber was ließ ſich von einer Windecker Erziehung anders erwarten! Wo eine ſo bigotte Mutter und ein ſo fanatiſcher geiſtlicher Onkel den Ton angaben, mußten Kirchenblumen erzielt werden, ohne Farbe und Duft."

„Welch ein Glück, daß Sie und Graf Oreſt dieſem traurigen Einfluß ſich entzogen haben."

„Ja!" rief Florentin jubilierend, „da kann der Menſchen den rechten Gebrauch ſeines freien Willens an den Tag legen, wenn er ſich über die Mißgriffe, die Fehler, die feſſelnden Gewohnheiten ſeiner Erziehung hinaus ſchwingt und eine neue Bildung ſich zu eigen macht." —

Als die eine Geſellſchaft mit der Beſichtigung der Zirkusruine und die andere mit dem Grabmal der Cäcilia Metella fertig war und jede zu ihrem Wagen zurückkehrte, rief plötzlich Hyazinth:

„Da kommt der heilige Vater! o ſeht, er kommt des Weges! er geht zu Fuß! in der weißen Soutane — das iſt er."

„Welch ein Glücksſtern waltet über uns!" rief Graf Damian vergnügt.

„Dieſe Wonne! Lili bekommt ſeinen Segen!" jubelte Korona.

Sie hatte einen herrlichen Blumenſtrauß von Roſen und Orangenblüten in der Hand; ſie riß ihn auseinander, gab die einzelnen Blumen an Felizitas und unterrichtete das Kind, was es zu tun habe. Dann warteten alle in frohbewegter Spannung, daß der heilige Vater ſich nahe. Er ging zwiſchen zwei Herren ſeines Gefolges; andere hinter ihm; in einiger Entfernung fuhren die Wagen langſam nach.

Lelio hatte mit ebenſo großer Freude wie Hyazinth ſeiner Geſellſchaft die Ankunft des heiligen Vaters angezeigt, aber nicht dieſelbe Teilnahme gefunden.

„Weltlicher Fürſt und Prieſterkönig!" rief Florentin; „zwiefachen Haſſes wert! o könnt' ich ihm dieſen Haß ausdrücken."

„Naheſt du dich ihm oder ſagſt du eine Silbe, ſo ſchlag' ich dich zu Boden!" rief Lelio zornesbleich.

„Ruhig, Lelio!" ſagte Judith; „Fiorino weiß, wie er ſich in meiner Geſellſchaft zu benehmen hat. Sie können aber nicht von uns Ihre papiſtiſche Adoration verlangen."

„Ein fremder Souverän geht uns gar nichts an," ſagte Madame Miranes; „und was den Glanz betrifft, ſo haben wir ſchon ganz andere gekrönte Häupter geſehen.“ —

Sie bildeten eine eigentümliche Gruppe! Judith ſtand da, hoch aufgerichtet, kalt und ſtolz, wie jemand, der gewöhnt iſt, Huldigungen zu empfangen, nicht darzubringen. Madame Miranes ſah neugierig dem Kommenden entgegen und zugleich verwundert, weshalb Lelio eine ſolche Verehrung für den alten Herrn äußere. Mit finſterm Trotz in Blick, Mienen und Haltung ſtand Florentin neben Judith. Aber Lelio löſte ſich von der unfreundlichen Gruppe ab, die unbeweglich ſtehen blieb, während er niederkniete, um den Segen zu empfangen, den der heilige Vater im Vorübergehen mild ihm erteilte. Lelio hätte gern den Staub unter ſeinen Sohlen geküßt, ſo zerſchmolz ihm das Herz vor Reue bei dem Gedanken, daß er in dieſem gütigen, liebevollen Greiſe je einen Tyrannen, ein ſchädliches, unheilbringendes Weſen habe ſehen können. Er folgte ihm mit den Blicken und ſah, wie aus der Gruppe der Windecker ein Kind ihm entgegen lief, das in Weiß gekleidet einen himmelblauen Gürtel und beide Hände voll Blumen trug. Mit der unnachahmlichen Grazie der kleinen Kinder, die noch von keiner Eitelkeit und Ziererei etwas wiſſen, ſtreuete Felizitas ihre Blumen auf den Weg und kniet dann neben ihnen nieder. Und der heilige Vater legte einen Augenblick zärtlich ſeine Hand auf das Haupt des Kindes und erteilte dann mit großer Freundlichkeit an Korona, Graf Damian und Hyazinth ſeinen apoſtoliſchen Segen. Dann ging er weiter des Weges. Auf der kurzen Strecke hatte ſich ein getreues Abbild von dem Urbild aufgerollt, das der Evangeliſt Markus von dem Heiland mit den Worten malt: „Und er war in der Wüſte, bei den wilden Tieren; und die Engel dienten ihm.“ Wie der göttliche Heiland, ſo ſteht auch die Kirche, die ſein Werk fortſetzt, hienieden in der Wüſte der Welt — einerſeits umheult und umtobt von der Wut des Satans und von der Bosheit wilder, verderblicher, frecher Leidenſchaften — während andererſeits alles Gute, alles Heilige, alles Himmliſche und Übernatürliche ihr huldigt. Und je ähnlicher des göttlichen Heilands Stellvertreter, als Oberhaupt der ſichtbaren Kirche, in Liebe und Leid ihm iſt: deſto mehr wird ſich auch in ſeinem Leben dieſer Zug herausſtellen und niedriges und böſes wird wider ihn wütend die Zähne fletſchen, das Edle und Reine verehrend ihn lieben.

Korona ſchloß Felizitas zärtlich in ihre Arme und ſagte mit feuchtſchimmernden Augen:

„Nun hab' ich eine Ahnung davon, wie jenen Müttern ums Herz war, deren Kinder der Heiland ſegnete.“

„Und nun kannſt du auch mit beruhigtem Gewiſſen auf unſere Audienz im Vatikan dich freuen!“ ſagte Graf Damian mit freundlicher Neckerei. „Es war dir doch immer ein Schmerz, nicht wahr, daß Lili als audienzunfähig davon ausgeſchloſſen und ohne apoſtoliſchen Segen bleiben ſollte. Jetzt hat ſie den beſten Teil von uns allen bekommen.“

„Wie gut iſt Gott!“ rief Korona gerührt; „mit welcher himmliſchen Liebe erfüllt er unſere Wünſche!“

„Ja, die himmliſchen!“ ſagte Hyazinth und froh beglückt ſetzten ſie ihre Spazierfahrt fort. —

In Judiths Wagen herrſchte nicht dieſelbe freudige Stimmung. Florentins Groll äußerte ſich durch finſteres Schweigen. Er hatte die Windecker Gruppe aus der Ferne wohl bemerkt und genau beobachtet, und ihr einfaches demütiges Benehmen bildete einen ſo ſchlagenden Gegenſatz zu ſeinem grimmigen Haß, daß ihm ſein ganzes Herz davon durchſtachelt wurde. Die Geſinnung, die ſich in jenem Benehmen ausſprach, griff ihn abſichtslos in ſeinem innerſten Selbſt, in allem, was er liebte und erſtrebte, an und deshalb empfand er ein Weh, als ſei ihm eine ſchwere perſönliche Kränkung abſichtlich zugefügt. Dies merkwürdige, wenn auch geleugnete innere Bewußtſein der Bosheit, des Unglaubens, der Sünde und überhaupt aller Laſter, daß ſie durch das bloße Daſein der Tugend, der Gottesfurcht, des heiligen Wandels, der himmliſchen Geſinnung — gleichſam verurteilt und gebrandmarkt ſind, beweiſt, welche ungeheure Macht die Tugend ausübt, wie unausrottbar die Stimme des Gewiſſens in der Menſchenbruſt iſt und erklärt die Wut, mit welcher das Böſe, wenn es in den Weltgeſchicken die Oberhand gewinnt, ſich an die Vernichtung des Guten macht. Es kommt aber nicht weiter, als daß es einzelne Träger des Guten vernichtet; denn das Prinzip des Guten iſt in Gott, und ſomit in Sicherheit geſtellt vor Dolch, Stilett und Guillotine.

Lelio hing ſeinen Gedanken nach und verfolgte die labyrinthiſchen Höhlengänge, mit denen der Geiſt einer von Gott abgefallenen Menſchheit nun ſchon ſeit mancher Generation die allgemeine Vergeſellſchaftung unterminiert hat; dieſe Krater, in denen alle Lava zügelloſer Leidenſchaften, welche göttlichem Geſetze und heiliger Ordnung den Gehorſam aufgeſagt haben, brodelt und gärt; dieſe Vulkane, die finſtere Rauchwolken und ſchädliche Dämpfe aushauchen und durch dieſe Vorboten ſchon genugſam die Geſellſchaft bedrohen — bis irgend ein unerwartetes Ereignis ſie ſchüttelt und die Feuerſtröme aus ihrer Tiefe auf die Oberfläche bringt und verheerend ergießt. Er dachte, daß die Lava, die dort kocht, und die Aſche, die ſich dort abſetzt, in ihrem Ausbruch manch Herkulanum zerſtören, manch Pompeji verſchütten werde, ſei es in einzelnen Seelen, ſei es in den Maſſen, im Leben des Glaubens wie in den äußeren Verhältniſſen. Er dachte, daß auch er ſeinen Anteil zu dieſer unſichtbaren Höllenmaſchine beigetragen habe, daß auch er von der fixen Idee des Satans, nichts Höheres über ſich anerkennen zu wollen — behaftet geweſen ſei, und unwillkürlich drückte er mit einer Gebärde voll namenloſem Schmerz ſeine gefalteten Hände vor die Stirn.

„Was fehlt Ihnen, Lelio?“ fragte Judith, die ihm gegenüber im Wagen ſaß. „Sie haben als ein echter Papiſt Ihr Idol angebetet und ſind dennoch traurig!“

„Er iſt ein bußfertiger Sünder,“ nahm Florentin das Wort; „und einem ſolchen iſt immer ſchlecht zu Mut.“

„Der Tag wird kommen, wo dem verſtockten Sünder noch viel ſchlimmer zu Mut ſein wird,“ entgegnete Lelio. „Aber du haſt ganz recht, Fiorino! ich bin bußfertig bis ins Mark meines Herzens hinein und Sie erlauben mir wohl, Signora, Ihnen einen Auftritt zu erzählen, der ſich vor ſieben Jahren hier in Rom ereignet hat und der Ihnen erklären wird, weshalb man hier Buße, und zwar maſſenhaft, tun, das heißt das Unrecht bereuen, ſich beſſern und Genugtuung leiſten ſollte. Der heilige Vater machte damals zum Miniſter einen Mann, welcher ſagte: „Das Papſttum iſt die letzte lebensfähige Größe Italiens und die Sache des Papſtes iſt die Sache Gottes.“ Dieſe Sprache mißfiel der Revolution und derjenige, der ſo redete, noch viel mehr, denn er war der Mann dazu, um zu handeln, wie er ſprach. Er hätte Freiheiten und Reformen gegeben und befeſtigt, die weltliche Macht des Papſtes zu Anſehen gebracht und dadurch der Revolution, die nach zeitgemäßen Verbeſſerungen brüllte, den Mund geſtopft. In Wahrheit gab es für die Patrioten — wie hier die Revolutionsmänner ſich nannten — nur eine zeitgemäße Verbeſſerung, nämlich: den Untergang der weltlichen Macht des Papſtes, keineswegs deren Herſtellung; denn ſie hoffen, wenn der Papſt nur erſt in Abhängigkeit von irgend einem Monarchen iſt, wie ehedem der Patriarch von Konſtantinopel es von den griechiſchen Kaiſern war — wenn er nur erſt heimatlos und machtlos geworden iſt, ein Werk- und Spielzeug fremder Politik: dann habe die Kirche ebenfalls den Todesſtoß bekommen und das lichte Auge der Welt ſei geſchloſſen und das friſche Herz der Welt ſtehe ſtill. Darauf arbeiten ſie hin; das iſt ihr letztes Ziel: die Kirche ſoll untergehen. Die weltliche Macht des Papſtes bildet ihr ein Bollwerk — darum falle ſie! — Nun kam dieſer Graf Roſſi und erklärte, ſie retten, ſie beſeitigen zu wollen und auf geſetzmäßigem Wege, den die Konſtitution ihm vorzeichnete, die Revolution dämpfen und beruhigen zu wollen. Deshalb wurde Graf Roſſi grenzenlos von den Patrioten gehaßt. Sie hätten ihn bekämpfen können auf konſtitutionellem Wege, mündlich, ſchriftlich, ihn ſtürzen können, wenns möglich war! Aber nein! die Politik der Venta hat einen anderen Ausdruck, als den der Rede und der Feder. Sie hat das Stilett. Auf der Treppe der Cancelleria vecchia wurde Graf Roſſi durch einen einzigen, wohlangebrachten Dolchſtich in den Nacken ermordet. Eine Menge von Menſchen war gegenwärtig, auch Nationalgarden und Gensdarmen; keiner rührte ſich, keiner verſuchte den Mörder feſtzuhalten. Sie waren alſo entweder mit ihm einverſtanden oder gleichgültig gegen die gräßliche Tat und der Diener des Grafen fand kaum Beiſtand genug, um den Entſeelten in ein benachbartes Zimmer zu tragen. Am Abend durchraſten wütende Banden mit brennenden Fackeln die Straßen, tanzten unter den Fenſtern der unglücklichen Witwe ihres Schlachtopfers und ſprachen ihr Einverſtändnis mit dem Meuchelmörder unverhohlen aus. Sie ſangen ein Lied, das den Dolch heilig nannte, der einen Verräter traf. Sie wollten Beifall hören — und die abgeſtumpfte Maſſe klatſchte Beifall. Sie wollten Freudenbezeugungen ſehen, zwangen mit Drohungen die Straßen, durch welche ſie zogen, zu Illumination — und man illuminierte.“

„O genug und übergenug!“ rief Judith. „Das erweckt Grauen am hellen Tage. Sie waren doch nicht bei dieſen ſchauderhaften Szenen, Lelio?“

„Nein, Signora! um ſolche Auftritte wußten nur die Häupter der Patrioten und deren geheime Agenten. Unſereiner erfuhr nur nachträglich die Tatſache und zwar ſo, daß der Höllenpunſch zu einer Limonade abgeſchwächt erſchien. Ein beklagenswertes Ereignis — einige Exzeſſe — gerechtfertigtes Mißtrauen der Patrioten: ſo glitt die ganze Begebenheit in den Strom der revolutionären Bewegung hinein. Aber Sie begreifen, Signora, daß man angeſichts einer ſolchen Tat mit einigem Recht an Sühnung derſelben denken kann.“

„Die Geſchichte weiſt dergleichen Taten in Maſſe auf,“ ſagte Florentin kalt.

„Nur mit dem Unterſchied,“ entgegnete Lelio, „daß ſie in geſetzlich geordneten Zeiten von einem einzelnen und unter dem Abſcheu der großen Menge — hier aber unter maſſenhafter Teilnahme verübt wurden. In revolutionären Zeiten erlebt man freilich überall, daß ein Teil der Menſchheit an edlem Mut und Rechtsgefühl kläglich bankrott macht und mit den Wölfen heult, um nicht für ein Lamm zu gelten und von den Wölfen zerriſſen zu werden.

„Dahin kommt man mit Ihren Theorien, Signor Fiorino,“ ſagte Madame Miranes. „Das ſehen Sie ja ſelbſt ein und leugnen es auch gar nicht. Aber weshalb ſagen Sie ſich denn nicht davon los? das faſſe ich nicht. Es muß Ihnen ja ganz unheimlich ſein in Verhältniſſen zu ſtehen, die jede Untat gut heißen, wenn ſie in ihr Syſtem paßt.“

„Ja, Fiorino!“ ſagte Judith, „Sie können am Ende Ihr Rechtsgefühl ſo abſtumpfen und Ihr Gewiſſen ſo verfälſchen, daß Sie ſelbſt in Ruchloſigkeit verfallen. Machen Sie es wie Lelio: treten Sie zurück.“

„Sie ſind eingeſchüchtert durch ein Tat, die in der hohen Politik, welche zuweilen der Geiſt eines Volks in gewichtigen Momenten ausübt, nicht ungerechtfertigt erſcheint,“ ſagte Florentin eiskalt.

„Und Sie ſind unverbeſſerlich!“ rief Judith.

„Hörten Sie nicht, Signora,“ fuhr Florentin fort, „wie Lelio vorhin ſein Idol, Papſt und Kirche — denn das fällt bei ihm zuſammen — „Auge der Welt“ und „Herz der Welt“ nannte? Mit dieſem Auge ſoll man übereinſtimmend ſehen, mit dieſem Herzen übereinſtimmend fühlen — und wer das nicht tut, ſoll als ein Verworfener gelten. Muß man ſich nicht einem ſolchen Abſolutismus gegenüber zur Wehr ſetzen? und wer tut das, wenn nicht die Männer, welche in allen Jahrhunderten die geiſtige Freiheit und den Fortſchritt der Menſchheit verteidigt und gerettet haben!“

„Die Kirche iſt das Auge und das Herz der Welt,“ ſagte Lelio, „weil ſie der Menſchheit das Licht des göttlichen Glaubens und die Kraft der heiligen Liebe vermittelt, durch welche die Menſchheit in Wahrheit frei, in Wahrheit auf die Bahn des Fortſchrittes geführt wird. Das beweiſt die Geſchichte des Chriſtentums. Es hat ſinkende und aufſteigende Epochen, Perioden der Blüte und des Verfalles im Leben der Völker. Spürt man dem Grunde nach, weshalb die Zeiten untergehen, ſo iſt es immer, weil das feindliche Element des hochmütigen Individualismus bald auf dem Gebiet der Politik, oder der Religion, oder der Literatur — aber immer da, wo eben ein ſchwacher Punkt ſich zeigt, den Einfluß des religiöſen Lebens hemmt, ſtört oder ſogar ganz lähmt. Wie gefallene Engel, große Gaben elend verwüſtend, bäumen ſich dann manche Geiſter gegen die Kirche auf und nennen dieſen Abfall — Befreiung! und augenblicklich, als würden die Pforten des Himmels hinter ihnen zugeſchlagen, erliſcht in ihnen das übernatürliche Licht des Glaubens und erſtirbt in ihnen die übernatürliche Kraft der Liebe; denn ſie haben ſich freiwillig von dem Auge der Welt und dem Herzen der Welt losgeſagt. Verworfene, wie Fiorino ſagt, ſind ſie nicht; die Kirche verwirft niemand, der ihr anhangen will. Aber ſie ſind Fremdlinge und ausgeſchloſſen von den Rechten der Kinder des Hauſes — bis zu ihrer Bekehrung, welche Gottes Gnade einem jeden möglich macht; wie Sie das an mir erlebt haben, Signora.“

Judith antwortete nicht; ſie hing ihren Gedanken nach und hörte nicht auf Lelios und Florentins fernere Geſpräche. Sie war trübe geſtimmt. Die Begegnung mit Korona, mit dem heiligen Vater hatte ſie peinlich aufgeregt. Sie dachte mit Unbehagen an dieſe Frau, an die Mutter dieſes engelgleichen Kindes, welche ſie aus dem Hauſe des Gemahls verdrängen wollte; mit Unbehagen an dieſen milden Prieſterkönig, der nur einen kleinen irdiſchen Staat und doch ein unendlich großes geiſtiges Reich beherrſchte, in welchem ſie ein Fremdling war, und ſie fragte ſich im Stillen wieder und wieder: Könnte ich denn nicht auch in das Auge der Welt ſchauen? Sie nahm ſich vor, mit Lelio darüber zu ſprechen, und als ſie nach einigen Tagen mit ihm allein war, ſagte ſie:

„Haben Sie für mich gebetet, Lelio? In der Villa Diodati verſprachen Sie es mir.“

„Und ich habe Ihnen Wort gehalten, Signora.“

„Und Erhörung gefunden, Lelio; denn ich werde jetzt Gräfin Windeck.“

„Das müſſen wir erſt abwarten, Signora.“

„Es handelt ſich jetzt meinerſeits darum, daß ich die chriſtliche Taufe empfange und ich wünſche, es möge nach dem katholiſchen Ritus geſchehen; dann habe ich das meine getan und werde nicht lange mehr zu warten brauchen, mein armer Lelio. Es wird mit jener Zeremonie ein gewiſſer Unterricht verbunden: kennen Sie einen Geiſtlichen, der mir denſelben erteilen könnte?“

Lelio unterdrückte mit Gewalt den Ausdruck ſeiner grenzenloſen Freude und ſagte gelaſſen:

„Ich werde mich umſchauen, Signora.“

„Halten Sie es für möglich, daß ich nach dem Empfang des Unterrichts Ihre Anſichten von der katholiſchen Kirche bekäme?“

„Für ſehr möglich, Signora.“

„Das wäre mir lieb, außerordentlich lieb — bis auf einen gewiſſen Punkt. Das geiſtige Leben des Menſchen nimmt ab und erſtirbt, wenn es beſtändig von ſeinem eigenen Fond zehren und aus ſeinem eigenen Ich ſchöpfen muß. Hingegen bereichert und entfaltet es ſich, wenn es ſich um eine objektive, über allen vernünftigen Widerſpruch erhabene Wahrheit, wie um eine Sonne bewegt. Dieſen Mangel empfinde ich ſchmerzlich — und noch ſchmerzlicher die geiſtige Vereinzelung, in welche man ohne eine ſolche Zentralſonne verfällt. Man ſchließt ſich an Kunſtgenoſſen oder an Geſinnungsgenoſſen an; man verſucht es wenigſtens. Aber ach! bei ſolchen Verbindungen ſpielen Laune, Leidenſchaft und menſchliche Schwäche eine ſo große Rolle, daß ſie nicht von Dauer ſein können. Ich ſehne mich nach etwas Unvergänglichem, Lelio, und ich möchte meine trübe, unſichere Erkenntnis durch Untrügliches geſichert wiſſen. Ich möchte mich anſtrahlen laſſen vom Auge der Welt, Lelio."

„Ich glaub' es, teure Signora."

„Nun ſagt man aber, daß die katholiſchen Prieſter ſich in alle perſönlichen Verhältniſſe zu miſchen und ſich um alles Mögliche und Unmögliche zu bekümmern ſuchen. Davon kann denn natürlich bei mir keine Rede ſein. Dem Hofmeiſter bin ich entwachſen und meine weltlichen Angelegenheiten beſorge ich allein. Sie wiſſen ja, wie ich durch mein Schickſal, dem meine Neigung entſprach, ſelbſtändig geworden bin. Den überweltlichen Geiſt, der in der katholiſchen Kirche lebt, wünſche ich kennen zu lernen, aber keineswegs den vormundſchaftlichen Beſtrebungen ihrer Prieſter ausgeſetzt zu werden."

„Sein Sie unbeſorgt, Signora," entgegnete Lelio lachend, „mit dieſer Bürde wird ſich keiner zu befrachten ſuchen. Was ſpricht denn aber Graf Oreſt zu Ihrem Plan?"

„Lieber wär' es ihm, wie mir ſcheint, wenn ich proteſtantiſch getauft würde. Aber ich kann mich nicht dazu entſchließen und weiß weshalb. Und da auch Graf Oreſt es weiß, ſo läßt er mir freie Hand, denn er legt wenig Gewicht auf die äußeren Formen des einen wie des anderen chriſtlichen Bekenntniſſes. Das wird einen wunderbaren Kontraſt geben, nicht wahr, Lelio? Abends ſing' ich in der Oper und Morgens ſtudiere ich den Geiſt des Chriſtentums. Ich liebe ſolche Kontraſte."

„So lange, bis ſie in Konflikt miteinander geraten — nicht wahr, Signora?"

„Zum Konflikt kommt es nicht, Lelio! ich trete mit Freuden von der Bühnenwelt ins Privatleben zurück. Mit dem Beginn der Faſtenzeit hören meine Verpflichtungen hier auf. Hat Graf Oreſtes bis dahin ſeine Verhältniſſe ordnen können, ſo ſteht unſerer Verbindung nichts im Wege, und dann iſt's auf ewig aus und vorbei mit der berühmten Sängerin Judith Miranes! Sie müſſen mir dazu Glück wünſchen, Lelio, denn ich freue mich darauf, wie auf eine Erlöſung. Bringen die Verhältniſſe des Grafen noch eine Zögerung mit ſich, ſo muß man ſich fügen; und in dem Fall will ich nach Neapel gehen — doch nur aus Liebhaberei. Jetzt aber wollen wir Rafaels berühmte Sibyllen bewundern, die ja Ihre Kirche Santa Maria della pace ſchmücken.“

Oreſt ſtellte ſich ein, Madame Miranes erſchien, und ſie fuhren nach jener Kirche, die ein ſo wunderſchönes Kunſtwerk umſchließt, wie die Gruppe von vier Sibyllen iſt, welche Rafaels Pinſel mit der ganzen Fülle ſeines Seelenzaubers al fresco an den Bogen einer Kapelle gemalt hat. Da ruhen ſie in ſtiller Sammlung und laſſen den Strom des Lebens unbeachtet an ſich vorüber rauſchen und ſchauen über ihre Gegenwart und über die kleinen Geſchicke der Menſchen mit ihren wunderbaren, nicht bloß ſehenden, ſondern wiſſenden Augen, in den göttlichen Lebenskeim, den die Zukunft ihnen entſchleiert hat, klar hinein. Nie iſt das Heidentum edler, ſchöner, tiefſinniger aufgefaßt und dargeſtellt worden, als durch dieſe Sibyllen. Die Ahnung von einem Erlöſer, einem göttlichen Sühnopfer, einem Hineintreten des Göttlichen in das Menſchliche, um dieſes zu einer verlorenen Glückſeligkeit, zu einer höheren Stufe des Seins zurückzuführen, durchzittert die ganze antike Welt, wie die Schwingung einer Seite, die nur klingt, aber keinen beſtimmten Ton anſchlägt. Und dies Ahnungsvolle in der antiken Welt, das in ihren größten Menſchen, in einigen ihrer Kunſtſchöpfungen, in manchen Mythen, in einzelnen geheimnisvollen Lehren ſich äußert, um dann wieder in einem Meer von wüſten Fabeln des Geiſtes, von wilden Orgien der Phantaſie unterzugehen, gibt ihr einen eigentümlichen Reiz, etwas Tragiſch-Anziehendes. Wie ein Geſtirn aus einer anderen Hemiſphäre, das nur am Horizont aufleuchtet, um ſogleich wieder unter denſelben zu verſchwinden, ſteht dieſe Ahnung von der Offenbarung einer übernatürlichen Liebe tief am Horizont der heidniſchen Welt, und deren Wolken und Nebel fluten über ſie dahin — ohne ſie zu vernichten. Sie bleibt unerſchüttert in den höheren Naturen. Der Baalsdienſt, das Molochopfer, die bacchiſchen Geheimniſſe gleiten an ihren Augen vorüber, wirbeln die Wolken ihres Taumels, ihrer Berauſchung, den Duft ihrer Blumenkränze, das Licht ihrer Fackeln zu ihnen empor; aber ſie bleiben unberauſcht, unbetäubt, unbeirrt und halten feſt an der Ahnung, daß ſich die göttliche Wahrheit in anderer Weiſe offenbaren werde. Und zu dieſen erhabenen Naturen in der heidniſchen Welt gehören Rafaels Sibyllen. Er hat einen Schönheitscharakter für ſie erfunden! Das ſind nicht Muſen, Grazien, Göttinnen der antiken Kunſt; das ſind aber auch nicht Fieſoles und Luinis ſelige Jungfrauen, nicht Peruginos und Francias weltentfremdete Heilige; es ſind Geſtalten, in denen ſich die Hoheit ausſpricht, welche der gefallenen Menſchheit vom

Ebenbild Gottes aufgeprägt bleibt, wenn ſie, um dies Bild zu bewahren, von den Scheingebilden der Erde ſich abwendet. Es liegt eine überirdiſche Schönheit auf dieſen Sibyllen; aber übernatürlich iſt ſie nicht; ſie iſt noch nicht von der Gnade verklärt.

„O, das iſt aber etwas unvergleichlich Schönes!“ rief Judith vor dem Gemälde; „man möchte dem Blick dieſer Augen nachgleiten, tief und immer tiefer, in die Zukunft hinein, um das zu ſchauen, was ſie ſchauen; denn das muß etwas Großes ſein, weil es ihnen dieſen erhabenen Ausdruck gibt.“

„Ja,“ ſagte Lelio, „ſie ſchauen in das verſchleierte Auge der Welt.“

„Und warum entſchleiert es ſich nicht vor ſolchen Seelen?“

„Warum wandeln wir zwiſchen Wiege und Grab? warum wechſeln Tag und Nacht miteinander ab? Es gibt Fragen, Signora, welche nur durch andere Fragen zu beantworten ſind.“

„Rafael iſt unvergleichlich in der Gruppierung,“ ſagte Madame Miranes. „Wie ſchwierig war ſie hier! Vier Frauengeſtalten über den Bogen! aber ſie treten ſo natürlich zuſammen, als gäbe es gar keinen anderen Platz für ſie auf der Welt.“

„Ich finde, daß die Sibylla Samia Ihnen etwas ähnlich iſt, Judith,“ ſagte Oreſt.

„Ich wünſchte die Ähnlichkeit läge im Ausdruck,“ erwiderte ſie — und unwillkürlich trat das Geſpräch über die Sibylla persica, was ſie einſt mit Erneſt hatte, vor ihre Seele, als er ihr ſagte: die Großartigkeiten der Sibyllen beſtehe darin, daß ſie das Geheimnis von der Menſchwerdung Gottes im Geiſt geſchaut hätten.

So fand jeder vor dem Bilde das, was ſeine Seele beſchäftigte, und lange verweilten ſie dabei. Als ſie endlich ſich entfernten, bemerkte Lelio, daß Oreſt flüchtig einem jungen Geiſtlichen ſeinen Gruß zuwinke, der abſeits ſein Brevier betete. Lelio begleitete Judith zum Wagen und kehrte in die Kirche zurück, und kniete mit ſeinem Gebetbuch auf einem Platz nieder, von wo er den Geiſtlichen im Auge behielt. Die Kirche der Deutſchen, Santa Maria dell' anime, mit ihrem Prieſterhauſe, das nach altchriſtlicher Sitte eine Herberge für fremde deutſche Geiſtliche bietet — liegt unmittelbar neben der Kirche Maria della pace. Hyazinth pflegte häufig die letztere zu beſuchen und Lelio hatte ſchon öfter den jungen Abbate bemerkt, der mit der Andacht eines heiligen Aloyſius betete; hatte ihn auch ſogleich erkannt, als Florentin am Grabmal der Cäcilia Metella ſagte, das ſei Oreſts Bruder. Nun fand er dieſen Bruder eben hier vor dem allerheiligſten Sakrament, wahrſcheinlich in Gebeten für Oreſt begriffen und ſchmerzlich bewegt durch dieſe Begegnung. Sollte er vielleicht das Werkzeug Gottes zu Judiths Bekehrung, zu Oreſts

Rettung ſein? Lelio war ſo ergriffen durch Judiths Entſchluß, von einem katholiſchen Geiſtlichen ſich unterrichten und taufen zu laſſen, daß er fortan alles hoffte von der Barmherzigkeit Gottes, und als Hyazinth aufſtand, um die Kirche zu verlaſſen, ihm folgte und demütig ſagte:

„Signor Abbate, ich möchte die Ehre haben mit Ihnen zu ſprechen, weil Sie ein Bruder des Grafen Oreſt ſind, der vor einer halben Stunde hier war. Ich ſpiele die Orgel hier an der Kirche und wohne ganz in der Nähe bei meinen Eltern.“

„Können Sie nicht zu mir kommen?“ fragte Hyazinth befremdet.

„Sehr gern!“ entgegnete Lelio unbefangen; „nur muß ich Sie allein und, womöglich, ganz unbemerkt ſprechen, denn es betrifft die Bekehrung der Dame, welche Graf Oreſt ſoeben begleitete.“

„Ich folge Ihnen, Signor!“ ſagte Hyazinth äußerſt überraſcht durch dieſe unerwartete Nachricht; und bald befanden ſich beide in Lelios ſtillem Zimmer, wo dieſer Hyazinth in Kenntnis von ſeinem Verhältnis zu Judith und von allem ſetzte, was er über ſie und Oreſt als Augenzeuge wußte.

„Heute nun,“ ſo ſchloß er ſeinen Bericht, „hat ſie mir erklärt, daß ſie ſich mit dem Geiſt des Chriſtentums bekannt machen wolle. Das iſt ihre Art ſich auszudrücken. In unſerer Sprache heißt es: ſie will ſich in der Lehre der Kirche gründlich unterrichten laſſen — und das heißt ſoviel, als ſich bekehren.“

„Doch nicht ganz, Signor,“ entgegnete Hyazinth; „Stolz und Ehrgeiz ſind von jeher ein paar gefährliche Feinde der chriſtlichen Lehre von der Demut geweſen und das ſcheinen ja Grundzüge ihres Charakters zu ſein. Sie verlangt mehr eine belehrende und anregende Unterhaltung für ihren Verſtand, als daß ſie ſich nach der Offenbarung einer Wahrheit ſehnte, von der ſie im innerſten Weſen zugleich erleuchtet und ergriffen genug würde, um ſich mit all' ihren hochfliegenden Plänen ihr zu opfern.“

„Man kann das nicht erſehnen, was man nicht kennt, Signor Abbate, und ſie ſteht ja außerhalb der Gnaden des Chriſtentums, kennt alſo nur ein natürliches Licht, natürliche Gaben, natürliche Empfindungen. Wer kann ſagen, welche Wünſche nach himmliſchen Dingen in ihr erwachen werden, wenn ſich die himmliſche Licht- und Gnadenwelt vor ihr auftut. Ich meine, Signor Abbate, Sie ſollten zu ihr gehen, und ihr ſagen, Sie wären der Geiſtliche, den ſie begehrt habe und Sie wären mit mir befreundet. Ich weiß wohl, daß ich dieſer Ehre nicht wert bin, aber ich weiß auch, daß Sie um des bitteren Leidens willen, welches der göttliche Erlöſer für mich geduldet hat, mir befreundet ſind.“

„Wird ſie nicht mißtrauiſch werden, wenn ſie meinen Namen erfährt.“

„Den darf ſie vorderhand nicht wiſſen! Sie brauchen ja nur, wenn ſie fragen ſollte, Ihren Taufnamen zu nennen.

„Und wenn ich meinen Bruder dort träfe!“

„In den Morgenſtunden treffen Sie ihn nie. Dann iſt ſie immer allein, mit muſikaliſchen Studien und mit Lektüre beſchäftigt.“

„Was in aller Welt kann aber meines Bruders Abſicht ſein, da es unmöglich iſt, ſeine Ehe für ungültig zu erklären!“

„Judith ſelbſt ſcheint es nicht zu wiſſen. Sie macht ſich nur ihrerſeits bereit, damit ſie keine Verzögerung in die Angelegenheit bringt, ſobald dieſe eine günſtige Wendung nimmt.“

„Entſetzlich!“ rief Hyazinth, „mit einer ſolchen Kaltblütigkeit ein heiliges Verhältnis zu zerreißen.“

„Sie wähnt das Glück des Grafen Oreſtes zu begründen.“

„Ja, ſie! aber er! aber er! Ach, ich fürchte faſt, er wird noch ſchwerer zu bekehren ſein, als ſie. Ihr iſt die Gnadenwelt verſchloſſen geweſen; aber er gehörte derſelben an und verläßt ſie! und verachtet ſie! ſein Zuſtand iſt viel gefährlicher.“

„Allerdings!“ entgegnete Lelio; „allein uns ſtehen augenblicklich keine Wege zu Gebot, auf denen wir an ſeine Seele heran kommen könnten, während ſie bei Judith geebnet ſind. Iſt das nicht eine höhere Fügung, daß ſie katholiſchen Unterricht begehrt?“

„Ich muß mich beſinnen, was ich zu tun habe,“ ſagte Hyazinth. „Ich muß beten, um den Willen Gottes zu erkennen. Ich muß mich mit ſo vollkommener Hingebung als Werkzeug ihm anbieten, daß meine Armſeligkeit ſeine großen, liebevollen Abſichten nicht vereitelt. Neun Tage muß ich Zeit haben, Signor, ſchließen Sie ſich meiner Novene an.“

„Mit Freuden!“ rief Lelio. „Neun Tage hindurch werde ich die ſeligſte Jungfrau Maria mit dem Gebet der Verbannten im Tal der Tränen, mit dem Salve Regina anrufen, damit auf ihre Fürbitte Judiths Verbannung aufhöre. Glauben Sie mir, Signor Abbate, wenn ſie zuweilen mit ihrem tief melancholiſchen Ausdruck in ſchweigendes Sinnen ſich verliert, ſo fallen mir die Töchter Iſraels ein, die ihre Harfen an die Weidenzweige gehängt haben, trauernd an Babylons Flüſſen ſitzen und weinen, wenn ſie Sions gedenken. Nur iſt bei ihr der iſraelitiſche Typus gänzlich in der Frivolität moderner Allerweltsbildung untergegangen und das Sion, nach welchem ſie weint, liegt nicht in ihrer Vergangenheit, wohl aber in ihrer Zukunft.“

„Hat ſie denn keine Zuneigung für meinen Bruder? Erwiderte ſie ſeine Leidenſchaft nicht? Wäre das der Fall, ſo müßte ſie ſich ja beglückt und befriedigt fühlen durch die ungeheueren Opfer, die er ihr bringt. Hat ſie aber keine Neigung für ihn und handelt ſie nur aus Stolz und Ehrgeiz, ſo werden dieſe Diſteln und Dornen das Wort von der Wahrheit in ihrer Bruſt erſticken."

„Signor Abbate, ein Frauenherz iſt für unſereinen unergründlich! Sie wiſſen beſſer Beſcheid in der menſchlichen Seele, als ich, und werden leichter erkennen, wie es mit Judith beſchaffen iſt. Ich glaube, daß ſie gerührt iſt durch die Anhänglichkeit, welche Graf Oreſt ſeit Jahren für ſie hat; aber ich glaube auch, daß ſie weniger davon gerührt ſein würde, wenn er nicht reich und nicht Graf wäre. Der Flitter der Bühnenwelt iſt ihr unerträglich, aber der Glanz im Privatleben ſcheint ihr unerläßlich. Ihr muß ein Licht aufgehen, in welchem Glanz und Flitter erſterben und, ſo Gott will! werden Sie es ihr bringen."

„In neun Tagen geb' ich Ihnen Antwort," ſagte Hyazinth. „Beten Sie einſtweilen, daß das geſchehe, wodurch Gott am meiſten verherrlicht werde, und daß er ſich ein paſſendes Werkzeug dazu erleſe. Ich fühle mich dieſer Aufgabe, an welcher für Zeit und Ewigkeit ſo ungeheuer viel hängt, nicht gewachſen."

Sie trennten ſich. Lelio frohlockte bei ſich ſelbſt: Und er wird es doch ſein! gerade er! die Demut iſt ein David, welcher den Goliath des Stolzes beſiegt. Als Judith ihn nach einigen Tagen fragte, ob er noch keinen Geiſtlichen gefunden habe, ſagte er ernſt:

„Signora, es iſt nichts Geringes, was Sie wünſchen und ſolche Wünſche ſind nicht auf der Stelle zu erfüllen. Ich ſuche und bete."

„Lelio! Sie ſind mein wahrer Freund!" rief ſie. „Wäre nur erſt alles vorüber! Graf Oreſt iſt ſehr verſtimmt; er ſagt nichts, allein ich fürchte, er kämpft mit großen Schwierigkeiten. Fiorino iſt von einer unerträglichen Bitterkeit. Ich möchte ihm täglich, ja ſtündlich den Laufpaß geben und ich täte es, wenn ich nicht fürchtete, daß er ſich dann bei Graf Oreſt einniſten würde, was mir nicht lieb wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß ſich ja in einigen Wochen oder Monaten ſeine Stellung bei mir von ſelbſt auflöſt. O wär' es ſo weit! wär' ich doch getauft, mit Graf Oreſt vermählt und fort von hier — weit fort, damit „die Judith" vergeſſen werde."

„Geduld! Geduld!" entgegnete Lelio; „es wird ſich ſchon alles entwirren und lichten, wenn man ſich nur den himmliſchen Führungen überläßt. Suchen Sie nur Graf Oreſt recht ſanft zu ſtimmen."

„Ach, Lelio!" erwiderte ſie, „das geht über meine Kräfte, Er iſt, wie die guten engliſchen Wettrenner, die, je näher dem Ziel, deſto raſcher laufen, bis ſie ohne Atem und Beſinnung anlangen und ſelbſt von ihrem Reiter nicht mehr gezügelt werden können."

„Dieſe Eigenſchaft iſt beſſer für ein Rennpferd als für einen Menſchen," bemerkte Lelio trocken.

„Freilich wohl! der arme Oreſt iſt überreizt durch den Druck ſeiner Verhältniſſe, für die er kein Gegengewicht hat."

„Und an der Seite eines ſolchen Mannes rechnen Sie auf Glück, Signora?"

„Warum nicht, Lelio? ſobald der Druck aufhört, findet er von ſelbſt ſein Gleichgewicht."

„Teure Signora," ſagte Lelio und ſchüttelte ſanft den Kopf, „der Druck, der auf dem Menſchen — auf jedem Menſchen — laſtet, hat die Beſtimmung, ihn höher zu heben, als er ohne denſelben ſteigen würde. Sehen Sie den Vogel an: auf der Erde ſind ihm ſeine Flügel läſtig und hindern ihn, ſeine Füße zu gebrauchen. Aber ſeine Laſt gibt ihm Schwung und er fliegt hoch zum Himmel hinauf. Sehen Sie die Quelle an, wie ſie ſich bequemen muß, ihr natürliches Bett zu verlaſſen und in die Tiefe hinabgedrückt zu werden. Aber als ein ſchöner, kräftiger Waſſerſtrahl ſteigt ſie im Springbrunnen auf, ein kriſtallner Baum mit perlenden Zweigen; der Druck erhebt und verſchönert ſie. Das ſoll auch ſeine Folge in den menſchlichen Charakteren ſein. Gerade der Druck ſoll unſeren Willen im Gleichgewicht mit unſerer Beſtimmung erhalten. Spüren wir keine Laſt, ſo gleitet das Leben behaglich dahin und verſumpft in den Niederungen der Irdiſchkeit, wo die edle geiſtige Natur der Seele zu kurz kommt. Gönnen Sie dem Grafen Oreſt ein wenig Druck."

„Seit Ihrer Bekehrung, Lelio, haben Sie eine ganz idealiſche Auffaſſung des Lebens bekommen, die mir ſehr gefällt, die ich ſogar recht gut verſtehe und die ich doch nicht zu der meinen machen möchte. Iſt das nicht ein wunderlicher Widerſpruch?"

„Er iſt leider ein ſehr gewöhnlicher, Signora! die ſinnlich ſtolze Natur hängt an ihrem egoiſtiſchen Wohlbehagen und bekämpft die höhere Erkenntnis des Geiſtes!"

„O wie wahr!" rief Judith; „o wie haben Sie recht! Aber, Lelio, was iſt es denn, das die ſinnlich ſtolze Natur in der Menſchenbruſt beſiegt?"

„Signora! das iſt das Geheimnis des Kreuzes."

„Werd' ich es je erkennen, Lelio?" fragte ſie mit ihrem ſchwermütigen Ausdruck.

„Ja!" ſagte Lelio zuverſichtlich; „durch das Auge der Welt."

Der Weg zu den beiden Schickſalen.

In der großartigen Wohnung, welche Judith in einem der prächtigſten Paläſte auf dem Corſo genommen, hatte ſie ſich ein Zimmer mit der freundlichen Behaglichkeit eingerichtet, welche den römiſchen Paläſten nicht eigen iſt. Sie machen den Eindruck von Wohnungen für ernſte, edle, hochherzige Geſchlechter, deren Leben in großen Gedanken und wichtigen Taten verläuft, die zur Erholung wohl prächtige und feierliche Feſte und einen Luxus im großen Stil, Hallen mit Marmorſäulen, Säle voll Freskobilder, Sammlungen von Gemälden, Statuen und Vaſen kennen, aber keine Ahnung haben von der luxuriöſen Eleganz, welche ſo übertrieben und ſo kleinlich in der Mode der Gegenwart zum Vorſchein kommt. Die meiſten Menſchen fühlen ſich ſehr unbehaglich in einem ſolchen Palaſt, wo ein Saal zuweilen größer iſt, als eine ganze modiſche Wohnung in Paris oder als ein ganzes elegantes Haus im Weſtende Londons. Judith hatte ſich, um dieſem Unbehagen zu entfliehen, ein Zimmer nach elegantem Komfort einrichten laſſen. Schwere Vorhänge verhüllten die Türen, ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden; ein Marmorkamin erfüllte ſeinen Zweck und gab Feuer — keinen Rauch; ein Pianino und anderes modiſches Mobiliar füllte den Raum. Dies Zimmer hatte Judith für ihre Einſiedelei erklärt. Niemand durfte es betreten außer Madame Miranes, und dieſe tat es nicht, weil ſie auf alle Launen ihrer Tochter bereitwillig einging — überdas in ihrem eigenen Zimmer denſelben Komfort hatte. Es war ein ſeltſamer Kontraſt zu dieſem Zimmer und zu Judith ſelbſt, daß ſie zuweilen arme Leute, die ſich mit Bittſchriften an ſie gewendet hatten, gerade hier empfing. Sie war ſehr wohltätig, ja mehr als das! ſie war teilnehmend für fremde Not. Weil ſie in Gold ſchwamm, beklagte ſie die tauſend Entbehrungen der Armen. Sie machte es nicht wie ſo viele, welche ihre Gedanken von den Dürftigen abwenden, um nur ja nicht im Vollgenuß durch ein trübes Bild geſtört zu werden.

Eines Morgen hatte Judith eine arme Witwe, die traurige Mutter von vier kleinen Kindern, erfreut und getröſtet entlaſſen. Die Frau ging die Nebentreppen hinunter, welche zu dieſem Teil der Gemächer führte und ſtieß am Fuß derſelben auf einen Geiſtlichen, der zu ihr ſagte:

„Ich finde keinen Diener, um mich zu melden. Wie komme ich zu der Signora, die hier im erſten Stock wohnt? oder iſt es noch zu früh?“

„Zu früh für Diener und Geſellſchaft; aber nicht zu früh, wenn Sie ein Anliegen bei der Signora haben. Nur hier hinauf, Signor Abbate! da finden Sie eine Tür; da klopfen Sie an — und die ſeligſte Jungfrau Maria verhelfe Ihnen zu Ihrem Anliegen, wie ſie mir zu dem meinen bei der edlen Seele verholfen hat,“ entgegnete die Frau und trocknete die Tränen ihrer kummervollen Augen.

Das iſt eine gute Vorbedeutung! dachte Hyazinth und folgte der Weiſung. Judiths Kammerfrau öffnete die Tür, an die er klopfte, nahm ohne weiteres an, daß jemand, der ſo früh und in ſo demütiger Haltung auf dieſem Wege vorgelaſſen zu werden wünſche, ein Bittender ſein müſſe, führte ihn durch ihr Zimmer, machte eine zweite Tür auf, teilte einen Vorhang von dunkelrotem Damaſt und hieß ihn eintreten. Judith ſaß am Kaminfeuer auf einer niedrigen Cauſeuſe. Neben ihr auf einem Tiſch von florentiniſcher Moſaik ſtand ein wunderſchöner Kaſten von Schildkrot mit Silberfäden eingelegt und mit weißem Atlas gefüttert, worin ſich eine Menge Schmuckſachen befanden, welche ſie muſterte. Sie trug eine weite Jacke von violettem Sammt mit Zobel beſetzt, in die ſie ſich hüllte, denn es war ein kalter Wintertag. Ein ſtarker Arom von allerlei Wohlgerüchen erfüllte dies Zimmer mit einem Duft, welchen die kaum bemerken, die an ihn gewöhnt ſind, und welcher anderen oft unerträglich erſcheint. War es der Arom, oder eine gewiſſe orientaliſche Pracht des ganzen Bildes, oder Judith ſelbſt und das, was er von ihr wußte — und hoffte: genug, Hyazinth dachte unwillkürlich an Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung. Er blieb ruhig an der Türe ſtehen, als Judith ſich von der Cauſeuſe erhob und auch ganz ruhig ſagte:

„Was wünſchen Sie, Signor?“

„Für mich — nichts!“ entgegnete er, „aber . . . .“ —

„Ich verſtehe!“ unterbrach ſie ihn freundlich; „für irgend ein Werk der Barmherzigkeit!“ und ſie ſchloß ein Schränkchen auf.

„Aber ich bitte für Gott um Ihre Seele, Signora,“ ſagte Hyazinth.

„Ah, Sie ſind von Lelio zu mir gewieſen!“ rief Judith und wendete ſich raſch ihm zu. „Seien Sie willkommen! . . . . Sind wir uns ſchon irgendwo begegnet?“ ſetzte ſie hinzu, als ſie ihn ins Auge faßte.

„Das kann wohl ſein,“ entgegnete Hyazinth gelaſſen. „Ich war neulich in der Kirche Maria della pace, als Sie dort mit Lelio die Sibyllen bewunderten.“

„Aber Sie ſind kein Römer?" fragte ſie wieder, als müſſe ſie eine Erinnerung verfolgen.

„Das beweiſt meine Ausſprache zur Genüge," ſagte Hyazinth lächelnd. „Indeſſen iſt die Veranlaſſung, die mich hierher führt, zu wichtig, als daß ſich die Signora bei meiner armſeligen Perſönlichkeit aufhalten dürften — vorausgeſetzt immer, daß Lelio recht hatte."

„Was ſagte Ihnen Lelio, Signor?"

„Sie wünſchten die katholiſche Kirche kennen zu lernen und getauft zu werden."

„Hauptſächlich aber wünſche ich Gräfin . . ." — Sie ſtockte, deutete Hyazinth an, Platz zu nehmen, ſetzte ſich wieder auf ihre Cauſeuſe und nahm einen großen grünen Taftfächer mit Stäben von Sandelholz zur Hand, mit dem ſie ſpielte und den ſie zuweilen als Schirm gegen die Flamme vor das Geſicht hielt. Sie fühlte ſich verlegen und ſuchte nach Worten. Als ſie aber ſchwieg, ſagte Hyazinth nach einer Weile ſanft und ruhig:

„Sie wünſchen Gräfin Windeck zu werden. Lelio hat mich auch davon in Kenntnis geſetzt. Erlauben Sie mir aber zu fragen: weshalb wünſchen Sie es?"

„Um glücklich zu werden."

„Sie wiſſen alſo, daß Sie in dieſer Verbindung Ihr Glück finden werden?"

„Ich hoffe es."

„Und worauf gründen Sie dieſe Hoffnung?"

„Auf die Liebe des Mannes, mit dem ich mich zu verbinden denke."

„O Arme!" ſagte Hyazinth mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes und des innigſten Mitleides.

„Er iſt geprüft und bewährt, Signor! es iſt eine jahrelange Neigung — oder Leidenſchaft! es iſt kein verfliegender Rauſch. Mein Leben war von der Art, daß ich den Unterſchied wohl kennen gelernt habe und daß nichts mir wünſchenswert erſcheint, als der Beſitz eines treuen Herzen."

„O Arme!" wiederholte Hyazinth."

„Nicht doch, Signor!" ſagte Judith bewegt; „ich bin ja reich. Ich habe ja alles, was Tauſende umſonſt erſehnen und was ſie beneiden: Naturgaben und Vorzüge glänzender Art. Ich werde bewundert, angebetet; wo ich erſcheine, erwarten mich Triumphe und Feſte; ich verſetze große Maſſen in einen Taumel von Wonne und Entzücken, weil ich die Kunſt verſtehe, die Saite in der Menſchenbruſt anzuſchlagen, die am ſtärkſten vibriert: die Leidenſchaft. Ich herrſche über dieſe Maſſen; ich ſtimme ſie auf meinen Ton. Das iſt ein großer Genuß. Das iſt die Art, wie das Weib am feinſten ſeine Herrſchaft üben kann und herrſchen — iſt nun einmal eine Wonne! Ich habe auch Gold und bin durch mein Vermögen vollkommen unabhängig. Sie ſehen alſo, daß ich reich bin. Nur macht dieſer Reichtum mein Herz nicht glücklich. Das hab ich erkannt in den ſieben Jahren meines Kunſtlebens und deshalb will ich all' die ſchimmernde Herrlichkeit verlaſſen und da mein Glück ſuchen, wo das Menſchenherz es findet — in der Liebe.“

„O Arme!“ wiederholte Hyazinth.

„Schweigen Sie, Signor, mit Ihrem entſetzlichen: „o Arme!“ rief Judith heftig. „Wenn Sie das ſagen mit dieſem Blick und dieſem Ton: ſo verwandeln Sie mir die Marmorwände in Tonſcherben und Samt und Seide in Spinnweben — und dieſe Juwelen in Kieſelſteine — und meine Kleider in Lumpen — und meine Hoffnung auf Glück in Fiebertraum — und mich ſelbſt in eine Bettlerin.“

„O Arme!“ ſagte Hyazinth. — — —

„Wer iſt denn in Ihren Augen reich, Signor?“ fragte Judith nach einer Pauſe des Nachdenkens mit Faſſung.

„Wer Gott beſitzt.“

„Dann haben Sie ganz recht, mich arm zu nennen, denn Gott gehört weder zu meinem Reichtum, noch zählt er mit in meinem Glück.“

„Aber Sie glauben an ihn? an einen perſönlichen, außerweltlichen Gott?“

„Ich habe einmal gehört,“ ſagte Judith ſinnend, „ein gewiſſer Fixſtern ſei ſo weit von unſerem Planeten entfernt, daß ſein Licht drei Millionen Jahre brauche, bis es zu uns komme. Da die Aſtronomie das berechnet hat, ſo nehm' ich es als eine ausgemachte Wahrheit an — und glaube es. Allein dieſer Fixſtern mit ſeinem drei Millionen Jahre alten Licht iſt mir ſo fern, ſo fremd, ſo unerreichbar, daß er mich, wie man zu ſagen pflegt, nicht warm noch kalt macht. Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen noch zu teilen, er hat auf mein Daſein keinen Einfluß, ich denke nie an ihn. Und ſo ungefähr geht es mir auch mit Gott. Es gibt ja eine Gotteskunde, wie es eine Sternkunde gibt. nehme an, daß auch ſie die Wahrheit lehrt und glaube an einen Gott, der außerhalb ſeiner Schöpfung ſteht und von ihr unabhängig iſt. Aber ich bin ſo wenig mit ihm in Verbindung, wie mit jenem Fixſtern, und die ganze Welt rollt zwiſchen ihm und mir auf und ab. Verſuche ich es, an ihn zu denken, ſo erlahmt der Geiſt oder irrt in der Zerſplitterung der Gedanken umher. Ich finde keine Leiter, die mich zu ihm führte, keinen Faden, der mich an ihn feſſelte. Jeder Aufſchwung dazu macht mich mutloſer, weil ich auf dem nämlichen Punkt mich immer wiederfinde, und da in meiner Familie von dem religiöſen Leben, wie es bei den altgläubigen Iſraeliten exiſtieren ſoll, nie eine Spur war, ſo hab' ich auch nie ein Beiſpiel vor Augen gehabt, daß es anderen anders gehen könne, als mir."

„Aber Sie ſahen Chriſten, Signora; und Sie ſollten bei denen nie etwas anderes wahrgenommen haben?"

„Signor!" ſagte Judith und ſchlug ihre Augen feſt und klar zu ihm auf; „Sie merken gewiß, daß ich mich bemühe, aufrichtig Ihre Fragen zu beantworten. Vergeben Sie mir alſo, wenn ich etwas ſage, das Sie verletzen könnte. Ja, ich habe Chriſten geſehen, habe immer unter ihnen gelebt und verkehrt. Aber Sie wiſſen, in dem Weltverkehr und in dem geſellſchaftlichen Treiben ſucht man Unterhaltung, Zerſtreuung, eitle Freuden, auch ſchlimmeres noch; und was man ſucht, findet man. In Ball- und Opernſäle verirrt ſich das Glaubensleben nicht hinein, oder — ſollte es ausnahmsweiſe geſchehen, ſo trägt doch jedermann viel zu wohlerzogen die Toilette der großen Welt, um ahnen zu laſſen, was in ſeiner Seele vorgeht. Und ſo kenne ich denn unter den Chriſten nur zwei Menſchen, in deren Leben Gott wirklich mitzählt — und es ſind die beiden einzigen Männer, vor denen ich Achtung habe."

„Ohne Zweifel iſt der eine von ihnen — Graf Windeck und Sie ſetzen deshalb ein ſo großes Vertrauen in ihn?" fragte Hyazinth.

„Nein, Signor!" entgegnete Judith gelaſſen. „Graf Windeck nimmt, vermöge ſeiner treuen Liebe für mich, einen ganz beſonderen Platz ein. Der eine jener Männer iſt unſer Freund Lelio, der mir von dem Augenblick ſeiner Bekehrung an ſo lieb und achtungswert geworden iſt, wie ich früher nie geahnt habe, daß er mir ſein könne. Der andere iſt Ihnen unbekannt und iſt auch gänzlich aus meinem äußeren Leben verſchwunden. Aber zuweilen, wenn ich recht menſchenmüde bin, denke ich an ihn, und das erfriſcht meine Seele. Er war der ſchlichteſte, einfachſte Menſch von der Welt, kindlich unter ſeinen grauen Haaren. Erneſt hieß er und Maler war er. Ich habe ihn hier im Kapuzinerhabit von fern geſehen. Auf dieſe beiden Menſchen beſchränkt ſich meine Kenntnis von den Chriſten, die Ihnen bei Ihrer Frage im Sinn lagen."

„Und haben Sie nie gewünſcht, im Denken und Sein dieſen Männern ähnlich zu werden?"

„Ganz außerordentlich," entgegnete Judith mit feinem Lächeln, „wenn es möglich wäre es zu werden, ohne meine Eigentümlichkeit aufzugeben."

„Über den Punkt ſeien Sie außer Sorge, Signora!“ ſagte Hyazinth lächelnd. „Niemand liebt die Mannigfaltigkeit mehr, als der liebe Gott! das beweiſt ſeine Schöpfung im allgemeinen wie im einzelnen — und jede Eigentümlichkeit, das größte Genie, wie die beſchränkteſte Intelligenz — die begeiſterte, wie die nüchterne Seele — das volle ſchwunghafte, wie das mäßig begabte Herz: alle ohne Ausnahme gelangen zu der ihnen möglichen Stufe der Vollkommenheit nur dadurch, daß ſie Gott zum Mittelpunkt ihres Lebens machen.“

„Gelangen viele zu der Stufe von Vollkommenheit, die ihnen erreichbar war?“

„Das kann allein der allwiſſende Gott entſcheiden. Wir wiſſen nur, daß die Mittel dazu einem jeden zu Gebot ſtehen.“

„Es werden aber große Opfer verlangt, um ſie zu erreichen; und an der Eigentümlichkeit wird ſo viel geſchliffen und gemodelt, daß wenig davon übrig bleiben mag.“

„Signora, ich ſehe da in Ihrem Schmuckkaſten einige wunderſchöne Smaragden. Ehe ſie geſchliffen waren, mögen ſie noch einmal ſo groß geweſen ſein, als ſie jetzt ſind, und dennoch ſind ſie jetzt ungleich ſchöner und koſtbarer als zuvor, denn das Licht ſpiegelt ſich in all ihren Facetten und lockt den glühenden Glanz ihrer Farbe funkelnd hervor. So ſoll von der Eigentümlichkeit des Menſchen, von ſeinem Charakter, ſeinem geiſtigen Weſen, welche ihm ſein beſonderes Gepräge geben, nur das verſchwinden, was deſſen Schönheit beeinträchtigt und was das Licht hindert, den ſpielenden Farbenzauber erſtrahlen zu laſſen.“

Judith hatte die Smaragdnadel in ihre Hand gelegt, betrachtete ſie nachdenkend und fragte:

„Aber was iſt das für ein Licht, welches dem geiſtigen Sein des Menſchen ſeine Schönheit gibt?“

„Das iſt der menſchgewordene Gott, Chriſtus, der Erlöſer der Welt. Auf jeder Facette unſeres Weſens ſollen wir ſein Abbild tragen: dann ſind wir ſchön! Da wir aber ſtatt deſſen unſer eigenes Bild oder die Abbilde der Welt tragen, welche durch die Sünde verzerrt und entſtellt ſind, ſo muß das erſt abgeſchliffen werden, bevor die Spiegelung eintreten kann.“

„Die Sünde!“ rief Judith im Ton des Vorwurfes; „aber es begehen doch nicht alle Menſchen Sünden, welche den Charakter entſtellen und das Herz verderben.“

„Ich weiß nicht, welchen Sünden Sie das Privileg erteilen, Signora, den Charakter zu verderben.“

„Nun, zum Beiſpiel dem Geiz, der Heuchelei, der Lüge.“

„Nicht wahr, Signora,“ fragte Hyazinth mit ſanftem Lächeln, „Sie ſind großmütig? und Sie ſind des Komödienſpieles ſo überdrüſſig, daß Sie die Komödie der Welt im Fach der Heuchelei und Lüge nicht mitſpielen mögen?“

„Sie können recht haben, Signor.“

„So macht es der Menſch: diejenigen Fehler und Leidenſchaften, die er nicht hat oder die ſeinen guten Eigenſchaften entgegengeſetzt ſind — nur die nennt er Sünde. Was er aber bei ſich ſelbſt findet . . . .“ —

„Nennt er Schwäche, traurige Schwäche, die ſeiner irdiſchen Natur anklebt,“ unterbrach Judith ihn ruhig. „Und was nennen Sie denn Sünde, Signor?“

„Ich bin nur das Organ der lehrenden Kirche und ſie ſpricht: Die Sünde iſt eine Übertretung des göttlichen Geſetzes. Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde mit einer liebenden Seele, welcher die Liebe zu ihrem Urbild innewohnt; aber nicht als Zwang, nur als Neigung, denn die Liebe hat nur dann Wert, wenn ſie auf beſonnener freier Wahl beruht. Sie iſt kein Feuer, das den erſten beſten brennbaren Gegenſtand ergreifen und verzehren darf; ſie ſoll das ſuchen, was ihre Flamme dauernd nährt, ohne Zerſtörung um ſich her zu verbreiten. Gott ließ dem erſten Menſchenpaar die Wahl, ob es ſeiner himmliſchen Beſtimmung gemäß in der Liebe und Anbetung der göttlichen Schönheit alle Kräfte ſeines Weſens entfalten und in ihrer Entfaltung ſelig ſein wolle; oder ob es zum Gegenſtand ſeiner Liebe etwas machen wolle, was Gott nicht iſt. Wie unſere Stammeltern wählten — das wiſſen wir! ſie mißbrauchten die himmliſche Gabe ihrer Freiheit zu einem beweinenswerten Akt ihres Willens, ſagten ihrem Schöpfer den Gehorſam auf und wendeten ſich dem Böſen zu, das er verboten hat. Darum ſagt einer unſerer größten heiligſten Kirchenlehrer, St. Auguſtinus, mit energiſcher Kürze: Die Sünde iſt die Verachtung der Liebe Gottes.“

„Ah, Signor!“ rief Judith, „wenn das Sünde iſt, ach! dann gibt es viel Sünde auf Erden! denn wer denkt überhaupt an die Liebe Gottes!“

„Bei jedem von uns wiederholt Gott die Prüfung, welcher er unſere Stammeltern unterworfen hat, und wie wir dieſelbe beſtehen, das kann jeder ſich ſelbſt am beſten beantworten. Die göttliche Liebe, die uns ſelig machen will in Ewigkeit, wenn wir mit kindlichem Gehorſam ihr anhangen —, ſie wird verſchmäht und gedankenlos, wie ein um ſich freſſendes Feuer, werfen wir unſere Liebe auf Dinge, die unſerer ſinnlichen Natur ſchmeicheln und ziehen unſerem Gott — einen Apfel vor.“

„Das iſt gräßlich wahr!“ rief Judith und ſchlug die Hände ineinander. „So macht es der Menſch. Aber ſind das wirklich ſeine uranfänglichen Geſchicke? ſind es nicht Parabeln? nicht Mythen?“

„Und wenn es der poetiſche Ausdruck für eine allgemeine Wahrheit wäre, ſo hätte Ihr Ausruf, ſo gut wie die innere Geſchichte jedes Menſchen, ihm beigeſtimmt. Allein Sie werden wohl wiſſen, Signora, daß es wirklich und wahrhaft die uranfänglichen Geſchicke der Menſchheit ſind, welche in den heiligen Büchern der Offenbarung von dem gotterleuchteten Moſes aufgezeichnet wurden. Sie ſagten ja vorhin, daß Sie der Gotteskunde Glauben ſchenkten. Nun, ein ſolcher Gotteskundiger war Moſes gewiß. Kommen Ihnen Zweifel, ſo iſt das nur die Folge der Schwankungen, welche im menſchlichen Verſtande, in ſeiner Faſſungsgabe und Urteilskraft vor ſich gehen. Auf der Höhe der Intelligenz ruhet der Glaube, wie die Krone auf einer Geiſterſtirn. Bei Ihnen vielleicht erſt im Keim, als Glaubensbedürfnis, oder als Wunſch und Verlangen zu glauben; aber der Keim iſt vorhanden, wie in jedem Menſchen, der mit Vernunft begabt iſt. Der Glaube iſt das Band zwiſchen der Seele und ihrer Heimat. Er gibt ihr die Anwartſchaft auf ein Bürgerrecht, welches Sie, Signora, gewiß nicht im Staube des ärmlichen Erdenlebens ſuchen.“

„Wenn wirklich in jeder vernünftigen Seele der Glaubenskeim ruht, warum entwickelt er ſich nicht? warum bleibt der Menſch in ſeinen Zweifeln, in ſeinen Verneinungen? warum wendet er ſich von der göttlichen Offenbarung ab und ſeinen eigenen Ideen zu, an die er mit Fanatismus glaubt, während ſie anderen durchaus verkehrt erſcheinen?“

„Weil der Menſch ſeinen freien Willen hat. Wie er der Liebe eine verkehrte oder rechte Richtung geben kann: ſo kann er den Glaubenskeim entwickeln oder erſticken. Glaube und Liebe werden ihm nicht wie etwa Seh- und Gehörwerkzeuge ein für allemal äußerlich gegeben. Wenn das wäre — wo bliebe ſeine ſittliche Freiheit? und fehlte ihm die, wo wäre dann ſeine Würde, ſeine Tugend? Gab Gott dem Menſchen die Vernunft und die Fähigkeit, das göttliche Geſetz mit dem Glauben annehmen und mit der Liebe umfaſſen zu können: ſo mußte er es dem Willen des Menſchen anheim ſtellen, beides auch verwerfen zu können. Chriſtus ſagt: „Ich ſtehe vor der Tür und klopfe an.“ Dieſe Türe kann verſchloſſen bleiben und kann geöffnet werden. Zum Öffnen — treibt die Gnade an; zum Verſchließen — die Sünde; oder die Neigung zu ihr.“

„Und wenn wir öffnen, Signor?“

„So tritt Chriſtus bei uns ein, der verheißene Erlöſer, und nimmt Wohnung bei uns. Er richtet die gefallene Natur wieder auf, er ſtellt die Kraft der ſündenſiechen Seele wieder her, er bringt ein himmliſches Leben da hervor, wo ſchon der Verweſungsqualm des ewigen Todes brodelte. Er gießt ein übernatürliches Licht dort aus, wo ſchon die Regionen der ewigen Finſternis herauf dämmerten — und dies Licht erleuchtet und verklärt die Seele, befähigt ſie zu hoher Erkenntnis, zu reiner Liebe und zur Beharrlichkeit in der Kindſchaft Gottes."

„Bin ich kein Kind Gottes, Signor?"

„Doch, Signora, denn Sie ſind ſein Geſchöpf — und zu jedem ſeiner Geſchöpfe hat er geſagt durch den Mund des Propheten: Mit ewiger Liebe lieb' ich dich; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Aber er trauert noch um Sie. Sie haben ſich noch nicht unter ſeine ſchirmenden Flügel geflüchtet, die er ausbreitet, wie eine Henne für ihre Küchlein. Das Licht Chriſti, die heiligmachende Gnade, iſt noch nicht in Ihre Seele eingedrungen und dieſe iſt noch nicht zu gottgefälliger Schönheit gelangt."

„Und das alles — weil ich Ihren Chriſtus nicht kenne?" rief Judith ſcharf.

„Mein Chriſtus iſt Ihr Chriſtus und der Chriſtus der ganzen Welt," ſagte Hyazinth gelaſſen. „Was wäre die Erlöſung, wenn ſie nicht einen erlöſenden Einfluß auf die Seele übte, der ſie zu teil wird, und ſie edler und beſſer machte, als ſie zuvor war! Könnte die gefallene Menſchheit ohne den Erlöſer zur gottgefälligen Schönheit ſich entwickeln und durch ihre natürlichen Gaben und Kräfte ſich zum Haß der Sünde und zur Liebe Gottes erheben: ſo wäre freilich der Erlöſer etwas ganz überflüſſiges im Leben der Menſchheit. Der moderne Unglaube hat ihn auch dafür erklärt; denn der moderne Unglaube liebt die Sünde, ſchwimmt in Sünde, trinkt die Sünde wie Waſſer und wünſcht durchaus nicht mit ihr zu brechen und ſich vom Luzifersdienſt zur Anbetung Gottes hinzuwenden. Ihm iſt Chriſtus unbequem; darum nennt er ihn eine Fiktion, eine Prieſtererfindung, um die Gewiſſen zu ſchrecken und um in ſeinem Namen die Seelen zu beherrſchen. Und etwas der Art iſt Ihnen durchs Gedächtnis geflogen, als Sie im Ton des Vorwurfs ſagten: Ihr Chriſtus!"

„Wenn Sie ſich mit mir vergleichen," fragte Judith, „halten Sie ſich dann nicht für ein unſäglich bevorzugtes Weſen?"

„Was die Gnade betrifft — unſäglich bevorzugt, denn ich bin im Chriſtentum geboren und bei meinem Eintritt ins natürliche Leben empfingen mich alle Gnaden des übernatürlichen Lebens, welche Chriſtus, der menſchgewordene, der gekreuzigte, der euchariſtiſche — uns erworben hat, und fort und fort uns ſpendet. Was aber mein Verdienſt betrifft — ach, Signora, da fürchte ich, daß ich, trotz ſo großer Gnaden, doch keinen Vorzug vor Ihnen habe."

„Glauben Sie nicht, daß Gott mit beſonderem Wohlgefallen auf Sie herabſchaut?"

„Wie könnte ich das glauben, Signora! jeder Blick in mein Herz zeigt mir — nach innen ein Gewimmel von böſen und ſündhaften Neigungen und nach außen — Fehler und Flecken auf all meinem Tun."

„Das alles ſehen Sie in ſich, Signor?" rief Judith ſtaunend; „und ich — ich nehme nichts der Art in mir wahr!" — Sie legte ihr Geſicht in ihre Hände und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Das Licht der heiligmachenden Gnade, wie Sie es nennen, iſt mir noch nicht aufgegangen, und ob es geſchehen wird, weiß ich nicht! ich fürchte mich."

„Durch den Mund des Propheten ruft Gott auch Ihnen zu: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Ich habe dich erlöſt und dich bei deinem Namen gerufen; du biſt mein."

„Es muß ein entſetzlicher Moment ſein, zu entdecken, daß man in ſich, gleichſam mit ſeinem Herzblut, ein Schlangengewimmel nährt, und ich begreife nicht, wie Sie davon ſo gelaſſen reden können, Signor. Ich würde darüber verzweifeln. Ich kann es nicht ertragen, den Menſchen — ſowohl mich ſelbſt als andere — in ſolcher Erniedrigung zu ſehen."

„Und zu dieſer Erniedrigung des gefallenen Menſchen hat ſich der Erlöſer herabgelaſſen, Signora, hat ihr ins Auge und ins Herz geſchaut, hat geſehen, daß er rettungslos unheilbar ſei, wenn nicht die Todeswunde des Böſen, welche die Sünde ihm ſchlug, geſchloſſen werde; hat im wunderbaren Geheimnis ſeiner Menſchwerdung, der menſchlichen Natur die Vereinigung mit der göttlichen — und die Teilnahme an einem göttlichen Leben gebracht und hat der Majeſtät Gottes gegenüber ſeine heiligſte Menſchheit zu einem Sühn- und Schlachtopfer für den Abfall der unheiligen gemacht. Und dieſer Chriſtus ſteht jetzt auch vor Ihrer Tür, Signora, und klopft an und iſt bereit, Ihnen die Teilnahme an ſeinem göttlichen Leben zu gönnen."

„Was wird aus uns, wenn wir ihn aufnehmen?"

„Der neue Menſch, Signora! Der Menſch iſt jetzt nicht mehr in dem Zuſtand, in welchem er einſt aus der Hand Gottes hervorging. Er bringt auf die Welt das Stigma des Sündenfalles mit, in welchen der Stammvater ſeine ganze Nachkommenſchaft bis zum Ende der Zeit verwickelt hat. Das iſt die Erbſünde — dies unergründliche Geheimnis, welches das Gemiſch von Erhabenheit und Niedrigkeit in jedem Menſchen erklärt. Er hat etwas vom Engel und etwas vom Tier: Himmelsſehnſucht und gemeine Begierden, einen erhabenen und einen groben Inſtinkt, edle und brutale Neigungen. Er trägt das Ebenbild Gottes an der Seele — und dem Leibe nach, von Staub und Aſche, von Fleiſch und Blut, ſteht er in einer Reihe mit den unvernünftigen Kreaturen. Daraus entſpringt eine zwiefache Sympathie, die von zwiefachem Geſetz angezogen wird; die eine — für das Schöne, das Geiſtige, das Ewige, das Unſterbliche; die andere — für Sinnliches und für rohen Genuß. Das göttliche Geſetz begehrt vom Menſchen Gehorſam und Unterwerfung. Das Geſetz der gefallenen Natur macht denſelben Anſpruch und die böſe Begier bäumt ſich gegen Gott auf. Folgt ihr der Menſch, ſo begeht er eine Sünde — und je mehr er ihr folgt, deſto ſchwächer wird ſeine Kraft für das Gute und für den Widerſtand gegen die böſe Begier. Welche Kämpfe aus dieſer Doppelrichtung, aus dieſem Streit von zwei entgegengeſetzten Elementen, welche in der menſchlichen Natur begründet ſind — für jeden Menſchen hervorgehen, welche Niederlagen er leidet, mit welchen Anſtrengungen er ſich aufrichtet, wie er ſich verzweiflungsvoll zu einer Bahn gedrängt fühlt, die er verabſcheut, wie er ſehnſuchtsvoll nach lichter Schönheit verlangt, die ihm in den Höhen vorſchwebt und zu der er ſich nicht zu erheben vermag: das hat der Apoſtel Paulus in den zwei Worten ausgedrückt: Das Gute, das ich will — tue ich nicht, und das Böſe, das ich nicht will — das tue ich. Unſer himmliſcher Inſtinkt iſt nicht ſtark genug, um die Neigung der ſündigen Natur zu den Dingen der Erde zu beſiegen; das lehrt uns jeder unbefangene Blick, den wir in uns ſelbſt werfen. Er ſollte triumphieren, aber ach! er wird von ihr erſtickt, wenn die Gnade ihm nicht zu Hilfe kommt und ihn in Tugend verwandelt, indem ſie ihn zur Richtung des Willens auf das Gute, auf Gott, macht. Hinter der ſtarren, rauhen Rinde eines Baumes ſteigt ein wunderbarer Lebenstrieb auf und ab, der ihn mit überraſchender Schönheit, mit Laub, Blüten und Früchten ſchmückt. So ſteht die himmliſche Pflanze des übernatürlichen Menſchen hinter der groben Rinde der gefallenen Natur, und Chriſtus muß kommen und den übernatürlichen Menſchen in ſeinem Blut baden, mit ſeinem Fleiſch nähren, mit ſeinem Licht erleuchten, mit ſeinem Geiſt heiligen, ſo daß dieſer nicht mehr von der groben Rinde ſich überwuchern läßt, ſondern in Blüten des Lichtes und Früchten der Gnade ausbricht. Das Leben Chriſti in uns iſt der neue Menſch; der zweite Menſch — wie der Apoſtel Paulus mit großartigem Ausdruck ſagt. Der erſte Menſch iſt der gefallene Stammvater, der die Menſchheit mit ſich abwärts reißt und ihr Repräſentant iſt. Der zweite Menſch iſt der Erlöſer, der die Menſchheit in die Gnadenordnung einführt und ſich zu ihrem Stellvertreter macht."

„Nun weiß ich, was mit Lelio vorgegangen iſt!" rief Judith. „Die Gnade hat die ſündige Natur überwunden und deren Übermacht von dem himmliſchen Menſchen hinweggenommen, der in ihr ſchmachtend gefangen lag. Chriſtus iſt in geheimnisvoller Weiſe in ihn eingegangen und lebt geheimnisvoll in ihm fort. Lelio iſt ein Chriſtusträger geworden, ein Chriſt geworden! . . . . denn Chriſt und übernatürlicher Menſch iſt ja eins und dasſelbe — wenn ich Sie recht verſtehe, Signor?"

„Ganz recht, Signora," entgegnete Hyazinth, „und all unſer Elend rührt daher, daß die Chriſten das Chriſtentum als etwas Äußerliches betrachten und ihre Verpflichtung vergeſſen, ſo zu leben, wie es ſich für Chriſtusträger — um Ihren Ausdruck zu brauchen — geziemt. Sich zur Ebenbildlichkeit Gottes in der praktiſchen Nachfolge Jeſu auszuleben: das ſoll das Charakteriſtiſche, das Weſentliche des Chriſten ſein; dazu empfängt er die Gnade durch die heiligen Sakramente, die wie unſichtbare Kanäle durch die übernatürliche Welt laufen und ſeiner Seele das Blut Jeſu zuführen, worin ſie den Quell und die Kräftigung ihres Lebens findet. So verſtanden es die erſten Chriſten alle. Sie waren bekehrte Heiden und Juden. Sie waren aufs tiefſte von der Überzeugung durchdrungen, daß ihre Bekehrung zum Chriſtentum keine andere Folge haben dürfe, als die: ſich nach dem Beiſpiel ihres Erlöſers ganz und ohne Rückhalt Gott hinzugeben. Sie betrachteten den Chriſten als einen himmliſchen Menſchen, der wie ein wandernder Fremdling auf Erden weilt; dem es zwar geſtattet iſt, ſich Hütten zu bauen und ſich darin niederzulaſſen mit denen, die Gott ihm ans Herz gelegt hat und die er die Seinen nennt — der aber bereit ſein ſoll, von den Anſiedelungen ſeines Glückes zu ſcheiden, wenn der Wille Gottes es verlangt, oder wenn höhere Fügungen es gebieten; als einen himmliſchen Menſchen, der zwar zu ſeiner heilſamen Demütigung und täglichen Prüfung mit ſeiner ſündigen Natur und deren Trieben und Begierden verbunden bleibt, aber nicht mehr auf ſie hören und noch weniger ihnen folgen darf; der ſich hingegen ganz den Anregungen der Gnade hingibt, ganz ſich leiten läßt vom Geiſt Gottes, ganz ſein Leben geſtaltet, ſeine Anſichten bildet, ſein Urteil beſtimmt, ſeinen Maßſtab der Dinge führt nach übernatürlichen Grundſätzen, welche die chriſtliche Glaubenslehre ihm darbietet. Für die erſten Chriſten war die Taufe eine ewige Scheidung zwiſchen ihnen und Welt und Teufel, eine unbedingte Aufopferung an Gott und Verzichtung auf ihr Ich, ein unwiderrufliches Bündnis mit dem übernatürlichen Leben, das ebenſo unwiderruflich die Abwendung von der Sünde in ſich ſchloß; eine Liebesvereinigung mit Chriſtus. So gingen ſie aus der Taufe hervor, und in dieſer Reinheit des Gewiſſens und der Abſicht ſuchten ſie ſich zu erhalten durch großen Eifer zum Gebet, zum Empfang der Sakramente, zum Anhören der Auslegung des Evangeliums, zur pünktlichen Ausübung aller chriſtlichen Tugenden. Kam dann der Tod, gleichviel in welcher Geſtalt — ob in den Martern der Verfolgung, ob in dem bekannten Kleide von Alter und Krankheit — ſo ſchieden dieſe, den Genüſſen der Welt und den Leidenſchaften des Herzens abgetöteten Menſchen freudig von einer Erde, die ihnen nichts geweſen war, als eine Schranke, welche ſie von dem Gegenſtande ihrer einzigen Liebe — von Gott trennte."

„Und dies Geſchlecht iſt ausgeſtorben?" fragte Judith traurig.

„Nein, Signora," entgegnete Hyazinth, „das ſtirbt nicht aus! das Blut Jeſu hat nicht ſeine reinigende und heiligende Kraft verloren. Nur kamen damals ſeine Wirkungen in gedrängter Fülle in dem, verhältnismäßig zur Jetztwelt, kleinen Häuflein der Chriſten und bei den Bekehrten zum Vorſchein, die mit vollem Bewußtſein das Chriſtentum als die höchſte, die göttlichſte Gabe empfingen; während jetzt, wo es über die ganze Erde ausgebreitet und durch beweinenswerte Irrlehren vielfach gefälſcht iſt, der Weltgeiſt ſich auch vielfach hineingedrängt und die Menſchen ſtumpf gemacht hat für das eigentliche innerſte Weſen des Chriſtentums. Aber Gott Dank! es fehlt auch nicht an Seelen, denen es ſich in ſeiner himmliſchen Schönheit erſchließt und die mit dem Apoſtel Paulus verlangen, ſich ſelbſt abzuſterben, um in Gott wieder aufzuleben."

„Dies Verlangen alſo iſt eine unerläßliche Bedingung, Signor, um nicht dem Namen — ſondern dem Weſen nach ein guter Chriſt zu ſein?"

„Eine unerläßliche, um den Weg der chriſtlichen Vollkommenheit zu betreten und auf demſelben fortzuſchreiten."

„Und davor ſoll ſich das Menſchenherz nicht fürchten? vor dieſer Bedingung kein Grauen empfinden? Seine Wünſche, Neigungen, Beſtrebungen, ſeine Liebe, ſeine Hoffnungen, ſein innerſtes Eigentum — alles ſoll es opfern, um zu einer geheimnisvollen Lebensgemeinſchaft mit dieſem, wenn auch nicht unbekannten, ſo doch verborgenen Gott zu gelangen, der nicht ſeines Gleichen iſt und der in ſeiner ſeligen unzerſtörbaren Ruhe folglich auch nicht den tauſend Aſpirationen des warmen und beweglichen Menſchenherzens entſprechen kann! Nein, Signor! das iſt zu viel begehrt. Eine aufrichtige Seele darf keine Verbindlichkeit eingehen, bei der ſie die Überzeugung hat, ihre Verpflichtungen nicht erfüllen zu können.“

„Das iſt, vom natürlichen Standpunkt aus, eine ganz begreifliche Verzagtheit,“ erwiderte Hyazinth. „Aber Sie vergeſſen, daß in Ihnen, unter all dem Schutt, der ſich in Ihrem Herzen angehäuft hat, infolge ſeiner abgeſtorbenen Wünſche, Hoffnungen und Liebe — der himmliſche Menſch auferſtehen ſoll, wie ein verſchüttetes Götterbild zwiſchen Tempelruinen. Und dieſer aus dem Blut Gottes geborene, vom Lebensatem Gottes durchſeelte, in die Liebe Gottes untergetauchte Menſch — iſt dem Gott nicht fremd, der ſich durch ſeine Menſchwerdung zum Bruder — durch ſein Leiden und Sterben zum Opfer — durch ſeine euchariſtiſche Gegenwart zum Liebhaber jeder menſchlichen Seele gemacht, und ihr für niedrige Entſagung einen überaus prächtigen Erſatz, für vergängliche und dürftige Freuden eine grenzen- und endloſe Wonne verheißen hat. Nicht müde werden die Propheten Ihres Volkes, dieſe Verheißung in immer neuen Wendungen zu wiederholen. Bald ſpricht der Prophet im Namen Gottes: „Ich, ich Selbſt will euch tröſten!“ Bald verkündet er: „Ruhe wird dir geben der Herr auf immer und deine Seele mit Glanz erfüllen.“ Oder er ſpricht: „Nicht wird fortan deine Sonne untergehen und dein Mond nicht mehr abnehmen; denn der Herr wird dein ewiges Licht ſein;“ und weiter ſagt er: „Wie der Bräutigam ſich freuet ſeiner Braut, ſo wird ſich freuen dein Gott über dich.“ Sind das nicht prachtvolle Verheißungen? Durchweht ſie nicht die Luft von den Höhen der Ewigkeit? Breiten ſie nicht einen immerblühenden Liebesfrühling vor dem liebedürſtenden Auge aus? Umwogen ſie nicht mit leuchtenden Wellen das Herz, das ihnen vertraut, um es durch einen Ozean der Liebe hinüber an das Gottesherz zu tragen?“

„Signor!“ rief Judith und ſtand lebhaft auf, „ich kann das nicht ertragen! ich habe nicht gewußt, daß Gott mich ſo liebt. Verſenke ich mich in dieſe Bilder, die keine bemalte Leinwand, ſondern Gottesverheißungen, ſondern Offenbarung göttlicher Wahrheit ſind, ſo ſchreit mein Herz auf: Das iſt's! das hab' ich gewollt, das hab' ich erſehnt, danach verlangt meine Seele! das iſt die Liebe ohne Grenzen, ohne Wechſel, ohne Ebbe und Flut, immer gleich und doch immer neu, die das Geſchöpf mir nicht zu bieten vermag, weil es ſelbſt begrenzt und wandelbar iſt. Daß ich von dieſer Liebe geträumt, oder ſie geahnt hätte — ich kann's nicht behaupten, obwohl es gewiß iſt, daß ich mich immer mit der Liebe wenigſtens für eine irdiſche Ewigkeit einzurichten ſuchte, und jede andere als einen Irrtum beweinte. Aber

Signor! während Sie eben von den Liebestaten und Liebesverheißungen Gottes ſprachen, da war es mir, als ſei das verſchüttete Götterbild in meinem Herzen nichts anderes, als die im Wuſt der Irdiſchkeit begrabene Liebe der Seele zu Gott."

„Und was nun weiter, Signora?" fragte Hyazinth immer in demſelben Ton ſanfter Milde, mit dem er das Geſpräch begonnen hatte; „werden Sie dem Gott, dem König der Ewigkeit, der wie ein Bettler vor Ihrer Tür ſteht und um nichts bittet, als um Ihre Seele — werden Sie ihm Ihre Liebe ſchenken? Unſere Liebe iſt unſer Weſen. Unſerer Liebe folgt unſere Seele, unſer Herz, unſer ganzer innerer Menſch nach."

„Weil das ſo wahr iſt, Signor, ſo muß ich mich beſinnen!" entgegnete Judith. „Ich weiß nicht, ob nicht die Liebe für das Geſchöpf zu kurz kommt, wenn man ſich mit ganzer Seele in die göttliche Liebe verſenkt. Und das darf nicht ſein. Ich will auch das Geſchöpf lieben."

„O, Sie ſollen es auch lieben!" rief Hyazinth. „Auch dieſe Liebe ſoll in den Strahl der Gnadenſonne hineintreten, die bereit iſt, über Ihnen aufzugehen, und ſoll daraus eine Kraft und eine Reinheit ſchöpfen, die jeder natürlichen Empfindung eine höhere Weihe gibt."

„Das beruhigt mich — denn Graf Oreſt hat mein Wort, und ein Wort iſt heilig; nicht wahr, Signor?"

„Ein Wort, das mit voller Erkenntnis und Freiheit in einer gottgefälligen Sache gegeben iſt — iſt heilig; von ſeiner Seite ſowohl, als von der Ihren, Signora."

„Wohlan, dies iſt gewiß eine ſehr gottgefällige Sache. Eine ſolche Treue verdient ihren Lohn und das Wort, das ich dem Grafen ſeit Jahren wiederholt habe: Alles für alles! ſoll endlich zur Tat werden. Nur muß ich Zeit haben, mich zu beſinnen, meine Gedanken zu ordnen, meine Verpflichtungen als Chriſtin zu überlegen" . . . . —

„Zeit haben, um ein wenig zu beten," ſetzte Hyazinth hinzu; „beten um den Beiſtand des heiligen Geiſtes, daß er Sie erleuchte; beten um treue Befolgung deſſen, wozu die Gnade treibt; beten um großes Verlangen, die unendliche Liebe Gottes zu erkennen."

„Ach, Signor!" unterbrach Judith ihn traurig, „ich verſtehe nicht einmal, an ſo hohe Dinge zu denken; wie könnte ich Worte finden, um ſie zu erbitten?"

„Es war einmal in den erſten Jahrhunderten des Chriſtentums eine Tochter Babylons, die Thaïs hieß, und die ſich auf die dringenden Vorſtellungen eines heiligen Greiſes von der Welt zu Gott bekehrte. Sie hatte ihm geſagt, ſie verſtehe nicht zu beten. Da riet der Greis ihr, weiter nichts zu ſagen, als: „O Herr, der du mich erſchaffen haſt, erbarme dich meiner!“ Das tat ſie mit ſolcher inbrünſtigen, demütigen, vertrauensvollen, reuigen Geſinnung, daß ſie in dem Maß, wie ſie zuvor Gott verachtet hatte, nun ihn lieben lernte und unter den großen heiligen Büßern der alten Tage ihren Platz einnimmt. Ohne Sie in irgend einer Weiſe, weder vor noch nach Ihrer Bekehrung mit der heiligen Thaïs zu vergleichen, könnten Sie doch auch beten mit wenigen Worten und mit um ſo größerer Inbrunſt.“

Judith ging unruhig im Zimmer auf und nieder, während Hyazinth ſprach. Endlich blieb ſie vor ihm ſtehen und rief:

„Sie haben große Dinge in der kurzen Zeit geſagt — größere, als ich je im Leben gehört habe. In den wunderbaren Geheimniſſen von der Liebe Gottes zu ſeinem Geſchöpf, die ihn antreibt, ſich mit dem Menſchengebilde von Staub und Aſche zu vereinigen und in die Erniedrigung einzugehen, um dieſem armſeligen Menſchengeſchlecht ein etwas von ſeiner göttlichen Natur mitzuteilen und ihm die verlorene Anwartſchaft auf das ewige ſelige Leben zurückzubringen: darin öffnet ſich mir die Perſpektive in eine ganz neue Welt. Aber Signor, wer ſind Sie denn, daß ich Ihnen Glauben ſchenke?“

„Ich bin ein ganz geringer und unbedeutender Prieſter, noch jung, wie Sie ſehen, Signora, und ohne irgend ein Verdienſt, ſo daß meine Perſönlichkeit nicht geeignet ſein kann, Ihnen das mindeſte Vertrauen einzuflößen; das iſt in der Ordnung. Aber als ein Prieſter der heiligen katholiſchen, von Chriſtus Selbſt auf den Felſen Petri gegründeten und von den Apoſteln ausgebreiteten Kirche, habe ich, trotz meiner Unwürdigkeit, die Gnade, das Glück und die Ehre, zu den Nachfolgern und Mitarbeitern der Apoſtel bei der Verkündigung des Evangeliums zu gehören, denn ich habe die Weihe und die Sendung zum Prieſter und zum Lehramt vom rechtmäßigen Oberhaupt der Kirche, auf meinen Biſchof übertragen, erhalten — und bin Ihnen Bürge mit dem ganzen Prieſterſtande der heiligen katholiſchen Kirche, daß jedes meiner Worte, inſofern es die Lehre des Evangeliums betrifft, Ihren vollen Glauben in Anſpruch nehmen darf und muß, weil es die volle, ungefälſchte, göttliche Offenbarung verkündet, an der, in ihrer ewigen, objektiven Wahrheit, kein Deuteln und kein Feilſchen geſtattet iſt. Laſſen Sie ſich von zehn verſchiedenen Nationen und Zungen Prieſter rufen, und befragen Sie dieſelben über ein beliebiges Dogma: alle Zehn werden Ihnen dieſelbe Antwort geben, denn alle ſprechen nicht ihre Anſicht oder Meinung oder Erklärung — ſondern die Lehre der Kirche aus, dieſe wunderbare Lehre, die der heilige Geiſt hoch über alle

Schwankungen und Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, für alle Zeiten der Welt in ungetrübter, göttlicher Reinheit erhält.“

„O wie hat Lelio die Kirche ſo richtig das Auge der Welt genannt,“ rief Judith. „Wie von allen Gliedern des Körpers nur das Auge das Licht ſchaut, beſitzt, umſchließt: ſo beſitzt die Kirche ganz allein auf Erden die Fülle der göttlichen Wahrheit und teilt dies himmliſche Licht allen denen mit, die ſich aus ihrer Finſternis zu ihr hintappen und Erleuchtung begehren!“

„In der Religionslehre der alten Parſen kommen, wie mehr oder minder bei allen orientaliſchen Völkern, neben greulichen Karikaturen ganz wunderbar ſchöne Anklänge einer höheren Offenbarung, wie eine halbverſchollene himmliſche Sage oder wie ein Bruchſtück der Tradition, die aus dem Paradieſe ſtammt, vor,“ ſagte Hyazinth. „Sie lehrten ein Lichtreich, in dem das Gute und Schöne ein Reich der Finſternis, in dem das Böſe und Häßliche heimiſch ſei. Jeder Sieg des einzelnen Menſchen über das Böſe verſtärkte das Lichtreich und jede Niederlage des Guten minderte es; und je nachdem ſich der Menſch zu Ormuz oder Ahriman gehalten hatte, ging er im Tode mit dieſem in das finſtere — und mit jenem in das lichte Reich ein. Drum nannten ſie das menſchliche Leben: den Weg zu beiden Schickſalen. Jeder hatte die Wahl, welchem Gott und welchem Schickſal er folgen wollte. Es treten Momente ein, wo auch im chriſtlichen Sinn für jeden von uns das Leben vor uns liegt, als der Weg zu beiden Schickſalen, und ein ſolcher Moment iſt für Sie gekommen. Die Nacht dämmert, das Licht bricht an.“

„Möge es Tag werden!“ rief Judith feurig. Dann ſetzte ſie mit ernſter Faſſung hinzu: „Genug für heute, Signor! ich danke Ihnen. Ich muß jetzt in die Alltagswelt hinabſteigen. Lelio wird Sie in meinem Namen bitten, ſich ſpäter wieder einmal zu mir zu bemühen.“ —

Auf demſelben Wege, wie Hyazinth zu Judith gekommen war, verließ er ſie und ſein nächſter Gang war in die nächſte Kirche, um vor dem Tabernakel den verborgenen Gott anzuflehen, ſein begonnenes Werk der Gnade in Judiths Seele zu vollenden. Denn eine Bekehrung iſt eine geiſtige Schöpfung; ein geiſtiges Leben bricht aus dem geiſtigen Tode hervor; der verweſende Lazarus erhebt ſich lebendig aus ſeinem Grabe; das iſt eine Gottestat. Und davon war Hyazinth ſo feſt durchdrungen, daß er jeden Blick auf ſich ſelbſt — den verzagten ſowohl als den ſelbſtgefälligen — gänzlich aus dem Auge verlor und ſich hingebend verſenkte in die unendliche Liebe des Gottes, der von ſich geſagt hat: Er gehe als ein guter Hirt jedem verirrten Schäflein nach. War Judith gewonnen, ſo konnte auch Oreſt gerettet werden.

Durch Judiths Seele brauſten heftige Stürme. Sie hatte es ſo leicht und ſo gleichgültig genommen, ſich taufen zu laſſen; ſo gar nicht geahnt, daß ihr innerſtes Weſen dadurch erſchüttert werden könne, daß ihre Auffaſſung von Welt und Leben, von Beſtimmung und Ziel eine Veränderung erleiden würden. Und jetzt? Sie ſaß unbeweglich in ihrer Cauſeuſe, mit geſchloſſenen Augen, die Stirne in die aufgeſtützte Hand gelegt. So nahe iſt mir das Göttliche, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und in das Menſchliche hab' ich mich vertieft und verloren. So weit bin ich abgeirrt von meinem Ziel. Nun verſtehe ich, weshalb das Leben mir als eine Sphynx erſchien, deren Rätſel ich nicht zu deuten vermochte und an dem ich mich müde riet: die göttliche Offenbarung iſt der Schlüſſel zu dieſer Hieroglyphe. Der Abfall des erſten Menſchen — die Erbſünde, welche das Ebenbild Gottes in unſerer Seele verletzt — die eigene Sünde, welche es zerſtörend verwüſtet und dem Böſen in uns die Oberhand gibt — der gräßliche Zwieſpalt zwiſchen der erſtrebenden höheren Natur und der niederen, welche über ſie triumphiert — das Erbarmen der göttlichen Liebe, die ſich demütigt, um das Niedrige wieder zu ſich zu erheben, die himmliſchen Arzneien und himmliſchen Bande in göttlich geheimnisvoller Weiſe bereitet, um die ſiechen, hinſinkenden Seelen zu heilen und zu feſſeln — und die nichts begehrt, als die Gegenliebe der Geretteten — eine Liebe, die den Haß des Böſen und die Widerſagung der Sünde in ſich ſchließt, und das verwüſtete Ebenbild Gottes wieder rein und klar zu machen ſucht — o wie iſt das verſtändlich, wie iſt das einfach! Wie befriedigt das alle Fragen, welche raſtlos in der höheren Natur kommen und wiederkommen; Fragen, welche ſie zuweilen in den Regionen der niederen Natur ſich beantworten läßt, wenn ſie nicht feſt an der göttlichen Offenbarung hält; Fragen von jener furchtbaren Wichtigkeit, wie jene ſind, um die ſich das Menſchenleben bewegt und entfaltet, ja — die Lebensfragen für jeden Menſchen ſind: Was iſt die Liebe? . . . . Was iſt das Glück? Was iſt Wahrheit? . . . . Klar wie der Tag wird mir das alles, wenn ich glaube, daß die göttliche Offenbarung, welche Chriſtus vom Himmel gebracht und der katholiſchen Kirche zur Verkündigung und Aufbewahrung anvertraut hat, all' dieſe tauſend Fragen mit einer himmliſchen Entſchiedenheit löſt, welcher die Fähigkeiten meiner höheren Natur beiſtimmen. Daß die niedere Widerſpruch erhebt, iſt ein Beweis mehr für die göttliche Wahrheit der Offenbarung: die niedere Natur fühlt ſich gerichtet und zum Tode verurteilt; ſie will nicht ſterben, ſie wehrt ſich, ſie verleumdet die Offenbarung und nennt die göttliche Wahrheit — Lüge! .... Weshalb? .... Um das Lügengewebe der Sinnlichkeit und der Leidenſchaft, welches die Wahrheit zu zerreißen trachtet, ungeſtört fortzuſpinnen. Wollte ich mich ihr hingeben, ſo würde auch ich die Offenbarung verwerfen und an der Liebe Gottes, die ſich in ihr kund gibt, verachtend vorübergehen. So macht es der Unglaube. Da liegt für jeden Menſchen die Gefahr, die Verſuchung, die Lockung zum Abfall; da — ſein unvergänglicher Kampf; da — der Punkt, auf dem der Weg zu beiden Schickſalen ſich ſpaltet. —

Die Zeit verging; ſie achtete es nicht. Mehrmals hatte ihr Diener an die Tür geklopft, die in den Salon führte, zum Zeichen, daß man ſie zu ſprechen wünſche; ſie hörte es nicht. Raſche Schritte eilten jetzt durch das Zimmer ihrer Kammerfrau; ſie bemerkte es nicht. Die Tür flog auf, der Vorhang zurück — Oreſt erſchien auf der Schwelle und rief, als er ſie ins Auge faßte:

„Judith! aber Judith, was iſt geſchehen!“

Und er lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küſſen, um ſie zu wecken aus ihrem Traum, ihrer Ohnmacht, ihrer Meditation. Er wiederholte:

„Aber was iſt geſchehen? was iſt Ihnen widerfahren? warum ſperren Sie ſich ab zu dieſer Stunde, wo man gewohnt iſt, Sie zu ſehen? woher dieſe krankhafte Bläſſe? was beſchäftigt Sie? woran denken Sie? — Sehen Sie mich an!“ rief er herriſch.

Judith zog ihre Hände aus den ſeinen und legte ſie auf ſeine Schultern, ſchaute ihn an mit dem tiefen ernſten Blick ihres dunkeln Auges und fragte:

„Sind Sie ein guter Chriſt, Graf Oreſtes?“

„Wenigſtens ein beſſerer als Sie!“ rief er.

„Ich habe ſoeben ernſthaft daran gedacht, es zu werden und mich taufen zu laſſen, damit meinerſeits dasjenige geſchehen ſei, was unſere Verbindung beſchleunigt. Da dürfen Sie ſich nicht wundern, wenn ich mich in Nachſinnen verſenke. Die Komödie meines Lebens hört auf — die Wahrheit beginnt.“

„O daß es ſo weit wäre!“ rief Oreſt; „daß endlich! endlich! der Wonnetag anbrechen, die Stunde des Glückes ſchlagen möge, die uns auf ewig verbindet, auf ewig in Liebe aneinander knüpft! O Judith! ich reibe mich auf an der Kette, die mich an ein anderes Weib feſſelt, und wenn ich ſie auch zerreiße, ſo wird es doch noch lange währen, bis ich deren Bruchſtücke abgeſtreift habe, die ich vorderhand mit mir umherſchleppen muß. Deshalb, Judith, wollen wir uns in nächſter Zeit vor all' dem Wirrwarr flüchten und in der Einſamkeit, fern von der Welt, unſerer Liebe leben. Nach dem Orient wollen wir gehen, nach Damaskus! da iſt das Daſein leicht und lieblich, da verfliegt nicht die ſchönſte Zeit im Tretrad europäiſcher Konvenienz und Langweil! da wollen wir in ungeſtörter Ruhe das Glück genießen, nach dem wir uns ſchon ſo lange ſehnen und das wir nur da finden können, wo uns keine Erinnerung an frühere Verhältniſſe ſtört. O Judith, zu flüchtig iſt die Jugend, zu kurz iſt das Menſchenleben, um Tag auf Tag mit nichts anderem auszufüllen, als mit der Hoffnung."

„Gerade ſo denke auch ich!" entgegnete Judith. „Es muß im Daſein einen Inhalt, einen Kern, eine Wahrheit geben, welche Erſatz gewähren für die unſägliche Leere, welche die glänzendſte Exiſtenz elend macht, ſobald ſie eine liebeloſe iſt. Ja, Oreſt, nach dem Orient wollen wir gehen und in dem „paradieſesduftenden Damaskus" — wie die orientaliſchen Dichter es nennen, in den Feenhäuſern von Marmormoſaik und vergoldetem Zedernholz, welche von den Reiſenden ſo bezaubernd dargeſtellt werden, unter Zitronenbäumen am plätſchernden Springbrunnen, in ſüßen Gefühlen und großen Gedanken unſer Leben zu ſeinem Ziel führen."

„O Geliebte!" rief Oreſt beſeligt, „laß uns fliehen, jetzt! gleich! O glaube mir, die verhaßte Kette wird leichter geſprengt durch einen ſo energiſchen Schritt, der zugleich eine unausfüllbare Kluft zwiſchen der Vergangenheit und Gegenwart reißt, als durch tauſend Schritte, die wir hier unter zahlloſen Hemmniſſen und Störungen tun könnten. O komm! o vertraue meiner Liebe!"

„So nahe dem Ziel — und die alte Torheit ſollte uns beſiegen?" ſagte Judith traurig. „Nein, Oreſt! ich glaube, daß weder Ihre Empfindungen, noch Ihre Abſichten hinſichtlich meiner dadurch eine Änderung erleiden würden. Aber ich kann dieſen Schritt nicht tun! Judith Miranes, die Jüdin, kann nicht den Grafen Oreſt Windeck auf ſeinen orientaliſchen Streifzug begleiten, ohne durch eine ſo verkehrte Nachgiebigkeit ſich in ſeinen Augen herabzuſetzen. Und merken Sie es wohl, Graf Oreſt: es mag nicht ſchwer ſein, die Mißachtung einer Welt zu tragen, die durchaus keinen Maßſtab hat und gibt für das, was zu achten und zu verachten iſt und deren Beifall man ganz geſchwind wieder erkaufen kann durch eine Gänſeleberpaſtete und ein paar Flaſchen Champagner. Aber ſchwer, ja unerträglich wäre es, die Mißachtung eines geliebten Mannes ertragen zu müſſen. Sie wollen auffahren, Sie wollen Beteuerungen machen! armer Oreſt, was ſind Ihre gutgemeinten Worte gegen die Tatſache der Erfahrung! Ich kenne das Menſchenherz: es will eine Glorie um ſeine Liebe ſehen. Je heller die — um deſto ſeliger iſt es, wenn es auch mit Schmerzen und Nöten zu kämpfen hat."

„Judith, meine Göttin, du biſt in der Glorie!" rief Oreſt.

„Nun ſo bleibe darin, du unvergleichliches Geſchöpf! . . . . Ich will jetzt einen anderen energiſchen Schritt tun.“ —

Er ſtürmte fort und zu Korona. Sie war nicht daheim. Sie war nach St. Peter gefahren. —

Es gibt Menſchen — verſteht ſich, höchſt ſelten, hie und da einmal einer! die ſind von ſo wundervoller Vollkommenheit, daß man dieſelbe gar nicht recht gewahr wird und ganz treuherzig wähnt, das ſei ein Menſch wie unſereiner, bis man allmählich im näheren Umgang und nach längerer Beobachtung herausbringt, dem ſei nicht ſo; ihre Vollkommenheit falle nur nicht ins Auge, weil ein wunderſchönes Gleichgewicht ſie nach Innen harmoniſch ordne und ihnen nach Außen das Gepräge friedlicher Einfachheit, ohne hervorſtechende Züge, verleihe. So ungefähr iſt es mit der St. Peterskirche zu Rom. Ihre Verhältniſſe ſind von ſo herrlicher Harmonie, daß man durch ihre ungeheuere Größe anfangs gar nicht frappiert wird und nur nach und nach, wenn man in ihr auf Entdeckungen ausgeht, das Rieſenhafte des Baues erkennt, anſtaunt und bewundert. Die Engelchen, welche die Weihwaſſerſchalen halten, ſind ſechs Fuß lang; der Hochaltar iſt ſo hoch wie der Palaſt Farneſe — einer der großartigſten in Rom; die Gemälde über den Altären ſind alle in Moſaik und über Lebensgröße ausgeführt, ohne daß man es bemerkt. Man muß manchen Beſuch in St. Peter wiederholen, bis man ſich in ſeiner Welt von Kunſt und Schmuck, von Reichtum und Größe, von Grabmalen und hiſtoriſchen Erinnerungen heimiſch fühlt. Wie immer und überall, ſo hat auch da die Andacht es am beſten und leichteſten. Die geht vor bis zu der Baluſtrade, welche den Einblick in die Krypta umſchließt, kniet nieder und betet. Denn da ruhen die Reliquien eines Menſchen, an dem Gott die Wundertaten ſeiner Gnaden ſeit achtzehnhundert Jahren in einem Maß aufleuchten ließ und läßt, wie an keinem anderen Staubgeborenen: Petrus, der Fiſchersmann aus Galiläa, der Hirt, dem Chriſtus ſelbſt die Führung ſeiner Herde anvertraut hat, der Nachfolger des Gottesſohnes in dieſem heiligſten Amt, der Stammvater aller Stellvertreter des Herrn als Oberhaupt der Kirche auf Erden: Petrus ruht da.

Koronas Lieblingsausflug war immer nach St. Peter und ihr Lieblingsplatz dort war am unterſten Pfeiler des linken Seitenſchiffes, nächſt dem Eingang; denn von dort blickt man gerade auf Rafaels Transfiguration, die in einer Moſaikkopie über dem Altar des Kreuzſchiffes ſich erhebt. Die hohe majeſtätiſche Marmorhalle bildet eine lange Perſpektive vor dem großartigen Gemälde, in welchem Rafaels Genie allen Jammer der Erde und alle Seligkeit des Himmels wie in einer wunderbaren

Viſion zuſammengeſtellt hat. Während ſich der göttliche Heiland auf dem Tabor vor ſeinen drei auserwählten Jüngern in himmliſcher Verklärung zeigt, leuchtend, ſchwebend, ſtrahlend, Mittelpunkt und Spitze eines überirdiſchen Lichtglanzes, angebetet von Moſes und Elias, die in einer niedrigeren Region ſchweben; ſtehen am Fuß des Berges die übrigen Jünger ratlos, angſthaft und niedergeſchlagen dem troſtloſen Vater gegenüber, der den beſeſſenen Knaben in ſeinen Armen hält, der verzweiflungsvollen Mutter gegenüber, die ihnen zürnend vorwirft, daß ſie ihr Kind, ihr einziges, ihr vielgeliebtes, nicht retten können, dem Volk gegenüber, das von ihnen dieſelben Wunderheilungen wie von ihrem Meiſter verlangt. Aber der Meiſter iſt nicht bei ihnen und deshalb vermögen ſie nichts! ohne Chriſtus keine Rettung, keine Heilung, kein Troſt, kein Sieg über den Geiſt des Böſen. Ohne Glaube iſt der Menſch tot in ſich und unbrauchbar zum Gnadenwerk. Aber hoffet nur, ihr Geplagten, ihr Leidenden, ihr Hilfloſen! der Herr iſt nah. Glaubet nur! er ſelbſt ſteigt aus ſeiner Verklärung, von ſeinen übernatürlichen Taborshöhen in eure Finſternis und euer Elend herab. Glaubet nur! bittet nur! Er kommt, um euch zu retten und euch von der Übermacht des böſen Geiſtes zu befreien! Ein göttliches Bild, jeder Menſchenſeele verſtändlich! aber für Korona ganz voll lebendigſter Anklänge, für die jammervolle Gegenwart ſowohl, als für die Hoffnung, die der göttlichen Barmherzigkeit vertraut, und um ſo mehr, wenn die Menſchen ratlos ſind, welche man ſonſt als gute Ratgeber kennt. Korona brachte immer einen Strahl des Troſtes in ihrer Seele von der Transfiguration zurück. So war es auch heute — und ſie konnte ihn brauchen.

Als Oreſt ihren Wagen über den Platz fahren ſah, eilte er hinab, hinderte ſie auszuſteigen, während er Felizitas, die ihre Mutter immer in Obhut ihrer Bonne begleitete, ſchnell aus dem Wagen hob und dabei zu Korona ſagte:

„Man kann hier im Hauſe keinen Augenblick vor Störung ſicher ſein, bald kommt der Papa, bald Hyazinth — alſo laß uns nach der Villa Borgheſe fahren; ich habe verſchiedenes mit dir zu ſprechen.“

Er ſetzte ſich zu ihr und ſie fuhren der porta del popolo und dem großartigen Park zu, den der Fürſt Borgheſe dem Publikum geöffnet hat. Seit jenem traurigen Geſpräch am erſten Morgen ihrer Anweſenheit in Rom war Korona nur auf Augenblicke mit Oreſt allein geweſen, da er jedes beſondere Geſpräch mit ihr vermied. Aber die Erinnerung an jenen Morgen war ſo lebhaft in ihr, daß ihr Herz unwillkürlich erbebte bei dem Gedanken, dies könne vielleicht deſſen Fortſetzung ſein. Sie faltete ihre

Hände unter der Mantille und bat um den Beiſtand des Heiligen Geiſtes, daß er ſie ſtark zum Hören und ſanft zum Reden machen möge. Sie harrte ſchweigend auf das, was ihr Mann ihr ſagen werde. Er ſah finſter aus und wurde es noch mehr, als er anhub:

„Bei deiner Ankunft in Rom hab' ich dich gebeten, Korona, mir behilflich zu ſein, unſere Ehe für null und nichtig erklären zu laſſen, indem ich vorausſetzte, es müſſe dem weiblichen Zartgefühl willkommen ſein, aus einem Verhältnis herauszutreten, in welchem zwei Herzen keine Befriedigung finden. Ich habe mich aber in dieſer Vorausſetzung getäuſcht. Dadurch haſt du mich zu einer anderen Maßregel gezwungen. Damals bat ich um deine Zuſtimmung, deine Mitwirkung; jetzt zeig ich dir nun meinen Entſchluß an. Ich werde mich einem proteſtantiſchen Bekenntnis anſchließen. Da ſind Eheſcheidungen nichts ſeltenes, weil man nicht die wahnwitzige katholiſche Idee hat, aus dem Ehebund ein unauflösliches Sakrament zu machen. Man betrachtet ihn als einen bürgerlichen Vertrag, der ſeine Gültigkeit verliert, wenn die Herzen erkalten, und man kann ſich ohne Umſtände zwei-, dreimal wieder verheiraten. Übrigens ſind ja die Proteſtanten ebenſogut Chriſten wie die Katholiken und ſo ſteht mein Entſchluß unwiderruflich feſt: ich werde proteſtantiſch, verlange die Eheſcheidung und heirate Judith Miranes, die aus ihrem jüdiſchen Glauben oder Unglauben zum Chriſtentum übertritt. Auf dieſe Weiſe ordnet ſich alles und drei Menſchen — du ſelbſt biſt mit einbegriffen — finden ihren Frieden und ihr Glück.“

Oreſt ſprach mit eiſiger Ruhe, wie jemand, der entſchloſſen iſt, ſich mit ſeinem Gewiſſen abzufinden. Das fühlte Korona. Ihr Schmerz war zu groß, um Worte oder Tränen zu finden: Oreſt wollte ſeinen Fall durch ſeinen Abfall krönen und beſiegeln! es war unmöglich, tiefer zu ſinken, unmöglich, mit der Leidenſchaft einen höheren Götzendienſt zu treiben.

„Du biſt überraſcht, wie es ſcheint,“ nahm er nach einer Pauſe das Wort: „denn du kennſt die Liebe nicht! du haſt keine Ahnung, mit welcher Gewalt ſie den Menſchen ergreift und antreibt, all' die Schranken von Menſchenmachwerk zu durchbrechen. Ich kann nicht anders, ich habe jahrelang gekämpft und gelitten! ich halte das nicht mehr aus. Einen anderen Ausweg finde ich nicht — ich wende mich dahin, wo ich Rettung ſehe.“

„Und glaubſt du wirklich,“ fragte Korona bebend, „treulos allen Pflichten gegen deinen Schöpfer und ſeine Geſchöpfe — und dennoch glücklich ſein zu können?“

„Die Treue folgt der Liebe nach. Dem geliebten Weibe bin ich treu."

„Und Gott? . . . . und ſeine Heilsanſtalt, die heilige katholiſche Kirche?"

„Vor deren Übertreibungen hatte ich immer einen Abſcheu! um ſo mehr jetzt, da mir die Unmöglichkeit klar geworden iſt, ihre Forderungen zu erfüllen. Die Überſpanntheit ſtößt zurück; nennſt du das treulos ſein?"

Korona barg ihr Geſicht in den Händen, ſo grenzenlos fühlte ſie ſich niedergebeugt und beſchämt, daß Oreſt zu einer ſolchen Geſinnung habe herabſinken — ſo ganz aus dem Gnadenleben habe heraustreten können. Aber wo kein Glaube iſt, da iſt auch keine Gnade; da iſt der Menſch der ſündigen Macht ſeines von Gott abgelöſten und dem Wirbelwind der Leidenſchaften preisgegebenen Herzens elend unterworfen; da wird er für alles höhere und namentlich für die Pflichterfüllung, die ja immer mehr oder minder ein Opfer iſt, dermaßen abgeſtumpft, daß er keine andere Pflicht mehr anerkennt, als die — der Selbſterhaltung, wenn nicht leiblicher, ſo doch geiſtiger Weiſe, und auf deren Rechnung die Befriedigung all' ſeiner Neigungen ſchreibt; da heißt ſein Programm fürs Leben kurz und bündig: mein Ich ſoll glücklich ſein! Korona fragte mit mühſam erzwungener Faſſung:

„Lieber Oreſt, ſollteſt du wirklich ſo abgeſtumpft ſein, um keine Ahnung von der Schmach zu haben, welche du auf dich, auf deine Familie, auf deinen Namen herabziehſt, wenn du einer jüdiſchen Sängerin zuliebe die heiligſten Bande mit Füßen trittſt und dich zugleich vom Glauben und von Weib und Kind losſagſt?"

„Für den Augenblick wird die Sache allerdings einiges Aufſehen machen und für ein Jahr oder zwei wird meine oder Judiths Stellung in der Geſellſchaft nicht eben angenehm ſein. Das hab ich wohl erwogen und deshalb beſchloſſen, mich mit ihr für einige Zeit in weiter Ferne niederzulaſſen. Aber die Welt vergißt ſchnell und iſt zur Nachſicht geneigt für alles, was Liebesverhältniſſe betrifft; denn ſie beſteht aus Individuen, die ſehr wohl wiſſen, daß ihnen in der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft ähnliche Nachſicht willkommen war, iſt, oder ſein wird. Deshalb iſt nach einigen Jahren alles vergeſſen und vergeben und meine Stellung in der Welt ganz die alte. Auch meine Familie wird ſich verſöhnen laſſen; denn wozu wäret ihr alle ſo enorm fromm, wenn ihr euch nicht mit dem Gedanken vertraut machen könntet, daß Gott mir andere Wege zugewieſen hat als euch."

„Keine Gotteslästerung, Oreſt! die will ich nicht hören!" rief Korona lebhaft. „Du haſt, was wir haben: Gottes Gnade und deinen freien Willen. Stürzeſt du dich ins ewige Verderben, indem du göttliche Geſetze verachteſt, um den Geſetzen deiner ſündhaften Natur zu folgen, ſo iſt das nicht Gottes Fügung, ſondern dein Widerſpruch gegen ſeine Fügungen, ſondern derſelbe Ungehorſam, der einſt Luzifer aus dem Himmel und Adam aus dem Paradieſe ſtürzte. Und mit der entſetzlichen Vorſtellung, dich in der Feindſchaft Gottes, dich auf dem Wege zum ewigen Tode, dich ausgeſchloſſen von Gottes Gnade und Herrlichkeit zu wiſſen, darf und wird deine Familie ſich nie verſöhnen. Sie muß darüber untröſtlich ſein und bleiben. Was die Geſellſchaft betrifft, und ob ſie die niedrigen Anſichten hat, die du ihr zuſchreibſt — bleibe dahingeſtellt. Eines aber weiß ich: hat ſie allzu große Nachſicht mit ſträflichen Liebesverhältniſſen, ſo iſt ſie doch unerbittlich in bezug auf diejenigen Ehebündniſſe, welche nur geſchloſſen werden konnten, indem ein Teil oder beide vom katholiſchen Glauben abfielen. Dieſe ſind für immer von der Geſellſchaft — ich ſpreche von der katholiſchen — ausgeſchloſſen und tragen das Brandmal der Bigamie. Bei jedem ſtrafbaren Liebesverhältnis darf man die Hoffnung hegen, daß die Beteiligten zur Beſinnung kommen, von ihrer Schwäche ſich aufraffen und die entſetzliche Gottesbeleidigung, die ſie ſich zu ſchulden kommen laſſen, erkennen, bereuen und ſich zu ihrer Pflicht bekehren werden. Iſt aber der Abfall vom Glauben geſchehen, um das Eheband, das ſie als ein unauflösliches kennen, ſcheinbar zu beſeitigen und ſcheinbar ein neues zu knüpfen, ſo beweiſt dieſer Schritt, daß ſie ſich mit Beſonnenheit und Überlegung entſchloſſen haben, fürs Leben der Zeit und der Ewigkeit in der Trennung von Gott, welche durch die Todſünde bewirkt wird, zu verharren."

„Die proteſtantiſche Welt iſt vernünftiger!" erwiderte Oreſt gelaſſen.

„Haſt du Achtung vor ihrer Auffaſſung der Ehe?"

„O, das iſt gar nicht nötig! ich will, daß ſie vor mir Achtung habe und Judith als meine rechtmäßige Frau anerkenne. Und das tut ſie, wenn ich proteſtantiſch werde. Mehr verlang' ich nicht. Sie öffnet mir die Arme; ihr ſprecht Bann und Interdikt wider mich: da iſt es ganz natürlich, wenn ich mich dahin wende, wo ich liebevoll aufgenommen werde."

„Ja!" ſagte Korona grenzenlos traurig, „ſo macht es die gefallene Natur: ſie wendet ſich dahin, wo ihr geſchmeichelt, wo ihr der herbe Kampf der Selbſtverleugnung erſpart wird. Das iſt gerade ſo, wie wenn ein Kind das Vaterhaus verließe, um ſich leichtſinnigen Kameraden anzuſchließen, und dann behauptete, dieſe meinten es beſſer mit ihm, als ſeine Eltern, denn ſie hießen ſeine Torheiten gut, hingegen wollten die Eltern ſie nicht dulden.“

„Es gibt unter den Proteſtanten höchſt rechtſchaffene und vortreffliche Menſchen,“ ſagte Oreſt.

„Das iſt kein Grund, um vom Glauben abzufallen,“ entgegnete Korona, „denn wenn er gültig wäre, ſo könnte man auf denſelben Grund hin ein Renegat des Chriſtentums werden: es ſoll unter den Muhamedanern ebenfalls ſehr rechtſchaffene Menſchen geben.“

„Daraus geht hervor, daß alle Religionsformen vollkommen gleichgültig ſind,“ ſagte Oreſt. „Da der Chriſt nichts voraus hat vor dem Muſelmann und dem Buddhiſten — wie könnte dann wohl im Chriſtentum ſelbſt die eine Konfeſſion ſich über die andere erheben wollen?“

„Lieber Oreſt,“ ſagte Korona, „bedenk' es wohl! Es iſt jetzt mit dir dahin gekommen, daß du die göttliche Offenbarung der chriſtlichen Glaubenslehre, auf welcher die chriſtliche Sittenlehre beruht, verwirfſt — und zwar deshalb, weil dies himmliſche Sittengeſetz, das den Menſchen zur Heiligkeit führen ſoll, in der katholiſchen Kirche gelehrt und aufrecht gehalten wird, während ſie zugleich die Mittel der Gnade aufbewahrt und ſpendet, die den Fortſchritt zu dieſem Ziel ermöglichen. Du haſt dich von demſelben abgewendet: du entſagſt dem Streben nach himmliſchen Gütern, dem Kampf für Pflicht und Tugend; du verwirfſt die erhabene Glaubenslehre, welche dir in dem Streit zwiſchen Gutem und Böſem, der in keiner Menſchenbruſt raſtet, übernatürliche Waffe bietet; du läßt dich beſiegen von irdiſcher Leidenſchaft; und dann ſprichſt du von rechtſchaffenen Menſchen außerhalb der Kirche, als ob du nach einer Vortrefflichkeit ſtrebteſt, die innerhalb derſelben nicht zu finden wäre — und faſt in einem Atem von der Gleichgültigkeit aller Religionen. Kannſt du bei einer ſolchen inneren Verwirrung denn überhaupt einen Entſchluß faſſen wollen?“

„Du machſt mich verwirrt mit deinen Widerſprüchen und Einwürfen!“ rief Oreſt zürnend. „Ich weiß, was ich tun will und du weißt es jetzt auch. Hätteſt du mir die Hand geboten zur friedlichen Löſung unſeres traurigen Verhältniſſes, ſo hätteſt du mir einen Gewaltſchritt erſpart. Der komme auf dein Gewiſſen. Du treibſt mich in die Arme des Proteſtantismus!“

„Gerade ſo, wie Gott dich auf den Weg des Verderbens führt — nicht wahr?“ ſagte Korona, mit trübem Lächeln. „Das gehört zuſammen! Gott und der Nächſte müſſen unſere Schuld tragen, wenn wir anders nicht mit ihr fertig werden können."

„Willſt du die Verantwortung nicht übernehmen," rief er, „wohlan! ſo bleibe ſie mir. Ich fürchte mich nicht davor. All' dieſen kirchlichen Geſetzen gegenüber hat das Menſchenherz ſeine unverlierbaren Rechte; die nehme ich in Anſpruch — und mit ihnen werde ich mich vor Himmel und Erde ohne Scheu verantworten."

„Oreſt!" rief Korona flehend, „erbarme dich deiner Seele! du wirfſt die Religion von dir, wie eine läſtige Kette, weil ſie deine böſen Leidenſchaften in Feſſeln halten will. Ach, Oreſt! du wirſt untergehen als das Opfer dieſer Leidenſchaften, denen du den Zügel ſchießen laſſen willſt."

„Bah! untergehen! .... Das könnte mir in dem verzweiflungsvollen Druck der Gegenwart geſchehen; aber nie in meiner Freiheit!" rief Oreſt. Plötzlich ſetzte er hinzu! „Adieu!" ſprang über den Wagenſchlag hinweg, ohne ſich Zeit zu nehmen halten zu laſſen, und eilte einem Seitenwege zu, weil er in der einſamen Frauengeſtalt, die dort wandelte — Judith zu erkennen glaubte. Korona erſchauerte vor einer ſolchen Gefangenſchaft aller höheren Seelenkräfte. „Er iſt ja willenlos gebannt an dieſe Judith!" ſeufzte ſie und ließ den Heimweg einſchlagen. „Ob ſie auch eine ſolche Leidenſchaft für ihn hat? ob ſie ſich aus Überzeugung taufen läßt? und wenn das ſein ſollte — könnte ſie nicht dahin gebracht werden, ihm als Chriſtin zu entſagen?"

Sonnenuntergang.

Uriel war noch immer zu Windeck. Er konnte ſich nicht entſchließen, Onkel Levin zu verlaſſen. Dankbarkeit, Verehrung und Liebe feſſelten ihn an den Greis. Ihm war zu Sinn, als müſſe er die ganze Familie in dem Ausdruck zärtlichſter Ehrfurcht vertreten und als bleibe ſie dennoch eine ewige Schuldnerin dieſes Greiſes, der ihnen allen, ſeit vier Generationen, das ſchönſte Beiſpiel in eindringlichſter Weiſe gepredigt hatte: demütige Selbſtverleugnung; nie durch Worte, immer durch die Tat. Welch' ein Opfergeiſt gehörte dazu, um ein ganzes, langes Leben freiwillig in der Abhängigkeit zuzubringen und in der untergeordneten Stellung zu verharren, welche der Weltgeiſt ihm anwies! welch' eine übernatürliche Liebe, um gerade von dieſer Stellung aus, mit unerſchütterlicher Energie einer in Gottes Langmut wurzelnden Geduld, den Weltgeiſt zu bekämpfen! welch eine Kette von Seelenſchmerzen, von Sorgen, Mühen und Arbeiten um und für Seelen wickelte ſich aus jeder Stunde, jedem Tage, jedem Jahre dieſes Lebens ab! Und niemand hatte ein Auge für dieſe unvergleichliche Selbſtverleugnung! Keinem fiel es ein, daß dazu eine himmliſche Tugend gehöre! Daß die Glücklichen der Welt ihres Glückes überdrüſſig und ihrer Freuden müde werden: man begreift es, man findet es in der Ordnung, denn der Menſch iſt nun einmal ſo geſchaffen, um den Wechſel zu lieben und im Einerlei — ſelbſt des Glückes — zu erſchlaffen. Daß aber Onkel Levin je ſeiner Opfer, ſeiner Entſagung, ſeiner Verdemütigung hätte müde werden können, daran hatte man nie gedacht und daher war ihm auch nie die Anerkennung ſeiner Vollkommenheit zu teil geworden. Man brauchte ihn zu Rat und Tat, dann vergaß man ihn, und er war ſo gleichgültig gegen ſich ſelbſt, daß er ſich mild alle Vernachläſſigung gefallen ließ, um ſtets, als ſtiller Schutzengel des Hauſes, Gnadenſtrahlen auf dasſelbe herab zu ziehen durch das hochheiligſte Opfer, durch das unermüdliche Gebet. Mehr und mehr erkannte Uriel, daß die demütige Seele die große Seele iſt; denn die Demut macht den Menſchen leer von ſich ſelbſt und dadurch fähig, die Gnadenkraft, die von Gott kommt, die aufwärts hebt und groß und ſtark macht — in ſich aufzunehmen. Und die Welt hält die chriſtliche Demut für niedrige Geſinnung, ſeufzte Uriel bei ſich ſelbſt; ach, ſie iſt ja die Grundlage der wahren Größe, der echten Würde! ach, wie voll muß die Welt von ſich ſelbſt und wie leer von Gott ſein, um in der Demut Kriecherei und Heuchelei zu ſehen! Vielleicht ſind wir alle es dem heiligen Greiſe ſchuldig, ſeinem Opferleben, ſeiner Fürbitte, ſeinem Beiſpiel, ſeinen Lehren, daß wir nicht in die Gemeinheit ſolcher Geſinnungen und entſprechender Handlungen verſunken ſind. Und immer klarer ſah Uriel ein, daß er ſich nicht damit begnügen dürfe, ein ſolches Beiſpiel untätig zu bewundern. Immer deutlicher vernahm er eine innere Stimme, die ihm zuſprach: Trinke du aus demſelben Kelch; dann haſt du dein Genügen.——

Mit tiefer Erſchütterung hatte Levin Reginas Zuſtand erfahren. Mit ihm durfte Uriel ja darüber ſprechen; er konnte es aushalten. Dem Vater und der Schweſter wollte Regina die herbe Mitteilung erſparen.

„Sieh!" ſagte Levin, „das ſind ſo recht die unergründlichen Schickungen Gottes, an denen der Unglaube ſolchen Anſtoß nimmt und worin wir ein Geheimnis voll himmliſcher Liebe ahnen. Wodurch belohnt er das freudige Opfer, das Regina ihm bringt? durch ein ſchauerliches Leiden, durch einen martervollen Kreuzgang, deſſen Ende der gewiſſe und nahe Tod iſt. Er konnte ſie leben und im Schatten ſeiner Gnade friedlich blühen laſſen, wie eine Blume des Waldes, zu ſeiner Ehre und anderen zum Troſt und zur Erbauung. Statt deſſen wendet er ihr das volle Licht, ja die Flammenpfeile ſeiner Gnade zu — und kränzt ſie mit grauſamen Dornen. Das iſt die echte Braut Chriſti."

„Ja," ſagte Uriel, „den Eindruck hab' ich fürs Leben empfangen: denke ich an den gekreuzigten Heiland, blutüberſtrömt unter ſeiner Dornenkrone, ſo trägt er Reginas Züge."

„Sieh, wie gut Gott auch für dich iſt," entgegnete Levin zärtlich; „ſo lieblich zieht er dich hin zum Kreuz!"

„Ich fühle es," erwiderte Uriel, „ich weiß es. Der Opferſtahl liegt auf dem Altar; es iſt das Kreuz. Aber die Natur erſchauert bei dem Gedanken, es in ſolchem Maß umfaſſen zu müſſen."

„Das Maß wird nicht jedem gleichförmig gemeſſen, nicht genau die eine Seele wie die andere behandelt. Es gibt Stufen in der Liebe, Stufen in der Prüfung. Wer hat den göttlichen Heiland mehr geliebt als Maria Magdalena! mit welcher übernatürlichen Demut, mit welcher herzzerſchmelzenden Selbſtverleugnung nahet ſie ſich ihm bei jenem Gaſtmahle, wo ſie beweiſt, daß ihr die Welt unter- und der Himmel aufgegangen iſt. Und wie behandelt ſie der Herr, der gütige, milde, zärtliche Heiland, der für den hochmütigen Phariſäer ſo liebevoll iſt und die größten Sünder ſo tröſtend behandelt? Man ſollte meinen, er werde die Magdalena mit der innigſten Liebe empfangen. Aber nein. Er ſchenkt ihr kein Wort, keinen Blick, keine Beachtung. Auf einen Akt der rührendſten Demut ſieht er gar nicht, und wie einen weſenloſen Schatten läßt er ſie vorübergleiten. Dies Schweigen, dieſe abwehrende Nichtachtung hätten nicht alle ertragen. Magdalena aber ertrug es. Dafür ſteht ſie denn unter dem Kreuz mit der Gottesmutter und dem Liebesjünger — und ihr zuerſt erſcheint der Auferſtandene! und ſie ruft er bei ihrem Namen! Jede Seele, die ſich von der Welt zu Gott, von dem Irrtum zur Wahrheit bekehrt, gleicht der Magdalena, indem ſie bis dahin Ungöttliches dem Göttlichen vorgezogen hat. Ach, wir alle gleichen ihr; denn in uns allen iſt Anhänglichkeit an unſer ſo ſehr ungöttliches Ich — und wir alle müſſen deshalb darauf gefaßt ſein, ſo vom Herren empfangen zu werden, wie ſie. Allein der Empfang iſt dennoch verſchieden, weil wir nicht ihre welt- und totverachtende Liebe haben."

„O, hätte ich ſie!“ rief Uriel.

„So ſpricht wohl mancher,“ entgegnete Levin lächelnd, „und macht doch nicht ſeine Anſtalten dazu! die vollkommene Hingebung an den Willen Gottes, ohne Rückblick und Hinterhalt für uns ſelbſt — iſt eine Hauptbedingung. Unterwirf dich ihm bedingungslos; mache dein Herz zu einem Reich, in welchem er nach ſeinem Wohlgefallen herrſchen ſoll; und ſiehe! dann ſchickt er dir die Liebe, als die Königin dieſes Reiches zu, die wonneſtrahlend dich zur Huldigung ihres Herrn und Herrſchers hinzieht. Sie kommt auf zwei Wegen, die Königin Liebe. Im heiligſten Sakramente des Altares ſucht ſie deine Seele auf. Im Gebet ſuchte deine Seele nach ihr. Das iſt eine myſtiſche Ebbe und Flut, ſinkend und ſteigend im Wechſel der innerſten Lebensbeziehung auf das ewige Geſetz, daß der Menſch ſelbſttätig zu ſeiner Heiligung mitwirken ſoll. Auf einige verfliegende Wünſche und Seufzer kann die ewige Liebe nicht hören. Sie iſt Wahrheit, und darum begehrt ſie Wahrheit. Hingebung, Unterwerfung — das iſt Wahrheit, denn da hören alle Selbſttäuſchungen, alle Gefühlsſchwelgereien, alle Phantaſiegebilde urplötzlich auf. Das iſt der unerbittliche Prüfſtein, an dem der Wille als echtes Gold oder als unedles Metall zum Vorſchein kommt. Hingebung und Unterwerfung heiligen die Seele mehr und ſchneller, als die größten Taten für Gott getan; und haben auch das noch für ſich, daß man ſie überall üben kann, während die großen Taten Zeit und Ort haben wollen. Fange nur an, dich zu heiligen, Uriel, und dich mit und aus allen Kräften deiner Seele Gott als ein unbedingtes Werkzeug darzubieten, und die himmliſche Liebe wird ſchon kommen und Wohnung bei dir nehmen.“ —

Nicht Uriels Kämpfe, nicht Reginas Leiden, nicht Koronas Prüfungen waren es, welche Levins Herz ſorgenſchwer machten. Dieſe gehörten ja zu jenen Schäflein der Herde Chriſti, welche die Stimme des guten Hirten kennen, auf ſie hören und ihr folgen wollen; und bei ſolchen Seelen iſt das Amt des ſtellvertretenden guten Hirten, des Prieſters, nicht ſchwer. Mit einem Wink ſeines Hirtenſtabes, mit einem Zuruf aus ſeinem Munde ſammelt er ſie gleich wieder auf den immergrünen Auen und an den ſilberklaren Waſſern des chriſtlichen Lebens, wenn ſie zu einer dürren Weide abgeirrt ſein ſollten; und ſein einziger Kummer iſt der, daß ihr Fortſchritt auf dem Wege der Vollkommenheit noch viel größer ſein könnte, als er bereits iſt. Wohl iſt es ein Kummer, neben der unbegrenzten Gnade Gottes immer die unvollſtändige Mitwirkung des Menſchen, auch des edelſten, gewahr zu werden; aber wie anders, wie bitter und nagend iſt der Kummer, welchen die Schäflein hervorrufen, die den guten Hirten nicht kennen wollen und ſich von ihm abwenden. Da muß er durch Wüſten von Traurigkeit und über Dornen von Ängſten im Gebet den Verirrten nacheilen und nachweinen, nie die Hoffnung auf deren Rettung aufgeben, von keiner Enttäuſchung ſich entmutigen laſſen und ach! oftmals erſt dann ſie erreichen, wenn ſie vom Wolf zerfleiſcht ihr Leben aushauchen, von Dornen umſtrickt ſich verbluten oder gar in den Abgrund ſtürzen, welcher der ewige Tod, der Untergang der Seele heißt.

Je näher ſich Levin dem Ende ſeiner Tage fühlte, um deſto ſorgenvoller ſah er auf die kleine Herde, für welche er in beſonders inniger Weiſe ein guter Hirt hatte ſein ſollen; und zogen auch die einen mit fliegenden Fahnen zur Eroberung des Himmelreiches aus — und folgten auch die anderen gemäßigteren Schrittes nach: ſo waren doch Oreſt und Florentin entflohen der ſchirmenden Hürde und in eine Wildnis geraten, die ihnen den Untergang nahelegte. Ein Brief von Korona verſetzte ihn in den tiefſten Schmerz. Sie teilte ihm den Inhalt ihres letzten Geſpräches mit Oreſt mit. „Die Gefahr iſt ſo groß, ſo dringend, daß ich die himmliſche Hilfe des heiligen Gebetes in Anſpruch nehmen muß,“ ſchrieb ſie; „wenn das nicht wäre, ſo würde ich ſchweigen, wie ich bisher geſchwiegen habe, weil ich die Überzeugung hege, daß alles, was man an Oreſt ſagen mag, nur dazu beitragen würde, ihn in ſeiner jammervollen Verblendung zu beſtärken und in ſeiner verkehrten Liebe zu feſtigen. Ich ſchwieg, ſolange dieſe traurige Sache gleichſam nur die meine war; ich hatte ſein Herz verloren: das betraf mich allein. Aber jetzt ſoll ſeine Seele verloren gehen durch den Abfall vom Glauben: das iſt die Sache Gottes! dagegen trete ich ganz in den Hintergrund, und nicht mehr für mich, ſondern für Oreſt allein ruf' ich um Hilfe. Solange meine Augen offen ſtehen, habe ich in tiefſter Aufrichtigkeit meiner Seele vor Gott auf alles und jedes verzichtet, was Glück, was Freude, was Troſt, was Erquickung hienieden iſt — wenn nur der gräßliche Abfall verhindert wird. Wir alle müſſen uns mit ausgebreiteten Armen zwiſchen ihn und die Hölle werfen, der er im Wahnwitz der Leidenſchaft zutaumelt.“ — —

Nachdem Levin dieſen Brief geleſen hatte, faltete er die Hände und rief:

„Den Kelch, o Herr, erſpare mir!“ Aber ſogleich ſetzte er hinzu: „Wenn er dir, o Herr, erſpart ſein ſoll! Wenn nicht — ſo gib mir die Gnade, ihn in der Vereinigung mit dir zu leeren, dieſen bitterſten Myrrhentrank!“

„Ich muß nach Rom!“ rief Uriel. „Der Unglückſelige ſoll wenigſtens von all den Seinen den Schrei des Entſetzens über ſein Beginnen wie aus einem Munde hören. Korona hat recht: wir müſſen uns alle ihm in den Weg werfen. Vielleicht hemmen wir ſeinen Sturz.“

„Geh, mein Sohn, Gott ſegne dich und ſtehe dir bei!“ rief Levin lebhaft. „Korona ſchreibt, ſie habe die Sache auch an Regina mitgeteilt, um ſie zum Gebetseifer zu entflammen. So werden wir beide, ſie und ich, denn unabläſſig unſere Hände zum Gebet erheben, während ihr in Rom vielleicht die Möglichkeit zu einem kräftigen Handeln findet.“

Mit unſäglich ſchwerem Herzen entſchloß ſich Uriel zur Trennung von Levin. Der Greis war ganz allein, denn die Baronin Iſabelle war verreiſt, war ſoeben an das Sterbebett ihrer teuerſten Freundin, der einzigen Schweſter ihres verſtorbenen Mannes gerufen. Und nun ſollte er dieſe qualvolle Zeit der Spannung, der Erwartung, der Sorge — einſam bleiben, ohne Mitteilung, ohne Zuſpruch, auf Briefe beſchränkt, deren Nachrichten ſtets unvollkommen und folglich ungenügend ſind!

„Darüber gräme dich nicht,“ entgegnete Levin, als Uriel ihm ſeine Bekümmernis ausſprach. „Es war mir bis jetzt ein großer Troſt, dich bei mir zu haben, allein nun iſt es mir ein größerer Troſt, dich zu entbehren — zuerſt, weil ich denke, daß du in Rom mehr nötig biſt, als hier; und dann, weil es mir ein Opfer iſt, dich gehen zu ſehen. Dem lieben Gott in irgend einer Weiſe ein Opfer bringen zu dürfen, iſt aber immer das glückſeligſte, was einem Menſchen widerfahren kann. Reiſe getroſt, mein Sohn.“ —

Uriel war ſchnell zur Abreiſe gerüſtet und Levin blieb allein auf Windeck zurück. Ein ſchwererer Schlag als Oreſts Abfall hätte ihn nicht treffen können! jeder andere hätte ein paar Dornen mehr auf den Erdenweg geſtreut; aber über ſie ging Levin hinweg, als wär' es Blütenſchnee, der vor der Frühlingsluft herabrieſelt. Dieſer Schlag ging über die Erde hinaus. Die namenloſen Schmerzen, die er einſt um ſeine arme Mutter ausgeſtanden hatte, erneuerten ſich auf eine noch unheilvollere Weiſe, um eine noch drohendere Gefahr. Die Verachtung der Liebe und Gnade Gottes, die vor einem halben Jahrhundert ſeinen jungen Augen ſo viel tauſend Tränen gekoſtet hatte, drängte ihm auch jetzt wieder ſein Herzblut in bitteren Zähren aus den Augen. Und hätte er noch ein halbes oder ganzes Jahrhundert gelebt, und noch eines, und abermal eines, und ſo fort bis zum jüngſten Tage: ſo würde er fort und fort das nämliche Herzeleid zu tragen, denſelben Jammer zu beweinen haben: die Beleidigung der ewigen Liebe durch die Sünde des Geſchöpfes!

Dann gedachte er des furchtbaren myſtiſchen Leidens, welches der göttliche Erlöſer am Ölberg ausgeſtanden, gerade weil er im Geiſt das grenzenloſe Elend überſchaute, das er mit ſeinem heiligen Blute heilen wollte — und das ſich dennoch, dennoch! ſo vielfach gegen die himmliſche Arznei ſträubt, daß ſie ach! nicht für alle ihre Wirkung tun, nicht allen die Geneſung der Seele bringen kann. Ja! ſeufzte Levin aus tiefſter Bruſt, zur vollkommenen Vereinigung mit Gott gehört die willige Annahme dieſes Leidens, das über alle menſchliche Grenzen von Gram und Kummer hinausreicht! Dann dachte er an Regina, wie ſie die Schreckensnachricht aufnehmen — ob ſie in ihrer Gelaſſenheit bleiben werde. Ein großes Verlangen, gemeinſam mit ihr die Mutter Gottes vom Karmel anzurufen, erwachte in Levin. Er hatte nie gewünſcht, ſie zu ſehen; er wußte ja, daß er ſicherer und ungeſtörter am Fuß des Kreuzes — als im Sprechzimmer zu Himmelspforten ſie finden könne. Aber jetzt war ihm zu Sinn, als ob die Hand Gottes ihn zu Regina führe. Er fuhr nach Würzburg und ging ſogleich zum Kloſter, wo er auf ſeine Frage nach ihr den Beſcheid erhielt, ſie ſei krank und könne nicht im Sprechzimmer erſcheinen. Da nannte er ſich und ließ die Oberin bitten, ihm nähere Auskunft zu geben. Die Oberin kam eilends und verhehlte ihm nicht, daß Regina ſterbend ſei. Levin faltete die Hände und ſagte ſanft:

„Alſo darum hat Gott mich hergeführt.“

Er begab ſich zum Biſchof und bat um Erlaubnis, in die Klauſur eintreten zu dürfen, um die Sterbegebete über die Tochter ſeiner Seele zu ſprechen. Der fromme Biſchof gab die Erlaubnis mit gerührter Teilnahme, daß der Tod an dem fünfundſiebzigjährigen Greiſe vorübergehe und die junge Lebensblüte dahinraffe. Als Levin nach Himmelspforten zurückkam, war es ſchon ſpät abends; aber die Tür öffnete ſich ihm, wie das die Regel iſt, als er des Biſchofs ſchriftliche Erlaubnis vorzeigte. Die Oberin empfing ihn und ſetzte ihn von Reginas Zuſtand in Kenntnis, während ſie ihn zu der Zelle der Kranken führte. Bis zum Weihnachtsfeſt hatte ſich Regina trotz ihrem Leiden ziemlich wohl befunden und die heilige Chriſtnacht und die Ankunft des göttlichen Kindes in der Krippe mit frohlockender Freude gefeiert. Seitdem aber war es reißend bergab gegangen und das Fieber mit ſolcher Heftigkeit eingetreten, daß ſie ſeit ſechs Wochen weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe hatte und gänzlich davon aufgerieben war. Der Arzt zweifelte, daß ſie den Morgen erleben werde. Die Oberin öffnete eine Tür; Levin trat in die armſelige Zelle, an deren weiß getünchter, kalter Wand ein Kruzifix zwiſchen den Bildern der Mutter Gottes von der unbefleckten

Empfängnis und der heiligen Thereſe hing. Ein Strohſtuhl und ein brauner Tiſch, auf dem ihr Brevier und einige Andachtsbücher lagen, bildeten das Mobiliar dieſer Zelle, die an Armut, wenn nicht mit dem Stall von Bethlehem, ſo doch mit der Hütte von Nazareth wetteiferte. Regina lag im Bett; ihr Antlitz, halb verhüllt von weißen Linnentüchern, war weißer als ſie, denn das Fieber hatte ihr Lebensmark verzehrt; die krankhafte Glut war eingeſunken; ſie verglimmte wie eine Kohle, die ſich nach und nach mit Aſche bedeckt — mit der Aſche, welche der Tod auf ſie ſtreute. Zu Häupten des Bettes brannte die Sterbekerze; zwei Karmeliteſſen knieten daneben und beteten abwechſelnd die Gebete der Sterbenden. Als Levin eintrat, hatte Regina ihre Augen geſchloſſen und ihre langen dunkeln Wimpern warfen einen breiten Schatten auf die geiſterbleichen Wangen. Ihre Hände lagen auf der Decke und hielten ein kleines Kruzifix. Aber im Gegenſatz zu dieſer Ruhe flog ihre Bruſt krampfhaft und unregelmäßig auf und ab durch die ſchweren, haſtigen Atemzüge. Auf den erſten Blick ſah Levin, daß es zu Ende gehe. Mit gebrochener Stimme ſagte er:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit! in Ewigkeit! . . . . lieber Onkel Levin“, erwiderte Regina und ſchlug ihre großen müden Augen mit einem Blick von rührender Freude und Dankbarkeit zu ihm auf.

„Nun biſt du bald am Ziel, geliebtes Kind! die Braut Chriſti eilt dem himmliſchen Bräutigam zu.“

„Möge er mich nur als ſeine echte Braut anerkennen und nicht allzu unwürdig finden,“ ſagte ſie. „Ich habe ihm ſein gebenedeites Kreuz gar ſchlecht nachgetragen.“

„Fandeſt du es ſchwer, geliebtes Kind, ſo denke, daß dein Erlöſer auch ſeinen Kelch bitter gefunden hat.“

„Das äußere Kreuz war nicht das ſchwerſte! das innere war es. Ach, die Deſolationen von Gethſemane und die Finſternis von Kalvaria — die wollten mir zuweilen die Seele ſo überfluten, daß ich vergaß, wie gerade ſie die Hauptpunkte ſind in der Nachfolge des himmliſchen Bräutigams.“

„Um ſo mehr mußt du ſeiner Gnade vertrauen, die ſo barmherzig für uns arme Sünder iſt, wenn wir nur ein wenig guten Willens waren.“

„Ja!“ ſagte ſie, und ein Freudenſtrahl trat in ihr Auge, „ich ſchmücke mich mit dem Purpur und den Rubinen ſeines heiligſten Blutes. Das wird mir zum Königsmantel und zum Brautgeſchmeide.“

„Haſt du je bedauert, der Welt und dem Erdenglück entſagt zu haben?“ fragte Levin nach einer Pauſe.

„Niemals!“ entgegnete ſie. „Die Gottverlaſſenheiten waren meine Prüfung.“

„Die gehören gerade zum vollkommenen Opfer. Wer den Gott alles Troſtes beſitzt, muß deſſen Tröſtungen entbehren können,“ ſagte Levin ernſt.

„Ach bitte für mich,“ ſagte ſie ſchmerzlich, „daß der liebe Gott nicht nach ſeiner Gerechtigkeit mit mir verfahre und mich auf ewig von ſeinem Angeſicht verbanne; in ſeinem ſtrengen Gericht könnte ich nimmermehr beſtehen. Jetzt ſehe ich freilich ein, daß meine geringen Leiden ein Maientau für meine elende Seele waren und ſie zum Grünen gebracht haben.“

„Im Himmel wird ſie aufblühen,“ ſagte er.

„Wäre nur nicht das lange Purgatorium,“ ſeufzte Regina.

„Gott war immer ſo gnädig für dich, daß er dir vielleicht deine ſchwere, lange Krankheit als Purgatorium anrechnet und dich bald in den Himmel ruft!“

„Ja, wenn du recht viel für mich beteſt und mir die Gnadenſtröme des heiligen Meßopfers zuwendeſt, und wenn auch hier alle Schweſtern für mich beten.“

Die Oberin zerdrückte ſtill ihre Tränen, und die beiden Schweſtern weinten bitterlich. Regina fragte, was es an der Zeit ſei, und als Levin erwiderte, es gehe auf Mitternacht, ſagte ſie mitleidig:

„Ach, lieber Onkel Levin, ſo bricht die Faſtenzeit noch einmal für dich an, während ich mein ſeliges Genügen finde!“

Es war nämlich die Nacht vor dem Aſchermittwoch. Sie atmete immer mühſamer, ſtoßweiſe und ächzend; ihre Hände ließen das Kruzifix ſinken und machten auf der Decke jene ſeltſamen Bewegungen des Haſchens, die den Sterbenden eigentümlich ſind. Die Anweſenden beteten und ſie bewegte bisweilen die Lippen, als ob ſie ihnen folge. Plötzlich ſagte ſie:

„Dürfte ich nicht den Leib des Herrn empfangen?“

Die Oberin erwiderte, daß er ihr vor kaum zwei Stunden geſpendet ſei. Da ſagte ſie:

„So vergißt man die Zeit, wenn die Ewigkeit naht.“

Auf die Bemerkung der Oberin, daß ſie gleich nach der erſten heiligen Meſſe, die um fünf Uhr geleſen werde, mit dem Brot der Engel geſtärkt werden dürfe, antwortete ſie mit einem ſeligen Lächeln:

„Ach, wenn meine Sünden es nur nicht hindern, ſo könnte ich Ihn dann vielleicht ſchon ſchauen, wie Er iſt.“

Sie fiel in die Agonie zurück und verlor die Sprache, aber nicht das Bewußtſein. Schlug ſie einmal die Augen auf, ſo war ihr Blick klar, liebevoll und dankbar auf ihre Umgebung gerichtet; und verſtummte einmal deren Gebet vor Wehmut und Herzeleid, ſo gab ſie durch Zeichen zu verſtehen, daß man es fortſetzen möge. Eine ſchmerzenreiche halbe Stunde ging auf dieſe Weiſe vorüber. Da hub Regina zu aller Überraſchung mit ganz kräftiger Stimme an:

„Lieber Onkel! jetzt bete die Commendatio anima! die Mutter Gottes holt mich, der Bräutigam kommt.“

Und ſanft wendete ſie ihr Haupt, machte das heilige Kreuzzeichen, ſchloß die Augen und entſchlief mit immer leiſeren Atemzügen wie ein müdes unſchuldiges Kind, während ihre Seele zu dem Gott flog, den ſie von dem Augenblick an, wo ihr junges Herz zu lieben anfing, mit unerſchütterlicher Liebe geliebt hatte. Da lag ſie nun tot in der dürftigen Zelle, auf dem armſeligen Lager, aufgerieben von entſetzlicher Krankheit, fern von den Nächſten, die keine Ahnung von ihrem Scheiden und Leiden hatten — dieſe Regina, dies Kind des Gebetes, die bei ihrem Eintritt in die Welt mit einem Jubelruf der Freude von zwei Familien begrüßt, von zwei Müttern als Tochter geliebt und gleichſam in goldener Wiege gewiegt wurde. Da lag ſie nun tot zwiſchen den kahlen Wänden — dieſe Regina, der alles zu Gebot ſtand, was man auf Erden Glück nennt, was man begehrt, erſehnt, beneidet — und die alles gelaſſen beiſeite legte, als Dinge, die für den Himmel keinen Wert hatten. Jetzt ſtand ſie auf der Höhe, wo der wahre Standpunkt für die Würdigung des irdiſchen Glückes iſt und wo die vergänglichen Freuden im Licht der Ewigkeit ihre wahre Beleuchtung finden. Jetzt ſtand ſie mit ihrem von jungfräulicher Chriſtusliebe durchflammten Herzen, das von keiner Neigung zu den Staubesgebilden beſchwert war, vor dem Thron ihres Gottes, deſſen Kelch ſie zu ihrem Erbe und Anteil für hienieden gewählt hatte, und Levin, dem all dieſe Bilder am inneren Auge vorüberzogen, während er die Nacht neben ihrer entſeelten Hülle betend durchwachte, konnte nicht anders, als wieder und immer wieder ſagen: O Kind, du biſt nicht vergeblich der heiligen Gottesmutter, der Himmelskönigin Maria, geweiht worden! Als deine Mutter es tat, hat ſie nicht geahnt, daß du bei ſechsundzwanzig Jahren als Kloſterjungfrau von hinnen ſcheiden würdeſt, und alle weltlichen Verhältniſſe waren ja auch dagegen. Aber die Mutter Gottes, die mächtige Königin, rang dich ihnen ab, wählte dein Los, ließ es vor dir aufleuchten, ebnete deinen Weg, zeigte dir dein hohes Ziel, gab dir ein Herz, das der Höhe des Zieles entſprach, und hat dich jetzt geholt zum himmliſchen Brautfeſt. O Kind, geliebtes, warum wein' ich denn! Und langſam ſchlich Träne um Träne über ſeine bleichen eingefallenen Wangen. — —

Früh um vier Uhr las er für die teuere Abgeſchiedene eine Seelenmeſſe, dieſen Balſam für die ſchmerzlichſte Trauer. Nicht bloß den Lebenden gehört der ewigſtrömende Gnadenbronnen des Blutes Jeſu an; nicht bloß für ſie öffnet er wieder bei der Feier der heiligſten Geheimniſſe ſeine Wunden, um ihnen alle Gnaden zuzuwenden, welche an ſeinen Verſöhnungstod geknüpft ſind. Sein göttliches Blut gehört allen Seelen an und die Abgeſtorbenen ſind ja ſo recht — Seelen! arme Seelen, die durch dieſes Blut reinigende und heiligende Kraft von den Makeln und Flecken befreit werden, welche langſam das Purgatorium tilgt; Makel und Flecken, welche die Seele nicht zur Seligkeit gelangen laſſen, denn „nichts Unreines kann in den Himmel eingehen" — heißt es in heiliger Schrift. Wie ſüß iſt alſo die Hoffnung, wie wahrhaft der Troſt, welche die Leidtragenden aus der Darbringung des hochheiligen Meßopfers ſchöpfen. Ein Tröpflein vom Blut Jeſu der geliebten Seele zugewendet, vermag mit ſeiner unendlichen Kraft ſie zu reinigen und ſie zur Anſchauung des höchſten Gutes zu führen! Levin gewann all' ſeine Faſſung wieder, nachdem er ſich in heiliger Kommunion mit Gott vereinigt hatte und ein namenloſer Troſt überſtrömte ſein Herz bei dem Gedanken, daß Regina vor allem Wechſel und Wandel geborgen, in Sicherheit gebracht und einem Leben entronnen ſei, welches dem Menſchen nie die Gewißheit gibt, daß ſein nächſter Schritt ihn nicht bergab führe. Sie lag nun im Sarge, im braunen Habit der Karmeliteſſen, mit einem Kranz von weißen Roſen über dem ſchwarzen Schleier — ein unausſprechlich ſchönes Bild, rührend in ſeiner Erhabenheit. Der ſchwarze Schleier, der ſie umrahmte, war die Folie des Kranzes, den ihr Haupt wie eine Glorie von leuchtenden Sternen trug. Ein ſeliger Friede lag auf ihren Zügen, ihr eigentümlich ſchönes Lächeln war ihnen noch eingeprägt. Sie ſah aus, als ſei ihre Seele frohlockend von der Erde geſchieden.

„Requiescat in pace," ſagte Levin, als er zum letztenmal mit Weihwaſſer die ſchöne Hülle ſegnete. Dann nahm er Abſchied von Himmelspforten.

„Der Aſchermittwoch," ſprach er ſcheidend zur Oberin, „hat uns eindringlicher als das Aſchenkreuz auf unſerer Stirn gepredigt: Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!"

Von Windeck aus ſchrieb er an Graf Damian, daß ein Zehrfieber Reginas Leben ein Ende gemacht und Gott ihn wunderbarer Weiſe an ihr Sterbebett geführt habe. Ausführlich beſchrieb er ihre letzten Stunden, deren Zeuge er geweſen war, und ſetzte viel Liebliches und Troſtreiches hinzu, was ihm die Oberin, der Superior und der Beichtvater aus ihrem Ordensleben erzählt hatten. Wie früher in der Welt, ſo jetzt im Kloſter führte ſie ihren Wahlſpruch „Solo Dios basta" tatſächlich durch; darum dürfe um ihre frühe Seligkeit kein troſtloſer Jammer ausbrechen; dieſe Lilie des Karmels blühe ja ihnen allen zum Troſte leuchtend im ewigen Frühling fort.

Er aber ſehnte ſich nach dieſem Frühling! Fünfundſiebzig Jahre, die der übernatürliche Menſch im Kerker des Leibes gelebt hat, ſind lang, auch für die demütigſte Ergebung. Aber keine Schwäche des Alters, keine Stumpfheit der Sinne, keine Abnahme des Gedächtniſſes, kein Verſagen der inneren oder äußeren Fähigkeiten ſtellte ſich ein; das Unſterbliche herrſchte in ihm vor. —

Ein toſender Schneeſturm, wie er zuweilen im Februar, beſonders wenn milde Tage vorhergehen, als Mahnung an den Winter ausbricht, umſauſte eines Abends Schloß Windeck mit ſolcher Gewalt, daß die Fenſter ſtoßweiſe klirrten und die mächtigen Äſte der Linden und Kaſtanien auf der Terraſſe erkrachten. Die Wetterfahne drehte ſich angſtvoll kreiſchend über den ungeſtümen Tanz, den ſie mit dem Sturm machen mußte, und Käuzlein und Uhu, verſtört in ihrem ſonſt ſo behaglichen nächtlichen Treiben, ſchrien und ſeufzten um die Wette und flattterten mit ungeſchicktem Flügelſchlag verwirrt und betäubt gegen die Fenſter, hinter denen Licht ſchimmerte. Der Aberglaube ſpricht: Fliegt ein Käuzlein mit ſeinem ſcharfen Schrei: komm mit! komm mit! gegen ein Fenſter, ſo muß in dem Hauſe ein Menſch ſterben. Im ganzen Schloß war es ſtill und dunkel, die Mitternacht feſſelte alle Bewohner im erſten Schlaf. Nur Levin wachte. Plötzlich ſchien ihm, daß am Gittertor des Schloßhofes die große Glocke heftig gezogen werde. Aber der Sturm war eben in ſeiner Flut und ſauſte betäubend. Nach einigen Minuten fiel er; Levin horchte — und hörte genau haſtige Glockenzüge. In ſolcher Nacht! ein Kranker ruft mich! das war ſein erſter Gedanke. Er zündete Licht an, kleidete ſich ſchnell, wartete nicht, bis der Portier erwache und ihn rufe, warf ſeinen Mantel um und ging eilig hinab. Als er ſein Zimmer verließ, flog ein geblendetes Käuzlein gegen ſein helles Fenſter und ſchrie: komm mit! komm mit! Unwillkürlich dachte Levin an den Volksaberglauben, aber nicht für ſich beſorgt, ſondern für den Kranken. Vielleicht ſtirbt ein Menſch, ehe du zu ihm gelangſt! ſeufzte er. Inzwiſchen kam ihm unten der Portier verſtört entgegen mit der Meldung, des Wendels älteſter Sohn ſei draußen und jammere nach dem hochwürdigen Herrn, denn der Wendel ſelbſt liege in den letzten Zügen, ſei aber vollkommen klar im Kopf und begehre ihn zu ſprechen.

„O du grundgütiger Gott! du läßt den Armen nicht in ſeinen Sünden dahinfahren!“ rief Levin.

„Befehlen der hochwürdige Herr, daß die kleine Kaleſche angeſpannt werde?“

„Ja, ſie kann mich abholen,“ ſagte er, eilte in die Kapelle, verſah ſich mit dem heiligen Öl und mit dem heiligen Altarsſakrament, ging dann nach dem Portierſtübchen, wo der junge Menſch mit einer großen Laterne wartend und beängſtigt ſaß, und rief ihm zu:

„Komm jetzt! laß uns eilen.“

Da ſtürzte ſein Kammerdiener ihm entgegen und bat:

„O nur ein wenig Geduld, gnädiger Herr! die Pferde werden ſchon angeſchirrt . . . .“ —

„Keine Sekunde!“ unterbrach ihn Levin; „es ſtirbt ein Menſch!“ —

Und mit Jugendkraft eilte er durch die Nacht von dannen, nicht achtend den wütenden Sturm und das tolle Schneetreiben.

Wendel hatte ſeit vier Jahren in dem ſtillen Blödſinn gelebt, in den die Schreckensnachricht von dem gräßlichen Selbſtmord ſeiner Tochter ihn verſetzte. In der letzten Zeit war ein körperlicher Maraſmus eingetreten, der ſein Ende herbeiführen mußte. Sein Geiſt aber blieb in der Stumpfheit. Noch vor einigen Tagen, gleich nach ſeiner Rückkehr aus Würzburg, hatte Levin ihn beſucht, ihm und der braven Bäuerin, ſeiner Schweſter, Reginas Abſcheiden mitgeteilt. Während die gute Frau in Tränen zerfloß, wiederholte Wendel nur ſeinen alten Spruch: Gottes Mühlen mahlen langſam. Um ſo überraſchender war es, daß die Krankheit jetzt eine Wendung und einen akuten Charakter nahm, der Geiſt aber, gleichſam aufgeſtachelt durch die nahe Gefahr, aus ſeiner Stumpfheit plötzlich erwachte und ſich nach einer Vorbereitung auf den Eintritt in die Ewigkeit ſehnte.

Bis zur Ohnmacht erſchöpft und von heftigen Stichen in die Bruſt gepeinigt, kam Levin im Bauernhof an. Er hatte den ganzen Weg faſt im Lauf zurückgelegt, obgleich er Sturm und Schnee gegen ſich hatte und der Schnee fußhoch auf dem Wege lag. Der Gedanke: es ſtirbt ein Menſch! es verlangt eine Seele nach Verſöhnung und Vereinigung mit ihrem Gott, ohne die kein ewiges Leben ihrer harrt — gab ihm Flügel, die Flügel der heiligen Liebe, welche der heilige Glaube in Schwung ſetzt. Wie ein Bote des Himmels wurde Levin auf dem Bauernhofe empfangen. Er war es ja auch! er kam ja mit der himmliſchen Arznei und der himmliſchen Speiſe. Während man ihn bei dem Kranken allein ließ, der mit einem von Reue zermalmten Herzen alle Sünden ſeines Lebens an ſich vorüberziehen ließ, um ſich ihrer anzuklagen, weckte die Bäuerin alle im Hauſe und hieß ſie ſich feſttäglich kleiden und ſich bereit halten, der heiligſten Feier beizuwohnen, welche Gott den Herrn unter ihr Dach bringe. Knecht und Magd, ja ihr kleines Enkelchen, ein dreijähriges Kind, mußten aus dem Bett und in andächtiger Sammlung ſich freuen der Ehre und des Heiles, die in dieſer Nacht ihrem Hauſe widerfuhren.

„Das Kind verſteht's noch nicht!“ ſagte die Schwiegertochter, aus Beſorgnis, daß die Kleine eine Störung machen könne.

„Tut nichts!“ entgegnete die Bäuerin; „der liebe Gott hat die Kindlein gern gehabt und die Unmündigen geſegnet. Er ſoll auch unſer Kind ſegnen.“

Dann bereitete ſie einen kleinen Tiſch, umhing und bedeckte ihn altarmäßig mit feinen weißen Linnentüchern, ſtellte ein Kruzifix darauf, das ſie als ein uraltes Erbſtück in ihrer Familie ganz beſonders in Ehren hielt, daneben zwei Wachskerzen, die ſie juſt auf Maria Lichtmeß hatte weihen laſſen, endlich ein kleines Weihwaſſerbrünnlein mit dem Zweige von Buxbaum, und harrte dann, ſtill ihren Roſenkranz betend, bis Levin ſie ins Kämmerlein rufen werde.

Der arme Wendel hatte einen ſchweren Kampf zu beſtehen! er konnte ſich nicht entſchließen, dem unglücklichen Florentin ſeine Miſſetat zu vergeben. Es ſchien ihm, er ſei ein Rabenvater, wenn er den Mann nicht haſſe, der ſein Kind für Zeit und Ewigkeit elend gemacht habe. Levin widerholte ihm umſonſt, daß die Roſe ja freiwillig ihm Gehör gegeben und in des Satans Fallſtricke eingegangen ſei. Da wollte er denn einen Teil ihrer Schuld auf ſich nehmen, auf ſein ſchlechtes Beiſpiel, ſeinen ungläubigen Wandel; aber den anderen ſollte Florentin tragen und dafür wollte er ihn haſſen, ſo lange, wie die unglückliche Roſe von der Seligkeit des Himmels ausgeſchloſſen ſei: alſo vermutlich auf ewig. Endlich ſagte Levin:

„Aber Wendel, Ihr betet ja im heiligen Vaterunſer, das der liebe Heiland ſelbſt uns gelehrt hat: Vergib uns unſere Schuld, ſo wie wir vergeben unſeren Schuldigern. Da hört Ihr ja die Bedingung, die ganz ausdrückliche, unter der Ihr Vergebung findet. Ihr müßt alſo auf Gottes Barmherzigkeit verzichten und ihn, den mildeſten Herrn, zu Eurem Feinde machen, wenn Ihr in Feindſchaft mit irgend einem Menſchen verbleiben wollt.“

„Ich will es nicht, hochwürdiger Herr,“ ſeufzte Wendel; „aber es macht ſich von ſelbſt ſo! ich kann nicht anders.“

„O bedenkt doch Wendel, daß die arme Roſe nicht bloß Euer Kind, ſondern auch ein Kind Gottes war; daß der himmliſche

Vater ſie viel mehr geliebt hat, als Ihr ſie je lieben konntet; daß Er nicht damit zufrieden war, wie Ihr ſein Kind erzogt und was Ihr aus ſeinem Kinde machtet; und obwohl Ihr ſein göttliches Vaterherz noch tiefer betrübt und noch größere Schmach ihm angetan habt, als der Florentin Euch, ſo will Er Euch dennoch vergeben, wenn Ihr auch die Beleidigung von ganzem Herzen verzeihet.“

„Sei es drum, hochwürdiger Herr,“ ſagte Wendel nach einer Pauſe, in welcher er leiblich und geiſtig ſchwer rang nach Atem und Selbſtüberwindung; hab' ich dem lieben Gott wegen der Roſe ſo bitteres Herzeleid zugefügt, wie der Florentin mir, und verzeiht er mir dennoch: ſo iſt es recht und billig, daß ich keinen Haß gegen den Florentin trage, und ſo will ich denn recht aufrichtig beten: vergib uns unſere Schuld, ſo wie wir vergeben unſeren Schuldigern. Iſt nun alles in der Ordnung, hochwürdiger Herr?“

„Alles, guter Wendel,“ ſagte Levin gerührt; „und nun folgt auf Eure Demütigung die Gnade und auf Euer Opfer der Troſt.“

Und er öffnete die Türe nach der großen Familienſtube, wo alle Bewohner der Bauernhofes ſtill beiſammen ſaßen. Die Bäuerin hatte den Altartiſch ſo geſtellt, daß Wendel von ſeinem Bett aus ihn ſehen konnte; ſie zündete die Kerzen an, Levin begann die Gebete, alle knieten nieder und er gab ihnen den Segen mit dem Sanktiſſimum. Wendel hatte ſich von ſeinem älteſten Sohn etwas aufrichten laſſen und ſaß, mit dem Kopf an deſſen Bruſt gelehnt und von deſſen Armen unterſtützt, auf ſeinem Lager, unverwandten Blickes allen Bewegungen Levins folgend. Als dieſer mit der heiligen Hoſtie die Schwelle des Kämmerleins betrat, nahm Wendel alle ſeine Kraft zuſammen, faltete ſeine matten Hände und ſagte mit dem Ausdruck demütigſter Freude:

„Mein lieber Herr Jeſus, kommſt du wirklich zu mir armen Sünder!“

Nach dem Empfang der heiligen Wegzehrung ſchloß er die Augen und ſtreckte ſich ruhig aus zum Sterben.

„Bleib du in ihm, auf daß er in dir bleibe,“ betete Levin und ſpendete ihm, da Wendel durchaus bei Beſinnung war, die letzte Ölung, die den Leib des Staubes für den Todeskampf ſtärkt und ihm die Weihe bringt für die dereinſtige glorreiche Auferſtehung. Vom erſten Atemzug ihrer Kinder bis zum letzten ſorgt die übernatürliche Mutter, die Kirche, für deren übernatürliches Leben; und mit der äußerſten Kraftanſtrengung bemeiſterte Levin ſeine ſteigende Schwäche, damit kein Atom der Gnade, welche an die heiligen Sakramente geknüpft iſt, durch ſeine Schuld dem Sterbenden verloren gehe. Als alles beendet war, fiel Wendel in ſeine frühere Bewußtloſigkeit zurück und die Seinen prieſen den barmherzigen Gott, der ihm die paar leichten Stunden geſchenkt hatte. Jetzt erſt kam Levins Wagen und der Kammerdiener erzählte, ſie kämen ſo ſpät, weil dies die zweite Ausfahrt ſei. Bei der erſten gerieten ſie vom Wege ab in einen überſchneiten Graben; der Wagen fiel und es brach ein Rad.

„Wie gut und notwendig war es, daß ich mich zu Fuß aufmachte!“ antwortete Levin. „Ich wäre untröſtlich, wenn durch meine Zögerung der arme Wendel nicht mehr die heiligen Sterbſakramente empfangen hätte.“

Er nahm die Stola ab, das Zeichen des Prieſteramtes, welches er übt, indem er dies Symbol des Joches Chriſti auf ſeinen Nacken legt; und gleichſam als überließe der übernatürliche Menſch jetzt den natürlichen ſeiner Hinfälligkeit, ſank Levin in die Arme ſeines Dieners, während ſich die Schmerzen ſeiner Bruſt in einem Strom von Blut Luft machten. Alle gerieten in die furchtbarſte Beſtürzung; niemand wußte, was gegen einen ſolchen Anfall zu tun, wie deſſen Wiederkehr zu verhüten ſei. Levin fühlte ſich todesmatt; aber im Bauernhof war er ja den guten Leuten zur höchſten Laſt. Er ließ ſich alſo zum Wagen tragen, der ihn ganz langſam, um jede Erſchütterung zu vermeiden, nach Windeck zurück fuhr. Zwar hatte ihn die Bäuerin in warme Decken eingehüllt, aber mit jedem Atemzuge in der kalten Luft ſog ſeine wunde Bruſt den Tod ein, und als er anlangte, war er ein Sterbender, der nur noch mit ganz leiſem Flüſtern den Pater Guardian von Englberg begehrte. Die troſtloſe Dienerſchaft ſchickte auch zum Arzt und die Haushälterin und ſein Kammerdiener wollten ihm einſtweilen durch Hausmittel einige Linderung verſchaffen. Doch er bewegte faſt verneinend die Hand und ſagte nur: „Pater Guardian!“ Der war ſchnell zur Stelle und ein freudiger Blick empfing ihn als er an Levins Bett trat. Dieſer hatte ſoeben einen zweiten und noch heftigeren Blutſturz gehabt und war der Sprache faſt nicht mehr mächtig; darum ſagte der Pater, er müſſe ſich zuvor erholen und nicht jetzt beichten. Aber Levin erwiderte:

„Ich habe keine Zeit zu verlieren!“ und obgleich er mit der größten Anſtrengung ſprach, und der Pater ſich tief zu ihm herabneigen mußte, um die flüſternde Bewegung ſeiner Lippen zu verſtehen, ſo ging er doch mit ruhiger Sammlung alles in ſeinem Leben durch, was ihm als Beleidigung Gottes erſchien. Das war ihm in dieſem Augenblick der Schwäche und Erſchöpfung nur deshalb möglich, weil er ſich ſeine Sünden immer vor Augen hielt, immer von neuem bereit war, ſich vor Gott anzuklagen und Buße zu tun. Vor wenigen Stunden hatte er die heilige Wegzehrung geſpendet; jetzt empfing er ſie. Sein Auge hatte dabei einen Glanz, als ſpiegelte ſich ſchon die Glorie des ewigen Lichtes darin ab. Was er für Wendel gebetet hatte, betete er jetzt für ſich ſelbſt:

„Bleib du in mir, auf daß ich in dir bleibe.“

Das iſt das ganze Geheimnis des chriſtlichen Lebens, der Inbegriff ſeiner Vollkommenheit hienieden, ſeiner Verherrlichung im Jenſeits. Das innere Leben des Chriſten iſt — das Leben Jeſu in ihm, und dieſe ebenſo wahrhafte als geheimnisvolle Verbindung beruht auf dem würdigen Empfang des wahren Leibes und Blutes des Herrn in heiliger Kommunion. Dieſe Verbindung gibt ſich kund nicht durch äußerliche Glanz- und Großtaten, ſondern durch eine wundervolle Schönheit der Seele, die ſich in tauſend Tugendſtrahlen entfaltet. Dieſe Tugenden ſind Gnadenblumen, gehen nur aus der Vereinigung der menſchlichen Natur mit der göttlichen Natur, deren Träger und Mittler Chriſtus iſt — hervor, ſchöpfen durch ihn ihre Lebenskraft aus dem Weſen Gottes ſelbſt und wenn der Tod den Leib von Staub zum Staube legt, ſchlagen ſie ihre volle Schönheit erſt recht in der Seele auf, und was die Gnade gewirkt hat, entfaltet die Glorie.

„Bleib du in mir, auf daß ich in dir bleibe,“ ſprach Levin.

„Wie iſt Ihnen denn zu Mut, hochwürdiger Herr?“ fragte der Pater Guardian, der keinen Augenblick den gottſeligen Greis verlaſſen wollte.

„Ich hoffe die Güter des Herrn zu ſchauen im Lande der Lebendigen,“ antwortete Levin mit dem Pſalmenverſe aus dem Offizium für die Abgeſtorbenen.

„Das glaub' ich,“ erwiderte gerührt der Pater. Er ließ noch zwei Kapuziner aus Englberg holen, um mit ihnen im Gebet abzuwechſeln für den Fall, daß die Agonie lang ſein werde.

Auch der Arzt kam und verordnete dies und das, wie jemand, der da weiß, daß die Verordnungen vergeblich ſind. Auf ſeine Frage an den Kranken, ob er ſehr leide, da ſeine Bruſtbeklemmung auf große Qual ſchließen laſſe, erwiderte Levin abermals mit einem Pſalmenverſe aus dem Totenoffizium:

„Der Herr regiert mich, nichts mangelt mir. Auf einem Weideplatz am Waſſer der Erquickung hat er mich gelagert.“

Er ſprach nichts Irdiſches mehr. Fragte man ihn, ſo gab er Antwort aus den heiligen Schriften. Da der Guardian ſah, daß er ſeine Seele ganz in das erhabene Totenoffizium verſenkt hatte, ſo begann er es mit den beiden Patres zu beten, als dieſe aus Englberg ſich einſtellten. Das machte dem Kranken eine unſägliche Freude. Manches, was ihm beſonders lieb war, oder was beſonders auf ihn paßte, betete er mit.

„Um eines hab' ich gebeten den Herrn; daß ich weile im Hauſe des Herrn alle Tage meines Lebens." —

„Mein Herz hat zu dir geſagt: Es ſuchet dich mein Angeſicht."

„Mein Vater und meine Mutter haben mich verlaſſen, der Herr aber nimmt mich auf." — —

„Er zog mich aus der Grube des Elendes und er ſtellte auf einen Felſen meine Füße." — —

Aber nur an der Bewegung ſeiner Lippen merkte man, daß er mitbete, denn ſprechen konnte er zuletzt nicht mehr, ſo qualvoll arbeitete ſeine Bruſt. Das währte ſo lange, bis der Tag ſich neigte. Da wurde er ſtill und immer ſtiller, und als eben der Pater Guardian in der ſiebenten Lektion an die Worte kam: „Nach der Finſternis hoffe ich auf Licht" — machte plötzlich ein Lungenſchlag ſanft ſeinem Leben ein Ende, ſo ſanft, daß niemand den Augenblick ſeines Abſcheidens bemerkte. Sein ganzes Leben war ein friedliches Hinüberwallen aus der Unruhe der Zeit in den Frieden der Ewigkeit geweſen, und ſo war auch ſein Tod. Und wie er einſam unter den Menſchen geſtanden und nur am Herzen Gottes Zuflucht und Troſt gefunden hatte, ſo ſtarb er auch einſam, ohne Freunde, ohne Verwandte, und nur die frommen Männer waren bei ihm, die ſich, wie er, arm im Geiſt und arm im Herzen gemacht hatten, um reich in Gott zu ſein. Eine hehre Stille erfüllte das Sterbezimmer und das ganze Schloß. Die Nachricht von ſeiner gefährlichen Erkrankung hatte ſich blitzſchnell in der ganzen Gegend verbreitet, und es kamen Leute ſtundenweit herbeigeeilt, um zu hören, wie es mit ihm ſtehe. Die meiſten hatten ſich in die Kapelle begeben und beteten; andere ſaßen unten in der großen Halle und in den Zimmern der Dienerſchaft und harrten. Niemand konnte ſich entſchließen, fortzugehen. Da kam der Pater Guardian ernſt von der Treppe herab und ſagte zu den Leuten gewendet, die in der Halle verſammelt waren, mit feierlichem Ton:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe."

„Und das ewige Licht leuchte ihm" — ſprachen alle aus einem Munde und fielen auf die Knie.

„Er ruhe im Frieden. Amen," ſagte der Pater.

Nun wußte man, daß er am Ziele ſei! In alle Augen traten ſtille Tränen, auf alle Lippen ſtille Gebete, in alle Herzen ſtille Wehmut! man gönnte ihm die ſelige Ruhe.

„Er iſt ſicher vom Munde auf in den Himmel gegangen," ſagte der Haushofmeiſter, der faſt ebenſo alt wie Levin, und aus den Zeiten von deſſen Eltern war.

„Kann irgend eine Seele ohne Fegfeuer durchkommen, ſo iſt das gewiß die ſeine!“ rief die Haushälterin.

Einer von Wendels Söhnen war von der Bäuerin ins Schloß geſchickt, um Kunde über Levin zu holen, und um anzuzeigen, daß Wendel in ſeinem bewußtloſen Zuſtande ruhig verſchieden ſei. Der arme Bube wurde nicht freundlich von der Dienerſchaft empfangen. Der Portier ſagte mürriſch:

„Dein Vater hat den Tod des hochwürdigen Herrn auf ſeinem Gewiſſen.“

„Ja!“ rief der Kutſcher in ſtiller Wut über ſeinen Unfall, umgeworfen zu haben, was ihm noch nie auf Windeck geſchehen war. „Ein Unwetter, wo man keinen Hund vor die Türe jagen mag, eine pechrabenſchwarze Nacht, in der keine Eule Hand vor Augen ſehen kann, da den hochwürdigen Herrn aus dem Bette zu holen: das nenn' ich unverſchämt.“

„Der Vater jammerte nach ihm,“ ſagte der arme Burſche niedergeſchlagen.

„Und wärs noch ein anderer geweſen!“ rief der Portier; „aber gerade der Simpel und Taugenichts Wendel!“

„Für den mußte ſich der hochwürdige Herr den Tod holen!“ ſetzte der Kutſcher ergrimmt hinzu.

Der Burſche hub laut und kläglich zu weinen an.

„Zank im Trauerhauſe!“ ſagte die kräftige Stimme des Pater Guardian, der jede Veranlaſſung benutzte, um den Leuten ins Gewiſſen zu reden, und jetzt mit ernſter Miene in das Portierſtübchen trat. „Was heulſt du denn wie ein altes Weib?“

„Sie ſagen, mein Vater wär' ein Taugenichts geweſen und nicht wert, vom hochwürdigen Herrn verſehen zu werden, und gleichſam ſein Mörder,“ erwiderte der Burſche ſchluchzend.

„Was ſchwatzt ihr da für Unſinn, ihr Taugenichtſe!“ ſagte der Guardian in der Redeweiſe, die ihn bei den Leuten äußerſt beliebt machte, und drohte mit ſeinem langen hageren Finger dem Kutſcher und dem Portier dicht vor den Augen. „Für wen iſt der Herr Jeſus vom Himmel gekommen? Gerade für die Taugenichtſe — euch, mich, uns alle inbegriffen, denn wir alle taugen nichts vor Gott. Für wen hat er ſein bitteres Leiden und Sterben geduldet? für die Taugenichtſe! Für wen ſein heiligſtes Blut vergoſſen und die heiligen Sakramente eingeſetzt? für die Taugenichtſe! Für wen den Prieſterſtand geordnet und geſendet? für die Taugenichtſe! Er will ſie ja alle ſelig machen, alle im Himmel haben. Nun, das ſeht ihr doch ein: hat Chriſtus der Herr bereitwillig für die verkommenſte Seele ſterben wollen, ſo muß der gute Prieſter auch dazu bereit ſein. Einen beſſeren Prieſter als unſeren lieben hochwürdigen Herrn hat unſer Herrgott ſelten gehabt. Der hatte ſo ganz den hochgeborenen Grafen ausgezogen, um ein Diener der Seelen zu werden, wie nicht jeder von uns den alten Adam auszieht. Der war immer bereit, dem Herr Chriſtus nachzufolgen, und die Fußwaſchung, welche dieſer an ſeinen Apoſteln übte, geiſtiger Weiſe an allen armen Sündern zu vollziehen. Ihm war Seele — Seele! Punktum. Ihr meint, wenn ein Kaiſer da im Bauerhof gelegen hätte — oder zum mindeſten ein König: dann wärs der Mühe wert geweſen in tiefer Mitternacht durch Sturm und Schnee hinaus zu traben und ſich den bitteren Tod zu holen. Allein der Sohn Gottes war nicht euerer Meinung, und ſein frommer Prieſter, der liebe hochwürdige Herr auch nicht. O, ihr Leute! ſeht doch ein, wie ſchön das iſt und welchen Edelſtein in ſeiner Krone das gibt: er hat nicht bloß für einen gewöhnlichen armen Sünder, ſondern ſo recht, wie der liebe Heiland, ſein Blut für einen Menſchen hingeſtrömt, der ihn einſt ums Leben zu bringen verſuchte. Seht! ſolche Dinge zu üben, das bietet der liebe Gott denen an, die ſich heiligen wollen, und wenn ſie dieſelben annehmen, ſo heiligen ſie ſich. Übrigens, ihr Taugenichtſe, ob ihr dermaleinſt ſo bußfertig in euerem letzten Stündlein ſein werdet, wie ich höre, daß der arme Wendel geweſen iſt, das wollen wir ſeiner Zeit erſt erleben.“

„Ich hoffe, der hochwürdige Herr Pater werden das nicht gerade bei mir erleben,“ ſagte der Kutſcher ehrlich, im Hinblick auf ſeine dreißig, und auf die ſechzig Jahre des Guardians.

„Ah, ich verſtehe ſchon!“ rief der Pater, und ſah ihn freundlich mit ſeinen guten klugen Augen an. „Ich ſoll euere bußfertige Geſinnung früher kennen lernen! Recht ſo! das iſt brav! dazu haben wir die gnadenreiche heilige Faſtenzeit. Sonntag Invocavit liegt hinter uns; habt ihr vergeſſen, Gott den Herrn anzurufen — nun wohlan! Sonntag Reminiscere iſt vor der Tür! da ſeid eingedenk, daß nolens volens euer letztes Stündlein über euch kommt, mög' es auch noch hundert Jahre währen, und daß mit jedem Jahr euere Rechnung im himmliſchen Schuldbuch größer wird. Du aber, mein Wendelbub, laß das Heulen und ſchreib dirs hinter die Ohren, was du eben gelernt haſt: lebe ſo fromm und rechtſchaffen, daß niemand dir bei deinem Abſterben mit Wahrheit nachſagen dürfe, du ſeieſt ein Taugenichts geweſen.“

Ein Poſtillonshorn unterbrach ſchmetternd den Guardian; ein Wagen rollte in den Schloßhof. Die Baronin Iſabelle war es. Sie kam, um mit Levin Reginas Tod zu beweinen. Sie weinte jetzt neben ſeiner entſeelten Hülle.

„Mir iſt, als wären zwei gute Sterne für Windeck untergegangen,“ ſagte ſie in Tränen zum Pater Guardian.

„Ja,“ ſagte er, „aber um im Himmel ſchöner aufzugehen.“

◆

Sonnenaufgang.

Auf der Grenze zwiſchen Frühling und Winter pflegen heftige Stürme auszubrechen, und nicht ohne ſtarke Erſchütterung geht die Natur aus toter eiſiger Erſtarrung zum warmen blühenden Leben über. Auf dem ſittlichen Gebiet finden dieſelben Erſcheinungen ſtatt; das eingeeiſte erfrorene Herz taut nicht vom erſten Sonnenſtrahl gründlich auf. Judith konnte eine gewiſſe ſtille Angſt nicht überwinden, daß ihre Bekehrung zum Chriſtentum Opfer von ihr fordern werde, die ſie nicht zu bringen geneigt war. Hatte Lelio nicht vom Augenblick ſeiner Bekehrung an ſein ganzes Leben verändert? Hatte nicht Erneſt ein Leben voll ununterbrochener Entſagung geführt? Freilich behaupteten beide, ſie wären ſehr zufrieden. Aber dieſe Zufriedenheit, die aus einer immerwährenden Überwindung aller Neigungen hervorgeht, iſt doch nicht die, welche man ſich wünſcht, ſagte Judith zu ſich ſelbſt; oder ſollte es eine Wirkung der Gnade ſein, welche das Chriſtentum mitteilt, im Opfer der Neigungen ein höheres Glück zu finden, als in ihrer Befriedigung? .... Und habe ich denn ſo böſe Neigungen zu opfern? .... Habe ich überhaupt eine andere, als die — zu mir ſelbſt? als die — glücklich ſein zu wollen? Beſteht aber das Gnadenglück, das chriſtliche Glück — wie ſoll ich es nennen? im Opfer: ſo brauchte ich nur meine Neigung zu mir ſelbſt zu opfern und ſieh! ich wäre glücklich, nämlich ſo, wie die erſten Chriſten es verſtanden. — — Dazwiſchen fiel ihr ein, ob dieſer junge Geiſtliche nicht vielleicht ſehr exaltiert ſei und zu hohe Forderungen an die Menſchen mache; ob es nicht geraten ſei, ſich an einen Akatholiken zu wenden. Dann dachte ſie aber an die Herren im ſchwarzen Frack mit weißer Krawatte, welche die arme Eſther beſucht hatten und welche zuweilen die Bibel und zuweilen ihre Gattinnen mitbrachten, und dann ſprach ſie mit energiſcher Entſchiedenheit zu ſich ſelbſt: Nein: göttliche Offenbarung will durch geheiligte Organe verkündet werden und himmliſche Wahrheit von geweihten Lippen fließen! Ich haßte jene armen proteſtantiſchen Prädikanten, weil ſie meiner geliebten Eſther keinen Troſt gewährten. Daran hab' ich vielleicht ſehr unrecht getan, denn niemand kann etwas anderes geben, als was er hat, und ſie haben ihr Buch und ihre Frauen — aber die Weihe zum Apoſtolat haben ſie nicht. Sie ſind vielleicht ſehr rechtſchaffene Hausväter — aber Prieſter, aber Lehrer einer übernatürlichen Weltordnung können ſie nicht ſein! dazu gehört eine volle Hingebung an dieſelbe, und ſie haben ja Wurzel gefaßt in der Alltagswelt. Zu Prieſtern braucht Gott Männer mit einem ganzen Herzen; dieſe — geben ein gutes Stück davon an Weib und Kind. Der Prieſter iſt fremd, und ſie ſind heimiſch im Irdiſchen. Der Prieſter ſteht über mir: ſie ſind meinesgleichen; er iſt der geweihte Verkündiger der ewigen Wahrheit und gibt ſich bedingungslos allen Anforderungen ſeines Berufes hin; ſie ſind . . . ja„ ich weiß nicht, ob ſie außer Familienvätern, Staatsdienern und Bürgern noch etwas ſind . . . noch etwas ſein können. Genug, das ſteht feſt für mich: ich will nichts zu tun haben mit einer Religionsgeſellſchaft, die ohne geweihten Prieſterſtand iſt! Dem Prieſter glaub ich, dem Menſchen nicht! den Prieſter verehre ich, den Hausvater nicht. Nur der, welcher im Namen Gottes und als berufener, geweihter und geſendeter Diener Gottes zu mir ſpricht, flößt mir Glauben und Verehrung ein. Aber warum? . . . . Täuſche ich mich nicht? Weil er vom Altar Gottes kommt — vom Opfer; und mich zu ihm hinführt — zum Opfer; während der Hausvater kommt — was weiß ich woher! und mich führt — zum häuslichen Herde! Mein Gott! . . . . und Oreſt will ſich ihnen zuwenden um unſeres häuslichen Herdes willen! Wird denn Gnade Gottes darauf liegen? — —

In heftiger Beängſtigung ging ſie im Zimmer umher, ratlos, gequält, eilte dann zu ihrer Kammerfrau und ſagte:

„Geben Sie mir Ihren Hut und Ihren Shawl; ich will zu armen Leuten.“

„Doch nicht gehen?“ fragte die erſtaunte Zofe.

„Nein! ich will im Fiakre inkognito fahren.“

An dergleichen Einfälle war die Kammerfrau gewöhnt. Judith entſchlüpfte unbemerkt ihrer Wohnung, ſtieg auf dem Korſo in den erſten beſten Fiakre, fuhr zur Kirche Maria della pace, entließ ihn dort und hielt Nachfrage nach dem Hauſe von Lelios Eltern. Sie fand es ſchnell, traf Lelios Mutter allein und hörte voll Schreck, er ſei nicht daheim. Die obligate Phraſe:

er werde aber gewiß bald zu Hauſe kommen, hielt Judith feſt, um ſo mehr, als ihr einfiel, ſie könne ja eben ſo gut der Mutter wie dem Sohne einige Fragen vorlegen und vielleicht von ihr noch beſtimmtere Antwort erhalten.

„Signora,“ hub ſie an, „ich weiß durch Ihren Sohn, daß Sie eine fromme Frau und eine treue Mutter ſind; da ich nun keine Mutter habe, an die ich mich mit meinen Anliegen wenden könnte, ſo führt mich Gott zu Ihnen. Ich bin nämlich eine Jüdin, die ſich zum Chriſtentum bekennen will.“

Signora Pasqualina hatte Judith etwas kühl empfangen. Wer war dieſe ſchöne Perſon, die ſo ganz ohne Umſtände und ohne ſich zu nennen auftrat und nach Lelio, wie nach einem guten Bekannten fragte? Kühl hatte ſie den Anfang von Judiths Rede vernommen; aber bei den letzten Worten trat ein warmer Freudenausdruck in ihr ganzes Weſen. Sie hub Hände und Augen zum Himmel, indem ſie rief: „O welche Gnade! welche Gnade!“ und als ſie wieder auf Judith blickte, fielen ein paar Tränen von ihren Wimpern.

„Freuen Sie ſich ſo ſehr über meine Bekehrung?“ fragte Judith überraſcht und gerührt; „ich bin Ihnen ja ganz fremd.“

„O, was tut das!“ rief Pasqualina. „Es wird eine Seele gerettet! das Blut Jeſu kommt zu Ehren an einer Seele! der ſüße Name Jeſu wird in Ewigkeit verherrlicht durch eine Seele! das Reich Jeſu wird ausgebreitet, der Wille Jeſu vollzogen auf Erden wie im Himmel, durch eine gerettete Seele! und ich ſollte nicht frohlockend Gott loben und preiſen für ſolches Glück, für ſolche Freude, an der die ganze ſtreitende und triumphierende Kirche ſamt allen himmliſchen Heerſcharen teilnimmt? O, meine liebe Signora, darüber können Sie ſich nur deshalb wundern, weil Sie noch nicht wiſſen, welche Gnadenſchätze Ihnen zuteil werden, und welche Liebe alle durchſtrömt und verbindet, die mit Ihnen dieſe Schätze genießen!

„Und wer ſind die?“ fragte Judith.

„Alle, die zur heiligen Kirche gehören.“

„Ach,“ ſagte Judith, „ich bin ja noch ganz unwiſſend und habe nichts, als meinen guten Willen. Vergeben Sie mir alſo meine Frage: Was iſt die Kirche?“

„Die Kirche,“ entgegnete Pasqualina, „iſt die Gemeinde aller Chriſten auf Erden, die durch das Bekenntnis desſelben Glaubens und durch die Teilnahme an denſelben Sakramenten vereinigt ſind unter einem gemeinſamen Oberhaupt, dem Papſt, als dem Nachfolger des heiligen Petrus und den ihm untergeordneten Biſchöfen, den Nachfolgern der übrigen Apoſtel.“

„Und wer hat dieſe Kirche geſtiftet und ihr dieſe Einrichtung gegeben?“ fragte Judith weiter.

„Der Sohn Gottes, unſer Erlöſer, Jeſus Chriſtus, der alle Menſchen bis zum Ende der Welt ſelig machen wollte, und deshalb dieſe Heilsanſtalt gründete, welcher er ſeine Lehre, ſeine Gnadenmittel und ſeine Gewalt anvertraut, und ihr den Beiſtand des heiligen Geiſtes verliehen hat, um ſie in den Stand zu ſetzen, den Auftrag auszuführen.“

„Was würden Sie ſagen, Signora, wenn ich mich einer der Sekten zuwendete, welche nicht den Papſt als ihr Oberhaupt anerkennen?“

„Täten Sie das, bevor Sie mit der heiligen Kirche bekannt geworden wären: ſo würde ich traurig ſagen, es habe Ihnen unfreiwilligerweiſe die Erkenntnis der göttlichen Wahrheit gefehlt. Täten Sie es aber mit voller Erkenntnis, ſo hätten Sie ſich freiwillig ausgeſchloſſen von Gottes Gnade in der Zeit und Gottes Glorie in der Ewigkeit und wären abgefallen zum Geiſt der Lüge. Aber ein ſo furchtbares Unglück widerfährt denen nicht, die, wie Sie von ſich ſagen, einen guten Willen haben. Wer Augen hat zu ſehen und Ohren zu hören — und wer in reiner Abſicht, nicht um irdiſcher Vorteile willen, die Offenbarung der göttlichen Wahrheit ſucht, der findet ſie auch. Das hat der göttliche Erlöſer uns verſprochen, indem er ſagte: „Suchet, und ihr werdet finden.“ Die heilige Kirche iſt nicht etwas Unſichtbares, woran man vorübergehen könnte. Sie ſteht da, klar und einheitlich, immer dieſelbe in der ganzen Welt. Welche Lehren der Liebe, welche Taten der Liebe hat ſie aufzuweiſen! Sie iſt ein übernatürliches Spital für alle Leiden der Seele; der liebe Heiland iſt der Arzt; die Sakramente, die er aus ſeinem Blut bereitet — ſind die Arzneien; die Lehre, die von ſeinen gebenedeiten Lippen fließen — iſt der Labetrunk; ſeine Diener und Helfer, die Prieſter, ſind die Krankenwärter; die Kranken — das ſind wir alle! Einige lebensgefährlich, andere in der Agonie, andere geneſend, friſcher und kräftiger denn zuvor. Einige ſind geſund: das ſind die Heiligen! die haben des heiligſten Blutes Wunderkraft in ſich wirken laſſen. Ein Geneſender iſt mein Lelio. Sie aber, Signora, wenn Sie das Sakrament der Taufe empfangen, dann werden Sie in Chriſto geheiligt, zum ewigen Leben wiedergeboren und durch die heiligmachende Gnade und die göttlichen Tugenden geiſtiger Weiſe umgeſchaffen, ein Kind der Kirche, eine Tochter Gottes, ein Erbe des Himmelreiches; das iſt das höchſte, was der Menſch werden kann, und dem entſagt keine gute, vernünftige Seele, um ſich einer unvollkommenen Sekte anzuſchließen.“

„Es iſt eine ſchwindelnde Höhe," ſagte Judith und ſchloß unwillkürlich ihre Augen. „Kann man ſich dort halten?"

„Die Heiligen konnten es! Durch das heilige Bußſakrament reinigten ſie fort und fort ihr Gewiſſen von jedem Stäubchen und wurden mehr und mehr darüber erleuchtet, wie notwendig dieſe unausgeſetzte Reinigung ſei. Und durch das Sakrament des Altares empfingen ſie in ihrer gereinigten Seele wahrhaft und weſenhaft den Leib des Herrn mit ſeiner Gottheit und verklärten Menſchheit — und der brachte ihnen dann alle Gnaden, alle Kräfte, welche ſie nötig hatten, um in ihren Kämpfen zu ſiegen. Denn kämpfen mußten ſie mit den heiligen Waffen der Abtötung und des Gebetes, tüchtig kämpfen, da es in heiliger Schrift heißt: „Nur die Gewaltigen reißen das Himmelreich an ſich." Unſereiner ſteht ja nun freilich ganz niedrig neben der Höhe der lieben Heiligen; allein uns ſtehen ganz dieſelben Gnadenmittel zu Gebot, um uns nach unſerem Maßſtab zu heiligen. Iſt unſere Seele befleckt durch Sünde, ſo waſcht der barmherzige göttliche Samaritan ſie im Bußſakramente wieder rein; und wird ſie ſchwach und hinfällig in den tauſend Prüfungen und Verſuchungen, ſo ſpeiſt er ſie im Altarsſakrament durch ſein Fleiſch und Blut; und daß wir alle, die Heiligen wie die armen Sünder, an dieſem heiligen Gaſtmahle teilnehmen, wo unſer Gott ſich zur Speiſe unſerer Seele macht: das, Signora, ſtiftet eine ſo wunderſame Liebesgemeinſchaft zwiſchen ihm und ſeiner Kirche, daß man für ihn, den König und den Bräutigam, mit Freuden lebt und ſtirbt und Opfer bringt."

„Lelio hatte wohl recht zu ſagen, ſeine Mutter ſei eine fromme, vortreffliche und kluge Frau," ſagte Judith.

„Ob ich gut und fromm bin, weiß Gott allein!" erwiderte Pasqualina. „Bin ich's — ſo wolle Gottes Gnade mich ſo erhalten bis zu meinem ſeligen Sterbeſtündlein. Klug aber bin ich gar nicht, Signora! meine Klugheit ſteckt im Katechismus und in der Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens des Herrn. Im Katechismus ſtärke und erleuchte ich meinen Glauben und in der Betrachtung kräftige und erwärme ich meine Liebe. Das kann jeder haben!"

„Der danach verlangt!" ſetzte Judith hinzu. „Aber nun noch eine Frage, teure Signora! Wenn ich katholiſch bin — darf ich dann einen Akatholiken heiraten?"

„Bei uns zu Lande kommt, Gott Dank! ſo etwas nicht vor! Es muß ja etwas Entſetzliches ſein, eine Ehe zu ſchließen, in welcher der eine Teil außerhalb der Glaubens- und Liebesgemeinſchaft der Kirche ſtünde. Es ſcheint mir unmöglich, daß eine ſolche Ehe anders, als aus frevelhaftem Leichtſinn geſchloſſen werden könnte! Welche Gefahr für ihre Nachkommenſchaft, in Gleichgültigkeit gegen den Glauben zu geraten, die Sakramente zu mißachten, oder wohl gar — o ſeligſte Jungfrau! der Gnadenmittel beraubt zu werden! Welch katholiſches Herz wäre imſtande, eine Ehe zu ſchließen, die arme unſchuldige Kinder um die Seligkeit brächte, den Leib des Herrn zu empfangen, der unſer Troſt, unſer Glück, unſer Heil, unſere Liebe, unſer ein und alles iſt. O teuere Signora! der Leib des Herrn in unſeren Tabernakeln, auf unſeren Altären — iſt nicht bloß der Mittelpunkt unſerer Glaubensgeheimniſſe; er iſt der Grund unſerer Liebe zu unſerem Glauben und zu dem, der vom Himmel kam, um ihn uns zu offenbaren. Wer an das hochheilige Geheimnis der Euchariſtie glaubt, fühlt ein ſolches Erbarmen mit denen, welche nicht daran glauben, daß er ihnen dieſen Glauben mit ſeinem Blut erkaufen möchte; aber ſeinen Freund, aber ſeinen Gatten wählt er nicht unter ihnen ſich aus, denn er weiß ja, daß ſie die ewige Wahrheit, die uns zu unſerem Heile und unſerer Heiligung durch die Zeit in die Ewigkeit leitet, nicht beſitzen. Und wer ſie nicht beſitzt — was hat der? was weiß der? was vermag der? was liebt der?"

„Nichts!" ſagte Judith. „Er hat ſein Ich, er weiß von ſeinem Ich, er liebt ſein Ich — und das iſt nichts, wenn Gott ſelbſt ihn nicht belehrt, was damit anzufangen ſei! Und dieſe Lehrerin der Menſchheit iſt die Kirche; deren Mund iſt der Prieſterſtand; er verkündet die ewige Wahrheit! O mein Gott! ich werde auch in der ewigen Wahrheit leben und gerettet werden aus meiner Exiſtenz des Scheines, der Verblendung und des Irrtums."

„Dann werden Sie aber auch den Gedanken fahren laſſen, einen Akatholiken zur Ehe ſich zu nehmen, nicht wahr, teure Signora?" rief Pasqualina und ergriff innig Judiths Hand. „Das müſſen Sie mir verſprechen! Nein, nicht mir! der heiligen Mutter Gottes von den ſieben Schmerzen müſſen Sie es verſprechen! O, welche Gnade, Signora! Sie ſind eine Tochter des Volkes, aus dem Maria, „die Gebenedeite unter den Weibern," als eine „Lilie zwiſchen Dornen" entſproß! des Volkes, dem die Magdalena angehörte, die als eine große Sünderin dem Heiland zu Füßen fiel und als eine große Heilige wieder aufſtand, gerechtfertigt durch ihre büßende Liebe. O, wie werden dieſe beiden Wunder der Gnade jetzt am Throne Gottes bitten für Sie, die Tochter Iſraels, die zu ihnen auf den Kalvarienberg ſich flüchtet! Aber auf dem Kalvarienberg zu Jeſus und Maria, zu Johannes und Magdalena kommt man nur durch das Kreuz — und das Kreuz iſt Sinnbild jedes Opfers, welches aus heiliger Liebe gebracht wird. Alſo bringen Sie nur getroſt Ihr kleines Opfer dem Gott, der ein ſo großes für Sie am Kreuz bringt; und in dem Augenblick, wo er Ihre Seele in ſeinem Blut rettet, betrüben Sie ihn nicht ſo ſehr, um dieſe gerettete Seele eine Verbindung eingehen zu laſſen, in welcher dies göttliche Blut verachtet und die Ehe nicht als ein Sakrament betrachtet wird. Das können Sie nicht tun! das dürfen und werden Sie nicht tun! Ach, verſprechen Sie es der Mutter Gottes. Tuts Ihnen weh? Ach, es hat auch der ſeligſten Jungfrau weh getan, unter dem Kreuz zu ſtehen und ihren liebſten Sohn der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer zu bringen. Gibt es Ihnen einen Stich durchs Herz! Ach! ihr Schmerz war ſo groß, als ob ihr ſieben Schwerter auf einmal das Herz durchbohrten. Das ſollte ſo ſein, damit ſie Mitleid habe mit dem Jammer der ganzen Welt. Die Königin der Schmerzen mußte ſie ſein, um die „Tröſterin der Betrübten“ werden zu können. O, fürchten Sie nicht das Herzeleid eines Opfers! Maria ſteht Ihnen bei! Maria hält Sie und lehnt Sie ſanft an das Kreuz ihres lieben Sohnes . . . . und das roſenfarbene Blut aus den heiligſten fünf Wunden überrieſelt Sie und heilt wie Balſam alle Wunden Ihres Herzens zu.“

Immer inniger und zärtlicher, und endlich unter ſtrömenden Tränen hatte Pasqualina geſprochen und ſo mütterlich ſchaute ſie mit ihrem ſeelenvollen Auge Judith an, daß dieſe ganz überwältigt von einer ſo neuen, ſo ungeahnten Liebe, ihre Arme um Pasqualinas Nacken ſchlang und ihre Stirn auf deren Schulter lehnte und leiſe ſagte:

„Ach, wie iſt mir bei Ihnen ſo wohl!“

„Ich habe heute auch den Leib des Herrn empfangen,“ entgegnete Pasqualina freudig gerührt und demütig.

„Dieſe Liebe zu den Seelen, dieſe Teilnahme für Seelen, dies Verlangen, Seelen für Gott zu retten, öffnet mir den Einblick in eine ganz fremde Welt,“ ſagte Judith und richtete ſich nachdenkend auf.

„In die Welt der Erlöſung,“ ſetzte Pasqualina hinzu, „in der man an allen Seelen das Ebenbild Gottes und das Blut Jeſu gewahr wird — oder werden möchte.“

„Nun muß ich fort!“ ſagte Judith tief erſeufzend; „aber ich habe noch einige Bitten. Geben Sie mir das Buch, das Sie ſo himmliſch klug macht.“

„Den Katechismus? gern!“ erwiderte Pasqualina und holte ein kleines Buch aus dem Auszug des Tiſches, auf dem ihre Näharbeit lag. „Dies kleine Buch enthält die geoffenbarten

Wahrheiten unſerer heiligen Religion, wie die Kirche Chriſti, die vom heiligen Geiſt regiert und erleuchtet wird, ſie lehrt."

Judith ſchlug das Büchlein auf und las auf der erſten Seite die Frage:

„Wozu biſt du auf Erden?" —

Und darunter die Antwort:

„Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen."

Judith machte das Buch zu und rief :

„Damit iſt alles geſagt! dadurch erfährt man, was Wahrheit — was Liebe — was Glück iſt. Und wahrlich, Signora! das ſpricht der heilige Geiſt! denn ſolange die Welt ſteht, hat der Menſchengeiſt ſo nicht geſprochen."

Sie ſteckte das Buch zu ſich, nahm ihre Börſe und ſagte:

„Signora, ich bin hier fremd! Sie werden gewiß einige Notleidende kennen, denen man mit Gold helfen kann. Wollen Sie das tun?"

„Ich werde die Börſe unſerem Herrn Pfarrer bringen," entgegnete Pasqualina; „der verſteht ſich aufs Almoſengeben und wird Sie in ein frommes Gebet einſchließen. Ich werde ihn bitten, Maria della pace für Sie anzurufen, damit der unzerſtörbare Friede des Glaubens Ihre Seele erfülle."

„Endlich, bitten Sie Ihren Sohn, daß er mir ſeinen Freund zuſende, den jungen Geiſtlichen."

„Meinen Sie den Abbate, Don Cinthio?"

„Ich weiß ſeinen Namen nicht! es iſt ein hoher ſchlanker, blonder junger Mann."

„Ganz recht! mit einem engelhaften Ausdruck und einem fremden Akzent — Don Cinthio!"

„Ich laſſe alſo Don Cinthio zu mir bitten."

„Aber zu wem, Signora?"

„Zur Judith! das übrige weiß Ihr Sohn! Und beten Sie für mich!"

Sie umarmte Pasqualina und eilte fort — fort zur Kirche Maria della pace; doch nicht um Raffaels Sibyllen zu bewundern, ſondern um zu überlegen, was ſie gehört, und was ſie zu tun habe. Was ſie gehört? o wie war das ſchön, lieblich, klar! wie quoll das in ihre durſtige Seele, als ein warmer Mairegen in ſprödes Erdreich, als weiche Frühlingsluft um den ſtarren Baum! Welch ein Reichtum des Daſeins, welche Fülle des Lebens tat ſich vor ihr auf in dieſer Liebe, die von der Liebe Gottes entzündet — in dieſer Wahrheit, die von dem Geiſt Gottes durchleuchtet — in dieſem Glück, das in der Vereinigung mit Gott gefunden wird. Das iſt's! das iſt's! das iſt's! frohlockte ihr Herz in einem Jubel, der nicht enden wollte. Und was ſie zu tun habe? . . . . o das war zuerſt auch ganz einfach und leicht: die Taufe empfangen im Blut Jeſu! Aber dann? Sie ſchauderte. Nicht weil ſie ein Opfer zu bringen hatte; denn es ſchien ihr kaum ein Opfer zu ſein, einen Menſchen aufzugeben, um Gott zu gewinnen. Aber weil ſie nicht wußte, wie ſie ſich von Oreſt losmachen ſollte. Sie hatte ihn ſo weit gebracht, daß er gleichſam einen Todesſprung machen wollte, um zu ihrem Beſitz zu gelangen — und nun ſollte ſie ihm Halt! zurufen und ſagen: Es iſt aus und vorbei zwiſchen uns. Wie wird er das aufnehmen — jetzt, wo alles für ihn auf dem Spiele ſteht und wo er in einer Spannung und Aufgeregtheit ſich befindet, wie der Spieler, über deſſen ganzes Vermögen der nächſte Würfelfall entſcheidet. Und wenn es mich das Leben koſtete, ſagte Judith ſchaudernd zu ſich ſelbſt, ich kann nicht Gräfin Windeck werden — und ich muß mich von Oreſts Seite auf alles gefaßt machen. O nur erſt die Taufe! die Taufe, daß mich die heiligmachende Gnade zu einem Kinde der Kirche, einer Tochter Gottes und Erbin des Himmelreiches mache: dann iſt meine Seele gerettet! und bringt Oreſt mich ums Leben, wie ich das verdient habe, ſo weiß ich doch, daß ich im Blut Jeſu von meinen Sünden gereinigt und eine erlöſte und für die Ewigkeit gerettete Seele bin. Wie hat jene große Büßerin Thais gebetet? O du, der du mich erſchaffen haſt, erbarme dich meiner! Ihr Herz brach in Tränen und mehrmals wiederholte ſie: Erbarme dich meiner! Ihr ganzes Leben zog an ihrem inneren Auge vorüber. Was ſah ſie? kalte Selbſtſucht! kalten Hochmut! Nie habe ich etwas anderes geliebt, als mich ſelbſt — oder anderes . . . . meinetwegen! wimmerte ſie leiſe; nie ein Opfer gebracht, nie fremdes Glück höher angeſchlagen als das meine! Vor dem Altar des heiligſten Sakramentes war ſie auf die Knie geſunken. Da lag ſie auf dem Marmorboden und hob weinend ihre Hände empor und ſtreckte die Arme aus zum Tabernakel und ſeufzte: Wohnſt du da, du Gott der ewigen Wahrheit und der ewigen Liebe, ſo erbarme dich meiner und laß mich dich finden, denn ich verſchmachte nach Liebe und Wahrheit, und weiß nicht, wo auf Erden ich ſie ſuchen könnte, als bei dir. Niemand ſtörte die Beterin; niemand ſah hin zu ihr. Der warmherzige Südländer begreift, daß die Andacht ebenſo gut wie jede andere lebhafte Empfindung — ihre Sprache, ihren Ausdruck, ihre Gebärden habe. Ein junger Geiſtlicher, der häufig vor dieſem Altar ſein Brevier betete, zog ſich leiſe zurück. Er glaubte Judiths Geſtalt trotz ihres einfachen Anzuges zu erkennen. Ihr Geſicht war verſchleiert. Vor dem Mutter-Gottesaltar kniete er nieder und flüſterte in ſeliger Hoffnungsfreude: „Wenn ſie es iſt, ſo iſt ſie gerettet . . . . denn ſie betet . . . . und betet in Tränen. Heilige Maria, Königin des Friedens, bitte um Frieden für dieſe arme ruheloſe Seele.“

Nach einer dreiſtündigen Abweſenheit kam Judith gefaßt zu Hauſe; aber ihre Kammerfrau ſtürzte ihr entgegen und rief:

„Gott Dank, da ſind Sie! Hat der Herr Graf Sie gefunden? er ſtreift in der Stadt umher, um Sie zu ſuchen. Die Villa Borgheſe hat er ſchon durchjagt und kam verzweiflungsvoll vorgefahren, um zu fragen, ob Sie inzwiſchen vielleicht angelangt wären.“

„Der Herr Graf iſt allzu gütig!“ unterbrach Judith den Strom der Mitteilung. „Iſt ſonſt nichts vorgefallen?“

Die Kammerfrau gab ihr einen Brief und ſetzte hinzu, das kleine Mädchen, das denſelben gebracht habe, werde im Laufe des Nachmittags die Antwort holen. Judith ging mit dem Brief in ihr Zimmer und erbrach ihn ziemlich gleichgültig. Er war in franzöſiſcher Sprache, Handſchrift und Papier höchſt elegant — und ohne Unterſchrift. Sie las mit wachſender Spannung:

„Signora! Da Sie dem höchſten Glück entgegengehen, welches einem Menſchen zuteil werden kann, indem Sie das Sakrament der Taufe empfangen: ſo glaube ich, daß Sie um ſo mehr von fremdem Leid gerührt ſein werden. Meine Verhältniſſe ſind derart, daß ich Sie nicht aufſuchen kann und doch das heißeſte Verlangen habe, Sie zu ſprechen. Das Ungewöhnliche meiner Bitte ſagt Ihnen deutlicher als tauſend Worte, wie wichtig mir ein Geſpräch mit Ihnen wäre. Ich bitte alſo, Signora, daß Sie die Güte haben möchten, mir Tag und Stunde zu beſtimmen, wo ich Sie im Kloſter der Damen vom Sacré Coeur zu Trinità dei Monti auf dem Pincio erwarten dürfte. Ihr Name, an der Pforte genannt, wird Ihnen Einlaß geben. Je näher der Tag und je früher die Stunde, deſto lieber wär es mir. Ich bitte nur um zwei Worte mit Ihrer Beſtimmung, Signora; aber ich bitte um des Blutes Jeſu willen, das Ihrer Seele, zur Freude aller Kinder der heiligen Kirche, die Fülle der Gnaden bringen wird.“

Judith las den Brief dreimal von Anfang bis zu Ende durch; da ihr aber nicht die leiſeſte Ahnung kommen wollte, wer die Schreiberin ſein könne, die von ihrem Vorhaben wiſſe und ſich eben ſo ſehr darüber freue, wie Signora Paſqualina, ſo ſetzte ſie ſich raſch hin, ſchrieb die Worte:

„Morgen früh um ſieben Uhr wird J. M. an der Pforte des bezeichneten Kloſters ſein;“ ſiegelte das Blatt ein und gab es ihrer Kammerfrau für die kleine Botin.

Kaum war ſie damit fertig, ſo hörte ſie im Salon Oreſts haſtigen Schritt. Sie eilte ihm entgegen, gab ihm die Hand und ſagte freundlich:

„Ich danke Ihnen gar nicht für Ihre Sorge, denn Sie werden ja ganz dadurch verſtört.“

Er ſah in der Tat ſo leichenblaß und verſtört aus, daß ſie Mühe hatte, ihre heimliche Angſt zu unterdrücken.

„Woher kommen Sie denn eigentlich? und was dachten Sie überhaupt?“ fragte ſie beklommen, da er gar nichts ſagte, ſondern nur ihre Hände hielt und küßte und an ſeine Stirn und auf ſeine Augen legte, wie um ſich zu überzeugen, daß ſie wieder da ſei! daß ſie es ſei.

„Werd' ich nicht erfahren, was Sie in dieſen Zuſtand von Aufregung verſetzt hat?“ fragte ſie abermals.

„Judith verſchwindet — und ich ſoll nicht aus der Faſſung kommen!“ rief Oreſt.

„Verſchwindet! .... ich hatte armen Leuten Geld zu geben und war in einer Kirche; nennen Sie das — verſchwinden!“ entgegnete Judith.

„Der Morgen verging — und Sie kamen nicht wieder! da ſuchte ich Sie in der Villa Borgheſe und als ich Sie nicht fand — in der Villa Pamfili, weil ich ja weiß, daß Sie dort gern unter den Pinien wandeln. Aber Sie waren auch da nicht — und nun kam mir der gräßliche Gedanke in den Sinn .... Sie wären entführt, wären mir entriſſen.“ ..

„Welche Torheit, teurer Oreſt!“ unterbrach ihn Judith; „Entführungen ſind nicht römiſche Sitte! man muß doch immer bei Beſinnung bleiben.“

„Nicht bei dem Gedanken, daß ich dich verlieren könnte!“ brach Oreſt ſtürmiſch aus. „Was wäre die Liebe, wenn das Herz dabei kalt bliebe! ... wenn es ſich nicht ſträubte, wie gegen den Tod, gegen einen ſolchen Verluſt. O Judith! Geliebte! die ganze Welt hat ſich wider unſer Glück verſchworen! ich kann hier freilich proteſtantiſch werden; allein meine Eheſcheidung muß ich in meiner Heimat betreiben. Das gibt unabſehbare Verzögerungen. O laß uns fliehen! laß uns auf irgend einer paradieſiſchen Stätte des Orients die Welt vergeſſen.“

„Gott will es nicht!“ unterbrach ſie ihn. Aber ſie, die doch ſonſt ſo mutig war, hatte nicht den Mut, ihm zu ſagen, welchen Umfang ſie dieſem Ausruf gab. Sie fürchtete ſich vor Oreſt. Sie, die Stolze, die ihren Triumph darin gefunden hatte, ſeine Leidenſchaft ſo zu ſteigern, daß er nicht mehr deren Herr war; die gewähnt hatte, ſie ſei jetzt die Königin und Beherrſcherin ſeines Glückes und ſeines Schickſals, weil ſie ſein Idol war: ach, ſie mußte jetzt erfahren, daß ſie gerade dadurch abhängig von ihm und die beängſtigte Sklavin ſeiner entfeſſelten Leidenſchaft geworden ſei.

„Kaltes Herz!“ rief Oreſt vorwurfsvoll.

„Man liebt wie man kann!“ ſagte ſie kühl.

„Sei es! liebe mich wie du kannſt . . . aber liebe mich, Judith!“ rief Oreſt zu ihren Füßen ſinkend.

„O, ich fange wirklich an, Sie zu lieben!“ ſagte ſie mit einem ſo eigentümlichen Ausdruck, daß Oreſt ſich über deren innerſte Bedeutung täuſchte und jubelnd rief:

„Dann werde ich ſelig ſein.“

„Ich habe vor einiger Zeit mit einem Geiſtlichen hinſichtlich meiner Taufe geſprochen;“ nahm Judith das Wort, um alle Liebesbeteuerungen abzuſchneiden, die auf Oreſts Lippen ſchwebten. „Jetzt, da meine Verpflichtungen an hieſiger Oper zu Ende ſind, will ich mich etwas gründlicher mit der Lehre beſchäftigen, der ich mich zuwende.“

„Nur nicht zu viel!“ rief Oreſt. „Die Hauptlehre in allen Religionen iſt die: Gott iſt die Liebe. Das muß man feſthalten und alles, was dem widerſpricht — wegwerfen.“

„Ja,“ ſagte Judith ernſt, „ſo habe auch ich den Kern des Chriſtentums verſtanden.“

„Und bleib' dabei, Geliebte! laß' dich nicht ein auf dogmatiſche Auseinanderſetzungen, auf ſcholaſtiſche Erklärungen, welche dieſer einfachen, verſtändlichen, unſerem Begriff vom höchſten Weſen entſprechenden Lehre, eine teils übertriebene, teils verkehrte Anwendung geben möchten, um die Gewiſſen in ängſtlicher Abhängigkeit zu halten! Gott iſt die Liebe: damit kommt man durch die Welt.“

„Aber wohin?“ fragte Judith gedankenvoll und ihr Sinn flog weit hinweg über die Staubeswelt.

„Wohin?“ rief Oreſt, ſie mißverſtehend. „Nun, zum Ziel! zum Glück . . . . zum Glück der Liebe.“

„Das iſt ein großes Wort!“ ſagte ſie: „Glück der Liebe — unſer Ziel!“

So ſprach jeder von ſeinem Standpunkt aus und keiner verſtand den anderen. Es war eine Kluft zwiſchen ihnen aufgetan.

Am Abend fand ſich bei Judith mit einigen anderen Perſonen auch der Marquis d'Avallon ein, der ſie in der Villa Diodati beſucht hatte.

„Das iſt ja die verkehrte Welt, nach dem Karneval in Rom einzutreffen!“ ſagte Judith ihn begrüßend.

„Dann hab' ich ja ganz abſichtslos etwas ſehr Paſſendes getan," entgegnete er; „Verkehrtes ſchickt ſich in unſere verkehrte Welt! Geſchieht einmal etwas Vernünftiges, ſo findet es keinen Platz, keinen Anklang, keine Heimat, keine Sympathie."

„Ah, Sie haben gewiß etwas enorm Vernünftiges getan, ſeit wir uns am Genferſee ſahen, Herr Marquis!" rief Judith lächelnd.

„Dies Glück .... oder Unglück hatte ich nicht, Signora; aber ich hab' inzwiſchen jemand geſehen, der es hatte und der mir allerdings intereſſanter war, als die höchſt intereſſanten Ruinen römiſcher Baukunſt im ſüdlichen Frankreich, die ich ſoeben ſtudiert habe, um ſie mit den Ruinen Roms zu vergleichen."

„Abermals eine Verkehrtheit!" warf Judith ein. „Rouſſeau vergaß die Huldin ſeines Herzens über dem Pont du Gard; Marquis d'Avallon vergißt den Pont du Gard über? ...."

„Über einen unbeſchuhten Karmeliten, Signora."

Ein herzliches Gelächter antwortete von allen Seiten dem Marquis.

„Dies iſt beiſpiellos in der Geſchichte der Menſchheit!" ſagte Madame Miranes.

„Wenn es eine Karmeliteſſe wäre!" rief Oreſt.

„So wäre das freilich keine Verkehrtheit," ſagte der Marquis. „Aber es iſt nun einmal ein Karmelit! und ſollten Sie, Signora, nie etwas von dieſem Pater Auguſtin vom heiligen Sakrament gehört haben?"

„Keine Silbe! und weshalb denn ich?" ſagte ſie erſtaunt.

„Als auf der Sonnenhöhe der Berühmtheit Liſzt in Europa ſeine Kunſtreiſen machte, begleitete ihn zuweilen ein junger Menſch von brillantem muſikaliſchen Talent, der Hermann hieß."

„Ich erinnere mich ſeiner aus Paris!" rief Madame Miranes. „Ja, ja! Herrmann! ein junges, ziemlich inſolentes Bürſchlein, aber ein Lieblingsſchüler Liſzts, wegen ſeines eminenten Talents!"

„Mit ſeinem vollen Namen hieß er Herrmann Cohen und war der Sohn eines jüdiſchen Kaufmanns aus Hamburg," ſagte der Marquis. „Er — und der unbeſchuhte Karmelit, Pater Auguſtin vom heiligen Sakrament, ſind eine und dieſelbe Perſon; und ich hörte ihn in Bordeaux predigen. Er machte einen merkwürdigen Eindruck auf all' ſeine Zuhörer. Er ſtellte in ſeiner Predigt, die er am Tage der Bekehrung des Apoſtels Paulus hielt, viel lebendiger noch durch ſich ſelbſt, als durch ſeine feurigen und beredten Worte die Bekehrung des Saulus zum Paulus dar. Zum Zeichen ſeiner Macht über die widerſtrebendſten Geiſter unter den Kindern Iſraels ſtellt Gott ſolche Menſchen wie Denkſteine in der Welt auf. Welch eine übermenſchliche Seelenſtärke und Liebe zur Tugend gehört dazu, um einen Menſchen aus dem ungebundenen Rauſch eines glänzenden, vielfach bewegten Lebens in den Habit und die Zelle des Karmeliten zu führen."

„Was muß Gott ſein .... für die, die ihn lieben!" ſagte Judith.

„Das iſt's!" rief der Marquis überraſcht. „Signora, Sie verſtehen alles .... wie eine gewiegte Katholikin!"

„Es gibt nun einmal ſolche Menſchen, die ihre Freuden da finden, wo wir verzweifeln müßten," ſagte Oreſt. „Ich habe ja ein ſolches Beiſpiel an meiner Couſine erlebt. Ein bildſchönes, liebenswürdiges Mädchen begräbt ſich bei zweiundzwanzig Jahren im Kloſter der Karmeliteſſen. Man faßt, man begreift ſo etwas gar nicht."

„Wenn man den Grund dafür mathematiſch — oder durch Wahrnehmungen der fünf Sinne bewieſen haben will: dann freilich iſt's nicht zu faſſen," ſagte der Marquis.

„Und kann irgend etwas vor der Vernunft Geltung haben," fragte Florentin, „was ſich nicht auf jenem Wege beweiſen läßt?"

„Wenn Sie alles verwerfen, was die Sinne nicht wahrnehmen und was die empiriſche Wiſſenſchaft nicht beweiſt," entgegnete der Marquis, „ſo verwerfen Sie das ganze höhere Geiſtesleben des Menſchen, die ganze ſittliche und intellektuelle Welt, alle Lehren und Grundſätze, auf denen die Menſchheit ruht. Aus ihrem chemiſchen Schmelztiegel geht nicht Gott, nicht die Offenbarung, nicht das Gewiſſen hervor. Leugnen Sie aber das alles — womit füllen Sie dann den furchtbaren Abgrund aus, der ſich im Innern einer Seele auftut, welche von allen übernatürlichen Traditionen abgelöſt, an nichts ſich hält, als an der ſichtbaren Welt; alſo am Nichts! .... denn die vergeht! In allen großen Geſetzen und hohen Ideen der Menſchheit, in ihrem ganzen Leben und Weben verrät ſich die Ahnung einer übernatürlichen Welt, mit welcher der Menſchengeiſt in geheimnisvoller unleugbarer Verbindung ſteht."

„Dieſer Behauptung kann vielfach widerſprochen werden," ſagte Florentin, „zum Beiſpiel durch den Zuſtand, in welchem ſich der größte Teil der Menſchheit befindet. Die wilden Völker wiſſen nichts von ſolcher Ahnung."

„Weil der Geiſt bei ihnen in jenen Stumpfſinn gefallen iſt, der ihm die Überwucherung durch die Materie bereitet," erwiderte der Marquis.

„Und das iſt auch der Grund," rief Judith, „weshalb die Wilden unter den geſitteten und gebildeten Nationen jene

Ahnung verloren haben und jenen Zuſammenhang leugnen: ihr Geiſt iſt geknechtet vom Materialismus. Sprengt ein Geiſt dieſe Feſſel, ſo erwacht das Gottesbewußtſein in ihm — unklar, ſchwankend, entſtellt: aber es erwacht! das beweiſt der Geiſteszuſtand aller nichtchriſtlichen Völker alter und neuer Zeit, ſobald ſie die unterſte Stufe der Wildheit überwunden haben und durch dies Gottesbewußtſein treten ſie in den Zuſammenhang mit einer Welt, die außer und über der Sichtbarkeit liegt. Der chriſtlichen Offenbarung iſt es vorbehalten, dies dunkle Bewußtſein in lichte Erkenntnis zu verwandeln.“

Indem ſie ſo ſprach, ſah ſie wunderſchön aus: die Statue bekam eine Seele und ging aus der Traumbefangenheit zur Erkenntnis über. Es fiel allen auf. In Oreſts Gehirn kreuzten ſich die abenteuerlichſten Pläne, um Judith zu entführen und nach Damaskus zu bringen. Das mittelländiſche Meer, Libanon und Antilibanon zwiſchen ihm und der europäiſchen Welt — und er gleichſam allein im Univerſum mit Judith: das wurde ſeine fixe Idee. Der Marquis d'Avallon fragte ſich heimlich, ob Judith etwa auf Herrmanns Wegen gehe, was ihn, womöglich, in noch größeres Staunen verſetzen würde. Florentin dachte zähneknirſchend: ſollte denn wirklich ihr ſkeptiſcher Verſtand, der nach allem fragte und alles gleichgültig beiſeite legte, in die Klauen eines Boten der Finſternis gefallen und von ihm umgarnt ſein! Ohne ihren Einwurf zu beachten, ſagte er zum Marquis:

„Das Studium der Naturwiſſenſchaften gibt unſeren Tagen das Licht der Erkenntnis. Es durchmißt und durchforſcht das Univerſum und enträtſelt die Geſetze, welche deſſen Stoffe verbinden und trennen, deſſen Kräfte in Bewegung ſetzen; und eben weil ſie das Univerſum umſchließt und begreift, ſo ſchließt ſie es auch ab — und hat ſomit das letzte Wort, denn über das Univerſum hinaus — liegt nichts; das iſt klar!“

„Für den, der im Chaos der Stoffe und Kräfte bleibt,“ ſagte der Marquis. „Wer aber zur Schöpfung übergeht, — findet den Schöpfer und ſomit wieder die übernatürliche Welt.“

„Und prahlen Sie nur nicht, Signor Fiorino, daß Ihre Wiſſenſchaften die Geſetze ergründen, welche den Erſcheinungen in der Natur zum Grunde liegen! Trotz all Ihrer Phyſik und Chemie gibt es tauſend Warum? die Sie ſo wenig beantworten können, als ich — der ungelehrteſten eine!“ rief Judith.

„O bitte, Signora, ein Warum! damit wir das Vergnügen haben, Signor Fiorino, der es beantworten wird, anzuſtaunen,“ ſagte der Marquis.

„Warum,“ ſagte Judith lächelnd zu Florentin, „hat das adriatiſche Meer Ebbe und Flut, da es ein Buſen des mittelländiſchen Meeres iſt und dieſes keine Ebbe und Flut hat?"

„Dies iſt eine ganz vereinzelte Erſcheinung, über welche man vermutlich nie phyſikaliſche Beobachtungen angeſtellt hat," entgegnete Florentin nachläſſig.

„Mit anderen Worten: man weiß es nicht," ſagte Judith. „Ja, man kennt überhaupt nicht den Grund dieſes wunderbaren Phänomens der Ebbe und Flut, das man am Ozean täglich vor Augen hat. Ihre Phyſik kann es nicht erklären, obgleich es durchaus dem Bereich der ſinnlichen Wahrnehmungen angehört; ſie weiß nicht, welche Kräfte und Einflüſſe dabei tätig ſind. Und nach einem ſolchen Fiasko ſollte man ihr vertrauen, wenn ſie überſinnliche Fragen löſen und etwa beweiſen wollte, es gebe keine unſterbliche Seele, denn ſie entdecke weder mit dem Seziermeſſer im menſchlichen Organismus, noch mit dem Teleſkop im Univerſum den Platz und den Himmel, wo dieſe Seelen leben könnten! Nein, guter Fiorino, Ihre Lieblings- und Fachwiſſenſchaft kann zwar Salze, Säuren und Gaſe zerſetzen und kombinieren, aber nicht einmal den Urgrund dieſer Stoffe erklären. Wollte nun die Vernunft von ihr die Löſung gewiſſer Fragen begehren, welche ſich auf überſinnliche Erſcheinungen beziehen: ſo würde ſie aufhören — Vernunft zu ſein. Wähnen Sie aber nicht, Herr Marquis," fuhr Judith zu dieſem gewendet fort, „daß Signor Fiorino allein über mein Warum? Fiasko gemacht hat! O nein! ich war einmal mit einer großen naturforſchenden Zelebrität bei einem Diner; wo? das ſag' ich nicht! Dieſer Herr gebärdete ſich in ſeinen Reden nicht anders, als habe der Schöpfer ihn bei der Erſchaffung der Welt zu Rate gezogen. Da rief ich ich ihm über den Tiſch die Frage zu: Warum hat das adriatiſche Meer Ebbe und Flut ꝛc.? Alles verſtummte und ſah erwartungsvoll das Orakel an. Aber ſiehe da! auch das Orakel verſtummte."

„Entſetzliches Schickſal für eine Zelebrität!" rief Marquis d'Avallon munter. „Judith fragt — die Menge harrt — und ſie verſtummt."

„Signora waren aber auch ſehr boshaft, ſich gerade dieſe Frage auszudenken," ſagte ein guter, ſtiller, deutſcher Baron, der ſelbſt nicht recht wußte, wie er in dieſe Geſellſchaft geraten war.

„Das geb' ich zu," erwiderte Judith. „Ich erzählte es aber, um Fiorino zu tröſten."

„Und zwar durch eine zweite Bosheit," ergänzte der Marquis.

„Kommt es häufig in der Welt vor," fragte Madame Miranes den Marquis, „daß man die moſaiſche Religion aufgibt, um die chriſtliche anzunehmen?"

„Es geht mir wie jener Zelebrität," erwiderte er; „ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Das Großartigſte iſt ja immer ſelten; alſo ſteht auch die Bekehrung des Pater Auguſtin ziemlich vereinzelt da. Doch hat ſich gerade hier in Rom vor etwa zehn, zwölf Jahren eine andere zugetragen, von der man auch ſehr viel geſprochen hat, weil ſie ſo plötzlich und doch ſo gründlich war; nämlich die des Herrn Alphons Ratisbonne aus Straßburg. Er kam nach Rom, um ſich zu amüſieren, keineswegs, um zu konvertieren. Er ging eines Tages mit einem Freunde nach der Kirche S. Andrea delle fratte. Während der Freund in die Sakriſtei geht, um mit einem Geiſtlichen zu ſprechen, bleibt er allein in der Kapelle der Muttergottes, und als der Freund zurückkommt, erklärt er demſelben, er wolle katholiſch werden. Das geſchah denn auch — und nach einigen Jahren ſtiftete Herr Ratisbonne von ſeinem Vermögen die Kongregation von Unſerer Lieben Frau zu Sion; eine weibliche Genoſſenſchaft, welche die Beſtimmung hat, durch Erziehung und Unterricht jüdiſche Kinder für den chriſtlichen Glauben zu gewinnen und namentlich in Jeruſalem dies fromme Werk zu betreiben. Er hat in der heiligen Stadt den Platz des alten römiſchen Prätoriums gekauft und zu einer Niederlaſſung für ſeine „Töchter Sions" eingerichtet, während ſie in Paris ihr Mutterhaus — und zum Generaloberen der Kongregation den Abbé Theodor Ratisbonne haben, den älteren Bruder ihres Stifters, der ſchon früher konvertiert und ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hat."

„Und in der Kapelle," rief Judith, „die ein bekehrter Sohn Iſraels für die fernere Bekehrung des Volkes Iſraels geſtiftet hat — habe ich in der Karwoche des vorigen Jahres das Stabat mater geſungen, um dieſem Werk einige Geldmittel zuzuwenden — ich, eine Tochter dieſes Volkes!"

„Die Kinder dieſes Volkes müſſen ſich aber vor der Bekehrung zum Chriſtentum hüten," bemerkte Florentin giftig, „denn nach allem, was wir heute hören, verfallen ſie durch dieſelbe in den grauenhafteſten Fanatismus. Der eine wird Mönch, der andere wird Pfaffe, der dritte verſchwendet ſein Vermögen, um durch bigotte Nonnen arme Judenkinder um ihren Glauben zu bringen. Wahrhaftig, ein ſolches Delirium des Fanatismus kann nur abſtoßend wirken."

„Signor Fiorino," ſagte Marquis d'Avallon ſehr verlegen, „vergeben Sie mir .... ich wußte nicht .... ich hätte dieſen Punkt vielleicht beſſer unberührt gelaſſen ...." —

„Was wußten Sie nicht, Herr Marquis?" fragte Judith höchſt verwundert über ſeine plötzliche Verlegenheit.

„Aus Signor Fiorinos Bedauern, daß jüdiſche Kinder im

Chriſtentum erzogen werden, ſehe ich, daß er ein eifriger Anhänger der moſaiſchen Religion iſt — und das wußte ich nicht.“

Oreſt lachte hellauf und rief, immer bereit, an Florentin einen Hieb zu geben:

„Corpo di Bacco! dies iſt ein höchſt intereſſantes Quiproquo — denn es iſt eine Enthüllung der geheimen Verwandtſchaft zwiſchen Jung-Iſrael und Jung-Deutſchland. Haß gegen das Chriſtentum iſt das roſenfarbene Band, welches ſie verbindet. Von jeher war Heide, Ketzer, Türk in dem Punkt des Juden Bundesgenoſſe. Jetzt iſt es der Sozialiſt. Tröſten Sie ſich, guter Marquis! Signor Florentin iſt gerade ſo gut von einem katholiſchen Prieſter getauft worden, wie Sie und ich.“

„Das wäre ein Grund, um mein Bedauern auf einen anderen Grund zu richten!“ rief der Marquis.

„Nein, nein! Tröſten Sie ſich nur ganz gründlich, Herr Marquis!“ rief Florentin hochfahrend. „Meine Gottheit und mein Kultus haben mit moſaiſchen, chriſtlichen und iſlamitiſchen Glaubensbekenntniſſen nichts zu tun; haben dieſe Eierſchalen, welche auf eine niedrige Abkunft deuten, von ihren Flügeln geſchüttelt, und ſind weder in Dogmen zu beſchränken, noch in Kirchenmauern einzuſperren. Der Geiſt, der ſich zu freier Selbſtbeſtimmung, über tauſend Lug- und Truglehren, Vorurteile und Täuſchungen erhebt: das iſt meine Gottheit, und ſie wohnt in jeder Menſchenbruſt. Der Kultus, der ihr wohlgefällig iſt, beſteht darin, daß alles weggeräumt werde, was die freie Selbſtbeſtimmung hemmt: der ganze Kram von Dogmen, der ganze Apparat theologiſcher Wiſſenſchaft, das ganze Agglomerat kirchlicher Formen und Zeremonien, Vorrechte und Gebräuche — alles! Wer von dieſen Feſſeln, Ketten und Windeln des Geiſtes auch nur ein Atom hinwegnimmt, hat dadurch ein Weihrauchkorn der Huldigung für die ewige Gottheit geſtreut, die von Anbeginn in der Menſchheit gewohnt hat — aber verkannt.“

„Sehr verkannt!“ ſagte der Marquis trocken. „Man hat dieſe ewige Gottheit — Satan genannt.“

„Das haben die Prieſter Ihres Gottes zuwege gebracht!“ fuhr Florentin fort. „Um die freie Selbſtbeſtimmung des Menſchengeiſtes zu hindern, nannten ſie deſſen Bewegung in jener Richtung: Abfall zum Böſen — und gaben dieſem Böſen, um es für Kinder an Geiſt möglichſt abſchreckend zu machen, die Geſtalt eines Teufels, eines Undings, das nirgends exiſtiert, als in der Phantaſie eines Pfaffen, aus deſſen entmenſchtem Herzen es in ſein verbranntes Gehirn übergegangen iſt . . .“ —

„Herr Marquis,“ ſagte Judith mit ruhigem Ernſt, „jetzt iſt es an mir, Ihnen meine Entſchuldigung zu machen, weil Sie, ein

Katholik und, wie ich hoffe, ein guter Katholik — gerade bei mir einen Emanzipierten vom katholiſchen Glauben treffen mußten. Ich bin keine Katholikin; aber eine Verſicherung kann ich Ihnen mit aller Aufrichtigkeit geben: die Bilder, welche Sie uns heute abend in Menſchen vorgeführt haben, die ſich zum katholiſchen Glauben — und infolge davon zu einem weltentſagenden Opferleben bekehrt haben — ſtellen ſich neben dem Bilde des abgefallenen . . . . oder emanzipierten Menſchen, welches Signor Fiorino uns vorführt, nicht anders dar, als das Paradies neben der Hölle."

Der Marquis, deſſen Glaubenstemperatur durch Judiths Beifall um einige Grade ſtieg, erwiderte:

„Das haben Sie ganz richtig charakteriſiert, Signora. Der Katholik iſt infolge ſeiner Glaubenslehre im Beſitz der vollen übernatürlichen Wahrheit, die ihn, wenn er ſie praktiſch erfaßt und übt — zum höchſten Ziel, zur Seligkeit durch Heiligkeit führt: und das erſtreben die Menſchen, von denen ich ſprach. Der Katholik, der die Offenbarung der übernatürlichen Wahrheit, und folglich auch das Ziel, wohin ſie führt, verwirft — hält ſich zu ihrem Gegenſatz und langt bei deren Ziel an: Unſeligkeit! Alſo: der eine zum Himmel und zur Hölle der andere."

„Und ſo wäre ich richtig zur Hölle verdammt!" rief Florentin höhniſch lachend.

„O mit nichten!" entgegnete verbindlich der Marquis; „dieſe Vermeſſenheit hat keiner von uns. Sie haben ſie freiwillig gewählt, Signor. Der Weg des Abfalles und der Weg der Unterwerfung — die Hingebung an den Geiſt Gottes wie an den eigenen Geiſt — die Liebe zu überſinnlichen Dingen wie die Verſenkung in Materialismus ſind in unſere Hand gelegt. Wir wählen frei. Das iſt ja eben die Selbſtbeſtimmung, auf die Sie ſo ſtolz ſind." — —

Judith brach auf. Ihr waren Herz und Kopf voll und übervoll von allem, was ſie im Laufe des Tages gehört — und innerlich gelebt hatte. In ihrem einſamen Zimmer ſank ſie auf die Cauſeuſe am Kamin und ſeufzte erſchöpft: Bin ich endlich erlöſt von meiner Menſchenmenagerie! Aber nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: ich muß mir dieſe Verachtung der Menſchen abgewöhnen! ſie haben ja Seelen, für welche das Blut Jeſu vergoſſen iſt! — —

Florentin nahm Oreſt unter den Arm, begleitete ihn zum Hotel Meloni und ſagte:

„Oreſt, nimm dich in acht vor den Dunkelmännern. Judith läuft Gefahr, in ihre Schlingen zu fallen. Wer hätte je ſo etwas gedacht! Stupide, unbedeutende Gänschen, denen man einredet, ſie würden Heilige werden, Wunder tun und prophezeien und dadurch zu Anſehen und Geltung kommen — ja, daß die ſich von den Pfaffen fangen laſſen, iſt begreiflich. Aber Judith, die übergenug an Berühmtheit — und außerdem Urteil und Beſonnenheit trotz ihres Genies und einen energiſchen Charakter hat — es iſt unbegreiflich! unbegreiflich! unbegreiflich!“

„Was iſt unbegreiflich!“ fuhr Oreſt auf; „daß ſie an deinen Predigten über die freie Selbſtbeſtimmung keinen Geſchmack findet; nicht wahr? Nein, Freund! dieſem Idol können nur ganz verkommene Weiber huldigen — oder ſolche, die auf gutem Wege dazu ſind. Mit dieſer Sorte hat Judith nichts gemein, und ich freue mich darüber. Gibt es eine Horreur unter der Sonne, ſo iſt es ein brutales Weib; und brutal iſt jede, die deinen Theorien huldigt.“

Florentin zündete höchſt gelaſſen ſeine Zigarre an und ſagte: „Warte nur! wird Judith eben ſo fromm wie Korona, ſo langweilt ſie dich auch.“

„Judith hat bis jetzt ein einziges Mal mit einem Geiſtlichen geſprochen,“ ſagte Oreſt; „daraus kann man unmöglich auf übertriebene Frömmigkeit ſchließen.“

„Woher weißt du, daß es nur einmal geſchah?“

„Judith hat es mir geſagt — und ſie lügt nicht.“

„Sage lieber — ſie log nicht! Unter der Leitung der Pfaffen muß man auf alles von ihr gefaßt ſein. Ich bin überzeugt, es iſt eine Intrigue in vollem Gange.“

Oreſt machte eine Bewegung, als ob er Florentin packen und ſchütteln möchte, faßte ſich aber und ſagte:

„Du biſt ſo grenzenlos gemein, daß dir die Niederträchtigkeit der Geſinnung gleichſam aus allen Poren dringt.“

„Ich habe ja nicht von einer Liebesintrigue geſprochen,“ hohnlachte Florentin.

Oreſt ſprang drei Schritte zurück und in ſeinen Wagen, der hinter ihm her fuhr, rief: „Gute Nacht“ — und fuhr von dannen. Florentin tat einige gemütliche Züge aus ſeiner Zigarre und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich werde aufpaſſen! das fehlte noch, daß Judith eine fromme Katholikin würde! das muß man ſtören — und das kann man am beſten durch Eiferſucht.

Oreſt langte höchſt aufgeregt im Hotel Meloni an. Als ſein Diener ihm ſein Zimmer öffnete — ſaß Uriel da. Die Brüder fielen einander in die Arme. Seit faſt vier Jahren hatten ſie ſich nicht geſehen. Jeder fand den anderen über alle Maßen verändert.

„Wann biſt du angekommen?“ fragte Oreſt.

„Gegen Abend! Ich ging gleich nach dem ſpaniſchen Platz und fand den Vater und Korona in tiefſter Trauer, denn eben war ein Brief von Onkel Levin angelangt mit der Nachricht .... von Reginas Tod.“

„Tot!“ rief Oreſt erbleichend; tot .... dieſe ſchöne, dieſe herrliche Regina! Tröſte dich, Uriel! für dich war ſie ja doch ſchon mehr als tot ... ſie war dir unerreichbar. Das regt auf! Der Tod beruhigt.“

„Es können freilich im Leben Ereigniſſe vorkommen, die ſchmerzlicher ſind, als das Abſcheiden einer edlen Seele von der Erde,“ ſagte Uriel und blickte Oreſt ſanft und traurig an.

„Ich verſtehe dich!“ rief Oreſt, „aber ſchweige! ich beſchwöre dich .... ſchweig'! Du weißt alles durch Korona .... ich ſehe es dir an .... aber ſchweige, Uriel, denn dein Reden iſt ganz vergeblich. Mein Entſchluß ſteht feſt: ich laſſe nicht von Judith. Macht, was ihr wollt .... ich will geſchieden ſein. Ich gehe nach Stamberg, werde proteſtantiſch und betreibe die Löſung dieſes troſtloſen Ehebandes. Ich hatte gehofft, Korona zu bewegen, die Sache in Güte abzutun, indem unſere Ehe, als durch Zwang geſchloſſen, für ungültig erklärt würde — was ſich ja hier bewerkſtelligen läßt; aber ſie geht nicht darauf ein; ſie drängt mich zu einem großen Skandal, den ich verabſcheue .... und Judith noch mehr. Willſt du alſo von dieſer Angelegenheiten ſprechen, ſo ſprich mit Korona und mache ihr die geeigneten Vorſtellungen, um ſie zur Vernunft zu bringen. Mit mir iſt jedes Wort unnütz. Ja, ich kann's nicht aushalten darüber zu ſprechen .... es macht mich krank .... in einer ſo fieberhaften Spannung bin ich.“

„Armer Oreſt!“ rief Uriel; „in dieſem krankhaften Seelenzuſtand rennſt du jeder Art von Verderben zu.“

„Es ſei! mit Judith .... nehm' ich es an.“

„Auch die Reue?“

„Die fürchte ich am allerwenigſten! Judith iſt ein Weſen, bei dem man Himmel und Erde vergißt.“

„Auf wie lange?“

„Bis zum Ende des Lebens.“

„Nun, ſo iſt doch immer noch für die letzte Stunde, wenn nicht früher — verzweiflungsvolle Trauer über dein verwüſtetes Leben zu erwarten.“

„Komme, was will! ich will zuerſt glücklich ſein .... und der Inbegriff meines Glückes iſt Judith.“

„Und deine Frau? .... und dein Kind?“

„Schweig, Uriel! .... Es gibt nun einmal Schickungen, deren wir nicht Meiſter ſind. Eine ſolche war meine Heirat mit Korona: ich gab mich den Umſtänden hin. Eine ſolche iſt meine

Liebe für Judith; nur daß die Leidenſchaft viel gebieteriſcher drängt, als jene Umſtände.“

„Oreſt!“ rief Uriel zürnend, „ſpricht ſo ein Mann — ja, ſpricht ſo ein vernünftiges Weſen? Kein Kind würde wagen, ſich auf dieſe Weiſe zu entſchuldigen.“

„Ich entſchuldige mich gar nicht!“ rief Oreſt. „Ich ſage, wie es iſt. Laß mich meinen Weg gehen. Ihr geht ja den euren, du, Hyazinth . . . und hat nicht die arme liebe Regina ſich auf dem ihren in die Arme ihres früheren Todes recht mutwillig geworfen?“

„In die Arme Gottes hat ſie ſich geworfen, und er hat ſie früh der Erde entrückt. So, lieber Oreſt, ſteht es mit Regina. Ich glaube, du tuſt ſchnurſtracks das Gegenteil von dem, was ſie getan hat.“

Oreſt fuhr mit einer verzweiflungsvollen Gebärde mit beiden Händen in ſein Haar und ſagte dann:

„Willſt du vielleicht noch zu Nacht eſſen? ich muß ſchlafen gehen. Es iſt mindeſtens Ein Uhr.“

Uriel gab ihm die Hand. Da umarmten ſie ſich doch wieder, die beiden Brüder! aber Oreſt ſchlief mit dem Gedanken ein: Ich gebe ſie alle auf, alle und alle für Judith.

Tag und Nacht.

Zur beſtimmten Stunde ſtand Judith am anderen Morgen an der Pforte von Trinità dei Monti, ſchellte, wurde eingelaſſen, als ſie ihren Namen nannte, und in ein Zimmer geführt, wo ſich bereits eine Dame befand. Dieſe hatte ihren dichten ſchwarzen Schleier herabgelaſſen, ſo daß es unmöglich war, ihr Geſicht zu erkennen. Als Judith eintrat, ging ſie ihr entgegen, reichte ihr die Hand und ſagte mit einer bewegten ſanften Stimme:

„Ich danke Ihnen, Signora, daß Sie gekommen ſind.“

In ihrer Haltung, ihren Bewegungen, ihrem Ton lag etwas ſo Edles, daß Judith ſich heimlich fragte: Bin ich an eine verbannte Königin geraten? Dieſer Frau kann ich unmöglich Geld anbieten . . . . und wenn es Millionen wären!

„Und ich werde Ihnen danken, Signora,“ erwiderte ſie, „ſobald ich weiß, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich habe erfahren, daß Ihnen das überſchwängliche Glück zuteil werden ſoll, das heilige Sakrament der Taufe zu empfangen. Da ich nun nicht zweifle, daß Sie in dem Augenblick, wo ein göttliches Löſegeld für die Rettung Ihrer Seele von unſerem Heiland mit ſeinem Blut gezahlt wird — erkennen werden, wie koſtbar eine Seele iſt: ſo flehe ich Sie an, Signora, die Hand zur Rettung einer armen verirrten Seele zu bieten, die in der Verblendung einer traurigen Leidenſchaft ihre Würde, ihre Pflicht, ihre Ehre mit Füßen tritt, ihrer Familie Schmach bereitet und der Welt ein furchtbares Ärgernis gibt.“

„Aus ganzem Herzen biete ich dazu die Hand!“ rief Judith. „Die Liebe zu den Seelen, zu den unbekannteſten, den fremdeſten, den elendeſten Seelen, iſt etwas ſo Himmliſches, daß der Heiland ſie ganz gewiß vom Himmel herab gebracht hat und durch himmliſche Mittel in den chriſtlichen Herzen entzündet; denn die Welt weiß nichts von dieſer Liebe. Sie iſt dem Chriſtentum eigentümlich: ſo liebt der Erlöſer die Seelen und ſo liebt ſie der Erlöſte. So werde auch ich lieben und dann erſt wiſſen, was Liebe iſt! . . . . Alſo, Signora, was hab' ich zu tun?“

„Darf ich fragen, ob Sie ſich an einen katholiſchen Geiſtlichen gewendet haben?“

„Gewiß!“ rief Judith, „an einen Prieſter hab' ich mich gewendet, der von der Kirche, alſo aus dem Herzen Gottes heraus, Weihe, Sendung und Vollmacht zum Apoſtolat hat.“

„Gottes Gnade lenkt ſichtbar Ihre Schritte,“ ſagte die Dame gerührt. „Sie wiſſen alſo auch, daß der Sohn Gottes ſelbſt die Kirche geſtiftet hat, als er zu Petrus ſprach: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen!“ und zu allen Apoſteln ſprach: „Wer euch höret, der höret mich;“ und tauſend andere Verheißungen gab, welche ſeine Heilsanſtalt zu einem göttlichen Werke machen, das unwandelbar und unerſchütterlich die ewige Wahrheit offenbart.“

„Ich weiß und glaube es,“ entgegnete Judith.

„Glaubt der Menſch überhaupt an den Erlöſer, ſo muß er auch glauben dürfen, daß er eine untrügende Kunde über das Erlöſungswerk irgendwo auf Erden finden könne. Kann niemand ohne den wahren Glauben ſelig werden — und iſt der Zweck des Erdenlebens, nach der Seligkeit zu ringen: ſo wird der Gott, der aus Liebe zu den Menſchen am Kreuze ſtarb, nicht ſo lieblos oder ſo unweiſe geweſen ſein, ihnen die echte Glaubenskunde in einer Reihe mit menſchlichen Lehren vorzuführen. Göttliche Weisheit und Liebe ſtiftete die Kirche auf Erden, und der Geiſt Gottes, der ihr blieb, als der menſchgewordene Sohn

Gottes von ihr ſchied, bewahrt die Lehre in ungetrübter Reinheit, ſo daß die Kirche nichts hinzutun, nichts hinwegnehmen darf. Sie verkündet die göttliche Lehre; aber ſie erfindet ſie nicht. Das glaube ich.“

„Nun, Signora,“ ſagte die Dame, „die arme Seele, von der ich rede, will ſich von dieſer göttlichen Heilsanſtalt losreißen, weil der himmliſche Glaube von der irdiſchen Leidenſchaft ein Opfer begehrt; will die Abſicht Gottes vereiteln, ſeine Liebe, die ihn ans Kreuz gebracht hat, verachten; will mit dem Abfall vom Glauben den Abfall zur Sünde zudecken.“ . . . . —

„Ha, das iſts, was der Abbate ſagte!“ rief Judith; „Sünde iſt die Verachtung der Liebe Gottes“ . . . . und einer Liebe, die ihn gekreuzigt hat! Der Abfall vom Glauben vereitelt auf ewig die Abſicht Gottes, den Menſchen durch die ewige Wahrheit zur Seligkeit zu führen. Es iſt ein freiwilliges Aufgeben der Gnade, ein freiwilliger Übertritt zu allem, was nicht von Gott und aus Gott iſt: zur Sünde, zur Lüge, zum Untergang. O, Signora, wir müſſen dieſe arme, arme Seele retten!“

Das Geſpräch war bisher franzöſiſch geführt worden. Jetzt ſchlug die Dame ihren Schleier zurück und ſagte in deutſcher Sprache und mit zärtlicher Bitte in Ton und Blick:

„Wohlan, Signora, retten Sie Oreſt.“

Judith hatte Korona in Interlaken wohl öfters von Ferne geſehen, war auf Spaziergängen an ihr vorüber geſtreift und bewahrte keine andere Erinnerung von ihr, als das Bild einer ganz jungen, wunderhübſchen, unbedeutenden Frau. Es iſt ja auch nicht ſelten, daß Perſonen, welche zu einer wirklichen, tiefen Seelen- und Charakterbildung gelangen, in der Jugend — und namentlich bei ihrem Auftreten in der Welt, zuerſt den Eindruck von Unbedeutendem machen. Das Weltleben iſt ihnen etwas fremdes und neues, das ſie nicht auf der Stelle bewältigen können, weil ſie ſich nicht, wie die wirklich Unbedeutenden, gedankenlos von der allgemeinen Strömung ergreifen und treiben laſſen, und nicht auf der allgemeinen Höhe des Stromes ſchwimmen. Ihr Weſen iſt noch unreif, noch unentwickelt, eine grüne Knoſpe. Nur Geduld! ſie wird ſich entfalten, dieſe Knoſpe, zu einer ſchönen duft- und farbenreichen Blume — und um ſo ſchöner, je weniger ſie von außen dazu gedrängt wird. So war es mit Korona. Ihre Seelenbildung fand innerlich ſtatt: der Schmerz war deren Wurzel und der Glaube ihre Sonne. Korona glich einer Paſſionsblume, die das Kreuz umrankt: ſo zart, ſo geiſtig edel war ſie. Dazu ihre verweinten Augen, ihre Bläſſe, ihr Traueranzug — und Judith, die ſich die Gräfin Windeck als eine höchſt alltägliche Frau ausgemalt hatte, begriff nicht, wer vor ihr ſtehe.

„Oreſt!“ ſagte ſie überraſcht.

„Ich bin Korona Windeck,“ ſagte Korona ſanft und glitt vor Judith auf die Knie; „und um des Blutes Jeſu willen bitte ich Sie, retten Sie Oreſts Seele.“

Mit einem Ausdruck, der an Entſetzen grenzte, ſchlug Judith ihre Hände in einander und rief:

„Korona Windeck! . . . . und Sie ſprechen liebevoll zu mir . . . . und bitten mich . . . . und knieen vor mir . . . . und flehen um Rettung einer Seele! O, was muß das ſein, Liebe zu den Seelen — die eine ſo himmliſche Demut gibt.“

„Ach,“ ſagte Korona, „denken Sie an unſeren göttlichen Erlöſer, der am Kreuz für ſeine Peiniger betete: Vergib ihnen! ſie wiſſen nicht, was ſie tun! — Auch Sie haben es bis jetzt nicht gewußt.“

„Gnädige Gräfin,“ ſagte Judith, und hob ehrerbietig Korona auf; „als mir die Ahnung dämmerte, was das Chriſtentum ſei, da ſagt' ich: Chriſten müſſen dem Herzen nach Chriſtusträger ſein. Ich ſehe an Ihnen, daß ich recht hatte. Sie haſſen mich nicht, Sie verachten mich auch nicht, Sie laſſen ſich mild zu einer Perſon herab, die das Glück Ihres Lebens zerſtört hat und ferner es bedroht. Ach, ich weiß es nicht, ob es möglich iſt, in aller Stille hochherziger zu ſein.“

„Signora!“ unterbrach Korona ſie lebhaft, „es handelt ſich um die Rettung einer Seele — und dieſe Rettung ſoll von Ihnen ausgehen. Dagegen verſchwindet meine arme Perſon gänzlich.“

„Immer und immer dieſe wunderbare Liebe zu den Seelen!“ entgegnete Judith ſinnend. „Ach, ſie iſt anſteckend! Könnte ich mit meinem Blut Graf Oreſt vom Abfall zurückhalten — ich tät' es.“

„O, es muß auch andere Wege geben!“ rief Korona.

„Ja, einen weiß ich,“ entgegnete Judith; „ich muß für Graf Oreſt verſchwinden. Das kann ich — und das will ich. Vorſtellungen fruchten nichts bei ihm; das werden Sie ſo gut wiſſen, als ich. Er muß tatſächlich einſehen, daß die Erfüllung ſeiner Wünſche an der Unmöglichkeit ſcheitert. Ich kann nicht behaupten, daß er dann ein guter Gatte und Vater ſein werde; allein er wird den gräßlichen Gedanken des Abfalles aufgeben, und dadurch gewinnt hoffentlich die Gnade wieder Macht über ihn. Seien Sie getroſt, gnädige Gräfin, die Judith verſchwindet! Es war längſt mein Wunſch, daß ſie verſchwinde — nur freilich in anderer Weiſe. Ich will nicht umſonſt die Gnade empfangen, im Blut Jeſu meine Sünden abzuwaſchen. Ich will auch, dem

Herzen nach, ein Chriſtusträger werden. Ich will auch die Seelen lieben, wie der göttliche Erlöſer meine Seele geliebt hat."

Ein milder Glanz von zerſchmelzenden Tränen trat in ihr dunkles mächtiges Auge. Korona breitete die Arme zu ihr aus, und überwunden von dieſer Welt neuer, ſtarker, großer Empfindungen, ſank Judith weinend an das Herz dieſer Frau, der ſie ein ſo namenloſes Weh bereitet hatte. Der Engel des Lichtes öffnete die Pforten des Paradieſes und die Peri trat ein.

„Und wohin wollen Sie gehen?" fragte Korona.

„Ich weiß es nicht," entgegnete Judith, und legte die Hand an ihre heiße Stirn. „Mein erſter Schritt muß jetzt zum Sakrament der Taufe ſein. Ich ſehne mich — Chriſtin zu werden und mit meiner Vergangenheit zu brechen."

„Sie müſſen eine Taufpatin haben; darf ich es ſein?" fragte Korona.

„Ein neuer Troſt!" rief Judith.

„Aber Oreſt darf nichts von unſerer Zuſammenkunft ahnen; es würde ihn erbittern," ſagte Korona.

„Ich nehme alles auf mich," entgegnete Judith. „Ich bin eingetreten in das wunderbare Reich, welche man das der Gnade nennt. Da begegnen uns Wunder und da geſchehen Wunder an uns, die unberechenbar ſind. Das hat Graf Oreſtes nicht bedacht. Ich aber habe es bis jetzt nicht gewußt. Man wird nicht Chriſtin, wie man ſich eine neue Rolle für die Oper einſtudiert und wie ich es in meiner Unwiſſenheit wähnte. Graf Oreſt ſelbſt hat auf meine Taufe gedrungen; er muß die Folgen hinnehmen. Heute oder morgen kommt ein Prieſter zu mir, mit dem ich den letzten Schritt überlegen will, und dann, gnädige Frau, laſſe ich Ihnen Nachricht zukommen, wann und wo meine Taufe ſtattfinden ſoll."

„Ich habe Ihnen hier ein Vermächtnis zu übergeben," ſagte Korona mit bebender Stimme. „Geſtern abend kam die Trauerbotſchaft vom Tode meiner geliebten Schweſter" . . . . —

„Der Karmeliteſſe! . . . . geſtern abend!" rief Judith. „Ach, geſtern abend ſprach man bei mir von großen Opfern aus Liebe zu Gott — und da wurde auch ſie genannt."

„Sie iſt nun in der Heimat der Seelen," ſagte Korona. „Als Oreſt mir ſeine ſchreckliche Abſicht mitteilte und zugleich auch Ihr Vorhaben, teure Signora, die Taufe zu empfangen, da ſchrieb ich meiner lieben Schweſter und bat ſie um ihr Gebet, daß dieſe troſtloſe Verwirrung zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ſich löſen möge. Dieſer Brief kam in Reginas letzten Tagen an, und von ihrem Sterbebett ſchickt ſie Ihnen dies Andenken, das ich ebenfalls geſtern abend erhielt."

Judith öffnete das kleine Käſtchen und nahm die Perlenſchnur eines Roſenkranzes von Onyx, woran ein goldenes Kruzifix hing — dann ein verſiegeltes Blatt heraus. Sie erbrach es. Die Handſchrift war kaum zu entziffern, ſo hatte Reginas Hand von Fieber und Schwäche gezittert. Judith las beklommen:

„Geliebte Seele! Auf Erden ſind wir uns flüchtig begegnet,
„um uns nie wieder zu ſehen. Aber die Gnade umfängt
„und trägt Sie, und dereinſt, hoffe ich, begegnen wir uns vor
„dem Throne Gottes und ſingen ein endloſes Alleluja dem
„Lamme, in deſſen Blut wir das Kleid unſerer Seele weiß gewaſchen
„haben. Nicht wahr, ſo wird es ſein? Ich kann nicht
„glauben, daß eine vom Strahl der Gnade berührte Seele dieſe
„Gnade benutzen könnte, um Gott zu beleidigen. Nein! ſie wird
„ihn verherrlichen, indem ſie ihr Opfer bringt und ihr Kreuz
„annimmt. Dazu ſtehe ihr bei Maria, die Königin der kreuztragenden
„Seelen. Der Roſenkranz aber erinnere ſie an die
„Dornen, die der göttliche Vielgeliebte für uns getragen hat,
„damit aus unſeren umdornten Herzen die Roſe der heiligen
„Liebe erblühen könne. Mit dieſer Liebe umfange ich Ihre
„Seele und ſage: Auf Wiederſehen unter den Seligen. Schweſter
„Thereſe vom Lamm Gottes."

„Vom Himmel und aus dem Grabe und wohin ich auf Erden ſehe und höre, erklingt dies wunderbare Lied von der Liebe der Seelen zwiſchen all dem Schellengeklingel menſchlicher Torheit," ſagte Judith erſchüttert. „Wehe mir, wenn ich es überhören wollte!" Sie kniete vor Korona nieder und ſagte unter ſanften Tränen:

„Ich kann nicht fort, ohne Ihre Vergebung erhalten zu haben, gnädige Gräfin, und Sie ſehen ſo gut und liebevoll aus, daß ich wirklich zu hoffen wage, Sie werden mir von Herzen vergeben."

„Ach, ich hab' es vergeſſen, daß ich Ihnen etwas zu verzeihen hatte!" ſagte Korona lieblich und umarmte Judith, die nun raſch ihrer Wohnung zueilte, in der Hoffnung, daß der Abbate Don Cinthio, wie Paſqualina ihn genannt hatte, im Laufe des Morgens zu ihr kommen werde. Als ſie durch das große Tor in ihren Palaſt eintrat, kam Florentin ihr entgegen und rief im Ton höchſter Überraſchung:

„Ganz allein? zu ſo früher Stunde ſchon heimkehrend! Signora, woher kommen Sie?"

„Da ich nicht frage: Signor, wohin gehen Sie? ſo ſind wir quitt!" entgegnete Judith und ging kalt an ihm vorüber die

Treppe hinauf, durch die öden Gemächer, deren Luft ſie froſtig anwehte, in ihr Zimmer. Da ſtand Hyazinth am Kamin.

„Das iſt gut!“ rief Judith, haſtig Hut und Shawl abwerfend; „Signor Abbate, ſeitdem ich mit Ihnen geſprochen habe, dreht ſich mir die Welt nach der andern Seite um. Ich will nicht mehr Gräfin Windeck werden, allein ich möchte gern eine recht gute Katholikin und lieber heute als morgen getauft werden.“

Hyazinth ſah bleich und angegriffen aus! aber jetzt verklärte ſich ſein Antlitz und mit dem Freudenausruf:

„O heilige Mutter Gottes!“ faltete er dankbar ſeine Hände. Dann ſetzte er beſonnen hinzu: „Ihr Entſchluß ſcheint mir ſehr ſchnell gereift zu ſein. Iſt er in der Tat reif, Signora?“

„Fragen Sie mich nicht zu viel, Signor Abbate! ich weiß nur eines: ich will katholiſch werden, weil ich zur Kirche gehören will, die der gekreuzigte Gott zur Beſeligung und Heiligung der Menſchheit geſtiftet hat; in der er fortwirkt durch den heiligen Geiſt und fortlebt durch die heilige Euchariſtie; und in der ſein göttliches Leben in den Menſchenſeelen geheimnisvoll aufblüht als Liebe zu den Seelen. Dies weiß ich! alles übrige glaube ich — und will es glauben; . . . . denn Gott ſelbſt hat es gelehrt.“

„Das genügt!“ ſagte Hyazinth. „Das iſt das Bekenntnis des Petrus: Ich glaube, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gotes! und ſein Ausruf: Wohin anders könnten wir gehen? Du, Herr, haſt Worte des ewigen Lebens.“

„So iſts!“ ſagte Judith.

„Wer hat es bewirkt?“ fragte Hyazinth.

„Die Gnade,“ erwiderte ſie; „und ſie bediente ſich dazu der verſchiedenſten Werkzeuge! In der allererſten Zeit war es Erneſt; aber ich hörte nicht hin. Dann, im vorigen Herbſt, kam Lelios Bekehrung; ich hörte nur halb hin. Vor drei Wochen kamen Sie, Signor, und da hörte ich zu viel, um es übertäuben — viel weniger es vergeſſen zu können. Geſtern kam ich ſtatt zu Lelio, den ich aufſuchte — zu ſeiner Mutter. Sie ſagte himmliſche Dinge. Aber dies Himmliſche war das Eigentümliche, das Natürliche, ich möchte ſagen, der geſunde Pulsſchlag des katholiſchen Glaubens: Liebe zu den Seelen. Dann kam die Welt zu mir! wovon ſprach ſie? von himmliſchen Dingen im katholiſchen Leben, von großen Bekehrungen aus Liebe zu Gott — und von deren Frucht: Liebe zu den Seelen. Lelios Mutter hatte mir einen Katechismus gegeben. Ich nahm ihn ſpät abends zur Hand — und durchwachte die Nacht mit ihm. Signor! ich habe in meinem Leben ungeheuer viel geleſen, ernſte

Bücher, von klugen, geiſtvollen, denkenden Männern geſchrieben; aber etwas ſo kluges, das die höchſten und zugleich die wiſſenswürdigſten Fragen ſo einfach und genügend — aber auch mit jenem logiſchen Zuſammenhang, der den Stempel unverwüſtlicher Wahrheit trägt, beantwortet; ſo himmliſche und hohe Ideen, die in dem Dogma eine ſo tiefſinnige Begründung und eine ſo himmliſch klare Löſung finden, hab ich nie geleſen. Den Katechismus ſollten die modernen Weltverbeſſerer ſtudieren und danach ſich ſelbſt und die Menſchheit zu bilden ſuchen. Lebte ſie ſo, wie dies kleine Buch es lehrt, ſo wäre ſie im wahren Fortſchritt begriffen. Aber die Seelen, die Gott durch ſo himmliſche Vorſchriften, Veranſtaltungen und Mittel zur Seligkeit führen will, ſucht der Satan durch die Sünde zu verblenden und in ſeinen Abgrund zu ſtürzen. Nun, Signor, ich fing an, zu verſtehen, was Gott von mir verlangt. Und jetzt eben komme ich von einer Frau, bei der es mir ganz klar geworden iſt. Ich habe mit der Gräfin Windeck geſprochen.“

„Mit Korona?“ rief Hyazinth froh überraſcht.

„Mit ihr, Signor! aber wer ſind Sie, daß Sie, Lelios Freund, die Gräfin bei ihrem Namen nennen?“ fragte Judith geſpannt.

„Verzeihung, Signora! ach, ich bin Oreſts Bruder,“ erwiderte Hyazinth bewegt.

„O ihr Windecker!“ rief ſie; „auf der einen Seite ſtehen die himmliſchen unter euch und reichen mir die rettende Hand, auf der anderen Seite die irdiſchen, um mich in den Untergang zu ziehen. Jetzt verſtehe ich den Weg zu beiden Schickſalen. Der meine iſt gewählt: ich folge dem Kreuz, das Regina von ihrem Sterbebett mir geſchickt hat.“

Sie reichte ihm den Brief und den Roſenkranz. Mit tiefer Wehmut ſagte Hyazinth:

„Reginas Gebet hat vielleicht all' die Gnaden erwirkt, welche über Sie zuſammengeſtrömt ſind, Signora. Regina hat den Kern des Glaubenslebens gründlich erfaßt: das Opfer. Dem Opfer folgen Gnaden; das iſt eine ſo tiefe Wahrheit, eine ſo unleugbare Tatſache, daß die ganze vorchriſtliche Welt dies geheimnisvolle Geſetz einer höheren Macht anerkannte und ſich davor beugte. Die Wiedergeburt der Menſchheit ging aus dem Opfer hervor, das der Sohn Gottes zur ewigen Sühne darbrachte — und alles Gute, Große und Schöne, was ſeitdem auf Erden geſchieht, iſt eine Neugeburt dieſes Opfers in dem Menſchen, der es ausführt. Das Beſte, Größte und Schönſte, was hienieden geſchehen kann, iſt die Rettung der Seelen. Darum erheiſcht ſie die größten Opfer. Darum muß der Hirt der Seelen, der Prieſter — ein Opfernder ſein. Darum muß der Miſſionär, der Ordensmann, die Kloſterfrau, die ſämtlich den Beruf zur Rettung der Seelen haben und ihre Aufgabe durch äußere und innere Tat vollziehen: darum müſſen ſie ein Opferleben führen. Darum müſſen ganze Epochen in der Weltgeſchichte oder große Erſcheinungen in der Epoche den Charakter des Opfers tragen. Das Chriſtentum war tödlich bedroht in den erſten Jahrhunderten durch heidniſche Verfolgung; die Martyrer, die nach Millionen zählen, opferten ſich mit Blut und Leben: und es ſiegte. Es war tödlich bedroht durch die wütenden Häreſien des Orients; und eine ganze Welt von Aszeten erhob ſich zum ſtillen Opfer der Irdiſchkeit: es war gerettet. Tödlich bedroht war es Jahrhunderte hindurch von den barbariſch vernichtenden Stürmen und Zügen der Völkerwanderung; da erſchienen die großen Glaubensboten und Ordensmänner, dreifach ſich opfernd, als Apoſtel, Martyrer und Aszeten, ſtreuten, ſchützten, pflegten himmliſche Saaten — und das Chriſtentum war gerettet. Tödlich bedroht war es im Mittelalter teils durch häretiſche Sekten, die im Gewande falſcher Heiligkeit ihr Gift verſpritzten, teils durch die gewaltige Neigung der Welt zu den Lüſten der Erde und den breiten behaglichen Genüſſen der ſinnlichen Freuden. Ein Heer von opferfreudigen Seelen erhob ſich in ſolcher Maſſe, daß der Jüngling die Braut nicht fand und die Jungfrau keinen Gatten; ſo waren die Herzen entbrannt in Liebe zur Armut und zur Entſagung, wie St. Franziskus, der Seraphiſche ſie lehrte und übte. Das Chriſtentum fand durch ſie ſeinen Nerv und ſeine Kraft wieder. Und abermals war es bedroht durch den grauſigen Abfall des ſechzehnten Jahrhunderts, den der Welt- und Erdgeiſt in Verbindung mit der Häreſie ſtifteten; und abermals wurde es gerettet durch Scharen von Heiligen, die das Kreuz ins Herz und in die Hand nahmen und mit einer alles überflügelnden Opferliebe die Tage des Apoſtolates und des Martertums durch ſich ſelbſt, ihre Zöglinge und geiſtlichen Söhne erneuerten und auf dem ganzen Erdball das Chriſtentum teils retteten, teils verbreiteten. Auf jedem Kampfplatz erſchienen ſie, auf jede Breſche ſprangen ſie, jeden ſchwachen Punkt verteidigten und befeſtigten ſie. Der große Erzbiſchof von Mailand Karl Borromäus, in dem die Seele des Johannes und des Paulus verſchmilzt, beginnt die Reform der Kirche bei den geiſtlichen Hirten ſelbſt, während der liebenswürdige Biſchof von Genf, Franz von Sales, durch den Zauber ſeiner ſeelenvollen Beredſamkeit in Kontroverſe und Predigt tauſend Betörte von Calvins Irrlehre befreit. Loyola ſtiftet die glaubens- und todesmutige Schar ſeiner Söhne, die man St. Michaels Söhne nennen müßte — ſo kämpfen ſie auf der Welt für das Reich Gottes gegen den uralten Lügengeiſt. Franz Xaver gewinnt in Aſien Völker und Länder für das Chriſtentum; Franz Solano in Südamerika. Vinzenz von Paul ruft in Paris die barmherzigen Schweſtern ins Leben; Johannes von Gott in Granada die barmherzigen Brüder. Thereſe von Jeſu führt gottliebende Seelen in die Gebetsſtille des myſtiſchen Carmels ein; Katharina Fiesco-Adorno, die Dogentochter, dient im großen Spital zu Genua — und beide verfaſſen Schriften, in denen die Kirche eine himmliſche Weisheit, gepaart mit himmliſcher Liebe anerkennt. Alle Orden erneuern ſich und treiben friſche Sproſſen. Neue Kongregationen erblühen, neue Genoſſenſchaften treten zuſammen. Wo eine Lücke im kirchlichen Leben iſt, wo ein geiſtiges Bedürfnis ſich kundgibt — da iſt auch ſchon eine opferwillige Seele zur Hand, die mit der Erfindungsgabe, welche der heiligen Liebe eigen iſt, gerade das trifft, was eben zur Abhilfe not tut. Und wozu das alles? wozu dieſe grenzenloſe unermüdliche, heroiſche, demütige Hingebung an ein langes, langes Opferleben? um Seelen für Chriſtus zu retten, die durch Sünde, Irr- und Unglauben ihm verloren gingen! Wieder wurde das tödlich bedrohte Chriſtentum durch das Opfer gerettet. Und jetzt? iſt es denn jetzt anders? wir ſtehen mitten im Gewühl und im Staube des Kampfes, wo wir nur das allernächſte ſchauen können; ſind auch viel zu kurzſichtig, um unſeren Blick über den Tag von heut und morgen zu erheben; viel zu armſelig, um Großes von einer Zeit zu hoffen, in der die Menſchheit von unſerem Schlage iſt; viel zu kleinmütig, um mit unwandelbar hochherzigem Vertrauen die Spuren des Lebens unter den Zuckungen des Todes zu verfolgen. Aber wir wiſſen ſeit achtzehn Jahrhunderten und durch ſie: für das Chriſtentum ſind Zeiten des Kreuzes — Zeiten der Gnade; Tage der Drangſal — Tage der Heiligung. Heiligen aber kann ſich niemand, der nicht aus voller Seele das Opfer umfaßt — das Opfer, aus deſſen Flamme das Chriſtentum fort und fort als ein unſterblicher Phönix hervorgeht. Schrecken Sie davor nicht zurück, Signora?"

Sie ſah ihn feſt an und ſagte ruhig lächelnd:

„Nein, denn ich werde mich an das Kreuz meines Gottes ſchmiegen."

„Und wollen Sie das ganze Chriſtentum umfaſſen mit ſeinen wonnevoll troſtreichen Glaubenslehren und ſeinen unerbittlich herben Sittenlehren; mit ſeinen lieblichen Tugenden und ſeinen mühſeligen Kämpfen; mit ſeinen himmliſchen Kronen und ſeinem irdiſchen Dornenkranz?"

„Mit Kronen und Dornenkranz, Signor! Aber laſſen Sie mich zum Bade der Wiedergeburt eilen! laſſen Sie mich mein Opfer bringen! Jede Minute der Zögerung iſt ein unermeßlicher Verluſt für mich — laſſen Sie mich ein Kind Gottes werden . . . . und dann fliehen, mich begraben in irgend einer Einſamkeit und beten, ach beten, daß Ihres Bruders Seele gerettet werde.

„Und Ihre Mutter?"

„Gott wird ſie tröſten. Ich kann ſie nicht in mein Geheimnis ziehen; ſie begreift es nicht. Den größten Teil meines Vermögens laſſe ich ihr. Nach Jahren, wenn alle Gefahr für Oreſt vorüber iſt, wird ſie mich wiederfinden."

„Alſo wirklich — begraben mit Chriſtus?" fragte Hyazinth gerührt.

„Ja! Leben für Leben!" ſagte ſie entſchieden. „Ach," rief ſie plötzlich mit ſchmerzlicher Erinnerung, „habe ich dem armen Oreſt nicht verſprochen: Alles für alles!"

„Er darf Ihnen nicht alles bieten, nicht ſeine Hand, nicht ſein Wort; denn beides gehört ihm nicht mehr;" erwiderte Hyazinth. „Er hat es Gott verpfändet, als er das Sakrament der Ehe empfing. Sein Taufgelübde, das er bei dem Empfang der heiligen Erſtkommunion wiederholte und beſtätigte, war ſchon zuvor an Gott verpfändet für die Gnade, im katholiſchen Glauben leben und ſterben zu dürfen. Alſo auch darüber darf er nicht mehr ſchalten und walten, und folglich hat er Ihnen nicht das „alles" anzubieten, wofür Sie „alles" verſprochen haben. Er kann freilich ſein zwiefaches Verſprechen brechen, denn er iſt keine Maſchine, die von der Gnade getrieben wird, wie das Mühlrad vom Bach. Er kann der Gnade Widerſtand leiſten und ſich in die ewigen Abgründe ſtürzen, aber nur um den Preis ſchwerer Beleidigung Gottes und freiwilliger Verzichtung auf das ewige Leben. Und wenn er dann wagte, Ihnen „alles" anzubieten, ach! wie müßten Sie gerade dann erſt recht ihm antworten: alles? — aber du haſt ja nichts! . . . . denn was hat der, der Gott nicht hat! Und Sie ſelbſt Signora, Sie haben nicht das Recht, irgend einem Geſchöpf „alles" zu verſprechen. In jedem Verhältnis, in jeder Lage muß Gott zu Rate gezogen werden: dazu gab er ſeine Gebote, dazu erteilte er ſeine Ratſchläge. Wenn das unmündige Kind ſeinem lieben Spielgefährten ſagt: ich ſchenke dir die Güter meines Vaters; ſo hat ein ſolches Verſprechen keinen Sinn. Ihr unmündiger Geiſt wähnte ein Recht zu haben, nach Belieben ſchalten und walten zu dürfen, weil er nichts Höheres kannte, als das Ich, dem er diente. Aber die Beſtimmung Ihres Geiſtes, Ihres Herzens, Ihres ganzen Weſens iſt: Gott zu dienen und — in welches Verhältnis Sie eintreten mögen, Ihr höchſtes Gut, welches zugleich das Gut Ihres himmliſchen Vaters iſt — Ihren Willen! an Gott hinzugeben. Sie können ihn Gott entziehen und dem Geſchöpf dienſtbar machen; aber um denſelben Preis, wie Oreſt: um den Preis der Sünde. Alles für alles! dürfen Sie getroſt nur zu Ihrem Herrn und Heiland ſagen, denn nur er, der das unerhörteſte Liebesopfer bringt, verſteht das Opfer des liebenden Herzens anzunehmen und zu vergelten. Das Geſchöpf verſteht es nicht. Es iſt etwas ſo Himmliſches im Menſchenherzen, daß es das Gottesherz braucht, um ſich daran auszuleben und auszulieben. Dann hat „alles für alles" einen echten Sinn — und dann dürfen Sie gewiß ſein, daß die Kreatur dabei nicht zu kurz kommt. Ströme von Liebe werden aus dem Liebesmeer der Gnade in ein ſolches Herz ſich ergießen und überfließen .... auf Vater und Mutter, auf Gatte und Kind, auf Sünder und Heilige, auf Feind und Freund .... in Wort und Tat, in Gebet und Tränen, in unſcheinbaren Werken und heroiſchen Handlungen. Gott iſt der Urſprung dieſer Liebe, Gott iſt ihr letztes Ziel; in der Mitte liegt die Liebe zu den Seelen."

„Ach, gibt es denn Seelen, die ſich nicht entzünden laſſen von der Liebe Gottes?" rief Judith in Tränen.

Hyazinth lächelte traurig und entgegnete:

„Ich dächte, Sie hätten ein lebendiges Beiſpiel vor Augen .... an Oreſt."

„Und an Florentin," ſetzte ſie hinzu: „an Ihrem Jugendgenoſſen, der, vom Wahnwitz des Radikalismus ergriffen, an die Verwirklichung wilder und blutiger Theorien ſeine Kräfte vergeudet und in dem Schiffbruch ſeiner beſſeren Verhältniſſe ſeit Jahren ſchon mein Privatſekretär iſt. Da aber Lelio, der ganz auf ſeinem Standpunkt ſich befand, ſich zu Gott bekehrt hat, ſo kann dasſelbe ja auch an Oreſt und Florentin geſchehen."

„Werden Sie ſo fromm, daß der liebe Gott Ihnen nichts abſchlagen kann," erwiderte Hyazinth freundlich; „aber wähnen Sie nicht, daß das die Sache von ein paar Tagen oder Jahren — oder daß es überhaupt Menſchenſache ſei. Die Bekehrung vom Irrtum zur Wahrheit, von der Sünde zur Tugend iſt immer eine geiſtige Schöpfung, alſo mehr als irgend etwas hienieden — eine Gottestat. Wir können nichts dabei tun, als uns Gott zum Werkzeug anbieten durch Hingebung unſeres Willens. Aber wenn wir das auch in einer Vollkommenheit täten, wie wir es, ach leider! nicht tun: ſo würden wir darum doch nicht immer den gewünſchten Erfolg haben. Das Atom unſerer Arbeit am Werk Gottes geht nicht verloren, wenn wir es in die unendlich wirkſame Kraft des Blutes Jeſu eingetaucht hatten; aber in der großen Einheit der chriſtlichen Kirche kann dies Atom, nach Gottes verhülltem Ratſchluß, ihn mehr verherrlichen an einer Seele, die uns unbekannt iſt; oder er will uns prüfen, ob wir beharrlich hoffen und glauben — auch ohne durch äußere Erfolge geſtärkt zu werden, und das iſt eine heilſame Prüfung, denn ſie erhält uns in Demut. Und endlich gibt es ja auch Seelen, die der Gnade widerſtreben wollen."

„Ach, man muß viel leiden, wenn man die Seelen liebt!" ſagte Judith; „ich fange ſchon an, das zu begreifen. Wer ſich damit abgibt, ſetzt das Leiden des Erlöſers fort; und da dieſe Liebe das Merkmal und der Stempel iſt, den Chriſtus mit ſeinen Wunden ihr aufgeprägt hat: ſo zeigt ſie ſich gerade in dieſem Leid als ſeine Stellvertreterin."

Judith ſagte Hyazinth, daß Korona ihre Taufpatin ſein wolle und fragte, ob es nicht möglich ſei, daß dieſe heilige Handlung durch Koronas Vermittlung zu Trinità dei Monti ſtattfinden könne; dort hätten ſie ja auch ihre Zuſammenkunft gehabt. Hyazinth erwiderte, das ſei ſehr wohl möglich. Korona, in einer Anſtalt des Sacré Coeur erzogen, habe hier eine der Damen wiedergefunden, welche die Lehrerin ihrer Kindheit geweſen ſei — und er zweifle nicht an der Bereitwilligkeit der Damen, in ihrer Kirche die heilige Feier von ihm vornehmen zu laſſen und alle nötigen Vorkehrungen zu treffen.

„Nur möglichſt ſtill und ſchnell," bat Judith. „Es wäre mir am liebſten, morgen in aller Frühe, in den erſten Stunden des Tages — damit Oreſt vorher nichts erfahre."

„Wie ſoll ich Ihnen eine Antwort zukommen laſſen, Signora?"

„Durch Lelio — er iſt zuverläſſig," ſagte ſie.

Hyazinth ging auf demſelben Wege zurück, auf dem er gekommen war: die kleine Treppe hinab und zur Nebentüre des Palaſtes, die in ein Seitengäßchen führte, hinaus. Auf den unterſten Stufen der Treppe lag ein Facchino und ſchlief. Hyazinth ging vorſichtig an ihm vorüber, um ihn nicht zu ſtören, und eilte zu Korona. Von ſeinem erſten Beſuch bei Judith hatte er ihr nichts geſagt, um keine voreiligen Hoffnungen in ihr zu wecken und ein ähnliches Gefühl hatte auch ſie geleitet, da ſie ihm ihre Abſicht, mit Judith eine Zuſammenkunft zu haben, nicht mitteilte. Wie freute er ſich jetzt auf ihre Überraſchung, und wie dankte er Gott, der ihnen beiden das Vertrauen gegeben hatte, ſich an Judith zu wenden, deren Seele, wie eine zuſammengebogene Springfeder, geradeauf ſchnellte, als ſie den Druck der Leidenſchaft, der eigenen und der fremden, von ſich abſchüttelte.

Reginas Abſcheiden warf keinen Schatten mehr in ſeine ſtille Seligkeit. Leben und Tod ſchienen ihm eine und dieſelbe Hymne von dem Triumph des Lichtes und der Gnade über Nacht und Sünde anzuſtimmen.

Bei Korona waren ſie alle verſammelt, Graf Damian, Uriel und Oreſt. Mit Tränen im Auge rief Graf Damian ihm entgegen:

„Hyazinth, Onkel Levin iſt Regina ſchnell gefolgt! Hier iſt das Telegramm vom Pater Guardian. Blutſturz und Lungenſchlag machten binnen zwölf Stunden ſeinem Leben ein Ende.“

„Ruhe in Frieden, heiliger Greis!“ ſagte Hyazinth gefaßt; aber ſeine Stimme brach in Tränen.

„Mir iſt zu Mut, als müſſe Unheil über Windeck einbrechen, jetzt — da Onkel Levin es nicht mehr bewacht!“ rief Graf Damian; „und deshalb, Kinder, reiſe ich zurück! Sind es dieſe beiden Donnerſchläge aus heiterem Himmel, oder iſt es ſonſt etwas . . . . aber es drängt mich fort von hier. Ich meine, es müſſe alles drunter und drüber gehen. Onkel Levin war ein lebendiger Teil meines eigenen Lebens. All' deſſen Phaſen hat er durchgemacht, inniger und treuer als ein Vater, unzertrennlich von Windeck! es iſt eine Ruine ohne ihn.“

Niemand verſuchte ihn zu tröſten. Uriel war außer ſich vor Schmerz, den Onkel Levin gleichſam im Tode verlaſſen zu haben. Korona beweinte ihren zärtlichen und treuen Ratgeber und Tröſter. Oreſt war von ſtumpfer Niedergeſchlagenheit zerdrückt. Der Tod . . . . und wieder der Tod! und er behandelte das Leben und deſſen Erſcheinungen, als ob dieſe Welt voll vergänglicher Schatten — eine ewige Welt wäre! Aber der ſchneidende Gegenſatz brachte ihn nicht zur Beſinnung! War das Leben ſo flüchtig und der Tod ſo überraſchend nah, dachte er, welch ein Wahnſinn dann, auch nur eine Stunde des Glücks — ja, nur eine Minute zu verſäumen! So dachte auch Judith. Aber jeder dachte ſo auf dem Wege ſeines Schickſals! Korona bat den Vater inſtändigſt, ſeine Abreiſe zu verſchieben; ſie könne ihn unmöglich in dieſer rauhen Jahreszeit zurückbegleiten und er werde, allein bei Tante Iſabelle, in dem vereinſamten Windeck auch keinen Troſt finden.

„Onkel Levin war die Seele des Hauſes,“ ſagte ſie; „er belebte es und machte es traulich, und wenn er ganz allein da war, ſo hatte Windeck nie die kalte Öde eines verlaſſenen Schloſſes. Jetzt wird es dir ſehr unheimiſch vorkommen, liebſter Vater.“

„Ja, Kind, ich weiß! Aber ich würde . . . . ich weiß nicht was! drum geben, wenn ich mich stante pede mit euch allen ſamt und ſonders nach Windeck zaubern könnte. Bei Trauerfällen, wie ſie uns eben heimſuchen, iſt es am paſſendſten und ſozuſagen am ſicherſten, ſich in ſeinen eigenen vier Wänden aufzuhalten. Da hat man gewiſſermaßen Stütze und Verteidigung in den ruhigen und gleichförmigen Gewohnheiten, Geſchäften und Umgebungen. Die unhäusliche Fremde paßt gar nicht für ein trauriges Gemüt. Ach, meine Regina, mein herrliches Mädchen! wie hab' ich ſie gequält! wie hab' ich ſogar nicht den Schatz erkannt, den ich, den wir alle an ihr beſaßen."

„Es geſchah ja aus Liebe, mein guter Vater," erwiderte Korona und küßte zärtlich ſeine Hand.

„O Kind, die Selbſtliebe war vorherrſchend," entgegnete er mit großer Aufrichtigkeit.

Er ging in ſein Zimmer, um Briefe zu ſchreiben. Oreſt ging fort. Niemand fragte wohin. Uriel ſagte:

„Ich will zum Kalvarienberg gehen, den man Vatikan nennt. Da wird man Herr über jeden Schmerz."

Als Hyazinth mit Korona allein war, ſetzte er ſie von ſeinen Erlebniſſen mit Judith in Kenntnis und fügte hinzu:

„Sieh, wie gut iſt Gott, über unſere vergängliche Trauer eine ewige Freude aufgehen zu laſſen und unſere Tränen durch einen ſolchen Troſt zu ſtillen. Dies Ereignis gehört zu den „magnalia Dei", zu den wunderbaren Großtaten Gottes, wie es in der Apoſtelgeſchichte heißt — die ſo ganz außerhalb aller menſchlichen Berechnung und Vorausſicht liegen."

„Sie muß ein ſtarkes, gerades Herz haben, dieſe Judith," ſagte Korona, „um mit einer ſolchen Entſchiedenheit und Opferwilligkeit dem Stern der Gnade zu folgen. Sie geht ſo recht mit den heiligen drei Königen der armen Krippe von Bethlehem zu . . . . dieſe Königin aus dem Morgenlande."

Dann beratſchlagten ſie, ob Judiths Wunſch zu erfüllen und ſie in der nächſten Morgenfrühe zu taufen ſei.

„Warum nicht? ſie glaubt ja! und iſt erſt das Licht der Gnade in ihre Seele gegoſſen, ſo wird ſie leicht lernen und faſſen, was ſie jetzt noch nicht verſteht. Laß uns zu Trinità dei Monti hinaufgehen und die Oberin um ihre Einwilligung und um Verſchwiegenheit bitten."

Sie gingen hinauf und trugen ihr Anliegen vor, ohne Namen und Verhältniſſe der Katechumene zu bezeichnen. Es war auch nicht nötig, um die lebhafteſte Teilnahme der Oberin zu erregen, die es als eine große Gnade betrachtete, daß eine Tochter Iſraels in ihrem Hauſe das Sakrament der Taufe empfangen ſolle; und ſo kam man überein, um fünf Uhr morgens die heilige Feier zu vollziehen. Um vier Uhr ſollte Judith ſich einſtellen und Korona wollte ſie empfangen. Gegen fünf Uhr wollte Hyazinth kommen und den treuen Lelio, der mehr als alle auf Judith gewirkt hatte, mitbringen. Die Oberin erklärte ſich gern bereit, die Neophitin länger im Hauſe zu behalten, für den Fall, daß dieſe wünſchen ſollte, einige Tage in vollkommener Zurückgezogenheit von der äußeren Welt und in ſtiller Sammlung und Betrachtung zu leben; und man trennte ſich unter ſeligem Frohlocken über Gottes unergründliche Barmherzigkeit. Hyazinth begleitete Korona bis an ihre Türe und ging zu Lelio.

Als Oreſt Judiths Palaſt betrat, erſuchte ihn der Portier, ſich zum Signor Fiorino zu bemühen, der ſchon zwei Stunden auf den Herrn Grafen warte.

„Wo bleibſt du denn heute!“ rief ihm Florentin höchſt aufgeregt entgegen; „ich habe dir äußerſt wichtige Nachrichten mitzuteilen.“

„Von der Zentral-Venta oder aus dem Grand-Orient?“ fragte Oreſt ſchneidend. „Ich habe auch Nachrichten bekommen. Onkel Levin iſt tot.“

„Den Verluſt wirſt du doch leicht verſchmerzen,“ erwiderte Florentin kalt. „Die religiöſen Schwärmer können unmöglich deine Freunde ſein! Alſo iſt er tot, der alte Mann! wie er ſich betrogen hat im Leben durch dieſe ſchwärmeriſche Verſchmähung alles Schönen, das es bietet!“

„Das iſt noch die Frage, die wir nicht löſen können! . . . . Du gewiß nicht! — Auch Regina iſt tot!“

„Regina!“ rief Florentin erbleichend und mit verſagender Stimme; „o Jammer um ſie!“ Doch ſchnell gefaßt ſetzte er hinzu: „Da ſiehſt du es: dem finſteren fanatiſchen Geiſt der katholiſchen Kirche iſt ſie als Opfer gefallen. Oreſt! Oreſt! rette Judith! ich ſage dir: es gibt eine Sorte von Weiberköpfen und — man muß es leider geſtehen — auch von Männerköpfen, die ſich, trotz einer entſchiedenen Tendenz zur Unabhängigkeit und trotz einer lebhaften Neigung für Wahrheit, Schönheit und Größe, dennoch von den Schlingen der Dunkelmänner einfangen und umſpinnen laſſen. Haſt du nicht bemerkt, was ſie geſtern Abend für katholiſche Anſichten ausſprach?“

„Nein, gar nicht! ich hörte nicht was . . . . nur wie ſie ſprach. Sie ſah unbegreiflich ſchön aus.“

Florentin ſchwieg eine Weile, legte dann mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns ſeine Hand auf Oreſts Schulter und ſagte:

„Vergib' mir, Oreſt, ich werde dir wehe tun . . . aber du mußt es wiſſen.“

„Ha, deine Nachrichten!“ rief Oreſt mißtrauiſch.

„Sind zu beachten, lieber Freund! Judith hat geheime Zuſammenkünfte. Heute morgen gegen acht Uhr kam ſie ganz allein, raſchen Schrittes zu Hauſe. Ich ſelbſt begegnete ihr im Tor. Um ſo früh heimzukehren .... wann muß ſie ausgegangen ſein .... und weshalb? Ich war dermaßen überraſcht, daß ich einen Facchino, der ſich hier herum zu treiben pflegt, einen braven Kerl" .... —

„Späher der Venta, ohne Zweifel!" warf Oreſt ein, um ſeiner Aufregung etwas Luft zu machen.

„Ein ſehr brauchbares Subjekt!" fuhr Florentin gleichgültig fort. „Ich trug ihm auf, etwas acht zu geben, wer allenfalls zu Judith komme — und es mir mitzuteilen. Um halb zehn Uhr erſchien er bei mir mit der Nachricht: ſoeben habe ein Prieſter Judith verlaſſen, ſei durch das Zimmer ihrer Kammerfrau vorſichtig die Nebentreppe hinab und dann ſchnell zur kleinen Tür des Palaſtes hinausgegangen — ein großer ſchlanker Mann, mit jugendlich leichten Bewegungen. Mehr konnte Gaëtano, der ſich ſchlafend ſtellte, nicht wahrnehmen. Da er ſeit acht Uhr auf ſeinem Poſten war und jenen ſchwarzen Jüngling nicht in den Palaſt kommen ſah, ſo iſt es klar, daß ſich derſelbe ſchon vor acht Uhr in ihrem Zimmer, ihrer Einſiedelei — wer weiß ſeit wann! befunden habe."

„Es iſt nicht wahr!" rief Oreſt wütend.

„Dieſe Tatſachen verbürge ich dir," entgegnete Florentin kalt und beſtimmt. „Ob das nicht wahr iſt, was du denkſt .... oder fürchteſt — weiß ich nicht! allein ich rate dir als treuer Freund, Judith auf die Probe zu ſtellen, auf eine entſcheidende."

„Ja!" rief Oreſt mit kochendem Zorn, „ich will ſie fragen .... ſie ſoll ſich verteidigen" .... —

„Ah bah!" unterbrach ihn Florentin. „In der Kunſt der Verteidigung ſind die Weiber Meiſterinnen! die iſt ihnen angeboren. Stellt man ſie auf den Punkt, ſo behalten ſie immer Recht. Wäre der Advocatus diaboli an heiliger Rota ein Weib: ſo würde keine Kanoniſation von ſogenannten Heiligen zuſtande kommen — ſo geſchickt würde dieſer Advocatus die Sache des Teufels verteidigen."

„Ich könnte dich erwürgen," ſagte Oreſt dumpf.

„Ah bah!" wiederholte Florentin hämiſch; „dann hätteſt du deinen beſten Freund verloren. Nein, folge meinem Rat und bitte Judith um einen ganz geringen Beweis ihrer Liebe."

„Und der wäre?" —

„Bitte ſie, ſich nach dem proteſtantiſchen Ritus taufen zu laſſen. Willigt ſie ein, ſo darfſt du ruhig ſein; dann hat ſie ihre geiſtige und ſittliche Freiheit noch nicht verloren. Schlägt ſie es ab — ſo weißt du, wie es mit ihr ſteht, und daß du dich fortan nicht mehr auf ſie verlaſſen kannſt. Sie iſt dann ein Werkzeug, welches den Plänen, Zwecken ⁊c. ⁊c. der Dunkelmänner blindlings gehorcht; iſt um ſo gefährlicher, als ſie klug und brauchbar iſt — und du hörſt dann auf, ihr Herr und der deine zu ſein.“

„Ja!“ rief Oreſt, „das iſt eine gute, einfache, vernünftige Probe! ich danke dir, Florentin, ich will ſie ſogleich anſtellen.“ —

Judith war noch in ihrem Zimmer. Sie ſchrieb an ihren Bankier in Paris gewiſſe Beſtimmungen über ihr Vermögen, das ſich größtenteils in der Londoner Bank befand. Oreſt ſchob den Diener beiſeite, der ihn melden wollte, klopfte an und wartete kaum Judiths „Herein!“ ab, um einzutreten. Sie ſah befremdet über ihren Schreibtiſch hinweg ihn an, ſchloß ruhig ihr Portefeuille, nickte ihm zu und ſagte, ohne ihren Platz zu verlaſſen:

„Wie kommt es, Graf Oreſtes, daß Sie mich ſchon zum zweiten Male in dieſem Zimmer aufſuchen, in welchem ich mich doch nur dann aufhalte, wenn ich allein ſein will?“

„Da Sie in dieſem Zimmer den Herren Geiſtlichen Audienz erteilen, ſo darf ich doch wohl dasſelbe Recht beanſpruchen,“ entgegnete Oreſt gereizt.

Auf Judiths Lippen ſchwebte eine ſtolze Antwort; allein ſie bemeiſterte ſich und ſagte ſanft:

„Wenn Ihr Anliegen eine ſo ungeſtörte Beſprechung mit mir erfordert, wie das meine mit dem Geiſtlichen, ſo ſeien Sie willkommen!“

Sie ſtand auf, ſetzte ſich auf die Cauſeuſe am Kamin und ſagte, mit ihrem großen grünen Fächer ſpielend, aber innerlich beklommen:

„Ich bin ganz Ohr, Graf Oreſtes.“

Er ging im Zimmer auf und nieder, blieb plötzlich vor ihr ſtehen und rief:

„Judith! es iſt mir ein wahrer Greuel, daß die Religion bei unſerer Liebe ein Wort mitſprechen will. Könnte ich um meinen beabſichtigten Übertritt vom Katholizismus zum Proteſtantismus herum kommen: ich würde mein halbes Vermögen drum geben, denn ich ſpiele nicht gern religiöſe Farcen und ſehe ſie auch nicht gern. Aber, Judith, es iſt der Weg, der einzige, zu Ihrem Beſitz. Ich gehe ihn .... und führte er durch die Hölle .... oder zu ihr. Deshalb ertrage ich nicht die Vorſtellung, daß dieſer religiöſe Wirrwarr vergrößert werden ſoll, indem du, Geliebte, gerade dem Katholizismus, den ich verlaſſe, dich zuwendeſt. Ach Judith, es iſt ja ſchon ſo vieles vorhanden, das uns trennt, — wozu denn auch noch das Glaubensbekenntnis? Ich weiß, daß wir dies früher anders beſprachen; daß ich leicht meine Zuſtimmung gab. Doch jetzt, wo für uns beide der Schritt nah und näher kommt, jetzt quält mich alles, was wie eine Kluft zwiſchen uns ausſieht. Und deshalb, geliebte Judith, bitte ich auf den Knien um den geringen und einfachen Liebesbeweis, daß du dich nach irgend einem akatholiſchen Ritus taufen läßt. Es gibt hier anglikaniſche Geiſtliche genug; ich ſelbſt kenne einige von meinen Jagdpartien her — vortreffliche Schützen! Sie werden mit Freuden dieſem Wunſch entgegenkommen.“

Während Oreſt ſprach, fühlte Judith, daß die Stunde ihres Bekenntniſſes und die Strafe ihrer Sünden da ſei. Aber ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Ich werde meinen Glauben nicht verleugnen, nicht Oreſt vierundzwanzig Stunden täuſchen! Gott will es nicht. Wär' es ſein Wille, ſo wäre Oreſt nicht gerade heute mit dieſer Bitte gekommen. Morgen ſoll ich getauft werden und heute hintergehen! . . . das kann ich nicht . . . . breche über mich ein, was da wolle.

„Teurer Oreſt,“ entgegnete ſie mit einer weichen Innigkeit, die ſonſt durchaus nicht in ihrem Weſen lag, „ich bin auf dem Wege des Glaubens zu nah an die ewige Wahrheit herangetreten, um jetzt wieder umkehren zu können. Ich halte die Glaubenslehre der katholiſchen Kirche für die einzig wahre göttliche Offenbarung. Hat man dieſe Überzeugung, ſo iſt es Feigheit, ſie zu verleugnen; Sünde . . . . ſie aufzugeben.“

„Alſo richtig! alſo wirklich!“ ächzte Oreſt. „Betört, umgarnt, verloren!“

„Das alles war ich!“ entgegnete Judith ſanft. „Gottes Barmherzigkeit rettet mich . . . . und will auch Sie retten.“

„Ha, Schlange!“ rief Oreſt außer ſich. „Schlange, der ich mein Herz, mein Leben, mein Glück hinwarf! iſt dieſer Verrat der Lohn meiner Treue!“

„Ich verrate Sie nicht, Graf Oreſtes. Sie haben gewünſcht — nicht ich! — daß ich die chriſtliche Taufe empfangen möge. Wir knüpfen beide irdiſche Hoffnungen daran; . . . ich hatte ja keine Ahnung von himmliſchen! Die göttliche Liebe gewährt mir dieſe, indem ſie jene zerſtört. Iſt das Verrat?“

„O Schlange, die dem Prieſter Gehör gibt, ſeiner Weiſung folgt, ihm gehorcht, ihm glaubt — mir aber den kleinen armſeligen Wunſch verſagt, demjenigen religiöſen Bekenntnis ſich anzuſchließen, dem ich, aus grenzenloſer Liebe zu ihr, folgen will.“

„Wehe mir, wenn es dahin mit Ihnen käme, teurer Graf. Ich bin ſo unglücklich geweſen, Sie der heiligen Kirche zu entfremden — o laſſen Sie mir die Hoffnung, Sie zurückzuführen.“

„Wiſſen Sie denn nicht, daß wir dann auf immer getrennt ſind?“

„Teurer Oreſt, wir ſind es in jedem Fall,“ ſagte Judith mild aber beſtimmt.

Er faßte ihre beiden Hände über dem Gelenk in ſeiner Hand wie in eiſerner Klammer zuſammen, riß ſie von der Cauſeuſe empor und rief mit einem ſo wilden Ausdruck: „Wiederhole das und ich töte dich!“ daß Judith voll Entſetzen innerlich ſeufzte: O Herr, erbarme dich meiner! und dann gefaßt ſagte:

„Wohlan, Oreſt, töten Sie mich! ich hab' es verdient.“

Grimmig rief Oreſt, indem er immer ihre Hände feſthielt und zuweilen wütend ſchüttelte:

„Schlange, die mich jahrelang mit ihrem Blick bezaubert, mit ihren Windungen umringelt hat .... Schlange, die klug nie Gewährung gab, nie Hoffnung nahm .... Schlange, die endlich, endlich! ihre Zuſage halten, ihr Verſprechen erfüllen ſoll, und nun mir entſchlüpfen will. Ich träume von Paradieſen in irgend einem entlegenen Winkel der Welt .... paradieſiſch nur durch ihren Beſitz; ich habe keinen anderen Gedanken, als den, mich mit ihr aus dem wüſten, langweiligen Menſchengewühl zu flüchten und von ihr allein mein Glück zu verlangen; mir brennt der Boden unter den Füßen, ſolange zwiſchen ihr und mir verhaßte Schranken gezogen ſind; ... und in dem Augenblick, wo ſie fallen ſollen, da will die Schlange ſich glatt und kühl mir entwinden?! Nein, Signora! das läßt ſich der Oreſt nicht gefallen.“

„Was denken Sie alſo zu tun, Herr Graf?“ fragte Judith ruhig.

„Ich laſſe nicht von dir!“ rief er in einem anderen Ton, doch nicht weniger ſtürmiſch.

Sie ſchüttelte ſanft den Kopf und ſagte:

„Ich verdiene Ihren Haß, Ihre Verachtung, Ihren Zorn! Ich ſage nicht eine Silbe, um mich für meine Vergangenheit bei Ihnen zu entſchuldigen; aber, teurer Oreſt .... fortan trennen ſich unſere Wege.“

„Judith!“ rief er und ſank ihr zu Füßen, „wie iſt es denn möglich, einen ſo gräßlichen Treubruch zu begehen, weil man ein paar Worte von einem Prieſter gehört hat!“

„Ach, Oreſt, es ſind ja Worte, die plötzlich dem Leben einen neuen Inhalt, eine neue Beſtimmung, ein neues Ziel geben! ich wußte ja nichts von der gefallenen Natur, die durch die Sünde von dem höchſten Gut, von der ewigen Liebe, der göttlichen Liebe getrennt iſt; nichts von dem zärtlichen Erbarmen Gottes, der dieſer dahingeſunkenen Menſchheit Gnade ſchickt durch des eingeborenen Sohnes Opfer im Leben, im Leiden, im Sterben — als Gott-Menſch, als Erlöſer; nichts von der Kirche, welche für alle Weltzeiten der Menſchheit dieſe Gnade vermitteln ſoll;

nichts von der reinigenden und heiligenden Kraft ſeines göttlichen Blutes in den Sakramenten; nichts von ſeiner beſeligenden euchariſtiſchen Gegenwart; nichts von der Wonne des Opfers; nichts von der Herrlichkeit der himmliſchen Liebe; nichts von der Sünde, als Beleidigung Gottes; nichts von der Tugend, als Verähnlichung mit Gott; nichts vom Leid, als Nachfolge Gottes; nichts von Chriſtus! Begraben in dem Kerker des Staubes vegetierte meine Seele nach den Inſtinkten und für die Leidenſchaften der gefallenen Natur — und immenſe Kräfte hab' ich verſchwendet, ſuchend, verſuchend, traurig, unbefriedigt, raſtlos, ohne glücklich zu ſein oder glücklich zu machen. So haben Sie mich gekannt. Ich hatte keine Richtſchnur, die höher gelegen hätte, als mein Ich. Jeder glaubensloſe Menſch iſt ſein eigener Geſetzgeber — ganz logiſch; der letzte Grund der hohen Geſetze, die das Opfer des Ichs, die Selbſtverleugnung, die Entſagung vorſchreiben, iſt in Gott — und fallen weg, wenn der lebendige Glaube an ihn wegfällt. Ich wollte durchaus glücklich ſein. Ich hoffte es mit Ihnen zu werden. Achtung vor fremdem Recht, wenn es meinen Egoismus beeinträchtigte, hatte ich nicht. Ich verſprach, Ihre Frau werden zu wollen, und ich verſichere Sie, ich wollte es mit der äußerſten Entſchiedenheit. Einen edlen Inſtinkt hatte ich . . . . zwiſchen vielen unedlen; und das war meine Neigung zur Wahrheit. Nur wußte ich durchaus nicht, ob es denn auch eine abſolute objektive Wahrheit gebe, die unabhängig ſei von allem Menſchenwitz. Sie iſt mir aufgegangen wie eine übernatürliche Sonne, in deren Licht ich mich ſelbſt und das All zu erkennen beginne. Aus der Schattenwelt meines Individualismus trete ich in den Tag der Offenbarung — aus meinem ſubjektiven Denken und Meinen an die überwältigende Majeſtät der katholiſchen Glaubenslehre heran; und da ſollte mein Leben in ſeinem früheren Geleiſe fortgehen . . . . gottbeleidigend, ſündhaft, weltlich? da ſollt' ich nicht ſuchen, gemäß meiner Erkenntnis zu leben? da ſollte meine Handlungsweiſe die Wahrheit verleugnen, die mein Herz anbetet? Sie ſehen wohl ein . . . . das iſt unmöglich! Die paar Worte, die ich von dem Prieſter gehört habe, ſind keine anderen, als die, welche vor achtzehnhundert Jahren die glaubensloſe Welt zu Füßen des Kreuzes niederwarfen.“

„O ſprich! . . . . ſprich weiter! ſprich noch mehr, du angebetetes, du göttliches Geſchöpf!“ rief Oreſt. „Was du ſagſt, verſtehe ich! was du glaubſt, will auch ich glauben, wohin du gehſt, folge ich dir — aber mit dir, Judith! nicht ohne dich. Mit dir will ich in deinen Himmel, zu deinem Gott! Mit dir . . . . will ich vor dem Kreuz knien, das du anbeteſt! Mit dir . . . . ſoll kein Opfer mir zu hoch, zu ſchwer ſein! Aber Judith! ohne dich — fahre die Welt zur Hölle . . . . und ich zuerſt. Weißt du jetzt mehr von den Dingen der Ewigkeit als zuvor, ſo wirſt du auch wiſſen, daß man einen Menſchen, dem man Glück verheißen hat, nicht in ewiges Elend ſtoßen darf. Weißt du mehr von einer höheren Liebe, ſo wirſt du um deſto bereitwilliger ſein . . . . Opfer zu bringen . . . . ein geringes Opfer. Knie vor dem Kreuz, bete deinen Erlöſer an; aber tue es als Proteſtantin! Da iſt ja für dich, was deinen Glauben betrifft, gar kein Unterſchied; und deine Liebe bewegt ſich in größerer Freiheit, alſo in ſchönerer Entfaltung, denn ſie ſchließt auch mich in ihren Kreis ein.“

„Und Gott aus, teurer Oreſt!“ ſagte Judith. „O begreifen Sie denn nicht, daß der Glaube ſeine Verpflichtungen nach ſich zieht? Als Sie Soldat waren — genügte es da etwa, daß Sie ſagten: Ich diene meinem Kaiſer! oder: Mein Kaiſer iſt der größte Kaiſer der Welt! Keineswegs! Sie mußten Ihre Ergebenheit durch Gehorſam und Hingebung äußern, und Blut und Leben für Ihren Kaiſer in die Schanze ſchlagen — und gerade da, wo Ihr Dienſt es erheiſchte. Sie durften nicht ſagen: Vor den Mauern von Wien — oder in der ungariſchen Puſta will ich ihm dienen; nein! es mußte geſchehen in den Gefilden der Lombardei. Und dies Geſetz im natürlichen Leben: Gehorſam dem höchſten Herrn; ſollte im übernatürlichen nicht gelten? Ich glaube, daß der Sohn Gottes für mich am Kreuz geſtorben iſt, um mich auf dem Wege ſeiner Nachfolge zur ewigen Seligkeit zu führen, für die er mich geſchaffen hat. Glaube ich das, ſo muß ich mich den Lehren und Vorſchriften unterwerfen, die er zu dieſem Zweck gegeben hat. Verfehle ich mich aus Schwäche oder unvollkommener Erkenntnis gegen ſie: ſo findet die demütige, bußfertige Reue Vergebung. Widerſetzt ſich aber mein Wille aus böſer Leidenſchaft ſeinen Lehren und Geboten: ſo treib' ich Spott mit meinem Gott — und zwar einen ganz anderen Spott, als wenn Sie etwa ſagen würden: Ich liebe meinen Kaiſer innigſt, und um ihm das zu beweiſen, trete ich aus ſeinem Dienſt und gehe zum türkiſchen Sultan — der jetzt auch Krieg hat und ſchlage mich für deſſen Sache; ein Spott, der Sie entweder dem Irrenhauſe oder der allgemeinen Verachtung überweiſen würde. Nein, Oreſt, wir müſſen dem dienen, der unſer rechtmäßiger Herr iſt. Da nun zu den Glaubenslehren, die unſer göttlicher Herr offenbart hat, auch die von der Unauflöslichkeit der Ehe gehört: ſo müſſen wir dieſelben mit allen übrigen Offenbarungslehren — entweder annehmen oder verwerfen. Ich nehme ſie als ein Ganzes an, wie das nicht anders ſein kann, da ſie aus Gott geboren, von Gott gegeben iſt. Was Sekten annehmen oder verwerfen, betrifft mich nicht! ſie ſind Menſchenwerk, und ich habe mit Gott zu tun. Widerſprechen ſie ſeiner Lehre, ſo ſind ſie im Irrtum: das iſt ſonnenklar.“

„Sonnenklar iſt es,“ rief Oreſt mit verzweiflungsvoller Gebärde, „daß der finſtere Geiſt des Prieſtertums ſich mit fanatiſcher Schlauheit Ihrer bemächtigt, Ihren Verſtand umwölkt, Ihr Urteil umnebelet hat. Dem lichten Geiſt der letzten Jahrhunderte, mit ſeiner Bildung, ſeiner Wiſſenſchaft, war es unmöglich, mit einer Lehre ſich zu befremden, die in den dumpfen Hörſälen des Mittelalters von der ſcholaſtiſchen Theologie ausgebrütet iſt.“

„Teurer Oreſt,“ unterbrach Judith ihn lächelnd, „verlieren Sie ſich nicht in Florentins Phraſen und Floskeln. Sein Ingrimm gegen die katholiſche Kirche hat nicht wenig dazu beigetragen, mich auf ihre Vortrefflichkeit aufmerkſam zu machen; denn das können Sie mir glauben: nicht um ſeiner — ſondern um ihrer Tugend willen haßt er die Kirche.“

„Das weiß ich!“ rief Oreſt.

„Und doch leben Sie auf vertrautem Fuße mit ihm, gönnen ihm Einfluß!“ ſagte Judith warnend.

„Er iſt ja auch Ihr Hausgenoſſe!“

„Mein Gott!“ erwiderte ſie ſchmerzlich, „die jüdiſche Sängerin muß vorlieb nehmen! Als Lelio ſich bekehrte, verließ er mich; Leute von Florentins Schlag aber drängen ſich an mich! Übrigens habe ich nie dem armen Florentin — und zwar zu ſeinem größten Verdruß — auch nur den geringſten Einfluß zugeſtanden und deshalb ſtaune ich, daß Sie mit ſeinen hohlen Worten reden mögen. So unbewandert in der Kulturgeſchichte ſoll niemand ſein, der auf Bildung Anſpruch macht, um nicht zu wiſſen, daß an der Lehre der katholiſchen Kirche Geiſter ſich entwickelt haben, die wie Titanen die Pygmäen der neueren Zeit überragen. Teurer Oreſt! die Lehre, welche dem Genie eines Dante Grundlage und Nahrung gab — welche ſeiner Wiſſenſchaft von menſchlichen und göttlichen Dingen nicht als Beſchränkung erſchien: die Lehre wird der Entwickelung unſerer geiſtigen Fähigkeiten auch keinen Schaden tun. Ich bin weder betört, noch umgarnt. Ich habe nur das getan, was viele, viele Millionen vor mir getan haben: ich habe die frohe Botſchaft des Evangeliums angenommen. Dieſe Botſchaft auszubreiten, iſt die heilige Sache des Lehramtes in der Kirche, das Chriſtus geſtiftet und ihm die Verheißung gegeben hat, bei ihm zu ſein alle Tage bis ans Ende der Welt — und das jener Erzbekehrte meines Volkes, der Apoſtel Paulus: „die Säule und Grundfeſte der Wahrheit“ nennt. Der Prieſter iſt der gottgeſandte Verkündiger des Evangeliums.“

„Alſo ein höheres Weſen, dem man blind zu vertrauen hat, nicht wahr?“ fragte Oreſt zitternd vor Zorn.

„In Sachen des Glaubens hat man ihm zu vertrauen — ja,“ entgegnete ſie ruhig.

„Iſt er jung oder alt . . . . Ihr Prieſter!“ rief Oreſt, der ſich um ſo weniger mäßigen konnte, als Judith ſich nicht aus ihrer Gelaſſenheit bringen ließ.

Sie entgegnete mit der ſtillen Einfachheit, die eine Beleidigung gar nicht an ſich herankommen läßt:

„Der Prieſter iſt der übernatürliche Menſch. Er hat kein Alter.“

„O Schlange, die mir ausweicht!“ brach Oreſt aus.

„Genug!“ rief Judith entſchieden. „Laſſen wir dies Geſpräch fallen, teurer Oreſt. Es kommt nicht auf Worte an, ſondern auf die Tat. Gott zeigt mir meinen Weg . . . . und der führt mich von Ihnen fort. Könnte ich mit meinem Blut die Judith aus Ihrer Vergangenheit verwiſchen — ſo würde ich es mit Freuden vergießen! vielleicht nimmt der barmherzige Gott ſtatt deſſen meine Tränen an. Unſere Trennung aber iſt unerläßlich. Der Gatte einer anderen Frau kann nicht der meine ſein. Und wenn Sie zu einer akatholiſchen Sekte abfallen und ſich nach deren Prinzipien von Ihrer Gemahlin ſcheiden wollten: ſo könnte dadurch weder die objektive Wahrheit der kirchlichen Lehre, noch meine Überzeugung die Veränderung eines Atoms erleiden. Chriſtus lehrt die Unauflöslichkeit der Ehe, die Kirche iſt nur ſein Organ! In welcher zügelloſer Empörung der böſeſten Leidenſchaften, in welcher troſtloſen Verkehrtheit des Verſtandes und Willens muß ſich ein Menſchengeiſt befinden, um die Ehe aus der himmliſchen Gnadenordnung, die Chriſtus ihr angewieſen hat, herauszureißen und ſie zu berauben der ſakramentalen Weihe, des edlen Purpurgewandes, das ſein Blut ihr gibt. Nein, Oreſt, wir wollen nicht zu dieſen Unſeligen gehören!“

„Und Sie bilden ſich wirklich ein,“ fragte er mit finſterem Hohn, „daß die Sache damit abgetan wäre?“

„Keineswegs! für mich beginnt die Buße.“

„Welch Gaukelſpiel bezeichnen Sie mit dieſem Wort?“

„Die Umkehr der Seele zu Gott. Was ich verachtet habe, will ich lieben: Gott. Was ich geliebt habe, will ich verachten: mich ſelbſt.“

„Judith!“ rief er, immer von neuem unter ihren Zauber zurückfallend, „du biſt und bleibſt ein göttliches Geſchöpf.“

„Das wird mir nicht leicht werden,“ fuhr ſie fort, ohne ſeinen

Ausruf zu beachten. „Ich habe mich ſehr lieb gehabt — und gemäß dieſer Liebe — hatte ich mir die Zukunft ausgemalt. Das iſt nun vorbei . . . . Sie dürfen mir glauben, meine Buße wird kein Gaukelſpiel ſein."

Tränen traten in ihre Augen; aber ſie ſchüttelte ſie von den Wimpern und rief: „Heil mir! ich darf das Kreuz umfangen!"

„Nein!" rief Oreſt, „wirf es weg! es koſtet dir Tränen!"

„Es hat meinem Erlöſer ſein Blut gekoſtet: ich behalte es . . . und ich hoffe, Oreſt, es kommt der Tag, wo auch Sie es annehmen werden."

Er hub bitter zu lachen an. Judith machte eine Bewegung, in den Salon zu gehen. Er ſtürzte ihr in den Weg und rief:

„Barmherzigkeit! verlaß mich nicht . . . . nicht ſo plötzlich . . . . nicht gleich! Verſprich mir das!"

„Ich verſpreche nichts, Oreſt, ich weiß ja ſelbſt noch gar nicht, was aus mir wird."

„Ha!" rief er, „du weißt es nicht — aber ein anderer wird es wiſſen . . . dein Prieſter, nicht wahr? Der ſoll über dich beſtimmen, und du, der Unabhängigſten eine, willſt ihm folgen, wie ein unmündiges Kind! Liebſt du ihn denn ſo grenzenlos?"

„Man muß gewiß eine grenzenloſe Liebe zu Gott haben," entgegnete ſie ſanft, „um auf Kundgebung des göttlichen Willens zu harren, wenn man gerne einen raſchen Entſchluß faſſen möchte."

„Mich zu verlaſſen — ſchon heute — nicht wahr?" rief er in fürchterlicher Aufregung.

„Nein," ſagte ſie, „heute nicht . . . . gewiß nicht. Und jetzt begleiten Sie mich in den Salon."

Er folgte ihr. Aber er ging hindurch und zu Florentin.

Die Taufe.

Judith hatte an Lelio ſagen laſſen, ſie wünſche am Nachmittag die Katakomben von St. Sebaſtian in ſeiner Begleitung zu beſuchen und ſie werde ihn abholen. Um zwei Uhr empfahlen ſich die Leute, die bei ihr waren, und ihr Wagen fuhr in die Einfahrt an die Treppe. Als ſie mit Madame Miranes hinabgehen wollte, ſtürzte Oreſt ihr aus Florentins Zimmer leichenblaß und aufgeregt entgegen und rief:

„Wohin, Judith? . . . . wohin?“

„Nach den Katakomben. Wollen Sie uns nicht begleiten?“ erwiderte Judith.

„Nein, ich danke Ihnen! ich kann nicht! aber wann kommen Sie wieder?“

„Gegen ſechs Uhr, zur Eßſtunde.“

„Gut!“ ſagte er und trat in Florentins Zimmer zurück.

„Was fehlt dem Grafen Oreſtes? er ſieht zum Erſchrecken aus,“ ſagte Madame Miranes.

„O! er iſt ſehr zu beklagen! ſeufzte Judith.

Da Madame Miranes die unterirdiſchen Expeditionen, wie ſie ſie nannte, und den Qualm der Pechfackeln verabſcheute, ſo ließ ſie ſich von ihrer Tochter zu einer Bekannten bringen, ſo daß Judith zu ihrer größten Freude mit Lelio allein war und ihm ungeſtört alles mitteilen konnte, was ſeit geſtern ihr begegnet war und was ſie unwiderſtehlich zum Entſchluß drängte.

„Hab' ichs Ihnen nicht prophezeit!“ rief er frohlockend; „durch das Auge der Welt erkennen Sie die göttliche Wahrheit.“

„Ja,“ ſagte Judith mit einem Anflug von Traurigkeit, der noch der gefallenen Natur angehörte; „ja, die Erkenntnis des Göttlichen erheiſcht Bekenntnis. Kein edles Herz verleugnet ſeine heiligſten Überzeugungen . . . denn kein edles Herz lügt. Aber Lelio, es koſtet mich mein Erdenglück. Ich ſpreche das nicht gegen Graf Oreſtes aus, denn er würde darauf fußen, um mich zu beſtürmen — und das iſt vergeblich, alſo vermeid' ich es. Aber ich geſtehe es, ich hab' mich ſo daran gewöhnt, in ihm ein treues, zärtliches Herz zu beſitzen und in der Verbindung mit ihm die Befriedigung meiner Anſprüche an das Leben zu erhoffen, daß mir vor dem Schutthaufen graut, in den die Erkenntnis der göttlichen Offenbarung mein Schickſal verwandelt. Mir iſt zu Sinn, als habe ein Wetterſtrahl einen hohen feſten Turm zu Boden geſchmettert.“

„Den ſtolzen Turm irdiſch-ſelbſtiſchen Glückes; ja, Signora, das iſt ganz richtig und das zeigt uns an, daß wir ein anderes Glücksgebäude aufführen ſollen, als ein ſolches, welches zuſammenbricht, wenn die Wahrheit in unſeren ſchwülen Horizont hinein wetterleuchtet. Den irdiſchen Schmerz werden Sie mit Ihrem kräftigen, unter dem Kreuz ſich heiligenden Herzen tapfer durchkämpfen und in dieſem Kampf zu der beſeligenden Gewißheit gelangen, daß Befriedigung des Herzens ohne Sünde, und Befriedigung der Vernunft ohne Irrtum hienieden nirgends als in der chriſtlichen Kirche gefunden werden kann. In dem

Kampf ſtehen Sie nicht allein; er iſt keine Ausnahme; er iſt allgemein gültiges Geſetz. Millionen vor Ihnen, neben Ihnen, nach Ihnen beſtehen ihn. Darum heißt die Kirche auf Erden: die ſtreitende. Sie ſtreitet nicht bloß im allgemeinen gegen den Geiſt des Irrtums, der Sünde und Verkehrtheit auf jedem Gebiet der menſchlichen Vergeſellſchaftung, ſondern jedes ihrer Kinder hat dieſen Streit für ſeine Perſon, oft bis aufs Blut, immer bis aufs Mark, fortzuſetzen . . . . ſobald es nicht dem Siegespreis entſagt. Dieſer Streit entwickelt heroiſche Tugenden, bildet heroiſche Seelen, chriſtliche Seelen, die mit Chriſtus die Welt überwinden, weil Chriſtus in ihnen lebt, mit ſeinem Fleiſch, mit ſeinem Blut, und ihnen ſeine göttliche Natur mitgeteilt hat, indem er die menſchliche Natur annahm. Teure Judith, es iſt nicht der Mühe wert, das Leben zu durchkämpfen, wenn es auch nur wäre, um die Wonne zu erkennen, daß wir uns nicht auf uns ſelbſt, ſondern auf unſeren göttlichen Kampfgenoſſen zu verlaſſen haben. O Judith! die Menſchen wollen immer ſo hoch hinaus und wollen immer die ganze Welt zu ihren Füßen ſehen; und auch Sie wollten es. O, wenn doch die Menſchen die wahre Erkenntnis ihrer Hoheit und das Bewußtſein ihres göttlichen Geſchlechtes hätten, dann würden ſie in Wahrheit die Welt zu ihren Füßen — nämlich als etwas ſo geringes ſehen, daß ihre Freuden nicht eines Lächeln — ihre Schmerzen nicht eine Träne wert ſind. So haben es auch die Martyrer verſtanden, die in den Katakomben ruhen. Sie waren meiſtens im Heidentum aufgewachſen, oft in den glücklichſten, glänzendſten Verhältniſſen. Da rührte die Gnade ihr Herz an, ſie erkannten die Wahrheit, ſie legten ihr Zeugnis ab für ſie; und wo? auf der Folterbank, auf dem Scheiterhaufen, vor den wilden Tieren. So ſtark waren ſie in dem Gott, an den ſie glaubten, auf den ſie hofften, den ſie liebten.“

„Ach, Lelio!“ rief Judith, „mir kommt die Welt zuweilen wie eine Arena voll wilder Tiere vor und gewiß hat die chriſtliche Seele in ihr manches Martyrium zu beſtehen, das der Siegespalme würdig iſt.“

„Gott Dank dafür!“ ſagte Lelio. „Es wäre ja ſehr traurig, wenn uns die Martyrer nichts übrig gelaſſen hätten.“

Dann teilte er ihr mit, was Hyazinth und Korona hinſichtlich der Tauffeierlichkeit abgemacht hatten, und ſetzte hinzu, er werde ſie in der Frühe um vier Uhr abholen.

„Aber heimlich! aber in aller Stille!“ ſprach Judith. „Ich weiß nicht warum — allein ich ſchwebe in zitternder Angſt, daß Graf Oreſt auf den Einfall kommen könnte, meine Taufe zu hindern — mich gewaltſam fortzuſchleppen.“

„Solche Angſte hat man immer, wenn man der Erfüllung eines großen Glückes, eines heißerſehnten Wunſches nahe iſt," erwiderte Lelio beruhigend. „Das Menſchenherz weiß inſtinktmäßig, daß das Glück auf Erden äußerſt flüchtig iſt; da fürchtet es denn leer auszugehen."

„Nein," entgegnete Judith, „meine Angſt entſpringt aus Angſt um Oreſt. Er ſieht das Sündhafte unſeres Verhältniſſes nicht ein; er fühlt ſich tödlich verletzt und bei ſeiner unbezähmbaren Leidenſchaftlichkeit liegt es nahe, Rache nehmen zu wollen. Möge ſie mich treffen . . . . aber als Chriſtin."

„Ah! Sie möchten auch Martyrin werden und wegen Ihres freudigen Glaubensbekenntniſſes Verfolgung und Tod zu leiden haben!" rief Lelio heiter. „Seien Sie getroſt, Judith: das Leid wird Ihnen nicht fehlen! dies prophezeie ich abermals und mit großer Sicherheit. Machen wir ernſt mit Gott: ſo macht er ernſt mit uns. In dem Maß, wie wir ihn lieben, legt er uns Kreuze auf."

„Und meine Natur hat einen ſolchen Abſcheu gegen das Leid!" rief ſie.

„Art der Natur überhaupt," entgegnete Lelio gelaſſen, „und bleibt auch ihre Art. Der heilige Johannes Chryſoſtomus bezeugt es, indem er ſchreibt: Die Gnade ändert nicht unſere Natur, wohl aber unſeren böſen Willen; er will Ihnen damit ſagen: Die Gnade gibt dir die Kraft, Gott zu lieben und durch dieſe Liebe den Willen, das Kreuz — dieſen Ausdruck für die Quinteſſenz jedes edlen Leidens — demütig anzunehmen."

„Ich werde pünktlich um vier Uhr bereit ſein," ſagte Judith; „aber Sie dürfen nicht vorfahren, ſondern laſſen den Wagen in einiger Entfernung auf dem Corſo halten und kommen dann zu Fuß an die kleine Pforte, wo ich auf Sie warte."

„Dieſe Heimlichkeit hat ja in der Tat etwas Ähnlichkeit mit jener Zeit, wo die heidniſche Verfolgung wütete und wo die Chriſten ſich zur Feier des heiligſten Meßopfers und zum Empfang der Sakramente bei nächtlicher Weile in den Katakomben verſammelten, ja ſogar zeitweiſe in ihnen lebten. Die Verfolger kannten weder die Ein- und Ausgänge dieſes unterirdiſchen Labyrinthes, noch die Wege und Stege innerhalb desſelben; und ſo wurden die Grabkammern der Toten zugleich die Wohnſtätte der Lebenden. Mancher, der in den Katakomben das Bad der Wiedergeburt im Blut Jeſu empfangen hatte, verließ ſie nur, um in der Arena ſein Blut für das Bekenntnis eines Glaubens zu verſpritzen, deſſen höchſte Gnade, Vergebung der Sünden und Teilnahme am euchariſtiſchen Opfer, ihm ſoeben geworden war."

Sie durchwandelten die Katakomben, die ſich unterhalb der Kirche von St. Sebaſtian befinden — dieſe dunkeln, kellerhaften, unregelmäßigen Gänge, die zuweilen eng und niedrig, zuweilen breit und hoch fortlaufen, und in deren Wände ſich die zugemauerten Grabniſchen der Chriſten befinden, welche dieſe unzugängliche Stätte zu ihrem Dom und zu ihrem Gottesacker machen mußten, weil die heidniſche Welt ſie nicht auf der Erde dulden wollte.

„Wie iſt es möglich, an der göttlichen Stiftung der Kirche zu zweifeln, wenn man die Geſchicke der erſten Jahrhunderte erwägt!" rief Judith, nachdem Lelio ihr Einzelheiten über die Grauſamkeit der Verfolgung und die Standhaftigkeit der Martyrer mitgeteilt hatte. Was nur irgend zerſtörend und auflöſend wirkt: die Macht des Thrones, der Haß des Unglaubens, der Druck der Maſſe, die Verachtung der ſogenannten Gebildeten — alles wälzt ſich auf ſie und zwar mit den gewalttätigſten und giftigſten Mitteln. Aber ſie wich keiner Gewalt und jedes Gift ſchied ſie aus — und mit demſelben Glauben, mit dem ſie in die Katakomben hineingegangen war, ging ſie nach drei Jahrhunderten aus ihnen hervor. So etwas iſt ohne die Leitung des heiligen Geiſtes und ohne die Gründung auf eine übernatürliche Baſis ganz unmöglich. Mir deucht, es müßte ſich jeder, der guten Willens iſt und die Geſchicke bedenkt, zu ihr bekehren; denn nur in ihr iſt er auch objektiv ſicher, die Lehre zu beſitzen, welche die erſten Chriſten geglaubt haben, weil ein Lehrgebäude, das auf übernatürlichem Felſen ruht und vom heiligen Geiſt in Unantaſtbarkeit erhalten wird, notwendig ein unfehlbares ſein muß — und das Unfehlbare iſt ewig unveränderlich; während es doch ganz unmöglich iſt, von einem menſchlichen Lehrſyſtem ſo etwas zu glauben oder zu behaupten. Ich finde dieſe Unveränderlichkeit der Lehre in einer veränderlichen Welt, deren Strömungen ja auch auf die menſchlich-ſchwachen Glieder der ſichtbaren Kirche nicht ohne Einfluß ſind — etwas ſo Göttliches, ein ſolches Wunder über alle Wunder, eine ſolche Beglaubigung als himmliſche Stiftung, daß ich eher Florentins rohe Negation aller göttlichen Offenbarung begreife, als Oreſts Vorſchlag, eine Offenbarung außerhalb der katholiſchen Kirche anzunehmen. Jener ſagt: es gibt keine objektive ewige Wahrheit, denn meine Sinne empfinden ſie nicht, und mein Verſtand verwirft ſie. Gut! das iſt der Ausdruck der gefallenen Natur in höchſter Potenz, auf der äußerſten Stufe der Brutalität. Aber Oreſt! welche Verwirrung des Verſtandes und Verirrung der Vernunft, um die ewige Wahrheit irgendwo anders zu ſuchen oder zu glauben, als dort, wo der Weltheiland ſie niedergelegt hat. Ach, Lelio! was wird aus Oreſt werden!“

„Gram um unſere irrenden Brüder — das iſt katholiſch, teure Judith,“ entgegnete Lelio. „Den werden Sie nicht los bis zu Ihrem letzten Atemzug und um ſo weniger, je mehr Sie die Kirche als Wunder aller Wunder Gottes erkennen und in dem euchariſtiſchen Chriſtus, den ſie liebend und anbetend im ſüßen hochheiligen Opfer auf ihren Altären hegt, die Beſiegelung dieſes Wunders umfaſſen. Die Kirche, die den euchariſtiſchen Chriſtus beſitzt — iſt die ewig lebende Stiftung der göttlichen Liebe, denn ihr Mittelpunkt iſt ſein ewig lebendiges, wahrhaft und weſenhaft gegenwärtiges Herz. Und weil ſie das iſt und das hat, ſo iſt ſie — und nur ſie! für alle Zeiten der Welt ihrer Fortdauer gewiß und ihr — nur ihr! gehört die Zukunft an. Das wußten die alten todesfreudigen Martyrer. Der euchariſtiſche Chriſtus war der Nerv ihres Lebens, ihres Todes. Sie ſtarben mit ihm für uns. Sie glaubten nicht imſtande zu ſein, die namenloſen Schreckniſſe der vervielfältigten Folterqualen aushalten zu können, wenn ſie nicht zuvor mit ihm durch die heilige Kommunion ſich vereinigt hatten. Daher wendeten die Anverwandten und die Prieſter alle Mittel an, die größten Geldſummen auf, um in den Kerkern, wo die Verurteilten ſchmachteten, das heilige Meßopfer zu feiern und ihnen den Leib des Herrn zu ſpenden. Und wir, Judith, wir ihre Nachfolger in der grauſigen Arena der Welt, wie Sie ſagen, wir ſollen ja auch Martyrer am Herzen werden, indem wir ihm durch die Flammen der heiligen Liebe alles Ungöttliche und Irdiſche langſam, langſam, lebenslang ausbrennen laſſen. Wir ſind ja auch Gefangene im Kerker des Leibes, Verurteilte zum Tode, Verurteilte, die zuvor Meere von Trübſal und Drangſal durchſchwimmen müſſen und immer Kopf und Herz höher behalten müſſen, als ihre Wellen und Fluten. Was gibt uns dazu den Nerv und den langen Atemzug? der euchariſtiſche Chriſtus! Er bevölkerte die alte Welt mit Martyrern und die ſpäteren Tage mit Martyrern — immer mit der Art, die am meiſten die Verherrlichung Gottes förderte. Und ſo wird es bleiben bis zum Ende der Zeiten; denn die heilige Liebe, Judith, iſt ein Martertum und muß es ſein, weil ſie am Kreuz geboren iſt und vom Herzen Jeſu ſich nährt.“

„Wie göttlich wird das Leben im Licht des Glaubens!“ rief Judith entzückt. Ihr zuſammengekrümmtes, ſtaubumwölktes Herz erhob ſich gerade und friſch vor der Gnadenluft, die vom göttlichen Opfer auf dem Altar ſie anwehte. Jeder edle Inſtinkt ihrer Seele und jeder hohe Aufflug ihres Geiſtes fand

Maß, Schwung, Ziel. „Ich habe," fuhr ſie fort, „nicht die leiſeſte Ahnung, wie ſich mein ferneres Leben geſtalten und auf welchem Punkt unſeres Erdballs ich mein Zelt aufſchlagen werde; ich muß brechen mit meinen Freunden und Freuden, mit meinen Beſchäftigungen, ja, mit meinem Talent, damit ich tot für Oreſt ſei; aber ich weiß eines: der gräßliche Druck iſt von meinem Herzen genommen, unter dem ich erlag, der ſich unter allen Formen und Geſtalten auf mich wälzte, den Stempel des Todes auf alle Erſcheinungen prägte und der in dem Gedanken liegt: ich finde nichts, was der Mühe des Lebens wert iſt! Ich glaube, Lelio! und nun kann ich leben!"

Er fragte ſie, ob ſie geſonnen ſei, den Vorſchlag der Oberin anzunehmen und in Trinità dei Monti zu bleiben. Sie antwortete:

„O hätte ich jemand, der ſich außerhalb all meiner tumultuariſchen Verhältniſſe befände und gleichſam von oben herab in ſie hineinblickte und zu mir ſpräche, wie von oben herab: dem wollte ich folgen! Ich bin bis jetzt immer ſehr ſchnell zu irgend einem Entſchluß gekommen. Ich ging nur mit mir ſelbſt zu Rat, und je nachdem eine Sache mir zuſagte oder nicht, entſchied ich mich für oder gegen ſie. Allein wenn ich bedenke, wohin ich auf dieſe Weiſe geraten bin und daß unſer höchſtes Opfer darin beſteht, unſeren egoiſtiſchen Eigenwillen zu opfern: ſo ſehne ich mich nach erleuchteten Ratſchlägen, die mich über das Richtige und das Beſte aufklären und denen ich vertrauend folgen dürfte."

„So heiligt man ſich!" erwiderte Lelio. „Ja, das Leben im Licht des Glaubens iſt göttlich, Judith! doch nicht, weil es unſerem Geiſt göttliche Geheimniſſe zu betrachten gibt, nicht, weil es unſer Herz durch göttliche Gefühle beflügelte; das alles iſt Genuß, Heiligung nicht! ſondern weil es uns gottähnlich machen und in all die Tugenden einführen ſoll, die der Gottmenſch von Bethlehem bis Kalvaria geübt hat und die ſich in dem einen Wort zuſammendrängen: demütiger Gehorſam . . . . Gehorſam aus Liebe! Dies himmliſche Wort will die Welt nicht verſtehen. Das iſt ihre Krankheit, iſt die tiefe Wunde, an der ſie ihre beſten Kräfte verliert: ſie will nicht gehorchen, keiner Autorität, keinem Geſetz. Der Grund, weshalb die heilige Kirche ſo viel Feinde und Gegner hat, iſt freilich zuerſt die Heiligkeit ihrer Lehre und ihre Beſtimmung, die Seelen zur Heiligkeit zu führen; allein der nächſte Grund iſt: Abneigung gegen den Gehorſam, die infolge einer verkehrten, auf materialiſtiſchen Grundſätzen beruhenden Erziehung, unſere Welt von oben bis unten zerwühlt und verſtört. Die Kirche aber lehrt unermüdlich Ehrfurcht vor rechtmäßiger Autorität — und muß es tun, weil Chriſtus es getan hat, als er ſprach: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt. Heutzutage hat weder Kaiſer noch König den Mut, zu den Völkern zu ſagen: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Die revolutionären Bewegungen, die ſeit einigen Generationen Europa erſchüttern, und fort und fort vom Partei- und Faktionsgeiſt aufgeſtachelt und angeſpornt werden, haben eine ſolche Hefe von Unbotmäßigkeit in der Geſellſchaft zurückgelaſſen, daß Kaiſer und König nur mit vielen Umſchweifen und unter mancherlei Schmeicheleien zu verſtehen geben: die rechtmäßige Herrſchaft ſei zu reſpektieren — Schmeichelei, für welche ſich der eine und andere durch Gewalttat, Heuchelei und Tyrannei zu entſchädigen weiß. Immer müſſen ſie darauf gefaßt ſein, daß die Revolution, trotz aller Vorſicht, ihnen antworte. Nun kommt die Kirche und ſagt zu dieſem unbotmäßigen Geſchlecht, das Kaiſer und König einſchüchtert, höchſt beſtimmt und ohne alle Verbrämung: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, nämlich Gehorſam; das iſt euere Schuldigkeit; und ſagt weiter, zu Fürſten und Völkern, als eine Erläuterung dieſes Gebotes: Und gebt Gott, was Gottes iſt! Sie fürchtet ſich nicht von Hohnlachen und Achſelzucken, nicht vor Steinwürfen, Dolchſtichen, Höllenmaſchinen, Revolutionen. Sie hat ihre Vorſchule hier in den Katakomben gemacht. Sie ſpricht, nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, „wie jemand, der Gewalt hat;“ und ich weiß es ja leider! aus Erfahrung: die ruhige Würde, welche dies Bewußtſein gibt und welche charakteriſtiſch für das Weſen der Kirche iſt, flößt dem Revolutionär einen namenloſen Ingrimm ein, denn mit denjenigen irdiſchen Majeſtäten, die ſich ſeinem Wunſch gefügt und Szepter und Krone, ihm zu Lieb', nicht mehr von Gottes Gnaden haben, hofft er recht bald fertig zu werden. Aber ob mit dieſer geiſtigen Majeſtät, die von Gottes Gnaden den heiligen Hirtenſtab führt — das iſt ihm im Grunde ſeines Herzens höchſt zweifelhaft; und wenn er ihren Untergang ſo laut ausposaunt, wie wir das erleben: ſo tut er das hauptſächlich, um ſich ſelbſt in ſeinen Hoffnungen zu beſtärken. Der Gehorſam iſt ein ewiges Geſetz für jede gute Erziehung. Ziviliſation iſt die gute Erziehung der menſchlichen Geſellſchaft; folglich bedarf auch ſie jenes ewigen Geſetzes und der Ausübung desſelben. Da nun die Kirche, und ſie allein! es aufrecht hält, ſo iſt ſie die Bannerträgerin, welcher die Ziviliſation folgt — wie ſie das genügend bewieſen hat, ſeitdem ſie die Katakomben verließ — und ihren Feinden bleibt nichts übrig, als ſich in Taten und Worten des Haſſes zu erſchöpfen. Ihre Feinde ſind alle, welche jenem ewigen Geſetz nicht gehorchen wollen, nicht das Leben in der

Zeit als eine Erziehung für das ewige Leben betrachten wollen. Auf dem Punkt ſteht der arme Graf Oreſtes. Daß Sie, Judith, aus allen Elementen der Rebellion und der Gegnerſchaft, in Ihnen und um Sie, heraustreten — und daß Sie das ſüße Joch des Gehorſams aus Liebe frei annehmen, beweiſt einmal wieder, wie keine Seele ihr zu fern, zu fremd, zu empöreriſch, zu unbändig iſt, um nicht ein Reis des himmliſchen Ölbaumes, Chriſtus, auf dieſen Wildling zu verpflanzen."

„So wird man ein Chriſtusträger; nun verſtehe ich es," ſagte Judith.

„Wir nennen es Kreuzträger," entgegnete Lelio lächelnd. „In der Kreuztragung erſcheint Chriſtus uns am leidenvollſten und am demütigſten. Es iſt billig, daß die dankbare Liebe ſich ihm in dieſer Geſtalt verähnliche."

„Wie ſchön iſt das Kreuz!" rief Judith; „es ſetzt einen Dämpfer auf das Inſtrument unſerer Seele, damit alle Töne in Milde zuſammen- und dahinfließen."

„Ja, ja! das Kreuz iſt ein vortreffliches Werkzeug der Abtötung!" rief Lelio. „Kann auch nicht anders ſein, da Gott ſelbſt es dazu erfunden hat." — —

Judith ahnte, daß das chriſtliche Leben neue Horizonte vor ihr entrollen werde. Sie freute ſich, gerade am Vorabende der hehren Feier, welche ſie dem myſtiſchen Leib Chriſt einverleiben ſollte, in den Katakomben geweſen zu ſein.

„Möchte ich hier die Liebe der Martyrer eingeatmet haben," ſagte ſie, als ſie die erhabene Stätte verließen.

Am Abend waren ſehr viele Menſchen bei ihr. Das war ihr lieb! nun brauchte ſie nicht viel zu ſprechen. Doch nahm ſie ſich zuſammen, um ſich nicht allzuſehr ihren Gedanken hinzugeben, denn Oreſt beobachtete ſie ſcharf. Er ſah finſter wie die Nacht aus und fieberhafte Unruhe gab ſich in ſeinem Äußern kund. Als man um Mitternacht auseinanderging, wollte Judith auch Oreſt entlaſſen, aber er ſagte:

„Ich bitte um einen Augenblick Gehör, Judith, und um Beantwortung einiger Fragen."

Sie neigte zuſtimmend ihr ſchönes Haupt.

„Werden Sie heute wieder eine nächtliche Exkurſion machen?" fragte er.

„Da Sie, wie es ſcheint, Florentin als Spion brauchen," ſagte ſie kalt, eingedenk ihrer Begegnung, „ſo hätte er Ihnen mitteilen müſſen, daß ich um ſieben Uhr ausgegangen und um acht Uhr heimgekehrt bin."

Oreſt freute ſich, trotz Florentins hämiſchen Warnungen, über dieſe Auskunft. Er konnte es nicht laſſen, an Judiths Aufrichtigkeit zu glauben. Er fragte weiter:

„Werden Sie meinen Bitten Gehör geben und ſich nach einem akatholiſchen Ritus taufen laſſen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil Chriſtus, der Erlöſer, in der katholiſchen Kirche iſt und ich ihn nicht verleugnen kann.“

„Und wir ſollten getrennt werden?“

„Gott will es.“

„Der Prieſter will es!“ fuhr Oreſt mit einem ſchneidenden Lachen auf.

„Hat je ein Menſch meinen Willen beſtimmt?“ fragte ſie kalt.

„Welche Pläne für die Zukunft haben Sie?“

„Gar keine.“

„Und das ſoll ich glauben?“

Judith ſchwieg. Oreſt wiederholte nach einer Pauſe:

„Und das ſoll ich glauben?“

„Das hängt von Ihnen ab. Ich ſage die Wahrheit.“

„Werden Sie mir zu entfliehen ſuchen?“

„Ich bin nicht Ihre Gefangene, daß ich wüßte! Aber es wird gut ſein, daß ſich ein Stückchen Land oder Meer zwiſchen uns lege.“

„Denken Sie nur nicht an heimliche Flucht!“ drohte er.

„O,“ ſeufzte ſie aus tiefſter Bruſt, „ich denke an nichts, als das Gewand der heiligmachenden Gnade in der Taufe für meine Seele zu erwerben!“

„Alſo Sie denken nicht daran, ſich heute oder morgen auf die Flucht zu begeben?“

Judith beſann ſich und ſagte: „Nein.“ Es ſchien ihr am geratenſten, vorderhand in Trinità dei Monti zu bleiben.

„Alſo noch ein paar Tage der Hoffnung!“ rief Oreſt. „Schweige!“ ſetzte er hinzu, als ſie eine verneinende Bewegung machte; „o ſchweige! ſolange ich dich ſehe, hoffe ich.“ — —

Er ging zu Florentin, teilte ihm das lakoniſche Geſpräch mit und ſagte zuletzt:

„Sie hat alſo noch keinen Plan für die Zukunft; das tröſtet mich. Vielleicht kann ich ſie dennoch gewinnen.“

„Du biſt einzig mit deinem hyperkindlichen Vertrauen!“ rief Florentin, der außer ſich vor Erbitterung bei dem Gedanken war, daß ſeine zwiefachen Hoffnungen als Demokrat und freier Denker an Judiths übertritt zur katholiſchen Kirche ſcheitern ſollten. „Kennſt du denn nicht die Art der Frauen? ſie lügen nicht und ſagen dir doch nicht die Wahrheit, die du wiſſen willſt.“

„Deine Erfahrungen mögen dich zu dieſer Behauptung drängen,“ entgegnete Oreſt verächtlich. „Judith iſt anders.“

„Judith iſt ebenſo!“ ſagte Florentin mit kaltem Zynismus. Er war ſittlich ſo tief geſunken, daß er jeden Glauben an edle Geſinnung und reine Abſicht verloren hatte. „Judith hat keinen Plan für ihre Zukunft gemacht — verſichert ſie dir. Gut! es mag ſein. Aber ſei feſt überzeugt: der Prieſter — natürlich iſt es ein Jeſuit! hat längſt ſeinen Plan gemacht und darauf muß ſie eingehen, die Unglückliche! Dazu wird ſie durch die Tortur der Beicht gezwungen.“

„Mit dem Unſinn bleib' mir vom Halſe!“ rief Oreſt. „Ich gehe nicht zur Beicht, weil ich nicht will. Aber Tortur und Zwang in ſie hineinzulügen iſt über alle Maßen dumm und lächerlich. Mit ſolchen Behauptungen kannſt du nur im Feuilleton ſchlechter Zeitungen Glück machen.“

„Hat Judith nicht geſagt, es ſei der Wille Gottes, daß Ihr euch trenntet? — oder ähnliche Floskeln?“ fragte Florentin äußerſt gleichgültig gegen Oreſts Vorwurf, da er zu gemein geworden war, um noch Schamgefühl zu beſitzen.

„Das hat ſie.“

„Da nun Gott unmöglich in höchſteigener Perſon ihr dieſen Willen ausgeſprochen haben kann, ſo muß es ja der verruchte Jeſuit geweſen ſein; denn ſonſt redet ja niemand in dieſem Sinn zu ihr. Und da ſie entſchloſſen iſt zu dieſer Trennung, ſo mußt du doch einſehen, daß der Jeſuit mehr Macht über ſie hat, als du, trotz deiner langen, glühenden, treuen Liebe. Es iſt entſetzlich, dies Reich der Unterwelt in das ſchöne friſche Leben eindringen zu ſehen!“

„Es iſt entſetzlich!“ rief Oreſt, in ſeine Verzweiflung zurückfallend; „ſchauderhaft und entſetzlich!“

„Iſt es noch möglich, die herrliche Judith für dich zu retten, ſo reiße ſie um jeden Preis von jenem Jeſuiten los. Schieß dich mit ihm, ſchlage dich mit ihm auf Tod und Leben ....“ —

„Ah! mit Wonne!“ rief Oreſt feurig. „Aber tut das ein Jeſuit?“

„Verſteht ſich — wenn man ihm gründlich zu Leibe geht.“

„Ah! ich ſchöpfe Atem, ich lebe auf! ein Piſtolenduell! der bloße Gedanke ſchon erfriſcht mein Herz. Ja, Florentin, ſo ſoll es ſein: ich rette Judith! Das war ein guter Rat, alter Freund!“

Mit traulichem Händedruck ſchieden ſie. Oreſt ging ins Hotel Meloni. Florentin rief Gaetano herbei, der ſich als eine Art von allgemeinem Diener aller Bewohner des Palaſtes in irgend einer Bodenkammer angeſiedelt hatte, mit Florentin aber muß ſie zu überwinden ſuchen, ſie müſſen abſterben — am Kreuz. So wird er mit Chriſtus gekreuzigt und begraben, um in übernatürlicher Weiſe mit Chriſtus zu leben. — —

Durch die Totenſtille der erſten Frühe hörte Judith einen Wagen kommen. Sie ſah nach der Uhr: es war gleich vier. Der Triumphzug meines Lebens beginnt, mit dir, für dich, zu dir, mein Erlöſer! mein Herr und mein Gott! frohlockte ihr Herz. Sie hüllte ſich in einen dunkeln Mantel, zündete einen kleinen Handleuchter an, nahm den Schlüſſel und verließ ihr Zimmer. Als ſie durch das ihrer Kammerfrau ging, ſagte ſie zu Fanny, die ſchlaftrunken auffuhr:

„Schlafen Sie ruhig fort: in einigen Stunden bin ich wieder da.“

Dann ging ſie die Treppe hinab der kleinen Tür zu, hörte außerhalb ein leiſes Huſten, ſchloß auf, fand Lelio und ging mit ihm durch das Seitengäßchen dem Wagen zu, der in einiger Entfernung vom Palaſt auf dem Korſo hielt. Sie ſtiegen ein und fuhren gen Trinità dei Monti. Mit ihnen, auf dem Lakaienſitz — fuhr Gaetano.

Er hatte gut aufgepaßt! Als er das ferne Wagenrollen hörte, ſpitzte er die Ohren, und als er in Judiths Zimmern Türen ſich öffnen und ſchließen hörte, verließ er ſeinen Wachpoſten auf der kleinen Treppe, um ſich hinter einen Pfeiler des inneren Hofes zu ſtellen, indem er das Licht in ſeiner Blendlaterne verdunkelte. Kaum ſah er Judith die Treppe hinabgehen und den Weg zur kleinen Tür einſchlagen, ſo ſprang er mit katzenhafter Behendigkeit und ſchnell die Umſtände im Zuſammenhang auffaſſend, in die Portierloge, ergriff den Schlüſſel zum großen Eingang, ſchloß mit gewandter Behutſamkeit auf und wieder zu, und erreichte früher als Judith den Platz, wo der Wagen hielt. Da drängte er ſich in den Schatten einer vorſpringenden Säule, und erſt als der Wagen dahinrollte, ſprang Gaetano ihm nach und ſchwang ſich hinten auf. — —

Als es vier Uhr ſchlug, trat Hyazinth in der Kirche Santa Maria dell' anime zum Altar, um das heilige Meßopfer darzubringen. Er war ſo erſchüttert und bewegt durch die verſchiedenen Ereigniſſe, die in ſeiner Familie zuſammentrafen, und die doch ſo ſcharfe Gegenſätze bildeten, daß auch er wenig Schlaf gefunden hatte. Onkel Levins und Reginas Tod gingen ihm ſchneidend durchs Herz. Ihnen hatte er auf Erden am nächſten geſtanden; mit Reginas und an Levins Seele hatte ſich ſeine Seele entwickelt; Reginas Entſchluß hatte den ſeinen gereift und über jede Schwankung und jedes Bedenken hinweggehoben; Levins Vorbild zog ihn tief und immer tiefer in das geiſtliche

Leben hinein. Mit ihr betrat er die Tempelſchwelle und mit ihm wandelte er zum innerſten Heiligtum. Und jetzt waren beide auf einmal von der Erde verſchwunden! das geiſtige Band, das ihn mit beiden verknüpfte, war ſo innig, daß ihm zu Sinn war, als müſſe er ihr ſeliges Leben auf Erden führen — aber ſelig, wie der Menſch ſelig ſein kann: nicht in den Wonnen und Freuden der überſtrömenden Liebe, ſondern in ihren heißeſten Opfern. Mehr denn je fühlte er ſich entflammt zur unbedingten Hingebung ſeines Herzens, ſeiner Seele, ſeines Weſens an die leiſeſten Bewegungen der Gnade, und er flehte zu Gott, daß dieſer himmliſche Gnadenhauch ihn ebenſo zu Oreſt wie zu Judith leiten möge. Daß Oreſts Leidenſchaft durch Judiths Verluſt weder gebrochen noch beſiegt ſei, war für Hyazinth ganz klar. War es nicht ſchon ein Gnadenwunder, daß Judith zur Erkenntnis kam! es konnte ſich um ſo weniger ſogleich für Oreſt wiederholen, als beide einen ganz verſchiedenen Standpunkt einnahmen. Sie war unwiſſend über die Dinge des Heiles; er verſchmähte ſie — und dieſelbe Offenbarung, welche Judith bis ins Herz hinein erſchütterte, verleugnete Oreſt. Ach, und welcher Trotz, welche unſinnige Erbitterung gegen die Kirche ließ ſich von Oreſts zügelloſer Aufregung gerade jetzt erwarten, da die Leidenſchaft ihm immer vorſpiegeln werde, die katholiſche Kirche habe ihm Judith geraubt. Sie war gerettet — aber er! aber er! ſeufzte Hyazinth; wie iſt ſein Herz zu ſchmelzen, wie iſt ſein Wille geſchmeidig zu machen? was wird ihn zur Reue bringen? was mit Gott verſöhnen? ach, er ſchwebt in ſolcher Gefahr einer immer wachſenden Verfinſterung durch Leidenſchaft zu verfallen, daß ſein nächſter Schritt ihn in den Abgrund ſtürzen kann. O, daß er gerettet werde! daß die Finſternis von ihm weiche! daß er nicht in ſeinen Sünden dahin taumele, eine Beute des Böſen. O, daß ich mein Leben für ihn hingeben, mein Blut für ihn vergießen dürfte — welch ſeliges Opfer wäre das! Er beſchloß ſogleich nach Judiths Taufe mit Oreſt zu ſprechen, und damit der heilige Geiſt ihm das rechte Wort auf die Lippen legen, und keine ſündige Unvollkommenheit von ſeiner Seite die Gnadenwirkung hemmen möge, empfing er mit größter Andacht das heilige Sakrament der Buße. Jeden Fehltritt, jede Schwachheit, jede irdiſche Regung, die ſeine zarte Gewiſſenhaftigkeit ihm als Verſündigung gegen die göttliche Liebe vorführte — jede Unvollkommenheit in der Ausübung ſeines Amtes und jede Aufwallung von Ermüdung in ſeinem Beruf, wodurch er fürchtete, den heiligen Geiſt betrübt zu haben: alles faßte er in demütiger, reuevoller Anklage zuſammen und badete ſeine Seele fleckenrein in der reinigenden Kraft des Blutes Jeſu, welche das Sakramnt der Buße vermittelt. Und ſo erneuert im Geiſt und „angetan mit weißem Kleide, gewaſchen im Blut des Lammes," — trat er zum Altar, um die heiligſten Geheimniſſe zu feiern, um die Gnaden des ewigen Opfers den beiden Seelen zuzuwenden, die ihm ſo nahe ſtanden, und um ſich ſelbſt durch die heilige Kommunion zu einem nicht ganz unwürdigen Werkzeug der Vermittlung dieſer Gnaden zu machen. Es war niemand in der Kirche außer Hyazinths Beichtvater. Als dieſer ihn vom Altar herabſteigen und zur Dankſagung nach der Meſſe niederknieen ſah, konnte er ſich des Gedankens aus der Offenbarung nicht erwehren: Das iſt einer von denen, die mit göttlichem Namen bezeichnet ſind, die das Lied der Auserwählten ſingen und dem Lamm folgen werden, wohin immer es geht. Verabgründet in die ſelige Vereinigung mit ſeinem Gott, mit dem Liebhaber und Erlöſer der Seelen, verharrte Hyazinth im Gebet, bis Lelios Wagen vorfuhr und ihn abholte.

Während hier die Engel wachten, ſchlief auch der böſe Feind nicht.

Ein taktmäßiges Klopfen an ſeine Tür weckte Florentin, der ſogleich rief:

„Gaetano herein!"

Dieſer kam atemlos zurück, erzählte die Begebenheit und ſagte ſchließlich:

„Vor Trinità dei Monti hielten wir. Da ſtieg die Signora aus und der Herr, der ihr dabei behilflich war, ſprach: Um fünf Uhr bringe ich den Herrn Abbate her. Sie ging in die Pforte, die ſich ſchon geöffnet hatte; er fuhr weiter und ich ſprang die ſpaniſche Treppe hinab — und da bin ich!"

„Begleite mich ins Hotel Meloni," ſagte Florentin, der ſich inzwiſchen angekleidet hatte.

Sie eilten fort. Nach einer Weile fragte Florentin:

„Gaetano, hat der Begleiter der Signora wirklich geſagt: Ich bringe den Abbate?"

„Sollte er etwas anderes geſagt haben, Signor?"

„Hat er nicht vielleicht geſagt: den Jeſuiten?"

„Kann ſein, Signor! iſt nicht unmöglich. Abbate — Padre — das verwechſelt man .... im Finſtern." —

Kraft dieſer Verwechſelung .... im Finſtern, trat Florentin in Oreſts Zimmer und rief:

„Auf, auf! Judith iſt ſoeben einer Zuſammenkunft mit ihrem Jeſuiten entgegengefahren. Willſt du ſie verhindern, ſo komm'! komm'! komm'!"

„Ha, die Schlange! und ich glaubte ihr!" rief knirſchend vor Wut und Verzweiflung Oreſt.

„Lehre du mich die Weiber kennen!“ höhnte Florentin.

„Wo iſt ſie?“

„In einem Nonnenkloſter — wie ſich das von ſelbſt für dergleichen Zuſammenkünfte paßt.“

„In einem Kloſter!“ rief Oreſt ſtutzend.

„Nun ja freilich! das Inſtitut vom Sacré Coeur iſt ja eine Jeſuitenerfindung, um die Frauen aus der großen und vornehmen — und aus der reichen und vornehmſeinwollenden Welt in ihre Schlingen zu bekommen. Dies iſt vermutlich der Beichtvater von Trinità dei Monti. Dem muß man ſchon etwas zu Gefallen tun! . . . . eine Hand wäſcht die andere.“

In dieſem giftigen Ton, falſche und willkürliche Annahmen als unbeſtreitbare, anerkannte Wahrheiten hinſtellend und ihnen Folgerung und Schluß gebend, welche der Gemeinheit und Bosheit der Erfindung entſprachen — redete Florentin fort und ſtachelte damit Oreſts Leidenſchaft zur wildeſten Eiferſucht auf. Als dieſer nach ſeinem Piſtolenkäſtchen griff, ſagte Florentin mit einſchneidender Parodie:

„Vorwärts, vorwärts, Don Oreſtes — deine Ehre iſt verloren! Vorwärts, vorwärts, ſtolzer Cid.“

„Noch nicht verloren! wo find’ ich ihn! er ſoll mir Rede ſtehen!“ ſagte Oreſt mit bebender Stimme.

„Um fünf Uhr wird er zu Trinità dei Monti erwartet. Da müſſen wir Schildwache ſtehen, und wenn er kommt“ . . . . —

„Ihn zwingen, in ſeinem eigenen Wagen mit mir in die Campagna hinauszufahren, und mir mit dem Piſtol Rechenſchaft zu geben!“ rief Oreſt.

Sie ſtürmten den Monte Pincio hinauf, durch die tiefe Dunkelheit, die durch ſpärliche Reverbere mehr hervorgehoben, als eigentlich beleuchtet wurde. Überdas war ein feuchter Nebel in der Luft, der alle Gegenſtände umhüllte und die Umriſſe verwiſchte.

„Wenn wir nur nicht zu ſpät ankommen,“ ſagte Oreſt, als ſie am Ziele waren. Seine Aufregung war ſo heftig, daß er vom Scheitel bis zur Sohle zitterte, und ſich an die Mauer lehnte, um Atem zu ſchöpfen.

„Ruhig, ruhig!“ ſagte Florentin; „es fehlt noch ein Viertel an fünf Uhr. Er entgeht deiner Rache nicht.“ —

Draußen das Toben der Hölle, drinnen der Vorſchmack des Himmels! Die Oberin und Korona empfingen Judith mit der Freude, welche auch die Seligen empfinden: Freude über eine gerettete Seele, die dereinſt vor dem Throne Gottes in alle Ewigkeit ſeine Barmherzigkeit preiſen und die Kraft des Blutes Jeſu verherrlichen wird. Strahlend von dieſer Freude, hatte

Korona ihre ganze Schönheit und Jugend wiedergefunden. Sie war prächtig gekleidet, in glänzendweiße Seide, umwallt von Spitzen, überrieſelt mit funkelnden Diamanten — wie man eben gekleidet zu ſein pflegt, wenn man die heilige Ehre hat, ein Taufgelübde auszuſprechen, deſſen Erfüllung einer unſterblichen Seele zum ewigen Leben verhilft. Hier ſprach freilich Judith ſelbſt es aus; aber gerade dieſer Umſtand machte die Feier noch rührender.

„Die himmliſchen Heerſcharen ſchauen frohlockend auf Sie herab — und unſere Regina und Onkel Levin,“ ſagte Korona, indem ſie Judith freudig umarmte; „heute iſt ein großer Feſttag da droben.“

Neben der ernſten Judith mit ihrer tragiſchen Schönheit, ſtand Korona in ihrer zarten Lieblichkeit, wie der Schutzengel, der ein edles Menſchenbild umſchwebt. Und ſo ſprachen ſie auch zuſammen: Judith voll tiefer Sehnſucht nach dem Frieden der Erlöſung; Korona aus dem ſtillen Frieden heraus, den die demütige Kreuztragung verleiht.

Da fuhr ein Wagen heran. Beide riefen:

„Er kommt!“

„Ha, da kommt er!“ rief auch Oreſt. „Ich zwing' ihn gleich, mit mir fortzufahren!“

Er riß die Piſtolen aus dem Kaſten und ſtürzte zur Kloſterpforte. Der Wagen hielt, Hyazinth ſprang heraus und Oreſt ihm entgegen, indem er rief:

„Nicht herein! fort mit mir! auf der Stelle fort.“

Als Hyazinth die Stimme ſeines Bruders erkannte, glaubte er, daß dieſer Judiths Taufe verhindern wolle, und ahnungslos über deſſen eigentliche Abſicht, ſtieß er ihn mit eiſernem Arm zurück und wollte der Pforte zuſpringen, welche eben von inwendig aufgeſchloſſen wurde. Als Oreſt das hörte und nun fürchtete, ſein Todfeind werde ihm feig entfliehen, warf er ſich ihm in den Weg, und mit dem wütenden Aufſchrei:

„So ſtirb, du Elender!“ drückte er die Piſtole auf ihn ab.

Hyazinth ſank zu Boden und ſeufzte: „Jeſus Maria!“

In demſelben Augenblick rief Lelio:

„Graf Oreſt, es iſt Ihr Bruder!“

Und da die erſchreckte Pförtnerin nicht öffnete, ſetzte er hinzu laut rufend:

„Licht! um Gottes Barmherzigkeit! Licht!“

Sie öffnete. Der volle Strahl ihres Lichtes fiel auf Hyazinth, der lang ausgeſtreckt am Boden lag. „Hyazinth! Hyazinth!“ ſchrie Oreſt mit heiſerer Stimme und irrem Blick.

„Er iſt tot!“ ſagte Lelio, der neben dem Entſeelten kniete.

„Hyazinth . . . . vergib mir . . . . mein Gott!“ ſtammelte Oreſt, ſetzte die Piſtole in den Mund, drückte ab und ſank zur Erde.

Dies alles fiel mit furchtbarer Geſchwindigkeit in ein paar Minuten vor. Die Oberin erſchien voll Entſetzen an der Pforte, als eben Lelio mit Hilfe des Kutſchers Hyazinth hineintrug. Die Kugel hatte ihn mitten durch's Herz getroffen, und ohne Kampf, faſt ohne Schmerz hatte er ſein Leben ausgehaucht. Der milde Ernſt, der ſeinem Antlitz einen ſo engelhaften Ausdruck gab, ruhte in der vollen Majeſtät eines unerſchütterlichen Friedens auf ſeiner marmorweißen Stirn. Dann wurde Oreſt gebracht. Der Unglückſelige lebte, aber die gräßliche Verwundung machte ihn faſt beſinnungslos vor Schmerz. Er konnte nur wimmern, ſprechen nicht.

Für den Auftritt, der mit Judith und Korona erfolgte, gibt es keinen Ausdruck. Sie begriffen das Ereignis gar nicht; Lelio konnte ihnen ja nur den letzten Akt mitteilen und Oreſt war ſprachlos. Daß Florentin dabei geweſen, wußte niemand. So wie der erſte Schuß fiel, war er die ſpaniſche Treppe hinab geeilt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war jetzt ein verruchter Jeſuit oder jeſuitiſcher Dunkelmann weniger auf der Welt! er ſuchte ſich an dieſem Gedanken zu freuen; aber das Gewiſſen wollte es nicht zulaſſen. Bei dem zweiten Schuß floh er entſetzt von dannen. Da war Unheil geſchehen! Iſt nicht meine Schuld . . . . nicht meine Schuld! wiederholte er vor ſich ſelbſt halblaut, um die ſtumme Sprache des Gewiſſens zu übertäuben. Aber ſeine Pulſe klopften wie Hämmer, und Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner kalten Stirn; ein namenloſes Grauen überfiel ihn — das entſetzlichſte, was es auf Erden gibt — das Grauen vor ſich ſelbſt. Fort! zu Rita! zu Rita! rief er. Wer war Rita? ein ſchönes elendes Weib — Gaëtanos Frau!

Lelio ſchickte ſogleich den Wagen nach einem Wundarzt, der ſchleunig kam und auch einen Verband anlegte, doch gleich erklärte, der Verwundete werde ſchwerlich den Tag durchleben und das ſei zu wünſchen wegen ſeiner folternden Schmerzen. Auch der Hausgeiſtliche war gerufen, aber vergeblich, wie es ſchien, da Oreſt nicht bei Beſinnung war. Korona kniete neben ihm, gefoltert wie er, aber von Mitleid und von Seelenangſt.

„Betet, betet!“ ſagte ſie zu einigen Ordensfrauen, die mit größter Schnelligkeit ihm ein Lager bereitet und den Entſeelten in ein anderes Zimmer getragen hatten; o betet vor dem Sanktiſſimum, daß er nur eine Minute zum Bewußtſein gelange, und mit einem Akt der Reue vor dem ewigen Richter erſcheine.“

„Es knien ſchon zwei Schweſtern in dieſer Intention vor dem Sanktiſſimum,“ entgegnete die Oberin; „und die Meſſen, die heute geleſen, und die heiligen Kommunionen, die empfangen werden, wollen wir ſämtlich dafür aufopfern.“

„Gott vergelts!“ ſagte Korona; „denn ich . . . ich kann nicht beten . . . ich ächze nur?“

Es war ein Jammer ſie zu ſehen mit dieſem Ausdruck von Seelenangſt um den Sterbenden, ihr prächtiger Anzug mit ſeinem Blut überſtrömt, die Spitzen zerriſſen, Handſchuhe und Taſchentuch blutig am Boden. Sie dachte nicht an Felizitas, nicht ihren Vater und Uriel rufen zu laſſen. Sie dachte nur daran, daß hier eine Seele in der vollen Ungnade Gottes von der Erde abſcheiden könne.

So weit gingen Judiths Gedanken nicht. Sie machte es gerade umgekehrt, wie Florentin. Meine Schuld! meine Schuld! ſeufzte ſie in ſtumpfer Troſtloſigkeit. Mord und Selbſtmord — meinetwegen! zwiefache Mörderin! Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Gegenſatz zwiſchen der heiligen Feier, zu der ſie aus allen Kräften ihres geiſtigen Weſens hinſtrebte und verlangte — und dieſer blutigen Tragödie war ſo gewaltſam, ſo unerwartet, daß ſie von dieſen Schreckniſſen aus ihrer hohen Spannung herausgeriſſen und bis zur Ohnmacht übermannt wurde.

Über dieſe Bilder des Jammers brach der Tag an, ſanken die Nebel, ging die Sonne golden auf. Nichts änderte ſich in Oreſts Zuſtand.

„Wenn doch Pater Bonaventura käme — oder für ihn betete,“ ſagte eine Laienſchweſter zu dem Hausgeiſtlichen, der mit Lelio und Korona das Sterbebett bewachte.

„Wer iſt das?“ fragte Korona.

„Ein frommer Kapuziner, den man ſehr verehrt, und zu deſſen Fürbitte man viel Vertrauen hat,“ entgegnete der Geiſtliche.

„Ich hole ihn!“ rief Lelio. „Der Wagen iſt noch immer bereit.“ Er eilte hinaus und fuhr eilig zum Kapuzinerkloſter auf dem Platz Barberini am andern Ende von Rom. Ein weiter Weg! In dumpfer Angſt harrte Korona. Jede Minute erſchien ihr wie eine Ewigkeit, und wie manche Minute mußte vergehen!

Judith ſchleppte ſich auf den Knien zu Korona.

„Haſſen Sie mich!“ ſagte ſie tonlos. „Es wird mir ein Troſt ſein, ſo verabſcheut zu werden, wie ich es verdiene.“

„Die chriſtliche Seele haßt nie,“ erwiderte Korona. „Wie könnte ich haſſen ſo bitterer Todesnot gegenüber.“ —

Endlich kam Lelio und mit ihm Pater Bonaventura. Als er eintrat, riefen Korona und Judith:

„Herr Erneſt!" — und es war, als empfänden ſie einen inneren Troſt durch ſeine Ankunft.

Lelio hatte ihn bereits von dem ganzen Vorfall und den betreffenden Perſonen in Kenntnis geſetzt.

„Retten Sie ſeine Seele!" flehte Korona.

„Wo ſo viel fromme Seelen ſchon beten und mit Gottes Gnade Erhöhrung finden werden, da iſt mein unwürdiges Gebet recht unnütz," ſagte er demütig.

Die Pförtnerin trat ein und meldete, daß Koronas Kammermädchen höchſt beunruhigt Nachfrage um die Gräfin halte. Niemand wiſſe, was aus ihr geworden ſei, und der Herr Graf habe ſoeben den Diener nach dem Hotel Meloni geſchickt.

„O mein unglücklicher Vater . . . . bringen Sie ihm die Schreckenskunde!" ſeufzte Korona zu Pater Bonaventura gewendet.

„Vor einem ſolchen Auftrag darf man zittern," ſagte er und ging zu Graf Damian.

Nicht zehn Minuten verſtrichen und er kam mit dem unglücklichen Grafen zurück, der gebrochen, wie ein ſiebzigjähriger Greis, vom ſterbenden Oreſt zum entſeelten Hyazinth wankte. Bald darauf kam auch Uriel, beängſtigt durch die Nachfrage nach Korona im Hotel Meloni und durch die Ausſage des Portiers, daß Graf Oreſtes gegen fünf Uhr morgens mit einem Herrn, der ihn abgeholt, das Hotel verlaſſen habe. Die Gruppe der Leidtragenden war vollſtändig. Aber Felizitas fehlte.

„Sie ſoll kommen," ſagte Korona, „ſie ſoll eintreten in die Schule des Lebens — ins Leiden."

„O Raſerei der Leidenſchaft!" ſagte Erneſt; „in Wölfe und Tiger verwandelt ſie die Seelen, welche beſtimmt waren, Lämmer des guten Hirten zu ſein."

Als Felizitas kam und ſich angſtvoll in die Arme ihrer Mutter warf, ſchlug Oreſt ſeine blutigen geſchwollenen Augenlider auf. Korona ſeufzte beſeligt:

„Gott Dank! ach, lieber Oreſt, kennſt du uns?"

Seine Augen blickten: „Ja!" Er konnte weder ſprechen, noch den Kopf bewegen; das ganze Untergeſicht war zerſchmettert. Alle traten zu ihm heran klagend, fragend, tröſtend. Er konnte nichts tun, als mit bittenden Augen ſie anſehen und einen mühſeligen Verſuch machen, ſeine Hände zu falten. In einem Winkel des Zimmers, ihr Geſicht auf einem Stuhl verbergend, niemand beachtend und von niemand beachtet, lag Judith. Jetzt ſchleppte ſie ſich ans Bett und ſagte:

„Graf Oreſtes, können Sie mir vergeben?"

Bei dem Ton ihrer Stimme fuhr er zuſammen, ſchloß die Augen und machte eine ſanfte Handbewegung.

„Er verzeiht mir und will mich nicht ſehen: ſo muß es ſein!“ ſagte ſie, küßte Koronas Hand und begab ſich in das andere Zimmer zu Hyazinths Leiche.

„Willſt du das heilige Bußſakrament empfangen?“ fragte Korona zärtlich über Oreſt gebeugt.

Er bejahte es in ſeiner Weiſe, und man ließ Pater Bonaventura allein bei ihm. Durch die Fragen, welche dieſer ihm mit einer Präziſion vorlegte, die es möglich machte, ſie durch Pantomimen zu beantworten, ſtellte ſich die Beruhigung heraus, daß Oreſt keinen Mord, am wenigſten einen Brudermord beabſichtigt — ſondern im Wahnwitz der Leidenſchaft den erſten — in beſinnungsloſer Verzweiflung den zweiten Schuß getan habe. Da Oreſt kaum je eine ſolche Reue und Aufrichtigkeit bei dem Empfang des Bußſakramentes gehabt haben mochte, als eben jetzt mit dem gewiſſen Blick auf ſein nahes Ende, ſo war dieſe letzte Beicht vielleicht die beſte ſeines ganzen Lebens. Die heilige Wegzehr konnte man ihm wegen ſeiner Verſtümmelung nicht reichen. Allein die letzte Ölung ſtärkte ihn zu dem grauſigen Todeskampf, den er zu beſtehen hatte. Gegen Abend war er verſchieden und, wie zu hoffen war, in der Gnade Gottes.

Judith hatte ſchon vorher durch Pater Bonaventura die Nottaufe empfangen und war dann in einem bewußtloſen Fieberzuſtand in ihren Palaſt zurückgebracht und durch Lelio ihrer Mutter übergeben worden. Sie ſchwebte ſechs Wochen lang zwiſchen Leben und Tod. Das Leben ſiegte und die Gnade auch: nach ihrer Geneſung wurde aus der Judith eine Thaïs.

Der letzte Windecker.

Im Koliſeum am Fuß des Kreuzes ſaß Uriel. Der glühende Sonnenuntergang tauchte den rötlichen Travertinſtein der Rieſenruine in flammendes Rot. Sie ſah aus wie in Blut gebadet. Die ſtillen, dunkeln, unbeweglichen Zypreſſen — dieſe Bäume der Trauer und der Gräber — ſchauten von Monte Cölio, durch die gebrochenen Arkaden des Koliſeums melancholiſch in die Arena hinein und auf den ſtillen Kämpfer, der dort in den

Tiefen ſeines Herzens eine Geiſterſchlacht beſtand. Auf dieſer Stätte verhauchte der heilige Ignatius Biſchof von Antiochien, unter den Zähnen der Löwen ſeine Seele; der heilige Greis, der diejenigen, die ihn retten wollten, anflehte: „Laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes ſein!“ Zu dieſer Stätte und mit dieſen Worten hatte Levin Uriel geſendet, und Uriel betrachtete ſie als ein Vermächtnis des ſeligen Greiſes, der ihn ſo ſehr geliebt und ſo gut gekannt hatte. Sollte er es nun im vollen Umfang annehmen? das war ſein Kampf. Der Zug der Seele, die innere Stimme, das Verlangen des Geiſtes trieben ihn dazu an; aber die Natur wehrte ſich. Der himmliſche Menſch ſehnte ſich nach der unbegrenzten Hingebung an das vollkommenſte Opferleben unter den evangeliſchen Räten; der irdiſche Menſch entſetzte ſich vor einem ſolchen Opfer. Die furchtbaren Erſchütterungen der letzten Zeit, verbunden mit dieſem inneren Kampf, prägten ſich durch den Ausdruck tiefen Leidens in ſeinen Zügen aus. Mit geſchloſſenen Augen, die bleiche Stirn in die Hand geſtützt, ſaß er am Fuß des Kreuzes — dieſes wunderbaren, armſeligen, hölzernen Kreuzes, welches als eine Reliquie von Golgatha, in ſeiner Unſcheinbarkeit das ganze Koliſeum überragt. Wie in inneren Geſichten zogen Bilder auf Bilder durch Uriels Seele. Er ſah die geheimnisvollen Gnadenſtröme, welche vom Kreuz ausgehen; er ſah die Gottestaten, welche in den Menſchenſchickſalen ſtill ſich erfüllen; er ſah aber auch den Widerſtand des Menſchen gegen Gnade und Heil und wie gerade in ſeiner Familie die Gegenſätze ſo ſchroff auseinander gingen. Über ein halbes Jahrhundert war der gottſelige Prieſter, Onkel Levin, der geiſtige Mittelpunkt der Familie, der Ruhepfeiler des Hauſes geweſen, aus deſſen Fülle ſie alle ſchöpfen, von deſſen Reichtum ſie alle zehren, an deſſen Kraft ſie alle ſich lehnen konnten. Er war ſo recht der Prieſter, den Gott der Welt gibt als ſeinen „Helfer und Mitarbeiter“, wie der Apoſtel Paulus ſagt, und der kein anderes Streben kennt, als die Welt geheiligt an Gott zurückzugeben. Die einen entſprachen ſeinem Streben; die andern nicht. Zu glänzender Blüte entfaltet ſich in Regina Gnade und geheiligter Wille, Gottestat und eigene Mitwirkung. Ihr Einfluß zog die ganze Familie, jeden in ſeiner Art, zum Gnadenleben, zur Liebe der himmliſchen Dinge hin: ſie brachte Hyazinth zum Entſchluß — vielleicht zum Bewußtſein über ſeinen Beruf. Sie ſänftigte ihren Vater aus dem ſtarren Widerſpruch der Selbſtſucht in das Opfer ſeines Lieblingswunſches hinein. Sie warf in Koronas junge Seele ein ſtrahlendes Beiſpiel, wie man die Welt überwindet. Sie übte auf Uriel ſelbſt einen ſo überwältigenden Einfluß, daß er auf dem Punkt ſtand, die Wege der vollkommenen Entſagung einzuſchlagen und von allen Gütern des Daſeins nichts zu wählen, als das Leiden aus Liebe, als den Dienſt Gottes im unbedingten Opfer. Und zu dieſer himmliſchen Macht hatte ſie ſich erſchwungen unter eine Flut von Mißbilligung und Widerſpruch. Die Familie und die Welt hatten nur Tadel für ihre Neigung und ihren Schritt. Kein Lob, keine Ermunterung wurde ihr zuteil. Niemand erleichterte ihr Opfer; jeder erſchwerte es; aber allen wurde es zur Gnade. Nicht umſonſt war ihr Wahlſpruch: „Solo Dios basta.“ — — Und dieſer Tochter Gottes gegenüber ſtand Oreſt unter der Signatur des natürlichen Lebens, verloren an das Irdiſche, geknechtet von Leidenſchaft, unerweckbar aus dem Opiumrauſch und dem ſchweren Schlaf der Sünde, bis zu jener furchtbaren Kataſtrophe, die ſeine zügelloſe innere Verwilderung herbeiführte. Taub gegen die Stimme der Vernunft, der Pflicht, der ſittlichen Würde, der Religion, überließ ihn Gott den Gelüſten ſeines Herzens — und als er ſich ihnen mit voller Entſchiedenheit und bis zur Verachtung der heiligſten Schranke hingab: da ſtürzte er in den Abgrund und riß all' die Seinen in ein Meer von Schmerz hinein. Gegen den Willen Gottes hatte er ſich empört: da verfiel er, auf Zulaſſung Gottes, dem Verhängnis, das mit eigener und fremder Leidenſchaft ihn umſpann. Die Welt, die für eine Regina nur bittern Tadel oder ein verächtliches Achſelzucken kannte, hatte für Oreſt kaum einen Anflug von Mißbilligung, und hätte ſie Reginas Ende gekannt und mit Oreſts verglichen, ſo würde ſie ohne Zweifel ſeinen Tod, als ein höchſt tragiſches Opfer der Leidenſchaft, unendlich viel intereſſanter gefunden haben, als ihren Opfertod der heiligen Liebe. Und dennoch bot der Gott, den Oreſt verachtete, ihm in ſeinen letzten Stunden die Verſöhnung an — und das vor Selbſtſucht erſtarrte Herz, das höherer Einſprache unzugänglich war, mußte erſt im Herzblut des Bruders ſchmelzen und zermalmt werden, bevor es ſich in das Blut Gottes mit all ſeinem Elend und ſeiner ſpäten Reue untertauchte.

O, das Opfer! das Opfer! ſprach Uriel zu ſich ſelbſt — es iſt allmächtig bei Gott. Es nimmt Teil am Kreuz, es nimmt Teil an der Rettung der Seelen, welche die Folge der Kreuzigung iſt. O Herr! o gekreuzigter Heiland, laß mich dir dienen! laß mich das Opfer meiner geliebten verklärten Seelen fortſetzen, zu deiner Verherrlichung und laß mich zu meinem Heil Buße tun für meine Sünden und für den Armen, der hienieden nicht Buße tun konnte! O daß ich würdig wäre, ein Nachfolger der Leiden meines Gottes zu ſein! —

Eine gute wohlbekannte Stimme weckte ihn aus ſeinem tiefen

Sinnen. Pater Bonaventura hatte ihn ſchon einige Zeit mit ernſter Teilnahme von fern beobachtet. Jetzt ſagte er:

„Graf Uriel! Sie dürfen nicht in dieſer Jahreszeit und zu dieſer Stunde im Freien ſitzen. Das iſt ſehr ſchädlich! der Abendtau fällt.“

„Und Sie, mein Pater, gehen barhaupt und barfuß durch Tau und Regen, durch Sonnenglut und Winterſturm,“ entgegnete Uriel.

„Ah, ich! das iſt etwas anderes!“ ſagte Pater Bonaventura, indem er ſich zu Uriel ſetzte, während ſein Gefährte die Stationen betete.

„Nun Sie! ſind Sie nicht ein Menſch wie ich? und überdies . . . . ſchon recht bejahrt?“

„Mein heiliger Ordenshabit bringt das ſo mit ſich. In meiner Kindheit bin ich ohnehin barhaupt und barfuß gelaufen! da iſt es nicht ſchwer, dieſe Gewohnheit wieder anzunehmen. Und wäre es ſchwer, ſo hätte das auch nichts zu ſagen! der Weg von Gethſemane nach Golgatha war dem göttlichen Heiland auch ſchwer.“

„Mein Pater, weshalb wurden Sie Kapuziner?“

„Um ein wenig Buße zu tun, Herr Graf.“

„Für fremde Sünden — nicht wahr?“

„Die Welt nennt nur Mord und Totſchlag, Brandſtiftung, Räuberei und was in dieſe Kategorie fällt — Sünde, und daß ein Menſch, ohne ſolche Verbrechen begangen zu haben, von der Erkenntnis ſeiner tiefen Sündhaftigkeit durchdrungen und von Schmerz ergriffen werde, die unendliche Liebe Gottes täglich und ſtündlich beleidigt zu haben — das faßt ſie nicht. Sie denkt, daß hinter dem Bußgeiſt entweder große Miſſetaten, oder der Drang ſtecken müſſe, für andere genug zu tun. Hat mich nun zwar Gottes Gnade davor bewahrt, ein Räuber oder Mörder, ein Spieler oder Trunkenbold zu ſein: ſo verſichere ich Sie, daß ich dennoch ſchwer genug an meinem Päckchen Sünden trage. Als der heilige Vater aus Gaëta zurückkehrte, verließ ich meine Heimat und meine Familie und ging nach Rom — für das der Maler und der Katholik ſtets eine Vorliebe hat. Die Erlebniſſe der Revolutionsjahre waren derart, daß ich ſie nicht vergeſſen konnte. Was war der letzte Grund dieſer Revolutionen? Jeder ſuchte ſeinen Willen durchzuſetzen; keiner dachte daran, den Willen Gottes zu tun. Jeder betrachtete die Welt als ſein ihm gebührendes Opfer; keiner wollte Opfer bringen. Dieſe Erkenntnis führte mich in mich ſelbſt zurück und ich ſuchte in mir nach Opfern, die ich Gott zulieb gebracht haben könnte. Ganz ängſtlich ſuchte ich . . . . und es ſchien mir auch wohl, als hätte ich dies und das und jenes zum Opfer gebracht und in die durchwundeten Hände meines Heilandes gelegt; nur war das alles ſo entſetzlich gering! Woran ich aus ganzer Seele hing und was ich liebte wie mein Leben — das hatte ich ganz ſtill für mich behalten. Das war nicht Geld und nicht Gut, das war nicht Ruhm und nicht Sinnenluſt; das war meine Unabhängigkeit, wie ich es nannte; meine Wanderluſt, meine Freiheit, meine Ungebundenheit; zu kommen, zu gehen, nirgends gefeſſelt zu ſein, durch die Welt zu ziehen, wie es mir gefiel. Ich durfte es tun! ich verletzte keine Pflicht dadurch! Aber es war nun einmal dies Licht von wegen des Opfers mir aufgeſteckt . . . . und wo ich ging und ſtand, und was ich tat und trieb — eine Stimme ſagte mir: Das iſt's, was du Gott zulieb opfern könnteſt! willſt du nicht? willſt du nicht? Da ging ich in mich und ſprach zu mir ſelbſt: Die Stimme kommt von Gott! ſo ſpricht nicht der Teufel, nicht die Welt, nicht Fleiſch und Blut. Ich höre ſie, ich verſtehe ſie, ich muß ihr folgen. Da ging ich zu den Kapuzinern am Platz Barberini und vor dem Bilde in ihrer Kirche, das der Erzmaler Raffael vom Erzengel Michael gemalt hat, flehte ich St. Michael an, der Führer meiner Seele zum Himmel zu ſein — ging an die Kloſterpforte und bat um Aufnahme als Laienbruder, denn an den heiligen Prieſterſtand dachte ich armer Sünder nicht im Traum. Die Väter wollten mich aber auch gar nicht als Laienbruder aufnehmen, meinten, ich käme ein Vierteljahrhundert wenigſtens zu ſpät — und dies und das. Ich war jedoch Zeit meines Lebens eigenſinnig und bat und betete ſo lange, bis man mich verſuchsweiſe annahm. Nun hatte ich, was ich wollte — nämlich nichts mehr. Nun war ich froh und merkwürdigerweiſe! nun fühlte ich mich wunderſam frei. Wie das Fiſchlein in ſeinem Element, ſchwamm ich im ſüßen, im angebeteten, im heiligſten Willen Gottes, indem ich meinen Oberen gehorchte und die heilige Ordensregel beobachtete. Nur einmal kam ein Choc — ein gewaltiger. Nicht des Ordens Laienbruder — ſondern Prieſter ſollt ich werden — ich Armſeliger! Das grämte mich furchtbar. Ich dachte, ich würde dem Orden Schmach und Schande bereiten. Ich ſträubte und wehrte mich — aber diesmal waren die Oberen noch eigenſinniger als ich und ich mußte gehorchen. Nun, ich war ja Kapuziner geworden, um zu gehorchen und um im Opfer meines Willens — das ja immer eine Buße für die ſündige Natur iſt — die ſelige Freiheit von der Laſt meines Ichs zu finden; alſo ich gehorchte in Gottes Namen. Und ſo, Graf Uriel, treffen wir uns hier in Rom, bei mannigfachen Leiden in Ihrer Familie, die mir unvergeßlich geblieben iſt — und am Fuß des Kreuzes."

„Wir werden uns hoffentlich auch noch anderswo treffen, mein Pater,“ ſagte Uriel, „denn auch ich gedenke Kapuziner zu werden.“

„Unſinn!“ rief Pater Bonaventura, „Sie — und Kapuziner! Sie — Graf, reich, hoch- und feingebildet, dazu der letzte Ihres Hauſes ...“ —

„Gerade das iſts!“ rief Uriel, „der letzte des Hauſes nimmt die ganze Erbſchaft an. Aus Onkel Levins und Hyazinths Hand fällt der heilige Kelch mir zu, den der Prieſter mit dem Blute Gottes füllt, und aus Reginas Hand — die drei Nägel, wie ſie ſie nannte, die drei Rubinen der heiligen Ordensgelübde. Das iſt ein himmliſches Erbe.“

„Aber Sie vergeſſen das irdiſche.“

„Gott Dank, dem hab' ich längſt entſagt.“

„Vergeſſen, das Ihre Familie mit Ihnen ausſtirbt.“

„Mein Pater! was der Welt not tut, ſind nicht große und hochklingende Namen, ſondern es iſt die Bekehrung jedes einzelnen zu Gott, beſiegelt durch ſein Opfer.“

„Aber dieſe Opfer ſind verſchieden, Graf Uriel. Sie können ſie auch auf Windeck bringen.“

„Jeder bringe ſie nach ſeinem Maß und ſeiner Erkenntnis, mein Pater. Als Sie vorhin ſagten, Ihre geliebte Unabhängigkeit hätten Sie ganz ſtill für ſich gehalten, da ſprach mein Gewiſſen: Das tue ich auch und in viel höherem Grade, denn ich verſchleudere in Untätigkeit meine Tage, die Gott mir gegeben hat, um ihm zu dienen.“

„Dienen Sie ihm in der Welt, Graf Uriel.“

„Die Welt, mein Pater, iſt ſo vermorſcht und verweſt, daß man bei jedem Schritt in ihrem Moder von Lüge und Sinnlichkeit verſinkt und ihr nur dadurch helfen kann, daß man ſich außerhalb ihrer Strömung hält, um die Schiffbrüchigen und die gefährlich Schwimmenden zu retten. Wenn ſich der Maſſe der abgefallenen Geiſter gegenüber nicht andere erheben, welche ſich der Gnade in die Arme werfen und genau den entgegengeſetzten Weg gehen, den die Welt geht — mit einem Worte: die es ſo machen wie Sie, mein Pater! was ſoll dann aus dem Chriſtentum werden.“

„Ich bin nicht der letzte Windecker, Graf Uriel! ſoll der im Kapuzinerhabit verſchwinden?“

„Mein Pater, die Scipionen, die Flavier, die Amilier — das waren ganz andere Namen! und ſie verſchwinden mit dem Chriſtentum in dem Schatten des Kreuzes.“

„Werden Sie lieber Jeſuit! Sie ſind ſo fein gebildet.“

„Der Weltgeiſt haßt den Jeſuiten. Im Haß liegt ein Etwas, das meiner Eigenliebe ſchmeicheln könnte. Der Weltgeiſt verachtet den Kapuziner: Verachtung kann ich nur durch Gottes Gnade ertragen — und da ich leben und weben will nach der Ordnung der Gnade, ſo werde ich Kapuziner."

„Oho! Graf Uriel, Sie ſcheinen ja ſchon alles recht gründlich überlegt zu haben."

„Und kam doch nicht zum Entſchluß . . . . als hier auf der Stätte der Martyrer, deren Blut auch für mich gefloſſen iſt und mich zur Nachfolge einladet."

„Amen," ſagte Bonaventura.

Es ſind jetzt vier Jahre ſeit dieſen Begebenheiten vergangen. Judith iſt in die Kongregation von Unſerer Lieben Frau zu Sion eingetreten. Sie heißt Schweſter Thaïs. Sie verzehrt ſich im Dienſt der Seelen, ganz Hingebung, Demut, Opferfreude. Aber nie hat man ſie lächeln ſehen und die Bläſſe des Todes weicht nie von ihrem Antlitz: ſie wandelt zwiſchen zwei Leichen.

Uriel hat ſein Noviziat und ſeine theologiſchen Studien in Rom gemacht, und iſt dann zur Miſſion der Kapuziner nach Amerika gegangen.

Für Florentin, der ſein jammervolles Leben fortführt, heißt es noch immer: Gottes Mühlen mahlen langſam, aber trefflich fein. Er iſt der ſinkenden Welt ſo ganz hingegeben, wie jene der aufſteigenden.

Zu Windeck lebt Korona bei ihrem Vater. Auf die Stätte, die ihrem kindlichen Auge als die ſchönſte der Erde erſchien, hat der Ratſchluß Gottes ſie zurückgeführt. Ihr milder Einfluß und die herben Prüfungen der Vergangenheit haben Graf Damians Herz der Welt abgerungen. Das ſchönſte Verhältnis beſteht zwiſchen ihm und ſeiner Tochter, und breitet ſich ſegensreich über all ſeine Umgebungen aus. Auf der Terraſſe des Schloſſes ſpielt ein fröhliches, weißgekleidetes Kind von ſieben Jahren, der Troſt ſeiner Augen und die Freude ſeines Herzens — Felizitas, die Erbin des ganzen Vermögens der Windecker. Korona erzieht ſie ſo, daß ſie ihrer Namenspatronin Ehre mache, und in deren Sinn. Als man die heilige Felizitas zum Kampf mit den wilden Tieren in die Arena führte, fragte man ſie, höhniſch auf ihren Namen anſpielend: Wo iſt nun dein Glück? Sie aber antwortete:

„Nicht hienieden."

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Biographiſche Einleitung V
Vater und Töchter 3
Onkel Levin 10
Familienbilder 25
Präludien 55
Solo Dios basta 73
Die Sybilla persica 85
Der Beruf 98
Das Paradies und die Peri 118
Revolution 155
Im Kriſtallpalaſt 199
Die Nachtigall von Cintra 221
Auf Stamberg 236
Die Verſuchung 253
Gottes Mühlen mahlen langſam 268
Brautkränze 285
Die Villa Diodati 305
Lelio 326
Drei Jahre im Eheſtand 348
Die Heimkehr 381
Himmelspforten 400
Der Kreuzweg 417
Stille Dornen 438
Das Auge der Welt 456
Der Weg zu beiden Schickſalen 476
Sonnenuntergang 502
Sonnenaufgang 522
Tag und Nacht 543
Die Taufe 567
Der letzte Windecker 587

114,816

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

1. Serie. 3. Band.

Doralice.

Ein Familiengemälde aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Credo“ . . . .
(Symb. Apostol.)

Erster Band.

Zweite Auflage.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Doralice.

Das Credo einer zärtlichen Mutter.

„Wir glauben ja alle an einen Gott," ſagte Frau von Derthal und legte mit Grazie ihre Hände vor der Bruſt zuſammen. „Nicht wahr, Herr von Friedingen?"

„Das tun wir, ja, auf Ehre," entgegnete Roderich von Friedingen, wiegte ſich vom rechten Abſatz auf den linken und ſtreichelte mit großer Gemütsruhe ſein blondes Bärtchen.

Nicht zum erſten Male gab Frau von Derthal dieſe ſchöne Zuverſicht kund. Roderich von Friedingen ſollte ihr vierter Schwiegerſohn werden, und ſie hatte ſich den drei anderen gegenüber genau in derſelben Weiſe geäußert. Lord Henry Enisdale antwortete nach kurzem Beſinnen:

„Ich hoffe es."

Der wallachiſche Bojar Spiridion Zonla antwortete verbindlich lächelnd und mit leichtem Achſelzucken:

„Mon dieu, oui, Madame!"

Graf Franz Ghioray, der ungariſche Magnat, legte ſeinerſeits mit Grazie die Hand aufs Herz und ſagte:

„O gewiß.“

Dieſe Äußerungen genügten vollkommen der Frau von Derthal und ſie hatte ihre Töchter ſo vortrefflich erzogen, daß ſie auch ihnen genügten; denn die Mutter war ihr Orakel, ihr Ideal, ihre höchſte und letzte Inſtanz, der Gegenſtand ihres zärtlichſten Kultus.

Sie war eine eigentümliche Frau — die Frau von Derthal. Es lag ſo viel Anmut, ſo viel Liebenswürdigkeit und Weichheit in ihrer Erſcheinung und ihren Formen, ihre Äußerungen waren ſo ſanft, ihr Ton ſo mild, jede Bewegung ſo zart, daß es ſchien, als habe ſie gar keinen anderen Willen noch eine andere Anſicht, als die, welche ihre Umgebungen hatten, während es gerade umgekehrt war. Sie verſtand es meiſterhaft, anderen ganz lind und unmerklich, und immer aus Liebe und um Liebe, für ihre Anſichten zu gewinnen und nach ihrem Willen zu lenken. Dies Talent iſt eine natürliche Anlage, die, wie jede andere, mehr oder weniger unterdrückt oder entwickelt werden kann. Die Verhältniſſe der Frau von Derthal entwickelten die Anlage zum Charakterzug. Herr von Derthal war ein gutmütiger Polterer, etwas eigenſinnig, etwas jähzornig, etwas rauh in ſeinen Ausdrücken, übrigens der beſte Mann von der Welt, der laut ſprach, ſchallend lachte, ſtarken Schrittes einherging, aber dem Würmchen auf dem Wege auswich, um ihm kein Leid zuzufügen. Er war dreizehn Jahre älter als ſeine Frau. Dieſer Unterſchied der Jahre und der Gegenſatz ſeines lauten und heftigen Weſens zu ihrem leiſen und feinen erfüllte ſie im Beginne ihrer Ehe mit großer Furcht und mit der heimlichen Sorge, unter die Botmäßigkeit eines Tyrannen geraten zu ſein, und das war eine Vorſtellung, die ihr trotz ihrer weichen blonden Locken, ihrer zarten ſchmiegſamen Geſtalt und ihrem nachgiebigen Lächeln im höchſten Grade mißfiel. Doch legte ſie immer und überall die äußerſte Unterwürfigkeit an den Tag, um nur ja keinen Zornausbruch bei ihrem vermeintlichen Tyrannen zu veranlaſſen, und widerſprach ihm nie. Nach und nach erkannte ſie ihren Irrtum und hinter den rauhen Formen ihres Mannes ſein gutes, harmloſes Herz; aber ſie blieb in ihrer Unterwürfigkeit, die ihn entzückte. Er hatte nämlich eine leiſe Ahnung von der Möglichkeit, unter das Weiberregiment zu geraten, und das war ihm ebenſo unerträglich, als ein deſpotiſcher Gemahl es für Frau von Derthal war. In ihrer Unterwürfigkeit, ihrem freundlichen Schweigen, ihrem bereitwilligen Eingehen auf ſeine geringſten Wünſche, ihrer

Fügſamkeit unter ſeine Anordnungen, fand er eine ſichere Bürgſchaft ſeines Übergewichtes als Eheherr, und als er ſich in dieſer Überzeugung feſtgeſetzt hatte, ging der häusliche Szepter ganz unmerklich aus ſeiner ſtarken Hand in das ſchmale Händchen ſeiner Frau über. Allein er fühlte es nie, denn ſie geſtand es ſich nicht einmal ſelbſt ein, daß dem ſo ſei. Sie behielt alle Rückſichten, alle Aufmerkſamkeiten für ihn bei, während er nur mit ihren Augen ſah, mit ihren Ohren hörte, der Richtung folgte, die ihr kleiner Finger ihm gab. Beide waren nun ſehr glücklich; Herr von Derthal war es wirklich. Bei Frau von Derthal war es ſchwieriger, hinter den Schleier zu ſchauen, den ſie aus ihren allerliebſten Redensarten wob; ihren Worten zufolge war ſie eine der glücklichſten Frauen auf Erden, der in ihrer Ehe alles gerade ſo, wie es eben war, am Beſten gefiel. Ihr vortrefflicher Mann — das verſtand ſich von ſelbſt! — aber auch ihre nichts weniger als glänzenden Vermögensverhältniſſe, ihr faſt ununterbrochenes Landleben, die Entſagung mancher Dinge, welche ihre Standesgenoſſen und ihre Verwandten beſaßen: Alles entſprach genau ihren Neigungen und ihren Wünſchen, wie ſie verſicherte.

Dieſe Übereinſtimmung hätte einen himmliſchen Quell haben und aus der Vereinigung ihres Willens mit dem Willen Gottes entſpringen können;

dem war aber nicht ſo! der Grund ihrer Zufriedenheit war ihr Stolz. Es wäre ihr unerträglich geweſen, bedauert zu werden oder die Ahnung aufdämmern zu laſſen, daß ſie nach irgend einer Richtung hin irgend einen Mangel ſpüre. Nein! Alles was mit ihr zuſammenhing, war in den Perſonen ſo vollkommen und in den Verhältniſſen ſo befriedigt, daß ſie ihr Glück nie genug preiſen konnte, und keine Ausdrücke fand, um die Liebe auszuſprechen, die ſie mit ihrem Manne und mit ihren Kindern verband und beſeligte. Sie hatte fünf Töchter; zwei Söhne ſtarben in der Wiege. Ihre älteſte Tochter war noch nicht erwachſen und die jüngſte ein kleines Kind, da ſtarb der gute Herr von Derthal in der vollen Kraft des Lebens und Frau von Derthal war Witwe bei zweiunddreißig Jahren. Sie betrauerte ihren Mann ganz unbeſchreiblich und verſenkte ſich um ſo mehr in die Liebe zu ihren Kindern, als ſie dieſen nun auch die zärtliche Vorſorge des Vaters erſetzen mußte. Sie war feſt entſchloſſen, den teuern Kindern eine glänzende Stellung in der Welt zu erobern, ſo ſchwer das auch heutzutage für Mädchen ohne Vermögen iſt; allein ſie verſprachen ſehr ſchön zu werden, hatten alle mehr und minder viel Verſtand, Talent, gute Anlagen, und wurden dieſe Naturgaben durch eine gute Erziehung entwickelt und ausgebildet, ſo zweifelte Frau von Derthal nicht an herrlichen Erfolgen. Sie ging mit ihren Töchtern — den notwendigen Unterſchied ihrer Stellung als Mutter abgerechnet — gerade ſo um, wie mit Herrn von Derthal. Alles, was ſie tat und nicht tat, ſagte und nicht ſagte, ging aus einer grenzenloſen Liebe hervor, die nichts begehrte, als die Kinder glücklich zu machen, ihre Zärtlichkeit zu beſitzen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie trennte ſich nie von ihnen; ſie ſchauderte bei dem Gedanken, ſie einer Erziehungsanſtalt zu übergeben. Es war recht ſchwer und erforderte recht große pekuniäre Opfer, um ihnen auf dem Lande allen Unterricht zu verſchaffen, der zur Ausbildung der jungen Mädchen notwendig war. Es wäre bequemer und minder koſtſpielig geweſen, ſie in ein Inſtitut zu geben; aber ſie entſchloß ſich lieber zu manchen Einſchränkungen, als zu dem Wagnis, die Kinder ihrer Leitung entzogen und ihren Einfluß gemindert, wohl gar gebrochen zu ſehen. Bei ihr geſchah alles aus Liebe! ſie gab ſich ganz und gar aus Liebe den Kindern hin und erwartete wiederum von ihnen Gehorſam, Fleiß, Nachgiebigkeit und alle Tugenden eines Kindes — aus Liebe zu ihr. Alle ſollten leben, um ſich einander glücklich zu machen. Frau von Derthal hatte große Zweifel, dieſen Grundſatz in einer Erziehungsanſtalt zu der Geltung kommen zu ſehen, den er bei ihr hatte und mit ſo großer Energie, als ihre feine, nachgiebige Weiſe nur immer zuließ, verteidigte ſie die Vorzüge der häuslichen Erziehung im Schoße des Familienlebens gegen jedermann, und beklagte mit zartem Mitleid alle Mütter, welche durch übergroße geſellſchaftliche Verpflichtungen oder durch notgedrungene Zerſtreuungen des Weltlebens gezwungen würden, ihrer lieblichſten Pflicht zu entſagen und auf die Bildung des Herzens und Geiſtes ihrer Töchter zu verzichten.

Hierin hatte ſie gewiß vollkommen Recht und wiederum hätte ihre aufopfernde Hingebung einen himmliſchen Quell haben und eine große Tugend ſein können, wenn ſie in ihren Töchtern die unſterbliche Seele für das ewige Leben erzogen und ihre Herzen der Liebe Gottes zugewendet hätte. Aber davon war ſie weit entfernt. In ihrem Erziehungsſyſtem fehlte nichts und niemand, als eben nur Gott. Frau von Derthal nahm ſeine Stelle ein. Nicht daß ſie rationaliſtiſch geweſen wäre und noch viel weniger atheiſtiſch; behüte der Himmel! eine ſolche Roheit der Geſinnung widerte ihre zarte Empfindungsweiſe an und ſie gab gern zu verſtehen, ſo weit es die Beſcheidenheit erlaubte, ſie ſei eine fromme Katholikin. Aber ſie war für ſich ſelbſt in jedem Verhältniſſe und in jeder Lage viel zu ſehr die Hauptperſon, um ſich von Gott in Schatten ſtellen zu laſſen. „Liebespflichten zu üben iſt der beſte Gottesdienſt,“ wiederholte ſie häufig; „das macht uns gottähnlich, denn Gott iſt die Liebe.

Das ſagte der Jünger Johannes, den Chriſtus am liebſten hatte.“ Wie dieſe Liebe beſchaffen und gegen wen ſie zu üben ſein müſſe, das erläuterte Frau von Derthal weiter nicht, das verſtand ſich ja von ſelbſt: der Familienkreis, deſſen Haupt und Herz ſie war, gab ihrem Dogma Begründung und Endziel. Kam die Zeit der Erſtkommunion für ihre Töchter heran, ſo ſorgte ſie für den notwendigen Religionsunterricht, war ihnen beim Lernen des Katechismus behilflich, hielt ihnen zärtliche und rührende Ermahnungen, recht fromm zu ſein, ihrer Mutter recht viel Freude zu machen; weinte mit ihnen bei der hehren Feier; und dann war die Sache abgemacht und wurde auf ein Jahr bei Seite gelegt. Am Montag in der Charwoche wurde alljährlich ſeit unvordenklichen Zeiten in der Kirche, bei der ſie eingepfarrt war, ein Hochamt gefeiert, das ein frommer Derthal'ſcher Ahnherr für ſeine Familie geſtiftet hatte, wobei dann dieſe, auch nach ihrer uralten Sitte, ihre öſterliche Andacht hielt; und damit begnügte Frau von Derthal ſich dann. In der Regel erſchien man, wenn auch nicht vollzählig, Sonntags im Pfarrgottesdienſt; denn Frau von Derthal wußte, daß eine Frau ihres Standes in allen Beziehungen dem gemeinen Manne ein gutes Beiſpiel zu geben habe. Ein ſo zartes Herz, wie das ihrige, mußte natürlich vom innigſten Mitleid mit den Armen und Dürftigen erfüllt ſein. Tat es ihr jemals weh, keinen Reichtum zu beſitzen, ſo war es, wenn es ſich darum handelte Notleidende zu unterſtützen. Jedoch ſchlug ſie nie eine derartige Bitte ab. Sie gab; freilich nur das Minimum, aber mit ſo vielen Verſicherungen von Teilnahme und herzlichem Bedauern und in ſolchen Ausdrücken großmütigen Wohlwollens, daß es den Leuten ſchien, ſie hätten ſehr viel erhalten. Um keinen Preis hätte Frau von Derthal irgend jemand mißvergnügt gemacht und unzufrieden entlaſſen. Wer von ihr ging, dachte, je nach den verſchiedenen Beziehungen, in denen er zu ihr ſtand: Wie iſt ſie gut! — Wie iſt ſie klug! — Wie iſt ſie angenehm! — Ja! ſogar: Wie iſt ſie ſchön und wie bezaubernd würde ſie ſein, wenn ſie ſich die Mühe nähme, gefallen zu wollen! — Die ganz außerordentliche Mühe, die ſie darauf verwendete, den Menſchen zu gefallen, war ihr ſo vollkommen zur anderen Natur geworden, daß niemand es gewahrte.

Angenehm, wie ſich ſelbſt, wußte ſie auch ihr Haus zu machen. Die Beſitzungen der reichsfreien Familie Derthal in der Wetterau und im Rheingau waren ehedem ſehr groß geweſen; aber der Großvater des letztverſtorbenen hatte, als Geſandter von Chur-Mainz in Paris, das Vermögen außerordentlich zerrüttet. Er lebte nicht bloß in übermäßiger Verſchwendung, ſondern hielt es auch unter ſeiner Würde, ein wachſames Auge auf ſeine Verwalter, Beamte und Geſchäftsleute zu werfen. Sie wurden reich und er arm, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Wäre nicht die franzöſiſche Revolution ausgebrochen, die einen zwanzigjährigen Krieg und den Umſturz aller Verhältniſſe in Deutſchland hervorrief: ſo hätte ſich das Vermögen, trotz der augenblicklichen Zerrüttung, ſchon ordnen laſſen. Aber zum Unglück hatten die drei Söhne des alten Derthal die Neigung ihres Vaters zur Verſchwendung und ſeinen Mangel an adminiſtrativem Talent geerbt. Als nach ſeinem Tode der Konkurs ausbrach, bekümmerten ſie ſich nicht im Mindeſten um die Rettung des Vermögens. Sie hielten das für Sache der Advokaten, übertrugen ſie dieſen Herren und verließen ihre Heimat, als Napoleon den ſogenannten Rheinbund ſtiftete, durch den die Fürſten des weſtlichen Deutſchlands in eine niederträchtige Vaſallenſchaft zu Frankreich traten. Das vertrugen die Derthal nicht. Sie hatten immer zu Kaiſer und Reich gehalten, und gab es auch keinen deutſch-römiſchen Kaiſer mehr, ſo gab es doch noch immer einen Kaiſer, der die Krone dieſes tauſendjährigen Reiches getragen hatte. Sie gingen in öſterreichiſchen Kriegsdienſt und die beiden jüngeren Brüder verloren ihr Leben als heldenmütige Krieger. Der älteſte Bruder allein war vermählt, wurde General, nahm ſeinen

Abſchied, nachdem die Ruhe in Europa wieder hergeſtellt war, und kam in die Heimat zurück. Da fand er denn als einzigen Überreſt des großen Vermögens und der herrlichen Beſitzungen ein kleines Gut, den Derthaler Hof, im Rheingau, der ihm auch in den beſten Weinjahren keine ſehr glänzenden Einkünfte brachte. Aber er war damit zufrieden! Er war kränklich durch ſchwere Wunden, müde durch die tumultuariſchen zwanzig letzten Jahre und froh der Ruhe unter dem Dache ſeiner Väter und auf dem heimiſchen Boden. Er hatte eine liebe Frau und zwei gute Kinder, die ſämtlich, ganz entgegen den alten Derthal'ſchen Traditionen, eine einfache Exiſtenz liebten, gar keine Anſprüche an Weltfreuden und Glanz des Lebens machten und ſich bereitwillig zu jeder Einſchränkung zeigten, ſobald der geringere Ertrag des Gutes eine ſolche erforderte. Durch ſeinen Sohn Erwin wurde er der Schwiegervater der gegenwärtigen Frau von Derthal, welche bei ihrer Ehe den Platz im Hauſe einnahm, den der Tod der guten Mutter leer gelaſſen hatte. Der General erlebte noch die Freude, Großpapa zu werden; dann ſtarb auch er, tiefbetrauert von den Seinen, natürlich auch von ſeiner Schwiegertochter, obzwar ſie im Herzen höchſt gefaßt war.

Der Derthaler Hof lag in der lieblichſten Gegend des Rheingaues, unfern vom Johannisberg, von dem Wallfahrtsorte Marienthal und von der Stätte, wo die Reliquien der großen Heiligen des Rheingaues, St. Hildegard, aufbewahrt werden. Das Schloß war weder im romantiſchen Style des Mittelalters, noch im großartigen der Renaiſſance, noch im modernen der italieniſchen Villa. Es war aber auch zu Frau von Derthals inniger Freude durchaus kein gewöhnliches Haus. Es mochte vor etwa zweihundert Jahren gebaut ſein, wie die ſpitzen, ſtufenmäßig ſich erhebenden Giebel und die Türmchen, die an den vier Ecken des hohen Daches überflüſſig wie Schwalbenneſter ſchwebten, es andeuteten. Sie nannte es nie anders als das Schlößchen, und ſo behielt es dieſen Namen. Es nahm ſich in ſeiner Altertümlichkeit recht wohnlich und traulich aus, nur hatte es ein etwas verfallendes Anſehen, als ob es wohl einer gründlichen Reparatur bedürfe. Dieſe aber unterblieb, weil ſie nicht ohne beträchtliche Koſten zu machen war. Auch die Einrichtung des Hauſes war alt und einfach, höchſt unmodiſch, aber bequem und äußerſt wohl erhalten; darauf verſtand ſich Frau von Derthal. Ein herrlicher Flügel, den ſie zur Ausbildung des großen muſikaliſchen Talentes ihrer Töchter als unerläßlich erkannte, nahm ſich in ſeinem Kaſten von Jaccaranda ganz fremd zwiſchen dem übrigen Mobiliar von Nußbaumholz aus. Es war nur ein Diener im Hauſe und er trug außer der Livree auch die Jacke des Gartenarbeiters, deſſen Obliegenheiten er zu erfüllen hatte, zu ſeinem größten Heile, ſagte Frau von Derthal; nur dadurch ſei er vor Müſſiggang zu bewahren und ſie wolle um keinen Preis die Verantwortung für eine müſſige männliche Dienerſchaft übernehmen. Es war alſo in keiner Weiſe Luxus und eleganter Komfort im Schlößchen vorherrſchend und doch waren Gäſte ſehr gern da, denn Frau von Derthal war die liebenswürdigſte Hausfrau, ganz Verbindlichkeit, ganz Aufmerkſamkeit, aber in guter Manier, ihren Gäſten freie Bewegung geſtattend und ſich gerade nur dann mit ihnen beſchäftigend, wenn es ihnen genehm war. Das zärtliche Verhältnis zwiſchen Mutter und Töchter gab ihrer Häuslichkeit einen ſo wohltuenden Charakter, ein ſo warmes Leben, daß es nicht möglich war vom Schlößchen zu ſcheiden, ohne den angenehmſten Eindruck mitzunehmen.

Die älteſten Töchter, Doralice und die Zwillinge Suſanna und Blanca, waren nunmehr erwachſen und eine immer ſchöner als die andere, überdies voll Talent und voll guter und glücklicher Anlagen des Gemütes, fröhlich wie gute Kinder zu ſein pflegen, gar nicht verwöhnt, nirgends lieber als in ihrem Schlößchen alle beiſammen und um die Mutter herum. Ohne die Mutter ging nichts, wie es gehen ſollte; mit ihr alles vortrefflich! Sie mußte den Geſang ihrer Töchter auf dem Flügel begleiten; ſie mußte ihnen vorleſen bei ihren tauſenderlei Handarbeiten; die Farben, die ſie liebte, wurden zum Anzuge gewählt; die Blumen, die ſie vorzog, wurden beſonders gepflegt; ihr eine Mühe abzunehmen war der Gegenſtand allgemeinen freudigſten Wetteifers; ein lobendes Wörtchen, eine zärtliche Liebkoſung der ſüßeſte Lohn. Mit einem Worte: es war das beſte Material vorhanden, um aus ihnen etwas ſehr Gutes und Vortreffliches zu machen. Aber ein lettiſches Sprichwort ſagt: Lauter gute Mädchen — woher all die böſen Weiber? — Ja, meine Damen! woher die? — —

Frau von Derthal hatte ihren Plan für die Zukunft entworfen. So wie Doralice achtzehn Jahre alt war, ſollte ſie in der Welt erſcheinen und eine glänzende Heirat machen. Aber ach! ehe Doralice dies Alter erreichte, bekam ſie ein heftiges Nervenfieber, das ſie an den Rand des Grabes brachte, und als ſie nach Monaten langſam genas, war ihre Bruſt ſo angegriffen, daß der Arzt den Rat gab, einen Winter im Süden zuzubringen. Im erſten Anfang des Bruſtleidens ſei dies oftmals eine Radikalkur. Frau von Derthal zauderte keinen Augenblick. Sie vertraute das Schlößchen und ihre beiden jüngſten Töchter ihrer vortrefflichen Schwägerin, dem Fräulein Crescenze von Derthal an, die immer bei ihr im Schlößchen lebte, und reiſte mit Doralice und den Zwillingen nach Nizza. Ihr dortiger Aufenthalt wurde vom glücklichſten Erfolge gekrönt: Doralice erholte ſich und Suſanna vermählte ſich mit Lord Henry Enisdale. Beiderſeitige glühende Leidenſchaft ſchloß dieſe Verbindung, die übrigens ſo glänzend war, wie Frau von Derthal es nur wünſchen konnte. Lord Henry beſaß ſchon jetzt ein großes Vermögen und hatte ein noch viel größeres nach dem Tode ſeines kränklichen Vaters, den er nach Nizza begleitet hatte, zu erwarten. Er war überdies ſehr gut erzogen und von ernſtem zuverläſſigem Charakter, ſo daß Frau von Derthal mit großer Zuverſicht ihre Suſanna als Lady Henry Enisdale in Nizza zurückließ, wo der alte Lord eine wunderſchöne Campagne bis in den Sommer hinein bewohnen wollte. Er und ſein Sohn waren feſte Hochkirchler. Die Trauung wurde nach anglikaniſchem Ritus vollzogen. Daß Suſanna katholiſch ſei, kam nur ſo weit in Betracht, als es das Allereinzigſte war, was Lord Henry nicht anbetungswürdig an ihr fand.

Im Mai kam Frau von Derthal triumphierend zurück wie ein ſiegreicher Feldherr. Allerdings hatten die Reiſekoſten das Budget überſtiegen; allein dafür war auch die eine Tochter geneſen und die andere vermählt. Ja, als der Arzt es nötig fand, daß Doralice zu ihrer völligen Herſtellung eine Kur in Ems brauche, ging ſie willig darauf ein; denn ſie wußte, daß ein junger wallachiſcher Bojar, der ebenfalls den Winter in Nizza zugebracht hatte, in Ems ſein werde. Er ſchien ſich ſehr für Bianca zu intereſſieren; nur war er ſo außerordentlich leidend, daß er einen entſcheidenden Schritt entweder nicht wagte oder nicht wollte. Vielleicht verhalf ihm Ems zur Geneſung und zum Entſchluß! — Frau von Derthal ging mit Doralice und Bianca nach Ems. Mit unſäglicher Freude bemerkte ſie, daß Fürſt Spiridion Zonla — denn alle reichen Ruſſen, Polen, Wallachen heißen im Auslande Fürſt — einer etwas beſſeren Geſundheit ſich erfreute und wirklich der ſchönen Bianca alles Ernſtes ſeine Huldigung darbrachte. Bianca hatte nicht umſonſt einen Winter in der großen Welt und der eleganten Geſellſchaft zugebracht; war nicht umſonſt Zeugin des Liebesglückes ihrer Schweſter geweſen. Das Schlößchen und das einfache Landleben hatte ſeinen Reiz für ſie verloren. Sie war zum Bewußtſein ihrer ſtrahlenden Schönheit und der Bewunderung gekommen, welche ſie erregte, und obzwar ihr Fürſt Spiridions Huldigung beſſer gefiel als der junge Mann ſelbſt: ſo trug ſie doch kein Bedenken, ſeinen Antrag anzunehmen. Denn ſie wurde Fürſtin, ſie wurde königlich reich, ſie wurde mit Diamanten überſchüttet wie eine Sultanin aus Tauſend und

Einer Nacht, und ſie kam nach Paris, dem Eldorado ihrer vom Goldſchaum der Welteitelkeit betörten Phantaſie. Dort war Fürſt Spiridion erzogen, d. h. dort hatte er drei bis vier Sprachen ſprechen, Bouillotte und **Rouge et Noir** ſpielen, und ſein Vermögen und ſeine Geſundheit verſchwenden gelernt. Seine Verhältniſſe, ſeine Perſönlichkeit, ſeine große Jugend — er war erſt dreiundzwanzig Jahre alt und ſchon ſeit zehn Jahren elternlos — waren freilich nicht ſo beruhigend für ein ſorgendes Mutterherz, als Frau von Derthal es gewünſcht hätte; aber durfte ſie aus übergroßer Ängſtlichkeit ihre Tochter einer ſo glänzenden Stellung in der Welt berauben? konnte dieſe Ehe mit dem leidenden, kränklichen jungen Gemahl nicht vielmehr Blanca's Gemüt ſehr ſchön entwickeln? und bedurfte gerade dieſe Tochter nicht am meiſten ſolcher Entwickelung? Überdas hatte ſich Blanca bereits mit großer Beſtimmtheit ausgeſprochen. Genug! nachdem Doralice und Fürſt Spiridion ihre Kur in Ems abgemacht hatten, fand ſeine Trauung mit Blanca in der griechiſchen Kapelle zu Wiesbaden ſtatt, und das junge Ehepaar reiſte nach Paris. Abermals war nicht die Rede davon geweſen, daß Blanca katholiſch ſei. Wozu auch? durch Liebe, nicht durch den Glauben, ſollte ſie ja ihre Beſtimmung erfüllen: gut bleiben, glücklich werden und glücklich machen.

Den nächſten Winter verlebte Frau von Derthal ſtill und ruhig im Schlößchen. Sie hatte ſich ja ein ganzes Jahr nicht um ihre beiden jüngſten Töchter bekümmern können! das mußte ſie nachholen! die Kinder durften nicht verabſäumt werden. Sie hatte in Ems eine Engländerin kennen gelernt, die in Folge peinlicher Verhältniſſe in ihrer Familie die Heimat verlaſſen und ſich eine ſelbſtſtändige Exiſtenz ſchaffen mußte. Da ſie eine ſehr gebildete, unterrichtete und wohlerzogene Perſon war, ſo nahm Frau von Derthal ſie auf ein paar Jahre als Erzieherin und freute ſich ſehr, ihre gutkatholiſche Geſinnung an den Tag zu legen, indem ſie einer Convertitin, die um des Glaubens willen von ihrer Familie verſtoßen war, gaſtfrei und liebreich ihr Haus öffnete. Ihr ſehnlichſter Wunſch wäre es geweſen, den Winter mit ihren Töchtern in einer großen Stadt zuzubringen und Doralice in die Welt zu führen; aber, aber! die Kaſſe war erſchöpft und Frau von Derthal war viel zu ordnungsliebend und pünktlich, um ſich durch Schulden in pekuniäre Verlegenheiten zu bringen.

Niemand war froher über den ſtillen Winter als Doralice. Ihre lange Krankheit, ihr längeres Kränkeln, ihre Todesgefahr im erblühenden Lebensfrühling, hatten ihr eine ſinnige, faſt ernſte Richtung gegeben. An den Freuden des Weltlebens durfte ſie bisher nicht Teil nehmen, und da ſie ſich zu ſchwach fühlte, um das geſellige Treiben mitzumachen, ſo wurde ihr dieſe Entbehrung nicht ſchwer. Sie liebte die ſchöne Natur, ſchöne Bücher, Muſik und Dichtkunſt, ein gewiſſes inneres poetiſches Leben, und empfand nicht das geringſte Verlangen, aus ihrer idealen Welt in die wirkliche einzutreten. So freute ſie ſich denn auch über das Glück ihrer Schweſtern, aber ohne den Wunſch, ein ähnliches zu genießen. Alſo das iſt nun Glück? dachte ſie bei ſich ſelbſt. Aber was iſt der Kern dieſes Glückes? .... das iſt die Liebe. Aber was iſt die Liebe? ... der Dichter ſagt's: „Zwei Seelen — ein Gedanke! Zwei Herzen und ein Schlag!“ -- Blanca und Spiridion .... zwei Herzen und ein Schlag? das kommt mir nicht ſo vor; und wenn in einer Ehe nicht Liebe iſt, woher findet ſich dann das Glück ein? —

Frau von Derthal überlegte während des Winters, was ſie mit Doralice zu beginnen habe, deren Geſundheit jetzt vollkommen hergeſtellt war und deren Schönheit ſich mit wunderbarer Anmut entfaltete. Frau von Derthal begann etwas leidend zu werden, nur nervenleidend, aber doch genug, um den Arzt auf ſein Gewiſſen zu fragen, ob es nicht ihre Pflicht ſei, ſich für ihre Kinder zu erhalten, was er natürlich von ganzem Herzen bejahen mußte; und um die zweite Frage zu ſtellen: ob nicht Ems ihr zuträglich ſein könne. Er entgegnete, ein Seebad ſei ungleich ſtärkender; das war es gerade, was Frau von Derthal zu hören wünſchte! ſie ging mit Doralice nach Oſtende. Dort erklärte ſie, der Gebrauch der Bäder ſei viel zu angreifend für ſie und ſie werde ſich mit dem Einatmen der köſtlich friſchen Seeluft begnügen. So war ſie ganz frei und unbehindert in all' ihren Bewegungen. Sie fand in Oſtende eine Menge von Bekannten und eine ſehr gute und gewählte Geſellſchaft. Das war immer eine Hauptſache für ſie. Nicht um die Welt wäre ſie mit ihren Töchtern nach Badeorten wie Homburg und Wiesbaden gegangen, wo eine unbekannte und bedenklich gemiſchte Geſellſchaft das Ubergewicht hat. Sie lernte in Oſtende den Grafen Ghioray, einen Ungar, kennen. Da ihre Schwiegermutter eine Ghioray geweſen, ſo behandelte ſie den Grafen als einen Verwandten, obſchon er es nicht war. Er hatte den traurigen ungariſchen Krieg mitgemacht, aber ſich infolge ſchwerer Verwundung früh zurückgezogen und ſeinen Frieden mit dem großmütigen Kaiſer geſchloſſen. Er war Witwer, kinderlos, ſehr reich, ſehr ſchön und etwa ſechsunddreißig Jahre alt. Frau von Derthal wußte alsbald, weshalb ſie nach Oſtende gekommen ſei: Graf Ghioray war der Mann für Doralice. Sie erfuhr durch andere, daß ſeine Familie ſehnlichſt ſeine Verehelichung wünſche, weil er der letzte der calviniſchen Ghiorays ſei und weil ſein ganzes Vermögen für den Fall, daß er unbeerbt ſtürbe, an den katholiſchen Zweig überginge. Es hieß ſogar, er habe ſeiner Mutter verſprochen, mit dieſer Reiſe nach Oſtende eine Brautſchau zu verbinden — und was die Welt nicht alles erzählt! Diesmal aber hatte ſie recht. Graf Ghioray wollte eine zweite Ehe ſchließen; nur konnte er mit ſeinem etwas abgematteten Herzen nicht recht zur Entſcheidung kommen, bis er Doralice kennen lernte. Sie war von ſo eigentümlicher, intereſſanter Schönheit, wie man ſie ſelten trifft, dabei von ſolcher Herzensfriſche, daß ſein verwelktes Herz wieder Leben fand. Frau von Derthal kehrte mit einer Braut von Oſtende ins Schlößchen zurück; ob mit einer glücklichen Braut? — — ſie bezweifelte es durchaus nicht! Wie fügte es ſich ſo ſchön, daß Doralice mit ihrem ernſten Sinn und ihrem ſchwärmeriſchen Gemüt einem Manne zugeführt wurde, der über die erſte Jugend hinweg war! Seine Erfahrung kam ihrer Schwärmerei zu Hilfe und ihre ernſte Richtung fühlte den Unterſchied des Alters aus. Doralice war zwanzig Jahre alt. Sie fragte ſich wie bei Blanca und Spiridion: Zwei Herzen und ein Schlag? — und ſetzte hinzu: Das wird ſich wohl finden und ich kann auf jeden Fall recht viel Ehrfurcht und Vertrauen zu ihm haben, was bei einem ganz jungen Manne ſehr ſchwer iſt.

Diesmal wurde die Vermählung im Schlößchen begangen und der katholiſche Pfarrer vollzog die Trauung. Graf Ghioray war ganz damit einverſtanden, ſowie auch damit, ſeine zu hoffende Nachkommenſchaft im katholiſchen Glauben zu erziehen, was ja die Bedingung iſt, unter welcher allein eine gemiſchte Ehe von einem katholiſchen Prieſter eingeſegnet werden darf. Doralice ging mit ihrem Manne nach Ungarn.

Seitdem waren ſechs Jahre verfloſſen und hatten Ereigniſſe und Schickſale mitgebracht, die nichts weniger als Erfüllungen glänzender Hoffnung waren. Aber Celeſtine Derthal war jetzt achtzehn Jahre alt, Roderich von Friedingen bewarb ſich um ſie und Frau von Derthal ſagte wiederum auf's allerinnigſte: Wir glauben ja alle an einen Gott.

„Zu welcher Konfeſſion gehören Sie?“ ſetzte ſie hinzu.

„Wir ſind lutheriſch,“ ſagte Roderich. „Bei uns zu Land kennt man nichts anders.“

„Wie ſchön iſt eine ſolche Einigkeit!“ rief Frau von Derthal. „Aber, nicht wahr, die Einigkeit in der Verſchiedenheit der Konfeſſionen, wie ſie in meiner Familie ſtattfindet, iſt doch noch ſchöner.“

Sie hatte die Gewohnheit, ihre Reden ſehr viel um ein „Nicht wahr?“ herum zu drehen; das erſchwerte jeden Widerſpruch. Roderich entgegnete:

„Das kann wohl ſein! ich habe nie darüber nachgedacht.“

Man befand ſich in Ems. Frau von Derthal fand es nötig, dort im Sommer 1858 eine Brunnenkur zu brauchen, welche ſich auf einen Becher, den ſie täglich ad libitum trank, beſchränkte. Celeſtine begleitete ſie. Roderich von Friedingen war ein blutjunger Leutnant, der aus ſeiner Garniſon Coblenz häufig nach dem nahen Ems ging und ſich dort vortrefflich unterhielt; doch am allervortrefflichſten, ſeitdem er Celeſtine kennen gelernt hatte. Frau von Derthal zog ſchleunigſt die allergenaueſten Nachrichten über ihn ein. Sie waren gut; doch vor der Hand nichts weniger als glänzend. Roderich war ein jüngerer Sohn. Aber ſein älteſter Bruder, der das Majorat in Holſtein beſaß, war ſehr kränklich und unverheiratet. Beſſere Ausſichten fehlten alſo nicht ganz. Überdas war Celeſtine bei Weitem nicht ſo ſchön geworden, wie ihre Schweſtern, konnte nur eben für ein hübſches Mädchen gelten — und da die heranwachſende Eulalie wunderſchön zu werden verſprach, ſo zitterte Frau von Derthal bei dem Gedanken, jene durch dieſe in einen ſo tiefen Schatten gerückt zu ſehen, daß kein Strahl eines Blickes und einer Neigung auf ſie fallen möge. Obzwar ſie mit heimlichem Bedauern ſich eingeſtand, dies ſei eine recht geringe Partie für eine Derthal: ſo tröſtete ſie ſich doch wieder damit, den Eroberungsfeldzug nach Ems nicht umſonſt gemacht zu haben. Roderich hatte überdas den Ruf eines ſehr braven, ſittlichen jungen Mannes, war von ſehr guter Familie, konnte möglicherweiſe General werden und Majoratsherr und hatte eine lebhafte Neigung für Celeſtine, welche dieſe erwiderte nach der Art der jungen Mädchen, die — wenn ſie keine großen Anſprüche machen — ſich ſehr geſchmeichelt fühlen durch die erſte Bewerbung, vorausgeſetzt, daß der Bewerber ihnen nicht geradezu mißfalle. Die Liebe gewährt reichen Erſatz für das, was den äußeren Verhältniſſen an Glanz abgeht, ſprach Frau von Terthal beruhigend zu ſich ſelbſt; Celeſtine hat vielleicht das glücklichſte Loos gezogen. Indeſſen . . —

„Herr von Friedingen," hub ſie an, „wie ſehr wünſche ich Ihren Herrn Bruder, das Haupt Ihrer Familie, kennen zu lernen, um von ihm zu hören, daß er mit Ihrer Wahl einverſtanden iſt, da Celeſtine, wie Sie wiſſen, kein Vermögen hat. Heutzutage aber werden die Ausſichten auf Glück nach dem Geldſack abgewogen und das liebenswürdigſte Mädchen iſt oftmals unwillkommen in einer Familie, weil es nicht reich iſt."

„So denkt mein Bruder nicht, gnädige Frau!" rief Roderich. „Er ſelbſt war mit einem ganz unbemittelten Mädchen verlobt. Überdas iſt es nicht ſeine Sache, ſondern die meine, für meine Frau zu ſorgen.“

Frau von Derthal war im Stillen nicht ſo ganz dieſer Anſicht. Allein ſie fragte ablenkend:

„Wodurch wurde die Verbindung Ihres Herrn Bruders geſtört?“

„Seine Braut ſtarb kurz vor der Hochzeit an einer Bruſtentzündung. Binnen drei Tagen war ſie rot und tot. Jammerſchade, auf Ehre! um das allerliebſte Mädchen!“

„Und Ihr Herr Bruder iſt untröſtlich? ach, welche Tiefe des Gemütes!“ ſagte Frau von Derthal mit innigſter Teilnahme.

„Ja, er hat ein gutes, tiefes Gemüt, der Conrad!“ entgegnete Roderich; „und obzwar er mein Bruder iſt, muß ich ſagen, er iſt perfekt.“

„O, erzählen Sie von ihm!“ rief Frau von Derthal. „Nicht wahr, Sie begreifen, daß alles, was mit Ihnen zuſammenhängt, für Celeſtine und mich intereſſant iſt.“

„Extraordinäres gibt es nicht von Conrad zu erzählen, gnädige Frau. Er lebt zu Hauſe ganz ſtill und ruhig ſchon ſeit ſieben Jahren. Er hatte kaum ſeine Studien vollendet, als er die Univerſität verlaſſen mußte, denn unſer armer Vater wurde vom Schlage in ſo trauriger Weiſe getroffen, daß er freilich noch ein paar Jahre am Leben, aber gelähmt an Leib und Geiſt blieb. Conrad mußte alle Geſchäfte übernehmen, welche die Verwaltung einer großen Beſitzung mit ſich bringt. Das war gar nicht ſeine Liebhaberei und er verſtand es auch nicht, denn er hatte mit großem Eifer ſtudiert, um im Staatsdienſt eine Karriere zu machen. Doch mit eiſernem Fleiß arbeitete er ſich in die neuen Geſchäfte hinein, pflegte unſeren armen Vater, tröſtete und erheiterte unſere Mutter, die ſich in Sorge und Kummer aufrieb, und ſorgte dafür, daß ich vom Gymnaſium hinwegkäme, wo ich ebenſo verzweiflungsvoll als erfolglos hinter der lateiniſchen Grammatik ſaß. Ich konnte mich nicht ſo überwinden, wie Conrad. Mir war alles ein Gräuel, was Büchergelehrſamkeit war. Lernen wollt' ich ſchon; aber das nur, was ſich auf den Soldatenſtand bezog. Der holſteiniſch-däniſche Krieg hatte mir eine Leidenſchaft dafür beigebracht, obgleich ich bei deſſen Ausbruch kaum vierzehn Jahre alt war. Schon damals wollt' ich mitgehen und entwiſchte heimlich. Der Vater ſetzte mir nach, holte mich ein und ich wurde fortan bewacht wie ein Kriegsgefangener; dann auf's Gymnaſium gebracht, von wo mein guter Conrad mich rettete und mir zum Eintritt in die preußiſche Armee verhalf. Als das Trauerjahr um unſeren armen Vater vorüber war, verlobte ſich Conrad. Die Braut ſtarb, wie ich vorhin ſagte. Er grämte ſich ſehr. Mehr noch unſere gute Mutter, die von jeher kränklich war und jetzt in ein zehrendes Leiden verfiel. Conrad pflegte ſie mit bewundernswerter Geduld und Ausdauer faſt zwei Jahre; dann folgte ſie dem Vater. Aber der beſtändige Umgang mit Kranken und Sterbenden, — all' die Todesfälle, Schlag auf Schlag — Sorge, Gram und Trauer — das alles hat ſchlimm auf Conrads Geſundheit gewirkt. Er kränkelte ſehr. Bruſt und Nerven ſollen angegriffen ſein. Man hat ihm eine Traubenkur geraten. Im Herbſt kommt er an den Rhein, um ſie zu brauchen. Sie können ſich vorſtellen, wie ſehr ich mich freue.

„Wie alt iſt Ihr Herr Bruder?“ fragte Frau von Derthal.

„Ach, erſt neunundzwanzig Jahre! Wär' er doch dreißig! dann ſoll ja ein Bruſtleiden nicht mehr ſo gefährlich ſein.“

Der gute Roderich war ſo bewegt von herzlicher Liebe zu ſeinem Bruder, daß er gänzlich vergaß „auf Ehre“ zu ſagen. Frau von Derthal ſuchte ihn auf's Beſte zu tröſten und verſicherte, daß ſie außerordentlich glücklich ſei, durch Roderich in nähere Beziehung zu dieſem vortrefflichen und liebenswürdigen Conrad zu kommen. Daß dieſer bereitwillig ſeines Bruders Apanage erhöhen werde, bezweifelte ſie keinen Augenblick nach allem, was ſie eben vernommen hatte. Und das genügte vor der Hand.

„Er muß nach Rüdesheim gehen," ſagte ſie. „Dort brauchen viele die Traubenkur und dort iſt er uns ſo nahe, daß ein halbes Stündchen, ganz langſam gegangen, ihn zu uns führt. Und bei uns iſt er dann natürlich wie zu Hauſe."

Zwiſchen Himmel und Erde.

Die Juliſonne lag glühend und brütend über dem Rheingau und kochte den edeln Wein aus. Die Hitze in den Weinbergen war unerträglich. Wer auf dem Rhein dahinfährt und im hohen Sommer dieſe ſchattenloſen Rebgelände ſieht, welche die Abhänge der Hügel auf beiden Ufern bedecken, findet die Gegend trotz ihrer Berühmtheit und trotz ihrer maleriſchen Ruinen einförmig und reizlos. Ihre eigentliche Schönheit iſt vom Strom aus unſichtbar. Auf dem entgegengeſetzten Abhang dieſer Rebenhügel — da liegt ſie! Da ſteigt und neigt ſich der grüne rauſchende Wald über die Berge; da öffnen ſich kühle dunkle Felſenſchluchten und führen tief ins Land hinein zu einſamen Dörfern und Weilern; da weiten ſich friſche Wieſentäler aus und über dem duftenden Heu gaukeln Tauſende von Schmetterlingen; da murmelt der Bach vor ſich hin, indem er über die Steine ſpringt, und dreht notgedrungen die Mühle und ruht aus, langſam weiterfließend, als ob er ſich beſinnen täte, in's Dorf hinein zu gehen, wo er ſich zu einem Teich umgeſtaltet, wo es aus und vorbei iſt mit ſeiner Geſchwätzigkeit und wo geſchwätzige Wäſcherinnen ſeinen Rand umſtehen. Da iſt Wechſel und Mannigfaltigkeit, Sonne und Schatten, Friſche und Wärme, Bewegung und Stille in der Landſchaft, und in ihren großen Rahmen treten dann auch die Weinberge hinein und die Haine von Obſtbäumen, welche ſich mit ihrer Pracht der Blüten oder Früchte aus den gartenmäßig bebauten Feldern erheben und den angenehmen Eindruck eines kräftigen, geſegneten Erdbodens erhöhen. Der Charakter der Landſchaft iſt idylliſch-romantiſch, mehr zum Gemüt als zur Phantaſie ſprechend, nicht großartig, nicht majeſtätiſch.

Das fand auch ein junger Mann, der ſeit einigen Tagen im Rheingau umherſtreifte, ganz allein nach Luft und Laune, kaum ſein Reiſehandbuch zu Rate ziehend. Ob dieſer oder jener Punkt der beſuchtere ſei ob dieſer oder jener Ort eine altrömiſche Niederlaſſung ſei, war ihm höchſt gleichgiltig. Er wollte nur liebliche Naturbilder ſehen, und ihnen durch Suchen und Finden einen lebendigen Reiz geben. Er kam vom Niederwald herunter gen Rüdesheim; aber er ging irr und ging weiter und weiter, bis er ſich plötzlich in einer kleinen wilden Schlucht befand. War ſie das ausgetrocknete Bett eines Baches — war ſie ein verlaſſener Waldweg — gleichviel! ſie bot mit ihrer grünen Kühle einen erfriſchenden Ruhepunkt gegen die Glut der Nachmittagsſonne. Der Boden der kleinen Schlucht war mit Moos bedeckt und ihre beiden Abhänge dicht bewachſen mit Haſelſtauden und Brombeer-, Schlehdorn-, Geisblatt- und wildem Roſengeſträuch. Am Fuß der Gebüſche ſproßte in Menge die violette Campanula und die dunkelrote Feldnelke aus dem grünen Graſe hervor und die Konvolvel warf ihre feinen Ranken mit den zarten blaßroten Blumen von einem Strauche zum anderen. Der Wanderer ſetzte ſich unter einer Haſelſtaude nieder, die eine kleine natürliche Laube bildete, nahm ſeinen Strohhut ab, blickte um ſich und tat einen tiefen Atemzug, um die balſamiſche Luft einzuziehen, welche die blütenreiche Schlucht erfüllte. Die Grillen zirpten, die Käfer ſummten, die Heuſchrecken ſchwirrten; kein Laut ſonſt weit und breit. Der Wanderer ſchloß die Augen und verſenkte ſich mit allen ruhenden Geiſteskräften in dies Stilleben der Natur. Einige Minuten hatte er in dieſem halbträumenden und doch nicht bewußtloſen Zuſtande verbracht, da ſchaute er um ſich, ob ſich in der Schlucht nicht die Spur eines Pfades zeige. Umſonſt! als er aber die Augen aufſchlug, ſah er in einiger Entfernung einen ſchmalen Steg, der über die Schlucht geſchlagen war. Alſo da oben geht ein Fußpfad, dachte er, wenn der Steg gangbar iſt! — Da trat aus den Gebüſchen, welche den oberen Rand der Schlucht einfaßten, eine Frauengeſtalt, ging mit leichtem, feſten Schritt über den Steg und verſchwand auf der anderen Seite wieder im Gebüſche. Ehe ſie aber den Steg verließ, blieb ſie einen Augenblick ſtehen, pflückte eine Convolvelranke, die haltlos von einem Strauch herabhing und ſchlang ſie um ihren runden braunen Strohhut. Dieſer kleine Halt dauerte gerade lange genug, um den Wanderer zu überzeugen, daß dieſe Erſcheinung kein Traumbild ſei. Sonderbar! dachte er; um mich auf den rechten Weg zu bringen, ſchwebt ſie da zwiſchen Himmel und Erde an mir vorüber. Indem lief eine große däniſche Dogge, eilfertig ihrer Herrin folgend, über den Steg. Wie das hübſch iſt — dies Waldfräulein, begleitet und beſchützt von dem treuen Hunde! man denkt unwillkürlich an eine Romanze von Uhland, ſprach der Wanderer bei ſich ſelbſt und erhob ſich von ſeinem Moosſitze. Statt der Schlucht in ihren Windungen zu folgen, beſchloß er, auf kürzeſtem Wege dem Waldfräulein zu folgen, das ihn ja zu bewohnten Stätten führen mußte — und er kletterte an der einen Wand der Schlucht aufwärts durch das dichte Strauchwerk. Oben angelangt ging er dem Punkte zu, wo der Steg gelegt war und fand dort einen ſchmalen, wenig betretenen und kaum erkennbaren Fußpfad, der durch einen jungen Buchenwald lief.

In welcher Einſiedelei lebt denn das Waldfräulein? fragte er ſich ganz erwartungsvoll und ſchritt vorwärts. Plötzlich öffnete ſich der Wald und ein liebliches Bild entfaltete ſich vor ihm. Er ſtand auf einer mäßigen Anhöhe, ihm zu Füßen lag ein enges Wieſental, in deſſen Mitte ein zierliches gothiſches Kirchlein ſich erhob, und rings umher begrenzten Hügel mit reicher Bebaumung. die ſich in grünen Wellen von den Höhen hinabzog, jede Ausſicht. Tiefer Friede, unzerſtörbare Stille bildeten den Charakter des Gemäldes. Der Kirche gegenüber lehnte ſich ein Haus an die Hügelwand. Wenn das Waldfräulein dort wohnt, ſo hat es eine reizende, weltabgeſchloſſene Klauſe; dachte der Wanderer, ſtieg in's Tal hinab und ging der Kirche zu. Als er ſich der Tür näherte, ſah er plötzlich die Dogge, die ſeitwärts im Graſe ſich ausſtreckte und die nur ihren mächtigen Kopf aufhob und ihn klug anſah, aber ihn ſeines Weges gehen ließ, als ob ſie wiſſe, daß ſie hier niemand zu melden habe. Die Tür war nur angelehnt; er trat in die Kirche. Sein erſter Blick fiel auf das Waldfräulein; ſie kniete ſtill vor einem Seitenaltar, die Convolvelranke hing um ihren Hut. Ihr Geſicht konnte er nicht ſehen, denn es war von dem Hut beſchattet und ſie hatte den Kopf geſenkt. Aber ihre Stellung und

Haltung trugen dermaßen das Gepräge tiefer Andacht, daß er ſich ganz tief davon berührt fühlte — ob wohl, ob weh — er wußte es nicht! Einige Landleute beteten auch noch in der Kirche. Dann ging einer nach dem andern hinweg. Der Wanderer folgte einem alten Mann, der einen Talweg zwiſchen den Hügeln einſchlug, und fragte ihn, was dieſe Kirche hier in der Einſamkeit zu bedeuten habe, da ſie ja augenſcheinlich ganz neu gebaut ſei. Er erfuhr, dies ſei Mariental, ein alter, beliebter Wallfahrtsort des Rheingaues. Über ein halbes Jahrhundert ſei die Kirche eine Ruine geweſen, und deshalb habe man das alte Muttergottesbild in die Pfarrkirche von Geiſenheim flüchten müſſen; dennoch hätten die Leute immer einen Zug nach dieſer alten Gebetſtätte behalten und jetzt, da die Kirche durch den Herrn Biſchof von Limburg, vermittelſt frommer Gaben, ſo ſchön aufgebaut und hergeſtellt ſei, werde der Beſuch ſehr zunehmen, denn die Muttergottes ſei die liebe Königin des Rheingaues. In dem Hauſe, der Kirche gegenüber, wohnten Geiſtliche, welche den Gottesdienſt und den Wallfahrerdienſt zu beſorgen hatten. Der Wanderer dankte für die Auskunft, fragte nach dem Wege, erfuhr, daß er hier durchs Tal gehend nach Johannisberg, über die Berge aber nach Rüdesheim und Geiſenheim gelange, und ging zur Kirche zurück. Doch die Dogge war verſchwunden und die Tür geſchloſſen. Es tat ihm leid. Er hätte gern noch einmal die Betende geſehen, wie ſie abermals, jedoch geiſtiger Weiſe, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte.

Er ſchlug den Weg über die Berge ein, durch einen Hain von niederem Laubholz, das eine weite Ausſicht über reichbebaute Fluren bot, die allmälig zum Rhein ſich hinabſenkten und jenſeits desſelben aufs neue ſich ausbreiteten, ſtromaufwärts in die große Ebene um Mainz auslaufend, ſtromabwärts zu dem Höhenzug anſteigend, der bei Bingen die Rochuskapelle trägt. In breiten Windungen floß der ſchöne Strom majeſtätiſch dahin; bald entzog ihn eine Gruppe von Bäumen oder eine Senkung des Weges gänzlich dem Blicke, bald blitzte er mit glänzenden Funken und Streifen durch das Laub oder zwiſchen den Einſchnitten des hügeligen Bodens auf; bald lag er da, weit und frei, durch die untergehende Abendſonne in einen goldenen Spiegel verwandelt, bis er jenſeits Bingen in einer Krümmung zwiſchen dunklen Felſen, die ſeine Ufer zuſammendrängen, dem Blicke entſchwindet und den Rheingau verläßt.

Der Wanderer hatte mehr auf die liebliche Landſchaft, als auf ſeinen Pfad geachtet; überdas ſehen ſich die zahlreichen Feld- und Fußwege zwiſchen den Weinbergen und durch die Fluren alle wie Brüder ähnlich. Er war müde, wünſchte

Rüdesheim zu erreichen und ſchaute ſich um, ob nicht in der Nähe ein menſchliches Weſen ſei, das ihm Auskunft geben könne. Er entdeckte niemand, aber ein kleines Häuschen, wahrſcheinlich eine Winzer- oder Gärtnerwohnung, lag unfern am Abhange eines Hügels. Er ging darauf zu. Es ſah trotz ſeiner Einfachheit ungemein freundlich und zierlich aus, mit ſeinem breiten, vorſpringenden Schindeldache, mit dem hölzernen Altan, der um einen Teil des oberen Stockwerkes herumlief, mit der Fülle von Schlingpflanzen, die zum Altan, ja über ihn hinwegkletterten. Rankende Roſen, wilder Wein, die Ariſtolochia mit ihrem breiten ſchirmenden Blatte, die große violette Glocke der Cobea, der zierliche Jasmin, Geisblatt, Kapuzinerkreſſe, Efeu, das alles wand und ſchlang ſich durcheinander und um das Erdgeſchoß des Häuschens herum. Das obere Stockwerk lag auf dem blumigen, duftenden Grün wie ein Neſt auf einem Blütenbuſch. Die reizendſte Gärtnerwohnung, die ich je geſehen habe, ſagte der Wanderer zu ſich ſelbſt, indem er über das niedrige, kaum fußhohe Gemäuer hinwegſchritt, das, von einer Reihe von Weymouthskiefern verſteckt, den Pfad begrenzte. Er war nun augenſcheinlich im Bereiche des Gartens. Vor dem Häuschen lag ein Raſenplatz, aus deſſen Mitte ein rundes Roſenbeet voll der ſchönſten Remontanten aufſtieg, das alle Schattierungen vom zarteſten Karmin bis zu dem dunkelſten Purpur verſchmolz. Neben dem Hauſe ſtand eine Gruppe von Catalpen und Akazien, die einen Röhrenbrunnen mit laufendem Waſſer und einige Gartenſtühle und Tiſche beſchatteten. Das Waſſer lief in einen gewöhnlichen ſteinernen Trog; aber der ganze Brunnen war wie verſchleiert von der graziöſen Pflanze Frauenhaar, die weich und voll in grünen Locken über den feuchten Rand herabhing. Kein Menſch läßt ſich blicken. Vielleicht iſt dies Häuschen nur ein unbewohnter Pavillon, in welchem man nur einige Morgen- und Abendſtunden zubringt; auf dem Altan muß eine ſchöne Ausſicht ſein, dachte der Wanderer und ging auf die Treppe zu, die neben der Haustüre von außen zum Altan hinaufführte. Kaum hatte er die untere Stufe betreten, ſo erſchien auf der oberſten die däniſche Dogge und ſchlug einen ſo tiefen drohenden Ton an, daß es wie ein ferner Donner klang. Aber der Wanderer erkannte ſogleich das ſchöne Tier und dachte: Nun hat ſich das Fräulein, die betende Pilgerin, in eine Gärtnerin verwandelt! ſie wird mir Beſcheid geben. Und kühn betrat er die zweite Stufe. Jetzt ſchlug die Dogge ſo furchtbar, ſo erzürnt an, und trat ihm ſo entſchieden einen Schritt entgegen, daß er auf dem Punkte war, zurückzugehen; doch zugleich rief eine weibliche Stimme:

„Ruhig, Cerberus!" und aus der Türe des oberen Stockwerkes, die auf den Altan führte, trat die Herrin der Dogge, ging zur Treppe vor, legte ihre ſchmale, weiße Hand auf den Kopf des wachſamen Tieres und fragte mit einer unbeſchreiblich melodiſchen Stimme:

„Was wünſchen Sie, mein Herr?"

Der Wanderer nahm ſeinen Hut ab und ſagte mit dem Tone und dem Anſtande eines wohlerzogenen Mannes:

„Vergebung! ich hielt das liebliche Häuschen für unbewohnt und wollte auf dem Altan die Ausſicht bewundern und etwas ruhen."

„Das ſteht Ihnen frei," ſagte ſie und trat mit ihrem Cerberus von der Treppe zurück. Bevor ſie ſich wendete, rief er haſtig:

„Und darf ich auch noch um eine Andeutung des Weges nach Rüdesheim bitten?"

„Gehen Sie den Kiesweg hinab, durch den Garten, am Schlößchen vorüber, ſo kommen Sie auf die Chauſſee, die rechts nach Rüdesheim und links nach Geiſenheim führt," ſagte die ſchöne Dame.

Sie grüßte leicht und verſchwand durch die Türe, welche in das Haus führte. Quer vor derſelben legte Cerberus ſich nieder und ließ ruhig den Wanderer die Treppe hinaufſteigen und zur anderen Seite des Altans gehen, wo eine Bank ſtand, auf die er ſich ſetzte. Das iſt aber eine wunderbare Schönheit! ſprach er ganz froh zu ſich ſelbſt. Neben der verſchwindet die Landſchaft! Für mein Leben gern würde ich ſie noch einmal ſehen .... aber ſie iſt keine Gärtnerin, mit der ſich ein Geſpräch über die Kultur der Remontanten anknüpfen ließe! o nein! Gott weiß, wer ſie iſt! .... Wie ſchön ſie da ſtand, wieder zwiſchen Himmel und Erde, ein edler Paradiesvogel in ſeinem Blumenneſte! — Seine Blicke glitten höchſt zerſtreut über die Landſchaft fort, obzwar ſie im ſchönſten Farbenſchmelz der abendlichen Beleuchtung vor ihm lag. Er ſuchte auf dem Altan Entdeckungen zu machen; hinter ihm war ein geöffnetes Fenſter. Vorſichtig ſah er ſich um; es konnte ja jemand im Zimmer ſein, vielleicht ſie ſelbſt! ... Welcher Unſinn! Er ſtand auf und ging auf dem Altan hin und her. Da konnte er leicht in das offene Fenſter blicken. Es war augenſcheinlich ein Speiſezimmer: der runde Tiſch in der Mitte, das Büffet, die Stühle mit braunem Leder bezogen, weiter nichts! Es führten noch zwei Fenſter auf den Altan, allein ſie waren durch grüne Jalouſien geſchloſſen, vielleicht um die Sonnenſtrahlen auszuſperren. Dann hatte der Altan ein Ende und die Ausſicht beſchränkte ſich dort auf die Rebſtöcke, welche den ganzen Hügel bedeckten. Das Häuschen lag am Abhange desſelben zwiſchen Weinberg und Garten. Da die Rekognoszierung weiter nichts ergab, ſo hielt es der Wanderer für geraten, ſich nach Verlauf einer Viertelſtunde zurückzuziehen. Als Cerberus ihn kommen ſah, hob das kluge Tier nur ſeinen Kopf auf; und als der Fremde nicht der Türe, ſondern der Treppe zuging, ließ Cerberus ihn hinabſteigen, erhob ſich dann, reckte und ſtreckte ſich, und legte ſich auf ſeinem eigentlichen Wachtpoſten als lebendige Barrikade gerade da nieder, wo die Treppe auf den Altan mündete.

Der Wanderer ging den Kiesweg hinab, der rings um den Raſenplatz und dann in eine ſogenannte engliſche Gartenpartie ſich verlief, — eine höchſt wunderliche Benennung; denn die wirklichen engliſchen Gärten ſind die großartigſten von der Welt und dieſe nachgeahmten gehören zu den kleinlichſten. Ehe er dies Bosquet von Jasmin, Cytiſus, Flieder und ähnlichen Geſträuchen betrat, wendete er ſich um und ſah noch einmal das Häuschen an. Eben wurden alle Fenſter geöffnet, vermutlich um die Abendkühle und den friſchen Duft von dem Weinberge und dem Garten einzulaſſen. Aber nicht die ſchöne Herrin beſorgte dies Geſchäft, ſondern irgend eine Zoſe. Zugleich wurden von kräftiger und doch zarter Hand einige Akkorde auf dem Flügel angeſchlagen, denen im ſchnellen Übergange das Adagio aus Beethovens „Sonate pathétique“ folgte. Der Wanderer trat ſchnell in's Bosquet hinein, um ungeſehen horchen zu können. Er war ſehr muſikaliſch und kein Komponiſt ging ihm über Beethoven. Wo er einen Ton von ihm hörte, fühlte er ſich angeſprochen, belebt. Aber wie kam dies ſchöne Weſen in dem freundlich ſtillen Hauſe zu dem melancholiſchen Adagio, zu dieſem Seufzer eines totwunden, ſchweigenden Herzens! Und wie ſchön ſie ſpielte! welch ein perlender Anſchlag und dennoch wie ſammetweich, wie ſchmelzend und klingend der Ton! Er horchte mit Wonne bis zum Schluſſe des Adagio's, deſſen letzter Akkord gleichſam im Grabe untergeht, und dann verſtummte der Flügel. Nachdem der Wanderer einige Zeit geharrt hatte und alles ſtumm blieb, eilte er weiter, denn es dunkelte ſtark und er wünſchte vor einbrechender Finſternis dem Bereiche des Gartens entronnen zu ſein. Der Garten hatte etwas recht Altertümliches, Taxuspyramiden, ſternförmige Blumenbeete, eine herrliche Lindenallee; er war in Übereinſtimmung mit dem altertümlichen Schlößchen, an dem der Wanderer zuletzt vorüberging, und beide bildeten einen ſchlagenden Gegenſatz zu dem Schweizerhauſe und deſſen Umgebung. Die ganze Beſitzung machte ſich aber ſehr gut, und ſo gewiß herrſchaftlich, was dem Wanderer ſehr gefiel. Es war doch nicht jeder Zoll Erdboden wie ein Kapital behandelt, das Zinſen zu bringen hat.

Das große Tor war bereits geſchloſſen; doch durch ein Nebenpförtchen gelangte der Wanderer auf einen Fahrweg, der zwiſchen Nußbäumen fortlief und auf die Chauſſee mündete, die nach Rüdesheim führte. Dort nahm er ſein Nachtquartier, um am anderen Morgen das Dampfboot zu beſteigen. Als er die freundlich bunten Bilder überdachte, welche der Tag ihm vorgeführt hatte, den Niederwald, Marienthal und das Schweizerhäuschen, ſprach er zu ſich ſelbſt: Ja! das alles war lieblich und ſchön war die Erde; aber das Schönſte . . . war zwiſchen Himmel und Erde! — Das Adagio der **Sonate pathétique** erklang vor ſeinem inneren Ohre und ging in ſeine Träume über.

Am anderen Morgen war der Himmel grau und die Luft feucht. Es hatte über Nacht geregnet. In Erwartung eines Dampfſchiffes, das zu Tal ging, wollte der Wanderer die Brömſerburg in Augenſchein nehmen. Er ging der Kirche von Rüdesheim zu, die etwas erhöht liegt. Ein großes Kruzifix, weithin ſichtbar, fiel ihm in die Augen. Es ſtand auf dem Kirchhofe und ein hoher alter Apfelbaum breitete die knorrigen Zweige zu einem natürlichen Baldachin darüber aus. Zu Füßen des Kreuzes ſtand ein Betſchemel und zwei Männer und eine ſchwarze Frauengeſtalt knieten darauf. Merkwürdig, dachte der Wanderer; die Leute beten hier zu Lande eigentümlich ungeniert! ein Bild wie dieſes bekommt man bei uns nie zu Geſicht, und es hat doch etwas ſo einfaches, ſo herzliches, als müſſe es überall hinpaſſen! — Indem trat eine andere Frauengeſtalt unter die Kirchtüre, ſchaute umher und ging dann raſch dem Kreuze zu. Er erkannte ſie ſogleich mit einer Art von frohem Schrecken an der ſchlanken, großen Geſtalt und dem leichten Gange. Heute ſieht ſie erſt recht aus wie eine Pilgerin, dachte er. Geſtern trug ſie ein helles, luſtiges Sommerkleid: heute ein graues Kleid mit einem runden Mäntelchen, und wieder ihren breiten, braunen Hut; dazu lederne Halbſtiefel. Sie muß ſo etwas wie eine Fee ſein! dachte er; denn nur eine ſolche kann in dieſem Anzuge ſo idealiſch anmutig ausſehen! Wohin mag ihre Wanderſchaft gehen? . . . . ach, gewiß weiter als zur Brömſerburg.

Als die ſchöne Pilgerin ſich dem Betſchemel näherte, erhob ſich die ſchwarze Frauengeſtalt und nahm einen Korb und einen Regenſchirm auf, die neben ihr ſtanden. Aber die Pilgerin kam ihr zuvor und ergriff ſchnell den Korb, um ihn zu tragen. Das wollte jene nicht zugeben, und ſo verſtändigten ſie ſich endlich dahin, daß die ſchwarze Frau, deren Anzug eine Ordensſchweſter verriet, den Korb und die ſchöne Pilgerin den Regenſchirm nahm. Nun trägt ſie wahrhaftig den ſchweren baumwollenen Regenſchirm ihrer Gefährtin! murmelte faſt unwillig der Wanderer. Beide gingen an ihm vorüber. Er nahm den Hut ab und die ſchöne Pilgerin neigte freundlich das Haupt, wie jemand, der gewöhnt iſt, gegrüßt zu werden. Er ſah ihnen nach, bis ſie verſchwunden waren. Dann fragte er einen Maurerburſchen, der des Weges kam:

„Wer war das?“

Er hatte die Pilgerin im Sinne; aber der Burſche ſagte:

„Die Mägde Chriſti, welche die Kranken bedienen,“ denn ſie hatten auch ihn in einer ſchweren Krankheit gepflegt. Und er ging vorüber.

Alſo zu den Mägden Chriſti hält ſich demütig die ſchöne Frau, dachte der Wanderer. Morgens trägt ſie ihnen den baumwollenen Regenſchirm nach und dient mit ihnen den Kranken, und Abends geht ſie wallfahrten und ſpielt die **Sonate pathétique**: das muß eine liebliche Seele ſein. Und er ſchlug den Weg zur Brömſerburg ein.

* * *

Das Schweizerhäuschen.

Ein herrlicher Morgen! alle Vögel ſingen, alle Blumen duften, alle Bienen ſummen um die blühende Lindenallee, alle Gräschen und Blättchen prangen mit einem Diamanttropfen von Tau an ihrer Spitze und auf den glänzenden und feurigen Remontanten liegt er wie ein feiner ſilberner Perlenregen. Ein leiſer Luftzug ſäuſelt durch die Zweige der Bäume und Geſträuche und ſetzt das Laub in eine leichte Schwingung, bis es nach und nach unter der höher ſteigenden Sonne und ihrem heißen Strahle ſtill wird, und gleichſam einſchläft, bis der Abendwind es wieder weckt. Cerberus ſtreckt ſich behaglich auf dem kühlen Raſen aus, ſchnappt zuweilen nach irgend einem unbeſonnen umherſchwirrenden Käfer und folgt unverwandten Blickes ſeiner Herrin. Sie geht ohne Rückſicht für den Raſen auf ihm umher und um das Beet von Remontanten, von denen ſie die ſchönſten, die bereits ganz aufgeblüht ſind, abpflückt und zu einem Strauße ſammelt. Dem Wanderer, der vor einigen

Tagen ſo ſehr durch ihre Erſcheinung überraſcht wurde, war das zu verzeihen; die Schönheit hat eine eigentümliche Anziehungskraft, denn ſie iſt in der Ordnung der Natur das vollkommenſte Gebilde, das aus der Hand Gottes hervorgegangen iſt. Dieſer Zauber wird unglaublich dadurch erhöht, wenn ſich die Schönheit gleichſam entdecken läßt, und unglaublich gemindert, wenn ſie ſich zur Schau ſtellt. Der Salon, der Ballſaal rauben ihr den höchſten Reiz: friſche Unbefangenheit. Hier, am ſtillen Sommermorgen, in ländlicher Einſamkeit, unter Bäumen und Blumen, blühte verborgen eine ſeltene Schönheit. Groß, ſchlank, zart, roſig, nachläſſig, aber edel, melancholiſch, aber lächelnd, ſah ſie ganz aus wie ein Paſtellgemälde von der Meiſterhand der Roſalba. Ihr reiches, blondes Haar hatte den Farbenton, den man cendré nennt, und den man jetzt nur äußerſt ſelten noch trifft. In's gelbliche, rötliche, bräunliche ſpielt das Blond ganz hart und ganz alltäglich hinüber; den feinen, weichen, aſchgrauen Schimmer hat es verloren. Sie beſaß ihn, und wie ein Kranz legte ſich dies ſchöne Haar in einfachen Flechten um ihren Kopf, den ſie mit eigentümlicher Grazie ein wenig geſenkt trug, aber ihn zuweilen mit der lebhaften Bewegung einer Gazelle hob, wenn ſie etwas ins Auge faßte. Das Auge war der Glanzpunkt in ihrem Antlitze, ein großes, tiefblaues, weitgeſchnittenes, mächtiges

Auge, in welchem Lächeln und Tränen ebenſo verſchmolzen, wie Adel und Einfachheit in ihren Zügen und in ihrer Haltung. Da die vollkommenſte Schönheit doch immer irgend eine kleine Unvollkommenheit beſitzt, ſo hätte man an ihr tadeln können, daß ihre Schultern zu ſchmal für ihre Größe waren und ihre Haltung nicht gerade genug. War dies aber ein Mangel an Kraft und Geſundheit, ſo gab er ihr dafür eine unvergleichliche Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit der Bewegungen, und hätte ſie zur Zeit des indiſchen Königs Nal gelebt, der zur Gemahlin ein Mädchen begehrte, das, über den Weg laufend, keine Spur des Fußes im Sande zurückließ, ſo hätte ſie vielleicht den Thron Indiens beſtiegen. Sie trug keinen Hut, denn die Sonne war noch nicht über die Lindenallee emporgeſtiegen; aber ſie trug däniſche Handſchuhe und einen Morgenanzug von weißem Piqué.

Als ihr Roſenſtrauß zu einer wahren Garbe angewachſen war, ging ſie zum Brunnen, füllte eine Vaſe, die auf deſſen Rand ſtand, mit Waſſer, ſtellte die Roſen hinein und trug ſie die Freitreppe hinauf in's Speiſezimmer, wo ein Diener den Frühſtückstiſch für drei Perſonen bereitete. In einer gänzlich unbekannten Sprache machte ſie einige Anordnungen, und ging über einen ſchmalen Gang, auf den die Zimmer des oberen Stockwerkes mündeten, in ihren Salon. Der war nun ganz wie ſie: einfach, anmutig, anſpruchslos und doch geſchmückt, poetiſch und doch behaglich. In dieſem Raume lebte ein edles Leben; das empfand man, wenn man ſich darin umſah. Helle Tapeten, lichte buntgeblümte Vorhänge und Möbelbezüge von einfachem Zitz, in geſchmackvoller Übereinſtimmung mit der ländlichen Umgebung und dem Style des Häuschens; hier der Flügel, und ſchöne ernſte Muſikalien darauf; da der Bücherſchrank, und ſchöne edle Bücher darin; dort ein Arbeitstiſch, ein wirklicher, an dem wirklich gearbeitet wurde, dann verſchiedene Packete von baumwollenen und leinenen Stoffen lagen da in Erwartung von Scheere und Nähnadel. In allen Ecken, auf allen Tiſchen Blumen; Blumen in Vaſen, in Töpfen, in Kaſten. Dies Gemach war alles in allem: Empfangszimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer. Daneben lag ein Schlafzimmer, in demſelben Geſchmacke eingerichtet; und dies war die Hälfte des Stockwerkes. Die andere war in drei kleinere Zimmer geteilt, von denen das eine Speiſezimmer war, das andere bewohnte die Kammerjungfer, das dritte war unbewohnt.

Cerberus ſchaute freundlichen Blickes nach dem Bosquet und klopfte wohlwollend mit dem Schweif auf dem Raſen; denn obſchon niemand zu ſehen war, ſo hörte man doch ein paar Frauenſtimmen, die nach und nach näher kamen. Dann ſtand er auf und lief ihnen mit zärtlicher Unterwürfigkeit entgegen, als müſſe er ſie auf dem Gebiet ſeiner Herrin bewillkommen. Zwei Damen traten aus dem Bosquet, die eine ganz jung, auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau, erblühend wie die Morgenröte; die andere nicht mehr jung, ſehr klein und ſtark verwachſen, mit einem feinen, kränklichen Geſichte und einem ungemein liebreichen Ausdrucke. Sie ſtreichelte freundlich den gewaltigen Kopf des Hundes, während das junge Mädchen dem Häuschen zulief und fröhlich rief:

„Guten Morgen, Doralice! da ſind wir.“

Die Beſucherinnen waren Fräulein Crescenze und Eulalie von Derthal, und Doralice Ghioray empfing zärtlich die frühen Gäſte.

Fräulein Crescenze war eine ſtille, edle Seele, die unter ſchweren inneren Prüfungen und durch heiße verborgene Kämpfe ihre Ruhe errungen hatte. Als Kind war ſie durch ihre Schönheit, ihren Verſtand, ihre Anmut der erklärte Liebling ihrer Eltern, und ihr guter, zwölf Jahre älterer Bruder Erwin, der nichts von dieſen Vorzügen beſaß, wetteiferte mit den Eltern in Zärtlichkeit für die allerliebſte Crescenze, die das beſte Herz und den redlichſten Charakter mit ihrer Liebenswürdigkeit verband. Die Mutter hatte ſchon früh ein Ehebündnis zwiſchen dem Sohne ihrer Schweſter und Crescenze in's Auge gefaßt, und beinahe von der Wiege an galten die Kinder in beiden Familien für verlobt. Crescenze wuchs nicht bloß mit dieſem Gedanken auf, ſondern ihr Herz wuchs in denſelben hinein. Aber mitten in der erſten Jugendblüte wurde ſie in Folge einer heftigen und vernachläſſigten Erkältung von einem ſchweren Leiden befallen, das ihren Körper unter den grauſamſten Schmerzen verkrümmte und entſtellte, und ſie nach jahrelanger Qual in einem Zuſtande von andauernder Kränklichkeit zurückließ. Von einer Verbindung mit ihrem Vetter war keine Rede mehr. So lange ihre Eltern lebten, fand die arme Crescenze in deren verdoppelter Zärtlichkeit einigen Troſt für ihr zerſtörtes Lebensglück. Als dieſe aber ſtarben, traten unausſprechlich ſchwere, einſame Zeiten für ſie ein. Sie lebte freilich immer im Schlößchen, bei ihrem Bruder und in deſſen Familienkreis; aber ihr verwöhntes, ja etwas verweichlichtes Herz fand ſich nur mühſam und unter zerreißenden Qualen in ihre Stellung hinein: in das Bewußtſein, überflüſſig und entbehrlich zu ſein. Ihr Bruder hatte ſeine ganze Zärtlichkeit auf Weib und Kinder übertragen; er war immer ſehr gut und freundlich für Crescenze, aber ſie zählte doch in ſeinem Glücke, in ſeiner Zufriedenheit nicht mit. Noch weit weniger war das der Fall mit ihrer Schwägerin! überall ſtand ſie in zweiter Linie!

überall fühlte ſie ſich von der Liebe ausgeſchloſſen, die in ihrem warmen, innigen Herzen lebte. Doch mit der übernatürlichen Geduld, die aus dem Glauben entſpringt, nahm Crescenze ihre Trübſal als ein läuterndes Kreuz für ihre frühere Eitelkeit und jugendlichen Weltſinn hin. Sie lernte in der Entſagung aus Liebe zu Gott mehr und mehr ihre Freude finden, und als ſie ihr Ich nicht mehr in Anſchlag brachte, und als ſie, ohne auf ſich ſelbſt Rückſicht zu nehmen, täglich ihr Kontingent an Opfer ſtellte, da kam ein großer Friede über ſie, der jetzt unſäglich wohltätig auf Doralice wirkte.

Als ſie am Frühſtückstiſche ſaßen, ſagte Doralice leiſe ſeufzend:

„Es iſt alſo entſchieden: Celeſtine iſt verlobt mit dieſem Herrn von Friedingen. Geſtern Abend ſpät ſchickte ich noch einmal zur Poſt und bekam wirklich einige flüchtige Zeilen von der Mama, in denen ſie ſchreibt, die letzte Schwierigkeit ſei gehoben, indem der ältere Bruder die Apanage des jüngeren verdoppele.“

„Die letzte Schwierigkeit!“ ſagte Fräulein Crescenze traurig. „Aber die wahrhaft erſte und letzte Schwierigkeit — wird ihrer nicht erwähnt?“

„Gar nicht!“ entgegnete Doralice. „Ach, liebe Tante, Du weißt ja, das iſt keine für die gute Mutter.“

„Alſo abermals ein akatholiſcher Schwager!" rief Eulalie. „Ich begreife meine Schweſtern gar nicht mit dieſer ſonderbaren Liebhaberei!"

„Mögeſt Du es nie begreifen!" erwiderte Doralice ſanft und traurig.

„Doralice, ach verzeih!" rief Eulalia, ſtand ſchnell auf, umarmte die geliebte Schweſter und ſetzte hinzu: „Ich mache es vielleicht ſelbſt einmal nicht beſſer."

„O!" rief Doralice lachend, „das iſt zu viel! Dein Bedauern mit Deinen Schweſtern darf nie weit genug gehen, um ihre Handlungsweiſe zu billigen und nachzuahmen."

„Das iſt aber recht ſchwer, wenn man ſie lieb hat," entgegnete Eulalia. „Man will ſie durchaus rechtfertigen, und hat man Gründe dafür gefunden, ſo kann man dieſe, bei vorkommendem Falle, auch auf ſich ſelbſt anwenden."

„Darum iſt es eben durchaus notwendig, ſich zu gewöhnen, Perſon und Handlungsweiſe in unſerer Beurteilung von einander zu trennen," nahm Fräulein Crescenze das Wort. „So machte es unſer göttliches Vorbild, Chriſtus. Er verdammt aufs ſtrengſte die Sünde und hat ein ſo zärtliches Erbarmen mit uns armen Sündern, daß er ſich für uns kreuzigen läßt. So macht es unſere heilige Kirche, in der Sein Geiſt wohnt. Auch ſie nennt Sünde, was Sünde iſt, warnt vor ihr, ſucht vor ihr zurückzuſchrecken; aber für uns arme Sünder hat ſie Nachſicht, Erbarmen, hat ſie Rettung und Heilmittel, wenn wir nur wollen, und wenn wir nicht wollen, immer noch das Gebet, auf daß ſich auch die Verſtockteſten, die Blindeſten endlich bekehren mögen. Deine drei älteſten Schweſtern, Eulalia, ſind nicht ſo erzogen worden, wie Du es biſt, und Du wäreſt vielleicht auch ganz anders, wenn Du nicht ſeit drei Jahren Doralice vor Augen gehabt hätteſt, die alles wieder einbringt, was ſie früher aus Unkenntnis verſäumt hat.“

Doralice ſchlug dankbar ihr ſchönes Auge zu der Tante auf und zwei ſchwere Tränen fielen von ihren Wimpern.

„Aber Celeſtine hat auch Doralice und ihr Beiſpiel gehabt,“ wendete Eulalia ein, „und handelt nun doch ſo unbeſonnen.“

„Ja, Kind,“ entgegnete Fräulein Crescenze lächelnd, „wenn ein gutes Beiſpiel genügte, um die Menſchen gut, vernünftig und tugendhaft zu machen, ſo gäbe es keinen Böſen und Leichtſinnigen auf Erden; denn alle beſitzen das erhabenſte Beiſpiel an Chriſtus und den lieben Heiligen. Aber alles Gute hienieden will nun einmal erkämpft werden. Da das höchſte Gut Gott iſt, und das höchſte Glück, Gott über alles zu lieben, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, welche Kämpfe erforderlich ſind, um ſich zu dieſem Standpunkt der Erkenntnis zu erſchwingen und trotz aller Verſuchungen dort zu beharren. Die arme Celeſtine hat es noch nicht ſo weit gebracht."

„Wie ſchwer iſt das Leben!" ſeufzte Eulalia, als ob ſie ſchon deſſen Bürde auf ihren jungen Schultern fühlte. „Ich will mir ein Flügelpaar ſuchen, um ihm zu entfliehen."

„Bei Lanner oder Strauß, nicht wahr?" ſagte Doralice ſcherzend.

„Mit nichten, Frau Gräfin!" erwiderte Eulalia munter; „meine Flügel ſollen himmliſcher Art ſein."

„Hat Henry nicht geſchrieben, ob er kommt, ob er Dir die Kinder bringt, Doralice?" fragte Fräulein Crescenze.

„Nicht eine Silbe höre ich von ihm," antwortete Doralice. „Aber ach, die Kinder wird er mir nicht bringen, da ich nicht auf ſeine Bedingungen eingehe."

„Wer weiß! ſolche ſtarre Charaktere werden zuweilen überwunden, wenn ſie auf große Entſchiedenheit treffen."

„Ich glaube, liebe Tante, Henry müßte zuvor noch mehr innerlich durcharbeitet werden, bis er ſich für überwunden erklärt. Die arme Suſanne hat ihn dermaßen verwöhnt, daß er es noch gar nicht faſſen kann, wenn nicht jedermann ihn als maßgebende Autorität anerkennt und verehrt.“

„Daß der liebe Gott eine ſo ungeheuer glückliche Ehe durch den Tod unſerer armen Suſanne auflöſte, iſt doch ganz unfaßbar!“ rief Eulalie.

„Ach, liebe Eulalie,“ ſagte Fräulein Crescenze, „das Ungeheure iſt ſelten nach der Ordnung der Gnade, und nur die iſt wahrhaft gottgefällig. Suſanna und Henry trieben einen förmlichen Idolenkultus miteinander. Wer weiß, ob der von Dauer geweſen wäre, ob ſich nicht bittere Enttäuſchungen eingeſtellt hätten, ob auf dies ungeheuere Liebesglück nicht mit der Zeit etwas viel Schmerzlicheres als der Tod gefolgt wäre. Alle ungeordneten Neigungen und Empfindungen rächen ſich durch ihre Verkehrtheit ſelbſt, indem ſie den Keim ihres Todes, das Übermaß, in ſich tragen.“

„Ich ſag' es ja: das Leben iſt ſchwer!“ wiederholte Eulalie, „und man ſollte doch nur gar nicht viel Umſtände machen, um extraordinär glücklich zu werden; denn plötzlich kommt der Tod und wirft alles über den Haufen.“

„Und die Seele bleibt allein mit Gott,“ ſetzte Doralice hinzu. „Ja, das iſt der Schluß jeder Geſchichte menſchlicher Schickſale; ein Schluß, an den man leider wenig denkt, wenn man im Anfang der Geſchichte iſt. Das erleben wir jetzt wieder an Celeſtine.“

„Vielleicht wird Herr von Friedingen katholiſch,“ ſagte tröſtend Eulalie.

„Mit dieſem „vielleicht“ beruhigt man ſich immer, wenn man ſich beruhigen will,“ entgegnete Fräulein Crescenze. „Es kann aber auch das Gegenteil geſchehen.“

„Ich werde der Celeſtine ſtatt des Glückwunſches einen eindringlichen Sermon halten,“ ſagte Eulalie, verließ das Speiſezimmer und ſetzte ſich im Salon an den Flügel.

„Liebe Tante,“ nahm Doralice nun raſch das Wort, „ich erhielt geſtern abend auch einen Brief von Blanca.“

„Nun?“ rief Fräulein Crescenze lebhaft.

„Er iſt vollkommen niederſchlagend.“

„Ach, das war zu erwarten! und dennoch hatte ich heimlich gehofft, Blanca werde Dir Gehör geben. Was antwortet ſie Dir?“

Doralice nahm den Brief aus der Taſche und las:

„Teure Doralice! Dein guter, lieber Brief hat mir viel Freude gemacht, denn Dein treues Herz ſpricht ſich darin warm und innig aus — und das tut mir immer ſehr wohl. Ich bedarf viel Liebe. Je mehr ich mich in der Welt umſehe, deſto gleichgültiger werde ich gegen die glänzenden Nichtigkeiten, an denen ich früher ſo großes Gefallen hatte. Bälle und Schauſpiele, ſchöne Kleider, reicher Schmuck, ein brillantes Haus mit allem, was zum großen Weltleben gehört, erfreut mich nicht mehr. Ich muß es haben, das verſteht ſich, denn es gehört zu meiner Stellung, es iſt ein Erfordernis derſelben; aber ſeinen Reiz hat es verloren. Mir iſt der Sinn für einen höheren Schmuck des Lebens aufgegangen: für die Kunſt. In ihrer Ausübung findet man die Ideale wieder, die Liebe, den Schwung, die Glut der Empfindung, den Zauber der Phantaſie, die einen Roſenſchimmer über die graue Dürre der alltäglichen Verhältniſſe werfen und einen ſüßen Erſatz für manchen ſchmerzlichen Mangel bieten. Wie ich mit Spiridion ſtehe, weißt Du ja längſt: wir haben uns gegenſeitig volle Freiheit gegeben, da unſere Neigungen allzuſehr auseinander gingen, und dabei befinden wir uns beide viel beſſer. Daß wir es an keiner Rückſicht fehlen laſſen, verſteht ſich. Ein gemeinſames Daſein haben wir nicht; indeſſen leben wir ganz freundlich einander gegenüber. Spiridion überläßt mir die Erziehung unſeres Sohnes. Das liebe Kind ſoll für höhere Intereſſen gebildet werden. Kränklich wie es iſt, ſoll es von den feinſten Blüten des Daſeins zehren und, wie ich, in der Sphäre der Kunſt Befriedigung finden, inſoweit ſie auf Erden erreichbar iſt. Ich tauche unter, ich bade, ich ſchwelge in der Muſik. Ich habe immer einige ausgezeichnete Muſiker bei mir. Unſere Trio's ſollteſt Du hören, Trio's von Beethoven, Piano, Violine und Cello — Du würdeſt entzückt ſein. Aus dieſer himmliſchen Harmonie klingt eine himmliſche Offenbarung, die das Herz berauſcht, erquickt und aufwärts hebt. Das iſt Gebet, das iſt Religion: über ſich ſelbſt emporgeriſſen zu werden durch die Begeiſterung, welche aus der Schöpfung eines Genie's erlöſend von der dumpfen und ſtumpfen Alltäglichkeit, uns anweht. Sieh! da finde ich nicht bloß Troſt, ſondern Genuß und Freude. Da vergeſſe ich, wenigſtens für Augenblicke, daß nicht alles um mich und in mir roſenfarben iſt; da verſchmerze ich am leichteſten, daß das Glück, nach dem man in der erſten Jugend ſchmachtet, für mich ein Traum geblieben iſt; und eine höhere Weisheit als die: zu vergeſſen und zu verſchmerzen, gibt es nicht. Dies hat auch das Chriſtentum anerkannt, indem es Entſagung und immer Entſagung predigt; ſie iſt nur eine andere Form des Verſchmerzens. Gewiß, liebſte Doralice, es freut mich herzlich, daß Du, wie Du ſchreibſt, mehr und mehr Deinen Frieden findeſt; aber ich ſehe nicht ein, weshalb er nur auf dem Wege, den Du eingeſchlagen haſt, zu finden ſein ſoll. Jede Seele hat ihre beſonderen Bedürfniſſe, jedes Herz ſeine eigene Richtung. Dir ſagt die katholiſche Religion zu; meine Religion iſt der Kultus des Genius. Eine ewige Schönheit offenbart ſich uns Beiden: Dir in dem Werke der Erlöſung, wie der katholiſche Glaube ſie auffaßt; mir in dem Walten des Genies, das mit ſeinen Flammen und Blitzen den Sinn für Göttliches erſchließt. Könnteſt Du wirklich engherzig genug ſein, um zu glauben, daß man nur auf Deinem Wege ſeine Beſtimmung erfüllen könne? Was iſt unſere Beſtimmung? Entfaltung unſerer edelſten Kräfte; nicht wahr? ich kann mir wenigſtens nichts Höheres denken. Nun! zu dieſer Entfaltung bedürfen wir eines gewiſſen Spielraumes, und da wirſt Du mir doch gern zugeben, daß der eine ſich beengt fühlt, wo der andere zu Hauſe iſt. Die Lerche kann nicht ſchwimmen und der Goldfiſch nicht fliegen; aber ſie iſt allerliebſt in den Lüften und er im Waſſer. Ein großer Genius hat der Schöpfung des Weltalls vorgeſtanden. Warum ſollte er ſich nur gerade dem Menſchen gegenüber als klein, karg und eng erwieſen haben? Ich denke immer daran, wie unſere gute, zärtliche und kluge Mutter ſo oft ſagte: Gott iſt die Liebe! Der Liebe müſſen wir huldigen, teure Doralice: das iſt das Wahre, das Gemeinſame, das Verbindende, das Himmliſche in jedem Kultus. Liebend erfüllen wir unſere Beſtimmung, denn nichts arbeitet unſere edelſten Kräfte ſo fein und ſo tief aus, als die Liebe. Natürlich muß es eine edle Liebe ſein, d. h. ſie muß uns und andere glücklich machen: dann ſind wir der höchſten Liebe ähnlich; dann vereinigen wir uns mit dem göttlichen Liebesgedanken, aus dem die Schöpfung hervorgegangen iſt; dann ſind wir in Harmonie mit unſerem Urſprung, unſerer Sehnſucht, unſerem Ziel: wir löſen uns auf in Liebe. Du fragſt, ob ich die Gnadenmittel der Kirche brauche, ihren Lehren folge, ihre Sakramente benutze. Ich frage zurück: weshalb ſollte ich das, teure Doralice? Die Eſſenz dieſer Lehren, die Wirkung dieſer frommen Gebräuche iſt ja bereits mein eigen geworden: ich liebe etwas Himmliſches. Da der Kern mein iſt, ſo laſſe ich die Schale fallen. Und ob ich bete, fragſt Du. Beten iſt: begeiſterter Aufſchwung in eine höhere Region, worin die Seele wie in ihrem wahren Element ſchwimmt. Liebe Doralice! wenn ich eine Beethoven'ſche Symphonie höre oder ſpiele, ſo baut ſich mir geiſtiger Weiſe ein gotiſcher Dom auf, in welchem ich feuriger und andächtiger bete, als in irgend einer Kirche von Holz und Stein. Auch in dem Dom der Natur findet meine Seele

Schwung und Erhebung, und ich freue mich ſehr auf eine Reiſe, die wir in den nächſten Tagen antreten. Wir gehen nach der Schweiz, um den Sommer in Interlaken und den Frühherbſt in Vevay zuzubringen. Unter wir verſtehe ich den kleinen Spiridion und mich; der große Spridion iſt durch dringende Geſchäfte gezwungen, nach Bukareſt zu gehen. Da dieſe Reiſe, die er möglichſt ſchnell machen will, äußerſt angreifend iſt und ich nicht das mindeſte Verlangen habe, das langhaarige Volk der Wallachen kennen zu lernen, ſo habe ich mich für die Schweiz entſchieden, deren Alpenluft mir und dem Kinde heilſam ſein wird. Ein ausgezeichneter Virtuos auf dem Piano und Cello, ein höchſt genialer Menſch, begleitet mich; denn ohne Muſik würden mir die Gletſcher und die Seen der Schweiz nicht gefallen und die Bergluft nicht bekommen. Auch muß mein kleiner Dion täglich zweimal eine Viertelſtunde Unterricht auf einer kleinen Taſtatur nehmen, die für ſeine ſechsjährigen Fingerchen eingerichtet iſt. Das Kind verrät unglaubliches muſikaliſches Talent; das muß gepflegt werden! das kann ihn an mancher bedenklichen Klippe ſeiner ſpäteren Jugend vorüberführen. Da ich ſeine ganze Erziehung leite, hab' ich eine große Verantwortung übernommen und muß darauf bedacht ſein, nichts zu verſäumen. In der nächſten Zeit werde ich alſo, wie Du, liebſte Doralice, in einem Schweizerbauernhäuschen wohnen und da noch mehr wie ſonſt in herzlicher Liebe Deiner gedenken ꝛc. ꝛc.“

„Iſt das nicht eine grenzenlos beklagenswerte Verſchrobenheit?“ ſetzte Doralice hinzu, mit einer Stimme, in welcher Tränen zitterten. „Iſt nicht von Anfang bis zu Ende jedes Verhältnis, jedes Gefühl, jede Anſicht traurig verkehrt und ungeordnet? Welche Ehe! welche Erziehung! welche Glaubensloſigkeit! welcher Mangel an Vernunft und an ſittlichem Prinzip! welche traurige Liebe! — und Spiridion läßt ſie gewähren, weil er für ſich ſelbſt die Freiheit in Anſpruch nimmt, die ihm zuſagt. Arme Blanca! in welchen Nebeln wandelt ſie und in welchen Abgrund ſinkt ſie.“

„Ja wohl, arme Blanca!“ erwiderte Fräulein Crescenze. „Bei achtzehn Jahren, ſchön, ſtolz und eitel, trat ſie in die Ehe wie in einen Ballſaal: um Huldigungen zu empfangen und um ſich in Weltfreuden zu berauſchen. Keine religiöſe Grundlage, die ihr als Richtſchnur und Maßſtab für ihre Handlungen, Beſtrebungen und Gefühle hätte dienen können, gab ihr einen inneren Halt. Die ganze himmliſche Seite ihres Weſens war unentwickelt, ungepflegt, unbebaut, bot kein Gegengewicht gegen die irdiſche Seite, die den vollen Rauſch der Welt durſtig in ſich aufnahm. Der arme Spiridion, unfähig ſich ſelbſt, viel weniger ſeine Frau zu leiten, überließ ſie dem Taumel, der in einer tief entſittlichten, blendend übertünchten Geſellſchaft fürchterlich anſteckend iſt, ging ſeine Wege und ließ Blanca die ihren ſuchen. Kann man ſich wundern, daß ein Schwindel ſie ergriff, in welchem das Licht der Wahrheit ihr verſchleiert iſt, während ſie an die Gebilde ihrer Willkür, ihrer Phantaſie, ihrer Leidenſchaft ſich klammert, die immer da aufgehen, wo die Leuchte des Glaubens erliſcht. Ihr Brief macht mir den Eindruck, als wolle ſie nicht bloß Dich, ſondern noch mehr ſich ſelbſt überzeugen, wie ſehr ſie in Übereinſtimmung mit den Forderungen der Religion, der Vernunft und des Gewiſſens ihr Leben eingerichtet habe. Aber alles, was ſie ſagt, iſt hohl oder ſchief, iſt eine Entſtellung von urſprünglich Wahrem, oder eine ſinnloſe Phraſe, die der Wahrheit untergeſchoben iſt. Gott iſt die Liebe; ja! aber von welchem Gott iſt denn da die Rede? von Jupiter oder Oſiris? von Baal oder Baldur? Iſt aber mit St. Johannes von Chriſtus die Rede, nun, der hat eine Glaubenslehre gegeben, welche die Liebe ordnet und ſie nicht nach Willkür umher ſchweifen und greifen läßt. O, liebes Kind, nichts iſt gewiſſer, als daß das Menſchenherz dem Götzendienſte anheimfällt, wenn es Gott nicht dient, und daß der Tempel der Seele, den der heilige Geiſt nicht bewohnt, ein Tummelplatz für Idole wird."

„Man weiß es,“ entgegnete Doralice, „man fühlt es, das Gewiſſen bekräftigt es und dennoch, ach dennoch, gehört eine beſtändige Wirkung der Gnade und Hingebung an die Gnade dazu, um ſich fort von den Götzen und zu Gott hin zu wenden. Gibt es wohl etwas, das mehr für die Schwäche unſerer von der Erbſünde verwundeten Natur zeugte: Wir ahnen die Wonnen des Himmels in der ſeligen und heiligen Liebe und ſind trotzdem in beſtändiger Gefahr, uns von der unſeligen und unheiligen umſtricken und in die Tiefe hinabziehen zu laſſen, als ob ein Etwas in uns nach der Hölle verlange.“

„Arme Doralice!“ ſagte mitleidig Fräulein Crescenze.

„Nein! reiche, glückliche Doralice mußt Du ſagen, liebe Tante!“ rief Doralice feurig; „ich habe an Gott das beſtändige Opfer meines Herzens darzubringen.“

Sie hatte es. Graf Ghioray hatte ſich von ihr geſchieden und eine andere Frau geheiratet, oder vielmehr von derſelben ſich heiraten laſſen. Er war einer von den Männern, die immer von Frauen beherrſcht werden: ſehr eitel und ſittlich träge, mit Aufwallungen von Leidenſchaft, die in Gleichgültigkeit umſchlugen, viel zu bequem zu irgend einem energiſchen Widerſtand nach Innen wie nach Außen; nicht böſe aus Neigung oder von

Natur, aber häufig ein Spielball des Böſen, aus Schwäche. Als er Doralice heiratete, gefiel ſie ihm außerordentlich gut und vielleicht wäre er recht glücklich mit ihr geworden, wenn ſeine Mutter ihm das erlaubt hätte. Allein dieſe Mutter, die nur den einzigen Sohn hatte und für ihn von der Wiege an ein Orakel war, fühlte ſich tief verletzt durch ſeine Wahl. Er führte ihr eine katholiſche Schwiegertochter zu, ohne zu wiſſen, ob ihr dieſelbe gefalle! Einen ſolchen Akt der Verwegenheit hatte er nie geübt. Bis dahin hatte er jeden Schritt und Tritt ſeines Lebens mit ihr überlegt und, ohne es zu merken, von ihr die Richtung empfangen. Bei ſeiner Ehe mit Doralice war ihm aber etwas Ähnliches durch Frau von Derthal geſchehen. Mit ihrem „Nicht wahr?“ und ihrem freundlichen Lächeln und ihren graziös zuſammengelegten ſchneeweißen Händen, machte ſie ihm alles ſo leicht und ſo angenehm, und entfernte ſo gewandt jede Schwierigkeit, daß er gar nicht anders konnte, als mit ihren Anſichten und Anordnungen übereinzuſtimmen, ſo lange er ſich im Bereiche ihres Einfluſſes befand. Als er aber nach ſeiner Heimat zurückkehrte, gewann ſeine Mutter ihren Einfluß wieder umſomehr, als die arme Doralice gar keinen auf ihn hatte, weil ſie ganz demütig glaubte, ſie müſſe ihrem Manne folgen und von ihm geleitet werden; nicht er von ihr, denn er ſolle ja nach der

Ordnung Gottes der Herr und das Haupt ſein. Die Auffaſſung war dem guten Ghioray dermaßen fremd, daß er ſich gar nicht darin zurecht fand und nur zuweilen kreuz und quer dies und jenes befahl, um doch in etwas den Anſichten ſeiner Frau zu entſprechen, die ja nichts mehr wünſche, als ihm zu gehorchen und ihn zu ehren.

„Iſt dies nun Glück? fragte Doralice oftmals ſinnend ſich ſelbſt und ſah ſich um in ihren äußerlich glänzenden Verhältniſſen. Sie hatte nicht Blancas weltdurſtigen Sinn. Ihre zarte, edle Seele, ihr feiner Verſtand, ihr weiches und doch kräftiges Herz begehrten eine andere Nahrung, um zufrieden geſtellt zu werden, als das Blendwerk und den Taumel eines oberflächlich vergoldeten Lebens. Die bunte rauſchende Geſellſchaft, in der ſie ſich bewegte, ſagte dem ſinnigen, ſtillen Ernſt ihres Gemütes nicht zu; ſie wurde betäubt oder zerſtreut; nicht befriedigt. Sie verlangte Höheres. Wo bleibt denn die Liebe? fragte ſie ſich ſelbſt und ſeufzte. Die religiöſe Richtung lag auch in ihr ganz unentwickelt, kraft- und farblos da. Sie hatte wohl predigen hören von der Liebe zu Gott, die aus dem Glauben entſpringt; allein ſie hatte dieſe Liebe nicht leben ſehen. Fromme Aufwallungen, ſüße Gefühle, unbeſtimmtes Verlangen nach Gutem und Schönem, darin war ſie aufgewachſen und erzogen; das nannte Frau von Derthal Frömmigkeit. Statt aus einer von der Gnade getragenen, beharrlichen, von aller Schwankung der Gefühle unabhängigen Richtung des Willens auf Gott die Grundlage der Tugend zu machen, und ihre Kinder durch Selbſtverleugnung und Opferfreudigkeit dafür zu bilden, wollte Frau von Derthal mit einem unbeſtimmten Schwung der Empfindung, der freilich auch die Pflicht umfaſſen ſollte, dasſelbe Ziel erreichen. Sie bedachte nicht, daß dieſer Schwung ſtocken oder eine verkehrte Wendung nehmen werde, ſobald eine Leidenſchaft ſich ſeiner bemächtige, und daß ein Herz ohne den Kompaß der offenbarten Glaubenslehre, welche der Grundpfeiler der Sittenlehre iſt, an tauſend Klippen ſcheitern müſſe. Denn mit der Sophiſtik, die der Leidenſchaft eigen iſt, wird das Herz nicht bloß von ſeiner jedesmaligen Neigung ſich beherrſchen und überwinden laſſen, ſondern dahin kommen, zu behaupten: da die Pflicht mit der Empfindung umfaßt werden müſſe, ſo ſei eben das, was jetzt mit aller Kraft und Innigkeit das Gefühl umfaſſe und erſtrebe, Pflicht. Das iſt ein Komödienſpiel der gefallenen Natur. Hat aber das Herz keine ewig unwandelbare, in göttlicher Wahrheit gefeſtigte, objektive Richtſchnur und Leuchte, womit ſoll es denn ſeine krummen Wege meſſen und ſeinen Maskenanzug beleuchten? Weil aber Doralice ihre edlen Natur- und Gnadengaben nicht vergeudete, nicht abwärts zum Staube und deſſen Gebilde wendete, ſich nicht entſchloß, mit der Welt und wie die Welt glücklich zu ſein in deren Freuden und Genüſſen: ſo blieb der ſittliche Nerv, der nach Ewigem ſtrebt, bei ihr in aller Kraft und ſie begann mit den Wahrheiten der Religion ſich zu beſchäftigen. Freilich nur ſehr unvollkommen! ſie hatte keine Bücher, keine Anleitung. Sie lebte meiſtens auf dem Lande. Da war weit und breit umher alles calviniſch. Bücher gab es allerdings vollauf im Schloß: die ganze philoſophiſche franzöſiſche Literatur des vorigen Jahrhunderts und die ganze frivole Belletriſtik des jetzigen; die engliſchen und deutſchen ſogenannten Klaſſiker; eine Maſſe von Romanen, Gedichten, Schauſpielen. Doralice hatte die Wahl! Sie las dies und jenes: es machte ſie grenzenlos traurig. Als Mädchen hatte ſie mit ihren Dichtern ein gewiſſes phantaſtiſches Leben in den Wolken geführt; da war die Liebe immer in einer Glorie und der Schmerz immer edel und der Kampf immer feurig und die Träne immer ſüß und das Ideal immer erreichbar. Doch jetzt ſtand ſie mitten in der Wirklichkeit und die poetiſchen Phantaſien wollten ſich nicht auf dieſelbe anwenden laſſen, während ſie den Lebensbildern, welche ſie in Romanen gezeichnet fand, ſich nicht anpaſſen mochte. Ein paar Wintermonate brachte ſie alljährlich in Peſt und Wien zu. Da ſuchte und fand ſie denn zwar religiöſe Belehrung und Stärkung ihres ſchwachen Glaubenslebens; aber der Faſching machte ſeine unerbittlichen Anſprüche an ihre Teilnahme, und Ball- und Opernmuſik übertäuben leicht die Stimme eines geiſtlichen Führers.

Am ſchwerſten laſtete auf Doralice die feindſelige Stimmung ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Beide Damen waren eifrige Calvinerinnen und mit der fixen Idee behaftet, Doralice wolle ihren Mann, wie ſie ſich ausdrückten, katholiſch machen, während die arme Doralice erſt eben anfing, ſich ſelbſt etwas katholiſch zu machen. Beide Damen hatten auch an Ghioray erklärt, es ſei ein unverantwortliches und unausführbares Beginnen geweſen, daß er ſeine Zuſtimmung zu der Forderung gegeben habe, ſeine Kinder im katholiſchen Glauben erziehen zu laſſen; das ſei unmöglich. Ghioray erwiderte äußerſt befangen: er habe immer geglaubt, daß dies Projekt an ſeiner Unausführbarkeit ſcheitern werde, und daß Doralice zu klug ſei, um nicht mit der Zeit darüber zur Einſicht zu kommen und dieſe Forderung fallen zu laſſen. Als nun aber die ſehnlichſt erwartete Nachkommenſchaft ausblieb, ſahen beide Damen darin eine Strafe Gottes für dieſe törichte und unpaſſende Ehe, und regten mit ihren Klagen über dies Mißgeſchick Ghiorays Verſtimmung und Unzufriedenheit heftig auf. Sein heißeſter Wunſch war ein Erbe, damit nicht einſt nach ſeinem Tode die ältere katholiſche Linie, mit der die jüngere calviniſche ſeit dreihundert Jahren zerfallen war, das ganze Ghioray'ſche Vermögen in Beſitz nehme. Viel Bitteres hatte Doralice zu tragen. Von Ghioray ließ ſie es ſich mit großer Sanftmut gefallen, weil es ihr ſelbſt ſchmerzlich wehe tat, ſeine Hoffnung unerfüllt zu ſehen; aber gegen Schwiegermutter und Schwägerin hüllte ſie ſich in ſchweigende, abwehrende Kälte, was freilich nicht geeignet war, ſie zu verſöhnen. Dieſer Mißgriff von Doralice in der harten Schule des Lebens rächte ſich an ihr: es hieß, ſie ſei ein herzloſes Geſchöpf, ohne Liebe zu ihrem Manne, ohne Teilnahme für ſeine heiligſten Intereſſen; ſie habe ihn nur geheiratet, weil er ungariſcher Magnat und enorm reich ſei; ſie mache ihn höchſt unglücklich, denn die einzige Empfindung, deren ſie fähig ſei — religiöſer Fanatismus — ſtoße ihn zurück; und ſo brachten beide Damen es wirklich dahin, daß Ghioray für äußerſt beklagenswert galt, und ſich ſelbſt dafür hielt, weil er immer ein Echo fremder, ihm imponierender Anſicht war.

Ein neuer Unſtern ging über Doralice auf, als ſich eine Nichte ihrer Schwiegermutter bei derſelben niederließ. Die ſchöne Julia war eine höchſt einnehmende intrigante Frau, die ſo eben die offizielle Trauer um einen ſehr wenig betrauerten Gemahl abgelegt hatte, und ſich in ihrem ſchutzbedürftigen Witwenſtande zu ihrer Tante flüchtete, mit dem feſten Vorſatze, ſich baldmöglichſt einen anderen Beſchützer zu wählen. Das Schloß, welches ihre Tante als Witwenſitz inne hatte, lag nur eine halbe Stunde von dem Schloſſe, das Ghioray und Doralice bewohnten. Man ſah ſich täglich. Julia erkannte ſchnell die Verhältniſſe und ihre Tante ſchenkte ihr bald ein unumſchränktes Vertrauen. Mit Ghiorays Schweſter, die ſich viel bei ihrer Mutter aufhielt, weil die zerrütteten Vermögensumſtände ihres Mannes ihr peinlich waren, befreundete ſich Julia aufs innigſte. Konnte es fehlen, daß ſie den Kummer ſo lieber Verwandten zu dem ihren machte? daß ſie dem armen Ghioray herzliche Teilnahme ſchenkte? und war es zu verwundern, daß ſich dieſe Teilnahme mehr und mehr in eine zärtliche Neigung verwandelte? Tante und Couſine wunderten ſich gar nicht. Die herzloſe Kälte, welche ſie Doralice zuſchrieben, ſteigerte ſich in ihren Augen um ſo mehr, als Julia, gleichſam überwältigt von ihrer heftigen Neigung, ſie gar nicht zu verbergen ſuchte; dies warme Herz war gerade das, was Ghioray mißte und ſo ſehr bedurfte! Ob ſie Julias Komödie nicht ahnen wollten oder in der Tat nicht ahnten, ſei dahingeſtellt; Ghioray ahnte ſie wirklich nicht. Er wähnte ganz ehrlich, er habe eine immenſe Leidenſchaft geweckt, und da er ſehr eitel war, ſo erwiderte er ſie. Nun brachen die heftigſten Auftritte aus. Julia, bleich und in Tränen gebadet, wollte fort, wollte ſich ſtrafen durch Trennung, wollte den Frieden einer Ehe nicht ſtören, den ſie gefliſſentlich untergraben hatte, wollte ihr trauriges Herz mit ſeiner unüberwindlichen Liebe gleichviel in welchem Winkel der Welt begraben. Ghioray warf ſich ihr zu Füßen, beſchwor ſie zu bleiben, er könne nicht mehr leben ohne ſie. Endlich warfen ſich beide Doralice zu Füßen und flehten ſie an, ein Band zu löſen, das ſie nicht glücklich, Ghioray und Julia aber höchſt elend mache; Erbarmen zu haben mit einer gegenſeitigen glühenden Liebe; großmütig zu ſein und Herzensempfindungen zu ehren, wenn dieſelben ihr auch ein vorübergehendes Weh bereiteten, und dergleichen mehr. Doralice hatte Julia zwar nicht durchſchaut; dazu fehlte ihr Menſchenkenntnis, die nur durch manche herbe Erfahrung erworben wird; allein ihr gerader Charakter wurde durch Julias intriganten inſtinktmäßig abgeſtoßen und ſie hatte ſich immer fern von ihr gehalten. Und nun wollte dieſe Julia ſie aus dem Herzen und dem Hauſe ihres Mannes verdrängen?

Mit ruhiger Würde erklärte ſie, ſie wolle dieſen Auftritt von ganzem Herzen vergeſſen und vergeben, aber das Band der Ehe ſei fürs Leben geknüpft und weder mit noch ohne ihre Zuſtimmung aufzulöſen. Da erſchien aber ihre Schwiegermutter und erklärte ihr, dies ſei nur die „römiſche“ Anſicht, und die habe für andere Religionsgeſellſchaften durchaus kein bindendes Gewicht, ſei längſt mit dem Unweſen der „römiſchen“ Beichte, Prieſterweihe und ſonſtiger unbibliſcher und daher gottloſer Gebräuche abgeſchafft, was ganz notwendig ſei, um das Glück des Lebens und die Ehre der Familien zu retten. Es liege ein Unſegen auf dieſer Ehe: Doralice ſei kinderlos und Ghioray verlange durchaus einen Erben ſeines Namens und Vermögens; vielleicht werde Julia glücklicher ſein. Die Familie dürfe nicht ausſterben. Das werde ja auch von „den Römiſchen“ dermaßen anerkannt, daß ſogar der Prieſter, wenn er der letzte ſeines Hauſes ſei, die Erlaubnis erhalte, in den weltlichen Stand zurückzutreten und eine Ehe zu ſchließen. Doralice entgegnete, dies möge wohl ausnahmsweiſe in einer regierenden Familie, oder durch beſondere Umſtände veranlaßt, einmal geſchehen ſein. Es paſſe aber nicht auf ihren Fall, denn die Ghiorays exiſtierten zahlreich in der katholiſchen Linie. Die Gräfin erzürnte ſich noch heftiger, Julia weinte Tränenſtröme, Ghioray geriet in leidenſchaftliche Aufregung durch all’ den Wirrwarr, ſeine Schweſter kam dazu und verſtärkte die allgemeine Verſtörung. Doralice, von ihrem Manne verraten, von deſſen Verwandten angefeindet, ohne Beiſtand, ohne Schutz, ohne Freunde, in weiter Ferne von den ihren, rat- und hilflos, verletzt, beleidigt und gequält, kam auf den Gedanken, zu ihrer Mutter zu reiſen, und mit ihr dieſe traurigen Verhältniſſe und den Weg, den ſie zu verfolgen habe, in Überlegung zu ziehen, da ſie nicht vermochte, ſich brieflich über manches auszuſprechen, was Frau von Derthal doch wiſſen mußte, um die Lage der Dinge richtig zu beurteilen. Ghioray gab mit Freuden ſeine Zuſtimmung zu dieſer Reiſe. Es war ihm eine große Erleichterung, Doralice aus den Augen zu verlieren. Sie ſagte ihm, als ſie Abſchied nahm, ſie gehe, um ſich Ermunterung, Kraft und Mut zu holen, und um ihm Zeit zu geben, über das, was er zu tun habe, zur Einſicht und Beſinnung zu kommen. Sie bat ihn, ſich gegen den böſen Einfluß zu ſtemmen, der ihn zu einem Schritte hinreißen wolle, der ſeiner nicht würdig ſei; denn er habe ihr Treue gelobt, und nur in der Erfüllung dieſes Gelöbniſſes könne er wahres Glück, Ruhe des Gewiſſens und Frieden der Seele finden. Ghioray war recht gerührt. Hätte Doralice eine leidenſchaftliche Szene aufgeführt, hätte ſie ihn ſozuſagen mit Gewalt fortgeriſſen, ihn Julias Einfluß entzogen, ihn in ihre Heimat entführt: ſo wäre ſie vielleicht in dieſem Kampfe Siegerin geblieben. Aber dieſe Waffen ſtanden ihr nicht zu Gebote. Aufrichtig, ſanft und edel, wie ſie war, vertraute ſie zu ſehr dem guten Willen ihres Mannes und der eindringlichen Kraft der Wahrheit. Die heilige Schrift ſagt wohl mit Recht: „Die Kinder der Welt ſind klüger, als die Kinder des Lichtes;“ nämlich um weltliche Vorteile zu erringen und weltliche Abſichten zu erreichen, denn ſie verſchmähen kein Mittel. Durch ihre Abreiſe räumte Doralice das Feld für Julia. Ghioray geriet ganz in deren Botmäßigkeit, während ſeine Mutter und Schweſter dieſen allerdings unüberlegten Schritt der armen Doralice in ihrer Weiſe deuteten, indem ſie triumphierend behaupteten, jetzt komme es deutlich zu Tage, daß Doralice nie ein Herz für ihren Mann gehabt habe, denn ſie eile ja augenſcheinlich der Trennung entgegen, ja, arbeite gefliſſentlich darauf hin, indem ſie ihn in dieſem kritiſchen Augenblicke verlaſſe. Kaum war Doralice bei Frau von Derthal angelangt, als auch ſchon ein Schreiben Ghiorays ihr folgte und ihr ankündigte, die Eheſcheidung ſei eingeleitet. Frau von Derthal machte ihr lebhafte Vorwürfe, daß ſie nicht, wie ein guter Soldat, auf ihrem Poſten geblieben ſei und es nicht abgewartet habe, ob man ſie mit Gewalt aus dem Hauſe ſtoßen werde. Möglicherweiſe würde ſich Ghioray vor einem ſolchen Skandal gefürchtet haben. Doralice entgegnete traurig:

„Er vielleicht! aber Julia nicht. Je mehr Skandal, deſto lieber iſt es ihr, denn um ſo ſchwerer wird es ihm, ſich von ihr loszumachen. Sie compromittiert ſich abſichtlich, um ihr Ziel zu erreichen: ſie will Gräfin Ghioray werden und über mich und mein Recht hinweggehen. Ach, liebe Mutter, es iſt ſchwer auf einem Poſten auszuharren, wo man beſtändig ſolche Gottesbeleidigungen vor Augen hat! aber Du haſt Recht: ich hätte mich dennoch mehr demütigen und das äußerſte abwarten ſollen."

Sie antwortet ihrem Manne in dem Sinne, wie ſie immer zu ihm geſprochen hatte, einfach, ernſt, ruhig, ohne Vorwürfe, ohne Klagen; aber auch ohne ſein Verfahren als ſein Recht anzuerkennen. Julia las natürlich dieſen Brief und verſicherte, man müſſe erſtarren vor der eiſigen Kälte, die aus jedem Worte atme. Frau von Derthal ſchrieb natürlich in einem anderen Tone an ihren Schwiegerſohn; aber ſie hatte an der ſchönen, ſchlauen Julia ihre überlegene Meiſterin gefunden. Sie erreichte nichts. Ghioray wurde von Doralice geſchieden und heiratete Julia.

Bei dreiundzwanzig Jahren ſtand Doralice nun auf der Ruine ihrer Exiſtenz. Sie war in der traurigſten, peinlichſten, gefährlichſten Lage, die es für eine Frau geben kann: vermählt — und verſtoßen, gefeſſelt — und ſcheinbar frei; nicht aus Wahl, ſondern durch fremdes Unrecht genötigt, dem irdiſchen Glücke zu entſagen; abhängig von einer Kette, die nur erträglich iſt, weil zwei gemeinſam ſie tragen und deren ganze Schwere jetzt auf ihr allein laſtete. Aber ſie reifte in ihr Schickſal hinein und nahm es an mit einem großen, demütigen Herzen. Ihr Charakter entwickelte ſich ſchnell in dieſen Prüfungen, ihr Geiſt entfaltete ſich und gab ihr die Erkenntnis ihrer Stellung und des Weges, den ſie zu wandeln habe. Er war einſam; deshalb beſchloß ſie, ſich möglichſt von der Welt entfernt zu halten. Sie ließ ſich bei ihrer Mutter nieder, aber in ganz ſelbſtändiger Weiſe. Ein unbewohntes, halbverfallenes Häuschen, das am Rande des Gartens lag und in früheren Jahren von einem Pächter des Weinberges bewohnt wurde, baute Doralice nach ihrem Geſchmack und ihren Bedürfniſſen aus, und ſiedelte ſich darin mit den Dienſtboten an, welche ſie aus Ungarn mitgebracht hatte. So genoß ſie den Schutz und Troſt des Familienlebens, ohne doch in eine Abhängigkeit von ihrer Mutter zu geraten, die eine neue Laſt zu der ohnehin ſchon ſchweren Bürde ihres Lebens gelegt hätte. Die pekuniären Verhältniſſe ihrer Tochter hatte Frau von Derthal ihrem Schwiegerſohne gegenüber aufs beſte geordnet. Doralice überließ ihr das gern und ſagte nur:

„Ich habe Ghioray nicht geheiratet, um reich zu werden, und begehre es auch jetzt ſo wenig, daß ich nichts von ihm annehmen würde, wenn ich nur etwas eigenes Vermögen hätte.“

„Immer in den Wolken, ſüße Tochter! immer viel zu ätheriſch für unſere derbe, dürftige Erde!“ entgegnete Frau von Derthal zärtlich. „Nein, Kind, hätteſt Du Millionen, ſo wäre es dennoch die Sache Deines Mannes, für Deine ſtandesmäßige Exiſtenz zu ſorgen. Das iſt ſeine Pflicht und Dein Recht als Gräfin Ghioray. Einem ſolchen Rechte darf man um ſo weniger entſagen, oder es ſchmälern laſſen, als man ohnehin ſchon himmelſchreiendes Unrecht wehrlos erleidet.“

Während Doralice ihr Häuschen ausbaute und ſich beſann, wie ſie denn eigentlich ihr Leben darin einzurichten habe, um ein nicht ganz unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein, kam die Gnade Gottes ihrer willigen Seele zu Hilfe. Es wurde in einem benachbarten Orte eine Miſſion gehalten, das heißt die alte und ewig neue frohe Botſchaft des Evangeliums von der Schöpfung, der Erlöſung und der Heiligung des Menſchen wurde in einer zuſammenhängenden Kette von Predigten, welche ſchnell aufeinander folgten, durch Ordensgeiſtliche, die ſich dieſem apoſtoliſchen Berufe gewidmet haben, der Gemeinde vorgetragen. Große Heilige, welche das Menſchenherz gut kannten, wie der heilige Alphons von Liguori, der heilige Vinzenz von Paulo, der heilige Ignatius von Loyola, haben in dieſen Miſſionen für ganze Gemeinden eines der wirkſamſten Mittel gefunden.

um ein geſunkenes religiöſes Leben zu heben, ein laues zu erwärmen, ein warmes zu nähren und beflügeln. Das Neue hat nun einmal ſeinen Reiz für das bewegliche Menſchenherz! Predigte der Ortspfarrer auch beſſer als die Miſſionsprieſter, ſo iſt das doch ſeine Schattenſeite, daß er jahraus jahrein predigt; und iſt man ihm noch ſo ſehr in Liebe und Ehrfurcht zugetan, eine kleine Abwechſelung bleibt immer willkommen. Darum erſcheinen fremde Prieſter. Sie kommen wie himmliſche Boten, kennen niemand, kümmern ſich um nichts, gehen zum Altar, auf die Kanzel, in den Beichtſtuhl, dienen opfernd, predigend, richtend und ſühnend Gott und den Seelen, und ziehen fort nach einer Woche oder zwei oder drei gerade ſo wie ſie gekommen ſind, arm, anſpruchslos, unbelohnt. Sie haben nichts anderes gepredigt, als die uralte, ewigreine, geoffenbarte, chriſtliche Glaubenslehre. Aber daß die Grundwahrheiten der Religion in gedrängter, abgerundeter Zuſammenſtellung Schlag auf Schlag einander folgen; daß durch dieſe raſche Folge deren innere Einheit und die notwendige Beziehung, in der ſie ſtehen, einleuchtend in die Augen ſpringt, daß nicht ſechs Wochentage voll zerſtreuender Arbeiten und betäubender Geſchäftigkeit zwiſchen jeder Predigt liegen und reichliche Muße zum Vergeſſen derſelben gewähren; daß hingegen drei bis vier Predigten täglich, von denen man kaum eine einzige verſäumen darf, um nicht den Faden zu verlieren oder eine Lücke in der Belehrung zu ſpüren, die Aufmerkſamkeit feſſeln und die Gedanken bei dem Hauptpunkte feſthalten, welcher Zweck und Ziel aller Miſſionen iſt: bekehre dich zu Gott! rette deine Seele! das gibt dieſer uralten, ewigeinen Glaubenslehre, welche die katholiſche Kirche ſeit den Tagen der Apoſtel verkündet, eine ſo friſche, ſo überwältigende Kraft, daß ſich nur einzelne, jedem höheren Einfluß unzugängliche Gemüter ihr gegenüber in der Abgeſtorbenheit der Seele zu erhalten vermögen. Die gewöhnliche Frucht der Miſſion iſt: Hebung des religiöſen, Beſſerung des ſittlichen Lebens, Bekehrung großer und lange verſtockter Sünder. Eine Miſſion erleuchtet den Verſtand, überzeugt die Vernunft, zermalmt das Herz, gewinnt den Willen; und ſomit kann der Menſch nicht länger widerſtehen: die Donner der göttlichen Wahrheit und die Balſamſtröme der göttlichen Liebe überwältigten ihn: er jammert nach ſeiner Verſöhnung mit Gott.

Doralice ſank in die Miſſion hinein, wie in das Element, nach welchem ihre Seele ſchmachtete. In gedrängter Klarheit entfaltete ſich vor ihr das ganze katholiſche Dogma in ſeiner weltumfaſſenden Großartigkeit, in ſeiner herzerfüllenden Tiefe; ſo wunderbar einfach, daß es dem Verſtändniſſe eines Kindes zugänglich iſt; ſo wunderbar hoch, daß ein Rieſe an Geiſt es mit der feinſten und ſchärfſten Spekulation nicht überflügelt, nicht erſchöpft; wunderbar anziehend wie der Sternenhimmel, der vor der ſinnenden Betrachtung ſeine ſüß und ſelig ſtrahlenden Konſtellationen aufrollt; wunderbar gebieteriſch wie das Sonnenlicht, das alle Finſternis aus den verſteckteſten Schlupfwinkeln verſcheucht. Nie war ihr die ganze Ökonomie der Heilsordnung ſo klar und umfaſſend vor die Seele getreten. Nie war ihr die Schönheit des Gnadenlebens ſo aufgegangen und ſo ausführbar erſchienen. Sie maß ſich ſelbſt, ihr Tun und Treiben, ihr Wollen und Streben nach dieſem Maßſtabe, und ehrlich geſtand ſie ſich ein, daß ſie kaum in den äußeren Umkreis der Gnadenordnung eingetreten ſei und nur ganz auf deſſen Oberfläche ſich bewege. Dem Kern und Herd derſelben: der Liebe zu Gott, ach! wie fern war ſie davon! — Sie wohnte der ganzen Miſſion bei, verſäumte keine Predigt. Es war im Dezember. Das hinderte Doralice nicht zu Frau von Derthals größter Beſorgnis, jeden Morgen um halb fünf Uhr fortzufahren, um dem erſten Meßopfer beizuwohnen. Gegen Mittag kam ſie zurück und Nachmittags fuhr ſie wieder von dannen. Ihre Ponies hatten nie eine ſo ſchwere Zeit gehabt. Fräulein Crescenze begleitete ſie faſt immer; zuweilen auch Celeſtine; aber die frühen Morgen- und ſpäten Abendſtunden verbot die Mutter.

„Es iſt ja ein ſehr ſchweres Opfer, dieſen herrlichen Vorträgen nicht immer beiwohnen zu können,“ ſagte Frau von Derthal; „allein Geſundheitsrückſichten gehen jeder Neigung vor. Celeſtine iſt einer ſolchen körperlichen Anſtrengung und geiſtigen Spannung nicht gewachſen, und um ſie darüber zu tröſten, bleibe auch ich zu Hauſe.“

Celeſtine bedurfte dieſer Tröſtung gar nicht. Sie war wenig geneigt, religiöſer Einwirkung ſich hinzugeben. Von Eulalie war noch gar nicht die Rede. Frau von Derthal fand es durchaus überflüſſig, Kinder in die Predigten gehen zu laſſen. Mein Gott, wozu auch? Ein Kind iſt ja ſo fromm und gut, daß es durch Kirchenbeſuch unmöglich beſſer werden kann. Ja, es könnte vielleicht ſogar in irgend einer Predigt etwas hören, was ihm nicht heilſam wäre. Eulalie wurde alſo auch dann nicht mitgenommen, wenn Frau von Derthal ſich herabließ, eine Predigt zu beſuchen, aus der ſie jedesmal mit der ſtehenden Redensart zurückkam:

„Wäre ich nicht eine durch und durch gläubige Katholikin, ſo müßt' ich es nach einem ſolchen Vortrage werden. Die Patres verſtehen es, die Forderungen des Glaubens mit den Anſprüchen der Vernunft in Übereinſtimmung zu bringen.“

Eulalie antwortete einmal ganz arglos:

„Die Patres, Mama? hat Chriſtus das nicht von Anfang an verſtanden?“

„Doch, doch!“ entgegnete Frau von Derthal etwas überraſcht. „Aber die Patres haben das Talent der richtigen Auslegung.“

Eulalie war nicht umſonſt Miß Vernons Zögling geweſen.

Wie ein Schmetterling, der ſeine Chryſalide eben verlaſſen hat, auffliegt und ſich wiegt auf den kaum entfalteten und noch ungeübten Flügeln, aber ſchon mit froher Luſt über der Blumenwelt ſchwebt, ging Doralice aus der ſegensreichen Miſſion hervor. Sie war wirklich das geworden, was ihre Mutter zu ſein wähnte: eine gläubige Katholikin. Bisher hatte ihr von Natur frommer Sinn ſie geleitet; aber ſie erkannte, daß ſie mit demſelben, der Raupe gleich, nur am Boden gekrochen ſei und keine Ahnung gehabt habe von dem unſäglichen inneren Reichtum des wahren katholiſchen Lebens, welches den armen Menſchen durch die weſenhafte Geminſchaft mit dem Gottmenſchen Chriſtus ſchon hienieden zu einem Genoſſen der Seligen macht, verſteht ſich ſo, wie die Seligkeit des Hienieden beſchaffen ſein muß, um die der Ewigkeit zu erlangen: kreuzesſelig. So wird fortan mein Leben ſein, ſprach Doralice zu ſich ſelbſt und zu dem frommen Pater, der ihr Seelenführer geworden war; ich muß mehr und mehr trachten, mein Herz frei von allen irdiſchen Beziehungen und Verhältniſſen zu machen, denn ich ſtehe zwiſchen ihnen wie ein Fremdling, dem keine Anſprüche vergönnt ſind, und der zurückgewieſen oder gedemütigt würde, wenn er ſie dennoch machen wollte.

„Friede den Menſchen, die guten Willens ſind!“ ſangen die himmliſchen Heerſcharen in jener heiligen Nacht, welche den Heiland der Welt in der Krippe zu Bethlehem ſah. Die Verheißung geht alle Tage in Erfüllung. Wo ein Herz, und ſei es auch noch ſo arm, noch ſo eng, noch ſo dunkel! aus ganzem Willen Chriſtus aufnimmt, da zieht der Friede ein. Doralice gewann nach und nach ihre Abgeſchiedenheit lieb. In der gleichmäßigen Stille ſänftigte ſich die Unruhe und Aufregung, welche ſie aus der Vergangenheit mitgebracht hatte. Sie füllte ihre Gegenwart mit edlen nützlichen Beſchäftigungen aus. Kurz vor ihrer Ankunft im Schlößchen war Miß Vernon nach Rom gerufen, wo ihr Bruder im Begriffe war, denſelben Schritt zu tun, den er vor einigen Jahren ſo bitter an ihr getadelt hatte: er wollte zur katholiſchen Kirche zurückkehren. Bis ſich eine paſſende Gouvernante finde, übernahm Doralice deren Platz bei Eulalie; und nachdem ſich eine gefunden hatte, blieb ſie dennoch gleichſam die Oberlehrerin der geliebten kleinen Schweſter, denn vor ihr Forum brachte Eulalie alles, was ſie hörte und lernte, und Doralice mußte ihr Gutachten abgeben, ob es mit der katholiſchen Wahrheit übereinſtimme oder nicht. Die neue Gouvernante war nämlich eine ſchottiſche Sektirerin, eine Bibel-Chriſtin, wie ſie ſagte, übrigens voll Talent und Wiſſen. Doralice hätte keine Tochter ihrer Mutter ſein müſſen, um nicht zärtlich an ihrer Familie zu hängen, obzwar ſich jetzt, mehr als vor ihrer Verheiratung, ziemlich verſchiedene Richtungen in derſelben äußerten. Am wohltuendſten war ihr der Umgang mit Fräulein Crescenze, deren ſtilles, im Lichte des Glaubens abgeklärtes Gemütsleben ihr ein troſtvolles Vorbild des Opfers und der Entſagung war. Frau von Derthal hatte ſich immer mit aller Freundlichkeit bemüht, ihre Töchter möglichſt fern von der Tante zu halten. Sie fürchtete, deren Frömmigkeit könne anſteckend werden, weil ſie ſo lieblich war. Und das iſt ja ſehr ſchön und glücklich für die arme, von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelte Crescenze, dachte Frau von Derthal; allein für meine Kinder wäre es des Guten etwas zu viel. In ihrer jetzigen unabhängigen Lage war Doralice aber ungehindert in ihrem Umgange mit der Tante. Dann hatte ſie die große Familie Chriſti, die Armen, zu ihren Brüdern und Kindern angenommen, und das iſt ein Feld, auf dem es der regſamſten Tätigkeit nie an Arbeit fehlt. Muſik und Bücher gewährten ihr auch eine genußreiche Unterhaltung, und ſo glitt die Erinnerung an die Freuden und Leiden ihrer Ehe immer tiefer in das große Meer der Vergeſſenheit hinein, das ſich in jedem Herzen, es ſei ſo klein es wolle, ausbreitet. Füllte ſich aber dennoch einmal ihr Auge mit Tränen und ihre Seele mit Weh, wie das allen begegnet, mögen ſie im Glücke ſchwelgen, oder Enterbte des Glückes ſein: ſo kniete ſie mit ihnen zu Füßen des Kreuzes hin.

Lord Henry.

Zu Roderich's freudigſter Überraſchung traf eines Tages ſein Bruder, Conrad von Friedingen, in Ems ein. Conrad liebte Roderich mit einem Gefühle von väterlicher Zärtlichkeit und hatte ein großes Verlangen, deſſen Braut kennen zu lernen. Überdas riet ihm ſein Hausarzt, den Gebrauch der Heilquellen von Ems einer Traubenkur vorhergehen zu laſſen. Nun war er da. Als Roderich ihn der Frau von Derthal vorſtellte, ſeufzte ſie unwillkürlich ganz heimlich: O wäre doch Eulalie zwei Jahre älter . . . . oder wenigſtens ein Jahr! ſo gut gefiel ihr Conrad, ſo ſehr hätte ſie ihn zum Schwiegerſohn gewünſcht. Freilich wurde dieſer Wunſch zuerſt angeregt durch ſeine vorteilhaften äußeren Verhältniſſe, allein Conrad's Perſönlichkeit unterſtützte ihn mächtig. Er war in ſeiner Erſcheinung, ſeinem Benehmen, ſeiner Haltung ein durchaus angenehmer, gebildeter, feiner Mann, gegen den der arme Roderich, trotz ſeinem Paradeton — oder wegen desſelben! — ſtark in Schatten trat. Conrad's Kränklichkeit war ihr jetzt ein Troſt! gewiß brauchte er ein oder zwei Jahre, um ſeine Geſundheit herzuſtellen; dann war Eulalie ſiebzehn Jahre alt! man mußte nur ſuchen, ihm den Familienkreis ſo anziehend und feſſelnd zu machen, daß er ſich nirgends heimiſcher, nirgends mehr angeſprochen fühle. Sie empfing ihn alſo mit der herzlichen Liebenswürdigkeit, die ihr ſo ſehr zu Gebote ſtand und trug als erſte Frucht derſelben ganz leicht Conrad's bereitwillige Zuſage davon, Roderich's Apanage zu erhöhen.

„Nun ſage mir, wie gefällt Dir Celeſtine?“ rief Roderich, „iſt ſie nicht ein deliciöſes Mädchen? welch' eine Hand! welche Taille! welch' ein fröhlicher Sinn, welche elegante Haltung und doch ſo gar nichts Geziertes und Verſchrobenes im Benehmen! Sogar wenn ſie auf einem Eſel reitet, ſieht ſie allerliebſt aus, ein Kunſtſtück, das ihr wenig Damen nachmachen können, auf Ehre! obgleich ſie hier alle eine unglückliche Paſſion für dieſe miſerabeln Spazierritte zu Eſel haben. Natürlich reit' ich mit — was tut man nicht aus Liebe! — Nun ſprich doch, Conrad! iſt ſie nicht ein engelhaftes Perſönchen?“

„Ja wohl, lieber Roderich,“ entgegnete Conrad lächelnd, „ja wohl! Ich wünſche nur, daß Du es auch in zehn Jahren finden mögeſt.“

„Und Frau von Derthal! iſt ſie nicht charmant? ſo etwas Weiches, Einſchmeichelndes! .... und ſo unbegreiflich gut konſerviert, daß ſie ja bildſchön iſt. Ich muß ihr gegenüber immer denken: O du ganz und gar charmantes Kätzchen, ſollteſt du auch kratzen können? — Das muß ich denken, auf Ehre!“

Da Conrad den kleinen, kurzen, ſtoßenden Schritt des Eſels nicht für ſeine Bruſt vertrug, ſo fuhr Frau von Derthal von nun an lieber mit ihm und dem Brautpaare ſpazieren. Das gab ihr Gelegenheit, ſich ungeſtörter mit Conrad zu unterhalten und ihn beſſer kennen zu lernen, um ihn ganz unmerklich für ihren Plan zu gewinnen: er ſollte ſich für den Winter in Rüdesheim niederlaſſen, in dieſem Nizza des Rheingaues; eine Behauptung, die noch nie gemacht worden war, die ſie aber durch Gott weiß was für Geneſungen unterſtützen wollte. Sie fuhren einmal nach der alten zerſtörten Benediktinerabtei Arnſtein, die auf einem Felſen an der Lahn als ſchöne Ruine in einſamer romantiſcher Umgebung liegt. Es war ein Etwas in der Scenerie, das Conrad an die ſchöne Pilgerin von Marienthal erinnerte. Er fragte Frau von Derthal:

„Iſt Ihnen im Rheingau eine junge Dame bekannt, die von einer großen däniſchen Dogge begleitet, ſpazieren geht?“

„Vielleicht kenne ich ſie,“ entgegnete Frau von

Derthal; „allein Sie müſſen ſie etwas näher beſchreiben."

„Das kann ich nicht," entgegnete Conrad; „ich kann keine Einzelheit angeben! aber ſie machte mir den Eindruck .... einer wilden Roſe."

„Ah, das wird Doralice ſein!" ſagte Frau von Derthal lächelnd.

„Ja! das iſt Doralice!" rief Conrad lebhaft.

„Aber kennen Sie denn Doralice?" fragte ſie.

„Kein Menſch auf Erden heißt Doralice!" entgegnete er; „darum wird ſie es ſein, die immer zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt."

Und er erzählte, wie er ihr begegnet ſei. Zum Schluß ſagte er:

„Wer iſt denn aber dieſe Doralice?"

„Meine älteſte Tochter," antwortete Frau von Derthal.

In unverhoffter Freude war Conrad's Blick aufgeſtrahlt, verdüſterte ſich aber eben ſo ſchnell, als Frau von Derthal hinzuſetzte:

„Doralice Ghioray."

Sie iſt alſo vermählt und nur zum Beſuch bei ihrer Mutter! ſprach er zu ſich ſelbſt. Daß dieſe idealiſche Perſon mit ihrem idealiſchen Tun und Treiben doch verheiratet war, kam ihm ganz ſeltſam, ja unglaublich vor. Er freute ſich außerordentlich, ſie nicht bloß kennen zu lernen, ſondern ſogleich in eine nähere Beziehung zu ihr zu treten. Aber wo war nur der Mann dieſer holdſeligen Doralice?

Später einmal erfuhr er es. Frau von Derthal ſprach ſehr rührend über das Herzeleid, welches die Mütter, in Folge herber Schickſale ihrer Töchter, zu tragen hätten. Auch ſie hatte das ihre: Suſanne war tot; Doralice von einem Manne getrennt, der ſich mit einer anderen Frau vermählt hatte. Ah! dachte Conrad bei ſich ſelbſt, darum kennt ſie den Schmerz! darum ſpielt ſie das Adagio der Sonate pathétique ſo wunderſchön. Es war aber etwas in dieſer Auskunft über Doralice, was ihm ſehr angenehm war. Sie iſt frei, wie ſich das ſchickt für dieſe Tochter der Luft! dachte er in ſeinem Wahne von beliebiger Schürzung und Löſung des Ehebandes.

Die Brunnenkur der Frau von Derthal war zu Ende. Sie verließ Ems, nachdem ſie die Vermählung des jungen Paares auf das Spätjahr angeſetzt hatte. Bei ihren drei älteren Töchtern hatte ſie nie ſo lange gezögert. Da brauchte ich keine häusliche Einrichtung zu beſorgen, und die erfordert Zeit, ſagte ſie. Auch hatte keiner jener drei Schwiegerſöhne einen Bruder, den ſie zu feſſeln wünſchte! je länger ſie die Vermählung verſchob, deſto länger blieb Conrad in ihrer Nähe und Eulalie war ja in dem Alter, wo man mit jedem Tage in die Schönheit hineinwächſt. Aber hierüber ſchwieg Frau von Derthal. Sie lud nur Conrad einfach und herzlich ein, ſie von Rüdesheim aus recht oft zu beſuchen; er finde bei ihr einen vortrefflichen Flügel und in Doralice und Miß Dundee zwei tüchtige Pianiſtinnen. Zufrieden mit der Gegenwart und voll Hoffnung für die Zukunft verließ ſie Ems. Warum aber war ſie ſo ungeduldig, ihre Töchter zu verheiraten? war denn alles roſenfarbig in der Ehe? — o nein! blieb ſie nicht einſam zurück, wenn ſämtliche Kinder ihr Haus verlaſſen hatten? — o ja! Dennoch teilte ſie die Manie mancher Mütter, welche es als eine Art von Ehrenſache und Befriedigung ihrer Eitelkeit betrachten, daß ihre Töchter ſich verehelichen, ſowie ſie aus der Kinderſtube treten, und deshalb entwarf ſie, obwohl Eulalie noch darin war, bereits einen Eroberungsfeldzug.

Kurz vor ihr war ihr Schwiegerſohn, Lord Henry Enisdale, mit ſeinen beiden kleinen Kindern im Schlößchen eingetroffen. Sein kurzes Eheglück hatte der Tod früh getrennt. Witwer ſeit einem Jahre, hatte er ſeine angebetete Suſanne an ihrem Grabe betrauert und beweint. Wie das denn aber geht: man kann nicht lebenslänglich weinen und trauern um verlorenes Glück. Die Tränen verſiegen, der Schmerz mindert ſich; und nun tritt das Leid in eine neue und ſehr bittere Phaſe: das Herz fühlt ſich leer und bemerkt, daß es nicht immer troſtlos und in Trauer begraben ſein werde. Lord Henry wollte ſeine Schmerz- und Liebesgefühle auf der Stätte auffriſchen und beleben, die Suſanne ſo geliebt hatte und wo ſie geſtorben war: in ihrem heimatlichen Schlößchen. Lord Henry war von großer Energie der Empfindung und ergriff mit Leidenſchaft das, was er und was ihn ergriff. Stockte aber die Leidenſchaft, ſo wußte er nichts mit ſich ſelbſt, mit der Welt, mit dem Leben anzufangen und verfiel in Spleen. Hätte ein himmliſches Geſetz ſeine Energie gelichtet, gelenkt, geordnet und beherrſcht, ſo hätte er ein ungewöhnlich tüchtiger Menſch werden können. Jetzt war er nur ein excentriſcher im wahren Sinne des Wortes; ihm gebrach ein innerer Mittelpunkt, um den er, wie um ein heiliges Banner, ſeine Kräfte hätte ſammeln können, und er vergeudete ſie. Ganz jung war er in die Marine eingetreten, hatte des Vaters Einwilligung halb ertrotzt, halb errungen. Die Kühnheit, die Gefahr, die Bewegung, die kaltblütige Beherrſchung des Elements und der Ereigniſſe, alles dies, was dem Seemannsleben einen großartigen Charakter gibt, entzückte ihn. Überdas war England die Königin der Meere und ihre glorreiche Herrſchaft wollte er ausbreiten helfen;

denn England war ſein Idol und Englands Größe ſein Kultus. Der Idolendienſt geht aber aus Blindheit hervor. Er ſah, er hörte, er urteilte nur nach dem Maßſtabe, den ſein Idol ihm gab — und was es nicht gab, das exiſtierte gar nicht für ihn. Er ging nach Indien, er machte den Opiumkrieg in China mit, er ſchwelgte in Englands Macht und Größe. Als aber ſein Vater in ein langwieriges Leiden verfiel und ſeine Mutter ſtarb, verließ Lord Henry ohne Zögern ſeine ihm ſo ſehr zuſagende Laufbahn, um ſich ganz dem geliebten Vater zu widmen, von dem er eine Reihe von Jahren getrennt geweſen war. In Nizza ihn pflegend, fand er Suſanne und in ihr ein neues Idol. Sie wurde der Gegenſtand einer grenzenloſen Leidenſchaft, die ſich mehr und mehr ſteigerte, als ſich ein Bruſtleiden in ihr entwickelte, welches den ſchlimmſten Ausgang befürchten ließ. Sie ahnte es nicht. Sie war unausſprechlich glücklich. Mit grenzenloſer Zärtlichkeit ſchmiegte ſie ſich ihm an, hatte keinen anderen Wunſch, als ſeinen Willen zu erfüllen; keine andere Anſicht, als ſein Urteil für unfehlbar zu halten; kein anderes Geſetz als ſein Wort. Er war ihr nicht an Gottes Statt, ſondern Gott ſelbſt. Sie fühlte wohl nach und nach eine gewiſſe Abnahme ihrer Kräfte; aber, wie alle Bruſtkranken, hatte ſie tauſend Troſtgründe. Sie war ja nie bettlägerig, huſtete nur etwas, war nur etwas angegriffen. Den letzten Winter ihres Lebens brachte er mit ihr auf der Inſel Madeira zu. Doch umſonſt! die Flamme ihres jungen Lebens ſank und ſank. Sie wünſchte den Sommer in ihrer Heimat, bei ihrer Mutter, zwiſchen ihren Schweſtern zu verbringen. Lord Henry war glücklich, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen. Er hoffte, daß die Luft des Rheingaues das Wunder an Suſanne tun werde, was die Luft der Inſel Madeira nicht getan hatte; ſo unmöglich ſchien es ihm, ſie zu verlieren. Es war ein rührendes Bild: die ſchöne junge Frau, mit der hektiſchen Röte auf den abgezehrten Wangen, den eingeſunkenen glänzenden Augen, der hinſinkenden Geſtalt, der tonloſen, flüſternden Stimme, und neben ihr der ſchöne ernſte Mann, ſie zärtlich bewachend und pflegend, auf jedes Wort lauſchend, jedem Blicke folgend, mit namenloſer Angſt ſeine Beſorgniſſe unterdrückend, damit ſie nicht beunruhigt werde und damit er ſich ſelbſt über ihren Zuſtand täuſchen könne; und zwiſchen ihnen zwei liebliche Kinder, die nichts ahnten von der Gefahr der Mutter und von des Vaters Sorgen.

Frau von Derthal ging ganz auf Lord Henrys Anſicht ein, man müſſe Suſanne in Hoffnung einwiegen und einſchlummern laſſen. Doralice dachte an die Seele ihrer armen lieben Schweſter und fand ein Echo für ihren Gram nur im Herzen von

Fräulein Creſcenze. Lord Henry war ein Hochkirchler, denn die Hochkirche war nun einmal die „**establishd church**“, die ein- und feſtgeſetzte Kirche, wie das merkwürdige Wort heißt, das man ſo oft in England hört. Die „**establishd church**“ iſt die Kirche, deren Oberhaupt die Krone Großbritanniens trägt; ſie iſt gleichſam identiſch mit Englands Macht und Geſetz. Genug für Lord Henry, um ihr anzuhängen. Da Suſanne wie ein willenloſes Kind alles liebte und guthieß, was er liebte und guthieß, ſo fürchtete Doralice, daß ſie zum Anglikanismus abgefallen ſei. Daß ſie der katholiſchen Kirche nicht mehr angehöre, war leider längſt klar, da ſie weder dem Gottesdienſte beiwohnte, noch die Sakramente empfing, noch ein kirchliches Gebot beobachtete. Übrigens hatte ſie ſich ja ſelbſt in demſelben Augenblicke von der katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen, als ſie eine Ehe einging, in welcher die Nachkommenſchaft akatholiſch werden ſollte. Doralice hatte ſich mit Fräulein Creſcenze beſprochen und beide faßten Mut, um mit Lord Henry zu reden. Doralice ſagte ihm einmal in einem einſamen Augenblicke mit Tränen im Auge:

„Lieber Henry, wir können uns nicht länger über Suſannen's Zuſtand täuſchen. Sollten wir nicht ſuchen, himmliſche Tröſtungen ihr zuzuwenden?“

Lord Henry ſtarrte Doralice an und fragte:

„Was meinen Sie damit, Doralice?"

Sollten wir ſie nicht mild auf den ernſten Augenblick vorbereiten, wo die Seele vor dem Throne Gottes erſcheinen und Rechenſchaft ablegen muß über ihr Erdenleben?"

„Dies himmliſche Weſen bedarf keiner Vorbereitung!" rief er aufgeregt. „Ihr ganzes Leben iſt eine zärtliche und vollkommene Pflichterfüllung"

„Es iſt ſchön, daß Sie das finden, Henry, und es freut mich innigſt für Suſanne," entgegnete Doralice ſanft; „dennoch würde ſie ſelbſt vielleicht anders ſich beurteilen und ach! vielleicht würde auch Gott es tun."

„Nonſens, Doralice! wäre Suſanne ſo demütig, ſo würde das ja nur ihre Vollkommenheit erhöhen und folglich müßte Gott dann um ſo zufriedener mit ihr ſein."

„Lieber Henry, die katholiſche Kirche tritt zärtlich zu ihren abſcheidenden Kindern und taucht ſie durch die heiligen Sakramente in das Blut Jeſu ein. Nur die Seele, die im Purpurſchmuck dieſes göttlichen Blutes vor dem Throne Gottes erſcheint, wird in Ihm einen gnädigen Richter finden, denn dies Blut allein iſt Unterpfand und Mittel ſeiner Gnade;" ſagte Fräulein Crescenze, vor der Lord Henry eine große Verehrung hatte.

„Beſte Tante," entgegnete er, „weshalb zweifeln Sie, daß Suſanne im Beſitze der heiligenden Kraft dieſes Blutes ſei?"

„Es gibt ein einfaches Mittel, um jeden Zweifel darüber zu beſeitigen," entgegnete ſie ausweichend, um ihn nicht zu verletzten; „und das iſt der Empfang der heiligen Sakramente: Suſannen's ſchöne Seele würde durch ſie in erhöhtem Maße erſtrahlen."

„Wie?" rief er, „Sie muten mir zu, einen katholiſchen Prieſter zu ihr zu rufen."

„Ja, lieber Henry, denn Suſanne iſt — oder war ein Kind der katholiſchen Kirche und Sie dürfen ihr dieſe letzte Wohltat nicht entziehen."

„Wohltat?" rief er heftig. „Ein fremder Prieſter ſoll ſie mit Todesahnungen ängſtigen, ſoll die letzten Gedanken ihrer Liebe mir ſtehlen, ſoll ihr, was weiß ich für unnütze Sorgen von Purgatorium und Hölle machen, ſoll Reue von ihr begehren über Sünden, die ſie nie begangen hat . . . ."

„Ruhig, ruhig, lieber Henry!" regen Sie ſich nicht auf mit Vorſtellungen, die auf Unkenntnis der heiligen Sakramente beruhen. Gönnen Sie Suſannen den ſeligen Troſt in der vollkommenen Vereinigung mit Gott, durch den Empfang der heiligen Wegzehrung ſowohl, als durch die Aufopferung ihrer ſelbſt an ſeinen ewig anbetungswürdigen Willen, von der Erde zu ſcheiden. Dies und nichts anderes wird der Geiſtliche ihr vermitteln."

„Ein ſo vollkommenes Weſen, wie Suſanne, iſt immer in der Vereinigung mit Gott und braucht dazu keinen römiſchen Prieſter, beſte Tante. Sie hat gar nichts zu bereuen, das weiß niemand beſſer als ich; denn ſie hat nie mit einem Hauch ihre Pflichten als Gattin und Mutter verletzt, und hätte ſie es je, ſo hab' ich ihr es längſt vergeben."

„Ihre Vergebung, mein guter Henry, kann Suſanne nicht ſelig machen."

„Und die Vergebung des römiſchen Prieſters ſollte es können?" brach er aus. „Nein, liebe Tante, Suſanne und ich haben es bisher immer ſo gehalten, daß wir einer für den anderen die höchſte Inſtanz waren. Wir haben nie einen Dritten neben uns, viel weniger zwiſchen uns geduldet. Die Vorſtellung eines Beichtvaters für Suſanne war mir ein ſolcher Greuel, daß ſie mit Freuden von dieſer papiſtiſchen Einrichtung abſtand und dieſe Gewohnheit ganz ablegte. Und jetzt, in ihren letzten Stunden, ſollte ich freiwillig das zulaſſen, was ich verabſcheue?"

„Ja," entgegnete Fräulein Crescenze mit tiefem Ernſte; „denn nicht Mann noch Kind, nicht Vater noch Mutter, kann einer Seele die ewige Seligkeit geben. Das kann Gott allein. Er gibt ſie für einen Akt demütiger, reuevoller Liebe, den die Seele im heiligen Bußſakrament zu machen hat. Gönnen Sie Suſannen die Seligkeit, Henry!"

„Da ich die Gnade des römiſchen Bußſakramentes nicht empfange, ſo überweiſen Sie mich alſo der Verdammnis, beſte Tante," ſagte er ausweichend.

„O!" rief ſie ſchmerzlich, „der unendlichen Barmherzigkeit überweiſe ich Sie; aber freilich beklommen und zitternd und ohne das frohe kindliche Vertrauen, welches für uns aus dem Worte des Heilandes entſpringt, als er nach ſeiner Auferſtehung den Apoſteln den heiligen Geiſt mitteilend, zu ihnen ſprach: Welchen ihr die Sünden nachlaſſen werdet, denen ſind ſie nachgelaſſen; und welchen ihr ſie behalten werdet, denen ſind ſie behalten."

„Nun, liebe Tante," ſagte er kalt, „ſeien Sie feſt überzeugt, daß Suſanne lieber mit mir verworfen, als ohne mich ſelig ſein möchte."

„O Ihr Unglückſeligen!" ſeufzte Fräulein Crescenze.

Suſanne hatte im Nebenzimmer Lord Henrys letzten Ausſpruch gehört. Sie trat ein und ſagte, zärtlich ihren Mann umſchlingend:

„Wer das bezweifelt, mein Henry, der weiß nichts von unſerer Liebe. Ich ziehe die Hölle mit

Dir — dem Himmel ohne Dich vor; überhaupt gibt es für mich keinen Himmel, wenn Du ihn nicht mit mir teilſt.“

„So ſpricht die Liebe!“ rief Henry und warf einen triumphierenden Blick auf Fräulein Creſcenze und Doralice, die mit mühſam verhaltenen Tränen dem troſtloſen Schauſpiel zuſehen mußten, wie ein zerfallendes Erdengebilde ſich an ein anderes Gebilde von Staub und Aſche klammerte.

Nach wenigen Tagen ſchied Suſanne aus dieſem Leben. Niemand war in ihren letzten Augenblicken bei ihr, als Lord Henry. Mit dem Charakterzug der irdiſchen Liebe, mit Eiferſucht, wehrte er möglichſt jedermann von ihr ab, denn niemand ſollte mit ihm ihr letztes Lächeln und Wort, ihren letzten Blick und Seufzer teilen. Hinträumend in ſeinen Armen, ganz wie ſie gelebt hatte, ſtarb Suſanne. Frau von Derthal ſagte in Tränen gebadet:

„Die idealiſche Schönheit ihres Lebens iſt mein einziger Troſt bei ihrem frühen Grabe.“

Doralice ſank, ebenfalls in Tränen gebadet, auf ihre Kniee und flüſterte mit bebenden Lippen:

„Sie hat ihre Beſtimmung verfehlt, ſie hat Gott nicht geliebt! ... Wird ſie den in der Ewigkeit finden, den ſie in der Zeit nie geſucht hat?“ —

Lord Henry geleitete die teure Entſchlafene zur Gruft ſeiner Väter. Seine beiden Kinder blieben einſtweilen bei Frau von Derthal, und Doralice nahm ſie in ihre beſondere Obhut. Als er nach einigen Wochen ins Schlößchen zurückkehrte und ſah, wie die Kinder an Doralice hingen und wie lieblich ſie die Stelle der Mutter bei ihnen vertrat, ſagte er:

„Doralice, verſprechen Sie mir, die Kinder nicht im Papismus zu erziehen, ſo vertraue ich ſie Ihnen für die nächſten zehn Jahre an.“

„Man kann Kinder ſo wenig ohne Gott, als Blumen ohne Sonne erziehen,“ ſagte ſie ſanft.

„Ohne Gott!“ rief er heftig; „wer ſprach davon? ohne papiſtiſche Zutat, ſag' ich.“

„Da wir eine ſolche nicht kennen, ſondern unſere apoſtoliſche Glaubenslehre in ihrer Geſamtheit als göttliche Offenbarung durch dasjenige Organ annehmen, das Chriſtus zu dieſem Zwecke eingeſetzt hat: durch das Lehramt in der Kirche, ſo kann ich auf Ihren Vorſchlag nicht eingehen,“ entgegnete Doralice.

„Ich dachte, Sie hätten meine Kinder ſehr lieb,“ ſagte er verwundert.

„O gewiß!“ rief ſie raſch und innig.

„Nun, dann ſollten Sie doch wahrlich, um die Kinder behalten und erziehen zu können, mit den unweſentlichen Anhängſeln der römiſchen Kirche, mit dem Muttergottes- und Heiligenkram, mit Kreuzzeichen und Weihwaſſer, ſpäter natürlich auch mit dem Dogma ſelbſt, ſie verſchonen.“

„Lieber Henry,“ ſagte Doralice gelaſſen, „da ich großes Mitleid mit Ihrem Mangel an Verſtändnis habe, ſo habe ich auch große Nachſicht mit Ihren verkehrten Äußerungen. Welche Ideen Sie mit Erziehung verbinden, weiß ich nicht! ich meinesteils nenne Erziehung — Bildung der Seele; und da die katholiſche Glaubenslehre die Grundlage dieſer Bildung und zugleich deren Richtſchnur iſt, ſo kann ich nur mit ihr die Sorge und Verantwortung für die lieben Kinder übernehmen.“

Lord Henry ſah ſprachlos vor Erſtaunen Doralice an. Er war überhaupt nicht an Widerſtand und Widerſpruch gewöhnt; am wenigſten aber in dieſer milden und doch ſo feſten Form. Er kannte Doralice nur oberflächlich. Erſt während Suſannens letzter Krankheit kam er ihr etwas näher. Doch blieb er ahnungslos über ihr innerſtes Weſen, war auch viel zu ſehr von Suſanne erfüllt, um irgend einem Gedanken für irgend ein weibliches Weſen übrig zu haben. Nun aber trat er durch die Kinder mehr in Beziehung zu Doralice und da verfiel er denn aus einem Erſtaunen in das andere.

„Doralice,“ ſagte er nach einer Pauſe, „es iſt jammerſchade um Sie, daß Sie zu den Römlingen gehören. Wenn das nicht wäre, könnte ich großes Vertrauen zu Ihnen faſſen.“

„Wenn das nicht wäre, hätten Sie ſehr Unrecht, das allergeringſte Vertrauen in mich zu ſetzen, denn ich wäre dann ein Schiff ohne Steuer,“ erwiderte ſie lächelnd.

„Mit nichten!“ rief er; „Sie würden ja immer Ihren Verſtand und Ihren Willen behalten, und nur dieſe Rüſtung von Prinzipien niederlegen, die wirklich unerträglich bei einer Frau iſt.“

„Warum bei einer Frau unerträglich?“

„Weil es ausſieht, als wolle ſie immer Recht haben.“

Und das ziemt nur dem Mann, nicht wahr, Henry?“ fragte Doralice ſchelmiſch.

„Bei einer ſolchen Frau iſt für die Autorität eines Mannes gar kein Boden,“ fuhr er eifrig fort.

„Doch, doch!“ verſicherte ſie; „allein ſeine Autorität wird ebenfalls geregelt durch ewige Prinzipien, ſo daß die Frau ihr gegenüber keine Sache iſt, ſondern ein gleichberechtigtes Weſen.“

„Sie ſind doch nicht etwa eine Emanzipierte?“ fragte Lord Henry, abermals in Erſtaunen.

„Eben noch papiſtiſch und jetzt emancipiert,“ ſagte Doralice lächelnd; „geht denn das Hand in Hand?“

„Es iſt das Eigentümliche der Römiſchen, in allen Farben zu ſchillern und deshalb eben, Doralice, kann ich kein Vertrauen zu ihnen faſſen,“ entgegnete Lord Henry, bedenklich den Kopf ſchüttelnd.

An die Enge und Beſchränktheit ſubjektiver Anſicht und individueller Willkür gewöhnt, kannte er nicht den immenſen Spielraum, welchen die ſittliche Freiheit auf religiöſer Grundlage hat.

Frau von Derthal hegte nach Suſannens Tode heimlich den ſehnlichen Wunſch, daß Lord Henry in Celeſtine einen Erſatz finden möge. Sie hätte es daher ſehr gern geſehen, wenn er die Kinder bei Doralice gelaſſen hätte. Es war ein Band, das ihn auf's Innigſte an die Familie knüpfte. Deshalb ſagte ſie zu Doralice:

„Süße Tochter, ſollteſt Du nicht etwas nachgiebiger gegen Henry ſein? Es handelt ſich ja darum, ſeine Kinder zu erziehen, nicht die Deinen.“

„Aber doch immer Kinder Gottes, liebſte Mutter, welche für die ewige Wahrheit geſchaffen ſind,“ entgegnete Doralice.

„Süße Tochter, davon weiß Henry nichts.“

„Aber ich weiß davon, liebe Mutter, und eben deshalb darf ich unmöglich nachgiebig gegen ihn ſein.“

Dabei blieb ſie und bald darauf reiſte Lord Henry mit den Kindern in ſeine Heimat. Seitdem war ein Jahr verfloſſen. Er hatte zuweilen an Doralice geſchrieben, um ihr Nachricht zu geben, wie er in ſeinem traurigen Witwerſtande lebe und wie die Kinder ſich befänden. Seine Briefe waren mehr noch voll Unbehagen und Unzufriedenheit, als voll Trauer. Er wußte nicht, was er mit ſich ſelbſt, mit ſeiner Zeit, ſeinen Gedanken, ſeinem Herzen anfangen ſollte. Seine Tochter war ſechs, ſein Sohn vier Jahre alt, zu jung alſo, als daß er ſich anders als ſpielend mit ihnen beſchäftigen konnte. Der Schmerz über Suſannens Verluſt war ihm ein beſtändiger Dorn im Herzen, weil er es leer fühlte; aber es war kein Gegenſtand, für den er hätte leben können. Plötzlich entſchloß er ſich nach dem Rheingau zu gehen, und ganz unerwartet traf er eines Tages im Schlößchen ein, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Die Kinder, die ſich, ohne klar zu wiſſen weshalb, ebenſo vereinſamt in Enisdale-Caſtle gefühlt hatten, wie Lord Henry ſelbſt, fanden des Jubels kein Ende, wieder im Schlößchen zu ſein, und ſchloſſen ſich wieder mit beſonderer Zärtlichkeit an Doralice an. Lord Henry konnte nicht umhin, ſich einzugeſtehen, daß er die Vorliebe ſeiner Kinder begreiflich finde. Wäre Doralice nur nicht mit ſolcher Energie papiſtiſch, ſeufzte er, welch eine Mutter würde ſie für die Kinder ſein. Doralice hatte den Kindern ein unbewohntes Zimmer im Schweizerhaus eingeräumt. Lord Henry wohnte im Schlößchen; aber er verbrachte ſeine Tage ebenfalls im Schweizerhaus, oder eigentlich: vor demſelben. Zwiſchen der Akazien- und Catalpengruppe hatte er ſeine geliebte Hängematte von indiſchem Flechtwerk aufgehängt, und in derſelben liegend las er täglich ganze Stöße von Zeitungen, Journalen und Broſchüren, und verrauchte dazu ganze Kiſtchen voll Havanna-Cigarren. Die fröhlichen Stimmchen ſeiner Kinder klangen wie Schwalbengezwitſcher zu ihm herüber und dazwiſchen erhob Doralice zuweilen ihre ſanfte, melodiſche Stimme, wenn ſie mit den Kindern ſprach oder vom Altan aus ein paar Worte an ihn richtete. Oder er horchte auf ihr meiſterhaftes Spiel und ihren lieblichen Geſang, oder auf die Biegſamkeit ihres Sprachtones, wenn ſie ſich mit Fräulein Crescenze und Eulalie unterhielt. Sie magnetiſiert mich geiſtiger Weiſe, ſprach er zu ſich ſelbſt; das tut mir wohl! . . . alle Unruhe, die aus der inneren Unbefriedigtheit hervorgeht, bringt ſie wunderbar zur Ruhe, bloß dadurch, daß ſie da iſt. — Dennoch machte er ihr zuweilen kleine Szenen. Edwin zeigte ihm einmal frohlockend eine der bekannten Mutter-Gottesmedaillen von der unbefleckten Empfängnis, welche Doralice ihm an einer hellblauen Seidenſchnur um den Hals gehängt hatte, und erzählte dazu mit großer Selbſtzufriedenheit, er könne nun auch ſchon Ave Maria beten.

Lord Henry ſprang aus ſeiner Hängematte und ſagte zu Doralice, die mit Eulalie arbeitend unter den Catalpen ſaß:

„Sie kennen meine Anſichten, Doralice! weshalb handeln Sie ihnen zuwider?“

„Und Sie kennen die meinen, Henry! weshalb übergaben Sie mir die Kinder?“ antwortete Doralice ſo gelaſſen und ſah ihn ſo ruhig mit ihren prächtigen Augen an, als ob ſie ſeinen Unwillen gar nicht faſſe.

„Ich habe gewiß nichts dawider, daß die Kinder beten; im Gegenteil, ich bete auch, es muß ſein, es ſchickt ſich nicht anders, Gott gegenüber!“ rief er; „aber Ihre römiſchen Gebete, Doralice, will ich durchaus nicht!“

„Sie haben eine franzöſiſche Bonne bei Edith,“ ſagte Doralice. „Sie werden gewiß nicht von ihr verlangen, daß ſie mit Edith deutſch oder engliſch ſpreche, und tun ſehr klug daran, da Mademoiſelle Françoiſe nur franzöſiſch ſprechen kann. Sehen Sie, lieber Henry, meine Seele ſpricht auch nur eine Sprache, und das iſt die der katholiſchen Gebete.“

„Meine Kinder ſollen aber nicht die Amulette des römiſchen Aberglaubens tragen!“ rief Lord Henry heftig, riß die Seidenſchnur von Edwins Hals und ſchleuderte ſie fort.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Blitzſchnell ſprang Doralice auf und zu der Stelle hin, wo die Medaille im Graſe blinkte, ergriff ſie, küßte ſie und ſteckte ſie zu ſich. Edwin war inzwiſchen vor Schreck über den unerwarteten Zorn ſeines Vaters in Jammergeſchrei ausgebrochen. Lord Henry, äußerſt verlegen über ſeine Heftigkeit, benutzte mit Freuden die Tränen des Kleinen, um zu rufen:

„O mein Gott, ich habe ihm weh getan mit der Schnur! Weine nicht, Edwin, Du bekommſt ſie wieder. Bitte, Doralice, hängen Sie ihm die Schnur wieder um.“

Sie tat es ſchweigend. Edwin war beruhigt, küßte zum Dank zärtlich ſeinen Vater und ſprang von dannen.

„Sie ſind kein guter Erzieher, lieber Henry,“ ſagte Doralice lächelnd, nachdem der Kleine fort war.

„Sie meinen wohl deshalb, weil ich ſo wenig gut erzogen bin, um keine Selbſtbeherrſchung zu haben, wofür ich demütigſt um Vergebung bitte.“ entgegnete er, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder und bot ihr die Hand zur Verſöhnung.

Nachdem der Friede geſchloſſen war, ſetzte er ſich ihr gegenüber und ſagte nachdenklich:

„Sie ſind ein ſeltſames Geſchöpf, Doralice! unſere arme Suſanna war unſäglich ſanft und lieblich, tat aber auch alles, was ich wünſchte und wollte. Sie jedoch tun nur das, was Sie wollen und ſind dennoch merkwürdig ſanft und lieblich. Das kann ich gar nicht verſtehen."

„Ich ſehr gut!" nahm Eulalie das Wort. „Doralice tut nicht eigentlich das, was ſie will, ſondern was Gott will, das ſie tue. Da findet ſich Sanftmut und Lieblichkeit ganz von ſelbſt."

„Wenn ich nur Ihren Mutter-Gotteskultus verſtehen könnte," fuhr er fort, wie jemand, der ſich Mühe gibt, irgend ein Rätſel zu löſen.

„Das können Sie nicht, armer Henry," entgegnete Doralice.

„Aber warum nicht!" brach er aus, immer in ſeine Heftigkeit zurückfallend. „Muß man irgend ein Abrakadabra ſprechen, um zum Verſtändnis zu kommen?"

„Man muß nicht vor der einfachſten Folgerung die Augen ſchließen und abſpringen," erwiderte ſie.

„Laſſen Sie hören!" rief er.

„Glauben Sie, daß Chriſtus der Weltheiland, wahrhaft Gott und die zweite Perſon in der allerheiligſten Dreifaltigkeit iſt?"

„Ich glaube es," entgegnete Lord Henry ehrerbietig.

„Glauben Sie, daß er Menſch geworden iſt, ohne aufzuhören Gott zu ſein?"

„Ich glaube es."

„Glauben Sie, daß die Jungfrau Maria im Stalle von Bethlehem Chriſtus den Gottmenſchen geboren habe?"

„Ja, denn das ſteht in der Bibel."

„Folglich glauben Sie, daß die gebenedeite Jungfrau Maria die Mutter Gottes ſei?"

„Nun ja . . . . aber wir legen kein Gewicht darauf."

„Schlimm für Euch, armer Henry! denn: „Von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter," ſpricht ſie in ihrem prophetiſchen Lobgeſang; und der ſteht auch in der heiligen Schrift. Nun wohlan! wir nennen ſie mit dem Engel der Verkündigung: „Gebenedeite unter den Weibern;" das ſteht in der heiligen Schrift. Wir rufen ſie an mit Eliſabeth: „Mutter unſeres Herrn;" das ſteht in der heiligen Schrift. Wir erfüllen ihre Prophezeihung und preiſen ſie ſelig; das ſteht auch in der heiligen Schrift; und ſomit, lieber Henry, iſt unſere Verehrung der ſeligſten Gottesmutter nicht etwa nur mühſam gerechfertigt durch die heilige Schrift, ſondern tief in derſelben begründet."

Sie ſchwieg und Lord Henry ſchwieg ebenfalls, ſagte aber nach einer Weile:

„Deshalb braucht man aber nicht, wie Sie es tun, eine Göttin aus ihr zu machen."

„Bekannte Taktik, lieber Henry!“ entgegnete Doralice. „Um nicht einzugeſtehen, daß wir Recht haben, werfen Sie uns eine Übertreibung vor, die auf Ihrer willkürlichen Annahme beruht. Wähnen Sie nicht, daß ich mich darauf einließe, jeden Einfall, der Ihnen durch den Kopf läuft, zu widerlegen! das wäre vergebliche Mühe. Ich habe Ihnen die göttliche Wahrheit vorgeſtellt. Iſt es Ihnen um Erkenntnis derſelben zu tun, ſo prüfen Sie, doch mit einem geheiligten, nach himmliſchen Dingen verlangenden Sinn. Dann wird Gott Ihnen beiſtehen. Mit unſinnigen Zänkereien befaſſe ich mich aber nicht.“

„Sind Sie denn ſo wenig vom Geiſte des Proſelytismus erfüllt, um nicht jede Gelegenheit zu meiner Bekehrung zu benützen?“ fragte Lord Henry.

„War Suſanna von dieſem Geiſte erfüllt?“ fragte Doralice.

„Ach, die ſüße Seele! . . . . Nein, gar nicht!“

„Iſt es unſere Mutter?“

„Die kluge, feine Mutter! . . . o durchaus nicht!“

„Oder Tante Crescenze?“

„Ich traue es ihrem milden Herzen nicht zu.“

„Alſo ich bin böſe und einfältig genug, um mich mit der Proſelytenmacherei zu beſchäftigen!“ rief Doralice lachend und Eulalie ſtimmte herzlich ein.

„Ich gönne Ihnen das Vergnügen, falſche Schlüſſe zu ziehen,“ ſagte Lord Henry trocken; „aber lachen, iſt keine Antwort.“

„Die beſte auf Ihre Frage. Denn das, was Sie falſchen Schluß nennen, hat Ihnen gezeigt, daß Sie mit der Proſelytenmacherei einen gehäſſigen Begriff verbinden und ihn ohne Umſtände einer Perſon unterſchieben, die vom unerſchütterlichen Glauben an das katholiſche Dogma beſeelt iſt und ſich nicht ſcheut, es an den Tag zu legen. Dieſe Unerſchütterlichkeit iſt unbequem: deshalb muß man ihr einen kleinen gehäſſigen Anſtrich geben und behaupten, die Katholiken hätten nichts im Sinne, als Andersgläubige zu bekehren, wenn's nicht anders geht, auch mit Feuer und Schwert. Die Mutter-Gottesverehrung iſt Götzendienſt der Katholiken, und wer da behauptet, die katholiſche Wahrheit ſei die alleinſeligmachende, der iſt von der Bekehrungswut beſeſſen; nicht wahr, lieber Henry, das ſind zwei abgemachte Sachen, die das erleuchtete Jahrhundert längſt feſtgeſetzt und bei Seite gelegt hat, wie man es in den Kammern zu machen pflegt, wo man bei mißliebigen Fragen zur Tagesordnung übergeht.“

„Sie ſagten, Doralice, die katholiſche Unerſchütterlichkeit ſei manchen Leuten unbequem. Aber mir iſt ſie es gar nicht, denn wir ſind auch unerſchütterlich.“

„Von welchen „wir" reden Sie?"

„Von der anglikaniſchen Kirche."

Doralice ſchwieg: ſie hatte nicht die mindeſte Luſt, ſich mit ihm auf religiöſe Erörterungen einzulaſſen, bei denen ſo häufig der Irrtum all ſeinen Scharfſinn zuſammennimmt, um ſich nicht überwinden zu laſſen. Aber dies Schweigen befriedigte ihn nicht. Er wollte ihre Zuſtimmung hören und ſetzte hinzu:

„Alſo das geben Sie zu?"

„Eine Staatskirche lebt und ſtirbt mit dem Staate, der ſie gegründet hat," entgegnete Doralice. „Unerſchütterlich kann nur die Kirche ſein, die Chriſtus gegründet hat."

„Ihren erſten Urſprung führt die anglikaniſche Kirche ebenſogut auf Chriſtus zurück, wie die römiſche. Sie nennt ſich auch die allgemeine Kirche, ſie hat auch einen Epiſkopat und manches in ihrem Kultus und in ihren Gebetsformen erinnert an die römiſche Kirche, abgerechnet den papiſtiſchen Wuſt."

„Und abgerechnet den heiligen Geiſt, deſſen Stelle König Heinrich VIII. einnimmt," ſetzte Doralice hinzu. „Der Anglikanismus ſteht und fällt mit Englands anderweitigen Staatseinrichtungen. Die katholiſche Kirche aber iſt gänzlich unabhängig von allen Staatsformen, die ſich im Laufe der Zeit auf unſerem Erdball entwickelt haben und bis zum Ende der Zeiten entwickeln werden; denn ſie hat überall, in der demokratiſchen Republik wie in der abſoluten Monarchie, bei wilden Völkern wie bei geſitteten Nationen, in Urwald, Steppe und Wüſte, wie in den Metropolen der Intelligenz, mit dem inneren Weſen der Menſchheit zu tun, das ſie einer übernatürlichen Beſtimmung entgegen zu bilden ſucht.“

„Sie irren ſehr, Doralice, wenn Sie wähnen, daß die anglikaniſche Kirche ihre Gläubigen nur für ein irdiſches Ziel bilde. Man hat ſehr gute Chriſten in England.“

„Ich glaube,“ ſagte Doralice lächelnd, „daß im Anglikanismus der Begriff, ein guter Chriſt, aufgeht in: ein guter Engländer.“

„Und wie ſchön iſt das! unſere Religion weckt und belebt unſer Nationalgefühl, und dieſes trägt und ſtützt dankbar jene. Höheres als das Nationalgefühl gibt es aber nicht, denn es befähigt die Völker zu den größten Opfern und auf ihnen liegt der größte Ruhm. Iſt England mit der anglikaniſchen Kirche groß geworden, ſo hat dieſe genug getan. Immerhin gehe ſie unter, wenn es dereinſt im Wechſellauf der Völkergeſchicke kein England mehr geben ſollte. Mit dem alten Rom gingen auch deſſen Götter unter. Was in der alten Geſchichte Rom, iſt in der neuen England.“

„Es hat ſogar ſeine Katakomben,“ ſagte Doralice.

„Was nennen Sie ſo?“ fragte er, geſpannt auf dieſe neue, ihm unbekannte Ähnlichkeit.

„Irland!“ ſagte ſie. — — —

Das muß man geſtehen, dieſe Doralice hat und gibt allerhand Gedanken! ſprach Lord Henry zu ſich ſelbſt, nicht bloß nach jener Unterhaltung unter den Katalpen, ſondern ſehr oft. Fürchtete ich nicht, daß ſie heimlich auf nichts anderes ausgeht, als mich zur Apoſtaſie zu verleiten, ſo würde ich mich vielmehr ihr anſchließen Nun aber muß ich auf meiner Hut ſein! — Das wurde ihm ſchwer. Doralice hatte den Zauber, den größten, den eine Frau haben kann: Seelengrazie. *Weil* dies ein Zauber iſt, ſo iſt er nicht zu beſchreiben und nicht zu erklären. Schönheit, Geiſt, Güte und Anmut geben noch keine Seelengrazie und ſind alle zuſammen nicht ſo mächtig und nicht ſo gewinnend wie ſie. Vielleicht iſt Seelengrazie die Blüte des inneren Lebens, die in den Beziehungen zu Menſchen nach Außen zum Vorſchein kommt. Nach Innen und in der Beziehung zu Gott iſt ſie himmliſche Liebe.

Obwohl Eulalie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an Doralice hing, ſo machte ſie ihr jetzt doch zuweilen leiſe Vorſtellungen und ſagte bittend:

„Ach Doralice, nimm doch den Henry etwas ernſthafter vor und ſprich eingehender mit ihm über die wundervollen Lehren der heiligen Kirche. Du könnteſt ihm gewiß einleuchtend machen, daß nur in ihr die Fülle der göttlichen Wahrheit iſt. Du gehſt wirklich zu wenig darauf aus, Proſelyten zu machen."

„Weil ich weiß, daß man ſie nicht mit Worten und Belehrungen macht, liebſtes Kind," entgegnete Doralice. „Das iſt die Sache der Nachfolger der Apoſtel, welche dazu Weihe und Gnade empfingen. Will unſereiner die himmliſchen Lehren einleuchtend machen, ſo muß er ſie leben, muß ſie praktiſch anſchaulich machen; dann gibt ihnen Gott vielleicht geſegnete Folgen. Lieferten wir gleichſam lebende Bilder zu einem illuſtrierten Evangelium, ſo würden ſie gewiß nicht ohne Einfluß auf Henry bleiben, denn er hat einen geraden Sinn und iſt nur ummauert von Vorurteilen, die keinen Reden weichen."

„Es iſt leichter zu ſprechen, als zu ſein," ſagte Eulalia mit einem leiſen Seufzer.

„Eben darum muß man ſich ſelbſt überwinden, ehe man daran geht, durch Belehrung die Welt in anderen überwinden zu wollen," entgegnete Doralice. —

Sie lebte ihr ſtilles Leben fort in dem tiefen Frieden, der auf die Kämpfe folgt, welche mit der Weltentſagung verbunden ſind und übte ſich in der pünktlichen Erfüllung der täglichen, unſcheinbaren

Pflichten, die große Herzen und ſtarke Charaktere heranbildet. Nicht ihr eigenes Schickſal bekümmerte ſie. O nein! ſie pries es. Sie hatte ja nur Menſchen verloren und Gott gewonnen. Aber Ghioray! Aber Blanca! was war aus ihnen geworden! aber Celeſtine, was ſollte aus ihr werden. Ach, und ihre Mutter, die ſo gleichgültig das ewige Heil ihrer Kinder in die größte Gefahr brachte, um ihre irdiſche Exiſtenz ſicher zu ſtellen, welche Verantwortung lud ſie auf ſich! welche Rechenſchaft ſtand ihr bevor an dem Tage, wo aller Tand der Vergänglichkeit in ſeinem wahren Licht als Staub und Moder erſcheint, und wo die Seele einſam vor Gott ſteht und die Seelen, die Er ihr anvertraut hat, als verlorene erkennt, verloren durch ihre Schuld!

Sorgen einer zärtlichen Mutter.

Frau von Derthal freute ſich ungemein, Lord Henry im Schlößchen zu finden. Sie hoffte an ihm einen Bundesgenoſſen in ſchwierigen Augenblicken zu haben. Sie ahnte, daß ihre Töchter und ihre Schwägerin nichts weniger als zufrieden mit Celeſtinens Heirat ſein würden und daß die Mißbilligung in tiefe Trauer übergehen werde, wenn das proteſtantiſche Prinzip in dieſer Ehe zur Herrſchaft käme. Wie aber Roderich und Conrad in dieſem Punkte dachten, war ihr durchaus nicht klar. Es ſchien ihr, als nehme Roderich an, daß auf Erden keine andere Konfeſſion, als die lutheriſche exiſtiere. Was aber Conrad betraf, da ſchwankte ſie in vollkommener Unſicherheit. Er ſchien die katholiſche Kirche zuweilen außerordentlich zu bewundern, und zuweilen ganz zu verwerfen, und er hatte einen großen Einfluß auf Roderich. Dieſer gab gewiß nicht ſeine Zuſtimmung zu einer Sache, die ſein Bruder nicht gut hieß, und die doch endlich mit Entſchiedenheit zur Sprache gebracht werden mußte.

Nun war ihr Lord Henry ein Troſt für den Fall, daß das katholiſche Prinzip in dieſer Ehe nicht zu retten ſei. Sie konnte ihn zum Zeugen gegen Doralice und Crescenze aufrufen und triumphierend ſagen: Gab es eine glücklichere und beſſere Ehe als die ſeine! all' eure Theorien halten einer guten Praxis gegenüber, die von zwei vortrefflichen Menſchen durchgeführt wird, nicht Stich.

Die Glückwünſche, welche Celeſtine von ihren Schweſtern empfing, waren auch nur ſehr bedingungsweiſe geſtellt.

„Es iſt ein reiner Zufall," ſagte Eulalie, „wenn Du in Frieden mit einem Manne lebſt, der Dir Tag für Tag Szenen machen kann, weil Du die Vorſchriften der Kirche befolgſt, die er überflüſſig findet."

„Für unſeren Frieden bürgt mir Roderichs vortrefflicher Charakter," ſagte Celeſtine etwas gekränkt.

„Aber worauf beruht Deine Zuverſicht zu ſeiner Vortrefflichkeit?" fragte Doralice.

„O, er äußert ſehr gute Grundſätze," rief Celeſtine, „ein ſehr feines Ehrgefühl und eine ſehr große Liebe zu mir."

„Das iſt freilich beruhigend," entgegnete Doralice mit einem traurigen Lächeln, denn ſie dachte an Ghioray, der auch vortreffliche Grundſätze und eine überaus große Liebe zu ihr geäußert hatte.

Eulalie rief in ihrer munteren Weiſe:

„Nun, eines weiß ich! da es für die Derthal'ſchen Töchter nur akatholiſche Ehemänner zu geben ſcheint, ſo bleibt eine dieſer Töchter unvermählt.“

„Aber, Eulalie,“ ſagte Frau von Derthal ſanft mit dem Finger drohend, „ſchickt es ſich, von ſolchen Dingen zu ſprechen!“

„Liebe Mama,“ entgegnete Eulalie ſchmeichelnd und zärtlich, „vom Heiraten zu ſprechen ſchickt ſich allerdings gar nicht. Aber ich ſpreche ja vom Nichtheiraten.“

„Und verſtehſt ſo wenig das eine als das andere,“ ſagte Frau von Derthal verweiſend.

„Ihre Stunde, Eulalie, wird noch ſchlagen,“ ſagte Lord Henry ſcherzend, „und dann werden Sie wahrlich nicht daran denken, einen gewiſſen liebenswürdigen Sterblichen zu fragen, welchen Glaubens er ſei.“

„Hätte Mama mir nicht verboten, von dieſen ernſten Dingen zu reden, ſo würde ich Ihnen antworten, daß es von ſeinem Glauben abhängen würde, ob ich ihn liebenswürdig finden könnte oder nicht. Aber jetzt muß ich ſchweigen,“ entgegnete Eulalie munter.

„Im Ganzen betrachtet,“ ſagte Lord Henry, „mag es wohl beſſer ſein, wenn die in der Ehe verbundenen Perſonen es auch durch ihre Konfeſſion ſind. Nicht alle Frauen haben die liebliche Nachgiebigkeit einer Suſanne, und dann können doch allerhand Differenzen ſich kundgeben.“

„Die Nachgiebigkeit, lieber Henry, muß wohl auf beiden Seiten ſtattfinden,“ bemerkte Frau von Derthal, die immer zu vermitteln ſuchte.

„Aber wie ſchmerzlich iſt es für beide Teile,“ ſagte Doralice, „gerade da Rückſichten nehmen zu müſſen, wo die innigſte Übereinſtimmung ſtattfinden ſollte, um der Einigkeit eine dauerhafte Grundlage zu geben. Dieſe ewigen Rückſichten bewirken in hundert Fällen neunundneunzig Mal den Indifferentismus in allen religiöſen Anſichten und das iſt doch gewiß der Ruin jeder Ehe.“

„Man ſollte wahrhaftig meinen,“ rief Lord Henry unmutig, „die Katholiken führten lauter idealiſche Ehen! Aber ich kann verſichern, Doralice, daß ich ſehr viele, äußerſt erbärmliche gekannt habe.“

„Da die Katholiken nicht fix und fertig idealiſche Menſchen ſind, ſo ſind es auch ihre Ehen nicht,“ entgegnete Doralice. „Findet ſich aber irgendwo das Ideal einer Ehe verwirklicht, ſo iſt es gewiß nur bei den Katholiken.“

„Sie ſind einzig mit Ihren Behauptungen, Doralice!“ rief er zürnend, „und Sie ſprechen ſie ſo kaltblütig aus, als wäre ein Widerſpruch unmöglich.“

„In dieſem Fall iſt er es auch wirklich, lieber Henry, denn nur die Katholiken empfangen für die Ehe die Gnade des Sakramentes und durch ſie das Mittel, ſich in dieſem Stande zur höchſten Vollkommenheit zu erheben,“ ſagte ſie.

„Es gibt überall vortreffliche Menſchen, große Charaktere, edle und ſchöne Seelen,“ entgegnete er ausweichend.

„Ja,“ ſagte ſie, „das iſt der gute Mittelſchlag, das ſind die rechtſchaffenen Leute mit ihren natürlichen Tugenden und Vorzügen, wie man ſie unter allen Konfeſſionen findet. Sie bilden gleichſam ein Centrum, deſſen linker Flügel aus den Ungläubigen, ebenfalls aus allen Konfeſſionen beſteht und in Böſewichten und Verbrechern ausläuft; während der rechte Flügel in den Heiligen der katholiſchen Kirche ausläuft.“

„Wie!“ rief Lord Henry blaß vor Zorn, „Sie wagen es, dieſe Sprößlinge, die ein abergläubiſcher Fanatismus erzeugt und ein bis zum Wahnwitz geſteigerter Mißbrauch geiſtlicher Omnipotenz ſanktioniert hat, höher zu ſtellen, als die Heroen und die Genies der Weltgeſchichte?“

„Ja,“ ſagte Doralice unbefangen; „denn die Heiligen ſind auch Heroen und Genies und überdas ſind ſie Heilige.“

„Wir aber erkennen ſie nicht an!“ rief er.

„Dann ſind Sie etwas inkonſequent; denn das Glaubensbekenntnis der Anglikaner lehrt doch auch die „Gemeinſchaft der Heiligen" — nicht wahr?"

„Ja, aber nicht der papiſtiſchen."

„Haben Sie denn anglikaniſche?" fragte ſie lächelnd.

„Wir haben die Heiligen der apoſtoliſchen Zeiten und dann die, welche das Auge Gottes dafür erkennt, aber keine ſolchen, die der römiſche Papſt dazu macht, weil ſie Tugenden üben, die gegen alle Natur ſind."

„Über alle Natur ſind — müſſen Sie ſagen, lieber Henry," verbeſſerte Doralice ihn ganz ſanftmütig. „Aber darin ſind Sie wieder konſequent! Sie haben das verworfen, was ſeit den apoſtoliſchen Zeiten fort und fort die Heiligen bildet, und deshalb müſſen Sie auch die Heiligen ſelbſt verwerfen. Nur iſt es ein Irrtum, daß der Machtſpruch des Papſtes ſie hervorrufe. Was ſie bildet, iſt das heiligſte Sakrament des Altares, und das beſitzt nur die katholiſche Kirche."

„Höre ich Ihre Reden, Doralice, ſo habe ich immer Luſt, ein Te Deum zu ſingen, weil uns die Reformation von Ihrem entſetzlichen Aberglauben befreit hat," ſagte Lord Henry mit großer Bitterkeit.

„Singen Sie nur, lieber Henry, wenn Ihnen aufrichtig ſo zu Mute iſt,“ ſagte ſie freundlich; „aber ich glaube, Sie kennen das Te Deum gar nicht und wiſſen nicht, daß zwei Heilige, welche nicht dem apoſtoliſchen Zeitalter, ſondern dem vierten und fünften Jahrhundert angehörten, St. Ambroſius und St. Auguſtinus, es bei der Taufe des Letzteren als einen frohlockenden Wechſelgeſang improviſiert haben.“

Lord Henry ſprang auf, bat Miß Dundee „Rule Britannia“ zu ſpielen und ſang mit einer Stentorſtimme: „Rule Britannia, rule thy waves, — For Britons never will be slaves.“ Als er zu Ende war, ſagte er triumphierend zu Doralice:

„Sehen Sie, das iſt mein Te Deum! ein frohlockendes Hochgefühl, daß mein Volk kein Sklavenvolk und ganz beſonders kein Sklav Roms iſt.“

„Ich beneide Sie nicht darum,“ ſagte ſie liebreich.

Frau von Derthal war im Stillen außer ſich über die Wendung der Geiſter auf dies Gebiet. Ihr gegenüber berührte Doralice nur äußerſt ſelten und ſtets mit großer Zurückhaltung religiöſe Fragen, während ſie ſelbſt, ſobald nicht andere Intereſſen ſie bewegten, in ihren Worten ſehr viel Religioſität an den Tag legte, wenn ſie es für zweckmäßig hielt oder wenn ſie ſah, daß es andere und beſonders ihre geliebten Töchter erfreute. Aber jetzt, in einem ſo kritiſchen Augenblicke, wo Celeſtinens Schickſal begründet und ihre Pläne für Eulalie angeſponnen werden ſollten, fand ſie dieſe Erörterungen von Glaubensfragen äußerſt unbequem und gefährlich, und ſie begriff gar nicht, wie Lord Henry mit ſeinem geraden Verſtande immer wieder und wieder auf dies Gebiet geraten könne und wie Doralice ſo kampfbereit ſei, jede Lanze mit ihm zu brechen. Indeſſen nahm ſie ſich vor, gerade Doralice auf dieſem Felde für ihre Pläne zu benutzen. Sie ging eines Morgens zu ihr als Doralice eben in aller Frühe von der heiligen Meſſe zurückkam, umarmte ſie zärtlich, ſetzte ſich zu ihr und ſagte:

„Mein ſüßes Kind, Deine Frömmigkeit iſt mein Troſt und meine Freude, und ich ſetze all' meine Hoffnung auf ſie, um die Schwierigkeiten zu heben, welche uns in nächſter Zeit bei Celeſtinens Verehelichung entgegentreten könnten.“

„Ach, liebe Mutter,“ entgegnete Doralice zärtlich, hätteſt Du doch gleich bei Herr von Friedingen's erſter Erklärung Deine Bedingungen geſtellt.“

„Süßes Kind, Du weißt wie ich bin: ſehr wenig entſchieden, ſehr ängſtlich, einem Menſchen wehe zu tun, ſehr vorſichtig, wo es ſich handelt um zwei

Schickſale. Friede und Liebe war der Wahlſpruch meines Lebens. Ich gebe gern zu, daß ich dadurch zuweilen in übergroße Nachgiebigkeit, ja in Schwäche verfalle."

Was war bei einer ſo demütigen und liebreichen Mutter zu tun, als ihr die Hände zu küſſen! das tat auch Doralice und ſagte innig:

„Möchte ich Dir in Deinen Sorgen als eine treue Tochter zur Seite ſtehen."

„Nun höre, ſüßes Kind! — Das Kapitel der Religion bei Celeſtinens Verbindung iſt bis jetzt noch gar nicht zur Sprache gekommen. Ich ſagte nur einmal zu Roderich, meine Schwiegerſöhne wären von den verſchiedenſten Konfeſſionen und das ſtöre gar nicht die Eintracht unſeres Familienlebens, denn wenn Ghioray und Spiridion heute herkämen, ſo würde ich ſie gerade ſo, wie Henry, mit offenen Armen empfangen und alles tun, um ihnen das Leben bei mir angenehm zu machen. Aus jener Äußerung nun läßt ſich, wie mir ſcheint, ſehr gut entnehmen, daß Roderich die Toleranz, die er bei uns findet, auch zu vergelten und deshalb zu geſtatten habe, daß ſeine Kinder katholiſch werden; nicht wahr?"

„Es wäre aber doch wohl beſſer, es als eine unumgängliche Forderung auszuſprechen ſchon wegen der Trauung, liebſte Mutter," ſagte Doralice.

„Eben dies, mein beſtes Kind, übertrage ich Dir. Du mußt durchaus ſuchen, Einfluß auf Conrad von Friedingen zu gewinnen; er iſt, wie ich glaube, die Hauptperſon in Roderich's Angelegenheiten. Das kann Dir gar nicht ſchwer fallen. Er hat etwas Schwärmeriſches und Schwunghaftes im Charakter, ein ſehr edles Herz und ſo gewiß unbeſtimmte religiöſe Anſchauungen. Ein ſolcher Mann muß den Wahrheiten der Religion zugänglich ſein, wenn man ihn zart zu behandeln weiß, und ich glaube, es könnte ſich für die Kirche nicht etwa nur um Roderichs etwaige Nachkommenſchaft, ſondern auch um Conrad's Übertritt handeln."

Frau von Derthal wunderte ſich ſelbſt ganz heimlich über dieſe Kühnheit ihrer Hoffnungen. Doralice aber faltete die Hände und ſagte fromm:

„Gottes Gnade muß mächtig in mir ſein, wenn ich dazu ein taugliches Werkzeug ſein ſoll."

„Er iſt kränklich," ſagte Frau von Derthal, „das gibt ihm auch eine gewiſſe poetiſche Richtung, welche ihn den materiellen Freuden abhold und für Höheres zugänglich macht. Ich hoffe, er läßt ſich für längere Zeit hier im Rheingau nieder."

„Alſo hoffſt Du wirklich, daß er nach und nach von der katholiſchen Wahrheit ſich erleuchten laſſen werde!" rief Doralice.

Frau von Derthal dachte, daß ſie eine ganz andere Hoffnung, nämlich Conrads Verbindung mit Eulalie daran knüpfe; allein ſie ſagte nur:

„Süßes Kind, ſolche Hoffnungen ſind unzertrennlich von aufrichtiger katholiſcher Geſinnung. Wie Gott es dann fügt, müſſen wir ſeiner Weisheit und Liebe überlaſſen. Daß aber die konfeſſionelle Verſchiedenheit keine Trübung in Celeſtinen's Verbindung hervorrufe, das mußt Du bewerkſtelligen, denn Du biſt dazu geſchickter als ich.“

Frau von Derthal fühlte ſich ungemein beruhigt, dieſe Angelegenheit auf Doralice gewälzt zu haben. Scheiterte dieſelbe, ſo geſchah es nicht durch ihre Schuld. Daß Conrad bereits mit Doralice zuſammengetroffen ſei, erwähnte ſie nicht, weil ſie nicht wußte, welchen Eindruck er damals auf ihre Tochter gemacht habe.

Doralice erwiderte:

„Du mußt mir aber auch geſtatten, liebſte Mutter, die Verbindung abbrechen zu dürfen, wenn wir nicht im Stande ſein ſollten, die Vorſchrift unſerer heiligen Kirche inne zu halten.“

„O mein ſüßes Kind, ehe es dahin käme, müßte doch ſehr viel parlamentiert werden! Treffen wir auf einen hartnäckigen Widerſtand, ſo wären allerdings andere Maßregeln zu ergreifen. Doch bis dahin ſprechen wir weiter von der Sache.“

Sie wollte gehen; allein Doralice hielt ſie zurück und ſagte bittend:

„Liebe Mutter, Du haſt Blanca's letzten Brief an mich geleſen. Könnteſt Du ſie nicht beſtimmen daß ſie den Sommer bei uns zubrächte? Sie gerät auf allzu phantaſtiſche Abwege! Ihr beſtändiger Umgang mit Künſtlern iſt bedenklich, und daß ſie vollends mit ihnen oder, was noch ſchlimmer wäre, mit einem von ihnen in der Welt umher reiſt — ſie ſpricht ſich nicht ganz deutlich darüber aus: ſchickt ſich nicht für ihre fünfundzwanzig Jahre und ihre Verhältniſſe.“

„Süßes Kind, unſere liebe Blanca iſt ungemein verwöhnt und würde einen Sommeraufenthalt hier bei uns vielleicht etwas zu einfach, zu gleichförmig finden. Gott weiß, wie gern ich meine geliebten Kinder immer um mich haben möchte! doch der Gedanke, ſie dadurch zu Opferung lieber Gewohnheiten veranlaſſen zu müſſen, würde mich um alle meine Freuden bringen.“

„Aber wenn es doch zu Blanca's Heil wäre!“ ſagte Doralice beängſtigt. „Übrigens fühlt ſich ein gutes Kind immer im Vaterhaus zufrieden, wenn es einige Zeit in den trauten Umgebungen der Familie lebt, und vermißt nicht einen Prunk, von dem Blanca ſelbſt ſagt, daß er ſie nicht glücklich mache.“

„Und den ſie doch bedarf!“ ſetzte Frau von Derthal hinzu. „Ich glaube, Du biſt allzu ängſtlich in Bezug auf Blanca. Bedenke doch, daß ſie mit Spiridion im beſten Einvernehmen ſteht.“

„O Gott,“ ſeufzte Doralice, „dies gute Einvernehmen ſcheint mir auf einer gegenſeitigen ſchauerlichen, ja ſtrafbaren Gleichgültigkeit zu beruhen.“

„Du biſt ſo fromm, ſüßes Kind, und ſprichſt ſo hart!“ ſagte Frau von Derthal mit ihrer weichſten Stimme.

„Ach, ich fürchte ſo ſehr, daß Gott beleidigt werden könnte!“ ſagte Doralice mit gepreßter Stimme, und ihre tiefe Seelenbewegung verriet ſich in dem feuchten Schimmer ihres ſchönen Auges und in der lichten Glut, die ſich über ihr Antlitz ausgoß.

„Jede Ehe, ſüßes Kind, hat ihre Geheimniſſe, um welche ſich kein dritter bekümmern darf. Wie Eheleute mit einander leben wollen, darüber ſind ſie nur einander und Gott Rechenſchaft ſchuldig;“ ſagte Frau von Derthal beruhigend. „Jede unberufene Einmiſchung in ein ſo zartes Verhältnis, und ginge ſie auch von Vater und Mutter aus, verſtimmt, ja verletzt. Stellen Blanca und Spiridion ſich gegenſeitig zufrieden: ſo müſſen auch wir es mit ihnen ſein, obzwar uns ihre Zufriedenheit nicht recht einleuchtend iſt. Aber fürchte nur nichts

Schlimmes, Kind! Blanca's lebhafte Phantaſie findet Anregung und Freude im Umgange mit Virtuoſen, mit Komponiſten; ſie bildet dadurch ihr Talent und das ihres Kindes aus; ſie iſt reich genug, um eine kleine Kapelle von dieſen Leuten ſich zu halten; Spiridion geht auf dieſe durchaus gerechtfertigte Liebhaberei gern für ſeine Frau ein: ſo mußt Du die Sache betrachten. Wie kämſt Du zu irgend einem Argwohn? das wäre ja lieblos, ſüßes Kind.“

„Ach!“ ſagte Doralice zärtlich, „Du biſt immer die Milde und Nachſicht ſelbſt für uns geweſen! Aber ſieh! ich kann mich der Angſt nicht erwehren, daß Blanca von großen Gefahren umringt iſt. Die Leute, mit denen ſie verkehrt, ſind nicht ſolche, die ſich für ihren Stand, ihr Alter, ihre Verhältniſſe ſchicken und deren Einfluß auf ſie man wünſchen könnte. Laſſe ſie einen Virtuoſen einen Abend in ihrem Salon ſpielen: das iſt ſchön und paſſend; allein der intime Umgang taugt nicht, auch nicht mit Spiridion's Genehmigung, und ich ſollte meinen, eine Mutter wäre verpflichtet, liebevoll zu warnen und einen Vorſchlag zu machen, wodurch ein ſolcher Umgang abgebrochen würde.“

„Geliebtes Kind, Du vergißt nur, daß ein ſolcher Vorſchlag äußerſt überflüſſig wäre, da Blanca ſo gut wie wir alle, ihre Neigungen und ihren

Willen hat, und ſich von ihnen, nicht von uns beſtimmen läßt," entgegnete Frau von Derthal gleichmütig, ſtand auf, küßte Doralice auf ihre ſchöne Stirne und ſagte, ſie müſſe jetzt allerhand Briefe bezüglich Celeſtinen's Ausſtattung ſchreiben.

„O warte doch, bis wir mit den beiden Herren von Friedingen geſprochen haben," bat Doralice.

„Du wirſt es tun und ich bin des Erfolges gewiß," antwortete Frau von Derthal und eilte fort. Doralice blieb beklommen zurück und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihre Mutter das Wahre und Wirkliche einer Sache der Erfüllung ihrer Wünſche unterordne. Blanca hatte glücklich und tugendhaft zu ſein; Celeſtine hatte ſich zu verehelichen; dieſe Chablonen mußten ausgefüllt werden! Aber Doralice war eine viel zu gute Tochter, um ſich nicht Vorwürfe wegen dieſer Bemerkung zu machen. Da ſie in dieſen beiden Punkten nicht mit der Mutter übereinſtimmen konnte, ſo tat ſie ihr gleichſam eine heimliche Abbitte dadurch, daß ſie alles annahm, was Frau von Derthal ihr von Conrad geſagt hatte und mit erregter Teilnahme den Augenblick erharrte, der die Sache entſcheiden ſollte.

Frau von Derthal bat nach dem Frühſtück Lord Henry, ſie in ihr Schreibkabinett zu begleiten, und als ſie mit ihm allein war, flehte ſie ihn an, alle religiöſen Disputationen mit Doralice in einer Zeit zu vermeiden, wo es ſo notwendig für das Glück von zwei jungen Herzen ſei, ſich vom tiefſten konfeſſionellen Frieden umringt zu ſehen.

„Ich würde Ihnen das ſehr gern verſprechen,“ entgegnete Lord Henry, „wenn es mir nur möglich wäre, es zu vermeiden. Aber es kommt — ich weiß nicht wie! Ich ſage irgend ein Wort . . . . und Doralice verwirft es. Oder ſie ſagt eins . . . und ich muß es bekämpfen. Wir haben beide ſtarke und zugleich ſehr entgegengeſetzte Überzeugungen, die aufeinander treffen wie Stahl und Kieſel: da fliegen Funken heraus.“

„Ich verſichere Sie, beſter Henry, Doralice hat nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit Stahl oder Kieſel! ſie iſt eine ganz zärtlich liebende Seele . . . .“

„Ja, wie die Roſe das Bild zarter Liebe iſt: mit ſcharfen Dornen bewehrt! Doralice liebt nichts als ihre Kirche.“

„Nun, das iſt in ihrer traurigen Stellung gewiß ein großer Vorzug und eine große Gnade.“

„Ich ſage nicht das Gegenteil! ich ſage nur, daß ich ganz abſichtslos mit ihr in Diskuſſionen gerate, ſobald ich den Mund öffne oder ſie. Freilich halte ich es auch für meine Pflicht, ihr den papiſtiſchen Star zu ſtechen.“

„Gelingt es?" fragte Frau von Derthal leiſe lächelnd.

„Es muß gelingen!" rief er. „Sie iſt nicht bloß klug, ſie iſt auch vernünftig! da muß ſie zur Einſicht kommen."

„Da Doralice aber mit dem papiſtiſchen Star, wie Sie ſagen, klug und vernünftig geworden iſt: weshalb wollen Sie ihn ihr nehmen?"

„Um ſie vom Aberglauben zu befreien, der zu Zeiten ihre Vernunft verdunkelt. Zum Beiſpiel wenn ſie Edith und Edwin ſpazieren ſchickt und zwar mit der Bonne, bei der ſie in beſter Aufſicht ſind, entläßt Doralice ſie nie, ohne ein großes Kreuzzeichen über ſie gemacht zu haben. Das iſt mir ein Gräuel, denn das iſt römiſch . . . ." —

„Könnte es nicht auch vielleicht chriſtlich ſein?" fragte Frau von Derthal leiſe.

„Können! können!" rief Lord Henry. „Gott allein weiß, was alles ſein könnte! Es iſt nun aber einmal römiſch und deshalb mir verhaßt."

„Aber warum laſſen Sie die Kinder bei Doralice? ich übernehme ſie ja mit Freuden."

„Hier im Hauſe floriert auch der Papismus in Tante Crescenze und Eulalia, und dann hab' ich auch viel Vertrauen zu der Gewiſſenhaftigkeit, mit der Doralice das ausführt, was ſie übernimmt.

Sie iſt ein prächtiges Geſchöpf! Aber ihren Beichtvater .... den möcht' ich kennen, dem möcht' ich zu Leibe gehen, der ſollte mir Rede ſtehen, weshalb er ſie zu einem ſolchen kriegeriſchen Fanatismus antreibt, daß ſie, wenn man den Kampfplatz über dieſe und jene Streitfrage verläßt, immer ganz unverwundet ausſieht, als ob meine Waffen ſie gar nicht berührten. Das iſt ja der allerwildeſte Fanatismus! das iſt ja wie die alten Martyrer, welche die Flammen nicht zu fühlen ſchienen, in denen ſie verbrannten!"

„Und dieſen Fanatismus ſoll der Beichtvater in ihr entzünden?" fragte Frau von Derthal, immer im Stillen lächelnd.

„Gewiß! wer ſonſt? natürlich iſt das nicht!"

„Woher kommt denn der Fanatismus bei Ihnen, lieber Henry, der Sie doch keinen Beichtvater haben?"

„Ah, bei mir iſt es etwas ganz anderes! der Fanatismus eifert für Aberglauben und Irrtum; ich aber glühe für die Wahrheit: folglich bin ich durchaus nicht fanatiſch. Wäre ich es aber, ſo könnte das doch in meiner Natur liegen, denn ich, der Mann, bin kriegeriſch. Aber um ein Weib ſo zu ſtimmen — ein liebliches Weib, keine Megäre — dazu braucht man eine beſondere Kunſt, und die würde ich gern dem Herrn Beichtvater ablauſchen?"

„Beſter Henry, Sie verwechſeln immer Doralice mit unſerer lieben Suſanne. Auf dieſe hatten Sie, als Gatte, den größten Einfluß. Sie können unmöglich denſelben, als Schwager, auf Doralice üben wollen.“

Da Lord Henry aber gerade dies wünſchte, rief er:

„Warum nicht ich ſo gut, wie der Beichtvater?“

„Das laſſen Sie ſich von Doralice erklären,“ ſagte ſie lächelnd.

„Am Schluß dieſer Erklärung werde ich wohl wieder genötigt ſein, „rule Britannia“ zu ſingen um mich von meinem Ingrimm über römiſche Geiſtesſklaverei zu erholen!“ rief er halb lächelnd, halb unwillig.

„Singen und ſagen Sie, was Sie wollen, lieber Henry, aber halten Sie Frieden über religiöſe Meinungsverſchiedenheiten, wenigſtens für die nächſte Zeit. Sind wir ſpäter wieder allein, ſo können Sie ja immerhin Ihre Diskuſſionen mit Doralice auch wieder beginnen. Das kann Ihnen ſogar heilſam ſein.“

„Heilſam? mir?“ rief Lord Henry heftig. „Heilſam für Doralice — das wollen Sie wohl ſagen, Mama! Mein Heil iſt begründet! der Papismus wäre mein Unheil.“

Frau von Derthal hatte einen viel zu feinen Verſtand, um nicht die mächtige Überlegenheit der katholiſchen Lehre, die aus deren in Gottes Wahrheit wurzelndem, inneren, folgerichtigen Zuſammenhang entſpringt, klar einzuſehen. Was ihr fehlte, war nicht ſowohl die Erkenntnis, als vielmehr der Wille, ihre Erkenntnis zur Richtſchnur ihres Lebens zu machen. Hätte ſie all ihre tauſend und abertauſend Abſichten und Nebenabſichten erreichen, all' ihre weltlichen Beſtrebungen und Wünſche verwirklichen können, indem ſie ſich ihrer Erkenntnis unterwarf, ſo wäre ſie vielleicht nicht in Oppoſition zu derſelben getreten. Aber das unerbittliche „non licet", welches mit der Erkenntnis Hand in Hand gehen ſoll, ſtand in einem zu grellen Widerſpruch mit ihrer Richtung auf die Weltlichkeit, als ſie nicht dieſer jene geopfert hätte. Waren ihre „höheren Intereſſen", nämlich die für die irdiſche Wohlfahrt ihrer Kinder und ihres Hauſes, nicht gefährdet: ſo hatte ſie Anwandlungen von Liebe und Ehrfurcht für die katholiſche Lehre; doch immer nur ſo weit, als ſie nicht dieſem und nicht jenem, aber auch nicht jener und nicht dieſer irgend einen Anſtoß gab. Schnell ſich erholend von ihrer katholiſchen Aufwallung, erwiderte ſie ſalbungsvoll ihrem Schwiegerſohne:

„Möchte Ihre Anhänglichkeit an die anglicaniſche Kirche Sie nur nie vergeſſen laſſen, daß geſchrieben ſteht: „Selig die Friedfertigen, denn ſie werden Kinder Gottes heißen.“

„Mama!“ rief Lord Henry, erfreut ihre Hand küſſend, „Sie ſind eine prächtige Frau, eine kluge Frau, eine aufgeklärte, vorurteilsfreie Katholikin! Sie zitieren die Bibel, um den konfeſſionellen Frieden zu wahren. Das iſt anerkennenswert, das iſt vernünftig-chriſtlich. Doralice macht auch zuweilen bibliſche Zitate, doch immer nur, um ſie für ihre Parteianſicht zu benutzen und daher mit unrichtiger Deutung oder ſchiefer Anwendung. Auch ſagt ſie nie „die Bibel“, ſondern ſtets „die heilige Schrift“ was recht widerwärtig papiſtiſch klingt.“

„Lieber Henry,“ unterbrach ihn Frau von Derthal, „wenn Ihnen ſo viel daran liegt, ein friedfertiges Kind Gottes zu ſein, ſo ſpinnen Sie doch nicht immer Fehden mit unſerer armen Doralice an, die — ihre etwas exaltierte religiöſe Richtung abgerechnet — doch ein gar liebes Geſchöpf iſt.“

„Ein Engel iſt ſie, Mama! ein Engel!“ rief Lord Henry, „denn man fühlt ſich gedrungen, ſie zugleich zu lieben und zu verehren. Es iſt etwas Himmliſches in ihr und um ſie herum. Aber das Papiſtiſche muß ich von ihr abſtreifen! ich betrachte das als meinen Beruf in der Familie, als meine Miſſion. Doralice infiziert mit ihrem Beiſpiel und Einfluß Eulalie. So etwas wuchert in jungen, weichen Herzen, und muß ausgerottet werden.“

„Selig ſind die Friedfertigen!“ unterbrach ihn abermals mit ſanftem Lächeln Frau von Derthal. „Bis wir die religiöſen Anſichten der beiden Herren von Friedingen kennen, muß ich Sie zur höchſten Vorſicht mahnen, wie ſich das ſchickt für eine gute Mutter, die gut für euch alle ſein möchte.“

In der Nacht.

Conrad langweilte ſich nach der Abreiſe der Frau von Derthal ganz außerordentlich in Ems. Das hohle Treiben des Badelebens ſagte ihm nicht zu. Die fremden Leute, die man gleichgültig kennen lernt, um ſie gleichgültig zu vergeſſen, intereſſierten ihn nicht. Das Geräuſch, das Geſchwätz, das Gedränge, die bunten, lärmenden Erſcheinungen ermüdeten ihn. Er war nicht daran gewöhnt, auf der Oberfläche zu leben und ſpürte nicht die mindeſte Neigung, jetzt dieſe Gewohnheit anzunehmen. Frau von Derthal, die es meiſterhaft verſtand, mit den Menſchen umzugehen, hatte auch ihn ſo behandelt, daß er ſich ganz heimiſch bei ihr und verlaſſen fühlte, als ſie nicht mehr da war. Und kurz, eines Tages brach er ſeine Kur ab mit dem Vorſatze, entweder ſpäter wiederzukommen, wenn Sommerhitze und Menſchenmenge nachgelaſſen hätten; oder das Mineralwaſſer von Ems in Rüdesheim zu trinken; denn nach Rüdesheim ſtand nun einmal ſein Sinn.

Er hatte es ſo eingerichtet, daß er ſpät abends in Rüdesheim eintraf. Kaum angelangt, ging er raſch dem Schlößchen zu. Das heißt, er ſchlug den Weg dahin ein; aber dem Schweizerhauſe ging er zu! Vielleicht ſpielte dieſe anmutige Doralice wieder die Sonate pathètique. Durch die kleine Eiſengittertüre trat er in den Hof, ging unbemerkt an dem ſtillen, dunklen Schlößchen vorüber und betrat die engliſche Anlage. Durch deren Gebüſch aber blitzten Lichter, die nicht den umherfliegenden Leuchtkäfern angehörten, und verſchiedene Stimmen ließen ſich hören. Conrad ſtand ſtill, lauſchte, bog einige Zweige ſeitwärts; richtig! Die ganze Familie ſaß um einen runden Tiſch, auf dem Lampen und Arbeitskörbe ſtanden, unter der Baumgruppe neben dem Hauſe. Zur Seite ſtand ein Teetiſch. Dieſe Familienverſammlung auf dieſer Stelle berührte Conrad faſt abſtoßend. In ſeiner Vorſtellung war Doralice immer allein. Es kam ihm ſo gewiß alltäglich vor, daß ſie da zwiſchen all den übrigen am Tiſche ſaß und Tapiſſerie nähte; und vollends der Mann neben ihr mit ſeiner affröſen Cigarre! Conrad hatte Luſt umzukehren: ſo wenig entſprach dies Bild ſeiner Erwartung. Aber wer war der Mann? Doralice, Frau von Derthal, Celeſtine kannte er; Eulalia und Fräulein Crescenze erriet er nach dem, was er von ihnen gehört hatte; allein von Lord Henrys

Ankunft wußte er nichts. Conrad bog aus der engliſchen Anlage in die Lindenallee ein, deren tiefer Schatten ihn in Dunkel hüllte, und die ihn zur Linken des Raſenplatzes mit dem Roſenbeet und der Catalpengruppe in die Nähe der Geſellſchaft führte. Am Ende der Allee befand ſich eine Veranda, die während der heißeſten Stunden des Tages den Aufenthalt im Freien unter dem dichten grünen Laubdach der uralten Linden behaglich machte. Da ſetzte ſich Conrad nieder und blickte aus der nächtlichen Finſternis, die ihn umgab, in die lichte Region hinüber, deren Mittelpunkt Doralice war. Sie ſaß ſo, daß er ihr gerade ins Antlitz ſchauen konnte, in dies wunderbare Antlitz, das zugleich ſo ſchön und ſo intereſſant war. Eines *oder* das andere iſt ſchon anziehend genug; aber die Schönheit der Form, belebt durch einen ſo geiſt- und ſeelenvollen Ausdruck, wie er auf ihrer Stirn, um ihren Mund, in ihrem Auge, ihrem Lächeln, ihrem Schweigen, in der feinen Beweglichkeit ihrer Mienen ſich kund gab: das war etwas ganz Außergewöhnliches. Und ſprach ſie, ſo wurde ſie noch ſchöner, was auch keineswegs immer der Fall iſt Nicht ſelten macht die Unregelmäßigkeit und Harmonie der Züge die Schönheit eines Angeſichtes aus; dann tritt durch die Bewegung des Sprechens leicht eine Störung in dieſelben; oder der Klang der Stimme iſt nicht in Harmonie mit den ſchönen

Zügen; aber Doralice beſaß auch den wohltuenden Zauber eines ungemein melodiſchen Organes, und wenn ſie zu ſprechen anhub, dachte Conrad unwillkürlich an Göthes „Fiſcher“: Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm, da war's um ihn geſchehen! — — Was ſie ſprach' verſtand er nicht, es war durchaus nicht ſeine Abſicht, etwas zu erlauſchen; darum hörte er nicht hin. Auch ſprach man durcheinander, wie das geht im ungenierten Familienkreiſe

Doralice ſtand auf und ging an den Teetiſch. Die Luft des ſchwülen Abends war ſo ſtill, daß die kleine Spirituslampe ungeſtört unter der Teemaſchine brannte, Lord Henry war gewöhnt an die ſpäten Stunden ſeiner Heimat und hätte gern bis Mitternacht Tee getrunken. Doralice brachte ihm eine Taſſe. In ihrem weißen Linonkleide mit lichtblauen Streifen, mit ihrem ſchwebenden Schritt glitt ſie wie eine Elfe unter den Bäumen hin. Conrad dachte unwillig bei ſich ſelbſt: Welch ein Bär . . . . der ſich von dieſer Elfenkönigin bedienen läßt! das iſt wahrhaftig eine Szene aus dem Sommernachtstraum.

Inzwiſchen bat Lord Henry Doralice etwas zu ſingen. Sie ſang häufig mit Eulalie kleine zweiſtimmige Lieder, ganz einfach, glockenrein, ohne Begleitung; ſie hatte eine herrliche Altſtimme. durch welche ein gewiſſer tragiſcher Ton ging.

„Was ſollen wir ſingen?“ fragte ſie.

„**O pescator dell onda,**“ entgegnete Lord Henry.

Doralice und Eulalie ſtanden auf, traten tiefer in den Hintergrund der Catalpagruppe zurück; Doralice ſang den Akkord der Tonart, und dann huben ſie an: „**O pescator dell' onda**“ lieblich in die nächtliche Stille hinein zu ſingen.

„Was nun, Mama?“ rief Eulalie, als ſie zu Ende waren.

„**Dormez, mes très-chers amours,**“ ſagte Frau von Derthal. Sie ſangen die kleine Romanze.

Dann fragte Eulalie:

„Nun, Celeſtine, welch ein ſchwärmeriſches Liebeslied möchteſt Du hören?“

„Da ſtand ich am Brünneli,“ erwiderte Celeſtine.

„Ach, Du willſt Dich wohl freuen, daß Du nicht am Brünneli ſtehſt und nicht traurig biſt?“ rief Eulalie.

„Ja,“ ſagte ſie. „Wenn ich recht froh bin, höre ich gerne etwas Melancholiſches.“

„O, dann ſingt doch lieber: **In questa tomba oscura,**“ ſagte Fräulein Creſcenze.

„Nein,“ rief Celeſtine, das iſt zu viel der Melancholie! dagegen reicht mein Frohſinn nicht aus.“

Die Schweſtern ſangen das Lied, das ſie gewünſcht hatte.

„Aber nun: In questa tomba," ſagte Lord Henry bittend; „ich kenne es nicht."

„Das iſt Dein Fach allein, Doralice," ſagte Eulalie, indem ſie ſich wieder zu der Geſellſchaft ſetzte und Doralice hub an mit ihrer klagend vibrierenden Stimme Bethovens Lied: „In questa tomba oscura lascià mi riposar."

Conrad hatte bisher teilnehmend und beifällig zugehört. Die Stimmen waren ſo rein und melodiſch, und daß ſie ſo unbefangen und kindlich immer das ſangen, was man ihnen zurief, und daß dieſe ſchöne Doralice ſo einfach war, es rührte ihn, es machte ihn heimiſch zwiſchen dieſen Menſchen. Doch kaum hörte er die erſten Töne des Beethoven'ſchen Liedes, ſo wurde die ganze Szenerie gleichſam gehoben, und wie aus einer anderen Welt, aus der Schattenwelt Elyſiums, ſang eine Geiſterſtimme: In questa tomba oscura lascià mi riposar. Ach, ſeufzte er, daß iſt die Vervollſtändigung der Sonate pathétique! Wie ſeltſam doch, daß Beethovens Genie mir einen Blick in ihr Inneres eröffnet. Auf dieſem Boden und keinem anderen möchte ich ihr immer begegnen . . . nicht in der Alltagswelt. Schrecklich, wenn ſie wäre wie alle Welt! — Er hätte weinen mögen, ob über dieſe Vorſtellung, ob über das letzte „Ingrata!“ das Doralice ſo eben ſang: er wußte es nicht. Lord Henry's Stimme ſchüttelte ihn wach aus ſeinen Träumereien.

„Genug! genug! genug! Doralice, ſchweigen Sie doch mit Ihrem furchtbaren „Ingrata,“ das durch Mark und Bein geht. Während Sie ſangen, mußte ich immerfort heimlich denken: Gottlob, daß dies Ingrata, welches Beethoven irgend einem treuloſen Herzen zuruft, ſich nicht in ein Ingrato verwandele und mir gilt.“

„Am Ende hat mein melancholiſches Lied Sie noch hochmütig gemacht, armer Henry!“ ſagte Doralice ſcherzend. „So darf ich Sie nicht entlaſſen, und darum will ich zuletzt ein Liedchen ſingen, das Sie auf andere Gedanken bringt.“

Sie ſang das kleine bekannte Abendlied: „Müde bin ich, geh' zur Ruh.“ Eulalie ſtimmte ein. Fräulein Crescenze ließ ihre Arbeit ſinken. Celeſtine faltete unwillkürlich die Hände. Lord Henry fühlte ſich ganz friedlich geſtimmt. Frau von Terthal vergaß für ein paar Augenblicke ihre Pläne. Conrad aber drückte ſein Geſicht in ſeine Hände, um vor ſich ſelbſt die Tränen zu verbergen, die ihm heiß und ſchwer in die Augen traten. Ah, ſie iſt fromm, ſprach er zu ſich ſelbſt; ſollte ſie deshalb ſo idealiſch ausſehen? — —

Doralice ſagte inzwiſchen zu ihrer Geſellſchaft: „Wollen wir vielleicht die Sonne hier aufgehen ſehen?“

„Mit Freuden!“ rief Lord Henry.

„Mit nichten!“ ſagte Frau von Derthal.

„Wenn wir heute noch ſchlafen wollen, müſſen wir auseinander gehen,“ ſagte Doralice; „es iſt bald Mitternacht.“

„Sein Sie doch nicht ſo pedantiſch, immer nicht nur die Uhr im Kopfe zu haben, ſondern ſich auch von ihr abhängig zu machen!“ rief Lord Henry unmutig, als die Damen aufbrachen. „In dieſer furchtbar heißen Zeit iſt es viel angenehmer, die Nacht zu durchwachen und am Tage zu ſchlafen.“

„Und was wird aus der heiligen Meſſe? was aus den Kindern? was aus jeder vernünftigen Beſchäftigung?“ fragte Doralice.

„Ihre Pedanterie beſteht ja eben darin, daß Sie an das alles denken!“ rief er. „Sie haben keine Spur von Genialität!“

„Nein, lieber Henry, keine Spur,“ ſagte ſie gleichmütig.

„Alſo eine recht konfuſe Tagesordnung iſt genialiſch!“ rief Eulalie. „Das will ich mir merken! Da kommt man zum Genie . . . . man weiß nicht wie! Ah, ich dichte ſchon! hörten Sie meine poetiſche Improviſation, Henry? mein Genie entfaltet ſeine Schwingen und morgen ſtehe ich um zehn Uhr auf.“

„Sie ſind ein naſeweiſes Perſönchen,“ ſagte Henry halb lachend; Frau von Derthal ſetzte entſchuldigend hinzu:

„Sie iſt jung und munter, lieber Henry, und kennt das Leben nur von ſeiner heiteren Seite.“

Man nahm Abſchied von Doralice, aber ſie faßte die Tante unter den Arm und ging mit. Ihr Diener trug ein Windlicht voran, denn in den ſchmalen Gängen der engliſchen Anlage war es ſehr dunkel. Wird ſie wiederkommen? dachte Conrad. Sie kam wieder. Endlich iſt ſie allein! frohlockte er, als ſie langſam in ihrem ſchimmernden Kleide aus den Gebüſchen hervortrat und auf die Catalpen zuging; was wird ſie nun tun? — Ihm war zu Mute, als müßten außergewöhnliche Dinge geſchehen. Statt deſſen tat Doralice die allergewöhnlichſten. Sie ſchloß ihr Teekäſtchen zu; ſie packte ihre Arbeit in einen Korb; ſie räumte einige Bücher, Journale und Zeitungen zuſammen, die auf dem Tiſche lagen. Weil ſie das alles aber mit der ihr eigentümlichen leichten und ſanften Grazie der Bewegungen tat, ſo ſah er ihr doch mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, obſchon es ihm vorkam, als brauche eine Elfenkönigin eben nicht ihr

Teekäſtchen zu verſchließen. Plötzlich, als ſie mit all dieſen Dingen fertig war, ging ſie geradeswegs auf ihn zu. Er war ſtarr vor Schreck. Was ſollte er ſagen? womit ſich entſchuldigen? wie würde ſie es aufnehmen? — All dieſe Ängſte waren unnötig. Doralice hatte ihn nicht entdeckt; ſie blieb vor einem Beet voll Nachtviolen ſtehen, das zwiſchen den Catalpen und der Lindenallee lag, bog ſich zu der ſeltſamen Blume nieder, die ihre Wohlgerüche nur unter dem Schleier der Nacht aushaucht, faßte einige Büſchel zuſammen und drückte ihr Geſicht hinein, als wolle ſie den ſüßen Arom einatmen, und ging dann zurück und in's Haus. Der Diener hatte inzwiſchen den Teetiſch abgeräumt, alle Sachen fortgetragen; jetzt verſchwand auch er mit der letzten Lampe. Conrad war in tiefer dunkler Mitternacht allein in dem fremden Garten. Das war ihm gerade recht. Er wartete in der Veranda bis in dem Schweizerhäuschen jeder Schritt verhallt, jedes Licht erloſchen war; dann trat er hervor, pflückte einige Nachtviolen und ſetzte ſich unter die Catalpen. Der unausſprechliche, geheimnisvolle Zauber der Nacht umfing ihn. O dieſer Zauber! da iſt die Stille nicht tot und das Schweigen nicht ſtumm und das Dunkel nicht finſter, wenn die Sommernacht mit ihren großen, ſchwarzen Flügeln über die träumende Natur ſchwebt! da wird etwas Unirdiſches in der ſchweren Erdenwelt wach!

Sie dient dem Tage, die Erdenwelt, ſeinen Geſchäften, ſeiner Arbeit, ſeiner Betriebſamkeit; er gibt ihr ſein Licht und ſeinen glänzenden Schmuck; dadurch ſtrahlt ſie in bunter Schönheit und in tauſend lieblichen und herrlichen Gebilden auf, und das gefällt den Menſchen! ſie regen und bewegen ſich im Glanze des Tages wie die Ephemere im Sonnenſtrahle tanzt; ſie vergeſſen darüber, daß auch ſie nur etwas größere Ephemeren ſind und ſuchen aus der Erdenwelt ihr Eigentum, ihren Beſitz zu machen. Aber dann kommt die Nacht und rückt alles wieder in die wahre Ordnung und erlöſt die Erdenwelt von dem Joche, das der Menſch auf ſie wälzt. Hat ſie am Tage dem Geſchöpf gedient, ſo darf ſie jetzt dem Schöpfer huldigen durch die wunderbare myſtiſche Poeſie, welche die ganze Natur aushaucht. Wie ſie dahin wallen im feierlichen Reigen, die ſchimmernden Geſtirne, dieſe unermeßlichen Welten, welche bald wie kalte Diamanten ausſehen, die uns nichts angehen, und bald wie Freundesaugen, die mit uns lächeln und mit uns weinen!

Welch ein Flüſtern geht durch den Wald und welch ein Rauſchen kommt von den Bergen und wie wogt der Strom und das Meer und das kleinſte Bächlein tiefer bewegt auf, als wollten ſie alle ein wunderbares Geheimnis kund tun. Und der Arom, der von jeder Blume, aus jedem Blütenkelch, die der Nachttau erfriſcht und die Nachtluft abkühlt, in Wellen von Wohlgeruch aufſteigt, iſt er der Atemzug einer Naturſeele? Und der leiſe Schauer, der zuweilen ſo plötzlich, ſo ſeltſam eintritt, und herab vom höchſten Wipfel des Baumes bis zum kleinſten Grashalm hernieder fährt, ſo daß ein leiſes Zittern ſie überrieſelt, woher kommt er, was iſt er? iſt er ein Seufzer nach Erlöſung? regen ſich gefangene Geiſter, um ihre Feſſeln abzuſchütteln? — Alles iſt Rätſel, iſt Geheimnis, iſt die Schattenſeite einer Schönheit, deren Lichtſeite der Tag der Ewigkeit entſchleiern wird. Die Tage der Zeit beleuchten nur das Materielle, die Formen, die Erſcheinung dieſer Schönheit. Und zwiſchen dieſen Rätſeln von Welten und Sonnenſyſtemen ſteht der Menſch, ein Atom, aber rätſelhafter als ſie alle, und ſinnt ihnen nach, und ſeine Seele ſtimmt in den ſtummen Wechſelgeſang von feierlicher Majeſtät und von klagender Sehnſucht ein, welche den Grundton in dieſer Hymne der Nacht angeben, denn in ſeiner Seele ringt ein Sohn des Staubes mit einem Kinde der Ewigkeit.

Wie gefangen von dieſem Zauberbann ſaß Conrad regungslos unter den Catalpen. Die Sterne flimmerten, die Leuchtkäfer ſchwirrten, die Nachtviolen dufteten, der Röhrbrunnen rieſelte, ſtoßweiſe ſäuſelte das Laub. Es war ihm zu Sinn, als tauten Ströme von Frieden auf ihn herab und als könne ſein unruhiges Herz zur Ruhe kommen. Unruhig war es; aber nicht aus Leichtſinn, nicht durch jenes flatterhafte Streben, welches ſich den Äußerlichkeiten des Lebens zuwendet; nicht durch Torheit oder Selbſtſucht. Conrad's Herz war unruhig, weil es leer war; und es war leer, weil es Gott nicht hatte. Er war eine edle Natur, er hatte ſchöne Gaben, vortreffliche Eigenſchaften; aber ein innerer Wirbelwind ſtörte die Entwickelung ſeines Charakters. Soll das Schiff ſicher die Wellen des Oceans durchſchneiden, ſo muß es nicht bloß gut gebaut und ausgerüſtet ſein, es muß auch ſeinen Kompaß und ſeinen Ballaſt haben: ſonſt wird es ein Spiel der Fluten und der Stürme. Die Menſchenſeele braucht auf dem Meer des Lebens auch ihren Kompaß — den Glauben der Offenbarung; auch ihren Ballaſt — das heilige Kreuz. Damit und nur damit gelangt ſie zu ihrem Ziel und erreicht ſie ihre Beſtimmung. So iſt ſie nun einmal beſchaffen gemäß dem göttlichen Geſetz, das der Grund ihres Seins iſt. Wie es für die Erde ohne Sonne keinen Tag geben würde, und wenn man Millionen von Fackeln und Kerzen anzündete: ſo bleibt die Seele in der Dämmerung, wenn die Centralſonne ihrer Welt, der göttliche Glaube, ihr nicht aufgegangen iſt.

Conrads Eltern waren vortreffliche Menſchen; der Vater Rationaliſt, die Mutter gläubige Proteſtantin. Des Vaters höchſte Autorität war die Vernunft, und die höchſte Autorität der Mutter war die heilige Schrift, ſo gedeutet, wie ihr Religionslehrer, der ſpäter die Pfarrſtelle auf dem Gute ihres Mannes erhielt, ſie gedeutet hatte. Daß ſich Beide in der Gefangenſchaft einer menſchlichen Autorität befanden und in letzter Inſtanz an einen Menſchen glaubten, er an ſich ſelbſt und ſie an den Lehrer ihrer Jugend: das ſahen ſie nicht ein, denn ſie dachten nie darüber nach. Sie waren eingewiegt in ihren Gewohnheitsglauben. Frau von Friedingen hielt ſich für lutheriſch; Herr von Friedingen hielt ſich für erhaben über alle Religionsformen. Er lebte für ſeine Familie, für die Intereſſen ſeines Landes, für ſeine Geſchäfte, tätig, rechtſchaffen, umſichtig innerhalb ſeines Horizontes; aber dieſer Horizont war eng, und ging nicht über die Grenzen der Erde und die praktiſche kühle Verſtändigkeit hinaus. Frau von Friedingen war eine zarte, ſchüchterne, liebenswürdige Seele, die von der nüchternen Richtung ihres Mannes häufig unſanft berührt wurde, und deshalb nur um ſo mehr die kühle Atmoſphäre, in der ſie lebte, mit ihrem innigen Herzen zu erwärmen ſuchte. Sie glaubte feſt, daß Chriſtus der Erlöſer ſei, und durch ſeinen Tod genug getan habe für die Sünden der ganzen Welt; und damit war ſie vollkommen beruhigt. Nur für ihren Mann, der nicht ihren Glauben teilte, ſtand ſie zuweilen bittere Ängſte aus, ob er nicht der Verdammung anheim fallen müſſe. Sie tröſtete ſich dann immer wieder damit, daß er ja ſo gut ſei, und daß ſeine Wiedergeburt noch erfolgen könne, und im übrigen verließ ſie ſich auf die Barmherzigkeit Gottes. In ihre ſtillen, wohlgeordneten Verhältniſſe, in ihr gleichförmiges, behagliches Landleben traten keine heftige Störungen hinein. Kleine Erſchütterungen, die Sorgen der Mutter, der Hausfrau, die Teilnahme am Schickſal der Verwandten, der Freunde, der Untergebenen zogen bald vorüber. Den großen Schmerz bei dem Tode ihrer einzigen Tochter nahm ſie mit frommer Ergebung hin. Ihr Mann ſchätzte ſie viel zu hoch, um ſie in ihrer religiöſen Richtung zu verletzen. Nur durfte ſie nie verſuchen, ihn in dieſelbe hineinlenken zu wollen; dann wies er ſie mit dem Lächeln der Überlegenheit ab und blieb einige Tage verſtimmt. Sie ließ bald dieſe Verſuche fallen, denn ſie war eine paſſive Natur. Ihren Söhnen aber ſuchte ſie ihren Glauben einzuflößen, und ſorgte auch dafür, daß ein Hofmeiſter in's Haus käme, der gläubig ſei. Das war er denn freilich; ja er war übergläubig, er glaubte an ſeine eigenen Dogmen. Aus dem Studium der heiligen Schrift hatte ſich ihm die Anſicht herausgeſtellt: Wer einmal, und ſei es auch nur auf einen Augenblick, mit dem Glauben den Erlöſungstot Chriſti ergriffen habe, dem ſei das ewige Leben gewiß, wenn er auch ſpäter dieſen Glauben aufgeben und verlieren ſollte. Frau von Friedingen fand dies Dogma etwas bedenklich, ja widerſinnig. Gerettet zu werden durch den Glauben, den man aufgegeben und verloren hat, das ging über ihre Gläubigkeit hinaus; denn es ſtand ja geſchrieben: „Wer nicht glaubt, ſoll verdammt werden.“ Sie war gern bereit, von dieſem Urteilsſpruch an die Barmherzigkeit Gottes zu appellieren; aber das Dogma ihres Hofmeiſters konnte ſie nicht annehmen. Er hingegen behauptete: Wie durch den Ungehorſam Adams die Erbſünde auf alle Menſchen übergehe, ſo durch den Gehorſam Chriſti die Rechtfertigung auf alle, die einmal in den Glaubensverband eingetreten waren. Und dieſe kühne Behauptung unterſtützte er mit abgeriſſenen Sätzen aus den Briefen des heiligen Apoſtel Paulus, die er gemäß ſeiner Anſicht deutete. Frau von Friedingen hätte die Sache gern auf ſich beruhen laſſen; allein er war rechthaberiſch, wie die Irrlehre immer iſt, und wollte ſie durchaus für ſein Dogma gewinnen; auch ſuchte er es vor allen übrigen Lehren des Chriſtentums ſeinen beiden Zöglingen einzuprägen, und ſo kam es denn manchmal zu kleinen Fehden, die ſo lebhaft wurden, als ſie durch die milde Frau von Friedingen werden konnten, und die für Conrad nicht ganz verborgen blieben. Er hatte den liebenswürdigen, wohlwollenden Charakter ſeiner Mutter geerbt; aber die Richtung ſeines Vaters war ebenfalls in ihm, wie in jedem Adamskind vertreten, und hörte er, daß Mutter und Erzieher, die er beide zärtlich liebte, ſich nicht über den ſtreitigen Punkt vereinigen konnten, ſo ging er zum Vater, deſſen Einſicht er auf's Höchſte verehrte und fragte ihn, was denn die Vernunft zu den verſchiedenen Glaubensartikeln ſage und weshalb über dieſe eine Meinungsverſchiedenheit herrſche. Herr von Friedingen freute ſich unbeſchreiblich über die frühe, ernſte Reife ſeines älteſten Sohnes und ſagte:

„Das darf Dich nicht wundern, lieber Conrad. Ein berühmter proteſtantiſcher Theolog*) hat geſagt: „„Die Glaubenslehren, in welchen die verſchiedenen proteſtantiſchen Konfeſſionen übereinſtimmen, will ich auf den Nagel meines Daumens ſchreiben."" Das heißt mit anderen Worten: Es gibt keine Übereinſtimmung zwiſchen ihnen und deshalb darf man auch nie bei ihnen nach der abſoluten Wahrheit forſchen. Die ewige Vernunft, die ſich bei der Geſamtmenſchlichkeit im großen Ganzen trotz Irr- und Abwege kundgibt: das iſt die Wahrheit, mein Sohn! Sie lehrt uns, daß es edler ſei, die Leidenſchaften zu beherrſchen, als ihnen nachzugeben; fremdes Glück zu begründen, als das eigene zu ſuchen; die Leiden und Freuden, die uns begegnen, nicht zu hoch anzuſchlagen, und das Rechte zu tun ohne Rückſicht auf Lob oder Tadel. Dies lehren uns die Weltweiſen aller Zeiten. Das Chriſtentum war eine Phaſe der Weltgeſchichte. Es hat in einer rohen, wilden, grobſinnlichen Zeit das Gemüt in der Menſchheit entwickelt. Das war ſehr ſchön und ganz notwendig. Nun aber iſt das geſchehen, es hat ſeine eigentliche Aufgabe vollbracht und die Vernunft tritt wieder in ihr Recht ein, die Menſchheit zu ihrer höchſten Entwickelung zu führen. Gefühlsmenſchen, zu denen Deine gute Mutter und Herr Ix gehören, behalten aber immer eine Vorliebe für das Chriſtentum, deſſen Lehren mehr dem Gemüt zuſagen und ſich ihm anpaſſen, als die Lehren der Vernunft.“

---

*) Paſtor Harms in Kiel.

So ſprach Herr von Friedingen zu ſeinem zehnjährigen Sohne. Des katholiſchen Glaubens erwähnte er aus dem höchſt einfachen Grunde nicht, weil er kaum eine Ahnung von deſſen Exiſtenz hatte. Unter dieſen widerſprechenden Einflüſſen wuchs Conrad auf. Die zarte unſchuldige Kinderſeele, die für die chriſtliche Glaubenslehre die willige Empfänglichkeit der Blumenknospe hat, welche ſich unter dem Strahl der Sonne entfaltet und mit Farben und Wohlgerüchen fröhlich aufblüht, wurde verwirrt und zerzauſt. Je nachdem ſich

Conrad eben geſtimmt fühlte, neigte er ſich bald den Anſichten des Vaters, bald der Überzeugung der Mutter zu. Beide Eltern ſchmeichelten ſich, ihrem Conrad die Grundlage für ſeine Lebensrichtung eingeſenkt zu haben; als ob es möglich wäre, daß ſubjektive Überzeugungen, die nicht vollkommen in der ewigen Wahrheit begründet und in Übereinſtimmung mit ihr ſind, je eine unerſchütterliche Baſis abgeben könnten! Als ob es möglich wäre, daß irgend eine Konfeſſion, die nur gelehrt und nicht gelebt wird, nachhaltigen Einfluß auf das Leben gewinnen könnte, da ſie demſelben fremd geblieben — wie die exotiſche Pflanze im Glashaus der äußern Luft — und ſeinen Stürmen nicht gewachſen iſt. Rufen Leidenſchaften einen Konflikt zwiſchen Leben und Lehre hervor, ſo erliegt ſie faſt ohne Schwertſtreich, weil höchſtens das Gedächtnis, doch nicht das Herz, etwas von ihr weiß. Aber der Menſchengeiſt, wenn er nur einigermaßen in ſeiner urſprünglichen Richtung bleibt, nur nicht ganz durch Sünde und Leidenſchaft getrübt und verzerrt wird, hat ein ſo ſtarkes Bewußtſein, für die Erkenntnis der ewigen Wahrheit geſchaffen zu ſein und durch ſie zu innerer Befriedigung zu gelangen, daß er, wenn er ſie nicht beſitzt, entweder in beſtändiger Unruhe bleibt, oder ſich ſchlafen legt im Gewohnheitsgeleiſe ſeiner Verhältniſſe. Conrad ließ ſich nicht einſchläfern; er blieb in der

Unruhe. Als Kind, und an der Seite der Mutter, die immer und unter allen Umſtänden einen überwiegenden Einfluß auf das Gemüt des Kindes hat, neigte er ſich ihrer Frömmigkeit zu und lernte manches Lied aus dem Geſangbuch auswendig, das ſie hoch ſchätzte. Als heranwachſender Knabe verließ er das Elternhaus, um auf einem Gymnaſium ſeine Studien zu beginnen. Da wollte er denn, nach Knabenart, überaus männlich ſein und beileibe nichts zu tun haben mit weibiſcher Empfindſamkeit. Da huldigte er der Vernunft und allen Lehren, die ſie gab und die ſein Vater ihm eifrig und kräftig in's Gedächtnis prägte. Träg ſein, nichts lernen, die Zeit vergeuden, dumme Streiche machen, das war wider die Vernunft. Die Mitſchüler überflügeln, alle Schulprüfungen gut beſtehen, glänzende Zeugniſſe erhalten, dem Vater Ehre, der Mutter Freude machen, das war vernunftgemäß; dazu hatte man ſeine Fähigkeiten, ſeinen Verſtand, ſeine Talente. Und Conrad war ſo glücklich und ſo gut begabt, daß er in dieſer Zeit den Erwartungen ſeines Vaters gerade ſo entſprach, wie in ſeiner Kindheit den Hoffnungen ſeiner Mutter. Aber er reifte aus dem Knaben in den Jüngling hinein; er bezog die Univerſitäten und ging von der Schulbank in die akademiſchen Hörſäle über. Näher trat ihm das, was die Welt „das Leben“ nennt, was aber eigentlich das Böſe im Leben genannt werden ſollte. Er hörte Syrenenſtimmen und er vernahm in den dunkelſten Abgründen ſeines Herzens ihr trauriges Echo. Als ein Menſchenweſen, dem nun einmal die Schwäche des Staubes anklebt, trug ja auch er in ſich den Keim zu aller menſchlichen Verderbnis, und er ſchauderte noch mehr vor dem zurück, was er in ſich, als was er außer ſich wahrnahm. Das Edle in ſeiner Natur ertrug keine Art von Gemeinheit, die ſich ſo leicht in das ungebundene burſchikoſe Treiben deutſcher Studenten miſcht. Tollheiten machte er wohl mit; Gemeinheiten nie. Ausgelaſſen luſtig konnte er zuweilen ſein; ausgelaſſen roh nie. Er ſchloß ſich nicht gerade aus von der allgemeinen Strömung; aber von ihr hinreißen ließ er ſich nie. Das erſte Semeſter abgerechnet, wo wohl noch nie ein deutſcher Student ſtudiert hat, ſtudierte er eifrig. Die Unruhe in ihm ſuchte Nahrung. Er glaubte, daß ſie aus einem Durſt nach Wiſſen entſpringe, und er warf ſich mit Fleiß und Beharrlichkeit auf die Studien. Sie gaben ihm zwar keineswegs das, was er gehofft hatte, aber doch den großen Vorteil, daß er aus Mangel an Zeit und an Teilnahme von tauſend Verkehrtheiten und von noch ſchlimmeren Dingen unberührt blieb. Aber glücklich fühlte er ſich nicht. Er fand das Leben nüchtern und platt ohne ein Ziel, das der Begeiſterung, nach welcher ein junges unverdorbenes Herz ſich ſehnt, würdig wäre. Er fand die Fachſtudien zwar nützlich, aber trocken, nur ein Alltagsbrot für den Geiſt. Er fand, daß die philoſophiſchen Studien ihr Intereſſe hatten, weil die Philoſophie Fragen zu löſen ſucht, die für den denkenden Menſchen wichtig ſind, Fragen über den Urgrund, den Zuſammenhang, die Erſcheinung der Dinge. Aber ſie erfüllt nur den einen Teil der Beſtrebungen: ſie ſucht; — ſie löſt nicht. Mit großer Aufmerkſamkeit und angeſtrengter Spannung folgte Conrad der Entwickelung jedes philoſophiſchen Syſtems, und ſo lange er damit beſchäftigt und unter dem Einfluſſe des Scharfſinns, der Feinheit, der Logik war, womit der eine oder andere Meiſter ſein Syſtem dargelegt und ausgeſponnen hat, wähnte Conrad immer, auf dem letzten Blatte werde er das letzte Wort finden, das magiſche Wort, das ihn zu einem Hellſeher in die Weltordnung und in Zeit und Ewigkeit hinein machen werde. Es geſchah aber immer das Gegenteil. Selbſt dann, wenn Conrad's Verſtand gewonnen und zu dem Bekenntnis gedrängt war, der Menſchengeiſt habe den Gegenſtand erſchöpft, gerade dann fand ein Etwas in ihm, daß nun das eigentliche Problem erſt recht beginne, denn durch den Abſchluß, gleichviel welcher Art er ſei, ob negierend, ob zweifelnd, ob affimierend, bekam das Syſtem immer ein einſeitiges Gepräge. Der denkende

Kopf, der es erfand, hatte ſich ſelbſt und ſeinen Ideengang an den hohen Fragen entwickelt; aber das letzte Wort über ihr innerſtes Sein hatte er mit nichten geſagt. Und wenn eine ſolche Intelligenz das nicht konnte — ja, wer vermochte es denn? Oder gab es überhaupt kein letztes Wort für die Rätſel, die Widerſprüche, die Geheimniſſe, die Ahnungen, die ſich wie unermeßliche Abgründe im Menſchen und um ihn auftun? Aber wenn die ganze überſinnliche Welt ihm verſchloſſen bleiben ſollte, warum denn dies Verlangen nach ihr? warum dieſer ewig ungeſtillte tantaliſche Durſt? oder auch — warum dann nicht lieber leben für die Welt der Sinnlichkeit, und von und mit dem, was ſie bietet? Es gingen ihm furchtbare, namenloſe Stürme durch die Seele. Einzelne Äußerungen blitzten wie Wetterleuchten in ſeinen Briefen an die Eltern auf. Der Vater ſchrieb ihm zurück:

„Lieber Conrad, biſt Du ein Träumer geworden oder haſt Du Dich verliebt? Keines von Beiden wäre vernünftig“ — und nun bewies er ihm des Breiteren, daß der vernünftige Menſch auch vernünftig handeln müſſe. Frau von Friedingen ermahnte ihren Sohn ſehr liebevoll, ſein ganzes Vertrauen auf den treuen Gott zu ſetzen, fleißig das Wort Gottes predigen zu hören und in der Bibel zu leſen; von dem allen werde er großen Segen haben.

Conrad ſprach traurig zu ſich ſelbſt, nachdem er die Briefe geleſen hatte: Hätten ſie mir nur auch geſchrieben, wie man's macht, um immer vernünftig zu bleiben und um das ganze Vertrauen auf Gott zu ſetzen! — Er verſuchte dem Rat der Mutter zu folgen, der ihm praktiſch ſchien: er ging in eine Predigt. Der Prediger bewies mit ungemeiner Beredtſamkeit, daß der Glaube an den Teufel ein Aberglaube ſei. Conrad fand dies Thema abſurd, ging von dannen und beſuchte keine Predigt mehr. Sein beſter Freund in dieſer Gewitterzeit ſeiner Jugend war ſein Flügel. Er hatte ein ganz ſeltenes muſikaliſches Talent und, was nicht immer mit dem Talent verbunden iſt, eine wahre Leidenſchaft für Muſik. Sie war ſo groß, daß keine andere dagegen aufkommen konnte. Er hatte einmal angefangen, ſich für ein hübſches junges Mädchen zu intereſſieren. Da wurde ſie aufgefordert in einer Geſellſchaft, wo auch er ſich befand, zu ſingen. Sie tat es ängſtlich. Ihr geringes Talent ſank durch ihre Verlegenheit unter Null. Conrad griff nach ſeinem Hute und entfloh aus dem Saale beſchämt, gedemütigt, entzaubert, und nie ſprach er wieder mit ihr! Ihm war am wohlſten an ſeinem Flügel. Bis in die Nacht hinein ſpielte er Kammer-, Kirchen-, Opernmuſik, dazwiſchen freie Phantaſien und eigene Kompoſitionen.

So ging das letzte Semeſter ſeiner Studienzeit zu Ende und er ſchickte ſich eben zur Reiſe in die Heimat an; da erhielt er ein Telegramm von ſeiner Mutter mit der Aufforderung, ſeine Ankunft zu beſchleunigen. Er fand zu Hauſe ſeinen Vater vom Schlage gelähmt, im höchſten Stadium des Schwachſinnes, hilfsbedürftiger als das Kind in der Wiege. Herr von Friedingen war kaum fünfzig Jahre alt, ein ſchöner, kräftiger Mann. Aber all' ſeine Kraft und Schönheit ſchwand unter dem lähmenden Druck des Blödſinnes. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf Conrad, ſeinen Vater, dem die Vernunft das höchſte geweſen war, vernunftberaubt zu finden. Da er nach des Vaters Tod deſſen Haupterbe war und er ihn jetzt gewiſſermaßen als tot betrachten mußte, ſo nahm Conrad ſogleich die Stelle als Haupt der Familie ein und alle Geſchäfte auf ſich. Er hatte viel zu tun, um ſich in ſie hineinzuarbeiten, umſo mehr, als er keinen Geſchmack an der Verwaltung weder des Grundbeſitzes, noch des Vermögens fand; allein die Umſtände machten ihm eine Pflicht daraus, die er bereitwillig erfüllte. Als ſein armer Vater nach zwei Jahren eines ſtumpfen Vegetierens ins Grab ſank, war Conrad vierundzwanzig Jahre alt und Beſitzer eines großen Vermögens. Gegen das Ende des Trauerjahres machte Conrad eine Reiſe durch halb Europa. Während der Zeit dachte ſeine Mutter daran, eine paſſende Frau für ihn zu ſuchen. Das war aber etwas äußerſt Schwieriges, denn ſie wußte und er hatte deſſen kein Hehl, daß er ein Ideal in ſich trage, welches kaum zu verwirklichen ſein werde; denn Conrad begehrte — eine Erlöſerin. Irgend etwas hienieden mußte doch den Hunger des Herzens ſtillen, der ihn verzehrte; und was konnte das ſein, als die Liebe! All das Wiſſen, all die Studien, all die praktiſche Tätigkeit, all die Pflichterfüllung, all die weltlichen Intereſſen für Land und Leute, und wenn ſie noch ſo ſehr ſeine Zeit, ſeine Gedanken in Anſpruch nahmen und ihn vom Morgen bis zum Abend beſchäftigten, ach! es war ja immer nur ein halbes Leben. Das alles, ſprach Conrad zu ſich ſelbſt, iſt die Atmoſphäre des vernünftigen Menſchen; aber der idealiſche Menſch kommt in ihr an Lebensluft zu kurz, und ich habe nun einmal beide Richtungen. Darum muß die Liebe den Durſt des idealiſchen Menſchen befriedigen.

Solche und ähnliche Blitze der ewigen Wahrheit flogen ihm oft durch den Sinn. Aber er konnte ſie nicht in ihrer richtigen Bedeutung faſſen, weil er der ewigen Wahrheit den Rücken zukehrte. Es gibt allerdings eine Liebe, welche die Lebensluft des übernatürlichen Menſchen iſt. Doch von einer ſolchen hatte der arme Conrad nie gehört; ſeine Ahnung von ihm nannte er den idealiſchen Menſchen und dieſem gedachte er durch ein weibliches

Weſen die Fülle des Glückes, unverlierbare Befriedigung, zu gewähren. Armer Conrad! Geiſtvoll wie Hypatia, zärtlich wie Heloiſe, himmliſch geſinnt wie Beatrice: ſo mußte ſie ſein — mindeſtens! Aber wo war ſie? — in ſeiner Nachbarſchaft, Verwandtſchaft und Freundſchaft war ſie nun einmal nicht! Nach dem Tode des Vaters hatte er ſeiner Mutter verſprochen, er wolle, nachdem er ſeine große Reiſe gemacht habe, daran denken, ihr eine Tochter zuzuführen. Um dieſe Gedanken in ihm wach zu halten, machte ſie in ihrem Kopfe eine ganze Liſte von jungen charmanten Mädchen, unter denen er wählen könne, und bei ſeiner Heimkehr legte ſie ihm dieſelbe vor und bat ihn innig, ſein häusliches Glück zu begründen. Conrad gab ihr zärtlich zur Antwort, ſie ſei die Herrin ſeines Hauſes und mache ihm ſein häusliches Leben ſo angenehm, wie er es von keinem dieſer charmanten Mädchen erwarten dürfe. Mit dieſer Antwort war die gute Mutter nur halb zufrieden und ſie begann zu fürchten, Conrad wolle ihr eine fremdländiſche Schwiegertochter, eine Süddeutſche, eine Engländerin oder Schottin zuführen, die nicht in die Verhältniſſe gepaßt hätte. Doch Conrad war gereiſt, um den großen Welttumult in Augenſchein zu nehmen, der ja, wie die Rede geht, weſentlich zur Bildung eines jungen Mannes beitragen ſoll; und keineswegs, um eine Frau zu ſuchen. überdas wollte er das Ideal ſeines Herzens gar nicht ſuchen! er wollte es finden. In der Ferne und Fremde fand er es nicht. Ob jetzt vielleicht in der Nähe und in der Heimat? —

Es begann eine peinliche Zeit für Conrad. Er war reich, von vortrefflichem Charakter, ſehr wohlerzogen, ſehr gebildet, ſehr angenehm. Er hatte Grünau, ſo hieß das Gut, auf dem er lebte, äußerſt geſchmackvoll und behaglich und auf dem beſten Fuße eingerichtet, den Park erweitert, eine Orangerie angelegt, ſüperbe Pferde gekauft. Wer war nun die Glückliche, die er in dies irdiſche Paradies einführen werde? — ſo fragten heimlich in grenzenloſer Spannung alle Mütter zwanzig Meilen in der Runde, die erwachſene Töchter hatten, und dieſe Frage ſprach ſich unwillkürlich in ihrem Benehmen aus, wenn er bei ihnen erſchien. Das veranlaßte ihn, eine ſehr gemeſſene Haltung zu beobachten und jeden Schritt, jedes Wort zu berechnen. Da ſich alle holſteiniſchen Adelsfamilien von der Wiege an kennen, miteinander verwandt ſind, wenn nicht von den Großeltern, ſo doch gewiß von den Urgroßeltern her, und überdas verſchwiſtert und verſchwägert ſind, da ſie dieſelben Intereſſen haben, dasſelbe Leben führen, ſich immer wiederſehen und zuſammenfinden, ſo erſchien Conrads außerordentliche Zurückhaltung allerdings etwas ſteif und befremdend; und die Mütter kamen zu dem Urteil, er ſei ein deliziöſer junger Mann, der Conrad Friedingen, aber ein Sonderling. Die Herren fanden weder das eine, noch das andere. Mit ihnen war er, ſprach er, benahm ſich munter und unbefangen, war ein guter Reiter, ein trefflicher Schütze, ein ausgezeichneter Billard- und Whiſtſpieler, dabei voll Eifer für die Landwirtſchaft, voll Eifer für Holſteins gefährdete Landesrechte. Endlich waren die Diners in Grünau ganz exzellent, und wenn dies auch als das Verdienſt der Frau von Friedingen zu betrachten war: ſo wetteiferten doch Conrads Zigarren an Vortrefflichkeit mit ſeinen Diners. Es war immer feinſte Havanna, ungemiſcht mit Ambalema, noch weniger mit Cuba oder gar Domingo. Kurz, die Männer fanden, er ſei ein angenehmer, umgänglicher Menſch, und man ſolle ihn doch nicht torquieren; er werde ja ſchon mit der Zeit heiraten! die Manie der Damen, ihn in den Eheſtand hineintreiben zu wollen, ſcheuche ihn zurück. Conrads Mutter fragte ſorgenvoll:

„Conrad, was fehlt Dir?“

„Nichts, liebe Mutter,“ antwortete er freundlich; „mir fehlt gar nichts! .... ich habe nur nichts! .... Ich will einmal nach Norwegen auf den Seehundsfang gehen.“

Er ging nach Norwegen . Als er nach einigen Wochen heimkehrte, machte er einen Beſuch in einem

Hauſe, mit dem er verwandt und ſehr befreundet war, und wo man ſehr ſeine Verbindung mit der älteſten Tochter wünſchte, die auf der Liſte ſeiner Mutter obenan ſtand. Aber Conrad dachte nicht an ſie und war recht froh, zu hören, daß ſie mit ihrer Mutter ausgefahren und niemand zu Hauſe ſei als der Vater und die jüngſte Tochter, ein Kind. Dieſe empfing ihn äußerſt unbefangen und er bemerkte zu ſeiner größten Überraſchung, daß ein bildhübſches junges Mädchen vor ihm ſtehe.

„Adelaïde, wie groß biſt Du geworden!“ rief er.

„Ja,“ ſagte ſie, „ich bin ſchon einen Strich größer als Selma. Haſt Du recht viele Wallfiſche gefangen?“ ſetzte ſie hinzu.

Er erklärte ihr, daß Wallfiſch und Seehund nicht dasſelbe ſei. Sie erwiderte:

„Nun ja, ich meinte irgend ein wildes Seetier.“

„Du faßt die Naturgeſchichte in großartigen Umriſſen auf!“ rief er lachend.

Sie ſah ihn mit ihren großen Kinderaugen treuherzig an und ſagte weder verlegen noch empfindlich:

„Du ſollteſt mir lieber etwas vorſpielen, ſtatt mich auszulachen, Conrad.“

„Ich lache Dich nicht aus; ich freue mich über Dich,“ entgegnete er liebreich und ſetzte ſich an den Flügel.

Adelaïde ſetzte ſich ihm gegenüber und hörte andächtig zu. Gleich darauf kam ihr Vater, den man aus ſeinen neuen Anlagen im Park abgerufen hatte. Nun überließ ſie dieſem Conrads Unterhaltung und ging von dannen. Dies entzückte Conrad. An dies gleichgültige kindliche unbefangene Benehmen war er nicht gewöhnt. Er kam einigemal wieder. Immer war Adelaïde von derſelben Unbefangenheit, und immer bemerkte er bei Selma einen Anflug von Verlegenheit. Eines Abends kam er nach Grünau zurück und ſagte ſeiner Mutter, ſeine Wahl ſei getroffen, aber er wiſſe nicht ob Adelaïde ihm geneigt ſei. Sie rief erſtaunt:

„Adelaïde! das Kind!“

„Ja, gerade deshalb! friſch vom Himmel herunter kommt ſolche Kinderſeele,“ entgegnete Conrad.

Die Sache machte ſich leicht, obſchon niemand mehr darob ſtaunte, als Adelaïde ſelbſt. Conrad war alſo verlobt und Frau von Friedingen drängte ihn, die Braut bald heimzuführen, damit er nicht den Winter einſam mit ihr auf Grünau verlebe, denn ſie fühlte ſich leidend, ihre Bruſt war angegriffen; aber ſie verbarg es, um Conrad nicht zu beunruhigen. Ihm ſelbſt war beklommen zu Mute. Er mußte ſich eingeſtehen, daß er bei ſeiner Wahl unbeſonnen zu Werke gegangen ſei. Die erblühende Schönheit und kindliche Unbefangenheit

Adelaïdens hatten ihn gewonnen. Genügte ihm aber das für ſein Lebensglück? verwirklichte ſie denn den leiſeſten Zug ſeines Ideals? fand er in ihr die Höhen des Geiſtes, die Tiefen des Gemütes, den Zauber der Seele, wovon er für ſeine Hypatia-Heloiſe-Beatrice träumte? O nein, nein und abermals nein! Sie blieb nicht einmal in ihrer kindlichen Unbefangenheit. Wie konnte ſie das? ſie war ja kein Kind mehr; Braut war ſie und mit jungfräulicher Schüchternheit ſtand ſie ihm gegenüber. Zum Unglück miſchte ſich eine gewiſſe Furcht vor Conrad in dieſe Schüchternheit und machte ſie blöde, ja linkiſch. Er imponierte ihr ungeheuer. Sie hatte ſeit Jahren dieſen Conrad Friedingen dermaßen loben hören, daß ſie ganz verblüfft von der Ehre war, ſeine Frau werden zu ſollen. Sie getraute ſich nicht mehr, ſo unbefangen mit ihm zu plaudern wie damals, als ſie Seehund und Walfiſch ohne Umſtände verwechſelte. Den Übergang vom Kinde zur Jungfrau, der immer etwas Unbeholfenes mit ſich bringt, machte Adelaïde als Braut durch. Das verſtand Conrad nicht; ſie erſchien ihm etwas einfältig. Sie war es nicht: die Einfältigen ſind ſelten ſchüchtern! ſie war aber unentwickelt. Hätte er ſie wirklich geliebt, ſo würde ihm wahrſcheinlich dieſe Morgendämmerung eines Herzens, dem er das Licht und die Sonne der Liebe brachte, ſehr gefallen haben. Aber er liebte ſie nicht: das wurde ihm klar, je öfter er ſie ſah, je mehr er an ſie dachte. Was konnte dies Kind ihm ſein? — Nichts! gar nichts! Er geriet zuweilen in ſtille Verzweiflung, daß er ſich von einem angenehmen Eindruck ſo gründlich habe überrumpeln laſſen, er, der ſich jahrelang in den Schranken der höchſten Behutſamkeit gehalten! Aber es war zu ſpät, ein Rücktritt unmöglich. Er wendete die Augen von ſeinem Herzen ab und den Außendingen zu. Er richtete Adelaïdens Zimmer aufs eleganteſte ein; er überhäufte ſie mit Geſchenken; er traf Anordnungen zu ihrer feierlichen Heimführung; aber immer ſchwerer wurde ſein Herz und immer bleicher ſein Antlitz. Frau von Friedingen zitterte für ihn; in ihrer Familie war die Bruſtkrankheit zu Hauſe. Doch konnte ſie eigentliche Symptome des gefürchteten Übels nicht an ihm entdecken.

Nur acht Tage lagen noch zwiſchen dem Augenblick, der Conrad und Adelaïde verbinden ſollte. Es war im Januar. Unter dem hartblauen Himmel und über die blendende Schneedecke fegte der furchtbare Oſtwind hin, ſchneidend wie ein blankes Schwert. Conrads Schlitten flog dahin und mit hellem Schellengeläute fuhr er bei ſeinen Schwiegereltern vor. Es war die erſte gute Schlittenbahn des Winters. Selma und Adelaïde ſtanden am Fenſter und in beiden erwachte der Wunſch, er möge ſie etwas fahren. Conrad war gern dazu bereit, und riet ihnen nur, ſich gehörig warm zu kleiden. Sie verhüllten ſich in Pelze und die Fahrt ging glücklich von ſtatten. Adelaïde war ungewöhnlich munter, lachte und plauderte mit Conrad und Selma und nach einer Stunde kehrten ſie von der Spazierfahrt zurück. Am Abend desſelben Tages klagte Adelaïde ſchon über Beſchwerden beim Atmen; in der Nacht kamen heftige Bruſt- und Seitenſtiche dazu; und als der Arzt am Morgen erſchien, war die Lungenentzündung bereits lebensgefährlich. Es geſchah alles, um ſie zu retten. Vergebens! Adelaïde ſtarb nach achtundvierzigſtündigen ſchweren Leiden. Am Neujahrstage war ſie ſechszehn Jahre geworden. Conrad war außer ſich. Er betrachtete ſich als ihr unfreiwilliger Mörder, und ihn überfiel ein Grauen vor ſich ſelbſt, daß er ſich trotzdem heimlich eingeſtehen mußte, er ſei glückſelig über ſeine wiedererlangte Freiheit. Von allen Eheſtandsgedanken war er jetzt auf tauſend Meilen hinweggeſchleudert. Er grämte ſich furchtbar über die Nichtigkeit des Lebens, deſſen geringſte Nichtigkeit der Tod offenbart; über die ſchauerliche Komödie, die das Menſchenherz bald für ſich ſelbſt und bald für die Welt ſpielt; über die innere Lüge, die den Schmerz ſchminkt, die Freude verfälſcht, Leid und Luſt vergiftet; über das ſchattenhafte Daſein, ohne Kern, ohne Kraft, ohne Richtung, ein buntbemaltes Geſpenſt, das weder Farbe noch Stich hielt. Frau von Friedingen wähnte, ſeine Trauer gelte Adelaïden und ſeinem Verluſt.

„Ergib Dich in Gottes Willen,“ ſagte ſie mit ihrer gewohnten Milde, „und denke, daß Adelaïde bei unſerem lieben Herrn in der ewigen Seligkeit iſt.“

„Ich hoffe es!“ antwortete Conrad, um doch etwas zu ſagen.

„Alſo hoffſt Du doch auf ein ewiges Leben, welches das teuere Blut unſeres Herrn uns erworben hat!“ rief ſie erfreut.

„Aus Inſtinkt hoffe ich auf etwas Ewiges; nicht aus Überzeugung,“ erwiderte Conrad. „Der Inſtinkt des Lebens ſträubt ſich gegen die Vernichtung; aber wie das ewige Leben beſchaffen iſt, ob die Seelen wandern von Stern zu Stern, ob die Materie in einem beſtändigen Wechſel der Stoffe ſich verjüngt, ob der Geiſt in eine unfaßbare Verbindung mit höheren Intelligenzen tritt, wer gibt darüber Aufſchluß?“

„Der Glaube,“ ſagte ſie ſanft und feſt.

„Dein Glaube gibt ihn Dir,“ entgegnete Conrad auch ſanft und feſt. „Aber wer bürgt mir für ſeine objektive Wahrheit?“

„Die Bibel, mein Sohn, die das Wort Gottes iſt.“

„Aber wer bürgt mir dafür, daß ſie das ächte, reine, wahre, unverfälſchte, ja überhaupt das Wort Gottes, wie Du es nennſt, wirklich ſei?“

„Die chriſtliche Kirche, mein Sohn.“

„Und welche Kirche verſtehſt Du darunter?“

„Nun die, welche Chriſtus als den Erlöſer bekennt,“ ſagte Frau von Friedingen.

„Liebe Mutter,“ entgegnete Conrad liebevoll, „Du weißt ebenſo gut, wie ich, welche widerſprechende und entgegengeſetzte Lehren, trotz jenes Bekenntniſſes, ſich geltend machen, den Glauben in Anſpruch nehmen, und alle — chriſtliche Kirche ſein wollen; aber über ihren ſubjektiven Glauben, der doch auch nur eine ganz willkürliche Überzeugung iſt kommt keine hinaus. Darum hat keine die ewige Wahrheit, keine darf ſich mir darbieten, als eine unwandelbare, allgemeine, objektive Glaubensnorm und keine kann mir etwas Zuverläſſigeres über die Ewigkeit ſagen, als ich mir ſelbſt auch ungefähr ſagen könnte. Deshalb bleibe ich dabei: der Menſch verabſcheut inſtinktmäßig ſeine Vernichtung: darum hofft er. „„Der Reſt iſt Schweigen,““ ſagt Hamlet.“

Frau von Friedingen ſchwieg auch; aber ſie dachte unwillkürlich, daß das Dogma des Herrn

Ir über die Rechtfertigung durch den Glauben, den man verloren habe, recht tröſtlich ſei, und ihr ſchien, als mache das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und die Mutterliebe ihr eine Pflicht daraus, dieſe Anſicht, die ja auch einige Bibelſtellen für ſich anführen, nicht ſo unbedingt zu verwerfen, wie ehedem. Sie wollte eben über Conrads Seelenzuſtand einen Troſt haben! dies war einer. Vielleicht hatte Herr Ir einen ähnlichen bedurft. So entſtehen Irrlehren, ſo finden ſie Anhänger, wenn man ſich mit ſeinem religiöſen Leben nur auf dem ſchwankenden Boden der Subjektivität hält.

Frau von Friedingens Bruſtleiden trat mehr und mehr zu Tage. Conrad hoffte die Entwicklung desſelben aufzuhalten, wenn ſogleich die wirkſamſten Mittel angewendet würden. Er begleitete ſie nach Salzbrunn und von dort nach Meran. Aber keine Brunnen- und keine Traubenkur vermochte dem Übel Einhalt zu tun. Da rieten die Ärzte, den Winter jenſeits der Alpen zuzubringen; Meran ſei nicht ſüdlich genug. Je kränker Frau von Friedingen wurde, deſto mehr zählte ſie auf ihre Geneſung in Nizza. Conrad ging mit ihr nach Nizza. Dort erholte ſie ſich dem Anſchein nach; die feine, reine Luft war ein Tropfen Öl für die ſinkende Flamme ihres Lebens. Es loderte noch einmal auf und ſie kehrte mit der guten Jahreszeit nach Grünau zurück. Aber im Herbſt ſtarb ſie, geduldig, mild, vertrauensvoll, wie ſie gelebt hatte, ſanft ergeben in den Willen Gottes.

Conrad war nun allein. Freilich hatte er ſeinen Bruder, allein er ſtand zu Roderich mehr im Verhältnis eines Vaters und Mentors, als eines Bruders und Freundes. Das machten nicht die fünf Jahre, die er voraus hatte, ſondern die Grundverſchiedenheit ihrer Charaktere und der daraus entſpringenden Neigungen und Richtung. Roderichs ganzes Weſen zerbreitete ſich nach außen und ſchwamm auf der Oberfläche des Lebens; Conrad ſammelte ſich nach innen und ſtrebte der Tiefe zu; aber wie ein Bergmann, der Gold und Diamanten finden möchte und dennoch ohne Grubenlicht in den Schacht hinabſteigt.

Dieſer ſchwärmeriſche Träumer ſaß unter den Catalpen und ließ im Schatten der Nacht die Schattenbilder ſeines Lebens an ſich vorüberziehen. Wird mir eine Sonne aufgehen? fragte er ſich ſelbſt; gibt es überhaupt eine Sonne der Geiſter? . . . aber eine ſolche, die nie untergeht! . . . Und wenn ſie nie untergeht, bekommt das Leben dann nicht eine gewiſſe kühle, monotone, graue Färbung, wie die Sommernacht in Tornea, an deren Horizont die Sonne ſchwebt, doch nur wie eine rote, glanzloſe Kugel! — — Ihn fröſtelte. Er ſtand auf. Der Tag dämmerte. Der erſte Anbruch des Morgens hatte etwas Kaltes, Stumpfes, Nüchternes; er iſt nicht mehr Nacht und noch nicht Tag; er ſchwankt zwiſchen beiden, und alles Unentſchiedene iſt widerwärtig. Conrad ſchaute ſich um; die Gegenſtände traten nach und nach in beſtimmten Umriſſen hervor; hier und da zirpte ein Vögelchen ganz ſchlaftrunken, als wolle es die Kameraden fragen, ob es Zeit ſei zum Erwachen; ein leichter friſcher Wind hub zu wehen an. Sonſt war alles ſtill; im Schweizerhäuschen tiefe Ruhe. Conrad hatte die größte Luſt, den Altan zu beſteigen und von dort aus in den Sonnenaufgang hineinzuſchauen. Zum Glück fiel ihm Cerberus ein, der nicht ermangeln würde Lärm zu machen; und der Gedanke an Cerberus erinnerte ihn daran, daß er den Garten verlaſſen könne, ohne am Schlößchen vorüberzugehen. Es war Zeit, denn es wurde hell; ſo hell, daß Conrad zu ſeinen Füßen ein kleines, himmelblaues Kreuz ſah. Er hob es auf: es war ein Buchzeichen aus Papier geſchnitten, fingerlang, und von ſchöner, klarer, ſchwungvoller Frauenhand ſtanden die Worte darauf geſchrieben: „**Non fallit te Deus.**“ Ihm war, als wären ſie mit Sonnenſtrahlen geſchrieben, als brächten ſie ihm eine himmliſche Verheißung gerade jetzt, nach dieſer Nacht, an dieſem Morgen. Tochter des Lichtes, was dachteſt du dir dabei? fragte er leiſe; denn er verzweifelte nicht, weſſen Handſchrift dies ſei. Er verwahrte ſeinen Fund in ſeinem Schreibtäfelchen.

ging vorſichtig, um niemand zu wecken, über den Kiesweg, auf dem jeder Schritt hörbar iſt, und ſtieg über die niedrige, von Weymouthskiefern verdeckte Gartenmauer. Der enge Feldweg, auf dem er ſich jetzt befand, führte ihn abwärts auf die Chauſſee und dieſe nach Rüdesheim.

Schach der Königin.

Der Platz unter den Catalpen mußte eine eigentümliche Anziehungskraft haben: er war nie leer. Jetzt, am hohen, heißen Mittag, lag Lord Henry in ſeiner indiſchen Hängematte, las Journale und rauchte Zigarren. Auf dem Altan ſpielten ſeine Kinder, von der Bonne bewacht, mit zwei zahmen Täubchen und quälten die armen Tiere halb tot mit ihrer Zärtlichkeit. In ihrem Zimmer ſaß Doralice und nähte emſig grobe Leinwand. Eulalie kam vom Schlößchen her mehr geflogen als gelaufen. Bei der Schweſter eintretend, rief ſie:

„Doralice! Herr von Friedingen iſt da!“

„Welcher?“ fragte Doralice geſpannt.

„Der ältere,“ entgegnete Eulalie.

„O lieber Gott!“ ſeufzte Doralice, denn ſie dachte an die Sache, die ſie bei ihm durchzuführen habe.

„Er ſieht leidend aus,“ fuhr Eulalie fort, „aber gut und freundlich. Er fand uns – Mama, Teleſtine und mich — beim Auspacken der Sachen beſchäftigt, die geſtern für Celeſtine angekommen ſind. Er ſagte darüber etwas recht Artiges, ich weiß nicht was! dann allerlei Unterhaltung. Endlich lud ihn Mama zum Eſſen ein, was er natürlich annahm, und darauf fragte er, ob er Dir ſeinen Beſuch machen dürfe. Ganz gewiß; ſagte Mama. und da ſchlich ich hinaus, um ihn Dir vorläufig zu melden.“

Der eintretende Diener meldete jetzt in aller Form den Herrn von Friedingen; Doralice ſchickte ein Stoßgebetchen zum Himmel und Conrad trat ein. Sie wechſelten die üblichen Redensarten, dieſen Schematiſmus der Langeweile, und ſprachen dann von Ems und vom Rheingau und vom Siebengebirg und von dieſem und jenem. Aber Conrad langweilte ſich gar nicht: er ſah zum erſtenmal Doralice in der Nähe und hörte ihre liebliche Stimme, die zu ihm ſprach; und dazwiſchen betrachtete er ganz genau das Zimmer und deſſen Einrichtung, welches ja immer etwas vom Geſchmack, von den Neigungen, vom Geiſt der Bewohner verrät, wenn es nicht ein ganz oberflächliches Geſellſchaftszimmer, ein Allerweltsſalon ohne Eigentümlichkeit und ohne Seelengepräge iſt. Ihm gefiel dies Zimmer über allemaßen. Es kam ihm vor wie ein kleines paradieſiſches Eiland, das eine Fee um ſich her gezaubert hätte. Es hatte vier

Fenſter; zwei, an der Vorderſeite des Hauſes, gingen nach Süden; die beiden anderen nach Weſten; aber die geſchloſſenen Jalouſien dämpften dieſe Maſſe von Licht. Die Tapeten waren blaßgrün, leicht beſtreut mit kleinen bunten Blumen. So waren auch die Vorhänge der Fenſter und Türen, die Möbelbezüge. Die Ecken des Zimmers waren mit Blumenmaſſen in verſchiedener Größe und Zuſammenſtellung ausgefüllt. Die eine erhob ſich pyramidaliſch und trug auf ihrer Spitze eine ſehr ſchöne Muttergottesſtatuette von Alabaſter; eine andere bildete einen Korb, in deſſen Mitte eine große dunkelblaue Glaskugel lag, worin Goldfiſche ſchwammen, die Wonne der Kinder! Die dritte Gruppe beſtand aus den ſogenannten Blattpflanzen, welche durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer grünen Schattierungen ſo merkwürdig und ſo beliebt ſind. Einfach und graziös, wie ſie, ſtand zwiſchen ihnen eine Copie der ſogenannten „Capitoliniſchen Tauben“: eine Schale von orientaliſchem Alabaſter, auf deren Rand vier Tauben in zierlichen Stellungen ſitzen. An den Wänden hingen nur drei Gemälde, Copien von Meiſterhand nach drei Meiſterwerken. Die Himmelfahrt Maria aus Venedig von Titian, und die unbefleckte Empfängnis aus Cadix von Murillo, waren im Kleinen ausgeführt; in der Größe des Originals aber Rafaels anmutige Jugendarbeit, die Madonnina Conneſtabile aus Perugia. Welch ein feiner Geſchmack, welch ein ſchöner, ſtiller Geiſt waltete in dieſer Einrichtung! Und vor ihm Doralice in ihrem weißen Linonkleide mit lilafarbenen Bändern und hatte ihren ſchönen Kopf, den ſie ein wenig geſenkt trug, an die aufgeſtützte Hand gelehnt, und das war die Pilgerin mit der Convolvelranke um den Hut, die Magd der Mägde Chriſti mit dem baumwollenen Regenſchirm, die Sängerin des „Ingrata!“ — So gut, ſo genau kannte er ſie! und ſie, ſie kannte ihn gar nicht! Er wurde ganz zerſtreut durch ſeine Betrachtungen. Plötzlich, als ob ſeine Zerſtreuung anſteckend ſei, brach Doralice das Geſpräch ab, ſchwieg einen Augenblick und fragte dann nachſinnend:

„Herr von Friedingen, ſind wir uns ſchon irgendwo in der Welt begegnet?“

„Schon mehrmals, gnädige Gräfin,“ ſagte Conrad höchſt erfreut, daß ſie ſeine Gedanken zu erraten ſchien.

„Da muß ich mich bei Ihnen mit meinem ſchlechten Gedächtnis entſchuldigen . . . . denn ich weiß durchaus nicht wo,“ erwiderte ſie unbefangen.

„Hier, am Fuße Ihrer Treppe, als Sie mich gegen Ihren furchtbaren Cerberus in Schutz nahmen.“

„Ah! waren Sie der neugierige Wanderer, der in fremde Gärten und Häuſer eindrang?“ rief ſie mit einem allerliebſten munteren Lachen. „Nun, Sie ſind ohne Zweifel recht froh, daß ich das vergeſſen habe.“

„Nicht doch, gnädige Gräfin!“ rief Conrad lebhaft. „Vergeſſen .... das iſt für mich ein entſetzliches Wort, eine entſetzliche Sache. Vergeſſen ſein, vergeſſen werden, vergeſſen, hat das alles nicht einen ſchauerlichen Beigeſchmack von Moder und Staub? Vergeſſen! ... gibt es etwas Traurigeres für uns arme Menſchen?“

„Gewiß nicht, Herr von Friedingen, wenn Sie eine Silbe hinzuſetzen und ſagen: Gott vergeſſen. Da liegt all unſer Elend,“ erwiderte Doralice.

Er ſah ſie etwas erſtaunt an, dann ſagte er nach einer Pauſe:

„Sie ſind ſehr unbarmherzig, aus dem verirrten Wanderer einen neugierigen zu machen, gnädige Gräfin. Aber Sie ſind es nur in Ihren Worten, denn in der Wirklichkeit führten Sie den Verirrten aus der Wildnis nach Marienthal.“

„Aus der Wildnis nach Marienthal!“ rief ſie überraſcht. „Ah! da bin ich eine gute Führerin geweſen, nur leider ohne mein Verdienſt.“

Conrad erzählte ihr von ſeinen Niederwalds-Irrwegen.

„Und gerade dieſe Irrwege brachten Sie zu einem der reizendſten Punkte rheinauf, rheinab, und ſogar zu einer Stätte, wo die heilige Mutter Gottes ſo gnädig iſt!“ ſagte Doralice erfreut.

„Demnach könnte man die Irrwege lieben,“ entgegnete Conrad.

„Nein! das wäre gefährlich!“ rief ſie; „aber die Hand Gottes preiſen, die aus ihnen errettet.“

„Diesmal war es aber nicht die Hand Gottes, ſondern Sie waren es, gnädige Gräfin,“ ſagte Conrad entſchieden.

„Der Menſch iſt ja immer nur das Werkzeug, hinter welchem die Hand Gottes ſich verbirgt, in kleinen wie in großen Dingen,“ erwiderte ſie gelaſſen. „Wer weiß, ob das nicht eine ganz himmliſche Fügung war! — Das iſt gar ſchön in unſeren katholiſchen Rheingegenden, daß die ſchönſten Punkte Wallfahrtsorte ſind, die gleichſam die Erde für den Himmel in Beſitz nehmen und ihre Schönheit heiligen. Hier unſer Mariental; drüben bei Bingen die St. Rochuskapelle; ein paar Stunden ſtromab Bornhofen mit der ſchmerzhaften Gottesmutter; dann der Arenberg mit ſeinem ſchönen Kreuzweg. Das müſſen Sie alles ſehen, wenn Sie länger hier bleiben.“

„Den Arenberg kenne ich,“ erwiderte Conrad. „Die ſchöne Welt von Ems beſucht ihn. Es iſt eine ſehr originelle und geſchmackvolle Anlage; allein ſie ſcheint mir zu elegant, um zur Andacht zu ſtimmen.“

„Es fehlt ihr noch die Weihe des Gebetes,“ entgegnete Doralice, „und das iſt die Sache der Zeit. Stätten, auf denen das Gebet ſeit Jahrhunderten heimiſch iſt, haben freilich eine myſtiſche Sprache, die dem chriſtlichen Herzen vertrauter iſt. Wenn zehn Generationen dort gebetet und geweint und den Boden geheiligt haben werden, nimmt der Arenberg einen ganz anderen Charakter an. Aber ich nannte ihn, weil alle Welt Ihnen raten würde, ihn zu beſuchen und weil er mit einer ganz eigentümlichen und höchſt ſeltenen Anmut die Natur zum Rahmen himmliſcher Bilder macht.“

„Ob das nicht Ihnen abgelauſcht iſt, gnädige Gräfin? Sehen Sie die Blumengruppe da mit der Marienſtatuette — wie ſie da ſteht, die Madonna — gleichſam als die Krone der Schöpfung, zu Füßen die Welt, zu Häupten die Sterne.“

Doralice ſah mit froher Überraſchung Conrad an und fragte ſchüchtern:

„Kennen Sie unſeren Marienkultus?“

„Da ich mich ein wenig mit der Kunſt und der Kunſtgeſchichte beſchäftigt habe, worin die Madonna eine große Rolle ſpielt, ſo iſt er mir nicht ganz fremd,“ erwiderte Conrad.

Doralice hatte freilich eine andere Antwort gewünſcht und vielleicht gehofft. Sie entgegnete ſanft:

„Ja, die Kunſt hat der heiligen Gottesmutter viel zu danken. Mit ihr trat das Ideal der heiligen Liebe und der heiligen Schmerzen in die Welt, und die Kunſt will oder ſoll ja eben durch ihre Schöpfungen, die unſere Sinne berühren, unſere Herzen jenem Ideal zuwenden. Das Seelenvolle in der Kunſt ſtammt von der Muttergottes.“

„In der chriſtlichen Kunſt, ja,“ ſagte Conrad; „aber die antike hat auch ihre Seele, auch ihre Pſyche, die ſich übt im Lieben und Leiden. Welch ein erhabener Schmerz in der Niobe zwiſchen ihren dahinſterbenden Kindern, die auch als ein Opfer der Götter fallen.“

„Auch?“ fragte Doralice erwartungsvoll.

„Wie Chriſtus als ein Opfer der beleidigten Gottheit fällt,“ ſetzte Conrad hinzu.

„Doch mit dem Unterſchiede,“ ſagte Doralice, „daß in Chriſtus Gott ſelbſt aus göttlicher Liebe ſich opfert, während an den Kindern der Niobe die Götter mit ſehr ungöttlichem Haß Rache nehmen.“

„Gewiß! die chriſtliche Idee iſt von größerer Erhabenheit, gnädige Gräfin. Dennoch geſtehe ich, daß mich die Niobe mehr erſchüttert, als die berühmteſten Darſtellungen der Pietà.“

„Vielleicht, Herr von Friedingen, ſtehen Sie dem Schmerz der Niobe näher, als dem der Mutter Gottes," ſagte Doralice traurig lächelnd. „Das Irdiſche iſt uns allen, der Ordnung der Natur nach, verwandter als das Himmliſche."

„Das ſagen Sie, gnädige Gräfin!" rief Conrad höchſt erſtaunt; „und ich .... Sie werden noch trauriger lächeln, aber ich ſage es doch! ich möchte eine Verwandtſchaft mit dem Himmliſchen für mich in Anſpruch nehmen."

„O darüber freue ich mich!" ſagte Doralice lebhaft; „das ſollen, das dürfen wir! das iſt ein Zug der Gnade und ein Fingerzeig auf die Erlöſung hin. Durch Chriſtus, den Gottmenſchen, und ſein heiligſtes Sakrament, wird ja der Menſch verwandt mit dem Himmliſchen."

Dies verſtand Conrad nun wieder gar nicht. Er gründete ſeine Verwandtſchaft mit dem Himmliſchen auf ſeine Empfindungen, ſeine Sehnſucht, ſeine unbeſtimmten Hoffnungen, ſein ſchrankenloſes Streben, ſein Ungenügen an der Proſa des Lebens; mit einem Wort: auf ſeine ſubjektive Richtung. Und Doralice ſprach davon, wie von etwas Allgemeinem, etwas Gegebenem! Er beſann ſich auf eine Antwort. Ehe er ſie fand, trat Lord Henry ein und Doralice machte beide miteinander bekannt. Beide faßten ſich nichts weniger als wohlwollend ins Auge. Conrad erkannte den

Bären, der ſich am vorigen Abend von der Elfenkönigin bedienen ließ. Daß er ihr Schwager ſei, änderte nichts an der Sache. Lord Henry hatte freilich keinen ſolchen Vorwurf gegen Conrad auf dem Herzen; allein ihm war zu Sinn, als würde ſich des nächſten wohl einer finden. Er reckte ſeine ſchöne, ſechs Fuß lange Geſtalt noch einen Zoll höher hinauf und richtete dann eine Frage nach ſeinen Kindern an Doralice, aber auf engliſch. Sie antwortete deutſch, da ſie nicht wußte, ob Conrad engliſch verſtehe. Dieſe Rückſicht für Conrad fand Lord Henry beleidigend für ſich. Er ging zu Eulalie, die am anderen Ende des Zimmers, in einem großen Lehnſtuhl vergraben, ſich mäuschenſtill verhalten und nur zugehört hatte, und fragte ſie ſpöttiſch, ob ſie auch die engliſche Sprache vergeſſen habe. Conrad, der ſehr gut engliſch verſtand, ließ nichts davon laut werden und freute ſich heimlich über die unverhohlene Verſtimmung des Bären, um ſo mehr, als er ſich eingeſtehen mußte, daß dieſer Bär mit ſeinen dunklen Augen, ſeinen ſchwarzen Locken, ſeinen edeln, beſtimmten, angelſächſiſchen Zügen, und ſeiner von der Sonne der tropiſchen Meere bronzierten Farbe, eine ſehr ſchöne und gebieteriſche Erſcheinung ſei.

Da ſchlug es zwei Uhr.

„Die Speiſeſtunde meiner Mutter,“ ſagte Doralice zu Conrad.

Sie ſtand auf, nahm Hut und Handſchuhe, rief die Kinder und die ganze Geſellſchaft begab ſich nach dem Schlößchen, wo Conrad denn auch der Fräulein Crescenze vorgeſtellt wurde und ſomit alle Mitglieder der Familie beiſammen ſah. Sie gefielen ihm auch alle — die beiden jungen Mädchen, die beiden älteren Damen — von Doralice gar nicht zu reden! ſogar die trockene Miß Dundee ließ er gelten, obzwar ſie nichts anderes war, als ein muſikaliſcher Automat. Nur Lord Henry mißfiel ihm ganz außerordentlich. Wie herriſch benahm er ſich! wie rechthaberiſch ſprach er! immer war er der Commodor auf ſeinem Schiff! und das alles dieſen feinen und anmutigen Frauen gegenüber! — Conrad hatte nicht ganz unrecht. So war Lord Henry; ſo hatte er Fuß gefaßt in der Familie; ſo hatte man ihn von Suſanne geerbt; ſo hatte man ihn lieb; und dieſe Schattenſeiten ſeiner guten Eigenſchaften nahm man in den Kauf, wie man das ja bei allen Menſchen tun und froh ſein muß, wenn dieſe nicht jene überwiegen. Frau von Derthal war die Liebenswürdigkeit ſelbſt, obgleich ihr während des ganzen Mittageſſens ein gewiſſes Rechenexempel nicht aus dem Kopf kam und doch ungelöſt blieb; nämlich: Wäre es nicht vorteilhafter, wenn Lord Henry ſich in zweiter Ehe mit Eulalia vermählte? denn die Partie mit Conrad beraubte ja Roderich der Ausſicht auf das Majorat oder machte, wenn er es dennoch bekam, Eulalie zur Witwe. Man mußte ſehen, wie die Umſtände ſich fügten, wohin Eulalie ſelbſt ſich neige und nichts übereilen. Eines dieſer beiden Männer war ihrer Tochter gewiß: das war und blieb der beruhigende Schluß ihres Rechenexempels.

Nach dem Eſſen ſetzte ſich Conrad an den Flügel. Er hatte in Ems ein höchſt mittelmäßiges Inſtrument gehabt; dieſes war ausgezeichnet gut. Conrad tauchte unter in ein Meer von Tönen. Er nahm die Melodien der verſchiedenen Lieder auf, welche Doralice und Eulalia abends zuvor geſungen hatten und ſchlang ſie in freien Phantaſien zu einem wunderſchönen Ganzen zuſammen. Alle horchten hingeriſſen zu; ſogar Miß Dundee nickte einigemal Beifall. Niemand fand Worte, als die letzten Akkorde verhallt waren. Conrad ſtand auf. Nun kam Leben in die Geſellſchaft; der eine ſagte dies und der andere das. Doralice ſagte nichts. Sie ließ langſam die Hände ſinken, die ſie vor dem Geſicht gehalten hatte; aber ihre ſchönen Augen ſchimmerten von zerdrückten Tränen wie ein paar traurige Sterne. Das beglückte Conrad. Er bat ſie, etwas Vierhändiges mit ihm zu ſpielen.

„Ein andermal!“ ſagte ſie. „Wir wollen kein Waſſer auf dieſen feurigen Wein gießen. Überdas klappert mein Schwager mit den Schachfiguren . . . . und ich pfleg mit ihm zu ſpielen.“

„Ich ſpiele auch ſehr gern Schach!“ rief Conrad.

„So? das iſt mir ſehr lieb!“ rief ſie und dann zu Lord Henry gewendet: „Hier ſtelle ich Ihnen in Herrn von Friedingen einen Gegner, der Ihrer würdiger ſein wird, als ich! Sie werden mit ihm bis auf den letzten Mann ſpielen können um die Königin.“

Dieſe Wendung hatte Conrad durchaus nicht erwartet, und ziemlich mißmutig über ſeine vorſchnelle Äußerung, die ihn auf Gott weiß wie viel Stunden Lord Henry gegenüber an das Schachbrett feſſelte, ſetzte er ſich an die Partie. Lord Henry war ein eminenter Schachſpieler und freute ſich der Entdeckung, daß Conrad ihm gewachſen ſei; denn bei den Damen fürchtete er ein wenig die Verroſtung ſeines Talentes, welches dem ihren weit überlegen war. Conrad nahm ſich vor, Lord Henry möglichſt raſch matt zu machen, um dadurch für immer von ſeiner Partie erlöſt zu ſein. Das ging aber nicht ſo ſchnell. Er mußte ſehr aufmerkſam ſein. Dadurch gewann er Intereſſe für den Gang der Partie. Beide ſpielten und ſpielten, ſchweigend, aufmerkſam, geſpannt, dritthalb Stunden. Da ſagte Lord Henry triumphierend: „Matt!“ Conrad hatte die Partie und die Königin verloren.

Die Damen hatten ſich mit ihrer Arbeit in die Veranda geſetzt, die ſich vor dem Salon befand. Conrad horchte zuweilen, ob ſich nicht eine gewiſſe melodiſche Stimme vernehmen laſſe; hörte ſie aber nicht. Er ſchob es auf den entſetzlichen Lärm, den vier Kanarienvögel, zwei Reisvögel, ein grüner und ein grauer Papagei, welche die Veranda bevölkerten, mit ihrem ſchmetternden Geſang und ihrem gellenden Gekreiſch machten. Endlich trat er hinaus. Er fand nur Fräulein Crescenze und die beiden jungen Mädchen. Er ließ ſich mit ſeiner künftigen Schwägerin in ein langes Geſpräch ein, mußte ſich aber eingeſtehen, daß kein Abglanz von Doralice an ihr wahrzunehmen ſei. Celeſtine war ſchon ſo gewiß weltfertig, hatte ihr kleines Urteil, ihre kleinen Redensarten, ihre kleinen Anſichten, und überdas ihre kleine Sicherheit in der Art, wie ſie ſich äußerte. Das war eine ebenſo wenig günſtige Vorbedeutung für ihre intellektuelle Entwicklung, als es für einen jungen Autor vielverſprechend iſt, wenn er federfertig iſt und mit einiger Gewandtheit Trivialitäten in klingende Phraſen kleidet. Die unreife Frucht und ihre grüne Schale gehören zuſammen. Mit der inneren Reife und als ihr Anzeichen ſollen dann auch mehr und mehr ſchöne Farben die Frucht ſchmücken. Eigentlich ſprach Conrad nur deshalb ſo eifrig mit Celeſtine, um die Zeit, bis Doralice wieder erſcheine, anſtändig hinzubringen. Aber ſie kam nicht wieder und er begann ſich zu langweilen; denn Fräulein Crescenze hatte ſich mit Lord Henry zur Schachpartie geſetzt und Eulalie, die im Familienkreiſe ſehr munter war, war ſtumm in Gegenwart eines Fremden. Als endlich ein kleiner Wagen mit zwei Ponies in den Hof fuhr, rief Eulalie:

„Da kommt Mama!“ und Frau von Derthal ſtieg aus, trat in die Veranda und ſagte:

„Doralice grüßt euch alle.“

Conrad ſah ſie verſtört an. Lord Henry vergaß, daß Fräulein Crescenze ihn mit einem äußerſt liſtigen Zuge bedrohe und rief:

„Wie ſo? warum?“

„Sie iſt eben fortgefahren,“ erwiderte Frau von Derthal. „Wir hatten ein paar Beſuche in Rüdesheim zu machen und dann begleitete ich ſie zum Dampfſchiff.“

„Schach und matt,“ ſagte Fräulein Crescenze mit ihrer ſanften Stimme zu Lord Henry, indem ſie ihren liſtigen Zug glücklich ausführte.

Eulalie brach in ein helles Lachen aus und rief:

„Nun das freut mich, daß Henry einmal matt gemacht iſt, liebe Tante! er hielt ſich für ganz unüberwindlich und nun iſt er beſiegt, und von einer Dame beſiegt!“

Eulalie wußte nicht, wie ſehr ſie Recht hatte; nur war Fräulein Crescenze nicht dieſe Siegerin. Frau von Derthal wendete ſich zu Conrad:

„Der Wagen iſt vorgefahren, der Abend ſchön; möchten Sie vielleicht zum Johannisberg fahren, Herr von Friedingen? . . . . oder wollen wir das auf einen anderen Tag verſchieben?“

Conrad bat um das Aufſchieben, murmelte etwas von Geſchäftsbriefen, die er zu erwarten oder zu ſchreiben habe, und nahm Abſchied, ohne erfahren zu haben, wo Doralice geblieben ſei und wann ſie heimkehre. Niemand hatte gefragt: alſo mußten wohl alle Beſcheid wiſſen; Lord Henry ausgenommen. Letzteres war eine Art von Troſt für Conrad. Frau von Derthal bat ihn mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit, ſich bei ihr als zu Hauſe zu betrachten und ungeniert zu kommen und zu gehen; und Conrad zog ſich zurück. Er ging aber nicht nach Rüdesheim, ſondern nach Mariathal.

„Was iſt denn aus Doralice geworden, Mama?“ fragte Lord Henry, nachdem Conrad fort war.

„O! o! o! Henry!“ rief Eulalie, „Sie haben mir ja tauſendmal wiederholt, nur die kleinen Mädchen und die Nachtigallen wären neugierig. Hat irgend eine böſe Fee Sie verwandelt?“

„Doralice hat kleine Angelegenheiten zu beſorgen," erwiderte Frau von Derthal lächelnd. „Sie kommt bald wieder."

Doralice hatte am Nachmittag ihre Mutter unter den Arm genommen, den Weg zur ſtillen, ſchattigen Lindenallee eingeſchlagen und dort mit ihr auf und nieder gehend geſagt:

„Liebe Mutter, ich brauche ein paar einſame, ruhige Tage. Ich gehe noch heute nach Bornhofen."

„Um's Himmelswillen, beſtes Kind, gehe doch jetzt nicht fort!" rief Frau von Derthal. „Eben iſt Herr von Friedingen gekommen, eben ſollſt Du eine Miſſion .... eine ſehr gottgefällige! vollbringen, eben hoffe ich durch Deine Vermittelung all die kleinen Wölkchen konfeſſioneller Beſorgnis, die uns auf dem Herzen liegen, ſchwinden zu ſehen, und Du willſt Dich in Deinem Bornhofen begraben?! Nein, ſüßes Kind, dieſen Kummer darfſt Du mir nicht machen! Jetzt mußt Du auf dem Platz bleiben. Ich .... wir alle — brauchen Dich."

„Ich kann das kaum glauben, liebe Mutter!" antwortete Doralice; „Du ſelbſt, oder die Tante, Ihr würdet die Sache viel beſſer, viel vernünftiger betreiben. Mich macht dieſer Herr von Friedingen, ich kann Dir nicht ſagen, wie melancholiſch! Ich möchte ſo wenig wie möglich mit ihm in Verbindung kommen. Es iſt ein Chaos in ihm, eine vollſtändige Glaubensruine! Chriſtus und die Niobiden ſtehen bei ihm in derſelben Linie. Einem ſolchen Mann mißtraue ich und vor einem ſolchen Seelenzuſtand graut mir. Wer weiß, welche Erörterungen unſer Verlangen nach ſich zieht! wer weiß, ob ich der Sophiſtik falſcher Doktrinen gewachſen bin und ob ich philoſophiſche Trugſchlüſſe widerlegen kann! wer weiß, ob ich mich nicht verwirren laſſe, anſtatt ihn aufzuklären! Genug .... ich fürchte mich vor meiner Miſſion, wie Du es nennſt, liebe Mutter. Enthebſt Du mich derſelben, ſo bleibe ich hier. Wenn aber nicht, ſo muß ich ein paar ſtille Tage haben, um meine Seele zu ſammeln, damit ſie ohne Schwindel und ohne Grauen in den ſchauerlichen Abgrund einer Seele ſchauen könne, die ohne Gott iſt."

„Aber, beſtes Kind, Du haſt ja in der Welt und ihrem Treiben gelebt, und zwiſchen Maſſen von Menſchen, die nicht anders waren, als dieſer arme Friedingen; es ſei denn, daß ſie weniger Verſtand und Talent als er hätten, und Du haſt Dir das nie ſo zu Herzen genommen!"

„Leider nein! ich war damals ſehr unwiſſend, liebe Mutter, und kannte nicht den Wert einer Seele. Überdas bin ich nie einem Menſchen begegnet, der mit ſo traurigen Augen in die Wildnis ſeiner Seele hinein und zugleich über ſie hinweg ſchaute. Es iſt kindiſch .... aber ich fürchte mich vor ihm."

„Liebe Doralice, dahin kommt man, wenn man ſich, wie Du, ganz von der Welt zurückzieht. Du ſpinnſt Dich dermaßen in den Kreis Deiner Familie ein, daß Du ganz unduldſam gegen fremde Erſcheinungen wirſt. Wie oft bat ich Dich ein wenig aus Deiner Einſamkeit heraus zu treten! Du wollteſt nicht. Du biſt aber ganz gewiß zu jung, um Dich gegen eine Welt abzuſchließen, in welcher Du auf andere wirken und zugleich eine heilſame Rückwirkung auf Dich ſelbſt empfangen könnteſt."

„Nicht ich, liebe Mutter, Gott hat mich mitten in der Welt und in weltlichen Verhältniſſen einſam gemacht und hat mein Leben nach Außen hin ſtreng begrenzt. Mein Platz iſt nicht in der Geſellſchaft, denn jede unbeſtimmte Stellung in ihr iſt für eine junge Perſon gefährlich."

„Die Deine iſt aber ſehr beſtimmt: Du biſt die Gräfin Ghioray."

„Die Gräfin Ghioray ſteht aber weder als Ehefrau, noch als Witwe, noch als Unvermählte in der Geſellſchaft da: folglich nimmt ſie eine ſchiefe Poſition ein. Das iſt peinlich und macht verlegen; wenigſtens mich! Ich bin wie ein Vogel, dem ein Flügel gelähmt iſt: ich kann nicht mit den übrigen umher fliegen. Darum habe ich mich ins heimiſche Neſt geflüchtet. Da iſt mir wohl. Da bin ich nichts, als für Euch — Doralice; und für Gott —

eine Seele. Das iſt ein klares Verhältnis und das brauche ich zu meinem Frieden.“

„Nun gut, mein beſtes Kind! da Dein ganzes Sein und Weſen ſo klar und friedlich iſt: ſo darfſt Du auch weder menſchenſcheu ſein, noch zurückbeben vor dem Verkehr mit Leuten, welche Deine Klarheit und Deinen Frieden noch nicht gefunden haben, doch vielleicht durch Dich finden können. Habe alſo die Güte, ruhig bei uns zu bleiben; wir bedürfen Deiner, Du darfſt uns jetzt nicht verlaſſen.“

„Liebe Mutter,“ ſagte Doralice beklommen doch feſt, „durch Celeſtinens Verlobung und Henry's Anweſenheit leben wir ſeit drei Wochen ſo unruhig, daß ich auf drei ruhige Tage beſtehen muß. Bei meiner Rückkehr verſpreche ich Dir, ſogleich mit Herrn von Friedingen zu reden.“

Frau von Derthal mußte ſich ergeben. Doralice eilte, ſich in einen Reiſeanzug von ſchwarzer Seide zu kleiden. Die Ponies waren inzwiſchen angeſpannt; Mutter und Tochter fuhren dahin. Die Schweſtern wußten, was dieſe Abweſenheit zu bedeuten habe: Doralice machte zuweilen dieſen Ausflug; nur Lord Henry ahnte ihn nicht. Er wollte es ſich nicht merken laſſen, wie unbehaglich ihm ihr Verſchwinden ſei. Doch Schlößchen und Schweizerhaus und Rheingau und Leben und alles erſchien ihm ausgeſtorben, und am liebſten wäre er ihr nachgeſetzt, nur wußte er nicht wohin.

Sie ſchwamm rheinab auf dem ſchönen Strom, den die Abendſonne in flüſſiges Gold verwandelte. Es war ſchon ſpät und das Dampfſchiff leer. Ungeſtört hing ſie ihren Gedanken nach und überlegte die Ereigniſſe des Tages; denn es ſchien ihr, als habe ſich viel ereignet. Für ihre Abgeſchiedenheit war es auch viel, denn es war eine fremde Seele, die ſich ihr aufgetan hatte. Frau von Derthal ſagte zwar mit Recht, Doralice habe ja früher zwiſchen Alltagsmenſchen, die nichts Höheres kannten und begehrten, als ein Alltagsleben, mitten drin geſtanden, und dies Treiben um hohle Freuden, dies Jagen nach leeren Genüſſen geſehen und gekannt. Das war richtig. Aber Doralice kannte damals etwas Höheres nicht; ſie ſehnte ſich nur danach. Sie wußte damals noch nicht, wozu der Menſch von Gott das prächtige Geſchenk der Seele, der Intelligenz erhalten habe; ſie ſuchte es zu erraten. Sie war damals auch mit ihren eigenen Angelegenheiten, ihren häuslichen Sorgen, ihren Schmerzen allzu beſchäftigt, um ſich das Tun und Treiben einer Menge, für welche ſie keine Sympathie empfand, zu Herzen zu nehmen. Aber ſeitdem war eine gründliche Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihr Schickſal hatte nach Außen ihr Leben getrübt und verwüſtet, nach Innen gelichtet und bereichert. Wenn die Sonne unter unſeren Horizont hinabſinkt, geht ſie auf in der neuen Welt. So war für Doralice ein freudenreiches Erdendaſein untergegangen, aber eine neue Welt, das Reich Gottes, der Gnade und der Seelen hatte ſich ihr aufgetan und in das Glaubensleben war ſie eingetreten. Sie hatte ihre Schmerzen, ſie weinte ihre Tränen, ſie kämpfte ihre Fehden, ſie litt ihre Entmutigungen, ſie brachte ihre Opfer; aber weil ſie das alles tat nicht für einen irdiſchen Preis, ſondern um die Krone des ewigen Lebens zu erringen, ſo erſchien es ihr gering, auf der Wage des Glaubens gewogen, und mit heiliger Freude ging ſie den Weg, den der gottſelige Thomas von Kempen „den königlichen Weg des Kreuzes" nennt. Sie wollte ihr Herz bei Gott in Sicherheit bringen, und mit der Energie der reinen Seele blieb ſie unter den Waffen, um es unbeſiegt von tauſend drohenden Feinden zu bewahren, die bald in ſchmeichelnder Verkleidung, bald mit raſcher Gewalttat, jetzt aus dem verlockenden Beiſpiel der Welt, dann aus der unausſprechlichen Hinfälligkeit der eigenen Natur entſpringend, ſie in ihrem Vorhaben wankend zu machen und von ihrem hohen Ziel abzuwenden ſuchten. Darum hielt ſie ſich fern von der Geſellſchaft und deren Zerſtreuungen, darum unterwarf ſie ſich einer geregelten Lebensordnung, darum übernahm ſie Beſchäftigungen, die ihrer natürlichen Neigung nicht im mindeſten entſprachen; darum erlaubte ſie ſich nie eine Klage vor den

Menſchen, nie eine Frage vor Gott. Die beſtändige Selbſtverläugnung in kleinen und alltäglichen Dingen ſollte ihr dieſe Übung ſo geläufig machen, daß auch bei großen Vorkommenheiten die Eigenliebe und der Eigenwille ſchon in der Wurzel gebrochen wären. Sie wußte, daß hauptſächlich die Treue in kleinen Dingen die Heiligen zu Heiligen gemacht hat.

So hatte Doralice drei Jahre gelebt, ihr Schickſal, als eine heilſame Erziehung für den Himmel, demütig aus der Hand Gottes angenommen und ſich darin zufrieden gefühlt. Neues, Fremdes, Ungewohntes, ſei es in Menſchen oder Ereigniſſen, war ihr nicht begegnet. Auch zu handeln brauchte ſie eben nicht; nur zu leiden. „Halcyoniſche Tage“ nannten die Schiffer des Altertums einige Tage, die mitten in rauher, ſtürmiſcher Winterzeit dem Meere frühlingslinde Lüfte und einen ſilberhellen Spiegel brachten. Sie knüpften dieſe Erſcheinung an die Sage, daß die Götter Mitleid hätten mit dem Halcyon, der ſein Neſt auf den Wellen baue und ihm ein paar ruhige Tage ſchenkten, bis ſein Werk vollendet ſei. War der Halcyon fertig, ſo traten die Stürme wieder ein und taten ihm kein Leid; denn ſein Neſt war ſo wunderſam gebaut, daß es mit den Wellen ſich hob und ſenkte, ſtets mit der Öffnung dem Himmel zugekehrt blieb und auch von den wildeſten Wogen nicht in die Tiefe verſenkt wurde. Der Menſch hat auch ſeine „halcyoniſchen Tage". Gott ſchenkt ſie ihm. Möge er ſie benutzen, wie der Sturmvogel, um ſein Neſt auf dem treuloſen Element, über dem drohenden Abgrund, unter den tobenden Wettern des Lebens in wunderſamer Sicherheit zu bauen. Sein Neſt aber iſt der heilige Glaube. Ob für Doralice ihre halcyoniſchen Tage zu Ende waren? — Sie war traurig; ſie dachte an die ungekannte und verkannte Liebe Gottes, die für ſo viele, viele Seelen ein unentdecktes Land iſt; an das mißachtete Blut Jeſu im heiligſten Sakrament der Taufe, das ihnen ein göttliches Gepräge aufdrückt, welches ſie ſo bald und ſo oft mit irdiſchem Staube beflecken, daß kaum die ſchwachen Umriſſe übrig bleiben. An das mißachtete Blut Jeſu im heiligen Sakrament der Buße, das die Verwüſtungen der Sünde in namenloſer Barmherzigkeit tilgt und — wie auf der Lava des Veſuves Paradieſe erblühen — die Gnade da überfließen läßt, wo ein Ausbruch der böſen Natur eine Verheerung ſtiftete; und woran ſie vorübergehen. An das verachtete Blut Jeſu im hochheiligen Sakrament des Altars, das in eine ſüßgeheimnisvolle, aber wirklich lebendige Gemeinſchaft mit dem göttlichen, menſchgewordenen Erlöſer ſetzt, und den Kindern der Gnade die Anwartſchaft auf das Erbe der Glorie gibt, das ihr Gott mit ihnen teilt; und ſo Viele, ſo Viele gehen vorüber am Kelch des

Heiles und berauſchen ſich im Becher nichtiger, verächtlicher Freuden oder verſchmachten an den Ciſternen, an den Teichen, die von irgend einer Menſchenhand gegraben ſind, denn jene trocknen aus und in dieſen ſammelt ſich Schlamm und Moder an und ekles Gewürm wimmelt darin; und die Seelen kommen um vor Verzweiflung über den ungeſtillten Durſt oder verſinken im Moraſt. An das verachtete Blut Jeſu im heiligen Sakrament der Ehe, das zwei Seelen zu einem gemeinſamen übernatürlichen Leben verbindet, welches die Erde mit geheiligten Freuden und den Himmel mit Seelen ſchmücken ſoll; und ach! im feigen Taumel niederer Leidenſchaft treten ſie es mit Füßen und gehen vorüber!

Ach und welche Geſtalten, welche Bilder traten in den Rahmen dieſer Gedanken hinein! waren es nicht Bilder, die ſich vor ihren Augen, an ihrer Seite, ja, um ihr Herz herum entwickelten? — Wie lebte Blanca! wie ſtarb Suſanna! welche Ehe ging Celeſtine ein! welche Ehe war ſie ſelbſt eingegangen, ſie, Doralice, in träumeriſchem Leichtſinn, ohne Prüfung ihres Berufes, gedankenlos folgend dem allgemeinen jugendlichen Zug, der die Gebilde ſeiner Phantaſie den Erſcheinungen der Wirklichkeit unterſchiebt! — O ja, ſie ſelbſt hielt über ſich Gericht und vergaß nie, daß ihre Unbeſonnenheit ihrem Mann einen ſchlimmen Vorſchub geleiſtet und ſeine unglückliche Abſicht ſehr erleichtert habe. Sie wußte ja, daß man ihr Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihn vorwarf. Wäre ſie demütig und geduldig geweſen, ſo hätte ſie ausgeharrt in ſeinem, in ihrem Hauſe. Da war ihr Platz, war der Poſten, den ſie als ein guter Soldat hätte verteidigen ſollen bis auf's Blut. Statt deſſen war ſie im Beginn der Schlacht, um Hülfstruppen zu holen, fahnenflüchtig geworden. Sie wußte wohl, daß dies nicht ihre Abſicht geweſen ſei; allein ihre Unklugheit hatte dieſe Anſchuldigung nach ſich gezogen und willig nahm ſie deshalb von Ghioray's Schuld einen Teil für ſich und bereute ihn als ihr Vergehen. Ja, ſie tat es um ſo mehr, je weniger ſie für Ghioray Liebe in ſich entdeckte, was ihr aber, als ſie ihn verließ, durchaus nicht klar war. Hätte ich ihn geliebt, ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt, o nimmermehr hätte ich ihn freiwillig in einem ſo gefährlichen Augenblick verlaſſen! — Und darin hatte ſie vollkommen Recht. Sie würde ihn aber damals, auch ohne ihn ſehr zu lieben, nicht verlaſſen haben, wenn ſie die klare Erkenntnis ihrer Pflicht gehabt hätte.

So fällt man in Verwirrung, in Torheit, in Sünde, ſeufzte Doralice, wenn man dem eigenen ſchwankenden und blinden Ermeſſen preisgegeben iſt und keine göttlich gegebene Richtſchnur beſitzt, die unſerer Willkür und Leidenſchaft entrückt iſt.

Ich habe es nicht anders gemacht, als meine armen Schweſtern; nur waren meine Verhältniſſe anders. Unſerer Verkehrtheit lag ein und dasſelbe Übel zum Grunde: uns fehlte eine religiöſe Erziehung. Es iſt nicht genug, ſo unbeſtimmt an Gott zu glauben, um die Kämpfe zu beſtehen, durch die wir uns für das ewige Leben entwickeln ſollen; denn jede menſchliche Natur hat ihre Schwäche und dieſe Schwäche macht ſo unluſtig zum Kampf, daß man ſich nach längerem oder kürzerem Widerſtand überwinden läßt. Und ſo bleibt man das Spielzeug elender Leidenſchaften, rafft ſich aus Stolz wieder auf, um abermals aus Selbſtſucht zu fallen. Nur der Katholik, wenn er ſeines Glaubens lebt, iſt durch das Blut Jeſu in den heiligen Sakramenten entweder vor dem Fall geſchützt, oder nach demſelben gekräftigt, um wieder aufzuſtehen und ihn künftig zu meiden. O armer Ghioray! armer Henry! armer Friedingen! in welche Lähmung des Herzens, in welchen Strudel des Verſtandes, in welche Katarakten der Leidenſchaften müſſen ſie verſinken, ſo lange noch das Leben in ihnen pulſiert, bis der Marasmus der Seele eintritt, der ein Tod ohne Grab iſt. Und es iſt da, vor ihnen, dies wundervolle Licht des katholiſchen Glaubens, das, wie der Strahl aus der Sonne, aus dem blutigen Kreuz hervorbricht! Sollten ſie daran vorübergehen?! — —

Sie ſchaute in den Purpur des Abendhimmels, der eine unſäglich zarte, roſige Färbung, wie den Abſchiedskuß einer ſterbenden Liebe, über die Berge, die Fluren, den Strom und das Sonnengewölk hauchte. Und aus dieſen Purpurgluten, die allmählich in ſich ſelbſt verloderten, ging der Abendſtern hervor und lächelte mild, wie das Auge eines ſeligen Geiſtes, auf die liebliche Erde herab, die mehr und mehr in Dämmerung verſank, je heller der Stern erſtrahlte. Ja, ſagte Doralice halblaut und ſchaute den Stern an, ja, ſo iſt's: die Geſtalt dieſer Welt vergeht und zuletzt bleibt die Seele allein mit Gott. Der Gedanke verließ ſie nie.

Das Schiff fuhr an den zwei ſchroffen Felsklippen vorüber, auf deren Spitzen, wie Adlerhorſte, die Ruinen der Schlöſſer Sternberg und Liebenſtein ſchweben und zu deren Füßen die alte Wallfahrtskirche Bornhofen liegt. Und langſamer fuhr es am Ufer entlang, das im tiefen grünen Schatten ſeiner Frucht- und Nußbäume zu ſchlafen ſchien, bis dahin, wo der Strom ſich biegt und ein weites Becken bildet, das die Berge einfaſſen. Da liegt ein Dorf, da ſchimmerten Lichter. Ein Nachen ruderte dem Dampfſchiff zu. Es hielt einen Augenblick an. Doralice ſtieg in den Nachen und leiſe glitt er mit ihr über die dunkle Flut dem Ufer zu, wo ſie in einem kleinen freundlichen Hauſe ein wohlbekannter, willkommener Gaſt war.

Zwei Worte.

Lord Henry fand ſeine Hängematte unbequem, die Catalpen ſchattenlos, die Cigarren unter aller Kritik, die Zeitungen geſpickt mit Enten ſtupideſter Art, ſeine Kinder verlaſſen und jeden Tag tauſend Stunden lang. Wäre es nicht am klügſten, ſich aufzumachen und nach Enisdale-Caſtle zurückzukehren? oder einen Blick auf die letzten Tage der Londoner Seaſon zu werfen? oder in's ſchottiſche Hochland auf die Grouſe-Jagd zu gehen? oder nach der Inſel Madeira zu reiſen und Suſannens Andenken in ſich aufzufriſchen? — Ach, arme Suſanna, er hatte dich wohl ſehr geliebt! aber es gibt kaum etwas Wechſelvolleres und Wandelbareres als die natürliche Liebe eines Menſchenherzens, weil das Herz ſelbſt ſo wandelbar iſt. Und gerade wenn es heftiger und heißer Liebe fähig iſt, erträgt es die Öde des Verluſtes am ſchwerſten und es rankt ſich an einen anderen Gegenſtand an, weil die Schattenbilder und die Erinnerungen ſeiner Wärme nicht entſprechen und ſeinem Bedürfnis nach lebensvoller Teilnahme nicht genügen. Nur leider ereignet es ſich oft, daß dies Ungenügen auch an der Seite eines geliebten Weſens eintritt. Es iſt eine Mahnung an die Unvollkommenheit jenes Verhältniſſes hienieden, eine Mahnung, freiwillig ſich zu beſchränken in den Anſprüchen an Erdenglück. Es war aber für Lord Henry nicht an Suſannens Seite aufgedämmert. Zu kurz war ihre Ehe; zu groß ſein Schmerz, ſie dahinſterben zu ſehen. So lange er für ſie ſorgen, handeln, denken, tun konnte, ſo lange war ſein Herz innigſt mit ihr beſchäftigt, und hätte ſie noch lange Jahre gelebt, ſo würde er in der Tätigkeit ſeiner Fürſorge und in dem Bewußtſein, ihr unentbehrlich und notwendig zu ſein, Nahrung für ſein Herz gefunden haben. Doch Suſannens Andenken konnte ihm unmöglich dieſe Nahrung gewähren .... das war ihm klar; darum ließ er auch die Reiſe nach der Inſel Madeira unberückſichtigt fallen und dachte deſto mehr an die Heimkehr nach Enisdale Caſtle. Es kam ihm wunderbar anziehend vor, das graue Schloß ſeiner Väter, wie es ſo ernſt da lag auf den Haidehügeln von Northumberland, und doch ſo traulich, ſo heimatlich ihn anſprach. Da war ſeine frohe, friſche Kindheit verfloſſen; da hatten ſeine geliebten Eltern ihn mit wachſamer Zärtlichkeit erzogen; da verbrachten ſie in der Ausübung aller Pflichten ihr edles Leben; da beſuchte er ſie zeitweiſe in ſeiner ſpäteren Jugend und genoß frohlockend und jauchzend die Freuden des Vaterhauſes; da war das Grab ſeiner Eltern, da ſtand die Wiege ſeiner Kinder; da gaukelte Suſannens liebliches Bild durch alle Räume, vom mächtigen Portal bis zu den ſtolzen Zinnen, vom Altan ſeines Zimmers bis unter die alten, krauſen Eichen des Parkes; da verſchwand es in der dunkeln, kalten Gruft. Den Mittelpunkt ſeines Lebens mit der Quinteſſenz all ſeiner Freuden und Schmerzen bildete Enisdale-Caſtle. Und deshalb wendeten ſich auch jetzt ſeine Gedanken dahin. Es war ja die Heimat ſeiner Kinder, Old-Englands trauter, vielgeliebter Boden, das Land der Tatkraft, der praktiſchen Tätigkeit, der ſelbſtändigen Entwicklung, der männlichen Charaktere, des häuslichen Glückes. Darum wollte Lord Henry zurückkehren; aber — nicht allein! Weshalb iſt ſie fortgegangen? ſprach er zu ſich ſelbſt; das zeigt mir, wie unentbehrlich ſie mir geworden iſt .... ſie, die Papiſtin!! Doch ſie wird zu bekehren ſein! — — Dagegen regten ſich denn freilich tauſend Zweifel und wie Nebel im Hochgebirg wallten und wogten ihm die widerſprechendſten Gefühle durch die Bruſt. Nur ein Gedanke ſtand feſt bei ihm, und mit Recht: wird ſie Herrin auf Enisdale-Caſtle, ſo wird ſie auch zu bekehren ſein. Ob ſie aber geneigt ſei, dieſe Herrin zu werden, das war freilich eine andere Frage! — So träumte ſich Lord Henry kühn in die Möglichkeit, die er erſehnte, hinein; aber nur ſo lange, als Doralice abweſend war. Als ſie nach drei Tagen wiederkam, fiel ſein Luftſchloß zuſammen, doch nicht ſeine Liebe. Ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſie iſt ein göttliches Geſchöpf, hoch, klar, edel, rein, überdas bezaubernd! weshalb ſollte ich ſie nicht lieben? .... ich will ſie lieben! von jetzt an will ich es mit vollem Bewußtſein .... und was ich will, das habe ich noch immer durchgeſetzt und erlangt .... und ich will eine zärtliche Mutter für meine Kinder, eine ſchöne Herrin für Enisdale-Caſtle .. und für mich .... Doralice!

Sie hatte keine Ahnung von Lord Henry's Eroberungsplänen. Sie kam wieder mit einem gottgeopferten Herzen. Wie ſie durch den Garten ging nach ihrem Hauſe, an jeder Hand ein Kind, das vor Freude tanzte und jubelnd die Ereigniſſe während ihrer Anweſenheit erzählte, daß ein Täubchen von der Katze erwürgt und eine Puppe zerbrochen ſei und ähnliche große Begebenheiten mehr — da dachte Lord Henry: Seltſam! ich ſehe ſie kaum! ich ſehe ein großes ſchwarzes Kleid und einen großen braunen Hut .... nichts Schönes, wahrhaftig! .. aber eine innere Sonne geht mir auf. Er eilte ihr entgegen und rief, ihre Hand ſchüttelnd:

„Endlich, endlich, Doralice! Sie verſchwinden und erſcheinen wie die Feen; aber Ihr Verſchwinden lieben wir nicht.“

„Nun, da bin ich!“ ſagte ſie freundlich und ſtreichelte den mächtigen Kopf ihres Cerberus, der ſich ſchmeichelnd an ſie drängte und auch ſeinen Anteil an ihrer Begrüßung haben wollte.

Lord Henry nahm Edwin auf den Arm und ſagte, neben ihr zum Hauſe gehend:

„Finden Sie nicht, daß das Kind ganz blaß ausſieht?“

„Ja wohl! aus Gram über meine Abweſenheit!“ rief ſie mit fröhlichem Scherz. „Lieber Henry, wenn Sie ſentimental werden, ſo muß ich lachen.“

„Nicht aus Gram! aber er hat ſich erkältet und übermüdet. Er war dieſe letzten Abende immer ganz ſpät noch zwiſchen uns und nicht zu bewegen, zu Bett zu gehen.“

„Ich werde ihn wieder in meine Zucht nehmen; doch ich glaube, ſie wäre dem Vater nötiger als dem Sohn,“ entgegnete ſie munter und ging ins Haus.

Conrad hatte ſich während ihrer Abweſenheit im Schlößchen eingebürgert. Er kam täglich, bald zu der einen, bald zu der anderen Stunde. Auf dieſe Weiſe trat er ihr nahe, als Hausgenoſſe, als Glied der Familie, auch wenn ſie nicht da war; und die Kluft des Fremdſeins füllte ſich zwiſchen ihnen aus. Er fing an, ſich in den Kreis ihres

Lebens einzuleben und begrüßte ſie bei ihrer Heimkehr wie eine alte Bekannte. Das war ihr lieb. Sie fragte Frau von Derthal, ob vielleicht ſchon die Sache abgetan ſei? Herr von Friedingen ſei augenſcheinlich viel heiterer geſtimmt.

„Das iſt er, weil er eine Familie bei uns gefunden hat, ſüßes Kind. Er entbehrt ſie, er iſt kränklich und immer allein; wer ſollte da nicht melancholiſch werden, wenn man, wie er, viel Gemüt hat. Hier geht ihm das Herz auf! . . . . Ich freue mich ſehr, daß er ſich uns anſchließt. Der Tante geht es ebenſo. Sie ſagte geſtern, er komme ihr vor, wie ein Wanderer, der den Weg zur Heimat ſuche. Doch religiöſe Fragen ſind gänzlich unberührt geblieben. Das iſt Dein Fach: Du haſt es jetzt in Ordnung zu bringen. Von einer Auflöſung der Verbindung kann aber nicht mehr die Rede ſein; es würde einen ungeheuren Skandal geben und einen ſolchen, nicht wahr? muß man ſtets zu vermeiden ſuchen. Ich hätte früher anders handeln ſollen! Leider, ach leider kommt dieſe Einſicht jetzt zu ſpät!“

Frau von Derthal ſeufzte und umarmte Doralice mit einer weichen Zärtlichkeit, als ob ſie um Vergebung bitte. Doralice ging am Nachmittag auf Conrad zu. Er ſaß am Flügel.

„Wollen wir heute etwas Vierhändiges verſuchen?“ fragte ſie. „Es wird Ihnen freilich ein

Opfer ſein, denn Sie ſind Meiſter und ich bin Schülerin."

„Das iſt noch gar nicht erwieſen, gnädigſte Gräfin," erwiderte Conrad, ſtand auf und ſchob ein zweites Tabouret an den Flügel.

Doralice legte ein Notenheft auf. Es war die F. dur-Symphonie von Beethoven.

„Nicht wahr, Sie lieben ihn?" fragte ſie.

„O Gott!" rief Conrad, „Beethoven tröſtet mich darüber, daß ich ein Deutſcher bin! Die Höhe und Tiefe, die Glut und Innigkeit, das Weltumfaſſende, das Himmelſtürmende, das Titaniſche und Seelenvolle des deutſchen Geiſtes tritt in ſeinem Genie und deſſen mannigfaltigen Schöpfungen ſo zu Tage, wie in keinem anderen Genius. Der Engländer hat Shakſpeare, der Italiener Dante, und wenn ſich unter dem kunſt-, klang- und farbenreichen italieniſchen Himmel, um und nach dieſem Dante, auch ganze Sonnengruppen von Genies bilden: ſo iſt Beethoven allein gleichſam ein Siebengeſtirn, das in ſich Farbe, Form, Ideen, Phantaſie, Intelligenz, Harmonie, Leidenſchaft in wunderbarer und ganz einziger Verſchmelzung umſchließt und darſtellt, und mich über Vieles tröſtet, was uns mangelt."

„Mich erinnert er oft an unſere alten Dome, ſo tiefſinnig im Gedanken, lieblich und heiter in der

Ausſchmückung, gewaltig in den Maſſen, überſtrömend reich an Phantaſie iſt er," ſagte Doralice. „Derſelbe Schwung der Empfindung, dieſelbe Kraft des Ausdruckes! Die gewaltige Steinmaſſe durchweht eine Harmonie, welche das Ohr des Geiſtes vernimmt, und aus der gewaltigen Maſſe der Töne baut ſich wie von unſichtbarer Hand ein Dom von Kryſtall auf."

Sie ſpielten. Conrad war allerdings der Meiſter, und er freute ſich darüber, denn er konnte nun zuhören, wie Doralice ſpiele, konnte ihr Spiel geltend machen, deſſen feine Nüanzierung hervorheben und ihren ſeelenvollen, energiſchen Vortrag unterſtützen. Daher ging auch die Symphonie wie aus einem Guß, wie von einer Hand, und der letzte Satz, der ſchwierige, aber wunderſchöne, wo die Melodie umherſchwebt, durch alle Tonarten und in allen Modulationen ſich Bahn macht, auftaucht, kämpft, und endlich alle Inſtrumente beherrſchend — was freilich auf dem Flügel nur unvollkommen wiedergegeben wird — den Sieg erringt und den Triumph feiert: gerade der Satz gelang am Beſten.

Nach dem Schlußakkord ließ Doralice die Hände ſinken und ſagte tief Atem holend:

„Ich danke Ihnen, Herr von Friedingen, Sie haben mir tüchtig beigeſtanden in dieſer Geiſterſchlacht."

„Für wen kämpften Sie?“ fragte er lächelnd.

„Für die Königin Wahrheit!“ rief ſie und ſah ihn an mit ihren tiefblauen, lichtſtrahlenden Augen.

„Wohl Ihnen, wenn Sie ihr huldigen können“ entgegnete Conrad halb traurig; „denn Sie wiſſen ſo gut wie ich, gnädige Gräfin, daß die Damen verſtehen, ſehr anmutig in allen Farben zu ſchillern und daß die Königin Wahrheit ihr Geſchlecht nicht verläugnet.“

„Wenn Sie ſo gering von meiner geliebten, angebeteten Königin denken, werden wir in Fehde geraten, Herr von Friedingen,“ ſagte Doralice mit großer Anmut.

„O nein, gnädige Gräfin, das wird nie geſchehen; ich bekämpfe nie eine Überzeugung.“

„Das würde mir leid tun, Herr von Friedingen, wenn es bei Ihnen aus Gleichgültigkeit gegen jede Überzeugung oder aus Mangel an einer eigenen hervorginge,“ antwortete ſie ſanft.

„Meine Überzeugung iſt die des alten Montaigen, gnädige Gräfin: „Que sais-je?“ Was weiß ich denn, das unumſtößlich, allgemein gültig, erſchöpfend für alle Zeiten, alle Richtungen, alle Menſchen wäre?“ ue

„Nun, zum Beiſpiel die zehn Gebote.“

Conrad ſah Doralice mit ſo tiefem Erſtaunen an, daß ſie ſchnell hinzuſetzte:

„Sind ſie nicht unumſtößlich? — der Finger Gottes grub ſie in den Stein. Sind ſie nicht erſchöpfend? — ſie regeln alle Verhältniſſe des Menſchen in ſeiner dreifachen Beziehung: zu Gott, zu ſich ſelbſt und zum Nächſten. Und ſie ſind allgemein gültig, weil der Menſch dieſe dreifache Beziehung nie verliert, möge er am Nord- oder Südpol, auf dieſer oder jener Hemiſphäre, vor oder nach tauſend Jahren, auf dem Thron der Welt oder in der Hütte des Elends leben.“

„Aber welche Autorität ſanktioniert in Ihren Augen dieſe Gebote, gnädige Gräfin?“

„Die göttliche Offenbarung, Herr von Friedingen.“

„Haben Sie Offenbarungen wie die Velledas, die Druidinnen, die Sybillen der alten Völker?“

„O nein, Herr von Friedingen! auf den ſchwachen Säulen der Privatoffenbarung beruht die Autorität, die allgemein gültige, nicht. Eine göttliche Anſtalt iſt mit ihr betraut worden: die chriſtliche Kirche, und ein göttlicher Mund verkündet in ihr für alle Zeiten die eine Offenbarung; nämlich: der heilige Geiſt durch das Lehramt, das der Gottesſohn zu ſeinem Organ eingeſetzt hat mit den Worten, die er zu ſeinen Apoſteln ſprach: Wer euch höret, der hört mich.“

Conrad dachte unwillkürlich an ſeine Mutter, die ſich auch einmal auf die Autorität der chriſtlichen Kirche berufen wollte, doch keine andere Baſis als den ſubjektiven Glauben für dieſelbe fand. Dies klang nun freilich poſitiv entſchieden und zweifellos objektiv! Doch erwiderte er:

„Es hat noch nie ein denkendes und gebildetes Volk gegeben, das nicht einen göttlichen Urſprung für diejenigen Lehren in Anſpruch genommen hätte, welche die Baſis ſeiner Geſetze bilden. Propheten, Seher, Weiſe, Gottgeſandte ſtehen an der Wiege jedes Religionsſyſtems und werden durch deſſen Verkündigung und Begründung der Meſſias ihrer Zeit. Die Uridee dieſer verſchiedenen Religionen iſt immer dieſelbe: das Göttliche iſt durch eine furchtbare Kluft vom Ungöttlichen geſchieden und dieſe Kluft ſoll ausgefüllt werden, und zwar durch Opfer. Allein die Ausgeſtaltung jeder Religion hängt mit der Welt, der Nation, der Zeit, den Bedürfniſſen, ja der Natur und dem Klima zuſammen, wo ſie wirken ſoll. Und das iſt auch der Grund, weshalb ſie ausartet. Indem ſie die Zeit durchdringt, wird ſie von der Luft der Zeit angeweht, und da jede Zeit ihre aufſteigende und ihre untergehende Epoche hat, ſo ſinkt die Religion auch mit dem Niedergang der Epoche und iſt nicht mehr vermögend, den höheren Anſprüchen zu genügen, welche die Menſchheit macht, die, dem Niedergang gegenüber, der aufſteigenden Periode angehört. Dann tritt ein neuer Meſſias in die Welt und erinnert ſie an die Urgeſetze und Urideen nach dem Maße der Erkenntnis, das ihm zu Teil ward, und in der Form und in der Richtung, welche der Phaſe entſpricht, die ſie in ſich auszubilden ſtrebt. Er hat immer zu kämpfen mit dem Vermorſchten, dem Veralteten, das Gewohnheit und Herkommen für ſich hat; wird häufig zum Martyrer ſeiner Lehre und iſt ſtets für ſeine Anhänger ein Ideal, dem ſie die höchſte, zuweilen göttliche Ehre erweiſen. Aber der Götterſohn wie der Gottesſohn ſinkt im Bewußtſein der Menſchheit früher oder ſpäter vom Scheitelpunkt unter den Horizont hinab und das Band zerreißt, welches ihn mit ihr verknüpfte! Dies Band heißt — der Glaube.“

„Was berechtigt Sie zu dieſer Annahme?“ fragte Doralice, die ihm aufmerkſam zuhörte.

„Die Weltgeſchichte mit ihren Erfahrungs-Reſultaten.“

„Und was berechtigt Sie dazu, die göttliche Offenbarung den Lehren des Augenblicks gleich zu ſtellen?“

„Ihr gemeinſames Schickſal, gnädige Gräfin. Das, was Sie vorzugsweiſe göttliche Offenbarung nennen, iſt eine Kundgebung von Urideen, aus denen Urgeſetze entſpringen, welche der Maſſe der

Menſchheit angehören und ſtets ihre Erklärung, Deutung und Auffriſchung fanden. Seit den alten Pelasgiern, die dem „Unbekannten Gott“ ehrfurchtsvoll einen Stein als Altar errichteten, ſeit den uralten Prieſtern in den Hainen von Dodona, wo die Orakel die Zukunft weisſagten, und in den Tempeln von Memphis, wo ſie ein ewiges, in himmliſchen Triaden waltendes Urweſen, die Unſterblichkeit der Seele, die Fortdauer des Individuums und ein künftiges Gericht lehrten, ſeit Mithras, der perſiſche Mittler, hingeopfert wurde, um mit ſeinem Blute die Erde erfriſchend und verjüngend zu überrieſeln, ſeit Oſiris den Tod fand, um im Himmel als Symbol des guten Prinzips ewig zu walten, ſeit den ungeheuerlichen indiſchen Religionsſyſtemen, die ſich aber trotz alles bombaſtiſchen und phantaſtiſchen Schwulſtes zu einem einigen Urweſen zuſpitzen, ſind keine neuen Urideen erfunden. Moſes, Chriſtus, Muhamed bewegen ſich auf dem bekannten Gebiet, etwas geiſtiger der eine, etwas ſinnlicher der andere, jeder entſprechend dem Bedürfnis ſeines Weltalters, jeder der Gegenſtand hoher Verehrung, möge er auf dem Berge Nebo verſchwinden oder auf Golgatha gekreuzigt werden oder friedlich in das Paradies des Muſelmannes übergehen. Die chriſtliche Offenbarung hat nichts voraus vor den übrigen. Sie iſt vielleicht von einem höheren, edleren Geiſt gedeutet und erklärt worden: das war denn das perſönliche Verdienſt Chriſti, ſeine reinere Intelligenz, ſeine größere Opferliebe. Aber von der Wahrheit, der abſoluten, und ob überhaupt eine ſei, wiſſen wir jetzt nichts mehr, als die Menſchheit vor Chriſtus wußte. In beſtändigen Evolutionen folgen ſich die Weltalter und jeder nennt das neu, was er erlebt.“

„Und Ihr Urweſen ſieht dieſen Evolutionen zu?“ fragte Doralice. Sie war vom Flügel aufgeſtanden und hatte Conrad gegenüber Platz genommen, um ihn ins Auge zu faſſen, während er ſprach, und um zu enträtſeln, ob das, was er ſagte, ſeine aufrichtige Geſinnung ſei, oder ob er die ihre dadurch herausfordern wolle. Doch daran dachte Conrad nicht! er ſprach ſeine Anſicht ruhig wie eine abgemachte Sache aus und ſein gewöhnlicher, freundlicher Ernſt verließ ihn nicht. Nur trat ein gewiſſer melancholiſcher Ausdruck, der wie ein leichter Schatten auf ſeinen Zügen lag, ſtärker hervor. Ob der aber mit ſeiner Seele oder mit ſeiner Kränklichkeit zuſammenhing? — — das überlegte Doralice.

„Über mein Urweſen,“ entgegnete er lächelnd, „kann ich Ihnen keine genügende Auskunft geben, gnädige Gräfin. Que sais-je? . . . . das iſt mein Glaubensbekenntnis. Ich ſtehe ungefähr auf dem

Standpunkt der alten Pelasger mit ihrem unbekannten Gott.“

„Wiſſen Sie wohl, was Fr. Schlegel in ſeiner „Sprache und Weisheit der Indier“ von der Philoſophie in der indiſchen Religion ſagt?“ erwiderte Doralice: „Sie hat das Syſtem der Emanationen „zur Baſis und den Pantheismus zum Endpunkt. „Tiefer aber iſt ſie nicht geſunken und nie herabgekommen bis zur dürftigen Philoſophie des Zweifels und zur vulgären der Empirie.“ Sind Sie nicht ſchon auf dieſen Boden, vom Altar der alten Pelasger mit Ihrem: Que sais-je? hinabgeglitten, Herr von Friedingen? Die Offenbarung ſcheitert für Sie in der Scylla Ihrer zweifelnden Seele und taucht bruchſtückweiſe aus der Charybdis äußerer Erfahrung für Sie auf.“

„Ich will es nicht läugnen, gnädige Gräfin! heutzutage ſind wir alle ein wenig das Opfer der Vernunft, in deren Zeitalter wir leben, wie frühere Jahrhunderte das Opfer des Glaubens oder ſonſtiger Idole waren.“

„O bitte!“ rief Doralice lachend, „wickeln Sie ſich nicht ſo majeſtätiſch in Ihren philoſophiſchen Rockelor (um nicht zu ſagen Schlafrock) der Vernunft ein, ſondern geſtehen Sie ehrlich, daß der individuelle Verſtand ſich anmaßt, Vernunft zu ſein, und daß dieſe Anmaßung ſeine Nichtigkeit erweiſt und ihn zu Schanden macht! Bei Ihren individuellen Offenbarungen oder individuellen Religionen zerfällt ja alles in Atome ohne Zuſammenhang, ohne Richtung, ohne Ziel; in das Chaos würde ich ſagen, wenn der Geiſt darüber ſchwebte. Geiſt aber fehlt, und ſo muß ich ſagen: in grauen Wirrwarr. Kann das die letzte, die höchſte Überzeugung eines Menſchen, einer Intelligenz, eines nach göttlichem Urbild geſchaffenen geiſtigen Weſens ſein, dem Erkenntnis und freier Willen verliehen ward; jene: um dieſe übernatürliche Gleichförmigkeit und die Bedingungen, welche ſie nach ſich zieht, zu begreifen; dieſer: um ſie in Leben und Wirken in möglichſter Schöne und Vollkommenheit am Abbild hervortreten zu laſſen. O Herr von Friedingen! wir ſind ja ohnehin ſchon hinreichend mit dem Staube verwandt! drücken Sie uns doch nicht unnützer Weiſe noch tiefer in den Staub hinein, indem Sie uns die göttliche Offenbarung, welche der Ausdruck der abſoluten Wahrheit iſt, nur durch den Hohlſpiegel der wechſelnden Epochen und ihrer Vertreter zukommen laſſen."

„Ich halte den Menſchen nicht für ſo ſtaubverwandt, wie Sie fürchten, gnädige Gräfin! vielleicht ſogar weniger als Sie. Ich glaube, daß er ein geiſtiges, in einen irdiſchen Körper hineingebanntes Weſen iſt, das einer anderen Sphäre angehört und zu ihr zurückſtrebt. Dahin weiſt mich die unüberwindliche Melancholie, die in allen

Schmerzen und mehr noch in allen Freuden des Lebens uns überfällt. Sie entſpringt aus der entſetzlichen Disharmonie, die durch unſer ganzes Daſein kreiſcht, durch den Zwieſpalt unſeres Weſens, deſſen Wurzeln ſich mit dem irdiſchen Teil an die Erde klammern, deſſen Zweige ſich der höheren Sphäre zuzuranken verſuchen. Bei dieſer gräßlichen Zerriſſenheit iſt keine Befriedigung möglich, während doch das Verlangen nach Befriedigung wie mit Geierkrallen die Bruſt zerfleiſcht. Wenn in einem und demſelben Herzen die intenſivſte Sehnſucht und das intenſivſte Bewußtſein ihrer Unerfüllbarkeit wie zwei blitzende Schwerter ſich kreuzen, ſo iſt das ein Zeichen, daß wir nicht ganz irdiſcher Natur ſind, denn die würde im Staube ihre Befriedigung finden.“

„Und welche Nahrung geben Sie Ihrem geiſtigen Weſen, wenn in dem Waſſer des ewigen Lebens Ihnen nicht die Offenbarung göttlicher Liebe und göttlicher Wahrheit zuſtrömt?“ fragte Doralice, beinahe melancholiſcher als Conrad ſelbſt.

„Ich ſuche Nahrung in allem Schönen, Edlen, Erhabenen, was die Natur, der Menſch, die Kunſt, die Wiſſenſchaft bietet. Ich ſuche Nahrung in geiſtiger Beſchäftigung, in praktiſcher Tätigkeit, in Erfüllung meiner Pflichten. Eigentlich aber müßte ich ſagen: ich *ſuche* ſie nicht mehr. Ich tats in früheren Jahren, übereifrig, immer in der Hoffnung, irgend einen Born zu entdecken, der den Trunk des Genügens mir ſpende. Aber ob er überhaupt hienieden und ob er für mich quillt — was weiß ich! Genug, ich ſuche nicht mehr! Doch, um Ihnen mein Bekenntnis vollſtändig abzulegen, muß ich ſagen: mir iſt zu Sinn, als wartete ich.“

„Auf eine Privatoffenbarung, nicht wahr, Herr von Friedingen?“ fragte Doralice.

Er ſah ſie an. Ihr Mund lächelte; ihr Auge ſchimmerte von den Tränen, die ſie nicht weinte.

„Vielleicht, gnädige Gräfin,“ ſagte Conrad. Es war dies aber nur die eine Hälfte ſeines Gedankens.

Als ob Doralice die andere Hälfte erriete und doch nicht erraten wolle, ſtand ſie auf und rief:

„Verzeihung, daß ich zu dieſen Diskuſſionen Sie veranlaßte! es ſoll nicht wieder geſchehen. Ich habe ganz andere Dinge mit Ihnen zu beſprechen, Herr von Friedingen, und bitte Sie, daß Sie ſich morgen zu mir bemühen. Es betrifft Celeſtine und ich möchte das gern mit Ihnen allein abmachen.“

Conrad verbeugte ſich, ahnungslos über das, was Doralice zur Sprache bringen werde, und höchſt erfreut, ſie in ihrem Hauſe aufſuchen zu dürfen. Als ſich beide dem Kreiſe der Geſellſchaft nahten, fragte Frau von Derthal Conrad:

„Waren Sie ſchon in Eibingen?"

Er verneinte es.

„Und Sie, lieber Henry?"

„Nein," ſagte Lord Henry, etwas verſtimmt durch die Beethoven'ſche Symphonie, weil ſie zu vier Händen war; „bei dieſer formidablen Hitze muß man ſich ſtill verhalten."

„Tun Sie das!" ſagte Frau von Derthal, immer nachgiebig. „Aber wir ſollten doch Herrn von Friedingen die ſchöne Ausſicht und den ſchönen Altar der heiligen Hildegard zeigen," ſetzte ſie hinzu, an ihre Töchter ſich wendend.

Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall; nur Miß Dundee murmelt halb für ſich:

„Do not go, Mylord."

Lord Henry hatte aber nicht die mindeſte Luſt, mit Miß Dundee das Schlößchen zu hüten. Er fragte, ſie, weshalb er nicht mitgehen ſolle.

„Weil die Hildegard iſt eine papiſtiſche Heilige," ſagte Miß Dundee mit ihrem ſchottiſchen Accent.

„Ich dachte, Sie wollten ſagen eine papiſtiſche Hexe, liebe Miß," ſagte Eulalie, die ſich nach und nach gewöhnte, Conrad als ein Familienmitglied zu betrachten, und darum ihre Scheu verlor und ihre Munterkeit wiederfand. „Vor der Heiligen wird ſich Henry nicht fürchten! die tut Keinem etwas zu Leide . . . auch Ihnen nicht.“

„Wer weiß, ob Hexe und Heilige nicht gleichbedeutend vor Gott,“ erwiderte Miß Dunoce mit puritaniſchem Abſcheu. „Der Heiland gibt die Rechtfertigung, aber die Heiligkeit nicht.“

„Gibt ſie der Satan?“ fragte Conrad, dem die Vertreterin des Puritanismus nicht ſehr anſprechend erſchien.

Lord Henry hatte auch keine andere Sympathie für ſie, als daß ſie den Katholiken abhold war und zuweilen ſeine engliſche Volkshymne begleitete. Kaum ſah er aber Conrad im feindlichen Lager, ſo legte er die Lanze für ſeine Landsmännin ein und rief:

„Wenn Katholiken für ihren Heiligenkram ſchwärmen, ſo hat man Mitleid mit ihnen, weil ſie in ihrem Irrwahn aufgewachſen ſind. Wie aber Sie denſelben in Schutz nehmen können, Sie, Herr von Friedingen, ein Proteſtant! . . . das begreif' ich nicht! das iſt die Artigkeit gegen die Damen bis über die Spitze hinaus getrieben!“

„Wer ſagt Ihnen, daß ich Proteſtant bin?“ fragte Conrad lächelnd.

„Ah, Sie gehören auch zu den Römiſchen?“ rief Lord Henry beſtürzt.

„Auch das nicht, Mylord! ich verabſcheue dieſe Abſperrung durch Hecken und Mauern der Dogmen, in anglicaniſche, evangeliſche, lutheriſche und anderweitige Sekten, die ſich Kirchen nennen; und ich halte mich zu keiner derſelben.“

„Wo bleibt da der Glaube . . . . der poſitive chriſtliche Glaube?“ fragte Lord Henry.

„Auf poſitive Rechtgläubigkeit mache ich keinen Anſpruch!“ entgegnete Conrad. Mein Glaube an himmliſche Dinge, für welche die Dogmen keine Revelation ſind, noch ſein können, weil ſie begrenzen, der Geiſt aber etwas durchaus Unbegrenzbares iſt: mein Glaube bleibt außerhalb jeglicher Kirche.“

„In der Luft?“ ſagte Eulalie ganz leiſe, während Frau von Derthal ihr einen mißbilligenden Blick zuwarf und Lord Henry ausrief:

„Preisgegeben der Willkür perſönlicher Anſichten, Stimmungen, Leidenſchaften!“

„Ich weiß nicht, weshalb die Unterwerfung des Glaubens unter fremde Willkür vorzuziehen ſein ſollte,“ verſetzte Conrad.

„Nennen Sie die Verkündigung des Evangeliums, womit Chriſtus ſeine Apoſtel beauftragte, einen Akt der Willkür, Herr von Friedingen?“

„Nennen Sie König Heinrich VIII. einen Apoſtel Chriſti, Mylord?“

„Nicht er hat uns das Evangelium gebracht! er hat es nur" . . . —

„Verbeſſert!" warf Conrad ein.

„Nur wieder zur Geltung gebracht, die es unter dem papiſtiſchen Regiment verloren hatte," fuhr Lord Henry höchſt gleichmütig fort. „Es mußte aufgeräumt, England mußte vom römiſchen Joch befreit werden, um ſeinen politiſchen und ſozialen Aufſchwung nehmen zu können. Dieſe Notwendigkeit traf auf Widerſtand. Die Zeit war gewalttätig, die Charaktere waren energiſch — auch in ihren Leidenſchaften; der religiöſe Streit entflammte alle Köpfe, entzündete alle Parteien. Der Kampf zwiſchen Sklaverei und Freiheit, zwiſchen Menſchenſatzung und Evangelium entbrannte aufs heftigſte. Englands Größe zu wahren und zu mehren, war König Heinrichs Aufgabe. Daraus folgt, daß er alle Beſtrebungen, welche direkt oder indirekt Englands Knechtſchaft bezweckten, unterdrücken und ausrotten mußte. Es gab Schaffotte, es gab Scheiterhaufen — ja! Zwei Königinnen, zwei Erzbiſchöfe, achtzehn Biſchöfe, zwölf Herzoge und Grafen, achtundzwanzig Doktoren der Theologie und Jurisprudenz wurden hingerichtet — ja! die Zahl der Edelleute, der Bürger, der Mönche, der Weiber, die ein gleiches Schickſal traf, geht in die Hunderte — ja! Aber die Pariſer Bluthochzeit raffte in der Bartholomäusnacht ebenſo viel tauſende von Calviniſten hin, ohne die politiſche Entſchuldigung zu haben, daß Frankreichs Größe zu retten ſei.“

„Sie ſcheinen nicht wiſſen zu wollen, Mylord, daß die Calviniſten in Frankreich die Fahne der Rebellion gegen Krone und Monarchie ſeit einer langen Reihe von Jahren erhoben hatten und die gräßliche Wunde des Bürgerkrieges am Staatskörper offen hielten. Es wird Ihnen jedoch gewiß bekannt ſein, daß weder Katharina von Medicis noch König Karl IX. als Reformatoren der katholiſchen Kirche verehrt werden. Der Nero von England aber, der nicht bloß die Katholiken, die Sie mit ſtoiſcher Ruhe aufzählten — hinwürgte, ſondern auch den lutheriſchen Schulmeiſter Lambert, wegen abweichender Meinung über das Abendmahl, langſam am Feuer röſten ließ, geht für Sie und Ihre Glaubensgenoſſen mit den Apoſteln und Evangeliſten Hand in Hand, obſchon ſeine Begeiſterung für das Evangelium erſt in dem Augenblick erwachte, als der Papſt ſeine Ehe nicht für ungültig anerkennen wollte. Anna Boleyns ſchöne Augen warfen plötzlich ein neues Licht über das alte Evangelium.“

„Menſchliches miſcht ſich jeder Tat bei, welche durch Menſchen vollzogen wird; alſo auch bei Heinrich VIII.,“ erwiderte Lord Henry. „Dennoch nimmt er eine providentielle Stellung ein und erfüllt bei ſeiner Nation die große Miſſion jener Epoche: Roms Joch abzuſchütteln. Das gelang und das war die Hauptſache! Rule, Britannia! ... Miß Dundee, wollen wir nicht unſer Triumphlied anſtimmen?“

Miß Dundee hielt aber nur gegen Rom und keineswegs für den Anglikanismus mit ihm Schritt. Sie ſah ihn kalt an und entgegnete trocken:

„Mylord, Hochkirche und Bibelchriſten vertragen ſich nicht. Die Hochkirche hat freilich die römiſche Lehre verworfen, aber alle römiſchen Formen, inſofern ſie nicht den Glauben betreffen, beibehalten. Das iſt keine vollſtändige Rückkehr zum Evangelium. Sie dürfen noch lange nicht ein Triumphlied ſingen, denn Sie tragen noch immer das römiſche Joch!“

„Ah! eine Feindin im eigenen Lager!“ ſagte Lord Henry mit einiger Geringſchätzung. „Die Hochkirche hat den großartigen Zug, der ſie weſentlich von Rom unterſcheidet, daß ſie in ihrem Schoß alle Sekten duldet.“

„Das hat ſie nicht von ihrem Apoſtel Heinrich gelernt!“ rief Conrad; „der dachte und handelte anders! ſie toleriert nur, was ſie nicht ändern kann.“

„Ich bitte um Verzeihung, Mylord,“ ſagte Miß Dundee ſtolz, „wir haben mit der anglicaniſchen Kirche gar nichts zu tun und wiſſen und brauchen ihre Duldung nicht. Wir haben das reine Evangelium und ſtehen durch freie Inſtitutionen auf dem Boden der altchriſtlichen Kirche; und was die Zahl ihrer Gläubigen betrifft . . . .“ —

„O!“ rief Conrad lachend, „darüber tröſten Sie ſich! ich kenne dies Zahlenverhältnis freilich nicht; doch das weiß ich: keine chriſtliche Kirche, möge ſie heißen, wie ſie wolle, zählt der Anhänger ſo viele, als der indiſche Buddhismus, nämlich dreihundert Millionen.“

„Dreihundert Millionen, die in den Schatten des Todes ſitzen! denen nie die ſelige Botſchaft des Evangeliums Licht gebracht hat! die ſich nie in ihren Schmerzen und in ihren Sünden zum Kreuz hinwenden, das Verſöhnung bringt! die nie ihre Augen zu den ewigen Bergen erheben, von denen das Heil kommt! . . . . und Sie lachen, Herr von Friedingen!“ rief Doralice ſchmerzlich. „Wenn Sie eine arme Familie, ja einen einzigen armen Menſchen ſehen, ſo regt ſich das Mitleid in Ihrem Herzen, denn er hungert, er durſtet, er friert, er iſt obdachlos! . . . . und für dreihundert Millionen Menſchen, deren Seelen umkommen aus Mangel an Nahrung, an Wärme, an einer Heimat . . . . regt ſich kein Funke von Mitleid und Sie lachen und finden es recht ſpaßhaft, daß deren Zahl ſo groß iſt!“

„Zürnen Sie mir nicht, gnädige Gräfin,“ ſagte Conrad; „man kann nur das Leid beklagen, das man verſteht. Jene dreihundert Millionen leiden vielleicht weniger als Sie und ich am Hunger der Seele. Es lebt jeder ſein Leben, Volk und Individuum, und hat ſeine kleinen Freuden und großen Schmerzen in dem Maß, als ſeine Natur ſie zu faſſen vermag. Wer von einer höheren Erleuchtung weiß, der kann ſie vermiſſen, und wer an das Kreuz und deſſen Tröſtungen glaubt, der kann ſich nach ihnen ſehnen. Allein der Unwiſſende ahnt ſie nicht und entbehrt ſie nicht.“

„Sie ſind ganz logiſch, Herr von Friedingen,“ entgegnete Doralice mild. „Es gibt für Sie keine Offenbarung der göttlichen Wahrheit, folglich gibt es auch keinen Irrtum, welcher der Widerlegung wert wäre . . . . denn Sie laſſen jeden Wahn als den gebrochenen Strahl irgend einer Uridee gelten. Für uns aber iſt es ein ſo immenſer Verluſt, die göttliche Wahrheit nicht zu beſitzen, nicht im Klaren zu ſein über Beſtimmung, Weg und Ziel, daß wir dieſen Jammer ebenſowenig für andere, als für uns ſelbſt aushalten können.“

„Sind Sie denn wirklich in ſo unzweifelhafter Klarheit über die Beſtimmung des Menſchen, daß

Sie die Zuverſicht haben, Ihre Anſicht ſei die einzig richtige."

„Das bin ich," entgegnete ſie lächelnd.

„Dann muß ich Ihr Jünger werden," ſagte er raſch.

„Das iſt nicht nötig, Herr von Friedingen. Zwei Worte umfaſſen die ganze Lehre."

„Von der Beſtimmung, dem Ziel und dem Wege des Menſchen? . . . . und jedes Menſchen?" ſagte er ſinnend.

„Und zwar ſo ſehr, daß keiner ohne ſie zur Fülle ſeines Daſeins weder in der Zeit noch in der Ewigkeit gelangen kann," ſetzte Doralice hinzu.

„Dieſe zwei Worte dürfen Sie mir nicht vorenthalten, denn ſie gehören der Menſchheit an, die ſich nach ihnen bilden ſoll. Alſo, gnädige Gräfin!"

„Die Nachfolge Chriſti, Herr von Friedingen," ſagte Doralice liebreich. „Und nun wollen wir den Schrein der heiligen Hildegard beſuchen, die ſo gut dieſe Nachfolge verſtanden hat, welche die ächte und einzige Schule der Heiligen iſt."

Miß Dundee konnte nicht ihr tiefes Mißfallen über dieſe Bemerkung unterdrücken. Sie entgegnete:

„Der Herr hat aber nicht darum gelebt und gelitten, daß wir ihm nachfolgen und dadurch heilig werden. Sondern darum, daß wir an ihn glauben und durch ſein teures Blut auf Erden gerecht, im Himmel ſelig werden ſollen.“

„Beſte Miß,“ ſagte Doralice, „die Nachfolge Chriſti hat noch niemand ohne den Glauben an Ihn, den Erlöſer, und ohne ein grenzenloſes Vertrauen auf die Kraft ſeines göttlichen Blutes angetreten. Schließen Sie ſich aus von unſerer kleinen Wallfahrt zu Ehren der treuen Nachfolge des Kreuzes.“

„Sie müßten Miſſionärin werden, Doralice,“ ſagte Lord Henry.

„Sie wiſſen ja, daß die Kirche nur Miſſionäre ſchickt, wie Chriſtus ſeine Apoſtel geſandt hat,“ antwortete ſie.

„In gerechter und kluger Würdigung der weiblichen Wirkſamkeit und des Einfluſſes, den ſie vielfach da gewinnt, wo die allgemeine des Mannes aufhört, ſind unſere Miſſionäre von ihren Frauen begleitet,“ entgegnete er.

Tiefes Schweigen war die allgemeine Antwort auf Lord Henrys Äußerung. Endlich ſagte Fräulein Crescenze:

„Die Kirche hat auch ihre Glaubensbotinnen bei wilden Völkern und in fremden Regionen. Das ſind die Ordensfrauen, die ſich dem Schulweſen, der Krankenpflege, der Erziehung widmen.

Mutig wie Männer gehen ſie über Land und Meer nach anderen Weltteilen, gründen dort unter unſäglichen Beſchwerden ihre Aſyle und nehmen in ihrer Weiſe teil an der Wirkſamkeit des Miſſionärs. Er verkündet den Glauben an Chriſtus; ſie lehren die Liebe zu ihm in lebendiger Praxis."

„Gefallen Ihnen unſere Miſſionärinnen, Henry?" fragte Eulalie mit leuchtenden Augen.

„Mir . . . . außerordentlich gut!" rief Conrad. „Jedes Opfer entzückt mich, das dem Wohl der Menſchheit gebracht wird."

„Ah!" rief Lord Henry unmutig, „das Wohl der Menſchheit iſt ein Begriff, der ſich ausdehnen, verdrehen, biegen und quetſchen läßt, als ob er von Kautſchuk wäre! Für das Wohl der Menſchheit ließ ein Robespierrre die Guillotine arbeiten."

„Nur mit dem Unterſchied," ſagte Conrad gelaſſen, „daß Robespierre andere opferte, nicht ſich ſelbſt."

„Aber Sie irren, Herr von Friedingen," ſagte Doralice, „wenn Sie das Wohl der Menſchheit für den Beweggrund zum Opfer unſerer Ordensfrauen halten."

„Ich weiß ihn!" rief Miß Dundee: „ſie wollen Heilige werden durch ihre Werke."

„Auch nicht getroffen, liebe Miß!"

„Nun, was wollen Sie denn für ein höheres Motiv angeben, Gräfin, wenn nicht fremdes Wohl und eigene Tugend Ihnen genügt?“ fragte Conrad.

„„Was ihr dem geringſten Meiner Brüder getan habt, das habt ihr Mir getan . , . . ihr Geſegnete Meines Vaters.““ So ſpricht Chriſtus; und dies Wort iſt das ächte Motiv jedes Opfers, wenn es ein übernatürliches Gepräge, das für die Ewigkeit gilt, haben ſoll,“ erwiderte Doralice. „Die Opfer, welche man innerhalb ſeiner Natur, aus großmütiger Neigung oder aus ſtolzem Selbſtgefühl bringt, ſind ſehr häufig Idolen geweiht.“

„Wir dürfen aber nicht unſeren Werken einen ſo hohen Wert beilegen, daß wir uns deshalb „Geſegnete“ nennten!“ rief Miß Dundee. „Es ſteht ausdrücklich in der Bibel: „„Wenn ihr alles getan habt . . . . ſo ſollt ihr ſprechen: wir ſind unnütze Knechte.““

„Ganz recht, liebe Miß,“ erwiderte Doralice. „Chriſtus gebietet uns ſo zu ſprechen; allein er ſagt nicht, daß er ſo ſprechen werde. Hingegen nennt er diejenigen „Geſegnete“, welche aus Liebe zu ihm die Werke der Barmherzigkeit tun. Das können Sie im Evangelium des Apoſtels Matthäus nachſchlagen. An der Richtigkeit ſeines Wortes zu zweifeln, iſt nicht wohl möglich; Gott betrügt uns nicht.“

„Non fallit te Deus!“ ſagte Conrad faſt unwillkürlich, weil ihm der Spruch auf dem kleinen blauen Papierkreuz einfiel.

„Leſen Sie den Thomas von Kempen?“ fragte Doralice erſtaunt.

„Ich habe wohl darin geblättert,“ entgegnete Conrad; „meine Mutter hatte das Buch.“

„Und da prägte ſich dies Schlußwort tröſtlich in Ihr Gedächtnis ein!“ ſagte ſie. „Sehen Sie, wie das gut iſt, ein gutes Buch nur einmal anzuſehen. Gott täuſcht uns nicht — nicht unſere Hoffnung, nicht unſere Sehnſucht, nicht unſeren Glauben.“ —

Sie gingen unter ſchattigen Nußbäumen, durch gartenmäßig bebaute heitere Fluren nach dem nahen Dorf Eibingen, wo in einer ärmlichen Kirche die Reliquien der Seherin des zwölften Jahrhunderts, der heiligen Hildegard, aufbewahrt werden. Liebliche Ausſichten auf den Strom, auf die Berge des anderen Ufers, auf die St. Rochuskapelle, welche, in die Glut der Abendſonne getaucht, wie ein Leuchtturm von der Höhe herab ſtrahlte, taten ſich auf und verſchwanden, je nach der Hebung und Senkung des Bodens und der Gruppierung der Bäume.

„Wie herrlich und anmutig iſt dieſe Landſchaft!“ rief Lord Henry. „Die Natur iſt auf anderen Stätten großartiger, üppiger, frappanter, maleriſcher! doch hier .... hat ſie ihren eigentümlichen Zauber, der mich viel mehr zur Andacht ſtimmt, als die Gebeine Ihrer Hildegard, Doralice."

„Wird die Schönheit im Reiche der Natur Ihnen eine Leiter zu Gott, ſo wird ſich die Schönheit im Reiche der Gnade gewiß auch noch vor Ihnen auftun," entgegnete Doralice ſanft.

„Wer war denn eigentlich dieſe Hildegard?" fragte er.

„Die Tochter aus einem ritterlichen Geſchlecht, im Kloſter Benediktinerordens von zarter Kindheit an erzogen, dann Ordensfrau und endlich Abtiſſin drüben auf dem Rupertsberg bei Bingen, wo man noch einiges Mauerwerk und einen Brunnen aus ihrer Zeit zeigt, und von wo ſie ein Priorat ihres Ordens zu Eibingen ſtiftete. Die Sehergabe dieſer ſtillen, abgeſchiedenen, kränklichen Kloſterfrau erfüllte ihre ganze Zeit mit Bewunderung und Ehrfurcht, denn ſie ſah die Geheimniſſe der kommenden Jahrhunderte und die Geheimniſſe der Menſchenherzen in einer Weiſe und mit einem Blick, die Gott allein bekannt ſind, weil er allein ſie verleiht. Klagend, warnend, ermunternd, zerſchmetternd ertönt ihre Stimme wie ein Weckruf für die Lauen, die Verſunkenen, die Irdiſchgeſinnten, gleichviel ob ſie auf den Höhen oder in den Tiefen des Lebens, auf dem Thron oder in der Clauſur ſich befanden, weltlichen oder geiſtlichen Standes waren.“

„Alſo eine Somnambule im großen Stil . . . . oder im höchſten Zuſtand des Hellſehens.“

„Doch nicht! Das magnetiſche Hellſehen iſt in Rapport mit der Natur, mit deren Kräften, Reichen, Geſtalten und Bildern, mit ihrem dunkeln, geheimnisvollen, trotz aller Wiſſenſchaft immer noch ſehr wenig ergründeten Leben. Aber der heilige Seher tritt mit Gott ſelbſt in eine nähere Verbindung und ſein Schauen bewegt ſich auf geiſtlich-ſittlichem Gebiet, auf religiöſem kirchlichen Boden. Um Krankheiten des Leibes und zweckdienliche Arzneien, um Heilkunde, Geiſterkunde, Sternkunde, Sprachenkunde bekümmert ſich der Somnambule. Der Seher hat nur mit den Seelen, mit deren Heil, mit deren Krankheiten und deren Arzeneien zu tun.“

„Und gerade ſo ſind auch die Hildegardiſchen Briefe,“ ſagte Conrad. „Sie ſieht den Gang des Geiſtes in jedem einzelnen und in der großen Maſſe ihrer Zeitgenoſſen, und demgemäß ſchreibt ſie.“

„Wie!“ rief Lord Henry, „Sie befaſſen ſich mit ſolchen myſtiſchen Schriften?“

„Warum nicht? es ſind hiſtoriſche Belege für die verſchiedenen Strömungen der Zeit. Hildegard lebte während des Kampfes der Hohenſtauſen und des Papſttums, in Tagen großer Zerrüttung, wilder Auflöſung, feuriger Geiſter und mächtiger Genies, zwiſchen denen das ihre eines der mächtigſten war. Der Felſen Petri, der Hort ihres Glaubens, das Fundament ihrer Kirche war gefährdet, und ſomit ihre Idee vom Heil der Menſchheit. Der Geiſt, womit ſie weiſſagt, und zur Beſſerung, Buße und Erneuerung des Lebens aufruft, erinnert mich an die Propheten des Alten Bundes, die in ähnlichen Kämpfen und Zuſtänden ihre Stimme erhoben. Es liegt eine wunderbare Erhabenheit darin. Ihr geiſtiges Schauen war eine Offenbarung, eine ganz individuelle, und es iſt mir immer höchſt intereſſant, die Träger einer ſolchen kennen zu lernen. Daher las ich mit großem Vergnügen die Hildegard'ſchen Briefe, obgleich ich ſie nicht in allen Einzelheiten verſtand. Um das zu können, müßte man faſt auf ihrer Höhe ſtehen."

Miß Dundee hatte den Spaziergang mitgemacht, war aber nicht zu bewegen, die Kirche zu betreten, und „den Gräuel des Götzendienſtes", wie ſie ſich ausdrückte, anzuſehen. Man kannte ihre Redeweiſe und lachte. Eulalie aber ſagte entſchuldigend zu Conrad, als Miß Dundee es nicht hörte:

„Trotz ihrer barbariſchen Ausdrücke iſt ſie recht gut . . . . die arme Miß, nur etwas borniert durch ihre Vorurteile."

Der Gräuel des Götzendienſtes beſtand denn darin, daß Frau von Derthal den beiden Herren die Reliquien der heiligen Hildegard erklärte, die in einem Schrein von Glas über ihrem Altar ſich befinden; und daß Fräulein Crescenze, Doralice und ihre Schweſtern während der Zeit in ſtiller Anbetung vor dem allerheiligſten Altarsſakrament knieten.

„O heilige Hildegard,“ ſeufzte Doralice, „bitte für uns! Gott hat ja einſt, als du noch auf Erden wandelteſt, durch dich einem Blinden das Augenlicht geſchenkt. Jetzt, da du ſo nahe dem Throne ſeiner Herrlichkeit biſt, kannſt du noch viel beſſer und inniger ſeine Herrlichkeit anflehen. O ſo bitte denn um geiſtiges Licht für dieſe armen Blinden. Bitte für ſie! bitte für uns!“ — —

Auf dem Heimwege ſagte Conrad zu Doralice:

„Gnädige Gräfin, ich muß Sie jetzt ganz ſtupid fragen: was iſt denn für Sie die heilige Hildegard?“

„Sie iſt das, was alle Heiligen für uns ſind, Herr von Friedingen: ſie iſt ein lebendiges Band der Liebe zwiſchen der ſtreitenden und der triumphierenden Kirche, zwiſchen dem Reich der Gnade und dem der Glorie.“

Dies verſtand er nun ganz und gar nicht. Was ſpricht ſie für eine ſeltſame Sprache! dachte er für ſich. Und ſie hat doch einen ſo klugen Blick, als wiſſe ſie ganz genau, was ſie ſage. — Vielleicht hätte er noch mehr gefragt, allein man trat in den Hof des Schlößchens und da ſtand eine der Mägde Chriſti.

„Schweſter Philomene, iſt es ſo weit?“ fragte Doralice auf ſie zueilend.

Sie wechſelten einige Worte und Doralice verließ mit ihr den Hof, nachdem ſie den Zurückbleibenden ein freundliches Lebewohl zugerufen hatte.

„Was gibts denn ſchon wieder?“ fragte Lord Henry. „Doralice iſt ja in beſtändiger Bewegung.“

„Irgend ein Werk der Barmherzigkeit,“ antwortete Frau von Derthal gleichmütig.

Conrad ſah ihr nach, wie ſie ſo ſchlank und leicht unter den Bäumen dahinwandelte, als ginge ſie zum Tanz oder zu fröhlichen Feſten. Wie ſagte ſie? ſprach er zu ſich ſelbſt: Was ihr dem geringſten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan .... ihr Geſegneten! — Gehört das zur Nachfolge Chriſti? — —

Man nahm den Tee nicht unter den Catalpen, ſondern unter der Veranda des Schlößchens, denn wenn Schweſter Philomene Doralice entführte, ſo pflegte manche Stunde zu vergehen, bis ſie wiederkam. Diesmal verging ſogar die Nacht. Schweſter Philomene hatte im Schlößchen geſagt, die arme Nanny liege im Todeskampf. Da wußte man denn, daß Doralice bei der Sterbenden bleiben werde. Fehlte aber Doralice im Familienkreiſe, ſo fehlte allen etwas und alle wünſchten ſie herbei. Nur eine wünſchte ſich zu ihr — und das war Eulalie. Frau von Derthal hatte ihr aber dieſe Krankenbeſuche ſtreng unterſagt, weil dergleichen traurige Bilder die Nerven und die Phantaſie eines ſo jungen Mädchens allzu heftig aufregten.

Die arme Nanny.

„Ich kann heute abend einmal an nichts anderes denken, als an die Sterbende,“ erwiderte Eulalia auf Lord Henrys Frage, weshalb ſie ſo ſchweigſam ſei.

„Kind, ſchlage Dir das aus dem Sinn,“ ſagte Frau von Derthal; „wir müſſen ja alle einmal ſterben.“

„Aber nicht unter ſo traurigen Umſtänden, liebe Mutter.“

„Das iſt zu hoffen. Nanny hat ihr Leiden zum Teil verſchuldet.“

„Ja, wie die Heiligen,“ ſagte Fräulein Crescenze.

„Die Törin wollte ihre blutarmen Eltern verlaſſen und in einem Kloſter nichts tun als beten,“ ſagte Miß Dundee erklärend zu Lord Henry, „und dafür ſtraft ſie Gott mit einem frühen Tode.“

„Das täte ich auch, wenn ich Gott wäre!“ entgegnete Lord Henry eifrig. „Die Eltern zu verlaſſen unter dem Vorwand Gott zu dienen, das iſt ein Gräuel, den Gott rächen muß.“

„So iſt es nicht ganz, lieber Henry,“ ſagte Fräulein Crescenze ſanft; „ich muß die arme Nanny gegen Miß Dundee verteidigen.“

„Die Hauptſache bleibt aber dieſelbe,“ rief Frau von Derthal mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Entrüſtung: „Nanny wollte ins Kloſter.“

„Sie wollte bei den Mägden Chriſti eintreten, ja!“ ſagte Fräulein Crescenze.

„Da dieſe Mägde Chriſti Kranke und Arme verpflegen,“ nahm Conrad das Wort, „ſo ſehe ich nicht ein, weshalb es ein Verbrechen ſein ſoll, ſich ihnen anzuſchließen.“

„Sie legen ja Gelübde ab und wollen dadurch die ewige Seligkeit erwerben!“ rief Miß Dundee höchſt empört.

„Nun,“ ſagte Conrad lächelnd, „das mag eine unrichtige Anſicht ſein, doch ſicher keine verbrecheriſche.“

„Religiöſe Schwärmerei kann zu Verbrechen führen!“ rief Lord Henry.

„So gut wie jede Überſpannung irgend einer Geiſteskraft auf Koſten der übrigen,“ ſetzte Conrad hinzu.

„Ich muß Ihnen die kleine, einfache Geſchichte der armen Nanny erzählen,“ ſagte Fräulein Crescenze, „damit Sie ſich ein Urteil bilden können, Herr von Friedingen. Freilich bewegt ſie ſich nur in einer äußerſt geringen Sphäre, für welche Sie vielleicht wenig Intereſſe haben; allein es iſt ein Schickſal, das ſich unter anderen Verhältniſſen auch in höheren Kreiſen wiederholt: der Haß der Gemeinheit und Bosheit gegen das Gute und Edle. Nannys Vater iſt ein armer Schuhmacher, ein verkommener Menſch von Jugend auf, wie ſich deren ſo viele in den Werkſtätten bilden, in welchen der Unglaube das große Wort führt und Sittenloſigkeit ausbrütet. In ganz jungen Jahren knüpfte er ein Verhältnis mit einem böſen Mädchen an, das auf einer Stufe mit ihm ſtand. Seine Eltern, brave Leute, hofften ihn zu retten durch eine gute Frau und ein geregeltes Hausweſen. Merkwürdigerweiſe fand ſich ein gutes, rechtſchaffenes Mädchen ganz bereit, ihn zu ehelichen, und da ſie ein kleines Vermögen beſaß, betrachtete er dieſe Ehe als ein vorteilhaftes Geſchäft und heiratete ſie. Sie war Nannys Mutter; aber ſie ſtarb nach wenigen Jahren, aufgerieben von Gram und Sorgen, von Mißhandlungen und Quälereien aller Art. Er heiratete jetzt jene böſe Perſon, die fortwährend den ſchlimmſten Einfluß auf ihn geübt hatte, und die nun eine Stiefmutter im vollen Sinn des Wortes für die kleine Nanny wurde. Es iſt nicht zu beſchreiben, welche Martern ſie dem zarten Kinde mit Hunger, mit Schlägen, mit überſchwerer Arbeit antat. Aber Gott erhielt es! mehr noch! nicht bloß das leibliche Leben, ſondern auch das Leben der Gnade erhielt der liebe Gott in faſt wunderbarer Weiſe in dieſem unglücklichen, verwahrloſten Kinde. Es ſtreifte bettelnd umher, weil die Eltern es verlangten, allein es hatte keine Freude an dieſem Herumtreiben, ſondern es ſehnte ſich nach dem Schulbeſuch, um — wie es rührend ſagte — für die Eltern beten und arbeiten zu lernen. Inzwiſchen betete es fleißig — etwa ſo wie manche Kinder vor ſich hinſummen — das Ave Maria. Das hatte es noch mit ſtammelnder Zunge von der verſtorbenen Mutter gelernt; das war der Segen dieſer frommen Seele für ihr verlaſſenes Kind. Mit unſäglicher Mühe brachten der Pfarrer und ich zu Stande, daß Nanny die Schule beſuchen dürfe. Dafür hatte ſie es in ihren freien Stunden um ſo ſchwerer, da alle Hausarbeit und die Pflege der Geſchwiſter ihr aufgebürdet wurde. Sie tat alles nicht bloß willig, ſondern mit Liebe und Freude. Der kleine Jeſus in Egypten und Johannes in der Wüſte hatten ja auch manches zu leiden, und ſie wolle es ſehr gern nicht beſſer haben, um immer mit ihnen zu ſein; ſo ſagte ſie oft und ſah mich dabei treuherzig an mit ihren großen braunen Augen. Nie klagte ſie, nie bat ſie um Hülfe oder Unterſtützung für ſich ſelbſt. Was man ihr ſchenkte, wurde ihr entriſſen und den Geſchwiſtern gegeben, oder verſetzt und verkauft. In bitterkalter Adventszeit gab ich ihr einmal einen warmen Anzug, der ſie unbeſchreiblich erfreute, weil ſie nun, ohne vor Kälte zu erſtarren, täglich in die Roratemeſſe gehen konnte. Man gab das warme Kleid ihrer Schweſter und ſteckte ſie in deren Lumpen. Sie litt und ſchwieg, und ging doch täglich um fünf Uhr Morgens in die Roratemeſſe. Ich hatte ein ſo unſägliches Erbarmen mit Nanny, daß ich den Eltern vorſchlug, ſie für einige Jahre auf meine Koſten in eine gute einfache Erziehungsanſtalt zu geben. Aber Gott bewahre! die Nanny war ihnen unentbehrlich! ſie erſetzte ihnen ja die Magd! auch gönnte die Stiefmutter ihr nicht eine beſſere Erziehung als ihren eigenen Kindern. Nanny mußte ausharren in ihrem Elend! Doch je weniger die Menſchen für ſie taten, deſto mehr tat Gott für ſie. Er, der wahre Lehrmeiſter der Seelen, gab ihrer Seele mehr und mehr eine Richtung auf die himmliſchen und ewigen Dinge, einen Zug nach Oben, der beſonders nach ihrer Erſtkommunion zu Tage kam. Aber damit trat ſie in eine neue Phaſe des Lebens ein. Bis jetzt war ſie hauptſächlich dem Leibe nach gequält worden; nun mußte ſie Peinen an der Seele ausſtehen, Hohn und Spott über ihre Frömmigkeit und über alles, was ihr heilig war. Obſchon ſie vom dämmernden

Morgen bis zur ſinkenden Nacht immer tätig war, immer arbeitete, alle Verrichtungen der Hausfrau und Mutter übernahm: ſo warf man ihr doch Trägheit vor, wenn ſie eine halbe Stunde täglich für den Beſuch der heiligen Meſſe in Anſpruch nahm. Sie darbte ſich die Zeit zum ungeſtörten Gebet an den ſpärlichen Stunden ihres Schlafes ab und nur verſtohlen durfte ſie die heiligen Sakramente empfangen. Zur Erhöhung ihrer Leiden wurde die arme Nanny wunderſchön. Als ſie bemerkte, daß der Blick einiger Männer auf ſie falle, wurde ſie noch viel ſittſamer, eingezogener und ſtiller als bisher. Das hinderte aber nicht einen geachteten, wohlhabenden Mann, um ſie zu werben. Der Vater frohlockte: er hoffte durch dieſen Schwiegerſohn zu einem behaglichen Leben zu kommen. Aber Nanny ſchlug den Bewerber aus, der ein ganz ungläubiger Menſch war. Die Wut der Eltern war grenzenlos. Sie hielt ſich einen Tag bei mir verſteckt und da entdeckte ſie mir, daß ſie entſchloſſen ſei, ſich nie zu verehelichen, ſondern in die Genoſſenſchaft der Mägde Chriſti einzutreten, ſobald ihre Schweſtern herangewachſen und im Stande wären, alle häuslichen Arbeiten zu verrichten. Ich ſah die Stürme voraus, welche dieſem Entſchluß drohten, riet ab, ſtellte ihr dies und jenes vor, wie man immer in ſolchem Fall zu tun pflegt. Sie erwiderte, daß ſie unbedingt der Gnade Gottes vertraue, um ihre Wege zu lenken. Wolle er ſie zwiſchen den Mägden Chriſti haben, ſo werde er ſie ſchon dahin führen. Eines aber ſei gewiß: dem jungfräulichen Stande habe ſie ſich geweiht. Der ſei ihr Beruf, und dieſer Beruf ſei ihr klar geworden, als andere für ſie an den Eheſtand gedacht hätten."

„Aber die Perſon iſt unſinnig, toll, wahnwitzig mit ihrem Beruf, ſich lieber tot hungern und tot ſchlagen zu laſſen, als einen geachteten, wohlhabenden Mann zu heiraten!" brach Lord Henry aus.

„Nicht wahr?" rief Miß Dundee triumphierend.

„Wenigſtens iſt ſie unverſtändig," ſagte Frau von Derthal gemäßigt.

„Wenn ich ſo etwas höre," ſagte Conrad nachdenkend, „fällt mir immer der Ausſpruch Chriſti bei einer ähnlichen Veranlaſſung ein: Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht wert. Das ſteht in der Bibel, und da Sie, Miß Dundee, ſehr bibelfeſt zu ſein ſcheinen, ſo wüßte ich gern, was Sie davon halten. Mir, ich geſtehe es, gibt dieſer Ausſpruch und manche ähnliche ſtets allerlei Gedanken, denn — möge man Chriſtus für den Sohn Gottes oder für einen hochbegabten Mann, ja ſogar für einen Schwärmer halten — ein großer Menſchenkenner war er auf jeden Fall. Das zeigte ſich in der Art und Weiſe, wie er mit den Menſchen umgeht, wie er ſie behandelt, wie er ihnen Lehren und Vorſchriften gibt, die in einem wahrhaft wunderbaren Zuſammenhang und Einklang mit ihren Pflichten und ihrem Gewiſſen ſtehen. Nur ein tief verdorbenes Herz und ein gräulich verwirrter Kopf kann dies zu läugnen verſuchen. Es iſt dermaßen anerkannt, daß die Aufklärungsbefliſſenen unſerer Tage — wenigſtens die, welche nicht dem brutalſten Materialismus huldigen — ihre Anſichten und Beſtrebungen zu ſichern ſuchen, indem ſie ſich zu deren Begründung oder Rechtfertigung auf dieſe oder jene Lehre Chriſti berufen. Nun wohlan! dieſer Chriſtus, der mit nichten ein exaltierter Fanatiker war, der ganz einfach zu jenem Jüngling ſprach: Halte die Gebote, wenn du das ewige Leben erwerben willſt; der deutet an, daß ſich der Menſch zu einer höheren Stufe der inneren Entwickelung durch Entſagung emporſchwingen könne und dürfe, aber nicht müſſe; und ſetzt hinzu: Wer es faſſen kann, der faſſe es. Gehört die arme Nanny nicht vielleicht zu dieſen Bevorzugten, ſtatt zu den Wahnwitzigen, Miß Dundee?"

„Du ſollſt Vater und Mutter ehren," entgegnete Miß Dundee ſpitz. „Dies Gebot iſt unumſtößlich und folgſam muß man ihnen gehorchen, denn Ehrfurcht ohne Gehorſam wäre Verhöhnung."

„Es heißt aber auch in der Bibel: Du ſollſt

Gott mehr gehorchen als den Menſchen," erwiderte Conrad. „Das Gebot, die Eltern zu ehren, hat die arme Nanny treu erfüllt. Vielleicht empfängt ihre Seele zum Lohn dafür jenen höheren Schwung, den nicht jeder faſſen kann."

„Ich bin außer mir vor Erſtaunen, Herr von Friedingen!" rief Lord Henry. „Sie billigen den Heiligenkultus, Sie verteidigen den Cölibat und die Kloſtergelübde . . . . und behaupten dennoch, nicht katholiſch zu ſein. Das iſt nun etwas, das ich nicht faſſe."

„Aber ich ſehr gut," entgegnete Conrad gleichgültig lächelnd. „Große und ſchöne Ideen ziehen mich an und beſchäftigen mich, möge ich ſie im Plato, in der Bibel, im Koran finden, mögen ſie griechiſch, katholiſch oder muhamedaniſch ſein. Eben darum aber ſtößt alles und jedes Kirchentum als eine Beſchränkung meiner Geiſtesrichtung und Neigung mich ab; denn ich ſehe ja auch jetzt wieder bei Ihnen, Mylord, wie Ihr Anglikanismus, und bei Miß Dundee, wie deren Sektenanſicht Sie beide zwingt, erhabenen und ächtchriſtlichen Ideen zu widerſprechen, damit Sie nur nicht in Widerſpruch mit Ihrem Kirchentum oder Konventikelweſen geraten."

„Sie irren ſich in mir!" rief Lord Henry; „mich zwingt niemand, ich bekämpfe mit voller Überzeugung die papiſtiſchen Inſtitutionen, weil ſie chriſtliche Ideen teils verfälſchen, teils übertreiben."

„Wer beſtimmt die Grenze, Mylord, wo Verfälſchung und Übertreibung beginnen ſollen? tut das nicht Ihr Kirchentum?" fragte Conrad.

„Ja, Gott Dank! den Schwankungen und Ausſchweifungen des individuellen Verſtandes gegenüber muß eine objektive Norm feſtgeſetzt werden: eine Glaubensregel, welche ſcharf göttliche Wahrheit von menſchlicher Zutat ſcheidet. Der Papismus hat einen ſchreienden Mißbrauch mit dem Beruf zum eheloſen Leben getrieben." — —

„Und der Anglikanismus, wie überhaupt alle Sekten der drei letzten Jahrhunderte, haben dieſen Beruf, der in einer göttlichen, von Chriſtus Selbſt ausgeſprochenen Idee wurzelt, als Wahnwitz zu brandmarken verſucht," unterbrach Conrad lebhaft. „Sie werden mir zugeben, Mylord, daß Anſchluß an ein Kirchentum nicht ſehr lockend iſt, wenn einerſeits Mißbrauch und andererſeits Stumpfſinn himmliſche Ideen in irdiſche Feſſeln ſchlagen."

„Der Beruf zum eheloſen Stande," ſagte Miß Dundee pathetiſch, „iſt nur dann ſchön, wenn er ein wahrer iſt."

„Der Satz iſt ebenſo unumſtößlich gewiß," rief Conrad mit leichtem Spott, „wie der meine: die

Sonne ſcheint nur dann hell, wenn ſie unbewölkt iſt.“

Eulalie konnte ein leichtes Lachen nicht unterdrücken, Fräulein Crescenze ſagte gütig:

„Miß Dundee meinte, es könnten leicht falſche Motive den Beruf zweifelhaft machen. Doch bei unſerer armen Nanny war das nicht der Fall. Es bot ſich ihr ein großes irdiſches Glück, ein erlaubtes Mittel, um einem elenden, gequälten Daſein zu entrinnen, und ſie ſchlug es aus und war bereit, in ihrer armſeligen Lage zu bleiben, weil ſie auf die Stimme Gottes hörte, die ihren Platz ihr anwies.“

„Kein Menſch ſpürt den Beruf zum Elend!“ behauptete Lord Henry unerſchütterlich.

„Doch, lieber Henry!“ entgegnete ſanft Fräulein Crescenze. „Der übernatürliche Menſch, der Menſch nach der Ordnung der Gnade, der Menſch, der ſich beſtrebt, ſich nach Chriſtus zu bilden, der ſpürt recht deutlich den Beruf zum Elend, d. h. den Beruf zur Kreuztragung. Und aus freier Wahl der zärtlichſten Liebe unterzieht er ſich ihm, weil Chriſtus es getan hat.“

„Nun ja, Chriſtus!“ rief Lord Henry; „aber mit ihm, beſte Tante, dürfen Sie die armen Erdenkinder nicht vergleichen.“

„Nicht als Vergleich, lieber Henry, ſondern als Vorbild nannte ich ihn,“ entgegnete ſie.

„O Mylord,“ rief Conrad bewegt, „rauben Sie nicht der Menſchheit den ſchönſten Edelſtein ihrer Krone! Die größten Seelen aller Zeiten ſpürten den Drang, für das Geliebte in's Elend zu gehen. Denken Sie an Sophokles! wenn er in ſeiner wundervollen Tragödie die Antigone hingehen läßt, um für den Bruder den Akt der Liebe zu üben, der ihr den Tod bringt; wenn er ſie zu ihrer Schweſter Ismene, welche vor dieſem Opfer zurückbebt, ſagen läßt: „Du wähleſt Leben und ich wähle Tod;“ ſpricht ſich nicht darin aus, daß die Menſchheit, zu deren edelſten Repräſentanten die antike Welt gehört, jenen Beruf zum Elend, zum Leiden, zum Opfer als ein Recht, ja als ein herrliches Recht eines liebenden Herzens anerkennt, wenn die freie Wahl ihn erfaßt!“

„Herr von Friedingen,“ ſagte Lord Henry lebhaft, „ich wäre troſtlos, wenn ich von einer Niedrigkeit und Stumpfheit der Geſinnung wäre, die mich verhinderte, die Seelengröße einer Antigone zu verſtehen und zu bewundern. Nein! für die tauſendfache Gemeinheit und Bosheit der Welt gibt es nichts Troſtvolleres, nichts Erhebenderes, als der Blick auf jene großen, liebenden Seelen, die im Opfer ihre Befriedigung finden. Von je her war mir die Antigone eine wunderbar liebe

Geſtalt, ſei es, daß ſie mit dem blinden ruheloſen Vater umherirrt und ſein zärtlicher Schutzgeiſt iſt; ſei es, daß ſie, um die Leiche des gebannten Bruders fromm zu beſtatten, dem Tode ſich weiht, welcher über diejenigen verhängt war, die dem Feinde des Vaterlandes dieſe letzte Liebespflicht erwieſen. Nein! ich ſchwärme für die Antigone und für den erhabenen Genius des Sophokles, der ſie auf ihre tragiſche Höhe ſtellte — dieſe Perle der antiken Kunſt.“

„O Welt! o Welt!“ ſagte Fräulein Crescenze halb lächelnd und halb wehmütig. „Der heidniſche Dichter darf ſingen und ſagen von liebegroßen Seelen und vom frommen Opfer, und er und ſeine hehren Gebilde gehen als Ideale geprieſen durch die Jahrtauſende und eine chriſtliche Menſchheit ſchaut zu ihnen, wie zu etwas Unerreichbarem empor. Will aber einmal eine chriſtlich liebende Seele in aller Stille ein frommes Opfer bringen — o weh! dann wird ein ganz anderer Ton angeſtimmt! Und warum? — warum darf Antigone für den Vater leben, für den Bruder ſterben; und warum darf die arme Nanny es nicht für Gott tun? — O Welt! o Welt! welch' eine Hinneigung zum Geſchöpf und Abneigung vom Schöpfer, welch' eine Vorliebe für den Idolendienſt ſpricht ſich in jener Bewunderung, in dieſem Tadel aus.“

„Beſte Tante,“ ſagte Lord Henry, „ich gehöre nicht zu den ſchlechteſten Chriſten und weiß ſehr gut, daß wir Gott zu lieben haben; nur muß es nicht in der exaltierten Weiſe des Papismus geſchehen. Das widert uns nüchterne Leute an als hohle und herauf geſchraubte Überſpannung. Man darf nicht Gott auf Koſten ſeiner Familie lieben.“

„Man darf es durchaus nicht!“ rief Miß Dundee. „In der Bibel heißt es: „„Wenn Du Deinen Bruder nicht liebſt, den du ſiehſt, wie willſt du Gott lieben, den du nicht ſiehſt.““ Daraus iſt zu ſchließen, daß die Bruderliebe die ächte Gottliebe iſt und daß wir an Gott hängen ſollen durch den Glauben allein.“

„Dies Kunſtſtück ſei Ihnen überlaſſen,“ entgegnete Conrad nicht ohne einen Anflug von Spott.

„Es iſt nun einmal ſo und nicht anders,“ nahm Fräulein Crescenze wieder mit ihrem ſtillen Lächeln das Wort; „und wir mögen das Ding drehen und wenden, wie wir wollen, es bleibt dabei: die Welt iſt keine Liebhaberin der chriſtlichen Vollkommenheit! Sie, lieber Henry, fragten heute in Eibingen, wer die heilige Hildegard ſei. Das kleine Wörtchen „heilig“ vor ihrem Namen bringt dieſe arme Hildegard um den größten Teil ihrer Berühmtheit. Befände es ſich nicht da, ſo hätten Sie nicht ſo gefragt! Dann ſtände Hildegard als eine der eminenteſten Frauen aller Zeiten in der Weltgeſchichte und jedermann würde es für ſeine

Schuldigkeit als gebildeter Menſch halten, dies große Genie bewundernd anzuſtaunen und ſich nicht ſcheuen von ihr, wie Sokrates von Diotima, die Lehren einer erhabenen Weisheit zu empfangen. Nun aber, da ein armes Nönnchen dieſe Seherin, dieſe Theologin, dieſe Dichterin, dieſe Weiſe iſt, und da die Kirche ſie unter die Heiligen zählt, ſo wird ſie von der Welt mißachtet und ein ſo guter Chriſt, wie Lord Henry Enisdale, der für Sophokles ſchwärmt und deſſen Ideal die Antigone iſt, fragt halb aus Neugier, halb aus Artigkeit für uns: Wer iſt dieſe Hildegard? — und ſie findet nur deshalb etwa Gnade vor ſeinen Augen, weil ſie dem frühen Mittelalter angehört, das nun einmal reich an allerhand exaltierten Leuten war.“

„Ja, ſo iſt's!“ ſagte Conrad traurig; „ja, ſo groß iſt die Eigenliebe des Menſchen! An den Schöpfungen der Dichter ergötzen wir uns, denn deren Vollkommenheit verpflichtet uns nur zu einiger Rührung und Bewunderung und verleiht uns die angenehmſten Gefühle. Aber die Vollkommenheit, praktiſch erſtrebt oder erreicht von unſers Gleichen, behagt uns nicht, denn unſere Unvollkommenheit fühlt ſich durch ſie gedemütigt und wir lieben keine Vorwürfe, nicht einmal indirekte. Wir wollen nicht geſtört werden im bequemen Traum von unſerer wohlfeilen Tugend, die den Nächſten weder beſtiehlt noch tötet. Wir wollen uns beileibe nicht vertiefen in jene Liebe zu Gott, welche die Vollkommenheit der Heiligen ausmacht! dabei kämen Fleiſch und Blut doch allzu kurz, alle ſelbſtgefälligen Gefühle hörten auf, unſere hohe Perſon träte in den Hintergrund, Eigenliebe und Selbſtzufriedenheit würden gleichſam ausgehungert. Nein, nein! wir kehren uns auf die andere Seite, wir fertigen ſolche Erſcheinungen mit dem ſtupiden Urteil: Exaltation! ab, und ſchon ermüdet vom bloßen Anſehen geiſtiger Rieſenſchritte, ſetzen wir höchſt behaglich unſeren kleinen Trab im engen Kreiſe unſeres beſchränkten irdiſchen Strebens fort."

Mit unbeſchreiblicher Traurigkeit in Blick und Ton ſprach Conrad. Alle Augen wendeten ſich auf ihn. Lord Henry — ſtaunend, Miß Dundee — empört, Frau von Derthal — ungewiß, Fräulein Crescenze — teilnehmend; aber Eulalie ſah ihn an mit leuchtendem Blick, denn ſie meinte, wer eine ſolche Erkenntnis habe, müſſe halb und halb entſchloſſen ſein, auf dem Wege der Vollkommenheit zu wandeln. Fräulein Crescenze unterbrach die Pauſe, welche einzutreten pflegt, wenn das Geſpräch eine ſo ernſte Wendung genommen hat, daß es über die Grenzen der Unterhaltung hinausgeht, und ſagte:

„Aus unſeren Diskuſſionen über den Beruf der armen Nanny können Sie entnehmen, Herr von

Friedingen, welchem Widerſpruch ſie begegnete, als ſie nach einem Jahr den Eltern ihren Wunſch vortrug, die fromme Schar der Dienſtmägde Chriſti zu vergrößern. Es gab ſich eine allgemeine Mißbilligung kund; nicht etwa nur bei ihrer Familie, ſondern auch bei ſolchen Leuten, die ihr freundlich geſinnt waren, die ihre traurige Lage kannten und beklagten, und die ſie immer ganz mitleidig „die arme Nanny“ genannt hatten. Auch dieſe fanden es, wenn nicht verwerflich, doch verkehrt, daß ſie, die älteſte Tochter, ihre Eltern und ihre zehn Geſchwiſter verlaſſen wolle. Dieſe könne ſie ja aus Liebe zu Chriſtus pflegen — ſo ſprach man. Nanny bot ihrem Vater an, ſeine Erlaubnis einzutauſchen gegen das kleine Vermögen, welches ſie von ihrer Mutter geerbt und an deſſen Zinſen ſie nie Anſpruch gemacht hatte. Doch der Vater entgegnete frech, die armſeligen tauſend Gulden wären längſt von den Bedürfniſſen der Familie aufgezehrt. Doralice war damals zurückgekehrt. Sie bot dem Vater eine jährliche Geldentſchädigung an, wenn er die Nanny gehen ließe. Er antwortete, er wolle kein Geld, er wolle ſeine Tochter behalten. Gott hält mich noch nicht für würdig, ihm in der frommen Genoſſenſchaft zu dienen, ſagte Nanny mit himmliſcher Ergebung. Als die mißhandelte Magd der ganzen Familie blieb ſie im Vaterhauſe. Ein neuer Bewerber meldete ſich, ein frommer braver junger Mann, der ſein Brot hatte und bei dem ſie recht friedliche, gute Tage erwarten durfte. Sie lehnte demütig und dankbar den Antrag ab. Nun lief der Eimer der allgemeinen Geduld über" . . .

„Ah, das freut mich! das ruht mich aus!" rief Lord Henry dazwiſchen.

„Nun wurde Nanny wie eine Närrin betrachtet und behandelt" . . . . . —

„Braviſſimo! ſie verdient es!"

„Um dieſelbe Zeit ging ihre Schweſter, ein ſiebzehnjähriges Mädchen, auf und davon, Gott weiß wohin, Gott weiß mit wem, fort in die weite Welt. Dies Ereignis wurde kaum beachtet, leicht beachſelzuckt und verſchwand ſpurlos neben Nanny's ungeheurer Miſſetat, eine annehmbare Bewerbung auszuſchlagen."

„O die Verbrecherin!" rief Eulalie mit hellem Lachen und ohne ſich durch den ernſten Blick ihrer Mutter ſtören zu laſſen.

„Und dabei blieb es," ſchloß Fräulein Creſcenze ihren Bericht. „Jetzt aber hat der liebe Gott der Sache eine andere Wendung gegeben und die arme Nanny ſtirbt an der Schwindſucht, welche ſich ſeit dem Frühjahr mit furchtbarer Intenſität bei ihr entwickelt hat; und während wir uns hier von ihr unterhalten, hat Toralice den beſſeren Teil erwählt und ſteht ihr bei in ihrer letzten Stunde."

„Gewiß in irgend einer ungeſunden, dumpfen Kammer, wo ſie alle Miasmen der Krankheit einatmet,“ ſagte Lord Henry beſorgt.

„Verſteht ſich!“ entgegnete Eulalie, „die arme Nanny bewohnt keinen Palaſt.“

„Gräfin Doralice ſcheint von dem Stoff zu ſein, aus dem man die Heiligen macht,“ ſagte Conrad.

„Das wäre ja entſetzlich!“ rief Lord Henry mit ungeheucheltem heftigen Schreck.

„Beruhigen Sie ſich, meine Herren,“ ſagte Fräulein Crescenze gelaſſen; „Doralice übt ein Werk chriſtlicher Nächſtenliebe, das nicht ſo hoch anzuſchlagen iſt.“

Doralice ſaß unterdeſſen wirklich in der engen ſchwülen Dachkammer, welche Zeit ihres Lebens der armen Nanny Wohnſtatt geweſen war. Man konnte ſich kaum etwas Elenderes vorſtellen, als dieſe kleine Kammer! der Fußboden war ungleich, die Lehmwände hatten breite Spalten, die Fenſter blinde Scheiben, die Tür ſchloß nicht genau. Ein dürftiges Lager, ein paar verbrauchte Strohſtühle, einige Kaſten bildeten das Mobiliar. Auf dem Fenſtergeſims ſtanden einige Töpfe voll Reſeda, deren zarter Duft aber nicht den üblen Geruch der qualmenden Öllampe überwog, die düſter auf dem Tiſch brannte. An der Wand zu Häupten des Bettes hing ein Kruzifix mit einem geweihten Palmzweig und darunter ein Weihwaſſerkeſſelchen. Neben dem Bette waren eine Menge frommer Bildchen, in Ermangelung der Rahmen, unmittelbar an die Mauer geklebt. Auf dem ſchmalen, notdürftig ausgeſtatteten Lager, das ſtets wieder geplündert wurde, ſo oft Doralice ein Polſter oder eine Decke hinzugefügt hatte, lag die arme Nanny, augenſcheinlich mit dem Tode ringend. In ihren ſchattenhaft abgezehrten und entſtellten Zügen fand ſich keine Spur ihrer früheren Schönheit, und aus dem tiefeingeſunkenen braunen Auge ſprach jene gewiſſe Angſt, welche der erſtickende Huſten und der Mangel an Atem bei ſolchen Kranken hervorzurufen pflegt. Ein kleines Häubchen bedeckte ihr reiches ſchwarzes Haar; doch einzelne Streifen, die vom Todesſchweiß zuſammenklebten, hingen an ihren hohlen Wangen herab. Um ihre abgemagerte linke Hand hatte ſie ihren Roſenkranz geſchlungen. Ihre angſthaften Atemzüge, die ſich zuweilen bis zum Röcheln ſteigerten, unterbrach zuweilen ein bruſtzerſchmetternder Huſten. Es war ein ſchauerliches Sterbebett und es ſchien, als verſcheuchen dieſe Schauer alle Teilnahme. Nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schweſter umſtanden es. Sie ſchliefen alle. Sie waren ja ſeit Wochen daran gewöhnt, die Nanny als eine Sterbende, die immer noch nicht ſterben könne, zu betrachten! Der Pfarrer hatte ſie ja ſchon ſo oft beſucht und immer gedacht, es ſei nun das letzte Mal! Wäre nicht Doralice und Schweſter Philomene mit ihren Gefährtinnen geweſen, welche letztere ſich Tag und Nacht bei Nanny ablöſten: ſo wäre ſie hilflos verſchmachtet. Aber wenn auch eine in Sünden entartete Familie kein Herz für ſie hatte, ſo waltete die chriſtliche Barmherzigkeit um ſo zärtlicher um Nanny. Sie fühlte es und ein Blick voll grenzenloſer Dankbarkeit flog zuweilen wie ein Lichtſtrahl aus ihrem umwölkten Auge auf Schweſter Philomene und Doralice, die ihr die kleinen Dienſte für Leib und Seele erzeigten, welche ihr Zuſtand bedurfte. Mitunter ſprach ſie auch einige Worte.

„Ich glaube, jetzt kommt mein armes letztes Stündlein,“ ſagte ſie, als Mitternacht ſchon vorüber war. „Beten Sie, gnädige Gräfin, „„Aus der Tiefe.““

Mit gedämpfter Stimme betete Doralice ein De profundis. Dann trat alles in die Stille zurück; und leiſe, um die Sterbende nicht zu ſtören, ſetzten die beiden frommen Wärterinnen ihre Gebete fort, hie und da mit einer halblauten Anrufung des Leidens Jeſu, des Mitleidens Mariens, des Beiſtandes St. Joſephs ſie unterbrechend.

„Leiden war mein Anteil, ſo lange ich lebte,“ ſagte Nanny, „und ich habe auch nie etwas anderes verlangt; aber jetzt ſehe ich doch erſt ſo recht ein, wie gut der liebe Gott es mit mir gemeint hat.“

„Ach," ſagte Nanny, „ich möchte gern mit meinem letzten Atemzug Gottes Gnade und Liebe preiſen!"

Eine wundervolle, übernatürliche Freude verdrängte den Ausdruck von Angſt aus ihren Zügen; doch ſogleich ſtellte ſich der fürchterliche Huſten ein. Schweſter Philomene bat ſie zu ſchweigen.

„Sie werden ja nun bald das Lied der Auserwählten vor dem Throne Gottes in Ewigkeit ſingen," ſagte Doralice gerührt.

„Wenn das nur gewiß iſt!" entgegnete Nanny. „Der liebe Heiland hat mich nicht würdig gefunden, ſeine Dienſtmagd zu werden."

„Aber ſeine jungfräuliche Braut ſind Sie dennoch," erwiderte Schweſter Philomene.

„Und da Sie ſeine Braut im Glauben waren, werden Sie es auch im Schauen ſein," ſetzte Doralice hinzu.

„Wie heißt das bei dem Propheten? . . . mein Kopf iſt ſo ſchwach;" ſagte Nanny.

„Ich verlobe mich mit dir auf ewig durch Gnade und Erbarmung," ſprach Doralice.

„Auf ewig . . . . durch Gnade und Erbarmung," wiederholte Nanny mit ſtillem ſeligen Lächeln.

Wüſte, rohe Stimmen wurden hörbar, kamen die Straße hinauf, näherten ſich dem Hauſe. Man klopfte polternd an die Haustür. Drinnen, unten, erhoben ſich wütende Frauenſtimmen. Auf ihr Gekreiſch antworteten draußen Flüche und Schmähworte. Erſchreckt durch den pöbelhaften Lärm hatte Doralice unwillkürlich Schweſter Philomenens Arm ergriffen. Durch ihren Beruf beſſer bekannt mit allem Elend und aller Verkommenheit erwiderte dieſe ruhig:

„Es iſt der Vater, der berauſcht aus der Schenke heimgeführt oder vom Straßenpflaſter aufgeleſen wird, und Mutter und Töchter ſträuben ſich, ihm das Haus zu öffnen.“

„O armer Vater! . . . . o all' die ſchrecklichen Beleidigungen Gottes! . . . . o Erbarmen, du ewige Barmherzigkeit!“ ſeufzte die arme Nanny.

Die Haustür wurde endlich geöffnet und die Mutter wies den älteſten Sohn an, den Vater in den Verſchlag zu bringen; eine menſchliche Wohnung ſei für ihn zu gut. Der Verſchlag war ein durch Bretterwände abgeteilter Raum, worin ſich nichts befand als ein zerriſſener Strohſack. Er lag neben Nanny's Dachkammer. Der älteſte Sohn, obgleich er ein ſtämmiger Burſche von ſechszehn Jahren war, vermochte nicht, den ſchweren, bewußtloſen Mann fortzuſchaffen und rief zwei jüngere Brüder zu Hilfe. Es war ein gräßlicher Anblick, wie die drei Buben ſchlaftrunken, halbnackt, mit verwirrtem Haar, mit rohem oder ſtumpfem Ausdruck, ſich daran machten, den elenden Vater die Stiegen hinauf zu ſchleppen. Als ſich das Gepolter der Dachkammer näherte, nahm Schweſter Philomene die Lampe, trat vor die Tür und ſagte:

„Macht keinen ſolchen Lärm, Ihr Kinder, die Nanny ſtirbt.“

Dann öffnete ſie den Verſchlag, war den Buben behülflich, den Vater auf dem Strohſack niederzulegen und ſagte zuletzt:

„Sagt's der Mutter: die Nanny liegt im Sterben.“

„Wir können nicht zur Mutter,“ antwortete der älteſte Sohn kurz und hart. „Sie ſchiebt immer den Riegel hinter ſich zu aus Furcht vor dem Vater, der ſie im Rauſch halbtot ſchlägt, wenn er nicht ſo ganz von Sinnen, wie heute, aus der Schenke heimkehrt.“

„Ihr könnt es ihr aber doch durch die Tür zurufen? gelt?“ ſagte Schweſter Philomene.

„Wir können es ſchon, aber ſie wird es nicht hören,“ ſagte der Burſche, „ſie hat einen guten Schlaf.“

Er zog ab mit ſeinen Brüdern und tat, wie Schweſter Philomene ihn geheißen hatte. Und die Mutter hörte ſehr gut, wie er rief:

„Mit der Nanny geht's zum Sterben! Schweſter Philomene hat's geſagt."

Aber ſie wollte es nicht hören. Sie zog die Decke über den Kopf und ſchauderte und murmelte zwiſchen den Zähnen:

„Hu! nun kommt der Tod in's Haus. Hu! wenn er nur mich nicht holt! .... Die Nanny hol' er — die kommt in den Himmel .... wenn's einen Himmel gibt. Den Trunkenbold hol' er auch, meinetwegen! der hat tauſendmal die Hölle verdient! .... Aber mich darf er nicht holen .... hu! der Tod! .... mich nicht!"

Niemand ließ ſich bei Nanny ſehen. Der Vater aber lag in beſtialiſcher Bewußtloſigkeit neben der ſterbenden Tochter und durch die dünne Lehmwand miſchten ſich ſeine ſchnarchenden Atemzüge mit ihren letzten Seufzern, ſo daß ihr bis zum Ende jede Pein und Qual treu blieb. Ihre Bruſtbeklemmung ſtieg. Sie verlangte im Bett aufgerichtet und mit Kiſſen in ſitzende Stellung gebracht zu werden. Es geſchah; allein ſie fand keine Erleichterung.

„Arme liebe Nanny," ſeufzte Doralice, überwältigt von Mitleid, „wie ſchwer iſt der Tod."

„Schwerer iſt das Leben ohne Gott," ſagte Nanny mit einem Blick, in welchem ſich ein ſolcher Abgrund von Schmerz um die Sünden der Welt auftat, daß Doralice unwillkürlich dachte: Sie nimmt ihr Leiden als Buße für ihren Vater an. —

Sie verharrte im Gebet, abwechſelnd laut und leiſe, mit Schweſter Philomene. Nanny ſprach nicht mehr, als nur noch mit den Augen. So verſtrich die Nacht; die Lampe erloſch; die Sonne ging auf. Ihr erſter Strahl fiel in die Dachkammer und durch die offenen Fenſter zog ein Goldglanz, wie „das Licht von den ewigen Bergen“ in die armſelige Behauſung ein. Ein weißes Täubchen, das Nanny mit einigen Krümchen zu füttern pflegte, flog auf das Fenſterbrett und ſuchte ein Morgenbrot, das es nicht fand. Da pickte es mit ſeinem roſenfarbenen Schnabel am Reſeda und wendete den Kopf rechts und links, ſah mit klugen klaren Äuglein zur armen Nanny hinüber und nahm dann ſeinen Flug in den lichten Morgenhimmel hinein, ſo weit und ſo hoch, als wolle es über ihn hinauf die Botſchaft bringen von einer Seele, die im Frieden des gekreuzigten Gottes abſcheidet. Mit einem rührend unſchuldigen Lächeln ſah die arme Nanny ihrer Taube nach; dann ſah ſie nichts mehr auf Erden. Ihr Auge brach. Sie küßte das Kruzifix, das Schweſter Philomene an ihre Lippen legte, ſie ſeufzte: „Herr Jeſu, in deine Hände“ . . . . — — und ihr Herz ſtand ſtill.

„Und die Seele bleibt allein mit Gott,“ ſagte Doralice und ſank mit Schweſter Philomene neben dieſem irdiſch-elenden, himmliſch ſchönen Sterbebett auf die Kniee.

Unter dem Kreuz.

Nichts gibt eine ſo ruhige Faſſung, um die Dinge der Erde zu behandeln, als wenn man von einem Sterbebett kommt. Einerſeits führt der Tod in undurchdringliche Finſternis ein; andererſeits geht ein übernatürliches Licht, eine wunderſame Beleuchtung der irdiſchen Dinge von ihm aus. Er ſteht wie eine dunkle Wolke zwiſchen der Sonne der Ewigkeit und dem Tage der Zeit. Faßt man dieſe Wolke feſt in's Auge, ſo nimmt man den Glanz wahr, der ſie durchſchimmert oder umſäumt; und trotz aller Verſchattung iſt dieſer Glanz ſo groß, daß die Erde ſelbſt da, wo ſie die Vorzüge der Gasbeleuchtung genießt, etwas in Schatten verſinkt.

Das fand auch Doralice, als ſie, auf dem Altan des Schweizerhäuschens ſitzend, Conrad erwartete. Warum war ſie ſo furchtſam geweſen, mit Conrad zu ſprechen? — Weil ſie eine verneinende Antwort als eine perſönliche Demütigung fürchtete. Freilich hatte ſie auch edlere Beweggründe zu dieſer

Furcht; dennoch ſpielt die menſchliche Eigenliebe gar leicht in unſerer Seele con sordini die Begleitung herrlicher Melodien mit. Ja, lieber Gott, ſeufzte Doralice, ſo iſt's: wir geben dir in allen Dingen die Ehre; aber wir ſind ſehr bereit, ſie für dich in Empfang zu nehmen oder ihren Abglanz zu tragen.

Conrad ging über den Kiesweg dem Hauſe zu, höchſt gleichgültig gegen das bevorſtehende Geſpräch, inſofern es Celeſtine betraf; jedoch höchſt geſpannt zu erfahren, was Doralice denn eigentlich als ſehr wichtig für ihre Schweſter betrachtete. Er hatte ſich in Mutmaßungen erſchöpft; keine gab ihm Aufſchluß; jede erſchien ihm kleinlich, denn ihm fiel nichts anderes ein, als Äußerlichkeiten und weltliche Bedingungen. Nein! die ſind von ihrer Seite unmöglich, ſprach er zu ſich ſelbſt, als er ſie auf dem Altan erblickte; Alltägliches bewegt dieſe Seele nicht! Doralice ging in den Salon, um ihn zu empfangen. Sie ſah ſanft und ernſt aus. Ihr blütenzartes Kolorit und ihr ſtrahlendes Auge waren von einem Hauch der Wehmut gedämpft, den ſie von der Nachtwache am Sterbebette der armen Nanny mitgebracht hatte.

„Herr von Friedingen," ſagte Doralice, ſo wie Conrad eintrat, „wir müſſen Sie ſehr um Vergebung bitten, daß wir dies Geſpräch ſo lange verſchoben haben."

„Gnädige Gräfin,“ rief Conrad lächelnd, „Sie ſind ohnehin ſchon ſo impoſant, daß Sie mich mit Ihrem majeſtätiſchen „wir“ ganz aus der Faſſung bringen.“

„Ich ſage ſo, weil ich im Namen meiner Familie, meiner Mutter, meiner Schweſter, das Wort führe und wir alle ſolidariſch in einer gewiſſen Schuld ſind.“

„Doch nicht gegen mich?“ rief Conrad erſtaunt.

„Gegen Sie — als das Haupt Ihrer Familie.“

„Leben wir in den Zeiten der Capulet und Montagu?“ fragte er ſcherzend.

„Wer weiß ob unſer gutes Vernehmen vor der Forderung Stich hält, die wir zu machen haben, und die meine gute Mutter durchaus hätte machen müſſen, bevor ſie die Verlobung meiner Schweſter mit Herrn Roderich von Friedingen genehmigte. Allein ſie hat eine gewiſſe .... Schüchternheit im Charakter, welche ihr ein entſchiedenes Auftreten faſt unmöglich macht.“

„Sie ſpannen meine Erwartung aufs höchſte, Gräfin! .... Worin beſteht denn dieſe enorme Forderung, die uns zu entzweien droht?“

„Darin: daß, wenn Gott die Ehe unſerer Geſchwiſter mit Kindern ſegnet, dieſe in der katholiſchen Religion erzogen werden müſſen.“

„Und ferner?“ fragte Conrad erwartungsvoll.

„Daß ihnen wegen ihres katholiſchen Glaubens nicht die Rechte am Erbe und an der Succeſſion im Majorat entzogen werden, welche ſie als lutheriſch haben würden; alſo, mit einem Wort geſagt, daß ein Zweig Ihrer Familie, Herr von Friedingen, katholiſch würde; ja ſogar für den Fall, daß Gott Sie ohne Nachkommen aus dem Leben riefe, der Stamm ſelbſt. Weil Sie jetzt der Stammherr ſind, geht die Sache Sie ſo nahe an, daß wir vorgezogen haben, früher mit Ihnen, als mit Ihrem Bruder zu reden; denn wenn unüberſteigliche Hinderniſſe die Succeſſion von Katholiken unmöglich machten, ſo würden Sie uns darüber aufklären, während Ihr Bruder, von ſeiner Neigung verblendet, vielleicht ſich ſelbſt und uns mit einer Hoffnung täuſchen würde, deren Vereitelung ſpäter ſein häusliches Glück gar ſehr beeinträchtigen, ſogar Unfrieden zwiſchen ihm und der katholiſchen Mutter ſeiner enterbten Kinder ſtiften könnte. Für menſchliche Verhältniſſe muß man auf dergleichen Möglichkeiten bedacht und ſie zu rechter Zeit unmöglich machen. Überlegen Sie alſo, was Sie zu tun haben und ſeien Sie überzeugt, daß es uns viel lieber iſt, wenn unſere Forderung mit Beſtimmtheit abgelehnt wird, als wenn ſchwankende Zuſagen gegeben werden, die ſich ſpäter als unerfüllbar erweiſen.“

Dieſen letzten Satz hätte Doralice eigentlich im

Singular ſprechen müſſen, denn Frau von Derthal und wahrſcheinlich auch Celeſtine hätten ſich ſehr gern mit ſchwankenden Zuſagen zufrieden ſtellen laſſen, ja ſogar .... ohne ſie. Aber Doralice vertrat nun einmal die Familie und lieh derſelben ihr eigenes Herz.

„Und was würde man tun, wenn ich genötigt wäre, Ihre Forderung abzulehnen?“ fragte Conrad.

„Es wäre unſere Pflicht, der Ehre einer Verbindung mit Ihrer Familie zu entſagen.“

„Und auf welcher Anſicht beruht dieſe Pflicht?“

„Auf der katholiſchen Glaubenslehre, daß die katholiſche Kirche die einzige iſt, welche der Sohn Gottes geſtiftet hat; die einzige, welche der heilige Geiſt fort und fort bis zum Ende der Zeiten leitet; folglich die einzige, in der unverkümmert alle Gnadenmittel vereinigt ſind, welche der Menſch für ſein Seelenheil bedarf. Demnach verſteht es ſich von ſelbſt, daß eine Trennung von dieſer Kirche eine Trennung von der göttlichen Offenbarung, von Gottes Liebe und Wahrheit iſt und daß durch ihn die Seele ihrer höchſten Güter beraubt wird. Welche Mutter könnte an ihren Kindern eine ſolche Miſſetat begehen und zugeben, daß ihre Kinder außerhalb der apoſtoliſchen Kirche erzogen würden! Wird ihr aber geſtattet, im katholiſchen Glauben ihre Kinder zu erziehen, wird dieſen jedoch die Erbfolge oder ein anderes gutes Recht entzogen: ſo bringt die katholiſche Frau Zwietracht, Unruhe, Verwirrung und Mißbehagen in ihr eigenes Haus, und auch das iſt dem göttlichen Gebot zuwider, welches Mann und Weib in der innigſten Gemeinſchaft haben will. Göttliche Geſetze ſchreiben uns unſere Wege vor und unſere Pflicht iſt, ſie inne zu halten."

Conrad hörte mit ſtiller, namenloſer Freude dieſen einfachen Worten zu. Er ſah Doralice nicht an, er beachtete nicht den zauberiſchen Wohlklang ihrer Stimme. Er ſchaute auf die Madonnina Conneſtabile und folgte dem Gedankenzug, den Doralice gelaſſen entwickelte. Als ſie ſchwieg, ſagte er halb lächelnd:

„Gnädige Gräfin, wir ſind nun einmal daran gewöhnt, in jedem gläubigen Katholiken einen „verkappten Jeſuiten," einen „Ultramontanen" zu wittern, vielleicht ſogar ein Stück „Concordat". Was das nun eigentlich für bösartige Weſen ſind, wiſſen wir nicht genau; doch feſt ſteht mindeſtens dieſes: ſie ſuchen wie Schlangen in den Proteſtantismus ſich hineinzuringeln, um ihn, wie Maulwürfe, zu untergraben. Da ich nun nicht ohne Grund vermute, daß in Ihnen der Jeſuit-Ultramontan-Concordatismus ſtark vertreten iſt, der nichts ſo ſehr begehrt, als in unſer unſchuldiges Hänflingsneſt hämiſcherweiſe ſeine Kuckuckseier zu legen, um uns zu erdrücken: ſo denke ich mir, daß Ihr Hauptwunſch in dieſer Sache der iſt, eine katholiſche Frau und folglich eine katholiſche Familie auf Grünau anſäſſig zu ſehen. Habe ich Recht?“

„Ja, Herr von Friedingen,“ ſagte ſie mild.

„Ja?“ rief er überraſcht.

„Wähnten Sie, ich erginge mich in leeren, ſchönklingenden Redensarten?“ fragte Doralice.

„Das nicht! aber ich geſtehe Ihnen ehrlich, ich hielt Sie für unfähig, irdiſche Rückſichten im Hinterhalt zu haben.“

Nur mit einem Blick dankte ihm Doralice, als ſie gelaſſen antwortete:

„Was der Katholik von ſeiner Kirche hält, habe ich Ihnen ſoeben erklärt: ſie iſt ihm das übernatürliche Reich, in welchem hienieden Gott wohnt und waltet. Ihre Ausbreitung iſt alſo die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Kann ein Katholik einen höheren Wunſch haben? Da Grünau zu unſerer Erde gehört, ſo wüßte ich nicht, weshalb ich es in meinen Wünſchen von der Gnade ausſchließen ſollte, die eine katholiſche Familie dahin bringen würde. Für Celeſtine aber habe ich an Grünau nur gedacht, nicht gewünſcht, und das iſt ein großer Unterſchied, Herr von Friedingen. Ich wünſche weit inniger, daß Sie ſelbſt dort eine katholiſche Familie gründen möchten. Dann ſind die Friedingen feſt in den heiligen Boden der Kirche eingeſenkt."

„Gnädige Gräfin," entgegnete Conrad nun ſehr ernſt, „da mir nicht ein einziger vernünftiger Grund zu Gebote ſteht, um ihre Forderung abzulehnen, und da ich die Gründe, auf welche Sie ſich ſtützen, höchſt vernünftig und logiſch vom katholiſchen Standpunkt aus finde: ſo laſſen Sie verſichert ſein, daß ich aus voller Überzeugung in Ihrem Sinne zu meinem Bruder ſprechen werde."

„Vergelt es Gott! lohn es Gott .... Herr von Friedingen!" ſagte Doralice mit freudebebender Stimme und mit ſchimmernden Tränen im frohen Blick.

„Meines Bruders religiöſe Anſichten kenne ich zwar nicht," fuhr Conrad fort, „denn ich glaube, er ſelbſt kennt ſie nicht; allein ich halte es für unmöglich, daß er Ihnen überwiegende Gründe entgegenſtellen könne. Iſt es Ihnen recht, ſo bringe ich ſelbſt die Sache bei ihm in Ordnung und ſetze mich ſogleich in Korreſpondenz mit ihm."

„Vergelt es Gott!" wiederholte Doralice, beinahe faſſungslos über ihren leichten Sieg.

„Verzeihen Sie mir nun aber auch eine Frage!" ſagte Conrad. „Wie iſt es möglich, daß eine Familie, in der eine ſo entſchiedene Geſinnung herrſcht, dennoch ihre Töchter Ehen ſchließen ließ, worin die Kinder griechiſch und anglicaniſch geworden ſind?“

„Leider hatten wir früher dieſe Entſchiedenheit nicht,“ erwiderte Doralice errötend. „Die Jugendzeit meiner guten Mutter fiel in jene Tage, wo man mit der allgemeinen Menſchenliebe und gegenſeitigen Toleranz einen ſolchen Kultus trieb, daß man ſich geſchämt hätte, auf das katholiſche Dogma irgend ein beſtimmtes Gewicht zu legen. Man ließ allenfalls eine religiöſe Richtung gelten, doch nur als Sache des Individuums. Man machte die Religion zu einer Gefühlsangelegenheit; man wies ihr das Herz zum Gebiet, beſſer geſagt, zum Verſteck an; man löſte ſie ab vom Leben, von den allgemeinen und öffentlichen Verhältniſſen, von der Politik, von der Wiſſenſchaft, von der Kunſt, ſogar von der Kirche. Die Kirche wurde eine Staatsanſtalt, der Büreaukratie untergeordnet, um nach vorſchriftsmäßigem Heller und Kreuzer den Gottesdienſt innerhalb der vier Wände der Gotteshäuſer möglichſt unſcheinbar und geräuſchlos für diejenigen zu halten, welche etwa den Beſuch der Meſſe der proteſtantiſchen Predigt vorziehen ſollten. Das Leben von der Religion ablöſen heißt aber nichts anderes, als es von göttlicher Wahrheit und göttlichem Geſetz ablöſen; man wird nach und nach indifferent gegen jene und der Egoismus tritt an die Stelle eines höheren Geſetzes. Mancher Einzelne leidet dieſe trübe Zeitſtrömung mehr, als daß er ſie eigentlich mit Bewußtſein verfolgte; indeſſen wird durch dies matte Sichtreibenlaſſen die Trübung des Zeitſtromes immer größer, und immer ſchwerer der Entſchluß, ſich ihm zu entreißen, wenn nicht der liebe Gott dem einzelnen oder den Völkern heftige Erſchütterungen ſchickte, wodurch ſie zur Beſinnung kommen. Das iſt auch in unſerer Familie geſchehen, und die Stahltropfen mannigfacher Prüfungen haben uns etwas von der Energie des Glaubens zurückgegeben, die wir nie hätten verlieren ſollen und die ſich in das Herz der Tante Crescenze geflüchtet hatte. Sie allein hielt dieſen verborgenen Edelſtein hoch und wert. Aber wenn ſie ihn auch vor uns aufleuchten ließ, unſer Auge war damals noch geblendet von dem falſchen Kram der Gefühlsreligiöſität, den unſere arme, liebe Mutter in ihrer Treue gegen Traditionen, in denen ſie aufgewachſen war, für ächtes Chriſtentum hielt. Und ſo wurden drei Ehen geſchloſſen, über die ich nur ſchweigen kann."

„Doch war Lord Henrys Ehe eine namenlos glückliche," bemerkte Conrad.

„Herr von Friedingen," ſagte Doralice ſanft, „das Glück iſt nur ſchön unter dem Kreuz."

„Lieben — iſt glücklich ſein!" ſagte er lebhaft.

„Die Liebe iſt nur ſchön unter dem Kreuz,“ verſetzte ſie mit ſanfter Entſchiedenheit.

„Welche Reſignation!“ rief er.

„O nein, es iſt freudige Überzeugung. Unter dem Kreuz — da iſt die Liebe in Sicherheit gebracht. Da halten ſich zwei Herzen in den Schranken des Heiligtums und unter der Hand Gottes.‘

„Und das genügte, um glücklich zu ſein?“ rief Conrad. „All die tauſend Aſpirationen des Herzens — ſeine Abgründe von Sehnſucht, ſein unſtillbarer Durſt, ſeine Schwingungen über alles Erreichte hinweg nach dem Etwas hin, das vielleicht unerreichbar, aber doch ſo reizend iſt — das alles, und noch viel mehr, viel Unſagbares, viel Geträumtes, viel Erhofftes — das fände dort ſeine Befriedigung?! Nein, Gräfin, ſo mächtig iſt Ihr Kreuz nicht!“

„Haben Sie das an ſich ſelbſt erfahren?“ fragte ſie.

„Ich habe die Erfahrung der Welt für mich! abgerechnet einige bevorzugte Seelen, einige wenige Prädeſtinierte, die phönixſelten im Jahrhundert auftauchen — ſucht die Menſchheit ihr Glück und ihre Liebe nicht unter dem Kreuz.“

„Nun,“ entgegnete Doralice lächelnd, „wenn ſie es da nicht ſucht, kann ſie es auch freilich da nicht finden: das iſt klar, und beweiſt nichts gegen meine Anſicht.“

„Doch Gräfin! eine richtige und allgemein gültige Anſicht würde mehr Anhänger haben.“

„Beſter Herr von Friedingen, Sie verweilen zu ſehr bei der Oberfläche. Wann hat die Welt — nämlich die Welt, wie der Apoſtel ſie verſteht, das heißt die große Maſſe der Irdiſchgeſinnten — wann hat ſie ſich je zu Anſichten bekannt, die ihrem Egoismus, ihrem Hochmut, ihrer Genußſucht, ihrer feinen oder brutalen Selbſtliebe ungünſtig ſind? — Sie iſt ja eben deshalb das, was ſie iſt, nämlich Welt, weil ſie ſolche Anſichten verhöhnt, oder bekämpft, oder beiſeite ſchiebt, oder als poetiſche Fiktion irgend einer ſchwärmeriſch überſpannten Seele belächelt. Die Welt, Herr von Friedingen, gibt in der Welt den Ton an; und dieſer Ton iſt ſo laut, ſo gellend, ſo marktſchreieriſch, ſo betäubend, daß die Oppoſition gegen ihn im gewöhnlichen Gang des Lebens kaum vernommen und gar nicht beachtet wird. Nur zu Zeiten, wenn Gott die Donner ſeiner Gerichte rollen läßt, und wenn ſie verhallen, dann verſtummt wohl einmal die erſchreckte Welt und fragt ſich, ob es nicht geraten ſei, eine höhere Anſicht zur Richtſchnur zu wählen; und mancher tut es und findet dann zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen, daß tauſende und tauſende und aber tauſende, von denen niemand eine Ahnung hat, die in der Wagſchale der Welt gar nichts gelten und gar nicht mitzählen, daß ſie in aller Stille und aller Demut jener höheren Richtſchnur folgen und treue Anhänger und Verfechter eines übernatürlichen Paniers ſind. Dieſe müſſen Sie fragen, was das Kreuz ihnen iſt und ihnen gibt.“

„Sie haben recht,“ entgegnete Conrad melancholiſch. „Die Welt nennt ihre Bacchanalien — Glück und ihre Orgien — Liebe, und mag von nichts anderem wiſſen und hören. Von ihr will ich ſchweigen. Allein, es gibt Menſchen, die ſich nicht jenem wüſten Taumel hingeben, nicht in die Trunkenheit des Idolenkultus geſtürzt haben; die mit einer halb nüchternen und halb idealen Geſinnung dem Weltrauſch abhold ſind; die dem Wehen und Wirken des Geiſtes auf allen ſeinen Spuren nachgehen, um Himmliſches und Ewiges zu entdecken und um die Vollkommenheit verwirklicht zu ſehen, nach der ſie dürſten. Ich frage Sie, Gräfin: wenn Ihre Anſicht vom Kreuz die richtige wäre, würden dann nicht dieſe Menſchen mit den ſuchenden Seelen, mit dem forſchenden Geiſt, mit dem ſchwungvollen Herzen, die ſich müde gefragt haben an allen Türen und Toren, auf allen Wegen und Stegen der Intelligenz, ob da das Etwas zu finden ſei, was ihre Sehnſucht ſtillen könne: würden ſie nicht vor dem Kreuz niederſinken und frohlocken: Du biſt es!“ —

„Wären dieſe Menſchen Chriſten, ſo würden ſie das ganz gewiß tun,“ ſagte Doralice; „doch gerade ſie ſind nicht ſelten dem Chriſtentum viel entfremdeter, als andere, die in minder ſublimer Weiſe die Vergötterung ihres Ichs betreiben. Sind wir trunken von Leidenſchaften, ſo treten Augenblicke gräßlicher Ernüchterung ein, und das Verwerfliche und Haltloſe unſerer Beſtrebungen grinzt uns ſo totenkopfsmäßig an, daß uns der Widerwille gegen ſie und die Verachtung unſerer ſelbſt auf eine andere Bahn führen kann, die am Kreuz ausläuft. Sind wir aber trunken von unſerer eigenen Vortrefflichkeit, von der Zartheit unſerer Empfindungen, von der Feinheit unſeres geiſtigen Lebens — ach, dann ſchätzen wir uns ſelbſt und unſer Treiben viel zu hoch, um unſere Bahn aufzugeben, an deren Ende nun einmal das Kreuz nicht ſteht. Der Verbrecher, der große Sünder gelangt leichter dahin, als der mit ſeiner idealiſchen Richtung zufriedene Menſch; denn jener fühlt ſich der Erlöſung bedürftig und dieſer nicht. Dieſe Bedürftigkeit aber iſt die Bedingung zur Entdeckung des Kreuzes. Fehlt ſie, ſo bleibt es verſchleiert.“

„Ich habe gehört, eine ſolche Entdeckung ſei Sache der Gnade, das heißt einer erleuchtenden Erkenntnis, die wir uns nicht aus eigener Kraft verſchaffen können,“ entgegnete Conrad. „Wenn das richtig iſt, ſo iſt der unerleuchtete Menſch ohne ſein Zutun blind gegen das Kreuz und der erleuchtete iſt ſehend ohne ſein Verdienſt.“

„Die Erkenntnis göttlicher Wahrheit iſt allerdings Sache der Gnade und nicht unſer Verdienſt,“ erwiderte Doralice; „aber unſer Verdienſt iſt es, der Gnade nicht zu widerſtreben und alles hinwegzuräumen, was die himmliſche Einwirkung hemmt, ſtört und unterbricht. Weil die Ausbrüche unſerer ſündigen Natur immer wieder und wieder ſolche Störungen hervorrufen, darum müſſen wir auch immer wieder Mittel anwenden, welche die unendliche Liebe Gottes dazu beſtimmt hat, Kanäle ſeiner Gnade zu ſein, und der Empfang der heiligen Sakramente, dieſer Akt der Reue und Demut, ſtellt in uns das Gnadenleben wieder her oder kräftigt es, je nachdem es verloren gegangen oder ohnmächtig geworden war. Und dies, Herr von Friedingen, iſt auch der innerſte Grund, weshalb wir auf eine katholiſche Eheverbindung ſolch Gewicht legen. Um das zu werden, was der Menſch, ſeiner Beſtimmung nach, werden ſoll, und was er, ſeiner Sehnſucht nach, auch werden möchte, genügt es nicht, ſo gewiß unbeſtimmt an Gott zu glauben und ſo gewiß träumeriſche, heiße Aſpirationen nach irgend einer idealiſchen Vortrefflichkeit und Befriedigung zu haben. Dazu muß er in das Reich der Gnade eintreten, welches die Sakramente — um mich profan, aber Ihnen verſtändlich auszudrücken — ins irdiſche Leben hineinzaubern. Ihre geheimnisvolle, wunderbare Kraft ſtammt vom Kreuz, entſchleiert das Kreuz, führt zum Kreuz, und wandelt den Menſchen, dieſen Wildling nach der Ordnung der Natur, in ein Blütenreis für das ewige Leben, in einen Chriſten um, der unter dem Kreuz ſein Glück zu finden und ſeine Liebe zu adeln ſucht. — Und nun erlauben Sie mir, meiner guten Mutter die frohe Botſchaft zu bringen, daß Sie ſelbſt die Vermittlung dieſer heiligen Angelegenheit übernehmen wollen,“ ſetzte Doralice im veränderten Ton hinzu, indem ſie aufſtand und dadurch Conrad nötigte, ſich auch zu erheben.

Er tat es zögernd, blieb ſtehen, ſchaute ſich um im Salon und ſagte halb lächelnd:

„Ihre Madonnenbilder haben es mir angetan, Gräfin! Wohin man blicken möge, überall fällt das Auge auf himmliſche Geſtalten, die für den Himmel zu gewinnen ſuchen. Iſt das katholiſche Art?“

Aber auf ſie, nicht auf ihre Bilder, fiel ſein Blick bei dieſer Frage.

„Gutkatholiſche Art iſt es, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen überall zu fördern,“ entgegnete Doralice leicht errötend, indem ſie ſich tief verneigte.

Conrad durfte nicht länger zögern; er verließ ſie; aber ihm war zu Mut, als ſei ihm etwas wunderbar Schönes begegnet. Nur wußte er nicht was. Daß dereinſt meines Bruders Kinder katholiſch werden ſollen, iſt für mich perſönlich ganz indifferent, ſprach er zu ſich ſelbſt, und kann unmöglich eine ſolche Freudigkeit in meine Seele gießen. Iſt es die Freude, meinem Bruder dieſe Verbindung zu ſichern? .... Aufrichtig geſtanden .... ich meine es gibt noch manche Celeſtine in der Welt, wenn er dieſe nicht heimführte. Iſt es die Freude, daß ich mit dieſer Familie in Freundſchaft bleibe? .... Mit der Familie? .... nun ja! man iſt immer gern in gutem Vernehmen mit guten Menſchen. Wie ſagte ſie doch! „die Liebe iſt nur ſchön unter dem Kreuz!" Nun, das klingt doch nicht beſonders erfreulich! aber es klingt wie aus einer anderen Welt, ... wie eine übernatürliche Sprache, deren Dolmetſcherin ſie iſt .... dieſe ſchöne, edle Doralice. Ja, wer das ſagt, das glaubt, danach lebt: „Glück und Liebe ſind nur ſchön unter dem Kreuz" — der bringt ein anderes Evangelium, als das iſt, welches die Philoſophie und die Wiſſenſchaft unſerer Tage predigen. Und welche wunderbare Fügung, daß dieſe Himmelsbotin mir begegnen muß. — —

Während er an Roderich ſchrieb, teilte Doralice ihrer Mutter das glückliche Ergebnis mit und Frau von Derthal frohlockte:

„Süße Tochter, Du gibſt mir einen unſäglichen Troſt! kein Wort ſpricht es aus, wie ich in dieſer Zeit gelitten habe. Nunmehr betrachte ich die Sache als gewonnen, denn Roderich wird ſchwerlich ſeinem Bruder und uns widerſtehen. Ach, Kind, wie mutig biſt Du! Dir danken wir dieſen Sieg."

„Gott hätte ihn auch Dir gegeben, liebe Mutter," entgegnete Doralice mit ihrer gewohnten Zärtlichkeit. „Führen wir ſeine Sache, ſo legt er uns das rechte Wort in den Mund."

„Aber dieſer vortreffliche, verſtändige Conrad! glaubſt Du nicht, daß jemand, der ſo viel Einſicht beſitzt, auch weiter kommen müſſe? Welch ein guter Katholik würde er ſein, wenn er erſt ganz überzeugt und gewonnen wäre! Ich kann mich der Hoffnung nicht erwehren, daß der liebe Gott Dich, ſüßes Kind, zum Werkzeug ſeiner Bekehrung erwählt hat. Der erſte Schritt dazu iſt bereits geſchehen. Verſäume nichts, ich flehe Dich an, um ihn weiter zu bringen."

„Zweifle nicht an meinem guten Willen, liebe Mutter," entgegnete Doralice halb erfreut, halb befremdet durch dieſen feurigen Eifer ihrer Mutter und ahnungslos über die eigentliche Triebfeder desſelben — die Hoffnung auf den fünften Schwiegerſohn. „Aber die Bekehrung einer ſolchen Seele von einem ſolchen Standpunkt erfordert Rieſenkämpfe, zu denen der heilige Geiſt ſelbſt den Streiter antreiben muß. Mir ſcheint, Herr von Friedingen habe mehr Wohlgefallen an ſchönen Theorien, als an deren praktiſcher Durchführung, und bewege ſich ſo gern in der Welt der Gedanken, daß er das Handeln faſt überflüſſig findet. Kränkliche Menſchen, die früh von ſchmerzlichen Prüfungen heimgeſucht wurden und keine Veranlaſſung zu kräftigen Willensanſtrengungen auf dem glatten Pfade ihrer bequemen Verhältniſſe hatten, geraten zuweilen in ſolchen Dämmerzuſtand."

„Darum eben müſſen andere energiſch an ihrer ſtatt wollen," rief Frau von Derthal, „und ihnen das Ziel, das ſie zu erreichen haben, auch als erreichbar vorſtellen — nicht allzu ſublim, ſüßes Kind."

„Das Ziel iſt der Himmel, iſt das ewige Leben, iſt das Anſchauen Gottes, liebe Mutter; das kann man wirklich nicht ſublimer vorſtellen, als es in der Tat iſt," ſagte Doralice lächelnd.

„Gewiß nicht! o nein! aber meinſt Du nicht auch, daß unterhalb dieſes übernatürlichen Zieles für ihn auch ein irdiſch glückliches zu erreichen wäre?"

„Warum nicht?" ſagte Doralice und blickte befremdet die Mutter an. „Aber das liegt nicht in meiner Hand und ich hätte auch nicht das Talent, irgend jemand darauf hinzuführen."

„O Kind, Du haſt Talent zu allem, was Du unternimmſt! . . . — Nicht wahr, das hat ſie?“ rief Frau von Derthal dem eben eintretenden Lord Henry zu.

Als dieſer erfuhr, wovon die Rede ſei, rief er in heftiger Entrüſtung:

„Sagt ich's nicht immer, daß Sie eine Proſelytenmacherin erſter Ordnung wären, Doralice? Nicht bloß in der Gegenwart und die Generation, die Sie umgibt, möchten Sie für den Papismus gewinnen . . . . nein, das genügt Ihnen nicht! o nein! herrſchſüchtig greifen Sie in die Zukunft hinein und umſpinnen kommende Geſchlechter mit Ihren Glaubensnetzen.“

„Das tue ich nicht, lieber Henry! der Fiſcher von Galiläa tut's. Der wirft ſeine Netze wieder und immer wieder aus, denn ſein Meiſter ſprach zu ihm: Ich will euch zu Menſchenfiſchern machen. Übrigens haben Sie Anlagen zur melodramatiſchen Deklamation! Gewiß haben Sie das Theater der Porte St. Martin in Paris oft beſucht?“ Doralice ſagte dies alles ſo anmutig, ganz ſanft, ganz feſt, ganz lieblich, dabei mit einem Anflug von harmloſem Spott, daß ſich Lord Henry in ſeinem Herzen nicht bloß entwaffnet, ſondern wehrlos fühlte. Deshalb rief er nur noch erzürnter:

„Was Melodrama! — Von einer Tragödie iſt die Rede! . . . . Zu Tragödien der Weltgeſchichte führt der katholiſche Fanatismus, der den Andersgläubigen nicht einmal das Leben gönnt.“ . . . —

„Doch, lieber Henry! ſogar das ewige Leben!“

„Und der das Heiligſte, was er auf Erden gibt, die aufrichtige Liebe von zwei jungen Herzen dazu mißbraucht, um die römiſche Tyrannei auszubreiten.“

„Die Liebe von zwei jungen Herzen, wie Sie ſo rührend ſagen, iſt etwas recht Schönes, wenn ſie ſich innerhalb derjenigen Schranken hält, welche die heiligſte Pflicht ihnen auflegt: Glaubenstreue.“

„Aber, Sie unglückliche Doralice, Sie erzwingen ja für den einen Teil einen Akt von Apoſtaſie.“

„Beſter Henry, wie oft habe ich Ihnen ſchon geſagt: die göttliche Wahrheit iſt eine oder keine. Dieſe eine wird unter göttlicher Autorität in der katholiſchen Kirche bewahrt. Wer ſie annimmt, bekehrt ſich vom Irrtum zur Wahrheit. In der Welt zählt man ſeit dem Beginne des Chriſtentums circa fünfhundert Irrlehren, die mehr und minder ihre Anhänger, ihre Dauer hatten. Sie begannen im erſten Jahrhundert, in der apoſtoliſchen Zeit; und ſie vermehren ſich auch noch im neunzehnten. Großbritannien ſoll mit dreißig verſchiedenen Sekten geſegnet ſein, welche natürlich alle eine Fraktion Wahrheit für ſich in Anſpruch nehmen. Wie Sie Sich nun mit dieſen

Fraktionen behelfen, das geht uns nichts an. Wir wollen aber nicht, daß den Unſeren die Fülle der göttlichen Wahrheit verkümmert werde, und daß menſchliche Lehre dort Eingang finde, wo göttliche Offenbarung in Kraft ſteht. Menſchenwerk dem Werke Gottes, Unvollkommenes dem Vollkommenen, Lehren eines Individuums den geoffenbarten Glaubenslehren vorziehen: das iſt Apoſtaſie .... und daraus folgt, daß nur der Katholik ſie begehen kann. Gibt aber Roderich von Friedingen der göttlichen Wahrheit die Ehre: ſo iſt das eine Bekehrung."

„Nonſens, Doralice! Nonſens! Alle Chriſten ſind Chriſten, wenn ſie Chriſtus haben."

„Ja, lieber Henry, wenn ſie ihn haben."

„Und alle haben denſelben Chriſtus!"

„Nein, lieber Henry, bilden Sie Sich das ja nicht ein!" ſagte Doralice im Tone des zärtlichſten Mitleids, aber mit der äußerſten Entſchiedenheit. „Den menſchgewordenen, gekreuzigten, euchariſtiſchen, ewig lebendigen Chriſtus, in ſeiner wirklichen und weſenhaften Gegenwart — den beſitzt nur die katholiſche Kirche."

Lord Henry war während des Geſprächs im Kabinet der Frau von Derthal auf und ab gegangen. Seine innere Unruhe fand zugleich Linderung und Ausdruck in dieſer Bewegung. Aber jedes

Wort, das Doralice ſprach, regte ihn mehr und mehr auf. Es war ihm, als ſtiegen Schranken zwiſchen ihm und ihr himmelan, als türme ſich eine Mauer auf, die ihn unerbittlich von ſeinem Glück, von ſeinen Hoffnungen ſcheide — und alles das nur . . . . weil ſie der verhaßten katholiſchen Kirche angehörte. Jetzt blieb er vor ihr ſtehen und ſah ſie an mit einem Blick, der Frau von Derthal zittern machte, den aber Doralice mit der Frage beantwortete:

„Oder glauben Sie etwa an das Dogma vom Geheimnis der wahren und weſenhaften Gegenwart Chriſti, in ſeiner Gottheit und Menſchheit — im heiligſten Altarsſakrament?"

„An dieſe papiſtiſche Erfindung des zwölften Jahrhunderts?" rief er bleich vor Zorn; — „Gott Dank — nein."

„Das ſagte ich eben: wir haben nicht denſelben Chriſtus," entgegnete Doralice. „Vom heiligen Nachtmahl an, durch die Katakomben hindurch, in die beſiegte Barbarenwelt und in Europa's Civiliſation hinein, durch anderthalb Jahrtauſende — die gewichtigſten, die reichſten in der Weltgeſchichte — lag die chriſtliche Menſchheit auf den Knieen vor dem anbetungswürdigen Liebesgeheimnis der wirklichen göttlichen Gegenwart, welches die geweihte Hoſtie verſchleiert. Da erhoben ſich Meinungen, die ihre Richtigkeit nicht beſſer zu begründen wußten, als durch die Behauptung, dies Dogma ſei eine papiſtiſche Neuerung. Die Anſicht fand Beifall, fand Anklang bei Denen, die einen gründlichen Bruch mit der heiligen Kirche beabſichtigten. Die ſchauerliche Gottesläugnung machte tauſend Tabernakel zu Einöden, beraubte Millionen von Seelen des himmliſchen Troſtes, der in der Verheißung Chriſti gegeben iſt: „„Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt,““ unterbrach die Lebensſtrömung, die von Ihm auf ſie überging. verbannte Ihn gleichſam in den Himmel, als ob die Menſchheit ſeiner beſeligenden Nähe nicht bedürfe und ſuchte ſich zu begnügen mit einer Verſtümmelung ſeiner Liebestat. Den euchariſtiſchen Chriſtus, deſſen wundervolles Liebesmyſterium die Geheimniſſe der Menſchwerdung und des Erlöſungstodes in ſich beſchließt — den habt Ihr verworfen . . . . und dann mutet Ihr uns die Annahme zu, wir hätten alle denſelben Chriſtus!! Nein, lieber Henry, den Wahn müſſen Sie fahren laſſen, als ſtände alles, was Chriſti heißt, auf demſelben Boden des Glaubens. Chriſtus iſt einer und göttliche Wahrheit iſt eine, denn Er hat ſie verkündet; beide ſind unzertrennlich! außerhalb der Kirche hat man nur ihr Stückwerk.“

„Beſtes Kind!“ ſagte Frau von Derthal äußerſt beunruhigt durch Lord Henry's mühſam unterdrückten Zorn, „Chriſtus iſt für die ganze Menſchheit gekreuzigt worden und die Altkatholiken ſetzen ihr volles gläubiges Vertrauen auf ſeinen Tod, der ihnen die höchſte Gottestat iſt.“

„Ja wohl,“ ſagte Doralice immer mit derſelben feurigen Entſchiedenheit, die ihrem zarten ſchönen Antlitz einen ganz unausſprechlichen Adel verlieh. „Chriſtus iſt für alle geſtorben; dem hab' ich nie widerſprochen. Aber inwiefern man ihn beſitzt: da liegt der Unterſchied und dieſen Unterſchied dürfen wir nie vergeſſen! Liebe, Duldung, Nachſicht und Gebet ſind wir den Andersgläubigen ſchuldig. Doch mit unbeſiegbarer Entſchiedenheit müſſen wir behaupten, daß wir nicht auf einem und demſelben Boden des Chriſtentums ſtehen; das ſind wir Gott ſchuldig. Sie haben ja unſere Glaubenslehre verworfen. Nun wohlan! dieſe Lehre iſt das Wort Gottes und „„Gott iſt das Wort,““ ſpricht St. Johannes. Da liegt eine Kluft, die wir nicht verläugnen dürfen! auch nicht dem unverſchuldeten Irrtum zu Liebe, denn das wäre eine Beleidigung der Wahrheit. Übrigens ſei verſichert, liebe Mutter, daß da, wo prinzipiell der euchariſtiſche Chriſtus geläugnet wird, auch dem gekreuzigten große Gefahr der Abſetzung droht. Sieh' nur den armen Friedingen an. Er hat durchaus den chriſtlichen Boden unter den Füßen verloren und er iſt nur deshalb ſo nachgiebig gegen uns, weil ſeine Vernunft ihm eine gewiſſe Ehrfurcht vor der Unbeugſamkeit — nicht vor der Chriſtlichkeit — unſerer Überzeugung gebietet.“

Lord Henry erholte ſich ein wenig von ſeinem Groll durch dieſe Bemerkung, die, wie er meinte, eine noch tiefere Kluft zwiſchen Conrad und Doralice, als zwiſchen ihm ſelbſt und Doralice ziehe.

„Alſo total ungläubig?“ rief er; — nun, da hätte ich wohl die liebenswürdigen Dinge hören mögen, die Sie ihm ohne Zweifel mit aller Grazie geſagt haben werden .... da Sie mich ſchon in ſo unerhörter Weiſe mißhandeln.“

„Er hat nicht von mir begehrt, daß ich ſeine Anſichten als ebenbürtig des katholiſchen Glaubens anerkennen ſolle und hat mich nicht zum Zweikampf aufgefordert,“ erwiderte Doralice, „und wie lieb es mir wäre, wenn auch Sie, beſter Henry, ſeinem Beiſpiel folgen wollten, das kann ich Ihnen gar nicht beſchreiben.“

„Laſſen Sie mir doch die Freude, für meinen Glauben zu kämpfen und zu leiden.“

„Sie erzürnen Sich dermaßen bei unſeren Geſprächen,“ entgegnete ſie, „daß ich mich des Verdachtes nicht erwehren kann, der Zorn müſſe bei Ihnen die Stelle der guten Gründe vertreten ... und das iſt mir äußerſt peinlich.“

„O bilden Sie Sich nur nicht ein, ich könnte meinen Glauben nicht verteidigen! Geriete ich nicht durch Ihre papiſtiſche Anmaßung ganz außer mir, ſo würde ich die gewichtigſten Gründe, wenn auch nicht mit Ihrer ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeit entwickeln und ſagen: mein Glaube iſt der einer vernünftigen, geſitteten, intelligenten Zeit; ein Glaube, welcher der Menſchheit Ehre macht, indem er Gott die Ehre gibt, die ihm gebührt, und dem Individuum Spielraum zu einer edeln Entwickelung und Selbſtſtändigkeit gewährt, ein Glaube, der neben unſerer Menſchenwürde und unſerem hohen ſittlichen Ernſt beſtehen kann und mit dem ganzen Organismus unſeres Staates, unſeres Landes, unſeres Volkes verwebt iſt — der Glaube meiner Väter und meiner Kinder."

„Ich meinte, Sie hätten mir mit einigem Stolz erzählt, Ihre Familie ſei eine der wenigen, welche ihr Beſtehen bis auf die angelſächſiſche Eroberung zurückführe;" ſagte Doralice.

„Allerdings, das können wir! in Northumberland hat unſer Haus Wurzel gefaßt, die ſich bis in die tiefſte Dämmerung der Geſchichte zurückbiegt."

„Und da glauben Sie wirklich, daß der Glaubensbote Auguſtinus, der im Jahre 596 den heidniſchen Angelſachſen das Evangelium zu predigen begann, und durch ſeinen Gefährten Paulin im Jahre 627 das Bistum York in Northumbrien ſtiften ließ, daß er die Lehre verkündet habe: Englands weltliches Oberhaupt ſei auch das Oberhaupt der Kirche in England? was ja ſchon deshalb unmöglich war, weil England damals in viele kleine Königreiche ſich verteilte! — Nein, beſter Henry, die längſte Reihe Ihrer Ahnen war katholiſch, und wenn die ſpäteren es nicht mehr waren, ſo verdanken ſie das den Blutgerüſten König Heinrich's VIII. oder den Blutedikten der „guten Königin Beß" gegen die Katholiken."

Der Diener der Frau von Derthal trat ein und übergab ihr mit einiger Beſtürzung eine telegraphiſche Depeſche, welche ein Bote von der nächſten Telegraphenſtation ſoeben brachte.

„Vermutlich Roderich's Zuſtimmung," ſagte Frau von Derthal gedankenlos vor Schreck, erbrach das Telegramm und las:

„Spiridion ſtarb an Typhus in Bukareſt. Ich gehe nach einigen notwendigen Reiſevorbereitungen mit meinem Sohne dahin. Wir ſind wohl. Blanca."

„Armer Spiridion!" ſeufzte Frau von Derthal ſehr gefaßt.

„Arme, arme Blanca!" rief Doralice in Tränen.

Geſtörte Reiſepläne.

Dieſer plötzliche Todesfall wurde ſehr verſchieden in der Familie aufgefaßt. Frau von Derthal ſah jetzt in Blanca das, was ſie vom erſten Augenblick ihrer Verehelichung mit großem Gleichmut in ihr geſehen hatte: eine reiche Witwe. Dafür hatten die Ehepakten auf's Glänzendſte geſorgt; überdas war ſie bei ihrem minderjährigen Sohne faſt als unumſchränkte Herrin des Vermögens zu betrachten. Daß der kränkelnde Spiridion nicht Methuſalems Alter erreichen werde — mein Gott! darauf war ja alle Welt vorbereitet geweſen! Celeſtine und Eulalie, die den verſtorbenen Schwager wenig und die Gefrierpunkttemperatur ſeiner Ehe gar nicht gekannt hatten, ſahen in Blanca ganz harmlos eine betrübte Witwe und weinten herzlich über den Gram, den ſie bei ihr vorausſetzten. Fräulein Crescenze und Doralice blickten zitternd auf die junge lebensluſtige Witwe und Lord Henry war auch nicht ohne Sorge um Blanca's ferneres

Schickſal. Er hatte auf ſeinen zahlreichen Reiſen den Weg zwiſchen England und dem Kontinent faſt immer über Paris genommen und kannte daher ſeine Schwägerin Blanca genauer, als irgend jemand in der Familie. Gerade dieſe genaue Kenntnis war nicht ſehr troſtvoll. Er ſchwieg darüber. Er war zu ſehr, und durch und durch, Gentleman, um je eine Sylbe über die Lippen zu bringen, die den flüchtigſten Schatten auf irgend eine Frau hätte werfen können. Sogar unter Männern fand er ſolche Bemerkungen oder gar Geſpräche vom ſchlechteſten Ton. Frauen gegenüber würde er es als einen unverzeihlichen Verſtoß betrachtet haben. Sein Schreck war nicht gering, als Doralice ihn alles Ernſtes aufforderte, nach Interlaken zu gehen und Blanca nach Bukareſt zu begleiten; ſie habe keinen Bruder, keinen Vater, der ihr auf der Reiſe in jenes halbwilde Land und in der Wildnis ihrer dortigen Verhältniſſe ſchützend und ratend zur Seite ſtehen könne: alſo ſei es ſeine Pflicht. Die Familie ſei es ſich ſelbſt und einer Tochter des Hauſes ſchuldig, dieſe nicht bei fünfundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt zu laſſen; und er ſei ganz der ernſte und weltvertraute Mann, der ihr in dieſem Augenblick ſeinen Beiſtand antragen müſſe. Er habe ja weder am Rhein noch in England etwas zu verſäumen, wiſſe ſeine Kinder gut aufgehoben und dürfe alſo nicht zögern, einige Monate zum Opfer zu bringen, das ſie alle ihm hoch anrechnen würden.

„Nur nicht Blanca!“ erwiderte er. „Sie beſorgt ihre Angelegenheiten nach ihrer Einſicht und hat es gar nicht gern, wenn man ihr allerhand Wenn oder Aber dazwiſchen wirft.“

„Iſt ſie denn im Stande, einen Überblick der Verhältniſſe ihres Kindes, ſeines Vermögens, ſeiner Güter und was weiß ich alles! zu gewinnen?“

„Warum nicht? wenn ihre Geſchäftsleute es für notwendig erachten. Wollen dieſe aber Blanca hinter das Licht führen, ſo iſt niemand im Stande das zu verhindern, weil niemand von uns Spiridion's Verhältniſſe und die walachiſchen Zuſtände kennt. Bliebe Blanca dort, ſo dürfte man noch eher hoffen, dieſen Urwald zu lichten, ſobald ſich ein Vertrauensmann fände, der allen übrigen Beamten, Verwaltern ꝛc. ꝛc. vorzuſetzen wäre.“

„Vielleicht bleibt ſie dort! wir wiſſen ja gar nichts von ihren Plänen?“

„Blanca ſoll ſich in Bukareſt oder auf ihren Gütern niederlaſſen?“ rief Lord Henry halb lachend. „Ja, den nächſten Winter mag ſie vielleicht in Bukareſt zubringen — wohlverſtanden, wenn Zoula dort einen Palaſt beſitzt — um der Crème der Bojaren das Nonplusultra einer Eleganten im Pariſer Styl, nicht im orientaliſchen, vorzuführen; aber dann wird ſie die Freuden von Bukareſt ſatt und überſatt haben und nach ihrem teuern Paris ſchreien. Sie wird ſich dann einen Geſchäftsmann wählen und teuer bezahlen, der ihr viel Ergebenheit und Pflichtgefühl verſprechen und wenig halten wird; er wird ſie tüchtig betrügen und ſie wird endlich durch die Finger ſehen, um des beſtändigen Verdruſſes quitt zu ſein, wird denken: Mein Sohn iſt ohnehin reich genug, andere Leute wollen auch leben; und wird ſich in der Überzeugung, ihre Mutterpflicht in dieſer Beziehung auf's Beſte erfüllt zu haben, zur Erziehung ihres Sohnes notwendiger Weiſe nach Paris begeben müſſen, wo ja auch der arme Zoula ſo vortrefflich erzogen worden war."

Statt zu antworten brach Doralice in Tränen aus. Lord Henry aber ſagte gleichmütig:

„Blanca denkt nun einmal anders wie Sie."

„Was und wie Blanca denkt, darüber wiſſen wir alle leider ſehr wenig!" ſagte Fräulein Crescenze; „und wenn meine elende Geſundheit nicht auf allen Ecken und Enden meinen guten Willen hemmte, ſo ginge ich zu ihr, um ihr, wenn auch nichts anderes, doch wenigſtens die Teilnahme ihrer Familie zu beweiſen und ſie daran zu erinnern, daß ſie nicht ganz allein in der Welt ſteht."

„Was Du nicht kannſt, beſte Tante, das kann und will ich tun," ſagte Doralice entſchieden und trocknete ihre Tränen. „Ich telegraphiere an Blanca, ſie möge mich erwarten, ſetze mich morgen auf die Eiſenbahn und bin übermorgen bei ihr."

„Das iſt gut!“ rief Fräulein Crescenze; „und am allerbeſten wäre es, wenn Du ſie beſtimmen könnteſt, hieher zu kommen, bevor ſie nach Bukareſt geht. Der kleine Umweg und die Verzögerung haben bei der ungeheueren Entfernung gar nichts zu bedeuten und man würde ſie doch endlich wiederſehen, die arme liebe Blanca.“

„Aber um des Himmels willen,“ rief Lord Henry beängſtigt, „hätte Blanca Luſt zu kommen, ſo käme ſie. Warum ſoll Doralice nach Interlaken jagen und doch ohne Blanca heimkehren!“

„Ich reiſe!“ ſagte Doralice entſchieden. „Blanca ſpricht in ihrem Telegramm von Reiſevorbereitungen; die Päſſe, die Geldangelegenheiten müſſen beſorgt werden: das erfordert einige Tage. Sie kann noch nicht fort ſein. Ich werde ſie bitten, mich zu erwarten.“

Sie ſchrieb einige Zeilen, ſchickte ſie durch ihren Diener auf der Eiſenbahn nach der Telegraphenſtation in Wiesbaden und beachtete weiter nicht Lord Henry's Einwendungen. Als nun alles abgemacht war, ſagte er:

„Wohlan! Sie werden mir erlauben, Sie zu begleiten.“

„O nein,“ entgegnete Doralice, „das werd' ich nicht. Für Blanca, wie es nötig war, haben Sie die Reiſe nicht machen wollen. Für mich will ich es nicht, denn es iſt unnötig; ich habe meine Leute bei mir und die ganze Fahrt bietet nicht die geringſte Unbequemlichkeit. Sie dürfen ruhig in Ihrer Hängematte bleiben.“

Lord Henry ſchwieg, aber er wütete innerlich: Sie iſt ein boshaftes Geſchöpf! ſie weiß recht gut, daß mir an der Hängematte nichts liegt! .... Und ich begleite ſie doch! ... heimlich .... fahre in einem anderen Waggon. Das kann ſie mir nicht verbieten ... die Eiſenbahn iſt für jedermann. Sie trifft bei Blanca Menſchen, die ihr nicht angenehm ſein werden, dies Geſindel von ſogenannten Künſtlern .... wie unbehaglich für ſie. ... Eigentlich müßt' ich's ihr gönnen .... warum hört ſie nicht auf meinen Rat! .... Sehr eigenſinnig iſt ſie ... Hm, ja, ſehr ... und doch ſo gewiß himmliſch .... ein ganz beſonderes Weſen! wie wird ſich noch alles wenden und enden! —— Dieſer letzte Seufzer galt jedoch nicht der Reiſe nach Interlaken.

Frau von Derthal ließ Doralice gewähren. Auch ſie hätte gern Blanca in der tiefen Witwentrauer bei ſich im Schlößchen geſehen, die ſchöne Fürſtin Zoula, mit ihren fabelhaften Reichtümern, mit ihrem vaterloſen Söhnchen, deſſen Heimat an Europa's Grenzen lag .... wie rührend! wie intereſſant! welch ein Schmuck für ſie, die Mutter ... dieſer Blumenſtrauß von ſchönen Töchtern.

Als Conrad den bevorſtehenden Reiſeplan erfuhr, ging es ihm wie Lord Henry: er hätte gewünſcht, Doralice begleiten zu dürfen. Da dies unmöglich war, ſo projektierte er ſeinerſeits einen

Ausflug — nur wußte er nicht wohin, nicht weshalb, nicht wozu. Die Seele fehlte ja doch überall, wenn ſie fehlte. War es nicht am geratenſten, nach Grünau zurückzukehren? — Conrad ſchauderte vor ſeinem ſchönen Schloß, ſeinem Park, ſeinen Büchern, ſeinem Flügel, ſeinen Pferden, ſeinen Jagden — ſeiner Einſamkeit! In der Leere und Öde des Daſeins, wo man alles hat, was das Herz *nicht* begehrt und nichts von dem, was es begehrt: da ſtirbt das Leben ab, da ſinkt es zu einer Art von Marionetten-Exiſtenz herab. Man bewegt ſich, man handelt, man tut und treibt, je nachdem die Faden der Gewohnheit, welche uns an die Welt der Erſcheinungen knüpfen, durch dies oder das Ereignis berührt werden und man führt ein ſeelenloſes, unvollſtändiges, dürftiges Leben .... ein Leben ohne Beruf, ohne Ziel, in welchem keine einzige gute Fähigkeit ſich vollſtändig zu entwickeln vermag. Der Druck der Vereinzelung ertötet ſie. Aus dieſen und ähnlichen Gedankenzügen, in welche ungeſucht, wie Sonnenblitze durch trübe Wolken, einzelne Worte und Äußerungen von Doralice — oder die Erinnerung an ein Lächeln, eine Bewegung, einen Blick von ihr lichtend fielen — weckte ihn ein Brief von Roderich. Dieſer ſchrieb:

„Lieber Conrad, meine Empfindung beim Leſen Deines Briefes war grenzenlos; ich ſage Dir — grenzenlos. Alles, was ich je gelernt, geleſen, gehört, ergo gedacht habe, von katholiſchen Ein- und übergriffen in das Heiligtum des Familienlebens, alles das ſtand jetzt leibhaftig vor mir auf der einen Seite; während auf der anderen Seite die Perſpektive auf eine gewiſſe Kabinetsordre folgenden Inhalts ſich mir eröffnete: Offiziere evangeliſcher Konfeſſion (bei uns zu Lande ſagt man lutheriſch; es iſt aber ganz dasſelbe), die, wenn ſie ſich mit Katholikinnen verehelichen, nicht die feſte Beſtimmung treffen, daß ihre etwaige Nachkommenſchaft der evangeliſchen Kirche einverleibt werde, erhalten den Abſchied. Nun bin ich aber mit Leib und Seele Soldat und der Soldat hält zu ſeiner Fahne: das begreifſt Du, lieber Conrad, und folglich auch das Grenzenloſe meiner Empfindungen. Natürlich wütete ich etwas. Zuerſt gegen den Papſt, er möge heißen wie er wolle, der dieſen Höllenkram erfunden hat. Zweitens gegen die Pfaffen, die ihn darin unterſtützen. Drittens gegen das Konkordat, das in Öſterreich all' dieſen Unſinn zur Geltung bringt. Viertens gegen die Kabinetsordre, die eine indirekte Frucht des Konkordats iſt, indem wir uns, der Parität wegen, mit gleichen Maßregeln wehren müſſen. Fünftens, aber etwas weniges nur, gegen Celeſtine, die ihre allerliebſten Pfötchen in dieſe ſchreckbaren Übergriffe hineinmiſcht. Und als ich mich ganz gehörig ausgewütet hatte, da fing ich an mich zu beſinnen."

Conrad ließ das Blatt halb lächelnd, halb traurig ſinken und erwog die unbegreifliche Verwegenheit ſeines Bruders, der bei einer ſolchen Unreife der Geſinnung ſich anſchickte, in den Eheſtand zu treten, und Celeſtinens, die ſorglos bereit war, ihre Zukunft mit allem Leid und allen Freuden eines Menſchenlebens an einen ſolchen Gatten zu knüpfen. Dann las er weiter:

„Das Nachdenken machte mich ruhig, lieber Conrad. Gegeben iſt die Kabinetsordre allerdings; ob aber publiziert? das weiß ich nicht und ich werde mich auch ſehr hüten, danach zu forſchen; denn wer viel fragt, bekommt viel zu wiſſen, ſagt das Sprichwort — und mehr als ihm lieb iſt, ſage ich. Sollte ſie aber auch publiziert ſein, ſo iſt es doch ſehr die Frage, ob die Androhung jemals in Erfüllung gegangen iſt. Iſt das nicht geſchehen, gibt es keine Antezedentien dieſes Falles, ſo müßte ich ein Schwarzſeher ohne Gleichen ſein, um anzunehmen, daß er extra für mich in Ausübung kommen werde. Ich bleibe alſo bei meiner Fahne. Das iſt die Hauptſache. — Was nun die katholiſche Nachkommenſchaft betrifft, ſo iſt meine Anſicht dieſe: die Mutter hat die Erziehung der Kinder zu beſorgen; der Vater dirigiert nur ſo im Großen und Allgemeinen. Halten die Damen es für unmöglich, eine gute Erziehung ohne katholiſche Hülfsmittel zuwege zu bringen, ſo würde Celeſtine nicht ermangeln, jedes Mal, wenn ein armes Würmchen nicht Ordre parieren will, mir begreiflich zu machen, das gehe aus dem Mangel einer katholiſchen Erziehung hervor. Die Frauen ſind reich an Ein- und Widerreden. Dieſe Veranlaſſung will ich wenigſtens von vorn herein unmöglich machen. Dadurch ſichere ich den häuslichen Frieden. Endlich: warum ſollte ich der allerliebſten Celeſtine nicht dieſen Gefallen tun, der ſich doch im Grunde nur um eine Idee dreht und keinen ſchlimmen Einfluß auf meine Descendenz üben kann; denn ich kenne Katholiken die ſchwere Menge, die gerade ſo flotte Leutenants ſind, wie der Sohn meines Vaters. Und was Töchter betrifft ſind — ſie fromm? . . . nun das gefällt mir! Frauen ohne Frömmigkeit ſind affröſe Geſchöpfe. Jeder vernünftige Mann muß Widerwillen gegen das vom Glauben emanzipierte Weibervolk haben; denn um ihrer Tugend willen hat noch Keine der Frömmigkeit Valet geſagt. Das ſteht feſt. Alſo: fromme Töchter — charmant Wollen ſie aber etwa in's Kloſter, ſo führe ich ſie auf den Ball. Punktum. Du ſiehſt alſo, lieber Conrad, daß ich durchaus nicht mehr rabiat über Frau von Derthals Forderung, ſondern nach reiflicher Erwägung zu dem Entſchluß gekommen bin, ſie zu genehmigen. Mein Gott, Nachgiebigkeit auf beiden Seiten iſt ja ein Haupterfordernis, um in der Ehe glücklich zu werden. Ich, als Hauptperſon und als der vernünftigere Teil, fühle mich verpflichtet, mit gutem Beiſpiel voran zu gehen und mich nachgiebig zu erweiſen. Um deſto ſicherer kommt dann die Reihe an Celeſtinette. Ich habe die vortrefflichſten Vorſätze gefaßt, um ein ganz ausgezeichneter Ehemann zu ſein: nicht aufbrauſend, nicht verſchwenderiſch, kein Griesgram, kein Topfgucker, kein Brummbär; kurz, das Ideal eines Gatten. Ich — ein Ideal! ein verwirklichtes! Conrad, erkennſt Du Deinen Bruder? O Wundermacht der Liebe!! Jedoch — oder beſſer geſagt — deshalb verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich das Regiment des Hauſes führen und pünktlichen Gehorſam fordern werde. Meine Nachgiebigkeit von heute ſichert mir die Herrſchaft für meine ganze Zukunft, und wie wichtig dieſer Punkt iſt, lieber Conrad, das wirſt Du erſt dann ermeſſen, wenn Du im Begriff biſt, die Schwelle des Tempels der Ehe zu überſchreiten. Mir ſcheint, ich werde erhaben in meinen Anſichten und Ausdrücken. Findeſt Du das auch, ſo lies mein Schreiben den Damen vor. Findeſt Du es nicht, ſo behalte es für Dich und teile ihnen nur die Quinteſſenz desſelben mit."

Conrad wählte das Letztere und erklärte einfach, Roderich ſei gern bereit, in den Ehepakten die gewünſchte Verſicherung einer katholiſchen Kindererziehung zu geben. Er konnte vor ſich ſelbſt den Wunſch nicht verhehlen, daß das häusliche Regiment doch lieber von Celeſtinens etwas trockener Verſtändigkeit, als von Roderichs Unreife gehandhabt werde, und er hoffte, wenn ſie nur halbwegs vernünftig ſei, und Roderich zu behandeln wiſſe, ſo werde dieſer fromme Wunſch in Erfüllung gehen.

Frau von Derthal erſchöpfte ſich in Dankbarkeits-Verſicherungen. Doralice ſagte einfach:

„Wir werden Gott bitten, es Ihnen zu lohnen.“

„Was denn?“ ſagte Conrad ablehnend. „Ich folgte meiner Überzeugung, indem ich die Ihre zur Geltung zu bringen ſuchte.“

„Alſo finden Sie doch unſere Anſicht . . . oder unſeren Standpunkt richtig?“ fragte Doralice ſchüchtern.

„Nicht abſolut richtig; aber es iſt doch ein folgerichtiges Syſtem, während ſich bei meinem Bruder nicht die Spur von einer poſitiven Grundlage für ſeinen Glauben und ſeine Pflichten findet.“

„Dieſes bereitwillige Zugeſtändnis ſoll eben der liebe Gott Ihnen lohnen,“ ſagte Doralice wehmütig. „Sie ſchließen doch nicht abſichtlich Ihre Augen gegen das Licht.“

„Gewiß nicht!“ beteuerte Conrad. „Aber in meine Augen iſt ſo viel Licht gefallen, es ſpielt in ſo vielen Farben des Prismas, es glänzt in ſo vielen ſich durchkreuzenden Strahlen, daß ich durchaus nicht das Bedürfnis fühle, abermals einen Lichtaufgang wahrzunehmen und abermals deſſen Spiegelungen auf einer neuen Facette meiner Intelligenz zu beobachten. Im Gegenteil! ich ſpüre viel mehr das Bedürfnis, meine Augen gegen alle dieſe Blendungen zu ſchließen — und zu ruhen.“

„Ja,“ ſagte Doralice; „das iſt der Seufzer der erlöſten Kreatur: ruhen in der übernatürlichen ſeligen Nacht des Glaubens."

„Ruhen in den Schatten, welche ſich ſtill und kühl ausbreiten, wenn all die täuſchenden Lichter verglommen ſind," verſetzte Conrad.

„Herr von Friedingen," ſagte Doralice ernſt, „dieſe Schatten . . . ſind nicht ſelten „die Schatten des Todes," von denen die heilige Schrift ſo ergreifend ſpricht. In dieſer Dämmerung iſt die Traumwelt zu Hauſe, und die Seele, die es leichter findet, ſüß zu träumen, als gut zu handeln, tapfer zu wollen und beharrlich zu kämpfen, verſinkt in dieſe Schatten — und ſchläft ein, wie die Menſchen einſchlafen, die ſich üppig zwiſchen duftenden Blumen betten: ſie erwachen nicht mehr. Daß dies nicht an Ihnen geſchehe . . . . darum werden wir den lieben Gott bitten, wie es ſich ziemt für gute Chriſten."

Ihre Stimme war ruhig, aber an ihren langen, dunkeln Wimpern hingen Tränen und ihre Augenlieder ſenkten ſich wie Blumenblätter unter ſchweren Tautropfen. Conrads Herz zitterte.

„Steht es denn wirklich ſo ſchlimm mit mir," fragte er mit gepreßter Stimme, „daß Sie mich wie einen Hinſterbenden betrachten? daß Sie um mich weinen . . . . und ich weiß nicht weshalb? daß Sie mir danken . . . . aber durch einen Klageruf? daß wir wie auf zwei verſchiedenen Sternen ſtehen, wo jeder von uns eine andere Sonne zu Häupten, eine andere Erde zu Füßen hat? O Gräfin, in welcher Welt leben Sie?“

„In der Welt des Glaubens, Herr von Friedingen,“ entgegnete Doralice mit einem wundervollen Aufleuchten ihres ſchimmernden Auges; „und weine ich, ſo iſt das deshalb, weil dieſe Welt, dieſe ächte und rechte Heimat der Seelen, Ihre Heimat nicht iſt.“

„Im Schlößchen aber erwerben Sie ſich immer mehr und mehr die Heimatsberechtigung,“ nahm Frau von Derthal das Wort. „Dies iſt freilich nur etwas ganz Proſaiſches und Irdiſches, allein die Verhältniſſe auf unſerer armen Erde haben auch ihren Wert.“

Sie ſchwebte in der beſtändigen Furcht, Doralice werde mehr ſagen, als Conrad vertragen könne, und deshalb ſuchte ſie den Äußerungen ihrer Tochter nach Kräften ein kleines Korrektiv von Tröſtung und Liebenswürdigkeit folgen zu laſſen. Je näher ſie Conrad kennen lernte, deſto beſſer gefiel er ihr. Er war klug .... und doch nicht rechthaberiſch und ſtreitſüchtig; von edlem Charakter und doch nachſichtig gegen menſchliche Schwäche; angenehm im Umgang .... und doch zuverläſſig, wie ſich das bei der Verhandlung mit Roderich zur Genüge herausgeſtellt hatte; mit einem Wort: ein unvergleichlicher Schwiegerſohn. Nur mußte ſie ſich eingeſtehen, daß er Eulalie gar nicht — hingegen Doralice mit unbedingter Huldigung bewundere. Das hat nun freilich gar nichts zu bedeuten, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, das iſt nicht anders, als ob er der Pallas Athene oder einem ſonſtigen Marmorbild huldige. Da es aber zu keiner Verbindung führen kann, ſo fürchte ich, er reiſt mir auf und davon, ſobald Roderich verheiratet iſt. Dieſe Vorſtellung quälte ſie ſehr. Jetzt ſchien ihr der Augenblick günſtig zu der Frage:

„Was meint Ihr? wäre es nicht ſchicklich, Celeſtinens Verehelichung bis zum nächſten Frühling zu verſchieben?"

„Ich bitte .... Nein! im Namen meines Bruders," rief Conrad. „Er hat ſich ſo eben Ihren Wünſchen willfährig gezeigt; ſeien Sie jetzt nicht grauſam gegen die ſeinen."

„Und Celeſtine iſt doch nicht mehr in ihrem Sinn bei uns zu Hauſe," ſagte Fräulein Creſcenze.

„Bis zum Oktober ſind ja noch zwei Monate," ſagte Doralice, „ſo daß die tiefſte Trauer um Spiridion dann bereits abgelegt iſt. Eine ſtille Trauung, ohne irgend eine andere Feier, als die kirchliche, verletzt weder den Anſtand noch das Gefühl — ſelbſt dann nicht, wenn Blanca hier wäre."

Da ſich Frau von Derthal auf drei Punkten zugleich geſchlagen ſah, ergab ſie ſich und ſchickte nur ein Stoßſeufzerlein zu Gott, dem Vater der Witwen und Waiſen — da ihre arme kleine Eulalie doch gewiß eine vaterloſe Waiſe war!

Doralice beſorgte ihre geringen Reiſeanſtalten; Lord Henry desgleichen; aber ganz heimlich. Im letzten Augenblick wollte er ſich zu ihrer Begleitung ſtellen; er wußte, daß Mutter und Schweſtern es ſehr wünſchten, und wenn auch im Allgemeinen ein Wunſch von Doralice hundert andere überwog: ſo trat für dieſen beſonderen Fall doch genau das Gegenteil ein. Conrad nahm am Abend nicht Abſchied von Doralice. Er wollte ſich in der Frühe des nächſten Morgens im Schlößchen einfinden und ſie wenigſtens bis zum letzten Augenblick ſehen; und dann wollte auch er eine kleine Reiſe rheinauf machen und die beiden ſchönſten Dome, die der romaniſche Styl aufzuweiſen hat, in Worms und Speyer bewundern.

Ein ſchmaler blaßgelber Lichtſtreif am öſtlichen Himmel verkündete einen neuen Tag; einen Tag, dies wundervolle und ſo wenig geſchätzte Geſchenk Gottes, das der Menſch, in der unſäglichen Gleichgültigkeit ſeiner Natur gegen jede Gnadengabe, faſt gedankenlos hinnimmt. Es iſt ja nun einmal ſo: die Sonne ging geſtern unter und ſie geht heute auf; das iſt der Tag — baſta. Ja, das iſt der Tag. Aber dieſer Tag kann uns die Veranlaſſung zu einem großen Liebeswerk, zu einem frommen Opfer, zu einer reineren Erkenntnis, zu einer edlen Tat bieten! an dieſem Tage können wir den erſten Schritt zu unſerer inneren Umwandlung tun, den erſten Blick der Reue in unſer Herz werfen, den erſten Seufzer nach Gottes Barmherzigkeit ausſtoßen! An dieſem Tage können wir den guten Entſchluß ausführen, zu dem wir uns lange ſchon gedrängt fühlten, aber nicht die Kraft dazu hatten; können wir das Wort ausſprechen, den Schritt tun, das Werk üben, welche die erſte Stufe zu unſerer Heiligung ſein würden! dieſer Tag kann der erſte unſeres Lebens ſein, der im ewigen Leben Geltung hat! — Wohl dem, der ſo den Tag auffaßt und etwas anderes in ihm ſieht, als die Stunden, die zwiſchen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang liegen.

Im Schlößchen war noch alles ſtill; nur der Kutſcher, der Doralice zur nächſten Eiſenbahnſtation fahren ſollte, ſchüttete bereits den Ponies das Futter vor und beſorgte deren Morgentoilette. Da horchte er auf, denn es ſchien ihm, als höre er ein Poſthorn. Es war aber nicht die Stunde des Eilwagens und der Pfiff der Eiſenbahn war es auch nicht; ſo früh ging kein Zug. Er ſetzte ſein Geſchäft fort. Da ertönte das Poſthorn abermals deutlich und nah und der Kutſcher hörte nun auch, als er vor die Stalltüre trat, den raſchen Hufſchlag eines Pferdes, aber keinen Wagen. Sein Nachſinnen über dies ſeltene Ereignis, welches durch die Verbreitung der Eiſenbahnen noch immer ſeltener wird, wurde unterbrochen, als eine Staffette an's geſchloſſene Gittertor heranritt und ſeinem Poſthorn ſo entſetzliche Töne entlockte, daß Hof- und

Stallhunde zu heulen anfingen und alles Gevögel in Haus und Hof unruhig wurde. Der Kutſcher ſtürzte zum Tor, riß es auf, empfing vom Poſtillon eine Depeſche an die Gräfin Ghioray, nebſt der Weiſung, eine Beſcheinigung der richtigen Ablieferung zurückzubringen, und eilte nach dem Schweizerhauſe. Dort war man ſchon aufgeſtanden und Doralice las betroffen Blanca's Telegramm:

„Komm nicht. Ich bin reiſefertig, kann Dich
„nicht erwarten. Vergebung. Tauſend Dank.
„Auf Wiederſehen im Frühling."

Henry hat Recht! ſeufzte Doralice; Blanca will uns nicht haben. Gott ſtehe ihr bei.

Sie wies die Dienſtboten an, alle Reiſeanſtalten einzuſtellen. Nach und nach kam die ganze Familie im Schweizerhauſe zuſammen, voll Neugier und Spannung. Lord Henry war der Erſte. Nachdem er das Telegramm geleſen hatte, ſagte er mit einer gewiſſen triumphierenden Miene:

„Nun, Doralice? wer hat einmal wieder Recht: Sie oder ich?"

„Sie!" entgegnete Doralice niedergeſchlagen. „Aber trauern ſollten Sie darüber, ſtatt in kindiſcher Rechthaberei zu frohlocken."

„Es iſt Ihnen doch gar nichts lieber, als mich zu tadeln," verſetzte er. „Was kann ich für meine Menſchenkenntnis! Sie verlangen doch gewiß nicht, daß ich deshalb meinen Platz bei jenem Philoſophen des Altertums einnehme, der beſtändig über die Torheit der Menſchen weinte."

„Das war nicht das übelſte, was je ein Philoſoph getan hat," ſagte Doralice. „So weinten auch die Propheten des Alten Bundes; und ſo weinte Chriſtus um Jeruſalem."

Frau von Derthal erſchien mit einer Menge von Troſtgründen für die vereitelte gute Abſicht der einen Tochter und von Rechtfertigungsgründen für das Verfahren der anderen. Ihre heimliche Anſicht über die ganze Begebenheit lautete ſo: Ich bin froh, daß Doralice hier bleibt; ſie iſt eine Feſſel für Friedingen. Wollte er nicht auf der Stelle entwiſchen? wenn auch nur, um die romaniſche Baukunſt zu bewundern. Aber er braucht vorderhand gar nichts zu bewundern! .... Arme, kleine Eulalie! wärſt du doch nur ein einziges Jahr älter .... du Sorgenkind, du!

Man blieb bei Doralice beim Frühſtück und Conrad kam zur beſtimmten Stunde. Er war ſo froh über die aufgegebene Reiſe, daß Lord Henry innerlich ergrimmt ihn fragte:

„Gehen Sie heute nach Mainz oder Speyer .... oder wohin ſonſt?"

„Nach keinem von beiden Orten," erwiderte Conrad unbefangen. „Ich wollte zuerſt nach Heidelberg gehen, wo ich vor Jahren ſtudiert habe."

„Ach, könnte ich doch einmal Heidelberg ſehen!" rief Eulalie; „es ſoll ſo ſchön ſein .... und ich habe von der ganzen großen, weiten Welt noch gar nichts Schönes geſehen.“

„Wenn Sie Ihre Reiſe um vierzehn Tage aufſchieben wollen, Herr von Friedingen,“ ſagte Frau von Derthal, „ſo könnten Sie vielleicht unſer Reiſemarſchall nach Heidelberg und Speyer ſein. In dieſem Augenblick iſt es nicht paſſend für uns .... aber ſpäter wird uns allen eine kleine Zerſtreuung nach den traurigen Emotionen dieſer Tage recht wohltätig ſein.“

Eulalie ſprang auf, küßte wiederholt Frau von Derthals Hand und frohlockte:

„Ich werde Heidelberg ſehen .... die berühmte Ruine.“

„Ohne Herrn von Friedingens Zuſage abzuwarten?“ fragte lächelnd die Mutter.

„Auf die rechnete ich!“ rief Eulalie naiv.

„Sie ſind ein Muſter von Wohlerzogenheit, Eulalie!“ ſagte Lord Henry im Ton ſcharfen Verweiſes, um ſeinem Mißmut Luft zu machen, daß er ſelbſt die Veranlaſſung zu dieſer Wendung der Dinge gegeben habe.

Eulalie errötete und ſagte etwas verlegen, aber immer in ihrer unverwüſtlichen Munterkeit:

„War ich unhöflich, Herr von Friedingen, ſo vergeben Sie mir! .... Ich bin ja ſo ungebildet, weil ich die Welt nicht geſehen habe! dieſe Reiſe wird gewiß dem Mangel glänzend abhelfen ....

und dann, Henry, müſſen Sie mir ebenſo öffentlich eine Belobung meiner Wohlerzogenheit zukommen laſſen, als jetzt den Tadel. Die Engländer ſind ja Liebhaber des öffentlichen Verfahrens. Wir armen Deutſchen halten es für klüger, unter vier Augen zu tadeln."

„Sollte ſich Ihr Talent für die Naſeweisheit in der Welt noch mehr entwickeln, Eulalie, ſo wäre ich ſehr der Meinung, daß Ihnen Heidelberg und ſeine Ruine auf ewig verborgen bliebe," ſagte Lord Henry.

„Sind Sie auch dieſer Meinung, Herr von Friedingen?" ſagte Eulalie unverzagt; „Sie ſind die Hauptperſon in dieſer Angelegenheit."

„Sie iſt ja längſt entſchieden, da Sie auf mich rechneten, Fräulein Eulalie," ſagte Conrad lächelnd.

Ihm entging Lord Henrys Verſtimmung über dieſen veränderten Reiſeplan nicht und um deſto lieber ging er darauf ein. Er fühlte eben eine ſo entſchiedene Abneigung gegen dieſe leibhafte Verkörperung John Bulls — wie er bei ſich ſelbſt Lord Henry nannte — wie dieſer eine Antipathie gegen Conrad, den er einen Ideologen nannte, empfand. Beide hatten beſtändig Luſt, mit einander zu zanken; aber Conrad vermied wenigſtens immer, der angreifende Teil zu ſein, während Lord Henry mit einer gewiſſen Freude jede kleine Meinungsverſchiedenheit dazu benutzte. Stand Doralice auf Conrads Seite, ſo wollte der Streit nicht enden; denn Henry hielt es dann für eine zweifache Ehrenſache, ſeine Anſicht zur Geltung zu bringen. Doralice trat aber ſo oft wie möglich auf Conrads Seite, um ihm zu beweiſen, daß ihre Auffaſſung von Leben und Beſtimmung zwar grundſätzlich der ſeinen zuwider laufe, aber ſie nicht blind und ungerecht mache, wenn er Richtiges und Wahres ſage. Und das geſchah nicht ſelten. Conrad iſt nicht der einzige Menſch, der vernünftiger iſt, als ſeine Theorien, und der nicht ſo verkehrt handelt, als er denkt, weil er das große Glück hat — inkonſequent zu ſein. Mitleid mit dieſem irrigen Verſtand und Teilnahme für dies edle, allem Guten und Schönen offene Gemüt — dieſe zwei zarteſten und reinſten Empfindungen, ſchlugen ihre feinen Fäden von Doralice zu Conrad hinüber, und die Hoffnung, daß die Wahrheit den Irrtum beſiegen und die Seele gewinnen werde, webte jene Fädchen weiter und feſter aus. Allein ſie bemerkte es nicht.

Die Tage floſſen ſo ruhig dahin, es lag ein ſolcher Friede auf den Verhältniſſen, Conrad war im Familienkreiſe ſo ganz heimiſch, und nahm ſo ſicher und einfach ſeinen Platz darin, als ſei er auf demſelben geboren, die kleinen Zwiſtigkeiten mit Henry hoben die allgemeine Harmonie nur noch mehr hervor; ein friſches, regſames Leben, Muſik, Lektüre, Spaziergänge, Geſpräche beſeelte den kleinen Kreis — woher hätte für Doralice eine Beunruhigung kommen ſollen? — Über Conrads Herz aber zitterte der zerſchmelzende, beſiegende und beſeligende Frühlingshauch, den man Liebe nennt. Er vergaß nicht bloß die Enttäuſchungen ſeiner Vergangenheit, ſondern auch ſeine Entmutigungen und ſeine Hoffnungen. Das Weſen, von dem er geträumt hatte, die Hypatia-Heloiſe-Beatrice, zerfloß geſpenſtiſch in grauen Nebel und ſank unaufhaltſam in den Abgrund der Vergeſſenheit hinein, und eine andere Geſtalt, klüger, liebevoller, himmliſcher geſinnt als jenes Gebilde ſeiner Phantaſie, nahm in Wirklichkeit deſſen Stelle ein und füllte den Raum zwiſchen Himmel und Erde. Er wagte noch nicht, etwas Beſtimmtes zu hoffen; dazu hatte er nicht die leiſeſte Veranlaſſung. Aber die Hoffnung iſt der Atemzug der Liebe: ſie lebt durch Hoffnung und bemerkt es nicht. So ging es auch ihm. Weil er aber die Erfüllung für ein unermeßliches, beinahe unfaßbares Glück hielt: ſo meinte er, daß er noch nichts hoffe. Eine Scheidewand war zwiſchen ihm und ihr, das wußte er: es war ihr Glaube. Wenn aber dieſer Glaube, wie ſie behauptete, in göttlicher Wahrheit wurzele — wenn er der war, für deſſen Erkenntnis der Menſchengeiſt recht eigentlich geſchaffen und gebildet ſei: warum ſollte er ſich nicht zu demſelben erſchwingen und ſich mit deſſen Lehren und Geſetzen bekannt machen können! Sie betete ja für ihn um dieſe Erkenntnis; ſie hoffte alſo für ihn auf dies göttliche Licht. Daß eine ganz andere Scheidewand zwiſchen ihnen beſtehe, eine unüberſteigliche und unerſchütterliche — davon ahnte er nichts. Sie war ja frei — war ſeit Jahren von dem Grafen Ghioray getrennt, der ſich längſt anderweitig vermählt hatte: da konnte nach ſeiner Meinung kein Hindernis liegen. Es ſchien ihm zuweilen, als präge ſich die Verzichtung auf Glück, wie die Menſchen es verſtehen, als entſchiedener Grundſatz, als etwas Unabänderliches, das zu ihrem Leben gehöre, bei ihr aus; allein das konnte mit ſchmerzlichen Erfahrungen aus einer bitteren Vergangenheit zuſammenhängen und aus einer gewiſſen Schüchternheit entſpringen, die nicht das Herz hat, zum zweitenmal die Hand nach dem großen Los des Lebens auszuſtrecken. Welch eine ſelige Aufgabe, ſie mit ihrem traurigen Schickſal zu verſöhnen! .... Alles, was er dachte, verſenkte ihn nur immer tiefer in ſeine Liebe, und jeder Tag war ihm ein Geſchenk von namenloſer Koſtbarkeit, denn jeder Tag führte ihn zu Doralice.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Das Credo einer zärtlichen Mutter . . . 5
Zwiſchen Himmel und Erde 33
Das Schweizerhäuschen 49
Lord Henry 91
Sorgen einer zärtlichen Mutter 123
In der Nacht 145
Schach der Königin 185
Zwei Worte 213
Die arme Nanny 250
Unter dem Kreuz 276
Geſtörte Reiſepläne 304

149, 812.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Geſammelte Werke.

◆ 1. Serie: 4. Band. ◆

Doralice.

Ein Familiengemälde aus der Gegenwart.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

„Credo“ . . . .
(Symb. Apostol.)

Regensburg. [illegible]
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Doralice.

Die Loreley.

„Leſen Sie uns etwas vor, Herr von Friedingen," ſagte Frau von Derthal bittend. „Ich kenne gar nichts Gemütlicheres, als ſo an einem ſchönen Sommertag in der Veranda zu ſitzen, zu arbeiten, und vorleſen zu hören, beſonders wenn der Vorleſende ein angenehmes Organ hat. Überdas höre ich Ihre norddeutſche Ausſprache ſo gern."

„Welche Lektüre befehlen Sie?" fragte Conrad.

„Mir einerlei! beſtimme wer da will."

„Leſen Sie doch Schillers „Wallenſtein!"" rief Lord Henry. „Das iſt eine der berühmteſten Tragödien Ihres berühmteſten Dichters, und ich kenne ſie nicht. Ich möchte wiſſen, ob er in derſelben ein glücklicher Rival von Shakeſpeares hiſtoriſchen Tragödien iſt. Im Don Carlos iſt er es nun einmal gewiß nicht! da iſt überhaupt nichts Hiſtoriſches, als die Namen, und dieſe ſind weiter nichts als Puppen, die Schiller, der deutſche Ideolog vom reinſten Waſſer, in ſeiner Manier ausſtaffiert und als Hiſtorie dargeboten hat. Sein Philipp II. iſt faſt noch lächerlicher als Marquis Poſa ſelbſt — und das will viel ſagen.“

„Wir finden Ihren Shakeſpeare doch manchmal allzu trocken in ſeinen hiſtoriſchen Tragödien,“ verſetzte Conrad. „Wir Deutſche ſind nun einmal ſchwärmeriſchen Gemüts und arm an Taten, und deshalb haben wir Schiller ſo gern, der jenes in wunderſchönen Phraſen ausſpricht und dieſes durch ſie verhüllt: er iſt unſer Organ in dieſer Richtung, die er mit einem Schwung verfolgt, mit einem Zauber ſchmückt, mit einem Glanz überſtrahlt, welche ſein wundervolles dichteriſches Genie beurkunden. Aber ich gebe Ihnen zu, daß er immer und ewig der ſubjektiviſtiſche Schiller bleibt, von einer objektiven Auffaſſung der Hiſtorie keine Ahnung hat und daß daher manche Charaktere unter ſeiner ſchönen ſchwungvollen Feder — Karrikaturen werden.“

„Zum Beiſpiel ſeine Jungfrau von Orleans,“ ſagte Fräulein Crescenze. „Welch' eine hochtrabende, exaltierte, ſelbſtbewußte Figur hat er aus der ſchlichten, demütigen, frommen Jeanne d'Arc gemacht!“

„Doch ſcheint mir die Trilogie des Wallenſtein wunderſchön, lebendig gruppiert, von jener tragiſchen Macht, welche Menſchen von großen Schickſalen eigen iſt, und daher in ſich wahr," ſagte Conrad. „Der Wallenſtein ſelbſt, ſein Leben, ſeine Laufbahn, ſein Glück, ſein Ruhm, ſeine Macht, ſein Tod — alles hat ein gewiſſes geheimnisvolles Gepräge, als ob die Geſtirne, an deren beſonderen Einfluß er zu ſeinem Unheil glaubte, dieſen in der Tat an ihm geübt hätten. Und gerade dieſen Punkt, wo der kühne, gewaltige Geiſt, das Herrſchergenie an das nebuloſe Nichts ſeiner Träume ſtößt und dadurch untergeht, hat Schiller mit hinreißendem Zauber dargeſtellt."

„Ja," ſagte Fräulein Crescenze, „das verſteht er meiſterhaft und das wiederholt ſich auch in allen ſeinen Hauptfiguren: große Geiſter, ſchöne Seelen, die an ihren Träumen zu Grunde gehen. Es waren gleichſam Spiegelbilder ſeines eigenen Weſens. Auch ſein Genie bleibt im Bereich der Nebel."

„Was ein Dichter leiſten kann ohne Glauben. Hoffnung und Liebe, das hat Schiller gewiß geleiſtet," ſagte Doralice.

„Nun .... und mit ihnen? wer?" rief Conrad.

„Vielleicht muß er noch geboren werden .... vielleicht liegt er jetzt in der Wiege," ſagte ſie. „Aber das ſteht feſt bei mir: Deutſchland hat ſeinen größten Dichter noch nicht gehabt."

„Ah!“ rief Lord Henry mit einem Anflug von Spott, „Schiller und Göthe waren ja nicht katholiſch!“

„Richtig!“ ſagte Doralice gelaſſen, „und die Folge davon war die: ſie wurzelten nicht in Deutſchlands großen Traditionen, ihrem Genie fehlte der nährende Lebensſtrom, der den Dichter in Wechſelverbindung mit dem Geiſt eines Volkes, welches eine Vergangenheit von einem Jahrtauſend hat, beſeelend erhält. Schiller und Göthe blickten auf Deutſchlands große Zeiten verächtlich herab. Sie waren die Blüte des philoſophiſchen achtzehnten Jahrhunderts und kannten und verſtanden nur dieſes und deſſen Forderungen. Die Welt, die Zeit, das Leben, die Geſchichte fing mit ihnen und ihrer Epoche an, ging gleichſam aus ihrer Individualität hervor. Das mag genug ſein für das achtzehnte Jahrhundert; aber für Deutſchland iſt es bei weitem nicht genug, denn dies achtzehnte Jahrhundert iſt viel eher ſeine Schmach, als ſeine Krone, iſt eine Zeit des Unheils und des Verfalls, das unſere gegenwärtige Miſere durch ſeine ſklaviſche Markloſigkeit vorbereitet hat. Sollten einſt für Deutſchland beſſere Tage kommen, ſo geht aus den Stürmen, welche ſie bringen werden, vielleicht auch Deutſchlands größter Dichter hervor.“

„Sie behaupten ja immer, Ihre Heiligen wären immenſe Genies,“ ſagte Lord Henry; „noch vor kurzem behaupteten Sie das von Ihrer Hildegard. Nun, weshalb leiſten die nichts auf dem Gebiete der Kunſt? die Kunſt iſt auch eine Verherrlichung Gottes.“

„Die Heiligen ſind Genies im Lieben, beſter Henry,“ entgegnete Doralice; „ihre Schöpfungen ſind Taten der Liebe Gottes und ihre beſten Kräfte verwenden ſie, nicht um Verſe zu machen und um Bilder zu malen, ſondern um ihre Seele nach dem göttlichen Ebenbilde umzuformen.“

„Das iſt doch nur etwas ganz Individuelles, was ſonſt keinem Menſchen zu gute kommt! ganz egoiſtiſch iſt es!“ rief er.

„Beſter Henry,“ ſagte ſie lachend, „ein einziger ſolcher Menſch, den Sie egoiſtiſch und den wir heilig nennen, tut mehr zur Verherrlichung Gottes und für das Glück der Menſchheit, als je Schiller, Göthe, Shakeſpeare und wer mit ihnen in einer Reihe ſteht, getan haben und tun können.“

„Halten Sie ein, Doralice! Schiller und Göthe gebe ich Ihnen preis .... Shakeſpeare aber nimmermehr! Dieſe Bilder der Menſchheit, dieſe Schickſale der Völker, dieſer ewige und gleichſam zu Recht beſtehende Kampf des Menſchen um ſein höchſtes Gut, ſein Glück, dies Sturmlaufen der Leidenſchaften nach ihrem Siegespreis und ihre Beſiegung .... durch ihr eigenes Übermaß; dieſe

Verſchwiſterung von Niederträchtigkeit und von Größe in einer und derſelben menſchlichen Bruſt; dieſer heitere Scherz über all die Flittergoldkronen und Purpurfetzen, mit denen der Erdenwurm ſich groß dünkt; dieſe unendliche Mannigfaltigkeit der Charaktere, der Verwicklungen, der Situationen; — dieſe ungeheuren Weltanſchauungen; dieſe Fülle und Tiefe der Gedanken — Doralice, damit kann man die Erziehung der Menſchheit machen!“

„Ich dachte, das ſei die Aufgabe der Religion,“ warf ſie ein.

„An ſolchen Lehren und Beiſpielen, in lebendigen Bildern dargeſtellt, entwickelt ſich der Menſch ganz anders, als an Kanzelvorträgen.“

„Der Meinung bin auch ich!“ ſagte ſie lächelnd.

„Es iſt nicht nur Englands Geſchichte, ſondern die der Welt und des einzelnen, welche ſich in großartigen Gruppen, kühnen Umriſſen und reizenden Szenen vor uns entfaltet, und die Bekanntſchaft mit dieſer allgemeinen Geſchichte iſt ein gewaltiges Mittel der Bildung und Erziehung. Man kann die höchſte Lebensweisheit aus Shakeſpeare lernen und klug und gut werden, wenn man täglich eine von ſeinen Tragödien ſieht.“

„Lieber Henry,“ ſagte Fräulein Crescenze mild, „allen Reſpekt vor Ihrem Shakeſpeare — aber wer iſt denn je durch Sehen gut geworden?“

„Und wer kann ſagen, daß er nicht den Antrieb zum Guten und die Liebe zum Schönen aus dieſem großen Genie geſchöpft habe? — gewiß nur der, der ihn nicht kennt! Doralice aber kennt ihn ....“ —

„Und hat manche Träne bei ihm geweint und manche ſchöne Stunde bei ihm gehabt,“ ſetzte ſie hinzu.

„O Sie Undankbare! und doch verleugnen Sie ihn.“

„Gar nicht! aber was hat der liebe Gott und was die Menſchheit von meinen ſchönen Stunden und meinen Tränen? wo iſt da die Verherrlichung Gottes, von der Sie ſprachen? Zeigen Sie mir eine einzige Perſon in England — nein, in der ganzen gebildeten Welt, die dadurch, daß ſie Romeo und Julie ſah, zum Entſchluß gekommen iſt, ſich nie von der Leidenſchaft beherrſchen zu laſſen; einen einzigen Eiferſüchtigen, der durch den Othello kuriert wäre; einen einzigen Ehrgeizigen, den Richard III. bekehrt hätte; dann will ich ſchweigen. Aber ganz aufgeregt, ganz ergriffen, ganz erſchüttert, in Sympathie zerſchmelzend, in den Leidenſchaften nur das tragiſche Element wahrnehmend, nicht das ſündhafte, berauſcht vom Zauber der Poeſie und von der Kunſt der Darſteller: ſo kommt man zurück und ich meinesteils muß bekennen, daß ich mich dadurch in meinem innerſten Weſen viel mehr zerriſſen, als geſtählt gefunden habe.“

„Jetzt aber werden Sie ſo gütig ſein, uns einen von Ihren genialen Heiligen zu nennen, deſſen Wirkſamkeit ſchöpferiſch in das Heil der Welt hineingegriffen hat, und den wollen wir dann vor unſer Forum ziehen und beurteilen,“ ſagte Lord Henry.

„Der heilige Vincenz von Paulo,“ erwiderte Doralice, „ein armer Bauernknabe, der mit nichts als mit ſeinem Herzen eine Legion von opferwilligen Seelen, Männer und Frauen, ins Leben gerufen hat, die ſeit drittehalb Jahrhunderten alle Wunden am Leibe der Menſchheit, phyſiſche und ſittliche, zu verbinden und zu heilen ſucht — und die überall zu finden iſt, wo es Elend und Verlaſſenheit gibt, in Spitälern, Gefängniſſen, Kinder- und Armenhäuſern, Miſſionen und Schulen — in unſerem und in fernen Weltteilen.“

„Als er das Findelhaus in Paris eingerichtet hatte,“ ſagte Miß Dundee, „bemerkte man, daß die Zahl der ausgeſetzten Kinder zunehme.“

„Sie ſind eine ſchöne Seele, Miß Dundee,“ ſagte Lord Henry trocken; „Ihre Bemerkung iſt lauter wie Gold und bewirkt, daß ich nicht ſo über dieſen Vincenz herfalle, wie ich es vielleicht grundſätzlich tun müßte. Freunde dürfen allenfalls einem Barmherzigen eine gewiſſe Überſchwänglichkeit ſeiner Tugend vorwerfen; doch Gegner nicht. Bei ihnen klingt es wie Neid. Der barmherzige Menſch beſitzt gerade in ſeiner Überſchwänglichkeit eine ſchöne Ähnlichkeit mit Gott ſelbſt, der „„die Sonne aufgehen läßt über Gute und Böſe, und regnen läßt für Gerechte und Ungerechte,““ wie es in der Bibel heißt, Miß Dundee.“

„Ihr Herz iſt Gold, Henry,“ ſagte Doralice freundlich und reichte ihm die Hand.

„Nur ſchade, daß es mit allerhand ſchlechtem Metall zuſammenhängt; nicht wahr, Doralice?“ ſagte er.

„Gott wird es ſchon in den Schmelztiegel nehmen,“ erwiderte ſie.

„Bitte ſehr .... ich habe ganz genug!“ rief er; „laſſen Sie ſich nicht einfallen, Gott um ſo etwas für mich zu bitten! Sie wären im Stande es zu tun .... und er könnte Sie am Ende erhören!“

„So bitten Sie dagegen,“ erwiderte Doralice heiter; „dann wird es ſich zeigen, wer von uns es beſſer verſteht.“

„Mit Ihnen allein wollt ich es allenfalls noch aufnehmen, aber Sie haben immer Ihren ganzen katholiſchen Apparat, Ihre Kirche, Ihre Heiligen, hinter ſich. Da könnt’ ich von der Maſſe erdrückt werden.“

„Wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen!“ ſagte Miß Dundee ſalbungsvoll. „An dieſen Spruch in der Bibel müſſen Sie denken, Mylord. Dagegen vermag Satan und ſein Anhang nichts.“

„Richtig, Miß Dundee. Iſt alſo der Herr bereit, zwei oder drei frommen Seelen beizuſtehen, die liebend und andächtig ſeine Gnade anrufen, um wie viel mehr wird die gläubige Liebe von zwanzig, von hundert, von Millionen Seelen unwiderſtehlich für ihn ſein,“ erwiderte Lord Henry ſehr verſtimmt über dieſe Bundesgenoſſin.

„Sie ſind ja in bewundernswert aufrichtiger Laune, beſter Henry,“ ſagte Fräulein Crescenze.

„Das bin ich immer, liebe Tante! was ich ſage, kann falſch ſein, aber für mich iſt es immer wahr.“

„Immer, lieber Henry?“

„Nun ja . . . . es laufen wohl auch kleine Selbſttäuſchungen zwiſchen durch, die nicht ganz unfreiwillig ſind . . . . oder Parteianſichten, die man ehrenhalber zu verteidigen hat . . . . aber ſolche haarſpaltende Schattierungen tun im Ganzen der Farbe keinen Eintrag; — ſie iſt dennoch ächt.“

„Sie ſind beneidenswert, wenn Sie das von ſich behaupten dürfen, Mylord!“ ſagte Conrad. „Mir ſcheint, daß der Menſch nur allzu viel eine bewußte Komödie mit ſich ſelbſt und mit anderen ſpiele. Mein Gott, welche ſchöne Worte hat er für niedrige Inſtinkte, für gemeine Neigungen, für böſe Leidenſchaften, um ſie mehr noch vor ſich ſelbſt, als vor anderen zu entſchuldigen! welche Ehrloſigkeiten begeht er aus Menſchenfurcht: er nennt ſie Rückſichten! mit welcher egoiſtiſchen Härte verfolgt er ſeine Zwecke: er nennt ſie Beharrlichkeit. Wie ſucht er ſich auszubreiten, vorzudrängen, im Wohlbehagen feſtzuſetzen, und ſtreift es auch etwas das Recht anders — mein Gott, er tut's für die Seinen, die Nächſten! Iſt er geizig? — er erwirbt für die Seinen! iſt er verſchwenderiſch? — er hält den Glanz der Familie aufrecht. Iſt er ehrſüchtig? — er ſtrebt für ſie nach hohen Dingen. Ihm graut vor der Vertretung gewiſſer Anſichten, die er vielleicht gar nicht, vielleicht nur halb billigt, und er vertritt ſie doch, denn es ſind die Anſichten des Standes, der Partei, wozu er gehört: da mag er ſich nicht ausſchließen. Wie oft iſt ſeine Liebe zum Vaterlande, dem größten Beſtandteil nach, nichts als Selbſtſucht, die ſich in etwas weiten Schranken bewegt! wie oft iſt perſönliche Eitelkeit, die ihre Befriedigung ſucht oder ihre Verwunderung rächen will, die Triebfeder ſeiner Handlungen! wie oft ſeufzt er heimlich, wenn man ihm Beifall klatſcht; und wie oft, wenn man ihn beneidet und dennoch möchte er Beifall und Neid um keinen

Preis entbehren! Er hängt ſein Herz daran, dies oder jenes Ziel, dieſe oder jene Befriedigung zu erreichen; er erreicht ſie; er hält ſie feſt; und ſiehe, ganz leiſe iſt ſein Herz hinweg geſchlichen und mit heimlichem Schauder muß er ſich ſelbſt fragen: Aber dies erſehnte Ziel — iſt es mir nicht fürchterlich zur Laſt? dies Glück — langweilt es mich nicht? dieſer erkämpfte Sieg — erſcheint er mir nicht als eine harte Niederlage? Und möge er es noch ſo entſchieden vor ſich ſelbſt bejahen: nach der Seite der Welt hin darf er es nicht eingeſtehen. Seine Ehre iſt verpfändet, und der Menſch, der ſich zweifelhaft fragt: Bin ich denn treu in meinem Beruf, auf meinem Platz, bei meiner Pflicht .... ein guter Sohn, Gatte, Vater, Bruder oder Freund? und der ſich darüber ein höchſt unwillkommenes Zeugnis ausſtellt, wird Worte im Munde führen, die von Liebe, Treue, Opfer und Hingebung überfließen. Wo bleibt da die innere Wahrhaftigkeit, die unverfälſchte, ächte Charakterfarbe? Nochmals preiſe ich Sie glücklich, Mylord, wenn Sie in allen Verhältniſſen ungetrübt den Einklang bewährt haben, der nur da beſtehen kann, wo Pflicht und Neigung, wo Ziel und Wege genau übereinſtimmen; und von welchem Sterblichen ließe ſich das behaupten! Wir ſind in allen Dingen der Täuſchung unterworfen; am meiſten jedoch .... über uns ſelbſt.“

„Herr von Friedingen," ſagte Fräulein Creſcenze mit liebevollem Mitleid in ihren guten Augen, „Henry ſagte vorhin, Doralice habe bei jeder Gelegenheit den ganzen Apparat ihrer Kirche hinter ſich und der ſtelle ſie ſicher. Es geht mir auch ſo. Ich kann Ihnen gleich ein Mittel angeben, durch welches, wenn Sie es redlich und beharrlich anwenden, ein guter Teil jenes Komödienſpiels, das der Menſch mit ſich ſelbſt und mit anderen treibt, aufgehoben wird. Ich möchte es auch an Henry empfehlen und fürchte nur" .... —

„Ohne Umſtände, liebe Tante!" rief Lord Henry, „ſagen Sie Ihr Mittel! ein Amulet gegen allerhand Täuſchungen iſt von niemand zu verachten."

„Wohlan, ich ſage es!" erwiderte ſie: „Machen Sie an jedem Abend eine Gewiſſenserforſchung vor Gott über Ihre Fehler, böſen Neigungen, Verſuchungen und Leidenſchaften, und klagen Sie Sich in jeder Woche demütig und reuig derſelben in der Beicht an: ſo werden Sie mit der Zeit Rieſenfortſchritte in der Selbſterkenntnis und in der Erziehung Ihrer Seele machen. Ihr Wille wird mehr und mehr geläutert und dadurch gekräftigt, die Schwankungen der wandelbaren Neigungen im Zaume zu halten und ſich auf die Ausübung ſeiner Pflicht zu richten. Die Übereinſtimmung zwiſchen Sollen und Wollen iſt ein reiner und ächter Einklang; wo er herrſcht, iſt Friede und Wahrheit. und Gott hat es in ſeiner großen Barmherzigkeit ſo eingerichtet, daß ſich an die Ausübung unſerer ſchwerſten Pflichten die Entfaltung unſerer höchſten Liebe knüpft. Dadurch werden dem Herzen, das noch vor Kurzem in Irrtum, Täuſchung und Verkehrtheit befangen, ein Spielball innerer Stürme war, große Tugendem möglich, und was dann noch übrig bleibt an Armſeligkeit und Schwäche, an Gebrechlichkeit der Natur und Niedrigkeit des Inſtinktes, das nehme es als heilſame Mahnung an die Ferſe des Achilles hin, und ſchöpfe daraus ein Palliativ gegen die Selbſtüberſchätzung."

„**Sic itur ad astra!**" rief Lord Henry; „Ja, liebe Tante, ſo geht man zu den Sternen und ich bin mit allem einverſtanden, was Sie ſagten, natürlich abgerechnet . . . . die Ohrenbeicht."

„Ohrenbeicht! **horror!**" rief Miß Dundee mit einem Ausdruck, als ſei die Decenz in empörender Weiſe verletzt wordem.

„Das heißt, Sie wollen die Frucht ohne den Baum, auf welchem ſie wächſt," ſagte Fräulein Crescenze. „In der Ordnung der Gnade ſind aber beide unzertrennlich; da erntet der Menſch nur das, was er mühſam im Schweiß ſeines Angeſichtes, zuweilen im Blutſchweiß, geſäet hat. Wir können von Natur einen offenen und aufrichtigen Charakter haben — gewiß eine ſchöne Eigenſchaft! —

und dennoch in den furchtbarſten Irrtümern und Täuſchungen über uns ſelbſt und die ganze Beſtimmung von Welt und Leben befangen ſein. Aber wahr ſind wir nur, wenn wir unſer Leben und Weſen im Licht des Glaubens ordnen. Zu dieſer inneren Wahrhaftigkeit verhilft uns die Selbſterkenntnis. Selbſterkenntnis iſt ein weſentliches Stück unſerer Seelenerziehung und dieſe wird nirgends ſo fein, ſo ſcharf, ſo genau gemacht, als durch die Gnade Gottes im Sakrament der Buße. Da hört die Komödie auf."

„Aber hernach fängt ſie wieder an, liebe Tante."

„Ja, es kommen Rückfälle, häufige, ſchwere. Mit einem einmaligen guten Vorſatz iſt die böſe Natur nicht überwunden und ohne beharrlichen Kampf gibt es keine Tugend. Darum habe ich geſagt, was an jedem Abend und in jeder Woche zu tun ſei. Verſuchen Sie es und nach zehn Jahren werden Sie ganz gewiß große Fortſchritte in der Selbſterkenntnis, dem Fundament aller Tugenden, gemacht haben."

„In zehn Jahren! welche himmliſche Geduld gehört zu einer ſolchen Beharrlichkeit!" rief Lord Henry.

„Und wenn ich ſie geübt habe," ſagte Conrad, „ſo habe ich auch weiter nichts, als dies Bewußtſein, aus dem eine gewiſſe ſtolze Befriedigung entſpringt. Iſt der Lohn genügend für ſolche Arbeit?"

Fräulein Crescenze machte ſchweigend eine verneinende Bewegung. Ihr fehlte die Antwort. Was ſollte ſie einem Menſchen antworten, dem das Leben für Gott, mit Gott, in Gott — dem das Leben der himmliſchen Liebe ein unentdeckter Stern war? — Mit demſelben ſchmerzlichen Gefühl ſchwieg auch Doralice. Lord Henry nahm aber ſeinen früheren Gedanken wieder auf und ſagte:

„Ich muß doch zurückkommen auf meine Frage: warum iſt das katholiſche Genie ſo ſelten?“

„Wären Sie nicht behaftet mit der Krankheit der Neuzeit, die, wie ich vorhin ſagte, die Welt-, alſo auch die Kunſtgeſchichte mit ihrer Epoche beginnt: ſo würden Sie nicht ſo fragen,“ rief Doralice. „Von den Goldgruben des katholiſchen Genies zehrt die Gegenwart. Gehen Sie dem Beginn aller Kultur auf chriſtlichem Boden nach; wo fängt ſie an? da, wo die Kirche anfängt, die ſozialen Verhältniſſe zu lichten und dem unüberwindlichen Drang des geſitteten Menſchen, das Leben zu ordnen, zu regeln und zu ſchmücken, die Richtung zu geben. Ein ganz ungeheures Genie, freilich nicht mit der Schreibfeder und dem Malerpinſel, ſondern mit Szepter und Schwert, vielleicht in ſeiner Art das größte der ganzen Welt, und katholiſch bis ins Mark hinein, ſteht auf der Grenze jener Zeit: Kaiſer Karl der Große.“

„Allerdings . . . . das Genie des Herrſchers in merkwürdiger Vollkommenheit: organiſierend, ſchaffend, geſtaltend, mit Adlerblick, um das Notwendige zu erkennen, mit Rieſenarmen, um es herbei zu führen, möge es einen Meierhof oder die Kaiſerkrone des Abendlandes betreffen,“ ſagte Conrad.

„England hat etwas Ähnliches in König Alfred,“ ſagte Lord Henry mit Selbſtgefühl.

„Richtig!“ ſagte Doralice. „All dieſe Herrſcher und Geſetzgeber, die den Völkern ein Fundament für ihre geordnete und dauernde Entwicklung gaben, waren katholiſch. Sie dachten an die Zukunft und daher hatten ſie und ihr Werk eine Zukunft; das iſt auch ein Probierſtein des Genies! Sehen Sie ſich um in der Gegenwart: was heute geſetzgebert wird, wird morgen fortrevolutioniert! . . . . ſo tief iſt die menſchliche Intelligenz geſunken, weil ſie nicht mehr bis ins Mark hinein katholiſch, das heißt chriſtlich iſt. Als ſie es war — o mit welchen wunderbaren Offenbarungen der ewigen Schönheit, der ewigen Wahrheit, der ewigen Harmonie wurde die Menſchheit begnadet! Nur ein Träger dieſer Begnadigung iſt das Genie; auch in der Ordnung der Künſte — und nun frage ich Sie, von wem anders ſind die Meiſterwerke der Baukunſt, der Malerei, der Skulptur, als von katholiſchen Genies? Und die Muſik, den Geſang, die Poeſie . . . . wer hat ſie zur Blüte, zur Vollendung gebracht? wer hat in ihnen jenen Drang des Menſchenherzens, die ewige Schönheit zu ſchauen, zu verherrlichen und dadurch ſelig zu ſein, ſo wunderbar ausgehaucht, als das katholiſche Genie? Die Namen der Männer, welche den Plan zu den alten Domen in Deutſchland und England, in Frankreich und Spanien gemacht haben, ſind verſchollen; aber eines iſt gewiß, und darauf kommt es an: dieſe großen Ungenannten waren katholiſch: ſie lebten und webten, ſie zehrten und ernährten ſich vom Geiſt der Kirche. Die alten Malerſchulen, aus denen ſo unvergleichliche Meiſter hervorgingen, die kölniſche, die florentiniſche, die umbriſche Schule — ſind ihre Schöpfungen nicht die nach Außen ſich entfaltende Blüte des katholiſchen Seelenlebens, das unter dem himmliſchen Tau und Sonnenlicht der Sakramente ſich entwickelt? . . . . eine Verſchmelzung von Demut und Größe, von Kindlichkeit und Tiefſinn, von Einfalt und Adel, die dem Beſchauer ich weiß nicht was für eine Ahnung von himmliſchen Dingen, was für eine Sehnſucht nach Gottes Gnade, Frieden und Herrlichkeit, was für ein Verſtändnis für die Hoheit und Würde des erlöſten Menſchen in's Herz ſtrahlen! Und die Muſik! wenn Paleſtrina, Allegri und Durante ihre Geiſterſtimmen erheben, oder wenn Dante's Poeſie Sie durch Hölle und Himmel führt, oder wenn

Calderon und Lope de Vega den romantiſch zauberhaften Reigen ihrer dramatiſchen Dichtungen an Ihnen vorüberziehen laſſen — dann werden Sie nicht länger wähnen, daß das katholiſche Genie etwas ſei, das man bei hellem Tage mit der Laterne ſuchen müſſe."

„Ich ſtaune über Ihre Gelehrſamkeit!" ſagte Lord Henry halb ſpöttiſch. „Meine klaſſiſchen Studien habe ich natürlich gemacht, ſo gut wie einer. Aber in die chriſtliche Kunſtgeſchichte von ſechs bis acht Jahrhunderten kann ſich ein Seemann wie ich doch unmöglich vertiefen."

„Und deshalb ſpringt ſie für Sie von Sophokles und Homer auf Milton und Shakeſpeare, geht über auf Schiller und Göthe und ignoriert die Zwiſchenzeit," ſetzte Doralice hinzu. „Ich kann Ihnen das auch gar nicht übel nehmen. Sie müſſen durchaus die chriſtliche Kunſt bis zum ſechszehnten Jahrhundert haſſen und fliehen."

„Was wird da für ein Paradoxon zum Vorſchein kommen!" ſagte er mißtrauiſch.

„Die chriſtliche Kunſt lebt von den Ideen, von den Inſpirationen, die aus dem Glauben ihr zuſtrömen und dieſer Glaube ruht auf den Lehren der Kirche. Der zärtliche Kultus der Mutter Gottes, die andächtige Verehrung der lieben Heiligen, die Gnadenfülle der Sakramente in Wundern, in Extaſen, die liebende Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens des göttlichen Heilands, mit ſeinen Wunden, ſeinen Dornen, ſeinem Blut, ſeinen Tränen, die wie eine Paſſionsblume in das Gemüt des gläubigen Künſtlers ſich hineinrankt: in dieſem Kreiſe bewegt ſich hauptſächlich die chriſtliche Kunſt. Nach Ihrer Meinung, lieber Henry, beginnen aber dieſe Lehren verfälſcht zu werden, ſo wie die Kirche aus den Katakomben und dem blutigen Zirkus hervorging."

„Nicht gleich .... ſpäter .... ſo allmählig .... als ſie die Macht bekam und ehrgeizige Päpſte," ſagte Lord Henry etwas verlegen — „da gewann Menſchenlehre die Oberhand."

„Ja wohl! ſo vom fünften Jahrhundert an. und dann crescendo bis zum ſechszehnten; ich weiß es!" entgegnete Doralice. „Gerade in dem Jahrtauſend der großen Kultur Europas — die deshalb, verſteht ſich, auch geleugnet werden muß — gerade da zog ſich nach Ihrer Meinung der heilige Geiſt, dem Chriſtus die Leitung der Kirche anvertraut hat, von ihr zurück und überließ ſie ihrem Schickſal — während der unheilige Geiſt, der ſich in den Paläſten incarnierte, von ihr Beſitz nahm."

„Richtig! das haben Sie gut aufgefaßt!"

„Die chriſtliche Kunſt war alſo, nach Ihrer Anſicht, eine Blüte der Kirche, die vom Satan beſeſſen war, und folglich müſſen Sie einen heiligen

Abſcheu vor ihr haben und überhaupt die ganze Sittigung und Bildung der Menſchheit in jener Epoche als eine fortwährende Rebellion gegen Gott betrachten. Nicht?"

„Gewiſſermaßen .... kann man das behaupten," ſagte Lord Henry. „Der heilige Geiſt war mit denen, die gegen Rom reagierten, ... bei den Waldenſern, bei Wiklef, bei Huß." ... —

„Ah, er wurde das Privateigentum einzelner!" rief Doralice. „Daraus erklärt es ſich, daß außerhalb der katholiſchen Kirche jedermann an ſeine Privatoffenbarungen glauben, ſeinen Privaterleuchtungen folgen darf!"

„So weit die Glaubensregel, das chriſtliche Fundament, unangetaſtet bleibt — ja!" ſagte Lord Henry.

„Der Geiſt weht, wo er will," heißt es in der Bibel," bemerkte Miß Dundee.

„Und ſo könnte er auch einmal Lord Henrys Glaubensregel umwehen; nicht wahr, Miß Dundee?" fragte Doralice lächelnd.

„Mit Ihnen zu diſputieren, Doralice .... das iſt eine Seccatur erſter Ordnung!" ſagte Lord Henry mit einem tiefen Seufzer.

„Es iſt mir immer ſehr auffallend geweſen," nahm Conrad das Wort, wie edel die Kunſt iſt, wenn ihr Ruhepfeiler das katholiſche Dogma iſt.

und ich kenne in dieſer Beziehung keinen ſchärferen Gegenſatz, als die ſpaniſche und die holländiſche Malerſchule: Murillo und Velasquez auf der einen Seite, Teniers und Oſtade auf der anderen.“

„Dieſe ewigen Heiligen und Madonnen ſind aber entſetzlich ermüdend,“ ſagte Lord Henry; „Augen und Geiſt begehren ſich auszuruhen und ſenken ſich mit Behagen auf die naturwahren holländiſchen Gemälde, wo die Kühe graſen und die Bauern in der Schenke ſingen und ſpringen, und ſchöne blonde Damen mit ſammtnen Pelzjacken ihre weißen Hände nach Kelchgläſern voll goldenem Rheinwein und nach Butterbrod und Häring ausſtrecken. Ich möchte mich immer vor ſolchen Bildern zurechtſetzen und vor Vergnügen innerlich lachen, weil ein unausſprechliches, aus Überfülle der Natur hervorquellendes Wohlbehagen aus ihnen mich anſpricht. Salonfähig ſind ſie aber nicht ſo recht; das gebe ich zu. Dieſe Bauernburſchen taumeln zu ſtark und die Bauerndirnen kreiſchen zu laut — ja, es liegt auf der roſigen Unterlippe der blonden Schönen ein gewiſſer gaſtronomiſcher Ausdruck, der bei dem ſchönen Geſchlecht nicht beſonders anziehend iſt.“

„Wie geht es aber zu,“ ſagte Conrad, „daß Murillo, wenn er auch Figuren und Gruppen aus den unterſten Volksklaſſen malt, nie zu jener bodenloſen Trivialität und beſtialiſchen Ausgelaſſenheit herabſinkt, welche Grundzüge der Oſtade und der Teniers ſind?"

„Ich kenne dieſe verſchiedenen Meiſter zwar nur aus einzelnen Kupferſtichen," ſagte Fräulein Creſcenze; allein ich kann mir den Gegenſatz ſchon erklären. Murillo, der gläubige Katholik, ſah im ärmſten Menſchen, im Bettelbuben, im alten Weiblein am Küchenherd, nicht bloß ein Naturweſen, das ſeinem Inſtinkt oder ſeiner Neigung in dieſer oder jener Richtung freien Lauf läßt, ſondern auch ein Geſchöpf nach der Ordnung der Gnade, an welchem immer noch eine Spur vom Ebenbild Gottes zu finden iſt. Davon hatten jene niederländiſchen Meiſter, mögen ſie katholiſch oder proteſtantiſch geweſen ſein, wie es ſcheint, keine Ahnung! ihr Genie bleibt in der Sphäre des gefallenen Geiſtes; das Genie des Spaniers erhebt ſich und ſeinen Gegenſtand zu der Höhe, die das katholiſche Dogma ihm eröffnet."

„Schon wieder haben Sie den ganzen Apparat Ihrer Kirche hinter ſich, beſte Tante! Merkwürdig, wie ſich der in alles einmiſcht! nun muß er ſogar den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Oſtade's Bauern und Murillo's Bettlern hervorheben!" rief Lord Henry.

„Ja," ſagte Fräulein Creſcenze, „da haben wir einen enormen Vorteil! unſerem bischen Verſtand, Einſicht, Talent, guten Willen, kommt bei jeder Gelegenheit und für alle Fälle die Gnade und Weisheit unſerer heiligen Kirche erleuchtend und maßgebend zu Hilfe . . . . ſei es, daß wir uns in der Tugend oder in der Kunſt vervollkommnen wollen.“

„Amen!“ ſagte Frau von Derthal. Sie ließ den Geſprächen ihren Gang, ſo lange ſie lebhaft und mit Teilnahme geführt wurden, und die Meinungen ſich nicht allzu ſcharf bekämpften. Sie ſprach wenig mit. Es war ihr angenehmer zuzuhören; ſie konnte deſto beſſer den Ideengang jedes einzelnen verfolgen, um zu rechter Zeit, wenn es nötig werden ſollte, vermittelnd, ausgleichend, abbrechend ihre Stimme zu erheben oder dem Geſpräch eine Wendung zu geben. „Wir wandern ſo eifrig auf der Bahn der chriſtlichen Vollkommenheit,“ ſetzte ſie mit ihrem einnehmenden Lächeln hinzu, daß wir ſogar erlaubte Freuden zum Opfer bringen und Herrn von Friedingen nicht vorleſen hörten. Jetzt wollen wir aber den ſchönen Abend benutzen, um über den Rhein zu fahren und zur Rochuskapelle hinauf zu ſteigen.“

Sie wußte immer bald dieſe, bald jene Unterhaltung in einfachſter Weiſe vorzuſchlagen, und ſie verſtand das ſo meiſterhaft, daß jedem zu Sinn war, als habe ſie gerade ſeinen beſonderen Wunſch ausgeſprochen.

Im Nachen nahm Lord Henry ein Ruder und ſagte munter:

„Jetzt ſind Sie alle in meiner Hand! ich ſchwimme mit Ihnen den Strom hinab und übers Meer nach den Kreideklippen von Dover.“

„Ich bitte mich bei der Rochuskapelle auszuſetzen,“ ſagte Frau von Derthal in demſelben ſcherzenden Ton.

„Und mich bei Coblenz!“ rief Celeſtine.

„Oho!“ ſagte Lord Henry, „meine Reiſegeſellſchaft vermindert ſich! — Nun, Eulalie, wohin wollen Sie?“

„Ins Land meiner Träume . . . . das ich ſehr gern entdecken möchte,“ erwiderte ſie.

„Ich hoffe, Ihr Ziel, Herr von Friedingen, liegt nicht innerhalb Eulaliens phantaſtiſcher Geographie!“

„Wer weiß, Mylord! . . . . ich möchte landen am Geſtade des Glückes.“

„O weh! o weh! mein Ruder bekommt ſchwierige Aufgaben! — Und Sie, Doralice, wohin wollen Sie?“

„Ins ewige Leben, lieber Henry,“ antwortete Doralice und blickte ſo klar in ſein dunkles, fragendes Auge, daß er es flüchtig ſenkte und dann ſprach:

„Da mein Vorſchlag keinen Beifall findet, nehme ich ihn zurück, und erkläre mich auch für die

Rochuskapelle mit der Mama .... und mit Doralice für das ewige Leben." — Aber im Herzen dachte er: O könnte ich mit ihr den Strom der Zeit, der dahin führt, hinabgleiten.

Conrad dachte nichts Beſtimmtes. Trugen ihn die Wellen des Lebens nicht wirklich dem Geſtade des Glückes zu? .... Er ließ ſich tragen und ſchaukeln, und die Gegenwart wurde ihm ſo groß, ſo mächtig, ſo überflutend, daß die Zukunft mit ihr verſchmolz, wie der Strom da oben in dämmernder, ſilberbläulicher Ferne mit dem Duft des Horizonts zuſammenfloß.

„Ich weiß ein Lied," ſagte Eulalie, „das kommt mir immer in den Sinn, wenn ich auf dem Rhein im Nachen fahre .... ein Lied von der Loreley — und dabei denke ich an das Land meiner Träume. So heißt es:

Ein Lied von der Loreley.

Die Schifferin wiegt im Nachen,
klar zieht der grüne Rhein,
Der Knabe kommt gegangen,
ſpringt in den Kahn hinein.

„Hinüber, ſchnell hinüber
zum Fels der Loreley —
Muß ſehen ſie, muß hören
die wunderſame Fey!

Hab' lange ihr gelauſchet,
ſie hat mir's angetan,

Raſch greife nach dem Ruder,
hinüber lenk' den Kahn!

Mit naſſem Auge rudert
Die ſchöne Schifferin;
„Haſt du denn ganz gewendet
von mir hinweg den Sinn?"

„Horch, horch, welch ſüßes Klingen!
iſt's Weh, iſt's Wonneluſt?
Es will mir ſchier zerſpringen
das Herz in voller Bruſt!" —

„O traue nicht den Tönen,
Nicht ihrem falſchen Schmerz!
Das iſt der Loreley Weiſe —
ſie hat für dich kein Herz." —

„Was weißt du, Schifferdirne,
von ihrer Huld für mich!
Merk' dir's für alle Tage:
ich hab' kein Herz für dich!"

Er ſchaut . . . . . da winkt ſie nieder
mit Augen ſonnenklar,
Und ſingt die Zauberlieder
und ſtrählt das goldne Haar.

„Wie lahm iſt heut dein Ruder,
wie breit iſt heut der Rhein!
Hörſt du wie's klagt, wie's rufet? . . .
mein muß die Loreley ſein!"

Jetzt iſt erreicht das Ufer,
hell tönt der ſüße Sang,
Er ſchwingt ſich aus dem Nachen,
er ſtürmt den Felſenhang.

Durch Dorn und Diſtel klimmt er,
gelockt vom Zauberton —
Das Lied, das wunderbare,
er hört's ganz nahe ſchon.

Er achtet nicht der Wunden,
des Blut's an Hand und Fuß,
Er träumt vom ſeligen Ziele,
er lechzt nach erſtem Gruß.

Jetzt ſteht er auf der Höhe
mit glühendem Angeſicht.
„Wo biſt du, Loreley, ſchönſte?“
er ſieht, er hört ſie nicht.

Da ſteht er einſam, ſchauernd,
im letzten Abendſchein,
Und einſam fährt und trauernd
die Schifferin auf dem Rhein.

„Iſt es nicht hübſch?“ ſetzte ſie zu Conrad gewendet hinzu.

„Wenn Sie es gedichtet haben — gewiß.“

„O nein!“ rief ſie; „damit gebe ich mich nicht ab! Mir gefällt es ſo, weil der Knabe nach der Loreley ſchaut und horcht, und ſich gar nicht um die proſaiſche Schifferin bekümmert.“

„Proſaiſch!“ rief Celeſtine, die ſich faſt nie vernehmen ließ, ſondern tief verſenkt in ihre Gedanken, im Stillen bald mit ihrer Garderobe ſich beſchäftigte, bald ihre Möbel aufſtellte, bald einige Küchenzettel machte, um Roderichs Geſchmack zu prüfen und zu ſtudieren. Ihr kam die Schifferin als die einzig Vernünftige in der Geſellſchaft vor.

„Sehr proſaiſch! ſie will rivaliſieren mit der Fee, der Nixe .... oder was ſie ſein mag, der Loreley!“ rief Eulalie — „ſie, dieſe Alltagsfigur von Schifferin!“

„Was hat nun der Knabe davon, daß er ein erreichbares Glück verſchmähte und ganz betrübt vor dem unerreichbaren ſteht?“ fragte Celeſtine verſtändig.

„Das möchte ich eben gern wiſſen,“ ſagte Eulalie.

„Es iſt ja nur ein Bild aus dem Land Ihrer Träume .... und deshalb gefällt es Ihnen,“ ſagte Conrad. „Jeder kann dabei denken, was er will .... und auf ſeine eigene Hand den Traum von der Erreichbarkeit ſeines Glückes fortſpinnen. Die Loreley iſt nur ein Spiegelbild unſerer Sehnſucht nach etwas Himmliſchem.“

„O nein, Herr von Friedingen,“ ſagte Doralice ſanft. „Die Sehnſucht nach dem Himmliſchen täuſcht uns nicht ſo, wie die Loreley den Knaben. Sie macht uns gleichgültig gegen die Schifferin — ja! aber ſie ſenkt nicht die betrübende Entmutigung in unſere Bruſt, daß wir umſonſt Irdiſches verlaſſen haben.“

Frau von Derthal ſpürte immer ein heimliches Zittern, wenn irgend ein Wort fiel, das auf Unterſchätzung des irdiſchen Glückes — und noch dazu in Conrads und Eulaliens Gegenwart! — gedeutet werden konnte. „Die ſublime Tochter" — wie ſie manchmal ſo gewiß ſüßſauer Doralice nannte — ging doch allzu weit. Sie ſagte:

„Das irdiſche Glück zu verklären . . . . nicht es zu verſchmähen — iſt unſere Aufgabe."

„Aha!" rief Celeſtine triumphierend und verſenkte ſich fortan wieder in Stillſchweigen und in Betrachtungen über ihre künftige Hausordnung, die in manchen Punkten anders ausfallen ſollte, als im Schlößchen.

„Der Meinung bin ich auch, Mama! nur muß man erſt das errungen haben, was uns glücklich macht . . . . und dabei könnte wohl auch einmal eine täuſchende Loreley mitunter laufen," ſagte Lord Henry und tat einige ſtarke Ruderſchläge, denn ſtromab und ſtromauf ſchoſſen zwei Dampfboote heran und zwiſchen ihnen hindurch ging die Fahrt.

„Halten Sie ſich nicht mit reden auf, Herr, und legen Sie ſich ans Ruder . . . . wir verpaſſen den Durchgang ſonſt," ſagte der Schiffmann. „Das eine iſt ein Schnellfahrer und wir ſind ihm im Wege."

Wie ein paar rieſenhafte Waſſervögel mit wehendem grauen Federbuſch glitten die Dampfboote pfeilſchnell über die Wellen von beiden Seiten an den Nachen heran, und dem einen aus dem Wege zu kommen, ohne ſich dem anderen in den Weg zu werfen — ſchien unmöglich. Lord Henry warf ſchweigend und behend ſeinen Rock ab und fing an zu rudern wie der beſte Schiffmann. Frau von Derthal erblaßte und umſchlang Celeſtine, die neben ihr ſaß und die ſich ängſtlich an ſie ſchmiegte. Ihr gegenüber ſaß Doralice, Eulalie und Conrad. Dieſer ſagte:

„Fürchten Sie nichts! wir kommen durch! nur nicht ſo ängſtlich!“ Aber ſeine Ermunterungen fruchteten wenig, denn die Entfernung der Dampfer vom Nachen nahm mehr und mehr ab.

Frau von Derthal wurde leichenfarben, Celeſtine fing an zu weinen, Eulalie hatte Luſt, dasſelbe zu tun. Da hub Doralice gefaßt die Hymne: **Ave, maris stella** zu ſingen an — dieſen Gruß der Schiffer an den „Stern der Meere“, der nie untergeht. Eulalie faßte ſich, als ſie den frommen Anruf hörte, und obſchon ihre Intonation nicht ganz feſt und rein war, ſtimmte ſie doch ein. Lord Henry aber ſchien aus dieſer Hymne verdoppelte Kraft zu ſchöpfen. Er ruderte mit dem Schiffmann um die Wette, daß ſich die Ruder bogen, und es gelang wirklich ihren Anſtrengungen, den Nachen glücklich durch die gefährliche Paſſage zu bringen und im rechten Augenblick den Waſſerpfad der beiden Dampfer, einen nach dem andern, zu durchkreuzen. Als es vollbracht war, ließ Lord Henry die Arme ſinken und horchte auf die Hymne, während der Schiffmann gemächlich und im Takt weiter ruderte, bis er am Ufer anlegte.

„Da wären wir gerettet aus der Scylla und Charybdis!“ rief Lord Henry, indem er ans Land ſprang und den Damen hilfreiche Hand leiſtete.

„Herr, Sie führen ein gutes Ruder,“ ſagte der Schiffmann belobend. „Nur wurden anfangs zu viel Reden gehalten! ſo ein Schnellfahrer kommt einem auf den Buckel man weiß nicht wie.“

Frau von Derthal weinte nachträglich einige nervöſe Tränen, wie das wohl nach überſtandener Angſt zuweilen geſchieht; da aber alle um die Wette ſie tröſteten und beruhigten, ſo faßte ſie ſich endlich und überſchüttete Henry mit Danksagungen, daß er ihren geliebten Kindern das Leben gerettet habe.

„Gemach! gemach!“ ſagte Henry; „ſo ſchlimm ſtand es noch nicht. Ich aber muß Ihnen danken für Ihren Geſang, Doralice. Die friedliche Melodie, der Takt, der Rythmus machten mir die Anſtrengung leicht. Was war es nur für ein Lied?“

„Eine Hymne, welche die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes ſingt, lieber Henry. Dem Drohen feindlicher Mächte der Welt und der Unterwelt gegenüber vergleicht ſich die Kirche zuweilen mit dem Schifflein Petri, das vom Sturm gefährlich geſchaukelt wird, und ſeufzt vertrauensvoll zu dem Stern, der die Wolken lichten, das Unwetter zerſtreuen, das Meer beſchwichtigen ſoll — zu dem Morgenſtern, der die Sonne der Erlöſung heraufführt — zur allerſeligſten Jungfrau Maria.“

„Es liegt eine wundervolle — ich möchte ſagen überirdiſche Poeſie in den Anſchauungen der katholiſchen Kirche!“ rief Conrad.

„Ja,“ ſagte Doralice lächelnd, „ſie ſchaut höher hinauf als zum Felſen der Loreley.“

„Anſchauungen?“ wiederholte Eulalie fragend. „Anſchauungen der katholiſchen Kirche?“ . . .

„Bitte, Herr von Friedingen, erklären Sie doch an Eulalie, was Sie darunter verſtehen; ihr iſt das Wort ganz fremd.“ ſagte Doralice halb neckend, halb gutmütig.

„Es bedeutet Anſichten, Fräulein Eulalie, und weiter nichts. Da aber Anſchauung großartiger und tiefſinniger klingt, als Anſicht — und da jeder von uns doch gern ſo weit, ſo hoch, ſo tief wie möglich in das Weſen der Dinge blicken möchte: ſo ſagt man Anſchauung.“ erwiderte Conrad. „Gräfin

Doralice gibt mir aber in boshafter Weiſe zu verſtehen, daß die Lehre der katholiſchen Kirche über die Jungfrau Maria mehr als eine Anſicht iſt."

„Wie Sie ſo fein auffaſſen!" ſagte Lord Henry „Ich hätte das nie herausgehört."

Es war ihm ſehr unangenehm, daß Conrad auf ſolche Ideen einging und dadurch in eine gewiſſe Harmonie mit Doralice kam. Spielt er Komödie. um ihr zu gefallen? fragte Henry ſich heimlich. Macht ſie ihn wirklich zum Überläufer ins papiſtiſche Lager? Iſt er ein ächter deutſcher Geiſtes-Kosmopolit, der mit ſeinem philoſophiſchen Nihilismus die Wahrheit überall und nirgends ſieht? .... Und ſie! ſie mit ihrer klaren Entſchiedenheit .... iſt ſie denn klar über ihn? — Er blieb ſchweigſam, während ſie den Berg hinanſtiegen, auf dem die St. Rochuskapelle einſam und hoch wie ein Wartturm liegt und den heiteren Rheingau überſchaut; ſchweigſam, während die übrigen jene leichten Geſpräche führten, zu denen die liebliche Abendlandſchaft, die verſchiedenen Anſichtspunkte, die Bewunderung der mannigfachen Bilder, die Freude an der Natur Veranlaſſung gaben.

Ein paar Bänke für müde Wallfahrer und Spaziergänger ſtanden umher; man ſetzte ſich. Doralice ſetzte ſich ſeitwärts auf einen Steinhaufen; da blickte ſie ſtromab und in die Glut des weſtlichen Himmels. Sie ſchob ihren Hut von der

Stirn zurück — ein runder, grauer Strohhut mit einer ſchwarzen Feder, die nun auf ihre Schulter herabhing und leiſe im Luftzug zitterte. Das feurige Roſenrot des Sonnenunterganges warf einen lichten Schein auf ihr ſchönes, edles Profil. Ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, ihr Auge ruhte auf der ſinkenden Sonnenkugel, ihre Hände lagen gefaltet auf ihren Knien. Auch ſie ſprach nicht. Lord Henry fuhr mit der Hand über ſeine Augen und rief:

„Doralice! ſind Sie ein Adler, um ſo unverwandt in die Sonne ſchauen zu können, die unſereinen ganz blind macht!?“ — Er hatte aber nicht in die Sonne geſchaut.

„Sie blendet nicht mehr,“ ſagte Doralice unbefangen und wendete den Kopf zu ihm hin. Durch dieſe Bewegung glitt ihr Hut herab und hing über ihren Nacken, ſo daß ihr Haupt mit dem reichen blonden Haar in einem Strom von Licht ſchwamm.

„O, ich kann verſichern . . . . ſie blendet ganz außerordentlich!“ erwiderte Lord Henry.

Doralice erhob ſich ruhig, verließ ihren Platz und ging bis zum Rand des Bergabhanges vor. Lord Henry rief ihr nach:

„Hüten Sie ſich, Doralice! laſſen Sie ſich nicht ſehen! die Leute da unten und auf dem Rhein möchten glauben, die Loreley habe ihren berühmten

Felſen verlaſſen und hier ihren Zauberpalaſt aufgeſchlagen. Das würde ja alle Touriſten konfus machen und wer weiß wie viele Knaben — um mit Eulaliens Gedicht zu ſprechen! — veranlaſſen, zur Rochuskapelle hinaufzuſtürmen.“

„Dem Unglück wollen wir vorbeugen,“ erwiderte Doralice, „und uns wieder auf den Weg machen. Bis wir hinab, hinüber und nach Hauſe kommen, iſt es ohnehin dunkel.“

„Nur heute keine Partie in der Finſternis!“ rief Frau von Derthal; „der Schreck hat mich ganz nervenſchwach gemacht.“ — —

Als ſie ſpäter am traulichen Teetiſch unter den Catalpen ſaßen, ſagte Conrad zu Doralice:

„Erlauben Sie mir, auf Ihrem Flügel das „Ave maris stella“ zu verſuchen? ich möchte mir die Melodie gern einprägen.“

„Das freut mich!“ entgegnete Doralice; „und variieren Sie dann das Thema recht ſchön.“

Conrad ging die äußere Treppe zum Altan hinauf, wo Cerberus auf ſeinem Poſten lag, aber ihn ohne Umſtände eintreten ließ, und dann in den Salon. Eine Lampe ſtand auf dem Schreibtiſch und verbreitete ein mildes Licht durch das ſtille, freundliche Gemach. Der Abendwind trug den Blumenduft aus dem Garten und die kühlende Luft durch die geöffneten Fenſter hinein und ſtreifte über die kleinen Zwergorangenbäume, die in der Blumengruppe zu Füßen der Muttergottes-Statuette ihr kräftiges Laub und eine Fülle von weißen aromatiſchen Blüten ausbreiteten. Es nahm ſich aus wie grüne Wellen, in denen ſich zarte Sterne ſpiegelten. Wie das alles hier zuſammenpaßt und in einem Akkord ſo ungemein harmoniſch erklingt! dachte Conrad, als er ſich an den Flügel ſetzte, und die Finger über die Taſten und den Blick über das Zimmer gleiten ließ. Wie viel gehört dazu, bis der Menſch zu einer ſolchen Harmonie gelange, daß er ſie, unbewußt und abſichtslos, wie die Blume den Wohlgeruch, wie die Lampe das Licht, um ſich verbreitet. Welche Kämpfe müſſen innerlich gekämpft werden, bevor ſich der Menſch in ein ſolches Gleichgewicht mit ſeiner Umgebung, ſeiner Lage, ſeinem Schickſal bringt! . . . ſchon in den gewöhnlichſten Verhältniſſen, welche Kämpfe! wie manche ſtille Opfer! wie viel heimliche Tränen! — und nun gar da, wo die Verhältniſſe reich an Enttäuſchung, an Schmerz, an Bitterkeit, an Kränkung — kurz, an allem reich waren, was dem Menſchenherzen weh tut. Und doch ein ſolcher wunderbarer Friede! . . . . O ja; ſie muß unter dem Einfluß irgend eines wohltätigen Geſtirns ſtehen, das für ſie die bitteren und ſalzigen Wellen mit balſamiſchen Öl übergießt und ſpiegelklar glättet. — — Und aus den ſuchenden, unſicheren, fragenden Akkorden wickelte ſich unter ſeiner Hand „**Ave maris stella**“ wie ein Stern aus den Wolken hervor.

Unter den Catalpen verſtummte das Geſpräch allmählich. Alle lauſchten mit Intereſſe auf Conrads Vorſpiel, ob er die Melodie wohl richtig treffen werde, und umſo geſpannter, als das Vorſpiel länger und länger, und zum Ausdruck ſeiner Gedanken wurde. Daß Lord Henrys Intereſſe ein ſehr wohlwollendes geweſen wäre, läßt ſich nicht behaupten. Er verfolgte nur mit äußerſter Spannung den Ausdruck von Doralice: eine Wehmut, die ſich bis zum Schmerz ſteigerte und die von den übrigen unbemerkt blieb, weil alle Damen mit Handarbeit beſchäftigt waren. Als nun endlich das „**Ave maris**“ aus den Tonverſchlingungen auftauchte, klatſchte Eulalie in die Hände und rief frohlockend:

„Der Stern iſt aufgegangen!“

Doralice aber verbarg ihr Geſicht in beiden Händen und weinte ſo inbrünſtig, daß die Tränen durch ihre ſchlanken Finger tropften.

„Süße Tochter!“ rief Frau von Derthal beängſtigt, „wirſt Du auch nervenſchwach!“

„O nein, liebe Mutter!“ ſagte Doralice ſchon wieder gefaßt und ihre Tränen trocknend; „die Nerven ſind ſtark, aber das Herz iſt ſchwach: ich kann es nicht aushalten, daß es einen Menſchen gibt, der nichts von der Muttergottes weiß! ach, betet für ihn."

„Tröſte Dich! er hat ſie ja gefunden!" ſagte Eulalie.

Frau von Derthal, die ihre beſonderen Gründe hatte, um Doralice in ihrem frommen Wunſch unterſtützt zu ſehen, ſagte mit ſchönem Eifer:

„Gewiß! das wollen wir! es iſt uns eine heilige Pflicht! wie trefflich hat er ſich für uns in der Angelegenheit mit Roderich benommen! das wird der liebe Gott nicht unbelohnt laſſen. Aus dem Inſtinkt für Wahrheit wird er allmählig Erkenntnis der Wahrheit machen."

„Welche Verwirrung der Begriffe, ſogar bei der klugen Mama! Rückſchritt wird Fortſchritt genannt!" ſagte Lord Henry bitter und kalt, ſtand auf, zündete eine Zigarre an, ſetzte hinzu: „Es wird ſchon recht herbſtlich kühl" — und verſchwand in den Schatten der Lindenallee, die er mit langen Schritten durchwanderte.

„Es iſt ein Elend mit Henry!" ſeufzte Eulalie; „nichts bringt ihn ſo auf, als der arme unſchuldige Muttergotteskultus!"

„Je nachdem ſeine Laune iſt!" entgegnete Fräulein Crescenze. „Er dauert mich unausſprechlich, weit mehr jetzt, als damals nach Suſannens Tod.

Er weiß durchaus nicht, was er mit ſich anfangen ſoll.“

„Wenn er doch wieder in Dienſt träte!“ ſagte Doralice.

„Und ſich in Indien totſchießen ließe, nicht wahr?“ rief Henry, der bei ſeinem Spaziergang wieder in die Nähe der Catalpen gekommen war, aus der Allee herüber.

Sie zuckte ſchweigend die Achſeln, erhob ſich, nahm Eulalie unter den Arm und ſagte:

„Herr von Friedingen iſt am Flügel immer unter dem Zauberbann der Muſik. Komm'! wir wollen ihn erlöſen.“

„Noch nicht!“ rief Frau von Derthal; „er ſpielt wunderbar ſchön! aber Doralice, wir alle wollen in den Salon gehen. Es iſt in der Tat etwas kühl!“

Und ſämtliche Damen brachen auf und ließen ſich im Salon nieder, während Conrad fortfuhr, die Melodie in tauſend Variationen zu entwickeln und Lord Henry bei ſeiner zweiten Rückkehr zu den Catalpen den Platz geräumt fand. Der Spaziergang hatte ſeinen Unmut etwas beſchwichtigt. Ich bin ein Tor, mir ihren Fanatismus ſo zu Herzen zu nehmen! ſprach er zu ſich ſelbſt, ganz vergnügt dieſe überaus paſſende Larve vor den Ausbruch ſeines Gefühls nehmen zu können. Weiß Gott, welchen Abgrund von Jammer oder ſonſtiger

Miſere ſie bei dieſem — Muſikanten entdeckt haben mag! ich kann froh ſein, daß ſie nicht über mich ſo bitterlich weint! . . . . Ob ſie es wohl ganz aufgegeben hat, mich zu bekehren? Ah, welchen Reſpekt muß ſie dann vor meinen Grundſätzen bekommen haben! . . . . . Aber was gibt ein Weib auf? das iſt eine andere Frage . . . . und da die Antwort heißt: Nur das, wofür es ſich nicht intereſſiert, ſo . . . .

— — Und ſomit warf Lord Henry ſeine Cigarre fort, denn es ſchien ihm plötzlich, als ſtelle er ſich mit ſeiner Schildwachen-Promenade in die Kategorie derjenigen, für welche ſich Doralice, trotz all' ihrem Fanatismus, nicht intereſſieren könne. — Da der Berg nicht zu Muhamed kam, ſo ging Muhamed zum Berge, ſo ſchloß Lord Henry ſeine ſtille Betrachtung, und ich werde dieſem weiſen Beiſpiel folgen . . . . und hinauf gehen. Als er in den Salon trat, neigte Doralice, die der Tür gegenüber ſaß, leiſe grüßend ihr Haupt und ihr milder Blick hieß ihn freundlich willkommen. Sie hat aber doch etwas von der Loreley! murmelte Lord Henry für ſich; — woraus zu ſchließen iſt, daß Conrad ganz recht hatte zu ſagen: die Loreley ſei nur ein Spiegelbild der Sehnſucht des Menſchenherzens.

Stilleben.

In dieſem gemütlichen, ländlichen Familienleben verſtrichen die Tage, die Wochen pfeilgeſchwind. Der Sommer war dahin, die Abende wurden lang und kühl, die Witterung ungewiß. Die Blumen entblätterten, das Laub verfärbte ſich; von den zarten Catalpen rieſelten die Blätter herab, ohne auf Stürme zu warten, wie die kräftigeren Bäume. Der eigentümliche Herbſtgeruch erfüllte die Atmoſphäre; er geht aus dem Verwelken und Abſterben der Pflanzenwelt hervor, wie der Frühlingsgeruch aus deren Erblühen. Aber Remontanten und Reſeda blühten unverdroſſen in der hellen Oktoberſonne, und während die blumigen Schlingpflanzen, welche das untere Geſchoß des Schweizerhauſes umrankten, abgeſtorben waren, hatte der wilde Wein ſie alle überwuchert mit ſeinen feurigroten und kupferfarbenen Blättergewinden, die, im Sonnenſchein vom Winde bewegt, wie Flammen das Häuschen umzingelten. Abends aber ſtreckte der Komet ſeinen leuchtenden

Paradiesvogelſchweif über den Sternenhimmel aus und alle Weinbauern freuten ſich der Hoffnung auf eine geſegnete Weinernte. Frau von Derthal auch. Sie hatte große Pläne; ſie wollte das Schlößchen gründlich herſtellen und ganz neu einrichten. Die Sorgen des materiellen Lebens nahmen in dem Grade ab, als eine Tochter nach der anderen das Elternhaus verließ und die Erziehung der jüngſten als vollendet zu betrachten war; denn Eulalie ſprach nunmehr, Dank Miß Dundee, perfekt engliſch und ſehr ſchlecht franzöſiſch, und verſprach eine ſehr richtige Pianiſtin zu werden. So durfte die Gouvernante mit gutem Gewiſſen nächſten Frühling entlaſſen werden und dann wollte ſich Frau von Derthal in der Nachmittagsſonne ihres Lebens eine recht behagliche Exiſtenz bereiten und ihren lieben Kindern das heimatliche Schlößchen unglaublich angenehm machen. Daß Eulalie nicht lange mehr in demſelben verweilen werde, ſtand feſt bei ihr: Conrad hatte nun einmal ganz entſchieden einen Platz in der Familie eingenommen, den er behalten mußte.

Conrad lebte allerdings ſo fort, als ob ſein Leben mit dem Schlößchen verwebt ſei. Wie lange das ſo fortgehen werde, wußte er nicht, fragte ſich auch nicht darnach. Ein glückſeliges Ereignis werde dermaleinſt das Ende desſelben ſein. Aber wann? .... er ſchloß die Augen vor dem Übermaß von Glück, das ihm von dieſem Ziel entgegen ſtrahlte. Inzwiſchen brauchte er die Traubenkur, las, ſpielte auf dem Flügel, übte mit Doralice und Miß Dundee die berühmte Sonate von Bach für drei Piano's ein und fühlte ſich zufriedener als je in ſeiner ganzen Vergangenheit. So blieb er denn beſtändig in der Wiege ſeiner Gefühle, über welche zuweilen Streiflichter von Gedanken und Blitze der Vernunft hinweg flogen, als ob ſie ihn mahnen wollten, nicht allzu tief in dieſe weiche, ſüße Träumerei zu verſinken, die keines Menſchen Beſtimmung hienieden iſt. Er ſprach viel mit Doralice über die großen Fragen, welche jederzeit, doch vielleicht nie ſo ſcharf ausgeprägt als in unſerer Gegenwart, die Menſchheit bewegen, und welche ſich in letzter Inſtanz in zwei Worten zuſammenfaſſen laſſen, welche ſowohl für irdiſche als für himmliſche Dinge bezeichnend ſind und zwei Feſtungen bilden, in denen ſich die in zwei Heere getrennte Menſchheit niederläßt. Dieſe Worte heißen: Autorität und Revolution. Doralice ſagte:

„Iſt auf Erden alles Menſchenwerk, alles Ausgeſtaltung des individuellen Geiſtes; iſt nichts göttliche Anordnung, und gibt es keine göttliche Autorität für unſeren Glauben und unſer Leben, durch welche jene höhere Anordnung aufrecht gehalten wird: ſo iſt der ausſchweifendſte Subjektivismus und folglich auch die Revolution gerechtfertigt; denn dieſe iſt weiter gar nichts, als der Ausbruch einer Maſſe von ſubjektivem Haß gegen eine objektive Autorität."

Das mußte Conrad wohl oder übel zugeben.

„Sie ſind alſo ein Bundesgenoſſe der Revolution," ſchloß Doralice.

„Wenn jeder Vorwurf mich ſo wenig berührte, ſo wäre ich perfekt," entgegnete Conrad.

„O Sie verſtehen mich ſehr gut und wollen mir nur ausweichen!" rief Doralice. „Sie ſind kein franzöſiſcher Sozialiſt, kein engliſcher Chartiſt, kein italieniſcher Mazziniſt — Sie ſind auch, wie ich hoffe, kein deutſcher Freimaurer; aber Sie hängen durch Ihr Negieren einer göttlichen Autorität mit all dieſen Sekten der Revolution zuſammen und ſind ein Beförderer, ſtatt ein Bekämpfer derſelben."

„In dem kleinen Kreiſe, auf den ſich allenfalls mein Einfluß erſtreckt," erwiderte Conrad, „ſuche ich nach Kräften konſervative Grundſätze zu verbreiten und zu pflegen, ſo weit das in meinem armen kleinen ſpeziellen Vaterland möglich iſt."

„Wenn konſervative Grundſätze abgelöſt von dem hiſtoriſchen traditionellen Recht ſind, ſo ereignet es ſich oft, daß ſie den Abſolutismus ſtützen, und der bereitet immer eine Revolution vor, weil auch er eine Auflehnung gegen göttliche Anordnung iſt;“ ſagte Doralice. „Der Menſch will nicht bloß im ſittlichen, ſondern auch im politiſchen und öffentlichen Leben ſeine freie Bewegung haben, ſeine freiwillige Unterwerfung üben, freiwillig ſein Opfer bringen, frei ſeine Rechte vertreten. Geſtattet ihm der Abſolutismus des Staatslebens das nicht, welcher nur die Bequemlichkeit und den Vorteil einzelner auf Koſten Vieler aufrecht hält, ſo grollt allmälig die Empörung gegen dieſen und rächt an ihm ſeine Empörung gegen göttliche Anordnung. Abſolutiſtiſche Grundſätze und konſervative Grundſätze ſind ſehr oft ſehr feindlich gegen die göttliche Autorität, die das Geſammtleben der Menſchheit, Staaten und Nationen, Fürſten und Völker, Familie und Individuen regeln und jedem innerhalb der Schranken ſeiner Verpflichtung gegen die Geſamtheit eine edle Freiheit gewähren will, um nach der Tradition ſeiner Rechtsordnung dieſelbe zu vertreten.“

„Sie verdienten eine Tochter Englands zu ſein, Doralice!“ rief Lord Henry mit freudeſtrahlendem Blick. „Sie begreifen, wie der Menſch durch unſer Selfgovernment*) — für welches die armen Deutſchen nicht einmal ein Wort haben! — gekräftigt, entwickelt und geadelt wird. Das büreaukratiſche Netz, worin ihr gefangen ſeid, macht euch zu einem Rieſen Gulliver, den die Zwerge bändigen, indem ſie ihn vom Haupthaar bis zum kleinen Zeh mit tauſend Fädchen an die Erde binden. Bei ſolchen Fädchen hält euch eure Büreaukratie und gönnt euch keine andere Bewegung im öffentlichen Leben, als die, welche ſie euch durch ihren Mechanismus, der ſchließlich in einen Centralpunkt zuſammenläuft, beibringt. Durch dies unwürdige Regiment verkommt ihr, verliert den Gemeinſinn, das Nationalbewußtſein, den politiſchen Takt, die Ehrfurcht vor dem Geſetz, die Liebe zu den öffentlichen Inſtitutionen, die bereitwillige Anerkennung der bürgerlichen und ſozialen Ordnung, eure Rechtsanſchauungen, eure Rechtsanſprüche, eure Rechtserinnerungen — mit einem Wort: die freudige, ſtolze Anhänglichkeit an das Vaterland, dieſe Wurzel der Größe eines Volkes und ſeiner Bürgertugend. Abſolutiſtiſche Regierungsgewalt bringt an die Stelle des organiſchen Staatslebens ein mechaniſches, und erdrückt jede freie Regung, die aus dem Bewußtſein einer hiſtoriſchen Berechtigung entſpringt, durch bureaukratiſche Einrichtungen. Das Bewußtſein der Omnipotenz, das den Herrſcher beſeelt, geht, wie das Waſſer aus einem weiten Becken in tauſend Kanäle, ſo in ſeine Beamten über, die ſich für befugt halten, kraft derſelben zu regieren und zu dreſſieren, unbekümmert um das hiſtoriſche Recht, unantaſtbarer in ihren Schreibſtuben, als die alten Götter in ihrem Olymp. Und das geringſte Schreiberlein darf ſich mit Recht in dem Tröpflein Omnipotenz, das ihm zufließt, berauſchen und baden; denn er gehört ja zu den Regierenden, der großen Maſſe der Regierten gegenüber. Weil wir weder eine abſolutiſtiſche Fürſtenmacht auf dem Thron, noch büreaukratiſche Inſtitutionen um denſelben haben, darum haben wir Nationalgeiſt und den edlen Inſtinkt des geſitteten Menſchen: Reſpekt vor dem Geſetz. Ohne ſie iſt freilich kein Selfgovernment, überhaupt keine bürgerliche und politiſche Freiheit möglich, ſondern nur die Ungebundenheit, welche eine wilde, nomadiſche Horde genießt; und wenn ich euer Treiben in Deutſchland ſehe, ſo will es mir auch immer ſcheinen, als ob ihr zwiſchen dem Zuſtand des Gulliver und dem der wilden Horde hin und her ſchwanktet."

---

*) Selbſtverwaltung, Selbſtregierung.

„Das Selfgovernment, womit Sie ſo prahlen, Mylord, und welches wir Ihnen ſo ſehr beneiden müſſen," ſagte Conrad, „iſt das ächt germaniſche Erbteil, welches England der angelſächſiſchen Eroberung verdankt. Auch unſere Vorfahren haben nichts gewußt von dem Polizeiſtaat, der unter abſolutiſtiſcher Regierungsgewalt und büreaukratiſcher Beamtengewalt in Deutſchland floriert, und der jeden klaren Kopf, jedes kräftige Herz tötlich anwidern müßte, wenn ſie nicht von Kindesbeinen an von den Gulliverfaden der Staatsdreſſur umgarnt würden, aus welcher ſich dann ihre Befähigung, um eine Karriere zu machen, zu entwickeln hat. Damit geht die erſte Hälfte des Lebens hin und die Beamtung gibt die Toga virilis. Nun verknöchern die einen, und die anderen blaſen ſich auf; aber noch andere, Mylord, fühlen ſo gut wie Sie und wie ich, daß es mit der Aktenſchreiberei doch nur ein armſelig Ding, eine untergeordnete Handtierung, aber mit nichten die Blüte der geſellſchaftlichen Ordnung und der vollkommenen Staatseinrichtung iſt. Nun, da ſie die Toga virilis beſitzen, möchten auch ſie lieber in ihrem Kreiſe und auf ihrem Gebiet das Selfgovernment üben, als Schreibmaſchinen ſein. Daraus geht viel Mißvergnügen, viel Erbitterung, viel Verſtimmung hervor und braut gerade in der Beamtenwelt — ich ſehe ab von Literaten und Juden — den grimmigſten Liberalismus, welcher ſich nur zum kleinſten Teil durch die Reden in den Kammern Luft verſchafft. Gräfin Doralice hat ganz Recht: das abſolutiſtiſche Prinzip des modernen Staats brütet die Revolution aus."

„Und werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich ſage, daß es erſt in den letzten Jahrhunderten zur Geltung und auf ſeine Höhe gekommen iſt?"

„Unleugbar, Gräfin! Erſt da beginnt die Fürſtenmacht ſich von der Geſamtmaſſe des Volkes zu trennen, den lebendigen Organismus dieſes Körpers mit Haupt und Gliedern — aufzulöſen, und in einen Despotismus überzugehen, der ſich ſeine Werkzeuge und ſeine Stützen in der Büreaukratie und in ſtehenden Heeren ſchafft, über welche frühere Jahrhunderte in glücklicher Unwiſſenheit lebten."

„Man nannte das Fortſchritt!" ſagte ſie.

„O ja," erwiderte Conrad: „Fortſchritt in der Lähmung von Deutſchlands Leben und Weſen!"

„Als Deutſchlands Herz gelähmt war," ſagte Doralice, „da erſtarrte von ſelbſt der lebendige Organismus, die einzelnen Glieder fielen auseinander: das war die Folge und die Strafe des Abfalls von der Glaubenseinheit. Deſſen Fluch war der Despotismus der Fürſten. Der neuen Lehre vom Evangelium zufolge fielen weltliche und geiſtliche Macht in einer und derſelben Hand zuſammen und der jeweilige Regent war Oberhaupt von Staat und Kirche zugleich; er war der Herr über Glaubens- und Gewiſſensfreiheit jedes einzelnen in ſeinem Volk. Wer es ſo weit gebracht hat, warum ſollte der an ſeiner Omnipotenz in allen übrigen Fächern zweifeln? Die Gewiſſen beherrſchen, lenken, löſen und binden darf nur der arme, machtloſe, katholiſche Prieſter, der — nachdem er im Namen und als Stellvertreter Gottes im Beichtſtuhl mein Richter war und mir himmliſchen Lohn oder geiſtige Strafe verhieß — der dann etwa an meine Tür klopft und demütig um der Liebe Jeſu willen mich bittet, ſeinem Kirchlein ein Altartuch, ſeinen Armen etwas Brot zu ſchenken. Der Hirtenſtab iſt nicht zu ſchwer für das zarteſte Gewiſſen. Verbirgt ſich aber das Schwert der Gerechtigkeit der weltlichen Macht dahinter: ſo iſt die Reinheit der Beziehung getrübt und irdiſche Furcht, die der menſchlichen Schwäche ſo nahe liegt, kann das Gewiſſen betäuben oder fälſchen, und ihm die Richtung geben, die der Szepter ihm andeutet. Iſt es aber unbeugſam — wohlan, es gibt auch äußere Mittel, die dem fürſtlichen Oberhaupt der Landeskirche zu Gebot ſtehen, und denen das Individuum ſich zu fügen hat. In Deutſchland wucherte auf den Trümmern der alten Kirche der Abſolutismus, während unter ihnen des Volkes Selbſtſtändigkeit, die mit ſeinem Selbſtbewußtſein Hand in Hand geht, zerſchmettert und zerbröckelt wurde, bis es endlich ſogar . . . ſeine Selbſtachtung verlor."

„Sie müſſen aber geſtehen, Doralice," ſagte Lord Henry, „daß ſich die katholiſchen Fürſten ſehr beeifert haben, in dieſem Punkt der neuen Lehre zu folgen. Ludwig XIV. hat dermaßen eine Glorie um den Abſolutismus verbreitet, daß er für Deutſchland ein Ideal ward, dem man nachſtreben müſſe. Niemand hat ſich wohl jemals höher und mächtiger geſtellt, als er, da er ſein famoſes Wort ſprach: Der Staat — das bin ich.“

„Beſter Henry,“ entgegnete Doralice, „ich läugne durchaus nicht, daß Katholiken, alſo auch katholiſche Fürſten, von katholiſchen Grundſätzen abweichen können und leider! nur zu oft abweichen; durchaus nicht, daß Ludwig XIV., durch eine Menge von Umſtänden begünſtigt, den Abſolutismus zu einer Art von blendender Sonne machte. Aber ich behaupte, daß er deſſen Höhepunkt nicht erreicht hat, ſondern unendlich weit gegen hundert proteſtantiſche Fürſten zurückgeblieben iſt. Denn obſchon er geſagt hat: Der Staat — das bin ich! und obſchon er verſuchte, das Supremat der gallikaniſchen Kirche an ſich zu reißen — wie Englands Könige das der anglikaniſchen — und wie Schwedens Könige das der ſchwediſch-lutheriſchen und ſo fort: ſo ließ der Papſt — als das von Chriſtus eingeſetzte Oberhaupt der katholiſchen Kirche — ihn doch nicht in dem Wahn, daß er Frankreichs Hauptbiſchof ſei; wenn auch der Papſt ihn nicht hindern konnte, den königlichen Abſolutismus auf die Kirche zu erſtrecken. Gerade ſo ging es auch mit Kaiſer Joſef II. und mit Napoleon, welche den Staatsabſolutismus auf die Kirche ausdehnten. Sehen Sie, das iſt eben der ungeheure Unterſchied: die katholiſche Lehre ſinkt nie zu der heidniſchen Auffaſſung herab, daß der Landesfürſt das Oberhaupt der Landeskirche ſei — während alle Konfeſſionen, die ſich außerhalb der katholiſchen Kirche befinden, mit unerhörter Servilität jene Auffaſſung zu der ihren machen, und ſich bereitwilligſt unter dem Fürſtenmantel verkriechen.“

„Und dann wagt man zu behaupten, die katholiſche Kirche bilde Sklavenſeelen!“ rief Conrad. „Deutſchlands Sklaverei beginnt aber gerade mit dem Abfall von ihr — und zwar nicht bloß geriet es unter den Fürſtenabſolutismus, ſondern in die Knechtſchaft vom Ausland. Ja, es ſank ſo tief, daß es ſich mit Fremden, mit Schweden — ja, mit dem ehrgeizigen Erbfeind Frankreich! gegen ſeine Brüder und ſeinen heimatlichen Boden zu wütendem Kriege verband. Daß infolge derſelben ganze Länderſtrecken von Deutſchland abgeriſſen wurden, daß Pommern an Schweden, daß Elſaß — der alte deutſche Wasgau! — an Frankreich kam, es galt ihnen nichts: das Nationalbewußtſein war vergiftet; ſie kannten nur noch partikulariſtiſche Beſtrebungen, die auch der Sklave nur kennt. Sie hatten die Einheit verloren.“

„Ja, mit der religiöſen auch die politiſche Einheit,“ ſagte Doralice. „Die Willkür iſt kurzſichtig. Sie triumphiert einen Augenblick und ahnt nicht, daß ſie ihrer Schöpfung bereits ſelbſt das Grab gegraben hat. Als die religiöſe Revolution die einzig unwandelbare Autorität verwarf, welche es auf Erden gibt — die übernatürliche Autorität der katholiſchen Kirche, die allein für Glaubens- und Sittenlehren maßgebend iſt: da zog ſie ihren Neugeſtaltungen das Fundament unter den Füßen weg, und rechtfertigte im Voraus — obſchon ſehr gegen ihren Willen und ihre Abſicht — jede Schilderhebung wider dieſelben. Sie aber, Herr von Friedingen, glauben ja nicht an jene übernatürliche Autorität, ſondern an Ausgeſtaltung des individuellen Menſchengeiſtes, der in Maſſe Zeitgeiſt heißt, die verſchiedenen Epochen beherrſcht, wie er es eben verſteht und zu jeder Zeit ſeine Geltung und Berechtigung gehabt hat. Es iſt alſo nur Ihr ſubjektives Gefühl, das ſich durch ſeine eine Richtung mehr als durch die andere angeſprochen fühlt, und dies Gefühl kann bei einem anderen gerade umgekehrt ſein; alſo haben Sie, wie mir ſcheint, nicht das Recht, eine Epoche, objektiv betrachtet, höher zu ſtellen als eine andere, denn Sie haben nicht den Maßſtab der ewigen Wahrheit, nach welchem ihr Fall oder ihre Erhebung zu beurteilen iſt."

„Da ſind wir glücklicher!" rief Lord Henry, „wir haben die ewige Wahrheit gerettet und ſie bei uns in Sicherheit gebracht."

„Die anglikaniſche Kirche muß aber bedeutende Riſſe haben, durch welche die ewige Wahrheit ihr abhanden kommt," entgegnete Doralice; „denn

Englands zahlreiche Sekten legen ſämtlich Beſchlag auf ſie.“

„Sie iſt auch nicht in der anglikaniſchen Kirche,“ hub Miß Dundee an, „ſie iſt in der Bibel.“

„Und da redet ſie für Miß Dundee als Miß Dundee!“ rief Lord Henry erzürnt.

„Das Reich Gottes iſt nicht hier und nicht da; ſiehe, es iſt inwendig in euch;“ entgegnete die bibelfeſte Miß Dundee. „Und der heilige Geiſt führt uns in alle Wahrheit ein.“ „Das ſteht geſchrieben und daran halte ich mich, Mylord.“

„Miß Dundee iſt unüberwindlich hinter dem Bollwerk ihres Partikularismus, lieber Henry,“ ſagte Doralice lächelnd. „Sie iſt ſich ſelbſt der heilige Geiſt! Und warum nicht? Als er ſeine myſtiſche Braut, die katholiſche Kirche verließ, flüchtete er ſich während tauſend Jahre, nach Ihrer Anſicht, in einige äußerſt ſpärlich geſäete Individuen, bis die anglikaniſche Kirche ſeiner habhaft wurde. Miß Dundee lehrt aber: Mit nichten! er ſetzt ſein Lehramt unmittelbar in jedem einzelnen Bibelleſer fort.“

„Mit ſolchen Behauptungen gründet man aberwitzige Konventikel voll Ausgeburten wilder Schwärmerei!“ rief Lord Henry; „oder man gerät in baren Unglauben, in einen gewiſſen abſurden Atheismus! Wird der heilige Geiſt ſo vermenſchlicht, daß mir meine Anſicht als ſeine Einſprache gilt, ſo kann ich auch einen Schritt weiter geben und den Erlöſer mit mir identifizieren; ja, vielleicht könnte ich es dahin bringen, mich zu meinem eigenen Schöpfer zu machen, worauf mir denn freilich nichts übrig bliebe, als in's Narrenhaus zu ſpazieren."

Und er verſenkte ſich in die Tiefe eines geräumigen Lehnſtuhls und hinter die ſpaniſche Wand der „Times", um ſich gegen die Übergriffe der Konventikel auf dem Boden der „establishd church" zu verſchanzen. Conrad ſagte zu Doralice mit einem Blick auf Lord Henry:

„Der Beneidenswerte! er ſcheint ſich nie um die neue deutſche Philoſophie bekümmert zu haben, die ſo kühn jene Schritte macht."

„Wer hat denn Sie dazu veranlaßt?" fragte ſie.

„Die namenloſen Schwankungen meines Verſtandes, der überall einen Haltpunkt, und die gräßliche Öde meines Herzens, die überall einen Gegenſtand ſuchten und nirgends fanden; mit einem Wort, der gänzliche Mangel einer höheren Autorität, auf die ich mich bei meinem Forſchen und Fragen hätte zurückziehen, mich an ſie lehnen und auf ihr ruhen dürfen," erwiderte Conrad. „Sie haben keine Ahnung davon, wie ein Menſch umher geſchleudert wird, wonach er rennt und haſcht, wie er ſich abmattet und wieder aufſtachelt, wie er zeitweiſe von einem erträumten Fund zehrt, wie er ihn mit Trauer oder Verachtung wieder fallen läßt, was er verſucht, was er kombiniert, wenn ihm nichts Göttlichgegebenes zum Ausgangs- und Endpunkt dient. Er irrt umher, wie der Wanderer, der in der Wüſte den Luftſpiegelungen nachzieht, die nichts als täuſchende Wirkungen von gewiſſen Licht- und Luftbeſonderheiten ſind und in Dunſt vergehen, während ſie ihn am fernen Horizont als Gärten und Paläſte, als große Städte, als Schiffe und Ströme anlocken und äffen. Der eine wird mehr äußerlich umher geſchleudert und angetrieben, in der Welt der Erſcheinungen nach feſtem Grund zu ſuchen, und findet ſtatt deſſen . . . einen Abgrund. Der andere ſucht und wühlt mehr nach Innen, in der Welt der Gedanken, und gelangt da an das Faß der Danaïden, in welches alle Syſteme, welche je der menſchliche Geiſt erſonnen und ausgeſponnen hat, hinein- und wieder herausfließen; das iſt: ihr Mangel an Dauer. Es gibt auch freilich noch eine dritte Menſchenſorte . . . und die hält ſich in harmloſer Oberflächlichkeit, verliert ſich nicht zu tief in die Welt der Erſcheinungen und befaßt ſich ſo wenig wie möglich mit der Gedankenwelt; aber eine Axe, um die ſein Leben ſich bewegt, die weder biegt noch bricht, die ihm Stich und Farbe hält — die hat auch ein ſolcher harmloſer Menſch nicht, wenn er ſie nicht von einer göttlichen Autorität .... und zwar ſchon in der Wiege empfängt. Später — iſt es zu ſpät! Der Glaube iſt eine Art von himmliſcher Kindheit der Seele. Iſt dieſe Kindheit verloren, ſo findet man ſie nie wieder.“

„Da irren Sie gründlich!“ rief Doralice. „Der Glaube iſt etwas ganz anderes als ein lebhafter Inſtinkt und als ein frommes Gefühl! er iſt eine Gnadengabe und eine Tugend, bei der ein geheiligter Wille tätig iſt.“

Conrad lächelte wehmütig; er wollte nicht ſagen, daß dieſe Worte für ihn keinen Sinn hätten. „Für den Menſchen, der dieſe Tugend nicht beſitzt,“ erwiderte er, „iſt das Leben ein Rätſel, welches in dieſem irdiſchen Abſchnitt unſeres Daſeins keine Löſung findet. Iſt man zu dieſer Erkenntnis gekommen, ſo wird man nach und nach ruhig. Man gibt es auf, am Ufer des Stromes der Zeit dahin zu rennen, um den Punkt zu ſuchen, wo er in die Ewigkeit mündet. Man ſetzt ſich nieder am Ufer und läßt ihn vorüber rauſchen.“

„Man iſt gelähmt im Herzen!“ rief Doralice.

„Nennen Sie Verzicht — Lähmung?“

„Verzicht auf Erkenntnis der Wahrheit — d. h. der ewigen Schönheit und der ewigen Liebe .... ja, das iſt eine ſo fürchterliche Lähmung des Herzens, daß man ſie einen Tod nennen könnte.“

„Ah, von der Liebe habe ich nicht geſprochen,“ ſagte Conrad lebhaft; „die liegt in einer anderen Sphäre.“

„Sie trennen Unzertrennliches, Herr von Friedingen,“ erwiderte Doralice. „Erkenntnis der ewigen Wahrheit iſt nichts anderes als Erkenntnis der göttlichen Liebe: das lehrt die chriſtliche Offenbarung .... und die gilt auch Ihnen! und die haben auch Sie mit derjenigen Kraft Ihrer Intelligenz zu erfaſſen, welche zu dieſem Zweck Ihrem geiſtigen Weſen verliehen iſt: mit dem Glauben.“

„So lehrt Ihre Kirche, gnädige Gräfin, die für Sie eine göttliche Autorität iſt .... doch nicht für mich. Ich muß mich nun einmal entſchließen, in meinem Subjektivismus mein kleines Leben auszuleben, obſchon ich es für ein ungeheures Glück erachte, daß andere eine Offenbarung beſitzen, welche ihnen durch eine objektive, in göttlicher Unerſchütterlichkeit wurzelnde Autorität, als göttliche Wahrheit garantiert wird.“

„Das geſtehen Sie ein?“ rief Doralice erfreut. „Nun, dann iſt es doch gewiß eines Verſuches wert, ob dies Glück nicht auch Ihnen erreichbar wäre.“

„Der Verſuch, Gräfin .... der iſt es eben, der mich abſchreckt! Ich habe ſchon ſo viel verſucht, daß ich nicht mehr kann und nicht mehr mag.“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hahn-Hahn, I. von
3-598-51062-4
FNr. 20867 / 054

„Die Enttäuſchung wäre auch zu ſtark," ſagte Miß Dundee, „wenn Sie im Papismus auf den Strand liefen! Aber Sie ſollten in der Bibel leſen, die das Band unſerer Seele zu Gott knüpft. Dann werden Sie ſchon das Wehen des heiligen Geiſtes verſpüren, der ein unnennbares, inniges Verhältnis zwiſchen Ihnen und Ihrem Erlöſer in der tiefſten Heimlichkeit Ihres Herzens zuwege bringt; und dann wird Ihnen ſein, als beſäßen Sie alles, „was kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat."

„Nonſens!" rief Lord Henry; „es iſt die Eigentümlichkeit der Sünde und der Lüge, ſich ſcheu in die tiefſte Heimlichkeit des Herzens zu verkriechen, Miß Dundee. Friſch und frei ſoll unſer Verhältnis zu Gott in unſer äußeres Leben hineintreten, und ſich als etwas Wirkliches und Tüchtiges aufweiſen, das ſich nicht vor dem Tageslicht fürchtet!"

„Beſte Miß!" ſagte Conrad, „dieſe unnennbaren, innerlichen Verhältniſſe mit Gott — und dies: ſo ſein, als beſäße man alles — ſind wohl den gründlichſten Selbſttäuſchungen unterworfen, die der individuelle Menſchengeiſt zuwege bringt, denn durch ſie hat und beſitzt man gar nichts Objektives, ſondern nur den Troſt und den Genuß des eigenen erregten Gefühls. Ich kenne ſehr wohl ſolche Aufwallungen des inneren Weſens, dieſen Schwung über die Grenzen unſeres armen Ichs hinaus, dies Untergehen in eine Flut ſeliger Ahnungen. Ich hatte ſie vor Jahren, als ich den Plato las . . . . und ſpäter, bei dem Studium pantheiſtiſcher philoſophiſcher Syſteme, die einen unbeſchreiblichen Zauber für mich hatten, weil ich wähnte, mit dieſer Weltſeele verſchmelzen zu können, und aus ihr, gleichſam in verbeſſerter Auflage, mich ſelbſt zurückzuerhalten. Aber mein Plato und meine Pantheiſten ſind in das Faß der Danaïden verſunken, und das „heimliche Verhältnis mit Gott", welches Sie mir anpreiſen, würde ohne Zweifel denſelben Weg nehmen. Nein! ich möchte viel lieber in ein „öffentliches Verhältnis" mit ihm treten, wenn ſo etwas möglich wäre."

„Wie Sie katholiſch ſind, ohne es zu wiſſen!" rief Doralice. „Sie ſehnen ſich nach einer Gemeinſchaft und nach einer ſichtbaren Kirche!"

„Nach Ihrer Auffaſſung von Ihrer Kirche wäre das ganz in der Ordnung: iſt ſie von Gott beauftragt, der Menſchheit die eine und ewige Wahrheit zu bringen: ſo muß Gott der Menſchheit auch die Fähigkeit gegeben haben, ſich nach dieſer Wahrheit zu ſehnen. Und dann muß man ſich nur verwundern, daß ſo wenige es tun."

„Wer weiß, ob es wenige ſind!" entgegnete Doralice. „Übrigens aber weiß man ja, daß die große Maſſe ihr Intereſſe auf die Dinge der Zeit wendet und für das Ewige nicht viel Sinn hat — wenigſtens nicht, ſo lange es ihr gut geht. Etwas torquiert zu werden, iſt ihr für ihr Seelenheil recht notwendig, wie jedem einzelnen auch.“

„Ach!“ ſeufzte Frau von Derthal, „daran fehlt es keinem! es geht nur zuweilen in ſo ſubtiler Weiſe vor ſich, daß es äußerlich nicht zum Vorſchein kommt.“

„Ich dachte, Du wollteſt ſagen, daß man es ſelbſt kaum merkt!“ rief Doralice ſcherzend; „denn im ganzen ſind die Prüfungen doch ſehr gering, durch welche Gott uns führt.“

„Das ſagen wir gewöhnlich erſt, wenn wir ſie überwunden haben, meine heroiſche Tochter!“ antwortete Frau von Derthal ebenfalls im ſcherzenden Ton. Heimlich aber dachte ſie ſehr ernſthaft, daß ihre Prüfungen der Ungewißheit über Eulaliens Zukunft mit nichten als gering zu betrachten wären. So lange ſie gefürchtet hatte, Conrad könne durch Diskuſſion ernſter Fragen zurückgeſtoßen werden, hatte ſie geſucht zu mildern und abzubrechen; jetzt aber nahm ſie wahr, daß er gern darauf einging, keine Empfindlichkeit äußerte, aber freilich auch nie ſeinen Standpunkt aufgab und ſich für überwunden hielt — jetzt wünſchte ſie ſehnlichſt, Doralice möge ſich als eine andere Scheherazade ausweiſen und — ſtatt mit Märchen — Conrad mit Wahrheit umſpinnen und feſſeln; denn es war jetzt nicht länger möglich, Celeſtinens und Roderichs Verbindung aufzuſchieben, da der Oktober allmählig zu Ende ging. Conrad hatte früher dieſen Zeitpunkt zugleich auch für ſeine Abreiſe feſtgeſetzt. Freilich nur im Anfang war davon die Rede geweſen; jetzt ſchon lange nicht mehr und ſie hütete ſich wohl, die Frage anzuregen. Aber das war klar: wenn die Traubenkur aufhörte, Roderich vermählt war, und kein Intereſſe ihn an den Rheingau knüpfte, ſo ging Conrad in ſeine Heimat zurück; und es war wohl höchſt unwahrſcheinlich, daß Eulalie dann jemals Frau von Friedingen werden würde.

Auch Doralice wünſchte lebhaft, Conrad möge ſeinen Aufenthalt im Rheingau möglichſt verlängern. Sie entwarf verſchiedene Pläne, mit welchen Geiſtesmännern er zuſammen kommen, welche ernſte Lektüre und gründliche Studien er machen müſſe, um ſich aus dem Labyrinth der Syſteme zu flüchten und auf dem poſitiven Boden des Chriſtentums und der Geſchichte der Kirche Fuß zu faſſen. Es ſchien ihr unmöglich, daß Conrad in ſeinem gegenwärtigen Indifferentismus verharren könne! Dieſe traurige Geiſtesverfaſſung war ja nur die Folge eines ungeordneten und verkehrten Strebens, um die höhere Wahrheit zu finden; entſprang nicht aus jener Mißachtung des Höheren, die aus der Überſchätzung des Niederen hervorgeht; auch nicht aus der öden Blaſiertheit eines abgewelkten Herzens; auch nicht aus dem Stumpfſinn der

Flachheit; auch nicht aus ſelbſtzufriedener Wertſchätzung des eigenen Standpunktes. Es war eben nur die Reaktion gegen ein krankhaftes Übermaß von Verlangen nach Erkenntnis. Wie ein edles Rennpferd, das außerhalb der Bahn umhergehetzt wird und totmüde zuſammenbricht, ohne am Ziel zu ſein: ſo war es mit dieſem kranken Geiſt. Er bedurfte der Ruhe, um ſich zu erholen, und in der geiſtigen Atmoſphäre eines linden, geſunden Einfluſſes, um ſich allmählig gerade und kräftig aufzurichten, und dann mit erneuten Schwingen einen neuen Flug anzutreten. In ihr ſtilles, einförmiges Leben war mit Conrad ein Element des höchſten Intereſſes gekommen; eine Spannung, ein Mitleid, eine Teilnahme, die ſie nie für irgend einen Menſchen empfunden, weil ſie nie Veranlaſſung gehabt hatte, ſich in dieſer Weiſe mit einer Seele zu beſchäftigen. Der Gedanke an Conrad ſtörte ſie nicht, aber — er war ihr beſtändig gegenwärtig und die ſtete Schwankung zwiſchen Sorge und Hoffnung, und der ſtete Wunſch, doch mindeſtens ein Atom von Erkenntnis, einen Funken von Licht in dieſe Seele zu werfen, gab dieſem Gedanken einen gefährlichen Reiz. Je mehr die Jahreszeit vorrückte und aus der ſchönen, freien Natur ins Haus verwies, deſto traulicher wurde der Familienkreis und deſto mehr lebten ſich alle miteinander ein. Man lernte ſich nicht bloß in allgemeinen Umriſſen kennen, ſondern in den feinen Schattierungen, den zarten Zügen, den beſonderen Neigungen, welche die Eigentümlichkeit der Charaktere ausmachen. Dieſe trauliche ungeſtörte Häuslichkeit, die verſchiedenartig genug zuſammengeſetzt war, um nicht einförmig und langweilig zu werden, war der Entwicklung warmer Empfindungen ſehr günſtig. Gerade dies iſt der große Vorteil eines feſten und innigen Familienkreiſes, daß die einzelnen Glieder desſelben in ihm, nicht bloß äußerlich, ſondern auch dem Herzen nach, ihre liebe Heimat, ihre beſten Freunde haben. Conrad hatte freilich bis dahin auch häuslich gelebt, doch nur in der Dämmerung und auf der Schattenſeite der Verhältniſſe; in deren freundliches Licht und in deren warme Sonnenſeite trat er jetzt erſt ein. Ihm war zu Sinn, als blühe ſein fröſtelnd zuſammengewickeltes, inneres Sein auch jetzt erſt auf.

Lord Henry ließ ſeinerſeits die Tage kommen und gehen wie ſie wollten. Wie ein ſchlaftrunkener Menſch mochte er ſeine Lage nicht verändern. Doralice hatte ihn gefragt, ob ſeine Geſchäfte ihn nicht nach England zurückriefen; er antwortete: er habe keine Geſchäfte. Die Anordnungen auf ſeinen Gütern waren ein- für allemal gemacht; ſeine Pächter zahlten — und zahlten ſie einmal nicht prompt, ſo habe man Geduld mit ihnen. Parlamentsmitglied ſei er nicht; die Marine habe er aufgegeben — und ſo ſei denn der Kreis ſeiner Tätigkeit kaum größer und ſchwerlich wichtiger zu Enisdale-Caſtle, als im Schlößchen. Überdas wären ſeine Kinder ohne Frage hier glücklicher als dort. Doralice ſagte einige liebevolle Worte über die Kinder und deren Entwicklung; dann ſetzte ſie hinzu:

„Aber iſt es wirklich möglich, daß Gott gar nichts von Ihnen verlangt? Mir däucht, man hätte doch der Legion von Schwätzern und Schreibern gegenüber, die ſich ſo fürchterlich breit machen, recht viel für ihn zu tun! Sieht man ſich um in unſerer Zeit, all überall, auch in England, wird man da nicht gezwungen, ſich einzugeſtehen, daß die Grundlagen, auf denen ſich die menſchliche Geſellſchaft ausgebaut hat, aus ihren Fugen gewichen ſind, und mehr und mehr noch weichen müſſen, weil der Antagonismus der Parteien, innerhalb des ſozialen Baues, die Baſis auseinander drängt, und weil unterhalb aller Parteien ein Element gährt und grollt, das mächtiger als ſie alle iſt, und ſie alle, ſamt ihrem Bau, durch eine ſoziale Sündflut hinwegzuſchwemmen droht. Dies Element iſt ein tiefer, wilder, nagender Haß gegen alles, was Religion, Glaube, Kirche iſt und damit zuſammenhängt. Die Parteien, die ſich jetzt auf ſozialem Boden gegenüber ſtehen, bekämpfen zum Teil noch jenes Element des verwüſtenden Umſturzes. Dennoch wächſt es und lockert mehr und mehr die Bande, welche den Menſchen an Religion, Glaube und Kirche — und dadurch an Geſetzlichkeit und Rechtsbewußtſein und an den Nächſten knüpfen.“

„In England iſt das nicht der Fall!“ rief Lord Henry.

„Wo ſteht der hidöſe Pauperismus, wo das Fabriksunweſen, wo die kraſſe Kluft zwiſchen Reich und Arm, wo die Unzulänglichkeit der Mittel, um der Entſittlichung und Verkommenheit zu wehren, höher in Blüte!“ rief Doralice.

„Aber bei uns iſt die Macht noch immer Macht; denn der traditionelle Nationalinſtinkt und der poſitive, praktiſch, geſunde Menſchenverſtand, die Englands Signatur und Erbteil ſeit tauſend Jahren und durch ſeine großartigen Inſtitutionen beſiegelt ſind, umringen den Thron, die bürgerliche Ordnung und die Geſetze mit ihrem Schilde.“

„Dem gegenüber ſteht das Übermaß materieller Proſperität, dies Schwimmen in der Quinteſſenz ſelbſtvergnüglichen Wohlbehagens,“ ſagte Doralice. „Eine gewiſſe äußere Trockenheit und Kaltblütigkeit mindert die Extravaganz des Luxus und der Genußſucht auch in ihrer äußeren Erſcheinung; ob aber unter der kühlen Form nicht eine Art von babyloniſcher Trunkenheit gährt, die den Turm bis in den Himmel zu bauen ſich vermißt — und die ich weiß nicht was für ein Echo von König Baltaſſars Feſtmahl und der geheimnisvoll ſchreibenden Hand iſt — das, lieber Henry, werden Sie freilich verneinen und ich laſſe mich auf keine Prophezeiungen ein; doch die Geſchichte lehrt uns, daß übertriebenes materielles Glück furchtbare Umwälzungen herbeiführt. Daß England bedroht iſt, ſo gut wie ganz Europa, werden auch Sie nicht leugnen. Nur ſchlägt vielleicht ſeine Stunde ſpäter, und dann will ich herzlich wünſchen, daß ſich das Mark ſeines Volkes unvergiftet von den freſſenden Wunden an ſeinem ſozialen Leibe erhalten habe; daß der ſyſtematiſche Haß gegen Religion, Glauben und Kirche ihm nicht eingeimpft ſei. Umſomehr aber wundere ich mich, wenn Sie ſagen: Sie hätten nichts in England zu tun. Ich meine, in unſerer Zeit hätte jeder, dem das Herz auf dem rechten Fleck ſitzt, ganz außerordentlich viel zu tun, um die Atome von Wahrheit, welche ſich unter Maſſen von Irrtum, von Entſtellung, von Unwiſſenheit, von Lüge — dennoch in allen Parteien finden, aus dem Wuſt befreien und mit dieſem gereinigten Material den Bau der Zukunft errichten zu helfen.“

„Solche Arbeit müſſen Sie einem neuen Herkules zumuten — nicht mir.“

„Auch Sie haben die Verpflichtung in Ihrem Kreiſe, auf Ihrem Platz, mit Ihren Mitteln wenigſtens einen Funken zu dem großen Herde hinzutragen, deſſen Licht, Glut und Glanz — Finſternis, Kälte und Nacht beſiegen ſollen. Die chriſtlichen Elemente müſſen ſich ſammeln und ſcharen zum Widerſtande gegen das Böſe, das Zerſetzende, das der Unglaube erzeugt und das gerade in unſeren Tagen eine noch nie dageweſene ungeheure Tätigkeit gegen das Gute entwickelt. Wohin der Unglaube ſeine Miasmen aushaucht .... da tritt der Prozeß des Todes ein: Auflöſung, Zerfall; denn er untergräbt den Thron, den Altar, die Familie, das Recht — jede Beziehung, die den Menſchen adelt. Der Große wird brutal egoiſtiſch, der Kleine brutal neidiſch; die Menge brutal ſtumpf für alle Intereſſen, die nicht in irgend einer Weiſe den Geldbeutel berühren. Die Geſellſchaft zerſetzt ſich in Individuen, die ſich nur zu materieller Gemeinſchaft verbinden, und feindlich einander gegenüber treten, wenn dieſe aufhört — und dieſe Zerſetzung bringt eine furchtbare ſittliche Korruption mit ſich, in welcher jenes Heer von Individualitäten ſchwelgt, weil es in die Brutalität hinein geſunken iſt, indem es ſich von der Hand Gottes losriß. Denn das iſt nun einmal gewiß: nur zwiſchen zwei Angelpunkten hat der Menſch die Wahl! er gehört dem Himmelreich oder dem Tierreich an.“

„Und der, welcher ſich das Himmelreich erwählte,“ ſagte Lord Henry ernſt, „ſoll eingedenk ſein, daß die heilige Schrift ſagt, es ſei nur den Gewaltigen erreichbar. Nicht wahr?“

„Ja,“ entgegnete Doralice, „ich meine, er ſollte mit aller Energie ſeiner Wahl gemäß leben und handeln, wenn Gott ihn zum Mittelpunkt eines größeren Kreiſes gemacht und ihm entſprechende Fähigkeiten gegeben hat — und nicht ſo ruhig die Hände in den Schoß legen, wie . . . .“ —

„Wie ich!“ rief Lord Henry. „Aber die tumultuariſche Zeit iſt nicht lockend zum Handeln. Entweder man vermehrt den Tumult oder man richtet nichts aus. Friedingen zum Beiſpiel macht es eben nicht anders, als ich.“

„Ah, der arme Friedingen!“ ſagte Doralice ſchmerzlich.

„Nun, warum beklagen Sie nicht den armen Henry mit derſelben Wehmut?“

„Weil da gar kein Vergleich zu ziehen iſt!“ rief ſie. „Er glaubt ja nicht . . . . wie ſollte er handeln können! — — Aber,“ ſetzte ſie hinzu, „wer dieſe himmliſche Kraft in ſich — und objektiv deren Gegenſtand, die göttliche Offenbarung, beſitzt oder zu beſitzen meint, der muß mit dem Apoſtel Paulus ſprechen: „„Die Liebe Chriſti drängt uns.““

„Zur katholiſchen Werktätigkeit!“ rief er ſpöttiſch.

„Zur katholiſchen Hingebung,“ ſagte ſie ſanft; „und wenn dermaleinſt des armen Friedingen Seelenauge ſich für das wundervolle Licht der katholiſchen Wahrheit öffnen und jenen Strahl empfangen ſollte, der Glaube heißt: dann wird er ſicherlich jene Hingebung verſtehen und nicht in ſeiner kühlen Abgeſchloſſenheit, als ob er außerhalb einer Welt von Brüdern ſtände, verharren.“

„Solch Vertrauen haben Sie zu ihm!“ ſagte Lord Henry finſter.

„Solch Vertrauen habe ich zur Gnade Gottes,“ entgegnete Doralice; „denn der Glaube iſt eine Gnade, die Tote erweckt und übernatürliches Leben gibt — und der Atemzug dieſes Lebens iſt wirkende Liebe.“

Mit einem ſo tiefen Seufzer, als ob ſeine Bruſt ſich vor Sehnſucht ſpalte, ſagte Lord Henry:

„Den könnt' ich auch brauchen!“

Doralice ſah ihn liebevoll an und ſagte:

„Wolle Gott dieſen Seufzer hören und erhören.“ Dabei blieb es. Es war wie das Märchen „Von der ſchlafenden Schönen im Walde“, wo alle von einem Zauber regungslos in ihre Stellung gebannt ſind. Jeder hing ſtill ſeinen Hoffnungen und Wünſchen nach, die von dem Zauberkreis, der ihn umſpann, genährt wurden — und jeder ſcheute ſich, eine Bewegung zu machen, die eine Veränderung in dieſem Kreiſe hätte veranlaſſen können.

„Wir ſind Kinder der Heiligen."

Die Feier war vorüber, die namenlos ernſte, welche zwei Menſchen mit ihren wandelbaren hinfälligen Herzen auf ewig zu einem Leben verbindet, welches ſich ſo leicht träumt und ſo ſchwer lebt: Roderich und Celeſtine waren in geheimnisvoll unauflöslicher Weiſe durch ein Band verknüpft, das ſeine Weihe und ſeine Dauer vom Herzblut Jeſu empfängt. Es fand keine andere Feſtlichkeit als die kirchliche Feier ſtatt, da die Trauer um Spiridion nur gerade für dieſe Ceremonie abgelegt wurde. Niemand zeichnete ſich durch großen Frohſinn aus, denn alle Glieder der Familien dachten unwillkürlich an die Ehen der drei älteſten Derthal'ſchen Töchter und der Gedanke war wohl geeignet, die Vergänglichkeit, dieſen ſchwarzen Schatten des Glückes, der Gegenwart zur Seite zu ſtellen und deren Roſenrot zu dämpfen. Celeſtine ſah vor großer Gemütsbewegung, die ſelten genug bei ihr eintrat, ſo leichenblaß aus, daß ſogar Roderich ungewöhnlich ernſt wurde, um in dieſem wichtigen

Moment gehörig mit ſeiner Braut zu ſympathiſieren. Aber bleicher als die blaſſe Braut war Doralice. In dasſelbe Gotteshaus, zu demſelben Altar, mit demſelben ſchüchternen Vertrauen war auch ſie gegangen vor wenigen Jahren .... und jetzt war das Band, das damals für immer geknüpft ſein ſollte, traurig entweiht, und ach! nicht mit der leiſeſten Fiber ihres Herzens vermochte ſie zu wünſchen, daß es hergeſtellt werden möge. War das nicht treulos? war das nicht eine Beleidigung der göttlichen Liebe, die dem Ehebund ihre Gnade gegeben hatte und eine übernatürliche Treue, nicht des Menſchen, ſondern der Gnade wegen, forderte? — Doralice weinte ſo, daß ſie durch ihre Tränen wie durch einen Schleier ſah und mühſam ihre Faſſung errang, als die Ceremonie vorüber war. Conrad wurde durch dieſen Schmerz, deſſen Grund er nicht ahnte, tief erſchüttert. Welche Leidensſtürme ſind denn durch ihre Seele gegangen, um ſie nach Jahren und in der Erinnerung noch ſo heftig zu bewegen! und welch' ein Schatz von Liebe muß in einem Herzen ſein, das ſich in einem ſo herben Leid ſo himmliſch entfaltet hat! .... ſprach er zu ſich ſelbſt. — Ach, vielleicht hatte Doralice nie ein herberes Leid empfunden, als gerade in dieſem Augenblick, wo der „verborgene Gott“ aus ſeinem Tabernakel heraus an ihr Herz klopfte und fragte: Biſt du mir treu?

— und ſie nicht wußte, ob ſie ja ſagen dürfe, oder nein ſagen müſſe. Denn ihr Herz war rein genug, um vor dem leiſeſten Hauch einer Trübung zu zittern und um kein größeres Leid zu kennen, als eine Beleidigung der göttlichen Liebe durch ſelbſtſüchtige Liebe. — Lord Henry dachte bei ſich ſelbſt, er würde die Welt darum geben, wenn er erfahren könne, was eben in ihrem Herzen vorgehe und wem ihre Tränen gelten möchten.

Am Nachmittag ſollte das Dampfſchiff das junge Paar ſtromab und an den eigenen Herd führen. Celeſtine, um die Angſt vor dem Abſchied zu dämpfen, beſchäftigte ſich ſo eifrig mit dem Einpacken ihrer Sachen, daß nichts vergeſſen werde, daß die geringſte Kleinigkeit in die Koffer komme, daß kein Band, kein Buch, kein Notenblatt etwa unter Eulaliens Habſeligkeiten bleibe, daß Roderich ganz erſtaunt ſagte: der liebe Gott habe ihn wohl mit einer ſo extra pünktlichen, ſorgſamen, ordnungsliebenden Hausfrau bedacht, um ſeinen Mangel an dieſen Tugenden zu vergüten. Celeſtine unterbrach ihre Tätigkeit im Durchſuchen des Notenſchrankes, legte einige Hefte, die als ihr Eigentum mit ihrem Namen bezeichnet waren, zur Seite und ſagte:

„Ein unpünktlicher Militär . . . . das iſt ein Widerſinn, beſter Roderich.“

„O was den Dienſt betrifft — pünktlich wie eine Rechenmaſchine!“

„Warum ſoll denn aber das Haus hinter dem Dienſt zurückſtehen? iſt das nicht ungerecht, beſter Roderich?“ ſagte Celeſtine gelaſſen und verſenkte ſich wieder in ihr Geſchäft.

Lord Henry ſchlug die Hände zuſammen und rief:

„Nun, das muß ich ſagen .... eine ſolche geborene Hausfrau iſt mir noch nie vorgekommen.“

„Welch ein Glück für ihre Verhältniſſe!“ ſagte Frau von Derthal.

Celeſtine aber zog mit einem Pack Notenhefte ab und wies ihnen eigenhändig einen Platz im Koffer an. Beide Schweſtern waren ihr dabei behilflich; Doralice unter Tränen freundlich lächelnd, Eulalie unter allerhand Geplauder von Baldwiederſehen ꝛc.

Als ſie fertig waren, umſchlang Doralice zärtlich Celeſtine, ſah ihr tief ins Auge und ſagte:

„Dieſen Tag wirſt Du in Deinem ganzen Leben nicht vergeſſen, liebe Celeſtine; aber vergiß auch nicht, daß es der Tag des Erzengels Raphael iſt.“

„Des Schutzpatrons der Reiſenden, der mich in meine neue Heimat geleiten ſoll; — o nein! das vergeſſe ich nicht, denn ich werde ſeinen Schutz doch recht nötig haben!“ ſagte Celeſtine beklommen.

„Und vergiß auch nicht, daß der Engel Raphael zu ſeinem Schützling Tobias geſagt hat: „„Schließe nicht Gott von dir und von deinem Herzen aus;““ — denn, wie es weiter heißt, geliebte Celeſtine: „„Wir ſind Kinder der Heiligen;““ und ach! wir haben eine gefährliche Neigung in uns, Kinder der Welt zu werden. Die Welt aber iſt die Stätte der ungeordneten Liebe.“

„Ach!“ ſeufzte Celeſtine, „jetzt, da der Abſchied von Euch einbricht, wird mir das Herz furchtbar ſchwer und mir iſt zu Mut, als hätte ich etwas übernommen, das weit über meine Kräfte geht.“

„Ja, ſie geht auch weit über menſchliche Kräfte hinaus .... die Ehe, mit ihren ernſten, verantwortungsvollen Pflichten,“ erwiderte Doralice, „und deshalb eben hat ſich Gott unſerer Schwäche erbarmt und durch das Sakrament eine übernatürliche Kraft zu Gebot geſtellt, mit der wir die volle Bürde tragen können, ohne zu erliegen. Aber dazu gehört, daß wir Gott nicht durch die Welt und die irdiſche Liebe aus unſerm Herzen drängen laſſen, daß wir ſeine guten Kinder, Kinder der Heiligen, Genoſſen der Heiligen bleiben, und dieſe Aufgabe fällt Dir zugleich für Dich und für Roderich zu. Du haſt an Deinem heiligen Glauben eine Richtſchnur, die nie ſich krümmt, eine Leuchte, die nie erliſcht: Du mußt in Deiner Ehe das himmliſche Element zur Geltung bringen.“

„Schweig', ich bitte Dich, ſchweige, Doralice! wenn ich Dich höre, möchte ich lieber Roderich allein abreiſen laſſen . . . . und das iſt nun doch nicht mehr möglich!“ rief Celeſtine.

„Nein, das iſt nicht mehr möglich! Du biſt an Roderich gebunden und mußt ihm folgen bis zu Deinem letzten Atemzug durch alle Leiden und Freuden des Lebens,“ entgegnete Doralice. „Aber das muß und wird Dir mit Gottes Gnade möglich ſein: Dich zu heiligen und Roderich zu heiligen; denn das iſt der letzte Zweck der Ehe — und hältſt Du ihn nicht höher als alles Glück, als jede Wohlfahrt, als ſämtliche Güter, welche Dir zufallen könnten: ſo hätteſt Du Deine Beſtimmung verfehlt. Und darum bitte ich Dich, vergiß nicht, daß Du Deine Reiſe durch die Blumenhaine, die Wüſten, die Ungewitter des Lebens unter dem Schutz des Engels Raphael beginnſt; und was er damals geſprochen hat, laß Dir täglich und ſtündlich geſagt ſein; dann biſt Du geborgen, geliebte Celeſtine.“

Die Schweſtern umarmten ſich zärtlich. Eulalie, die aufmerkſam zugehört hatte, legte beiden ſcherzend ihre Arme um den Nacken und ſagte:

„Tragt Euer Joch! ich bleibe frei! . . . . Das iſt ja eine formidabel ernſte Begebenheit . . . . die Ehe! ich aber will fröhlich ſein.“

„O, Celeſtine wird ſehr fröhlich ſein!“ rief Doralice. „Nichts macht ſo froh und ſo glücklich, als eine Bürde, die Gott uns auflegt. Das iſt dermaßen wahr, daß alle Menſchen ſich nach irgend einer edlen Bürde ſehnen und daß die, welche ſich nicht die ihre in Geſtalt der Pflicht, von Gottes Hand auflegen laſſen — ſich ſelbſt eine ſchaffen und ſie edel zu nennen ſuchen, in Geſtalt irgend einer Leidenſchaft. Nein, meine Schweſtern, wer fröhlich ſein will, muß ſein tüchtiges Tagewerk zu verrichten haben! Müſſiggänger ſind ſtets entweder grämlich oder launenhaft.“

Celeſtine trocknete ihre Tränen; aber ſie brachen wieder aus, denn Frau von Derthal trat ein; die Scheideſtunde war da. Ihr Mutterherz zerſchmolz in Wehmut, da jetzt die vierte Tochter das Schirmdach des Hauſes verließ, das ihre Jugend behütet hatte. Wie harmlos, wie hoffnungsvoll, wie unbefangen war dies Kind, das ſie der Welt gab — und wie wird ihr die Welt dies Kind zurückgeben? — Sie dachte an Suſanne, an Blanca, an Doralice. Was hatten ſie gefunden? . . . . in verſchiedener Form — ein Grab des Glückes. All' ihre kleinen Pläne und Kombinationen kamen ihr in dieſem Augenblick nichtig vor, denn wiederum zog ein Kind aus zur Eroberung dieſes, ach! ſo ungewiſſen Glückes. Sie und Fräulein Creſcenze nahmen im Schlößchen Abſchied von Celeſtine;

Doralice und Eulalie aber, mit Lord Henry und Conrad, gaben dem jungen Paar das Geleit bis zur Nachenſtation am Rhein. Es war ſo recht ein ſtiller, milder, lautloſer Herbſttag: kein Vogel ſang, kein Lüftchen regte ſich; die gelben Blätter zitterten an den Äſten, nicht vom Winde, nur vom Hauch des Todes, der ſie verzehrte. Die Sonne ſtand als purpurfarbener, ſtrahlenloſer Glutball in den bläulichen Nebeln des Weſtens. Der mächtige Strom rieſelte leiſe wie ein Bach, mit ſanft gekräuſelter Oberfläche, in ſeinem weiten Bett dahin. Niemand ſprach; ſogar Roderich ſchwieg. Sie gingen raſch; dennoch rief ihnen der Schiffmann ſchon von Ferne zu, ſie möchten eilen, es ſei keine Zeit übrig. Das war gut, es kürzte den Abſchied. Eine Umarmung, ein Händedruck — und Roderich ſtand im Nachen und half Celeſtinen hinein. Der Schiffmann ſtieß ab, ſie glitten dahin, den Strom durchſchneidend dem Dampfſchiff zu. Immer undeutlicher wurden ihre Geſtalten. Die am Ufer wußten: ſie ſind es; aber ſie erkannten ſie nicht mehr. Jeder Ruderſchlag machte die Trennung größer, anſchaulicher — und als das Dampfſchiff anhielt, um ſie aufzunehmen, gewahrte man nur noch eine unbeſtimmte Bewegung. Doralice hatte ſich am Ufer niedergeſetzt. Nun ſtand ſie auf, nahm Eulaliens Arm und ſagte gefaßt:

„So! jetzt muß ſie ſich auf Gott verlaſſen! denn auf einen Menſchen — das iſt zu wenig! Wir aber wollen nach Mariathal gehen, Eulalie.“

Frohlockend rief dieſe: „Das iſt mir recht! ach ja . . . . ſolch ein ſtiller ausruhender Gang am ſchönen Herbſtabend nach dem lieben Mariathal, der tut gut nach all' den Tränen und Gemütsbewegungen.“

„Ich gehe mit, denn es wird finſtere Nacht, bis Sie heimkehren,“ ſagte Lord Henry.

„O nein, wir haben Vollmond,“ erwiderte Doralice. „Machen Sie das, wie Sie wollen, aber zählen Sie nicht auf unſer Geſpräch, Henry,“ ſetzte ſie hinzu, „denn Eulalie und ich . . . . wir wiſſen, was wir zu tun haben. Und was den Schutz betrifft, ſo iſt ja Cerberus da.“

„Sie wollen doch nicht während des ganzen Weges weinen!“ rief er beſtürzt.

„Gewiß nicht! wir wollen aber den Roſenkranz zuſammen beten für unſere liebe Celeſtine,“ ſagte ſie ſanft.

Lord Henry ſchlug entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammen und rief:

„Doralice, iſt's möglich! Sie ſind ja eine kluge Frau, eine charmante Frau, eine gebildete Frau, und Sie beten den Roſenkranz, wie die Bauern und die alten Spittelweiber!“

„Ja!“ ſagte ſie gleichmütig.

„Und mit Eulalie wollen Sie ihn laut beten?"

„Ja, in Pauſen, aber laut."

„Nun, dann muß ich Sie Ihrem Schickſal überlaſſen!"

„Adieu," ſagte ſie freundlich und ſchlug mit Eulalie, da ſich eben hier die Wege trennten, den Pfad nach Mariathal ein.

Mit großen Schritten ging Lord Henry dem Schlößchen zu. Conrad folgte ihm langſam und verſtimmt; er hätte den Spaziergang mitgemacht, wenn ſich Henry angeſchloſſen hätte; er allein . . . wagte es nicht. Plötzlich blieb Henry ſtehen und rief:

„Was meinen Sie, Herr von Friedingen, wäre es nicht artiger, die Damen zu begleiten."

„Mylord," entgegnete Conrad, „Sie ſind eben ſo wenig artig gegen Gräfin Doralice geweſen, daß ihr die Begleitung nicht ſehr genehm ſein dürfte."

„Das iſt wahr! aber ſie treibt es darnach. Muß man nicht außer ſich geraten über ſolche . . . . Unbegreiflichkeiten."

„Durchaus nicht! man kann außer ſich geraten über Dinge, die man begreift, denn man hat einen Maßſtab für ſie. Aber das, was man nicht begreift, läßt man auf ſich beruhen, wenn es in ſo edler Form, wie bei Gräfin Doralice, uns entgegen tritt."

Lord Henry ſah wohl ein, daß dies höflicher und verſtändiger geweſen wäre. Da Conrad ihm aber nicht den Rat gab, den er zu hören wünſchte, nämlich den: umzukehren und Doralice zu begleiten, ſo ſchwieg er, bis Beide im Schlößchen anlangten und bei Frau von Derthal Bericht abſtatteten, was aus ihren Töchtern geworden ſei.

Doralice und Eulalie kehrten nach einigen Stunden im ſchönſten Mondſchein von ihrem Spaziergang zurück. Man ging aber an dieſem Abend früher als gewöhnlich auseinander, denn die Damen waren ſämtlich ermüdet von den wechſelnden Gemütsbewegungen des Tages. Doralice ſehnte ſich nach der Ruhe und Einſamkeit des Schweizerhäuschens.

Sie hatte bereits ihr Kammermädchen entlaſſen und war noch einmal, nach ihrer Gewohnheit, bei Henry's Kindern geweſen, um Auge und Herz an dem Schlaf der Unſchuld zu laben. Mit einer Lampe in der Hand ging ſie durch den Salon ihrem Schlafzimmer zu — da fiel das Lampenlicht hell auf ihren Schreibtiſch und ſie ſah zwei Briefe auf demſelben liegen. Der eine war von Blanca; der andere fiel ihr auf, weil ihr die Schrift nicht bekannt war. Sie erbrach ihn zuerſt und las: „Geliebte Doralice! Wenn mir Dein edles Herz nicht bekannt wäre, ſo würde ich nicht wagen, dieſe Zeilen an Dich zu richten und Dir meine Bitte vorzutragen: ich wünſche Dich in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Nur deshalb bin ich hier. Wenn Du bis morgen Mittag nicht hier biſt, ſo ſchließe ich daraus, daß ich zu Dir kommen ſoll. Richte es alſo ein, wie es Dir genehm iſt — aber ſprechen muß ich Dich. Vergib meine Zudringlichkeit! Ach, Du haſt mir ja ſchon unendlich viel mehr vergeben! Sieh, teure Doralice, ſo feſt zähle ich auf Dein Herz, um das vorauszuſetzen! O, es kann jetzt noch alles gut werden, ja, beſſer als zuvor. Komme nur bald in die Arme Deiner Sarolta. — Wiesbaden, in den vier Jahreszeiten, am 24. Oktober, 1858."

Sarolta . . . . war Ghioray's Schweſter. Doralice hatte am Schreibtiſch ſtehend dies kurze, haſtige, ſtürmiſche Briefchen geleſen. Als ſie zu Ende war, zitterte ſie bis in die Fußſpitzen hinein und ſank auf ein Sopha. Was bedeuten dieſe Zeilen? handelte es ſich um Sarolta? . . . . aber was konnte ſie für Sarolta tun? Oder um Ghioray? . . für ihn noch weniger! — Er war auch gar nicht genannt. Es kann alles gut werden, ſchrieb Sarolta. Mein Gott . . . . wenn er tot wäre . . . . Ah! — rief ſie mit herzzerſchneidendem Schmerz und verbarg ihr Antlitz in ihren eiskalten, bebenden Händen; denn wie ein Blitz war es durch ihre Gedanken geflogen: Dann wäreſt Du frei! . . . . und dieſer Blitz riß den Vorhang vor einem Abgrund in ihrem eigenen Herzen hinweg: ſie wünſchte frei zu ſein. Ja! ſie wünſchte es! und weshalb? Sie glitt vom Sopha herab auf ihre Kniee und drückte ihre gefalteten Hände vor die Bruſt und betete halb laut mit gebrochener Stimme: Herr, erbarme dich meiner .... geh' nicht in's Gericht mit mir! ich will nicht frei ſein! ich will, was du willſt! .... ich will, was deine Hand mir ſchickt! ich will die Freiheit der Kinder Gottes! .... ich will lieben, wen du willſt! ... ich will dich lieben! ... o laß mich dich lieben. — — Und lautlos ſetzte ſie ihr Seelengeſpräch mit Gott fort, das aus der Tiefe eines Herzens quoll, welches ſich einer furchtbaren Gefahr nahe fühlt, ſie redlich in's Auge faßt und feſt entſchloſſen iſt, ſich gegen ſie zu verteidigen — möge der Kampf auch noch ſo heiß werden. Und er wurde es! — — —

Die zwiefache Stille der Nacht und der Abgeſchiedenheit umgab ſie. Alle Jalouſien waren geſchloſſen, alle Vorhänge zugezogen, kein Licht, kein Laut von Außen drang in dies Zimmer; es war wie aus der Welt heraus geſchnitten und auf irgend einen fernen Stern verſetzt — oder auf eine Inſel, an deren Geſtade die Wogen des Lebensmeeres verrieſeln. Der Pendelſchlag der Uhr, das Kniſtern des erlöſchenden Feuers im Kamin gaben doch dieſer Stille etwas Trauliches. Die Lampe verbreitete ihr mildes Licht durch den ganzen Raum und goß ihren milden Schein auf Doralice ſelbſt, die vor dem Sopha kniete, ihre Arme auf das Polſter, ihre Stirne auf ihre gefalteten Hände geſtützt hatte. In einem Peignoir von weißem Cachemir lag ſie da wie ein Marmorbild, regungslos, nach Innen geſammelt, ſchöner, als je ein menſchliches Auge ſie geſehen hatte, eine ſtille Prieſterin, die ſchweigend ihr Opfer für den Altar bereitet. — Und wenig Schritte von ihr, da waren die Ihren, die zärtliche Mutter, die Schweſter, die ſie anbetete, ein Mann, der ſie liebte, ein Mann, der von ihr träumte. Aber ſie wußten nichts, ſie ahnten nichts. Sie waren ihr fern wie auf tauſend Meilen. O Nichtigkeit menſchlicher Liebe. — Aber ein ſolches Bild des ſtummen energiſchen Kampfes um die himmliſche Liebe, das tröſtet die Engel, die ihre Geiſteraugen von ſo vielen Bildern des Verderbens, an denen die arme Erde ſo reich iſt, traurig abwenden — und wer ſie tröſtet, den tröſten ſie.

Endlich erhob ſich Doralice. Sie ſchien noch größer geworden, größer und tiefer ihr ſchönes Auge. Es hatte innerlich über die Zeit hinweg geſchaut und auf das Ende hin, da . . . . wo die Seele allein bleibt mit Gott. Davon kann der Menſch wohl größer werden! Als ſie ſich aufrichtete und ihr Haar aus der Stirn ſtrich, fiel ihr Blick auf die Muttergottes-Statuette, die blendendweiß aus dem Schatten und dem Blumenhintergrund auftauchte. „Ave, maris stella!“ ſagte Doralice und warf ihr mit einer Geberde voll unausſprechlicher Zärtlichkeit einen leichten Kuß zu; — „die Wellen gehen hoch! halte Du mein Herz höher als ſie.“ Dann nahm ſie die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer. Aber noch lange kniete ſie dort auf ihrem Betſtuhl vor ihrem Kruzifix, um deſſen Füße ein Roſenkranz von Korallen geſchlungen war, die wie Blutstropfen aus heißen Wunden herabperlten. Sie vergaß Sarolta; ſie vergaß alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, die ſich aus einem ſolchen Brief kombinieren ließen. Sie dachte nur das eine: Herr, Dein bin ich! hilf mir!

Jeden Morgen ging Doralice in die heilige Meſſe, und blieb dann zuweilen den halben oder ganzen Vormittag aus, um die Dienſtmägde Chriſti, und mit ihnen verlaſſene Kranke und Arme zu beſuchen, oder ſonſt wie Liebeswerke mit ihnen zu teilen. Dies gehörte nun einmal zu ihrer Lebensweiſe; und wenn Vormittags jemand von der Familie ſie nicht im Schweizerhäuschen traf, ſo wußte man, wo ſie war.

Am nächſten Morgen beſuchte Doralice aber nicht die Dienſtmägde Chriſti. Sie ging nach der heiligen Meſſe zur Eiſenbahn, die bei jeder größeren Ortſchaft im Rheingau eine Station hat und den Verkehr unglaublich leicht macht, und fuhr nach Wiesbaden. Sarolta war kaum aufgeſtanden, als ihr alter Kammerdiener mit freudeſtrahlendem Geſicht eintrat und Doralice meldete. Sie folgte ihm auf dem Fuß und eilte mit offenen Armen Sarolta entgegen.

„Seh' ich Dich einmal wieder!“ rief ſie zärtlich; „ o wie freut mich das!“

Sarolta aber fand vor Tränen kaum Worte und fragte nur immer:

„Haſt Du mir vergeben?“

„O laß das!“ ſagte Doralice mit gepreßter Stimme. „Wir müſſen ja alle tauſendmal bitten: Vergib uns unſere Schuld. Was führt Dich her? ſage mir, was ich für Dich tun kann.“

„Kehre zurück zu Franz! Julia iſt tot!“ rief Sarolta.

„O mein Gott!“ ſeufzte Doralice, einer Ohnmacht nahe; das hatte ſie nicht erwartet!

„Der Tod und Leiden aller Art haben in unſerem Hauſe gewütet,“ ſagte Sarolta traurig. „Mit Dir, Du guter Engel, iſt das Glück entflohen — weil wir Dich nicht zu ſchätzen wußten.“

Doralice machte eine Bewegung mit der Hand, um alles Lob abzuwehren, und ſagte tonlos:

„Sprich, Sarolta .... erzähle mir alles.“

„Zuerſt ſtarb unſere Mutter. Sie ging aus der Welt, bevor meines Bruders erſtes Kind auf die

Welt kam. Sie erlebte nicht die Freude, nach der ſie ſich übermäßig geſehnt hatte. Meine Lage wurde dadurch ſehr verändert. Du weißt, daß ich faſt immer mit meinen Kindern bei ihr lebte, weil mein Mann unſere Vermögensverhältniſſe ſehr zerrüttet hatte und ich — ach, ich muß es geſtehen! ſehr wenig die Einſchränkung liebte. Franz hätte mir gewiß geſtattet, auf dem Schloß zu bleiben, das der Wittwenſitz unſerer Mutter geweſen war. Doch Julia wollte es nicht, und ihr Wille beherrſchte den ſeinen. O, es rächt ſich jede Schuld! Julia fürchtete meinen Einfluß auf Franz. Sie wußte ſehr gut, daß ich viel dazu beigetragen hatte, ſie zur Gräfin Ghioraty zu machen, indem ich Franz gegen Dich, geliebte Doralice, aufregte und verſtimmte. Das drückte ſie. Auch ſchien es ihrem immenſen Egoismus zu viel, daß ich fortan mit den Kindern auf Koſten meines Bruders leben ſollte, denn ſie betrachtete ſein ungeheures Vermögen als ihr perſönliches Eigentum. Der arme Franz ließ mich mit ſchwerem Herzen ziehen; aber er tat es. Du weißt, wie er iſt! Nun, es hat ſo ſein ſollen, um mich zur Erkenntnis zu bringen. Das Leben mit Julia, das ich mir ſo recht angenehm vorgeſtellt hatte, weil ich von ganz beſonderer Sympathie zwiſchen ihr und mir träumte — ging alſo für mich in einer großen Enttäuſchung auseinander, und kein Jahr war ſeit Deiner Abreiſe verſtrichen, ſo befand ich mich ſchon tief im Banat, in ſehr beſchränkten Umſtänden und meinem Mann ſehr wenig willkommen. Ich will Dich nicht ermüden mit allem, was ich bei ihm durchzumachen hatte! Das leichteſte von dem Schweren war ſeine lange Krankheit, die eine aufreibende Pflege erheiſchte. Aber auch das war eine Fügung Gottes, denn dieſe Krankheit brachte uns näher und verſöhnte uns — und als er ſtarb, konnte ich ihn aufrichtig beweinen. Aber meine Geſundheit hatte ganz außerordentlich gelitten und eine böſe Nervenſchwäche warf ſich auf meine Augen. Die Ärzte fürchteten Erblindung. In dieſem hilfloſen und kränklichen Zuſtand, mit drei unerzogenen Kindern und unter den Trümmern eines furchtbar zerrütteten Vermögens, ſah ich mich genötigt, mich an Franz zu wenden, und ihn zu bitten, mir meine frühere Zufluchtsſtätte wenigſtens ſo lange zu eröffnen, bis das Vermögen etwas geordnet und meine Geſundheit etwas gebeſſert ſei. Er ging recht freundlich, nur etwas verlegen darauf ein: Julia wollte uns nicht haben. Das legte ſie auch an den Tag, als wir kamen, und ihr Empfang war nicht ſehr liebreich. Sie fürchtete jede Verpflichtung, die eine Rückſicht von ihr verlangt hätte. Sie floh alles, wodurch ſie einen Augenblick im Genuß ihres Glücks geſtört worden wäre. Sie ſtand ſo recht auf der Sonnenhöhe ihres Lebens, war ſchöner denn je, war Mutter eines prächtigen Kindes und erwartete ein zweites. Es ſchien mir wohl, als ob Franz nicht immer ganz einverſtanden mit ihrem tumultuariſchen Tun und Treiben geweſen wäre; aber Julia war nicht bloß die Herrin, ſie war Herr. Wir ſahen uns wenig; ich lebte in meiner Witwentrauer ſtill mit meinen Kindern, und ſuchte meine Geſundheit und meine Geſchäfte herzuſtellen.

„Die Geburt eines zweiten Sohnes machte Julia unbeſchreiblich glücklich. Nur ein Sohn — das war ein Angſtkind! ſie wollte ſicher ſein, und es ſchien, als ob ihr Wille die Ereigniſſe beherrſche. Aber ſiehe da! nach einigen Tagen bekam der älteſte Knabe die Bräune und ſtarb nach ſechsunddreißig qualvollen Stunden an dieſer furchtbaren Krankheit. Julia aber, die nicht zu bewegen war, einige Rückſicht auf ihren eigenen leidenden Zuſtand zu nehmen, hielt es in ihrer leidenſchaftlichen Zärtlichkeit für unmöglich, daß ihr Kind ſterben könne, wenn ſie ſelbſt es pflege. Sie ſtand auf, ſie ließ mit nervöſer Angſt kaum ihren Mann an das Bett des Kindes treten, ſie wollte alles ſelbſt beſorgen, ſie durchwachte eine Nacht am Krankenlager. Vergebens flehten Franz, der Arzt, ich, alle Leute ſie an, ſich zu mäßigen in ihrer entſetzlichen Aufregung. Sie hörte und ſah nichts. Als das arme Kind dennoch ſtarb, war ſie ſchon in einem ſo heftigen Fieberparoxismus, daß ſie bewußtlos auf ihr Bett getragen wurde. Die Gehirnentzündung ſtellte ſich alsbald heraus, und ohne wieder zum Bewußtſein zu kommen, war die ſchöne, ſtolze, glückliche Julia nach drei Tagen eine Leiche. Die Kataſtrophe war ſo entſetzlich, ſo unerwartet, ſo überwältigend, daß wir alle ganz ſtumm und ſtumpf waren und wie betäubt umhergingen. Das arme, kleine Bübchen, das bei ſeinem Eintritt in's Leben mit ſolchem Jubel bewillkommt war, wurde kaum mit dem Notwendigſten verſorgt. Es ging ich weiß nicht was für eine Entmutigung, ein Schauer durch das Schloß.

„Dies alles ereignete ſich Ende Mai, vor fünf Monaten. Ich blieb bei Franz, weil er es wünſchte. Aus der erſten dumpfen Erſchütterung erhob er ſich, um in eine quälende Beſorglichkeit wegen des Kindes zu verfallen. Er ſchwebte in beſtändiger Furcht vor irgend einer Vernachläſſigung, die das zarte Lebensflämmchen auslöſchen könne, und es war ihm ein Troſt, das Kind in meiner Oberaufſicht zu wiſſen. Aber das konnte nicht ſo fortgehen. Ich mußte für die Erziehung meiner Kinder ſorgen, für die beiden Knaben Inſtitute wählen, wegen meiner Geſchäfte mich zuweilen in Peſth aufhalten oder nach Wien gehen. Überdas iſt Franz nicht ein Mann, dem es in ſeinem Hauſe wohl iſt, ohne Hausfrau. Er bedarf jemand, der ihm ſein Leben angenehm macht, und wie wichtig es iſt, wer dieſem Bedürfnis entgegenkomme — ach, daß weißt Du aus Erfahrung. Ich bemerkte, daß er keineswegs in ſeinem Innern ruhig war, daß er alle Schickſalsſchläge, die ihn getroffen hatten, als eine Art von Strafe für früheres Unrecht betrachtete. Ich freute mich darüber, denn bei ſolcher Geſinnung lag das Verlangen nicht fern, die Schuld zu ſühnen, und ich beſtärkte ihn in jener Geſinnung, weil ich es nach meinem Gewiſſen tun mußte. Endlich einmal nannte ich Deinen Namen. Er ſagte niedergeſchlagen, als ob er etwas Unmögliches ausſpräche: „Ja, Doralice!“ — Aber ich ſtellte ihm vor, daß von Doralice das ſcheinbar Unmögliche zu erwarten ſei, und daß ihre erhabene Auffaſſung von der Ehe ſeiner Reue günſtig ſei. Du hatteſt ihm ja öfters geſagt und geſchrieben, daß ſeine Verbindung mit Julia freilich vor dem bürgerlichen Geſetz als gültig anerkannt werde; daß Du aber, treu der Lehre Deiner Kirche, nur eine ſchwere Verletzung des rechtmäßigen Ehebundes darin wahrnehmen könnteſt. Es war demnach zu hoffen, daß eine Wiedervereinigung und Verſöhnung ſtattfinden könne, wenn Du Gnade vor Recht gehen laſſen — und ihm verzeihen wollteſt. Immer häufiger wurden unſere Geſpräche über dieſen Punkt. Immer dringender ſtellte ich meinem Bruder die Notwendigkeit [illegible] einen würdigen

Abſchluß in ſein Leben zu bringen, zu Deinen Füßen, Du Tiefgekränkte, um Vergebung zu bitten, und nicht in einer Trennung zu verharren, die ihn Gott weiß auf welche Abwege und in welche Verhältniſſe führen konnte. Wie die Männer denn ſind, ſo war auch Franz! ſie wollen uns gegenüber nie Unrecht haben! ſie wollen es allenfalls — im Herzen recht ſehr, und auch wohl durch eine Tat anerkennen, daß das Recht auf unſerer Seite iſt; nur nicht ſich demütigen! und daher halten ſie es auch für unmöglich, daß ſich eine Frau eine Demütigung gefallen laſſe. Franz alſo blieb dabei, Du fühlteſt Dich ganz gewiß allzu tief beleidigt, um ihm wieder Vertrauen und Glauben zu ſchenken. „Aber wünſcheſt Du es?“ fragte ich. „Ob ich es wünſche!“ rief er; „Doralice iſt die beſte Frau, die ich je gekannt habe .... und ich möchte wünſchen, daß ich nie eine andere gekannt hätte.“ — „Soll ich ihr das ſagen?“ fragte ich. „Ah, Sarolta! wenn Du das tun wollteſt! Du haſt auch viel an ihr verſchuldet und gut zu machen!“ rief er. „Das weiß ich,“ antwortete ich ihm, „und deshalb wäre es mir eine wahre Genugtuung, wenn ich es in der Weiſe, die ihr gebührt, gut machen könnte.“ Genug, meine Reiſe zu Dir, geliebte Doralice, wurde beſchloſſen und mit einer Reiſe nach Heidelberg verbunden, wo ich einen berühmten Arzt zu Rat ziehen will. Geſtern kann ich hier an und ſchrieb Dir gleich. Nun weißt Du alles .... nun ſprich und entſcheide Du."

Doralice hatte aufmerkſam Sarolta's Bericht angehört. Kein Wort war ihr entgangen. Aber wie in einem doppelten Leben hatte ihr geiſtiges Ohr mit derſelben Genauigkeit noch andere Worte vernommen — und zwar die, welche ſie ſelbſt geſtern an Celeſtine gerichtet hatte. Jedes derſelben paßte heute für ſie! jedes derſelben tat wie ein klingender Hammerſchlag, ohne daß ſie es wollte, klar und beſtimmt in ihr Gedächtnis! Jedes derſelben war gleichſam eine höhere Beglaubigung für Sarolta's Sendung und Botſchaft.

„Wir ſind Kinder der Heiligen, Sarolta, und demgemäß müſſen wir handeln," ſagte ſie ſanft. „Ich glaube, es iſt der Wille Gottes und zu ſeiner Ehre, daß Franz und ich uns wieder vereinigen. Allein Du mußt mir ein wenig Zeit laſſen, um mich zu beſinnen, zu ſammeln, zu faſſen. Ich muß mich ein wenig mit dem Gedanken vertraut machen, daß die ſchauerliche Kluft, die zwiſchen Franz und mir geriſſen ward, nun plötzlich geſchloſſen ſein ſoll. Sieh, liebe Sarolta, jene Kluft hat ſo viele feine Fäden zerriſſen, daß es meiner Armſeligkeit nicht möglich ſcheint, ſie auf der Stelle wieder anzuknüpfen."

„O ich begreife das!" rief Sarolta. „Es gibt Verletzungen des Gefühls, die vielleicht nie ganz ausheilen. Aber ich habe auch nicht gemeint, Dir etwas Leichtes und Alltägliches vorzuſchlagen. Nein, Du ſollſt ein Opfer bringen! Und deshalb bitte ich Dich, zögere nicht! Du wirſt gerade jetzt einen ſehr heilſamen Einfluß auf Franz üben können, weil er Dir unſäglich dankbar ſein, und Deine Rückkehr in ſein Haus als ein großes Glück betrachten wird. Ein ſolcher Einfluß iſt ihm aber gerade jetzt recht nötig. Unſer Land vibriert immer in einer gewiſſen politiſchen Aufregung. Daß Franz vor zehn Jahren ſehr weit darin gegangen war, weißt Du. Ich fürchte, er könne ſich auch jetzt wieder umſpinnen und fortreißen laſſen aus Mangel an Energie, aus Langeweile .... was weiß ich! und wohin kann das führen? Man wird ſeine pekuniäre Unterſtützung der Agitation aufs äußerſte in Anſpruch nehmen, während er nie etwas anderes, als ein Werkzeug in fremder Hand ſein wird .... denn eine politiſche Kapazität iſt er nicht. Es ſteht alſo nicht anderes zu erwarten, als daß er von jener Partei gewonnen, compromittiert und vielleicht ruiniert wird — nicht ſowohl aus Intereſſe für dieſe Sache, ſondern weil er kein anderes Intereſſe hat, womit er Widerſtand leiſten könnte. Du aber wirſt ihm als Schutzengel zur Seite ſtehen und böſe Einflüſſe fern halten."

„Habe ich es früher gekonnt?" fragte Doralice traurig.

„Die Verhältniſſe haben ſich ſeitdem gründlich verändert!“ rief Sarolta. „Die feindlichen Elemente, welche Dir gegenüberſtanden, ſind untergegangen und Du haſt an Erfahrung und Menſchenkenntnis gewonnen.“

„Das iſt richtig!“ rief Doralice. „Ich habe mich ſelbſt beſſer kennen gelernt. Aber eben darum, Sarolta, bleibe ich bei meinem Entſchluß: ich muß meine Seele vor Gott in Ordnung bringen und mir klar machen, was Gott von mir verlangt. Jetzt, in dieſem Sturm der Überraſchung darf ich mich nicht entſcheiden. Gehe inzwiſchen nach Heidelberg. In einigen Tagen ſchreibe ich Dir; . . . . und jetzt laß das ruhen und erzähle mir von Deinen Kindern, von Deinen Lebensplänen, von allem, was Dich und ſie betrifft.“

Einige Stunden vergingen in traulichen Geſprächen; dann trennten ſie ſich, und während Sarolta gen Heidelberg fuhr, kehrte Doralice in ihr Schweizerhäuschen zurück. Wie in einem ſchweren Traum, durch deſſen wogende Bilder zuweilen ein Strahl von Bewußtſein blitzt, hatte ſie den Weg, in eine Ecke des einſamen Waggons gedrückt, mit geſchloſſenen Augen gemacht. Dieſer Blitz war der Gedanke: Gott will es! Gott fügt es! ich muß zurückkehren! — Aber ihr war zu Sinn, als werde ihr das Herz in der Bruſt zerknickt. Nie hatte zwiſchen ihr und ihrem Mann eine jener tieſen und großen Sympathien beſtanden, welche zwei Herzen gemeinſam zu den Höhen des Lebens erhebt, wo das Opfer über alles geliebt und die Tugend über alles erſtrebt wird. Nie hatten ſich ihre Seelen in dem reinen Äther der großen Gedanken, der heiligen Freuden, der überirdiſchen Aſpirationen zuſammen gefunden! . . . Nie die Region betreten, in der zwei Menſchen durch die Zartheit und den Adel ihrer Empfindungen ſich ihrer himmliſchen Abkunft und ihrer Anwartſchaft auf eine ewige Liebe bewußt bleiben. Nie! o nie! Dieſe ſympathiſche Begegnung zweier Herzen in ihrer Bewegung nach einem hohen Ziel, das Gott wohlgefällig iſt, und das die Kirche heiligt, iſt vielleicht, nächſt der Liebe zu Gott, die ſeltenſte Liebe, die man auf Erden findet — denn der Staub der Erde kommt ihr leicht allzu nah. Aber ſie iſt der Jugendtraum der reinen Herzen. Doralice hatte ihn wohl geträumt im Anfang ihrer Ehe — doch er hatte ſich in Wolken und Nebeln aufgelöſt; dann war ein kurzer Sturm eingetreten, und nach einigen Kämpfen und einiger Unruhe hatte ſie ſich in die friedliche Stille der Entſagung geflüchtet und niedergelaſſen, hoffend, daß ihre Hütte dort geborgen ſei. Doch die Entſagung iſt nicht eine ſo leichte Sache, wie man im Anfang wähnt, wenn die Gnade dem guten Willen geholfen hat, den Fuß auf die erſte Stufe zu ſtellen. Das Menſchenherz hat eine unläugbare Ähnlichkeit mit einem ſehr häßlichen Tier — mit der Spinne. Es ſpinnt unermüdlich feine, feine Fädchen aus ſich ſelbſt heraus und an ferne Gegenſtände hinan, um ſich ein Haus zu weben, worin es ſich behaglich fühlt, und wenn dieſe Fädchen nicht wieder und immer wieder zerriſſen werden, ſo ſetzt ſich das Herz in ſeinem Gewebe zurecht . . . . und vergißt die Entſagung.

So ſtand es mit Doralice. Sie hatte ſich eingewohnt in ihr zufriedenes Stilleben, das ihr, gerade in der letzten Zeit, als ein äußerſt glückliches und angenehmes erſchien; und am fernen Horizont ihres Herzens dämmerte der alte, halbvergeſſene Jugendtraum von Sympathie mit einem anderen Herzen auf — mit einem Herzen, von dem ſie ahnte, daß es eines hohen Aufſchwunges fähig ſei, wenn es vom Morgenlicht der Wahrheit berührt, die Totengruft des Unglaubens ſprengen und zum Leben der Seele und zur Sonne der Geiſter, zum Glauben ſich erheben werde. Und gerade jetzt ſollte ſie zu ihrem Mann zurückkehren, den ſie nicht liebte, und in ein Haus, dem ſie entfremdet war! Die namenloſe Wucht dieſes Verhältniſſes ſank wie ein Grabſtein auf ihre Bruſt. Aber Gott wollte es — und Dank jenem Blick, den die Gnade den Herzen gibt, die guten Willens ſind: das alles erkannte Doralice. Und Dank jener Kraft, der die Gnade dem reinen Willen noch nie verſagt hat, ſie ſchloß keinen feigen Kompromiß mit ihrer Erkenntnis ab. Sie ſah, daß Gott gerade dieſe unerwartete Wendung ihres Schickſals zu ihrer Rettung ſende — und ſie wollte ſich retten. Bei der unſäglichen Hinfälligkeit der menſchlichen Natur darf man ſich nie verwundern, wenn auch ein edles Herz momentan erſchüttert wird und wankt. Bleibt es aber in der Wahrheit, ſo wird es Gott zu Hülfe rufen und dann mit dem Apoſtel ſprechen: „Wenn ich ſchwach bin, dann bin ich ſtark."

Als Doralice über den Kiesweg ging, blieb ſie eine Minute vor ihrem Häuschen ſtehen, betrachtete es von der Schwelle bis zum Giebel und ſeufzte: Du biſt meine Heimat nicht mehr! — So entſchieden war ſie! und wenn ſie ſich von Sarolta eine Friſt erbeten hatte, ſo war das nicht, um zu überlegen, was ſie tun ſolle, ſondern um ſich zu ſammeln, damit ſie es auch in gottgefälliger Weiſe tue. — Als ſie nun in das Haus trat — ach, wie traulich ſprach es ſie an. Jedes Zimmer, die Ausſicht aus jedem Fenſter, jedes Möbel — alles kam ihr unvergleichlich angenehm, ja, wie ein Teilchen ihres inneren Lebens vor. Lord Henry's Kinder ſprangen ihr fröhlich entgegen, Cerberus empfing und geleitete ſie bis zur Türe des Salons, der ihm verboten war. Sie hätte weinen mögen; aber ſie weinte nicht. Es gibt Tränen, die die Schwäche des Herzens verraten oder es ſchwach machen. Sie fürchtete beides. Blanca's Brief lag noch uneröffnet auf ihrem Schreibtiſch. Sie ſetzte ſich und las ihn. Vielleicht gab er ihren Gedanken eine etwas andere Richtung! Blanca ſchrieb aus Bukareſt ausführlich über den Tod ihres Mannes, ihre Geſchäfte, ihre Reiſe, ihren Sohn; zum Schluß ſagte ſie: „Es liegt jetzt ein großer Abſchnitt meines Lebens hinter mir, in welchem ich, trotz alles „äußeren Glanzes und aller inneren Reſignation „ſehr wenig glücklich geweſen bin, weil ich ſehr „wenig glücklich machen konnte. Es beſtand nun „einmal zwiſchen mir und dem armen Spiridion „kein Verſtändnis, keine Harmonie. Fand ich ſie „aber dennoch, ſo konnten ſie nicht anders, als ſehr „durchkreuzt, ſehr getrübt ſein und durften nie in „den Vordergrund meines Lebens treten. Standen Spiridion und ich uns auch frei gegenüber, „ſo widerſprachen doch Verhältniſſe und Rückſichten „dieſer Freiheit. Du begreifſt, teure Doralice, daß „ich, je mehr ich mich von der erſten Erſchütterung „erhole, nicht anders kann, als in dieſem traurigen „Ereignis das Morgenrot meiner Befreiung aus „der Sklaverei einer unglücklichen Ehe zu ſehen. „Ich weiß, daß ich das vor der Welt nicht ausſprechen darf, obſchon die Welt ſehr gut le dessous „des cartes kennt und Tauſende von Frauen beſitzt, die mit mir in demſelben Fall ſind und verzweiflungsvoll ihre Ketten tragen. Wenn man

„das weiß, ſo wundert man ſich, weshalb nicht „überall die Eheſcheidung nach proteſtantiſcher Art „eingeführt wird. Eine Menge Menſchen wären „dann doch nicht dazu verdammt, ihr Lebenlang „elend zu ſein, weil ſie in jugendlicher Unerfahrenheit eine Verbindung eingingen, von deren Umfang und Verpflichtungen ſie damals nur eine „ganz unbeſtimmte Vorſtellung hatten. Wie dem „nun ſei, teure Doralice, mein Leben nimmt fortan „eine andere Wendung. Das Herz tritt in ſeine Rechte ein, und um ſo mehr, als es ſie bis jetzt „unterdrücken mußte. In nächſter Zukunft ſage „ich Dir mehr ꝛc. ꝛc.“

Starr vor Entſetzen über dieſen kaltblütigen Cynismus des Herzens — wenn man noch Herz ſagen kann! — las Doralice dieſe Zeilen. Nichts hätte ſie mehr in ihrer Richtung beſtärken können, als Blanca's Brief. Mit tiefer Trauer um die Schweſter verhüllte Doralice ihr Antlitz, und was ſie geſtern zu Celeſtine geſagt hatte, trat abermals mit Flammenſchrift vor ihr geiſtiges Auge: „Die Welt iſt die Stätte der ungeordneten Liebe! .... Wir aber ſind Kinder der Heiligen.“

* * *

Ein Sommertraum.

Man war am Nachmittag bei Frau von Derthal verſammelt. Lord Henry trat ein, hielt eine Remontante in der Hand und ſagte, indem er ſie an Doralice gab:

„Dies iſt die letzte Roſe im ganzen Garten; — ſie flüchtet ſich zu ihrer Königin.“

„Sie werden poetiſch,“ erwiderte ſie lächelnd.

„Ihre Schuld!“ ſagte er trocken. „Um aber Ihr Werk an mir zu krönen, müſſen Sie mir Tom Moore's Lied ſingen: 'Tis the last rose of the summer; — das verſetzt in die höchſte Region der Poeſie, dahin .... wo das Herz von ſeiner letzten, verwelkten Freude ſcheidet.“

Doralice fühlte ihr Herz erzittern, aber ſie ſagte ruhig:

„Sie müſſen warten bis zur Dämmerung, lieber Henry; ich habe dies Altartuch fertig zu machen .... und eben, als Sie eintraten, ſprachen wir davon: ich will es morgen nach Bornhofen bringen.“

„Schon wieder nach Ihrem Bornhofen!“ rief er unmutig; „Sie bringen Ihr halbes Leben dort zu.“

„Dieſe Anſchauung vom Leben, um mit Herr von Friedingen zu ſprechen!“ rief Eulalie ſcherzend, „iſt einzig! im Juli war Doralice da.“

„Ja, am Tage nach meiner Ankunft,“ ſagte Conrad.

Lord Henry fuhr fort, ohne dieſe Berichtigungen zu beachten:

„Wenn ich nur einſehen könnte, wozu dieſe Gewiſſensräte, dieſe Seelenführer .... oder wie ſie heißen mögen, nötig ſind! Man hat ja ſeine Freunde, die ſtets bereit ſind, guten Rat zu geben. Man hat ja auch ſeine eigene, geſunde Vernunft: ziehe man die doch zu Rat.“

„Lieber Henry,“ ſagte Fräulein Crescenze, „wir verſchmähen weder das eine noch das andere; allein der Prieſter iſt der Stellvertreter Gottes als guter Hirt der Lämmer Chriſti — der Seelen! er kennt genau die Stätten, wo ſie weiden ſollen, und den Pfad, der dahin führt. Unſere geſunde Vernunft iſt zuweilen recht krank durch unſeren verkehrten Willen, der ſie ſeinen Leidenſchaften und Neigungen dienſtbar macht; und unſere Freunde ſind freilich recht oft bereit, doch nicht oft im Stande, uns guten Rat zu geben, weil ſie mit uns auf derſelben Stufe ſtehen und von perſönlichen Intereſſen und Rückſichten nur allzu oft bewegt werden. Da iſt es denn ebenſo beruhigend als tröſtlich, wenn jemand, der nichts im Auge hat, als das Heil unſerer Seele für die Ewigkeit, uns von dieſem Geſichtspunkt aus Ratſchläge und Anleitung gibt.“

„Beſte Tante, da Sie ſehr geſcheut ſind, ſo nehmen Sie es mir gewiß nicht übel, wenn ich ſage: ich ſtaune über Ihre himmliſche Einfalt, die einem Prieſter, bona fide, einen ſo erhabenen Standpunkt anweiſt.“

„Bona fide! gut getroffen, lieber Henry! ja, im guten Glauben an Chriſtus, der geſagt hat: Wer euch höret, der höret mich.“

„Das galt nur für die Apoſtel!“ rief Miß Dundee.

„Wenn das nur für die Apoſtel galt, ſo hätte die chriſtliche Lehre mit den Apoſteln aufhören müſſen,“ entgegnete gelaſſen Fräulein Crescenze, und Eulalie rief neckend:

„Denn Ihre Bibel reicht nicht bis zu den Apoſteln hinauf, gute Miß! und die armen Apoſtel ſo wie ihre Schüler genoſſen nicht die bequeme, neumodische Erfindung, durch Bibeln das Chriſtentum zu verbreiten. Sie mußten das Evangelium lehren durch Wort und Tat — wie ihr göttlicher Meiſter."

Lord Henry wütete innerlich über ſein elendes Schickſal, beſtändig Miß Dundee zur Bundesgenoſſin zu haben. Er rief:

„Gut alſo! Ihr Prieſter bezieht jenen Ausſpruch auf ſich und lehrt Sie, es ebenfalls zu tun. Warum wenden Sie ſich aber nicht an den, welchen Sie zunächſt haben?"

„Der eine tut es, der andere nicht, beſter Henry. Warum treffen Sie eine Wahl zwiſchen Ärzten und Rechtsgelehrten? Warum nehmen Sie nicht den erſten beſten Steuermann für Ihr Schiff?"

„Weil nicht alle gleich geſchickt ſind; oder weil ich mehr Vertrauen zu dieſem oder jenem habe."

„Das iſt auch unſer beſtimmender Grund."

Lord Henry hatte ſchon den Mund zu einem neuen Aber geöffnet, als Doralice ſagte:

„Liebe Tante, gib Dir keine Mühe, Henry gründlich zu widerlegen! es iſt ihm nicht um Belehrung zu tun; er will nur kreuz und quer ſcharmützeln und nimmt immer Reißaus, wenn ihm die Wahrheit zu nahe kommt. Übrigens kann wirklich auch nur der die Inſtitutionen der Kirche richtig verſtehen, welcher ſie ſelbſt für eine göttliche Inſtitution hält und ihre Einzelheiten im einen, unteilbaren Lichte der ewigen Wahrheit betrachtet, das von dem göttlichen Stifter ausgeht."

„Ich halte aber die chriſtliche Kirche für eine göttliche Inſtitution!" rief Lord Henry eifrig.

„O Mylord! Mylord!" wehklagte Miß Dundee; „das kann nicht ſein! Chriſtus hat auf Erden keine Kirche gegründet. Eine ſichtbare Kirche iſt papiſtiſch-römiſche Lehre! Er hat uns aber den heiligen Geiſt zugeſagt und geſchickt, der jeden innerlich, ohne Kirche, über die Wege des Heils und der Seelen Seligkeit belehrt."

„Nonſens, Miß Dundee! barer Nonſens! ächte Sektiererlehre! ächter Konventikelſame! die Sorte von heiligem Geiſt hat ſprechende Ähnlichkeit mit dem unheiligen, den jeder Schwärmer ſich ſelbſt vindiziert, um — ſtatt den lieben Gott, ſein liebes Ich, ſeine Ideen, ſeine Neigungen, ſeine Leidenſchaften anzubeten. Eine ſolche Verdrehung ſeiner Wirkſamkeit muß ſich der heilige Geiſt recht ſehr verbitten."

„Nicht mehr als die ſeltſame Rolle, zu der Sie ihn verdammen, wenn er ſich im fünften Jahrhundert von der, wie Sie ſelbſt ſagen, göttlichen Inſtitution der chriſtlichen Kirche getrennt hätte," entgegnete Doralice. „Setzen Sie aber nur Ihren Streit mit Miß Dundee fort, lieber Henry; mit uns geht es nicht! Sie wiſſen ja, nach edler Ritterart wurden den Kämpfern die Vor- und Nachteile von Sonne, Wind und Boden gleichmäßig zugeteilt. Das iſt unmöglich zwiſchen Ihnen und uns: Sie ſtehen auf Flugſand, wir auf dem Felſen; Sie im Wirbelwind, wir . . . über den Stürmen, Sie ſtoßen ſich viel mehr an Ihre eigenen Widerſprüche, Lücken und Breſchen, als an den wundervoll klaren, abgeſchloſſenen Bau unſerer Gottesſtadt. Je mehr Sie durch Miß Dundee die religiöſe Sektiererei kennen lernen, deſto mehr werden Sie nach der Einheit, die jeden Widerſpruch befriedigend löſt und keine Lücken kennt, verlangen, und das wird Ihnen ſehr heilſam ſein. Alſo . . . morgen gehe ich nach Bornhofen."

„Und ich denke mit Eulalie unſerem jungen Ehepaar einen kleinen Beſuch zu machen," ſagte Frau von Derthal.

Sie hoffte, Conrad werde ſie begleiten. Er hatte aber von dem Augenblick an, da Doralice von Bornhofen ſprach, in aller Stille ſeinen Plan gemacht, und der entſprach freilich nicht Frau von Derthals Erwartung. Er ſagte:

„Ich will denn auch einen längſt beabſichtigten Ausflug machen und ins Nahetal nach Kreuznach und nach Franz von Sickingens Ebernburg gehen."

„Wenn alle in alle vier Winde fliegen," ſagte Lord Henry, „ſo will ich mich in Frankfurt bei meinem Banquier nach dem Kurs der Sovereigns umſchauen. Mir däucht, er iſt ſehr ſchlecht.“

Doch gleich wieder in ſeine kriegeriſche Stimmung zurückfallend, rief er: „Aber Doralice, warum verſchwenden Sie die koſtbare Brüſſeler Spitze an ſolch Altartuch?“

„Gehören auch Sie zu den Leuten, die es nicht vertragen können, daß die Magdalene ihre Alabaſterſchale zerbrach und die Narden über die Füße des göttlichen Heilandes goß?“ fragte Doralice ernſt.

„Zu den Leuten? — das heißt … zu Judas!“ rief Lord Henry. „Sie gehen barbariſch mit mir um, Doralice!“

„Gerade ſo, wie Sie ſelbſt es ſich zuziehen,“ antwortete ſie gelaſſen und freundlich. — —

In der Dämmerung ſang Doralice zu Lord Henrys Wonne „des Sommers letzte Roſe“. Hätte er geahnt, wie nahe ihn das anging, würde es ſeine Stimmung ſehr gedämpft haben. Doralice zitterte wohl einen Augenblick bei der Intonation; allein ihr tapferes Herz beſiegte die ſchwankende Stimme. — Nur wenn ſie allein war, und den Blick auf ihre Zukunft fallen ließ, meinte ſie, ihr Herz müſſe ſtill ſtehen. Es hatte ſich mit ſeinen feinſten Fibern und Faſen hineingerankt in das Leben und Weben der Kirche, und aus dieſem unerſchöpflichen Born

BIBL. UNIVERS. LIPS.

täglich, ſtündlich Kraft, Troſt, Licht, Freudigkeit, Genügen — ach, alles geſchöpft, was den Entmutigungen der irdiſchen Pilgerfahrt die Wage hält. Und gerade jetzt ſollte ſie dieſen täglichen Troſt entbehren, jetzt, wo eine ſo ſchwierige Stellung ſie erwartete; denn Sarolta mochte ſagen, was ſie wollte, Doralice kannte Ghioray genug, um zu wiſſen, daß ſeine Rückkehr zu ihr nicht aus dem tiefen Bewußtſein und Drang, ein Unrecht zu ſühnen, hervorging. Sein Leben war nicht auf wahren Prinzipien gegründet, folglich war ſie immer ſeiner ſchwankenden Stimmung preisgegeben. Sie wußte, daß die Kirche in einem Fall, wie der ihre war, die lebenslängliche Trennung beider Ehegatten ausſprechen kann. Aber trotz ihrer Entmutigungen fiel es ihr nicht ein, dieſe Trennung zu beanſpruchen. Den geraden Herzen, die aufrichtig den Willen Gottes umfaſſen, bleiben viele Schwankungen erſpart. Sie leiden, aber wie Helden, die den Schmerz nicht fürchten; nicht wie Feiglinge, die ihm zu entfliehen ſuchen. Ihr Weg lag klar vor ihrem inneren Auge. Ihr Gefühl ſträubte ſich, ihn einzuſchlagen; ihr Wille nicht: das war ihr Kampf.

Am andern Nachmittag fuhr Frau von Derthal mit ihren beiden Töchtern den Rhein hinab, und während Doralice bei Camp, der Nachenſtation von Bornhofen, das Dampfboot verließ, ſetzte ſie mit

Eulalie ihren Weg fort. Ein tobender Sturm peitſchte den Strom in Wellen auf, jagte die Wolken in ſchweren Maſſen zuſammen, ſchüttelte die Bäume, daß ſie von den Äſten bis in die Wurzel hinein erkrachten, und fegte die Blätter, die wie Regen von den Zweigen fielen, in wütenden Staubwirbeln am Boden fort. Etwas Feindliches, Drohendes war in der ganzen Natur. Doralice gedachte jenes herrlichen Juliabends, da ſie unter Roſenwolken und Sternenſchimmer die Fahrt gemacht hatte. Der Umſchwung in der Natur war nicht größer, als der in ihren Verhältniſſen. Grau, unruhig, kühl wie dieſer Herbſtabend, lag der neue Abſchnitt ihres Lebens vor ihr. Der Nachen, der ſie ans Ufer führte, tanzte und ſchwankte auf der ſtürmiſch bewegten Flut. Sie beachtete es nicht: der innere Sturm war heftiger. Kaum gelandet, ging ſie zur alten Wallfahrtskirche der ſchmerzhaften Muttergottes von Bornhofen.

Am Fuß eines ſchroffen Felſens, der ſich in zwei Spitzen zerklüftet, welche in die zwei trotzig aufgegipfelten Burgruinen Sternberg und Liebenſtein auslaufen, liegt das ehemalige Kapuzinerkloſter Bornhofen mit der Wallfahrtskirche, durch den Fahrweg vom Rhein getrennt. Wie lange hier eine Kapelle geſtanden, in welcher es Gott gefiel, an die Anrufung der ſchmerzhaften Mutter große und wunderbare Gebetserhörungen zu knüpfen: das verliert ſich im Dunkel der Vorzeit. Weil es eine Gnadenſtätte war, zu welcher viele tauſende von Wallfahrern alljährlich pilgerten, und mit ſolcher Liebe und Andacht, daß ſie auf einem gewiſſen Punkt, wo man dieſelbe zuerſt gewahr wird, und den man noch jetzt kennt, niederknieten vor Dank und Freude: darum erbaute der fromme Ritter Johannes Brömſer von Rüdesheim dort ſtatt der engen Kapelle im Jahr 1435 eine Kirche. Er ſelbſt mochte in den vielen und heftigen Kämpfen, welche er um ſeine Schlöſſer Sternberg und Liebenſtein zu beſtehen hatte, den Schutz der Gottesmutter erfahren haben. Gewiß iſt es, daß er nach der Beſiegung ſeiner mächtigen Gegner nicht bloß dieſe Kirche, ſondern auch noch die Pfarrkirche zu Rüdesheim und die Kirche des Gnadenbildes unſeres blutſchwitzenden Heilandes, Not Gottes genannt, im Rüdesheimer Walde baute. So lebhaft war damals das Bewußtſein ſchuldiger Dankbarkeit für Gottes Segen und Beiſtand, und ſo aufrichtig das demütige Bewußtſein, dieſer Pflicht nicht genügen zu können, daß man Kirchen und Klöſter, Stätten des Opfers und Gebetes errichtete, um durch ſie tauſend und tauſend Seelen für ewige Zeiten zum Lob und Preis Gottes aufzumuntern und anzuregen, und um in dieſer Weiſe Hilfstruppen der Dankbarkeit zu ſammeln. Der Kloſterſturm des neunzehnten Jahrhunderts, den die Geſchichte der Zukunft erſt mit dem gebührenden Licht beleuchten wird, traf auch Bornhofen. Im Jahre 1813 wurde nicht bloß das Kloſter aufgehoben, die Gebäude verkauft, der Kapuzinerkonvent, welcher den Seelſorgsdienſt der Wallfahrer beſorgte, zerſtreut: ſondern man ſchloß die Kirche ſelbſt, und während acht Jahren durfte weder Gottesdienſt noch öffentliche Wallfahrt gehalten werden. Das war die Zeit, in welcher die Fürſten in der vollen Glorie der heiligen Allianze ſelbſtbewußt thronten; — wozu brauchte da das Volk Gott und ſeine Heiligen? — Es ſollte ſogar das Gnadenbild weggeſchleppt und in irgend eine Rumpelkammer oder Altertumsſammlung begraben werden; der Nachen war bereit, auch die Leute, um es fortzuſchaffen. Aber — ſo wird erzählt — es gelang den Leuten nicht, das Bild vom Altar zu heben. Genug, es blieb in der verödeten Kirche. Und weil es blieb, ſo kamen auch immer noch einzelne Pilger, ſchauten durch die Spalten eines Seitentürchens in die Kirche und auf das verehrte Bild und verrichteten, außerhalb knieend, andächtig ihre Gebete. Nach acht Jahren wurde das Interdikt wieder von Bornhofen genommen und der Gottesdienſt geſtattet. Sogleich belebte ſich die fromme Wallfahrt und die gemeinſamen Prozeſſionen ſetzten ſich in Bewegung, unter ihnen auch die aus Koblenz, die bereits ſeit dem Jahre 1610 jährlich im Juli nach alter Sitte ihre Wachskerze darbringt. Aber lange Jahre verſtrichen und die Gnadenſtätte entbehrte noch immer das, was das Hauptbedürfnis der Pilger iſt: eine ſtehende Seelſorge. Erſt im Jahre 1850 bezog die Kongregation des allerheiligſten Erlöſers einen Flügel, den dritten Teil des alten Kloſters, und übernahm die Seelſorge der Pilger, ſo daß jetzt die alte Wallfahrtskirche wieder iſt, was ſie früher war: ein Zufluchtsort für reuige Sünder, ein Segensquell für kummervolle, hilfsbedürftige Gemüter, ein Teich Bethesda für kranke, ſchwache, wunde Seelen.

Das Kloſtergebäude ſieht verwittert und verfallen aus, wie das immer der Fall iſt, wenn ſolche Häuſer ihrer erſten Beſtimmung entfremdet und in profane Hände gekommen ſind: ſie machen ſtets den Eindruck eines entweihten Heiligtums. In der Kirche iſt die Spur einer langen Verwahrloſung noch nicht verwiſcht: ſie iſt von ärmlicher Einfachheit. Ihr Bau hat eine Eigentümlichkeit, durch welche ſie vielleicht einzig in ihrer Art iſt: ſie beſteht aus zwei Schiffen. Die Pfeiler, welche die Gewölbe tragen, ſtehen in der Mitte des inneren Raumes, von der großen Eingangstür bis zum Chor, ſo daß der Blick des Eintretenden durch ſie gebrochen und der Hochaltar verdeckt wird. Ein Ausbau am Schiff zur linken Hand, durch eine Marmor-Bruſtwehr abgetrennt, bildet die Gnadenkapelle, in welcher ſich über dem Altar das verehrte Bild befindet. Es ſtellt in Holz geſchnitten die Mutter Gottes mit dem heiligen Leichnam auf dem Schoß vor: eine Pietà in der Kunſtſprache; ein Vesperbild in alter Sprache des Volkes.

Doralice hatte eine Viertelſtunde durch die Flur zu gehen, die in der ſchönen Jahreszeit ein äußerſt freundliches Gemiſch von Gärten und Feldern, mit Obſt- und Nußbäumen beſtreut darbietet, auf der einen Seite zu Rebenhügeln ſich hinanwellt, die ſich an ſchroffe Felſen lehnen; auf der anderen zum Rhein hinabſteigt. Hier iſt er nicht breit, ſo daß das entgegengeſetzte Ufer noch mit in den Rahmen des Landſchaftsbildes hineintritt: drüben iſt der Raum für die Chauſſee und die Eiſenbahn von den Felſen des Hundsrück abgeſprengt und die Nachtigallen in deſſen Ginſtergebüſchen mögen wohl bald entſetzt verſtummen vor dem Getöſe der vorüber donnernden Züge. Wo die Berge vom Fluß zurücktreten, liegt ein Dorf verſteckt in Obſtbaumhainen, über welche der Kirchturm beſchirmend ſich erhebt.

Jetzt lag ein bleiernes Grau auf dem Strom, auf der Flur, auf den Bergen, auf dem Himmel. Alle Linien waren verwiſcht, alle Gegenſtände gedrückt und eingeſchrumpft; kein Licht erhob — kein Schatten vertiefte — kein Farbenwechſel belebte ſie.

Die ganze Landſchaft trug einen unausſprechlich melancholiſchen Charakter. In ihren grauen Schäferplaid eingewickelt glitt Doralice, ſelbſt wie ein Schatten, durch dieſe Schattenwelt, zuweilen mühſam fortſchreitend, wenn der Sturm einen neuen Anlauf nahm. So iſt das Menſchenleben! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; Staub und Aſche ſind wir, durch Staub und Aſche gehen wir, mit Stürmen kämpfen wir — aber die Gnade ſteht uns bei, unſere himmliſche Beſtimmung zu erreichen, und mit ihr ſtrebt das armſelige Staubesgebilde der Glorie zu. O das Leben iſt wohl ſehr dunkel in der Zeit, aber wunderbar herrlich im Widerſchein des Lichtes, das von den heiteren Bergen der Ewigkeit glänzt. — Vor der Kirche ſtehen zwei mächtige uralte Linden, die ſchon manche Generation der Menſchen kommen und gehen ſahen. Im Sommer breiteten ſie ihre grünen Schatten vor dem Eingang aus, der Wohlgeruch ihrer Blüten durchzog die Lüfte wie Weihrauch, die Bienen ſchwärmten ſummend um dieſe kleinen Kelche voll Honig, und das Sonnenlicht zerfloß in ſpielenden Blitzen, Flittern und Funken in dem kräftigen, ſmaragdfarbenen Laube. Nun ſtanden ſie da wie beraubte Könige und ſtreckten die dürren Äſte mit dem entfärbten, welken, ſpärlichen, raſchelnden Laube finſter drohend in den Sturm hinein. Doralice betrat die Kirche mit dem Gefühl, einen heimlichen Hafen erreicht zu haben. Vor der Gnadenkapelle ſank ſie auf die Kniee. — —

Und jetzt, da die Spannung und die Erregtheit der Überraſchung nachließ, da der Augenblick der unwiderruflichen Entſcheidung gekommen war, da Vernunft und Überlegung ihren Platz einnahmen und ihnen gegenüber das Herz ſein Recht zu verteidigen ſuchte — ach, jetzt trat ihr das Opfer, das ſie zu bringen hatte, in ſeinem ganzen Umfang, mit ſeiner vollen Wucht, in ſeinen tauſendfachen Beziehungen vor die Seele und nicht anders war ihr zu Mut, als ob ſie das Kreuz aufrichten ſähe, an welches ſie ſich ſelbſt mit eigener Hand annageln ſollte. Auch unter den glücklichſten Verhältniſſen iſt es ein Schritt, vor dem das Herz des Weibes erzittert: ſeine Freiheit in die unwiderrufliche Abhängigkeit von einem Mann zu geben. Sei er noch ſo edel, gewähren ſein Charakter, ſeine Grundſätze die gediegenſte Bürgſchaft, daß er nicht ſeine Stellung als Herr und Haupt der Familie mißbrauchen — und eben ſowohl, daß er nicht unter derſelben bleiben werde, ſondern ſeiner hohen Aufgabe gewachſen ſei: dennoch zieht der Verluſt ihrer Freiheit für die Frau eine Kette von unſcheinbaren und unzähligen Opfern nach ſich, welche freilich die erfahrungsloſe erſte Jugend nur unbeſtimmt ahnt. Aber Doralice kannte ſie. Doralice blickte mit wiſſendem Auge in ihre Zukunft. Für ſie war keine

Illuſion möglich. Für ſie war die Wirklichkeit nicht von jenem Goldſchaum überhüllt, der den jugendlichen Blick ſchmeichelnd blendet. Für ſie gab es nicht jenes Morgenrot von Liebe, das, wenn die Sonne des Lebens auch ſpäter nur umwölkt und der Himmel trübe erſcheint, dennoch die Erinnerung an eine liebliche Aurora, oft fürs ganze Leben, in der Seele zurückläßt. Es war keine Liebe zwiſchen ihr und Ghioray! Er hatte ſie verſtoßen um eines anderen Weibes willen; und ſie hatte ſich gewöhnt, ihr ganzes Leben mit allen Intereſſen und in jeder Richtung als abglöſt von dem ſeinen zu betrachten und ſich zufrieden zu fühlen im gottgefälligen Gebrauch ihrer Freiheit. Ach! nur frei zu ſein, das erſchien ihr jetzt als das höchſte Gut. Sie wollte ja allem entſagen, jedem Glück, jeder Freude, jeder Liebe, jedem Troſt! . . . . nur frei ſein! nur nicht in die ſchauerliche Gefangenſchaft dieſer Ehe geraten. Aber dann erwachte ihr Gewiſſen und ſtellte ſie vor ihr geheimes Gericht und fragte ſie, ob dieſe Wendung ihres Schickſals ihr vor drei Monaten nicht ein willkommenes Ereignis geweſen wäre? — ob es ein unegoiſtiſcher Grund ſei, der dieſe Veränderung ihrer Anſicht hervorrufe? — ob ihr Sträuben zur Ehre Gottes ſei? — ob ſie ſicher ſei, ihre Freiheit nie zu mißbrauchen? — ob nicht die göttliche Barmherzigkeit dies Mittel anwende, um ſie aus großer Gefahr zu retten?

— ob ſich ihr Herz nicht etwa ſchon in unheilvoller menſchlicher Schwäche dem Wege des Verderbens, der in die ewigen Abgründe führt, zugewendet und deshalb dieſe Schickung als eine heilſame Buße, als ein irdiſches Purgatorium anzunehmen habe? Doralice erſchauerte, wenn nur der Schatten einer Beleidigung Gottes ihr Herz ſtreifte. Kennte ſie ſich auch keiner anderen Schuld anklagen — an heiliger Wachſamkeit hatte ſie es doch fehlen laſſen, und die Agonie ihres Herzens, das zwiſchen Hingebung an den Willen Gottes und an die eigene Neigung, zwiſchen Unterwerfung und Empörung den unblutigen Kampf kämpfte, der ſchwerer iſt als mancher blutige — ach! dieſe furchtbare Agonie zeigte ihr mehr als alles andere, daß dies Opfer ihre Rettung ſei. O du elendes Herz! ſeufzte ſie; du weißt, daß es zur Ehre Gottes und zum Heile deiner Seele iſt — und du ſchwankſt, du zauderſt, du ſträubſt dich! iſt denn die himmliſche Liebe nicht groß und ſchön genug, um dich zu erfüllen? mußt du der irdiſchen dich zuneigen? . . . . Nun, ſo kämpfe nur fort, du törichtes Herz, und ſei verſichert, daß ich bis zu meinem letzten Atemzuge dich kreuzigen werde! . . .

Wie Wellen ſich heben und ſenken, flutete bald Entmutigung und Verzagtheit, bald Entſchloſſenheit und Opferfreude, bald ein Grauen ohne Grenzen und eine Angſt ohne Namen durch ihre

Bruſt. Zuweilen nahm dieſes Grauen auch den Charakter richtiger Vorſicht an und ſie fragte ſich, ob ſie auch nicht eine allzu ſchwere Bürde auf ſich lade und ob es nicht Vermeſſenheit und Selbſtüberſchätzung ſei, in ein Verhältnis zurückzutreten, welches ſogar die Kirche, die doch ihre Kinder zu hohen Dingen anleitet, für ſo pein- und qualvoll anerkennt, daß ſie die äußere Trennung der Ehe geſtattet und ein gemeinſames Leben nicht gebietet. Aber ach! nach kurzem Beſinnen mußte ſich Donalice die Antwort geben, daß für dieſen beſonderen Fall Anſicht und Rat der Kirche nicht zu bezweifeln ſei, und daß von vermeſſener Selbſtüberſchätzung keine Rede bei ihr ſein könne, da ſie ja nur im Vertrauen auf Gott und im Gehorſam ihrer Pflicht den ſchweren Schritt tun werde. Unter ſolchen Umſtänden aber ſei es nicht fromme Demut, ſondern menſchlicher Kleinmut und Glaubensſchwäche, auf die Fülle des Gnadenbeiſtandes nicht mit heiliger Zuverſicht zu zählen. Welche Ausflüchte ihr Herz nehmen, zu welchem Vorwand es greifen wollte, ach! überall wurde es unerbittlich zurechtgewieſen und entlarvt. Regungslos lag ſie da, wie gebrochen von dem inneren Sturm, dem heftigſten ihres Lebens. Sie dachte nichts mehr, ſie fühlte nichts mehr; ſie litt nur. Kann der Kelch nicht vorübergehen? . . . ſollen mir die ſieben Schwerter wirklich das Herz zerſchneiden? . . . iſt dies Kreuz unwiderruflich mein Anteil? . . . Wie Du willſt, mein Gott, nicht wie ich will! — —

Keine menſchliche Seele war in dem dämmerigen, ſturmumtobten Gotteshauſe zu gewahren. Conrad war freilich da. Er wollte Vornhofen ſehen . . . und Doralice! aber ſtören wollte er ſie nicht, nur ſie beobachten, wie damals in Mariatal, zwiſchen Himmel und Erde, als er ſie noch nicht kannte. Schon am Vormittag war er hinab gefahren und hatte ſich die Wege und Stege, Kirche und Gnadenbild in Augenſchein genommen. Niemand ſtörte ihn. Es beſucht ja nicht bloß der Andächtige, ſondern auch mancher Neugierige die Gotteshäuſer. Er wußte, wann Doralice ankommen — und ſetzte voraus, daß ſie ſogleich zur gnadenreichen Mutter eilen werde. Er hatte einen Platz ausfindig gemacht, von wo er die ganze Kirche überſehen konnte: es war ein kleines Oratorium neben der Gnadenkapelle, mit einem Fenſter, das auf den Altar und zugleich auf die große Eingangstüre ſah. Da wickelte er ſich bis zu den Augen in ſeinen Mantel, ſetzte ſich auf einen Betſtuhl und wartete. Aber nicht lange! er hatte gut gerechnet: Doralice kam pünktlich. Als ſie eintrat, klopfte ſein Herz beklommen, und ohne daran zu denken, daß ſie ihm im dunkeln Oratorium und hinter dem Fenſter nicht gewahr werden konnte, vermummte er ſich noch tiefer. Doch bald ſah er, daß Doralice nicht daran dachte, um ſich zu ſchauen. Sie lag ſtill auf den Knien, verbarg ihr Antlitz in ihren Händen und hob es zuweilen zum Gnadenbilde auf. Es lag eine Ruhe, ein Friede auf dieſer einſamen Beterin in der einſamen Kirche, während draußen der Sturm heulte, daß nach und nach etwas von dieſem Frieden auf Conrad überging. Welch ein wunderbarer und edler Glaube das iſt! ſprach er in ſeinen Gedanken: der Sohn Gottes wird in geheimnisvoller Weiſe der Sohn der Jungfrau, um die menſchliche Natur mit der Gottheit zu vereinigen und durch ſein gottmenſchliches Leben und Leiden die Sühne für die alte Erbſchuld zu leiſten und die hingeſunkene Menſchheit in ſeinem Blute zu reinigen, zu heiligen! ... O ein himmliſcher Glaube, der vollkommen der Doppelrichtung unſeres Weſens entſpricht: es iſt einerſeits gelähmt durch den Druck der ſündigen Natur .... und muß erlöſt werden. Und es hat andererſeits ein Flügelpaar, das ſich immer entfalten möchte zum Aufſchwung in Regionen des ewigen Glücks, der ewigen Liebe .... des ewigen Seins! .... dazu muß es vollkommen werden ... geheiligt werden im Blut des ewigen Opfers, das in tauſend Gnadenſtrömen fort und fort ſeine göttliche Kraft in der ſiechen Menſchheit bewährt. O ein ganz himmliſcher Glaube, der dem Menſchen das gibt, was ihm Not tut und was wiederum ſeiner Doppelrichtung entſpricht: Demut und Starkmut. Da . . . liegt alle Größe des Menſchen . . . . und dieſe Größe ſchöpft er aus Syſtemen, Problemen und Philoſophemen nicht; ſie iſt das Eigentümliche des Chriſtentums . . . . ſie lebt vom Arom des Opfers. Dem hingeopferten Gott opfert ſich das demütige, ſtarke Herz. Wahrlich . . . . ein Glaube, der große Ideen erzeugt und den Menſchen mächtig antreibt, nicht in Theorien und Abſtraktionen zu verweilen, ſondern ſie praktiſch auszuführen. Und warum iſt das nicht mein Glaube? . . . . warum iſt dieſer wunderbar liebende Gott . . . nicht mein Gott? — warum iſt dieſe wunderbare Mutter des Gottmenſchen, die Ihn der Menſchheit gegeben hat . . . . nicht auch meine Mutter? . . . . Ach, warum mußte meine Wiege unter dem froſtigen Geſtirn des Rationalismus ſtehen, und warum nur ein Strahl . . . . aber nicht die Sonne des Chriſtentums auf ſie fallen! . . . . — Aber man kann ſich ja zum Chriſtentum bekehren . . . . der Türke, der Jude, der Heide kann es . . . . weshalb nicht auch der Glaubensloſe, der Rationaliſt? — O eine Hand! . . . . eine hülfreiche Hand! — O eine Stimme, die mir von Oben herab zuriefe: Dies iſt die ewige Wahrheit! nur dies! — Die katholiſche Kirche, ſagt ſie, ſei dieſe Hand . . . . ſei dieſe Stimme. Aber alle Religionsgeſellſchaften nehmen, wenn ſie überhaupt noch dieſen Namen verdienen, eine Offenbarung der ewigen Wahrheit als ihren Kern, ihren Lebenskern an. . . . — — —

So wogten und wallten Sehnſucht und Zweifel, Lichtſtrahlen und Wolkenmaſſen durch Conrads Seele und er bemerkte nicht den Flug der Zeit. Auch Doralice nicht! Es dauerte lange, lange, bis ſie ihrer inneren Schwankungen und Gefühlsempörungen ſo weit Herr wurde, um endlich den unbeſieglichen Entſchluß zu faſſen, komme was wolle an Trübſal und Prüfung über ſie — ſie lege ihr gemartertes und beängſtigtes Herz in die durchwundeten Hände ihres Heilands und an das ſchwertdurchbohrte Herz ſeiner trauernden Mutter: und ſie bat um die Gnade, dieſe himmliſche Zufluchtsſtätte, mitten im Gewühl der Welt, außerhalb und innerhalb ihres Herzens, nie zu verlaſſen: dann wolle ſie ihr Kreuz annehmen und tragen nach dem Wohlgefallen Gottes. —

Als ein Laienbruder aus der Sakriſtei in die Kirche kam und das ewige Licht beſorgte, trug Doralice ihm auf, ihren Beichtvater für den anderen Morgen in den Beichtſtuhl zu bitten. Dann nahm ſie wieder ihren Platz ein und blieb, bis die Kirche geſchloſſen wurde, Es war ihre Nacht am Ölberg. Conrad hatte ſich ſchon zuvor leiſe entfernt, um nicht mit Doralice am Ausgang etwa zuſammen zu treffen und um ſie auf dem Heimgang von fern zu begleiten. Als ſie unter die Vorhalle trat, die ein weites Schirmdach vor der Kirche bildet, rollte die volle Mondesſcheibe zwiſchen zerriſſenen Wolken über den Kamm der öſtlichen Berge und der Sturm fiel mehr und mehr, gleichſam ermüdet von ſeinen unnützen Anſtrengungen, die keine Veränderung in dem geregelten Gang der Natur-Erſcheinungen bewirkten. Er grollte noch und wühlte noch in den Wolken; aber ſeine Wut war gebrochen. Der Mond goß ſein Licht, von vorüberfliegendem Gewölk gedämpft, über die Landſchaft und tuſchte ein Netzwerk vom Schatten der Baumäſte in tauſend Verſchlingungen über den Weg. Auf dem Rhein aber ſchwebte ein beweglicher, rötlicher Stern, die Laterne an der Maſtſpitze eines Kohlenſchiffes, das langſam ſtromauf gehend, eine ganze Reihe von Kähnen anführte. Aus dem Dorf Bornhofen, das ſeine wenigen ärmlichen Häuſer in eine Felſenſchlucht, die ein Bächlein durchrieſelt, neben der Kirche einklemmt, kamen ein paar Kinder und ſchlugen den Weg nach Camp ein. Doralice folgte ihnen; ſo war ſie nicht allein! —

Mich braucht ſie nicht! dachte Conrad unwillkürlich herabgeſtimmt. Er verließ ſeinen Wachpoſten in der Verſchattung der Vorhalle und ſchlug ſeinerſeits den Rückweg ein. Am nächſten Morgen wollte er dem Gottesdienſt beiwohnen, und dann mit dem nächſten Dampfſchiff nach Bingen gehen, um das Nahetal zu durchfliegen. Er war wohl manchmal in katholiſchen Kirchen während des Gottesdienſtes geweſen, ja, vor wenig Tagen noch, bei Celeſtinens Brautmeſſe; aber er hatte der heiligen Handlung nie ſeine Teilnahme zugewendet. Die Bewegungen des Geiſtlichen, deſſen Kleidung, oder die Muſik, die Betenden, die Gemälde, den Styl und die Ausſchmückung der Kirche — kurz, alles Äußerliche hatte er in's Auge gefaßt und, merkwürdiger Weiſe! nie gefragt, was denn eigentlich am Altar vorgehe, um die Betenden auf ihre Knie herab zu ziehen. Die Katholiken knieten nun einmal in ihren Kirchen! das war ſo ihre andächtige Gewohnheit. Er wollte aber diesmal der Handlung des Prieſters folgen!

Die Dämmerung der frühen Morgenſtunde wurde noch grauer durch einen dichten Nebel, über den wohl niemand ſich ſo freut, wie der Weinbauer; denn dieſer Nebel hat die Eigenſchaft, den Trauben ihre Weichheit zu geben, und deshalb heißt er mit ſeinem techniſchen Namen „Traubendrücker.“ Nicht zwanzig Schritte konnte Conrad vor ſich ſehen! er fürchtete immer Doralice unverſehens einzuholen, wenn er ſchnell ging, und wenn er zögerte, von ihr überholt zu werden. Als er die Kirche erreicht und ſein Auge ſich an die darin herrſchende Dunkelheit gewöhnt hatte, ſah er Doralice auf ihrem geſtrigen Platz knien. Es wurde eben eine Meſſe in der Gnadenkapelle geleſen. Die Kerzen, die dort auf dem Altar brannten und ein paar Lichtſtümpfchen, bei denen ein paar Bauernfrauen aus dem Hundsrück in großen himmelblauen ſchwarzgeſtickten Hauben, aus ihren Gebetbüchern beteten, erhellten ſchwach die Kirche, in der ſich nur jene Pilgerinnen und einige Leute aus dem Dorf Bornhofen befanden. Man behauptet, der Gottesdienſt der Katholiken ſei blendend und darauf berechnet, den Sinnen und der Phantaſie zu ſchmeicheln, dachte Conrad und zog fröſtelnd ſeinen Mantel zuſammen; hier iſt wahrhaftig keine Spur davon! Wer zu ſolcher Stunde herkommt, der muß beten wollen! .... und wie ſie da alle beten, ſo ſtill, ſo gottgefriedet trotz Kummer und Sorgen! .. Aber du, was machſt du hier? denkſt du an Gott? bitteſt du ihn um Licht und Kraft? ſehnſt du dich nach ſeiner Erkenntnis ..... und wenn du danach verlangſt — iſt es wegen der Wahrheit .. oder wegen Doralice? ....Soll die Wahrheit die Brücke ſein, welche dich zu Gott .... oder .... zu ihr führt? — Ach, zu ihr! zu ihr! Gott .... wird ſich dann ſchon finden laſſen in ſeinem Himmel, wenn er mir den meinen geſchenkt hat! .... So rankten ſich ſeine Gedanken weit ab von dem unblutigen Golgatha des Altars und den Kopf auf die Armlehne der vor ihm ſtehenden Kniebank geſtützt, ſaß er im Dunkel eines ſchirmenden Pfeilers, von niemand geſehen. Da klang das

Glöckchen zur Wandlung. Conrad ſchaute auf und nach der Gnadenkapelle. Der Prieſter fiel eben anbetend auf ein Knie, erhob ſich dann und zeigte in hocherhobenen Händen die heiligſte Hoſtie. Die Betenden ſenkten noch tiefer das Haupt, klopften an die Bruſt — und ein Mann, der bis dahin geſtanden hatte, kniete nieder. Das iſt klar, dachte Conrad: ein Akt der Anbetung iſt's! doch man kann unmöglich dieſe Oblate anbeten! — Als derſelbe Akt ſich bei der Elevation des Kelchs wiederholte, ſprach Conrad zu ſich ſelbſt: Und den goldenen Becher werden dieſe Leute, dieſer Prieſter, Doralice, doch ebenſo wenig anbeten! . . . . Ob das in jeder Meſſe geſchieht? — Es begann ſo eben eine andere am Hochaltar und als die Wandlung kam, erklang das Glöckchen, bog der Prieſter das Knie und es folgte genau dieſelbe Handlung. Was ſie nur anbeten? dachte Conrad; es ſind ja vernünftige Menſchen . . . . ſie werden mir zu antworten wiſſen. Ob ich in die Sakriſtei gehe und frage? —

Indem verließ Doralice ihren Platz, ging einem Beichtſtuhl zu und kniete in demſelben nieder. Das gab Conrads Gedanken eine andere Richtung. Ich will *ſie* fragen, ſprach er bei ſich ſelbſt; was ſie ſagt, iſt mir immer einleuchtend! ſie iſt der Genius der Wahrheit. Ich warte bis morgen . . . . und vielleicht hat mir die gnadenreiche mater dolorosa dieſe Frage eingegeben. Ein großes Glaubensgeheimnis der katholiſchen Kirche muß es ſein, da derſelbe Akt immer auf dieſelbe Weiſe begangen wird .... und wer weiß, wie lange ſchon! bei ihr geht ja alles in die tiefſte Vergangenheit zurück. — Der celebrierende Prieſter ſagte eben: per omnia saecula saeculorum. Welch eine Zuverſicht! dachte Conrad; ſie muß einen göttlichen Grund haben. Und wie das großartig iſt in dieſem Dunkel, dieſer Anmut, dieſer Weltabgeſchiedenheit, vor einer Handvoll geringer Landleute und frommer Frauen ſo unerhört majeſtätiſch zu ſprechen. — —

Mehr und mehr wich die Dämmerung und der Nebel. Die Sonne war noch nicht über die Berge hinauf geſtiegen; allein ſie ſchickte ihr Licht voraus, das ſich wie ein goldener Szepter auf den Nebel legte, und ihn von den Bergſpitzen herunter und an die Abhänge drückte und immer tiefer und tiefer, bis er ſich in Tau und in fliehendes Gewölk verwandelte. Auch in die Kirche brach allmählig das Licht ein. Zuerſt hauchte es nur die Rippen der Gewölbe roſenfarben an, glitt dann weiter hinab, vergoldete Pfeiler und Wände und füllte endlich den ganzen Raum mit ſeinem Glanzſtrom. Die Leute hatten ſämtlich die Kirche verlaſſen, um an ihr Tagewerk zu gehen. Conrad fühlte ſich unbehaglich im hellen Morgenlicht auf ſeinem Lauſcherpoſten, der ihn jetzt nur wenig den Augen entzog. Wenn Doralice ihn gewahrte, was mußte ſie denken, ihn zu dieſer Stunde auf dieſer Stätte zu ſehen! Mußte er ihr nicht wie ein Spion erſcheinen, der ihr heimlich nachſchlich? Und . . . . war er es nicht? — Leiſe ſtand er auf und verließ die Kirche mit einem gewiſſen freudigen Gefühl, an dieſem Gnadenort — denn das war er für Doralice! — in ihrer Nähe geweſen zu ſein. Vielleicht hatte er einen Platz in ihrem Gebet gehabt . . . . vielleicht hatte ſie ihn der ſchmerzhaften Muttergottes empfohlen! — O ja, das alles war geſchehen — nur anders, als er es hoffte. Übrigens kam ſie ihm immer ſo idealiſch vor, daß ſie ihm im Gebet vor Gott auf heiliger Stätte nicht edler erſchien, als in ihrem Zimmer, zwiſchen den Menſchen und in gewöhnlichen Geſprächen. Wo ſie ging und ſtand — er ſah ſie immer in einer Glorie. — Kaum war er nach Camp zurückgekehrt, ſo kam ein Dampfſchiff ſtromaufwärts, mit dem er nach Bingen fuhr.

Doralice blieb noch lange in der einſamen Kirche. Sie wußte ja, wenn ſie fortging, ſo kam ſie ſo bald nicht wieder . . . . vielleicht nie wieder! mit dem erſten Schritt über dieſe Schwelle ſtellte ſie ihren Fuß auf das Rad eines neuen Lebens und es rollte dahin. Aber es galt kein Zagen und kein Zögern mehr. Die göttliche Barmherzigkeit war ihr ja ſo nahe, ſo treu, hatte eben wieder ihr

Herz — über deſſen leiſeſte Regung ſie ſelbſt unerbittlich Gericht gehalten — in den Strom der Gnaden untergetaucht und geſtählt. War es denn nun ſo ſchwer, dies mit Gott vereinte Herz nun auch an ſein Kreuz zu heften? — Wohl der Seele und Heil ihr, die ſich wenigſtens dieſe Frage ſtellt! Doralice beantwortete ſie ſich ſelbſt mit dem Ausruf des heiligen Auguſtinus: „Gib mir Kraft, o Herr, zu tun, was du gebieteſt und dann gebiete, was du willſt.“ — Sie ging in das Sprachzimmer des Kloſters, um von dem Pater Abſchied zu nehmen, der ſeit jener unvergeßlichen Miſſion der Ratgeber ihrer Seele geblieben war. Sie teilte ihm den plötzlichen, unerwarteten Wechſel ihres Schickſals, ihren Entſchluß, ihre Ängſte mit.

„Wo Gott viel begehrt, da gibt er viel Gnade und endlich großen Lohn,“ antwortete er. „Sie ſollen ſo vollkommen werden, daß der liebe Gott einem ſo guten Kinde nichts abſchlagen kann, am wenigſten die Bekehrung Ihres Gemahls. Das Schlößchen und das Schweizerhäuschen ſind auf die Dauer gar kein Platz für Sie. Es war nur die erſte Station Ihres Marſches — und die iſt leicht erreicht und führt nicht weit. Wer hat denn je unter ſo vielen Blumen den Himmel erſtürmt! Unter Dornen iſt es viel leichter, allerdings dem natürlichen Menſchen minder angenehm, was abermals ein großer Vorteil iſt. Kurz, der liebe Gott meint es ſehr gut mit Ihnen, indem er Ihnen Gelegenheit gibt, zu ſeiner Ehre zu leiden, zu wirken und zu handeln. Drei Jahre haben Sie ſich paſſiv gehalten und recht brav; aber in der Paſſivität kann man leicht einſchlafen und man merkt es kaum. Alſo mutig hinaus auf den Platz, der Ihr eigentlicher Platz iſt. Und beſinnen Sie ſich nicht lange, gehen Sie bereitwillig lieber heute als morgen. Nicht Graf Ghioray — Gott ruft Sie! das haben Sie ja auch ſehr gut verſtanden, als Sie gleich mit ſich ſelbſt im Reinen waren."

„Ja," ſagte Doralice, „Gott ruft mich: das iſt mein Troſt; denn es iſt nun ſeine Sache, mich weiter zu führen."

Nachdem ſie noch einige Zeit mit dem Pater ihre Verhältniſſe beſprochen hatte, bat ſie ihn um ſeinen prieſterlichen Segen und ſein Gebet und verließ den Gnadenort. Im Schlößchen fand ſie am Nachmittag noch niemand von den anderen Reiſenden; Fräulein Crescenze war allein. Aber Doralice, eingedenk der Mahnung des Paters, ihren Entſchluß bald auszuführen, teilte der Tante ſogleich alles mit und dieſe ſagte bewegt:

„Wie ſchwer es mir auch werden möge, Dich zu entbehren, es iſt beſſer, ſo wie Gott es fügt. Er ſegnet vielleicht das Fünkchen von Reue, welches in Ghiorays Herz erwacht iſt, durch große Gnaden, deren Werkzeug Du ſein ſollſt."

Unwillkürlich dachte Doralice, daß ihre Mutter ihr einmal dasſelbe in Bezug auf Conrad — und Eulalie in Bezug auf Henry geſagt hatte. Wie leicht ſprechen ſich ſolche Hoffnungen aus! wie unendlich ſchwer erfüllten ſie ſich! welch eine ungeheure Erſchütterung des ganzen inneren Menſchen gehörte dazu, um ihn in ſeinem tiefſten Weſen aus den Fugen zu heben, ſo daß auch auf ihn jenes Wort paßt, das der Biſchof St. Remigius zum bekehrten Frankenkönig Clodwig ſprach: „Beuge dein Haupt, ſtolzer Sicambrer! Bete an, was du verachtet, und verachte, was du angebetet haſt." Denn das iſt unzertrennlich von jeder aufrichtigen Bekehrung. — Doralice beſprach ſchon Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe mit der Tante, als Frau von Derthal und Eulalie heimkehrten — erſtere ganz entzückt von dem dreitägigen Eheglück Celeſtinens und von der großen Harmonie des jungen Paares. Doralice ſah die Mutter an mit einem eigentümlichen Schimmer in ihrem Auge, von dem man nicht wußte, ob es Freude, ob es eine Träne war, und ſagte zärtlich:

„Sieh, wie gut iſt Gott! zu dem Troſt, Celeſtine zufrieden zu wiſſen, kommt ein anderer: Franz hat ſich mit mir verſöhnt. Sarolta iſt hier; die arme Julia iſt in der Ewigkeit."

Sprachlos vor Freude umarmte Frau von Derthal Doralice, die ſanft weinend hinzuſetzte:

„Liebe Mutter, wie bin ich glücklich, Dir nach dem vielen Kummer, den ich Dir gemacht habe, dieſen Troſt zu bringen.“

Eulalie aber brach in Tränen aus und rief, ſtürmiſch die Schweſter umſchlingend:

„O! geh doch nicht zu dem Mann zurück, der eine andere Frau lieber gehabt hat als Dich. Bleibe bei uns! Hier .... biſt Du die Geliebteſte!“

„Ein Grund mehr, um nicht hier zu bleiben: Ihr verwöhnt mich!“ ſagte Doralice liebevoll.

„Eulalie, das verſtehſt Du nicht!“ rief Frau von Derthal. „Wir alle werden Doralice ſchmerzlich vermiſſen, weil wir ſie lieben. Doch eben deshalb müſſen wir frohlocken, daß es gerade ſo kommen mußte! — Nun ſprich, wie ſich alles gemacht hat!“

Doralice berichtete genau ihre überraſchende Zuſammenkunft mit Sarolta und ſetzte hinzu:

„Ich war ſo erſchüttert, daß ich mich vor Gott beſinnen und ſammeln mußte; darum ſchwieg ich bis heute, liebe Mutter. Nun kann ich Dir auch gleich ſagen, daß es meine Abſicht iſt, morgen zu Sarolta zu gehen und bei ihr Franz zu erwarten.“

Trotz ihrer Zufriedenheit mit dieſer Wendung der Dinge wünſchte Frau von Derthal dennoch in unverfänglicher Weiſe Doralice feſtzuhalten.

„Süße Tochter,“ ſagte ſie ſchmeichelnd, „Du biſt immer ſublim, aber diesmal doch allzu großmütig. Franz iſt Dir wohl die Genugtuung ſchuldig, daß er hierher komme — nicht wahr?“

„Die beſte Genugtuung, die er mir geben kann, iſt die, daß er ſich mit mir verſöhnt,“ entgegnete Doralice. „Es wäre eine tötliche Verlegenheit und Demütigung für ihn, wenn er hierher kommen müßte.“

„Gerade deshalb!“ rief Eulalie und klopfte rachgierig mit ihrem zierlichen Finger auf den Tiſch. „Er ſoll ſich demütigen!“

„Törichtes Kind!“ ſagte Doralice ſanft; „fühlſt Du denn nicht, daß ich das nicht ertragen könnte?“

„Aber, ſüße Tochter,“ wendete Frau von Derthal ein, „wir würden Franz ja alle mit offenen Armen aufnehmen.“

„Ich gewiß nicht!“ ſagte Eulalie.

„Liebe Mutter,“ entgegnete Doralice mild und ernſt, „ich glaube, es wird für Franz und mich am leichteſten ſein, manche Wunde zu heilen, an der unſer Verhältnis leidet, wenn wir in der erſten Zeit mit einander allein bleiben. Hat ſich das ausgeglichen — bin ich ſelbſt wieder im vollen Gleichgewicht mit meiner Stellung, die mir entfremdet iſt: ſo werden wir gewiß zu Dir eilen. Wie man zu Zeiten das Bedürfnis hat, ein wenig allein zu ſein, ſo iſt es notwendig, daß wir zu Zweien allein ſind.“

Dieſer klaren Ruhe gegenüber mußten freilich Frau von Derthals unruhige Wünſche verſtummen. Doralice hatte ſich ſchon einen vollſtändigen Plan entworfen: das Schweizerhäuschen ſollte vorderhand ganz eingerichtet bleiben; ſie ließ all ihre Sachen da, weil Henry vielleicht Luſt hätte den Winter in Deutſchland zu bleiben; ſie wollte es ihm und den Kindern zur Verfügung ſtellen und ſpäter anderweitige Beſtimmungen treffen. Es war ihr Wunſch und ſie hoffte, Ghioray werde darauf eingehen, den Winter im Ausland zuzubringen; Julias Verwandte hätten ſich verletzt fühlen können, deren Platz ſo ſchnell von ihr eingenommen zu ſehen. Sie benahm ſich, als ob es an ihr ſei, alle Rückſichten zu nehmen und alle Gemüter zu ſchonen.

Sie war am Abend bereits nach dem Schweizerhäuschen gegangen; aber Frau von Derthal und Fräulein Crescenze ſaßen noch im Salon beiſammen und beſprachen dies Ereignis, während Eulalie es beweinte; da wurde die Glocke am Hoftor gezogen und Eulalie rief:

„Henry kommt! . . . Nun — was der ſagen wird . . . . das ſoll mich wundern!“

Sie eilte ihm ins Vorzimmer entgegen und ſagte troſtlos in Ton und Geberde:

„Ach Henry! was iſt hier geſchehen!"

„Die Kinder! . . . . Doralice!" . . . . rief er entſetzt.

„Ja, Doralice!" klagte Eulalie. „Denken Sie nur . . . . ſie reiſt morgen zu ihrem Mann."

Ein Schleier legte ſich über Lord Henrys Augen. Ihm war zu Sinn, als hätte er lieber ihren Tod vernommen. Er lehnte ſich an die Wand und ſah Eulalie ſtarr an. Frau von Derthal rief aus dem Salon:

„Aber, Eulalie, wie kannſt Du nur ſo egoiſtiſch winſeln über das Glück Deiner Schweſter! . . . . Kommen Sie doch herein, Henry!"

Er trat verſtört und leichenblaß in den Salon und ſagte mühſam gefaßt:

„Eulalie hat eine Art, die Sachen vorzutragen, daß man ganz nervenſchwach davon wird . . . . beſonders wenn man ſo wütende Kopfſchmerzen hat wie ich."

„Wollen Sie noch Tee nehmen?" ſagte Frau von Derthal. „Das beruhigt die Nerven."

„Nein, ich danke. Mir ſchlägt ein Hammer im Kopf. Ich muß mich gleich zurückziehen. — Morgen, beſte Mama, morgen!" ſetzte er haſtig hinzu, als Frau von Derthal Miene machte zu ſprechen. „Morgen werde ich mit Freuden dieſe wunderſame

Begebenheit hören! heute . . . . iſt es mir unmöglich."

„Siehſt Du, Mama," ſagte Eulalie, nachdem Lord Henry den Salon verlaſſen hatte, „es iſt ihm ebenſo ſchmerzlich als mir, daß Doralice unter die Barbaren geht."

Wohl war es ihm ſchmerzlich — und mehr als das! nie war dieſe Möglichkeit in den Kreis ſeiner Gedanken hinein getreten! nie war es ihm eingefallen, daß Ghioray je wünſchen könne, ſich wieder mit Doralice zu vereinigen — und noch viel weniger, daß ſie einwilligen werde! nie hatte ſie anders als frei, und zwar in edler, berechtigter Freiheit, vor ſeiner Seele geſtanden! . . . und jetzt urplötzlich dieſer Wechſel . . . dieſer furchtbare! — Drei Stunden lang ging er in ſeinem Zimmer auf und nieder mit der Unruhe der ſtolzen Herzen, wenn ſie in großer Spannung und Erwartung ſind; und er konnte kaum den Augenblick erwarten, um mit Doralice zu ſprechen . . . . was? — das wußte er ſelbſt nicht. Am liebſten hätte er den Erdball in ſeine Hände genommen und nach der anderen Seite umgedreht. Von nun an ging ja doch alles verkehrt! —

Als ſein Diener am anderen Morgen bei ihm eintrat, war er bereits angekleidet; und deſſen Botſchaft: die Frau Gräfin laſſe Mylord ſo bald als möglich zu ſich bitten, entſprach ganz ſeinem Wunſch.

Er ging nach dem Schweizerhäuschen mit einer Empfindung, als habe ein Erdbeben über Nacht den Rheingau verwüſtet und unkenntlich gemacht.

Auch Doralice hatte die halbe Nacht durchwacht — aber nur, um beſonnen und umſichtig ihre Geſchäfte zu ordnen. Sie hatte ihr Gethſemane durchgemacht und darin die Kraft gefunden, mit Faſſung ihren Kreuzesweg anzutreten. Das übernatürliche Element des von der Gnade getragenen Willens erfüllte ihre Seele mit einem ſtillen lichten Äther, unter deſſen Einfluß auch die natürliche Neigung ihre Kraft nach oben wendete! In den Niederungen des Menſchenweſens ſind die Wolken heimiſch, unter deren trüber Schwüle die Leidenſchaften gedeihen; da wogt die Gefühlswelt und die Phantaſie, unbeſtimmt, ſehnſuchtsvoll, träumeriſch, regenbogenfarbig, ſehr feſſelnd, ſehr verführeriſch, ſehr bezaubernd. Das iſt kein Boden und keine Luft, um große Seelen, Opfer und Tugend zu entwickeln. Das geſchieht in anderer Region, auf klarer Höhe des Menſchenweſens, zu welcher der Wille, der die reine Abſicht auf Gott richtet, emporſtrebt. Da wollte Doralice wandeln; da faßte ſie ihr ewiges Ziel ins Auge; von der Gegenwart und Vergangenheit wendete ſie den Blick ab. Der ewigen Liebe wollte ſie liebend, nicht ſklaviſch, ihr Opfer bringen — das höchſte, das der Menſch bringen kann: ihr ganzes Herz.

Durch Henry's Seele aber ſtürmte eine Welt von Leidenſchaft, die hoch aufbrauſte, als er bei ihr eintrat und ſie am Schreibtiſch ſitzend fand, wo ſie verſchiedene Geldpäckchen verſiegelte und an arme Leute adreſſierte. Der Winter war ja vor der Türe! ſie vergaß nichts und niemand. Ihre ruhige Haltung und ihr proſaiſches Geſchäft verſetzte Lord Henry in eine Art von Wut. Er blieb mit untergeſchlagenen Armen vor ihr ſtehen und ſagte in einem Ton, als ob er Rechenſchaft über Leben und Sterben von ihr fordere:

„Was fällt Ihnen ein, Doralice! Sie wollen fort? . . . . fort — zu Graf Ghioray? . . . . was kann Graf Ghioray Ihnen ſein? . . . . Nichts! gar nichts! ein fremder Mann!“ —

Er ſchwieg zitternd vor dem Übermaß innerer Bewegung. Doralice ſah ihn klar und feſt an und ſagte liebreich:

„Das verſtehen Sie nicht, beſter Henry! Sie haben darüber andere Prinzipien.“

„Gott ſei Dank — ja! Prinzipien des Zartgefühls . . . . des Ehrgefühls! — Graf Ghioray verſtößt Sie von ſeiner Seite, aus ſeinem Hauſe . . . wegen einer anderen Frau, löſt das Eheband mit Ihnen, läßt Sie über drei Jahre bei Ihrer Familie leben — und plötzlich kommt ihm die Laune, der andern Frau überdrüſſig zu ſein, Sie zurück zu rufen . . . . und Sie gehen!! — Nein, Doralice . . . . das iſt empörend!"

„Beſänftigt es Sie, zu erfahren, daß die arme Julia nicht mehr unter den Lebenden iſt?"

„Gar nicht! . . . daß Sie zu dem Mann zurückgehen, der Sie gleichſam mit Füßen getreten hat . . . . das iſt empörend — das iſt wider alles Zart- und Ehrgefühl."

„Und ſelbſt wenn es das wäre, lieber Henry, ſo gibt es eine Rückſicht, die höher ſtände."

„Das kann nicht ſein . . . . und es darf nicht ſein! iſt die Empfindung des Weibes einmal ſo tötlich verletzt, daß es im vollen Umfang die bittere Erfahrung der Treuloſigkeit des Mannes machte . . . ." —

„So kann das Herz tief verletzt ſein," unterbrach ihn Doralice; „aber ihre Pflicht, demjenigen zu verzeihen, der ſeinen Fehler nicht bloß erkennt, ſondern gut machen will, iſt nicht aufgehoben; ſie ſteht unendlich viel höher, als ein Zartgefühl, das einen ſtarken Beigeſchmack von Empfindlichkeit hat. Wenn Sie wüßten, was das iſt: die Beleidigung Gottes durch Verletzung ſeiner Gebote, ſo würden Sie gewiß erkennen, wie innig wir die Pflicht lieben müſſen, die eine ſolche Verletzung zu heilen gebietet."

„Gott behüte uns vor Menſchen, die nichts ſo lieben, als ihre Pflicht!" brach Lord Henry aus. „Das ſind Mumien . . . . ſind Automaten . . . . ſind Heuchler."

„Unſere Pflicht, lieber Henry, iſt die Vorſchrift, die Gott jedem von uns gibt, um unſere Beſtimmung zu erreichen und die geht weit hinaus über unſer kleines Leben hienieden. Dieſe Vorſchrift iſt der Ausdruck der Liebe Gottes zu ſeinem Geſchöpf; warum ſollen wir den nicht über alles lieben? — Unſere Pflicht iſt gleichſam unſere Signatur für die Ewigkeit. Nach ihr wird bemeſſen, ob wir „treue Knechte" und über „wenigem getreu" waren. Wer ſeine Pflicht ſehr liebt, hat alſo ein großes Verlangen, Gott zu dienen als treuer Knecht. Ich weiß nicht, ob das die Sache der Heuchler iſt."

Überwältigt — nicht ſowohl durch das, was ſie ſagte, als wie ſie es ſagte, überwältigt durch das Himmliſche, das in ihr war und aus ihr ihn anſtrahlte, brach all ſein Groll, ſein Trotz, ſein Schmerz und ſeine Liebe in dem einen Worte aus:

„Doralice! . . . ." —

Es war aber ganz genug, denn ſein Ton und ſein Blick ſagten mehr.

„Ah!" rief Doralice halblaut und legte mit lebhafter Geberde den Finger auf ihre Lippen, ſo daß

Lord Henry vor ihrem feierlichen Ernſt verſtummte, denn ihr blaues Auge ſchien ſchwarz zu werden. Dann ſagte ſie wieder mit ihrer gewohnten freundlichen Ruhe: „Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, um Ihnen dies Häuschen zur Verfügung zu ſtellen, im Falle Sie dieſen Winter hier bleiben — und mit den Kindern Ihr eigenes Dach zu haben wünſchten. Die brave Perſon, welche meinem kleinen Hausweſen vorgeſtanden hat, wird es dann für Sie tun, denn ſie bleibt vorderhand als Aufſeherin meines lieben Schweizerhäuschens hier. Mein Kammermädchen und mein Diener begleiten mich natürlich, alſo haben Sie Platz für ſich, für die Kinder und Ihre Leute. Haben Sie alſo Luſt, meinen Vorſchlag anzunehmen, ſo freut es mich ſehr.“

Lord Henry machte eine verneinende Geberde und verbeugte ſich ſtumm. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie fort, während ihr Auge wieder einen tief ernſten Ausdruck annahm:

„Wir ſind ja gute Freunde und immer habe ich Sie als einen guten Bruder betrachtet, der Nachſicht mit meinen Schwächen hat und von mir dasſelbe für ſich verlangt! ich bitte Sie, ſtören Sie dies nicht durch eine verkehrte Auffaſſung meiner Verhältniſſe. Freuen Sie ſich vielmehr, daß Gott mir die Veranlaſſung bietet, mich in der wahren

Würde des Menſchen, in der Selbſtverläugnung, zu üben.“

„Alſo lieben Sie Graf Ghioray nicht?“ rief er.

„Es wird uns Menſchen immer ſchwer, irgend eine Demütigung zu verſchmerzen, wenn uns auch eine herzliche Liebe den Willen dazu gibt. Seien Sie jedoch feſt überzeugt, daß ich die Liebe für Ghioray habe, die einer chriſtlichen Frau geziemt.“

„Sie handeln wie eine zweite Griſeldis und reden wie eine zweite Cordelia,“ ſagte er ſchneidend.

„Nun, das ſind gute Vorbilder,“ entgegnete ſie gleichmütig.

„Die Kinder .... die Edith, hätte ich katholiſch werden laſſen, wenn Sie .... wenn“ ....

Da er ſtockte, ſo ergänzte es Doralice in ihrer Weiſe und ſagte:

„Wenn ich hier geblieben wäre! Täuſchen Sie ſich nur nicht. Es iſt vielleicht nur ein Einfall des Augenblicks.“

Da ſie vollkommen Recht hatte, wurde Lord Henry noch bitterer und rief:

„Wie Sie gleichgültig geworden ſind gegen die Kinder — Suſannens Kinder! ... die Ihnen noch vor drei Tagen ſo am Herzen lagen, daß Sie ſie gern behalten und erzogen hätten.“

„Dürfte ich hoffen, daß Sie mir die Kinder anvertrauten — ach! mit welcher Freude behielte ich ſie!“

„Unter dieſen Verhältniſſen kann davon nicht die Rede ſein!“ rief er immer heftiger. „In Ihre wilde Puſta verbanne ich ſie nicht, die armen Kinder, hauptſächlich aber deshalb nicht .... weil ich Sie nicht mehr achten kann.“

„Vielleicht iſt mir das ſehr heilſam,“ ſagte ſie ſanft.

„O!“ rief er ganz außer ſich, „Sie waren für mich der Inbegriff weiblicher Vollkommenheit; aber ich habe mich furchtbar getäuſcht: Sie ſind eine ganz gewöhnliche Frau.“

„Lieber Henry, die Überzeugung ſteht bei mir viel feſter als bei Ihnen,“ antwortete Doralice mit einem lieblichen Lächeln.

Da flog die Türe auf und die Kinder ſtürmten herein jammernd und weinend, denn Eulalie hatte ihnen ſoeben geſagt, daß Doralice abreiſen werde.

„Wie macht ihr mir alle den Abſchied ſo ſchwer,“ ſagte Doralice traurig.

„Mama läßt Dich bitten, bei ihr zu frühſtücken,“ ſagte Eulalie.

„Sehr gern,“ entgegnete Doralice, verließ den Salon, gab ihren Leuten einige Aufträge und ging dann mit Henry, Eulalie und den Kindern nach dem Schlößchen. Man ſetzte ſich zwar an den Frühſtückstiſch, doch niemand frühſtückte. Lord Henry war faſſungslos, Eulalie ließ ihren Tränen freien Lauf, Fräulein Crescenze bekämpfte die ihren, die Kinder weinten, von der allgemeinen Betrübnis angeſteckt, Frau von Derthal war ungewöhnlich bewegt: ſie blieb ja nun allein mit der jüngſten Tochter! Doralice behielt ihre Faſſung und bat, daß all die verſchiedenen Päckchen auf ihrem Tiſch je nach der Adreſſe abgegeben würden.

„Es iſt auch ein Albumblatt für Herr von Friedingen dabei," ſagte ſie.

„Mein Gott!" rief Eulalie, „der ſtreift jetzt ahnungslos im Nahetal umher .... und ſieht Dich vielleicht nie wieder."

Da fuhr ein Wagen vor.

„Iſt er es?" rief Eulalie, ans Fenſter eilend.

„Nein," ſagte Doralice, „die Ponies ſind es .... ich fahre jetzt."

„Beſtes Kind! Du wollteſt ja am Nachmittag fort!" rief Frau von Derthal erſchreckt.

„Liebe Mutter, es mir unmöglich, noch länger all dieſe traurigen Geſichter zu ſehen," erwiderte Doralice und ein leichtes Zittern flog über ihr Antlitz; „ich liefe Gefahr, am Ende auch traurig zu werden .... und das will ich nicht. Ich gehe, weil Gott mich ruft und wohin er mich ruft .... und deshalb will ich freudig gehen."

„Nun ſo geh! . . . Du Tochter Gottes," ſagte Fräulein Creſcenze und zerdrückte ihre Tränen. „Dein Wandel iſt im Himmel! o bleibe darin."

Es folgte ein kurzer, ſtürmiſcher Abſchied. Als Doralice im Wagen ſaß und mit ihren ſchimmernden Augen noch einmal ſie alle anſah und dann ſo raſch ihren Blicken entſchwand, da war ihnen allen, als hätten ſie ein Element ihres Lebens verloren. — —

Gegen Mitag kam Conrad nach ſeiner Gewohnheit, um den Reſt des Tages im Schlößchen zuzubringen. Nach der kurzen Abweſenheit kam er noch froher als ſonſt. Niemand war im Salon als Eulalie. Ganz verweint, mit geröteten und geſchwollenen Augenlidern ſaß ſie da und betrachtete ein Blatt, das ſie in der Hand hielt. Als Conrad eintrat, reichte ſie es ihm und ſagte mit bebender Stimme:

„Dies hat Doralice für Sie zurückgelaſſen."

„Zurückgelaſſen?" ſagte er wie ein Echo.

„Ja! ſie iſt fort! ihr gräulicher Mann hat gewünſcht, daß ſie wieder zu ihm käme . . . . und da iſt ſie gleich abgereiſt."

Er verſtummte und ſah gedankenlos das Albumblatt an, das eine Bleiſtiftzeichnung, ein kleines Kunſtwerk von leichter und feiner Ausführung war. Aus unruhig bewegten Wellen ſtieg eine Felſenklippe auf, gegen welche die Brandung anſtürmte. Auf dem Felſen lag eine Kirche, deren ſchlanker, gotiſcher; himmelanſtrebender Bau auf höchſter Spitze das Kreuz trug, während aus einer weiten Brunnenſchale von der Kirche ſieben Waſſerſtrahlen aufſtiegen und in ein noch weiteres Becken zurückfielen. Um den Rand des Blattes lief eine Arabeske von den kirchlich ſymboliſchen Pflanzen der Dornen und Lilien, der Ähren und Trauben, zwiſchen denen ſich Spruchbänder hinſchlängelten, auf denen geſchrieben ſtand: „Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ In der Mitte der Arabeske und gerade oberhalb des Kreuzes ſchwebte eine Taube.

Conrad betrachtete das Blatt mit einer Aufmerkſamkeit, als wolle er jedes Strichlein erkennen; aber es floß ihm alles in ein unbeſtimmtes Grau zuſammen.

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte Eulalie niedergeſchlagen.

„Es iſt eine Perle meines Albums,“ entgegnete Conrad, mit dem Blatt in der Hand und dem Blick auf das Blatt. Aber heimlich ſeufzte er: Sommertraum, lebe wohl! — —

Vier Schweſtern.

Ein Jahr war vorüber — und welch ein Jahr! Es wird dereinſt die Weltgeſchichte mit Fingern auf dieſes Jahr zeigen, welches im öffentlichen Leben Europas den furchtbaren Bankerott an Ehre und an Rechtsbewußtſein eröffnet hat, ſo daß der Sieg der Argliſt frohlockend begrüßt — der Empörung und dem Verrat wütender Beifall geklatſcht, alles, was in einer geſitteten Menſchheit Geltung hat: das hiſtoriſche Recht, die Kraft der Verträge, die Tradition, die Autorität, die Freiheit der Völker mit Füßen getreten — und die Revolution gegen jede rechtmäßig beſtehende Ordnung, als das neue Grundgeſetz der civiliſierten und intelligenten europäiſchen Menſchheit anerkannt wurde. Alſo: — war es das Jahr 1859!

In Venedig war es, im Spätherbſt, in einem der Marmorpaläſte, die, wie auf den Wink einer Meerfee, gleich kriſtalliſierten Meeresblumen aus der Lagune aufgeſtiegen ſind. Sie haben ihren eigentümlichen Bauſtil, der mit keinem anderen zu vergleichen iſt. Er iſt eben venetianiſch, iſt hervorgegangen aus Venedigs Lage, Verhältniſſe und Geſchichte: die ſtille Lagune, der tiefe Ernſt der alten Republik, ein Anhauch des Orients, aus Pera's Cypreſſen und Candia's Palmenhainen — haben ihn erzeugt. Es ſind nicht die rieſenhaften Dimenſionen der römiſchen Paläſte, nicht die bewehrten und behelmten Burgen der kriegeriſchen Florentiner, nicht Genua's überſtolze Prachtbauten. Es ſind Häuſer der Nobile, deren keiner allzu weit das Maß überſchreiten durfte, das den Söhnen der Republik ziemte. Die geringere Ausdehnung war der Ausſchmückung günſtig. In den zierlichſten Säulen, Bogen und Roſetten ſind die Faſſaden ausgeſchnitten, und Tafeln und Kugeln von Porphyr und Verde antiko in den Marmorſtein eingelaſſen. Gemälde von Gian Bellin, Palma vecchio, Titian, Giorgione, Tintoretto — lauter Söhne der Republik — in denen ich weiß nicht was für eine tragiſche Glut der Leidenſchaft hinter einer bezaubernden Schönheit ſich verſchleiert — ſchmückten die inneren Gemächer und haben ſich jetzt freilich meiſtens in öffentliche Sammlungen geflüchtet. Doch findet man noch immer einzelne Gemälde dieſer an Farbenſchmelz und lebendiger Kompoſition unvergleichlichen venetianiſchen Schule im Privatbeſitz. Die untere Halle dieſer Paläſte iſt eine Grotte voll Waſſer. Die Gondel ſchwimmt aus den Kanälen in ſie hinein und legt an der Treppe an, die mit breiten Stufen in die oberen Räume führt. Je nach der Ebbe und Flut ſinkt und ſteigt das Waſſer auf der Treppe, ſo daß man dies geheimnisvolle Phänomen der Natur in ſeinem eigenen Hauſe beobachten kann.

Am Canal grande, der Kirche Maria del Salute gegenüber, lag ein Palaſt, der ſich durch ungemein anmutige Verhältniſſe und ein ſehr gut erhaltenes Anſehen — was nicht alle haben — auszeichnete. Er war neuerdings reſtauriert, aber ſo vorſichtig und geſchmackvoll, daß er nichts von ſeiner Eigentümlichkeit verloren hatte. Seine innere Einrichtung entſprach ſeinem Bauſtil; ſie war ſozuſagen von ſtiller Pracht. Nichts fiel in die Augen, nichts Blankes, nichts Grelles, nichts Spieleriſches. Ein gewiſſer Grundton von edler Würde legte ſich über das Ganze. In einem dieſer ſtattlichen und doch ſehr behaglichen Zimmer ſaßen zwei Frauen, das heißt die eine lag auf einer Chaise longue, welche neben dem breiten Fenſter ſtand, das die Ausſicht über den Canal grande auf den blendend weißen Marmordom von Maria Salute bot; und die andere ſaß ihr gegenüber auf einem altertümlichen Stuhl, deſſen hohe geſchnitzte Lehne ihren Kopf überragte, hatte den Arm auf einen kleinen Tiſch von Boule geſtützt und hielt ein Buch in der Hand, aus dem ſie vorlas. Es war als ob ein Gemälde von Palma oder Giorgione aus dem Rahmen getreten und lebendig geworden ſei. Die Vorleſerin war in violette Seide gekleidet, eine Farbe, die ungemein harmoniſch mit ihrem lieblich ernſten, von reichen blonden Haaren eingerahmten, geiſtig ſchönen Antlitz paßte: das war Doralice Ghioray. Die Dame auf der Chaise longue war ihr ähnlich — dasſelbe Haar, dieſelben zarten und blühenden Farben, dasſelbe tiefblaue Auge — allein der Ausdruck ihrer ganzen Erſcheinung war ſo gründlich anders, daß die Verſchiedenheit der beiden Schweſtern mehr auffiel, als ihre Ähnlichkeit: ſo himmliſch die eine, ſo irdiſch die andere. Blanca war es, die Fürſtin Zoula. Sie ſah etwas mißmutig, etwas trotzig, etwas phantaſtiſch, aber ganz und gar reizend aus, wie ſie da lag, in ihren eleganten Schlafrock von grünem Sammt eingewickelt, aus deſſen reichen breiten Falten ihr ſchöner Kopf ſich erhob. Sie glich einer vollen Moosroſe. Der Blick ihres Auges war träumeriſch und unruhig; aber jetzt heftete ſie ihn aufmerkſam auf Doralice, denn dieſe las:

„Betrachte vor allen Dingen, wie der unendlich
„große Gott in unendlicher Liebe aus der Untiefe
„des Nichts dich ins Daſein rief, und nach ſeinem
„Bilde und zu ſeiner Ähnlichkeit dich erſchuf. Öffne
„die Augen! ſchau' an deine Würde! Nicht nur
„einzelne, leichte Züge des Schöpfers erglänzen in

„dir, wie in anderen, in vernunftloſen Gebilden,
„ſondern ſein Ebenbild biſt du: ein geiſtiges Weſen,
„gleich ihm. Wie er, haſt du Erkenntnis und freien
„Willen; und dieſe Gleichförmigkeit an Daſein,
„Leben und freiem Wirken ward dir verliehen, damit
„du ein lebendiges Bildnis ſeiner endloſen
„Schöne würdeſt. — Und damit dieſe Glorie nicht
„vorübergehe und mit der Zeit verſchwinde, wollte
„er ewiges Daſein dir verleihen, damit du ewig
„glücklich und ſeiner endloſen Ewigkeit fähig würdeſt.
„Die übrigen Geſchöpfe erſcheinen, zeigen ſich
„und verſchwinden; du aber trittſt nimmermehr in
„den Abgrund des Nichts zurück: ein wahres,
„ewiges Leben iſt dir beſtimmt. — Und ſcheint dir
„dies gering, ſo ſteige hinab in dein Inneres und
„lerne deine eigene Würde kennen. Hältſt du es
„etwa für gering, daß deine Seele ſo edel und von
„ſo großer Faſſungskraft iſt, daß nichts Erſchaffenes
„ſie zu erſättigen vermag, und nur der Erhabenheit
„und Unermeßlichkeit Gottes ihr heißes Verlangen
„erfüllen kann! Hältſt du für gering die
„unermeßlichen Räume deines Herzens, welche
„weder Himmel noch Erde — welche die endloſe
„Ewigkeit nur auszufüllen vermag? — Dieſer hohe
„Vorzug zeigt dir, was du biſt und weshalb du erſchaffen
„wurdeſt; was du ſuchen und wohin du
„ſtreben ſollſt: Gott allein kann dich erſättigen;
„alles andere kann dich beſchäftigen — nimmer-

„mehr dir genügen. Gott iſt dein Anteil und du „biſt der ſeine.“*)

Mit der leichten und weichen Bewegung eines Kätzchens ſtand Blanca auf, legte ihre Hand auf das Buch und ſagte, als Doralice fragend die Augen aufſchlug:

„Das klingt zu erhaben für mich! ich kann nicht glauben, daß der Menſch ein ſo göttliches Weſen ſei.“

„Sein ſoll!“ berichtigte Doralice. „Wenn Du das aber nicht glaubſt — wofür lebſt Du?“

„Um zu leiden!“ entgegnete Blanca mit einem tiefen Seufzer. „Ach, es iſt nicht zu ſagen, wie unglücklich ich bin!“

Und Tränen, Klagen, Ausbrüche von Zorn und Unwillen, gänzliche Rat- und Mutloſigkeit wechſelten bei ihr ab, und enthüllten das traurige Bild einer Seele, welche unter die Botmäßigkeit ihrer Leidenſchaften geraten war.

Der öde Glanz ihres Lebens an Spiridions Seite hatte Blanca nicht befriedigt. Die Kraft, ihre Wünſche, ihre Anſprüche, ihre Forderungen an das Glück zu beſchränken und dasjenige zu entwickeln und zu pflegen, was ihre Lage ihr bot —

---

*) Büchlein von der Liebe Gottes, von Ludwig von Granada, Dominikanerordens, geb. zu Granada 1504, geſt. zu Liſſabon 1588.

hatte ſie nicht; denn dieſe Kraft geht nur aus einer ächten Frömmigkeit hervor, welche Leben, Beſtimmung und Ziel mit dem Auge des Glaubens betrachtet und demgemäß einrichtet. Das Etwas in der Menſchenſeele, das durch nichts Irdiſches befriedigt werden kann, weil es einen überirdiſchen Urſprung und Ziel hat — und das unerbittlich einen Gegenſtand begehrt, dem es zuſtreben könne, ſuchte, ohne den Wegweiſer religiöſer Grundſätze und ohne den Zügel der Selbſtverleugnung, irgendwo ein Genügen zu finden, oder vielmehr irgend eine Aufregung, die den Mangel an Genügen erſetze. Die Eitelkeit kam dazu: ſie hatte ein hübſches muſikaliſches Talent. Sie verſammelte Muſiker und Virtuoſen um ſich, welche dies Talent ungemein bewunderten. Dafür wurde ſie die Beſchützerin — der Kunſt minder, als der Künſtler. Sie ſang mit ihnen, ſie ſpielte mit ihnen, ſie gab Konzerte und muſikaliſche Feſte, ſie bildete ihr eigenes Genie aus und trug dazu bei, in anderen den Genius zu entwickeln. Natürlich geriet die geſunde Vernunft und das ächte Gefühl in Verfinſterung und Verwirrung bei dieſem phantaſtiſchen, tumultuariſchen, launenhaften Tun und Treiben. Sie fand es einen herrlichen Beruf, eine höhere Miſſion, das verkannte Genie — und dieſe Sorte von Genie iſt immer verkannt! — der materialiſtiſchen Welt gegenüber hoch empor zu heben, und um die ſo oft traurig geſenkte Stirn des Künſtlers, der aus Mangel an Teilnahme an ſich ſelbſt verzagt, die Kränze der Huldigung zu winden, welche ihm vielleicht gar nicht, oder gewiß nicht nach Gebühr geſpendet wurden. Sie fand es ungemein poetiſch und edel, daß ſich eine Frau von den glänzenden Höhen des Lebens zu dieſen von Welt und Glück verlaſſenen Vertretern und Organen einer idealiſchen Richtung herabneige und ihnen beſchützend und ermutigend die Wege bahne — und ihre Schützlinge fanden es natürlich noch viel poetiſcher und edler. Berauſcht von den unſinnigen Huldigungen, welche die eigene Eitelkeit und die fremde Eigenſucht ihr darbrachten, hielt ſich Blanca für ein höchſt ausgezeichnetes und intereſſantes Weſen. Spiridion ſtörte ſie nicht in ihrem Wahn. Er ließ ſie gewähren; wenn er nur nicht ihren Feſten beizuwohnen und ihre genialiſche Umgebung zu bewundern brauchte, ſo gönnte er ihr gern ihre Freuden und ließ ſie auch ohne Widerrede Unſummen verſchwenden, die er doppelt und dreifach am grünen Tiſch wieder zu gewinnen hoffte. Sein plötzlicher Tod gab ihr die Freiheit, nach welcher ſich ihr ſchwaches Herz ſchon ſo lange geſehnt hatte. Aus einem Rauſch in den anderen fallend, aus dieſer Täuſchung erwachend, um von jener umſtrickt zu werden, ſpürte ſie ſelbſt zuweilen heimlich einen Schwindel, wenn ſie den Abgrund maß, der ihr Leben in zerſtäubenden Cataracten verſchlang. Jetzt, als das Geſchick ſich für ihre Wünſche günſtig wendete, konnte ſie endlich mit dem vergeblichen Haſchen nach falſchem Glück brechen und das wahre ergreifen. Dies wahre Glück beſtand nach ihrer Anſicht in einem Ehebund, den die Liebe ſchloß und bei dem jede andere Forderung der Vernunft und der Verhältniſſe unberückſichtigt blieb. Dieſe troſtloſen Rückſichten hatten ja ihre Ehe mit Spiridion geknüpft, waren ihr verhaßt und ſollten nun durch den ſchlagendſten Gegenſatz gleichſam geſühnt werden. Kaum ſechs Monate nach Spiridion's Tod ſchloß ſie eine heimliche Ehe mit einem dieſer verkannten Genies, für den ſie ſich fanatiſiert hatte, weil er ein Meiſter auf dem Violoncell war. Sie führte ihn mit ſich nach Interlaken und nach Bukareſt, und er wußte ſich ihr ſo unentbehrlich zu machen, und er ſpielte in ſolcher Vollkommenheit die Komödie des hoffnungslos Liebenden, der ſich von ihr trennen und in irgend einem Winkel am Nord- oder Südpol aus ihrem Zauberkreiſe flüchten müſſe, daß Blanca überglücklich ihrer Neigung folgte und ſich auf ewig mit dieſem treuen glühenden Herzen verband. Heimlich geſchah es, um die Familie Zoula nicht zu kränken, bei der ſie ſich damals aufhielt. Sobald ſie nach Paris zurückkehrte, wollte ſie ihre Verbindung bekannt machen. Jetzt war kaum ein Jahr ſeitdem verſtrichen, als ſie ſich gegen Doralice in jammernde Klagen ergoß!

„Du haſt keinen Begriff von meinem Elend!“ rief ſie. „Amaury iſt ein Menſch von ganz gemeiner Geſinnung, dem es nur um Geld und um Wohlleben zu tun iſt. So wie er meiner ſicher war, kam das zu Tage. Ich, meine Perſon, gelte ihm nichts! . . . nur mein Vermögen, und das äußert ſich in der brutalſten Weiſe. Spiridion kränkte mich durch kalte Gleichgültigkeit, Amaury beleidigt mich durch ſeine freche Gleichgültigkeit, die eben nur ein ganz unerzogener Menſch haben kann. Und wie merkwürdig, daß auch er von Spiridions wahnwitziger Leidenſchaft zum Spiel beſeſſen iſt!“

„Das iſt die Leidenſchaft der unerfahrenen oder der blaſierten Menſchen,“ ſagte Doralice.

„Jetzt ſitzt er in Baden-Baden und ich habe mich zu Dir geflüchtet, ob Du mir nicht einen guten Rat geben kannſt, liebſte Doralice! — Auch wegen meines Sohnes! . . . . Es iſt ganz eigentümlich: früher hatte er Amaury recht gern; jetzt haßt er ihn förmlich und macht ihm Szenen, wo er nur kann. Sie ſind engagiert, um mir Muſikunterricht zu geben; warum tun Sie das nicht mehr? fragte der Kleine einmal mit blitzendem Zorn im Auge. Amaury antwortete ungeſchickt genug: Ich halte Dir jetzt Lehrmeiſter. Da hätteſt Du den Knaben ſehen ſollen, mit welchem Stolz er ſeine kleine Geſtalt in die Höhe reckte und ſagte: Das tut meine Mutter, die Fürſtin Zoula, nicht Sie! — Du kannſt mir glauben, liebſte Doralice, daß ich nicht den Mut habe, dem Kinde zu ſagen, wie Amaury zu mir ſteht. Ach, Gott im Himmel! was fang' ich an."

Sie knüpfte die Brüſſeler Spitze los, die über ihr Haar geworfen war, tauchte ihr Tuch in kölniſches Waſſer, hielt es an ihre Stirn, machte ein paar Gänge durch's Zimmer, ließ ſich ganz matt auf die **Chaise longue** fallen und ſeufzte:

„Nicht wahr, Doralice, Du verſtummſt über mein Elend, weil Du es Dir nicht ſo groß gedacht hatteſt?"

„Nein, ſo groß nicht!" entgegnete Doralice traurig. „Als Du mir im vorigen Winter das klägliche Geheimnis Deiner zweiten Ehe anvertrauteſt, hatte ich wohl ſehr wenig Zuverſicht zu Deinem geträumten Glück" . . . .

„Und ich eine ſo tiefe Zuverſicht!" rief Blanca. „Aber nach vier Wochen war ſie ſchon erſchüttert . . da entdeckte ich Amaury's Leidenſchaft für das Spiel."

„Gewiß hätteſt Du ſie viel früher entdecken können!"

„O ich wußte wohl, daß er ſpiele, allein ich glaubte, es ſei nur ein Mittel, um ſeine Liebe zu mir zu betäuben. Gräßliche Täuſchung! Mit größter Mühe brachte ich ihn aus Bukareſt fort, wo ganz enorm geſpielt wird. Ich dachte nun eine recht poetiſche Reiſe im Orient zu machen. Wir gingen die Donau hinab, nach Konſtantinopel und Smyrna. Abermalige Täuſchung! von den Schwärmereien in der ſchönen Natur muß man ſich ausruhen können im Komfort der Civiliſation; und davon findet man im Orient keine Spur. Es ſind nur gerade die Bedürfniſſe eines halb wilden Lebens gedeckt. Die Schauſpiele der Natur ſind recht ſchön; allein die Schauſpiele der Kunſt ſind doch viel intereſſanter. Was fang' ich an mit dieſen ewig unveränderlichen Perſpektiven auf Meere und Berge? die Perſpektiven in die Abgründe des Herzens und in die Meereswogen der Leidenſchaften ſind viel feſſelnder und durch ihren Wechſel auch unterhaltender. Genug, der Frühling in Smyrna und die lauen Lüfte des ewig heiteren Himmels von Jonien, langweilten Amaury und mich. Sehr abgekühlt gegen die Reize des Orients, die wir vergeblich in einer vierzehntägigen Villeggiatura in dem berühmten Burnabad bei Smyrna geſucht hatten, ſchifften wir uns nach Trieſt ein und gingen von da nach Baden-Baden. Wäre ich dort ohne Amaury geweſen, ſo könnte ich mir keinen angenehmeren Sommeraufenthalt wünſchen: Komfort, Geſelligkeit, Luxus, ſchöne Natur — alles iſt beiſammen. Aber Amaury verbittert mir meine Exiſtenz! Es verſteht ſich, daß ich nicht mehr daran denke, je meine jammervolle Ehe bekannt zu machen. Ich ſchäme mich ihrer zu ſehr, liebſte Doralice, ach! zu ſehr! Ich bin und bleibe Fürſtin Zoula! — Aber jetzt, da der Winter kommt und ich nach Paris zurückgehen will, jetzt mußt Du mir raten, was ich mit Amaury anfangen ſoll. Ihm eine Penſion geben, unter der Bedingung, daß er mein Haus nicht betritt — das wäre das beſte, was ich erreichen könnte . . . . mein Gott! und wie habe ich ihn geliebt . . . . und wie auf ſeine Liebe gerechnet. Ach, haſt Du nie eine ſolche Liebe empfunden, Doralice?"

„Nein, Gott Dank, nie!" ſagte Doralice aus tiefſter Seele.

„Du ſcheinſt vortrefflich mit Deinem Mann zu leben; — und welche ungeheure Spaltung war zwiſchen Euch! . . . . Aber Ghioray iſt ein Gentleman! mit einem ſolchen kann man freilich enorm viel ausſtehen . . . . allein es iſt doch eher eine Ausgleichung möglich, als mit ſolchem . . . . Amaury! Ach, wie großes Unrecht habe ich dem armen Spiridion abzubitten! mit Amaury verglichen war er das Ideal eines Gatten."

Sie ſetzte ſich zurecht wie ein Kind, das bereit iſt eine Lektion anzuhören, und ſagte:

„So! nun ſprich! was ſoll ich tun?“

„Dein Kreuz tragen,“ entgegnete Doralice mild.

„Iſt das der einzige Rat, den Du mir geben kannſt? — und ich hatte doch ſo ſehr auf Deine Klugheit gerechnet!“ klagte Blanca.

Es war ein erbärmlicher Anblick, dieſer gänzliche Mangel an ſittlicher Kraft, der aus dem Mangel an ſittlicher Würde entſprang; dieſe gänzliche Ratloſigkeit, die da eintritt, wo Pflicht und Gewiſſen nie gefragt werden.

Seit ſieben Jahren hatten ſich die Schweſtern nicht geſehen. Damals war Ghioray nach ſeiner Vermählung mit Doralice nach Paris zu Blanca gereiſt, die damals im erſten Rauſch glänzender Weltfreuden und überglücklich durch ihren kleinen Sohn war. Jetzt ſahen ſie ſich wieder in Venedig, die beiden Schweſtern, nachdem jeder Schritt in dieſen ſieben Jahren die eine aufwärts zur edlen Freiheit der Kinder Gottes und die andere abwärts in die Sklaverei ihres Ichs geführt hatte. Das Credo, welches ſie von ihrer Mutter lernten, reifte ſich in ihnen zu zwei ſehr verſchiedenen Blüten aus: in Doralice zur immerblühenden myſtiſchen Roſe der Liebe Gottes, die aus den edlen Dornen des Kreuzes erblüht; in Blanca zur üppigen, ſchnell entblätterten Roſe der Selbſtliebe, die zwiſchen den Diſteln der Welt gedeiht. Es war eine Ungeduld, eine Oberflächlichkeit, eine Unruhe, eine Kurzſicht in Bianca's Kummer, welche deutlich verrieten. daß ſie ganz bereit ſei, ihn abzuſchütteln, ſobald ſich ihr eine unterſtützende Hand dazu bot. Aber dieſe Hand reichte Doralice ihr nicht. Doralice erkannte den Weg zur Tiefe, auf den Blanca ſich ſtürzte, und daß ſie nur zu retten ſei, wenn ſie genau den entgegengeſetzten Weg einſchlage. Deshalb ſprach ſie mit ernſter Liebe zu ihr und ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß das Leben etwas anderes ſein ſolle, als eine Kette von egoiſtiſchen Genüſſen. Das verſtand Blanca gar nicht. Sie behauptete, da ihr ganzes Tun und Treiben nur darauf gerichtet ſei, andere glücklich zu machen: ſo könne ſie unmöglich egoiſtiſch ſein. Doralice bewies ihr, daß ſie ihr Beglückungsſyſtem nach ihrer Laune und Neigung, doch gar nicht nach dem wahren Bedürfnis ihrer Schützlinge angewendet habe. Im Gegenteil! Amaury's Aufnahme in ihr Haus und in ihre Intimität ſei entſchieden ſein Unheil geweſen und ſie habe ihm gegenüber durchaus egoiſtiſch gehandelt. Darauf entgegnete Blanca: ſie habe ſich allerdings Illuſionen gemacht, wie das jedem menſchlichen Weſen geſchehen könne. Der Zuſammenhang zwiſchen einem getrübten Urteil des Verſtandes und einer getrübten Reinheit des Herzens war ihr nicht klar. Eine gewiſſe phantaſtiſche Unordnung war ihrem ganzen Sein, äußerlich und innerlich, aufgeprägt. Sie las kein

Buch durch, ſie brachte keine Arbeit zu Ende, ſie hielt keine Stunde inne. Sie kleidete ſich wie eine Sultanin oder eine Komödiantin; nicht wie eine vornehme Frau. Sie quälte ihre Umgebungen mit dem beſtändigen Wechſel ihrer Einfälle, Anordnungen und Aufträge. Sie haſchte nach Zerſtreuung und Unterhaltung, und wurde ſchnell derſelben überdrüſſig. Sie wühlte in ihren Diamanten, ihren Spitzen, ihren Modejournals, und war der Anzug ausgewählt, ſo gähnte ſie, zog einen Schlafrock an, ſetzte ein Morgenhäubchen auf ihr fliegendes Haar und legte ſich auf die Chaise longue. Heute aß ſie mit ihrem Sohn um ein Uhr zu Mittag; geſtern — um acht Uhr Abends; morgen — gar nicht! ſie nimmt Gefrorenes, Konfitüren, Früchte. Bald ſchenkt ſie einem Vagabunden ein Goldſtück, bald verſagt ſie einer dürftigen Familie eine Unterſtützung. Ihr Herz, ihr Kopf, ihr Leben — alles iſt verwirrt und regellos, unzuverläſſig bis in's Mark hinein. Drei Tage war ſie erſt bei Doralice und ſchon war das ganze Haus, namentlich Ghioray, ihres ermüdenden Beſuches überdrüſſig; nur nicht Doralice. Ohne Ermüdung für andere zu leben und zu leiden, iſt, nach dem heiligen Thomas von Aquin, eine der höchſten Stufen der wahren Liebe. So lebte Doralice.

Nachdem ſie ſich zu Sarolta nach Heidelberg begeben hatte, um dieſer bei ihren Augenleiden zur

Seite zu ſtehen, ſchrieb ſie an Ghioray in ihrer einfachen edlen Weiſe, ſie erkenne eine große Gnade Gottes, für welche ſie nie dankbar genug ſein könne, in ihrer Wiedervereinigung; ſie freue ſich herzlich, daß er nicht das Vertrauen zu ihr verloren habe, und ſie verſpreche ihm, ſeine gute Frau und eine gute Mutter des kleinen Julius zu ſein. Zuletzt bat ſie ihn, wo möglich den Winter in Venedig mit ihr zuzubringen, wo er ja, wie Sarolta ihr mitgeteilt habe, einen Palaſt beſitze. — Ghioray war ſehr gerührt und erfreut, und der Aufenthalt in Venedig war ihm höchſt willkommen. Seine Mutter hatte dort Erleichterung ihrer Leiden geſucht, und um ſich recht bequem einzurichten, einen Palaſt gekauft, den ſie nach ihren Bedürfniſſen ausbauen wollte. Aber der Tod rief ſie ſchneller ab, als ſie geahnt. Da hatte denn er den Palaſt reſtauriert und eingerichtet, um einmal einige Zeit dort zu verleben. Jetzt war es ihm äußerſt angenehm, Doralice in ſein Haus und doch in die Fremde, wo niemand ſeine Antecedentien kannte, zu führen. Es erleichterte Beiden ganz außerordentlich ihren Schritt, ihren gemeinſamen Rücktritt in die Welt.

Man iſt geneigt anzunehmen, daß Welt- und Menſchenkenntnis nur durch das Leben in der Welt erworben werden könne. Eine gewiſſe Erfahrung in der Behandlung geſellſchaftlicher Verhältniſſe und eine gewiſſe Glätte der Formen und Gewandtheit des Umganges gehen allerdings daraus hervor; aber eine wahre und gründliche Menſchenkenntnis beruht auf der Kenntnis des eigenen Herzens. Wer „dies kleine Land, das man mit einer Hand bedecken kann,“ wie ich weiß nicht welcher Dichter ſagt! gründlich durchforſcht hat; wer es durchleuchtet hat in all' ſeinen Falten und Winkeln, Tiefen und Abgründen; wer dieſem Gewirr von gemeinen und edlen Inſtinkten, von niedriger Hinfälligkeit und hohem Schwung, von Liebe zur Wahrheit und Liebe zu Chimären, von Unmacht und Unerſättlichkeit, von bitterer Reue und von geheimer Sehnſucht nach dem Bereuten; wer dieſem Gemiſch von Schwäche, Erbärmlichkeit, Verderbnis, und von Hingebung und Opferdrang, mit dem Lichte der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre in ſich ſelbſt nachgeſ[illegible] hat: der kennt das Menſchenweſen. Und doch kennt er damit den Menſchen erſt zur Hälfte! Er muß über dieſem Wirrwarr und dieſem Moder wie einen ätheriſchen Duft. wie eine aufleuchtende Naphtaflamme, das Element der Gnade wahrnehmen, welches den Elementen der Verweſung himmliſche Blüten und wunderbare Früchte entlockt: Selbſtverläugnung, Opferwilligkeit, Liebe zum Leiden, Liebe zu Gott: dann kennt er den Menſchen ganz, nach der Ordnung der Natur und nach der Ordnung der Gnade; dann weiß er, wie tief man fallen, aber auch wie hoch man ſteigen kann und ſoll; dann kennt er den Chriſten.

Zu dieſer Kenntnis war Doralice in jenen drei Jahren ihrer Weltabgeſchiedenheit gelangt. Sie hatte einen viel ſchärferen und richtigeren Einblick in das wirkliche Menſchenweſen gewonnen, als wenn ſie dieſe Jahre in dem größten Tumult der größten Welthauptſtadt zugebracht hätte. Sie kannte die betrügeriſche Natur und die feine Liſt der Schlange und die immer wache Verſuchung — und ſie kannte die Macht der göttlichen Gnade . . . an ſich ſelbſt. Daraus lernte ſie großes Mißtrauen in ſich und großes Vertrauen in Gott zu ſetzen; den vollkommenſten Menſchen nicht zu hoch zu ſtellen und den böſeſten nicht zu niedrig; vor allem aber . . . . von keinem Menſchen ihr Glück zu erwarten und jedem um Gottes willen nach dem Maßſtab ſeiner Bedürftigkeit, ſo weit ſie es vermochte, zu dienen. In dieſem Sinne lebte ſie auch mit ihrem Manne und für ihn. Den Traum ihrer Jugend: „Zwei Seelen — ein Gedanke! zwei Herzen — und ein Schlag!“ — legte ſie ruhig bei Seite. Sie wollte zufrieden ſein in freier Beſchränkung. Welche Kämpfe ſie dabei gegen ihr Herz zu beſtehen — welche Entmutigungen ſie zu überwinden — aus welchen inneren Deſolationen ſie ſich wieder und immer wieder aufzuraffen hatte — ein Wort genügt, um es anzudeuten, und keines würde genügen, um es zu beſchreiben: Ghioray war ein ganz unbedeutender Mann! Das iſt für ein Weib vom Charakter- und Seelenzuſchnitt einer Doralice ein namenlos ſchwerer Druck. Denn je edler die Frau, um deſto mehr wird ſie wünſchen, daß ſich ihre Liebe zu ihrem Mann auf Verehrung und Vertrauen gründe — und gerade dies tiefſte, edelſte und natürlichſte Bedürfnis des weiblichen Herzens bleibt ewig unbefriedigt bei einem oberflächlichen und unbedeutenden Gatten, der in keiner Beziehung und nach keiner Richtung hohe Achtung weckt und das Vertrauen rechtfertigt.

Ghioray war eine gutmütige Natur; aber ſchwach — aus Eitelkeit. Wer ihm ſchmeichelte, gefiel ihm, und wer ihm gefiel, beherrſchte ihn. Doralice beſchloß, ihm nicht zu ſchmeicheln und ihm dennoch beſſer zu gefallen, als irgend jemand, aber nicht damit er ihr Sklav, ſondern damit er frei von jeder Sklaverei werde. Es wurde ihr leicht inſofern, als ſich Ghioray ganz ungemein durch ihre Rückkehr zu ihm geſchmeichelt fühlte. Ihre hohen Beweggründe, ihren übernatürlichen Standpunkt kannte er nicht. Er nahm unbefangen an, daß Doralice eine außerordentlich große Neigung für ihn haben müſſe, um ſo bereitwillig eine ſo ſchwere Kränkung zu vergeſſen und um, ſtatt Vorwurf oder Klage, nichts zu äußern als Dankbarkeit und Freude. Daß ſie bildſchön war, äußerſt angenehm im Umgang, von ſeinem Verſtand, dabei eine ſo glänzende Erſcheinung in der Geſellſchaft, daß ſich der Salon illuminierte, wenn ſie eintrat, verdoppelte in ſeinen Augen den Wert, den er auf ihre Handlungsweiſe legte. Eine ſo liebenswürdige und liebevolle Frau gab ihm das Gefühl einer unausſprechlichen Selbſtzufriedenheit. Was für ein Mann mußte er ſein, um ihr Herz in einem ſolchen Grade gewonnen und gefeſſelt zu haben! Zuweilen wollte es ihm einleuchten, als ſei das doch geradezu unmöglich und als müſſe Doralice dabei irgend was für hinterhaltige Gedanken haben; dann hatte er Anwandlungen von Mißtrauen, von Eiferſucht — er wußte ſelbſt nicht warum. Als er einmal einer ſolchen Verſtimmung Worte gab, entgegnete Doralice:

„Lieber Franz, wir ſind einander fremd geworden; wir müſſen uns wieder zuſammen einleben und kennen lernen. Dann wirſt Du Dich gewiß überzeugen, daß ich keine andere Abſicht habe, als mit Dir eine glückliche Ehe zu führen.“

Und wie ſie ſprach, ſo handelte ſie. Sie ging mit der größten Teilnahme auf ſeine Neigungen, Liebhabereien und Anſichten ein — und dieſe Teilnahme war nicht erkünſtelt, ſondern ganz außerordentlich aufrichtig, denn nur dadurch, daß ſie voll Intereſſe für ihn war und es ihm bewies, konnte ſie nach und nach Einfluß gewinnen, um leiſe ſeine

Welt- und Lebensanſchauungen etwas zu berichtigen. Dieſe entbehrten gänzlich eine feſte Grundlage, ein höheres leitendes Prinzip; und dies war nun freilich der Punkt, auf welchem Doralice ihre Aufgabe ſchwer fand, ja, ſo ſchwer, daß ihr zuweilen der Mut ſinken wollte. Denn — wie alle ſelbſtzufriedenen Menſchen, die gewöhnlich nicht viel Verſtand haben — Ghioray war dermaßen von ſeinem Ich erfüllt, daß er einem ſteinigen Boden für das Samenkorn eines guten Einfluſſes glich. Es blieb auf der Oberfläche liegen; und wer es unternahm, dieſen Boden zu durchackern, mußte ſich mit heldenhafter Geduld an die Arbeit machen, — umſomehr, als er gar kein religiöſes Bedürfnis, gar kein Verlangen hatte, die ſichtbare und vergängliche Welt mit einer unſichtbaren und ewigen zu unterbauen und zu überwölben. Er war durchaus nicht Atheiſt im Prinzip, er ſprach ſogar zuweilen von Gott und der göttlichen Weltordnung, wenn er glaubte, ſeine politiſchen Anſichten bedürften eine gewiſſe Stütze. Aber im Grunde hatte er den lieben Gott in irgend einen unbekannten Winkel des Univerſums — und den lebendigen Gedanken an ihn — aus ſeiner Seele verbannt. Er war calviniſch, weil eben ſein Haus calviniſch und weil die Konfeſſion ein Ingredienz der politiſchen Oppoſition war. Er hatte gar nichts gegen die Revolution, hatte ſich auch im Jahre 1848 mit ihr eingelaſſen. Da er aber, ebenfalls wegen der Tradition in ſeiner Familie, ganz monarchiſch war: ſo wollte er die Revolution nur inſoweit angewendet wiſſen, als Ungarn durch ſie zu ſeiner alten freien Verfaſſung gelange. Dann ſollte ſie nach ſeiner Anſicht Halt machen und beileibe nicht ihren Weg zu ihrem eigentlichen Ziel in Europa: zur roten Republik, fortſetzen. Seine natürliche Gutmütigkeit, die nichts Böſes, das heißt nicht Raub und Mord, nicht Diebſtahl und Totſchlag im Sinne hatte, gab ihm das gedankenloſe, unvorſichtige Vertrauen, welches die Oberflächlichen faſt immer in die Menſchen ſetzen. Er pflegte ſtets von der „edlen Menſchheit" zu ſprechen und vergaß nur, daß es der edlen Menſchheit, wenn ſie nicht unter der Herrſchaft der göttlichen Wahrheit ſteht, genau ſo ging, wie ihm: er war gutmütig, ſo lange es ihn keine Überwindung koſtete; wurden aber ſelbſtſüchtige Leidenſchaften angeregt, ſo ſchlug die Gutmütigkeit in das Gegenteil um. Dieſem Mangel an Einſicht hatte er es zu danken, daß er im Jahre 1848 von Leuten, die er für ſeine Geſinnungsgenoſſen hielt, viel weiter fortgeriſſen wurde, als ſeine Überzeugung ging, und daß ihm dasſelbe Schickſal drohte, wenn er ſich je wieder auf das Gebiet der politiſchen Oppoſition begeben ſollte.

Doralice, mit ihrem durch und durch loyalen Charakter, deſſen Grundzug — Treue der Pflicht iſt: entſetzte ſich vor dem Gedanken, ihren Mann in das wüſte revolutionäre Treiben der Gegenwart verwickelt zu ſehen, das ſchnurſtracks der Pflichttreue und der Ehrenhaftigkeit zuwider läuft; und ihr ganzes Streben ging dahin, dieſer Richtung in Ghioray nicht ſowohl entgegen zu treten, als ſie aus dem Sattel zu heben. Sie hatte von jeher Geſchichtsſtudien geliebt und war mit großer Teilnahme dem Gang der Menſchheit in ſeinen Fluktuationen zwiſchen Ordnung, Recht und Geſetz auf der einen Seite, und Willkür, Gewalt und Anarchie auf der anderen gefolgt. Überall bei den Völkern und Nationen waren diejenigen Zeiten die aufſteigenden, wo bürgerliche Ordnung und politiſche Rechte im Schirm der Geſetze und des allgemeinen Bewußtſeins ſicher ſtanden, ſo daß ihre Verletzung eine Ausnahme war und für ſtrafwürdig anerkannt wurde. Immer waren es ſinkende Zeiten, wenn die Verletzung von Ordnung und Recht im allgemeinen Bewußtſein Zuſtimmung fand und die Herrſchaft des Geſetzes ohne Widerſpruch hinter Anarchie und Despotie verſchwand. Das wies Doralice ihrem Mann aus der Weltgeſchichte nach und namentlich in Italien, für deſſen Nationalitätsbeſtrebungen er große Sympathie äußerte. Jedes Land und jedes Volk hat, wie jeder Menſch, ſeinen Zug und ſeinen Beruf, die es erkennen und dann, innerhalb gewiſſer Schranken, welche allen Verhältniſſen hienieden nun einmal geſetzt ſind, verfolgen muß, um ſeine Beſtimmung zu erreichen.

„Italien iſt das Land der großen Individualitäten,“ ſagte Doralice. „Daran iſt es reicher und vielſeitiger, als irgend ein Land und Volk in Europa. So wie die Civiliſation aus den Ruinen des Barbarentums, welches über den Ruinen des alten Römerreiches zuſammenbrach, hervorging, zeigte ſich dieſe individualiſierende Richtung, die aus einem ungemein lebhaften, beweglichen und reichen Volksgeiſt entſprang, in ganz Italien. Es zerfiel in unzählige Staaten, von denen manche nicht größer waren, als das Weichbild einer Stadt. Aber jeder dieſer winzigen Staaten hat ſeine eigene und eigentümliche Geſchichte, ſeine beſonderen Inſtitutionen, ſeine glorreichen und harten Schickſale, ſeine großen Männer, ſeine Kunſt — mit einem Wort, ſeine ſpezielle Kultur und Phyſiognomie. Eine beſtändige Reibung mit den Nachbarn erzeugt einen ungeheuren Wetteifer und eine Entfaltung von Kräften und Talenten in dieſen kleinen Staaten, von Energie und von Genie in den einzelnen Menſchen, wovon in ſolcher Menge und in ſolcher Fülle kein zweites Beiſpiel in irgend einem Lande Europas gefunden wird. Die Republik Venedig war zu ihrer Zeit eine europäiſche Großmacht und eine bewundernswürdige Bekämpferin des Türken, ohne daß ſie in irgend einer Weiſe das Haupt oder der Mittelpunkt eines italieniſchen Einheitsſtaates geweſen wäre."

„Die Strömung der Zeit geht dahin, den Völkern eine nationale Abrundung zu geben," ſagte Ghioray, der ſehr viel mit gewiſſen fertigen Redensarten zu ſprechen pflegte. „War Italien in ſeiner Zerſplitterung ſchon ſo groß, um wie viel größer wird es in ſeiner Einheit ſein."

„Ich weiß nicht, ob die Folgerung ſich als richtig erweiſen würde," entgegnete Doralice. „Bedenke, in welcher vibrierenden Spannung und mit welchem nebenbuhleriſchen Eifer all dieſe Staaten: Venedig, Genua, Florenz, Piſa, Lucca, Siena und viele andere, ſich wachſam gegenüber ſtanden, damit keiner von des anderen Macht und Anſehen überflügelt werde. Dieſer Sporn fällt weg in dem modernen, büreaukratiſch centraliſierten Einheitsſtaat."

„Es gibt edlere Motive der Entwicklung eines Volkes, als Neid und Scheelſucht," erwiderte Ghioray. „Der Gemeinſinn und das Nationalbewußtſein darf nicht auf die Grenzen eines Stadtgebietes beſchränkt bleiben; es muß das ganze Ländergebiet italieniſcher Zunge umfaſſen."

„Es muß!" ſagte Doralice lächelnd. „O lieber Franz, hüte Dich vor dieſem Wort! es iſt verräteriſch. Es verrät die große Komödie, welche der heuchleriſche Liberalismus mit der ſogenannten Freiheit der Völker ſpielt: was er der Welt als Freiheit oktroyiert, mit Feuer und Schwert, durch Lug und Trug, das muß ſie annehmen, ſonſt geht es ihr ſchlimm. Die wahre Freiheit aber kennt kein Muß. Ewig heiligen Geſetzen gegenüber kennt ſie ein: „ich ſoll“; und von dem Recht der Selbſtbeſtimmung Gebrauch machend, ſpricht ſie: „ich will“. Aber — „ich muß!“ ſeufzt nur der Sklave haſſend und zähneknirſchend, denn nur ſein tyranniſcher Deſpot ruft ihm zu: „Du mußt!“ — Ein ſolcher Deſpot iſt der Liberalismus unſerer Tage. Ihm iſt Volk, Nationalität, Freiheit und jedes andere beliebte Stichwort, das die Menge blendet und gängelt — in tiefſter Seele gleichgültig. Er hat ſeine Schablone gemacht und in ſie muß ſich die Welt hinein drangſalen, hinein lügen, hinein zwingen, hinein ängſtigen laſſen. Der Grund ſeiner revolutionären Beſtrebungen iſt — ein unauslöſchlicher Haß gegen jedes hiſtoriſche Recht; und ſein Ziel iſt kein anderes, als auf deſſen Trümmern in ganz Europa blutige Siegesorgien zu feiern.“

„Liebſte Doralice, Du tuſt uns ein himmelſchreiendes Unrecht!“ rief Ghioray. „Wir wollen ja nur den Sieg unſeres hiſtoriſch begründeten Rechts.“

„Sprichſt Du von Dir und in Bezug auf Ungarn, ſo glaube ich Dir," antwortete Doralice. „Aber warum wünſcheſt Du denn, daß das ebenfalls hiſtoriſch begründete Recht in Italien vor dem durchaus unvolkstümlichen und unhiſtoriſchen Phantom nationaler Einheit weiche? Sieh, lieber Franz, das iſt nicht konſequent; und aus dieſem Widerſpruch mit Dir ſelbſt geht das ungeheure Unglück hervor, daß Männer wie Du und wie Deine Geſinnungsgenoſſen, die Ihr das hiſtoriſche Recht verteidigen wollt, dennoch durch Eure Sympathie mit der Revolution es untergraben helft. Man hat Euch vorgeſpiegelt, Ihr würdet zu Eurem Recht gelangen, wenn die Throne erſchüttert würden. O ſeht Euch vor! ich glaube, Ihr ſteht und fallt mit ihnen .... und was ich glaube, das wiſſen die Männer des Umſturzes ſehr genau. Ihr ſollt ihnen helfen Revolution gegen das hiſtoriſche Recht der Throne zu machen. Geht Ihr darauf ein, ſo habt Ihr Euch Euer eigenes Grab gegraben: die Revolution geht weiter — und verſchlingt Euch. Die Verteidigung des Rechts iſt etwas ſo Edles und Großes, daß es eine ſolidariſche Verpflichtung auferlegt. Wir dürfen ſie nicht auf die Grenze unſerer Heimat beſchränken und jenſeits derſelben über deſſen Untergang frohlocken."

„Aber, beſtes Kind, was denkſt Du von mir!" rief Ghioray. „Ich bin monarchiſch, ein guter Royaliſt, der die Krone des heiligen Stephan und die Legitimität in hohen Ehren hält. Niemand haßt mehr als ich diejenigen revolutionären Bewegungen, welche auf die rote Republik hinarbeiten. Doch muß ich aus tiefſter Überzeugung in meinem Lande zur Oppoſition gehören und ich hoffe damit eine ſehr loyale Geſinnung zu verbinden. Das wirſt Du doch nicht für unmöglich halten?"

„Gewiß nicht!" rief Doralice lebhaft, „und am wenigſten, wenn Du nur Dich und dieſen und jenen Einzelnen dabei im Auge haſt. Allein ich meine, in gährenden, fieberkranken Zeiten, wie die unſere, muß ſich die politiſche Oppoſition mit großer Würde, Beſonnenheit und Umſicht benehmen, um die tiefe Kluft vor der ganzen Welt offen zu halten, durch welche ſie von der Revolution getrennt iſt .... und es bleiben will. Und was der Maſſe obliegt, geziemt ſich auch für den Einzelnen."

„Damit bin ich ganz einverſtanden," ſagte Ghioray. „Dennoch behalte ich meine Sympathie für Italiens Einheit."

„Und ich, lieber Franz," entgegnete Doralice, „erlaube mir ein einziges Wörtlein aus Deiner Erklärung zu ſtreichen, und bin dann in ſchönſter Harmonie mit Dir."

„Was wird das ſein?" fragte er lächelnd.

„Ich behalte meine Sympathie für Italien," ſagte Doralice. „Ich glaube nicht, daß es nur eine

Form der Inſtitutionen gibt, innerhalb welcher ſich die Völker entwickeln könnten. Man muß ihren Geiſt, ihre Richtung, ihre Neigungen berückſichtigen. Seit mehr als tauſend Jahren zeigt uns die Geſchichte Italien ohne Sinn für nationale Einheit und ohne Fähigkeit für dieſelbe, in beſtändigen Kämpfen und Fehden, Staat gegen Staat, Städte gegen Städte, und innerhalb der Mauern Partei gegen Partei, Zunft gegen Zunft, Familie gegen Familie. Iſt man endlich des Streites müde, ſo wendet man ſich, um Ruhe zu erhalten, nach außen und wählt einen fremden Podeſta, dem ſich beide feindliche Parteien unterwerfen; gegen den eingeborenen würde man ſtets mißtrauiſch geweſen ſein. Ja, als die Unruhen in Italien aufs höchſte geſtiegen waren, ſahen zwei der größten und berühmteſten Männer, Dante und Petrarca, Italiens Heil und Rückkehr zur Geſetzlichkeit und Ruhe darin, daß die deutſch-römiſchen Kaiſer über die Alpen kämen und unter ihrer Schirmherrſchaft Friede ſtifteten. Sehnſüchtig und mit feurigen Bitten wendet ſich Dante an Heinrich VII., Petrarca an Carl IV.; wie Geſandte Gottes ſollten ſie empfangen werden! Einem italieniſchen Fürſten dieſe Schirmherrſchaft anzutragen, fiel ihnen nicht ein; ſie kannten den eiferſüchtigen und mißtrauiſchen Geiſt ihres Volkes. Jetzt — iſt dekretiert worden, daß dem anders ſei; daß Italien nach Vereinigung unter dem Szepter eines italieniſchen Fürſten ſchmachte. Man verleugnet die eigene Geſchichte, die eigene Vergangenheit, die eigene Größe, den eigenen Ruhm — die alle eng zuſammenhängen. Das tut aber nichts! um die koloſſale Lücke zu ſchließen, hat man ein majeſtätiſches Wort bei der Hand: Italiens Wiedergeburt. Ich fürchte, wir erleben, daß es eine Mißgeburt gibt."

Hielt Ghioray nun auch feſt an ſeiner Sympathie, ſo warf doch die ſeiner Frau ein Gegengewicht in die Schale, und als ſie bei dem Ausbruch des lombardiſchen Krieges Venedig verließen und nach Ungarn gingen, fand Sarolta ſeine Stimmung ſchon ſehr günſtig verändert und in ein milderes Stadium der politiſchen Oppoſition übergegangen. Dazu trug allerdings auch der traurige Ausgang des Krieges bei. Nur der brutale Egoismus findet in dem Unglück einen Grund zur Unzufriedenheit oder Erbitterung. Brutal war Ghioray nicht. Der ſchwere Schlag ſchmerzte ihn tief. Überdies hatte er großes Mitleid mit Doralice, die ſich kaum zu faſſen vermochte.

„Es iſt ja nicht der unglückliche Feldzug allein, den ich beweine," ſagte ſie. „Er iſt gemacht für eine gerechte und ehrenhafte Sache, und für den Augenblick haben Ungerechtigkeit und Lüge geſiegt: das iſt beides nicht ſo ſelten, daß man nicht wüßte, wie ſich die Geſchicke wenden — und oft ſehr ſchnell. Mein Gram betrifft vielmehr das arme Deutſchland. Seit mehreren Generationen hat es endlich einmal einen friſchen, geſunden, kräftigen Aufſchwung von Nationalbewußtſein, fühlt ſich als Volk berufen und berechtigt, dem Brudervolk beizuſtehen, berufen und berechtigt, mit dem Schwert in all das Lügengewebe drein zu ſchlagen und tatſächlichen Proteſt zu Gunſten der Wahrheit und der geſunden Vernunft, der Heiligkeit der Verträge und des Völkerrechts abzulegen — und wird gelähmt! O Gott! zum erſtenmal ſeit einem halben Jahrhundert eine große gemeinſame Bewegung für das Edelſte, was es auf Erden gibt: Verteidigung des Rechts — und wird gelähmt! . . . . Die Kabinette der Großmächte, die Partei des falſchen Liberalismus, die im geheimen Bunde mit der Revolution in Deutſchlands Schwäche einen Fortſchritt — zum Umſturz . . . . dem erſehnten! ſieht — ach! ſie erdrücken und betören das deutſche Volk, und laſſen das Gefühl der Einheit, das in ihm erwachte, nicht zur Tat ſich ausleben. O du liebes, armes, deutſches Volk, wie biſt du verraten in deinen heiligſten Intereſſen und beleidigt an deiner Ehre!"

Sie lebten den ganzen Sommer auf dem Lande, ziemlich ſtill, wie eben die Zeitverhältniſſe das mit ſich brachten. Doralice war damit ſehr zufrieden; ſie hatte übergenug der Beſchäftigung im Kreiſe der Mildtätigkeit — ein Fach, welches Julia wenig gepflegt hatte. Überdas ſah Ghioray es gern, wenn ſie ſich ſehr viel mit ihm und mit ſeinen Intereſſen beſchäftigte, politiſche Broſchüren, Flugſchriften, Zeitungen las und von ihm ſich vorleſen ließ, um ſie dann mit ihm zu beſprechen. Nie war er ſich ſeiner Bildung und ſeines Verſtandes ſo bewußt geworden, als jetzt ihr gegenüber. Sie hatte in früheren Jahren etwas anderes von ihm erwartet, als er leiſten konnte, und daher nicht verſtanden, ihm das Gefühl zu geben, daß zwiſchen ihnen Übereinſtimmung und Harmonie beſtehe. Jetzt ließ ſie ganz ſich ſelbſt beiſeite und nahm nur auf ihn Rückſicht, wie er eben war; und das machte auf ihn den Eindruck von großer Harmonie. Er fand daher, daß Doralice ſich ganz enorm zu ihrem Vorteil verändert und ſehr glücklich entwickelt habe. Ihre große Zärtlichkeit für den kleinen Julius rührte ſein Herz. Mit inniger Liebe und treuer Sorgfalt, wie die beſte Mutter, nahm Doralice das Kind einer Frau auf, durch welche ſie tötlich beleidigt war. Ghioray mochte eine noch ſo hohe Meinung von ſich haben, dennoch mußte er ſich geſtehen, daß dies Edelſinn ſei. Doralice aber liebte in dem Kinde — das Kind Gottes, das himmliſche Kleinod, welches er ihr für die Zeit durch ſo wunderbare Fügung ans Herz gelgt hatte, damit ſie es ihm für die Ewigkeit erziehe.

Jeden Sonntag fuhr Doralice zur nächſten katholiſchen Kirche, die ein paar Stunden entfernt war. Bis zu ihrer Rückkehr ging der ganze Vormittag hin.

„Könnte ich Dir nicht hier im Schloſſe eine Privetkapelle einrichten,“ ſagte Ghioray einmal, als ſie in der größten Glut der ungariſchen Juliſonne um ein Uhr mittags zurückkam. „Dieſe Sonntagsfahrten ſind ja grenzenlos unbequem und ermüdend für Dich.“

Doralice blickte ihn mit ſo unſäglicher Dankbarkeit an, daß er hinzuſetzte:

„Wenn es Dich freut, ſoll es gewiß geſchehen.“

„Ach, lieber Franz,“ entgegnete Doralice, „es fehlt die Hauptſache für die Kapelle: der Geiſtliche.“

„Nun, es wird einer bei der Kapelle angeſtellt! das iſt ja keine große Sache.“

„Nicht für Deine Güte und Liebe! aber einen Geiſtlichen zu finden, der ohne irgend eine andere prieſterliche Tätigkeit, als täglich für mich und meine beiden katholiſchen Dienſtboten die Meſſe zu leſen, hier aushielte: das iſt in unſerer prieſterarmen Zeit eine ſehr ſchwere Sache.“

„Dieſe Stelle wäre doch eine vortreffliche Sinecure.“

„Lieber Franz,“ erwiderte Doralice ernſt, „einen Prieſter, der ſich nach einer Sinecure ſehnt, könnte ich nur in dem Fall unter unſerm Dach zu beherbergen wünſchen, daß ſeine ſchlechte Geſundheit ihn zur Untätigkeit zwinge.“

„Das ſehe ich wahrhaftig nicht ein! Er kann ja ſeine ganze Muße zu fleißigen Studien verwenden.“

„Dazu fehlen ihm die Hilfsmittel, lieber Franz, eine Bibliothek ſowohl als die neuen Werke ſeiner Wiſſenſchaft. Überdas iſt es nicht der Beruf des Prieſters, und er findet nicht ſein Genügen darin, nur zu ſtudieren. Seine Beſtimmung iſt die apoſtoliſche: das göttliche Evangelium zu verkündigen, ſei es als Lehrer — in wiſſenſchaftlicher Form auf dem Katheder; ſei es als Prediger — in chriſtlich erbauender Form, auf der Kanzel; ſei es endlich als Seelſorger in der Verwaltung der Sakramente. Das fehlte ihm hier, und er würde ſich unbehaglich fühlen wie ein Fiſch außerhalb des Waſſers.“

„Aber zum Beſuch auf Wochen oder Monate — ließe ſich da nicht einer finden?“

„Ja, lieber Franz, das wäre möglich — und wenn Du mir erlaubſt, Schritte zu tun, die das bezweckten — wie glücklich machſt Du mich!“

„Für dieſen Sommer iſt es aber leider nicht mehr zu bewerkſtelligen! — Sprich . . . . könnteſt Du da nicht lieber in die proteſtantiſche Kirche gehen, ſtatt die weite ermüdende Fahrt zu machen?“

„Um der Feier der heiligſten Geheimniſſe anzuwohnen, ertrage ich mit Freuden die geringe Ermüdung," entgegnete Doralice ausweichend; „vorausgeſetzt, daß Du mir immer den Urlaub dazu gibſt."

„Mein Gott, das verſteht ſich ja ein- für allemal von ſelbſt!" rief Ghioray. „Ich wünſchte nur, Du hätteſt hier, wie in Venedig, eine **Maria Salute** dem Hauſe gegenüber!"

„Du biſt gut!" ſagte ſie dankbar. „Glaube mir, Franz, unter ſolchen Verhältniſſen iſt es ſüß, auch etwas zu entbehren."

Auf religiöſe Erörterungen ließ ſie ſich nie mit ihm ein. Ghioray ſagte einmal zu Sarolta, die den Sommer bei ihnen zubrachte:

„Sprich! woher nahmſt Du früher den Einfall, daß Doralice fanatiſch für ihre Kirche ſei?"

„Ach, beſter Franz," erwiderte ſie niedergeſchlagen, „woher nimmt man ſeine Vorurteile? man greift ſie aus der Luft! — Unſere arme Mutter fand es „fanatiſch", daß die Stipulation für eine katholiſche Erziehung der Kinder gemacht worden ſei. Das ſprach ich ihr nach! — Doralice iſt ſehr tolerant. Bei einer ganz felſenfeſten Überzeugung von der Alleinberechtigung ihrer Kirche in Glaubensſachen duldet ſie mild die Andersgläubigen und ſucht nie irgend einem ihre Anſicht aufzudrängen."

„Man muß geſtehen, daß auch ich äußerſt tolerant bin," ſagte Ghioray ſelbſtzufrieden.

„Es iſt richtig, daß Du Deine religiöſen Anſichten keinem aufdrängſt und Doralice nicht beſchränkſt, beſter Franz. Aber haſt Du ihre heilige Zuverſicht, daß Deine Kirche allein die göttliche Wahrheit im vollen Umfang beſitze und daher auch allein deren Organ ſei?"

„Nein! ich bekenne Dir um ſo aufrichtiger, daß ich nicht ſo exkluſiv bin, weil ich annehme, daß auch Du es nicht biſt."

„Nun ſieh!" entgegnete Sarolta ſeufzend, „dann dürfen wir auch gar nicht mit unſerer Toleranz prahlen! Wir, lieber Franz, und überhaupt alle Konfeſſionen außerhalb der katholiſchen — ſind Einwanderer in die uralte chriſtliche Kirche, deren Eingeborene aber ſind die Katholiken. Sie und wir .... wir prahlen mit Toleranz, wenn wir Jahrtauſende des Chriſtentums nichts gewußt haben. Sie waren immer; wir ſind von geſtern dulden uns, die Fremdlinge, von denen anderthalb die Eingeborenen des Hauſes nicht verfolgen!"

„Biſt Du katholiſch, Sarolta?" fragte er geſpannt.

„Nein," ſagte ſie; „aber ich habe drei Kinder zu erziehen für eine Welt, in welcher ich vor nichts Reſpekt habe, als vor der katholiſchen Kirche und ihren Prinzipien, und wo ich nichts, gar nichts ſehe, was Dauer hätte oder Dauer verſpräche, als ſie allein und das, was in ihr wurzelt; das gibt mir allerlei

Gedanken! . . . Würdeſt Du die Stipulation Deines Ehekontraktes erfüllen, Franz?“

„Gewiß!“ rief er. „Wie hält ſie das Wort, das ſie mir gab . . . . wie! — ich würde das meine halten.“

Als die Rede auf den nächſten Winteraufenthalt kam und Ghioray Doralice nach ihren Wünſchen fragte, antwortete ſie:

„Ich bin für Venedig; da ſind wir ja anſäſſig . . . . und ſind im Lande Deiner Sympathien, lieber Franz. Überdas iſt die weiche Luft der Lagune ein Korrektiv der heißen, trockenen Luft der Puſta, welche mir die Bruſt ausdorrt und auch für Julius nicht heilſam iſt.“

Ghioray war ganz damit einverſtanden. Es gab in Ungarn eine Partei der Aufregung, von der er ſich gern möglichſt fern hielt. Sie machten einen Umweg bei der Reiſe nach Venedig und gingen auf einige Wochen zu Frau von Derthal. Groß war die Freude im Schlößchen, Doralice wieder zu ſehen und ſo wieder zu ſehen — ſo verſöhnend, ſo verſöhnt, ſo gefriedigt in einem Verhältnis, das unheilbar zerriſſen ſchien. Eulalie ſogar wurde freundlich gegen Ghioray, als ſie ſah, wie er den Wert ſeiner Frau anerkannte und ſie auf Händen trug. Aber dies unbeſtimmte Gefühl von Eiferſucht, nicht auf dieſen oder jenen Gegenſtand, ſondern im allgemeinen auf alles, was Doralice ſehr beſchäftigte, regte ſich gerade hier heftig in Ghioray. Dieſe Freude, mit ihrer Familie in ihrer Heimat zu ſein — dieſe lebendige Teilnahme für ihre ganze Umgebung, für die Natur, für die Menſchen, für dieſe und jene teure Stätte — erſchien ihm wie eine Beraubung, die er durch ſie erlitt und verſtimmte ihn. Doralice mußte lernen, dies unſchuldige und ſo ganz in der Wahrheit begründete Freudengefühl zu mäßigen und abzutöten, und alles, was ſie beglückte, der Rückſicht auf ſeine Zufriedenheit unterzuordnen. Sie ſollte eben lernen, mehr und mehr ein übernatürliches Leben zu führen, das ganz geordnet war nach dem Licht, welches der Glaube ihr gab — und das nur *ein* ungetrübtes Glück ihr ließ: den Willen Gottes zu erfüllen.

Von Lord Henry hörte ſie, daß er jedes Vierteljahr einen ausführlichen Bericht über ſeine Kinder an Frau von Derthal ſende. Weiter mußte man nichts von ihm zu ſagen. Von Conrad Friedingen noch weniger! Er war im vorigen Spätjahr, faſt zu gleicher Zeit mit Lord Henry, der eine nach Grünau, der andere nach Enisdale-Caſtle abgereiſt. Roderich, der mit Celeſtine auch nach dem Schlößchen kam, gab die gute Nachricht von ſeinem Bruder, daß ſich deſſen Geſundheit durchaus gebeſſert habe. Er ſelbſt führte mit ſeiner Celeſtine eine Ehe, die ſo glücklich war, als es ſich nach ihrer beiderſeitigen Eigentümlichkeit erwarten ließ: wo kein hohes Streben iſt, wird die Befriedigung in der Alltäglichkeit geſucht. Die Seele ihres Mannes für Gott zu gewinnen, für himmliſche Dinge empfänglich zu machen — ach nein! das fiel der guten Celeſtine nicht im Traum ein.

„Mir liegen die praktiſchen Dinge vorderhand viel näher," gab ſie unbefangen Doralice zur Antwort; „Roderich muß rechnen lernen, damit er nicht mehr Geld ausgibt, als er hat, und muß Ordnung und Pünktlichkeit lernen, damit das Hausweſen nicht durch ihn leidet. Übrigens iſt er eine Seele von einem Mann und wir leben wie die Engel im Himmel."

Sie ſagte dies alles mit der größten Gemütsruhe, ahnungslos, daß man etwas mehr oder etwas anders wünſchen könne. Da Roderich ſich in derſelben Weiſe ausſprach: ſo hatten ja beide das, was ſie für die Erde bedurften.

Einige Tage vor der Abreiſe fragte Ghioray, als er mit Doralice allein war:

„Sage mir, haſt Du früher das Schweizerhäuschen Deiner Mutter abgekauft?"

„Nein, lieber Franz, ich habe es nur zurecht gebaut und eingerichtet."

„Ich möchte es kaufen."

„Lieber Franz, wozu die Verſchwendung? wenn wir die Mutter beſuchen, wohnen wir ja bei ihr."

„Ich kaufe es, Doralice! erſtens, weil ich es lieb habe .... denn Du haſt es bewohnt; und zweitens, um es den Dienſtmägden Chriſti zu ſchenken, die Du ſo gern haſt .... und die darin Kranke oder Kinder oder Arme oder wen ſie wollen, aufnehmen können.“

Doralice war tief gerührt durch eine ſo zarte Aufmerkſamkeit ihres Mannes und beide gingen zu Frau von Derthal, um ihr dieſen Vorſchlag zu machen. Doch Frau von Derthal lehnte ihn ab.

„Ich würdige ihn ganz,“ ſagte ſie. „Ich freue mich über Ihre Großmut, beſter Ghioray, und noch viel mehr über das feine und edle Gefühl, welches ihr zum Grunde liegt; .... aber es geht nicht.“

„Liebe Mutter,“ ſagte Doralice flehend, „bedenke doch: ein Proteſtant will für Katholiken dies Werk der Barmherzigkeit tun ....“ —

„Für eine Katholikin; — nämlich für Dich!“ unterbrach er ſie lachend.

„Aber es kommt doch vielen zu gut!“ rief ſie; — „und Du, liebe Mutter, Du, die Katholikin! Du könnteſt es ablehnen?“

„Ja, ſüße Tochter, mit gutem Gewiſſen, denn einen beſtändigen Verkehr zwiſchen den frommen Schweſtern und Eulalie kann ich nicht dulden — weil ſie eine große Vorliebe für dieſen Beruf an den Tag legt.“

„Wohlan, Mama,“ ſagte Ghioray gelaſſen, „wir wollen unſeren Handel abſchließen, wenn Eulalie im Brautkranz vor Ihnen ſteht.“

„Ja,“ ſagte Frau von Derthal; „dann mit Freuden, doch jetzt nicht. Ich will ihr etwas die Welt zeigen und dieſen Winter mit ihr nach Paris gehen.“

„Nach Paris!“ riefen Doralice und Ghioray aus einem Munde.

„Ja, zu Blanca!“ ſagte Frau von Derthal. „Eulalie wird zu ernſt hier ganz allein mit der Tante und mir. Natürlich ſoll ſie in Paris nur das ſehen, was ſich für eine ſo junge Perſon ſchickt . . . einige Kunſtwerke, einige Menſchen. Dann ſoll ſie Muſikunterricht nehmen und franzöſiſch ſprechen lernen. Blanca freut ſich ſehr, daß wir zu ihr kommen.“

„Und Eulalie?“ fragte Doralice.

„Eulalie weiß nichts von meinem Plan. Sie würde Einwendungen machen . . . . und die will ich ihr und mir erſparen.“

Doralice ſchwieg, denn ſie durfte ja nichts über Blancas zweite Ehe, von der ſie allein Kunde hatte, äußern; aber ſie war troſtlos über den Plan ihrer Mutter. Wie gern hätte ſie ihr Venedig zum Winteraufenthalt vorgeſchlagen. Aber damit wäre Ghioray durchaus nicht einverſtanden geweſen! Ob Eulalie wirklich die Neigung hatte, die Frau von Derthal ſo fürchtete, konnte Doralice nicht beurteilen, da ſich Eulalie nicht gegen ſie darüber geäußert hatte und ganz das frühere muntere und fröhliche Kind war. Als ſie aber am Tage vor ihrer Abreiſe mit Eulalie in aller Frühe nach Mariatal pligerte, um ſich dem Schutz der heiligen Gottesmutter zu empfehlen, da ging Eulaliens Herz auf und ſie ſagte:

„Doralice, heute vor einem Jahr war Celeſtinens Hochzeitstag.“

„Und der Tag, an dem ich Saroltas Brief erhielt, der mich zu Franz zurückrief,“ ſagte Doralice.

„Der Engel Raphael hat Euch geführt? nicht wahr, Doralice?“

„Mich gewiß!“ ſagte Doralice mit der tiefen Zuverſicht, die der Glaube ihr gab und die ſie über all die heimlichen Dornen ihres Lebens wandeln ließ, als ob ſie auf Roſen gehe.

„Mich führt er zu den Mägden Chriſti,“ ſagte Eulalie ruhig.

„Keine Torheit, Eulalie!“ rief Doralice.

„Torheit? — ich handle verſtändiger als Ihr alle! — Glaubſt Du denn, daß ich Zeuge des Schickſals meiner vier Schweſtern ſein konnte, ohne gründlich zu überlegen, was das iſt — Glück im Sinn der Welt? — Es iſt etwas ſehr Vergängliches oder ſehr Unvollkommenes. Suſanne war außerordentlich glücklich .... ſagt man. Nun, ſie ſtarb nach wenigen Jahren. Blanca? .... war ſie glücklich, war ſie unglücklich? — betrauert ſie Spiridion, betrauert ſie ihn nicht? — ich weiß es nicht! genug, nach einigen Jahren iſt ſie Witwe. Celeſtine? . . . ich geſtehe Dir, daß dieſe kleine Sorte von hausbackenem Glück mir eine Art von Widerwillen einflößt. Du? . . . . ja, Du biſt glücklich, weil Du Dich mit Deinem großen ſchönen Herzen an das Herz Gottes geflüchtet und alle Tugenden geübt und alle Opfer gebracht haſt, die eine Frau bringen kann. Aber etwas Ähnliches kann ich mir nicht wünſchen, weil ich nicht weiß, ob ich in ſolchen Prüfungen ſiegen oder unterliegen würde. Das alles habe ich wohl erwogen und darum entſage ich dem allen — und rette meine Seele, indem ich unſerem lieben Heiland in ſeinen leidenden Gliedern diene."

„O Kind!" rief Doralice, „wähne doch nicht, daß es Deinen Schweſtern unmöglich wäre, Gott zu dienen und ihre Seele zu retten! und glaube mir: das iſt eine Aufgabe, die, ganz unabhängig von unſeren äußeren Verhältniſſen, immer und überall gelöſt werden ſoll, und die mit dem, was die Welt Glück und Unglück nennt, gar nichts zu tun hat. Suſanne mit ihrer innigen gegenſeitigen Liebe — Celeſtine in ihrer kleinen friedlich proſaiſchen Häuslichkeit — Blanca in ihrem tumultuariſchen Weltleben — ich auf dem Wege meiner Beſtimmung — wir alle ſollen und können unſere Seele retten, indem wir die Pflichten gegen Gott, gegen den Nächſten und gegen uns ſelbſt, die allgemein gültigen ſowohl, als die beſonderen, welche aus den verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen hervorgehen, liebend erfüllen. Das nennt man: Gott dienen; und ſeine Barmherzigkeit hat es ſo eingerichtet, daß wir, wenn wir alle Gnadenmittel anwenden, die er uns verleiht, um beharrlich zu ſein, in dieſem Dienſt die Anwartſchaft auf das ewige ſelige Leben erlangen.“

„Das alles weiß ich!“ entgegnete Eulalie. „Es fällt mir nicht ein, es zu bezweifeln oder zu unterſchätzen. Doch nie wirſt Du mich überreden, daß Du! Doralice! den beſonderen Beruf, zu welchem die evangeliſchen Räte auffordern, als Torheit betrachteſt.“

„Ich müßte eine ganz ſchlechte Chriſtin ſein, wenn ich das täte!“ rief Doralice. „Die evangeliſchen Räte ſind ja die höchſte, edelſte Blüte der Ausſprüche des Evangeliums. „„Selig ſind die Armen im Geiſte! — Selig ſind die reinen Herzen! — Selig ſind die Sanftmütigen und die Friedfertigen.““ Dieſe wenigen Worte bilden die unzerſtörbare Grundlage des Ordensſtandes. Armut, Keuſchheit, Gehorſam, im vollſten Umfang und von freier Selbſtbeſtimmung geübt, ſind der königliche Weg, der ſicher zur verheißenen Seligkeit führt. Aber der Fuß, der dieſen Pfad betritt, muß feſt ſein. Iſt das der Deine? Du biſt erſt im ſiebzehnten Jahre und unſere gute Mutter wird alles tun, um Dich zurückzuhalten. Beginne alſo nicht den Kampf, bevor Du ganz ſicher biſt, ihn ſiegreich durchzuführen, und rufe keine unnütze Verſtimmungen und peinliche Stürme wach.“

„Was ſoll ich tun! ich will treu Deinen Rat befolgen!“ rief Eulalie.

„Gib Deinen Willen in Gottes Vaterhand. Habe Geduld, ſchweige .... und bete viel,“ ſagte Doralice. „Und rufe den Engel Raphael recht eifrig an,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „daß er Dir den Pfad Deiner Lebensreiſe bahne.“ — —

Tags darauf reiſte ſie mit ihrem Mann nach Venedig — und einige Wochen ſpäter traf Blanca bei ihr ein.

Venezia la bella.

Das Dampfſchiff flog durch die unruhigen Wellen der Adria. Die Nacht war ſehr ſtürmiſch. Einige zaghafte und der Seefahrt unkundige Reiſende, denen es auf einen Tag früher oder ſpäter nicht ankam, verſchoben ſogar ihre Abreiſe und blieben in Trieſt. Aber die Fahrt ging ſehr gut. Das Schiff krachte und ächzte freilich, als ob es berſten müſſe, und ſchwankte dergeſtalt, daß in den Kabinen alles durcheinander fiel, was nicht niet- und nagelfeſt war; und die Wellen ſtürzten praſſelnd über dem Verdeck zuſammen, während der heulende Sturm ſie immer wieder aufwühlte und in die Höhe peitſchte, ſo daß ſie gleichſam verzweiflungsvoll ſich bäumten und überſchlugen; aber das alles ſind nur Scherze und Spiele der Windsbraut mit den Tritonen — und der Dampfer fliegt über die Adria, den Lagunen zu. Sämtliche Paſſagiere hatten ſich denn aber doch vor dieſen etwas gefährlichen Spielen in die Kabinen geflüchtet — bis auf einen Mann, der die ganze Nacht auf dem Verdeck zubrachte, und ſich überall, wo er ging und ſtand, in jenem unglaublichen Seemannsgleichgewicht hielt, das nur durch lange Übung erworben wird. Ebenſowenig wie die ſchaukelnde Bewegung des Schiffes ſchienen ihn die überſtürzenden Wellen zu beläſtigen, die ſeinen waterproof-Capot nicht durchdrangen. Zuweilen ging er nach einer Separatkabine. Da lag auf dem ſchmalen Sopha ein kleines Mädchen und auf dem Bett ein Knabe — und beide ſchliefen ſo ruhig, als ob es weder Stürme noch Meeresabgründe gäbe, während die Bonne auf einer Matratze am Boden liegend, wo man die Schwankungen am wenigſten ſpürt, die Ruhe ihrer Pfleglinge nicht teilte und jedesmal, wenn ſich die Tür öffnete, ſeufzend fragte, ob man denn noch nicht bald in die Lagune einliefe, worauf Lord Henry regelmäßig erwiderte:

„Ganz bald."

Gegen Morgen ließ der Sturm, wie ein müder Rieſenvogel, mehr und mehr ſeine Flügel fallen, die er ſo wild zwiſchen Himmel und See geſchwungen hatte. Die Wellen gingen noch hoch; doch je näher man der Lagune kam, deſto ruhiger wurden ſie, und als die Sonne aufging, konnten die Reiſenden dem Sturm ſehr dankbar ſein, denn er hatte finſtere Wolken und unfreundliches Wetter verjagt und ein zauberſchönes Bild heraufgeführt. Wogende Morgennebel ſchwebten wie wehende

Schleier auf dem Meer und verhüllten die Ferne. Hinter ihnen aber, im Oſten, ſchoſſen Lichtſtrahlen, von der großen Sonnenfackel ausgehend, in die wallenden Nebelſchleier hinein und zerriſſen ſie, wie mit goldenen Lanzen — und um ſie herum flog der Morgenwind und trieb ſie mit ſeinen friſchen, rauſchenden Schwingen vor ſich her, und jagte ſie da hin und dort hin, nicht ungeſtüm, nur fröhlich gaukelnd, um dem Sonnenlicht Bahn zu brechen. Da ſenkten ſich denn allmählig die Nebel, langſam, leiſe, und lagerten ſich wie ein Streif von Silberſchaum über der Küſte, und aus ihnen empor tauchte hier eine glänzende Kuppel und dort ein blendender Palaſt und da ein ſchlanker Turm, — und nach und nach phantaſtiſch zuſammengefügte Gruppen, Maſtbäume zwiſchen den Gebäuden und ſchwimmende Kirchen — und die Sonne warf ihre glühendroten Frühſtrahlen auf dieſe eigentümlichen Gebilde, und wie eine Feenſtadt von Perlen und roſenfarbenem Alabaſter auf einer Baſis von Opal und Perlenmutter lag ſie da — **Venezia, la bella**, die Königin der Lagune. Und keine irdiſche Umgebung — nicht Fluren, nicht Hügel, nicht Bäume, nichts, was von der Erde ſtammt oder an ſie erinnert, ſtörte dies Zauberbild. Nur im fernen Norden ragte am Horizont eine Rieſenmauer von weißem Marmor auf, der ewige Schnee der Alpenkette.

Alle Reiſenden hatten ſich allmählig auf dem Verdeck eingefunden, um dies Wunderbild, deſſen Schönheit nicht zu beſchreiben und nicht zu vergeſſen iſt, in's Auge zu faſſen — und niemand hatte Luſt und Zeit, ſich um ſeine Reiſegeſellſchaft zu bekümmern. Endlich, als die erſte Schauluſt befriedigt war, der Dampfer in die Lagune und zwiſchen deren Inſeln tiefer hinein fuhr und alle Einzelheiten dieſer merkwürdigen Örtlichkeit ſich deutlich entwickelten, da dachte jeder daran, die Seinigen oder ſein Gepäck zu ſammeln, um ſo ſchnell wie möglich, wenn das Schiff vor Anker ging, die vor Anker liegende Stadt zu betreten. Und ſo kam es denn, daß zwei alte Bekannte die ganze Fahrt von Trieſt nach Venedig zuſammen gemacht hatten und doch erſt auf einander ſtießen, als ſie das Dampfſchiff verließen. Lord Henry und Conrad Friedingen begrüßten ſich viel freundlicher, als das je ſonſt geſchehen war. Lord Henry hatte nur Zeit nach dem Gaſthof zu fragen, wo Conrad wohnen werde; dann trieb der Wirrwarr der Ankunft den einen rechts und den anderen links fort.

Doralice wußte, daß Lord Henry kommen werde. Bald nach ihrer Abreiſe vom Schlößchen war er zu Frau von Derthal's froher Überraſchung dort eingetroffen und hatte an Doralice geſchrieben, er wolle den Winter in Rom zubringen und auf der Hinreiſe ſie beſuchen. Eines Teils freute ſie ſich ſehr. Er war ein Mann ſo ganz ohne Falſch, ſo ganz guten, geraden Herzens, daß ſie ihn ſehr gern hatte und ihm ſeine Rechthaberei und ſeine kleinen Wunderlichkeiten — zu denen ſie auch die Abſchiedsſzene rechnete — um ſo leichter verzieh, als er es ſich ja ſtets gefallen ließ, wenn ſie ihm lachend den Kopf zurecht ſetzte. Aber anderenteils war ihr etwas bange, wie die beiden Schwäger ſich gefallen, und welchen Eindruck Henry's Kontroverſen auf Ghioray machen würden. Sie ſah ganz klar, daß noch nicht der Augenblick gekommen, wo Ghioray empfänglich ſei für Glaubensfragen. Dieſe Richtung des Geiſtes will gepflegt werden, ſo gut wie jede andere, wenn nicht die Fähigkeiten, die ſich ihr zuwenden, nach und nach abſterben oder in andere Richtungen geraten ſollen. Gibt man dem rankenden Gewächs nicht einen Stab, den es umſchlingen und erklettern und dadurch ſich entfalten kann: ſo kriecht es am Boden hin und wächſt zwar, aber beſtaubt und vererdet. Ghioray's Geiſt hatte ſich nie zu den Fragen des übernatürlichen Menſchen emporgerankt. Dazu kam, daß er ſich ſehr glücklich fühlte, ein ſehr guter Gatte und Vater, dabei voll glühendem Patriotismus war und ſich folglich nach Art und Auffaſſung der Welt für einen vortrefflichen Mann hielt, der bereits alles habe und alles ſei, was man durch die Religion erlangen oder werden könne. Wie vorſichtig mußte man dieſe Geſinnung behandeln, um ſie weder abzuſtoßen, noch einzuſchläfern! — Und war es unmöglich, daß Henry's Haß des Papismus anſteckend auf Ghioray wirke? — Und wenn ſie nicht in alter Weiſe mit voller Entſchiedenheit gegen Henry's Angriffe ſich ausſprach, um nicht den Streit fortzuſpinnen: konnte Henry dann nicht wähnen, ſie ſei durch Ghioray's Einfluß matt im Glauben geworden? —

Unter dem hohen Marmordom von Maria del salute ſtiegen ihre inbrünſtigen Gebete täglich bei dem heiligen Meßopfer für das Heil ſo vieler teuren Seelen empor, für die ſie nichts tun konnte, als beten, ſie lieben und ſich opfern. Doralice ſtieg eben die breite Treppe von weißem Marmor hinab, die ſich majeſtätiſch vor dem Portal der Kirche ausbreitet und in den Canal grande ſenkt, als ſie zwei Gondeln in ihren Palaſt einfahren ſah. Da iſt er! heilige Jungfrau, wende alles zur Ehre Gottes! ſeufzte ſie, ſchlüpfte in ihre Gondel, der Gondolier ſprang auf deren äußerſten Rand am Steuer und mit der unvergleichlichen Leichtigkeit, welche nur der venetianiſchen Gondel eigen iſt, durchſchnitt ſie den Kanal, als ob ſie über eine Fläche von Sammt gleite.

Ghioray hatte ſchon ſeinen Gaſt empfangen, als Doralice kam und frohlockend von Lord Henry und den Kindern begrüßt wurde.

„Sie können es Sich nicht vorſtellen, was es mir für eine Wonne iſt, Sie wiederzuſehen . . . und ſo wiederzuſehen!“ rief Lord Henry.

„Das glaube ich!“ ſagte Doralice innig und unwillkürlich fiel ihr das letzte Geſpräch ein, welches ſie im Schweizerhäuschen mit ihm gehabt hatte. Es war ſo recht ihm ähnlich, daß ſein erſtes Wort jetzt eine Abbitte war.

Nun erſchien auch Blanca, ganz theatraliſch mit ihrem kleinen Spiridion an der Hand, der ebenſo ſchön und ebenſo verdrießlich wie ſeine Mutter, nur viel klüger ausſah. Aber Blanca hatte ſich der Gunſt ihrer beiden Schwäger nicht zu erfreuen. Sie wollte immer in einer Atmoſphäre von Weihrauch ſchwimmen, den die Bewunderung ihr zollte. Jetzt vollends hielt ſie ſich für einen Gegenſtand des höchſten Intereſſes, vermöge ihres traurigen Schickſals, obſchon ſie dasſelbe ängſtlich verbarg, weil ſie ſich auf's Tiefſte durch ihre eigene Torheit gedemütigt fühlte. Blanca brachte einen Mißton in die Familie; das empfanden alle ebenſo, wie das harmoniſch Wohltuende, das Doralice um ſich verbreitete. Welcher Art Lord Henry's Gefühle für Doralice geweſen waren — ſie hatten ſich abgeklärt zu der zärtlichen und liebevollen Verehrung, die er einem ſo guten und liebenswürdigen Weſen darbringen durfte, ohne ſie zu beleidigen und ohne ſich ſelbſt zu beunruhigen. Das wußte Doralice, ſo wie ſie den Brief bekam, der ihr Lord Henry's Beſuch ankündigte. Wäre es anders geweſen, nie hätte er geſucht, ſie wiederzuſehen! Das Gefühl der Liebe erwacht unwillkürlich im Herzen, ja, um ſo unwillkürlicher, je aufrichtiger ſie iſt. Allein der Wille hat ſein Wort mitzuſprechen, wenn es an die Frage geht: Soll dies Gefühl genährt werden oder nicht? Bei Lord Henry's loyalem Charakter war die Antwort, die er ſich ſelbſt gegeben hatte, nicht zu bezweifeln, und der erſte Blick, den Doralice in ſein ſchönes ehrliches Auge warf, beſtätigte es ihr. Plötzlich rief er:

„Aber Herr von Friedingen iſt ja mit mir von Trieſt hergereiſt! ich muß ihm doch ſagen, daß Sie hier ſind und daß er komme."

„Es wird uns freuen," ſagte Ghioray.

„Sehr!" rief Doralice; — ſie konnte dieſe Höflichkeitsphraſe mit gutem Gewiſſen ſagen; aber dennoch bewegte ein leiſer Schreck ihr Herz und mit einem innigen Stoßgebet brachte ſie es bei Gott in Sicherheit. Dann ſetzte ſie hinzu: „Seltſam, daß wir Drei uns nach Jahresfriſt hier treffen."

„Und wie!" rief Lord Henry.

„Nun wie? . . . . als gute Freunde, hoffe ich."

„Das gewiß! — aber es gibt noch Extrazuſtände. Ich ſpreche nämlich nur von mir! von Friedingen weiß ich nichts."

„Haben Sie Sich etwa verlobt? Sie ſehen mir ſo gewiß froh geheimnisvoll aus," ſagte Doralice.

„Oder vielleicht ſehr verliebt?" fragte Blanca.

„Getroffen, meine ſchöne Schweſter! mit unglaublichem Scharfſinn getroffen! ja, verliebt . . . und zwar ſo ſehr, daß mein Herz mir verloren gegangen iſt!" rief Lord Henry.

„Und der Gegenſtand?" fragte Doralice lächelnd.

„O Sie kennen ihn ſehr genau!"

„Ich auch?" fragte Blanca.

„Sie kennen ihn — ja! aber nur oberflächlich."

„Heraus mit der Sprache!" rief Ghioray. „Wir brennen ja vor Ungeduld, Ihnen Glück zu wünſchen."

„Geduld! Geduld! Friedingen muß auch dabei ſein; dann verkünde ich mein Glück. Jetzt will ich mir aber zuerſt Ihr Haus betrachten! für ſo einen halb Seemann und halb Yorkſhiremann wie ich, iſt es eine ungeheuere Merkwürdigkeit, in einem venetianiſchen Palaſt zu wohnen, der etwas von einem Schiff und etwas von einem Märchen hat. Ich war noch nie in Venedig."

Als beide Männer fortgegangen waren, ſagte Blanca:

„Er hat ſich in Eulalie verliebt . . . . das iſt klar — und das iſt mir ſehr lieb; denn nun wird mich die Mama nicht dieſen Winter in Paris beſuchen wollen — was mir wegen meiner troſtloſen

Verhältniſſe höchſt peinlich wäre und was ich doch nicht ablehnen durfte.“

Alles, was Blanca hörte und ſah, bezog ſie auf ſich. Sie war wie im Kerker ihres Ichs. —

„Mir iſt's noch gar nicht klar, was Henry meint,“ ſagte Doralice. „Ich aber würde in Deiner Stelle von hier zu unſerer Mutter reiſen und ihr alles anvertrauen. Sie hat Erfahrung und Einſicht: ſie könnte Dir praktiſche Ratſchläge geben, liebe Blanca. Ich geſtehe, daß ich von einem Fall wie der Deine nie eine Ahnung hatte, alſo auch nichts anderes Dir zu ſagen weiß, als daß Du die Frau Deines Mannes zu ſein und mit ihm zu leben haſt. Und das willſt Du nicht.“

„Ich will es nicht? o mein Gott — Amaury will es nicht!“ rief Blanca klagend. „Als ich ihm in Baden-Baden ſagte, ich wolle nach Venedig gehen, ſagte er, dann ginge er nach Homburg.“

„So lange Eure Ehe geheim bleibt, iſt ſeine Stellung, ſowohl Deiner Familie als der Welt gegenüber, eine ſo unbehagliche, zweideutige, daß ich begreife, weshalb er nicht nach Venedig gehen mochte.“

„Ah, Du verteidigſt Amaury!“ rief Blanca in Tränen.

„Ich entſchuldige ihn in dieſem Punkt — ja!“ ſagte Doralice. „Erkläre Deine Ehe; das macht vielleicht einen günſtigen Eindruck auf ihn.“

„Wie!“ rief Blanca außer ſich, „die Fürſtin Zoula ſollte Madame Amaury werden? nimmermehr!“

„Sie iſt es bereits geworden,“ entgegnete Doralice gelaſſen. „Du haſt den Schritt getan, der Dich bindet. Du kannſt Deinem Leben fortan nur dadurch Würde geben, daß Du entſchloſſen alle Folgen dieſes beklagenswerten Schrittes annimmſt.“

„Nimmermehr!“ rief Blanca heftig. „Ich bereue ja meinen Schritt .... alſo muß Gott mir helfen und mich vor den Folgen retten.“

„Bereueſt Du ihn um Gottes Willen — der durch Deine blinde Leidenſchaft ſeiner Herrſchaft über Dich beraubt, alſo ſchwer beleidigt iſt — ſo wirſt Du die Folgen geduldig tragen und Dich durch Demut und Ergebung mit Gott zu verſöhnen ſuchen; und dann wird ſeine Gnade Dir nicht fehlen. Bereueſt Du aber nur deshalb Deinen Schritt, weil er Dich in Widerwärtigkeiten ſtürzt und Dir in den Augen der Welt ſchadet — o liebe Blanca, dann beharrſt Du ja in Deiner Abwendung von Gott, dann kann er Dich ja nicht retten!“

„Er kann ein Wunder für mich tun!“ ſeufzte Blanca weinend. „Ein Wunder .... ach! nicht für mich .... aber wegen meines armen kleinen Dion!“

So faſelte ſie fort, immer nach gutem Rat und Hülfe jammernd und immer das verwerfend, was ihr hätte helfen können. Wenn ſie ſich damit ganz müde und matt gemacht hatte, ſagte ſie zu Doralice:

„Bitte, lies mir aus Deinen ſchönen ernſten Büchern vor!“

Und hatte Doralice zwei Seiten geleſen, ſo ſeufzte Blanca:

„Ich kann mich nicht ſo hoch erſchwingen! meine Nerven ſind zu ſchwach.“

Sie hätte ſagen ſollen: meine Seele iſt zu ſchwach. —

Conrad vernahm mit unbeſchreiblicher Freude, daß Doralice in Venedig ſei, daß er ſo ganz unverhofft ſie wiederſehen ſolle.

„Und ganz die Alte!“ ſagte Lord Henry; „ganz die gute, die liebe Doralice, bei der man immer fragen möchte, ob ſie nicht vor lauter Güte ſo ſchön und ſo anmutig iſt.“

Und er ſah ſie wieder! Freundlich ging ſie ihm entgegen und reichte ihm die Hand und ſagte:

„Grüß' Sie Gott! ſeien Sie uns willkommen! Sie finden lauter Geſchwiſter von Roderich und Celeſtine — alſo ſind Sie hier zu Hauſe.“

Und ihr Blick, ihr Lächeln überſtrahlten ihn mit Wohlwollen und waren ſo rein und ſo klar, wie der Sonnenſtrahl, der von Oben herab fällt. Conrad antwortete dies und jenes, und ſprach mit ihr und Ghioray, mit Blanca und Lord Henry. Im

Stillen aber zog ſchmerzlichſüß ein Singen und ein Klingen durch ſeine Bruſt, daß er ſie wieder ſah, die Königin ſeiner Seele . . . . und daß ſie nicht wußte, was ſie ihm ſei, und es auch nie erfahren — aber ewig bleiben werde. Und ſie? — Sie hatte es der Gnade abgerungen, daß Conrad, ob er kam, ob er ging — ihren Frieden nicht mehr ſtörte. Sie hatte das Verſprechen gehalten, das ſie in Bornhofen ihrem Herzen gab, und es ſo ſtandhaft bekämpft und ſo unabläſſig gekreuzigt, daß es ſich der Herrſchaft ihres geheiligten Willens unterwarf.

„Jetzt iſt Herr von Friedingen hier,“ ſagte Blanca zu Lord Henry; „jetzt müſſen Sie uns den Gegenſtand der Flamme Ihres Herzens nennen.“

„Ja, nach dem Eſſen,“ ſagte er lakoniſch.

„Dies iſt demütigend für den ſchönen Gegenſtand!“ rief Ghioray lachend.

„Wir müſſen ganz ruhig und ungeſtört am behaglichen Kamin ſitzen; dann geht das Herz auf,“ ſagte Lord Henry. „Bis dahin Geduld!“

Während des Mittageſſens wurde er viel geneckt und gefragt; aber er verriet nichts, ſo daß Blanca ſchon halb und halb empfindlich über dieſe Zurückhaltung wurde und ihm ſeine Geheimniskrämerei vorwarf. Als ſie aber endlich alle am traulichen Kaminfeuer ſaßen, hub Lord Henry an, zu Blanca gewendet:

„Sie wünſchen' alſo zu wiſſen, meine ſchöne Schweſter, an wen ich mein Herz verloren habe?“

„Aber gewiß! das iſt ja die intereſſanteſte Angelegenheit von der Welt.“

„Wohlan denn! — an die katholiſche Kirche ... und ich gehe nach Rom, um mich in ihren Schoß aufnehmen zu laſſen.“

Es war intereſſant, die verſchiedenen Perſonen, die Köpfe, den Ausdruck, die ganze Gruppe bei dieſer über alle Maßen unerwarteten Eröffnung zu beobachten. Es war ein tiefes Zimmer mit Tapeten von dunkelrotem Damaſt, die durch einige Gemälde in goldenen Rahmen freundlich gelichtet wurden. Sophas, Tiſche mit Lampen, ein ſchöner Streicher'ſcher Flügel möblierten es, ohne den Raum zu überfüllen. Den beiden Fenſtern gegenüber, in der Tiefe des Zimmers, unter einem prächtigen Spiegel, brannte in einem weißen Marmorkamin ein luſtiges Feuer. Ein Schirm von vielfarbigem Glas, in phantaſtiſchen Arabesken zuſammengeſetzt, ſchützte vor der Glut der Flamme, während er deren kapriziöſes Spiel — das Aufflackern, das Züngeln, das Erlöſchen, welches die Kaminliebhaber ſo unterhält — durch die bunten Zeichnungen des Glaſes noch kapriziöſer erſcheinen ließ. Vor dem Kamin ſtand ein Tiſch mit einer Lampe und um denſelben herum ſaß die kleine Geſellſchaft; Lord Henry zufällig in der Mitte, ſo daß er den Kern der Gruppe bildete. Er eignete ſich dazu! Ein Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, Intelligenz, Energie, Vernunft, Wohlwollen, in ſeiner ruhigen, entſchiedenen Haltung, ſeinem feſten Blick, ſeinen edlen, ſcharfgeſchnittenen Zügen; der ganze Kopf wie von Bronze gegoſſen, aber von Innen erleuchtet durch einen beſeligenden Entſchluß. Neben ihm ſaß Conrad mit ſeinem geiſt- und ſeelenvollen Antlitz, das ſeine, dunkelblonde Haar ganz leicht gelockt um die zarte Stirne, im Auge tiefe Gedanken, um den Mund tiefe Empfindung — minder charaktervoll als Lord Henry, aber intereſſanter, weil nicht ſo ganz aus einem Stück; und jetzt beſeelt durch den Ausdruck geſpannteſter Teilnahme. Zur Linken Henry's ſaß Ghioray, trotz ſeiner vierundvierzig Jahre der ſchönſte von ihnen, mit Augen, Haar und Bart ſchwarz wie Ebenholz, nicht ſo groß wie Lord Henry, nicht ſo zart wie Conrad, voll geſchmeidiger Gewandtheit, mit dem ſchönen nationalen Geſichtsſchnitt und Kolorit ſeines Volkes; aber all dieſe Vorzüge gedämpft durch eine faſt weibiſche Eitelkeit und ein Selbſtbewußtſein, das ſich auf Äußerlichkeiten ſtützte. Darum war auch ſein Blick unbeſtimmt und fragend, und jetzt ſpielte ein zweifelndes Lächeln um ſeine Lippen. Neben ihm auf einem tiefen, niedrigen Lehnſtuhl ruhte in ihrer gewohnten halbliegenden Stellung Blanca, in ſchwarzen Sammt gekleidet, der eine weiche Folie ihrer Schönheit war — und dieſe Schönheit war ſo vollkommen, wie es für eine Frau möglich iſt, der alle höheren geiſtigen Eigenſchaften fehlen. Jetzt vollends war ihr Ausdruck ſo ungewiß und verwirrt, wie er eben zu ſein pflegt, wenn man Dinge hört, die außerhalb des gewohnten Horizontes liegen. Sie ſpielte gedankenlos mit ihrem Lorgnon und wickelte deſſen Kette um ihre weichen, weißen Hände, die aus den weiten Ärmeln von altvenetianiſchen Spitzen ſo ſchön herausſchauten, als ob Vandyk ſie gemalt habe. Zwiſchen ihr und Conrad ſaß Doralice in einem Kleide von blaßblauem Crêpe de Chine, eine Lichtgeſtalt, eine Pſyche, eine aus der inneren Welt in die Außenwelt hineintretende Seele. Ihre Arme lehnten ſich auf den blumigen Hauteliſſeteppich des Tiſches und ihr Kopf in die aufgeſtützte Hand — in der Stellung und mit dem Blick, welche auf Rafaels göttlichem Bilde von der Sixtiniſchen Madonna jener wunderbare Engel hat, der in die Geheimniſſe Gottes zu ſchauen ſcheint. Mit dieſem Blick ſah ſie Henry an — oder vielmehr: ſah ſie die Wunder der Gnade und der Liebe an, die ſich in ihm offenbarten; und als er mit inniger Bekräftigung ausrief:

„Ja! ich werde katholiſch!“ — da ſagte ſie mit ihrer von übernatürlicher Freude vibrierenden Stimme:

„Alleluja!“

Zu gleicher Zeit fragte Ghioray:

„Aber warum denn?“

Conrad ergriff Henry's Hand und drückte ſie ſchweigend. Blanca richtete ſich ein wenig auf, nahm ihren Lorgnon vor die Augen, als wolle ſie ſich vergewiſſern, daß Lord Henry es ſei und rief:

„Mais, mon frère, quelle idée!“

„Ja, ich werde katholiſch!“ wiederholte Lord Henry. „Und warum? — weil die katholiſche Kirche die chriſtliche Kirche iſt.“

„Alſo ſind Sie ausgeſöhnt mit dem Papismus und den Römlingen?“ fragte Conrad lächelnd.

„Mein Gott!“ ſagte Lord Henry, mitleidig die Achſeln zuckend, „ich benahm mich wie Don Quixote, der gegen die Windmühlen, als vermeintliche Rieſen, wütete. Ich kannte ja gar nichts vom Papſttum, als das No—popery-Geſchrei und was damit zuſammenhängt.“

„Aber wie kam es, daß Sie es von einer anderen Seite kennen lernten?“ fragte Doralice.

„Höchſt einfach ſo!“ entgegnete Lord Henry. „Als ich im vorigen Herbſt nach Enisdale-Caſtle zurückkehrte, ſprach ich zu mir ſelbſt, nicht ohne Unmut und Mißvergnügen über mich ſelbſt und meine Verhältniſſe: Du biſt ein Grillenfänger, der ſich ſelbſt und anderen unausſtehlich iſt. Du vergeudeſt dein Leben, deine Zeit, deine Kräfte in ſtupider Untätigkeit. Das iſt aber nicht ihr Zweck!

ſie ſollen gebraucht, benutzt, angewendet werden; ſie begehren einen Tummelplatz, eine Tätigkeit, die ihnen entſpricht —und das iſt das öffentliche Leben. Du haſt dich in den letzten Jahren viel zu wenig darum bekümmert — gar keinen perſönlichen Anteil genommen: das war verkehrt! das hat dich eben zum Grillenfänger gemacht! Alſo heraus mit dir aus deiner Apathie! ſuche ein Vertreter der Nation, ein Beförderer ihrer Größe, ein Beſchirmer ihrer Freiheit zu werden. Dein Name hat einen guten Klang, dein Vermögen ſichert dir deine Unabhängigkeit, deine Perſönlichkeit iſt doch auch gewiß nicht unter dem Mittelſchlag, unbeliebt biſt du nicht in der Grafſchaft und kurz — wie wäre es, wenn du bei nächſter Wahl Parlamentsmitglied zu werden verſuchteſt?“

„Und ſtatt deſſen wurden Sie katholiſch!“ rief Ghioray lachend.

„Ja,“ entgegnete Henry gelaſſen, „nach jenem Sprichwort: Der Menſch denkt, Gott lenkt. — Ich begann damit, mich etwas zu orientieren in der allgemeinen öffentlichen Stimmung und Geſinnung — und dabei fiel mir denn in höchſt unangenehmer Weiſe auf, daß man eine Anſicht von zweierlei Maß und Gewicht hatte. Während man Indiens Revolutionsverſuch in Blut erſtickte, hieß man die Revolutionsbewegung in Italien nicht bloß gut, ſondern man unterſtützte ſie durch Beifall, durch ermunternde Deklamationen, durch politiſchen Einfluß in den Kabinetten und durch allerhand moraliſche — d. h. unmoraliſche Hülfe So eben hatte man einen mörderiſchen Krieg geführt, um in einem fremden Weltteil das Recht der Krone England, über die Hindu zu herrſchen, zu verteidigen und zu befeſtigen. In Europa aber ſollten andere Herrſcher nicht das Recht haben, über ihre Völker zu herrſchen, ſobald es dieſen einfiel, auf Anſtiften des überall tätigen Republikanismus, ſich gegen ſie zu empören. Ich bin nun ſehr dafür, daß das Recht der Krone und der Herrſchaft reſpektiert werde, in Aſien wie in Europa, und daß derjenige, dem ſie geraubt werden ſollen, ſie verteidige, Ihre Majeſtät von England ſowohl, wie Seine Majeſtät von Öſterreich. Die Revolution mit der Rechten unterdrücken, mit der Linken emporheben — iſt ein Widerſinn und ein Unrecht. Es iſt aber auch ein ſchreiender Gegenſatz zu unſerer großen Zeit, unſerer großen Tradition, als Pitt, der Todfeind der franzöſiſchen Revolution des vorigen Jahrhunderts und des erſten Napoleons, über England das Palladium wahrer Freiheit aufrecht hielt. Das alles machte mir allerlei Gedanken, die ich früher nie gehabt hatte, weil ich mich in der Ehre und dem Ruhm der Königin der Meere bewegte und ſonnte, und dann in meinem Privatleben volle Befriedigung fand, ſo daß ich die Prinzipien, welche Englands politiſches Leben leiteten, ohne Umſtände und ohne Frage als edel, gerecht und weiſe anerkannte — freilich ganz beſonders deshalb, weil ich mich bei dieſen Grundſätzen, die ich nicht genau kannte, in meinen Verhältniſſen glücklich fühlte. Jetzt aber, wo ich ſie objektiv betrachtete, fand ich unſere Politik weder edel, noch gerecht, noch weiſe. Natürlich wollten mir meine Freunde das Gegenteil demonſtrieren — wie edel es ſei, der unterdrückten Völker ſich anzunehmen; wie gerecht, ihnen ſo viel wie möglich den Genuß einer Freiheit zukommen zu laſſen, durch die England ſich ſo glorreich entwickelt hat; wie weiſe, nicht bloß materielle und merkantiliſche Intereſſen des Landes zu fördern, ſondern auch die Angelegenheit, die nun einmal ungeheurer Popularität bei der ganzen Nation gewiß ſei, nämlich Italien unter der Herrſchaft liberaler Fürſten zu ſehen und dadurch dem Papismus ein Ende zu machen. Ich wurde aber nicht überzeugt, und erwiderte: Das alles klingt ſehr ſchön und iſt in der Theorie ſo richtig, daß man zuſtimmen muß. Allein die praktiſche Anwendung wird falſch und ſchief gemacht. Ja, wohl iſt es edel, der unterdrückten Völker ſich anzunehmen; aber — mit edeln Waffen! Revolutionsmänner fremder Völker, die nichts im Sinne haben, als ihre Brandfackel gegen Throne zu ſchleudern, auf denen rechtmäßige Herrſcher ſitzen, auf Englands Boden zu hegen und zu pflegen und die wärmſten Sympathien für ſie zu äußern, als ob man glaubte, daß ſolche Leute und ſolche Mittel Befreier von Völkern ſein könnten — das iſt nicht edel, denn es iſt unwahr. Und ſagt man mir, es ſei eine aufrichtige Überzeugung, ſo muß ich antworten: Wer die hat, iſt beſchränkt, und nicht ſowohl beſchränkten Kopfes, als beſchränkten Herzens — und ein kleines, enges, zuſammengeſchrumpftes Herz iſt abermals nicht edel! — Ferner: gerecht anderen zu gönnen, wodurch man ſelbſt beglückt iſt. Wohlan! ſo beginne man damit, dieſe Gerechtigkeit gegen die Kinder des eigenen Hauſes zu üben: gegen Irland. Weshalb darf kein Katholik Vizekönig von Irland werden! weshalb muß das katholiſche Volk Irlands den dortigen anglicaniſchen Biſchöfen und Pfarrern den Zehnten entrichten und für die Erhaltung ihrer Familien, Kirchen und Wohnhäuſer ſorgen? iſt das gerecht? O nein! Die Prahlerei iſt ebenfalls eine Heuchelei! — Und weiſe? Ja wahrlich! die Staatsweisheit muß ein höheres Ziel haben, als materiellen Bedürfniſſen abzuhelfen und merkantile Vorteile zu gewinnen; ſie muß ſuchen, die Geſinnung und das Bewußtſein der Nation zu heben, indem ſie eine edle Sache, eine gerechte Sache populär zu machen ſucht, und nicht alles edel und gerecht nennt, was eben populär iſt — Dank einer Preſſe, die teils corrumpiert, teils in blinder Parteiwut, Tag für Tag der großen Maſſe ihre Schlagworte einfiltriert und dann über deren Popularität jubelt. Ich fürchte ſehr, das Ideal unſerer Staatsweisheit beſteht darin, die eine Hemiſphäre in engliſche Fabrikorte zu verwandeln und die andere Hemiſphäre — marklos und vergiftet durch die Stallfütterungslehren kommuniſtiſcher Republikaner, die wir kräftig unterſtützen, unſeren Fabriken tributpflichtig zu machen; wobei denn freilich nicht bloß das Papſttum, ſondern jedes religiöſe und kirchliche Leben aus der Welt verſchwinden würde.

Was ich hier kurz und rund zuſammenfaſſe, machte aber in mir einen langen und verwirrten Prozeß durch. Ich hatte mich bis dahin der ungeprüften Überzeugung hingegeben, es ruhe kein Staat ſo feſt auf den Prinzipien der Freiheit und des Rechts, wie England — und auf ihnen ruhen ſei gleichbedeutend mit: ſie beſchirmen nach innen und ſie vertreten nach außen. Dieſe Überzeugung war mir gleichſam in Fleiſch und Blut übergegangen, und nun, da ich genötigt war, ſie auf Pflicht und Gewiſſen zu prüfen — nun wollte ſie mir verſchwinden? . . . . Das war entſetzlich! das hieß den beſten Teil meines Lebens verlieren! Ich ſprach zu mir ſelbſt: Nein! ſo tief kann die Nation nicht geſunken ſein! Millionen fühlen und denken wie du. Nur die gegenwärtigen Lenker der Politik ſind auf Irrwegen, die uns über kurz oder lang in Schande und Schmach ſtürzen werden. So lange dieſe am Staatsruder, und folglich geſtützt und getragen vom Willen und Bewußtſein eines Teiles der Nation ſind, gebe ich meinen Plan auf, am öffentlichen Leben mich zu beteiligen. Ich warte, bis die geſunde Vernunft und das geläuterte Rechtsgefühl und der hohe edle Patriotismus — mit einem Wort: bis die Tage des Altenglands wieder anbrechen. Jungenglands unvermeidliches Schickſal, einen Bankerott ſeiner Größe, will ich nicht heraufbeſchwören helfen.

Das beruhigte mich etwas, doch nicht ganz. Ich war nun einmal mißtrauiſch geworden, und da ich die politiſche Frage entſchieden bis auf beſſere Zeiten beiſeite legte, ſo wendete ich mich der religiöſen zu und fragte: Woher der raſende Haß gegen die katholiſche Kirche? auf welchem Freiheits- und Rechtsgrund beruht er? — Ich ſuchte eine Antwort in Englands Geſchichte und in Irlands blut- und tränenvollen Annalen. Ich fand eine furchtbare Antwort. Sie lautete ſo: Dieſer Haß iſt der eigentümliche Stempel des Abfalles. Nicht wegen der etwaigen Schwäche des menſchlichen Elementes, das ſich bei einzelnen in der katholiſchen Kirche kund gegeben hätte, haſſen wir ſie, ſondern wegen ihrer Göttlichkeit, die unſerem irdiſchen Sinn widerſtrebt. Wahrlich es iſt eine vortreffliche Sache um unſere bürgerliche und politiſche Freiheit, um unſer Selfgovernment, das den Charakter und den Verſtand ausbildet, um unſern pünktlichen Reſpekt vor dem Geſetz und vor dem alten Herkommen; ja wahrlich, das iſt alles ſehr ehrenwert und liefert vortreffliches Material für die Größe von Land und Volk, ſobald ein übernatürliches Element es durchgeiſten wird: die chriſtliche Liebe, die Nächſtenliebe. Daß der einzelne ſie haben kann und habe, bezweifle ich nicht. Aber die anglikaniſche Kirche hat ſie nicht, ſo wenig wie ihr blutiger Stifter, der Blaubart im Purpur, ſie hatte. Um ſeiner Laſter willen riß er ſich los von der alten Mutterkirche und beſchönigte ſeinen Abfall durch unbegrenzte Verleumdungen und Schmähungen. In einem Meer von Blut ſuchte er den Urſprung ſeiner Kirche, deren Oberhaupt er wurde, vergeſſen zu machen — und die Tragödie, die er zu dieſem Zweck in England durchführte, war ſo furchtbar, ſo hirnbetäubend, ſo herzerſchütternd, ſo nervenzerreißend, daß es ſich wirklich zu dem Bekenntnis hinquälen ließ: dies ſei die verbeſſerte, die wahre chriſtliche Kirche. Ja, ſo weit wurde das Gaukelſpiel getrieben, und ſo gewaltig war der Impuls der Empörung, daß ſie ſich nicht bloß damals nannte, ſondern noch jetzt nennt katholiſche (allgemeine) Kirche. Nun, ſie mäſtete ſich vom Blut der katholiſchen Martyrer und von den Tränen der katholiſchen Bekenner und von den Verfolgungs- und Konfiskationsgeſetzen der katholiſchen Gläubigen und zwar während mehr als zwei Jahrhunderten; denn erſt nach der amerikaniſchen Revolution von 1772 wurden die Geſetze in Irland menſchlicher und z. B. jenes aufgehoben, das auf den Kopf eines katholiſchen Prieſters, der die Meſſe las, einen Preis ſetzte, wie auf den Kopf eines Wolfes — nämlich fünf Pfund! —

Und weil unſere ſogenannte Reformation aus den ſubjektivſten und perſönlichſten Gründen des egoiſtiſchen königlichen Reformators hervorging, darum klebt ihrem Produkt, der anglikaniſchen Kirche, ein fürchterlicher Mangel an, ja, ein ſolcher, der ſie als abgewichen von der chriſtlichen Kirche ſtigmatiſiert: ihr mangelt nicht bloß die Toleranz gegen die katholiſche Kirche — das verſteht ſich von ſelbſt! es liegt in der Natur der Apoſtaſie, die vom Engel Luzifer herſtammt, unduldſam zu ſein! — ſondern überhaupt mangelt ihr jener lebendige Hauch des heiligen Geiſtes, welcher die Charitas, die höhere Liebe, die himmliſche Liebe, die Opferliebe weckt und beſeelt. Zur Armentaxe, zum Workhouse, zum Prachtbaugefängnis — höher erſchwingt ſich unſere Liebe nicht. Dem Geſetz des Staates wird gehorcht, pünktlich, kalt, maſchinenmäßig. Dem Buchſtaben wird ſein Recht; aber nicht den Seelen. Wie viele Mühe gibt man ſich, um der Verſunkenheit der arbeitenden Klaſſen abzuhelfen! wie viel Vereine und Komites und Geldſammlungen! aber es iſt alles gleichſam totgeboren, erſtarrt vor dem eiſigen Atemzug einer Kirche, deren Altar — kein Kalvarienberg mehr iſt! Den hat die katholiſche Kirche — und ſie allein! Sie bewahrt, ſie erneuert täglich, ſtündlich das göttliche Opfer, das ein Gegengewicht zur menſchlichen Selbſtſucht und Sinnlichkeit bildet und in den Seelen eine himmliſche Richtung als Gegenſatz zum Materialismus der Irdiſchkeit entwickelt; ſie iſt geboren aus dem Opfer, ſie verkündet und verbreitet es durch ihr Leben, ihr Leiden, ihr Lieben; ſie erzeugt es in ihren Martyrern und ihren Heiligen jetzt gerade ſo, wie in den apoſtoliſchen Zeiten; und darum eben, weil ſie Martyrer und Heilige, nicht bloß Alltagstugend, Mittelgut und Schurken hat — darum werde ich katholiſch!

„O Doralice! wie oft, wie viel habe ich Ihrer gedacht und Sie um Verzeihung gebeten. Zuweilen wollte ich Ihnen ſchreiben — aber dann regte ſich etwas Trotz, etwas Beſchämung. Auch fühlte ich mich immer noch zu unfertig. Ich durchreiſte Irland und das katholiſche England — bis dahin terra incognita für mich! und da hörte ich ja alles wieder, was Sie geſagt hatten, wenn Miß Dundee und ich uns gegen Sie und gegen einander ereiferten. Und was ich hörte, das las ich auch in den Schriften der katholiſchen Glaubenslehre und dieſe reichen ja zurück bis in die erſten Jahrhunderte, ja bis zu den Schülern der Apoſtel hinauf. Davon hatte ich keine Ahnung! die klaſſiſchen Studien des Altertums werden mit Eifer in unſeren Schulen getrieben; aber das chriſtliche Altertum bleibt uns ein Buch mit ſieben Siegeln. Von den Kirchenvätern hatte ich St. Auguſtinus nennen hören und zwar — ſoll man mehr über die Verblendung oder die Verfälſchung ſtaunen! als einen quasi Vorläufer unſerer Reformatoren, obſchon er geſagt hat: „Ich würde nicht an die Evangelien glauben, wenn die Kirche nicht ihre Ächtheit anerkennte;“ und: „Der Streit über eine Glaubenslehre iſt zu Ende, ſobald die Kirche ihn entſchieden hat.“ — Nun, eine höhere Intelligenz und einen ſchärferen Verſtand und ein größeres Herz als Auguſtinus hatte, wage ich nicht mir ſelbſt zu vindizieren; und deshalb will ich jetzt nach einem unruhigen, qualvollen Jahr den Schritt tun, der dem glückſeligen Finder der Wahrheit obliegt: ich will ſie bekennen vor Gott und der Welt! ich will nach Rom gehen und mein Credo da ablegen, wo die erſten Chriſten des Abendlandes dem Apoſtelfürſten das ihre ablegten.“

„Man muß ſeiner Überzeugung folgen als ein Ehrenmann!“ rief Ghioray. „Aber ich bitte Sie, weshalb wollen Sie dies ungeheure Aufſehen machen? Wer Sie kennt, für den iſt ein ſo eklatanter Schritt nicht nötig — und für den, welcher Sie nicht kennt, iſt er unnütz und man wird Ihnen falſche Motive unterſchieben. Die Welt iſt heutzutage nicht gläubig genug, um an Konverſionen aus purem Glauben zu glauben — und ich denke . . . ſie tut wohl daran. Denn Frauen — darüber ſind wir wohl alle einig! — leben von Gefühl und Phantaſie, der Wechſel iſt ihr Element und Emotionen ſind ihre Liebhaberei. Das alles wird mächtig an- und aufgeregt durch eine Konverſion. Wo bleibt da Platz für den Glauben? — Bei Männern aber ſind die Triebfedern geheimer, liegen weniger in ihrer Natur . . . . und deshalb zerbricht man ſich viel mehr den Kopf, wenn ſie einen ſolchen Schritt tun. Vermeiden Sie doch lieber all das Gerede! Ihr Glaube iſt Gewiſſensſache und eine ſolche hat man nur mit Gott abzumachen."

„Weil mein Glaube die allerhöchſte Gewiſſensſache iſt, deshalb eben muß ich ihn öffentlich bekennen," entgegnete Lord Henry ernſt. „Ich bin es Gott ſchuldig: er hat eine ſichtbare Kirche, unter einem ſichtbaren Oberhaupt, mit den ſichtbaren Zeichen ſeiner Gnade, den Sakramenten, auf unſerer Erde geſtiftet; es wäre ein Widerſpruch gegen dieſe göttliche Anordnung, wenn ich mich zu ihr gleichſam unſichtbar verhalten wollte. Ich bin es der Welt ſchuldig: die Welt hört jetzt ein ſo furchtbares, ſo betäubendes, ſo dröhnendes Konzert von Lügen; alles, was unwahr, was falſch, was verkehrt, was irrig iſt, kreiſcht, gellt und tobt ſo unaufhörlich für ſeine Sache, daß am Ende die Welt wähnen könnte — alles ſei tot, nur nicht die Lüge des Materialismus und Rationalismus. Nun wohlan! ich ſpreche zu der Welt durch eine lebendige Tat, welche dieſer Lüge ins Antlitz ſchlägt. Ich bin es der Kirche ſchuldig, der geſchmähten, der verleumdeten, der verfolgten, der grenzenlos geliebten! Ja, ſie ſoll die Freude haben, daß ſich ein Sohn in ihre Arme wirft, der es vorzieht, mit ihr geſchmäht, als außerhalb ihrer heiligen Hallen geprieſen zu werden. Ich bin es mir ſelbſt ſchuldig: es gibt genug der ſchweigenden Feiglinge in unſeren Tagen und doch erheiſchen gerade dieſe Tage mutige Bekenner. Wollte ich ſchweigen und nur unter vier Augen mit Gott . . . . katholiſch ſein, ſo wäre das etwas wie die Verleugnung des Petrus, als der Heiland ſeinen Feinden überantwortet wurde. Das Brandmal der Feigheit kann ich, der freie, unabhängige Mann, mir nicht aufdrücken. Ich bin es meinen Kindern ſchuldig; ſie ſollen nicht dereinſt errötend ſprechen: Unſer Vater hat ſich geſcheut, der Wahrheit die Ehre zu geben; Geſinnung und Tat waren nicht eins bei ihm, und die Sache, für die ſeine Seele glühte und ſein Herz ſchlug, die bekannte ſein Mund aus Menſchenfurcht nicht. Ich bin es dem Nächſten ſchuldig: niemand zweifle an dem, was ich bin und nicht bin! niemand halte mich für ganz oder halb oder ſieben Achtel einverſtanden mit Wegen und Anſichten, die ich verlaſſen habe! Niemand bleibe durch meine Schuld in dem Irrtum, daß es möglich ſei, die göttliche Wahrheit zu erkennen ohne ſie zu bekennen. Morgen gehe ich nach Rom.“

„Ich auch!“ ſagte Conrad, der mit tiefinnerlicher Spannung und äußerlich ganz ruhig Lord Henry angehört hatte. Dieſer warf ihm jetzt einen freudig fragenden Blick zu, während Conrad zu Doralice ſagte:

„Sie erinnern ſich vielleicht noch, gnädige Gräfin, daß ich früher eine Art von Ideenkultus trieb? alle Wahrheit, alle Schönheit, alle Tugend, alle Fragen des Menſchengeiſtes, alle Beſtrebungen des Menſchenherzens löſten ſich für mich in ein gewiſſes abſtraktes Nichts auf, das ich „große Ideen“ oder „Uridee“ nannte. Jetzt feſſelt mich ſeit einem Jahre eine ganz ungeheuer große Idee — ſo groß, daß, ſeit achtzehnhundert Jahren die Menſchheit von ihr lebt; und ich glaube, daß ich ſie am beſten in Rom ſtudieren und ergründen kann.“

„Darf man erfahren, was dies für eine Idee iſt?“ fragte Doralice lächelnd.

den die katholiſche Chriſtenheit den heiligen Vater nennt und der in meinen Augen eine zwiefache Glorie trägt: er iſt der irdiſch macht- und hilfloſe, aber unbeugſame und unerſchütterliche Wächter und Verteidiger von Wahrheit und Recht der irdiſch mächtigen Lüge und Ungerechtigkeit gegenüber; — und er wird verkannt und verleumdet! — Daraus ſchließe ich, daß etwas ganz Göttliches in ihm iſt; ein ganz übernatürliches Bewußtſein der Verpflichtung, für das Wort ſeines Gottes zu zeugen: „„Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen.““ — Die unſägliche Erbärmlichkeit der Zeit, die im bürgerlichen, im politiſchen, im ſtaatlichen Leben, kurz, in der ganzen Öffentlichkeit, in jener gräßlichen Erſchlaffung der Charaktere und des Rechtsbewußtſeins zutage kommt, welche die Folge davon iſt, daß materielle Intereſſen über alles geſchätzt und egoiſtiſche Zwecke vor allen anderen verfolgt werden, — machte mir, o wie oft in dieſem Jahr! den Eindruck, als ob die europäiſche Menſchheit ganz allmählig auf einem lecken Schiff zu Grunde gehe und es nicht merke, weil ſie berauſcht iſt .... berauſcht von ihren Schwindeleien, ihrer Genußſucht, ihrer Gier nach Emanzipation von jeder Feſſel und jeder Schranke. Auch ich war auf dem Schiff und war nüchtern; und ich ſah auch andere, die es ebenfalls waren; und wir wußten und ſagten: wir gehen zu Grunde! — Aber in dem Taumel der Berauſchten verhallten unſere Stimmen. Die ſtumpfe Untätigkeit, mit der man dem lombardiſchen Kriege zuſah, hat es zur Genüge erwieſen, daß die Führer des lecken Schiffes den Kompaß des Rechtsbewußtſeins verloren haben, deshalb der hohen See der Revolution zuſteuern und daß dieſe Führer auf Europas Thronen ſitzen. Ob nun die Throne, die Staaten, die Völker noch zu retten ſind, ob ſie nicht zerfreſſen ſind vom Totenwurm des ausſchweifendſten Subjektivismus und auseinander fallen werden in Atome der Fäulnis, das ſind andere Fragen! Für mich war die nächſte dieſe: Warum willſt du mit ſehenden Augen ſchlaff in den Untergang dich ziehen laſſen? — Und ſchaute ich umher nach einem Anker, den ich erfaſſen könnte, ſo war das nicht ein größeres Maß von politiſcher Freiheit, nicht die Einführung dieſes Geſetzes und jener Inſtitution, nicht die Wiſſenſchaft des Katheders, noch die Weisheit der Doktrin und der Journaliſtik — nein! die radikale Rettung lag anderswo! Der Rettungsanker iſt an den Felſen geſchmiedet, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden — und nur wenn wir auf ihn den ganzen Apparat unſerer Weisheit, Wiſſenſchaft und Einſicht verſetzen, kann auch dieſer wieder zu Mark und Kraft und Energie kommen, weil er dann, in etwas Göttlich-Ewigem wurzelnd, von übernatürlichen Einflüſſen genährt und beſeelt wird. Ich kann nicht der Welt dieſen Impuls geben; doch mir ſelbſt — das kann ich! ich war bis jetzt ungläubig, ohne poſitive Religion. Ich will nach Rom gehen. Da iſt der Felſen gegründet. Da iſt die Stätte, wo der Glaube ſeine höchſten Wunder getan und die Nachfolger der Imperatoren zu Nachfolgern des Kreuzes gemacht hat. Vielleicht geſchieht dort auch ein ſolches Wunder an mir.“

„Sie laufen Gefahr, den Felſen Petri pulveriſiert zu ſehen,“ ſagte Ghioray. „Der apoſtoliſche Stuhl hat ja längſt ſeine Glorie in den Augen der Völker verloren.“

„Unter dem Dornenkranz wird er ſie ſchon wieder gewinnen, lieber Franz,“ ſagte Doralice und Lord Henry rief:

„Ihre Äußerung, beſter Ghioray, wird freilich täglich in allen Tonarten und durch alle Variationen der Welt mitgeteilt. Aber von wem? — Iſt es nicht von denen, welche ſich der Autoriät des heiligen Stuhles entzogen haben? alſo Proteſtanten; oder zu entziehen wünſchen? alſo ſchlechte Katholiken; — oder von denen, die überhaupt keine andere Autorität als ihre eigene anerkennen wollen? Alſo ungläubige Revolutionsmänner, die allen Kirchen, Bethäuſern, Synagogen, Moſcheen und Pagoden der ganzen Welt entlaufen ſind und ſich fein brüderlich zum Kultus der Geheimbündlerei in

Venta und Loge zuſammengefunden haben. Dieſe drücken die Sehnſucht ihrer großen Herzen in jener Prophezeiung aus.“

„Und ich verſichere Sie,“ ſagte Conrad, „daß viele, ja ganz außerordentlich viele Proteſtanten dieſe Sehnſucht keineswegs teilen! ſie ſelbſt beſitzen ja noch gewiſſe chriſtliche Glaubenslehren, an denen ſie teils mit Innigkeit, teils mit Zähigkeit halten, und ſie können nicht vergeſſen, daß ſie die Reinerhaltung derſelben der katholiſchen Mutterkirche verdanken.“

„Die Strömung der Zeit iſt gegen jeden Gewiſſenszwang und deſſen Repräſentant iſt der apoſtoliſche Stuhl,“ ſagte Ghioray.

„In den Augen der Revolutionsmänner iſt er das,“ entgegnete Lord Henry, „weil er nicht das Laſter — Tugend, das Verbrechen — Großtat, die Lüge — Wahrheit und den Satan — Meiſter nennt. Wer nicht mit ihnen übereinſtimmt, wer ſeine eigene Meinung hat, ſie verteidigt, mit guten Gründen belegt und ſie anderen einleuchtend zu machen ſucht: von dem behaupten ſie, er wolle die Gewiſſen verwirren oder bedrücken. Übrigens ſcheint mir, als ob die Strömung der Geiſter innerhalb der katholiſchen Chriſtenheit nicht gegen den apoſtoliſchen Stuhl, ſondern ſehr ſtark zu ihm ſich wende; — als ob ſie alſo, die allein berechtigt iſt, über Gewiſſenszwang zu klagen, da er nur ſie beträfe, aber nicht Juden und Heiden — nichts weniger als anklägeriſch geſinnt ſei."

„Die Ideen von Freiheit, von nationaler Einheit, von republikaniſchen Regierungsformen gären in den Völkern wie Lava im Krater," ſagte Ghioray. „Ein heftiger Ausbruch — und der Felſen Petri iſt von der Erde gefegt."

„Wenn Sie ſagten: und Papſt Pius IX. wird dann zum Martyrer, ſo können Sie recht haben!" rief Lord Henry. „Aber ein Papſt iſt nicht eins und dasſelbe mit dem Felſen Petri. Ein Papſt iſt ein Menſch und ſterblich wie wir alle. Ein Dolch oder eine Krankheit bringt ihm den Tod. Doch dann tritt ein anderer an ſeine Stelle; denn das Papſttum lebt bis zum Ende der Zeiten."

„Eine ſolche Behauptung kann man ausſprechen, doch nicht begründen!" rief Ghioray. „Alle menſchlichen Inſtitutionen dauern eine Zeit und gehen allmählig unter, wenn das Prinzip, das ſie geſchaffen hat, morſch wird. Das Prinzip und die Baſis des Papſttums iſt die Glaubenswillfährigkeit der Katholiken und dieſe ſchwächt ſich in dem Maß, als ſie in eine gewiſſe Reibung mit Andersgeſinnten und in Kontakt mit dem Aufſchwung der Wiſſenſchaft und der Entwicklung der Intelligenz kommt."

„Demnach wäre es ja viel weiſer," ſagte Lord Henry lachend, „keine Revolution zu machen, die ſo viel Blut und Tränen und — Geld koſtet, und das Papſttum ruhig ſeinem Schickſal, ſeinem Untergang zuwanken zu laſſen; — denn dem Einfluß der Wiſſenſchaft und der Intelligenz kann ſich die katholiſche Chriſtenheit umſoweniger entziehen, als deren Herd in ihrem Schoß und im innigſten Zuſammenhang mit ihrem Glauben iſt. Allein es iſt etwas ganz Eigenes mit dem Papſttum! Trotz aller Todesprophezeiungen und Todesurteile will es durchaus nicht ſterben! Jetzt liegt es in den letzten Zügen! heißt es. O mit nichten! Gerade dann entwickelt ſich äußerſt überraſchend eine jugendliche Lebenskraft. Woher kommt das? — Daher: das Papſttum iſt keineswegs eine menſchliche, ſondern eine göttliche Inſtitution. Als der Sohn Gottes zu Petrus ſprach: „„Weide meine Lämmer, weide meine Schafe““ — da hat Er es gegründet; und zwar auf ſo lange gegründet, als Seine Herde hienieden weilt: bis zum Ende der Tage. Ich weiß nicht, lieber Graf, ob Sie der heiligen Schrift ein Gewicht in Glaubensſachen beilegen. Tun Sie es nicht, ſo iſt eine Verſtändigung zwiſchen uns über dieſen Punkt — und im Grunde über jeden — unmöglich. Tun Sie es aber, ſo begreife ich nicht, warum Sie dieſes Wort Gottes in Zweifel ziehen und doch anderen Ausſprüchen Glauben ſchenken.“

„Ich bin kein Theolog und will nicht katholiſch werden,“ ſagte Ghioray. „Folglich iſt es nicht meine Sache, die einzelnen Glaubenslehren zu prüfen. Ich nehme die an, die man mir als wahr und auf einer Autorität beruhend, gibt“ .... —

„Das iſt ja eine ganz katholiſche Geſinnung!“ rief Lord Henry.

„Nicht ganz,“ erwiderte Ghioray lächelnd; „es folgt der Nachſatz: und die mit dem Urteil meiner Vernunft übereinſtimmen. Der Geiſt einer Epoche iſt, wenn man deſſen Auswüchſe beſeitigt, ihre Vernunft. Ich ſchließe mich meiner Zeit an, weil ich ihr Sohn und durch tauſend Fäden mit ihr verwebt bin. Ich fordere, was ſie fordert, und ich hoffe, was ſie hofft.“

„Nimmt nie die Leidenſchaft die Maske der Vernunft vor?“ fragte Lord Henry; „ſpielt ſie nicht zuweilen ganz meiſterhaft ihre Rolle?“

„Das pflegt uns armen Adamsſöhnen wohl einmal zu geſchehen, ja, öfter als es ſein ſollte,“ entgegnete Ghioray.

„Werden in einem ſolchen Fall die Glaubenslehren von der Vernunft oder von der Leidenſchaft beurteilt?“ fragte Henry weiter.

„Sie geraten auf ein fremdes Gebiet,“ rief Ghioray.

„Doch nicht!“ erwiderte Henry. „Es iſt nur, um nachzuweiſen, daß man mit der Berufung auf individuelle Vernunft, göttliche Lehre menſchlicher

Leidenſchaft unterwirft; denn unſere Leidenſchaften, Eitelkeit, Hochmut, Ehrgeiz, Selbſtſucht aller Art — verkehrte Liebe, grimmiger Haß, ſchleichen ja immer wie reißende Tiere in den Abgründen unſeres Herzens umher und ſchlagen uns, ach wie oft! plötzlich ihre wilden Klauen, ihre Geierkrallen in die Bruſt und reißen uns zu Boden.“

„O wie wahr iſt das!“ ſeufzte Blanca. Es war das erſte Zeichen von Teilnahme an der Unterhaltung. Bisher hatte ſie nur immer gedacht: Iſt's denn möglich? bin ich in Venedig? iſt denn Venedig nicht die Heimat des Karnevals und der Regatten und der Barcarolen? . . . . Wo iſt das geblieben? — Warum habe ich mich hieher verirrt? Dies kann unmöglich „Venezia la bella“ ſein! — Da ſitzen drei Männer, beſprechen die langweiligſten Sachen von der Welt in der unverſtändlichſten Weiſe von der Welt, und keiner bekümmert ſich um mich, keiner unterhält mich! Das iſt unerhört! — Hält man mich für eine trauernde Witwe? Nein! ſo — gutmütig ſind ſie nicht. Oder bin ich vor Gram und Langeweile ſchon ganz garſtig geworden? — Gott im Himmel, wenn zu allen meinen Leiden auch das noch käme — das wäre zu hart! — Aus dieſen melancholiſchen Gedanken erwachte ſie mit einiger Hoffnung auf ein angenehmeres Geſpräch, als ſie Lord Henry von Leidenſchaften reden hörte und ſie hielt den Moment für günſtig.

um ihre Gegenwart in Erinnerung zu bringen. Er war es wirklich! Lord Henry wollte nicht weiter mit Ghioray diſputieren, ſprang auf, ſchob einen Stuhl zu Blanca heran, ſetzte ſich zu ihr und ſagte:

„Mein ſchöne Schweſter, laſſen Sie mich das wundervolle Spitzengewebe betrachten, welches Elfen um die Lilien Ihrer Hände gewebt haben. Iſt es venetianiſch oder genueſiſch?“

„Venetianiſch — und es verdient alle Bewunderung,“ ſagte Blanca, ließ mit Grazie die ſchöne Spitze um die ſchöne Hand wie eine Friedensfahne wehen und vergaß bei dem Geſpräch, das Lord Henry in dieſem Tone mit ihr fortſetzte, Mißmut und Gram.

Ghioray aber ſprach mit Conrad weiter über deſſen Reiſe nach Rom und deſſen Teilnahme für den Papſt und fragte ihn, ob er denn Lord Henry's Anſicht teile und auch katholiſch werden wolle. Doralice erſchrack vor dieſer Frage, die Ghioray ſo indifferent ausſprach, als ob es ſich um einen Theaterbeſuch handle. Conrad erwiderte lächelnd:

„Sie müſſen einen Menſchen recht charakterlos finden, der Ihnen auf ſolche Fragen keine beſtimmte Antwort geben kann. Die Gräfin wird Ihnen aber ſagen, daß vor einem Jahr mein Wahlſpruch hieß: „Was weiß ich.“ Aus einem ſolchen Zweifelſyſtem, in welches ich aus Mangel an einer poſitiven Religion geraten war, arbeitet man ſich nur langſam heraus; und das Handeln iſt eine Sache, die mir nun vollends ganz abhanden gekommen iſt. Der Zweifel macht gleichgültig gegen jede Überzeugung — und dieſe iſt ja die Triebfeder unſerer Handlungen. Ich muß Ihnen alſo die Antwort auf Ihre Frage, wenigſtens auf die letzte, ſchuldig bleiben. Was aber die Freiheit Italiens betrifft, ſo glaube ich durchaus nicht, was Sie ſagten, Herr Graf, daß der apoſtoliſche Stuhl ihr im Wege ſei. Die Geſchichte zeigt uns während des ganzen Mittelalters und ſo lange ſie noch eine große politiſche Macht beſaßen, ſtets die Päpſte als Beſchirmer der italieniſchen Freiheit gegen Übergriffe der fremden Herrſcher. In Rom machten ſich zuweilen Nachklänge der altrömiſchen Republik geltend und es ſchwärmten Faktionen für das „Senatus populusque romanus“ in ſo aufrühreriſcher Weiſe, daß ſich die Päpſte zu verſchiedenen Zeiten vor Roms Freiheitsgelüſten in die Fremde flüchten mußten. Im vierzehnten Jahrhundert, als ſie von franzöſiſchem Einfluß beherrſcht, ihren Wohnſitz während ſiebzig Jahren in Avignon nahmen, hätte Rom ſich ja um ſo leichter in ſeiner republikaniſchen Staatsform gründen und organiſieren können, als es einen vergötterten Volkstribun beſaß und als dieſer Schwindel ſich nicht bloß auf die ewige Stadt beſchränkte. Aber bald wurde Cola di Rienzi in einem Aufruhr umgebracht, Unruhe und Zerwürfniſſe, Feindſchaften und Spaltungen dauerten fort, und erſt als die einſichtsvollſten und wärmſten Vaterlandsfreunde die Oberhand erhielten und die Päpſte zur Rückkehr nach dem verwüſteten und verarmten Rom bewogen — erſt da kehrte Friede und Ordnung zurück. Man beurteile die Päpſte in Avignon wie man wolle! Eins iſt gewiß: ſie waren kein Hindernis, daß Rom ſeinen Traum von republikaniſcher Freiheit und Italien ſeinen Einheitstraum nicht verwirklichte."

„Ich muß mich doch auch etwas mit Geſchichtsſtudien beſchäftigen," ſagte Ghioray. „Bis jetzt hat die Geſchichte, die man erlebt, die man machen hilft, beſonders die des eigenen Landes, mich ausſchließlich beſchäftigt — und das macht einſeitig. In der Gegenwart erfährt man nur, was die Völker wollen; aus der Vergangenheit lernt man, was ſie können."

Doralice war voll ſtiller Freude, daß Conrad's Anſichten über dieſen Gegenſtand ganz die ihren waren. Ghioray hörte ſie jetzt von einem Mann ausſprechen, der durchaus nicht auf ihrem Standpunkt ſich befand und der, gemäß ſeinem Glauben und ſeinen Lebensverhältniſſen, eher Feind als Freund des Papſttums hätte ſein müſſen. Aber ſie ſchwieg, um nicht die Oppoſition gegen Ghioray's Anſichten zu verſtärken, was ſie überhaupt höchſt ungern anders, als unter vier Augen tat. Sie hielt es für klug und gut, in anderer Gegenwart ſo viel wie möglich im vollkommenſten Einverſtändnis mit ihrem Mann zu erſcheinen und, wenn unmöglich, dann in einer Weiſe zu ſchweigen, die ihn nicht verletzte, was bei einem eitlen und empfindlichen Mann nicht ganz leicht iſt. Doralice war die Tochter ihrer Mutter — aber gleichſam aus dem Irdiſchen ins Himmliſche überſetzt. Frau von Derthal ſann darauf, alle Menſchen, mit denen ſie in Berührung war, für ſich, ihre Zwecke, ihre Pläne, durch ihre Liebenswürdigkeit in ganz natürlicher Weiſe zu gewinnen. Doralice hingegen wollte nur ein Werkzeug der Gnade ſein und durch übernatürliche Liebe die Seelen zu Gott hinziehen. Die Einſamkeit des Herzens hatte ſie mit aufrichtiger Reſignation als das Mittel angenommen, welches ſie zu ihrem Ziel führte. Mein Gott, du weißt es! ſprach ſie zuweilen ſtill für ſich; in meinem Herzen iſt ein Etwas, wodurch es ſich bis zur Verabgründung in ein anderes Herz verlieren könnte — und dabei käme deine Liebe und meine Seele zu kurz! Du aber ſorgſt nach meinen wahren Bedürfniſſen für mich, und gönnſt mir das, was mein Herz von der Erde ablöſt, anſtatt es an ſie zu feſſeln. Du ziehſt mich zu Dir. — —

Als zwiſchen ihrem Mann und Conrad die Rede auf Ungarn kam, nahm ſie Teil am Geſpräch und wendete es auf die eigentümliche Natur des Landes und den eigentümlichen Charakter des Volkes, weil ſie wußte, daß Ghioray dies ſehr gern hörte und weil ſie wünſchte, ihre Zufriedenheit mit ihren Verhältniſſen, ſo weit das möglich war, vor Conrad auszuſprechen.

„Der Ungar iſt der feurige und phantaſiereiche Sohn der Puſta,“ ſagte ſie, „und dieſe, meine ich, müßte eine gewiſſe Ähnlichkeit mit den Wüſten des Orients und mit den aſiatiſchen Steppen durch ihre grenzenloſe Einförmigkeit und majeſtätiſche Einſamkeit haben. Nichts iſt ſchöner, als am Sommerabend ein Spazierritt in der Puſta! Unermeßlich dehnt ſie ſich aus. Nichts begrenzt den Horizont. Himmel und Erde ſchwimmen ringsum in tiefer, tiefer Ferne dämmernd in einem Duftſtreif zuſammen. Nichts feſſelt den Blick, nichts fällt in's Auge. Es ſchaut und ſchaut wie in die Unermeßlichkeit hinein. Das Ohr vernimmt keinen Ton, keinen Laut. Man meint, daß man den verdorrten Grashalm rauſchen und die in ſtiller Luft tanzenden Mücken ſchwirren hören könne. Die endloſe Ebene, verbrannt von der flammenden Sommerhitze, hat einen gelbbräunlichen Farbenton, dem die ſinkende Abendſonne etwas Goldiges, Glitzerndes gibt. Das Abendrot iſt ſo glühend, daß es den ganzen weſtlichen Himmel in feuriges Roſenrot, in ein Rubinlicht taucht, von deſſen Wiederſchein ſogar der öſtliche Himmel mit zartem Rot überhaucht erſcheint. Ich weiß keine Szenerie der Natur, in welcher ich mich mehr als Seele gefühlt hätte. Blühender, reicher, bunter, wechſelvoller — ſind tauſend Stätten! die eine lacht uns an, die andere umwebt uns mit romantiſchen Bildern, die dritte berauſcht uns durch ihre Fülle von Farben und Formen; aber die Puſta tut das alles nicht! ſie atmet eine gewiſſe Ur-Poeſie aus: die Schwermut der Leidenſchaft.“

„Welch ein Gegenſatz zu Ihrem heimatlichen Rheingau!“ rief Conrad.

„Kaum läßt ſich ein größerer denken,“ ſagte ſie.

„Und Du behältſt doch immer eine Vorliebe für Deinen Rhein!“ rief Ghioray.

„Er iſt meine Heimat, das Land meiner Jugend,“ ſagte ſie ſanft. „Das liebt man, wie man das Vaterhaus und die Mutterſprache liebt, inſtinktmäßig, unausrottbar.“

„So liebe ich meine Buchenwälder und meine alten Eichen im grünen Holſtein, am Strande der blauen Oſtſee,“ rief Conrad.

„Aber am Rhein gibt es keine Einſamkeit,“ ſagte Doralice, „da iſt ein Kommen und Gehen und Treiben ohne Ende; das zerſtreut und betäubt! Ich liebe die Stille. Ich glaube, der innere Menſch lebt mehr und intenſiver in ihr. Und darum liebe ich auch die Puſta: ſie gibt mir das Gefühl eines Lebens, das unabhängig von all dem Tumult der

Welt iſt. Doch dürfen Sie nicht glauben, Herr von Friedingen, daß ganz Ungarn ſo beſchaffen ſei! Es hat Rebenhügel mit kräftigen Trauben, und Wälder, die eine Art von Wildnis ſind, und üppige Wieſen, durch welche weiße Rinder mit mächtigen, weitgeſchwungenen Hörnern ziehen, von Hirten gehütet, die zu Pferde ſitzen, und deren breiter Hut ihr gebräuntes Geſicht, mit ſcharfgeſchnittenen, dunkeln Augen und ſchöner, gerader Naſe verſchattet: ernſte, ausgeprägte Phyſiognomien, in denen der materielle Charakter nicht vorherrſchend iſt, und deshalb intereſſant. Dabei iſt's ein fröhliches Volk! lauter geborene Sänger und Tänzer. Auch ein intelligentes Volk, aus dem viel Gutes gemacht werden könnte, wenn es in richtige Bahnen eingelenkt würde, der Selbſtüberſchätzung Valet ſagte, ſich ſeinen wahren Fähigkeiten gemäß entwickelte und ſich nicht von der revolutionierenden Partei, die heutzutage ganz Europa zu untergraben trachtet, in ſeiner beſten Kraft zerfreſſen ließe.“

„Wir müſſen uns ſelbſt zu helfen ſuchen,“ ſagte Ghioray, „indem wir eine drohende Stellung einnehmen. Wer kein Mißvergnügen äußert, wird als zufrieden betrachtet — und mit Recht.“

„Aber dieſe Äußerungen ſollten nicht vom geſetzmäßigen Wege abweichen,“ erwiderte Doralice, „und nicht geſetzwidrige Mittel anwenden. Die revolutionäre Wühlerei hat etwas gar zu Niederträchtiges, weil ſie die böſen Leidenſchaften der Menſchen aufſtachelt, den Verrat bezahlt und Treuloſigkeit erkauft.“

„Ich wundere mich, daß Sie ſich hier, wo man ſie auch zu treiben ſucht, niedergelaſſen haben,“ ſagte Conrad. „Ich meine, es müßte hier viel Verſtimmung und viel Schmerzliches zuſammentreffen.“

„Wo in der Welt iſt es denn jetzt anders?“ fragte Doralice und Ghioray ſagte:

„So ſehr ich mich auch für Italien intereſſiere, geht es mir doch nicht ganz ſo zu Herzen, wie mein eigenes Land; und da dort die Aufregung ſehr groß iſt und die Anſteckung nahe liegt — und da ich hier das Haus habe, das Klima meiner Frau zuſagt und der Winter einen großen geſellſchaftlichen Kreis von Fremden herführt: ſo iſt uns Venedig ein angenehmer Aufenthalt.“

„Alſo treffe ich Sie hier, wenn ich im nächſten Frühling wieder gen Norden ziehe?“ fragte Conrad.

„Bis Mitte April denken wir hier zu bleiben,“ entgegnete Ghioray, „und wir werden uns ſehr freuen, zu hören, ob Ihre gegenwärtige „große Idee“ Ihnen Stich und Farbe gehalten habe — oder nicht.“

„Bleibt Ihre Abreiſe auf morgen feſtgeſetzt?“

rief Lord Henry zu Conrad hinüber. „Und wenn das iſt — wollen wir zuſammen die Reiſe machen?"

Conrad nahm gern den Vorſchlag an. Er hoffte manches von Lord Henry zu lernen und der Grund, weshalb er im vorigen Jahr eine kleine, ſtille, uneingeſtandene Feindſeligkeit gegen ihn ſpürte, beſtand nicht mehr. Lord Henry ſagte zu Ghioray:

„Erlauben Sie, daß ich meine Kinder bei Ihnen laſſe? — Doralice frage ich nicht; denn ich bin ihrer Antwort gewiß."

„Der meinen auch — hoffe ich!" ſagte Ghioray. „Reiſen ſie getroſt! Ihre Kinder ſind bei Doralice gut aufgehoben, und ſind uns ein Unterpfand, daß Sie nicht allzulange wegbleiben werden."

„Beſter Henry," ſagte Blanca, „könnte ich mich nicht Ihnen anſchließen? . . . . ich wünſchte längſt Rom zu beſuchen."

„Meine ſchöne Schweſter," entgegnete Lord Henry lachend, „ehe Sie ſich mit Ihren Kammerfrauen und Koffern, mit Ihren Hunden und Papageien auf die Reiſe machen, ſind Herr von Friedingen und ich in Rom, denn wir reiſen mit dem Kourier."

„Verläumdung, Henry! ich reiſe nicht mit anderen Papageien, als mit meinen Zofen; habe nur ein Hündchen, das gewiß Gnade vor Ihren Augen fände, da es eines der reizendſten Exemplare von

King-Charles-Breed iſt — und Dion hat ſein Eichhörnchen. Das iſt alles."

„Sehr wenig für Sie — aber doch zu viel für uns, meine ſchöne Schweſter," ſagte Lord Henry entſchieden. „Wenn Sie es aber wünſchen, will ich Ihnen eine Wohnung beſtellen."

„Nein, das nicht! Ganz allein — mag ich nicht ſo weit reiſen! ich gehe lieber etwas nach Mailand, da Paris mich für dieſen Winter wenig anzieht."

Ein allgemeiner Ausruf ſtaunender Mißbilligung antwortete ihr; aber Blanca ſagte:

„Die politiſchen Verhältniſſe gehen uns Frauen nichts an. Es betrifft mich ja gar nicht, ob Mailand zu Öſterreich oder zu Sardinien gehört. Vielleicht iſt die Geſellſchaft dort ſehr unterhaltend und anregend. Leute, die Revolution auf politiſchem Gebiet machen, wirken überdas auch immer für die Verbeſſerung der ſozialen Inſtitutionen — und die kommen den armen, unterdrückten Frauen zu gut, deren „Schmerzensſchrei" denn doch auch endlich berückſichtigt werden muß."

„Blanca," ſagte Doralice bittend, „verſchone uns mit dieſen Redensarten, von denen jeder vernünftige Menſch weiß, was er zu halten hat. Der „Schmerzensſchrei" der unterdrückten Frauen iſt nicht bloß eine Heuchelei, er iſt auch eine Lächerlichkeit; denn man weiß ſehr gut, daß diejenigen, welche den „Schmerzensſchrei" ausſtoßen, ſich längſt der vermeintlichen Unterdrückung entzogen haben. Wenn die Frauen wieder anfangen, chriſtliche Gattinnen und Mütter — und ſich ihrer Beſtimmung und Würde bewußt zu werden: ſo wird der „Schmerzensſchrei" verſtummen. Aber politiſche und ſoziale Revolutionen bewirken das nimmermehr, denn dieſe ſind ja immer gegen Treue. Ehre und Pflicht gerichtet, und nur das Weib, das auf dem Boden unerſchütterlich feſt ſteht, wird entweder überhaupt nicht unterdrückt, oder mit einer ſolchen ſittlichen Kraft ausgerüſtet, daß ihm äußere Unterdrückung eine höhere innere Freiheit bringt."

Alle ſchwiegen; auch Blanca, denn ſie ſprach bei ſich ſelbſt: Ich werde meinen Weg nach Paris über Mailand nehmen! Ich kenne ja Den und Den und Die — lauter angenehme Menſchen! .... und um ihre politiſchen Anſichten bekümmere ich mich nicht. Politiſierende Männer ſind ohnehin meine horreur. Freilich .... theologiſierende noch mehr! aber von dieſer Spezies hatte ich bis jetzt keine Ahnung. Sie war mir für Venezia la bella aufbewahrt! Mein Gott, welche Enttäuſchungen hat man! welche Erfahrungen macht man! — —

Am andern Morgen reiſten Conrad und Lord Henry gen Rom und Doralice, knieend vor dem ewigen Opfer in Maria Salute, dankte Gott für die ungeahnte, wunderbare Gnadenfülle, mit welcher er in dieſen vierundzwanzig Stunden ſie überſtrömt hatte. Daß ihr himmliſcher Sinn dieſe Gnaden herabgezogen haben könne — fiel ihr nie ein. Das Licht in ihrem Herzen war ſo lauter und ſo groß, daß es nur die Liebe Gottes umleuchtete; nie ihr Ich! — das blieb im Schatten. Aber wenn ſie Gott dankte, daß er Conrad auf den Weg der Wahrheit geleitet hatte, ſo dankte ſie ihm eben ſo innig, daß Conrad jetzt nur erſchienen ſei, um ihr dieſen Troſt zu bringen und alsbald wieder zu verſchwinden. War ihr Intereſſe für ihn ſchon ſo groß geweſen, als er noch nicht mit ihr in den höchſten Fragen übereinſtimmte, ach! wie hätte es ſich ſteigern können jetzt — wenn ſie mit demſelben Blick ſahen, mit demſelben Schritt gingen, von demſelben Geiſt lebten, mit demſelben Herzſchlag liebten! — Es wollte ein unausſprechliches Weh, ein Auge in ihrer Bruſt aufſchlagen; es wollte wach werden ein Schmerz ohne Namen, in deſſen Bitterkeit das einſame Herz ſchwimmt, und ſich untergehen laſſen möchte, wie der kranke Schwan, der von den Seinen verlaſſen, einſam auf dem See zurückbleibt, den Kopf unter dem Flügel verbirgt und in die ſtille Flut verſinkt. Aber Doralice riß ſich aus der momentanen Schwäche auf und flüchtete an das liebedurchwundete Herz ihres Gottes und mit dem tiefen Anruf: Dein bin ich! hilf mir! — zog die übernatürliche Energie, die der Menſch braucht zum Kampf gegen ſich ſelbſt, in ihre Seele ein und mit unbeſiegbarer himmliſcher Zärtlichkeit umfing ſie wieder das Kreuz, das vielgeliebte, das ihr nicht bloß ein Marterholz — ſondern eine lebendige, duftende Balſamſtaude war, die ihr ganzes inneres Sein mit wunderbarem Troſt durchrankte.

Glauben und Wiſſen.

Als Conrad und Lord Henry ſich ſelbſt ſuchten — waren ſie Feinde; als ſie Gott ſuchten — wurden ſie Freunde. Dieſer innerlichſte Grund aller Zerwürfniſſe und alles Friedens unter den Menſchen, machte ſich auch bei ihnen geltend. Gemeinſame egoiſtiſche und materielle Intereſſen verbinden zwar auch, doch nur ſo lange, bis ihr Ziel erreicht, ihre Spekulation geglückt iſt. Im Allgemeinen vereinzeln ſie den Menſchen, denn jeder iſt jedem bei ſeinem Rennen und Jagen nach Vorteil, Gewinn und Genuß im Wege. Aber auf dem Pfade zu einem übernatürlichen Ziel, dem alle irdiſchen Intereſſen untergeordnet werden, verliert der menſchliche Egoismus die furchtbare Ausdehnung, zu welcher er in der Weltluſt anſchwillt und alle haben bei einander Platz.

Lord Henry konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er in Rom eintreffen und ſeine letzten Vorbereitungen zu ſeinem letzten Schritt machen werde. Er hatte ſchon ſeinen Plan entworfen.

„Die Dogmen der Kirche kenne ich," ſagte er zu Conrad. „Ich muß mir nur ihre innere Begründung und ihren notwendigen Zuſammenhang in manchen Punkten noch klarer machen. Dann ſtudiere ich ihre Inſtitutionen, ihre Geſetze, ihre Organiſierung, ihre Kräfte, ihre Mittel. Sie ſoll mir vertrauter werden, als mein eigenes Haus und mein eigenes Familienarchiv. Und bin ich in ihren Geiſt und ihr Leben nach dem Maß meiner Fähigkeiten eingedrungen — habe ich mich, wie der Bononiſche Stein, ſo vollgeſogen mit Licht, daß ich Licht geben kann: dann nehme ich meinen Plan des vorigen Winters wieder auf und ſuche den Eintritt in's Parlament."

„Glauben Sie, daß England nicht vor der Hand bei ſeiner Politik bleiben werde? und wenn das iſt — warum wollen Sie ſich in dieſe Lügen und Intriguen einlaſſen, die doch gar keinen andern, als einen nichtswürdigen Erfolg haben," entgegnete Conrad.

„Um ſie zu bekämpfen!" rief Lord Henry. „Im vorigen Winter ließ ich dieſen Plan fallen, weil ich nicht wußte, mit welchen Waffen und für welche Sache ich denn eigentlich kämpfen könnte. Aber nun bin ich ihrer gewiß! das mit Füßen getretene Recht und die verläumdete Wahrheit ſollen in mir ihren Kämpen finden und werden mir ſchon Stimme und Worte geben, um ſie zu verteidigen."

„Man wird Sie nicht wählen! — zuerſt nicht, weil Ihre Anſichten nicht populär ſind; und dann nicht, weil Ihre Gegner alle Mittel in Bewegung ſetzen würden, um Ihre Wahl zu hintertreiben.“

„So habe ich doch mindeſtens meine Schuldigkeit getan und mich zum Kampf gemeldet,“ entgegnete Lord Henry gleichmütig.

„Und hätten Sie Ihre Wahl durchgeſetzt, ſo würden Sie doch weiter nichts erreichen, als ſich ein über das anderemal überſtimmt zu ſehen.“

„Der Grund hält mich ſo wenig zurück, als der treue Soldat von der Überzahl des feindlichen Heeres vom Kampf zurückgeſchreckt wird!“ rief Lord Henry. „Und dann kann ich auch nicht glauben, daß unter der großen Maſſe der Verblendeten nicht auch viele ſich befinden ſollten, welche mit Abſcheu auf das Syſtem der Heuchelei blicken, das zu Gunſten der Ungerechtigkeit und des alten Haſſes gegen die katholiſche Kirche jetzt obenauf iſt. Es kann auch wieder fallen und furchtbar wird es fallen, wenn die revolutionären Elemente, die England in Italien beſchützt, auf dem eigenen Boden in Flammen aufſchlagen. Daß dieſe reichlichen Brennſtoff finden — wer bezweifelt das! das Proletariat in ſeiner materiellen und geiſtigen Verkommenheit, die Unmaſſe von Fabrikarbeitern, die, gleichſam in der Fabrik und für ſie geboren, als Leibeigene des Maſchinenweſens leben und ſterben — die furchtbare Armut, die ſittliche Entartung, der gänzliche Mangel an Religion in einer ſo großen Maſſe des Volkes — wenn das nicht ein üppiger Revolutionsſame iſt, ſo gibt es keinen! und wer den in's Auge faßt, läßt ſich nicht betäuben durch die Fanfaren, daß England Freiheit und Aufklärung vertrete, beſchütze und verbreite. Wer einen Blick des Verſtändniſſes für dies immenſe Elend hat, der weiß, daß, wenn irgendwo in der Welt! hier eine Regeneration eintreten muß. Und dieſe Erkenntnis . . . ich hoffe es mit Zuverſicht! haben viele! Verbinden wir uns, ſammeln wir, jeder in ſeiner Weiſe und auf ſeinem Felde, das Material zu dem Rieſenwerk einer wahren Wiedergeburt: ſo kann vielleicht noch das Böſe erſtickt und ausgerottet werden — oder es wird wenigſtens ein ſo energiſcher Widerſtand geleiſtet, daß aus einem tüchtigen Kampf eine neue Epoche von Wohlfahrt, Ehre und Ruhm der Nation, auf Grundlage der ächten Brüderlichkeit, der chriſtlichen Charitas, hervorgeht."

„Wie Sie tatendurſtig ſind!" ſagte Conrad lächelnd.

„Ja!" rief Lord Henry, „ich muß mit dem Pfunde wuchern, das die Gnade in meine Hand hat fallen laſſen. Ich muß handeln für das, was ich liebe. Nie habe ich anders geliebt, als glühend. Jetzt liebe ich glühend meinen Gott, meinen Glauben, meine Kirche — und haſſe folglich eben ſo glühend den Teufel und was mit ihm zuſammenhängt. Ich muß ihm zu Leibe gehen. Das ſteckt in meiner Natur! Es iſt ein Punkt, durch den mich die katholiſche Kirche ganz unausſprechlich anzieht, daß ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden, für ihre Glieder und ihre Kinder, deren Regeneration erſtrebt. Sie ſchickt nicht die Bibel und den Katechismus zu den Bekennern anderer Konfeſſionen, ſondern ſie ſorgt dafür, daß ihr Volk in der Schule und Kirche das Evangelium kennen — und außerhalb derſelben durch tauſend Werke der Barmherzigkeit lieben lerne. So hat Chriſtus es gemacht! das iſt praktiſch, das ergreift Kopf und Herz! das iſt mein Fach; mir genügen nicht die Abſtraktionen — und nicht bloß handeln — nein! leben muß ich für das Geliebte."

Conrads Fach war das gar nicht. Er hatte ſich deſſen entwöhnt und immer in der Vereinzelung geſtanden; das heißt, er hatte immer gefühlt, daß kein innerlicher, unabweislicher Lebensverband ihn mit der ganzen Menſchheit verknüpfe. Seine Geburt, ſeine Stellung legten ihm gewiſſe traditionelle Pflichten auf und aus dem Naturgeſetz entſprangen für ihn Beziehungen zu anderen; aber das große Liebesgeſetz, die Einheit in Chriſtus, welche die Kirche darſtellt und vermittelt — ſie war ihm fremd — und darin beſtand der wahre Grund ſeiner Vereinzelung.

Als ſein Sommertraum, wie er die Tage im Rheingau nannte, dahin war, verſenkte er ſich anfangs in kalte Reſignation. Doch dieſe Stimmung dauerte nicht lange, denn er hatte Doralice wahrhaft geliebt; und es iſt gewiß eine große Gnade von Gott, daß dies Gefühl, welches ach! ſo ſchmählich und ſo häufig erniedrigt und entweiht wird, doch auch zum Leitfaden werden kann, der aus einem finſtern Labyrint zum lichten Ausweg führt. Doralice gehörte in ſeinen Augen nun einmal nicht zu der großen Maſſe der Frauen, die ohne eine ſtark hervortretende Licht- oder Schattenſeite in einem gewiſſen Dämmerungszuſtand ihrer Fähigkeiten eine paſſive Exiſtenz mehr verleben, als leben. Aber ſie gehörte auch nicht zu den ausgezeichneten Frauen, die durch hervorſtechende Eigenſchaften des Gemüts, des Geiſtes, der Liebenswürdigkeit in ihrem Kreiſe und darüber hinaus einen großen Einfluß üben.

Doralice war für Conrad eine ganz beſondere Frau, die einer wunderbaren Lichtflamme — wars im Herzen, wars im Kopf! folgte — ein Geſetz und ein Ziel nie aus den Augen .... und nie die Richtung auf ſie verlor; und dies Geſetz und dies Ziel waren himmliſcher Art, waren nicht unwillkürliche Erfindungen ſelbſtſüchtiger und eitler Täuſchung oder phantaſtiſchen Stolzes oder halt- und regelloſer Schwärmerei. Er beſann ſich, ob er nicht blind für ſie eingenommen, nicht befangen durch die Anmut ihrer Erſcheinung ſei. Und wenn es wäre, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ich ſie lieblicher finde, als je ein weibliches Weſen, ſo muß ich doch immer behaupten, daß der Grundzug und Charakter ihrer Liebenswürdigkeit etwas Übernatürliches iſt; denn das Natürliche, welcher Art es ſei, leidet immer Schwankungen. Aber ſie! . . . . wie die Aurora dem Morgenſtern nachgeht, ſo wandelt ſie dahin. Und umſonſt ſollte ich ihr begegnet ſein . . . . zwiſchen Himmel und Erde! Umſonſt ſollte ich ein Weſen angetroffen haben, deſſen innere Kraft groß genug iſt, um die widrigſten Schickſale in den harmoniſchen Frieden ihres Seins abzuklären! Und ich ſollte nicht ſuchen, die Ideen zu ergründen, von denen und für die ſie lebt . . . . und denen ſie ihren Seelenadel, ihre Opferwilligkeit verdankt! -- Denn ſie hat ſich geopfert: ich weiß es! ich habe ſie geſehen vor dem Gnadenbild der Mater dolorosa! . . . . das waren keine Freudentränen . . . . das war nicht die frohe bräutliche Zuverſicht, die ſich heiligen will, bevor ſie einem geliebten Herzen entgegen eilt! Ja, ſie wollte ſich heiligen . . . . aber zum Opfer! — Ob die Welt es weiß . . . . ob die Familie? — Wohl kaum! oder doch nicht ganz. Sie hat ein ſchweigendes Herz . . . . ein unergründliches Herz! Es ſchaut auf den Morgenſtern . . . . über die Erde hinweg. O ich muß aber wiſſen, was das iſt! — und ob ſie ſelbſt nicht die geheimnisvolle Erlöſerin iſt, von der meine Seele geträumt hat! —

Seine Geſundheit hatte ſich auffallend gebeſſert. Wie aus dem Grabe erſtanden erſchien er allen ſeinen Freunden. Iſt mir das Leben zum zweiten Mal geſchenkt, ſprach er zu ſich ſelbſt, bin ich von den Toten auferſtanden: ſo will ich doch zu enträtſeln ſuchen, ob dies Geſchenk keine höhere Beſtimmung hat, als mich in Grünau atmen zu laſſen.

Man glaubte, Conrad werde nun, nachdem er ſeine Kränklichkeit und die Trauerfälle in ſeiner Familie überwunden und verſchmerzt hatte, ernſtlich daran denken, ſich zu verheiraten; doch nicht das leiſeſte Zeichen gab dieſe Abſicht kund. In ſeinem Herzen war er ferner denn je davon. Als er den größten Teil des Winters in München zubrachte, geriet man auf den Gedanken, er wolle aus der Fremde eine Frau in ſein Haus führen. Er machte aber alle Kombinationen zu Schanden, beſuchte auch dort ſehr wenig die Geſellſchaft, ſondern las und ſtudierte viel — namentlich Bücher, die ihm in Grünau unerreichbar geweſen wären: unzählige Kontroversſchriften. — Wo war der Felſen, von dem ſein Albumblatt ſagte: Auf ihn will ich meine Kirche bauen!

Bei dem Ausbruch des lombardiſchen Krieges gab es wohl in ganz Deutſchland kein gerades, ehrliches, deutſches Herz, das nicht für den Sieg der Sache, die Öſterreichs Waffen verteidigten, geſchlagen hätte. Das deutſche Volk fühlte die Ehre, die darin lag, daß eine deutſche Großmacht das Schwert zog, um das Lügengewebe zu zerſchneiden, welches die franco-ſardiſche Politik um Europa ſpann; daß eine deutſche Großmacht das Herz auf dem rechten Fleck hatte und nach alter, edler, ritterlicher Art den Handſchuh aufhob, den jene Politik, freilich in der allerunedelſten Weiſe, mit Worten die Tat verleugnend, nein — auf den Lippen, ja — in den Handlungen! — nicht frei und redlich hingeworfen, ſondern verſteckt und hämiſch hatte fallen laſſen. Wie der Menſch inſtinktmäßig vor einer Schlange ſchaudernd zurücktritt, ſo erſchauderte das deutſche Volk mit dem richtigſten Inſtinkt, den es ſeit vielen Jahren geäußert hat, vor der franco-ſardiſchen Verbrüderung und Politik. Die Tragweite derſelben mochte ihm nicht klar ſein — es mochte nicht wiſſen, daß dieſe Verbrüderung die Vernichtung des poſitiven Rechtsſtandes und die Legitimierung des Rechts des Stärkeren, das heißt des Fauſtrechts modern zugeſtutzt im Auge habe, um in Europa nach der Farce der Volksſouveränetät die Tragödie der blutigen Diktatur aufzuführen; aber der geſunde Menſchenverſtand ſagte dem deutſchen Volk, daß es nichts Gutes von dieſer Verbrüderung erwarten dürfe; daß es jetzt die Wahl habe, ob es ſich für das Recht oder für die Revolution entſcheiden wolle; daß es dieſer die Stirne bieten, ſich zu Öſterreich halten und ſich ſchlagen müſſe — nicht nur für das Brudervolk, ſondern hauptſächlich, um Proteſt einzulegen, daß im deutſchen Volk Ehrgefühl und Rechtsbewußtſein nicht ſo abgeſtorben ſei, wie in den Kabinetten europäiſcher Großmächte. Als Kaiſer Franz Joſephs Manifeſt „An meine Völker“ erſchien — als er darin die Hoffnung ausſprach: „Ich hoffe, in dieſem Kampf nicht allein zu ſtehen“ — da war ein entſcheidender Moment! da regte ſich ein Geiſt in dem „Reich deutſcher Nation“, um den Alp abzuſchütteln, unter dem es ſeit Jahrhunderten ohnmächtig ſchmachtet, da wollte es ſich in Mannestat zur Einheit erheben. Der Moment ging unbenützt vorüber, Dank der Politik „der freien Hand“; Dank jener Preſſe, die der franco-ſardiſchen Alliance würdig iſt; Dank jener Partei, die ihre beſonderen Intereſſen und ihre Phantaſien höher hält als Deutſchlands Ehre. Der Alp wurde wieder dem deutſchen Volk aufs Herz gewälzt! — Und nun ſchlafe nur fort, du alter Barbaroſſa, in der Felſenhöhle des Kyffhäuſer Berges, wo du, nach der uralten Volksſage, einen Zauberſchlaf ſchläfſt, bis Deutſchlands große Stunde ſchlägt. Sie hat geſchlagen. Die Trommeten und Fanfaren eines Krieges, der Heldenſinn wach rief, ertönten. Du regteſt dich. Die Berggeiſter, die dich bewachen, wollten dir ſchon zurufen: Stehe auf, o Kaiſer, die Stunde iſt da! — Aber ſie wurde überhört, übertäubt! ſie iſt dahin. Schlafe nur fort, du alter Kaiſer! Deutſchland ſchläft auch ſchon wieder! — —

Conrad fühlte dieſen Jammer und dieſe Erniedrigung in tiefſter Seele. Aber er war nicht unabhängig und nicht entſchloſſen genug, um das zu tun, was er am liebſten getan hätte: den lombardiſchen Krieg mitmachen. Die Deutſchen ſind nun einmal ſo wenig an irgend eine Art von Freiheit gewöhnt, daß jeder, möge er in noch ſo unabhängiger Lage und Stellung ſein, ſich ganz ſcheu umſieht, was wohl die anderen tun und ſagen; und dann macht er es wie ſeine Mitbürger und ſeine Standesgenoſſen, oder wer eben maßgebend für ihn iſt. Der Engländer ſcheut ſich gar nicht, für ſich allein aufzutreten und zu handeln. Kommt dabei manches Bizarre und Extravagante zum Vorſchein, ſo wird doch andererſeits die Selbſtändigkeit und Entſchiedenheit gekräftigt, an denen die großen Entſchlüſſe und Handlungen reifen. Bis Conrad erwogen, bedacht und überlegt hatte, was er tun ſolle, gab es für diesmal nichts mehr zu tun: — der Krieg war zu Ende — vorderhand. Aber zu einer wichtigen Einſicht war er denn doch mit allen ſeinen Betrachtungen gekommen: die Zeichen der Zeit deuteten, trotz aller offiziellen Friedensverſicherungen, auf einen Kampf und einen Krieg, deſſen Schauplatz nicht mehr in Italien „lokaliſiert“ bleiben, ſondern der, trotz aller Nichtintervention, Europa ergreifen werde. Dieſer Kampf dreht ſich nur für die große Maſſe der Oberflächlichen um politiſche und ſoziale Fragen. Das letzte Wort aber, um das es ſich handelt, iſt das religiöſe Element. Die einen wiſſen das nicht und die anderen wollen es nicht wiſſen; aber die Gegenſätze von Rebellion und Autorität polariſieren ſich dermaßen, nehmen einen ſo ungeheuren, von Tag zu Tage wechſelnden Umfang und eine ſo ſchneidende Schärfe an, daß das Gebiet der Politik, die Beziehungen der Staaten zu einander — eine viel zu enge Wahlſtatt für dieſe beiden feindlichen Heere ſein würde, die einer Todesſchlacht entgegengehen — und, ſie mögen wollen oder nicht, entgegengehen müſſen! Das Gebiet der Religion allein iſt groß und weit und fundamental ſicher genug, um ſich dem bevorſtehenden Kampf unterbreiten zu können. Rebellion und Autoriät oder mit anderen Worten, Unglaube und Glaube: das ſind die beiden Banner, die über dieſem Weltbrand wehen werden. Ob man das Verlangen nach einem größeren Maß politiſcher oder bürgerlicher Freiheit in den Vorgrund ſchiebt, oder nach nationaler Selbſtändigkeit dieſes und jenen Volkes, oder nach republikaniſchen Staatsformen — das alles iſt nicht das letzte Wort, iſt nicht das Endziel! ſondern das iſt: Chriſtentum oder Heidentum, Gott oder Götze, Chriſtus oder Belial. Daher auf der einen Seite der unausſprechliche, maßloſe, giftige Ingrimm gegen die Kirche, gegen ihre Inſtitutionen, gegen jede Lebensäußerung, die prinzipiell in ihrem Boden wurzelt; daher der Haß gegen die Legitimität, das hiſtoriſche Recht und jede edle Tradition; daher die Acht und Aberacht, die gegen Öſterreich geſchleudert wird, weil es der einzig kampfbereite Wächter dieſer großen und erhabenen Traditionen von feſten Prinzipien, von Würde der Kronen, von Ehre in der Politik, von bindender Kraft der Verträge, von Völkerrecht, von Treue und Pflicht, mit einem Wort: weil es in Europa ein Bollwerk gegen die Geiſteskrankheit der Gegenwart — die Revolution iſt. Dieſe Schärfe der Gegenſätze ſah Conrad ein und darin erkannte er einen ungeheuren Vorzug der Zeit: ſie drängt zur Entſchiedenheit hin. Sie läßt die Lauheit und die Perpendikelſchwankung immer weniger zu. Sie treibt mit unerbittlicher Logik jeden Satz zu ſeiner äußerſten Konſequenz, und erlaubt nicht mehr, daß ein gerader, aufrichtiger Sinn — daß Augen, die ſehen wollen — daß Ohren, die hören wollen, ſich täuſchen könnten über Gang und Ziel der Welt. Das iſt das Herrliche und Große in unſerer Zeit, das iſt ihre Lichtſeite: ſie begehrt entſchiedene Charaktere, ſtarke Herzen, fähig aller Opfer, ja des Martertums, für die heilige Sache der Wahrheit. Und das iſt ein Zeichen, daß ſie in den Plan Gottes gehört und nicht ein bloßes Phänomen des Satans iſt: eine Wiedergeburt der Chriſtenheit, eine Verherrlichung des Kreuzes, ein Oſtertag der Kirche ſoll aus ihr hervorgehen.“ —

Kaum waren ſie in Rom angelangt, als Lord Henry auch ſchon die notwendigen Schritte tat, um die Schranken zu entfernen, die ihn von der katholiſchen Kirche trennten. Das war ſehr leicht und ging ſehr ſchnell; denn ſo wie es ihm klar geworden war, daß ſein Anglikanismus ſtatt einer Verbeſſerung der Kirche — eine Verſtümmelung derſelben ſei, ging er gerades Weges auf die Pforte zu, welche den Eingang zur ewigen Wahrheit eröffnet und legte feierlich ſein Credo ab, worauf denn der Empfang der heiligen Sakramente der Buße, der Euchariſtie und der Firmung ihn zu einem lebendigen Gliede am myſtiſchen Leibe Jeſu machte. Dies war ſein erſtes Geſchäft in Rom.

„Den Akt muß ich vollziehen, um dem Drang meiner Überzeugung und der Stimme meines Gewiſſens, unabhängig von allen Eindrücken, die ich hier empfangen könnte, zu folgen;“ ſagte Lord

Henry zu Conrad, während ſie auf dem einſamen Esquilin, vor der majeſtätiſchen Baſilika Sta. Maria Maggiore auf und nieder gingen. „Was ich hier auch ſehen möge, welche Monumente der Geſchichte oder der Kunſt mir als die Beſiegelung der Echtheit des Glaubens der Kirche entgegentreten werden: nicht auf ſie wollt ich warten und nicht ihrer bedurfte es, um mich zum Credo des Tridentiniſchen Konzils zu beſtimmen.“

„Sie ſind beneidenswert in Ihrer unüberwindlichen Entſchiedenheit,“ ſagte Conrad.

„O!“ rief Lord Henry, „was die Entſchiedenheit betrifft, ſo gibt es ein probates Mittel, um ſie zu erlangen: man muß entſchieden ſein *wollen*, man muß die Wahrheit glauben *wollen*; und wenn dann auch noch Zweifel ſich regen, welche ja die geborenen Baſtardbrüder unſerer Glaubenskraft ſind, dann muß man handeln, als wäre man im vollen Beſitz der Wahrheit und als hätte ſie ſich ſchon des ganzen Willens und der vollen Intelligenz bemeiſtert.“

„Gerade das iſt nur etwas ſchwer,“ ſagte Conrad lächelnd.

„Das finde ich nicht!“ entgegnete Lord Henry. „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſich zuvor gründlich mit der Lehre bekannt macht und ihrem inneren Zuſammenhang folgt; ſie entſpricht den Bedürfniſſen unſerer Vernunft, unſeres Herzens;

ſie läßt keine Lücke weder in ihrer Logik noch in unſerem Bewußtſein; ſie verletzt nirgends weder unſer Gewiſſen noch unſere Ideale; ſie trägt alſo augenſcheinlich das Gepräge einer göttlichen Geſetzgebung; und da ſollte es ſchwer ſein, zu dem Schluß und Entſchluß zu kommen: Der Geiſt dieſer Lehre iſt ein göttlicher: alſo — will ich ſie annehmen und ihr gemäß mein Leben, meine Handlungen, mein Tun und Laſſen einrichten. — Finden Sie darin eine Gefahr für Ihr Gewiſſen, Ihre Tugend, Ihre Menſchenwürde? Beleidigen Sie dadurch das Gefühl des Guten, Wahren und Schönen, das Sie in Ihrer Bruſt tragen? Begehen Sie damit ein Sakrilegium gegen eine höhere, heiligere Überzeugung? — Gewiß, Sie müſſen dieſe drei Fragen mit voller Aufrichtigkeit verneinen, ſobald Sie die wirkliche katholiſche Lehre und nicht das Zerrbild kennen, das ihre Gegner willkürlich von ihr gemacht haben, und das mit Glück und Beifall durch unſere Schulen, unſere Journale, unſere Romane und unſere Vorurteile kurſiert. Nun wohlan! da nirgends Ihnen ein Nachteil entgegentritt, ſo iſt es doch wohl einer kleinen Selbſtüberwindung wert, jenen Verſuch zu machen! Was gibt es Edleres für ein denkendes Weſen, als die Wahrheit ſuchen? Wer daran geht mit Verleugnung ſeiner natürlichen Neigungen, ſeiner vorgefaßten Lieblingsideen, ſeiner geiſtigen Steckenpferde, — wer nichts ſucht als die Offenbarung Gottes zum Leitfaden durch die Zeit in die Ewigkeit, der findet ſie auch. Und der Gott, der unſere Seele geſchaffen hat mit dem Verlangen nach der Offenbarung und nach ihrem Ziel, der wird ſie wahrlich nicht im Stich laſſen, wenn ſie beginnt den Weg einzuſchlagen, der ſeiner Abſicht entſpricht! Der wird ihr himmliſche Hilfe und Erleuchtung und Kräftigung zuſchicken, um ſie über Felſen des ſittlichen Widerſtandes und über Abgründe geiſtiger Zweifel hinweg zu heben."

„Alſo muß man ſich doch immer gewiſſermaßen zur Reiſe in ein unbekanntes Land einem unbekannten Führer anvertrauen," ſagte Conrad nachdenkend.

„Nun, ſo ganz unbekannt iſt dieſer Führer denn doch nicht, denn es iſt Gott," entgegnete Lord Henry lächelnd.

„Und über die Abſurdität der Gottesleugnung in pantheiſtiſcher oder rationaliſtiſcher Form bin ich freilich hinaus," ſetzte Conrad hinzu.

„Er iſt alſo auch für Sie der Inbegriff der Allmacht," fuhr Lord Henry fort. „Ein ſolches Weſen muß zugleich der Inbegriff der Güte ſein. Dieſer Güte entſpricht es, ſeinem Geſchöpf, dem Menſchen, eine ſelige Beſtimmung gegeben und es nicht in Unwiſſenheit über dieſelbe gelaſſen, folglich eine allgemein gültige Lehre zu dieſem Zwecke offenbart zu haben. Eine ſolche Lehre kann nicht mit Wind und Wellen verſtändlich durch die Schöpfung rauſchen, kann nicht auf Baum- und Buchblättern verſtändlich den Menſchengeiſt anwehen; kann auch nicht von beliebigen Leuten, ohne Beruf und Beglaubigung und ohne höhere Sendung, nach Gutdünken vorgetragen werden. Um in der wandelbaren Welt keinem Wechſel zu unterliegen, bedarf ſie eines Organes, das göttlich unwandelbar wie ſie ſelbſt und daher auch von Gott ſelbſt geſtiftet iſt, um ſie zu verkünden und zu verbreiten. Dies Organ iſt ſeit achtzehnhundert Jahren die katholiſche Kirche. Wenden Sie ſich an das unfehlbare Lehramt in ihr, das unter dem Beiſtand des heiligen Geiſtes das Dogma in ſeiner Reinheit bewahrt: ſo haben Sie, als Stellvertreter Gottes, einen ſichtbaren Führer nach dem Lande, das Sie zwar unbekannt nennen, das aber dennoch die längſt geahnte Heimat Ihrer Seele iſt.“

„Ich möchte alles wiſſen, alles verſtehen, alles ergründen, bevor ich einen Entſchluß faſſe,“ ſagte Conrad.

„So fangen Sie an zu glauben!“ rief Lord Henry. „Sie haben bereits ſo viel ſtudiert, daß Sie mit neuen Studien keinen Schritt vorwärts kommen. Was würden Sie von einem Menſchen halten, der Ihnen ſagte: Ich möchte mich der Aſtronomie widmen, aber ich kann es nicht eher, bis ich ſämtliche Geſtirne kenne. — Sie würden ihm antworten: Ich weiß nicht, ob das die erſte Bedingung ſein kann! iſt ſie es aber: ſo greiſe zum Teleskop. Sehen Sie, der Glaube iſt ein Teleskop übernatürlicher Art, um mit dem Sternenhimmel der Offenbarung vertraut zu werden.“

Sie hatten ein paar Stunden in der Baſilika zugebracht und warteten auf ihre Pferde, um einen Spazierritt in der Campagna zu machen. Die Pferde kamen und ſie ſchlugen ihren Lieblingsweg ein, ritten nach dem Forum, am Koliſeum vorüber und dann der Baſilika des heiligen Johannes von Lateran und der Porta S. Giovanni zu. Als ſie in di. Nähe des Laterans kamen, hörten ſie ein eigentümliches Glockenzeichen.

„Was iſt das nur?“ fragte Conrad.

„Es iſt die Glocke, welche von Stunde zu Stunde, Tag und Nacht, von Anfang bis zu Ende des Jahres und dann wiederum anfangend — das Zeichen gibt, daß in einer Kirche Roms das allerheiligſte Sakrament der Anbetung der Gläubigen dargeſtellt iſt,“ ſagte Lord Henry. „Heute iſt es hier. Daher das reich geſchmückte Portal der Baſilika; daher das Kommen und Gehen der Menſchen auf dieſem ſonſt ſo verödeten Platz. Ich muß mich ein paar Augenblicke unter die Schar der Anbetenden miſchen. Reiten Sie nur voraus, gen Albano, ich folge Ihnen.“

Lord Henry ſtieg ab, warf die Zügel dem Reitknecht zu und ging in die Baſilika. Conrad ritt langſam weiter: Doch nach wenigen Minuten kehrte er um, ſaß ebenfalls ab und folgte Lord Henry. Aber nur dieſer kam nach einiger Zeit zurück, und als der Reitknecht ihm ſagte, wo Conrad geblieben ſei, beſtieg er ſein Pferd und ritt in die Campagna hinein, die ſich von den Toren der ewigen Stadt bis zum Albaner- und Sabinergebirg im Oſten und bis zum mittelländiſchen Meer im Weſten als eine unüberſehbare, grüne, leicht gewellte Ebene ausbreitet. Das Gebirg war von der glänzenden Abendſonne rot und violett gefärbt und die zahlreichen Ortſchaften, Dörfer und einzelnen Villa's, die am Abhang der Berge zwiſchen Hainen von Oliven, Pinien und Cypreſſen liegen, ſchimmerten hell und weiß herüber, wie Perlen zwiſchen Rubinen und Amethyſten. Im Gegenſatz zu den heiteren und lieblichen, farbenreichen Bergen iſt die Ebene durch ihre Einförmigkeit ganz ungemein melancholiſch; — aber von einem edlen und ſanften Charakter, wie es der Augenzeugin großer Schickſale, die einen tiefen Blick in die Vergänglichkeit und in die Ewigkeit geworfen hat, zukommt. Da und dort ſchaut hinter einem niederen Hügel oder taucht über eine Erdwelle empor etwas Gemäuer: bald ein antikes Grabmal, bald ein zerfallener Turm aus dem Mittelalter, bald ein Trümmerwerk ohne Namen, ohne Beſtimmung, bald ein roher Bau, den ſich Hirten zur Wohnung eingerichtet haben, die in der grasreichen Campagna zahlreiche Rinderherden hüten. Über die Ebene hinweg und den Bergen zu läuft hie und da, wie ein zerriſſenes korallenfarbenes Band, die unbeſchreiblich edle, zarte Linie der antiken Aquädukte mit ihren Bogen und Pfeilern. Jahrtauſende ſind durch zerfallende Monumente vertreten; und nirgends auf Erden findet ſich ein ſo lebendiges und eindringliches Bild der Aſchermittwochsmahnung: „Gedenk', o Menſch, daß du Staub biſt und zum Staube zurückkehrſt" — als in dieſer großartigen Melancholie der römiſchen Campagna.

Aber in unſere hinſinkende Welt der Vergänglichkeit hat ſich etwas Göttliches verſenkt und hinter dem zerfallenden Schleier von Staub das Ewige verborgen. Der Welterlöſer hat, wie einſt ſein Kreuz, ſo jetzt ſeine Tabernakel zwiſchen Aſche und Moder errichtet, damit die Menſchheit nicht in dieſen Elementen der Materie untergehe, ſondern Blick und Herz aufwärts richte. Und Rom, das verſtändnisvolle und tiefſinnige, hat dafür geſorgt, daß dieſer ewiglebendigen Liebestat auch eine ewig lebendige Anbetung zu Teil werde. Mit dem Beginn jedes Kirchenjahres, wenn die Morgenröte der Erlöſung erſtrahlt, am erſten Sonntag des Advents, feiert der heilige Vater eine Pontifikalmeſſe in der Sixtiniſchen Kapelle des Vatikans und jetzt ſodann in der Pauliniſchen Kapelle das allerheiligſte Sakrament auf lichtumfloſſenem Altar aus. Da bleibt es vierzig Stunden ununterbrochen, von Anbetern umringt, bis Dienstag früh der Segen gegeben wird und der Tabernakel wieder das Sanktiſſimum aufnimmt. In demſelben Augenblick verkünden die Glocken im Lateran, daß die Anbetung des göttlichen Sühneopfers nunmehr dort beginne und vierzig Stunden währe. Und ſo zieht ſich die erhabene Feier, welche die Verheißung erfüllt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" — wie eine Schnur von himmliſchen Perlen durch die dazu beſtimmten Kirchen Roms, ſo daß ſie im Laufe des Kirchenjahres im ganzen Umfang der Stadt begangen wird. Am Tage umringt das Volk der Gläubigen, mehr und minder zahlreich, das Sanktiſſimum. Für die nächtliche Anbetung aber hat ſich ein Verein der frömmſten Männer aus allen Ständen gebildet, Geiſtliche und Weltliche, Edelleute und Tagelöhner, von denen eine gewiſſe Anzahl, zu vier und vier Stunden ſich ablöſend, im Namen der ganzen Stadt vor dem Gnadenthron der göttlichen Liebe wacht. Dies iſt die große Bruderſchaft des allerheiligſten Sakramentes. Wenn die Erde ſchläft, reiht ſie ſich den Engeln und Seligen des Himmels in ſchweigender Anbetung feierlich an.

Im Lateran fand alſo das vierzigſtündige Gebet ſtatt. Als Conrad über die Schwelle ſchritt, ſtrahlte ihm ein Berg von Licht entgegen — der prachtvolle Altar, auf dem das Sanktiſſimum ausgeſtellt war. Tiefe Stille herrſchte in der großen Baſilika, obgleich viele Menſchen anweſend waren; aber ſchweigend, wie Geiſter, lagen die einen betend auf den Knieen und lautlos, wie Schatten, kamen und gingen die anderen mit unhörbarem Schritt, um keine Störung in dieſe Verſammlung von Seelen zu bringen. Am Morgen findet immer ein Hochamt ſtatt, worauf viele Meſſen folgen. Gegen Mittag durchwandelt eine Prozeſſion das Gotteshaus und ſingt die Litanei von allen Heiligen; dann aber tritt ein großes Schweigen ein und jedem Beter bleibt es überlaſſen, in der Sprache ſeines Herzens mit ſeinem Gott zu ſprechen. Und gerade dies tiefe Schweigen der verſammelten Menge in den majeſtätiſchen Räumen, vor dieſem ſtrahlenden Altar, unter dieſen Wolken von Weihrauch macht einen wunderbar erhabenen Eindruck. Das Menſchenwort gehört der Erde an, und wo es erſchallt, haftet am Ton, am Ausdruck, immer etwas Irdiſches, etwas Begrenztes und zuweilen etwas Störendes. Wo es erſchallt im Gebet — da iſt der Menſch und Gott. Wenn es verſtummt — da iſt die Seele und Gott.

In dieſe Welt der Seelen trat Conrad ein und wie zu einer Felſenſpitze, die dem menſchlichen Fuß unzugänglich iſt, fühlte er ſein ganzes geiſtiges Weſen hingedrängt, emporgehoben. Wie durch ein übernatürliches Hellſehen ſchaute er von dieſem Gipfelpunkt aus in zwei unermeßliche Abgründe und in deren tiefſter Tiefe — hier, den Aufgang des ewigen Tages und dort den Anbruch der ewigen Nacht. Und je länger er in die Abgründe ſchaute, deſto klarer wurde es ihm, daß er auf dem Punkt der Entſcheidung angekommen ſei, inſofern dieſe von ſeinem Willen abhänge. Ich will glauben! ſprach er zu ſich ſelbſt, eingedenk Lord Henry's Ermahnung. Im Glauben iſt etwas Prophetiſches, iſt eine geheimnisvolle unerſchütterliche Ahnung von einer glorreichen Erfüllung. Non fallit te Deus. Was verliere ich, wenn ich das glaube? .... Vielleicht meine Chimären .... vielleicht meinen geheimen Hochmut! — Welch' ein Gewinn wäre das! .... o mehr! es wäre eine Erlöſung. Was verliere ich, wenn ich glauben will, daß der Gott, der mich nicht täuſcht, weil ſein Weſen Wahrheit und Liebe iſt, geſprochen hat: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen." Nichts weiter als den Flugſand unter meinen Füßen und den gräßlichen Nihilismus aus meinem Kopf. Abermals ein Gewinn von feſtem Boden, welcher Prinzipien und deren Ausbau zu tragen vermag! .... Wiegte der Verluſt eines ſelbſtgeſchaffenen

Chaos, in welchem ich ein zerſtäubendes Atom bin, den Gewinn einer göttlichen Weltordnung auf, der ich mich einreihe als ein Erbe des Himmelreichs? — **Non fallit te Deus**! — Lange genug habe ich mich mit menſchlichen Lehren beſchäftigt und nicht das Fundament in ihnen gefunden, von welchem ich ausgehen könnte, um mir die Ewigkeit zu erobern! . . . . Und habe ich die Ewigkeit nicht, ſo mag ich auch die Zeitlichkeit nicht — denn dieſe hat keine Bedeutung ohne jene. Lange genug habe ich meinen Blick auf das menſchliche Element in der Weltgeſchichte und in der allgemeinen Entwickelung der Menſchheit gerichtet, und nur eine Spindel gefunden, an der ſich mechaniſch ein Faden von gewiſſen Ideen fortſpinnt, zerreißt, anknüpft. Das göttliche Element, die Offenbarung der ewigen Wahrheit, habe ich vernachläſſigt . . . . ja verläugnet! denn das iſt klar wie die Sonne: gibt es einen Gott, ſo muß es eine übernatürliche Offenbarung geben, die ſichere Kunde von ſeinem Weſen und Willen bringt — und dieſe Kunde heilig zu halten, wenn man ſie beſitzt — und nach ihr zu ſuchen, wenn man ſie nicht beſitzt, ſollte die wichtigſte Angelegenheit jedes Menſchen ſein, der die herrliche Gabe der Vernunft beſitzt. — Und ich Unſeliger . . wie habe ich meine Vernunft gebraucht . . mißbraucht! An Profeſſor A. und Profeſſor Z. habe ich mich gewendet, um vom Standpunkt der modernen Philoſophie und der neuen Wiſſenſchaft, die mit Atheismus und Materialismus befleckt ſind, eine Erkenntnis gottgegebener Wahrheit zu gewinnen! .... O du Elender! wie haſt du dein Leben vergeudet mit dieſem herz- und markloſen Beſtreben! .... Kehr' um! kehr' um! Non fallit te Deus!

Wolken und Sterne, Nebel und Sonne wogten und zogen durch Conrad's Seele. Er vergaß Lord Henry, die Campagna und den Spazierritt — oder dachte an ſie nur wie aus weiter Ferne — und gab ſich ganz dem Zug ſeiner Gedanken hin, den die Gnade mehr und mehr zu ihrem Ziel hinlenkte. Dazwiſchen tauchte das Bild der geliebten Doralice auf; aber es ſtörte ihn nicht. Du biſt mein Morgenſtern! ſeufzte er. Mit dir — iſt etwas Himmliſches mir nahe getreten! Anders habe ich dich geliebt, als man Menſchen zu lieben pflegt .... denn du biſt anders .... und „die Liebe iſt nur ſchön unter dem Kreuz“ — wie du ſo richtig ſagſt, du ſelige Kreuzträgerin du! — —

Zwei Stunden vergingen, ohne daß Conrad es bemerkte. Als er endlich die Augen aufſchlug, ſchien nicht mehr die Abendſonne durch die hohen Fenſter des Laterans. Es war finſter geworden. Sein Gedankenzug war unterbrochen. Er ſtaunte, daß er ſich auf den Knieen fand. Er eilte hinaus. Da führte der Reitknecht geduldig das Pferd hin und her und Conrad beſtieg es und ritt langſam heim. An den rieſigen und doch ſo anmutigen gebrochenen Arkaden des Koliſeums ritt er vorüber. Hier triumphierte das Chriſtentum durch ſeine ſcheinbare Niederlage, ſprach er zu ſich ſelbſt. Greiſe, Jungfrauen, zarte Weiber, ſtarben hier zu Tode gequält in namenloſen Martern. Wie feſt mußte die Zuverſicht in ihnen ſtehen: Non fallit te Deus. Und Gott hat ihnen Wort gehalten! .... dort liegt die zertrümmerte Götterwelt des Forums, das den Mittelpunkt des antiken Roms bildete — wo die feurigen Volkstribunen, ein Cajus, ein Tiberius Gracchus das römiſche Volk fanatiſierten, wo die edlen Scipionen ihre Siegeszüge feierten, wo die großen Imperatoren, ein Titus, ein Trajan über die via sacra zum Jupiter auf dem Kapitol zogen. Die Triumphbögen, die Tempel, die Portiken, die Altäre ſtehen da, auf dieſem Forum, als Zeugen und Ruinen der untergegangenen antiken Welt. Beſiegt ſind ſie von dem armſeligen hölzernen Kreuz, das inmitten der Arena des Koliſeums ſteht und das gerade auf dieſer Stätte in Strömen von Blut untergehen ſollte. Das Kreuz iſt der Inbegriff von Leid, von Demut, von ſtillen Kämpfen, von Opferliebe — und dieſe haben die große, ſtolze, mächtige antike Welt beſiegt, und werden auch die moderne Heidenwelt beſiegen, die keine andere Größe hat, als einen koloſſalen Haß gegen das Kreuz. Da liegt der Kampf unſerer Zeit. Heil dem, der als Kreuzritter ihn durchkämpfen hilft!

Lord Henry war froh überraſcht von Conrad zu hören, daß er feſt entſchloſſen ſei, ſeine apathiſche Grübelei aufzugeben und ſich das ganze Lehrgebäude der Kirche im logiſchen Zuſammenhang von einem Geiſtlichen vortragen zu laſſen. Das geſchah. Conrad war durch ſeine Studien ſo bekannt mit den Dogmen und ſo geübt, den wiſſenſchaftlichen Kombinationen zu folgen, daß es ihm einen hohen geiſtigen Genuß gewährte, der lichtvollen Entwickelung der chriſtlichen Heilsökonomie Schritt vor Schritt nachzugehen und das Werk der Erlöſung in der Vergangenheit begründet und verheißen, in der Gegenwart erfüllt und in der Zukunft triumphierend zu ſehen. Seine Vernunft, ſeine Einſicht, ſeine Überzeugung waren ganz gewonnen; auch ſein Wille ſtand feſt, bis zur letzten Konſequenz vorzuſchreiten; aber mit einer gewiſſen Traurigkeit pflegte er zu ſagen:

„Ich weiß! — doch ich glaube nicht.“

„O Sie norddeutſcher Grübler!“ rief Lord Henry.

„Es iſt nun einmal ſo,“ entgegnete Conrad: „ich möchte glauben ohne Beweiſe.“

„Nonſens!“ rief Lord Henry. „Heutzutage, wo die Leute nur das glauben wollen, was ihr armſeliger Verſtand nach vielen Beweiſen begreift, da treten Sie als ein Gegenfüßler auf, möchten alle Beweiſe über Bord werfen und ſich in die ſelige Unſchuld des gläubigen Kindes verſetzen, das mit den Engeln und Heiligen wie mit ſeines Gleichen umgeht! Das iſt eine Prätenſion, die unſereiner nicht machen darf. Wir müſſen ſagen: „Ich glaube, Herr! hilf meinem Unglauben!“ — und baſta! Damit begnügt ſich der liebe Gott .... alſo haben auch wir uns damit zu begnügen.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Conrad, „allein es wird mir ſchwer, mich mit dem Geringeren zu begnügen, wenn ich meine, daß mir Höheres erreichbar und zugedacht ſei. Sehen Sie, Beweiſe für göttliche offenbarte Wahrheit ſind doch eigentlich nur ein hölzernes Gerüſt, ein Sparr- und Lattenwerk für eine große Illumination. Hat dies Lichtfeuer ſich entzündet, dann ſtrahlt ein Tempel, oder eine Königshalle oder ein Zauberſchloß uns entgegen und das Sparrwerk iſt vergeſſen. Bleibt die Illumination aber aus, ſo iſt das Sparrwerk weiter nichts, als ein unförmliches, unſchönes Gerüſt, kaum der Schatten eines Tempels. Der Glaube aber — ſo denke ich mir! — bewirkt eine ſolche Illumination in der Seele, daß die Beweiſe darin verſchwinden.“

„Ich ſage Ihnen Freund, nehmen Sie vorlieb mit dem, was Sie haben!“ rief Lord Henry. „Behalten Sie vorderhand Ihr Schwarzbrod des Wiſſens und danken Sie Gott, der es Ihnen gibt. Mit welchem Recht verlangen Sie nach Nektar und Ambroſia eines intuitiven Glaubens? Ihr Zaudern und Schwanken kann bewirken, daß ſich die Gnade, die eine kräftige Mitwirkung begehrt, wieder von Ihnen zurückzieht.“

„O daß doch jene Stimme zu mir ſpräche, die dem Apoſtel Paulus ſeinen Weg wies, als er fragte: „Herr, was willſt du, daß ich tun ſoll!“ ſagte Conrad ſchmerzlich.

Es iſt ein kurioſes Volk, die Deutſchen! ſprach Lord Henry bei ſich ſelbſt. Immer im Superlativ der Gedanken! immer die Ideen ſo fein und ſcharf zuſpitzend, daß ſie quaſi aufhören und ſich verflüchtigen! immer unpraktiſch und nicht im Stande, ein Ding anzupacken und kurz und gut auf die Füße zu ſtellen! Gott bewahre, es muß zuvor auf den Kopf geſtellt werden und ein paar Dutzend Purzelbäume gemacht haben, wobei ſie denn zu ihrer namenloſen Verwunderung entdecken, daß das Ding ein paar Füße habe, auf die man es vermutlich recht ſicher werde ſtellen können. Ob das nun nach der überraſchenden Entdeckung auch in der Tat geſchieht, iſt eine andere Frage! — Ich muß an Doralice ſchreiben .... vielleicht macht ſie ein Mittel ausfindig, das ihn vorwärts treibt.

Aber Doralice ſchrieb ihm einfach zurück:

„Es iſt noch lange nicht genug für den armen Conrad gebetet worden. Bedenken Sie doch, daß er dreißig Jahre in der geiſtigen Atmoſphäre zugebracht hat, welche die letzte Konſequenz des proteſtantiſchen Prinzips von der freien Forſchung in Glaubensſachen iſt: im perfekten Subjektivismus — und wundern Sie ſich nicht, daß es ihm ſo ſchwer wird, dieſen aufzugeben. Sagen Sie mir auch nicht, Sie hätten es doch gekonnt; weßhalb nicht er? Mit Ihnen ſtand es ganz anders. Sie waren nicht bis zur letzten Konſequenz vorgegangen. Sie hatten innerhalb Ihres Anglikanismus Halt gemacht. Sie waren in der Idee oder in der Gewohnheit von Unterwerfung unter eine höhere und göttlich berechtigte Autorität aufgewachſen und ſtehen geblieben. Bei Ihnen kam es nur darauf an zu erkennen, daß dieſe Autorität nicht die wahre ſei. Sie hatten zwar Mühe und Kampf genug, um zu dieſer Erkenntnis zu gelangen; aber als es geſchehen war, fiel Ihnen die Unterwerfung ſelbſt nicht ſchwer, denn ſie war Ihnen nicht neu. Für Conrad iſt ſie etwas ſo Fremdartiges, daß er wähnt, ohne ein ſpezielles Mirakel nicht dahin gelangen zu können. Quälen und drängen Sie ihn nicht; aber laſſen Sie uns beharrlich und demütig für ihn beten.“ —

⁂

Der Weltüberwinder.

Blanca hatte Venedig verlaſſen. Sie ſeufzte: „Nirgends Raſt! nirgends Troſt! mein Gott, wozu hat man denn eine ſo tugendhafte und kluge Schweſter!"

Die einfache Antwort: Um deren Beiſpiel zu folgen! — gab Blanca ſich nicht.

„Wo iſt denn Deine Liebe für die Kunſt und Dein Leben und Weben in der Kunſt geblieben?" fragte Doralice. „Du fandeſt früher einen ſo hohen Genuß darin. Sollte Sie Dich jetzt nicht wenigſtens etwas zerſtreuen und beſchäftigen?"

„Ach nein!" erwiderte Blanca; „all meine Fähigkeiten und Intereſſen ſind durch mein Unglück — vernichtet. Mich langweilt alles. Nur heftige Emotionen können mich für den Augenblick gegen das Bewußtſein meines Elends betäuben. Ich muß ſuchen, mich ſelbſt zu vergeſſen in großen Ideen."

„Wohl Dir, wenn Du die größte aller Ideen nicht bloß erfaſſen, ſondern auch Dir zu eigen machen würdeſt," entgegnete Doralice wehmütig. „Sie heißt: Gehorſam aus Liebe."

„Von welcher Liebe ſprichſt Du?" fragte Blanca höchſt unbefangen.

„Gewiß nicht von einer ſelbſtſüchtigen," erwiderte lächelnd Doralice.

„Ich muß Dir geſtehen," fuhr Blanca fort, daß ich, durch meine traurige Erfahrung belehrt, den feſten Entſchluß gefaßt habe, meine Liebe nie wieder an einen Undankbaren zu verſchwenden. Ich will mich losreißen von allen individuellen und perſönlichen Intereſſen und nur für das große Ganze ſoll fortan mein Herz ſchlagen."

„Es wäre doch recht gut, liebe Blanca," ſagte Doralice ſchüchtern, „wenn es auch für Deine Pflichten als chriſtliche Mutter und Gattin ſchlüge."

„Doralice, ich bitte Dich . . . . rede nicht von Pflicht. Damit machſt Du mir das Herz tot und kalt. Ich liebe meinen Dion und deshalb bin ich ihm eine zärtliche Mutter. Ich liebe Amaury nicht mehr, weil er es nicht verdient — und deshalb kann ich keine zärtliche Gattin für ihn ſein. Aus Pflichtgefühl zu lieben, iſt eine entſetzliche Vorſtellung, iſt gar keine Liebe mehr."

„Es iſt Liebe nach der Ordnung der Gnade, beſte Blanca; iſt Liebe, die ihre Wurzel in Gott hat und die ihre Zweige über alle ausbreitet, die Gott in naher oder ferner Beziehung zu uns ſtellt."

„Nun gut! ich wende mein Herz jetzt den fernen Beziehungen zu — unbeſchadet Dion."

„Was meinſt Du denn eigentlich?" fragte Doralice geſpannt.

„Mein Herz ſoll fortan nur für die hohen Intereſſen der Menſchheit, für die Wohlfahrt der Völker und für die großen Männer ſchlagen, welche dieſe erhabenen Ideen beſchützen, verbreiten und repräſentieren — für Mazzini, für Garibaldi, dieſe Heroen der geiſtigen Völkerbewegung, und für alles, was mit ihnen zuſammenhängt. Ich bin entſchloſſen, mich nicht von meinem Unglück zermalmen zu laſſen. Ich bin mir ſelbſt und meinem Dion meine Rettung ſchuldig. Dazu bedarf ich großer Emotionen, die aus erſchütternden Ereigniſſen hervorgehen. Nichts iſt heutzutage ſo erſchüttert für ein edles Herz, als Italiens Schmerzensſchrei nach Einheit und Freiheit. Ich will mich dahin wenden, wo er am lauteſten ertönt und wo zugleich das Leben am angenehmſten iſt — nach Neapel. Eure Lagune iſt mir zu kalt für den Winter. Aber Neapel ſoll mir wohl tun, und den Frühling will ich in dem paradieſiſchen Sorrent zubringen — in Taſſos Heimat. Armer Taſſo! er wußte auch, was das iſt — ein blutendes Herz.

Nun, wie gefällt Dir mein Plan, den ich ganz in der Stille habe reiſen laſſen."

„Er ſcheint mir nicht ganz reif zu ſein," ſagte Doralice traurig. „Es hat immer etwas Beängſtigendes, eine Frau von ſechsundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt herumreiſen zu ſehen, beſonders in unſeren unſicheren Zeiten. Mir würde es paſſender ſcheinen, Du bliebeſt in Paris, wo Du Dein Haus haſt, oder in Bukareſt, der Heimat Deines Sohnes."

„O Gott nein! Bukareſt habe ich einen Winter genoſſen, beſte Doralice, und das iſt genug fürs Leben. Und Paris? — Du weißt, die Mama will mich mit Eulalie in Paris beſuchen. Wenn Amaury auch dahin käme, was ſehr wahrſcheinlich iſt! — welch eine Scene gäbe das! ich müßte ſterben vor Verdruß und Beſchämung. Nein! ich habe alles lange und ſtill überlegt: ich gehe dieſen Verdrießlichkeiten aus dem Wege und flüchte nach Neapel."

Jede Widerrede war umſonſt bei einer Perſon, die nur nach ihren Launen handelte; das fühlte Doralice und deshalb ſchwieg ſie mit betrübtem Herzen. Doch bat ſie Blanca, ſich über ihre heimliche Ehe mit Ghioray zu beſprechen, weil ſie durch Amaury in die zweideutigſte Stellung gebracht werden könne. Davon wollte Blanca freilich nichts wiſſen; — aber die Umſtände drängten ſie dahin.

Sie trat eines Morgens in heftigſter Aufregung, ſchwankend zwiſchen Zorn und Tränen mit einem offenen Brief in der Hand bei Doralice ein, ſank auf ein Sofa und rief, als ſie auch Ghioray gewahr wurde:

„Helft mir, ach helft mir von dieſem entſetzlichen Menſchen! er ruiniert mein Leben, er ruiniert mein und Dions Vermögen — er hat in Homburg 30,000 Franks verſpielt!“

„Aber wer denn, wer!“ rief Ghioray und ließ ſtarr vor Schreck den Poker in die Kohlen des Kamins fallen.

„Sie fragen wer!“ rief Blanca außer ſich. „Wer anders als der Unſelige, deſſen Frau ich bin. Laſſen Sie ſich nur alles von Doralice erzählen.“

Während dieſe ihrem Mann das traurige Geheimnis enthüllte, weinte Blanca Ströme von Tränen und jammerte nach Rettung.

„Nun, was ſagen Sie, lieber guter Franz! was ſoll . . . . was kann ich tun!“ rief ſie.

„Die Schulden des Herrn Amaury bezahlen,“ erwiderte Ghioray kalt, „und darauf gefaßt ſein, daß ſich der Fall ſehr oft wiederholen wird; denn das iſt klar: dieſer Herr Amaury denkt nicht vergebens der Gemahl der reichen Fürſten Zoula zu ſein.“

„So reich bin ich aber nicht!“ rief ſie. „Ich kann nicht heute 30,000 Franks in den Rachen der Spielhölle werfen und in fünf oder ſechs Wochen abermals."

„Oder auch das Doppelte und Dreifache," ſagte Ghioray hart. „Ein Spieler iſt ein höchſt intereſſanter Menſch — denn er iſt unberechenbar."

„Auch noch Verhöhnung!" ſeufzte Blanca tonlos.

„Quäle uns nicht, lieber Franz," ſagte Doralice bittend. „Denke Dir aber ein Mittel aus, um dieſen Spieler zu bändigen."

„Es gibt keins! denn wollte Blanca ſeine Schulden nicht bezahlen, ſo würde er einen ſolchen Lärm beginnen, daß der Skandal noch größer würde," ſagte Ghioray immer in demſelben harten Ton.

„Ich werde mich heimlich auf die Flucht begeben, ſo daß Amaury nicht weiß, was aus mir geworden iſt und mich nicht mit ſeinen Briefen verfolgen kann!" rief Blanca ganz erfreut über dies kindiſche Auskunftsmittel.

„Iſt das aber erlaubt und recht?" fragte Doralice. „Biſt Du nicht verpflichtet, Leid und Freude mit Deinem Manne zu teilen?"

„Doralice, ich beſchwöre Dich . . . . nenne dies Ungeheuer doch nicht ſo und ſage nicht, daß ich ihm gegenüber zu irgend etwas verpflichtet ſei. Ich habe auch Rückſichten zu nehmen auf Dion, auf mich ſelbſt, auf die Familien Zoula und Derthal."

„Das hätten Sie bedenken ſollen, ehe Sie dieſen ſauberen Patron heirateten," ſagte Ghioray ſcharf.

„Da niemand ſich meiner annimmt und meine eigenen Verwandten mich kränken," entgegnete Blanca beleidigt, „ſo muß ich nach meinem Ermeſſen für mich ſorgen und meinen Wanderſtab weiterſetzen. Ich laſſe noch heute einpacken und meine Päſſe berichtigen."

Doralice verſuchte Blanca zurückzuhalten, allein dieſe erwiderte tragiſch:

„Das Unglück iſt nirgends willkommen! Henry hat mir ſogar ſeine Reiſebegleitung abgeſchlagen und Dein Mann iſt ſo unliebenswürdig für mich, wie ich es nimmermehr von einem Magyaren erwartet hätte. Du biſt freilich ein ſeelengutes Geſchöpf . . . . aber es iſt beſſer, wenn ich fortgehe. Die Lagunenluft und die eigentümliche venetianiſche Stille ſtimmen meine Nerven furchtbar herab."

Ghioray ſagte kein Wort, um Blancas Entſchluß umzuſtimmen, fragte auch nicht, wohin ſie zu reiſen gedenke; aber nachdem ſie das Zimmer verlaſſen hatte, hörte er auf, das Kaminfeuer zu bearbeiten und rief höchſt unmutig:

„Doralice, Deine Schweſter nimmt ganz und gar die Allüren einer Abenteurerin an und ich ſehe ſie lieber heute als morgen abreiſen."

„Sie fühlt es ſchmerzlich, lieber Franz," entgegnete Doralice ſanft.

„Kann man ſich etwas Tolleres als dieſe heimliche Ehe vorſtellen! Wie ſie mit dem Patron fertig werden mag — darauf bin ich geſpannt! Und welch ein Unſinn, ſich vor ſeinen Briefen auf die Flucht zu begeben! War ſie denn immer ſo einfältig?"

„Ich dächte nicht!" entgegnete Doralice. „Aber Menſchen, die keine andere Richtſchnur als ihre Leidenſchaften kennen, verdummen mit der Zeit mehr und mehr, weil ſie durch verkehrte Auffaſſung und falſche Schlüſſe die Fähigkeit des geſunden Urteils in ſich abſtumpfen."

Als Doralice ihrem Mann erzählte, daß und weshalb Blanca nach Neapel wolle, lachte er laut und rief:

„Machteſt Du ſie nicht auf den tollen Widerſpruch aufmerkſam, der in ihren Worten liegt, daß in Neapel der lauteſte Schmerzensſchrei ertöne und dennoch das Leben dort am angenehmſten ſei?"

„Wozu?" fragte Doralice traurig. „Sie ſteht in ihrer kleinen Weiſe ganz auf der Höhe der Zeit. Es iſt ihr vollkommen einerlei, ob ſie ſich widerſpricht oder nicht . . . . wenn ſie nur ihren Willen durchſetzt. Und ſie will ſich unterhalten."

„In großen Emotionen will ſie leben!" rief Ghioray.

„Ja!" ſagte Doralice; der Tumult und die Aufregung einer Revolution, der ſie vom Balkon aus zuſchauen würde, wäre ein willkommenes Schauſpiel. Prinzipien hat ſie nicht, von der Beleidigung des Rechts, von der Würde einer loyalen Geſinnung hat ſie keine Ahnung, um was es ſich in letzter Inſtanz handelt, weiß ſie nicht. Sie ſieht und hört eine berauſchte Menge; ſie läßt ſich berauſchen. So machten es die vornehmen Römerinnen in den letzten Zeiten des alten Roms; — nur ſahen ſie ſtatt dem Revolutionsſchauſpiel den Gladiatorenkämpfen zu. Beide Erſcheinungen haben einen und denſelben Grund: ſie entſpringen aus dem furchtbaren Marasmus der Seelen, welchen eine materialiſtiſche, vom Rauſch irdiſcher Freuden entnervte Welt erzeugt.“

„Nun, wir wollen uns nicht weiter um die gute Blanca quälen,“ ſagte Ghioray. „Mit ihrem koloſſalen Egoismus wird ſie ſich das Leben überall leicht zu machen wiſſen und vielleicht noch recht glücklich werden.“

„Glücklich!“ rief Doralice und ſchüttelte ſanft verneinend ihr ſchönes Haupt.

Sie ſaß ihrem Mann gegenüber am Kamin. Ihre Hände ruhten mit einer Seidenſtickerei in ihrem Schoß und unter ihren tiefgeſenkten Augenlidern blickte ſie ſinnend in die ſpielenden Flammen. Ihre langen, dunkeln, aufwärts gebogenen Wimpern warfen einen eigentümlichen Schatten von Schwermut auf ihre lieblichen und edlen Züge. Ghioray betrachtete ſie eine Weile, dann fragte er:

„Biſt Du glücklich?“

Sie ſchlug die Augen ſo groß und klar zu ihm auf, als wolle ſie ihn in ihr Herz ſchauen laſſen und ſagte:

„Ich bin ſehr glücklich.“

„Sieh! ich habe ein ſolches Vertrauen zu Dir, daß ich Dir glaube!“ rief Ghioray; „aber Du ſiehſt traurig aus, Doralice — friedlich traurig, wie jene wunderbarſchöne Statue der Nacht, die Michel Angelo auf das Grabmal jenes Mediceers in Florenz geſetzt hat.“

„Seltſam!“ erwiderte Doralice. „Du weißt, daß dieſe Statue immer außerordentlich bewundert wurde, und daß einſt jemand ſeine Bewunderung ausdrückte, indem er auf ihren Sockel ein paar Zeilen des Inhalts ſchrieb: Sie iſt nicht von Marmor, ſie lebt und ſchläft! rühre ſie an, ſo wird ſie erwachen und mit dir reden! — Da ſchrieb Michel Angelo im Namen der Nacht folgende Antwort unter jene Zeilen:

Grato m'è il sonno, e più l'esser di sasso!
Mentre il danno e la vergogna dura
Non veder, non sentir m'è gran ventura,
Però non mi destar e parla basso[1]).

---

*) Von einer gewandteren Feder, als die meine iſt, wurde folgende Ueberſetzung gemacht:

Mir frommt der Schlaf -- mehr noch, daß Stein ich heiße!
Ich kann, da Unheil rings und Schande walten,
Nicht ſehn, nicht hören, für ein Glück nur halten.
Drum wecke mich nicht auf und rede leiſe.

„Er lebte in einer wilden, zerriſſenen Zeit und ſeine geliebte Vaterſtadt Florenz ſah mannigfaches Unheil und Tage voll Krieg und Unfrieden, voll Parteiung und Faktionen. Seinen tiefen Schmerz darüber legte er der Nacht in den Mund und — wie das zuweilen geht! mir kommen ſeit längerer Zeit dieſe Verſe nicht aus dem Sinne! Ich möchte die Nacht beneiden um ihr Mamordaſein — denn die ſchwarze Flut der menſchlichen Bosheit ſteigt und ſteigt.“

„Da bin ich glücklicher als Du! ich ſehe eine neue Ära von Völkerfreiheit und Wohlfahrt heraufziehen, die, wie der Frühling, nicht ohne Stürme eintreten kann! — Wenn Du das aber nicht ſiehſt — wo bleibt dann Dein Glaube?“

„O ich ſehe ſie! o ich ſehe immenſe lichte Horizonte! o ich weiß mit zweifelloſer Gewißheit, daß Oſtertag auf die Woche des bittern Leidens folgt!“ rief Doralice und in ihr herrliches Auge trat jene himmliſche Zuverſicht, welche immer wie ein innerer Stern in ihr aufſtrahlte, wenn ſie von den göttlichen Glaubenswahrheiten ſprach. — Aber wir ſind in der Paſſionszeit, lieber Franz! Judas hat den Heiland verraten und verkauft und ihn ſeinen Feinden überliefert; Herodes verhöhnt ihn; Pilatus wäſcht ſeine Hände in Unſchuld über ihn; .... das ſehen wir vor unſeren Augen und wir ſollten keinen Schmerz fühlen? — Die Kirche lebt das

Leben ihres göttlichen Stifters: das iſt auch eine der Beglaubigungen ihrer Göttlichkeit! wenn ſie gekreuzigt wird, iſt ihr die glorreiche Auferſtehung am nächſten. Doch welchem Kinde treten nicht Tränen in's Auge und Ängſte in's Herz, wenn es die heilig geliebte Mutter gefoltert und geſchmäht ſieht? Nun, unvergleichlich mehr als man die beſte irdiſche Mutter lieben könnte — ja, um ſo viel mehr, als das übernatürliche Leben einen höheren Wert hat, als das natürliche: ſo liebe ich meine Kirche, und da ihr das Kreuz gezimmert wird, ſo iſt auch mein Herz kreuzesſchwer! Aber auch ihr ſichtbares Oberhaupt, den heiligen Vater, an deſſen Perſon Verrat und Miſſetat jetzt geübt wird — liebe ich ſo. Wenn ich an ihn denke, iſt mir zu Mut, als müſſe ich mich an der Abnahme vom Kreuz beteiligen. Sieh .... darum bin ich — ich will nicht ſagen traurig, aber leidenvoll."

„Aber, beſtes Kind, wie kann man ſich nur in eine ſo tragiſche Anſicht der Dinge einſpinnen. Der gute Papſt iſt keine europäiſche Großmacht: darum leidet er Vergewaltigung — wie das ſchon tauſend Mal in der Welt geſchehen iſt. Die Schwachen werden immer von den Starken unterdrückt. Er benimmt ſich ungemein edel und würdevoll — das muß ihm auch ſein Feind laſſen! ſein moraliſcher Mut iſt bewundernswürdig .... allein er iſt der Strömung der Zeit im Wege und deshalb ſollte er ihr freiwillig Platz machen und einfach das bleiben, was der Papſt ſein ſoll — das geiſtige Oberhaupt der katholiſchen Kirche.“

„Und als ſolches ſich vergeiſtigen, d. h. verſchwinden, nicht wahr? oder von gekrönten Todfeinden der katholiſchen Kirche beſoldet werden — bis es ihnen einfiele, ihn verhungern zu laſſen, wenn er kein Spielball in ihren Händen ſein will!“ rief Doralice. „Wie ſtände es aber dann um das Oberhaupt der Kirche, das doch unabhängig auf geiſtigem Gebiet ſein ſoll? Nein, lieber Franz, was aus den Patriarchen zu Konſtantinopel unter der Vormundſchaft der byzantaniſchen Kaiſer geworden iſt, in welchen Abgrund ſie die griechiſche Kirche geſtürzt, welche Häreſien, welches Schisma ſie aus Rückſicht für die Kaiſer, deren Kreatur ſie waren, begünſtigt haben — das erzählt die Geſchichte, von der freilich die Ignoranz der modernen Weltweiſen und Weltverbeſſerer nichts wiſſen mag. Der Wiederholung einer ſolchen Schmach beugt die weltliche Souveränetät des heiligen Vaters vor, die ihn jedem Souverän ebenbürtig macht und unabhängig gegenüber ſtellt.“

„Jede Tugend kann übertrieben und die Charakterfeſtigkeit zum Eigenſinn werden,“ ſagte Ghioray. „Das Rad der Zeitläufe vermag kein Papſt aufzuhalten. Weicht er nicht aus, ſo zermalmt es ihn.“

„Wenn Gott es nicht wendet, kann das wohl geſchehen, denn die Flut der Bosheit iſt eben im Steigen! Die Lüge iſt ſo mächtig geworden, ſo angeſchwellt von allen Miasmen feiger Niederträchtigkeit und markloſer Selbſtſucht, die in der Welt brodeln, daß ſie auf Erden die Herrſchaft begehrt und daß dies Begehren mit wütendem Applaus von allen Denen begleitet wird, die von dem Lügengeiſt angeſteckt ſind. Gegen dieſe Herrſchaft der Lüge hat die ewige Wahrheit ihr Bollwerk in der katholiſchen Kirche; darum ſoll dieſe mit allen ihren Inſtitutionen, deren Beſiegelung und Schlußſtein das Papſttum iſt, vertilgt werden. Seit den Tagen des Arius hat die Kirche keinen ſo wütenden und allſeitigen Angriff auszuſtehen gehabt.“

„Und wie war es damals?“ fragte Ghioray.

„Damals, im vierten Jahrhundert, hatte ſie in der blutigen Arena und in den Katakomben das Heidentum beſiegt und die Welt für Chriſtus gewonnen. Da verbanden ſich alle Widerſacher Chriſti gegen ſie: entartete Kinder ihres eigenen Schoßes, Irrlehrer, Schwachgläubige, Irdiſchgeſinnte, mit Juden, Heiden, Griechen — und führten während zwei Dritteilen des Jahrhunderts einen ſo heftigen, giftigen, allgemeinen Kampf, und mit ſo viel Heuchelei und liſtiger Verſchlagenheit gegen ſie, daß es den Anſchein hatte, als müſſe die Welt aufhören chriſtlich zu ſein und ſtatt deſſen arianiſch werden. Es gab damals nur einen einzigen mächtigen Herrſcher: das war der römiſche Kaiſer. Er beherrſchte Europa und einen Teil von Aſien und Afrika. Und dieſer Kaiſer, ein Conſtantius, ein Valens, war arianiſch. Biſchöfe, Prieſter, Mönche, Einſiedler wurden arianiſch. Nonnen und vornehme Frauen wurden arianiſch. Länder und Völker und ganze Nationen wurden arianiſch.“ . .

„Aber welchen Zauber übte der Arianismus!“ rief Ghioray. „Und wodurch?“

„Dadurch, daß er den Rationalismus, der immer dem Materialismus den Weg bereitet, in die chriſtliche Glaubenslehre brachte und die Dogmen erſchütterte. Damit wurde auch die Moral und die Sittlichkeit erſchüttert und das war denn für viele, viele Menſchen, welche lieber für ihre Leidenſchaften, als gegen ſie ſtreiten wollten, ſehr willkommen. Ehrgeiz, Herrſchſucht, Sinnlichkeit, Hochmut, fanden ihren Boden. Die Kurzſichtigen, die Lauen, ließen ſich leicht betören! wer nicht feſt und kräftig glaubt, und bei der unwandelbaren Offenbarung bleibt, der glaubt allerhand, heute dies, morgen das. Viele andere wurden mit falſchen Vorſpiegelungen und mit zweizüngigen Redensarten — noch andere durch das Beiſpiel von Oben verwirrt gemacht und verlockt. Viele endlich wurden in den Arianismus hinein gemartert und geängſtigt, denn verfolgungswütig, wie der Lügengeiſt iſt, wollte er die katholiſche Kirche nicht auf Erden dulden. Der Kaiſer aber, der ſich zum geiſtlichen Oberhaupt des Arianismus machte, lieh ihm zugleich ſeinen mit Feuer und Schwert bewaffneten weltlichen Arm und ließ Blutſtröme fließen und Gräuel begehen, die mit den Chriſtenverfolgungen der heidniſchen Imperatoren wetteiferten.“

„Und wie war das Ende des Kampfes?“

„Geläutert durch dieſe Prüfungen, geſtärkt im Glauben, gekräftigt im Bewußtſein ihrer göttlichen Miſſion, gereinigt durch das Ausſcheiden böſer Elemente, verteidigt und geiſtig beſchirmt durch die erhabenſten Männer, welche die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat, durch große heilige katholiſche Biſchöfe — ging die Kirche aus der ſchweren Heimſuchung hervor, die ihr um ſo bitterer war, als ihre eigenen ungeratenen Kinder das Unwetter herauf beſchworen und Juden und Heiden zwiſchen ſich aufgenommen hatten. Im Orient blieb ein giftiger Same zurück, der Früchte des Todes erzeugte und fort und fort häretiſches und ſchismatiſches Unkraut trieb, aus dem ſich nach und nach ein kläglich zerriſſenes Sektenweſen und die Trennung der griechiſchen Kirche von der katholiſchen entwickelte. Dieſe Schwächung des Glaubens und des kirchlichen Lebens aus Mangel an einem verſammelnden Mittelpunkt, der das Haupt aller Glieder und die Seele im Körper iſt — führte im Morgenland eine ſolche Auflöſung des Chriſtentums herbei, daß es dem Islam keinen Widerſtand zu leiſten vermochte. Die ſchönen, geſegneten, ungeheuer großen Länderſtrecken im Oſten und Süden des mittelländiſchen Meeres ſahen das Kreuz verſchwinden und den Halbmond aufgehen. Aber mit dem Kreuz ging auch ihre Blütenzeit unter und ſie ſind Wüſten und Ruinen bis zu dieſer Stunde."

„Das iſt aber wirklich intereſſant zu wiſſen!" rief Ghioray. „Man kennt den Einfluß des Chriſtentums ſo gut wie gar nicht und deshalb würdigt man ihn nicht. Ich muß mich auf dies Studium verlegen! — Aber wie ging es in Europa?"

„Ganz anders! — Durch eine der wunderbaren Fügungen, bei denen es oftmals erſt nach Jahrhunderten klar wird, daß ſie in den Plan Gottes gehörten, hatten ſchon die letzten heidniſch-römiſchen Kaiſer ihre Reſidenz nicht mehr in Rom, ſondern in Nicomedien und Mailand gehalten. Zur chriſtlichen Zeit kam auch noch Konſtantinopel, Trier und Ravenna dazu. Aus Rom verſchwand der Thron der Imperatoren, um dem Stuhl des heiligen Petrus Platz zu machen. Ein unerhörtes Glück! denn dadurch war dieſer Stuhl der Hofluft und allen Gefahren entrückt, welche der bedenkliche und wetterwendiſche Einfluß eines Imperators, ſowohl dann, wenn er Huld und Schutz erweiſt, als wenn er droht und verfolgt — dem Inhaber jenes Stuhls bereiten könnte. Der Papſt ſtand in Rom dem kaiſerlichen Terrorismus und den kaiſerlichen Schmeicheleien ferner und freier gegenüber, als das in einer kaiſerlichen Reſidenz möglich geweſen wäre, wo man jede mißliebige Bewegung und Äußerung auf der Stelle unterdrückt hätte; und ſo konnte Rom der Mittelpunkt der ungetrübten katholiſchen Glaubenslehre und dadurch der Ruhepfeiler der geſamten katholiſchen Kirche ſein. Alle Biſchöfe und Prieſter, die der Arianismus im Schutz von Szepter und Krone vertrieb, verbannte, mißhandelte, weil ſie dem katholiſchen Dogma treu blieben, ſtanden in Gemeinſchaft mit Rom, hielten ſich zu Rom, flohen nach Rom oder wendeten ſich ſchriftlich dahin. Rom war der Herd, auf dem alles Feuer, das für die göttliche Offenbarung entbrannte, ſich anſammelte und zu einer großen Flamme aufſchlug, deren Licht und Glut Europa oder — wie man damals ſagte — das Abendland erleuchtete und erwärmte. Rom entſendete ſeine Glaubensboten, ſeine Apoſtel, Martyrer und Heilige, ſeine Prieſter und Mönche, in die Barbarenwelt der germaniſchen Völker, welche damals das Abendland überfluteten und faſt alle arianiſch waren. Vandalen, Oſt- und Weſtgothen, Longobarden, und wie ſie heißen mögen! gründeten rings um Rom herum große Reiche und folgten der Irrlehre. Doch das Evangelium, das Rom ihnen unermüdlich verkünden ließ, überwand ſie endlich nach zweihundert Jahren und rettete Europa vor dem Verfall, der über Aſien und Afrika einbrach. Zwei fromme katholiſche Königinnen legten endlich die letzte Hand an die Bekehrung der Weſtgothen und der Longobarden, indem ihr milder Einfluß und ihr heiliges Beiſpiel erſt die Könige und nach und nach die Völker für den wahren Glauben gewann. Aber erſt das Ende des ſechſten Jahrhunderts ſah im Abendland das Erlöſchen dieſer furchtbaren Häreſie, die dreihundert Jahre hindurch die chriſtliche Welt zerrüttet hatte, und unter dieſen Stürmen war, wie Du vorhin ſagteſt, der Frühling gekommen und die wundervolle Ära angebrochen, in welcher die Kirche ihre glorreiche Miſſion, die Civiliſation der Menſchheit, glorreich in's Werk ſetzte Und wenn ſich der moderne Arianismus, d. h. das Anti-Chriſtentum, unter dem eiſernen Szepter des bonapartiſtiſchen Diktators oder unter der Brandfackel der ſozialiſtiſchen Republik mit all ſeinem Schlamm dereinſt über Europa gewälzt und den Zuſtand wilder Horden, das brutalſte Fauſtrecht aller gegen alle, herbeigeführt haben ſollte — dann wollen wir ſehen, lieber Franz, wir oder unſere Nachkommen, ob dieſe im Schlamm der Barbarei begrabene Welt im Stande ſein wird, ſich, ohne Rom, aus ihrer Verſumpfung zu erheben — und ob nicht vielmehr von Rom das Licht wieder ausgehen werde, das dieſer Wildnis einen neuen Tag bringt. Und das, lieber Franz, iſt die „neue Ära,“ auf die ich hoffe.“

„Muß ſich denn aber durchaus ein vernichtender Schlammerguß aus irgend einem unterirdiſchen Krater über die Civiliſation dahinwälzen?“ fragte Ghioray ſinnend.

„Siehſt Du ihn nicht?“ fragte Doralice. „Siehſt Du nicht, wie ihm im öffentlichen Leben alle Schleuſen ſo bereitwillig geöffnet werden. Siehſt Du nicht, wie die abgefeimte Heuchelei mit honigſüßen Phraſen und der rohe Egoismus mit brutaler Frechheit einander die Hand reichen, um alles, was hienieden Recht und Gerechtigkeit heißt, unter die Füße zu treten? Siehſt Du nicht, wie jene durch Lug, Argliſt und Beſtechung die Gewiſſen bearbeitet und ſie morſch macht, und wie dieſer ſie dann zu ſeinen feilen Sklaven macht, indem er ihren niedrigen Gelüſten ihre Beute verheißt! Siehſt Du nicht, wie ſtumpf zum Verſtändnis der Wahrheit, wie lau zur Bekämpfung der Bosheit, wie matt, wo es ſich handelt um moraliſche Entſchiedenheit, die Wort- und Chorführer derjenigen öffentlichen Meinung, welche die Preſſe faſt durchgängig beherrſcht, ſich ausſprechen! Du fragſt, ob der Schlammerguß kommen müſſe? ich antworte Dir:

er iſt da! — Soll ich Dir zehn Zeilen aus einer miniſteriellen Zeitung vorleſen, in welcher eine moraliſche Impotenz ſich kund gibt, wie die Geſchichte ſie nur in Zeiten des tiefſten Verfalls aufzuweiſen hat?"

„Machſt Du dergleichen Exzerpte?" fragte er.

„Ja, für Dich!" ſagte Doralice, ſtand auf, ſuchte zwiſchen den Papieren auf ihrem Schreibtiſch ein Blatt hervor und las: „Wir haben vor einiger Zeit „hervorgehoben, daß die Ereigniſſe, welche ſich „gegenwärtig in Italien vollziehen, von dem Geſichtspunkte der politiſchen Doktrin aus keine zutreffende Würdigung erfahren könnten. Weder „durch das Medium liberaler, noch durch das „Medium reaktionärer Sympathien geſehen, „können dieſelben in ihrem wahren Licht „erſcheinen. Wir haben daran erinnert, daß den „Prinzipien des Völkerrechts eine Geltung zukomme, welche über den Komplikationen und den „Antrieben des Tages ſtehe, und daß der für den „deutſchen Beobachter unverrückbare Standpunkt „der Beurteilung der italieniſchen Verhältniſſe der „— des eigenen nationalen Intereſſes ſein und „bleiben müſſe." Nun, was ſagſt Du? muß hinter einem ſo totalen Mangel an Rechtsſinn nicht ein wahres Meer von moraliſchem Moraſt ſich ausbreiten? Wenn das, was jetzt in Italien vorgeht, auf „gültigen Prinzipien des Völkerrechts" beruhen ſoll — während es in Wirklichkeit auf „den Komplikationen und den Antrieben des Tages“ ſich ſtützt; wenn es keinen objektiven, auf ewigen ſittlichen Geſetzen beruhenden Standpunkt geben ſoll, um Recht und Unrecht zu würdigen — wenn das nationale Intereſſe, und was für eins! ein Gewinnchen hier, ein Schacher dort, genügen ſoll, um Schwarz für Weiß gelten zu laſſen, wenn dieſe unerhört gemeine Geſinnung, von der Regierung einer Großmacht ausgehend, das öffentliche Leben beherrſchen und die Verhältniſſe der Staaten und der Nationen zu einander regeln ſoll: dann ſind gewiß alle Dämme durchbrochen und nichts ſchützt uns gegen die furchtbarſte aller Barbareien, gegen die korrumpierte Civiliſation und ihren Schlammerguß, als der heilige heroiſche Greis in Rom, der eine andere Sprache führt, ſich nicht zum Mitſchuldigen einer Lügen- und Fauſtrechtspolitik macht, ſondern ſie brandmarkt, und der Welt zeigt, was das vergeſſene Ding — Seelengröße, denn eigentlich ſei.“

„Dafür wird er das Opfer jener Politik!“ ſagte Ghioray.

„Ja, wie Chriſtus das Opfer der Phariſäer und der Kriegsknechte wurde — nämlich dem Leibe nach. Geiſtiger Weiſe triumphierte er . . . . wie alle Martyrer! es gibt glorwürdige Niederlagen und niederträchtige Siege!“

Sie warf das Blatt in die Flammen.

„Wie heißen jene beiden Königinnen, die den Arianismus beſiegten?“ fragte Ghioray.

„Ingunde brachte den Weſtgothen in Spanien den katholiſchen Glauben zurück und Theodolinde den Longobarden, hier in Oberitalien.“

„Und Du biſt aus ihrem Stamm, nicht wahr?“ ſagte er lächelnd.

„O daß ich's wäre!“ rief ſie.

„Doralice!“ ſagte Ghioray ernſt, „wähne nicht, daß ich jemals aus Liebe zu Dir katholiſch werden könnte. Nie wird das geſchehen.“

„Und nie würde ich wünſchen, daß es geſchehen möge, lieber Franz! Die göttliche Wahrheit iſt ſo ſchön und ſo herrlich, daß ſie um ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden verdient — und den Gegenſtand, den man nicht um ſeiner ſelbſt willen liebt, den liebt man überhaupt nicht, ſagt der heilige Auguſtinus,“ entgegnete ſie.

Dies war die erſte Äußerung, die Ghioray jemals in Beziehung einer religiöſen Frage auf ſeine Perſon gemacht hatte. Doralice begrüßte ſie in tiefſter Stille mit unſäglicher Freude, als das Erwachen einer Seele aus langem Winterſchlaf. Aber ſie ſetzte das Geſpräch nicht fort, ſondern ging zu Blanca, die bereits ihren Kammerfrauen Befehle zum Einpacken erteilte.

„Alſo Du gehſt wirklich fort?“ ſagte ſie.

„Ja!" rief Blanca ganz munter. „Du glaubſt nicht, wie wohl mir iſt, wie leicht ich mich fühle . . . ſeitdem ich dieſen Entſchluß gefaßt habe! Die Veränderung erfriſcht mich ſchon in der Vorſtellung — wie viel mehr in der Wirklichkeit. Ich gehe zuerſt nach Mailand, dann nach Genua. Bis dahin habe ich die Eiſenbahn und von dort gehe ich mit dem Dampfſchiff nach Neapel. O Gott, da werde ich all meine Leiden vergeſſen! — Aber kannſt Du mir nicht ſagen, wo Garibaldi ſich aufhält? ich leſe keine Zeitungen und ich muß durchaus den Heros des Jahrhunderts kennen lernen."

„Welch ein Jahrhundert, das einen ſolchen Heros anerkennt!" rief Doralice.

„Du weißt, daß ich mich durchaus nicht um Politik bekümmere," ſagte Blanca; „ſie iſt ein Notbehelf für Frauen, denen die Jugend entſchwunden iſt, um noch in der Geſellſchaft etwas zu gelten — und ich will wahrhaftig nicht meine dereinſtigen traurigen vierzig Jahre antizipieren. Deshalb betrachte ich auch gar nicht Garibaldi's politiſche Meinungen, ſondern nur ſeine Handlungen. Dieſe liegen außerhalb des Gebiets der Politik." . . . —

„Da haſt Du ein wahres Wort geſprochen!" rief Doralice; „ſie liegen auf dem Gebiet der wilden Horden."

„Aber es ſind doch Taten, liebſte Doralice, kriegeriſche Taten." . . . —

„Auf einem Felde, welches zuvor zum Verrat erkauft und zur Revolution untergraben war, ja!"

„Doch davon kommt nichts zum Vorſchein! man ſieht nur großartige, heldenhafte Erfolge — und genug! ich muß den Befreier und Wiederherſteller des einigen Italiens kennen lernen. Ich bin es meinem Dion ſchuldig! — ich habe erkannt, daß es auf der Welt etwas Größeres und Ehrenhafteres gibt, als die Kunſt — und das ſind kriegeriſche Großtaten für Befreiung ſeufzender Nationen. Mit dieſen ſollen ſich ſeine jungen Augen vertraut machen. Wer weiß, wozu er dereinſt in ſeinem Vaterlande berufen iſt! — Wer weiß, ob ich nicht beſtimmt bin, eine zweite Mutter der Gracchen zu werden! . . . .

„Und Amaury?" fragte Doralice ernſt.

„O wecke mich nicht grauſam aus meinen Träumen," rief Blanca mit ihrem tragiſchen Ton.

„Da Du ſelbſt einſiehſt, daß es nur Träume ſind, können ſie ja keinen Wert für Dich haben," ſagte Doralice. „Übrigens haben wir nicht das Leben erhalten, um es zu verträumen."

„Dion ſteht mir näher als Amaury," ſagte Blanca entſchieden; und ſo trat ſie denn wirklich in Dions Namen ihre Reiſe an. —

Monate waren ſeitdem verfloſſen und der Winter vorüber. Immer ſchwüler wurde die Atmoſphäre des öffentlichen Lebens, immer trüber der politiſche Horizont, immer unſicherer alle Beziehungen, weil der Treubruch plötzlich die Baſis abgeben ſollte, auf der ſich das moderne Leben zu entfalten und zu bewegen habe, und weil dem alten Völkerrecht der neue Popanz der Volksſouveränität untergeſchoben wurde. Die große Maſſe begriff das gar nicht. Man ſaß ja in allem Komfort und in allem Luxus mitten drin. Die Männer hatten ihre Aktien, die Frauen ihre Crinoline, die ſchöne Welt ihre Wein-, Bier- und Branntweinſchenken, die Intelligenz ihre Reden in den Kammern und ihre Preſſe, der Fortſchritt ſeine Eiſenbahnen, die Politik ihr Nichtinterventionsprinzip: war denn das nicht Bürgſchaft des Friedens und höchſter Kulturblüte? war denn das nicht das Höchſte und Notwendigſte, was der Menſch erſtreben kann? Die große Maſſe iſt für ewige Zeiten ſchon im erſten Buch Moſes charakteriſiert, wo es heißt: „Sie aßen und tranken, bis Noe in die Arche ging.“ Doralice aber, die es begriff, daß der Menſchheit zugemutet werde, in der Stickluft der Schmach ein neues Lebenselement zu finden, und der keine großartige, öffentliche Kundgebung zu Gebot ſtand, um dagegen Proteſt einzulegen, ſammelte ſich in ihrem Kreiſe, in ihrer Welt, in ihrem Innern, um deſto eifriger in ihrem Beruf zu ſein und deſto vollkommener ihr Tagewerk zu üben und deſto bereitwilliger Gott die Ehre zu geben, welche die Götzen des Tages für ſich in Anſpruch nahmen.

So lebte ſie — äußerlich von Glanz umgeben, innerlich mit einem ſo abgetöteten Herzen, wie die Ordensfrau in der Zelle, wie der Miſſionär auf ſeinen Wüſtenwanderungen; denn auch ſie hatte ihr tägliches Opfer zu bringen und ihre Miſſion zu erfüllen. Sie hatte früher mit beſonderer Innigkeit für Conrad gebetet; aber ſie tat auch das nicht mehr. Nein! ſprach ſie zu ſich ſelbſt — Seele iſt Seele! ich will keine Vorliebe haben; ich will für die beten, durch deren Bekehrung Gott am meiſten verherrlicht wird — ſei es Franz, ſei es Conrad, ſei es irgend eine unbekannte Seele, von der ich erſt in der Ewigkeit Kunde erhalten werde! das Menſchenherz iſt betrügeriſch . . . . um ſeiner Neigung zu folgen, verkriecht es ſich hinter allerhand Masken — und trägt dazu bei, die grauſige Weltmaskerade zu vergrößern. Nein, mein Gott! . . . ich will nichts ſuchen, als deine Verherrlichung! —

Die heilige Thereſe hat geſagt, wenn Frauen es dahin brächten, vollkommen aufrichtig zu ſein, ſo wären ſie der größten Dinge fähig; aber ſie brächten es ſelten dahin. Doralice ſtrebte nach dieſer kriſtallklaren Aufrichtigkeit, in der ſich nichts ſpiegelt als der Wille Gottes. Große Dinge zu tun, lag nicht in ihrer Beſtimmung; ſie wären ihr wahrſcheinlich nicht ſchwer geworden. Gerade in ihren ganz gewöhnlichen Verhältniſſen, die — wie ſo leicht die Alltäglichkeit! — etwas Ermüdendes und

Entnervendes haben, ſollte ſie ſich heiligen. Sie lebte für ihren Mann, für die drei Kinder, die Gott ihr ans Herz gelegt hatte, für alle Verpflichtungen, die ihren Stand, ihre Verhältniſſe, ihre Stellung zur großen und vornehmen Welt ſowohl, wie zur geringen und armen Welt mit ſich brachte — und das alles mit einer ſo heiteren einfachen Ruhe, ſo gleichmäßig liebenswürdig in ihrem Hauſe, in den goldenen Sälen der eleganten Geſellſchaft und in den Dachkammern des Elends, daß notwendiger Weiſe der Born, aus dem ſich dieſer Friede und dieſe Herzensſtille nährten, ein übernatürlicher ſein mußte; denn mit einer glücklich begabten, ſchönen Natur bringt man es nicht ſo weit. Bei der treten in der Harmonie, wenn keine Mißtöne, doch Pauſen ein.

Lord Henry ſchrieb nach ſeiner Art äußerſt ſelten und äußerſt kurz — ſo gewiß im Telegrammſtil; denn er war nun einmal keine Schreiberſeele — wie er zu ſagen pflegte. Fragen nach ſeinen Kindern, ſcharfe Äußerungen über Englands italieniſche Politik des Haſſes und der Cotton- und Schwefelfrage, wie er ſie bezeichnete, heftiger Unmut über Conrad's Unentſchloſſenheit, füllten ſeine Briefe an. „War bei dem heiligen Vater, „ſogar zweimal," ſchrieb er von Conrad, „hat alles „kennen gelernt, Menſchen und Dinge, wodurch ein „vernunftbegabtes Individuum dahin gebracht „wird, das Facit unter ſeine Rechnungen zu ſetzen

„— und tut es nicht! Geht herum wie ein Nacht-
„wandler, verſichert, er wolle glauben, ja, er glaube
„— nur noch nicht vollkommen genug . . . . und
„kommt nicht vom Fleck. Doralice, Sie ſind eine
„ſchlechte Beterin!" —

Als Doralice ihrem Mann dieſen Brief vorlas, rief er faſt beleidigt:

„Wahrhaftig eine tolle Idee von Lord Henry. Dich verantwortlich zu machen für Conrads Mangel an Überzeugung oder an Entſchloſſenheit. Du biſt keine ſchlechte Beterin."

„Wir ſind das, was wir vor Gott ſind, ſpricht der heilige Franz von Aſſiſi;" entgegnete Doralice. „Was wir aber vor dem allwiſſenden Gott ſind . . . ach! das wiſſen wir nicht! und Henry beurteilt mich wahrſcheinlich viel richtiger als Du."

„Glaubſt Du denn wirklich, daß Du irgend einen Menſchen in die katholiſche Kirche hinein beten könnteſt?" fragte er ſtaunend.

„Ich glaube an die Verheißung Chriſti, daß wir Erhörung finden, wenn wir in ſeinem Namen beten — ja gewiß! In ſeinem Namen, d. h. ſo demütig, ſo ergeben, ſo beharrlich, ſo opferbereit wie er; ſo mit ihm vereinigt, wie er es mit ſeinem himmliſchen Vater war. Gott iſt immer bereit, ſeine Gnade zu ſpenden; aber er will, daß ſie erbeten werden ſoll."

„Beteſt Du denn auch für mich?" fragte Ghioray.

„Wenn ich das nicht täte, wär' ich eine ſehr ſchlechte Frau!" rief ſie lachend.

„Warum haſt Du mir das nie geſagt?"

Ich meine, lieber Franz, das verſtehe ſich von ſelbſt. Übrigens gibt es aber auch im inneren Leben, nämlich im Verkehr unſerer Seele mit Gott, eine Menge Dinge, von denen man nicht eben ſpricht."

Dieſe zarte und kluge Zurückhaltung, die nie mit himmliſchen Dingen beläſtigte, nie ſie aufdrängte — und doch gepaart mit felſenfeſter Überzeugung war, gefiel Ghioray ungemein. Aber man muß freilich auch ſagen, daß Doralice ihm mehr und mehr gefiel. Er erkannte in ihr einen zuverläſſigen Charakter, weil ſie Prinzipien hatte. Daß dieſe aus dem Glauben entſprangen und folglich an deſſen Unwandelbarkeit Teil nahmen, war ihm freilich nicht klar, aber er hatte eine Zuverſicht, ein Vertrauen zu ihr, wie er nie gedacht, daß man es zu einer Frau haben könne. Andere hatten ihn beherrſcht und ihn willenlos gemacht; Doralice teilte ihm etwas von ihrer edlen Willenskraft mit. Es gibt keinen Menſchen auf Erden, der, wenn er einen guten Einfluß anerkennt und ſich ihm hingibt, dieſen Einfluß nicht nach und nach lieben und ſich nach ihm bilden werde, wenn auch unter heftigen Schaukelbewegungen und ſtarken Schwankungen.

Lord Henry kam nicht im Frühling nach Venedig. Er ſchrieb an Ghioray, um ihn zu bitten, ſeine Kinder mit nach Ungarn auf's Land zu nehmen;

er mache eine Geſchäftsreiſe nach Paris und England, und werde im Lauf des Sommers wahrſcheinlich auch nach Ungarn kommen. Conrad ſtehe wie eine Salzſäule auf demſelben Fleck; er gebe ihn auf. Wo nicht ſo viel Energie vorhanden ſei, um das Geringſte wie das Größte über den Haufen zu werfen, wenn es ſich um das zu eigen machen göttlicher Wahrheit handle — wo man beſtändig in einer Art von geiſtigem Erdbeben verharre, das die Maſſe von Trümmern fort und fort vermehre, anſtatt kühn über ſie hinweg und auf feſten Boden zu ſpringen; wo man den ungeheuern Ernſt der Zeit, die jedem Einzelnen auf ſeinem Wege die Wahl zwiſchen Recht und Revolution vorlege, ſo wenig erkenne, um nicht mit der Ur-Revolution, Abfall vom Glauben, zu brechen: — was ſei da zu erwarten! Conrad habe in der erſten Zeit einen energiſchen Anlauf genommen, aber leider! den Moment des Überſpringens verpaßt.

Aber Doralice verzagte nicht ſo leicht. In der geheimnisvollen Werkſtatt der Seele, wo die Gnade tätig iſt, muß ſie oft Jahre um Jahre arbeiten, bis die Form fertig iſt, in welche ſich das durch tauſend und aber tauſend innere Erlebniſſe inzwiſchen geläuterte und zerſchmelzende Metall des Willens gießen läßt. Je ungeduldiger Lord Henry war, deſto geduldiger wurde ſie, deſto mehr betete ſie, deſto feſter vertraute ſie der göttlichen Liebe, die alle Seelen gerettet wiſſen will. Lord Henry's Kinder zu behalten, war ihr in jeder Beziehung eine unſägliche Freude! wer konnte ihnen die Mutter treuer erſetzen, als ſie! überdas brauchte ſie jetzt einen Erzieher für Edwin. Das glaubenstreue und daher prieſterreiche Tyrol gab ihr einen Hausgeiſtlichen, wie ſie ihn nötig hatte. Ghioray war gern bereit, im Schloß ein paſſendes Gemach zur Kapelle umzugeſtalten und mit Wonne kehrte Doralice jetzt nach Ungarn zurück, denn unter ihrem Dach wurden fortan die heiligſten Geheimniſſe gefeiert und ſie war die Glückliche, die durch eine gnadenreiche Wendung der Verhältniſſe dem verborgenen Gott dieſen Altar eroberte und die ſein Zelt im Hauſe ihres Gemahls aufſchlug. Vor allem Trug, allen Untaten, allen Freveln, die ſich weiter und weiter in Schlangenwindungen um die Welt ringelten, und ſie teils vergifteten, teils paralyſierten, floh Doralice zu ihrem Altar, und je finſterer da draußen, um deſto lichter wurde es um den Tabernakel und in ihrem Herzen. Und wollten einmal Ängſte um Irdiſches, Sorge um Seelen, Grauen vor der entfeſſelten Macht des Satans, auch ihre Zuverſicht wankend machen: ſo ſchaute ſie auf jene kleine Gnadenſtätte hin, die in geheimnisvoller Weiſe der Thron der göttlichen Liebe iſt und ſprach: „Das iſt der Sieg, der die Welt überwindet — unſer Glaube.“

Conrad.

„Nun, lieber Franz, jetzt iſt es entſchieden: das Schweizerhäuschen ſteht Dir zu Dienſten, denn die Mägde Chriſti können kein Unheil mehr im Schlößchen ſtiften," ſagte Doralice, heiter in Ghioray's Zimmer tretend.

„Das war zu erwarten," erwiderte er lächelnd.

Frau von Derthal und Eulalie hatten den Sommer bei Doralice zugebracht — und jetzt war ſo eben das geſchehen, was ſich ſchon oft in der Welt ereignet hat und noch eben ſo oft ereignen wird: Eulalie hatte das Ordensleben ſo lange für ihren Beruf gehalten, als ſie eben niemand kannte, der ihr die weltlichen Verhältniſſe in einem beſonders lieblichen Licht erſcheinen ließ. Doch als ein junger Mann, deſſen Vormund Ghioray geweſen war und der ſich jetzt öfter bei ihm aufhielt, eine lebhafte Neigung für Eulalie empfand, und als ſie ſich, faſt widerſtrebend, eingeſtehen mußte, daß ſie nicht gleichgültig für ihn ſei, und als er das bemerkte und ſich an Doralice wendete und ſie bat, ſeine Fürſprecherin zu ſein, um Eulalie für ihn zu gewinnen — ach, da verſchwand die jugendliche Schwärmerei für den Ordensberuf ſo ſpurlos und ſo ſchnell, daß Doralice ſich recht feſt vor Augen halten mußte, welch' ein ungemein unfertiges Weſen ein achtzehnjähriges Mädchen im Allgemeinen ſei, um über dieſen gründlichen und plötzlichen Umſchwung nicht allzu herzlich zu lachen. Frau von Derthal triumphierte. Graf Emerich war ein recht lieber junger Mann, gut erzogen und ſehr reich: er vereinigte alſo alles, was ſie für Eulalie begehrte, die ſich zu einer blendenden Schönheit entfaltete. Eulalie ſelbſt ſagte ganz verlegen zu Doralice:

„Der Engel Raphael, den ich nach Deiner Weiſung immer angerufen habe, hat mich auf dieſen Weg geführt. Er muß es verantworten .... und Graf Emerich iſt ein guter Katholik.“

Genug, die fünfte und letzte Derthal'ſche Tochter war Braut und man überlegte im Familienrat, ob die Vermählung ſogleich auf die Verlobung folgen und auf Ghioray's Schloß — oder im nächſten Frühling bei Frau von Derthal im Rheingau ſtattfinden ſolle.

„Ich bin für hier und ſo bald wie möglich!“ ſagte Ghioray. „Emerich's wunderſchön gelegenes Schloß unweit Agram iſt vollkommen eingerichtet. Eulalie darf nur einziehen; ſie findet alles bereit

— und was ſie an Kleidern und ſonſtigem Kram braucht, läßt man ganz leicht aus Wien kommen. Wer weiß, was der nächſte Frühling dem Rheinland bringt!“

„Und was er hier bringt!“ ſagte Frau von Derthal.

„Eben darum!“ entgegnete Ghioray. „Was dann auch geſchehen möge — das junge Paar iſt vereinigt und iſt da, wohin es gehört.“

Frau von Derthal blieb von einer Woche zur andern! bald ſollte Emerich's Rückkehr von einer kurzen Reiſe abgewartet werden; bald ſollte ſie Teil nehmen an irgend einem anderen Familienereignis. Je mehr Unfriede, Haß und Bosheit die Welt zerriſſen, um deſto mehr ſuchte Doralice um ſich her ein kleines Reich des Friedens in Liebe zu einen. Ghioray hinderte ſie nicht darin. Er hatte ſeine kleinen Eiferſüchteleien ſo ziemlich aufgegeben, nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß er für Doralice die Hauptperſon in der Aufgabe ihres Lebens ſei. Doch war es ihm viel lieber, die Familie ſeiner Frau unter ſeinem Dach zu ſehen, als mit ihr in ihrer Heimat zu ſein. In ſeinem eigenen Hauſe fühlte er ſich mehr als der Herr, als der Mittelpunkt des ganzen Kreiſes, und da er ein ſehr liebenswürdiger, gaſtfreier, verbindlicher Hausherr war, ſo füllte er auch in der Tat dieſen Platz aus.

Eine rührende und erhabene Feier hatte in der Kapelle des Schloſſes ſtattgefunden: Sarolta war mit ihrer vierzehnjährigen Tochter in den Schoß der katholiſchen Kirche zurückgekehrt. Sie lebte im Sommer auf dem ehemaligen Witwenſitz ihrer Mutter, ganz in der Nähe ihres Bruders. Als ſie die Gelegenheit fand, ſich in Ruhe und Stille durch den dortigen Hausgeiſtlichen in der katholiſchen Glaubenslehre unterrichten zu laſſen, wendete ſie ſich derſelben zu, weil ſie in ihr die einzige Macht auf Erden anerkannte, die Würde, Liebe und unerſchütterlichen Beiſtand in ſich vereinigt. Sarolta, der katholiſchen Kirche heftige Gegnerin, ſo lange ſie von einer Leidenſchaft verblendet war, fand ſich unwiderſtehlich zu derſelben hingezogen, als ſie einen Blick voll richtiger Erkenntnis in ſich ſelbſt und um ſich her warf. Eine einzige verkehrte Richtung, eine einzige ungeordnete Neigung genügt, um den Spiegel der Seele zu verſchieben und zu trüben, welcher den Strahl der Wahrheit auffangen ſoll. Ein Staubatom im leiblichen Auge macht es blind: — um wie viel mehr das zarte geiſtige Auge!

Keine Worte können die Freude beſchreiben, mit welcher Doralice dieſer Feier beiwohnte, der wunderbaren Gnadenfeier, die erſt im ewigen Leben ihre volle Würdigung erhalten wird. Welche Verkettungen von Umſtänden, die vor wenigen Jahren unmöglich, und jetzt ſo ganz einfach ſchienen, mußten zuſammentreffen, um auf dieſer Stätte dieſe Feier herbeizuführen! wie pries Doralice ihr Los ein ſeliges, daß ſie wieder mit Ghioray vereinigt war! welche Hoffnungen für ihn knüpften ſich an dieſes Unterpfand der verborgenen Kraft, die vom verborgenen Gott ausgeht! wie dankte ſie Gott für ihre Dornen, die eine ſolche Blüte trugen! — Die ganze Familie war in der froheſten Stimmung; auch Ghioray — denn eine heilige Freude hat etwas Unwiderſtehliches. Und ſie ſollte noch erhöht werden! Man hatte nicht beachtet, daß ein Wagen in den Schloßhof einfuhr; aber ein gewiſſer Tumult in den Vorzimmern verkündete einen lieben Gaſt.

„Henry iſts! ich höre die Kinder jubeln!“ rief Doralice und eilte ihm entgegen.

Er war es! Ein Sturm freudiger Begrüßung empfing ihn.

„Willkommen! willkommen! — Wie gehts? — Woher? — Aus England oder aus Italien? — Willkommen!“ und dazwiſchen die Kinder, die mit leuchtenden Augen und frohlockender Stimme nur immer riefen: „Papa! Papa!“

Als man ſich etwas geſammelt und beruhigt, und ihm das Brautpaar und die beiden Saroltas, Mutter und Tochter, als Neophitinnen vorgeſtellt hatte, ſagte Doralice:

„Nun, lieber Henry, wie geht es denn mit Friedingen?"

„Sehr gut!" ſagte Lord Henry mild und ernſt, zeigte gen Himmel und ſetzte hinzu: „Caſtelfidardo."

„Caſtelfidardo!" rief Doralice mit extatiſcher Freude; — „o der Selige!"

„O er iſt tot!" rief Eulalie und brach in Tränen aus.

„Tot . . . der gute Conrad," ſagte Frau von Terthal. Auch ihr ſtanden Tränen im Auge und ſie dachte wirklich nicht daran, daß Roderich jetzt Majoratsherr auf Grünau ſei.

„Ein edler, glorreicher Tod!" rief Emerich, der, wenn er ſich auch nicht einer heiligen Sache opfern wollte, doch im Stande war, das Opfer zu begreifen.

Ghioray blickte nur auf Doralice und dachte: Welch' ein Glaube . . . . der bei einer Todesbotſchaft eine ſolche Freudigkeit gibt! —

„Ja, er iſt tot!" ſagte Lord Henry; — „und ich . . . . ich kam zu ſpät, um an dem herrlichen Kampf teilzunehmen. Wir waren freilich ſchon auf eine ſtarke Doſis von Niederträchtigkeitspolitik gefaßt; aber auf eine ſolche Tat, wie der Überfall der päpſtlichen Armee von Seiten der piemonteſiſchen, ohne Kriegserklärung, ohne irgend eine aufreizende Handlung Roms — nein! darauf waren wir nicht gefaßt! wir wähnten nur mit einem Freibeuter zu tun und uns mit Garibaldi zu ſchlagen haben, der damals noch mit ſeiner Razzia gegen Neapel vollauf zu tun hatte — und ſo war ich den ganzen Sommer in England, um Geldmittel flüſſig zu machen, Beiträge zu ſammeln, die Teilnahme für den heiligen Vater bei den Katholiken in England und Irland zu beleben, kurz — um ſo viel an mir lag, die furchtbare Schuld zu ſühnen, welche England einer noch furchtbareren Nemeſis überliefern wird. So kam ich ahnungslos gerade an dem Tage in Civita vecchia an, als alles vorüber, Pimodan und ſeine Heldenſchar gefallen, Lamoricière und ſeine kleine Armee zermalmt, erdrückt, gefangen, zerſtreut war. Ich flog nach Ancona, um Nachricht von Conrad zu haben. Ich wußte ja . . . . er war dabei geweſen! Während meiner Abweſenheit von Rom war ſein Rücktritt in die Kirche und ſein Eintritt in das kleine Heer der Kreuzfahrer erfolgt. Alle Nachforſchungen, die ich anſtellte und durch die Konſuln anſtellen ließ, ergaben das nämliche Reſultat: er war gefallen bei Caſtelfidardo. Dem engliſchen Konſul wurde inzwiſchen auf Privatwegen ein verſpätetes Packet voll Briefe aus Loretto zugeſtellt, die er an ihre verſchiedenen Adreſſen beſorgen ſollte und die am Tage vor dem Treffen geſchrieben waren. Er fragte mich, ob ich auf einem der Briefe vielleicht meines Freundes Handſchrift erkenne. Richtig! . . . . Conrads Wappen und Schriftzüge auf dem erſten Brief! An Gräfin Ghioray. Doralice, hier iſt der Brief.“

Sie nahm ihn; ſie drückte ihn mit einer Geberde von tiefer Ehrfurcht an ihre Lippen, dann gab ſie ihn an Ghioray und ſagte:

„Lies ihn vor, lieber Franz! wir wollen alle hören, was dieſe Stimme wie aus dem Himmel zu uns ſpricht. Ich kann es nicht vorleſen, ich würde vielleicht weinen, obgleich man einen ſolchen Tod nicht beweinen darf.“

Ghioray erbrach den Brief und las ihn vor.

„Loretto, Montag, 17. September 1860.

„Gnädige Gräfin!

„Ich würde es nicht wagen, dieſe Zeilen an Sie „zu richten, wenn Sie nicht, obſchon ahnungslos, „meine Führerin bis hierher geweſen wären — von „der Muttergottes zu Mariatal und von der heiligen Hildegard zu Eibingen, deren Feſttag heute „iſt — zur Muttergottes von Loretto. Dem verirrten Wanderer erſchienen Sie einſt, in jener „Waldesſchlucht Ihres heimatlichen Rheingaues, „wie zwiſchen Himmel und Erde, und leiteten ſeine „Schritte zur friedlichen Gnadenſtätte — und von „dem Augenblick an wandelte er Ihnen nach, unſicher, tappend, ſchwankend, zögernd; aber er „folgte Ihnen — und er kam an.

„Ich habe in Rom Lord Henry's Geduld und die „Nachſicht aller, welche teilnahmen an dem Zuſtand „meiner Seele, ſehr in Anſpruch genommen. Es „tat mir leid — ihretwegen und meinetwegen. Es „gab Momente, in denen ich mich ſelbſt aufgab, „indem ich wähnte, das Spiel mit Ideen habe „meinen Verſtand ſo geſchwächt und meinen Willen ſo „unterminiert, daß ich weder einer klaren „Erkenntnis noch einer männlichen Entſchloſſenheit fähig „ſei und mich reſignieren müſſe, mein Leben in „einem kläglichen Dämmerungszuſtand, „glaubenslos, marklos, tatlos hinzubringen, weil ich bereits „allzulange im troſtloſen Unverſtändnis all' meine „Fähigkeiten vergeudet und aufgerieben hätte. „Aber dennoch war ein Etwas in mir, das mich „ſtählte gegen meine eigene Verzagtheit, eine „Hoffnung, die ſich an das Wort klammerte „Non „fallit te Deus". Was ich von einem Glauben, zu „dem ich mich bekennen ſollte, erwartete — war „dies: er ſoll mir keine Gedanken, keine Ideen, „keine Gefühle geben, ſondern einen Hebel, durch „den ich mein ganzes Weſen, innerlich und „äußerlich, aus ſeiner matten Verſunkenheit ausgraben „und auf eine neue ſichere Bahn und Baſis „bringen kann. Katholiſch zu werden und „fortzuvegetieren wie bisher — ſchien mir unmöglich, ein „innerer Widerſpruch. Aber ich konnte durchaus „die Bahn nicht finden, nach der ich doch mit

„namenloſer Sehnſucht verlangte. Gott allein „weiß, wie oft ich ihn mit dem Wort des großen „bekehrten Apoſtels angerufen habe: Herr, was „willſt du, das ich tun ſoll? — So verging die Zeit. „Ich ſah alles, was Rom zur einzigen, zur ewigen „Stadt macht — das klaſſiſche Altertum, das chriſtliche Altertum, die Kirche verherrlicht durch die „Künſte und die Kirche, wie ſie die Welt verherrlicht „durch ihre Feſte, durch ihre Werke der Barmherzigkeit, durch den Einheitsſtrom, der aus allen „vier Winden gen Rom ſich ergießt und von dort „zurückfließt gleich jenen vier Flüſſen, die aus dem „Paradieſe kamen und den Erdball bewäſſerten. „Ich ſah es, ich bewunderte es — aber meinen „Platz ſah ich nicht! Vielleicht war ich töricht, kindiſch, unvorſichtig, trotzig — ich verteidigte mich „nicht! ich ſage Ihnen nur, wie es war! — Ich ſah „den heiligen Vater, ſah ihn funktionieren, wurde „ihm vorgeſtellt, ſah und hörte dieſen wunderbaren, „ganz in die Liebe und Güte Gottes einbalſamierten Greis, ſah und hörte, wie er vom Altan der „Peterskirche „die Stadt und die Welt" — und „auch mich ſegnete; — aber meine Bahn . . . . wo „war ſie! ach: wo? ich ſah ſie nicht!

„Ich floh nach Neapel, wo ich der Fürſtin „Blanca flüchtig begegnete, die nach Palermo „gehen und dem unſterblichen Helden Garibaldi „Roſenkronen und Lorbeerkränze flechten wollte.

„Geſpenſtiſch kam mir das ganze Leben und Treiben
„der Menſchheit — mich ſelbſt inbegriffen —
„vor. Aber als ich da nach Rom zurückkehrte und
„erfuhr, daß ſich unter Lamoricière eine Armee
„von Freiwilligen im Dienſt des heiligen Vaters
„bilden werde, um ihn zu verteidigen in ſeinem
„Recht, in ſeiner Freiheit, in ſeinem Frieden — und
„folglich auch mittelbar Europas Frieden, Freiheit
„und Recht: da löſte ſich das eiſerne Band von
„meiner Stirn, von meiner Bruſt, von meinem
„Arm; da wurde es Licht in meiner Seele; da frohlockte
„ich: Das iſts, mein Gott, was ich tun ſoll!
„und nun hatte ich zugleich meine Baſis und meine
„Bahn gefunden. Ich wurde katholiſch und ein
„freudiger Kämpfer für die heiligſte Sache, die
„jemals auf Erden gegen eine unheilige verteidigt
„worden iſt. Es ging mir — freilich nur in ganz
„geringem Maßſtab — wie man es lieſt in den
„Akten der Martyrer: ganz gleichgültige, vorübergehende
„Menſchen wurden ſo ergriffen von der
„Art, wie die Martyrer litten, daß ſie den Henkern
„zuriefen: Ich bin auch ein Chriſt! — und mit
„jenen ſtarben. Als ich ſah, daß ich für mein abgelegtes
„Glaubensbekenntnis mit Leib und Leben
„und bis aufs Blut einſtehen und mich dem Dienſt
„des Stellvertreters meines Erlöſers, dem heiligen
„und verhöhnten Vater der gläubigen Chriſtenheit,
„bedingungslos hingeben könne — da hatte ich,

„was eine Seele begehrt: einen großen Glauben,
„der zu jedem Opfer drängt; eine große Sache, für
„die es der Mühe lohnt zu leben und zu ſterben;
„eine große Liebe, eine ſchöne Liebe, gnädige Grä-
„fin! denn „die Liebe iſt nur ſchön unter dem
„Kreuz"; — das haben Sie geſagt und Sie ſpre-
„chen nur Wahrheit. Ich und meine Waffenbrü-
„der . . . . wir ſind Kreuzfahrer. Darum höhnt
„uns die Welt. Darum wird Gott uns gnädig
„ſein, darum werden Sie und Seelen, die Ihnen
„ähnlich ſind, für uns beten.

„Seitdem der unerhörteſte Frevel am Völker-
„recht und an Europas ſolidariſcher Ehre geſchehen
„iſt, Piemont ſich auf uns gewälzt hat und Europa
„dazu in die Hände klatſcht oder ſchweigt; — ſeit-
„dem haben ſich all unſere kleinen im Lande ver-
„teilten Korps in Bewegung gen Ancona geſetzt.
„Dort wollen wir uns einſchließen und verteidigen.
„O möge es ein Numantia werden! In alten
„Tagen konnte man nicht den Untergang des
„Vaterlandes überleben; man begrub ſich unter
„deſſen Trümmern. Warum ſollten wir nicht
„freudig ſterben für das Vaterhaus, das über-
„natürliche — und für den Vater, dem die unſterb-
„lichen Verheißungen anvertraut ſind? — Ich habe
„dieſen Sommer mit einer Wonne, mit einer Freu-
„digkeit, mit einer Tätigkeit gelebt, von der ich in
„meinem ganzen Leben keine Ahnung hatte. Sie

„entſprangen aus der gottgegebenen und im tiefſten
„Gewiſſen bekräftigten Zuverſicht, auf der
„Seite des ewigen Rechts, der ewigen Wahrheit
„und folglich auch des ewigen Ruhmes zu ſtehen.
„Ja, nach Ewigem dürſtet mein Herz, ſo lange es
„zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gekommen iſt, und
„weil es das Ewige nicht zu finden wußte, ſo war
„es das elende Herz, das Sie gekannt haben, gnädige
„Gräfin. Aber Gott wollte mich in dieſem
„Elend, das ich doch nicht ganz allein ſelbſt verſchuldet
„hatte, das vielmehr mit tauſend tiefliegenden
„und weit greifenden Urſachen verwebt
„war, nicht umkommen laſſen und dieſe letzten Monate
„und dieſe letzten Stunden ſind ſo reich, ſo
„voll, ſo ſelig, daß meine ganze jammervolle Vergangenheit
„unter meinen Geſichtskreis hinab geſunken
„iſt. Ich ſehe nur die Gegenwart, durchſeelt
„von Liebe zur Kirche, von Siegeshoffnung
„für die Kirche — und eine Zukunft — für die es
„keine irdiſche Worte gibt. So denken wir alle.

„Heute kam ich mit Pimodan hier an, deſſen
„Kolonne ſich hier mit dem Korps von Lamoricière
„vereinigt, hier, im Schutz der Gottesmutter von
„Loretto. Gegen Abend werden ſich die Generale
„und die meiſten Offiziere und Soldaten, wie es
„ſich für Chriſten ziemt, auf die morgende Schlacht
„vorbereiten und das Bußſakrament empfangen.
„Es ſind ſehr viele Prieſter hier, ſo daß wir alle

„dazu gelangen können. Morgen früh um vier „Uhr empfangen wir dann ſämtlich — Lamoricière, Pimodan, der Generalſtab, die Guiden, „die franzöſiſch-belgiſche Legion, die deutſchen, die „in- und ausländiſchen Regimenter — die heilige „Kommunion, und geſtärkt durch das Brot der „Engel und das Blut des Lammes ziehen wir „gegen den Feind — ein treues Bild der Chriſtenheit, welche ſtets in der Minderzahl, mit Satan „und der Welt ſtets einen heiligen Krieg führt. „Alle Höhen und Ebenen um Loretto ſtarren von „feindlichen Truppen. Die Unſeren ſollen ſich zu „ihnen verhalten wie eins zu zehn. Deſto beſſer! „um ſo gnädiger muß uns die ſeligſte Jungfrau „Maria ſein.

„Und nun, gnädige Gräfin, empfangen Sie in „dieſem ernſten Augenblick, wo mein Leben vielleicht nur noch nach Stunden zählt, meinen Dank, „der ſo unſterblich iſt, wie meine durch Gottes „Gnade gerettete Seele; Dank, daß Sie mir das „Höchſte geweſen ſind, was der Menſch hienieden „für einen anderen Menſchen ſein kann: meine „Wegweiſerin zum ewigen Leben. Gott lohn' es „Ihnen dadurch, daß Sie noch viele, viele Seelen „zu den himmliſchen Höhen emporziehen, auf „denen die Ihre heimiſch iſt. Gott ſegne Sie durch „die Zeit in die Ewigkeit. Gott ſegne Ihren Gemahl, in deſſen Schutz und Obhut Ihr Leben zur

„ſchönſten Entfaltung gekommen iſt. Gott ſegne
„die Kinder, die in Ihnen ein Mutterherz gefunden
„haben und die Sie nicht mit markloſen Ideen zu
„untätigen, unkräftigen Träumern, ſondern mit
„dem Katechismus zu katholiſchen Chriſten, die
„Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben, er-
„ziehen werden. Gott ſegne alle und alles, was
„mit Ihnen im Blut Jeſu zuſammenhängt, und
„da auch ich jetzt in dieſen Zuſammenhang gehöre,
„ſo darf ich wohl demütigſt bitten, gedenken Sie
„zuweilen meiner in Ihrem frommen Gebet.

Conrad von Friedingen.“

Alle blieben ſtumm. Was war da auch zu ſagen? Doralice betete in ihrem Herzen. Endlich rief Sarolta:

„Banditen triumphieren und Kreuzfahrer erliegen! . . . . welch' eine Welt!“

„Ah!“ rief Lord Henry, „daß im Kreiſe der Unſern, der Nächſten . . . . einer war, der für Europa's Ehre ſein Blut vergoſſen hat — das tut mir wohl! das iſt mein Troſt! das erleichtert mein Herz! — Jetzt aber gehe ich nach Rom.“

„Und zuletzt bleibt die Seele allein mit Gott,“ ſagte Doralice.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
Die Loreley 5
Stilleben 46
„Wir ſind Kinder der Heiligen“ 76
Ein Sommertraum 106
Vier Schweſtern 152
Venezia la bella 198
Glauben und Wiſſen 250
Der Weltüberwinder 281
Conrad 314

147, 816.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Geſammelte Werke.

1. Serie: 5. Band.

Zwei Schweſtern.
Eine Erzählung aus der Gegenwart.

Erſter Band.

„Excelsior!“

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwei Schwestern.

Tieck's Vorleſungen.

Dresden 1839.

Eben ſchlägt es dreiviertel auf ſechs. Ein Wagen fährt raſch vor der „Stadt Wien" vor. Kaum hat der Diener Zeit, den Schlag aufzureißen, ſo ſchnell und leicht ſpringt ein junges Mädchen heraus und eilte die Treppe hinauf, ohne ſich um ihre Begleiterin zu bekümmern. Dieſe, eine bejahrte Frau mit einer blauen Brille, ſieht ſich bedachtſam im Wagen um, hebt ein Taſchentuch auf, das am Boden liegt, ſucht in den vier Zipfeln ſo ſorgſam nach dem Namen, als ob ein Zweifel über denſelben beſtehen könne, ſeufzt kopfſchüttelnd:

„R. M. — ja freilich! Richenza Meerhaim!" — faltet das Tuch zuſammen, öffnet ihre Arbeitstaſche, die ſchwerfällig in Stramin geſtickt und mit einem Stahlbügel geſchloſſen iſt, bringt darin das Tuch in Sicherheit, ſchaut bei der Gelegenheit nach, ob ſie auch all ihre Siebenſachen darin geborgen habe und verläßt endlich den Wagen, deſſen Schlag der Diener mit einer ungeduldigen Bewegung hinter ihr zuwarf.

Das junge Mädchen eilte inzwiſchen die Treppe zum erſten Stock hinauf, dann durch ein Vorzimmer, das auf ihren haſtigen Zug an der Schelle geöffnet wurde — und trat in den Salon. Gegen die Hitze und das grelle Licht des Sommernachmittags waren die Jalouſien geſchloſſen, ſo daß Stille, Kühle und ein heimliches Halbdunkel darin herrſchten. Auf einer Chaise longue ruhte in bequemer, halbliegender Stellung eine Dame mit einem Buch in der Hand. Sie las mit der größten Spannung und Aufmerkſamkeit und war ſo ganz der Gegenwart entrückt, daß ſie zuſammen ſchreckte und verſtört aufblickte, als das junge Mädchen im Ton des Vorwurfs ausrief:

[illegible]ber Mama!“

„Was gibt es, Richenza? warum trittſt Du ſo ſtürmiſch ein?“ entgegnete die Mutter ebenfalls im Ton des Vorwurfs.

„Mein Gott, Mama, haſt Du denn vergeſſen, daß Tieck heute eine Tragödie von Shakſpeare vorleſen will und daß man pünktlich um ſechs Uhr bei ihm ſein muß! Nun iſt es aber bald ſechs Uhr und Du haſt noch nicht an Deine Toilette gedacht!“

„Wie iſt's möglich! ſchon ſo ſpät!“ rief die Mutter ſchreckenvoll, erhob ſich ſchnell und ging in ihr Zimmer. Richenza folgte ihr; aber ſie nahm zuvor das Buch vom Tiſch, in welches ſich die Mama ſo vertieft hatte, um dabei eine Vorleſung von Tieck zu vergeſſen. Das Buch hieß „Indiana." Es war aus einer der begabteſten Federn, welche Frankreich beſitzt. Der Schluß iſt ſo: In Verzweiflung über all die jammervollen Täuſchungen ihres Lebens reiſt die Heldin nach Amerika, um ſich in den Waſſerfall des Niagara zu ſtürzen. In Verzweiflung, weil die Heldin ſeine Liebe nie erwidert hat, reiſt ihr Vetter mit ihr, um ſich ebenfalls in den Niagara zu ſtürzen. Als ſie nun beide am Niagara ſind und der entſcheidende Augenblick da iſt — ſinken ſie einander in die Arme und finden es geratener, den Bund der Ehe als den Bund des Todes zu ſchließen. — So iſt es, buchſtäblich; aber nicht etwa als Pasquill auf Schwärmerei und Leidenſchaft, ſondern als höchſt edler Ausgang einer Tragödie der „unverſtandenen Herzen". Wie dem nun ſei — man ſchwärmte damals für die Indiana, wenn auch mit dem Vorbehalt, daß es durchaus kein Buch für junge Perſonen und im Grunde etwas gefährlich ſei. Richenza hatte das Buch geſpannt in die Hand genommen; doch gleichgültig, als ob ſie es kenne, legte ſie es auf den Tiſch zurück. Leider kannte ſie es! Es gab immer Augenblicke, wo ſie verſtohlen und im Fluge die Romane durchblättern konnte, welche ihre Mutter las.

Richenza blieb nicht im Zimmer ihrer Mutter; ſie ging hindurch und in ein zweites, deſſen geöffnetes Fenſter Licht und Luft einſtrömen ließ und einen ungemein freundlichen Blick auf den Garten der „Stadt Wien“, auf die Elbe, auf die Brühl’ſche Terraſſe, die Frauenkirche, das königliche Schloß und die Hofkirche gewährte. Der Mittelpunkt des heitern Bildes war ein junges Mädchen, das an einem mit den ſchönſten Blumen überſtreuten Tiſch ſaß und malte.

„Aber Euphroſyne!“ rief Richenza im verſtärkten Unmutston.

„Schau hier!“ entgegnete Euphroſyne freundlich und reichte der Schweſter das Blatt, woran ſie malte. Es war eine wunderniedliche Aquarelle. Auf dem grauen Papier lagen ein paar Gaisblattzweige, ſo friſch, ſo leicht, ſo duftig, ſo ganz der Natur abgelauſcht, daß Richenza beifällig ausrief:

„O allerliebſt! aber, Euphroſyne, Du haſt ja Urſpergs Blumenſtrauß auseinander geriſſen!“

„Ja,“ ſagte Euphroſyne immer mit ihrer heitern Unbefangenheit; — „ich habe mir die Blume herausgeholt, die mir am beſten gefällt und die ich für Urſperg gemalt habe: Jelängerjelieber.“

„Nun laß Deinen Selam und eile Dich mit Deinem Anzug,“ ermahnte Richenza. „Wir müſſen zu Tieck; es iſt die höchſte Zeit.“

„Mama erlaubt mir wohl, zu Hauſe zu bleiben, denn meine Blumen ſind noch nicht fertig und das Gaisblatt würde bis morgen welk ſein.“

„Zu Hauſe bleiben, wenn Tieck den Shakſpeare vorlieſt!" rief Richenza empört; — „nein! das erlaubt Mama hoffentlich nicht. So etwas iſt unerhört!"

„Ach Gott!" ſagte Euphroſyne, „ich denke noch mit Schrecken an die Langeweile, die ich bei der letzten Vorleſung ausgeſtanden habe. Ich konnte nichts Luſtiges an den „luſtigen Weibern von Windſor" finden."

„War die Vorleſung ſeiner Novelle „Die Hexenprozeſſe" nicht ungeheuer intereſſant?"

„Immer viel zu lang! denn nachdem wir drei volle Stunden die Hände im Schoß, mäuschenſtill, unbeweglich dageſeſſen und zugehört hatten, war die Vorleſung für den Abend zu Ende, die Novelle aber kaum zur Hälfte; das kann ich unmöglich unterhaltend finden."

„Gleichviel, Roſine! Tieck's Vorleſungen ſind nun einmal von der ganzen gebildeten Welt als höchſt intereſſant anerkannt; es kommen Engländer und Amerikaner, um ſie zu hören; es ſind immer Fremde und häufig ausgezeichnete Perſönlichkeiten gegenwärtig; Tieck ſelbſt iſt eine europäiſche Berühmtheit — kurz, Du mußt Deinen Malerkram bei Seite legen! Habe ich doch die Gemäldegallerie und meine lieben „Söhne des Rubens" deshalb früher verlaſſen."

„Ja, Dich freuen dieſe Vorleſungen und mich langweilen ſie: das iſt ein großer Unterſchied!" ſagte Euphroſyne gelaſſen.

„Sie ſollen aber auch Dich freuen!" rief Richenza gebieteriſch.

„Was geht hier vor?" fragte die Mutter, indem ſie die Tür öffnete. „Wie, Richenza? Du predigſt uns Eile und biſt ſelbſt noch in Deinem Malerkoſtüm? Geſchwinde, kleide Dich um!"

„Wegen Euphroſyne, die gar keinen Sinn für höhere Bildung und Literatur hat und heute Abend zu Hauſe bleiben will, habe ich mich aufgehalten, Mama," ſagte Richenza und begab ſich in ihr Zimmer, wo ſich, während ſie ihren Anzug wechſelte, die Duenna mit der blauen Brille einfand und ihr das verlorne Taſchentuch mit den Worten reichte:

„Hätte ich nur das Geld, welches all die Gegenſtände koſten, die Du verlierſt, Richenza, ſo beſäße ich ein hübſches Sümmchen. Vorgeſtern ein grüner Taffetfächer, geſtern ein Opernglas, heute ein Batiſttuch, geſtickt und mit Spitzen beſetzt — ſo geht das fort! am Ende wirſt Du Dich noch ſelbſt verlieren! Zum Glück bin ich da und gebe Acht."

Richenza blickte ſie mit einem eigentümlichen Lächeln an, nahm ihr Tuch in Empfang und ſagte gleichmütig:

„Vielen Dank, gute Lambert."

Schön wie der Tag begab ſie ſich zu ihrer Mutter, der Euphroſyne inzwiſchen die Erlaubnis abgeſchmeichelt hatte, zu Hauſe bleiben und ſpäter mit der Lambert ſpazieren fahren zu dürfen. Während die Mutter mit der einen Tochter im geſtreckten Trabe fortfuhr, ſchaute die andere dem Wagen nach, der über die Brücke dem Altmarkt zurollte, und ließ ſich dann fröhlich wie ein Schmetterling bei ihren Blumen nieder.

In dem engen, dunkeln Hauſe eines Spezereihändlers am Altmarkt in Dresden bewohnte Tieck mit ſeiner Familie den erſten Stock und Kiſten voll Zucker und Ballen mit Kaffee ſtanden häufig im untern Hausgang und beengten den Weg zur Treppe. Oben beſchränkte ſich das ganze Empfangslokal Tieck's auf ein großes, höchſt einfach eingerichtetes Zimmer, wo ſeine Frau den Teetiſch verwaltete und ſeine beiden Töchter ihr dabei behülflich waren. In dieſer ſchlichten Weiſe empfing der berühmte Epigone der romantiſchen Schule ohne Unterſchied alle Perſonen, die bei ihm eingeführt waren oder wurden, und die ihn kennen zu lernen und ſeinen eigentümlichen, genialiſchen Vorleſungen beizuwohnen wünſchten. Er — ein kleiner, mehr von der Gicht als von den Jahren gebeugter Mann, war ſchon im Spätherbſt des Lebens; aber in ſeinem ſchönen glänzenden braunen Auge lag etwas vom ewigen Frühling der Poeſie und ein angenehmes Lächeln, wohlwollend und zugleich klug, ſchwebte um ſeinen feinen Mund.

Der ganze Kopf und alle Züge waren edel geſchnitten und im Ausdruck vermiſchte ſich auf ſehr intereſſante Weiſe der ſcharfe Kritiker und der Dichter des „Phantaſus“, welchem auch „die heilige Genoveva“ angehört. Es hieß eine Zeitlang, Tieck ſei katholiſch geworden. Dem war aber nicht ſo. Minder glücklich als ſein Freund Friedrich Schlegel, erfaßte er nur das beſeelende Element, welches von der katholiſchen Kirche auf die Kunſt übergeht; ſeine Phantaſie wurde durch den unendlichen Reichtum angeregt, den ſie in dieſer Richtung entwickelt; er war vertraut mit Spaniens ſo durch und durch katholiſcher Poeſie; auch mochte in ſeiner Bruſt das uralte Lied der Sehnſucht nach Glauben um ſo weniger verſtummen, als er ein glänzend begabter Geiſt war — glänzende Gaben ihre harmoniſche Einigung, ihren Frieden, ihre ſtille Verklärung nur im Licht des geoffenbarten Glaubens finden — und folglich ein ſolcher Geiſt gleichſam der Kompaß iſt, der auf die ewige Wahrheit hinweiſt. Aber an ihrer Schwelle blieb er ſtehen. Seine älteſte Tochter Dorothea, die Gefährtin ſeiner Studien und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, ein ernſtes dunkelaugiges Mädchen von einer nach Außen hin faſt herben Abgeſchloſſenheit, war auf dem Wege des Wiſſens und Erkennens zum Glauben der Offenbarung gekommen und katholiſch geworden. Er ließ ſie gewähren: — ſie ſtarb mehrere Jahre vor ihm.

Außer einem kleinen Kern von Dresdner Freunden und Bewunderern, fanden ſich Fremde aus allen Weltgegenden, ſowohl geſellſchaftliche, literariſche, künſtleriſche Sommitäten, als Perſonen aus der eleganten Welt, und als Leute, die das alles nicht waren, bei dieſen Vorleſungen ein. Weil jeder ſchon im Voraus als ein geſpannter Zuhörer kam und weil die wenigſten der Anweſenden ſich kannten, auch gar kein Verlangen hatten, einander kennen zu lernen — war das Geſpräch, während man den Tee nahm, gewöhnlich matt und einſilbig. Dies Zimmer war eine der wenigen auserwählten Stätten der Erde, auf welcher alle lieber zuhören als ſprechen wollten. Zuweilen fiel wohl die Äußerung: es ſei ſteif und langweilig bei Tieck; — ſie hatte ihren Grund in jener Spannung, welche keine Unterhaltung, die man ſonſt in Abendgeſellſchaften findet, aufkommen ließ. War der Tee beſeitigt, ſo wurde ein kleiner Tiſch mit zwei brennenden Kerzen in die Mitte des Zimmers geſtellt, Tieck nahm davor Platz und ſchlug ſein Buch auf, jedermann ſetzte ſich, wo man eben einen Stuhl fand — und die Vorleſung begann, die gewiß ganz einzig in ihrer Art war. Denn mit einer äußerſt wohlklingenden Stimme, ganz einfach, und doch mit Nachdruck und Feinheit moduliert, aber ohne die mindeſte theatraliſche Deklamation, las Tieck ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung ein ganzes langes Schauſpiel vor; — am häufigſten den

Shakſpeare, aber auch deutſche und ſpaniſche Tragödien, mitunter ſogar kleine Poſſen in verſchiedenen deutſchen Dialekten und zuweilen eine ſeiner Novellen. Er war bewundernswürdig, wie er im Schauſpiel jede einzelne Perſon durch einen leichten Wechſel von Ton und Stimme zu charakteriſieren wußte. Doch läßt ſich nicht leugnen, daß ein gewiſſer Grad von Bildung, eine gewiſſe Bekanntſchaft, wenn nicht mit jedem einzelnen Stück, ſo doch mit dem Geiſt und dem Gang des Verfaſſers notwendig waren, um mit Intereſſe der Vorleſung zu folgen; denn Tiecke nannte die handelnden Perſonen nur dann, wenn ſie in Szene traten, aber nicht bei den wechſelnden Geſprächen. Redeten nun fünf, ſechs Perſonen zuſammen, ſo war es, wenn man das Stück gar nicht kannte, ziemlich ſchwer, an Tieck's Stimme allein jede Perſon zu erkennen. Ein ungeübtes Ohr verlor den Faden, geriet in Verwirrung, haſchte ratlos nach dem Zuſammenhang, fand nicht mehr die gehörige Aufmerkſamkeit, um Bruchſtücke zu verbinden, und ergab ſich endlich in das Schickſal, den Wirrwar über ſich ergehen zu laſſen. So war es der armen Euphroſyne bei den luſtigen Weibern von Windſor gegangen und merkwürdiger Weiſe wurde Richenza an dieſem Abend von einem ähnlichen Schickſal ereilt, obſchon ſie den „Macbeth“, den Tieck meiſterhaft vorlas, recht gut kannte.

Als ſie mit ihrer Mutter bei Tieck eintrat, war der Tee vorüber, der Leſetiſch wurde aufgeſtellt und in der kleinen Bewegung, die dadurch entſtand, konnte Richenza einen raſchen, ſcharfen Blick durch das ganze Zimmer werfen. Dieſer Blick fand auch ſogleich ſeinen Gegenſtand und ſenkte ſich nun zu Boden. Aber Richenza verblieb in unüberwindlicher Zerſtreuung. Sie ſetzte ſich zu ihrer Mutter, ſie wendete ihr Auge kaum von Tieck ab, ſie ſchien mit geſpannter Aufmerkſamkeit jedem Wort zu lauſchen; aber ſie hörte nichts, ſie verſtand nichts, ſie dachte auch eigentlich nichts; ſie ruhte in der Gewißheit, daß Er da ſei. Dieſer Er war ein junger auffallend ſchöner Mann, der in einem ſchwarzen Sammtrock, den die Künſtler damals häufig trugen, und mit einem zierlichen Bärtchen über der Lippe und am Kinn, dem Bilde ſehr ähnlich war, das Vandyk von ſich ſelbſt gemalt hat. Der junge Mann hielt ſich hinter einer Gruppe von Herren am anderen Ende des Zimmers in äußerſter Entfernung von Richenza, doch ſo, daß er ſie immer ſehen konnte, und durch ſeine Vorhut geſchützt, war es ihm möglich, ganz unbemerkt ſie im Auge zu behalten.

Als ſie nach der Vorleſung mit ihrer Mutter das Zimmer verließ, ſtreifte ihr Blick wieder über den jungen Mann hin; aber ſie grüßte ihn nicht und er grüßte ſie nicht. Wie Schatten glitten ſie an einander vorüber. Im Wagen ſagte Gräfin Meerhaim, indem ſie tief Atem holte, zu Richenza:

„Ach, welch ein Genuß! wie eine ungeheure tragiſche Viſion, ganz aus einem Guß, ganz ungeſtört durch jene Mangelhaftigkeit, die auf der Bühne durch die Mitwirkung ſo vieler Schauſpieler nicht zu überwinden iſt — entrollte ſich dieſe wunderbare Tragödie vor dem innern Auge. Manche Einzelheiten hatte ich zuvor nie ſo beachtet, z. B. daß die Hexen Macbeths geheimſte Gedanken — ſoll man ſagen erraten oder erwecken! und ihm den Gruß zurufen, der ſeiner ihm ſelbſt noch unklaren Seelenſtimmung entſpricht. Nein, ſo ſchön hat Tieck noch nie geleſen!“

„Ich wenigſtens habe mich noch nie ſo gut bei ihm unterhalten,“ ſagte Richenza lakoniſch.

In ihrer Wohnung angelangt, eilte Euphroſyne mit ihrem Brüderchen an der Hand der Mutter entgegen, die den Knaben zärtlich umarmte und liebkoſend ausrief:

„Mein Emanuel! ich habe Dich ja den halben Tag nicht geſehen! wo warſt Du? was haſt Du getan und getrieben?“

Und das Kind erzählte, es habe den Nachmittag im Garten geſpielt und ſpäter eine Spazierfahrt mit Euphroſyne gemacht.

„Auf dem Wege nach Loſchwitz, Mama,“ ſetzte Euphroſyne hinzu. „Und denke Dir dies Glück:

wir begegneten Urſperg, der von Pillnitz zurückkam. Freilich rollten die Wagen ſo ſchnell aneinander vorüber, daß wir uns nur im Fluge grüßen konnten; aber ich freute mich doch ſehr, daß er gerade auf dieſer Seite der Elbe ſeinen Rückweg nahm.“

„O zarte Sympathie der Seelen, die auf eine und dieſelbe ſtaubige Chauſſee führt!“ warf Richenza mit leichtem Spott hin.

„Laß Dich nur necken, Euphroſyne!“ ſagte die Mutter liebreich. „Der Weg Deines Lebens wird mit Urſperg keine ſtaubige Chauſſee ſein.“

Im harmloſen Geplauder mit ihren Kindern verbrachte Gräfin Meerhaim noch eine halbe Stunde. Dann entließ ſie dieſelben zur Nachtruhe, hüllte ſich in ihre Mantille, vergrub ſich in einen tiefen bequemen Lehnſtuhl, nahm den zweiten Teil der „Indiana“ zur Hand und legte ihn nicht eher fort, als bis ſie das letzte Wort auf der letzten Seite geleſen hatte.

Gräfin Meerheim war eine von den nicht ganz ſeltenen Frauen, die ihr Leben verträumen. Wohl hätten ihre Verhältniſſe, ihre Pflichten, ihre nichts weniger als glückliche Ehe ſie wecken können und ihr zeigen müſſen, daß ſie große Verantwortung — und gerade dieſe in's Auge zu faſſen habe. Aber ein Mangel an Energie des Charakters, der leider ſehr häufig bei Frauen iſt, hinderte ſie klar zu erkennen, und das Erkannte feſtzuhalten und in's

Werk zu ſetzen. Dieſer Mangel an Energie rührt daher, daß der Charakter — ſowohl die Fähigkeiten des Willens als des Verſtandes, deren Vereinigung den Charakter ausmacht — nicht auf und nach feſten Grundſätzen entwickelt wird. Grundſätze, die auf ewigen Geſetzen beruhen, vermögen ſogar einem von Natur ſchwachen oder durch die Sophiſtik der Leidenſchaften kränkelnden Charakter die Kraft zu geben, um die natürliche Schwäche und den Zauber der Leidenſchaft zu beſiegen, ſo daß ein Menſch, der ihrer Richtſchnur folgt, viel mehr den Anforderungen der höchſten Vernunft gemäß handelt, als ein anderer, der weit größere natürliche Gaben, aber nicht jene Geſetze hat, die mit einer göttlichen Autorität angetan ſind und deshalb ein Licht ohne Wechſel und ein Fundament ohne Wanken darbieten. Gräfin Meerhaim hatte aber, wie die Welt es nennt, „ſehr gute Grundſätze.“ Obſchon ſie ausgezeichnet ſchön und ſehr vernachläſſigt von ihrem Gemahl war, hatte doch nie ein Atom ihren makelloſen Ruf befleckt und mit größter Zärtlichkeit hing ſie an ihren Kindern und ſorgte ſie für deren Erziehung. Sie genoß die allgemeinſte Achtung und eine gewiſſe Berühmtheit als vortreffliche Gattin und Mutter. Graf Meerhaim war ein leidenſchaftlicher Jäger und Pferdeliebhaber, der von einem Wettrennen zum andern, von einer Jagdpartie zur andern in Deutſchland, ja in

Europa umherreiſte. Er hatte eine ſchöne Beſitzung in Schleſien am Fuß des Rieſengebirges; doch nur in den erſten Jahren ſeiner Ehe brachte er den Sommer dort zu. Jetzt erſchien er nur noch ganz unregelmäßig und flüchtig, meiſtens um notwendige Geſchäfte abzumachen und um Geld zu holen; zuweilen auch, um ſeine Familie zu ſehen — womit er denn aber ebenfalls Brandſchatzungsverſuche bei ſeiner Frau verband. Hätte er auf ſeinem Gut Pferde gezogen und Wettrenner trainiert: ſo wäre das ein Band zwiſchen ihm und ſeiner Heimat geweſen; — aber nein! ſeine eigentliche Paſſion beſtand in den ungeheuern Wetten, die er bei den Pferderennen einging, die ihn in eine atemloſe Spannung verſetzten und ſtets zu neuer Emotion aufſtachelten. Trat einmal eine Pauſe der Pferderennen ein, ſo übte er ſie privatim mit ſeinen Freunden und Genoſſen, oder es nahm die Jagd ihn in Anſpruch — die Gemsjagd in Tirol, die Wildſchweinsjagd in Mecklenburg, die Fuchsjagd in England, die Bärenjagd in Finnland, die Steinbocksjagd in den Pyrenäen. Es war eine ſolche Raſtloſigkeit in ihm, daß er, außer am Speiſe- oder Spieltiſch, keine Viertelſtunde auf demſelben Platz verharren konnte. Mußte er notgedrungen länger im Zimmer bleiben, ſo ging er entweder auf und ab mit der nervoſen Unruhe der wilden Tiere im Käfig — oder er ſtellte die Möbel um, räumte Bücherſchränke aus und ein, durchwühlte den Schreib- und Arbeitstiſch ſeiner Frau. Die Geſelligkeit der eleganten Welt war ihm tödlich verhaßt und nichts lieber, als das Leben im Klub, beſonders mit Nimrods und Roſſebändigern. Daß dieſer Mann keine Frau glücklich machen, kein guter Hausherr und Familienvater ſein konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Zu ſeiner Entſchuldigung läßt ſich nur das eine ſagen: er war das einzige Kind ſeiner Eltern, wurde ſehr verzogen, lernte nur gerade ſo viel, als ihm beliebte — alſo ſehr wenig — und heiratete auf den Wunſch ſeines bejahrten Vaters, der die Descendenz geſichert ſehen wollte, bei einundzwanzig Jahren das bildſchöne achtzehnjährige Mädchen, das ihm ſchon längſt heimlich beſtimmt war. In den erſten Jahren hatte er eine ziemlich lebhafte Neigung für ſeine Frau, welche aber, auf äußerem Wohlgefallen beruhend, ſchnell verflog und um ſo mehr, als das wilde gedankenloſe Treiben, dem er ſich hingab, Macht über ihn bekam und ihn ſeiner Familie entfremdete. Die Gräfin hatte Anfangs viele Tränen über ſeine Gleichgültigkeit vergoſſen; da aber auch ſie keine tiefe Neigung für ihn empfand und ebenſo wenig wie er, die Ehe im Geiſt des Chriſtentums, als einen ſeelenveredelnden, gottgeheiligten Bund auffaßte, ſo tröſtete ſie ſich allmälig — bei ihren Kindern und ihrer Romanlektüre. Die Romane waren ihr ein Erſatz für alles Glück, das ſie im Leben nicht gefunden hatte. Sie erfüllten dermaßen ihre Phantaſie, daß ſie manchen Schmerz der Wirklichkeit dadurch minder empfand. Eine große Gnade war es, daß ſie durch die Leidenſchaft, Romane zu leſen, nie auf den Gedanken kam, der ſo nahe liegt, ſelbſt einen Roman leben zu wollen. Vielleicht war es die Mutterliebe, die ihr Schutzengel gegen dieſe Gefahr wurde; aber vor einer andern blieb ſie nicht bewahrt: ihr wurde das Leben auf dem Lande und ihre Häuslichkeit verhaßt. Die Erziehung der Kinder bot ihr den willkommenen Vorwand, den größten Teil des Jahres in der Stadt zuzubringen; denn gegen Gouvernanten, die nach ihrer Meinung ſtets das Kind von der Mutter entfernten, hatte ſie eine entſchiedene Abneigung; einen Hofmeiſter oder ſonſtige Lehrer zu ſich ins Haus zu nehmen, wäre eine große Laſt geweſen, beſonders bei der häufigen Abweſenheit des Grafen. Da blieb nichts übrig, als in die Stadt zu gehen, wo jede Art von Unterricht leicht zu haben war und ein paar Sommermonate auf ihrem Gut als Vakanzen für die Kinder zu betrachten. So lebte ſie denn bald in Berlin, bald in Dresden, und zwar nie anders als im Gaſthof. Sie fand es außerordentlich angenehm, keine Haushaltung zu haben und durch keine triviale Beſchäftigungen von wichtigeren Intereſſen abgezogen zu werden. Der Kinder wegen das heimiſche, häusliche Leben zu pflegen — und um ſo mehr, als Graf Meerhaim ſchon eine ſo ſtarke Breſche darin machte: das fiel ihr gar nicht ein und ſie würde gelächelt haben zu der Behauptung, daß eine wohlgeordnete Häuslichkeit mit all ihren kleinen Sorgen und Verpflichtungen einen guten Teil der Erziehung, beſonders von Töchtern, ausmache und viel bildender ſei, als die tauſend Vorträge über Phyſik, Chemie, Aſtronomie, Architektur, Literatur ꝛc., welche damals für das weibliche Geſchlecht in Norddeutſchland an der Tagesordnung waren. Ein ungeordneter Drang nach Bildung und Wiſſen ging durch die Zeit, die matt aus Mangel an poſitivem Chriſtentum und aufgeſtachelt durch Übermaß von Kathederweisheit und unchriſtlicher Philoſophie war. Die Grundlinien von Wahrheit und Recht löſten ſich vor dieſen zerſetzenden Einflüſſen in Millionen Bruchſtücke von Wahrheiten und Rechten auf, die jeder nach ſeiner Ein- und Anſicht für ſich in Anſpruch nahm und ausbeutete. Der furchtbare Mangel an einer allgütigen, objektiven, geiſtigen Autorität trat in kraſſeſter Weiſe zu Tage, indem ſich jeder ſeinen Apoſtel der Offenbarung wählte. Das war für den einen — Hegel; für den andern — Göthe; für den dritten — Schleiermacher; für den vierten — das auftauchende Jung-Deutſchland; für den fünften — das Haupt irgend eines pietiſtiſchen Conventikels; für den ſechſten — irgend ein Chef des Rationalismus; für den ſiebenten — Heine, Börne und Konſorten; — und ſo ging das fort ins Unglaubliche. Jeder ſtellte ſeinen Mann, ſeinen Götzen als den unfehlbaren Apoſtel einer Offenbarung hin und jeder bemühte ſich ganz kindlich, die Ausſprüche, Lehren und Behauptungen ſeines Apoſtels als Orakelſprüche einer höheren Weisheit aufzunehmen. Es war, als ob jeder fühle, daß ein Prozeß des Zerfallens durch die Welt gehe, und daß man geſchwind eine Hand voll Atome an ſich reißen müſſe, um etwas zu haben, das ſo ausſehe wie feſter Boden. Wer in den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts jung war und eine nach Wahrheit dürſtende Seele hatte, der wird wohl wiſſen, welche Erdbeben er innerlich durchgemacht hat.

Gräfin Meerhaim's älteſte Töchter waren erzogen und in die Welt getreten; zwei jüngere waren früh geſtorben; ihr einziger Sohn war ein fünfjähriges Kind. Ihn bedrohte das Schickſal ſeines Vaters, ſtatt erzogen — verzogen zu werden. Dennoch, trotz all ihrer Zärtlichkeit, vergaß Gräfin Meerhaim Sohn und Töchter zeitweiſe bei ihren Romanen und die Aufregungen, die ihr Mann äußerlich in dem Tumult ſeines wilden Lebens fand, genoß ſie innerlich mit großem Behagen in ihrer feinen eleganten Sphäre. Mit größter Befriedigung ſah ſie in Richenza die glänzendſten Gaben der Natur an der Sonne der Erziehung ſich entfalten, als ſie dieſelbe in die Welt führte. Richenza war eine ſtrahlende Erſcheinung, voll Schönheit und beſiegendem Liebreiz und dabei ſo begabt mit Geiſt und Talent, als ob ſie häßlich geweſen wäre. Ihre Erſcheinung machte Epoche in Berlin. Es konnte nicht fehlen, daß ſie die junge Männerwelt elektriſierte, umſo mehr, da man wußte, daß Gräfin Meerhaim ein bedeutendes Vermögen beſaß, welches ſie mit unerſchütterlicher Ruhe gegen alle Eingriffe ihres Gemahls für ihre Kinder verteidigte. Der junge Mann, der am entſchiedenſten ſeine Huldigung vor Richenza niederlegte und vor dem ſich alle übrigen zurückzogen, war ein Prinz aus einem regierenden Hauſe. Gräfin Meerhaim hatte durchaus kein Verlangen, ihre Töchter früh zu verheiraten und den herzlichſten Wunſch, daß beide der Neigung ihres Herzens bei der Wahl eines Gatten folgen möchten; aber ſie ſetzte zugleich immer voraus, daß es eine hinſichtlich des Standes und Vermögens paſſende Partie ſein müſſe. Bei dieſem jungen Mann konnte von einer ehelichen Verbindung nur in morganatiſcher Weiſe, wenn überhaupt! die Rede ſein. Hingegen konnte ſeine Huldigung ihrer Tochter Nachteil bringen, wenn ſich ſein Name an ihren Eintritt in die Welt knüpfte. Sie trat alſo mit einer Entſchiedenheit, die ihr nur in den allerwichtigſten Momenten zu Gebot ſtand, dieſem ſich anſpinnenden Verhältnis entgegen und kaum war der Karneval zu Ende — ſo daß ihre Abreiſe nichts Auffallendes hatte — reiſte ſie mindeſtens zwei Monate früher ab, als es ihr Plan geweſen war. Richenza war in Verzweiflung. Mochte Gräfin Meerhaim noch ſo ſtolz auf die Früchte ihrer guten Erziehung ſein, ſo blieb es dennoch wahr, daß Richenza dem Herzen und Charakter nach ſo gut wie keine Erziehung erhalten hatte. Auf die Entwicklung ihrer geiſtigen Anlagen war alle Sorgfalt verwendet; ſie konnte und wußte jetzt eine Menge Dinge, die ein reiches Maß von Fähigkeiten, viel Fleiß und viel Beharrlichkeit verrieten. Aber weil die Bildung ihres Charakters nicht mit der ihres Geiſtes Schritt gehalten hatte, weil überhaupt dieſe ganze Bildung nur eine äußerliche war: ſo lag ihr Gemüt wie ein unbebautes Feld unter dieſem künſtlichen Blumenflor — und bei dem erſten Anſtoß brach eine ſo heftige Leidenſchaftlichkeit aus ihrem tiefſten Weſen hervor, eine ſo unbezähmte, ſtolze, trotzige Selbſtſucht, daß Gräfin Meerhaim faſt davor zitterte. Denn mit welchen Mitteln ſollte ſie dieſe ungeregelten Anſprüche an Glück, an ſelbſtgewähltes und ſelbſtgeſchaffenes, bekämpfen? Der heiligende Einfluß des Evangeliums und der daraus entſpringenden Moral ſtand ihr nicht zu Gebot; ſie bewegte ſich im flachſten Rationalismus. Daher fiel ihr nichts beſſeres ein, als vorderhand, da Richenza jetzt nicht zugänglich für Eheſtandsgedanken ſein würde, deren unglückliche Neigung durch eine edle Leidenſchaft, wie Gräfin Meerhaim es nannte, zu überwinden. Richenza hatte gewiß nur eine ſehr geringe Herzensneigung für den jungen Prinzen; allein die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, welche in dieſem Verhältnis lagen, gaben zugleich ihrer Phantaſie und ihrer Eitelkeit reiche Nahrung. Ihr gefiel alles Ungewöhnliche, Überraſchende, ſie hatte Freude an Kampf, Widerſtand und mühſam errungene Siege. Ihr junger, erfahrungsloſer Kopf malte ſich auch Leid und Trübſal als den gedämpften Roſenſchimmer der anderen Seite des Glückes vor. Eine morganatiſche Ehe, welche ſie an die Stufen eines Thrones ſtellte, hätte den höchſten Reiz für ſie gehabt, und ſie war feſt überzeugt, daß es zu einer ſolchen Verbindung gekommen wäre. Daher betrachtete ſie die Mutter als die Zerſtörerin ihres Glückes und nahm ſich feſt vor, wenn es ſich je wieder um Glück handeln ſolle, anders zu Werk zu gehen, um zu demſelben zu gelangen. Einſtweilen ging ſie auf den Gedanken der Mutter ein, ſich ganz der Kunſt zu widmen und zwiſchen deren idealen Gebilden die unvollkommene Wirklichkeit zu vergeſſen.

Gräfin Meerhaim hatte ſich am Schluß jenes verhängnisvollen Karnevals nach Dresden begeben und Richenza, die ſehr viel Talent für bildende Kunſt hatte, warf ſich mit ihrem gewohnten feurigen Eifer, der immer in ihr erwachte, wenn es ein anſprechendes Ziel zu erreichen galt, auf die Ölmalerei. Sie machte enorme Fortſchritte, und weil ſie ſie machte, ſo fand ſie zugleich Sporn und Befriedigung darin. Den nächſten Winter wurde auch Euphroſyne in die Welt geführt und Gräfin Meerhaim hatte all ihre Überredungskunſt nötig, um Richenza zu bewegen, ſich nicht von der Geſellſchaft auszuſchließen. Sie betrachtete die Kunſt nur als den momentanen Blitzableiter für die jugendliche Unruhe eines heißen Herzens; Richenza ſchien daraus die Leuchte ihres Lebens machen zu wollen: — das durfte nicht ſein! das wäre eine Verkümmerung dieſer ſchönen Exiſtenz geweſen. Richenza ging alſo in die Geſellſchaft und fand auch nach und nach Wohlgefallen daran, weil ſie, obgleich ſie ſtets eine gewiſſe abwehrende Haltung annahm, doch ſehr bewundert wurde und überall eine der erſten unter den Gefeierten des Tages war. Der Weihrauch umnebelte aber nur ihre eine Richtung: ihr ſtolzes Selbſtgefühl ließ ſich auf ſeinen Wolken zu einer maßloſen Höhe emportragen, während andererſeits ihr Verſtand nicht gefangen wurde, ſondern mit ſcharfem kritiſchen Blick das ganze Treiben der eleganten Geſellſchaft muſterte

— und verurteilte. Scheinfreuden, Scheinglück, Scheinglanz, Scheintugend, lächelnde Bosheit, heimlicher Neid lagen hinter den ſchimmernden Dekorationen von Flitter und Flor, von Kerzen und Blumenkränzen. Und da hinein ſoll auch ich? darin ſoll auch ich meine Befriedigung finden? fragte ſie ſich ſelbſt; — zwiſchen dieſen Puppen, die von der Convenienz, wie Marionetten am Schnürchen, gelenkt werden und die nichts Höheres kennen, als im Salon anderen Puppen den Kopf zu verdrehen — da ſoll auch mein Platz ſein? — Nimmermehr! . . . Mein Vater hat wohl recht, ſich von dieſem faden Tumult fern zu halten. Freilich hat er darin Unrecht, daß er einen brutalen Tumult ſtatt deſſen gewählt hat! Ich werde mich nimmermehr in dieſe niedrigen Kreiſe begeben. Das höchſte Recht des Menſchen, des denkenden Weſens, iſt ſeine Selbſtbeſtimmung — und meiner Eigentümlichkeit, meinen Bedürfniſſen, meinen Forderungen gemäß muß ſich mein Leben geſtalten. In meinem Herzen iſt ein Schwung, der über dieſe Alltagswelt hinausgeht. — — Darin hatte ſie Recht. Aber ſie vergaß nur, daß nicht Phantaſie und Leidenſchaft ſich dieſen Schwung dienſtbar machen dürfen, und daß er nur dann zu einem hohen Ziele führt, wenn ein Wille ihn regelt und lenkt, der die himmliſche und ewige Beſtimmung des Menſchen ins Auge faßt. Je kälter Richenza nach außen wurde, deſto mehr Glut ſchloß ſie in ihrem Innern ein und ſchweigend oder nur von Dingen redend, die nichts von ihrem Weſen offenbarten, ſtand ſie da wie eine ſchöne Sphynx, welche das Wort für das Rätſel ihres eigenen Lebens nicht zu finden verſtand.

Der vollkommenſte Gegenſatz zu der ernſten verſchloſſenen Richenza war die heitere, harmloſe, offenherzige Euphroſyne, die in kindlicher Unbefangenheit mit allem zufrieden war, überall ſich unterhielt, an allen Menſchen und allen Dingen zuerſt die gute Seite ſah und eine minder reich, aber viel glücklicher begabte Natur als Richenza war. Bei den Naturanlagen blieb denn auch freilich ihre Entwicklung ſtehen. Die geringeren harmoniſchen Gaben der einen ſowohl, als die großartigeren, chaotiſchen der anderen, blieben unter Gräfin Meerhaims Hand durchaus auf dem Standpunkt der natürlichen Anlagen, denn vor lauter Bemühungen, ihre Töchter aufs vortrefflichſte zu bilden, kam es ihr nie in den Sinn, chriſtliche Tugenden in ihnen zu entwickeln. Sie wähnte, ihr gutes Beiſpiel ſei hinreichend, um ihr die Kinder moraliſch gut zu machen; das ſei die Hauptſache; mit ſeinen Fehlern habe dann jeder zu kämpfen.

Es war ein junger Mann in der Geſellſchaft, deſſen ganzes Herz durch Euphroſynens Liebenswürdigkeit gefeſſelt wurde. Er hieß Bernhard von

Urſperg. Er war zu Hauſe in den freundlichen Tälern des Schwarzwaldes, die teils von Felſen und Nadelholz, teils von Rebenhügeln und laubreichen Bergen eingerahmt, von Wieſen und Obſtbaumhainen ausgefüllt, von kleinen munteren Flüſſen belebt ſind. Wer kennt nicht das berühmteſte Exemplar derſelben, das Tal von Baden-Baden? Trotz aller Entſtellung, welcher Luxus, Mode, Reiſeſucht und Spielwut ſeiner urſprünglichen Phyſiognomie beigebracht haben, bleibt dennoch deſſen Naturſcenerie unſäglich anmutig. Dieſem ſüdweſtlichſten Winkel Deutſchlands, zwiſchen Neckar, Rhein und Bodenſee — dem alten Alemannien — deſſen geiſtiger Mittelpunkt der herrliche Münſter in Freiburg bildet, iſt der deutſche Charakter in ſeiner liebenswürdigſten Erſcheinung aufgeprägt und er trägt einen Stempel von Romantik, von Gemüt, von ernſter Kraft, von gefriedeter Ruhe, wie kaum anderswo in Deutſchland. In der Gegend war Urſperg zu Hauſe und nur vorübergehend in Norddeutſchland, da er ſeit einigen Jahren in der Diplomatie war, jedoch ohne die Abſicht, eine Carriere machen zu wollen. Sein Sinn, ſeine Neigung ſtand nach dem Landleben; — aber nicht, wie bei ſo manchen, aus Trägheit, aus Mangel an Bildung und Wiſſen, aus Gleichgültigkeit gegen die großen und allgemeinen Intereſſen, ſondern weil er fand, daß die richtigſte Stellung und die einflußreichſte Wirkſamkeit für den Edelmann auf ſeinem Grundbeſitz ſei. Urſperg bewarb ſich um Euphroſyne. Gräfin Meerhaim war ganz damit einverſtanden und freute ſich ſehr, als Euphroſyne die Mitteilung der Mutter mit einem entſchiedenen:

„Der — oder keiner!“ beantwortete.

„Baron Urſperg ſchreibt ferner, er ſei Katholik,“ ſagte Gräfin Meerhaim.

„Das tut ja nichts, Mama!“ rief Euphroſyne. „Der gute König und die liebenswürdige Königin ſind auch Katholiken!“

„Und er müſſe, als Haupt der Familie, dafür einſtehen,“ fuhr Gräfin Meerhaim fort, „daß ſie auch katholiſch bleibe.“

„O Mama!“ rief Euphroſyne mit unvergleichlicher Naivetät, „Du weißt, wie gern ich in die katholiſche Kirche gehe!“

„So wollen wir denn unſer Jawort an Urſperg geben?“ fragte lächelnd die Gräfin.

„Wenn Du geſinnt biſt wie ich, Mama — ja! Dem — oder keinem.“

„Werde glücklich!“ ſagte Richenza bewegt, als Euphroſyne ihr dies frohe Ereignis mitteilte.

Urſperg bat die Gräfin dringend, ihn nicht von ſeiner Braut zu trennen und ihren Sommeraufenthalt in Schleſien für dieſes Jahr aufzugeben. Richenza bat ebenfalls dringend darum. Ihr Lehrer fand es zur höchſten Ausbildung ihres Talentes durchaus notwendig, daß ſie fortan in der Gemäldegallerie ihre Studien mache und einige Meiſterwerke kopiere, bevor ſie ſich in der eigenen Kompoſition verſuche. Am erſten Mai wurde die Gallerie ſowohl für die copierenden und ſtudierenden Maler, als für den allgemeinen Beſuch auf ſechs Monate geöffnet. Richenza bat die Mutter, keine Unterbrechung ihrer Malerſtudien eintreten zu laſſen — und Gräfin Meerhaim erfüllte mit Freuden die Wünſche ihrer Kinder und blieb vor wie nach in der „Stadt Wien".

Richenza verbrachte ihre Tage fortan in der Gemäldegallerie, wo ihre Erſcheinung unter den dort in großer Zahl arbeitenden Künſtlern ein ungeheures Aufſehen machte. Wer war dies wunderſchöne Mädchen, das täglich im eleganten Wagen mit einem Livreediener ankam und abgeholt wurde; neben deren Staffelei ſich die blaubebrillte Duenna mit klafterlanger Straminarbeit niederließ; die ſo manchen Beſuch bei ihrer Arbeit empfing und ſich ſo gar nicht dadurch ſtören ließ; um die zuweilen ein ganzer Kreis von Fremden ſchweigend ſtand und ſie bewunderte. War ſie eine zweite Angelica Kaufmann, von der man ſagte, „ein Engel habe ihr den Namen, die Geſtalt und den Pinſel gegeben"? War ſie eine Griechin, die Deutſchlands Kunſt ſtudieren und nach Hellas zurückbringen ſollte? War ſie eine ſpaniſche Infantin im Inkognito? — Etwas Extraordinäres mußte ſie ſein! und als man ſchnell genug erkundſchaftet hatte, wer ſie ſei und daß ſie auf der ſozialen Leiter keine Stufe neben einem Throne einnehme, blieb doch immer der Zauber ihrer herrlichen Erſcheinung und der Ernſt, womit ſie die Kunſt behandelte, etwas höchſt Seltenes. Ihr Lehrer gab ihr das liebliche Gemälde von Vandyk, „die Söhne Rubens," zu copieren. Dann und wann erſchien er in der Gallerie, gab ihr einige Ratſchläge, lobte, tadelte; im übrigen verhielt ſich Richenza gerade ſo, wie alle anderen Maler in der Gallerie: ſie ſaß an ihrem beſonderen Fenſter, hatte ihre beiden Staffeleien — die eine mit dem Originalgemälde, die andere mit ihrer Copie — vor ſich; zur Linken ein kleines Tabouret mit allerhand Gerätſchaften; zur Rechten, etwas rückwärts, Madame Lambert mit ihrer Straminſtickerei. Madame Lambert war eine Emigrierte der erſten franzöſiſchen Revolution, Kammerfrau einer alten Herzogin, die in Karlsbad in ihren Armen ſtarb. Dort nahm die Mutter von Gräfin Meerhaim ſie auf und machte ſie zur Wärterin ihrer kleinen Kinder und als dieſe heranwuchſen, zur Aufſeherin ihres Hausweſens. Da Gräfin Meerhaim bei ihrer Verheiratung ſehr jung, unerfahren und unpraktiſch war, ſo gab die Mutter ihr Madame Lambert mit, welche nun wieder die Aufſicht über Richenza und deren Geſchwiſter von der Wiege an erhielt und auch jetzt durch Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Hingebung ganz an ihrem Platz war. Aber was ſie nicht hatte, konnte ſie nicht geben! ſie ſtand mit ihrer Aufmerkſamkeit auf dem Standpunkt einer guten Kammerfrau, war muſterhaft für die phyſiſche Pflege und Erziehung der Kinder, auch geſchickt, um ihnen das Alphabet und das Einmaleins, kleine Lieder und muntere Spiele beizubringen; doch weiter gingen ihre Fähigkeiten nicht und über dieſen Umkreis hinaus nahm ſie nichts wahr und hatte ſie kein Urteil. Gräfin Meerhaim ſetzte nicht bloß ein unbedingtes Vertrauen in ihre gute Lambert, ſondern fand es auch unausſprechlich bequem, es zu können, verſicherte, daß ſie ihre Töchter weit ſicherer in deren Obhut, als bei einer hochgebildeten Gouvernante wiſſe, und machte auch wirklich Madame Lambert ſtets zu Richenzas und Euphroſynens Begleiterin, wenn ſie ſelbſt dies nicht ſein konnte oder mochte. So ſaß ſie denn mit ihrer Tapiſſerie auf der Gemäldegallerie neben Richenza, ſtickte eifrigſt die Fußkiſſen, die Teppiche, welche Gräfin Meerhaim an Wohltätigkeitslotterien ſchenkte, ſchob manchmal ihre blaue Brille auf die Stirn hinauf, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie in der Farbenwahl nicht irre — und Richenza war ſo gut wie allein.

Richenzas Fenſter war das letzte in der Reihe;

die Gallerie machte dort einen Winkel und ging in einen anderen Flügel über. Im vorletzten Fenſter, alſo hinter ihr, wurde ebenfalls ein Vandyk'ſches Bild, Carl I. von England, copiert. Die Größe des Bildes machte ein Gerüſt notwendig, auf dem der Maler bei ſeiner Arbeit ſtand. Von dieſer kleinen Warte blickte er auf Richenza herab. Freilich ſah er ſie nur im halben Profil, weil beide ihre Staffelei nach dem günſtigen Lichte zu ſtellen hatten; aber er ſah ſie doch und ſie ſah ihn. Wenn ihr Profeſſor ſie beſuchte, ſo ermangelte er nie, ſich längere Zeit mit ihrem Nachbar zu unterhalten, aber nicht wie mit einem Schüler, ſondern verbindlich und anerkennend. Einmal hatte er auf Richenzas Bild die trockene, dürftige Carnation der Hände getadelt und hinzugeſetzt, wenn ſie ſich überzeugen wolle, daß Vandyks Farbenton ſehr gut zu treffen ſei, ſo möge ſie nur einmal das Bild ihres Nachbars betrachten. Richenza folgte dem Wink des Profeſſors, ſtand auf und ging ſchüchtern mit ihm nach dem anderen Fenſter, wo der junge Maler bereitwillig von ſeinem Gerüſt herabſtieg, um ihr Platz zu machen, als ſie mit beklommener Stimme fragte:

„Darf ich von Ihnen lernen?“

Sie ſagte nichts weiter, aber ſie hörte auf das, was er mit ihrem Profeſſor ſprach — und als ſie ihn ſchweigend grüßte und wieder zu ihrer Arbeit ging, da wußte ſie, daß er ein Belgier, aus Gallait's und de Bièfves großer Schule ſei und im Auftrag einer Brüſſeler Kunſthandlung in Dresden male. Seitdem grüßte ſie ihn immer, wenn ſie an ihm vorüber ging. Aber nur auf der Gallerie! Er war ihr begegnet, einmal auf der Terraſſe, einmal im großen Garten, wo ſie mit der Mutter, der Schweſter und Urſperg ſpazieren ging — und beide Male hatte ſie auf die andere Seite geblickt. Sie wollte ihn alſo nicht bemerken. Aber um ihm zu zeigen, daß ſie Gründe dafür habe, grüßte ſie ihn am andern Morgen um ſo freundlicher auf der Gallerie. Ihre Gründe waren die: ihre Phantaſie erträumte ſich einen Roman mit dieſem wunderbar intereſſanten Vandyk — wie ſie ihn bei ſich ſelbſt nannte — und wollte durchaus nicht durch einen Anprall an die Wirklichkeit denſelben der Zerſtörung Preis geben. Sie malte ſich ein unausſprechlich idealiſches Leben an der Seite eines ſolchen Künſtlers aus: ihr gemeinſames Streben, um Offenbarung der ewigen Schönheit feſtzuhalten und wiederzugeben; ihr feuriger Wetteifer auf der Bahn des Ruhms; den wonnevollen Triumph, eines Mannes Namen zu tragen, der in den Annalen der Kunſtgeſchichte glänze; das ſelige Los einer Frau, die das öde, langweilige Salonleben aufgebe, um die geniale Exiſtenz eines ſolchen Mannes zu teilen und zu verſchönern, das frohlockende Opfer von Rang und Stand, welches für ein ſolches Glück zu bringen ſei. Solche Gedanken und Bilder umflochten wie wilde Ranken, die im Frühling aus dem treibenden Erdboden aufſprießen, ein unbewachtes, unbeſchirmtes, ungelichtetes Herz, das in der Jugend ſo leicht ein Chaos von unverſtandenen, ſtürmiſchen Beſtrebungen und Regungen iſt. Hätte ſich Richenza vertrauensvoll und aufrichtig hierüber ausgeſprochen, ſo wären ihre phantaſtiſchen Träumereien vielleicht ſchon dadurch entſchwunden, daß ſie ihnen beſtimmte Worte gab; und wenn das nicht, ſo hätte kluger Rat, Erfahrung und Überlegung ihr Licht und Schutz gegen die Macht der Finſternis gewährt. Aber ſie war ein verſchloſſener Charakter und wurde es noch mehr, weil ſie ſich von ihrer Mutter nicht verſtanden ſah. Deshalb hielt ſie dieſelbe für ganz unfähig, auf ihre Eigentümlichkeit einzugehen und ſich ſelbſt für berechtigt, ſich eine Zukunft nach eigenem Ermeſſen zu geſtalten. An ihren Vater dachte ſie noch viel weniger! hatte er ſich doch nie um Erziehung und Wohlfahrt ſeiner Kinder bekümmert! Eben war er auf dem Wege nach Berlin zu den Pferderennen, acht Tage in Dresden geweſen, um Urſperg kennen zu lernen — und dann auf Monate wieder zu verſchwinden. Richenza fühlte ſich unausſprechlich einſam und deshalb lebte ſie ſich immer tiefer, immer beſinnungsloſer mit den Gebilden ihrer Phantaſie ein, deren Mittelpunkt ein junger unbekannter Menſch war, der intereſſant ausſah und gut malte.

Eines Abends war ſie mit ihrer Mutter und dem kleinen Emanuel im Plauenſchen Grund ſpazieren gefahren, ohne Diener, weil Euphroſyne, von heftigem Kopfweh gequält, ihn fortgeſchickt hatte, um Orangenblütwaſſer zu holen. Vor einem berauſchten Fuhrmann, deſſen Geſpann mit ihm durchging, wurden Gräfin Meerhaims Pferde ſcheu, nahmen Reißaus, ſchlugen über die Stränge, drängten den Wagen an den Chauſſeegraben. Er wäre umgeſtürzt, wenn nicht eine kräftige Hand den Pferden in die Zügel gefallen wäre, ſie zum Stillſtand gebracht und die Stränge wieder geordnet hätte. Auf den Angſtruf der Gräfin, ſie wolle ausſteigen und zu Fuß nach Hauſe zurückkehren, trat ein junger Mann an den Wagenſchlag, verſicherte, das ſei unnötig und alle Gefahr vorüber, grüßte ehrerbietig und ſetzte ſeinen Weg nach der Villa Graſſi fort. Wie vom Blitz getroffen ſaß Richenza bei dieſem unerwarteten Auftreten des ſchönen Unbekannten da. Aber ſie verriet ſich durch keinen Laut, keine Miene. Sie hielt es für ausgemacht, daß er ihnen Allen das Leben gerettet habe. Wie ſollte ſie ihm ihren Dank ausſprechen! aber ſo, daß es ein Geheimnis zwiſchen ihm und ihr bleibe! Sie ſann die halbe Nacht vergebens darüber nach. Als ſie am andern Morgen in der Gemäldegallerie zu ihrem Platz ging, war er nicht auf dem ſeinigen. Ihr war zu Mut, als falle ihr Herz in einen bodenloſen Abgrund und zitternd ſank ſie auf ihren Sitz vor der Staffelei. Da fiel ihr Blick auf ein zerknittertes, graues Stück Papier, das ganz unſcheinbar zwiſchen ihrem Malapparat ſteckte und das ſie geſtern Abend nicht dahin gelegt hatte. Während ſie zwiſchen ihren Gerätſchaften kramte, glättete ſie das Papier und las, was mit Bleiſtift in franzöſiſcher Sprache darauf geſchrieben war: „Wie glücklich iſt der, welcher der Herrin dienen darf. Wüßte er nur, wohin allabendlich ihre Wege gehen.“ — Das fragt er, um mich außerhalb der Gallerie zu ſehen, ſprach Richenza zu ſich ſelbſt, denn ein ſo glückliches Ereignis, wie das geſtrige, kommt einmal vor und nimmer wieder. Da nahten Schritte dem Nachbarfenſter. Er war es! Er beſtieg ſein Gerüſt. Richenza wendete ſich flüchtig nach ihm um und ihr Blick winkte ihm eine Genehmigung ſeines Wunſches zu. Sie verließ wie gewöhnlich ein paar Augenblicke vor ihm die Gallerie. Da eilte er, ein roſenfarbenes Bonbonpapier aufzunehmen, das neben ihrem Stuhle lag. Mit verſchnörkelten Pinſelſtrichen ſtand darauf: „Konzert im großen Garten.“ Auf dieſe Weiſe erfuhr der junge Mann täglich den Ort, wo er, wenn auch nur aus der Ferne, Richenza ſehen konnte. Das eigentliche Geſellſchaftsleben, das in allen großen Städten mit dem Eintritt der guten Jahreszeit aufhört, hatte ſich bereits aus den Salons zurückgezogen und ſie verödet; da ſich aber gerade im Sommer ſehr viel Fremde in Dresden befanden, teils durchreiſend, teils im längeren Aufenthalt: ſo fehlte es nie an eleganter Welt, die aber mit der gewiſſen Ungezwungenheit der Reiſenden lebte. Es war durchaus nicht gegen den guten Ton, die öffentlichen Konzerte zu beſuchen, die an gewiſſen Tagen jeder Woche auf der Elbterraſſe, im großen Garten und in Findlaters Weinberg im Freien ſtattfanden und ſich dort an kleinen Tiſchen für kürzere oder längere Zeit niederzulaſſen. Sie erſetzten überreichlich den Salon, denn man hörte und ſah, man wurde geſehen und man hatte überdas die lieblichſten Naturbilder und freie Bewegung in friſcher Luft. Außerdem gibt es in Dresdens nächſter Umgebung eine Menge reizender Punkte, die zu kleinen Ausflügen locken und auf denen ſich immer Menſchen einfinden. In der Oper endlich, damals wohl die beſte in Deutſchland, war es immer — Dank dem alten engen Hauſe — gedrückt voll; — und ſo konnte der Unbekannte es möglich machen, ohne im Geringſten aufzufallen, der Anweiſung zu folgen, die Richenza ihm fortan gab. Als ſie einmal auf ihr gewöhnliches Bonbonpapier mit einer Stecknadel „Tieck“ bezeichnet hatte, war ihr Vandyk, wie ſie ihn in ihrem Sinn nannte, nicht dort; aber er ſorgte dafür, daß es zum zweiten Mal nicht umſonſt geſchehe, ließ ſich bei Tieck einführen, was für jeden anſtändigen Menſchen ſehr leicht war; und als Richenza nach einigen Wochen abermals die Loſung „Tieck“ gab — fand ſie richtig ihren Vandyk in der Vorleſung des Macbeth.

Der junge Mann war bezaubert von Richenza's blendender und reizender Erſcheinung, bezaubert auch durch den Eindruck, den er auf ſie machte. Die Empfänglichkeit für Schönheit, welche eng mit dem Kunſtſinn verbunden iſt, und in ſtraffen Zügeln gehalten werden muß, um auf richtigen Bahnen zu bleiben, wurde für ihn zur Tyrannin, deren Feſſeln er ſich entgegen drängte. Er ſchrieb ein paar Seiten im höchſten Pathos über das ungeahnte namenloſe Glück der Sympathie — in der Kunſt, und verſteckte das Blatt dort, wo Richenza das erſte gefunden hatte und auch dieſes fand. Es war zu lang, um es auf der Stelle zu leſen. Sie nahm es mit. Als ſie am Nachmittag wieder kam, lag in ihrem Auge ein Ja, das er nur zu gut verſtand. Sie ſchrieb ihm nicht; aber er ſchrieb wieder und wieder — und ſie nahm es an. Immer feſter ließ ſie ſich von einem Netz umſpinnen, in welchem ſie gefangen zu werden wünſchte.

Der Sommer war vorüber. „Karl I. von England" war vollendet. Der junge Künſtler wollte es nach Brüſſel ſchicken und dann ſelbſt abreiſen — „mit gebrochenem Herzen," wie er an Richenza ſchrieb und wie es ihm auch ſchien. Da kritzelte ſie die zwei Worte: „Nicht allein!" und ließ ſie ihm zu Füßen fallen. Der entſcheidende Schritt war geſchehen. Richenza entwarf einen Plan, den ſie ſchriftlich ihrem jungen Vandyk mitteilte. Fortan erſchien er nur flüchtig in der Gemäldegallerie.

Zu nächſter Zeit ſollte Euphroſynens Vermählung ſtattfinden. Urſperg war auf drei Wochen nach ſeiner Heimat gereiſt, um Vorkehrungen zur Heimführung der Braut zu machen. Gräfin Meerhaim wollte auf ein paar Tage nach Leipzig gehen, um die letzten Einkäufe für Euphroſynens Ausſtattung zu machen: — damals war Leipzig der Sammelplatz der Pariſer Modenſendungen, die ſich von dort aus über Norddeutſchland ergoſſen und deshalb war eine Reiſe nach Leipzig äußerſt anziehend für Damen. Eine Reiſe war es, denn erſt mit dem Jahr 1835 begann Deutſchland ſich aus der verſchollenen Epoche zu erheben, die man voreiſenbahniſch nennen muß — wie man ja von einer noch früheren vorſündflutlich ſagt. Im Jahr des Heils 1835 wurde die erſte deutſche Eiſenbahn eröffnet und zwar in Bayern zwiſchen Nürnberg und Fürth. Aber es währte noch ein paar Jahre, bis man anderwärts dieſem Beiſpiel folgte. Von Dresden nach Leipzig fuhr man im eigenen Wagen mit Extrapoſt auf einer ſehr guten Chauſſee äußerſt bequem in einem Tage, wobei man weder früh aufzuſtehen, noch das Frühſtück in fliegender Haſt zu verzehren brauchte. Der Wagen, der Poſtillon, die Pferde — alles wartete. Man war Herr der Reiſe. Jetzt iſt man ihr Sklav.

Richenza bat um Erlaubnis, daheim zu bleiben, da es ſich ja nur um eine Expedition in Modemagazine handle, die ihr kein Vergnügen mache. Das wußte Gräfin Meerhaim: Richenza durfte mit Emanuel in Obhut der treuen Lambert bleiben. Gleich am erſten Vormittag bewog Richenza Madame Lambert, ſie nicht in die Gallerie zu begleiten, ſondern Emanuel zu hüten, der trotz eines heftigen Huſtens und trotz des Regens durchaus den Garten der „Stadt Wien“ wie gewöhnlich zum Tummelplatz ſeiner Spiele machen wollte. Madame Lambert ſah ein, daß ſie viel notwendiger Emanuel als Richenza zu bewachen habe — und Richenza war allein in der Gallerie. Da ſprach ſie zum erſtenmal mit dem jungen Manne und erfuhr, daß er ſich William Saint-Clair nenne. Sie war wie jemand, der entſchieden iſt, mit geſchloſſenen Augen den Todesſprung in die Tiefe zu tun. Aber dieſe Tiefe — nannte ſie ihr Glück. Am zweiten Morgen hatte Emanuel ein leichtes Schnupfenfieber, ſo daß in der Tat Madame Lambert ihn nicht verlaſſen konnte und Richenza fuhr abermals allein nach der Gemäldegallerie. Der Wagen, der ſie um Mittag abholen ſollte, kam leer zurück und der Diener brachte ein Billet von Richenza an Madame Lambert, in welchem mit Bleiſtift geſchrieben ſtand: „Warte nicht auf mich, gute Lambert. Die Tante nimmt mich mit nach Tharand.“ — Madame Lambert war vollkommen ruhig: Richenza war alſo mit einer Couſine von Gräfin Meerhaim nach Tharand gefahren! Als es acht Uhr Abends tief dunkel wurde und ein heftiges Unwetter ausbrach, Richenza aber nicht heimkehrte, wurde Madame Lambert freilich beſorgt; doch zum Glück traf ein Brief von Richenza an ihre Mutter ein. Madame Lambert dachte, es wäre wohl vernünftiger geweſen, wenn Richenza ihr geſchrieben hätte; denn jetzt mußte der Brief mindeſtens bis zum nächſten Abend uneröffnet auf Gräfin Meerhaim warten. Doch was war zu machen! Madame Lambert begab ſich zur Ruhe und ſchlief den Schlaf der Gerechten.

Am nächſten Morgen ſchickte ſie in aller Frühe den Diener in die Wohnung von Richenza's Tante mit der Frage, ob vielleicht die Damen die Nacht in Tharand geblieben wären. Er kam zurück mit der Antwort: das wiſſe man nicht, da die Chanoineſſe von Dresden abgereiſt ſei und erſt nächſten Sommer wiederkomme; ihre erſte Station ſei allerdings Tharand geweſen. Der Diener ſetzte hinzu:

„In der Wohnung der Chanoineſſe ſtanden Tür und Fenſter auf und die Hausleute richteten alles her, weil morgen andere Herrſchaften einziehen.“

So war denn keine Hoffnung! Die Chanoineſſe war fort — und über Tharand hinaus. Aber wo war Richenza? Gräßliche Angſt überfiel die unglückliche Madame Lambert. Zwanzigmal ſtand ſie auf dem Punkt, den Brief zu öffnen, um ſich Gewißheit zu verſchaffen. Doch ſie wagte nicht, der Gräfin vorzugreifen und geheime Furcht vor dem Inhalt des Briefes ließ überdies eine Handlung nicht zu, welche durch die beſonderen Umſtände wohl zu entſchuldigen geweſen wäre. Bald mit hochklopfendem und bald mit verzagendem Herzen hielt ſie Nachſuchung unter Richenza's Sachen und fand zu ihrem grenzenloſeſten Entſetzen, daß ein gewiſſer großer Mantel fehlte, den Richenza im vorigen Winter getragen hatte und ein Käſtchen von grünem Saffian. In demſelben befand ſich ein vollſtändiger koſtbarer Schmuck von Amethyſten mit Diamanten eingefaßt, den Richenza vor einigen Jahren von ihrer verſtorbenen Großmutter geerbt hatte, mit der Beſtimmung, ihn an ihrem Hochzeitstage zu tragen. Und dieſer Schmuck fehlte jetzt!! Madame Lambert war einer Ohnmacht nahe. So verging der Tag. Der

Abend kam; mit ihm die Gräſin und Euphroſyne. Ganz betäubt vor Seelenangſt reichte Madame Lambert der Gräſin Richenza's Brief und ohne die Handſchrift zu betrachten, ahnungslos, daß er von ihrer Tochter ſei, erbrach ihn die Gräſin und las:

„Geliebte Mutter, um Dir und mir ſchwere Kämpfe und bittere Stunden zu ſparen, ſolge ich diesmal, nach reiflicher Überlegung, dem Zug meines Herzens, der inneren Stimme, welche mir das höchſte Lebensglück verheißen und mich einer ſeligen Zukunft zuführen. Frage nicht, forſche nicht, geliebte Mutter! mein Schickſal iſt entſchieden. Sobald der Schmidt von Gretna-Green uns auf ewig verbunden hat, ſollſt Du wieder Nachricht empfangen von Deiner Dich zärtlich liebenden Tochter Richenza."

„Die Unglückſelige! ſie iſt verloren!" ächzte die Gräſin und ſank beſinnungslos zuſammen.

Die ſchöne Richenza Meerheim war und blieb verſchwunden. Euphroſyne Meerheim wurde bald darauf in aller Stille mit Bernhard von Urſperg vermählt, und während ſie ihm in ſeine Heimat folgte, begab ſich ihre Mutter mit dem kleinen Emanuel auf ihr Schloß Crohnenberg in Schleſien.

Jenſeits des Rheins.

Straßburg 1840.

Wie ein Wartturm, von dem ein unſichtbarer Wächter gen Oſten herabruft: Habt Acht! — ſo ſteigt der rieſenhafte Straßburger Münſter, weithin durch's Land ſichtbar, zum Himmel auf. Jener Wächter aber heißt der deutſche Genius. Uraltes, ächtdeutſches, allemanniſches Land iſt der Elſaß, ſind die Vogeſen mit ihren gebrochenen Burgen und den Ruinen ihrer zerfallenen Türme und Mauern. Uralt, ächt deutſch iſt Straßburg, der Biſchofsſitz, die freie Stadt des heiligen römiſchen Reichs. Uralt, ächt deutſch, iſt die Sprache des Volkes, die allemanniſche Mundart; ſind die Namen der Städte des Elſaß, der Dörfer und Weiler ſo gut, als die der Familien. Franzöſiſch iſt nichts, als die Eroberung und die nach dem franzöſiſchen Prinzip der Centraliſation dreſſierte Oberfläche der Erſcheinungen, die der Staat der bürgerlichen Gleichheit unter den verſchiedenſten Regierungsformen mit wahrem Fanatismus aufrecht hält. Unter der abſoluten Monarchie ſo gut wie unter der abſoluten Guillotine, unter dem abſoluten Eroberer Napoleon ſo gut wie unter dem Königtum von Gottes Gnaden und dem Bürgerkönigtum, unter der Diktatur der Republik wie unter der Diktatur Louis Napoleons — iſt eine und dieſelbe Tendenz, nämlich die: von einem Punkt aus das Geſamtleben Frankreichs an einem Schnürchen in Bewegung zu ſetzen, zu überſehen und zu bewachen. Jenes Centrum iſt die Regierung oder der Regierende, und wie das Netz einer Spinne in äußerſt regelmäßigen Radien, breitet ſich dies Syſtem ſorgſam und vorſichtig über die Regierten bis zu den letzten möglichen Grenzen aus. Wäre nicht der franzöſiſche Charakter ungemein lebhaft und regſam — und beſäße er nicht das große und glückliche Talent, für ſeine Regſamkeit praktiſche Wege zu finden: ſo müßte das Volk längſt zur Mumie ausgetrocknet ſein. Aber nun ſetzt es ſeine Findigkeit und Tatkraft dem Bevormundungsſyſtem der Zentraliſation, oft unbewußt, entgegen und ſtolziert überdas ſehr gern mit ſeinem Gleichheitsprinzip, in welchem es eine Verbriefung ſeiner hohen Menſchenwürde und das Monopol erblickt, die erſte Nation der Welt zu ſein. Mit der wunderſamen Gedankenloſigkeit, die überall, zu aller Zeit, unter allen Völkern, den großen Maſſen eigen iſt, wenn man ihnen für die Fragen, welche außerhalb ihres gewohnten Gedankenkreiſes liegen, ein hochtönendes Schlagwort hinwirft, hat ſich denn auch der franzöſiſche Geiſt des Schlagwortes Freiheit! als eines naturwüchſigen Anhängſels der Gleichheit bemächtigt, und vergißt über dem Wort, das er hat, die Sache, die er nicht hat und nicht haben kann, ſo lange er in einem Staatsſyſtem exiſtiert, anſtatt in einem Staatsorganismus zu leben — denn nur in letzterem iſt die politiſche Freiheit möglich. Dank jener wunderſamen Gedankenloſigkeit hält ſich der Franzoſe für den Vorkämpfer der Freiheit und geht in ihrem Namen auf Eroberungen aus. Das Eroberte aber wird in die Staatsmaſchine der Centraliſation eingefügt — und das iſt denn auch dem grunddeutſchen Elſaß geſchehen. Und wann iſt das geſchehen? Damals, als nach dem gräßlichen Bruderkrieg des 17. Jahrhunderts Deutſchland im Glauben zerriſſen, eine Spaltung erfuhr, wie ſie in der Weltgeſchichte in ſolchem Maß noch nicht vorgekommen iſt. Das iſt richtig und unleugbar, und die Geſchichte lehrt es: Abgefallene vom Glauben werden auch zu Apoſtaten der bürgerlichen Ordnung und Treue; aber ſo gründlich, ſo tief, ſo ſchneidend im Bruderhaß, ſo gierig nach fremdländiſcher Unterſtützung, um mit Hülfe fremdländiſcher Schwerter gegen den Bruderſtamm zu wüten, hat ſich der Glaubensabfall nie gezeigt, als in jener unſeligen Zeit, wo Schweden und Frankreich, durch proteſtantiſche Fürſten dazu aufgefordert, ihre mordbrenneriſchen Raubzüge durch Deutſchland hielten. Furchtbare Warnung für ein uneiniges Deutſchland! Schon in den Kriegen des 16. Jahrhunderts war ähnliches geſchehen. Der vom Glauben abgefallene Kurfürſt Moritz von Sachſen überließ die deutſchen Biſtümer Metz, Toul und Verdun reichsverräteriſch und zu ſeiner ewigen Schmach an Frankreich. Und es iſt ſehr heilſam, wenn die Katholiken dergleichen Tatſachen nicht vergeſſen, da manche Proteſtanten ſich nicht entblöden zu behaupten, der Katholik habe kein Herz für Deutſchland, während Deutſchland nur groß war, ſo lange es katholiſch war. Nun, Frankreich hatte im 16. wie im 17. Jahrhundert den Vorteil des grauenhaften Bruderkrieges, indem es einen deutſchen Landſtrich nach dem andern an ſich brachte. Das ſchöne Elſaß ging an Ludwig XIV. verloren. Aber Deutſchland iſt ſeitdem eine andere Niobe geworden, iſt verſteinert im Schmerz über ein unerhörtes Schickſal, ſtumpf und kalt für den deutſchen Bruder. Denn als im Anfang dieſes Jahrhunderts dem Eroberer Napoleon ſeine Beute wieder abgejagt wurde, da hätte man den Elſaß ebenſowohl von Frankreich ablöſen und mit Deutſchland vereinigen müſſen, wie man Pommern, die Eroberung Guſtav Adolfs, von Schweden ablöſte. Man hätte es tun müſſen, um eines der traurigſten Denkmale an Deutſchlands Bruderkriege zu vernichten, um jene in Blut und Schmach getauchte Erinnerung zu ſühnen und um nicht einen Bruderſtamm in der Botmäßigkeit des Erbfeindes von Deutſchlands Größe und Stärke zu laſſen. Man tat es nicht. Gott weiß warum! Aber es iſt namenlos traurig, daß es jetzt immer in großen Augenblicken, in entſcheidenden Momenten ſo ausſieht, als hätten nicht alle deutſche Fürſten die Ehre und Größe Deutſchlands im Auge. „Habt Acht!“ ruft der unſichtbare Wächter von den Zinnen des Münſters gen Oſten. —

In dem kleinen Spezereiladen von Peter Sinkler zu Straßburg herrſchte die volle Tätigkeit, die einem Geſchäfte eigen iſt, welches durch Zentimen in Flor kommt. Es müſſen täglich unzählige Menſchen ihren Pfennigtribut für Zucker und Kaffee, Syrup und Öl, Rauch- und Schnupftabak, in halben und viertel Pfunden gekauft, darbringen — es müſſen unzählige Worte gewechſelt, unzählige Redensarten vom Stapel gelaſſen, unzählige Verſicherungen gegeben und Beteuerungen gemacht werden, um denjenigen Regen von Pfennigen hervorzulocken, der in einem Silberbächlein von Franks zuſammenläuft. Aber Frau Sinkler verſtand die Sache und war ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe. Mit grenzenloſer Redefertigkeit entſtrömten ihren Lippen diejenigen Worte, welche der

Käufer gern hört und bei denen „vortreffliche Ware“ und „unerhörte Billigkeit“ das Thema für tauſend Variationen abgeben mußten; — und mit derſelben Fingerfertigkeit war die viertel oder halbe Pfund-Düte gefüllt und lag rund und voll auf dem Ladentiſch. Niemand hatte lange zu warten — was immer gefährlich iſt; denn er könnte, wenn's nicht ein alter ſicherer Kunde iſt, die Geduld verlieren und zum nächſten Laden um die Ecke der Straße gehen. Trotz ihrer großen Behendigkeit hätte Frau Sinkler doch nimmermehr allein alle Anſprüche befriedigen können; aber ihre älteſte Tochter ging ihr gewandt und tätig zur Hand; die zweite, obſchon ihr das Küchendepartement übertragen war, erſchien ebenfalls in den Pauſen ihres Amtes hinter dem Ladentiſch; und ſogar die jüngſte, die noch in die Schule ging, mußte, wenn es eben Not tat, im Geſchäft ſich tummeln. Der Vater, Herr Peter Sinkler, war ein ruhiger, bedachtſamer Mann, der die Buchführung und das Schreib- und Rechenweſen beſorgte und den Augenblick erſehnte, wo ſein jüngſter Sohn, der ebenfalls noch ſchulpflichtig war, ihn würde unterſtützen können. Ein älterer Sohn war aus unbezwinglicher Luſt Soldat geworden und noch ein anderer hatte zu Herrn Sinklers größtem Schmerz eine entſchiedene Abneigung gegen das väterliche Geſchäft und lernte die Buchhandlung.

Herr Sinkler bewohnte ſein eigenes Haus, das hoch, ſchmal und dunkel in einer keineswegs eleganten Straße lag. Es hatte neben der Haustür nur ein Fenſter, das dem Laden gehörte und nach hinten ein Zimmer, in welchem Herr Sinkler an ſeinem Schreibtiſch hauſte. Eine finſtere ſteile Treppe führte zu drei anderen Stockwerken hinauf, die von der Familie bewohnt wurden. Mit der größten Pünktlichkeit hielt Herr Sinkler die allgemeine Hausordnung aufrecht. Jeden Morgen um fünf Uhr ging er mit dem älteren Sohn und einer von ſeinen Töchtern zur Meſſe in ſeine Pfarrkirche. Wenn er zurückkam, frühſtückte die Familie gemeinſchaftlich. Dann ging die Mutter mit der anderen Tochter in die Meſſe; die beiden jüngſten Kinder, bevor ſie in die Schule gingen; — und darauf begab ſich jeder an ſein Tagewerk. Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gegeſſen; um ſieben Uhr zu Nacht. Dann wurde Feierabend gemacht, die Mühen und Arbeiten des Tages wurden bei Seite gelegt und im munteren Geplauder vergeſſen, bis um halb neun Uhr Herr Sinkler nichts weiter ſagte als:

„Sälmele!"

Alles verſtummte. Salome, die älteſte Tochter, ſtand auf, zündete die Kerze an, die nie auf dem Leuchter fehlte, welcher an dem Rahmen eines uralten Muttergottesbildes befeſtigt war. Herr

Sinkler ſagte weiter, indem er ſeine ſchwarze Sammetkappe abnahm:

„Ein glückſeliges Sterbeſtündlein, ihr Kinder! Bäbbele, fang' an!“

Und Sälmele reichte an Bäbbele den alten vielgebrauchten Roſenkranz von braunen Kugeln, der ebenfalls am Rahmen des Muttergottesbildes ſeinen beſtimmten Platz hatte und von dem die Familientradition berichtete, er ſtamme aus dem heiligen Lande; wie? — das ſei im Lauf der Zeit vergeſſen. Barbara, das jüngſte Kind, kniete nieder, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und begann:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“

Und die ganze Familie betete auf den Knien den Roſenkranz, für den Herr Sinkler immer ſelbſt die Intention angab. So hatte er es von ſeinen Eltern gelernt. So hatte er mit ihnen gebetet von ſeiner Wiege an; und wohl erinnerte er ſich der Intention, die vor mehr als vierzig Jahren, während in Frankreich der Terrorismus der Revolution herrſchte, ſein Vater ihm, dem zehnjährigen Knaben gab: „Daß der Würgengel dieſe Nacht an unſerm Hauſe vorüber gehen möge.“ Denn häufig in der Nacht, wo die Flucht ſchwieriger und der Überfall unerwarteter war, erſchienen die Schreckensmänner und ſchleppten ihre Opfer, die beſten und tüchtigſten Bürger, in die Kerker und von dort auf die Guillotine. Aber wirklich verſchonte der Würgengel das Sinkler'ſche Haus, wo es ſeitdem nicht bloß ein frommer Gebrauch, ſondern ein Akt der innigſten Pietät wurde, ſich allabendlich durch das Roſenkranzgebet dem Schutz der ſeligſten Jungfrau Maria zu empfehlen.

Der Sonntag brachte eine beſcheidene Abwechſelung, ein Ausruhen von aller Arbeit, unter dies Dach. Da ging man Vormittags in's Hochamt und Nachmittags in die Veſper; dann ſpazieren; immer gemeinſchaftlich. Im Winter, wo der Spaziergang zuweilen ganz und zuweilen ſehr abgekürzt ausfiel, machte man unter einander eine Partie Domino oder, wenn es recht munter hergehen ſollte und die Mutter bei beſonders guter Laune war, ein kleines Lotto, deſſen Ternen und Quinternen einen reichlichen Gewinn — von Stecknadeln brachte, welche Frau Sinkler zu dem Zweck lieferte. Die männlichen Familienglieder hatten ſich gegen dieſen Gewinn zur Wehr geſetzt und etwas anderes begehrt, was auch ſie brauchen könnten — waren jedoch durch das ſchöne Geſchlecht überſtimmt, da Frau Sinkler wohl wußte, daß ſie unter allen Umſtänden ihren Töchtern Stecknadeln geben müſſe. Im Sommer gab es an zwei Sonntagen große Freudenfeſte: in der Pfingſtoktav und in der Oktav von Mariä Himmelfahrt beſuchte man die Verwandtſchaft der Frau Sinkler, Landleute in der Gegend von Hagenau.

Außer dem Katechismus, Geſchäfts- und Schulbüchern kamen nur Gebetbücher in's Haus, unter denen Goffine's Auslegung der Evangelien den Ehrenplatz einnahm. Jeden Sonntag nach dem Frühſtück las Herr Sinkler das betreffende Evangelium ſamt der Auslegung laut vor, damit die Kinder deſto leichter der Predigt folgen könnten. Sonſtige Bücher waren nicht ſowohl verbannt, als unbekannt. Niemand intereſſierte ſich für ſie.

In der Hinterſtube des zweiten Stockwerkes im Sinkler'ſchen Hauſe ſaß eine junge Frau neben der Wiege eines kleinen Kindes. Sie war das Bild der Schwermut! ihre großen, dunkelbraunen Augen blickten ſtarr und traurig geradeaus; ihre Wimpern waren feucht von Tränen, um ihren ſchönen Mund ſchwebte ein beſtändiges Weinen; bleich und mager waren ihre feinen, edlen Züge, ihre kleinen Hände, die matt in ihrem Schoß lagen. Ihr Anzug war vernachläſſigt; ſie trug ein blau und weißes Kattunkleid, das ſchlecht gemacht war, und ihr reiches braunes Haar legte ſich freilich in natürlichen, glänzenden Wellen um ihre weiße Stirn, war aber übrigens nur zuſammengewunden und von einem Kamm gehalten. Die Fenſter ihres Zimmers boten die allertrübſeligſte Ausſicht in einen Hof, der eng, tief, dunkel und feucht wie ein Brunnen war und nur die ſchwärzlichen, räucherigen Hintermauern der Nachbarhäuſer zeigte. Auf einem etwas niedrigeren Dach war neben der feuchten Regenrinne ein wenig grüngraues Moos gewachſen und ein paar Sperlinge hatten ſich auf dieſem Teppich, zu Kugeln geballt, niedergelaſſen und hielten ſich ſtill, denn es regnete heftig. Klirrend ſchlugen die Tropfen an die Fenſterſcheiben und fielen eintönig auf die Pflaſterſteine des Hofes. Mit ſtarrer Traurigkeit ſah die junge Frau durch den Regen und die trüben Scheiben auf die Sperlinge und dachte: Ihr ſeid glücklich! wenn die Sonne wieder ſcheint, fliegt ihr davon. Aber ich! o ich! — Mit einer Geberde von Verzweiflung drückte ſie ihre Stirn auf ihre gerungenen Hände. Ein leichter Schritt flog die Stiegen hinauf. Man klopfte an die Tür und beſcheiden ohne einzutreten ſprach man freundlich:

„Richenza, willſt Du zum Eſſen kommen?“

„Ich danke, ich habe gar keinen Hunger,“ antwortete Richenza mit gepreßter Stimme.

Salome klopfte an die Tür des andern Zimmers in dieſem Stockwerk, das größer und der Straße zugewendet war, trat ein und ſagte:

„Wilhelm, laß Dich doch nicht immer zum Eſſen rufen! Du weißt ja die Stunde und kennſt des Vaters Pünktlichkeit.“

„Aber meine Farben trocknen ein und ich verliere Zeit, wenn ich jetzt fortgehe," erwiderte ein junger Mann, der vor einer Staffelei ſtand und malte. Es war Wilhelm Sinkler, der älteſte Sohn.

„Ach Gott, es gibt einen Sturm, wenn Ihr nicht kommt! merkt Euch das doch!" ſagte die Schweſter, die in der größten Regelmäßigkeit der Lebensgewohnheiten auferzogen, gar nicht begriff, daß man nicht zur Mittagszeit von ſelbſt den Weg zum Eßtiſch finde.

Wilhelm ſeufzte, legte Pinſel und Palette fort, öffnete die Verbindungstür der beiden Zimmer und ſagte:

„Laß uns gehen, liebe Richenza."

Aber Richenza verneinte ſchweigend. Sprechen konnte ſie nicht; ihre Lippen zitterten krampfhaft von unterdrückten Tränen, die ſie ihrem Mann verbergen wollte. Um ſie dennoch fortzuführen, nahm er ihre Hand; ſie war eiskalt.

„Du machſt Dich krank, Richenza," ſprach er traurig.

„Ich werd' es . . . da unten," ſtammelte ſie. „Bitte, geh' allein, bitte, bitte!"

Er ging mit einem traurigen Blick auf Richenza und ſeinen kleinen Sohn. Sie ſank in ihr ſtumpfes Brüten zurück. Doch nicht lange. Ein raſcher, kräftiger Schritt kam über die Treppe und Frau Sinkler trat in das Zimmer ihrer Schwiegertochter. Sie war achtundvierzig Jahre alt, groß und kräftig gebaut, mit ausgeprägten Geſichtszügen und knochigen Gliedmaßen. Sie hatte ein klares ſcharfes Auge und ihr Ausdruck war — wenn ſie freundlich blickte und lächelte, ſehr wohlwollend, wenn ſie aber ernſt ausſah, hart und grob. Sie war eine kreuzbrave, arbeitſame, entſchloſſene Frau, bereit für ihren Glauben, ihren Mann und ihre Kinder zu leben und zu ſterben; aber ein Verſtändnis für das, was außerhalb ihres Horizonts lag, eine gewiſſe Zartheit der Empfindung und eine Menſchenkenntnis, die feiner geweſen wäre, als die, welche ſie zur Behandlung ihrer Kunden nötig hatte, beſaß ſie nicht. Ihr Sprachton war laut und polternd, was der Elſaſſer Mundart nicht zur Verſchönerung diente. Wer ſie und ihr gutes Herz nicht kannte, durfte wohl etwas vor ihr erſchrecken. Richenza fuhr zuſammen und ſtand unwillkürlich auf, wie wenn ſie die Flucht ergreifen wolle, als Frau Sinkler erſchien.

„Ei, Renzele, was ſoll's denn gebe? warum kömmſcht denn mit zum Eſſe? fehlt's dem Bübele wo?“ fragte ſie mit krauſer Stirn.

Richenza murmelte ängſtlich eine Entſchuldigung: ſie habe Kopfſchmerz.

„Ah bah, Kopfſchmerz!“ rief Frau Sinkler in ihrem Elſaßer Deutſch, das noch ſchwerer zu ſchreiben, als zu leſen ſein würde: — „der vergeht nach dem Eſſen und verginge er nicht, ſo hat das auch nichts zu bedeuten. Von Kopfſchmerz ſtirbt kein Menſch und wegen Kopfſchmerz die Hausordnung drunter und drüber zu werfen, — das iſt bei uns zu Lande nicht Mode. Alſo reſolvier' Dich und komm'!"

Statt zu folgen brach Richenza in krampfhaftes Weinen aus. Die beklommene Spannung, die ihr auf dem Herzen lag, wich nur, wenn ſie in Tränen ſich ergoß und auch dann wich ſie nur vorübergehend.

„Das iſt alles die Folge des Nichtstuns, der Arbeitsſcheu!" ſagte Frau Sinkler ſtreng. „Da lernt man Grillen fangen; die ſteigen in den Kopf und beſchweren ihn! Da wird man ſich ſelbſt und andern zur Laſt! Hat man denn auch nicht die gehörige Gottesfurcht, verſäumt man das Gebet, ſo iſt freilich nicht abzuſehen, wie der Menſch vor Gott, vor dem Nächſten und vor ſich ſelbſt beſtehen ſoll; denn es heißt: Bete und arbeite. Das iſt die Grundlage jedes rechtſchaffenen Lebens."

So ſprechend verließ Frau Sinkler das Zimmer und ſchlug die Türe ſo kräftig hinter ſich zu, daß das Kind in der Wiege erſchreckt aus dem Schlaf auffuhr und Mutter und Sohn nun um die Wette weinten. Dahin war es gekommen mit der ſchönen, der klugen, der bewunderten Richenza Meerhaim.

Es war nun ein Jahr, ſeitdem ſie das Recht der Selbſtbeſtimmung für ſich in Anſpruch genommen — und faſt ein Jahr, ſeitdem ſie dieſe Tat in der Stille ihres Herzens tauſendmal bereut hatte. Sie war damals ſo ſchnell, wie es zu jener Zeit möglich war, mit dem Eilwagen von Dresden zur belgiſchen Grenze gereiſt, wo Wilhelm Sinkler ſie mit einem Paß erwartete, den er für ſich und ſeine Frau hatte ausſtellen laſſen, und der nach London lautete. Dort hatte er einige Freunde und Studiengenoſſen, auf die er rechnete, um in ſeiner Kunſt für ſich und für Richenza Beſchäftigung zu finden, wenn dermaleinſt die Kaſſe leer werden ſolle, die jetzt von ſeiner Seite mit dem Gelde gefüllt war, das ihm die Brüſſeler Kunſthandlung für ſeinen Karl I. auszahlte. Richenza hatte ihren Juwelenſchmuck — von dem ſie aber bereits in Dresden ein Stück verkaufen mußte, weil ihre Barſchaft nicht ausreichte, um die Koſten der weiten Reiſe zu beſtreiten. In London ſchöpfte ſie Atem. Ein Freund Sinklers — Freimaurer wie er — ſchaffte Rat, daß ein anderer Bruder Maurer, der Prediger bei einer der unzähligen Sekten war, von denen es in London wimmelt, ohne Umſtände das Paar verbinde und ſo ward denn Richenza Meerhaim Wilhelm Sinklers Frau! Hätte ſie eine Ahnung gehabt von dem, was eine Gattin, eine Hausfrau, eine Mutter ſein ſoll, von dem erhabenen

Beruf, der ihr erteilt iſt, von den Opfern, die ihrer harren, von den Tugenden, die ſie entwickeln ſoll: ſie würde ſich vor ſich ſelbſt und über die Art und Weiſe entſetzt haben, womit ſie ihren neuen Stand antrat. Aber das lag ihr fern! unter dem unbeſchränkten Einfluß romanhafter, leidenſchaftlicher Phantaſien, ungeübt in der Selbſtbeherrſchung, ungebrochen im Willen, ungeneigt zur Entſagung, — ohne Gott und ohne Glauben, begann ſie den Eheſtand, deſſen Ernſt und deſſen Pflichten nur durch innige Frömmigkeit erleichtert und durch wahre Liebe gelichtet wird.

Aber ſie liebte. Ja, was iſt Liebe? — Ein großes Geheimnis, von dem ſich viel leichter ſagen läßt, was es nicht iſt, als was es iſt; ein Geheimnis der Natur, das niedrig und elend, ein Geheimnis der Gnade, das heilig und ſelig machen kann. Liebe ohne Gnade iſt die bitterſte unter allen Früchten, die vom Baum des Lebens abgefallen, außerhalb der Paradieſestür liegen. Liebe in der Gnade iſt ein Stern, der mit einem Umweg über den Kalvarienberg in's Paradies zurückführt. Richenza liebte; — ja, aber wen liebte ſie? —

Wilhelm Sinkler war der älteſte Sohn des Herrn Peter Sinkler, Krämers in Straßburg. Von Kindheit auf hatte er ein ſtilles, ſinniges Weſen, ſo daß ſeine Eltern ſchon meinten, er werde gut zum Geiſtlichen taugen. Doch dazu fehlte ihm durchaus die Energie, die Entſchloſſenheit, über die Dornen des Lebens nicht nur, ſondern auch über deſſen Roſen, mit feſtem Schritt und weltverachtendem Blick hinwegzugehen. Er war von ſchwachem Charakter, weichlich und ſchwärmeriſch, wie das bei ſchwachen Charakteren, die eine gewiſſe künſtleriſche oder poetiſche Begabung haben, oft der Fall iſt. Ihn lockte die Welt: — und nicht die, welche in ſeines Vaters Kramladen aus- und einging. Frau Sinkler hielt ihn für ſtupide, weil er ſich hinter dem Ladentiſch, wo er manchmal auf ihren Befehl ihren Platz vertreten ſollte, über alle Begriffe ungeſchickt benahm. Herr Sinkler ſchüttelte ſorgenvoll das Haupt: was ſollte aus dem Buben werden, der weder zum Geiſtlichen, noch zum Soldaten, noch zum Handwerk, noch zum Kaufmann Luſt hatte und der doch nicht — obſchon die Mutter es behauptete — auf den Kopf gefallen war! Er zog den Pfarrer und den Schullehrer zu Rat und beide gaben ihm die tröſtliche Verſicherung, daß es dem Wilhelm mit nichten an der notwendigen Doſis von Intelligenz fehle, um mit der Zeit ein reſpektabler, ſeine Steuern pünktlich zahlender Staatsbürger zu werden. Auf welchem Wege? — das wußten beide freilich auch nicht anzugeben.

Zu Wilhelms Glück kam der älteſte Bruder der Frau Sinkler gerade jetzt nach Straßburg. Alsarmer Fabrikarbeiter war er vor fünfundzwanzig Jahren nach Lüttich gegangen und durch ſeinen Fleiß, günſtige Umſtände und glückliche Konjunkturen gehoben, beſuchte er jetzt ſeine Heimat als ein gemachter Mann, war der Geſchäftskompagnon ſeines früheren Prinzipals, beſchäftigte einige hundert Arbeiter in ſeiner Stahlfabrik und benahm ſich trotzdem ſehr brüderlich gegen ſeine Geſchwiſter. Jedes derſelben erhielt von ihm die Unterſtützung oder Hülfeleiſtung, die eben jedem am willkommenſten war. Als er auch der Frau Sinkler ſeine Dienſte anbot, wußte ſie ihn um weiter nichts zu bitten, als daß er ihren Wilhelm auf ein oder zwei Jahre mit nach Lüttich nehme; vielleicht werde der Bube in anderer Umgebung zur Beſinnung kommen. Herr Sinkler und ihr Bruder ſtimmten beide für dieſen Verſuch und mit ſtillen Tränen, aber doch heimlich erfreut verließ Wilhelm das Vaterhaus. Als ob die Mutterliebe prophetiſch geweſen ſei, ging Frau Sinklers Wunſch in Erfüllung: Wilhelm kam zum Entſchluß über ſeinen Beruf. Freilich war dieſer von der Art, daß die arme Frau Sinkler voll namenloſen Entſetzen die Hände über den Kopf zuſammenſchlug, als ihr Mann ihr Wilhelms Brief vorlas; denn ihr wollte es vorkommen, als habe ſich ihr Sohn für's Vagabundenleben entſchloſſen, indem er Maler werden wolle. In der Mitte des Tages, ganz gegen ihre

Gewohnheit und Ordnung, ließ ſie Laden und Kunden in Sälmele's Aufſicht, die erſt zwölf Jahre zählte, und eilte zum Pfarrer mit der ſchreckenvollen Neuigkeit.

„Aber, liebe Frau Sinkler," entgegnete der Pfarrer gelaſſen, „iſt's denn nicht der Maler, der die Bilder unſers göttlichen Erlöſers, der ſeligſten Jungfrau Maria und der lieben Heiligen malt? Es gibt Maler, mit denen Kaiſer und Könige freundſchaftlich umgehen, die Stern und Ordensband bekommen, und es gibt Maler, die von heiligmäßiger Frömmigkeit ſind, wie ich z. B. von einem*), deſſen Name mir nicht beifällt, geleſen habe, daß er die Mutter Gottes nie anders als auf ſeinen Knien liegend malte; und tadelte man dies oder das an ſeinen Bildern, ſo ſprach er demütig: „Die Fehler kommen daher, weil ich nicht genug gebetet habe." Daß er Maler wird, hindert den Wilhelm alſo nicht, ein frommer und tüchtiger Menſch zu werden. Im Gegenteil! ſeine Kunſt kann ſehr dazu beitragen, daß er ſich heiligt, den Nächſten erbaut und Gott verherrlicht."

„Das klingt ganz ſchön und ganz gut, Herr Pfarrer," ſeufzte Frau Sinkler; „aber ſicherer wär' es doch, wenn er bei ſeinem Vater oder ſeinem Onkel die Buchführung lernte."

---

*) Fra Beato Angelico da Fieſole, Mönch des Dominikanerordens zu Florenz.

„Ich behaupte nicht das Gegenteil, beſte Frau Sinkler,“ entgegnete der Pfarrer mit Langmut, da ihm die Liebhaberei des ſchönen Geſchlechts für die „Aber“ bekannt war. „Ich ſage nur, daß Sie den Wilhelm nicht als einen verlorenen Sohn betrachten dürfen!“

Herr Sinkler ſowohl als ſein Schwager waren ebenfalls nicht angenehm durch Wilhelms Entſchluß überraſcht; indeſſen meinte jener, es ſei doch beſſer, als wenn Wilhelm in ſeiner Unluſt und Untauglichkeit für jede Beſchäftigung verblieben wäre und dieſer beſchränkte ſich darauf, ſeiner Schweſter die pekuniäre Laſt von Wilhelms Fortbildung abzunehmen, ſchickte ihn anfangs in Lüttich auf die Schule, ſpäter nach Brüſſel auf die Kunſtſchule. Wilhelm entwickelte ein recht hübſches techniſches Talent, korrekte Zeichnung, ſcharfen Blick und Geſchick für die Farbengebung; aber kein Funke von Genie durchblitzte es. Nie fühlte er ſich zum ſelbſtſtändigen Schaffen innerlich aufgefordert; nie drängten ſich ihm Bilder und Geſtalten durch die Seele, die mit einer Art von Naturnotwendigkeit ihn trieben, ſie durch ſeinen Pinſel auf die Leinwand zu bannen. Trug ihm der Lehrer auf, einen beſtimmten oder ſelbſtgewählten Gegenſtand frei zu behandeln: ſo gab ſich nie eine Spur von origineller Auffaſſung oder Darſtellung in ſeinem Bilde kund. Bei dergleichen Aufgaben trug er dasjenige zuſammen, was er darüber ſtudiert, geſehen, gehört hatte, und reihte es ungelenk, froſtig und leblos auf. Sein Talent war copierend, nicht ſchöpferiſch und folglich nur zweiter Ordnung. Freilich war er noch ſehr jung, daher in ſich ſelbſt unentwickelt. Der ſchwache Funke ſchlägt zuweilen als Flamme auf, wenn er fort und fort im Bereich großartiger Kunſtgebilde bleibt, und ein langſam reifendes Genie überholt nicht ſelten ein frühreifes. Wilhelm kannte auch gar nicht die Seelenſtimmungen, die bei ſchöpferiſcher Originalität — wenigſtens in der Jugend — unausbleiblich ſind: dies Sinnen und Brüten über einen Gedanken, der ſich durch keine Form bändigen laſſen will, woraus eine gewiſſe Gleichgültigkeit für andere Intereſſen entſpringt; — dieſer feurige Eifer, womit das Werk begonnen wird, wenn Gedanke und Form klar und lebendig, wie die Minerva aus dem Haupt des Zeus, hervortritt; — dieſe auftauchenden Zweifel und Verzagtheiten während der Arbeit, die doch immer wieder durch den Sporn des Schöpfertriebes überwunden werden; — dieſe große Entmutigung, wenn das Werk vollendet und ach! wie fern von der Vollkommenheit iſt — Entmutigung, die aber immer ein Gegengewicht in dem Verlangen findet, es das nächſte Mal ganz anders und viel beſſer zu machen. Das alles kannte Wilhelm nicht. Dieſer ſtarke innere Wellenſchlag, der aus dem Ringen und Kämpfen des Genies mit dem Ballaſt des Materials und der irdiſchen Mangelhaftigkeit hervorgeht, berührte ihn nicht. Zufrieden begann er ſeine Arbeit und nicht unzufrieden vollendete er ſie. Er hatte wohl auch ſeine Träume, ſeine Schwärmereien, doch waren es mehr Spiegelbilder des Gemüts als der Intelligenz und des Genies, welche ſich kund gaben. Eine gewiſſe Idealiſierung des Stillebens im Vaterhauſe, nur mit anderen Umgebungen und mit edleren und poetiſcheren Geſtalten, ſchwebte ihm vor als das höchſte Ziel. Die beſte Mitgabe aus dem Vaterhauſe, ſeinen guten katholiſchen Glauben, hatte Wilhelm inſofern bewahrt, als er nur dieſen für den wahren Glauben hielt. Wenn unter ſeinen Kameraden und Genoſſen die Behauptung auftauchte, dieſe und jene Lehre ſei die wahre, ſo ſchwieg er dazu und dachte: Für euch mag das wahr ſein. Mit ſeinem Glauben hervorzutreten, ihn zu behaupten, zu verteidigen, kam ihm nie in den Sinn. Er war eine durch und durch paſſive Natur. Daher geſchah es denn auch, daß er ängſtliche Rückſicht auf das Urteil anderer Leute nahm und ſich von ihnen beeinfluſſen ließ, ohne es recht zu merken. Dieſe Leute, ſeine Kunſtgenoſſen, waren mit nichten lauter Tugendhelden, und die, welche es nicht waren, führten wie gewöhnlich das große Wort, um ſich ſelbſt zu betäuben und andere zu betören. Wilhelm glaubte ihnen nicht; doch aus Mangel an Entſchiedenheit und aus falſcher Scham — welche die verkehrteſte aller Verkehrtheiten iſt — handelte er doch zuweilen und zu ſeinem allergrößten Schaden ſo, als ob er ihnen glaube. So wurde er denn auch Freimaurer, obſchon die Kirche hundert und tauſend Mal die geheimen Geſellſchaften anathematiſiert hat. Er blieb natürlich in jenen alleräußerſten Vorhöfen, wo man von Humanitätsreden, brüderlichen Trinkſprüchen, menſchenfreundlichen Liedern, Kollekten für Witwen und Waiſen überfließt, und wo der Meiſter vom Stuhl ſelbſt keine Ahnung hat, daß im Tempel hinter und über ihm ganz andere Tendenzen verfolgt werden. Wilhelm, wie ſo viele unerfahrene und unbedachtſame junge Menſchen, ließ ſich fangen durch den Humanitätsköder, der immer am Angelhaken obenauf ſchwimmt, und fand es höchſt verſtändig, ſich einem Bruderbunde anzuſchließen, der ſtets bereit iſt, auf allen Punkten des Erdballs ſeinen Mitgliedern durch Rat und Tat beizuſtehen. Der Carbonarismus war von der Kirche verpönt wegen politiſch revolutionärer Umtriebe; der Illuminatenorden wegen kirchlich revolutionärer: das wußte Wilhelm; das ihm zu ſagen hatte man nicht ermangelt. Aber ums Himmelswillen! was gingen jene finſteren, verbrecheriſchen Tendenzen die harmloſen, edlen Freimaurer an? —

Als Wilhelm in der Dresdener Gemäldegallerie

Richenza erblickte, dies ſchöne Mädchen, das ſich dem Studium und der Arbeit mit einer Beharrlichkeit hingab, die man ſelten bei Dilettanten findet, trat dieſe ganz ungewöhnliche blendende Erſcheinung wahrhaft blendend in ſein Leben hinein. Als ſie ihn bemerkte — als ſie von ihm bemerkt ſein wollte — als ſie froh war, daß es ihr gelang: da wallte ihm das Herz in zitternder, unſäglicher Freude auf. Seine Schüchternheit wurde durch ihre Entſchiedenheit überwunden: Richenza feſſelte, bezauberte, beherrſchte ihn. Wie einem höheren Weſen huldigte er ihr, folgte der Richtung, die ſie ihm gab und im Grunde war er es, der von ihr entführt wurde.

Dieſen Mann alſo, von ſchwachem Charakter, ohne feſte Grundſätze, ohne überlegenen Verſtand, ohne Stellung in der Welt und ohne Subſiſtenzmittel — liebte Richenza. Die Sympathie in der Kunſt war nach ihrer Meinung das Band, das ihre Herzen zu einander hingezogen hatte, und dies idealiſche Band ſollte denn auch auf immer ihrer Verbindung eine höhere Weihe geben. Hätte ſie mit dem vollen Ernſt des guten Willens das Schickſal an- und die Stellung eingenommen, welche ſie ſelbſt ſich erwählte: ſo hätten die gemeinſam getragenen Sorgen und Arbeiten gewiß ein Band gewebt, das dauerhafter war, als ihre künſtleriſchen Sympathien. Allein dazu wäre Entſagung, wäre

Beſchränkung ihrer Anſprüche nach allen Seiten hin nötig geweſen; und daran dachte ſie nicht. Sie verlangte Glück und Liebe. Sie machte mit ihrem Mann eine Reiſe durch England und Irland; dann ließen ſie ſich für den Winter in dem milden Klima von Devonſhire, in Torquay, dem Nizza von England, am Ufer des Meeres nieder. Da wollten ſie nun malen. Gern wären ſie nach London gegangen, noch lieber nach Italien; aber es fehlte das Geld zum Aufenthalt in einer großen Stadt und zu einer großen Reiſe. Torquay war nun aber gar nicht der Ort, wo ſie Mittel und Wege finden konnten, um die Kunſt zum Erwerbsmittel zu machen. Sie hätten ſich bemühen müſſen, im Auftrag von Privatleuten oder von Kunſthandlungen Gemälde zu copieren oder, wenn die Aufträge fehlten, es nach eigener Wahl zu tun und dann den Käufer zu ſuchen oder zu erwarten — und hätten deshalb in einer großen Stadt leben müſſen. Richenza aber ſagte:

„Lieber William!" — denn unter ſeinem wirklichen Namen kannte ſie ihn gar nicht, da er denſelben allzu gewöhnlich gefunden und deshalb deſſen erſte Hälfte engliſiert und die zweite franzöſiert hatte: — „lieber William, wir wollen unſer häusliches Leben mit einer Idylle beginnen, ganz klein und traulich — und wollen in Torquay bleiben. Du bekommſt vielleicht aus London Beſtellungen durch Deine Freunde. Einſtweilen kannſt Du ja hier Studien nach der Natur machen.“

Er tat es; allein das brachte kein Geld! — Richenza hatte gleich, nachdem ihr Ehebund geſchloſſen war, aus London an ihre Mutter geſchrieben und, ihr idealiſches Glück bis über die Wolken erhebend, jede Mitteilung über ihre reellen Verhältniſſe vermieden. Daraus ſchloß Gräfin Meerhaim ſehr richtig, daß Richenza nicht ganz durch dieſe Verhältniſſe befriedigt ſein müſſe — und das war ihr ſehr lieb. Sie nahm ſich vor, dieſelben in keiner Weiſe zu erleichtern. Sie hoffte, Richenza werde umſo leichter nach einiger Zeit zur Beſinnung über ihren unwürdigen Schritt kommen und den Bund trennen, den nur jugendlicher Leichtſinn geſchloſſen, wenn ihr keine Teilnahme irgend einer Art zukomme. Überdas war ſie aufs tiefſte in ihrer Mutterliebe und in ihrem Stolz beleidigt, und da Richenza ſich ganz in ihrem Recht fühlte und nur ſehr obenhin die Mutter um Nachſicht und Vergebung anſprach: ſo blieb der Brief unbeantwortet. Das reizte aber Richenzas Empfindlichkeit und Trotz. Nur eine chriſtliche Seele nimmt eine Demütigung als heilſame Buße für eine Verfehlung an.

Wilhelms Freunde ſchrieben ihm, in London werde es möglich ſein, obſchon nicht leicht, ihm Arbeit zu verſchaffen; aber in Torquay ſei es unmöglich. Die Seaſon beginne nächſtens, ganz

England ſtröme in London zuſammen: er möge auch kommen. Was war zu machen? Wilhelm hatte bereits Schulden in Torquay! Richenza überwand ihren Stolz und bat ihre Mutter um eine Unterſtützung. Gräfin Meerhaim ſchickte ihr durch einen Bankier hundert Pfund; doch ohne ſelbſt zu ſchreiben.

„Ein Almoſen!“ ſagte Richenza bitter.

Sie gingen nach London. Es war im Frühling. Richenza wäre viel lieber jetzt, da ſie wieder Geld hatte, in Torquay geblieben, als ſich in der Rieſenſtadt einzuſperren, die für den Unbemittelten ein ungeheurer Kerker iſt, welcher in ſeinen vier Wänden abſchließt. Richenza hatte nur Geringſchätzung für die Genüſſe, die Freuden und Annehmlichkeiten der Welt, ſo lange ſie ihr zu Gebot ſtanden; jetzt ſchien es ihr unmöglich, nicht ab und an wenigſtens die italieniſche Oper zu beſuchen und eine Spazierfahrt aufs Land zu machen. Dazu mußte man denn auch anſtändig gekleidet ſein. Warum auch nicht? Wilhelm hatte Arbeit bekommen. Bei dem allen ging das Geld zehnmal ſo ſchnell fort, als es einlief, und Richenza war ſehr fern davon, in dem Künſtlerleben, das ſie ſich ſo bezaubernd gedacht hatte, auch nur den kleinſten Reiz zu finden. Dazu ihre Einſamkeit, ihre Abgeſchiedenheit, eine ärmliche Wohnung, mangelhafte Bedienung, keinen Umgang, keine Unterhaltung, keine Bücher! Ihr

Mann — beſtändig an der Staffelei und — wenn er es nicht war — doch nicht dazu geſchaffen, ſie ſehr zu unterhalten! Welche Exiſtenz für eine Perſon, die ſich immer ſehnte, in außergewöhnlichen Anregungen und Begebenheiten zu leben und die nicht die Pflicht anerkannte, jene Sehnſucht ihrem Lebensberuf zu unterwerfen. Sie machte ſich ebenfalls an die Malerei. Aber ach! welch ein Unterſchied — Dresden und London! Dort war ihre Erſcheinung auf der Bildergallerie täglich ein kleiner Triumph ihrer Eitelkeit: wo ſie eintrat, blickte man auf, wo ſie ging, blickte man ihr nach. War ſie nicht aufgelegt zur Arbeit, ſo legte ſie den Pinſel fort, ſuchte ihre Lieblingsbilder unter den Meiſterwerken auf, an denen jene Gallerie ſo reich iſt, und verbrachte manche Stunde mit deren Bewunderung, ſo daß bei der Arbeit auch ſchon die Erholung ihr geboten wurde. Hier ſollte ſie malen in dem leeren Zimmer, wo ihr Mann ſeine Staffelei und das Bild aufgeſtellt hatte, mit deſſen Kopie er ſich fünfmal beſchäftigen ſollte: es war das Porträt eines guten alten Krämers der City, der ſeinen ſechs Kindern ein ſehr bedeutendes Vermögen hinterließ, wofür ſie ihm denn ſämtlich in ihrem Prunkgemach einen Platz an der Wand im prächtigſten Goldrahmen zudachten. Eine dieſer Copien übernahm Richenza. Nach den allerliebſten farbenreichen, geiſt- und lebenvollen „Söhnen des Rubens", dieſen braven, dicken Londoner Spießbürger im ſchwarzen Frack mit weißer Halsbinde und einem ſo ſteifen Hemdkragen, daß ſeine feiſten braunroten Wangen ſich darauf ſtützten — welch ein Kontraſt! — Ein Bild meines Schickſals! ſeufzte Richenza; aus der Poeſie bin ich in die Proſa geraten! — Ungekannt, unbemerkt, unbewundert, ohne Zerſtreuung und Erholung ſollte ſie in dieſem armſeligen Atelier die Kunſt als Broterwerb treiben. Für eine wahrhaft ſtarke Seele wäre dies ein Sporn geweſen; Richenza aber, die nur ſtark im Eigenwillen war, fand darin eine Ungerechtigkeit des Schickſals. Hatte ſie nicht freiwillig ſchon ſo manches Opfer gebracht, ſo manche Entſagung geübt? Warum denn noch mehr ihr aufbürden? Warum ihr den Bodenſatz des bitteren Kelches zu trinken geben? — — Trotz ihrer Arbeiten fehlte es immer an Geld. Sie verſtand weder ſich einzurichten noch ſich einzuſchränken. Von der Leitung eines Hausweſens hatte ſie keine Ahnung. Sie machte alle Einkäufe, wie ſie es gewohnt war: gut — und daher teuer; oder ſie machte ſie ſo billig, daß die Sachen nichts taugten und nicht gebraucht werden konnten.

Wilhelm ſah mit großer Betrübnis, wie Richenza litt. Er, der von ſeinem Oheim immer knapp gehalten und von Kindheit auf unverwöhnt, dabei mit dem Gedanken vertraut war, ſich ſein

Brot ermalen zu müſſen und dies auch in Dresden ganz glücklich ausgeführt hatte, er fühlte ſich nicht gedrückt durch die Ebbe in der Kaſſe und mit einem gewiſſen oberflächlichen Gleichmut dachte er, es würden auch wieder beſſere Tage kommen. Aber er litt für Richenza, er gedachte der Opfer, die ſie ihm gebracht hatte, er liebte ſie wirklich. Da das Leben in London außerordentlich koſtſpielig war, und ihnen wenig Arbeit und gar keine Annehmlichkeit bot, ſo ſchrieb Wilhelm an jene Kunſthandlung in Brüſſel, die ihn faſt zwei Jahre in Dresden beſchäftigt hatte, ob ſie ihm keine Aufträge geben oder verſchaffen könne. Doch andere hatten inzwiſchen ſeinen Platz eingenommen; die Antwort war verneinend.

„Willſt Du Dich nicht an Deine Mutter wenden?“ fragte er beklommen.

„Schon wieder betteln? — das kann ich nicht!“ erwiderte Richenza finſter.

Doch mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Der Sommer war vorüber. Richenza ſah ihrer Niederkunft entgegen. Ohne Freunde, ohne Pflege, ohne Geld konnte ſie unmöglich in London bleiben. Wilhelm ſchlug vor, zu ſeinen Eltern nach Straßburg zu gehen; ſie würden Richenza mit offenen Armen aufnehmen. Er hatte ihnen ſeine Verbindung mit der ſchönen liebenswürdigen Gräfin angezeigt, ohne ſich auf nähere Umſtände einzulaſſen.

Der Vater antwortete: nach ſeinen Anſichten paßte ein Krämersſohn und Maler nicht gut zu einer Gräfin und deshalb könne er ſich nicht über dieſe Mitteilung freuen. Die Mutter ließ einen faſt unleſerlichen Brief vom Stapel laufen, denn ſie war nicht geübt in der edlen Schreibkunſt, und erklärte ihrem Sohn, daß ſie ſeine Heirat äußerſt unvernünftig nennen müſſe, es ſei denn, daß ſeine Frau ein großes Vermögen habe; denn mit ſeinem Malerpinſel könne er ſie nicht ſo halten, wie ſie das gewohnt ſei, und aus ihrer Unzufriedenheit werde kein Segen für die Ehe entſpringen. — Nach dieſen Äußerungen war es wohl ſehr zweifelhaft, ob man das junge Paar mit offenen Armen aufnehmen werde. Allein es blieb keine Wahl. Wilhelm meldete ſich bei ſeinen Eltern an und ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er London und traf mit Richenza in Straßburg ein.

Keine Worte vermögen die allſeitige Überraſchung der erſten Begegnung zu ſchildern. Herr Sinkler war empört durch den dummen Streich dieſer Heirat, die ſeinem Sohn für's Leben in dieſer Frau eine Laſt aufbürdete; Frau Sinkler war empört, daß dieſe Laſt ihr und ihrem Hauſe aufgewälzt werden ſollte; Wilhelm war empört über den froſtigen Empfang, durch den die Eltern ihre Verſtimmung und Mißbilligung zu erkennen gaben; Richenza war empört über alle und alles.

Wilhelm hatte ihr die Briefe ſeiner Eltern nie gezeigt, immer nur von dem patriarchaliſchen Leben geſprochen und die große Liebe und Einigkeit gerühmt, die in der Familie herrſchten; — hatte ihre traditionellen Gebräuche, ihre ernſte Sitte, ihre feſte einfache Lebensordnung geprieſen. Richenza's Phantaſie hatte ſich dies Bild mit den ſchönſten Farben, im gemütlichen und kräftigen Stil eines Holbein ausgemalt, ſo daß ſie ſich ihren Schwiegervater ungefähr wie einen alten Fugger von Augsburg vorſtellte. Und nun dieſe namenloſe Enttäuſchung! ein Kramladen, von der Familie ſelbſt beſorgt! ein finſteres, enges Haus mit alten ſpärlichen Gerätſchaften und Möbeln! eine einzige Magd als Dienerſchaft! derbe gewöhnliche Koſt! — und nun dieſes breite elſaſſer Deutſch, dieſe laute Sprache, dies bäuriſche Benehmen! — Wilhelm hatte ſeine Mutter „ein Hirtenkind des Wasgaus" genannt. Dieſe poetiſche Schäferin verwandelte ſich nun in eine kleinbürgerliche Krämersfrau. Auch nicht Saint-Clair, wie Wilhelm ſich nannte, indem er den deutſchen Namen franzöſiſch ausſprach, hießen dieſe Leute — ſondern Sinkler. Und er ſelbſt nicht William, ſondern ganz proſaiſch Wilhelm! Wilhelm, der ſeit ſeinem fünfzehnten Jahr in Lüttich und Brüſſel war, hatte ſich dort die franzöſiſche Sprache vollkommen zu eigen gemacht: und da ſeinem Deutſch beſtändig etwas von der elſaſſer Mundart anklebte: ſo vermied er es zu reden und ſprach immer franzöſiſch mit Richenza. In Straßburg iſt die Sprache des guten Tons, der Geſellſchaft, der höheren Stände und Geſchäftswelt ebenfalls franzöſiſch. In den untern Klaſſen iſt die Sprache gemiſcht, weil der Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung es notwendig macht und ſolche Miſchung iſt ſtets für beide Sprachen unvorteilhaft. Nachdem ſich Richenza über das barbariſche Deutſch ihrer Schwiegereltern genugſam entſetzt hatte, entſetzte ſie ſich noch mehr über deren ohrzerreißendes Franzöſiſch. Aber ach! bald gab ſich ein Entſetzen ganz anderer Art auf jener Seite kund. Ohne das Tiſchgebet zu beten, ohne die Hände zu falten, ohne das heilige Kreuzzeichen zu machen, ſetzte ſich Richenza zum Nachteſſen. Wilhelm hatte aus Rückſicht für die Eltern wenigſtens das Letztere getan; Richenza blieb während des Gebets ſtarr ſtehen: ſie hatte ſo etwas nie erlebt. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte ſich der Familie Sinkler. Hatte Wilhelm eine Gräfin geheiratet, ſo war das unvernünftig; hatte ſie kein Vermögen, ſo war ſein Schritt einfältig; hatte ſie aber auch keine Religion und keine Achtung vor deren frommen Gebräuchen: ſo konnte das unmöglich eine gottgefällige Ehe ſein. — Mit dem Glockenſchlag halb neun ſagte Herr Sinkler:

„Sälmele!“ und die Tochter ging an ihr allabendliches Geſchäft. Richenza bemerkte eine gewiſſe feierliche Stille und fragte geſpannt:

„Was wird vorgehen?“

„Wir beten den Roſenkranz.“ antwortete Herr Sinkler ernſt.

„Da will ich mich lieber vorher zurückziehen. denn ich verſtehe das nicht.“ ſagte ſie ängſtlich.

„Und Du, Wilhelm?“ fragte Herr Sinkler, als Wilhelm mit Richenza das Familienzimmer verließ.

„Ich bringe Richenza auf ihr Zimmer und komme wieder. Vater.“ antwortete der Sohn.

Er führte Richenza die ſteilen dunklen Stiegen hinan, ins dritte Stockwerk. Herr Sinkler zog ſeine Kappe ab und ſagte ernſt:

„Bäbbele, fang' an! . . . . Für Wilhelm und ſeine Frau.“

Frau Sinkler weinte große Tränen; die jungen Mädchen hatten Luſt dazu. Ein unheimliches Gefühl drückte alle. Richenza aber, nachdem ſie das äußerſt ſchlichte Zimmer im dritten Stock erreicht hatte, fiel auf einen Stuhl und rief mit einem Ausdruck und einer Geberde, die an Verzweiflung grenzten:

„William, o William . . . . wohin ſind wir geraten!“

Er ſuchte ſie zu tröſten, zu beruhigen; doch ſie wies ihn ab, ſie wollte ſich nicht tröſten laſſen; ſie wollte allein ſein. William ging bekümmert in's Familienzimmer zurück, wo eben das letzte Ave Maria gebetet war.

„Wilhelm, warum verſteht Deine Frau nicht den Roſenkranz zu beten?“ fragte Herr Sinkler.

„Weil ſie proteſtantiſch iſt, Vater!“ erwiderte Wilhelm.

Es ſind freilich ſehr viele Proteſtanten in Straßburg, ja, dieſe betrachten die Stadt recht als die feſte Burg des Kalvinismus in Frankreich; aber das hat keinen andern Einfluß auf die Katholiken als den, ſie zu guten Katholiken zu machen. Sie leben in Frieden mit ihren reformierten Mitbürgern und in Beziehungen des Wohlwollens, ſo weit bürgerliche und geſellſchaftliche Pflichten es erfordern oder die chriſtliche Nächſtenliebe es gebietet; aber Familienverbindungen und Ehebündniſſe mit ihnen liebt man nicht. Und mit Recht! Der Katholik hält an der Unauflösbarkeit der Ehe für's ganze Leben feſt; der Akatholik nur ſo lange, als Neigung und Leidenſchaft ſich in ihr befriedigt fühlen. Ihm iſt die Scheidung und ein anderer Ehebund erlaubt. Man kennt nicht die Schwäche des menſchlichen Herzens, wenn man meint, dieſe bequeme Erlaubnis bleibe ohne Einfluß auf dasſelbe, wenn böſe Leidenſchaften es beſtürmen. Schon dadurch allein — und von allen andern Gnadenmitteln zu ſchweigen, die der akatholiſchen

Ehe fehlen, iſt der Katholik immer im Nachteil und ohne Garantie bei einem gemiſchten Ehebunde. Dann die Kindererziehung! dann das kirchliche Leben! dann das häusliche Leben! dann die geiſtige Gemeinſchaft in einem Glauben, welche die Seele, der Anker, der Regulator der Ehe iſt! — was wird daraus? wie ſteht es damit? wer iſt da maßgebend? —

Wenn der Blitz in das Sinkler'ſche Familienzimmer hineingefahren wäre, ſo hätte er keine größere Verſtörung anrichten können, als Wilhelms Erklärung. Richenza war proteſtantiſch! Herr Sinkler ſagte im Ton eines ſo tiefen Schmerzes:

„Wilhelm! eine ſolche Tochter bringſt Du in mein Haus!" —

daß Wilhelm darüber den heftigen Ausbruch ſeiner Mutter weniger empfand.

„Haſt Du denn auch Deinen Glauben verloren?" ſagte Sälmele wehmütig.

„Das wollen wir gleich hören!" rief Frau Sinkler ganz außer ſich. „Wilhelm, wer hat Euch kopuliert?"

„Ein proteſtantiſcher Prediger," entgegnete er kleinlaut.

„Da hört Ihr es!" rief ſie bleich und zitternd.

„Und was iſt über Eure Kinder beſtimmt worden?" fuhr ſie in ihrem Examen fort.

„Nichts!" entgegnete Wilhelm.

„Nichts!“ rief ſie; — „iſt es möglich, daß ein Katholik nicht daran denkt, ſeinen Kindern durch den wahren Glauben die Anwartſchaft auf das ewige Leben zu ſichern? . . . Nichts! . . . . nun aber dann iſt, Gott ſei tauſendmal gelobt und gedankt! auch von proteſtantiſcher Seite nichts geſchehen und die Kinder bleiben unſerm heiligen Glauben. O Wilhelm! welchen Kummer bringſt Du unter unſer Dach!“ — —

Niemand auf Erden iſt ſchlimmer daran, als ein prinzipienloſer Gefühlsmenſch, wenn er in's Gedränge zwiſchen ſcharfgeprägte Charaktere und Meinungen kommt, keinem wehe tun, jedem etwas Recht geben, alles ausgleichen möchte. Ein ſolcher Gefühlsmenſch war Wilhelm. Er liebte Richenza mit Zärtlichkeit, Bewunderung und Dankbarkeit; denn da dieſe Menſchen eben ganz von dem Eindruck abhängen, den ihre Gefühle empfangen, ſo iſt ihr Selbſtgefühl — als dasjenige, welches ſo gern überall die erſte Rolle ſpielen möchte — meiſtens ſehr ſtark entwickelt und ſpricht ſich als Eitelkeit aus. Die größte Befriedigung ſeiner Eitelkeit hatte ihm Richenza's Liebe gegeben; das feſſelte ihn, ſo wie auch der Einfluß, den aktive Charaktere über paſſive leicht gewinnen. Aber Wilhelm liebte auch ſeine Eltern, ſeine Geſchwiſter, das Vaterhaus ganz voll Jugenderinnerungen, die alten Gewohnheiten der Kindheit. Wie ſollte er es anfangen, um die widerſtrebenden Elemente, zwiſchen denen er ſich bewegte, beruhigend zu vereinen! ihm war zu Mut, als ob ihm hundert Centner auf die Schultern fielen, die er tragen ſollte und nicht konnte. Er ſagte etwas von Richenza's edlen und ſchönen Eigenſchaften.

„Wir tadeln nicht ſie, ſondern Dich," entgegnete Herr Sinkler.

„Nun ſie wird ſich ſchicken müſſen!" ſetzte Frau Sinkler reſolut hinzu.

„Und wovon lebt Ihr?" fragte der Vater.

„Wir lebten bis jetzt von meiner Arbeit und von Richenza's Geld."

„Ihr lebtet — gut! Aber ich frage, wovon Ihr jetzt lebt?"

„Ich hoffe hier Beſchäftigung zu finden . . . . und Richenza wird mir helfen; ſie malt ſehr ſchön."

„Hat ſie kein beſtimmtes Einkommen?"

„Nein."

„Hat ſie Vermögen zu erwarten?"

„Ich weiß nicht . . . . ich glaube wohl."

„Wie kann man darüber in Zweifel ſein, Wilhelm! Unter allen Umſtänden iſt das verkehrt, aber vollends, wenn man ein Mädchen heiratet, das weder die Gewohnheit noch die Luſt haben wird, eine tüchtige, bürgerliche Hausfrau zu werden."

„Und was wollt Ihr jetzt anfangen?" fuhr Frau Sinkler haſtig zwiſchen die ruhige Redeweiſe ihres Mannes.

„Fortarbeiten;" — entgegnete Wilhelm, „hier ſo lange, bis Richenza ihre ſchwere Stunde überwunden hat — und dann, wohin Gott uns führt."

„Er führt nur die, welche ihn um ſeine Führung bitten," verſetzte Frau Sinkler ſcharf.

„Das tun wir auch, aber in unſerer Weiſe, „erwiderte Wilhelm; „es braucht ja nicht durch Roſenkranz und Litaneien zu ſein."

„O nein, lieber Wilhelm!" ſagte Salome ſanft: „ſchon ein frommer Seufzer genügt, wie König David ſpricht: Ein gedemütigtes und zerſchlagenes Herz wirſt du, o Gott, nicht verachten."

Die Familie ging auseinander in einer Verſtörung, wie ſie unter dieſem Dach ſeit Menſchengedenken nicht vorgekommen war.

Und man blieb auch in der Verſtörung, denn jeden Augenblick ergab ſich irgend etwas, wodurch beide Teile entweder an die Kluft erinnert wurden, welche ſie trennte, oder etwas ſagten und taten, was dieſe Kluft vergrößerte.

„Zu welcher Konfeſſion gehörſt Du, Renzele?" fragte Frau Sinkler in unbehaglicher Spannung ihre Schwiegertochter.

„Ich?" erwiderte Richenza unſäglich befremdet über dieſe Frage; — „nun, ich gehöre zu den Alt-Lutheranern.“

„Alt-Lutheraner? — ei, Renzele, gibt es denn auch Neu-Lutheraner?“

Richenza wich der Antwort aus, indem ſie ſagte:

„Ich bekümmere mich nicht um Sekten.“

„Und was glaubt Ihr denn, Ihr Alt-Luteraner?“

Richenza rief ſich den Unterricht in's Gedächtnis, den ſie von einem Prediger in Schleſien erhalten hatte, und ſagte:

„Wir glauben, daß wir durch die Verdienſte Chriſti ſelig werden.“

„Nun, das iſt ein guter Glaube,“ ſagte Frau Sinkler höchſt beifällig; „und was weiter, Renzele?“

„Und daß uns, wenn wir dieſen Glauben haben, keine Sünde ſchaden kann; denn die Verdienſte Chriſti, die unendlich viel größer ſind als unſere größten Sünden, werden uns zugerechnet und bedecken dieſe über und über.“

„Das iſt nicht richtig, Renzele! Die Sünde ſchadet der Seele ganz fürchterlich, denn ſie raubt ihr die Ebenbildlichkeit Gottes und die heiligmachende Gnade.“

Da Richenza hierauf nichts zu erwidern wußte, ſchwieg ſie und Frau Sinkler fragte:

„Wirſt Du hier in die Predigt der Reformierten gehen?“

„Gott behüte!“ rief Richenza mit großem Widerwillen.

Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte ungefähr fünfzehn Jahre vor dieſer Zeit für gut befunden, eine Verſchmelzung der reformierten und der lutheriſchen Konfeſſion in ſeinen Staaten zu verſuchen und dringend zu empfehlen. Man nannte dieſe Verſchmelzung die Union und ihr Erzeugnis: die evangeliſche Kirche. Aus dem königlichen Kabinet ging eine Art von Liturgie für dieſelbe hervor, die man Agende nannte — und Heinrich Heine, der damals in der Blüte ſeiner Berühmtheit ſtand, ſchrieb von dieſer Agende: ſie ſei auf den Flügeln des roten Adlerordens vierter Klaſſe von einem Kirchturm zum andern geflogen. Eine Minderzahl von lutheriſchen Predigern war aber auf keine Weiſe zu bewegen, dieſer Union, welche auf die hohle Grundlage der Gleichgültigkeit gegen jedes Dogma gebaut war, beizutreten. Sie hielten feſt an der Lehre Luthers, die nach ihrer Meinung nimmermehr mit der Lehre Kalvins verſchmolzen werden könne und ließen ſich lieber ſuspendieren und abſetzen, als für ſich und ihre Gemeinden auf jenen Unionsverſuch einzugehen. In Schleſien wurden im Anfang der dreißiger Jahre verſchiedene dieſer unbeugſamen lutheriſchen Prediger abgeſetzt, weil ſie die königliche Reformation der lutheriſchen Reformation nicht anerkennen, ſondern bei dieſer Halt machen und in dieſer Beziehung keinen Fortſchritt wollten. Denn es war ihnen äußerſt einleuchtend, daß man mit dieſem prinzipienloſen Unionsſyſtem von Fortſchritt zu Fortſchritt in ein Meer des Indifferentismus geraten müſſe, auf deſſen Oberfläche hie und da allenfalls eine chriſtliche Idee ankerlos umherſchwimmen könne, das aber für ein poſitives chriſtliches Dogma keinen Grund und Boden darbiete. Ein ſolcher Prediger hatte Richenza's religiöſen Unterricht beſorgt. Daraus folgte aber keineswegs, daß Richenza von der Wahrheit der lutheriſchen Lehre durchdrungen geweſen wäre, ſie als göttliche Offenbarung geglaubt hätte. Ein religiöſes, oder gar ein kirchliches Leben kannte Gräfin Meerhaim nicht: folglich blieb es auch ihren Kindern unbekannt. Der Glaube aber will gelebt ſein; wer ihn nur denkt und nicht lebt, der wird ihn aus den Gedanken verlieren, ſobald andere Bilder, Gegenſtände und Vorſtellungen ihm intereſſanter ſind; und das wird ſehr bald geſchehen! denn der zarte Tau der Gnade, durch den die himmliſche Blüte des Glaubens ſich nährt, verſiegt ſchnell vor der irdiſchen Glut natürlicher Neigungen und Leidenſchaften. Aber Richenza wollte ſich in dem Luthertum, von dem ihre Seele nichts wußte, der Frau Sinkler gegenüber verſchanzen, um ſich auf jede Weiſe ſo fern wie möglich von der Schwiegermutter zu ſtellen, deren kleinbürgerliche Formen ihr widerwärtig waren und immer mehr wurden.

Schließlich beſuchte Richenza gar keinen Gottesdienſt. Bald war ſie leidend, bald der Weg zu weit, bald der Regen zu ſtark. Man ließ ſie gewähren. Als ſie aber auch ihren Mann zurückhalten wollte vom ſonntäglichen Gottesdienſt, ſagte Herr Sinkler in ſeiner wortkargen Art, welcher in wichtigen Angelegenheiten auch die wortreiche Gattin ſich fügte:

„Die Kirche befiehlt uns, dem ſonntäglichen Gottesdienſt beizuwohnen. Wer ihr nicht gehorcht, begeht eine ſchwere Sünde und unter meinem Dache dulde ich, wiſſentlich, eine ſchwere Sünde nicht. Wilhelm! . . . . Punktum!“

Richenza hatte in dem Jahr ihrer Ehe niemals Gelegenheit gehabt, bei Wilhelm eine Beobachtung ſeiner Kirchengebote zu bemerken, und er war doch auch katholiſch — in dem Sinn nämlich, wie alle, die nicht Juden oder Katholiken ſind, Proteſtanten ſind. Sie nannte alſo die Familie Sinkler unerträglich bigott und machte zuweilen ihrem Mann ſchneidende Vorwürfe, daß er ſich ſeine Gewiſſens- und Denkfreiheit rauben laſſe und auf die geiſterniedrigende Bigotterie eingehe. Sie hatte ſich um keinen proteſtantiſchen Prediger in Straßburg gekümmert. Dennoch weinte ſie heiße Tränen, als ihr kleiner Sohn in der katholiſchen Pfarrkirche getauft wurde. Der Name des Kindes hatte auch Stürme erregt. Richenza wollte ihn — zur Erinnerung an Meiſter Gottfrieds von Straßburg holdem Minneſang — Triſtan nennen. Frau Sinkler fragte, ob es einen Heiligen dieſes Namens gebe? ſie finde die Sinkler'ſchen Namen Peter Wilhelm oder Wilhelm Peter ganz unerläßlich. Herr Sinkler war auch dieſer Meinung. Wilhelm ſelbſt wünſchte ſeinen Sohn Rafael zu nennen. Endlich bekam das Kind alle vier Namen und wurde Triſtan genannt. Bis jetzt war Richenza in einer gewiſſen phyſiſchen und geiſtigen Spannung geweſen, welche nun zuſammenbrach. Sie verfiel in einen krankhaften, nervoſen Zuſtand, dem Produkt ihrer äußeren peinlichen Lage und ihrer inneren halt- und ratloſen Unbefriedigtheit. Sie war weder glücklich genug, um die Dornen ihrer Verhältniſſe zu verſchmerzen, noch gottergeben genug, um ſie geduldig hinzunehmen.

Herr Sinkler ließ eines Morgens Wilhelm in das untere Hinterſtübchen zitieren, wo er, am Schreibtiſch ſitzend, diejenigen Angelegenheiten zu beſprechen pflegte, die er unter vier Augen abmachen wollte.

„Mein Sohn,“ hub er an, „Du biſt nunmehr ſeit ſechs Monaten mit Frau und Kind ein Gaſt im elterlichen Hauſe. Du haſt wenig Arbeit, folglich geringe Einnahmen; — ich weiß es. Darum habe ich mich bis jetzt auch mit den kleinen Sümmchen begnügt, die Du mir zuweilen eingehändigt haſt und die doch kaum, wenn ich rechnen wollte, den Mietzins für Eure Wohnung decken, — Koſt, Licht und Feuerung ganz bei Seite gelaſſen. Um nicht ungerecht gegen Deine unverſorgten Geſchwiſter zu ſein, ſcheint es mir um ſo billiger, daß die Familie Deiner Frau ſich jetzt Eurer annehme, als dieſe ſich durchaus nicht in unſere Art zurecht finden kann, noch will. Sie bringt Störung in's Haus und in unſere Lebensweiſe. Bei ihren Verwandten werdet Ihr vielleicht ſehr glücklich ſein, da Du Dich leichter zu ſchicken verſtehſt, als ſie."

Mit möglichſter Schonung teilte Wilhelm dieſe Eröffnung an Richenza mit und bewog ſie, ſich an Gräfin Meerhaim zu wenden. Dieſe glaubte aus dem Ton tiefer Entmutigung, der durch Richenza's Brief ging, ſchließen zu dürfen, daß der Moment gekommen ſei, den ſie lange vorausgeſehen habe. Deshalb beantwortete ſie dieſen Brief und zwar dahin: Da Richenza zur Erkenntnis ihres törichten Schrittes gekommen ſei und deſſen Bitterkeit fühle, ſo ſei ſie ganz bereit, ihr hilfreich die mütterliche Hand zu bieten. Sie werde mit Freuden Richenza und ihr Kind bei ſich aufnehmen und ſie in allen Rechten der Tochter belaſſen, vorausgeſetzt, daß dieſe ſich von ihrem Mann trenne und er jeden Anſpruch an ſie, als an ſeine Gattin aufgebe. Niemals werde ſie ihn als ihren Schwiegerſohn anerkennen; doch ſei ſie erbötig, ihm eine lebenslängliche Penſion zu zahlen, wenn er auf ihren Vorſchlag eingehe.

Richenza's ganzer Stolz empörte ſich gegen dieſe Zumutung. Sie ſchrieb an Gräfin Meerhaim zurück: ſie ſei die glücklichſte der Frauen; ſie liebe ihren edlen, genialen William grenzenlos; ſie ſei gedrückt, weil er von der Welt nicht anerkannt und dadurch gezwungen werde, bei ſeiner Familie zu leben, zu der er ſich verhalte, wie der Schwan zum Hühnerhof; — und ſie würde lieber ſterben, als ihn verlaſſen.

Gräfin Meerhaim antwortete beleidigt: „Fern davon, ein ſolches Glück zu trennen, ſei es nunmehr ihre Überzeugung, daß Richenza ſich ganz und gar demſelben widmen müſſe. Daher werde ſie ihr ein für allemal zehntauſend Taler geben — was viel mehr ſei, als das Pflichtteil, das Richenza nach dem Tode der Mutter geſetzlich zu beanſpruchen habe — und damit möge ſie denn ihren Künſtlertraum fortträumen — was ihr nicht ſchwer fallen werde, da ſie ihn ja ohne Zuſtimmung der Mutter begonnen habe. Aber unter keiner Bedingung werde je Herr Sinkler als ihr Schwiegerſohn ihre Schwelle betreten. Bis die Geldangelegenheit geordnet ſei, ſchicke ſie Nadelgeld für Richenza."

Ein Wechſel auf 2000 Franks begleitete den Brief, der wie ein Schwert durch Richenza's Herz ging. Nun erſt, da das Vaterhaus ihr verſchloſſen und ſie eine Enterbte, Verſtoßene war, ſchien ſie über den Leichtſinn ihres Schrittes zur Beſinnung zu kommen.

„Jetzt habe ich nur Dich!" ſprach ſie finſter zu Wilhelm. Doch allmälig fand ſie ihren Troſt darin, nunmehr ſelbſtſtändig leben und Straßburg verlaſſen zu können.

Ihre Schwiegereltern, die den inneren Zuſammenhang dieſer Angelegenheit weder kannten noch kennen ſollten, waren hocherfreut über eine für ihre Verhältniſſe glänzende Wendung der Dinge. Mit dieſer Mitgift ließen ſie ſich die vornehme Schwiegertochter gefallen. Richenza fand nun wieder ſolche Geſinnung unſäglich gemein, ohne zu bedenken, daß Leute, die im mühſamen Tagewerk ihr Brot verdienen, berechtigt ſind, von erwachſenen und ſelbſtſtändigen Kindern zu verlangen, daß ſie nicht die Familienſorgen vermehren.

„Eins!" rief Frau Sinkler, als ſie in Richenza's Zimmer trat und ihr ſcharfes Auge über den Fußboden gleiten ließ. „Eins! zwei! und drei!" — ſie bückte ſich dreimal und hob etwas auf, das ſie triumphierend in die Höhe hielt. „Schau', Renzele, drei Stecknadeln, die in unſere Lottokaſſe wandern! Da Du eine reiche Frau biſt, brauchſt Du auf dergleichen Dinge nicht zu achten. Mit unſereins iſt es anders! da heißt es: Wer den Heller nicht ehrt, iſt des Talers nicht wert.“

Richenza legte lächelnd einen Brief Stecknadeln in Frau Sinklers Hand; denn es ſchmeichelte ihr, für eine reiche Frau zu gelten.

„Lohn's Gott!“ ſagte die Schwiegermutter — immer dankbar, auch für das Geringſte. „Wo werdet Ihr denn jetzt eine Wohnung nehmen?“

„In Paris!“ ſagte Richenza trocken.

„Hilf Gott!“ rief Frau Sinkler; „warum denn in dem Paris! Bleibe im Lande und nähre Dich redlich — iſt ein gutes Sprüchwort. Es iſt Euch doch in dem England wahrlich nicht ſo vortrefflich gegangen, daß Euch die Fremde locken könnte. Wilhelm würde hier nach und nach bekannt werden und mehr Arbeit finden. Von Eurem Kapital habt Ihr einen Zuſchuß an jährlicher Rente, ſo daß Ihr leben könnt. In Paris iſt das Leben ſehr teuer.“

„Das mag ſein!“ entgegnete Richenza; „dafür hat man denn aber auch Genuß des Lebens und Anregung für Herz und Geiſt. Überdas ſagt mir die hieſige Luft nicht zu. Wenn die Geldſache abgetan iſt, geht's nach Paris, wozu ich mich unbeſchreiblich freue.“

Und wie ſie es wollte, ſo geſchah es auch. Nach einigen Monaten war die Familie Sinkler wieder allein in ihrem Hauſe. Richenza war ſo froh, es zu verlaſſen, daß ſie einen zärtlichen Abſchied nahm, während Wilhelm mit Tränen im Auge ſeinen Eltern für ihre Güte und Liebe dankte. Frau Sinkler ſagte ſpäter zu ihrer jüngſten Tochter:

„Komm, Bäbbele, hilf mir oben die Zimmer aufräumen.“

Und als ſie oben waren, lehnte ſie den Kopf an eine Staffelei und weinte bitterlich. Bäbbele ſchmiegte ſich an die Mutter und blickte mit ſtummer Teilnahme fragend zu ihr auf.

„Ach, Bäbbele!“ ſeufzte Frau Sinkler und bemeiſterte mühſam die ſtrömenden Tränen; — „ich muß ſo weinen um den Wilhelm! . . . Das iſt keine Frau für ihn! . . . . Sei ſie reich und vornehm, was hilft's! — ſie iſt nicht katholiſch und ſie hat kein Herz für ihn.“

Eine glückliche Ehe.

1840.

Auf einem reich belaubten Hügel, der ringsum frei, aber doch dem Höhenzug zwiſchen Baden-Baden und Freiburg ſo nahe liegt, daß er, aus der Entfernung geſehen, als ein Vorſprung desſelben erſcheint, erhebt ſich das Schloß Kreuzbronn*), das bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts ein Ciſtercienſer-Kloſter war. Es gehörte ſeitdem einem Mann, der durch den Ankauf ſehr reich geworden war und der es doch nicht bewohnen mochte. Ein breiter bequemer Fahrweg wand ſich ſpiralförmig unter einem Laubdach von Ahorn, Eſchen und Ulmen um den Hügel herum und führte zum Portal des Schloſſes, welches ein ſtattliches Viereck bildete, das einen innern Hof umgab. Der nördliche Flügel dieſes Vierecks war die Kloſterkirche, die im edlen, einfachen romaniſchen Stil angelegt und in dem der Renaiſſance vollendet war. Jedes Jahrhundert hatte in ſeiner Weiſe ſie geſchmückt. Litt darunter die Einheit des Stils, ſo ſprach ſich doch die Einheit der Liebe darin aus, die das teure Haus Gottes mit dem Schönſten verziert, was ihr in jeder Zeit zu Gebot ſteht. Das große Eingangsportal der Kirche befand ſich, von zwei Glockentürmen überragt, neben dem des Schloſſes im weſtlichen Flügel. Dieſer und der ſüdliche waren zu einer großartigen herrſchaftlichen Wohnung angelegt, indem man die langen Gänge gelaſſen, aber die Zellen, durch Hinwegräumung der Zwiſchenwände, in Zimmer und Säle verwandelt hatte. In dem öſtlichen Flügel hatte man die Pfarrwohnung eingerichtet, ſo daß der Pfarrer unmittelbar neben der Kirche wohnte und aus ſeinem Zimmer in die Sakriſtei gehen konnte, die an der Epiſtelſeite des Hochaltars lag. Außerdem war dieſer Flügel von Wirtſchaftsbeamten bewohnt und verſchiedene Ökonomiegebäude lagen ihm gegenüber und bildeten einen Wirtſchaftshof, deſſen proſaiſche Notwendigkeit beſcheiden hinter dem Hauptgebäude ſich verbarg. Vor dem ſüdlichen Flügel lief eine breite Terraſſe hin. Halb aufgemauert, halb von dem Felſen abgeſprengt, welcher den Kern des Hügels bildete, trug ſie einen Blumengarten, durch den ſich Kieswege ſchlängelten und an ihren beiden freien Ecken ſprangen zwei ſteinerne Erkertürmchen hervor, durch deren offene Bogenfenſter man weit in's Land hinabſchaute, über lachende Fluren, die zu Rebgeländen anſtiegen, welche von Bergen, mit Laub- und Nadelholz dicht gekrönt, überragt wurden. Im Weſten blitzte hie und da wie ein Silberfunke in günſtiger Beleuchtung der Rhein auf und jenſeits der blauen, dämmernden, langgeſtreckten Vogeſen ging die Sonne unter. Im innern Schloßhof befand ſich das Monument, welches in alter Zeit dem Kloſter Entſtehung und Namen gegeben hatte. Unter einer mächtigen Linde ſtand ein uraltes ſteinernes Kruzifix, zu deſſen Füßen drei Röhren eine Fülle des friſcheſten, klarſten Waſſers in ein weites Becken goſſen. In dieſem Hof herrſchte beſtändig eine wunderſame Stille. Er wurde nur von den wenigen Leuten des Schloſſes betreten, die Trinkwaſſer holten; ſonſt kam niemand dahin, und auf dem feinen Kies, mit dem er beſtreut war, hüpften ſorglos Tauben, Finken, Meiſen und Spatze umher. Kaum der Blick eines Menſchen fiel in dieſen ſtillen Raum! Auf der einen Seite befanden ſich die hohen Kirchenfenſter; auf zwei andern Seiten die Fenſter der langen Gänge, welche an den Gemächern des Schloſſes fortliefen. Auf der vierten Seite endlich hatte man ſämtliche Gangfenſter zugemauert — bis auf ein einziges, und das gehörte der Zelle des Pater Smaragd in der Pfarrwohnung an. Als eine beſondere Vergünſtigung, welche mit ſeinem Leben aufhörte, hatte der Beſitzer von Kreuzbronn dem Pater Smaragd dies Fenſter geſtattet, als dieſer durch die Säkulariſation aufhörte, Prior von Kreuzbronn zu ſein und Pfarrer daſelbſt wurde. Beſitzer war der Baron Urſperg, ein unfreundlicher, harter, geiziger Mann, der — nachdem er aus Hoffahrt das Kloſter in ein Schloß verwandelt hatte, aus Geiz es weder bewohnte, noch einrichtete, ſondern ein ehemaliges Pächterhaus für ſich ausbaute, das am Fuß des Hügels, unterhalb der Terraſſe, in einem großen Baum- und Gemüſegarten lag. Sein älteſter Sohn, Bernhard Urſperg, bewohnte das Schloß ſeit einem Jahr mit Euphroſyne Meerhaim, und obſchon es noch die Spuren der Vernachläſſigung eines Vierteljahrhunderts trug, ſo zog doch mit dem jungen Paar ſo viel Liebe, ſo viel Glück, ſo viel Freude, ſo viel Segen in das alte ernſte Gebäude ein, daß es davon ganz heiter wurde.

---

*) Es iſt aber auf keiner — auch nicht auf der genaueſten Spezialkarte zu finden.

Bernhard Urſperg war ein ganz edler Menſch, von unbeugſamer Geradheit und frommer Milde, von klarer Intelligenz und tatkräftigem Willen. Er beſaß dieſe Vernunft und dieſe Tugend, weil ſeine Erziehung ihm den Beſitz ewiger Geſetze und die Gewohnheit gegeben hatte, gemäß denſelben zu leben. Erzogen war er von einer gottſeligen, leidenvollen Mutter und von den Jeſuiten zu Brieg in der Schweiz — in der heiligen Schule des Gehorſams, alſo im wahren Chriſtentum. Dieſe Erziehung hatte ſeine Intelligenz zum Glauben gebildet, ſein Herz zur Liebe, ſeinen Willen zur freien Unterwerfung unter eine Autorität, die ihren Grund und ihr Centrum in Gott hat, von dem jede rechtmäßige menſchliche Autorität ausgeht — des Fürſten, der Eltern, des Prieſters, des Lehrers und ſo fort durch alle Stufen der ſozialen Hierarchie in der chriſtlichen Geſellſchaft. Bernhard hatte gehorchen gelernt und ſomit das Fundament ſeiner ſittlichen Freiheit gelegt, denn die Unterwerfung unter göttliche Autorität, welche die Eſſenz der menſchlichen iſt, möge immerhin ein Joch und eine Kette genannt werden — aber es iſt das Joch, das Chriſtus getragen, und die Kette, durch die er uns an ſich gefeſſelt hat. Ihm unterworfen ſein, heißt frei ſein, denn ſein Dienſt ſchließt den Dienſt der Sünde aus.

Baron Urſperg hatte einen tiefen Haß gegen alles Himmliſche und Heilige, alſo auch und hauptſächlich gegen die Kirche, die Prieſter, die Ordensleute. Dieſer Haß entſprang bei ihm daraus, daß er ein Knecht ſeiner böſen Leidenſchaften war und die Schranken nicht dulden wollte, welche die chriſtliche Sittenlehre, durch den Mund der Kirche, der ſündigen Natur des Menſchen ſetzt. Nie würde er ſeine drei Söhne einem Jeſuiteninſtitut anvertraut haben; aber ſeine fromme Frau, — übrigens eine Heldin im Dulden und Schweigen — ſetzte dies durch, indem ſie erklärte, ſie ſelbſt wolle die Penſion ihrer Söhne bezahlen. Seine Liebe zum Gelde überwog ſeinen Haß der Jeſuiten. Er ließ die Knaben gehen und die Baronin, die ein ganz geringes Vermögen hatte, entſagte ihrem ſüßen Troſt des Almoſenſpendens und ihrer unſchuldigen Liebhaberei für ſchöne Blumen, um ihre Söhne von Männern erziehen zu laſſen, welche die Bildung der Seelen für's ewige Leben nicht über dem Unterricht, den Studien und der Bildung für die Welt vergaßen. Als Bernhard, der älteſte, auf die Univerſität ging, ſtarb die Baronin. Ihr ganzes Leben an der Seite ihres Mannes war ein ſtilles Hinwelken geweſen. Nach einigen Jahren hatten die Söhne den Schmerz, daß ihr bejahrter Vater zu einer zweiten Ehe ſchritt, und zwar mit derjenigen, welche der armen Baronin jahrelang den bitterſten Kummer gemacht und eine furchtbare Herrſchaft über den Baron gewonnen hatte, und die als eine unbemittelte Couſine zur Führung des Haushaltes aufgenommen worden war. Der alte Baron wehrte ſich gegen dieſe zweite Ehe ſo ſehr er konnte; doch Fräulein Ulrikens zäher Wille überwand ihn und ſie wurde das, wonach ſie fünfzehn Jahre mit allen Mitteln, die einem gewiſſenloſen Weibe zu Gebot ſtehen, geſtrebt hatte: Baronin Urſperg.

Der alte Baron freute ſich ſehr, als Bernhard ihm ſeine Verlobung mit Euphroſyne Meerhaim anzeigte. Das war denn doch ein Mädchen aus guter alter Familie und vermögend dazu! Keine ſo alberne Heirat, wie ſie ſein zweiter Sohn aus unſinniger Leidenſchaft, als Leutnant von vierundzwanzig Jahren, mit einem blutjungen Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen geſchloſſen hatte, das übrigens ſchon im erſten Wochenbett geſtorben war. Er freute ſich auf die junge Schwiegertochter, zum großen Verdruß der Baronin, die eine Nebenbuhlerin in der Tyrannei, welche ſie über ihren Gatten übte, zu bekommen fürchtete.

„Sie ſoll unſer mürriſches Alter erheitern, die Euphroſyne,“ ſagte der alte Herr und rieb ſich mit boshaft ſtiller Freude die Hände, ſo daß alle Fingergelenke krachten; denn er wußte recht gut, wie bitter es ſeiner Ehehälfte war, unter die mürriſchen Alten gerechnet zu werden, da ſie zwanzig Jahre weniger zählte als er. Dergleichen Äußerungen erlaubte er ſich aber nur in Gegenwart anderer. Unter vier Augen mit ihr gab er ſeinem beſtändigen Brummen und Murren nur unbeſtimmte Ausdrücke. Er glich einem alten biſſigen Kettenhund, der durch die Kette noch biſſiger wird; aber die Baronin fand nicht für gut, ſie zu lockern. Er war von der Gicht gekrümmt, zu Zeiten gelähmt. Sie pflegte ihn vortrefflich: das war ihre gute Seite. Leider nährte ſich dieſe Tugend auch durch die Herrſchſucht der Baronin, denn ſo lange der alte Herr lebte, war ſie die Herrin ſeiner Güter, ſpäter nur — eine Stiefmutter. Doch ſorgte ſie emſig und bei Zeiten dafür, daß, wenn auch dereinſt ihr Wittum karg ausfiele, ſie dennoch ein reichliches Einkommen habe. Sie ſah ſcheel zu der Beſtimmung des alten Herrn, Bernhard ſolle im Kreuzbronner Schloß wohnen und gewiſſe Ländereien desſelben in Pacht nehmen und bewirtſchaften. Sie fand, daß ſich Bernhard wohl mit einem Nebengut begnügen könne. Doch der alte Baron erwiderte: Bernhard wolle das Schloß in gutem baulichen Zuſtande erhalten und damit ſei ihm, dem Vater, ſehr gedient, da er nicht gewillt ſei, auf ſeine alten Tage ſolche Verſchwendung zu treiben und das Schloß ſonſt verfalle.

Bernhard und Euphroſyne lebten jetzt ſeit einem Jahr in Kreuzbronn. Ihre Ehe war unter trüben und ſchmerzlichen Umſtänden geſchloſſen: zu Richenzas unſeligem Schritt kam noch der unerwartete Tod von Bernhards jüngerem Bruder, der am Nervenfieber ſtarb und einen dreijährigen mutterloſen Knaben ganz verwaiſt zurückließ.

„Willſt Du des kleinen Adrian Mutter ſein, Euphroſyne?“ fragte Bernhard traurig.

„O gewiß! o wie gern! er wird mir mein liebes Brüderchen Emanuel erſetzen!“ rief ſie in ihrer anmutigen kindlichen Weiſe.

Bei ihrer erſten Ankunft wurde ſie feſtlich in Kreuzbronn empfangen, das ſeit ſeinem Beſtehen eine ſolche Feierlichkeit noch nicht erlebt hatte. Ehrenpforten, wehende Banner, Inſchriften, Blumen und Kränze bewillkommneten die junge Schloßfrau. Laubgewinde umgaben das Portal und der kleine Adrian ſollte unter dieſem Triumphbogen mit einem herrlichen Blumenſtrauß in der Hand ſtehen. Man hatte ihn weiß gekleidet und ihm einen Kranz von weißen Aſtern auf die blonden Löckchen geſetzt. Aber in dem allgemeinen Tumult vergaß man ihn und er vergaß ſeine Aufgabe, ſo daß er nicht auf ſeinem Platz war, als Euphroſyne aus dem Wagen ſtieg und an Bernhards Arm unter das Portal trat. Dafür fiel ihr Auge auf ein wunderliebliches Bild. Die ſinkende Abendſonne goß ihr Gold- und Roſenlicht durch das Portal in den inneren Schloßhof, der davon erglühte, wie von einem natürlichen bengaliſchen Feuer, das allen Gegenſtänden eine ſtrahlende Färbung verlieh. Das Laub der Linde blitzte wie Goldflitter zwiſchen Smaragden. Das Waſſer des Brunnens rann dahin wie aufgelöſte Diamanten. Das Kreuz von rotgrauem Sandſtein glühte in Purpur getaucht. Die Luft ſelbſt zitterte wie von goldenen Atomen, — wie das in klaren warmen Herbſttagen wohl geſchieht; — und mitten in dem glänzenden Duft ſtand das weiße Kind mit ſeinem

Sternenkranz an das Brunnenbecken gelehnt und während Tauben gurrend zu ſeinen Füßen ſpielten, ſchaute es mit großen, ſtillen, ſeraphiſchen Augen dem ungewohnten Treiben zu — ein Engel, der aus der himmliſchen Glorie auf die Menſchenwelt herabblickt. Euphroſyne verließ Bernhards Arm und eilte mit zärtlicher Freude zu dem Knaben, der ihr nun ſeinen vergeſſenen Roſenſtrauß entgegenſtreckte. Sie warf einen Blick auf die Umgebung, auf das blutrote Kreuz. Sie hatte die natürliche Frömmigkeit der reinen Seelen.

„O wie ſchön, daß ich Dich zu Füßen des Kreuzes finde!“ ſagte ſie halblaut, als ſie ſich zu Adrian herabneigte und ihn küßte. Dann nahm ſie ihn bei der Hand und ging mit ihm und Bernhard in ihre Gemächer.

Auf Euphroſynens große Herzensreinheit hatte Bernhard gerechnet, als er nach langer Überlegung und ſchweren Kämpfen ſeiner Neigung zu ihr folgte. Es ſchien ihm unmöglich, daß eine ſo lautere Seele ſich nicht willig von der Wahrheit der katholiſchen Glaubenslehre überzeugen laſſen ſolle, da nichts in ihr dieſer Wahrheit entgegenſtand, als ihre Unkenntnis derſelben. Weil er aber fürchtete, er könne einer natürlichen Liebe für Euphroſyne über Gebühr gefolgt ſein: ſo nahm er ſich vor, kein übernatürliches Mittel zu vernachläſſigen, um ſie für den katholiſchen Glauben zu gewinnen. Nächſt dem Gebet war das nächſte Mittel dies: er bemühte ſich, ſeine Pflichten aufs vollkommenſte zu erfüllen und immer darauf hinzuweiſen, daß er aus ſeinem Glauben allein die Kraft zu dieſem Streben ſchöpfe. Er war der beſte Sohn, nicht bloß für den grillenhaften Vater, ſondern auch für die widerwärtige Stiefmutter, deren Vergangenheit ihm doch nur allzugut bekannt war. Seine natürliche Anlage zu Härte und Schroffheit hatte ſich durch die lange, mühſelige Übung der Selbſtbeherrſchung zu Kraft und Stärke abgeklärt, und weil er ſtark war, ſo konnte er tragen und ertragen, und Schonung haben für alle. Euphroſyne ſtaunte ihn mehr und mehr an.

„Du biſt ein Mirakelmenſch, Bernhard!“ ſagte ſie; „immer tuſt Du das Allervollkommenſte, aber es ſieht immer ganz einfach aus.“

„An der Vollkommenheit fehlt leider ſo viel, daß ich das wenige, was ich tue, recht anſpruchslos tun muß,“ entgegnete er lächelnd. — —

„Bernhard, wohin verſchwindeſt Du regelmäßig jeden Morgen eine halbe Stunde vor dem Frühſtück?“ hatte Euphroſyne halb ſchelmiſch, halb ſchüchtern in der erſten Zeit gefragt.

„Ich verſchwinde nicht,“ ſagte Bernhard lachend, „ich gehe nur in die Kirche zur Meſſe.“

„Jeden Morgen?“ fragte ſie verwundert.

„Täglich wird das heilige Opfer für uns dargebracht; — da iſt es doch wohl in der Ordnung, daß wir der erhabenen Feier beiwohnen und die Gnaden uns zuwenden, die von dort uns zuſtrömen, und die wir ſo nötig haben für unſer Tagwerk; — nicht wahr, liebes Herz?“ ſprach er ſanft und innig.

„O gewiß!“ ſagte Euphroſyne kleinlaut.

Bernhard hatte ein kleines Oratorium im weſtlichen Flügel des Schloſſes, mit einem inneren Fenſter, das in die Kirche ſelbſt ging, eingerichtet und angeordnet, daß ſich in demſelben alle Schloßbewohner, die nicht unumgänglich durch ihre Verrichtungen anderswo beſchäftigt waren, täglich vor dem Nachteſſen zum Abendgebet verſammelten. Das geſchah ſofort ganz regelmäßig und Bernhard ſelbſt ſprach das Abendgebet. Euphroſyne war immer gegenwärtig, und wenn ſie auch nicht mitbetete und nicht in den Anruf der Litaneien einſtimmte, ſo hörte ſie doch aufmerkſam zu und erbaute ſich aufrichtig an Bernhards ernſter Andacht.

Aber wohin begab ſich Bernhard dann? — Es waren nur einige Minuten — allein er brachte ſie weder in ſeinem Zimmer, noch in dem ihren, noch außerhalb des Schloſſes zu. Sie war verlegen, abermals neugierig zu fragen und hätte es doch für ihr Leben gern gewußt. Sie ſollte es erfahren! Adrian hatte ein leichtes Schnupfenfieber und lag im Bett. Euphroſyne ſaß neben ihm; ſie hatte die Kinderfrau zum Abendgebet fortgeſchickt. Ein grüner Schirm umgab das Licht; es war ſtill und heimlich im Zimmer und das Kind ſchien zu ſchlafen. Da erklang Bernhards Schritt draußen auf dem Gang und Adrian rief, indem er ſich lebhaft aufrichtete:

„Mama, ich muß aufſtehen! Papa kommt."

Euphroſyne hielt dies für eine Fieberphantaſie und ſagte:

„Ruhig, Adrian! Papa will ſehen, wie es Dir geht."

„Nein, nein!" rief der Kleine, „wir beten jetzt."

„Ah ſo!" ſagte ſie halblaut und hüllte das Kind in einen Shawl. — Nun wußte ſie, wohin ſich Bernhard jeden Abend begab!

Bernhard war eingetreten. Freundlich nickte er Euphroſynen zu und kniete dann vor Adrians Lager nieder, der ſchon auf ſeinen Decken auf den Knien lag und auf ein Kruzifix mit jenem wunderbaren Ausdruck ſchaute, den Reynols Pinſel dem Knaben Samuel gegeben hat, da er nachts, Jehovas Stimme hörend, aufſprang und ehrfurchtsvoll auf ſeine Knie fiel — ein Ausdruck von erhabener Unſchuld. Bernhard betete mit dem Kinde das Vaterunſer, den engliſchen Gruß, ein Gebetchen zum Kind Jeſu und eins zum Schutzengel. Euphroſyne war aufgeſtanden, um ihrem Mann Platz zu machen; aber unwillkürlich ſank ſie hinter ihm auf die Knie, als ſie auf die wunderbaren Worte lauſchte, welche, die Bedürfniſſe und die Bitten einer Welt zuſammenfaſſend, langſam und andächtig von dem Mann und dem Kinde geſprochen wurden. Leiſe ſprach ihre Seele ſie nach: „Dein Reich komme . . . Erlöſe uns vom Übel . . . Mutter Gottes . . . bitte für uns arme Sünder . . .“ — O bitte auch für mich! bitte für mich! flüſterte ſie unter ſtrömenden Tränen, die ſanft wie Maientau über ihr ſchönes Antlitz floſſen. — —

„Bernhard,“ ſagte ſie, nachdem beide das Kind verlaſſen hatten; — „welche Lehre gibſt Du mir! was Du tuſt, hätte ich tun ſollen. Ach, das iſt die Sache der Mutter — und ich tat es nicht!“

„Darum tue ich es in Deinem Namen,“ ſagte Bernhard mit einer Liebe in Wort und Blick, die nur derjenige hat, der an das ſtellvertretende ewige Opfer glaubt und ſich in deſſen Kraft verſenkt.

„O!“ rief ſie ganz überwältigt von dem Himmliſchen, das in der Liebe eines Menſchenherzens ſein kann; — „ich will glauben, was Du glaubſt, um ſo gut zu werden, wie Du biſt.“

„Beſſer — hoff' ich!“ ſagte er zärtlich.

„Aber nun lehre mich Deinen Glauben, lieber Bernhard,“ rief ſie lebhaft.

„Der lernt ſich ganz leicht, wenn das Herz guten Willens iſt! Bitte Gott recht demütig und recht beharrlich um die Gnade, glauben zu können — und Du wirſt glauben! Du wirſt in Deinem innerſten Gemüt eine Fähigkeit finden, welche die offenbarten religiöſen Wahrheiten erfaßt, umſchlingt, ins tiefſte geiſtige Leben hineinzieht, ſie zu eigen Dir macht, ohne ſie je zu erſchöpfen, und dann, von dieſem Kern aus, Blüten und Früchte ins äußere Leben hineinwachſen läßt.“

Das begriff Euphroſyne nach und nach. Ihr Seelenleben war unentwickelt, weil es nicht unter der Sonne einer poſitiven Glaubenslehre ſich entfaltet hatte. Ihr Religionslehrer hatte ihr unbeſtimmte, verſchwommene Gefühlsanſichten vom Glauben beigebracht, die nur gerade ausreichten, um ihr zu zeigen, daß ſie mit ihnen auf den Triebſand wechſelnder Stimmungen gerate und nicht die mindeſte Richtſchnur fürs praktiſche Leben beſitze. Sie halfen ihr nicht ihre Fehler bekämpfen, nicht ihre natürliche Güte regeln. Sie gaben ihr nicht den feſten Standpunkt, von welchem aus die Beſtimmung des Menſchen einer Grundlinie folgt, die in die Ewigkeit hineinläuft. Sie öffneten ihr nicht jenen unendlichen Horizont für ihre Sehnſucht, ihre Gedanken, ihr Streben, der ſich zwiſchen der Seele und Gott auftut, wenn die Glaubenswahrheiten wie unwandelbare Geſtirne in der ſonſt ſo unbeſtimmten Leere aufgehen.

Das wurde nun alles anders — und doch blieb ſie, was ſie war! Der zitternde Tautropfen ihrer Seele wurde nur zum lichten, feſten Kryſtall. Sie las, ſie ſprach mit Bernhard, ſie ließ ſich von Pater Smaragd unterrichten. Bisher hatte ſie ſich ein wenig vor ihm gefürchtet und nicht begreifen können, daß Bernhard ſich ſo gern mit ihm unterhalte. Er war ein hagerer, ſechs Fuß langer Mann, mit einem tiefgefurchten Antlitz, das durch breite, gerade, ſchwarze Augenbrauen auf den erſten Blick ſtreng erſchien. Die Gewohnheit der Contemplation und die heilige Asceſe gaben ihm dieſen allgemeinen, weltentfremdeten Ausdruck. Aber unter den finſteren Brauen lag ein Augenpaar ſo klar und ſo feurig, wie wenn die Abendſonne unter einer Stratuswolke untergeht — und dies Feuer war die unirdiſche Flamme, die über dem verkohlten Scheiterhaufen ſeines Ichs ſchwebte. Aber ſie brannte meiſtens nach innen, vor dem Gekreuzigten und für ihn. Er kannte nichts anderes als das Kreuz. Es genügte ihm. Bei ſiebzehn Jahren trat er in das Noviziat des damaligen Kloſters Kreuzbronn; bei vierundzwanzig wurde er Prieſter; bei dreiunddreißig ſchon Prior — weil er auf jeder Stufe des geiſtlichen Lebens immer der Vollkommenſten einer war. Und als er nun eben Prior geworden und im Begriff war, mit ſeinen Brüdern die heilige Asceſe des Ordenslebens, wie die großen Ordensſtifter ſie geübt und gewollt hatten, in Kreuzbronn friſch zu wecken und zu üben — da trat die ewig ſchmachvolle Säkulariſation der geiſtlichen Güter in Deutſchland ein und die weltliche Macht bedeutete der Genoſſenſchaft, ſie habe auseinander zu gehen, es ſei jetzt aus und vorbei mit dem Kloſterunfug, mit dem mönchiſchen Unweſen. So lange Recht und Gerechtigkeit auf Erden gegolten haben, hat vielleicht nie eine ſo brutale, ſo maſſenhafte Ungerechtigkeit gegen Tauſende von wehrloſen Menſchen ſtattgefunden. Aber der giftige Haß gegen die Kirche, den die engliſchen Philoſophen, die franzöſiſchen Schriftſteller und die deutſchen Illuminaten und Freimaurer während des achtzehnten Jahrhunderts erregt und gepflegt hatten, verbunden mit dem politiſch-ſozialen Blutrauſch, der die Revolutions-Atmoſphäre Frankreichs auch nach Deutſchland hinüber trug — begehrte ſein Opfer: der Kirche ſollte ihr Herzblatt ausgebrochen werden — der Ordensſtand! vertrieben ſollte er aus ſeinen Klöſtern oder zum Ausſterben verurteilt, auch hie und da dem Weltklerus eingereiht werden — bis die glückſelige Zeit komme, wo man auch dieſen ſäkulariſieren und die kirchlichen Verrichtungen von reſpektabeln Familienvätern, eingeſchult im bureaukratiſchen Geſchäftsgang der alleinſeligmachenden Aktenſchreiberei, beſorgen laſſen könne. Gegen brutale Vergewaltigung iſt die Kirche ſo wehrlos, wie Chriſtus gegen ſeine Henker! — Genug, Kreuzbronn wurde verkauft, die Kloſterkirche zur Pfarrkirche des Dorfes gemacht, das ſich um den Hügel, wie eine Heerde um den Hirten lagerte — und Pater Smaragd wurde auf ſein Anſuchen Pfarrer. So blieb er der Wächter des Heiligtums und unzertrennlich von den geliebten Mauern, in denen er ſich dem Dienſte des Gekreuzigten gewidmet hatte; — zugleich auch Seelenhirt! zwar nicht von ſeinen teuren Brüdern, die er auf die Pfade der höheren Vollkommenheit zu führen gedachte, aber doch von anderen Brüdern, die Gott ihm anvertraute und die zum Teil noch tief in Diſteln und Dornen der Verirrungen ſteckten. Der alte Baron hatte einen tiefen Widerwillen gegen Pater Smaragd, der ſo weit ging, daß er ſeiner erſten Frau, unter Androhung ſeines heftigſten Zornes verbot, ihn zum Beichtvater zu wählen. Die alten Leute im Dorf wußten wohl, daß dies früher anders geweſen ſei; aber ſeine Familie wußte nichts davon, da dies vor ſeiner Verehelichung geweſen war. Bei ſeiner zweiten Frau konnte der Baron ganz ſicher ſein, daß ſie ſeine Antipathie gegen Pater Smaragd im gewiſſen Grade teile. Hingegen war er empört über die Ehrfurcht, die Bernhard ihm erwies, beſonders ſeitdem dieſer ſich im Schloß niedergelaſſen hatte. Als der Baron erfuhr, daß Bernhard zuweilen den Pater beſuche, ihn einlade und im freundſchaftlichen Verkehr mit ihm ſtehe, ſagte er eines Tages in ſeiner hämiſchen Weiſe zu Euphroſyne:

„Ich höre, daß bei Euch im Schloß der Wolf umgeht."

„Wie ſo?" fragte ſie verblüfft.

„Der alte Schleicher Smaragd geht ja bei Euch aus und ein."

„Pater Smaragd . . . ein Schleicher!" rief ſie. „Nun, wenn der nicht feſt genug auftritt, Papa, ſo tut es niemand."

„Komödie von Gradſinn, um Euch zu betören — weiter nichts! Laß Dir geſagt ſein, daß er an nichts anderes denkt, als Dir Deinen Glauben zu rauben."

„Ach, lieber Papa," ſagte ſie ehrlich, „ich habe gar keinen Glauben, den man mir rauben könnte! Aber Du darfſt verſichert ſein, daß Pater Smaragd nie ein religiöſes Geſpräch mit mir angeknüpft hat."

Das war auch ganz richtig! jetzt aber begann Euphroſyne ſolche Geſpräche mit Pater Smaragd anzuknüpfen und dabei faßte ſie ein ſolches Vertrauen zu ihm, daß ſie ihre frühere Scheu gar nicht begriff.

„Bernhard," ſagte ſie: „ich habe geleſen, daß man früher zum Troſt der Wanderer zuweilen mitten im Walde, in den Stamm eines großen alten Baumes ein Heiligenbild geſtellt habe. Wie ein ſolcher Baum kommt mir Pater Smaragd vor — hoch und ernſt, und drinnen das Abbild eines Heiligen.“

Bernhard freute ſich unausſprechlich über das Verſtändnis der göttlichen Glaubenswahrheiten und aller himmliſchen Dinge, das mehr und mehr wie ein geiſtiges Morgenrot in Euphroſyne aufging. Wenn ein reiner Spiegel der Sonne gegenüber geſtellt wird, ſo ſtrahlt er ſelbſt wie eine Sonne auf. Das Herz wird bald von den Strahlen des Glaubens durchleuchtet, wenn es nicht von Gedanken, Leidenſchaften und Vorſtellungen erfüllt iſt, die aus einer niederen Sphäre ſtammen und das Charakteriſtiſche haben, Zweifel gegen die Wahrheit der Offenbarung zu erregen und Schatten auf ſie zu werfen. Das reine Herz ſonnt ſich mit ſtiller Wonne in dem hellen Tag des Glaubens und iſt auch immer ein gelehriges Herz.

In der glorreichen Oſterzeit, wenn die Kirche durch die öſterliche Kommunion in allen ihren Gliedern ein allgemeines Auferſtehungsfeſt, ein Brautfeſt der Seelen in der innigſten Liebesgemeinſchaft mit dem göttlichen Heiland feiert — da war auch Euphroſynens Oſtertag, da empfing ſie zum erſtenmal den Leib des Herrn im hochheiligen Altarsſakrament.

„Jetzt möchte ich ſterben!“ ſagte ſie ganz überwältigt von ſolcher Gnade zu Bernhard.

„Das ſollſt Du auch: — aber Dir ſelbſt und nicht der Erde,“ antwortete er mit tränenſchimmerndem Blick.

Dem alten Baron hatte man Euphroſynens Vorhaben nicht mitgeteilt. Bernhard kannte deſſen Geſinnung und nie berührte er dem Vater gegenüber religiöſe Fragen oder Dinge des höheren und inneren Lebens. Euphroſyne folgte dem Beiſpiel ihres Mannes. Jetzt aber fanden beide es ſchicklich, ihm die vollendete Tatſache mitzuteilen.

„Was ſind denn das für Neuerungen?“ murrte er. „Da iſt der X. und der Z. Beide haben proteſtantiſche Frauen, doch keine denkt daran, katholiſch zu werden.“

„Das müſſen wir abwarten,“ ſagte Euphroſyne.

„Bleibe doch jeder bei ſeinem Glauben!“ rief er ſehr aufgebracht. „Der eine iſt nicht beſſer und nicht ſchlimmer als der andere! Ja, könnte einer beſſer ſein, ſo wär’ es derjenige, bei dem der Prieſter am wenigſten Hokuspokus macht und bei dem es heißt: leben und leben laſſen.“

„Mein Gott!“ ſagte die Baronin, „wenn eine junge, ſchwärmeriſche Perſon in die Hände eines Fanatikers fällt, ſo iſt ein ſolcher Schritt erklärlich.“

BIBL. VNIVERS. LIPS.

„Ich bin nicht ſchwärmeriſch, Mama, und Bernhard iſt kein Fanatiker,“ verſicherte Euphroſyne.

„Du wirſt mir geſtatten, mein Urteil abzugeben und nicht das Deine!“ ſagte die Baronin ſcharf.

„Wenn Bernhard kein Fanatiker iſt, ſo iſt es doppelt und dreifach der alte Heuchler, der Pfaff,“ rief der Baron dunkelrot vor Zorn. „Solch ein Pfaff iſt ganz dazu gemacht, einem die Kirche, den Glauben, ja Gott ſelbſt verhaßt zu machen.“

Euphroſyne ſtand auf, küßte ſchweigend die Hand des grimmigen Alten und verließ ſein Zimmer.

„Was ſoll das vorſtellen? warum läuft ſie fort?“ polterte er.

„Weil ſie nicht an dergleichen Expektorationen gewöhnt iſt, lieber Vater! ſie tun ihr allzu weh;“ — entgegnete Bernhard ruhig. „Ich bitte Dich aber ſehr, Deinen Zorn und Tadel in dieſer Sache nur auf mich zu wenden und Pater Smaragd aus dem Spiel zu laſſen, denn Du könnteſt Dich gegen ihn verſündigen.“

„Bah! bah! fällſt Du in den Predigerton? — Du weißt, wie ich den liebe!“

„Was weißt Du denn vom Predigerton? wann hörteſt Du eine Predigt?“ fragte Bernhard und ſeine Stimme klang wohl ſcherzend, aber tief traurig war ſein Blick.

„Haſt Recht, mein Sohn!“ entgegnete der Alte mit ſeinem häßlichen Lächeln; — „in dreißig Jahren vergißt ſich Manches.“

Bernhard ſchauderte innerlich. Er wußte wohl, daß ſein Vater ein totes Glied der Kirche ſei; aber dies Seelenelend in ſo cyniſcher Weiſe ausſprechen zu hören — das war entſetzlich. Euphroſyne hatte dies Elend bis jetzt nicht erkannt. Nun aber würdigte ſie es in ſeinem ganzen Umfang.

„Bernhard!“ ſagte ſie ernſt, „das iſt ein Schatten auf unſerm Glück!“

Er legte ſanft einen Finger auf ihre Lippen und ſagte:

„Liebes Herz, davon wollen wir nie anders ſprechen, als zu Gott! — Man ſpricht ſich ſo leicht in eine Erregung hinein, die von der Sache auf die Perſon übergeht. Laß uns das vermeiden. Für ſolche Fälle gerade haben wir ja das Gebet, die fromme Fürbitte — und in ihr begegnen ſich unſere Seelen, was dieſen Punkt betrifft, inniger als in Worten.“

Sie küßte zärtlich ſeine Hand und rief:

„O Bernhard! jetzt, da ich glaube . . . . jetzt will ich auch lieben — und das werd' ich lernen im Gebet.“

Ihre Seele war wie eine Lerche, die frohlockend und ſingend aus der winterlichen Erdfurche zum heitern Frühlingshimmel auffliegt. Auch an Richenza dachte ſie mit viel innigerem Bedauern, weil ſie jetzt in der Sünde — die Gottesbeleidigung erkannte, die Verachtung der göttlichen Liebe, des göttlichen Gebots.

„Nie hab' ich früher dies Wort gehört, dies entſetzliche Wort: Gottesbeleidigung!" ſagte ſie zu Bernhard: — „und wie notwendig iſt es doch, daß ſich uns recht einpräge, wie jede unſerer Übertretungen nicht dieſen oder jenen Menſchen nur kränkt, ſondern den Gott, der von allen Schätzen ſeiner herrlichen Schöpfung nichts für ſich begehrt, als das gehorſame Herz ſeiner Geſchöpfe. Ach, die arme Richenza! davon weiß auch ſie nichts!" —

Von Richenza's Aufenthalt in Straßburg hatte Euphroſyne keine Ahnung. Die Nachforſchungen, die Gräfin Meerhaim in Dresden anſtellen ließ, bezeichneten den Maler Wilhelm Sinkler aus Brüſſel, denn von dort und dahin lautete ſein Paß. Dies hatte ſie von dem Direktor der Dresdener Gemälde-Gallerie und von Richenza's Profeſſor erfahren. Die Brüſſeler Kunſthandlung, für die er arbeitete, erwiderte auf ein nachfragendes Schreiben, er ſei mit ſeiner Frau nach Irland gereiſt; — und damit hörten alle Nachrichten, wenigſtens für Euphroſyne auf, da Gräfin Meerhaim mit nervoſer Aufgeregtheit jede Erinnerung an Richenza von ſich wies. Richenza wußte wohl, daß Kreuzbronn nicht gar fern von Straßburg ſei und daß

Euphroſyne auf den leiſeſten Wink zu ihr eilen werde. Allein ihre ſtolze Seele fühlte ſich viel zu gedemütigt durch ihre Armut und durch die Umgebung der Familie Sinkler, um nicht tauſendmal lieber vor Euphroſyne zu fliehen, als ſie aufzuſuchen. Während die eine Schweſter, äußerlich troſt- und mutlos, innerlich ſtarr, im blindeſten Egoismus jedes Band zerriß, das ſie mit zwei Familien verknüpfte, ſuchte die andere ſich in die Eintracht der übernatürlichen Liebe mit allen zu ſetzen, an die Gott ſie gewieſen hatte.

Das Gnadenjahr, wie Euphroſyne und Bernhard es nannten, war überreich an Gnaden: ehe es zu Ende ging, brachte es ihnen ein Töchterchen. Es wurde Grazia genannt. Der Name ſollte beſtändig an göttliche Gnade und an ewigen Dank erinnern.

„O Bernhard!“ ſagte Euphroſyne, „wir ſind zu glücklich! was wird nun kommen?“

„Was Gott will, liebes Herz!“ erwiderte Bernhard aus tiefſter Seele.

Aber es kam nichts, wodurch ihre Eintracht, ihre innige Zufriedenheit geſtört worden wäre. Freilich waren ihre äußeren Verhältniſſe nichts weniger als glänzend und Euphroſyne empfand recht oft, wie ſchwer es iſt, eine gute Hausfrau zu ſein, wenn man es mit beſchränkten Mitteln ſein ſoll. Freilich ließ ihre Stellung, dem alten Baron

Urſperg gegenüber recht viel zu wünſchen übrig, da an ein trauliches Familienleben mit ihm nicht zu denken war. Auf der andern Seite aber bewirkten gerade dieſe Umſtände, daß ſich Bernhard und Euphroſyne um ſo feſter an einander ſchloſſen und umſomehr ſich gewöhnten, ihr Glück in dem engen, aber geheiligten Kreiſe ihrer Ehe und ihrer Pflichten zu ſuchen; — und wer es da ſucht, der findet es auch. Und vollends dieſe beiden, auf deren gegenſeitiger, zärtlicher Zuneigung ein ſo wunderſchöner Widerſchein der göttlichen Liebe ruhte! Bernhard ſah in Euphroſyne über dem lieblichen Weibe, über der holden Mutter ſeiner Kinder — die Seele, die an ſeiner Hand in das Reich der Erlöſung eingegangen war; — und Euphroſyne ſah in Bernhard mehr als den Geliebten ihres Herzens, mehr als den Gemahl, dem ſie vertrauen, den ſie verehren konnte; denn neben dem irdiſchen Glück, das ſie auf ihn gründete, verdankte ſie ihm den Blick und den Weg zur ewigen Glückſeligkeit. Dieſe Empfindungen machten ihr Verhältnis ungemein zart und edel, und ganz ungeſucht nahm ihr Leben das Gepräge eines frommen Glückes an.

„Wer hätte je gedacht, daß das Schloß ein ſolches unſchuldiges Turteltaubenneſt werden würde!“ ſagte die Baronin Ulrike Urſperg einmal zu ihrem Mann.

„Wir beide hätten es freilich nicht dazu gemacht!“ entgegnete er mit ſeiner beſtändigen heimlich ſchadenfrohen Bereitwilligkeit, ſie zu kränken.

Sie ſah ihn an mit einem Blick, in welchem Haß und Verachtung zuſammenſchmolzen, Haß — wegen der Beleidigung, Verachtung — wegen des ohnmächtigen Grolls des alten Mannes, der gekrümmt und mit ſchweren erlahmenden Gliedern im Lehnſtuhl ſaß, und ſie ſagte eiskalt:

„Hätte ich nicht mehr Taubenſanftmut, als Du mir zuzutrauen ſcheinſt, was würde aus Dir? wer pflegte Dich? wer führte Deine Geſchäfte? wer machte ſich zu Deinem Sekretär, Deinem Verwalter, Deinem Arzt, Deiner barmherzigen Schweſter“ .... —

„Und wer ſtände dafür obenan in meinem Teſtament?“ unterbrach er ſie mit einem ſüßlichen Ton, der die Verhöhnung noch ſchärfer hervorhob. „Aber Du haſt Recht, Ulrikchen,“ ſetzte er ablenkend hinzu, „das Turteltaubenneſt da droben iſt drollig genug .... iſt aber doch immer beſſer, als wenn es noch das Schlangenneſt der früheren Zeiten wäre.“

„Nur iſt die Schlange noch da!“ warf ſie ein.

„Leider!“ murrte der Baron; — „er lebt ewig .... der Smaragd!“

„Ewig?“ fragte ſie ſpöttiſch; — „Smaragd iſt ja kaum ſo alt wie Du! man muß anderen das gönnen, was man ſelbſt gern genießt.“

„Ja, ich genieße wahrlich mein Leben!“ rief der Baron mit einem ſo bittern, ſo ſchneidenden Hohnlachen, daß ein Grauen die Baronin überfiel. „Gefeſſelt an meine Gicht, gebunden an meinen Lehnſtuhl, geſchmiedet an meine Ulrike — kann es einen höheren Genuß des Lebens geben? Nein, ich möchte ihn beneiden, dieſen Schurken, dieſen Smaragd! ferngeſund iſt er, kerzengerade geht und ſteht er. Wind und Wetter ſchaden ihm nicht. Wenn ich ſo wäre, was würde ich dann noch für ein guter Jägersmann ſein! .... Er iſt freilich ein ſtupider Pfaff, der nichts verſteht von der edlen Jägerei.“

„Siehſt Du, daß Du es beſſer haſt!“ ſagte die Baronin. „Du kannſt Dir doch Freuden wünſchen, von angenehmen Erinnerungen zehren, an Deinem Reichtum Dich ergötzen, Dein Vermögen vermehren, was ein ächter, ein ſolider Genuß in alten Tagen iſt. Aber er! er hat ja nichts, was einem vernünftigen Menſchen im ſpätern Leben Troſt gewähren kann.“

Pater Smaragd gehörte allerdings zu jenen Menſchen, denen der heilige Apoſtel Paulus ſich ſelbſt zuzählte, als er ſagte: „Wir haben nichts und beſitzen alles;“ — denn er beſaß das höchſte Gut — Gott; und in Gott — alles.

Pater Smaragd ſtand in ſeinem kleinen zellenhaften Zimmer am Fenſter und blickte ſinnend in den inneren Schloßhof. Er war in der Mitte der Sechzig mit ſchneeweißem Haar, mit einer ſo lichten, majeſtätiſchen Stirn, als hätten erhabene Gedanken ſie ſich ausgewölbt und mit ſchwarzen Augen, aus denen ein Etwas, wie der übernatürliche Glanz der ewigen Jugend leuchtete, wenn er ſie aufſchlug oder ſeinen Blick feſt auf einen Gegenſtand richtete. Das tat er aber gewöhnlich nicht. In tiefer, weitgeſchnittener Höhle ruhte ſtill ſein Auge und ſchaute nach Innen oder über die Welt hinweg. Seine edlen, äußerſt beſtimmt geſchnittenen Züge waren durch die Jahre und durch die Mühen und Anſtrengungen ſeines Lebens ſcharf und hart ausgearbeitet; aber ein Ausdruck von unſäglichem Wohlwollen verbannte alle Strenge von ſeinem Antlitz und nur ehrfurchtgebietend, nicht furchterregend ſah er aus. Die Abendſonne des Dezembers füllte mit dem eigentümlichen kupferroten Licht des Winters ſeine Zelle, an deren Hinterwand die große Linde des Schloßhofes ein Schattengeflecht ihrer entlaubten Äſte und Zweige tuſchte. Die Dohlen flogen mit eintönigem Gekrächz um die Wipfel der Linde und um die Türme der Kirche, während im Hof Meiſen, Goldammern und Spatzen umherhüpften, die Brotkrümchen aufpickten, die Pater Smaragd ihnen eben geſtreut hatte, und zum Brunnen flatterten, auf deſſen Rand ſie ſich ſetzten, zierlich ein Waſſertröpfchen mit ihrem kleinen Schnabel auffingen und dann wieder zwitſchernd und ſchwirrend davonflogen.

„Du gibſt ihnen ihre Speiſe zu rechter Zeit." ſagte Pater Smaragd halblaut mit den Worten des Pſalmiſten und ſchaute dem Treiben dieſer kleinen Geſchöpfe ſo freundlich und teilnehmend zu, wie nur der es kann, der in den Naturweſen die wunderbare Hand des Schöpfers erkennt. Dann verließ er ſeine Zelle, die nebſt einem Schlafkämmerchen ſein Gemach bildete, öffnete die Tür der Küche und ſagte zu einem Mann, der dort nicht mit Kochen, ſondern mit Korbflechten beſchäftigt war:

„Amandus, zur Veſper."

Amandus erhob ſich, brachte ſchnell ſeinen armen ländlichen Anzug in geziemende Ordnung und folgte dem Pater über eine kleine Wendeltreppe in die Sakriſtei und von dort in die Kirche, wo ſie in der langſam feierlichen Weiſe der erſten Benediktiner die Veſper beteten.

Amandus war das einzige Weſen, welches den Hausſtand des Paters bildete und ſeit einer Reihe von Jahren den Laienbruder erſetzte, der ſich in treuer Anhänglichkeit nicht von ſeinem ehemaligen Prior trennte, als derſelbe Pfarrer zu Kreuzbronn wurde. Aber als der Tod den guten Laienbruder abrief, trat Amandus, ein armer Waiſenknabe, an deſſen Stelle und übernahm, wie jener, die Geſchäfte des Kochs, des Dieners, des Botengängers, des Krankenwärters bei armen Leuten, womit er dann noch ſein beſonderes Handwerk, das Korbflechten, verband und mit großer Aufmerkſamkeit und Andacht das Breviergebet von Pater Smaragd erlernte. Sie lebten zuſammen wie jene Väter der Wüſte, wo häufig ein älterer Einſiedler einen jüngeren in ſeine Felſengrotte nahm, um kleine Dienſte von ihm zu empfangen und ihn anzuleiten im inneren Leben. Nie hatte ein weibliches Weſen die Schwelle von Pater Smaragds Gemach betreten. Er hielt ſtreng die Clauſur inne, die oberhalb ſeiner Treppe begann und ohne Ausnahme jede Frau ausſchloß. Am Fuß der Treppe, neben der Sakriſtei, hatte er in eine armſelige Kammer ein Kruzifix gehängt und ein paar hölzerne Bänke geſtellt. Das nannte er ſein Sprachzimmer und da empfing er mit großer Freundlichkeit die Frauenwelt.

Nachdem Veſper und Complet gebetet waren, ertönte vor der äußeren Türe des Sprachzimmers ein beſcheidener Schellenzug, und als Pater Smaragd öffnete, trat der kleine Adrian mit ſeiner Wärterin ein und übergab ein Billet von Euphroſyne, das die dringende Bitte ausſprach, der Pater möge ſie am nämlichen Abend beſuchen. Er liebkoſte das zarte ſchöne Kind, verſprach zu kommen und ging zu einem Kranken hinab ins Dorf, deſſen erſte Häuſer ſchon am Abhang des Berges lagen. Nicht auf dem breiten, bequem gewundenen Fahrweg ging Pater Smaragd, ſondern auf der ſogenannten Kreuzwegstreppe, die ſteil und ſchnurgerade von der Kirche ins Dorf führte. Sonſt hatten ſich zu beiden Seiten derſelben, in regelmäßiger Entfernung von einander, die vierzehn Stationen des Kreuzweges in Stein gehauen erhoben, und die alten Leute im Dorf ſprachen noch mit Liebe davon, wie ſchön ihr „Kalvarienberg zu Kloſterszeiten" geweſen ſei. Als aber der Baron Urſperg ans Regiment kam, fand er, daß ſein Kunſtſinn beleidigt werde durch die ziemlich roh gearbeiteten und überdies verwitterten Bildſtöcke von Sandſtein — und ſein religiöſes Gefühl durch den Götzendienſt, den das verdummte, abergläubiſche Landvolk mit dieſen Steinblöcken treibe. Unter dem Vorgeben, in beſſeren Zeiten dieſe Mißgeſtalten nach und nach durch ſchöne Figuren zu erſetzen, verſchwanden allmählich die alten Stationsbilder, wurden zu Fundamenten und Mauern von Ochſen- und Pferdeſtällen verwendet und natürlich niemals erſetzt. Die ſchrecklichen Kriege und Umwälzungen, welche im Anfang des Jahrhunderts eine tauſendjährige Ordnung der Dinge in den Verhältniſſen Europas über den Haufen warfen, gewöhnten nach und nach das katholiſche Volk an ſo viel Fremdartiges und entwöhnten es ſo ſehr von den traulich lebendigen Äußerungen ſeines Glaubens, daß es auch in Kreuzbronn den Verluſt ſeines „Kalvarienberges" verſchmerzte. Pater Smaragd aber behielt eine beſondere Andacht zu der Kreuzwegstreppe und niemals ging er ihre ausgetretenen und verſchobenen ſteinernen Stufen hinab und herauf, ohne die heiligen Geheimniſſe des bitteren Leidens Jeſu mit gerührtem Herzen zu betrachten. Am ſtillen, ſpäten Abend, wenn im Dorf und im Schloß ſchon Ruhe eingekehrt war, wollte man häufig den Pater Smaragd bemerkt haben, der auf den Knien die ſteile Treppe erklimmte. An dieſem ſchönen Winterabend voll Mondſchein und Sternenlicht, ohne Schnee und Froſt, verſagte er ſich gewiß nicht dieſe Freude.

Bernhard und Euphroſyne empfingen ihn ſpäter auf's herzlichſte und Euphroſyne ſagte mit freudeſtrahlenden Augen:

„Hochwürdiger Pater, Sie müſſen uns jetzt Ihren allerbeſten Rat geben. Meine gute Mutter hat mir zum Chriſtfeſt ein Geldgeſchenk gemacht. Das möchte ich nun in meinem, in Bernhards und in Grazias Namen ſo anwenden, daß viele davon eine Freude hätten. Was meinen Sie? . . . . ſoll ich es den Armen geben? und welchen Armen?"

„Den Armen im Geiſt, gnädige Baronin," ſagte Pater Smaragd nach kurzem Beſinnen.

„O mein Pater," rief Bernhard lachend, „zu Ihren Höhen erſchwingen wir uns nicht; wir wollen bei den materiell Armen bleiben."

„Wohlan auch ich, Herr Baron!“ entgegnete Pater Smaragd mild: „aber auch der ärmſte der Armen lebt nicht vom Brot allein, ſondern vom Wort, das aus dem Munde des Herrn kommt. So ſteht's in heiliger Schrift. Mancher Arme iſt zwar arm an Brot, doch ärmer noch an Geduld, an Ergebung, an Gottvertrauen, denn er vernimmt nicht das Wort, das der Herr zu ihm ſpricht.“

„Das dürfen Sie nicht ſagen, hochwürdiger Pater!“ rief Euphroſyne ganz erregt vom kindlichen Eifer; „Sie lehren und predigen ja ſo wunderſchön!“

Ohne dieſe Einwendung zu beachten, ſprach er:

„Nimm dein Kreuz und folge mir nach! — Dies Wort iſt der Wegweiſer zum ewigen Leben. Dies Wort ſoll vor unſerem Auge ſchweben, in unſer Ohr klingen, unſer Herz erfüllen. Dies Wort ſoll nicht nur von der Kanzel gepredigt, im Gebetbuch geleſen werden, — nein! zu unſerem innerſten Bewußtſein, zum Regulator unſeres ganzen Lebens ſoll es werden, mit uns verwachſen und verſchmelzen ſoll es, damit wir durch das Kreuz und auf dem Kreuz vereint werden mit unſerem Gott, dem menſchgewordenen, dem leidvollen, dem gekreuzigten. Dies Wort anſchaulich zu machen, vertraut zu machen, o welch ein gutes Werk iſt das! und gar es beliebt machen — o welche Gnade! Es iſt nicht zu ſagen, wie viel Elend aus der Welt verſchwinden würde, wenn man dies Wort beherzigte."

„Nun alſo?" fragte Euphroſyne geſpannt; „was kann ich tun?"

„Sie können einen ſtummen, aber ſehr beliebten Prediger anſtellen, gnädige Baronin."

„Ach!" rief ſie munter, „ich glaube gern, daß ein ſtummer Prediger beliebt iſt! Er hält keine unbequeme Ermahnungen."

„Damit wäre mir nicht gedient," ſagte Bernhard. „Ich mag gern die Ermahnung, ſei ſie bequem oder nicht. Es iſt in meiner Natur etwas ſo Laues, ſo Hinfälliges, daß ich, wenn ich hundert Schritt gegangen bin, ſchon den Sporn bedarf."

„Und ich nach fünfzig Schritten!" verſicherte Euphroſyne eifrig, damit Pater Smaragd nur nicht ihren geliebten Bernhard unterſchätze.

„So geht es uns allen, gleichviel ob wir Freiherrn oder Bettler ſind," ſagte der Pater; „denn wir alle — ſind Seelen und haben als ſolche die nämlichen Bedürfniſſe. Mein ſtummer Prediger aber iſt doch äußerſt beredt, denn er beſteht in den Kreuzwegsſtationen."

Euphroſyne war erſt ſeit dem Frühling ein Kind der Kirche, alſo noch fremd in dem herrlichen Blumengarten, der aus dem katholiſchen Glaubensleben in Fülle erblüht. Sie erwiderte kleinlaut:

„Ich bin eine Unwiſſende, mein Vater, und kenne dieſe Stationen nicht.“

„Es iſt eine Lieblingsandacht des frommen Volkes, gnädige Baronin, unſeren göttlichen Erlöſer in den letzten Stunden ſeines Leidens zu betrachten und ſeinem Marterwege auf Schritt und Tritt zu folgen, um aus dieſer Andacht die Kraft zu ſchöpfen, Dornen und Wunden, Trübſal und Bitterkeiten, an denen jedes Menſchenleben ſo reich iſt, in dem Sinn zu tragen, wie Jeſus ſie trug — aus übernatürlicher Liebe. Um dieſe Andacht eindringlicher zu machen, hat man in alten Zeiten, die ein tiefes Verſtändnis für ſeeliſche Bedürfniſſe beſaſſen, gewiſſe Momente aus dem bitteren Leiden und Sterben bildlich dargeſtellt und ſie in einer Reihenfolge, von der Verurteilung durch Pilatus an bis zum Begräbnis durch Joſeph von Arimathia — aufgerichtet. Gewöhnlich ſteigen dieſe Stationen, die man ſo nennt, weil man bei ihnen betend und betrachtend verweilt, einen Berg hinan, den eine beliebte Wallfahrtskirche krönt. Es hat fromme Männer gegeben, die eigens nach Jeruſalem gepilgert ſind, um die Entfernung der Stationen von einander, wie die fromme Tradition es aufbewahrte, nach Schritten abzumeſſen und danach in ihrer Heimat einen Kalvarienberg oder ſonſt wo an heiliger Stätte, zum Beiſpiel auf dem Kirchhof, einen Kreuzweg zu errichten. Die Andacht ſcheint durch heimkehrende Kreuzfahrer, die liebeglühend vom heiligen Grabe kamen, eingeführt zu ſein. Vielleicht beſtand ſie ſchon früher und wurde nur um ſo volkstümlicher, je mehr man durch die Kreuzzüge Kunde von Jeruſalem erhielt, und je größer das Verlangen wurde, das doch nur die allerwenigſten befriedigen konnten, die heiligen Stätten mit eigenen Augen zu ſchauen. Als Kreuzbronn noch Kloſter war, hatten wir auch unſeren Kalvarienberg, ja das Kloſter ſtand auf demſelben und umfing ein Golgatha — das Kruzifix unter der Linde."

Eine namenloſe Wehmut flog über ſein Antlitz und durch ſeine Stimme, als er hinzuſetzte:

„Ich vermiſſe nichts, denn ich habe ja meinem Kalvaria treu bleiben dürfen; allein meine Armſeligkeit bedürfe ſo ſehr eines Hilfsprieſters, der das Volk beten, lieben und leiden lehrte — und das wären eben die Kreuzwegsſtationen."

Tränen zitterten an Euphroſynens Wimpern, als ſie fragte:

„Iſt es ſo ſchwer, mein Vater, beten, lieben und leiden zu lernen?"

„Schauen Sie auf den Gekreuzigten, gnädige Baronin, und ſehen Sie, was es ihn gekoſtet hat, um vollkommen zu beten, vollkommen zu lieben, vollkommen zu leiden: ſein Herzblut! Es tut dem irdiſchen Menſchen immer weh und deshalb wird es ihm immer ſchwer, ſich bis aufs Blut zu verleugnen. Aber Gebet ohne Selbſtverleugnung — was iſt das? — Äußere Angewöhnung oder Heuchelei. Liebe ohne Selbſtverleugnung — was iſt das? — Eigenliebe. Leiden ohne Selbſtverleugnung aber . . . . das iſt etwas Entſetzliches, das zum Gipfel des ſtarren Hochmuts und in die Tiefe der Hölle treiben kann. Weil die Welt in dieſem Sinn leidet, darum leidet ſie furchtbar, denn ſie leidet ohne Gott . . . troſtlos und gottlos."

„Ja!" rief Bernhard, „der Kalvarienberg iſt wahrhaftig ein guter Lehrmeiſter, den wir alle recht nötig haben, weil er uns fort und fort Bilder der heiligen Liebe, an der wir ſo arm ſind, vors Auge ſtellt. Ich, Euphroſyne, ſtelle mich unter den Armen, die Du erfreuen willſt, obenan."

„Selig die Armen im Geiſt; ſie haben die Verheißung des Himmelreichs," ſagte Pater Smaragd und blickte liebevoll Bernhard an; während Euphroſyne fröhlich in die Hände klatſchte und rief:

„Alſo es bleibt dabei, mein Pater! wir machen aus der alten zerfallenden Kreuzwegstreppe eine Himmelsleiter."

„Nehmen Sie mich mit hinauf, gnädige Baronin." antwortete er demütig.

Sie aber entfernte ſich leiſe, ging nach dem Zimmer, wo die kleine Grazia ſchlief, kniete neben ihr nieder und flüſterte zärtlich: „Kind meines Herzens, wenn Du nur auf Roſen in den Himmel kommſt, ſo will ich ſchon gern unter dem Kreuz und auf Dornen gehen lernen.“

Die Baronin Ulrike war ſtets von allem unterrichtet, was im Schloſſe geſchah. Es haben manche Perſonen die Neigung, alles wiſſen zu wollen, was der Nächſte tut und treibt — und das Talent, es zu erfahren. Sie war eben neugierig — die gute Baronin. Freilich behauptete ſie, daß ſie dadurch Stoff zur Unterhaltung mit ihrem Gatten ſammle — und das war richtig! allein dieſe Unterhaltung war ihr höchſt willkommen. So blieb ihr denn auch Euphroſynens Abſicht, die Stationen aufzurichten, nicht lange verborgen, und obſchon ſie wußte, daß ſich der alte Baron halbtot ärgern werde — und obſchon nichts leichter war, als ihm, der niemals ausging, die Sache zu verſchweigen, ſo ermangelte ſie doch nicht, ſie ihm mitzuteilen. Der alte Herr wütete.

„Richtig! der Pfaff macht eine Betſchweſter aus ihr! nolens volens muß das kleine muntere Ding eine Kopfhängerin werden! Dazu verwendet ſie ihre paar Tälerchen! Wenn Gräfin Meerhaim ihr ein glänzendes Nadelgeld gäbe, wollt ich nichts ſagen; aber ſie gibt eine Miſere — und das wirft das einfältige Ding nun gar in ſo unſinniger Weiſe fort. Hab ich denn nicht die garſtigen Steinklötze im Fundament meiner Stallungen vermauern laſſen, damit Gottes Schöpfung nicht durch ſie verunſtaltet würde! — Und dieſer Bernhard! ſoll ich ihm nicht die Pachtung des Gutes wieder abnehmen? er ruiniert ja ſich und mich! — Aber kein anderer Pächter hält mir das Schloß in Ordnung! . . . im Gegenteil! es wird verwohnt und verwüſtet. Nun, was ſagſt denn Du dazu, Du, Ulrike! Du biſt doch ſonſt zungenfertig genug!“

„Ich ſage, daß Du Deine Herren Söhne kurz und knapp halten mußt, knapp und kurz!“

„Damit Dir am Ende alles zufiele, nicht wahr?“ rief er mit zornigem Groll.

Da öffnete ſich die Tür und Euphroſyne trat ein — der lebendigſte Gegenſatz zu aller Kopfhängerei. Sie hatte ſich in einen ſchwarzen Sammetmantel eingehüllt und deſſen Kapuze über den Kopf gezogen, ſo daß ihr feines, blühendes Antlitz ganz allerliebſt friſch und anmutig aus der Pelzeinfaſſung hervorſchaute. Phantaſievolle Maler haben zuweilen Arabesken gemalt, in welchen Amoretten allerhand Spiele und Vermummungen treiben, durch die ſie gerade recht reizend erſcheinen. Euphroſyne ſah aus wie eine Amorette, die ſich zum Scherz als Winter maskiert hätte. So trat ſie vor den grimmigen Alten und küßte ehrerbietig ſeine knochige, harte Hand, indem ſie ihm guten Morgen wünſchte.

„Setze Dich und höre zu!“ ſagte er barſch. „Ich habe geſtern etwas geleſen, das ich Dir erzählen will. Vor Mahomeds Zeit war zu Mecca in Arabien ein Tempel, genannt die Caaba, und in demſelben befand ſich der Fetiſch, den die Araber anbeteten. Dieſer Fetiſch war ein ſchwarzer Stein, von dem die Sage berichtete, er ſei rubinrot vom Himmel gefallen, aber die Sünden der Welt hätten ihn kohlenſchwarz gemacht. Jetzt ſage mir, welche Ähnlichkeit beſteht zwiſchen Dir und den alten vor-mohamedaniſchen Arabern?“

Euphroſyne lachte hell auf und ſagte: „Keine.“

„So will ich Dir den Punkt auf's I ſetzen!“ fuhr er immer heftiger fort: „Du beteſt, wie ſie den Fetiſch eines Steinblocks an.“

„Liebes Väterchen,“ erwiderte Euphroſyne ſchwankend zwiſchen Lachluſt und Erſtaunen, „ich höre zum erſtenmal in meinem Leben von dieſem wunderſamen ſchwarzen Stein; ich finde die Sage, die ſich an ihn knüpft, ſehr ſchön; aber von da bis zur Anbetung iſt eine Kluft, die kein vernünftiger Menſch, viel weniger ein Chriſt, überſpringen kann.“

„Und doch willſt Du eine ganze Sammlung von Steinblöcken machen, willſt ſie zu menſchlichen Figuren aushauen laſſen, die Du Chriſtus und Maria und ich weiß nicht wie! benennſt: — willſt ſie an der Bergtreppe öffentlich aufſtellen und den

Skandal erneuern, den ich abgeſchafft habe, daß vernünftige Menſchen dieſe Figuren anbeten! Iſt das erhört im neunzehnten Jahrhundert? Iſt es unſinniger zu glauben, daß ein roter Stein ſchwarz wird, als daß ein Gott Menſch wird? Unſinniger, den ſchwarz gewordenen Stein um dieſes Wunders willen anzubeten, als eine Steinfigur, weil ſie ein gottmenſchliches Monſtrum vorſtellt? Biſt Du nicht in einer aufgeklärten Religion geboren und erzogen, der ſolchen mönchiſchen Aberglauben ſpinnefeind iſt, was denn freilich ihre einzige gute Seite iſt! warum denn läßt Du Dich von Bernhard betören und vom Pfaffen beſchwatzen, an die Chriſtus-Sage zu glauben und katholiſch zu werden? Welcher vernünftige Menſch auf Erden glaubt denn überhaupt noch daran? Alte Weiber und dumme Jungen — ja! aber Männer von rationeller Bildung — nein! die haben mit dem Glauben abgetan! die wiſſen! die verachten Dich und alle Betſchweſterei — möge ſie von Männern oder Weibern getrieben werden!“

Er ſchwieg atemlos und überwältigt von Zorn. Seine Frau nickte ihm ſchweigend und wohlgefällig ihre Übereinſtimmung zu. Euphroſyne hatte ſich aus ihrem Mantel herausgewickelt. Immer größer wurden ihre Augen, immer ernſter ihr Ausdruck. Aus der Amorette wurde eine Pſyche. Sie zog ein winziges Büchlein hervor, das ſie bei ſich trug, ſchlug ein Blatt auf und las mit ſanfter, feſter Stimme:

„Ich weiß, an wen ich geglaubt habe." Und dann ſetzte ſie hinzu, indem ſie unerſchrocken in das wilde Auge des Barons ſah:

„Das ſage ich mit dem Apoſtel Paulus, mein liebes Väterchen, und mit allen apoſtoliſchen Männern, allen Martyrern, Heiligen und Gläubigen der heiligen katholiſchen Kirche. Wenn mich Männer von rationeller Bildung deshalb verachten, ſo muß ich mir das gefallen laſſen, indem ich ſie und ihre Bildung von Herzen bedauere. Ich finde es für Zeit und Ewigkeit ſicherer, mit dem Apoſtel Paulus zu glauben, als mit den rationell Gebildeten zu wiſſen."

„Wohl bekomm's!" fuhr der Baron auf. „Aber ich ſage Dir, ich! daß ich den Unfug mit Deinen ſteinernen Puppen nicht dulden werde. Ich will ſie nicht auf meinem Grund und Boden — da bin ich der Herr, nicht Bernhard. Ich will ſie nicht für die Kirche — da bin ich der Patron, nicht Du. Punktum."

„Ich wette, Väterchen," ſagte Euphroſyne ſcherzend, „daß Du nichts dawider hätteſt, wenn wir die Statuen von Apoll und Diana aufſtellten."

„Als Geldverſchwendung könnte ich es nicht billigen," antwortete er beſänftigt. „Aber die Vernunft käme dabei nicht zu kurz, denn die Gebildeten erfreuen ſich an den ſchönen Geſtalten und das Volk wird nicht durch ſie verdummt, denn es weiß nichts von ihnen."

„Dafür wird es aber von den rationell Gebildeten verachtet, das arme Volk! es ſoll ja wiſſen — nicht wahr, Väterchen?" ſagte ſie ſchelmiſch und mit ihrem allerliebſten Lächeln, das den Baron einigermaßen entwaffnete.

„Du biſt eine kleine unzurechnungsfähige Marionette in den Händen Bernhards und des Pfaffen," ſagte er weniger barſch. „Mit Dir iſt gar nicht zu reden über rationelle Dinge. Aber Bernhard! den werd' ich vornehmen!"

Sie küßte ſeine Hand und begann Wunderdinge von Grazia und ihrer frühen Entwickelung zu erzählen, ſo daß der Baron bei ihrem muntern Geplauder ſeine Verſtimmung vergaß. Als er ſpäter allein mit ſeiner Frau war, die es nicht leiden konnte, wenn man andere Frauen lobte, ſagte er wohlwollend:

„Es iſt doch gar ein gutes Kind, das Roſinerl! Bernhard hat wahrhaftig das große Los gezogen, denn ſie beſitzt zwei Eigenſchaften, die ein Ehemann gar nicht genug ſchätzen kann: ſie iſt fröhlich und ſie iſt treuherzig. Das verſüßt den ſchweren Stand der Ehe. Was meinſt Du?"

„Ich meine, daß ſie trotz aller Treuherzigkeit liſtig genug iſt," ſagte die Baronin ſcharf.

„Nun ja, Ulrikchen! welche Tochter Eva's wäre nicht etwas zur Liſt geneigt! aber ſie iſt es cum grano salis — und eigentlich nur ſo, um ſie ganz allerliebſt zu machen. Und das iſt und bleibt die Haupttugend einer Frau: das Allerliebſtſein.“

„Schade, daß dieſe hohe Tugend mit der Zeit abnimmt! Bei fünfzig Jahren iſt keine Frau allerliebſt,“ ſagte die Baronin kalt.

„Hm!“ murmelte er halb für ſich, „ich könnte mir doch vorſtellen, daß eine Frau, wie das Roſinerl, auch bei fünfzig Jahren ihrem Mann die Allerliebſte wäre.“

Chiara Stella.

Rom 1847.

Es gibt viele Schmerzen im ſchmerzenreichen Leben. Keiner iſt größer, als wenn eine Seele mit ernüchtertem, enttäuſchtem Blick in ihre eigene Verwüſtung ſchaut.

Tiefe Stille ruhte auf den Pinienhainen der Villa Pamfili. Der Oktobermorgen, der reine blaue Himmel, durchleuchtet vom Sonnenlicht, das mannigfache Grün der italieniſchen und nordiſchen Bäume, die in großartigen, maleriſchen Gruppen den gewellten Boden der Villa bedecken, der berühmte Blick auf den Weltdom der Peterskirche, die weite Ausſicht auf das wunderbar ſchöne Gebirg, von dem einſamen Sorakte an, der gegen Norden wie ein Altar aus der Ebene emporſteigt, bis hinab zum Süden, wo ſich die Albanerberge an die calabreſiſchen ſchließen — alles ſtimmte zuſammen wie ein harmoniſcher Akkord und machte einen Eindruck vom tiefen Frieden. Und der iſt etwas ſo ſeltenes auf Erden, daß er ſogar in Naturſzenen nicht häuſig gefunden wird. Damals war die Villa Pamfili noch nicht, wie jetzt, dem ſpazierenfahrenden Publikum geöffnet, alſo in dieſer Beziehung noch nicht die Nebenbuhlerin der Villa Borgheſe, der ſie jetzt an gewiſſen Tagen der Woche die ſchöne Welt zum Wagen und zu Pferd entführt; — man durfte nur zu Fuß ihre Haine durchwandern. Da ſie ziemlich entfernt vom Mittelpunkt der Stadt vor dem St. Pankratiustor liegt und der Weg zu ihr bergan führt: ſo war ſie früher wenig beſucht und in den Morgenſtunden beſonders ganz einſam. Deshalb gerade mochten die beiden Perſonen, die in den langen Alleen von immergrünen Eichen wandelten, ſie aufgeſucht haben. Es war ein Mann und eine Frau. Beide ſchwiegen; aber ſie hatten lange mit einander geſprochen. Von dem Frieden, der in dieſen Elyſiumsgefilden herrſchte, waren ſie weit entfernt. Sie ſchwiegen; — nicht weil ſie ſich den Eindrücken der Natur hingaben, ſondern weil jedes Wort ihnen weh tat. Es waren zwei Menſchen, die von trauriger Leidenſchaft zu einander geriſſen waren und nun nach unſäglichen Qualen und namenloſen Kämpfen erkannten, daß ſie in dieſem Verhältnis zu Grunde gingen und keine andere Rettung ſahen — als Trennung. Endlich blieb der junge Mann ſtehen und rief:

„Bleibt es bei dem letzten Wort?“

Schweigend bejahte ſie.

„Nicht ich ſpreche es aus! Das Zeugnis kann ich mir geben; — nicht ich!"

Sie bejahte abermals ſtumm, doch mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Wer von uns wird fortgehen?" fragte er.

„Ich!" ſagte ſie eiskalt und über ihr ſchönes Antlitz flog ein Ausdruck von unüberwindlicher Entſchloſſenheit.

Als er das ſah, rief er:

„Ich ſage aber Nein! zu allem . . . Nein!"

„Das iſt jetzt zu ſpät," erwiderte ſie. „Die Toten werden nicht wieder lebendig. Mein Herz iſt tot und ich handle fortan ſo, wie dies tote Herz es mir eingibt. Ich gehe meinen Weg."

„Aber nicht allein!"

„Allein! denn ich will allein ſein, ich, mit meinen Kindern," ſprach ſie und ſah ihm feſt in's Auge.

„Chiara Stella!" rief er bittend.

„Ich heiße nicht mehr Chiara Stella," ſagte ſie; „Richenza heiß' ich . . . . und unſere Wege trennen ſich, von heute an, von jetzt an, Lebewohl."

Sie ging ſeitwärts aus der Allee heraus und auf den Raſen, um in die entlegenen Partien der Villa zu gelangen. Er wartete auf derſelben Stelle. Da ſie aber nicht nach ihm zurückblickte, eilte er ihr nach, trat ihr in den Weg und rief:

„Nein! ſo nicht! das iſt kein Lebewohl!"

„Iſt die Komödie noch nicht zu Ende geſpielt?" ſagte ſie, immer in demſelben eiſigen Ton. „Meine Rolle iſt's! ich weiß kein Wort mehr zu ſagen als Lebewohl."

Und abermals wendete ſie ſich von ihm ab und ging über den Raſen langſam fort. Wäre ſie eilig, unruhig gegangen, vielleicht wäre er ihr nochmals gefolgt; allein jetzt ſah er, daß ſie ihn nicht floh, wohl aber ihren Weg ging. Da ſchlug er die entgegengeſetzte Richtung ein, verließ mit raſchem Schritt die Villa und ſchwang ſich auf ſein Pferd, mit welchem ſein Jockey ihn vor dem Gittertor erwartete. Als er aufgeſeſſen war, richtete er ſich plötzlich, faſt unwillkürlich, hoch auf in den Bügeln, indem er einen tiefen Atemzug tat und ſeine Reitgerte nach allen vier Winden ſchwenkte, als ob er im Bewußtſein ſeiner Befreiung Beſitz nehmen wolle von der ganzen Welt; — dann ritt er der Stadt zu.

Sie blieb allein. Sie hatte es gewollt. Aber jetzt, da ſie es war, erſchauerte ſie. Sie umſchlang eine Pinie und lehnte ihre Stirn an den rauhen Stamm. Ihr Hut fiel zu Boden und eine Fülle von dunkelbraunen Locken ringelte ſich regellos um ihr ſchönes Antlitz, das von ganz eigentümlicher, ergreifender Schönheit war. Sie ſah aus wie jenes wunderbare Bildwerk der antiken Kunſt, die Meduſa Rondanini, auf deren herrlichem Angeſicht die erſtarrenden Schatten des Todes ſich über das üppigſte Leben lagern. So ſtand ſie lange da, unbeweglich — und erſt, als die harte Rinde ihre Stirn verletzte, ließ ſie ſich am Fuß der Pinie im Graſe nieder und überdachte ihre Gegenwart, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft — und die Zukunft ihrer Kinder. O Gott! welche Bilder gingen da an dem Auge ihrer Seele vorüber! Acht Jahre waren es, ſeitdem ſie Wilhelm Sinklers Frau geworden. Ach! gab es in dieſen acht Jahren wohl acht glückliche Tage für ſie? . . . oder drei Tage? . . . oder einen einzigen Tag? — — Nicht einen gab es; nicht vierundzwanzig Stunden hintereinander war ſie im innerſten Herzen zufrieden mit ihrem Schickſal, mit ihrem Anteil am Leben geweſen. Immer war ein Dorn im Herzen, der es verletzte, aufſtachelte, unruhig machte, keine Zufriedenheit aufkommen ließ. Ein Traum folgte dem andern, eine Enttäuſchung der andern, eine Verzweiflung der andern. Jetzt war ſie ſiebenundzwanzig Jahre alt, die ſchönſte Jugendzeit dahin, das Herz leer, der Kopf wüſt, die Hand lahm; — und jetzt wollte ſie ein neues Leben beginnen! —

Gleich im Anfang ihrer Ehe in England hatte ſie ſich unglücklich gefühlt, als ſie ihren Mann von der idealiſchen Höhe, auf welche ſie ihn ganz ohne ſein Zutun erhoben, herabſinken und in ein alltägliches Menſchenkind ſich verwandeln ſah. Sie fand ihn ungebildet, langweilig, einſeitig, ohne Erziehung, unfähig ſie zu beraten, außer über Farbenmiſchung. Das war alles ziemlich richtig, denn die Kunſt war für ihn ein Brotſtudium geweſen und nur damit hatte er ſich beſchäftigt und nie nach einem weiteren Horizont ausgeſchaut. Seine guten Eigenſchaften: beharrlicher Fleiß, wohlwollendes Naturell, große Liebe für ſie — brachte ſie gar nicht in Anſchlag. Er war in ihren Augen ein Mann, den ſie gering ſchätzen mußte. Als die Schwierigkeiten ihrer pekuniären Lage eintraten und ſie ihre gedrückten Verhältniſſe mit den glänzenden und angenehmen verglich, die ihr als Gräfin Meerhaim erreichbar geweſen wären, fühlte ſie ſich noch viel unglückſeliger, und da ſie ſich immer ſchrankenlos ihrem Gefühl hingab: ſo wuchs es in Straßburg im Hauſe ihrer Schwiegereltern zu troſtloſer Verzweiflung an. Wie alle diejenigen Menſchen, die in hochmütiger Verblendung nicht in ſich, ſondern in Außendingen und in anderen Menſchen den Grund ihres Mißbehagens ſuchen, glaubte ſie ſich gerettet, als ſie von Gräfin Meerhaim ihr Pflichtteil ausgezahlt bekam. Für dieſe erſte Lebensepoche war in Straßburg der Culminationspunkt ihres Elends geweſen. Sie ſtürzte ſich beſinnungslos einem neuen entgegen, als ſie nach Paris ging und ſich dort häuslich niederließ.

Paris war vor fünfundzwanzig Jahren bei

weitem nicht die luxuriöſe, vermögensverſchlingende Stadt, die es jetzt iſt, denn die wütende Spekulation und die Raſerei nach plötzlichem Reichtum begannen erſt unter Louis Philipps Bürgerkönigtum ihre Tollkrautblüten zu treiben. Eine kleine unſcheinbare Exiſtenz hätte ſich bei Wilhelm Sinklers Arbeitſamkeit, unterſtützt durch ein zwar geringes, doch regelmäßiges Einkommen, ſchon gründen laſſen. Seine beſcheidenen Anſprüche gingen auch keineswegs darüber hinaus und mit Freude und Zufriedenheit hätte er ſeine Pflichten innerhalb dieſer Sphäre erfüllt, wenn Richenza mit ihm übereingeſtimmt und ihm das lohnende Bewußtſein gegeben hätte, daß ſie durch ihn glücklich und mit ihrer beſcheidenen Lage ausgeſöhnt ſei. Aber Richenza und Beſchränkung — Richenza und Selbſtverleugnung — das waren unvereinbare Begriffe; beſonders für ſie ſelbſt. Richenza war eine Perſon von nicht geringen Anlagen und nicht kleinen Fähigkeiten. Nach poſitiven Grundſätzen erzogen, gebildet und entwickelt hätte ſie etwas ſehr Ausgezeichnetes werden können. Aber über eine Seele, in der Gott nicht herrſcht, herrſcht Luzifer, ſei es in dieſer oder in jener Geſtalt. Sie war von einem Stolz, der ſich nicht mit den gewöhnlichen Siegen der Eitelkeit befriedigte, ſondern nach Ruhm, nach Größe, nach außerordentlichen Dingen verlangte. Sie wollte ſich ihr Leben, ihre Stellung ſchaffen, und zwar ſo, daß die Blicke der Welt auf ihr ruhten. Sie wähnte, als ſie Wilhelm Sinkler kennen lernte, die Verbindung mit ihm, einem Künſtler, werde ihr dazu verhelfen. Später, während ihrer trübſeligen Exiſtenz bei ihren Schwiegereltern, beſtand ihre liebſte Unterhaltung darin, ſich auszumalen, wie ſie es anzufangen habe, um recht berühmt zu werden, welche Laufbahn ſie wählen, ob ſie dichten, malen, ſchreiben ſolle. Sie bevölkerte ihr kleines, finſteres Stübchen mit den glänzendſten Gebilden ihrer Phantaſie und die zauberhafteſten Genüſſe, die der Ehrgeiz, der Stolz, der Ruhmdurſt erträumten, zogen an den kahlen, dunkeln Wänden wie die Bilder einer Laterna magica hin. Natürlich wurde ſie durch die ununterbrochene Beſchäftigung mit dieſen Träumereien immer unzufriedener mit der Wirklichkeit und mit unſäglichem inneren Frohlocken begrüßte ſie die neue Ära, die in Paris für ſie beginnen ſollte. Ihr Mann fand Freunde aus Brüſſel in Paris und fand ſogleich Arbeit. Ja, auch ihr bot man Arbeit an, und obſchon ihre hochfliegenden Pläne ihr alle Luſt am Copieren genommen hatten, ſo nahm ſie doch den Vorſchlag an, um ihren Pinſel nicht müſſig zu laſſen und um noch klarer über ihre Laufbahn zu werden, und copierte das Gemälde eines jungen Mädchens, das mit einem Vogel ſpielt, von Greuze, welcher wegen ſeiner zarten, etwas weichlichen

Frauen- und Kinderköpfe im vorigen Jahrhundert ſo beliebt in Frankreich war. Sechs bis acht ſolcher Bilder nach Greuze in ovalem Rahmen ſollten ein Zimmer ſchmücken, das ein Kunſtliebhaber im eleganteſten Pompadourſtile einrichten wollte. Ihr Mann hatte die übrigen Copien übernommen. Während Richenzas Finger mit großer Zartheit und Gewandtheit den Pinſel führten, arbeitete ihr Kopf raſtlos um ein Chaos von Gedanken, von Ideen, von Anſichten, von Empfindungen, das ſich mehr und mehr in ihr auftürmte, zu entwirren und in eine beſtimmte Bahn zu lenken. Sie las ſehr viel und verbrachte halbe Nächte bei der Lektüre von Romanen, Kunſtgeſchichte und politiſchen Blättern. Sie hörte auch ſehr viel; denn Wilhelms Freunde beſuchten ihn fleißig, brachten wiederum Freunde mit — und ſo ſah ſich Richenza von einem Kreiſe junger Männer umgeben, die alle Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſt und der Belletriſtik beſprachen. Das gab ihr denn Veranlaſſung zu immer neuen Studien. Sie wollte ihr eigenes Urteil bilden — kein fremdes blind annehmen. Sie wollte bei den häufigen Diskuſſionen wiſſen, wem ſie Recht geben ſolle, wem Unrecht. Daß ſie der Magnet ſei, und nicht ihr Mann, der die jungen Leute anziehe und feſthalte, war ihr ſehr bald klar — und ſie freute ſich deſſen; denn ſie brauchte Bewunderer und in dieſem Kreiſe war ſie unumſchränkte Königin. Grenzenlos war das Frohlocken, als Richenza eines Abends erklärte, ſie ernenne dieſe Herren zu ihrem Areopag, dem ſie einige Blätter zur Beurteilung vorleſen wolle. Sie hatte vor wenigen Wochen ein paar Gedanken niedergeſchrieben, um ſie beſtimmter und klarer zu faſſen, und ſiehe da! die Feder räumte ganz leicht den Damm hinweg, der bisher ihren geiſtigen Arbeiten keinen Ausweg geſtattet hatte. Es war wie flüſſiges Metall, das dem Glutofen entſtrömt und ſich in beſtimmte Formen gießen läßt. Sie ſchrieb weiter und weiter — bis das erſte Kapitel eines Romans fertig war. Triumphierend ging ſie damit zu ihrem Mann und ſagte:

„William, ich wag' es! ich habe eine Bahn für meine innerſte Tätigkeit gefunden! ich muß ſelbſtſtändig auf meinem eigentümlichen Gebiet ſchalten und walten. Ich werde verſuchen, einen Roman zu ſchreiben. Das Material liegt maſſenhaft in mir aufgeſpeichert. Dies iſt nur der Anfang; — höre!“

Er, der ſie immer wie ein Wunderweſen anſtaunte, bewunderte auch jetzt ſehr aufrichtig ihr Genie, beſtärkte ſie in ihrem Entſchluß, freute ſich in der Hoffnung, ſie fortan recht zufrieden zu ſehen und bezweifelte keinen Augenblick den glänzendſten Erfolg ihres Romans.

Richenza machte ſich mit unglaublichem Eifer an ihre Arbeit; ſie aß nicht, ſie ſchlief nicht, ſie malte nicht — ſie ſchrieb nur. Es war wie ein Fieber, das ihr nicht Ruh noch Raſt ließ. Ein höheres Ziel ins Auge zu haben, ihre Feder dem Dienſt der Wahrheit zu widmen — oder der Verherrlichung des Ewigſchönen — oder dem Kampf gegen eine verderbliche materialiſtiſche Richtung, die gerade damals glänzende Vertreter in der Belletriſtik hatte — das fiel ihr nicht ein. Für wahrhaft große Ideen war Richenza nicht zugänglich, denn ſie war zu erfüllt von ſich ſelbſt. Sie begehrte nur den Genuß, ſich auszuſprechen und dann ihr Werk wie eine Leuchtkugel über der erſtaunten Welt aufgehen zu laſſen und einen gefeierten Namen zu erringen. Kaum ſechs Wochen — und das Manuſkript war fertig. Mit unſäglicher Befriedigung legte ſie die Feder fort. Ihr war zu Sinn, als habe ſie Großes geleiſtet. Aber daß ihr jetzt nur die gebührende Huldigung zu teil werde! Sie las alſo ihrem Areopag einige Blätter vor, die ſtürmiſchen Beifall fanden; dann mehr — und als der Beifall ſich ſteigerte, das ganze Werk, das freilich nur ein kleines Bändchen ausmachte. Bis zwei Uhr nachts ſaßen ihre Zuhörer da und lauſchten geſpannt; denn Richenza war ſehr ſchön und ſah durch die innere Bewegung, die von dieſem erſten Schritt unzertrennlich war, ungemein intereſſant aus — was natürlich ihren erhabenen Areopag in Entzücken verſetzte.

ſo daß er am Schluß der Vorleſung einſtimmig erklärte, Richenza ſei ein Genie und ihr Buch werde nicht bloß Aufſehen, ſondern Epoche in der Literatur machen. Da Richenza dies wünſchte, ſo glaubte ſie es, obſchon ſie bei anderen Beurteilungen keineswegs immer mit dem Areopag übereinſtimmte. Es tauchte ſogar der blaſſe Wunſch in ihr auf, eine gediegene Kritik, die auf feiner, gründlicher Prüfung beruhe, zu finden; doch ſie tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß dieſe Kritik ihrem Buch folgen werde und ſie dieſelbe für die zweite Auflage benutzen könne. Jetzt handelte es ſich nur darum, das Manuſkript ſobald wie möglich drucken zu laſſen. Dies übernahmen ſofort einige junge Männer des Kreiſes. Sie waren mit einem Buchhändler befreundet, der Tagesliteratur verlegte und ſchrieben gewöhnlich ungeheuer pomphafte Ankündigungen und lobende Rezenſionen der Werke, die bei ihm erſchienen. Sie gingen mit Richenzas Manuſkript zu ihm, beteuerten, es ſei etwas ganz Unerhörtes, noch nie Dageweſenes — was er ſchon aus dem Titel ſchließen könne — und das ihm Goldberge eintragen werde; ſie würden ein Konzert von Lob- und Jubelpoſaunen anſtimmen, — auch über verſchiedene andere ſeiner Verlagsartikel: — ſei das Buch aber nicht binnen drei Wochen erſchienen, ſo würden ſie ſeine Firma durch ihre Katzenmuſikrezenſionen zu Grunde richten.

Auch einiges Honorar müſſe er zahlen, um die junge Muſe zu ermutigen, die den Parnaß im Sturmſchritt erobere. Genug, ſie redeten ſo viel und ſo lange und ſo unſinnig — und kamen immer wieder auf den bezaubernden Titel zurück, daß der betäubte Mann in all' ihre Forderungen willigte. Dann lieferten ſie ihm das Manuſkript aus und er las nun den Titel: „Chiara Stella.“ Als ächtes Pariſer Kind war er ahnungslos über fremde Sprachen und der Titel kam ihm vor wie ein Abrakadabra. Doch ſeine Quälgeiſter bedeuteten ihm, „Chiara Stella“ ſei italieniſch, heiße überſetzt „lichter Stern“ und ſei zugleich der Name der Heldin des Romans.

Richenza frohlockte über den glücklichen Erfolg, der die Bemühungen ihrer beiden Beſchützer krönte; und noch mehr, als ihr der eine am nächſten Abend das Blatt eines Journals brachte, welches ſagte: „Es iſt ein Buch unter der Preſſe und erſcheint in einigen Tagen bei X. X., welches das höchſte Intereſſe aller Menſchen, die nur einigermaßen auf Bildung Anſpruch machen, erregen wird. Wir können unmöglich die Fülle der Gedanken, den Reichtum der Phantaſie, die Friſche der Auffaſſung, die Originalität des Stils hervorheben. Wir müſſen uns begnügen zu ſagen, daß man — wie man bis jetzt von der Muſe der Dichtkunſt und der Muſe der Tragödie ſprach — nunmehr auch von der Muſe des Romans ſprechen darf, denn die Verfaſſerin von „Chiara Stella“ hat ſich als ſolche erwieſen.“ Freilich wollte es ihrem guten Geſchmack dünken, es ſtreife ein ſolches Lob ans Lächerliche; allein ihr Mann wand ihr einen Lorbeerzweig, der ſich in ſeinem Studium vorfand, durch die braunen Locken und Richenza wurde jubelnd als Muſe proklamiert. Endlich, nachdem die Anzeige in allen Journalen geſtanden, erſchien „Chiara Stella“ und wurde wirklich anfangs ſtark gekauft. Doch bald legte die Kritik ſcharfen Proteſt gegen das Lob ein, mit dem Richenzas Anhänger verſchwenderiſch umgingen — und ſie hatte Recht. Das Buch war ſchlecht geſchrieben. Richenzas Mutterſprache war die franzöſiſche nicht. Sie ſprach zwar immer mit ihrem Mann franzöſiſch, hörte und las nichts anderes, ſeitdem ſie in Paris war; doch eine Sprache kann dem Ohr und der Zunge geläufig ſein und genügt doch nicht den Anſprüchen, die man einer Feder auf dem Gebiet der Öffentlichkeit ſtellt. Von deutſchen Wendungen, deutſcher Ausdrucksweiſe hatte ſich Richenza nicht frei gemacht. Die Kritik riet alſo „der Muſe des Romans“ ganz einfach, franzöſiſch ſchreiben zu lernen. Ein Donnerſchlag für Richenza! jeder andere Tadel wäre ihr minder ſchmerzlich geweſen, als dieſer, der ſie auf die demütigende Schulbank verwies. Ferner behauptete die Kritik — und hatte abermals recht! — Chiara Stella, die Heldin, ſei ein Nebelbild, ein weſenloſer Schatten, ohne innere Wahrheit und ohne ſympathiſchen Zuſammenhang mit Leid und Luſt und Kampf und Streben der Menſchheit, ſei eine Moſaik von Vortrefflichkeiten, die nicht in ihrem Weſen motiviert, ſondern von der Verfaſſerin ihr oktroyiert wäre. Und endlich ſei das Buch gar kein Roman, denn ein ſolcher begehre Charakterzeichnungen, Seelenſchilderungen, die uralten und ewig neuen Spiegelungen der Leidenſchaften im Menſchenherzen. Dies ſei eine kleine Erzählung mit einigen anmutigen Bildern und einigen feinen Bemerkungen; — weiter nichts. Das Buch wurde vergeſſen.

Und ſo hatte denn Chiara Stella entſchieden Fiasco gemacht! Richenza war im Stillen untröſtlich darüber; aber ſie verheimlichte ihren Kummer und gab ſich den Anſchein zu glauben, als ſtecke eine Kabale dahinter, die ſich mit der Zeit entſchleiern werde. Sie ließ nicht ab von ihren belletriſtiſchen Studien, ſie fing auch wieder an zu malen; aber ein namenloſes Ungenügen bemächtigte ſich ihrer und ließ ſie neue Eindrücke und Zerſtreuungen mit haſtigem Durſt aufſuchen. Unter dem Vorwand, daß das Schauſpiel ihre Sprachkenntnis ausbilde, verlangte ſie, mit ihrem Mann faſt jeden Abend ins Theater zu gehen, was ihn freilich ebenfalls außerordentlich unterhielt, nur leider ein ſehr koſtſpieliges Vergnügen war, denn Richenza begehrte auch einen zwar nicht koſtbaren, aber eleganten Anzug. Sie ſah wohl, daß ihre Kaſſe dazu nicht ausreichte, aber ſie ſeufzte:

„Es iſt ſo ſchwer, ſich alles zu verſagen.“

Trotzdem, daß ſie ſich ſo wenig wie möglich verſagte, wuchs ihre Unruhe, ihre Unzufriedenheit mit ihrem Schickſale mehr und mehr, denn ſo lange der Menſch nicht jeden Funken des höheren Lebens in ſich ausgelöſcht hat, dürſtet er nach himmliſchen Gütern und das irdiſche Treiben überſättigt ihn, ohne ſein Verlangen zu erfüllen.

„Nektar begehre ich im Kelch des Lebens,“ ſagte Richenza — „und ich finde nur ſchalen Wein. Iſt das denn wirklich mein trauriges Loos für immer? gibt es keine andere Beſtimmung für mich? ſoll ich ſtets wie ein gefangener Vogel mir die Flügel wund ſchlagen im Käfig, ſtatt zum Himmel aufzufliegen!“

Arme Richenza! Niemand antwortete ihr: Zum Himmel kann Deine Seele nur dann auffliegen, wenn Du ſuchſt, die Welt und Dein Ich Dir unter die Füße zu legen. Geh' ein in die Schule des willigen Leidens; — das und nur das iſt der Weg zum Himmel.

Solche Worte hörte ſie aber nicht! die Menſchen, mit denen ſie lebte, ſprachen vom Recht der Selbſtbeſtimmung — nicht in Verbindung mit den beiligen Grundſätzen der chriſtlichen Glaubenslehre, welche dieſem Recht ein Fundament, ein Ziel und Schranken ſetzt — ſondern in Verbindung mit ſubjektiven Anſichten, die ſo leicht — oder mit Leidenſchaften, die immer irgend einen Götzen, nie Gott, im Auge haben. Oder ſie ſprachen von der Berechtigung des Genies, ſich in keine Feſſeln ſchlagen zu laſſen, welche hemmend auf die Entfaltung ſchlummernder Fähigkeiten wirkten; — oder von dem unvergleichlichen Aufſchwung, den die tropiſche Sonne einer mächtigen Leidenſchaft dem menſchlichen Weſen verleihe. In ihren Romanen, in ihren Schauſpielen, hörte Richenza dieſelbe Sprache: überall die Idealiſierung des Böſen und die Vergötterung des Satans — feiner oder gröber, verſchleiert oder nackt — je nachdem! aber überall für die Lüge eine Ehrenpforte und für die Sünde eine Glorie. So iſt die Welt. Darum gefällt ihr das.

Wie oft ſprach Richenza bei ſich ſelbſt: Ja! Das Leben hat ſeine Feſttage — und das ſind die großen Leidenſchaften. Warum geht für mich kein ſolcher Feſttag auf? — William? . . . . Nein! . . . . William war nicht der Gegenſtand einer Liebe, wie ich lieben könnte. Die Umſtände ließen ihn anders erſcheinen, als er wirklich iſt. Ich war unbeſonnen und täuſche mich in ihm. Das rächt ſich nun! . . . ich gehe zu Grunde am Ungenügen meiner Exiſtenz. Und dann ſeufzte ſie mit Tieck's „Schöner Magelone":

„Gedenke mein! Laß nicht mein Leben
Als liebeleeren Traum verſchweben."

Und einer war, der an ſie dachte — aber ſie dachte nicht an ihn; und der ihr Antwort gab — aber ſie verſtand ihn nicht. Das war Gott. Er legte ein zweites Kind an ihr Herz. Richenza ſah darin weder eine Mahnung, noch eine Ermunterung. Sie ſchäkerte und ſpielte täglich ein paar Augenblicke mit ihren Kindern, allein ſie füllten ihre Gedanken nicht aus, am wenigſten jetzt, wo eine gewiſſe nervoſe Abſpannung ſie in krankhaften Trübſinn verſetzte. Der arme Wilhelm war ſehr zu beklagen. Richenza gab ſich nicht mehr die Mühe, vor ihm zu verbergen, daß ſie ihre Ehe als ein großes Unglück betrachte und unfehlbar zu Grunde gehen müſſe, wenn ihr keine Rettung werde. Er fragte, was ſie darunter verſtehe. Sie erwiderte:

„Mehr Bewegung, mehr Anregung, mehr ſympathiſches Streben, größere Verhältniſſe. Ich erſticke in der furchtbaren Enge, die man in einer Stadt wie Paris leidet, wenn man nicht eine große ſoziale Stellung einnimmt. Laß uns nach Rom gehen."

Dagegen ſprach er ſich entſchieden aus. Es fehlte ihm in Paris nie an Arbeit, während ſie in Rom für den fremden, unbekannten Maler zweifelhaft ſein mußte. Er wollte nicht die Mittel zur Subſiſtenz ſeiner Familie verlieren. Er ſagte:

„Nimm Deine Kraft zuſammen! wozu haſt Du Deinen energiſchen Charakter!“

„Um energiſch zu leiden!“ entgegnete ſie tragiſch.

„O nein!“ erwiderte Wilhelm verſtändig; „um energiſch zu handeln! — Gib Dich nicht der Grillenfängerei hin! arbeite, male, ſchreibe! Bei Deinen Talenten brauchſt Du Dir nur ein wenig Mühe zu geben und etwas beharrlich zu ſein, ſo gelingt Dir alles. Verſuche die freie Kompoſition, wenn Du keine Freude am Copieren haſt — obſchon es mir einen großen Genuß gewährt, vortreffliche Meiſter wiederzugeben und in ihre Schöpfungen ſo ganz einzugehen, daß ſie quasi die unſrigen werden.“

„So demütig bin ich nicht!“ ſagte ſie kurz, und in ihrem Herzen ſeufzte ſie das große Wort aller Frauen, die ihr ähnlich ſind: „Er verſteht mich nicht!“ — während Wilhelm ſie diesmal in der Tat außerordentlich gut verſtand und ihr das Mittel anriet, das ihr helfen konnte — nämlich Arbeit. Das war aber kein Mittel für Richenza, die in großen Emotionen ſchwelgen wollte und deshalb ſeufzte ſie: Er verſteht mich nicht. Richenza aber hatte nichts als Rom und das idealiſche

Kunſtleben in Gedanken, das in Rom zu führen ſei. Einige Männer ihres Kreiſes waren dort geweſen; einer ging eben jetzt zum zweitenmal hin. Sie wurde nicht müde zu fragen und zu hören von dieſem wunderbaren Rom. „Das iſt die Stadt der großen Schickſale,“ ſagte ſie. „Da kann man das Alltagsleben und das enge Einerlei der verkümmerten Exiſtenz vergeſſen. Da kann der verſchrumpfte Genius ſich entfalten, in friſcher Atmoſphäre aufatmen, ſchaffen und bilden. Da würde auch ich mit froher Zuverſicht wieder zum Pinſel und zur Feder greifen. Aber mein Mann iſt nicht für Rom zu gewinnen. Er zieht Paris vor, das doch hinſichtlich der Kunſt ein Krähwinkel gegen Rom iſt.“

„Ein Krähwinkel!“ rief derjenige, der auf dem Wege nach Rom war, ein Bildhauer. „Glauben Sie denn, daß es in Rom wimmelt von der Venus von Milo und der Diana als Jägerin, die wir hier im Louvre haben? Nein, unſere Kleinodien dürfen ſie nicht unterſchätzen. Aber Ihr Mann iſt ein Barbar, wenn er nicht nach Rom will, und dafür ſtrafen Sie ihn und gehen Sie allein. Ich biete mich Ihnen zum Reiſemarſchall an.“

Richenza lächelte traurig über den Scherz; doch der Gedanke: Nach Rom! allein! blieb in ihrer Seele.

Drei Tage ſpäter trat der Bildhauer atemlos in Wilhelms Studium ein und rief:

„Auf, William! auf, nach Rom! rufe Deine Frau! hört die frohe Botſchaft.“

„Habe ich etwa irgendwo, ohne es zu ahnen, das große Los gewonnen?“ fragte Wilhelm und malte ruhig fort.

„Gewiſſermaßen . . . . ja!“

„Und wie denn?“ fragte Richenza geſpannt.

„Herr von Clermont wünſcht die Copie von Rafaels Grablegung Chriſti aus der Gallerie Borgheſe zu haben. Wenn ich ſage: er wünſcht, ſo heißt das: er will. Er zahlt die Reiſe, den Aufenthalt, das Gemälde, alles! alles! denn er will. Seine Mutter nämlich möchte für ihre Grabkapelle im Schloß Clermont dies herrliche Bild haben — und da er ihr ſonſt wenig zu gefallen tut, ſo ſoll nun einmal dies durchaus geſchehen. Alſo melde Dich bei ihm, William! Du kennſt ihn ja! Du weißt, daß er entzückt iſt von Deinen Copien nach Greuze . . . . faſt ebenſo ſehr, als von meinem Borgheſiſchen Faun, der in ſeiner kleinen exquiſiten Glyptothek einen Ehrenplatz einnimmt. Alſo William, auf, auf! Dein Glücksſtern ſtrahlt — nach Rom!“

„Nach Rom! nach Rom!“ frohlockte Richenza.

Wilhelm machte unzählige Einwendungen; — ſie wurden alle überhört oder widerlegt. Betäubt von dem Drängen rief er endlich.

„Nun ſo bringt denn die Sache in Ordnung! ich habe keine Zeit zu verlieren. Ehe jedoch dies Bild nicht der Kunſthandlung abgeliefert iſt, die es beſtellt hat, verlaſſe ich Paris nicht!“

Richenza ging freudig auf dieſe Beſtimmung ein; und eine Stunde ſpäter befand ſie ſich in dem reizenden Salon à la Pompadour möbliert, dem acht Gemälde nach Greuze in ihrer anmutigen Weichlichkeit vollkommen entſprachen — und Herr von Clermont ſaß ihr gegenüber. Sie erklärte ihm den Zweck ihres Beſuchs, die Bereitwilligkeit ihres Mannes, die Bedingungen, die er wegen ſeiner Familie machen müſſe, ſo ganz im Ton der guten Geſellſchaft und wie jemand, der die beſte Erziehung genoß, daß Herr von Clermont es nicht über ſich gewann, eine Einwendung gegen ihre Bedingungen zu machen und gar nicht begriff, wie die Frau eines unbekannten Malers, der durch Copieren ſein Brot verdiente, ſo hoch über ihrer Lebensſphäre ſtehen könne. Die Sache wurde alſo ſchnell entſchieden und in Ordnung gebracht — und am andern Tage erwiderte Herr von Clermont den Beſuch dieſer Infantin im Inkognito.

Clermont war ein Mann von einigen dreißig Jahren, ſehr ſchön, ſehr reich, ſehr geſcheit — und ſehr blaſiert: d. h. er hatte alle Gaben der Natur und des Glücks für ſelbſtſüchtige Zwecke und im Dienſt ſeiner Leidenſchaften und Launen mißbraucht. Seit mehr als zehn Jahren war er der unumſchränkte Beſitzer eines immenſen Vermögens, das ihm erlaubte, jede Laune zu befriedigen, die durch Gold zu erreichen war — und das geht weit in der Welt! Dadurch ſank er zu einer tiefen Entſittlichung herab und bekam eine niedrige Auffaſſung der Menſchen und des Lebens und eine gewiſſe Verachtung derſelben, welche verriet, daß ihm das Höhere fremd geworden ſei. Seiner frommen Mutter, die nur den Fehler hatte, ihr einziges Kind, ihren Dagobert, zu vergöttern, machte er unſäglichen Kummer, weil er ſich mit der äußerſten Entſchiedenheit gegen jede eheliche Verbindung erklärte und wehrte, und weil ſie ſich über den Grund dieſer Abneigung je länger, deſto weniger täuſchen konnte.

Eines Tages erklärte Dagobert ſeiner Mutter, er gehe für den Winter nach Rom. Sie erwiderte lächelnd, binnen acht Wochen, höchſtens! hoffe ſie, ihn wieder in Paris zu umarmen. Er habe ja ſchon öfter Reiſeprojekte gemacht, aber nie länger als ein paar Monate außerhalb Paris leben können. Er lächelte, umarmte ſie, nahm Abſchied und reiſte nach Rom; Wilhelm Sinkler und ſeine Familie reiſten ebenfalls dahin. — — —

Vier Jahre ſpäter nahm Dagobert in der Villa Pamfili von Richenza Abſchied. — —

Er hatte eine jener wahnwitzigen Leidenſchaften, die zuweilen blaſierte, ſittenloſe Menſchen überfällt, für Richenza gefaßt, vielleicht deshalb, weil ſie anfangs nicht daran dachte, ihn zu feſſeln. Sie ſuchte anfangs wirklich geiſtigen Nutzen von Rom zu ziehen, die Kunſt zu ſtudieren und zu üben. Sie wollte ſich mehr als bisher in's Gleichgewicht ſetzen mit ihrer Lage und ihrer Beſtimmung. Aber was iſt menſchliches Wollen, wenn es nicht ſeinen Ausgangspunkt und Rückhalt im Anlehnen an Gott und ſeine Gnade findet? Ach! ein gutes Samenkörnchen, das der mindeſte Lufthauch verweht! Beſonders bei Richenza, die immer nur ſtoßweiſe von neuen Eindrücken und neuen Anregungen lebte und ihre Richtung den äußern Erſcheinungen — nie ihren Pflichten, nie dem Maßſtab moraliſcher Grundſätze, viel weniger des Glaubens entnahm. Daher ſtand ſie denn auch bald waffenlos Dagoberts Leidenſchaft gegenüber. Ihr Mann bemerkte lange nicht die Gefahr, in der Richenza ſchwebte. Er malte eines der ſchönſten Bilder Rafaels, oder wanderte in den unerſchöpflichen Kunſtſammlungen, oder zwiſchen den Ruinen einer untergegangenen Welt umher, ſo daß ſeine Gedanken und ſeine Phantaſie immer beſchäftigt, ſeine Zeit immer ausgefüllt war. Als er aber endlich klar in den Ruin ſeines Lebens ſah, konnte er dieſen Jammer nicht ertragen. Eines Abends kehrte er nicht heim von ſeiner gewöhnlichen Wanderung. Ein kleiner Knabe brachte einen Brief an Richenza. Darin ſtand:

„Wir ſind getrennt: Du weißt warum. Ich mache Dir keine Vorwürfe, denn Dein ferneres Schickſal wird meine Rache übernehmen. Wüßte ich, wohin ich gehe, ſo würde ich meine Kinder mit mir nehmen. Aber ich weiß es nicht. Mein größter Schmerz iſt — daß ich ſie bei Dir laſſen muß. Ich habe Dich unſäglich geliebt, aber Du haſt es nicht verdient! Dein Vermögen iſt bei dem Banquier Z. in Paris.“

Ihr war zu Mut, als müſſe ſie unter die Erde ſinken, weil der Mann, den ſie ſo ſehr geringſchätzte, ſo zu ihr ſprach und das Recht dazu hatte. Hätte ſie Wilhelms Aufenhalt gewußt, ſo wäre ſie im erſten Augenblick ihm nachgeeilt, hätte ihn fußfällig um Vergebung gebeten. Allein im zweiten Augenblick erwachte ſchon wieder ihr Hochmut und ſie rief:

„Er hat mich verſtoßen: wohlan! ich bin frei! . . . . frei wie die Luft und keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig.“

So macht es immer die ſündige Natur. Sie nennt frei ſein — den freiwilligen Sturz in den Abgrund; ſie nennt Glück — die Chimäre ihrer Leidenſchaft, die eine Verhöhnung der göttlichen Liebe iſt; ſie nennt Wahrheit — die Regel und den

Schluß, welche ſie ihren böſen Leidenſchaften entnimmt; ſie nennt Recht — die Summe ihres ungezügelten egoiſtiſchen Strebens. Richenza war weder frei noch glücklich, weder in der Wahrheit noch im Recht; — und ſie fühlte es in ſtillen Stunden. Allein ſie betäubte ſich dagegen, und wenn die tiefe, unbeſiegbare Unruhe, dieſe Verräterin einer Seele, welche außerhalb ihres Geleiſes iſt, — gar nicht zu beſchwichtigen war: ſo ſagte ſie:

Ja, ſo iſt's! Unvollkommenheit überall und daher auch überall Ungenügen. Ixion, der ſtatt der geliebten Göttin eine Wolke in ſeine Arme ſchließt — das iſt nun einmal Menſchenlos.

Aber es kam nicht in ihren ſtolzen Sinn, daß Dagobert ſo fühlen, ſo denken könne. Als dennoch dieſe Ahnung einmal in ihr zu dämmern begann, war ihr zu Mut, als werde ſie aus einem Nachen in's Weltmeer geſchleudert. Feſten Boden hatte ſie ja längſt nicht mehr unter den Füßen, aber in ihren feurigen Phantaſien hatte ſie, wie oft! verwegen behauptet, in dieſem Nachen werde ſie die untergegangenen Inſeln der Glückſeligkeit wieder entdecken, und der rauhe Boden der alten beſtaubten Erde ſei ihr zu ſchlecht, um ihn zu betreten. Aber jetzt! Ach, die ſeligen Inſeln ſollten auch für ſie untergegangen, auch von ihr unentdeckt bleiben! Sie hatte noch nicht ihren Zauber über Dagobert verloren; denn wenn ſie von Trennung ſprach, ſo wollte er lieber vom Leben laſſen, als von ihr. Aber dennoch war die Glut ſeiner Leidenſchaft erloſchen. Nur ein Flämmchen zuckte noch hie und da auf. Dann nur noch ein Funke — und graue Aſche griff mehr und mehr um ſich. Das Wort „Trennung“ war einmal ausgeſprochen. Es kehrte wieder; und ach! es kam der Tag, wo Dagobert es ausſprach und wo Richenza es nicht faſſen wollte. Momentan erſchütterte es ihn, dies ſtolze Weſen ſo zerbrochen zu ſehen, ſo faſſungslos bei dem Gedanken, ihn zu verlieren. Allein es änderte ihn nicht. Möge man eine Todeswunde auch mit feinſter Seide zunähen — es hilft nichts! der Tod iſt drinnen! So ſtand es mit ihnen. Dagobert brachte ſeine Huldigung einer andern Frau dar. Wußt' es Richenza? ſie ſah ihn Tage lang nicht bei ſich oder nur mit andern Perſonen. Es rang ſich ein Entſchluß, eine Entſcheidung durch ihre Seele, aber langſam. Sie kam einmal mit ihrem Sohn, der nun ſieben Jahre alt war, vom Forum zurück, wo ſie ihm von der Größe der untergegangenen römiſchen Welt und ihren herrlichen Tugenden erzählt hatte — von Brutus, der Cäſar, ſeinen Wohltäter, mordete, weil dieſer nach tyranniſcher Herrſchaft ſtrebte; von Cato, der ſich ſelbſt entleibte, um nicht Roms Erniedrigung zu ſehen; von Arria, die ſich den Tod gab, um ihren Gatten zu ermutigen, dasſelbe zu tun und ſich dadurch dem Tode von

Henkershand zu entziehen. Der Knabe hörte ihr aufmerkſam zu. Er liebte ſeine Mutter grenzenlos. Jedes ihrer Worte war ein Feuerfunke, der zündend in ſeine junge Seele fiel. Plötzlich ſah er ſie an mit ſeinen ſchönen funkelnden Augen, ſein Mund bebte vor Zorn und er rief:

„So werde ich es auch machen! wenn ich groß bin, werde ich Dagobert töten.“

„Triſtan! biſt Du wahnſinnig!“ rief ſie entſetzt.

„Ja! ihn töten!“ wiederholte Triſtan; „denn ich habe Dich ſo lieb und er tut Dir weh. Ich will ja werden, wie die alten Römer waren, weil Dir das gut gefällt.“

„Mir gefiele es aber weit mehr, wenn Du ein großer Maler würdeſt,“ ſagte Richenza ſchnell gefaßt. „Komm! ich zeige Dir ſchöne Gemälde.“

Das früh entwickelte Kind hatte ſchon Sinn und Talent für die Kunſt. Sie waren die Treppe hinaufgeſtiegen, die von dem Forum an den alten Mamertiniſchen Gefängniſſen vorüber zum Platz auf dem Kapitol führt. Da bog Richenza zur Rechten ab, ſtieg eine andere Treppe hinauf und trat durch eine Seitentür in die Kirche Ara Celi ein. Das iſt eine wunderbare Kirche, ganz voll von dem myſtiſchen Zauber, dem ſie ihren Namen, ihren Urſprung verdankt. Da ſtand der Tempel des Kapitoliniſchen Jupiters. Dahin berief der

Kaiſer Auguſtus die Tiburtiniſche Sybille, um ſie zu fragen, ob es an der Zeit ſei, daß er vom römiſchen Volk als Gott ſich anbeten laſſe. Da zeigte ſie ihm die Weltzeit — und in einer Viſion ſah er ein hehres Weib, das auf einem Altar inmitten der Sonne ſtand und ein Kindlein auf den Armen trug; und die Sybille ſprach zum Kaiſer: „Sieh hier den Altar des eingeborenen Sohnes Gottes.“ Tief erſchüttert war Auguſtus. Die göttlichen Ehren lehnte er ab und auf der Stelle, wo er die Viſion hatte, ließ er einen Altar errichten mit der Inſchrift: „**Ara primogeniti Dei.**“ Daraus wurde im Lauf der Zeit **Ara Celi**, und lange ſchon ſtand dieſe Kirche in hoher Verehrung, als Papſt Innocenz IV. ſie im Jahre 1252 den Mindern Brüdern übergab. Der Franziskaner-General hat jetzt ſeinen Sitz im Kloſter von Ara Celi. Die letzte der zweiundzwanzig antiken Marmorſäulen, auf denen das Architrav des Mittelſchiffs der Kirche ruht, trägt die Inſchrift: „Aus dem Schlafgemach des Auguſtus;“ — eine friedliche Trophäe der Siege des eingebornen Gottesſohnes. Es iſt freilich überall ein horrender Einfall, — aber in Rom würde ihn doch niemand haben können; nämlich Chriſtus für eine Mythe zu erklären. In Rom lebt und webt er. Da ſteht die Welt auf ihm. Wie der Apoſtel Thomas ſeine Hand in die Wundenmale des Heilands legte, ſo rührt man in Rom die Denkmale der Erinnerung ſeines Lebens gleichſam mit der Hand an.

Richenza führte ihren Sohn nach der Kapelle, welche Pinturicchios gottinniger Pinſel mit Fresken aus dem Leben des heil. Bernardin von Siena geſchmückt hat, Fresken, die man Viſionen aus einer höheren Welt nennen könnte. Tiefe Stille herrſchte in der Kirche; die Abendſonne durchflutete ſie mit Licht. — Auf einem Altar im Seitenſchiff ſtand zwiſchen Kerzen ein kleines Reliquarium und mehrere Perſonen knieten vor dem Altar und beteten. Ein Franziskanerpater verließ ſeinen Beichtſtuhl, in welchem er einigen reumütigen Seelen das Sakrament der Buße geſpendet hatte. Richenza trat an ihn heran und fragte, was ſich dort auf dem Altar befinde.

„Die Reliquien der heil. Margarita von Cortona, deren Feſttag heute iſt,“ ſagte der Pater.

„Aber ich bitte, wer war die heil. Margarita von Cortona?“

„Eine große Sünderin, die eine große Büßerin und endlich eine große Heilige wurde.“

„Und was hat ſie verbrochen, mein Pater, daß Sie eine große Sünderin ſie nennen?“

„Sie hat das Geſchöpf mehr geliebt als den Schöpfer, Signora,“ ſprach der Pater ernſt und ging durch die Kirche hindurch in ſein Kloſter.

Wie ſeltſam unlogiſch dieſe Katholiken doch ſind! ſprach Richenza bei ſich ſelbſt. Heute iſt ein armes Weſen, das ſeinem Herzen folgt, eine entſetzliche Sünderin und morgen eine hochverehrte Heilige. Solcher Inkonſequenz kann ſich nur der gedankenloſe blinde Glaube ſchuldig machen! — Sie bemerkte nicht, daß ſie gedankenlos die vermittelnde Stufe, die „große Büßerin", d. h. die durch übernatürliche Reue und Liebe bekehrte Seele, überſprang. Genügt das Leid, um heilig zu werden, flüſterte ſie halblaut mit großer Bitterkeit, ſo bin ich auf gutem Wege dahin. Mein Leben iſt Leiden! — Sie trat mit Triſtan aus der Seitentür heraus und ſchaute um ſich. Die Kirche von Ara Celi liegt mit ihrem Kloſter auf der Höhe des kapitoliniſchen Berges, ein graues, plumpes, unförmliches Gebäude — ſo recht ein Bild des hohen Ordenslebens. Nach der Seite der Welt hin, äußerlich: nur Dürftigkeit, Vernachläſſigung, Armut; aber nach Innen, Gott zugekehrt: Reichtum, Schönheit, Gnade. Und was dies Bild mit ich weiß nicht welchem ſüßen, ſeligen Troſt vervollſtändigt — das iſt die Ausſicht, die man vor dieſer Seitenpforte hat. Über das Forum mit ſeinen antiken, zerfallenen Monumenten — über die Kuppel von St. Luca und den mittelalterlichen Glockenturm von St. Franceſco Romana — über den Cypreſſenhain des Paſſioniſtenkloſters auf Monte Celio, zu deſſen

Füßen der Rieſenbau des Koliſeums wie ein beſiegter Titane liegt — breitet ſich im blauen Duftſchleier die römiſche Kampagne aus, und das ſonnengebadete Sabinergebirg, in allen Farben der Iris ſchimmernd, ſteigt in der Ferne wie die lichten Höhen der Ewigkeit über der wechſelnden Zeit auf und mahnt an die Krone der Glorie, die jenſeits des Erdenlebens mit ſeinen Ruinen liegt.

Wie eingewurzelt blieb Richenza oben auf der Treppe ſtehen. Ein überirdiſcher Friede ſchwebte auf dieſem Bilde und löſte die Geierkralle, welche krampfhaft Richenza's Herz umſpannte. Sie zerfloß in Tränen, ſetzte ſich auf der Treppe nieder, zog Triſtan zu ſich heran und ſagte:

„Sieh, wie zauberſchön der Blick auf's Gebirg iſt! Wir wollen hier warten, bis die Purpurroſen drüben auf den Bergen — aſchgrau werden."

Und mit ſeinen ſchönen fragenden Augen blickte der Knabe hinüber, als wolle er in ſeine Zukunft ſchauen. Ach! Richenza wußte nicht, wie ähnlich ſie in dieſem Augenblick der heil. Margarita von Cortona war! Hatte dieſe den Mann, den ſie ſündhaft liebte, in gräßlicher Überraſchung tot und als einen verweſenden Leichnam wieder gefunden: ſo fand Richenza, bei Leibesleben Dagoberts, die Liebe tot, gräßlich zerſtört. Margarita war auch ſiebenundzwanzig Jahre alt, hatte auch einen Sohn: und ſie nahm den Knaben bei der Hand, verließ die Stätte ihres ſündigen Lebens und ſprach mit dem verlorenen Sohn in der Parabel: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Und ſo energiſch, ſo ſelbſtverleugnend, ſo heldenmäßig für die göttliche Liebe gegen ſich ſelber kämpfend, ging ſie fortan auf den Dornen der rauheſten Buße, daß das Blut Jeſu all ſeine Kraft über ſie ausgoß und ſie aus dem Scheiterhaufen, den ſie ihrer irdiſchen Natur erbaute, als ein Phönix Seiner Liebe hervorgehen ließ. Aber dieſen Weg wandelt man nur im Blut Jeſu und in ſeiner Gnade. Stromaufwärts zu ſchwimmen, wenn man ſich ſtromabwärts hat treiben laſſen, — das bringt keine menſchliche Kraft zu Stande. Aber von der heiligenden Sühne im Blut Jeſu wußte Richenza nichts. Sie warf ſich mit erneuertem Eifer auf die Malerei, denn es begann ein gewiſſes Dämmerlicht in ihrem Chaos zu tagen. Lieben muß ich . . . . und lieben will ich! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Aber keine falſche, keine verräteriſche Liebe mehr! Meine Kinder will ich ausſchließlich lieben und ſo für ſie leben, daß ich ihnen zugleich Vater und Mutter ſein will. Vielleicht finde ich in dem beſtändigen Opfer eines ſolchen Lebens wahre Befriedigung und Ruhe! Ruhe! ach . . . . nur ein wenig Ruhe! — Sie wohnte in der Via delle quattro Fontane, ganz nahe bei St. Maria Maggiore, in ſchöner einſamer Gegend. Sie ſah aus ihrem Fenſter nach der Villa Strozzi, wo einſt auch ein Ruheloſer gelebt hatte, ein Sohn der Stürme, ein großes Genie, das unter dieſen Lorbeerhecken und im Schatten dieſer Pinien keinen Frieden fand: Alfieri — durch deſſen Tragödien wie durch ſeinen ſchroffen Charakter immer ein Etwas wie zerriſſene Harfenſaiten klingt. — Oder ſie ging nach St. Onofrio, wo in der verwilderten Vigne, die dem Kloſter der Hieronymiten gehört, einige verfallene, ſteinerne Sitze amphitheatraliſch unter Cypreſſen am Hügel aufſteigen. Da ſetzte ſie ſich nieder und ihre Kinder ſpielten um ſie herum. Was Richenza herzog, war nicht die weltberühmte Anſicht der ewigen Stadt und der ganzen herrlichen Bergkette; nein! es war die Erinnerung an einen andern großen Ruheloſen des Geiſtes, deſſen tragiſches Schickſal auf dieſer Stätte zu Ende ging. Denn unter der Eiche neben dieſen Cypreſſen ſaß der ſterbende Taſſo und blickte nach dem Kapitol hinüber, wo er mit dem Lorbeerkranz des Dichters gekrönt werden ſollte — und es nicht ward. Der Tod kam früher — und nur die Nachwelt krönte den edlen, anmutigen Dichter, der in das verweichlichte Italien ſeiner Zeit, welches in heidniſchen Kunſtanſchauungen und materialiſtiſchen Kunſtſchöpfungen ſchwelgte, durch ſein „Befreites Jeruſalem" chriſtlichen Sinn und ritterliche Ehre verherrlichte. Und von Taſſo gingen Richenza's Gedanken noch weiter in vergangene Jahrhunderte zurück und verweilten bei jenem Mann, der einſt im Kloſter zu Cordo in den Apenninen erſchien und der noch mehr von den ewigen Ungewittern in ſeiner eigenen Bruſt — als von den bürgerlichen Unruhen ſeiner Zeit umher getrieben wurde. An einen Pfeiler im Kreuzgang lehnte er ſich ſchweigend. Ein Mönch, dem ſeine würdevolle Haltung und ſeine tiefe Traurigkeit auffiel, trat an ihn heran und fragte mild: Was ſuchſt Du hier, mein Bruder? — und der Mann erwiderte: „La pace" — und ging von dannen. Dieſer Mann war Dante, dies ungeheure Genie, dem für ſeine Gebilde die Erde zu eng — und Hölle, Purgatorium und Himmel der entſprechende Spielraum war. Was half es ihm! dachte Richenza; den Frieden hatte er nicht! Die größten Menſchen ſind die leidenreichſten — und vielleicht machte ihr Leiden ſie groß! —

Die Grablegung Chriſti, dies Gemälde, das William unvollendet zurückgelaſſen und das ſie Jahre lang zu ungebrauchtem Gerät verwieſen hatte, ſuchte ſie jetzt hervor, ſchickte es nach der Gallerie Borgheſe und malte es dort fertig. Da waren auch leidende Menſchen; — aber wie waren ſie ſo friedvoll in ihrem Schmerz. Und welch eine ſchöne Geſchichte hat dies ſchöne Bild! Donna Atalanta Baglioni zu Perugia ließ es im Jahr 1506 von Rafael für die Grabkapelle ihrer Familie malen. Sie war eine trauernde Mutter, denn ihr einziger

Sohn, ihr einziges Kind, hatte heimtückiſch und verräteriſch drei ſeiner Vettern in ſeinem eigenen Hauſe nach einer fröhlichen Hochzeitsfeier erſchlagen. Da verließ Donna Atalanta dies entſetzliche Haus und ihren Sohn — und vergab ihm nicht eher, als bis er den Meuchelmord am verwandten Blut in ſeinem eigenen Blut geſühnt und in der Fehde, welche in Folge dieſer Miſſetat ausbrach, den Tod gefunden hatte. Merkwürdige Zeit, wo große Verbrechen und erhabene Tugend hart aneinander grenzten — zuweilen ſogar in einem und demſelben Charakter; denn die Menſchen vergaßen wohl in ihren Leidenſchaften ihren Glauben, aber ſie verleugneten ihn nicht. Fielen ſie in Sünde, ſo beſchönigten ſie dieſelbe nicht — und begingen ſie mehr große Verbrechen, als heutzutage, ſo lebten ſie dafür weniger in großen Laſtern. Deshalb blieb ein feſter Punkt, gleichſam ein Fort in ihrer Seele, das ihnen die Möglichkeit gab, ſich zu ſammeln, wenn auch die Außenwerke vom Feinde genommen und beſetzt waren. —

Nachdem Clermont längere Zeit Richenza gar nicht geſehen und auch kein Zeichen von ihr empfangen hatte, daß ſie ihn zu ſehen wünſche, verwunderte er ſich über dieſe große Gleichgültigkeit, und als er eines Tages von Frascati, wo er den Sommer zubrachte, nach Rom kam, ging er zu ihr. Als er eintrat, ſagte ſie mit eiſigem Ton und Blick:

„Ah! ſind Sie wieder da! das iſt mir lieb. Ich habe mit Ihnen zu reden. Wenn ich bitten darf, morgen früh in der Villa Pamfili, denn jetzt muß ich nach der Gallerie Sciarra und den „Geigenſpieler“ vollenden und heut Abend erwarte ich Beſuch.“

„Darf auch ich erſcheinen?“ fragte er ſpitz.

„Recht gern,“ erwiderte ſie gleichgültig und nahm ihren Hut; „aber an ein Geſpräch iſt nicht zu denken.“

Beunruhigt und verletzt in dem Gefühl, das bei ihm jedes andere verſchlang: in ſeiner Eitelkeit — entfernte ſich Clermont und kam auch an dem Abend nicht wieder. Ja, er nahm ſich vor, in dem bevorſtehenden Geſpräch Chiara Stella, wie er ſie nannte — da ihr deutſcher Name ihm allzu barbariſch klang — zurück zu erobern, wenn auch nur — um ſie zu verlaſſen. Denn daß ſie eine fürchterliche Laſt für ihn ſei und ihn verhinderte, ſowohl in ſeine früheren gewohnten Gleiſe einzulenken, als auch die glänzende Heirat zu ſchließen, zu der ſeine Mutter ihn mehr denn je drängte — davon war er ganz durchdrungen und keineswegs geneigt, dieſen Hemmſchuh fortzuſchleppen. Nur wollte er ihr den Triumph nicht gönnen, ſich gefaßt und kalt von ihm zu trennen. Doch gerade dieſen Triumph begehrte Richenza's Stolz — und ſie errang ihn. Sie kannte Clermont zu gut, um nicht zu wiſſen, wie tief ihn ihre Gleichgültigkeit verletze — nicht weil er ein warmes Gefühl für ſie gehabt hätte, denn die Kälte weh tut, ſondern gerade, weil er ohne wahres Gefühl nur überall Nahrung für ſeine Eitelkeit ſuchte. Ihr Verhältnis war ſo reich an Bitterkeit, Jammer und Demütigung geweſen — es war ein ſolcher Sturm von böſen Leidenſchaften, Mißtrauen und Eiferſucht, Haß und Neid durch ihre Seele gegangen, daß ſie für dieſe Verwüſtung Rache nehmen und wenigſtens ſo von Clermont ſich trennen wollte, wie es ihm am unangenehmſten war. Darum trat ſie ihm wohlgerüſtet entgegen, hörte allen ſeinen Beteuerungen von Ergebenheit und Anhänglichkeit mit der ruhigſten Nichtachtung zu und erklärte ihm endlich, ſie hätten ſich zum letzten Mal geſehen und einer von beiden werde Rom verlaſſen. Da brauſte Clermont auf:

„Ich nicht, wahrhaftig! Es iſt ſehr möglich, daß meine gute Mutter, die ich ſeit vier Jahren nicht geſehen und ſchmählich vernachläſſigt habe — in ihrer treuen Liebe zu mir dieſen Herbſt nach Rom kommt .... und nicht allein!“

„Wahrſcheinlich in Begleitung einer Braut; nicht wahr?“ fragte Richenza unbefangen. „Nun, ich habe mich auch bereits für die Abreiſe entſchieden, meine Koffer gepackt, meinen Reiſepaß beſorgt .... und bin ſomit ganz bereit, den Staub der ewigen Roma von meinen Füßen zu ſchütteln.“

„Ach! ich bin's zufrieden!" brach Clermont aus; — „ſo iſt mir doch die Möglichkeit gegeben, wieder in geordnete Verhältniſſe zu kommen, die endlich für den vernünftigen Menſchen ein Bedürfnis ſind."

„So denke ich auch," ſprach ſie gleichmütig.

Das letzte Wort dieſes Geſprächs, das ſich kreuzte wie ſpitze Dolche, die dem Gegner weh tun ſollten, war jenes Lebewohl in der Villa Pamfili.

Am nächſten Morgen reiſte Richenza mit ihren Kindern nach Civita vecchia. Dort ſchiffte ſie ſich auf einem Dampfboot ein, das an den ſpaniſchen Küſtenſtädten die Skala machte — und ging nach Sevilla, wohin ſie, von Rom aus, Empfehlungsbriefe hatte.

Über Rom und den größten Teil von Europa brach nach einigen Monaten das tolle Jahr 1848 ein und Clermont, bezaubert von der bildſchönen reichen jungen Kreolin, welche ſeine Mutter ihm als Gattin zugeführt hatte, ging mit derſelben nach London, wo er hoffen durfte, die Roſenmonde ſeiner Ehe möglichſt wenig durch Revolution geſtört zu ſehen.

Die Schatten des Todes.

1851.

Auch die Epochen der Weltgeſchichte haben ihre Todeswunden. Eine ſolche war für unſere Zeit das Jahr 1848. Aber nicht dadurch, daß es eintrat, ſondern dadurch, daß man die Wunde äußerlich ſchloß, ohne ihr das innere Gift zu entziehen. Jetzt iſt ſie zu einem Krebsſchaden ausgeartet, der mehr und mehr in Mark und Bein, in Hirn und Blut der Menſchheit ſich hineinfrißt. Dieſer Krebs heißt Gottentfremdung. Aus ihr entſpringt die Vorliebe für die Lüge, die Teilnahme für die Bosheit, die Begriffsverwirrung über alles, was Recht und Pflicht iſt, der fürchterliche Mangel an Gewiſſenhaftigkeit, die Auflehnung gegen jedes Geſetz und alle Autorität und ganz beſonders die entſetzliche Verblendung gegen die göttliche Wahrheit des Chriſtentums und deren Heilkraft. Der alte Spruch ſagt: Wen Gott verderben will, dem nimmt er vorher den Verſtand.*) Demnach muß das Verderben nahe ſein; denn der Verſtand — Einſicht, Urteil, klarer Blick in die Verhältniſſe und das, was Not tut — iſt auf ein Minimum geſchwunden. Als im Jahre 1848 das Geſchwür aufbrach — was geſchah, um es zu heilen? — Kugeln und Bajonette hielt man für das gründlichſte Arcanum und die Konzeſſion einiger ungerechten und verkehrten Anſprüche für Betäubungsmittel. Und doch war die Kirche aufgeſtanden oder vielmehr, ſie blieb ſtehen, als ein paniſcher Schreck Kronen und Throne, Rechte und Geſetze im alten Europa zu Boden krachte. Sie bot die rettende Hand, um die erſchütterten Verhältniſſe zu ordnen, zu beruhigen. Sie war bereit, das kommende Geſchlecht nach den Grundſätzen göttlicher Moral zu einer Freiheit heranzubilden, deren Karikatur die Revolution erſtrebt. Aber was geſchah? — Man organiſierte ſich wieder zum alten, zentraliſierenden Polizeiſtaat; man ließ ſich den wohltätigen Einfluß der Kirche gar gern gefallen, ſo lange ſie predigte von der Achtung, die man den bürgerlichen Autoritäten ſchuldig ſei, forderte ſie aber dieſelbe Achtung für die göttliche Autorität der Lehre und der Geſetze, welche ihr von Gott Selbſt übertragen iſt — ja, dann maß man mit anderem Maßſtab. Dann ließ man die falſche Wiſſenſchaft, die ſich von der Kirche verurteilt weiß — und die Bureaukratie, welche die Selbſtverwaltungsanſprüche der Kirche beneidet —

---

*) Quem Deus vult perdere, prius dementat.

und die ſchlechte Preſſe, die aus dem ekelhaften Sumpf ihrer Gemeinheit heraus die hehre Braut Chriſti zu beſudeln trachtet — und die wahnwitzige Genußgier des Materialismus, der ſich in ſeinem Rennen nach Gold und nach Lüſten beeinträchtigt fühlt, weil die Kirche ihm Schranken zu ſetzen und Opfer zu entziehen ſtrebt: dies alles ließ man wider die Kirche los, gab ihnen Spielraum für ihre Feindſeligkeit, beſchützte ihre Angriffe oder ignorierte ſie und vergaß, daß alle rechtmäßigen Autoritäten ſolidariſch ſind. Daß die falſche Wiſſenſchaft, die ſchlechte Preſſe und der Materialismus Vorkämpfer und Beförderer der Revolution ſind — daß, ſo lange die Welt ſteht, die Bureaukratie noch nie die Revolution in Schach gehalten, viel weniger ſie beſiegt hat — das vergaß man und aus Furcht vor angedrohter Revolution gerät man tiefer und immer tiefer in ihren Strudel. Entchriſtlichung — das iſt das Wort, welches die Zeit wie ein Brandmal an ihrer Stirn trägt und ſie wähnt, es ſei der Karfunkel, der nach jener alten Sage der Talisman der Weisheit iſt! Dagegen kämpft die Kirche jetzt wieder eine von ihren Rieſenſchlachten — und wird ſie *er*kämpfen, ja! aber auf *welchen* Trümmern! denn es iſt unmöglich, daß dasjenige, was eben jetzt ſtattfindet: dieſe wilde fanatiſche Empörung gegen die höchſte und göttlichſte aller Miſſionen, gegen die ſeelenrettende, nicht das

Material eines furchtbaren Unterganges in ſich ſelber tragen und auch äußerlich zuſammentragen ſollte. Seelen zu retten! wer denkt daran? Als vor einigen Jahren ein kleiner glücklicher Judenknabe durch eine ganz unberechenbare Fügung in den Bund des Chriſtentums aufgenommen wurde, da erbebte die entchriſtlichte Welt in Zorn und Entrüſtung. Warum? weil eine Seele durch das Sakrament der Taufe für das ewige Leben gerettet worden war. So tief war jene Welt vom Chriſtentum abgefallen, ſo ganz hatte ſie ſich vom Verband der ewigen Wahrheit abgelöſt, daß ſie enthuſiaſtiſch das Banner des Judentums ſchwang, um das chriſtliche Sakrament und deſſen Ausſpenderin, die Kirche, mit Füßen zu treten. Aber die Seelenretterin läßt ſich mißhandeln — ja! martern! ja! aber nicht um's Leben bringen und eben ſo wenig von ihrer Beſtimmung ablenken; denn Chriſtus lebt in ihr. Darum iſt ſie jetzt die einzige Anſtalt auf Erden, die zukunftsgewiß und nicht von den Elementen des Todes überwuchert iſt. Indeſſen geht der Prozeß der Weltverweſung ſeinen Weg mit Rieſenſchritten neben ihr fort. —

Der alte Baron Urſperg lag auf dem Sterbebett ſchon ſeit Monaten. Er zählte ſechs und ſiebzig Jahre und litt ſeit fünfzehn Jahren die heftigſten körperlichen Peinen und Schmerzen, die ihn aufrieben und ihm das Daſein zur Qual machten.

Allein noch immer zögerte der Tod. Bernhard und Euphroſyne hofften von Tag zu Tag, er werde endlich, endlich! die Friſt benutzen, welche die ewige Barmherzigkeit ihm ſo ſichtlich gönnte, um ſich mit Gott zu verſöhnen. Aber nein! mehr und mehr verſteinerte ſich ſein Herz und die leiſeſte Andeutung ſeiner Pflicht, um als Chriſt zu ſterben, verſetzte ihn in Wut. Bernhard hatte ihn auf den Knien mit dem heiligen Mut eines guten Sohnes beſchworen; Euphroſyne hatte mit den zärtlichſten Bitten gefleht, er möge ſich doch nicht dieſes höchſten Troſtes berauben; ſogar ſein Liebling, Grazia, war ihm zu Füßen gefallen mit der Bitte, dem göttlichen Heiland die Einkehr in ſein Herz nicht zu verwehren. Alles umſonſt! Bernhard und Euphroſyne wurden zürnend abgewieſen. Zu Grazia ſagte der milde Greis:

„Kind, ſchwatze keinen Unſinn! — Iſt Dein göttlicher Heiland — Gott, ſo iſt er allmächtig und ſo kann er, wenn's ihm gefällt, zu jeder Stunde in mein Herz einkehren — wie Du Dich ausdrückſt. Tut er das aber nicht, ſo iſt es ein Zeichen entweder — daß er nicht allmächtig iſt und daß es ihm nicht gefällt — und darum baſta mit Deinem Larifari!“

Die Baronin Ulrike war ganz dieſer Anſicht; auch Odo, der jüngſte Sohn des Barons. Sie nannten es eine unnütze Quälerei, den Kranken mit Gewiſſensſkrupeln zu beläſtigen, und Odo, der die Jurisprudenz ſtudiert hatte, Aſſeſſor war und ſich für die Inkarnation der Weisheit hielt, meinte: man ſolle doch endlich den Übergriffen der Prieſter in das Heiligtum der Gewiſſensfreiheit gebührende Schranken ſetzen.

„Aber Onkel!“ rief Grazia eifrig, „wer nicht chriſtlich ſtirbt, hat kein Recht auf ein chriſtliches Begräbnis.“

„Rabenkind!“ rief die Baronin entrüſtet; „iſt das Dein Dank für die Liebe Deines Großvaters!“

„Fräulein Naſenweis, willſt Du mich über das Recht belehren?“ fragte der Aſſeſſor ſpitz.

Täglich kam Pater Smaragd zu Bernhard, um nach dem Befinden des Barons zu fragen. Er ſelbſt war im Lauf der Jahre der geiſtliche Vater, der zärtlich geliebte und hochverehrte, für Bernhard und deſſen ganzes Haus geworden. Wie ein alter Patriarch, der die Würde des Prieſters und Oberhauptes in ſich vereinigt, ſtand er mitten im Kreiſe dieſer glücklichen Familie, genoß ihre Freuden, teilte ihre Sorgen, pflegte in ihnen und vertrat durch ſich ſelbſt die Richtung auf das Himmliſche. Viele lange ſelbſtloſe Schmerzen hatten die größte Feindin überwunden, die jeder Menſch in ſeinem Herzen hegt: die Selbſtliebe — und in dem Maß, als ſie erſtarb, lebte die Liebe zu Gott in ihm auf. Der Aſſeſſor nannte ihn: den extatiſchen

Graukopf — und der Baron nannte ihn: den heuchleriſchen Pfaffen. Wenn Pater Smaragd das erfuhr, lächelte er. Und wenn Euphroſyne ihn nannte: Heiliger Vater meiner Seele! — ſo lächelte er auch. Feind und Freund ſtörten ſeine Gelaſſenheit nicht. Pater Smaragd ging zu Bernhard. Das Schloß war im Lauf der Zeit ſehr einfach, aber ſehr bequem eingerichtet, ſo daß man merkte, wie lieb die Menſchen, die hier wohnten, ihr Haus und ihren Heerd hatten. Die Terraſſe hatte ſich in einen reizenden Blumengarten verwandelt; ihre ſteifen, zugeſtutzten Taxus-Pyramiden und ihre Rabatten mit Buxbaum eingefaßt, waren vor Gruppen blühender Geſträuche und vor Maſſen der verſchiedenſten Blumen und Gewächſe verſchwunden. Die offenen Bogen des einen Erkertürmchens waren durch farbige Glasfenſter geſchloſſen, ſo daß das Innere jetzt, mit Gartenſtühlen und Tiſchen möbliert, ein niedliches Kabinet bildete, das Euphroſynens Lieblingsaufenthalt war. Da ſaß ſie auch jetzt, immer dieſelbe anmutige Euphroſyne — obſchon ſie zwölf Jahre verheiratet war und das von den Frauen ſo ſehr gefürchtete dreißigſte Jahr überſchritten hatte — und ſtickte mit ihren weißen bebenden Fingern ein Kinderkleid. Bernhard ſaß neben ihr, hatte ſeinen jüngſten zweijährigen Sohn auf dem Schoß und trieb tauſend Scherze mit ihm in einer Weiſe, die es ganz ungewiß ließ, ob das Kind oder der Vater ſich mehr dabei unterhielt. Zwei ältere Knaben raſten umher mit einem treuen Pudel, der die Wucht ihrer Zuneigung auszuhalten hatte. Auf dem Raſenplatz ſtanden ſchlank, blondlockig, zart wie Elfen, zwei heranwachſende Kinder und ſpielten ungemein gewandt über ein Beet voll duftender Levkoyen hinweg, Federball. Das waren Adrian und Grazia. Es war unmöglich, ein lieblicheres und fröhlicheres Familienbild zu ſehen, alles ſo harmoniſch und ſo glücklich, ſo vertraulich und einfach geregelt: der Vater das Haupt und die Mutter das Herz, und Beide verſchmelzend in unſäglicher Liebe zu jedem Kinde. Pater Smaragd blieb einen Augenblick in der Tür ſtehen, die aus dem Saal auf die Terraſſe führte und betrachtete mit zärtlichem Wohlwollen das muntere Treiben. Als die Kinder ihn gewahr wurden, verließen ſie ihre Spiele, küßten ſeine Hand und Adrian führte ihn zum „Erker der Mama;“ dann kehrten ſie zu ihren Federbällen und ihrem Pudel zurück.

„Ach,“ ſagte Pater Smaragd zu Bernhard, „wenn man zu Ihnen kommt, iſt es wirklich, als fände man ein Stückchen vom Paradieſe wieder . . ein Stückchen Menſchenleben, wie Gott es gewollt hat.“

„Wo Kinder ſind, iſt das leicht,“ erwiderte Bernhard.

„O ja, wenn die Eltern es ſo auffaſſen,“ antwortete lächelnd Pater Smaragd — „und die Kinder in dieſem paradieſiſchen Sinne erziehen.“

„Unſere Kinder ſind gar fröhlich,“ ſagte Euphroſyne, und Bernhard ſetzte hinzu:

„Das erbten ſie von ihrer Mutter und das iſt ein köſtliches Erbe! denn aus fröhlichen Kindern werden ſtarke Menſchen. Aus dem Frohſinn, nicht aus dem Trübſinn, wächſt die Stärke hervor.“

„Ja wohl,“ ſagte Pater Smaragd; „nur die frohen Herzen wiſſen, wenn's dazu kommt, recht zu leiden, ſo zu leiden, wie Gott will, daß wir leiden ſollen.“

„Es ſteht ganz ſchlimm mit meinem Vater!“ ſagte Bernhard plötzlich mit tiefem Kummer in Blick und Ton. „Nicht nur ſeine Glieder, auch ſeine Sprachorgane ſind gelähmt. Nur durch Blicke kann er ſich verſtändlich machen. Es iſt alſo zu ſpät, mein Pater! zu ſpät! Er ſtirbt — unverſöhnt! Das Leid will ſich durchaus nicht mit dem Frohſinn vertragen. Ich vergeſſe es momentan, aber ich verſchmerze es nicht. — Heute Nacht wache ich bei ihm. Es iſt vielleicht ſeine letzte Nacht hienieden.“

„Es iſt furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ ſagte Pater Smaragd erſchüttert. „Darum wollen wir noch einen Verſuch machen . . . den letzten. Sind Sie allein bei dem Kranken?“

„Allein; — denn die Mutter iſt ſeit einigen Tagen unwohl, mein Bruder durchwachte die vorige Nacht und den Dienſtboten gönne ich gern die Ruhe; ſie werden genug in Anſpruch genommen durch das lange, ſchwere Krankenlager.“

„Wohlan! ich komme in dieſer Nacht!“ ſagte Pater Smaragd. „Vielleicht hat die göttliche Barmherzigkeit ihn dem Leibe nach in die Hilfloſigkeit eines unmündigen Kindes verſetzt, um ſeine Seele zu erweichen. Ich werde kommen, um mit ihm zu ſprechen . . . . oder zu ihm.“

„Gottes Fügung!“ rief Euphroſyne. „Die Mutter und Odo würden Sie nimmermehr zu dem Sterbenden gehen laſſen.“ — — —

„Adrian, Du ſpielſt ſo ſchlecht, daß die Sterne darüber vor Schreck vom Himmel fallen,“ ſagte Grazia neckend, warf ermüdet das Raquet weg und ſammelte Orangenblüten auf, die der Abendwind von den duftenden Zweigen herabwehte. Dann lief ſie zum Erker und fragte: „Mama, iſt es noch nicht Zeit?“

„Geduld!“ antwortete Euphroſyne lächelnd; — „ich vergeſſe Dich nicht.“

„Was will Grazia?“ fragte Pater Smaragd.

„Bei der Großmutter die barmherzige Schweſter ſpielen,“ entgegnete Euphroſyne ſcherzend.

„Nicht ſpielen! — ſein!“ ſagte Grazia ernſthaft.

„Sie wacht bei der Großmutter,“ ſagte Bernhard.

„Das junge Kind!“ rief Pater Smaragd.

„Ja,“ ſagte Bernhard und ſtreichelte liebkoſend Grazia's glänzende Locken, „die Kinder müſſen ſich früh gewöhnen, mit allen Leiden und Freuden und Bekümmerniſſen der Eltern zu verwachſen. Daraus entſpringt der Familienſinn, das feſte Zuſammenhalten, die Gewohnheit des bereitwilligen Liebesdienſtes. Es iſt eine Verweichlichung der Kinder, ſie fern von allem Peinlichen zu halten, was in der Familie vorfällt. Sie ſollen mittragen.“

„Grazia wird es nicht ſchwer haben, „ſetzte Euphroſyne erläuternd hinzu. „Die Großmutter fiebert ein wenig und ſchläft nicht gut, aber große Dienſtleiſtungen braucht ſie nicht.“

„Möchteſt Du barmherzige Schweſter werden, Grazia?“ fragte Pater Smaragd.

„Ja!“ rief ſie und beſann ſich einen Augenblick; — „ja! ſo wie die heilige Eliſabeth von Thüringen es war.“

„Du fliegſt hoch, Kind!“ ſagte Pater Smaragd lächelnd.

„Fliege beharrlich!“ ſetzte Bernhard hinzu.

Es ſchlug Mitternacht am Schloßturm. Tiefes Dunkel lag auf der Erde, tiefer Schlaf auf den müden Menſchen. Große laue Regentropfen fielen langſam aus den Wolken. Das Licht einer Laterne ſchimmerte durch die Bäume des Schloßberges, bald verſchwindend, bald auftauchend. Bernhard ſtand im Krankenzimmer am Fenſter und harrte. Als ſich das Licht dem Hauſe zuwendete, verließ er leiſe das Zimmer, ſchloß die Haustür auf und empfing Pater Smaragd, der auf den Arm ſeines getreuen Amandus geſtützt eintrat.

„Gott ſtehe Ihnen bei, mein Pater, und alle Engel und Heiligen,“ flüſterte Bernhard.

„Warte hier auf mich, Amandus, wache und bete . . . . und ringe mit dem Satan um dieſe Seele,“ ſprach der Pater, indem er Bernhard folgte.

Dieſer führte ihn in das Krankenzimmer, ſchloß leiſe eine Tür ab, die nach den Zimmern der Baronin führte und ſagte, indem er ſich entfernte:

„So! nun ſind wir ſicher! Niemand kann Sie hören oder ſtören . . . . und ich halte draußen Wache. Gott ſei mit Ihnen.“

Pater Smaragd blieb allein. Er ſah ſich um im Zimmer; — da er aber das nicht fand, was er ſuchte, zog er ſeinen Roſenkranz hervor, kniete nieder, küßte andächtig das Kruzifix und betete ſtill. Dann erhob er ſich, ging zum Sterbelager, ſchlug den Vorhang ſanft zurück und ſagte unendlich mild:

„Ulrich!“

Baron Urſperg lag unbeweglich da, furchtbar abgezehrt, mit entſtelltem Antlitz, da die Schmerzen und der Schlaganfall, der ihn der Sprache beraubte, ſeine Züge verzerrt hatte. Aber in ſeinem hohlen, wilden Auge flammte noch Leben, wenn er es aufſchlug, ſogar noch Lebensluſt. Als er ſich von dieſer Stimme bei ſeinem Namen rufen hörte, zuckte ein Blitz über ſein Antlitz und ſchoß dann aus ſeinem Auge mit einem Blick des intenſivſten Haſſes hervor. Pater Smaragd ließ den Vorhang wieder fallen und ſagte:

„Ulrich! ich komme nicht, um Dich zu quälen. Du willſt mich nicht ſehen — es ſei! aber hören ſollſt Du mich. Kurz und einfach ſollſt Du die Geſchichte Deines Lebens hören, denn in wenigen Tagen wirſt Du vor dem Throne des Weltrichters darüber Rechenſchaft ablegen müſſen. Doch nicht wie der Ankläger, der am Throne Gottes uns alle erwartet und alle unſere Miſſetaten aufzählt, will ich zu Dir ſprechen; ſondern verteidigend, wie es dem geziemt, der das göttliche Sühnopfer im Blut Jeſu verwaltet und der Deine Seele retten möchte für's ewige Leben. Vielleicht finde ich dadurch den Weg zu Deinem Herzen.“

Pater Smaragd ſetzte ſich neben dem Bett nieder und ſprach:

„Die Geſchichte iſt ſo: Es iſt ſchon lange über ein halbes Jahrhundert hinaus, da befanden ſich zwei Zöglinge in der Schule der Benediktiner zu Maria-Einſiedeln, die große Freundſchaft miteinander ſchloſſen. Der eine war der Sohn eines Freiherrn und der andere ein Bauernſohn — beide aus dem Allgäu. Später trennten ſich ihre Wege. Der Bauernſohn hatte das Glück, ſehr fromme Eltern zu beſitzen; ſie waren auch wohlhabend; ſie ließen ihn Theologie ſtudieren. Das tat er gern. Als er aber mit ſeinen Studien fertig und Prieſter war, gab es doch etwas, das er noch lieber tat: Er wurde Ordensmann bei den Ciſtercienſern hier im Kloſter Kreuzbronn und da war er denn ganz glücklich. Dem armen jungen Baron ging es anders! er hatte keine guten Eltern. Sie waren verſchwenderiſch, leichtſinnig, lebten viel in Paris, wo der Terrorismus der Revolutionsmänner eben verſchwunden und durch eine grenzenloſe Zügelloſigkeit ohne religiöſe Schranken und ohne ſittlichen Halt erſetzt war. Er hatte in Einſiedeln zwar nur gute Beiſpiele geſehen; allein das ſchlimme, das ſeine Eltern ihm gaben, entſprach ſeiner Natur, die ſich ja in uns allen mit Vorliebe zum Böſen neigt. Da er einen ungemein heftigen Charakter hatte, der leicht in Leidenſchaft geriet, ſo fand er den Kampf wider ſich ſelbſt zu ſchwer und gab ſich den Verirrungen einer brauſenden, zügelloſen Jugend hin. Das mißfiel den Eltern. Statt ihm aber die rettende Hand zu reichen, zogen ſie in trauriger Verblendung ſie von ihm ab. Als er ſich ganz mittellos ſah, wurde er Soldat, beging aber ſehr bald im Jähzorn einen ſchweren Inſubordinationsfehler, ſollte ſtandgerichtlich erſchoſſen werden, entfloh durch ein Mirakel ſeiner Verwegenheit und

Entſchloſſenheit über Dächer und Mauern, irrte umher, obdachlos, nahrungslos, dem tiefſten Elend preisgegeben, erinnerte ſich nun ſeines längſtvergeſſenen Jugendfreundes, der ihm ſeiner Zeit ſeinen Eintritt in den Ordensſtand mitgeteilt hatte — und erſchien eines Tages an der Kloſterpforte, einem Vagabunden ähnlicher als einem Freiherrn. Da klagte er denn nun ſeinem Jugendfreund ſeine ſchreckliche Not; allein nicht den wahren Grund, aus dem ſie entſprungen war: ſo daß dieſer — der freilich ein gar einfältiges Menſchenkind war — einfach glaubte, der Hitzkopf habe ſich einige mutwillige Streiche zu Schulden kommen laſſen und endlich das Vergehen der Inſubordination, die ja bei den Soldaten härter geſtraft wird, als tauſend Todſünden. Das erbarmte ihn unſäglich und mit Erlaubnis des Priors geſchah es denn, daß der junge Baron als ein Verſtoßener und Heimatloſer in der Gaſtfreundſchaft des Kloſters aufgenommen und liebreich verpflegt wurde. Er ſchrieb nun an ſeine Eltern und bat ſie um Verzeihung und um Unterſtützung und verſprach alles Gute. Wären die Eltern in dieſem Augenblick mild und nachſichtig für ihn geweſen, ſo glaube ich, daß ſein Leben vielleicht eine gute Wendung genommen hätte. Aber leider! ſie waren es nicht! die Mutter antwortete ihm gar nicht und der Vater ſchrieb ihm, er ſei die Schmach der Familie, er entehre ihren Namen, er ſolle nach Amerika gehen oder Kloſterbruder werden; — doch niemals auf Unterſtützung rechnen, um ſo weniger, als die Eltern den Reſt ihres Vermögens auf Leibrenten gegeben hätten, um nur anſtändig leben zu können. Dieſe Antwort erbitterte den jungen Baron fürchterlich. Er hatte genug des Elends in Europa genoſſen, um es nicht abermals in Amerika aufzuſuchen. Gut! rief er trotzig, ich werde Kloſterbruder! Ich weiß, daß es meinen Eltern bitter weh tut, wenn ihr uralter Name ausſtirbt; — es ſoll geſchehen! — Aber zugleich warf er ſich mit ſo großem Eifer auf ernſte Studien und in die Ordnung des Kloſterlebens, daß der Prior ihm nicht die Aufnahme ins Noviziat verſagen mochte. Der Freund, der einfältige Bauernſohn, frohlockte, dachte an die Bekehrungen des heil. Auguſtinus, des heil. Hieronymus Emilian, des heil. Johannes von Gott, des Abbé de Rancé und ſo vieler anderer, die ſich aus dem Schiffbruch ihrer Jugend gerettet und zu hoher Tugend erſchwungen hatten, nachdem ſie der gefährlichen Welt Valet geſagt, — und trieb den jungen Baron mehr und mehr an, ſeinem Entſchluß treu zu bleiben, da er ja aus Erfahrung die unſägliche Nichtigkeit der Weltfreuden kenne. War er wirklich im Herzen der muſterhafte Novize, als den er ſich darſtellte — oder wußte er, wie es in der Welt ſtand und wie nah die Aufhebung der Klöſter ſei — oder wollte er eine Rolle ſpielen — oder gährten all' dieſe Motive, ihm ſelbſt nicht klar, in ſeinem Gemüt: das alles kann Gott allein entſcheiden. Ich glaube, wenn die äußeren Verhältniſſe ruhig und geordnet geblieben wären, hätte er ein recht tüchtiger, wenn auch etwas unbequemer Ordensmann werden können. So aber brachten ihm die ſpäteren Umſtände Verſuchungen, denen er erlag. Einſtimmig wurde er vom Konvent zur Profeß zugelaſſen und der ehrwürdige Prior ſprach hocherfreut: Warum ſollten wir, die wir ſo unvollkommen ſind, nicht einen Bruder aufnehmen, der vielleicht eifriger als wir nach Vollkommenheit ſtrebt. Dieſe Geſinnung teilten alle. Bald darauf ſtarb der fromme Prior und die Wahl des neuen fiel auf den einfältigen Bauernſohn, den der liebe Gott dadurch in die Schule des Kreuzes nehmen wollte. Der Baron hatte aber geglaubt, weil er von altadeliger Familie ſei, werde das Kloſter es ſich zur Ehre ſchätzen, ihn zum Prior zu wählen. Er hatte es ſehr gewünſcht und auch hie und da geäußert — was denn freilich Gründe genug gegen ihn waren. Allein der neue Prior hatte nichts dabei verſchuldet. Der hätte lieber den letzten Platz als den erſten eingenommen, weil er ſeine eigene Armſeligkeit gut kannte. Er beſchwor ſeine Brüder, ihn mit der Würde und Bürde der Vorſteherſchaft zu verſchonen. Aber dergleichen Wahlen ſtehen in Gottes Hand und folgen höheren Fügungen. Der Bruder Norbert, wie der Baron im Orden hieß, empfand darüber heftigen Groll gegen die Brüder und eine große Abneigung gegen den neuen Prior. Dieſer gab ſich zwar alle Mühe, den Jugendfreund, der jetzt ſein geiſtlicher Sohn geworden war, und dem er alſo verdoppelte Liebe ſchuldete, zu beſänftigen und ihn auf das Opfer der Eigenliebe und des Eigenwillens hinzuweiſen; aber leider! leider! gelang es ihm nicht. Und während der ganze Konvent mit kindlicher Liebe an ihm hing, entfremdete ſich Bruder Norbert mehr und mehr von ihm. Das war ein bitterer Schmerz für den Prior. Als Buße für ſeine vielen Sünden bemühte er ſich, dies Kreuz zu tragen. Wenn der Bruder zum Gegner, der Freund zum Widerſacher, der Sohn zum Feinde wird, ſo geht das nicht ab ohne ſchwere Beleidigung Gottes — und das mußte nun der Prior in ſeinem eigenen Konvent erleben! — Inzwiſchen hatte es ſchon lange in der Welt geheißen: Klöſter wären keine zeitgemäße Inſtitutionen mehr, ſie wären Schmarotzerpflanzen des bürgerlichen Lebens, ſie verzehrten die materiellen Kräfte des Volkes und täten nichts für deſſen leibliche und geiſtige Wohlfahrt. Deshalb müſſe man ſie ausrotten mit Stumpf und Stiel. Und das müßten die Regierungen in ihrer zärtlichen, ſelbſtloſen Sorgfalt für das Glück ihrer Völker tun. Ohne eine ganz beſondere Zulaſſung Gottes, die in den Plan ſeiner unerforſchlichen

Weisheit gehört, wäre es wohl nicht möglich geweſen, ein ſolches Werk der Ungerechtigkeit zu erſinnen und auszuführen. Man machte ſich alſo daran, eine Inſtitution, die ſo alt wie das Chriſtentum ſelbſt iſt und von dieſem für auserwählte Seelen durchaus gefordert wird, von Grund aus zu zerſtören. Auch in Kreuzbronn erſchienen Kommiſſäre der Regierung mit der Erklärung, Mönche und ein Kloſter wären nicht zeitgemäß; deshalb werde man jene bis zu ihrem Tode penſionieren, dieſes zu anderweitigen zeitgemäßen Zwecken verwenden, indem man ein Zucht- oder Irrenhaus daraus zu machen beabſichtigte. Wo Vergewaltigung eintritt, muß ſich das Recht damit begnügen gegen jene zu proteſtieren. Das geſchah mit höchſter Entſchiedenheit von Prior und Konvent, und der Proteſt war ſo einſtimmig, daß ſogar Bruder Norbert ihn einlegte. Überhaupt war er in dieſer Zeit, zum höchſten Troſt des Priors, ganz umgewandelt, tatkräftig, teilnehmend, umſichtig, für das Wohl des Kloſters bedacht. Er half dem Prior die geweihten Altargefäße und gottesdienſtliches Gerät, Kelche, Monſtranzen, Lampen, Leuchter, auch koſtbare Paramente verbergen, damit ſie nicht in die Hände der Kirchenräuber fielen und für beſſere Zeiten aufbewahrt würden. Er ſprach immer die Hoffnung aus, daß man ſich doch vielleicht wieder klöſterlich werde einrichten können.

und wenn die Troſtloſigkeit mancher Brüder dem Prior durch's Herz ging, richtete er ſich an Bruder Norberts Faſſung auf."

Pater Smaragd erhob ſich, ſchlug den Bettvorhang zurück, kniete neben dem Lager mit gefalteten Händen hin und ſagte flehend:

„Ulrich! wirf einen Blick zum Thron Gottes empor! . . . . Erbarme Dich Deiner Seele! . . . . Nur einen Blick der Reue, Ulrich! . . ." —

Aus den tiefen dunkeln Augenhöhlen des Kranken ſchoß ein Blick auf Pater Smaragd, als ob eine Viper ihr Gift ſpritze; — und dann ſchloſſen ſich die Augen. Mit namenloſer Traurigkeit nahm Pater Smaragd ſeinen Sitz wieder ein und fuhr fort:

Die Geſchichte iſt nicht zu Ende; höre weiter. Die Sache ging ihren Gang. Die Brüder mußten das Kloſter räumen; die einen gingen hier-, die anderen dorthin; ein paar kehrten zu ihrer Familie zurück, ein paar wurden Pfarrer und Hausgeiſtliche, ein paar blieben beiſammen hier unten im Dorf in einem armſeligen Häuschen, das ſie ſich klöſterlich einrichteten, um vor wie nach Gott und den Seelen zu dienen. Es verſteht ſich, daß der Prior bei dieſen letzten Brüdern blieb. Bruder Norbert tat dasſelbe, allein er kam und ging, war für alle äußerſt liebevoll, wußte Troſt zu verheißen und ſöhnte auch die mit ſich aus, die ihn früher ſcharf getadelt hatten. Er ſagte, er habe Verbindungen in der Welt angeknüpft, die eine glückliche Wendung der Dinge möglich machten. Eines Tages ſprach er zum Prior, es ſei nun gewiß, man wolle Kreuzbronn nicht zu einer Staatsanſtalt einrichten; denn das koſte Geld . . . und da man Geld brauche, wolle man es lieber verkaufen. Der Augenblick ſei alſo gekommen, wo der Konvent, freilich nicht als ſolcher, ſondern auf den Namen irgend eines Mitgliedes, Kreuzbronn zurückkaufen — und dann mit gehörigen Vorſichtsmaßregeln daſelbſt fortleben könne. Der Prior erwiderte, da die Aufnahme von Novizen unterſagt ſei, ſo ſei das klöſterliche Leben nur gerade auf die Dauer des gegenwärtigen Konvents beſchränkt. Durch den Ankauf von Kreuzbronn ſtürze man ſich nur in Schulden, die niemand zahlen könne. Auch fehle es ihm durchaus an Geld. Bruder Norbert entgegnete:

„Kommt Zeit, kommt Rat. Es geht jetzt in der Welt durch den Napoleon alles drunter und drüber. Man muß nur zu erobern verſtehen. Hat der kleine Artillerieleutnant die Krone von Frankreich erobert und ſie noch gar in eine Kaiſerkrone verwandelt: warum ſollten dann die religiöſen Genoſſenſchaften nicht ihr gutes Recht wieder erobern und neue Wurzeln ſchlagen? Nur gehört dazu, daß man feſten Fuß auf eigenem Grund und Boden faſſe. Ich habe einen alten Verwandten gefunden, der mir eine Geldſumme vorſtreckt. Sie reicht freilich bei weitem nicht aus. Es ließe ſich aber vielleicht durch die Verwandten der anderen Brüder auch etwas aufbringen. Wir brauchen nicht alles auf einmal zu zahlen. Wir wirtſchaften ſparſam, tragen nach und nach unſere Schulden ab und unſer liebes Kreuzbronn kommt nicht in fremde Hände."

So ſprach er. Damals war gerade der Vater des Priors aus der Zeitlichkeit gegangen. Er hinterließ nur zwei Kinder: dieſen Sohn und eine jüngere Tochter, die nun mit der Mutter allein auf dem väterlichen Bauerngut lebte und ihm die Zinſen ſeines Erbteils auszahlte. Das junge Mädchen war unverehelicht, ſchön und gut. Es hieß, ſie wolle ins Kloſter gehen. Der Prior kannte ſie nur aus früher Kindheit, da ſie zehn Jahre jünger als er — und er wenig im Elternhauſe geweſen war. Jetzt ſchrieb er ihr und bat ſie, ihm ſein Erbteil auszuzahlen. Sein Freund, der die Sache mit ihr ordnen und die Summe in Empfang nehmen werde, möge ihr das Nähere mündlich mitteilen."

Abermals kniete Pater Smaragd am Krankenbett nieder und ſprach mit bebender Stimme:

„Ulrich, geh' in Dich! rufe Gottes Barmherzigkeit an! . . . Die Geſchichte nimmt eine gräßliche Wendung!"

Und abermals ſchoß der Kranke einen Blick voll des tötlichſten Haſſes auf den Pater. Nach einer angſtvollen Pauſe ſagte dieſer mild:

„Wohlan, Ulrich, meine Lippen ſollen ſich mit dieſem Gräuel nicht beflecken. Aber höre weiter. Während Bruder Norberts Abweſenheit wurde der Prior zum Pfarrer von Kreuzbronn ernannt, weil er es wünſchte und man dem guten Landvolk einen Gefallen tun wollte. Der Prior freute ſich unſäglich. Waren die Verhältniſſe auch ganz verändert, ſo konnte er doch die Seelſorge bei ſeiner lieben Herde üben und in dem trauten Kloſter, bei der geliebten Kirche, dauernd und ungeſtört ſeine Wohnſtatt aufſchlagen. Die Pfarrgeſchäfte nahmen ſeine Zeit ſehr in Anſpruch, ſo daß er nicht gar viel, oder wenigſtens ganz ohne Unruhe der Angelegenheiten gedachte, die Bruder Norbert ausführen wollte. Dieſer ſchrieb dem Prior in Jahresfriſt nur zweimal, um ſich Vollmachten auszubitten, die er auch erhielt. Von dem Erfolg ſeiner Bemühungen ſchrieb er nichts. Plötzlich hieß es in der Gegend, ein gewiſſer Baron Urſperg habe Kreuzbronn gekauft. Der nunmehrige Pfarrer war froh des Abſchluſſes der Sache und nur erſtaunt, daß Bruder Norbert weder perſönlich noch ſchriftlich Nachrichten darüber erteilte. Die Zeit verging. Es kamen Leute nach Kreuzbronn, die im Namen ihres Herrn, des Baron Urſperg, Anordnungen daſelbſt machten, welche nur von dem Beſitzer ausgehen durften. Norbert kam nicht. Der Pfarrer ſchrieb ihm, Norbert antwortete nicht. Da ſchrieb der Pfarrer ſeiner Schweſter. Deren Pfarrer antwortete, die arme Veronika ſei verſchwunden, vielleicht mit dem Baron Urſperg, aber gewiß durch deſſen Schuld; und die Mutter liege vor Kummer und Gram auf dem Sterbebett — blutarm dazu, indem die betörte Veronika dem Baron Urſperg, wie es den Anſchein habe, eine Schuldverſchreibung über die andere ausſtellte. der unglückliche Pfarrer eilte nach ſeiner Heimat. Er fand die Mutter im Grabe und die Schweſter verſchollen, die früher das bravſte, frömmſte Mädchen geweſen war. Was lag ihm am Verluſt ſeines Vermögens einem ſolchen Schmerz gegenüber! Mit gebrochenem Herzen kehrte er nach Kreuzbronn zurück. Da war inzwiſchen der Baron Urſperg angelangt. Der Pfarrer ſchauderte . . . ging hin und ließ ſich bei ihm melden. Eintretend begrüßte er ihn als Bruder Norbert.

„Das bin ich nicht mehr!“ rief der Baron. „Nächſtens löſt der Papſt meine Gelübde. Ich kam ſchon deshalb ein.“

„Deine Gelübde ſind ewig und Du willſt ſie brechen?“ — war die Antwort.

„Was ſteht Ihnen zu Dienſten, Herr Pfarrer?“ unterbrach der Baron gleichgültig.

„Wo iſt mein kleines Vermögen geblieben?“ fragte der Pfarrer zitternd vor dem Abgrund, der ſich im Herzen ſeines Freundes vor ihm auftat.

„Ihr Vermögen, Herr Pfarrer?“ lautete die Antwort. „Ei, haben wir denn je dergleichen Geſchäfte miteinander gemacht? Wo ſind denn Ihre Papiere, Ihre ſchriftlichen Dokumente?“

„Wo iſt meine Schweſter geblieben?“ fragte der Pfarrer ſtatt zu antworten.

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben,“ ſagte der Baron kalt und befremdet.

„Räuber! Meineidiger! Seelenmörder!“ rief der Pfarrer in einem Anfall von grenzenloſem Schmerz.

Da ſchellte der Baron und ſprach zum eintretenden Diener:

„Befreie Er mich von dem wahnwitzigen Mönch, der Hab' und Gut und Schweſter — und ich weiß nicht was alles! von mir verlangt.“

Der Pfarrer ging und dabei blieb es; denn er überlegte, daß er dem Baron Urſperg auf gerichtlichem Wege nicht beikommen könne — erſtens, weil ihm Beweiſe fehlten; zweitens, weil es einem Mann von der Geſinnung des Barons auf einen falſchen Eid mehr nicht ankam. Wozu alſo einen Skandal zwiſchen zwei Ordensmännern ins Leben rufen! — Er ſchwieg . . . und legte alles in Gottes

Hand. Welche Mühe der Baron Urſperg ſich gab, um die Verſetzung des Pfarrers zu bewirken, brauche ich nicht zu erwähnen — und welche Verfolgung er heimlich jenem antat, damit er freiwillig gehe, ebenfalls nicht. Aber es gelang nicht. Gott wollte den armen Pfarrer eben in Kreuzbronn haben! — Nach einigen Jahren vermählte ſich der Baron mit einer reichen Erbin, deren Vater ſich, wie es hieß, am Kauf von Kreuzbronn beteiligt hatte. Eidam und Schwiegervater gerieten aber bald in heftige Feindſchaft wegen des leidigen Mammons . . . und aus Groll gegen den Eidam vermählte ſich der Schwiegervater zum zweitenmal und erfreute ſich einer zahlreichen Nachkommenſchaft. Die Baronin Urſperg mußte es bitter empfinden, daß ſie keine Erbtochter blieb, ſondern — im beſten Fall, mit fünf kleinen Geſchwiſtern teilen, im ſchlimmſten, mit dem Pflichtteil ſich begnügen mußte. Das letztere trat wirklich ein und ſie wurde eine große Kreuzträgerin. Die Leidenſchaften geben dem Menſchenherzen eine tötliche Härte gegen andere.

Nach Jahren erſchien einſt ein blutjunger Menſch bei dem Baron. Armſelig gekleidet, ſcheu in Blick und Haltung, blaß und abgezehrt, flößte er zwar Mitleid, doch kein Vertrauen ein. Er hatte dringend begehrt, mit dem Baron allein zu reden; aber kaum hatte das Geſpräch fünf Minuten gedauert, ſo riß der Baron ein Fenſter auf und ſchrie in den Hof hinab:

„Heda, Hunde heraus! jagt mir den Spitzbuben fort!“

Und ſeine Hunde hetzten den jungen Menſchen vom Hof herunter.

Er floh zum Pfarrer ohne ſonderliches Befremden über die barbariſche Behandlung, gegen die er abgeſtumpft war. Ulrich, höre ihr Geſpräch! Der junge Burſche hielt ein ganz kleines Päckchen in der Hand und ſagte:

„Ich ſoll dies dem Herrn Pfarrer Haller von Kreuzbronn bringen.“

„Von wem, mein Sohn?“

„Von den Herren aus dem Zuchthauſe zu Bern.“

„Wie heißt Du, mein Sohn?“

„Amand Haller.“

Zitternd wickelte der Pfarrer das Päckchen auf. Eine ſilberne Kapſel in Form eines Medaillons lag darin. Sie umſchloß ein Bildchen der heiligen Mutter Gottes von Einſiedeln und auf dem Deckel ſtanden die Buchſtaben V. H. Der Pfarrer erkannte ſie ſogleich! Er hatte einſt dies kleine Medaillon ſeiner Schweſter Veronika geſchenkt. Außerdem lag ein feines Stückchen Papier in der Kapſel und darauf ſtand geſchrieben: „Erbarme Dich ſeiner.“ Der Pfarrer fragte angſtvoll:

„Wo lebt Deine Mutter?“

Da traten Tränen in Amands Augen und er ſagte traurig:

„Sie iſt geſtorben, während ich im Zuchthaus war. Sonſt lebte Sie in Muri bei Bern.“

„Hat ſie Dir dies geſchenkt?“

„Nein! — Als ſie im Sterben war, hat ſie dies Päckchen und noch ein anderes an die Herren im Zuchthaus geſchickt — und als meine Strafzeit um war, haben mir die Herren beide Päckchen gegeben und mir geſagt, ich möchte ſie an den Herrn Baron Urſperg und den Pfarrer Haller bringen; die würden für mich ſorgen. Der Herr Baron hat mich aber von ſeinen biſſigen Kötern vom Hof hetzen laſſen und das Päckchen, das ich ihm brachte und worin nur Papiere waren, hat er ganz raſch geleſen und ganz zornig in's Feuer geworfen.“

Der Pfarrer behielt den armen Amandus bei ſich, denn wer ſonſt auf Gottes weiter Erde hätte ſich des entlaſſenen Zuchthäuslers annehmen können und mögen. Nach und nach ſah er denn auch, daß der junge ſiebzehnjährige Menſch nicht rettungslos verkommen ſei. Seine Mutter hatte ſich in Gram, Reue und Arbeit aufgerieben, um ihr und ſein armes Leben zu friſten. Sie konnte den Buben nicht bewachen, nicht erziehen. Er geriet an böſe Kameraden, die ihn von kleinen zu größeren Diebſtählen verlockten. So kam er auf zwei Jahre ins Zuchthaus. Das war der letzte Schmerz! ſie überlebte ihn nicht. Gott wird ihr ein barmherziger Richter geweſen ſein. Sie konnte fallen — denn ſie war Menſch; aber ſie gehörte zu den ſeltenen Seelen, die darüber einen untröſtlichen Reueſchmerz empfinden.

Und jetzt bin ich am Ende der Geſchichte. Jetzt habe ich die Skizze Deines Lebens in Dein Gedächtnis zurückgerufen. Jetzt bedenke, Ulrich von Urſperg, daß Du Bruder Norbert biſt und Gottesraub, Kirchenraub, Seelenmord begangen haſt! Fahre nicht hin in Deinen Sünden! Bekehre Dich freiwillig zu Gott dem Allbarmherzigen, bevor Du vor Gott dem Allgerechten unfreiwillig erſcheinen mußt. Nur ein frommer Gedanke, Ulrich . . ., nur ein frommer Blick!"

Langſam und müde ſchlug der Kranke die Augen auf. Pater Smaragd bog ſich zärtlich und angſtvoll zu ihm herab — aber er ſchrack zurück vor dem Blick voll unverſöhnlichem Haß, der ihm begegnete. Da ſeufzte er:

„Du willſt alſo ſterben, wie Du gelebt haſt?"

Mit äußerſter Anſtrengung ſeiner letzten Lebenskraft brachte der Baron ein „Ja" heraus, und als Pater Smaragd entſetzt zurückwich, vernahm er einen tiefen, unſäglich ſchmerzlichen Seufzer. Aber Niemand war im Zimmer. Er horchte. Ein ganz leiſes Wimmern ließ ſich hinter der verſchloſjenen Tür hören, die zu den innern Gemächern führte. Pater Smaragd ſchloß ſie vorſichtig auf und trat ein. Da lag Grazia auf den Knien, marmorbleich, ſtarr, eiskalt.

„Woher kommſt Du?“ flüſterte Pater Smaragd von tödtlichem Schreck ergriffen.

„Die Großmama hieß mich nach Mitternacht gehen und hier im Cabinet auf dem Sopha ſchlafen,“ ſagte Grazia leiſe und tonlos. „Ich konnte aber nicht ſchlafen, und da Sie dem Großvater ſagten, Sie wollten ihm eine Geſchichte erzählen, hörte ich zu. Anfangs verſtand ich ſie nicht recht . . aber das Ende ſehr gut.“

„Schwerlich, liebes Kind!“ ſagte Pater Smaragd gefaßt und ſanft. „Was ich mit Deinem Großvater ſprach, betraf Gewiſſensſachen, die ein ſo junges Kind nicht verſtehen kann. Vergiß das Alles.“

Grazia wollte ſich von den Knien erheben, aber ſie ſank ohnmächtig zuſammen, Pater Smaragd legte ſie ſanft auf dem Sopha nieder, rieb ihre Schläfen mit Äther ein, den er leiſe aus dem Krankenzimmer holte, und flüſterte, als ſie wieder zum Bewußtſein kam:

„Schlaf ein, liebes Kind, und träume nicht ſo lebhaft.“

Sie küßte ſeine Hand und ſchloß müde ihre Augen. Da verließ Pater Smaragd das Cabinet, drehte leiſe den Schlüſſel wieder um, warf noch einen Blick voll tiefer Traurigkeit auf den Kranken und begab ſich zu Bernhard, der in namenloſer Unruhe im Vorſaal auf und nieder ging, während der ſtille Amandus den Roſenkranz betete.

„Umſonſt!" ſagte Pater Smaragd ſanft.

„Umſonſt!" ſeufzte Bernhard und verbarg ſein Geſicht in ſeinen Händen.

„O, Herr Pater," ſagte Amandus demütig, „Gebet und gute Meinung ſind ja nie umſonſt! Sie werden ſchon irgend einer Seele zu gut kommen."

Gegen Morgen hauchte der Kranke ſeinen Atem aus und ein Ausdruck von ſtarrem Trotz machte das Totenantlitz zu einem erſchreckenden Anblick. Der böſe Menſch haßt niemand ſo bitter und ſo unverſöhnlich, als einen Unſchuldigen, den er tötlich gekränkt und beleidigt — und der ihm alles vergeben hat.

Die Bildergallerie.

Dresden 1852.

Wer kennt ſie nicht, dieſe herrliche Gemäldeſammlung, in welcher Meiſterwerke der italieniſchen Maler in einer Fülle und Schönheit prangen, die man kaum in Rom und Florenz findet. Auch andere Schulen ſind glänzend vertreten: Holbeins fromme Mutter Gottes — Ruysdaels ſo lebendige, ſo melancholiſche Landſchaften — ſind Sterne erſter Ordnung am Kunſthimmel. Aber die Italiener haben den eigentümlichen Zauber, den überhaupt der Süden nun einmal hat: das intenſive Leben der Farbe. In ihr zittert der Sonnenſtrahl, rieſelt das Blut, ſchlägt das Herz. Es iſt, als verſtänden die Italiener in beſonderer Weiſe ihren Pinſel nicht nur in Farben, ſondern zugleich in Licht und Leben zu tauchen. Und da keine menſchliche Schöpfung je die Vollkommenheit erreicht und alle Vorzüge ihren Schatten mit ſich bringen: ſo iſt nicht zu leugnen, daß in manchen Gemälden großer italieniſcher Maler der Seelenausdruck hinter dem Farbenzauber zurückbleibt.

Vor Corregio's weltberühmtem Gemälde der heiligen Nacht war ein hohes Malergerüſt aufgeführt, denn es wurde kopiert. Ein junger Menſch ſtand auf demſelben, doch ohne zu malen; er betrachtete und prüfte die Copie. Unten an den Staffeln ſtand eine Frau in einem Kleide von ungebleichtem Percal, mit einer ſchwarzen Taftmantille und einem Strohhut mit blauem Schleier.

„Sind Sie fertig mit Ihrer Kritik?“ fragte ſie hinauf und nahm ihren Hut ab.

„Laſſen Sie mir Zeit, beſte Madame Saint-Clair .... nur fünf Minuten Zeit!“ war die Antwort.

„Wer läßt denn mir Zeit?“ ſagte ſie und erſtieg das ſchmale Treppchen.

„Ich käme um, wenn ich ſo arbeitete, wie Sie,“ ſagte der Maler. „Aber Sie ſind wie Göthe's Stern, ohne Raſt.“ —

„Gewohnheit der Arbeit!“ entgegnete ſie lakoniſch. Allein ſie ſah aus wie jemand, der überangeſtrengt von Arbeit iſt, ſo daß man ihr ſchönes Antlitz nicht ohne ein gewiſſes Bedauern betrachten konnte, ſo blaßgelb war ihre Farbe, ſo eingeſunken Schläfe und Wange, ſo dunkel das feine Geäder ihrer Augenhöhlen, das ihrem Auge einen tiefſchwermütigen Charakter gab. Nur ihre Stirn war ſtolz und frei und ihr Haar, das ſie kurz abgeſchnitten trug — augenſcheinlich, um keine Zeit dabei zu verlieren — legte ſich in natürlichen Locken leicht und anmutig um ihren Kopf. Sie war ſeit zwei Jahren in Dresden damit beſchäftigt, die vier großen Gemälde Correggio's, — die berühmteſten unter ſeinen Altarbildern — nach einander zu kopieren. Niemand kannte ſie; niemand kam zu ihr und ſie ging zu niemand. Die unvermeidlichen Beziehungen, in welche ſie mit einigen Perſonen geriet, die, wie ſie, in der Gallerie malten — wußte ſie auf der äußerſten Oberfläche zu halten, ſo daß ſich etwaige Geſpräche nur um die Kunſt und was auf ſie ſich bezog, bewegten. Das war denn auch jetzt der Fall bei dem jungen Maler, der eben auf ihrem Gerüſt ſtand. Er ſagte:

„Die Lichtverteilung und der allmähliche Übergang in dämmernden Schatten iſt Ihnen ausgezeichnet gelungen! Das Kind liegt in dem Stroh wirklich wie ein Leuchtkäfer im Graſe."

„Ein proſaiſcher Vergleich!" ſprach ſie lächelnd.

„Ja," erwiderte er, „dieſe ganze Hirtengeſellſchaft, die ſo erſchrickt und ſich ſo verwundert und ſo gar nicht das Göttliche in dieſem Licht wahrnimmt, ſtimmt mich proſaiſch."

„Finden Sie mehr Poeſie in der „Magdalena", die Sie copieren?"

„Gewiß nicht!" rief er; „da liegt ein kleines reizendes Perſönchen im Graſe und lieſt höchſt gelaſſen in einem großen Buch — iſt wunderlieblich anzuſchauen, hat aber ſo wenig von einer Magdalena, wie ich von Kaiſer Karl dem Großen. Corregio war eben kein Seelenmaler. Großen Affekten, hohen Empfindungen, inneren Stimmungen weiß er keinen Ausdruck zu geben. All ſeine Köpfe — Chriſtus, Madonna, Heilige, Engel — haben mit ganz wenigen Ausnahmen einen und denſelben übertriebenen, ſüßlich lächelnden Ausdruck. Und doch übt er einen großen Zauber durch ſeinen wunderbaren Farbenglanz und Schmelz. Seine Figuren ſehen ſo angenehm ſinnlich aus; — das gefällt immer, ſeiner Zeit wie der unſern.“

Sie ſchob ihn ſanft zurück, nahm ihren Platz ein und ſagte:

„Vergebung! reden Sie nur fort — ich höre gern zu, allein ich muß malen.“

„Wo machten Sie hauptſächlich Ihre Studien?“ fragte er.

„Ich malte in London, Paris, Rom und Sevilla.“

„Oho!“ rief er überraſcht, „das ſind große Namen.“

„Ja! ich malte überall, wo man mir Aufträge gab. Die Kunſt iſt auch ein Broterwerb.“

„Copierten Sie Gemälde von Murillo?“

„Gewiß! ganz wunderbare Gemälde, in denen der Zauber des Lichtes und der Farbe nicht das Sinnlich-Schöne, ſondern das Geiſtig-Schöne verherrlicht. Den Menſchen im Widerſchein des Göttlichen, von innen, von der Seele heraus, gleichſam erſtrahlen zu machen, das verſteht kein Maler ſo, wie Murillo. Der heilige Felix von Cantalicio, dem im Walde auf ſeinen mühſamen Wegen die Mutter Gottes erſcheint und ihm ihr Kind auf die Arme legt — und der heilige Franz von Aſſiſi, dem der Seraph die Wundenmale einſtrahlt — beide ſind in Extaſe; aber wie verſchieden! wie freudeſelig jener und wie ſchmerzensſelig dieſer."

„Sind Sie katholiſch?" fragte der Maler.

„Gott behüte!" rief ſie. „Das konnte man zu Murillos Zeit mit voller Aufrichtigkeit ſein und vielleicht ſogar werden. Aber in unſeren Tagen, hinter denen der Denkprozeß von mehr als drei Jahrhunderten liegt — kann man da aufrichtig katholiſch ſein? Aus Gewohnheit — ja. Aus Liebe zum Angeerbten — ja. Aber aus freier Wahl — nein!"

„Ich bin auch nicht katholiſch," erwiderte der Maler, „allein ich ertappe mich zuweilen auf der Frage: Warum iſt dieſer kleine Leuchtkäfer hier — er zeigte auf das Chriſtkind in der Krippe — auf die Welt gekommen?"

„Darauf kann ich Ihnen, ohne katholiſch zu ſein, eine ganz orthodoxe Antwort geben: Um die Welt ſelig zu machen."

„Richtig! und da es ebenſo richtig iſt, daß der Proteſtantismus die Welt ſeit dreihundert Jahren äußerſt unſelig macht: ſo will es mir oft ſcheinen, als würde ſie beſſer tun, wieder katholiſch zu werden, denn unter den Katholiken gibt es doch einige ſelige Menſchen, freudeſelig, ſchmerzensſelig — wie Sie von dem heiligen Felix und Franz von Aſſiſi ſagen; — aber bei den Proteſtanten iſt dieſe heilige Seligkeit null; und finden Sie das nicht höchſt intereſſant und zugleich höchſt wünſchenswert?"

„Jenes mehr als dieſes."

„Und haben Sie nie darüber nachgedacht," fuhr der unermüdliche Frager fort, „weshalb proteſtantiſche Prediger noch nie von einem Seraph die fünf Wunden des Gekreuzigten an ihrem Körper empfingen?"

„Pſychologiſche Fragen kann ich unmöglich bei der Arbeit erörtern," ſagte ſie abbrechend.

Er verließ das Gerüſt und ſetzte ſich an ſeine Staffelei, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: Dieſe Madame Saint-Clair macht mir den Eindruck einer Sphinx und das Rätſel — iſt ſie ſelbſt. —

Es war im September. Ganze Maſſen von Fremden die aus den Bädern oder von Sommerausflügen heimkehrten, oder gen Süden zogen — ſtrömten durch Dresden und durch die Gemäldegallerie. Unter ihnen befanden ſich Bernhard und

Euphroſyne. Sie waren in Karlsbad geweſen und jetzt zum Beſuch bei Gräfin Meerhaim.

Die Malerin auf ihrem hohen Gerüſt erbebte plötzlich vom Scheitel bis zur Sohle, als ſie Euphroſynens ſanfte Stimme und ihre Worte vernahm:

„Da ſind wir, Emanuel.“

Sie warf einen raſchen Blick herab. Da ſtand Euphroſyne und hatte ihre Hand auf die Schulter des jungen Malers gelegt. Mein Bruder! meine Schweſter! ſeufzte ſie leiſe und ihr Herz hob ſich wie auf Wellen bitterer Schmerzen; — ſo nahe bin ich ihnen und ſie kennen mich nicht! . . . . Aber Gott ſei gedankt, daß ſie mich nicht erkennen in meinem Elend — ſetzte ihr Stolz hinzu — die Demütigung wäre unerträglich! — Auch Bernhard iſt da! . . . . wie er gut und edel ausſieht . . . Und die Kinder? . . . . O, meine Kinder ſind aber ſchöner! . . . In nichts anderem kann ich mit Euphroſyne rivaliſieren, aber mit den Kindern beſieg' ich ihr Glück! —

Wegen des hohen Gerüſtes war es für den Beſchauer unmöglich, die heilige Nacht anders als in einzelnen Stücken, alſo ohne den Totaleindruck, der auf der Lichtglorie des Kindes beruht, wahrzunehmen. Bernhard und Euphroſyne kannten das Bild; Adrian und Grazia aber, welche die

Eltern begleiteten, klagten leiſe, daß ſie nichts erkennen könnten.

„Ich verhelfe Euch dazu!“ ſagte Emanuel. „Ich kenne die Malerin ſehr gut.“

„Wer iſt ſie?“ fragte Euphroſyne.

„Eine Sphinx!“ entgegnete er.

Bernhard lachte.

„Ah, Du lachſt?“ ſagte Emanuel; — „nun! Du wirſt ſehen und mir dann Recht geben: ſie iſt der intereſſanteſte Kopf in der ganzen Gallerie.“

„Wird ſie uns Platz machen?“ fragte Grazia.

„Ob ſie wird! — Wenn ich mich auf's Bitten verlege, bin ich unwiderſtehlich.“

Während er die kleine Treppe erſtieg, ſagte Grazia zu Erphroſyne:

„Mama, findeſt Du nicht, daß Emanuel von Jahr zu Jahr unerträglicher wird?“

„Im Gegenteil!“ ſagte Euphroſyne; — „mich unterhält ſeine ſpaßhafte Weiſe.“

Emanuel kam zurück und ſagte:

„Nun, hatte ich nicht Recht mit meiner Unwiderſtehlichkeit? . . . Morgen, Grazia, kannſt Du den ganzen Vormittag vor dem Gemälde zubringen.“

„Morgen fahren wir nach der ſächſiſchen Schweiz,“ erwiderte ſie.

„Dafür kann ich nichts!“ ſagte Emanuel. „Kaum hatte ich an Madame Saint-Clair geſagt, daß einige Kunſtkenner das Bild zu ſehen wünſchten, entgegnete ſie höchſt verbindlich: Kunſtkenner begnügen ſich nicht gern mit flüchtigem Anſchauen; da ſie morgen verhindert ſei zu kommen, ſo ſtünde ihnen der ganze Vormittag zu ihren Studien vor dieſem Gemälde zu Gebot.“

„Machte ſich Madame Saint-Clair über Dich luſtig oder Du Dich über mich?“ fragte Grazia ſpitz.

„Kind, ich bin ja der ernſthafteſte Menſch von der Welt!“ ſagte Emanuel. „Iſt das nicht ein ungeheurer, ja beiſpielloſer Ernſt, wenn ein Student ſeine Univerſitätsferien benutzt, um die Malerkunſt zu ſtudieren? ſage ſtudieren! denn ſeit Wochen bin ich nun ſchon in der Gallerie eingebürgert und male, ohne die mindeſte Zerſtreuung zu ſuchen oder zu wünſchen. Ich habe wirklich große Anlage, um ein Karthäuſer zu werden — oder gar ein Angelico da Fieſole, das heißt ein Genie und ein Mönch.“

„Nur leider ſehr geringe zu einem vernünftigen Menſchen,“ ſagte Bernhard ſcherzend.

Beides war richtig. Emanuel hatte die glänzendſten Gaben; allein die zerriſſene planloſe Erziehung, die Gräfin Meerhaim ihren Kindern gab und das ungeordnete windſchiefe Leben, das ſie mit ihnen führte, und das ſich um die Axe ihrer wechſelnden Empfindungen, Anſichten und Launen bewegte, verhinderten eine harmoniſche Entwickelung von Emanuels glücklichen Anlagen. Was den Charakter bildet und die Intelligenz trägt und hebt, iſt nicht dies oder jenes Wiſſen, ſondern die Prinzipien ſind es; die fundamentalen Wahrheiten zu beſitzen, die Grundurſache der Dinge zu kennen; und in der Gewohnheit der Principien, nach ihren großen unwandelbaren Geſetzen zu leben, zu denken, zu handeln: das entwickelt die Vernunft und bildet den Charakter. Auf dieſe Grundlage hatte Gräfin Meerhaim weder ihr eigenes Leben noch das ihrer Kinder aufgebaut; aber einen äußerſt glücklichen Einfall hatte ſie gehabt und das war der: Als die Ärzte ſie für mehrere Jahre in eine Kaltwaſſeranſtalt ſchickten, bat ſie Euphroſyne, den zehnjährigen Emanuel bei ſich in Kreuzbronn aufzunehmen, wo für Andrian ein tüchtiger und kenntnißreicher Erzieher gehalten wurde. Drei Jahre lebte Emanuel als Kind des Hauſes bei ſeiner Schweſter und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen, da ſich ſein Gemüt in der warmen und lichten Sphäre eines katholiſchen Familienlebens ungemein reich und innig entfaltete und ein heilſames Gegengewicht für ſeinen kleinen unruhigen Kopf bildete. Bernhard und Euphroſyne hätten keine größere Freude gehabt, als Emanuel behalten und erziehen zu dürfen. Aber ach! als Gräfin Meerhaim geneſen war, kam ſie nach Kreuzbronn, brachte einen Engländer als Hofmeiſter mit und reiſte mit Emanuel auf ein Jahr nach Italien. Bernhard beſchwor ſie mit Bitten und Euphroſyne mit Thränen, den Knaben nicht aus dem ruhigen Kreiſe zu entführen, der augenſcheinlich ſo wohltätig auf ihn wirke; Emanuel ſelbſt ſchmeichelte und weinte; — vergebens! Gräfin Meerhaim verſicherte, nicht länger ohne ihren Sohn leben zu können — und damit war die Sache abgemacht. Wie weiches Wachs für Eindrücke empfänglich, iſt das kindliche Gemüt und bildſam durch die Beiſpiele, die es vor Augen hat. Der engliſche Hofmeiſter war ein trockener, aber moraliſch guter und ſehr unterrichteter Mann, bei dem Emanuel tüchtig ſtudiren mußte und es ſehr gern tat, teils weil er den Lehrer hoch achtete, teils weil er wißbegierig und von leichter Faſſungsgabe war. Mit ſeiner Mutter und den Perſonen ihrer Geſellſchaft fuhr er dann ſpazieren, beſuchte er Kunſtſammlungen und hiſtoriſche Monumente, intereſſierte ſich für alles, ſprach über alles und hörte ganz auf — Kind zu ſein, da er nur mit Erwachſenen umging. Einmal aus dieſer grünen Knoſpe herausgetrieben, kehrt nicht die Blume und nicht der Menſch zu ihr zurück. Emanuel liebte ſeine Mutter zärtlich; allein es fiel ihm nicht ein, ihr zu gehorchen, ſondern ſehr bald gehorchte ſie ihm, den er war ihr Idol. Seinem Erzieher gehorchte er, d. h. beide überlegten mit einander nach den Grundſätzen der Moral — welche ein Sittengeſetz ohne chriſtliche Religion iſt — was in dieſem und jenem Fall das Beſſere ſei: und das tat er denn. Seinen Vater, der ſich endlich in London niedergelaſſen hatte, um ſeiner Leidenſchaft für Pferderennen und Alles, was „sport“ war, zu genügen, beſuchte Emanuel, als er älter wurde, jedes Jahr; ritt und ſchoß, jagte und angelte mit ihm, doch ohne ſich zu dem Vater und deſſen Tun und Treiben hingezogen zu fühlen. Er hatte nur einen Zug im Herzen und der ging nach Kreuzbronn. Da fühlte er ſich nicht bloß zu Hauſe, ſondern als Kind des Hauſes. Dahin kam er immer jubelnd, das verließ er immer ungern. Dennoch kam er nur ſelten, denn ſeine Zeit zerſplitterte ſich zwiſchen London und Dresden und dem Sommeraufenthalt in Schleſien, zwiſchen sport hier und Studien da und Malerei und Muſik überall. Sein Erzieher begleitete ihn ſtets, wußte ihm in kluger Weiſe Freiheit zu geben und allmälig die Stelle eines älteren Freundes einzunehmen und trennte ſich erſt dann von ihm, als Emanuel auf die Univerſität Bonn ging. Ein halbes Jahr war er dort geweſen, als er in den Ferien nach Dresden kam, um dort zu malen und mit Bernhard und Euphroſyne bei Gräfin Meerhaim zuſammen zu treffen. Er war nun neunzehn Jahre alt, ein ſchöner und intereſſanter Menſch; er wußte, er dachte, er konnte Manches; aber Beſtimmung, Weg und Ziel kannte er nicht.

Am Abend dieſes Tages gingen Bernhard und Emanuel Arm in Arm im großen Garten ſpazieren, während Gräfin Meerhaim und Euphroſyne mit mehreren Perſonen ihrer Bekanntſchaft in der Nähe des Muſikkorps Platz genommen hatten.

„Was iſt denn endlich Dein Lebensplan?“ fragte Bernhard nach langem Geſpräch Emanuel.

„Aber Du hörſt ja, daß ich keinen habe, noch haben kann!“ rief Emanuel. „Warum ſoll ich mich beſtimmen, wenn nichts mich beſtimmt? Ich ſtudiere, um Kenntniſſe zu erwerben und zu erweitern; nicht um eine Brod- oder Fachwiſſenſchaft zu treiben. Etwas Jus, etwas Philoſophie, etwas Staatswiſſenſchaft — das genügt, da keine der vier Fakultäten mir zu einer Carriere behilflich ſein ſoll.“

„Willſt Du Soldat werden?“

„Ich, Soldat?“ rief Emanuel; — „ich, mit meinem Malerſinn mich verpuppen in die affröſe unmaleriſche Uniform! ich, mit meinem muſikaliſchen Sinn den ganzen Tag die Kommandoworte kreiſchen! Nein, Soldat nach mittelalterlicher Art, wenn's zum Krieg kommt mit dem Türken oder dem Erbfeind — und wenn's zum Kampf kommt, Mann gegen Mann, Aug' in Auge, —

dabei bin ich auf der Stelle! aber Soldat in Friedenszeit, zwanzig Jahr Leutnant im ſtehenden Heer, eifrig beſchäftigt den Schnurrbart zu drehen — das Schickſal wünſch' ich meinem Todfeinde nicht."

„Es wäre Dir doch außerordentlich zu wünſchen, daß Du Dich für irgend eine Laufbahn entſcheiden möchteſt — hauptſächlich um zu lernen, wie man ſich fügt, wie man ſich ein- und unterordnet, wie man ein angewieſenes Geſchäft ausführt, wie man pünktlich geringe Obliegenheiten vollzieht."

„Aber, Bernhard, das iſt ja eine Übung im Philiſtertum . . . und weiter nichts!" unterbrach Emanuel.

„Bitte ſehr!" ſagte Bernhard lächelnd; — „wenn dieſen kleinen und geringen Obliegenheiten keine andere Wichtigkeit beigelegt wird, als die, daß man bei ihrer Erfüllung ſchlicht und einfach ſeine Pflicht tut: ſo gerät man ſicher nicht in die geiſtige Kleinlichkeit, Verknorpelung und Urteilsunfähigkeit des Philiſtertums."

„Du warſt freilich auch einmal in einer Carriere, und noch dazu in derjenigen, deren Aufgabe es iſt, kleine Dinge wichtig — und eine Depeſche darüber zu machen, daß der König ſich dreimal die Naſe geſchneuzt hat, und daß die Königin in lichtblauen ſtatt in hochroten Atlas gekleidet war: — und dennoch biſt Du kein Philiſter geworden, kein Verknorpelter noch Bornierter an Geiſt, Herz und Charakter; aber Du biſt eine Ausnahme. Es kommt mir immer vor, als hätteſt Du eine unſichtbare Richtſchnur, einen Kompaß im Kopf; — und das hab' ich nicht. Ich muß mein Leben leben, ſo wie Du das Deine."

„Was nennſt Du Dein und mein Leben?"

„Ein Leben gemäß unſeren verſchiedenen Gaben und Fähigkeiten, die ihre Berechtigung haben und geltend machen."

„Die können uns alle in verſchiedenen Richtungen auseinander führen, Emanuel, und ſind doch nur verſchiedene Lebensſtrahlungen. Denn der Kern des Lebens, die Beſtimmung unſeres Lebens iſt eine; . . . eine einzige für uns alle: das Leben für Gott, im Kreiſe unſerer Pflicht und unſeres Berufs."

„Das glaube auch ich," ſagte Emanuel; „aber ich weiß mich nur nicht in dies Leben zu verſetzen. Als Diplomat, Advokat, Bureaukrat bin ich nicht brauchbar, denn ich habe keine Schreibfinger; und über den Wehrſtand hab' ich mich bereits ausgeſprochen. Ich ſehe alſo nichts vor mir, als die Laufbahn des Künſtlers."

„Lieber Emanuel," rief Bernhard, „das iſt für Dich keine Laufbahn, ſondern ein Irrweg. Du kannſt ein eminenter Dilettant werden, wenn Du das Genie dazu haſt, und das wünſche ich Dir herzlich. Aber Dich ausſchließlich der Kunſt zu widmen, wäre kein Glück, d. h. keine dauernde Befriedigung für Dich."

„Doch, doch!" rief Emanuel; — „welche Befriedigung mußten die alten großen Meiſter der Kunſt haben, deren Schöpfungen wir nach drei-, vierhundert Jahren anſtaunen — und die einen Kreis von Schülern, Freunden und Verehrern um ſich ſammelten, mit denen ſich die carriere-durſtigen Sekretäre eines Geſandten und Aſſeſſoren eines Präſidenten nicht ſehr vorteilhaft meſſen können! Wenn Rafael durch die Straßen Roms wandelte, begleiteten ihn Kardinäle — und eine glänzende Vermählung oder der rote Hut — kurz alles, was der Ehrgeiz begehren kann, war für ihn in Ausſicht. Mit einer ſolchen Laufbahn wär' ich ſchon zufrieden."

„Rafael lebte in einer Zeit, wo die Kunſt ein großartiges Bildungsmittel war," entgegnete Bernhard. „Große Künſtler, mächtige Beſchützer der Kunſt, das Intereſſe für ſie, welches den Kunſtſinn bilden, befördern und verallgemeinern hilft, wirkten zuſammen, um ihr dieſen Einfluß zu geben. Er war ſo groß, daß ſelbſt das Handwerk von ihm beſeelt und gehoben wurde. Denke an Benvenuto Cellinis Goldſchmiedsarbeiten; denke an manche Steinmetz- und Holzſchneidearbeit, ja an Kupfer- und Eiſenarbeit, wie ſich davon in

Kirchen und bei kirchlichen Gerätſchaften noch Überbleibſel finden: wie phantaſiereich, lebendig und eigentümlich iſt das gedacht und gemacht. Heutzutage iſt es gerade umgekehrt: nicht die Kunſt gibt dem Handwerk einen veredelnden Geiſt; ſondern das Handwerk, ja noch niedriger — die Fabrik, überwuchert die Kunſt. Dome werden nach Schablonen ausgemalt, Muttergottes-Statuen dutzendweiſe in dieſelbe Form gegoſſen, das Portrait millionenfach als Photographie angefertigt. Das verniedrigt den Kunſtgeſchmack. Man begnügt ſich mit Produkten, anſtatt ſelbſtſtändige Schöpfungen zu begehren — und das wirkt auch auf die Künſtler zurück. Ich ſage nicht, daß unſere Zeit nicht einige ausgezeichnete Künſtler habe; allein ich ſage, daß unzählige bei Rafaels Laufbahn zuerſt — die Fornarina im Sinne haben.“

„Ah, die Fornarina und die Furcht vor ihr — das iſt der langen Rede kurzer Sinn!“ ſagte Emanuel heiter. „Nein, Bernhard! über den Punkt ſei unbeſorgt! für das Geſchlecht der Fornarinen iſt mein Kunſtgeſchmack zu hoch. Was mein Ideal iſt, möchteſt Du wiſſen — nicht wahr? Nun ſieh! ſo eine hohe, edle, klare Freundſchaft, wie zwiſchen Michael-Angelo und Vittoria Colonna — das wäre mein Ideal. Übrigens aber, lieber Bernhard, gehört für mich das Weib in das Heiligtum des Hauſes, gleichſam hinter Gitter und

Schleier, aber nicht à la turque, ſondern im chriſtlichen Sinn, als ſtille verhüllte Prieſterin des häuslichen Herdes und Glückes.“

Schweigend drückte Bernhard Emanuels Hand. Da rief dieſer lachend:

„Bilde Dir nur nicht ein, daß ich die leiſeſte Neigung für den häuslichen Herd beſitze — ausgenommen für den Deinen, Bernhard! Für mich ſelbſt muß ich ein Leben haben, das zwiſchen dem Karthäuſer und dem Vagabunden die gerechte Mitte hält.“

„Auf dieſes Kunſtſtück bin ich neugierig!“ entgegnete Bernhard lächelnd. „Aber es wird kühl — laß uns umkehren.“

„Einen Augenblick noch!“ rief Emanuel. „Schau, da kommt uns geradeweges die Sphynx entgegen.“

„Wer?“ fragte Bernhard befremdet.

„Die Sphynx! die Sphynx! die Malerin der heiligen Nacht: Madame St. Clair! . . . und immer mit ihren zwei Kindern und ihrem blauen Schleier!“

Ein Schauer überlief Richenza, als ſie von fern Bernhard gewahr wurde. Sie fürchtete erkannt zu werden trotz des blauen Schleiers, der abendlichen Dämmerung und der Veränderung von dreizehn Jahren — und was für Jahre! Aber es war nicht möglich auszuweichen. Sie begann mit ihren

Kindern lebhaft ſpaniſch zu ſprechen. So gingen ſie an einander vorüber und begrüßten ſich wie Fremde.

„Saheſt Du ihre Augen?“ fragte Emanuel.

„Wem iſt ſie ähnlich?“ fragte Bernhard ſinnend.

„Wem anders als der Sphinx! . . . oder vielleicht mit ihren Sternenaugen, die durch den dunkelblauen Schleier ſchimmern — der Nacht!“

„Vittoria Colonna?“ fragte Bernhard ſcherzend.

„Ja, wenn ich nur Michel-Angelo wäre!“ rief Emanuel.

Während der Abend die Familie bei Gräfin Meerhaim zuſammenführte und Scherz und Fröhlichkeit und munteres Geplauder kein Ende nehmen wollten, kehrte Richenza einſam in ihr armſeliges Zimmer zurück, das ſie im vierten Stock eines Hauſes auf der Pirnaſchen Gaſſe bewohnte. Sie war ganz allein. Ihre Kinder hatte ſie in Erziehungsanſtalten gegeben. Sie lebte in der äußerſten Beſchränktheit, um die Mittel für eine glänzende Erziehung der Kinder aufzubringen. Es war das Einzige, was ſie ihnen geben konnte. Später hoffte ſie glänzende Früchte derſelben zu ernten. Irgend eine glückſtrahlende Zukunft der Kinder ſchwebte ihr unbeſtimmt, aber unabläſſig vor der Seele. Das hielt ſie aufrecht und gab ihr eine heroiſche Beharrlichkeit in dem namenlos mühſeligen Leben, welches ſie, ſeitdem ſie Rom verließ, erſt in Sevilla, dann ſeit zwei Jahren in Dresden führte. Mit einer Leidenſchaft, die ſich nur von Hoffnung nährte und vielleicht deshalb von Dauer war, hatte ſich Richenza in die Liebe zu ihren Kindern und das Opferleben für ihre Kinder hinein geworfen. Für ſich ſelbſt entſagte ſie allem Glück, aller Freude, allen Anſprüchen, allen Genüſſen — nur damit das alles im verdoppelten Maß dereinſt den Kindern zu teil werde. Sie wußte, daß ſie auf Nichts und auf Niemand rechnen und ruhen dürfe, als auf ihre eigene Kraft, und dies Selbſtbewußtſein war ihr Halt und ihr Troſt. Hab' ich gefehlt, ſagte ſie zuweilen in ihren Selbſtgeſprächen — nun wohlan! ſo leide ich dafür und trage die Folgen für mich und mache ſie gut für meine Kinder. Mehr kann kein Menſch auf Erden tun! — Zuweilen mochte wohl die Ahnung in ihr aufdämmern, daß man, wenn nicht mehr, ſo doch anders leiden, anders tragen, anders gut machen könne — demütiger, reuevoller, vollkommener. Allein dagegen bäumte ſich dann ihr ganzer Stolz auf. Meine Natur iſt ſtolz: Gott gab ſie mir — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. An Gott dachte ſie nur, um ſich über alles zu rechtfertigen, da der Tod des Welterlöſers ja alles gut machte. Es war die Anwendung der Lehre, die man ihr vom Chriſtentum beigebracht hatte; freilich machte nicht der Glaube dieſe Anwendung bei ihr — denn dies himmliſche Band zwiſchen der Seele und Gott war längſt abgeſtorben in der Wildnis und Verfinſterung ihrer Leidenſchaften; — ſondern ein gewiſſer trotziger Stolz, der ſein Anrecht an der Rechtfertigung durch Chriſtus auch ohne Glauben behaupten wollte. Obgleich ſie mit ſtarrer Energie die Aufgabe verfolgte, die ſie ſich geſtellt hatte, gab es doch Augenblicke, in denen ſie, überwältigt von unausſprechlicher Mutloſigkeit, zuſammenbrach und Anwandlungen von Troſtloſigkeit hatte, die keine anderen Grenzen kannte, als ihre körperliche Erſchöpfung. Wenn ſie eine halbe Nacht durchweint und durchwacht hatte, ſo gab die Ermüdung ihr eine natürliche Ruhe. Aber die übernatürliche Ruhe, die aus dem Gnadenleben quillt — ach! wie fern war ſie ihr. Sie kämpfte wie ein Menſch, der ohne Waffen einen gewaffneten Gegner zu beſiegen ſucht. Dieſer Gegner war ihre Lage, waren ihre Verhältniſſe. Ihr Kampf hätte Tugend und voll tiefer innerer Ruhe ſein können, wenn ſie ihn unter dem Kreuz geführt — wenn ſie begriffen hätte, daß der Schmerz und das Leid nichts Unglückſeliges ſind. Freilich iſt dies ein großes Geheimniß. Ja, es iſt im Grunde das Geheimniß — das eine große Geheimniß der ganzen Welt, das derſelben wie ein Rätſel vorſchwebt, deſſen

Deutung ſie nicht findet und an das ſie ſich umſonſt mit tauſend falſchen Worten verſucht. Denn wie es das Geheimnis iſt, ſo gibt es auch nur das Wort, das eine, um es zu lichten, und das iſt das Kreuz, wenn es als Signatur göttlicher Liebe auf Leid und Schmerz gelegt wird; — — aber das fällt der Welt nicht ein!

An dieſem Abend war Richenza beſonders niedergeſchlagen und zugleich aufgeregt, und in unſäglicher Bitterkeit ergingen ſich ihre Gedanken. Der unerwartete Anblick ihrer Geſchwiſter führte ſie in ihre Vergangenheit zurück, die ſo glückverheißend geweſen war und zu einer ſo kummer- und ſorgenvollen Gegenwart ſich ausgeſtaltet hatte. Getrennt von ihrer Mutter — durch ihre Schuld, von ihrem Mann — durch ihre Schuld, von ihren Geſchwiſtern — infolge ihrer Schuld, fühlte ſie ſich von allem Familienglück ausgeſchloſſen, von allem Troſt, aller Teilnahme, aller Stütze, welche in den warmen, einfachen, wohltuenden Berührungen und Beziehungen des Familienkreiſes liegen. Aber ſie fühlte es zu ihrem Unglück nicht als ihre — ſondern als fremde Schuld. Sie betrachtete ſich als eine Verſtoßene, eine Enterbte, und dieſe verkehrte Auffaſſung nährte ihre Erbitterung und machte ſie immer ſtarrer und ſtolzer. Beſonders richtete ſie ihre Bitterkeit gegen ihre Eltern. Wie hätte ſich auf dem Boden einer ſolchen Ehe das Weſen eines

Kindes harmoniſch entfalten können! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Sah ich denn etwas anderes als ein zerriſſenes Verhältnis, als egoiſtiſche Zuſtände? Hörte ich je das ermahnende Wort, den überlegten Rat eines Vaters? Stand ich je unter dem klaren Einfluß, den das innige Zuſammenwirken beider Eltern auf die Erziehung der Kindheit, auf die Lebensauffaſſung der Jugend üben muß? Empfand ich je die vorſichtige Leitung einer Mutter an meiner innerſten Seele? Wußte ſie je das Heiligtum von Liebe zu erſchließen, das in jedem jungen Herzen verborgen iſt? Nie! nein . . . ich darf es ſagen, nie hab' ich derartiges geſehen, gehört, erfahren und empfunden. Aus dieſem Mangel hat mein ganzes Schickſal ſich geſtaltet und es iſt der Fluch, den ich jetzt auf meine armen Kinder übertrage. Sie wachſen heran . . . ausgeſchloſſen vom Glück und Segen des Familienlebens.

Sie hatte kein Licht angezündet. Der Mond ſchien hell in ihre Fenſter. Sie ſetzte ſich auf einen niedrigen Schemel, legte ihre gefalteten Hände um ihre Knie und blickte empor zu dem ſtillen, herbſtlich klaren Himmel, als wolle ſie ſich zu irgend einem unſichtbaren Haltpunkt hinaufheben, hinaufranken. Wenn ein Gott da oben iſt jenſeits der Sterne, ſprach ſie dann plötzlich in ſich ſelbſt zuſammenſinkend und gleichſam ermüdet von dem Blick, den ſie in eine leere Unendlichkeit geworfen hatte — wenn dort ein Gott iſt, ſo müſſen meine Kinder reich werden an allem, was mir entzogen iſt. So ſaß ſie da, lange, lange, einſam mit der Trauer ihres Ichs; und der Schmerz und die Einſamkeit, welche ſonſt gute Lehrmeiſter für die ringende Seele und das ſchöpferiſche Genie ſind, prallten ab von ihrer in Selbſtſucht erſtarrten Natur wie die Welle von der Felſenwand — ohne ſie zu befruchten.

Euphroſyne war allein bei Gräfin Meerhaim, nachdem ſich die übrige Geſellſchaft ſchon zur Ruhe begeben hatte. Obgleich die Gräfin mit nervöſer Erregtheit jede Erinnerung an Richenza, jedes Geſpräch über ſie vermied: ſo hatte dennoch Euphroſyne das Eis gebrochen und unumwunden gefragt, ob es denn gar nicht möglich ſei, Richenzas Schickſal zu erfahren. Mit bebenden Lippen entgegnete Gräfin Meerhaim:

„Liebes Kind, mute mir nur das nicht zu! ich kann den Gedanken an die Unglückliche nicht ertragen — viel weniger mich damit beſchäftigen."

„Bei mir iſt es gerade umgekehrt, teure Mutter! Meine Gedanken beſchäftigen ſich viel und gern mit ihr. Ich bin ſo namenlos glücklich, daß ich auch unſere arme liebe Richenza in den Kreis meines Glückes hineinziehen möchte. Wüßte ich nur wie es ihr geht! Wenn gut — welch ein Troſt für uns! und wenn übel — ach! wie wollten wir ſie tröſten! Bergard iſt ſeit dem Tode ſeines Vaters ein reicher Mann. Richenza könnte mit einer ganzen Familie bei uns in Kreuzbronn leben . . . wenn ſie wollte und wenn wir ſie nur entdecken könnten, geliebte Mutter."

„Gutes Kind," ſagte Gräfin Meerhaim! „Richenza iſt nicht wie Du: ſie grollt und trotzt mit uns. In einer glücklichen Ehe und in guten Verhältniſſen iſt ſie aber ganz gewiß nicht. Wenn das wäre, hätte ſie ſich in irgend einer Weiſe ſicherlich uns genähert!"

„Um ſo mehr, geliebte Mutter, ſcheint es mir Pflicht, daß wir uns um ſie bekümmern! Kann man denn nicht an die Stadtvorſteher oder an die Polizei der Orte, wo Richenza gelebt hat, ſchreiben und Erkundigungen anſtellen?"

„Beſte Euphroſyne, das wäre ja etwas wie eine ſteckbriefliche Verfolgung!" rief Gräfin Meerhaim entſetzt.

„Oder in den Zeitungen einen Aufruf an ſie ergehen laſſen?" fuhr Euphroſyne, in ihre Gedanken verſenkt, fort.

„Genug, beſtes Kind! übergenug! . . . Einen ſolchen Skandal verträgt das Mutterherz nicht" — ſagte Gräfin Meerhaim entſchieden, tauchte ihr Taſchentuch in kölniſches Waſſer und legte es an ihre Schläfen.

„Biſt Du denn wirklich ganz ruhig über unſere arme Richenza?“ fragte Euphroſyne traurig.

„Ruhig über mein Benehmen gegen ſie — ja! über Richenzas Schickſal? — nein? . . . denn ich bin Mutter. Aber lieber ertrage ich dieſe Unruhe oder dränge ſie in den Hintergrund, als daß ich durch gerichtliche Nachforſchungen den Skandal erneuerte, über den jetzt ſeit dreizehn Jahren Gras gewachſen iſt.“

Während Gräfin Meerhaim ſo ſprach, bebten ihre Lippen dermaßen, daß ſie kaum die Worte mit erſtickter Stimme hervorbringen konnte und ſie zitterte an allen Gliedern.

„Verzeihe mir, geliebte Mutter,“ ſagte zärtlich Euphroſyne. „Ach, Dein Kummer, mein Glück und die tiefe Nacht um Richenza's Schickſal — was ſind das doch für ſchmerzliche Gegenſätze!“

Sie umarmte Gräfin Meerhaim und ging nach ihrem Zimmer. In einem Kabinet vor demſelben ſchlief Grazia. Als Euphroſyne deſſen Tür leiſe öffnete, war das ganze Kabinet voll Mondſchein und das ſchlafende Kind ruhte darin wie eine Perle in ſilberner Faſſung oder wie ein Genius, der auf Lilienblättern gebettet iſt. Euphroſyne löſchte das Licht aus, das ſie in der Hand hielt und kniete leiſe neben Grazias Lager nieder. Mit unausſprechlicher Zärtlichkeit ruhte ihr Blick auf dem

Antlitz des Kindes, das ihr und dem Monde zugekehrt und in der tiefen Ruhe der Unſchuld und des Schlafes einem Engel ähnlich war. Euphroſyne hätte es nie eingeſtanden — und vielleicht wußte ſie es auch nicht! — aber Grazia war in der Stille ihres Herzens ihr Liebling; oder, wenn das klingt wie eine leiſe Zurückſetzung der anderen Kinder, ſo könnte man bezeichnender und richtiger ſagen: Grazia war das Kind, das ſie zuerſt und das ſie am längſten geliebt — das Kind, durch welches ſie die Mutterliebe kennen gelernt hatte — das Kind, durch welches ihr das unſägliche Glück, Bernhards Frau zu ſein, zum erſtenmale außerhalb ihres Herzens entgegentrat. Dazu kam, daß Grazia ganz und gar die Tochter ihres Vaters war, ganz ſeinen feſten Charakter, ſeine klare Entſchiedenheit, ſeinen energiſchen Willen hatte, auch ſein unbeſchreiblich gutes Lächeln, auch ſeine ſchwarzen Augenbrauen — kurz alles, was ſie an Bernhard liebte. Jetzt freilich, da Grazia noch ſo jung war, traten auch die Fehler ihrer guten Eigenſchaften hervor: ſie konnte ſtolz ſein und ſchroff . . . vielleicht ſich ſelbſt überſchätzen! . . .

Einen Augenblick betrachtete Euphroſyne mit Wonne das liebe, liebliche Geſicht, das wie ein Maiglöckchen am Stengel etwas geſenkt war und mit der einen Wange auf der rechten Hand ruhte, während die Linke auf der Decke lag und ein kleines goldenes Kruzifix hielt, das an einem Roſenkranz von Lapis hing, den Grazia ſchon ſeit ihrem ſiebenten Jahr als Armband trug. Aber nur einen Augenblick verweilte Euphroſyne bei der Schönheit ihres Kindes; — dann faltete ſie die Hände, Tränen glänzten an ihren Wimpern und ſie ſprach leiſe: O mein himmliſcher Vater, mache ſie demütig! wenn ſie demütig wird, kann ſie eine Heilige werden! . . . Heilige ſie! — Dein Name werde geheiliget — durch ſie . . . . durch uns alle. — —

Und derſelbe Mondenſchein fiel auf die beiden Schweſtern und derſelbe ewige Gott hörte, was ſie für ihre Kinder erflehten.

Endlich erhob ſich Euphroſyne, küßte leiſe Grazias Stirn und ging in ihr Zimmer. Sie erſchrak faſt, als ſie Bernhard dort fand. Er ſaß an einem Tiſch, ohne zu leſen oder zu ſchreiben, hatte den Arm auf den Tiſch und den Kopf auf die Hand geſtützt und war dermaßen in Gedanken vertieft, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkte. Sie ging zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Aber, lieber Bernhard, iſt das wohl recht, dem Arzt ſo ungehorſam zu ſein! Du ſollſt nicht lange wachen, ſollſt Dich recht ausruhen nach der angreifenden Karlsbader Kur! . . .“ —

„Ah! Euphroſyne!“ rief er, als ob er ſie zu ſeiner Überraſchung plötzlich erkenne. Dann ſtand er auf und ſagte in ſeinem gewöhnlichen Tone:

„Ich weiß nicht, ob das Karlsbad mir gut getan hat. Ich fühle mich furchtbar angegriffen . . . wie gelähmt.“

„Umſo mehr mußt Du Dich ſchonen, lieber Bernhard . . . dann kommt die gute Wirkung gewiß ſpäter,“ ſagte ſie beruhigend. Aber das Herz tat ihr weh, denn ihr fiel zum erſtenmal ſchneidend auf, daß Bernhard krank ausſehe. Das hatte ſie noch nie gefunden, obſchon ſeinetwegen ja die ganze Karlsbader Reiſe und zwar auf Anordnung ihres Hausarztes gemacht worden war. Allein eine Badekur iſt heutzutage etwas ſo gewöhnliches, daß man dabei wohl an Verſtimmung der Nerven oder dieſes und jenes Organs — doch nicht eigentlich an Krankheit denkt. Und zuweilen ſind es die allernächſten, die zu allerletzt daran denken.

Am andern Morgen machte die ganze Familie eine Fahrt nach der ſächſiſchen Schweiz. Bernhard fühlte ſich wohl, Euphroſyne beruhigt. Emanuel neckte Grazia; Grazia ärgerte ſich über ihn; Adrian lächelte über beide und ſtiftete Frieden. Gräfin Meerhaim langweilte ſich ein wenig, weil ſie unzählige Male in der ſächſiſchen Schweiz geweſen war. An die Bildergallerie dachte niemand. Aber Richenza dachte daran. Während acht Tagen blieb das Gerüſt vor Corregio's Nacht leer. Richenza opferte lieber ihre koſtbare Zeit, als noch einmal Bernhard und Euphroſyne zu begegnen. Wenn ſie nicht auf der Gallerie beſchäftigt war, malte ſie zu Hauſe. Sie hatte ein Gemälde eigener Kompoſition begonnen: Deborah, die Prophetin, ihr Siegeslied ſingend. Vielleicht gelang es ihr, dadurch aus der untergeordneten Sphäre der kopierenden Maler ſelbſtändig hervorzutreten. Es war gleichſam eine zweite Auflage von Chiara Stella; ein Mittel zum Zweck. Immer ſtrebte ſie höher hinauf! aber die eigentliche Höhe ihrer Beſtimmung kannte ſie nicht.

Mit ihrem Verſchwinden war niemand weniger einverſtanden, als Emanuel. Bernhard war mit den Seinen zwei Tage nach dem Ausflug in die ſächſiſche Schweiz abgereiſt und Emanuel malte in der Bildergallerie fleißig an ſeiner „Magdalena“ . . . und doch zerſtreut. Wer war doch jener ungeheuer gelehrte Profeſſor, der eines Tages auf dem Katheder gänzlich aus dem Konzept kam, weil ein Knopf am Rock eines armen Studenten fehlte — gerade der Knopf, auf welchen der Herr Profeſſor ſich gewöhnt hatte, ſeinen Blick zu richten, während er ſeine Vorleſung hielt; — ſo ſprachen Emanuels Gedanken. Kann ſo etwas einem deutſchen Profeſſor, der Inkarnation menſchlicher Weisheit, die jede andere Weisheit überflüſſig macht, geſchehen — und gar um eines elenden abgeriſjenen Knopfes willen: ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich mich genieren ſollte, zu erklären, daß es mich nächſtens aus dem Konzept bringen wird, die Sphinx nicht da oben auf ihrem Gerüſt malen zu ſehen.

Ehe aber dies „nächſtens“ eintrat, erſchien Richenza wieder, und als Emanuel ſie eines Morgens an ihrer Staffelei ſitzend fand, erſtieg er das Treppchen des Gerüſtes und ſagte fröhlich:

„Ah, da ſind Sie! Darf ich fragen, ob Sie ſich vielleicht in Ihrer Zurückgezogenheit mit der Löſung meiner tiefſinnigen Frage beſchäftigt haben?“

Richenza hatte Emanuel kaum angeſehen und nur mit einem Wink der Augen begrüßt. Jetzt aber blickte ſie über ihren Pinſel hinweg ihn an und ſagte höchſt erſtaunt:

„Ihre Frage? . . . Ihre tiefſinnige Frage? — Aber ich weiß ja kein Wort von irgend einer Frage!“

„Ich erlaubte mir, Sie vor acht Tagen zu fragen, weshalb es gleichſam unmöglich ſei, daß ein proteſtantiſcher Prediger die Wundmale des heiligen Franz von Aſſiſi empfange. Darauf entgegneten Sie: pſychologiſche Fragen könnten Sie nicht an der Staffelei erörtern; — und verſchwinden — acht volle Tage!! — In ſechs Tagen ſchuf

Gott die Welt. Sollten Sie nicht in acht Tagen meine Frage gelöſt haben?"

Richenza war ſchon wieder bei ihrer Arbeit und ſprach mit traurigem Lächeln:

„Ich habe es ſehr gern, wenn junge Leute munter und ſcherzhaft ſind . . . nur muß man mir nicht zumuten, auf die Scherze einzugehen."

„Ein Dichter ſagt — da ich ein ſchlechtes Gedächtnis habe, weiß ich nicht wer! — „Ernſt iſt das Leben, heiter die Kunſt." Sie üben die Kunſt — alſo müſſen Sie auch heiter ſein können."

„O ja!" ſagte Richenza, wie jemand, den das Geſpräch unſäglich langweilt. Dann ſetzte ſie hinzu: „Wird denn Ihre Magdalena nie fertig?"

„O ja!" entgegnete Emanuel gekränkt und verließ ſeinen Platz auf dem Gerüſt.

Das wollte Richenza. Es ging ihr, wie allen, die von der Furcht vor irgend einer ihnen drohenden Enthüllung beherrſcht ſind: ſie fürchtete, von ihrer Familie erkannt zu werden, irgend etwas zu ſagen oder zu tun, wodurch ſie verriete, daß ſie Richenza ſei. Emanuel würde ſie unter anderen Umſtänden ſehr intereſſiert haben. Jetzt war das ein Grund mehr, um ihn in äußerſter Ferne zu halten. Sie wollte nicht, daß die Wunde ihres Herzens, ihres Lebens, von fremder Hand berührt, von fremdem Auge erſpäht werde. Das war nun einmal ihr trauriges Geheimnis — und mit keinem

Menſchen wollte ſie es teilen; am allerwenigſten mit ihren Geſchwiſtern. Darum mied ſie alle Geſpräche. Es iſt leichter zu ſchweigen, als bei jedem Wort auf der Hut zu ſein. Und es ſchien ihr, als beobachte Emanuel ſie genau, was — nach ihrer Meinung — keine anderen Grund habe als den, daß er in ihr eine Schweſter ahne.

Doch davon war Emanuel weit entfernt. Er beobachtete ſie, weil ihre ganze Erſcheinung ſeine Phantaſie beſchäftigte. An Richenza dachte er nie. Er war ſechs Jahre alt, als ſie fortging. Sie lag außerhalb ſeines Horizonts: er vergaß ſie. Gräfin Meerhaim war darüber ſehr froh und Euphroſyne, die Emanuel mit halbmütterlichen Gefühlen liebte, konnte ſich in zarter Scheu nicht entſchließen, mit ihm von einem Ereignis zu ſprechen, das auf ihre Schweſter, auf eine Frau, einen ſittlichen Schatten warf.

Emanuel war wohl etwas gekränkt durch die Art, wie Madame Saint-Clair ihn behandelte. Aber es war nun einmal ein Weſen, das ihn anzog und für das er Sympathie empfand, und deshalb knüpfte er immer wieder das Geſpräch an.

„Haben Sie nie eine eigene Kompoſition verſucht?“ fragte er einmal.

„Doch!“ entgegnete Richenza; — „gerade jetzt beſchäftige ich mich in meiner freien Zeit damit.“

„Haben Sie denn freie Zeit?“

„Ja, die Stunden, wenn die Gallerie geſchloſſen iſt.“

„Wird man das Gemälde ſehen dürfen?“

„Vielleicht.“

Das genügte ihm. Er kannte das Haus, das ſie bewohnte, das ſchmale Haus, drei Fenſter breit, fünf Stockwerke hoch; er hatte ſie einmal dort am Fenſter geſehen. Er ging am nächſten Sonntag in das Haus und geradeweges zum vierten Stock hinauf. Allein ſo kräftig er auch ſchellte — niemand öffnete ihm. Da ſchob er ſeine Karte in eine kleine Spalte zwiſchen der Türe und der Schwelle und ging mißmutig fort.

Am andern Morgen ſaß er ſchon bei der Arbeit, als Madame Saint-Clair in den Saal trat. Statt zu ihrer Staffelei zu gehen, ging ſie zu Emanuel und ſagte mit ernſtem Blick und Ton:

„Ich fand geſtern abend in meinem Zimmer eine Karte von Graf Emanuel Meerhaim. Sind Sie das?“

Er war aufgeſtanden und verbeugte ſich ſtumm.

„Herr Graf,“ ſagte ſie immer ſehr ernſt, „es wäre mir eine große Ehre, Sie bei mir zu ſehen; allein ich empfange niemand. Ich arbeite immer und nur zuweilen bringe ich mit meinen Kindern einen Sonntag auf dem Lande zu — wie eben geſtern.“

„Sie hatten geſagt, man dürfe „vielleicht" Ihr Gemälde ſehen: das gab mir Mut," ſagte er verwirrt.

„Ich habe Ihnen ja nur zu danken für Ihren Beſuch," ſetzte ſie freundlicher hinzu; „allein ich führe nun einmal ein Eremitenleben."

Sie grüßte ihn und ging zu ihrer Staffelei. Emanuel war empfindlich gekränkt. Die Frauen ſind einzig! murmelte er für ſich; — die eine nimmt es übel, wenn man ſie nicht beſucht, und die andere, wenn man ſie beſucht! In keinem Stück gibt es bei ihnen eine Regel, die für alle gültig wäre! Immer muß man ihre ſpezielle Laune kennen! . . . — Mir ſcheint, die Sphinx iſt in dieſen letzten Tagen etwas alt geworden.

Beginn eines Kreuzwegs.

Kreuzbronn 1854.

Die Schloßkirche war ſchwarz ausgeſchlagen, der Katafalk ſtrahlte von Kerzen, denn die chriſtliche Trauer iſt immer vom himmliſchen Licht einer übernatürlichen Liebe und Hoffnung umgeben — und Pater Smaragd hielt die Exequien. Da knieten ſie alle in tiefen Trauergewändern, Bernhard und Euphroſyne, Adrian und Grazia, und die Dienſtboten und die Dorfbewohner, und alle beteten für die Seelen der Abgeſchiedenen, der beiden älteſten Söhne des Hauſes. Die fürchterliche Bräune befiel die herrlichen hoffnungsvollen Knaben und binnen achtundvierzig Stunden erlagen ſie der grauſamen Krankheit. Euphroſyne kniete da — ein Bild des Jammers, ſo bleich, ſo abgehärmt, ſo gebadet in Tränen. Und ach! dieſe Tränen und dieſer Gram galten nicht bloß ihren geliebten dahingeſchiedenen Söhnen. Ach, wie ſtarr und kalt kniete Bernhard an ihrer Seite. Das war nicht die äußerliche Starrheit, die zuweilen infolge übergroßer Schmerzen, für die das Auge keine Tränen und der Mund keine Klage hat, eintritt. Das war nicht das bewußte Schweigen, worin ein Herz ſich verſchließt, um nicht dem Ungeſtüm ſeines Jammers Ausbruch zu geſtatten. O nein! o nein! dies war Gleichgültigkeit, Mangel an Teilnahme. Bernhard, der zärtlichſte Vater, der liebevollſte Gatte, kniete kalt neben den Särgen ſeiner beiden Söhne, neben ſeiner in Tränen aufgelöſten Frau! — Als die Särge in die Gruft unter der Kirche beigeſetzt werden ſollten, ſank Euphroſyne von Schmerz gebrochen zuſammen. Ihre Frauen führten ſie und ihr jüngſtes Kind, den fünfjährigen Bernardin hinweg. Adrian und Grazia geleiteten die geliebten Brüder zur letzten Ruheſtatt. Bernhard aber blieb auf ſeinem Betſtuhl knien, als ob nichts von allem, was um ihn her vorging, ihn beträfe, in Beziehung zu ihm ſtehe. Er ſah doch leichenblaß aus, und trübe und tiefeingeſunken war ſein Auge! Adrian und Grazia kamen aus der Gruft zurück und gingen zu ihm. Als er ſeine Tochter, ſchön wie der Engel der Auferſtehung, vor ſich ſah und als ſie ſagte:

„Nun komm, lieber Vater! laß uns zu Mama gehen .... und ſie tröſten!“ —

Da kam ein Wechſel über ſeine lebloſen Züge. Zuerſt ein Blitz der Freude, als werde er ſich des Glückes, ſeine Tochter zu haben, bewußt. Aber als ob er ſich nun ſeines Verluſtes erinnere, füllten ſich ſeine Augen mit Tränen. Er verbarg ſein Geſicht in beiden Händen, leiſe betend und weinend. Die Eisdecke ſchien von ſeinen Gefühlen hinweg gehaucht zu ſein. Nach einiger Zeit erhob er ſich, ſagte zu Adrian und Grazia, die neben ihm knieten:

„Kommt zur Mutter, liebe Kinder!"

Und ſie verließen die Kirche.

Pater Smaragd war bereits bei Euphroſyne. Sie weinte und wollte ſich nicht tröſten laſſen.

„O mein Pater!" ſeufzte ſie, „die heilige Gottesmutter hat doch nur einen lieben Sohn verloren und ich verliere zwei Söhne auf einmal! Hat denn der liebe Gott das ſchon je von einer Mutter verlangt?"

„Es iſt das erſte große Opfer, das Gott von Ihnen verlangt," ſagte der Pater ſanft, „und dennoch zählen Sie die Lämmlein, die Sie ihm darbringen?"

„Nein," erwiderte Euphroſyne und trocknete ihre Tränen; — „wenn ich denke, daß es die Lämmlein Gottes ſind, dann zähle ich ſie nicht! Aber meine Kinder .... ja, dann iſt's dem Mutterherzen zu viel."

„Gott übt barmherzige Nachſicht mit der heftigen Empfindungsweiſe des Weibes," ſagte der Pater mild. „Auch große Heilige waren im erſten Augenblick übermannt von Schmerzen, wie der

Ihrige. Wenn die heilige Paula eines ihrer Kinder verlor — und ſie verlor deren vier in blühender Jugend: ſo wollte ſie immer vor Gram mit jedem Kinde ſterben. Die heilige Emmelia war ſo gebeugt durch den Tod ihres Gatten, daß ſie ihm in's Grab nachgefolgt wäre, wäre nicht ihre Tochter, die junge heilige Macrina, ihr Troſt und Stütze geweſen. Und die heilige Eliſabeth lief bei der Todesnachricht ihres Gemahls wie irrſinnig laut weheklagend durch alle Räume der Wartburg. Und doch haben ſich dieſe troſtloſen Frauen geheiligt, indem ſie nach und nach ihren Schmerz Gott zum Opfer brachten. Das werden auch Sie tun. Glauben Sie etwa, daß das Glück allein eine Gnade von Gott iſt? O der Schmerz, der rechtgetragene, iſt es weit mehr, denn er iſt ein Dorn aus der blutigen Dornenkrone unſeres Herrn, während das Glück die Blume eines Kranzes iſt, den unſer Herr zwar gern den Menſchen gönnt, den er ſelbſt aber nie hienieden trug."

„Und ich habe ihn getragen, den Kranz des Glücks!" ſagte Euphroſyne und faltete fromm ihre Hände. „O mein Pater, wie reich, wie ſchön, wie ungeſtört war mein Glück! und wie lange hat es gewährt! Ach! — rief ſie plötzlich — welch Zuſammentreffen! Heute ſind es fünfzehn Jahr, ſeitdem ich meinen erſten Einzug in Kreuzbronn hielt und an demſelben Tage wurde in achtzehn

Jahr alt. So bin ich denn heute dreiunddreißig Jahr geworden.“

„Das Alter unſers Herrn!“ ſagte Pater Smaragd. „Sehen Sie, wie ſchön das iſt, gleichſam zu derſelben Zeit ein Stück ſeiner Paſſion mit ihm zu leiden, da er doch ſchon fünfzehn Jahr allein für Sie gelitten und Ihr Glück in ſeinem Blut geſegnet hat.“

„Ja, fünfzehn Jahre eines ungetrübten Familienlebens, das mich zur glücklichſten Frau und zur glücklichſten Mutter machte, und jeden Tag mit einer Freude ſegnete — ſo daß es mir manchmal leid war, ſchlafen zu müſſen, weil ich dadurch das Bewußtſein meines Glückes verlor: ja, die ſind es wert, daß ich jetzt im Leiden Buße tue für all den Undank und all die Gottvergeſſenheit, die ich mir in meinem Glück zu Schulden kommen ließ. — ſagte Euphroſyne tief bewegt, und ihre Tränen ſtrömten auf's Neue. „Möchte es nur Gott gefallen, daß Bernhards Zuſtand ſich beſſerte. Dieſe Hypochondrie . . . oder was es ſonſt iſt, das ſo furchtbar lähmend auf ihm liegt — ſcheint ganz außerhalb aller ärztlichen Wiſſenſchaft zu liegen. Das erfüllt mich mit namenloſem Grauen — denn wenn ſie ſich ſteigerte“ . . . —

„Laſſen Sie uns recht vertrauensvoll beten,“ unterbrach ſie Pater Smaragd mit unausſprechlichem Mitleid in Blick und Ton. „Es iſt nicht immer gut, ſich die ſchlimmſten Möglichkeiten vorzuſtellen, da jeder Tag ja ſeine eigene Sorge hat."

„Finden Sie nicht, daß das Übel zunimmt?" fragte ſie ängſtlich. „Ich bin allzu befangen — bald in Sorgen und bald in Hoffnung, um ein klares Urteil zu haben. Ich weiß nur das Eine: er iſt ſeit zwei Jahren, ſeit er in Carlsbad war, der alte Bernhard nicht mehr."

Bernhard's Eintritt mit Grazia und Adrian überhob Pater Smaragd einer Antwort. Euphroſyne lag auf einer Chaise longue. Sie ſtreckte ihrem Mann beide Hände entgegen, ſprachlos durch Tränen. Er ging raſch auf ſie zu, kniete neben ihr nieder, drückte ſie an ſein Herz und ſagte ganz mit ſeinem alten innigen Ausdruck:

„Gott hat ſie gegeben, Gott hat ſie genommen. Wir wollen ihn loben und preiſen in Ewigkeit. Nicht wahr, meine Euphroſyne?"

„In Ewigkeit!" ſagte ſie, ſchloß ſanft die Augen und legte den Kopf auf ſeine Schulter, faſt getröſtet, halb beruhigt, weil Bernhard der Alte war. Denn ſie liebte ihn grenzenlos und mehr, weit mehr als an jenem Tage, wo ſie vor fünfzehn Jahren an ſeiner Hand nach Kreuzbronn kam. Denn damals verhieß er ihr nur, ſie glücklich zu machen, und jetzt hatte er ſein Verſprechen erfüllt, indem Alles, was ſie von Glück auf Erden kannte, in ihm Wurzel hatte, von ihm ausging, mit ihm ſie verband.

Nachmittags kam der Hausarzt. Bernhard ſprach ſich ſehr zufrieden mit ſeinem Befinden aus und meinte, dieſe ſchwere Heimſuchung habe ihm vielleicht die Geneſung von ſeinem hypochondriſchen Zuſtand gebracht. Er wollte auch nichts mehr von der Reiſe nach Nizza wiſſen, welche der Arzt empfohlen hatte; — je enger der Kreis der Lieben, deſto weniger fühle man ſich in der Fremde heimiſch — ſagte er — und wenn Luftveränderung auf junge Menſchen und jugendliche Organiſationen einen günſtigen Einfluß haben möge, ſo ſei er mit ſeinen fünfundvierzig Jahren ein zu alter und knorriger Baum, um unter einem ſüdlichen Himmel friſch zu ergrünen. Der Arzt ſagte nur:

„Gut! wir wollen vierzehn Tage warten. Dann iſt der Oktober zu Ende und dann werde ich mich entſcheiden.“

Euphroſyne war faſt unmutig, daß der Arzt noch ſchwanken könne und daß er nicht auf der Stelle Bernhard für hergeſtellt erkläre: ſo wenig wollte ſie an die Möglichkeit eines Rückfalls glauben. In den erſten Tagen ſchien Bernhard wirklich ſeinen krankhaften Zuſtand ganz überwunden zu haben. Er ging an ſeine Geſchäfte, er beſprach ſich mit ſeinen Beamten; er war im Familienkreis liebevoller, teilnehmender, tröſtender denn je, ſo daß alle fühlten, wie er ihr Ruhepfeiler ſei, der ſie trug, ſtützte und hob. Und allen ſchien der Verluſt der Dahingeſchiedenen gemildert, weil ſie ſeitdem Bernhard zurückgewonnen hatten. Die feurige Grazia war ganz ergriffen von Dankbarkeit, und rief, indem ſie zärtlich die Tränen von den Wimpern ihrer Mutter küßte:

„Sieh, wie gut es iſt, daß wir zwei Engel haben, die am Throne Gottes für uns beten! ihrer Fürbitte verdanken wir des Vaters Geneſung. Jede Gnade wird durch ein Opfer erkauft, weil Chriſtus beide am Kreuz verbunden hat — ſagt Pater Smaragd.“

„Aber ach! die ſchönen Tage waren nicht von Dauer. Wieder ſenkte ſich ein geheimnisvolles etwas wie eine unſichtbare Wolke auf Bernhard; anfangs nur auf Minuten, dann länger und dann lange. Mitten im Geſpräch wurde er zerſtreut, verlor den Faden des Gedankenganges, brach ab, verſtummte, ſchien mit anderen Dingen beſchäftigt und gleichgültig gegen alles, was ihm umgab. Oder er ſaß bei der Arbeit.ſchreibend; plötzlich verſagte ihm — war es die Hand, war es das Gedächtnis? — den Dienſt, und in ein dumpfes Hinbrüten verloren, bewegte er zuweilen wohl noch die Feder, aber ohne zu ſchreiben — oder wenn er ſchrieb, ſo war es ohne Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden. Mit aller Kraft eines Mannes und aller Geduld eines Chriſten bekämpfte er dieſe Abſpannung der Nerven — wie man es nannte, um dem Leiden einen Namen zu geben. Es war ſichtbar, welche Gewalt er ſich antat, um ſich aus der Apathie aufzuraffen, wie energiſch er die Lähmung abzuſchütteln ſuchte, die ſeine Sinne umſpann. Allein es war ein trauriger Kampf, denn mehr und mehr kam es zu Tage, daß ſein Wille ihm nicht gehorchte; und je mehr er ſelbſt gewahr wurde, gegen welchen Feind er ſich nicht verteidigen könne, um deſto mehr verfiel er demſelben durch geſteigerte Entmutigung oder durch nervoſe quälende Unruhe. Die vom Hausarzt feſtgeſetzte Friſt war noch nicht abgelaufen und ſchon hatte Bernhard ſelbſt den Tag der Abreiſe nach Nizza beſtimmt.

Mit tiefer Bekümmernis bereiteten ſich die Seinen dazu vor. Euphroſyne war nie von der Reiſemanie angeſteckt geweſen, die jetzt in der Welt graſſiert. In ihrem Hauſe fand ſie eine unausſprechliche Befriedigung; was ſollte ſie denn außerhalb ihres Hauſes noch ſuchen? Überdas wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, ohne ihre Kinder zu reiſen. Mit den Kindern und allem dazu gehörenden Perſonal — das war aber höchſt koſtſpielig und bis zum Tode des alten Baron Urſperg fehlten dazu alle Mittel. Die reiſeluſtige Gräfin Meerhaim kam häufig und gern nach Kreuzbronn; und ſo war denn keine Pflicht vorhanden, um das geliebte Haus zu verlaſſen. Die Reiſe nach Carlsbad und Dresden war die erſte geweſen, die Euphroſyne ſeit ihrer Verheiratung machte. Und wenn ſie ſich auch ganz gut dabei unterhielt, ſo war ſie doch ſeelenfroh, als ſie mit ihrer ganzen kleinen Karawane nach zwei Monaten wohlbehalten wieder im lieben Kreuzbronn anlangte. Während der beiden letzten Sommer hatte ſie Bernhard auf einige Wochen nach Gaſtein begleitet. Da aber die Kur ohne nachhaltige gute Wirkung blieb, ſo vermochte ſie aus der Luft- und Ortsveränderung jetzt nicht diejenige Hoffnung für den geliebten Kranken zu ſchöpfen, die ihr einen Troſt für die Trennung von Haus und Heimat, und von den Gräbern ihrer lieben Söhne geboten hätte.

Für Grazia aber war Kreuzbronn der Inbegriff alles Schönen und Angenehmen, was die Erde nur darbieten kann. Aufgewachſen und erzogen in der reinen, geſunden Atmoſphäre eines geheiligten Familienlebens, fern von all den gefährlichen Einflüſſen, welche als Verweichlichung, Eitelkeit und ſchiefe Bildung dem Kontakt mit der Welt entſtrömen und Kindern und jungen Gemütern weit früher, als man zu glauben geneigt iſt, eine verkehrte Richtung geben — liebte Grazia mit ihrem unſchuldigen Herzen gerade das und nur das, woran Gott ſie gewieſen hatte: ihre Eltern, ihre Brüder, ihre Lehrer, ihre Armen, ihr Kreuzbronn mit all ſeinen Herrlichkeiten und

Schönheiten, die ſo weit gingen, als der Horizont reichte. Geſpielinnen kannte ſie nicht. Freundinnen hatte ſie nie gehabt und auch nie weder entbehrt noch gewünſcht; nie hatten ſie ihre Gefühle launenhaft und ſelbſtſüchtig zerſplittert: darum liebte ſie denn auch das, was ſie liebte, mit der ganzen Energie eines ſtarken Herzens, welches den Mittelpunkt einer glühenden Seele bildet. Euphroſyne hatte früh erkannt, welche Gefahr ihrer Grazia drohe wegen dieſer Kraft zum Lieben und dieſer Glut im Lieben. Daher hatte ſie früh die junge ſchwungvolle Seele zu den himmliſchen Dingen angeleitet und hingewieſen und ihr keine Wonne, keine Freude, keine Befriedigung ſo lieblich und ſüß ausgemalt, als die Wonne des Opfers aus heiliger Liebe, aus Liebe zu Gott und zur Pflicht. Aber ein ſolches Wort von einer ſolchen Mutter wie Euphroſyne, die ſelbſt nie etwas anderes als ihre Pflicht geliebt hat, gleicht jenem geheimnisvollen Tautropfen, der in eine Perlenmuſchel fällt und ſich darin zur ächten Perle bildet. Kein Verhältnis war edler, ſeelenvoller, anmutiger, als das zwiſchen Grazia und ihren Eltern. Es war ein Gemiſch von namenloſer Zärtlichkeit und von heiligem Ernſt auf Seiten der Eltern — und von unſäglicher Verehrung, unbedingtem Vertrauen, kindlichſter Hingebung auf Seiten Grazias. Für ſie waren die Eltern eine Sonne, um die ſich ganz Kreuzbronn als ein Planetenſyſtem bewegte — und jetzt kam es ihr vor, als müßten dieſe Geſtirne untergehen und zerfallen, wenn die Sonne ſich von ihnen entferne.

Es war einer jener lieblichen Tage des Spätjahrs, die am Oberrhein nicht ſelten im Oktober ſind. Im ſanften reinen Blau lächelt der Himmel, die Sonne ſcheint ſommerlich warm, die Grillen zirpen ſogar im Graſe, das noch grün und auf dem das Grummet eben gemäht iſt. Die Bäume färben und entlauben ſich; aber im Weinſtock werden die Trauben immer ſchwerer und klarer. Kein Windhauch regt ſich, kein Wölkchen zeigt ſich. Über der Ferne ſchwebt es wie ein ſilberiger Flor und ein eigentümliches Blau, ohne Beimiſchung der glühenden und wechſelnden Farben des Sommers, legt ſich über die Berge. Ein ſolcher Tag hat etwas ſüß Melancholiſches; es iſt wie ein Hinſterben im Frieden Gottes.

Die Kreuzwegstreppe war ſchon längſt wieder ein Kalvarienberg geworden und die vierzehn Stationsbilder erhoben ſich rechts und links neben ihr. Dieſe Bilder von Terra cotta waren mit kleinen Niſchen überbaut, um die ſich wilder Wein und Clematis rankte. Grazia ſaß oben auf der Treppe vor der Station mit dem Veſperbilde. Sie hatte die Kreuzwegandacht verrichtet; ihr Trauerkleid und ihr trauriger Ausdruck ſtimmten damit überein.

Sie hatte den Kopf zurück und an die Niſche gelehnt und den Hut abgenommen. Die rotbraunen Ranken des wilden Weins fielen auf ihr blondes Haar. Regungslos, wie träumend ſaß ſie da und flehte ohne Worte die heilige Gottesmutter an, ihr den Abſchied von Kreuzbronn zu erleichtern, da er ja zur Herſtellung ihres lieben Vaters notwendig ſei. Sie ſchrack zuſammen, als plötzlich Adrian, vom Dorf heraufkommend, vor ihr ſtand und fragte:

„Grazia, ſchläfſt Du?“

Aber ſie fragte zurück:

„Woher kommſt Du? haſt Du auch die Stationen gebetet? . . . . Aber wie ſiehſt Du blaß aus . . . mein Gott werde nur nicht krank, Adrian.“

Adrian war ein ſchöner Jüngling, deſſen ſchmächtige, hochaufgeſchoſſene Geſtalt das Gepräge ſeiner achtzehn Jahre trug, während der gedankenvolle, ſinnige Ernſt, der ihm eigentümlich und der Ausdruck ſeines inneren Weſens war, eine geiſtige Reife verriet, die weit über ſein Alter hinausging. Dieſer Ernſt mochte ein Erbteil ſeiner Eltern ſein, die er nie gekannt hatte — oder die Mitgift des Schickſals für das frühverwaiſte Kind. Gewiß iſt, daß Adrian nie die Liebe des treueſten Vaters, der zärtlichſten Mutter vermißte, ja, daß es ihm unmöglich war, ſich vorzuſtellen, wie man wirkliche Eltern mehr lieben und mehr von ihnen geliebt werden könne. Seine ganze Erziehung war mit der größten Sorgfalt geleitet und überwacht. Niemals brachte Bernhard es über ſich, den Knaben in ein Inſtitut zu geben. Er wußte Hofmeiſter und Lehrer zu finden und feſtzuhalten, die im Einverſtändnis mit ihm und nach ſeiner Anleitung Adrians geiſtige und ſittliche Bildung beſorgten. Das koſtete ihm manches pekuniäre Opfer, denn ſo lange der alte Baron lebte, war Adrian ein ganz unbemittelter Knabe, der erſt nach dem Tode des Großvaters in die Rechte ſeines verſtorbenen Vaters eintrat und nun ein bedeutendes Vermögen bekam; — aber Bernhard ſparte lieber bei Pferden und Wagen, als bei der Erziehung ſeines Adrian. Sie trug ihm herrliche Früchte. Adrian war mit Recht ſein Stolz, Euphroſynens Freude, ein Muſterbeiſpiel für die übrigen Kinder, die ſich nach ihm bildeten. Er ſollte jetzt auf der Univerſität Heidelberg ſeine Studien machen; aber der plötzliche Tod der beiden Knaben und die Ungewißheit über Bernhards Reiſe nach dem Süden hielten ihn noch immer in Kreuzbronn zurück.

Er ſetzte ſich neben Grazia auf die Treppenſtufen, ſtützte den Arm aufs Knie und den Kopf in die Hand und ſah zu Boden.

„Biſt Du krank, Adrian?“ fragte Grazia beklommen. „Warum biſt Du ſo blaß?“

„Ich war eben im Dorf bei dem alten Erhard,“

entgegnete Adrian. „Er ſtirbt in furchtbaren Qualen. Sein Gewimmer und der Jammer ſeiner Kinder iſt herzzerreißend. Man muß ihm den Tod wünſchen — und das iſt doch ſchrecklich! . . . . Vielleicht bin ich davon blaß geworden.“

Das war aber nicht der wahre Grund; — ſondern dieſer: Adrian wußte, daß ſich der Hausarzt bei dem alten penſionierten Diener ſeines Großvaters befinde und Adrian ging ins Dorf, um einmal unter vier Augen mit dem Arzt zu ſprechen.

„Ich begleite Sie, lieber Doktor,“ ſagte Adrian, als beide den Kranken verließen. Draußen nahm er des Doktors Arm unter den ſeinen und ſagte:

„Jetzt ſagen Sie mir, bitte, worin die Krankheit meines Vaters beſteht.“

Verblüfft ſah der Arzt ihn an und murmelte, um doch etwas zu ſagen:

„Nomina sunt odiosa.“

„Das weiß ich!“ entgegnete Adrian. „Aber dieſe Krankheit iſt ſo ſchrecklich, daß der ſchrecklichſte Name keine Verleumdung iſt.“

„Warum fragen Sie mich, lieber Adrian?“ ſagte der Arzt teilnehmend, denn er war ſeit Jahren der Hausfreund zu Kreuzbronn und hatte alle Kinder ſchon in der Wiege gekannt.

„Warum ich Sie frage?“ rief Adrian; — „o, das ſagen Sie nur, um mir auszuweichen! ich ſehe meinen Vater von einem Leiden befallen, das ihm mehr und mehr — und ohne daß man einen äußeren Krankheitsſtoff wahrnimmt — das Gedächtnis verſchleiert und die Tatkraft lähmt. Er vergißt das richtige Wort, das ihm auf der Zunge ſchwebte, und ſagt ein falſches oder verſtummt. Er vergißt den Weg, den er eingeſchlagen, den Gegenſtand, den er holen, die Anordnungen, die er machen will — und tut etwas Verkehrtes. Er verfällt bald in eine Apathie, die ihn ſtundenlang ſtumpf gegen alle äußeren Eindrücke macht — und bald in eine nervöſe Raſtloſigkeit, die keinen Grund hat und keinen Gegenſtand findet, und ich ſollte nicht fragen, was das für eine ſchreckliche Krankheit iſt?"

„Aber dieſe Zuſtände gehen und kommen," ſagte der Doktor. „Es ſind Nervenaffektionen, die ganz verſchwinden können."

„Auch ſich ſteigern können," ſagte Adrian traurig; — „und ſie ſteigern ſich. Vor zwei Jahren, als mein Vater nach Karlsbad ging, war ſein Leiden gleichſam nur eine Wolke; — jetzt hat ſich ein Gewölk faſt über den ganzen Horizont gelegt."

„Nicht doch! nicht doch! Wie lebhaft und eingehend ſprach Ihr Vater noch geſtern abend über unſere kirchlichen Angelegenheiten!"

„Ja, Herr Doktor, die ſind ihm nun einmal in Fleiſch und Blut übergegangen und von Jugend auf mit ſeinem Herzen verwachſen! Die Kirche iſt ganz gewiß das letzte, was er vergißt. Aber ein neues Ereignis, oder etwas Unerwartetes — wie wenig berührt es ihn! wie gleichgültig läßt ihn der Tod meiner Brüder, ach! und wie hat er ſie geliebt! — Er hat noch gute Momente — ja! allein ſie werden ſelten und immer ſeltener . . . . und der ſchlimme Zuſtand tritt immer häufiger ein und dauert immer länger; muß das nicht endlich in eine gänzliche Verdunkelung des Geiſtes, in eine Lähmung aller Fähigkeiten ausarten? Und bei dieſer drohenden Gefahr ſoll er eine weite Reiſe antreten und mit meiner Mutter, meiner Schweſter und meinem kleinen Bruder in die Fremde gehen, ohne daß dieſe ganz ſchutzbedürftige Familie irgend jemand bei ſich hätte, der ihr beiſtände und für ſie ſorgte — denn ich ſoll ja in Heidelberg ſtudieren! Und darum eben frage ich Sie auf Ihr Gewiſſen: was iſt dies für eine Krankheit? Sie nimmt unaufhaltſam, und bis jetzt, langſam einen ſchlimmen Verlauf . . . das ſehe ich. Allein ich weiß nicht, ob nicht plötzlich eine gefährliche Wendung eintreten kann. Iſt das der Fall, ſo verlaſſe ich nicht um die Welt meine Eltern und begleite ſie nach Nizza . . . oder wohin es ſei.“

„Nein, lieber Adrian, eine plötzliche, gefährliche Wendung haben Sie durchaus nicht zu fürchten,“ entgegnete der Arzt, ganz froh, etwas ſagen zu können, das wie ein Troſt klang. „Dieſe traurigen

Krankheiten haben einen langſamen Fortgang, machen zuweilen ſogar einen Stillſtand, wenn veränderte atmoſphäriſche Einflüſſe im Organismus das geſtörte Gleichgewicht des Nervenſyſtems herſtellen. Und eben das hoffe ich mit berechtigter Zuverſicht von der Reiſe für Ihren Vater."

„Die Herſtellung des geſtörten Gleichgewichtes im Organismus — oder nur den Stillſtand der Krankheit?" fragte Adrian.

„Man muß immer das Beſſere hoffen," ſagte der Doktor ausweichend.

„Ja! denn Gott kann Wunder tun!" erwiderte Adrian. „Aber ich weiß nun, daß nach dem natürlichen Verlauf der Krankheit nichts anderes zu hoffen iſt . . . als ein vorübergehender Stillſtand! Ich danke Ihnen, beſter Doktor. Ich bin ruhiger, ſeitdem ich dies weiß, und Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich gegen meine Mutter und Schweſter ſchweigen werde. Sie würden den Gedanken nicht ertragen, meinen Vater in Geiſtesſchwäche verſinken zu ſehen."

„Das hab' ich nicht geſagt!" rief der Doktor.

„Nein," ſagte Adrian traurig, „ich ziehe ſelbſt dieſen Schluß aus Ihren Worten und aus den Symptomen, die ich bei meinem Vater mit namenloſer Angſt beobachtet habe. Die Zerrüttung ſeines Nervenſyſtems berührt hauptſächlich ſein Gehirn. O mein lieber, armer Vater!" rief er mit einem plötzlichen Ausbruch des Gefühls, das ſeine ganze Faſſung überwältigte.

„Ruhig, ruhig, liebſter Adrian!“ ſagte der Arzt. „Krankheit iſt Krankheit und gehört zur leidenden Menſchheit ſo unzertrennlich, wie der Tod zum Leben. Ob nun Lunge oder Leber, Magen oder Gehirn erkranken — iſt im letzten Grunde einerlei.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Adrian ſanft, „zerdrückte eine Träne und trennte ſich vom Arzt. Allein die Spur ſchmerzlicher Bewegung blieb auf ſeinem bleichen Antlitz und trat noch mehr hervor, als er ſich neben Grazia ſetzte und unbeſtimmte Bilder der jammervollen Zukunft ſeines geliebten, verehrten Vaters vor ſeinem inneren Auge auftauchten.

Grazia ſah ihn betrübt und ſchweigend lange an.

„Ach, lieber Bruder,“ ſagte ſie endlich, „nie hätte ich gedacht, daß es auf Kreuzbronn ſo traurig wie jetzt hergehen könne. Alles betrübt mich jetzt — auch das einfachſte! Seh, wäre Papa geſund, unſere lieben Brüderchen am Leben und wir nicht genötigt, nach dem Nizze zu gehen: ſo würde es mir wohl recht leid tun, daß Du nach Heidelberg mußt, allein ich würde denken, es ſei gut für Dich und Du kämeſt ja wieder in allen Vakanzen, auch in den ganz kurzen . . . denn Heidelberg ſei ja ſo nah! — Aber jetzt iſt mir zu Mut, als läge Heidelberg auf einem anderen Planeten und der Abſchied von Dir wird mir ſchrecklich ſchwer.“

„Und mir!“ ſeufzte Adrian aus tiefſter Bruſt. „O dürfte ich euch begleiten!“

„Das bringt Dich in den Studien allzuſehr zurück, meint Papa . . . und Du müßteſt nun lernen, ſelbſtändig außerhalb des Vaterhauſes zu werden.“

Adrian ſchwieg. Nach einer Weile nahm Grazia ſeine Hand und ſagte:

„Lieber Bruder, ach verſprich mir, daß Du Deine Selbſtändigkeit nicht in der Art gebrauchen wirſt, wie der arme Emanuel.“

„Gott wird mir beiſtehen, Grazia.“

„Wenn Mama auch noch Kummer durch Dich bekäme, ſo überlebte ſie es nicht. Ich kann gar nicht vergeſſen mit welchem Ausdruck ſie neulich zu mir ſagte, als ſie einen Brief von Großmama bekommen hatte, der wohl traurige Nachrichten über Emanuel enthalten mochte: O Kind, was iſt das doch für ein Troſt, daß meine beiden Herzensſöhne ſo recht in der vollen Glorie der Taufunſchuld zum lieben Gott gegangen ſind. O tauſendmal ſüßer weint man um ſolche Abgeſchiedene, als um Kinder, die ſich im Leben verirren, wie unſer armer Emanuel. — Ich küßte ſie tauſendmal und verſprach ihr, mit Gottes Beiſtand nie die Taufgnade zu verlieren — und das mußt Du auch verſprechen, Adrian . . . hier der lieben Muttergottes, damit ſie Dich in Schutz nehme und es Dir nicht gehe wie Emanuel.“

„Das verſprach ich ihr längſt,“ ſagte Adrian. „Hätte Emanuel unſeren Glauben, unſere Kirche und das lebende Beiſpiel aller Tugend — unſere Eltern: ſo hätte er auch andere Mittel wie jetzt gehabt, um ſich nicht in den Strudel ſchlechter Geſellſchaft leichtſinnig hinreißen zu laſſen.“

„Bleibe nur gut, Adrian, bleibe nur fromm!“ bat Grazia wehmütig. „Wir haben jetzt ſo viel Kreuz, daß wir uns recht bemühen müſſen, es mit reinem Herzen zu tragen und Gott nicht zu beleidigen, damit er nicht noch größeres ſchicke.“

„Hältſt Du das Kreuz für eine Strafe?“ fragte er. „Ich nicht! ich ſehe auf unſere Eltern und halte es nur für eine Prüfung.“

„Aber eine Buße iſt es doch immer! Zur Buße für die Sünden der Welt hat unſer Heiland es umfangen und zu uns geſprochen: Nimm dein Kreuz und folge mir nach. Das möchte ich gern lernen und ich habe eben in dieſer Intention die Kreuzwegandacht gebetet, weil mir all' Augenblick zu Mut iſt, als möchte ich weit lieber das Kreuz abſchütteln, als tragen.“

„Mir geht es auch ſo,“ ſagte Adrian; „aber das wäre ja feig und ſchwach, und wozu hätten wir unſeren Glauben und deſſen Gnaden, wenn wir nicht mutig und kräftig werden wollten? Laſten zu tragen mit Gott — macht ſtark. Wie ſtark wir werden — das liegt in ſeiner Hand; aber tüchtig zu kämpfen liegt in der unſerigen. Bete nur recht für mich, Grazia! Zwiſchen dem vielen Böſen und Verkehrten in der Welt werd' ich es gar ſo ſehr nötig haben."

„Sieh, ſo werd' ich es machen!" ſagte ſie mit ihrer wieder auftauchenden munteren Lebhaftigkeit, warf einen Rebenzweig um Adrians Nacken und machte eine leichte Schlinge daraus.

Es war ein unbeſchreiblich anmutiges Bild, dieſe beiden jugendlichen Weſen, bei denen die heitere Unſchuld der kaum verlaſſenen Kindheit vom Ernſt des Lebens angehaucht wurde. Das fand auch Pater Smaragd, der aus der Kirche kam und Erhard beſuchen wollte. Er blieb in einiger Entfernung hinter Adrian und Grazia ſtehen, ſah ihnen teilnehmend zu und fragte dann:

„Was treibt ihr, liebe Kinder?"

„Hier wird ein Gefangener des heiligen Kreuzes gemacht!" rief Grazia.

„So? machſt Du nur andere dazu oder biſt Du es ſelbſt?" fragte Pater Smaragd lächelnd.

„O, mein Pater," rief Grazia munter, „meine Gewiſſenserforſchung pflege ich beim Abendgebet, aber nicht unter der hellen Mittagsſonne zu machen, denn die würde mich zu ſehr beſchämen.“

Adrian ſtreifte die leichte Schlinge ab, ſtand auf, küßte die Hand des Greiſes und ſagte traurig:

„Sie bleiben nun ganz allein in dem verwaiſten Kreuzbronn, mein Pater, und wir anderen müſſen alle fort — alle, alle fort!“

Überraſcht blickte Pater Smaragd Adrian an und ſagte gedankenvoll und langſam:

„Gott fügt es ſo, lieber Adrian! Wie gern ginge ich, wenn ich euch allen dadurch ein friedliches und glückliches Bleiben erkaufen könnte. Aber — Gottes Wege mit ſeinen Menſchen ſind nicht immer die, welche wir für ſie und für uns wählen würden. Stände uns die Wahl frei, ach, liebe Kinder! dann wüßte Pater Smaragd mit ſeinen achtundſiebenzig Jahren, welcher Weg ihm der liebſte wäre. Aber der ſicherſte Weg iſt immer der Weg der Pflicht . . der führt zum wahren Ziel . . . Jetzt aber will ich Erhard beſuchen.“

„Er iſt in einem kläglichen Zuſtand,“ ſagte Adrian, „kann weder leben noch ſterben, und obſchon ihm die Schmerzen weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe laſſen, meint der Doktor, es könne noch lange Zeit vergehen, bis ſeine letzte Stunde kommt.“

„Wie viel Leid auf der Welt!“ rief Grazia; „denn was einer leidet, leiden immer alle mit, die zu ihm gehören!“

„Und das iſt Troſt im Leiden," ſagte Pater Smaragd, indem er die Treppe hinabſtieg. „Ein Strom der Liebe geht durch die leidende Menſchheit und führt ſie an das Herz unſeres leidenden Heilandes." — — —

Als Pater Smaragd ſpäter in ſeine Wohnung zurückkehrte, trat ihm der ſtille Amandus entgegen und ſagte:

„Der Herr Baron iſt drinnen ſchon ſeit einiger Zeit."

Bernhard ſaß am offenen Fenſter mit verſchränkten Armen und ruhigem, gedankenvollen Blick. Er ſah leidend aus; aber dies Leiden hatte ihm zwar die friſche Farbe der Geſundheit rauben und ſein ſchwarzes Haar mit einzelnen Silberfäden vermiſchen — doch nicht ihm den Ausdruck von Geradheit, Wohlwollen und Zuverläſſigkeit nehmen können, der ihn ſo ſchön machte, daß man ihn in früheren Jahren ſchön fand, — was er, den Zügen nach, nicht war. Er war nur ſchön durch ſeinen ſchönen Ausdruck. Und den hatte er in dieſem Augenblick ganz und gar, nur rührend gedämpft durch eine ſanfte Trauer und durch ein wehmütiges Lächeln, das ihm ſonſt nicht eigen war. Sein Auge ruhte auf dem inneren Schloßhof, wo der Brunnen zu Füßen des Kruzifixes träumeriſch rieſelte und eine leiſe Luft durch die alte Linde ſtrich, ſo daß die Blätter, die zwar die Farbe des Sommers noch trugen, aber Saft und Kraft verloren hatten, im Hauch des Luftzuges mehr raſchelten als ſäuſelten, und dann plötzlich vom Zweige ſich löſten und hie und da dürr zu Boden fielen.

So wie Pater Smaragd eintrat, ſtand Bernhard auf und ſagte ſehr herzlich:

„Endlich, endlich! Sie glauben nicht, wie mich nach Ihnen verlangt, lieber Pater! . . . denn ich möchte eine Generalbeicht ablegen — eine ganz beſonders gute, ſo wie ich in meinem letzten Stündlein wünſchen würde, ſie abzulegen. Ich bitte, helfen Sie mir dabei.“

„Dazu bin ich ja immer mit Freuden bereit; aber — wird es Sie nicht ſehr angreifen?“

„Gleichviel, lieber Pater! ich habe verſchiedene Vorbereitungen für meine Reiſe gemacht, die ſich auf irdiſche Dinge beziehen; da will ich denn doch die himmliſchen nicht vergeſſen. Überdas finde ich vielleicht keinen deutſchen Prieſter in Nizza und zu einer Generalbeicht kann ich nun einmal keine andere Sprache als mein liebes Deutſch brauchen. Mit dem lieben Gott und mit meiner Frau kann ich nicht franzöſiſch reden! Das muß in der Mutterſprache geſchehen, die ich in der Wiege — und in der ich beten lernte. Überdas weiß ich ja auch nicht, was Gott über mich beſchloſſen hat. Ich ahne es aber! mir ſcheint mein Kopf mehr und mehr zu einem Siebe zu werden, das die Gedanken nicht feſthalten und ordnen kann, um ſie zu ſichten, ſondern ſie wild umrollen und durchfallen läßt. Wer weiß, wie lange ich noch im Stande ſein werde, eine gültige Beicht abzulegen.“

Pater Smaragd machte eine verneinende Bewegung; aber Bernhard fuhr mit namenloſer Traurigkeit fort:

„So iſts, mein Pater! wir wollen uns darüber nicht täuſchen, wir nicht. Mit meiner Frau und den Kindern ſpreche ich wohl manchmal von einer Hoffnung, die nur deshalb in mir glimmt, weil ich Menſch bin und der Menſch bis zum letzten Atemzug, ja gegen ſeinen Willen und ſeine Überzeugung, inſtinktmäßig hofft. Aber mir ahnt . . . es gehe bergab und kein Nizza und kein Gaſtein, nicht unſer Hochgebirg und nicht die Küſte der ſüdlichen Meere könnten das Übel heben. Welche Kämpfe es mich gekoſtet hat, ohne Verzweiflung in die wachſende Verfinſterung meines innerſten Weſens zu blicken, ſprechen keine Worte aus!“

„Es iſt aber keine Verfinſterung Ihres innerſten Weſens, ſondern nur der äußeren Sinne und Organe!“ rief Pater Smaragd. „Nur die Sünde verhängt Nacht und Tod über unſere Seele.“

„Wir ſind ſo daran gewöhnt, ein vernünftiges Handeln, das im Einklang mit unſerem Willen und Gedächtnis iſt, als das wahrhaft Menſchliche — oder wenigſtens das natürlich Menſchliche in uns zu bezeichnen, daß ich das Übernatürliche durch meine Äußerung ſicher nicht zu läugnen beabſichtigte. Ich hoffe wohl, daß Gottes Gnade mit mir ſein und bleiben werde, und daß, trotz der Überwucherung jener Organe, welche die Träger des Geiſtes ſind, durch irdiſch krankhafte Stoffe, ich ihm für's ewige Leben nicht verloren gehen kann, weil nur die Sünde uns von ihm trennt. Aber nach der Seite des Erdenlebens und aller menſchlichen Verhältniſſe tritt dennoch eine Verfinſterung ein, wenn Gedächtnis und Urteil verſagen und wenn der Wille nicht gehorcht. Was iſt der Menſch ohne klares Bewußtſein?"

„Das Kind in der Wiege hat auch kein Bewußtſein und trägt doch das Ebenbild Gottes an ſich — vielleicht in größerer Vollkommenheit, als manches große Genie," ſagte Pater Smaragd, immer auf das Gnadenleben hinweiſend.

„Ja, ja, mein Pater," entgegnete Bernhard mit einem herzzerſchneidenden Lächeln, „das Kind iſt gerade ſo, wie es ſein ſoll; es ſoll ſich in's Bewußtſein hineinleben und jeder Tag, den es in ſeiner Wiege halbträumend zubringt, lichtet ſein Erkenntnißvermögen, bis es nach und nach dazu kommt, das Ebenbild Gottes, das es an ſeiner Seele trägt, zu entwickeln im ſelbſtſtändigen, freiwilligen Handeln. Wer aber im ſpäteren Leben das Bewußtſein verliert, iſt aus dem Geleiſe der menſchlichen Beſtimmung, die ein freiwilliges und ſelbſtſtändiges Handeln iſt, herausgeſchleudert.“

„Und Sie meinen gedächtnisſchwach und was weiß ich zu werden!“ unterbrach ihn Pater Smaragd und ſuchte zu ſcherzen. „Und ich beſorgte gutmütig, die Beicht könne Sie allzu ſehr angreifen! O ich merke wohl, daß es Ihnen nicht an Zurechnungsfähigkeit mangelt!“

„Für den Fall, mein Pater, daß ſie mir früher oder ſpäter mangeln ſollte, gebe ich Ihnen dies Papier in Verwahrung,“ ſagte Bernhard und legte einen verſiegelten Brief auf den Tiſch. „Ich weiß, daß ich krank bin und ahne, wohin die Krankheit ſich neigt. Sollte ich in Folge derſelben dereinſt meinen Verhältniſſen nicht mehr gewachſen ſein — und dieſen Zeitpunkt werden Sie leicht erkennen! — ſo geben Sie das Papier an meine Frau. Es enthält Anordnungen und Wünſche für dieſen Fall. Sollte ich früher aus dieſem Leben abgerufen werden: ſo verbrennen Sie es; denn für dieſen Fall iſt mein Teſtament gemacht, welches ungefähr dasſelbe enthält. Da man ein Teſtament aber nur im Fall des Todes öffnen kann: ſo mußte ich auch für andere Eventualitäten mein Haus beſtellen.“

„Ich werde ja ſehr wahrſcheinlich vor Ihnen in die Ewigkeit gerufen werden,“ ſagte Pater Smaragd.

„Nun, dann geben Sie mir das Papier zurück,“ ſprach Bernhard; — „und jetzt laſſen Sie uns die größte und wichtigſte Angelegenheit in Ordnung bringen, mein lieber Pater.“

Acht Tage ſpäter war Kreuzbronn verödet, Bernhard mit den Seinen auf dem Wege nach Nizza, Adrian in Heidelberg und Pater Smaragd allein mit dem ſtillen Amandus.

Fortuna's Tempel.

Paris 1855.

In einer freundlichen Wohnung der Champs Elyſees ſaß ein Knabe in einem Zimmer, das ganz ausſah, wie das Studio eines Bildhauers — aber angepaßt der Figur eines fünfzehnjährigen Knaben. Da waren keine Statuen, keine Basreliefs in Marmor, Thron oder Gyps; wohl aber eine Menge Geräte, das faſt ausſah wie phantaſtiſches Spielzeug, Vaſen Schalen, Griffe von Jagdmeſſern und Dolchen, Trinkhörner, Conſolen, Rahmen um Bilder und Spiegel — welche dieſer Knabe mit ungemein viel Geſchmack und Talent in Ton oder in farbigem Wachs formte. Er war in graue Leinwand gekleidet, ſaß rittlings auf einem Schemel, der ihm zugleich als Tiſch diente, knetete mit langen magern behenden Fingern an einem Klumpen von grünem Wachs und pfiff dabei geſchickt und präzis wie ein Dompfaff die Melodie von „Marlborough s'en vat' en guerre.“ Zuweilen unterbrach er ſich, betrachtete ſein Werk von allen

Seiten, neigte billigend oder wiegte prüfend den Kopf, fuhr auch zuweilen unruhig und heftig mit dem Rücken der linken Hand über Stirn und Augen, und nahm dann Veränderungen mit ſeiner Arbeit vor, die er auch zuweilen mit einigen halblauten Bemerkungen begleitete und dann wieder in ſein Pfeifen überging. Er war ſo emſig, daß er kein Auge von ſeiner Arbeit wendete, obſchon ſie ein paar Stunden dauerte. Nur einmal flog ſein Blick nach der Uhr und er murmelte:

„Wäre ich doch fertig, bevor Mama heimkehrt!“

Er wurde es; — denn plötzlich ſprang er auf, ſtellte ſein Gebilde von grünem Wachs auf eine Conſole und rief mit lauter Stimme:

„Corpo di Baccho! mein Herr Herzog von Marlborough, dies Trinkgeſchirr wird den Schenktiſch Eurer Herrlichkeit zu Blenheim nicht verunzieren — **miron ton ton mirontaine.**“

Hinter ihm öffnete ſich leiſe die Tür und ſeine Mutter blieb in derſelben ſtehen und betrachtete ihn zärtlich, bis er bei einer ſeiner Wendungen ihrer gewahr wurde. Da ſprang er ihr froh entgegen und frohlockte:

„Schau' her, Mama! das iſt doch gewiß gelungen! **Styl Marlborough** nenn' ich das! Etwas Perrücke — aber großartige, wolkenhafte, zopfloſe Perrücke, Mama! — Etwas genueſiſche Spitze und viel Commandoſtab des Helden: das muß in meinem Marlboroughſtyl verſchmelzen. Schau, durch das Heldenhafte unterſcheidet er ſich von ſeinen Zeitgenoſſen, dem Styl Régence — und von ſeinem Nachkommen, dem Pompadourſtyl. Ich aber, Mama, ich habe den Marlboroughſtyl erfunden, denn der Königin-Anna-Styl der Engländer unterſcheidet ſich himmelweit davon, iſt zwar pomphaft, aber nicht ſchwunghaft.“

Und nun ſtellte er das Trinkgeſchirr auf ſeine Hand und ließ es ringsum von der Mutter beſchauen. Sie tat es mit dem lebhafteſten Intereſſe, lobte dieſes Figürchen, tadelte jenes Emblem und ſagte endlich mit Befriedigung:

„Es iſt Dir gut gelungen, Triſtan! Du haſt äußerſt ſauber modelliert und biſt ein kleiner erfindungsreicher Kopf.“

„Ja, das bin ich, Mama, und darum war es die höchſte Zeit, daß Du mich aus meinem langweiligen Inſtitut erlöſteſt und daß wir hieher gingen. Es gab freilich auch in Dresden ganz herrliche und belehrende Sammlungen zu beſuchen, aber hier iſt doch alles im größeren Maßſtab, in reicherer Fülle — und dann iſt es ja unſchätzbar, daß wir den Herrn Gerbaud haben, der all meine Sachen nimmt und ausführen läßt und mich ſeinen kleinen Benvenuto Cellini nennt. So werde ich berühmt, Mama . . . und Du mit mir.“

Es lag ein unbeſchreibliches Selbſtbewußtſein in der Art, wie Triſtan ſprach und ſich benahm. Nicht mit der gewöhnlichen Keckheit eines heranwachſenden Knaben ſchaute er um ſich, ſondern ſein Blick, ſeine Züge, ſeine Haltung, ſeine ganze Erſcheinung waren mit einem gewiſſen übermütigen Selbſtgefühl geſtempelt, welches deutlich verriet, daß er ſich ebenfalls für einen kleinen Benvenuto Cellini hielt — vielleicht ſogar für einen großen. Das bemerkte aber ſeine Mutter nicht. Sie blickte liebevoll in ſeine feurigen Augen und ſagte beiſtimmend:

„Du weißt, es iſt mein innigſter Wunſch, Dich zu einem berühmten Künſtler heranzubilden, Triſtan. Sei aber auch fleißig . . .“ —

„Und wie bin ich fleißig, Mama!“ unterbrach er ſie, ſprang nach einem Repoſitorium und nahm vorſichtig etwas herunter, das wie ein Päckchen ausſah. Er ſchlug die Leinwand zurück und ſagte:

„Es iſt freilich noch nicht vollendet, allein Du ſiehſt doch ſchon, daß es der Griff eines Schwertes iſt, nicht wahr? Du ſiehſt die Bellona mit allen Attributen des Krieges — was mir viel Mühe gemacht hat. Ich bin gewiß fleißig!“

„Gewiß, lieber Triſtan! Du haſt einen ungewöhnlichen Fleiß, was Erfindung und Compoſition betrifft. Allein ich wünſchte, daß Du die techniſchen Studien der bildenden Kunſt nicht vernachläſſigteſt und nicht beim Modellieren ſtehen bliebeſt.“

„Aber Mama!“ rief Triſtan ungeduldig, „gerade im Modelieren ſpricht ſich das Genie aus. Der Goldarbeiter, der mein Trinkgeſchirr im Marlboroughſtil in Metall anfertigen wird, copiert nur, ſetzt nur zuſammen, iſt vielleicht ein ganz phantaſieloſer Menſch, der aber techniſche Fertigkeit beſitzt: das kann doch mein Fach nicht ſein ſollen!“

„Zur höheren Bildhauerkunſt ſollteſt Du trachten, Dich von der Bildnerkunſt zu erheben und Dich in ſpäteren Jahren mit großartigen, monumentalen Schöpfungen in Marmor befaſſen, Triſtan.“

Er hörte nicht darauf, betrachtete ſeinen Schwertgriff und ſagte:

„Bemerkſt Du, Mama, daß er einen ganz anderen Charakter hat als das Trinkgeſchirr . . . . ernſter, trockener. Doch machte ich beides zu gleicher Zeit; . . . allein bei dem Schwert dachte ich mir, es ſolle dem Prinzen Eugen gehören — „Prinz Eugen, der edle Ritter.“ —

Triſtan unterbrach ſich und pfiff äußerſt zierlich die bekannte Melodie dieſes Liedes, dann plauderte er weiter:

„Er war ein großer Held, der Prinz Eugen! allein ich habe eine Vorliebe für Marlborough, weil er ſo prächtig und ſo prachtliebend war und einer Königin diente, die ihn königlich belohnte. Das verſtehen die Frauen beſſer, nicht wahr, Mama?

Prinz Eugen, der edle Ritter, hat nie von ſeinem Kaiſer ein Blenheim geſchenkt bekommen. — Gehen wir heute zu Franconi?“ fragte er plötzlich. „Mein Gott, wenn ich nur jeden Abend in den Cirque olympique gehen und dieſe göttlichen Pferde- und Reiterkünſte ſehen könnte, ſo wäre ich der glücklichſte Menſch auf Erden! . . . . d. h. zuweilen müßte es abwechſeln mit einem recht ſchauerlichen Melodrama und einem recht prächtigen Ballet. Aber täglich Theater — das wäre meine Paſſion — und das gibt mir auch ungeheuer viel Ideen und plaſtiſche Motive.“

„Jetzt, bei den ſchönen Sommerabenden, mußt Du ins Freie, Triſtan.“

„O Mama, wenn ich reiten dürfte! . . . . Wann bekomme ich wohl ein Pferd? O ich ſage mit König Richard III.: „Ein Königreich für ein Pferd!“ — O Mama, hätte ich ein Pferd, alle Tage Theater und eine halbe Million extra — dann erſt wäre ich der glücklichſte Menſch auf Erden. Miron ton ton . . . Gehen wir denn auf die halbe Million los? . . . . wie war heute das Geſchäft?“ — — —

Sieben Jahre hatte Richenza das Rieſenwerk durchgeführt, ſich ſelbſt und ihre beiden Kinder durch ihren geſchickten Pinſel zu erhalten. Für ihre eigene Perſon war ihr keine Entbehrung zu hart. Sie verſagte ſich nicht bloß jede, auch die geringſte Annehmlichkeit des Lebens, ſondern deſſen gewöhnlichſte Bequemlichkeit, während ſie ihre beiden Kinder in zwei koſtſpieligen Inſtituten erziehen ließ, wo dieſelben ganz wie Kinder reicher Eltern gehalten wurden. In der Kleidung, in Vergnügungen, mit Taſchengeld, durch hundert überflüſſige Dinge, nahmen Triſtan und Stella reichlichen Anteil an der jetzt üblichen Verwöhnung der Jugend. Richenza trieb das ſo weit, daß ſie ſich ihren Kindern gegenüber der Dürftigkeit ſchämte, in der ſie lebte. Die Kinder ſollten nicht das niederdrückende Gefühl der Armut kennen: das könnte ja ihren Frohſinn ſtören! oder es könnte ſie ihren Geſpielen gegenüber demütigen! Nein! hinweg mit dem erbärmlichen Druck von den jungen Gemütern! wie leicht würde er Neid, Bitterkeit, Eiferſucht, Verſtimmung nach ſich ziehen! Nein! der Horizont des Kindes ſei hell in jeder Beziehung, damit es fröhlich ſei; denn Frohſinn iſt das Lebenselement des Kindes. — Wohl iſt das wahr; aber macht die Verwöhnung fröhliche Kinder? — — Eines iſt gewiß: eine frohe Zukunft bereitet ſie ihnen nicht! — Richenza vermied es nach Möglichkeit, ihre Kinder bei ſich, in ihrer dürftigen Wohnung, zu ſehen. Gab es Vakanztage, ſo ging ſie mit ihnen auf weite Spaziergänge oder aufs Land, denn die Kinder hätten ja einen Widerwillen gegen die unfreundliche Behauſung bekommen müſſen und ihn am Ende gar auf das Zuſammenſein mit der Mutter übertragen!

Längere Ferien traten aber nie für die Kinder ein; das hatte Richenza mit den Inſtitutsvorſtehern abgemacht, weil es mit ihren Arbeiten in der Gemäldegallerie unvereinbar geweſen wäre. Den Kindern fehlte es weder an Verſtand, noch Talent, noch Ehrgeiz: ſie lernten fleißig und wurden ihren Mitſchülern als Vorbild aufgeſtellt. Der Religionsunterricht war auch in den allgemeinen Schulplan aufgenommen und ſo wurde ihnen auch in dieſer Beziehung dasjenige beigebracht, was für den gebildeten Proteſtanten wiſſenswürdig iſt. Bei Triſtan trat aber eine Stockung im Lerneifer ein, als ſich ſein Talent für die bildende Kunſt mehr und mehr entfaltete. Seine Aufmerkſamkeit, ſeine Phantaſie, ſeine Tätigkeit waren in ſtets reger Spannung, aber — um auf eigenen Wegen zu gehen, während er alle Fähigkeiten und beſonders allen guten Willen verlor, den Schulſtudien zu folgen. Wie ein Träumender ſaß er auf der Schulbank, ſeinen Gedanken nachhängend, denen er in den freien Stunden Formen gab und die zierlichſten Sächelchen in Wachs — ja, wenn dies ihm fehlte, in Brod knetete. So machte er einmal einen tellergroßen Schild mit einem Meduſenkopf in broncefarbigem Wachs, wodurch er dermaßen die beifällige Aufmerkſamkeit der Kunſtverſtändigen erregte, daß der Vorſteher ſeines Inſtituts ſeiner Mutter riet, ihn auf eine Kunſtakademie zu ſchicken.

Um dieſelbe Zeit war Richenza mit den Kopien der vier großen Altargemälde von Correggio fertig geworden — aber zugleich am Ziel ihrer ſeit ſieben Jahren überangeſtrengten Kräfte angelangt. Die Notwendigkeit, die ungeheure Arbeit vollenden zu müſſen, hatte ihren überreizten Nerven zuletzt förmlich Gewalt angetan, ſo daß ſie tötlich erſchöpft zuſammenbrach und der Pinſel ihrer Hand entglitt, als ſie den letzten Strich an dem Gemälde des St. Sebaſtian tat. Sie war ſo angegriffen, daß ſie einen Arzt zu Rat ziehen mußte, der ihr unumwunden erklärte, ſie ſetze ſich der Gefahr aus, in peinliche Nervenübel zu fallen, wenn ſie nicht vorderhand jede Arbeit ruhen laſſe und jede phyſiſche und moraliſche Aufregung meide: — ein zwiefacher Rat, der ſchwer zu befolgen war, denn ohne Arbeit, wovon leben? Dieſe Frage brachte ja die größte aller Aufregungen mit ſich! Das Schickſal ſchien im Bunde mit dem Arzte zu ſein, denn das, was ſeit ſieben Jahren nicht gefehlt hatte, fehlte ihr jetzt: Richenza hatte keinen einzigen Auftrag und ihre „Debora" war noch lange nicht vollendet. Was nun beginnen? Nach ſieben Jahren eines Lebens voll Opfer, Mühſal und Kummer, ohne Erholung, Troſt und Zerſtreuung, immer kämpfend für die materielle Exiſtenz, raſtlos, atemlos, handwerksmäßig, tagaus tagein arbeitend, ohne je durch den Balſam eines höheren Glaubens einer himmliſchen

Hoffnung erfriſcht zu werden — ſtand Richenza jetzt am Rande eines Abgrundes: ohne Arbeit, ohne Kraft, von körperlichen Leiden zu Boden gedrückt. Dazu die Ausſicht, daß Triſtan nicht länger im Inſtitut bleiben dürfe, wenn er nicht ſeinen Beruf verfehlen, vielleicht ſeine ganze Zukunft gefährden wolle. Zwar konnte er ſeine Kunſtſtudien in Dresden machen; allein ſie mußte ihn dann in ihre Behauſung aufnehmen und ihn in ihre beſchränkte Lebensweiſe einführen, die ihm bis jetzt ganz fremd geblieben war. Welchen Eindruck werde das auf ihn machen? entmutigend? verſtimmend? — Wohin Richenza ihre Gedanken richtete, überall traten ihr Ängſte und Nöten entgegen.

Die vierzigtauſend Francs, mit denen einſt Gräfin Meerhaim die Anſprüche ihrer Tochter abgefertigt hatte, waren faſt bis auf die Hälfte herabgeſunken. Richenza durfte ſich aber das Zeugnis geben, daß nicht die letzten ſieben Jahre ihr kleines Vermögen geſchmälert hatten. Paris und Rom hatten es getan. Sie beſaß jetzt nur noch zweiundzwanzigtauſend Francs, die bei einem Pariſer Banquier, den ſie lange kannte, ſicher ſtanden. In halbjährlichen Raten ſchickte er ihr die Zinſen ihres kleinen Kapitals. Es war wohl ſchon vorgekommen, daß ſie ihn gebeten hatte, ihr dieſe Zinſen früher zu ſenden, als ſie fällig waren, und immer war es geſchehen. Jetzt blieb ihr nichts Anderes übrig, als abermals nach dieſem Mittel zu greifen; denn das Weihnachtsfeſt nahte, und ſie mußte ja ihren Kindern die üblichen Geſchenke machen — dieſen armen Kindern, dieſen Enterbten des Glücks, denen auf der weiten Welt keine andere Freude, als durch ihre Mutter zu Teil wurde! wie hätte ſie ſo grauſam ſein können, ihnen die Weihnachtsgaben zu ſchmälern! . . . . von entziehen war ſchon gar keine Rede. Sie ſchrieb alſo nach Paris und bat den Banquier, ihr die halbjährlichen Zinſen ſchon jetzt, ſtatt am 1. Januar, zu ſenden. Sie erhielt umgehend die Antwort: dies geſchehe mit um ſo größerem Vergnügen, als man einen Teil ihres Vermögens in einer ſo glänzenden Spekulation angelegt habe, daß es die fünf- und ſechsfachen Zinſen eintrage, welche man ihr hiermit überſende. Eine grenzenloſe Freude durchzitterte Richenza bei dieſer Nachricht vom Scheitel zur Sohle — denn ſie ſah Rettung. Sie ſchrieb auf der Stelle zurück und bat den Banquier, nicht bloß mit einem Teil, ſondern mit ihrem ganzen Vermögen Spekulationen zu machen; denn wenn ſie jährlich ſtatt tauſend Francs — fünf bis ſechs tauſend bekommen könne, ſo ſei ſie das ſich ſelbſt und ihren Kindern ſchuldig. Der Bankier antwortete ihr freundlich und vorſichtig: Der Vorteil habe diesmal ſo auf der Hand gelegen, daß er eines glücklichen Erfolges beim Ankauf und Verkauf dieſer Papiere, und folglich ihrer Zuſtimmung ſicher geweſen ſei. Aber im Allgemeinen ſei es gefährlich, ſich mit einem kleinen Vermögen auf Spekulation einzulaſſen, weil ein Mißgeſchick genüge, um einen vollſtändigen Ruin herbeizuführen — was bei großen Geldgeſchäften, wenn ſie nur mit einiger Klugheit behandelt würden, nicht leicht möglich ſei, indem ſich Gewinn und Verluſt nicht auf einen Punkt konzentrierten. Für den Augenblick wolle er allenfalls ihren Wunſch erfüllen, doch nicht für immer dieſe Verantwortung übernehmen. Habe ſie Mut und Luſt zu ſolchen Dingen, ſo müſſe ſie ſich in Paris niederlaſſen. Da habe die Göttin Fortuna ihr Hoflager aufgeſchlagen, beherrſche von der Börſe aus alle fünf Weltteile und es ſei etwas ganz Gewöhnliches heutzutage, den Kultus dieſer Göttin eifrigſt von Damen geübt zu ſehen.

Ich gehe nach Paris! ich bin geborgen! ſprach Richenza mit großer Entſchiedenheit zu ſich ſelbſt. Mein Weg liegt ja ſo klar vor mir, daß weder Irrtum noch Zweifel obwalten können, denn in dem Augenblick, wo meine Arbeitskräfte verſagen, bietet ſich mir ein anderes, ein bequemeres Mittel, um für die Exiſtenz und Erziehung meiner Kinder zu ſorgen. Ich werde vorſichtig ſein, werde nicht allzukühn wagen . . . . aber ich ſchlage den bezeichneten Weg ein! . . . . — Es iſt ein ariſtokratiſches Vorurteil, ſetzte ſie nach einer Pauſe ihr Selbſtgeſpräch mit großer Bitterkeit fort, daß man die Geldgeſchäfte und Spekulationen dem Handelsſtande überlaſſen müſſe. Da es heutzutage zwar der Hoffart und dem Namen nach, aber nicht der Geſinnung und dem Weſen nach Ariſtokraten gibt, ſo ſchwindet dies Vorurteil mehr und mehr — und mir, die ich längſt mit Allem gebrochen habe, was ariſtokratiſch iſt und heißt — mir ſtände es wahrhaft lächerlich an, wenn ich ein Bedenken tragen wollte, ob es für mich, und als Frau, paſſend ſei oder nicht. Für eine Mutter ſchickt ſich alles, was mit ihrem Gewiſſen übereinſtimmt. Das meine hat geſprochen: nach Paris! .... Überdas iſt es mir eine moraliſche Erquickung, von dem hieſigen Aufenthalt erlöſt zu werden, der alle Wunden meiner Vergangenheit wieder und immer wieder aufreißt. Hier iſt der Punkt, wo mein Elend begann .... und wo ich täglich daran erinnert werde, daß meine reiche Mutter mich verſtoßen hat .... und mich mit meinen unſchuldigen Kindern darben läßt.

Ihre unſchuldigen Kinder! — das war der Idolenkultus, dem ſich Richenza blind ergeben hatte. An Triſtan beſonders hing ſie mit abgöttiſcher Liebe. Er ſollte dereinſt alles verwirklichen, was ſie für und von William geträumt hatte. Er war ein frühreifer Knabe, der ſchon als junges Kind, an ihrer Seite in Rom, einen gewiſſen Einblick in traurige Leidenſchaften bekam. Dies verwiſchte ſich ſpäter durch die Regelmäßigkeit ſeiner Studien und den naturwüchſigen Umgang mit ſeinen Kameraden im Inſtitut; allein es blieb ein Etwas in ſeinem innerſten Weſen, das außerhalb der Grenzen unbefangener Kindheit lag — ein Durſt nach Ruhm und nach Glück, d. h. nach Genuß des Glückes, der ſich in dem Maß ſteigerte, als ſein Talent ſich entwickelte. Er war der ächte Sohn ſeiner Mutter: nur dann mit der Gegenwart und mit dem, was ſie bot, nicht unzufrieden, wenn er ausſchließlich von irgend einem Gedanken, einer Richtung, einer Neigung beherrſcht wurde, die er in irgend einer Weiſe zu verfolgen und zu verwirklichen ſuchte. Richenza nannte das genialiſch und Künſtlernatur. Statt ihn zu lehren, Maß zu halten, und ihm dadurch ein Gegengewicht gegen ſeine Ueberſchwänglichkeit zu geben, ließ ſie ihm ſeinen Lauf und ſeufzte nur zuweilen: Er wird ſich früh genug die Flügel müde und matt ſchlagen! weshalb ſollte ich ſie ſchon jetzt ihm zuſtutzen? — Die Wahrheit iſt, daß ſie es kaum mehr vermochte. Triſtan beherrſchte ſie, riß ſie fort — und dachte nicht daran, ihr zu gehorchen.

Jetzt waren ſie ſeit ſechs Monaten in Paris und höchſt zufrieden. Triſtan war mit guten Empfehlungsbriefen und mit ſeinem Meduſenſchild frohlockend angelangt, war überall ſehr freundlich und ermutigend aufgenommen und fand in Herr Gerbaud, der eine große elegante Kunſthandlung beſaß, einen wohlwollenden Beſchützer, dem das große Talent des Knaben ſehr viel Intereſſe einflößte. Die Beſtellungen und Aufgaben, die Herr Gerbaud, ihm machte, löſte Triſtan mit ungemeiner Leichtigkeit und Erfindungsgabe, genau im Stil der Epoche, die ihm angegeben wurde. Seine Mutter war ihm dabei von außerordentlicher Hülfe: ſie machte ihm Zeichnungen der verſchiedenen Stile; ſie las ihm Kunſtgeſchichte und gewiſſe Abſchnitte der Weltgeſchichte in Bezug auf die Kunſt, auch Lebensbeſchreibungen großer Männer, berühmter Künſtler vor. Sie beſuchte mit ihm alle Sammlungen der Kunſt und des Kunſtfleißes, woran Paris ſo reich iſt, und half ihm, ſeinen Blick zu üben, indem er ſein Urteil ſchärfte. So lebte und webte Triſtan in einer künſtleriſchen Atmoſphäre, deren natürlicher Ausfluß ſeine Arbeiten waren. Aber ein gewiſſes ſtrenges Studium unter einem Meiſter und in einer Schule war ihm zuwider. Er beſuchte zwar die Kunſtſchule, aber unregelmäßig und unaufmerkſam, ſo dringend ſeine Mutter ihn dazu ermahnen mochte.

„Ich bin ja in meinem Fach ein kleines Meiſterlein, Mama,“ ſagte er ſchmeichelnd und ſcherzend, „bin bei Dir in einer ſehr guten Schule — warum ſoll ich denn durchaus noch Geſell werden?“

Richenza tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß Triſtan bei reiferen Jahren zur Erkenntnis dieſer Notwendigkeit kommen werde, ohne zu bedenken, daß es viel ſchwieriger iſt, ein verſäumtes theoretiſches oder techniſches Studium nachzuholen, als die ganze Fachwiſſenſchaft in ihren verſchiedenen Richtungen und Zweigen von Anfang an gleichmäßig zu ſtudieren. Daß Triſtan den Anordnungen ſeiner Mutter, ihren Willen und ihre Einſicht ehrend, hätte gehorchen ſollen, fiel ihm nicht im Traum ein. „Schließlich iſt ſie ja immer mit mir zufrieden,“ dachte Triſtan, wenn ſein Gewiſſen ſich regte. Er liebte ſeine Mutter außerordentlich; aber nicht ſo ſehr, wie ſeinen eigenen Willen.

Richenza glaubte über Triſtans Beruf, Talent und Zukunft ſicher ſein zu können. Ihre zwölfjährige Tochter Stella brachte ſie wieder in eine elegante Erziehungsanſtalt; — und nun widmete ſie ſich mit dem größten Eifer einer Beſchäftigung, welche nur in einer moraliſch verzerrten Geſellſchaft in den Bereich einer Frau gelangen kann: ſie ſpielte an der Börſe. Wohl hatte ihr Banquier Recht zu ſchreiben: die Damen trieben eifrigſt den Kultus der Fortuna; — denn Richenza befand ſich keineswegs als die einzige ihres Geſchlechts im Tempel der Glücksgöttin — in der Börſe. Es kamen Frauen zu Wagen und zu Fuß, die ganz bewandert im Steigen und Fallen der verſchiedenen Papiere, im höheren oder rückgängigen Kurſe, in den Gefahren und Vorteilen dieſer und jener Aktien waren. Richenza, die von dem allen noch keine Silbe verſtand, ließ vor der Hand ihren Banquier ſchalten und walten, nahm fleißig Rückſprache mit ihm, und ſuchte nur in der babyloniſchen Verwirrung ſich zu orientieren, um ſpäter ihre Sache ſelbſt betreiben zu können. Sie wunderte ſich, daß dieſer Tumult einen Reiz zu üben vermöge; allein bald wunderte ſie ſich noch mehr, daß dieſer Reiz auch über ſie Einfluß gewinne und daß ſie anfange, mit lebhaftem Intereſſe das Sinken und Steigen der Kurſe zu verfolgen und die Eventualitäten zu berechnen, welche dieſes oder jenes zur Folge haben müßten. Gewöhnlich hatte ſie falſch ſpekuliert. Dann war ſie unſäglich froh, daß es nur in Gedanken geſchehen ſei; allein es begann ſich der Wunſch in ihr zu regen, ihr guter Banquier möchte ſich in großartigere Spekulationen einlaſſen und dazu auch ihr kleines Kapital benutzen. Sie drang in ihn, es zu verſuchen, aber er lehnte es ab, denn er habe nicht das große und verwegene Spekulationsgenie der Börſenkönige; um viel zu gewinnen, müſſe man Anfangs viel wagen, und dazu ſei er ſchon zu alt. Da bat ihn Richenza einmal, ihr ganzes Kapital an eine gewiſſe Unternehmung zu ſetzen, die einen ungeheueren Gewinn in ganz kurzer Zeit verſpreche.

„Und wenn Sie Ihr ganzes Kapital verlieren — was dann?“ fragte er mißbilligend.

„Sie haben geſagt, man müſſe anfangs viel wagen, um viel zu gewinnen,“ entgegnete ſie.

„Ja!“ rief er; „wenn man ſchon reich iſt, ſo wagt man nur einen Teil ſeines Reichtums und kann reich bleiben, auch wenn man Verluſt leidet. Aber nie habe ich geſagt, daß es genüge, alles zu wagen, um des Gewinnens ſicher zu ſein!“

„Ich ſehe jetzt tagtäglich Menſchen, die brillante Geſchäfte machen,“ erwiderte Richenza. „Das iſt anſteckend. Ich möchte auch derartiges verſuchen und man ſagt, dieſe Spekulation ſei unverlierbar.“

„Das ſagt man immer, um Kapitalien zu bekommen!“ wendete er ein.

„Nun, ſollte die Spekulation nicht brillant ausfallen — gut wird ſie immer ſein!“

„Das iſt noch ſehr die Frage!“ rief er.

„Doch, doch!“ entgegnete Richenza, „und genug! ich will diesmal auf eigenen Flügeln fliegen, und von den bewußten Papieren für meine zweiundzwanzigtauſend Franks nehmen. In vierzehn Tagen kann man beurteilen, wie ſich die Sache ſtellt; — wenn ſchlimm, ſo verkaufe ich mit etwas Verluſt.“

„Beſte Madame Saint-Clair, wer kauft denn ſchlechte Papiere!“

„Es gibt immer Schwindler, die auf günſtigere Konjunkturen hoffen.“

Der Banquier dachte bei ſich ſelbſt, Richenza ſcheine von dieſem Schwindel befallen zu ſein. Er ſagte:

„Wohlan! Sie ſind Herr Ihres Vermögens; nicht ich. Daher habe ich auch nicht die mindeſte Verantwortlichkeit in dieſer Sache, die ich nun einmal höchſt unvorſichtig finde.“

Aber Richenza war angeſteckt, wie ſie ſelbſt ſagte, — angeſteckt von jenen Miasmen des Zeitgeiſtes, welche das Golddurſtfieber erzeugen, jene Gier, reich zu werden, plötzlich, enorm, ohne Zuſammenhang mit irgend einer Leiſtung, gerade nur durch eine glückliche Chance; — angeſteckt von jener traurigen Leidenſchaft, die, wenn ſie ſich auf Karten und Würfel beſchränkt, der verderblichſten eine genannt — aber zu einer Berechtigung, ja einer Notwendigkeit umgeſtempelt wird, ſobald man ſie im modernen Stil mit Papieren treibt.

Sie beharrte bei ihrem Willen. Der Ankauf geſchah. Der Banquier ſtellte ihr noch einmal vor, wie gut ihr kleines Kapital ſtehe, wie viel Prozent es regelmäßig eintrage.

„Es ſind immer nur Prozente und kein Kapital,“ antwortete ſie. „Ohne ein größeres Kapital kommt man nicht vorwärts .... und überdas kann ich von jenen Prozenten unmöglich mit zwei Kindern leben.“

Kaum war der Ankauf geſchehen, ſo entſetzte ſich Richenza dermaßen, daß ſie ihn gern mit tauſend Franks Verluſt ungeſchehen gemacht hätte. Welch ein Wahnwitz trieb mich dazu! ſprach ſie angſtvoll zu ſich ſelbſt. Wenn ich in nächſter Zeit eine Bettlerin wäre .... und die Kinder mit mir .... was würde aus ihnen .... bettelarm und ohne Mutter! O wär' ich in Dresden geblieben, bei meinem mühſeligen Tagewerk! es war voll Anſtrengung, aber nicht ſo aufreibend, ſo ſinnverwirrend, wie dies Leben. — Doch nicht ich habe mir dies Leben gewählt, mein Schickſal drängte mich her, ich folgte nur der zwingenden Gewalt der Umſtände — und ich folge ihr noch jetzt .... denn mir bleibt keine Wahl. Die Kinder müſſen leben, müſſen erzogen werden: ich kann das weder mit meiner Arbeit leiſten, denn meine Geſundheit iſt gebrochen; noch mit meinem Einkommen, denn mein Vermögen iſt zu gering: folglich muß ich ſuchen, dieſes zu vergrößern — und folglich gebrauche ich ein ganz erlaubtes, wenn auch kühnes Mittel. Ich bin in meinem Recht .... nur freilich — ſetzte ſie mit tiefer Bitterkeit hinzu — habe ich vergeſſen in Anſchlag zu bringen, daß mich das Unglück verfolgt. — — Sie verfiel in den qualvollſten Zuſtand von nervoſer Unruhe, die ſich bis zur heftigſten Angſt ſteigerte, ſo daß ſie an allen Gliedern zitterte, die Füße den Dienſt verſagten, das Herz krampfhaft ſchlug und Schweißtropfen auf ihrer Stirn ſtanden. Sie konnte nicht ſchlafen: entſetzliche Träume erſchreckten ſie. Dazwiſchen verfiel ſie in eine Art von Bewußtloſigkeit, ſah und hörte, ſprach und dachte wie hinter einem Flor. Triſtan ſagte oftmals während dieſer Zeit ganz bekümmert:

„Du biſt recht krank, Mama! Du lieſt mir nichts vor und ſiehſt gar nicht meine Arbeiten an. Was haſt Du?"

„Sorgen, liebes Kind! Sorgen!" ſagte ſie und raffte ſich zuſammen, um mit Triſtan auszugehen, zu ſprechen und ſich ſelbſt der Wucht ihrer Gedanken zu entziehen. Ihr war zu Sinn, als ſolle das Todeslos über ſie geworfen werden. Zuweilen dachte ſie in grenzenloſer Abſpannung: Wäre es nur erſt gefallen! es iſt leichter zu ſterben, als den Verſtand zu verlieren .... und dieſe Unentſchiedenheit, dieſe Erwartung, dieſe Spannung .... machen mich wahnſinnig. —

Einmal ging ſie am Sonntag Abend an einer Kirche vorüber, in welche viele Menſchen eintraten. Sie blieb ſtehen und fragte ganz gedankenlos, nur um etwas anderes zu hören, als die Schläge ihres Herzens und das Pulſieren ihrer Schläfen:

„Was gibt es denn hier?"

Ein junger Mann, der eben eintreten wollte, ſagte höflich:

„Gar nichts Ungewöhnliches! Es iſt die ſonntägliche Andacht der Erzbruderſchaft zum heiligen Herzen Mariä!“

„Und was geſchieht in der Andacht, mein Herr?“

„Es wird gebetet für die Bekehrung der armen Sünder.“

„Und wer ſind dieſe armen Sünder?“ fragte Richenza, denn ihr fiel ein, daß man in ihrer norddeutſchen Heimat Delinquenten, welche man zum Richtplatz führt, arme Sünder zu nennen pflegt.

„Das ſind wir alle!“ erwiderte der junge Mann mit einem wundervollen Ausdruck von Demut und Milde — und ging in die Kirche von Notre Dame des Victoires.

Sie aber floh weiter, ohne den himmliſchen Sinn ſeiner Worte zu verſtehen, und ſeufzte: Ja, wahrlich! ich bin ſo ein armer Sünder, der zum Richtplatz geſchleppt wird, ohne zu wiſſen, ob ihn Tod oder Gnade dort erwartet . . . . und dies geſchieht mir, ohne daß ich ein Verbrechen begangen hätte! —

Richenza's Spekulation glückte brillant. Ein unerwartet glänzender Erfolg belohnte ſie für die ausgeſtandene Pein. Dennoch war ihr erſter Gedanke: Einmal . . . . und nie wieder! ich reibe mich in der Spannung dermaßen auf, daß ich kaum Kraft zur Freude habe. Indeſſen lautete der zweite Gedanke ſchon wieder ſo: Ich darf es nicht übertreiben, nicht alles auf einmal wagen! Allein es iſt doch etwas Großartiges, nach und nach zu einem bedeutenden Vermögen — und zwar auf die rechtmäßigſte Weiſe von der Welt — zu gelangen.

Sie teilte nun ihrem Sohn mit, was ſie getan, was ſie gelitten, was ſie gewonnen habe. Er verſtand das natürlich nur ſo weit, als er verſtand, daß es angenehmer ſei, reich als arm zu ſein. Folglich dankte er ſeiner Mutter jubelnd für ihre zärtliche Vorſorge und bat ſie, doch ja recht große glückliche Spekulationen zu machen. Richenza faßte dieſe ganz kindlich unverſtändige Bitte wieder als einen Wink des Schickſals auf, um der Fortuna nachzugehen. Je mehr ſie ſelbſt von ihrer neuen Richtung beherrſcht wurde, deſto mehr beſprach ſie dieſelbe mit Triſtan und flößte dem Knaben allmählig ein ſolches Intereſſe für den Kurs der Staatspapiere und der verſchiedenen Aktien ein, daß er mit geſpannter Teilnahme ihren Berichten folgte und ſich aus Ruhm und Reichtum das Ziel ſeiner Beſtimmung zuſamenſetzte.

Triſtan ging zuweilen in die ſehr intereſſante Kunſthandlung des Herrn Gerbaud, um die Kunſtſachen zu betrachten, die der Beſitzer mit viel Geſchmack und feiner Kenntnis zu ſammeln und dann zu ungeheuren Preiſen zu verkaufen verſtand. Er ſah da immer eine Menge Sachen, an denen er ſtudieren konnte. Herr Gerbaud hatte den lebhaften Knaben ſehr gern und richtete immer ermunternde, freundliche Wort an ihn, wenn er ſeiner anſichtig wurde. Eines Tages begab ſich Triſtan mit einem freudigen Siegesgefühl zu Herrn Gerbaud, denn er lieferte ſeinen Schwertgriff mit der Bellona ab. Er fand Herrn Gerbaud im Geſpräch mit einem andern Herrn und der Gegenſtand desſelben war Triſtans Trinkgeſchirr, das er „im Marlboroughſtil“ getauft hatte.

„Sieh da, Benvenuto, Benvenutino!“ ſagte Herr Gerbaud ſcherzend; — „Sie kommen heute zur guten Stunde mit Ihrer letzten Arbeit. Die vorletzte hat den ganzen Beifall dieſes Kenners — er deutete auf den andern Herrn — gefunden und zwar ſo ſehr, daß er das Trinkgeſchirr, welches ich von Chriſtofle machen ließ, in Silber angefertigt haben will.“

Triſtan errötete vor Freude und warf einen raſchen und ſcharfen Blick auf den Herrn, als wolle er gründliche Kenntnis nehmen von einer Perſönlichkeit, die ſein Talent ſo zu ſchätzen wußte. Der Herr, ein junger eleganter Mann, mit einem feinen und geiſtvollen Geſicht, ſah den Knaben wohlwollend an und ſagte freundlich:

„Sie haben ein ganz enormes und originelles

Talent, wie es nur äußerſt ſelten bei ſolcher Jugend getroffen wird. Aus Ihnen kann etwas Großes werden.“

„Wenn er ſtudiert, der junge Herr! ſtudiert! ſtudiert!“ rief Herr Gerbaud. „Aber er will nur mit ſeinen Inſpirationen ſich beſchäftigen, Herr Graf .... will nur modellieren und die Ausführung andern überlaſſen.“

„Da haben Sie Unrecht!“ ſagte der junge Mann. „Herr Gerbaud nannte Sie eben Benvenutino. Wollen Sie alſo dem Benvenuto Cellini nachfolgen, ſo müſſen Sie Sich auch mit der Technik der bildenden Kunſt beſchäftigen, denn er begnügte ſich nicht mit dem Modellieren, ſondern führte ſeine Erfindungen ſelbſt aus — mochte er nun ſeinen Perſeus in Bronce gießen oder für die ſchöne Portia Chigi eine Lilie von Diamanten faſſen.“

„Ich bin noch zu jung, um mich für einen beſtimmten Zweig der bildenden Kunſt zu entſcheiden,“ erwiderte Triſtan etwas unmutig.

„Zu jung?“ ſagte der junge Mann lächelnd. „Aber bei ſechszehn Jahren machte Bernini zwei Marmorſtatuen, die nicht zu ſeinen ſchlechteſten gehören.“

Statt zu antworten, und wie um zu zeigen, daß auch er etwas leiſte, enthüllte Triſtan ſeine Arbeit und ſagte zu Herrn Gerbaud:

„Ich hoffe, dies paßt für die Waffenſammlung, in welcher ſich ſchon der Jagdmeſſergriff von mir befindet.“

„Nun, Herr Graf, was ſagen Sie dazu?“ ſprach Herr Gerbaud wohlgefällig, „iſt das nicht eine äußerſt zierliche und kräftige Arbeit?“

Der Graf ſchwieg und betrachtete ſie genau. Triſtan zitterte vor Erwartung, denn er fühlte, daß es ſich hier um kein oberflächliches, gedankenloſes Lob handele, wie es ſo oft in's Blaue hineingeſpendet wird, ſo daß man nicht weiß, gilt es einer neuen Frühlingsmode, oder einer gaſtronomiſchen Kompoſition oder einem genialen Kunſtwerk: dermaßen könnte es auf alles paſſen und iſt daher nichtsſagend. Endlich brach der Graf das Schweigen:

„Gewiß eine zierliche und kräftige Arbeit — bis auf das Figürchen der Bellona! Sie iſt zu weich gehalten für eine Kriegsgöttin . . . . und das ſpricht ſich, wie mir ſcheint, an meiſten in der Art aus, wie ſie das Schwert hält: mit gebogenem Arm. Straff muß der Arm ſein — das gibt der ganzen Geſtalt die notwendige Energie.“

„Sie können Recht haben!“ ſagte Triſtan ſinnend. „Meiner Mutter iſt das nicht aufgefallen und doch iſt es ganz richtig: der Arm muß ſtraff ſein. Aber wie man das Schwert ſchwingt . . . .

weiß eben keine Frau. Darum danke ich Ihnen vielmal, Herr Graf, für Ihre Bemerkung."

„Nur hüten Sie ſich jetzt, Ihrer Bellona einen Männerarm zu geben. Das wäre leichter . . doch ſehr unſchön," ſagte der Graf.

„Zu ſolchen Unterſcheidungen gehören anatomiſche Studien auf der Kunſtſchule," bemerkte Herr Gerbaud.

„Ja," ſagte der Graf, „wer ſchaffen will, muß lernen. Sonſt läuft das Genie Gefahr, fratzenhaft zu werden."

„Sind Sie ein Künſtler?" fragte Triſtan mit ſeinem forſchenden Blick.

„Mit nichten!" rief der Graf lachend; „ich bin ein verunglückter Dilettant."

Zu gleicher Zeit rief Herr Gerbaud:

„Benvenutino, wo ſind Ihre Gedanken! Ein Künſtler! Läßt denn ein Künſtler eine ſolche Silberarbeit machen, wie Ihr Trinkgeſchirr?"

„Er tut mehr: er erfindet ſie!" antwortete Triſtan ſtolz. „Für den Herrn Grafen konnte meine Frage unmöglich eine Beleidigung ſein; warum denn, Herr Gerbaud, wollen Sie mich kränken?"

„**Ventre-saint-gris!**" ſagte der Graf mit leichtem Spott, „der junge Herr hat ein zartes Ehrgefühl."

„Darf nur ein Graf das haben? und hat er es immer?" fragte Triſtan trotzig und ſchneidend.

„Benvenutino, wir wollen gute Freunde bleiben!“ ſagte der Graf mit heiterm Wohlwollen. „Ändern Sie Ihre Bellona und bringen Sie ſie wieder her! Dann wollen wir weiter ſehen. Adieu.“ Er ging, wendete ſich dann um und fragte: „Aber wie heißen Sie denn eigentlich?“

„Triſtan Saint-Clair,“ erwiderte der Knabe, der froh zu ſeiner Mutter zurückkehrte und ihr mit Stolz ſein kleines Abenteuer erzählte, welches den guten Einfluß auf ihn hatte, ihn zum Beſuch der Kunſtſchule anzuſpornen.

Wäre Triſtan in einer ernſten, vernünftigen Zucht geweſen, hätte ſeine Mutter verſtanden, ihn nicht bloß äußerlich zu bilden, ſondern innerlich, ſittlich zu entwickeln: ſo würde er allmählig ſeine Fehler eingeſehen und bekämpft — und ſich der Mühe unterzogen haben, die keinem erſpart wird, der ſeine Beſtimmung erfüllen will, ſich ſelbſt zu beſiegen, um ſtark zu werden gegen das Böſe, das noch verlockender *in* uns als *außer* uns liegt; — denn es fehlte ihm nicht an jener Energie und Einſicht, welche, gut geleitet, zum guten Willen werden. Allein je nötiger eine ſolche Leitung ihm wurde, deſto mehr fehlte ſie ihm; denn Richenza war auf eine furchtbare Bahn geraten, die ſo abſchüſſig iſt und an ihrem Ziel eine ſo blendende Fata Morgana zeigt, daß, wer ſie betritt, die Herrſchaft über ſich ſelbſt und folglich jeden ſegensreichen Einfluß auf andere verliert: Richenza wollte reich werden! Im Jubel über ihren erſten Gewinn vergaß ſie ſchnell die Todesängſte, welche ſie deshalb ausgeſtanden hatte; ja, ſie ſagte: Was tut's denn, ob ich ſie ausſtehe? Was tut's, ob ich dieſes leide oder jenes! Leiden iſt mein Anteil, ſo oder ſo! Werden aber nur meine Kinder reich, ſo frage ich nichts nach dem Leiden. Ich bin eine Martyrin der Mutterliebe.

Verkehrte Herzen ſtimmen ihr vielleicht bei; allein der heilige Auguſtinus berichtigt eine ſolche Auffaſſung, indem er ſpricht: „Nicht der Tod, ſondern die Sache, für die man ſtirbt, macht den Martyrer.“ Dasſelbe gilt auch vom Leiden. Wer durch und für ſeine Leidenſchaften leidet, indem er ſich ihnen hingibt, ſtatt ſie zu bekämpfen, iſt kein Martyrer — denn wo iſt ſeine Tugend? Die drei göttlichen Tugenden aber ſind die Signatur der Martyrer: in ihren Leiden gibt ihnen der Glaube die Ruhe eines übernatürlichen, in dem Willen Gottes wurzelnden Friedens; die Hoffnung — den Blick über die Welt hinweg auf das Strahlenmeer himmliſcher Verheißungen; die Liebe — jenen Wahlſpruch der heiligen Hildegard: „Ich leide gern“ — in der Vereinigung mit dem leidenden göttlichen Erlöſer. So leben und ſterben die Martyrer und die Heiligen. Denn auch dieſe ſind Martyrer, aber an der Seele. Doch Richenza lebte nicht ſo. Nicht auf Himmliſches und Ewiges richtete ſie den Blick, um eine Grundlage für das Glück ihrer Kinder zu gewinnen, ſondern auf den niedrigſten Götzen, an den die menſchliche Seele ſich verlieren kann: auf Geld! Götze bleibt Götze, bleibt immer im Herzen deſſen, der ihm huldigt, ein Feind Gottes; allein es gibt Stufen in dieſer Feindſchaft. Wird der Ruhmdurſt, oder die Liebe oder die Ehrſucht zum beherrſchenden Götzen eines Menſchen, ſo iſt es doch noch möglich, damit ein gewiſſes höheres Streben, gewiſſe ideale Träume zu verbinden, denn es iſt in ihnen, wenn auch ganz ſchwach, ein etwas, das nicht der Gemeinheit angehört. Aber dem Götzen Gold gegenüber verſchwindet jede Spur von idealer Richtung, gibt ſich die Seele dem Niedrigſten hin, der geiſtloſen, reizloſen, lebloſen, ſtarren Materie — und im beſtändigen Zuſammenhang mit ihr durch Beſtrebung und vermehrten Beſitz verähnlicht ſich allmälig das Herz ſeinem Götzen und wird, gleich ihm, ein Klumpen von Erz und von Erde. Der Ehr- und Ruhmesdurſtige kann ernüchtert, der Liebende enttäuſcht werden: dadurch können ſie zur Beſinnung, zum Stillſtand, zur Umkehr kommen; tauſend Beiſpiele bezeugen es. Aber wer einmal zum Golde geſagt hat: Du ſollſt mein Gott ſein! — der ſagt ſich nicht wieder davon los. Er hat ſich in eine zu tiefe Erniedrigung begeben, um ſich wieder aufrichten zu können. Er hat ſich bei lebendigem Leibe in Erde begraben.

Aber an ſolche Dinge dachte Richenza nicht. Alle Leidenſchaft macht kurzſichtig, ja blind, weil ſie das Urteil trübt und das Gewiſſen fälſcht. Richenza hatte nie anders als in und nach wechſelnden Leidenſchaften gelebt. Daher vermochte ſie Welt und Zeit und Menſchen und Leben nur ſtückweiſe und in der trügeriſchen Färbung ihrer Affekte aufzufaſſen. Daher fehlte ihr die Tiefe des Blickes und der Erkenntnis, die eine Folge des Beſitzes der ewigen Wahrheit iſt, denn die Wahrheit lehrt alle Dinge und alle Erſcheinungen nach ihrem wirklichen Wert anzuſchlagen. Richenza blieb auf der Oberfläche. Sie ſah eine Welt um ſich, die das Glück nach den Genüſſen maß, welche der Reichtum verſchafft; — da ihre Kinder in und mit der Welt leben ſollten, ſollten ſie folglich auch glücklich werden, wie die Welt es verſteht. Nach und nach kam es dahin, daß nicht ſie den Wunſch beſaß, reich zu werden, ſondern dieſer Wunſch beſaß ſie! Sie war ihm verfallen, ſie diente ihm, ſie unterwarf ſich ihm. Wenn dieſer Wunſch dereinſt ſich erfüllt, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, dann werde ich frei ſein! Und warum ſollte er nicht in Erfüllung gehen? Die Erde iſt eine Arena für reale Beſtrebungen, die idealen haben keinen Platz auf ihr . . . ich weiß es . . . mit meinem Herzblut habe ich dieſe Erfahrung bezahlt; deshalb wende ich mich den Realitäten zu. Es beglückt mich, daß Triſtan die Künſtlerlaufbahn betritt, aber . . . Reichtum wird ihm keinen Schaden bringen.

Richenza geriet nicht urplötzlich in dieſe Richtung; dieſelbe war längſt in ihr vorbereitet durch die Verödung ihrer Seele, und als Richenza ſie einſchlug, tauchte noch ab und an ein Widerſtand dagegen in ihr auf. Sie fragte ſich, ob es nicht heilſamer für ſie und ihre Kinder ſei, in den beſcheidenen, unabhängigen Verhältniſſen zu bleiben, welche ihre erſte Spekulation ihr geſichert hatte. Ja, ihr fiel ſogar ein Wort ein, das ihr recht bedeutungsvoll erſchien: „Klein, aber rein.“ Doch zum Unglück erinnerte ſie ſich, daß Herr Sinkler, ihr guter Schwiegervater, häufig dieſes Spruches ſich bediente und das war für Richenza genug, um es nicht zu tun. Überdas, mochten unſcheinbare Verhältniſſe heilſam ſein — lockend waren ſie nun einmal nicht! Und womit hätte Richenza einer Lockung zu Glanz und Glück widerſtehen können? — Wenn Triſtan ſchmeichelhaft fragte:

„Wann bekomme ich ein Pferd, Mama? Sieh, wie ich arbeite . . . und wird meine Arbeit nicht gut bezahlt?“ —

ſo meinte Richenza, ſie ſei es dieſem ausgezeichneten Kinde notwendigerweiſe ſchuldig, ſein frühes mühſames Ringen um eine ſelbſtändige Exiſtenz mit den Freuden und Unterhaltungen der Jugend zu belohnen, was denn freilich ohne fortgeſetzte glückliche Spekulationen nicht möglich war. Manchmal fiel ihr Blick auf ihr unvollendetes Gemälde der „Deborah“, und der Gedanke ſtieg in ihr auf, es zu vollenden. Herr Gerband werde es gewiß ankaufen oder ihm einen Käufer finden. Hatte er ihr doch kürzlich den Vorſchlag gemacht, für einen Kunſtliebhaber in England Leſueurs Gemälde-Cyklus vom Leben des heiligen Bruno, in beliebiger Zeit, zu kopieren. Gewiß ein annehmbarer Vorſchlag! Ohne Übereilung und Anſtrengung eine edle Beſchäftigung, eine ſchöne Arbeit, ein reichliches Honorar! Richenza lehnte ihn ab unter dem Vorwand ihrer Migräne, die in einen tic douloureux übergehen könne, wenn ſie genötigt ſei, ihre Aufmerkſamkeit auf einen Punkt zu fixiren. In Wahrheit hatte dieſe Gefahr nur in Dresden ſie bedroht und war längſt beſeitigt. Allein das frühere Übermaß von Arbeit und ihre gegenwärtige Sinnes- und Gedankenrichtung wirkten zuſammen, um ihr einen förmlichen Widerwillen gegen eine ruhige, gleichmäßige Beſchäftigung zu geben. Auch wollte ſie ja immer ihre Deborah vollenden; — das ſelbſtſtändige Schaffen war doch intereſſanter und befriedigender, als das ewige Kopieren! — und ſie fand ja nicht einmal Zeit, Luſt und Ruhe für die Deborah . . . wie viel weniger denn, ſelbſt wenn ihre Geſundheit es erlaubt hätte, für Leſueur! — So ſprach Richenza zu Herrn Gerbaud, der natürlich ihre Entſchuldigung äußerſt artig hinnahm, aber ſich doch im Stillen ungeheuer wunderte, mit welchen merkwürdigen Beſchäftigungen Madame Saint-Clair ihre Zeit ausfüllen müſſe, um einen ſo günſtigen Vorſchlag abzulehnen, der doch ganz ihrem Beruf gemäß ſei. Er ahnte nicht, daß ſie aus dem Tempel der Fortuna ihr Paradies gemacht habe. Wer mit intenſivſter Spannung der verführeriſchen blinden Göttin huldigt und folgt — was iſt dem die Kunſt, die Arbeit, eine Deborah, ein Leſueur mit ſeinem heiligen Bruno? — Schatten! Schatten! Schatten! — Wirklichkeit hat für ihn nur das Gold.

Der Prophet Daniel.

Kreuzbronn 1856.

Ein wütender März-Schneeſturm tobte. Der ganze Dunſtkreis war zerſetzt in wirbelnde Flocken, die das Tageslicht verdunkelten, obſchon es hoher Mittag war. Eine dichte, blendendweiße Schneedecke lag im innern Schloßhof und wurde mit jedem Augenblick höher, ſo daß ſie faſt bis zum Rande der Brunnenſchaale ſtieg, in welche nur ſpärlich das halbgefrorene Waſſer aus dem Kruzifix rieſelte. Todtenſtille lag rings umher. Zuweilen verließ eine Dohle ihren unbehaglichen Platz auf den dickbeſchneiten Äſten der Linde und flog krächzend zum Kirchturm hinauf oder eine andere kam vorwitzig herab, ſuchte ſich auf einem geſchützten Zweige verſchüchtert zuſammen zu ballen und ſchüttelte einmal über das andere voll Entſetzen die Schneeflocken vom Gefieder. In Pater Smaragds ärmlichen Zimmer war es auch ganz ſtill. Die Wanduhr pickte eintönig und ein beſcheidenes Feuer kniſterte im Ofen. Er ſaß am Tiſch — immer der-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR 3-598-51062-4
Hahn-Hahn, I. von **FNr. 20868 / 055**

ſelbe hohe, ernſte Greis, der, wenn auch ſeine Geſtalt mumienhaft vertrocknete und die Füße ihm nicht mehr erlaubten, im Winter auszugehen, um ſo mehr ſeine volle Geiſteskraft und alle Fähigkeiten ſeiner Sinnesorgane bewahrt hatte. Dem Körper nach — ſank er; dem Geiſte nach — ſtieg er. Von der ſtillen Höhe des Alters, der Einſamkeit und der Vereinigung mit Gott, ſchaute ſein tiefes Auge über alles Irdiſche hinweg und, wie Moſes vom Gipfel des Nebo in das Land der Verheißung — ſo nach ſeinem erſehnten „Lande der Lebendigen“. Die prophetiſchen Bücher des Alten Bundes waren vor ihm aufgeſchlagen. Er las:

„Alles, Herr, was Du uns getan haſt, haſt Du im gerechten Gericht getan; denn wir ſündigten vor Dir und folgten nicht Deinen Geboten; aber verherrliche Deinen Namen und handle mit uns nach der Fülle Deines Erbarmens.“ — (Daniel 3.)

Zweimal las er dieſe Worte. Dann legte er die Linke über die Augen, ſchlug mit der Rechten an ſeine Bruſt und ſagte wiederholt: „Mea maxima culpa!“ in einem Ton der Reue und Zerknirſchung, als ob die Sünden der ganzen Welt ihn zu Boden drückten.

Da ſchellte es unten an der Tür ſeiner Wohnung. Ein leichter Schritt flog die Treppe hinauf. Der ſtille Amandus öffnete die Tür von Pater Smaragds Zimmer und ſagte:

„Fräulein Grazia."

Wegen der Schwäche ſeiner Füße hatte Pater Smaragd für Grazia und ihre Mutter eine Ausnahme machen und ihnen die Erlaubnis geben müſſen, ſeine Clauſur zu überſchreiten, weil ſie die Gewohnheit traulicher Beſprechung mit ihm durchaus nicht aufgeben wollten — beſonders Grazia nicht, die ſeit ihrer früheſten Kindheit das Vorrecht gehabt hatte, bei Pater Smaragd wie ein Vögelchen aus- und einſchlüpfen zu dürfen. Er war alſo an ihre Beſuche gewöhnt.

„Aber bei dieſem Unwetter geht man doch nicht aus;" — — wollte Pater Smaragd ſagen. Doch das Wort erſtarb auf ſeinen Lippen, als er einen Blick auf Grazia warf: ihr Blick, ihre Züge, ihre Haltung trugen das Gepräge des Entſetzens. Ihre ſchlanke, biegſame Geſtalt ſchwankte wie unter einer ungeheuern Laſt in's Zimmer hinein. Dicker Schnee lag auf ihrem ſchwarzen Sammthut und fiel in Tropfen auf ihr volles lockiges Haar; ein breiter Schneeſaum hing an ihrem Kleide; — ſie merkte es gar nicht. Sie ſank auf einen Stuhl und ſagte mit bebender, tonloſer Stimme:

„Gottesraub . . . Kirchenraub . . . Seelenmord! . . . Ulrich von Urſperg — iſt Bruder Norbert. Das ſind die Worte, genau dieſelben Worte, die ich in der Nacht, als mein Großvater ſtarb, von Ihnen hörte, Vater meiner Seele, — und ſie vergaß, weil ich ſie für einen Traum hielt. Aber ſie ſind wahr — wahr — fürchterlich wahr."

Pater Smaragd faltete mit grenzenloſem Mitleid ſeine Hände und flüſterte leiſe: Herr! ſie wird das Opfer ſein! — Dann fragte er:

„Woher kommen Sie, liebe Grazia?"

„Von Erhard!"

„Ach, der Unſelige!" rief Pater Smaragd erſchüttert; — „er wollte nicht beichten, er wies ſtandhaft den Vikar und mich zurück — und Ihnen vertraut er an, was ſeine Seele peinigt!"

„Gottes Fügung! Nun verſtehe ich alles," ſagte ſie.

„Nein, Kind," entgegnete er ſanft; „die Geheimniſſe ſeiner Barmherzigkeit ſind nicht ſo leicht von uns armen Menſchen zu verſtehen."

„O meine Mutter!" rief Grazia mit herzzerreißender Klage; — „o meine geliebten Eltern, mein herrlicher Vater .... welcher Fluch laſtet auf Euch und auf Euren Kindern! Darum mußten meine drei Brüder ſterben! darum mußte Adrian in ſeinen traurigen Zuſtand geraten! darum muß mein Vater ſo leiden .... und wir mit ihm!"

„Ruhig, Grazia!" ſagte Pater Smaragd und auch ſeine Stimme bebte; — „erzählen Sie mir ruhig, was geſchehen iſt, was Erhard Ihnen geſagt hat."

Sie nahm den Hut ab, ſtrich das Haar von der Stirn und bedeckte plötzlich ihr Geſicht mit beiden Händen, indem ſie ſagte:

„Mein Pater! ich kann keinem Menſchen mehr gerade in die Augen ſehen: ſo drückt mich die Schmach.“

„Denken Sie an unſern Herrn, wie er die Schmach der ganzen Welt gefühlt und getragen hat von Gethſemane bis Golgatha,“ erwiderte Pater Smaragd, und in ſeiner Stimme bebten Tränen.

Grazia ſammelte ſich ein paar Augenblicke und ſagte dann gefaßter:

„Sie wiſſen, mein Pater, wie erſtaunt wir waren, als wir aus Italien zurückkamen und Erhard noch immer zwiſchen Leben und Tod ſchwebend fanden. Die Leute meinten, er könne nicht ſterben, weil er etwas Schweres auf dem Herzen habe. Beichten wollte er auch nicht. Ich ging öfter zu ihm und ſprach zu ihm vom lieben Gott und den heiligen Sakramenten. Das hörte er an, zuweilen gern; dann nannte er mich einen Engel. Die Geiſtlichen aber wären keine Engel, ſagte er, und deshalb wollte er auch nichts mit ihnen zu tun haben. Als ich heute zu ihm kam, ſchien er in der Agonie zu liegen. Namenloſe Qualen drückten ſich in ſeinen Zügen aus. Plötzlich hieß er alle hinausgehen — nur mich nicht. Im Gegenteil! er klammerte ſich an meine Hand und ſagte, er müſſe mir etwas anvertrauen . . . . und dann wolle er beichten und in die ewige Ruhe eingehen. Ich war ſo froh über ſeinen Entſchluß, ſich mit dem lieben Gott auszuſöhnen, daß ich nicht um die Welt ſein Vertrauen hätte zurückweiſen mögen. — Vielleicht war das unvorſichtig?" ſagte ſie ſchüchtern nach einer kleinen Pauſe. „Mein Pater, Vergebung! . . . es kam daher, daß ich nur an ſeine gerettete Seele dachte. — Erhard richtete ſich auf und erzählte mir beſonnen, kurz und klar alles, was Sie in jener ſchauerlichen Nacht meinem unglücklichen Großvater weitläufiger erzählt hatten. Zuerſt meinte ich etwas Neues zu hören; allein es war, als ob jedes Wort den Schleier mehr und mehr zerreiße, den Gottes Erbarmen über mein Gedächtnis gelegt hatte. Ich beſann mich, wo, von wem ich das alles ſchon hörte . . . . Ich beſann mich auf Sie und auf die Nacht des Todes . . . . allein das war ja nur ein Traum geweſen — oder auch kein Traum! . . . . denn ſolche Übereinſtimmung zwiſchen einer geträumten und einer wirklichen Erzählung gibt es nicht. Erhard ſagte zum Schluß: Ich war damals ein junger, wilder Burſche, der an keinen Gott und keinen Teufel glaubte; denn als Kind tanzte ich um den Freiheitsbaum herum und um das Weibsbild Vernunft, das man in meiner Vaterſtadt Straßburg auf dem Hochaltar im Münſter ſtellte. Das war keine Schule, in der man vom Unterſchied zwiſchen Himmel und Hölle etwas hört. Aber pfiffig genug war ich, und der Herr Baron brauchte jemand der Art. Ich beſorgte den Verkauf des prächtigen Altargerätes und der koſtbaren Paramente der hieſigen Kirche. Ich ging als Kammerdiener dem Herrn Baron voran hieher, und tat und ſprach, als käme mein Herr aus einem andern Weltteil in dieſe Gegend. Dabei ſchaute ich ihm tiefer in die Karten, als ihm lieb war, und war zuweilen frech gegen ihn. Da er mir aber immer Geld gab — was ihm, wegen ſeines Geizes, Gott weiß wie ſauer wurde! — und mir ſpäter zur Ehe mit meiner guten braven Frau verhalf: ſo blieb ich ihm doch zugetan. Als er aber tot und ich alt war, — und als ich ſah, wie ein Unglück über das andere ſeine Nachkommen traf — wie zuerſt die beiden jungen Herren ſtarben — dann der Herr Baron ſo ſchwer erkrankte, zuletzt der unſchuldige Engel Bernardin umkam — wie jetzt der Baron Adrian von einem ſo großen Leiden befallen iſt — und wie ich ſeit zwei Jahren bei lebendigem Leibe in den Qualen der Verdammten liege: da dachte ich, es müſſe durchaus jemand von der Familie erfahren, daß der ſchnöde Mammon all das Kreuz über ſie gebracht habe. Aber ich wußte nicht, wie das anfangen. Es tat mir ungeheuer leid und ich ſchämte mich, weil ja allerlei auch mich anging. Von den Geiſtlichen hatte ich ſeit Kindesbeinen eine ſchlechte Meinung — und erſt recht, weil der Herr Baron geiſtlich geweſen war! Wem ſollte ich es anvertrauen? .... Endlich ſind Sie mir eingefallen, gnädiges Fräulein. Sie werden ſchon Mittel finden, den Zorn Gottes von Ihrem Hauſe abzuwenden. Sie ſind ja fromm und gut .... und hängen nicht an dem ſchnöden Mammon. — — Erhard war ganz erſchöpft und legte ſich ruhig zurück, als wolle er ſterben. Ich verlor in meinem Jammer aber nicht die Beſinnung und fragte ihn geſchwind, ob ich jetzt nicht den Vikar rufen laſſen ſolle. Ganz freundlich gab er zur Antwort: „Sehr gern!“ Bis der Vikar kam, blieb ich bei Erhard und betete ihm die ſieben Bußpſalmen vor, die ihn ſehr rührten .... und jetzt wird wohl ſeine arme Seele mit Gottes Gnade ihr Gericht in der Ewigkeit beſtanden haben. Aber ich, mein Vater, ich weiß nun das entſetzliche Geheimnis: der größte Gräuel, den es auf Erden gibt .... iſt ein abgefallener Prieſter — und wir Unſelige, wir ſind ſeine Kinder!“

„Grazia!“ ſagte Pater Smaragd mit tonloſer Stimme, „bemeiſtern Sie Ihren Schmerz .... um meinetwillen! Ich war ja verblendet genug, um Ihrem armen Großvater die Tür des Heiligtums zu öffnen! ich trage einen Teil ſeiner Schuld — vielleicht den größten.“

„O mein heiliger Vater, lehren Sie mich zu lieben, wie Sie lieben!“ rief Grazia, kniete neben Pater Smaragd nieder und küßte ehrfurchtsvoll ſeine Hand. Dann erhob ſie ſich, nahm ihren Hut und ſagte beſinnungslos: „Aber was fange ich denn nun an? . . . . aber was ſage ich meiner Mutter? . . . O Gott, mußte es dahin mit uns kommen, daß ich den Zuſtand meines teuern Vaters für eine Gnade halten muß? . . . . Oder . . . . ſollte es etwas gewußt, etwas geahnt haben?“ — — —

„Nein!“ unterbrach ſie Pater Smaragd mit Entſchiedenheit; „nein! kein Schatten einer ſolchen Ahnung hat je den reinen Charakter Ihres Vaters getrübt! Er wußte nur das, was allgemein verbreitet wurde: ſein Vater ſei aus dem Noviziat der Ciſtercienſer ausgetreten und habe ſpäter die Kirche von Kreuzbronn vom Untergang gerettet, indem er ſie ſamt dem Kloſter dem Staat abgekauft, der alle Gebäude zu irgend einem Zweck habe niederreißen wollen. Daß Ihr Großvater nicht um ſeiner Tugend willen das Noviziat verlaſſen und den Ankauf gemacht habe — das freilich konnte ſich Ihr edler Vater wohl nicht verhehlen, wenn er darüber nachdachte; — allein er war ein viel zu guter Sohn, um an die Fehler ſeiner Eltern anders als im Gebet zu denken. Seien Sie darüber ruhig und ſchweigen Sie, wenigſtens vor der Hand, auch bei Ihrer Mutter. Sie erſparen ihr dadurch Kummer und Beunruhigung — und Sie ſind ein ſtarkes Mädchen, das den Schmerz allein, d. h. mit Gott allein, tragen lernen muß."

„Das müſſen Sie mich lehren, Vater meiner Seele!" ſprach Grazia zärtlich und kniete mit ſanften Tränen wieder neben dem Greiſe nieder. „Von Ihnen lerne ich am beſten den Wandel mit Gott."

„O Kind! welcher Irrtum!" ſagte Pater Smaragd; — „der beſte Lehrmeiſter iſt Er Selbſt und Er ſpricht zu uns allen: „Wandle vor mir und ſei vollkommen."

Grazia's Blick war auf die Stelle der heiligen Schrift gefallen, die Pater Smaragd vorhin geleſen hatte. Sie zog das Buch heran und las laut, immer knieend:

„Alles, Herr, was Du uns getan, haſt Du im gerechten Gericht getan; denn wir ſündigten vor Dir und folgten nicht Deinen Geboten; aber verherrliche Deinen Namen und handle mit uns nach der Fülle Deines Erbarmens." — — „Ach!" ſeufzte ſie und ihre Stirn ſank auf das Blatt, „das müſſen wir ſagen."

„Und ich!" ſprach der Greis.

Sie ſtand auf, blickte umher und ſagte tief traurig:

„Wie hat ſich alles verändert in dieſem einen Vormittag .... alles um mich .... alles in mir! —

Mir iſt zu Mut, als ſei ich plötzlich uralt geworden. Was muß das ſein: Gott ſchwer zu beleidigen — wenn ſchon das Wiſſen einer ſolchen Beleidigung ſo unglücklich macht."

„Es iſt der Verluſt des Paradieſes," ſprach der Greis ernſt.

Als Grazia ſich der Zimmertür näherte, öffnete Amandus ihr dieſelbe von Außen. Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle vor ihm ſtehen. Ein Sturm von Schmerz ging durch ihre Seele, ein Schmerz ohne beſtimmten Namen noch Gegenſtand. Dann bückte ſie ſich tief und raſch, küßte die rauhe Hand des verſteinerten Amandus und flog die Treppe hinab. Er ſeinerſeits floh voll Entſetzen in die Küche. Nachdem er ſich etwas von ſeinem Schreck erholt hatte, ging er zu Pater Smaragd hinein und ſagte ganz einfach:

„O ich bitte in Jeſu Namen, mein Pater, daß es Ihnen gefallen möchte, nie wieder eine ſolche Buße an Fräulein Grazia zu geben."

Der Greis lächelte dem ſtillen Amandus freundlich zu — und dann herrſchte wieder tiefes Schweigen im Zimmer.

Von Außen aber wurde es unterbrochen durch die Töne eines Poſthorns. Ein Wagen mit vier Pferden arbeitete ſich mühſam den Berg hinauf und durch den Schnee, hielt endlich vor dem Schloßportal und Emanuel ſprang heraus.

Vor anderthalb Jahren hatte Bernhard ſeine Reiſe nach Italien angetreten. Sie lautete anfangs nur auf ſechs Monate und nach Nizza. Aber als er einige Zeit dort zugebracht hatte und nun die gewiſſe Erregung nachließ, die mit der Ankunft in einem fremden Lande und dem Einfluß eines fremden Klima's verbunden iſt und die ihm wohltat: da begehrte er einen andern Aufenthaltsort und behauptete mit ſteigender Ungeduld, Nizza ſei ihm nachteilig, er wolle nach Genua. In Genua trat das Nämliche ein: auf vorübergehende Beſſerung folgte eine Verſchlimmerung des Leidens, welches einen abermaligen Wechſel des Aufenthaltes und die Reiſe nach Neapel zur Folge hatte. Dort riet ein Arzt, Euphroſyne möge nicht unbedingt der nervoſen Raſtloſigkeit ihres Mannes nachgeben, was ſeinen Zuſtand nur verſchlimmere und dem guten Einfluß von Luft und Klima keinen Spielraum laſſe; ſie möge für den Reſt des Winters in Neapel bleiben und mit dem Beginn des Frühlings in Sorrent ſich niederlaſſen. Die wunderſchöne Natur, die Vereinigung von Gebirgs- und Meeresluft, vielleicht der Gebrauch von Seebädern: das alles müſſe Zeit haben, um günſtig auf dieſen krankhaften Organismus zu wirken. Das war ihr einleuchtend. Euphroſyne befolgte den Rat des Arztes und mit dem Vorwand, daß ſie und Bernardin die Seebäder brauchen müßten, beſchwichtigte und feſſelte ſie ihren Mann in Sorrent.

Nun gibt es wohl wenig Punkte auf Erden, die ſchöner wären, als dies wunderſchöne Sorrent. Am Abhang des zerklüfteten Gebirgs, auf hohem, ſchroffen Ufer, welches die Meereswellen zu phantaſtiſchen, maleriſchen Grotten ausgehölt haben — liegt es mitten in einer Vegetation, die den Zauber des Südens und die Kraft des Nordens vereinigt. Oben auf den ſteilen Felſen, allen Stürmen der Höhen und des Meeres ausgeſetzt — die nordiſche Eiche; dann die Region der Mandel- und Aprikoſen- und anderer Obſtbäume, mit ihrem roſenfarbenen und weißen Blütenſchnee; — dann die des Maulbeerbaumes, um den der Weinſtock ſich rankt und windet; — dann die Olivenhaine, deren blaſſes Laub einen ſilbergrünen Schleier über den blendenden Glanz des ſaphirfarbenen Himmels wirft — und endlich die Orangen- und Citronenhaine, mit Sternenblüten, Sonnenfrüchten und berauſchendem Duft. Und da hinein geſtreut dunkle Cypreſſen, glühende Granaten- und Roſenbüſche, kleine Bäche, die ihren Kriſtallfaden durch ganze Fluten von grünem, wallenden Frauenhaar ziehen, welches ihr Felſenbett weich umhüllt; auf der Nordſeite eines Felſens ein dichter Teppich von Cyklamen, auf der Südſeite, ſpärlich durch Ritzen ſich drängend, die Kaper mit ihrem heißen Vanille-

Arom. Und nun, wenn das Auge geſättigt iſt von der Fülle, dem Reichtum, der Üppigkeit der Erde — nun dieſer Blick auf das Meer, das einen weiten Golf bildet, um den ſich, wie ein Blumenkranz, die Küſte von Neapel, mit dem Veſuv zur Rechten und dem Vorgebirg Miſene zur Linken, bunt und heiter lagert, während in der Ferne die Inſeln Iſchia und Procida auftauchen und in der Nähe das ſchroffe Felſeneiland Kapri wie eine dunkelblaue Kriſtalliſation aus dem Meer aufragt. Dazu eine gemütliche, fleißige, Seidenbau- und Webereien treibende Bevölkerung, von großer körperlicher Schönheit, mit einer äußerſt maleriſchen, mit dem Ganzen harmonierenden Frauentracht: das iſt Sorrent.

Aber von all der Schönheit geſundete Bernhard nicht mehr. Er bewohnte mit ſeiner Familie die freundliche Villa Rispoli, außerhalb der Stadt. Ihr Garten erſtreckt ſich bis zum ſchroffen Abfall des felſigen Ufers in's Meer. Auf dieſem Felſenvorſprung befinden ſich noch einige amphitheatraliſche ausgehauene Sitze. Ein Theater mag hier beſtanden haben in jener Zeit, als die römiſchen Cäſaren unter dem heitern Himmel von Parthenope einen erhöhten Reiz für ihre Freuden und Genüſſe ſuchten. Jetzt hat die Brandung allmählig den Felſen, und was er getragen haben möge, unterwaſchen und hinweggeſpült bis auf jene Überreſte. Hier pflegte Bernhard am frühen Morgen und in der Abendkühle zu ſitzen und mit ihm die Seinen. Aber ſelten und immer ſeltener trat in ſein Auge jener Blick des Verſtändniſſes, der da ausſpricht, daß die Seele ſich im Zuſammenhang mit der ſie umgebenden Schöpfung fühle. Leer und gläſern war ſein ſonſt ſo gemütvoller klarer Blick geworden; leer ſchweifte er über die zauberſchönen Bilder fort; gläſern ſtarrte er auf irgend einen gleichgültigen Punkt hin. Nichts erweckte ihn aus ſeinem allmähligen Verſinken in Bewußtloſigkeit, als Euphroſynen's und Grazia's Stimme. Die erkannte er immer! zuweilen äußerte er es durch ein zärtliches Wort, zuweilen — wenn er das rechte Wort nicht traf, durch ein namenloſes ſchwermütiges Lächeln, oder durch einen Händedruck, oder durch ein Etwas, das niemand ſonſt verſtand als ſie, und das ihnen genügte, um zu ſeufzen: Er kennt uns noch. Aber ſie verhehlten es ſich nicht: er ging bergab! und wenn ſeine nervoſe Raſtloſigkeit abnahm: ſo kam es daher, weil ſein Leben mehr und mehr in Lethargie verſank. Nach Jahresfriſt kehrten ſie nach Kreuzbronn zurück, ärmer an Hoffnung, reicher an Liebe.

Als Pater Smaragd Bernhard in dieſem Zuſtand ſah, ging ihm, dem abgetöteten Greiſe, ein niegefühlter Schmerz durch die Seele; und dennoch mußte er Gottes Barmherzigkeit preiſen, daß

Bernhard im vorigen Jahr ſeine Rechnung für Zeit und Ewigkeit ſo gründlich vor Gott abgelegt habe. Da er aber nicht zweifeln konnte, daß jener Zeitpunkt gekommen ſei, von welchem damals Bernhard ſprach, ſo zögerte er nicht, jene Schrift Euphroſynen einzuhändigen und ihr die Umſtände mitzuteilen, unter denen er ſie von Bernhard erhalten hatte. Euphroſyne öffnete ſogleich den Brief und las ihn laut in Pater Smaragds Gegenwart. Sie hatte kein Geheimnis vor ihm und es war ihr ein großer Troſt, ſich wieder auf ſeinen Rat und Beiſtand ſtützen zu können.

„Das iſt von Gott!“ ſprach Pater Smaragd, nachdem Euphroſyne geleſen hatte.

„Ich muß erſt mit Adrian reden,“ ſagte ſie.

Adrian war gleich nach Kreuzbronn gekommen, um ſeine heimkehrenden Eltern zu begrüßen. Es war unmöglich, bei ſo großer Jugend mit dem Gepräge inneren Adels klarer geſtempelt zu ſein, als er. Vielleicht trat der Ernſt, dieſer Hauptzug ſeines Charakters, etwas zu überwiegend hervor; aber vielleicht war das nur ein Gegenſatz zu dem Leichtſinn, in deſſen Kreiſe er ſich bewegt hatte, ſeitdem er nach Heidelberg ging. Als Euphroſyne ihn zärtlich fragte, ob ſein Ernſt keine Verdüſterung ſeiner ſchönen Jugend ſei? — ſagte er:

„O nein! aber die Pflicht iſt etwas Heilig-Ernſtes und vor allem muß ich mich mit Ernſt bemühen, in jeder Beziehung und nach allen Seiten hin meine Pflicht zu tun. Zuweilen koſtet das etwas Mühe, Mama“ ſetzte er ſcherzend hinzu, „und von der Anſtrengung mag ich denn wohl bärbeißig genug ausſehen.“

Und ſie liebkoſte mit mütterlicher Freude, ihn ſo ſchön und ſo gut zu ſehen, ſeine Stirn, auf der dieſer ſinnige Ernſt thronte.

Nachdem ſie Bernhards Schreiben geleſen, begab ſich Euphroſyne in ihr Oratorium und betete dort lange vor dem Sanktiſſimum. Dann ging ſie nach ihrem Zimmer und ließ Adrian rufen, der mit Grazia bei dem Vater war. Als er eintrat, winkte ſie ihn zu ſich heran, ließ ihn neben ſich ſitzen und ſagte mit ihrer lieben Innigkeit:

„Mein Adrian, Du biſt zwar noch ſehr jung, allein ich muß Dir doch dieſe Papiere mitteilen und hören, ob Du mit dem Inhalt einverſtanden ſein könnteſt.“

„Was wünſcht mein guter Vater?“ ſagte Adrian, als er das Papier entfaltete und Bernhards Handſchrift erkannte.

„Lies nur, lieber Adrian!“ ſagte ſie — „und übereile Dich nicht mit der Antwort.“

Adrian las:

„Die Tage ſind gezählt, in denen es mir noch vergönnt iſt, als das Haupt und die Stütze einer Familie zu wirken und für die teuren Weſen, die

Gott mir an's Herz gelegt hat, zu arbeiten, zu wachen und zu ſorgen. Ich hätte das alles viel eifriger und viel vollkommener tun ſollen. Leider ſehe ich das erſt jetzt ein, da es zu ſpät iſt, um mich zu beſſern. Ich hoffe, meine Lieben verzeihen mir all' meine Nachläſſigkeiten, denn ſie wiſſen, daß ich ſie trotzdem unausſprechlich geliebt und nichts im Auge und im Herzen gehabt habe, als ihr wahres Glück.

„Dieſe Liebe, die in mir fortleben wird, wenn auch die Wucht meines Leidens ihr keinen Ausdruck geſtatten ſollte, läßt mich hinſichtlich der Zukunft meiner geliebten Kinder Wünſche ausſprechen, deren Erfüllung mir weſentlich mit deren Glück zuſammenzuhängen ſcheint. Aber wohlverſtanden, es ſind nur Wünſche — keine Befehle, keine Anordnungen. Wie ich mich für meine Perſon gänzlich in den ewig anbetungswürdigen Willen Gottes ergebe, ſo auch, was dieſe Wünſche betrifft. Aus Leichtſinn oder Gleichgültigkeit werden meine Kinder ſie nicht unerfüllt laſſen: deſſen bin ich gewiß.

„Wir ſind immer eine ſehr einige und nach Außen hin ſehr abgeſchloſſene Familie geweſen und gerade darin haben wir unſer Glück gefunden. Je mehr die Welt ſich atomiſtiſch zerſetzt und in zuſammenshangsloſen, ja feindlichen Individuen auseinander geht, deſto mehr iſt es die Aufgabe der Familie, in ihrem Schooß die Elemente zu pflegen und zu bilden, die ein Gegengewicht gegen dieſen Zerſetzungsprozeß in die Wagſchale des ſozialen Lebens werfen. Dieſe Aufgabe erfüllt die Familie leider ſehr unvollkommen. Das ſieht man an den zahlloſen unpaſſenden und folglich unglücklichen Ehen, die geſchloſſen werden, und aus denen klar hervorgeht, daß die Menſchen, welche in ſolche Ehe treten, keine Ahnung von der Aufgabe haben, eine Familie zu gründen. Denn ſonſt könnten unmöglich in unſerm Stande die ſo häufigen Verbindungen mit Sängerinnen, Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, reichgewordenen und kaum getauften Juden und Jüdinnen ſtattfinden. Der Familienſinn beruht auf Familientradition. Bei heterogenen, von kläglichen Leidenſchaften zuſammengewirbelten Elementen gibt es aber keine gemeinſame Tradition; denn ſie ſind von heute und werden vielleicht morgen nicht mehr ſein. Ich aber wünſche für meine geliebten Kinder, daß ſie das dauerhafte, ſtille, ruhige Glück, das bisher auf Kreuzbronn zu Hauſe war, fortſetzen mögen, indem Adrian und Grazia eine Verbindung ſchließen, die Gott ſegnen wolle. Ihre Charaktere ergänzen ſich ſchön; ihre Neigungen begegnen ſich; ſtarker Familienſinn und fromme Pflichttreue iſt in Beiden vorherrſchend: das ſind Bedingungen, unter denen zwei gute Menſchen ſehr glücklich werden können.

„In dieſem Fall würde ſich nichts für meine geliebte Frau verändern: ſie bliebe vereinigt mit Adrian und Grazia. Und mein armer kleiner Bernardin fände dann in Adrian das, was für Adrian geweſen zu ſein mein Stolz und meine Freude iſt: ein Vaterherz."

Mit ruhiger Stimme, aber mit feucht ſchimmernden Augen hatte Adrian bis zu Ende geleſen. Da ſtand er auf, kniete vor Euphroſyne nieder, nahm ihre Hände in die ſeinen und ſagte:

„Und ſo wirſt Du denn zum zweiten Mal meine Mutter ſein?"

Sie ſchlang die Arme um ſeinen Nacken, küßte ſeine Stirn und ſagte mit dem Ausbruch reinſter Freude:

„O mein Gott! die Erfüllung dieſes geheimen Wunſches, den ich kaum wagte, meinem Mann je auszuſprechen, weil ich alles einer höheren Fügung überlaſſen wollte, — tritt alſo wirklich ein! O, unter allen Umſtänden hätte es mich beglückt, mein Adrian! . . . aber jetzt um ſo mehr, als ich ſicher bin, Dich hier im Hauſe und auf dem Platz zu behalten, der — nur phyſiſch nicht leer iſt."

„Aber ich muß meine Studien vollenden," ſagte Adrian, „und die üblichen Examina machen, denn ich weiß, es iſt des Vaters Wunſch."

„Auch der meine!" rief Euphroſyne. „Lerne, ſtudiere, bereichere Dich mit allem Wiſſen und mit allen Kenntniſſen, die den Geiſt entwickeln und bilden; — aber ſei in zweifacher Weiſe der Sohn unſeres Hauſes und unſeres Herzens!"

„Und Grazia?" fragte Adrian.

Ehe Euphroſyne antworten konnte, ſchlug Grazia die Vorhänge der Tür ein wenig auseinander, ſteckte ihren Kopf hindurch und fragte mit ihrer ſtrahlenden Heiterkeit, die auf der dunkeln Folie ihres Familienlebens troſtvoll wie ein Sonnenſtrahl zwiſchen Wolken war:

„Darf ich lauſchen?" — Doch ſchnell ſetzte ſie mit verändertem Ton hinzu:

„Mama in Tränen? . . . Adrian nah' daran? . . . O ſeid nicht traurig . . . . das Kreuz kommt von Gott:" — und ſie kniete neben Adrian vor Euphroſyne nieder.

„Wir ſind nicht traurig," ſagte Euphroſyne gerührt. „Ich beſprach mit Adrian einen Wunſch Deines Vaters, meine Grazia . . . wobei auch Du ein Wort zu reden haſt."

„O!" rief Grazia, „was Papa wünſcht, das wünſcheſt Du — und was meine Eltern wünſchen, tue ich unbedingt."

„Wohlan, Kind, wir wünſchen, daß Ihr beide, Adrian und Du, dereinſt Euer Glück in Eurer ehelichen Verbindung finden möchtet."

„Daran hab' ich nie gedacht," ſagte Grazia unbefangen. „Iſt es aber Gottes Wille, ſo werde aus meinem Bruder mein Herr und Gemahl.“

Adrian reichte ihr die Hand. Sie ſchlug ein.

„So bleibt es nun zwiſchen uns, Adrian!“ ſagte ſie.

Tags darauf ging er nach Heidelberg zurück. Euphroſyne hatte ihm vorgeſchlagen, eine andere Univerſität zu beſuchen. Allein er lehnte es ab.

„Wenigſtens noch für dies Semeſter,“ entgegnete Adrian; „denn von Heidelberg kann ich gar leicht ab und an herkommen und nach dem Vater ſehen.“

Zum Weihnachtsfeſt kam Adrian wieder nach Kreuzbronn. Die heilige Nacht warf ihren übernatürlichen Freudenglanz auf all dieſe Seelen, in denen das übernatürliche Leben ſo ſtark war, daß ſie die wonnevolle Gnade dieſes göttlichen Myſteriums mit frohlockendem Herzen begrüßte. Die Kirche war feſtlich erleuchtet. Pater Smaragd las, als ob er von Engeln unſichtbar unterſtützt werde, die drei heiligen Meſſen des Feſtes. Grazia hatte mit einigen jungen Mädchen des Dorfes ſchöne Weihnachtslieder eingeübt. Arme Kinder erfreute ein reicher Chriſtbaum; alte Leute — paſſende Gaben. So weit Euphroſyne und Grazia es nur irgend vermochten, verbreiteten ſie Freude und feierlichen Glanz um dies lieblichſte aller

Kirchenfeſte. Daß Adrian es mit ihnen beging, fromm, froh und innig, als habe er nie Kreuzbronn verlaſſen, machte beide namenlos glücklich. Nebenbei plünderte Grazia ſeinen Geldbeutel bis auf den letzten Kreuzer. Er ſagte lachend:

„Um nach Heidelberg zurückzukommen, muß ich nun entweder betteln oder Schulden machen.. Was iſt Dir lieber?“

„Betteln!“ ſagte ſie höchſt ernſthaft. „Der Bettler kann ein Heiliger ſein, wie der heilige Servulus und der ſelige Benedikt Labre . . . und die heilige Eliſabeth war ja auch eine zeitlang eine Bettlerin. Aber ein leichtſinniger Schuldenmacher iſt kein Heiliger!“

„Du paßt aber gar nicht für die Welt, Grazia!“ ſagte er gerührt.

„Drum bleib’ ich auch fein ruhig in Kreuzbronn,“ erwiderte ſie gelaſſen.

Keinem von beiden fiel es ein, die mindeſte Veränderung in ihr geſchwiſterliches Verhältnis treten zu laſſen. Grazia, die mit ihrer Lebhaftigkeit immer einen ſo himmliſchen Maßſtab zu finden wußte, ſagte einmal:

„Adrian, weißt Du wohl, daß die heilige Eliſabeth und ihr Gemahl, Landgraf Ludwig von Thüringen, von Kindheit an ſo zuſammen aufgewachſen ſind, wie wir? Iſt das nicht ſchön? Mir gefällt es ſehr, daß wir ein ſo heiliges Beiſpiel haben."

„Ach!" rief Adrian mit einem Anflug von Schwermut, „wie früh mußte doch Ludwig ſterben ... und in welcher Trübſal Eliſabeth ſich heiligen!"

„Glaubſt Du denn, daß man mir nichts dir nichts in die Heiligkeit hineinſpringt?" fragte ſie.

Der Neujahrstag des Jahres 1856 war der letzte vor Adrians Abreiſe von Kreuzbronn. Am Nachmittag machte er einen großen Spaziergang mit Bernardin, der ein außerordentlich lebhaftes Kind war und nie genug der Bewegung im Freien, trotz Wind und Wetter, finden konnte. Sie gingen in die Berge, die hinter dem Schloßhügel ſich erhoben. Der Vorwinter hatte ſchon viel Schnee und auch etwas Froſt gebracht; jetzt aber herrſchte gelindes Tauwetter, ſo daß die Luft angenehm und das Gehen auf der noch immer feſten Schneedecke ganz leicht war. Seitdem Adrian wußte, daß Bernhard ihn zum Pflegevater Bernardins beſtimmt hatte, hing er mit beſonderer Zärtlichkeit an dem Knaben, der überhaupt, wie das bei dem Jüngſten in einer Familie häufig vorkommt, das Schooßkind aller war. Er ſtreifte weit umher mit Bernardin, der immer noch weiter zu gehen begehrte. Die Winterlandſchaft war ſo ſchön! Aber es wurde früh Nacht und dunkelte ſchon, als ſie endlich die Rückkehr antraten. Auf gebahnten Wegen waren ſie überhaupt nicht gegangen; doch der Schnee trug ſie. Mit dem ſinkenden Abend trat ſehr ſtarkes Tauwetter ein. Der Schnee ſchmolz unter ihren Füßen, wurde zugleich glatt und weich, ſo daß ſie keinen feſten Tritt mehr hatten und langſam einen ziemlich ſteilen Abhang erklimmten.

„Bergab wird es leichter gehen, nicht wahr?“ fragte Bernardin müde und kleinlaut.

„Sei nur recht vorſichtig und folge mir Schritt vor Schritt,“ ſagte Adrian beruhigend. Aber ihm ſelbſt war nicht wohl zu Mut, denn man hatte im Herbſt einen Teil des Waldes gefällt und dadurch die Gegend verändert. Die Tannen fehlten, an denen Adrian gewohnt war, ſich zu orientieren, und je finſterer es wurde, deſto fremder und unbehaglicher war ihm die ganze Umgebung. Er rief ein paar Mal in's Dunkel hinein, in der Hoffnung, daß Holzſchläger oder Kohlenbrenner um die Wege ſein könnten. Alles blieb ſtill. Nur der Tauwind begann hohl zu gehen und die ſchweren Wolken löſten ſich in Regen, der auf dem Boden eine feuchte Glätte hervorrief, die jeden Schritt unſicher, ja gefährlich machte. Bernhardin fing an zu weinen vor Erſchöpfung und Angſt. Adrian zog ſeinen Paletot aus, hüllte den Knaben hinein, ſetzte ihn auf einen abgehauenen Baumſtamm und gebot ihm, ſich ganz ruhig zu verhalten; er wolle ſuchen, einen ſicheren Weg und die gerade Richtung heimwärts zu entdecken.

So lange Bernardin Adrians Schritte und deſſen ermunternden Zuruf in der Nähe hörte, blieb er auf ſeinem Platz und raſtete von ſeiner Ermüdung. Als aber Adrian ſich mehr und mehr entfernte, überfiel den Knaben in der dunkeln Bergeinſamkeit eine unnennbare Angſt. Er ſchrie ſo verzweiflungsvoll:

„Adrian, komm' zurück! ich ſterbe, Adrian!" daß ſich Adrian um ſo leichter zur Umkehr entſchloß, als er in der eingeſchlagenen Richtung immer tiefer in den Wald hinein geriet und folglich von Kreuzbronn ſich entfernte.

„Ich ſterbe vor Angſt . . . ſo ganz allein in der Finſternis und in der Kälte." ſagte Bernardin und umklammerte Adrian mit beiden Armen.

„Sei vernünftig, Bernardin! Entweder gehſt Du jetzt mit mir oder Du warteſt hier, wo Dir nicht das Mindeſte zuſtoßen kann, ganz ruhig auf meine Rückkehr und verſuchſt inzwiſchen ein kleines Feuer zu machen. Hier iſt mein Feuerzeug und trocknes Gezweig. Was willſt Du nun?"

„Hier warten und Feuer machen," ſagte Bernardin erfreut über den letzten Vorſchlag, den Adrian nur gemacht hatte, um dem Kinde eine Beſchäftigung zu geben, da der Boden, die Luft und das Reiſig viel zu feucht waren, um ein Feuer brennen zu laſſen.

„Nun verliere nicht die Geduld, wenn's auch langſam mit dem Feuermachen geht, Bernardin, denn ich komme erſt dann wieder, wenn ich mich zurecht zu finden weiß."

„Kommſt Du aber auch gewiß wieder? Läßt Du mich nicht die ganze Nacht hier ſitzen?" fragte Bernardin in Angſt zurückfallend, als ſich Adrian entfernte.

„In einer viertel oder halben Stunde bin ich wieder hier," ſagte Adrian. „Halte Dich ruhig auf dieſer Stelle und denke an Dein Feuer!"

Anfangs befolgte Bernardin dieſen Rat; allein die Zündhölzchen waren verbraucht, ohne daß das Reiſig Feuer gefangen hätte. Ihn fror, ihm wurde die Zeit fürchterlich lang. Kein Kind hat einen Begriff von der Zeit! Langweilt es ſich fünf Minuten, ſo ſcheint ihm das eine halbe Ewigkeit. Dazu die Finſternis, der feine durchkältende Regen, der hohle ſüdliche Tauwind, das Waldesrauſchen auf den fernen Bergen! Ein namenloſes Grauen überfiel das Kind. In dem unſichern dämmernden Schneelicht erſchienen ihm die abgehauenen Baumſtumpfe wie unheimliche Tiere, wie geſpenſtiſche Zwerge, wie Ungeheuer, die ihm ein Leid antun wollten. Nichts iſt leichter zu höchſter Angſt aufzuregen, als die Phantaſie eines Kindes — und es begann wieder ſein klägliches Rufen nach Adrian. Dieſer antwortete, wenn er den Ruf hörte, was nicht immer der Fall war, weil der Wind den Schall forttrug — und ging weiter und weiter, ſeinen Weg ſuchend. Plötzlich blieb er ſtehen und eine ſchwere Laſt fiel ihm vom Herzen, denn gerade vor ſich, abwärts, in der Ferne, ſah er mehrere Lichter nah beiſammen: das waren die Fenſter des Kreuzbronner Schloſſes! Tief und freudig atmete er auf; — da hörte er wieder Bernardins Ruf, aber ihm war, als komme der Schall diesmal von einer andern Stelle. Bernardin wird doch nicht ſeinen Platz verlaſſen haben und umherirren? Kaum flog dieſer unheimliche Gedanke durch Adrians Sinn, ſo trat er ohne zu ruhen den Rückweg eiligſt an, während er, ſo laut er konnte, den Ruf erwiderte. Da aber vernahm er einen gellenden kurzen Schrei — und dann nichts mehr. Iſt er ohnmächtig geworden? fragte ſich Adrian in heftiger Aufregung und eilte ſo raſch wie möglich durch aufgeweichten Schnee und Waldgeſtrüpp, über Baumwurzeln und Geſtein, auf den Platz zu, wo Bernardin ſein ſollte. Er fand auch ganz leicht den Baumſtamm, da er ſich über die Lage von Kreuzbronn orientiert hatte und auf dieſem Bergabhang zu Hauſe war; . . . aber er fand nicht Bernardin . . und er hörte ihn auch nicht mehr. Eine gräßliche Angſt erfaßte Adrian. Wo war das Kind?

Wo es ſuchen? Ihm ſchwindelte der Kopf und ſein Herz pochte, als wolle es die Bruſt zerſprengen. Da beſann er ſich auf die Richtung, aus welcher der letzte Ruf und dann der Schrei gekommen waren; — dahin wendete er ſich . . . aber mit unbeſchreiblicher Beklommenheit, denn dieſe Richtung führte an den Rand der Schlucht, die ein Waldbach, aus dem höheren Gebirge kommend, in den Bergabhang geriſſen hatte. Im Sommer ein allerliebſter murmelnder Bach, verwandelte er ſich durch Regen und Schnee in ein reißendes Wildwaſſer. Dahin richtete Adrian zagend ſeine Schritte — bald ausgleitend, bald über Baumwurzeln ſtrauchelnd, bald in aufgeweichte Schneehaufen ſinkend. Ab und an blieb er ſtehen und lauſchte; aber Bernardin war verſtummt. Als er der Schlucht näher kam, hörte er das Waſſer rauſchen. Plötzlich warf er ſich mit aller Kraft rückwärts, ſo daß er zu Boden fiel, denn er fühlte, daß ſeine Füße auf einen ſchlüpfrigen, mit leichtem Glatteis überzogenen Abhang geraten waren, auf dem er ſich nicht halten konnte. Da iſt Bernardin hinabgeſtürzt! Das bedeutete ſein gellender Schrei! ächzte Adrian. Er beſann ſich. Sollte er vom Schloß Hülfe holen? Aber damit verging mindeſtens eine Stunde! — Sollte er allein die Rettung verſuchen? Konnte er ſie ermöglichen? Er faltete die Hände und erhob ſeine Seele zu Gott. In dieſer Stille hörte er durch das Rauſchen des Baches von unten kommend ein leiſes ſchmerzliches Stöhnen. Er iſt's! er lebt! ich muß ihn retten! mein Bernardin! ſchrie Adrian laut auf. — —

Vorſichtig verließ er ſeinen gefährlichen Platz und ging längs der Schlucht etwas abwärts auf eine alte Tanne zu, die er gut kannte, denn ein Teil ihrer unterwaſchenen Wurzeln lag frei an der Wand der Schlucht und oft hatte er ſich als Knabe ihrer bedient, um zum Bach herabzuklettern — freilich nie in ſolcher Jahres- und Tageszeit. Bei der Tanne angelangt, umfaßte er ſie, bog ſich über den Rand der Schlucht und rief Bernardin. Wieder antwortete ein leiſes Stöhnen, gerade unterhalb ſeines Standpunktes. „Das Waſſer hat Dich bis hieher fortgeriſſen? nicht wahr, Bernardin?“ rief Adrian hinab, mehr um ein Wort von dem Kinde zu hören, als um ſich zu überzeugen, daß es dort liege. Er bekam aber keine andere Antwort, als leiſes Wimmern. Da begann er auf den Wurzeln der Tanne in die Schlucht hinabzuſteigen. Sie reichten aber bei Weitem nicht bis auf den Grund, nicht einmal bis an die Oberfläche des Waſſers, deſſen Tiefe er nicht beurteilen konnte. Und doch mußte er auf dieſer Stelle hinab! Nachdem er an keiner Wurzel und keiner Wurzelfaſer mehr ſich halten konnte, klammerte er ſich mit den Händen und Knien an hie und da vorſpringendes

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Geſtein, und glitt und ſtieg und ruſchte mehr und mehr hinab, bis ſeine Füße die Oberfläche des Waſſers erreichten und endlich auf die Steine des Grundes ſich ſtellten. Das Waſſer ging ihm nur bis an die Knie und mit grenzenloſer Freude berührte er, als er ſich bückte und die Arme tappend ausſtreckte, Bernardins Geſicht, deſſen Kopf wider einen Felſenvorſprung — der Leib aber in Waſſer und Schnee lag. „Nun biſt Du gerettet, mein Bernardin!“ rief Adrian; „nun gib mir Deine Hand.“ Aber Bernardin rührte ſich nicht und wimmerte auch nicht mehr. Er iſt ohnmächtig! ſeufzte Adrian. Er hob das Kind auf und nahm es auf den Arm. Aber der ſtarre, unbewegliche Körper konnte ſich keine Hülfe geben und ſich nicht im Gleichgewicht halten. Adrian mußte ihn auf beide Arme nehmen. So trug er ihn, im Bett des Baches gehend, abwärts. Es blieb ihm nichts anderes übrig, denn er konnte nicht mit dieſer Laſt und gleichſam ohne Arme die Wände der Schlucht erklimmen. Aber es war ein ſchrecklicher Weg, denn der Bach ſchoß raſch abwärts und trieb ihn, während die durchdringende Kälte des Schneewaſſers ihn lähmte und der ſteinige unſichere Grund ihn jeden Augenblick ſtraucheln machte. Adrian fühlte, wie er müde und immer müder wurde, und wie ein eiſiger Froſt ihn durch Mark und Bein kroch, während ſein Kopf fieberhaft glühte — und wie über ſeinen rechten Arm, auf welchem Bernardins Kopf lag, eine ſchauerlich warme Feuchtigkeit rieſelte. Da begann er um Hülfe zu rufen. Er ſchleppte ſich weiter mit ſeiner Laſt, deren Gewicht bei jedem Schritt ſchwerer wurde. Er ſpähte umher nach einem Ruhepunkt. Die Wände der Schlucht hatten ſich geſenkt. Auf der einen Seite hingen die Zweige eines Weidenbaumes ſo tief hinab, daß Adrian meinte, ſie erfaſſen und ſich an ihnen aus dem Bach auf feſten Boden ſchwingen zu können. Er legte den bewußtloſen Bernardin über ſeine linke Achſel und verſuchte, mit der rechten Hand die Zweige zu ergreifen. Es mißlang ein paar Mal. Dazwiſchen rief er immer angſtvoller um Hülfe und lauſchte geſpannt auf Antwort. Umſonſt. Der Bach rauſchte nur! Noch einmal mit höchſter Anſtrengung bemühte ſich Adrian die Zweige zu erfaſſen und ſich an ihnen aus dem Bach zu ſchwingen. Und es gelang. Allein der Schneeklumpen, auf den er am Ufer ſeine Füße ſtellte, war durchweicht, gab nach und ſtürzte in den Bach, ſo daß Adrian jetzt an den Weidenzweigen, die er zum Glück krampfhaft feſthielt, in freier Luft ſchwebte. Aber die Zweige bogen ſich und zugleich fühlte er, wie ſeine Hand allmählig erſtarrte und von ihnen abglitt. Brachen jene oder erlahmte dieſe, ſo ſtürzte er mit Bernardin in das ſteinige Bett des Baches zurück. Es ſauſte ihm vor den Ohren, vor den Augen tanzten ihm Feuerfunken und im Gehirn pochte ein Hammer. Da hörte er ganz deutlich den Ruf: „Wo? wo?“ — „Hieher! hieher!“ ſchrie er und die Hoffnung gab ihm wieder etwas Kraft. „Hieher! aber ſchnell!“ — Und immer näher kam die tröſtende Stimme: „Nur Geduld .... ich komme .... Mut! Mut! .... ich bin gleich da!“ — Adrians Kräfte verſagten. Sein erlahmter Arm und ſeine erſtarrte Hand zitterten. Mein Gott! ächzte er, rette das Kind! — Nicht einen Augenblick fiel es ihm ein, daß er ſich, ohne das Kind, ganz leicht retten konnte! Bernardin war ſein letzter klarer Gedanke; — ihm ſchien, es breche ein Licht über ihn an. — —

Eine Laterne war's! Der Mann, der ſie trug, ſprang entſchloſſen vom Ufer in den Bach und ſagte:

„Laſſen Sie den Knaben herabgleiten, ich fange ihn auf. Das macht Ihren linken Arm frei. . . . Sie arbeiten Sich ſchon an den Zweigen fort .... dicht am Baum, bei der Laterne, ſtehen Sie feſt ... dann können Sie mir helfen.“

So geſchah es. Erſt, als er ſich auf feſtem Boden befand und im Licht der Laterne Bernardin auf dem Arm ſeines Retters geborgen neben ſich ſah, erſt da ſprach Adrian, wie aus tiefem Schlaf erwachend:

„Amandus! .... woher zu ſo ſpäter Stunde?“

„Späte Stunde, Baron Adrian? Es wird ſieben Uhr ſein! Pater Smaragd hat mich in's obere Dörfchen zu armen Kranken mit einem Neujahrswunſch geſchickt .... und da es ſehr finſter wurde, gaben mir die guten Leute die Laterne mit. Aber fort! fort! wir müſſen eilen, wenn Sie noch Kraft zum Laufen haben.“

„O,“ ſagte Adrian, „jetzt, da Bernardin gerettet iſt, fühle ich keine Ermüdung.“

Er nahm die Laterne, Amandus trug Bernardin; ſo eilten ſie nach Kreuzbronn. Schon im Dorf kamen ihnen Leute mit Laternen entgegen, die Euphroſyne, befremdet durch ihren überlangen Spaziergang im Finſtern, ausgeſchickt hatte. Die Leute entſetzten ſich über den Anblick, den Bernardin und Adrian boten: Beide waren mit Blut bedeckt und ſahen aus wie Leichen — nur mit dem Unterſchied, daß der eine ſich noch mühſam auf den Füßen hielt, während der andere ſtarr auf den Armen des Amandus hing.

„Auf's Schloß! auf's Schloß! geſchwind .... und dann ein Reitknecht zum Doktor!“ ſagte Adrian — und zwei Männer nahmen dem erſchöpften Amandus ſeine traurige Bürde ab. Vor dem Schloß wurden die Ankömmlinge von den Dienern mit lauter Freude begrüßt, ſo daß Euphroſyne und Grazia dadurch deren Heimkehr erfuhren. Grazia eilte ihnen bis unter das Portal e[illegible]gen:

„Endlich! endlich!“ rief ſie; — aber das Wort erſtarb auf ihren Lippen bei dem ſchrecklichen Anblick, der ſich ihr in der hellen Beleuchtung von Lampen und Lichtern bot. Außer ſich vor Schmerz rief ſie: „Tot! Bernardin! .... tot!“

„Nein!“ rief Adrian und ſank bewußtlos hin.

Es entſtand ein großer Tumult. Alle Dienſtboten liefen in der untern Halle zuſammen. Die Frauen weinten; die Männer redeten durcheinander; Grazia lag neben Bernardins entſeelter Hülle auf den Knieen und weinte, daß es Steine hätte erbarmen können. Da kam Pater Smaragd mühſam auf Amandus geſtützt in die Halle und ſagte ruhig:

„Bringt doch jeden in ſein Zimmer und erwärmt ihn! .... Der arme kleine Bernardin iſt in das Bergwaſſer geſtürzt und Baron Adrian hat ihn gerettet. So erzählt Amandus, der ihnen zu Hülfe kam. Nur ſchnell den Arzt geholt!“

„Leben ſie denn noch?“ fragte Grazia und erhob ſich.

„Das hoffen wir!“ ſagte Pater Smaragd. Ach, er wußte wohl, daß ſich dieſe Hoffnung nur auf Adrian beziehe. Amandus hatte ihm geſagt, er habe den Kleinen ſchon entſeelt gefunden. „Nun zur Mutter, Grazia! .... und gefaßt!“ ſetzte er hinzu.

„Nein,“ ſprach ſie beſonnen, „gehen Sie allein zu ihr und halten Sie ſie ein wenig auf. Ich will ſorgen, daß ſie Bernardin nicht in dieſem furchtbaren Zuſtand ſehe.“

Sie flog davon. Euphroſyne war bei Bernhard, ahnungslos. Sie hatte wohl den Lärm unten im Schloß gehört, aber ihn auf irgend ein kleines Abenteuer der verſpäteten Spaziergänger bezogen. Als ein Diener mit verſtörter Miene den Pater Smaragd meldete und dieſer zu ſo ungewohnter Stunde erſchien, erblaßte ſie und fragte:

Darf ich mich über Ihr Kommen freuen, mein Pater?“

„Bernardin hat einen Unfall gehabt,“ ſagte er.

Das genügte ihr. Fort war ſie. Er blieb allein mit Bernhard, der ſtill an einem Schachbretttiſchchen ſaß und gedankenlos die Figuren aufſtellte. Er hatte ſonſt ſehr gern und ſehr gut Schach geſpielt; jetzt benahm er ſich wie ein unmündiges Kind, das aus dem erſten beſten Gegenſtand ſein Spielzeug macht. Eine erbarmenswerte Erſcheinung! Pater Smaragd fragte nach ſeinem Befinden. Bernhard ſprach ein paar Worte ohne Zuſammenhang, allein in ſeinem Blick war etwas, als ob er den Pater wohl kenne. Dieſer ſchwieg nun und ſah den Kranken nur liebevoll an. So verſtehen wir uns beſſer! ſprach er wehmütig zu ſich ſelbſt; — o armes Menſchengebilde, ſo gering und gebrechlich biſt Du, daß ein einziger, auf Dein Gehirn drückender Blutstropfen genügt, um Deinen phyſiſchen Organismus zu zerrütten und ihn unfähig zu machen, der Träger Deines geiſtigen Weſens zu ſein. Dieſes verſchwindet unter der materiellen Verwüſtung, wie die Triebkraft der Natur unter der Schneedecke des Winters — für eine Zeit. Aber die Ewigkeit, o Du armes Menſchengebilde, die Ewigkeit gehört Dir dennoch . . . und deshalb biſt Du nicht ſo arm und gering, wie es unter dieſer Erniedrigung des Staubes dem irdiſchen Sinn erſcheint. Dir gehört die Ewigkeit und Du gehörſt ihr an, denn der menſchgewordene Gott der Offenbarung hat geſagt: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer davon ißt, der wird leben in Ewigkeit.“ Guter Bernhard, für Dich bricht jenſeits des Grabes ein ſeliger Frühlingstag an. — — —

Der Arzt kam. Er fand Bernardin entſeelt; die Wunde am Hinterkopf hatte ihn getötet. Adrian lag im Starrkrampf. Eine ſo traurige Nacht hatte noch niemand auf Kreuzbronn erlebt. Es folgte ihr ein ebenſo trauriger Winter. Neben drei Särgen und zwiſchen zwei ſchwer Kranken ſtanden Euphroſyne und Grazia. Aber ſie ſtanden da unter dem Kreuz. Jetzt, nach Erhards Bekenntnis, hatte Grazia noch ihr beſonderes, ihr ſchwerſtes Kreuz zu tragen.

Die Sühne.

Kreuzbronn 1856.

Emanuel war wieder da! Seit Jahren hatte er ſich nicht ſehen laſſen. Teilnehmend und liebevoll hatte er ſtets bei all den traurigen Ereigniſſen an Euphroſyne geſchrieben und ſich entſchuldigt, daß er nicht zu ihr eilen könne mit ſeinen Studien, Reiſen, Examina und all den Vorwänden, die ſich ſtets in Maſſe finden .... wenn man ſie ſucht. Unbewußt wollte er ebenſo ſehr in ſeinen eigenen Augen, als vor Euphroſyne ſich rechtfertigen. Die Welt hatte während dieſer Jahre die Hand auf Emanuel gelegt. Was die berührt — da bleibt ein Fleck. Und wie hätte ſie ihn nicht berühren ſollen, dieſen brillanten jungen Mann, voll Talent, voll Leidenſchaft und ohne feſte Grundſätze! das waren lauter gefährliche Anhaltspunkte. Er war nicht ohne Gemüt, nicht ohne Schwung der Gedanken und Gefühle, nicht ohne Sinn für alle hohen Intereſſen, welche der Teilnahme eines edlen und gebildeten Menſchen würdig ſind; aber dies alles wankte und ſchwankte ohne Baſis, bruchſtückweiſe und ungeordnet, unter dem Hauch wechſelnder Einflüſſe in ihm hin und her. So war er aufgewachſen: ſo war er geblieben. Der Kern ſeiner Erziehung trug ihre Frucht. Er war, was die große Mehrzahl der jungen Männer heutzutage iſt: charakterlos und unſelbſtſtändig; — denn ſelbſtſtändig iſt man nur dann, wenn man die Fertigkeit ſich angeeignet hat, nach ewigen Prinzipien zu urteilen und zu handeln. Eine wilde Ungebundenheit des Lebens iſt genau der Gegenſatz zur Selbſtſtändigkeit. Da nun gerade dieſe willkürliche Ungebundenheit, die kein anderes Geſetz anerkennen will, als dasjenige, welches vom Ich diktiert wird — von der Leidenſchaft, dem Vorurteil, der politiſchen oder Privat-Meinung, dem Vorteil des Ich's, mit einem Wort: von der kraſſeſten Selbſtſucht! — da nun gerade ſie das Lebenselement iſt, worin der größte Teil der Männerwelt heutzutage ſchwimmt und ſchwelgt: ſo entſpringt daraus der unerhörte und unerhört traurige Mangel an Charakteren, der in der Gegenwart ſo kläglich zum Vorſchein kommt.

Emanuel hatte aber auch ſeine Vorzüge und war das, was nur die Minderzahl der jungen Leute iſt: ſehr angenehm im täglichen Leben, unterrichtet, von guten Manieren und talentvoll. Er betrachtete die Epoche, die hinter ihm lag, als durchaus abgeſchloſſen — als ob es keine Faden gäbe, welche die Gegenwart des Menſchen mit ſeiner Vergangenheit und Zukunft mehr verbinden, als ihm lieb iſt, wenn er dieſe Faden nach allen vier Winden hin gedankenlos flattern läßt.

„Ich komme mit den Äquinoctial-Stürmen," ſagte er zu Euphroſyne; „aber in mir ſind ſie überwunden und ich bin nun im Gleichgewicht."

„Womit?" fragte Euphroſyne ſanft.

„Womit? . . . . aber, Roſinerl, wie Du nur fragſt . . . . womit? — Nun, mit mir ſelbſt."

„Kind, das hat ja gar keinen beſtimmten Sinn!" entgegnete ſie mit ihrem freundlichſten Ton und Blick. „Wenn Du geſagt hätteſt: im Gleichgewicht zwiſchen Streben und Pflicht, oder zwiſchen Willen und Erkenntnis" . . . —

„Nun ja, das meinte ich!" rief Emanuel. „Wenn Du aber die Dinge ſo ungeheuer beſtimmt ausdrückſt, ſo machſt Du mir angſt und bange."

„Warum denn?"

„Weil ich nicht genau weiß, ob ich es mit derſelben Entſchiedenheit ſo meine! . . . . Jemand hat geſagt — Gott weiß wer! aber es war ein verſtändnisvoller, die menſchliche Gebrechlichkeit würdigender Kopf: „Glissez, mortels! n'appuyez pas." Überhingleiten, fortſchlüpfen muß der Menſch, auch mit ſich ſelbſt und nicht ſo enorm auf den Grund gehen und ſehen und bohren."

„Was gefällt Dir denn ſo an dieſer oberflächlichen Auffaſſung der Dinge in und außer uns?"

„Daß ich nicht allzu unzufrieden mit mir zu werden brauche," ſagte Emanuel aufrichtig."

„Armer Emanuel," ſagte Euphroſyne liebreich.

Er lebte ſich in Kreuzbronn und mit deſſen Bewohnern ſo vollkommen ein, als ſei es ſeine wahre Heimat. Für Bernhard war jeder Beſuch und jeder Umgang wie nicht vorhanden. Da er nicht mehr Treppen ſteigen und ausfahren konnte, bezog er mit dem Beginn der beſſeren Jahreszeit Zimmer in dem untern Stockwerk des Schloſſes, aus denen er in einem Rollſtuhl auf die Terraſſe gebracht werden konnte. Dabei war Emanuel immer hülfreich, immer bereit, einen kleinen Dienſt zu leiſten. Die Geduld und Ergebung, die Euphroſyne und Grazia Bernhards Zuſtand entgegenſetzten, ging auch auf ihn über. Trauriger und aufregender war das Leid, das die Familie um Adrian trug; aber dafür war es auch mit Hoffnung gemiſcht. Seit jenem ſchmerzlichen Neujahrsabend überfiel ihn zu Zeiten ein Starrkrampf, der ihn in eine Bildſäule verwandelte und ihm, nach dieſer furchtbaren Anſpannung der Nerven, eine tötliche Erſchöpfung zurückließ. Dieſer Zuſtand war zum erſten Mal eingetreten, als Adrian die Gewißheit von Bernardins Tod erfuhr. Bleich, ſtarr, ſtumm, unbeweglich und von niemand zu bewegen, ſtand er in einer und derſelben Stellung über eine Stunde wie eine Bildſäule neben der kleinen geliebten Leiche. Alle, die es ſahen, überfiel ein Grauen. Keiner hatte je ſo etwas erlebt. Der Arzt befahl, ihn ruhig ſtehen zu laſſen, bis der Krampf der überreizten Nerven von ſelbſt ſich löſe; dann müſſe man Mittel anwenden, um die Wiederkehr zu verhüten. Dennoch kehrte er wieder und in Folge der Schwäche, die er zurückließ, bemächtigte ſich eine tiefſchwermütige Stimmung Adrians. Er betrachtete ſich als den unfreiwilligen Mörder Bernardins: durch ſeine Schuld ſei das Kind umgekommen. Und wenn man ihm ſagte, er habe ja gerade das Gegenteil — und alles getan, um Bernardin zu bewahren und zu retten, ſo gab er beſtändig zur Antwort:

„Ihr ſprecht ſo, um mich zu tröſten! aber Ihr wißt es anders. Ohne mich hätte Bernardin nie einen ſolchen Spaziergang gemacht. Alſo bin ich, wenigſtens indirekt, die Veranlaſſung ſeines Todes.“

Der Arzt fand es geraten, ihn ſo bald wie möglich von Kreuzbronn zu entfernen. In Heidelberg, bei ſeinen Studien, unter anderen Umgebungen und in geſchickter ärztlicher Behandlung, werde die Elaſtizität der Jugend leichter den Choc überwinden, den die Nerven bekommen hätten. Adrian ging nach Heidelberg und befolgte pünktlich die ärztlichen Vorſchriften. Allein bald ſchrieb einer ſeiner Freunde an Euphroſyne: es ſei gefährlich, ihn allein zu laſſen, da der Starrkrampf ihn zuweilen auf der Straße befalle. Euphroſyne ſchickte Bernhards bewährten und erfahrenen Kammerdiener nach Heidelberg, um Adrian ſo wenig wie möglich zu verlaſſen. Aber dies verſetzte Adrian in die tiefſte Niedergeſchlagenheit. Er ſei kein Unmündiger, der einen Aufſeher — kein Kranker, der eine beſtändige Pflege bedürfe; ſeine körperlichen Leiden wären geringe und für das, was er am Herzen leide, gebe es kein Heilmittel. Nach acht Tagen rief Euphroſyne den Kammerdiener zurück, der bei Bernhards Pflege für die Dauer nicht zu entbehren war. Überdas hatte Adrian während deſſen Anweſenheit kein einziges Mal den Krampf gehabt. Aber die liebevolle Euphroſyne entſchloß ſich zum erſtenmal in ihrem Leben zu einer Trennung von Bernhard, um zu verſuchen, ob ſie vielleicht durch Anregung ſeiner moraliſchen Kraft günſtig auf Adrian wirken könne. Sie ging nach Heidelberg und ließ ihn zu ſich in den Gaſthof rufen. Als er bei ihr eintrat, und ſie ganz allein fand, ohne Mann, ohne Kind, in der öden Elegance eines Gaſthofzimmers — warf er ſich in Tränen vor ihr nieder, legte den Kopf auf ihre Knie und ſagte ganz überwältigt:

„O Mama! ich kann es nicht ertragen, welche Verſtörung und Zerrüttung ich in Dein armes, vielgeprüftes Leben bringe! Aber erlaube mir, mit Dir nach Kreuzbronn zurückzugehen. Ich kann dort gerade ſo gut geſund werden wie hier — und auf jeden Fall ſind wir alle beiſammen! — Dies Semeſter iſt ohnehin für mich verloren, da ich die Vorleſungen nicht pünktlich beſuchen kann."

„Nun, ſo komm' mit mir, Du Sohn meiner Seele!" erwiderte ſie zärtlich. „Aber vergiß mir nie, daß alles Leid, welches eine Mutter um ihr Kind trägt, ihre Liebe nur erhöht. Und je größer die Liebe, deſto größer das Glück. Es braucht ja nicht immer ein fröhliches Glück zu ſein, mein Adrian."

Sie beſprach ſich noch mit ſeinem Arzt, der vor der Hand möglichſte geiſtige Ruhe und viel Bewegung im Freien anriet, die zuweilen wirkſamer ſei, als alle andere Heilmittel, um das geſtörte Gleichgewicht des Nervenſyſtems wieder herzuſtellen. Später, im Lauf des Sommers, könne man vielleicht eine magnetiſche Kur verſuchen oder die Elektrizität anwenden, oder kaltes Waſſer. Adrian ſei kaum zwanzig Jahre alt, alſo noch nicht auf der Stufe ſeiner ganzen Kraftentwicklung. Erreiche er ſie, ſo ſei zu hoffen, daß ſie die Krankheit überwinden werde. Mit dieſer Hoffnung kehrten Euphroſyne und Adrian nach Kreuzbronn zurück und Emanuel fand ihn dort vor. Nichts war peinlicher, als Adrians Exiſtenz. Anhaltende geiſtige Arbeit war ihm unterſagt und doch ſollte er ſich beſchäftigen und zerſtreuen. Auf freie Luft und Bewegung war er angewieſen, aber er durfte weder reiten, noch allein ausgehen, aus Beſorgnis vor dem Krampfanfall, der ſich immer plötzlich und unberechenbar, zuweilen nicht einmal in acht Tagen und dann wieder ein paarmal in einem Tage einſtellte. So war er nach allen Seiten gebunden und beſchränkt. Dazu die ſchwermütige Stimmung, die ſtets ein krankes Nervenſyſtem zu begleiten pflegt. Nur fromme Reſignation konnte von ſeiner Seite dieſen Zuſtand ruhig tragen und von anderer Seite ihn ruhig tragen helfen. Das tat Euphroſyne mit aller Liebe einer treuen Mutter und das tat Grazia mit einer Hingebung, die außerhalb jedes natürlichen Antriebes lag. Zuerſt hatte ſie geſagt:

„Leben für Leben! Um Bernardin zu retten, iſt Adrian in ſeinen leidenden Zuſtand geraten: dafür müſſen wir ihn nun zu retten ſuchen.“

Später, nachdem ſie das traurige Geheimnis erfahren hatte, das wie ein verborgener Gifttropfen auf dem Wurzelſtamm ihrer Familie lag — da bildete ſich in der Stille ihres tiefen reinen Herzens der Entſchluß aus, in der Kraft der Liebe zu ihrem göttlichen Erlöſer, dem ſchwerbeleidigten — durch Buße und Opfer die Schuld zu ſühnen und heilige Einſprechungen, wie nur die Gnade ſie Denen verleiht, welche der Gnade treu ſind — und Licht von Oben, das die Kinder der Welt nicht ſehen, arbeiteten an ihrer Seele.

Emanuel ſtellte ſeine Betrachtungen über Grazia an. Ein wunderſames Mädchen! . . . . ſo unberührt von der Welt, wie der Stern am blauen Himmel von Gasbeleuchtung! In alten Zeiten ſtellte ich mir das Weib als Prieſterin des häuslichen Heerdes vor. Eine äußerſt ideale Auffaſſung des ſchönen Geſchlechts, mit der die Millionen von lebendigen Puppen, die ſich zu Kleiderſtöcken ihrer Crinoline gemacht haben, wenig zufrieden ſein werden. Gleichviel! dieſe Sorte iſt mir odios . . . . ich kehre zu meiner ſublimen Auffaſſung zurück. Grazia rechtfertigt ſie . . . . — und bei alle dem halte ich es für gar nicht unmöglich, daß man ſich gründlich in ſie verlieben könne — oder beſſer geſagt: ſie lieben. All das frivole Gerede paßt nicht zu ihr; dazu iſt ſie manchmal zu kindlich und manchmal — zu erhaben. Was nur der Odo Urſperg hier will? Er macht mir den Effekt, als wandle er auf Freiers Füßen um Grazia herum. Das wäre doch das Non plus ultra ſelbſtgefälliger Verblendung! der Aktenſchreiber, der! Nun . . . . den wollt' ich ſchon mit einem [illegible] [illegible]ines kleinen Fingers aus dem Sattel heben!

Emanuel hatte nicht falſch geſehen. Grazia war nach Bernardins Tode alleinige Erbin von

Kreuzbronn: das genügte, um ſie in Odo Urſpergs Augen aus einem naſeweiſen Perſönchen in ein charmantes Mädchen zu verwandeln. Er war zehn Jahr jünger, als ſein Bruder Bernhard, hatte eine große Neigung zum Gelde von ſeinem Vater geerbt und von Jugend auf unter dem Einfluß ſeiner Stiefmutter geſtanden. Obſchon er dasſelbe Vermögen wie Bernhard beſaß und vortrefflich damit zu ſpekulieren verſtand, ſo wäre ihm eine reiche Partie doch ungemein erwünſcht geweſen. Vermöge ſeiner Liebe zur Sparſamkeit ließ er, ſo lange der alte Baron lebte, keine Heiratsgedanken in ſich aufkommen, weil er ſich wohlberechnend ſagte: wenn er ſelbſt dereinſt ein vermögender Mann ſei, könne er auch größere Anſprüche an goldene Vorzüge einer Gattin machen. Aber als er nun wohlhabend wurde, da wurde er auch wähleriſch. Jenes reiche Mädchen war doch gar zu garſtig! jenes allerliebſte Mädchen, o Jammer! war ganz unbemittelt. Die reiche Schönheit, die er ſuchte, wollte ſich nicht finden laſſen. Da trat Bernardins unerwarteter Tod ein. Nun war eine reiche junge Erbin auf Kreuzbronn zu finden! Wie gierig werden ſich die Bewerber dahin drängen! murmelte Odo — und ging dahin. Er kam alljährlich; aber im Sommer. Die argloſe Euphroſyne ſchob dieſen Beſuch im rauhen März auf ſeine Teilnahme. Für Grazia war er eine Reſpektsperſon, mit welcher ſie nicht ſehr ſympathiſierte, weil es bei tauſend Veranlaſſungen zum Vorſchein kam, daß Odo's Liebe zu Gott und dem Nächſten auf dem Gefrierpunkt ſtehe. Aber er war ihr Onkel und hatte ſomit Anſpruch auf ihr freundliches Benehmen.

Odo war höchſt mißmutig, Emanuel in Kreuzbromm zu finden. Mußte mir denn der zuvorkommen! murmelte er. Emanuel aber fühlte inſtinktmäßig Odo's Abſichten und mit dem Inſtinkt der Rivalität quälte er ihn ſo viel wie möglich.

In einem ungemein behaglichen Zimmer ſaßen ſie beiſammen. Euphroſyne ſtickte ein Meßgewand, Grazia malte einen Strauß von Schneeglöckchen in Aquarell. Adrian las aus einem Roman von Fernan Caballero vor, aus der „Möve“, worin das ſpaniſche Volksleben ſo ungemein friſch und charaktervoll dargeſtellt iſt. Odo hatte zugehört — oder wenigſtens des Zuhörens ſich befliſſen, um über das Buch mitreden zu können, während er in ſeinem Sinn dachte: Gott, welche Zeitverſchwendung! was kümmert mich Fernan Caballero und ſeine Romane! mögen ſie grau oder blau ſein — welchen Einfluß haben ſie auf den Kredit mobiliere . . . auf induſtrielle Papiere . . . . auf die Penſionierung meines alten, lahmen, tauben Präſidenten . . . auf die Übergriffe der Klerikalen mit ihrem alten unſterblichen Erzbiſchof“ . . . —

„Tot!“ ſagte Grazia teilnehmend.

„Wie ſo? woher weißt Du das?“ fragte Odo aus ſeinen Gedanken durch Grazia's Stimme aufgeſchreckt.

„Adrian las ja ſo eben, daß der Stier den Matador Pepe Vera in die Luft geſchleudert und ihm das Genick gebrochen habe,“ antwortete Grazia befremdet.

„Ja ſo! Pepe Vera .... richtig! Was ſo ein Romanſchreiber ſich doch alles ausdenkt! ... — merkwürdig! und noch viel merkwürdiger, daß ſo ein Kauz den Anſpruch macht, man ſolle ſich für ſeine Pepe Vera's intereſſieren! doch am allermerkwürdigſten, daß er es bei manchen Menſchen wirklich zuwege bringt.“

„Zum Beiſpiel bei mir,“ ſagte Euphroſyne. „Es hat einen großen Reiz für mich, ein Stückchen Menſchenleben fein und wahr entwickelt zu ſehen.“

„Im Grunde iſt die Zeit doch zu koſtbar, um ſie mit der Betrachtung von Fiktionen hinzubringen, beſte Euphroſyne,“ entgegnete Odo.

„Lieber Onkel,“ ſagte Adrian ſanft und traurig, „weil ich nicht anhaltend ernſte Lektüre vertrage, deshalb wechſeln wir ab.“

„Und verlieren gar nicht unſere Zeit, ſondern ſind dabei ganz fleißig,“ ſagte Grazia.

„Mein Gott, ich habe ja gar nichts gegen Pepe Vera .... oder Fernan Caballero .... oder alle

Romanſchreiber der Welt! ich ſage nur, dieſe Menſchenſorte iſt mir ungeheuer merkwürdig, weil ſie ſich mit ihren Fiktionen Platz macht zwiſchen den Realitäten des Lebens! Dazu gehört gewiß ein extraordinäres Talent!“ ſagte Odo mit Eifer, um nicht allzu trocken und unpoetiſch zu erſcheinen.

Da trat Emanuel ein, verſenkte ſich in die Tiefe eines höchſt bequemen Lehnſtuhls und ſagte zu Odo:

„Onkelchen, es iſt doch urgemütlich hier zu Kreuzbronn, im Winter wie im Sommer!“

„Einverſtanden!“ erwiderte mit ſüßſaurem Lächeln Odo, dem gar nichts daran lag, daß Emanuel es ſo urgemütlich finde.

„Haſt Du Dir einen Stoß Akten mitgebracht, Onkelchen?“ fragte Emanuel.

„Nein!“ erwiderte Odo verſtimmt. „Aber ich möchte wiſſen, lieber Emanuel, weshalb Du mir die Ehre erzeigſt, mich Onkel zu nennen? Ich bin Bernhard's, Du biſt Euphroſynen's Bruder; alſo ſind wir verſchwägert.“

„Richtig, lieber Onkel! aber Kindergewohnheit gibt man ſchwer auf. In früheren Jahren, als ich zu den Kindern des Hauſes gehörte, warſt Du für uns alle der ernſte, reſpektable Onkel Odo — und die ſüße Gewohnheit, Dich ſo zu nennen, iſt mir geblieben.“

„Eigentlich müßten Grazia und Adrian Dich, lieber Emanuel, gerade ſo gut Onkel nennen, wie mich!“ verſetzte Odo.

„Behüte Gott!“ rief Grazia; — „nie wird mir das einfallen!“

„Dazu ſind wir zu gute Kameraden geweſen,“ ſagte Adrian lächelnd.

„Da ſiehſt Du, welche unausfüllbare, majeſtätiſche Kluft uns trennt, lieber Onkel,“ ſagte Emanuel mit ſo großem Ernſt, daß Odo mißmutig das Thema fallen ließ und geduldig den Onkel hinnahm, um keine Erörterungen hervorzurufen, die jene Benennung noch empfindlicher für ihn machten. Emanuel gab ihm aber noch einen Stich durch’s Herz, indem er hinzufügte:

„Ja, Onkelchen! ich bin dermaßen ein Kind des Hauſes, daß ich manchmal mein Schweſterchen — Mama nenne, wie in der alten ſchönen Zeit meines hieſigen Aufenthaltes.“

„Und ich habe für Dich viel mehr mütterliche als ſchweſterliche Liebe,“ ſagte Euphroſyne.

„Ich brauche ſie auch viel mehr!“ rief Emanuel.

Aber das iſt ja alles ſchrecklich! dachte Odo; — iſt ein abgekarteter Plan zwiſchen Bruder und Schweſter, um die unbefangene Grazia dieſem windigen Emanuel Meerhaim in die Arme zu werfen und mit Kreuzbronn ſeine Schulden zu bezahlen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!

. . . Der alte Meerhaim lebt von Schulden; der Sohn macht es ihm nach; Mama Meerhaim hat genug zu tun, beide Herren nur einigermaßen flott zu halten: da wäre ja für die ganze Meerhaim'ſche Familie ein Goldfiſch, wie die Grazia, ein guter Fang. Und darauf arbeitet man hin . . . . das ſehe ich jetzt klar. Aber ich zerreiße dies Netz — und rette Grazia:

Gegen Abend ging Emanuel auf den Schnepfenzug. Da ſagte Odo:

„Es iſt herrliches Wetter! möchteſt Du nicht einen kleinen Spazierritt machen, Grazia?“

Grazia wurde wie ein Kind rot vor Freude, als ihre Mutter lebhaft ſagte:

„Gewiß, lieber Odo! ſie reitet ſo gern und hat jetzt ſo ſelten dies Vergnügen, weil ihr eine paſſende Begleitung fehlt.“

Odo ließ die Pferde ſatteln; Grazia kleidete ſich um. Als ſie im Reitanzug die Treppe hinab und in den Schloßhof kam, ſtarrte er ſie an, denn ſie kam ihm vor wie ein Weſen aus einer andern Welt. Ihre ſchlanke ätheriſche Geſtalt ſah in dem dunkeln ſchleppenden Gewande noch viel größer und feiner aus und unter dem ſchwarzen Hütchen, das ſie tief in die Stirn gedrückt hatte, lagen ihre lichten, ſchwarzbewimperten Augen, ganz eigentümlich geheimnisvoll. Sie iſt aber ſchön! dachte er, ſchön wie . . . . wie! . . . . er beſann ſich umſonſt auf einen

Vergleich. Emanuel hätte geſagt: „Wie ein Märchen.“ Und während ſich Odo beſann, ließ ſich der Reitknecht auf ein Knie nieder; Grazia ſtellte die Spitze ihres Fußes auf deſſen rechte Hand — und ſaß im Sattel; und Odo wütete gegen ſich ſelbſt, daß er dieſen Ritterdienſt dem Reitknecht überlaſſen habe. Während ſie langſam den Schloßberg hinab ritten, fing er ein Geſpräch mit ihr an.

„Warum reiteſt Du nicht mit Emanuel aus?“

„Am Tage hab’ ich nicht immer Zeit, lieber Onkel, und um dieſe Stunde geht Emanuel gern auf den Schnepfenzug.“

„Er iſt alſo nicht ſehr liebenswürdig für Dich?“

„Doch, doch! . . . . denn ich hab’ es immer am liebſten, wenn er das tut, was ihm das Liebſte iſt.“

„Gute Grazia, welch ein trauriges Leben voll Entſagung aller Art führſt Du doch! Du biſt jetzt in dem Alter, wo man in die große Welt, an den Hof, auf Bälle, in’s Theater geht — und Du . .“ —

„Ich reite lieber!“

„Nun ja, auch das iſt unterhaltend; — allein Du entbehrſt doch allen Umgang mit Altersgenoſſen, mit angenehmen Leuten . . . .“ —

„Nein, lieber Onkel, gar nicht! denn ich habe mir das nie gewünſcht.“

„Nun was wünſcheſt Du Dir denn eigentlich, Grazia?“

Sie waren am Fuß des Berges angelangt und Grazia rief:

„Einen tüchtigen train de chasse zu reiten — das wünſch' ich!“ — und ſie ſprengte von dannen. Er mußte ihr folgen und all ihre Evolutionen mitmachen. Bald ſetzte ſie ihr Pferd in Trab, bald ließ ſie es zierlich kourbettieren. Sie ritt ſo recht zu ihrem Vergnügen, ohne im Entfernteſten an einen Bewunderer oder an ein Geſpräch zu denken. Odo ließ ſie lange gewähren. Dann aber ſagte er plötzlich:

„Grazia, es dämmert! Jetzt reiten wir im Schritt zurück“ — und als ſie ſich in ruhige Bewegung geſetzt hatten, knüpfte er das abgebrochene Geſpräch wieder an:

„Du biſt mir eine Antwort ſchuldig, Grazia. Sprich, wünſcheſt Du nicht glücklich zu ſein?“

„Ja, lieber Onkel.“

„Was verſtehſt Du unter glücklich ſein?“

„Mehr als ich ſagen kann, lieber Onkel.“

„Und das ſagſt Du ſo ernſt?“

„Ich bin zuweilen ſehr ernſt, lieber Onkel.“

Odo hätte ein Bedeutendes darum gegeben, wenn Grazia ihren Antworten nicht immer ihr höchſt freundliches „lieber Onkel“ beigefügt hätte. Er ſchwieg eine Weile und ſuchte Worte. Da ſchlug eine Schwarzdroſſel ihren ſüßen melodiſchen kurzen Schlag.

„Horch! die Schwarzdroſſel . . . . der liebliche Vogel!“ rief Grazia entzückt. „Einſam ſitzt ſie im höchſten Wipfel der Bäume, als wolle ſie der untergegangenen Sonne nachſchauen — und ſingt ihr Abendlied. O wie ſchön iſt der Frühling!“

„Auch im Menſchenherzen!“ ſagte Odo einſtimmend.

„Kennſt Du die Jugend ſo?“ fragte Grazia.

„Mehr noch die Liebe,“ entgegnete er leiſe.

„Das iſt richtig!“ ſprach ſie ernſt. „Wenn ich an all meine Lieben denke, ſo iſt es wohl, als hörte ich das Lied der Schwarzdroſſel in meinem Herzen . . . ein ſüßes Abendſonnenlied.“

„Es gibt noch eine andere Liebe, Grazia!“ — ſagte Odo mit einiger Beklommenheit.

Grazia fuhr leicht zuſammen, als habe ein kalter Schauer ſie angeweht, und ſie ſagte raſch:

„Es wird plötzlich ſehr kühl! . . . Ich kenne jeden Stein auf dem Wege . . . erlaube, lieber Onkel, daß ich ganz geſchwinde heimreite.“

Und im ſchnellſten Trabe ritt ſie von dannen. Der Reitknecht ſchoß wie ein Blitz ſeiner Herrin nach — und ehe er wußte, was er eigentlich tun ſolle, befand ſich Odo ganz verblüfft allein auf der Chauſſee. Grazia aber ſagte heimkehrend zu ihrer Mutter:

„Mama! ich wünſche nicht mehr mit Onkel Odo zu reiten. Er ſpricht von Liebe . . . das mißfällt mir."

„Mir auch, mein Kind," entgegnete Euphroſyne gelaſſen — aber im Stillen höchſt verwundert über dieſen Einfall Odo's.

Emanuel, der nur von dem Spazierritt, aber nichts von deſſen Ausgang hörte, nahm ſich vor, an Odo Rache für dieſes Vergnügen zu nehmen. Später am Abend hub er an:

„Jetzt, da wir wieder ſo urgemütlich beiſammen ſitzen, jetzt ſei doch ſo gut, lieber Onkel, und expliziere mir einmal den Sinn von Eurem ſogenannten Kirchenkonflikt. So wie ich ihn bis jetzt verſtehe, beſteht er darin, daß Ihr Eurem Landesfürſten die katholiſche Mitra des Erzbiſchofs über ſeinen proteſtantiſchen Herzogshut ſtülpen wollt — und daß der Erzbiſchof quod non ſagt . . . . wie das ſein Recht und ſeine Pflicht iſt. Es muß ſich aber durchaus anders verhalten. Denn was iſt weiſer auf Erden, als eine von Kammern und von Adreſſen abhängige Regierung? Dieſe kämpft gegen die Anſprüche des Erzbiſchofs — folglich muß er Unrecht haben: das iſt klar. Ich kann es nur nicht einſehen — und das demütigt meinen armen Verſtand auf's Äußerſte. Ich bitte, rette mich von dieſem Unbehagen und öffne meine Augen für das bureaukratiſche Recht."

„Das hieße einen Mohren weiß waſchen wollen," entgegnete Odo kalt — und ſchwankend zwiſchen ſeinem Haß gegen die Freiheit der Kirche und zwiſchen ſeiner Furcht, Emanuel wolle ſich in Grazia's Augen zu deren Verteidiger machen. „Übrigens ſollteſt Du wiſſen, daß das höchſte Geſetz eines Landes ſeine Verfaſſung iſt, und daß alle, welche dieſem Geſetz ſich nicht unterwerfen, ſondern ihre eigenen Regierungsmaßregeln treffen wollen, dem Staat gefährlich, die bürgerliche Ordnung bedrohend — kurz, Revolutionäre ſind, gleichviel ob unter der Mitra oder dem Heckerhut."

„Aber, lieber Onkel, Du kannſt doch unmöglich im Ernſt behaupten, daß der Mann unter der Mitra Deinen Staat und Deine bürgerliche Ordnung bedroht! Er, d. h. jeder katholiſche Biſchof, reſpektiert die Verfaſſung und die Staatsbürgerpflicht in allen fünf Weltteilen, in Monarchien und Republiken, unter Autokraten und Demokraten. Freilich betrachtet ein ſolcher Mann die Verfaſſung eines Landes nur ſo lange als höchſtes Geſetz, als es ſich um bürgerliche Pflichten handelt. Vor und über ihr ſtehe ein Geſetz, das ſeine Gültigkeit und Anwendung ſeit achtzehnhundert Jahren habe: das Geſetz Gottes, das chriſtliche Geſetz, mit ſeiner Lehre und ſeiner Moral. Dies Geſetz ſei die Grundlage und der Inhalt der katholiſchen Kirche und aller Gewiſſen, die mit ihr im Verband des

Glaubens ſeien. Eine ſo heilige Verbindung lege eine ſchwere Verantwortung auf diejenigen, welche in der Kirche Amt und Auftrag hätten, den Gewiſſen die Grundlinien aller ihrer Pflichten zu ziehen — womit ſich ſelbſtverſtändlich eine Verfaſſung nicht abgibt — und deshalb beanſpruchten ſie diejenige Freiheit der Wahl ihrer Werkzeuge und der Beſtimmung ihrer Mittel, welche ſie in den Stand ſetze, ihrem erhabenen Amt und Auftrag zu entſprechen. So ſagt und dies begehrt jeder katholiſche Biſchof. Wo iſt da auch nur die leiſeſte Spur von Auflehnung gegen oder Eingriff in das Staatsregiment und die bürgerliche Ordnung!“

Hinter Odo's kaltem unbeweglichen Ausdruck kochte der Groll, daß ſein Idol, der Staatsmechanismus und deſſen Räderwerk, die Büreaukratie, von der freien Lebenstätigkeit der Kirche beläſtigt werden ſollte; — daß es der ſtupiden Menſchheit nicht genüge, von ſeinem Idol ihre Geſetze vorgeſchrieben und ihre Steuern ausgeſchrieben zu bekommen; nicht genüge, pflichtſchuldigſt zu gehorchen und zu zahlen; — daß es überhaupt dem Phantom Gewiſſen geſtattet ſein ſolle, mit Erlaſſen hoher Landesregierung nicht immer einverſtanden zu ſein und deren richtigen Takt bei der Bildung und Anſtellung kirchlicher Beamten zu bezweifeln. All ſein Groll machte ſich Luft in der Äußerung:

„Ah, ich verſtehe! Nicht umſonſt warſt Du öfter in Paris! Du biſt ein Affiliierter der Jeſuiten geworden . . . vielleicht ſogar ein verkappter Jeſuit!“

„Leider nein! Ich bin nicht Katholik, wie Du weißt!“ antwortete Emanuel.

„Dann iſt es doppelt unbegreiflich, weshalb Du Dich zur klerikalen Partei hältſt.“

„Ich ſagte es Dir ja, Onkelchen: weil ich bei ihr das Recht ſehe und bei Euch, d. h. bei der Regierung — denn Du biſt ja Katholik! — das Unrecht.“

„Bleibe nur auf Deinem Standpunkt, Emanuel,“ unterbrach Euphroſyne das Geſpräch, das von beiden Seiten mit mehr Bitterkeit in dem Ton, als in den Worten geführt wurde.

„Nein, Emanuel, gehe weiter! Das Gefühl für Recht kann Dich zur Wahrheit führen, denn ſie iſt das Urrecht für alle Menſchen,“ ſagte Adrian.

„Wer andere auffordert, die Religion ihrer Väter zu verlaſſen, blamiert ſich faſt eben ſo ſehr, als die, welche es tun!“ warf Odo ein.

Die jungen Leute ſchwiegen; aber Grazia wendete den Kopf von ihrer Arbeit zu Odo hin und ſagte:

„Nicht Vater, nicht Mutter können uns ſelig machen. Das kann nur die Wahrheit. Wenn jene im Irrtum waren und ich es erkenne und mich der Wahrheit zuwende — weshalb ſoll mich das blamieren, Onkel?“

„Weil es etwas Gehäſſiges hat, ſich zum Richter über Vater und Mutter aufzuwerfen und ſich klüger zu dünken als ſie.“

„Lieber Odo,“ nahm Euphroſyne ſanft das Wort, „Du vergißt wohl, daß ich Konvertitin bin.“

Allerdings hatte weder Odo noch ſonſt jemand daran gedacht. Die jungen Leute kannten ſie nicht anders als katholiſch — und ſie war überhaupt ſo innig und tief in das katholiſche Glaubensleben eingegangen, als ob ſie von der Wiege an darin geatmet hätte.

Das Geſpräch nahm eine andere Wendung, hauptſächlich deshalb, weil Emanuel mit ſeiner kleinen Rache zufrieden war und auf andere Gedanken kam. Er fühlte ſich unſäglich glücklich in Kreuzbronn, herausgeriſſen aus tauſend Verwirrungen, deren feſſelnder Zauber ihm jetzt vollkommen unbegreiflich war. Ihm war zu Sinn, als könne er ſein ganzes Leben, ohne die geringſte Veränderung zu begehren, hier zubringen: dermaßen wohltätig berührte ihn dieſe einfache, innige Häuslichkeit, in welcher ſo viel Kummer und Sorge mit einer ſo gottſeligen Hingebung getragen wurde, daß all dieſe Menſchen den Eindruck machten, als wandelten ſie auf lauter Roſen. Ungefähr vierzehn Tage blieb Emanuel in dieſer Stimmung, benahm ſich wie ein guter Sohn gegen Bernhard und Euphroſyne und wie ein guter Bruder gegen

Adrian und Grazia; — aber mit Odo's Ankunft hörte dieſe Windſtille auf: denn Grazia trat jetzt in ein anderes Licht. Sie war nicht mehr das Kind, die Schweſter, ſondern ein wunderbar liebliches und edles Weſen, ganz dazu geſchaffen, um die holde Lebensgefährtin eines Mannes und der Mittelpunkt eines ſüßen Familienglücks zu ſein. Gewann er ihr Herz, ſo beſaß er mehr, als ihm die ganze Welt geben konnte, das fühlte er — und die reiche Erbin warf nicht eines Strohhalms Gewicht in Grazia's Schaale. Das Geſpräch am letzten Abend öffnete ihm eine ſtrahlende Perſpektive, an die er nie gedacht hatte. Ich bekehre mich zu ihrer Kirche, zu ihrem Glauben! ſprach er zu ſich ſelbſt; denn das muß eine himmliſche Religion ſein, die eine Grazia gebildet hat! Einer ſo edlen Liebe widerſteht ſie nicht! und überhaupt . . . warum ſollte ſie mich nicht lieben? . . . Ihr Herz iſt frei . . . Niemand iſt mir zuvorgekommen — und ein freies junges Herz, o! das liebt gern . . . Weil es frei iſt, verſchenkt man es gerade mit Freuden.

Gewiß! Grazia's Herz war frei; — frei von jenen Träumereien, Phantaſien und Nebelgebilden, die ein kränkelndes — entweder verkümmertes oder überreiztes — Gefühlsleben verraten und einer harmoniſchen Entwicklung des Charakters ganz unausſprechlich im Wege ſind. Denn ſie ſind die

Vorboten und Umriſſe jener Bilder, welche die Selbſtſucht, dies traurige Erbe aller Adamskinder, als Plan des Lebens entwirft, wenn das Leben anfängt aus dem engen Horizont der Kinderſtube in einen größeren und weiteren einzutreten. Auf dieſem Punkt, der um ſo gefährlicher, als der Schwung einer jungen Seele, die ſich ſelbſt nicht kennt und verſteht, höher und dem Idealen zugewendet iſt — und wo ſo leicht gerade dieſer ungeregelte Schwung zum Sturze führt: hatte Euphroſyne mit beſonderer Sorgfalt chriſtliche Ideale für Leben und Streben, für Richtung und Handlungsweiſe, vor Grazia's fragendem Blick und feurigen Herzen aufleuchten laſſen — und ihr die ewige Liebe als das ächte und rechte Ziel jeder wahren Liebe gezeigt. Dieſe hohen Ideale duldeten keine paſſive Schwärmerei, ſondern trieben zu energiſcher Entfaltung der Tatkraft, zum Kampf wider die Selbſtſucht, zur Uebung in der Selbſtüberwindung an — doch nicht in der trocknen und hochmütigen Weiſe der Stoa oder der Moral, ſondern beſeelt durch ſüße Chriſtusliebe und andächtige Liebe zum Kreuz. Grazia's Herz war frei — denn es begriff das Opfer und nahm es als ihr Anteil auf. Darum war es auch voll: — frei von irdiſchem, voll von himmliſchem Streben; und darum hatte es auch den heiligen Mut der Liebe. Sie fand kein Opfer zu groß, und keine Aufgabe zu hoch, wenn es dasjenige betraf, was die Welt nicht verſteht und nie verſtehen wird, denn eben dadurch iſt ſie Welt: — die Ehre Gottes, die Verherrlichung Gottes, die verſchmähte, tötlich beleidigte Liebe Gottes.

Grazia beſaß nicht ein Talent, das ihr Anſpruch auf künſtleriſchen Dilettantismus gegeben hätte, aber eine Menge von kleinen Kunſtfertigkeiten, die ihren Geſchmack bildeten, ihre Zeit angenehm ausfüllten und dabei keine Laſt für die übrigen Familienmitglieder waren, wie das notwendig eine Tochter iſt, die täglich ſechs Stunden auf dem Flügel ſpielt oder Solfeggien ſingt. Emanuel hatte ihr gleich nach ſeiner Ankunft angeboten, ihr einige Anweiſung in der Glasmalerei zu geben, die er mit großem Intereſſe bei Didron in Paris ſtudiert hatte. Grazia nahm dankbar den Vorſchlag an. Emanuel wollte ein Fenſter für Euphroſynens Kabinet malen: St. Bernhard vor der Mutter Gottes auf den Knien, und Grazia ſollte ſich an den Verzierungen des Bildes, den Wappen und Arabesken üben. Ein Ofen, worin das gemalte Glas gebrannt werden mußte, ließ ſich leicht herrichten und Emanuel beſorgte ſchnell alles für die Arbeit Notwendige. In einem Zimmer neben Euphroſynens Kabinet hatte ſich Grazia mit ihrem kleinen Tun und Treiben eingerichtet: da malte ſie, da zeichnete ſie, da machte ſie Blumen; da ſtanden

Schränke und Geſtelle, wie ſie für ihre verſchiedenen Vorräte, Apparate und Werkzeuge es nötig hatte. Übrigens befanden ſich nur Tiſche und Stühle und einige Bücher darin. Hier pflegte Grazia den Vormittag zuzubringen. Als Emanuel zum erſten mal dies Zimmer betrat, dachte er: Gott im Himmel, welche Einfachheit, welch ein Mangel an den allergewöhnlichſten Möbeln! Nicht ein einziger vernünftiger Stuhl! . . . Nein! . . . Grazia's Morgenzimmer — das klingt höchſt poetiſch, aber das iſt allzu proſaiſch! . . . Da werde ich mich nicht viel aufhalten. Welch ein Glück, daß die übrigen Zimmer nach den Geſetzen des Komforts und nicht nach denen der Askeſe eingerichtet ſind! Dieſes erinnert wahrhaftig an die Klauſe von Pater Smaragd. — Doch ſehr bald vergaß Emanuel ſeinen eleganten Abſcheu vor einem Tiſch von Tannenholz und einem Rohrſtuhl, denn zwiſchen dieſen ſchlichten vier Wänden webte und waltete ein namenlos lieblicher Geiſt — eine jungfräuliche Seele.

„Nun iſt es mir klar, Grazia," ſagte er einmal, „Pſyche iſt im Olymp zu Hauſe — oder auf Erden, in Deinem Morgenzimmer."

„Welche eigentümliche Art ſich auszudrücken!" ſagte ſie lachend.

„Zu ſolchen kleinen Hyperbeln nimmt man ſeine

Zuflucht, Grazia, wenn man nicht geradezu das ſagen darf, was man ſagen möchte."

Aber während ſeiner Erklärung hatte ſie ſchon ſeine Hyperbel vergeſſen und erwiderte:

„Glaubſt Du wohl, daß ich Deinen St. Bernhards-Karton im Kleinen auf eine Elfenbeinplatte kopieren könnte? Das gäbe ein reizendes Bildchen und ich möchte gern etwas recht Hübſches an Adrian ſchenken — nachträglich! An ſeinem Namenstag war er ſehr krank, ſo daß von nichts Feſtlichem die Rede ſein konnte."

„Nicht alles auf einmal!" entgegnete Emanuel, der ein ſolches Geſchenk höchſt überflüſſig fand. „Wir ſind jetzt bei der Glasmalerei und wollen vor der Hand dabei bleiben. Auf Elfenbein wird ganz anders gemalt! . . . Aber ſprich! habe ich auch einen Namenstag?"

„Gewiß! am 26. März feiert die Kirche das Gedächtnis des heiligen Martyrers Emanuel, und ſo lange Du als Kind hier warſt, wurde Dein Namenstag immer gefeiert und Dein Namenspatron für Dich angerufen — denn Du wurdeſt ganz wie ein katholiſches Kind behandelt. Ich weiß es noch . . . aber Du haſt das alles vergeſſen!"

„Erzürnt es Dich?" fragte er faſt traurig.

„O nein, lieber Emanuel! aber ich bedaure Dich ſo unausſprechlich."

„Bete für mich, Grazia."

„Meinſt Du, ich täte das nicht? Trauſt Du mir eine ſolche Liebloſigkeit zu?"

„Betet Ihr denn für die Ketzer?"

„Gewiß, Emanuel! wir beten für ihre Bekehrung und für das Verſchwinden aller Ketzereien. Aber ich hoffe zu Gott, daß Du nur im Irrtum befangen und kein Ketzer biſt."

„Ich bin nicht Katholik," entgegnete er.

„Leider nein! Doch Du biſt nicht aus böſem Willen Akatholik, ſondern nur, weil Du durch Deine Geburt einer Sekte angehörſt. Der entſchiedene Wille, die katholiſche Glaubenslehre nicht als die wahre anzuerkennen und das bewußte Sträuben gegen die richtige Erkenntniß: das iſt Ketzerei."

„Bete für mich!" wiederholte er. Ob es ihm darum zu tun ſei, die Gnade der Erkenntnis für ſich erflehen zu laſſen oder Grazia's Gedanken, auch in ihren frömmſten und innigſten Aſpirationen auf ſich zu lenken — darüber war Emanuel nicht im Klaren. Er ſehnte ſich nach — und träumte von einem glückſeligen Leben, in welches Grazia hineinſtrahlte, wie die Sonne in das Prisma, und ihm nebſt andern Seligkeiten auch Erkenntnis brachte. Von dem Ausruf des heiligen Auguſtinus: „Glückſeliges Leben iſt Freude an der Wahrheit;" — davon aber hatte Emanuels Seele kaum eine Ahnung.

Gewöhnlich war auch Adrian in Grazia's Morgenzimmer. Es ſtimmte ihn heiterer, in ihrer und Euphroſynens Geſellſchaft zu ſein. Er las und ſchrieb, und oft waren ſie alle Drei ſo tief in ihre Arbeiten verſunken, daß keines ein Wort ſprach. Grazia und Adrian fanden das ganz in der Ordnung: denn die wahre Intimität läßt ungeſucht Schweigen wie Reden zu. Aber Emanuel wünſchte beſtändig, ſich mit Grazia zu unterhalten und zwar mit ihr allein. Zuweilen ging Adrian zu Pater Smaragd, zuweilen in's Freie. Emanuel nahm ſich vor, deſſen erſte Abweſenheit zu einem ernſten Geſpräch mit Grazia zu benutzen. Fragen über Lehren und Gebräuche der Kirche hatte er inzwiſchen öfter an ſie gerichtet, ſo daß ihr ſeine Eröffnungen, wenigſtens zum Teil, nicht allzu überraſchend ſein konnten. Als dieſer erſehnte einſame Morgen erſchien, verließ Emanuel ſeine Arbeit, ſetzte ſich Grazia gegenüber an den Tiſch, auf welchem ſie malte, ſo daß er ihr gerade in die Augen ſchaute und ſprach:

„Grazia, ich habe etwas Ernſtes mit Dir zu reden! Ich bitte Dich, laß Deine Arbeit etwas ruhen."

Grazia konnte ſich eines leiſen Schrecks nicht erwehren, denn unwillkürlich fiel ihr, wie das zuweilen geſchieht, das Allerunwahrſcheinlichſte blos deshalb ein, weil ihre geheimſten Gedanken ſich damit beſchäftigten — nämlich ihr trauriges Familiengeheimnis. Emanuel deutete aber dieſe leichte Verwirrung anders und fügte hinzu:

„Sei ruhig! Es handelt ſich um mein Glück für Zeit und Ewigkeit.“

Das verſtand ſie. Sie legte ihre gefalteten Hände vor ſich auf den Tiſch und ſah mit freudiger Spannung Emanuel an, der jetzt wieder wünſchte, ſie möge doch lieber nicht ſo ganz unbefangen ſich verhalten.

„Grazia,“ hub er an, „ich habe nur einen Wunſch und das iſt der: hier auf Kreuzbronn zu bleiben. Ich habe freilich Studien gemacht, um in den Staatsdienſt eintreten zu können. Vielleicht habe ich genug gelernt, um eine Carriere zu machen. Aber ſie lockt mich nicht. Es iſt immer etwas Steifes, Gemaßregeltes, Vorſchriftsmäßiges damit verbunden, das mich abſtößt. Oder ich könnte aus der Malerei meinen Beruf machen — man hat mir geſagt, das Talent dazu fehle mir nicht — und mich an irgend einem Ort niederlaſſen, wo die Kunſt in Blüte ſteht. Allein das iſt gefährlich für mich — ich bin kein guter Wirt, verſtehe ſchlecht mit dem Gelde zu ſchalten — komme in tauſendfache Berührung mit Menſchen, Geſinnungen und Beſtrebungen, die innerhalb der Künſtlerſphäre liegen, die aber . . . gemieden werden ſollten, was ungeheuer ſchwer iſt. Und ſo glaube ich denn, meinen Beruf hier in unſerm lieben Familienkreiſe erkannt zu haben. Deine Eltern ſind durch einen unerforſchlichen Ratſchluß Gottes ihrer Söhne beraubt, und obſchon Dein armer Vater am Leben iſt, ſo ſteht doch Deine Mutter mit Dir vereinſamt in der Welt. Da wäre es nun auf jede Weiſe mein höchſtes Ziel, durch den heiligen Glauben das Band der Liebe noch feſter zu ziehen, das uns verbindet . . . wenn Du, Grazia, zu dieſer Verbindung . . . Ja ſprechen wollteſt."

Emanuels Stimme zitterte bei den letzten Worten dermaßen, daß Grazia ſie erraten mußte. Aber ſie erriet ſie. Bis zuletzt hatte ſie ihm geſpannt zugehört, ahnungslos, welche Wendung die Sache nehmen werde und immer erwartend, es handle ſich um ſeinen Übertritt zur Kirche; aber nun verſtand ſie. Sie ſchlug erbleichend die Augen nieder und ſagte leiſe:

„Hätteſt Du doch mit meiner Mutter geredet."

Er hielt dies für eine ausweichende Bejahung und rief entzückt:

„O Grazia!" . . . —

„So würde ſie Dir geſagt haben," unterbrach ſie ihn, ohne die Augen aufzuſchlagen, „daß ich verlobt bin."

Beinah entſetzt vor Überraſchung ſtarrte er ſie an und entgegnete zweifelnd:

„Verlobt? . . . Du? . . . ich kann's nicht glauben! Das iſt ein Vorwand."

„Warum ſollte ich einen Vorwand brauchen?" ſagte ſie wieder gefaßt. „Ich bin mit Adrian verlobt."

„Mit Adrian? unmöglich! Das kann nicht ſein! Das iſt ein kindiſcher Einfall von Euch Beiden! Nie wird Deine Mutter das zugeben!" rief Emanuel heftig, ſprang auf und ging aufgeregt hin und her.

„Wie ich Dir's ſage, ſo und nicht anders iſt es, Emanuel. Auf den ausdrücklichen, vor etwa zwei Jahren ausgeſprochenen Wunſch meines Vaters und zur innigſten Freude meiner Mutter bin ich ſeit dem vorigen November, als wir von der italieniſchen Reiſe heimkehrten, mit Adrian verlobt," ſagte Grazia beſtimmt.

„Das war, ehe Adrian von ſeinem ſchrecklichen Leiden befallen war!" rief Emanuel.

Grazia ſah ihn an mit einem Blick, worin ein Anflug von Verachtung ſpielte und ſagte:

„So niedrig denkſt Du von mir, daß ich um eines äußern Unfalles willen mein Wort brechen könnte?"

„Nein, Grazia," ſagte Emanuel gefaßter; — „nein! aber Adrian wird Dir Dein Wort zurückgeben."

Sie ſchwieg.

„Und das wirſt Du annehmen," fuhr er fort.

„Nie!“ ſprach ſie mit großer Beſtimmtheit.

„Deine Mutter wird es von Dir verlangen!“

„Nie!“ wiederholte ſie. „Adrian und ich — wir ſind verlobt und dabei bleibt es, Emanuel.“

„Liebſt Du ihn denn ſo ſehr, um Dich für Dein ganzes Leben an dies Elend zu feſſeln?“ rief er außer ſich.

„Ich liebe, was Gott will, das ich lieben ſoll.“

„Aber dies will Gott nicht, Grazia!“

„Lieber Emanuel,“ ſagte ſie mit hohem Ernſt, „nicht Du kannſt mir den Willen Gottes deuten.“

„Und für mich haſt Du keine Teilnahme? keinen Troſt? Ich lege Dir mein Leben, mein Herz, meine Seele zu Füßen . . . und Du ſiehſt kaum hin!“

„O Emanuel!“ rief ſie mit einem himmliſchen Lächeln, „Du wirſt unendlich glücklich werden, denn Du wirſt in die heilige Kirche eintreten und in ihr die ewige Liebe finden, der Du Dein Leben, Dein Herz und Deine Seele getroſt zu Füßen legen kannſt.“

„Mit nichten!“ entgegnete er hart. „Das wäre nur geſchehen durch die Verbindung mit Dir! Ich liebe Dich ſo ſehr, daß ich auch Deinen Glauben teilen wollte. Jetzt iſt's vorbei. Mit Dir . . . verliere ich alles . . . auch den Glauben . . . vielleicht meine Seele, die Du retten könnteſt mit Deiner Liebe — die Du feſſeln könnteſt an alles, was gut und edel und ſchön iſt — die mit Dir keine Aufgabe zu groß, zu hoch, zu ſchwer finden würde — die ohne Dich, ohne eine heilige und heiligende Liebe, in ich weiß nicht was für Bahnen geraten kann . . . wofür Du verantwortlich biſt! . . . Und deshalb wird Gott auch dermaleinſt von Dir meine Seele fordern.“

Mit geſenktem Haupt hatte Grazia ihm zugehört. Dieſer Aufregung, dieſen Beteuerungen gegenüber ſchien es ihr, daß ſie Unrecht haben, daß Adrian leichter ohne ſie exiſtieren könne, als Emanuel, daß wenigſtens Adrians Seele nicht Schaden leiden werde ohne ſie. So betörend iſt der Syrenengeſang der Leidenſchaft, daß auch das reinſte Herz davon verwirrt werden kann. Aber bei Emanuels letzten Worten beſann ſie ſich. Sie ſtand auf und ſprach ſanft und ruhig.

„Emanuel, wo iſt Dein Gewiſſen?“

Daß man auf eine Liebeserklärung mit dem Gewiſſen antworten könne, machte ihn ſprachlos. Er begriff es gar nicht. Er liebte ſie zwar um ihrer zarten Seelenreinheit willen — oder doch mit darum! — aber wenn dieſe Reinheit ſich anders ausſprach, als er es erwartete, ſo begriff er ſie nicht. Grazia wiederholte:

„Beſinne Dich, wo iſt Dein Gewiſſen? — Ich ſage Dir ich bin verlobt! — und Du antworteſt mir, wie ich es nicht hören darf. Ich weiſe Dich hin auf die Gnadenfülle der Liebe Gottes — und

Du antworteſt mir mit einer Läſterung Gottes, der Deine Seele Dir ſelbſt, nicht mir, anvertraut hat und deshalb auch nur von Dir Rechenſchaft über ſie verlangt. Biſt Du überzeugt — oder ſtrebſt Du nach der Ueberzeugung von der alleinſeligmachenden Wahrheit der katholiſchen Lehre: ſo iſt es gewiſſenlos gegen Gott, wenn ein äußerer Umſtand Dich von der Kirche zurückhält. Biſt Du aber nicht auf dem Wege der Ueberzeugung: ſo iſt es gewiſſenlos gegen Dich und mich, ſie zu heucheln, um deſto leichter ein äußeres Ziel zu erreichen. Vergib mir, Emanuel, daß ich ſo zu Dir ſpreche .... aber Du mußt zur Beſinnung kommen.“

„O ſprich nicht von Vergebung!“ rief er ganz überwältigt von dieſer klaren Einfachheit; — „Du haſt ja Recht! Du ſiehſt beſſer und tiefer mit Deinem unſchuldigen, unbeſtechlichen Auge in meine Wildnis hinein, als ich ſelbſt! Verſchmähe nicht, mir hilfreich Deine Hand zu geben, Grazia! Ja .... es iſt wahr, ich liebe Dich über alles! aber das kommt daher, weil ich an Dich glaube.“

„Glaube an Gott!“ ſagte ſie und machte eine Bewegung, um das Zimmer zu verlaſſen.

Er kam ihr zuvor und ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen vor die Tür.

„O weiſe mich nicht unbedingt fort!“ bat er flehend. „Laß mir eine Hoffnung ... eine Ausſicht. Dein und Adrians Schickſal kann ſich wenden . . . . wird und muß ſich wenden, Grazia" . . . .

Ohne ein Wort zu ſagen trat Grazia auf ihn zu und berührte mit der Spitze ihres Fingers Emanuels erhobenen Arm. Die Berührung war ſo leicht, als habe ein Schmetterling ihn geſtreift: allein der Arm ſank herab, der Ausgang war frei und Grazia verſchwand. Emanuel ſchlug beide Hände vor's Geſicht und ſank auf einen Stuhl. Ihm war zu Mut wie einem müden Schwimmer, der ein heiteres, rettendes Ufer erreicht hat und ſich plötzlich durch einen Windſtoß unerwartet fortgetrieben fühlt.

Grazia ging zu ihrem Vater, bei dem ſie um dieſe Stunde Euphroſyne abzulöſen pflegte. Allein ſtatt ſich an ihren Arbeitstiſch zu ſetzen, umſchlang ſie die Mutter und zog ſie hinaus auf die Terraſſe, dem Erkertürmchen zu, immer ſchweigend, aber ſo bewegt, daß Euphroſyne, ohne zu fragen, ihr folgte. Als beide allein, ungeſehen und unbelauſcht waren, löſte ſich Grazia's Erregung in einen Strom von Tränen auf, und mit ihnen wich alles Schweigen und alle Zurückhaltung, die ſie bis jetzt aus zärtlicher Schonung für die Mutter beobachtet hatte und die, wie ſie jetzt fühlte, nicht durchzuführen waren und ſie vertraute Euphroſynen Emanuels Geſinnung, ihre ablehnende Antwort und das ſchauerliche Geheimnis an, das ihr zweimal, ohne ihr Zutun, bekannt geworden war und das dann Pater Smaragd ihr beſtätigt hatte. Euphroſyne konnte nicht an der Wahrheit von Grazia's Mitteilung zweifeln. Ihr war zu Sinn, als ſehe ſie das Gottesurteil für den Gottesraub vor ihren Augen vollzogen. Auf der Erbſchaft eines ſolchen Namens, eines ſolchen Vermögens, einer ſolchen Vergangenheit konnte kein Segen ruhen, deshalb nahm die Hand Gottes das Geſchlecht hinweg! .... aber mit welcher Barmherzigkeit! mit welcher Vaterliebe! .... Er rettete die Seelen und nahm das leibliche und irdiſche Leid milde als ſühnendes Opfer an.

„Und was nun, mein Kind .... mein Einziges?" ſagte Euphroſyne müde von Tränen und lehnte ihre Stirn auf Grazia's Schulter, als fühle ſie, daß ſie hier eine Stütze habe.

„Laß uns zu Pater Smaragd gehen," erwiderte Grazia. „Ich habe alles mit ihm und vor Gott überlegt, weil ich glaubte, Dir den Schmerz — wenigſtens bis nach dem Abſcheiden meines teuern Vaters — ſparen zu können. Aber dieſe Bewerbungen um meine Hand, die ſich wiederholen und in Zukunft wiederholen könnten — die muß man nicht bloß durch einen Entſchluß vor Gott, ſondern durch deſſen Ausführung — mit Entſchiedenheit abſchneiden."

Sie gingen Arm in Arm zu Pater Smaragd und Grazia ſagte, indem ſie eintraten:

„Meine Mutter weiß alles! — Sie fragt nun nach dem Ausweg aus dieſem Labyrinth von Trübſal. Ich bitte, mein Pater, teilen Sie ihr denjenigen mit, den mir der liebe Gott gezeigt hat und auf dem wir, durch ſeine Gnade, zu Ruhe und Frieden gelangen können.“

„Gnädige Baronin,“ ſagte Pater Smaragd mit erhabener Ruhe, die er auf der Grenze zweier Welten fand, „ich brauche Ihnen nicht die Verſicherung zu geben, daß nicht ich es bin, der Grazia’s Plan entworfen hat. Ich habe nur Gott gebeten, ihr das zu eröffnen, was Ihm wohlgefällig iſt — und ein Ausdruck ſeines Wohlgefallens wird auch Ihre Billigung ſein. Grazia hat beſchloſſen, ſich dem jungfräulichen Stande zu widmen, um dereinſt frei über ihr Vermögen ſchalten und Kreuzbronn zu einer frommen Stiftung machen zu können. Sie will ſich aber nie von ihren geliebten Eltern und von dem hilfloſen Baron Adrian trennen, vorausgeſetzt, daß dieſer ihr die volle Freiheit ihrer Perſon und ihres Vermögens zuſagen werde. Dann wird ſie nach der Seite der Welt hin alle Pflichten des zärtlichen Kindes und der tugendhaften Gattin erfüllen; und nach der Seite des Himmels hin wird ſie ſein, was ſie immer war, eine Tochter Gottes und überdas — eine Braut Chriſti.“

Schweigend ſank Grazia ihrer Mutter zu Füßen — und ohne Worte und ohne Tränen legte Euphroſyne ihre Hände auf das ſchöne junge Haupt ihres einzigen Kindes.

Der Abend dieſes Tages wäre vielleicht nicht „urgemütlich“ geweſen — wie Emanuel ſich ausdrückte — wenn nicht er ſelbſt für die Unterhaltung geſorgt hätte, indem er ſich am Flügel niederſetzte und bald phantaſierend, bald ſingend, bald melodramatiſch deklamierend, ſeine innere Aufregung ſowohl, wie die Zerſtreutheit und Schweigſamkeit Grazia's und Euphroſynen's verſteckte. Odo verhielt ſich beobachtend. Seit ſeinem Spazierritt mit Grazia fürchtete er, dieſer Goldfiſch werde ſeinem Netz entſchlüpfen; nur war zu ſeiner Freude nicht das leiſeſte Anzeichen vorhanden, daß Emanuel glücklicher ſei. Ja, an dieſem Abend wollte es ihm ſcheinen, als ſei Emanuels Lebhaftigkeit eine Maske für ſeine innere Verſtimmung. Und woher dieſe ſo plötzlich? ſollte ein niedliches Körbchen von den zarteſten Händen geſpendet ſein?

„Onkelchen!“ rief der unverbeſſerliche Emanuel ihm zu: — „lieber Onkel, ſollteſt Du Dich wohl je auf den Boden der Romantik begeben und Uhlands Gedichte geleſen haben?“

„Gewiß! — o ich bin ſehr für romantiſche

Poeſie,“ ſagte Odo mit dem trockenſten Ausdruck von der Welt, „nur vergeſſe ich ſehr leicht dieſe wohlklingenden Seifenblaſen.“

„Wohlklingende Seifenblaſen! . . . . Braviſſimo, Onkel! für dieſen Zuwachs an poetiſchen Bildern muß Dir die holde Muſe der romantiſchen Dichtkunſt in eigener Perſon einen Kranz auf's Haupt drücken.“

„Ich habe mich höchſt rationell ausgedrückt, mein guter Emanuel. Verſe ſind etwas Hohles, wie Seifenblaſen; allein ſie klingen gut. Nur eine oberflächliche Auffaſſung kann durch die Zuſammenſtellung allenfalls frappiert werden,“ ſagte Odo gereizt.

Statt zu antworten, ſang Emanuel einige Takte aus Mozarts Figaro: „Friede, Friede, du einzig Geliebte“ — und ſagte dann weiter:

„Ich komme auf Uhland zurück, den ich für Deutſchlands lieblichſten Dichter halte. Kennt jemand in der Geſellſchaft „Der Wirtin Töchterlein?“

„Wenn Adrian hier wäre — er würde es gewiß kennen; er hat oft den Uhland in Händen,“ ſagte Grazia traurig; denn Adrian war ſehr leidend und daher nicht im Kreiſe der Familie.

„Damit hier alſo niemand hinter Adrian zurückſtehe,“ erwiderte Emanuel bitter und ſcharf, „werde ich jetzt „der Wirtin Töchterlein“ zum Beſten geben und damit die Soirée musicale ſchließen.“

Und mit einem unvergleichlichen Zauber im Ton, in der Stimme, im wechſelnden Ausdruck, von friſcher Keckheit übergehend zur tiefſchmerzlichſten Innigkeit ſang er:

Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrten ſie ein.
„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr ſchönes Töchterlein?“ —

„Mein Bier und Wein ſind hell und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr.“ —
Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der Erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:
„Ach, lebteſt Du noch, Du ſchöne Maid,
Ich würde Dich lieben von dieſer Zeit.“

Der Zweite deckt den Schleier zu
Und kehrte ſich ab und weinte dazu:
„Ach, daß Du liegſt auf der Totenbahr,
Ich hab' Dich geliebt ſo manches Jahr.“

Der Drite hub ihn wieder ſogleich,
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:
„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut',
Dich werde ich lieben in Ewigkeit.“

Als der letzte Ton verhallt war, ſtand Emanuel auf und ſchloß den Flügel. Tränen rollten über

Euphroſynens Wangen; Grazia's Augen ſchimmerten und leuchteten; Odo rief mit einem gewiſſen brutalen Beifall in die Hände klatſchend:

„Da capo! Braviſſimo! . . . . da capo!“

„Nein, Onkelchen!“ erwiderte Emanuel, „ſo etwas ſingt man einmal . . . . und nicht wieder.“

Als man auseinander ging, ergriff er die Hand Euphroſynens und hielt ſie zurück, indem er ſagte:

„Wird denn wirklich an eine Verbindung zwiſchen Grazia und Adrian gedacht?“

Sie bejahte ſchweigend.

„Weißt Du, daß er kataleptiſch iſt?“

„Er kann hergeſtellt werden.“

„Wer iſt je von der Katalepſie geheilt worden! . . . und wenn er es nicht wird — was dann?“

„Nie wird Grazia ihre Hand einem anderen Mann geben: dies, lieber Emanuel, iſt gewiß, ſelbſt dann, wenn Adrian nicht hergeſtellt würde.“

„Und Du geſtatteſt eine ſolche Verbindung?“

„Grazia hofft und liebt,“ erwiderte ſie ausweichend mit dem ſanfteſten, traurigſten Lächeln.

„Aber das muß ja eine furchtbare Liebe ſein!“ rief er und drückte beide Hände vor ſeine Stirn.

„Eine übernatürliche iſt es gewiß.“

„Mit der — wird kein Menſchenherz glücklich!“

„Es kommt darauf an, worin das Menſchenherz das Glück ſucht. Durch Gottes Gnade kennt Grazia ein höheres, als den Tand der Gefühle.“

„Aber, Euphroſyne, Du biſt ja eine Mutter im ſpartaniſchen Stil!"

„Ich hoffe, im chriſtlichen, lieber Emanuel! Grazia ſpricht: ſie habe ſich mit Adrian verlobt, als er der Troſt, der Stolz, die Stütze unſeres Hauſes und unſerer Herzen war; daß er dies alles ohne ſeine Schuld nicht mehr ſei, ſei für ſie kein Grund, um ſich von ihm zu trennen . . . ." —

„Für Dich, für die Mutter, iſt es ein Grund, ja, eine Notwendigkeit, beide zu trennen! Behaltet doch Adrian bei Euch als Sohn und Bruder — was er immer war."

„Und wenn es Gott gefallen ſollte, mich aus dieſem Leben abzurufen, Emanuel — was dann? wer würde ſich dann Adrians annehmen? Grazia iſt nicht ſeine Schweſter. Sie müßte dann gewiſſe Rückſichten nehmen, wodurch die zarte, innige Intimität, die zwiſchen beiden herrſcht und die Adrians Erquickung iſt, leiden würde. Nur als ſeine Frau hat ſie das Recht, ſich ihm ganz zu widmen. Sie beanſprucht dies Recht . . . . und ich ſollte es ihr verwehren, weil es mit ernſten Pflichten verbunden iſt?"

„Aber ihr ſeid ja ganz fanatiſch für Adrian eingenommen!" rief Emanuel in Verzweiflung.

„Vergiß nicht, daß er, um unſeren Bernardin zu retten, übermäßig ſich angeſtrengt hat und infolge davon erkrankt iſt," ſagte ſie ernſt.

„Liebe, beſte Euphroſyne, laß mich einen anderen Vorſchlag Dir machen!“ rief plötzlich Emanuel in Verzweiflung. „Ich verſpreche Dir feierlich, wenn Grazia ſich entſchließt, mir ihre Hand zu geben, ſie nie von Adrian zu trennen, ihn immer als einen teuren Bruder an unſerer Seite zu haben.“

„Du vergißt, daß Grazia entſchloſſen iſt, ſich mit keinem anderen Mann zu vermählen. Ginge ich aus der Welt oder Adrian: ſo würde ſie entweder hier auf Kreuzbronn ein klöſterliches Leben führen oder ſich in ein Kloſter zurückziehen.“

„In ein Kloſter!“ rief Emanuel wütend, „dies herrliche Weſen ſoll Nonne werden? .... Nein! lieber tot! .... lieber Adrians Frau! .... lieber verzweifelnd über ihre Torheit! .... nur nicht Nonne!“

„Und Du bildeſt Dir ein, Grazia zu lieben, mein armer Emanuel?“ fragte Euphroſyne.

„Ja, ſo liebt ein vernünftiger Menſch! lieber will ich dies göttliche Geſchöpf tot oder unglücklich — als wahnſinnig wiſſen. Nonne .... iſt Wahnſinn!“

Euphroſyne legte beide Hände auf ſeine Schultern, blickte mild in ſein verſtörtes Antlitz und fragte:

„Emanuel, fällt es Dir denn nie ein, daß bei den großen und wichtigen Geſtaltungen unſeres

Lebens, — Einer iſt, der über unſere Willkür, unſere Leidenſchaften, unſere Neigungen das entſcheidende, regelnde Wort zu ſprechen hat . . . . und daß dieſer Eine — Gott iſt.“

„Und Du bildeſt Dir wohl gar ein, Deinen Gott zu lieben, wie Du Deine Tochter liebſt!“ rief Emanuel mit höhniſcher Bitterkeit.

„Ich liebe meine Tochter, wie ich meine Seele liebe,“ entgegnete Euphroſyne gelaſſen: „zuerſt und über alles im Hinblick auf ihr ewiges Heil. Allein, wie jede Mutter, hab' auch ich tauſend Wünſche, tauſend Hoffnungen, tauſend ſüße Bilder, die ſich auf das irdiſche Glück meiner Grazia beziehen und die ich mit meinem Blut ihr erkaufen möchte; dies wirſt Du gewiß Liebe nennen . Ob ich aber Gott liebe? — das, mein Emanuel, iſt eine tiefe Frage und ich getraue mir nicht, ſie keck zu bejahen. Ich will Dir aber ſagen, was ein großer Dichter, der zugleich ein armer Kloſterbruder war,*) auf dieſe Frage vor fünfhundert Jahren geantwortet hat — und damals wie jetzt und wie künftig iſt die Antwort richtig. „Wenn ich Gott um eine Sache bitte, und er gewährt ſie nicht, und ich deſto mehr ihn liebe; — und wenn Gott das Gegenteil tut und ich zweimal mehr ihn liebe —

---

*) Fra Jacopone da Todi aus dem Franziskanerorden, Verfaſſer des „Stabat mater“.

dann habe ich die Signatur der heiligen Liebe Gottes."

„Das iſt freilich eine Sorte von Liebe, welche unſere Welt in ihrer Axe umkehrt!" ſagte Emanuel mit einem Anflug von Rührung. „Doch zu einem ſolchen Standpunkt erſchwingen wir uns nicht, wir Weltkinder. Alſo, teure Euphroſyne, lebe wohl! Morgen in aller Frühe reiſe ich ab."

„Wohin, Emanuel?" fragte ſie mit zärtlicher Beſorgnis.

„Zu unſerer Mutter," entgegnete er abwehrend.

„Du weißt, daß ſie in einigen Wochen herkommt!"

„Eben darum will ich vorher ſie beſuchen."

„Und nachher?"

„O, nachher beginnt meine großartige Lebensepoche! Ich werde königlich preußiſcher Auscultator."

„O Emanuel, mein Sohn! mein Bruder!" bat ſie mit weicher Innigkeit, „denke an Deine Seele."

„Wenn die Größe und Fülle meiner auscultatoriſchen Gedanken und Beſchäftigungen mich dazu kommen läßt — ſehr gern."

Sie ſchwieg; aber ſo bittend ſah ſie ihn an, daß er ihr nicht zürnen konnte. Zärtlich umarmte er ſie — und in der frühen Morgendämmerung war er auf dem Wege zur nächſten Eiſenbahnſtation.

Vierzehn Tage ſpäter ſaßen Adrian und Grazia auf der Terraſſe. Ein liebliches Bild — die beiden ſchönen jugendlichen Weſen, er — das Bild der Schwermut, ſie — des heiteren Friedens, eingerahmt von den ſchwankenden duftenden Zweigen des Cytiſus und des perſiſchen Flieders. Grazia war wie gewöhnlich in einfaches Weiß gekleidet, aber ſtatt der Blume, die ſie zuweilen mit anmutiger Nachläſſigkeit in ihr Haar ſteckte, trug ſie einen grünen Kranz.

„Sei nicht mehr traurig, Adrian,“ ſagte ſie. „Ob Du krank oder geſund biſt — uns trennt nichts; wir bleiben beiſammen, in Freude und Leid, in trüben und frohen Tagen.“

„Glaubſt Du an frohe Tage für uns, für Kreuzbronner Kinder?“

„Doch!“ antwortete ſie zuverſichtlich. „Wir haben uns entſchloſſen, die alte Schuld abzutragen und Gott zu geben, was ihm gehört. Das gibt uns Frieden — und Friede bringt frohe Tage mit ſich.“

„Könnteſt Du doch Deine Heiterkeit mit mir teilen!“ ſagte er ſchmerzlich.

„Vielleicht gelingt es mir nach und nach,“ erwiderte ſie liebreich. „Immer wird es meine größte Freude ſein, das Beſte, was ich habe, mit Dir zu teilen! Sieh! ich fange ſchon an.“

Und ſcherzend nahm ſie den Kranz aus dem Haar, teilte ihn und legte die Hälfte um Adrians zarte, krankhaft weiße Stirn, während ſie die andere wieder auf ihre Locken drückte.

„So!“ ſagte ſie und ſah ihn zufrieden an; „jetzt ſind wir beide geſchmückt zum hohen Feſt unſeres Lebens.“

Vom Kirchturm herab läutete die Glocke den engliſchen Gruß. Beide erhoben ſich und falteten fromm die Hände. Grazia ſagte:

„Ave Maria!“

Inhalts-Verzeichnis.

Tieck's Vorleſungen 1
Jenſeits des Rheins 43
Eine glückliche Ehe 92
Chiara Stella 137
Die Schatten des Todes 176
Die Bildergallerie 207
Beginn eines Kreuzwegs 242
Fortuna's Tempel 271
Der Prophet Daniel 305
Die Sühne 342

147,616.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Geſammelte Werke.

1. Serie: 6. Band.

Zwei Schweſtern.

Eine Erzählung aus der Gegenwart.

Zweiter Band.

„Excelsior!“

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mutter und Sohn.

Baden-Baden. 1860.

Zwei junge Männer gingen Arm in Arm, rauchend und mit dem Ausdruck der tiefſten Langeweile, in der Umgebung des Kurſaales hin und her. Sie gehörten zu jenen liebenswürdigen Pflanzen, welche ſich auf dem Boden einer in öden Materialismus verſunkenen Geſellſchaft entwickeln: ſie gefielen ſich darin, in allen Dingen den Indifferentismus zur Schau zu tragen und beſonders alles Edle, Gute, Schöne, ſowohl im Reich der Gedanken als der Tat, mit einem „Ah bah!“ abzufertigen. Sie glaubten — oder eigentlich: ſie ſuchten andere glauben zu machen, daß ſie auf einer erſtaunlichen Höhe philoſophiſcher Ruhe und kaltblütigen Urteils ſich befänden, die Welt abgeſchätzt und in ihre Nichtigkeit durchſchaut hätten, ſo daß ihnen das Recht zuſtehe, dieſelbe gründlich zu verachten. Wie wenig ſie aber auf der Höhe der wahren Welterkenntnis ſich befanden — und wie in ihrer Seele ſtatt des ruhigen überlegenen Gleichmutes nur ſtumpfe Gleichgültigkeit zu Hauſe ſei, kam jeden Augenblick kläglich zum Vorſchein; denn gerade die Freuden und die Genüſſe der Welt, denen ſie ihren Stumpfſinn für jede edle Richtung verdankten, gerade dieſe waren ihnen zum Bedürfnis geworden. Der gewiſſe bezaubernde Rauſch, den dieſe Blendwerke über die erſte Jugend bei ihrem Eintritt in die gefährliche Welt verhängen können, dieſer Rauſch, der eine Art von Entſchuldigung mit ſich bringt, war freilich für beide längſt verflogen. Doch ohne ſittliche Kraft, um ſich aus dem Schiffbruch zu retten, ließen ſie ſich treiben von den Windſtößen ihrer ungeregelten Neigungen und folgten ihnen wie Sklaven. Und dies uneingeſtandene, heimliche Bewußtſein ſchmählicher Knechtſchaft iſt es, woraus der verſchrobene Indifferentismus hervorgeht, der heutzutage in der jungen Männerwelt graſſiert: man dient einem böſen Herrn; — woher ſoll da Licht, Mut, Kraft, Freudigkeit in die Seele kommen? Und weil ſie fehlen, ſpricht man da, wo ſie in anderen aufleuchten, halb aus Neid, halb mit Hohn „Ah bah“.

Der Jüngſte von beiden machte einen beſonders traurigen, ja abſtoßenden Eindruck, ſo jung ſah er aus — und doch ſo alt, müde das Auge, ſcharfgegraben die Züge; dabei ein inſolenter Mund und ein pfiffiger Blick. Dennoch flog zuweilen etwas wie der Schatten einer unſichtbaren Sonne über ſein Antlitz, gab ihm einen Ausdruck von Ernſt und Nachdenken und bewirkte, daß man ihn dann mitleidig betrachten konnte. Sein Gefährte war älter und viel unbedeutender. Er brach das Schweigen, als ein eleganter Wagen vorüberfuhr, und ſagte:

„Deliziöſe Frau — dieſe Gräfin Urſperg."

„Nicht deliziös und nicht Gräfin!" ſagte der Jüngere.

„Gräfin oder nicht, mir einerlei! Aber wunderſchön iſt ſie."

„Ah, wunderſchön . . . das kann ſein! nur nicht deliziös! Deliziös gehört in eine ganz andere Kategorie."

„Immer in die der ſchönen Frauen."

„Mit nichten! Eine deliziöſe Frau braucht nicht ſchön zu ſein, aber ſie muß elegant ſein. Und zur Eleganz gehören nicht bloß Pariſer Toiletten und engliſche Pferde nebſt allem Zubehör in und außer dem Hauſe — ſondern die Elegante muß auch gefeiert, umringt, bewundert, tonangebend, geiſtvoll . . . mit einem leiſen Anflug von Inſolenz ſein. So komponiere ich die deliziöſe Frau."

„Nun, komponiere ſie, Triſtan! Es wird vielleicht Dein Meiſterwerk, das im zarteſten Alabaſter und Bisquit auf allen Camintafeln prangen und Dich unſterblich machen wird."

„Ich habe dieſe Beſchäftigung aufgegeben," erwiderte Triſtan; — „ſie nahm viel Zeit und brachte wenig Geld. Ohne viel Geld aber kann man nicht leben, das heißt leben wie wir es verſtehen: aus dem Vollen . . . und das iſt die Hauptſache, wenn man vom Leben redet."

„Freut mich, daß Du es kannſt! Paris iſt der Ort dafür und einige Wochen in Baden-Baden ſind auch nicht übel."

„Du wirſt doch nicht behaupten wollen, es fehle Dir in Marſeille bei Deinem Onkel Millionär, der Dich mit verſchwenderiſcher Großmut überſchüttet, an Lebensfreuden?"

„Das nicht. Allein ich ſage, Paris iſt einzig, um ſie aufs höchſte raffiniert darzubieten. Seit vier Jahren ſitz' ich in Marſeille, bringe meinem Onkel, in Erwartung ſeiner Millionen, das Opfer als quasi Sohn und wirklicher Erbe bei ihm zu leben; aber auf die Dauer iſt es tötlich langweilig. Ich bekam den Spleen, ich fragte den Arzt, ob ich nicht leberkrank ſei. Er ſagte, allerdings. Ich fragte, ob nicht die kräftige nordiſche Luft des Schwarzwaldes in Baden mir wohltun werde. Er ſagte, allerdings. So kam ich her, freute mich, Dich hier zu treffen, werde aber doch bald nach Paris gehen und mich dort länger aufhalten."

„Wenn Du viel Geld haſt, haſt Du recht. Ohne das iſt Paris ein troſtloſer Ort — eine Qual des

Tantalus bei Gasbeleuchtung . Rings um den Schmachtenden die ſüßeſten Früchte . . . aber unerreichbar. Denn all dieſe Herrlichkeiten koſten Geld, mein lieber Edmund, viel Geld.“

Kalt egoiſtiſch, wie Edmund im anticipierten Beſitz der Millionen ſeines Onkels war, fiel ihm doch der Ton auf, womit Triſtan immer auf das „viel Geld“ zurückkam und er fragte:

„Ebbe in der Kaſſe?“

Ein leichtes Zucken der Oberlippe hätte verraten können, daß dieſe Frage Triſtan unangenehm berühre. Ohne ſie zu beantworten, ſprach er weiter:

„Wenn ich bedenke, wie mir, als ich noch ein junges Bürſchlein war, tauſend Harpyen ihre Krallen des Neides, der Eiferſucht, der heißeſten und wildeſten Begierden ins Herz ſchlugen, ſo oft ich jene tantaliſchen Früchte gewahr wurde, oder ſie in meiner Nähe wußte und nicht erreichen konnte, weil mir Geld, Geld und immer Geld fehlte: ſo kann ich nicht umhin, es höchſt unpolitiſch zu finden, daß in einer und derſelben Stadt die höchſten Schwelgereien des Luxus und die üppigſten Genüſſe des Reichtums ſich gerade ſo vor dem Armen und Geringen, wie vor dem Millionär und dem hohen Würdenträger ausbreiten. Aug' iſt Auge — möge es einem Prinzen oder einem Taglöhner, einer Griſette oder einer Herzogin angehören. Durch das Auge ziehen Wünſche und Verlangen in die Menſchenbruſt ein: man will beſitzen und genießen, was ſich ſo unausſprechlich reizend darbietet — und nun plötzlich ſollen neun Zehnteil dieſer begierigen Augen, dieſer lechzenden Herzen ſich mit ihrem Tantaluszuſtand begnügen, während ein Zehnteil ſchwelgt! Die Zumutung iſt allzu ſtark! Auf die Dauer vermag der Arme eben ſo wenig als der Reiche ſeinen ſtets aufgereizten Gelüſten zu widerſtehen. Ja, er bekommt durch Neid und Mißgunſt einen neuen Stachel. So macht ſich eine Empörung gegen die Ungerechtigkeit der ſozialen Verhältniſſe und deren Umwälzung im Sinn und zum Vorteil der Darbenden — der Kommunismus von ſelbſt, wenn er ſich zur Zeit, aus Furcht vor der Polizei, auch ruhig verhält. Aber die Stunde wird kommen, wo er ſich mit dem leeren Anſchauen der Weltfreuden nicht begnügt — und das wird denn die Stunde einer ungeheuern ſozialen Revolution ſein und nicht die Armen, mein lieber Edmund, ſondern die Reichen haben ſie verſchuldet.“

„Iſt es möglich!“ rief Edmund. „Du vertiefſt Dich in ſoziale Fragen?“

„Von Vertiefen iſt keine Rede,“ erwiderte Triſtan, „denn dieſe Fragen liegen auf der Hand, ſchweben in der Luft und drängen ſich ungerufen auf, da ſie ſogar, wie Du ſiehſt, aus unſerm freundſchaftlichen Geſpräch hervorgehen.“

„In welchem Gaſthof wohnſt Du?“ fragte Edmund abbrechend, wenig durch dieſe Wendung des Geſprächs erbaut, da er zu den Reichen und nicht zu den Darbenden gehörte. „Der meine läßt Manches zu wünſchen übrig.“

„Ich wohne in der Stadt, in einem Privathauſe.“

„Seltſamer Geſchmack! Wird wohl einen Grund haben . . . nicht wahr?“

„Ich bin nicht allein hier,“ ſagte Triſtan mit einem kühlen Lächeln.

„Sieh, wie ich gut raten kann! Aber nun geſchwind Deine Adreſſe, damit ich Dich morgen beſuchen könne.“

„Iſt nicht nötig — wir ſehen uns hier.“

„Wie? begreifſt Du nicht mein Intereſſe . . .“

„Ich wünſchte, Du begriffeſt das meinige, welches darin beſteht, daß ich Dich lieber hier, als in meiner Wohnung ſehen möchte.“

„Hm! eiferſüchtig wie der Großtürk? . . . das, mein guter Triſtan, iſt noch eine gewiſſe Unerfahrenheit, die für mich bereits zu den überwundenen Standpunkten gehört, die ich aber bei Dir, um unſerer alten Freundſchaft willen, reſpektiere. Sage mir aber, um wieder auf die ſchöne Frau von Urſperg zurückzukommen, ob Du ſie kennſt.“

„Ich kenne hier nur eine Schöne und die iſt mein Geheimnis!“ ſagte Triſtan. „Ich kenne aber ein wenig den Vetter von Frau von Urſperg.“

„Welchen Vetter?“

„Mein Gott, lieber Edmund, eine ſolche Frage iſt für mich ein überwundener Standpunkt und bringt mir einen hohen Begriff von Deiner unangetaſteten Naivetät bei. Welcher Vetter! — weißt Du denn nicht, daß man in gewiſſen Verhältniſſen immer einen Vetter hat?“

„Du trauſt mir Allwiſſenheit zu,“ ſagte Edmund etwas gereizt durch Triſtans perſiflierenden Ton. „Geſtern komme ich zum erſtenmal im Leben nach Baden. Wie ſoll ich da mit den Verhältniſſen der hieſigen Frauenwelt bekannt ſein!“

„Alſo: den Vetter von Frau von Urſperg kenne ich ein wenig . . . aus früherer Zeit in Paris. Ich war ganz jung damals und im Beginn meiner Künſtlerlaufbahn. Da intereſſierte er ſich für mein Talent — und zwar mit Verſtändnis und richtigem Geſchmack. Jetzt bin ich ihm hier wieder begegnet — und es ſcheint mir, als habe er ſeine Kunſtkennerſchaft ſo gut an den Nagel gehängt, wie ich meine Kunſt. Graf Meerhaim heißt er — Emanuel Meerhaim.“

„Ich will wahrhaftig nicht unbeſcheiden fragen, Triſtan, allein ich wüßte doch gern, weshalb Du Deiner Kunſt Valet geſagt haſt. Ich meine, es müſſe ein großer Reiz in dieſen ſchöpferiſchen Spielen der Phantaſie liegen und eine angenehme Unterhaltung mit ihrer künſtleriſchen Ausführung verbunden ſein. Da nun das Leben unleugbar ſeine langweiligen, ja erzlangweiligen Momente hat, die ſich zu Stunden, Tagen, Wochen ausdehnen . . . oder eigentlich: da die Grundfärbung des Lebens Langeweile iſt, ſo würde ich mit beiden Händen nach einer Unterhaltung greifen, die Du wegwirfſt . . . wie ich dieſen Reſt einer Zigarre wegwerfe.“

„Mein Sohn, — „Life is dull as a twice-told tale“ — hat ſchon vor dreihundert Jahren ein immenſes Genie, ein ungeheurer Welt- und Menſchenkenner geſagt. Weshalb willſt Du . . . und weshalb ſoll ich es beſſer haben, wie ein Shakſpeare?“ — entgegnete Triſtan, ohne zu bedenken, daß der dramatiſche Dichter im Geiſt verſchiedener Rollen zu ſprechen hat. „Mit der Zeit wird man aller und jeder Unterhaltung und Beſchäftigung überdrüſſig, beſonders aber dann, wenn man gewiſſe, großartig ſpannende Realitäten kennen gelernt hat, neben denen ſich phantaſtiſche und künſtleriſche Beſtrebungen etwas kindiſch und abgeſchmackt ausnehmen, weil ſich mit dieſen nichts — mit jenen alles . . . erreichen läßt.“

„Alles, Triſtan? wirklich alles?“ rief Edmund. „Läßt ſich mit Deinen „ſpannenden Realitäten“ auch der Tod der Hydra Langeweile erreichen, die mich mit ihren tauſend Köpfen nicht ſowohl anziſcht, als angähnt! . . . Iſt das der Fall, ſo mußt Du aus Mitleid mit einem großen Teil der europäiſchen Menſchheit, die an Langeweile dahinſiecht, Deine Panacee verkündigen . . . und zwar mir, Deinem Freunde, zuerſt.“

Triſtan machte eine lebhafte Bewegung der Hand nach einer Richtung, aus welcher ein Wagen kam. Es war wieder Frau von Urſperg; aber diesmal nicht allein. Sie ſaß rückwärts in ihrer Kaleſche, neben ihr ein junges Mädchen und ihr gegenüber ein bejahrter Herr mit weißem Haar und eine ältliche Dame.

„Wo iſt denn der Vetter?“ fragte Edmund in der Meinung, daß Triſtan neben ihm ſtehe. Er bekam aber keine Antwort, denn Triſtan war verſchwunden. Hm! murmelte Edmund überraſcht, wenn ſeine Panacee nichts anderes ſein ſollte, als irgend ein großartiger Liebeshandel, ſo müßte ich das von meiner Seite wieder für einen überwundenen Standpunkt erklären. Aber er gibt ſich nicht aufrichtig hin . . . das iſt ſicher! Sagt mir nicht ſeine Wohnung, ſchweigt über ſeine unterbrochene Künſtlerlaufbahn, verſchwindet vor ſchönen Frauen . . . lauter Geheimniſſe! . . . Iſt aber gar nicht übel! . . . ihnen nachzuſpüren, ſchlägt meiner Feindin, der bewußten Hydra, wenigſtens einen ihrer gräßlich gähnenden Köpfe ab. Einſtweilen wollen wir ſehen, was der premier **Paris** im **Siècle** ſagt — wenn man ſich in dieſem teutoniſchen Schwarzwald ſchon zu der Höhe erſchwungen hat, Leſer für den **Siècle** zu finden — was aber zu hoffen iſt, da es hier von Franzoſen wimmelt, folglich franzöſiſche Einflüſſe, wie überall, die Oberhand haben und die ächt franzöſiſche Geſinnung ſich doch nur im **Siècle** ausſpricht . . . und wenn auch **Monde** und **Correspondant** darüber vor Ärger und Neid berſten möchten. — —

Triſtan, der dem Kurſaal zugeeilt war, prallte auf der Schwelle gegen jemand an, der eben heraustrat und der ihn ohne Umſtände wieder unter den Arm nahm und erfreut ſagte:

„Endlich treffe ich Sie! da will ich dies glückliche Ungefähr benutzen und Ihnen meinen beſten Dank ſagen.“

„Wofür? weshalb?“ entgegnete Triſtan ungeduldig und zerſtreut auf Emanuel Meerhaim's freundliche Anrede.

„Wiſſen Sie denn wirklich nicht, daß Ihre Kouſine ſeit acht Tagen bei meinen Eltern iſt?“

„Ich ahnte nicht, Herr Graf, daß Sie mir dafür danken könnten.“

„Doch, lieber Saint-Clair! wir verdanken ja Ihrer Empfehlung dieſe kleine Precioſa, von der meine Eltern ganz entzückt ſind. Sie lieſt in drei, vier Sprachen bald Zeitungen und Romane, bald das Stud-Book und Flugſchriften über die weltliche Souverainität des Papſtes vor; ſie verſteht ganz allerliebſt Lieder und Romanzen zu ſingen; ſie hat ein äußerſt einnehmendes, ja einſchmeichelndes Benehmen und einen ſo feinen Takt, daß ſie ſehr bald die gewiſſe Steifheit ablegen wird, die allen jungen Mädchen anklebt, welche ihre ganze Erziehung in einer Penſion erhielten, wo eine gewiſſe Schablonen-Dreſſur, der Maſſe wegen, unvermeidlich iſt. Endlich iſt ſie bildhübſch. Das gefällt immer und überall, beſonders aber alten Leuten."

„Ich dachte, beſonders den jungen," entgegnete Triſtan lakoniſch.

„Nicht doch! junge Leute, die eine lebhafte Phantaſie haben, lieben nicht ſelten unſchöne ältere Frauen. Alte Männer aber haben eine entſchiedene Neigung für möglichſte Jugend und möglichſte Schönheit. Meine gute Mutter ſchwärmt um ſo mehr für dies allerliebſte Perſönchen, als es den phantaſtiſchen Namen Chiara Stella trägt — und wenn wir übrigen uns begnügen, ſie mit der letzten Hälfte desſelben zu nennen: ſo verſäumt meine Mutter nie, ihren Namen, vollwichtig und klingend wie ein Cremnitzer Dukaten, ihr auszuzahlen."

„Und wie gefällt die kleine Stella der Frau Baronin von Urſperg, die als Enkelin gewiß eine entſcheidende Stimme im Hauſe hat?"

„Ach, mein lieber Saint-Clair, zum Verſtändnis dieſer ſchweigenden Seele fehlt mir der Schlüſſel. Was ſie von den Menſchen denkt und nicht denkt, urteilt und nicht urteilt — ich weiß es nicht und niemand weiß es! Äußerlich iſt alles in ein allgemeines, ſtilles Wohlwollen eingehüllt."

„Iſt ſo etwas auf Erden möglich?" rief Triſtan mit ſpöttiſchem Erſtaunen. „Eine ſchweigende Frau! . . . eine Frau ohne ausgeprägte Sympathien und Antipathien! . . . Welch ein Mirakel verbirgt dieſer Schwarzwald!"

„Wenn Sie noch Ihre ſchöne Kunſt übten, ſo würde ich Sie bitten, ein kleines Bild der Baronin Urſperg, ſei es eine Büſte oder ein Hautrelief, in Alabaſter zu machen. Es würde meine Mutter ſehr erfreuen und könnte dazu beitragen, Ihr Talent hier aufleuchten zu laſſen."

„Ich danke Ihnen, Herr Graf," ſagte Triſtan kalt. „Das Portrait war eigentlich nie meine Sache, wie geſagt, ich fand in jeder Beziehung zu wenig meine Rechnung auf dem Wege der Kunſt. Die Künſtler wollten mich nicht als ebenbürtig anerkennen, weil meine Kunſtwerke nur nach Zollen, nicht nach Fuß und Klafter maßen; und der Geſchmack des großen Publikums iſt etwas ſo Rohes, ſo Wetterwendiſches, ſo Launenhaftes, daß er im Stande iſt, Figuren von Jean Goujon über Kautſchuck-Fratzen zu vergeſſen und tanzende

Hunde Thorwaldſens Alexanderszug und den idealen Geſtalten eines Flaxman vorzuziehen. Je mehr die Kälte des Publikums für gewiſſe Zweige der Kunſt ſteigt, deſto mehr ſinken die Aufträge der Kunſthandlungen und das Honorar beſonders wird zu Null. Aber ohne Ruhm und ohne Gold zu ernten, wer mag da Künſtler ſein? ich nicht!“

„Sie ſind ſehr jung, um ſchon in den Lorbeerhainen des Ruhmes wandeln zu wollen,“ ſagte Emanuel lächelnd.

„Ja,“ ſagte Triſtan, „heutzutage lebt man raſch und deshalb muß man früh anfangen: ſonſt kommt man zu kurz. Uebrigens ſpazieren nicht bloß Greiſe in Lorbeerhainen umher! wie jung ſtarb Rafael und wie hoch ſtand ſein Ruhm. Bernini hatte ſich ſchon bei ſechszehn Jahren berühmt gemacht — wie Sie ſelbſt, Herr Graf, bei unſerer erſten Begegnung in Paris ermunternd mir ſagten — und will ihm auch die Nachwelt ſeine Lorbeerkränze ſchmälern . . . . immerhin! Er hat ſie getragen und ſich ihrer gefreut. Das iſt die Hauptſache für ihn. Ruhm über das Grab hinaus iſt nicht nach meinem Geſchmack, gibt mir weder Eifer noch Ermunterung. Iſt die Mitwelt mir nicht tributpflichtig mit Huldigung aller Art, ſo verlange ich auch keine von der Nachwelt.“

„Dann ſind Sie aber überhaupt nicht ruhmdurſtig,“ ſagte Emanuel; „denn es iſt das Charakteriſtiſche des Ruhmdurſtigen, daß ihm die Huldigung der Mitwelt nicht genügt und daß er in die Zukunft hineinleuchten, wirken, herrſchen will. Dann ſind Sie nur genußſüchtig."

„Da können Sie recht haben," ſagte Triſtan trocken. „Dennoch bin ich im Stande, viel zu entbehren, viel zu opfern . . . . und darin einen hohen Genuß zu finden, der freilich von der Hoffnung geſtützt und getragen wird."

„Sie ſprechen plötzlich wie ein Myſtiker," rief Emanuel lachend. „Und doch kann ich nicht bei Ihnen vorausſetzen, daß die Myſtik des Glaubens oder der Liebe Sie beſeele."

„So wird man verkannt," entgegnete Triſtan mit leichtem Achſelzucken und ſetzte dann abbrechend hinzu: „Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß die kleine Stella ſo nachſichtig in Ihrem Hauſe aufgenommen wurde. Es wird ein großer Troſt für meine Mutter ſein."

„Vor Jahren in Dresden, wenn ich Sie beide zuweilen mit Madame Saint-Clair ſpazieren gehen ſah, hielt ich die Kleine für Ihre Schweſter," ſagte Emanuel.

„So ſind wir auch aufgewachſen," entgegnete Triſtan.

„Und wo hält ſich Ihre Mutter jetzt auf?"

„In Paris."

„Immer mit Malerei beſchäftigt?"

„Sehr beſchäftigt; doch nicht in dem Fach.“

„Es ſcheint in Ihrer Familie üblich zu ſein, der Kunſt untreu zu werden und das iſt, was Madame Saint-Clair betrifft, höchſt undankbar,“ ſagte Emanuel verbindlich; „denn ihr hätte die Kunſt gewiß einen Lorbeerkranz gegeben.“

„Keineswegs!“ erwiderte Triſtan; „ſie gab ihr kranke Nerven, geſchwächte Augen und kaum das liebe Brot für uns drei. Nein, die Künſtlerlaufbahn meiner Mutter iſt nicht lockend zur Nachfolge! . . . — Aber ein Jugenfreund erwartet mich — alſo Vergebung.“

„Adieu, adieu, lieber Saint-Clair,“ ſagte freundlich Emanuel und ſetzte, als Triſtan ihn verließ, in Gedanken hinzu: Schade um den hübſchen, talentvollen Jungen! es hätte etwas Anderes aus ihm werden können, als der kleine blaſierte Taugenichts, der er iſt.

Triſtan aber hielt ſeinerſeits Betrachtungen über Emanuel: Was ſich doch ein ſolcher Sohn des Glückes einbildet, um den Künſtler mit hohen Idealen von Ruhm und ähnlichen Vorſtellungen abſpeiſen zu wollen, während er bei dem feſtlichen Bankett des Lebens ſchwelgt! Meint er, man ſei weniger dafür empfänglich, weil man nicht mit einem wohlgefüllten Geldbeutel in der Hand auf die Welt kam — oder weil man von der Natur jenes Naphthaflämmchen, jenen Aethertropfen empfing, den man Talent, Genie, Phantaſie — und was weiß ich! nennt? — Fehlgeſchoſſen, mein Herr Graf! Für dies kleine Flämmchen, welches in der Bruſt da, oder im Gehirn, oder wo die Phyſiologen es hinverlegen mögen! wohnt, für dieſe Flamme iſt der Erdball nicht zu groß, um von ihm, ſo viel ſie vermag, zu zehren. Ohne ſie iſt es noch eher möglich, nur den Zuſchauer bei ihren Feſtgelagen abzugeben, mein Herr Graf! mit ihr — iſt es unmöglich, denn ſie begehrt Nahrung — und zwar andere, als an dem Schattenſpiel des Ruhmes und an botaniſchen Studien über den Lorbeer ſich zu ergötzen. Ich bin nun einmal, Gottlob! kein Schwärmer, ſondern durch und durch praktiſch, mit ganz beſtimmtem Zweck und Ziel: reich werden, um das Leben zu genießen. Und dazu muß mein Mittel mir verhelfen! . . . . Der Edmund iſt aber allzu ſtupide! hat Millionen — und langweilt ſich! unvernünftiges Subjekt! . . . . Ich langweile mich, weil ich keine Millionen habe — und das iſt ſehr vernünftig, denn in der Welt wiegt Menſchenwürde und Menſchenglück nur nach dem Geldeswert und in der Welt leb' ich, weil ich auf der Welt bin und keine Karthäuſerneigungen habe. — —

Mit dieſen Betrachtungen bewegte er ſich und verſchwand er in der bunten ſchillernden Menge, die ſich um das Herz von Baden, das große Geſellſchaftshaus, Curſaal genannt, mit den verſchiedenen Tanz-, Speiſe-, Spiel-, Leſe-Unterhaltungsſälen, zuſammendrängte und in Gruppen auseinander ging. Aber er hörte nicht auf die Muſik, er blickte nicht auf die Frauenwelt, die ein wahres Pfauenrad von Luxus und Toiletten rauſchend und ſchillernd aufſchlug. Er ſprach mit niemand; und ſchien niemand zu kennen, und ihn kannte niemand; in dieſer zuſammen gewirbelten Moſaik von Flittergold, Moder und Staub war er ein unbeachtetes Atom.

Triſtan betrat einen Saal, der glänzend erleuchtet war, und in dem ſich viele Menſchen befanden. Trotzdem herrſchte eine eigentümliche Stille darin, denn von allen dieſen Menſchen ſprach keiner ein lautes Wort. Dennoch ließen ſich Töne vernehmen, ein Murmeln, ein Geflüſter, ein metalliſches Klimpern, ein leiſes Rollen. Zwei große kompakte Menſchenmaſſen ſtanden von einander getrennt feſt und beinahe unbeweglich mitten im Saal, die eine rechts, die andere links. Zuweilen löſte ſich ein einzelner von der Maſſe ab und ging hinweg. Dann traten andere heran. Einige blieben längere, andere kürzere Zeit; noch andere ſchienen in dem Boden Wurzel gefaßt zu haben. Manche hielten kleine Papierhefte in der Hand und Nadeln mit roten und ſchwarzen Köpfen, die eine Bedeutung zu haben ſchienen, da ſie mit einer gewiſſen Überlegung durch das Papier geſteckt und zuweilen aufmerkſam betrachtet wurden. Auf den Sopha's rings an den Wänden ſaßen auch Perſonen, die einen ruhig, indifferent beobachtend: gleichſam die Zuſchauer; die andern müde, abgeſpannt, unruhig, aufgeregt: die Teilnehmer. Erwartungsvolle, neugierige, geſpannte Blicke kreuzten ſich, ohne es zu bemerken, mit ſtarren, gläſernen, troſtloſen, habgierigen Blicken — mit Blicken, in denen brutale Begierde zitternde Spannung, dämoniſche Freude, ſtumpfe Vernichtung, ohnmächtige Verzweiflung lag. Der Grund dieſer ſo ungewöhnlichen Affekte war das tonloſe Gemurmel, das ſich aus der Mitte der einen — und das leiſe Rollen, das ſich aus der Mitte der andern Gruppe vernehmen ließ. Dort hieß es: „**Rouge a gagné, Noir a perdu.**" Hier rollte eine kleine Elfenbeinkugel in ein Becken, das von Zahlen und Buchſtaben umgeben war.

So wie Triſtan den Saal betrat, veränderte ſich ſein Geſicht, ſeine Haltung, ſein Ausdruck in ſolchem Grade, daß es war, als falle ein Maskenkleid von ihm ab. Kühne Erwartung, feurige Spannung gab ſeinem Auge Glanz, ſeinem Antlitz Energie, ſeinen Zügen friſches Leben. Wie ein arabiſches Pferd, das auf dem Weg durch die Wüſte vor Durſt verſchmachtend müde geworden iſt, aber nun eine Quelle wittert und all ſeine feurige Kraft zuſammenraffend auf ſie zurennt, als ob es keine Ermattung kenne: ſo eilte er zu dem **Rouge et Noir**-Tiſch — und wie jemand, der entweder ſehr viele Goldſtücke oder der nur ein einziges hat, nahm er einen Napoleon aus der Weſtentaſche und warf ihn auf Rouge. Er gewann; dann verlor er . . . und gewann wieder. Das Spiel ging fort. Es nahm Triſtans Seele mit.

Waren auch die Männer bei weitem in der Mehrzahl, ſo fehlte es doch nicht ganz an Frauen um dieſe entſetzlichen Spieltiſche. Der Anblick einer Frau auf einem ſolchen Platz erregt Schauder, weil er ſo widernatürlich iſt. Die Stellung des Mannes in der Welt, in der Familie weiſt ihn an, ja verlangt von ihm jene Tätigkeit, die auf Erwerb gerichtet iſt. Handel und Wandel, Gewerbe und Gewinn ſind auf dem großen Markt des Lebens ſein Fach, ſein Beruf — und man kann allenfalls das Spiel als eine Ausartung der Neigung zu gewagten Spekulationen betrachten, da die Neigung zu Wagniſſen wiederum mit Eigenſchaften zuſammenhängt, welche tief in des Mannes Natur begründet ſind. Aber keine Frau unter der Sonne hat in ihrer Natur auch nur die mindeſte Anlage, die in eine Neigung für gewagten Gelderwerb umſchlagen könnte. Sie hat vielmehr eine Abneigung dagegen, weil ihre Natur haushälteriſch iſt und ſie muß völlig mit ihrem natürlichen Weſen — von höherer Auffaſſung gar nicht zu reden! — gebrochen haben, um ſich auf die abſchüſſige Bahn gewagten Gelderwerbes zu begeben und öffentlich den Kampfplatz zu betreten, wo man um den Mammon ringt. Daher iſt es etwas Monſtroſes — eine Frau, die ſich dem Spiel ergeben hat! Der Mann hat in ſeiner gröberen — ich ſage nicht: ſtärkeren — Organiſation, in geiſtiger und körperlicher Beziehung, zu danken, daß er minder ſchnell und minder gründlich unter dem Einfluß böſer Leidenſchaften entartet, als die Frau. Er verträgt den Gifthauch beträchtlich länger als ſie. Aber ſie, deren unſäglich hohe und unſäglich zarte Beſtimmung es iſt, als Mutter in die innigſte und unmittelbarſte Lebensverbindung mit einer künftigen Generation zu treten, ſie iſt ſo durchdringend fein angelegt, daß ſie die Verſtörung und Zerrüttung, welche im Gefolge böſer Leidenſchaften ſind, durchaus nicht vertragen kann. Daher verfällt ſie ihnen ſklaviſcher, dient ihnen beſinnungsloſer, iſt ſchwerer von ihnen zu heilen.

Unter den Frauen, die am Roulette-Tiſch als bekannte Spielerinnen ſaßen — d. h. bekannt als Spielerinnen; denn außerdem kannte ſie niemand — befand ſich eine, die weniger alt als die übrigen war und ſich durch beſſere Manieren auszeichnete. Dieſe Frau mußte in ihrer Jugend von großer Schönheit geweſen ſein. Ihre Züge waren noch edel geſchnitten, aber ſcharf und hart, entſtellt durch ein nervöſes Zucken, das zuweilen über ſie hinfuhr und durch ihre krankhaft gelbe Hautfarbe. Sie trug ihr ſchwarzes Haar in kurzen Locken, augenſcheinlich nur aus Gewohnheit oder um keine Zeit auf ihren Kopfputz zu verwenden, denn dieſe Locken, die früher ſehr anmutig geweſen ſein mochten, waren jetzt mit vielen Silberfäden durchzogen und lagen unregelmäßig auf ihrer ſchönen breiten Stirn und den furchtbar eingeſunkenen Schläfen, deren bläuliches Geäder ſtark hervortrat. Sie war mit größter Nachläſſigkeit — oder Armut in ein graues, ſtarkgetragenes Seidenkleid gekleidet und trug immer eine blaue Brille. Sie erſchien mit dem Beginn des Spieles, als ob das Wort des Bankhalters: „Faites votre jeu!“ ſie aus irgend einem verborgenen Winkel hervorrufe — und ſie verſchwand, wenn man den Spielſaal ſchloß. Übrigens verſteht es ſich, daß kein Menſch dieſer Frau auch nur die mindeſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Sie war eine Spielerin!

An dieſem Abend aber ſpielte ſie nicht, obſchon ſie mit ganzer Aufmerkſamkeit bei dem Spiel war. Machte ſie Kombinationen? ſtudierte ſie die tauſend Möglichkeiten eines glücklichen Kugelfalles? wollte ſie ergründen, ob nicht auf irgend eine Weiſe ein großer Gewinn ſich vorherſehen, ſich berechnen laſſe? Genug, ſie war und ſie blieb in jener erſten

Reihe, die am Spieltiſch ſitzt, und es fiel ihr nicht ein, den Platz an andere abzutreten, die hinter ihr ſtanden und ſich mit lebhafteſtem Eifer am Spiel beteiligten. Der Ausdruck ihrer Augen war hinter den ungewöhnlich großen, dunkelblauen Brillengläſern verborgen, welche ihrer Phyſiognomie etwas unheimlich Starres gaben. Um ihren Mund — dieſen Verräter der Empfindungen, auch wenn er ſchweigt! — lagen unverkennbar Züge des Grames, aber wie verſteinert. Dieſer Gram hatte keine Tränen und keinen Troſt. Es war ein gewitterſchwüler Juniabend; die zahlreichen Gasflammen, der drei- und vierfach gedrängte Menſchenkreis um den Tiſch machten die Hitze unerträglich. Die Atmoſphäre im Saal war wie geſchmolzenes Blei. Aber nicht der leiſeſte Anflug einer lebhafteren Farbe war in ihrem Geſicht wahrzunehmen: ſo unempfindlich war ſie gegen äußere Eindrücke. Sie wußte nicht, was um ſie her — nicht, was in der Nähe noch was in der Ferne vorging: die ganze Welt war ihr gleichgültig. Sie hatte kein anderes Intereſſe, als die kleine weiße Kugel zu verfolgen, wie ſie rollte, wie ſie fiel, wie das Gold auf dem grünen Tiſchbezug des Tiſches ſo geſchwind und ſo leiſe mit den Spielharken hin und her geſchoben wurde. Aber auch dieſes Intereſſe ſprach ſich nicht, wie bei Triſtan, in hoffender Spannung aus, denn ſie hatte nichts zu hoffen, da ſie nicht ſpielte. Wie von einem Bann war ſie gefeſſelt. So vergingen Stunden, ohne daß ſie es bemerkte.

Die Bank wurde endlich für den Abend aufgehoben. Manches Herz war ſchwer, mancher Geldbeutel leicht geworden. Manches Gewiſſen regte ſich, und manches verſtockte ſich. Die Menge rieſelte auseinander, dahin und dorthin. Auch die Frau im grauen Kleide ſuchte ihre Wohnung im entfernteſten und unanſehnlichſten Teil der Stadt auf. Leiſe trat ſie in das Haus und ſuchte vorſichtig, wie jemand, der nicht bemerkt ſein will, die Treppe zu erreichen. Sie fuhr zuſammen, als ſich eine Türe öffnete und die Hausfrau mit einem Licht aus dem Zimmer auf den finſteren Gang trat, indem ſie ſagte:

„Ich werde hinaufleuchten; — der Herr Sohn iſt ſchon zurückgekommen.“

Die graue Frau holte tief Atem, ſtieg zwei enge, ſteile Treppen hinauf, ſchloß ihr Zimmer auf, zündete ihr Licht an dem der Hauswirtin an und wünſchte derſelben gute Nacht.

„Wäre Ihnen etwas gefällig?“ fragte dieſe.

Sie dankte — und blieb allein. Dann rief ſie mit gedämpfter Stimme:

„Triſtan, biſt Du da?“

Statt der Antwort trat aus dem Nebenzimmer Triſtan ein, mit der Zigarre zwiſchen den Lippen.

„Nun?“ fragte ſie.

„Ich habe die Hauswirtin bezahlt," ſagte er.

„Ich dachte es . . . denn ſie war ſo höflich! Aber was weiter, Triſtan?"

„Weiter nichts, Mama!" ſagte er eiſig.

Sie nahm die Brille ab, ſah ihn mit ihren großen, dunkeln, tief eingeſunkenen Augen faſt drohend an, ſchüttelte langſam den Kopf und ſagte:

„Das iſt nicht wahr, Triſtan."

„Du zwingſt mich zur Unwahrheit," entgegnete er mit derſelben Kälte. „Schlaf wohl, Mama."

Er wollte in ſein Zimmer gehen. Sie ſprang vom Stuhl auf und hielt ihn feſt am Arm.

„Triſtan!" ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „wenn Du es ändern kannſt, ſo laß mich nicht in dieſer Qual."

„Sie iſt das einzige Mittel, um Dich zu retten, Mama; denn Du haſt kein Glück und für uns beide kann ich doch unmöglich gewinnen."

„Ich tue es doch für uns beide, ja, mehr für Dich als für mich — das weißt Du."

„Ja, aber Du kannſt nichts mehr tun, Du haſt kein Glück mehr! drum höre auf zu ſpielen. Das iſt das beſte, was Du für Dich und mich tun kannſt. Du ſiehſt, ich tue ja auch das beſte für Dich: ich trug Deine Schuld hier im Hauſe ab."

„Hätteſt Du mir doch dies Geld gegeben! Tauſende hätte ich damit gewinnen können! Tauſende! . . . auch für Dich."

„Aber Du gewinnſt ſie nicht, Mama! halte Dich an dieſer Überzeugung."

„Kind, Du ſprichſt Unſinn! wie kann man nur bei einer ſolchen Sache, die einzig und allein auf Glücksfall beruht, von Überzeugung reden!"

„So halte Dich an der Erfahrung, Mama. Sie hat Dir genugſam bewieſen, daß ein Glücksfall Dich nicht trifft. Du gewinnſt noch ab und an ein paar hundert Francs, die mit Ach und Krach ausreichen, um die notwendigſten Lebensbedürfniſſe zu beſtreiten; . . . und mir ſcheint, daß ſogar dieſe armſeligen Gewinne mehr und mehr ausbleiben."

„Natürlich! — ſeit drei Tagen ſpiel' ich nicht . . . weil ich kein Geld habe. Es iſt fürchterlich, ſo da zu ſitzen, ſtundenlang, tagelang, unbeſchäftigt und untätig, immer auf dieſe Goldquelle zu blicken, die ſich wechſelnd bald hierher, bald dorthin ergießt, für den einen in Tropfen, für den andern in Strömen . . . dabei immer zu denken; mit einem Geldſtück — ja mit einem armſeligen Silberſtück ließe ſich dieſer Strom mir zuwenden — — und dies elende Silberſtück nicht zu haben!"

„Ja! das kenn' ich! es iſt furchtbar!" ſagte Triſtan.

„Nun, hab' ich Dich je in einer ſolchen Qual gelaſſen, wenn ich Mittel beſaß, um ihr abzuhelfen?"

„Nein! . . . aber Du hoffteſt auf mein Glück und ich hoffe nicht auf das Deine. Du dachteſt, ich könne uns beide aus dem Abgrund ziehen — und ich denke, Du könnteſt uns beide hineinreißen; das iſt ein großer Unterſchied, Mama. — Schau! hätteſt Du ſo viel Selbſtbeherrſchung, um das Spiel aufzugeben, ſo könnten wir ja ganz gute Geſchäfte machen. Ich brächte Dir jeden Abend einen Teil meines Gewinnes; Du legteſt ihn zurück, bis er zu einer beträchtlichen Summe aufgelaufen wäre — die ſetzte ich dann auf **Rouge** . . . und ließe ſie ſtehen, immerfort, immerfort, bis ich die Bank geſprengt hätte. Ha! dies Labſal! — Aber es wird mir nicht zu teil, weil ich mich nicht auf Dich verlaſſen kann. Statt das Geld aufzubewahren, verſpielſt Du es bis zum letzten Kreuzer . . . und da ich das lieber ſelbſt tue, als von Dir tun laſſe: ſo gebe ich Dir nichts mehr in die Hände, ſondern zahle unſere drückendſten Schulden — wenn der Gewinn nicht allzu elend iſt.“

„Wie hoch war er denn heute? ſage mir wenigſtens das?“

„Ich hatte erſt Glück, dann horrendes Unglück; zuletzt gewann **Rouge** wieder . . . aber da war mein Satz zu gering!“

„Weshalb klammerſt Du Dich ſo unſinnig an **Rouge** an!“ rief ſie aufgeregt. „Man muß die Umſtände beobachten und danach wechſeln.“

„Das mag für Roulette richtig ſein," erwiderte Triſtan lebhaft. „Bei Rouge et Noir, wo nur zwei Chancen ſind, iſt es aber falſch! da muß man feſt bei einer Farbe bleiben, weil es ja unmöglich iſt, daß ſie nicht zuweilen gewinne. übrigens hab' ich es auch ſchon mit Noir verſucht — denn womit würde man es nicht verſuchen, Mama! da iſt kein Teufel zu ſchwarz und keine Hölle zu rot. Was mir jetzt übrig bleibt, willſt Du wiſſen? „Nun, ich denke dreißig bis vierzig Goldſtücke."

„Vierzig Goldſtücke!" rief ſie. „Oh, Triſtan, da wirſt Du Deiner Mutter drei oder vier geben!"

„Aber zum letzten Mal, Mama!"

„Gewiß! gewiß! . . . zum letzten Mal — wenn ich gewinne."

Er legte hundert Franken in Gold auf den Tiſch.

„Ah, Sonnenaufgang!" ſagte ſie mit einem langen Atemzug. „Ich kann wieder ſpielen, wieder hoffen . . . für Dich, mein Sohn . . . und für unſere arme Stella."

„Was Stella betrifft, ſo kannſt Du ruhig ſein, Mama; ſie wird im Meerhaim'ſchen Hauſe auf Händen getragen. Graf Emanuel ſagte es mir vorhin."

„Aber in welcher untergeordneten Stellung! Lectrice! iſt das ein Platz für ſie? habe ich ihr dazu eine ſo elegante Erziehung geben laſſen?"

„Warum denn nicht, Mama? der Platz iſt ganz gut — für den Anfang: ein nobles Haus, wohlhabende ältliche Leute, ein junger Graf. Iſt Stella wirklich ein geſcheidtes Mädchen und nicht bloß ein Papagei, der in vier Sprachen plappert, ſo wird ſie Gräfin Emanuel Meerhaim.“

Ein Freudenblitz erhellte den dunkeln Abgrund ihres Auges und ſie ſagte:

„Wie das ausruht. . . . Hoffnung nach allen Seiten hin! und das dank' ich Dir, mein Herzensſohn.“

„Ja!“ ſagte Triſtan, „was aus dem Kunſtgenie geworden iſt, das ich nach dem Ausſpruch von Meiſtern und Kennern vor einigen Jahren geweſen ſein ſoll — das weiß ich nicht, denn es iſt ſicher, daß ich jetzt nicht einen Mops mit ſeinen Attributen und Emblemen zu Stande brächte. Aber eines weiß ich: ich bin ein Genie im Hoffen — und das Genie bringt immer eine gewiſſe Kraft mit ſich, die auch auf ſeine Umgebung übergeht.“

Sprach er im Ernſt oder im Scherz, ſpottete er über ſich ſelbſt oder über andere, glaubte er eine Silbe von dem, was er ſagte — ſeine Mutter wußte es nicht, ja er ſelbſt wußte es nicht: ſo groß war das Chaos in ſeiner Seele, die zu einem herrlichen Bau angelegt, aber vor der Zeit eine Ruine war.

Seine Mutter war das an ihm gewohnt und hatte für ihn jene blinde Zärtlichkeit, die weiter nichts iſt als Egoismus in die Mutterliebe verpflanzt. Sie umarmte ihn, ſie dankte ihm, als ob er einen wichtigen Dienſt ihr geleiſtet habe. Sie bat ihn, ſich nicht in ſchlechte Geſellſchaft zu begeben, als wolle ſie ſich die Illuſion machen, daß dies nicht ſchon jetzt der Fall ſei.

„Das könnte wohl geſchehen,“ engegnete Triſtan; „denn Edmund Sirey iſt gekommen und der kennt keine andere — trotz ſeiner Millionen in Hoffnung.“

„O weh, Edmund Sirey!“ rief ſie; — „deſſen Bekanntſchaft hat Dir kein Heil gebracht.“

„Sei ruhig, Mama! ſein Einfluß konnte ſchädlich ſein, bevor ich die Welt kannte. Jetzt nicht mehr . . . denn ich kenne ſie — und ihn. Auch ſchwöre ich Dir, daß nichts auf Erden mich außer Rouge et Noir wirklich intereſſiert und daß ich die Zeit, die ich nicht mit Spiel und deſſen ergreifenden Ereigniſſen ausfüllen kann, nur ſo ganz oberflächlich hinzuſchleppen ſuche. Da vermag kein Edmund mir zu ſchaden! Überdas iſt er dumpf und ſtumpf geworden und hat gänzlich in meinen Augen jene Überlegenheit verloren, die ich an ihm bewunderte, als ich ein unerfahrener Knabe war. — Nun ſchlafe wohl, Mama, und gewinne uns mit

Deinen hundert Franken ein Kalifornien — aber nicht im Traum.“

Damit ging er in ſein Zimmer zurück.

Schlafen ſollte ſie? das klang ſo leicht! Ach! es war ſo ſchwer. — Der Rauch und Geruch der Zigarren erfüllte ihr kleines, niedriges, dürftig eingerichtetes Zimmer, in welchem ſich nur die allernotwendigſten Möbel — von ihren eigenen Sachen aber nichts befand. Kleine Gerätſchaften, wie die Frauen ſie haben und lieben, zum Arbeiten, zum Schreiben, die tauſend Kleinigkeiten für kleine Gewohnheiten, ein Etui, ein Käſtchen, ein Buch, nichts derart war in dieſem troſtlos öden Zimmer zu entdecken — wenn man nicht etwa die Nähnadel, die in der Seitenlehne des Sophas ſteckte, als das Wahrzeichen, daß ein weibliches Weſen hier wohne, gelten ließ. Ein einziges Licht brannte auf einem Leuchter von rotem Blech, deſſen Lackierung ſehr beſchädigt war — und erleuchtete ſpärlich den mit Zigarrendunſt erfüllten Raum. Sie öffnete das Fenſter, um dieſe Atmoſphäre durch die reine kühle Nachtluft erneuern zu laſſen. Dann ſetzte ſie ſich ans Fenſter und ſtarrte hinaus in den weiten Sternenhimmel. Es mag ruhig ſein da oben, ſtill und kühl! dachte ſie. Es mag ſüß ſein, das zu genießen. Aber wer genießt es? — Der Körper modert im Grabe und die Seele? . . . — Iſt die Seele unſterblich und für ein ewiges Leben geſchaffen, ſo kann innerhalb der ſichtbaren Schöpfung kein Aufenthalt, auch nicht auf dem höchſten der Sterne, ihr zur Erquickung gereichen, denn immer und überall wird ſie ſich als eine Verbannte aus ihrer wahren Heimat fühlen; — das kann gar nicht anders ſein. Iſt ſie aber nicht unſterblich, hört ſie auf zu ſein, wie der Duft der Blume aufhört, wenn die Blume ſelbſt entblättert iſt — nun, dann hört ſo gut für ſie wie für den Körper die Wanderſchaft zu beſſeren Sternen auf und nur wir ſind es, wir armen Menſchen, die wir die Erfüllung unſeres Traumes von ununterbrochenem Glück — von Seligkeit . . . zu den Sternen hinauf verlegen.

Sie lehnte ihren Kopf an die Wand zurück und ſog die Nachtluft ein, bis ihre Nerven von der Stille und Kühle beſchwichtigt waren und ſie in einen leichten Schlummer fiel.

Welch ein Jammerbild — die ſchöne, die ſtolze, die bewunderte Richenza Meerhaim in dieſem Elend, in dieſer Vereinſamung, in dieſer Verſunkenheit! — Schritt für Schritt war das gekommen. Je mehr ſie den ſchillernden Ringeln nachging, welche die alte Schlange ſo verlockend um die Welt geſchlungen hat, daß ſie einem jeden gerade den Apfel der Verſuchung darbietet, der für ihn am gefährlichſten, weil am lockendſten iſt: deſto mehr wurde ſie von dieſen Ringeln umſchlungen und nach und nach ſo feſt umſpannt, ja umnetzt, daß

Verſtand und Wille, überwältigt von der zwingenden Macht einer unbeherrſchten Leidenſchaft, ſich nur in derjenigen Richtung äußerten, wohin dieſe ſie drängte. Bei ihrer Liebe für ihre Kinder hatte die Schlange Richenza zu erfaſſen gewußt. Ungeordnet, wie ihr ganzes inneres Sein, war auch dieſe Liebe, denn Richenza hatte nicht ihr Herz auf Gott gerichtet, um es nach deſſen ewigen Geſetzen zu lenken. Sie hatte es den Geſchöpfen zugewendet. Sie hing an ihren Kindern mit ihrer ganzen natürlichen Liebe, alſo mit allen Täuſchungen, mit aller Schwäche, mit aller Selbſtſucht, mit aller Launenhaftigkeit, durch welche eine ſolche Liebe dem, der ſo liebt, zuweilen noch gefährlicher wird, als dem, der ſo geliebt wird. Ohne Regel und Geſetz warf dieſe Liebe ihre krankhaft geſpannte Tätigkeit auf eine Bahn, deren Ziel ein Blendwerk war: das auf Geld begründete Glück ihrer Kinder. Zu der Mutterliebe hatte ſie ihr leeres Herz geflüchtet, um dieſe Leere auszufüllen und um Achtung vor ſich ſelbſt haben zu können; allein ſie verwechſelte den natürlichen Inſtinkt für das Wohl der Kinder mit der himmliſchen, gottähnlichen Liebe für die übernatürliche Beſtimmung derſelben. Dennoch iſt die Mutterliebe dermaßen mit der Vorſtellung von Opfern verwebt, daß man ſogar bei andern, um wie viel mehr bei ſich ſelbſt, Entſchuldigung für Handlungsweiſen findet, welche ohne dieſen Grund auf Mißbilligung ſtoßen müßten und würden. Und ſo wähnte ſich Richenza in ihrem Tun und Treiben vollkommen im Recht durch ihre Abſicht auf das, was ſie als die Wohlfahrt ihrer Kinder betrachtete. Zu ihrem Unheil ging es ihr anfangs ſehr glücklich durch Teilnahme an Unternehmungen, welche der ſpekulierende Geiſt der Zeit nicht bloß aufzufinden, ſondern zu erfinden verſteht. Natürlich ſah ſie nie bis auf den Grund der Geſchäfte; dazu fehlte ihr alle Sachkenntnis, alle Übung, alle Verbindungen, durch welche ſie eine Art von Kontrolle über den Verlauf ihrer Angelegenheit hätte üben können. Sie war nur von dem Schwindel des plötzlichen und mühelosen Reichwerdenwollens befallen, den heutzutage Millionen mit ihr teilen — und ſie warf ſich beſinnungslos in den Ankauf von Papieren, immer den Augenblick berechnend, wo ſich dieſelben in ein ſolides Vermögen verwandeln würden. Dieſe Gedanken und Beſchäftigungen nahmen ſie ſo ganz in Anſpruch, daß ſie alles andere darüber vergaß. Sie hatte nur noch eine halben Blick für Triſtan, der durch ſeine Kunſt mit jungen Leuten in Verbindung gekommen war, die den traurigſten Einfluß auf ihn übten. Voll Talent, Phantaſie und Lebhaftigkeit, war er ſehr geneigt, alles zu unternehmen und zu verſuchen, was ihm Aufregung und Unterhaltung — gleichviel welcher Art! — zu verſprechen ſchien. Durch ſeine Arbeiten, die ihm bezahlt wurden, hatte er, trotz ſeiner großen Jugend, eine Art von geiſtiger und pekuniärer Unabhängigkeit, die er auch ſeiner Mutter gegenüber ganz rückſichtslos hervortreten ließ, ſo daß ſie in dem Maß, als ſie die Herrſchaft über ſich ſelbſt — auch mehr und mehr die über ihren Sohn verlor. War ihr Streben ausſchließlich auf die Güter dieſer Welt gerichtet — „nun wohlan!“ ſagte Triſtan, „ich unterſtütze Dich darin! . . . für meine Bedürfniſſe brauchſt Du nicht zu ſorgen. Aber kleine Erholungen mit meinen Freunden in munterer Geſellſchaft, im Schauſpiel, bei Landpartien ſind mir durchaus notwendig, wenn ſich bei angeſtrengter Arbeit nicht meine Ideen ſowohl, als meine Nerven erſchöpfen ſollen; — nicht wahr, Mama, ſo notwendig wie die Luft, die ich atmen muß, um nicht zu erſticken. Das Geld, das ich dafür ausgebe, ſchaffe ich mir: alſo erſparſt Du es und kannſt eine Aktie mehr kaufen. So haben wir beide Vorteil: Du Deine Aktien, ich mein Vergnügen.“

Sie verſuchte wohl zuweilen, Triſtans Intereſſe für die Kunſt aufzufriſchen und Gegenſtände zu beſprechen, die ihn zu ernſten, eifrigen Studien antreiben ſollten. Aber ach! nicht bloß Triſtans Gedanken und Beſtrebungen, nein! auch ihre eigenen vererdeten und krochen allmählich im Staube; die ihren — im Staube des Goldes; die ſeinen —

im Staube falſcher Freuden. Sie fand immer weniger in ſich den Ton und in ihm das Echo für ein edles Streben. Zuweilen blickte ſie mit bitterer Troſtloſigkeit auf die Verwüſtung, die „das Leben“ — wie man zu ſagen pflegt, ob in Gedankenloſigkeit? ob aus höhnender Geringſchätzung dieſer heiligen Gabe? — in Triſtan anrichtete; denn dagegen iſt keine Mutter gleichgültig. Aber was konnte ſie tun? Ratlos wie ſie war, mußte ſie ihn hilflos in dem Strudel laſſen, der ihn Gott weiß in welche Abgründe ſtürzte. Sie klammerte ſich an die Hoffnung, auf Triſtans allzu frühe Berauſchung werde eine frühe Ernüchterung folgen — und der tobende Strom ſeiner Jugend werde ſich bald in feſten Ufern zur Ruhe begeben. Aber dieſer unbeſtimmte Troſt für die Zukunft verhehlte ihr nicht, wie dieſer Strom in der Gegenwart alles Gute und Schöne fortriß und Schlamm und Moder zurückließ. Die Arbeit wurde ihm läſtig; ernſtes Studium zuwider; Beharrlichkeit unmöglich. Große, ſchöne ſchöpferiſche Gedanken finden nur durch innere Sammlung und anhaltende Arbeit einen entſprechenden Ausdruck. Dazu iſt es notwendig, daß der Geiſt ſich nicht von materiellen Eindrücken knechten laſſe, ſondern über ſie hinaufſteige; und daß die Phantaſie nicht an die ſinnlichen Bilder, die ihr dienen ſollen, wie dem Juwelier bunte Steine dienen, damit er eine

Königskrone daraus fertige, — ſich verliere, oder gar mit ihnen in jene Sphäre verſinke, wo die Sinnlichkeit in Gemeinheit ausartet — und wo ein zerſplitterndes, zugleich nichtiges und brutales Vielerlei die Sammlung der höheren geiſtigen Kräfte, welche ſchaffend und beſeelend wirken, unmöglich macht. Um zu den höchſten, nur von wenigen erklimmten Höhen der Kunſt ſich zu erſchwingen, iſt mehr noch nötig. Da gilt dasſelbe Geſetz, wie bei dem Erklimmen der ſittlichen Höhe: da muß der Menſch über ſich ſelbſt und ſein Ich hinausgehen, um größer zu werden, als er durch dasſelbe iſt; — da muß er ſich ſelbſt mit ſeinen kleinen Eitelkeiten und kleinen Abſichten vergeſſen, um ſich frei hingeben zu können dem Gegenſtand eines hohen Kultus und einer heiligen Liebe; — da muß er Opfer bringen, ſeine Freuden, ſeine Mühen, ſeine Tage und Nächte: denn nur die Atmoſphäre des Opfers iſt die der ruhigen, langatmigen Begeiſterung. Wenn Michel-Angelo die gewaltigen Entwürfe ſeines Genies reifen wollte, verſchwand er wochenlang in ſeinem unſcheinbaren Häuschen, das er mit einem einzigen Diener einſam bewohnte, verbrachte täglich viele Stunden auf den Knieen vor einem Kruzifix und dann ging er hinaus und wölbte die Kuppel von St. Peter und meißelte das göttliche Antlitz des Chriſtus in S. Maria Minerva — dieſe beiden Werke, von denen das eine an Großartigkeit und das andere an Schönheit in erſter Reihe unter den Werken von Menſchenhand ſtehen.

Wenn nun auch der geniale Funke in Triſtan nicht zu einer ſolchen leuchtenden Flamme wurde, ſo kannte Richenza doch allzu genau ſeine ungewöhnliche Begabung, um ihm nicht, ohne alle mütterliche Verblendung, eine ſchöne Laufbahn zu prophezeien. Und dieſe Laufbahn, die ſie ihm ebnen, erleichtern, ſorgen- und dornenlos machen wollte, — auf der er unbehindert von Mühſal und beklemmender Enge, in heiterem Frieden, zwiſchen blühenden Phantaſien und friſchen Schöpfungen ſeiner anmutigen Kunſt wandeln ſollte — wie war ſie kaum begonnen und ſchon ſo ſchrecklich unterbrochen! . . . . vielleicht verwüſtet für immer!

Das iſt das Schickſal der menſchlichen Berechnungen — ohne Gott.

Da Triſtan nur noch mit halben Gedanken bei ſeiner Arbeit war und ſich nie Zeit nahm, um ſie zu vollenden, ſo verloren ſie ihre Friſche, ihre Zierlichkeit, ihren eigentümlichen Animo, blieben ſtumpf und charakterlos. Es war natürlich, daß der Beifall ausblieb und mit ihm — die Beſtellungen. Je weniger er zu tun hatte, deſto ungebundener gab er ſich allen Zerſtreuungen hin, die ihn immer unfähiger zu ernſten Beſchäftigungen machten. Es geſchah genau das Gegenteil von dem, was er gewähnt und zu ſeiner Mutter geſagt hatte: ſeine Ergötzungen raubten ihm Ideen, anſtatt ihm neue zu bringen. So war er ohne Arbeit und folglich ohne Geld, und je leichter er jene entbehrte, um ſo ſchwerer dieſes. Seine Mutter mußte nachhelfen. Er nahm die Gewohnheit an, blindlings Geld auszugeben, gewiegt von der Sicherheit, daß ſie mit ihren Millionen, den geträumten! ihn nie im Stich laſſen werde. War Richenza auch weit von Millionen entfernt, ſo war ſie doch genug vom Glück begünſtigt, um bei mäßigen Anſprüchen befriedigt ſein und den unſichern Boden zu rechter Zeit verlaſſen zu können. Aber das war nicht in ihrem Sinn! ſie hatte den Plan gemacht, mit Stella glänzend in der Welt aufzutreten. Da nun die Mittel zum Glanz nicht vorhanden waren, mußte Stella auf's Neue zu einem Vorwand dienen: ſie war zu jung, um ſchon in der Welt zu erſcheinen; bis ſie ein etwas reiferes Alter habe, ſolle ſie in der Erziehungsanſtalt bleiben — und ſo lange wollte Richenza denn auch noch ihre Spekulationen fortſetzen, dann aber aufhören.

Das Jahr 1857 jedoch kam dazwiſchen mit der furchtbaren Geldkriſis, welche koloſſale Vermögen ruinierte. Es ſtieß denn auch Richenza's Luftſchlöſſer um, und ſtatt ihr Vermögen zu vergrößern, ging ihr faſt alles verloren, was ſie beſeſſen und gewonnen hatte. Sie wurde ärmer, als ſie je geweſen war. Sie litt Unausſprechliches, Namenloſes, denn ſie litt mit einer Bitterkeit, einer Verzweiflung, welche durch die äußere Unruhe der letzten Jahre in ihrem Herzen eingeſchläfert waren und jetzt durch dieſe Ereigniſſe wieder geweckt wurden und wie Schlangen an ihrer Seele nagten. Warum denn ihr wieder und immer wieder ſeit faſt zwanzig Jahren einen Kelch herber Enttäuſchung nach dem anderen? Warum denn ihr die Siſyphusarbeit, den herabrollenden Felſen des Schickſals, der ſie zu zermalmen drohte, immer wieder umſonſt hinauf zu wälzen? — Die Antwort auf dieſe grollenden Fragen war ſehr einfach: Du haſt ihn Dir ausgewählt — den Kelch voll Täuſchungen; du haſt dich freiwillig unter den Felſen des Schickſals geſtellt. — Aber das verſtand ſie nicht. Sie ſah nur ihr Unglück, nicht ihre Schuld. Was nun anfangen: *wovon* leben — phyſiſcher Weiſe; und *wie* leben — moraliſcher Weiſe! Für jene ſah ſie ſich ohne Mittel und für dieſen ohne Gegenſtand des Intereſſes und der Tätigkeit. In Triſtan hatte ſie in jener kummervollen Zeit nicht die mindeſte Stütze; denn ſtatt in die Kunſt — hatte er ſich in eine Kunſtreiterin verliebt. Zu ſeinem Glück merkte dieſe Amazonenkönigin, wie er ſie nannte, ſehr ſchnell, daß ſeine Fonds gründlich gefallen waren — und ſie entließ ihn in Gnaden. Das brachte ihn etwas zur Beſinnung und auch er fing an zu fragen: Was nun? Arbeiten . . . mit dieſem Kopf, der wüſt von Orgien war — das war unmöglich! Eine Stelle annehmen? auch unmöglich! er hatte ja nichts gelernt! er konnte und wußte nichts von dem, was man in einem alltäglichen Berufe braucht. Überdas gibt es immer für eine Stelle hundert Aſpiranten. Eines Tages kam er aber freudeſtrahlend zu Richenza und rief:

„Alle Not iſt zu Ende, Mama!“

„Haſt Du einen Schatz gefunden?“ fragte ſie.

„Ja, den größten: einen wahren Freund! — Laurent, der prächtige Junge, geht in die rheiniſchen Bäder, aus Neugier und um ſich ein paar Sommermonate von der Wintercampagne zu erholen, und ſtatt Alkoholpunſch Mineralwaſſer zu genießen. Und ſtelle Dir vor! dieſer Vortreffliche will mich unentgeltlich mitnehmen als Geſellſchaftskavalier . . . um nicht in dem Deutſchland allein zu ſein, da er nicht eine Silbe deutſch verſteht.“

„Laurent iſt ein gutmütiger Menſch und reich genug,“ ſagte Richenza. „Allein er ſpielt ſtark.“

„Das iſt in den rheiniſchen Bädern ganz an der Tagesordnung, als ein honetter bürgerlicher Erwerbszweig . . . hat Laurent mir erzählt,“ entgegnete Triſtan. „Es gibt Wiesbadener Spielbankaktien, gerade ſo gut wie Eiſenbahn- und Bergwerks- und ſonſtige Aktien — und ehrſame Bürger von Wiesbaden fungieren als Croupiers an der Bank, ſagt Laurent. Dort iſt das Hazardſpiel in höchſt ſoliderweiſe organiſiert, und da Laurent nach und nach daran denkt, — beſonders wenn er auf ärztlichen Befehl Mineralwaſſer vertilgen muß — ein ſolider Menſch zu werden: ſo paßt dieſe ſolide Spielbank zu Wiesbaden ganz in ſeinen Kram. Eigentlich ſoll er nach Ems ... aber Wiesbaden und Ems wird wohl ungefähr dasſelbe ſein.“

Richenza hatte von dieſer Erörterung eigentlich nichts gehört, als das eine Wort: Wiesbadener Spielbankaktien. Das verſprach ja eine ganz ſichere Spekulation zu ſein, wenn auch nicht im großen Maßſtab. War aber nur erſt wieder ein Anknüpfungspunkt gefunden, ſo ließ ſich ſchon weiter manipulieren. Sie faßte den Entſchluß, Paris zu verlaſſen, da ſie in Triſtans Reiſe wieder einen günſtigen Wink der Vorſehung ſehen wollte. Was ſie noch zu eigen beſaß, veräußerte ſie, beruhigte ihr Muttergefühl gegen Stella dadurch, daß ſie deren Penſion auf ein Jahr vorauszahlte, und folgte ihrem Sohn und ſeinem Freunde an den ſchönen Rhein.

Der Rhein! das iſt ein wunderſamer Strom; iſt einer von den ganz wenigen Strömen, die in der Weltgeſchichte einen ganz eigentümlichen Klang haben. Der Jordan, der Tiber, der Rhein! welch ein Akkord! Zwei Jahrtauſende der Menſchheit klingen darin. Vorher kann man Namen nennen: den Indus, den Nil; nachher — keinen, denn keiner hat eine weltgeſchichtliche Bedeutung. Der Rhein — das iſt der germaniſche Strom, die Pulsader Germaniens, wohin die germaniſchen Völker in ihrem alten, großen Tagen gravitierten, wo ſie ihre Kaiſer hatten und ihr friſches, tatkräftiges, freies Leben, in kaiſerlichen Paläſten, in ſtolzen Burgen, in ernſten Abteien und Klöſtern, in mächtigen Städten, um herrliche Dome gelagert; dort war Reichtum und Kunſt, Handel und Gewerbfleiß zu Hauſe; — dort waren die Reichstage und die Kaiſerwahlen, und dort geſchahen all die großen Dinge, welche während eines Jahrtauſends Europa's Achſe und Schwerpunkt bildeten. Der Rhein — das iſt der wunderſame, lockende Strom, der die Völker anzieht, und über den ſie gehen, hinüber, herüber; — aber nie anders, als mit gezogenem Schwert. Drum hat er neben großen und glänzenden — auch ſchlimme Tage zu allen Zeiten geſehen, Tage voll Krieg und Zerſtörung, voll Blut und Flammen. Und in dieſer ſeiner großen Geſchichte, die in Denkmalen und Erinnerungen lebt, vereint mit ſeiner lieblichen, romantiſchen Natur, beſteht ſein Zauber, wenn er, wie ein alter Magus, mit wiſſendem Blick und beredtem Munde die Fülle ſeiner Bilder vor unſerm geiſtigen und leiblichen Auge entrollt. Aber was kümmerten dieſe Bilder Richenza! aber was ging Völkerleben und Völkerfreiheit, was Kunſt und Romantik Richenza an! das war ihr alles wie ein verſchollenes Kindermärchen. Es tauchten wohl einzelne Gedanken, abgeriſſene Momente aus jener Zeit in ihrem Gedächtnis auf, wo auch ſie ein lebhaftes Intereſſe für dergleichen Dinge gehabt hatte; allein ſie hatte Sinn und Verſtändnis dafür verloren. Eine Leidenſchaft läßt über alles, was nicht ihren Gegenſtand betrifft, ein Leichentuch fallen.

Triſtan empfing ſie frohlockend in Wiesbaden.

„Mama, wir ſind in Jubilo! wir amüſieren uns königlich, Laurent und ich .... und werden nebenbei ſteinreich, denn wir ſpielen von früh bis ſpät, und ich .... mit horrendem Glück.“

„Hüte Dich, Triſtan! das Glück iſt falſch!“ Dies war die einzige Ermahnung, die Richenza ihrem Sohn gab, als ſie hörte, er ſpiele glücklich. — Er beachtete es auch nicht im mindeſten, ſondern fuhr fort:

„Ich kannte gar nicht das Rouletteſpiel, nahm ein Goldſtück von Laurent und warf es auf den Tiſch. Es fiel auf eine Nummer und nachdem die Kugel ihre Runde gemacht hatte, wurden mir 70 Goldſtücke ausgezahlt. Daß ein ſolches Debüt raſend ermuntert, kannſt Du Dir vorſtellen; aber kaum das ungeheure Intereſſe, welches man am Gang des Spieles nimmt. Dieſe Spannung, dieſe Erwartung, dieſe Enttäuſchung oder dieſe Freude bringen nicht nur einen immenſen Wechſel der heftigſten Emotionen zuwege, ſondern konzentrieren ihn in einer ganz kurzen Spanne Zeit. Bei Papierſpekulationen wird dieſe Spannung gleichſam verdünnt, weil ſie ſich durch Tage, Wochen, Monate hinzieht. Auch iſt's ſehr langweilig, immer nur Papiere vor Augen und in Händen zu haben. Aber hier, Mama, regnets Gold, Schlag auf Schlag! Du darfſt nicht umſonſt nach dieſem Eldorado gekommen ſein — mußt gleich heute abend Dein Glück verſuchen."

Richenza tat es. Es trug ſich zu im Sommer 1858. Der Erfolg trat zwei Jahre ſpäter in Baden zu Tage.

Mutter und Tochter.

An jenem nämlichen Abend in Baden befanden ſich mehrere Perſonen im Salon eines Hauſes, das ein herrſchaftliches Gepräge und nicht die hohle Elegance der Mietwohnungen in einem Bade zur Schau trug. Es gehörte dem Baron Adrian Urſperg. Vor vier Jahren, bald nach ſeiner Vermählung mit Grazia, hatten ihn die Ärzte nach Baden geſchickt und die dortige Mineralquelle, Luft und Gegend als heilſam bezeichnet. Das Haus war eben damals neu gebaut; man bot es ihm zur Miete an. Er kaufte es, denn irgendwo mußte er bei ſeinem leidenden Zuſtand einen feſten und bequemen Wohnſitz haben. Durch den außerordentlichen Zufluß von Fremden beſitzt Baden eine Menge von Annehmlichkeiten, die man nur in großen Städten zu finden pflegt, während die herrliche Umgebung zu ſchön iſt, um die Natur durch das ſtädtiſch-luxuriöſe Treiben ganz unterdrücken zu laſſen. Auch im Winter halten ſich viele Fremde dort auf, — namentlich ſolche, die aus fernen Ländern gekommen ſind und die Kur wiederholen müſſen, ſo daß Baden ein Stadt-, Land- und Badeleben vereinigt, was für Adrian, den Reiſen beläſtigten, ſehr zweckmäßig war. Auf ſeine Geſundheit hatte jedoch der Aufenthalt nicht den geringſten günſtigen Einfluß. Der furchtbare Nervenkrampf, der plötzlich und ohne bemerkbare Veranlaſſung eintretend, den lebendigen Menſchen in eine unbewegliche Statue verwandelt und der die Folge einer übergroßen Erſchütterung des ganzen Nervenſyſtems iſt: die Katalepſie ließ ihre Beute nicht fahren. Die Ärzte hatten zu verſtehen gegeben, auf Geneſung ſei ebenſo wenig zu hoffen, als für das Leben des Kranken zu fürchten; — er könne alt dabei werden. Er war jetzt in dem Alter von vierundzwanzig Jahren, wo die Jugend zugleich in ſchöner Blüte und in friſcher Kraft ſteht; aber er hatte ein greiſenhaftes Anſehen. Seine lange Geſtalt war von mumienhafter Magerkeit, die Geſichtszüge welk, die Farbe abgeblaßt, der Blick ängſtlich und ſchwermütig. Er ſchien ſich beſtändig vor der unheimlichen Gewalt zu fürchten, die ihn jeden Augenblick zu übermannen drohte. Ebenſo wie ſein Äußeres hatte ſich ſein Charakter geändert: ſein ſinniger Ernſt war in grämlichen Trübſinn ausgeartet, ſeine ruhige Gelaſſenheit in Gleichgültigkeit, ſeine Feſtigkeit in kleinlichen Eigenſinn. Anhaltend geiſtige Beſchäftigung war ihm ſowohl unterſagt als unmöglich; daher trat das Bedürfnis der Tätigkeit als abſpringende Unruhe hervor, die umſo greller auffiel, als ſie mit lethargiſcher Abgeſpanntheit, welche ſeinen kataleptiſchen Anfällen folgte, abwechſelte.

An jenem Abend ging er mit fieberhafter Erregtheit im Salon hin und her, bald auf den Balkon, bald an ein Fenſter; dazwiſchen blieb er ſtehen und ſchien auf etwas zu horchen. Es hatte ſich nämlich das höchſt ungewöhnliche Ereignis zugetragen, daß die Teeſtunde da war und daß Grazia fehlte. Eine ältere Dame, die leſend auf einer Chaise longue ruhte, bemerkte Adrians Unruhe über ihr Buch hinweg und ſagte freundlich:

„Der Zug wird ſich verſpätet haben, lieber Adrian. Wenn Du es wünſcheſt, kann ja Chiara Stella den Tee machen.“

„Mit nichten, mein Schatz! wir ſpielen Sechsundſechzig!“ ließ ſich eine tiefe, kräftige Männerſtimme vernehmen, die von einem alten Herrn herrührte, welcher eifrig mit einem jungen, bildhübſchen Mädchen Karten ſpielte; — und zu gleicher Zeit erwiderte Adrian:

„Tauſend Dank, Großmama! ſie wird ja gleich kommen . . . ſie muß ja durchaus bald kommen!“ — und darauf ſetzte er ſeine unruhige Wanderung fort.

Die Dame machte ihre ſtillen Betrachtungen über die Herren der Schöpfung: Wie eigenſinnig der arme Adrian iſt! . . . . Wie egoiſtiſch mein guter Mann iſt, nicht auf fünf Minuten ſein Kartenſpiel unterbrechen zu wollen! . . . So ſind ſie alle . . . . eigenſinnig und ſelbſtſüchtig . . . . ſogar in Romanen! daher finde ich auch bis zu dieſer Stunde keine Lektüre belehrender und bildender als Romane, denn man ſieht in ihnen, wie man ſich gegen dieſe Tyrannen zu benehmen . . . . oder nicht zu benehmen hat. — Sie ſeufzte und las weiter.

Gräfin Meerhaim war ſeit vier Jahren wieder mit ihrem Gemahl vereinigt. Ein heftiger Gichtanfall machte ſeinem Sportsmannleben ein Ende. Mit dem Rennen, Reiten, Jagen war es aus und vorbei, denn Hände und Füße verſagten den Dienſt zu dergleichen heftigen Leibesübungen und zeitweiſe wurde er von heftigen Schmerzen geplagt. Der Aufenthalt in England wurde ihm zuwider, da er an den Dingen, die ihn dort gefeſſelt hatten, keinen Teil mehr nehmen konnte.

„Der Neid, daß andere es können, verdirbt mir meine Laune, Doktor!“ ſprach er zu ſeinem Arzt. „Ich gehe nach dem Kontinent zurück . . . . und zu meiner Frau. Ha, ha, ha, Doktor! wenn wir in einem Zuſtand ſind, daß wir nicht mehr Arm und Bein rühren können — dann fällt uns die Frau ein, dann können wir ſie brauchen. Es iſt doch angenehmer, von ihren kleinen, weichen Katzenpfoten gepflegt zu werden, als von den grobknochigen Tatzen unſerer Diener.“

„Geſchmacksſache, Herr Graf!“ ſagte der Arzt, ein alter Junggeſell. „Ich meinesteils ziehe eine grobe ehrliche Tatze einer kleinen Katzenpfote vor. Aber ich will Sie nicht irre machen! gehen ſie nach dem Kontinent zurück und brauchen Sie Baden-Baden: das wird Ihnen wohl tun.“

Gräfin Meerhaim befand ſich in Kreuzbronn, als dieſer doppelte Plan auf Baden zur Sprache kam, den Euphroſyne ſogleich mit inniger Wärme ergriff, da er ihren lebhaften Wunſch, die Vereinigung ihrer Eltern, erfüllte und da durch dieſe für Grazia ein Schutz, ein Haltpunkt inmitten einer fremden Welt ſich darbot. Gräfin Meerhaim ſah wohl ein, daß ihre Neigungen und Gewohnheiten eine Abänderung durch das Zuſammenleben mit ihrem Mann erleiden würden; aber war es nun die Paſſivität ihrer Natur oder war es das erwachte Pflichtgefühl — genug, ſie erklärte ſich gegen ihren Mann vollkommen einverſtanden mit ſeiner Abſicht und empfing ihn in Baden in einer Wohnung, die ſie möglichſt im engliſchen Geſchmack eingerichtet hatte. Vielleicht wirkte auch Grazia's Beiſpiel auf ſie. Sie fand es unendlich rührend, daß Grazia dem lieben Gefährten ihrer Jugend das gegebene Wort hielt und ſich durch ſeine Kränklichkeit nicht berechtigt glaubte, es zurückzunehmen. Wozu Grazia ſich bei ſechzehn Jahren freiwillig entſchloß — durfte ſie, für die etwas Ähnliches eine Pflicht war, das zurückweiſen? — Von dem innerſten Geheimnis der Familie Urſperg und Grazia's Ehe hatte ſie keine Ahnung. Das blieb verborgen zwiſchen Pater Smaragd, Euphroſyne, Adrian und Grazia. Die beiden letzteren hatten in gültiger Form ein gerichtliches Dokument aufgeſetzt, worin einer dem andern im Fall des Todes ſein Vermögen vermachte, mit der Beſtimmung, daß nach beider Ableben der ganze Beſitz jener Ordensgenoſſenſchaft übergeben werde, welche der geiſtliche Oberhirt am geeignetſten dazu erachte.

Graf Meerhaim war ein höchſt jovialer Mann, der ſich nicht leicht um ſeine gute Laune bringen ließ, da er entſchloſſen war, ſich ſein lebenlang auf's Allerbeſte zu unterhalten, ohne viel zu fragen, ob auch andern dieſe Unterhaltung genehm ſei. Er machte ſich höchſt unbefangen zur Axe der Welt, indem er nur das beachtete, was ihn irgendwie berührte. So hatte er Frau, Kinder, Vermögen, Heimat — alles vergeſſen, ſo lange es galt, ſeiner wahnſinnigen Leidenſchaft nachzugehen. Jetzt aber, da ihm dieſes unmöglich war, verbrachte er ſeine Tage keineswegs in vergeblichem Bedauern vergangener Zeiten, ſondern nahm, was ihm die Gegenwart bot. Kam ein tüchtiger Gichtanfall, ſo brummte oder tobte er; war der Anfall vorüber, ſo ſtellte ſich auch ſeine gute Laune wieder ein. Er ſah gern Menſchen, gab gern kleine Diners, ſpielte gern L'hombre, Whiſt und Schach, und da dies lauter Neigungen ſind, die im vollkommenſten Gleichgewicht mit der Richtung der Welt ſich halten: ſo war denn auch die Welt entzückt von dieſem liebenswürdigen alten Mann, — und ſeinen guten Diners, die er immer ſelbſt, unter langen Beratſchlagungen mit ſeinem Koch, anordnete. Gräfin Meerhaim, die ſtets wie unter einem Zelt gelebt hatte, verſtand gar nichts von dergleichen Einrichtungen und war außerordentlich zufrieden, daß ihr Mann all' die materiellen Mühen und Anordnungen auf ſich nahm und nichts von ihr begehrte, als in verbindlichſter Weiſe die Wirtin zu machen.

Es war eine Ausnahme, daß das Ehepaar am Abend bei Grazia war; gewöhnlich war ſie bei den Großeltern. Aber heute erwartete ſie ihre Mutter und zwar nur auf vierundzwanzig Stunden, weil Euphroſyne ſich nie länger von Bernhard trennte; da wollten denn auch die Eltern die Tochter gleich bei ihrer Ankunft begrüßen. Endlich fuhr ein Wagen vor. Adrian ſchöpfte beruhigt Atem: ſie kam! — die Tür flog auf. Emanuel trat ein.

„Warum kommſt Du denn heute gefahren?" fragte Adrian getäuſcht und unmutig.

„Weil es ein tropiſcher Abend und jeder Schritt eine Qual iſt!" erwiderte Emanuel und begrüßte ſeine Eltern und Fräulein Stella Saint-Clair.

„Fräulein Stella wird eine perfekte Sechsundſechzigerin," ſagte Graf Meerhaim zu Emanuel.

„In fünfzig Jahren, Herr Graf," rief ſie, auf ihr Alter anſpielend, mit einem allerliebſten Lachen.

In früheren Zeiten hieß dies Kartenſpiel nicht Sechsundſechzig, ſondern Mariage," ſagte Graf Meerhaim, gemäß der ſtereotypen Paſſion aller alten Herren, junge Mädchen mit dem Kapitel vom Eheſtand in Verlegenheit zu ſetzen. „Da würden Sie denn wohl nicht die Ausſicht — in fünfzig Jahren! ſo erheiternd finden."

„Warum nicht?" es würde dann eine goldene Hochzeit daraus!" ſagte ſie, ohne eine Spur von Verlegenheit.

„Bravo, kleine Stella!" rief Graf Meerhaim entzückt; mit Ihnen iſt gut ſcherzen."

Emanuel ſaß ihr gegenüber und betrachtete dieſe reizende Erſcheinung, der die Mode des Tages — dies Begrabenſein in Wolken von Gaze oder Mouſſeline, aus denen eine zierliche Büſte und ein Kopf mit geziertem Haarputz auftaucht — ungemein vorteilhaft war. Sie ſah aus, als wäre ein Bild von Watteau oder Boucher lebendig geworden und aus dem Rahmen herausgetreten, ſchelmiſch, üppig, fein, mit den ſchönſten dunkelblauen Augen und mit den glänzendſten hellbraunen Locken um die blütenweiße Stirn.

„Endlich kommt ſie! endlich! endlich!“ rief Adrian, als wiederum ein Wagen vorfuhr. Diesmal war ſie es, alle ſtanden auf und gingen ihr entgegen. Grazia trat mit ihrer Mutter ein. So wie Grazia erſchien, verſchwand Stella für Emanuel, denn Grazia war allerdings eine jener Frauen, neben denen viel ſchönere ausſehen wie Kammerzofen neben einer Königin. Vom Scheitel bis zur Sohle ſah ſie edel aus und dabei eigentümlich intereſſant durch ihre ſchwarzen Augenbrauen und Wimpern bei blondem Haar und meerblauen Augen. Dies Gemiſch von Energie und Zartheit in ihrem Äußern war der treue Ausdruck ihres Innern und gab ihr ein ſolches Gepräge von Einfachheit und Zartheit, daß Jeder einen wohltuenden Eindruck von ihr empfing. Nur nicht Stella. Was findet er denn an dieſer langen, blonden, faden Deutſchen mit ihren Augen couleur d'eau chaud? fragte Stella heimlich ſich ſelbſt und drückte unmutig ihre Fußſpitze auf das Parquet, während ihr Mund lächelte. — —

Euphroſyne war immer die liebliche, die ſeelenvolle Euphroſyne, die ſie in den Tagen ihres Glückes und ihrer Jugend geweſen war. Von dem Augenblick an, als in ihrem Herzen das wundervolle Licht des beſeligenden katholiſchen Glaubens aufging, hatte ſie ſich daran gewöhnt, ihr Leben in dieſem Lichte, immer im Zuſammenhang mit der ewigen Liebe und mit der Beſtimmung für ein ewiges Leben, zu betrachten. Mit ſeliger Freude ſtand ſie früher mitten in dem ſchönen Kranz ihres häuslichen Glückes und opferte ihn Gott auf — und wie eine Selige ſtand ſie jetzt da, als Gott das Opfer annahm, und als eine Blüte nach der andern an dieſem Kranz ſich entblätterte oder verwelkte. Sie liebte die Hand, die ihr Leben regierte, zu kindlich, um ſich gegen deren Fügungen aufzulehnen und ſo wurde ſie weder kalt, noch trübſinnig, noch ſtarr, ſondern ſie wurde wie jener indiſche Baum, der Balſam träufelt, wenn man ihm ſeine Zweige raubt. In dem ſüßen, kühlen Schatten einer heiligen Gelaſſenheit entſtand aus den Wunden ihres Herzens kein Fieber und kein Gift.

Sie wurde von den Ihren mit wahrem Frohlocken empfangen. Alle meinten, nun ſei ihr Liebſtes da. Gräfin Meerhaim vergaß ihren Roman, Graf Meerhaim — Sechsundſechzig, Adrian ſeine Nervoſität, Emanuel — ſich ſelbſt; Grazia — hatte nichts zu vergeſſen. Froh ging der Abend hin. Für den nächſten Tag wurde ein Beiſammenſein von früh bis ſpät organiſiert. Dann trennte man ſich. Adrian hatte ſich nach ſeiner Gewohnheit früh zurückgezogen, da ſpäte Stunden ihn immer aufregten und noch kränker machten. Endlich führte Grazia ihre Mutter in das Zimmer, welches immer für ſie in Bereitſchaft und ſo vollkommen eingerichtet war, daß ſie alles fand, was ſie in Kreuzbronn gelaſſen hatte; denn ſie ſollte hier gerade ſo zu Hauſe ſein, wie dort. Und als nun Mutter und Tochter allein beiſamen waren, da ging das fröhliche Geplauder des Abends in einen ernſten Ton über, den ſie nur im Zwiegeſpräch anſchlagen konnten, denn die Familie Meerhaim war proteſtantiſch und ſomit durch eine unausfüllbare Kluft — nicht von dem Leben in äußern Verhältniſſen, wohl aber von dem ganzen innern Leben der Urſpergs getrennt.

„Alſo er iſt in der Ewigkeit . . . Pater Smaragd, der Vater, der Freund, der Führer unſerer Seelen!“

Welcher Meerhaim hätte dieſen Klageruf verſtanden, mit dem ſich Grazia an ihre Muter wendete, ſobald ſie allein waren!

„Und wie ging er hinüber, der ſelige Greis?“ ſetzte ſie hinzu.

„In der vollkommenſten Vereinigung mit dem Herrn, dem er ſechzig Jahre in Glauben und Liebe gedient hat,“ ſagte Euphroſyne.

„So lebte er, ſo ſtarb er!“ rief Grazia in Tränen.

„Sechzig Jahre ein frommer Prieſter geweſen zu ſein; dem Heiland das Kreuz getragen zu haben, als ein freiwilliger Simon von Cyrene; die Bosheit und Ungerechtigkeit der Welt, die Wut der Feinde, die Verräterei der Freunde, die Verachtung des Hochmuts, die giftigen Angriffe des Unglaubens, die Verleumdungen der Lüge, — mit einem Wort: die volle Sündenwucht der gottenfremdeten Menſchheit an ſich ſelbſt erfahren zu haben: und alles zu begraben in den Wunden Jeſu, und alles zu verzeihen in der Liebe Jeſu — o Kind, das gibt ein ſüßes Sterbeſtündlein!" ſagte Euphroſyne.

„Hat er ſehr gelitten?" fragte Grazia.

„Seit dem Winter war er vor allgemeiner Schwäche ſeines hohen Alters erblindet, konnte alſo weder die Meſſe leſen, noch ſein Brevier. Das fiel ihm hart. „Gott will mir zeigen, daß ich ein ganz unnützer Knecht bin," ſagte er mir an dem Tage, wo er zum erſten Mal in ſeinem Prieſterleben das heilige Opfer nicht darbringen konnte; — „und das iſt mir ſehr heilſam. Jede Entziehung iſt eine Gnade. Man ſoll dadurch lernen, mit Chriſtus arm und nackt am Kreuz zu hängen. Beten Sie nur recht für mich, damit ich es lerne und der liebe Gott mir nicht vergebens dieſe Gnade geſchickt habe," ſetzte er hinzu. Eigentlich krank war er nicht. Er litt nur durch die langſam fortſchreitende Hinfälligkeit des Leibes. Sein Geiſt blieb in ungetrübter Kraft und Klarheit. Sein Brevier betete er mit Amandus, wie er das ſeit langen Jahren gewohnt war — aber auswendig, anſtatt es zu leſen. Er war immer in Betrachtung der heiligen Lehren und der göttlichen Geheimniſſe verſenkt, ſo daß er ſich nie in ſtumpfes Hinbrüten verlor. Die Trübſale, welche die heilige Kirche in der Nähe und in der Ferne zu dulden hat — die Leiden unſers lieben heiligen Vaters und der Abfall ſchlechter Prieſter in Italien — boten ihm beſtändig eine Veranlaſſung, ſein Kreuz mit dem Kreuz unſeres Heilandes vereint für diejenigen armen Menſchen aufzuopfern, die in ſündhafter Blindheit Chriſtus in ſeiner Kirche verfolgen, mißhandeln und verraten. Jeden Morgen, wenn ich bei ihm eintrat und nach ſeinem Befinden fragte, antwortete er: „Ich wünſche aufgelöſt und bei Chriſtus zu ſein.“ Gewöhnlich ſetzte er ſogleich hinzu: „Aber es ſteht geſchrieben: In der Geduld werdet ihr eure Seelen beſitzen. Ich warte gern, ſo lange es Gott gefällt, und leide gern, wenn es ſein anbetungswürdiger Wille iſt.“

Täglich brachte ihm der Pfarr-Verwalter die heilige Kommunion, die er nie anders, als auf den Knieen empfing. Er ſaß faſt immer in einem Lehnſtuhl und begab ſich nur auf ganz wenig Stunden zu Bett, weil er an Schlafloſigkeit litt.

Auch darüber ſagte er gelaſſen: „Wenn die Ewigkeit ſo nah iſt, muß man nicht die kurze Zeit verſchlafen.“ Einmal fragte ich ihn, wie er die dunkeln, langen Nächte hinbringe? „Irdiſch dunkel ſind ja auch die Tage für mich,“ ſagte er lächelnd; „aber der Glaube hat ſeine eigenen, überirdiſchen Geſtirne.“ So verblieb er in einem himmliſchen Gleichmut, ohne zu ahnen, daß derſelbe aus einer hohen Vollkommenheit ſeiner Seele hervorgehe. Der Frühling brachte nur die Veränderung, daß er mehr und mehr abnahm. Er fühlte es und ſetzte ſeinem Tode Epochen an. „Sollte ich wohl auf Himmelfahrt zu meinem Herrn gehen?“ fragte er Anfang Mai; und als das Feſt vorüber war, ſagte er: „Ob ich wohl noch das heilige Pfingſtfeſt erleben werde? Ach, wie klar ſehe ich jetzt ein, daß ich die Gaben des heiligen Geiſtes recht unvollkommen benutzt habe.“ Am Morgen des Fronleichnamfeſtes kam ich zu ihm. Da hatte er eben die heilige Kommunion empfangen und auf einem Altärchen, das Amandus immer zierlich herrichtete, brannten Kerzen und dufteten Roſen. Mir war, als ob hier noch die Engel weilten, die anbetend den euchariſtiſchen Gott umſchweben. Pater Smaragd richtete plötzlich ſein wachsbleiches Antlitz mit den tiefen dunkeln blinden Augen zum Himmel auf und ſagte: „Es kommt, glaub' ich, mein armes letztes Stündlein. Betet für mich um gnädiges Gericht." Wir begannen die Sterbegebete. Aber ganz bald ſagte er mit ſtillem Lächeln: „Komm, Herr Jeſu!" lehnte ſich mit einem leiſen Seufzer zurück und wir hörten noch: „In manus tuas" . . . — Dann war alles ſtill. Die Kerzen brannten, die Roſen dufteten, die kleinen Vögel ſangen in der Linde des Schloßhofes, der Brunnen rieſelte zu Füßen des Kruzifixes, ein namenloſer Friede lag auf dem Antlitz des Abgeſchiedenen und auch auf uns ging dieſer Friede über. Mir war, als ſei etwas Himmliſches an mir vorüber gegangen."

„Hat mein armer Vater eine Ahnung von Pater Smaragds Abſcheiden?" fragte Grazia beklommen.

Traurig und ſchweigend verneinte es Euphroſyne und fragte dann, indem ſie Grazia zärtlich umfaßte und ſich mit ihr in einen Erker ſetzte, um den die Zweige einer blühenden Akazie wehten:

„Nun aber ſprich Du! . . . Wie ſteht's mit Adrian?"

„Gerade ſo, wie Du ihn heute geſehen haſt, immer aufgeregt oder abgeſpannt; nie ruhig," entgegnete Grazia gelaſſen. „Die Nervenanfälle geben ihm eine gereizte Stimmung, ſo daß er zuweilen auffahrend, zuweilen mißmutig iſt — der Arme! Er kann nichts dafür und er bittet mich manchmal in der rührendſten Weiſe um Verzeihung, wenn er fürchtet, mich durch Launen oder kleinliche Rechthaberei ein wenig gequält zu haben. Da ich weiß, daß ſein Nervenzuſtand das ſo mit ſich bringt, und daß ſein gutes Herz nicht den mindeſten Anteil an ſolchen kleinen Quälereien hat, ſo nehme ich ſie leicht, tue das, was ich zu tun habe, mit möglichſter Schonung ſeiner Launen — und ſo iſt er denn ſo wenig unglücklich, wie das bei ſeinem Zuſtand möglich iſt.“

„Und wie geht es mit den Großeltern?“

„Ach!“ rief Grazia, „das wird mir immer ſchwerer. Ach verzeih, Mama! wenn ich dieſe zwei Leben betrachte, muß ich immer denken: Was bleibt denn da übrig für die Ewigkeit?“ —

„Sieh, wie Gott das alles fügt!“ ſagte Euphroſyne mild: „In Wellenbewegungen verläuft das Leben der Menſchheit und des Einzelnen. Es gibt aufſteigende und abſteigende Epochen in der Weltgeſchichte und in den Generationen. Warum ſie ſinken, warum ſie ſich wieder erheben, das iſt, im letzten Grunde, immer durch Abfall von der ewigen Wahrheit und ihren Geſetzen — und durch die Umkehr zu ihr; aber der Einzelne hat nicht immer allein im vollen Umfang die Schuld des Abfalls und noch weniger das Verdienſt der Umkehr. Da wirken tauſend Umſtände und Verhältniſſe, da knüpfen oder löſen ſich tauſend Faden, um hinauf- oder herabziehen zu helfen. Aber wer von der göttlichen Gnade nach oben gezogen wird, Grazia, der muß ſich darauf verlegen, vieles zu leiden und ſich liebend zu einem Brandopfer zu machen, das auch für diejenigen dargebracht wird, die das Opfer vergeſſen haben. Sieh, wie gut Gott iſt, — ſieh, wie er uns liebt, — wenn er etwa Dich und mich zu einem ſolchen Brandopfer der Liebe auserwählt hätte! Das Opfer hat die Welt erlöſt und zum Opfer gehören Leiden. Darum ſagt die heilige Katharina von Siena: „Vom Anfang bis zum Ende der Welt hat unſer Herr gewollt und wird er wollen, daß nichts Großes geſchehe ohne viele Leiden.“ Und was iſt groß vor Gott, Kind? — Die Seelen! Alles andere iſt Aſche und Moder, und inſoweit wichtig, als es am richtigen Platz höherem Zweck dient. Aber die Seelen, auch die elendeſten und verkommenſten, ſind getaucht in das Blut Jeſu: das iſt ihre Größe, ihr Wert, ihre Wichtigkeit vor Gott. Eine einzige Seele retten helfen, bekehren helfen, für ſie genugtun helfen, iſt größer, als den Erdball zu erobern und deshalb muß es mit manchen Leiden verknüpft ſein. Diejenigen, die nicht das ewig ſich erneuernde, ſtellvertretende göttliche Opfer zum Mittelpunkt ihres Glaubenslebens haben — ſei es durch Irrglauben, ſei es durch anderweitige Schuld — verſtehen auch nicht das Opfergeheimnis, das in der Buße, der Sühne, der

Fürbitte, der ſtellvertretenden Liebe eines Menſchenherzens liegt. Aber wir verſtehen es! wir wiſſen, daß wir viel zu ſühnen und zu büßen haben — denn Familien ſind ſolidariſch! — Wie dankbar müſſen wir für dieſe Erkenntnis, für dieſen Willen ſein! O, in der Ewigkeit erſt wird es uns klar werden, wie dankbar!“

So ſprach ſie noch lange aus der Fülle ihres Herzens mit Grazia, die weniger als ihre Mutter durch Erfahrung in der Schule der heiligen Liebe geübt war und nicht wußte, wie geringe äußere, ſichtbare Erfolge das Himmliſche in der irdiſchen Welt hat. Aber ſie begriff — auch ohne zu wiſſen.

„Ich möchte Dir etwas zeigen, Mama,“ ſagte ſie ſchüchtern; — „aber ich ſage Dir vorher . . . Einwendungen darfſt Du nicht machen.“

„Das klingt ja ſehr ernſthaft!“ entgegnete Euphroſyne lächelnd. „Da könnte ich ja vielleicht meine mütterliche Autorität einbüßen.“

„Komm mit mir,“ erwiderte Grazia, den Arm ihrer Mutter nehmend: „komm' nach meinen Zimmern.“

Sie gingen nach der anderen Seite des Hauſes, die Grazia bewohnte. Es waren ein paar elegante, bequeme Zimmer, Euphroſynen wohlbekannt, in denen ſich nicht das mindeſte Merkwürdige befand. Das letzte hatte verſchiedene Tapetentüren, welche große Wandſchränke verſchloſſen. Vor einer ſolchen Tür blieb Grazia ſtehen, zog einen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete. Es wird ein Kapellchen ſein! dachte Euphroſyne. Grazia leuchtete ihr mit einer Kerze vor und ſie traten ein. Euphroſyne rief überraſcht:

„Eine Kloſterzelle, liebes Kind!“

So war es. Der kleine Raum mochte urſprünglich zu einem Ankleidekabinet beſtimmt geweſen ſein; jetzt war er zu einer Zelle in aller Dürftigkeit eingerichtet, mit einem Feldbett, zwei Strohſtühlen, einem Tiſch und einem Betſchemel vom geringſten Holz. Unter einem Strom von plötzlich ausbrechenden Tränen rief Grazia, indem ſie die Stirn auf die Schulter ihrer Mutter legte:

„Ja! ja! eine Zelle iſt's! . . . Die Zelle von Kreuzbronn, die mein unglückſeliger Großvater verlaſſen hat. Hier ſchlafe ich! hier bete ich! hieher flücht' ich mich, wenn mir das Herz manchmal ſchwer werden will! hier ſagt mir alles, daß ich Grazia Urſperg heiße und wozu dieſer Name mich verbindet! hier bin ich, dem Willen nach, ſo arm wie ich ſein möchte, um nicht mehr die Wucht dieſes fürchterlichen Vermögens zu tragen, das ich jetzt nicht von mir werfen darf, weil Pater Smaragd uns ausdrücklich anbefahl, kein unnützes Aufſehen zu machen und meines unſchuldigen Vaters Namen zu ſchonen und zu bedenken, daß nicht bloß der Fluch der Sünde, ſondern auch meines Vaters

Tugenden: ſeine Tätigkeit, Einfachheit, Mäßigkeit und Barmherzigkeit — auf dem Vermögen ruhten. Hier iſt mein wahrer Platz: mitten in der Welt die Zelle der Entſagung! — Und ich wollte Dir doch ſagen, daß ich das einigermaßen begriffen habe, Mama.“

Schweigend, zitternd vor Wehmut und Wonne umarmte Euphroſyne ihre Tochter und beide knieten dicht aneinander geſchmiegt auf dem Betſchemel zu Füßen eines großen Kruzifixes nieder und beteten ein „De profundis“. Dann ſagte Grazia:

„Niemand hat eine Ahnung von meiner Zelle, deren Schlüſſel ich bei mir trage.“

„Aber Dein Kammermädchen?“

„Ja, Jeanette weiß es. Allein ſie hat mir bei den Wunden Jeſu verſprochen, mit niemand, auch nicht mit Dir, Mama, davon zu reden; — und da ſie fromm iſt, hält ſie Wort.“

Arm in Arm kehrten ſie nach Euphroſynens Zimmer zurück. Die kurze Mittſommernacht war faſt vorüber, und als ſie den Erker betraten, wehte die erſte Morgenluft erfriſchend ſie an; die Sterne erbleichten und die kleinen Vögel in der Akazie regten ſich und zirpten ſchlaftrunken.

„Wie kurz iſt die Nacht!“ rief Grazia überraſcht.

„Kurz wie das Leben, meine Grazia!“ ſagte Euphroſyne: „nur mit dem Unterſchied, daß auf die Lebensnacht ein ewiger Tag folgt. O, wie ſind wir glücklich . . . . glauben, hoffen, lieben zu können!“

Sie trennten ſich und Euphroſyne blieb allein auf ihrem Platz im Erker und ſchaute mit ſtillen Augen auf die verſchwindenden Sterne. O Menſchenhoffnungen! o Herzenswünſche! ſeufzte ſie: ſo ſchwindet ihr, ſo ſeid ihr mir alle, alle entſchwunden. Auch nicht ein Wunſch iſt ſo erfüllt, wie ich es gehofft hatte! Es gibt Probleme, die Gott allein löſen kann und in dieſer Zuverſicht hab' ich meinen Frieden gefunden. Was beginnt aber gegenüber ſolchen Problemen der Menſch, der keinen Gott hat? — Der Morgenwind ſäuſelte durch die blühenden Akazienzweige und wehte Euphroſynen wie zum Morgengruß lieblichen Arom zu.

Und er fuhr auch über Richenza hin und weckte ſie aus ihrem leichten Schlummer am Fenſter. Sie erſchauerte, ſtand auf, langſam und ſchwer. Dann aber, als ob plötzlich das Bewußtſein in ihr erwache, warf ſie mit einer Geberde der Verzweiflung beide Hände vor ihr Geſicht und ächzte: Muß denn immer der Tag wieder kommen! . . . Oh! ich bin zu elend! . . . Da fiel ihr Blick auf ihre fünf

Goldſtücke und ſie ſetzte hinzu: Nun aber heute kann ich ſpielen ... und vielleicht Glück haben.

Am anderen Morgen, lange bevor Gräfin Meerhaim ſichtbar war, begab ſich Euphroſyne zu ihrem Vater. Ihr Herz vergaß nichts und ſie war froh, in Graf Meerhaim Teilnahme für Richenza's Schickſal gefunden oder geweckt zu haben. Obſchon mit jedem Jahr die Hoffnung ſchwächer wurde, Richenza zu entdecken: ſo ließ doch Euphroſyne nicht nach, jeder Möglichkeit einer Entdeckung nachzuſpüren. Und dies war auch der Gegenſtand ihres Geſpräches mit Graf Meerhaim. Auf ihre Frage, ob nirgends Licht aufblitzte, erwiderte er:

„Ich muß glauben, daß ſie nicht mehr am Leben iſt; denn es ſcheint mir unmöglich, daß ihr nicht eine einzige Anzeige zu Auge gekommen ſein ſollte, die ich von England aus in ſo viele engliſche und franzöſiſche Blätter ſetzen ließ."

„Alſo haſt Du ſchon in England nach ihr geſucht?" rief Euphroſyne freudig.

„Leider etwas ſpät!" ſagte er mit einem Anflug von Verlegenheit. „Es tut mir jetzt recht leid, in früheren Jahren die Sache Deiner Mutter überlaſſen zu haben, die nun einmal nicht den Mut hat, den Dingen, wie ſie ſind, in's Auge zu ſehen. Sehr leid iſt es mir — wahrhaftig! aber wir hätten doch nichts ändern können und es wäre immer ſo gekommen.“

„Wie gekommen, beſter Vater?“ fragte ſie.

„Ich will Dir eine Begebenheit erzählen, die ſich im letzten Winter meines Aufenthaltes in London zutrug. Sie iſt ſchauerlich genug; deshalb teilte ich ſie Dir bisher nicht mit — was um ſo überflüſſiger war, als die Nachforſchungen, die ich in Folge derſelben anſtellte, zu keinem Reſultate führten. In jenem Winter ritt ich einmal ohne Groom durch Piccadilly. Da fiel mir ein, daß ich einen Bekannten, den ich ſchon mehrmals umſonſt in ſeiner Wohnung aufgeſucht hatte, vielleicht in einem der Clubs von Piccadilly treffen würde. Ich hielt an und ſchaute mich nach jemand um, der mein Pferd halten könne. In den Straßen von London fehlt es nirgends an armen, zu jedem Dienſt bereiten Leuten, und als ich mich anſchickte, abzuſteigen, erſchien ſofort ein Mann und erbot ſich, das Pferd zu halten. Ich warf ihm die Zügel zu und ging, ohne ihn zu beachten, in's Clubhaus, wo ich mich eine Stunde aufhielt. Als ich wieder herauskam, war es dunkel und kalt geworden, und da ich im Schein einer Gasflamme die ſchrecklich elende Geſtalt des Mannes bemerkte, dauerte er mich und ich gab ihm eine halbe Krone. „Herr!“ ſagte er, „das iſt zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.“ — „Mein Freund,“ erwiderte ich, „es iſt nicht an mir, für Ihr Leben zu ſorgen. Wenn Sie ſelbſt das nicht können, ſo gehen Sie in's Workhouſe." — „Daher komme ich!" ſagte er: „ich ſollte dort Wolle kartätſchen. Das hält meine Bruſt nicht aus. Ich bekam Blutſpeien . . . und heute früh verließ ich es . . . und hungere und friere ſeit heute früh." Während er ſprach, bemerkte ich, daß er allerdings wie eine wandelnde Leiche ausſah, aber auch, daß eine ſtarke Branntwein-Atmoſphäre ihn umgab und deshalb ſagte ich: „An Gin ſcheint es doch nicht gefehlt zu haben;" — und wollte ihm die Zügel abnehmen. Aber er hielt ſie feſt und ſagte plötzlich in ſchlechtem Deutſch: „Das habe ich mir angewöhnt, um all mein Leid mit Ihrer Tochter Richenza Meerhaim zu vergeſſen!"

„Barmherziger Gott!" ſchrie Euphoſyne auf.

„Mir war zu Mut, als hätte mich der Blitz getroffen," fuhr Graf Meerhaim fort, „und ich rief: „Wer ſind Sie? und wo iſt Richenza Meerhaim?" — „Ich bin der Maler Wilhelm Sinkler und Richenza iſt meine Frau," erwiderte er; — „allein ſie hat mich ſeit vielen Jahren verlaſſen . . . um eines andern willen . . . und nach und nach bin ich in's Elend und zum Gin gekommen, um mich zu betäuben gegen den Gram um ſie und um die Kinder und um mich ſelbſt." — „Aber wo iſt Richenza?" rief ich zitternd vor Spannung. — „Das weiß ich nicht!“ antwortete er. „Im Jahr 1814 ließ ich ſie in Rom, ging nach Paris, dann nach Belgien, endlich hieher . . . und hörte nie wieder eine Silbe von ihr.“ — Auf einmal fing er an zu huſten. Ein Strom von Blut ſchoß ſo heftig aus ſeinem Munde, daß er faſt erſtickte und taumelnd zu Boden ſtürzte. Ich rief um Hülfe. Konſtabler eilten herbei und ich beauftragte ſie, den Kranken in das nächſte Hoſpital zu ſchaffen. Man holte einen Wagen und fuhr ihn fort. Ich ritt langſam in einiger Entfernung nach. Als man am Hoſpital anlangte, war er eine Leiche. Kein Paß, kein Papier, nichts, gar nichts wurde bei ihm gefunden. Nichts erwies ſeine Identität mit dem Maler Wilhelm Sinkler. Aber er war es; darauf lebe und ſterbe ich. Deshalb ließ ich ſofort folgenden Aufruf durch alle größeren Blätter gehen: Die Witwe des in London verſtorbenen Malers W. S. wird gebeten, ihren dermaligen Aufenthaltsort dem Banquier Z. in London kund zu geben. — Das war ein halbes Jahr, bevor ich England verließ. So ſchnell, wie jetzt öffentliche Blätter über die Erdkugel fliegen, hätte ich binnen ſechs Monaten vom Aequator ſo gut wie vom Süd- und Nordpol Richenza's Antwort haben können. Allein ich erfuhr gar nichts. Als ich dann herkam und Du mich bateſt, einen Aufruf an die Frau Wilhelm Sinkler ergehen zu laſſen, tat ich es, weil ja möglicher Weiſe — oder ſogar ſehr wahrſcheinlich Richenza nichts wußte vom Tode ihres elenden Mannes und weil vielleicht mein engliſcher und franzöſiſcher Aufruf, der nur die Initialen, nicht den ganzen Namen enthielt, nicht deutlich genug geweſen war. Aber da immer noch dasſelbe Stillſchweigen herrſcht, ſo müſſen wir wohl annehmen, daß ſie nicht mehr unter den Lebenden iſt.“

„O Gott!“ ſeufzte Euphroſyne, „wie mag ſie gelebt haben — und wie geſtorben ſein . . . unſere unglückliche Richenza! Ach und die armen Kinder, was wurde wohl aus denen!“

Graf Meerhaim zuckte ſchweigend die Achſeln. Daß Richenza oft genug jene Aufforderung geleſen und dabei im Herzen gedacht habe: Nein, jetzt nicht! Künftig . . . wenn es mir beſſer geht oder . . . in meiner Todesſtunde, meiner Kinder wegen: dann ſollen ſie von mir hören! — das fiel ihnen ebenſowenig ein, als daß Stella Saint-Clair Richenza's Tochter ſei.

Stella war, ihre erſte Kindheit abgerechnet, immer in Erziehungsanſtalten geweſen und dadurch ihrer Mutter, beſonders ſeitdem ſie Dresden verlaſſen hatten, ſehr entfremdet. Gerade in den Jahren, wo das Herz und der Verſtand eines jungen Mädchens ſich entwickeln und wo kein Auge ſo tief und ſo ſcharf als das der Mutter, drohende Gefahren erkennt und ſie zu beſeitigen ſucht, gerade damals ging Richenza nach Paris und ihr Leben nahm dort eine ſo ganz andere Wendung als in Dresden, daß der Umgang mit Stella faſt aufhörte. Dieſe fand ſich ſehr glücklich in einem höchſt eleganten, ganz auf die große Welt berechneten Inſtitut, und als Richenza ihren Pariſer Aufenthalt mit dem in den rheiniſchen Badeorten vertauſchte, war Stella recht froh, in Paris bleiben zu dürfen. Sie wußte, daß ihre Mutter das Koſtgeld auf ein Jahr für ſie vorausgezahlt hatte; daraus ſchloß ſie, daß die Mutter in Jahresfriſt wiederkehren, ſie aus der Anſtalt nehmen und — glänzend verheiraten werde, ſo glänzend, wie die Herzogin von X., die Gräfin Y. und der Banquier Z. ihre Töchter, welche mit Stella erzogen waren, verheiratet hatten. Als das Jahr um war, kam zu Stella's großem Kummer ein Brief ihrer Mutter, in welchem dieſe die Vorſteherin bat, Stella noch ſechs Monate zu behalten. Dann werde ſie ihre Tochter abholen und nachträglich das Koſtgeld zahlen. Aber nach Verlauf dieſer Friſt kam weder die Mutter, noch das Koſtgeld, ſondern nur ein Brief mit der Bitte, um eine abermalige Friſt von ſechs Monaten. Stella geriet ganz außer ſich; ſie war jetzt ſechszehn und ein halbes Jahr alt, ſie hatte alle Studienkurſe durchgemacht, ſie wußte ſich fertig, ſehnte ſich von ganzem Herzen in die Welt und fühlte ſich grenzenlos unglücklich zwiſchen einen Schwarm von Koſtſchülerinnen, die alle jünger waren als ſie. In dieſem Sinn ſchrieb ſowohl ſie als die Vorſteherin an Richenza: Beide wünſchten dringend ihren Austritt. Richenza ſchrieb einfach zurück: für den Augenblick habe ihr Vermögen derartige Unfälle erlitten, daß ſie gar nichts für ihre Tochter tun und am wenigſtens ſie zu ſich nehmen könne, da ſie eine höchſt genierte Exiſtenz führe; und ob es nicht möglich ſei, daß Stella Lehrerin oder Aufſeherin im Inſtitut, mindeſtens für einige Zeit, werden könne. Stella war in Verzweiflung. Lehrerin im Inſtitut, ſie, die ſich ſchon im Geiſt als eine der reichſten und eleganteſten Frauen von Paris geſehen hatte! Lehrerin! gräßliche Zumutung! was dachte, was träumte ihre Mutter, ein ſo rabenſchwarzes Schickſal ihr zu bereiten! Auch die Vorſteherin war in einiger Verzweiflung, denn ſie konnte ebenſowenig das hülfloſe junge Mädchen aus dem Inſtitute verſtoßen, als es in demſelben auf irgend einem Platz verwenden, weil es bei Stella durchaus an gutem Willen dazu fehlte. Und ſo verging die zweite Friſt. Da kam abermals ein Brief von Richenza. Sie ſchrieb ihrer Tochter:

„Mein geliebtes Kind, da die traurige Beſchränktheit meiner Vermögensumſtände noch immer fortdauert — was ich viel mehr für Dich, meine Stella, als für mich ſelbſt beklage: ſo ſehe ich mich genötigt, Dir einen Platz vorzuſchlagen, auf dem Du Dich, wie ich hoffe, nicht unglücklich fühlen wirſt und wo Du ruhig abwarten kannſt, daß beſſere Tage für Deine vielgeprüfte Mutter eintreten. Du kommſt als Lektrice und Geſellſchafterin in ein gutes, wohlhabendes, angeſehenes Haus, zu Gräfin Meerhaim, einer Dame von etwa ſechzig Jahren, welche mit ihrem Gemahl in dem glänzenden, berühmten Kurort Baden-Baden ſich niedergelaſſen hat. Töchter ſind nicht im Hauſe. Ein Sohn von etwa ſiebenundzwanzig Jahren kommt ab und an. Du findeſt alſo ganz einfache und leichte Verhältniſſe, in denen Du mühelos alles leiſten kannſt, was man von Dir erwartet. Aber ein Punkt, meine Stella, wird Dir ſchwer werden . . . wenn auch Dir bei weitem nicht ſo ſchwer als mir. Traurige Umſtände erheiſchen, daß auch ich in demſelben Baden lebe, wo Du leben wirſt, geliebtes Kind; und ſie zwingen mich, Dir zwei Dinge ans Herz zu legen . Erſtens: ich halte mich in tiefſtem Inkognito in Baden auf; Du darfſt nie zu mir kommen und nie Dir merken laſſen, daß ich Paris verlaſſen habe. Zweitens: da es möglich wäre, daß Du in Baden irgendwie mit Triſtan zuſammenträfeſt, und da dies einen gewiſſen vertraulichen Verkehr zwiſchen Euch zur Folge haben würde, den ich um vieler Gründe willen vorderhand nicht wünſchen darf: ſo wirſt Du als meine Nichte und Pflegetochter in das Meerhaim'ſche Haus eingeführt. Dadurch iſt Dein Umgang mit Triſtan abgeſchnitten; denn es würde ſich nicht ſchicken, daß zwiſchen einem jungen Mädchen und ihrem Vetter die geringſte Intimität obwaltete. Um Dich in ſolcher Weiſe von Deiner Mutter und Deinem Bruder äußerlich zu trennen, geliebtes Kind, bringe ich harten und gebieteriſchen Umſtänden ein ſchweres Opfer, indem es mein einziges Glück und meine höchſte Wonne wäre, mit meinen Kindern vereinigt zu ſein und mich nie von ihnen zu trennen. Du haſt Einſicht genug, um aus der Schwere des Opfers auf die ernſte Notwendigkeit jener Rückſichten zu ſchließen, welche mich dazu zwingen. Deshalb lege ich Dir die Beherzigung jener beiden Vorſchriften nicht weiter ans Herz. Dein Liebe zu mir wird Dich am beſten mahnen, ſie mit aller Vorſicht zu beobachten. Gott geleite Dich in Deine neuen Verhältniſſe! Hoffte ich nicht, daß ſie nur vorübergehend und daß eine beſſere Zukunft uns erwartet: ſo würde ich erliegen unter der Laſt meines ſorgenvollen Lebens. Du aber, mein ſüßes Kind, betrete fröhlich Deine Laufbahn und überlaſſe allen Kummer Deiner Dich liebenden Mutter Richenza Saint-Clair. P. S. Vernichte alle Briefe, die Du etwa von mir beſitzeſt. — Das beigefügte Reiſegeld iſt von Triſtan."

Ehepaar unentbehrlich machte, was nach ihrer Meinung nicht ſchwer ſein konnte. Und in der Tat, es gelang ihr überraſchend ſchnell . Sie begriff, daß die Menſchen ſich durch nichts ſo leicht gewinnen laſſen, als durch Schmeichelei — nicht ſowohl durch die grobe Schmeichelei der Worte, als durch die des Eingehens auf Geſchmack, Geſinnung, Anſichten und Neigungen anderer. Der heilige Auguſtinus ſagt: „Der gefällt Gott, dem Gott gefällt.“ Bei Stella konnte man ſagen: Sie gefiel allen Menſchen, weil ihr alle Menſchen ganz außerordentlich zu gefallen ſchienen; — dermaßen lebte ſie ſich in deren Eigentümlichkeit hinein. Das kann ja eine große Tugend ſein; der Apoſtel Paulus ſuchte allen — alles zu werden, um alle für Gott zu gewinnen. Bei Stella aber fehlte dieſer Beweggrund; an die Stelle Gottes trat ihr Ich: ſie wollte alle für ſich gewinnen und deshalb allen gefallen: ſie ſchillerte ſtets in der Farbe desjenigen, mit dem ſie eben zu tun hatte, und ging ebenſo auf die Scherze und Unterhaltungen des Grafen — als auf die Schwärmereien und Neigungen der Gräfin Meerhaim ein. Gern hätte ſie dasſelbe bei Emanuel getan; allein ſie wußte nicht genau, was ihm denn eigentlich gefalle. Das war auch ſchwer, denn Emanuel ſelbſt wußte es nicht.

◆

Ein leeres Herz.

Emanuel war ſeit einigen Monaten bei ſeinen Eltern, ohne Beſchäftigung, ohne Zweck, ohne Intereſſe. Eine ſolche Exiſtenz war in den Augen der pflichttreuen, opferwilligen Euphroſyne ebenſo gefährlich als ungenügend, während ſeine Eltern, die nur an das Angenehme ſeiner Anweſenheit dachten, gar keine Einwendung dagegen machten. Euphroſyne ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, um hie und da ein gutes Wort zu ſagen, wenn ſie ahnte, daß es eine gute Aufnahme finden werde; und deshalb nahm ſie auch einen einſamen Augenblick wahr, um ihren Bruder mit ihrer eigentümlichen, herzgewinnenden Innigkeit zu fragen:

„Emanuel, was ſoll denn eigentlich aus Dir werden? — ſprich!"

Er ſaß neben ihr. Als ſie dieſe Frage tat, ſprang er auf, ſtellte ſich vor ihr hin und rief:

„Was aus mir werden ſoll? Du fragſt noch? . . . Schau mich an! Emanuel Meerhaim, fünf Fuß, elf Zoll, zehn Linien, Haar — ſchwarz, Bart

— ſchwarz, Augen — bezaubernd, Stirn — geiſtvoll, Mund — gutmütig, Phyſiognomie — intereſſant! Und aus einem ſolchen Menſchen, der noch dazu im achtundzwanzigſten Jahr iſt, ſoll erſt etwas werden? Schweſterchen, Du verlangſt viel!“

„Mit Deiner äußeren Perſönlichkeit wäre ich ſchon zufrieden, wenn auch nicht ſo ſehr, wie Du ſelbſt,“ entgegnete ſie lächelnd. „Iſt aber dieſer fünf Fuß, elf Zoll lange Emanuel Meerhaim wirklich ein ſo eminenter Menſch: ſo möchte ich mit ſchweſterlichem Stolz auf ſeinen Lebensplan ſchauen. Iſt der in Harmonie mit dem Geiſt und der Güte, die ſein Antlitz verſpricht?“

Emanuel ſetzte ſich wieder zu ihr und ſagte:

„Vor acht oder neun Jahren, in Dresden, fragte mich der gute Bernhard ungefähr ebenſo. Damals kannte ich noch nichts vom Leben, als meine jugendlichen Träume und meine Malerei. Zwiſchen damals und jetzt, zwiſchen Deiner und ſeiner Frage liegt ein enormes Stück Welt mit ungeheuren Erfahrungen; trotzdem habe ich dieſelbe Antwort, wie damals, nämlich: keinen Lebensplan! — Wäre das Jahr 1859 nicht gekommen, ſo hätte ich mich vielleicht in die Staatsdienſtdreſſur eingeſchult, hätte die Tochter eines Präſidenten geheiratet, wäre Freimaurer geworden ꝛc. ꝛc. Ich hatte es ja ſchon bis zum Referendar gebracht, zur erſten Stufe einer ſchwindelnd hohen Karriere. Aber! aber! das

Jahr 59 machte ihr ein Ende. Denn das kannſt Du mir unmöglich zumuten, einem Staat zu dienen, deſſen Gang und Richtung ich verabſcheue. Meiner Erziehung, die mich in ganz Deutſchland umhergewürfelt hat, habe ich ein großes Gut zu danken: ich habe deutſche Intereſſen, deutſche Sympathien, ein Herz für Deutſchland, Liebe für Deutſchland. Ich könnte auch ein Herz für ein Partikularvaterland innerhalb Deutſchland haben und als Referendar in Berlin, wenn ich vor dem Brandenburger Tor ſtand und mir die Viktoria auf ihrer Quadriga anſchaute, wie ſie aus Frankreich dahergeſauſt kommt und vor den Linden Halt macht — nahm ich auch einen Anlauf zu dieſer patriotiſchen Liebe. Aber wenn ich dann nach dem anderen Ende der Linden ſchaute, wo eine Statue von Friedrich II. ſteht: ſo ſank mir die Luſt dazu, denn dieſe preußiſche Größe hatte kein Herz für Deutſchland und hat dieſen Mangel ſeinem Preußen bis zur heutigen Stunde eingeimpft. Das kam in erſchreckender Weiſe im Jahr 1859 zu Tage! — Der Erbfeind bekämpft den Bruderſtaat, den Bundesgenoſſen; Deutſchland zittert in Kampfesluſt, um ihm beizuſtehen gegen den Erbfeind. Da erfindet die Friedericianiſche Tradition die Politik der freien Hand und die ſchleppende Mobilmachung der Armee, um ſcheinbar etwas zu tun und in Wahrheit Schlimmeres als nichts zu tun!

Das gab denn meinen preußiſchen Gefühlen den Todesſtoß. Ich zog ab — und bin nun ein freier deutſcher Mann."

„Lieber Emanuel!" rief Euphoſyne, „mit dieſer Sorte von freien Männern, die ſich in Baden umhertreiben, iſt dem armen Deutſchland nicht geholfen."

„Mein Gott!" rief er ungeduldig, „ſoll ich etwa Schaffner an einer Eiſenbahn, Kammerherr am Hof von Baduz oder Aufſeher in einer Fabrik werden! Grazia zieht auch immer zu Felde gegen mein dolce far niente. Weil ihr Frauen ſchon in der Wiege anfangt, geſchmackloſe Meßgewänder zu ſticken und unpraktiſche Bettdecken zu häckeln und damit euer Leben ausfüllt: ſo bildet ihr euch ein, etwas ähnliches wäre auch für uns möglich. Aber ich ſage Dir: die Welt iſt jetzt ſo beſchaffen, daß man auf irgend eine Weiſe der Staatsmaſchine maſchinenmäßig dienen muß, oder aber iſoliert und beziehungslos daſteht, wenn man ſich nicht der revolutionären Bande anſchließen mag, die in den Kammern, in den Zeitungen, bei den Zweckeſſen, in den Bier- und Branntweinſchenken, bei Schuſter- und Schneidertagen, bei Schiller- und Göthefeſten das große Wort führt und durch deſſen Verlogenheit und Brutalität den friedfertigen deutſchen Michel terroriſiert; — und dazu bin ich zu ſehr Gentleman. Aber ſage mir, wo iſt eine Überzeugung, ein Prinzip, ein Charakter — ein Mann? Wahrhaftig, wäre unter der revolutionären Bande ein Mann, dem Überzeugung und Prinzip etwas anderes wäre, als die wächſerne Naſe, die er rechts und links dreht, um ſeine ächte Phyſiognomie dahinter zu verbergen — wahrhaftig, ich könnte mich zu ihm halten, weil es denn doch ein Charakter wäre. Aber ſie ſind ja alle hohl, einer wie der andere! Es ſagt ja keiner ein Wort, das nicht, beim Lichte beſehen, verdreht oder falſch, lügenhaft oder boshaft wäre; — und nichts weiter ſteckt hinter all dem Bombaſt à la Mirabeau oder à la Danton, als eine Eitelkeit, die ſich, wie der Froſch in der Fabel, bis zum Berſten aufbläht. Nichts ſteckt dahinter! Der Erſte ſtreichelt ſich den Bart, der Zweite den Bauch, der Dritte die Glatze und dann ſtellt er ſich vor ſeiner Partei auf die Schaubühne — die er die Weltbühne tituliert — ſei's in einer Kammer, ſei's in einer Kneipe, und tanzt ſein pas de deux mit dem Popanz Kleindeutſchland, Großdeutſchland, dem einigen Deutſchland, dem deutſchen Volk, dem Fortſchritt, wird raſend applaudiert, aber doch nicht zum hundertſten Teil ſo, wie die erſte beſte Komödiantin, iſt jedoch damit zufrieden, ſetzt ſeine Wühlereien gegen alles, was beſteht, gegen alles, wovor ein vernünftiger Menſch Reſpekt hat, fort, ſtreichelt ſich abermals ſelbſtgefällig den Bart und behaglich den Bauch — und erlebt, daß die Fürſten, die Regierungen, die Großmächtigen ihm dasſelbe tun. Sage mir, wo es anders iſt! dahin gehe ich .... und wenn es zu den Hottentotten wäre!"

„Gott Dank und Dank und aber Dank!" rief Euphroſyne, „bei uns iſt es anders."

„Kind, ſei nicht wegen Bernhard verblendet über Dein kleines Partikularvaterländchen! Sollten in Baden ein paar Männer mehr vernünftig ſein, als anderswo, — was ich jedoch mit nichten glaube: ſo haben ſie deshalb doch nicht mehr Einfluß auf den allgemeinen geſunden Menſchenverſtand. Im Gegenteil! Ihr zeichnet Euch ja recht aus durch den allerbrutalſten Liberalismus."

„Wer ſpricht von Baden, lieber Emanuel! ich ſpreche von der heiligen katholiſchen Kirche," rief Euphroſyne. „Prinzipien, Überzeugungen, Charaktere willſt Du? ... In ihr findeſt Du alles! Sie iſt ſelbſt ein Prinzip, eine Grundlage — und zwar das der Weltordnung: auf ihr ruht die Welt, entwickelt ſich die Welt, ſchreitet fort zu einer Beſtimmung, deren letztes Ziel über die Erde hinausliegt. Nach dieſer Grundlage wird dereinſt die Welt gerichtet. Der ewige Gott hat ſie gelegt — und rebellieren die Menſchlein dagegen, indem ſie dies leugnen und verwerfen: ſo beweiſt das nur, daß ſie die Freiheit ihres Willens und Denkens mißbrauchen; — die Grundlage der Weltordnung bleibt unerſchüttert. Das iſt die Kirche. Und ſo lehrt ſie, wie ſie iſt: Ewiges; das heißt Wahrheit. Denn die Signatur der Wahrheit ich Ewigkeit; die Lüge wechſelt. Die Lehren der ewigen Wahrheit aber, mein Emanuel, die geben und bilden Überzeugungen — und aus und an den tiefen, unerſchütterlichen, weltüberwindenden Überzeugungen entwickeln ſich Charaktere. Willſt Du ein Beiſpiel? — Es leuchtet gerade jetzt über die Erde hin: es iſt der heilige Vater! in wunderbarer Großartigkeit findeſt Du bei ihm Prinzip, Überzeugung und Charakter — und da Du vorhin ſagteſt, zu einem ſolchen Mann, ſelbſt wenn er revolutionär und bei den Hottentotten wäre, wollteſt Du Dich halten: ſo wirſt Du Dich dem heiligen Vater umſo leichter und lieber zuwenden, als er konſervativ im edelſten Sinn, konſervativ für die höchſten Güter der Menſchheit, konſervativ für Recht und Gerechtigkeit, für Ehre und Treue iſt. Die will er auf Erden erhalten; für die kämpft und leidet er. Dem Mann, mein Emanuel, kannſt Du mit Ehren dienen.“

„Welch ein Unglück, daß der Mann gerade der Papſt iſt!“ rief Emanuel. „Ich habe viel katholiſche Sympathien — aber vielleicht nur deshalb, weil meine proteſtantiſchen Antipathien noch entſchiedener ſind. Doch — um dem Papſt zu dienen, . . . ſo weit bin ich noch nicht! Überdas iſt er ein

Mann. Hat aber die katholiſche Kirche ewige Prinzipien, bildet ſie unerſchütterliche Überzeugungen: ſo muß ſie überhaupt feſtere, edlere, ſelbſtloſere Charaktere entwickeln. Und . . . . o weh! o weh! wo ſind die!“

„Wegen eines Mannes wollteſt Du zu der Revolution überlaufen,“ entgegnete Euphroſyne lächelnd; „iſt es in der Ordnung, daß Du von der Kirche mehr verlangſt? — ſtatt eines Mannes . . . Männer? . . . Nun wohlan, Emanuel, Männer von feſtem geraden, ſelbſtloſen Charakter, fußend auf den ewigen Prinzipien der Kirche, erfüllt von unerſchütterlichen Überzeugungen, redend und handelnd, wie dieſe es gebieten, findeſt Du in unſerm Epiſkopat. Ja, durch eine beſondere Gnade Gottes beſteht der Episkopat in unſeren Tagen faſt nur aus ſolchen Männern. Wer ſpricht denn heutzutag ein unerſchrockenes Wort gegen alles aus, wovor die feigen Seelen zittern, möge es gegen John Bull's brutales „No-popery-Gebrüll ſein, oder gegen Italiens krankhaften Einheitsſchwindel, oder gegen Deutſchlands bureaukratiſche, abſolutiſtiſche, parlamentariſche Eingriffe in Rechte und Freiheit des Volkes — als eben der Epiſkopat. Wer hält in Frankreich den Autokraten par excellence in Schach? — Wer liefert aus allen dieſen Ländern Apoſtel in Amerika, Martyrer in Aſien? — Der Epiſkopat!“

„Ja, ja! allen Reſpekt! Ich greife ihn gewiß nicht an und leſe immer mit höchſtem Vergnügen alle Schriften zur Verteidigung des heiligen Stuhles oder ſonſtiger Rechte, die von Biſchöfen verfaßt wurden, weil ſie ungemein logiſch und konſequent zu ſein pflegen. Aber Biſchöfe ſind Prieſter — und Prieſter ſtehen außerhalb der Welt . . ." —

„Verzeihe, Emanuel! ſie ſtehen dermaßen innerhalb der großen Weltkämpfe, daß deren ſchärfſte Streiche gegen ſie ſich richten, denn ſie ſind — nicht durch ihre Perſon, aber durch ihre übernatürliche Beſtimmung — Mittelpunkt des geiſtigen Geſamtlebens der Menſchheit inſoferne, als ſie Lehrer und Beſchirmer und Verteidiger der ewigen Wahrheit ſind. Folglich iſt niemand der Lüge ſo ſehr im Wege, als eben ſie."

„Ah! nun ſind wir auf dem wahren Punkt angelangt! nun ſteh' mir Rede! Du behaupteſt alſo, der katholiſche Epiſkopat ſei der Träger und Verkündiger einer höheren Weisheit . . . ." —

„Nämlich der offenbarten chriſtlichen Wahrheit, lieber Emanuel! Großmeiſter von Loge oder Venta ſprechen von höherer Weisheit."

„Laß mir doch meine Art, mich auszudrücken!" rief Emanuel ungeduldig. „Von offenbarter chriſtlicher Wahrheit kann nur der ſprechen, der an ſie glaubt! — Aber gleichviel! Weisheit iſt auch eine Frucht der Wahrheit! und ſo frage ich alſo: Warum haben Deine Träger und Vertreter der Wahrheit und Weisheit ſo wenig Einfluß auf das Volk in Maſſe? warum bilden ſie nicht ein großes, tugendhaftes Geſchlecht heran? warum durchleuchten ſie nicht mit dem Glanz eines unwandelbaren Lichtes den verfinſterten und verblendeten Sinn der Menge? . . . Sprich!“

„Weil ſich ſeit dreihundert Jahren der Geiſt der Staatsomnipotenz in ganz Europa befleißigt, das Volk dem Einfluß der Kirche wo möglich ganz zu entziehen, mindeſtens zu entfremden. Die Kirche ſoll den Kindern den Katechismus beibringen und den Erwachſenen Sonntags eine Predigt halten über die Vorzüge der Arbeitſamkeit, der Mäßigkeit, der Sparſamkeit, des ſchuldigen Reſpectes gegen die Obrigkeit; ſoll Taufen, Kopulationen und Beerdigungen beſorgen und darüber Buch führen; — aber ſich beileibe weiter nicht um das religiöſe Leben und die geiſtige Bildung des Volkes kümmern: das alles übernimmt der Staat! dazu beſoldet er ja ſeine Schullehrer, ſeine Profeſſoren, die das ohne alle Kirche vortrefflich verſtehen.“

„Du vergißt nur, liebſte Euphroſyne, daß dieſer Staat mit ſeinen Fürſten, Beamten und Lehrern ebenfalls katholiſch iſt — oder ſein kann. Warum geht er nicht Hand in Hand mit Deinen Trägern der Wahrheit?“

„Weil alle Menſchen ohne Ausnahme, der König wie der Bettler, ihren freien Willen gebrauchen oder mißbrauchen können, indem ſie ſich zur Wahrheit, mit allen ihren Konſequenzen, welche die Kirche lehrt — oder zur Lüge mit ihren Folgerungen, welche die Kirche nicht lehrt, halten. Wie aber die menſchliche Schwäche nur allzu oft wählt — ach! wir wiſſen es. Warum verzehrte Adam den verhängnisvollen verbotenen Apfel, während ihm alle Früchte des Gartens Eden zu Gebot ſtanden?“

„Weil er naſchhaft war . . . denk' ich?“

„Und weil ihm das Wort der Schlange gefiel: Wie Götter werdet ihr ſein! Sieh, in dieſen Richtungen, der ſinnlichen, die lüſtern nach dem Verbotenen begehrt — und der geiſtigen, die ihrem Hochmut keine Grenzen ſetzt, begegnet und umzingelt die alte Schlange täglich den Menſchen und ſpiegelt ihm vor, daß es erhabener und ehrenvoller ſei — wie Götter zu werden, als Kind Gottes zu ſein. Und was ſie dem Einzelnen vorſpiegelt und wodurch ſie ihn zu ihrem Sklaven macht, die Lüge! — ſie geht allmählich in eine allgemeine Geſinnung über, in Anſichten und Handlungen, in Wort und Schrift, in die ganze Auffaſſung des Lebens und in jede Beurteilung der Dinge und der Erſcheinungen, ſo daß jeder Geiſt, der nicht mit übernatürlicher Kraft an den Glauben der Offenbarung und an die Lehren, die in ihm wurzeln, ſich klammert, betört, umnebelt, verwildert, in das große Meer der Lüge ſtürzt und ſomit deſſen Wellenſchlag verſtärkt. Lieber Emanuel, Du wähnſt, die Kirche haben keinen guten, großen Einfluß auf die Maſſe des Volkes. O Gott! wenn ſie ihn nicht hätte, ſo wäre die Menſchheit längſt in Horden von Ismaels zerfallen, von dem die heilige Schrift ſagt: „Seine Hand gegen alle und aller Hand wider ihn.“ Aber daß ihr Einfluß leider! unendlich viel zu klein iſt, das iſt nicht ihre Schuld, ſondern derer, die ihr nicht gehorchen. Uebrigens mußt Du bedenken, daß er denn doch in vielen tauſend Seelen verborgen iſt, die im öffentlichen Leben nicht mitzählen“ . . . —

„Ja, ja! in dem frommen Geſchlecht!“

„Mit nichten, lieber Emanuel! Dazu gehören Tauſende von Männern, z. B. im Landvolk. Da kann eine ganze Gemeinde, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, in ſtiller, einfacher Frömmigkeit der Kirche, dem Glauben, dem Pfarrer anhangen; davon ſpricht ſelbſtverſtändlich kein Menſch. Aber ein einziges Individuum in dieſer Gemeinde, das etwa ungläubig und freimaureriſch und ſo weit gebildet iſt, daß es unorthographiſch ſchreiben kann, folglich zur Aufklärungs- und Fortſchrittspartei gehört, dies Individuum greift zur Feder und ſchreibt z. B. bei Gelegenheit einer Volksmiſſion in irgend eine ſchlechte Zeitung: „Es iſt im ganzen Ort nur ein Schrei der Entrüſtung über das Unzeitgemäße etc. etc.“ Und ſo ſtempelt dieſer Schrei, der allerdings nur einer iſt, in der Oeffentlichkeit eine ganze gutkatholiſche Gemeinde zu einer lichtfreundlichen um.“

„Das glaub' ich gern!“ rief Emanuel: „auf politiſchem Gebiet erlebt man täglich ähnliches. Die Lügen der revolutionären Partei — denn Aufklärung, Fortſchritt, Liberalismus, Volkstümelei — ſind doch nur Papiermäntel um den Leib der Revolution, der zerſetzenden, deorganiſierenden Richtung! — dieſe Lügen, ſag' ich, könnten dem lieben Gott im Himmel ein X für ein U machen, wenn er nicht allwiſſend wäre! wie leichtes Spiel haben ſie alſo bei der immer oberflächlichen, kurzſichtigen, großen Maſſe! — Dennoch, mein Schweſterchen, bleib' ich dabei: es gibt allzu wenig ausgezeichnete Katholiken in der Welt.“

„Beſonders in der Welt der Schreier,“ ſagte Euphroſyne lächelnd. „Aber ſei ruhig, ich ſtimme Dir in etwas bei. Die Katholiken haben nicht immer und nicht überall verſtanden, ihr höchſtes Kleinod, die Lehre ihrer Kirche, mit äußerſter Entſchiedenheit nach jeder Richtung, gegen jede Anfechtung zu verteidigen. Sie haben vielfach traurig fraterniſiert mit dem Irr- und Unglauben. Das hat ſie gelähmt bis in's Herz hinein. Wer für die Verteidigung der höchſten Güter kein Wort ſpricht, keine Hand hebt, wie ſollte der für geringere mit Energie und Ausdauer kämpfen können? Aber unſere Zeit nimmt eine Wendung, die mehr und mehr mit matter Lauheit bricht. In der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts betrachtete man die äußerſte Verſchwommenheit in Sachen des Glaubens und eine Art von Verflüchtigung der Religion als einen Aufſchwung des Geiſtes; in der letzten Hälfte erſcheint dies als ein tiefer Verfall — und wird immer mehr ſo erſcheinen, je mehr ſich die Katholiken zur Entſchiedenheit ſammeln, kräftigen und einen — und dann gewahr werden, welch eine Macht ſie beſitzen."

„Nun? . . . . welche Macht?" fragte Emanuel geſpannt.

„Die, um welche es ſich handelt: ewige Prinzipien; — und folglich Kompaß und Anker für alles — für das politiſche und bürgerliche Leben; für eine neue Organiſation der ſozialen Verhältniſſe; für die Kunſt und die Wiſſenſchaft; — mit einem Wort, für alles, was auferſtehen muß aus der allgemeinen Sündflut."

Emanuel ſchwieg. Euphroſynens mildes Auge ruhte mit mütterlicher Teilnahme auf ihm. Grazia trat in den Salon. Er blickte zu ihr auf und fragte:

„Glaubſt Du auch, daß in etwaigen Sündfluten ſittlicher, politiſcher, ſozialer Dekompoſition die katholiſche Kirche immer ihren Ararat finden werde?"

„Gewiß! ihr Ararat iſt der Felſen Petri."

„Was ſeid Ihr für beneidenswerte Geſchöpfe!" rief Emanuel; — „ob verblendet, ob prophetiſch, ich weiß es nicht. Aber beneidenswert, — das weiß ich! — Die kleine Stella iſt eine Katholikin von anderem Schlag!" ſetzte er plötzlich abſpringend hinzu.

„Das bedauere ich," ſagte Euphroſyne.

Durch Grazia's Auge flog ein Schatten. Emanuel fuhr fort:

„Ja, heute Morgen, bei ich weiß nicht welchem Frühſtücksgeſpräch, erklärte ſie zum höchſten Entzücken unſerer guten Mutter und zu Papa's Gaudium, ſie halte alle Religionen für gleich gut."

„Wer da ſagt gleich gut — wird bald ſagen gleich ſchlecht," erwiderte Euphroſyne ernſt; „denn bei ſolcher Geſinnung iſt Liebe für die Religion unmöglich und liebt man ſie nicht, ſo läßt man ſie bei nächſter Veranlaſſung fallen."

„Emanuel!" rief Grazia in ihrer feurigen Art, „wenn Du ſprichſt: Da ſind drei junge Mädchen; welche ſoll ich erwählen? ſie ſind alle drei ganz gut! — — liebſt Du dann eine? — O nein!

wenn Du eine liebteſt, würdeſt Du ſprechen: Die! keine andere! nur die iſt für mich beſtimmt! — So iſt es auch mit der Religion. Müßt' ich denken, da ſind drei, vier, fünf, auch zehn, oder auch nur zwei, die mich auf dem Wege der Wahrheit zur ewigen Seligkeit führen, ſo könnte ich nicht eine mit begeiſterter Liebe lieben."

Ja, Eine! . . . die möchte ich lieben! dachte Emanuel bei ſich ſelbſt. Aber er ſagte es nicht und es war auch nicht die Religion, die er dabei im Sinn hatte.

Grazia war früh in den Ernſt des Lebens und das große Myſterium des Kreuzes eingeweiht. Unſäglich froh, unſchuldig und glücklich verlief ihre Kindheit in den ſchönſten und geſegnetſten Familienverhältniſſen. Allein die Krankheit ihres Vaters begann, als ſie noch, den Jahren nach, Kind war und ſogleich begann ſie, alle Sorgen und allen Kummer ihrer Mutter zu teilen und derſelben tröſtend und hülfreich zur Seite zu ſtehen. Je mehr ſchmerzliche Prüfungen über Euphroſyne kamen, deſto mehr fühlte ſich Grazia angetrieben, durch ihre Liebe und Zärtlichkeit der Mutter alles zu erſetzen, was ſie nach und nach in ihren übrigen Kindern verlor. Das machte Grazia früh vertraut mit ernſten Gedanken, mit einem beſtimmten, kräftigen Streben, mit einer Geſinnung, die ſich leicht von Niedern ab- und dem Höheren zuwendete und mit dem Bewußtſein, daß das Glück auf Erden nicht an der Vergänglichkeit hafte. Und als nun der ſchwerſte Schlag ſie traf und ſie das bittere Geheimnis entdeckte, das wie ein vergifteter Kern im innerſten Schoß ihrer Familie ruhte: da umfing ihre reine, energiſche, dem Idealen zuſtrebende Seele mit einem Tiefblick und einer Entſchloſſenheit, welche einen höheren Grund hatten, als jugendliche Begeiſterung — das Opfer aus Liebe: die Entſagung. Wie die heilige Katharina von Siena griff ſie freiwillig nach der Dornenkrone, obſchon ein Blumenkranz ihr nicht verboten geweſen wäre. Hätte ſie in dem abgeſchiedenen Kreuzbronn in den gewohnten Umgebungen und Verhältniſſen an der Seite ihrer Mutter bleiben dürfen, ſo hätte ſich vielleicht ihr ſpäteres Leben ebenſo friedlich, wenn auch nicht ſo fröhlich, wie ihre Kindheit, fortgeſponnen, und ihr das Opfer erleichtert. Aber ſie mußte heraus aus der geliebten ſtillen Heimat und mußte in die Welt. Denn ſo krank war Adrian nicht, wenigſtens nicht im Anfang und nicht andauernd, um ſich gänzlich von allem Umgang, von aller Geſellſchaft zurückzuziehen. Beſonders wünſchte er immer für Grazia etwas Zerſtreuung und Erholung, die ſich ihr ſo einfach im Hauſe ihrer Großeltern darbot; nur verſtand es ſich bei ihm von ſelbſt, daß er nicht dabei zu kurz kommen dürfe. Wenn er Grazia's Anweſenheit nicht entbehrte, war er ſehr zufrieden, ſie in guter Geſellſchaft zu wiſſen. Mochte ſie nun mit ihm oder ohne ihn in die Welt gehen — immer war ein Dorn für ſie dabei. Mit ihm — hatte ſie das für ein Frauenherz ſo namenlos demütigende Gefühl, den Menſchen gegenüber nicht ſtolz ſein zu können auf den Gemahl, der nichts weiter als Mitleid einflößte; und ohne ihn — da war ſie allein, da konnte ſie ſich nicht unter den natürlichen Schutz des Mannes ſtellen, da war ihre Stellung vereinſamt. An ihren Großeltern hatte ſie äußerlich einen Halt und Gräfin Meerhaim unterrichtete ſie aufs gründlichſte, wie ſie ihren Anzug für den Morgen und für den Abend, für den Winter und für den Sommer einzurichten — in welchen Abſtufungen ſie Beſuche zu machen und zu erwidern — welchen Umgang ſie zu pflegen, welchen ſie fallen zu laſſen, welchen ſie ganz und gar zu meiden habe. Dafür war Grazia ſehr dankbar und bei ihrem ſtarken Familienſinn hätte ſie ſich gern aus ganzem Herzen ihrer Großmutter angeſchloſſen. Aber ſtatt einer innern feſten Grundlage, fand ſie bei Gräfin Meerhaim nur Triebſand, der von dem wechſelnden Luftzug der Gefühle hin und her geweht wurde und daher einen immer wechſelnden Standpunkt für Beurteilung der Menſchen, der Ereigniſſe, der Erſcheinungen, der großen Fragen über Beſtimmung und Ziel abgab. Indeſſen — Gräfin Meerhaim kannte doch wenigſtens die Pflicht, wenn auch nur als Gefühlsſache, und erkannte an, daß man ſie nach Kräften zu erfüllen habe, ohne ſich jedoch zu bemühen, den Umfang dieſer Kräfte zu erweitern und ihren Nachdruck zu verſtärken; Graf Meerhaim aber beſaß auch das nicht. Der Begriff von Pflicht war ihm abhanden gekommen, in ſeinem Hauptſtreben ſich ein vergnügtes Daſein zu verſchaffen. Er gönnte ein ſolches auch andern, inſofern das ſeine nicht dadurch beeinträchtigt wurde. Er hatte niemals Gräfin Meerhaims Empörung und Zorn über Richenza's Schritt begriffen, viel weniger geteilt. Er dachte ſo: Das arme Kind! . . . es hat ſich verliebt und dem Zug des Herzens nachgegeben . . . das iſt ja ganz natürlich! Schlimm nur, daß dieſer Zug ſie zu einem armen Teufel führte! — Ich verzeihe ihr herzlich gern die Hintanſetzung meiner väterlichen Autorität . . . nur kann ich nichts für ſie tun . . . vorderhand. — — Und dabei blieb es. Er hätte es ſehr gern geſehen, wenn Grazia eine lebhafte Neigung für weltliche Freuden an den Tag gelegt und ſich dem Tand der Eitelkeiten hingegeben hätte. Ja, das war ihm im Grunde nicht recht, daß ſie ſo wenig in dieſe Richtung einging und er hielt ihr zuweilen Ermahnungen in dieſem Sinn:

„Kind, genieße doch Dein junges Leben! Du glaubſt nicht, wie kurz die Jugend einer Frau iſt. Beherzige den Ausſpruch eines höchſt berühmten Blauſtrumpfes: Nach fünfundzwanzig Jahren wird ein Tag immer affröſer als der andere.“

„Das iſt ja eine furchtbare Prophezeihung!“ rief Grazia lachend?

„Frau von Staël hat ſo geſagt: Après vingt-cinq ans chaque jour vaut mieux que le lendemain, und darin hat ſie nicht unrecht, denn jeder Tag bringt mehr Leid;“ — bemerkte Gräfin Meerhaim.

„Ich kannte noch gar nicht Deine Ehrfurcht vor den Blauſtrümpfen, Großpapa!“ fuhr Grazia neckend fort.

„Kind, es gibt Blauſtrumpf und Blauſtrumpf. Die eine Sorte: grobe Wolle, dunkles, gemeines Waſchblau. Umfang von Soldatenkamaſchen, Pfoten, die dazu paſſen. Die andere Sorte: weiche Seide, feines Gewebe, edles Ultramarin zum zarten Anhauch abgedämpft, ein ſchlanker Fuß, der hiezu paßt. Warum ſollte ich vor dieſer letzten Sorte keinen Reſpekt haben? Kluge Frauen ſind ſehr unterhaltend, meine Tochter. Und daß ſie Bücher ſchreiben? — mein Gott, es iſt ja niemand gezwungen, ſie zu leſen, und ich ſehe durchaus nicht ein, warum die Männer das Privilegium haben ſollen, allen Unſinn, den ſie denken, drucken zu laſſen.“

„Unſinn?“ rief Gräfin Meerhaim empört: „Die erhabenſte Tätigkeit des menſchlichen Geiſtes, die ſchöpferiſche, die geſtaltende — die nennſt Du Unſinn?“

„Lieber Schatz, Du weißt, ich diſputiere höchſt ungern,“ erwiderte Graf Meerhaim äußerſt gemütlich — „und deshalb komm’ ich auf mein erſtes Thema zurück und ſage, Grazia ſoll die Freuden der Welt genießen, ſo lange ſie jung iſt.“

So waren ihre Großeltern: Grazia nahm ſie, wie ſie waren. In ihrer Empfindungsweiſe war nichts Kränkelndes, Verſtimmtes, Phantaſtiſches, und wenn ihr Herz den ſtarken Schlag und den großen Schwung hatte, der ſie befähigte, die Höhen des Lebens zu erklimmen: ſo hielt ſie das ganz einfach für ihre Beſtimmung, für ihre Aufgabe — und forderte nicht dasſelbe von anderen. Daß und wie der Menſch die Schule des Leidens durchzumachen habe, ſah ſie mit den Augen des Glaubens im Erdenleben des göttlichen Erlöſers und mit leiblichen Augen an ihrer Mutter. Sie wunderte ſich alſo gar nicht, daß auch ſie zu leiden habe und litt ſo, wie Euphroſyne immer zu ihren Kindern ſagte, und wenn ſie auch ſo jung noch waren, daß ſie es kaum verſtanden: „Leide es, halte es aus, Gott zu Lieb!“ — Die Schule der-

Selbſtverleugnung, die ſie bei Adrian durchmachen mußte, war nicht leicht, am wenigſten für ſie, die klar, entſchieden und raſch im Erkennen, Wollen und Handeln war. Er war in Folge ſeines Nervenleidens, das immer wie das Schwert des Damokles über ihm ſchwebte, von peinlicher Ungewißheit und Ängſtlichkeit bei den gleichgültigſten Dingen und den unbedeutendſten, geringfügigſten Vorkommenheiten. Sollte er ausgehen oder ausfahren — den Mantel ablegen oder umnehmen — von dieſer Speiſe oder von jener eſſen — zwölf Minuten leſen oder nur zehn — das alles beſprach er unter tauſend Schwankungen, nicht einmal, ſondern täglich aufs neue mit Grazia. Hundertmal forderte er den Rat, die Anſicht, die ſie ſchon hundertmal gegeben hatte. Aber teils vergaß er es und teils ſprach ſich ſeine nervoſe Aufregung dadurch aus. In der erſten Zeit war ihm ſein Zuſtand ganz klar; da hatte er innige Teilnahme und aufrichtige Dankbarkeit für Grazia's unermüdliche Geduld und für die zarte Rückſicht und Schonung, mit der ſie ihr Haus, ihr Leben, ihr ganzes Sein, in Bezug auf ihn und im Zuſammenhang mit ihm, ordnete und richtete. Dann ſagte er wohl mit Tränen im Auge:

„Arme Grazia, welch Opfer bringſt Du.“

Aber tröſtend und liebevoll entgegnete Grazia: „Und Du biſt ein Opfer, Adrian! Die Hand

Gottes nagelt Dich ans Kreuz. Laß uns nur ſo ſein, daß unſer Opfer Gott gefalle.“

„Was würde wohl aus mir ohne Dich!“ rief er. „Kreuzbronn paßt nicht für mich, hat keinen Arzt zur Stelle, iſt ſo abgeſchieden und ernſt — und all die Erinnerungen an unſere glückliche Vergangenheit tun mir ſo weh! da könnt' ich es auf die Dauer nicht aushalten. Wie könnt' ich aber in meinem kranken Zuſtand an einem fremden Ort allein mit Dienſtboten leben?“

„Sieh, wie gut Gott iſt, daß er uns zuſammengeführt hat!“ ſagte ſie lieblich.

Im Lauf der Zeit und durch die tägliche Gewohnheit ſtumpfte ſich Adrians Dankbarkeit gegen Grazia ab. Er gewöhnte ſich dermaßen an ihr Daſein, ihre Fürſorge, ihr ſtilles Walten, daß er ſie nie in Anſchlag brachte, wenn er etwas wollte oder wünſchte — aber immer ſich voranſtellte, ſobald ſie einmal einen Wunſch äußerte. Dann ſagte er wohl:

„Grazia, es geht mir mit Dir, wie mit meinem Schutzengel: ich vergeſſe Euch;“ — doch im ganzen blieb die Sache dieſelbe, weil ſein Leiden blieb. Seine ewig vibrierenden Nerven verſetzten ihn in die qualvollſte Unruhe, welche der Starrkrampf vorübergehend bändigte, um einer ebenfalls vorübergehenden Lethargie Platz zu machen, aus der dann wieder, wie ein geſcheuchtes Wild, die alte peinigende Unruhe auffuhr. Grazia gewöhnte ſich auch an Andrians Zuſtand. Wenigſtens machte er ihr nicht den beklemmenden Eindruck, den er in andern Perſonen hervorrief. Gräfin Meerhaim ſagte zuweilen ganz erſchöpft zum Grafen, wenn Adrian da geweſen war:

„Gott im Himmel, mir iſt immer zu Mut, als käme mit Adrian ein wilder Vogel aus Verſehen in den Salon geflogen und ſuche verzweiflungsvoll, gegen Fenſter und Spiegel anfliegend, wieder herauszukommen. Keine Minute auf demſelben Platz! keine Minute bei dem nämlichen Geſpräch! — Mein Kopf ſchwindelt! Wie hält Grazia das beſtändige Zuſammenſein mit ihm aus!“

„Grazia hat ſtarke Nerven,“ ſagte Graf Meerhaim trocken. „Im Uebrigen finde ich es die unſinnigſte Ehe, die je unter der Sonne geſchloſſen wurde.“

„Sie hat ihre ſublime Seite in Grazia's Treue.“

„Ach was ſublim! was treu! das ſind Nebenſachen!“

Da ſchlug Gräfin Meerhaim ihr Buch ſo energiſch zu und ſagte mit ſo großer Entſchiedenheit:

„Nein! das ſind große Hauptſachen!“ — daß Graf Meerhaim, als entſchiedener Gegner jeder ernſten Erörterung ohne praktiſches Reſultat, für gut ſand, zu verſtummen, um bei guter Laune zu bleiben.

In der Geſellſchaft wußte man nicht recht, was man von Grazia halten ſollte. Eine originelle Erſcheinung, nannte man ſie; auch „Die Tochter der Wildnis“, ſogar einen Juwel, nur nicht gehörig nach allen Seiten geſchliffen. Letzteres war ganz richtig, denn das iſt überhaupt niemand in der Jugend. Dazu dient das Leben mit ſeinen Kämpfen. Aber ihr vorſichtiges und taktvolles Benehmen fand um ſo größere Anerkennung, als es ein Kontraſt zu ihrem lebhaften Charakter war. Sie ging nie ohne Gräfin Meerhaim in größere Geſellſchaften, blieb nie lange da, tanzte ſehr wenig. Das Schauſpiel beſuchte ſie nur mit Adrian, der aber ſelten länger als während eines Aktes blieb; dann fortfuhr und zuweilen zum Schluß des Stückes wiederkam. Er bat ſie mitunter, ſie möge doch bleiben, wenn die Aufführung ſie intereſſiere. Doch das geſchah nie.

„Nein!“ ſagte ſie, als ſie eines Abends von einer ſolchen unterbrochenen Aufführung zu ihren Großeltern kam: — „ich gehe ja nur wegen Adrian, der zuweilen eine flüchtige Zerſtreuung dort findet. Allein bleiben im Theater, dieſer geſchminkten Scheinwelt gegenüber — das iſt furchtbar unheimlich! Mein Grauen überwiegt meine Neugier!“

„Seltſame Perſon!“ ſagte Graf Meerhaim. „Ein alter Kauz wie ich iſt blaſiert über Theatergenüſſe; aber junge Menſchen pflegen ungeheuern Spaß daran zu haben, weil die Darſtellung der Leidenſchaften neu und anziehend für ſie iſt. Warum iſt denn das nicht bei Dir der Fall?“

„O, das iſt einfach! weil der liebe Gott immer in dieſen Stücken und ſehr oft bei denen, welche ſo raſend gern den Darſtellungen beiwohnen, zu kurz kommt,“ ſagte Grazia höchſt unbefangen, obſchon mehrere Perſonen gegenwärtig waren, die vermutlich alle das Theater zu beſuchen pflegten. Gräfin Meerhaim wendete geſchwind das Geſpräch auf die künſtleriſche Seite der Bühne und deren hohe Vorzüge und veredelnde Einflüſſe — und ſprach mit ſolchem Feuer von Shakeſpears und Calderons erhabener Auffaſſung des Menſchen und ſeines Schickſals, die aus ihren Tragödien leuchte, als ob die gegenwärtige niedrige, ja gemeine Richtung der Bühne mit jener hohen und edlen eine andere Verbindung habe, als das Gerüſt von Latten und bemalter Leinwand, worauf die Schauſpiele dargeſtellt werden. Und nun war man wieder glücklich im Fahrwaſſer der hergebrachten Redensarten und ſchwamm darin weiter.

Als die Familie wieder allein war, ſagte Graf Meerhaim:

„Meine Tochter, Du verblüffſt die Leute! Ich frage Dich nach dem Theater und Du antworteſt mit dem lieben Gott — das geht nicht an.“

„Hätte ich Dir denn einen falſchen Grund angeben ſollen, Großpapa? — Bedenke doch, wie das langweilig iſt; zehn Menſchen ſitzen zuſammen und keiner ſpricht, was er denkt. Iſt das eine Unterhaltung, die ſich für Menſchen, für denkende Weſen, ſchickt?“

„Denkende Weſen? ſiehſt Du in allen Menſchen denkende Weſen, meine Tochter? — Da biſt Du wahrhaftig ungeheuer großmütig.“

Sie ſind nach dem Ebenbild Gottes geſchaffen, folglich haben ſie ein geiſtiges Leben: folglich denken ſie, Großpapa.“

„Kind!“ ſagte Graf Meerhaim und ließ matt ſeine Hände ſinken: „nun wirſt Du koloſſal in Deinen Anſchauungen! Frau von Sömmerlich z. B. ein Ebenbild Gottes . . . dies geht über meinen Horizont.“

Sobald Grazia bemerkte, daß ſie mit ihren Großeltern auf das Gebiet des übernatürlichen Lebens geriet, das ihnen eine terra incognita war, — pflegte ſie mit einem Scherz das Geſpräch abzubrechen. Und das tat ſie auch jetzt, indem ſie lachend ſagte:

„Beruhige Dich, Großpapa! ich habe ja keine Photographie gemeint!“

Und ſo war denn Grazia einſam — in ihrem Hauſe, bei ihren Nächſten und in der Welt. Sie fühlte wohl einen gewiſſen allgemeinen Mangel, doch ohne ſich Rechenſchaft darüber geben zu können, daß es Einſamkeit des Herzens ſei, weil ſie ſich bisher ganz und gar nicht um Bedürfniſſe des Herzens gekümmert hatte. Ihre Mutter war ihre Freundin und Vertraute — und durch dieſe Freundſchaft wurden eine Menge Regungen des Herzens und Träume der Phantaſie entweder ganz ausgeſchloſſen oder im Keim erſtickt, welche durch Freundſchaften zwiſchen jungen Mädchen, in der Regel nicht zu ihrem Heil, hervorgerufen werden. Grazia's höchſter Wunſch ging dahin, daß ihre Mutter dereinſt mit ihr vereinigt leben werde. Da dieſer Fall aber nur nach dem Tode ihres armen Vaters eintreten konnte, ſo ſchwieg ſie darüber, auch vor ſich ſelbſt. Nach Kreuzbronn kam ſie wohl öfter, aber nur flüchtig, weil Adrian in ihrer Abweſenheit noch unruhiger als gewöhnlich war. Euphroſyne beſuchte ſelten ihre Tochter, denn Bernhard war in einem Zuſtand, der jeden Augenblick auf das letzte Erlöſchen ſeines phyſiſchen Lebens vorbereitete. Es war entſetzlich, welchen langen, zähen Widerſtand ſeine eiſerne Organiſation der Überwucherung des Todes leiſtete.

So vergingen Jahre. Da kam Emanuel plötzlich mit der Erklärung zu ſeinen Eltern, die

Welt ſei ihm ein Gräuel! die Karrieren in derſelben nicht minder; — ſein Genius breite wieder die Fügel aus, um etwaigen Staub abzuſchütteln. Er wollte fortan im Schoß ſeiner Familie für die Kunſt leben.

Man muß geſtehen, daß ſein Genius beträchtliche Anſtrengungen machen mußte, um freie Flügel zu bekommen; — denn ſie waren ſtark beſtaubt. Bei ſeiner Charakterſchwäche hing er ſtets in ſeiner Lebensrichtung von den Perſonen ab, mit denen er eben lebte. Ohne es zu wollen, ja ohne es zu ahnen, ließ er ſich durch fremde Meinungen und Anſichten in ſeinem Denken und Handeln ſo lange beeinfluſſen, bis irgend ein Anprall von außen oder ein innerer Paroxismus ihn weckte und ihn gleichſam auf einen anderen Planeten ſchleuderte. Hätte er vor Jahren Grazia gewinnen und in die ruhigen Bahnen der Häuslichkeit und der Familie einlenken können: ſo hätte er damit vielleicht den Schwerpunkt gefunden, der ihm fehlte. Vielleicht auch nicht. Bei der unſäglichen Hinfälligkeit unſerer Natur darf man ja nie ſicher ſein, daß ein Menſch ſeinem beſſeren Selbſt treu bleibe. Aber am wenigſten Sicherheit in dieſer Beziehung geben die ſchwankenden, prinzipienloſen Charaktere, denn ſie tun nicht blos das Unrecht, welches ſie ſelbſt wollen, ſondern auch noch das, welches andere wollen. Emanuel warf ſich in den Leichtſinn des

Lebens, um ſich über Grazia's Verluſt zu betäuben — wie er es nannte; denn Arbeit und regelmäßige, anſtrengende, geiſtige Beſchäftigung einer Leidenſchaft als Damm entgegen zu ſetzen, wäre ihm nie eingefallen. Das hielt er von Hauſe aus für unmöglich. Deshalb war ihm auch ſeine Carriere höchſt gleichgültig. Er ſchob ſie nur immer als Entſchuldigung vor, indem er nicht Luſt hatte, die Einladungen ſeiner Eltern anzunehmen und ſie in Baden zu beſuchen.

Alle zwei Jahre pflegten dieſe einige Wochen auf ihrem Gut in Schleſien ſich aufzuhalten; und dieſe Zeit brachte Emanuel immer bei ihnen zu. Nach Baden kam er nicht. Mehr ſeiner ſelbſt als der Welt überdrüſſig — obſchon ſich ſein Groll nur gegen dieſe äußerte — traf ihn das Jahr 1859 und gab ihm den erwünſchten Anlaß, mit allen ſeinen Verhältniſſen zu brechen. Am liebſten hätte er den Feldzug Oeſterreichs gegen Piemont mitgemacht. Dank Preußens Politik der freien Hand, wurde aber ganz Deutſchland in der Spannung und Erwartung hingehalten, daß Oeſterreichs Bundesgenoſſen nicht würden auf ſich warten laſſen, da Piemont ſo ſchnell den ſeinen gefunden hatte. Und bis man hierüber enttäuſcht wurde, trat der Friede von Villafranca ein. Emanuel mußte ſeine Kriegsluſt aufgeben. Dafür aber reiſte er nach Italien und betrachtete in der Nähe das ſchauerliche Spiel, welches die Umſturzpartei hinter der Larve der Nationalität, unter dem Feldgeſchrei für niedrige Leidenſchaften — mit dem politiſchen Blödſinn und der moraliſchen Erbärmlichkeit der Halbgebildeten und mit den überrumpelten großen Maſſen treibt. Er hätte nicht nötig gehabt, Deutſchland zu verlaſſen, um dieſe gräuliche Komödie zu ſtudieren. Er hätte in Deutſchland nur eine geringe Veränderung der Larve und des Feldgeſchreies und ganz denſelben Köder bei dem Treiben der Umſturzpartei, auch ganz den politiſchen Blödſinn und die moraliſche Erbärmlichkeit der Halbgebildeten gefunden — nur freilich noch nicht ſo wie in Italien im vollen Tageslicht und im vollen Flor von Feuer und Blut. Troſtlos ging Emanuel nach Italien; troſtloſer kam er zurück. Er ſah nicht in der Tiefe der Ereigniſſe und im Hintergrunde der Erſcheinungen die Hand Gottes, welche die Welt umpflügt, um Samenkörner ihr einzupflanzen, die auf ihrer von Selbſtſucht vertrockneten Oberfläche nicht gedeihen können und die dennoch zu einer großen herrlichen Ernte heranreifen ſollen. Er ſah nicht die Stigmaten des Kreuzes an der gekreuzigten Kirche und ihren Stellvertretern und Trägern hervortreten, zum ſprechenden Zeichen, daß in dieſem Kampf — Chriſtus und folglich eine übernatürliche Siegesgewißheit iſt. Er ſah nur die Lüge, den Verrat, die Käuflichkeit, die ſittliche

Verkommenheit, die Gier nach Geld und Genuß; — aber die Vertretung der Wahrheit ſah er nicht. So fand er denn nur Gegenſtand und Veranlaſſung zum Haß; aber nichts, aber gar nichts für die Liebe. Und in dieſer Stimmung kam er zu ſeinen Eltern nach Baden.

Da ſah er Grazia wieder. Ihr edles Bild hatte ſich in ſeiner Erinnerung verſchleiert. Nun ſtand ſie auf einmal vor ihm, und ihm war, als reiche ſie ihm einen Spiegel, in dem er ſie — und ſich ſelbſt ſah. Das war ihm unbehaglich. Welt und Menſchen ſollten daran Schuld ſein, daß er ſeinen Frieden nicht gefunden; aber nicht er ſelbſt! Das iſt ja die troſtloſe und unſinnige Verkehrtheit, für das Böſe, das man tut, etwas anderes verantwortlich zu machen, als das eigene böſe Herz mit ſeinen böſen Leidenſchaften und Neigungen! Es iſt das Charakteriſtiſche der Welt, daß ſie von Sünde nichts weiß und durchaus nichts wiſſen will. Sünde — freiwillige Uebertretung des Willens Gottes — iſt ihr unbekannt, ſie kennt ſtatt deſſen nur Unglück oder Schwäche; zuweilen ſogar ein liebenswürdige Schwäche! — und verſperrt ſich durch dieſe falſche, unwürdige Auffaſſung den Rettungsweg: Reue, Buße, Bekehrung, Verſöhnung mit Gott. Emanuel war ein Schoßkind der Welt: er machte es ſo, wie er es von ihr gelernt hatte. Es waren aber auch in ihm urſprünglich ſchöne Anlagen, edle Neigungen, Verſtändnis für höheres Streben. Es war nur alles verwirrt und vermengt mit Irdiſchem, Selbſtſüchtigem und Eitlem — und doch ging ein Zug ſeiner Seele zu Grazia. Nichts Verweichlichtes war in ihr zu finden, nichts Geſchminktes, nichts kränklich Angekünſteltes. Aber auch nichts ſo gewiß Liebliches und Bezauberndes nach Frauenart. Das war ihm gerade recht! Welche Wohltat, einmal einer Frau zu begegnen, in die ſich alltäglich zu verlieben, keinem Menſchen einfallen wird! ſeufzte er. Sie nahm ihn auf mit einem ſchweſterlichen Herzen und da er mit ihr ernſter und vertraulicher ſich ausſprach, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war und dabei immer nur die edlen Saiten ſeines Weſens anklingen ließ: ſo fand ſie plötzlich einen Austauſch der Gedanken, ein lebendiges Intereſſe, ein teilnehmendes Verſtändnis in der Sphäre ihres innern Lebens, die ihr ſelbſt bis dahin verſchloſſen geweſen war. Emanuel hatte ſo viel geſehen, gehört, geleſen — und ſie ſo wenig; er kannte ſo viel — und ſie faſt nichts; — daß er dadurch eine Art von Übergewicht über ſie hatte. Allein ſie ließ ſich nicht dadurch blenden. Den wahren Glauben hat er doch nicht! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: O, wenn er ihn fände! bis dahin iſt all ſein Wiſſen unvollkommen, ja vielleicht . . . unwahr!

Bis zu einer gewiſſen Stufe der geiſtigen Erhebung konnte Emanuel ihr wirklich folgen — in Gedanken verſteht ſich! Daraus ſchloß ſie, daß es auch bei der rechten Veranlaſſung im Handeln ſein werde. Da, wo das Poſitive des Chriſtentums mit dem Offenbarungsglauben begann, hörte freilich ſeine entſchiedene Beſtimmung auf; allein er folgte ihr dennoch mit ſeiner Sehnſucht, ſo daß ſich Grazia geiſtigerweiſe mit Emanuel nie einſam, nie auf ſich ſelbſt zurückgewieſen fühlte. Nichts tut dem Menſchenherzen ſo wohl, als im unbefangenen traulichen Verkehr hohe Intereſſen pflegen zu können — und gibt es ein höheres, als Seelen zu gewinnen? Nie dachte Grazia daran, durch perſönlichen Einfluß Emanuel von der ewigen Wahrheit zu überzeugen, denn es ſchien ihr immer, als ſei ſie höchſt unwiſſend und er höchſt unterrichtet; allein ſie dachte, Gott könne ſie zum Werkzeug brauchen wollen, um Emanuels Willen in den Brennpunkt der göttlichen Gnade zu bringen.

Ja, eine! die möchte ich lieben! dachte Emanuel; als Grazia vom Glauben ſprach. Er dachte an ſie, Grazia dachte an Gott.

„Nun, Emanuel, werd' ich nichts aus Italien von Dir hören?“ fragte Euphroſyne, als ſie alle nach dem Mittageſſen in Gräfin Meerhaims Salon verſammelt waren und mit ihnen auch Odo Urſperg, der zuweilen nach Baden kam mit der Hauptabſicht, zu ergründen, ob Adrian ein Teſtament — und welchen Inhalts — gemacht habe. Zu Grazia's Gunſten? Entſetzlich! Wurde ſie Witwe, vermählte ſie ſich wieder, ſo ſchleppte ſie das Urſperg'ſche Vermögen in eine fremde Familie. Unausſprechlich quälte ihn dieſe Vorſtellung und die Unmöglichkeit, darüber klar zu werden.

„Nur nichts von Gemälden!“ rief der Graf ſeinem Sohn zu: „das iſt langweilig!“

„Und nichts von revolutionären Wühlereien,“ ſetzte die Gräfin hinzu: „das iſt empörend!“

„Und nichts von der franzöſiſchen Occupation,“ ſagte Grazia: „das iſt traurig.“

„Und Odo wird ſagen: Nur nichts von Aufhebung der Klöſter; — das iſt herzzerreißend!“ ſagte Emanuel boshaft.

„Alſo Deine Eindrücke! . . . . Kleine Bilder, lieber Emanuel!“ rief Euphroſyne.

„Kleine Bilder . . . . wohlan! ich bin ſo eine Art von Guckkaſtenmann. Schaut auf! — Stiller, ſüßer italieniſcher Mondſcheinabend zu Ende Oktobers. Eine Weiche der Luft — wie Sammt, und eine Transparenz der Atmoſphäre — wie Kriſtall. Es iſt neun Uhr. Ich komme eben von dem brutalen unruhigen Livorno an, nehme gleich am Eiſenbahnhof einen Cicerone und ſage: zum Dom! — während mein Diener mit dem Gepäck nach dem

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Gaſthof abzieht. Denn, wenn ihr meint, ich reiſte ohne Bagage und ohne Diener: ſo irrt ihr heftig. Das überlaſſe ich den Handwerksburſchen. Zum Dom alſo. Wir gehen und gehen, in die Stadt, durch die Stadt, aus der Stadt. Sie iſt eigentümlich ſtill und einſam, ohne das Treiben, das gewöhnlich in italieniſchen Städten abends auf den Straßen beginnt. Plötzlich bin ich wie auf freiem Felde und vor mir liegen vier Gebäude von weißem Marmor, welche dieſen Platz zu einem der intereſſanteſten in Italien — und folglich in der ganzen Welt machen. Denn dies iſt der Dom, der Campanile, die Taufkapelle und das Campo santo zu Piſa. Der ernſte Dom mit der mächtig gewölbten Kuppel — und der Glockenturm, der von neun Reihen ſäulengetragener Arkaden, deren Umfang aufwärts ſteigend ſich mindert, gebildet wird — und die Taufkapelle, die rund und zierlich wie ein ſchöner Deckel über ein weites Taufbecken geſetzt zu ſein ſcheint — und das Campo santo, dieſe Begräbnisſtätte, deren Boden aus mehreren Schiffsladungen Erde aus dem heiligen Lande beſteht, und die von einem Bogengang umgeben iſt, an deſſen Hinterwand ſich Fresken der altflorentiniſchen Meiſter befinden: dieſe vier Gebäude bilden zuſammen ein ſo wunderſam tiefſinniges Ganze, einen ſo vollkommenen Ausdruck für das höhere Leben eines Menſchen, eines Volkes, daß mich dieſe

Lapidarpoeſie wie ein großes Epos ergriff — und dies Epos nannte ich: die Menſchheit im Schutz der Kirche. Im Baptiſterium nahm ſie den Täufling in den Bund ihrer Kinder auf. Im Dom feierten der Jüngling und der Mann Freudenfeſte, Dankesfeſte, Feſte des Hauſes, Feſte des Vaterlandes — und die Glockenſtimme des Campanile verkündete dieſe Feſte, die zugleich dem Himmel und der Erde angehörten, weithin unter dem Himmel und über die Erde. Aber wenn ſie dumpf und traurig klang — dann deckte die heilige Erde des Campo santo den Sarg des Greiſes zu und im Schatten von Andrea Orgagnas göttlich majeſtätiſchem Weltgericht ging er ſeinem Richter entgegen. Was braucht der Menſch mehr, um glücklich zu leben und friedlich zu ſterben? — — So! da habt ihr ein Bild und einen Eindruck.“

„Der Eindruck war gut, Emanuel!“ rief Grazia.

„Ich wußte nichts von Deinem Übertritt zum Katholizismus,“ ſagte Odo ſpitz.

„O, ich bin nicht katholiſch,“ erwiderte Emanuel ruhig: „ich ſpreche durchaus objektiv.“

„Objektiv! nun dann möchte ich wiſſen, wie die eingefleiſchteſte katholiſche Auffaſſung ſich katholiſch ſubjektiver ausdrücken könnte.“

„Das kümmert mich nicht,“ verſetzte Emanuel höchſt gelaſſen: „man hat Bilder und Eindrücke von mir verlangt und ich gab ein Bild und einen Eindruck.“

„Noch eines, Emanuel!“ ſagten die Damen.

„Halt! halt!“ rief Graf Meerhaim, „ich muß erſt wiſſen, wie der ſchiefe Turm in Piſa ausſieht.“

„Wunderſchön!“ erwiderte Emanuel: „denn dieſer Campanile von weißem Marmor, durch deſſen gewundene aufſteigende Bogengänge das Mondlicht ſcheint und der ſich in dem blauen Himmel badet, iſt eben auch der famoſe ſchiefe Turm. Und ich muß zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß er mich freilich gar nicht erſchreckt hat, daß er mir noch beſſer gefallen würde, wenn er nicht nach einer Seite hinge. Türme und Menſchen müſſen nach meinem Geſchmack gerade ſein.“

„Das iſt ein guter Geſchmack,“ ſagte befriedigt der Graf, während die Gräfin ungeduldig rief:

„Ein Bild! ein Bild — Emanuel!“

„Alſo abermals aufgeſchaut, meine Damen und Herren! — Ein zweites Bild: Hochamt in der Sixtiniſchen Kapelle; Sonntagmorgen; der Papſt aſſiſtiert auf ſeinem Throne ſitzend; alle Kardinäle ſind gegenwärtig. Daß der Papa nichts von Gemälden hören will, iſt mir höchſt angenehm; denn ſonſt hätte ich alle Fresken der Kapelle beſchreiben müſſen. Jetzt begnüge ich mich zu ſagen: ſie ſind ergraut, buchſtäblich! Der Anhauch von drei Jahrhunderten, der Rauch von Kerzen und der Qualm der Menſchenmenge in einem, vergleichsweiſe, engen Raum, haben Decke und Wände mit einem ſchwärzlich grauen Ton überzogen, der mir einen froſtigen Eindruck machte. Deſto mehr betrachtete ich mir den Greis, den die katholiſche Chriſtenheit den heiligen Vater nennt. Wenn Heiligkeit — ruhen in Gott iſt, ſo iſt dieſe Benennung bei Pius IX. unſäglich bezeichnend. Es liegt ein Wohlwollen, ein Friede, eine Klarheit auf ſeinem Antlitz, als wandle er mit inniger Zufriedenheit auf lauter Roſen; — doch keineswegs wie ein ſchwärmeriſcher Träumer! Nein! er hat den feinen klugen Blick eines verſtändnisvollen italieniſchen Auges, welches ſich von einem deutſchen Auge dadurch ſcharf unterſcheidet, daß es mehr wiſſend als denkend ausſieht; — und um ſeinen Mund liegt ein lächelnder Zug, der Freude an harmloſem Scherz verrät. Lauterſte Frömmigkeit, tiefſte Andacht ſind der Goldgrund dieſer erhabenen und wohltuenden Geſtalt und treten bei kirchlichen Funktionen in einfacher Würde hervor. Beſonders wenn er den Segen erteilt, ſieht er demütig wie ein Heiliger und liebevoll wie ein Vater aus. Ich war in ſeinen Anblick verloren und ganz verblüfft — erſtens, daß es einen ſolchen Mann auf Erden gibt; zweitens, daß er auf einem Thron ſitzt. Das brachte mir einen ungeheuer hohen Begriff von dem katholiſchen Prieſter und von dem Stuhl Petri bei.

Da ich den Inhalt eines Hochamtes nicht kenne, ſo hatte ich keine Aufmerkſamkeit dafür. Aber auf einmal fuhr ich erſchreckt zuſammen, denn der Prieſter am Altar hatte „Credo“ angeſtimmt, der Chor der Sänger ſang weiter und zu gleicher Zeit nahm der Papſt mit allen Kardinälen und Geiſtlichen dies Wort auf und ſie ſprachen mit einem Tone und einer Stimme etwas, das ich nicht verſtand, den Worten nach, und das mir doch ungeheuer imposant vorkam. Neben mir ſtand ein Pole, der ſein ſchönes blitzendes Auge nicht von ſeinem Gebetbuch aufſchlug.

„Was bedeutet dies?“ fragte ich ihn leiſe.

Er gab mir ſchweigend ſein Gebetbuch und deutete mit dem Finger auf die Stelle, die ich leſen ſollte. Ich las: „Credo in unum Deum“ — es war das Glaubensbekenntnis der katholiſchen Kirche. Ich ſah mir die Männer an, die es einſtimmig und zugleich im Namen vieler Millionen ablegten; — lauter Männer über die Mitte des Lebens hinaus, meiſtens ergraut im Dienſte der Kirche; — alle wiſſend und kennend die Welt und die Zeit und ihre Trübſal; und alle einſtehend wie ein Mann für einen Glauben — und für eine Wahrheit und ein Recht, die aus ihm entſpringen und auf ihm beruhen. Das war unerhört majeſtätiſch! und um ſo mehr, als dieſer Glaube gehaßt, dieſe Wahrheit geläugnet, dieſes Recht unterdrückt wird von den desorganiſierenden Kräften, die jetzt in der Welt obenauf ſind, das große Wort führen, Europa's Großmächte in Schach halten — und wogegen dieſe Männer wehrlos ſind. Und wiederum dachte ich: Wer dies Credo aus tiefeſter Seele laut bekennen kann, was braucht er mehr, um glücklich zu leben und friedlich zu ſterben. So: da iſt Bild und Eindruck."

„Höchſt ſonderbar — all Deine hyperkatholiſchen Anſchauungen!" brach Odo aus.

„Aber, beſter Odo," entgegnete Emanuel unbeſchreiblich gelaſſen, „ich ſpreche ja nicht von Lappland, ſondern von Italien — und der Ruhepfeiler von Italiens Größe, Schönheit und Glanz iſt die katholiſche Kirche. Ich faſſe ſie hiſtoriſch auf, ganz unparteiiſch, ganz objektiv, ganz leidenſchaftslos. Wie ſollte ich denn auf den Einfall kommen, ſie mit einer lappländiſchen — oder wenn Du lieber willſt . . . freimaureriſchen Anſchauungsweiſe zu betrachten. Wäre das nicht äußerſt ſubjektiv? . . . kleinlich, und windſchief dazu?"

„Ziehen Sie nur gegen Emanuel zu Felde, Odo!" rief Graf Meerhaim: „ich bin halb und halb ein Britiſcher und habe immer dafür gehalten, daß der Papſt der Antichriſt ſei. Nun kommt Emanuel und macht mich konfus."

„Die geſcheiteſten Männer haben erklärt —

namentlich wenn ſie aus Rom kamen, der Kirchenſtaat bedürfe der Reformen," ſagte Odo.

„Es iſt nicht der Mühe wert, ein geſcheuter Mann zu ſein, wenn man eine ſolche Trivialität zum Beſten geben will," ſagte Emanuel mit verbindlichem Lächeln zu Odo: „wo menſchliche Verhältniſſe ſind, braucht man im Lauf der Zeit Reformen."

„Und ſehr oft werden dieſe Reformen weit mehr von unruhigen Köpfen und Ehrgeizigen, als von den Verſtändigen begehrt. Das weiß man in England!" ſagte der Graf.

„Ach Gott!" ſeufzte die Gräfin, „wenn Ihr Euch darauf verlegt, England und den Kirchenſtaat zu reformieren — wo bleiben dann Emanuels Bilder?"

„Aufgeſchaut, meine Damen und Herren!" rief Emanuel: „ein drittes Bild. Felſenwüſte im Sabinergebirg, unfern der neapolitaniſchen Grenze. Tief unten rauſcht der Teverone. Hoch oben ſchießen ſcharfe Felſenſpitzen von gelblichem Kalkſtein wie Kegel und Pyramiden kühn gen Himmel. In der Mitte am ſteilen Abhang — eine Moſaik von Felſengrotten, von Baulichkeiten aus Menſchenhand, von kleinen Plateaus und ſchmalen Wegen, die der Felſenwand abgewonnen, in Gärtchen und Höfchen verwandelt ſind. Das Ganze — eine Agglomeration von Kapellen, Hallen, Zellen, Terraſſen, Treppen, Gängen, die über und unter, innerhalb und außerhalb der Felſen zuſammenhängen und das berühmte Kloſter Sacro Specco bei Subiaco bilden. Dies iſt die Wiege des Benediktinerordens, der Europa civiliſiert hat. In einer dieſer Höhlen lebte fern von allem Verkehr mit Welt und Menſchen drei Jahre lang der merkwürdige Jüngling St. Benedikt, Stifter des Ordens — und dieſe heilige Grotte hat dem ſpäteren Kloſter den Namen gegeben. Ich war nur wegen der berühmten Naturſchönheit des Sabinergebirges nach Subiaco gegangen, fand aber im Gaſthof denſelben Polen, der mir in der Sixtiniſchen Kapelle ſein Gebetbuch gab, und der mit mehreren ſeiner Landsleute Empfehlungen an den Abt hatte. Er ſchlug mir vor, mit ihnen die beiden Klöſter Santa Scolaſtica und Sacro Specco zu beſuchen. Ich erwiderte ihm, er werde wohl bemerkt haben, daß ich nicht Katholik ſei. Verbindlich entgegenete er, er habe nur mein Intereſſe für den katholiſchen Ritus bemerkt. Ich ſchloß mich alſo dieſen Herren an — und ſo bin ich nach Sacro Specco gekommen. Es war im Februar, ſcharfe Luft, dämmernde Frühe, als wir von Subiaco aufbrachen. Die zarte Mondesſichel des letzten Viertels glitt an der lichtblauen Himmelskuppel zum Horizont herab, während wir etwa eine Stunde marſchierten und an St. Scolaſtica vorübergehend, zu Sacro Specco hinaufſtiegen. Wir wurden ſogleich in das Grottenlabyrinth eingeführt, und da meine Begleiter eine Meſſe zu hören wünſchten, in eine tiefdunkle Kapelle, die nur durch die Kerzen des Altars beleuchtet wurde. Ich blieb mir ſelbſt überlaſſen; niemand bekümmerte ſich um mich; niemand gab mir zu verſtehen, daß ich dies oder jenes mitzumachen habe. Das gefiel mir. Ich blieb alſo in der Kapelle hinter meinen Polen, die alle vier, ſo lange die Meſſe dauerte, mit unbeſchreiblicher Andacht und Sammlung auf dem Steinboden knieten. Darüber verſpürte ich eine Art von wehmütigem Neid. Was muß das für eine Wonne ſein, dachte ich, etwas anderes anzubeten — als ſich ſelbſt! wo kein Gottesdienſt iſt, tritt Fetiſchdienſt ein . . . und kein Idol iſt uns ſo nah und ſo unſäglich angenehm, als unſer liebes Ich. Aber ach! es traten leider Momente ein, wo die Selbſtanbetung auch dem beſten Willen nicht gelingt. Was hat man dann — wenn man nicht einen überweltlichen, perſönlichen Gott hat? — Da war es, als ob die Stille, die Einſamkeit, die Nacht und das Geheimnis, welches am Altar vorüberging, einen feierlichen Chor wachgerufen hätte, ſo langſam und tief, ſo ruhend in der Betrachtung, ſo ehrfurchtsvoll bewußt ſtimmten die Mönche in einer andern Kapelle ihre Horen an und beteten die Prim. Nie habe ich die Richtigkeit von allem, was Zeit und zeitlich iſt, ſo tief empfunden, als bei dem Chorgebet dieſer Mönche. Es rollte dahin, wie über der Zeit, ohne Anfang, ohne Ende, denn von vierundzwanzig Stunden des Tages füllt es ſieben aus, ſo daß es ſich wie ein wohlgeordnetes, raſtloſes Planetenſyſtem fort und fort um eine geiſtige Sonne mit majeſtätiſcher Würde bewegt. Wie ein edles, ehrwürdiges Geſchäft, wie eine heilige Aufgabe wird es behandelt und mit aller Würde dargebracht, welche einem frommen Opfer geziemt. Denn es iſt ein Opfer der Gedanken, der Herzen, der Geiſter — und ſoll ein Sühnopfer ſein für die Gedanken, die Herzen und die Geiſter, welche ſich nie zum Himmliſchen erſchwingen. — Bild und Eindruck! — baſta.“

„Zu wenig Bild und zu viel Eindruck!“ ſagte Euphroſyne lächelnd.

„Bravo, meine Tochter! das ſag' ich auch!“ rief Graf Meerhaim.

„Nicht doch!“ ſagte die Gräfin: „mir iſt es und gibt es ein höchſt anſchauliches Bild! ich meine auf altdeutſchen und altitalieniſchen Gemälden jene Engel in der himmliſchen Glorie zu ſehen, die ſo ungeheuer ernſthaft und andächtig ſingen und muſizieren.“

„Und damit ſetzen ohne Zweifel dieſe Engel im Benediktinerhabit Europas Civiliſation fort?“ fragte Odo empört.“

„O nein," entgegenete Emanuel immer ſehr gelaſſen, wenn er Odo geärgert hatte; „nein! damit fangen ſie dieſelbe wieder an. Und um Dir vollends zu beweiſen, daß ſie auf der Höhe des Jahrhunderts ſind, ſetze ich hinzu, daß ſie in Santa Scolaſtica ihre Studien machen und eine Erziehungsanſtalt haben, in welcher ſich junge Leute aus allen Ländern des katholiſchen Europa's befinden. In Sacro Specco iſt ihre Hochſchule der Asceſe."

„Prophezeien Sie nicht Ihrem Sohn, daß er katholiſch werden wird?" fragte Odo entrüſtet den Grafen.

„Wenn ich mich darüber ärgern würde, ſo wäre das begreiflich. Warum aber Sie, — das verſtehe ich nicht!" ſagte der Graf. „Was nun Emanuel betrifft, ſo gilt für ihn ein Sprichwort, das freilich nach all den italieniſchen Bildern ſehr gewöhnlich deutſch klingt: Es wird nicht ſo heiß gegeſſen wie gekocht."

Emanuel lachte. Grazia konnte nicht anders als in der Stille ihren Großvater etwas trivial zu finden. Zu ihrer Mutter ſagte ſie ſpäter:

„Wie nah iſt Emanuel der ewigen Wahrheit!"

„Das ſcheint mir nicht!" erwiderte Euphroſyne: „er faßt ihre poetiſche Seite mit der Phantaſie und dem Gefühl auf . . . und das tut ihm wohl. Er fällt in Enthuſiasmus für alles, was ſchön erſcheint und was ihn anregt, den er hat ein leeres Herz, der arme Emanuel! Aber nahe aus Überzeugung iſt er der Wahrheit nicht.“

Zum erſten Mal in ihrem Leben glaubte Grazia ihrer Mutter nicht.

Stella hatte während des ganzen Abends nur zugehört, nur beobachtet. Iſt er ſo begeiſtert katholiſch geſinnt — oder ſpricht er ſo . . . vor ihr? — Dieſe Frage hatte für ſie ein ganz anderes Intereſſe, als die ſämtlichen Schilderungen aus Italien, welche Stella nur deshalb beachtete, weil Emanuel ſie machte. Stella war eine Kunſtpflanze, herangezogen auf künſtlichem Erdreich; und deshalb ſtand ſie in Gedanken und Wünſchen, Verlangen und Intereſſen ſchon ganz in der Treibhausatmoſphäre der Welt wie in einer heimiſchen Luft.

In der Frühe des nächſten Morgens kehrte Euphroſyne nach Kreuzbronn zurück. Alle lebten ihr gewohntes Leben fort.

Spieler.

„Aber, Frau Hellmig, da haben Sie ja eine unbehagliche Geſellſchaft im Hauſe!“ ſagte eine Niederbronner Schweſter, am Krankenbett eines jungen Mädchens ſitzend, zu deſſen Mutter, die ſich in weitläufige Klagen über häusliche Sorgen ergoſſen hatte.

„Ja freilich!“ erwiderte Frau Hellmig: „aber Gott allein kennt die Leute, wenn ſie kommen und Wohnung verlangen. Unſereins iſt auf das Vermieten angewieſen, Schweſter, und lebt davon — mühſelig genug in ſchweren Zeiten, wie Krankenlager und unverſorgte Kinder ſie immer mit ſich bringen — von dem betrübten Witwenſtand gar nicht zu reden.“

„Ein heiliger Witwenſtand iſt ſehr gottgefällig, Frau Hellmig,“ ſagte die Schweſter ruhig.

„Ein heiliger Eheſtand iſt es auch,“ erwiderte Frau Hellmig unverzagt, „und ich werde mein Lebtag' nicht aufhören, meinen braven Mann zu beweinen, der weit beſſer, als ich, mit den Mietleuten fertig werden konnte. Denn nie wurde er ärgerlich und zornig, während mir bei all dem Verdruß, den man mit ihnen hat, recht leicht die Galle überläuft. Doch kann ich über die im erſten Stock nicht klagen, ſind ordentlich, häuslich, pünktlich im Bezahlen. Auch der zweite Stock iſt jetzt gut beſetzt. Allein die Dachſtubenleute ſind nicht, wie ſie ſein ſollten. Ich weiß gar nicht, wie und wo ſie frühſtücken! von mir laſſen ſie ſich weder Kaffee noch Tee beſorgen . . . wie das doch üblich iſt. Dann dies ſpäte Zuhauſekommen! Nacht für Nacht muß man die Haustür aufſchließen! . . . ja, faſt immer zweimal, da ſie nicht miteinander heimzukehren pflegen. Und während der erſte und zweite Stock pünktlich jeden Samſtag ſeine Miets- und Wochenrechnung zahlt, ſind die da oben immer im Rückſtand und in der Unregelmäßigkeit. Hätte ich doch nicht die Höflichkeit gehabt, ihnen die Dachſtuben anzubieten, als ich ihnen den zweiten Stock nahm! Ich dachte, ſie würden den Vorſchlag zurückweiſen, da die Stübchen ſehr gering ſind. Doch keineswegs! Beide ſagten, das ſei ihnen gerade recht, da ſie weiter nichts als zwei Schlafkämmerchen nötig hätten — und ſo behielt ich ſie wider meinen Willen auf dem Halſe . . . und nach wie vor wird das bischen Mietzins nicht entrichtet.“

„Sie ſollen im Grunde Gott dafür danken, Frau Hellmig,“ ſagte Schweſter Benigna; „denn

Geld im Spiel gewonnen, iſt Blut- und Sündengeld.“

„So? ... Nun dann will ich auch meine Dachſtuben frei haben!“ rief Frau Hellmig entrüſtet über dieſe erhabene Zumutung und klopfte rachgierig mit ihren von harter Arbeit gekrümmten Fingern vor Schweſter Benigne auf den Tiſch.

„Wo ſtecken Sie denn, Frau Hellmig! ich habe ja zweimal angepocht!“ ſagte eine kecke Stimme und Triſtan ſtand mitten im Zimmer.

„Jeſus Maria! was wollen Sie? ... hier iſt eine Schwerkranke!“ rief Frau Hellmig erzürnt.

„Dies auf Abſchlag für unſere Prunkgemächer zahlen!“ entgegnete Triſtan, warf ein Zwanzigfrankenſtück auf den Tiſch und verſchwand wie ein Wirbelwind.

„Ach! ... das iſt doch etwas,“ ſagte Frau Hellmig beſänftigt und brachte ihr Goldſtück in Sicherheit.

„Wie heißt der junge Mann?“ fragte die Schweſter.

„Er hat keinen Chriſtennamen, Schweſter; — er heißt Triſtan Saint-Clair ...“

„Triſtan!“ rief Schweſter Benigne. „Mein Gott! der Sohn meines armen Bruders Wilhelm hieß auch Triſtan!“

„Der Sohn Ihres Bruders mag immerhin Triſtan geheißen haben,“ ſagte Frau Hellmig belehrend: „allein ein Triſtan Sinkler iſt etwas anderes als Triſtan Saint-Clair.“

„Gewiß, Frau Hellmig! aber mir war, als fände ich bekannte Züge in ſeinem Geſicht — etwas von meinem Bruder und etwas von meiner Schwägerin . . . und nun dieſer Name, den man ſo ſelten hört! — Allein es gibt ja viele Millionen Menſchen auf der Welt! da kann es auch Ähnlichkeiten unter ihnen geben.“

Schweſter Benigna ſtand auf.

„Nun, Schweſter, wie finden Sie mein armes Kind?“ fragte Frau Hellmig leiſe und ängſtlich.

„Es iſt in einem ähnlichen Zuſtand, wie die Frau Marquiſe,“ ſagte die Schweſter ausweichend.

„Ach, eine ſchlimme Antwort das!“ ſeufzte Frau Hellmig: „Sie ſagten ja, die Ärzte hätten die Frau Marquiſe aufgegeben.“

„Der liebe Gott kann immer noch ſeine Wunder tun . . . wenn es ihm gefällt.“

„Das wohl, Schweſter! Allein ich glaube, die Welt gefällt ihm ſo ſchlecht in unſern Tagen, daß er keine Wunder für ſie tun mag.“

„Nun dann ſchenkt er uns Ergebung in ſeinen heiligen Willen . . . und das iſt bei unſern verſtockten Herzen auch eine Art von Wunder.“

„Aber wie unhöflich bin ich! . . . Darf ich Ihnen nicht ein Schälchen Kaffee anbieten?“ rief Frau Hellmig, die nicht ſowohl unhöflich als äußerſt ſparſam war und den Vorſchlag machte, als die Schweſter aufbrach.

„Ich danke Ihnen! Wir genießen nur zu beſtimmten Stunden — und nie in fremden Häuſern etwas.“

„O ja! in fremden Häuſern!“ rief Frau Hellmig höchſt erbaut von dieſer Ordensregel: „aber dies Haus iſt ja kein fremdes für Sie. Haben wir uns bis jetzt nicht gekannt, ſo ſind wir doch blutsverwandt — da unſere Mütter Schweſtern waren. Nun, halten Sie es wie Sie wollen mit dem Kaffee; . . . aber ſchenken Sie mir bald wieder Ihren werten Beſuch, Schweſter Benigna.“

Seit vielen Jahren gehörte Salome Sinkler zur frommen Genoſſenſchaft der Töchter des göttlichen Erlöſers, die zu Niederbronn im Elſaß ihr Mutterhaus hat und ſich der Krankenpflege widmet. Als Pflegerin einer ſehr frommen jungen Frau, die an der Nervenzehrung dahinſiechte, war ſie jetzt nach Baden gekommen, wo ſie ihre Verwandte, die Frau Hellmig hauptſächlich deshalb ſogleich beſucht hatte, weil deren älteſte Tochter hoffnungslos krank, gelähmt und in einem elenden Zuſtande war. Vielleicht konnte ſie da einen Dienſt leiſten oder einen Rat geben oder dem jungen Mädchen zu einem ſeligen Sterbſtündlein verhelfen — und zu allen dieſen Dingen war die gute Schweſter Benigna, wie Salome mit ihrem Kloſternamen hieß, immer bereit. Die Regel verpflichtete und das Herz ſtimmte ſie dazu. Sie war immer dieſelbe einfache, wohlwollende, fromme Seele, die ſie vor zwanzig Jahren geweſen war und Richenza würde ſich vielleicht jetzt leichter mit ihr ausgeſöhnt haben, denn ſie hieß nicht mehr ſo plebejiſch „das Sälmele“ — und hatte auch infolge des klöſterlichen Anſtandes die plebejiſche Gewohnheit abgelegt, die Leute mit dem Ellbogen anzuſtoßen, um ſie auf irgend etwas aufmerkſam zu machen. So waren beide Schwägerinnen, ohne es zu ahnen, nahe bei einander und doch ſo fern wie vom Nord- zum Südpol. Die eine fand ihr Heil und ihren Frieden im unſcheinbaren Opferleben; die andere verlor beides durch die troſtloſeſte, unfruchtbarſte aller Leidenſchaften.

Richenza ſpielte fort, teils unglücklich, teils unſinnig; denn wenn ſie eine etwas bedeutenderen Gewinn gemacht hatte, verfiel ſie ſogleich in ihren Spekulationsſchwindel: ſie ſetzte die ganze Summe ſo, daß ein glänzender Gewinn möglich war, aber die Chance des Verluſtes natürlich nahe lag. Dann verlor ſie, behielt zuweilen nur ein paar Gulden übrig und legte ſie angſthaft beiſeite — nicht um ein Mittageſſen bezahlen, ſondern um am nächſten Morgen weiter ſpielen zu können.

Stella, als eine ächte Evastochter, war ſehr neugierig und wünſchte lebhaft, einmal in den Spielſaal zu gehen. Gräfin Meerhaim fand aber, daß dies durchaus nicht zum guten Ton gehöre und ging nicht darauf ein. Da wußte Stella den Grafen heimlich für ihren brennenden Wunſch zu gewinnen. Eines Abends, als die Gräfin mit Grazia Beſuche zu machen hatte und Emanuel bei einer großen Landpartie war, fuhr der Graf mit Stelle nach dem Geſellſchaftshauſe und führte ſie in den Spielſaal.

„Wollen Sie einmal Ihr Glück in Roulette verſuchen?“ fragte der Graf.

„Ach wie gern!“ rief Stella.

Sie drängten ſich durch den dichten Menſchenring, der den Roulettetiſch umgab, bis in die erſte Reihe vor und der Graf ſagte zu Stella:

„So! hier iſt ein guter Platz! hier können Sie das Spiel betrachten und ſich überzeugen, daß es nicht ſo enorm anziehend iſt, wie Ihr kleiner Kopf ſich das einbildet.“

Ein Stuhl wurde frei; Graf Meerhaim ſetzte ſich und warf ein paar Gulden auf den grünen Teppich. Stella ſtand neben ihm und ſah zu. Anfangs dem Spiel. — „Faites votre jeu.“ — „Le jeu est fait.“ — „Rien ne va plus.“ — Maſchinenmäßig, tonlos, ſprach der Bankhalter dieſe Worte der Einleitung. Dann rollte die kleine weiße Kugel, die Gewinn und Verluſt brachte, je nachdem ſie fiel; und ebenfalls mit maſchinenmäßiger Ruhe warfen die Croupiers das gewonnene Geld aus und ſtrichen das verlorene ein, während der Bankhalter ſchon wieder ſprach: „Faites votre jeu.“ — Bald aber wendete Stella ihre Aufmerkſamkeit den Spielern zu.

„Mein Gott! welche ſtarre, abgeſtumpfte Phyſiognomien — der Bankhalter und die Croupiers!“ flüſterte ſie dem Grafen zu.

„Das will ich meinen!“ verſetzte der Graf: „die Leute ſind innerlich ausgebrannt und äußerlich ruiniertes Gemäuer!“

Es entſtand eine Bewegung um den Tiſch.

„Mais, mon ami!“ rief beinahe kreiſchend eine junge, ſehr elegante Dame mit einem reizenden Hütchen auf ſchönen ſchwarzen Locken.

„Sehen Sie, Stella! eine Familienſcene!“ ſagte der Graf. „Die Frau iſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, ſteinreich, ruſſiſche Fürſtin, Mutter von drei Kindern — und verſpielt ihr und ihres Mannes Vermögen. Sehen Sie — eben führt der Fürſt ſie fort . . . faſt mit Gewalt. Zuweilen verſchwindet ſie aus ihrem Hauſe; Dienerſchaft, Kinder, alle ſuchen ſie. Der arme Fürſt geht aber ſchnurſtracks in den Spielſaal; da iſt er ſicher, ſie zu finden.“

Niemand hatte ſich durch dieſen Zwiſchenfall ſtören laſſen . Was bekümmerten ſich Spieler um eine verwüſtete Ehe mehr oder weniger. Stella’s Blick fiel auf einen bejahrten Mann mit ſpärlichem grauen Haar, das an ſeinen durchfurchten Wangen niederhing und der mit Augen voll namenloſer Verzweiflung ſeinem Geldhäuflein nachſtierte, welches der Croupier eben für die Bank einzog. Der alte Mann erhob ſich; er bebte vom Kopf bis zu den Füßen und fuhr beſinnungslos mit beiden Händen in ſein graues Haar. Dann rang ſich ein dumpfes, ſtöhnendes Oh! rauh aus ſeiner Bruſt; er wich zurück und fiel taumelnd auf ein Sofa — ein Schiffbrüchiger, der im Strudel des Meeres verſank.

Neben ihm ſaß ein junger Menſch, deſſen Augen wie Kohlen glühten, während krampfhafte Spannung ſeinen Mund verzog und ſeine Geſichtsfarbe zwiſchen brennendem Rot und Aſchgrau wechſelte. Man ſah ihm an, daß er ein Neuling und aus Unbeſonnenheit in eine fürchterliche Gefahr geraten war, daß er ſich retten, daß er durchaus ſein Geld wiedergewinnen wollte. Aber er gewann nicht. Er verlor Schlag auf Schlag. Zuletzt hatte er nur noch einen Gulden zu ſetzen, den niedrigſten Satz, den die Bank in Baden-Baden annimmt. Er verlor ihn. Nun konnte er gehen. Aber wohin! Wohin? Was nun? ſo ſchien die Todesangſt in ſeinem Blick zu fragen, während die Lippen ein gewiſſes leichtſinniges Lächeln zu erzwingen ſuchten, wie man das wohl tut, wenn man vor den Menſchen verbergen möchte, daß man grenzenlos elend iſt. Er hätte das aber nicht nötig gehabt, denn niemand beachtete ihn, außer Stella.

Ihr war unheimlich zu Mut zwiſchen all den Unglücksbildern. Sie wendete ſich nach der anderen Seite des länglichen Roulettetiſches. Da zitterte ihr Herz und eine brennende Hitze überflog ihr Antlitz: ſie hatte ihre Mutter erkannt — ihre Mutter unter den Spielern! — Alſo deshalb das Geheimnis! deshalb die Vorſicht! Es war, als erleuchtete ein Blitz ſie über die jammervolle Leidenſchaft ihrer Mutter.

„Wollen Sie nicht noch einmal ſetzen, Stella?“ fragte ſorglos Graf Meerhaim.

„Nein, ich danke, Herr Graf!“ antwortete ſie beklommen: „und wenn ich bitten darf, ſo gehen wir.“

„Aber zuvor müſſen Sie einen Blick auf das Rouge et Noir werfen,“ ſagte er, nahm ihren Arm und führte ſie an den andern Tiſch.

Stella's Blick fiel aber nicht auf das Spiel, ſondern auf Triſtan, der mit der Ungezwungheit eines gewiegten Spielers ohne alle fieberhafte Aufregung ſein Rouge verfolgte. Eben verlor er; doch das ſtörte nicht im mindeſten ſeine Zuverſicht. Er ſchlug eben ſeine Augen von den Karten auf, erkannte ſogleich ſeine Schweſter, grüßte ſie über den Tiſch herüber mit kecker Vertraulichkeit, ſtand plötzlich neben ihr und begrüßte den Grafen zu deſſen höchſtem Erſtaunen mit den Worten:

„Herr Graf von Meerhaim, nicht wahr? — ich habe die Ehre, Ihren Herrn Sohn, Graf Emanuel, ſeit Jahren zu kennen und erlaube mir daher, mich Ihnen vorzuſtellen als Triſtan Saint-Clair, quasi Bruder von Fräulein Stella, die durch meine Vermittlung das Glück hat, in Ihrem Hauſe zu ſein.“

„So, ſo! ſehr erfreut ... ſehr gütig,“ ſagte der Graf befremdet durch dieſe anmaßende Selbſtvorſtellung und Triſtans ganze Erſcheinung, die augenſcheinlich ein Gepräge von Verkommenheit trug.

„Du befindeſt Dich wie der Vogel im Hanfſamen, nicht wahr, Schweſterchen?“ ſagte Triſtan ganz unbefangen zu Stella: „da ich das eben jetzt nicht von mir behaupten kann ...“ — —

„Mein Herr!“ unterbrach ihn Graf Meerhaim ſtreng, „mit ſolchen Anliegen beläſtigt man junge Damen nicht. Da Sie ohne Hut und Handſchuh ſich befinden, ſo ſchließe ich daraus, daß Sie hier zu Hauſe ſind — und deshalb wollen wir Sie in Ihrer Beſchäftigung nicht länger ſtören.“

Er grüßte kalt und höflich und entfernte ſich mit der entſetzten Stella, während ſich Triſtan auf dem Abſatz umkehrte, „alter, hochnaſiger Graukopf“ murmelte und ſich zum Roulettetiſch begab, wo er ſeiner Mutter ſo lange ſeine Bitten ins Ohr flüſterte, bis ſie ſich entſchloß, ihre Barſchaft mit ihm zu teilen.

Kaum im Wagen, brach Stella in Tränen aus. Nach zweijähriger Trennung fand ſie Mutter und Bruder unerwartet ſo wieder und auf dem Spielgewinn beruhten alſo die glänzenden Hoffnungen, welche der letzte Brief der Mutter ausgeſprochen hatte! Dazu Triſtans freches Benehmen! Stella fühlte ſich tötlich beſchämt, gekränkt, betrübt, gedemütigt — und nicht um die Welt hätte ſie verraten mögen, daß ſie Mutter und Bruder im Spielſaal gefunden. Doch andererſeits, nachdem ſie ſich von ihrer ſchrecklichen Überraſchung etwas erholt hatte, war es ihr nicht unlieb, den Schlüſſel zum Leben ihrer Mutter gefunden zu haben. Daß dieſer Schlüſſel nur ein Fach öffnete und daß noch verſchiedene verborgen blieben, konnte ſie nicht ahnen.

Graf Meerhaim ſagte wohlwollend aber entſchieden:

„Fräulein Stella, ich erkläre Ihnen, daß Sie gar nichts beſſeres tun können, als mit Ihrem quasi-Bruder, Vetter, oder was er ſei! gründlich zu brechen, denn das iſt ein kecker, leichtſinniger Patron.“

„Ach, wie hat er ſich verändert!“ ſeufzte Stella: „wie talentvoll war er! wie intereſſant ſah er aus!“

„Ja, gerade die werden die ſchlimmſten, wenn ſie nicht gut werden. Sie haben das Zeug dazu,